Critiſche
Nachrichten
aus dem
Reiche
der
Gelehrſamkeit.

Auf das Jahr 1750.

Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchaften.

BERLIN,
Bey Haude und Spener, Königl. und der Academie der Wiſſenſchaften
privilegirten Buchhändlern.

[illegible] Johann Georg u. Karl Wilhelm [illegible]]

ch

U. LAND

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 2. Jenner 1750.
No. 1.
(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchaften.)

Vorbericht.

In unſern erleuchteten Zeiten, können wir von den bloſſen Berichten aus der gelehrten Welt allein einen Bücherſchatz ſammlen. Noch mehrere Abhandlungen zählen wir unter uns, welche die Form der Zeitungen angenommen haben, um wöchentlich oder monathlich die Welt zu ergötzen und zu belehren. Wir würden unſere Blätter gewiſſermaſſen für neu halten, wenn wir zwiſchen beyden das Mittel treffen könten. Wir werden in denſelben von allen Erkenntniſſen des Menſchen zu reden Gelegenheit haben, und dieſes auf eine Art, daß man uns nicht vorwerfen ſoll, wir beurtheilten eine Schrift aus ihrer Vorrede und ihrem Index. Bey denen aber werden wir uns am liebſten verweilen, die ohngefehr von allgemeinem Geſchmack ſind, und womit ſich die Leſer beſchäftigen, die ihr Vergnügen zu befördern und ihren Verſtand zu erweitern ſuchen. Wir wollen von Wiſſenſchaften ſprechen, ohne die willkührlichen Kunſtwörter überall zu gebrauchen. Dieſes Zeichen der Gelehrſamkeit, iſt oft ein Mangel der Unwiſſenheit, und wir wollen ihm lieber entſagen, ehe wir nur einen wiſſensbegierigen Leſer aufhalten oder täuſchen ſolten. Wir ſind alſo kühn genug, dem Künſtler und dem Soldaten, dem Hoffmann und dem klugen Frauenzimmer dieſe Blätter als eine Bibliothek anzupreiſen, worinn die angenehmſten Schriften geſammlet, ſchon geöfnet und an den merkwürdigſten Stellen gezeichnet ſind. Der Grundgelehrte ſoll darüber nicht vergeſſen werden. Er wird hier eine Menge Schriften finden, wodurch er ſein Wiſſen vermehren kan, und wenn die neuen Bücher in dieſen zweyen wöchentlichen Blättern nicht Raum genug haben: ſo wollen wir ſie zu Ende jedes Monats in einem Anhange nachholen, und unſere Meinung davon kurz beyfügen.

Werden wir oft dictatoriſch entſcheiden, ſo wird ſich kein artiger Leſer darüber entrüſten, weil er weiß, daß man dieſes thun muß, wenn man nicht Zeit oder Luſt hat, alle Gründe zu wiederholen, womit man ſeine Meinung beſtärcken kan. Nennen wir ein Buch in wenig Worten, vortreflich oder ſchlecht, und ein Leſer von geſunder Vernunft und gutem Geſchmack läßt ſich dadurch bereden es zu leſen, und findet es vortreflich oder ſchlecht: ſo wird er uns den Beweiß ſchencken, und uns künftig auf unſer Wort wieder glauben. Und in dieſes gute Vorurtheil ſuchen wir uns zu ſetzen. Wir wollen keines Verfaſſers und keiner Secte und keines Volcks Sclaven ſeyn. Der Engelländer und der Franzoſe, ſoll hier nicht mehr Engelländer und Franzoſe, ſondern ein witziger Kopf ſeyn. Man ſoll nicht merken an welcher Seite des Canals er geſchrieben hat. Wir wollen auch den Deutſchen nicht allzupatriotiſch oben an ſetzen, noch den falſchen Grundſatz hegen, als ob wir zur Gründlichkeit und unſre Nachbarn zum leichten Witze gebohren wären. Ueberhaupt wollen wir die Gelehrſamkeit und den Witz eines Landes nicht nach ſeiner Polushöhe abmeſſen: der groſſe Geiſt iſt kein Turiner oder Petersburger, ſondern ein Weltbürger. Den kleinen Philoſophen und den kleinen witzigen Köpfen ſoll durch dieſe Schriften kein Zanckplatz eröfnet ſeyn. Wir wollen hier keine Kriege führen, weder für uns noch für andre. Wir geben unſern Tadel allen, auſſer dem getadelten Scribenten, zur Entſcheidung, ob er glimpflich abgefaßt worden ſey oder nicht. Den Scribenten ſelbſt bitten wir, allemahl zu glauben, daß man ihm eine Menge Fehler überſehen habe. Ja er wird ſo viel Menſchlichkeit beſitzen, ſeine Fehler gern angemerkt zu ſehen, damit ſeine Mitbürger ſich dafür hüten können. Wir nehmen auch in unſre Blätter neue Entdeckungen, die noch nicht in beſondern Schriften bekannt worden ſind, mit Vergnügen auf. Der Tod eines merkwürdigen Mitgliedes in der gelehrten Republic, oder ſeine Belohnung und Ehrenſtellen, ſollen auch ſo kurz wie möglich berichtet werden, und wir werden uns Mühe geben, dergleichen Nachrichten aufs früheſte zu erhalten. Wollen uns einige Gelehrte durch wichtige Nachrichten oder durch ihre eigenen Erfindungen und kurtzen Aufſätze zu Hülfe kommen, ſo nehmen wir ſolches mit vielem Danck an und wollen der Welt gerne bekannt machen, was uns der Aufmerkſamkeit würdig dünkt. Unſre Adreſſe wird an den Herrn Spener in Berlin gerichtet.

Wir empfehlen uns dem Leſer, und bitten wegen dieſer erſten Weitläuftigkeit Verzeihung. Wir hätten nicht nöthig gehabt, die Regeln die wir uns vorgeſchrieben haben zu berichten, ſondern zu beobachten.

Thun wir das letztere, ſo hoffen
wir auch wegen des Berichts
Vergebung.

Berlin.

Lyriſche Gedichte. 1749.

In dieſen Liedern entdeckt ſich der Geiſt des Horaz und Anakreon an allen Orten. Man findet in einigen eine ordentliche, leicht zu überſehende Anlage, ausgeſchmückt mit einem hohen poetiſchen Ausdruck und mit kühnen Ausſchweiffungen beſchenckt: In andern ſind die Ausdrücke nicht hoch, aber angemeſſen ſchön, die Bilder nicht majeſtätiſch, ſondern lachend, und keine Ausſchweiffung beſchwert den allerleichteſten Plan. Wir wollen den Dichter ſelbſt den Ton der hohen Ode andeuten laſſen:

Ich eil in unbeſungne Höhen.
Wie weichet hinter mir
Der Vogel Jupiter und kan mich nicht mehr ſehen
Ich bin ſchon, wo mein entzücktes Ohr
Der Sphären Harmonie vernimmet
O Muſe, ſteig mir vor,
Du deren freyer Flug oft irrt, nie ſich verirret!

Sie irrt in der That ſehr glücklich am Ende des Liedes, wo ſie, wie beym Pindar, bey Gelegenheit eines einzigen Worts ausſchweifft:

. . . . glänzt . .
Wie Phosphor glänzt, der um den Morgenthau
Aus Thetis Armen ſich entziehet
Und ans geſtirnte Blau
Mit vollem Schimmer tritt, und vom Olympus ſiehet:
Ein Sternenheer, das letzte Chor der Nacht,
Traurt um ihn her in mattem Lichte:
Die Welt indeß erwacht
Und Nacht und Schatten fliehn vor ſeinem Angeſichte.

Hier ſchließt ſich der Geſang, ohne wieder zur vorigen Materie zurückzukehren. Eine Kühnheit worinn Horaz ſo oft den Pindar übertrifft. Denn dieſer kommt, ſolte es auch durch eine neue Ausſchweiffung geſchehen, zu ſeiner erſten Abhandlung wieder zurück: Horaz aber bleibt mitten in ſeiner Ausſchweiffung ſtehen, und beſinnet ſich welchen Weg er hergekommen iſt.

In der achten Ode, auf der [illegible] Seite führt der Dichter, nachdem er von Berlin geſagt hat, daß die Muſen ihr verlaſſnes Heiligthum dort wieder aufbauten, in folgendem Tone fort:

Denn höre, was dein Freund hievon
Bey dieſes Glückes Anbruch hörte
Am blumenvollen Helicon
Als beym geweyhten Quell ihn Pindar einſam lehrte.
Den Hayn durchflog ein Luſtgeſang
Die heilge Stille wich von hinnen,
Ich ſah, indem ich näher drang,
Der Pierinnen GOtt und alle Pierinnen.
Da ſah ich, wie ſie ganz entzückt
Sich ihren Nectar reichen hieſſen,
Den ſelbſt mit Roſen ſchön geſchmückt
Die nackten Grazien im Golde ſchäumen lieſſen.
Bald ſchloſſen alle Hand in Hand,
Ein freyer Tanz ward angefangen,
Da floß ihr unbewahrt Gewand
Auf grüner Erde hin, da glühten aller Wangen.

Weiterhin ſingt Phöbus das Lob des Königes in ſeine Sayten, wobey der Weſt ſich in dem Lorberwalde ſtille hält und horcht:

Ich ſeh ihn, welch ein kühner Held
Der ſchnelle Sieg fliegt ihm zur Seite
So kommt der Kriegsgott aus dem Feld
Dem noch die Blicke glühn entflammt von ſcharfem Streite.

Doch Friedrich will geliebet ſeyn,
Er wird bald müde ſtets zu ſchrecken
Und hängt im nahen Palmenhayn
Die güldnen Waffen auf, die Staub und
Blut bedecken. u.ſ.w.

Eine fröliche Moral wird pag. 25. in der ſchönſten Poeſie alſo geſagt:

Die ihr heute ſchertzen kannt,
Braucht, was euch der Himmel gönnt
Und wol morgen ſchon entziehet:
Denn wer iſt, der wiſſen mag,
Ob für ihn ein Frülings Tag
Aus Aurorens Armen ſiehet.

Und pag. 31.

Weil ich nicht prächtig ſchmauſen kan,
Soll ich nicht frölich ſchmauſen können?
Will Flora für mein Haupt mir helle
Roſen gönnen,
Was geht der Fürſten Pracht mich an?
Was hilfts zur Luſt, wenn ihre Wand
Sich in gewürcktes Gold verhüllet,
Und ein Bedientenſchwarm die Marmorſäle füllet
Mit güldnen Schälchen in der Hand.
Sieh hin, wo keine Pracht gebricht!
Man gähnt auch mitten im Gepränge.
Der Nectar Jupiters, der Speiſen edle
Menge
Die feſſeln ach! die Freude nicht.
Die Freude des Lyäus Kind
Entflieht unruhigen Palläſten,
Und ſchwärmt zur Hütte hin, wo, unbeſchwert von Gäſten,
Vergnügte Freunde freyer ſind.
Fleußt nicht für ſie der Reben Blut,
Die Chios edle Berge ſchwärtzen?
Auch Bacchus an dem Rhein flößt in zufriedne Hertzen
Vertraulichkeit und guten Muth.

Hier läßt Lyäus nichts betrübt
Der GOtt begeiſtert aller Buſen
Und läßt den Satyr los, und lädt die
muntern Muſen,
Und Amorn der die Muſen liebt.
Und Lieder der Zufriedenheit
Erſchallen aus dem freyen Munde,
Bis nach durchſchertzter Nacht, die kühle
Morgenſtunde
Die Schatten und den Schmaus zerſtreut.

Pag. 39. iſt eine kurtze Ausſchweiffung mitten im Liede vortreflich wohl angebracht:

Faunen tantzt vor mir mit frechen
Sprüngen,
Von Lyäus Liebe will ich ſingen,
Seine Schöne war noch blöde
Und aus unerfahrner Jugend ſpröde.
Da verſchloß er ſich in einer Traube
O wie lüſtern nahm ſie ihn vom Laube!
Sie entbrannt in fremde Triebe,
Und noch jetzo dient ſein Wein der Liebe.

Die höchſte poetiſche Kunſt iſt, die Allegorie in ſeiner Gewalt zu haben. Wir finden pag. 46. folgende allegoriſche Erſcheinung der Liebesgötter:

Viele flogen rüſtig aus
Mit dem Bogen in der Rechten,
Viele waren nicht zu Haus,
Weil ſie bey Lyden zechten.
Der voll blöder Unſchuld ſchien,
Herrſchet auf den Schäferauen.
Feuerreich, verſchwiegen, kühn,
Sah der Liebling junger Frauen.
Doch ermüdet hingekrümmt
Schlief der Liebesgott der Ehen,
Und Cythere, ſehr ergrimmt,
Hieß ihn auch zum Bacchus gehen.

Die Fortſetzung folgt nächſtens.

Halle.

Halle.

Der Herr Baron von Wolff hat herausgegeben: *Institutiones juris naturæ & gentium, &c.* Dieſe Einleitung iſt ein kurzer Auszug aus dem gröſſern Natur- und Völkerrechte, welches ohnlängſt von dem Hrn. Verf. iſt geendiget worden. Der Herr Verf. hat hiedurch auch bei denen einen Nutzen ſchaffen wollen, die ſich noch nicht angewöhnet haben, ein Syſtem in ſeiner völligen Weite zu überdenken und die in ſeinem gröſſern Werke nur mehr würden verwirret, als erleuchtet werden. Denn, nach ſeinem Ausdrucke, iſt es nicht allen gegeben, nach Art der Adler ſogleich in die Sonne zu ſehen. Er iſt in dieſer Einleitung eben derjenigen Ordnung nachgegangen, die er in ſeinem gröſſern Natur- und Völkerrechte beobachtet hat. In dem erſten Theil dieſer Einleitung werden die allgemeinen Gründe der Moralität feſtgeſetzet. Hiernächſt wird von den Pflichten gehandelt, die wir gegen uns ſelbſt, gegen andere und gegen GOtt zu beobachten haben, welche aber der Kürtze wegen mehr nur angezeiget, als abgehandelt werden. Der zweyte Theil handelt vom Eigenthum und von den Rechten und Pflichten, die daraus erwachſen. Weil beym Eigenthum das vornehmſte iſt, wie wir daſſelbe erlangen ſollen, ſo wird auch hier von der verſchiedenen Art der Erlangung des Eigenthums gehandelt. Zuerſt wird gezeiget, wie wir das Eigenthum erlangen, wann eine Sache noch niemandem eigen iſt; *modus acquirendi originarius.* Hiernächſt wird auch von derjenigen Erlangungsart gehandelt, da wir ein Eigenthum an einer ſolchen Sache erlangen, die ſchon andere als das Ihrige im Beſitz haben; *modus acquirendi derivativus.* Weil nun dieſe Art der Erlangung auf einen Vertrag beruhet, ſo folget alsdenn die Materie von den Verträgen. Zuförderſt werden dieſelben überhaupt betrachtet: Nächſtdem kommen die verſchiedenen und beſondern Arten derſelben vor und überhaupt alle diejenigen Verhältniſſe, die auf einen Vertrag beruhen und bey welchen wir die Verwechſelung des Eigenthums zum Zweck haben: die Materie von den Lehnen, von den Gerechtigkeiten, von Pfändern und Hypotheken. Zuletzt wird die Art gezeiget, wie die Verbindlichkeit, die aus dem Vertrage erwachſen, wieder aufgehoben werde. In dem dritten Theile werden die Rechte und Pflichten des geſellſchaftlichen Zuſtandes abgehandelt. Der erſte Abſchnitt deſſelben, handelt zuförderſt von den Geſellſchaften überhaupt und hiernächſt von den beſondern Arten derſelben, von der Ehelichen und Väterlichen Geſellſchaft. Bey Gelegenheit der letztern Geſellſchaft handelt der Hr. Verf. zugleich auch von den Vormündern, vom Erbſchaftsrechte und von der natürlichen Erbfolge. Zuletzt werden gantze Häuſer und Familien betrachtet, worunter die Herrſchaftliche Geſellſchaft zugleich mit begriffen wird. In dem zweyten Abſchnitte dieſes Theils, kommen die Rechte und Pflichten vor: die einem Staat, als einer beſondern Geſellſchaft eigen ſind, ſo wohl die Rechte und Pflichten der Unterthanen, als auch des Oberherrn und der Majeſtät. Der vierte Theil dieſer Einleitung enthält das Völkerrecht in ſich und weil der Hr. Verf. die eigentlichen Pflichten nicht beſonders von den innern Pflichten getrennet hat, ſo kömmt darinn auch vieles vor, was andere zur Politik der Völcker hinrechnen würden.

Der Herr Verf. nimmt hier das Natur- und Völkerrecht, in dem weitläuftigſten Verſtande, ſo daß darunter alles begriffen wird, wovon wir aus der geſunden Vernunft erlernen, können daß es recht und billig ſey. Die Art zu denken und die Art des Vortrages, die dieſem groſſen Manne eigen iſt, iſt ſchon allzu bekannt, als daß wir dieſelbe hier noch bemerken dürfen. Wir würden uns eher wundern, wann wir ihn auf einer andern Bahn antreffen ſolten, als daß wir ihn auf dem ſchon ſo oft betretenen Wege beſtändig fortgehen ſehen. Wie wir aus der Zergliederung erſehen, ſo hält der Hr. Verf ſich am längſten bei denjenigen Wahrheiten auf, die in das bürgerliche Recht einſchlagen und daſſelbe ausmachen. Und dis geſchicht auch in dem gröſſern Naturrechte, welches mit der gegenwärtigen Einleitung in einer vollkommenen Proportion ſtehet. Weil nun dem H. V. keine andere Denkungsart bekannt iſt, als diejenige, die in den Begriffen Deutlichkeit, in den Grundſätzen Warheit und in der Verbindung der Warheiten Feſtigkeit liebet, oder kürzer, die philoſophiſch iſt, ſo ſehen wir hiedurch denjenigen Streit entſchieden, der ehedem über dieſe Frage iſt geführet worden, ob die Rechte an der Philoſophie einen Antheil haben können. Wenn anders in einem wirklichen Ernſte darüber iſt geſtritten worden. Denn, wenn man dieſe Frage in andern Worten vorgetragen hätte; ob die geſunde Vernunft in den Rechten ſtatt finde? ich glaube, man würde von Seiten der Rechtsgelehrten Bedencken getragen haben, dieſem zu wiederſprechen und dadurch einen ſo gegründeten Argwohn von der Unrichtigkeit der Geſetze bey andern zu erwecken. Freilich iſt alle Philoſophie nur vergebens, wenn etwas durch die Macht des Geſetzgebers für Recht gelten ſoll, in ſo fern, daß wir ſolches nicht nach den richtigern Ausſprüchen der Natur und Vernunft verändern können. Man hat aber auch nur behaupten wollen, daß die Regeln der geſunden Vernunft und der Natur die einzigen Gründe wären, nach welchen die Geſetze abgefaſſet werden müſſen, wenn ſie anders als wahre Ausſprüche der Gerechtigkeit ſolten verehret werden. Es wird doch endlich zugeſtanden werden müſſen, daß die bürgerlichen Geſetze nur Ausſprüche von Menſchen ſind und allein von Menſchen herkommen. Dieſe können aber ihren Eigenſinn nicht über alle Vernunft und Natur hinwegſetzen und ihn zu einer Richtſchnur der Geſetze annehmen. Sie müſſen ſich in der Abfaſſung derſelben lediglich nach den Regeln einer geſunden Vernunft und nach den unveränderlichen Geſetzen der Natur richten wenn anders ihre Geſetze rechtmäſſig und vernünftig ſeyn ſollen. Es ſind alſo die bürgerlichen Geſetze von der Stimme der Natur gleichſam der Wiederſchall und es werden in ihnen die Geſetze der Natur nur wiederholet und noch mehr beſtätiget. Wir würden hier in eine Abhandlung hineingerathen, wann wir alle Vortheile bemerken ſolten, die uns dadurch verſchaffet werden, wann die Rechte als ein Theil der Philoſophie dargeſtellet werden, insbeſondere, wenn nach dieſen Grundſätzen der Vernunft die Geſetze wirklich auch entworfen würden und wenn alſo die bürgerlichen Geſetze einem jeden dasjenige nur deutlicher erklärten, was ſeine innern Empfindungen ſelbſt ſchon in ihm ſprechen, welches er aber deutlich herauszuſagen nicht vermögend iſt. Wir bemerken nur dis. Die Art, wie wir die Rechte hier erlernen, iſt eben diejenige, die unſerer natürlichen Denkungsart gemäß iſt. Wann uns nun der Vorwurf, womit die Rechte umgehen, keinen Vortheil gewähret; (denn, dieſer betrift nicht ſchon unſere höchſten Angelegenheiten, ſondern gehet nur auf das äuſſere unſerer Welfahrt) ſo gewinnen wir ſolchen aber alsdenn von derjenigen Art, wie dieſelben vorgetragen werden. Wir üben unſern Verſtand, wann wir den Rechten obliegen, ohne daß wir ſolches zur Abſicht haben und wir erhöhen dadurch die Vernunft, ſo daß, wann wir die Rechte nun aus dem Geſichte verlieren, wir alsdenn in Dingen von höherer Würde mit ſchärfern Blicken ſehen können.

Amſterdam.

Unter dieſer Benennung iſt (vermuthlich in Paris) herausgekommen: Recherches ſur l'origine des idées, que nous avons de la beauté & de la vertu. 1749. 8. II Vol. Dies iſt eine Ueberſetzung eines Werks, das in engliſcher Sprache ſchon verſchiedene mahl herausgekommen iſt und den berühmten Hutchinſon, der als Prof. der Philoſ. in Glasgow geſtorben, zum Verfaſſer hat. Die allerwichtigſten Wahrheiten der Philoſophie und Morale werden darin abgehandelt. Es iſt eine wichtige Unterſuchung, woher unſre Begriffe von der Schönheit und von der Tugend entſtanden; ob ſie in allen Zeiten und bey allen Menſchen einerley ſeyen, ob ſie unveränderlich, oder durch die Erziehung, die Gewohnheit und das Exempel können eingepflanzet, verändert oder ausgerottet werden.

Wenn der erſte Theil dieſer Frage mit Ja beantwortet wird, ſo wird dadurch zugleich behauptet, daß der Geſchmack in Sachen des Geiſtes und das moraliſche Gefühl der Tugend etwas beſtimmtes, natürliches, unveränderliches und allgemeines iſt. Man ſiehet leicht, wie wichtig dieſe Sache inſonderheit in unſern Zeiten iſt, da eine ſo groſſe Menge unphiloſophiſcher Witzlinge ſich bemühet alles natürliche Gefühl für das Schöne und Gute bloß der Erziehung und dem Vorurtheil zuzueignen. Wir wollen dem Verfaſſer dieſes Werks ſo viel ſich thun läßt Schritt für Schritt nachgehen. Seine erſte Abhandlung iſt über das Schöne, die Ordnung, Harmonie und Abſicht.

Unſre erſte Begriffe haben wir den äuſſerlichen Sinnen zu danken. So ofte wir etwas ſehen, hören, fühlen, bekommen wir eine gewiſſe Vorſtellung in der Seele. Die Erfahrung lehret uns, daß einige dieſer Vorſtellungen uns gefallen und vergnügen, andre nicht, und daß es nicht in unſrer Gewalt ſtehet dieſe Empfindungen zu ändern. Es iſt zu vermuthen, daß zwey Perſonen, die einerley Sache auf einerley Art ſehen, ſich gleiche Vorſtellungen davon machen und einerley Empfindung davon haben. Von ſolchen Vorſtellungen aber ſind einige einfach, andre mehr oder weniger zuſammen geſetzt, daß ſich vieles darinn unterſcheiden läßt. Einfache Vorſtellungen ſind bey allen Menſchen ohngefähr einerley. Ein jeder hält den Zirkel für eine ſchönere Figur, als ein Dreyeck, da hingegen in ſtark zuſammengeſetzten Vorſtellungen die Urtheile verſchieden ſeyn können. Man ſiehet ofte, daß einer ein Gebäude für ſchöner hält, als ein anderes, dem ein anderer den Vorzug über das erſtere giebt. Hier ſtellen ſich dem Gemüthe ſehr viel Sachen auf einmahl vor, daher es leicht geſchiehet, daß verſchiedene Urtheile heraus kommen, weil in ſo ſtark zuſammengeſetzte Vorſtellungen leicht einer auf etwas ſiehet, das der andre nicht bemerket. Das Vermögen ſolche ſinnliche Vorſtellungen im Gemüthe zu empfinden, nennt der Verf. das innere Gefühl, die Fertigkeit aber das angenehme in den Sachen zu empfinden den Geſchmack. Von ſolchen Vorſtellungen ſind einige, die dem innern Gefühl unmittelbar, ohne vorhergegangenes Bedenken angenehm ſind, andre aber werden erſt durch die Ueberlegung oder Vergleichung angenehm. Daher bemerkt der Verf. zwey Arten der Schönheit, nämlich die urſprüngliche und die verglichene Schönheit. Alles dieſes wird in dem erſten Abſchnitt ausgeführet.

Der zweyte Abſchnitt handelt von der urſprünglichen Schönheit. Hier entſtehet nun die Frage, was für Eigenſchaften eine Sache haben müſſe um uns ſchön vorzukommen, oder zu gefallen. Der Verf. durchgehet alle Arten der urſprünglichen Schönheit, und zeiget, daß überall die Einförmigkeit mit der Verſchiedenheit anzutreffen, und ſetzt daher zum Grunde, daß die Größe der Schönheit ſich nach dem Maaß der Einförmigkeit und Verſchiedenheit richte. Wen zwey Sachen, darinn gleichviel verſchiedenes anzutreffen, wird diejenige für ſchöner gehalten, da das Verſchiedene mehr zur Einförmigkeit einſtimmet: Iſt die Einförmigkeit gleich, ſo iſt die ſchöner da mehr Verſchiedenheit iſt. Z. E. ein jeder hält ein regulares Fünfeck für ſchöner als das Viereck und dieſes ſchöner als das gleichſeitige Dreyeck. Hier iſt in allen einerley Einförmigkeit, daher richtet ſich die Schönheit nach der Verſchiedenheit. Der V. durchgehet alle Claſſen der Urſprünglichen Schönheit und zeiget, daß dieſe 2 Sachen überall anzutreffen ſind.

In den 3. Abſchnitt zeiget er eben dieſes von der Schönheit der Lehrſätze in den Wiſſenſchafften. Je mehr verſchiedene Fälle ein einziger Lehrſatz begreift je ſchöner iſt er. Wer die gantze Geometrie des Euclides in 20 Sätze bringen könte, aus welchen alles übrige ſich leicht herleiten ließe, der hätte ohne Zweifel ein ſchöner Buch geſchrieben, als Euclides. Ein Satz der auf einmal 12 Eigenſchaften des Zirkels beweiſt hat gewiß mehr Schönheit, als 12 andre, deren jeder eine dieſer Eigenſchaften zeiget. Da iſt immer die Einheit mit der Menge verbunden, daher die Schönheit entſtehet. Daher kömmt es ohne Zweifel, daß man in allgemeinen algebraiſchen Formuln, die ofte unendlich viele Fälle begreiffen, ſo groſſe Schönheit findet und daß die Algebra ſchöner iſt, als die Rechenkunſt in Zahlen.

Ueber die Werke der Kunſt macht der V. eine beſondere Anmerkung. Da die Einheit mit der Mannigfaltigkeit auf ſehr vielerley Art kann erhalten werden, ſo können dieſe Sachen auf vielerley Art ſchön ſeyn. Der Chineſer baut anders, als der Europäer, der Gothe anders, als der Römer, aber alle führen den Plan aus, daß in der Einförmigkeit Verſchiedenheit gebracht werde. Daher diejenige einfältig urtheilen, die aus dieſer Verſchiedenheit ſchlieſſen daß dieſe Nationen andre Begriffe von der Schönheit haben, und daß der Geſchmak was willkührliches ſey.

In den 4. Abſchnitt betrachtet der Verf. die verglichene Schönheit. Hier macht die vollkommene übereinſtimmung einer Sache mit dem Original die Schönheit aus. Daher auch eine Nachahmung ſchön ſeyn kan, davon das Original uns gar nicht gefällt. In dieſe Claſſe gehören die meiſten Poetiſchen Schönheiten, die Beſchreibungen, Vergleichungen, Allegorien. Er giebt den dramatiſchen Dichtern den Rath nicht ganz vollkommene Perſonen zu Helden ihrer Stücke zu machen, weil man ſolche Originale nicht findet. Bey ſolchen Nachahmungen iſt noch anzumerken, daß ofte die Verfaſſer von der Idee der urſprünglichen Schönheit aus Ueberlegung abgehen, um in ihren Werken keinen Zwang merken zu laſſen. Dieſes hat ohne Zweifel den gout baroque hervorgebracht.

Der Verf. beſchließt dieſen Abſchnitt mit einer Anmerkung gegen den Verf. des Alciphron, der vermeint, daß die Schönheit ſich auf die vorhergehende Vorſtellung des Nutzens gründe. Er zeigt auch, daß das [illegible] der Alten eine urſprüngliche Schönheit bedeutet, die ſich auf keine vorhergehende Begriffe gründet.

Die Fortſetzung nächſtens.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 9. Jenner 1750.

No. II.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Berlin.

Supplément à l'ouvrage de Penelope &c. ou Tome III. à Berlin 1750.

Der bekannte Verfaſſer des gröſſern Werks, dazu dieſes eine Ergänzung iſt, fähret hier fort ſeinen Eyfer gegen die Aerzte, inſonderheit gegen die von der Pariſiſchen Facultät auszulaſſen. Er gehet mit nichts geringerm um, als die berühmteſten Franzöſiſchen Aerzte, Sylva, Bouillac, Marcot, Aſtruc und andere, ihres erlangten Ruhms gänzlich zuberauben. Wenn alle Beſchuldigungen damit er ſie belegt wahr wären, ſo verdienten ſie in der That die Verachtung, die er mit ſo vielem Eyfer auf ſie zu ziehen ſucht. Allein ſeine unbändige Luſt Böſes von andern zu ſagen, ſeine Erbitterung, und der bey ihm herrſchende Geiſt der Satyre, nebſt einigen beſondern Stellen dieſes Werks bringen jeden Leſer in die Vermuthung, daß vieles, ſo er den berühmten Aerzten zur Laſt leget ſeine völlige Richtigkeit nicht habe. Wie dem ſeyn mag; wir wollen uns nicht in dieſem Streit mengen, ſondern nur anzeigen was in dieſem Werk hauptſächlich enthalten iſt. Von den angeführten berühmten Männern wird der eine als ein Erz Pedant, der andere, als ein groſſer Unwiſſender, der dritte, als ein Marktſchreyer u. ſ. f. vorgeſtellt, und der Verfaſſer führet tauſend luſtige Hiſtörchen an, damit er ſeine Beſchuldigungen beweiſen will. Dem Hrn. Bouillac ſchreibet der den Tod der Dauphine und ihrer Tochter zu, und führet viele beſondere Umſtände davon an. Sylva wird wegen ſeiner vorgegebenen ausſchweiffenden Galanterien entſetzlich herumgeholt. Aſtruc iſt am ärgeſten gemißhandelt, und der Verfaſſer entdecket uns ganz offenherzig, daß dieſer die erſte Urſache ſey, daß er wieder die Aerzte geſchrieben. Nachdem er an einem Orte von ihm geſprochen, ſchließt er alſo. „Hiemit muß ich nun dem armen Aſtruc „einmahl Frieden laſſen. Mich dünkt, daß „ich ihn gut bezahlt und ihm in ſchertzendem „Franzöſiſchen hundertfältig wiedergegeben, „was er mir in ſchwerem Latein geliehen „hat. Haec eſt prima mali labes. Ja „dieſer H. ([illegible]) hat an allem Schuld. „Ihm habe ichs zu danken, daß ich hier „bin, und auch die Aerzte haben es ihm zu „danken, daß man mit Fingern auf ſie wei„ſet, und ihnen die verdammten Namen giebt, „damit ich ſie beehret habe. Ich ſchwere, „daß ohne ihn, der Frauen des Ulyſſes ſo „wenig wäre gedacht worden, als wenn die-

„ ſer Held niemahlen zum Hahnrey geworden wäre. „ Dieſes Bekänntniß macht uns vieles verdächtig, und ſtimmt mit demjenigen gar nicht überein, was der Verfaſſer in eben dieſem Werk ſagt. Er ſchreibet an den König von Frankreich, den er unter dem Namen des Chineſiſchen Kayſers Kein-Long vorgeſtellt. „ Daß blos die Liebe zur Wahr-
„ heit und die Sorge für die Wolfarth des
„ Königl. Hauſes und der Unterthanen ihn
„ bewogen ſeine Schriften gegen die Aerzte
„ zu verfertigen. „ So wenig ſich dieſe zwey Dinge zuſammen reimen, ſo wenig iſt auch dieſes zu begreiffen, daß er auf den Aſtruc ſchimpfet, daß ihn hieher (nach Berlin) gebracht, und in bemeldten Schreiben an Kein-Long ſich wieder in Frankreich zu wünſchen ſcheinet, da er doch anderswo ſein jetziges Glück ſo ſehr rühmet.

Wenn man dieſe Schrift, als eine bloſſe Satyre wieder die Charlatans anſiehet, ſo muß man geſtehen, daß ſie fürtreflich iſt. Die Spöttereyen ſind überaus fein, voll Salz und Schärfe. Ueberall herrſcht der lebhafteſte Wiz, und wenn ſeine Helden, die Satyre würklich verdienten, ſo müßte man ihm Dank wiſſen, daß er die Menſchen auf eine ſo angenehme Art vor den Thorheiten warnet. An einem Orte, da er ſeinem Sohn rathet, ſich einer ſtarken Stimme, als einer einem Arzt nothwendigen Eigenſchaft, zubefleiſſen, ſagt er. „ Als denn wird es von dir heiſſen:
„ Es lebe der Sohn des groſſen Demetrius,
„ Er macht den Dinanmus ſchweigen, der
„ den Boindin ſchweigen macht; Boindin
„ der den Aſtruc ſchweigen macht; Aſtruc
„ der den Le Hoc ſchweigen macht; Le Hoc
„ der den Leauté ſchweigen macht ꝛc.

Man findet in dieſem Werke eine Menge artiger Anecdoten und inſonderheit ſolcher, die zu dem Lebenslauf des Verfaſſers gehören. Hier und da verräth er nicht die ſchärfſte Beurtheilungskraft, als z. E. da wo er über Réaumur, Haller, Muſſenbroeck und die Vernunftlehre ſpottet. Man weiß aber ohne unſer erinnern ſchon, daß man bey dem Verfaſſer mehr luſtige Einfälle als gründliches Urtheil ſuchen muß.

Zulezt ſteht eine Antwort auf einige Critiken die man in der Bibl. raiſonnée antrift, und ein Schlüſſel über die verſteckte Namen.

Fortſezung über die Lyriſchen Gedichte.

Die beſte Gemüthsart unſres Dichters drückt ſich pag. 49. alſo aus:

Wer will mag ſtolz nach Würden trachten:
Ich ſehe mit zufriednem Sinn
Sie unter ehrnem Joche ſchmachten,
Verliebt in mühſamen Gewinn.
Sie drängen ſich durch Liſt und Gaben
An ihre Ruderbänke hin,
Dieweil ſie Sclavenſeelen haben.

Den leichten Rauch der falſchen Ehre
Erkauf ich nicht mit wahrem Weh.
Mein Geiſt ſey, nach der Weisheit Lehre,
So ſtille wie die Sommerſee,
So ruhig im Genuß der Freuden,
Als dort im buntbeblümten Klee
Die unſchuldvollen Lämmer weiden.

Sieh hin, wie über grüne Hügel
Der Tag bekränzt mit Roſen naht!
Ihn fühlen Zephirs linde Flügel,
Der jüngſt das Frühlingsfeld betrat.
Nun taumelt Flora durch die Triften,
Nun ſchwingt ſich aus bethauter Saat
Die Lerche ſchwirrend nach den Lüften.

Dort wo im Schatten ſchlanker Buchen
Die Quelle zwiſchen Blumen ſchwäzt,
Seh ich die Muſe mich beſuchen,
Wo tiefe Stille ſie ergözt:
Da ſingt ſie kühn in ihre Sayten,
Indeß, vom Morgenthau benezt,
Die Haare flatternd ſich verbreiten.

Oft ſizt ſie unter ſüßen Roſen
Und bläßt ihr ſüſſes Hirtenrohr,
Und Amor kommt ihr liebzukoſen,
Und jeder Ton entzückt ihr Ohr:
Auch er verſucht wie's ihm gelingt;
Ein ſchwaches Murmeln quillt hervor,
Dis ungeübte Hand erzwingt.

Geht hin, die ihr nach Golde ſchnaubet,
Sucht Freude, die mein Herz verſchmäht;
Betrügt, verrathet, ſchindet, raubet,
Und erndtet, was die Wittwe ſät:
Damit, wenn ihr in Gold und Seide
Euch unter klugen Armen bläht,
Der dumme Pöbel euch beneide ꝛc.

Wir wollen noch ein Paar andre Lieder herſetzen, damit man ihre Anlage überſehen kan. Die Ode pag. 13. im Horaziſchen Tone, lautet alſo:

Wie magſt du ſtets der falſchen Hofnung trauen,
Die dich mit Träumen unterhält;
Und in die Luft manch glänzend Schloß erbauen
Das plötzlich ohne Spur zerfällt!

Zu ſelten wird vom Himmel uns vergönnet
Wornach wir, als verliebt, geſtrebt.
Indeſſen flieht, und flieht ungekennet,
Die Freude die uns nahe ſchwebt.

Die Roſen hier, die weiches Gras bedecket,
Und über die, zur Sicherheit,
Sich ſchattenreich die breite Linde ſtrecket,
Erwarten uns ſchon lange Zeit.

Hier laß uns, Freund, bey Wein und Liedern liegen.
Wie ſüß iſt, von Lyäen glühn!
Auf, hohl ihn her! Ihm folge das Vergnügen,
Und eitle Sorge müſſe fliehn.

Denn tiefe Nacht deckt vor uns her die Tage,
Die jeder noch durchwandern wird.
Ich ſchleiche fort, bereit zu Luſt und Plage,
Gleich einem der im Nebel irrt.

Wie Schritt vor Schritt die ſchwarze Wolke fliehet,
Entdeckt ſich ihm bald öder Sand,
Der unerfriſcht von kalten Quellen, glühet,
Und Felſen und unwirthbar Land.

Bald aber wird ſein frohes Lied erſchallen
Wann, nach ſo viel Beſchwerlichkeit,
Am kühlen Bach, ein Wald voll Nachtigallen
Ihm angenehme Schatten beut.

Pag. 37. iſt eine kurze Allegorie, wo der Dichter in einem Pantheon zu ſeyn ſcheint und ſingt:

Welche Gottheit ſoll auch mir
Einen Wunſch gewähren?
Unentſchloſſen irr' ich hier
Zwiſchen den Altären u.ſ.w.

Pag. 41. verläßt er ſeine politiſche Geſellſchaft um der Liebe in einem Walde nachzugehn:

Mit finſtrer Stirne ſtehn wir da,
Und ordnen das Geſchick der Staaten,
Und wiſſen was bey Hofe geſchah. ꝛc.

Dieſe vier Oden ſind kurz, wie des Horaz und Anakreons, und haben alſo deſto gleicher und ausgearbeiteter ſeyn können.

Zum Schluß müſſen wir ein Meiſterſtück von einer Ode herſetzen, welche die letzte in dieſer Sammlung iſt und ihr den Kranz aufſezt:

Ich ſah, ihr Enkel glaubt! mit heiligem Erſtaunen,
Ich ſah den Gott Silen. Er zechte mit den Faunen,
Und lehrte die bezechte Schaar.
Er ſang, indem er tranck, von dem was längſt geſchehen.
Ein Epheukranz verbarg des Alten graues Haar
Die Adern ſchwellen von Lyäen.

Der Muſe ſey vergönnt dir, Vater, nachzulaſſen
Ich hör ihr Saytenſpiel, ich hör es ſchon erſchallen,
Sie wiederholt dein göttlich Lied.
Du ſangſt, wie ungeſtüm das finſtre Chaos brüllte,
Bis Erd und blaue Flut u. Luft u. Feuer ſchied
Und ſich die alte Zwietracht ſtillte.
Drauf ſey die Harmonie, des Himmels Kind, gebohren,
Der neuen Sonne ward ihr ſteter Ort erkohren,
Der Mond nahm ſeine Herrſchaft ein.
Bald hörte der Parnaß die jungen Muſen ſingen,
Und ſah die Gratien zuerſt im Lorber-Hayn
Die Arme durch einander ſchlingen.
Du ſangſt auch, wie Mercur der Leyer Scherz erfunden,
Und wie das feuchte Rohr, mit kluger Kunſt verbunden,
In Pans betrübter Hand geklagt:
Als Pan von Syrinx, ach! der ſchönſten Nais brannte,
Die Ladons Tochter war und ſtets in ſtrenger Jagd
Arcadiens Gebürg durchrannte.
Die ſah der Hirten GOtt nach ſchnellem Wilde jagen,
Und ihr verirrtes Haar die weiſſen Schultern ſchlagen,
Und ihre ſchönen Wangen glühn.
Er ſah um ihre Bruſt die freyen Weſte ſcherzen:
Ihn brannte was er ſah: er bat ſie, zu verziehn,
Und klagte ſeiner Liebe Schmerzen.
Umſonſt: die Nymphe floh, wie ein gejagtes Rehe
Dem Tode zu entgehn, auf Wälderreicher Höhe
Stets flieht und nirgendwo verweilt.
Sie flieht und Pan ihr nach, bis hin zu Ladons Strande:
Sie ſprang in ſeine Flut, und rief: ihr Schweſtern eilt,
Errettet mich von ſolcher Schande!
Gleich blieb ihr leichter Fuß an trägen Wurzeln hangen:
Der ſchlanke Leib ward Schilf, als Pan, ſie zu umfangen,
Um ihn die braunen Arme wand
Die Winde ſpielten jetzt in kaum entſtandnen Rohren,
Die taumeln, ſanft bewegt, und ſtöſſen um den Strand
Ihm ſchwache Seufzer in die Ohren.
Wie ſinnreich machen uns, o Liebe! deine Lehren!
Pan hörte dieſen Laut und wünſcht' ihn ſtets zu hören,
Auch wann der wilde Wind entſchlief.
Er klebte Halm an Halm die er verſchieden wählte,
Alsdann von Rohr zu Rohr mit ſchnellen Lippen lief,
Und ſie durch ſanften Hauch beſeelte.
Pan lehrte gleich darauf die Flöte ſeine Hirten:
Und jeden Hirtentanz, im Schatten hoher Myrten,
Belebte ſüſſer Flöten Klang.
Sie gieng vor Sparta her dem fremden Feind entgegen,
Und ſtimmte kriegriſch ein in Caſtors Lobgeſang,
Den Muth der Jugend zu erregen.

Die Liebhaber der Reime werden ſich freuen, daß ſich hier ſo viel ſchönes in Reimen ſagen läßt: die andre Parthey hingegen wird bedauren, daß der Dichter ſie nicht völlig verworfen hat, um alle Grade der Vollkommenheit in der Lyriſchen Dichtkunſt zu erreichen. Wir wollen uns bald die Gelegenheit nehmen einige Gedanken darüber anzubringen, welche unſern Lyriſchen Verfaſſer nicht mehr angehen werden, als alle übrigen Dichter insgeſammt.

Paris.

Paris.

Hiſtoire naturelle generale particuliere avec la deſcription du Cabinet du Roy. à Paris de l'imprimerie Royale. 1749. 4. III. Tomes.

Dieſes ſind die drey erſten Theile eines weitläuftigen und prächtigen Werks, deſſen Abſicht und Einrichtung aus den Nachrichten, welche die Herrn Verfaſſer ſchon vor ziemlicher Zeit herausgegeben haben, allbereits bekannt ſind. Die Verfaſſer ſind die Herrn de Buffon, Intendant des Königl. Gartens und Daubenton, Verwahrer des Königl. Naturalien Cabinets in Paris. Wir machen uns ein Vergnügen unſern Leſern von dieſem Werk eine umſtändliche Nachricht zu geben, weil es eine der angenehmſten und ſchönſten Wiſſenſchaften, nämlich die Betrachtung der Dinge enthält, die die Natur hervorbringt. Wir wollen diesmal nur von dem erſten Theil ſprechen, der ganz von dem Hrn. de Buffon iſt.

Er enthält zwey Abhandlungen. Die erſte über die Wercke der Natur überhaupt und die Methode, die man brauchen muß, um zu einer richtigen Erkenntniß dieſer Wercke zu gelangen. Die andre geht auf die natürliche Beſchaffenheit der Erde überhaupt. Da die Anzahl der verſchiedenen Arten natürlicher Dinge faſt unermäßlich iſt, ſo wäre kein Menſch im Stande die Natur auf unſrer Erde auch nur mit einem allgemeinen Blick zu überſehen, wenn man nicht eine Methode hätte, alle natürliche Dinge in gewiſſen Claſſen und nach gewiſſen Geſchlechtern und Arten vorzuſtellen, vermöge welcher man gleich die allgemeine Ordnung der Dinge einſiehet. Man hat daher ſchon von alten Zeiten her die ganze Natur in drey Reiche eingetheilet, davon das erſte die Thiere, das zweyte die Pflanzen und das dritte die Steine und Mineralien begreift. Jedes Reich iſt wieder in beſondere Claſſen eingetheilet worden. Man hat z. E. die Thiere in Vierfüßige, Vögel, Fiſche, Inſecten u. ſ. f. eingetheilet. Eine jede Claſſe begreifft wieder vielerley Geſchlechter und ein Geſchlecht vielerley Arten. Von ſolchen, Methoden und Eintheilungen handelt der Hr. Verfaſſer in ſeiner erſten Abhandlung. Er zeiget was für groſſe Schwierigkeiten man dabey erfähret, da die Natur alle Geſchöpfe, die auf der Erde ſind ſo genau an einander gehänget, daß man kaum ſagen kann, wo eine Claſſe aufhöret und die andre angehet. Man iſt z. E. kaum im Stand zu zeigen, wo das Thierreich aufhöret und das Pflanzenreich angehet, denn man findet Geſchöpfe, die einen eben ſo ſtarcken Anſpruch auf das Pflanzenreich als auf das Thierreich zu haben ſcheinen. Eben ſo genau ſind auch die Arten und Geſchlechter mit einander verbunden. Man kann kaum ſagen, wenn eine gewiſſe Art Hunde von den Wölfen oder den Füchſen unterſchieden ſey. Dieſe Schwierigkeiten haben doch die Erforſcher der Natur nicht abgeſchreckt Eintheilungen zu machen, und dieſe unterſuchet der Hr. de Buffon hier. Es iſt nicht zu läugnen, daß nicht an allen etwas auszuſetzen ſey. Der Hr. B. tadelt die Urheber dieſer Methoden, daß ſie in ihren Eintheilungen nur auf gewiſſe beſondere Merkmale geſehen, und nicht auf die ganze Beſchaffenheit der Dinge, daß man z. E. die Pflanzen blos nach den Blumen, die Thiere blos nach der Beſchaffenheit der Zähne u. ſ. f. eingetheilet. Uns deucht aber, daß er einigen Urhebern ſolcher Eintheilungen unrecht thut. Es kann ihm nicht unbekannt ſeyn, daß z. E. Hr. Haller und Hr. Linneus ſelbſt, die Stücke mancher Pflanze aus ihrer ganzen Beſchaffenheit beſtimmet haben. Er iſt insbeſondere mit dem Hrn. Linneus gar nicht zufrieden und verwirft ſeine Methode, ſowol für die Pflanzen, als für die Thiere. Er erneuert wieder ſeine Pflanzenlehre einige Einwürffe des Siegesdeck, darauf ſchon gründlich geantwortet worden. Zuletzt geht er gar ſo weit, daß er alle gekünſtelte Methoden gänzlich verwirft. Allein da wir die Geſchöpfe niemalen alle in der Reyhe uns werden vorſtellen können, in welcher die Natur ſie geſezt hat, ſo würde man durch Verbannung der künſtlichen Methode der Naturwiſſenſchaft ihre wahre Schönheit benehmen. Der Hr. B. thut gewiß nicht wol, daß er die Alten ſo ſehr rühmet, weil ſie hierin keine Syſtemata gemacht haben: es iſt immer beſſer eine, obgleich etwas unvollkommene Ordnung, als gar keine, und es wird ſeinem Werk keine beſondere Schönheit geben, daß er ſich vorgenommen, die Sachen ſo vorzuſtellen, wie ſie uns vorkommen, und, wie er ſagt, den Hund neben das Pferd zu ſehen. Das Schöne in der Betrachtung der Natur iſt hauptſächlich in der ſo unmerklich geführten Abartung, und Verwandſchaft der Dinge, die man ganz aus den Augen verliehret, wenn man die Methoden verläßt.

Jndeſſen enthält dieſe Abhandlung viele ſehr ſchöne Anmerkungen und gute Anregungen, wie man die natürlichen Dinge betrachten und alles genau bemerken ſoll.

Jn der zweyten Abhandlung unterſucht der Hr. v. Buffon die natürliche Beſchaffenheit der Erde überhaupt. Wenn man die Erde obenhin anſiehet, ſo fällt ſie uns als ein ziemlich unordentliches Werk in die Augen. Berge und Thäler, Flüſſe und Seen ſcheinen ohne Ordnung und Abſicht gleichſam hin geworffen. Ein philoſophiſches Aug hingegen entdecket darin eine Ordnung, die mit dem Zuſammenhang aller natürlichen Dinge fürtreflich übereinſtimmt. Damit aber begnüget ſich ein nachforſchender Verſtand nicht. Er möchte die Geſetze wiſſen, wodurch alle dieſe Sachen entſtanden. Dieſes veranlaſſete die Frage: woher die Eintheilung der Erde in Waſſer und feſtes Land entſtanden? durch was für eine Kraft in der Natur die Berge erhöhet oder die Thäler vertieffet worden? Warum die Erde aus verſchiedenen Schichten beſtehe und dergl. Alle Fragen, ſo dahin gehören, handelt der Hr. Verf. in dieſem Werk mit vieler Gelehrſamkeit ab. Es haben inſonderheit drey berühmte Engländer ausführlich hievon geſchrieben. Burnet, Whiſton und Woodward, welche die heutige Beſchaffenheit der Erde den Würkungen der Sündfluth zuſchreiben. Der Hr. v. Buffon widerlegt dieſe drey berühmten Lehrgebäude gründlich, wie ſchon verſchiedene vor ihm gethan haben, und nachdem er eine ſehr ſchöne Beſchreibung von der allgemeinen Beſchaffenheit der Erde gegeben, fängt er an ſein Lehrgebäude auszuführen. Er beweißt erſtlich, wie viele vor ihm ſchon gethan, daß die Erde, oder wenigſtens der oberſte Rand derſelben, bis auf eine Tieffe von etlich tauſend Fußen ganz weich oder flüſſig geweſen. Hernach beweißt er ferner, daß ehemalen die Erde ganz mit Waſſer bedeckt geweſen, und zwar nicht nur eine kurze Zeit, wie in der Sündfluth, ſondern ſehr lange und ehe die Menſchen, Pflanzen und Thiere darauf geweſen. Da nun das Meer durch die Ebbe und Fluth, und durch die Winde in einer beſtändigen und ſtarken Bewegung geweſen, ſo iſt ganz natürlich, daß es an einigen Orten eine Menge Erde weggeſpült, die es an einem andern Orte wieder abgeſezet. Daher ſind die Strömme in dem Meere oder ſogenannten Courant entſtanden, welche die Unebenheit des Grundes noch vermehret. Daher kömmt alſo die erſte Unebenheit der Erde, daß alſo die Gipfel der Berge ſeiner Meynung nach unter dem Waſſer gebildet worden, welches er auch aus ihrer Figur, wiewol nicht allzuglücklich, wahrſcheinlich zu machen ſucht, wie ſchon vor ihm Schwedenberg gethan. Hierauf entſtehet nun die Frage, wie das Waſſer abgelauf-

fen

ſen und einen Theil der Erde trucken gelaſſen habe. Dieſes zu erklären beruft ſich der Hr. Verf. auf die bekannte Wanderung des Meeres. Es iſt ſchon ſeit langer Zeit bekannt, daß das Meer an einigen Orten ſich vom Lande weg ziehet und alſo ſeinen vorigen Grund trucken läßt und hingegen an andern Orten höher ſteiget. Er bemerket daß dieſer Zug von Morgen gegen Abend gehe und ſchließt daher, daß Aſien vermuthlich das älteſte Land ſey und ſchon trucken geweſen, da Europa und Africa noch unter Waſſer gelegen. Allein dieſes erkläret die Sache noch nicht. Man muß noch andere Veränderungen annehmen, dergleichen z. E. iſt, daß eine Höle, die in der Erde geweſen, eingeſunken, und alſo dem Waſſer Plaz gemacht, daß es ſich hineinziehen, und einen Theil der Erde trucken laſſen konnte. Der Raum geſtattet uns nicht alles anzuführen, was der Hr. B. hierüber ſagt. Wir müſſen aber geſtehen, daß dieſe Erklärung des Urſprungs der Berge durch ſeine Feder einen groſſen Grad der Wahrſcheinlichkeit bekömmt und er iſt ſelbſt ſo beſcheiden, daß er nicht mehr verlanget. Dadurch nun giebt der Hr. B. die Gründe zur Erklärung ſehr vieler Fragen an. Z. E. Warum trift man faſt überall auf den Bergen eine ſehr groſſe Menge Seemuſcheln an, die theils verſteinert, theils nur calcinirt ſind? Wie findet man darunter in Europa ſolche, die ſich nur in den Indianiſchen Meer aufhalten u. ſ. f.? Indeſſen können wir nicht verbergen, daß wir noch verſchiedene Bedenklichkeiten gegen dieſe Erklärung haben.

Auf dieſe Abhandlung folgen verſchiedene kleinere, die der Hr. B. Beweiſe ſeiner Theorie nennt, an der Zahl 19. die alle leſenswürdig ſind, weil alle Fragen, die über die natürliche Beſchaffenheit der Erde können gemacht werden, darin unterſucht werden. Der Hr. B. fängt bey dem Urſprung der Planeten an. Es iſt in der That merkwürdig, daß alle Planeten nicht nur überhaupt ſich von Abend gegen Morgen bewegen, ſondern, daß ihre Straſſen bey nahe nach der Direction des Æquators gehen. Hiervon hat noch niemand einen natürlichen Grund angegeben. Der Hr. de Buffon thut es hier. Er hält davor, daß alle Planeten vor dieſem Theile der Sonne geweſen, die ein Comet von der Sonne auf einmal abgeſtoſſen habe. Dieſe Muthmaſſung iſt in der That ſehr verwegen; Denn es ſind viele ſo wol mathematiſche, als phyſiſche Gründe, die wieder ein ſolches Vorgeben ſtreiten. Ein groſſer Mathematicus hat ihm den Einwurf gemacht, es würde daraus nothwendig folgen, daß die Bahnen aller Planeten in einem Punkt, nämlich da, wo der erſte Stoß geſchehen iſt, ſich berühren müßten, welches doch nicht geſchiehet, in dem z. E. die Bahn des Saturnus überall viel tauſend Meilen von der Bahn der Erde abſtehet. Hierauf antwortet der Hr. B. daß die Planeten nicht in ganzen Stücken, ſondern, als ein Strohm ſehr vieler Stüke von der Sonne abgeriſſen worden, davon ſich hernach viele vereiniget. Allein man ſiehet leicht, daß auch alsdenn eine ſolche Verſchiedenheit in der Bahne unmöglich heraus kommen kann. Der Raum leidet aber nicht, daß wir weder dieſe noch andere Einwürfe weiter treiben. Dieſe Meinung leitet den Hrn. von Buffon auf verſchiedene Säze, die der Hr. v. Leibnitz in ſeiner Protogea auch hat, als, daß die erſte Formation der Erde durch das Feuer geſchehen, daher er mit ihm annimt, daß das Glas die Grund-Materie aller irdiſchen Körper ſey. Man findet überhaupt hier alle Fragen unterſucht, die über dieſe Materie jemals ſind gemacht worden.

Jena.

Inſtitutiones jurisprudentiæ privatæ Romano-Germanicæ, ſyſtematica adornatæ methodo a Joachim Georg Darien. 1749. 8.

Der Hr. D. hat hier nicht zur Abſicht das römiſche Recht nach den ſtrengſten Regeln eines Syſtems vorzutragen. Dis würde auch ohne dem nicht allzuwol möglich ſeyn. Wir begreifen leicht, da die unzähligen Ausſprüche, die das römiſche Recht in ſich enthält, Stellen ſind, die man aus den Werken verſchiedener Verfaſſer aus ihrem Zuſammenhange herausgeriſſen und nachgehends als Geſetze zuſammengetragen hat, daß ein mannigfaltiger und verſchiedener Geiſt darinn herrſchen müſſe. Der Hr. B. will hier nur von denen Dingen, die in den Rechten vorkommen, richtige Begriffe geben, genaue Eintheilungen machen, aus den Begriffen richtig ſchlieſſen und was noch zu allgemein iſt und genauer beſtimmt werden muß, anmerken und davon die Gründe aus der Hiſtorie anführen. Dis nennet er ſyſtematiſch im weitläuftigen Verſtande. Es würden aber auch dieſe Regeln dem H. B. ſchon geſtattet haben, eine natürliche Ordnung im Ganzen anzubringen und das Ganze nach einem vollſtändigen und aneinanderhangenden Plan anzuordnen. Die Regeln eines jeden Syſtems erfordern es; wir müſſen gleich im Anfange in einen ſolchen Geſichtspunkt geſetzet werden, woraus wir das Ganze zu überſehen im Stande ſind. Wir wollen es dem Urtheile des Leſers überlaſſen, wann der Hr. B gleich im Anfange eine Eintheilung der Dinge macht, wie ſie entweder cörperlich oder uncörperlich, beweglich oder unbeweglich, wie ſie entweder die Subſtanz der Sache, oder Früchte ſind, u. ſ. w. wie weit ihm aus dieſem Geſichtspunkte eine freye Ausſicht in das ganze Recht verſtattet werde.

In den Begriffen und Eintheilungen hätten wir gerne geſehen, daß der H. B etwas natürlicher und ſparſamer geweſen wäre. Wir müſſen allemal die Begriffe ſich gleichſam von ſelbſt entwickeln und in ihren Verſchiedenheiten von ſelbſt trennen laſſen. Wenn wir uns darin Gewalt anthun, ſo geben wir den Dingen eine gezwungene und unnatürliche Geſtalt und machen ſie andern dadurch undeutlich.

Die gar zu häufigen Beſchreibungen und die gar zu vielen Zergliederungen der Begriffe verführen uns oft, daß wir glauben, die Sache ſey deſto gründlicher und deutlicher vorgetragen worden. In der That aber wird die Sache dadurch gleichſam zerſtücket, daß wir ſie nicht mehr können gewahr werden. Wir kommen von der Heerſtraſſe ab und gerathen in einen Irrgarten, aus dem wir keinen Ausgang wieder zu finden wiſſen. Das allzuviele Beſchreiben und das gar zu genaue zergliedern iſt oft ein bequemes Mittel, welches uns aus allen Schwierigkeiten kann heraus helffen. Wir löſen aber den Knoten alsdenn nicht auf, ſondern wir zerſchneiden ihn.

Der Leſer wird in dem Syſtem des Hrn. B. ſehr oft verwirret werden. Er wird glauben, die Sache ſey ihm ſchon längſt bekannt geweſen und an ſich ganz leichte und dennoch wird er dieſelbe zum zweyten mahle kaum mit Mühe wieder verſtehen können. Wir wiſſen nicht, ob wir dis dem ſcharfen Nachſinnen und der tiefen Gründlichkeit des H. B. zuſchreiben ſollen. Allein die gröſſeſten Weltweiſen, unter den alten ſowol, als unter den neuern, die die richtigſten Warheiten auf das gründlichſte vorgetragen, geben uns hierin ein anderes Beyſpiel. Ja es ſcheinet, ſie halten es für eine Probe, daß ſie ihrer Sache Meiſter geweſen ſind und daß ſie ihre Materie gleichſam als von einer Höhe völlig überſehen haben, wann es dem Leſer leicht wird, ſie aus ihnen verſtehen zu lernen.

Das Vorurtheil wieder eine philoſophiſche Lehrart in den Rechten iſt noch allzuſtark. Wir verſtärken aber daſſelbe vielmehr, anſtatt daß wir es wiederlegen ſolten, wann durch diejenige Art, wie wir die Rechte vortragen, dieſelben nur noch ſchwerer gemacht werden, und wann bey denſelben die Rechte nicht ſo glücklich können erläutert werden, als es bey der gewöhnlichen Art des Vortrages bisher noch hat geſchehen können.

Das leichteſte und natürlichſte wird aber in allen Dingen nur zuletzt gefunden. Und es ſcheinet, daß auch die Rechte dieſes Schickſal erfahren werden. Bis es endlich einen groſſen Geiſte gelinget, die Natur auch hier wieder zu finden und das noch herrſchende Vorurtheil durch Thaten zu wiederlegen.

Anſtatt zweyer halben Bogen, die man zwey Tage der Woche aufzugeben willens war, hat man gut gefunden einen ganzen Bogen nur einmal nemlich des Freytages zugeben, in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung in Berlin.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 16. Jenner 1750.

No. III.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Paris.

L'art de faire eclorre & d'elever en toute ſaiſon des oiſeaux domeſtiques de toute eſpece &c. par Mr. de Réaumur. De l'imprim. Royale 1749. II. Vol. 12.

Der Hr. von Réaumur giebt in dieſem Werk eine vollſtändige Anleitung, wie man alle Arten von zahmen Geflügel in jeder Jahrszeit, entweder durch die Wärme des Miſts oder des ordentlichen Feuers ausbrüten und ſie hernach aufziehen könne. Dieſe Sache iſt wichtig genung, uns zu berechtigen, dem Leſer eine ausführliche Nachricht von dieſem Werk zu geben. Der erſte Theil enthält die Beſchreibung der Mittel, die man brauchen muß, die Eyer in groſſer Menge auszubrüten, und der Zweyte giebt die Anleitung zur Erziehung der jungen Brut.

Es iſt bekannt, daß die Egyptier ſchon ſeit undencklichen Jahren her eine erſtaunliche Menge Hüner in eigenen Oefen ausbrüten. Die Alten haben uns aber keine Nachrichten von der Einrichtung dieſer Oefen hinterlaſſen. Der Hr. v. Réaumur giebt uns in dem I. Memoire eine Nachricht von den Egyptiſchen Oefen und der Art, wie die Ausbrütung geſchiehet. Hernach zeiget er, daß in Frankreich faſt überall ſchon Oefen ſind, inſonderheit Becker-Oefen, die mit Vortheil zu dieſem Gebrauch können angewendet werden. Er hat ſelbſt viele Verſuche von dieſer Art gemacht, die er hier ausführlich beſchreibet.

In dem zweyten Aufſatz handelt er von der Ausbrütung der Vögel durch die Wärme des Miſts. Das ganze Werk der Ausbrütung der Eyer kommt darauf an, daß ſie eine Zeitlang in einem ſolchen Grad der Wärme erhalten werden, der dem gleich kömmt, darin ſie ſind, wenn ſie wircklich von der Glucke ſelbſt ausgebrütet werden. Denn die bloſſe Wärme brütet ſie aus, ſie komme woher ſie wolle. Die Alten wußten daher auch ſchon ſich des Miſts zu dieſem Geſchäfte zu bedienen, weil in demſelben durch die Gährung ein ziemlich ſtarker Grad der Wärme entſtehet. Nachdem der Hr. v. R. durch ein Thermometer den Grad der Wärme abgemeſſen, den die Hüner den Eyern im Brüten mittheilen, hat er verſucht, ob er den Eyern durch Hülffe des Miſts eben dieſe Wärme, ſo lange es nöthig iſt, geben könne. Er hat ſehr viele Verſuche gemacht, ehe es ihm recht gelungen, endlich aber iſt er auf Mittel gefallen, die die Sache

ſi

ſehr glücklich vollbringen. Er beſchreibet in dem dritten Aufſatz die Oefen darin die Eyer durch dieſen wärmenden Miſt ausgebrütet werden. Dieſe Oefen ſind nichts anders, als kleine Weinfäſſer, die in den Miſt eingegraben werden, daß der obere Boden ein wenig über den Miſt heraus ſtehet. Das Faß muß an einen Ort geſetzt werden, der der freyen Luft nicht allzuſehr ausgeſetzt iſt; es muß aber auch nicht allzueingeſchloſſen ſeyn, ſondern einen guten Durchzug haben, damit die Dünſte des Miſts ſich zerſtreuen können; denn ſie tödten die Jungen in den Eyern; es muß auch in dieſer Abſicht auswendig oder inwendig mit einer Materie überzogen werden, die den Dünſten des Miſts keinen Durchgang geſtattet. Die Oeffnung des Faſſes wird mit einem Deckel oder Boden zugeſchloſſen. In dem Deckel aber müſſen verſchiedene kleine Löcher ſeyn, die man mit Gork zuſtopfen oder öfnen kann, um die Wärme zu temperiren. Je weniger Oeffnungen da ſind, je gröſſer wird die Wärme. Der Miſt, den man dazu nimmt, muß nicht ganz alt ſeyn, damit er noch Wärme genung habe. In dem vierten Aufſatz wird gezeiget, wie man die Eyer in dem Faß ſetzen und in erforderlicher Wärme unterhalten muß. Sie werden in Körbe gelegt, deren man verſchiedene übereinander hängen kann. Die Wärme muß durch ein Thermometer abgemeſſen werden. Sie hat den rechten Grad, wenn das Réaumurſche Thermometer in dem Faß auf dem 32 Grad ſtehet. Man kennt dieſen Grad der Wärme an allen Thermometern, wenn man die Kugel in die Höle unter den Achſeln leget und ſie ½ Stunde da feſt hält, der Grad zu welchem es ſteiget, iſt ohngefehr dieſer 32 Grad des Réaumurſchen Thermometers. Wer gar kein Thermometer brauchen will, kann eben dieſen Grad auf folgende Weiſe merken. Man nimmt ein wenig Schmeltzbutter und halb ſo viel Salz, läßt es durcheinander fließen und thut es in ein Glas, das in das Faß geſetzt wird. Wenn dieſe Materie flüßig wird, wie Oel, ſo iſt die Wärme zu groß, geſtehet ſie ganz, ſo iſt ſie zu gering. Wenn nun der Miſt ſoviel Wärme nicht mehr geben könnte, als erfordert wird; ſo wird etwas friſcher Miſt dazu gelegt. Die fünfte Abhandlung enthält vielerley Anmerkungen wie zu verhüten, daß weder der ſchädliche Dampf des Miſts noch die Feuchtigkeit, die aus den Eyern ſelbſt ausdünſtet, die Eyer verderbe, und die Sechſte handelt von dem Auskriechen der Jungen. Wir begnügen uns damit, daß wir das weſentlichſte dieſes erſten Theils angezeiget haben. Indeſſen erinnern wir ſowol den Haushälter, als den Naturforſcher daß ſie in dieſem Werk ſehr viele beſondere, ſchöne und nützliche Anmerkungen und Beobachtungen finden werden, die wir Kürze halber nicht berühren können.

In dem zweyten Theil beſchreibet der Hr. R. die Mittel, welche er ergriffen hat, die nach der im erſten Theil beſchriebenen Manier ausgebrütete Küchgen ohne Mutter zu erziehen. Ob gleich dieſe kleinen Geſchöpfe, ſo bald ſie aus dem Ey kommen, herum laufen und kurz hernach auch ſchon ſich ſelbſt nähren können, ſo iſt ihnen doch die Hülffe einer Mutter nothwendig. Sie können weder den Regen noch die kalte Luft vertragen. Der Hr. R. erzählt erſtlich, wie man die Capaunen abrichten kann, daß ſie den Küchgens die Stelle der Mutter vertreten. Wenn man ſie aber in groſſer Menge hat, ſo gehet dieſe Art nicht wol an. In dem erſten Aufſatz findet man alle Mittel, die der Hr. v R. gebraucht hat, ausführlich und weitläuftig beſchrieben. Er hat Kaſten von Brettern gemacht und ſie in den Miſt geſetzet, um darin die Luft zu erwärmen, darin die kleinen Familien leben müſſen. In dieſe Kaſten ließ er kleinere ſetzen, die mit Lammfellen inwendig beſchlagen waren, dahin ſich die Küchgens wie unter die Stücke verkriechen konnten. Wir halten dafür, daß man hier zu Lande, da man überall die Zimmer mit Oefen warm machen kann, ſo vieler Umſtände nicht würde nöthig haben.

Nun iſt nothwendig, daß die kleine Familie mit anſtändiger Nahrung verſorget werde. Hievon handelt der zweyte Aufſatz dieſes Theils. Zuerſt wird die weiſe Veranſtaltung der Natur bemerket, die den Vögeln, welche viel Junge auf einmahl ausbrüten auch die Mühe abgenommen ſie aus dem Schnabel zu ſpeiſen, wie die Tauben, Sperlinge und ſo viel andre Arten thun müſſen, die nur wenig Junge haben. Die Küchgen und alle junge Vögel die in groſſer Anzahl aus einer Brut kommen, können ſich gleich ſelbſt nähren. Es kömmt alſo nur darauf an, daß man ihnen geſunde Speiſen vorlegt. In den erſten 24 Stunden, nach dem ſie aus dem Ey gekommen, haben ſie keine Speiſe nöthig, hernach aber giebt man ihnen insgemein harte Eyer mit geriebenem Brodte untermengt. Der Hr. Verf. merket an, daß das Brod allein ſchon hinlänglich iſt, man kann aber auch nach und nach Hirſekörner darunter mengen. Man muß ihnen aber auch Sand ſtreuen, weil ſie die Sandkörner und kleine Steine mit herunter ſchlucken, die Verdauung zu befördern. Weil ſie auch die Würmer und Inſekten zur Speiſe ſehr lieben, ſo muß man ihnen ſolche zu ſchaffen ſuchen. Die Unkoſten die auf die Fütterung der ſchon erwachſenen Hüner verwendet werden, kann man ſich aus folgendem vorſtellen. Wann ein Huhn ſo viel Speiſe hat, als es eſſen will, ſo braucht es in einem Tage

an Gerſten oder Haber	$\frac{8}{12}$ Litron. (*)
an Korn	$\frac{6}{12}$
an Türkiſch Korn	$\frac{9}{12}$
an Rocken	$\frac{9}{12}$

Die Hühner lieben aber die Regenwürmer noch mehr, als alles Getrayde. Daher handelt der Hr. Verf. weitläuftig von der Art die Würmer in dieſer Abſicht in Menge zu haben. Wo wir nicht irren, ſo hat ſchon vor langer Zeit ſein Landsmann, der Hr. de la Serre, in einem öconomiſchen Werk die Anlegung eigener Miſtbeeter für die Würmer angegeben.

Der dritte Aufſatz handelt von dem Nutzen, den dieſe Art der Ausbrütung hat. Der erſte Nutzen wäre, daß dadurch in groſſen Städten die Hühner in groſſer Menge und ſo wolfeil zu haben wären, daß zwey junge Hühner nicht mehr als ein Pfund gemeines Fleiſch koſten würden. Hernach könnte man zu allen Jahrszeiten junge Vögel von verſchiedener Art haben, die man ſonſt nur zu einer Zeit hat. Eine wichtige Sache, für diejenigen, die das Vergnügen der Tafel für ein Hauptſtück des Wolſeyns anſehen. Auf Rebhüner und Faſanen wäre auf dieſe Art das meiſte zu gewinnen. Auch die Arten der Vögel, die man nicht zahm macht, können dadurch vermehrt werden, wenn man in dem Frühjahr die Eyer aufſucht und ſie nach der angegebenen Art ausbrütet. Der Hr. v. R. hoffet auch, daß durch dieſes Mittel vielerley Arten fremder Vögel in Europa werden können naturaliſirt werden, wenn die Eyer dahin gebracht werden. Endlich hebt er verſchiedene Zweifel und Vorurtheile, die man dieſer Art der Ausbrütung halber gehabt hat.

In dem vierdten und letzten Aufſatz, giebt der Hr. R. einen Verſuch von verſchiedenen philoſophiſchen Ergötzungen, die man von den zahmen Vögeln haben kann. Er handelt

---

(*) Iſt ein Maas truckener Sachen, das den 16 Theil eines Boiſſeau hält. Der Boiſſeau aber hält in Paris ohngefehr 20 ℔. Das alſo $\frac{8}{12}$ Litron ohngefehr ½ ℔. ausmacht.

inſonderheit weitläuftig von den Mitteln die Eyer lange Zeit friſch zu erhalten, die darin beſtehen, daß man ſie mit Oel oder Fett überſtreicht, damit die Ausdünſtung gehindert werde. Er hat auch wahrgenommen, daß die Eyer, ſo von Hühnern gelegt werden, zu denen kein Hahn kommen kann, auch ohne dieſes Hülfsmittel lange friſch bleiben. Er kömmt hernach auf die Würkungen der Speiſen, in Anſehung des Geſchmacks, den das Geflügel daher bekömmt, und zeiget durch einige Erfahrungen, daß die leckern Zungen noch ein weites Feld von Verſuchen vor ſich haben ihrem Geflügel durch andere, als die gewöhnlichen Speiſen einen beſſern Geſchmack zuverſchaffen. Seine übrigen Anmerkungen ſind mehr für die Naturforſcher. Er handelt weitläuftig von der Veränderung der Farben in den Federn, und merkt nur kurz an, daß es ein Irrthum ſey, was man faſt durchgehends geglaubet hat, daß nemlich die Blaſen, welche man an der Wurzel des Schwanzes bey den Vögeln ſiehet, einen Saft enthalten, womit ſie die Federn beſtreichen, um von der Näſſe bewahret zu bleiben, und verſpricht, dieſen Irrthum in einer beſondern Schrift zu widerlegen. Endlich werden verſchiedene Verſuche vorgeſchlagen, wodurch die ſo ſchwere Frage von der Erzeugung könnte einiges Licht bekommen; bey dieſer Gelegenheit führet der Hr. v. R. eine ſehr ſeltſame Geſchichte von der Vermiſchung eines Caninichens mit einem Huhn an, wovon er ſelbſt ein Zeuge iſt. Er ſchließt mit einigen Anmerkungen über die Zeugung, die wieder die Meinung des Hrn. v. Buffon gerichtet ſind.

Histoire Naturelle generale & particuliere &c. Tom. II. 3½ Alph. nebſt 8 Kupferplatten.

Wir haben ohne Zweifel durch die Nachrichten von dem erſten Theil, die Leſer nach dem zweyten begierig gemacht, von welchem wir diesmal ſprechen wollen. Er iſt noch ganz von dem Hrn. de Buffon, und enthält mehr neues und beſonders, als der erſte. Der Hr. Verfaſſer kömmt nun, nachdem er in dem erſten Theil die allgemeine Beſchaffenheit der Erde betrachtet, auf diejenigen natürlichen Dinge, die durch die Erzeugung ihre Art fortpflanzen, und unterſucht dieſes groſſe Wunder der Natur ſehr umſtändlich. Hernach giebt er uns die Natur-Hiſtorie des Menſchen.

Der erſte Abſchnitt enthält eine Vergleichung der Thiere und Pflanzen. Ein jeder ſiehet daß dieſe zwey Reiche der Natur darin übereinkommen, daß darin eine gewiſſe Anzahl der Arten iſt, die ſich durch die Fortpflanzung beſtändig unterhält, ſo daß keine Art untergehet und auch keine neue mehr entſtehet. Die Naturkündiger haben den Unterſchied dieſer beyden Reiche darin geſetzt, daß die Thiere ſich vermittelſt ihrer Glieder von einem Ort an den andern bewegen und daß ſie ein Gefühl haben, welche beyde Eigenſchaften den Pflanzen fehlen. Der Hr. V. ſucht zu beweiſen, daß dieſer Unterſchied nicht gegründet ſey. Er meint, daß es Thiere gebe, denen das Gefühl verſagt iſt und die auch kaum eine Bewegung haben, und er führet den Polypus und die Muſcheln zum Beweis an; er glaubt daher, daß zwiſchen den Pflanzen und Thieren kein weſentlicher Unterſchied ſey. Die Anmerkungen, die er macht ſind ſehr ſchön, aber es dünkt uns, daß er daraus zu viel ſchließt. Denn ſie beweiſen weiter nichts, als daß der Uebergang von den geringſten Thieren bis auf die Pflanzen ſo kurz ſey, daß er vor unſern Augen verſchwindet. Deſwegen folget nicht, daß die geringſte Art der Thiere von der erſten Art der Pflanzen nicht weſentlich unterſchieden ſey.

In dem zweyten Abſchnitt handelt der Hr. Verf. von der Fortpflanzung der Arten überhaupt. Man weiß nun aus der gewiſſeſten

Erfahrung, daß bey Thieren und Pflanzen zu der Fortpflanzung zwey Geſchlechter erfordert werden, und daß der ordentliche Weg derſelben durch eine beſondere Handlung gewürket wird, die man die Zeugung nennt, obgleich auch bisweilen neben dieſem Wege noch andre vorhanden ſind. Es iſt eine ſehr ſchwere Frage, wie dieſe Fortpflanzung der Arten geſchehe und wie man begreifen könne, warum jede Art ihres gleichen hervorbringe. Die Alten, welche ſich nicht weit in Unterſuchungen einlieſſen, dazu das Zergliederungs-Meſſer und Vergröſſrungs-Glas nöthig ſind, haben nicht viel beſonders zu Beantwortung dieſer wichtigen Frage entdeckt. In dem vorigen Jahrhundert hat Harvey ein Engelländer nach ſehr vielen Verſuchen, die er mit den Thieren angeſtellt eine Meinung aufgebracht, die hernach von ſehr vielen Naturforſchern angenommen worden. Dieſe beſtehet hauptſächlich darin, daß er vorgegeben die Weibchen aller Arten der Thiere haben einen Eyerſtock, in welchem die Thiere, die noch künftig ſollen gebohren werden, ſchon im Kleinen verborgen liegen, daß durch die Zeugung diejenigen Eyer, die zur Zeitigung gekommen, von den andern abgeriſſen, und an einen beſondern Ort (den Uterum) gebracht werden, wo das Thier ferner wächſt, bis es durch die Geburt an das Licht gebracht wird. Dieſe Meinung hat inſonderheit der berühmte Italiäner Vallisnieri ausgeführet und beſtätiget. Allein, da entſtand wieder eine Frage, woher denn die erſten Geſtalten der Thiere in die Eyer gekommen. Man wolte nicht gern der Natur das Vermögen zuſchreiben ſolche organiſche Körper durch ihre Kräffte zu bilden. Deßwegen ward faſt überall angenommen, daß dieſe erſten Geſtalten vom Anfang der Schöpfung ſchon da geweſen, daß entweder die erſte Mutter einer jeden Art, ihre Kinder ſchon in ſich gehabt, wie ein Saamenkorn die künftige Pflanze, und daß die erſten Kinder weiblicher Art auch ihre Kinder, und dieſe wieder die übrigen u. ſ. f. in ihrem Schooß verſchloſſen gehabt, daß alſo das ganze Werk der Fortpflanzung nichts als eine bloſſe Entwickelung wäre: oder man ſetzt, daß zwar die Geſtalten ſchon im Kleinen von Anfange, da aber in der ganzen Natur zerſtreuet geweſen. Eine andre Meinung hat Lœwenhoek aufgebracht. Er hatte in der Materie, welche von dem männlichen Geſchlecht zu der Zeugung hergegeben wird, eine erſtaunliche Menge kleiner Thierchen entdecket. Daher er gleich auf die Gedanken gerieth, daß dieſe Thierchen durch die Erzeugung in die Eyer der Mutter gebracht und darin gleichſam ausgebrütet würden. Dieſe Meinung hat den Beyfall der meiſten Naturforſcher an ſich gezogen, und man nahm dabey auch an, daß die Fortpflanzung der Arten, eine bloſſe Entwickelung ſchon von Anfange erſchaffener kleiner Thierchen ſey. Eben dieſes hat man auch auf die Pflanzen angewendet. Faſt ein jeder Naturforſcher hat eine dieſer zwey Meinungen angenommen, und die Thierchen haben inſonderheit viel Beyfall gefunden, ob ſie es gleich nicht verdienten. Der berühmte Verfaſſer der Venus phyſique, iſt der erſte, der beyde Meinungen ſehr zweifelhaft gemacht hat.

Der Hr. v. Buffon unterſucht dieſe beyden Meinungen aus dem Grund, und man muß geſtehen, daß er beyde, wo nicht zernichtet, doch überaus verdächtig gemacht hat. Dieſes ſind alſo ſchöne Entdeckungen, dadurch ein wichtiger Irrthum in der Naturlehre angezeiget worden. Wir wollen ſehen, wie er dieſe Meinungen wiederleget.

Von den vermeinten Eyerſtöcken der Weibchen, zeiget er aus vielen Erfahrungen ſehr wahrſcheinlich, daß es bloſſe Drüſen ſind, darin die zur Zeugung von dieſem Geſchlecht nöthige Materie abgeſondert und aufbehalten wird, damit ſie ſich zur Zeit der Zeugung ergieſſen könne. Iſt dieſes wahr, ſo fällt alles weg, was von dem Eyerſtok und den Eyern geſagt worden. Wider die andre Meinung bringt er unzählige Beobachtungen mit den Vergröſſerungs-Gläſern an, welche zeigen, daß die vermeinten Thierchen des Lœwenhoek, keine würkliche Thiere, ſondern organiſirte Körperchen ſind, die aber eine Bewegung haben, ſo lange die Materie, darin ſie ſchwimmen, dazu geſchickt iſt. Eine Entdekkung die gewiß alle Naturforſcher wird ſtutzend machen. Wenn die angeführte Beobachtungen und Vorſtellungen die auf den Kupferplatten abgezeichnet ſind, ihre Richtigkeit haben, ſo muß man geſtehen, daß die animaliſche Welt durch dieſe Entdeckungen den gröſten Theil ihrer Einwohner in unſrer Meinung verliehret. Der Hr. de Buffon, hat dieſe vermeinte Thierchen überall angetroffen, und eine Beobachtung des Hrn. Needham unterſtützet ſeine Meinung ſehr ſtark. Wenn dieſe Cörperchen würkliche Thiere wären, ſo iſt kein Zweifel, daß die Hitze des Feuers ſie tödten würde. Hr Needham aber hat ſie in der Brühe von gebratenem Fleiſch eben ſo gefunden, wie Lœwenhœk ſie in andern Materien geſehen hat. Allein wir verweiſen den hierin wiſſensbegierigen Leſer auf das Werk des Hrn. de Buffon ſelbſt.

Er hat aber nicht nur alte Meinungen umgeſtoſſen, ſondern auch neue gebauet. Wir beſorgen aber, daß ſeine Meinung das Schikſal derer haben möchte, denen er den Untergang bringet. Wir wollen, ſo viel wir ſie haben faſſen können, den Hauptinhalt derſelben anzeigen. Er nimmt an, daß eine gewiſſe Materie in der Natur iſt, die ſowol den Pflanzen, als den Thieren zur Nahrung dienet. Indem ſie ſich dadurch nähren, werden die Theile dieſer Materie den Theilen gleichförmig gemacht (aſſimilés) woran ſie ſich feſte ſetzen. Z. E. es ſind andre Theile, davon der Kopf, andre, davon die Füſſe die Nahrung haben. Dieſes geſchiehet dadurch, daß dieſe Theile die Form derjenigen Theile des Körpers annehmen, an denen ſie ſich feſt ſetzen. Er erläutert dieſes mit dem Exempel der Formen, darin etwas gegoſſen wird Er nennet aber dieſe Formen Moules interieurs. Die Erklärung dieſer Formen muß man bey dem Hrn. Verf. ſelbſt ſuchen. Dieſe den Theilen des Leibes gleichförmige Theilchen ſind ſeines Erachtens die vermeinten Thierchen der Zeugungs Materie, die er bey beyden Geſchlechtern angetroffen hat. Wenn der Körper erwachſen, daß er nicht mehr ſo viel Nahrung nöthig hat, ſo werden die bemeldten Theilchen von allen Theilchen des Körpers durch beſondere Canäle an beſondere Oerter geleitet, wo ſie in einer flüßigen Materie aufbehalten werden. Bey der Zeugung kommen nun dieſe Theilchen von beyden Geſchlechtern zuſammen, und weil nur die gleichförmigen Theilchen ſich aneinander ſchicken, ſo werden ſie zuſammen gefüget, daher, ſeiner Meinung nach, nothwendig immer die Art wieder herauskommen muß, die der gleich iſt, welche gezeuget hat. Dadurch glaubt nun der Herr von Buffon im Stand zu ſeyn, von allem, wenigſtens wahrſcheinliche Antwort zu geben, was in dieſer Sache kann gefraget werden. Er meinet, daß dieſe Nahrungs-Materie, oder die vermeinten Thierchen, eine Mittelart zwiſchen den Steinen oder Erden und den Pflanzen, und ſowol dem Pflanzen als Thierreich gemein ſeyen. Wir vermuthen, daß dieſes neue Syſtem nicht groſſes Glük haben würde.

Fortſezung von Hutchinſons Unterſuchung über die Schönheit und Tugend.

Der ſiebte Abſchnitt des erſten Theils handelt von dem Urtheil, das wir von dem Verſtande und den Abſichten eines Urhebers fällen,

len, wenn die Sache uns ſchön vorkömmt. Wir wünſchten, daß alle diejenigen die geneigt ſind den unphiloſophiſchen Sätzen des Democritus und ſeiner heutigen Schüler, vom ungefehren Zuſammenſtoß der Körper, Gehör zu geben, dieſen Abſchnitt leſen und verſtehen möchten. Der Verf unterſucht, was aus einem ungefehren Zuſammenſtoß kann herausgebracht werden. Wenn man ſezt, daß viele Körper zugleich hingeworffen werden, ohne daß eine Kraft da iſt, die ſie nach ihr bewußten Regeln leitet, ſo frägt ſich, was aus der Bewegung dieſer Körper herauskommen kann. Da unter allen möglichen Figuren unendlich mehr irregulaire, als regulaire ſind, ſo iſt die Vermuthung, daß aus dem Wurff etwas irregulaires herauskommen würde, unendlich gröſſer als die gegenſeitige. Es ſind zwar unendlich viele regulaire Figuren möglich, aber gegen eine Regulaire ſind unendlich viele Irregulaire. Z. E. gegen ein gleichſeitiges Dreyeck ſind unendlich viele ſchieffe Dreyecke, gegen ein Quadrat unendlich viele irregulaire Vierecke u. ſ. f. Wenn alſo jemand vier Steine aus der Hand wegwirft, ſo iſt unendlich mehr Wahrſcheinlichkeit, daß dieſe vier Steine auf dem Boden ſo liegen werden, daß ſie eine irregulaire Figur ausmachen werden, als daß ein Quadrat herauskäme, und jedermann würde den für einen Narren halten, der 100 Thaler gegen eine Million wetten würde, daß ein Quadrat herauskommen werde. Daher folget, daß wir allemal müſten einen verſtändigen Urheber vorausſetzen, wenn wir in einem Zuſammenhange vieler Dinge, der nicht nothwendig iſt, viel Regulaires antreffen.

Aehnliche Dinge können nicht von ungefehr entſtehen. Man ſeze eine Maſſe von Materie die unendlich gröſſer iſt, als ein cubiſcher Zoll, dieſe Materie habe eine Kraft, ſich in unendliche Theile zu theilen, davon jeder einen cubiſchen Zoll Materie hat, man ſetze ferner, daß die Kraft priſmatiſche Figuren hervorbringe, deren Grundfläche allezeit einen halben Quadrat Zoll habe, das übrige überlaſſe man dem ungefehr. Was wird man vernünftiger Weiſe von der Zerſpringung der groſſen Maſſe zu erwarten haben? Nichts als höchſtens ein oder zwey gleichſeitige Priſmatiſche Körper; denn es ſind immer unendlich viele Fälle irregulairer Körper gleiches Inhalts und gleicher Grundfläche gegen ein Regulaires. Wenn wir alſo ſehr viele ſo regulaire Körper antreffen würden, ſo müßten wir eine verſtändige Urſache annehmen, welche die Bewegung geleitet hätte. Wenn aber nun die angenommene Maſſe die Kraft nicht hätte, ſich in priſmatiſche Körper zu theilen, ſondern nur blos in gleich groſſe Körper, ſo kann man nicht mehr als ein Prisma davon erwarten, weil unter unendlich viel Körpern, die möglich ſind, nur ein Prisma iſt. Daraus folget, daß wenn wir eine ſolche Maſſe annehmen, die ſich nur in unendlich viel Theile theilen ſoll, ohne daß andre Regeln dabey in acht genommen werden, wir vernünftiger Weiſe nur einen regulairen Körper davon erwarten können, daher offenbar iſt, daß kein vernünftiger Menſch von dem ungefehr viele ähnliche Körper auch nur von den einfachſten erwarten wird.

Auf eben dieſe Art zeiget der V. daß Verbindungen von Körpern, die ſich in einander ſchicken von ohngefehr nicht entſtehen können. Man ſetze z. E. daß alle Theile eines Thieres würcklich vorhanden wären, und daß ſie ohngefehr durch einander geworffen würden, ſo iſt immer unendlich gegen eines zu wetten, daß z. E. das Auge nicht eben in die Hölung fallen werde, dahin es ſich ſchicket, und wenn es dahin einfällt, ſo iſt wieder unendlich gegen eines zu wetten, daß es nicht ſo hineinfallen wird, daß der Augapfel gerade vorne zuſtehen kömt u. ſ. f. Es könnte daher nichts ungereimteres erdacht werden, als daß ein thieriſcher

Körper von ungefehr entſtehen könne. Wir bedauren, daß der Raum uns nicht zuläßt die Beweiſe des V. ganz herzuſetzen, der das Vorgeben der Demokriter ſehr lächerlich machet. Er ſchließt dieſe Abhandlung mit der Anmerkung, daß nur unachtſame und ſchwache Geiſter nöthig haben durch Wunderwerke von der Exiſtenz eines verſtändigen Urhebers der Welt überzeuget zu werden.

In dem ſechſten Abſchnitt wird bewieſen, daß die Begriffe von der Schönheit allen Menſchen gemein ſind. Man muß nemlich nicht Nebenbegriffe mit den Hauptbegriffen verwechſeln. Es iſt ſchon angemerkt worden, daß ſo wol der Chineſer, als der Europeer allemal in ihren Gebäuden die Einförmigkeit mit der Mannigfaltigkeit verbinden, aber ſie thun es auf verſchiedene Art. Man wird niemal ſehen, daß ein Menſch aus Vorſatz ſeinem Hauſe eine irregulaire Figur giebt, daß er auf einem Stock ein Fenſter groß, das andre klein, eines rund, das andre eckigt macht u. ſ. f. Obgleich oft andre Gründe, die Gründe der Schönheit überwiegen, ſo folgt daraus nichts gegen dieſen Satz. So geſchiehet es auch, daß viele Menſchen eine Schlange, eine Maus und dergl. für häßliche Thiere halten, obgleich eine würkliche Schönheit darin iſt. Allein ſie beurtheilen dieſe Thiere aus einem fremden Geſichtspunkt. Aus dieſen beyden Anmerkungen kann die Verſchiedenheit des Geſchmacks erkläret werden.

In dem ſiebenden Abſchnitt zeiget der V. daß die Gewohnheit, die Erziehung und das Exempel zu dem Geſchmack nichts beytragen können, als daß ſie das innere Gefühl auf eine gewiſſe Weiſe lenken. Sie geben ihm aber nichts, was nicht ſchon da war, und nehmen ihm auch nichts.

Endlich handelt er in dem achten und letzten Abſchnitt von der Nutzbarkeit des innern Gefühls zu der Führung des Lebens und ihren Abſichten. Da zeiget er, daß der Genuß derjenigen Dinge, welche dem innern Gefühl Genüge thun, eigentlich das iſt, was man die Annehmlichkeiten des Lebens nennt, wonach gar alle Menſchen ſtreben, deshalb ſie ſich reich und mächtig wünſchen. Jemehr alſo ein Menſch ſein innerliches Gefühl kennt, jemehr Geſchmack er hat, jemehr kann er von den Annehmlichkeiten des Lebens genieſſen. Die ganze Natur iſt voll von Gegenſtänden, die uns vergnügen: die ſo darauf nicht achten, ſuchen ſich an Gemälden, an ſchönen Gebäuden, Gärten, Kunſtſtücken, Kleidung und Aufzug zu ergetzen, die immer von beſſerem Geſchmack ſind, je genauer der Beſitzer die Natur kennt.

Von der Abſicht dieſes Gefühls hält der Verfaſſer, daß keine natürliche Verbindung zwiſchen dem Vergnügen der Seele und der äuſſern Schönheit iſt, als in ſo fern der Urheber der Natur ſie ſo feſt geſetzet hat, welches ohne Zweifel deswegen geſchehen, damit in der ganzen Welt die Ordnung und Harmonie beybehalten werde. Alles was er hierüber ſagt, ſcheinet uns ſehr leſenswürdig und einer weitern Unterſuchung wol werth.

Von dem zweyten Theil, der von dem moraliſchen Gefühl handelt, wollen wir künftig ſprechen.

Dieſe Nachrichten ſind alle Freytages, in Berlin in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung und auf allen Poſt-Aemtern, zu bekommen.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 23. Jenner 1750.

No. IV.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchaften.)

Berlin.

Bey Haude und Spener iſt unlängſt an das Licht getreten: **Iſrael Gottlieb Canz, öffentlichen Lehrers der Theologie zu Tübingen ꝛc. Unterricht von den Pflichten der Chriſten, oder theologiſche Moral ꝛc. 4to.**

Der berühmte Herr Verfaſſer gegenwärtiger Schrift, hat ſein Anſehn in der gelehrten Welt und inſonderheit unter den Gottesgelehrten ſchon längſt beveſtigt, und die Erwartung ſeiner Leſer ſchon ſo oft befriedigt und übertroffen, daß wir gar nicht nöthig haben ihn nach ſeinen Verdienſten erſt bekannt zu machen, oder ſeinen Nahmen zu empfehlen. Wir ſind weit entfernt, etwas unnöthiges und zugleich etwas zu thun, das dem Hrn. Verf. mißfallen würde. Gegenwärtige Moral des Herrn Verfaſſers, iſt nach ſeiner eigenen Anzeige auf dem Titel, zum academiſchen Gebrauch bey ſeinen öffentlichen Vorleſungen, und auch zum allgemeinen Gebrauch der Chriſten ausgefertigt worden. In der erſten Abſicht iſt ſie in natürlicher Ordnung und erforderlicher Kürze abgehandelt, in der letzten aber ſo faßlich vorgetragen worden, daß auch ungelehrte Leſer den Umfang ihrer Pflichten daraus erlernen, und Zucht, Gerechtigkeit und Gottſeligkeit liebgewinnen können. Da der Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht ſo unveränderlich iſt, als die Weſen der Dinge ſelbſt, und als der ewige Verſtand in welchem alle Wahrheit iſt; ſo würde es in dieſer Abſicht kein Verdienſt dieſer Sittenlehre des Herrn Verfaſſers ſeyn, wenn er in derſelben etwas anders vorgetragen hätte, als was in andern vollſtändigen Moralen vor ihm bereits vorgetragen worden: Nichts deſtoweniger aber iſt es ihm möglich geweſen, ſeine Schrift mit neuen Gedanken und Zuſätzen zu bereichern, die bey ſeinen Vorgängern nicht anzutreffen geweſen. Wahrheiten können ihrem Weſen und auch ihrer Zahl nach einerley bleiben, aber der Vortrag und ihre Verbindung können verändert werden; denn ſie ſtehen auf allen Seiten im Zuſammenhange und ſind eben daher auch eines vielfachen Beweiſes fähig. Inſonderheit aber geſtattet die Anwendung ſolcher ſittlichen Wahrheiten auf das Leben und die Handlungen der Menſchen, faſt eben eine ſolche Verſchiedenheit, als man unter den Menſchen ſelbſt und unter ihren Umſtänden antrift. Die Grenzen des Rechts und Unrechts laufen oft dergeſtalt durcheinander, daß man nicht ſcharf genung denken kann um ſie zu entwickeln: am allermeiſten aber verurſacht die innerliche Verſchiedenheit der freyen Handlungen der Menſchen, eine Verſchiedenheit in ihren Verhältniſſen gegen dieſe ewigen Geſetze. Hieraus fließt, daß den Sittenlehrern immer etwas neues zu ſagen übrig bleibt, ſowol was den Vortrag und den Beweis unſrer Pflichten, als auch was die Beſtimmung derſelben in einzelnen Fällen betrift. Da ferner, die chriſtliche Sittenlehre inſonderheit auf der Auslegung desjenigen Theils der Offenbahrung beruhet, der uns die Vorſchriften unſers Verhaltens bekannt macht: ſo folgt abermals daß ein chriſtlicher Moraliſt allezeit viel Neues werde ſagen können, wenn er in der Auslegung und Anwendung der heiligen Schrift glücklicher als ſeine Vorgänger iſt. Indem wir dergeſtalt den ungütigen Urtheilen derjenigen vorzubeugen geſucht, die wider eine neue Moral eingenommen ſind, weil ſie ſehr viel alte noch nicht einmal haben leſen können: ſo haben wir auch damit die Vorzüge dieſer Canziſchen Moral unvermerkt angezeigt. Man findet in derſelben eine ſehr faßliche Ordnung auch für die Einfältigen, eine Menge ſehr klarer Beweiſe, einen Vorrath gründlicher Entſcheidungen zweifelhafter Fälle: fürnehmlich aber eine ſehr gründliche Auslegung und Anwendung der bibliſchen Sittenlehren. Unſrer Einſicht nach, hat ſonderlich in dem letzten Stück die Moral des Herrn Canz die größten Vorzüge und zeuget von ſeiner tiefen Einſicht in den Verſtand der Offenbahrung. Diejenigen werden ſich daher dieſer Schrift, ſonderlich mit Vortheil bedienen können, welche die menſchliche Pflichten vortragen und aus der Lehre JEſu beweiſen müſſen; und bey dieſer Gelegenheit wollen wir ſie daher allen denenjenigen beſtens empfehlen, die bisher die moraliſchen Sprüche der heiligen Schrift, vielleicht nur zum Schelten angewandt haben ohne ſie recht zuverſtehen. Noch eines beſondern Vorzuges dieſer Moral müſſen wir gedenken, der darin beſteht, daß der Herr Verfaſſer, wie auch ſchon verſchiedene fürtrefliche Männer vor ihm gethan, die groſſe Lehre vom ſeeligmachenden Glauben ſo natürlich und faßlich mit allen Theilen der Sittenlehre zu verbinden, ja allen unſern Pflichten zum Grunde zu legen, und dadurch der unglückſeligen Trennung vorzubeugen geſucht hat, die zur Schande des chriſtlichen Nahmens, zwiſchen dieſen beyden groſſen Grundſätzen der chriſtlichen Religion, von ſchwachen oder fleiſchlichgeſinnten Lehrern angerichtet worden. Man kennt die Schwärmereyen einer neuen Secte, die den allerhitzigſten Glauben mit einem Wandel verbindet, vor dem die bloſſe menſchliche Geſtalt ſchon erröthen muß; und wir vermuthen daß der Hr. Verfaſſer durch dieſe und ähnliche Irrthümer bewogen worden, alle Pflichten der Chriſten ſo deutlich aus dem Glauben herzuleiten. Leute, die die Wahrheiten der chriſtlichen Religion niemals im Zuſammenhange durchgedacht haben; und die Natur des Menſchen nicht kennen, fallen gemeiniglich in den Fehler, daß ſie durch eine Wahrheit alle die übrigen zu Boden ſchlagen, und dadurch den abſcheulichſten Irrthümern Gelegenheit geben. Eben ſo iſt es der Lehre vom Glauben ergangen, die von unbedachtſamen Geiſtlichen, aus dem Zuſammenhange herausgeriſſen und mit Hintanſetzung aller Moral geprediget worden. Weil ſie gehört haben daß ohne den Glauben, niemand ſeelig wird: ſo meynen ſie der Glaube mache ſeelig ohne die Tugend, die doch allein die Glückſeligkeit vernünftiger Weſen ausmacht.

Amſterdam.

Recherches ſur l'origine des idées, que nous avons de la beauté & de la vertu &c. Tome II. 385. Pag.

Dieſer Theil handelt von dem moraliſchen Guten und Böſen. Es kömmt hier hauptſächlich auf folgende Frage an: Woher entſtehen die Begriffe, die wir von dem moraliſchen Guten und Böſen, oder von den moraliſchen Handlungen der Menſchen haben? Dieſe wichtige Frage iſt ſchon von ſehr langer Zeit her von den Philoſophen unterſucht und auf verſchiedene Weiſe beantwortet worden. Die Zweifler und diejenigen, welche gerne die Gründe, der ihnen beſchwerlichen Tugend aufheben wollten, haben die Frage verworffen und geläugnet, daß ein Unterſchied zwiſchen dem moraliſchen Guten und Böſen ſey. Andre haben den Urſprung unſers moraliſchen Urtheils in dem Willen einer höhern Macht geſucht, die die Menſchen glücklich oder unglücklich machen könne, je nachdem ſie den gegebenen Geſetzen gemäß handeln oder nicht. Weil ſie aber einen Geſetzgeber vorausſetzen, der bey allen Geſetzen das beſte der ganzen Welt zur Abſicht hat, ſo heiſſen ſie gewiſſe Handlungen deßwegen gut, weil ſie zum beſten des Ganzen beytragen. Noch andre lehren, daß ein innerlicher natürlicher Unterſchied der Handlungen ſey, wodurch ſie gut oder böſe ſind, daß wir dieſen Unterſchied ſehen, und das Gute deswegen thun, weil es ſeiner innerlichen Güte halber uns Vergnügen macht, ſo wie wir was ſchönes zu haben wünſchen, weil uns die Betrachtung deſſelben vergnüget. Unſer Verfaſſer geht in ſeiner Meinung von dieſen ab, und hält dafür daß wir durch ein inneres moraliſches Gefühl das gute und böſe erkennen, und durch dieſes Gefühl zu dem guten geneigt ſind, ohne weder auf den allgemeinen oder beſondern Nutzen, noch auf das Vergnügen zu ſehen, das daher entſtehet. Seiner Meinung nach, iſt es uns natürlich das gute zu lieben, und ein Zwang das moraliſche böſe zu thun, und darinn kömmt er mit einem gewiſſen berühmten Gottesgelehrten überein, der zu ſagen pflegt, es koſte den Menſchen viel mehr Ueberwindung moraliſch böſe zu werden, als Mühe gut zu ſeyn. Was für ein fürtreflicher Begriff von unſerer urſprünglichen Natur!

In dem erſten Abſchnit ſetzt der Verfaſſer ſeine Meinung von dem moraliſchen Gefühl auſſer Zweifel, und zeiget, daß in unſer Urtheil von den moraliſchen Handlungen weder der Begriff eines Nutzens, noch des Vergnügens ſo daher entſtehet einflieſſe, und daß wir das gute blos deßwegen lieben, weil wir ein natürliches Gefühl dafür haben. Er beweiſt dieſes aus dem innerſten des menſchlichen Herzens.

Die Neigungen (Affections) ſind alſo (zweyter Abſchnit,) die wahren und unmittelbaren Triebfedern unſrer Handlungen, und man findet, daß jede That die man tugendhaft nennt aus einer Zuneigung gegen das Weſen herkommt, auf welches ſich die Handlung beziehet. In einer ſolchen Art der Affection oder Zuneigung gegen GOTT, ſetzt er das Fundament der Religion, und in der Zuneigung gegen die Menſchen den Grund der geſellſchaftlichen Tugend. Wenn dieſe Zuneigung fehlet, oder durch die Selbſtliebe, das Intreſſe und dergl. zurückgehalten wird, ſo entſtehen die böſen Handlungen. Der Hr. V. beweiſt von allen Arten der Zuneigung auf eine ſehr gründliche Weiſe, daß ſie unintreſſiret ſind. Daher flieſt denn ſein Hauptſatz von dem moraliſchen Guten und der Tugend, nemlich: daß die Tugend überhaupt unintreſſirt iſt, und daß die guten Handlungen einen Inſtinckt zum

Grunde haben, der uns antreibet andern gewogen zu ſeyn. Man bemerke aber dabey, daß dieſer Inſtinkt gleichſam nur für die allererſte Funke der Tugend angegeben wird, und daß man damit nicht ſo viel ſagt, daß alle tugendhaften Handlungen blos aus einem Inſtinkt herkommen.

In dem folgenden dritten Abſchnitt wird dieſer Saz weiter ausgeführet, beſtätiget und gegen vielerley Einwürfe gerettet. Es wird gezeiget, daß die Religion keinen andern Grund habe, als die Liebe für den oberſten Wolthäter der Menſchen, und daß alle geſellſchaftlichen Tugenden von der Gewogenheit herkommen. Dieſe Gewogenheit aber iſt von verſchiedener Art, denn ſie erſtrecket ſich entweder auf alle Weſen, die einer Glükſeligkeit fähig ſind, oder nur auf kleinere Verbindungen, daher entſtehen die allgemeine Gewogenheit, die Liebe zum Vaterland, die Freundſchaft, die Liebe der Familien ꝛc.

Ferner wird hier die erſte Quelle des Laſters, oder des moraliſchen Böſen genauer unterſucht. Der höchſte Grad des Laſters wäre eine unintreſſirte Boßheit, oder eine Begierde andern Unglück zu bringen, ohne ſelbſt Vortheil davon zu haben. Der Verfaſſer hält aber dafür, daß kein Menſch mit kaltem Blute böſe ſeyn, noch andern mit Vorſaz, ohne Abſicht auf ſein Intreſſe, oder auf die Befriedigung ſeiner Paſſionen ſchaden kann; daher die ordentliche Quelle des Laſters entweder eine allzugroſſe Selbſtliebe iſt, welche die allgemeine Gewogenheit unterdrükt, oder eine allzugroſſe Zuneigung gegen ein kleines Syſtem, welche die Betrachtung des allgemeinen Beſten nicht aufkommen läßt, oder endlich gewiſſe Zuneigungen die aus falſchen Begriffen herkommen, die man ſich von andern Menſchen macht, und denen man aus Mangel der Gewogenheit, nachgiebt. Alles dieſes wird ſchön und gründlich ausgeführet.

In dem vierten Abſchnitt wird gezeiget, daß alle Menſchen überhaupt die moraliſchen Handlungen aus dieſem allgemeinen Grund der Gewogenheit beurtheilen, und diejenige für gut halten, welche eine Gewogenheit für die Menſchen überhaupt oder für den vornehmſten Theil derſelben zum Grunde haben. Man kann aber aus der Verſchiedenheit der Sitten verſchiedener Nationen einen Einwurf gegen ſeine Meinung machen, und dieſen Einwurf beantwortet er hier. Er zeiget nemlich, daß es möglich iſt aus einerley Trieben ſehr verſchieden zu handeln. Der Indianer, der ſeinen alten Vater tödtet und der Vernünftigere, der ihm ſein Alter zu erleichtern ſucht, handeln beyde aus dem Grund der Gewogenheit. Der, welcher Leute von einer gewiſſen Sekte verfolget und der, welcher ſie duldet, beyde handeln aus einerley Gründen. Dieſe Säze hat der Verfaſſer, wie uns dünkt, auſſer Zweifel geſezt. Man findet auch den Einwurf gegen das allgemeine Gefühl beantwortet, den einige daher nehmen, daß ganze Nationen einen Abſcheu für Sachen haben, die andere für ſehr unſchuldig halten.

In dem fünften Abſchnitt beweiſet er noch aus andern Gründen, daß der Menſch ſeiner Natur nach determinirt iſt, tugendhaft zu ſeyn. Wenn man alſo alle Gründe zuſammen nimmt, ſo findet man, daß er ſeine Meinung von dem allgemeinen und natürlichen moraliſchen Gefühl aller Menſchen ſo gut bewieſen und beſtätiget hat, als immer ein moraliſcher Saz kann bewieſen werden.

In dem folgenden ſechſten Abſchnitt zeiget er nun die Wichtigkeit des moraliſchen Gefühls in Abſicht auf die Glükſeligkeit der Menſchen. Er beweiſt, daß es die Quelle des allerhöchſten Vergnügens iſt, welches das ſinnliche Vergnügen ſehr weit übertrift. Er beruft ſich darinn auf die allgemeine Erfahrung, die lehret, daß der Genuß aller andern Arten des Vergnügens ſehr gering und unſchmackhaft iſt, wenn es nicht von dem moraliſchen Vergnügen, das aus der Gewogenheit und Freundſchaft entſtehet, begleitet iſt. Er beweiſet aus dem Urtheil, das ein jeder vernünftiger Menſch über die Begebenheit des Regulus fällt, daß wir überhaupt die Tugend für den allerhöchſten Grad der Glückſeligkeit halten und das Laſter als die allerſchlimmſte Art des Unglücks anſehen. Wird nicht ein Laſterhafter für unglücklicher gehalten, als einer dem alles Vergnügen des Lebens verſagt iſt, der aber dabey viel Standhaftigkeit und Tugend hat? Der allerhöchſte Grad des menſchlichen Vergnügens iſt bey der Liebe anzutreffen. Dieſe entſtehet insgemein aus Betrachtung der Schönheit. Der Verf. beweiſet, daß der mächtige Reiz der Schönheit hauptſächlich aus dem moraliſchen Gefühl herkommt. Man liebet eine ſchöne Perſon deſwegen, weil man in den Zügen der Schönheit etwas moraliſch Gutes zu erblicken glaubt, und eben aus dieſem Grund haben gewiſſe Manieren ſo viel Reizung auf das Gemüthe; auch daher läßt ſich die Verſchiedenheit des Geſchmacks in Anſehung der menſchlichen Schönheit erklären. Man verſpricht ſich alſo immer in der Liebe hauptſächlich moraliſches Vergnügen. Dieſes zeiget ſich ſo gar bey ſehr vielen, die ſich dem Vergnügen der Liebe unmäßig ergeben. Wenn es ihnen um die bloſſe ſinnliche Luſt zu thun wäre, ſo würden ihnen alle Charactere der Menſchen gleich ſeyn, welches doch nicht geſchiehet. Das Vergnügen ſo man aus der Poeſie, der Wolredenheit, der Hiſtorie und der Mahlerey hat, hat ſeinen Urſprung auch größten Theils dem moraliſchen Gefühl zu danken. Alles dieſes wird von dem Verf. auf eine gründliche Weiſe dargethan.

Zuletzt zeiget er noch in dem ſiebenden Abſchnitt wie ſeine Theorie auch auf die Rechte kann angewendet werden, wovon wir Kürze halber nichts ſagen. Wir wünſchten, daß der Verf. der die Sätze des Schaftesbury faſt überall angenommen, auch in der Schönheit und Ordnung des Vortrages demſelben näher kommen möchte. Von der Ueberſetzung können wir aus Mangel des Originals nicht urtheilen, es ſcheinet aber, als ob an verſchiedenen Orten der Sinn des Verfaſſers übel ausgedrückt ſey. Der Ueberſetzer verſpricht uns ein anderes Werk von eben dieſem Verfaſſer über die Paſſionen zu überſetzen.

Gedancken über die neuen Verſarten.

Wir bewundern oft die Kunſt eines Dichters, deſſen letzter Reim ungezwungen und nothwendig auf den erſten folgt: Allein er hatte den letzten ſchon feſtgeſetzt, als er den erſten ſuchte, und der erſte wird alſo der unnatürliche ſeyn. Der Poet hätte anders geredet, wenn er hier ſeiner Materie und dem Gange des Sylbenmaßes gefolgt wäre. Aber er ſcheut ſich die Reime zu verlaſſen, weil ihm alsdenn gar kein Fehler überſehen wird. Er muß die ſcheinende Leichtigkeit ſeines Reimfreyen Verſes mit wichtigen Dingen erſetzen. Und wo iſt der neuere witzige Kopf der ſein Werk, nach Horazens Art, ſo lange behalten will, bis er von jedem Worte Rechenſchaft geben kann, warum er es geſetzt hat, warum zu dieſer Zeit, warum in dieſer Verbindung, warum vor allen andern? Ja mancher kömt auf die Gedancken, er ſchwäche durch ſolchen Fleiß ſein Genie, man würde ſeinem Gedichte den Zwang anſehen können. Allein er muß ſo lange arbeiten, bis er auch den Zwang verſteckt hat: und ſein Genie wird nicht erdrückt werden, wenn er zuerſt ſeinem guten Geſchmack und ſeiner erhitzten Phantaſey gefolgt iſt, zuletzt aber die philoſophiſche Critik zur Muſe anruft. Wenn ein Dichter, der ohne Reime ſchreibt, Nachfolger haben will, ſo muß er ſich, weil er einem Zwange entgangen iſt, einen andern Zwang anthun. Die verjährte Gewohnheit hält ſolche Verſe noch gern für Proſa, daher müſſen ſie ſo vortrefflich klingen, daß ſich ein jeder ſchämt ſie Proſa zu nennen. Von dem Plan und dem Ausdruck wollen wir hier nicht reden, dieſe müſſen allemahl vollkommen ſeyn. Wir wollen von einigen Kleinigkeiten der Verſification reden, welche von vielen Dichtern verabſäumet wird, die aber ihrer neuen Versart allgemeinen Beyfall erwerben würde. Virgil iſt in ſeinem Hexameter leicht vom Lucrez zu unterſcheiden, und ſein harmoniſcher Gang trägt gewiß nicht wenig dazu bey, daß er ſo oft geleſen und ſo gern wiedergeleſen wird. Wir müſſen unterſuchen, woher ſein Hexameter ſo wohlklingend iſt. Dieſer vollkommene Vers hat die gehörige majeſtätiſche Größe, die ſchönſte Verſchiedenheit in ſeinen Füſſen, und kann ſich in der Langſamkeit und in der Geſchwindigkeit nach der Beſchaffenheit ſeines Inhalts richten. Virgil hat ihn angenehm gemacht, dadurch, daß er einen männlichen Abſchnitt in der Mitte beobachtet hat - ◡◡ - ◡◡ - Tytire tu patulæ; Dieſer kleine Ruhepunkt läßt uns zum Athem kommen, und wird von dem Dichter allemal in acht genommen, außer wenn ihn eine höhere Regel verdrängt. Dieſe höhere Regel iſt, theils die Vermeidung eines öftern Gleichlauts, theils die innere Beſchaffenheit der Materie, die zuweilen eine gewiſſe Bewegung, ein Erſchüttern, ein Nachſchleppen abbilden ſoll.

[illegible]
Deſidia lentamque trahens inglorius ævum
Continuo ſontes ultrix accincta flagello
Tiſiphone quatit inſultans.

Vor dem Abſchnitt, oder in der erſten Hälfte des Verſes ſetzt er gern zum wenigſten einen Dactylus. Wäre gar kein Dactylus in der erſten Hälfte, ſo würde mehr als die Hälfte des Verſes zweyſilbigte langſame Füſſe haben, denn das Ohr hört den letzten zweyſilbigten Fuß des vorigen Verſes noch mit. Der Ausgang iſt bekanntermaſſen beſtändig ein Dactylus und Spondäus, oder Dactylus und Trochäus - ◡◡ | - - / - ◡ damit das Ohr das Ende des Verſes deſto gewiſſer bemerken möge. Dieſen Ausgang überſchreitet der Poet ſehr ſelten wegen einer höhern Schönheit. Er läßt dieſen Gleichlaut ſtehen als ein Kennzeichen ſeiner Poëtiſchen Sprache und als ein Unterſcheidungs Zeichen von dem oratoriſchen Sylbenmaße. Eine andre Harmonie ſeines Verſes liegt in der wohlklingenden lateiniſchen Sprache ſelbſt, wo juſt ſo viel Conſonanten und Vocalen zuſammentreffen, daß ſie die Sprache weder zu weichlich noch zu hart machen, ſondern ſich untereinander mildern und ſtärken. Die Hiatus finden deswegen weder bey ihm, noch bey andern Platz, weil ſie die Sylben ſo auseinanderreiſſen, daß gleichſam ein leerer Raum entſteht, der die ſchöne Zuſammenſetzung der Buchſtaben verdirbt; und auf der andern Seite ſündigt er eben ſo wenig durch Häufung der Conſonanten, als welche, dieſe Kette zwar nicht zerreiſſen, aber verwickeln und unkräftig machen würden. Eine ſelbſteigene Harmonie ſeines Verſes iſt, daß er die Natur der Sachen in der Geſchwindigkeit ſeiner Sylben und in dem Klange ſeiner Worte nachahmt. Das Pferd läuft in Dactylen, die Cyclopen ſchlagen den Amboß in Spondäen, der Ochſe fällt in einem einſylbigten Schlußwort. Mit dem Klange geht es eben ſo. Er ſucht diejenigen Wörter aus, oder es bieten ſich ihm ſelbſt diejenigen an, die bedeutend

Klingen, die einen Laut ausdrücken, er ſey praſſelnd, murmelnd, wiehernd, heulend, ziſchend. Er nimmt zu angenehmen Sachen, Wörter, die leicht und angenehm auszuſprechen ſind, zu widrigen Dingen, widrige, mahlt er ein Geräuſche, ſo klingt ſich das Wort. Doch ſieht man hierin keine gezwungene Müh. Er häuft dieſe Thöne nicht aufeinander, ſondern giebt nur mit wenigen Worten ſeinen Mahlereyen eine muſicaliſche Hülfe.

Nun ahme man im Deutſchen dieſem Dichter nach, ſo hat man ein wohlklingendes Sylbenmaaß. Wählt man den Hexameter ſo habe er 1) in der Mitte zum Ruhepunct einen männlichen Abſchnitt. 2) Kurz vor dem Abſchnitte einen Dactylus, welches zum Wohlklange ſehr nöthig iſt. 3) Zum Ausgange bleibe der Dactylus und Trochäus 4) Der Dichter vermeide die Hiatus, ſowol in der Mitte des Verſes, als auch wenn er kann, am Ende der einen und im Anfange der andern Zeile, ja gar wenn er will, in den Wörtern ſelbſt. Z. E. anſtatt geehret, ſetze man verehret, anſtatt geöfnet, eröfnet; oder verwechsle das Wort, wenn es nicht unentbehrlich iſt, mit einem andern. Ferner muß der Dichter die Sprache ſo in ſeiner Gewalt haben, daß ſie gleichſam unter ſeinen Händen gelinder werde. Er muß die Worte gern gebrauchen, wo der Vocalen und Conſonanten ohngefehr gleichviel ſind: er muß wenn ein Wort mit zwey oder drey Conſonanten ſchließt, nicht gleich das folgende mit einem oder zwey Conſonanten anfangen. Es iſt ſchwer bey unſerer harten nordiſchen Sprache, aber es iſt einem arbeitſamen Dichter, oder einem Schüler des Virgil und Horaz nicht unmöglich. Desgleichen wird es nicht ſchwer ſeyn den Hexameter langſam oder geſchwinde laufen zu laſſen, nach dem es der Inhalt fodert; man wird auch Worte genung finden, die einige Eigenſchaften durch ihren Thon ausdrücken. Eins muß ein deutſcher Poet noch merken, daß er nemlich zum Ausgange des Verſes nichts gebrauche, was die Würkung des tautologiſchen Reimes hat. Dergleichen ſind die häufigen Endigungen in en, worauf ſich der deutſche Infinitivus immer, und der Pluralis faſt allzeit endigt. Auch wäre zu unterſuchen, ob für die deutſche Sprache der Hexameter mit einer kurzen Vorderſilbe nicht der vortheilhafteſte ſey. Die Schulbücher von der Proſodie zeigen uns, daß die Römer mehr Wörter haben die mit einer langen, als die mit einer kurzen Sylbe anfangen, daher ſie ihren Hexameter lang anfangen, auch ſo gar in ihren Jambiſchen Verſen hatten ſie die Freyheit gleich zu Anfange einen Spondäus zu ſetzen. Z. E. Horaz in der Jambiſchen Ode Beatus ille qui procul negotiis: ſagt bald nachher:

Ergo aut adulta vitium propagine
Altas maritat populos
Aut in reducta valle mugientium
Proſpectat errantes greges.

Hier ſehen wir lauter Spondäen zum Anfange. Wir wollen ſeine Lyriſchen Versarten anſehen. Er fängt faſt alle erfundenen und nachgeahmten Arten mit einer langen Sylbe an, und ohngeachtet das ſchöne Genus vides ut alta ſtet nive candidum, mit einem Jambus anfängt, ſo fährt er doch in dem Thone nicht fort, ſondern gebraucht faſt durch dieſe ganze Ode und durch alle von eben der Verſification einen Spondäus zum Anfange. Wollen wir dieſes Genus im Deutſchen nachahmen, ſo können wir es nicht beſſer als ſo: ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑⏑ – ⏑ Diana kam vom bebenden Mänalon. Nun wollen wir ſehen, ob die deutſche Sprache der Römiſchen hierin gleichkömmt oder entgegen ſteht. Wir haben bey allen Subſtantiven den kurzen Artickel der, die, das, bey allen Verbis die Wörter ich, du ꝛc. bey unſern häufigen Zuſammenſetzungen die kurzen Sylben ent - ver - be - zer -; ohne Zweiffel giebt dieſes ſchon einen wichtigen Ausſchlag auf die Seite der Jamben oder der kurzen Anfänge: da hingegen bey den Lateinern faſt alles Spondäus werden kann, theils durch einen folgenden Conſonant, theils weil es ein Diphtongus iſt; jene können ſich vor den langen Sylben kaum retten, und wir können ohne kurze Sylben nicht gut anfangen. Es ſcheint alſo der Hexameter mit einer kurzen Vörderſylbe dem Poeten bequemer und zugleich eben ſo wohlklingend zu ſeyn: ja er ſcheint ſich auch mit dem Ausgange des vorigen Verſes beſſer zu vermählen: welches ſehr gut iſt, weil der Verſtand in dem andern Vers meiſtentheils übergeſchlungen wird. Wir dürfen auch hiebey nicht beſorgen, wir würden nicht merken, ob der Vers aufgehöret habe. Das Ende bezeichnet der beſtändig gleiche Ausgang, und die ſechs Füſſe lernt man ſo ſchön abmeſſen, daß der ſiebende Fuß ein gutes Ohr bald beleidigte. In unſerm Hexameter ſind wir genöthigt ſtatt des Spondäus (- -) der Lateiner, den Trochäus (- v) zu gebrauchen; jedoch der Klang iſt beynahe gleich, denn der Spondäus der Alten gleichet einem Trochäus in der Ausſprache ſehr, oder umgekehrt, der deutſche Trochäus könnte ſehr oft für einen Spondäus ausgegeben werden. Das Schema unſers Verſes wird ohngefehr ſo anzuzeichnen ſeyn:

	1	2	3	4	5	6
v	- v	- vv	- : v	- vv	- vv	- v
v	- vv	- v	- : vv	- v		

Die Puncte deuten den Abſchnitt an, und in der oberſten Reihe ſtehen die Füſſe die der Wohlklang am liebſten wehlt, aber nicht immer wehlt. Der erſte und vierte Fuß läßt ſich am beſten abändern, die übrigen aber müſſen ſeltener von der oberſten Linie abweichen. Der Abſchnitt kan zuweilen fehlen, zuweilen trochäiſch ſeyn, zuweilen gar in einen andern Fuß verſetzt werden, alles nach dem es eine höhere Regel gebietet, die man im Virgil und in allen wohlklingenden Dichtern finden, und die ein Schüler von dieſen bald aus ſeinem eigenen Gehöre abziehen wird.

Die Fortſetzung künftig.

Berlin.

Geſtern Nachmittag hielt die Königl. Academie der Wiſſenſchaften ihre um dieſe Zeit, wegen des Geburths-Tages Sr. Majeſtät des Königes, gewöhnliche öffentliche Verſammlung. Ihro Königl. Hoheit der junge Prinz Friedrich Wilhelm von Preuſſen, nebſt andern Prinzen und vornehmen Standes Perſonen, beehrten dieſe Verſammlung mit ihrer Gegenwart. Der Herr d'Arget las einen franzöſiſchen Aufſatz der den Titel hatte: Diſſertation ſur la manière d'établir & d'abroger les Loix, in welchem die ſchrecklichſten Geſetze der berühmteſten Nationen alter und neuer Zeiten, mit einer philoſophiſchen Einſicht und Freyheit geprüfet und Vorſchläge zur Verbeſſerung der Geſetze überhaupt angegeben werden, darin eine ſcharfe philoſophiſche Einſicht und eine großmüthige Menſchenliebe ſtark hervorleuchten.

Dieſe Nachrichten ſind alle Freytage, in Berlin, in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung und auf allen Poſt-Aemtern, zu bekommen.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 30. Jenner. 1750.

No. V.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Dresden.

Bey G. L. Walthern iſt heraus gekommen: Les principes des Sciences & des Mathematiques. 1. Alph. 3 B. in 8vo. Die Abſicht des Herrn Verfaſſers war, in dieſem Werk die allgemeinen Wahrheiten, welche die erſten Gründe aller Wiſſenſchaft und aller philoſophiſchen Erkenntniß ſind, ſo abzuhandeln, daß dieſe Grund-Wahrheiten, aus den erſten Quellen der menſchlichen Erkenntniß hergeleitet und bewieſen ſeyn ſollten. Man hat die Wiſſenſchaft dieſer allgemeinen Wahrheiten mit dem Namen der Ontologie belegt. Wir haben verſchiedene Werke von dieſer Wiſſenſchaft, von Weltweiſen verſchiedener Nationen, und man muß insonderheit geſtehen, daß der Freyherr von Wolf, auf die Sätze des Hrn. v. Leibnitz ein wolgerathenes Werk von dieſer Art gebauet habe. Indeſſen iſt nicht zu leugnen daß noch verſchiedenes eines beſſern Lichtes und einer gründlichern Ausführung nöthig habe. Dieſes hat allem Vermuthen nach unſern Hrn. Verfaſſer zu der Ausarbeitung dieſer Anfangsgründe aller Wiſſenſchaften bewogen.

Der Weg den er gewählet hat, gar nichts, als deutliche Begriffe zum Grund ſeiner Beweiſe zu legen, iſt allerdings der beſte zu einer vollkommenen Überzeugung. Allein wir können nicht umhin, einige Anmerkungen über ſeine Methode zu machen, welche zeigen werden, daß der gründlichſte Weg nicht allemal der beſte iſt.

Es iſt bekannt, daß wir von gewiſſen allgemeinen Eigenſchaften der Dinge zwar klare Begriffe haben, die wir aber faſt unmöglich bis zu einer vollkommenen Deutlichkeit bringen können. Ein jeder hat z. E. einen klaren Begriff von der Zeit, von dem was man das Seyn, oder die Exiſtenz nennt, von dem Ganzen, dem Theil, der Einheit, der Menge u. ſ. f. Will man dieſe Begriffe ganz deutlich machen, ſo findet man faſt unüberwindliche Schwierigkeiten. Was iſt Seyn? Kluge Weltweiſen werden einſehen, daß wir nothwendig ſehr ofte bey klaren Begriffen müſſen ſtehen bleiben, und daß dieſelben auch würklich zu aller nöthigen Erkenntniß hinlänglich ſind. Um zu wiſſen, daß ich bin, brauche ich keinen deutlichen Begriff von dem Seyn. Um gewiß zu ſeyn, daß das Ganze gröſſer iſt, als ein Theil davon, brauche ich keinen deutlichen Begriff vom Ganzen zu haben, und wenn ich ihn auch nach vieler Mühe erhalten habe, bin ich von demſelben Satz deswegen nicht kräftiger überführet. Man thut alſo ſehr wohl, daß man die allgemeinen Säze, deren Gewißheit ein jeder Menſch auch aus den undeutlichen Begriffen ſiehet, als Grundſäze annimmt, die man nicht beweiſen darf. Dieſes hat dem Hrn. Verfaſſer nicht gefallen. Er will, daß alles bewieſen ſey, daher erkläret er auch alle undeutliche Begriffe, die er gebrauchet hat. Wenn wir nach der Wahrheit ſprechen ſollen, ſo müſſen wir ſagen, daß er die Genauheit zu weit getrieben, und damit gar nichts ausgerichtet hat. Seine Methode hat ihn auf unendliche Subtilitäten geführet, daher ihm kein Menſch folgen wird. Wir wollen eine Probe davon geben. Um den Saz, den kein vernünftiger Menſch läugnet, daß das Ganze gröſſer iſt, als ein Theil davon, zu beweiſen, muß er eine deutliche Erklärung des Ganzen geben. Die giebt er alſo: Das Ganze, oder die zuſammengeſezte Art, iſt eine Art, welche viele andere in ſich begreiffet, von denen keine die andere iſt, noch ſie in ſich begreift, und die alle ſo ſind, daß eine jede Sache, die ſie alle begreift, dieſe Art ausmachet oder begreiffet. Eine jede von dieſen Arten ſezet das Ganze zuſammen, und alle zuſammen erſchöpfen es. Von der Exiſtenz giebt der Hr. Verf. dieſe Erklärung: Eine Sache exiſtirt, wenn ſie eine Eigenſchaft hat, ohne daß man eine andere voraus ſeze, die den Grund jener in ſich hält. Von dieſer Art ſind alle ſeine Erklärungen, und wenn wir ſie alle als richtig und gründlich gelten laſſen, ſo ſehen wir nicht, daß dadurch der Wiſſenſchaft ein groſſer Dienſt geſchehen ſey. Wir müſſen faſt eben dieſes von ſeinen Säzen ſagen. Sie ſind ſo vorgetragen und oft ſo lang, daß niemand im Stand iſt, ſie zu behalten. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß viele ſchöne Säze, die bis dahin noch nicht ſind entwikelt worden, in dieſem Werk enthalten ſind, und wir würden vielleicht mehr ſchönes und neues darinnen gefunden haben, wenn wir die Standhaftigkeit beſäſſen, dieſes Buch ganz zu leſen und zu unterſuchen. Wir überlaſſen es andern, die höher denken können, vielleicht würdigen Weſen von einer höhern Art, als die menſchliche iſt, ihre Ontologie nach dieſer Methode ſchreiben. Für Menſchen iſt ſie wirklich zu hoch und zu abſtrakt. Dieſe Art, die Grundſäze zu beweiſen, kommt uns eben ſo vor, als wenn die Menſchen von keinen körperlichen Dingen urtheilen wolten, bis ſie dieſelben durch die beſten Vergröſſerungs-Gläſer betrachtet hätten. Es iſt offenbar, daß uns undeutliche Begriffe in ſehr vielen Dingen ganz hinlänglich ſind.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Hr. Verfaſſer, der berühmte Franz. Prediger in Leipz. Mr. Coste, wie man ſagt, zwanzig Jahr über dieſem Werk zugebracht habe.

Hannover.

Betrachtungen über die weiſen Abſichten GOttes bey den Dingen, die wir in der menſchlichen Geſellſchaft und der Offenbarung antreffen, von Johann Friedrich Jacobi, Prediger an der Creuz-Kirche in Hannover, dritter Theil, in Förſters Hofbuchhandlung, 1749.

Dieſer ganze Theil enthält nur eine einzige Betrachtung. Der Hr. Verfaſſer ſucht darin die Abſichten GOttes bey den guten und widrigen Verhängniſſen, die mit den Handlungen der Menſchen keine nothwendige Verbindung haben, zu entdecken, und iſt bemühet, zu erweiſen, daß ſolche auf die Gemüthsverfaſſung der Menſchen ihr Abſehen haben, und daß bey denſelben die Abſicht GOttes ſey, das Reich der Tugend aufs möglichſte zu erweitern. Wir ſtimmen ſeinen Lehren gerne bey, auch bey den Verhängniſſen, die wir dem Glük und dem ungefehren Zufall zuſchreiben, Abſichten eines höhern Weſens zu erkennen.

Sie haben mit andern vernünftigen Begriffen weit mehr übereinſtimmendes und zuſammenhängendes, als die Meynung der Alten, die das Schickſal von ſeiner göttlichen Regierung haben abhängen laſſen, ja, die wol gar GOtt ſelbſt dem blinden und unvermeidlichen Schickſal haben unterwerfen wollen. Wenn wir nun einmal dieſe Meynung feſtgeſetzet haben, ſo überreden wir uns alsdenn leicht, daß das gütigſte Weſen bey den Begebenheiten, die nicht von unſerer Freyheit abhängen, auf die Glückſeligkeit ſeiner Geſchöpfe, und beſonders der vernünftigen, geſehen habe, und da die wahre und dauerhafte Glückſeligkeit in der Ausübung der Tugend beſtehet, daß er uns durch die Verhängniſſe von den Laſtern habe abziehen, und zur Tugend hinleiten wollen.

Wir wollen den Hrn. Verfaſſer ſelbſt einen Beweis führen laſſen. Da er beweiſen will, daß GOtt bey den Einrichtungen der Erde auf die ſittliche Beſchaffenheit ihrer Einwohner, und die Beförderung der Weisheit und der Tugend geſehen, ſo führet er an: der Schöpfer habe bey Zuſammenſetzung der Cörper auf Ordnung und Schönheit geſehen, und die Natur ſo eingerichtet, daß ſie bey den Cörpern die Regeln der Ordnung und Schönheit aufs möglichſte beobachte; er ſey ein Weſen, welches eine ſolche Neigung zur Ordnung habe, daß die größten Cörper der Welt ihre angewieſene Plätze auf das genaueſte behaupten, aus ihrer Bahn keinen Schritt weichen, und ihren Weg auf Minuten und Secunden zurück legen müſſen; er ziere die Cörper, und mache ſie zu Muſtern einer unendlichen Weisheit, und ſtelle ſie in der ſchönſten Pracht vor uns dar; er äuſſere bey den Cörpern, ſo zu ſagen, den reinſten und feinſten Geſchmack. Aus dieſem läßt er uns urtheilen, ob es möglich ſey, zu begreifen, daß GOtt bey den Geiſtern, als den vornehmſten Geſchöpfen, auf keine Ordnung habe achten, daß er bey den Geiſtern gleichſam ohne Empfindung, ohne Gefühl geweſen, und ſich um die Schönheit der Geiſter im geringſten nicht habe bekümmern ſollen. Ein Beweis, der für diejenigen ſehr geltend iſt, welche wiſſen, daß die Tugend ſelbſt nichts anders, als Ordnung und Harmonie ſey, und daß ſie einem Geiſte die größte Schönheit zuwege bringe.

Der Hr. Verf. macht in ſeiner Betrachtung eine ſehr weitläuftige Ausſchweifung. Es wird aber dem Leſer ſehr leicht ankommen, ihm ſolche zu vergeben. Er will die Einwürfe widerlegen, die ſeinen Lehren können gemacht werden. Unter allen ſind aber diejenigen die ſtärkſten, die der Verfaſſer der Fabel von den Bienen auf eine ſo witzige Art vorgetragen hat, welcher behauptet, daß die Laſter die Welt nicht unglücklich machen, ſondern vielmehr zum Wohlſeyn der Welt nothwendig ſind.

Aber wird zuerſt gezeiget, daß der Verfaſſer der Fabel von den Bienen von der Tugend und vom Laſter ganz falſche und unrichtige Begriffe gehabt habe. Und dis geſchicht mit ſo vieler Aufrichtigkeit und Beſcheidenheit, als wir von einem Gegner wider einen ſo witzigen Scribenten nur irgends erwarten können. Der Verfaſſer der Fabel von den Bienen ſetzt nemlich die Tugend in einer Verleugnung ſeiner ſelbſt, und glaubt, daß ohne ſelbige keine Tugend beſtehen könne. Er treibt aber dieſe Verleugnung ſo hoch, daß ein Tugendhafter den natürlichen Trieben z. E. dem Triebe zur Ehre, dem Triebe zu allerhand ſinnlichen Ergötzlichkeiten ganz und gar abſterbe, ſo daß es ihm gleich viel iſt, ob er zu Fuſſe gehe, oder in einem Wagen fahre, ob er in einem ſchlechten Hauſe, oder einem prächtigen und ſchönen Hauſe wohnet, ob er ein wenig Brod oder Leckerbiſſen eſſe, ob man ihn bewundert, oder ihm was Böſes ſaget. Man iſt ſchläfrig und zufrieden mit dem was da iſt. Man

Dieſ

denkt auf nichts neues, man ſucht keine Ehre mehr. Man ſchläft auf Stroh und iſſet Eicheln.

Hiebey kan der Hr. Verfaſſer ſich nicht enthalten, zu ſagen: Ich wünſchte, daß ich hiebey ſagen könte: wer hat denn jemals unter den Weiſen und Chriſten eine ſolche Tugend gelehret, und den Menſchen angeprieſen? So dreiſt aber darf ich nicht ſeyn. Es liegen gar zu viele Schriften, ſo wol von heidniſchen Weltweiſen als chriſtlichen Sitten-Lehrern vor Augen, darin auf eine ſolche Tugend gedrungen wird. Man hat Predigten und Geſänge genug, die von den Gütern dieſes Lebens und von den Ergötzlichkeiten der Sinne, als von ſolchen Dingen reden, die nur für eitle Kinder der Welt gehörten. Den leiblichen Gütern wird gar aller Wehrt abgeſprochen, und das Chriſtenthum als eine Sache vorgeſtellet, dabei man faſt nichts, als Traurigkeit finde, und Elend habe, und lebendig todt ſey. Man häuft alles zuſammen, was die erſten Prediger des Chriſtentums von den auſſerordentlichen Trübſalen der damaligen Zeit geſaget, und ſchildert darnach den Zuſtand eines Chriſten überhaupt ab.

Nächſt dieſem zeiget der Hr. Verfaſſer, was eigentlich der Menſch, und was wahre Tugend ſey. Der Menſch iſt mit allerhand Trieben verſehen, die in ſeine Natur geleget ſind. Er hat einen Trieb zum Leben, vergnügt zu ſeyn, ſeine Sinne zu ergötzen, mit andern umzugehen, ſeines gleichen zu erzeugen und zu erziehen, von andern geliebt und geehret zu werden. Der Menſch hat auch gewiſſe heftige Abneigungen. Er ſcheuet den Tod, den Schmertz, den Verluſt ſeines Eigentums, die Schande und dergleichen. Dieſe Triebe ſind an und vor ſich gut und nohtwendig, und eben dieſe Triebe machen uns einer Glückſeligkeit fähig. Sie ſind aber groſſen Unvollkommenheiten unterworfen. Dieſer und jener kan zu heftig werden, und einen andern zu ſtark niederſchlagen, und unrichtige Vorſtellungen können ſie auf unrechte Sachen lenken. Der Trieb zur Ehre kan z. E. zu heftig werden, und alsdenn erhebt man ſich über andere, daß man ihnen verhaßt wird. Kommt dieſer Irrtum hinzu, daß man geehrt zu ſeyn glaubt, wenn man koſtbare Kleider träget, prächtige Gaſtmale giebt, und viele Bediente hält: ſo kan man ſich durch denſelben dahin verleiten laſſen, daß man das Seine verſchwendet, von andern aufborget, und ſelbige betrüget, endlich aber das Seine verlaſſen, und mit ſeinen Kindern darben muß. Die Tugend eines Menſchen beſtehet darin, daß er dieſe Triebe unter das Regiment der Vernunft bringe, und ſie in eine ſolche Uebereinſtimmung und Gleichförmigkeit ſetze, daß keiner weder mit ſich ſelbſt noch mit den übrigen ſtreite, und ſie insbeſondere dem erſten und vornehmſten Triebe, nemlich dem unaufhörlichen Triebe zu einem vergnügten Leben zu ſtatten kommen. Sie hebt alſo die natürlichen Triebe nicht auf, ſondern mäßiget nur die allzuheftigen, ſtärket diejenigen, die gar zu ſchlaff ſind, und lenket ſie überhaupt auf das Gute. Und dieſe beiden Stücke, wenn wir unſere natürlichen Triebe durch beſſere Vorſtellungen der Vernunft mäßigen, daß ſie nicht in eine ausſchweifende Heftigkeit gerathen, oder ſie ſtärken, und ſie von thörigten und ſchädlichen Dingen ab und ſo lenken, daß dadurch die gemeine und unſere eigene Wolfart befördert, Mißvergnügen aber und Schmertz und Elend abgewendet werde, machen dasjenige aus, was man die Verleugnung zu nennen pfleget.

Dieſe Zubereitungen werden den Leſer ſchon urtheilen laſſen, was er ſich von dem Hrn. Verfaſſer in ſeiner Widerlegung zu verſprechen habe. Er wird ihn hieraus als einen Kenner einer vernünftigen und männlichen Tugend erkennen können, und er wird ihn, wenn er alle einzelne Gegengründe mit ihm durchgeht, als einen eben ſo groſſen Freund derſelben lieben müſſen.

Fortſetzung über die Versarten.

Wir wollen nun, nach rechte Pindariſcher Art, zu unſerm Lyriſchen Dichter zurück gehn, deſſen wir im 1. und 2ten Stück gedacht haben. Dieſer hat ſeine Ode dem Frühling ohne Reime, und in einem neuen Sylbenmaße geſchrieben. Von einer ſolchen Ode fodert man, ſie ſoll wie ein Diamant ſeyn. Der kleinſte Ritz, den man in einer Marmortafel nicht ſieht, verdirbt hier ſchon die ganze Schönheit. Weil der Reim hier fehlt, der uns oft Vergebung ſchafft: ſo will man durchaus nichts hören, was nicht im höchſten Grade gut iſt. Nichts überflüßiges, nichts mattes, den gröſſeſten Wohlklang, die beſte Art und den beſten Ort etwas zu ſagen. Wir wollen eine Probe aus der Frühlings-Ode anführen.

Fangt an, ich glühe bereits, fangt an, holdſelige Saiten,
Entzückt der Echo begieriges Ohr!
Tönt ſanft durchs ruhige Thal. Da ſehn aufmerkſame Nymphen,
Nur halb durch junge Geſträuche bedeckt.

Wer kommt vom Hügel herab, dem Glanz die Stirne beſtrahlet?
Sey Frühling, Zierde der Erde, gegrüßt.
Du kommſt nunmehro, du kommſt: es ſproſſen friſche Violen,
Es grünt der Erde befruchtete Schooß ꝛc.
Mit Blumen jeglicher Art ſind Thal und Berge beſäet.
Voll Stolz auf ihre beliebte Geſtalt,
Bückt ſich doch jede daſelbſt vor dir, du Blume Lyäens,
Die ſüßen Scherzen geheiliget iſt.

Schmückt itzt mein finſteres Haar! wenn du mich, Roſe, bekränzeſt,
So flieht die traurige Sorge davon ꝛc.
Drum iſt die Stille geflohn und herrſcht in wenigen Orten,
Der Lärm regieret im heiligen Hayn.
Bald rauſcht ein frölicher Hirſch durch dichtbelaubte Gebüſche,
Der brüllend ſeine Geliebte beſucht.
Bald ſeufzt, vom Laube gedeckt, Pandions einſame Tochter ꝛc.

Der erſte Vers beſteht aus unſerm obigen Hexameter, der hier einer von den wohlklingendſten iſt, aber immer auf einerley Art, und alſo gleichſam Lyriſch gemacht iſt: der andere iſt ein kurzer, eigentlich Lyriſcher Vers, wozu wir keinen barbariſchen Nahmen aufſuchen wollen. Horaz hat ſchon in einigen Oden den Hexameter und einen Lyriſchen Vers gebraucht, er hat aber dem Hexameter ſeine vortheilhafte Freyheit gelaſſen; darum hat er auch nicht viele dergleichen gemacht: denn eigentlich müßte das Lyriſche Genus ſich immer gleich bleiben, weil es zum Singen erfunden iſt. Unſer Verfaſſer hat in ſein Sylbenmaß einen ungemeinen Wohlklang gebracht, dadurch, daß ſein Dactylus ſo rein iſt, daß er ſich ſtets mit einen Vocal endigt, oder einen Vocal zum Nachbar hat.

Durchzeuch nicht länger, o Nord, verheerend unſre Gefilde,
Entfleuch nach ewigem Eiſe zurück der

Dieſes iſt vortreflich klingend, aber auch ungemein mühſam, weil man gar zu viel unfähige Wörter ausmerzen muß. Ein guter Dichter mag alſo dahin ſehen, daß er es oft nachmache, weil es zum Wohlklange gehört, aber nicht immer, weil wir keinen Vorrath an reinen Dactylen haben. Uns Deutſchen, und uns neuern überhaupt, klingen die Wörter noch nicht wegen zwey aneinandergränzender Conſonanten lang, ſonſt wären wir auch ſchuldig unſer Iambiſches und Trochäiſches

Genus darnach einzurichten. Daß es unſer Verfaſſer aber mit groſſem Fleiß nach dem zärtlichen Römiſchen Ohr ausgearbeitet hat, iſt lobenswürdig, weil das erſte neue Sylbenmaß lieber im Wohlklange zu viel als zu wenig thun muß, damit es Nachfolger bekomme.

Wir wollen uns in die Lyriſche Versart weiter einlaſſen, und dieſer ganze Diſcurs mag eine Vorerinnerung ſeyn, zu dem Heldengedicht Meßias, und zu den neuen Lyriſchen Gedichten in den Bremiſchen Schriften, oder zu dem, was vielleicht künftig in dergleichen Sylbenmaße herauskommen ſollte. Man hat ſchon einige Verſuche gemacht Horazens Genera nachzuahmen, dergleichen iſt dieſes:

Scribēris Vāriō fōrtis ĕt hōstium
Victor Mæonii carminis alite
Quam rem cunque ferox navibus aut equis
Miles, tē dūcĕ, gĕsserit.

Frēund dēin Thirſis ūnd dū hüpftēt ſchōn dāzūmāl,
Auf die Blüte des Weins; Freunde wir taumelten
Ihr am Weinſtock herum, weil euch ſchon dazumal
Bacchus Ōdĕm bĕgēiſtĕrtĕ.

Dieſes Genus wird der deutſchen Sprache ziemlich ſchwer. Unſre angeführte Strophe iſt indeſſen überaus wohlklingend, aber auch alle übrigen Strophen ſind es weniger. Die Urſache iſt, wir müſſen jede Zeile lang anfangen, auch ſo gar jede andre Hälfte nach dem Abſchnitt lang anfangen, und hinten mit einem Dactylus ſchlieſſen, der ziemlich rein ſeyn muß, und wovon wir keinen Ueberfluß haben. Unſre Imperfecta und Comparativen und Superlativen ſind meiſtens dactyliſch. Wir haben gleich zwey Imperfecta in der obigen deutſchen Strophe: taumelten, begeiſterte; und das Wort dazumal, wird zweymal wiederhohlt. Um nun nicht immer auf ähnliche Weiſe den Vers zu ſchlieſſen, muß man ſich nach allen andern Dactylen in der Sprache umſehen und dennoch ſelten einen Schluß-Dactylus aus zwey Worten zuſammenſetzen. Es fragt ſich, ob wir dieſes Genus nicht, wie oben den Hexameter, für unſre Sprache bequem machen können? Wir können es, wenn wir nur mit einer kurzen Silbe, welche die deutſche Sprache ſo oft zum Anfange nöthig hat, die andre Hälfte unſres Verſes anfangen wollen:

Damon, Thirſis und ich umtaumelten dazumal
Schon die Blüte des Weins. Ihr Götter! wie taumelten
Wir am Weinſtock umher, indem uns ſchon dazumal
Baſareus Odem begeiſterte.

Man ſieht leicht, warum man die kurze Sylbe nicht forn angebracht hat, weil ſich das Ende des vorigen Verſes ſchon mit zwey kurzen Sylben ſchließt, wodurch ſich drey kurze zuſammen häuffen würden, welche keinen Wohlklang machen, das Ohr ſoll Richter ſeyn. Alſo muſte die kurze Sylbe vor die andre Hälfte des Verſes geſetzet werden, hier verdirbt ſie nichts vom Wohlklange, ſondern verbindet beyde Hälften des Verſes würklich beſſer, als es zwey lange Sylben thun. Der letzten kurzen Zeile haben wir einen Dactylus vorgeſetzt. Dieſe Veränderung gehört nicht zur Hauptſache. Wir haben ſie gemacht, um anzudeuten, daß ſich der dritte Vers nicht habe aufhalten können, ſondern gleichſam wie ein Strom in die vierte Zeile mit lauter Dactylen geloffen ſey: auch zugleich den Dichtern ein Beyſpiel zu geben, die lateiniſchen Versarten nach ihrem eigenen Gehör und nach ihrer eigenen Sprache [illegible]. Wir [illegible] uns hier Gränzen ſetzen, um unſern übrigen Leſern nicht zu misfallen. Den Poeten [illegible] wenigſtens ein Anlaß gegeben, weiter und beſſer nachzuforſchen.

Fortſetzung

Fortſezung des Artickels von dem II. Theil der Histoire Naturelle generale & particuliere.

Wenn man bey der Natur-Hiſtorie der beſten Methode folgen wolte, ſo müßte man ohne Zweifel von den einfacheſten Dingen, nämlich von dem Steinreich anfangen, weil dieſes die Materialien enthält, woraus die Arten der übrigen Reiche zuſammengeſetzt werden. Wer die verſchiedenen Arten des Mineralreichs nicht kennt, der wird ſehr viele Sachen, die zur Hiſtorie der Pflanzen und Thiere gehören niemahlen recht begreiffen können. Die Verwandlung der Speiſen in ſo viele Arten animaliſcher Säfte, kann ohne eine tiefe Einſicht in das Mineralreich nicht erkläret werden. Wir kennen aber noch keinen Geſchichtſchreiber der Natur, der ſeine Abſichten ſo weit ausgedehnet hätte. Man iſt insgemein damit zufrieden, daß man die äuſſerliche Geſtalt der natürlichen Arten beſchreibt und einen allgemeinen Begriff von ihrer Natur giebt, alsdenn hat man freylich nicht nöthig von den erſten Gründen anzufangen. Der Hr. v. Buffon fängt die Natur-Hiſtorie von der fürnehmſten Art, von dem Menſchen, an. Nachdem er von der Zeugung überhaupt gehandelt, giebt er uns die natürliche Hiſtorie des Menſchen, von welcher wir in dieſem II. Theil den erſten Abſchnitt leſen.

Der Hr. B. handelt erſtlich von der Natur des Menſchen, von der Gewißheit des Daſeyns der Seele, von dem Urſprung der Begriffe und der Erkenntniß. Er vergleicht darauf den Menſchen mit den Thieren, und ſtimmt dem Des-Cartes bey, der die Thiere für bloſſe Maſchinen gehalten und ihnen das einfache Weſen, das wir die Seele nennen, abgeſprochen hat. Seinen Hauptgrund nimmt er von der Gleichförmigkeit ihrer Handlungen her. Er ſagt, daß alle Thiere von einer Art alle ihre Verrichtungen vollkommen gleichförmig machen. Das Neſt, das eine Schwalbe baut, iſt ſeiner Meinung nach eben ſo, wie die ſind, ſo alle andre bauen. Daher glaubt er, daß ihre Verrichtungen von einem bloſſen Mechaniſmus des Leibes herkommen, da hingegen die Menſchen Verſchiedenheit und vielerley Geſchmack in ihre Wercke bringen. Wir können aber mit groſſer Zuverſicht antworten, daß der Hr. Verf. die Sache nicht genug überlegt habe. Die Gleichförmigkeit iſt bey dem Menſchen auch, nämlich in ſolchen Handlungen, die man Natürliche nennet, und die weder von der Erziehung noch von der Ueberlegung herrühren; hingegen findet man bey den Thieren auch die Verſchiedenheit der Handlungen ganz offenbahr. Kann man nicht den Thieren eine Erziehung geben, die ſie gewöhnet viele Sachen anders zu thun, als andre von ihrer Art? Es iſt neben dieſem eine bekannte Sache, daß auch Thiere, die niemalen der menſchlichen Zucht unterworfen geweſen, ſich bey einerley Gelegenheit ſehr verſchieden bezeigen. Wovon viele Exempel anzuführen wären. Daß alſo der Schluß des Hrn. B. nicht gilt.

Nach dieſer allgemeinen Beſchreibung handelt der Hr. B. von der Kindheit der Menſchen. Er giebt ſehr gute Anleitung, wie die Kinder in ihrer erſten Lebenszeit müſſen gehalten werden, und verwirft mit Recht viele Gebräuche die in Frankreich und auch in Deutſchland zum Schaden der kleinen Kinder überhand genommen. Als das Säugen durch Ammen, das ſtarke Einwickeln, das heftige Wiegen und dergl. Er hat eine Meinung, die er aus ſeiner Theorie der Erzeugung herleitet, die den neuern Weltweiſen nicht gefallen wird. Er meint, daß die Würmer in dem Magen der kleinen Kinder aus der Milch können erzeuget werden, weil ſie ſehr viele ſolcher Theilchen hat, die zur Zeugung nöthig ſind. Wir ſind überzeuget, daß der Hr. B. dieſes nicht genug überlegt hat, denn es ſtößt ſeine Theorie ſelbſt um. Wir ſollen aus

Kühe-Milch, die nur ſolche Theile hat, die ſeiner Meinung nach den Theilchen der Kuh gleichförmig ſind, Würmer gezeuget werden? Man ſiehet alſo, daß er auch für die Erzeugung neuer Arten iſt, und die alte Meinung, die alle vernünftige Weltweiſen unſrer Zeit verworfen, wieder empor bringen will. Denn wenn ſeine Meinung ſtatt hat, ſo können auch aus verfaultem Fleiſch Inſekten erzeuget werden, welches doch aller Erfahrung widerſpricht.

Hierauf handelt der Hr. Verf. von dem Männlichen Alter, oder von der Zeit da beyde Geſchlechter anfangen Mannbar zu werden Er ſpricht von der genauen Uebereinſtimmung derjenigen Theile, darin das Vermögen der Fortpflanzung des Geſchlechts gelegt iſt, mit den übrigen Theilen des Leibes, inſonderheit mit dem Hals und der Bruſt. Weil der Grund dieſer Uebereinſtimmung aus der Zergliederung der Muskeln und Nerven noch nicht kann hergeleitet werden, ſo räth er an, hierinn nicht allzu ſubtil zu ſeyn, ſondern mehr auf die innerlichen Kräfte des Leibes zu ſehen. Er räth faſt ausdrücklich, daß man die qualitates occultas der Alten, wieder einführen ſoll.

Er giebt ſich viel Mühe die eyferſüchtigen Menſchen zu überzeugen, daß ein gewiſſes Zeichen der Keuſchheit junger Frauensperſonen eine bloſſe Chimäre ſey, und man muß geſtehen, daß er dieſes, wenn anders alle angeführten Erfahrungen ihre Richtigkeit haben, gründlich dargethan hat. Darauf handelt er von der Unfruchtbarkeit und ihren Urſachen. Der vierte Abſchnitt enthält die Betrachtung des Männlichen Alters. Er beſchreibt den Menſchen nach allen äuſſerlichen Theilen, und vergleicht ſie mit den ähnlichen Theilen der Thiere. Er ſetzt einen allzugroſſen Unterſchied zwiſchen der Geſtalt des Menſchen und des Affen, den andre Naturkündiger nicht haben können. Er zeiget, daß der Menſch nach Beſchaffenheit ſeiner Gröſſe mehr Kräfte hat, als die meiſten andern Thiere.

Endlich handelt der Hr. Verf. von dem Alter und dem Tode. Es iſt ein allgemeines Geſetz der Natur, daß alle Geſchöpfe auch wieder untergehen, ſie hat ſie deßwegen ſo gebauet, daß ihr Untergang natürlicher Weiſe erfolgen muß. Der Herr Verf. ſucht den Anfang dieſes Unterganges bey dem Menſchen ſchon in dem 35. Jahr, da er anfängt fett zu werden. Wenn alle Theile des Leibes ihre vollkommene Gröſſe und Stärcke erhalten haben, ſo werden die Knochen, die vorher etwas weich waren, ganz hart, daß kein Nahrungs-Saft mehr eindringen kann, die Spannadern und ſelbſt die Häute und Muskeln, fangen auch an hart zu werden, daher ſowol die äuſſerliche, als die innerliche Bewegung, die von der Zuſammenziehung der Häute herkommt, langſamer wird, bis ſie endlich gar die Bewegung verliehrt, und der Todt erfolget. Diejenige, die eine zartere Leibesbeſchaffenheit haben, werden deßwegen älter als andre, und je eher ein Menſch zu ſeinem vollkommenen Wachsthum gelanget iſt, je eher wird er auch natürlicher Weiſe ſterben. Er leitet das lange Leben der Patriarchen daher, daß zu derſelben Zeit alle Nahrung weniger feſte geweſen, und thut ſehr wahrſcheinlich dar, daß der Todt in Anſehung deſſen, was der Menſch dabey leidet, nichts fürchterliches an ſich habe. Zulezt theilet er einige Todtenliſten mit, die den Hrn. Dupré de St. Maur, von der Franzöſiſchen Academie der Wiſſenſchaften zum Verfaſſer haben, und die ſehr ſchön eingerichtet ſind, und woraus unter andern abzunehmen, daß bey nahe nur die Hälfte der Menſchen über 4. Jahre alt wird, indem von 100 Kindern, die in einem Jahr gebohren werden, nicht viel über 50. nur vier Jahre alt werden.

Nachricht. Morgen wird ein beſonderes Blatt, der Anhang zu dieſem Monat, ausgegeben.

Anhang
zu den
Critiſchen Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit
Vom Monat Jenner. 1750.

Halle. Caſper Wilh. v Bork, weyland Königl. Preuß Staats- und Kriegs-Miniſters, ꝛc. Verſuch einer gebundenen Überſetzung des Marcus Annäus Lucanus vom Bürgerlichen oder Pharſaliſchen Kriege aus des wohlſeligen Verfaſſers Handſchrift heraus gegeben, von deſſen einzigem Bruder George Balthaſar v. Bork Sr. Königl. Maj. in Preuſſen bey des Hrn. Generalmajor von Derſchau Infanterie-Regiment beſtallten Hauptmann. Bey Joh. Juſt. Gebauer 1749.

Lucan war bekannter maſſen 27. Jahr alt, als ihm unter Nero die Adern geöfnet wurden. Sein früher Tod deckt eine Menge ſeiner poetiſchen Fehler. Wie er jetzt iſt, kan er den Dichtern dienen, wie Ennius dem Virgil. Denn er iſt voll gut gewählter Gleichniſſe, ſchöner Mahlereyen, und erhabener Ausdrücke. Jedoch die Critiken über ihn ſind ſchon oft geſagt und nachgeſagt worden. Die deutſche Überſetzung läßt ihn ſeine eigenen Fehler verantworten, und gibt ſich ſelbſt für einen Verſuch aus. Seckendorf hatte dieſen hiſtoriſchen Poeten vorlängſt in Reimfreye Verſe überſetzt, ſich aber einen andern Zwang durch Abzählung der Zeilen angethan, und ihn oft undeutlich und ſeine eigne Sprache undeutſch gemacht. Es wäre wol nicht unrecht, wenn wir, nach Art der Franzoſen, die Dichter in eine poetiſch aufgeſchmückte Proſa überſetzten: Wir bereicherten die Sprache nicht weniger mit neuen Wendungen, neugeſchaffenen Ausdrücken, und guten Verfügungen. Der Dichter iſt in ſeiner eigenen Sprache ſchon einmal mit dem Sylbenmaße gebunden worden, warum will man ihm den zweyten Zwang anthun? Er läuft Gefahr verderbt zu werden. Man ſpare den feyerlichen Klang des Verſes, zu eigenen Ausarbeitungen. Einen guten Dichter, der an ſeinem Werk ſeine meiſte Lebenszeit gearbeitet hat, eben ſo vortreflich in Verſe zu überſetzen, dazu gehört, daß man eben ſo groß ſey, als er, eben ſo lange arbeite als er, und vielleicht die Hälfte von ſeinem Ruhm erhalte. Welcher Scribent, der ein ſchönes Original werden kan, wird dazu demüthig genug ſeyn?

Noch die poetiſche Proſa koſtet Arbeit, klingend und harmoniſch, wie des Cicero und Demoſthenes Reden, zu ſeyn. Lucan gehöret nicht unter die Meiſterſtücke des menſchlichen Witzes, alſo wäre es Schade, daß man ihm einen groſſen Theil ſeines Lebens aufopferte, aber eine ſchöne proſaiſche Überſetzung könte ihn deutlicher machen, ihm ſeine gute Seite gut laſſen, und die ſchlechte verbeſſern; denn auch dieſes muß man einem Überſetzer nicht übel nehmen, der für den guten Geſchmack ſeines Vaterlandes, für die artigen Hofleute, und für die witzigen Damen überſetzt.

Leipzig. Holbergii L. B. Epigrammatum libri ſeptem, ed. nova. Hafniæ & Lipſiæ 1748. 8.

Es ſcheint, daß der Hr. Verfaſſer in ſeiner Jugend ſich zum Zeitvertreibe oder zur Erlernung der lateiniſchen Sprache, die ähnlich klingenden Wörter aufgezeichnet habe, Magnetes, magnates: clavis, clava: Jus die Suppe, Jus das Recht: ingleichen die Phraſes, die einen Doppelſinn haben können, als omnem lapidem movere und dergleichen. Als er hierauf nach etlichen Jahren Liebe zur Poeſie bekommen, hat er unter dieſen Wörtern eine Aehnlichkeit geſucht, und ſie zur Übung in ein Paar lateiniſche Verſe gebracht. Das ſiebende Buch enthält alle den unſchuldigen Witz, den man beym Bibelleſen in der Schule über den Nebucadnezar, Jonas ꝛc. haben kan. In der That, es iſt keine Sammlung von Sinnſchriften, ohne kleine Gegenſätze und Wortſpiele vom Martial an bis zum Owen zu finden. Martial ſagt im 17ten Sinngedicht:

> Sunt bona, ſunt quædam mediocria, ſunt mala plura,
> Quæ legis hic, aliter non fit, avite, liber.

Wir könnten den Hrn. v. Holberg alſo auch auf dieſe Art entſchuldigen, wenn nur das zehnte Sinngedicht mittelmäſſig, und das zwanzigſte recht gut wäre. Aber unſere erſte Entſchuldigung iſt beſſer. Es iſt auch nicht glaublich, daß er ſeine Sinngedichte itzo noch billigen, oder den Nahmen eines Däniſchen Ovens begehren ſolte.

Hannover. Die unſchuldigen Diebe ein Schäferſpiel in einem Aufzuge. Hannover. 1749. 8.

Die Schäferſpiele ſind ſeit kurtzer Zeit unſeren Poeten ſehr leicht geworden. Sie glauben ihre Ziegen ſo gut melken zu dürfen, als Virgil und Theocritus. Wir haben die Schäferſpiele den Italiänern zu danken; die Alten haben es bey kleinen dramatiſchen Erzählungen bewenden laſſen; vielleicht weil ſie die Schwierigkeit wohl einſahen, hierin weitläuftig zu ſeyn. Wir müſſen unſern meiſten Dichtern den ſatyriſchen Tractat des Riſus, vom natürlichen in Schäfergedichten anpreiſen, bis wir auf dieſer Seite eine Verbeſſerung ſehen. Vielleicht wären auch die Schäferſpiele zu Operetten nicht ungeſchickt, weil die Schäfer ſchon ihrer Natur nach, ſingen und ſpielen.

Helmſtädt. Recentiorum Poetarum Germanorum carmina latina ſelectiora, ex recenſione M. J. T. Rœnickii. Helmſtadii. 1748.

Dieſe Gedichte werden in Heroiſche und Lyriſche, in Elegien und Epigrammen eingetheilet. Unter den mehreſten ſtehn die Nahmen: Noltenius, Murus, Muhlius, Kruſicke, Cröger, und des Herausgebers Nahme ſelbſt. Wir finden auch Leibnitzens Gedicht auf den Tod Johann Friederichs, Hertzogs zu Braunſchweig-Lüneburg, und A. G. Baumgartens, auf die Krönung des jetztregierenden Königs von Preuſſen, und noch etliche wenige, die dieſer Sammlung einigen Wehrt geben. Die Kenner mögen ſelber ſehen, wie hier die alten lateiniſchen Dichter nachgeahmt ſind, und ſich vergnügen, wenn ihnen einige Stellen derſelben wiederum ins Gedächtniß gebracht werden.

den. Ein neuer Poet leiſtet hierinn ſelten mehr, ja oft iſt dieſes ſein einziges Verdienſt, daß er nicht wider die Grammatic und wider das Sylbenmaß geſündigt hat. Es ſind uns in dieſer Sammlung auch Verſe in die Augen gefallen, worinn einige Buchſtaben eines Hauptes gröſſer ſind, als ihre Mitbrüder, und, wie die Zeit, ein Stundenglaß in der Hand zu haben ſcheinen. Wir nennen ſie Chronogrammata, in welchen die Römiſchen Buchſtaben halb Zahlen und halb Buchſtaben bedeuten, die den Deutſchen von Addiſon ſpöttiſch genug vorgeworfen ſind, deren wir uns aber noch nicht zu ſchämen anfangen wollen. Auch finden wir etliche Wortſpiele: z. E. Sine felle poeta iſt Joach. Fellerus. Vermuthlich wollen einige von den Verfaſſern dieſer Gelegenheitsgedichte ſolche nicht für ihre Meiſterſtücke gehalten wiſſen, und würden ſie ſelber in keiner auserleſenen Sammlung aufbewahrt haben, und dieſes allein vertheidigte ihren guten Geſchmack.

Hannover. D. P. G. Werlhofs Gedichte. 1749. 8.

In dieſen Gedichten leſen wir unter andern einige Spöttereyen über das Carnaval, und Erzählungen, wovon die kürzeſten ſind:

Der alte Styl.

Ein guter Mann verjüngte ſeine Frau,
Und ſchätzte ſie von neun und dreyßig Jahren,
Ey! ſprach ein Freund, ſolch Alter macht nicht grau,
Und pflegt die Stirn noch glatt zu ſparen.
Freund! ſprach der Mann, du weiſt den Almanach:
Der alte Styl folgt ſtets eilf Tage nach:
Warum nicht ſo viel Jahr, zum Troſt betagter Kinder!
Wer ſechzig hat, zählt gern eilf Jahre minder
Ihr jungen lacht! Ich wünſch euch ſolchen Mann,
Der auch dereinſt, bey dauerhafter Ehe,
Wo nur die Schönheit bleibt, die nicht veralten kann,
Mit holdem Aug euch ſtets verjüngert ſehe.
Die Zeit entflieht, die Jugend hat ihr Ziel.
O! braucht ſie recht, des Alters Wohl zu ſtiften.
Es ſtemmt und ſchreibt, mit unauslöſchbarn Schriften,
Auf eure Stirn, nach wahrem Styl.

Die gelehrte Frau.

Jüngſt ſprach Anſelm, der Mann, zu ſeiner klugen Anna,
Die den Petrow im Grundtext lieſt:
O lieſ mir fein das Büchlein von Suſanna,
Das iſt ein Werck draus güldne Lehre fließt,
Nein, ſprach ſie, mir gefällt die Aleyſia.
Suſannen glaub ich nicht: das ſind Apocryphä.

Ich ſage nichts dazu. Sprach ich als Silbenrichter,
So hieß es auch von mir: der apocryphiſche Dichter!

Der Hr. Verfaſſer iſt ein groſſer Arzt und ein wahrer Menſchenfreund, wie der Hr. von Haller in der Vorrede ſagt, welches gröſſere Titel ſind, als ein Meiſter in der Poeſie zu heiſſen, welche er nur als ein beluſtigendes Nebengeſchäfte treiben kan.

Leipzig. Nobilis Virginis *Annæ Mariæ* a Schurman Opuscula Hebræa, Latina, Græca & Gallica: prosaica & metrica. Recensuit, animadversionibus instruxit, additaque præfatione denuo emisit Traugott.

Chriſt. Dorothea Læberia. P. L. C. Regiæ Societati Teutonicæ quæ Gottingæ floret, adſcripta. Lipſ. impenſis Mülleri. 1749. Nebſt dem Bildniß der Verfaſſerin.

Wir leſen hier Lateiniſche und Franzöſiſche, in Proſa und in Verſen abgefaſte, ingleichen Griechiſche und Hebräiſche Briefe, die meiſtentheils freundſchaftliche Ehrenbezeugungen in ſich enthalten, und wegen der zierlichen Art ſich auszudrücken, wegen der fremden Sprachen und wegen der Feder, die ſie geſchrieben hat, geſammlet worden ſind. Die Schurmannin hätte eine Sprachlehrerin werden müſſen, denn ſie verſtand eine ungeheure Menge Sprachen. Es iſt wahr, wenn alle dieſe Gelehrſamkeit ein Mann beſitzt, ſo wird man ſeinen Nahmen darum nicht verewigen; aber an einem Frauenzimmer bewundert man dieſen ungewöhnlichen Fleiß. Wir wollen die Damen von den ſchönen Wiſſenſchaften dadurch nicht abſchrecken, daß wir ihnen das Hebräiſche Briefmachen anbefehlen. Wir empfehlen ihnen nur die beſten Muſter in den Werken des Geiſtes zu leſen, und ſich einen feinen Geſchmack zu erwerben. Sie werden ein höheres Vergnügen darinn finden, als in dem Vermögen fremde Sprachen zu reden. Die Franzöſiſche, worinn ſo viele Meiſterſtücke geſchrieben und überſetzt ſind, iſt hinlänglich, ihnen dieſes Vergnügen zu verſchaffen. Wollen ſie ſelbſt etwas ausarbeiten, ſo gehöret noch eine vollkommene Wiſſenſchaft der Sprache dazu, in der ſie ſchreiben wollen. Wir empfehlen ihnen dazu ihre Mutterſprache, damit ſie die Ehre ihres eigenen Volcks werden mögen. Es gehört ferner dazu eine gröſſere Kenntniß der Regeln, und eine höhere Begierde alles zu wiſſen, was die Menſchen gethan, geglaubt und entdeckt haben. Zu einer Dichterin wäre noch wenigſtens die lateiniſche Sprache nöthig, weil darinn die beſten Meiſterſtücke aufbehalten ſind. Sie dürfen indeſſen dieſe Sprache nicht ſelbſt zierlich zu ſchreiben oder zu reden ſich bemühen. Gefällt es ihnen, ein oder mehr neuere Sprachen damit zu verbinden, ſo iſt ihnen nachher nichts leichter, und ſie gebrauchen ſolche nur um die Meiſterſtücke andrer Nationen kennen zu lernen.

Wir haben hiemit alles von ihnen verlangt, was wir von den gröſſeſten Köpfen unſers Geſchlechts fodern könten. Aber unſere Meynung iſt auch, daß das Geſchlecht keinen Unterſcheid machen ſoll. So wär Sappho in der Lyriſchen Dichtkunſt die beſte, und Aſpaſia in dem Vortrage der Weltweisheit.

Halle. Amuſemens philologiques ou melange agreable, &c. 2 Tomes. 1749. 8.

Der Verfaſſer hatte bey dieſem Werck die rühmliche Abſicht, der Jugend ein Buch zu ſchreiben, womit ſie ſich auf eine angenehme und nützliche Weiſe beſchäftigen könnte. Diejenigen, welche Kinder zu erziehen und zu unterrichten haben, haben ſchon ſehr ofte geſagt, daß eine Sammlung artlicher und wohl erzählter Hiſtorien, Beſchreibungen, moraliſcher Charakter, Erzählungen von merckwürdigen Dingen aus der Natur u. ſ. f. von ſehr groſſem Nutzen ſeyn würde, den Verſtand der Kinder zu erweitern, ihr Urtheil zu bilden, und ſie, welches überaus nothwendig iſt, angenehm zu beſchäftigen. Man hat auch, wie bekannt, ſchon viel ſolcher Sammlungen. Bis dahin iſt die ſogenannte Acerra philologica ſtarck gebraucht worden. Gegenwärtiges Werck ſchicket ſich zu bemeldter Abſicht viel beſſer. Es kommen viele ſehr artige Sachen darinn vor, die den Kindern gefallen, und ſie von vielen nützlichen und angenehmen Dingen unterrichten werden. Allein es fehlet dieſer Sammlung auch das, was allen andern fehlet. Die Stücke ſind aus andern Schrifften ſo zuſammen getragen, wie man ſie gefunden hat. Für Kinder gehöret eine beſondere Art des Vortrages, worauf das

allermeiſte

[illegible] aufnimmt. Der erſte Theil iſt unſerm Hofnungsvollen Prinzen Friedrich von Preußen, der ſie ſeinem jüngern Hrn. Bruder zugeeignet.

Dreßden und Leipzig. Klugheit hauszuhalten, oder *Prudentia oeconomica in formam artis redacta*, von *G. A. Hoffmann*, I. 4tes Buch. 8. 1749.

Der Hr. Verfaſſer will in dieſem Theile die Stadtwirthſchafft vortragen. Aus der Abhandlung ſollten wir aber faſt nicht errathen, daß hierinn Regeln gegeben würden, wie in den Städten die verſchiedenen Künſte, Gewerbe und Handthierungen haushälteriſch müſſen getrieben werden, wann der Hr. Verf. es nicht auf dem Titul und auf den Überſchriften der Capittel anzeigte. Eine Wiſſenſchaft und Kunſt muß ſich freilich oft bey einer andern Raths erhohlen, und aus ihr gewiſſe Grundſätze entlehnen. Inſonderheit muß die Oekonomik bey andern Künſten und Wiſſenſchaften Hülfe ſuchen. Ihr müſſen die Naturlehre, die Chymie, die Mechanik und tauſend andere zu Hülfe kommen, wenn ſie anders vollkommen werden ſoll. Wenn wir aber die oekonomiſchen Regeln vortragen, und fremden Wiſſenſchaften ihre Grundſätze abborgen, ſo dürfen wir dieſe alsdenn nicht weitläuftig auseinander ſetzen, und gleichſam zum zweitenmahle abhandeln. In der Oekonomik dürfen wir nicht wiſſen, wie es zugehe, daß durch Hülfe einer Maſchine eine ſchwere Laſt könne aufgehoben werden. Es iſt uns da genug, wenn wir wiſſen, daß wir viele Zeit oder Mühe erſparen, wenn wir uns dieſer Maſchine bedienen. Der Hr. Verfaſſer hat ſich aber hier ſo ſehr in andern Wiſſenſchaften verloren, daß er darüber faſt vergeſſen hat, daß er eine Oekonomik habe lehren wollen. Er hat hier von der Naturlehre, von der Chymie, ja ſo gar von der Antipathie und Sympathie und von der Alchymie ſo weitläuftig gehandelt, daß es das Anſehen hat, als wenn er dieſe Wiſſenſchaften, nicht aber die Oekonomik habe abhandeln wollen.

Diejenigen, die die Oekonomik lernen wollen, werden ſolche hier nicht erlernen; und die die Naturlehre, Chymie und andere Wiſſenſchaften lernen wollen, werden ſolche hier nicht ſuchen.

Es möchte beſſer geweſen ſeyn, wenn der Hr. Verfaſſer ſeine Erfahrungen, die er in dieſen Dingen geſammlet, der Welt nur roh vorgeleget, und es andern ſodann überlaſſen hätte, ſie in die Form einer Kunſt zu gieſſen. Es ſcheinet bey ihm ſchon die Geſtalt einer Kunſt zu haben, wenn nur die Kunſtwörter: *Diviſio*, *Lemma*, und dergleichen den Abſchnitten vorgeſetzet ſind; und er ſtehet vielleicht in der Meinung, daß durch dieſe fürchterlichen Kunſtwörter, gleichſam als durch Schildwachen, aller Unordnung und Verwirrung gewehret werde.

Da der Hr. Verf. die Alchymie für eine ſo gewiſſe Kunſt hält, ſo würden wir ſeiner übrigen oekonomiſchen Regeln haben entbehren können, wenn er uns dis Geheimniß nur hätte offenbahren wollen.

Franckfurt und Leipzig. M. Johann Ernſt Gunneri vollſtändige Erläuterungen und Anmerkungen über das Natur- und Völkerrecht des Herrn Hofrath Daries zweytes, drittes und viertes Stük. 1749. 8.

Der Hr. Verfaſſer hat uns in der Vorrede zu ſeinem erſten Stück hinlänglich entdeckt, was er bey dieſen Erläuterungen für eine Abſicht habe. Er hat der gelehrten Welt ein vollſtändiges Natur- und Völkerrecht mittheilen wollen. Er hat aber geglaubt, daß er einige Vortheile und Erleichterungen erhalten würde, wenn er einen kurtzen Lehrbegrif des Natur- und Völkerrechts zum Grunde legte, und unter allen Lehrbüchern hat er das Natur- und Völkerrecht des Hrn. Darjes für das beſte und vollſtändigſte gehalten, welches er deſfals mit gegenwärtigen Anmerkungen verſehen hat.

Nachdem der Hr. Verfaſſer in dem erſten Stücke den Vorbericht des Natur- und Völkerrechts, welcher von den verſchiedenen und inſonderheit von dem ſittlichen Zuſtande der Menſchen, imgleichen von dem Natur- und Völkerrechte überhaupt und deſſen verſchiedenen Eintheilungen handelt, weitläuftiger erkläret hat, ſo kömmt er in den folgenden Stücken auf das Natur- und Völkerrecht des H. Darjes ſelbſt, und zwar auf den allgemeinen Theil deſſelben. In dem zweyten Stücke wird von den freien Handlungen der Menſchen und ihrer Sittlichkeit; in dem dritten Stücke, von der ſittlichen Verbindlichkeit; und in dem vierten von der Größe der Sittlichkeit gehandelt.

Wir werden alſo durch ziemlich weitläuftige Umwege geführet, ehe wir an das eigentliche Natur- und Völkerrecht ſelbſt kommen. Alles, was bisher noch vorgekommen iſt, gehöret entweder in die Metaphyſik, in die Lehre der Seele, oder in die allgemeine praktiſche Philoſophie.

Gegenwärtige Erläuterungen und Anmerkungen werden für diejenigen gerecht ſeyn, die es gerne ſehen, daß man ihnen förmliche Vernunftſchlüſſe völlig vor Augen leget, und die an ſubtilen und kleinen Eintheilungen und Zergliederungen ihr Vergnügen haben, und darin eine Gründlichkeit zu finden wiſſen.

Altorf. *Heumanni*, Prof. Exercitationes juris univerſi praecipueque germanici, 1749. 4.

Ehe der Hr. Verf. die Abhandlung ſelbſt vornimmt, handelt er kürzlich von den wahren Grundſätzen der teutſchen Rechtswiſſenſchaft, von der Art, die teutſchen Rechte zu ſtudieren, und von den Schwierigkeiten, die bey Unterſuchung des teutſchen Rechts vorkommen, wie man ſolche bey Seite räumen, oder überwinden müſſe.

In den Übungen ſelbſt wird von verſchiedenen beſondern Rechtsſachen gehandelt, z. E. de pubertate teſtamentaria, oder wie alt man ſeyn müſſe, daß man ein gültiges Teſtament machen könne; vom Rechte ſeinen letzten Willen vor Gericht an den Tag zu legen; wie die Obrigkeit durch ihr Anſehen die Kraft eines Teſtaments gleichſam beſtätige, u. a. dergleichen. Der Hr. Verfaſſer ſucht aber hauptſächlich nur auszumachen, was darinn den eigenen Grundſätzen des teutſchen Rechts gemäß iſt.

Unter den Hülfsmitteln, die uns zur Kenntniß der teutſchen Rechte verhelfen ſollen, hat der Hr. Verf. uns auch das natürliche Recht angeprieſen. Wir wiſſen alſo nicht, warum er ſich nicht ſogleich zur Natur wenden, und dieſe um ihren Rath fragen wollen. Wir erfahren zwar auf dieſe Weiſe nicht, was ehedem bey den Teutſchen für Recht gegolten hat, ſondern, was an ſich und zu allen Zeiten recht iſt. Die Natur hat aber für allen Gewohnheiten den Vorzug und die Gewohnheit der alten Teutſchen verdient nicht anders unſere Achtung, als wenn ſie mit den Vorſchriften der Natur übereinſtimmt.

Hamburg. Einleitung zur Schleſwig-Holſteiniſchen Hiſtorie, und zwar Zeit währender Regierung des Oldenburgiſchen Stammes, von Adam Henrich Lackmann, nebſt deſſen Rede, von etlichen Vorurtheilen, als Hinderniſſen, warum eine einheimiſche hohe Schule nicht nach ihrem rechten Werth geſchätzet wird. Sechſter Theil 1750. 8.

Es ſcheinet, daß der Hr. Verf. die Vollkommenheit einer Hiſtorie eines Landes darin geſetzet habe, wenn alle Begebenheiten, die nur irgends öffentlich ſichtbar geworden ſind, und die mit dem gemeinen Beſten nur im mindeſten in einer Verbindung ſtehen, mit der größeſten Genauigkeit erzehlet werden. Wann er eine ſtreitige Begebenheit erzehlet, ſo trägt er einen gantzen Rechtshandel vor, mit allen Gründen, die ſo wol für die Sache, als auch wider dieſelbe ſind. Wir müſſen mit ihm den gantzen Proceß durchgehen, und wir glauben alsdenn nicht in einer Hiſtorie, ſondern in den Acten zu leſen. Daß ein Geſchichtſchreiber die Charaktere ſeiner Helden glücklich ſchildern, und uns in ſolchen die Folge der Geſchichte von weiten gleichſam ſehen laſſen müſſe, daß er ſeine Erzählung mit glücklichen Urtheilen begleiten, oder ſolche der Geſchichte auf eine unſichtbare Weiſe einflechten müſſe, und dieſes alles in einer angenehmen Schreibart. Dis ſcheinet dem Hrn. Verf. gantz unbekant geweſen zu ſeyn; oder, er hat uns auch die Hiſtorie von Schleswig-Holſtein nicht als ein Geſchichtſchreiber erzehlen, ſondern nur als ein Rechtsgelehrter berichten wollen.

Franckfurt am Mayn. Eitel Friedr. v. Herdenk. Des Heil. Röm. Reichs Grundfeſte, oder auserleſene Anmerkungen über den 8ten Art. des Oſnabrüggiſchen Friedenſchluſſes, 9te Auflage. 1750. 8.

Dieſes Buch iſt zu erſt 1660 zu Franckf. am Mayn heraus gekommen, und der eigentliche Verfaſſer deſſelben iſt der ehemahlige Sachſen-Weymariſche Hofrath Rudolph Heyden, welcher auf dem im Jahr 1652. u. ſ. f. gehaltenen Reichstage, und dem im Jahre 1655. angeſtellten Deputations-Tage die Stelle eines Fürſtl. Weymariſchen Secretairs vertreten hat.

Die Abſicht des Verf. gehet hauptſächlich dahin, die Rechte der Reichsſtände und inſonderheit des Fürſtlichen Collegii auf Reichstägen nach Anleitung des 8ten Art. des Friedens-Inſtruments, in ein größeres Licht zu ſetzen.

Das Werck iſt in 3. Stücke eingetheilet. Das erſte handelt von den Präliminarien des Reichstages; das zweyte von dem Anfange, Fortgange und Ausgange eines Reichstages, und das dritte, von denen auf Reichstägen gehörigen, und inſonderheit auf dem im Jahr 1652. ausgeſchriebenen und biß 1654 gehaltenen Reichstage vorgefallenen Sachen.

Der Herr Geheimbde Rath Moſer fället von dieſem Werck das Urtheil, es ſey ſolide und wohl zu leſen. Dis letztere werden wir aber doch nur als gleichlautend mit dem erſten anſehen müſſen. So wie es jetzt bey den Teutſchen noch nicht allzuſehr üblich iſt, bey einer Materie von dieſer Art zugleich auch auf die Reinigkeit der Sprache und auf die Annehmlichkeit des Vortrages mit Acht zu haben, ſo war ſolches noch weniger die Gewohnheit des vorigen Jahrhunderts.

Dieſer Auflage ſind noch beygefüget 1) die Wahlcapitulation des Kayſers Leopold, 2) der Proceſſions und Propoſitions-Actus des jüngſten Reichstages, 3) des Nicol. Chriſt. Freyherr von Lyncker Bedencken über gegenwärtige Grundfeſte. 4) Joh. Heinr. Böhlers Bericht von der Verfaſſung und Reg. des Heil. Röm. R. 5) Des jetztregierenden Kayſers Frantz I. Wahlcapitulation.

In der Vorrede zu dieſer neuen Auflage beweiſet der Hr. D. und Prof Jenicken das Herkommen und die Vorzüge des Fürſtl. Gräfl. Hauſes von Hohenlohe und dis auf eine ſolche Art, als andere die tiefſten Wahrheiten der Mathematik zu beweiſen pflegen.

Halle. Der wegen ſeiner beſondern Stärcke in den morgenländiſchen Sprachen berühmte Herr Simonis, Profeſſor der Geſchichte und Alterthümer an dortigen Königl. Gymnaſio, hat ſich entſchloſſen, denenjenigen zum beſten, deren Pflicht es iſt, die heilige Schrift in ihrer urſprünglichen Sprache zu leſen, eine neue Ausgabe der ebräiſchen Bibel

Ohne

Alten Teſtaments zu veranſtalten. Die Abſicht gehet dahin, daß dieſe Ausgabe nicht koſtbar und doch leſerlich und correct ſeyn möge, welches beyſammen noch an keiner bisherigen Edition anzutreffen geweſen.

Der Halliſche Buchhändler Herr Bierwirth wird den Verlag übernehmen, und er erbietet ſich gegen 16. Gr. Vorſchuß und 1. Rthl Nachſchuß, dieſe Bibel, wie ſie beſchrieben worden, binnen Jahresfriſt zu liefern. Der Herr Simonis verſpricht die Correctur ganz allein ſelbſt zu übernehmen. Die beſten Ausgaben zu Rathe zu ziehen, und wo ſich verſchiedene Leſearten befinden, diejenigen zu wählen, die der Analogie der Hebräiſchen Formen am gemäßeſten ſind. Es iſt eine öffentliche Anzeige von dieſer Bibel-Ausgabe gedruckt, daraus man die Güte des zukünftigen Drucks und Pappiers beurtheilen kann. Sie iſt unter andern auch bey dem hieſigen Prorector des Cölniſchen Gymnaſii Herrn Solbrig zu bekommen, bey welchem auch Vorſchuß angenommen, und ein Schein darüber ausgetheilt wird. Das Format iſt klein Median-Octav, und der Druck wie ohngefehr in der Ausgabe Clodii. Zugleich verſpricht der Hr. Profeſſor Simon auch ein neues bequemes und wohlfeiles Hebräiſch-Chaldäiſches Manual-Lexicon, davon aber der Preis und übrigen nähere Umſtände noch nicht bekannt gemacht worden. Liebhaber der morgenländiſchen Sprachen wünſchen dem Herrn Profeſſor Leben und Kräfte, ſeine rühmlichen Vorſätze nacheinander auszuführen.)

Nachrichten.

London. Der berühmte Mechanicus Short, ſoll einige ſehr große und ſchöne Gregorianiſche Teleſcopia verfertiget haben, die bey ihm zu kauffen ſind. Unter andern eines von 12. Fuß, von einer außerordentlichen Würckung. Durch dieſes ſoll man ſeit einiger Zeit einen Planeten um die Venus beobachtet haben. Man thut hinzu, daß dadurch auch einige bis dahin ganz unbekannte Planeten aus einem andern Syſtemate ſolari geſehen werden.

Petersburg. Die Academie der Wiſſenſchaften hat nunmehr auch beſchloſſen, den Gelehrten jährlich eine wichtige Frage aus den Wiſſenſchaften vorzulegen, auf deren richtigſte Beantwortung ein Preiß von 100. Ducaten geſetzet iſt. Dißmal iſt die Frage: Ob die Ungleichheiten, die man in der Bewegung des Mondes beobachtet, der Newtoniſchen Theorie gemäß ſeyen oder nicht? Und welches die wahre Theorie ſey, daraus dieſe Ungleichheiten erkläret, und der Ort des Mondes auf jede gegebene Zeit genau könne beſtimmet werden. Die Gelehrten aller Nationen können ihre Kräfte hierüber verſuchen, und ihre Aufſätze vor dem 1ten Jenner 1751. an den Preſ. der Academie, Hrn. Gr. von Raſumowsky einſchicken. Sie müſſen in Rußiſcher, Deutſcher, oder Franzöſiſcher Sprache geſchrieben ſeyn.

Berlin. Man hat ſeit einiger Zeit eine beſondere electriſche Krafft an einem Stein wahrgenommen, welche bekannt zu werden verdienet. Der Stein ſcheinet ein ſehr dunkeler Topaß zu ſeyn. Wenn er auf Kohlen warm gemacht wird, ſo ziehet er alle leichten Körper mit großer Kraft an ſich, und ſtößt ſie auch wieder fort, wie ein ſtarck electriſirter Körper. Dieſe Eigenſchaft ſcheinet dieſer Art Stein beſonders zu ſeyn, indem die übrigen ſo wol ächte als unächte Steine ſolche Würkungen nicht zeigen.

Dieſe Nachrichten ſind alle Freytage, in Berlin, in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung und auf allen Poſt-Aemtern, zu bekommen.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 6. Hornung 1750.

No. VI.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Paris.

La Figure de la Terre determinée par les Obſervations de Meſſ. Bouguer & de la Condamine &c. Avec une Relation Abregée du Voyage & la Deſcription du Pais &c. par Mr. Bouguer. à Paris 1749. 4. Chez Jombert. Ohngefehr 3 Alphabet.

Es iſt für den gröſten Theil unſerer Leſer unnöthig, daß wir erinnern, ſeit welcher Zeit die Frage von der eigentlichen Figur der Erde die gröſten Mathematicos zu beſchäftigen angefangen, wie dieſelbe von Huygens, Newton und andern durch bloſſe Rechnungen beantwortet worden, und was die Königliche Academie der Wiſſenſchaften in Paris zu endlicher Entſcheidung derſelben beygetragen? Seit dem der Herr v. Maupertuis, der mit einigen Gliedern bemeldter Academie nach den Gegenden des Polar-Zirkels geſchikt worden, um die, zu Entſcheidung der berühmten Frage, nöthige Meſſungen zu machen, wieder zurückgekommen, iſt ſein Werk von der Figur der Erde faſt in jedermanns Händen, daraus der gantze Verlauf dieſer Sache bekannt iſt. Noch ehe der Hr. v. Maupertuis nach Norden abgegangen, reiſte eine andere Geſellſchaft von Mitgliedern der bemeldten Academie, nämlich die Herren Godin, Bouguer, de la Condamine u. a. nach Peru ab, um unter der Linie in gleicher Abſicht Meſſungen zu machen. Dieſe Reiſe währete einige Jahre länger als die Nordiſche, und das angezeigte Werk, welches die gelehrte Welt mit groſſem Verlangen erwartet hat, giebt uns ſowol von dieſer Peruvianiſcher Reiſe, als von den dortigen Verrichtungen bemeldter Glieder der Academie und den daraus herflieſſenden Verbeſſerungen der Geographie Nachricht. Das Werk beſtehet aus zwey ganz verſchiedenen Theilen, davon der erſtere eine Beſchreibung des Landes enthält, da die Meſſungen angeſtellt worden, der andere aber die Meſſungen ſelbſt mit allen Folgen, die daraus müſſen hergeleitet werden. Wir wollen dießmahl einige Nachricht von dem erſtern geben.

Peru iſt, wie bekannt ein langer Strich Landes an der Abend-Seite des mittäglichen Theils von Amerika, mitten in dem heiſſen Erdſtrich. Da wo es an die ſtille See ſtößt, iſt es platt und erhebt ſich nach und nach in einer Breite von etlichen und 40 Franz. Meilen, wo alsdenn ein ſehr hohes Gebürge die Cordelières genannt, angehet, das ſich von Norden nach

Süden erſtrecket. Der Hr. Bouguer beſtätiget erſtlich die Beobachtung, die ſchon verſchiedentlich gemacht worden, daß die Luft in dieſem heiſſen Erdſtrich den Tag über nicht wärmer wird, als ſie öfte in Europa zu ſeyn pfleget. Das Thermometer des Hrn. von Réaumur, kam des Nachmittages nicht über 27 oder 28 Grad, darüber es in Paris öfter kömmt. Des Morgens vor der Sonnen Aufgang ſtund es von 19-21 Grad. Weil aber die Wärme dort immer anhält, ſo iſt ſie viel beſchwerlicher als in Europa. Dieſes platte Land kann in zwey Haupt Theile eingetheilet werden, die ſehr verſchiedener Art ſind. Was dieſſeits des Meerbuſens von Guayaquil liegt, iſt voller Wälder, deren häuffige Ausdünſtungen die Lufft überaus feucht und ungeſund machen. Sie iſt ſo feucht, daß man alle Mühe von der Welt hat einen Kuffer für der Fäulniß zu verwahren, wann er gleich in einer ziemlichen Höhe über der Erde ſtehet. Es regnet faſt beſtändig da, und der Regen fällt nicht nur aus der Höhe der Athmosphäre, wie bey uns, ſondern die ganze Luft ſcheinet in Waſſer zu zerflieſſen. Dieſer Strich Landes iſt 300 Franzöſ. Meilen lang. Was hingegen jenſeit des bemeldten Golfe liegt, ein Strich von 400 Meilen in der Länge, iſt überhaupt dürre und ſandig, weil es dort gar nicht regnet, wiewohl die Luft öfte neblicht wird. Der bergigte Theil von Peru beſtehet, wie geſagt, aus einem überaus groſſen und hohen Gebürge. Man ſteiget aus dem erſt beſchriebenen Theil des Landes 7 Tage lang, beſtändig durch dichte und hohe Wälder in die Höhe, wenn man aber auf eine Höhe von ohngefehr 14. bis 1500. Ruthen (*) kömmt, ſo hören die Wälder auf. Ein Umſtand, den auch die Alpen mit dieſen Gebürgen gemein haben. Wenn man nach dieſem 9. tägigen Steigen die oberſte Spitzen der Gebürge, glaubt erreicht zu haben, ſo findet man ſich an dem Fuß eines andern Gebürges, welches meiſtentheils mit ewigem Schnee und Eis bedecket iſt. Wenn man auf der andern Seite wieder etwas herunter ſteiget, kömmt man in die Gegend der Stadt Quito, in ein Land, welches nicht nur an ſich ſelbſt ſehr hoch liegt, ſondern noch rings herum mit dem höchſten Gebürge umgeben iſt. Auch dieſen Umſtand hat die Cordeliere mit den Alpen, inſonderheit mit dem Gotthardsberg gemein, wo man auch nach einen langen und mühſamen Steigen in einer Höhe von mehr, als 1000. Ruthen, in ein angenehmes Thal kömmt. Der Eingang in der Landſchaft um Quito herum, iſt ſehr gefährlich. Vor 200. Jahren hat ein Troup Spanier denſelben Weg genommen, den Herr Bouguer beſchreibet, welche auf einem Hügel von Froſt und Mattigkeit umgekommen. Denn die Kälte iſt auf dieſer Höhe ungemein groß.

Dieſes hohe Thal um Quito, wird uns hier als ein fürtrefliches Land beſchrieben, darin ein immerwährender Frühling mit den Früchten des Herbſtes begleitet, herrſchet. Das Land iſt überaus fruchtbar, und bringt alles Nöthige zum Unterhalt im Ueberfluß. Einige Europäiſche Waaren aber ſind in Quito ſehr theuer, und der Hr. Verf. hat für 1 Pfund Eiſen, einen Thaler bezahlt.

Von den herumliegenden Bergen ſind ſehr viele, die Feuer ſpeyen, wovon hernach ſoll gehandelt werden.

Man kann leicht erachten, daß ein ſo hohes und ſeltenes Land, einem Naturforſcher ſehr viele Gelegenheit zu beſondern phyſicaliſchen Anmerckungen geben muß. Der Hr. Bouguer hat dieſe ſchöne Gelegenheit nicht verſäumt. Er merket an, daß in dieſer Höhe die Elaſticität der Luft ſich noch genau wie die Zuſammendrückung verhält. Er hat ſehr viele Beobachtungen mit dem Barometer gemacht,

---

(*) Dieſe Ruthe hält 6 Franzöſiſche Fuß.

gemacht, um die Höhen der Berge zu beſtimmen. Der Höcheſte von den Peruvianiſchen Bergen und auch allem Anſehen nach der höchſte auf der Erde, iſt nach ſeiner Schätzung 3217. Ruthen, oder 19302. Fuß über das Meer erhaben. Das Queckſilber im Barometer ſtund auf 15 Zoll 9 Lin. Dieſe Art durch die Höhe des Barometers die Berge abzumeſſen, iſt in Peru viel ſicherer, als in andern Ländern, weil allda die Höhe des Queckſilbers faſt das ganze Jahr hindurch einerley iſt. Da dieſe Höhe in Europa bis über 2 Zoll ab oder zunimmt, leidet ſie dort eine nur ſehr geringe Aendrung von 1¼ Linie, daß alſo die Luft faſt das ganze Jahr hindurch einerley Elaſticität hat.

Auf dem Pichincha haben ſie den Pendel an der Uhr, um $\frac{36}{100}$ einer Linie kürzer gefunden, als unten an dem Meer. Einmahl waren ſie bey aufgehender Sonne auf einem Berge; unweit von ihnen war eine weiſſe Wolke, ein jeder ſah ſeinen Schatten in der Wolke, der Kopf des Schattens aber war mit einen kleinen Regenbogen umgeben.

"Es iſt ſchon erinnert worden, daß die meiſten von den Bergen, welche die Landſchafft um Quito umgeben mit beſtändigem Schnee bedecket ſind. Der Hr. Bouguer merkt an, daß die Höhe, wo der Schnee anfängt durch das ganze Gebürge hindurch bey nahe eine Horizontal Linie ausmacht, die in einer Höhe von ohngefehr 2434 Ruthen durch den ganzen Strich der Berge weggehet. Die Dicke des Schneeſchichtes hat er an einigen Orten von 76 Fuß gefunden.

"Wenn man aus dieſer Landſchaft durch die Morgenſeite der Gebürge will herunter ſteigen, muß man durch den engen Paß Gonanacas. Man hat von Popayan bis nach la Plata 19 bis 20 Franzöſiſche Meilen, welchen Weg man nicht eher als in 20-22 Tagen kann zurück legen. Er iſt der Kälte und Rauhigkeit wegen ſo gefährlich, daß eine groſſe Menge Menſchen und Maulthiere da umkommen. Der Hr. Bouguer ſagt, daß man keinen Fuß auf die Erde ſetzen kann, ohne auf Knochen von Thieren zu treten, die dort liegen geblieben ſind. Endlich macht der Hr. B. einige beſondere Anmerckungen über die Natur des Erdreichs in dieſem Lande. Es iſt bekannt, daß in Peru das Gold auf zwey verſchiedene Arten gewonnen wird, entweder wird es auf den Bergen gebrochen, oder aus der Erde ausgeſchlemmet. Dieſe letzte Art beſchreibet der Hr. Verf. ausführlich, die Erde, welche die Goldkörner hält, liegt einige Fuß tief unter dem oberſten Rand. An einigen Orten haben die Flüſſe und Bäche das Land bis auf eine groſſe Tieffe ausgehölet, allein man trift da keine ordentliche Erdſchichten an, wie an andern Orten, die von Ueberſchwemmungen zeugen, vielmehr ſcheinet alles von den Feuerſpeyenden Bergen aufgeworffen und aufeinander gehäufft zu ſeyn. Dieſe Berge verurſachen offte groſſe Verwüſtungen, nicht nur wegen der Erdbeben und dem Ausbruch der brennenden Materie, ſondern wegen der plötzlichen Schmelzung des Schnees. Die Einwohner bilden ſich ein, daß offte das Waſſer aus den Bergen herauskömmt. Dieſes kann wohl ſeyn, aber es kann auch zum Theil von dem durch das ausbrechende Feuer geſchmolzenen Schnee herkommen. In dem Jahr 1742. ward eine gewaltige Ueberſchwemmung von dem Ausbruch eines Feuerſpeyenden Berges verurſachet. Die Wellen erhaben ſich auf dem Feld über 60 Fuß hoch. Einige 100. Häuſer wurden umgeriſſen und bis 900. Perſonen verlohren dabey ihr Leben, offte fallen ganze Gipfel der Berge herunter. In der Gegend um Quito vergehen kaum 8 Tage, da man nicht ein Erdbeben ſpühret. Der Herr Bouguer läßt ſich hier in eine

Unterſuchung über dieſe Begebenheit ein. Wir wollen nur eine ſeiner Anmerckungen anführen. Er bemercket, daß die Erdbeben hauptſächlich an den Küſten des Meeres ſich ereignen. Daher es ſcheinet, daß die Materie, die ſie erreget, durch das Waſſer entzündet wird. Der Raum geſtattet uns nicht die andern Merkwürdigkeiten zu berühren. Es wird keinen gereuen, das Werk ſelber geleſen zu haben.

Berlin.

Folgende Ode, welche dem Granat-Apfel, der hier gewachſen iſt, ihren Urſprung zu danken hat, iſt in den hieſigen politiſchen Zeitungen erſchienen. Man hat aus dem Mecklenburgiſchen unter der Unterſchrift Muſophilus, von uns verlangt, die Beſchaffenheit der beſungenen Stadt in unſern Blättern auswärtigen Leſern bekannter zu machen, auch zugleich ihre Schönheiten in ein Licht zu ſetzen. Wir wollen uns zuerſt begnügen die Göttergeſchichte umſtändlicher anzuführen, damit auch Leſerinnen ſich ohne Mühe in die Entzückung der Calliope ſetzen können.

O die du dich zur Königin der Früchte
Mit deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens Kind, 1) an welchem Sonnenlichte
Zerſpalteſt du die purpurrothe Bruſt,
Die Proſerpinen 2) ihre Körner
Im Tartarus zu koſten trieb,
Und machte, daß ſie ferner
In Plutons Armen blieb!

Der Erdball ändert ſich: 3) das Meer entfliehet
Und deckt uns Wunder auf, der Fels ſinckt ein;
Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet:
Pomona füllt ihr Horn in dir allein,
Und Flora muß auf dein Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und mit geſunknen Aehren
Die blonde Ceres 4) gehn.

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umſchoren,
Der Gott Sylvan, 5) und zieht ein Labyrinth 6)
Selbſtirrend auf vor deinen ofnen Thoren,
Die nicht umſonſt den Künſten offen ſind;
Die

---

1) Sie wächſt im heiſſen Orient, und verirrt ſich nach Norden.

2) Proſerpine ward vom Pluto entführet. Ceres bekam die Erlaubniß ihre Tochter wieder zu hohlen, wofern ſie noch nichts in der Hölle genoſſen hätte. Sie ward verrathen, daß ſie einige Granaten-Körner gekoſtet habe, und ihre Mutter kehrete einſam wieder zurück.

3) Die groſſen Veränderungen der Erde durch Zurücktretung des Meers, wie zu den Zeiten des Tiberius, oder durch Erdbeben und Verſchüttung der Berge, werden mit den fruchtbaren Veränderungen der ſonſt ſo ſandigten Marck verglichen. Auf die Botaniſchen Gärten wird durch das Wort alle Blumen gezielt: mit geſunknen Aehren bringt uns die neueſten Bemühungen um den Ackerbau in den Sinn.

4) Pomona iſt die Göttin der Garten-Früchte, Flora der Blumen, Ceres des Getraydes.

5) Sylvan iſt ein Waldgott. Teneram ab radice ferens Sylvane Cupressum. Virg. Hier bemercken wir eine griechiſche Wortfügung, welche die lateiniſchen Poeten gleichfals angenommen haben. Et teneras arbores portat, circumtonsas cingit, Deus Sylvanus.

6) Zwiſchen Berlin und Charlottenburg iſt ein Irrgarten von jungen gerade geſchornen Fichtenbäumen angelegt, und mit Statüen geſchmückt.

Die Künſte nehmen Dädals Federn 7)
Und kommen über Meer und Land
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer harten Hand.

Wer hat allhier der Vorgebirge Rücken
Zu Tempeln und Palläſten ausgehöhlt, 8)
Die rund umher der Pyrrhä 9) Wunder ſchmücken,
Noch halb den Steinen gleich, und halb beſeelt?
Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
Erhebt ſich euer Pantheon: 10)
Die Weiſen alle dienen,
Die Völcker lernen ſchon.

Sagt, Sterbliche, den Sphären ihre Zahlen,
Und lehrt dem tollen Winde ſeinen Lauf,
Und wägt den Mond, und ſpaltet Sonnenſtrahlen, 11)
Deckt die Geburt des alten Goldes auf,
Und ſteiget an der Weſen Kette, 12)
Bis

---

7) Dädalus war ein groſſer Mechaniſcher Künſtler, welchen Minos der König in Creta nicht von ſich laſſen wolte, er machte ſich aber Flügel und entkam: die ſchönſten Gewercke und Manufacturen kommen zu uns herüber.

8) Man baut nach einer groſſen und edlen Manier. Einfalt und Pracht ſind beyſammen. Das Opernhaus, das Invalidenhaus, die Academie, der neue Dohm ſind Zeugen davon, und können deswegen mit einem glatten Felſen verglichen werden, den man inwendig mit groſſer Arbeit ausgehöhlt hat.

9) Pyrrha und Deucalion blieben nach der Sündfluth allein übrig, und warfen, nach dem göttlichen Oracel, mit verhülltem Angeſicht Steine hinter ſich, woraus Menſchen in die Höhe wuchſen. Ein ſchmeichelhaftes Gleichnis für einen Bildhauer, wenn ſeine Statüe mit einem Menſchen verglichen wird, in dem Zeitpunct wo er aufhört Stein zu ſeyn, und anfängt lebendig zu werden!

10) Pantheon ein Haus worinn alle Götter wohnen, aus welchen jeder Prieſter ſich einen Schutzgott wehlen kan, der etwan über ein Theil der Natur, über Luft, Feuer, unterirrdiſche Schätze, Wälder, Meere, Mond, Sonne, ꝛc. herrſcht, oder der eine Kunſt und Wiſſenſchaft erfunden hat. Dieſes Pantheon bedeutet ohnfehlbar das neue Academiehaus, welches auf die Brandſtätte des alten Stalles und der alten Mahler und Bildhauer Academie gebauet, und mit Götterbildern gezieret iſt.

11) Hier werden Sachen die die Gelehrten noch nicht genug beſtimmet haben, und vielleicht nie beſtimmen werden, mit ſolchen zuſammen geſetzt, die ſchon mehr bekannt ſind, dergleichen die Zerſtreuung der Sonnenſtrahlen durch ein Prisma iſt. Ein artiger Betrug! Alle dieſe Aufgaben haben eine Art von Wunderbarem an ſich: doch ſo unmöglich ſie dem erſten Anblick nach ſcheinen, ſo wiſſen wir doch, daß die gelehrte Welt ſich ſchon an alle gewagt hat.

12) Das mineraliſche Reich hänget endlich mit dem Pflanzenreich zuſammen. Der ſtaudigte Stein hat an beyden ſein Antheil. Auch die Pflanzen und Thiere gräntzen aneinander. Hier ziehet ſich das fühlende americaniſche Kraut zuſammen, ſo bald es angerühret wird, dort ſproſſt der Polypus wie ein abgeſchnittener Zweig. Ja alle drey Reiche gehen durcheinander und knüpfen ſich an tauſend Enden zuſammen. Laſt uns einmahl unter den Thieren fortgehn bis zum Affen. Dieſer und der behaarte wilde Menſch, wie ſind ſie unterſchieden?

Bis dahin, wo der höchſte Ring
An Jovis Ruhebette
Seit Chaos Aufruhr hing. 13)

Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,
Verliehrt den Hydrakopf 14) durch einen Streich
Von der Gerechtigkeit beflammtem Schwerdte: 15)
Der Aberglaube kämpft, und flieht zugleich,
Wie vor den kühnen Sonnen-Pferden
Die blinde Nacht, voll Selbſtvertraun;
Denn tauſend Städte werden
Ihm einen Altar baun.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
An Künſten reich, und groß wie Sparta war: 16)
Es zog vom Schall der Flöte ſchön verführet
In ſeinen Tod, mit wohlgeſchmücktem Haar,

Und alle, die den Kampf verlohren,
Beſtätigten durch einen Eid:
Die Stadt 17) ſey nur gebohren
Zu Waffen und zum Streit.

So ſang Calliope, 18) die voll Entzücken
[illegible] mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht geſehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm, 19)
Wo mit dem Pinſel, und mit Saiten,
In Larven und im Lorbeerkranz
Die Muſen ſich bereiten
Zum ſchönſten Reihen-Tanz.

ſchieden? Der vortreflichſte Menſch und . . . hier fehlt uns die Kette die bis zum Stuhle Jupiters geht. Aber der gröſſeſte Weiſe ſieht von dieſer Kette nur zerriſſene Glieder.

13) Seit der Erſchaffung: da ſich das Getümmel der Elemente legte.

14) Die Hydra Lernäa war ein vielköpfigtes Ungeheuer, welches Hercules umbringen wolte. Allein, wenn er einen Schlangenkopf herunter hieb, wuchſen zwey an deſſen Stelle. Endlich nahm er ein glühendes Eiſen, brannte nach, und tödtete die Hydra.

15) Die ſchnelle Endigung der Proceſſe iſt bekannt, und ſchon ein Muſter der Nachahmung.

16) Sparta oder Lacedämon war zum Kriege gebohren und verbannte die Künſte: Eine gewiſſe Stadt liebt die Künſte, und iſt dennoch wie Sparta. Man weiß, daß die Spartaner unter dem Schall einer wohlbeſetzten Muſic, ihre Haare mit groſſer Sorgfalt aufgebunden, gegen den zahlreichen Feind giengen, und ſiegten. Man unterſuche die genaue Aehnlichkeit ſelber.

17) Wird von Sparta geſagt, und deucht unſerm Correſpondenten ſchöner, als wenn es gerade zu von Berlin geſagt würde: Weil man die Eigenſchaften von Sparta ſonſt nicht erführe, weil der Geiſt die angenehme Beſchäftigung bekommt es auf Berlin zu deuten, weil ein ſolches Lob zugleich feiner iſt und weil kein lyriſcher Schwung darinn wäre, wenn der Poet in eben der Conſtruction fortführe: Du zogſt vom Schall ꝛc.

18) Calliope, die Muſe, beſingt, wenn man ihr ein beſondres Amt geben will, die Helden am liebſten. Dieſes deutet auch ihr Ehrenzeichen, die Drommete, an.

19) Apollo iſt der Gott der Muſik oder der Erfinder der freyen Künſte. Unſer Opernhaus führt die Römiſche Aufſchrift: FRIDERICVS REX APOLLINI & MVSIS. Der Schluß des Liedes bezeichnet es deutlicher: denn aus Poeſie, Muſic, Decorationen und Balletten erwächſt die Oper.

Es iſt uns lieb, daß wir hier eine Poeſie bekommen haben, die recht nach unſerm Sinn wohlklingend iſt. Wir wollen die Urſachen dieſes Klanges auſſuchen, und unſre Regeln damit beſtärken.

1) Die ganze Zuſammenſetzung der Strophe iſt zum Wohllaut eingerichtet, ihre Zeilen lauffen zweymal zuſammen und ſpitzen ſich mit einer männlichen Schlußſylbe, faſt wie ein Pfeil. Dieſe Figur deucht dem Auge ſo ſchön, als ein ſolcher Gang des Verſes dem Ohre klingt.

2) In den vier langen Verſen kann der Abſchnitt bald vorn bald hinten geſetzt, und dadurch der Gleichlaut vermieden werden.

3) Der Abſchnitt bleibt gar weg, wenn eine andere Schönheit erhalten werden kann:

„Umhänge mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht geſehn von ungeweihten Blicken,
„Den Weg zum Tempel des Apollo nahen.

Beyde Verſe lauffen ſtill, und drücken dieſe Sache aus.

„Mit deſſelben eignen Laube krönen muſt,“
ſcheint den Kranz herum zu flechten.
„Und lehret dem tollen Winde ſeinen Lauf,
lauft wie der Sturmwind.

4) In jedem Vers findet man einen oder mehrere von den ſtarck klingenden Vocalen a und o, oder einen Diphtongus, welcher gleiche Würckung thut.

5) Nicht leicht über drey Conſonanten ſtehn hintereinander, auch ſo gar zwey Wörter bringen nicht mehr zuſammen.

6) In den Verſen:

Die Proſerpinen ihre Kröne -
Pomona füllt ihr Horn in dir allein -
In ihrer harten Hand -
Die Weiſen alle dienen -
So ſingt [illegible], die voll Entzücken -

ſehen wir, daß, wenn ein Wort auf einen Conſonant ausgegangen iſt, das folgende mit einem Vocal anfängt, und daß es mit einem Conſonant anfängt, wenn das vorige mit einem Vocal ſchloß. Dieſes iſt zwar ſelten möglich zu machen, wir finden es indeſſen in einem jeden Vers einmahl bis viermahl.

7) Kein Hiatus beleidiget das Ohr, weder in der Mitte des Verſes, noch zwiſchen zweyen Verſen.

8) Vom Reim müſſen wir auch geſtehen, daß keiner zweymahl vorkömmt. Horaz ſchließt gleichfalls keinen Vers zweymahl mit einerley Worten. Ueberhaupt nimmt er nicht gern einerley Worte zweymahl in ſeine Ode. Welches zu verſtehen iſt von den vornehmern Worten, nicht von non, qui, ſunt, et. Dieſer Odendichter wird bey ſeiner Arbeit vielleicht nicht alle dieſe Regeln deutlich gedacht haben, aber wie kommt es, daß man ſie am Ende doch alle beobachtet findet, und daß das Stück nichts dabey verlohren hat?

Stuttgardt.

Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters. Erſtes Stück. Bey Joh. Bened. Metzler. 1750.

In der Vorrede verſprechen die Verfaſſer ſo wol von den geheimſten Regeln der dramatiſchen Poeſie zu handeln, als auch die beſten Muſter aus den todten und lebendigen Sprachen zu überſetzen, und mit critiſchen Anmerckungen zu begleiten. Dieſe Beyträge ſollen vierteljährig fortgeſetzet werden, und im erſten Band wird folgendes geliefert.

1. Verſuch eines Beweiſes daß die Schauſpielkunſt eine freye Kunſt ſey. In der that muß einem guten Acteur nicht viel von dem Genie eines groſſen Dichters fehlen, wenn er alle Affecten in ſeiner Seele rege machen, und ſie durch Stellungen und Geberden, und

durch den Ton der Stimme ausdrücken ſoll. Es ſind tauſend kleine Dinge von ihm zu beobachten, die er nicht wie ein Handwerck lernen kann, ſondern die eine eigene Erfindungskraft und Kenntniß der Menſchen fodern.

2. **Abhandlung von dem Leben und den Wercken des Plautus.**

3. **Von dem Nutzen und den Theilen eines dramatiſchen Gedichtes, aus dem Franzöſiſ. des P. Corneille.**

Wir wollen von dieſem groſſen Kunſtrichter etwas anführen. „ Wenn man eine bloſſe Liebesverwickelung unter Königen auf den Schauplatz bringt, wobey weder ihr Leben noch ihre Staaten in Gefahr ſind, ſo glaube ich doch nicht, ob gleich die Perſohnen erhaben ſind, daß auch die Handlung zum Trauerſpiele erhaben genung ſey. Seine Würde erfodert, daß Staaten daran Theil nehmen, und daß edlere und männlichere Leidenſchaften, als die Liebe, vorkommen, dergleichen der Ehrgeitz und die Rache iſt; denn ſie will für gröſſere Ubel Furcht erregen, als der Verluſt einer Geliebten iſt. Man kan zwar füglich die Liebe mit einmiſchen; weil ſie allezeit viel angenehmes hat, und ſie kan der Verwickelung und den übrigen Leidenſchaften wovon ich geſprochen habe, zum Grunde dienen, allein ſie muß ſich mit der andern Stelle in dem Gedichte begnügen laſſen, und jenen den Vorzug verſtatten. „

Ferner ſagt er mit des Ariſtoteles Worten: „ die Dichtkunſt ſchildert den Menſchen beſſer, als ſie ſind, und wie die Mahler oft ſchmeichelhafte Bilder machen, welche ſchöner als das Original ſind, gleichwol aber die Aehnlichkeit beybehalten: ſo müſſen auch die Poeten bey zornigen und ſanftmüthigen Leuten eine erhöhte Abſchilderung der Eigenſchaften, die ſie ihnen beylegen, anbringen, ſo daß ſie zu Muſtern der Billigkeit und Härte dienen können, und auf dieſe Art hat Homer den Achilles gut vorgeſtellt. „

Weiter hin heißt es: „ Dem Ausdruck eignet Ariſtoteles auch die Figuren zu, die wir gemeiniglich die Rhetoriſchen zu nennen pflegen. Ich habe davon nichts zu ſagen, als daß der Ausdruck rein ſeyn m. ſ., daß die Figuren am rechten Ort und auf verſchiedene Art müſſen angebracht werden, und daß die Verſe flieſſend, doch über die Proſa, obgleich nicht bis zum Schwulſt der Epiſchen Gedichte erhaben ſeyn müſſen, weil die, die der Poet reden läßt, ſelbſt keine Poeten ſind. „

An einem andern Ort ſagt er: „ So wol die Epiſodiſchen, als die vornehmſten Perſonen müſſen ihren Grund in dem erſten Aufzuge haben und mit der Haupthandlung verbunden ſeyn, das iſt, ſie müſſen zu was dienen, und beſonders müſſen die Epiſodiſchen Perſonen mit den Hauptperſonen ſo wohl verwickelt ſeyn, daß beyde nur eine einzige Verwickelung ausmachen. Ariſtoteles verwirft die unverknüpften Zwiſchenſpiele ſehr, und ſagt: Die ſchlechten Dichter machten ſie aus Unwiſſenheit, und die guten machten ſie den Schauſpielern zu gefallen, deſto mehreren von ihnen zu thun zu geben. Von dieſer Art iſt die Infantin im Cid, und man kan ſie durch dieſe Stelle des Ariſtoteles verdammen oder entſchuldigen, nachdem man mir einen Rang unter den neuern Dichtern anzuweiſen beliebt. „

Dieſes Stück verdient oft und mit Aufmerckſamkeit geleſen zu werden. Corneille tadelt ſeine Tragödien aufrichtig, und ſo, wie es einem Dichter zukommt, der ſelbſt ſolche Eigenſchaften genung [illegible].

Die Fortſetzung folgt künftig.

Dieſe Nachrichten ſind alle Freytage, in Berlin, in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung und auf allen Poſt-Aemtern, zu bekommen.

Critiſche Nachrichten

aus dem

Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 13. Hornung 1750.

No. VII.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Berlin.

Allhier ſind in dem jetzigen Winter die Opern Angelica und Medorus, imgleichen Coriolanus aufgeführt worden. Wir wollen uns hiebey Gelegenheit nehmen von den Opern überhaupt zu reden, welche von einigen getadelt werden, weil ſie von anſehnlichen Leuten getadelt worden ſind; viele haben beurtheilt was ſie nicht geſehn, oder ſchlecht geſehn haben. Unſre Schutzſchrift könnte der allgemeine Beyfall ſeyn, der das gröſte Opernhaus allezeit mit ſo vielen Zuſchauern anfüllen wird, als es faſſen kann. Aber wir wollen mit dem Spruch: Vulgus interdum recte videt, nicht zufrieden ſeyn, ſondern das Singeſpiel von dem Vorwurf der Unwahrſcheinlichkeit befreyen helfen, ohne daß wir es durch die Tragödien des Corneille und der Engelländer beſchönigen, welche, trotz aller Fehler, gefallen, wenn das Hauptwerck zum Gefallen gemacht iſt. Wir wollen aber von einer Operreden, die voll wohlgezeichneter Charackter und voll groſſer Affecten iſt; deren Handlung richtig und in eine kurtze Zeit und in einen engen Ort eingeſchrenckt iſt; deren Knoten zeitig geſchürtzt und ſpät aufgelöſt wird, deren Action das Theater füllt und belebt; wo trockne Sittenſprüche und proſaiſche Reden gleich ſorgfältig vermieden werden. Wir wollen aber die Arien, Inſtrumente, Decorationen, Maſchinen und Täntze unangefochten laſſen. Wir wollen ſie gern ſehen, und müſſen ſie gern ſehen in einem Spiele, welches dazu erfunden iſt, daß die Poeſie hier die allergewaltigſte Würckung thun ſoll, wie ein Pfeil, wenn er befiedert, und wie eine Schöne, wenn ſie nach ihrem beſten Vortheil gekleidet iſt. Die ſchönen Künſte bieten ſich alle die Hand, ſie ſind alle Nachahmerinnen der Natur, und die Oper iſt es, worinn ſie alle zugleich auftreten ſollen.

Man ärgert ſich, daß dieſe Tragödie geſungen wird, und findet darinn ſo viel Unwahrſcheinlichkeit, daß man lieber lachen als weinen will. Allein, kan man die wohlgetroffene Nachahmung in einem Kupferſtiche ſchön finden und des Menſchen Farbe bey einem ſchönen Marmorbilde vergeſſen, ſo wird man auch die Unähnlichkeit vergeſſen können, wenn die menſchlichen Handlungen in ſingenden Thönen nachgeahmt werden, zu denen die Inſtrumente nur noch gleichſam einen Nachklang hinzuſehen. Kan man ſich nicht vorſtellen man ſey in einer andern Welt, wo die Menſchen langſamer reden und handeln? Doch man vergiebt der Oper leicht die Recitative, weil ſie der Rede am ähnlichſten ſind, und weil die Alten ihre Declamation, um ſie vollkommen richtig zu machen, ſchon in Noten geſezt haben. Viele Menſchen ſprechen noch täglich ſingend, wenn ſie lamentiren, zürnen, ſchmeicheln, oder eine Ode leſen. Aber wie ſoll man es aushalten, daß das Recitativ endlich in eine würckliche Arie ausbricht, wo die Zeilen und Wörter oft wiederholt werden; denn auf dieſe Art ſprechen wir doch nimmermehr? Ja, wir ſprechen in unſerm groſſem Affect eben ſo, wir wiederhohlen was uns am meiſten zu Hertzen geht:

„Ich Unglückſeeliger! ich habe dich erwürgt. Ach, ich Unglückſeeliger! habe
„meine Procris erwürgt! Ach Procris,
„ſiehe mich hier in meiner Verzweifelung!
„Ach, wohin eileſt du? Ach Procris, wohin
„eileſt du? Ach Procris, kehre wieder,
„und ſiehe mich unglückſeeligen Mörder in
„meiner Verzweifelung!“

Ein groſſer Affect wiederhohlt noch öfter den Nahmen ſeiner Geliebten, und ſeine That und ſeine Verwünſchung. Alſo thut die Arie nicht unrecht, wenn ſie wiederhohlt, ſie drückt überdem das Winſeln und Weinen in den Accenten aus, und geht dadurch ſtärcker an das Hertz ihres Zuhörers. Wie kan die Arie ihres Zwecks verfehlen, wenn ein Affectverſtändiger Componiſt, ſich ihrer häuffigen Wiederhohlungen dazu bedient, alle Ausdrücke des Hertzens durch Töne zu ſchildern, die er ſich im menſchlichen Leben geſammlet hat! Wie kan ſie unſeres Hertzens verfehlen, wann der Sänger ſeine Sprache gut auszudrücken und mit allen Gebehrden zu begleiten weiß! Es gehört allerdings ein groſſer Acteur dazu eine Arie oft zu wiederhohlen. Als wenn z. E. Iphigenia, durch ihre Stimme und Handlung ſchon das Hertz aufrühriſch gemacht hatte, ſo verſtärckte ſie zum andernmahl die Handlung und brachte Thränen ins Auge, und machte zum drittenmahl, daß man die Augen vor der Geſellſchaft verdecken muſte, ſo verſtärckte die Handlung noch einmahl, und man glaubte unter dem Schmertz zu erliegen. Ein wahrer Beweis, daß man in der Oper über das Unwahre hinwegſehen und ſich zu ſeinem eigenen Vergnügen betrügen kann. Man könnte zur Vollkommenheit der Oper angeben, die Arien ſolten nicht ehe kommen bis es wahrſcheinlich würde, daß die ſpielende Perſon ein Lied anſtimmen wollte. Z. E. Wenn man einen ſiegenden Held bewillkommt, oder eine einſame Princeßin ein Lied an die Venus abſingt. Doch man laſſe nur die Arie nicht ehe folgen, bis der Affect der ſprechenden Perſon hoch genug ſteigt, dieſes erfordert die beſte Muſic. Mehr zu künſteln, heiſſt eben ſo viel, als bey jeder Aeſopiſchen Fabel das Sprechen des Thiers wahrſcheinlich machen wollen. Die Fröſche wären die alten Fröſche der Latona, der Eſel Bileams. Man hat das Reden des Thiers ſchon überſehen, und will nun nichts mehr, als daß der Löwe löwenmäßig ſpreche, der Fuchs liſtig und der Affe poſſierlich ſey. Eben ſo hat man das Singen ſchon überhaupt vergeben, und will nur, daß man den Regeln der Muſic deſto beſſer folgen, und nicht jedes Gleichniß und jede kalte Moral ſingen ſoll, denn dieſe ſind dem Hertzen nicht ſo wichtig, daß man ſie oft wiederhohlt.

Was die Scenen anbetrift, ſo ahmen ſie der Natur ſchön nach, und bringen uns dadurch ein neues Ergötzen, und nur die Vermiſchung der würcklichen Natur mit der nachgeahmten würde ein Fehler ſeyn. Z. E. Wenn man den Wald von würcklichen Bäumen machte, oder ein groſſes Waſſerbehältniß anbrächte um ein kleines Schiff darauf ſchwimmen zu laſſen. Wie es kein Zeichen eines groſſen Geiſtes iſt, wenn er ſich in der Tragödie allenthalben nach der Unwahrheit umſieht: Unwahrheit in Verſen zu reden, Unwahrheit in einer andern Sprache zu reden, als Mithridates und Agamemnon, Unwahrheit in den Lampen, Unwahrheit im Helm, Unwahrheit im Bügelrock: Eben ſo wenig iſt es ein Zeichen eines erhabenern Geiſtes, wenn er kaltſinnig genug iſt in der Oper zu dencken, das Meer iſt von Leinewand, ein Lichtputzer dreht es herum, die Bäume werden fortgeſchoben, die Götzen ſind von Pappe, zu der Zeit, da er ſich mit den handelnden Perſohnen und mit der allgewaltigen Muſic beſchäftigen ſollte. Iſt es eine gröſſere Kunſt ſein Hertz eine kleine Zeit zu betrügen, oder iſt es wichtiger dieſe groſſe Wahrheit bald zu entdecken, daß alles Betrug ſey? Die Verzierungen hindern den nicht, der ſeine Aufmerckſamkeit der Handlung und den rührenden Tönen ſchenckt, und der Blick den er darauf wirft, gereut ihn nicht, denn er entdeckt die wohlgetroffene Natur in Palläſten, Wäldern und Gärten.

Die Wahrſcheinlichkeit in den Verzierungen zu beobachten, ſcheint es wohlgethan zu ſeyn, bey jedem Actus zwar die prächtigen Scenen zu verändern, aber nicht mitten in dem Actus; ingleichen die angränzenden Oerter allein vorzuſtellen, nicht die weit abgelegenen. Noch ſchlimmer iſt es, wenn man bald entfernt iſt, bald nahe, bald wieder entfernt. Zum wenigſten ſolte die Progreſſion ſtets in acht genommen werden, ohngefehr auf folgende Art: Die Bühne iſt ein Marcktplatz, in der Entfernung ſteht ein groſſer Tempel, auf der andern Seite ein Pallaſt, dieſer hinten zeigt ſich ein Parc und gantz am Horizont das Meer. In der andern Decoration kan ich alſo den Tempel näher vorſtellen und mitten darinn die Handlung geſchehen laſſen: der Zuſchauer kan ſich hier leicht betrügen helfen. In der dritten, kan ich den Pallaſt aufmachen, in der vierten den Wald hinter der Stadt zeigen, in der fünften das Ufer des Meers vor mir haben; nur daß man nicht wieder ins Capitol oder auf den Marckt zurücke komme. Was aber den erſten Punct anbetrift, bey jedem Actus nur allein die Scene zu verändern, ſo würde dieſes vielleicht der Pracht der Oper zu wenig ſeyn, weil ſie nur drey Actus zu haben pflegt, wegen ihrer langſamern Sprache. Man ſiehet indeſſen in keiner wohlgemachten Oper, daß dem Helden das Haus über dem Kopfe gebaut wird, die Perſonen haben ſich ſchon vom Schauplatz verlohren, und den Regeln der Tragödie zuwider, den Platz leer gelaſſen, um einer andern Regel zu folgen, welche die Decorationen wahrſcheinlicher machen heißt.

Zur Pracht der Oper, gehören auch gezogene Triumph-Wagen, ſchwimmende Admirals-Schiffe, Göttinnen in den Wolcken des Himmels, Furien mit den Kennzeichen der Hölle, und dergleichen Dinge, die Horazens Regel umkehren, welche befiehlt, man ſoll nichts auf die Bühne bringen, was hinter der Bühne wahrſcheinlicher geſchehen ſeyn kan. Allein hier, wo man durch die Symphonie der Inſtrumente und durch die angenehmſten Stimmen bezaubert, durch die prächtigen Kleidungen und Aufzüge verblendet, durch den Labyrinth der Täntze verwirret iſt, da hat man nicht viel Mühe einige göttliche Erſcheinungen auf dieſer Zauber-Inſel ſo gern anzunehmen, als wir es in den Epiſchen Gedichten thun; und die menſchlichen Vorſtellungen alle finden leicht Platz in dieſen Spielen, wo Mahlerey, Muſic und Dichtkunſt wetteifern ſollen.

Noch iſt von den Täntzen ein Wort zu ſagen, welche jedem Actus beſchlieſſen. Dieſe würden ſehr wohl aufgenommen werden, wenn ſie mit der vorhabenden Materie verbunden wären, wie ehemals die Chöre mit den Tragödien. Doch eine ſo genaue Verbindung iſt nicht nothwendig, es iſt genung, wenn man nur ausfündig machen kan, daß die Tänzer einige Urſache zum Tanz haben, und daß ſie weitläuftiger oder näher, zur ſpielenden Parthey gehören. Viel bedeutend und an ſich ſelbſt vollkommen müſſen die Tänze immer ſeyn, wenn ſie gefallen ſollen. Weil ſie hier mit der Handlung verbunden ſind, ſo leidet die Oper keine ſolche Unterbrechung, keine ſolche Leere, wie unſre ordentlichen Tragödien, wo wir viermahl mit unſrer eignen Violine uns die Zeit vertreiben müſſen. Hier aber werden wir durch eine neue Nachahmung der Natur ergötzt, ohne von der Haupthandlung abgezogen zu werden.

Die Griechen, unſre Meiſter in den ſchönen Wiſſenſchaften, haben ſchon Chöre und Tänze, Declamationen nach Noten, Maſchinen und Inſtrumente in ihren Tragödien gehabt. Der Ruhm eine gute Oper gemacht zu haben, iſt deſto gröſſer, je wichtigere Talente dazu erfodert werden. Der Poet muß hier kurz ſeyn und hat kein ſo weitläuftiges Feld zur Entwickelung, als in der ordentlichen Tragödie. Er muß Paſſionen in ſein Gedicht bringen, welche die Muſic gut ausdrückt, und ſie oft abändern, damit die ſtete Gleichheit der Töne nicht mißfalle. Er muß Worte mit guten Vocalen wählen, auch ſchöne Versarten in ſeinen Arien würden der Muſic eine gute Hülfe leiſten. Er muß keinem Sänger eine Rolle geben, woran er ſich zu Tode ſingen würde, ſondern ſie nach ihrer verſchiedenen Fähigkeit behutſam abfaſſen. Er muß die muſicaliſchen Duetto und Terzetto wahrſcheinlich anbringen: eine ſchwere Arbeit! Auch muß er auf die Tänze und Decorationen ein Auge haben, und mit ſeiner Handlung nur ſolche verknüpfen, wobey viel Kunſt und Verſtand zu zeigen iſt. Es verdiente eine eigene Abhandlung von der vollkommenen Oper geſchrieben zu werden, woraus der Poet, der Decorator, der Balletmeiſter und Componiſt ſich Lehren nehmen könnten. Die Muſic müſte wiederum ihre vormahligen Wunder thun, und Schrecken und Thränen hervorbringen. Scribe, & eris mihi magnus Apollo. Wenn man nun einen groſſen Erfinder in der Muſic und groſſe Sänger und groſſe Mitſpieler hat, wenn man einen groſſen Erfinder in Decorationen, und groſſe Mahler zu Gehülfen hat, wenn man einen groſſen Erfinder in Tänzen, und geſchickte Tänzerinnen und Tänzer hat, wenn man endlich einen guten Tragödienſchreiber und Liederdichter in einer Perſon haben kan: ſolte daraus nicht ein Stück entſtehen; das zum Entzücken gemacht iſt? Daß die Oper einigen nicht bis zur Entzückung gefällt, hat ſeine Urſachen: der Pöbel und der junge Herr gaffen nach den Decorationen und Tänzerinnen allein, der pedantiſche Spieler hört auf den Flügel und auf die Violinen allein, der pedantiſche Poet merckt auf die Fragen und Antworten allein. Die Perſon von gutem Geſchmack, ſagt man, hat ein Buch in der Hand oder im Gedächtniß, um die geſungene Tragödie zu verſtehen und zu fühlen, ſie leyht ihr ganzes Ohr dem Geſange und der mitſchallenden Muſic, ihr Auge bewundert die Schönheit der Action, auch des Orts wo ſie vorgeht, und der richtig irrenden Tänze. Sie genieſt alles, und genieſt es oft, weil doch kein menſchlicher Verſtand viele Schönheiten zugleich in ihrer ganzen Stärcke empfinden kann.

Leipzig.

Terræ Muſæi Regii Dreſdenſis, quas digeſſit, deſcripſit, illuſtravit D. Chr. Gottl. Ludwig. Lipſiæ apud Gleditſch. 1749 fol. 3 Alph. und etliche Bogen, nebſt verſchiedenen Kupfern.

Der Titel dieſes Wercks verſpricht zwar nichts, als eine Beſchreibung der Erdarten, die in dem Königl. Naturalien-Cabinet in Dreßden anzutreffen ſind; der Hr. Verf. hält aber mehr, als er verſpricht. Man kan ſeine Arbeit für eine Natur Hiſtorie der Erdarten überhaupt halten. Es iſt nicht nur einem Liebhaber der Natur daran gelegen, daß er weiß, was für verſchiedene Arten Erden in der Natur anzutreffen, wie ſie von einander unterſchieden und was für allgemeine und beſondere Eigenſchaften ſie haben, ſondern auch dem Haushälter, dem Artzt, dem Künſtler iſt dieſe Kenntniß ſehr nöthig. Der Naturforſcher bewundert auch in dieſem lebloſen Theil der Natur die Ordnung und Harmonie die überall auf die Erhaltung des Gantzen zielet, dieſe aber wenden ihre Kenntniß der Erdarten zur Aufnahme der Künſte und zu unzähligen Vortheilen des menſchlichen Lebens an. Sie können alle aus dieſem Wercke lernen.

In dem I. Capitel handelt der Hr. Verf. von den Erdarten überhaupt. Man muß gar keinen Blick auf die Natur gethan haben, wenn man nicht weiß, wie ſehr verſchiedene Arten der Erde dieſen groſſen Wohnplatz bedecken; gräbt man in die Erde hinein, ſo zeiget ſich noch gröſſere Verſchiedenheit. Indeſſen ſind doch bey dieſer groſſen Verſchiedenheit drey Grundarten beobachtet worden, die den Hauptſtoff oder die Grundmaterie aller Arten ausmachen. Eine Glasartige, eine Schwefelartige und Mercurialiſche Erde. Der Hr. V. handelt hier überhaupt von dieſen drey Grundarten. Die erſte, nämlich die glasartige Erde findet ſich überall, die Thiere, Pflantzen, Metalle und alle Foßilien ſind aus einem Stoff gemacht, darinn viel von dieſer Glas Erde iſt. Oft aber iſt ſie mit andern Materien ſo genau vermiſcht, daß ſie damit in die Luft wegfliegt. Die Schwefelartige iſt zähe und fett, ſie giebt den Körpern einen feſtern Zuſammenhang. Sie iſt auch in allen Körpern unter den übrigen Vermiſchungen verſteckt. Die Mercurialiſche Erde aber iſt ſehr ſchwer zu entdecken, weil ſie ſehr flüchtig iſt und im Rauch davon fliegt. Der berühmte Becher, und ſein Ausleger, Stahl, haben die Würcklichkeit dieſer drey Grundarten genugſam bewieſen, ungeachtet ſie niergend blos gefunden werden.

In dem II. Capitel handelt der Hr. Verf. von den Geſchlechtern der Erden. Uns dünkt, daß der berühmte Hr. D. Pott, hierin einen glücklichen Weg erwählt habe, da er die Erdarten und Steine, die von einerley Stoff ſind, nach ihrer innerlichen Zuſammenſetzung, die durch Chymiſche Verſuche entdeckt wird, in Geſchlechter unterſchieden. Der Hr. D. Ludwig, ſiehet zwar die Gründlichkeit dieſer Methode ein, weil er aber blos von den Erdarten allein mit Ausſchluß der Steine zu ſchreiben hatte, ſo hat er eine Methode erwählet, die zu ſeinem Vorhaben ſich ſchicket, und wodurch die Erdarten in Claſſen und Geſchlechter durch bloß äuſſerliche Kennzeichen eingetheilet werden. Eine jede Erdart muß ſich 1) in den Händen zerreiben und 2) im Waſſer (wenn ſie trocken iſt) auflöſen laſſen, 3) in einem nicht ſtarck getriebenen Feuer nicht im Rauch auffahren. Nach dieſem allgemeinen Charakter theilet er die Erdarten in Claſſen und Geſchlechter ein.

In dem III. Capitel werden die Arten der Erden benennt und mit kurtzen Anmerkungen begleitet. Man findet hier und da merkwürdige Ausſchweiffungen. Z. E. Bey Anlaß der Thonarten handelt der Hr. V. weitläuftig von dem Leim, welcher die Erdtheile an einander bindet.

Das IV. Capitel handelt von den geſiegelten Erden davon ſehr viel in Kupfer vorgeſtellt ſind.

Das V. Capitel von der phyſiſchen oder philoſophiſchen Betrachtung der Erdarten, darinn der Hr. W. zeiget, wie ſo vielerley Erdarten durch die Trennung und Vermiſchung entſtehen können. Er zeiget ſich in dieſer Unterſuchung, als einen ächten Weltweiſen, der nicht gleich entſcheidet, ſondern auch zweifeln kann. Endlich in dem letztern Capittel handelt er von dem Medieiniſchen Gebrauch der Erdarten. Es wäre zu wünſchen, daß ſich ein gründlicher Mann auch die Mühe gäbe die Theorie der Erdarten, in ſo fern ſie zur Verbeſſerung des Feldbaues und der Künſte dienen, auszuarbeiten.

Bey dieſer Gelegenheit müſſen wir noch anzeigen, daß bey dem hieſigen Buchführer Nicolai, ein ſehr ſchönes Werk von der Mineralogie herausgekommen, nämlich eine Ueberſetzung des Wallerii Mineralogie, wovon wir nächſtens eine umſtändlichere Nachricht geben werden.

Paris.

Traitté des Fluxions, par Mr. Collin Mac-Laurin &c. Traduit de l'Anglois, par le R. P. Pezenas, Jesuite. à Paris 1749. 4. II. Vol.

Die Mathematik hat zu allen Zeiten den Ruhm gehabt, daß ſie die gründlichſte, deutlichſte und ſicherſte aller Wiſſenſchaften ſey. Es iſt niemahlen ein Satz darinn aufgenommen worden, der noch undeutlich oder zweifelhaft geweſen. Wenigſtens haben die mühſamen und genauen Alten keinen hinterlaſſen, der nicht genugſam bewieſen wäre. Seit dem man angefangen die Algebra mit der Geometrie zu vereinigen, iſt man vielfältig in der Art die Sätze zu beweiſen, von der Methode der Alten abgegangen, und man hat die algebraiſchen Beweiſe, weil ſie leichter ſind, den geometriſchen Beweiſen der Alten vorgezogen. Es wäre hierwider gar nichts zu ſagen, wenn man nur immer die Richtigkeit und Genauigkeit der Alten in den Beweiſen beobachtet hätte. Da dieſes ſehr ofte verſäumt worden, ſo haben auch einige neuere Erfindungen ſtarken Widerſpruch gefunden. Die wichtigſte dieſer Erfindungen iſt ohne Zweifel diejenige um deren Ehre zwiſchen zwey groſſen Männern, Leibnitzen und Newton, ſo ſtarck iſt geſtritten worden; Man pfleget ſie in Deutſchland die Geometrie des unendlich kleinen, in Engelland aber die Methode des Zuwachſes oder Methodum incrementorum auch Meth. fluxionum zu nennen, und von dieſer Methode handelt gegenwärtige Schrift. Die Erfinder, und diejenigen, welche dieſe Methode zuerſt gebraucht, haben die eigentlichen Fundamente derſelben mehr angezeiget, als deutlich aus einander geſetzt. Daher iſt es gekommen, daß ſie im Anfange ſo wenig Anhänger und ſo viel Widerſpruch gefunden haben, und daß bis auf dieſen Tag ſo viele ſich dieſer Methode bedienen, ohne die Sicherheit derſelben deutlich beweiſen zu können. Wie die gemeine Geometrie alle Linien und Figuren als ſchon würcklich beſchrieben, betrachtet, ſo werden ſie hier in der Zeugung ſelber vorgeſtellt. Man ſtellet ſich vor, daß eine Linie entſtehet, indem ſich ein Punkt bewegt, und ſchlieſt aus der Bewegung des Punkts auf die Natur der ganzen Linie, die daher entſteht. Der Hr. v. Leibnitz, hat dieſe Bewegung des Punkts in einem unendlich kleinen Theil der Linie betrachtet, und man findet bey denen die ihm gefolget ſind immer dieſe Ausdrücke, unendlich klein, unendlich nahe, u. ſ. f. auch werden da die krummen Linien, als aus unendlich viel geraden Linien zuſammen geſetzt, vorgeſtellt. Dieſes hat diejenigen, welche den eigentlichen Sinn dieſer Redensarten nicht verſtanden haben in Verwirrung geſetzt. Der berühmte ehemahlige Edimburgiſche Profeſſor Mac-Laurin, der vielleicht der gröſte unter allen Schülern des Newtons iſt, erkläret in

dieſen

dieſem Werk die ganze Methode ohne ſich jener undeutlichen Ausdrücke zu bedienen, in dem er blos auf die Geſchwindigkeit des Punkts und das Ab- und Zunehmen derſelben acht hat. Er ſetzt dabey einige allgemeine Sätze von der Bewegung voraus, aus welchen er, nach der Methode der Alten, die ganze Geometriam infinitorum erkläret. Seine ganze Lehre beruhet auf dieſen 2. Fundamental-Sätzen. Wenn zwey durch die Bewegung hervorgebrachte Quantitäten immer gleich groß ſind, ſo ſind auch die Bewegungen, die ſie hervorbringen gleich, und wenn die Bewegungen immer gleich ſind, ſo ſind auch die hervorgebrachten Quantitäten gleich. Das erſte iſt das Fundament des ſogenannten Calculi differentialis, der andere des Calc. integralis. So gründlich nun der V. die ganze Methode nach dieſer Art beweiſet und ſo unzweifelhaft er ſie machet, ſo muß man doch geſtehen, daß ſeine Art vielleicht unter allen die ſchwerſte iſt. Und es iſt noch eine Frage, ob es nicht ein Fehler wider die gute Methode ſey, Sachen, die aus den bloſſen Begriffen der Quantität können bewieſen werden, aus fremden Begriffen herzuleiten. Indeſſen können wir bey dieſer Gelegenheit nicht umhin den Liebhabern dieſer Wiſſenſchaft anzuzeigen, daß der groſſe Mathematikus Hr. Euler, vor einiger Zeit ein Werk unter die Preſſe gegeben, darinn die wahren Fundamente dieſer Methode aus bloß analytiſchen Gründen in das beſte Licht geſetzt werden.

In dem zweyten Theil des angezeigten Werks von Mac-Laurin, vergleicht der V. dieſe Methode mit der Methode des unendlich kleinen, und zeiget worin ſie von einander unterſchieden ſind. auch warum das unendlich kleine von der zweyten Art in Vergleichung deſſen von der erſten Art kan übergangen werden. Hernach erkläret er auch die zu ſeiner Methode gehörige Analyſin. Als denn wendet er dieſe Theorie auf unzählige Fragen an, die ſo wol zu der Analyſi, und der reinen Geometrie, als zu der Mechanik und Aſtronomie gehören. Ueberhaupt werden in dieſem zweyten Theil die ſchwerſten und wichtigſten Aufgaben der Algebra, Geometrie und Mechanik aufgelöſet.

Paris.

L'art de Guerre, par Principes & par Regles, ouvrage de Mr. le Marechal de Puysegur, publié par Mr. le Marquis de Puysegur son fils &c. à Paris, chez Jombert, 1749. II Vol. 4. Der erſte Theil von 24 Alph. 37 Kupferplatten. Der 2te Theil 3 Alph. 14 Kupferplatten.

Die Kriegskunſt wird in dieſem Werk in Form einer Wiſſenſchaft vorgetragen, die einer erlernen kann, ohne ſelbſt mit in Feldzügen geweſen zu ſeyn. Es iſt wol ganz unſtreitig, daß dasjenige, was man Geſchicklichkeit an einem General nennt, kann gelernt werden. Ein Heerführer wird am Ende des Feldzugs immer im Stande ſeyn von allem, was er gethan hat, hinlängliche Gründe zu geben, und dieſe Gründe müſſen nothwendig aus einer allgemeinen Theorie hergeleitet werden, die er auf beſondere Fälle angewendet hat. Dieſe allgemeine Theorie iſt alſo eine wirkliche Wiſſenſchaft, die in ein Syſtem gebracht und gelernt werden kan. Es frägt ſich aber, ob die Anwendung der allgemeinen Theorie auf beſondere Fälle ohne Erfahrung kann erlernt werden. Der Hr. Verf. dieſes Werks, der ein hinlänglicher Richter iſt, hält dafür, daß es angehe weil man auf Landcarten oder Riſſen Armeen ſtellen und ihre Bewegungen annehmen kann. Er giebt deswegen nicht nur die allgemeine Theorie der Kriegs Wiſſenſchaft, ſondern zeiget auch die Anwendung derſelben auf beſondere Fälle, die er vorausehet. Dieſes iſt überhaupt der Plan des gegenwärtigen Werks.

Im Anfange beweiſt der Hr. Verf. aus ſehr vielen Stellen, die er aus den griechiſchen Scribenten, inſonderheit aus dem Homere, Xenophon und Tucidides anführet, daß die alten Griechen eine ordentlich feſtgeſetzte Theorie der Kriegs-Wiſſenſchaft gehabt, und daß ſie bey ihnen in Form einer Wiſſenſchaft gelehret worden, ſo wie bey uns die Mathematik, das Tanzen, Fechten und dergleichen gelehrt werden. Er zeiget ferner, daß nicht nur diejenigen, die ſich hauptſächlich dem Kriegsſtand gewiedmet, ſondern überhaupt alle jungen Leute von guten Häuſern dieſe Wiſſenſchaft, als eine wolanſtändige Erkenntniß gelernt haben. Von den Römern zeiget er, daß ſie die Kriegskunſt erſt von den Griechen gelernt, und damit in den Kriegen wieder den Pyrrhus den Anfang gemacht; daß aber die ordentlichen Kriegsſchulen dergleichen die Griechen gehabt, bey ihnen niemahlen im Gebrauch geweſen. Nachdem er weitläuftig hiervon gehandelt, beklagt er ſich, daß in Frankreich von dieſer Wiſſenſchaft gar nichts, als das bloſſe Exerciren gelehret werde, welches doch am allerwenigſten nothwendig wäre.

Hierauf kommt der Hr. V. auf ſeine Theorie und leitet aus feſtgeſetzten Grundregeln alles her was zur Formirung, Bewegung und den Operationen einer Armee zu wiſſen nöthig iſt. Er beſtimmt den Raum, den ein Bataillon und Escadron einnehmen kann; zeiget was bey dem Marſch eines oder mehrerer Bataillonen in Acht zu nehmen; es ſey, daß ſie defiliren oder in Fronte marſchiren. Er giebt Anſchläge, wie die bisher beobachteten Bewegungen in ſolchen Fällen, geſchwinder und ſicherer geſchehen können. Alles wird aus Grundſätzen hergeleitet, die zu allen Zeiten und in allen Orten der Kriege gelten. Dieſe Theorie hat nun freylich die Form einer vollkommenen Wiſſenſchaft noch nicht, allein es iſt zu vermuthen, daß etwa andre auf dieſe Gründe weiter bauen und die Kriegs-Theorie nach und nach näher zur Vollkommenheit bringen werden.

In dem II. Theil ſetzet der Hr. Verfaſſer einen Krieg zwiſchen der Seine und Loire voraus, und zeiget wie die Anordnung und die Operationen von Franzöſiſcher Seite zu machen wären. Alles, was er hier vorſchreibet, folget aus der in dem I. Theile feſtgeſetzten Theorie. Der Hr. Verf. zeiget hernach auch daß die berühmteſten Feldherrn alter und neuer Zeiten nach ſolchen Grundſätzen gehandelt haben. Er läßt ſich hernach in weitläuftige Betrachtungen ein, über das Verhalten der gröſten Heerführer, welche ſich in Griechenland, Rom und Frankreich durch ihre groſſe Thaten unſterblich gemacht haben. Dieſe Anmerkungen ſind ſehr intereſſant und für einen Krieger ſehr lehrreich. Der Hr. Marquis von Puyſegure, ſagt in der Zueignungs-Schrift an den König von Frankreich ſehr artig, „daß ſein Hr. Vater nicht „würde nöthig gehabt haben in den Thaten „des Alexanders und Cäſars Muſter der „Kriegeswiſſenſchaft zu ſuchen, wenn er lange „genug gelebt hätte, die Wunder anzuſehen, „die Se. Majeſtät in den letzten Feldzügen „an der Spitze ſeiner Armeen verrichtet.„

Endlich ſchließt der Hr. Verf. mit einer ſehr wichtigen Materie, in dem er ein Muſter giebt, wie das Projekt eines Krieges auszuſinden und anzuordnen ſey.

Dieſe Nachrichten ſind alle Freytage, in Berlin, in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung und auf allen Poſt-Aemtern, zu bekommen.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 20. Hornung 1750.

No. VIII.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Amſterdam.

Histoire de l'Empereur Jovien & traduction de quelques ouvrages de l'Emp. Julien par Mr. l'Abbé de la Bleterie &c. à Amſterd. 1750. 2. Tom. 12.

Der Verfaſſer, welcher das Leben des Julians beſchrieben hat, macht ſeine Geſchichte vollſtändiger, durch das Leben ſeines Nachfolgers des Jovians. Jovian, war in der Chriſtlichen Religion erzogen, und als er bey der Armee zum Kayſer erwehlt wurde, fielen die Soldaten dem Chriſtlichen Glauben häufig bey. Einige waren noch ſchwache Chriſten von der vorigen Regierung des Conſtantinus Magnus und ſeines Sohnes Conſtantius; andere waren bereit, den Glauben, wie den Fürſten, zu verändern, weil ſie in der That nichts glaubten. Was ſoll man, frägt der Verfaſſer, von dieſer groſſen Menge Chriſten denken, die nicht von einem Apoſtel, ſondern von einem Kayſer bekehret wurden? Dieſer Kayſer liebte den Wein und die Tafel allzuſehr, imgleichen noch andre Vergnügungen, die den Chriſten verboten ſind; und war hierin von ſeinem heidniſchen Vorfahren ſehr unterſchieden, welcher ſich mit Hülſengerichten begnügte, wenig ſchlief und von beyden Partheyen wegen ſeiner Keuſchheit gelobt wird.

Jovian, war kein groſſer General, ſeine Soldaten kamen jämmerlich zurück und [illegible] und entſchuldigten ſich: Julian, [illegible] Fünf Provinzen wurden in einem Frieden herausgegeben, der nicht überlegt und vom Kayſer mit Widerſpruch der Völcker gehalten ward. Er regierte acht Monat, der dritte Kayſer, den man innerhalb drey und einem halben Jahre vom Throne verſchwinden ſah. Die Urſache ſeines ſchleunigen Todes, ſoll der Rauch von Kohlen geweſen ſeyn, womit man die Nacht ſein Zimmer erwärmt hatte. Jovian, war zwar ſeinem vorigen Poſten eines Officiers der Garde ſehr wohl gewachſen, aber er ließ ſich die Krone nicht mißfallen, zu einer Zeit, da der Zuſtand der Armee in der That für ihn ſo verworren und critiſch war. Der Verfall des Römiſchen Reichs erfolgte bald nachher.

Den wichtigſten Theil dieſes Wercks, machen die eigenen Schrifften des Julians aus. Der Verfaſſer hat mit dem beſten Fleiſſe ſowol das kurtze Leben des Jovians zuſammengrieſen, als auch die Schrifften des Julians überſetzt. Seine Hochachtung gegen den Julian erhellet aus ſeiner ſchönen Ueberſetzung und aus einigen künſtlich eingeſtreuten Urtheilen. In einer Note ſagt er: Der Herr von **Tillemont**, iſt ſehr unruhig über die guten Eigenſchaften der Heiden, vornemlich des **Julians**. Er läugnet die Thaten nicht, aber er würde lieber ſehen, wenn er ſie nicht gefunden hätte. Wenn man ſo, wie er, den wahren Wehrt der blos menſchlichen Tugenden weiß, ſo darf man ſich keinen Scrupel machen, dieſelbigen, auf das Zeugniß der Hiſtorie, bey ſolchen Leuten zu glauben, die ſie zu ihrer gröſſern Verdammung empfangen haben. Dieſes können wir für Ernſt aufnehmen oder nicht, nachdem wir mehr oder weniger barmherzig ſind.

Von den Schriften des Julians, hat er folgende nicht überſetzt: Die beyden Reden auf den **Conſtantius**, die Lobrede auf die Kayſerinn **Euſebia**, die Rede zur Ehre der Sonnen, das Lob der Mutter der Götter, (weil die erſtern beyden zu kalt, und die letztern dunkel ſind) das Fragment von der Anordnung des Götterdienſtes; weil es unſre heiligen Scribenten beſchimpft; und endlich die Bücher wider die Chriſtliche Religion, die **Cyrillus** nebſt ſeiner Widerlegung aufbehalten hat; weil die Widerlegung des Kirchenvaters für unſre Zeiten nicht ſtark genug iſt, indem er dem Julian nicht antwortet, ſondern Gegenbeſchuldigungen macht. Er bekennt indeſſen, daß in allen dieſen ausgelaſſenen Schriften viel Geiſt und ein überaus ſchöner Styl zu finden iſt. Die übrigen hat er alle ſehr ſchön überſetzt.

Miſopogon, iſt eine Satyre wider die Stadt Antiochia, an der er die Beleidigung ſeiner Perſon nicht als Kayſer, ſondern als Scribent rächt. Er macht ſich ſelbſt darinn wegen ſeiner groben Sitten und ſeines Barts herunter, und lobt die Stadt, wegen ihrer galanten Art zu leben. Man ſieht, daß er nicht viel Zeit von ſeinen Regierungsgeſchäften auf dieſe Schrift hat verwenden wollen.

In ſeinen **Cäſarn**, läßt er alle Kayſer, vom Julius Cäſar, bis auf ſeinen Vetter den Conſtantinus, auf einem himmliſchen Gaſtgebot erſcheinen; doch einige, z. E. Caligula, Nero, werden in den Tartarus verſtoſſen. Silen verſpottet ſeine übrigen Gäſte nacheinander ſo ſcharf, als er kan. Unter allen werden endlich Alexander, Cäſar, Auguſt, Trajan, Marc Aurel, zu einem Wettſtreit gelaſſen. Ein jeder redet von ſeinen guten Thaten und Silen macht ſeine ſpöttiſchen Anmerkungen darüber. Als das Loos den Marc-Aurel traf, ſahe er die Götter umher an und ſagte: O ihr unſterblichen Götter, ich habe keiner Rede und keines Wettſtreits vonnöthen. Wären euch meine Handlungen unbewußt, ſo müßte ich ſie euch erzählen, aber ihr wißt ſie, und nichts iſt euch unbekannt: ſo gebet mir denn den Rang, deſſen ihr mich für würdig halten wollt. Die Götter wollen noch wiſſen, was für Gründe ein jeder zu ſeiner Aufführung gehabt habe: Alexander: alles zu überwinden; Cäſar: der erſte im Lande zu ſeyn; Auguſt: gut zu regieren. Trajan antwortete wie Alexander. Marc-Aurel gab voller Beſcheidenheit zur Antwort: Den Göttern ähnlich zu ſeyn, und, als er ſich weiter erklären muſte: die wenigſten Bedürfniſſe zu haben, und ſo viel möglich gutes zu thun. Conſtantin antwortete: einen groſſen Schatz zu ſammlen und ihn dem Misbrauch meiner Freunde zu überlaſſen. Die Götter wollen endlich, daß ſich jeder Held einen Schutzgott wehlen ſoll.

Alexander geht zum Hercules, Auguſt zum Apoll, Marc-Aurel hält ſich zum Throne Jupiters und Saturns, Cäſar irrt lange Zeit herum, bis Mars und Venus ihn zu ſich rufen, Trajan ſetzt ſich zum Alexander, und Conſtantinus ſiehet unter den Göttern ſein Ebenbild nicht, und läuft zur Wolluſt, die ihm begegnet.

Hierauf folgen die Briefe des Juliano, die er nicht blos als ein ruhiger Philoſoph, ſondern als ein arbeitſamer Kayſer geſchrieben hat. Wir können ſeinen ganzen Character hieraus kennen lernen.

In dem Brief an den Themiſtius ſteht folgendes: „Ich habe es alles wohl bedacht, daß ich mit den berühmteſten Prinzen würde zu kämpfen haben, mit einem Alexander, mit einem Marc-Aurel. Ich war erſtaunt über die kriegeriſchen Gaben des erſten, und die vollkommene Tugend des andern ſetzte mich faſt in Verzweiflung. Dieſes machte daß ich ein ſtilles Leben für glücklich ſchätzte. Ich gedachte voll Vergnügen an den klugen Umgang in Athen. Ich wolte einen gelehrten Briefwechſel mit ſolchen Freunden unterhalten, als ihr ſeyd, ich wolte es machen, wie ein beladener Wandersmann, welcher auf ſeinem Wege ſingt, um ſich ſeine Bürde zu erleichtern. Allein, euer Brief macht ſie mir ſchwerer, und verdoppelt meine Furcht, indem er mir einen weit mühſamern Weg vorſchreibt. Ihr ſagt mir, daß GOtt mich an die Stelle des Bachus und des Hercules geſetzt habe, welche zugleich Könige und Philoſophen, die Welt von den Laſtern reinigten, womit ſie überſchwemmt war. Ihr wolt, daß ich alle Gedanken von Ruhe verbannen, und nur an die Mittel gedenken ſolte, dieſe ſo hohe Beſtimmung würdig zu erfüllen. Ihr redet von alten Geſetzgebern, vom Solon, vom Pittacus, vom Lycurgus, und ſetzt hinzu, daß die Welt mit Recht erwarte, daß ich mehr thun ſoll als alle dieſe groſſen Leute gethan haben. Indem ich dieſe Stelle eures Briefes las, blieb ich wie ſtummes ſtehen: denn auf der einen Seite weiß ich, daß ihr nicht fähig ſeyd zu ſchmeicheln und zu lügen, und auf der andern Seite kan ich kein ſo erhabenes Talent, weder ein natürliches, noch ein erworbenes an mir wahrnehmen ꝛc.“ Im Verfolge ſetzt er den Socrates und die Weiſen über den Alexander, weil dieſer mit ſeinen Siegen keiner Nachwelt nütze, und ſpricht überall als ein Liebhaber der Wiſſenſchaften, als ein Verehrer der Gottheit, und als einer, der von ganzem Herzen wünſche, gut zu regieren.

Von ſeiner guten Regierung zeigt auch der ſechſte Brief an den Artabanius. „Um GOttes Willen ich will nicht haben, daß man die Galiläer tödte, oder ſie unbillig ſchlage, oder ihnen übel begegne, auf was Weiſe es ſey, ich will aber dieſes, daß ihnen die Anbeter der Götter vorgezogen werden ſollen. Die Naſerey der Galiläer hat das Reich an den Rand des Verderbens gebracht, und die Güte der Götter hat uns errettet. Es iſt darum billig, die Götter zu verehren, und die Städte und Perſonen, welche es thun, zu unterſcheiden.“ Die Note ſagt, daß Conſtantinus dadurch daß er den Gottesgelehrten vorſtehen wollen, die Pflichten eines Kayſers verſäumt habe. Durch Haltung der vielen Concilien habe er die öffentlichen Wagen ruinirt und unglaubliche Summen verſchwendet.

Julian, hat zwar die feinſten Mittel angewandt die heidniſche Religion aufrecht zu erhalten. Allein laßt uns ſo lange annehmen, daß die Chriſtliche Religion, die falſche geweſen ſey, und alsdann ſehen, ob er gegen und Ungläubige, gelinder oder ſtrenger geweſen iſt, als wir Chriſten gegen unſre Ketzer ſind? Der Verfaſſer weiß nicht, ob er ihn für einen wahren Götzendiener oder für einen heidniſchen Freygeiſt halten ſoll. Er ſcheint das erſtre zu glauben, ohngeacht man nicht läugnen kan, daß, wenn Julian den Götterdienſt hat geltend machen wollen, er nothwendig habe die gröſſeſte Ehrfurcht affectiren und alles, ſo viel möglich, vernünftig oder ſpitzfündig erklären müſſen. Daß er eine Vorſehung, eine Unſterblichkeit der Seele und ein anderes Leben geglaubt habe, ſehen wir aus dem Briefe, worinn er von den Jüden ſagt: „Sie beten den allmächtigen, „den allgütigen GOtt an, der die Welt regiert und den wir ſelber unter andern „Nahmen anbeten, wie ich nicht zweifele." Und in der allegoriſchen Fabel, worinn er das Regiment der Conſtantiner abmahlt, ſteht folgendes Gebet: Vater der Götter, o du, den ich unter dem Nahmen Jupiter anrufe, bereit dich auch unter einem andern anzurufen, wenn ich wüßte, daß es dir angenehmer wäre, denn der Nahme iſt gleichgültig, lehre mich den Weg, der zu dir führet! Hätte Julian früher und anſtatt des Tiberius regiert, ſo würden die Stimmen aller Zeiten und Völker ſich für ihn erklärt, und ihn über alle Landesväter und Helden geſetzt haben. Es wäre gefährlich geweſen, dieſes zu einer Zeit zu thun, da das Chriſtenthum unter ſolchem Lobe hätte leiden können. Wir wollen es den damaligen Chriſten nicht verdenken, wenn ſie ihn verkleinert haben. Wir aber, nachdem unſre Religion in Sicherheit iſt, wollen wir noch länger ſein Andenken beſchimpfen, oder wollen wir mit dem groſſen Schaftesbury und Montesquieu keine ſchlechtere Nahmen für ihn ausſuchen, als man den übrigen heidniſchen Kayſern giebt, wenn ſie gut geweſen ſind?

Paris.

Hiſtoire Naturelle, generale & particuliére &c. Tome III. 3 Alphab. 17 Kupfertaf.

Dieſen Band haben wir theils dem Hrn. Daubenton, theils dem Hrn. v. Buffon zu danken. Darin wird die Naturhiſtorie des Menſchen, die in dem zweyten Band angefangen worden, weiter fortgeſetzet. Der Hr. Daubenton giebt erſtlich eine Beſchreibung derjenigen Theile des menſchlichen Körpers, die in dem Naturalien Cabinet des Königs aufbehalten werden. Er handelt anfangs von der Anlegung, Einrichtung und Unterhaltung ſolcher Cabinetter überhaupt. Darauf kömmt er auf die Beſchreibung der Knochen des menſchlichen Körpers, und der gantzen Skelette, die darinn angetroffen. Er handelt ausführlich von der Art und Weiſe, wie die Skelette ſauber zuverfertigen und aufzuſtellen ſind. Er beſtimmt das Verhältniß der Theile gegen einander. Hernach beſchreibet er einzelne Stücke, ſowol aus geſunden Körpern, als ſolche, die verſchiedener Krankheiten wegen, etwas beſonders an ſich haben, dabey er die Krankheiten ſelbſt beſchreibet, die beſondere Würkungen auf die Knochen haben.

Nach dieſem handelt er von der Einſpritzung verſchiedener Materien in die Adern, wodurch ein ganzer Zuſammenhang von Adern kann erhalten und auſſer dem Körper gezeiget werden. Er beſchreibet verſchiedene Methoden der Einſpritzung, und auch die, ſo der berühmte Ruyſch gehabt, worauf er die Theile des Körpers beſchreibet, die auf ſolche Weiſe erhalten werden. Auf eben dieſe Art handelt er von den Modellen, wornach gewiſſe Gefäſſe abgegoſſen werden, imgleichen von der Verwahrung thieriſcher Theile in dem Weingeiſt. Er zeiget ſehr viele Methoden an, wie das Ausdunſten des Weingeiſtes zuverhindern.

Da nun das Cabinet, welches der Hr. D. beſchreibet, ſehr reich iſt, ſo trift man hier faſt alle Theile des menſchlichen Körpers an. Der Hr. D. hält ſich aber hauptſächlich nur bey denen auf, die etwas beſonders an ſich haben.

Der zweyte Theil dieſes Bandes, iſt von dem Hrn. v. Buffon, und enthält die Fortſetzung der Naturhiſtorie des Menſchen. Der Hr. Verf. handelt erſtlich von dem Geſichte. Er beſchreibet ſehr ſorgfältig, wie der Menſch nach und nach zu dem rechten Gebrauch des Geſichts kömmt. Er zeiget, daß die neugebohrnen Kinder den Gebrauch ihrer Augen nicht haben, ſo wenig als die meiſten Thiere. Wir können nicht umhin den Leſer hier bemerken zu machen, daß dieſes durch eine ſehr weiſe Verordnung gekommen; denn man kan ſehr wol begreiffen, daß wenn neugebohrne Kinder gleich ſo ſtarke Eindrücke des Lichtes in die Augen bekommen ſollten, wie wir ſie vertragen können, ſie dadurch entweder blind werden, oder auf andere Weiſe groſſen Schaden leiden würden. Der Hr. v. Buffon merkt auch an, daß die Kinder ſchielend werden, wenn ein ſtarkes Licht von der Seite her auf ſie fällt. Daher räth er ſie ſo zu legen, daß ein mäßiges Licht von der Seite her auf ſie falle, dahin ſie die Füſſe kehren. Hierauf beſchreibet er die Art und Weiſe, wie der Menſch nach und nach durch den Gebrauch des Auges zu einem Urtheil von den Sachen kommen kann. Er zeiget, daß man alle Dinge verkehrt, nämlich, das unterſte zu oberſt ſiehet, daß man im Anfange keine Weiten und keine Gröſſen unterſcheiden kann. Daß z. E. ein ſeit kurzem ſehender Menſch ſeinen Finger für gröſſer hält, als ein in der Ferne liegendes Haus, welches der Finger bedecket, daß alles doppelt geſehen werde. Er führet das merkwürdige Exempel eines jungen Engelländers an, der erſt in ſeinem 14. Jahr ſehend geworden, und von allen Dingen, die er ſonſt durch das Angreiffen gekannt hat, durch das Geſicht im Anfange keines hat erkennen können. Alles dieſes nennt der Hr. Verf. wie uns dünkt, unrecht Fehler des Geſichts. Wenn wir einen entfernten Thurm der viereckigt iſt, für rund halten, ſo iſt dies nicht ein Fehler des Auges, ſondern eine Uebereilung des Urtheils, und ſo auch in andern Fällen. Darauf handelt er von der Stärke des Geſichts. Er zeiget, daß ein Körper von einem Fuß lang, der mittelmäßig hell iſt bis auf eine Weite von ohngefehr 3436. Fuß kann geſehen werden, aber weiter nicht. Daß die Deutlichkeit, wann man mit zwey Augen ſiehet, ſich zu der Deutlichkeit von einem Auge ohngefehr wie 13 zu 12. verhält, wovon er einen ſehr zierlichen Mathematiſchen Beweis giebt.

Von dem Gehör zeiget er, daß man, wie bey dem Geſichte erſt eine Erfahrung haben muß, ehe man dadurch zu einem richtigen Urtheile gelanget. Denn oft wird das Ohr von einem ſtarken Thon, der aus der Weite kömmt eben ſo gerühret, wie von einem ſehr ſchwachen, der nahe iſt. Er zeiget den Unterſchied zwiſchen dem Laute (Son) und dem Thon (Ton) der eine ſehr geſchwind wiederholter Laut iſt. Er handelt darauf von der Harmonie und dem Vergnügen, welches man daraus empfindet und von der Zurückprellung des Schalls, oder dem Echo, und endlich von der Taubheit, ihren Urſachen, und wie Taube und Stumme können zum Verſtand gebracht werden, daß ſie ſich über alles ſchriftlich erklären und auch ſprechen können. Es iſt bekannt, daß der berühmte Schweizeriſche Medicus Amman, viele ſolcher Leute reden gelehret, nach der Methode, die er in einer beſondern Schrift, de Loquela, beſchrieben, und der Hr. v. Buffon führet ein ganz neues Exempel an, von einem

Tauben und Stummen, der verſtändlich reden gelernet hat.

Von den Sinnen überhaupt zeiget er, daß alle darin übereinkommen, daß es ſolche Oerter des Leibes ſind, wo ſehr viele Nerven blos liegen, und daß ſie blos durch die Lage und [illegible] unterſchieden ſind. Allein, hierin können wir ihm nicht beypflichten, denn die Struktur der Sinnen iſt dabey ſehr weſentlich. Wenn gleich die Ohren da ſtünden, wo ſonſt die Augen ſtehen, und wenn eben ſoviel und eben ſo empfindliche Nerven da wären, ſo könnte man durch das Ohr doch kein deutliches Bild ſehen, ungeachtet die Farben vielleicht dadurch könten unterſchieden werden.

Der Hr. v. Buffon ſpricht hierauf von verſchiedenen Thieren und ihren Sinnen, und zeiget, daß ein Thier mehr oder weniger dumm iſt, je mehr und beſſere Sinnen es hat oder nicht.

Endlich handelt er von der Verſchiedenheit der Menſchen. Er beſchreibet, was jede Nation im Anſehung der äuſſerlichen Geſtalt beſonders hat, und zeiget, daß ſowol das Clima, als die Nahrung und Lebensart, dieſe Verſchiedenheiten hervorbringen können. Wir finden dieſe letztere Abhandlung ſehr gründlich und ſchön.

Fortſetzung das im 6ten Stück angefangenen Artickels:

La Figure de la Terre, determinée par les Obſervations de Meſſ. Bouguer, de la Condamine &c.

Wir haben von der Beſchreibung von Peru, die in dem Anfange dieſes Wercks ſtehet, Nachricht gegeben, und nun wollen wir von den Meſſungen die da geſchehen, und den merkwürdigen Verſuchen, die Hr. Bouguer angeſtellt hat, ſprechen. Wir bemerken überhaupt, daß Hr. Bouguer hier bey allen Gelegenheiten den Scharfſinn und die Gründlichkeit zeiget, die man fordern kann, um ein ſo wichtiges Werck, als ſeine Abmeſſungen waren, zu unternehmen, und in ſeinem Vorgeben Glauben zu verdienen. Er beſchreibet die Oerter, da die Meſſungen und Beobachtungen geſchehen ſind, mit der gröſten Genauheit, damit der Leſer alle Schwierigkeiten einſehe, die dieſes Werck in Anſehung des Orts gehabt und urtheilen könne, ob man dieſelben überſtiegen habe. Er giebt nicht nur eine genaue Beſchreibung der Jnſtrumente, die er gebraucht hat, ſondern zeiget auch, wie er ſie unterſucht um alle mögliche Fehler zu entdecken, die davon herkommen möchten. Wir können ihn hierin als ein Muſter vorſtellen, nach welchem ſich alle Sternkundiger und Beobachter in ihren Arbeiten richten ſollten. Dieſes war nöthig um einer Arbeit von groſſer Wichtigkeit, und die nach ihm wol keiner mehr unternehmen wird, das Vertrauen der Welt zu gewinnen. Wir können alſo ſagen, daß die Meſſungen des Hrn. B. ſo genau und mit ſo viel Vorſichtigkeit gemacht ſind, als nur möglich iſt. Durch dieſe Meſſungen nun, hat der Herr Bouguer gefunden, daß der erſte Grad der Breite 56753. Ruthen lang iſt. Die Hauptabſicht dieſer berühmten Reiſe war dieſe Länge des erſten Meridian-Grades zu finden, damit man durch die Vergleichung deſſelben, mit den Graden, die in Franckreich und in Lappland gemeſſen worden, die wahre Figur der Erde herleiten könnte.

Nachdem nun der Hr. B. alle Meſſungen, die er gemacht, beſchrieben, giebt er eine allgemeine Methode, wie man die Figur der Erde aus ſo viel beſondern Graden des Meridians, als man will, herleiten könne. Der Hr. v. Maupertuis hatte nur zwey verſchiedene Grade, den in Lappland, den er ſelbſt gemeſſen, und den in Franckreich, der von

Picard gemeſſen worden. Er leitete die Figur der Erde aus dieſen 2. Graden her, und fand, daß ſie bey dem Pol eingedrückt ſey. Der Hr. Bouguer zeiget hier, daß bey einerley Verhältniß der Meridian-Grade verſchiedene Figuren der Erde herauskommen können, je nach dem man die Richtung der Schwere ſetzet. Vor dieſem glaubte man, daß der Ort, nach welchem alle Cörper, vermöge ihrer Schwere fallen der Mittel-Punkt der Erde ſey. Der Hr. Bouguer beweiſt, daß es kein Punkt ſeyn könne. Er betrachtet ihn alſo, als eine krumme Linie, die er la Gravicentrique nennt, und zeiget, daß die Figur des Meridians aus der Entwicklung dieſer Linie entſtehet, und daß man, um dieſe Evolutam zu beſtimmen, nöthig habe zu wiſſen, nach was für einem Verhältniß die Grade des Meridians zunehmen. Er unterſucht drey verſchiedene Verhältniſſe dieſes Zunehmens. 1) Daß der Zuwachs verſchiedener Graden der Breite, ſich verhalte wie die Quadrate des Sinus der Breiten. 2) Wie die Cubi der Sinus, und 3) wie die Biquadrate derſelben. Der Meridian-Grad unter der Linie iſt 56753. Ruthen, der in Frankreich in einer Breite von 49° 23' iſt 57074. und der in Lappland in der Breite von 66° 19' iſt nach einer kleinen Reduction die er gemacht 57422. Die Unterſchiede ſind 321. und 669. das iſt beynahe, wie die Quadrate der Sinus, und nach dieſer Hypotheſi iſt die Erdaxe zu dem Durchmeſſer des Aequators wie 178. zu 179.

Der Hr. Verf. hält dieſes für die allerwahrſcheinlichſte Beſtimmung, ſie kömmt auch mit derjenigen, die der Hr. v. Maupertuis angegeben, ziemlich überein. Dieſem nach wäre die Erde unter der Linie um 18324. Ruthen höher, als bey den Polen.

Dadurch wäre alſo die berühmte Frage von der Figur der Erde, ſo genau als möglich iſt, entſchieden. Der Hr. Bouguer aber war damit nicht zufrieden, daß durch ſeine Reiſe blos dieſe Frage ſollte entſchieden werden, viele andre Theile der Naturlehre haben dadurch auch gewinnen ſollen. Er hat ſich deßwegen noch in verſchiedene andre Unterſuchungen eingelaſſen, die er in den folgenden Abſchnitten beſchreibet. Man weiß, daß die Schwere abnimmt je näher man gegen die Linie kömmt. Dieſe verſchiedene Verhältniſſe der Schwere werden durch die Längen des Pendels beſtimmt, welches eine Secunde ſchlägt. Er hat folgende Längen des Pendels beobachtet.

1. Unter der Linie auf einem Berg der 2434. Ruthen über das Meer erhaben iſt 36 Zoll. 6. 7. Lin.
2. Daſelbſt auf einer Höhe von 1466 R. 36 — 6. 83. —
3. Daſelbſt an dem Meer. 36 — 7. 07. —
4. In Portobello im 9° 34' der Breite. 36 — 7. 16. —
5. Auf einer Breite von 18° 27'. 36 — 7. 33. —
6. In Paris 36 — 8. 58. —

Er zeiget aber daß wegen verſchiedener Beſchaffenheit der Luft dieſe Längen noch eine Verbeſſerung nöthig haben, deßwegen er ſie blos in Abſicht auf die Schwere auf folgende bringt.

1. . . 36 — 6. 69.
2. . . 36 — 6. 83.
3. . . 36 — 7. 21.
4. . . 36 — 7. 32.
5. . . 36 — 7. 47.
6. . . 36 — 8. 67.

Er findet alſo, daß die urſprüngliche Schwere etwas mehr, als $\frac{1}{288}$ Theil ihrer Kraft verlieret, wie ſchon Huygens beſtimmet hat. Dabey iſt aber merkwürdig, und eine neue Beobachtung, daß die Umdrehung der Erde um die Axe die Verſchiedenheit der Schwere noch nicht genug erkläret, ſo daß auch die urſprüngliche Schwere nicht überall einerley iſt. Daraus denn ferner folget, daß die Richtung der fallenden Körper nicht nach einen einzigen Punkt gerichtet. Er hat auch aus der Vergleichung der Schwere auf ſehr hohen Gebürgen, mit der Schwere an dem Meere, die von **Newton** angegebene Abnahm beſtätiget, allein dieſe Höhe iſt für eine ſolche Beobachtung wol zu geringe. Endlich iſt ein weitläufftiger Aufſatz von der Anziehungskraft eines Berges, der das Gewicht an einen Faden, um einige Secunden, von der Perpendicularen Lage abgebracht. Wir überlaſſen aber dem Leſer dieſe und noch verſchiedene andre merkwürdige Beobachtungen in dem Werk des Hrn. **Bouguers** ſelbſt zu leſen.

Fortſetzung des im 6ten Stück angefangenen Articels über die Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters.

4. Des Hrn. v. Voltaire Gedanken über die Trauer und Luſtſpiele der Engelländer, aus ſeinen Briefen über die Engelländer. Vom Schakeſpear ſagt der Hr. v. Voltaire: „Es iſt verwegen, aber doch wahr geſprochen, wenn ich behaupte, daß die Verdienſte dieſes Verfaſſers das Engliſche Theater verderbt haben. Es ſind ſo ſchöne Auftritte und ſo groſſe und ſchreckliche Stellen in ſeinen ungeheuren Spielen, die man Tragödien nennt, daß dieſe Stücke alle mit groſſem Beyfall ſind aufgeführet worden. ꝛc.„ Von den nachfolgenden Dichtern heißt es: „Die Gewohnheit die Liebe in die dramatiſchen Stücke, ſie mag ſich ſchicken oder nicht, einzumiſchen, iſt ohngefähr gegen das Jahr 1660. mit unſern Bändern und Peruquen von Paris nach Londen gekommen. Das Frauenzimmer, welches daſelbſt, wie bey uns, die Schauſpiele zieret, will nicht mehr zugeben, daß man ihm von andern Sachen, als von Liebe vorrede. So gar der weiſe Addiſon hatte die unzeitige Höflichkeit ſeinen ernſthaften Caracter den damahligen Sitten zu unterwerffen, und verdarb ein Meiſterſtück aus bloſſer Begierde zu gefallen.„ Von ihren Comödienſchreibern ſagt er: „Die Stücke des **Congreve**, ſind die allerwitzigſten und allerregelmäßigſten; **Vanbrughs** die allerluſtigſten, und **Wicherleys** die allerſtärckſten Stücke„.

5. Theatraliſche Neuigkeiten aus Paris. Sind aus den **Bigarrüren** überſetzt, einem Blatt, worinn man zur Nahrung eines böſen Hertzens alles ſchimpfliche von den berühmten Männern **Voltaire, Crebillon, le Blanc** und andern erfahren kan.

6. Nachrichten von dem gegenwärtigen Zuſtande des Theaters in Berlin. Hier wird unſre Franzöſiſche Comödie und Italiäniſche Oper beſchrieben, ſowol welche Stücke kürzlich aufgeführet worden ſind, als auch wie die Comödianten und Operiſten ihre Rolen machen. Weil man ſie mit Nahmen nennt, hätte man ſich auch einer Schreibart bedienen müſſen, die dem Range, den man vorher der Schauſpielkunſt unter den freyen Künſten eingeräumt hatte, gemäß geweſen wäre. Wir können überhaupt dieſen Bemühungen Beyfall verſprechen, wenn nur bey den eigenen Abhandlungen die wortreiche Schreibart vermieden wird; imgleichen wenn man die Luſt, an einer guten Sache die ſchlechteſte Seite aufzuſuchen, künftig entbehren will. Die ſpöttiſche Beſchreibung einer Bildſeule an einem wohlgebauten Opernhauſe gehöret dahin. Wir ſetzen keinen Zweifel in dieſe geringe Verbeſſerung, und erwarten begierig wohlausgearbeitete Ueberſetzungen tragiſcher und comiſcher Gedichte, vermuthlich in einer ſchönen Proſa, und Anmerkungen die einen Dichter zu bilden fähig ſind.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 27. Hornung 1750.

No. IX.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchaften.)

Venedig.

Diſſertation du Syſtême du Monde dans les Principes de la Gravitation univerſelle. Par Mr. Clairaut &c. Chez François Pitteri. 1749. 4. 39 Seiten.

Vor Newtons Zeiten fand ſich unter allen Naturforſchern keiner, der von der Bewegung der Planeten auch nur eine bloſſe Muthmaſſung angegeben hätte, daraus die wahre Urſache und Beſchaffenheit derſelben einigermaſſen hätte können hergeleitet werden. Dieſer groſſe Mann gab im Jahr 1686 ſein unſterbliches Werk Principia philoſophiæ naturalis, heraus, in welchem er aus zwey Geſetzen, die in der Bewegung aller Planeten immer ſtatt finden, und die Kepler aus der Erfahrung zuerſt angemerkt hatte, eine Urſache entdeckte, die das ganze Geheimniß der himmliſchen Sphären zu erklären ſchienen. Er ſchloß aus den Beobachtungen von dem Lauf der Planeten, daß eine allgemeine Krafft in der Natur ſey, durch welche alle Planeten beſtändig nach der Sonne, als ihrem gemeinen Mittelpunkt geſtoſſen werden. Weil auf unſrer Erde alle Körper durch eine gleiche Kraft, die wir die Schwere nennen, nach dem Mittelpunkt der Erde zugeſtoſſen werden, ſo verſuchte Newton, eben dieſe Kraft auch den Planeten zu zuſchreiben, welche dadurch nach der Sonne könnten getrieben werden. Er fand endlich, daß durch dieſe Kraft ihre Bewegung zu erklären wäre, wenn man annähme, daß ſie in verſchiedenen Abſtänden von dem Mittelpunkt, nach den Quadraten der Entfernung ſich verminderte, ſo daß der Körper, der noch einmahl ſo weit, als ein andrer von der Sonne abſtünde, mit einer viermahl geringeren Kraft, nach der Sonne geſtoſſen würde.

Auf dieſen Grundſatz, bauete er ſein ganzes Syſtem, und erklärete aus einem ſo einfachen und deßwegen der Natur ſo anſtändigen Grund, bey nahe alles, was man durch die Beobachtungen von dem Lauffe der Planeten weiß. Eine ſolche Uebereinſtimmung der Erfahrung mit der Theorie ſetzte jedermann in Verwunderung, und niemand, als wer die Sätze dieſes groſſen Mannes unrecht verſtanden, getraute ſich, an der Wahrheit ſeiner Erfindungen zu zweifeln. Es war nunmehr kein gröſſeres Wunder, daß die Planeten ſich in beſtimmten Kreiſen um die Sonne, der Mond um die Erde, die Trabanten um ihre Hauptplaneten bewegten, als, daß ein Stein gegen die Erde zufiele. Man war gänzlich beredt, daß alles durch einerley Kraft geſchähe, welche man die allgemeine Schwere, oder die beyderſeitige Anziehungskraft zweyer Körper nennte. Newton hatte ſeine Sätze ſo vorgetragen, daß niemand, als die größten Mathematici, im Stande war zu urtheilen, ob alle Folgen, die er daraus gezogen ihre völlige Richtigkeit hätten. Man glaubte ihm auf ſein Wort, weil man in vielen Dingen wo man ihm folgen konnte, ſeine Schlüſſe richtig fand. Dies iſt das gemeine Schickſal der Entdeckungen groſſer Männer, und macht den Menſchen überhaupt eben keine groſſe Ehre.

Einige groſſe Mathematici, Euler, Clairaut und d'Alembert, ſind bey Anlaß verſchiedener noch unausgemachter Irregularitäten, die man an dem Lauf einiger Planeten beobachtet, bewogen worden, Newtons Theorie aufs neue zu unterſuchen, ohne Zweifel in der Meynung, die noch nicht genug erklärten Unrichtigkeiten daraus herzuleiten. Sie fanden zwar in der That, dasjenige nicht, was ſie ſuchten, aber ihre Mühe ward dadurch belohnet, daß ſie nun mit Gewißheit verſichern konnten, daß die Newtoniſche Theorie, nicht ganz richtig ſey. Eine groſſe Warnung für die Weltweiſen. Wir wollen uns dießmahl nur damit begnügen, daß wir eine Nachricht von den Erfindungen des Hrn Clairaut geben, die in angezeigter Schrift enthalten ſind.

Er hielt ſich hauptſächlich an die Bewegung des Mondes. Wenn die Newtoniſche Theorie, von der allgemeinen Schwere und ihrer Abnahm, ſeine Richtigkeit hat, ſo muß alles, was von dem Lauf des Mondes beobachtet wird, daraus können hergeleitet werden. Dieſe Theorie zu probiren, hat Hr. Clairaut der Sonne, dem Mond und der Erde die Kräffte beygeleget, welche Newton ihnen zugeſchrieben, und hat darauf die Bahne des Mondes beſtimmet, die daher herauskommen muß. Dieſe Unterſuchungen wendete er insbeſondere auf die Bewegung des Apogäi, oder des Punkts, da der Mond am weiteſten von der Erde abſtehet, weil Newton über dieſe Materie am unverſtändlichſten, und ſeine Theorie da am zweifelhafteſten war. Man weis aus der Erfahrung, daß der Punkt, wo der Mond am weiteſten von uns entfernet iſt, nicht beſtändig an einem Orte des Himmels liegt, ſondern ſich ſo bewegt, daß es in neun Jahren durch den ganzen Himmel gehet, daß alſo nach neun Jahren, der Mond, in ſeiner größten Entfernungen von der Erde, eben wieder an dem Orte ſtehen wird, wo er jetzo in ſeiner größten Entfernung geſtanden hat.

Nachdem Hr. Clairaut alle mögliche Vorſicht gebrauchet, ſeine Rechnungen ſicher zu machen, hat er durch richtige Folgen Schlüſſe daraus hergeleitet, welche wider die Erfahrung ſtreiten. Denn nach den von Newton angegebenen Kräften der bemeldten drey Körper, müßte die Bewegung des Apogäi bey nahe noch einmal ſo langſam gehen, als es würcklich geht, und ſeinen Umlauf erſt in ohngefehr 18 Jahren zu Ende bringen. Es muß alſo in der Newtoniſchen Theorie eine Unrichtigkeit ſeyn. Hier könnte man nun die Frage machen, warum hat Newton dieſes nicht bemerket. Hat er ſelbſt ſein Problema unrichtig aufgelöſet? oder hat er aus Vorbedacht hiervon ſtille geſchwiegen? Es lieget den Wiſſenſchaften nichts an der Beantwortung dieſer Frage. Man muß eine wichtigere aufwerfen. Iſt dieſer Unrichtigkeit halber die ganze Theorie falſch? Warum iſt ſie denn bey den meiſten Hauptplaneten richtig?

Sol man die allgemeine Schwere überhaupt verwerffen, oder nur ihr von Newton angegebenes Geſetz ändern? das erſtere wäre zu verwägen. Hr. Clairaut ſcheinet alſo für das leztere zu ſeyn, und merkt an, daß man dem Newtoniſchen Verhältniß auf verſchiedene Weiſe noch ein Glied hinzuſetzen könne, dadurch in den Hauptplaneten eine unmerkliche Aenderung entſtünde, die Theorie der Nebenplaneten aber in Richtigkeit gebracht werden würde. Allein, da gar zu viel hier zu erwegen, indem die Verbeſſerung nicht nur auf den Mond, ſondern auf viele andre Begebenheiten gleich gut paſſen muß, ſo getraut er ſich noch nicht, ſie anzugeben.

Paris.

Hiſtoire des Empereurs Romains, depuis Auguſte jusqu'à Conſtantin, par Mr. Crevier, Profeſſeur emerité de Rhetorique au College de Beauvais. T. I. & II. 1750. 12.

Hr. Rollin hatte ſich einen Plan gemacht, nach welchem er die Römiſche Hiſtorie von der Stiftung der Stadt Rom an, bis auf die Schlacht bey Actium, beſchreiben wolte. Sein Tod unterbrach dieſes Werck, und Hr. Crevier hat es nach dem Entwurf des Hrn. Rollins fortgeſetzet und ohnlängſt geendiget. Hievon iſt zwar gegenwärtige Hiſtorie der Römiſchen Kayſer eine ganz natürliche Folge. Sie iſt aber eine ganz eigene Arbeit des Hrn. Crevier, auſſer daß er ſich die Art des Hrn. Rollins darinn zum Muſter dienen laſſen. Ihm werden hier aber bald die Plutarchi und die Livii zu fehlen anfangen, mit deren Erzehlungen und Anmerkungen Hr. Rollin ſeine Hiſtorie ſo fürtreflich hat ausſtützen können. Vielleicht hat die tiefe Stille, worinn das durch innerliche Kriege ganz entkräftete Römiſche Reich, unterm Auguſt, mit einem mal verfiel, einem Geſchichtſchreiber nicht Thaten genug an die Hand gegeben, daß er eine Geſchichte damit ausſchmücken können; und die verdorbenen Sitten der folgenden Zeiten haben einen zu ſtarcken Einfluß in den Geiſt gehabt und nicht zugelaſſen, daß ein groſſer Geſchichtſchreiber hat können gebildet werden; Oder, weil in einer Monarchiſchen Regierungsart die öffentlichen Begebenheiten und Staatsgeſchäfte uns gleichſam fremde ſind, weil wir die urſprüngliche Quelle derſelben nicht entdecken, und ihren Zuſammenhang nicht genugſam einſehen können, ſo hat die neue Regierungsart natürlicher Weiſe einen Mangel an groſſen Geſchichtſchreibern verurſachet. Tillemont hat in ſeinen Memoires dieſen Mangel durch Anführung der ſchönſten Stellen, ſowol aus den Poeten der damahligen Zeiten, als auch aus andern fürtreflichen Scribenten zu erſetzen geſucht; und hierin ahmet unſer Hr. V. ihm nach.

Der erſte Theil dieſer Geſchichte, fängt von der Zeit an, da Auguſt ein Herr des Römiſchen Reichs geworden iſt, und endigt ſich mit ſeinem Tode.

Lernen wir den Auguſt allein auf dieſer Seite und von der Zeit an kennen, da er das Regiment bekommen, ſo hat er einen ſehr liebenswürdigen Character, er muß allen Printzen zum Muſter dienen und er hat es verdienet, daß ihm das ganze Volck aus einer wahren Zärtlichkeit einmüthig den Namen eines Vaters des Vaterlandes beygeleget hat. Es fehlet zwar nicht an Geſchichtſchreibern, die die Handlungen des Auguſts übel auslegen, ſie ſchlimmen Abſichten beymeſſen oder Erzählungen vorbringen, die ſich zu dieſem groſſen Character nicht ſchicken. Der H. V. weiß aber alsdenn die Glaubwürdigkeit dieſer Geſchichtſchreiber verdächtig zu machen, oder er ſucht doch ſeinen Held auf eine gute Art zu entſchuldigen. Denn er will die Hiſtorie auf die Weiſe vortragen, daß groſſe und edle

Thaten uns die Tugend angenehm und reizend machen ſollen. Ein groſſer Charakter, ſo ſehr er uns auch zur Tugend einladet, verlieret gänzlich ſeine Kraft, wann er auf einer andern Seite mit Fehlern wieder beflecket iſt. Der natürliche Stolz des Menſchen kehret die Augen von der guten Seite alsdenn ab. Wir meſſen uns gleichſam mit dem groſſen Held, weil wir ſeine Fehler nicht an uns haben und werden von ſeinen Tugenden nicht gerühret.

Der Hr. V. weiß zwar, daß dieſe Geſtalt, worinn er uns den Auguſt ſehen läßt, vielleicht nicht die eigentliche und wahre Geſtalt deſſelben mag geweſen ſeyn. Denn, er hat uns ſeine feine Politik und ſeine argliſtige Verſchlagenheit als ſeinen Hauptcharakter nicht verbergen können. Es thut ihm aber gleichſam leid, wenn er die Tugenden des Auguſts, nur für Scheintugenden ausgeben und einer argliſtigen Staatsklugheit zuſchreiben, und wenn er ſagen ſoll: Auguſt habe ſich durch Grauſamkeit und Morden den Weg zum Throne gebahnet, durch Gelindigkeit und Wohlthun aber auf demſelben erhalten. Er kömmt mit dieſer Anmerkung nur hinten nach; er mahlt das Bild völlig aus und läßt es zuvor alle Wirkung thun, die es durch ſeine Schönheit nur zu thun vermag und will es nachgehends lieber gänzlich wieder ausſtreichen als zuvor ſeine Schönheit durch Flecken verdunkeln und ſeine Wirckung dadurch verhindern.

Die Ordnung dieſer Hiſtorie iſt die natürlichſte, nemlich ſo wie die Begebenheiten der Zeit nach auf einander gefolget ſind. Der Hr. Verf. will vielmehr die Geſchichte der Kayſer, als nur ihr Leben beſchreiben. Er hat aber mit einer geſunden Beurtheilungskraft zu wählen gewuſt, was die Aufmerkſamkeit des Leſers verdienen kan. Ohngeachtet die ruhigen Zeiten des Auguſts einem Geſchichtſchreiber nicht Theater genug darbieten, ein Geſchichte völlig damit anzufüllen, ſo iſt der Hr. V. doch ſehr ſorgfältig geweſen, ſeine Hiſtorie mit andern Dingen zu bereichern, die für den Leſer nicht weniger einnehmend und belehrend ſind. Wir lernen entweder den Mecenas als einen feinen Hofmann kennen, oder, wir ſehen den Auguſt witzig mit ſeinen Freunden ſcherzen. Wir hören bald den Horaz bey einer langen Abweſenheit des Auguſts ein zärtliches Lied ſingen; bald ſehen wir den Auguſt die Sitten des Staats durch weiſe Anordnungen verbeſſern, oder wir bewundern ſeine Großmuth, die er gegen den Cinna beweiſet, der ſich wider ihn verſchworen, und dem er ſtatt des Todes ein Conſulat ſchenckt, und dieſes geht uns näher an, als Siege und Eroberungen. Denn wir haben oft die Rolle eines großmüthigen Feindes, vielleicht aber nie die Rolle eines Feldherrn zu ſpielen.

Der zweyte Theil enthält die Hiſtorie des Tiberius in ſich. Mit allen guten Seiten die dem Tiberius hier gelaſſen werden, iſt der Charakter deſſelben, dem Charakter des Auguſts dennoch ſehr entgegen geſetzet. Wir wollen von beyden einige kleine Züge anführen, wovon wir glauben daß ſie dem Leſer nicht unangenehm ſeyn werden.

Der Redner Timogenes hatte ſich wegen ſeines angenehmen Umganges die Freundſchaft des Auguſts erworben. Es wurde ihm aber wegen ſeiner Freyheit im Reden, der Hof verbothen. Dieſer, um ſich zu rächen, warf die Hiſtorie ins Feuer, die er von dieſem Prinzen verfertiget hatte. Pollio, ein Freund der republicaniſchen Freyheit, der auf ſeinem Landguthe fern vom Hofe einſam lebte, und der ſonſt einen Haß gegen dieſen verläumderiſchen Redner blicken laſſen, nahm ihn jetzt bey ſich. Auguſt vertrug dieſes mit Gedult. Er ſagte eines Tages nur zu dem

Pollio: ihr unterhaltet in eurem Hauſe ein wildes Thier. Pollio wolte ſich hierauf entſchuldigen und erbot ſich, den Timogenes ſogleich, wenn Auguſt es verlangte, von ſich weg zu jagen. Auguſt verſetzte aber: wie ſolte ich es verlangen, da ich euch beyde mit einander vereiniget habe?

Tiberius hatte die 300 Seſterzen, welche Auguſt einem jeden Römiſchen Bürger vermacht hatte, nicht auszahlen laſſen. Ein luſtiger Kopf wolte ihn zu dieſer Auszahlung bewegen. Als er einen Todten wegbringen ſahe, trat er zu demſelben hinzu und ziſchelte ihm etwas ins Ohr. Er wurde gefraget, was er denn zu dem Todten geſagt hätte, und gab zur Antwort, er hätte ihm aufgetragen, dem Auguſt zu berichten, daß das Römiſche Volk die Geſchenke, die ihm im Teſtament wären vermacht worden, noch nicht erhalten hätte. Tiberius zahlte ſogleich ſeine 300 Seſterzen aus, empfahl ihm aber, daß er ſeine Geſandſchaft ſelbſt beym Auguſt ausrichten ſolte und ließ ihn hinrichten.

Altenburg.

D. v. Mermet Abhandlung von dem Verderben des Geſchmacks in der Franzöſiſchen Muſik. Aus dem Franzöſiſchen überſezt und mit einigen Hiſtoriſchen Anmerckungen verſehen von J. G. J. Zu finden bey P. E. Richtern. 1750.

Der Verfaſſer theilet ſeine Arbeit in zwey Theile, und handelt im erſten von dem Verderben des Geſchmacks in der Compoſition. Er ſagt, eines Componiſten Abſicht müſſe ſeyn zu bewegen und zu gefallen. Lulli ſey ein Muſter in der Theatraliſchen Muſik, voll Natur und edler Einfalt. Lalande habe in der Kirchen-Muſik majeſtätiſch und erhaben geſchrieben. Man werde erweicht, gerührt und getröſtet. Senaille, Marais, Couperin wären in der Inſtrumental Muſik groß. In ihren Wercken habe jedes Inſtrument den ihm eigenen Character. Von dieſen Muſtern aber entferne man ſich in der jetzigen Franzöſiſchen Muſik. Die Compoſition ſtrotze von Schwierigkeiten die mehr Lerm als Eindruck machen. Der Componiſt bemühe ſich nur geſchwinde und langſame Bewegungen mit viel zitternden Tönen untereinander zu miſchen. Die edle Einfalt des Ausdrucks das Rührende, das Schmeichelnde werde der Liebe zum Neuen und Erſtaunlichen aufgeopfert. Man übertreibe die Characteren zu ſehr, verdrehe den Verſtand der Worte u. ſ. f. Man ſtelle keine ſchöne Wahl an, ſondern man ſuche das Geſchrey der allerſchlechteſten Thiere, die gemeinſten und unförmlichſten Dinge nach zu machen. Man überſchreite zu ſtark die Gränzen der Singeſtimme und der Inſtrumente. Wofern nur künſtlich geſungen werde, ſo frage man nicht darnach, ob auch natürlich geſungen werde. Man bediene ſich der Diſſonanzen zu viel, ſelbſt in den kleinſten Liedermelodien. Die Tempel wären mit unwürdigen Klängen und mit Opern-Muſik entheiliget.

Im zweyten Theil handelt der V. von dem Verderben des Geſchmacks in der Ausführung der Muſik und ſagt, daß es was ſehr gemeines ſey, daß die Muſici nach ihrem Gefallen allerley Veränderungen die ihnen nur ihr Eigendünckel an die Hand gäbe, anbrächten und die Gedancken des Componiſten verfälſchten. Man fehle hauptſächlich durch die übermäßige Höhe des Tons, durch die übertriebene Geſchwindigkeit und dadurch, daß man den eigenthümlichen Character des Inſtruments nicht beobachte. Der Violiniſt greiffe nur hohe und öfters falſche Töne, das bringe mehr ein zwitſchern als einen Klang hervor. Durch überhäufte Manieren, Triller und verworrene Geſchwindigkeiten betäube man zwar und ſetze in Erſtaunen, aber man frage nicht, ob man auch damit rühre. Ein Muſiſpiele zehn Sonaten, und man glaube, daß man noch die erſte höre, weil er einerley Zierlichkeit immer und überall anbringt. Auf der Flöte höre man keine zärtlichen und einnehmenden Accente mehr, ſondern lauter abgebrochene Sprünge und Läufe. Die Orgel wäre ſonſt ein ernſthaftes und majeſtätiſches Inſtrument geweſen, jetzo ſollte man ſie bald für eine Sackpfeife, bald für eine Leyer halten. Auf dem Clavier wäre das zärtliche, zierliche und ſanfte Spielen verlohren, und nur die Flüchtigkeit in der Hand und kindiſche Artigkeiten übrig geblieben. Man beſtrebe ſich nicht mehr die Töne mit einander zu verbinden, ſondern gauckele mit Kreutzſchlägen. Auf der Leyer und der Sackpfeife laſſe man pathetiſche und bewegliche Stücke heulen und lächerlich werden, indeſſen man der Flöte und dem Violoncell ihre Ernſthaftigkeit und Zärtlichkeit entziehe. Die Laute und die Theorbe höre man gar nicht mehr. So ſey die Franzöſiſche Muſik verfallen. Sie habe zwar in Anſehung der Harmonie gewonnen, aber man verſehe es im Geſchmack, im wahren Geſchmack. Auf die Frage, wie dieſer Geſchmack denn ausſehen ſolle? antwortet der Verf. daß es derjenige ſey, der unſern Sinnen gefällt, der unſer Hertz rühret, und an dem wir Theil zu nehmen gezwungen werden. Endlich ſetzt er hinzu, daß der Verfall der Muſik nicht der einzige unter den Künſten ſey. Man liebe in der Beredſamkeit, Dichtkunſt und Baukunſt ſchon nichts mehr als das Seichte und Gekünſtelte, man ſtreue über alles mit vollen Händen falſchen Glantz aus.

So urtheilt Hr. Mermet von der Franzöſiſchen Muſik, und ſo wird man allerdings von manchen auch in Deutſchland aufgeführten Muſicken urtheilen können. Wir haben indeſſen Meiſter gehabt, die in der ſchönen Einfalt den alten Franzöſiſchen völlig gleich geweſen ſind, und haben noch jetzt einige groſſe Männer aufzuweiſen, die ihren fürtreflichſten alten Muſicis nichts nachgeben, und ohngeachtet ihre Stücke nicht mehr ſo ſimpel ſind, ſo ſind ſie doch natürlich geblieben, und nur mit einem ſtärckern Feuer und gröſſern Reichthum des Ausdrucks begabt worden. Die Ueberſetzung dieſer Schrift iſt in reinem Deutſch abgefaßt, nur ſind die Anmerkungen nicht alle von gleichem Wehrt, auch hat der Ueberſetzer nicht allenthalben den wahren Verſtand getroffen. Im critiſchen Muſicus an der Spree, iſt dieſes Werck auch überſetzt.

Zum Beſchluß finden wir noch einen Brief des Herrn Prof. Käſtners, die Urſachen betreffend, warum man in den Künſten auf das unnatürliche fällt. Der Hr. Käſtner findet ſie darinn, daß, wenn die Künſte einen gewiſſen Grad der Höhe erlanget haben, derjenige, ſo gleichfalls Aufmerkſamkeit verdienen wolle, was neues und was beſonders vorbringen müſſe. Dieſes wäre ſchwer zu erhalten: nicht als ob die Natur nicht Stoff genug zu neuen Schönheiten darböte, ſondern weil dieſe Schönheiten zu entdecken und zu gebrauchen, Geiſt, und zu künſteln, nur Fleiß gehöre. Jener aber ſey ſeltener als dieſer.

Berlin.

Pygmalion und Eliſe. 1749. 9 Bogen in Octav.

Ovidius hat dieſe Fabel alſo erzählt: Pygmalion verliebt ſich in ſeine helfenbeinerne, ſchön gerathene Bildſäule, er küßt ſie und glaubt ſie küſſe wieder, er bringt ihr Geſchencke, er putzt ſie, er legt ſie in ſein Bette, ſie wird endlich durch die Güte der Venus unter ſeinem Kuſſe warm. Hierauf folgt eine ſehr mahleriſche Beſchreibung ihres angehenden Lebens. Zuletzt heißt es kurtz: Er heyrathet ſie, und zeugt mit ihr den Paphos.

Alciphron läßt in einem Briefe den Pygmalion ſelbſt ſeine ungewöhnliche Liebe gegen ein Bild von ſeiner Arbeit beſchreiben.

S. Hyacinthe, hat eine gantze Geſchichte vom Pygmalion gemacht, der er einen leichten Plan giebt, und ſie kurz und artig ausführet. Die Göttin hatte ihm ſeine Statüe mit einem ſehr lebhaften Verſtande begabt, und er läßt ſie reden, wie ein Mädchen redet, das viel Unſchuld und Witz hat. Er iſt aber in ſeiner Erzählung ein allzufreyer Wollüſtling, und zeigt uns manches Bild, worüber er einen Vorhang ziehen ſolte. Seiner freyen Philoſophie nicht zu gedencken, die wohl ein alter Heide haben kann, aber kein Chriſt.

Unſer Verfaſſer giebt uns einen andern Roman von Pygmalion. Wer ihm in dieſer Geſchichte eine Menge Unwahrſcheinlichkeiten vorwerfen will, der bedenckt nicht, daß die gantze Sache durchaus romantiſch iſt, und daß es hier allein auf die Kunſt ankommt, eine Bildſäule zuerſt reden zu laſſen, wenn ſie plötzlich lebt, denckt, und in ihr reifes Alter zu ſtehen kommt. Wir wollen ſie reden hören:

„Wie habe ich mich ſelbſt gefunden? Warum nicht eher? Aber was für ein Wunder, daß ich eine Stimme von mir gebe, und jetzo laut dencke? . . . Ich höre mich ſelber dencken, und zu mir ſagen: Wann habe ich entſchloſſen mich zu ſuchen, wo war ich, ehe ich mich fand, was war ich? ꝛc.“

„Indem ſie nochmahls beſchäfftiget war, ſich mit ihrem Körper durch das Gefühl bekannt zu machen, bekam ſie plötzlich das Geſicht. Als ihr das Licht mit den Geſtalten in die Augen fiel, erſchütterte ſie ſich in allen ihren Gliedmaſſen, und that einen ſchreckenvollen Schrey: Wohin bin ich gefallen, und wo habe ich meinen vorigen Körper gelaſſen? Was iſt das für eine Geſtalt, die ich bekommen habe ꝛc.“

Pag. 33. ſieht ſie die Bildſäulen im Saal, und redet die jüngſte darunter an: „Höreſt du mich, ſchöner Körper, ſo ſage mir, ob du dich auch fühleſt, wie ich mich fühle. Und wenn du dich vor mir gefühlet haſt, ſo ſage mir auch, woher komme ich, wo bin ich, und was bin ich?

Pag. 35. heißt es: „Mit dieſen Worten trat ſie aus dem Saal in die Galerie, wo ihr plötzlich das prächtige Schauſpiel der Natur begegnete, und alles Vermögen ihrer Sinnen und ihres Gemüthes in ihre Augen zuſammen holete. Es war gleich an dem, daß die Sonne den Rand ihrer beleuchtenden Kugel aus der öſtlichen See hervorſtreckte, und unten den groſſen Ocean, oben die ungemeſſene Bühne des blauen Himmels bemahlete. Dieſes unermeßliche Feld, die immer wechſelnden und tauſendfach gefärbten Gegenſtände, die Höhe der Farben, ſchlugen dieſen neuen Menſchen in eine taumelnde Entzückung; ſie fiel mit geſchloſſenen Augen auf die Knie. Doch erhohlete ſie ſich ſelber augenblicklich, und da ſie die Sonne jetzo mit ihrer gantzen Scheibe auf dem Ende des Horizontes hervorgebrochen ſah, ſagte ſie: „O du, ohne Zweifel das Auge des Himmels, das alles ſiehet, und alles zu ſehen giebt! du haſt es geſehen als ich ward, und wareſt ehe ich noch geweſen. Sage mir denn, wie ward ich ſo? ꝛc.“

Pag. 38. Sieht ſie einige Thiere. „Nunmehr, ſprach ſie mit aufhüpfendem Hertzen, ſehe ich, daß ich nicht das eintzige Weſen in der Natur bin, welches ſich beweget und fühlet und einen Laut von ſich giebt. Sie ſcheinen auch zu dencken. Redet denn, die ihr ſo hurtig auf den Zweigen herum tantzet, und euch mit den leichten Schwingen in die Luft erhebt, oder ihr, die ihr das Haupt ſo aufrecht traget und auf dünnen Schenckeln ſteht, redet mit vernehmlicher Stimme und ſaget mir, wovon ihr ſinget,

„ und was ihr hier verrichtet! Wie lange
„ ſeyd ihr ſchon hier? „

Im Verfolge ſehen wir ſie Früchte koſten, hernach an einem Teiche ſtehn, wo ſie ihrem eigenen Bilde zuruft: „ Steige herauf, artiges
„ Ding, und wechſle vertrauliche Reden mit
„ mir. Ich ſehe dich wohl die Lippen bewegen,
„ die mir zu ſagen ſcheinen, du liebeſt
„ mich, aber ich kan ſie nicht hören. Ich
„ will dir die Hand reichen, reiche mir deine
„ und komm herauf. Mit dieſen Worten
„ wolte ſie ihr die Hand reichen; das Waſſer
„ bewegte ſich unter ihrer Hand und das Bild
„ verſchwand. Sie erſchrack über dem Nachgeben
„ des flüſſigen Elements, und indem ſie
„ ſich zurück zog, ſprach ſie: „ Schönes, aber
„ falſches Ding, ich verliehre dich, als ich
„ dachte, dich zu ergreiffen. . . Du biſt
„ gemacht mich zu betrügen, und ob du gleich
„ gantz gütig ſcheineſt, ſo biſt du doch voll
„ Betruges.

Ferner ſehn wir ſie dem Pygmalion begegnen und ihn anreden. Hier ſehen wir die zärtlichen Empfindungen in ihr entſtehen. Wir ſind Zeugen ihrer kindiſchen Furcht, als ſie das erſtemahl einſchläft, ihres Schreckens, als ſie mitten in der Nacht an ihres Pygmalions Seite erwacht. Pygmalion zündet ein Licht an, ſie verwundert ſich über dieſen mächtigen Künſtler und will ſein Licht betaſten. Er zeigt ihr von der Gallerie den gantzen geſtirnten Himmel, ſie fällt voll Verwunderung auf das Angeſicht nieder und betet den an, der ſo groſſe und herrliche Dinge gemacht hat. Wir hören ſie in der Folge vieles fragen und den Pygmalion alles beantworten. Z. E. „ Du erzähleſt mir, rief Eliſe, wunderbare
„ Zeitungen, das Wunderbarſte iſt,
„ daß mehr Männer ſind, die andre Länder
„ jenſeit der Waſſer bewohnen. Ich wolte
„ daß deren viele zu uns herüber kämen; ich
„ könnte ſie lieben, wie ich dich liebe, es dünkt
„ mich, ich könnte alle Männer lieben, welche
„ ſo ausſehen, wie du ausſieheſt. Sage mir,
„ war derjenige, den du in deiner Erzählung
„ Vater nennteſt, auch ein Mann?

Wir ſehen ſie ferner bey einem Ungewitter, wir erfahren ihre Gedanken bey der Nachricht, daß wir ſterben müſſen. Gegen das Ende entdecket ſie ein Schiff und beſchreibt es ihrem Freunde ſehr wunderbar. Hier kommt die völlige Auflöſung des Romans, wobey noch viele neue Züge und zärtliche Erkennungen vorkommen.

Dieſe Geſchichte verdiente ein Meiſterſtück des Witzes zu werden. Sie wäre der Vollkommenheit ſehr nahe, wenn ihr der Verfaſſer noch die letzten Pinſelzüge geben, und den Lehren des Pygmalions die ſubtile Philoſophie noch mehr benehmen und der Sprache ſeiner Eliſe ſtets die Einfalt geben wolte, deren ſie fähig iſt.

Der Anhang enthält eine Erzehlung von einem andern Verfaſſer. Sie heiſt: Geſchichte Damons, eines Athenienſers. Dieſe Geſchichte ſcheint würcklich geſchehen zu ſeyn, da ſie es doch nicht iſt. Sie hätte und billig ſollen von einem Griechen als eine wahre Begebenheit überliefert ſeyn, als denn möchten ihr immerhin einige kleine Schönheiten fehlen, die wir ſtets in den zum Vergnügen erdichteten Geſchichten ſuchen. Unſre Schönen können aus dieſem letzten Roman lernen, daß ſie ſich um höhere Talente bekümmern müſſen, edle Liebhaber zu befriedigen: aber auch umgekehrt, die Liebhaber unſres Geſchlechts ſollen ſich den feinſten Geſchmack zu erwerben ſuchen, damit die Damen von einem erhabenern Geiſt nicht ungeliebt bleiben oder unglücklich lieben müſſen.

Künftigen Montag wird der Anhang zu den Critiſchen Nachrichten, vom Monat Hornung, ausgegeben.

Anhang
zu den
Critiſchen Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit
Vom Monat Hornung 1750.

Paris. Poëtique Françoiſe, à l'Uſage des Dames, avec des exemples. II. Tomes. Anderthalb Alphabet in 12.

Der Verfaſſer, welcher ſchon durch eine Redekunſt für die Damen bekannt iſt, giebt ihnen hier eine Dichtkunſt. Zuerſt handelt er von der Franzöſiſchen Verſification, hernach nimmt er die Dichtungsarten vor. Bey dem Heldengedichte führt er Stellen aus allerley Theilen deſſelben an. Milton, der dasjenige den Chriſtlichen Dichtern iſt, was Homer den Griechen war, wird ſchlecht geehrt durch den aufgewärmten Vers des Voltaire: Er ſey ein Poet für Engel, Teufel und Unſinnige. In comiſchen Heldengedichten lobt er den Scarron wegen ſeiner verkleideten Aeneis, ſo gut, als des Boileau Pult, da doch jener, wenn man ihn aufmerkſam lieſt, uns das feinere Vergnügen am Virgil verdirbt und oft mehr mit einem bunten Rock und Fratzengeſicht, als mit gutem Witze ſchertzt. In den Lehrgedichten preiſt er den jüngern Hrn. Racine, von der Religion und Gnade, doch wird auch Virgil vom Ackerbau angeführt. Bey Gelegenheit des geiſtlichen Gedichts wird vom Epictet geſagt, daß ſein Tractat den Menſchen frey, glücklich und tugendhaft zu machen, eine Schwärmeriſche Tugend anpreiſe, ohne Exempel und von keinem Heyden zu erreichen. Ein Urtheil aus dem Rouſſeau hilft ihm hier: daß man nemlich mitten in Epictets Gelaſſenheit gegen ſeinen Herrn den Epaphroditus, als er ihm das Bein zerſchlug, eine Art von Zorn erblickt. Dieſes kan ſeyn, und er könnte ſicher hinzuſetzen: man erblickt eine Art vom Stoltz in den allerbeſten Handlungen. Der geiſtliche Dichter ſagt hier an einem Ort: Was ſoll ich vom Plato glauben, wenn ſein Lehrmeiſter ſich ſelbſt rühmt, daß er nichts wiſſe? Doch er ſolte bedenken, daß dieſes Nichtswiſſen ſchwerer zu erreichen iſt, als das Wiſſen derer, die frühzeitig demonſtriren und irren. Bey den dramatiſchen Gedichten führt er erhabene Stellen aus dem Corneille an, und ſchließt mit einer ſchlechten Widerlegung der Madame

Sevigne, welche den Corneille über den ältern Racine ſetzt, weil jener, ohngeachtet groſſer Fehler, deſto mehr Schönheiten habe, die dieſer nie erreiche. Die Dame ſcheint uns einen groſſen Verſtand zu haben, daß ſie ſich durch die ſteten Liebesbegebenheiten im Racine nicht ſo oft zu einer ernſthaften Betrübniß bringen läßt, als durch die erhabnen Unglücksfälle des Corneille. In der Comödie, wird der groſſe Moliere zum Muſter vorgeſtellt; nur ſolte man nicht die ſchlechtern Scherze, die Boileau in dem Sack des Scapin, und an einigen andern Stellen findet, durch den Ausſpruch des Rouſſeau vertheidigen wollen: Er habe nemlich beyde Pole mit ſeinem Geiſt umfaßt, und ſich durch zwey Talente berühmt gemacht: Moliere kan die Hälfte von dieſem zweydeutigen Ruhm entbehren.

Von der Tragi-Comödie, wollen wir ſelbſt ein Urtheil wagen, weil unſer Verfaſſer ſie ſehr unbeſtimmt lobt. Diejenige Tragi-Comödie, wo man, wie Schakeſpear, unter die Helden und ihre groſſen Affecten den Pöbel und das Gelächter miſcht, ſind dem ſondern Vergnügen hinderlich, welches wir an unſrer menſchlichen Furcht, an unſern mitleidigen Thränen finden; diejenige Tragi-comödie aber, wo man mit lächerlichen Leuten eine tugendhafte Perſon umgeben und wo man das Ende vielleicht eine großmüthige That ſeyn läßt, die uns zu Freudenthränen zwingt, eine ſolche bringt unſre Luſtigkeit auf den ſchönen Grad der Freude, die uns ſpäter verläßt und mit guten Entſchlieſſungen erfüllt. Die luſtige Comödie mag alſo, jedoch ohne Mord und Schrecken, zur Veränderung einen rührenden Ausgang haben, ſie mag noch mehr Veränderung leiden, man mag ſie mit Schäfern und Königen anfüllen, wenn dieſe letztern nur nicht mit groſſen Schickſalen zu kämpfen haben: allein die Tragödie kan nie lachen, ohne ſich zu erniedrigen. Will man ſie neu machen, ſo bringe man lieber eine geringere Welt voll Schrecken, Blut und Thränen auf das Theater. Dieſes feſtgeſetzt, ſo können wir den Titel, Tragi-Comödie, aus unſern Lehrbüchern ausſtreichen.

Die Oper, rechnet der Verfaſſer zu den Lyriſchen Gedichten. Sie gehört mehr unter die Dramatiſchen, ohngeachtet ihres Geſanges und ihrer Arien, denn dieſe benehmen ihr ſo wenig, als der Griechiſchen Tragödie das Chor und die Declamation. Quinault, wird als ein Meiſter in Opern angeführt. In Cantaten, Rouſſeau; in Oden, gleichfalls Rouſſeau. Aus des Boileau Ode von Namur, hätte man nicht die ſchlechteſten Stellen allein auszeichnen ſollen. St. Mard, ein beſſerer Kenner der Alten, führt die drey erſten Strophen von ihm billig zum Muſter des Erhabenen an. In Horazens Oden, kan ſich der Autor nicht zu recht finden, dagegen gefällt ihm la Motte mehr, als er ſolte. Wir kommen auf den Argwohn, daß er den höchſten Ton der Ode, ihre ſchönen Unordnungen und Ausſchweiffungen nicht im Ernſt liebt. In Schäfergedichten, zieht er den witzigen Bion und Moſchus dem ungekünſtelten Theocritus vor, welches kein Wunder iſt, denn er erhebt den Fontenelle und verachtet den Racan und Segrais, beydes ohne critiſchen Grund. Von Fontenellen, führt er indeſſen eine Idylle an, die wir ſehr ſchön finden, und worinn die ſüſſen Galanterien eines Hofmanns nicht hervorſchimmern. Virgil wird kurz angeführt, und die Mad. Des-Houlieres, macht den Beſchluß. Unter den Schäferſpielen, wird der Amynt des Taſſo angezeigen.

Hierauf kommt eine Abtheilung von kleinen Gedichten. Er nimmt zuerſt die Fabel, hier verfährt er ſehr unbehutſam mit dem

Aeſop, indem er glaubt, ſeine Erzehlung würde verdrießlich ſeyn, wenn ſie nicht ſo übermäßig kurz wäre. Auch vom Phädrus ſpricht er nicht mit ſolcher Hochachtung, als es la Fontaine gethan hat, ſondern glaubt, er wäre durch dieſen ſo ſehr verdunckelt, daß es unnöthig wäre, ihn anzuführen. Aeſop und Phädrus iſt wie Homer und Virgil, es gehört Genie dazu, ihre Schönheiten zu empfinden. La Motte wird unmäßig gelobt, deſſen Fabel doch ſchlecht iſt, weil ſie viele Grade beſſer ſeyn kann. La Fontaine aber, ob er gleich anders als Phädrus erzehlt, iſt in ſeiner naiven Art unverbeſſerlich, und dadurch unter allen Franz. Poeten der Gröſſeſte. Der Verfaſſer handelt ſehr nachläßig, daß er alles in die Fabel hineinläßt, es ſey leblos oder lebendig, ohne Einſchränckung und ohne Regeln.

Zuletzt erwähnt er der Metamorphoſen. So wie ſie Ovid vorgetragen hat, hätten ſie auch bey den Epiſchen Gedichten genannt werden können. In der Elegie, werden Tibull und Ovid, in poetiſchen Briefen Boileau, Rouſſeau und Greſſet, imgleichen Ovids Heldenbriefe, angeführt. Horaz wird vergeſſen. Unter den Sonnetten, hat Fontenelle ein artiges über die fliehende Daphne welcher Apollo ſeine Künſte erzählt. In Epigrammen, wird Rouſſeau wiederum angeführt.

Hierauf folgt ein ganzer Schwarm von kleinen Dichtungsarten, die ſich durch die Anzahl ihrer Zeilen oder Anordnung des Reimes unterſcheiden, als: Madrigal, Rondeau, Ballade, Triolet. Das Räthſel hingegen, die Buchſtabenflucht und die Nahmenverſe werden billig verachtet: die Satyre aber wird erſchrecken, daß man ſie mit unter dieſen Unrath gemiſcht hat; das Pasquill verdiente dieſes, allein der Satyre kan man die Regel vorſchreiben, daß ſie nicht die Tugend, nicht die bloſſe Einfalt, auch nicht die leiblichen Gebrechen verlachen ſoll. Den Beſchluß des ganzen Wercks machen Exempel von wohlbeſchriebener Eiferſucht, Erbarmen, Liebe, Schrecken und andern tragiſchen Paſſionen.

Der Verfaſſer, welcher länger in der Schule der Neuen als der Alten erzogen iſt, hat hier den Damen die Schönheiten der Poeſie aufdecken, auch ſie ſelbſt in der Kunſt einen Vers zu machen unterrichten wollen. Er hat deswegen dieſen Schwarm von ſchönen Stellen aus allerley Gedichten angeführt, und hiernach können ſie ſich allerdings bilden: er hätte aber immer die ſchönſten anführen ſollen. Ihren Geſchmack wird er nicht durch ſeine Zuſätze befeſtigen, weil ſeine Ausſprüche falſch oder unbeſtimmt ſind, ſo bald ſie nicht geborgt ſind, und auch zuweilen wenn ſie geborgt ſind. Muß man, wenn man nicht genug Critick beſitzt, ſagen, man ſchreibe für die Damen? Wir haben die Damen davor verwahren müſſen, und den Verfaſſer deswegen öfter getadelt als gelobt. Wir wollen ihnen indeſſen dieſe Dichtkunſt empfohlen haben, weil ſie eine halbe poetiſche Bibliothec daran beſitzen. Doch wollen wir ihnen auch mit nächſten einen Kunſtrichter anpreiſen, der mit eignen Augen ſieht, und die gründlichſte Critick bey den ſchönſten Gedichten der Alten und Neuern anbringt.

Frankfurt und Maynz. Conſeils à une Amie, par Madame de P.... 1750. 8.

Die Frau von P. die wir auf dem Titul als Verfaſſerin ſehen, ſehen wir in der Abhandlung als eine Schülerin, die von der Frau De... wie es heißt, Unterricht empfängt, wie ſie ſich in der groſſen und artigen Welt durch eine kluge und vernünftige Aufführung Liebe und Hochachtung erwerben ſoll.

Es ſoll hier eine Perſon vom Range gebildet werden, und die Lehren der Frau De . . haben den vollkommenſten Anſtand zur Hauptabſicht, den diejenige, die ſich in dieſer Sphäre bewegen will, nothwendig beobachten muß. Wir wollen ſie anhören, was ſie ihrer Schönen in der Galanterie für Lectionen giebt.

Gewöhnet euch an, ſagt ſie, euren Geſchmack fein zu machen und zu befeſtigen. Dis iſt ein gewiſſes Kennzeichen des Witzes und der Erziehung.

Die Geſpräche von Staatsgeſchäften und von Religion dienen für das Frauenzimmer gar nicht. Hierzu wird eine ernſthafte Mine erfordert, die die Schönen nur verſtellet. In der That, wäre es nicht eine artige Beſchäftigung für eine Perſon unſeres Geſchlechts, ganze Nächte mit Leſung des Pere Quesnel, oder, der Provincial-Briefe zuzubringen? Ich wolte meiner Tochter lieber die Erzehlungen des la Fontaine in die Hände geben, als dergleichen Bücher.

Die Bücher der Religion haben viele üble Wirckungen. Sie erwecken den Geiſt des Widerſpruchs und des Diſputirens; und dis will ſich für unſer Geſchlecht nicht ſchicken.

Man kan nicht zugleich ein witziges und doch dabey auch ein andächtiges Frauenzimmer ſeyn. Die Andacht erwecket Scrupel, und dieſe geben unſerer Aufführung ein gezwungenes Anſehen. Ein andächtiges Frauenzimmer kan nicht anders witzig ſeyn, als wie die heilige Thereſia, oder, die Maria-à-la Coque.

Dieſe Lehren ſcheinen etwas frey zu ſeyn. Wir wollen dieſer Lehrerin indeſſen zutrauen, ſie habe nur gewolt, ihre Schöne ſolte in der Religion nicht zu weit gehen und eine Bethſchweſter werden. Denn, wo ſogleich ein unbarmherziges Gericht über ein jedes Betragen ergehet, welches mit den feinſten Regeln einer artigen Lebensart nicht auf das vollkommenſte übereinkömmt, da gilt gewiſſermaſſen die Religion und Tugend ſelbſt nicht, oder ſie muß ſich zu gelegener Zeit und nur mit einem gewiſſen Anſtande zeigen. Die Frau von De . . erklärt ſich hierüber an einem andern Ort folgendermaſſen:

Ich habe niemahls behauptet, daß ein wohlerzogenes Frauenzimmer keine GOttesfurcht beſitzen müſte. Vielmehr behaupte ich, es ſey durchaus nothwendig, daß ſie Religion habe. Nur wolte ich aber, daß ſie eine Religion hätte, ſo wie ein ehrlicher Mann, die von allem Aberglauben frey wäre.

Ferner giebt ſie dieſe Lehren: Man muß in ſeiner Wiſſenſchaft überaus beſcheiden ſeyn und ſorgfältig, beſonders für andern Frauenzimmern verhehlen, daß man etwas wiſſe, worinn ſie unwiſſend ſind.

Ich empfehle euch nicht, die zweydeutigen Reden zu vermeiden; ein wohlerzogenes Frauenzimmer muß ſolche nicht einmahl verſtehen. Obgleich der Umgang heutiges Tages ſehr frey iſt, ſo ſchickt es ſich doch für ein Frauenzimmer nicht, daran Theil zu nehmen. Verſteht ſie was man ſagt, ſo hat ſie nur zwey Wege zu nehmen; Sie muß entweder mit andern darüber lachen, oder ſich verſtellen.

Mit Verſe machen, gebet euch nicht ab; denn es iſt gar zu ſchwer, gute zu machen.

Von der allzugroſſen Blödigkeit muß man ſich gänzlich losmachen. Eine edle Kühnheit verſchaffet der Geſtalt viele Vortheile und thut im Umgange Wunder. Iſt dieſe Kühnheit mit Schönheit und Witz begleitet, ſo iſt nichts worinn man nicht zum Zweck kommen ſolte. Solte man aber auch in allen Unternehmungen unglücklich ſeyn, ſo wolte ich doch eine furchtſame Blödigkeit der Frechheit vorziehen.

Die Annehmlichkeiten des Umganges und die ſchönen Manieren ſind einem Frauenzimmer weit mehr nöthig, als eine ſchöne Geſtalt.

Ohne dieſe Annehmlichkeiten gefällt die Schönheit niemahls; und ohne dieſe ſchönen Manieren verlieren alle guten Handlungen etwas von ihrem Wehrte.

Wenn ein Frauenzimmer ſchön iſt, ſo iſt es eine Thorheit, an andern Fehler aufzuſuchen. Wir werden dadurch nicht ſchöner, daß wir andere verachten, und dieſe werden nicht dadurch weniger liebenswürdig.

Die Prahlerey verdirbt ſehr viel von dem Wehrt einer guten Handlung. Ich kenne eine ſehr vornehme Dame, die niemandem der ſich in ſeinen Bedürfniſſen zu ihr wendet, etwas giebt, bis ſie in die Kutſche eingeſtiegen iſt. Alsdenn ruft ſie einen Pagen, ziehet ihre Börſe heraus, nimmt einen Louisdor und ſaget ganz laut: man gebe ihn dem Herrn oder der Frau, und weiſet mit dem Finger auf den Unglücklichen, der ſodann die Hand darnach ausſtrecken muß.

Wollet ihr wiſſen, wie man etwas geben muß? Setzet euch in die Stelle deſſen, der es annimmt.

Gebt euch nicht damit ab, eine Coquette zu werden. Unter allen Ergötzlichkeiten, dauret dieſe am kürzeſten und thut dem guten Nahmen den gröſſeſten Schaden.

Verſprechet euch mit einem Eyde, niemals zu lügen. Lügen iſt ein grobes Laſter, und davon muß ein wohlerzogenes Frauenzimmer gänzlich frey ſeyn.

Ich verbiethe euch nicht den Ball und die Schauſpiele; ich empfehle euch aber, daß ihr euch angewöhnet allein zu ſeyn und nicht den mehreſten Frauenzimmern gleich werdet, die ſich lieber mit ihren Domeſtiken unterhalten, als ohne zu ſprechen bleiben wollen.

Habt ihr wichtige Urſachen, euch über jemanden zu beſchweren, mit dem ihr brechen wollet, ſo thut es, ohne euch weitläuftig darüber zu erklären. Dieſe Erklärungen bringen uns dahin, daß wir uns wieder mit ihm ſetzen, und es giebt Leute, mit denen man ſich niemahls wieder ſetzen muß, wenn man einmahl Urſache gehabt hat, ſich über ſie zu beſchweren.

Wir können dieſe Schrift denen Schönen empfehlen, die ſchon weiſe und tugendhaft genug ſind, und nur noch die kleinen Regeln einer artigen Lebensart erlernen wollen. Dieſe werden bald merken, wenn ihre Lehrerin allzuartig und allzugalant wird und von der Ehre der Damen ſagt: Glücklich iſt diejenige, die eine groſſe, edle, heroiſche, eine auſſerordentliche That vor ſich hat! Dieſes iſt die einzige, deren man ſich erinnert: Sie bedeckt alle andere.

Leipzig. Neue Sammlung auserleſener Stücke, aus Popens, Eachards, Newtons und anderer Schriften überſetzt von Louiſen Adelg. Vict. Gottſchedin, geb. Kulmuſſen.

Die Frau Ueberſetzerin, hat uns in gegenwärtiger Sammlung folgende Stücke geliefert:

1) **Herrn Alexander Popens Verſuch über Homers Leben, Schriften und Wiſſenſchaft.**

Die Gröſſe des Geiſtes, die in den Werken des Homers ſo ſichtbar iſt, iſt die Urſache, daß die Nachrichten von ſeinem Leben und von ſeiner Perſon ſo ſehr verſchieden ſind. Es findet ſich eine gewiſſe Neugierde im Menſchen, die ihn begierig machet denjenigen von Perſon zu kennen, von dem ihm etwas groſſes iſt berichtet worden. Weil nun Homer zu allen Zeiten die Bewunderung der Welt geweſen, ſo hat man nothwendig auch von ſeinem Leben etwas wiſſen und ihn gleichſam von Perſon kennen wollen. Weil uns aber doch gleichwohl keine zuverläſſige und gewiſſe Nachrichten davon hinterlaſſen worden ſind, ſo hat man zu allerhand Muthmaſſungen und Erdichtungen ſeine Zuflucht genommen. Seine abergläubiſchen Verehrer haben ihn von den Göttern abſtammen und eine Prophetin ſeine Wärterin ſeyn laſſen. Seine Neider haben ihn um die Ehre bringen wollen, daß er die unter ſeinem Nahmen bekannte Wercke verfertiget habe. Eine dritte Gattung hat ihn, ohne eine böſe Abſicht dabey zu haben, unter dem Druck der äuſſerſten Armuth ſeufzen und ihn ſeine Gedichte vor reicher Leute Thüren abſingen laſſen. Pope läßt uns in dem gegenwärtigen Verſuche den Homer wegen ſeiner gründlichen und mit Sinnſprüchen angefüllten Denkungsart als einen ſehr verſtändigen Mann bewundern. Wegen des groſſen Feuers und des angenehmen Weſens, ſo in ſeinen Gedichten herrſchet, ſtellet er ihn als einen Mann vor, von feuriger Gemüthsart und lebhaftem Betragen, der aber doch dis Feuer der Einbildungskraft mit einer Leutſeeligkeit und Sanftmuth gemildert hätte. Er bildet ihn als einen gottesfürchtigen Mann ab, weil er in ſeinen Wercken faſt auf allen Seiten die Verehrung der Götter einflieſſen läßt und lobt ihn als einen Liebhaber des Vaterlandes, weil er ſo ſorgfältig iſt, es bey aller Gelegenheit zu erheben. Er kan ſich gar nicht einbilden, daß ein Mann jederzeit blind geweſen ſeyn könne, der die Natur ſo unvergleichlich, wie Homer, abſchildert und allen Sachen die gehörige Proportion, Figur, Farbe und Leben mittheilet. Denn, ein mehreres wüßten wir von ſeinem perſönlichen Charakter mit Grunde nichts, als was eine geſunde Beurtheilungskraft aus ſeinen eigenen Wercken wahrſcheinlicher Weiſe muthmaſſen lieſſe. Es iſt zwar derjenige Begrif, den wir uns aus den Wercken eines Verfaſſers von ſeinem Leben und Charakter machen müſſen, zum öftern nicht der allerrichtigſte und vortheilhafteſte. Bey einem Wercke von dieſer Art aber und wenn derjenige, der das Leben und den Charakter des Verfaſſers aus demſelben abzeichnen ſoll, ein Pope iſt, ein Kenner und Verehrer dieſer Werke und ein Mann von geſunder Critik, da dürfen wir glauben, daß Homer im geringſten nichts verlieren, ſondern vielmehr gewinnen werde. Und dis kan eine gerechte Vergeltung ſeyn für das Unrecht, welches er durch die unächten und unanſtändigen Märchen von ſeiner Perſon bisher erlitten hat.

Der zweyte Abſchnitt dieſes Verſuchs giebt uns die Schickſaale zu erkennen, die die Werke des Homers zu allen Zeiten betroffen haben.

Der dritte Abſchnitt handelt von der Gelehrſamkeit zu Homers Zeiten. Es wird darin der Zuſtand unterſuchet, worin ſich die Künſte und Wiſſenſchaften zu Homers Zeiten befunden, damit wir durch eine Vergleichung der Gelehrſamkeit, die Homer in ſeinen Werken verrathen, mit der Gelehrſamkeit ſeiner Zeit, denjenigen Grad der Hochachtung abzeichnen könne, auf welchen Homer mit Recht einen Ausſpruch machen kan.

2) Des Herrn D. Eachards Betrachtungen über den Hobbeſiſchen Stand der Natur, in einem Geſpräch zwiſchen dem Hobbes und Timotheus abgefaſſet.

Die Meynungen des Hobbes vom Zuſtande der Natur und vom Recht und Unrecht ſind bekannt. Er glaubte, im Stande der Natur wären die Menſchen nicht Menſchen, ſondern reiſſende Wölfe und wilde Bären: Sie könten in demſelben alles vornehmen, wozu ſie nur Luſt hätten: Es wäre an ſich nichts Recht und Unrecht, nichts gut oder böſe geweſen, bis es die höchſte Macht der Obrigkeit im gemeinen Weſen dazu beſtimmt hätte. Sätze von dieſer Art verdienen nicht, daß man ſie ernſtlich und auf eine demonſtrative Art widerlege. Die Ironie und das Lächerliche kan ihnen mehr abgewinnen. Hobbes wird hier alſo vorgeſtellet, wie er ſich mit dem Timotheus in eine Unterredung eingelaſſen und bey dieſer Gelegenheit muß er ſich ſo wohl wegen ſeines Standes der Natur und wegen ſeiner Meynung von Recht und Unrecht, als auch überhaupt wegen ſeiner wunderlichen Art zu philoſophiren gänzlich dem Lachen Preiß geben. Der D. Eachard beweiſet hierin, daß er den Geiſt der Satyre völlig in ſeiner Macht habe; und er hat ihn auch den Hobbes in ſeiner ganzen Stärcke empfinden laſſen. Vielleicht wäre es aber noch beſſer geweſen, wenn er ſeine Satyre wider die Hobbeſiſchen Lehrſätze allein ausgelaſſen hätte, ohne daß Hobbes ſelbſt ſie in einer Unterredung vorbringen und vertheidigen und ſich dadurch lächerlich machen müſſen. Es kan auf dieſe Weiſe das Anſehen gewinnen, als wenn dem Hobbes zu nahe geſchehe. Er iſt jetzt bloß ein Geſchöpf des Verfaſſers und dieſer hat es in ſeiner Macht, ihn ſo dumm und pedantiſch reden zu laſſen, als es ihm nur gefällig iſt. Ueberdem wird Hobbes in ſeinen einfältigen und pedantiſchen Reden manchem Leſer zu abgeſchmackt vorkommen. Und in der That müſſen wir geſtehen, daß der Verfaſſer in der Hitze ſeines ſatyriſchen Geiſtes bisweilen auf Einfälle und Ausdrücke gerathen, die mit dem Poßierlichen in etwas verwandt ſind und die noch etwas feiner und artiger hätten vorgebracht werden können.

3) Kurze Beſchreibung von Frankreich, in welcher ein Charakter von den Einwohnern und Gebräuchen dieſes Königreichs mitgetheilet wird.

Wir ſehen bald, daß der Charakter der Franzoſen hier nicht auf ſeiner beſten Seite und in ſeinem vortheilhafteſten Lichte ſoll gezeiget werden. Kluge Engelländer werden aber dieſe Beſchreibung den ſinnreichen und witzigen Briefen des Abbé le Blanc, nicht entgegenſetzen und den Franzoſen dadurch den Sieg über ſie ſo gar ſehr leicht machen wollen.

4) Herrn Iſaac Newtons kurze Chronik von den Nachrichten der älteſten Dinge in Europa bis auf Alexanders des Groſſen Eroberung von Perſien.

Haag. *Guidonis Ferrarii, Societatis Jeſu de Rebus Geſtis EVGENII, Principis a Sabaudia Bello Pannonico, Libri III. 1749.*

Gegenwärtige Hiſtorie enthält die berühmten Siege, die Eugen 1697. bey der Teyſa, 1716. bey Peterwardein und 1717. bey Belgrad über die Türcken erhalten hat. Eugen iſt hier bald im Felde. Wir ſehen ſeine Armee in allen Bewegungen, die ſie durch die klugen Diſpoſitionen ihres Anführers gemacht hat; wie ſie unbemerkt vor das Lager der Türcken vorbeymarchiret und Peterwardein erhält, wie ſie ſich in Schlachtordnung ſtellet, die Türcken in ihrem Lager angreift und ſieget. Der Verfaſſer hat uns alle Diſpoſitionen ſeines Helden bis zum Kleinſten erzehlen müſſen, er würde ſonſt die Sphäre, die er ſich gewehlet, nicht genugſam haben ausfüllen können. Eugen, machte hier für einen Geſchichtſchreiber dem Kriege zu bald ein Ende. Der Römiſche Geſchmack aber und das ſchöne Latein macht, daß wir auch die kleinſten Umſtände hier mit Vergnügen leſen. In der Zueignung an den Cardinal Alexander Albanus ſagt der Jeſuit Cordara, es ſey der Guido Ferrarius, ein junger Menſch von ſehr guter Hofnung, er habe dieſe Commentarien nur zum Zeitvertreibe und um ſich im Lateiniſchen Styl zu üben, verfertiget und auf ſein anhaltendes Bitten ſich nur bewegen laſſen, daß er ſie herausgegeben. In der Erzehlung ſelbſt wird aber die Jugend des Verfaſſers nicht verrathen.

Berlin.

Ohne Benennung des Orts, iſt alhier bekannt geworden: *Petit Diſcours ſur les grands Bouquets à la Mode.* Der Herr Verfaſſer führt in dieſer Schrift die Sache ſeines Geſchlechts wider die groſſen Modenſträuſſer aus, deren ſich unſre Landesmänninnen gegenwärtig mit ſo vieler Anhänglichkeit bedienen. Man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er mit einem angenehmen Scharfſinn, alle Ungerechtigkeiten dieſer Mode aufſucht, und ſeine eigenen Gerechtſame mit einer lebhaften Beredſamkeit vertheidiget. Nachdem er der Hiſtorie der Sträuſſer bis in den ſchönen Aufenthalt unſerer erſten Mutter nachgeſpüret, und wahrſcheinlich dargethan hat, daß ſie dieſer unſchuldigen Zeit ihren Urſprung keinesweges zuſchreiben können: ſo muthmaſt er, daß erſt bey einen nachfolgenden Anwachs die Galanterie, die Kunſt zu gefallen und zu verführen, die erſten Bouquets erfunden habe. Nach der Sündfluth ward dieſe Mode in dem Grade allgemeiner, als der Eifer bey den Schönen zunahm, die wüſte Erde wieder zu bevölkern. Der Gebrauch der Blumen, des Laubes und der Cränze, herrſchte mit gleicher Pracht bey den ernſthafteſten Uebungen des GOttesdienſtes, und in den Zirkeln der Jungfrauen. Dort krönte man die Altäre und Opfer, und hier die Ruhebetten der Schönen, und ſie ſelbſt dieſe reizenden Opfer des Hymens. Bey dieſer Gelegenheit wird die Anmerkung gemacht, daß nur den eigentlichen Jungfrauen, dieſer Schmuck der Jugend und der Liebe erlaubt geweſen; ein Geſetz, welches Cleopatra ſelbſt, zu übertreten nicht wagte. Die Bouquets, die groſſen Bouquets, die itzt ohne Unterſchied jeden Buſen beſchatten, ſind die Erfindung einer viel neuern Zeit. Der Hr. Verfaſſer ſucht die Alpen für ihr Vaterland aus. An den Buſen der Schäferinnen blühten ſie jüngſt, und verbargen der Natur zur Ehre, was dieſe durch eine gar zu groſſe Freygebigkeit, gemein zu machen drohte. Von dorther verſetzte ſie ohnfehlbar ein neidiſcher Silphe, an die Bruſt der ſchönen Pariſerin, und von da an den Buſen deutſcher Schönen. Was für eine häßliche Verſtellung verurſachen ſie nicht da? Die einſamen Schatten, in den Thälern der fürchterlichen Alpen ſind nicht ſo traurig, als die Finſterniß, die ſie über den teutſchen Buſen ausbreiten. Lieber den Buſen, dem die Natur ſeine Reitze zugemeſſen, und ihn nicht in Ungewißheit gelaſſen hat, wenn er zu viel und zu wenig ſage. Wie unbeſcheiden rauben ſie dem aufmerkſamen Blicke des Liebhabers die Ausſicht, und wehren dem Herzen ſeiner Geliebten, vor ſeinen Augen zu ſchlagen.

Dieſe Verurtheilung der groſſen Bouquets, hat eine Vertheidigung derſelben nach ſich gezogen, die folgenden Titel führet: *Apologie des grands Bouquets, ou Lettre d'une Dame de la Compagne au Chevalier de G.* Wir müſſen geſtehen, daß die Bouquets ihre Rechtfertigung keiner geſchicktern Feder anvertrauen können; und daß die ſcharfſinnige Anthophile das Glück verdiene, einen ſo liebenswürdigen Gegner widerlegt zu haben.

Nachricht. Se. Königl. Majeſtät haben den Hrn D. Meckel, der inſonderheit wegen ſeiner fürtreflichen Schrift: De quinto pari nervorum cerebri, bekannt iſt, zum Profeſſor der Anatomie bey dem hieſigen Königl. Theatro anatomico, allergnädigſt ernennt.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 6. Märtz 1750.

No. X.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

BERLIN.

Der FRÜHLING. Ein Gedicht 1749. 40 Seiten in 8.

Die Gedichte von dieſer Art können wir unter die Lehrgedichte rechnen, wegen der Phyſicaliſchen Betrachtungen, womit ſie begleitet zu ſeyn pflegen. Lucrez von der Natur der Dinge gehört am wenigſten in die Poeſie, Horaz ſchon mehr; er handelt von den Regeln einer Kunſt, aber dieſe Kunſt iſt die Poeſie. Virgils Gedicht vom Feldbau iſt noch poetiſcher, denn es gränzt ſchon an die Schäfergedichte: Thomſons und unſer deutſches Gedicht ſind recht auf dem Grund und Boden der Dichtkunſt gewachſen, und anſtatt daß die erſten ihre gelehrten Gedichte nöthig haben, mit ſchönen Mahlereyen und Geſchichten auszuſchmücken, iſt es hier umgekehrt, und nöthig, die häufigen Mahlereyen der Natur durch Einſtreuung einiges Wiſſens zu bereichern. Wie Thomſon dieſes ausgeführt hat, ſehen wir in ſeinen Jahreszeiten, die von dem Hrn Brockes überſetzt ſind, in welcher Ueberſetzung man jedoch den vortreflichen Schwung der Gedancken und die zuſammengedrängte Dichterſprache vermiſſet. Thomſon hat ſein Gedicht ohne Reime und in der Jambiſchen zehnſylbigten Versart geſchrieben, welche die ſchöne Freyheit hat, den Abſchnitt zuverändern. Unſer Verfaſſer hat gleichfalls ohne Reime, aber in dem Hexameter gedichtet, der noch mannigfaltiger und wohlklingender iſt. Sein Vers iſt derſelbige, den wir in unſerm IVten Stück angeprieſen haben.

Ein Spaziergang ohngefehr von einer halben Meile geſchehen an einem ſpäten Frühlingstage, iſt der Hauptplan, welcher nicht einfacher ſeyn kan. Der Eingang des Gedichts hebt ſich mit dem Eintritt in einen Wald an:

Empfangt mich, heilige Schatten! ihr Wohnungen ſüſſer Entzückung,
Ihr hohen Gewölbe voll Laub und dunkler ſchlafender Lüfte!
Die ihr oft einſamen Dichtern den Zukunft Vorhang zerriſſen,
Oft ihnen des heitern Olymps azurne Thoren eröfnet
Und Helden und Götter gezeigt; Empfangt mich, füllet die Seele
Mit holder Wehmuth und Ruh! . .

Und dieſes ſind unſre lebhaften Empfindungen beym Anblick eines Waldes. Hierauf ruft der Dichter auf eine neue Art, nicht eine Muſe, ſondern die ſchönen Gegenden ſelber an, ihn zu begeiſtern, welche auch in der That dazu tüchtig ſind.

Ich will die Wolluſt in mich mit dürſtem
Balſambäch ziehen
Und wenn Aurora euch weckt mit ihren
Stralen ſie trinken.
Geſtreckt im Schatten will ich in güldne
Sayten die Freude
Die in euch wohnet beſingen. Reitzt und
bezaubert die Sinne,
Daß meine Thöne die Gegend wie Zefirs
Liſpeln erfüllen
Der jetzt durchs Veilchen-Thal ſtreicht, und
wie die rieſelnden Bäche.

Die Handlung fängt an, wo der Dichter ſich auf einen Felſen ſetzt, die Gegenden zu beſchauen, das vorhergehende ſcheint auf dem Wege gedacht zu ſeyn und enthält die Beſchreibung des angehenden Frühlings, allwo wir eine Ueberſchwemmung ſehen, dergleichen vor wenigen Jahren ſo ſtark war, daß Stücken Erdreich mit darauf ſtehenden Thieren fortgeriſſen wurden. Geſchicht dieſes bey uns nicht jeden Frühling, ſo durfte der Dichter dieſe Gelegenheit zu groſſen Bildern darum nicht fahren laſſen, ſondern konte dadurch noch beſtimmen, welchen Frühling er beſungen habe. Der Ablauf des Waſſers geſchicht in zwey Worten. Uns verlangt den Erdboden bald in ſeiner Frühlings-Geſtalt wieder zu ſehen, die Kürtze hilft unſerm Verlangen.

- - - Aus Giebeln und gleitenden Kähnen
Verſah der troſtloſe Hirt ſich einer Sünd-
fluth, die vormals
Die Welt umrollte, daß Gemſen in ſchlagenden Wogen verſanken.
Der Boden trank endlich die Fluth. - -

Der Landmann wird uns in dieſem Gedicht auf der beſten Seite vorgeſtellt, alle niedrigen Begriffe werden von ihm entfernt, Ruh und Unſchuld bleiben ihm übrig.

Komm Muſe! laß uns die Wohnung und häusliche Wirthſchaft des Landmanns
Und Viehzucht und Gärten betrachten. - -
- - - - Verſchränkte wölckigte Wipfel
Von hohen Linden beſchatten ein Haus von
Reben umkrochen,
Durch Dorn und Hecken befeſtigt. Ein Teich
glänzt mitten im Hofe
Mit grünem Flos-Kraut beſtreut, wodurch aus
ſcheinbarer Tiefe
Des Himmels Ebenbild blinkt. Er wimmelt
von zahmen Bewohnern.
Die Henne jammert ums Ufer, und ruft die
gleitenden Entchen
Die ſie gebrütet; Sie fliehn der Stiefmutter
Stimme, durchplätſchern
Die Fluth, und nagen am Schilf. Mit vorgebogenen
Hälſen
Und ziſchend, treiben die Gänſe fern von der
Luſtbahn der Jungen
Den ſchwimmenden Schiesshund. Dann ſpielen
die haarigten Kinder, ſie tauchen
Den Kopf ins Waſſer und ſchnattern, ſie hangen im Gleichgewichte abwerts
Und zeigen die rudernden Füſſe. - -

Weiterhin gehen wir mit ihm in den Garten:

Und Zephir gaukelt umher, treibt Wolken
von Blüthen zur Höhe
Die ſich ergieſſen und regnen. Zwar hat hier
Wolluſt und Hochmuth
Nicht Nahrung von Mohren entlehnt und ſie
gepflanzet; nicht Myrthen,
Nicht Aloen blicken durch Fenſter. Das
nutzbare Schöne vergnüget
Den Landmann, und etwan ein Kranz. Das ob
lange Gewölbe von Nuß Strauch

Zeigt ſich voll laufender Wolken der Himmel und ferne Gefilde
Voll Seen und büſchichter Thäler, umringt mit blauen Gebürgen.
Das Auge durchirret den Auftritt, bis ihn ein näherer ſchlieſſet.
Die Fürſtin der Blumen die Lilie erhebt die Krone zur Seiten
Noch über ſtreifichte Tulpen. . . .
Die holde May Blume drengt die Silberglöckchen durch Blätter
Und manche Roſe durchbricht ſchon ungeduldig die Knoſpe.
. . . . Die Nacht-Viole läßt immer
Die ſtolzeren Blumen den Duft verhauchen; voll Edelmuth ſchlieſſt ſie
Ihn ein, im Vorſatz den Abend noch über den Tag zu verſchönern
Ein Bildniß groſſer Gemüther, &c.

Hiebey müſſen wir eine Anmerkung machen: Dem Frühlinge gehören die Blumen, dem Sommer die Aehren, dem Herbſt die Früchte. Es mißfällt uns alſo nicht, wenn der Dichter eine Blume früher, als unſer Clima ſchafft.

Indeſſen impfet der Herr des Gartens Zweige von Kirſchen
Durchſichtigen Schlehſtammen ein, die künftig über die Kinder
Die ſie getragen erſtaunen. Das Bild der Anmuth die Hausfrau
Sitzt in der Laube von Reben, pflanzt Stauden und Blumen auf Leinwand,
Die Freude lächelt aus ihr. Ein Kind der Gratien Liebling
Stört ſie durch Plappern, am Halſe mit zarten Armen ihr hangend,
Ein andres tändelt im Klee, ſinnt nach, und ſtammelt Gedanken.

Weiterhin in einer andern Gegend:

. . . . ſinnt zwiſchen Blumen der Geißhirt
Bläſt auf der hellen Schallmey, hält ein, und höret die Lieder
Hier laut im Buchen gebohren, dort ſchwach, und endlich verlohren,
Bläſt und hält wiederum ein. Tief unter ihm klettern die Ziegen
Am jähen Abſturz der Kluft, ſie reiſſen an bitterm Geſträuche,
Theils irren ſie oben im Klee des Thals; ihr bärtiger Ehmann
Erſteigt die über den Teich ſich neigende Weide, betracht ſie
Der bläulichen Meere und ſchaut von oben ernſthaft herunter.
Mit leichtem Laufen ſtreicht jetzt ein Heer geflecter Hindinnen
Und Hirſche mit Aeſten gekrönt durch gelbe rauſchende Büſche,
Setzt über Klüfte, Gewäſſer und Rohr. Moräſte verwiſchen
Die Spur der fliegenden Luſt. . .

Die letztere Beſchreibung iſt ſehr wohlklingend und mahleriſch, nur Schade, daß die Jäger ſie in den Herbſt geſetzt wiſſen wollen. In den Lyriſchen Gedichten hieß es gleichfals:

Bald rauſcht ein froher Hirſch durch dickbelaubte Gebüſche
Der brüllend ſeine Geliebte beſucht.

Wir könnten es entſchuldigen, wie oben die Sommerblumen im Frühlinge. Der Frühling iſt in dem Vorurtheil, daß er alle Geſchöpfe mit Liebe erfüllt. Doch iſt dieſe Kühnheit vielleicht gröſſer als die erſtere.

. . . . Jetzt eilen Stiere vorüber
Aus ihren Naſen raucht Dampf ſie ſpalten mit Hörnern das Erdreich
Und toben im Nebel von Staub. u. ſ. w.

Allein was kollert und girrt mir hier zur Seiten vom Eichſtamm,
Der halb vermodert und zweiglos von keinem Geflügel bewohnt wird?
Täuſcht mich der Einbildung Spiel? Sieh! plötzlich flattert ein Täubchen
Aus einem Aſtloch empor mit wandelbarem Gefieder,
Dieß zeugte den dumpfichten Schall im Bauch der Eichen. Es gleitet
Mit ausgeſpreiteten Flügeln ins Thal, ſucht nickend im Schatten
Und ſchaut ſich vorſichtig um mit dürren Reiſern im Munde.

Hier folgt eine Ausſchweifung in das Lob des Schöpfers und der Styl wird aufs höchſte erhaben. Was iſt von einer höhern Denckungsart als folgendes:

. . . . *Die Feuer-Meere der Sterne*
Sind Wiederſcheine von Tropfen des Lichtes, in welchem du leuchteſt . .
Ruht auf den Pfeilen des Blitzes, durchſtreichet den Glanzvollen Abgrund
Der Gottheit, ihr endlichen Geiſter, durch tauſend Alter des Weltbaus,
Ihr werdet dennoch zuletzt kein Pünktchen näher dem Grunde
Als bey dem Ausfluge ſeyn. . .

Ohngeachtet dieſes Gedicht ganz voll von ſolchen Schönheiten iſt, und wir dem Dichter den Namen eines Mahlers der Natur prophezeyen: ſo müſſen wir doch anzeigen, daß wir ein Schreiben von demſelbigen geſehen haben, worinn er ſich über ſeinen eilfertigen Freund beſchweret, der ſein Gedicht nach der erſten Handſchrift hat abdrucken laſſen. Er ſelbſt verſpricht eine neue Ausgabe, wozu er jedoch nicht eher Hoffnung macht, als bis ihm ſein Gedicht alt genug vorkommen und ſeine Geſchäfte ihn weniger zerſtreuen würden.

Von den lateiniſchen Buchſtaben müſſen wir bekennen, daß uns dieſe Form ſehr wohl gefällt, als welche der ganze aufgeklährte Occident zu ſeinen verſchiedenen Sprachen angenommen hat. Warum wollten wir nicht unſre eckigten und gothiſchen Buchſtaben gegen die einfältigen und reinern lateiniſchen vertauſchen? Die Schweden kommen uns ſchon darinn zuvor, und der Uebergang iſt ſehr leicht, nur unſern groſſen Anfangs Buchſtaben wird es ſtark anzuſehen ſeyn, wenn ſie ihre krumm geflochtenen Zierrathe abwerfen; denn das groſſe lateiniſche Alphabet beſteht aus der einfacheſten Zuſammenſetzung gerader Linien und halber Zirkel. Es würde den Kindern in Schulen kein Schaden daraus erwachſen, wenn man ihnen dieſe Kleinigkeit erleichterte, und unſre Buchdrucker würden die erſparten Koſten auf beſſere lateiniſche Schriften verwenden, und die Ausländer möchten unſrer Sprache vielleicht eher geneigt werden. Leibnitz hat dieſen Vorſchlag längſt gethan, aber er iſt ſchwer ins Werk zu richten, da Deutſchland nicht unter einem einzigen Haupte ſteht. Wie? wenn wir zum wenigſten anfiengen, diejenigen Schriften auf dieſe neue Art zu drucken, die wehrt ſind, daß ſie unſern Nachbarn bekannt werden?

Paris.

Recherches ſur la Préceſſion des Equinoxes, & ſur la Nutation de l'Axe de la Terre, dans le Syſtême *Newtonien*. Par Mr. *d'Alembert*. à Paris, chez David. 1749. 1 Alphabet in 4.

Man hat ſchon in den alten Zeiten, neben der ſcheinbaren täglichen Bewegung des Himmels eine andere ungemein langſame Fortrückung aller Firſternen, von Abend gegen Morgen nach Leitung der Sonnenbahn wahrgenommen. Nach dieſer Bewegung würde der ganze Himmel, der ſich in einem Tage von Morgen gegen Abend ganz umzudrehen ſcheinet, in ohngefehr 26000. Jahren, von Abend gegen Morgen einmal herum drehen. Dieſe Bewegung macht, daß die beyden Punkte des Himmels, wo ſich die Sonne befindet, wenn Tag und Nacht gleich iſt, nicht immer an einem Orte ſtehen, ſondern von Morgen gegen Abend fortrücken. Weil die ganze Bewegung des Himmels von der Umdrehung der Erde um ihre Axe herkömmt, ſo muß auch darin der Grund von der Verrückung der Aequinoctialpunkte geſucht werden. Newton hat in der That gezeiget, daß dieſe Bewegung von einem Wanken der Erdaxe herkömmt, welche nicht immer nach einerley Gegend des Himmels gerichtet iſt. Was für einer Urſache aber ſoll man dieſes Wanken der Erde zuſchreiben? Newton, dem nichts zu ſchwer war, fand den Grund theils in der Figur der Erde, welche von der Kugelrunde abgehet, theils in der allgemeinen Schwere, wodurch er den Lauf aller himmliſchen Körper ſo glücklich erkläret hatte. Wäre die Erde Kugelrund und überall von gleichförmiger Dichtigkeit in gleichen Tieffen, ſo könte die anziehende Kraft der Sonne, oder vielmehr die Schwere kein ſolches wanken hervorbringen. Iſt aber die Erde nicht Kugelrund, und drehet ſie ſich ſo, daß ſie bald die gröſſere, bald die kleinere Hälfte der Sonne zukehret, ſo würkt die Sonne ungleich auf ſie. Hiezu kömmt noch eine ähnliche Würkung des Mondes, und beyde verurſachen das Wanken der Erdaxe. Alsdenn aber beſtehet die Schwierigkeit darin, daß man nach den bekandten Geſetzen der Bewegung zeige, warum dieſes Wanken juſt ſo groß ſey, als es die Beobachtungen angeben.

Newton hat nach den von ihm erfundenen Sätzen von der Figur der Erde und von der allgemeinen Schwere, dieſe Bewegung ausgerechnet, und brachte eine ungemeine Uebereinſtimmung ſeiner Berechnungen mit den Beobachtungen heraus. Er fand 50. Secunden, für die jährliche Abweichung, ſo wie die Beobachtungen es angaben. Da uns ſelten, oder vielleicht gar niemahlen vergönnet iſt, die Wege der Natur vollkommen einzuſehen, ſo erwecket eine ſo genaue Uebereinſtimmung der Beobachtungen mit den Rechnungen einen billigen Verdacht. Hätte ein andrer, als Newton dieſe Rechnung gemacht, ſo würde man bald auf die Gedancken gerathen ſeyn, er hätte ſie ſo lange gezwungen und durch falſch angenommene Sätze gedrehet, bis ſie mit der ſchon bekannten Beobachtung eingeſtimmt. Einem ſo groſſen Mann aber traute man alles zu. Indeſſen iſt doch nunmehro nicht zu leugnen, daß nicht in den von Newton zu ſeiner Rechnung angenommenen Sätzen, einige falſch ſind. Er hat z. E. die Figur der Erde anders angenommen, als man ſie nachher durch würkliche Meſſungen gefunden u. ſ. w. Dieſer einzige Fehler, den man aber ihm nicht zuſchreiben kan, macht noch andre nothwendig, die den erſten wieder aufheben.

Der Hr d'Alembert, welcher dieſe ſchwere Frage aufs neue unterſucht, zeiget in dieſem Werk, daß Newton, die Verhältniß der Würkungen des Mondes auf die Erde, gegen die Würkung der Sonne zu groß angenommen, welches auch Hr Dan. Bernulli ſchon angemerkt hatte. Neben dieſem ſind in den Newtoniſchen Sätzen noch andre kleine Unrichtigkeiten, wie der Hr Verf unwiderſprechlich darthut. Dieſes berechtigte ihn alſo zu einer neuen Unterſuchung die auf verbeſſerte Gründe gebauet wäre. Er mittheilet alſo den Gelehrten in dieſem Werk ſeine Unterſuchungen. Bey der Auflöſung der Hauptaufgabe kömmt er auf eine Gleichung, darin differentialis ſecundi ordinis vorkommen, muß dieſ gab ihm den Vortheil die Integration ſo anzuſtellen, daß er eben das heraus bringt, was durch die Beobachtungen bekannt iſt. Dabey bleibt noch immer der Zweifel übrig, den man bey Newtons Auflöſung hat, ob er aus ſeinen Rechnungen eben dieſes würde herausgebracht haben, wenn er die Beſchaffenheit der Sache nicht durch die Beobachtungen vorher gewußt hätte Indeſſen müſſen wir noch eine Sache bemerken, die aus den Unterſuchungen des Hrn. V. folget, daß nemlich die bekannte Beſchaffenheit der Erde noch keine hinlängliche Auflöſung dieſer Frage giebt, wenn man nicht noch dazu annimmt, daß die Erde inwendig ungleichförmig dichte ſey. Dieſe Beſchaffenheit iſt aber ſo leichte zuvermuthen, daß man keine Schwierigkeit machen wird, es einzuräumen Eine umſtändlichere Nachricht von dieſem Werke, leidet unſre Abſicht nicht, zumahl, da dieſes Werk ſo geſchrieben iſt, daß es beynahe eben ſo viel Wiſſenſchaft und Mühe koſtet, alles zu leſen und zuverſtehen, als erfordert werden es zu machen.

Frankfurt und Maynz.

Conſiderations ſur le Genie & les Moeurs de ce Siecle. Chez Francois Farrentrapp. 1750. 10¼ Bogen in 8.

Dieſes Werk beſteht aus Gedanken über verſchiedene Tugenden und Laſter der Menſchen und aus Anmerkungen über einige Ungereimtheiten des gemeinen Lebens, auch finden wir eine Critik darin, welche die Franzöſiſche Sprache und einige Scribenten betrift, ſo daß uns dieſe Schrift die Collectanea eines gelehrten Mannes zu enthalten ſcheint, welche er theils im Umgange geſammlet, theils aber aus den alten und neuen Lehrern der Moral entlehnt und ſich zu eigen gemacht hat. Der Titel verſpricht uns eine Abſchilderung von dem Geiſt und den Sitten unſers Weltalters, allein dieſer Titel iſt dem Inhalt gar nicht angemeſſen. Das allermeiſte ſchickt ſich eben ſo gut auf Epictets, Plutarchs und Theophraſtus Zeiten, als auf unſere.

Es gehören ungemeine Talente dazu, der Welt fernerhin Moralen zu ſagen. Sie müſſen ihr entweder verſteckt, oder kurz und ſcharfſinnig und dabey auf eine neue Art geſagt werden. Wir wollen dem Leſer einen kleinen Auszug geben. Doch verſprechen wir nicht, daß das ganze Buch demſelben gleich iſt.

„Es iſt ſo oft fatal geweſen, Witz zu haben, und man kennt ſo vielen Mißbrauch des Wiſſens, daß ein Lob der Unwiſſenheit nicht ſchwer zu machen wäre. Es iſt wahr, daß dieſes Lob nicht beſſer gemacht werden könnte, als von einem witzigen Kopf. „

„Unter Leuten von Talenten ſind diejenigen, welche der Hochachtung minder würdig ſind, wegen ihres geringern Verdienſtes oder wegen Beſchaffenheit ihrer Kunſt, am begierigſten, Lob zu erhalten, und am ſparſamſten es andern zu geben. „

„Ich liebe die Unglücklichen, ſie laſſen mich mein Glück fühlen, und ich nähere ſie mir, indem ich ihr Elend erleichtere. „

„Ein Menſch, welcher droht einen Proceß anzufangen, gleicht dem Arzte des Moliere, welcher droht ſich ein Fieber zu machen „

„Man ſcheuet ſich allezeit, diejenigen zu beleidigen, die man liebt, bisweilen gefällt es uns, diejenigen zu beleidigen, die wir fürchten. „

In dem Capitel vom *Frauenzimmer* ſteht unter andern:

„Cato der Aeltere, liebte die Weiber nicht, und ehrte ſie noch weniger. *Livius* hat uns eine heftige Rede aufbehalten, die er im Rath wider das ganze Geſchlecht hielt.

Horaz rächet das Frauenzimmer, ohne daran zu denken, durch die beyden Verſe:

> Narratur & priſci Catonis
> Sape mero caluiſſe virtus.

Es war ohne Zweifel in der Trunkenheit, als Cato übels von ihnen ſprach. „

Von der Gefälligkeit, ſagt er: „Hierdurch macht mir der Weiſe die Wiſſenſchaft beliebt, die ich nicht habe, und verbirgt mir meine Unwiſſenheit, die ich nicht läugnen könte. Er läſt mich mit ſich gemeinſchaftlichen Antheil nehmen an Begriffen, die er mir darreicht und an Entdeckungen die er mir offenbahrt. Er ſpielt mit einen großmüthigen Betrug, welcher mir meine eigene Schwäche verbirgt: er reizet faſt meine Eitelkeit, durch das Recht, welches er mir zu geben ſcheint, auf allen den Reichthum, den er ausſpendet. „

Von der Freundſchaft, ſagt er: „Die Menſchen achten und lieben ſich nach dem Grade, wie ſie von einander entfernt ſind. Es ſcheint, daß ſie ſich deſto weniger lieben, je näher ſie ſich ſehen und je beſſer ſie ſich kennen. Die Abweſenheit macht ſie feuriger, und ihre Briefe ſind einnehmender und hitziger, als ihr Umgang. „

„Die Dienſte unter Freunden und fürnehmlich die Hülfe des Geldes, welche, dem Anſehen nach, ſie genauer verbinden und die Freundſchaft befeſtigen ſolte, ſind recht eigentlich, was ſie erſchüttert und in Gefahr ſetzt. Es iſt eine gefährliche Probe, ſowohl für den einen als den andern ꝛc. „

„Es iſt ein groſſer Fehler unter Freunden, wenn ſie die Vertraulichkeit, worinn ſie leben, dazu mißbrauchen, daß ſie ſich verabſäumen, wenn einer den andern in Geſellſchaften antrift. Es iſt ſo weit entfernt, daß die Freundſchaft uns von der Achtſamkeit losſpricht, daß ſie vielmehr die allerzärtlichſte fodert. Sie nähret ſich von der Aufmerkſamkeit, die man ſich bezeuget, und keine iſt unter Freunden gleichgültig. Sie müſſen ſich wechſelsweiſe geltend machen; dieſes zu unterlaſſen iſt eine Art von Verrath. „

Von der Beſcheidenheit finden wir dieſes angemerkt: „Diejenigen, welche mit einem ſehr eingeſchränkten Maaß des Witzes und mit geringen Talenten gebohren ſind, haben ein zuverſichtliches und zufriednes Anſehen, dieweil ſie nach ihrer Art, das wenige vollbracht haben, was ſie vor ſich ſahn, und ſich um das beſſere nicht bekümmern, was ſie überſteigt. Geiſter vom erſten Range fühlen allezeit einen edlen Ehrgeiz ſich höher zu ſchwingen und daher ein Mißtrauen: das macht, weil ſie mehr ſehen, als man vollführen kan. Ihre Stärcke und Kühnheit verbergen ihnen die Schwierigkeiten und Gefahr nicht, welche zu überwinden ſind. Daſſelbige Feuer, welches ſie erhitzt, dienet, ſie zu erleuchten. Alſo ſind ſie nothwendig beſcheiden, aber ohne Furchtſamkeit. Die Weisheit und Beſcheidenheit vertragen ſich mit dem Muth, aber nicht mit einer feigen Seele. „

In dem Capitel, von der Mäßigung in den Vergnügungen, leſen wir: „Der Weiſe überliefert ſich nicht ehe den Ergötzungen, als bis er ſich gezwungen ſieht, ſich die Arbeit zu verbieten. Dieſes Verhalten ſtimmt mit unſrer Schwäche überein. Laßt uns dieſen Vorwand der Schwäche nicht dazu gebrauchen, daß wir uns von der Arbeit losſprechen und unſern unmäßigen Geſchmack an den Ergötzungen entſchuldigen. Unſre Schwäche ſelbſt verbietet ihn. Wir ſind zu ſchwach, beſtändig zu arbeiten und zu ſchwach, niemals zu arbeiten ꝛc. „

In den Philoſophiſchen Betrachtungen finden wir folgendes merkwürdig: „Gleichwie die gröſſeſten Tugenden nicht leicht eine andre Belohnung haben, als die Ehre des guten

Zeugniſſes, welches man ſich ſelbſt geben kan, und kaum einige Wohlthaten auf diejenigen zurück fallen, die ihrem Vaterlande nützlich ſind: eben ſo bleiben auch die recht ſchreyenden Laſter unbeſtraft; man unterdrückt nur die, welche die Ruhe der Geſellſchaft ſtöhren, den Diebſtahl, den Mord ꝛc. aber Neid, Undankbarkeit, Verrätherey, Untreue, welche nur beſondere Perſonen beleidigen, überläßt man ihrer Verachtung oder Grosmuth.“

„Freude und Schmerz machen uns auſſerordentlich zärtlich. Denen, die in einer von dieſen beyden Stellungen ſind, wird nichts umſonſt geſagt. Man ſchmeichelt ihnen, oder erzürnet ſie ꝛc.“

„Redet doch einmahl, daß ich euch ſehe, iſt nicht ſo ungereimt, als es geſagt ſcheint. Die Muthmaſſungen aus der Phyſionomie ſind nicht allezeit wahr. Zeugen ſind, Alexander, Corneille, la Fontaine, M. de Turenne ꝛc.“

„Je mehr man ſich angelegen ſeyn läßt zu ſagen, daß die Menſchen eine gute Erziehung nöthig haben, und je mehr man ſich bemüht ihnen dieſelbe zu geben, je ſtärcker beweiſet man, daß ſie wild gebohren ſind; denn die Erziehung iſt nichts anders, als eine künſtliche Natur, womit man die erſte bedecken will.

Von Sprüchen und Lebensregeln wollen wir folgende herſetzen:

„Es gehört oft mehr Muth dazu einen guten Rath zu geben, als ihnen anzunehmen.“

„Leute von Wiſſenſchaften, müſſen ſich nicht allzuſehr erniedrigen in Gegenwart der Groſſen; dieſes heißt auf gewiſſe Weiſe, dem ehrwürdigen Range entſagen, den ihnen der öffentliche Beyfall giebt.“

„Leute von Wiſſenſchaften müſſen nicht allzuviel von den Groſſen oder von den übrigen Menſchen verlangen. Sie müſſen nicht nach Reichthümern und Ehrenſtellen trachten, dieſer Lohn hat keine Beziehung auf ihre Verdienſte. Man iſt ihnen nur Ehre, Hochachtung und Schutz ſchuldig.“

„Man hat weniger von den Groſſen zu leiden, als von denen, die ihnen nachahmen.“

Wir wollen zuletzt den Verfaſſer ſelbſt ein Urtheil über ſeine Schrift fällen laſſen, welches vielleicht aus Beſcheidenheit geſprochen, aber in der That gerecht iſt. Wenn er von der Natur und Beſchaffenheit dieſes Werks handelt, ſagt er:

„*La Rochefoucault, Paſcal, la Bruyere*, was für Nahmen! Was für eine Verwegenheit, wenn man ſich unterſtehet in ihrer Sprache zu reden! Allein erwähnen nicht die Lyriſchen Dichter allemahl des Pindars, Horaz und Malherbe? Sie ſagen ihre Leyer ſey in ihren Händen. Können ſie aus derſelben auch ſo gute Thöne heraus bringen? Ihre Verwegenheit iſt noch um ſo viel gröſſer, weil es einmahl entſchieden iſt, daß in der Poeſie ſo wie in der Mahlerey, daß mittelmäßige unerträglich ſey. Man kan dieſem Geſetz aber auch die Reflexionen und Maximen unterwerfen. Nichts iſt ſo abgeſchmackt, ich geſtehe es, als diejenigen, die nicht einen vielbedeutenden Verſtand in nachdrücklichen Worten einſchlieſſen. Diejenigen, die ich hier mittheile, ich geſtehe es gleichfals, ſind von dieſer Art nicht. Weiß man aber nicht, daß, wie es einen poetiſchen Stolz giebt, der ſich ſelbſt mit ſeiner Trunckenheit entſchuldiget, ſo es auch einen philoſophiſchen Stolz giebt, der ſich damit zu rechtfertigen ſucht, daß er recht hat?

Druckfehler. Im 9ten Stück P. 80. auf der zweyten Spalte in der 13ten Reihe, leſe man anſtatt: neue, naive.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 13. Märtz 1750.

No. XI.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Berlin.

Der hieſige Buchhändler de Bourdeaux verkaufft: Lettre de Mr. *Gervaiſe Holmes*, à l'Auteur de la Lettre ſur les aveugles, contenant le veritable recit des dernieres heures de Mr. *Saunderſon* à Cambridge 1750. Wenige Bogen in 12.

Diderot, der Verfaſſer des Schreibens über die Blinden, welches ſeit einiger Zeit ſo viel Aufſehens gemacht und ihn in die Baſtille gebracht hat, erzählt daſelbſt, wie der berühmte Profeſſor Saunderſon, ſich auf ſeinem Todbette bezeiget. Er läßt ihn über den wichtigſten Punkt der natürlichen Religion Zweifel haben; ein Prediger, ſucht ihm dieſe Zweifel zu benehmen. Er will dem Blinden, die Exiſtenz und Güte eines höchſten Weſens aus der Schönheit der Welt beweiſen; der Blinde verwirft dieſe Beweiſe, weil er die Welt nicht geſehen. Der Prediger weiß ſich nicht mehr zu helffen; er führet ihm das Exempel groſſer Männer, Newtons, Leibnitzens u. a. m. an, die alle von der Ordnung und Schönheit der Natur gerühret, einem verſtändigen Weſen den Urſprung derſelben zugeſchrieben. Der Blinde iſt damit nicht zufrieden. Newton, iſt ſeiner Meynung nach hierin zu leichtgläubig geweſen. Wenn gleich der gegenwärtige Zuſtand der Welt ordentlich iſt, ſo wiſſen wir nicht, wie es vor Alters damit ausgeſehen. Hier erkläret er ſich für die Sätze des Epicurus, daß alles von ohngefehr geſtaltet und auf tauſenderley Weiſe verändert worden, bis endlich beſtändige Formen herausgekommen. Der Prediger kan ihm auf alle dieſe Zweifel nichts antworten. Der Blinde ruft endlich den GOtt des Clarcks und Newtons um Barmherzigkeit an und ſtirbt.

Verſtändige Leſer haben gleich die Abſicht des Verfaſſers, bey dieſer Erzählung errathen. Er legt dem Krancken die gemeinen Gründe der Atheiſten in den Mund, und läßt ſie von dem Prediger ſehr ſchlecht beantworten, damit ein unwiſſender Leſer dencken ſoll, es lieſſe ſich auf ſeine Zweifel nichts vernünftiges ſagen.

Der Verfaſſer des angezeigten kleinen Werckgens decket uns den liederlichen Betrug des Diderot auf, und zeiget, daß ſo wohl der Blinde, als der Prediger, der ihm in ſeinen letzten Stunden beygeſtanden, ganz andre Reden geführet, als die, welche man ihnen angedichtet. Er ſtellt den Blinden als einen vernünftigen Zweifler vor, der nur ſo lange zweifelt, bis er ſelbſt die Sachen eingeſehen, und hernach die Vernunft den Ausſpruch thun läßt. Der Prediger ſpricht als ein vernünftiger Mann, der die Gründe ſeines Glaubens wohl erkennt, und dadurch auch den Zweifler überführen kann. Wir wundern uns aber, daß er nicht auch, um den Betrug des Diderots noch deutlicher aufzudecken, des Umſtandes erwähnet, der aus England berichtet wird, daß nämlich der Prof. Saunderſon, erſt in ſeinem 20 Jahre blind geworden.

Hr. Holmes ſtellt in dieſem Schreiben noch einige Betrachtungen an, über die Gründe, derer man ſich bedienet das Daſeyn eines höchſten Weſens zu beweiſen. Er verwirft ſie alle, bis auf den einzigen, der von der Zufälligkeit der Welt hergenommen iſt. Ich bin, ſagt er, alſo iſt GOtt. Dieſe Sache iſt einer genauern Unterſuchung ſehr werth. Unſre Leſer werden uns erlauben hierüber einige Anmerkungen zu machen.

Wer aus der Zufälligkeit der Welt, das Daſeyn eines Schöpfers beweiſen will, der muß zeigen können, daß die Welt nicht nothwendig ſey, das iſt, daß die Materie, woraus die Welt gebildet iſt, nicht nothwendig exiſtire. Dieſer Beweis aber führet in ſo tiefe Speculationen, daß wenig Menſchen ihm werden folgen können. Gründet man aber ſeinen Beweis auf die Ordnung der Welt, ſo muß man zeigen, daß dieſe Ordnung, ſo wie wir ſie ſehen, der Welt nicht nothwendig iſt. Dieſer Beweis iſt leichte, und für jedermann faßlich. Iſt nun die Ordnung der Welt nicht nothwendig, ſo muß auſſer der Welt ein Grund ſeyn, warum ſie da iſt, und ſo werden wir leichte und durch wenige Schlüſſe auf den erſten Urheber aller Dinge geführet. Wer den Einwurf, daß ein Ohngefehr, die Ordnung herfür gebracht habe, fürchtet, der muß ſeinen philoſophiſchen Einſichten ſehr wenig zutrauen, weil die Ungereimtheit deſſelben leichte zu zeigen iſt.

Da in unſern Zeiten, die unbeſonnenen Sätze der Epicuraiſchen Philoſophie, mit ſo viel Prahlerey wieder aufgewärmt werden, ſo wird es keine unzeitige Bemühung ſeyn, wenn wir bey dieſer Gelegenheit einige Gedanken des fürtreflichen Lords Schäftesbury anführen, darin er ſeine Meinung von der Epicuräiſchen Weltweisheit, mit der ihm eigenen Schönheit der Gedanken und des Ausdrucks ſaget. Wir erſuchen die nach Wahrheit begierigen Leſer, dieſe Stelle gegen dasjenige zu halten, was ein läppiſcher Verfaſſer, der ſich mit ſeinem unverſtändigen Witze ſo breit macht, neulich über den Urſprung der Thiere geſchrieben hat. Folgende Gedanken ſtehen in der ſogenannten Rhapſodie, davon wir unter dem Namen des Sittenlehrers, eine fürtrefliche Ueberſetzung haben. Bl. 282. in dem 11. Theil der Engl. Ausgabe und Bl. 121. in der deutſchen Ueberſetzung.

„Wir nahmen unſern kühlen Spaziergang in das Feld, welches die geſchäfftigen Arbeitsleute eben verlieſſen. Unſer Geſpräch fiel natürlicher Weiſe auf das Lob des Landlebens und wir redeten eine Zeitlang von der Hauswirthſchaft und von der Beſchaffenheit des Bodens. Unſere Freunde bewunderten gewiſſe Pflanzen, die hier in einer gröſſern Vollkommenheit wuchſen, und da ich vermittelſt einer erlangten kleinen Einſicht in die Natur der Kräuter, ſo glücklich war, eines und das andere hierüber zu ſagen, welches ungemein groſſen Beyfall erhielte, ſo wendete ſich Theocles ſo fort gegen mich, und ſagte:

O mein ſcharfſinniger Freund! da man geſtehen muß, daß ihre Vernunft in andern

Stücken ſo richtig und glücklich iſt; wie iſt es denn möglich, daß ſie, bey einer ſolchen Einſicht und bey einem ſo gründlichen Urtheil von den beſondern natürlichen Dingen und Wirkungen, dennoch nicht beſſer von dem Bau der Dinge überhaupt, und von der Ordnung und Einrichtung der Natur urtheilen? Wer kan beſſer den Bau der Pflanzen und der Körper der Thiere zeigen? Wer kann beſſer das Geſchäfte eines jeden Theils und Werkzeuges, und den Nutzen, den Endzweck, und die Vortheile erklären, wozu ſie dienen? Wie können ſie ſich denn, als einen ſo ſchlechten Naturkündiger in dem Ganzen beweiſen, und die Zergliederung der Welt und Natur ſo wenig verſtehen, daß ſie nicht eben daſſelbe Verhältniß der Theile, eben dieſelbe Verknüpfung und Einförmigkeit in dem Ganzen wahrnehmen.

Gewiſſe Menſchen denken vielleicht ſo verwirrt, und haben ſo wenig regelmäßiges in ihrem Geiſt; daß es ihnen ganz natürlich iſt, Fehler zu finden, und ſich in dieſer weitläuftigen Einrichtung tauſend Mängel und Unordnungen einzubilden. Wir können wol glauben, daß es eben nicht ſchlechterdings der Zweck und Vortheil der allgemeinen Natur geweſen, einen jeden insbeſondere untadelich und ohne Fehler zu machen. Es war ihre Meinung nicht uns ohne alle Merkmale einiger Unvollkommenheit darzuſtellen, dergleichen wir bey gewiſſen Köpfen finden, die immer von verdrüßlichen Gedanken beunruhiget werden. Aber Sie, mein Freund, haben einen edlern Geiſt. Sie ſind ſich einer beſſern innerlichen Ordnung bewußt, und können ein ausgearbeitetes Werk und eine genaue Richtigkeit ſo wol in ſich ſelbſt, als in unzählichen andern Werken der Natur erblicken. Können Sie Sich bey Sich ſelbſt rechtfertigen, daß Sie ſo vieles und doch nicht alles einräumen! Können Sie es bey Sich ſelbſt dahin bringen zu glauben oder zu denken, daß da, wo ſo mannigfaltig vereinigte und ſo geſchickt zuſammenſtimmende Theile ſind, das Ganze ſelbſt weder Vereinigung noch Zuſammenhang haben ſollte; und daß da, wo die untern und beſondern Naturen ſo vollkommen ſind, die allgemeine ohne Vollkommenheit ſeyn, und für das allerungeheureſte, roheſte und unvollkommenſte gehalten werden ſollte, was man nur gedencken kan?

Wie ſeltſam! In der Natur ſollte der Begriff einer Ordnung und Vollkommenheit vorhanden ſeyn, welche die Natur ſelbſt nicht hat! Weſen, die von der Natur ihren Urſprung haben, ſollten ſo vollkommen ſeyn, daß ſie in jener ihrer Einrichtung Unvollkommenheit entdecken könnten; und ſo weiſe, daß ſie diejenige Weisheit meiſtern könnten, von welcher ſie gemacht worden!

Nichts iſt wahrlich unſerm Verſtande ſtärker eingepräget, oder unſerer Seele tiefer eingepflanzet, als der Begrif und die Empfindung von Ordnung und Verhältniß. Hieraus entſpringet die Kraft der Zahlen, und alle die groſſen Künſte, die ſich auf ihren Gebrauch und ihre Anwendung gründen. Was für ein Unterſchied iſt doch zwiſchen Uebereinſtimmung und Mißſtimmung! zwiſchen richtiger Abwechſelung und Zerrüttung! Was für ein Unterſchied zwiſchen einer wohleingerichteten, ordentlichen und einer ohngefähren zufälligen Bewegung: zwiſchen einer regelmäßigen gleichförmigen Säule eines rechtſchaffenen Baumeiſters, und einem Haufen Sand oder Steine! Zwiſchen einem organiſirten Körper und einer vom Winde gejagten Wolke!

Da nun dieſer Unterſchied von einer unverdorbenen innerlichen Empfindung unmittelbar wahrgenommen wird, ſo kan man dieß überhaupt, als einen Grundſaz annehmen. Alle Dinge, die eine Ordnung, wie auch Einheit der Abſicht haben, und in Eins zuſammen ſtimmen, das ſind Theile eines einzigen Ganzen, oder an ſich ſelbſt vollſtändigen Syſtems. Dergleichen iſt ein Baum mit allen ſeinen Zweigen: ein Thier mit allen ſeinen Gliedmaſſen; ein Gebäude, mit allen ſeinen innerlichen und äuſſerlichen Zierrathen. Ja was iſt eine Melodey, oder ein Concert, oder das vortreflichſte muſicaliſche Stück anders als ein Syſtem von Tönen, die ein gewiſſes Verhältniß untereinander haben?

Wenn nun in dieſer ſo genannten ganzen Welt ein beſonderes Syſtem noch ſo viel Vollkommenheit hat; oder wenn die einzelnen Theilen in ſich ſelbſt noch ſo viel Verhältniß, Einförmigkeit und richtige Bildung haben, ſie ſind aber doch nicht alle überhaupt in ein Syſtem vereiniget, ſondern in Abſicht auf einander, dem getriebenen Sande, den gejagten Wolken, oder den gebrochenen Wellen gleich: ſo iſt kein Zuſammenhang in dem Ganzen: folglich kann keine Ordnung, kein Verhältniß, und alſo auch kein richtiger Entwurf oder Endzweck heraus gebracht werden. Iſt aber keines von dieſen Theilen unabhänglich, ſondern alles verknüpft, ſo iſt das Ganze ein vollſtändiges Syſtem, das zu einem einfachen, ſtetigen und gleichförmigen Endzweck zuſammenſtimmet.

Dieß iſt alſo unſere Hauptſache, worauf wir dringen: daß weder der Menſch, noch ein anderes lebendiges Geſchöpf, wenn es gleich ein vollſtändiges Syſtem von Theilen an ſich ſelbſt iſt, dennoch nicht auf gleiche Weiſe in Anſehung deſſen, was auſſer ihm iſt, für vollſtändig kan geachtet werden; ſondern man muß es betrachten, in ſo fern es auſſerhalb ſich ſelbſt ein weiteres Verhältniß zu dem Syſtem ſeiner Gattung hat: eben ſo dieß Syſtem ſeiner Gattung wieder zu dem Syſtem der lebendigen Geſchöpfe; dieſes zu der Erde: und dieſe wieder zu der Welt. „

(Der Beſchluß folgt künftig.)

Petersburg.

Scientia navalis, ſeu tractatus de conſtruendis ac dirigendis Navibus. Auct. *Leonh. Eulero.* Inſtar Suplem. ad Tom. I. novor. Commentar. Acad. Scient. Imper. II. Tomi in 4. Der Erſte von 444 S. u. 37 Kupfert. Der Zweyte von 534 S. u. 28 Kupfert.

Diejenigen, welche der höhern Mathematik Schuld geben, daß ſie in bloſſen Speculationen beſtehe und auf die Verbeſſerung der Künſte des gemeinen Lebens keinen Einfluß habe, verrathen eine groſſe Unwiſſenheit in ſolchen Sachen, darüber ſie doch urtheilen wollen. Man kan zwar ohne die Kenntniß der höhern Mathematik tauſenderley Maſchinen verfertigen, Schiffe bauen, ſie in die See auslauffen laſſen u. ſ. f. Aber man muß in dergleichen Künſten nicht eher einen ſolchen Grad der Vollkommenheit, damit man einiger Maaſſen zufrieden ſeyn kan, erwarten, bis die höhere Mathematik ihre gehörige Hülffe dabey gethan hat.

Unter allen Künſten, iſt diejenige, welche zu Anbauung, Befeſtigung und Verſchickung der Schiffe auf die See erfodert wird, die ſchwerſte, ſo wie ſie auch vermuthlich die wichtigſte iſt. Wenn wir gleich täglich Schiffe in die See ab und von den entlegenſten Oertern der Erde, glücklich wieder einlauffen ſehen, ſo müſſen wir uns deßwegen nicht vorſtellen, daß die Kunſt, welche ſie baut, befeſtiget und leitet ſchon zur Vollkommenheit gediehen ſey. Sehr viele verunglücken die vielleicht würden erhalten worden ſeyn, wenn ſie mit mehr Einſicht gebaut und geführet worden wären. Die höhere Mathematik kan allein beſtimmen, was zu der Vollkommenheit einer ſolchen Kunſt gehöret.

Der Hr. Verfaſſer des angezeigten Werkes hat nach ſeinen tiefen Einſichten in das höchſte der Mathematik dieſe wichtige Materie hier abgehandelt. Vor ihm haben ſchon verſchiedene groſſe Männer hierüber gearbeitet, deren Erfindungen man ſich zu Nutze gemacht hat. Allein in den meiſten dieſer Schriften iſt eine Hauptſache übergangen worden, die man als das Fundament der ganzen Sicherheit der Schiffarth anzuſehen hat. Ein Schiff muß nicht nur aufrecht auf dem Waſſer liegen, ſondern in dieſer Lage auch eine Feſtigkeit (Stabilitas) haben. Die Winde und andre Zufälle ſtoſſen es aus ſeiner ordentlichen Lage, es muß ſich geſchwinde wieder herſtellen, und einem völligen Umſtoß ſo ſtark, als möglich iſt wiederſtehen. Dieſes iſt die erſte Eigenſchaft eines wolgebauten Schiffes und iſt bis dahin nicht genug unterſucht worden. Hernach muß es auch ſo gebaut ſeyn, daß es das Waſſer am leichteſten ſpaltet, oder den wenigſten Widerſtand findet. Wird es durch den Wind getrieben, ſo iſt nicht gleichgültig, wo der Maſt ſtehet, und wie die Segel gerichtet werden. Wird es durch Ruder beweget, ſo müſſen die Ruder die bequemeſte und beſte Geſtalt haben. Da ferner das Steuer die Richtung des Schiffs lenket, ſo muß es ſo eingerichtet werden, daß es alle Wendungen ſo geſchwinde und leichte, als nur möglich iſt, mache. Endlich erfordert die Richtung ſelber, um am geſchwindeſten nach dem verlangten Orte hinzukommen, eine groſſe und genaue Wiſſenſchaft.

Alle dieſe Sachen nun handelt der Hr. V. im gegenwärtigem Werke mit ſeiner gewöhnten Scharfſinnigkeit ab. Der ganze erſte Theil begreift die allgemeine Theorie von dem Gleichgewichte, der Feſtigkeit, dem Widerſtand und der Bewegung der Körper in dem Waſſer. Viele von dieſen Materien, ſind ſchon von andern auch abgehandelt worden, allein man wird überall verſchiedenes neues und das ſchon bekannte auf eine neue Art bewieſen finden. Hingegen iſt das ganze 3. Cap. von der Feſtigkeit der Körper, die auf dem Waſſer ſchwimmen, ganz neu, und muß alſo als eine Materie angeſehen werden, womit der Hr. Verfaſſer dieſe Wiſſenſchaft bereichert hat. Denn der Hr. de la Croix der in einer 1735. an die Academie in Petersburg eingeſchickten Schrift dieſe Materie auch vorgenommen, iſt darin nicht ſehr glücklich geweſen. Dieſe Materien aber leiden nicht daß man in einem ſolchen Blatt einen Auszug daraus gebe.

In dem II. Theile wendet der Hr. Verf. die obige Theorie, auf die Schiffe insbeſondere an. Das 1. Cap. handelt von allen Arten der Schiffe, wobey gezeiget wird, worauf hauptſächlich die Vollkommenheit einer jeden Art beruhet, und wie die Figur und der Inhalt ſowol des ganzen Schiffes, als des unter Waſſer liegenden Theiles, kan beſtimmet werden

In dem II. Cap. wird der Stand des Gleichgewichtes unterſuchet. Hier wird gezeiget, was erfodert wird, damit ein Schiff, ſo wol wenn es leer, als wenn es beladen iſt, immer aufrecht ſtehe, worauf hernach in dem III Cap. unterſucht wird, was dazu gehöret dem Schiff in ſeinem aufrechten Stand die gröſte Feſtigkeit zu geben. Der Hr. Verf. merkt aus einem Franzöſiſchen Verfaſſer an, daß die meiſten Schiffe, die in Frankreich gebaut werden, den Fehler haben, daß ſie auf dem Waſſer nicht feſte genug ſtehen. Man ſucht hernach dieſem Mangel ſo gut abzuhelfen, als man kan. Hier wird gezeiget, wie man ihn gleich anfangs vermeiden kan, wenn man das gehörige Verhältniß zwiſchen der Breite des Schiffes und der Tiefe des eingeſenkten Theils in acht nimt. Es werden auch noch andere und ganz neue Vorſchläge hierüber gethan. In dem folgenden Capitel wird das Wanken (motus oscillatorius) der Schiffe betrachtet. Der Hr. V. zeiget, wie man die Geſchwindigkeit deſſelben in allen Fällen mit dem Wanken eines Pendels vergleichen könne, und in welchen Fällen das Wanken am langſamſten iſt. Hier kommen inſonderheit ſchwere und wichtige Fragen in Anſehung des Wankens vor, die von den Wellen des Meeres verurſachet werden. Das V. Capitel lehret, wie ſtark ein Schiff ohne Gefahr, es ſey auf welche Seite es wolle, untergedrückt oder geſenkt werden könne, und wie zu verhüten ſey, daß es keine ſtärckere Senckung bekomme. Dabey unter andern angemerkt wird, daß in dieſer Abſicht die gröſten Schiffe ungemeine Vortheile über die kleinern haben. In dem folgenden wird die Würckung des Steuers und in dem VII. die Würckung der Ruder unterſucht. Dieſes Capitel iſt auch beſonders merkwürdig, weil dieſe Materie bis dahin von keinem Verfaſſer gründlich genug abgehandelt worden. Wir ſehen es alſo auch als eine neue Bereicherung nicht nur der Schiffs-Wiſſenſchaft, ſondern der Mechanik überhaupt an. Der berühmte Hr. Bouguer ſelbſt, hat die Wahrheit über dieſen Punkt verfehlet. Er fand nach ſeinen Sätzen, daß die Ruder am ſtärkſten würken, wenn die Länge des innern Theiles gröſſer iſt, als die Länge des äuſſern. Da hingegen der Hr. Prof. Euler das Gegentheil beweiſt, indem der innere Theil zum äuſſern ſich verhalten muß wie 2 zu 5. In einer neuen Abhandlung, die der Herr Verf. bey der hieſigen Academie abgeleſen, die auch in den Memoires des vorigen Jahres gedrukt iſt, hat er gezeiget, worin es Herr Bouguer verſehen. Er bemerket, daß von 32 Pfund Kraft, die ein Ruderer anwendet nicht mehr, als 24 Pfund der Bewegung des Schiffes zu gute kommen, und giebt Vorſchläge, wie eine Galere durch Räder auf eine viel leichtere Art könnte fortgetrieben werden. Wir müſſen noch einmal wiederholen daß dieſes ganze Capitel für die Mechanik überhaupt ſehr wichtig iſt. Hierauf unterſucht der Herr V. in dem VIII. Capitel den Bau der Galeren insbeſonder. In dem IX. Capitel wird die Gewalt des Windes in die Seegel unterſucht. In dem X. die beſte Art den Maſt zu ſetzen, wobey zugleich Mittel angezeiget werden, die Richtung und Gewalt der Winde ſicher zu erkennen. Endlich beſchließt das XI. Cap. welches von dem ſchiefen Lauffe der Schiffe handelt.

Diejenigen, welche die ſchon bekannten Werke des Herrn Verfaſſers geleſen haben, ſind von der beſondern Deutlichkeit und Scharfſinnigkeit, die ſie von andern dergleichen Werken unterſcheiden, ſchon genugſam unterrichtet, daß wir nicht nöthig haben, dieſe Eigenſchaften in gegenwärtigem Werke beſonders zu loben. Nur dieſes müſſen wir noch erinnern, daß der Herr Bouguer unlängſt auch ein Werk gleichen Inhalts unter dem Titel Traite du Navire, herausgegeben. Der Herr P. Euler erinnert in der Vorrede daß ſein Werk ſchon ſeit 13 Jahren angefangen, und der 1. Theil ſchon ſeit 1740 fertig geweſen. Dieſes iſt zu merken, damit ihn niemand beſchuldige, als ob er das Werk des Hrn. Bouguers ausgeſchrieben, welches vor dem ſeinigen im Druk erſchienen iſt. Und da Hr. B. ſein Werk meiſt in America geſchrieben, ſo kann man nicht auf die Gedancken kommen, daß einer ſich der Erfindung des andern bedienet habe.

Leiden.

Luzac verkauft, eine kleine Schrift, die folgenden Titel hat: Eſſay de Philoſophie Morale, attribuë à Mr. *de Maupertuis*. 56. Seiten in 8. Auf dem Titel ſtehet Londen, und bey einer andern Auflage Berlin.

Es ſey, daß dieſe Schrift würklich den berühmten Mann zum Verfaſſer habe, dem ſie zugeſchrieben wird oder daß ſie von einer andern Hand ſey, ſo ſiehet man gleich, daß der

Verfaſſer ein Weltweiſer und ein witziger Kopf iſt. Er ſchreibt deutlich, mit Gründlichkeit und drückt ſich kurz, richtig und lebhaft aus. Der Inhalt iſt ſo wichtig, daß wir dem Verfaſſer Fuß für Fuß nachgehen wollen.

In dem I. Capitel wird unterſucht, was die Glückſeligkeit und was das Elend iſt. Es fängt mit den Erklärungen des Vergnügens und Mißvergnügens an. Das Vergnügen iſt eine Empfindung der Seele, welche ſie lieber hat, als nicht hat. Das Mißvergnügen hingegen eine Empfindung, die ſie lieber nicht hat, als hat. Der Hr Verfaſſer erkläret ſich hierüber noch ausführlicher. Jede Empfindung in welcher die Seele zu verharren wünſchet, und während welcher ſie keine andre, auch nicht zu ſchlaffen verlanget, iſt ein Vergnügen. Die Zeit, darin das Vergnügen dauret, wird von dem V. der glückliche Augenblick genannt, und hieraus läßt ſich auch verſtehen, was er durch einen elenden Augenblick meynet. Die gleichgültigen Empfindungen, wenn es dergleichen giebt tragen zur Glückſeligkeit oder zum Elend nichts bey.

Die Gröſſe des glücklichen oder elenden Augenblicks muß nicht aus der bloſſen Dauer, ſondern auch aus der Stärcke (Intenſité) der Empfindung geſchätzet werden. Daher kommt der Werth des Glücklichen oder Unglücklichen Augenblicks heraus, wenn die Stärke der Empfindung durch die Zeit ihrer Dauer multipliciret wird, wiewohl es ſehr ſchwer iſt, die Stärcke der Empfindungen zu meſſen. Das Gute iſt eine Summe glücklicher Augenblicke, das Uebel hingegen eine Summe elender Augenblicke. Die Glückſeligkeit iſt die Summe des Guten, welche übrig bleibet, nachdem man die Summe des Uebels davon abgezogen, und ſo iſt das Elend die Summe des Uebels, welches übrig bleibet nachdem man das Gute davon abgezogen. Da demnach das Gute und das Uebel die Elemente der Glückſeligkeit oder des Elends ſind, ſo ſollte alle unſre Sorge dahin gehen, dieſe Elemente richtig zu kennen, damit wir immer das Gute dem Uebel vorziehen könnten. Allein dieſe Erkenntniß iſt ſchwer. Man ſiehet, wie ſehr ſich die Menſchen darin betrügen. Offt muß zweyerley Gutes, ein Gegenwärtiges und ein Zukünftiges gegeneinander gehalten werden, und da iſt es ſchwer unpartheyiſch zu ſeyn. Mancher ſetzt ſich für ſeine ganze Lebenszeit in übele Umſtände, um etliche angenehme Nächte zu haben. Die Vergleichung des Guten mit dem Uebel iſt noch ſchwerer. Es giebt Umſtände, da man entweder ein gegenwärtiges Uebel wählen, oder einem künftigen Gut entſagen muß: um ſich vernünftig zu entſchlieſſen, muß man beſtimmen können, welches von beyden das gröſſere iſt. Die Fertigkeit dieſe Vergleichungen richtig zu machen, iſt eigentlich dasjenige, was man Klugheit nennt, und aus der verſchiedenen Art dieſe [illegible] Vergleichungen zu machen kommt die unendliche Verſchiedenheit in der Aufführung der Menſchen her.

In dem II Capitel ſucht der Hr Verf. zu beweiſen, daß des Uebels unter den Menſchen mehr iſt, als des Guten. Es iſt uns daran gelegen, daß wir ſeinen Beweis genau unterſuchen. Er gründet ihn darauf, daß die Menſchen überaus ſelten in einem Zuſtand ſolcher Empfindungen ſind, darin ſie zu verharren wünſchen. Allein kan man mit Gewißheit ſagen, daß alle Empfindungen, darin man nicht zu verharren wünſcht, unangenehme Empfindungen ſind? Man findet offt an dem gegenwärtigen ein Vergnügen aber man wünſcht ein noch gröſſeres und von einer andern Art. Jedes Verlangen hat ohne Zweifel etwas unangenehmes. Dieſes muß (um in der Sprache unſers Verf. zu reden) von dem Vergnügen abgezogen werden: das aber, was übrig bleibt, iſt doch immer noch ein Vergnügen.

Wann

Wenn dieſe Anmerkung richtig iſt, ſo verliehret der Beweis des Hrn. Verf. etwas von ſeiner Stärcke. Er führet aber noch andre an. Die ergetzlichen Zeitvertreibe (les Divertiſſements) denen alle Menſchen ſo begierig nachhängen, beweiſen ſeiner Meinung nach ihr überwiegendes Elend. „Bloß um verdrießliche Empfindungen zu vermeiden ſpielt dieſer Schach, der andre jagt, der dritte raucht Tabak, der vierte trinkt u. ſ. f.„ Bringt es denn das Schickſal der Menſchen ſo mit ſich, daß ſie Elend ſeyn ſollen? Solte ein glückſeligeres Leben nicht die Würkung unſrer Ueberlegung und unſrer Bemühung ſeyn können? Dieſe wichtige Frage unterſucht der Hr. Verf. in dem Verfolg dieſes Werkgens.

In dem III. Capitel macht er einige allgemeine Betrachtungen über die Natur des Vergnügens und des Mißvergnügens. Er zeiget, daß man zu der allgemeinen Schätzung der Glückſeligkeit ſo wol die ſinnlichen als die geiſtlichen Empfindungen mit nehmen muß, indem dieſe beyde Arten nicht weſentlich von einander unterſchieden ſind. Eine Art, ſagt er, iſt ſo edel, als die andre, und das edelſte Vergnügen, iſt das größte. Dieſer letzte Satz ſcheinet uns eine kleine Einſchränkung zu leiden. Es giebt Arten des Vergnügens, die ihrer Natur nach immer wieder kommen können, andre hingegen hören in gewiſſen Umſtänden auf. Dieſe letztere ſcheinen weniger edel zu ſeyn, als jene. Indeſſen iſt wol gewiß, daß viel von dem ſinnlichen Vergnügen mit dem Geiſtlichen einerley Rang verdienet, und eben dieſes gilt auch von dem Uebel. Der Hr. Verf. merkt hier an, daß der Weltweiſe, welcher geſagt, daß das Podagra kein Uebel ſey, etwas unſinniges geſagt, oder er wolte ſagen, daß es die Seele nicht laſterhaft mache, und alsdenn hat er etwas ſehr gemeines geſagt.

Da der Hr. M. die Natur der ſinnlichen Empfindungen unterſucht, macht er gleich Anfangs die niederſchlagende Anmerkung, wie er ſie nennt, daß das Vergnügen durch die Dauer abnimmt, dahingegen der Schmerz mit der Länge der Daure zunimmt. Neben dieſem iſt das ſinnliche Vergnügen in geringerem Maaſſe, als der Schmerz. Jedes Glied des Leybes iſt ihm ausgeſetzt, da nur wenige Vergnügen bringen können.

Von dem geiſtlichen Vergnügen werden hier nur zwey Arten gemacht. Die eine kommt von der Ausübung der Gerechtigkeit, die andere von der Erkenntniß der Wahrheit. Giebt es aber nicht noch andre Arten, die man ohne Zwang nicht zu dieſen beyden zählen kann. Woher kommt das Vergnügen der Freundſchaft? Hier macht der Hr. V. die Anmerkung, daß die Arten des geiſtlichen Vergnügens von den Sinnlichen merklich unterſchieden ſind. 1) Anſtatt geſchwinde vorüber zu gehen und durch den Genuß geſchwächt zu werden, ſind ſie beſtändig und die Dauer verſtärkt ſie. 2) Die Seele fühlet ſie in ihrem ganzen Umfange. 3) Der Genuß davon ſtärkt die Seele. Das geiſtliche Mißvergnügen und der Schmerz ſind geringer, als die ſinnlichen. Zwar ſind die Gewiſſensbiſſe das ärgſte Uebel. Der Hr. Verf. merkt aber an, daß man ſie vermeiden kan, und daß ſie noch dienen uns inskünftige für dergleichen ſchmerzlichen Empfindungen zu bewahren.

Der Beſchluß folgt künftig.

Dieſe Nachrichten ſind alle Freytage, in Berlin, in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung und auf allen Poſt-Aemtern, zu bekommen.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 20. Märtz 1750.

No. XII.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Amſterdam.

De l'Esprit des Loix, ou du rapport que les Loix doivent avoir avec la Constitution de chaque Gouvernement, les Moeurs, le Climat, la Religion, le Commerce &c. Tome I. II. III. 1749. 8.

Die Menſchen ſind zur Gerechtigkeit gebohren und die unveränderliche Natur iſt der Grund alles Rechtes. Der braune Africaner hat im Grunde keine andere Regeln der Sittenlehre zu beobachten, als die der weiſſe Europäer beobachten muß. Der Reiche und Arme, der Kränkliche und der Starcke leben nach einerley Vorſchrifften, wenn wir dieſelben biß zum allgemeinen auflöſen. Als Weſen einer Art haben ſie alle einen Zweck mit einander gemein und darin müſſen endlich als in einem Punkte alle Regeln, wornach ſie handeln, zuſammen lauffen.

Auf eben die Weiſe müſſen auch die Geſetze und Einrichtungen der Staaten im allgemeinen mit einander übereinſtimmen und einerley ſeyn. Sie haben alle die Sittenlehre zum Grunde und die Menſchen haben ſich zu dem Ende in Staaten vereiniget, damit ſie in Ruhe und Sicherheit leben und glücklich ſeyn möchten. Wir nehmen hier die Menſchen an, ſo wie ſie billig ſeyn ſollen, die Art zur Regierung, ſo wie dadurch der Zweck des Staats am glücklichſten erhalten wird, und die Geſetze, ſo wie ſie auf den wahren und letzten Zweck gerade zugehen, ohne daß falſche Abſichten ſie davon ablencken. Der eine Staat kann aber reicher und mächtiger ſeyn, als der andere. Ihm iſt ein beſſeres Land zu Theil geworden; Er befindet ſich in einer glückſeeligern Himmelsgegend; Er ſtehet mit beſſern Nachbarn in einer vortheilhafften Verbindung. Nach ſolchen Umſtänden müſſen die allgemeinen Geſetze auf eine verſchiedene Weiſe gebildet werden, oder ſie theilen ſich in beſondere Geſetze ab, die aber bey andern nicht ſtatt finden.

Dasjenige in den Geſetzen eines Staats, was uns auf ſeinen Reichthum, auf ſeine Macht, auf die Beſchaffenheit des Erdreichs und der Himmelsgegend, auf ſeine Verbindung mit andern, u. ſ. w. ſchlieſſen läſſet, wird

D

der Geiſt der Geſetze, l'Eſprit des Loix, genannt.

Dieſer Geiſt der Geſetze iſt noch ſichtbarer, wenn wir die Menſchen annehmen, ſo wie ſie jetzt würklich ſind: die Art der Regierung, nicht, wie ſie zum Beſten des Staats billig ſeyn ſollte, ſondern wie ſie einmahl iſt eingeführet worden; die Religion, nicht wie ſie am vernünftigſten iſt, ſondern in derjenigen Beſchaffenheit, wie man ſie einmahl hat angenommen und wenn die Geſetze nicht ſowohl nach dem Zwecke des Staats, als vielmehr nach der Regimentsverfaſſung gebildet werden, um dieſelbe dadurch nur noch mehr zu befeſtigen. Und dis iſt es, was in gegenwärtigem Werke gezeiget wird. Wenn die Regimentsverfaſſung deſpotiſch ſeyn ſoll, ſo müſſen ſich auch die Geſetze und Einrichtungen des Staats hiernach richten; wollen wir die Verfaſſung des Staats monarchiſch haben, ſo muß ſich ſolches auch in ſeinen Geſetzen abbilden.

Ein heiſſes Clima hat einen ganz andern Einfluß in die Geſetze des Staats, als ein kaltes. Nehmen wir einmahl in einem Staate eine gewiſſe Religion an, ſo müſſen auch die Geſetze ſo eingerichtet werden, daß ſie ſich mit einander vertragen können; Sie müſſen mit ihr in Verhältniß ſtehen. Wir wollen hier nur die wichtigſten Punkte bemerken und mit dem Verf. anführen, wie die Geſetze und Einrichtungen des Staats ſich auf ſolche beziehen müſſen.

In einer Demokratie iſt das Volk in einer Abſicht der Monarch, in anderer Abſicht der Unterthan. Das Volk kann nicht anders Monarch ſeyn, als durch ſeine Wahlſtimmen, die ſein Wille ſind. Die Geſetze, die das Recht der Wahlſtimmen reguliren, ſind alſo in dieſer Regierungsart die Grundgeſetze. Es muß hier feſtgeſetzet werden, wie, durch wen, an wen und worüber die Wahlſtimmen ſollen gegeben werden. Das Volk ernennet hier die obrigkeitlichen Perſonen; das Volk allein giebt hier Geſetze.

In der Ariſtokratie iſt die höchſte Macht bey einer gewiſſen Anzahl von Perſonen befindlich. Man darf hier ſeine Stimmen nicht durchs Looß geben; es würde von üblen Folgen ſeyn. Bey einem jeden obrigkeitlichen Amte muß man die Gröſſe der Macht durch die Kürze ihrer Dauer wieder aufheben.

Das Weſen der Monarchie, wo einer allein nach gewiſſen Grundgeſetzen regieren ſoll, erfodert einen Adel. Dieſer iſt die mittlere Macht, die unter dem Prinzen geordnet iſt, und von ihm abhängt. Zur Monarchie iſt aber dieſer mittlere Rang noch nicht hinlänglich. Es müſſen auch die Geſetze irgendwo aufbehalten werden. Und dis geſchicht am ſchicklichſten bey den Staats-Collegien, die die Geſetze bekannt machen, ſobald ſie gegeben werden, und die darüber wachen, daß die alten Geſetze nicht mögen in Vergeſſenheit gerathen.

In einem deſpotiſchen Staat iſt der Regent Alles in allem, auſſer ihm aber Niemand etwas. Er iſt daher träg zur Arbeit und unwiſſend. Er ergiebt ſich den Wollüſten und überläßt die Geſchäfte andern. Nicht mehreren zugleich; denn dieſe würden ſich ſtreiten, wer der erſte Sclave ſeyn ſollte, und der Regent müßte ſelbſt die Verwaltung des Reichs über ſich nehmen. Er erwehlet einen Vezier, dem er ſeine Macht anvertrauet. Und das iſt hier das erſte Grundgeſetz.

Hierauf entdeckt der Verf. das Principium oder die Triebfeder einer jeden Regierungsart. Ueberhaupt in jedem Staat, wo die oberſte Macht ſich bey vielen befindet und alſo auch in der Demokratie wird die Tugend erfodert. Hierunter verſtehet der Verf. die Liebe zu den Geſetzen und die Liebe zum

Vaterlande. Es iſt klar, heißt es, daß man in einer Monarchie, wo der Geſetzgeber ſich über die Geſetze zu ſeyn dünket, weniger Tugend nöthig habe, als in einem Staat, wo derſelbe es empfindet, daß er dem Geſetze unterworfen ſey und daß er ſeine Laſt tragen werde.

In einer Ariſtokratie wird ebenfalls zwar dieſe Tugend erfodert; doch iſt ſie aber daſelbſt ſo unentbehrlich nothwendig nicht. Die Mäßigung iſt von dieſer Regierungsart die Seele, nemlich diejenige, die auf die Tugend gegründet iſt.

In den Monarchien kan die Politik Wunder thun, mit ſo weniger Tugend, als es möglich iſt. Der Verf. verweiſet uns hier auf die Geſchichte aller Zeiten und auf den Charakter der Hofleute. Es iſt ſo wahr, daß die Tugend hier nicht die Triebfeder iſt, daß der Cardinal Richelieu in ſeinem politiſchen Teſtament daher angerathen, daß, wenn ſich im Volk ein unglücklicher ehrlicher Mann fände, der Monarch ſich zu hüten ſolte, ſich deſſen zu bedienen. Die Triebfeder dieſer Regierungsart iſt die Ehre; und dieſe kan durch Hülfe der Geſetze eben ſo gut zum Zwecke des Staats hinleiten, als die Tugend ſelbſt. Sie iſt in einer Monarchie am beſten angebracht, weil es hier eine gewiſſe Rangordnung giebt, wo immer eines über das andere hervorraget.

Der Verf. weiß gar wohl, daß dieſe Ehre eine falſche Ehre iſt; er ſagt aber, ſie iſt zum gemeinen Beſten eben ſo dienlich, als die wahre Ehre denen Privatperſonen, wann ſie ſolche hätten, ſeyn würde. Vielleicht könnte man beſſer ſagen: die falſche Ehre ſey dem Staat eben ſo nützlich, als ihm die wahre Ehre ſeyn würde. Dieſe iſt von einer langſamen Art und handelt vorſichtig und mit Bedacht. Die falſche Ehre hingegen iſt heftig, räumet alle Hinderniſſe aus dem Wege und bringet gewaltſam zu ihrem Zwecke hindurch.

In einem deſpotiſchen Staat kan die Ehre nicht die Triebfeder ſeyn. Denn hier ſind die Menſchen alle einander gleich und alſo kan ſich keiner über den andern erheben. Hier gilt allein nur die Furcht. Dieſe muß hier allen Muth unterdrücken und auch die mindeſte Empfindung von Ehre auslöſchen. Wann der Regent hier einmahl ſeinen Arm ſinken läßt, wann er diejenigen, die die erſten Stellen bekleiden, nicht im Augenblick zernichten kan, ſo iſt alles verlohren. Das einige, was man dem Willen des Prinzen hier entgegen ſetzen kan, iſt die Religion. Seinen Vater muß man verlaſſen, man muß ihn ſo gar umbringen, wenn der Prinz es befiehlt: man darf aber nicht Wein trinken, wann er es will und wann er es befiehlt.

Frankfurt und Leipzig.

Noah, ein Heldengedicht. 1750. 7½ Bogen in 8.

Zween Epiſche Dichter zu einer Zeit in Deutſchland! das iſt eine Erſcheinung, die alle Freunde der Muſen ſtutzig macht. Unſre meiſten einheimiſchen Poeten hatten ſich nicht höher, als bis auf das Lob ihres durchlauchten Gönners geſchwungen. In der Ungezwungenheit des Reims, in einem Abſchnitt am rechten Ort, in vollkommener Beobachtung der neueſten deutſchen Mundart beſtand die Schönheit unſrer Dichtkunſt. Die Critik kam und hatte ihre Fackel bey den Ausländern angezündet. Die Köpfe, die des Lichts fähig waren, wurden erleuchtet. Man überzeugte durch Lehren, man gewann durch Exempel. Endlich ſind wir durch eine Reihe ſchöner Lehrgedichte, Fabeln, Schäfergedichte, Lieder und comiſcher Heldengedichte bis auf die Höhe der ernſthaften Epopee gekommen. Wir ſehen unſer ſilbernes Alter vor uns und hoffen es bald in ein goldenes verwandelt zu ſehen. Es trägt zur Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften nicht wenig bey, wenn der Monarch einen guten Geſchmack beſitzt oder ihn hochſchätzt. Frankreich gewann unter Ludwig XIV. Italien unter dem Auguſt und zum zweytenmal unter Leo X. Deutſchland ſteht unter vielen Häuptern. Welche Ehre wird es bey der Nachwelt für einen König ſeyn, der einen guten Geſchmack beſitzt zu der Zeit, wenn dieſes Land ſich ſo hoch wie jene geſchwungen haben wird.

Der erſte Verſuch einer Nation iſt ſelten vollkommen. Unſre beyden Dichter ſind nicht die erſten, die ſich an die Epopee gewagt haben. Wir beſitzen ſchon etliche, die vortreflich dienen, einen Schatten zu dieſen letztern abzugeben. Und dennoch wäre der Sprung zu groß, wenn die Ueberſetzungen, die guten und die ſchlechten, dieſen Abſtand nicht ausfüllten. Milton hat unſre beyden Dichter gebildet. Dieſer ſahe, daß ein Chriſtliches Syſtem ſich vortreflich zu der Erhabenheit eines ſo genannten Heldengedichtes ſchickte. Er wußte, daß die Religion nichts dabey verlieren könnte, ſo lange die Erdichtungen ihr nicht unanſtändig wären. Er ſah auch, daß ein ſolches Gedicht weit beſſer zu verſtehen ſey von einem Volcke, welchem ſeine Religion bekannter iſt als die Mythologie. Er ſelbſt hat uns die groſſe Handlung von der erſten Welt geliefert, und ein deutſcher Dichter ſingt uns die gröſſe Erlöſung der Welt, und ein anderer, die Vertilgung einer Welt.

Wäre dieſes Heldengedicht bey unſern Nachbarn herausgekommen, wo gar zu viele Leute witzig ſind, ſo hätte man vielleicht einen Hauffen luſtiger Einfälle über die Arche gehört. Dem Milton [illegible] man den Engel lächerlich. Die Griechen ſelber der Mythologie des Homers ſpotten können, und Lucian war klein genug, ſeine witzige Freygeiſterey hiebey allenthalben anzubringen. Unſre Landesleute ſind ernſthafter, und halten den Noah, der bey einer untergehenden Welt allein mit ſeinen Söhnen auf dem Platze bleibt, für einen würdigen Held für ein groſſes erzehlendes Gedicht.

Den Grundriß zu dieſer Epopee haben wir in der Schweizeriſchen Sammlung critiſcher, poetiſcher und anderer geiſtvollen Schriften geſehen. Der Dichter iſt dieſem Plane gefolgt mit einiger Verbeſſerung deſſelben.

Die Erzählung fängt den funfzigſten Tag an, da Noah, der mit einem Engel die Erde durchreiſet, von ſeiner Kundſchaft zurücke kommt. Es iſt ſehr klug angeordnet, wenn dieſer Zeitpunkt nicht allzuweit von dem Ausgange aus der Arche entfernt iſt. Die Dichter wehlen gern den letzten Theil einer groſſen Handlung, worinn alle Hauptbegebenheiten zuſammen lauffen, damit ſie ihre Geſchichte voller machen, ſie beſſer aneinander hängen und wie ſie leichter überſehen können. Dieſes iſt die Urſache warum ſie, die vorhergehenden und nachfolgenden Dinge geſchickt mit einflechten.

Wir ſehen an der Spitze dieſes Gedichts keine Anrufung und keine Erzählung des Inhalts. Der Anfang iſt: Noah war auf den Befehl ꝛc. Vielleicht will der Dichter dieſe Sachen zuletzt anbringen: Jamque opus exegi. Aber es wäre zu bedenken, ob ein ſo wichtiges Gedicht nicht ſchöner mit ſeinem eigenen Anfange, als mit der Perſon des Scribenten ſchließt, imgleichen, ob die Erzählung des Inhalts am Ende natürlich genug ſteht und für den Leſer alsdann nöthig iſt. Soll dieſe Einleitung gar wegbleiben, wie in der Argenis und einigen andern Gedichten; ſo wird es vielleicht als etwas neues gefallen, allein der alte Gebrauch hat ſeinen guten Grund. Die Anrufung erweckt gegen die geheimen Nachrichten des Poeten ein ehrwürdiges Vorurtheil; der kurze Inhalt ſagt dem Leſer was ihm zu erfahren anzulange dauret, und den Dichter ſelbſt zwingt ſein Verſprechen, daß er den Helden nie aus dem Geſicht verliehren darf.

In der Folge des Gedichts ſehen wir alſobald, wie geſchickt der Verfaſſer die Verwicklungen anſpinnt und Nebengeſchichten einflicht.

Die drey Söhne des Noah, haben noch keine Weiber und die ganze Erde iſt verderbt. Sehet da, eine ſchöne Gelegenheit für Epiſode des Sipha! Dieſer Alte, des Noah Freund, wohnt abgeſchieden vom Reſt der Sterblichen im Paradieſe mit ſeinen drey Töchtern. Hier macht uns der Poet begierig nach den Erkennungen zwiſchen Sipha und Noah, und nach der Vermählung ihrer Kinder. Es iſt etwas ſonderbares, daß Sipha nur ſo viel Töchter hat, als die Söhne des Noah nöthig haben. Aber nein, er hatte funfzig Söhne, die durch eine blutige Begebenheit umgekommen waren. Hiedurch wird das Gedicht mit einer tragiſchen Stelle bereichert, die der Geſchichte vortheilhaft iſt, weil ſie die Welt laſterhafter vorſtellt und die Sündfluth rechtfertiget! Sipha erzehlet, wie ſeine funfzig Söhne von den funfzig Töchtern Abrams des abgöttiſchen Prieſters umgebracht werden: Die jüngſte allein ſchont ſeines jüngſten Mirza!

Aber mein zärtliches Herz verfluchet den ſchwarzen Gedanken,
Deine ſo lieblich blühende geliebte Geſtalt zu verderben.
Dieſer ergrimmte Vater mag ganz in den Prieſter verwüten.
Meine Güte für meinen geliebten Gemahl zu beſtrafen,
Ich will die Marter verachten, um meinen Geliebten zu retten.
Warte nicht länger, vertrau dich den hurtigen Schenkeln, entfliehe,
Ehe der kommende Tag dich in meinen Armen entdecket.
Leb im verborgnen, und denk zuweilen der liebenden Michal.

Hierauf hören wir, wie er unter dem Abſchein ſeiner Brüder entflieht und dem Vater die Botſchaft bringet, welchen ein höherer Heldenmuth unter dem Schmerze nicht gar erliegen läßt.

. . . . des Mirza
Zärtere Jugend vermochte den Kummer nicht ſo zu ertragen:
Als er des Morgens hinaus gieng, am Ufer des Piſons zu weinen,
Fand er in einem Arme des Stroms die ermordeten Körper
Seiner vierzig und neun unglücklichen Brüder flieſſen,
Unter denſelben den Leichnam ſeiner Geliebten Michal.
Dieſes Geſicht erſchöpfte die übrigen wenigen Kräfte
Vollends, er ſeufzt' und ſtarb und fiel zu ihnen ins Waſſer:
Mirza, der funfzigſte [illegible] meines bekümmerten Lebens.

Die nachfolgende vier Verſe: Ach GOtt! die Leichenbeſtattung iſt alles was Eltern den Kindern ꝛc. ſchwächen dieſen vortreflichen Schluß. Wie, wenn der Poet gleich fortführe:

Izt war mir die Welt und die Land
ein Geſtanck in der Naſe?

Auſſer dem Sipha finden wir noch einen frommen Laomer mit ſeinen beyden Söhnen, deren ferneres Schickſal wir gleichfalls in der Folge des Gedichtes zu erfahren wünſchen. Vielleicht wird es blutig ſeyn, um unſern Zorn über die Antediluvianer aufs höchſte zu treiben. Dergleichen angefangene Geſchichten erhalten den Leſer im Feuer und zwingen ihn weiter zu leſen. Dahin gehöret auch die Beſtürmung des Paradieſes und vor allen Dingen die Erwartung der göttlichen Strafen und das Schickſal des Noachiſchen Hauſes.

Beſchluß

Beſchluß des Artickels über die Philoſophie Morale, die im 11ten Stück angezeiget worden.

Das IV. Capitel handelt von den Mitteln unſern Zuſtand zu beſſern. Der Hr. V. meint, die beſte Parthey, wäre, wenn man ſich der Gewalt der Sinnen völlig entziehen könnte, welches aber nicht angeht. Es ſind alſo zwey Mittel den Zuſtand zu beſſern, dieſe ſind: Erſtlich die Summe des Guten zu vermehren, und die Summe des Uebels zu vermindern. Die alten Weltweiſen ſahen dies wol ein und theilten ſich hierüber in zwey Hauptſekten, die eine ſah blos auf die Vermehrung des Vergnügens, die andre auf die Verminderung des Uebels; Mit dieſen zwey Charakteren bezeichnet der Hr. Verf. die Epicuriſche und die Stoiſche Sekte.

In dem V. Cap. unterſucht er das Syſtem der Stoiker, ſo wie es von Seneka, Epictet und dem Kayſer Marc-Aurel vorgetragen worden, welche die fürnehmſte dieſer Sekte geweſen. Man bildet ſich insgemein ein, daß eine ſolche Unempfindlichkeit für Vergnügen und Schmerz, dergleichen die Stoiker foderten, was unmögliches ſey. Allein der Hr. V. merkt die Uebereilung dieſer Meynung ſehr wol an. Die Nord-Amerikaniſchen Völker, die ſich lachend verbrennen laſſen: Die Afrikanerinnen und die Indiſchen Frauen die mit Freuden ſich in das Feuer ſtürzen, das die Leiber ihrer todten Männer verzehren ſoll und andre mehr zeigen, daß Sokrates ein Kind gegen ſie geweſen, und was ein Scevola, ein Curtius gethan, das thun dort ganze Völker. „Ein Schiff, das aus Guinea kömmt, iſt voller Catonen, die eher ihr Leben, als ihre Freyheit verliehren wollen.„ Von dem Selbſtmord, den die Stoiker in gewiſſen Umſtänden zur Tugend machten, wird hier angemerkt, daß man ihnen deßwegen nichts zur Laſt legen könne, weil ſie weder von einer Vorſehung noch von der Oberherrſchaft GOttes, noch von einem zukünftigen Leben, was gewiſſes gewußt. Ihre Theologie, heißt es, war ſehr ungewiß, und die prächtigen Stellen, da ſie von der Vorſehung ſprechen, gleichen den Deklamationen der Redner. Es fällt uns ſchwer ein ſolches Urtheil inſonderheit von den Stellen des Marc-Aurels zu fällen.

Das VI. Capitel beſchreibt die Mittel, welche das Chriſtenthum zur Verbeſſerung unſers Zuſtandes angiebt; da denn vorerſt gezeiget wird, daß zwiſchen dieſem (wenn man es auch blos als eine Philoſophiſche Sekte und in ſeiner Morale allein betrachtet) und der Stoiſchen Sekte ein ſehr groſſer Unterſchied ſey. Die Summe der Stoiſchen Gebote war, Suche deine Glückſeligkeit, es koſte, was es wolle, dahingegen die Summe des Chriſtenthums iſt, liebe GOtt über alles und den Nächſten als dich ſelbſt. Der Stoiker iſt für das Schickſal und zwinget ſich damit zufrieden zu ſeyn, was er für nothwendig hält; der Chriſt hingegen iſt von der Vorſehung überzeuget und ſiehet deßwegen die Begebenheiten der Welt mit ganz andern Augen an, als der Stoiker. Das Chriſtenthum iſt nicht nur für jeden einzeln Menſchen, weit vorzüglicher, als die Stoiſche Philoſophie, es macht auch die Verbindungen der menſchlichen Geſellſchaft angenehmer und ſtärker. „Man ſtelle ſich zwey Inſeln vor, eine von vollkommenen Stoikern, die andre von vollkommenen Chriſten bewohnet. In der einen denkt jeder Philoſoph, unwiſſend der lieblichen Empfindungen des Vertrauens und der Freundſchaft, nur, wie er ſich von andern abſondern könne. Er hat nachgerechnet, was er von ihnen erwarten kann, die Vortheile und Nachtheile, die ſie ihm machen würden, und hat allen Umgang mit ihnen aufgehoben. Ein neuer Diogenes, der ſeine Vollkommenheit darin ſucht, ein engeres Faß, als ſein Nachbar zu bewohnen.

Aber was für eine Harmonie werdet ihr in der andern Inſel finden. Bedürfniſſe, die eine elende Philoſophie nicht verkennen kan, und die allezeit von der Gerechtigkeit und Menſchenliebe unterſtützt werden, haben alle dieſe Menſchen zuſammen verbunden. Glücklich wegen der Wohlfahrt anderer, findet ſich jeder noch glücklicher durch den Beyſtand den er den Bedrängten leiſtet. „ Iſt es noch ſchwer die Vorzüge des Chriſtenthums über die beſte der Philoſophiſchen Sekten einzuſehen?

Hierauf erwartet man nun natürlicher Weiſe auch eine Prüfung des Epicuriſchen Syſtems. Der Hr. V. beſchließt aber die ganze Abhandlung mit allgemeinen Betrachtungen über die Glaubenslehren des Chriſtenthums, und zeiget, daß die Vernunft mehr leidet, wenn man ſie verwirft, als wenn man ſie annimmt, weil immer die gröſte Wahrſcheinlichkeit auf ihre Seite fällt.

Nachricht aus Londen.

Es befindet ſich hier ein Ausländer, der viel Aufſehens macht. Ein Weltweiſer, der die Philoſophie unſrer Nation ganz verwirft und dagegen eine neue lehret, die leichte und ohne Nachdenken kan gelernet werden. Man ſagt, daß einige junge Lords, die ſich in die Philoſophie, ſo wie ſie von Newton, Loke, Clarke und andern gelehret worden, nicht finden können, dieſen auſſerordentlichen Mann verſchrieben haben. Seit dem er hier lehret, werden die Nahmen unſrer einheimiſchen Philoſophen in vielen vornehmen Geſellſchaften nicht mehr gehöret, es ſey denn, daß man ſie nennt, um ihnen was anzuhängen, oder ſie auszulachen.

Dieſer Philoſoph nennt ſich Demetrius, und hat ſeit einiger Zeit den Zunahmen des Groſſen angenommen. Bisweilen bedienet er ſich auch anderer Nahmen, die ſich auf ſeine Thaten beziehen, wie ehedem die irrenden Ritter gethan. Er nennt ſich z. E. die Peitſche der Weltweiſen, das Aergerniß der Gottesgelehrten, das Wunder ſeiner Zeit. Er ſcheinet von allen Sekten der alten Philoſophen was an ſich zu haben. In ſeinen Reden und Sitten iſt er ein Cyniker, in der Phyſik ein Epicuräer, von den alten Sophiſten aber hat er den Vortrag, und bisweilen nimmt er auch ihre Art zu prahlen an. Unſre Nation iſt ſehr verſchiedener Meinung über dieſen beſondern Mann. Einige, insonderheit viel junge Herren und Damen, halten ihn würklich für einen groſſen Mann, der die Vorurtheile der Zeiten einſiehet und die Philoſophie von dem Schweren und Pedantiſchen reiniget, andere halten ihn für einen Menſchen der irgendwo aus einem Zuchthaus entlauffen und nun aus Noth ſich zum Philoſophen aufwirft, ſo wie der Schuhflicker beym Phedro zum Arzt geworden.

Anfänglich gab er nur einigen jungen Lords wie ſchon gemeldet worden, ordentliche Lektionen, jetzo aber läßt er ſich bisweilen öffentlich hören. Seine Lektionen hält er meiſtens in Drurylane ehe die Comödie angeht. Der Zulauff iſt groß, doch ſiehet man ſelten Leute darinn, die es in Wiſſenſchaften zu etwas gebracht haben, denn nachdenkende Köpfe kan er unter ſeinen Schülern nicht leiden. Er ſagt, das Studiren habe ſie ſchon verdorben. In ſeinem Vortrage hat er etwas poſſirliches, welches ihm eine Menge Zuhörer gewinnt. Er bedienet ſich ſeines Witzes und ſeines gauckelhaften Weſens, wie die Quakſalber der Affen, ad captandam benevolentiam. Nachdem er durch viele luſtige Einfälle und Poſſen ſeine Zuhörer vorbereitet, fängt er alsdenn ſeine philoſophiſche Lektion an. Er bedienet ſich meiſtens ſolcher Beweisgründe, die man ad hominem nennt. Wenn ihm aber auch dieſe fehlen, und er etwa was offenbar ungereimtes ſagt, ſo unterſtützt er ſeinen Satz, ſtatt eines Beweiſes, mit einem bon mot. Es iſt eine

Luſt zu ſehen, wie die jungen Herren, die ſonſt vielleicht, ſeit dem ſie aus der Schule gekommen; keine Feder angerühret, alle mit ihren Schreibtafeln da ſtehen, um die bon mots des Demetrius aufzuſchreiben. Lord L . . . der ſonſt kaum reden konnte, hat dieſem Fleiß das Glück zu danken, daß ſich die artigſten Damen bey öffentlichen Gelegenheiten um ihn verſammlen.

Da ich den Demetrius einmahl über die Morale hörte, ließ er ſich unter anderm alſo vernehmen: „ Was dünkt euch, Mylords und Gentlemens? war es nicht Zeit, daß ein Mann, wie der groſſe Demetrius iſt, endlich in der Welt aufſtünde? Bey G . . . rief er, die Weltweiſen, eurer ſonſt braven Nation taugen den Henker nichts, wenn ich den guten Hobbes ausnehme. Könnt ihr, eine ſo freye Nation den Zwang leiden, den man euch anthut? Eure aberwitzigen Philoſophen wollen dem Menſchen nicht einmahl die Freyheit laſſen, die die Thiere haben, welche ſich, wie ihr ſeht, an keine moraliſche Regeln binden, ſondern thun, was ihnen gelüſtet. Glaubt mir, verbrennet die Bücher eurer Moraliſten, und geht bey den Thieren in die Schule, da ich meine gröſte Weisheit gelernt habe. Dieſe laſſen ſich ihr Vergnügen durch keine moraliſche Ueberlegungen unterbrechen. Was iſt denn das Gewiſſen, damit man euch ſchreckt? Eine neue Einſchränkung, wodurch man euch einen unerträglichen Zwang anthun will. Ich bin ein Anatomikus, und habe alle Winkel des menſchlichen Körpers durchgeſucht, aber ich habe weder die Seele noch ein Gewiſſen angetroffen. Laßt euch kein Blendwerk vormachen, euer Vergnügen zu ſtöhren. Eben ſo ungegründet iſt das, was man von der Vernunft ſagt. Ich bin doch ein Menſch, wie andre und finde keine Vernunft in mir. Wir ſind Thiere, warum ſollen wir denn anders, als Thiere leben? Einige ſeiner Zuhörer weinten für Freuden über dieſe Lehren, und der Ritter Tr . . . ein Sohn des Lord R . . . lief zu dem Demetrius, und umarmete ihn auf das eyfrigſte. Die Comödie gieng darauf an, und Demetrius lief von Loge zu Loge, wo er den Leuten inſonderheit den Damen [illegible] und [illegible] vorſagte. Mylady N . . . die es eine Zeitlang mit angehöret, winkte dem Philoſophen, daß er etwas näher treten ſollte. Er that einen Sprung über zwey Bänke, ſetzte ſich vor ſie, und wollte ſie gleich durch ein bon mot lachen machen. Die Dame aber nahm eine ernſthafte Miene an, und ſagte: Herr Demetrius, ich beklage euch, daß ihr, wie man ſagt, ſo viel Zeit auf die Philoſophie und Anatomie gewendet, daß euch nichts mehr übrig geblieben iſt Sitten, Lebensart und Höflichkeit zu lernen. An dieſen Stücken fehlt es euch gänzlich. Ihr ſeyd ja gröber und ungezogener als unſre Kutſcher, und beleidiget durch eure Reden allen Wolſtand. Wenn eure Sitten die Mode eures Landes ſind, ſo hättet ihr daſelbſt bleiben und nicht zu uns herüber kommen ſollen. Meinet ihr, weil euch einige wilde junge Herren überall nachlaufen, daß ihr deswegen hier angeſehen ſeyd? Wiſſet, daß der klügere Theil des Hofes und der Stadt euch verachtet, und euch den ungeſitteten Fr. nennt. Ihr hättet Anſtändigkeit lernen ſollen, ehe ihr euch in honetten Geſellſchaften gezeiget. Demetrius war wie von den Wolken gefallen, als er ſolche Reden hörte. Es ſchien, als ob er ganz verſtummen wollte, endlich aber löſete ſich doch ſeine flüchtige Zunge, die ihn ſelten verläßt. Mylady, ſagte er: Ich geſtehe Ew. Gnaden, daß ich ein Philoſophiſcher Chevalier d'induſtrie bin, der aus Noth in euer Land herüber gekommen. Ich ſah, daß ich bey einigen jungen Herren mein Glück machen könnte, wenn ich mich nach ihrem Geſchmack richtete. Ich bin, wie man mich haben will. Einer verdient ſein Brod ſo, der andere anders, ich muß das meinige mit Sottiſen verdienen. Die groſsmüthige Dame zog einige Goldſtücke heraus, die ſie ihm mit dieſen Worten gab: Da habt ihr um wenigſtens vier Wochen zu leben, ohne Sottiſen zu ſagen. Demetrius machte eine tiefe Verbeugung und gieng fort.

(Der Beſchluß folgt künftig)

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 27. Märtz 1750.

No. XIII.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchaften.)

Berlin.

Joh. Gottſchalk Wallerius, der Weltweisheit und der Arzneykunſt Doktors zu Upſal ꝛc. Mineralogie, oder Mineralreich. Aus dem Schwediſchen ins Deutſche überſetzt von J. D. Denſo, Königl. Prof. in Stargard ꝛc. Bey Nicolai 1750. in 8. 600 Seiten nebſt 1 Kupfer.

Wir haben dieſes Werk unlängſt (in dem 7ten Stück) blos angezeiget. Da es aber in ſeiner Art unter die beſten Werke gehöret, ſo verdienet es, daß wir etwas weitläuftiger davon ſprechen. Der Titel zeiget ſchon an, daß es eine Anzeige und Beſchreibung enthält aller verſchiedenen natürlichen Arten die bis dahin von dem Mineralreich bekannt worden. Da die Natur vermuthlich nichts umſonſt hervor bringet, ſo iſt es ſehr wohl gethan, daß man alle ihre Hervorbringungen kennen lernet. Finden ſich Sachen, davon wir keinen unmittelbaren Nutzen für das gemeine Leben ziehen können, ſo iſt dieſe Erkenntniß deßwegen wichtig, weil wir dadurch die Natur überhaupt beſſer kennen lernen. Wir haben ſchon an einem andern Orte (in dem 2ten Stück) geſagt, warum es nicht genug iſt, die natürlichen Arten einzeln zu beſchreiben, und weßwegen man ſo emſig bemühet iſt, dieſelben in Claſſen und Geſchlechter, nach ihren gehörigen Verwandſchaften einzutheilen. Die Eintheilung iſt bey dergleichen Werken immer das ſchwerſte. Wer jeder natürlichen Art, jedem Stein, jedem Metall ſeinen gehörigen Ort anzeigen will, den es in der ſchönen Kette der Geſchöpfe einnimmt, der muß die Natur mit allgemeinen und ſcharffen Blicken überſehen. Dazu haben nur wenige Menſchen einige Fähigkeit. Der vereinigte Fleiß der fähigſten Naturforſcher iſt bis dahin noch nicht hinreichend geweſen den eigentlichen Zuſammenhang der natürlichen Arten überall einzuſehen, wiewohl man hier und da einige aneinanderhangende Ringe dieſer Kette ſiehet. In dem Mineralreich, welches alle Arten der Erden, Steine, Foſſilien und Metalle begreift, herrſchet inſonderheit noch viel Unordnung in den Eintheilungen. Die Eigenſchaften, welche zwey Arten zuſammen verbinden oder trennen, fallen nicht allemahl in die Sinnen, es erfodert oft langwierige und zum Theil künſtliche Verſuche, dieſe Eigenſchaften zu entdecken. Wir nehmen auf uns zu behaupten, daß der Verfaſſer dieſes Werks, uns hier eine der beſten Eintheilungen des Mineralreichs giebt, wo ſie nicht gar unter allen, bis dahin bekannten die beſte iſt. Er macht nicht nur natürliche Claſſen, ſondern er ſetzet auch die Arten jedes Geſchlechts deutlich auseinander. Bey jeder Art giebt er ſo wohl äuſſerliche als chymiſche Kennzeichen an, wodurch ſie zu unterſcheiden; und überall folgen auf die Kennzeichen Anmerkungen über die Erzeugung und Eigenſchaften; auch wird faſt durchgehends angezeiget, wo die Arten zu finden ſind. Die Anmerkungen ſind nicht ſelten ſehr wichtig, und enthalten entweder Beſchreibungen von Eigenſchaften welche die chymiſchen Verſuche angeben, oder Unterſuchungen von der Natur und Zuſammenſetzung der Arten, der oeconomiſche Vortheil und andre mehr werden überall angezeiget. Kurz, der Verfaſſer giebt ſo wohl eine philoſophiſche, als hiſtoriſche Beſchreibung einer jeden Art.

Wir wollen, dem Leſer eine Probe zu geben, einige Beyſpiele ſeiner Beſchreibungen und Anmerkungen herſetzen. Den Spath, das IVte Geſchlecht der Kalkarten beſchreibet er alſo: 1) Die Theilchen dieſes Steins beſtehen mehrentheils aus ſpitzen und länglichten Würfeln, und allezeit glatten glänzenden Flächen, oder ebenen Seiten. 2) Der Spath zerſplittert ſich in eben ſolche Stücke, wie ſeine Theile jetzo beſchrieben ſind. 3) In Anſehung der Härte iſt er veränderlich. Denn einige Spathe ſind locker, daß ſie mit Fingern zerrieben werden können; einige ſind ſo hart, als Feuerſteine; einige von mittelmäßiger Härte. 4) Im Feuer kniſtert er meiſtentheils entzwey, und wird ſo brocklich, daß er zwiſchen den Fingern zum Mehl zerrieben werden kann. Aber wenn er calciniret iſt, ziehet er doch die Feuchtigkeit aus der Luft ſo bald nicht an ſich, erhitzet ſich auch ſo ſchnell mit Waſſer nicht, als der andre Kalkſtein, im übrigen aber verhält er ſich eben alſo, beydes mit dem Löſchen mit Waſſer, als mit Salmiak, wie Kalkſtein. 5) Mit Scheidewaſſer und andern Geiſtern gähret er ſtark auf. Die eigenthümliche Schwere des Spath, iſt etwas veränderlich, doch iſt dieſer Stein einer von den ſchwerſten und geht ſeine Schwere zum Waſſer über 4000. zu 1000. Hierauf werden denn 9. beſondere Arten des Spaths, mit unzähligen Variationen genennt und beſchrieben. Die erſte Art iſt Würffelſpath. Dieſe beſchreibet der Verf. alſo. „Geht ordentlich in ſcharfe Würffel von einander, iſt undurchſichtig, feſt und ſchwer. Seine eigenthümliche Schwere, iſt zum Waſſer wie 4.266 zu 1.100. Und auf dieſe Art werden alle Geſchlechter und Arten beſchrieben.

Der Verf. hat inſonderheit die groſſe Claſſe der Salze ſehr ſchön auseinander geſetzet. Von ſolchen Sachen aber läßt ſich kein Auszug geben. Wir wollen noch etwas aus ſeinen überall eingeſtreuten Anmerkungen anführen. Von den Kieſelſteinen merkt er an, daß man ſie niemahl in Strichen oder Gängen und Adern, ſondern nur in einzeln Stücken, auf Sandhügeln und auf den Feldern antrift, daß ſie ofte in Kreide verwittern, daß viele davon aus einer ſchleimichten Materie zuſammengeronnen ſind. Bey den Cryſtallen und ächten Steinen, die er unter die Glasarten rechnet, unterſucht er die Frage, ob ſie ihre Figur von einigem Salze haben, deſſen Cryſtallen ſie am nächſten gleichen. Er merkt hiebey an, daß man zwiſchen der Urſache der Cryſtallirung und der Urſache, von welcher die Figur der Cryſtalle herkömmt einen Unterſchied machen müſſe. Das Salz giebt er für die Urſache der Cryſtallirung an. Wobey er aber anmerket, daß die Grund-Erde des Salzes, und nicht das reine Salz an ſich, dieſe Würkung hervor bringe. Er beweiſt dieſem zu Folge durch Verſuche, daß allein dieſe Grund-Erde die Figur der Cryſtalle beſtimmt, und daß die metalliſche Erde vor ſich, ohne Beyhülfe des Salzes, etwas Cryſtalliſches annehme. Er handelt ferner hier ausführlich von den Kennzeichen der ächten Steine und wie dieſe von den unächten zu unterſcheiden ſind. Die Salze theilet er in folgende Geſchlechter: 1) Vitriol. 2) Alaun. 3) Salpeter. 4) Kochſalz. 5) Alcaliſches Salz. 6) Sauerſalz. 7) Mittelſalz. 8) Salmiak. 9) Borax. Wir finden bey dem alcaliſchen Brunnenſalz unter andern dieſe Anmerkung: „Wie es unmöglich ein Salz ohne Säure geben kann, denn ohne dieſelbe wäre es kein Salz, ſondern eine Erde; ſo iſt klar, daß in dem alcaliſchen Brunnenſalz auch eine Säure ſeyn müſſe, nämlich eine Vitriol-Säure, obgleich ein ſehr geringes Maaß der Säure machet, daß das Salz alcaliſch iſt; eine gröſſere und ſaturirende Säure macht, daß das Salz weder alcaliſch noch ſauer, ſondern ein Mittelſalz iſt. Von dem alcaliſchen Mauerſalz, das an Mauren und in Gewölbern ſich anſezt, merkt er an, daß man es fälſchlich für Salpeter hält. Bey den ſauren Salzen merkt er an, daß der Schwefeldampf oder die Vitriol-Säure, die man beym todten Meere und in vielen Gruben in Italien findet, wobey alles lebendige erſtikt wird, das einzige Salz ſey, welches man im Mineralreiche ſelbſtſtändig und ohne Vermiſchung finde. Er erzählt dabey auch, wo das ſaure Salz in andern Reichen und in andrer als der Dampfgeſtalt gefunden werde. Daher erwähnet er der Sauerial-Waſſer und der Sauerſalze, die aus dem Pflanzenreiche kommen, als Weinſtein, Sauerkräuter-Salz, Zucker ꝛc.

Bey den Steinkohlen merkt er an, wie ſehr diejenigen irren, die den dicken Rauch in Engelland für einen Schwefelrauch halten, da man kaum jemals Schwefel in den Steinkohlen findet. Bey dem Ambergris, widerlegt er die Meynung: daß er von Wallfiſchen herkomme, und beweiſt deſſen mineraliſche Herkunft.

Wir müſſen hier abbrechen, und erinnern nur noch daß der Verf. noch einen Anhang gemacht, darin er von den Mineralibus arte factis handelt. Dieſer Anhang iſt ſehr curiös, man findet darin die Präparation verſchiedener künſtlicher Salze, und verſchiedener Miſchmetalle, als Tombak, Prinzmetall, Pinſchebak und dergleichen aufrichtig beſchrieben.

Der Ueberſezer merkt in der Vorrede an, daß er von dem Verf. verſchiedene Anmerkungen bekommen habe, die in dem Schwediſchen Original nicht ſtehen, und damit er ſeine Ueberſezung vermehret hat. Wir ſind verſichert, daß alle Liebhaber der Mineralien und Foßilien, ſich über dieſes Werk freuen werden.

Fortſezung über das Heldengedichte Noah.

Eine Nation müſte ſehr kalt ſeyn, die lange auf die höchſte Poeſie wartet, und wenn ſie ſolche bekommt, in ihrer Gleichgültigkeit bleibt. Wenn wir bedenken, was für einen groſſen Plan ein epiſcher Dichter auszuführen hat, aus wie vielen möglichen Anordnungen ſeines Gedichts er wählen, von wie vielen Dingen er ſprechen muß: Warum wollen wir anſtehen, ihn nach überwundener Schwierigkeit mit Ehre zu belohnen? Eine unmäſige Wiſſensbegierde muß ihn zu allen Wiſſenſchaften getrieben haben: ihm muß die Geſchichte aller Zeiten und das Reich der ganzen Natur unverborgen ſeyn, hieraus muß er ſich ein philoſophiſches Syſtem gebaut haben, wovon er allein der Erfinder ſcheint, und welches

ſeine

ſeine Zeitverwandten ihm nicht gleichen haben. Daher kommen die ſchönen Stellen, welche eine weitläuftige Kenntniß verrathen, und deren gröſte Schönheit iſt, daß ſie kurz, ungeſucht und ohne Kunſtwörter geſagt ſind. Wir wollen unſerm Dichter in einen Blumen-Garten folgen. Hier ſehen wir

Dieſe . . . Kinder die an der Mutter Schooß kleben,

womit er auf das verſchiedene Leben der Geſchöpfe zielt. Die Pflanzen haben mit den Thieren vieles gemein, aber nicht die freywillige Bewegung. Wir ſehen, wie die Töchter des Sipha die Säamen von rothen Tulpen, ehe ſie den Staub verſpritzen, abbrechen, und mit dem Mehl der weiſſen vermiſchen, ein buntes Geſchlecht zu erzielen.

Dennoch wußten ſie nichts von dem Leben der fühlloſen Pflanzen,
. . . . . noch ihren hochzeitlichen Sitten.

Iſt ſchön geſagt, und wäre deutlich genug, ohne die Ausdrücke von den Gliedern.

Des Dichters moraliſche Philoſophie blickt allenthalben hervor. Ein Exempel kan der Uebergang von Republiken zu Monarchien ſeyn. Laomer ſagt:

. . . die Freyheit ward ihnen zur Bürde,
Weil ſie dieſelbige nur zur Beförderung des guten beſaſſen.
Selbſtherrn, mußten ſie ſich der Tugend unwillig befleiſſen,
Weil ſie ſonſt, ohne die Tugend, ſich untereinander zerſtörten.
Unter dem Schatten des Königs, als ſeine Vertrauten und Räthe,
Hoften ſie von der Wacht der Geſetz' überſehen zu werden ꝛc.

Wenn der Verf. die Sitten der erſten Welt beſchreibt, ſo geſchieht es mit einer Mannigfaltigkeit, die eine ſonderbare Kenntniß der Geſchichte verräth. Wem hiebey die Sybariten, die Eroberung von America, die Pariſiſche Bluthochzeit, die Geſchichte Lycaons, die Danaiden, die Kriege Mahomets, Egypten, die ritterlichen Uebungen der Griechen in das Gedächtniß kommen, der hüte ſich, zu glauben, daß dieſes eine Armuth in der Erfindung anzeige. Wie leicht wäre es, dieſe Sachen ſo ſtark abzuändern, daß man keine Danaiden, keine Sybariten darunter erblickt hätte. Es zeigt ein edles Vertrauen auf ſeine Kunſt an, wenn ein Dichter es nicht verändert, ſondern ſich begnügt es gut zu erzählen, zufrieden mit der Wahrſcheinlichkeit: Quod nihil agatur, quod non actum ſit prius. Was die Mythologie betrift, ſo glaubt man gern, daß ſie eine Wahrheit aus der erſten Welt zum Grunde habe. Bey den flatterhaften Einwohnern zu Maſſa kommt noch dazu eine Satyre par Bricole heraus, welche die Klugen von der Franzöſiſchen Nation nicht übel nehmen. Einem groſſen Geiſt iſt es gleichgültig, ob er über die Fehler ſeiner eigenen Nation, oder einer fremden ſpotten hört. Nur könnte dieſe heimliche Moral kürzer ſeyn, alsdann würde ſie weniger bitter ſcheinen. Wir bemerken dieſe Weitläuftigkeit faſt bey allen moraliſchen Reden. Man ſehe wie Noah den grauſamen König in Maſſa, und wie der Engel den üppigen Sichar ſtraft. Konnte Noah nicht ſtets in dieſem Tone fortfahren:

Mit des Seraphs Erlaubniß verließ ich mein duftend Gezelte
Und erſchien vor den Augen des Königs und ſeiner Sultanin.
König über die Söhne Seha, was hab ich geſehen!
Was für abſcheuliche Scenen befleckten mein grauſend Geſichte!
Iſt das dein Werk, o König, ſo ſagt ich, iſts deiner Sultanin? ꝛc.
Ach GOtt! ich ſehe, der GOTT, den eure Prieſter bekennen,

Iſt ein anderer GOtt, als der GOtt des Abels und Adams,
Welchen auch Kain gekannt und um Verzeihung geflehet.

Weil Noah mit dem Engel in einer Wolcke verhüllt geht, wovon es heißt:

Denn mein Führer erhob mich ein wenig über das Erdreich,
Mit dem mächtigen Arm, von welchem die Stärck' auch in mich gieng;
Alſo giengen wir nicht, wir floſſen, wie himmliſche pflegen,
Unter den Ferſen erhob ſich kein Staub, kein Fußſchlag verrieth ſich ꝛc.

ſo giebt dieſes dem Dichter oft zu trefflichen Scenen Anlaß. Z. E.

Magog ſchmettre für Wuth, die Wahrheit ſo laut zu vernehmen,
Gräßlich befahl er, die Diener ſeines blutdurſtigen Grimmes
Solten den edlen den Bauch mit kreutzenden Hieben zerſpalten,
Und mit dem rauchenden Menſchenblute den Altar beſtreichen.
Damals ſtand ich mit meinem Führer in dünnes Gewölke
Eingehüllet und ungeſehn über der Zinne des Tempels:
Voll Entſetzens erſucht ich den göttlichen Engel, die beyden
Jünglinge, welche dem GOtt des Himmels Zeugniß gegeben,
Von dem Meſſer der mörderiſchen Prieſter zu retten. Er folgte
Meinem Bitten und ſchlug die abgöttiſche Menge mit Blindheit. ꝛc.

An einem andern Orte ſehen wir den Noah wiederum als einen unſichtbaren Zuſchauer und als einen gerechten Mann. Er erzählt, wie der gottloſe Putniel zu Selim geſprochen habe:

Geh den Heiligen an, und ſchlag! der Engel des Todes
Und der GOtt der Heerſchaaren wird deine Hände bewafnen.
Balak iſt dieſes Opfer das GOTT von Selim verlanget.
Als ich den läſternden Vorwand des göttlichen Anſehens hörte,
Ward ich vom Eifer ergriffen, ich ſagte zu meinem Begleiter:
Soll ich ihn ſchlagen, der ſeine Wuth mit dem Höchſten beſchönet?
Schlag ihn nicht, hört ich, ſein Urtheil ſteht in den Tafeln des Schickſals.

Selim weigert ſich anfänglich und folgt endlich dem Worte des falſchen Propheten:

. . . . ſteht Balack bey einem Altare,
Den er der Sonne geweiht, auf den Knien, er reißt ihn zur Erde.
Himmel, du haſt es befohlen, du kanſt kein Verbrechen befehlen,
Alſo ſagt er, und ſtößt ihm den Dolch ins Hertze. Der Alte
Schrie ſo wehmüthig, liebſter unglücklicher Selim! und gab ihm,
Indem er fiel, ſo zärtliche Blicke, daß ihm das Meſſer
Aus der zitternden Hand fiel. Den Augenblick ſahn wir Semida,
Welcher den Jüngling noch in der erſten Kindheit geſtohlen,
Keuchend zu der abſcheulichen Walſtatt des Mords herbey eilen.
Selim, was haſt du gethan? der hier ſich im Blut überwälzet,
Iſt dein Vater. Elender, du ſchlugeſt den, der dich erzeugte
Alſo rief er, zu ſpät. Wie von dem Donner getroffen
Stund unbeweglich der Jüngling: dann fällt er mit ſchwindelnden Augen
Zu dem verwundeten Alten, und greift nach dem mörderiſchen Dolche.
Balack verhindert ihn, küßt ihn und ſtirbt . . .

Wir wollen noch die Verwandlung des Sichar, ein epiſches Wunder, anführen:

Ob mein Gaſt vom Olympus oder ein ſterblicher Menſch ſey,
Sagt er, das ſoll mir ein untrügliches Merckmal entdecken.
Heimlich beſtellt er, einen von ſeinen gekauften Sclaven
Durch die Kehle zu ſtechen, dann in dem ſiedenden Keſſel
Einige Glieder zu kochen, die andern am Spieße zu braten:
Mit der abſcheulichen Speiſe belud er unſere Tafel.

Saß dem Engel vorüber und ſchnitt ſie künſtlich in Stücke,
Dieſe legt er uns vor und bat uns, ſie nicht zu verſchmähen:
Da er das ſagt' erſchienen im Saal abentheurliche Zeichen,
Amphisbänen und Hydern mit Mäulern voll zackigter Zungen
Seltſam in Knoten geſchlungen flogen auf ledernen Flügeln
Ueber der Tafel ziſchend; und unter derſelben ſprangen
Garſtige Hyänen hervor und trieben ein häßlich Geheule.
Blut floß unter dem Meſſer aus den gekochten Gliedmaßen,
Und ein ächzender Seufzer erſchallt aus den rauchenden Schüſſeln.
Sichar . . . ſprang zitternd vom Stuhl auf und dachte zu fliehen;
Aber die Thüre ward von den Hyänen beſetzt, und die Schlangen
Wanden ſich um den Leib und die Händ und die Füße; dem Unmenſch
Spitzten ſich Haupt und Händ in Schlangenköpfe, der Körper
Dehnete ſich langlinigt mit kupfernen Schuppen bepanzert.
Bis ſich die Menſchengeſtalt in der Amphisbäna verliehret.

Dieſe Verwandlung und die obige Blendung ſind nicht blos geſetzt um etwas wunderbares in das Gedicht zu bringen, ſondern zugleich die göttliche Gerechtigkeit zuvertheidigen, welche Wunder und kleine Strafen vorhergehen läßt, ehe ſie mit der Sündfluth einbricht.

Noch eine ſchöne Stelle müſſen wir anführen und uns darüber weitläuftiger ausbreiten. Japhet kam durch eine geborſtene Marmorklippe ins Paradies.

Plötzlich begegneten ſeinem Geſichte drey göttliche Mädchen,
Zwar von verſchiedener Schönheit, doch jedes ſchön, wie der Himmel.
Wenn die erwachende Sonne ſein Antlitz mit Roſen beſtreuet
Wie ein fröhlicher Schauer den Wanderer plötzlich ergreifet,
Der, von gethürmten Gebürgen umſchloſſen, vom blauen Gewölbe
Lange nur wenige Spannen geſehn, wann er plötzlich den Gipfel
Von dem äuſſerſten Berg überſtiegen, von welchem ein Reich ſich
Vor den Augen entfaltet, bebauete, fruchtbare Ebnen
Mit hellglänzenden Waſſerbecken und ſchlängelnden Strömen;
Von dem eröffneten Anblick wird ihm das erhöhte Gemüthe
Weiter, und zieht itzt die Luft mit freyern athmenden Zügen:
Alſo befiel den Jüngling ein ungewohnt fröhlicher Schauer ꝛc.

Der Poet will hier die erſten Empfindungen des Japhet und der Töchter des Sipha ſchildern, als jener zum erſtenmal Mädchen, und dieſe zum erſtenmal einen Jüngling ſehen. Der Leſer iſt auf dieſe Zuſammenkunft ungemein aufmerkſam, er verwendet kein Auge von Japhet und von den Mädchen. Aber der Dichter führet ihn weg auf ein Gebürge und zeigt ihm eine herrliche Landſchaft. Wie, wenn man der Begierde des Leſers, der bey den drey Schönen ſtill ſtehen will, dieſes Gleichniß mit allen ſeinen Mahlereyen aufopferte? Die feurigen Zuſchauer wollen nicht einmal eine weitläuftigere Vergleichung der Schönheit anhören, als dieſe: ſchön wie der Himmel. Die folgende Zeile, die den Himmel deutlicher mahlt, zerſtreuet ſie ſchon. Ja, ſie wollen in der Folge den Japhet nicht ſagen laſſen:

O was für ſchöne Bewohner beſitzt die liebliche Gegend,
Schön wie ſie ſelbſt mit den helleſten Farben der Sonne geſchmückt iſt!

Weil die hellen Farben der Sonne ihr Auge blenden und ſie die Mädchen weniger ſehen laſſen. Das Wort: du kommſt nicht her uns zu verletzen, könnte mit einem andern vertauſcht werden, damit kein Witzling mehr dabey denken könnte, als: Du biſt keiner von denen aus Havila, die meinen Vater umbringen wolten. Japhet hält die Mädchen für Töchter der Sonne: da er die ſchönen Geſtalten der Engel bey ſeinem Vater wird geſehen haben, warum hielt er ſie nicht vielmehr für Töchter eines Cherubs, allenfals deſſen, der das Paradies bewachte?

. . . Sie ſtunden erſtaunt da,
An den Boden die Füſſe, die Augen auf Japhet, gerichtet.
. . . Gebohrene der Sonne,
Die, mit den Farben der Mutter geſchmückt, auf die Erde geſtiegen,
Mit den ſchlechter geſchmückten Blumen des Gartens zu ſpielen.
. . . die Paradieſiſchen Fluren,
Welche ſo blumigte Wunder in ihrem Buſen enthalten
Und das gröſſere Wunder, den Himmel von weiblichem Liebreiz.

Dieſe Gegenſätze ſind es nicht, die wir in einem Dichter von ſolcher Gröſſe ſuchen. Dahin gehört auch folgendes an einem andern Ort:

Wo der Boden mit Menſchengebeinen beſtreuet ganz weiß war,
Ausgenommen wo er von geronnenem Menſchenblut roth war . . .

Von unſern drey Mädchen heißt es weiter:

Zwo derſelbigen eilten mit furchtverrathenden Minen
Hinter ſich und verſchwanden in den aromatiſchen Sträuchen.
Aber die dritte ging nur zween Schritte zurück und ſtund ſtille,
Einer Roſe gleich die erſt des Morgens die Knoſpe geküſt.

Die folgende Zeile: Und ihr Antlitz noch nicht im volleſten Pompe verbreitet, iſt ſchon überflüßig. Auch wäre hier eine Gelegenheit geweſen durch langſame und geſchwinde Verſe beydes den Lauf und den Stillſtand auszudrücken. . . Japhet ſpricht:

Doch ich enthälte mich nicht, daß ich ſie nicht näher betrachte;
Aber ſie ſtieben ꝛc.
Zu vernehmen mich nicht mehr die dritte geruhet zu bleiben.

Dieſe Stelle müßte künſtlicher gemacht werden. Japhet müßte unſertwegen nicht ſo laut denken. Der unſchuldige Jüngling ſagt ferner:

Ich bin bereit mein Leben mit deinem Blut zu verweben

Iſt dieſes zu kling geſprochen, oder gebraucht er dieſen orientaliſch ſchönen Ausdruck, ohne den Nachdruck davon zu wiſſen? Wir wünſchen, daß der Dichter dieſe ganze Unterredung zu einem Meiſterſtück in der naiven Sprache machte, welches er an einigen Orten ſchon gethan hat. Z. E.

. . . du biſt nicht von jenen
Schlüpfrigen Mädchen der unteren Erde, von welchen mein Vater
Warnend ſagte: ſie tödteten mit den verletzenden Augen,
Und mit den Worten hauchten ſie Gift in der Jünglinge Herzen
Unſchuld und rührende Scham ſitzt in deinen holdſeeligen Augen
Und dein Reden gießt Balſam in mein erheitertes Gemüthe.
Drauf ſprach das Mädchen voll Unſchuld: in Wahrheit ich weiß nicht,
Was das iſt, mit den Augen umbringen, mit Worten vergiften.

Doch unſer Dichter, der im ganzen ſo vortreflich iſt, hat vielleicht erſt die wichtigſten Dinge anordnen wollen und wird gewiß noch die letzte Hand an ſein Gedicht legen, und auslaſſen, zuſammenziehen, erhöhen, und jeden Vers zu der Vollkommenheit bringen, deren er fähig iſt.

Beſchluß des im XI. Stück Pag. 111. angefangenen Artickels aus London, von Demetrius.

Ein andermahl hörete ich ihn auf einem Caffeehaus eine Lektion über die Naturwiſſenſchaft halten. Seine Zuhörer waren einige Aerzte und Juriſten aus Lincolns-Inn. „Was für eine Narrheit, ſagte er unter andern, den Urſprung der Welt, die Geſetze der Natur, die Abſichten der Dinge erklären zu wollen. Gentlemens, die Welt iſt aus dem Chaos entſtanden. Eure Philoſophen mögen den Ovidius leſen. Aber ich glaube bey meiner Seele, ſie verſtehen kein Latein. Ovidius ſagt in ſeinem Buch de . . . : von den Verwandlungen: Ante marem & terram . . . Kurz er ſagt: die Hitze ſtritt wider die Kälte, und die Kälte wider die Hitze, das Schwere wider das Leichte, das Trockene wider das Naſſe, und ſo entſtund die Welt. Nichts iſt natürlicher, als dieſes. Was für eine närriſche Frage von den Abſichten in der Natur, als ob die Natur Verſtand hätte, als wenn die Sonne nach Regeln wärmte, und der Wind nach Abſichten blieſe. Von den Thieren lehrte er, daß ſie aus der Erde gewachſen, wie die Piltze, biß die Erde zu alt geworden Eyer zu legen, als denn haben die Thiere probirt ſelbſt ihre Jungen zu zeugen. Anfänglich wäre es ihnen zwar nicht gelungen, aber nach und nach haben ſie es ausfündig gemacht. Einer der Zuhörer ſagte hier: daß ihm das Eyer legen der Erde etwas zweifelhaft vorkäme, weil er gehört, daß die Hüner keine fruchtbaren Eyer legten, ohne einen Hahn. Wenn dieſes iſt, ſagte Demetrius, wie wol ich daran zweifele, ſo wird wohl der Mond der Hahn der Erde ſeyn. Wie dem ſey, ſo könnet ihr doch hieraus ſehen, fuhr er fort, daß eure Philoſophen aberwitzige Köpfe ſind, da ſie von einer Erſchaffung, weiſen Einrichtung und Abſichten der Natur ſchwatzen. Ich habe Mitleiden mit den armen Leuten, die ſich von ihnen verführen laſſen, zu glauben, daß die Welt einem allmächtigen Regenten unterworffen ſey. Ein ſolcher Glaube ſtehet am allerwenigſten einem freyen Engelländer an.

Die meiſten Zuhörer ſchluckten dieſe neue Weisheit mit groſſer Begierde ein! Es lebe der groſſe Demetrius, rief einer, der Hercules der Philoſophie, das Schrecken der abergläubiſchen Phantaſten, die Krone der Philoſophen. Ich lauffe gleich nach Hauſe, ſagte ein anderer, um Loks Schriften in die Themſe zu werffen.

In eben dem Zimmer, wo Demetrius lehrte, ſaß in einem Winkel ein wolhabender Bürger, von Profeſſion ein Seiffenſieder. Dieſer hatte bey einer Pfeiffe Taback alles mit angehöret, und wuſte nicht was er von unſerm Philoſophen noch von ſeinen Schülern dencken ſolte. Es kam ihm endlich vor, als wenn ſie alle betrunken wären. Er ſtund von ſeinem Sitze auf und ſagte: Ihr Herren, ſeht ihr denn nicht, daß dieſer Kerl toll iſt? Er iſt vermuthlich aus Bedlam entlauffen, und der Rauſch hindert euch zu ſehen, daß er irre iſt. Er rufte dem Wirth und bat ihn, er möchte Anſtalt machen, daß dieſer Menſch wieder nach dem Tollhaus geführt werde, daher er vermuthlich entlauffen. Demetrius fieng an mit den mots auf den ehrlichen Bürger zu ſtürmen und ſo viel zu ſagen, daß dieſer zuletzt glaubte, alles was vorgegangen, wäre mit Bedacht geſchehen. Er ſagte darauf zu der Geſellſchaft: Wenn dieſer Menſch nicht toll iſt, ſo iſt er wenigſtens ein unwiſſender Tropf. Er tadelt unſre Weltweiſen, die er doch vermuthlich nicht geleſen und gewiß nicht verſteht. Sagt mir Hr. Plauderer, wißt ihr wohl wer Newton und Loke geweſen? verſtehet ihr, was dieſe geſchrieben haben? Newton? ſagte Demetrius Er war ein Phantaſt wie ihr ſeyd, was ſoll ich mir Mühe geben ſeine Schriften zu leſen? Gentlemens, verſetzte der Bürger, wenn ihr klug ſeyd, ſo fodert von dieſem Prahler, daß er euch erſt Proben von ſeiner Wiſſenſchaft gebe, wie unſre Weltweiſen gethan haben, ehe ihr ihm nur das geringſte auf ſein Wort glaubet. Ihr Diener, und damit gieng er fort.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 3. April 1750.
No. XIV.
(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Paris.

Lettre ſur les Aveugles à l'Uſage de ceux qui voyent. *Poſſunt, nec poſſe videntur.* Virg. à Londres 1749. 220 S. 8.

Der Name dieſes kleinen Werks, und die Ungnade, die es dem Verfaſſer zugezogen, der deßhalb in der Baſtille hat ſitzen müſſen, ſind ſchon bekannt genung. Da aber der Inhalt noch weniger bekannt iſt, ſo wollen wir dem Leſer einen Begriff davon geben. Der berühmte Augenarzt Hr. Hilmer, hat wie es ſcheinet, durch ſeine Curen in Paris, dem Verfaſſer Gelegenheit gegeben ſeine Gedanken über die Blinden aufzuſetzen. Sein Zweck war hauptſächlich ſeine Gedanken zu eröfnen über die Art und Weiſe, wie die Blindgebohrnen zu einigen von den Begriffen gelangen können, die wir durch Hülffe des Geſichtes erlangt haben. Leute, die ein wenig nachdenken und ihre Begriffe mit den Sachen, die ſie vorſtellen, vergleichen können, wiſſen, daß die Sinnen überhaupt uns die Sachen nicht allemal ſo vorſtellen, wie ſie würklich ſind. Der Thon iſt eine ſehr ſchnelle zitternde Bewegung der Luft, dies lehrt uns das Ohr nicht. Die Farben ſind nichts anders als die Bewegung einer noch ſubtilern Materie, als die Luft iſt, und die ſich dem Auge fühlbar giebt. Das Auge aber lehret uns auch dieſes nicht, und ſo iſt es mit allen Dingen. Wer alſo die Sachen blos für das halten wollte, was ihm die Sinnen davon erkennen laſſen, der würde ſehr wenig von der Beſchaffenheit der Natur verſtehen. Ein Philoſoph muß alſo weiter gehen, und unterſuchen, wie die Sachen an ſich beſchaffen ſind. Zu dieſer Unterſuchung dienet ihm, wenn er weiß, wie Leute, denen gewiſſe Sinnen mangeln, zu einiger Erkenntniß der Dinge gelangen, deren Begriff uns der ihnen mangelnde Sinn gegeben. Durch das Auge haben wir den Begriff von der Ausdähnung, wie wird dieſer Begriff bey einem Blinden ſeyn? Was iſt die Symmetrie, in Sachen die man betaſten kann, bey einem Blinden. Was für Begriffe wird er von dem Zirkel, dem Viereck und dergl. haben? Der Verfaſſer unterſucht verſchiedene ſolcher Fragen mit groſſer Scharfſinnigkeit und zeiget, daß ein Blinder vermuthlich von einigen Sachen, die wir durch das Geſicht kennen, philoſophiſchere Begriffe hat, als die Sehenden. Er hält ſich inſonderheit ſehr weitläuftig bey dem Exempel des berühmten Prof. Saunderſon auf, der vor einiger Zeit in Cambridge geſtorben iſt. Er erkläret ſeine Methode zu rechnen und geometriſche Figuren vorzuſtellen. Er theilet dem Leſer die Anmerkungen mit, die man in England an einem Blindgebohrnen gemacht, der in ſeinem 14ten Jahr das Geſicht bekommen hat. Dieſer junge Menſch konnte nach dem er ſehend worden, lange Zeit weder die Gröſſe, noch die Figur noch den Abſtand der Körper von andern erkennen. Er glaubte, daß alles, was er ſah, auf ſeinem Auge läge, wie das, was man mit den Fingern fühlt, daran liegt. Er konnte das, was er durch das Angreiffen für rund gehalten, von dem was er für eckicht gehalten, durch das Geſicht nicht unterſcheiden. Er konnte nicht begreiffen, wie eine platte Tafel durch die Mahlerey verſchiedene Sachen von ungleicher Ferne vorſtellen konnte und dergl. Er zieht daraus den Schluß, daß wir weit mehr in Sachen die wir ſehen unterſcheiden, als ein Kind, oder ein neulich Sehender, obgleich in unſerm Auge nichts mehr vorgeht, als in den ihrigen, daß nur die Erfahrung und das Nachdenken uns in Stand ſetzen unſer Gefühl mit dem zuvergleichen, wodurch es erweckt wird.

Endlich unterſucht Hr. Diderot auch die berühmte Frage des Molineux, ob ein Blindgebohrner, der eine Kugel und einen Würffel durch das Betaſten von einander unterſchieden hat, eben dieſen Unterſchied durch das Geſicht würde machen können, wenn er auf einmahl den Gebrauch deſſelben bekäme. Er beſtimmt dieſe Frage etwas näher, und bejahet ſie. Bey dieſer Gelegenheit aber läßt er ſich in verſchiedene ſehr ſcharfſinnige Unterſuchungen ein.

Der Leſer wird endlich ungeduldig ſeyn zu vernehmen, was denn noch mehr in dieſem Brief enthalten iſt, weil das Erzählte ihm vermuthlich die Straffe der Baſtillie nicht zugezogen hat. Wir haben ſchon im XIten Stück dieſer Nachrichten angezeiget, was für Reden er dem Prof. Saunderſon in den Mund gelegt hat. Dergleichen Züge, welche die Religion und Sittenlehre vom Rücken her angreiffen, finden wir hier und da in dieſem Brief eingeſtreuet. Es ſcheinet, als wenn der Verfaſſer in der Religion und Sittenlehre eben ſo wenig Gewißheit glaubt, als in den Dingen die wir bloß durch die Sinnen erkennen. Dieſes äuſſert er inſonderheit da, wo er von der Morale der Blinden handelt. Welcher Schade, daß ſo fähige Köpfe, wie der Verfaſſer iſt, ihren Verſtand nicht zur Beſtätigung der Tugend und Religion anwenden! Und wie können die, welche ſo viele Vorurtheile der Welt einſehen, ſo klein ſeyn, darinn Ehre zu ſuchen, was dem Menſchlichen Geſchlecht Schaden bringet! Indeſſen wird dieſer Brief einen ſcharfſinnigen und dabey tugendliebenden Philoſophen nicht verführen. Hingegen wird er ſich viele darinn enthaltene Nachrichten und Urtheile in verſchiedenen Fällen können zu Nutze machen.

Beſchluß der Critick über das Heldengedicht Noah.

Wir müſſen noch von der Sprache dieſes Gedichts reden, welches die natürliche und majeſtätiſche Sprache des Alterthums iſt. Folgende Ausdrücke ſind recht nach dem Geiſt und Geſchmack der heiligen Schrifften, des Homers und der Morgenländer: Bekam das Geſinkende des Todes — Mit der Gabe des Schlafes ſich pflegte — Ihr war mir dis Volck ein Geſtanck in der Naſe —

Gießt Balſam in mein Gemüthe — Der Flucht hat Abſchied gegeben — Unter dem Schatten der Schwerdter — Läßt ihn im Weggehn den Saum des Rockes ſehen und leben — Daß ſie das Fett des Landes das Oehl, den Honig, den Weizen eſſen und ſeine Befehle verrichten und leben — Höret mich denn ihr Männer von Methuſalahs Geblüte. Höret mich, meinen Mund eröfnen — u. dergl. Wir wollen eine ſolche Stelle ganz herſetzen:

GOtt, der Urheber des Fleiſches, hat Sipha, dem Sohn Methuſalahs,
Einen zahlreichen Stamm von funfzig Zweigen gegeben,
Alle von männlicher Bildung aus ſeinen Lenden gezeuget;
Dir hat derſelbe GOtt, welcher die flammende Sonn auch erſchaffen,
Einen zahlreichen Stamm von funfzig Zweigen gegeben
Alle von weiblicher Bildung aus deinen Lenden gezeuget
Seine Söhne von Liebe entzündet in ihrem Gemüthe
Ein verliebtes Verlangen zu deinen Töchtern, und bitten,
Daß du ſie würdigſt und ihnen dieſelben zur Ehe verleiheſt.
Lieber, gefällts, ihr ſollet euch mit einander verſchwägern,
Einen Stamm zu erzeugen, in welchem die Väter ſich kennen.
Mein Herr ſetzt die Morgengab und die Geſchencke ſo hoch an,
Als ihm beliebt, ſie wollen dir geben, was du nur verlangeſt
Daß nur die Jünglinge deine Töchter zur Ehe bekommen.
Mein Botſchafter kam mit der abſchlägigen Antwort zurücke:
Sipha, dem Sohn Methuſalahs, ſagt dieſes Siſam des Medan:
Meine Töchter, ich kan ſie deinen Söhnen nicht geben;
Sie ſind dem Gotte geweiht, den man am Piſon verehret.
Deſſen leuchtende Kugel ſein Ufer mit Schimmer vergüldet.
Mit diamantnen Gelübden hab ich ſie der Quelle des Lichtes
Und der befruchtenden Wärme gewidmet; der Tempel der Sonne
Hat ſie in ſeinen geheiligten Zellen auf ewig verſchlungen.
Bräute der Sonne! Sie hat ein Recht auf die einſamen Tage
Und die verwittweten Nächte. In ihren jungfräulichen Armen
Soll kein Bräutigam ruhn, aus ihren Leibern kein Saame
Kommen, der ihnen den ſüſſen Mutternamen erwerbe

Eine neue Schönheit dieſes Gedichts ſind die langen Homeriſchen Beywörter. Es iſt ein Glück für die deutſche Sprache, daß ſie darinn ſo biegſam iſt, als die griechiſche. Z. E. Das freundlichblickende Mädchen -- GOtt der Weltrichter lenkte die Rachefodernden Stimmen -- Alſo giengen die Stunden vor ihnen leichttretend vorüber -- An dem reichen Geſtade des Goldſandtreibenden Damna -- Mit grauen Verehrungfodernden Haaren -- Der Wolluſternährenden Chöre -- Unter den harmloſen Reden -- Klafterumſpannende Säulen — Hochſchencklichte Männer -- Sanftüberwallende Hügel -- Roſenwangigte Mädchen, ſchwarzäugigte Mädchen -- Der ſtarckgebeinte Mann — Herzerweiternde Antwort -- Des Balſamträufelnden Schlafes -- Des Engelbewachten Berges -- Ein Unfallbrechender Engel -- Den Liebeverwundeten Herzen -- Ein Ehrebefleckender Nahme -- Von ihren ſanftetretenden Prieſtern. Anderer poetiſchen Beywörter nicht zu gedencken, unter welchen das kühnſte iſt: Mit wiehernden Blicken der Wolluſt. Redende Blicke iſt die erſte Stuffe zu dieſer Metapher.

Auch müſſen wir anzeigen, daß wir in dem Gedichte manchen Vers zweymal leſen. Dieſe ſchöne Einfalt und ſcheinende Nachläſſigkeit giebt der Sprache ein gewiſſes

Anſe

Anſehen des Alterthums. Der ungekünſtelte Homer iſt voll von ſolchen Wiederhohlungen. Sipha rühmt den Noah:

Der mein Lehrer war, in welchem ich lieblicher lebte.

Noah gebraucht von jenem eben den Ausdruck der Freundſchaft. Kaomer ſagt:

. . . Die Freyheit ward ihnen zur Bürde,
Weil ſie dieſelbe nur zur Beförderung des Guten beſaſſen,

und wiederhohlt ſich ſelbſt:

Jene Vorzeitigen, welchen die Freyheit zur Bürde geworden,
Weil ſie dieſelbige nur zur Beförderung des Guten beſaſſen.

Pag. 5. heißt es:

Oberhalb warens Terraſſen von ſanftüberwallenden Hügeln
Mit glückſeeligen Haynen von Palmen und Cocus gekleidet.

Und Pag. 51.

Zog er den ſandigten Pfad . . . .
Durch die fruchtbaren Terraſſen der ſanftüberwallenden Hügel,
Mit glückſeeligen Haynen von Cocus und Palmen gekleidet ꝛc.

Nur ein kleinerer Poet hätte hierzu neue Phraſes genommen und ſeine Kunſt unmöglich verläugnen können.

Zur Erhöhung der Sprache dienen fremde Wortfügungen, die ohne Undeutlichkeit in unſre Sprache übertragen werden. Dergl. ſind: [illegible] — Sipho, die Augen voll Liebe ſprach: — Das Geſchlechte dem ich dich ſchenke — Abram des Weiſen — Meine Töchter, ich kan ſie ꝛc.

Auch fremde Wörter ſind ihres Klanges oder ihrer Kürze wegen, oder auch zur Veränderung der gemeinen Rede vortheilhaft: Z. E. Quader, Accente, Terraſſen, Kanot, Clima, Caravane. Zur Abänderung und Bereicherung der Sprache gehört auch daß man die abgegangenen Wörter wieder hervorſucht. Dergleichen iſt: meiner Seele Befahren, anſtatt Beſorgen. Wir haben viele Wörter abkommen laſſen, die wehrt wären, daß ſie ein Dichter wiederum geltend machte. Mit unſern beyden Heldendichtern fängt in der That eine ganz neue Periode der deutſchen Sprache und Poeſie an, wovon wir wünſchen, daß kein matter und feiger Dichter ihr entgegen arbeiten möge. Wir halten dieſe Sprache indeſſen nicht gleich tauglich für die leichtern Dichtungsarten, und rathen überhaupt keinem Poeten, ſeinen Hauptcharackter in kühne Worte und Wortfügungen zu ſetzen. Dieſes iſt nur das Kleid des Erhabenen. Was nicht durch Affecten, oder durch lebhafte Gemälde und durch den Schwung der Gedancken beſeelt wird, kann durch keinen Epiſchen oder Lyriſchen Schwulſt gewinnen.

Noch ein Wort vom Wohlklange. Hierbey wollen wir uns auf das IVte Stück dieſer Blätter beruffen. Nur müſſen wir hier hinzuthun, daß wir den Vers nicht darum tadeln, weil er keine kurtze Vorder-Sylbe hat. Beyde Arten ſind gut, ſo bald ſie harmoniſch ſind. Unſer Dichter hätte den ähnlichen Anfang des Verſes öfter vermeiden ſollen. Z. E.

Bäder dampften mit Düften von aromatiſchen Eſſenzen
Gärten und ſpringende Brunnen führeten zu ſchattenden Grotten,
Nymphen mit glühenden Wangen irrten in einſamen Lauben,
Jünglinge folgeten ihnen . . .

Der Abſchnitt ſolte öfter einſilbigt ſeyn, wie in dieſem ſchönen Vers:

Meine Seele flies ganz | in meine danckſagende Lippen.

Hiedurch hängt der Hexameter beſſer zuſammen. Iſt er hingegen zweyſilbigt abgetheilt, ſo ſcheint er aus zwey Verſen zu beſtehen:

Gärten und ſpringende Brunnen | führeten zu ſchattenden Grotten

Wir wollen ihn hiemit nicht nach einerley Form gemacht wiſſen. Der Wohlklang liebt die Mannigfaltigkeit und wir fühlen jeden wohlklingenden Vers unſers Dichters. Allein viele ſind ſehr übel zu ſcandiren, auch für diejenigen, denen der Hexameter geläuffig iſt. Wir haben auch einige fünffüßige und ein Paar ſiebenfüßige Verſe bemerckt, die ſehr leicht zu verändern ſind, und woran der Verfaſſer wohl nicht Schuld ſeyn mag, weil einige Fehler offenbar von dem Buchdrucker herkommen. Wir wollen weiter nichts hinzuthun, als den Dichter erſuchen, daß er ſein Gedicht auch auf der Seite des Wohlklangs überarbeiten möge, damit die Versart unter uns beliebt werde. Man ſieht daß der Hexameter ihm zu leicht geworden iſt, und dieſes war vielleicht gut, damit ſeine erſte Hitze nicht verrauchte. Wenn ſein ganzes Werck vor ihm liegt, ſo kann er mit kältern Sinnen auf die kleinen Regeln des Wohllauts dencken.

Noch wollen wir einigen Tadel über dieſes Gedicht anführen. Den Eyerkuchen halten viele für einen allzuniedrigen Umſtand. Virgils aufgegeſſene Tiſche ſind nicht viel ernſthafter. Wir hätten nichts dabey zu erinnern, wenn der Vortrag des Greiſes von den Hähnen nicht in der That lächerlicher wäre, als dieſe natürliche Antwort iſt. Daß der wollüſtige Sichar Menſchenfleiſch auftragen läßt, deucht einigen ſeinem Charakter nicht gemäß. Allein die alte und neue Welt ſind voll von grauſamen Wollüſtlingen. Die Pyramiden werfen ihren Schatten nicht auf die Erde, ſondern fangen ihn ſelbſt auf, iſt zu verſtehen, daß es den Tag über geſchicht, obgleich nicht beym Aufgang und Untergang der Sonne. Einige haben bey den Wörtern etwas zu erinnern, die von ſpäterm Urſprunge ſind. Allein das Wort Sultanin gilt in der Sprache eines Poeten nicht mehr, wie Fürſtin; die verſchraubten Meander nicht mehr als: krumme Gänge. Diskus iſt bey ihm ein bauchigtes Erz, und Serail ein Pallaſt. Einen Fehler wider ſeine eigene Geographie will man Pag. 94. bemercken: Wir begaben uns ſüdoſt nach Havila, da es heiſſen müſte nordoſt. Allein, wenn Noah die Länder nach der Lage beſchreibt, die ſie gegen Eden haben, ſo muß ſüdoſt ſtehen bleiben.

Was wir ſelbſt noch verlangen hätten, iſt, Abrams Schickſal und des Noah Gebet nach ſeiner Zurückkunft, welches uns eine Lücke zu ſeyn ſcheint. Auch konte Japhet an den Sipha ſeiner Tochter wegen eine orientaliſche Werbung thun, und Noah nach ſeinem abweſenden Sohne fragen. In der Folge des Gedichts wird uns vermuthlich ein größerer Theil von dem erſten Leben des Noah erzählt werden, damit wir ihn in allerley Umſtänden ſehen und ſein Charakter unter allen Gemählden hervorſteche. Wir werden noch ſeine Flucht vor dem Dagon erfahren. Hier könten zugleich die Zaubereyen des Dagon natürlich erklähret werden. Wenn ſie in Naphta oder Phosphorus, oder in den mechaniſchen Wundern eines Vaukenſon beſtunden, wolten wir es dem Poeten nicht übel nehmen, daß er der erſten Welt eine ſpätere Kunſt geſchencket hätte. Wegen der Unterhaltung der vielen Thiere hat er nicht nöthig den Kaſten mit Speiſen enge zu machen. Die weiſe Vorſehung kann ſie alle in einen heilſamen Schlaf verſenckt haben.

Der Verf. wird uns für die gröſſeſten Freunde ſeines Gedichts halten, weil wir nicht alles bewundern, ſondern auch etwas tadeln. Der Tadel fällt nur auf die Kleinſten, das Lob auf die wichtigſten Theile. Woher kommt es, daß ſchöne Gedichte ſchärfer beurtheilt werden, als andere? daher, weil ſie öfter geleſen werden. Wenn man ſieht, daß die Natur vortreflich nachgeahmt iſt: ſo fällt es in die Augen, ſo bald ſie es weniger iſt.

Man hat vielleicht von uns eine Vergleichung des **Noah** und des **Meßias** erwartet. Allein dieſe Vergleichung mag angeſtellt werden, wenn beyde Gedichte zur Vollkommenheit gebracht ſind. Nur daß man ſich hüte, die Höhe im **Meßias** für den Plan des **Noah** nöthig zu finden. Die **Ilias** und die **Odyſſee** ſind beyde des **Homers** würdig.

Fortſetzung über das Werck
de l'Eſprit des Loix.

Die Geſetze der Erziehung die uns zu Bürgern gleichſam zubereitet, ſind dem Principio einer jeden Regierungsart gemäß. In den Monarchien haben ſie die Ehre zum Grunde. Wir hören ſtets, man müſſe in die Tugenden einen gewiſſen Adel, in die Sitten eine Freyheit und in die Manieren eine Artigkeit legen. Die Ehre befiehlt uns zwar, wir ſollen dem Willen des Printzen gehorchen; allein ſie will auch, daß der Printz nichts, was uns Unehre bringt, von uns fodern ſoll. Carl der IX. ſchrieb an alle Gouverneurs, ſie ſolten die Hugonotten umbringen laſſen. Der Vicomte Dorte antwortete aber: „Gnädiger Herr, ich habe bey allen Einwohnern und Kriegesleuten zwar gute Bürger und brave Soldaten gefunden, aber keinen Büttel: alſo bitten ſie und ich, Ew. Majeſtät wollen ſich unſers Arms und unſers Lebens zu Dingen bedienen, die wir thun können.“

In den deſpotiſchen Staaten iſt die Erziehung ſklaviſch; man ziehet hier einen ſchlechten Unterthan auf, um aus demſelben einen guten Sclaven zu machen. In den republikaniſchen Staaten hat man aller Kraft der Erziehung vonnöthen. Die Tugend iſt hier das Principium und dieſe will, wir ſollen unſern Privatvortheil dem allgemeinen Beſten des ganzen Staats aufopfern. Die Alten lebten gröſtentheils in ſolchen Staaten: daher richteten ſie Dinge aus, welche unſere kleinen Seelen jetzt erſchrecken. So wie die Geſetze der Erziehung ſich auf das Principium einer jeden Regierungsart beziehen, ſo müſſen auch die Geſetze, die dem ganzen Staate gegeben werden, mit ihm in Verhältniß ſtehen.

In einer Demokratie muß Gleichheit und Mäßigkeit herrſchen und hierauf müſſen alle Geſetze gerichtet ſeyn. Dieſer Geiſt der Gleichheit findet in einer Ariſtokratie nicht ſtatt. Hier muß alſo der Geiſt der Mäßigung ſeine Stelle vertreten. Die Vornehmen müſſen hier keinen Vorzug affectiren, ſie müſſen ſich unter das Volk verlieren, ſo gekleidet gehen, wie der gemeine Mann, und ihre Vergnügungen mit ihm theilen, er vergißt ſodenn leicht, daß er der ſchwächere Theil iſt.

In einer Monarchie müſſen die Geſetze den Adel unterſtützen. Er gebieret die Ehre, und dieſe gebieret ihn. In einem deſpotiſchen Staat ſind die Unterthanen furchtſam, unwiſſend und niedergeſchlagen, daher ſind in demſelben nicht viele Geſetze nöthig. Hier ſchildert der Verf. den deſpotiſchen Staat in ſeiner wahren Geſtalt ab, er iſt ſo beſchaffen, daß die menſchliche Natur ſich wider ihn empöret. Das Principium der Demokratie wird verdorben, wenn man nicht allein den Geiſt der Gleichheit verlieret, ſondern auch, wenn man den Geiſt einer gar zu groſſen Gleichheit einführet, und wenn ein jeder denen gleich ſeyn will, die er zu ſeinen Befehlshabern erwehlet hat. Der Geiſt der Ungleichheit führet zur Ariſtokratie oder zur Herrſchafft eines einzigen, und aus der gar zu groſſen Gleichheit entſpringet leicht die deſpotiſche Herrſchaft.

Die Ariſtokratie wird verdorben, wenn

die Macht der Vornehmen bloß willkührlich wird. Es kan alsdenn keine Tugend mehr ſtatt finden, weder bey denen, die regieren, noch bey denen, die regieret werden. Sie erhält ſich in ihrer Stärcke, wenn die Geſetze den Vornehmen mehr die Gefahr und die Beſchwerden, als die Annehmlichkeiten der Regierung empfinden laſſen, und wenn der Staat ſich in einem ſolchen Zuſtande befindet, daß man noch allemahl etwas zu befürchten hat. Die Furcht vor den Perſern erhielt die Geſetze bey den Griechen aufrecht. Carthago und Rom waren ſich Wechſelsweiſe einander furchtbar.

Das Principium der Monarchie wird verdorben, wenn man die Vorzüge der Collegien und die Privilegien der Städte nach und nach aufhebt, wenn der Prinz dem einen ſein Amt wegnimmt, und es willkührlich einem andern giebt. Das Principium wird hier verdorben, wenn die höchſten Ehrenſtellen Zeichen der höchſten Dienſtbarkeit ſind, wenn man den Groſſen allen Reſpect des Volks benimmt, und ſie als elende Werckzeuge einer willkührlichen Macht gebrauchet. Es wird noch mehr verdorben, wenn die Ehre und die Ehrenſtellen ſich widerſprechen, und wenn man eben ſo groß in der Infamie, als in der Würde, ſeyn kan. Der Monarch mag mit ſeinen Vertrauten die Eitelkeit der Menſchen wohl belachen, daß ſie ihm für die Ehre, die er ihnen giebt, und die doch gröſtentheils nur in der Phantaſie der Menſchen beſtehet, ihr Leben und ihre Ruhe aufopfern. Er muß es aber denen, die von einer ſolchen Phantaſie eingenommen ſind, nicht mercken laſſen, wenn er anders die Triebfeder dieſer Staatsverfaſſung nicht zernichten will. Das deſpotiſche Principium wird beſtändig verſchlimmert; es iſt ſeiner Natur nach ſchon verdorben.

Im eilften und zwölften Buch handelt der Verfaſſer von den Geſetzen, wodurch die politiſche Freyheit in einem Staat gebildet wird. Die politiſche Freyheit iſt die Sicherheit eines Bürgers, daß er von ſeinem Nebenbürger kein Unrecht befürchten darf. Die Verfaſſung eines Staats kan ſo beſchaffen ſeyn, daß die Bürger billig frey ſeyn ſolten, und dennoch ſind ſie würcklich nicht frey; im Gegentheil können die Bürger würcklich einer Freyheit genieſſen, und der Staatsverfaſſung nach ſolten ſie doch nicht frey ſeyn. Deßfals wird die politiſche Freyheit hier auf zween Seiten betrachtet, ſowol wie ſie der Staatsverfaſſung nach ſeyn könnte und ſolte, als auch wie der Bürger ſie würcklich genieſſt. In der erſten Abſicht beſtehet die politiſche Freyheit in einer gewiſſen Vertheilung der dreyen Mächte, die in einem Staate befindlich ſind, nemlich die Macht Geſetze zu geben, die Macht dasjenige zu vollziehen, was vom Völckerrechte abhänget, als Frieden zu machen, Krieg anzufangen, die Sicherheit zu befeſtigen, und den Einfällen vorzubeugen, und drittens die Macht dasjenige zu vollziehen, was vom bürgerlichen Rechte abhängt.

Der Verfaſſer zeigt, wie dieſe Mächte bey den Römern zu verſchiedenen Zeiten auf eine verſchiedene Weiſe ſind vertheilet geweſen. Das ſchönſte was wir hier finden, iſt die Abbildung der innern Staatseinrichtung der Engelländer, welche gänzlich zur politiſchen Freyheit eingerichtet iſt. Wir können aber hievon nichts anführen, weil wir es ganz überſehen müſſen. Der Staatsverfaſſung nach ſolten die Engelländer billig der höchſten Freyheit genieſſen, ſo klüglich ſind die drey Mächte bey ihnen vertheilet worden. Das berühmte Exempel des jungen Roberts lehret uns aber, daß Bosheit und Niederträchtigkeit der weiſeſten Verfaſſung Trotz bieten, und daß die Bürger auch bey der vollkommenſten Einrichtung dennoch ihrer Ruhe und Ehre, ihrer Güther, ihrer Freyheit und ihres

Lebens können beraubet werden. Oft ſind aber auch die Bürger frey, da ihnen doch die Verfaſſung ihres Staats dieſe Freyheit nicht gewähret. Sitten, Manieren und angenommene Exempel können ihnen ſolche ertheilen, und gewiſſe bürgerliche Geſetze können dazu beytragen. Am meiſten beruhet die Sicherheit der Bürger auf der guten Beſchaffenheit der Criminalgeſetze.

Die Freyheit triumphiret, wenn die Straffen der beſondern Natur des Verbrechens gemäß ſind. Alles willkührliche verſchwindet alsdenn, die Straffe entſpringet nicht aus dem Eigenſinn des Geſetzgebers, ſondern fließet aus der Natur der Sache ſelbſt. So iſt der Natur der Sache gemäß, daß diejenigen Verbrechen die die Bürger beunruhigen, und die Ordnung einer guten Policey ſtöhren, mit Gefängniß, Verbannung, Züchtigung oder andern dergleichen Straffen belegt werden, die die unruhige Köpfe wieder zu rechte bringen und ſich in eine gute Ordnung ſchicken lehren. Ein Bürger verdient den Tod, wenn er einen andern Bürger ſeines Lebens beraubet hat oder berauben wollen. Es iſt eine Art des Vergeltungsrechts, wann die Societät nun auch demjenigen die Sicherheit verſagt, der ſie derſelben hat berauben wollen.

Die Freyheit der Bürger iſt in groſſer Gefahr, wenn in Beſtraffung der Ketzerey und Zauberey nicht alle Behutſamkeit angewand wird. Die beſte Aufführung von der Welt und die reinſte Moral kan denjenigen, der dieſer Verbrechen beſchuldiget wird, nicht ſchützen. Denn dieſe Beſchuldigung gründet ſich nicht unmittelbar auf ſein Verhalten ſondern auf eine Idee, die man ſich von ſeinem Charakter gemacht hat, und ſie iſt nach dem Maaſſe gefährlich, als die Unwiſſenheit des Volks groß iſt. Der Kayſer Theodoſius Laſcaris, ſchrieb ſeine Kranckheit der Zauberey zu. Diejenigen, die derſelben beſchuldiget wurden, konnten ſich nicht anders rechtfertigen, ſie muſten ein glüendes Eiſen berühren, ohne davon beſchädiget zu werden. Man hatte alſo bey den Griechen ein Zauberer ſeyn müſſen, um ſich wegen der Zauberey rechtfertigen zu können.

Von dem Verbrechen der beleidigten Majeſtät ſagt der Verfaſſer: In den Chineſiſchen Geſetzen iſt verordnet, daß derjenige, der dem Kayſer nicht den gehörigen Reſpekt erweiſet, am Leben beſtraft werden ſoll. Allein es iſt nicht beſtimmt, was es heiſt, dem Kayſer nicht den gehörigen Reſpeckt erweiſen. Wenn man alſo jemanden das Leben nehmen will ſo kan hier alles zu einem Vorwande dienen. Es iſt auch ein gewaltiger Mißbrauch, daß man ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät nennet, was doch würklich keines iſt. Ein Kayſerliches Geſetz beſtrafte diejenigen, die die Verdienſte derer in Zweifel zogen, welche der Kayſer zu hohen Ehrenſtellen erhoben hatte, nicht anders, als wenn ſie einen Kirchenraub begangen hätten. Ein anderes erklärte die falſchen Geldmünzer für ſolche, die des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig ſind.

Es ſind aber nicht allein heilſame Geſetze, die den Bürgern die Freyheit gewähren. Die guten Sitten des Prinzen tragen eben ſo viel dazu bey. Er kan, ſo wie ſie, Menſchen aus Thieren machen und Thiere aus Menſchen. Liebt er freie Seelen, ſo hat er Unterthanen; Liebt er niederträchtige, ſo hat er Sclaven. Will er die groſſe Kunſt zu regieren wiſſen: Er laſſe die Ehre und die Tugend um ſich nahe ſeyn. Er rufe die Verdienſte zu ſich herbey. Ja er kan auch auf diejenigen ſehen, die Talente beſitzen. Er fürchte ſich für Verdienſtvolle Männer nicht, als für ſeine Rivalen. Er iſt ihnen gleich, ſo bald er ſie liebet. Er mache ſich dem Volcke beliebt. Denn auch die Liebe von dem geringſten ſeiner Unterthanen muß ihm ſchmeicheln. Sie bleiben doch allemal Menſchen. Das Volk verlanget ſo wenig Achtung, daß es unrecht ſeyn würde, wenn man ihm ſolche verſagen wolte.

Künftigen Dienſtag wird der Anhang zum Monat März ausgegeben.

Anhang
zu den
Critiſchen Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit
Vom Monat März 1750.

Paris. Grammaire des Sciences philoſophiques, ou Analyſe Abregée de la philoſophie moderne, appuyée ſur les expériences, traduite de l'Anglois de Mr. Martin. à Paris, chez Briaſſon, 1749. Med. 8. 1 Alph. nebſt 22 Kupfertab.

Diejenigen, welche die Wahrheiten in Wiſſenſchaften erfinden, ſind nicht allemahl die größten Wohlthäter der Menſchen. Sie tragen ſie oft ſo vor, daß ſie dem größten Theil der Menſchen ganz unbekannt blieben, wenn nicht andre dafür ſorgten ſie gemeiner zu machen. Es ſind alſo nicht nur Erfinder in Wiſſenſchaften nöthig, ſondern auch ſolche, die das erfundene der Welt vor Augen legen, begreiflich und nutzbar machen, und es gehören gewiß ſehr viel Talente dazu, ſchwere Sachen jedermann verſtändlich vorzutragen. Wie mancher hat ſich nicht betrogen, der die Entdeckungen der neuen Philoſophen zu jedermanns Begriffe erläutern wollen? Gegenwärtiges Werk, das den beſcheidenen Titel einer philoſophiſchen Grammatik führt, iſt auch in der Abſicht geſchrieben, die [illegible] über die Beſchaffenheit der Natur ſowohl am Himmel als auf der Erde, jedermann, der nur nachdenken kann, deutlich zu erklären. Die Natur hat in der That ſowohl in ihrer allgemeinen Beſchaffenheit, als in ihren geringſten Verrichtungen ſo viel fürtreffliches, ſo viel ſchönes, und macht uns ſo viel Bewunderung und Ergetzen, daß die Naturwiſſenſchaft auch blos in Abſicht auf das Ergetzen allgemein zu werden verdienet. Unſer Geiſt kann ſich kaum mit edlern Dingen, als die Betrachtung der Natur iſt, beſchäftigen. Das angezeigte Werk dienet fürtrefflich, nachdenkende, obgleich in Wiſſenſchaften nicht ſtark geübte Leſer von der Beſchaffenheit der Natur und den Eigenſchaften natürlicher Dinge zu unterrichten. Der Hr. Verf. hat ſich viel Mühe gegeben, nicht nur alle Entdeckungen über die Natur zu ſammeln, ſondern ſie auch leichte vorzutragen, daher dieſes Werk überall groſſen Beyfall gefunden und in mehrere Sprachen überſezt zu werden verdienet hat. Wir wünſchten es auch unſern Landsleuten bekannt zu machen, und wollen deswegen ſowohl den Innhalt, als einige Proben von dem Vortrag des Verfaſſers geben.

Ueberhaupt wird hier, wie ſchon erinnert worden, alles vorgetragen, was bis dahin von den Würckungen der Natur bekannt worden. Der Vortrag geſchiehet in Fragen und Antworten; die Fragen ſind überhaupt wol beſtimmt und die Antworten, ſo viel möglich deutlich und hinlänglich. Wenn die Sachen etwas ſchwer ſind, inſonderheit, wo mathematiſche Beweiſe dazu gehören, ſo werden ſie in den Anmerkungen weitläuftig und mit groſſer Deutlichkeit auseinander geſezt. Nächſt dieſem werden auch in den Anmerkungen in jeder Materie die vornehmſten Verfaſſer angezeiget, ingleichem die Maſchinen, deren man ſich zum Behuf der Wiſſenſchaften bedienet, als die Luftpumpe, die Teleſcopia, Microſcopia und dergl. beſchrieben. So daß dieſes Werk auch denen dienen kann, die ſich vorzüglich von andern Wiſſenſchaften auf die Phiſik legen.

Das Werk enthält (nebſt einer allgemeinen Einleitung von der Philoſophie und ihren Theilen überhaupt, von der beſten Methode zu philoſophiren und von den Verſuchen, die man anſtellen muß die Würkungen der Natur zu erfahren, auch den dazu erforderlichen Inſtrumenten) 4 Theile. In dem Iten, werden die allgemeinen Eigenſchaften der Körper erkläret. Nämlich die Ausdähnung, die Bewegung, die Theilbarkeit, ingleichen die Materie vom Licht und den Farben, vom Schall, von der Schwere, der Anziehungskraft, der Elaſticität, dem Geruch und Geſchmack und dergl. allgemeinen Begebenheiten. Der IIte Theil erkläret die allgemeine Einrichtung des Weltgebäudes, dabey alles, was die Aſtronomie von den Sternen, Planeten und Cometen entdecket hat, angezeiget und erläutert wird. Der IIIte enthält die Eigenſchaften der Athmosphär, da die Natur der Luft überhaupt, die Theorie der Winde und der Lufterſcheinungen, als Regen, Nebel, Tau, Donner u. dergl. abgehandelt wird. In dem IVten Theil wird endlich die Erde betrachtet. Da denn erſtlich von der allgemeinen Beſchaffenheit der Erde, von ihrer Eintheilung, den Jahrszeiten und andern ſolchen Begebenheiten, hernach von der Struktur der Erde und ihren verſchiedenen Schichten und den darinn befindlichen Steinen, Foßilien und Metallen gehandelt wird. Ferner findet man hier die Eigenſchaften des Waſſers überhaupt und die Bewegung deſſelben erkläret, wie auch die Eigenſchaften des Meeres, der Flüſſe, Brunnen und Bäder. Endlich folget die Lehre von den Pflanzen und Thieren, wobey inſonderheit auch die menſchliche Natur weitläuftig beſchrieben wird.

Dies iſt die allgemeine Beſchaffenheit des Werks. Wir wollen zu einer Probe, wie der Verfaſſer dieſe Sachen abhandelt, einige Stellen hieher ſetzen. In dem Capitel von den Planeten erkläret er ihre Bewegung um die Sonne nach den Newtoniſchen Sätzen, und erzählt kürzlich ihre fürnehmſten Eigenſchaften, davon die meiſten in einer Tabelle ſehr kurz und deutlich vorgeſtellt werden. Folgendes kan zur Probe davon dienen.

Namen

Namen der Planeten.	Durchmesser Engl. Meil.	Platz auf ihrer Fläche Engl. M.	Abſtand von der Sonne Engl. M.	Zeit ihres Umlaufs um die Sonne.	Tägliche Umdrehung.	Proportion des Lichts und der Wärme.
1. Saturn	67870	14468430000	777000000	10759 Tage 6 St. 36 M.	unbekannt.	$1\frac{1}{90}$
2. Jupiter	81155	20[illegible]8000000	424000000	4322 - 12 - 20 -	- 9 St. 56 Min.	$3\frac{1}{12}$
3. Mars	4444	62032000	123000000	686 - 23 - 27 -	1 T. 0 St. 40 -	43
4. Die Erde	7964	199250205	81000000	365 - 6 - 9 -	0 - 23 - 56 -	100
5. Venus	7906	196238000	59000000	242 - 16 - 49 -	0 - 23 - 0 -	200
6. Mercur	2460	1900804	32000000	87 - 23 - 16 -	unbekannt.	700

Wir haben nur das vornehmſte aus dieſer Tabelle angeführet, denn ſie enthält viel andre Sachen.

In dem Capitel von den Cometen hat er folgende Anmerkung: „ Weil der Abſtand des Cometen den 8 Decemb. 1680. von der Sonne, zu dem Abſtand den damals die Erde von der Sonne hatte ohngefehr, wie 6 zu 1000 war, ſo war damals die Wärme, welche die Sonne ihm mittheilete zu der Wärme, die ſie der Erde giebt, wie 1000000 zu 36 und iſt 28 Tauſendmahl ſtärker. Die Wärme des kochenden Waſſers, iſt ohngefehr 3 mahl ſtärker, als die Wärme, welche die Sommer-Sonne der trockenen Erde mittheilet, und die Wärme des glüenden Eiſens ohngefehr 3 bis 4 mahl gröſſer, als die Wärme des Waſſers. Dennoch iſt die Wärme, welche die trockene Erde auf dem Cometen bekommen hat, 2000 mahl gröſſer geweſen, als die Wärme des glühenden Eiſens. Eine ſo groſſe Wärme muß demnach alle Dünſte und alle Körper, die ein ſo ſtarkes Feuer nicht aushalten, zerſtreuen. „ Bey dem Fixſternen zeiget er durch was für Verſuche Huygens gefunden, daß der gröſte Fixſtern über 6 mal hundert tauſend Millionen Meilen von uns abſtehe, eine Weite, die eine Canonkugel mit der Geſchwindigkeit, womit ſie aus der Canone fährt, in 7 mal hundert tauſend Jahren kaum erreichen würde.

In dem Capitel von der Athmosphäre und der Luft, führet er die ſchönſten Beobachtungen und Sätze an, und giebt die Erklärung der ſonderbarſten Begebenheiten, die daher entſtehen, auch erkläret er wie die Luft zum Leben und Wachsthum der Menſchen, Thiere und Pflanzen unentbehrlich iſt. Er merkt an, daß der menſchliche Körper, wenn keine Luft in ihm wäre, von der Athmosphär einen Druck von 280 Centner ausſtehen würde.

In dem Capitel von der Erde erzählt er, was bis dahin von der Beſchaffenheit der verſchiedenen Erdſchichten bekannt worden. Hernach beſchreibet er die Hauptarten der Erden, Foßilien und Mineralien nach den beſten Autoren.

In dem Capitel von den Pflanzen, führet er das fürnehmſte an, was von ihrer Struktur, ihrem Wachsthum und Fortpflanzung entdeckt worden. Unter andern führet er die Verſuche an, wodurch bewieſen wird, daß die Pflanzen ſich blos vom Waſſer nähren. Van Helmont, ließ 200 Pfund Erde trocknen, und pflanzte eine Weide von 5 Pfund ſchwer darin, die Erde begoß er bloß mit Regenwaſſer und diſtillirtem Waſſer, dabey er die Vorſicht gebrauchte, die Erde wol zuzudecken. Nach 5 Jahren wog er den Baum mit allen Blättern, und fand, daß er 169 Pfund ſchwer war, und daß die Erde blos 2 Unzen von ihrem Gewichte verlohren hatte.

Von den Pflanzen die alle Jahr ſterben, merkt er an, daß dieſes hauptſächlich von ihrem holen Stamme herkommt, worin viel Luft ſeyn kann, welche den Saft nach und nach austrocknet. Ueberhaupt findet man hier die neuſten und beſonderſten Anmerkungen über die Vegetation.

Das Capitel von den Thieren beſchließt das ganze Werk. Er durchgeht alle Claſſen der Thiere, beſchreibt ihre Haupttheile, derſelben Natur und Gebrauch. Bey dem Menſchen merkt er unter andern an, daß in Zeit von einer halben Minute 8. Unzen Blut aus dem Herzen getrieben werden. Bey jeder Claſſe der Thiere erzählt er die verſchiedenen Geſchlechter derſelben, mit ihren Eigenſchaften und überall bringt er ſehr ſchöne Anmerkungen an.

Wir können alſo dieſes Werk als einen kurzen Inbegriff der heutigen Naturwiſſenſchaft anſehen. Ich ſage der heutigen Naturwiſſenſchaft, denn es iſt kein Zweifel, daß unſre Nachkommen, von einer größern Erkenntniß geleitet, andere Syſtemata machen werden. Wir wiſſen von der wahren Beſchaffenheit der Natur in Vergleichung deſſen, was uns noch fehlet, ſehr wenig, und wir thun klug, wenn wir uns die Luſt vergehen laſſen, durch ſelbſt erdachte Syſtemata die Beſchaffenheit der Natur zu erklären, wie ſo viele mit unglücklichem Erfolge gethan haben. Obgleich bey unſerm Verfaſſer hier und da etwas vorkömmt, das uns willkührlich ſcheinet, ſo hat er doch überhaupt ſich beſliſſen blos ſolche Sachen vorzutragen, die unmittelbar durch Erfahrungen, Verſuche oder mathematiſche Beweiſe gewiß ſind.

Die Ueberſetzung ſcheinet uns vollkommen und man kann wohl ſehen, daß der Ueberſetzer (es ſoll Diderot ſeyn) kein Fremdling in dieſen Wiſſenſchaften iſt.

Paris. Le Spectacle de la Nature. Tom. VIII. Contenant ce qui regarde l'homme en Societé avec Dieu. II. Parties. 1750. in 12. Chés la Veuve Estienne.

Dieſes wird vermuthlich der letzte Theil eines Werks ſeyn, darin man ſich vorgenommen eine kleine Abſchilderung der ganzen Welt zu geben. Der Verfaſſer hat ſeinen Schüler nunmehr durch die ganze Natur geführet. Er fieng im erſten Theil bey den Inſekten an. Nach und nach nahm er ſeinen Zug durch das Thier- Pflanzen- und Mineral-Reich; Von da kam er auf die allgemeine Beſchaffenheit der Erde und des Himmels, von da auf die allgemeinen Geſetze der Natur; von welcher Betrachtung er wieder auf den Menſchen insbeſondre zurückgekommen. Dieſen hat er in allen Relationen und Umſtänden, als ein blos natürliches Geſchöpfe, als ein Mitglied einer Geſellſchaft, als einen Erfinder verſchiedener Künſte betrachtet, und nun handelt er in dieſem 8ten Theil von ſeiner Relation gegen das oberſte Weſen. Dieſer Theil iſt in Anſehung des äuſſerlichen, eben ſo, wie die vorhergehende, und in 2. Bände getheilet.

Der gelehrte Abbé Pluche, handelt hier, von der Nothwendigkeit einer Religion und insbeſondre einer geoffenbarten Religion, weil eine natürliche, wegen der Ungewißheit unſrer eigenen Erkänntniß uns nicht genug befriedigen würde. Er ſagt, daß die Menſchen zwar überhaupt ein natürliches Gefühl für die Tugend haben; dieſes Gefühl aber macht uns ohne eine nähere Offenbahrung über unſre eigentliche Beſtimmung nur verwirrt, weil die gegenwärtige Ordnung der Welt in der menſchlichen Geſellſchaft mit dem natürlichen Gefühl für die Tugend nicht allzuwol harmoniret. Es würde der Ordnung der Welt ein allzuweſentlicher Theil fehlen, wenn die Erwartung eines künftigen Lebens nicht da wäre. Ohne dieſe Erwartung wäre die Schöpfung des ganzen menſchlichen Geſchlechtes was unbegreifliches.

Der Verfaſſer bedienet ſich allerley Arten der Gründe, um die Wahrheit der Chriſtlichen Religion zu beweiſen. Die meiſten davon ſind bekannt und ſchon vor ihm zur Genüge ausgeführt worden. Allein, man wird doch ſeine Abhandlung mit Vergnügen leſen, weil er faſt durchgehends eine groſſe Deutlichkeit und hier und da ſehr artige und zum Theil neue Anmerkungen in ſeine Materie hineinbringt. Wenn wir ſagen würden, daß er in den Stücken, da er die Wahrheit der Römiſchcatholiſchen Religion insbeſonder beweiſen ſucht, weniger Gründlichkeit zeige, ſo würde es einer Partheylichkeit ſehr ähnlich ſcheinen. Wir überlaſſen alſo einem jeden dieſes zu beurtheilen. In der Sache der Religion dünken uns die Klügſten, die ſich am meiſten vor dem deciſiven Thon hüten. Man trift überall Lehren an, da man mit einem höhern Grade der Wahrſcheinlichkeit ſtatt eines Beweiſes zufrieden ſeyn muß. Wie ſchwer iſt es unter verſchiedenen Wahrſcheinlichkeiten eben die gröſte zu treffen!

Paris. *Memoires Litteraires* ſur differens ſujets de Phyſique, de Mathematiques, de Chymie, de Medecine, de l'Agriculture, de l'Hiſtoire Naturelle &c. Traduits de l'Anglois par Mr. *Eidous*. Chez *Cailleau*. 264 S. in 12.

Dieſes iſt eine Sammlung verſchiedener Abhandlungen, welche in dem Deutſchen und Nordiſchen Sammlungen derjenigen Schriften, welche von gelehrten Geſellſchaften und Academien herausgegeben werden, enthalten ſind. Der Engländiſche Sammler hat alle Stücke in ſeine Sprache überſetzt, und hier leſen wir ſie aus der Ueberſetzung ins Franzöſiſche überſetzt. Es iſt allerdings ein guter Einfall die nutzbarſten Aufſätze, die in groſſen und koſtbaren Sammlungen enthalten ſind, auszuziehen und gemeiner zu machen. Dieſer Theil enthält 16 Aufſätze, die eben nicht alle mit gleichglücklicher Wahl genommen worden. Es ſind folgende: 1) Neue Verſuche aus Schleſien, die Vermehrung des Geträndes betreffend. 2) Neue Methode das Podagra zu heilen, von **Conr. Barth. Behrens.** 3) Neue Methode das unfruchtbare, ſandige und ſteinigte Land zu verbeſſern. 4) Vom Golde, ſo auſſer der Erde gewachſen, von Jac. G. von **Lewenheim.** 5) Von der Verwandlung der Metalle, von demſelben. 6) Beſchreibung eines brennenden Heilbrunnens in Pohlen, von **Conrad**, mit einer Erklärung dieſer Begebenheit, von Hr. Denys. 7) **Leibnitzens** Unterſuchung von der Herkunft der Nationen. 8) Neue Manier dem Seewaſſer das Salz zu benehmen, aus den **Breſſlauer Sammlungen.** 9) Anzeigen einer allgemeinen Ueberſchwemmung in Schweden, von **Schwedenburg.** 10) Verſuch die Höhe der Athmosphär zu finden. 11) Von dem Stein der Weiſen, von **Henſing.** 12) Nachrichten von den Syrenen, Tritonen und andern Meerwundern, von **Th. Bartolin.** 13) Mittel den Stummen und Tauben zur Sprache und dem Gehör zu helffen, von **P. de Caſtro**, mit Anmerkungen von **Lewenheim.** 14) **Sturms** neue Art von Lampen. 15) Mittel wider das Austroknen der Augen (Atrophia) von **J. G. Lianer.** 16) Von der Lage **Scytiens** zur Zeit des **Herodotus** von Bayern. Der Sammler hat nicht für gut gehalten die Sammlungen anzuzeigen, aus welchen er jeden Aufſatz genommen hat.

Paris. Les Ornemens de la Memoire, ou les Traits brillans des Poëtes François les plus celebres, avec des Diſſertations ſur chaque Genre de Stile pour perfectionner l'Education de la Jeuneſſe tant de l'un que de l'autre Sexe. 1749. 1 Alphab. 14 Bogen.

Der Verfaſſer theilt ſein Werk in verſchiedene Capitel, worunter er die geiſtlichen Gedancken, die ſchönſten Stellen aus Tragödien, die Mahlereyen, das Erhabene und die mittlere Schreibart bringt. In ſeinem Capitel von gedachten Sätzen, finden wir lauter Lob oder Schmeicheley. La Motte erhebt den damaligen Regenten von Frankreich, den Herzog von Orleans, auf folgende Weiſe: *Ich gedencke an deine erſte Jugend, als wir beyde, ich, auf den Autor, du, auf den Held ſtudirten. Phöbus lächelte mich an, und ich ſetzte Wörter zuſammen, Mars lehrete dich die Kunſt zu ſiegen: Wir, ihre Schüler, lieferten damals, ich, Reden du, Thaten.* Iſt dieſe Vergleichung des la Motte mit ſeinem Herrn ſehr fein, oder iſt ſie ſehr pedantiſch? Auf den im Kriege zerſtümmelten Marſchall von Ranzau, leſen wir folgende Grabſchrift, welche für erhaben gehalten wird, uns aber ein Wortſpiel dünkt. Der ungenannte Verfaſſer redet das Grab an: *Du haſt nur einen Theil vom Leibe des groſſen Ranzau, die andre Hälfte iſt in dem Felde des Mars geblieben. Ueberall hat er ſeine Glieder und ſeinen Nahmen ausgeſtreuet. So zerſchlagen er war, blieb er doch Ueberwinder. Mit ſeinem Blut erkaufte er an hundert Orten den Sieg, und nichts hat der Tod ihm ganz gelaſſen, als das Herz.* Wir geſehen indeſſen, daß der Verfaſſer aus einer Menge ſolcher Scribenten wie Corneille, Crebillon, Voltaire, la Fontaine, Boileau, die beyden Racinen, Rouſſeau, Greſſet ſind, ſehr viele vortrefliche Stellen ausgezeichnet hat, und daß wir in ſeinen Anmerkungen meiſtentheils die Worte guter Franzöſiſcher Kunſtlehrer finden.

Wir wünſchten, daß jemand der deutſchen Jugend aus unſern Dichtern eben ſo viele meiſterhafte Stellen ausziehen könte, um ſie zeitig in ihrer Mutterſprache ſchön denken zu lehren. Allein, noch haben wir die vollkommenen Dichter nicht häufig, und das Capitel von rührenden Scenen würde faſt ganz leer bleiben.

London. A Specimen of the Natural History of Barbados &c.

Dieſes iſt eine Anzeige eines Werks, welches Hr. Griffht Hugues, von der Naturhiſtorie von Barbados herausgegeben wird. Dieſes Werk wird ohngefehr aus 80 Bogen in Folio und 30. Kupfertabellen beſtehen, welche nebſt einer Carte der Inſel verſchiedene Ausſichten, Pflanzen und Thiere vorſtellen werden. Der Preis wird 1 Pfund Sterl. 3 Sch. auf kleines, und 1 Pfund 10 Sch. auf groſſes Papier ſeyn. Es iſt auch ein ſeltenes Stück aus dieſer Naturhiſtorie beſonders abgedrukt worden, welches wir dem Leſer hier mittheilen wollen, wobey wir doch nicht verbergen wollen, daß uns aus Engelland her einige Zweifel wider die Sache ſind erregt worden. Die Nachricht lautet alſo:

Auf der Nordküſte von Barbados, iſt eine groſſe Felsklippe, an welcher ſich das Meer ſo ſtark ſtößt, daß das Waſſer ſtark in die Höhe ſprizt und den ganzen Felſen bedecket. Von der oberſten Höhe entdecket man in dem Grund einer tieffen Kluft eine Höle, die dem erſten Anblick nach ſehr fürchterlich und unzugänglich ſcheinet. Man kann aber durch einen engen Weg ſich herunter laſſen. Die Höle iſt ſo räumlich, daß ſie wol 500 Menſchen faſſen kann, das Gewölb iſt voll herunterhangender Felsſchrofen, welche ſich von dem abtropfenden Waſſer anſetzen und mit würklichen Eiszapfen untermenget ſind. Aus dieſer groſſen Höle kömmt man in eine kleinere, und hier iſt es, wo man eines der ſeltenſten Geſchöpfen antrift. Dieſe kleine Höle iſt ein Behältniß eines ſehr klaren Waſſers, welches einen kleinen Teich von 12 Fuß breit und 30 Fuß tief formiret. Es iſt Meerwaſſer, welches daſelbſt bey ſcharffem Winde gefrieret. Nachdem es wieder aufgethauet, findet man es an dem Bord ſtärker geſalzen, als vorher, in der Mitte aber iſt es ziemlich ſüſſe, weil es von einer Oeffnung des Gewölbes herunter tropfet. In der Mitte des Waſſers ſteiget ein Fels von dem Grunde herauf, der aber nicht über das Waſſer hinausreicht, ſondern davon immer bedecket bleibt. Dieſer Fels hat auf den Seiten viele Spalten und Sätze, davon die breiteſten nicht über 8 Zoll ſind. In dieſen Ritzen ſiehet man das ganze Jahr hindurch verſchiedene wohlſchattirte Blumen von verſchiedener Farbe, blas gelb, oder von der Farbe der verwelkten Blätter mit grün durchſprengt mit einer Einfaſſung von Couleur-Souci. Hier iſt alſo aller Anſchein einer Blume, dieſe Blume iſt aber in der That ein Thier. Hr. Hugues griff darnach, aber wie ſehr war er verwundert, da er dieſe Blume von ſeinem Angriff wegfliehen ſah. Sie zog ſich zuſammen wie eine Schnecke in ihrer Muſchel und kroch in den Felſen hinein. Er glaubte anfangs, daß es eine Pflanze von der Art des Fühlkrauts (Senſitiva) ſey. Sie kam wieder heraus, zog ſich noch einmal ein und kam zum andern mal heraus. Dies alles geſchah in 4 Minuten. Andre ſolcher Blumen ſah er eine wellenförmige Bewegung machen, und auf alle Seiten Faden ausſtrecken, als wenn ſie damit um ſich greiffen und etwa einen Raub nehmen wollten. Bisweilen wird das Waſſer trübe und alsdenn wird der Fels, wo er am glatteſten iſt mit kleinen Blaſen bedeckt, unter welchen ſich ſolche Blumen finden, die aber kleiner ſind und deren Stamm nicht über einen Zoll lang iſt. Dieſe bewegen ſich nicht ſo geſchwinde, und Hr. Hugues hat einige davon erhaſchen können. Sie lieſſen ihn in der Hand eine ordentliche Wurmförmige Bewegung fühlen.

Es dünkt uns aus dieſer Beſchreibung klar zu ſeyn, daß dieſes eine Art Meersterne ſeyn muß. Was die Schattirung dieſer Thierblume anbelangt, ſo bemerken wir, daß man an dem Leibe einiger Muſcheln auch etwas dergleichen wahrnehmen kann, daher auch dieſes nichts auſſerordentliches iſt.

Gotha. Oden und Lieder, geſammlet von Chriſtoph Euſeb. Suppius. 1749. 1 Alphab.

Weil die Oden ſehr lang ſind, ſo wollen wir denen Leſern, die aus etlichen Zeilen die Denkungsart eines Dichters errathen, lauter Anfänge verſprechen. Wir nehmen ſie aus dem dritten Buch, welches die moraliſchen Stücke in ſich hält:

Mein Stübche friert, das Holz iſt theuer,
Ich habe keinen Kreutzer Geld ꝛc.
Mein Beutel iſt ſehr ſchlecht beſtellt,
Sein leerer Magen brummt und bellt ꝛc.
Der Krieg führt lauter ſchlimme Streiche,
Die man auch in der Ferne fühlt,
Manch Mutterkind macht er zur Leiche ꝛc.
Edler Saft, dich ſoll ich miſſen,
Bohnentranck, du wirſt mir nun
Auf wie lange Zeit entriſſen ꝛc.
Komm doch einmal mit lachendem Geſichte
Frau Göttin! wer du biſt, die auf der Kugel ſteht ꝛc.
Fort, Hunger, komm, wir wollen eſſen,
Mein Tiſch iſt allbereit gedeckt ꝛc.
Waſſer hab ich nur von nöthen
Hört ihrs! heiſſes brennt mir ꝛc.

Unſre Leſer können dennoch glauben, daß wir nicht die beſten Anfangszeilen ausgeſucht haben, ſondern daß die übrigen Eingänge noch einige Grade beſſer ſind. Das Gedicht der Inſelsberg, wodurch der Verfaſſer vor etlichen Jahren eine gute Erwartung von ſich gemacht hatte, iſt nicht in dieſer Sammlung, und gehört auch nicht hinein.

Halle. Syſtema elementare univerſæ Juriſprudentiæ Naturalis, in uſum prælectionum adornatum à D. *Daniele Nettelbladt.* 1749. 8.

Gegenwärtiges Syſtem iſt ein Grundriß von allen natürlichen Rechten, die der Hr. Verf. dem poſitiven entgegenſetzet, z. E. vom Natur- und Völckerrechte, vom Geiſtlichen- Lehn- Staats-Rechte u. ſ. w. Der Hr. V. hat es aber lediglich nur für ſeine Zuhörer eingerichtet, um ſich in ſeinen Vorleſungen an einer gewiſſen Richtſchnur halten zu können. Wir finden hier nur Definitionen, kurtze Sätze und Eintheilungen; es iſt ein Gerippe, welches noch erſt mit Haut und Adern muß bekleidet werden. Solte man aber Anfängern nicht einen gröſſern Dienſt erweiſen, wenn man in den kleinen Abtheilungen und Zergliederungen einige Oekonomie gebrauchte? Eintheilungen ohne Maaß, Begriffe auf Begriffe gehäuft, verwirren ſie nothwendig. Will man es aber ja für Philoſophie halten, wenn man von allem Definitionen giebt und alles bis aufs kleinſte eintheilet: ſo müſſen die Begriffe nicht blos nur kurtz, ſondern auch deutlich ſeyn und die Sache in ihrem rechten Lichte ſehen laſſen; und die Abtheilungen müſſen nicht bloß willkührlich, ſondern natürlich ſeyn; die Dinge müſſen ſich in ihren Verſchiedenheiten gleichſam von ſelbſt trennen. Der Hr. V. theilet hier das natürliche theoretiſche Recht dreyfach ab, in das politiſche, geiſtliche- und Lehnrechte. Er ſagt: die Rechte und Pflichten ſo wohl derer, die auſſer der Republic leben, als auch der Unterthanen und des Oberherrn und der Völker, gehen entweder die Religion an, oder ſie betreffen die Lehne, oder keines von beyden. Wir müſſen uns Gewalt anthun, wenn wir dieſe Abtheilung natürlich und in der Sache ſelbſt gegründet finden wollen.

Dresden. D. Joh. Leonhard Hauſchilds Prüfung verſchiedener Rathſchläge zur Verbeſſerung der Juſtiz. 1749. 8.

Der erſte Rath, der hier zur Verbeſſerung der Juſtiz gegeben wird, iſt dieſer: Man ſchaffe unter Chriſten das gantze Land- und Leute-verderbende Proceßweſen ab und führe dagegen eine Gemeinſchaft des Vermögens und der Güter ein, wobey alle und jede in einem liebreichen, frommen und recht gottesfürchtigen Lebenswandel mit einander einhergehen können. Der letzte iſt: Man ſetze lauter fromme und gelehrte Richter, welche GOtt vor Augen und im Hertzen haben und nach ihrem beſten Wiſſen und Gewiſſen die vorkommenden Streitſachen ohne Weitläuftigkeit ſo fort entſcheiden und abthun.

Dieſe Nachrichten ſind alle Freytage, in Berlin, in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung und auf allen Poſt-Aemtern, zu bekommen.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 10. April 1750.

No. XV.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Paris.

Idée de la Poëſie Angloiſe, ou Traduction des meilleurs Poëtes Anglois, qui n'ont point encore paru dans notre langue, avec un jugement ſur leurs ouvrages & une comparaiſon de leurs Poëſies avec celles des Auteurs anciens & modernes par Mr. l'Abbé *Yart*. II. Tomes, 1749. In gr. Duod.

Der Ueberſetzer ſagt, die Engeländer hätten von den Alten und von den Franzoſen gelernt, es wäre billig ſie zu überſetzen und ſeine Nation wieder zu bereichern, die ſchon anfienge ſich ſelbſt auszuſchreiben und an Originalen arm zu werden. Die Vergleichung der Engeländiſchen Poeſien mit den Alten beſteht in einigen Parallelſtellen aus beyden. Die Einleitungen und Noten könten bisweilen wichtiger oder kürzer ſeyn.

Der Hr. Abt überſetzt in Proſa. Und dieſes iſt wohl gethan, auch ohne die Entſchuldigung, daß der Engeländer reimfreyer Vers der Franzöſiſchen Proſa ſehr gleiche. Warum ſoll der Engeländiſche Jambus der Proſa mehr gleichen, als der Griechiſche und Römiſche? Von Franzöſiſchen reimloſen Verſen wäre es vielleicht eher wahr. Der Franzöſiſche Vers hat nur eine ungefehre Scanſion, die nicht wiederum mit gleichen Sylben zurückkehret, er hat daher ein Endwort, welches gewiß wieder zurückkehret, und dieſes iſt der Reim. Aber ein Volck, bey dem die Verſification regelmäßiger iſt, bedarf dieſes einer ſolchen Behülfe?

Er wirft der Engliſchen Sprache vor, daß ſie, ſo wie die Lateiniſche, die natürliche Ordnung der Ideen verkehre. Allein die beſten Sprachlehrer der Franzoſen geſtehen, daß vielmehr die Franzöſiſche Sprache dieſen Fehler habe, und ſo unglücklich verbeſſert ſey, daß ſie ſich nicht genung nach der Reihe der Ideen, nach dem Affect oder nach der Harmonie abändern laſſe, wie es die lateiniſche thun kann.

Wir wollen uns zu den überſetzten Poeten ſelbſt wenden. Phillips macht den Anfang. Wir haben nichts von ihm [illegible] in ſeinem Leben, als die drey Gedichte: Pomona oder der Cider, die Schlacht bey Blenheim, und der blancke Schilling. Seine Genauigkeit ließ nicht zu, daß er ein Stück herausgab, ohne es vorher mit dem gröſſeſten Fleiß bearbeitet zu haben. Er dachte lange, ehe er ſchrieb, und wenn er ein Werk vollendet hatte, war er der lezte, der ihm Beyfall gab, ſo gut es auch war. Seine Gleichgültigkeit gegen das Glück verhinderte die Groſſen nicht, ihm die ſtärkſten Proben ihrer Freygebigkeit zu geben. Er unterſchied ſich durch eine Sanftmuth und eine liebenswehrte Beſcheidenheit, durch eine natürliche Güte, durch eine edle Grosmuth, durch eine beſtändige und ernſtliche Beobachtung ſeiner Grundſätze. Er hatte ſeine Tugenden nicht ſeiner guten Leibesbeſchaffenheit, ſondern ſeiner Seele zu dancken; ſo fuhr er fort bis ans Ende. Er ließ nicht die geringſte Unruhe oder das kleinſte Misvergnügen ſpüren, während langer Kranckheit. Er ſtarb zu Hereford An. 1708. im 32 Jahr. Er ward in der Cathedralkirche begraben, und Simon Harcourt, der Lord Kanzler von Engeland, ließ ihm zu Weſtmünſter ein Grabmal aufrichten neben dem Chaucer. Der unvergleichliche Thomſon nennt dieſen Philipps den ſcherzhaften Barden, der mit brittiſcher Freyheit, in reimenfeſſelten Verſen, den Durſt beſang. Sein Gedicht der Cider oder Pomona in zwey Büchern, iſt das erſte in dieſer Sammlung und fängt ſich alſo an:

„ Welch Erdreich die Aepfel lieben; welche Sorge man den Baumſchulen ſchuldig iſt, zu welcher Zeit man die Früchte preſſen ſoll, dein Geſchenck, o Pomona, unterſtehe ich mich zu ſingen, ich verwegener, in miltoniſchen Verſen.

Er ſchweift hier oft aus in das Lob einzelner Perſohnen, oder in die Geſchichte ſeines Volcks, und kommt zu ſeiner Materie wieder zurück, ohne weitere Verbindung, als daß er anfängt, wo er aufgehört hatte. Dieſe Freyheit gefällt uns, der Ueberſetzer iſt in ſeinen Noten dawider. Auch verändert derſelbe oft den Ausdruck des Poeten, weil er im Franzöſiſchen noch nicht gehört worden iſt. Uns dünkt, daß dieſe Zärtlichkeit den Poeten mehr ſchwächt, als verbeſſert. Doch iſt es gut, daß wir oft in den Noten die wörtliche Ueberſetzung finden. Eine Schönheit dieſes Gedichts iſt auch, daß der Dichter ein wenig Aberglauben mit hineinbringt, welcher dem Charackter eines Landmanns ſehr wohl anſteht, aber nicht dem Poeten Schuld gegeben werden muß. Der Schluß dieſes Buchs enthält eine lange Ausſchweifung in das Lob ſeines Landes, welche ſich alſo endigt:

„ Aber der andre Dichter, warum begnügte er ſich nicht die Poeſie mit ſeinem heiligen Feuer zu beſeelen? Warum glich er nicht dem Engel, den er beſang? Warum geſellete er ſich zu dem Haufen der Feinde des Vaterlandes, treulos, wie ſie, und unwehrt in ſeinem Elende beklagt werden. Ach! er hätte den Verluſt ſeiner Augen nicht bedauret; er ſtrebete ſie die erſten Strahlen des Tages zu ſehen, aber auf ewig verſchloſſen vor dem Licht Aurorens, bedeckt ſie eine finſtere Wolke. Doch meine Muſe enthält ſich, den Ruhm dieſes groſſen Dichters zu verdunckeln, er hat ſie ſingen gelehret; und ſie wird niemals, wie er, ihre Stimme bis zu den Himmeln erheben; die ſchwache Nachahmerin! ſie wird über die Ebenen und über die Thäler ſchweifen. Laßt ſie den Wohlgeruch unſerer blühenden Aecker athmen und die friſchen Lüfte unſrer angenehmen Ruheſtatt. „

Im zweyten Buch beſchreibt er die verſchiedenen Arten des Ciders, nebſt andern Getränken, und führt ſeine Materie durch alle vier Jahrszeiten hindurch. Er ſchließt hier gleichfals mit einer groſſen Geſchichte der alten und neuen engliſchen Monarchen und kommt glücklich wieder auf ſeine Abhandlung zurück:

„. . . Wir tragen das Schrecken unſerer Waffen über den groſſen Ocean bis zu den Enden der Erde, und kehren wieder, beladen mit arabiſchem Weyhrauch, mit Perlen aus Indien und mit dem Golde barbariſcher Nationen. Indeſſen unſer Landmann friedfertig das edle Korn einſammlet und die Früchte, welche der Ueberfluß aus ſeinem fruchtbaren Horne ſchüttet. Pomona ſchmückt den Herbſt mit lieblichen Früchten, Säfte durch eine glückliche Miſchung vollkommen gemacht, flieſſen in langen Strömen in unſere Gläſer und erfreuen unſere Bürger; indem ſie ſich geruhig unterhalten von der Raſerey und Verheerung womit Bellona die entlegenen Länder erfüllt. Die Ehre Britanniens breitet ſich über die ganze Welt aus; der Sieg folgt unſern Fahnen, und der eingebohrne Tranck meines Vaterlandes ſchmeichelt dem Geſchmack aller Menſchen und triumphieret über den Wein.“

Hierauf folgt das Gedicht über die Schlacht bey Blenheim. Der Ueberſetzer hat in den Noten dafür geſorgt, das Lob zu mäßigen, welches der Poet ſeinem Vaterlande giebt.

Das dritte Gedicht, der blancke Schilling, iſt kurz und beſchreibt die Klage eines armen Schluckers: „Glückſelig iſt der Mann, der fern von Sorgen und Proceſſen, in einem ſeidenen oder ledernen Beutel einen blancken Schilling verwahrt“ 2c. und ſchließt auf folgende poßierliche Art:

„Aber noch ein gröſſeres Leiden iſt übrig, meine weiten Beinkleider welche lange Zeit der Wuth des Winters und der alles verheerenden Kälte trotzten, ſind durch die Länge der Zeit abgenutzt. Was kann der Zeit widerſtehen! Sie ſind durch einen erſchrecklichen Spalt getrennt. Die Oſtwinde und die Winde vom Mittag und der toſende Nord, der das Meer Cronicus bedeckt, fahren alle zugleich in meine Hoſen und blaſen ſie auf durch ihren kalten Fieber-erregenden Hauch. So wie ein beladenes Schiff welches lange ohne Gefahr auf den Aegäiſchen oder Joniſchen Seen nahe beym Ufer Lilybäens ſchwimmet, bis daß es, kreutzend an den Ufern Siciliens, hinzieht, an den gefährlichen Felſen Scylla und Carybdis zu ſcheitern: es ſtößt auf eine von dieſen Klippen und prellet zurück. Die krachende Eiche erträgt den ſchrecklichen Stoß nicht, das Meer tritt in das Schiff, die gethürmten Wogen rollen mit Ungeſtüm in ſeine offene Seite; ſchon kann es nicht mehr der Wuth der Wellen widerſtehen, es wird bedeckt; Schrecken erfüllt das Schiffvolk, der Tod erſcheint in ihren Blicken, ſie lauffen nach allen Seiten, ſie werfen aus, ſie plumpen, ſie fluchen, ſie beten. Eitele Bemühungen! Die Wellen ſchlagen mit groſſem Tumult an das Laſt-Schiff, und, überſchwemmt von ihrem Schaume, ſinckt es in den bodenloſen Abgrund des Meers.“

Hierauf folgt: Philemon und Baucis von D. Schwift. Anſtatt Jupiters und Mercurs ſind hier ein Paar Heilige und die Handlung geht in der Grafſchaft Kent vor. Bey der Verwandlung ihres Hauſes in einen Tempel wird der alte Bratenwender ein Uhrwerck und hält ſich genau an den Schornſtein, der zum Kirchen-Thurm geworden iſt. Der groſſe Küchentopf wird zur Glocke, ihr Bette zu Kirchſtühlen, wo, nach alter Art, geſchlafen wird. Philemons Lehnſtuhl geht an der Wand in die Höhe, wie eine Schnecke, und wird zur Kanzel. Der alte Hirte bittet um die Prieſterſtelle und augenblicklich verwandelt ſich ſein Kleid, und er ſelbſt fängt an von Opfern und Zehenden zu reden. Seine Baucis bekommt ein ſchönes Kopfzeug mit Spitzen und läßt ſich Madame nennen ꝛc. Man ſieht wol zu welcher Abſicht Schwift ſich dieſe Fabel ausgeſucht hat. Er, der ſelbſt ein Dechant und Doctor der Theologie war glaubte das Recht zu haben, durch poßierliche Verſtellungen einige Stolzen ſeines Standes zu quälen, wohl wiſſend, daß die würklich groſſen Männer unveränderlich verehrungswürdig bleiben.

Von eben dem Autor folgen noch einige Satyriſche Einfälle und luſtige Nachahmungen als: Die Glückſeeligkeit eines Dorfpfarrers, Beſchreibung des Regenwetters in London, Beſchreibung des Morgens, Hiſtorie vom Antritt ſeines geiſtlichen Amts, Erzählung ſeines Umgangs.

Der zweyte Theil dieſer Ueberſetzungen enthält Lehrgedichte über Poeten und Poeſien, u. ſ. w. vom Herzog v. Buckingham, dem Grafen v. Rocheſter, Addiſon und der Frau von Wortbley Montaigu. Von Rocheſter leſen wir die berühmte Satyre über den Menſchen, welche dieſen widerſinnigen Eingang hat: „Ich bin einer von den unglücklichen Creaturen, die man Menſch nennt. Könte ich mich in ein Haus von Fleiſch und Blut einquartiren, ich wehlte den Leib eines Hundes oder Affen oder Bären viel lieber als das eitle Thier, das ſo ſtolz auf ſeine Vernunft iſt. Seine Sinnen ſind ihm zu ſchlecht, es hat ſich einen ſechſten erfunden, den fünf übrigen zu widerſprechen. Dem ſichern Inſtinct, zieht es ſeine Vernunft vor, die tauſendmal für einmal betrügt.“ Hierauf kommt ihm ein pedantiſcher Doctor in den Weg, dem er unter andern folgendes antwortet: „Meine Vernunft liebt mich, die eure haßt und betrügt euch. Wenn mich der Hunger treibt, befiehlt mir meine Vernunft zu eſſen. Die eurige ſpottet eurer Bedürfniſſe. Wenn eure Magen Nahrung heiſcht, antwortet eure Vernunft: Was iſt die Glocke? Laßt euch dieſes eure Zweifel erklären. Wenn ich die Vernunft verachte, ſo iſt es nicht die wahre, die eurige iſt es, Herr D. die ich verachte.“

Von eben demſelben, folgt die Beſchreibung eines Gaſtmals, dergleichen Horaz, Regnier und Boileau gemacht haben. Dieſe ganze Satyre iſt voll Witz und Character. — Von der Frau Worthley ſagt Rocheſter: „Redeten wir ohngefehr von den Sitten des Grosſultans, ſo war Milady erſtaunt, daß GOtt einen Menſchen ſchaffen könne, der viele Weiber zugleich liebe.“

Die dritte Satyre deſſelben über die Waſſer zu Tunbridge beſchreibt gleichfalls einen Hauffen Narren und Närrinnen ohne Orden und mit Orden, ſo daß der Poet am Ende ſagt: „Ich war ſo verwirrt, daß ich ein Menſch war, daß ich nicht auf das Pferd ſteigen konte, ohne zu erröthen. Denn dieſes Thier, welches ſeiner Natur gemäß handelt, ſchien mir weiſer als ich.“

Hierauf folgen einige Oden von Waller und Cowley, die fürtrefliche Stellen haben, aber auch oft zu lang und zu trocken werden. Cowley ſchickt eine ſeiner Oden mit Vergleichung eines Lyriſchen Dichters, welcher niemals die Materie erſchöpft, und eines Adlers: „So verzehrt der König der Vögel nicht ſeine ganze Beute, er begnügt ſich das reinſte Blut zu ſaugen: trotzig und ſtolz in ſeinem Hunger, verachtet er die überflüßige Nahrung, fleucht muthig auf ein neues Wild und läßt den Reſt der zerriſſenen Beute den Geyern und den Vögeln die er verachtet.“ Den Beſchluß

machen

werden einige Oden von dem fürtreflichen Prior und von Walſch, welchen Pope ſo ſehr erhebt. Nebſt allen dieſen überſetzten Poeſien bekommen wir einige Nachrichten von ihren Verfaſſern. Der Abt Yart verſpricht ſeine Arbeit fortzuſetzen. Wir danken ihm ſo wol wie ſeine Landesleute, wenn er fortfährt dergleichen auserleſene Poeſien bekannter zu machen. Würde ein Deutſcher ein gleiches Werck unternehmen, ſo wäre es für uns und für den Poeten ſelbſt noch vortheilhafter, denn vielleicht würde der Deutſche die Stärcke und Kühnheit des Engelländers nicht zur Unzeit ſchwächen dürfen, weil er keiner oft falſchen Zärtlichkeit ſeiner Nation zu ſchonen hätte.

ZÜRICH.

LIEDER. *CANTAMUS VACUI.* 1749. 1 Bogen in 8.

Dieſe Lieder ſcheinen die Nachleſe eines guten Dichters zu ſeyn. Wir wollen für unſre Leſer etliche ausſuchen:

Komm, Phillis, komm, und laſs uns küſſen,
Laſs uns die Freuden nicht vermiſſen,
Die uns, im Frühling unſrer Zeit,
Der Väter und der Mütter Neid,
Verbietet, ha! nicht ohne Lüſternheit.

Die Sonne geht am Abend nieder,
Und eilt und kommt am Morgen wieder;
Wir aber, wenn des Todes Macht
Uns einmahl in das Grab gebracht,
Wir ſchlafen dort, nur eine lange Nacht.

⁂ ⁂ ⁂

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt;
Die Räder am Wagen,
Entfliehn nicht ſo bald.

Wie Blitze verfliegen,
So ſind ſie dahin!
Ich will mich vergnügen,
So lang ich noch bin.

⁂ ⁂ ⁂

Wer kann ſich auf ſein Hertz verlaſſen?
Ja, ja, nun iſt mein freyer Sinn
Mein Spott, und meine Ruh dahin!
Wie muſs ich mich mit Sorgen quälen,
Wenn mir der Chloe Küſſe fehlen!
Wie muſs ich alle Schönen haſſen,
Nun ich ihr treuer Sclave bin!

So züchtiget Amor ſeine Spotter.
Laſs, Amor, laſs mein Herz in Ruh!
Dich du Tyrann, du Räuber du,
Dich, der die Freyheit mir geſtohlen;
Dich, Amor, mag der Hencker hohlen,
Dich, Venus, auch, und alle Götter,
Und meine Phillis ſelbſt dazu.

⁂ ⁂ ⁂

Das lezte leichtflatternde Gewand
Sanck; welch ein Blick! die artige Belinde
Ward um und um ein Spiel der ſanften Winde,
Wo ſie, wie Venus einſt auf Ida, ſtand.

Durch ihren Reiz, durch ihre zarte Hand,
Von der ich noch den ſanften Scherz empfinde,
Durch alles, was an ihr mein Auge fand,
Floß in mein Herz das ſüſſe Gift der Sünde.

Erſtaunt, entzückt, mir ſelber unbewuſt,
Bemächtigte ſich die Gewalt der Sinnen
Ach! allzubald der Tugend meiner Bruſt.

Du, der du ſagſt: Ich will den Sieg gewinnen;
Ach laß doch nie das ſüſſe Gift der Luſt,
Laß es doch nie nach deinen Herzen rinnen!

⁂

Hæc, et id genus omnia, diſſimulare, et occultare, poſſunt, profiteri et promulgare, ludentis eſt. Quippe naturæ vox, innocentiæ, ſilentium maleficio diſtribuitur. Apulejus.

Beſchluß der angeführten Stelle von Mylord Schäftesbury. Pag. 102. im XI. St.

In der Welt iſt alles verknüpft. Denn wie der Zweig mit dem Baum verknüpft iſt, ſo der Baum wieder unmittelbar mit der Erde, der Luft und dem Waſſer, dadurch er genähret wird. So wie ſich der fruchtbare Boden für den Baum ſchicket, wie ſich die ſtarken und geraden Stämme der Eiche und des Ulmbaums für ihre verwickelten Zweige ſchicken; ſo ſchicken ſich eben wieder die Blätter, Samen und Früchte dieſer Bäume für die mancherley Thiere: dieſe wieder für einander und für die Elemente, worinne ſie leben, und welchen ſie gewiſſer maſſen zugepaſſet und eingefüget ſind, als nämlich durch Flügel für die Luft, durch Floßfedern für das Waſſer, durch Füſſe für die Erde, und durch andere dazu übereinſtimmende innerliche Theile von einer noch ſonderbaren Einrichtung und Bildung. Wenn wir alſo alles auf Erden betrachten, ſo müſſen wir nothwendig alles in Einem betrachten, und wie es gleichſam an einem Stamme zuſammen hänget. Eben ſo auch in dem Syſtem der gröſſern Welt. Da zeiget ſich die wechſelhafte Abhänglichkeit der Dinge, die Beziehung des einen auf das andere: der Sonne auf dieſe bewohnte Erde, und der Erde und anderer Planeten auf die Sonne: die Ordnung, Einheit und Verknüpfung des Ganzen. Und Sie müſſen wiſſen, mein ſcharfſinniger Freund, wenn Sie auf die Art alles überſehen, ſo wird Sie das nöthigen, das allgemeine Syſtem und die zuſammenhangende Einrichtung der Dinge anzunehmen, als welches durch ſolche überflüßige Gründe feſtgeſetzet iſt, die da vermögend ſind, einen unparteyiſchen und rechtſchaffenen Beſchauer der Werke der Natur zu überzeugen. Denn kaum würde jemand, der dieſen allgemeinen Aufzug noch nicht recht überſehen hat, glauben, daß eine Verknüpfung darinne ſo augenſcheinlich könnte erwieſen werden, und zwar durch ſo viele und ſtarke Beyſpiele der wechſelhaften Übereinſtimmung und Beziehung der Dinge unter einander, von den niedrigſten Claſſen und Ordnungen an, bis zu den entfernteſten Sphären.

Wenn ſich nun in dieſem gewaltig groſſen Zuſammenhange ſolche Beziehungen der Theile aufeinander finden, die nicht leicht wahrzunehmen ſind; wenn dieſer Urſache wegen der Endzwek und Nuzen der Dinge ſich nicht allenthalben klar zeiget, ſo iſt das kein Wunder: weil es ſchlechterdings nicht anders ſeyn kan. Auch die höchſte Weisheit ſelbſt hat es nicht anders einrichten können. Denn ein Geiſt, der in einer ſo unendlichen Beziehung der Dinge aufeinander nicht unendlich ſiehet, der ſiehet nichts vollſtändig; und weil ein jedes beſonderes Stück ſich auf alles überhaupt beziehet, ſo kan ich in keinem Dinge eine rechte und vollkommene Beziehung erkennen, wo mir nicht die Welt vollkommen und überall bekannt iſt.

Eben dieß läſſet ſich bey einem zerſchnittenen Thier, bey einer Pflanze oder Blume beobachten, wo auch einer, der der Zergliederungskunſt und der Naturgeſchichte unkundig iſt, dennoch ſiehet, daß die mancherley Theile eine Beziehung auf das Ganze haben; denn das zeiget ſchon der bloſſe Augenſchein. Aber wer ſo viel Aufmerkſamkeit, wie Sie, mein Freund, in den Werken der Natur beweiſet, und zu der Kenntniß der lebendigen und wachſenden Welt gelanget iſt, der allein kan die richtige Beziehung aller dieſer Theile aufeinander, und ihre verſchiedenen Endzwecke völlig erklären.

Jedoch wo Sie Luſt haben, in dieſen Gedanken weiter zu gehen, und zu erwägen, wie ſehr wir nicht allein an dieſem bloſſen Anblick der Dinge ein Vergnügen empfinden, ſondern auch die offenbare Deutlichkeit darinne bewundern müſſen; ſo ſtellen Sie ſich nur einen Menſchen vor, der der Schiffart ganz und gar unkundig iſt, und nichts von der Natur der See oder des Waſſers weiß. Wie groß wird nicht ſein Erſtaunen ſeyn, indem er ſich bey einer Stille am Bord eines in der See vor Anker liegenden Fahrzeuges, und auſſer dem Geſicht des Landes befindet, wenn er daſelbſt die ſchweren Maſten feſt und unbeweglich mitten in dem tiefen Meer ſtehet, und ihre inwendige Einrichtung nebſt dem Tauwerk, Maſten und Segeln eben betrachtet. Wie leicht wird er ſehen, daß das Ganze ein einiger, regelmäßiger Bau iſt, und alles darinne von einander abhänget; wie leicht wird er den Gebrauch der untern Räume, der Zimmer und der Bequemlichkeiten für Menſchen und Waaren wahrnehmen! Aber würde er wol bey ſeiner Unwiſſenheit in allen obern Theilen, die Maſten und Taue für unnüz und kinderlich ausgeben, und aus dieſer Urſache den Bau tadeln und den Baumeiſter verachten? Nein, mein Freund, wir müſſen uns von unſerer Unwiſſenheit nicht ſo ſchädlich betrügen laſſen, ſondern erwägen, wo wir ſind, und in was für einer Welt. Bedenken Sie die mannigfaltigen Theile der weiten Maſchine, in welche wir ſo wenig Einſicht haben, und deren Endzwecke und Nuzen wir unmöglich erkennen können; ſintemal wir, an ſtatt der oberſten Flaggen, nur die unterſte Decke ſehen, und in dieſer finſtern Hütte des Fleiſches bloß in den tiefſten Raum und in den niedrigſten Ort des Schiffes eingeſperret ſind.

Da wir nun dieſen einförmigen zuſammenhangenden Bau einſehen, und ein allgemeines Syſtem zugeſtanden haben, ſo müſſen wir folglich auch einen allgemeinen Geiſt erkennen, welchen kein vernünftiger Menſch leugnen kan; es ſey denn, daß er durch die eingebildete Unordnung in dem Ganzen, als dem Siz deſſelben, dazu veranlaſſet wird. Denn kan man wol von einem Menſchen auf der Welt glauben, wenn er in einer entlegenen Wüſte von allen Menſchen abgeſondert wäre, und ein vollkommenes muſicaliſches Concert hörete, oder eine ordentliche Säule von regelmäßiger Baukunſt ſähe, die ſtuffenweiſe von der Erde nach allen ihren Ordnungen und Verhältniſſen in die Höhe ſteiget, daß er bey dem allen ſich einbilden ſollte, es finde ſich da keine Abſicht, keine geheime Quelle von Gedanken, kein thätiger Verſtand! Würde er deswegen, weil er keine Hand ſiehet, die Wirkung einer Hand läugnen, und glauben, daß die Einrichtung dieſer vollſtändigen Syſtemen, und ihre Verknüpfung zu einer richtigen Symmetrie und zuſammenſtimmenden Ordnung aus dem zufälligen Blaſen des Windes oder Treiben des Sandes entſtanden ſey?

Was ſollte denn unſere Betrachtung der Natur ſo verwirren, daß dabey die Einigkeit der Abſicht, und die von einem Verſtande herrührende Ordnung, die ſich ſo klar zu erkennen giebt, verſchwinden müſte? Alles, was wir ſehen können, am Himmel und auf der Erde, das zeiget augenſcheinlich Ordnung und Vollkommenheit; ſo daß ein Geiſt, wie der Ihrige, der mit Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit reichlich verſehen iſt, die edelſte Veranlaſſung zu Betrachtungen daraus nehmen kan. Alles iſt angenehm, liebenswürdig, erfreulich, auſſer in Abſicht auf den Menſchen und ſeine Umſtände, als worinne man eine Unrichtigkeit finden will. Hier erſcheinet Elend und Übel: hieraus entſpringet die Verderbung des guten Baues. Alles gehet auf die Art zu Grunde, und die ganze Ordnung der Welt, die ſonſt ſo feſt, vollſtändig und unveränderlich iſt, wird zerſtöret; und zwar bloß dadurch, wenn wir ſie ſo anſehen, daß wir alles auf uns ziehen; wenn wir den Vortheil des Ganzen dem Nutzen und Vortheil eines ſo kleinen Theils unterwürfig machen.

So weit der Graf Schäftesbury, den wir darum ſo weitläuftig angeführet haben, weil wir nicht hoffen konten, von dieſer Sache ſchöner zu ſprechen, als mit ſeinen eigenen Worten. Denen Leſern, die ſeine Sittenlehrer und ſeine Abhandlung von der Tugend noch nicht geleſen haben, müſſen wir bey dieſer Gelegenheit ſagen, daß ihnen noch zwey Meiſterſtücke unbekannt ſind. Sie werden hier ein Syſtem liebgewinnen, welches recht dazu gemacht iſt, einen Menſchen mit Freude über ſein Daſeyn und mit edlen Geſinnungen zu erfüllen. Der deutſchen Ueberſetzung kan man es anſehen, daß ihr Verfaſſer ſich mit dem Feuer ſeines Originals erhitzet hat.

Wir haben Nachricht, daß des Schäftesbury Brief über die Enthuſiaſterey bald in einer guten Ueberſetzung erſcheinen ſoll, und wünſchen daß ſeinen ſo genannten Miſcellaneen ein gleiches Recht widerfahren möge.

Dieſe Nachrichten ſind alle Freytage, in Berlin, in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung und auf allen Poſt-Aemtern, zu bekommen.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 17. April 1750.

No. XVI.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

London.

Unter Benennung dieſes Orts iſt (vermuthlich in Paris) herausgekommen: Nouvelle Theorie du Mouvement, ou l'on donne la Raiſon des Principes generaux de la Phyſique. 1 Alphab. in 8.

Die allgemeinen Eigenſchaften der Körper, dergleichen ſind, die Schwere, die Zuſammenhaltung, die Elaſticität, die Härte, Flüſſigkeit und dergl. aus den allgemeinen Geſetzen der Bewegung herleiten und deutlich erklären wollen, iſt kein geringes Unternehmen. Wer es glücklich ausführen wollte, der müßte gleichſam in das innerſte der Natur hineinſehen, und mehr Scharfſinnigkeit beſitzen, als alle Weltweiſe zuſammen genommen bis dahin gehabt haben. Der Verfaſſer der angezeigten Schrift iſt kühn genug, eine Sache, die bis dahin die vereinigten Kräfte der Menſchen überſtiegen, allein auf ſich zu nehmen, und er getrauet ſich zu, ſie ausgeführet zu haben. Er giebt uns hier eine neue Theorie von der Bewegung, aus welcher er zugleich die allgemeinen Eigenſchaften der Körper herleitet. Wir wollen verſuchen unſern Leſern einen Begriff von dieſer neuen Theorie zu geben, und das Urtheil darüber ihnen ſelbſt überlaſſen.

Der Verfaſſer giebt gleich Anfangs in der Vorerinnerung zu verſtehen, daß er in ſeinen Unterſuchungen den Maximen des Des-Cartes zu folgen pflege. Sein erſter Grundſatz iſt, daß uns die einfachen Ideen nicht betrügen können. In ſeinem Vortrag bedienet er ſich der Mathematiſchen Lehrart und fängt von den Erklärungen an. Die Krafft nennt er ein thätiges Vermögen, die Bewegung aber eine den Körpern mitgetheilte Krafft, die ſie abſondert, oder vermehret und die aus einem in den andern übergehet, wobey er anmerkt, daß man die Bewegung uneigentlich eine Krafft der Körper nennt, denn da die Körper blos paſſiv ſind, ſo haben ſie keine Krafft in ſich, als die ihnen von etwas, das auſſer ihnen iſt, gegeben werden. Er ſiehet alſo die Bewegung, als etwas von dem Körper ganz unterſchiedenes an, und ſiehet die Körper für die Maſchinen an, welche die Bewegung ſpielen macht, um alle erforderlichen

Würkungen in der Natur hervor zubringen. Dieſes zu zeigen iſt eigentlich der Hauptzweck ſeines Werks. Wir wollen zur Probe ſeiner Lehrart, den **erſten Satz mit dem Beweis** herſetzen.

Lehrſatz.

Der Grund (Principe) der Bewegung iſt immateriel.

Es wird hier angenommen, daß der Körper A, der in Bewegung geſetzt worden, den Körper B bewegen könne; und daß die Krafft, davon die Bewegung eine unmittelbare Würkung iſt, weder in A noch in B ihren Sitz hat. Dieſes muß man vorher einräumen. Nun ſage ich, daß die Krafft, davon die Bewegung eine unmittelbare Würckung iſt, als der Grund der Bewegung kann angeſehen werden; und daß weder die Materie noch irgend eine Eigenſchaft der Materie dieſer Grund ſeyn kann.

Beweis.

I. Theil. Was niemahl weder geſehen noch betaſtet werden kann, ſo fein man auch immer die Sinnen annehmen wolte, kann keine Materie ſeyn. (Hier beziehet er ſich auf eine vorhergemachte Anmerkung, daß die Materie, wenn ſie gleich aufhöret, ſichtbar und fühlbar zu ſeyn, dennoch die Eigenſchaften behalten muß, die wir an ihr ſehen und fühlen.) Alles was körperlich iſt, wenn es auch gleich für uns unſichtbar und unfühlbar iſt und bleibt, weil wir grobe Sinnen haben, könnte doch durch Sinnen, die nach dieſem Verhältniß fein wären, geſehen und betaſtet werden. Daher können wir uns doch immer ein Bild machen das uns einiger maſſen alles vorſtellt, was nicht von der Materie unterſchieden iſt. Wenn demnach der Grund der Bewegung materiel wäre, ſo könnten wir uns ein Bild von dieſem Grunde machen, welches doch unmöglich iſt. Wir ſtellen uns wol eine in Bewegung geſetzte Materie vor, die von einer andern, und dieſe wieder von einer andern bewegt worden, und ſo unendlich fort: Wir begreiffen wie eine Portion der Materie angelegt und gebildet ſeyn könne um die Bewegung mit mehr oder weniger Leichtigkeit zu empfangen oder mitzutheilen; allein es iſt unmöglich, daß irgend eine Verhältniß weder der Gröſſe, noch der Figur uns jemals den Grund der Bewegung vorſtelle. Alſo iſt die Materie dieſer Grund nicht.

II. Theil. Die Bewegung iſt der Materie nicht weſentlich, weil keine weſentliche Eigenſchaft ſich andern mittheilen läßt. Nun haben wir angenommen, daß die Krafft, davon die Bewegung die unmittelbare Würkung iſt, weder in dem Körper A noch B iſt; demnach iſt ſie ihnen mitgetheilet worden. Ueberdem iſt ein Modus nichts anders, als die modificirte Subſtanz ſelbſt: Wir haben aber geſehen, daß die Materie, auf alle erſinnliche Art modificirt, nicht kann die Urſache oder der unmittelbare Grund der Bewegung ſeyn. Alſo iſt dieſer Grund immateriel. W. Z. E. W.

Ueber dieſen wichtigen Satz macht der Verfaſſer verſchiedene nicht weniger wichtige Anmerkungen. Unter andern auch dieſe: Man wird mich fragen, ſagt er, ob ich begreiffe: ob GOtt ein immaterielles Principium der Würkung mit einem Theil der Materie verbunden um den andern zu bewegen, oder: ob ich mir viele in der Welt zerſtreut vorſtelle? Ich antworte: daß beydes möglich iſt ꝛc. Aber, wird man ferner ſagen, wie kann das, was nicht Materie iſt, die Materie bewegen? Beweiſen nicht die Metaphiſici, daß dieſes unmöglich iſt? Wenn dieſes wäre, ſagt er, wie viele ſichs einbilden, ſo müſte man mit dem Zeno ſagen, daß die Bewegung unmöglich ſey: denn eben dieſe Metaphyſici beweiſen auch, daß die Materie keiner Würkung fähig ſey.

Auf dieſen erſten Satz bauet nun der Verfaſſer ſeine ganze Theorie. Die Bewegung geſchiehet in einem Punkt, und breitet ſich nach allen möglichen Seiten aus, wenn nicht das bewegende Weſen ihm eine beſondere Richtung giebt. Sie treibet alſo die Theile der Materie auseinander, wenn aber von einem andern Principio eine Bewegung verurſachet wird, ſo kann es geſchehen, daß einige Direktionen dieſer lezten Bewegung denen von der erſten entgegen ſind. Daher leitet der Verf. den Zuſammenhang und die Trennung der Materie, wobey er annimmt, daß unendlich viel verſchiedene Principia der Bewegung, auf einmal würken. Die Materie an ſich kann der Bewegung nicht widerſtehen, der Widerſtand kömmt blos von einer entgegengeſezten Bewegung.

Um die Würkungen der Bewegungen deutlich zu erklären betrachtet der Verfaſſer vor allen Dingen die Bewegung in Punkten die er Atomen nennt. Wenn zwey Atomen mit gleicher Bewegung gegeneinander laufen, ſo bleiben ſie aneinander, dieſes geſchiehet auch wenn drey in drey gleichen Winckeln zuſammen ſtoſſen, und wenn viele in gleichen Winkeln aufeinander ſtoſſen, die in unendlich vielen Flächen liegen, ſo machen ſie einen runden Körper aus. Weil nun unendlich viel Punkte ſind woraus Bewegungen herkommen, ſo iſt die Kugelrunde die natürliche Figur der Körper. In dem Folgenden wird die Formation der Körper durch die Bewegung noch näher erkläret, und gezeiget in welchen Fällen ein feſter oder flüſſiger, ein harter oder weicher Körper und dergleichen entſtehet. Die Elaſticität erkläret er folgender Geſtalt. Die Theile des Elaſtiſchen Körpers widerſtehen der Krafft, die ſie von einander oder näher aneinander bringen will weniger, als die Theile des ganz harten Körpers, und mehr, als des weichen. Weil nun die Theile der Körper durch die Bewegung, wie ſchon erkläret worden, zuſammenhangen, ſo wird eine Krafft erfodert ſie weiter auseinander oder auch näher aneinander zu bringen. Daher iſt die Elaſtiſche Krafft nichts anders, als der Widerſtand, den die Theile thun, wenn eine fremde Krafft ſie aus der Lage, die ſie unter ſich haben, bringen will. Alle dieſe Sachen, werden in den 2. erſten Theilen erkläret.

In dem III. Theil unterſucht der Verf. zuerſt die Kräffte, welche man in den neuern Zeiten in der Naturlehre eingeführet hat, da insonderheit die vis inertiæ und die allgemeine Schwere erkläret werden. Von dieſer leztern heißt es: Jedermann iſt heute zu Tage für die allgemeine Schwere und alle Beobachtungen zeugen dafür. Man kann ſie alſo annehmen, zwar nicht als eine nothwendige Würkung der Bewegung überhaupt, ſondern als die ordentliche Würkung ſehr vieler würklichen Bewegungen, die in der Welt da ſind. Von der vi inertiæ aber leugnet er, daß ſie allgemein ſey, weil in dem vollkommenen Gleichgewicht gar keine da iſt, auch iſt ſeiner Meynung nach die Gegenwürkung der Würkung nicht immer gleich.

Er unterſteht ſich auch die Urſache der allgemeinen Schwere anzugeben, und meint, daß ſie von der Bewegung des Lichtes herkömmt. Seine Erklärung läßt ſich hier nicht ausführen. So gar die Anziehungskräffte des Eiſens und des Magnets folgen aus ſeinen Sätzen. Er leitet ſie daher, weil das Eiſen ſowohl als der Magnet einige Theile haben, die dichter ſind, als die Theile irgend einer andern Materie, ſo daß dieſe Anziehung nur ein höherer Grad der allgemeinen Anziehungskraft iſt. Und auf ſolche Art erkläret er alle Bewegungen, die wir in der Natur ſehen, und alles kommt zuletzt auf die Würkung der Lichtsſtrahlen heraus, welche nach dieſem Syſtem die Haupt-Reſſorts, oder Springfedern ſind, deren ſich die Natur zu allen Bewegungen bedienet.

Und alſo hat uns der Verfaſſer ein neues Syſtem der Phyſik gegeben, das vielleicht keinem andern was nachgiebt. Hat er die Wahrheit noch nicht getroffen, ſo kann man ihm hier mit Recht, das in magnis voluiſſe ſat eſt, zur Entſchuldigung in den Mund legen. Vermuthlich wird die vereinigte Kraft aller Menſchen niemahls hinreichen uns die wahre Beſchaffenheit der Natur zu lehren. Indeſſen muß man geſtehen, daß in dieſem Werk überall ſehr viel Kenntniß und Scharfſinn herrſcht.

Beſchluß über das Werk:
De l'Eſprit des Loix.

Es hat nur der Verf. der Voyage au Sejour des Ombres den Ausſpruch thun können, der Titel des Buchs, de l'Eſprit des Loix zeige von demjenigen, was darinn enthalten wäre, faſt nichts an. Was wir bisher angeführet haben, läßt uns den verſchiedenen Geiſt der Geſetze in Abſicht auf die verſchiedene Staatsverfaſſungen u. ſ. w. deutlich ſehen, und das übrige läßt uns ihn noch deutlicher wahrnehmen.

Die Völker, die unterm kalten Nord wohnen, können mit denjenigen die unterm brennenden Süd wohnen, unmöglich nach einerlei Geſetzen leben. Unterm Nord haben ſie Muth und Herzhaftigkeit; unterm Süd ſind ſie verzagt und furchtſam. Die nordiſchen Völker haben wenig Lebhaftigkeit; ihre Empfindungen ſind ſchwach und ihre Paßionen gedämpft: die unterm Süd wohnen haben zärtere Empfindungen und heftigere Leidenſchaften. Eine übergroße Hitze ſchlägt ihre Kräfte nieder und macht ſie träge. Nach dieſem verſchiedenen Charakter müſſen auch ihre Geſetze verſchieden ſeyn: Sie müſſen auf das Clima eine Beziehung haben. Die Weisheit des Geſetzgebers ſetzt den üblen Würkungen des Clima heilſame Geſetze entgegen. — Das Geſetz Mahomeds, welches das Wein trinken verbietet, ſchickt ſich für das Clima von Arabien ſehr wohl. — Da, wo der Wein dem Clima zu wider und folglich auch der Geſundheit ſchädlich iſt, wird die Ausſchweifung, die man darin begeht, weit härter beſtraft, als da, wo die Trunckenheit ſo gefährliche Folgen nicht hat. — Die Indianer ſetzen ihre Glückſeeligkeit in Ruhe und in Unthätigkeit. Ihre Geſetze ſolten alſo dem Prinzen nicht alle Ländereien zueignen und die Privatperſonen alles Eigenthums berauben. Die üblen Würkungen des Clima, die natürliche Trägheit wird dadurch nur noch mehr befördert. — Träge Nationen ſind ordentlicher Weiſe auch ſtolz und hochmüthig. Es wäre alſo gut, wenn man für denjenigen Landmann, der ſeine Felder am beſten beſtellen, oder, für denjenigen Künſtler, der es in ſeiner Kunſt am höchſten bringen würde, einen Preiß ausſetzte.

Die Geſetze einer Nation ſtehen auch mit der Natur und Beſchaffenheit des Erdreichs, das ſie bewohnen, in einem Verhältniſſe. — Die Unterwürfigkeit iſt von der guten Beſchaffenheit des Erdreichs eine natürliche Folge. Der Landmann, der von dem Volke den größten Theil ausmacht, iſt über ſeine Freiheit ſo eiferſüchtig nicht. Er hat mit ſeinen Geſchäften zu viel zu thun. Eine jede Regierungsart gilt ihm gleich, wenn man ihn nur in Ruhe läßt. — Die Freiheit herrſcht mehr in rauhen und bergigten Ländern, als in denen, welchen die Natur günſtiger geweſen iſt. — Die Völker auf den Inſuln ſind mehr zur Freyheit geneigt, als andere, die auf dem feſten Lande wohnen. -- Die Unfruchtbarkeit des Landes macht die Menſchen fleißig, mäßig, kriegeriſch und härtet ſie zur Arbeit aus: die Fruchtbarkeit im Gegentheil macht ſie weichlich und flößt ihnen eine allzugroſſe Liebe zum Leben ein. -- Auch müſſen die Geſetze nach der Art eingerichtet ſeyn, wie die Völcker ſich ihren Unterhalt erwerben. Ein Volk, das ſich der Handlung ergeben, hat ein gröſſeres Geſetzbuch vonnöthen, als ein anderes, das ſich begnüget, ſeine Felder zu beſtellen. Dieſes hat wiederum mehrerer Geſetze nöthig, als ein Volk, das von ſeinen Heerden lebet und für letzteres werden mehrere Geſetze erfodert, als für ein Volk, das von der Jagd lebet.

Von dem Verhältniſſe der Geſetze in Abſicht auf die Handlung hat der Verf. folgende Gedanken: Es iſt faſt eine allgemeine Regel: wo die Menſchen geſittet ſind, da iſt auch Handlung, und wo Handlung iſt, da ſind auch die Menſchen geſittet. -- Die natürliche Frucht der Handlung iſt Friede. Denn die Nationen, die mit einander Handlung treiben, machen ſich wechſelsweiſe eine von der andern abhängig und werden durch gegenſeitige Bedürfniſſe mit einander verknüpfet. -- Der Geiſt der Handlung bringet bey den Menſchen einen gewiſſen Hang zu einer genauen Gerechtigkeit hervor, die auf der einen Seite der offenbaren Ungerechtigkeit entgegenſtehet, auf der andern Seite aber jenen moraliſchen Tugenden welche uns lehren daß wir unſern eigenen Vortheil nicht mit der gröſten Strenge verfolgen, ſondern ihn oft dem Beſten anderer nachſetzen ſollen. -- Die Handlung hat auf die Verfaſſung des Staats eine gewiſſe Beziehung. Wo einer zu befehlen hat, da iſt ſie auf der Pracht und Ueppigkeit gegründet und ihr einziger Zweck iſt, der Nation alles zu verſchaffen, was ihren Stolz unterhalten und ihre Vergnügungen befördern kan. Wo viele herrſchen, da gründet ſie ſich ordentlicher Weiſe auf die Oeconomie. -- Die groſſen Unternehmungen in der Handlung ſchicken ſich für die monarchiſchen Staaten nicht, aber wol für die Republikaniſchen. Der Handelsmann glaubt hier wegen ſeines Eigenthums eine gröſſere Sicherheit zu haben: er unternimmt alles und weil er wegen des erworbenen geſichert iſt, ſo wagt er es nochmahls, damit er noch mehr gewinne. -- Wo Handlung iſt, da ſind auch Abgaben, ſowohl von den Waaren die hereingebracht als auch von denen, die ausgeführet werden. Dieſe Abgaben und die Handlung müſſen ſich aber einander nicht in den Weg kommen; und alsdenn genießt man in der Handlung einer Freyheit. -- Die Finanzen richten die Handlung zu Grunde, ſowohl durch ihre Ungerechtigkeiten und Vexationen als auch durch die unmäßigen Auflagen. Ohne aber hierauf zu ſehen, richten ſie ſolche noch mehr zu Grunde durch die Schwierigkeiten die ſie dem Kaufmann machen und durch die Formalitäten, die ſie von ihm fodern. -- Der Adel muß in den Monarchien keine Handlung führen; dis wäre dem Geiſt der Handlung zuwider: Noch weniger darf der Prinz ein Kaufmann ſeyn. Als **Theophilus** ein Schiff ſahe, welches Waaren führete, die ſeiner Gemahlin **Theodora** gehörten, ſo ließ er es verbrennen und ſagte: Ich bin ein Kayſer und ihr macht mich zu einem Schiffspatron, womit ſollen ſich die armen Leute nähren, wenn wir ihr Gewerb treiben wollen?

Was von dem Verhältniſſe der Geſetze in Abſicht auf die Religion geſagt wird, iſt ſehr unſchuldig, wenn es unter denjenigen Bedingungen verſtanden wird, die wir im Anfange bemerkt haben und unter welchen der Verf. es hat verſtanden wiſſen wollen. Wir wollen eine Stelle anführen und dem Leſer daraus urtheilen laſſen, wie gefährlich unſer Autor iſt. Er frägt, warum ein Staat nicht ſolte beſtehen können, der aus wahren Chriſten beſtünde, welches Bayle nicht zugeben wollen. Denn, ſagt er, dis würden Bürger ſeyn, die in ihren Pflichten ſehr erleuchtet wären und die in Erfüllung derſelben ſehr eifrig ſeyn würden; jemehr ſie der Religion ſchuldig zu ſeyn glauben würden, deſto mehr würden ſie ſich dem Vaterlande verpflichtet halten; die Grundſätze des Chriſtenthums, wenn ſie dem Herzen tief eingepräget wären, würden unendlich viel ſtärkere Triebfedern ſeyn, als jene falſche Ehre der Monarchien, jene natürlichen Tugenden der Republiken und jene Knechtiſche Furcht der deſpotiſchen Staaten.

Unſer Autor will einigen an vielen Orten zu weitläuftig ſcheinen. Wir hätten eher vermuthet, man würde ihm eine allzugroſſe Kürtze vorgeworffen haben. In der Anordnung des Ganzen würde es haben geſchehen können, wenn manche Theile an einem andern Orte wären angebracht worden, daß der Autor einige Vortheile dadurch gewonnen hätte. Sehen wir aber jede Stelle für ſich an, ſo hat er ohne undeutlich zu werden nichts abkürzen können. Seine Gedanken ſind gleichſam nur roh hingeworffen. Es ſcheinet nur eine Sammlung von den Charaktern, Geſetzen und Regierungsarten der Nationen zu ſeyn, welches erſt in einander gewebet und woraus ein vollſtändiges Syſtem hat zubereitet werden ſollen. Die ſtarcke Beleſenheit und die vielen Erfahrungen, die zu dieſem Wercke ſind erfodert worden, die groſſe Kenntniß von allen Wiſſenſchaften, Geſetzen und Regierungsverfaſſungen der Nationen, von der Beſchaffenheit ihres Landes, ihrem Clima und ihrer Religion und die vielen Reflexionen, die der Autor hierüber hat machen müſſen, dis hat ihm nicht Zeit gelaſſen, alle Theile künſtlich mit einander zu verbinden. Wer wird aber desfals ſagen, daß der Autor einen ſehr ſchönen Plan ſchlecht ausgeführet habe? Wir ſehen hier die Staatsverfaſſungen, Charaktere und Gebräuche aller Nationen und ihren Einfluß in die Geſetze und wie dieſe damit in einer Harmonie ſtehen. Ein mehreres hat der Autor nicht zeigen wollen.

Es wird hier nicht behauptet, daß die Einwohner des Türkiſchen Gebiethს nothwendig Mahomedaniſch ſeyn müſſen, ſondern, weil ſie deſpotiſch regieret ſeyn ſolten, ſo ſchicke ſich daher die Chriſtliche Religion für ſie nicht; denn dieſe mache die Prinzen menſchlich und ſey der deſpotiſchen Grauſamkeit gänzlich zuwider. Es wird hier nicht behauptet, daß in den Monarchien die wahre Tugend nicht die Triebfeder unſerer Handlungen ſeyn könne und müſſe; es heißt nur, es ſey ſchwer zu hoffen, daß ein ganzes Volk tugendhaft ſeyn ſolte, und die Geſchichte lehre es, daß in dieſer Staatsverfaſſung nie die Tugend das Principium geweſen ſey; die Ehre ſchmeichele unſern Paßionen und könne hier alles ausrichten. Der Autor iſt als ein politiſcher und philoſophiſcher Geſchichtſchreiber von den Geſetzen aller Nationen anzuſehen, der die Urſache, warum die Geſetze einer Nation auf dieſe oder jene Weiſe gebildet ſind, in ihrer Staatsverfaſſung, in der Religion, die ſie hat, in der Beſchaffenheit des Landes, das ſie beſitzet, in dem Clima, worin ſie wohnet, u. ſ. w. zu finden weiß. Kluge Geſetzgeber können hieraus lernen, wie ſie den Charakter ihrer Nation modificieren wie ſie die Gemüther der Unterthanen zu den Geſetzen vorbereiten, und den übeln Würkungen des Clima entgegen kommen können um dadurch eine glücklichere Harmonie zuwege zu bringen, als diejenige iſt, die ein ſchädliches Clima, eine fehlerhafte Staatsverfaſſung, ein verdorbener Charakter des Volcks mit unweiſen Geſetzen hat.

Görich.

Zürich.

Wernickens, ehemahligen Königl. Däniſchen Staatsraths und Reſidenten in Paris, Poetiſche Verſuche in Ueberſchriften, wie auch in Helden- und Schäfer-Gedichten. Bey David Geßner, Gebrüdere. 1749.

Dieſes iſt eine neue Auflage eines rar gewordenen Dichters, welcher ohnlängſt erſt aus der Vergeſſenheit gezogen ward, worinn er unbilliger Weiſe begraben lag. Wernicke iſt unſer einziger Martial. Wir finden bey beyden Blumen und Unkraut, denn beyde haben ein ſehr groſſes Feld beſäen wollen. Folgende Sinnſchriften mögen von ſeinem guten Witz ein Zeugniß geben:

Der Abſchnitt? gut. Der Vers? fleußt wohl. Der Reim geſchickt.
Die Wort? in Ordnung. Nichts, als der Verſtand verrückt.

* * *

Der mit der gantzen Welt ſich um die Herrſchaft ſchlug
Der wünſchte, nach ſich ſelbſt, Diogenes zu ſeyn:
Ein Faß war dieſem nicht zu klein,
Dem war an einer Welt nicht gnug.
O hätte ſeinen Wunſch das Schickſal ihm gewährt;
Ich wett' er hätte denn mehr als ein Faß begehrt!

* * *

Crax ſpricht, wenn ich ihn, unvermuht,
Bey einer ſchönen Thais finde,
Sein Amt hab ihn hieher gebracht,
Um ſie von ihrer ſchnöden Sünde
Durch ſeinen treuen Unterricht
Gewiſſenhaftig abzuſchrecken:
Er wärmt ſich an der Sonn und ſpricht,
Er ſchaue nur nach ihren Flecken.

Im zehnten Buch dieſer Ueberſchriften finden wir den Witz den der Verfaſſer aus den Geſchichten geſammlet hat. So ſolte man es machen, wenn man von Epigrammen einen Band ſchreiben will. Wir wollen auch hievon einige herſetzen:

Zwey Domherren ſchöpften friſche Luft
Und redeten im Gehn von ihrer Mädchen einer,
Ein Blinder hörte ſie, und ruft:
Wolwürdge Herrn! erbarmt euch meiner.
Wie kanſt du, Freund, daß wir der Kirchen angehn, wiſſen?
O, ſagt er, das kan ich aus euren Reden ſchlieſſen.

* * *

Ein Bauer nahm den Hut nicht ab
Als man dem Volck den Seegen gab.
Wie nun der Biſchoff dieſes ſchaute
Und mit der Kirchenbuß ihm draute,
Es ſagt er: iſt der Seegen gut,
So geht er wol durch meinen Hut.

* * *

Als einſt bey Tarsis geweyhtes Waſſer gab
An eine, die im Schleyer ihr Angeſicht verſteckte
So zog ſie ihren Handſchuh ab,
Der eine dürre Hand und ſchönen Demant deckte
Ich halte, ſagt er, mehr vom Demant, als der Hand
Und ich, ſprach ſie, ich gebe hier,
Ihn laſſend bey dem Ritterband
Den Helfter weit dem Maulthier für.

In den Noten finden wir einen ſcharfen Kunſtrichter, der die poetiſchen Leſer ſeiner Zeit hätte bilden können. Er tadelt ſeine jugendlichen Sinngedichte ſpöttiſch genug, und wir glauben daß er allen falſchen einen halbwahren Witz hätte verbeſſern können, wenn er nicht geglaubt hätte, ſein Buch wäre für ſeine Zeiten gut genug. Er begeht die Schalckheit, daß er in den Anmerkungen ſagt: Wenn ich ſich will geleſen werden, ſo muß ich zu weilen mit hincken. Hoffmannswaldau und Lohenſtein wurden damahls noch angebetet, Wernicke erkannte ihren ſchlechten Wehrt, er war aber ſo behutſam, daß er ihnen zuweilen Weyhrauch anzündete, um ſie hernach ungeſtraft zu tadeln. Poſtel und Hunold widerſetzten ſich ſeiner Critick, Hunold ward mit einem Paar Epigrammen für ſeine pöbelhafte Schmähſchrift, der thörichte Pritſchmeiſter, abgefertigt, Poſtel bekam ein kleines Lobgedicht Hans Sachs genannt, worinn er von dieſem poetiſchen Schuſter zum Nachfolger geſalbet wird. Es fängt an;

Was irrdiſch iſt vergeht, was menſchlich iſt nimmt ab
Und ein Monarche ſelbſt, fällt mit der Zeit ins Grab.
Dies mußt Hans Sachs gewahr, der lang in Deutſchland dichtete
Und nach der Füſſe Maaß viel Schuhe macht und verſchte.

Hans Sachs giebt ſeinem Nachfolger dieſes gute Zeugniß:

Mein Erbe zeigt allein mein Bild an ſeiner Stirne,
Und unzertheilte Dünſt' umnebeln ſein Gehirne,
Selbſt ſeine Amme ſahe in der Geburt ihn an;
Weiſſagt, und ſegnet ihn mit dieſem Wunſch: ſey dumm.

Aus der Sammlung critiſcher und geiſtvoller Schriften wird unſern Leſern dieſes Probeſtück von Wernickens gutem Geſchmack und ſtarcker Rache ſchon bekannt ſeyn.

Seine vier Schäfergedichte ſind auf zwey fürſtliche Todesfälle, eine Vermählung und eine Geburt gemacht, und zeigen, daß der Dichter die Denckungsart guter Schäfer vollkommen beſeſſen habe. Wir wollen aus den beyden beſten einige Stellen anführen.

Thirſis.

So naht die Zeit heran, die unſern Wunſch vollzieht,
Da jeder Schäfer wird willkommen Daphnis ſingen
Und ſie wird, wenn er kommt, den Frühling mit ſich bringen.

Menalkas.

Du ſchmeichelſt deinem Wunſch vergebens, Thirſis hör,
Der Frühling iſt vorbey und Daphnis lebt nicht mehr.
Ihn hat der Tod, weil er entfernt war von uns allen
Auf ſeine Jugend ſich verlaſſend, überfallen:
Nun liegt der treuſte Hirt in einem finſtern Grab
Und aller Schäfer Luſt, der ſüſſe Schäferſtab.

Thirſis.

Iſt unſer Daphnis todt? Denn gute Nacht ihr Wälder,
Ihr Thäler und Gebüſch, ihr Wieſen und ihr Felder,
Pales der Schäfer Gott, und Inhalt ihrer Schaft,
Nebſt der Wälder Reh, ihr ſüſſe Schalmeyſpiel!
Menalkas gute Nacht!

Menalkas.

Wie, Thirſis, willſt du ſcheiden,
Und ob ich dir, du mir, den Schmertzen lindern leiden
Daß Daphnis unbeklagt und ohne Lobſpruch ſey?
Es wartet auf dein Lied der ſüſſe Wiederſchall ꝛc.

Thirſis, ſagt in der Folge der Unterredung:

Menalkas geh und nimm der Gegend die Narciſſen,
Brich alle Roſen ab und pflück ein jedes Kraut,
Das man mit Wolluſt riecht, und mit Vergnügen ſchaut
Verunzier unſer Feld, und trag hernach die Beute
Mit ungeſchminktem Arm an unſers Daphnis Seite,
Erfüll hiemit ſein Grab, bis daß der Dunſt verſchwindt
Und man in ſeiner Bruſt den gantzen Frühling findt.

(Der Beſchluß folgt künftig.)

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 24. April 1750.

No. XVII.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Berlin.

Aug. Friedr. Wilh. Sacks vertheidigter Glaube der Chriſten. Siebentes Stück. Bey Haude und Spener. 1750.

Die Lehre der heiligen Schrift von dem Glauben an JEſum CHriſtum als den göttlichen Erlöſer der Menſchen wird in dieſem Stücke betrachtet. Zuerſt werden allgemeine Begriffe vorgelegt, welche uns die Offenbahrung überhaupt von der Perſon unſers Erlöſers und von derſelben eigentlichen Beſtimmung und Würde in dem ganzen Reiche GOttes giebt. Die angeführten Schriftſtellen lehren, erſtlich daß die Würde des Erlöſers nicht bloß auf das menſchliche Geſchlecht und deſſelben Erlöſung eingeſchränkt ſey, ſondern auf das unermeßliche Reich der ganzen Schöpfung ohne Ausnahme gehe: Zweytens daß es der Weisheit des Vaters über alles gefallen habe, Himmel und Erde durch dieſen ſeinen einigen Sohn zu regieren. Die Gegner würden ſich unnützliche Mühe geben, wenn ſie unterſuchen wolten, ob nicht die höchſte Macht GOttes die Welt auf eine andere Weiſe regieren könne: Denn die Frage iſt, ob es wider ſeine Vollkommenheiten ſtreite, daß er dieſelbe auf keine andere Weiſe, als durch eine Mittelsperſon regieren will. Können ſie dies nicht behaupten, ſo fallen alle ihre Einwürfe wider dieſen Artickel des Chriſtlichen Glaubens auf einmal weg. Es werden hiernächſt das Amt dieſer göttlichen Perſon in Anſehung des menſchlichen Geſchlechts und die göttlich großen Begebenheiten, welche dieſelbe insbeſondere zum Heil dieſer niedrigen Unterthanen des Reiches GOttes würcken und herbeyführen ſoll, mit eigenen Worten der heiligen Schrift beſchrieben. Der Inhalt aller zu dem Ende angeführten Stellen iſt dieſer, daß GOtt als der höchſte Herr und Richter in ſeinem ganzen Reiche, den Menſchen die zu ihrem Heil unentbehrliche Gnade der Vergebung der Sünden durch einen Mittler wolle angedeyen laſſen, und dieſem Mittler die Ausführung des ewigen Entwurfs der Erlöſung dieſes verführten und gefallenen Geſchlechts übergeben habe. Die Vernunft findet hier nichts, das im geringſten mit den Begriffen ſtritte, die ſie von den Vollkommenheiten des höchſten Weſens hat: ſie ſagt, daß GOtt freylich der höchſte Herr und Richter in ſeinem ganzen Reiche ſey und ein unumſchränktes Recht habe, darinn, Geſetze und Ordnungen zu ſtellen, wie es ſeiner Weisheit gefällt, und wann ſeine Güte den Verbrechern wider dieſe Geſetze vergeben will, er ſolches auf keine andere Weiſe thun werde, und auch nicht thun könne, als wie es eben dieſe ſeine Weisheit zur beſten Regierung der Welt am ſchicklichſten und beförderlichſten findet. Ueber das kann einem jeden ſein Gewiſſen und Herz ſagen, wenn er es aufrichtig fragen will, daß er der Gnade und Vergebung allerdings bedürfe, und nicht unſchuldig genug ſey, mit Zuverſicht zu GOtt zu nahen und ſich ſeiner Huld zugetröſten. In dieſem Zuſtande iſt uns die Nachricht von einem göttlichen Erlöſer, dem wir die Sache unſers ewigen Heils zuverſichtlich anbefehlen können die verlangenswürdigſte und erfreulichſte. Nun liefert uns die heil. Schrift (2. Betracht.) die ausdrücklichſten Erklärungen GOttes von ſeiner bereitwilligen Barmherzigkeit dem Menſchen die Gnade der Vergebung zu erweiſen. Der Vorzug dieſer Verſicherungen über die Muthmaſſungen der Vernunft, daß GOTT die Sünden vergeben wolle, wird gezeigt. Wir haben alſo GOttes eigene Zuſage, daß er unſere Buſſe zur Vergebung der Sünde annehmen wolle: wir bedürfen alſo zur Beruhigung unſeres Gewiſſen keines anderen Mittels, keines anderen Glaubens. Dieſes iſt der Gegner Einwurf. Sie nehmen in dieſer Sache an, daß eine ausdrückliche Erklärung GOttes nöthig ſey, und weigern doch alles anzunehmen was in den Erklärungen GOttes in der Offenbarung von dieſer Sache geſagt wird. In denſelben bezieht ſich die Verheiſſung von der Vergebung der Sünde auf eine andere ausdrückliche Veranſtaltung GOttes, nach welcher er ein Opfer der Verſöhnung für das menſchliche Geſchlecht verordnet hat. Uns iſt nicht erlaubt dieſe zwey göttlichen Erklärungen von einander zu trennen. Wir können aber die göttliche Verordnung an einen Mittler zu glauben mit Einſicht und Beruhigung annehmen, weil dadurch nicht allein für die Menſchen, ſondern auch für höhere verſtändige Weſen mehr gutes gewürket und die Vollkommenheiten GOttes in der ganzen Welt mehr verherrlichet werden, als wenn der Menſch nicht gefallen wäre oder auf eine andere Weiſe Gnade erlangt hätte. Damit die Gegner nicht ſagen können (3. Betracht.) dieſe Lehre ſcheine nur ſo im Ganzen betrachtet, vernünftig und zuſammenhangend, ſo ſetzet ſie der Herr Verfaſſer auseinander. Er unterſucht zuerſt den Urſprung der göttlichen Anordnung des ganzen Schickſals des Menſchen und findet aus etlichen klaren Stellen der Offenbarung folgendes: 1) Es iſt von Ewigkeit her der Vorſatz GOttes geweſen, das zu erſchaffende menſchliche Geſchlecht durch die Erlöſung eines Mittlers zu ſeiner eigentlichen Beſtimmung zu führen. 2) Die Ausführung dieſes Werks war demjenigen übergeben worden, durch welchen GOTT alle Dinge ſchuf, und welchen Er der geſchaffenen Geiſter-Welt mit dieſem Befehle vorſtellte: Es ſollen ihn alle Engel GOttes anbethen. 3) Die Engel erſtaunten über dieſen Vorſatz GOttes mit dem Menſchen, der ihnen nur überhaupt war bekannt gemachet worden, und brannten vor heiliger Begierde zu wiſſen, auf was vor Weiſe ihr Haupt dieſen Entwurf ausführen würde. 4) Dieſes in GOtt verborgen geweſene Geheimniß ſolte der Welt nach und nach immer klärer und durch das Evangelium am allerklärſten bekannt gemacht werden. Hier erſtaunt die Vernunft billig, da ihr ein Blick in die Rathſchlüſſe des Ewigen vergönnt wird. Engel und Menſchen werden bey den immer herrlichern Entwickelungen dieſes Geheimniſſes GOttes immer neue Urſachen der Bewunderung, der Anbethung und Freude finden und die ganze Schöpfung wird ihren Lobgeſang mit dem neuen Liede der erlöſeten Heiligen vereinigen. Die Vernunft findt nichts anſtößiges darin, daß GOTT nach ſeiner Weißheit gut findet dieſe oder jene Zeit zu wählen, wann und wie viel er von dieſen ſeinen Rathſchlüſſen der Welt bekannt machen will. Es war unter den Menſchen von alten Zeiten her, je nachdem es ihre Bedürfnis und der Grad ihrer Erkänntniß zuließ oder erforderte, eine Offenbarung des groſſen Geheimniſſens ihrer Erlöſung durch einen Mittler, würcklich vorhanden geweſen. Man macht hier den Einwurf, daß die Juden allein dieſen Troſt gehabt, die übrigen Völker aber dießfalls in Unwiſſenheit gelaſſen worden. Es wird darauf geantwortet: Hätte GOtt den Heyden das Geheimniß ſeines Willens von der Erlöſung gerade zu bekannt gemacht, ſo würde er gar nicht auf eine ihrer Erkänntniß gemäſſe Weiſe gehandelt, ſondern ihnen etwas geoffenbaret haben, davon ſie nicht den geringſten Gebrauch hätten machen können. Denn ihnen mangelte die Erkänntniß des einigen GOttes und Richters der Welt und die darauf ſich gründende Ehrfurcht: ſie erkannten, die unverbrüchliche Heiligkeit der göttlichen Geſetze nicht und hatten alſo kein Gefühl ihres tiefen Verderbens; und ohne dieſe Empfindungen konnten ſie die Nachricht von einer Erlöſung nicht verſtehen und gebührend annehmen. Man findet daß unter den Heyden einige geweſen, die eine richtigere Erkänntniß von GOtt und mehr Einſicht von ihrem eigenen verderbenen Zuſtande gehabt und dadurch mehr fähig geweſen wären, die Offenbarung eines Erlöſers anzunehmen. Was wir von Sokrates beym Plato leſen iſt ſehr merkwürdig: „Er erkannte die Nothwendigkeit einer von GOtt zuſendenden Perſon, um von der beſten Weiſe ihm zu dienen und zugefallen mit Gewißheit berichtet zu werden und iſt ganz bereit alles zu thun, was dieſelbe ihm vorſchreiben würde, damit er beſſer werden könne, als er von Natur ſey. „ Die Gemüthsbeſchaffenheit und Bereitwilligkeit ein Chriſt zu werden macht nach dem Urteil GOttes einen würklichen Chriſten. GOtt wird den Erdboden richten mit Gerechtigkeit und die Völker mit Recht. Endlich erſchien der Erlöſer der Welt zu der Zeit, welche die göttliche Weisheit vor die beſte und ſchicklichſte zu Erreichung ihrer Abſichten erkannt hat. Aus denen (4. Betracht) angeführten Stellen wird gelehrt, daß der Heiland auf eine ganz außerordentliche und übernatürliche Weiſe gebohren worden, und daß ſeine göttliche Natur mit einer Menſchlichen zu einer Perſon auf das allergenaueſte vereinigt ſey. Iſt es uns unbegreiflich, daß GOtt in dem Leibe einer Jungfrau eine menſchliche Natur bilde, ſo bedenke man ob die natürliche Zeugung der Menſchen weniger unbegreiflich ſey. Wer es ungereimt nennt, der denke nicht an die Erſchaffung des erſten Menſchen. Es war der göttlichen Weisheit gemäß und an ſich ſelbſt höchſtſchicklich geweſen, daß derjenige, welcher das neue Haupt des menſchlichen Geſchlechts zur Unſterblichkeit ſeyn ſollte, eben ſo wohl auf eine ihm allein eigene Weiſe in die Welt kam, als das erſte Haupt der Menſchen, von dem wir den Tod geerbt hatten. In der Vereinigung beyder Naturen in einer Perſon findet die Vernunft nichts anſtößiges. Die eigentliche Art und Weiſe dieſer Vereinigung verſtehen wir nicht, aber eben ſo wenig die Vereinigung der menſchlichen Seele mit dem Leibe. Die übertriebenen Vorſtellungen dieſer Sache muß man nicht auf die Rechnung der Schrift ſetzen, ſondern ſie bleiben auf der Rechnung der überregierten Einbildungskraft unerſchickter Ausleger zu ihrer Verantwortung ſtehen. Die Schrift lehret nur eine ganz genaue perſönliche unzertrennliche Vereinigung beyder Naturen in Chriſto, ohne alle Verwandlung der einen in die andere ohne alle Mittheilung oder Verwechſelung ihrer beyderſeitigen Eigenſchaften. Daraus fließet zwar die Herablaſſung des ewigen Sohnes GOttes, und die Erhöhung der Würdigkeit ſeiner angenommenen Menſchheit, dadurch ſie ein gültiges Söhnopfer für die Welt hat ſeyn können.

(Der Beſchluß folgt künftig.)

Edenburg.

Lettres ſur l'Eſprit de patriotiſme, ſur l'Idée d'un Roi patriote & ſur l'etat des partis lors de l'avenement du Roi George I. Traduit de l'Anglois. 1750. 8.

Gegenwärtige Briefe haben den Lord Bolinbrock zum Verfaſſer. Wir wären derſelben beraubt geblieben, wenn Pope, dem der Verfaſſer ſie anvertrauet hatte, verſchwiegen geweſen wäre.

Der erſte Brief handelt von dem Geiſt der patriotiſchen Geſinnung. Der Verf. ſagt, es hätte der Urheber der Natur von Zeit zu Zeit in die verſchiedenen Societäten eine ſehr geringe Anzahl groſſer Geiſter hingeſetzet, welche mit einem höhern Lichte begabet wären, als nach dem ordentlichen Laufe der Natur den übrigen Menſchen zu theil wird. Dieſe, welche faſt die ganze Vernunft des menſchlichen Geſchlechts in ſich einſchlöſſen, wären gebohren, die Menſchen zu unterrichten, zu leiten und zu erhalten; ſie wären ihre Vormünder und ihre Beſchützer. Wenn ſie ſich als ſolche bezeigten, ſo gäben ſie ein Exempel der höchſten Tugend und der wahren Religion und verdienten weit eher verewiget zu werden, als jener Schwarm der Anachoreten und Cönobiten, welche den Calender anfüllen und beſchimpfen. Wenn ſie aber ihre Talente misbrauchten, ſo widerſetzten ſie ſich, ſo viel an ihnen wäre, den Abſichten der Vorſehung und verwirrten gewiſſermaſſen das Syſtem der unendlichen Weisheit.

Sehen Sie, Mylord, heißt es hierauf, von den Palläſten der Könige bis zu den niedrigſten Hütten herunter, ſo finden Sie, daß die Menſchen gemacht ſind, die Luft dieſer Atmoſphäre einzuziehen, um dieſen Erdball herumzutreten und die Früchte der Erden zu verzehren. Wann ſie dieſe abgeſchmackte Rolle einige Jahre geſpielet und ihres gleichen hervorgebracht haben, ſo haben ſie gelebet. Haben ſie auf eine noch erträgliche Art die gewöhnlichen Lebenspflichten erfüllet, ſo haben ſie ihrer Beſtimmung ein Genüge geleiſtet. Sehen Sie aber, Mylord, auf ſich ſelbſt und dringen bis in das innerſte ihrer Seele, ſo ſehen Sie, daß es Menſchen von höherem Range giebt, die noch zu etwas gröſſerem und edlerem gebohren ſind. Dieſen iſt die Rolle, wovon ich rede, angewieſen worden. Menſchen von ſo hohen Talenten werden zwar oft Werkzeuge der göttlichen Rache und machen ihren Weg, den ſie nehmen durch Verwüſtung, Elend und Knechtſchaft kenntlich. Je mehr ſie ſich aber bemühen, den Staat zu zerſtören, deſto eifriger müſſen Leute von eben ſolchen Talenten, ſich beſtreben, ihn zu erhalten. Die Stütze einer guten Regierung, die Geiſſel der Tirannen und der Beſchützer der allgemeinen Freyheit zu ſeyn, dis iſt die höchſte Stufe, die ein Sterblicher beſteigen kan. Es iſt aber nicht genung, daß man dem groſſen Geiſt einen andern groſſen Geiſt entgegen ſetze: man muß auch gleiche Wirkſamkeit und Nachdruck im Ausführen beweiſen. Diejenigen, die den Staat zu verwüſten ſuchen, werden hiezu durch Herſchſucht und Geiz angetrieben und endlich bringet ſie die Furcht dahin, daß ſie alles wagen. Man muß ihnen alſo Geiſter entgegen ſetzen, die ihren Stolz, ihren Geiz, ja ſo gar ihre Raſereyen zu bändigen vermögend ſind. Es wäre in dieſen Umſtänden gleichgültig, ob man ſich ihnen nur ſchwach, oder, gar nicht widerſetzen wolte.

Von dieſen Grundſätzen macht der Verf. die Anwendung auf Engeland. Seine Urtheile ſind hart und können nur durch die Warheit entſchuldiget werden.

Hierauf ermuntert er ſeinen Correſpondenten, er ſolte ſich erinnern zu welcher Parthey er getreten, da er ſich in die Staatsgeſchäfte eingelaſſen: er habe es nicht mit einer Regierung zu thun, die bloß nur mangelhaft verwaltet würde, ſondern mit einer Regierung, die wider die Verfaſſung des Staats neue Grundſätze und widrige Gebräuche anführe und die Unterdrückung der Freiheit zum Zweck habe: er ſey es ſeinem Vaterlande, ſeiner Ehre und der Nachwelt ſchuldig, zu verhindern, daß die Regierung mit dem äuſſerlichen Schein der Freiheit nicht unumſchränkt werde.

Nachdem der Verf. aus dem Exempel des Demoſthenes und des Cicero gezeiget, wie ein Staatsredner eigentlich müſſe beſchaffen ſeyn, unterwirft er ſeine Idee von einem wahren Patrioten dem Urtheile ſeines Correſpondenten und beſchlieſſet dieſen Brief.

(Der Beſchluß folgt künftig)

Fortſetzung über Wernickens Gedichte.

In der zweyten Ecloge finden wir ſchöne Mahlereyen, dergleichen folgende iſt:

Mich dünckt, ich hör annoch das Jägerhorn erſchallen.
Es ſchlägt der Spürhund an, und von den Hügeln fallen
Die wohlgeſtreckten Wind'. Es hält den ſichern Lauf
Kein ungepflügtes Feld, kein ſumpficht Erdreich auf:
Der kaum berührte Grund ſchwindt unter ihren Füſſen,
Der Jäger läßt den Zaum dem leichten Pferde ſchieſſen,
Und legt den Schenckel an: es ſchnaubt der muntre Gaul,
Und feurig um das Aug, und ſchäumend um das Maul,
Theilt die verwirrte Luft, bis er den Platz beſtreichet
Wo Hector eben hat zuerſt das Thier erreichet.
Das umgeriſſne Wild liegt zappelnd in dem Grauß,
Beißt in den falſchen Sand und bläßt den Athem aus.

Ein ſchöner arcadiſcher Einfall in eben dieſem Gedicht iſt dieſer:

. . . Weint über ſeiner Leich.
. . . Geht, haut der höchſten Eich
Verwachſnen Stamm herum; und wenn der Gipfel zittert
Erſt zweifelnd wanckt hernach . .
Der ungeheure Fall das weite Feld erſchüttert,
So ruft mit lauter Stimm: auch ſo fiel Damon hin!
Auch ſo fiel Damon hin, wird dann der Wandrer ſagen,
Der im Vorbeygehn nicht darf nach der Deutung fragen
Es fiel der groſſe Baum, der jetzt mit ſeinem Stamm,
Noch lang ſo weit nicht reicht, als vor ſein Schatten kam.

Wernicke, dieſer fleißige Schüler der Alten, dieſer Kenner der beſten Schriften, die Engeland, Franckreich und Italien hervorbrachte, beſaß in alle Dichtungsarten Einſicht. Es gefiel aber ſeiner Gemächlichkeit, ſich nur in kurtzen Aufſchriften zu zeigen, welche dennoch einen ſelbſtdenckenden Philoſophen, einen klugen Weltmann, einen Kenner des menſchlichen Hertzens verrathen. Seine Epigrammen ſind nicht alle naiv und beiſſend, ſondern ſie ſind von ſo mannigfaltigem Witze, daß ſie den Leſer dadurch deſto weniger ermüden. Die meiſten ſagen eine wichtige Wahrheit in kurtzen wohl geordneten Worten, oder ſchildern den beſondern Charackter eines Thoren, und verdienen eben deswegen auswendig gelernt zu werden, damit man einen guten Gebrauch davon machen könne. Wernicke hatte ſich durch ſeinen Lehrer, den berühmten Morhof, bereden laſſen, der andre Martial zu werden, er brachte daher alles, was er zu ſagen hatte, in eine Sinnſchrift. Er lobte verdienſtvolle Leute und rächte ſich an der Falſchheit und dem Laſter. Die Verfaſſer moraliſcher Wochenblätter, die ſonſt aus dem Cicero und Virgil ein Motto nehmen, können hier zu ihren Abhandlungen recht angemeſſene Sprüche finden, oder wenn ſie lieber wollen, aus dieſen vielbedeutenden Sprüchen Abhandlungen verfertigen. Wir wollen unſern Leſern noch einige Sinnſchriften aufzeichnen: es bleiben ihnen viele gute Stücke ſelbſt zu finden übrig.

Daß wir die Mühſamkeit des Lebenslauffs erſetzen
Mit etwas Luſt, und uns unſchuldig einſt ergötzen,
Wird von Amynt gar hoch getadelt, von Amynt,
Der in Geſellſchaft nie ein Wort zu lachen findt
Freund, wozu dient der Selbſtbetrug?
Du biſt nur ehrbar, wir ſind klug.

* * *

Bey einem Lorbeerbaum ſah ich die Tugend ſtehen
Und beyd ohn anzuſehn das Volck vorüber gehen:
Grün, edles Paar, ſagt ich, obſchon
Man keinen ſieht die Ehr erzeigen:
Biſt du nicht dein ſelbſt eigner Lohn,
Krönſt du dich nicht mit eignen Zweigen.

Dank für Nichts zu Hofe.

Wenn dir ein Staatsmann viel verſpricht,
So zeige keinen Zweifel nicht
Und neige dich vor jeder Lügen;
Nimm an die Wort als eine Gab,
Und daß er nicht viel Mühe hab,
So hilf ihm ſelbſt dich zu betrügen:
So findſt du endlich in der That,
Daß der dir dient, der dir nicht ſchadt.

An einen Staatsklügling.

Du haſt nur Witz genug, dadurch verführt zu werden,
Du urtheilſt niemand nicht ſo leicht nach den Geberden,
Und ſtellſt in jedem Wort dir ein Geheimniß vor,
Klug in verwirrter Sach, in deutlicher, ein Thor:
So haſt du mir zwar lang im Fußſteig nachgeſetzt,
Im Landweg aber da verlohrſt du mich zuletzt.

* * *

Daß Thrax mit ſeinem Kleid und vielen Titeln prahlt
Wär nichts, hätt er nur das, und dieſe nicht, bezahlt.

* * *

Daß Frankreich uns pflegt zu verwunden
Durch Pulver, welches wir erfunden;
Daß es in Büchern uns verlacht;
Nachdem das Drucken wir erdacht,
Daß wir dort unſre Geld verſchwenden,
Mit dem es uns hernach beſticht;
Daß es durch unſre Länder bricht
Mit Pferden, die wir ihnen ſenden,
Geht eh in meinen Kopf hinein,
Als daß wir dort die Kraft verliehren,
Und ihre Weiber dort verführen,
Und unſrer Feinde Väter ſeyn.

* * *

Es rühmt ein reicher Abt ſich einmal über Tiſch,
Das Weinglas in der Hand, daß er mit manchem Fiſch,
Mit Auſtern, Smerlen, Stör, Karutzen, Karpen, Kreſſen,
Mit trocknem Lachs und Ahl, und mehr dergleichen Eſſen
Sich auf die Faſtenzeit, die nun nicht weit mehr wär,
Beſchicket, und die Küch im Kloſter wohl geſpicket.
Ich habe beſſer mich, ſagt einer, drauf geſchicket:
Womit, fragt ihn der Abt? Mit nichts, antwortet er.

* * *

Es kehrten Lieb und Tod, in einer Herberg ein
Und legten beyd verkehrt die Köcher und die Pfeile
Von ihren Seiten ab, ſie ſchlieſen, bis der Schein
Der Sonn im Süden war, ſo daß aus groſſer Eile
Beym Abzug keiner nicht ſein recht Gewehr bekam.
Wie nun bey jungen die, der ſich bey Alten übet,
Und jeder fremde Pfeil auf eignen Bogen nahm:
So ſtarb die Jugend ab, das Alter ward verliebet.

* * *

Meinſt du, Kleantes ſey dein Freund,
Daß er zu Hofe dich ſo hoch ſucht zu erheben,
Und ein ſo hohes Amt vor andern dir läßt geben,
Das über dein Vermögen ſcheint?
Ein Adler hebt darum die Schildkrött Himmel an,
Damit er ſie zerſchmettern kan.

* * *

Kein Wunder, daß Sever ſo ſtolz geworden iſt,
Daß er den Hut kaum rühret, wenn man ihn höflich grüßt:
Nachdem ſein Landes Fürſt, auf wiederholtes Flehen,
In ſeiner Rathsſtub ihn zum Schreiber eingeſetzt:
Er läßt viel Sittſamkeit in ſeiner Hoffart ſehen,
Und zeigt, daß er ſein Amt mehr, als ſich ſelber ſchätzt.

* * *

Magſt du, was meine Fehler ſind,
Von meinem Feinde gerne hören,
So laß auch meinen Freund dich lehren,
Was man bey mir vor Tugend find:
Spricht man dort übel ohne Maaß,
Und legt man hier zu viel mir zu,
So wehle du die Mittelſtraß,
Und denck, ich bin ein Menſch, wie du.

* * *

Weil ich mich dir vertraut, eh ich dich recht gekennet,
Und einen Heuchler Freund einfältiglich genennet,
So leid ich zweyfach jetzt: du machſt der Welt bekannt
Wie meine Heimlichkeit, ſo meinen Unverſtand.

* * *

Wenn über viel Geſchäfft Hofjunker, Spieler, Rath,
Fuchsſchwänzer und was ſonſt nach Hof in Kutſchen führet
Sich hundertmal des Tags beſchweret
So lach ich über ſie: dieweil ſie in der That
Sonſt nicht, und nur allein, wie in der Wieg ein Kind,
In der Bewegung ruhig ſind!

* * *

Wer nicht mit viel Beſcheidenheit
Markiret viel Geſchicklichkeit,
Wer nicht zuweilen kläglich fehlt,
Und vor die Erkäntniß Lieb erwehlt;
Der wird dem Spieler gleichgeſchätzt,
Der alles zieht, was man aufſetzt:
Wer ſtets gewinnt, dem ſetzt man wenig auf im Spiel,
Und der, der niemals nicht verliehrt, gewinnt nicht viel.

* * *

Die Lalage vertreibt mit Nichtsthun ihre Zeit,
Weil ſie das Nehen ſo, wie vieles Leſen, ſcheut;
Sie ſieht den Fingerhut für einen Harniſch an
Und weiß, daß Nadeln nichts als Stahl und Eiſen ſind;
So ſcheut ſie auch das Buch: dieweil ſie durch den Wind,
Den man im Blättern macht ſich leicht verkälten kan.

* * *

Als einmal Marcus ſchlummernd ſaß
Und in dem Buch der Weißheit las
Den Spruch: Wer einen Freund findt, findet einen Schatz;
So rief er: dieſen edlen Satz
Den wehl ich mir zum Lebensſpruch
Und ſchrieb ihn in ſein Tafelbuch.
Doch ich, indem er ſchrieb verſpürt,
Daß er durch Wein und Schlaf verführet,
Als dienten dieſe Wort in ſeinen Kram gemeint:
Er ſchrieb, wer einen Schatz findt, findet einen Freund.

* * *

Adolph beſchreibt ein Thier, das in den Wäldern wohnt
Und in der hohlen Eich, als ſeinem Neſte lebet;
Das um unwegſame Gebürge brummend ſchwebet
Und oft auch nicht das Blut des müden Pilgrims ſchont.
Merck aber, wie er dich durch falſchen Pracht betrügt:
Du denckſt, es ſey ein Löw, und es iſt eine Fliege.

* * *

Moraſt verſchiebet ſeine Sorgen
Und ſeine Vorſicht bis auf morgen,
Auf morgen, ſeine Reu und Buß
Und in Gefahr den letzten Schluß;
Auf morgen, Freunde ſich zu machen
Und, vor der Feinde Trug zu wachen,
Auf morgen, Fleiß und Emſigkeit,
Und iſt allein ein Narr für heut.

An den viel vermögenden Crinitus.

Du biſt, gleich wie das Glück, das dich erhoben, blind;
Denn du erhebſt, wie das, nur die, die Narren ſind.

Auf eine verlöſchte Grabſchrifft.

Nur ward durch dieſe Schrifft, die hier die Zeit zerſtöret,
Daß alles auf der Welt vergänglich ſey, gelehret;
Und nun man ſie nicht leſen kan,
So zeigt ſie es noch klährer an:
Kein gröſſer Zeugniß kan man haben;
Die Grabſchrifft ſelbſt liegt hier begraben.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 1. May 1750.

No. XVIII.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Berlin.

Memoires de l'Academie Royale des Sciences & Belles-Lettres, pour l'Année 1748. 4. Bey Haude und Spener.

Da die allgemeine Einrichtung dieſes Werks der Gelehrten Welt ſchon bekannt genug iſt, ſo wollen wir uns blos an den Inhalt dieſes vierten Theiles halten, und von den Schrifften einer jeden Claſſe insbeſondre handeln

Die Claſſe der Phyſik enthält 6 Aufſätze, deren jeder auch unſrer Leſer Aufmerkſamkeit verdienet. Der erſte iſt von dem Hrn. Hofrath Eller, über die Formation der Körper überhaupt und kan als eine Fortſetzung der Abhandlungen angeſehen werden, die eben dieſer Verfaſſer in den vorigen Theilen gegeben hat. Er ſucht hier, nicht aus metaphyſiſchen Gründen, ſondern aus untrüglichen Erfahrungen zu zeigen, daß das Waſſer, das Element iſt, welches den Urſtoff zu der Zuſammenſetzung der Körper, ſowol in dem Mineralreich, als in dem Pflanzen und Thierreich giebt. Wir haben unlängſt (in dem Anhange zum Monat März 131 S.) unſern Leſern den Verſuch des ältern van Helmont angeführt, der aus bloſſem Waſſer eine Weide von 169 Pfund aufgezogen. Der Hr. Hofrath Eller hat dergleichen Verſuche nicht blos nachgemacht, ſondern verbeſſert. In dem gemeinen Waſſer ſind ſehr viel irrdiſche Theile, und man könnte vermuthen, daß dieſe nur ſich an die Pflanze anlegen und den Stoff zum Holze geben. Er hat deswegen mit deſtillirtem Waſſer, dem alle irrdiſche Theile benommen worden, ſeine Pflanzen ernähret, und gefunden, daß das allerreinſte Waſſer die Pflanzen wachſen macht und alſo in eine wirkliche Erde verkehret wird: denn nachdem er Pflanzen, die blos in bemeldtem Waſſer gewachſen, wieder austrocknen laſſen, hernach zu Aſche verbrennet, erhielte er eine unveränderliche Erde, die nothwendig von den Theilen des Waſſers muß entſtanden ſeyn.

Da aber in den Pflanzen nicht nur die irdiſchen Theile, ſondern auch die ſo genannten eigenen Säfte ſind, Oele, Gummi und dergl. ſo fragt es ſich, woher dieſe kommen? Denn es ſcheinet nicht wol möglich, daß Oel aus

Waſſer entſtehen könne, das ihm ſo entgegengeſetzte Eigenſchaften hat. Der Hr. Verf. vermuthet, daß dieſe verbrennlichen Theile der Pflanze durch die Sonnenhitze in die Pflanzen kommen, welches er auch durch Verſuche wahrſcheinlich macht, in dem das reineſte Waſſer, wenn es in einem bedeckten Gefäſſe an die Sonne geſetzt wird, nach einiger Zeit etwas öhlichtes zeiget. Von den eigenen Säften der Pflanzen, die ihnen den Geſchmak und den Geruch, und überhaupt die Kräfte geben, lehret er, daß ſie durch die einſaugenden Gefäſſe der Blätter aus der Luft angezogen werden. Auch dieſes beweiſt er durch Verſuche. Er hat einen Zweig ſeiner Blätter beraubet, und hernach gefunden, daß dieſer Zweig unfruchtbar geweſen, da die andern getragen haben. Da nun der Sitz der ſo genannten eigenen Säfte hauptſächlich in der Frucht iſt, ſo iſt aus vorigem Verſuche zu ſchlieſſen, daß die Blätter dieſe Säfte aus der Luft anziehen, die ein allgemeines Magazin der ſalzigen Theile iſt.

Aus dieſen Verſuchen und Anmerkungen macht der Herr Verf. folgenden Schluß: Daß der Leib der Pflanze, das Holz oder der Stamm und was ſie ſonſt feſtes hat, von dem bloſſen Waſſer herkomme, das hingegen die Säfte, welche zur Fruchtbarkeit der Pflanze dienen, theils von den Sonnenſtrahlen, theils aus denen in der Luft ſich überall befindenden ſalzigen und geiſtigen Theilen, welche die Blätter einſaugen, herkomme und hernach in den Gefäſſen präpariret werden. Alsdann zeiget er kürzlich an, daß es mit den thieriſchen Leibern ohngefehr eine gleiche Bewandniß habe, und verſpricht in folgenden Unterſuchungen dieſe Theorie weiter zu beſtätigen.

Die zweyte Abhandlung iſt von Hr. Prof. Pott, der die ſogenannte Glasgalle, oder vielmehr Glasſchaum unterſucht. Dieſes iſt ein Salz, welches ſich in dem Glasofen, wenn die Materie in Fluß gebracht worden, wie ein Schaum oben anſetzet. Seine Unterſuchungen zeigen, daß der vornehmſte Theil davon mit dem Sale mirabili Glauberi übereinkommt, und alſo ſowol zu Chymiſchen Verſuchen, als in der Arzneykunſt an ſtatt des koſtbaren Glauberiſchen Salzes kan gebraucht werden. Es hat auch in den Künſten ſeinen vielfältigen Nutzen, in dem es anſtatt des Borax zum Löthen und überhaupt die Metalle in Fluß zu bringen, kan gebraucht werden: den Töpfern aber dienet es zur Glaſur.

Das dritte Stück iſt von Hrn. D. Lieberkühn, und handelt von den Mitteln die Struktur der Eingeweide zu entdecken. Diejenigen, welche die fürtreflichen Praeparata dieſes Mannes kennen, oder davon gehöret haben, werden ſich freuen, daß er ſo offenherzig ihnen hier die Art anzeiget, wie er ſie zu machen pfleget. Dieſes Stück leidet hier keinen kurzen Auszug.

Das vierte Stück enthält des Hrn. D. Gleditſchens Beobachtungen über die Märkiſchen Oſtrocolla. Dieſes iſt ein ſteinigtes Mineral, das ſich hier und da in dem dürren Sandboden der Mark und auch um Berlin herum in der Erde in Geſtalt der Baumwurzeln findet und noch von keinem Naturforſcher recht beſchrieben, vielweniger deſſen Urſprung entdecket werden. Man glaubte insgemein, es wär eine ſteinerne Pflanze, die in der Erde wächſt. Der Hr. V. giebt erſt eine umſtändliche Beſchreibung dieſes Minerals und der Oerter wo es gefunden wird, Hernach erzählt er die Umſtände, aus welchen unwiderſprechlich bewieſen wird, daß di Oſtrocolla eine würkliche Baumwurzel geweſen, die verfault, und an deren Stelle ſich eine ſteinigte Kalkerde angeſezt, welches die Oſtrocolla iſt. Statt aller andern Beweiſe kann dieſes dienen, daß er ein groſſes Stück gefunden, welches zum Theil noch die würkliche Subſtanz der Wurzel gehabt, die an einem noch grünenden Fichtenbaum geſeſſen, oben gegen den Stamm war die hölzerne Wurzel, welche tiefer unten würklicher Stein, oder Oſtrocolla war. Er hat einige Stücke davon der Academie vorgeleget, daß alſo die Sache gar keinen Zweifel mehr leidet.

Der Hr. Margraff hat eines dieſer Stücke chymiſch unterſucht. Die fünfte Abhandlung giebt von dieſer Unterſuchung Nachricht. Er fand daß die Oſtrocolla gröſtentheils aus würklichem Kalk beſtehet, der wie der ordentliche Kalk calcinirt werden kann, in welchem Umſtand er alsdenn auch vom Waſſer aufgelößt wird. Ferner enthält ſie feinen Sand und etwas von den Theilen der verfaulten Wurzel.

Die ſiebente Abhandlung iſt gleichfalls von Hrn D. Gleditſch, und enthält einige Muthmaſſungen über die kleinen durchſichtigen Spizen, die Micheli an den Lamellen der Erdſchwämme bemerket hat. Der Hr. Verf. vermuthet, daß dieſe Theile zur Erzeugung des Saamens weſentlich ſind, und hält ſie für eben ſolche Faſern dergleichen insgemein an dem ſogenannten Stigma des Piſtills ſind, welche dienen den männlichen Staub einzufangen und deſſen Aushauch nach dem Saamen Gehäuſe zu führen.

Beſchluß des Artickels über die Lettres ſur l'Eſprit de Patriotiſme.

In dem zweeten Briefe macht der Verf. einen Abriß von dem Charakter eines patriotiſch geſinnten Königes. Er befürchtet nicht, daß man ſeine Regeln für lächerlich und parador halten wird, weil er einem Könige nicht räth, wie er ſeine Macht erweitern und ein unumſchränkter Monarch werden ſoll, da ihn gleichwohl alle Umſtände dazu einladen. Machiavel ſelbſt iſt gezwungen worden, zu bekennen: die gröſte Ehre gebühre demjenigen Prinzen, der eine gute und freye Regimentsform anrichte, und derjenige, der für ſeine Ehre arbeite, ſolte wünſchen, daß er den Staat in Verwirrung antrafe, nicht, damit er ihn zu ſeinem völligen Untergange verhelfen, ſondern davon retten könte. Er iſt aber noch weit von dem wahren Grunde, der allein die guten Regenten bewegen muß, entfernet geblieben. Dieſer iſt die Liebe zu ſeinen Pflichten, die er nach einem Geſetze GOtt, und nach einem andern den Menſchen ſchuldig iſt. Und auf dis leztere gründet der Verf. ſein Syſtem. Die Freiheit iſt das gröſte Gut des Volks. Ein patriotiſch geſinnter König wird es daher für ſeine heiligſte Pflicht halten, dieſelbe zu behaupten und zu beſchüzen. Könige von ſchwachem Geiſte und verdorbenem Herzen bilden ſich ein, daß in einem freien Staat der König und das Volk zween Rivalen ſind; Sie ſehen die Geſeze, die ihren Unterthanen zur Sicherheit dienen, für Einſchränkungen ihrer Macht an. Ein patriotiſcher König aber wird die Einrichtung des Staats für ein Syſtem halten, welches aus verſchiedenen Theilen beſtehet, die weißlich gegeneinander abgemeſſen ſind und die durch ihre Harmonie die Vollkommenheit des Ganzen befördern. Die Rechte ſeines Volks werden ihm ein Eigenthum ſeyn, ſeine eigenen aber ihm nur zur Verwahrung anvertrauet ſcheinen.

Iſt die Ordnung des Staats verwirret worden, neiget ſich ſeine Freiheit wegen verdorbener Sitten zum Untergange, ſo wird er den Geiſt der freien Verfaſſung bald wieder erwecken; die Ordnung und die Geſtalt der Staatsverfaſſung wird in ihrer Vollkommenheit wieder hergeſtellet werden und wider eine willkührliche Macht eine Schuzwehre ſeyn, nicht aber eine Maske, worunter die Tyrannei ſich verbergen kan. Die Menſchen werden unter ihm aufhören, böſes zu thun und gutes thun lernen. Er wird ihre Paſionen auf die Seite der Freiheit und der guten Regierung lenken. Ein patriotiſcher König iſt eine Art von Wunder welches ſelten geſehen wird, und deſſen Erſcheinung die Herzen aller rechtſchaffen geſinnten mit Liebe erfüllt, in dem Gewiſſen derer aber, die ſich ſchuldig wiſſen, Schrecken und Verwirrung anrichtet und ihnen Unterwürfigkeit und Reſpect einflößt. — Weil mit dem Königlichen Mantel nicht zugleich auch der Geiſt der patriotiſchen Geſinnung auf einen andern König kömmt, ſo wird ein patriotiſcher König daher beſliſſen ſeyn, daß er ein gutes Regiment einführe, den Geiſt einer löblichen Regierung erwecke und ihn, ſo lange er regieret, verſtärcke.

Nach dieſen allgemeinen Anmerkungen wendet ſich der Verf. zu einigen beſondern Maximen, die ein patriotiſch geſinnter König beobachten muß. Er muß nemlich, ſobald er die Regierung antritt, wirklich auch zu regieren anfangen. Er muß ſeine erſte Sorgfalt ſeyn laſſen, den Hof zu verbeſſern und Leute in ſeinen Rath zu nehmen, die ſeinen Grundſätzen gemäß handeln. Alle dieſe niederträchtig geſinnten, die einem jeden ihre Gunſt feil biethen, dieſe Blutigel, die das Land ausſaugen, dieſe Menge von Verläumdern, Schmeichlern und Paraſiten, muß ſamt ihren Miniſtern, die ſie beſchützen, verjaget werden.

Es iſt dem Charakter eines patriotiſchen Königes weſentlich, er muß ſich mit keiner Parthey vermählen. Weit entfernt, Spaltungen zu erwecken oder zu unterhalten, ſucht er als das Haupt des ganzen Volks alle Glieder durch einen gemeinſchaftlichen Vortheil zu vereinigen und mit einem Geiſte zu beleben. Er weiß zwar, daß ſeine Abſichten gerecht, und die Grundſätze ſeiner Regierung gut ſind: Er weiß aber auch, daß weder er, noch ſeine Miniſter untrieglich ſind. Es können Misbräuche und Fehler in der Regierung begangen werden; Er kan ſträflich ſeyn in ſeinen Miniſtern, auf die er nicht genug acht gehabt hat. Er wird es aber nicht gleich für einen Aufruhr anſehen, wenn die Unterthanen alsdenn murren, ſondern die Stimme des Volks leicht von dem Geſchrey der Faktionen unterſcheiden. Er wird das geſchehene Unrecht wieder gut machen, ſeine Fehler ändern und ſeine Miniſter beſſern oder ſtrafen.

Ein patriotiſch geſinnter König muß die wahren Vortheile ſeiner Nation, die ihr entweder die Lage des Landes, der Charakter des Volks, die Regierungsart und das Clima gewähret, ausſtudieren und ſich ſolche aufs beſte zu nutze machen. — Ein vollkommener Prinz muß ſowohl öffentlich, als insgeheim einen anſtändigen Charakter behaupten. Als König muß er niemahls vergeſſen, daß er ein Menſch iſt und als Menſch ſich erinnern, daß er König iſt. — In der Wahl ſeiner Freunde iſt er eben ſo ſorgfältig, als in der Wahl ſeiner Miniſter. Wie er dieſen die Staatsgeſchäfte anvertrauet, ſo vertrauet er jenen ſeinen Charakter an. — Ein Prinz von dieſer Bildung läßt ſeinen Unterthanen keinen andern Wunſch übrig, als allein dieſen, daß er unſterblich ſeyn möge.

Dergleichen Züge finden wir bey dem Verf. zerſtreuet. Er hat von ſeinen Regeln ſogleich auch die Anwendung auf ſeine Nation beygebracht. Er zeigt ſich als einen ſcharfdenkenden Philoſophen und als einen erfahrnen Staatsmann. Er urtheilet frey, als einer, der nicht nöthig hat, daß er jemandes ſchone.

Von dem Urſprunge der Könige leſen wir im Anfange dieſes Briefes: „Die Begriffe „von der göttlichen Einſetzung der Könige „und von ihrer unumſchränkten Macht ha-

„ben

„ den ihren Urſprung von einem alten Bündniſſe
„ zwiſchen der geiſtlichen und bürgerlichen
„ Politik. Die Charaktere der Könige
„ und der Prieſter ſind oft in einer Perſon
„ vereiniget geweſen. Da ſie ſich getrennet,
„ haben die Könige gefunden, daß ſie ihre
„ Macht der Herrſchaft der Prieſter, die ſie
„ ſich über das Gewiſſen der Menſchen angemaſſet,
„ zu danken hätten, und die Prieſter
„ haben ihrer Seits aus der Erfahrung gelernet,
„ daß ſie ihren Rang, ihren Reichthum
„ und ihre Macht, nicht beſſer erhalten
„ könten, als wann ſie den Königen einen
„ gleichen Anſpruch und göttliches Recht zulieſſen.
„ Können wir es aber auch nicht auf einer beſſern Seite anſehen, und ſagen, daß die Völker es zu ihrer Ruhe und Erhaltung nöthig gefunden haben, Richter zu ſetzen, um ihre Streitigkeiten zu endſcheiden, Beſchützer, um ſie wieder ihre Feinde in dem Beſitz ihrer Güther zu erhalten und Oberherren um alle ihre Privatvortheile in einem allgemeinen Nutzen zu vereinigen?

Der dritte Brief gründet ſich ganz auf die Geſchichte und zwar auf ſolche, die auch in den vorigen Briefen zu wiſſen nöthig ſind und über manche Stellen ein Licht ausſtreuen. Der Verf. will es weder auf die Königin Anna, noch auf ihre Miniſter kommen laſſen, daß ſie ein Project gemacht, das Hauß Hannover von der Krone auszuſchlieſſen und den Prätendenten auf den Thron zu erheben. Woher rühret aber der ſtarke Verdacht und woher kömmt das groſſe Geſchrey, das man desfalls erhoben? Dis beantwortet der Verfaſſer, und zeiget, daß die wunderliche Aufführung eines Premierminiſter, die Verſicherungen bey den Friedens-Unterhandlungen und die Kunſtgriffe der einen Parthey lediglich hieran ſchuld geweſen wären.

Beſchluß des ſiebenten Stücks von dem vertheidigten Glauben der Chriſten.

Die Läſterung wider das Evangelium, als ob es lehrte, daß GOtt, der die Liebe iſt, einen ſolchen Zorn und Rache wider die Menſchen gehabt habe, daß er nicht eher habe können beſänftiget werden, bis er dieſen Zorn durch den grauſamſten Tod eines Unſchuldigen geſtillet und ſeine Rache in deſſelben Blut gleichſam abgekühlet, dieſe Verläumdung des Glaubens wird zu Schanden gemacht, (5. Betracht.) und aus deutlichen Schriftſtellen gezeigt, daß die Sendung und der Tod JEſu Chriſti eine Folge der ewigen urſprünglichen Erbarmung und Liebe GOttes gegen uns arme Menſchen geweſen, nicht aber, daß dieſe Liebe GOttes erſt eine Folge von dem Tode unſers Mittlers geworden ſey? Haben ſich auch hierinn einige Lehrer, um den Zorn GOttes wider die Sünde ihrer Meinung nach in ſeiner ganzen Gröſſe vorzuſtellen und ſtärkere Redner zu ſeyn als der Heil. Geiſt, unſchicklich ausgedrückt, ſo ſchreibe man das auf ihre Rechnung und verläumde die H. Schrift nicht. Ferner, daß der der ewige GOtt für die Menſchen ſich habe creutzigen laſſen und am Creutz geſtorben ſey, dieſes ſagt die Schrift mit keinem Worte. Sie lehrt, daß derjenige für uns gelitten habe in ſeiner angenommenen Menſchheit, der zugleich nach ſeiner ewigen Natur eine göttliche Perſon war, nach welcher göttlichen Natur derſelbe unſterblich blieb. Der Naturaliſt (6 Betr.) findet es eine bedenkliche Sache, die zur Verkleinerung der Gütigkeit des höchſten Weſens gereiche, daß er deſſelben Verſöhnung durch ein blutiges Opfer annehmen ſolle, da er auf Reue und Beſſerung von der bloſſen Gütigkeit deſſelben, ohne Marter und Tod eines Mittlers, Vergebung hoffen könne. Dieſem giebt der Hr. Verf. drey Stücke zu überlegen: 1) Ob es denn ſo ganz ausgemacht ſey, daß die bloſſe Vernunft hinlängliche Hofnung der Vergebung der Sünden erzeuge, und die ſtarken Gegengründe völlig hebe, welche ſie ſelber in der unveränderlichen Gerechtigkeit und in den kaum aufzuhebenden böſen Folgen der Sünde findet. 2) Wenn man ſich die Lehre von der Erlöſung nach dem Evangelio vorſtellt, daß die vorhergegangene ewige Menſchenliebe GOttes dieſe Erlöſung durch den Todt eines Mittlers aus Urſachen der höchſten Weisheit ſelber veranſtaltet habe, ſo wird die Gütigkeit GOttes dadurch nicht verkleinert, ſonder verherrlichet. 3) Es kömmt in dieſer Sache nicht darauf an, was wir kurzſichtige Menſchen darin vor ſchicklich halten, ſondern, was GOtt in ſeinem ganzen Reiche nach ſeiner unendlichen Weisheit und Güte vor ſchicklich und gut findet. Noch ein Einwurf: GOtt kann ohnmöglich, vermöge ſeiner Gerechtigkeit, einen Unſchuldigen anſtatt des Schuldigen ſtrafen. Wann der Unſchuldige ſich für die Schuldigen freywillig darſtellet, über ſein Leben Recht hat, und GOtt ſeine freywillige Aufopferung mit herrlichen Vergeltungen krönet, welches eben die Beſchaffenheit unſers Mittlers war, ſo kan GOtt auch nach der allerſtrengſten Gerechtigkeit es thun. Die tröſtliche Verſieglung der Lehre CHriſti mit ſeinem Blute und das Exempel der Religion und Tugend, waren nicht die einigen Abſichten und Würkungen ſeines Leidens und Todes, wie einige ſagen: man müßte der ganzen Lehre des Evangelii und den ausdrücklichſten Stellen der Schrift den unnatürlichſten Zwang anthun, wenn man dieſes behaupten wollte. Von den Beſtimmungen des Todes JEſu giebt uns die Schrift folgende Erklärungen: (7. Betracht.) 1) CHriſtus hat ſich für uns, als ein wahres und vollkommenes Opfer, nicht nur bloß uns zum Nutzen, ſondern an unſerer Statt dem göttlichen Gerichte dargeſtellet, in dem Sinne wie man von den Opfern des A. T. redet. 2) Durch dieſes Opfer werden wir mit GOTT verſöhnet und erlangen die Reinigung von Sünden und derſelben völlige Vergebung. 3) Kraft dieſes Opfers werden wir aus der Gewalt des Todes erlöſt und erlangen eine neue Hofnung des ewigen Lebens. 4) Vermöge dieſes Opfers werden wir von der Herrſchaft der Sünde ſelber erlöſet und erlangen die nöthige Kraft der Heiligung. 5) Kraft dieſes Opfers iſt unſer Mittler der Stifter unſerer ewigen Seeligkeit geworden. 6) CHriſtus iſt der einzige Mittler, durch welchen wir zu GOtt kommen, ſo daß wir keines andern Fürſprechers bey GOtt und auch keines andern Opfers für die Sünde ferner bedürfen. Dieſe ewige Verordnung des allgemeinen Vaters der Menſchen erſtrecket ſich auf das ganze menſchliche Geſchlecht ohne Unterſcheid der Zeiten und Völker: **JEſus Chriſtus iſt geſtern und heute und derſelbe auch in Ewigkeit.** Aus allen Stellen der Offenbarung, aus welchen die vorigen Sätze hergenommen ſind, erhellet aufs gewiſſeſte, daß zwar die Liebe und Barmherzigkeit GOttes gegen die Menſchen ewig, unveränderlich, unausſprechlich, groß und eine ganz freye und unverdiente Gnade ſey; daß es aber wirklich das ewige Wohlgefallen GOttes geweſen, dieſe ſeine unendliche Güt gleich denen ſündigen Menſchen auf keine andere Weiſe, als durch die Erlöſung des einigen Mittlers JEſu CHriſti angedeyhen zu laſſen. **Niemand kömmt zum Vater denn durch Ihn.** Aber warum hat es dann dem unendlich gütigen GOTT gefallen, ſeine Gnade und Erbarmung denen ſündigen Menſchen auf keine andere Weiſe, als eben durch die Erlöſung eines für ſie geſtorbenen Mittlers, angedeyhen zu laſſen? (8. Betracht.) 1) Die Lehre von der Erlöſung durch den Tod eines Mittlers liegt in dem angezeigten Sinne ganz klar in dem neuen Teſtament und alle übrigen Lehren des Evangelii hangen aufs genaueſte von derſelben ab. Man kann die Vernunft durch unumſtößliche Gründe überzeugt werden, daß die H. Schrift ein wahrer göttlicher Unterricht ſey. Folglich können wir dieſe Lehre von der Verſöhnung als ein wahres und aller Annehmung würdiges Wort mit völliger Ueberzeugung glauben, weil es ſchlechterdings unmöglich iſt, daß uns GOtt und zwar in einer Sache, die er uns als den einigen Grund unſerer Hofnung der Seeligkeit offenbaret, in Irrthum ſollte führen wollen. Wir wiſſen überhaupt, daß die göttliche Weißheit zu dieſer Anordnung die weiſeſten Urſachen nothwendig gehabt haben müſſe, wenn ſolche auch für unſern Verſtand in dem gegenwärtigen Leben der Anfangs-Erkenntniß nicht zu erreichen wären. 2) Die Erlöſung durch einen Mittler ſchicket ſich für des Menſchen ganze Natur am allerbeſten und iſt derſelben recht angemeſſen. Die moraliſchen Empfindungen, die den beſten Theil unſers Weſens ausmachen, werden durch die Betrachtung dieſer Art der Erlöſung mehr erwecket, mehr erhöhet und mehr zu ihrer heiligen Beſtimmung hingelenkt. Der Verſtand bekommt einen mehr ausgebreiteten und höhern Begrif von der Gütigkeit und Menſchenliebe GOttes, das Herz mit allen ſeinen Affecten wird über dieſer Tiefe der Reichthümer der göttlichen Erbarmung mehr durchdrungen und erweicht: ꝛc. 3) Es liegt in der Regierung der ganzen moraliſchen Welt noch eine andere Urſach, welche die göttliche Weißheit in der Wahl dieſes Erlöſungs-Mittels beſtimmt hat. Das Geſetz der Natur des Menſchen iſt, daß er ſich ſeiner Abhänglichkeit von ſeinem allmächtigen Schöpfer geziemend verhalte: Dieſes Geſetz iſt ihm gegeben worden mit der ausdrücklichen Erklärung, daß die Abweichung von demſelben ihm den Verluſt ſeiner Glückſeeligkeit und ſeines Lebens bringen würde. Dieſe Drohung iſt nicht willkührlich ſondern in der Weißheit und Gütigkeit GOttes gegründet. Dieſes Geſetz übertrat der erſte Menſch, übertreten ſeine Nachkommen: folglich ſind ſie alle dem gerechten Urtheil des Todes unterworfen. Würde GOTT dieſes Urtheil an dieſem ſündigen Geſchlechte vollſtrecken, ſo würde es zwar ein ſchreckliches Exempel von der Handhabung ſeiner Geſetze ſeyn, die übrigen verſtändigen Weſen werden zittern: aber werden ſie ihn auch lieben? mit Freuden anbethen? ihm ungezwungenen Gehorſam leiſten? Was können ſie von der Weisheit deſſen denken, der Geſchöpfe, die er zum Leben und zur Glückſeligkeit geſchaffen, verderbt und ewig läßt verlohren gehen? Würde er ſeine Gerechtigkeit gar nicht hören und dem abgewichenen Menſchen ſchlechterdings vergeben, ſo würde dieß dieſelben nicht beſſer machen und niemals zu ihrer Beſtimmung bringen, eine ſo unweiſe Barmherzigkeit würde auch bey den übrigen verſtändigen Weſen einen ſchlimmen Eindruck machen. es würde ihnen die Thür zur Abweichung noch weiter aufgethan werden. Ein GOtt, der das Böſe nicht haſſet und nicht ſtraft, iſt weder Engeln noch Menſchen verehrenswürdig, und die Bewegungsgründe zur Tugend fehlen, wenn der Uebertreter der Geſetze eine gleiche Gnade von GOtt erwarten kan, mit demjenigen, der ſie hält. GOtt könnte aber, ſagt man, dem Menſchen Barmherzigkeit auf eine ſolche Weiſe erzeigen, daß die Menſchen von ferneren Miſſethaten abgeſchreckt und gebeſſert, und zugleich denen übrigen vernünftigen Weſen die Sünde abſcheulicher werden könnte. Gut: man ſetzt in dieſem Falle ſelber zum voraus, daß es eine ſolche Weiſe der Begnadigung ſeyn müſte, aus welcher die ſündigen Menſchen und ihre vernünftigen Mitgeſchöpfe die Gerechtigkeit und den Haß des höchſten Richters wider das Böſe klärlich ſehen könnten. Nun überlege man, ob die menſchliche Vernunft eine andere

Anordnung ausſinnen könnte, dadurch dieſe Abſicht der göttlichen Weißheit und Güte bey allen verſtändigen Weſen beſſer erhalten werden könnte, als die Erlöſung der Menſchen durch einen Mittler, der ſich für ſie aufopfert. Hierdurch wird die Ehre der göttlichen Geſetze in dem ganzen Reiche der Schöpfung am beſten gerettet, daraus flieſſen ſolche Begriffe und Empfindungen, dadurch die Menſchen erneuert und die Engel im Guten erhalten und befeſtigt werden. Einige wollen ſich die Sache ſo vorſtellen: Der Menſch kann nicht anders zum Guten und zur Glückſeligkeit gebracht werden, als durch würkliche Erfahrungen des Böſen und deſſelben Folgen. GOtt überläßt ihn dieſen Erfahrungen; die werden ihn ſchon mit der Zeit vernünftig und gut machen. So werden die Abſichten der Gerechtigkeit und Güte GOttes erhalten ohne Verſöhnung. Dieſe Gedancken ſind auf unerweißliche Vorausſetzungen gebaut. Wie wenn die Natur der menſchlichen Seelen ſo beſchaffen wäre, daß, wenn ſie einmal böſe ſind, oder eine Richtung zum Böſen haben ſie darinn unaufhörlich fortfahren, wann keine höhere Kraft dazwiſchen kömt und ihnen eine andere Richtung giebt. Die Erfahrung iſt mehr für dieſe Vermuthung als für die Gegenſeitige. Dieſer Einwurf ſetzt ferner ohne Beweis voraus, daß es keine andere als blos natürliche Strafen des Böſen gebe. Kann man denn in Anſehung der Natur GOttes, oder der Natur der verſtändigen Geſchöpfe eine Unmöglichkeit oder einen Widerſpruch darinn zeigen, daß GOtt auf das Böſe annoch willkürliche Strafen legen ſollte, die nicht über das Maaß der Boßheit bey dem Verbrechen gehen, und zum beſten der andern Bürger des Reiches GOttes eingerichtet ſind? Allein, geſetzt daß die menſchlichen Seelen durch eine lange Erfahrung der böſen Folgen der Sünden gebeſſert werden könnten; wie bald oder wie ſpät wird dann dieß geſchehen? Kann dieſe Erfahrung nicht tauſend und mehr Jahre währen, ehe ſie Beſſerung hervor bringt? Iſt das ein Entwurf, welcher der Weißheit und Güte des Höchſten Weſens würdig iſt: Geſchöpfe zur Ordnung und Glükſeeligkeit beſtimmen, die erſt durch einen Umweg von viel tauſend Jahren von Unordnung und Schmerzen zu derſelben gelangen? Die Weißheit und Güte des Schöpfers der Menſchen wird ohne alle Vergleichung mehr offenbahret und verherrlichet durch ihre Erlöſung durch einen Mittler, welcher denen die an ihn glauben, den Weg der Glückſeeligkeit verkürze, und nur die wenigen Jahre des gegenwärtigen Lebens zu der Zeit ihrer Zubereitung machet.

So weit ſind wir dem Hrn. Verf. Schritt vor Schritt gefolget, und haben ſeinen Vortrag, in ſo weit es deſſelben Würde und Bündigkeit zulaſſen wollte, abgekürzet. Ein gleiches mit den zwo noch übrigen Betrachtungen zu thun, geht nicht ſo leicht an. In denſelben herrſcht die Sprache eines Herzens, das von der Wahrheit und Gröſſe der Erlöſung durch den göttlichen Mittler durchdrungen iſt, ſich heiligen Empfindungen überläßt und die würdigſten Entſchlüſſe faßt.

Künftigen Montag wird der Anhang zum Monat April ausgegeben.

Anhang
zu den
Critiſchen Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit
Vom Monat April 1750.

Haag. Unter Benennung hieſigen Ortes, iſt (vermuthlich in Paris) herausgekommen: la Vie de *Pierre Aretin*. Par Mr. de *Boispreaux*. 1750. 232. S. in 12.

Wem der ehemals ſo ſehr berühmte Aretino blos durch das Gerücht bekannt iſt, daß er die Geiſſel der Fürſten genennt worden; daß viele gekrönte Häupter und eine Menge Fürſten ihm jährliche Penſionen bezahlt, um ihn zum Freund oder wenigſtens nicht zum Feinde zu haben; daß er oft an ſolche hohe Perſonen ſo geſchrieben, wie etwa ein Schulmeiſter zu ſeinem Untergebenen ſpricht, der muß ſich einen hohen Begriff von dieſem Italiäner machen. Der natürlichſte Gedanke, der ihm hiebey einfallen wird, iſt dieſer: daß Aretino ein groſſer Weltweiſer geweſen, der ſich durch ein untadelhaftes philoſophiſches Betragen die Ehrfurcht aller Nationen erworben, daß er, wie Plato, herumgereiſt Könige zu beſſern und Staaten Geſetze zu geben. Man würde hiemit zugleich den damaligen Regenten und Fürſten einen hohen und ungewöhnlichen Grad der Vernunft und Beſcheidenheit zu ſchreiben, daß ſie mehr einem gerechten und ſtrengen Philoſophen, als den Schmeichlern Gehör gegeben. Wenn man aber dieſen Federhelden näher kennen lernt, ſo verſchwinden alle hohen Begriffe, die man ſich von ihm und von den Fürſten ſeiner Zeit gemacht hat. Laßt uns ſehen was unſer Verfaſſer, nach dem Grafen Mazzuchelli, der vor ihm Aretins Leben beſchrieben hat, von dieſem Mann ſagt.

Gleich in dem Anfange läßt er uns durch einen Zug bey nahe den ganzen Charakter ſeines Helden erkennen: „Mehr beiſſend, als fähig und allezeit gewinnſüchtig, bediente ſich Aretin mit gleicher Unverſchämtheit der niederträchtigſten Schmeicheley und der ausgelaſſenſten Satyre. Er ſcheute ſich nicht zu lügen und ſich zu widerſprechen. Der Eigennutz beſtimmte ſein Urtheil, und diejenigen, denen er das meiſte zu danken hatte, waren die erſten, die er mißhandelte. Die öffentlichen Strafen haben ſeine Stirne zur Infamie ge-

gewöhnt: Er tröſtete ſich durch eigene Lobeserhebungen. „ Ein ſolcher Eingang, ſagt der Verf. wird den Leſer ſtutzen machen. Allein man muß das Andenken groſſer Leute erhalten, hingegen denjenigen, welche die Welt betrogen haben, die Maske abnehmen. Das Exempel der erſtern ermuntert zur Tugend und das Bildniß der andern lehret, daß man ſich hüte ihnen gleich zu ſeyn.

P. Aretin iſt in Arezzo einer Toscaniſchen Stadt den 20 April 1492. auſſer der Ehe gebohren. Seine Mutter Tita erzog ihn ſo, daß er, wie er ſelbſt ſagt, in der Schule kaum mehr, als leſen gelernt hat. Sein Genie aber erſetzte nachher dieſen Mangel. In ſeiner erſten Jugend iſt er ſchon aus Arezzo verbannt worden. Die Urſache war ein Sonnet, das er wider die Indulgenzen gemacht. Er flüchtete nach Peruggio, wo er eine Zeit lange das Buchbinder Handwerk ſoll getrieben haben. Er hatte indeſſen viel geleſen und begab ſich voll von der Einbildung ſeiner Verdienſte von da nach Rom. Zuerſt nahm ihn ein ſeiner Pracht und Reichthümer halber, bekannter Kauffmann Nic. Chigi auf. Er kam hernach bey Leo X, und darauf bey Jul. de Medicis, der unter dem Namen Clemens VI. Pabſt geweſen, in Dienſte. Sein Stolz machte, daß er ſich da groſſe Würden verſprach. Das langſame Weſen des römiſchen Hofes aber machte ihn ungeduldig. Er hatte von Leo X beträchtliche Summen erhalten, allein dieſes befriedigte ihn nicht.

Um dieſe Zeit zeichnete der berühmte Maler Jules Romain die 16 Stücke, welche ihrer Obſcenität halber ſo berühmt worden. Raymondi brachte ſie in Kupfer und Aretin machte über jedes ein Sonnet, das eben ſo ungeziemend, als die Zeichnung war. Dieſes machte, daß er von Rom weg muſte. Er kam bald darauf zu Johann von Medicis einem berühmten General. Dieſer Herr liebte den Aretin, der ſich damahls hauptſächlich auf ſeiner guten Seite zeigte. Allein er arbeitete an ſeiner Ausſöhnung mit dem Römiſchen Hofe, und reiſte, nach dem er ſie erhalten, wieder dahin. Eine Satyre, die er auf eine gewiſſe Weibsperſon verfertiget, erzürnte ihren Liebhaber ſo ſehr, daß dieſer dem Poeten nach Italiäniſcher Art mit einem Dolch ſehr übel zugerichtete Aretin klagte zwar, gewann aber dadurch nichts, daher er Rom zum andern mahl verließ, und ſich wieder zu ſeinem vorigen Herrn begab, mit dem er in der gröſten Vertraulichkeit gelebt. Als aber dieſer Herr 1526. an einer vor Governolo empfangenen Wunde geſtorben, entſchloß ſich Aretin vor ſich durch ſeine fruchtbare Feder zu leben.

Er erwählte Venedig zu ſeinem Aufenthalt, da er ſich gegen das Ende des 1527 Jahres niederließ, und bey den Vornehmſten dieſer Stadt ſehr wohl aufgenommen ward. Wenn man an einem Orte Italiens gegen den Römiſchen Hof ſchreiben darf, ſo iſt es in Venedig: Aretin, der den Schmerz und Schimpf ſeiner Wunden noch nicht vergeſſen, ſchrieb hier einige Satyren wider den Pabſt Clemens und ſeine Cardinäle. Er bekam hierüber von dem Doge einen Verweiß: er verantwortete ſich aber auf eine ſonderbare Art gegen den Pabſt: „ Wenn derjenige, ſchrieb er, den ihr auf den höchſten Gipfel der Ehre erhoben, (Carl V der damahls Rom verheerte) das Schwerdt gegen euch ziehet, iſt es zu verwundern, daß derjenige, den ihr beſchimpft habt, ſich durch die Feder rächt? Indeſſen bereue ich, daß ich meinem Unwillen zu viel Gehör gegeben, und ich ſchäme mich, daß ich eurer unglücklichen Umſtände gemißbraucht habe. „ (*)

(*) Lettr. d'Aret. Tom. I. p. 62.

Als der Kayſer wieder nach Deutſchland zog, ſo erhielt Vaſone, Suffraganeus von Vinzenz, eine goldene Kette und einen Adelbrief von dem Kayſer für den Aretin. Er nahm die Kette an, den Brief aber ſchlug er aus, in dem er ſagte, daß ein Ordensband ohne dazu gehörige Finanzen das Gelächter des Volks nach ſich ziehe. Im Jahr 1533. da Aretin vermuthlich lange keine Preſente bekommen, drohete er ſeinen Gönnern nach der Türkey zu gehen, um dort beſſer verſorget zu werden. Es war nicht ſein Ernſt, er wollte nur neue Geſchenke haben. Franciskus I. hielt ihn durch eine goldne Kette zurück und der Herzog von Leva gab ihm eine Penſion. Indeſſen genoß er der Freyheit die man vorzüglich in Venedig hat. Er ſchrieb eine Menge kleiner Stücke, die mit groſſer Begierde aufgekauft wurden. Man ſagt, daß ein Spaniſcher Prinz einen eigenen Courier unterhalten habe um ſeine Schriften zu erſt zu haben. Die Fremden waren begierig einen ſo ſonderbaren Mann kennen zu lernen. Dieſes brachte ſeinen Stolz auf den höchſten Grad. Folgendes kann zur Probe davon dienen. Er ſchreibt an einen Freund: „Die Leute kommen in ſolcher Menge zu mir, daß die Tritte meiner Treppe ſich unter ihren Füſſen aushölen, wie das Pflaſter des Capitols ehemals von den Rädern der Triumphwagen. Türken, Juden, Indianer, Franzoſen, Deutſche, Spanier fragen beſtändig vor meiner Thür. - - Ich bin das Orakel der Wahrheit geworden, und ihr nennet mich mit Recht den Secretair der Welt.„ (*) Hiebey merkt unſer Verfaſſer an, daß nichts die Thorheit ſeiner Zeiten mehr beweiſt, als die Aufführung der Groſſen in Abſicht auf dieſen Mann. Carl V. verſchrieb ihm eine Penſion von 200. Thlr. auf das Herzogthum Mayland. Franciskus I. that alles um ihn auf ſeine Seite zu bringen. Anfänglich theilte er ſeinen Weyrauch dieſen beyden aufeinander eyfernden Monarchen gleich aus, aber die jährliche Penſion beſtimmte ihn für Carln allein. Man verhieß ihm von franzöſiſcher Seite eine Verſchreibung von 400. Thlr. Aretin ſchrieb, daß er, ſobald er dieſe Verſchreibung ſehen würde, mit ſeinem Lobe den Anfang machen wollte. Welche Erniedrigung der Groſſen, die eben ſo ſehr nach Lob ſchmachten, als die Geringen nach Geld! Welche von beyden ſind kleiner? Auch Soliman der Türckiſche Kayſer machte ihm Geſchenke. Dieſes kan genug ſeyn unſern Helden und die Verdienſte ſeiner Gönner in ein Licht zu ſetzen. Wir eilen zum Ende. Aretin ſtarb 1557. in den 65 Jahr ſeines Alters. Die Urſache ſeines Todes ſoll folgende geweſen ſeyn: Man erzählte ihm einen Streich, den eine ſeiner Schweſtern einem Liebhaber geſpielt; dieſes verurſachte ihm ein ſolches Lachen, daß er vom Stul fiel und den Hals brach. Wir wollen noch die Grabſchrifft anführen, die man auf ihn gemacht, wiewol zu zweifeln, daß ſie würklich auf ſein Grab geſchrieben geweſen:

Condit *Aretini* cineres lapis iſte ſepultos,
Mortales atro qui ſale perfricuit.
Intactus Deus unus illi eſt: cauſamque rogatus
Hanc dedit: ille, inquit, non mihi notus erat.

Der Verf. giebt hiebey noch ein Verzeichniß der Schrifften des Aretins und eine Beſchreibung der Medaillen die dieſer unverſchämte Scribent auf ſich, ſeine Maitreſſe und Tochter hat prägen laſſen. Uebrigens iſt das Werk voll angenehmer und nützlicher Anmerkungen.

(*) Lett. d'Ar. Tom. I. p. 236.

Paris und Lille. Les Etudes convenables aux Demoiſelles &c. Bey Tillard in Paris und bey Pankuke in Liſle. 2 Theile in 12. Der I. von 479. und der II. von 534 Seiten.

Derjenige würde in der That der menſchlichen Geſellſchafft eine groſſe Wolthat erweiſen, der aus den Wiſſenſchaften dasjenige, was unmittelbar zur Zierde und Würde der Menſchlichkeit dienet, in einem ſolchen Vortrag abhandelte, der das ſchöne Geſchlecht zu dieſem Kern der Wiſſenſchaften anlokte, und darinn gehörig unterrichtete. Einem Frauenzimmer, das ſonſt ihrer Eigenſchaften halber liebenswürdig iſt, fehlet etwas ſehr weſentliches um vollkommen angenehm zu ſeyn, wenn ihr die Kenntniß der ſchönen Wiſſenſchaften mangelt. Denn es bleibt doch gewiß bey dem Ausſpruch des Poeten, daß die Muſen unter allen angenehmen Dingen, die angenehmſten ſind. Wir haben zwar einige Schriften, die, wenigſtens dem Titel nach, in dieſer rühmlichen Abſicht verfertiget worden. Allein, wir wollen die Wahrheit geſtehen, es hat kaum ein Verfaſſer die Sache recht angefangen. Man muß etwas mehr als die Lehrgebäude der Wiſſenſchaften verſtehen, um ein Werk von dieſer Art gut zu machen. Der Verfaſſer des angezeigten Werks, ſcheinet ſeine Abſicht nur auf ganz junge Schülerinnen gerichtet zu haben, indem man weder die Moral-Philoſophie noch die Natur-Wiſſenſchaft in dieſem Werk antrift. Sein Lehrbuch begreift die Grammatik, die Poeſie, die Redekunſt, das Briefſchreiben, die Geographie, Hiſtorie, Fabel, einige Regeln des Wolſtandes und die Rechenkunſt. Er handelt dieſe Sachen nicht nur kurz, ſondern ziemlich trocken ab, und ſo daß er ofte, wie insgemein geſchiehet, die erſten Principia, an deren deutlicher Entdeckung am meiſten gelegen, und die allgemeine Ausſicht, wenn wir ſo ſagen können, hindan ſetzet. Bey der Poeſie führt er von jeder Art Gedichte einige kurze Proben an, ſo wie bey den Briefen. Ueber die Hiſtorie iſt er ziemlich weitläuftig. Wir wollen dieſem Werk nicht allen Nutzen abſprechen, aber wir erwarten auch nicht ſehr viel davon.

Indeſſen wollen wir uns dieſer Gelegenheit bedienen unſern Leſern, (können wir wol ſagen auch unſern Leſerinnen?) anzuzeigen, daß wir Hofnung haben in einiger Zeit eine Frauenzimmer Bibliothek zu ſehen. Mehr als ein Verfaſſer arbeiten daran, den Schönen aus allen Wiſſenſchaften die Roſen vorzulegen, ohne ſie in die Nothwendigkeit zu ſetzen, ſie durch die Dornen zu ſuchen. Sie werden ſich bemühen das Schöne und unmittelbar Nützliche der Wiſſenſchaften ſo vorzutragen, daß man nicht merken wird, was für Mühe es unſerm Geſchlechte koſtet, die Wiſſenſchaften nach dem ordentlichen Wege zu lernen. Kurz, wir dürfen wol ſagen, daß man da die Wiſſenſchaften in einem ganz neuen, leichten und ſehr angenehmen Aufputz wird antreffen. Dieſe ganze Bibliothek wird ohngefehr aus 12. Bändchen beſtehen. Wir können zum voraus verſichern, daß ein Frauenzimmer, das mit einiger Fähigkeit dieſe Schriften wird geleſen haben, die Wiſſenſchaften von einer beſſern Seite kennen wird, als mancher Gelehrte, der ſich einen groſſen Namen in der Welt gemacht hat.

Paris. La Grandeur de Dieu dans les Merveilles de la Nature, Poeme par Mr. *Dulard*, de l'Acad. des Belles-Lettres de Marseille. 1749. in 12.

Der Verfaſſer hat ſein phyſicaliſches Gedicht in ſieben Geſänge getheilt. Der erſte Geſang beſchreibt den Bau der Welt und die Himmelskörper überhaupt. Der zweyte das Meer. Hier finden wir die Ungeheure des Oceans: den Requiem, (Seehund,) der ſechs Reihen Zähne im Rachen hat, und, wenn wir dem Dampiere glauben, einen ganzen Menſchen verſchlingen kann: den groſſen Sägefiſch, mit einem zackigten hervorragenden Zahn; den Schwerdtfiſch, deſſen Waffen ſieben Fuß lang ſind; den Narwal der mit ſeinem langen Horn den Wallfiſch beſtreitet; das pfeilgeſchwinde Delphin; das Wallens, ein Amphibion von der Dicke eines Ochſen, mit zwey groſſen Zähnen. Wir finden hier fliegende Fiſche, wie Heringe geſtaltet und mit Flügeln wie die Fledermäuſe; den Krampfiſch, den Dintenfiſch, wovon jener dem Feinde, der ihn berührt, einen Krampf verurſacht, und dieſer durch einen ſchwarzen Saft das Meer trübe macht und entflieht. Der dritte Geſang unterſuchet die Erde. Hier wird vom Urſprunge der Flüſſe, von Bergwerken, von der Luft und allen Lufterſcheinungen, von Feuer und Feuermaſchinen geredet. Der vierte Geſang beſchreibt die Oberfläche der Erde mit ihren mancherley Blumen und Bäumen. Der fünfte Geſang beſchreibt vierfüßige Thiere, Inſecten, Vögel. Von dem ſchönen Colibri und dem ungeheuren Cuntur heißt es: „Ohne müde zu werden ſieht mein Auge dieſen ſchönen Vogel der Americaniſchen Küſten Ehre und Zierde. Ein würdiger Rival des Pfaues. Sein ſtolzer Schmuck ſcheint alle Kunſt der Natur erſchöpft zu haben. Nichts iſt munter gegen ſeine Lebhaftigkeit. Seine ungemeine Kleinheit trägt noch mehr zu ſeiner Schönheit bey. Mit was für reichen Farben pranget nicht ſein Gefieder! So glänzt der majeſtätiſche Bogen in den Wolken. Der Hals von lebhaftem Roth, die Flügel Azurblau, die Füſſe und der Schnabel ſchwarz, die Augen dunkelgrau. Mit einem goldfarbenen Federbuſch iſt ſein Haupt gekrönt. Mit dem angenehmſten Grün iſt dieſes Haupt geſchmückt. Flüchtig, er zertheilt die Luft mit ſchnellem Fluge. Sein Schnabel wird von einem mächtigen Feinde gefürchtet. Dieſer iſt es vornemlich gegen den er allen ſeinen Muth beweiſet, wenn er ſich wagt in ſeinem Neſt ſeine Familie anzufallen. Ein glorreicher Vertheidiger ſeines kleinen Heerdes, gegen den frechen Anfall eines grauſamen Friedenſtörers. -- Laßt uns zum Gegenſatz das gräßliche Bild des ſchrecklichſten Vogels, den die Natur hervorgebracht hat, entwerfen. O Peru, du haſt keine grauſamere Geiſſel. Mit einem entſetzlichen Geräuſch ſchießt er auf einen Stier, ziſchend weidet er ihn aus mit ſeinen Klauen und frißt ihn: der Menſch, die Thiere, alles ſcheuet ihn, alles fürchtet ihn. Man hat ihn geſehen, wie er auf den Feldern Kinder entführt, zerriſſen und ihre zitternden Glieder verſchlungen hat. Ein verwüſtend Ungeheuer, von ſcheußlicher Geſtalt, deſſen Stärcke mit ſeiner ungeheuren Gröſſe übereinkommt: (iſt ſechzehn Fuß hoch, wie die Note ſagt,) Aber, gütiger GOTT, hier bewundere ich deine Vorſorge! unter allen Vögeln legt dieſer Vogel am ſeltenſten. „ Der ſechſte und ſiebende Geſang betrachtet den Menſchen nach allen Theilen des Leibes und nach allen Kräften der Seele.

Der Verf. hat überall aus dem Schauſpiel der Natur, aus dem Reaumur, aus Reiſebeſchreibungen und Philoſophien gute Auszüge gemacht, ſie verſchönert und was der Text nicht hat faſſen wollen in den Noten angebracht. Er verdient den Nahmen eines beleſenen Mannes und ſein Gedicht kan ein Magazin für einen guten Poeten ſeyn.

Caſſel. Ungebundene Ueberſetzungen der Gedichte des Q. Horatius Flaccus, nebſt den nöthigſten Anmerckungen und vorgängiger Lebensbeſchreibung des Schriftſtellers. 2 Theile. 1749.

Weil die Oden einen gröſſern Dichter erfordern, als die Briefe und Satyren: ſo wollen wir einige zum Nachſchlagen anführen: „Meine Freunde, ein junger Menſch muß ſchmal beiſſen lernen — Wohin reiſſeſt du mich, mein Bacchus, nachdem du durch die Kraft deines Geiſtes mir den Kopf ganz eingenommen? — Ich haſſe den unverſtändigen und albernen Pöbel, und müſſen mir ſolche Leute vom Leibe bleiben. — So weiß du dich auch, o Römer, brennen magſt, ſo wirſt du doch das, was deine Vorfahren eingebrockt, ausessen müſſen. — So oft du, o ſchöne Lydia, den Schneeweiſſen Hals, das niedliche Geſichtgen des Telephus und ſeine alabaſternen Arme, die wie gedrechſelt ſeyn, rühmeſt, ach! ſo quillet mir der Plauz. — Mein wehrteſter Mäcen, wenn du, als ein vornehmer Ritter, mich beſuchen willſt, werde ich dir nichts, denn einen ſchlechten Sabiniſchen Magen-Kräuter vorſetzen — Die Wölfe und Schafe haben von Natur keine gröſſere Feindſchaft wider einander, als ich für dich, du Nichtswürdiger, Abſcheu habe, dem mit Kurbatſchen und Knutpeitſchen Pompejus in Spanien das Fell damals genung gerben laſſen. „ — In der vorangeſetzten Lebensbeſchreibung bemüht ſich der Verf. zu zeigen: daß Horaz kein Latein verſtanden habe und ein ſehr ſchlechter Poet, imgleichen ein Hurenjäger, ein Schelm, ein Trunckenbold, ein Feiger, ein Schmarotzer, ein Abergläubiſcher geweſen ſey

Wir wollen in einem künftigen Blatt unſern Leſern einen andern Horaz kennen lernen, der zu den Zeiten des Auguſtus gelebt hat, und der beſte Dichter dieſes goldenen Alters und ein Freund der damaligen groſſen Geiſter geweſen iſt, dieſen Deutſchen aber wollen wir lieber für ein Original halten.

Nachricht.

Berlin. Den Liebhabern der einheimiſchen Geſchichten iſt ſchon ſeit etlichen Jahren bekannt, daß der ehemalige Doctor und Prof. in Frankfurth J. C. Beckmann den Stoff zu einer ſehr umſtändlichen Märkiſchen Hiſtorie hinterlaſſen, deſſen fernere Ausarbeitung der Profeſſor an dem hieſigen Königl. Gymnaſio, Hr. Beckmann, über ſich genommen. Da nun dieſes weitläuftige Werk ſo weit in Ordnung gebracht worden, daß es zur Preſſe fertig liegt, ſo hat der Verleger Chr. Fr. Voß allhier eine Nachricht herausgegeben, darinn er die Beſchaffenheit des Werks überhaupt und die Art angezeigt, wie er es herauszugeben geſinnet iſt.

Das ganze Werk wird nemlich aus 5 oder 6 Bänden in Folio beſtehen, davon der erſte Theil auf die Oſtermeſſe des künftigen 1751ſten Jahrs ſoll ausgegeben werden, auf welchen bis Weyhnachten dieſes Jahrs 2 Thlr. 12 Gr. Vorſchuß angenommen wird, für welche der erſte Theil ohne fernern Nachſchuß wird ausgeliefert werden. Bey dem Empfang des erſten Theils werden wieder 2 Thlr. 12 Gr. Vorſchuß für den 2ten Theil bezahlt u. ſ. f.

Da zu dieſem Werk viele Jahre lang, ſo wol aus den Königlichen, als verſchiedener Städte Archiven die benöthigten Urkunden mit groſſem Fleis geſammelt, und von demſelben, in der einheimiſchen Geſchichte ſehr erfahrnen Manne in Ordnung gebracht worden, ſo iſt kein Zweifel, daß es den Beyfall der Kenner verdienen werde.

Von einigen neuen Journalen und andern kleinen Schriften dieſer Art.

Hier in Berlin giebt der Buchhändler Bourdeaux alle Sonnabend ein franzöſiſches Blatt von einem halben Bogen, unter dem Titel: Abeille du Parnaſſe heraus. Dieſes Blatt enthält Poeſien, Erzählungen, Allegorien, Reden und kleine moraliſche Abhandlungen, die theils aus den neueſten franzöſiſchen Schriften genommen; theils vermuthlich von dem Sammler ſelbſt verfertiget werden. Es herrſcht ein ſehr verſchiedener Geſchmack darin. Doch iſt dieſes Blatt angenehm und bisweilen kommen recht ſehr ſchöne und nützliche Stücke darin vor.

Noch wird von dem Buchhändler Neaulme herausgegeben: Petit Reſervoir contenant une varieté des faits hiſtoriques & critiques, de litterature, de Morale & de Poëſies, & quelques fois de petites Avantures romaneſques &c. Da dieſes Blatt erſt jetzo den Anfang nimmt, ſo können wir noch nichts davon ſagen.

Von einem hieſigen bekannten Verfaſſer wird bey Luzac in Holland herausgegeben: Bibliotheque impartiale. Davon alle zwey Monate ein Band herauskommen ſoll. Der erſte Band iſt für die 4 erſten Monate dieſes Jahres, und die Art, wie der Hr. Verfaſſer dieſen erſten Theil abgefaßt macht uns Hoffnung, daß er dem Verſprechen ſeines Titels ein Genüge thun werde. Er ſchreibt als ein freyer unpartheyiſcher Philoſoph, und ſucht das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

In dem Haag giebt Hr. D. Maty Monatlich eine Schrift unter dem Titel: Journal Britannique heraus. Die erſten Theile machen uns eine groſſe Hoffnung von dieſem Werk und man ſiehet, daß der Verfaſſer in mehr als einer Wiſſenſchafft zu Hauſe gehöret.

In Holland kommt Wöchentlich ein kleines Blatt unter dem Titel: [illegible] Hollandois in franzöſiſcher Sprache heraus, worin nicht nur Nachrichten und Anzeige von neuen Büchern, ſondern auch moraliſche Abhandlungen vorkommen.

Nachricht.

Berlin. Den 16 dieſes Monats hat die Königliche Academie der Wiſſenſchafften zwey Spanier, Don Jorge Juan, Ritter des Ordens St. Johannis, Commandeur von Aliaga und Correſpondenten der Königl. Academie der Wiſſenſchafften zu Paris, und Don Antonio de Ulloa, von der Königl. Geſellſchaft in London, Capitain einer Fregatte ꝛc. zu ihren auswärtigen Mitgliedern erwählt. Dieſe beyden Herren waren bey der berühmten Expedition in Peru; da der König von Frankreich einigen Gliedern der Academie auftrug einen Meridian Grad unter der Linie zu meſſen. (S. das VI. Stück dieſer Nachrichten.) Gleichwie nun ſowol Hr. Condamine, als Hr. Bouguer ihre Verrichtungen in Peru der gelehrten Welt durch Schriften bekannt gemacht, ſo haben auch die Spaniſchen Herren ihrer Seits ſich angelegen ſeyn laſſen ihre Anmerkungen und Beobachtungen von Peru mitzutheilen. Das Werk welches ſie in Spaniſcher Sprache in Quarto herausgegeben haben, führet folgenden Titel: Relacion hiſtorica del Viage à la America Meridional &c. und enthält eine ſehr umſtändliche Beſchreibung von Peru und Chili. Wir werden vielleicht ein ander mahl Gelegenheit nehmen umſtändlicher von dieſem Werk zu ſprechen.

Nachricht.

Man ſchreibt aus Meiland, daß der 6te Theil von der Storia e Ragion d'ogni Poeſia, dell l'Abbate Franceſco Saverio Quadrio, gedruckt bey Franceſco Agnelli, herauskommen ſoll, und berichtet von dem Verfaſſer der ein Jeſuit iſt, einige beſondere Umſtände.

Dieſes Werck, das vollſtändigſte vielleicht, welches bisher von der Dichtkunſt erſchienen iſt, handelt von der Poeſie aller Völcker, aber ſonderlich der Italiäner, deren Verdienſt und Schönheit es entdecket. Darum hat es nicht können nach dem Geſchmack unſerer Jeſuiten ſeyn, die es ausdrücklich zu leſen unterſagt haben, als eine Quelle aller Unreinigkeit. Sie gaben vor, daß dieſes Buch fähig ſey, alle gute Moral umzuſtoſſen und ihnen den Nahmen Angeli in corne zu entziehen. Die Nahmen Dantes, Petrarch, Bembo, Arioſt, Taſſo, womit ſich der Autor alle Augenblick ſehen läſt und die er aus allen Kräften lobt, ſind ärgerlicher, als daß man ſie in dem Munde eines Italieniſchen Jeſuiten, ſo lange dulden könne. Was das Buch aber noch abſcheulicher macht iſt die Geringſchätzung ihrer Leibautoren des Seneca, Martial, Claudian, Eſchinſ, Barbieri, Graſſet, in dem man zu Muſtern keine andere vorſchlägt, als den Homer, Pindar, Anacreon, Virgil, Horaz, Catull ꝛc. Sie haben alſo ſuchen müſſen auf eine unmerkliche Weiſe ein Buch zu unterdrücken, das ihren Einſichten ſo ſehr entgegen war, und welches dennoch von gelehrten Prälaten, von Weltlichen und von Mönchen und von allen denen geſucht ward, die nicht Jeſuiten waren. Das beſte Mittel war, den Verf. zur Verzweiflung zu bringen und ihn zu nöthigen, ſein Werck zu verlaſſen. Sie zwungen ihn ſeine Penſion und die Penſion ſeines Layen zu bezahlen, ſagend, daß ſie nicht könnten an den Gütern der Religion Theil nehmen, für die ſie nicht arbeiteten. Als er noch fort fuhr von Zeit zu Zeit einige Theile herauszugeben, unterdruckten die Jeſuiten dieſelbe und verboten ſie ihren Untergebenen unter harter Strafe. Dieſe Verfolgung daurete dreyzehn Jahr. Anno 1745 wandte ſich der Autor an den heiligen Vater, einen ſehr erleuchteten Printzen, welcher für ihn Güte und Achtung hatte, und ihn aus ihren Händen errettete. Ohngeachtet aller ſeiner Politic und Kunſtgriffe der Jeſuiten, welche es zu hintertreiben ſuchten, erhielt er vom Pabſt die Erlaubniß als ein Abbé zu leben, ohne mit den Jeſuiten etwas zu thun zu haben.

Der letzte Theil wird im April herauskommen, und enthält nur etliche Zuſätze und eine genaue Tabelle der abgehandelten Materien und etwa 16000 Scribenten von allen Nationen, deren poetiſche Werke man angeführt hat. Die Liebhaber, welche von dieſem gantzen Werck gern einen Begriff haben wollen, können ſich an Hr. Franceſco Agnelli, Buchdrucker und Buchhändler zu Meiland addreſiren, der ihnen die Berichte davon mittheilen wird.

Druckfehler in dem XVIII. Stück.

Pag. 162. 163. vor Oſtegcolla verſtümt, lieſ: Oſteocolla.
163. für Mickell l. Michell.
" für Peſicks l. Piſtille.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 8. May 1750.

No. XIX.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchaften.)

Paris.

Cours des Belles-Lettres diſtribué par Exercices. Tome I. 8.

Wir haben ſeit drey Jahren drey Theile von dieſem Syſtem der ſchönen Wiſſenſchaften bekommen und es iſt noch nicht geendiget. Der Abt Batteux iſt der Verfaſſer dieſes fürtreflichen Werks, welches von allen durchgedacht zu werden verdient, die Luſt haben, in den Wercken des Geiſtes einen beſtimmten Geſchmack zu erlangen.

Nach der Vorrede, worin von dem Einfluß eines guten Geſchmacks in das Leben der Menſchen gehandelt wird und nach einer kurz gefaßten Logik, die der Jugend die verſchiedenen Eintheilungen unſerer Verſtandeskräfte und die Kunſtwörter der ſchönen Wiſſenſchaften bekannt macht, fängt der Verf. ſeine erſte Abhandlung bey der Fabel an.

Die Fabel erzählt eine allegoriſche Handlung. Sie iſt eine Art kleiner Comödien, deren Spieler fürnemlich die Thiere ſind: doch läßt man auch andere Weſen hinein, ſo daß die Fabel gewiſſermaßen eine Welt iſt, worinn alle Weſen reden, und zwar eine Sprache reden, die ſie alle gleich gut verſtehen. Die Regeln die bey der Fabel beobachtet werden müſſen, ſind folgende: die Erzählung muß kurz ſeyn: das heißt, nicht zu früh anfangen, nicht zu ſpät aufhören, nicht fremde Dinge einmiſchen, nicht alles heraus ſagen, was man beſſer errathen kan, nicht jedes Ding zweymal ſagen. Die Erzählung muß wahrſcheinlich ſeyn; nemlich die Zeit, der Ort und der Caracter der Perſonen müſſen eine ſolche Handlung hervorgebracht zu haben ſcheinen. Sucht man fürnemlich zu gefallen, ſo muß die Erzählung mit Bildern und guten Einfällen ausgeſchmückt ſeyn. Ihre Schreibart ſey einfältig, geſellſchaftlich, munter, angenehm, natürlich und naiv. Worinn alles dieſes beſteht, wird mit Exempeln deutlich gemacht. Im folgenden Abſchnitt handelt der Verf. von dem Urſprunge dieſer Dichtungsart, deren ſich ein Staatsmann ein Philoſoph und ein Prophet faſt zu gleicher Zeit bedient haben, der eine zu Rom ein aufrühriſches Volk zu beſänftigen, der andre in Aſien Städte und Könige zu lehren, der dritte zu

Jeruſalem dem David ein Laſter vorzuhalten. Wir bekommen hier Nachricht von dem Caracter und Leben des Aeſop, Phäder und La Fontaine. Aeſop war ein Phrygier und ein Sclave. Seine mehreſten Geſchichtſchreiber bemühen ſich, ſeinen Leib aufs häßlichſte abzumahlen, vielleicht der Schönheit ſeines Geiſtes ein gröſſeres Licht zu geben. Er machte ſich durch witzige Gegenreden zuerſt bekannt, und ſein groſſer Geiſt erwarb ihm hernach die Bewunderung von ganz Aſien. In Perſien, Egypten und andern Königreichen breitete ſich ſein Ruhm aus. Die Prinzen empfiengen ihn mit Ehre und Wohlthaten. Als er nach Griechenland zurückkehrte, nahm ihn die Stadt Delphos ſehr übel auf: er rächte ſich durch eine Fabel, die Bürger aber dadurch, daß ſie ihn eines Kirchenraubes beſchuldigten. Und alle Klugheit konnte dieſen Philoſophen nicht ſchützen, daß man ihn nicht von einem Felſen herunterſtürzte. Ihn ſchadlos zu halten, richtete man ihm eine Ehrenſäule auf.

Wenn Aeſop erzählt, ſo verliehrt man den Erzähler aus dem Geſicht und hält ſich ganz an die feine Moral, die er lehrt. Phädrus begnügte ſich nicht mit dieſer Kürze des Aeſop, er ließ zugleich in ſeiner Erzählung einen zierlichen Scribenten ſehn. La-Fontaine der den Phäder in ſeiner Kürze und Zierlichkeit nicht zu erreichen glaubte, brachte mehr Lebhaftigkeit in ſeine Fabel. Er hielt ſich ſelbſt geringer als den Phäder: denn er konnte nicht Richter ſeyn, ob ſeine Luſtigkeit auch ſo viel werth ſey, als des Römers Zierlichkeit. Wir wollen zuerſt eine von den Fabeln des Aeſop herſetzen:

„ In einer Winterſtunde trockneten die
„ Ameiſen den naßgewordenen Weizen:
„ Eine hungrige Heuſchrecke bat ſie um
„ Speiſe. Die Ameiſen antworteten ihr:
„ Warum haſt du dir nicht im Sommer
„ Speiſe geſammlet. Sie ſprach: ich habe
„ nicht Zeit gehabt, ich habe Muſic gemacht.
„ Dieſe aber lachten und ſagten: Haſt du
„ im Sommer gepfiffen, ſo tanze im
„ Winter.

Der Ueberſetzer vergleicht die Moral die Aeſop in ſeine Fabel ſchließt, mit einer Statue in einem naſſen Gewande, welches den Schnitt des Leibes und die Ründung der Gliedmaßen durchſcheinen läßt.

Das folgende Capitel unterſucht die lateiniſchen Fabeln. Hier ſetzt der Kunſtrichter die Schönheiten des Phädrus in ihr rechtes Licht und hält einige Fabeln mit den Nachahmungen des La-Fontaine zuſammen. Wir finden, daß es weit ſchwerer iſt den Phädrus zu tadeln, als den La-Fontaine. Bey der Fabel des Horaz von der Stadtmaus und Feldmaus werden die feinen Kunſtſtriche dieſes arbeitſamen Dichters ebenmäßig entdeckt. Wir ſehen hier, wie viel wir in den Meiſterſtücken der Alten finden können, und was wir ſelbſt in unſre Arbeiten hineinlegen müſſen, wenn wir nachdenkende Leſer oft unterhalten und die Bewunderung vieler Weltalter werden ſollen.

In dem Capitel von den Franzöſiſchen Fabeln, iſt La-Fontaine das Muſter. Sechs von ſeinen Fabeln werden unterſucht und ihr naiver Witz, ihre lachenden Bilder und mannigfaltige Anlage gerühmt. Folgende mag zur Probe dienen:

Ein Uebel das überall Schrecken ausbreitet, ein Uebel das der Himmel in ſeinem Grimm erfand, die Laſter der Erde zu ſtrafen, die Peſt, (wenn ich ſie bey ihrem Nahmen nennen ſoll,) die den Acheron oft in einem Tage bereichert, fing mit den Thieren Krieg an. Zwar ſtarben nicht alle, ſie waren aber alle getroffen. Man ſahe ſie nicht mehr ihr untergehendes Leben zu erhalten geſchäftig; Trank und Speiſe reizte ſie nicht: Weder

Wölfe noch Füchſe ſpäheten der ſanften und unſchuldigen Beute nach: Die Turteltauben flohen ſich: Je gröſſer die Liebe, je lieber der Tod. Der Löwe hielt Rath, und ſprach: Meine lieben Freunde, ich glaube daß der Himmel um unſrer Sünde willen dieß Unglück verhängt hat, der ſchuldigſte unter uns verdamme ſich der himmliſchen Rache: vielleicht erhält er die allgemeine Geneſung, die Geſchichte lehrt uns, daß in dergleichen Zufällen ſolche Verdammungen gebräuchlich ſind. Keiner ſchmeichle ſich demnach; ein jeder unterſuche ohne Nachſicht den Zuſtand ſeines Gewiſſens. Ich ſelbſt, um meiner Freßbegierde ein Genüge zu thun, habe manchen Hammel verzehrt. Was hatte er mir gethan? gewiß kein Leid. Auch iſt es mir wol zuweilen begegnet, daß ich den Schäfer gefreſſen habe. Ich will mich alſo verdammen, wenn es ſo ſeyn muß. Aber ich denke, es wird gut ſeyn, wenn ſich ein jeder anklagt, wie ich. Denn nach aller Gerechtigkeit wäre wol zu wünſchen, daß der ſchuldigſte ſtürbe. Sire, ſagte der Fuchs, ihr ſeyd ein allzuguter König. Eure Scrupel zeigen gar zu viel Zärtlichkeit. Ey nun, Hammel zu eſſen, das Pöbelvolk, das dumme Geſchöpf, ſollte das Sünde ſeyn? Nein, nein, gnädiger Herr, ihr thatet ihnen viel Ehre, daß ihr ſie zwiſchen eure Zähne nahmt. Und was den Schäfer betrift, ſo kan man wol ſagen, daß er alles Unglück verdient hat. Iſt er nicht einer von den Leuten, die ſich über die Thiere zu chimäriſchen Regenten machen? So ſagte der Fuchs, und die Schmeichler gaben ihm Beyfall. Man wagte es nicht, die ſtrafbarſten Thaten des Tigers, des Bären und anderer Mächte genau zu beleuchten. Jeder choleriſche Zänker, bis auf den Schafhund, war hier ein kleiner Heiliger. Der Eſel kam und ſprach: Ich kan mich beſinnen, als ich über eine Kloſterwieſe gieng, daß mich der Hunger, die Gelegenheit und das zarte Gras, ich glaube auch ein ſchlimmer Teufel antrieb, von dieſer Wieſe einer Zunge breit abzuſcheren. Ich hatte kein Recht dazu, wenn ich die reine Wahrheit ſagen ſoll. Gerechtigkeit und Gericht! ſchrie man alſobald über den armen Eſel. Ein Wolf, der ein wenig Kirchenſachen verſtund, bewieß in einer Rede, daß man dieſes verfluchte Thier verdammen müſſe dieſes räudige, dieſes ſchäbigte, von dem alles Unglück herkäme. Seine kleine Sünde ward ihm für eine Galgenthat angerechnet. Eines andern Gras zu eſſen, welch ein abſcheuliches Laſter! Nichts als der Tod war fähig ſeine Miſſethat auszuſöhnen. Er erfuhr bald: Nachdem ihr mächtig ſeyd, macht euch des Hofes Spruch ſchwartz oder weiß.

Von dem **La-Motte** will unſer Autor nur diejenigen Fabeln anführen, worinn mehr zu loben, als zu tadeln iſt: dennoch haben die beyden, die er anführt, beträchtliche Fehler und können mit den drey groſſen Meiſtern nicht einerley Critik aushalten.

Zuletzt iſt ein Capitel von der Art gut zu recitiren angehänget, worinn ſo viel beygebracht wird, als man in Regeln ſagen kan. Er unterſcheidet den geſellſchaftlichen, den anhaltenden und den mittlern Ton. Der anhaltende wird bey ernſthaften Sachen gebraucht, die Stimme iſt hier allezeit voll, die Sylben werden mit einer Art von Melodie ausgeſprochen, die halbſingend iſt. - Verſe muß man ſingen und nicht leſen -. In dem mittlern Ton kan man die angeführten Fabeln ausſprechen, und in dem geſellſchaftlichen, die Critick die darüber gemacht iſt.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Leyden und Amſterdam.

Les Agremens de la Campagne ou remarques particulieres ſur la Conſtruction des Maiſons de Campagne, des Jardins de Plaiſance & des Plantages &c. 1750. 4. 2½ Alphab. mit verſchiedenen Kupferſtichen. In Leyden bey Luchtmanns und in Amſterdam bey Uytwerf.

Dieſes Werk enthält einen ausführlichen Unterricht von allem, was bey Anlegung eines Landhauſes oder Luſthauſes in acht zu nehmen iſt. Der Verfaſſer iſt ein Liebhaber der Gärten und Pflanzungen, der ſeine Wiſſenſchaft einer langen Erfahrung zu danken hat. Deswegen er auch hier verſpricht, nichts anzugeben, als wovon er durch wiederholte Erfahrungen verſichert iſt. Er richtet ſich hauptſächlich in ſeinen Angebungen nach der holländiſchen Landesart und Clima. Allein die meiſten Materien ſind doch allgemein und in jedem Lande zu gebrauchen. Ein Werk von dieſer Art, darinn eine ſo unendliche Verſchiedenheit der Materien herrſcht, können wir nicht von Stück zu Stück durchgehen. Wir wollen aber doch den Leſer in Stand ſetzen, von dem Wehrt deſſelben zu urtheilen.

Das Werk iſt in zwey Haupttheile eingetheilet. Der erſte Theil beſtehet aus 5. der andre aus 3 Büchern. In den 3 erſten Capiteln des 1 Buch, handelt der Verfaſſer von der Anlegung der Luſthäuſer überhaupt. Er zeiget, was für einen Platz man wählen ſoll, wie die Eintheilung des Planes zu machen, wo und wie das Haus anzulegen, wie der Garten überhaupt einzurichten, was bey dem Bau ſelbſt in acht zu nehmen. Er fodert 10 Jahr Geduld von dem Eigenthümer um alles zur Wohnung fertig zu machen, und beſchreibet, was jedes Jahr, ſo wol an dem Hauſe als an dem Garten vorzunehmen iſt. Hierauf handelt er von den Eigenſchaften eines Gärtners und der Arbeiter überhaupt, er beſchreibet alle Geräthe, die zum Gartenbau nothwendig ſind, und giebt Anleitung wie die Graben, Fiſchteiche, Terraſſen und dergl. am beſten zu machen ſind. Hernach handelt er von der verſchiedenen Beſchaffenheit der Gründe und von den Zubereitungen, die man damit vornehmen muß, ehe man die Pflanzungen anfängt; wie der unfruchtbare Grund zu verbeſſern, bey welcher Gelegenheit er die verſchiedenen Arten der Düngung beſchreibet.

Das 2. Buch handelt größten Theils von der Vermehrung und Fortpflanzung der Bäume und andrer Pflanzen. Man findet hier erſt von dem Wachsthum der Bäume überhaupt viele nützliche Anmerkungen, davon wir einige zur Probe herſetzen wollen: Die Fruchtbäume welche an Orten, wo ſie den Veränderungen des Wetters ausgeſetzt ſind, daß Wind, Regen und Sonnenſchein frey an ſie kömmt, ſind ſtärker und lebhafter, als die an Orten ſtehen, da die Veränderungen des Wetters nicht ſo merklich ſind. Sie tragen zwar etwas kleinere Früchte, die aber von weit beſſerm Geſchmacke ſind, als die andern. Ueberhaupt ſind die Früchte von hochſtämmigen Bäumen kräftiger, als die von Zwergbäumen. Auf eben dem Grunde giebt der Verf. noch die Regel, daß man keine Bäume an Mauren oder Wände pflanzen ſoll, deren Früchte in freyer Erde reif werden, weil ſie an den Wänden nicht genung Luft haben. – Von dem Grunde, darin die Bäume gepflanzet werden, bringt er unter andern folgende Anmerkungen an: Der Grund beſtehet oft aus einer ſolchen Miſchung von Erden die den Bäumen ſehr fatal iſt, und ſie ausgehen macht, ohne daß man den Grund davon finden kann. Oft geht ein Baum mitten in ſeinem Wachsthum aus.

Pflanz

Pflanzt man einen andern von derſelben Art auf die Stelle, ſo gehts ihm nicht beſſer, da hingegen eine andre Art dort recht gut fortkömmt, und oft kömmt auch die ausgegangene Art ohnweit von der ihr ſchädlichen Stelle fort. -- Es giebt Bäume von verſchiedener Art, die ſich niemals auf einer Stelle vertragen. Pflanzt man einen Pflaumenbaum an die Stelle, da ein Birnbaum geſtanden, ſo geht er gewiß aus, dahingegen andre beſſer fortkommen, wenn ſie in der Nachbarſchaft gewiſſer Arten ſtehen. Der Verfaſſer, welcher hier und da auch philoſophiſche Anmerkungen einſtreuet, erkläret dieſes dadurch, daß er meint, diejenigen Bäume, deren Wurzeln beynahe einerley Canäle haben, können nicht neben einander fortkommen, weil einer den andern ſeiner Nahrung beraubet, dahingegen Bäume von ſehr ungleicher Struktur der Wurzeln ſich gut neben einander ſchicken, weil jeder nur die Säfte an ſich ziehet, die dem andern nicht ſo gut dienen würden. Dieſe Erklärung wäre einer nähern Unterſuchung werth, und iſt wenigſtens vernünftiger, als die Sympathie und Antipathie, wodurch Unverſtändige ſolche Begebenheiten erklären wollen. -- Bey der Verpflanzung der Bäume finden wir noch dieſe Anmerkung: Man muß in Acht nehmen, daß die Bäume in Anſehung der Himmels-Gegenden eben die Lage bekommen, die ſie auf ihrer vorigen Stelle gehabt. Denn man merkt an, daß das Holz auf der Seite, die gegen Norden ſteht, ſtärker iſt, und daß der Baum Schaden nimmt, und oft krumm wird, wenn ſeine zärtere Seite gegen Norden ſteht. Noch beſonderer ſcheinet uns dieſe Anmerkung, daß jeder Aſt ſeinen beſonderen Fuß in der Wurzel habe, von welchem er ſeine Nahrung zieht, daß dieſer Theil der Wurzel erſtickt, wenn der obere Aſt abgehauen wird. Wenn man einen ſolchen Aſt abgehauen, ſo wird man finden, ſagt er, daß die Wurzel, die ihm zugehört, verderbet. Man ſoll inſonderheit bey dem Ulmbaum oder der Rüſter dieſes beobachten können.

Nach ſolchen allgemeinen Anmerkungen zeiget der Verfaſſer die verſchiedenen Arten, die Bäume und Pflanzen überhaupt zu vermehren. Dieſes geſchiehet auf viererley Art. 1) Durch den Saamen, denn dadurch kan man alle Pflanzen bis auf das Moos der Bäume und die Erdſchwämme vermehren. 2) Durch Ableger der Wurzeln. Die Zwiebel-Pflanzen legen ſie von ſelbſt ab, bey andern kan man ſie abſchneiden oder auch abreiſſen, wie bey den Aurikeln, Nelken u. d. gl. 3) Durch abgeſchnittene Zweige (de boutures) die man in die Erde ſteckt, wo ſie Wurzeln treiben und fortwachſen, wie bey den Weinreben, Weiden und dergl. 4) Durch Abſenkung der Aeſte oder Nebenſchößlinge, die man in die Erde eingräbt und am Hauptſtamme läßt, bis ſie Wurzeln gefaßt haben, hernach abſchneidet (par des marcottes). Er hätte noch die 5te Art aus Blättern Bäume zu ziehen, angeben können. Es giebt Pflanzen, wie z. E. die Weinrebe, wobey man alle vier Arten der Vermehrung mit gutem Fortgang anwendet. Bey der Saamenfortpflanzung merkt der Verf. an, daß es immer ſehr ungewiß iſt, was für eine Art herauskommen wird. Einerley Saamen erzeuget Bäume von Sommer und Winter-Obſt. Saamen von einer Weintraube bringt ſchwarze und weiſſe Arten, daher die Vermehrung durch den Saamen auch zugleich die Arten vermehret.

Das folgende Capitel handelt von den Baumſchulen, davon alles umſtändlich beſchrieben wird. Darauf wird auch gezeiget, was beym Pfropfen und Oculiren in Acht zu nehmen. Durch dieſe Mittel erhält man neue

Arten. Der Verf. ſchreibt die Würkung, daß durch das Pfropfen das Obſt beſſer wird, folgender Urſache zu: Der Umlauf der Säffte wird dadurch gehemmt, und daher werden ſie beſſer zubereitet, hernach werden ſie auch wegen der Verſchiedenheit der Canäle in dem Zweig und Stamm beſſer gemiſchet. Nach dieſem wird von dem Schnitt der Bäume, von Anlegung der Mauren und dergl. gehandelt.

In dem 3. Buch werden die meiſten Arten von Obſt und Fruchtbäumen insbeſondre beſchrieben. Ihre Qualität und Werth, die Zeitigung ihrer Früchte, ihr Geſchmack und dergleichen werden angezeiget. Auch die übrigen Gartengewächſe ſind nicht vergeſſen, und bey jedem findet man die Merkmale der Zeitigung und wenn ſie am beſten zu eſſen ſind.

Das ganze 4te Buch handelt von der Pflanzung der Weinrebe, dabey viele merkwürdige Anmerkungen vorkommen.

In dem 5. Buch werden die ſogenannten wilden Bäume und ihre Pflanzung und Wartung beſchrieben.

Vor dem II. Haupttheil iſt eine Einleitung, darinn überhaupt gezeiget wird, was man bey fremden Gewächſen, auch bey inländiſchen Pflanzen, die man durch die Kunſt treiben will, in Acht zu nehmen hat

Das ganze I. Buch handelt von den Anſtalten die zu den Triebhäuſern und Miſtbeeten, erfodert werden; von den Thermometern, wodurch man die Wärme abmißt; von der Wartung, Begieſſung und der Witterung, die hiezu am dienſtlichſten, nebſt verſchiedenen andern Sachen von dieſer Art.

In dem 2. Buch iſt erſtlich ein Gärtner-Calender, darinn gezeiget wird, was durch jeden Monat des Jahres zu thun iſt. Hernach wird der Küchen Garten betrachtet, die Gewächſe beſchrieben, die dazu gehören, und gezeiget, wie man die Saamen ſammeln und wieder ausſtreuen ſoll.

Das 3. und lezte Buch handelt meiſtens von der Pflanzung und Wartung der ausländiſchen Bäume, imgleichen von den Blumen überhaupt. Wir können alſo dieſes Werk, als eine ziemlich vollſtändige Anleitung der Gartenkunſt anſehen.

Die Kupferplatten ſtellen theils Riſſe von Luſthäuſern und Gärten, theils von Orangerie-Häuſern, Miſtbeeten, Glashäuſern und dergleichen, theils Abbildungen verſchiedener Früchte vor, und ſind ſehr ſauber geſtochen. Dieſes Werk iſt hier bey C. Bourdeaux zu haben.

Leipzig.

Allgemeine Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und Lande; oder Sammlung aller Reiſebeſchreibungen, durch eine Geſellſchaft gelehrter Männer im Engliſchen zuſammengetragen und aus demſelben ins Deutſche überſezt. Sechſter Band. 1750. 4.

Wir leſen in dieſem Werke das glaubwürdigſte, merkwürdigſte und nüzlichſte, was in allen Reiſebeſchreibungen zerſtreuet iſt. Die Verfaſſer haben aber nicht allein die Neubegierde eines Liebhabers der Natur befriedigen, ſondern auch dem Kaufmann, dem Handwerksmann und dem Seefahrer nüzlich ſeyn wollen. Daher kommen oft Stellen vor, die den neubegierigen Leſer ungedultig machen.

Gegenwärtiger Theil handelt von China und dem Königreiche Korea. Die Chineſen ſind von einem leutſeeligen und ernſthaften Weſen. Im Handel, ſonderlich mit Fremden, ſind ſie ſehr betrügeriſch. Die gemeinen Leute verſtehen ſich auf tauſend looſe Künſte, wodurch ſie die Fremden hintergehen. Sie können, z. E. einem Kapaun die Bruſt öfnen, das Fleiſch herausnehmen, die Höhlung ſodann wieder auffüllen und das Loch ſo geſchikt zu machen, daß man den Betrug erſt auf der Tafel wahrnimmt. — Sie ſind überaus arbeitſam und mäßig. — Von ihrer Geſchicklichkeit zeugen die lackirten Sachen, das Porcellain und die Seidenwaaren, welche von ihnen zu uns gebracht werden. — In ihr Vaterland und in ihre Gewohnheiten ſind ſie auſſerordentlich verliebt und glauben nicht, daß auſſer China etwas gut ſeyn könne — In den Ceremonien und Höflichkeitsbezeugungen gehen ſie bis zur Pedanterie. Sie glauben, daß ſolche dem Gemüth Sanftmuth und Gefälligkeit einflößen und in einem Staate Ruhe und gute Ordnung erhalten. — In den ſpeculativiſchen Wiſſenſchaften bringen ſie es nicht ſehr hoch. Sie rechnen ſie nicht mit unter diejenigen, deren Erlernung einen Lohn zu erwarten hat. Die Sprache und Redekunſt, ihre Geſchichte und Geſetze nebſt der Sittenlehre und Staatskunſt ſind eigentlich ihre Wiſſenſchaften. Um junge Leute deſto mehr zu bewegen, daß ſie auf ſolche ihren Fleiß wenden, ſo haben ſie die Erlernung derſelben zum einzigen Mittel gemacht, zu Ehre und Würden zu gelangen — Ihre Sittenbücher handeln von dem ſchuldigen Gehorſam der Kinder gegen ihre Eltern und der Schüler gegen ihre Lehrmeiſter; von der Unterthänigkeit der Unterthanen gegen ihren Herrn; von der Ehrerbiethung der Frau gegen den Mann; von der Gewogenheit die unter Brüdern herrſchen ſoll und von der gegenſeitigen Ergebenheit unter Freunden. — Ein Sohn, der ſeinen Vater anklagen will, wird für ein Ungeheuer gehalten. Sie haben ein Geſetz, das der Obrigkeit verbiethet, eine ſolche Klage anzuhören; auſſer, wenn die Bitte des Sohnes von dem Großvater unterſchrieben iſt — Ihre politiſche Regierung beruhet bloß auf der beyderſeitigen Pflicht der Eltern und Kinder. Der Kaiſer iſt der Vater des Reichs; der Unterkönig iſt der Vater einer Provinz, und der Mandarin der Vater von einer Stadt. Die Gewalt des Kaiſers iſt unumſchränkt. Er kan ſeine Unterthanen nach Gutdünken mit Auflagen beſchweren. Er bedient ſich aber dieſer Gewalt niemals ohne die äuſſerſte Noth; und man hat auch eine Gewohnheit, alle Jahre eine oder zwo Provinzen von allen Abgaben frey zu machen, beſonders, wenn ſie durch Krankheiten der Einwohner viel ausgeſtanden hat, oder, wenn das Land wegen ſchlimmer Witterung nicht viel getragen hat. Zu ſeinem Thronerben wehlet er von ſeinen Söhnen den geſchickteſten; und wenn er glaubet, daß keiner aus ſeinem Hauſe fähig ſey, gut zu regieren, ſo nimmt er dazu den würdigſten von ſeinen Unterthanen. Auf gleiche Art ſchaltet er mit allen öffentlichen Reichsbedienungen. So unumſchränkt aber auch ſeine Gewalt iſt, ſo wird ſie doch durch eben das Geſetz, wodurch ſie ihre Stärcke erhält, im Zaum gehalten. Wie dieſes ſeinen Unterthanen befiehlt, ihm einen kindlichen Gehorſam zu leiſten, ſo gebiethet es auch ihm, ſich als einen zärtlichen Vater gegen ſie zu erzeigen. Sie ſagen, ein Kaiſer ſey nicht deswegen ſo hoch erhoben worden, daß er nur ſeinen Zeitvertreib ſuchen ſolle, ſondern ſein gröſtes Vergnügen müſſe darin beſtehen, daß er durch ſeine Wachſamkeit und Liebe gegen die Unterthanen zeige, daß er, nach ihrem Ausdruck, der Vater und die Mutter des Volks ſey. Wenn ſein Verhalten mit dieſem Begriff nicht übereinſtimmt, ſo verfällt er in die äuſſerſte Verachtung. Die Geſetze ſchränken ferner ſeine Gewalt dadurch ein, daß ſie den Mandarinen erlauben, ihm ſeine Fehler auf die demüthigſte und ehrerbiethigſte Art vorzuſtellen. Wenn der Kaiſer auf ſolche Vorſtellungen nicht achtet, oder den Mandarin wohl gar beſtraft, ſo macht er die Herzen der Unterthanen ganz von ſich abwendig; der Mandarin erlanget aber als ein Märtyrer für das gemeine Wohl das gröſte Lob und ſein Name wird unſterblich.

Auf das Verhalten der Prinzen vom Geblüte hat der Kaiſer ein wachſames Auge. Ein Prinz vom Geblüt, der ſeine ganze Zeit auf unanſtändige Beluſtigungen, ſonderlich auf das Hahnengefechte wendete, ward einsmals vom Kaiſer deſfalls erinnert. Als ſolches nichts ausrichtete, ſo erklärte ſich der Kaiſer, daß er des Namens und der Würde eines Prinzen ſo lange verluſtig ſeyn ſolte, bis er ſich durch eine auſſerordentliche Handlung ſeiner Geburt würdig zeigen würde.

Die herrſchende Religion in China verehret unter dem Namen Tien, welches den höchſten Kaiſer bedeutet, das höchſte Weſen, als ein unabhängiges und allmächtiges Weſen, das auch die Heimlichkeiten des Herzens kennet, über den Lauf der ganzen Welt wacht und nur durch die Tugend der Menſchen gerühret wird. Ihren größten Philoſophen Kong-fu-tſe, den wir Confucius nennen, verehren die Chineſen als einen Heiligen. In allen Landſchaften ſind Palläſte für ihn gebauet, wo die Gelehrten ihm zu gewiſſen Zeiten ihre Ehrerbietung bezeugen. Die Lehre dieſes Philoſophen ging dahin, die menſchliche Natur zu ihrem erſten Glanze, den ſie vom Himmel erhalten hätte, der aber durch Unwiſſenheit und Laſter verdunkelt worden, wieder zurückzubringen. Seine Mittel hiezu waren, dem HErrn des Himmels zu gehorchen, ſeinen Nächſten als ſich ſelbſt zu lieben, die unordentlichen Neigungen zu beſiegen und die Vernunft anzuhören.

In den öffentlichen Gebäuden beweiſen die Chineſen eine auſſerordentliche Pracht. Ihre Bauart iſt von der unſrigen ſehr weit unterſchieden. Sie haben weder Capitäle noch Karnieſſe, und dasjenige, was mit unſern Frieſen einige Aehnlichkeit hat, iſt von einer ſolchen Höhe, daß es einem Europäer ſeltſam und ungereimt vorkommen muß. Es iſt aber um ſo viel mehr nach ihrem Geſchmack, weil ſie dadurch mehr Raum für ihre Zierrathen erhalten. Dieſe beſtehen nach dem le Comte in Bildern und erhabener Bildhauerarbeit nebſt Knoten, die von der Mauer abgelöſet und in einander hinein geſchlungen ſind, in künſtlich ausgehauenen Blumen und Vögeln, die von dem Steine wegzufliegen ſcheinen. Blumen, Vögel und Bäume mahlen ſie ſehr zierlich; es fehlet ihnen aber die Schattirung, und ihre Menſchengeſtalten ſehen Scaramuzen ähnlicher, als Chineſen. Ihre Muſik iſt ſehr unvollkommen, ob ſie ſich gleich die Erfindung derſelben zueignen. Wenn ſie ſingen, ſo erheben ſie ihre Stimme in eine Tertie, Quinte oder Octave und laſſen ſie auch ſo fallen, aber niemals in Semitonia. Die Schönheit ihrer Concerte beſteht auch nicht in der Abwechſelung der Stimmen oder Mannigfaltigkeit der Partien, ſondern ſie ſingen alle zuſammen einerley Arie. Ihre Gedichte ſind faſt wie unſere Sonnette und Ringelgedichte. Sie haben auch eine Art von Poeſie ohne Reime, welche in Entgegenſtellung der Gedanken beſteht. Wenn der erſte Gedanke vom Frühling oder Feuer handelt, ſo handelt der andere vom Herbſt oder vom Waſſer.

Das letzte Capitel von China enthält die Naturgeſchichte des Chineſiſchen Reichs. Es beſchreibt uns den berühmten Theeſtrauch und die Baumwollenſtaude, deren Frucht in der Geſtalt einer Hülſe und von der Größe einer Nuß, drey oder vier Säcke voll Baumwolle, von der Geſtalt wie Seidenwürmerhülſen ſind, einſchließt; imgleichen den Talkbaum, deſſen Frucht in einer braunen Hülſe eingeſchloſſen iſt, welche wiederum drey kleine Beeren enthält, wovon eine jede eine ziemlich harte Bedeckung von weiſſem Talk hat. Wir finden hier den Firnißbaum, aus dem ein röthliches Harz tröpfelt, und den weiſſen Wachsbaum, an deſſen Blätter ſich kleine Würmer, von der Größe einer Fleh, hängen, welche ſich Wachszellen machen, die aber viel kleiner ſind, als die Bienenzellen. Auch bemerken wir Bäume, welche Blumen tragen, die den Tulpen und andere, die den Roſen gleichen. Hier ſind Schmetterlinge, die wegen der Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit ihrer Farben ſo hoch geſchätzt werden, daß die größten Arten davon nach Hofe kommen. Hier iſt der Dromedar, eine Art von Kameelen und der wohlriechende Rehbok oder das Muſkusthier. Wir lernen hier den geharniſchten Fiſch kennen, der ganz mit ſcharfen Schuppen, die, wie Dachziegel, übereinander ſtehen, bedeckt iſt, und den goldenen Fiſch, der wie mit Goldſtaube beſtreuet iſt und auf den Luſthäuſern der Vornehmſten in kleinen Teichen aufbehalten wird, ſie mit ſeinem Spielen zu ergötzen. Alles dieſes iſt nebſt andern Merkwürdigkeiten in Kupfern abgebildet.

Bey Durchleſung eines ſolchen Werks empfinden wir die Annehmlichkeiten des Reiſens ohne ſeine Beſchwerden zu fühlen. Indem wir uns aber bloß zu ergötzen vermeinen, werden wir zugleich auch unterrichtet. Es giebt uns den Menſchen als unſern Verwandten zu erkennen, mit dem wir im Grunde noch einerley Regeln handeln. Es legt uns zugleich die ganze Natur in ihrer Mannigfaltigkeit und Schönheit vor Augen, und läßt uns die Weisheit in der Schöpfung bewundern und anbeten.

Critiſche Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 15. May 1750.

No. XX.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchaften.)

Berlin.

Bey Schütze iſt herausgekommen: *Syſteme du vrai bonheur. Nec poter alium, ſyſteme [illegible] [illegible].* [illegible] in 8.

Dieſes iſt eine freye Ueberſetzung einer ſchätzbaren Schrift, die zum zweyten mal in unſrer Sprache, unter dem Titel: **Betrachtung über die Beſtimmung des Menſchen,** iſt aufgelegt worden. Der Verfaſſer derſelben iſt Herr Spalding, Evang. Prediger in der Stadt Laßahn in Schwediſch-Pommern. Wer ſich durch ſeine Tugend glücklich ſiehet, der kann dem Eyfer nicht widerſtehen, der ihn treibt, andre zu einem gleichen Glücke zu führen, und ſolche Lehrer ſind die beredenſten, und thun auf das Herz ihrer Leſer unendlich mehr Wirkung, als alle [illegible] Moraliſten, die den ganzen Zuſammenhang der Pflichten, aus ſelbſt ausgedachten Gründen metaphyſiſch herleiten.

Dieſe Schrift hat die Form eines Geſpräches, das ein denkender und dabey redlicher Menſch mit ſich ſelber führt. Er fragt ſich ſelbſt: was bin ich? Und wie ſoll ich die kurze Zeit, die ich zu leben habe, zubringen? Er ſiehet, daß ihm unmöglich gleichgültig ſeyn kann, was für einen Plan er ſich für ſein Leben wählt, deswegen ſucht er unter allen den beſten aus. Er durchgeht die verſchiedenen Lebensarten, die man ſich wählen kann, vergleicht ſie und ihre Würkungen mit ſeiner Natur, und mit den unveränderlichen Empfindungen ſeines Herzens: Er verwirft diejenigen, die mit ſeiner Natur nicht beſtehen, weil er ſiehet, daß ſie ihm nichts als Unruhe oder innerlichen Streit und plagende Empfindungen zurück laſſen würden. Er will auch die nicht annehmen, die nur einen Theil ſeiner Natur angehen, und in dem Herzen groſſe Lücken und in dem Leben viel leere und verdrießliche Stunden übrig laſſen. Endlich, nachdem er alle Bedürfniſſe ſeiner Natur erwogen, findet er, was er geſucht: den vollkommenſten Plan, der ihn am beſten durch dieſes Leben hindurch führet, ſeine Beſtimmung zu erfüllen ſcheinet, und ihm eine herrliche Ausſicht in das künftige Leben giebt. Dieſer Plan iſt der Weg der Tugend und Rechtſchaffenheit, ſenheit, auf welchem ihn die tiefſte Verehrung des oberſten Regenten der Welt, und die göttliche Gewogenheit gegen ſeine Mitgeſchöpfe immer begleiten.

Dies iſt überhaupt der Inhalt dieſer Schrift, die mit Recht von dem Ueberſetzer (Herrn Formey) le Syſtême du vrai Bonheur betitelt worden. Wir wollen denen die ſie noch nicht geleſen haben, das Vergnügen ganz laſſen, das ſie aus dieſem Werk haben können. Sie werden da die Tugend auf ihrer liebenswürdigen Seite abgeſchildert finden, und nicht nur die fürtreflichen Geſinnungen des Verfaſſers, ſondern auch ſeine ſtarcke und nette Art ſich auszudrücken, bewundern müſſen. Ein Werk von dieſer Art, kann den Ausländern zeigen, daß die deutſche Sprache nur alsdenn barbariſch iſt, wenn barbariſche Köpfe darinn dencken und ſchreiben.

Die Ueberſetzung iſt getreu, in Anſehung der Gedanken überhaupt, und frey in Anſehung der Verbindung und des Ausdrucks derſelben. Hier und da iſt ein Gedanke zur Verbindung eingeſchaltet. Bisweilen iſt der Ausdruck der Ueberſetzung geſchmückter, als die ernſthafte Einfalt des Originals zu erfodern ſcheinet. Wir können aber nicht verbergen, daß uns der deutſche Ausdruck an verſchiedenen Orten ſtärker dünkt, als der franzöſiſche, und, wo wir nicht irren, ſtärker, als es die leichtfluſſende franzöſiſche Sprache erträgt.

Der beträchtlichſte Zuſatz, den dieſes Werkgen durch die Ueberſetzung bekommen, iſt die Zueignungsſchrift an den Hrn. Präſidenten von Jariges, darin der Werth der Rechtſchaffenheit und Tugend gründlich gezeiget wird.

Der Herr Formey ſagt erſt in der Vorrede, daß dieſe ſchöne Schrift aus dem Deutſchen überſetzt iſt; auch hat er den Titel ſelbſt verändert. Er hat ſich vermuthlich dieſes Kunſtgriffs bedienet, um gewiſſe Leute nicht vom Leſen dieſer Schrift abzuſchrecken.

Memoires de l'Academie Royale des Sciences, &c.

Mathematiſche Claſſe.

Dieſe begreift 9 Aufſätze, davon aber einige keine Auszüge leiden. In der 1. handelt Hr. Euler von dem Zittern der Saiten, welche Betrachtung er etwas allgemeiner gemacht hat, als ſie ſonſt bis dahin gemacht worden. Dieſe Abhandlung iſt wegen einiger beſondern analytiſchen Kunſtgriffe merkwürdig, die zur Auflöſung der Frage erfodert werden, dadurch die Analyſis überhaupt einige Vortheile erhält. In der 2. zeiget Hr. Euler die Einſtimmung der beyden groſſen Sonnen und Monds-Finſterniſſen vom 25 Julii und 8. Auguſt 1748. mit ſeinen Tabellen. Die Sonnen-Finſterniß ſtimmte ſo genau damit überein, als mans wünſchen kann, hingegen zeigte ſich ein groſſer Unterſcheid zwiſchen der Beſtimmung, die in dem hieſigen Aſtronomiſchen Calender, aus ſeinen Tabellen geſetzt worden, und der würklichen Beobachtung. Weil der Herr Verf. vermuthet, daß etwa blos in der Rechnung ſich ein Fehler könnte eingeſchlichen haben, ſo wiederholt er hier die Rechnung ganz und findet, daß die Zeit, die ſeine Tabellen beſtimmen, mit der Zeit der würklichen Beobachtung, ſo genau einſtimmet, als mans verlangen kann. Der 3 Aufſatz iſt von Hrn. Kies, und enthält die Beobachtung der ſchon erwähnten groſſen Sonnen-Finſterniß. Er bemerkt unter andern, daß zur Zeit der gröſten Verfinſterung, der Diameter des Bildes der Sonne ohngefehr um $\frac{1}{100}$ gröſſer worden. Dieſe Beobachtung iſt deswegen wichtig, weil ſie dienet die Athmoſphär des Mondes zu beweiſen. Bey dieſer Gelegenheit zeiget der Hr. Verfaſſer wie durch andre Obſervationen dieſe Athmoſphär und ihre Refraktion zu ſuchen. Er hält für das beſte, daß man 2 Fixſterne dazu wähle, davon einer von dem Mond ſoll bedeckt werden, und zeiget, wie man zur Zeit der Bedeckung die Refraktion der Monds Athmoſphär meſſen ſoll. Von eben dieſer Materie handelt auch Hr. Euler in dem folgenden 4ten Aufſatz. Er beſtimmt die Beſchaffenheit der Monds-Athmoſphär näher und findet, daß ſie ohngefehr 200 mahl dünner ſeyn muß, als die Athmoſphär der Erde.

In den zwo folgenden 5 und 6 Aufſätzen handelt bemeldter Hr. Verfaſſer von der Friktion der feſten Körper. In den meiſten Maſchinen, iſt dieſe Friktion oder Reibung ſo ſtark, daß die meiſte Kraft, wodurch die Maſchine beweget wird darauf gehet blos dieſen Widerſtand zu heben. Man hat dahero fleißig geſucht, einem ſo groſſen Mangel in den Maſchinen abzuhelffen. Der Hr. Prof bemerkt erſtlich einen beſondern Umſtand bey der Friktion, der den Geſetzen der Natur entgegen ſcheinet. Er betrachtet die Friktion, als eine würkliche Kraft, die der Bewegung entgegen handelt, aber nicht eher, als bis der Körper würklich beweget wird. Nachdem er nun die ganze Beſchaffenheit dieſer Sache ſpeculativiſch betrachtet, zeiget er, wie die Friktion zu beſtimmen und zu vermindern. Diesmal aber bleibt er blos bey den Maſchinen ſtehen, die aus Rädern zuſammen geſetzt ſind.

Die 7te Abhandlung die ebenfalls von Hrn. Euler iſt, betrift ein merkwürdiges Geſetz der Natur. Die Weltweiſen, beſonderheit Leibniz, waren ſchon auf die Gedanken gefallen, daß die Natur immer den kürzeſten Weg in ihren Verrichtungen gehe. Allein, es iſt oft überaus ſchwer zu zeigen, worinn dieſer kürzeſte Weg beſtehe. Der Hr. Präſid. v. Maupertuis hatte in einigen Schriften, die in den Memoires der Academie der Wiſſenſchaften in Paris und auch in den hieſigen eingerückt worden, bewieſen, daß bey allen Bewegungen, wodurch in der Natur eine Veränderung entſtehet, dieſes Geſetz ſtatt habe, daß die Quantität der Bewegung immer die kleinſte ſey, die möglich iſt, um dieſelbe Würkung hervorzubringen. Herr Euler hatte eben dieſes Geſetz in der Bewegung der Körper entdeckt, die nach einem oder mehreren Mittelpunkten gezogen werden. Dieſes allgemeine Geſetz der Natur iſt nun ſo bekannt, daß man es überall als einen Grundſatz gelten läßt, und einen Beweis, der ſich darauf gründet, für richtig hält. Hr. Euler zeiget hier in beſondern Fällen, daß dieſes Geſetz mit den ſchon lange bekannten andern Geſetzen der Statik und Dynamik übereinkomme. Und dieſe Uebereinſtimmung deſto deutlicher zu zeigen, betrachtet er die Figur eines vollkommen gelenken Fadens, der an zwey Enden feſt gemacht durch ſeine eigene Schwere ſich in eine krumme Linie ſenkt. Er beſtimmt dieſe Figur aus den gewöhnlichen Gleichen der Bewegung. Die erſte Auflöſung iſt ſehr allgemein, und wird hernach auf beſondere Fälle angewendet, wobey immer gezeiget wird, daß die Figur ſo herauskommt, daß eine gewiſſe Quantität der Bewegung die kleinſte wird.

In der folgenden 8ten Abhandlung zeiget der Hr. Verfaſſer die Gründe an, durch welche man im Stand iſt vorher zu ſagen, wo das Kleinſte (Minimum) zu ſuchen, wenn man auch die Figur der krummen Linie durch andre Principia nicht vorher wüßte. Dieſe Abhandlung iſt ſehr wichtig, ſie leidet aber keinen Auszug. In der 9 und 10 Abhandlung hebt Hr. Euler einen Zweifel der bey der Lehre von den krummen Linien entſtehet.

Zwey Sätze ſcheinen ſich zu widerſprechen. Man nimmt nämlich überall an, daß z. E. neun gegebene Punkte, eine krumme Linie von der 3ten Ordnung ſo determiniren, daß ſie allein durch dieſe neun Punkte gehen kann. Hingegen iſt auch ausgemacht, daß zwey ſolcher Linien ſich in neun Punkten ſchneiden. Demnach müſſen beyde zugleich können durch die neun Punkte gehen, da nach dem erſten Satz nur eine durchgehen kann. Der Hr. Prof. zeiget, daß dieſer ſcheinende Widerſpruch verſchwindet, wenn der erſtere der angeführten Sätze recht determinirt wird.

Die 11te Abhandlung iſt von dem Herrn *D'Alembert*, und enthält die Fortſetzung ſeiner Recherches ſur le calcul integral. Die 12te und letzte iſt von Hrn Kies, und zeiget ſeine Beobachtungen über die Mondsfinſterniß des 8. Auguſt 1748.

Cours de Belles-Lettres. Tom. I.

Fortſetzung.

Die zweite Abhandlung begreifft die Ekloge. Der Verf. hat ein Capitel über die Franzöſiſche Verſification vorangeſchickt. Wir hätten nicht vermuthet, daß er die Mechanik des Franzöſiſchen Verſes der Griechiſchen und Lateiniſchen vorziehen würde. Er hat Recht, daß ein Franzöſiſcher Poet ſelbſt Herr vom Wohlklange iſt und in ſeinen unordentlichen Vers kurtze oder lange Silben aufnehmen kann, nachdem es die Beſchaffenheit der Materie fodert: Allein eine recht wohlklingende Proſa läſt ſich auch in Verſe von ungleichen Silbenmaſſen auflöſen. Zwar haben die franzöſiſchen Verſe eine gleiche Quantität Silben: dieſes aber unterſcheidet ſie von dem Gange einer ſchönen Proſa nicht ſo ſehr, als die lateiniſchen Genera ihre gleiche Quantität. Der Reim bleibt alſo ihr erſtes Unterſcheidungs-Zeichen. Der Verfaſſer hat dieſes wohl gewuſt, daher hält er den Reim in Ehren, und zieht dieſes Kennzeichen ſeines Verſes dem ſtets gleichen Ausgange der Alten, oder dem Hauptkennzeichen ihres Verſes vor, und giebt zu verſtehen, daß der Reim noch weniger Monotonie mache, weil man mit einſilbigten und zweyſilbigten Reimen abwechſeln könne. Allein, er wird ſelbſt leicht einſehen, wie groß der Unterſcheid ſey, wenn ich gleiche Füſſe nehme zu Wörtern die im übrigen gar keinen ähnlichen Laut haben: und wenn ich Wörter aufſuchen muß, die beynahe gleich lauten. Geſetzt auch ich nehme beſtändig neue Reime und wechſele mit männlichen und weiblichen Reimen ab: ſo iſt doch eine halb ſo oft wiederholte ſtarke Monotonie mit dem ſtets gleichſilbigten Ausgänge der Lateiner noch nicht zu vergleichen; denn man rechne nach, wie viel verſchiedene Ausgänge der Lateiner machen kann wenn er fünf Vocalen und funfzehn Conſonanten zum Dienſt hat.

Unſer Verfaſſer ſagt ferner: „ Warum
„ fühlen wir nicht die Harmonie unſerer
„ Verſe, wie wir ſie bey den Lateinern fühlen?
„ Das kommt vielleicht daher, weil unſre
„ weit feiner iſt, als ihre. — Wenn wir
„ fünf oder ſechs Aſklepiadiſche Verſe gehört
„ haben, die auf gleichen Dactylen fortlauffen:
„ ſo wiſſen wir dieſen Lauf ſo gut,
„ daß unſer Ohr ihm ſchon zuvorkommt und
„ ſich ſelbſt mit kurzen oder langen Silben
„ ſchlägt. Dieſe Gewohnheit iſt es, die uns
„ die griechiſchen und lateiniſchen Verſe ſo klingend
„ macht: weil dieſes bey unſern Franzöſiſchen
„ Verſen nicht geſchieht, welche tauſendmal
„ wiederkommen können, ohne zweymahl
„ dem Ohr gleiche Töne zurück zuſchicken:
„ ſo ſind die ſchönſten Franzöſiſchen
„ Verſe für uns, was eine ſchöne Arie iſt,
„ die wir zum erſtenmal hören. — Man
„ wird ſagen, dies iſt ein Beweis für die
„ latei-

„ lateiniſchen Verſe wider die Franzöſiſchen.
„ Im geringſten nicht. Es iſt nur ein Be-
„ weis wider den Gebrauch in Frankreich,
„ daß man das Ohr der Jugend nur zur
„ lateiniſchen Harmonie bildet und nicht zur
„ Franzöſiſchen ꝛc

Allein, wie iſt es möglich, das Ohr ſo zu bilden, daß es eine gleichſtarcke Ordnung und Harmonie fühle, wenn der Vers tauſendmal verändert wird? Und ſollten ſich dieſe tauſend Arten von Verſen allezeit geſchickt folgen und wohl aufnehmen, das iſt, ſolte ein jeder mit dem vorhergehenden und nachfolgenden eine ſchöne Harmonie ausmachen: ſo wäre die Schwürigkeit unendlich groß; denn man weiß, wie viel Mühe ein Lyriſcher Dichter hat, nur eine einzige vollkommen wohlklingende Strophe aus drey Versarten zuſammen zuſetzen, woron jeder Vers nicht allein wohlklingend iſt, ſondern ſich auch zu den übrigen vollkommen paßt. Sind hingegen die wohlklingendſten Genera einmahl feſtgeſetzt: ſo iſt ein Poet ſicher, daß er harmoniſch ſchreibe und darf nichts weiter thun, als nur die allzugroſſe Gleichheit ſeines Silbenmaſſes auf eine gute Art zerſtören. Dieſes geſchieht durch die Ruhepunkte, die er bald in dieſen, bald in jenen Fuß wirft, durch verſchiedentlich tönende Ausgänge, und in Lyriſchen Gedichten durch Zuſammenſetzung einer Strophe aus mehr als einer Versart, und dergl. Ueberhaupt wollen wir anmerken, daß unter den kurzen Silben einige ſehr kurz und unter den langen einige mehr oder weniger lang ſind: dieſes giebt den regulärſten Silbenmaſſen ſchon einige Abänderung. Man ſcandire z. E. unſre wohlklingendſten Jambiſchen Verſe nach den Regeln: ſo wird man ſehen, welchen Zwang man einigen Silben anthun muß.

Noch ein Wort. Das Franzöſiſche Theater, die Ode und das Heldengedicht müſſen ſich faſt mit einerley Silbenmaß begnügen. Die Lateiner haben für jedes einen angemeſſenen Vers. Und wie vollkommen iſt nicht ein jeder eingerichtet! In ihrem Hexameter hat ein Spondäus zwey ganze Takte (- -), und ein Dactylus einen ganzen und zwey halbe (- ◡ ◡), oder zuſammengerechnet gleichfalls zwey ganze Takte: folglich nimmt jeder Fuß mit einer ungleichen Anzahl von Silben einen gleich langen Raum von Zeit ein, und der Vers kann ſich nicht minder nach der Geſchwindigkeit und Langſamkeit des Inhalts richten. Er hat Verſchiedenheit und Einförmigkeit. Der Lyriſche Vers des Horaz läuft nach einerley Geſetzen. Sein langer und ſein kurzer Ton behält allezeit ſeine angewieſene Stelle: dieſe Einförmigkeit iſt zur Melodey bequem. Allein die Strophe iſt aus zwey oder drey Versarten zuſammengeſetzt: und hierinn beſteht die Mannigfaltigkeit. Der Jambiſche Vers der Lateiner hat alle Freyheit die man zum Theater und auch zur Fabel fodern kann: ſeine Gleichförmigkeit beſteht darinn, daß er hinten mit einem Jambus ſchließt.

Unſer Kunſtrichter hat mit vielem Scharfſinn die Franzöſiſche Verſification der lateiniſchen an die Seite geſetzt und eine Sache ſchön vorgeſtellt, von welcher er weiß, daß ſie in ſeinem Lande unverändert bleiben wird. Wir müſſen ihn loben, daß er den beſten Weg wehlt, der noch übrig war, nemlich ſeinen Poeten den Wohlklang vorzuſchreiben. Allein, wir müſſen auch die lateiniſchen Silbenmaſſe nicht verunglimpfen laſſen, ſondern unſre neuen Dichter die den Römern und Griechen hierinn nachahmen wollen, in ihrem Vorhaben beſtärcken.

Wir wollen uns zur Abhandlung von der Ekloge ſelbſt wenden. Eine Ekloge iſt eine Nachahmung des Schäferlebens mit allen ſeinen Annehmlichkeiten vorgeſtellt. Es iſt nicht genung mit einigen Blumenkränzen eine Materie zu behängen die an ſich ſelbſt nichts ſchäfermäßiges hat. -- Die Schäfer haben epiſche Gedichte, wie der Athis des Segrais. Comödien, wie die Schäfereyen des Racan, Tragödien, Opern, Elegien, Lieder. -- Weil das Schäfergedicht nur gelinde Leidenſchaften annimmt, ſo kann es bald matt werden, oder, wenn es ſich für dieſen Fehler hüten will, ſo geſchieht es dadurch, daß es aus ſeiner Welt in die unſrige hinübergeht. -- Es iſt weit klüger dem Theokrit und Virgil zu folgen, als ein Stück von groſſem Umfange zu unternehmen. -- Der Caracter der Schäfer kommt mit ihrem Aufenthalt überein. Ihre Wieſen ſind ſtets grün, ihre Schatten allezeit kühl, die Luft rein. Gleichwie aber ihr Himmel zuweilen mit Wolcken bedeckt wird, geſchähe dieſes auch nur, um die Scene zu verändern: ſo kann man auch in ihren Caracter gewiſſe Paßionen miſchen. -- Nicht alles, was auf dem Lande vorgeht, iſt würdig in die Ekloge zu kommen, es muß rührend und angenehm ſeyn. -- Tragiſche Begebenheiten gehören gar nicht hinein. Ein Schäfer der ſich vor ſeiner Schäferin Thüre erhängt, iſt kein arcadiſches Schauſpiel. Man hat Leidenſchaften genung bey mit Ruhe und unſchuldigen Vergnügungen beſtehen: Furcht, Traurigkeit, Hofnung, Freude, Liebe, Freundſchaft, Haß, Eiferſucht, Großmuth, Mitleiden. Das Alter, das Geſchlecht, der Ort ꝛc. machen noch mehr Veränderungen. -- Die Reden der Schäfer müſſen nicht unanſtändig, weit hergeſucht und ſpitzfündig ſeyn. -- Ein Schäfer ſey von Natur moraliſch gut. Ein Böſewicht, Räuber, Mörder gehört nicht in die Ekloge. -- Die Ekloge kann ſich zuweilen erheben, weil die Schäfer von verſchiedenen Geiſtesgaben ſeyn können: Allein, wenn ſie von groſſen Dingen ſprechen, ſo muß es doch mit einer Art von Furcht geſchehn. Verwirrung und Erſtaunen ſtehen ihnen wohl an. Will man die Stimme erheben und den Urſprung der Welt beſingen oder zukünftige Dinge verkündigen, ſo laſſe man den Pan, oder den alten Silen reden.

Theokritus, der erſte bekannte Schäferdichter ward zu Syrakus gebohren, ohngefehr dreyhundert Jahr vor Chriſti Geburt. Seine Wercke ſind die Bibliothek der Schäferdichter. Zärtlichkeit und Einfalt iſt in ſeinen Perſonen, Feuer, Bilder und Klang in ſeiner Poeſie. -- Moſchus und Bion kamen nach ihm. Moſchus zeigte mehr Feinheit und Wahl, weniger Nachläßigkeit; er verlohr dagegen viel von der Naivität. Seine Brunnen ſind Springbrunnen, ſeine Wälder ſind Luſtwälder. Man ſieht in ſeinen Gedichten wenig Schäfer, ſondern ſinnreiche Allegorien, ſchön geſchmückte Reden, ausgearbeitete Lobgeſänge. -- Bion gieng noch weiter und machte eine dritte Art von Idylle. Man merkt überall ſeine Begierde zu gefallen. Sein Grabmal des Adonis, welches ſo ſchön und rührend iſt, hat einige Antitheſen, welche nur Spiele des Witzes ſind. Theokritus mahlt die einfältige und oft die nachläßige Natur, Moſchus putzet ſie auf und kleidet ſie, Bion giebt ihr Geſchmeide. Des Theokritus Idylle iſt in einem Walde oder auf einer angenehmen Wieſe, des Moſchus in einer Stadt, des Bion faſt auf einem Theater. Wir wollen ſie für drey verſchiedene Arten halten, deren keine nach den Regeln der andern beurtheilt werden muß.

Virgil iſt dem Theokritus gefolgt, ſo genau daß ſeine Eklogen faſt Nachahmungen dieſes Poeten ſind. Horaz ſagt von ihm: - - Molle atque facetum

Virgilio annuerunt gaudentes rure
Camenæ

Molle

[illegible] erkläret der Verfaſſer durch eine naive und unſchuldige Zärtlichkeit; ſondern durch ein gewiſſes Salz, welches Stücke geben und Eindruck machen ſoll. -- Calpurnius und Nemeſianus, die unter dem Diocletian lebten, haben ſich auch durch Eklogen bekannt gemacht. Man findet bey ihnen einige angenehme Bilder und glückliche Verſe, aber nichts von dem Schäfergeiſte, der den Theokrit beſeelte. -- Die Ital. Idyllen ſind [illegible], Wortſpiele, Spitzfündigkeiten, ſagt Fontenelle von Guarini, Bonarelli, Marin, und lobt den Amint des Taſſo, weil er weniger hievon hat. Indeſſen, ſagt unſer Verf. haben ſie, es ſey ihrer Sprache oder ihrem Caracter zuzuſchreiben, ſehr vieles von dieſer Weichlichkeit die zur Paſtorale höret. -- Der Franzöſiche Ronſard hat eine Bauernſprache geredet und ſein Schäfermäßiges beſteht in den Schäfernahmen, die er noch dazu verdirbt und den Lycidas, Pierrot und Phillis, Käthchen nennt.

Racan der A. 1670 geſtorben iſt, war ein Schüler des Malherbe. Ihm fehlte nichts zu einem Schäfer. Sein Genie war fruchtbar und biegſam, ſein Caracter ſanft und einfältig. — Segrais iſt, nach dem Urtheil des Herrn von Fontenelle das vortrefflichſte Muſter in Frankreich. Er hat ſich oft nach dem Geſchmack ſeiner Zeiten richten und glänzend ſeyn wollen: Er hat aber vorher gewieſen daß er die wahren Schönheiten der Ekloge wohl zu erreichen wiſſe. -- Die Mad. Deshoulieres iſt naiv, zärtlich, witzig: Sie hat aber nicht viel Abänderung in ihre Stücke gebracht: ſie ſcheinen alle aus einer natürlichen Traurigkeit entſprungen zu ſeyn, wodurch ſie einen falſchen Schein der Elegie bekommen.

Weil der Verf. dieſe drey den Alten vergleichen will, ſo ſcheint ihm Racan dem Virgil, Segrais dem Theokrit aber Mad. Deshoulieres fürnehmlich dem Moſchus zu gleichen.

(Der Beſchluß folgt künftig.)

Geneve.

Obſervations ſur les Grecs, par Mr. l'Abbé de Mably. 1749. 8.

Dieſe Anmerkungen ſind von der Art, wie des Montesquieu Betrachtungen über die Größe und den Verfall der Römer. Die erſten Griechen waren ein herumſchweifendes Volk, daß ſich vom Rauben und Plündern nährte. Minos der Andere, König in Creta, eroberte einige benachbarte Inſeln, unterhielt eine Seemacht und machte das Rauben zu einem ſchweren und gefährlichen Handwercke. Die Griechen änderten ihr Genie und vereinigten ſich in Societäten. Hier verliehren wir ſie in der Geſchichte und ſehen ſie allererſt wieder vor Troja. Nach dieſem Feldzuge entſtanden unter den Griechen mancherley Empörungen und Kriege. Die Könige welche viele Jahre vor der Spitze einer Armee commandiret hatten, wußten ſich nicht ſo weit einzuſchrencken, daß ſie jetzt bloß im ſtillen hätten Recht ſprechen ſollen. Ihre Tyranney brachte die Staaten dahin, daß ſie die Könige abſchafften und ein freyes Regiment anrichteten. Von dieſer Zeit an ward die Liebe zur Freyheit ein eigener Charakter der Griechen. Es hätte ſich ganz Griechenland zur Schande gerechnet, wenn nur eine Stadt unter einem Tyrannen hätte leiden ſollen.

Die Hülfe, die die griechiſchen Staaten ſich bey dieſer neuen Veränderung einander leiſteten, beſänftigte den [illegible] Haß, wodurch ſie zuerſt waren getrennet worden. Einige alte Einrichtungen hatten ſie auch zu einer Vereinigung gleichſam zubereitet. Denn, die Spiele, die zu Corinth ꝛc. gefeyret worden, waren zugleich den Reichstägen ähnlich, wo man ſich über das gemeine Beſte berathſchlagte. Es hatte auch Amphyction, dritter König der Athenienſer, durch ein Bündniß einige Völker mit einander vereiniget, welche alle Jahre ihre Abgeordneten nach Delphos oder Thermopylä ſchickten, um daſelbſt über ihre allgemeinen und beſondern Angelegenheiten Rath zu halten. Dieſes Bündniß theilte dem ganzen Griechenlande von ſeinem Geiſte etwas mit. Es ward hieraus gleichſam eine allgemeine Staatsverſammlung, wie bey den Schweitzern die Tageſatzung iſt. Zu einer feſten Verbindung aller Staaten war aber dieſer Grund noch nicht dauerhaft genug. Sie hatten unter ſich keine Rangordnung gemacht. Es herrſchte unter ihnen eine gar zu groſſe Gleichheit, die zu allerhand Uneinigkeiten Gelegenheit gab und ſie den Unbequemlichkeiten einer Anarchie ausſetzte. Lycurg verſchafte aber, was den Griechen mangelte. Das Regiment, welches er zu Sparta anrichtete und wozu er von allen Regierungsarten das beſte nahm, machte ihn gewiſſermaſſen zum Geſetzgeber von ganz Griechenland. Sparta ward durch ſeine Einrichtungen der vornehmſte Canton und das Orakel aller griechiſchen Staaten, zu dem ſie in ihren Streitigkeiten ihre Zuflucht nahmen.

Das Glück Griechenlandes war aber dennoch nicht feſt genug gegründet. Es blieb ſtets nur mit ſich ſelbſt begrenzt, und ob es gleich nichts von ſeinen Kräften verlohr, ſo ward es dennoch von Tage zu Tage ſchwächer, weil ſeine Nachbarn mächtiger wurden. Hätte die Politik den Griechen hier anrathen ſollen, durch auswärtige Eroberungen ihre Macht zu verſtärken? dis hätte die Klugheit nicht gebilliget; es wäre zu befürchten geweſen, daß die Grundſätze der Staatsverfaſſung dadurch wären verdorben worden, und daß die Staaten ſich wegen Verſchiedenheit des Intereſſes getheilet hätten. Der Rath wäre auch ſehr fruchtlos geweſen, weil durch die gemachten Conqueten keine Stadt insbeſondere, ſondern nur die ganze Gemeinſchaft wäre bereichert worden. Es war alſo ein Glück für die Griechen, daß die Eiferſucht und die Uneinigkeiten ihre Ruhe bisweilen ſtörten. Solchen hatten ſie ihre Soldaten und Feldherren zu danken, die durch ihren Muth und durch ihre Geſchicklichkeit die Schwäche der politiſchen Verfaſſung wieder erſetzten. Wenn man die Macht der Griechen betrachtet wie ſie beſchaffen war, als ſie vom Xerxes bekriegt wurden, und die Unbequemlichkeit bedenkt, der ihre Staatsverfaſſung ſie ausſetzte, ſo weiß man nicht, wie ſie ihrem Untergange haben entgehen können. Was ſie gerettet, iſt die Gröſſe, woran Themiſtokles und Pauſanias dem Xerxes und dem Mardonius überlegen waren. Anders läßt ſich der Ausgang des perſiſchen Krieges nicht erklären.

Dieſes iſt der Inhalt des erſten Buchs.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Dieſe Nachrichten ſind alle Freytage in Berlin in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung und auf allen Poſt-Aemtern zu bekommen.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 22. May 1750.

No. XXI.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchaften.)

Paris.

Diſſertation ſur la Glace, ou Explication Phyſique de la Formation de la Glace & de ſes divers phenomenes. *Par Mr. Dort. de Mairan. &c.* De l'imprimerie Royale. 1749. 384 Seit. in 12. Mit einigen Kupfern.

Dieſes iſt eine neue Ausgabe von dem Werk, dadurch der berühmte Verfaſſer ehemalen den Preis bey der Academie in Bourdeaux erhalten, und das nachher noch ein paar mal neu aufgelegt worden. Jetzo aber erſcheinet es in einer ganz andern Geſtalt und iſt um die Hälfte vermehret worden. Die neue Vorrede, die wir hier ſehen, verdienet ſowol, als das Werk ſelbſt, daß wir davon ſprechen. Der Verf. unternimmt darinn den Syſtemen und philoſophiſchen Hypotheſen das Wort zu reden. In den vorigen Zeiten ſuchten die Weltweiſen die Natur nach ihren ſelbſt ausgedachten Grundſätzen zu erklären. Anſtatt aus den Würkungen auf die Urſache zu ſchlieſſen, bildeten ſie ſich ſo gut ſie konnten die Urſachen ein, und ſuchten alle Würkungen daraus zu erklären. Der groſſe Canzler Bacon wird insgemein für den erſten gehalten, der dieſe Art zu philoſophiren verworfen. Er riethe, daß man auf alle Würkungen der Natur genau Acht haben, dieſelben unter ſich vergleichen, davon auf die nächſten Urſachen und von dieſen ferner auf die verborgenern ſchlieſſen ſollte. Daher iſt die Experimental Philoſophie entſtanden, die in unſern Zeiten öfte in ſo unglückliche und unwürdige Hände gefallen. Die Engelländer haben ſich hauptſächlich bemühet durch eine Menge Beobachtungen und Verſuche die Würkungen der Natur in tauſend Fällen genau zu bemerken. Wie aber die Menſchen insgemein gerne von einem äuſſerſten auf das entgegengeſetzte verfallen, ſo fehlt es wenig, daß man nicht die ganze Naturwiſſenſchaft auf das bloſſe Experimentiren eingeſchränkt. Viele bilden ſich ein, daß man ſich dabey ganz paſſiv verhalten und nicht der geringſten Muthmaſſung in der Erklärung der Sachen Platz geben müſſe. Vielleicht kömmt es daher, weil es leichter iſt, Verſuche, als darüber gründliche Muthmaſſungen zu machen, und weil ſich jetzo ein jeder ſchmeichelt ein Phyſicus zu ſeyn, der eine Luftpumpe und eine elektriſche Maſchine hat.

Wie dem ſey. Der Hr. v Mairan beweiſt in der Vorrede ſehr gründlich den Nutzen der Hypotheſes. Wir wollen nichts von ſeiner Beantwortung der Einwürfe, die man dagegen macht, ſagen, um nicht zu weitläuftig zu ſeyn. Er verweiſt die Verächter der Hypotheſen auf die Aufſätze, die Newton in die Tranſactionen von ſeinen optiſchen Erfindungen gegeben, wo man finden wird, daß dieſer groſſe Mann nimmermehr auf die Verſuche würde gefallen ſeyn, denen er ſeine ganze Lehre von Farben zu danken hat, wenn er nicht durch ein vorhergemachtes Syſtem darauf wäre geführet worden. Kepler, der zuerſt die wahren Geſetze der Bewegung der Planeten erfunden, die hernach Newton in ſeinem unſterblichen Werk weiter ausgeführet, Kepler iſt durch ein Syſtem, das er ſich vorher gemacht, auf dieſe Entdeckung gefallen. Blos dieſe zwo Exempel ſind hinreichend zu beweiſen, daß oft aus bloſſen Muthmaſſungen, aus ſelbſt ausgedachten Erklärungen der Würkungen der Natur, die Wahrheit entdeckt wird. Was für einen Leitfaden ſoll hingegen derjenige zu ſeinen Experimenten annehmen, der zu blöde, oder zu unvermögend iſt, ſich eine wahrſcheinliche Vorſtellung von den vermuthlichen Urſachen in der Natur, zu machen. Er häuffet Verſuche auf Verſuche, die oft in den Wind gemacht ſind, und daraus ſich gar nichts ſchlieſſen läßt, da hingegen ein denkender Weltweiſer, der ſich ſelbſt etwas zutraut, keinen einzigen Verſuch umſonſt macht. Denn entweder beſtätiget er dadurch ſeine vorgehabte Meinung, oder er erkennt, daß ſie falſch iſt und wird auf eine beſſre geführet.

Neben dieſem redet der Hr. von Mairan in ſeiner Vorrede auch der ſubtilen Materie das Wort, die vielen heutigen Philoſophen ſo verhaßt iſt. Er verſteht aber dadurch weder das erſte Element des Des-Cartes, noch ſeine harten Kügelchen, ſondern eine allgemeine flüſſige Materie, unendlich ſubtiler, als die Luft, und die überall iſt, die verborgene Urſache ſehr vieler Begebenheiten, dergleichen der Ether iſt. Er zeiget aus vielen Begebenheiten, daß es eine Hartnäckigkeit iſt die Exiſtenz dieſer Materie länger zu läugnen.

So viel von der Vorrede, die uns einer beſondern Aufmerkſamkeit würdig gedäucht hat. Wir kommen nun zum Werk ſelbſt, welches aus zwey Haupttheilen beſtehet. Der erſte Theil enthält allgemeine Betrachtungen, darinn die Gründe zur Erklärung des Eiſes und ſeiner Eigenſchaften, liegen. Erſt wird die allgemeine Beſchaffenheit der flüſſigen Materien unterſucht. Es wird bewieſen, daß die Theile derſelben in einer beſtändigen Bewegung ſind, welche von einer ſubtilen Materie, die überall in der Natur gegenwärtig iſt, herkömmt. Dieſe ſubtile Materie erhält die Flüßigkeit. Wenn ihre Bewegung gehindert wird, ſo gefriert die flüßige Materie, und darinn kommen die Metalle und alle im Feuer flieſſende Körper mit dem Waſſer überein. Hierauf wird eine allgemeine Erklärung der Kälte gegeben, die etwas blos negatives iſt, wie die Ruhe, die Finſterniß. Er giebt die allgemeinen Urſachen der Kälte an, und zeiget, warum und wie ein Körper kälter wird. Dieſes geſchiehet, nach ſeinen Sätzen hauptſächlich, wenn die ſubtile Materie, die in dem Körper iſt, mehr Geſchwindigkeit und Bewegung hat, als die äuſſere. Denn alsdenn fähret ſie aus dem Körper heraus. Wenn erſt etwas heraus iſt, ſo bekommen die Theile eine andre Lage und auch dieſes hemmt die innre Bewegung. Dies iſt die allgemeine Urſache der Verkältung. Es giebt aber noch beſondere. Dergleichen iſt der Salpeter, welcher hier und da im Schoos der Erde iſt. In China giebt es Oerter, die der Linie ſo nahe liegen, als Sicilien, wenn man aber daſelbſt etliche Fuß tief in die Erde gräbt, ſo trift man im heiſſeſten Sommer Eis an. Dies macht der Salpeter. Dieſe Würkung thut auch der Salmiak, der, wie Tournefort berichtet, bey Erzerum in Armenien den 20 Junius Eis hervorgebracht hat. In der ſo genannten Franche comté in Frankreich iſt eine Höle, darinn aus eben dergleichen Urſachen den ganzen Sommer über alles voll Eis iſt. — Ferner wird die Kälte in einem Lande vermehret, wenn das Aufſteigen der warmen Dünſte gehindert wird. Dis Aufſteigen der warmen Dünſte ſchreibt er einem unterirdiſchen Feuer zu, und ſucht ſehr weitläuftig die Würklichkeit dieſes unterirdiſchen Feuers zu beweiſen.

In dem II. Haupttheil wird nun der Urſprung und die Eigenſchaften des Eiſes näher betrachtet. Der Hr. Verf. merkt an, daß ſich erſt auf der Oberfläche des Waſſers kleine Faden von Eis anſetzen, die ſich, wenn das Waſſer in einem runden Gefäſſe ſteht, insgemein in einem Winkel von 60 Graden, an die Wände des Gefäſſes anſetzen, welche letztere Eigenſchaft hernach im Verfolg, da von der Figur des Schnees gehandelt wird, weitläuftig erkläret wird. Wenn das Waſſer ganz gefrohren, ſo iſt das Stück Eis, das daher entſtanden, gröſſer, als das Waſſer geweſen. Der Hr. Verf. giebt von dieſer Vermehrung der Maſſe neben dem Grunde, den man von der Ausdähnung der Luft in dem Waſſer herleitet, auch noch dieſen an, daß die Theile des Waſſers eine ganz andre Lage beym Gefrieren einnehmen, daher die Ausdähnung gröſſer wird. (Allein aus keiner von dieſen Urſachen läßt ſich unſrer Meinung nach, die erſtaunliche Gewalt des gefrierenden Waſſers erklären, die noch gröſſer zu ſeyn ſcheinet, als die Gewalt des Pulvers.) Die Florentiner haben gefunden, daß eine kleine Quantität Waſſer im Gefrieren eine eherne Kugel zerſprengt, dazu 27720. Pfund Kraft erfodert ward. Hierauf werden verſchiedene beſondere Umſtände unterſucht, denen wir aber Kürze halber nicht folgen wollen. Der Hr. Verf. hat die Maße des Eiſes, zu der Maße des Waſſers wie 14 zu 13. gefunden, und merkt an, daß die Ausdähnung des Eiſes mit dem Anwachs der Kälte immer zunimmt. In Island ſoll das Eis ſehr hart und ganz dürr ſeyn. Wir wollen nur noch anführen, daß der Hr. Verf. die Kraft der Salze zur Verkältung unterſucht, und von den drey vornehmſten Arten, die hiezu dienen, folgende Verhältniſſe beſtimmt. Die Kraft des Meer Salzes ſetzt er 15, des Salmiaks 12⅞, des Salpeters 3'. Wir übergehen eine Menge ſehr genauer Verſuche und curiöſer Anmerkungen, die der Leſer in dem Werk ſelbſt antreffen wird.

Obſervations ſur les Grecs.

Fortſetzung.

Im zweyten Buche wird der eiferſüchtige Streit beſchrieben, den Athen und Lacedemon über den Vorzug geführet haben, wie Lacedemon von ſeiner Hoheit herabgeſunken und Athen empor geſtiegen, wie dieſes hernach gefallen und Lacedemon ſich empor geſchwungen und wie endlich auch dieſes wieder zu Grunde gegangen iſt.

Griechenland hatte aus der Schlacht bey Salamis den Vorzug der Seemacht über die Macht zu Lande kennen gelernt. Dis ſetzte Lacedemon herunter; denn, es hatte keine Schiffe und konnte auch ſolche nicht unterhalten. Athen zog im Gegentheil durch ſeine zahlreichen Flotten aller Augen auf ſich. — Sparta hätte ſeinen Fall vermeiden können.

Denn eine Macht, die in einer Bundsgenoſſenſchaft den erſten Rang behauptet, muß vor allen Dingen ſehen, daß ſie ihre Geſinnungen den andern Mächten einflöſſe oder die Maximen der andern Mächte zu den ihrigen mache damit ſie ſich das Anſehen gebe, als wenn ſie an der Spitze der Staatsgeſchäfte ſtehe. Sparta hörte aber nur ſeine Paſſionen. Es hatte ſchon denjenigen Glanz, den Athen nach Verjagung des Piſiſtratus von ſich warf nicht vertragen können. Vielweniger konnte es den Athenienſern vergeben, daß ſie ihm durch die Schlacht bey Salamin die Ehre Griechenland befreyet zu haben, geraubet hatten. — Athen kam ihm zuvor, und verband ſich mit den Griechen, die in den Inſuln und auf den Küſten von Kleinaſien wohnten und nahm ſie unter ſeinen Schutz. Die Gerechtigkeit und Großmuth des Cimon und des Ariſtides lud diejenigen Griechen zu ſich ein, die die Tyranney des Pauſanias den Lacedemoniern abwendig machte. Sparta hätte ſeine Eiferſucht, durch die Hofnung, Athen bey ſeinem gegenwärtigen Glücke bald wieder in ſeine alte Laſter verfallen zu ſehen, noch zufrieden ſprechen ſollen. Sein Haß war aber zu groß. Athen empfand auch, es würde ſeine neue Macht nicht erhalten können, wann es dieſelbe nicht vermehrte; und ſeine Herrſchaft über Griechenland nicht befeſtigen, ſo lange Sparta nicht gänzlich gedemüthiget wäre. Es muſte alſo nothwendig zu einem Bruch kommen. — Cimon wird hier eines Fehlers beſchuldiget, daß er die Perſer für den größten Feind des Vaterlandes gehalten und den allgemeinen Feind der Griechen bis nach Aſien und Egypten verfolget, da der Feind Athens vor den Thoren war. Glaubte er, daß Athen und Lacedemon nicht zu verſöhnen wären, warum bediente er ſich nicht der Umſtände, die ihm günſtig waren, die Lacedemonier zu demüthigen, nemlich, die Griechen noch mehr wieder ſie zu verbittern, die aufrühriſch gewordenen Iloten zu unterſtützen oder Lacedemon völlig zu verderben, da es durch ein Erdbeben faſt zu Grunde gerichtet war? vermeinte er das gute Vernehmen unter beyden Republiken wieder herzuſtellen, warum arbeitete er nicht nach dieſem Plan? Cimon führte Krieg, als ein groſſer Feldherr, aber als ein mittelmäßiger Staatsmann. — Pericles, ein Mann von groſſen Talenten, opferte alles ſeinem Hochmuth auf und verwickelte Athen in keine Händel, als von deren glücklichem Ausgange er gewiß war. Er ſahe Lacedemons Eiferſucht mit Verdruß anwachſen, weil er es demüthigen zu können verzweifelte. Er gewann durch Beſtechungen einige Lacedemonier, welche wieder den Krieg predigen muſten. Als er aber nach Sparta kein Geld mehr ſchicken konnte, ſo ſchwiegen ſeine Creaturen. Und nun war nichts, was den Haß der Lacedemonier aufhielte. Hätte Athen hier ſeine ganze Macht gerade wider Sparta richten ſollen, ſo hätte Pericles ſein Anſehen in Gefahr geſetzet. Er hätte diß Unternehmen auch ausführen müſſen. Er that alſo den Athenienſern nur ganz unbeſtimmte Vorſchläge; ſo blieb er Meiſter von den Geſchäften und konnte das Staatsruder nach ſeinem Willen und Vorteile lenken. Der Verfaſſer ſagt: Sparta und Athen hätten ſich keinen ordentlichen Kriegesplan gemacht, ſie wären die feindlichen Mächte geweſen und hätten ſich einander doch ſtets aus dem Geſichte verlohren. — Unterm Alcibiades fiengen die Athenienſer auf eine unkluge Art den ſicilianiſchen Krieg an. Hiedurch ward ihre Seemacht geſchwächt und ihre Finanzen wurden erſchöpft. Sparta ward im Gegentheil mächtig. Es verband ſich mit denen Bundsgenoſſen, welche häufig von den Athenienſern abfielen; es bekam von den Syracuſanern, die ſich an Athen rächen wollten, eine zahlreiche Flotte und die Geſandten des Tiſſaphernes boten ihm Hülfe an: Wäre Sparta ſogleich gerade auf den pyräiſchen Hafen losgegangen, ſo wäre es um Athen geſchehen geweſen. Allein die ſpartaniſche Langſamkeit ließ alle Vortheile wieder verſchwinden. Syracus nahm ſeine Truppen wieder zurück um ſich gegen Carthago zu vertheidigen und Alcibiades wuſte dem Tiſſaphernes begreiflich zu machen, daß es das perſiſche Intereſſe erfoderte, die Eiferſucht zwiſchen Athen und Lacedemon zu unterhalten. -- Lyſander gab endlich der Sache ein ganz anderes Anſehen. Die Redlichkeit der Spartaner regte ſich zwar und wolte ihre Nebenbuhlerin nicht ganz zu Grunde gerichtet, ſondern nur dahin gebracht wiſſen, daß ſie ſich von ſelbſt zur andern Stelle bequemen ſollte. Lyſander drang aber mit ſeinen Vorſtellungen durch; und durch Hülfe Perſiens erfolgte für Athen endlich der fatale Augenblick. Seine demokratiſche Regierung ward zerſtöret und es wurden ihm dreyßig Tyrannen geſetzet. Lyſander betrog aber ſelbſt die Spartaner. Er war niederträchtig und Staatsmann genug, das Vaterland ſeiner Ehre aufzuopfern. In allen Städten zerſtörte er die Demokratie und ſetzte ſeine Creaturen ein, um auf die Ruinen des ganzen Griechenlandes ſeine Hoheit zu gründen. Sein Tod befreiete Sparta und durch ſeinen Tod war der Fall der Tyrannen, die er allenthalben geſetzt hatte, ſchon zubereitet -- Sparta hätte die Freundſchaft des perſiſchen Hofes unterhalten oder ſich gegen die Griechiſchen ihm unterworfenen Staaten als ein mit ihnen verbundener Canton beweiſen ſollen. Es machte ſich aber bey Perſien verhaßt und Griechenland ſeufzte unter ſeiner Tyranney und ſann nur, wie es das Joch von ſich abſchütteln konnte. Daher wurden leicht die Vornehmen von Theben, Corinth ꝛc. durch das Geld des Artaxerxes gewonnen, daß ſie ſich wider Sparta verbanden. Und damahls ward das Reich der Spartaner in ſeinem innern Grunde erſchüttert und bald ward ihre Republik von den Thebanern zu Grunde gerichtet, welche durch den Pelopidas und Epaminondas ſo hoch empor ſtiegen.

(Der Beſchluß folgt künftig)

Cours de Belles-Lettres. Tom. I.

Beſchluß.

Hierauf legt uns der Verfaſſer die beſten Muſter in Schäfergedichten vor. Zuerſt überſetzt er einige Idyllen aus den ältern Griechen und begleitet ſie mit critiſchen Anmerkungen. Vom Theokrit leſen wir vier Stücke, wovon wir eines zur Probe herſetzen wollen;

Idylle 8.

Daphnis, Menalkas, der Ziegenhirt.

Dem angenehmen Daphnis, dem Hüter der Rinder, begegnete Menalkas, der Hüter der Schaafe auf hohen Gebürgen. Beyde waren gelbhaarigt, beyde glatt vom Kinn, beyde wuſten zu flöten, beyde zu ſingen. Menalkas ſahe den Daphnis zuerſt und redete ihn an: Du Hüter der brüllenden Rinder, Daphnis, willſt du mit mir ſingen. Ich ſage, ich will dich im Singen überwinden, ſo oft ich will. Ihm erwiederte Daphnis dieſe Worte: Hirte der Wolletragenden Heerde, du Flötenſpieler Menalk, mit nichten wirſt du mich überwinden, wenn du dich auch zu Tode ſängeſt.

Men. Willſt du es verſuchen? willſt du einen Preis auſſetzen? Daph. Ich will es verſuchen, ich will einen Preis auſſetzen. Men. Aber was ſetzen wir, das dieſer er würdig ſeyn? Daph. Ich will ein Kalb ſetzen, ſetze du ein Lamm, das ſo groß iſt als ſeine Mutter. Men. Ich ſetze kein Lamm. Ich habe einen ſcharfen Vater und eine ſcharfe Mutter: ſie zählen Abends alle Schafe. Daph. Aber was willſt du denn ſetzen? Was ſoll der Sieger gewinnen? Men. Ich habe eine ſchöne neunſtimmige Flöte gemacht, mit weiſſem Wachs verbunden und oben und unten gleich: dieſe kan ich ſetzen. Was aber meines Vaters iſt, das kan ich nicht ſetzen. Daph. Auch ich habe eine neunſtimmige Flöte, mit weiſſem Wachs verbunden und oben und unten gleich. Neulich habe ich ſie zuſammengefügt und der Finger ſchmerzt mich noch, in den mich das geſpaltene Rohr ſchnitt. Aber wer wird unſer Richter ſeyn? Wer wird uns zuhören. Men. Wie, wenn wir dort jenen Ziegenhirten riefen, deſſen weißhaarigter Hund hinter den Böcken bellt? Und die Knaben riefen ihn, und der Ziegenhirt kam und wolte ihnen zuhören. und die Knaben ſangen und der Ziegenhirte wolte ihr Richter ſeyn. Zuerſt ſang nach geworfenem Loſe der Pfeiffer Menalkas: Drauf nahm Daphnis den erwiedernden Hirtengeſang. Menalkas fieng zuerſt alſo an: Ihr Thäler und ihr Flüſſe, göttliches Geſchlecht, wenn jemals der Flötenſpieler Menalk ein liebliches Lied geſpielet hat, ſo hütet gütig dieſe Lämmer, und wenn etwa Daphnis mit ſeinen jungen Kühen herkommt, ſo empfahe er ein gleiches. Daph. Ihr Brunnen und ihr Kräuter, ſüſſes Gewächs, o daß Daphnis gleich den Nachtigallen ſänge! ſättiget dieſe Heerde, und wenn Menalkas hieher treibt, ſo weide er frölich euren ganzen Ueberfluß. Men. Ueberall iſt Früling, überall Weide, überall füllen ſich die Euter mit Milch und die Jungen werden feiſt, wohin das ſchöne Mädchen kommt: wenn ſie ſich aber wegwendet, ſo verdorret der Schäfer und das Gras. Daph. Allda ſind Schafe und Zwillingetragende Ziegen, allda füllen die Bienen ihre Zellen und die Eichen wachſen höher, allwo der ſchöne Milon mit den Füſſen wandelt: Wenn er ſich aber wegwendet, ſo verſchmachten die Kühe ſamt ihrem Hirten. Men. O du Mann der weiſſen Ziegen, in welchem tiefen Walde irret Milon? ſagt ihm, ihr jungen Böcke, die ihr zu dieſer Quelle kommt, ſagt ihm, daß Proteus ein Gott war und die Meerkälber geweidet hat. Daph. Nicht Pelops Land, nicht Talente Gelder will ich mir wünſchen, auch nicht dem Winde zuvor zulauffen: ſondern auf dieſem Felſen will ich in deiner Umarmung die weidenden Schafe beſingen und in das Meer Siciliens ſehn. . . . . . Men. Schone der Böcke, ſchone, o Wolf, meiner trächtigen Mütter, und betrübe mich nicht, weil ich klein bin, und viele Schafe führe. O Lampurus, mein Hund, ein ſo feſter Schlaf übernimmt dich? du muſt nicht feſt ſchlafen bey einem ſo jungen Schäfer. . . . . Daph. Als mich geſtern aus einer Grotte ein ſchwarzäugigtes Mädchen die Ziegen vorbey treiben ſahe, ſagte ſie, ich wäre ſchön, ſchön wäre ich: Und ich konte ihr nicht ein Wort antworten, ſondern ſahe nieder und gieng langſam meinen Weg. . . . . So ſangen die Knaben und der Ziegenhirt antwortete alſo: Süß iſt dir der Mund, und die Stimme lieblich, o Daphnis. Angenehmer iſt es, dich ſingen zu hören, als Honig zu ſaugen. Nimm die Flöten: denn dein Geſang hat gewonnen. . . . Und der Knabe freute ſich und ſprang auf und klopfte in die Hände, weil er gewonnen hatte: recht ſo wie um ſeine Mutter ein junges Füllen hüpft.

Vom Moſchus hat der Kunſtrichter einen Auszug gemacht aus ſeiner Entführung Europens: und vom Bion hat er das

Grabmal des Adonis überſieht und zuweilen eine Antitheſe unterdrückt. Von Virgils Eklogen finden wir hier ſeine ſchöne Ekloge Daphnis, die hohe Idylle Silen und die letzte die er zur Ehre des Poeten Gallus geſungen hat. Horaz macht den Beſchluß mit ſeiner berühmten Ode vom Landleben, mit dieſem Gemälde, welches kein Schäfer mahlt, ſondern ein Bürger der der Stadt überdrüßig iſt. Das letzte Capitel unterſucht die Franz. Schäfergedichte. Racan iſt der erſte. Folgendes iſt zur Probe angeführt:

Schäferlied zum Lobe der Königin, Ludewig des XIII. Mutter.

Weidet, liebſten Schafe, genießt der Luft, die uns der Himmel gönnt. Endlich hat ſeine Güte Mitleiden mit unſern Thränen. Geht hin auf die Flur, geht auf die Wieſen hin und ſchont der Blumen nicht: es kommen genug hervor unter dem Fußtritt der Maria. Durch ſie kehrt die gewünſchte Zeit des Saturnus und der Rhea wieder, wo das Glück alle unſre Wünſche befriedigte; durch ſie ſehen wir an dieſem Ufer einen ewigen Frühling leuchten, ſo wie wir ihn in ihrem Antlitz ſehn. Wir werden unſre Fluren nicht mehr verwüſtet ſchauen, anſtatt der Aehren bedeckt mit Legionen, die gegeneinander ſtehn. Unſchuld und Friede wird herrſchen auf Erden, und die beſänftigen Götter werden auf ewig den Gebrauch des Donners vergeſſen. Die Nimphe der Seine verehrt dieſe groſſe Schäferinn die von ihrem Stande die Sorge verjagt, und um das ſeelige Glück das man allhier beſitzet, lange zu genieſſen: bringt ſie langſam ihren Tribut dem Neptun. So weidet denn, meine Schafe, nehmt theil an der Freude, deren günſtige Schickung unſere Schmertzen durch ein ſo ſchönes Mittel geheilet hat. Gehet hin auf die Flur, geht auf die Wieſen hin, und ſchont der Blumen nicht: es kommen genug hervor unter dem Fußtritt der Maria.

Segrais folgt hierauf. Wir wollen auch dieſen Schäfer hören:

Amire.

Unterdeſſen ich hingehe zu meiner angebeteten Amire, ſo hüte du meine Heerde, mein getreuer Tityr. Der heitre Stern der Mutter Amors verkündigt die Ankunft Aurorens bereits. Es iſt Zeit zu eilen. Lebe wohl, geliebter Tityr. Hüte du meine Heerde, ich fliege zur Amire. Mag der Himmel, wenn ich wieder kehre, zornig ſeyn: er ſchencke mir nur zum Hingange heitere Stunden. Und ſolte ich, wenn ich ankomme und wenn ich ſie ſehe, alſobald ſterben, ich ſterbe mit Freuden. Was macht ſie jetzt? Womit unterhält ſie ſich? Wo werde ich dieſe Schöne bey meiner Ankunft finden? Etwa unter dieſen Fichten von immer grünen Zweigen, wo ich unſre Nahmen in hundert verſchiedene Züge grub? Oder etwan an dem Rande des klaren Bachs, wo ich ihr mein verliebtes Hertz entdeckte! . . . .

O du Kind, das über die Götter herrſcht und mit leichten Schwingen an einem Tage ſo oft zu meiner Schäferinn fliegt, ſage ihr, wie viel Schmertzen man ferne von ihr duldet! Gehe, ſage ihr meine Ankunft und hernach komm ſchleunig wieder (wofern man es kan, wenn man ſie verläßt,) und erzähle mir, wie ſie dieſe Zeitung aufgenommen hat. O ihr Götter! welche Freude, wenn ich ankomme und ſie mich eher ſieht, als ich ſie ſehe, und von dem Hügel, welcher ihr meinen Weg entdeckt, mit lauter Stimme ſchreyend:

er iſts, ja, ja, er iſt es ſelbſt! zum Ufer ſchnell herunter ſteigt und nur einen Schritt thut und vielleicht mir entgegen kommt und die Arme gegen mich ausſtreckend! Eitele Gedancken, oder vielleicht Phantaſey! Ein Liebhaber hat auch auſſer dem Schlaf viel Träume. Wie glaubt man, fern von ſeiner Schäferinn, die Dauer der Tage ſo lang! Und wie ſind die längſten, nahe bey ihr, ſo kurtz! Gelagert alle beyde im Schatten am Fuß dieſer breiten Buche, wo nach ihrem Ausſpruch meine Flöte den Blumenkrantz über unſere Schäfer gewann, zum groſſen Verdruß Alcanders, ſinge, wird ſie mir allda ſagen und werde nicht müde das Lied zu wiederhohlen, welches du für deine getreue Amire machteſt. Dein Geſang ergötzt mich mehr, als der Geſang der Vögel. Ich höre deine Stimme lieber, als das Murmeln des Bachs. O ihr angenehmen Reden! O Göttliche Dinge die mir Amire eines Tages ſagte, mitten in der Roſenzeit. Ihr ſanften Zephire, die ihr damals an dieſen Orten ſchwärmetet, habt ihr nichts davon vor die Ohren der Götter gebracht!

Zuletzt werden von der Mad. Deshoulieres einige Stücke ausgeſucht. Dergleichen iſt:

Celimene.

Sitzend am Rande der Seine, an der Lehne eines Hügels läßt Celimene die Schafe weiden. Sie ſteigen herab auf die Wieſe: Die Schäferinn iſt unbekümmert ob auch der Wolf ihr zartes Milchlamm zerreißt. Das Andencken eines Schäfers, den das grauſame Verhängniß, fern von ihr, unter einem fremden Himmel zu leben zwingt, verurſacht dieſen tödlichen Verdruß, der ſie alles verabſäumen macht. . . . . Bald ſchreibt ſie in den Sand ihren Nahmen und den Nahmen ihres Achantes und findet es unerträglich, daß ein unbarmherziger Zephir darüber fährt und nichts übrig läßt. Welch eine ſchreckliche Begebenheit! ſagt ſie mit einem Seufzer, wenn das was Zephir thut, nur ein Wahrzeichen iſt, daß eine ſo zärtliche Liebe nicht länger dauren ſoll. Ich würde die Flöte zerbrechen, die mir der Betrüger ließ, und das Eiſen meines Schäferſtabes würde ich durch mein Hertz ſtoſſen. Bey dieſen Worten wiederhohlte ſie in ihrem unruhigen Gemüth die Züge, den Gang, den Witz, den Anſtand dieſes allzuſehr geliebten Schäfers. Die Vögel des Hayns ſchweigen und hören an, was ſie von dem ſchönen Schäfer ſingt, der ſie in ſeinen Banden führt; ſie wollen es wiederhohlen, aber ihre zärteſten Stimmen können es nicht nachmachen.

Der Herr Batteux hat zum Vergnügen ſeiner Leſer ſo wol, als auch zur Ehre ſeiner Landesleute ihre beſten Gedichte angeführt.

Ein Kunſtrichter von ſeiner Scharfſichtigkeit hätte mit ihren mehreſten Stücken ſehr ſtrenge verfahren können: allein er kan ſeine Schüler durch die ausgeſuchten Muſter und durch ſeine Anmerkungen ſo weit bringen, daß ſie an dem Mittelmäßigen ſelbſt keinen Geſchmack mehr finden.

Dieſe Nachrichten ſind alle Freytage in Berlin in der Haude- und Speneſchen Buchhandlung und auf allen Poſt-Aemtern zu bekommen.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 29. May 1750.

No. XXII.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Hamburg.

Der Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften, Abhandlungen aus der Naturlehre, Haushaltungskunſt und Mechanik, auf das Jahr 1741. Ueberſetzt von A. G. Käſtnern. ꝛc. Bey Grund. Dritter Band, 8. 1 Alphabet nebſt verſchiedenen Kupfern.

Dieſer Band enthält in allem 41. Aufſätze. Jac. Faggot giebt eine umſtändliche Anweiſung wie eine vollſtändige Beſchreibung des Schwediſchen Reichs, und nach dieſem Exempel auch andrer Länder zu verfertigen ſey; hauptſächlich in der Abſicht, daraus zu ſehen wie vortheilhaft das Land genutzet wird und was noch darinn zu verbeſſern iſt. Polhem handelt von der Zubereitung und Schmiedung des Eiſens in Schweden. Linnäus hat die Republik der Ameiſen betrachtet und zwiſchen ihnen und den Bienen viel Aehnlichkeit gefunden. In einem Ameiſenhauffen ſind, wie in dem Bienenſtock, dreyerley Einwohner: Männchen, Weibchen und ſolche, die gar kein Geſchlecht haben, deren Anzahl die gröſte iſt. dieſe nehmen alle Arbeit auf ſich. Die beyden erſtern ſind geflügelt, und ihre einzige Sorge iſt, der Republik eine Nachkommenſchaft zu geben. So bald dieſes geſchehen, müſſen ſie aus dem Hauffen ausziehen. Die Arbeiter nehmen alle Sorge der Eyer und der Erziehung der künftigen jungen über ſich; die Aeltern werden vertrieben, ſie fliegen einzeln fort, verlieren ihre Flügel nach und nach und ſterben noch denſelben Sommer. Die Arbeitenden hingegen bleiben bis auf das künftige Jahr, verſorgen die junge Brut und machen ihr bequeme Kammern und Höhlungen in dem Hauffen, damit ſie ſich, wenn ſie erwachſen, wieder begatten können. D. G. Brandt beſchreibt einige chymiſche Verrichtungen die er inſonderheit mit dem Vitriol vorgenommen. A. Celſius liefert meteorologiſche Beobachtungen von 174[illegible]. Hr. Baron Cedernhielm hat die Ausbrütung eines Kuckuks Eyes in einem fremden Neſte beobachtet. Meldercreutz zeiget die Abmeſſung der Weiten vermittelſt des Schalls. Polhem beſchreibet einen Tonnenſpund, der dient die Getränke vor der Säure zu verwahren, und der Pfarrh. Weſtbek beſchreibet ſeine neue Seemaſchine. Linnäus giebt ein Verzeichniß der Arzney-Kräuter die in Apotheken geſuchet werden, und in Schweden wachſen, oder wachſen können, ingleichen derer, die man nothwendig von fremden Orten herholen muß. Vom Thee merkt er an, daß er in Schweden unſtreitig würde fortkommen, wenn man nur friſchen Saamen oder friſche Pflanzen haben könnte. Triewald beſchreibet, wie er vermittelſt eines Windofens die tödliche Luft aus einem Steinkohlen Schacht gezogen. M Strömer ſucht zu erklären, warum die Würkung des Pulvers beym Schieſſen und Sprengen nicht nach dem Verhältniß ſeiner Menge würket wenn es gleich von einerley Güte iſt. Celſius hat Verſuche vom Steigen des Barometers in der Grube zu Fahlun. Hr Baron Funk erzählt, daß er in Sahlbergs Silbergrube bemerket, daß es in dem Schacht ſehr dunkel iſt, wenn die Sonne den Tag über ſcheine, hingegen wenn es den Tag über trübe wäre oder regnete, wäre es im Schacht licht. Triewald beſchreibet eine vortheilhafte Erfindung Melonenbeete anzulegen. P. Elvius zeiget, wie die Geſchwindigkeit des Waſſers in einem Strohm zu meſſen iſt. Der Commerzien-Rath Alſtröm beſchreibet die brabantiſchen Malz- und Darrhäuſer, und der Commerzien-Rath Polhem eine Mühlmaſchine, welche zeiget, wieviel eine Mühle jährlich mahlen kann. Ewald Ribe beſchreibet anatomiſche Beobachtungen von einer beſondern Krankheit. Elvius beweiſt einen geometriſchen Satz, daß die in einem Zirkel eingeſchriebene geradlinichte Figur den gröſten Raum einſchließt, der von dieſen Seiten in eben die Ordnung geſtellt, kan einſchlieſſen werden. Verſchiedene beym Feldbau angeſtellte Verſuche, von Ehrſtadius an die Academie überſchrieben. Verſuch wegen Ausſaat des Rockens im Sommer.

Im dritten Quartal finden wir Polhems Verbindung der Theorie und Praktik der Mechanik. Der Verf. will zeigen wie man in allen Arten der Maſchinen die Theorie recht in Ausübung bringen ſoll Allein die Gründe der Theorie, worauf er ſeine Praktik baut, ſind nicht immer die beſten. Celſius beſtimmt die Länge der Stadt Coppenhagen vom Upſaliſchen Mittagszirkel auf 4° 57½' gegen Abend. Gild Schelden zeiget, wie man durch Modelle das Gewicht der Kriegsſchiffe, und den Raum den ſie im Waſſer einnehmen, finden ſoll, wobey zugleich verſchiedenes zum Schiffbau dienliches erinnert wird. Linnäus beſchreibt 100. Pflanzen die er in Gothland, Oeland und Schmoland gefunden. Das Verzeichniß hat er überall mit curiöſen phyſiſchen und öconomiſchen Anmerkungen begleitet. Nordenberg giebt verſchiedene öconomiſche Lehren, wie man ſich verſchiedene Sachen, die ſonſt aus der Acht gelaſſen werden, zu Nutze machen kann. Z. E. Wie aus gefallenem Holz und Gewächſen, die man überall findet, Potaſche zu kochen, wie das Harz der Bäume zu ſammeln und zuzubereiten, wie aus der verfaulten Birkenrinde ein nützliches Oel zu machen. Er beſchreibt verſchiedene Nahrungsmittel für das Vieh, im Fall die gewöhnliche Nahrung zu rar wird, z. E. daß die Schaafe mit friſchem Pferdemiſt gut zu füttern ꝛc. Nic. Brelin beſchreibet ein neues aufrecht ſtehendes doppeltes Claveſſin mit forte und piano.

In dem vierten Quartal beſchreibt C. von Geer ein Inſekt, daß an Pflanzen und Bäumen in einem weiſſen Schaum lebt. Der Pf. Strand beſchreibet ſeine Verſuche den Weizen vor dem Brande zu bewahren. Dieſes geſchiehet, wenn man den neuen Weizen (denn der alte iſt dem Brande nicht unterworfen,) nachdem er ausgedroſchen iſt mit

Algelöſchtem Kalk überſtreuet, der ihn erwärmet und austrocknet. Benzelſtierna giebt Nachricht von einem neuentdeckten Golderzt in Schweden. Wir finden Gråbergs Bericht von einer lebendigen Kröte, die in Gothland in feſtem Geſteine gegen acht Ellen tief in einem Steinbruch iſt gefunden worden, nebſt Pihls Gedanken von der Erzeugung des Gothländiſchen Steins. Triewald zeiget ein Mittel an, die Pferde vor verſchiedenen Krankheiten zu verwahren und davon zu heilen. Celſius handelt von dem Nutzen, den man aus der eigentlichen Beſtimmung der Gröſſe und Figur der Erde erlanget. Triewald beſchreibet ein Werkzeug, womit in die Sägeblätter die Zähne geſchwinde können ausgehauen werden, und Brelin eine neue Art von Kachelöfen. Hierauf folgt ein Brief von einer Seemaſchine. Der Königl. Capellmeiſter Roman zeiget wie man leinen Zeug recht weiß bleichen kann, wenn man es oft in See oder Flußwaſſer taucht, darinn man Viehmiſt geworfen, und es immer wieder an der Sonne trocknen läßt. -- Mittel die Saatwürmer aus dem jungen Rocken zu treiben. Das Mittel ſoll dieſes ſeyn: Einige junge Fichtenbäumchen werden bey der Wurzel abgehauen und hernach verkehrt in dem Acker 18 bis 20 Schritte von einander an den Orten wo ſich die Würmer aufhalten, geſteckt. -- Fortſetzung von Polhems Verbindung der mechaniſchen Theorie mit der Praktik. Adlerhielm zeiget, wie man ſich durch Beſchmierung mit Talg vor der Kälte verwahren könne.

Man ſiehet alſo aus dieſem Verzeichniß daß die Schwediſche Akademie von allen andern ſich hauptſächlich darinn unterſcheidet, daß ſie ihre Unterſuchung vornemlich auf ſolche Sachen richtet, die in dem gemeinen Leben von unmittelbarem Nutzen ſind. Wir wünſchten, daß die Ueberſetzung weniger Druckfehler hätte, wodurch bisweilen der Verſtand ganz verwirret wird.

Friedr. von Hagedorn moraliſche Gedichte. 8. Bey J. C. Bohn. 1750.

In dieſer Sammlung finden wir zuerſt des Verf. philoſophiſche Gedichte, die bisher einzeln gedruckt worden ſind. Sie ſind reich an gedachten Sätzen und ſtarken Gedanken. Das Gedicht der Weiſe ſagt an einem Ort:

Wer heißt oft groß? Der ſchnell nach Ehren klettert,
Den Kühnheit hebt, die Höhe ſchwindlicht macht.
Doch wer iſt groß? Der Fürſten nicht vergöttert,
Und edler denkt, als mancher Fürſt gedacht. . . .
Ein ſolcher kennt die Eitelkeit der Würden,
In die das Glück zu ſelten Kluge ſteckt.
Ihn reizet nicht der Anſpruch hoher Bürden:
Ihm ſtrahlt kein Stern, der kleine Herzen deckt.
Der Geiſt, durch den ein Cato groß geworden,
Führt in kein Band und ruht auf keinem Orden.

In der Glückſeligkeit heißt es:

. . Wolluſt, Reichthum, Macht, . . .
Pflegt die Natur auch Thieren zu gewähren.
Monarchiſch herrſcht und ſchreckt das ſchwächre der Nachbarn Vieh,
Der Adler in der Luft, der Schwerdtfiſch in der See;
Ein königlicher Löw, ein kriegeriſcher Tiger,
Iſt Alexandern gleich, ...
Und wagt ſich gewiß mit größerer Gefahr
An einen kühnern Feind, als dort Darius war.
Wird manche Muſchel nicht an Schätzen mehr verwahren,
Als Polider verſpielt und Cleons Aeltern ſparen?
Belebt die Buhlerey nicht jeden Sperling mehr,
Als alle Lüſternheit den traurigen Tiber?
Es mag ein Sybarit auf weichen Roſen liegen,
Die leichte Spinne kann ſich jedesmal ſanfter wiegen.

Eben ſo ſind auch die übrigen Gedichte voll von ſchönen Stellen die wir nicht alle aufzeichnen können.

Hierauf folgen neue Fabeln die unſer Dichter meiſtentheils aus verſchiedenen Scribenten nachgeahmt hat. Wenn die Fabel ſchön erzählt wird, ſo kommt die geborgte Erfindung nicht mehr in Rechnung. Etwas neues erfinden heißt ohnedem nichts weiter, als nach andern Erfindungen eine neue machen und künſtlich den Diebſtahl verſtecken. Wer dieſe Zeit und Mühe lieber auf die gute Einkleidung wenden will, kan ein La-Fontaine werden, der den La-Motte mit allen ſeinen Erfindungen weit hinter ſich ſieht.

Wir wollen von den nachgeahmten Fabeln unſers Verfaſſers, einige kurze und wohl ausgearbeitete zum Vergnügen unſrer Leſer anführen:

Der Hahn und der Fuchs.

Ein alter Haushahn hielt auf einer Scheune Wache;
Da kömmt ein Fuchs mit ſchnellem Schritt,
Und ruft: O krähe, Freund, nun ich dich fröhlich mache!
Ich bringe gute Zeitung mit.
Der Thiere Krieg hört auf: man iſt der Zwietracht müde.
In unſerm Reich iſt Ruh und Friede.
Ich ſelber trag ihn dir von allen Füchſen an.
O Freund, komm bald herab, daß ich dich herzen kann.
Wie guckſt du ſo herum? Greif, Holt und Bellart kommen,
Die Hunde, die du kennſt, verſetzt der alte Hahn;
Und, als der Fuchs entläuft, was, fragt er, ficht dich an?
Nichts, Bruder, ſpricht der Fuchs; der Streit iſt abgethan;
Allein, ich zweifle noch, ob die es ſchon vernommen.

Der Eſel, der Fuchs und der Löwe.

Zum Eſel kam der Fuchs auf ſeine Diſtelweide,
Und ſprach: Freund, meinen Gruß zuvor.
Du ſcheinſt noch immer jung in deinem alten Kleide.
Wie luſtig ſpielt noch itzt dein hochanſehnlich Ohr!
Du biſt und bleibſt ein Freund der Freude.
Steh auf! der Morgen wird recht ſchön.
Was fangen wir nun an? Nicht wahr, wir wollen beyde
In jenen Wald ſpazieren gehn?
Ey ja, verſetzt der Freund: was iſt denn dort zu ſehn?
Ein Muſter, ſagt der Schalk, vollkommner Eſelinnen.
Es wiehert mancher Hengſt, die Spröde zu gewinnen,
Doch ſie wird dir nicht widerſtehn.
Steh auf! . . . Ey ja . . . und ſieh der Sonne rothes Licht!
(So wortreich iſt der Fuchs: er ſchwatzt, wie Redner pflegen,
Die mehr betäuben, als bewegen;
Doch merke man ſich auch, daß er zum Eſel ſpricht.)
Sie wandeln plaudernd fort. Bald aber zeigt ſich
Der König ſelbſt, der Löw, in ſeinem vollen Grimme.
Der Anblick nimmt ſogleich dem Eſel Muth und Stimme.
Er zittert, läuft und fällt. . . . .
Der Fuchs hält gleichwohl Stand und ſagt: Beglückt bin ich,
Herr! heute dich nicht zu verfehlen.
Ich eilte dich zu ſehn. Zum Frühſtück bring ich dir
Den Kern des Eſelſtamms; dort jenes feiſte Thier.
Der ernſte Löwe ſpricht: zur Mahlzeit dien' es mir;
Dich ſelbſt will ich zum Frühſtück wählen.
Schnell wird der Fuchs zerſtückt. Was lehrt des Löwen That?
Verräther haſſet man und nutzet den Verrath

Naſidien.

Naſidien, ein Herr von hohem Stande,
Ergrübelte ſich täglich neue Pein,
Und hielt es ſich für keine kleine Schande,
Den Bauern gleich, geſund und ſtark zu ſeyn.
Er

Er klagte längſt dem Leib-Arzt, dem er zollte,
Ihn quäle ſtets, er wiſſe ſelbſt nicht was;
Nur wiß er wohl, daß ihn nicht Hippocras,
Nicht Chocolad und Gallert heilen wollte.
Wie iſt ihr Schlaf? hört man den Doctor fragen.
Acht Stunden lang. Noch fehlt die Agrypnie. *
Sie eſſen? Stark, ja bey kaum leerem Magen.
Das nennen wir, auf griechiſch, Bulimie. **
Ach freylich iſt der Menſchen kurzes Leben
Mit Noth beſchwert, wie Avicenna ſpricht.
Der Fraß! der Schlaf! allein ſie ſorgen nicht:
In kurzer Zeit will ich ſchon beydes heben.

* Die Schlafloſigkeit.
** Die Freßkrankheit.

Turpill.

Turpill, der reiche Filz, gab einmal, doch im Traum,
Ein königliches Mahl und hatte funfzig Gäſte.
Aus Cypern war der Wein bey dieſem Freudenfeſte.
Der Schüſſeln Menge fand nicht auf der Tafel Raum.
Zugleich ſieht er ſich ſelbſt im beſten Stutzerkleide.
Wie krümmt und quälet ſich der ächzende Turpill!
Es weckt ihn Geiz und Angſt. Gleich ſchwört er tauſend Eide,
Daß er, ſo lang er lebt, nicht wieder träumen will.

Die Undankbarkeit des männlichen Geſchlechtes.

Mit Lauretten, ſeiner Freude,
Sitzt am Alſterfluß Liren,
Wo ſie, auf der nächſten Weide,
Zweene Tauben buhlen ſehn.

Voll von zärtlichem Gefühle
Scheinen beyde gleich vergnügt,
Als, nach einem kurzen Spiele,
Einer ſchnell von dannen fliegt.

Sieh, ach ſieh doch! ſpricht Laurette,
Iſt der Undank zu verzeihn?
Der itzt wegflog, wird, ich wette,
Ganz gewiß das Männchen ſeyn.

Von den Noten die unter den Gedichten ſtehen, wollen wir nichts erinnern: So bald die Poeſie ſelbſt gut iſt, mögen die Noten bleiben. Einige hat der Poet nothwendig machen müſſen, ſo oft er nemlich Sachen ſagt, die ſich auf eine unbekannte Geſchichte, auf den Einfall eines andern Scribenten oder auf ein Kunſtwort beziehen, dergleichen die vielen Jäger-Ausdrücke ſind, die er in die Dichterſprache bringt.

Wie man von der Genauigkeit und Zierlichkeit einer Fabel des Phädrus, von dem ſchönen Scherz des La Fontaine, und hingegen von vielen unnöthigen, gemeinen und unbeſtimmten Sätzen und gezwungenen Verſen des La-Mothe urtheilen ſoll, hat der erſte Theil von Cours de Belles Lettres gelehrt, auf deſſen Regeln und Anmerkungen wir die Liebhaber einer genauern Critik verweiſen können, damit unſerm Dichter ſein Recht aus Einſicht und nicht aus Gefälligkeit wiederfahre.

Berlin.

Memoires de l'Academie Royale des Sciences & Belles-Lettres.

Philoſophiſche Claſſe.

Dieſe Claſſe enthält vier Aufſätze. Der erſte vom Hrn. D. Heinius über den Philoſophen Clitomachus, der dem Carneades in der alten Academie nachgefolget iſt. Er war von Carthago, wo er den Namen Asdrubal führte, welches, wie der Hr. Verf. anmerkt, eben ſo viel bedeutet, als ſein griechiſcher Name Clitomachus. Er kam im 40. Jahr ſeines Alters, ohngefehr anderthalb Jahrhundert vor Chriſti Geburth nach Athen, nachdem er ſich vorher in ſeinem Vaterlande ſchon in Wiſſenſchaften geübt hatte, daſelbſt ſtudirte er unter dem Carneades die Weltweisheit. Er erwarb ſich durch ſeine Geſchicklichkeit das Bürgerrecht und lehrte nach dem Tode ſeines Meiſters in der Academie. Man findet in dieſer Abhandlung viele Punkte ſeiner Lehre beleuchtet. In dem zweyten Aufſaz ſucht Hr. Euler zu beweiſen, daß die metaphyſiſchen Erklärungen des Raums, und der Zeit nicht hinlänglich ſind, die Eigenſchaften der Bewegung zu erklären und zu beweiſen. Er meinet, daß man beyde, als Sachen, die auch auſſer unſrer Vorſtellung was wirkliches haben, annehmen müſſe. Die dritte Abhandlung iſt von Hr. Formey, und betrifft die Freyheit der Seele. Er eignet der Seele eine ſolche Art der Freyheit zu, wie Leibnitz und Wolff gethan, deren Lehre er in ein deutliches Licht ſezet, und wider die Einwürfe der Fataliſten rechtfertiget. Bey dieſer Gelegenheit werden verſchiedene andre Materien die hier einſchlagen, deutlich entwickelt. Er merkt endlich an, daß die Freyheit der Seele, mit dem Zuwachs der Erkenntniß der Wahrheit zunimmt: daß derjenige vollkommen frey iſt, der die Wahrheit immer einſiehet, da hingegen die Freyheit deſto geringer, je gröſſer die Unwiſſenheit in dem Dingen iſt, die uns immer für das beſte determiniren ſollten. Endlich kommen einige Anmerkungen von Hrn. Dan. Bernulli von der Erhaltung der lebendigen Kräfte. Da in dieſer ganzen Abhandlung die Säze meiſtentheil ſymboliſch oder algebraiſch vorgeſtellt worden, ſo können wir keinen Auszug davon geben.

Claſſe des Belles-Lettres.

Hier finden wir zuerſt drey Aufſäze von dem ungenannten Verfaſſer, der in den vorigen Theilen die Aufſäze zur Brandenburgiſchen Hiſtorie gegeben hat. Der erſte enthält das Leben Friedrichs III erſten Königs von Preuſſen. Der zweyte handelt von den Sitten, Gebräuchen, dem Fleiß, und dem Fortgang des menſchlichen Verſtandes in Abſicht auf die Künſte und Wiſſenſchaften, wobey inſonderheit die Brandenburgiſche Nation nach dieſen verſchiedenen Geſichts-Punkten, von ihrem Urſprunge an, bis auf unſre Zeiten betrachtet wird. Der dritte handelt von dem Aberglauben und der Religion, wobey auch hauptſächlich auf bemeldte Nation vorzüglich das Augenmerk gerichtet wird. Da die reizende Schreibart, welche dieſe Aufſäze, ſo wie die vorigen, von andern academiſchen Schriften unterſcheiden, ihnen überall Leſer erwirbt, ſo finden wir nicht nöthig von dieſen Stücken einen Auszug zu geben, da ſie bald durch beſondre Abdrücke und Ueberſezungen in jedermanns Händen ſeyn werden.

Darauf folget eine Abhandlung von der Inſel der Göttin Hertam oder Erdamme und von den Anbetern dieſer Göttin von Hrn. D. Elßner. Nachdem der Hr. Verf. ſchon im vorhergehenden Jahrgange erkläret, was für einen Begriff die alten Deutſchen von dieſer Göttin gehabt, und wie ſie dieſelbe verehret, ſo unterſucht er hier, wo der Ort geweſen, da ſie nach des Tacitus Bericht in einem Walde verehret worden. Er widerlegt die zwo Meinungen, daß es die Inſel Rügen, oder die däniſche Inſel Seeland geweſen, und hält dafür, daß Tacitus die Inſel Heiligeland meine, welche in dem deutſchen Meere, 6 Meilen von dem Ausfluß der Elbe liegt, und von dieſer Göttin auch dem Namen Heiligeland behalten hat, welches, ſo viel bedeuten kann, als heiliger Wald, weil Lund in den nordiſchen Sprachen einen Wald bedeutet. Er zeiget hernach, welche Völker bemeldte Göttin angebetet haben.

Die folgende Abhandlung iſt von dem Hrn. Grafen von Kayſerling, darinn die alte Sage widerleget wird, daß der Kayſer Heinrich VI. den deutſchen Reichsfürſten das Wahlrecht eines Römiſchen Königs benommen habe. Endlich beſchließt dieſen

Theil eine Diſſertation von Hrn. **Cramer** in Genff von dem Hippocrates aus Chio. Er zeiget, die Verdienſte dieſes Mannes um die Geometrie. Er iſt der erſte, der die Anfangsgründe dieſer Wiſſenſchaft geſchrieben, und alſo das Fundament zu dem fürtreflichen Werk des Euclides gelegt hat. Er war der erſte, der die berühmte Aufgabe von der Verdoppelung des Würfels auf die Erfindung zweyer mittlern Proportional Linien brachte. Die Aufgabe hatte folgende Gelegenheit. Der König Minos ließ (nach der Erzählung eines alten Tragödienſchreibers) dem Glaucus ein Grabmal bauen. Man berichtet ihm, daß das Gebäude nach allen Ausdähnungen 100. Fuß groß ſey. Er findet es zu klein, und befiehlt es nach denſelben Proportionen noch einmal ſo groß zu machen, dieſes war eine ſchwere Aufgabe, welche die alten Mathematicos ſehr lange gequält hat. Allein was den Hippocrates am meiſten berühmt gemacht, ſind die ſogenannten Lunulæ oder gewiſſe Theile des Zirkels, deren Inhalt er hat beſtimmen können. Hr. **Cramer** hält ſich am meiſten bey dieſer Erfindung auf, und zeiget wie man dergleichen Lunulas auf unendlich viele Arten finden könne. Er zeiget beyläufig auch, daß nicht Oenopidas, ſondern Hippocrates, der Erfinder dieſer Sache ſey.

Obſervations ſur les Grecs.

Beſchluß.

Im dritten Buche wird zuerſt beſchrieben, in welchem Zuſtande die griechiſchen Staaten ſich befunden, als Philippus König in Macedonien den Thron beſtiegen. Athen war den Laſtern ergeben und achtete nichts auf Verdienſte. Sparta hatte mit dem Gelde zugleich auch die Laſter, die der Reichthum gebiert, kennen gelernet. Ihrer unbiegſamen und ernſthaften Tugend ſtanden aber die kleinen Zierlichkeiten nicht an, die die Stirne lachen und das Herz ſchmelzen machen. Die übrigen Staaten waren ſchon lange übel damit zufrieden geweſen, daß man ihnen die andere Stelle angewieſen hatte. Sie glaubten, es wäre auf eine Tyranney angeſehen und Sparta und nun Athen wolten nur die Herrſchaft Griechenlandes unter ſich theilen. Sie befreieten ſich von dieſem Joche; und dieſe Anarchie nahm nach dem Maſſe zu, als Sparta und Athen ſchwächer wurden. Und als endlich Theben zu herrſchen anfieng, ſo war keine Stadt, die nicht auch regieren wolte. Ueberdies waren die griechiſchen Staaten noch durch mancherley Factionen verwirret. Macedonien war zwar nicht in dem beſten Zuſtande; was aber in den Republiken nicht möglich iſt, geſchiehet leicht in einer Monarchie. Ein groſſer Prinz kan ſich gleichſam ein neues Volk erſchaffen.

Hiernächſt werden die Kunſtgriffe bemerket, deren ſich Philippus, um Herr über die Griechen zu werden, bedienet hat. Er unterhielt die Eiferſucht und Trennung der griechiſchen Staaten; er ſtiftete Uneinigkeit zwiſchen den Griechen und dem Perſiſchen Hofe, damit jene keinen Beyſtand an ihm finden ſolten. Er wuſte ſich die Ehre, daß man ihn in die Verſammlung der Amphictionen aufgenommen, ſehr wohl zu nutze zu machen. Von den Mächtigen in Griechenland lieh er groſſe Summen Geldes auf, um ihr Glück in ſeinen Händen zu haben und ihren Nutzen mit dem ſeinigen zu verbinden. Er legte eine Handlung an, um den Griechen zu ihren Laſtern Nahrung zu geben. Und ſo bezwang er die Griechen durch ſie ſelbſt. — Philippus rüſtete ſich zum perſiſchen Kriege, die Griechen ſolten den Verluſt ihrer Freyheit

heit vergeſſen: er wollte ihnen die Kräfte entziehen, die ihre Kühnheit hätten nähren können und ſich ein Reich aufrichten, welches ihr Land gleichſam eingeſchloſſen hielte. Alexander fiel im Gegentheil die Staaten des Darius an, als ein Weltbezwinger, der alles verwüſten, aber nichts aufrichten wollte. Philippus war ein Staatsmann und dazu gebohren, die Menſchen zu regieren. Seine Unternehmungen waren aneinander gebunden und kamen ſich einander zu Hülfe. Alexander war ein auſſerordentlicher Soldat, deſſen verwegener und ungeduldiger Muth allenthalben den Knoten zerſchnitte, den Philippus würde aufgelöſet haben. Philippus hätte dem Darius Fallſtricke geleget, er würde ſich der Spaltungen, die Aſien verwirrten, bedienet haben. Er hätte nicht als ein Feldherr, ſondern mehr als ein Kaufmann gekrieget. Er würde die perſiſchen Städte verkauft haben und den ſtolzen Satrapen behülflich geweſen ſeyn, ſich der perſiſchen Bothmäßigkeit entziehen zu können. Darius würde ſeine Macht haben verſchwinden ſehen, ohne daß er wäre überwunden worden.

Das lezte Buch handelt von der Theilung, welche die Generale des Alexanders nach ſeinem Tode von ſeinem Reiche gemacht haben. Der Verfaſſer bemerket darinn, wie die Griechen ſich in dieſen Umſtänden hätten verhalten ſollen. Philippus König in Macedonien wird wegen ſeiner ſchlechten Aufführung ſowohl gegen die Römer, als auch gegen die Griechen getadelt. Zulezt wird der Fortgang der römiſchen Waffen in Griechenland beſchrieben und wie endlich Griechenl. zu einer römiſchen Provinz geworden iſt. Wir würden uns allzuſehr in die Geſchichten, die hier verwirrt durcheinander laufen, vertiefen, wenn wir hievon etwas anführen wollten. Ohne die Geſchichte ſind gegenwärtige Anmerkungen dunkel; wenn man die Geſchichte zu Hülfe nimmt, ſo können ſie auch ihr wiederum ein Licht mittheilen.

Druckfehler.

Im XXI. St. Pag. 198 ſtatt, Talente Gelder, ließ: Talente Goldes.
- 199. ſtatt, von ihrem Stande, ließ: von ihrem Rande.
- 200. ſtatt, nur ein Wahrzeichen, iſt, ließ: wie ein Wahrzeichen iſt.

Künftigen Donnerſtag wird der Anhang zum Monat May ausgegeben.

Anhang
zu den
Critiſchen Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit
Vom Monat May 1750.

Leipzig.

Joh. Frid. Chriſti Fabularum veterum Æſopiarum, libri duo, 1749. 8.

Der Verfaſſer hat durch dieſes Werk nicht wenig Aufſehen in der gelehrten Welt gemacht, weil er damit umgeht, die Fabeln des Phädrus noch einmal lateiniſch zu erzählen. Wir wollen die Urſachen hiervon aus der zierlich geſetzten Vorrede herausſuchen. Ein Enkel Gronovs, Nilant, hat halb barbariſche proſaiſch gemachte Fabeln der Alten und einen Romulus betitelt, aus einem Mſc. herausgegeben, woraus der Hr. Prof. Chriſt glaubt, daß die guten alten jambiſchen Originale verlohren gegangen wären. Er ſagt ferner, aus dieſen ſchlechten Copien ſey Phädrus erſt entſtanden. Perottus, vor dreyhundert Jahren, wird für dieſen Phädrus gehalten. Hr. Chriſt will aus demſelbigen Brunnen des Nilantiſchen Manuſcriptes ſchöpfen, ſo wie Perottus aus einem ähnlichen Mſc. gethan haben ſoll. Er will uns hiemit eben ſolche Fabeln liefern, als jener. Er hat aber nicht ſo vielen Vorrath in dieſen Commentarien gefunden, als Perottus vielleicht hat ausſchreiben und zu den fünf Büchern Phädriſcher Fabeln anwenden können, und alſo könne er auch nicht eine ſolche Anzahl liefern ꝛc. Wir wollen nicht entſcheiden, ob der Mann, der den Phädrus wiedergefunden und ihn für einen Scribenten aus dem goldenen Weltalter erkannt hat, aufrichtig geweſen ſey, oder ob er dieſes Werk ſelbſt aus Fragmenten zuſammengeſetzt und die vielen Kenner bisher betrogen habe; auch wollen wir die vorgeworfenen Barbarismos den Sprachlehrern zu prüfen überlaſſen. Dieſe mögen aus ähnlichen Stellen muthmaſſen, ob turbulentam facere aquam, ſocii fuere cum leone &c. loszuſprechen oder zu verdammen ſey. Wir, die wir zu furchtſam ſind, den alten Scribenten die Fehler zu zeigen, die ſie in ihrer eigenen Sprache begangen haben: wir, die wir ſelbſt in den lebendigen Sprachen und unter den Scribenten von einerley Alter ſo vielen Widerſpruch wahrnehmen. Wir wollen uns begnügen, den Phädrus als einen Poeten zu beurtheilen.*)

Phädrus ſucht in ſeinen Erzählungen die ſchönſte Mannigfaltigkeit zu erhalten. Bald läßt er die gewöhnliche Moral weg, bald ſetzt er ſie vorn, bald hinten. Er miſchet unter ſeine Fabeln oft eine Begebenheit oder kluge Antwort vom Aeſopus, er erzählt eine beſondere Hiſtorie ſeiner eigenen Zeit, oder nimmt ſie aus der alten Zeit, oder erdichtet ſelbſt eine Geſchichte. Bald redet er über ein Bild worunter unſre Väter eine Moral verſteckt hatten; bald redet er für ſich ſelbſt oder zu ſeinen Freunden: alles dieſes geſchieht damit wir durch die ewigen Geſpräche zwiſchen den Thieren nicht ermüdet werden. In dieſen Geſprächen iſt er wiederum mannigfaltig. Er führet nicht immer Thiere auf, die entweder allein reden, oder mit einem, zweyen und dreyen in Unterhandlung ſind, ſondern er miſchet Götter, Menſchen, Pflanzen und gar, an zweyen Orten, Werke der Kunſt darunter.

Phädrus betrügt uns mit ſeiner leichten Schreibart. Seine viele Arbeit iſt ſo ſchön verſteckt, daß ein jeder hundert ſolche Fabeln zu machen denkt: allein er bringt mit aller anſcheinenden Leichtigkeit ſeine Nachahmer zur Verzweifelung, und iſt ſchwer, auch nur in Proſa zu überſetzen, wenn er nemlich derſelbe Dichter voll gewählter und angemeſſener Ausdrücke bleiben ſoll. Seine Fabeln ſind recht gemacht, auswendig gelernt und auf die Vorfälle des Lebens gedeutet zu werden. Wie vielen Witz hätte nicht Phädrus anbringen können, wenn er ſie ſelber auf einzelne lächerliche Streiche hätte deuten wollen. Er iſt zufrieden ſie nackt zu erzählen und überläßt ſie unſerm eigenen Witz zur Anwendung oder zur Erweiterung. Man muß einen Vorrath haben, um ſo großmüthig zu ſeyn. Seine Kürze macht, daß wir nicht müde werden, die Thiere reden zu hören, und La Fontaine und andre Fabeldichter haben ſich dieſer Kürze ſehr gut bedient. Sie haben ihren Witz darüber ausgebreitet und die Einfälle herausgeſagt auf die Phädrus ſeine nachſinnigen Leſer hilft. La Fontaine gefällt allen Liebhabern der Poeſie, aber den feinſten Kennern gefällt Phädrus mehr. Seine Verſe, welches die ſechsfüßigen Jambiſchen ſind, klingen zwar nicht ſo melodiſch als die Senarien des Horaz, ſondern ſind ſo frey, als die Terenziſchen, indem er die Spondäen ohne Unterſchied an jeden Ort, nur nicht ans Ende, bringt, auch häufige Anapäſten (⏑⏑-) und gar Dactylen untermiſcht: doch iſt ſein Metrum leichter zu ordnen als der Comicorum ihres. Wir wollen es weder ihm noch den beyden Comödienſchreibern verdenken, daß ſie ein Genus gewählt haben, welches der gemeinen Rede am nächſten kommt: ſie möchten es uns Neuern ſonſt noch weniger vergeben, daß wir unſre Fabeln und Comödien in Reimen geſchrieben haben.

Wir wollen ein Paar Fabeln des Phädrus und des Hrn. Chriſt neben einander ſetzen, und, ohne vieles hinzuzuthun, die Anmerkungen des Hrn Batteux aus ſeinem Cours de Belles Lettres hier nachhohlen. Der Leſer mag alsdann ſelbſt urtheilen, welchen unter beyden er für den größern Poeten annehmen will.

PHÆDRI Fab. I.

Lupus & Agnus.

Ad rivum eundem lupus & agnus venerant,
Siti compulſi. Superior ſtabat lupus,
Longeque inferior agnus. Tunc fauce improba
Latro incitatus jurgii cauſam intulit:
Cur, inquit, turbulentam feciſti mihi

Iſtam bibenti? Laniger contra timens:
Qui poſſum, quæſo, facere, quod quereris,
lupe?
A te decurrit ad meos hauſtus liquor:
Repulſus ille veritatis viribus,
Ante hos ſex menſes male, ait, dixiſti mihi.
Reſpondit agnus: equidem natus non eram.
Pater hercule tuus, inquit, male dixit mihi.
Atque ita correptum lacerat injuſta nece.
Hæc propter illos ſcripta eſt homines
fabula,
Qui fictis cauſis innocentes opprimunt.

CHRISTII FABULA

Lupus & Agnus.

Ad rivum eundem forte agnus & lupus:
Ut in remota parte deponant ſitim,
Diverſa quisque ſpatia per ripam tenent.
Supra lupi vis: longe et inferior ſtetit,
Ut biberet, agnus. Huic ut hoſtis litiget
Quibus ciendæ cunque rixæ vocibus,
Perturbat, inquit, ille aquas puras mihi.
Reſpondet agnus, Qui queo, inferius
bibens?
Decurrit abs te per meos rictus liquor.
Non cedit ille veritati. Tu mihi
Maledicis, inquit, menſibus ſex his modo.
Sed natus illo tempore, agnus, non eram.
Niſi tu, male ergo dixit ante tuus pater,
Rabidum ſceleſta fauce concitus intonat,
Sive aiat iſtud crimen ille, ſeu neget,
Fatum innocenti triſte venturus lupus.
Iras potentum, noſtra tangit fabula
Qui lite ficta ſæpe tenues opprimunt.

Wir könnten hierbey fragen: Ob Phädrus beſſer ſagt: ſie kamen aus Durſt zum Bach, oder ob Hr. Chriſt beſſer ſagt: ſie kamen zum Bach, damit ſie möchten an unterſchiedenen Stellen trincken. Imgleichen welcher Ausdruck natürlicher ſey: oben ſtand der Wolf, oder das Abſtractum: oben ſtand des Wolfes Gewalt? Ob es beſſer ſey, wie Phädrus, kurz abzubrechen, oder ob es beſſer ſey, zu ſagen, was der Leſer merckt, nemlich, daß der Wolf das Lamm zerriſſen habe, ohne zu erwarten, ob es würde ja, oder nein ſagen. Wir könnten weitläuftig unterſuchen, welcher von beyden leichter und ungezwungener für die Fabel ſchreibe: allein wir wollen jetzt den franzöſiſchen Kunſtrichter reden laſſen und unſre Leſer mögen ſelber ſehen, ob alle die Schönheiten, die er im Phädrus entdecket, in der neuen Lesart verringert oder vermehret worden ſind. Er ſagt: In dieſer Fabel iſt alles klar: 1) Der Ort der Scene iſt der Rand eines Bachs. 2) Die ſpielenden Perſonen ſind der Wolf und das Lamm. 3) Ihre Caracter ſind Grauſamkeit und Unſchuld. 4) Die Handlung iſt ihr Streit mit einander. 5) Der Knoten, der den Leſer in Erwartung hält, iſt: zu wiſſen, wie ſich der Zanck endigen wird. 6) Die Auflöſung iſt der Tod der Unſchuld, woraus die Moral fließt.

Ad rivum eundem lupus & agnus venerant Siti compulſi. In dieſen wenigen Worten haben wir die Spieler, den Ort der Scene und die Urſach ihrer Ankunft. Sie hätten ſich von ohngefehr antreffen können, aber es iſt beſſer ihnen einen Bewegungsgrund zu leihen. Die Erzehlung hat mehr Wahrſcheinlichkeit. Sie waren durſtig, ſie kamen zu trincken.

Superior ſtabat lupus
Longeque inferior agnus. Sehet da, die Stellung wohl angedeutet. Auf dieſe Stellung kommt ein Theil der Handlung an. hätte man das Lamm dahin geſtellt, wo der Wolf ſteht: ſo hätte ſeine Klage gerecht ſeyn können.

Tunc fauce improba latro incitatus. *Improba* iſt nachdrücklich. Es bedeutet einen Gottloſen, der Rathſchläge faßt die der Gerechtigkeit und der Redlichkeit zuwider lauffen. Dieſes Beywort ſchicket ſich für ſolche Begierde. Fauce improba iſt eine poetiſche Tour, die die Franz. Proſe nicht anders ausdrückt, als: Pouſſé par ſon injuſte avidité.

Illum bibenti. *Illum* bezeichnet das Waſſer, welches vor dem Wolfe iſt, und macht die Klage dadurch merklich ungerechter.

Laniger contra timens. *Laniger* das Wolle tragende Thier, ſo wie kurz zuvor *Latro* der Räuber: Jenes ſcheint den ſanften Caracter des Schafes anzudeuten, ſo wie dieſes die böſen Abſichten des Wolfes verräth. Dieſe beyden Worte haben ein doppeltes Verdienſt: das erſte iſt, daß ſie mahlen; das andre, daß ſie die Wiederhohlung des eigenen Nahmens vermeiden machen.

Qui poſſum, quaeſo, facere, quod quereris lupe? Man braucht eine Umſchreibung aus Reſpect: anſtatt ſchlechthin zu ſagen: Wie kan ich dein Waſſer trübe machen? welches weit dreiſter geſchienen hätte. Der Wolf antwortet unerſchrocken: Ante hos ſex menſes maledixiſti mihi. Das Lamm: Equidem natus non eram. Dieſe Antwort hätte ihre Stärcke verlohren, wenn ſie länger geweſen oder zierlicher geordnet worden wäre. Selbſt das verkürzte Wort Equidem ſcheint ſich nicht übel für das furchtſame Thier zu ſchicken. Der Wolf der eine ſo klare Antwort fühlt, erzürnt ſich, nimmt einen hohen Ton an, ſchwört beym Hercules und zerreißt ſeine Beute, ohne eine neue Gegenrede zu erwarten.

Die Gewaltthätigkeit iſt vollkommen gemahlt durch die Rede und durch die That. Das Verbrechen des Lamms, wenn es auch wahr und erwieſen wäre, hätte nichts auf ſich gehabt. Man beſchwert ſich über das Lamm oder über ſeinen Vater, daß ſie ſich beklagt hätten: aber wen? über den Wolf. Verdiente dieſes Laſter den Tod? Es iſt dieſes Stück eine kleine Tragödie, ſie hat die drey natürlichen Theile: den Prologus oder die Erzählung des Inhalts, eine kleine Verwickelung und endlich eine Auflöſung. Man iſt eingenommen von Mitleiden gegen das Lamm und von Zorn gegen den Wolf. Aendert die Nahmen, ſo habt ihr den Nero und Britannicus.

Hierauf wird dieſelbe Fabel von La-Fontaine nachgeahmt angeführt. Sie iſt ſchön, nach dem Phädrus. Wir wollen noch eine Fabel vom Phädrus und von dem Hrn. Chriſt herſetzen.

PHAEDRI Fab. VIII.

Lupus & Grus.

Qui pretium meriti ab improbis deſiderat
Bis peccat; primum quoniam indignos adjuvat;
Impune abire deinde quia jam non poteſt.
Os devoratum fauce cum haereret lupi
Magno dolore victus, coepit ſingulos
Inlicere pretio, ut illud extraherent malum.
Tandem perſuaſa eſt jure jurando Gruis,
Gulaeque credens colli longitudinem
Periculoſam fecit medicinam lupo:
Pro quo cum pactum flagitaret praemium,
Ingrata es, inquit, quae ore noſtro caput
Incolume abſtuleris & mercedem poſtulas.

CHRISTII FABULA.

Os devoratum faucibus ſedit lupi
Modisque miris belluam excruciat.
Tandem dolore victus, ſupplicans avei,
[illegible] roſtri [illegible] ut extraherent
malum,

Propoſuit ingens præſtitæ operæ præmium.
Perſuaſa ſancto jurejurando lupi,
Credens quæ colli longa Cerbereæ gulæ,
Diſcrimen aditura medicam grus fert opem.
Qui, quando pactum flagitabat præmium,
Ingrata, dixit, ore quod noſtro caput
Incolume ſervas, pretium habebis ſcilicet,
Ne poſtulare plura cures inſuper.

Qui pretia meriti ab improbis deſiderat,
Bis peccat: adjuvare primum dum malos
Inceptat, & quæ deinde poſcit eos bonum,
Natura quorum rumpitur niſi dat malum.

Der Abt Batteux macht über dieſe Fabel des Phädrus mehrentheils mit den Worten des Hrn. Rollins folgende Anmerkungen:

Es iſt gefährlich den Gottloſen einen Dienſt zu thun: ſehet da, den moraliſchen Gedanken. Ein Wolf hat einen Knochen im Schlunde, er bittet den Kranich ihn heraus zu ziehen, dieſer thut es und wird mit Undank bezahlt: ſehet da, die Handlung, die den Gedanken umgiebt. Man ſiehet ihren Anfang, ihr Mittel, ihr Ende. Der Kranich ward nicht von ohngefähr ausgeſucht, er beſaß ein Inſtrument das zur Operation taugte, einen ſehr langen Hals. Noch eins, ſeine langen Füſſe und dieſe groſſe Phiſionomie mahlen nicht übel einen Narren, *qui, ſur ſes longs pieds, s'en va je ne ſais où.*

Os devoratum: Dieſes Wort bezeichnet ſehr gut die Handlung eines hungrigen Wolfs, welcher nicht iſſt ſondern ſchluckt.

Magno dolore victus coepit ſingulos illicere pretio. Der Wolf iſt von Natur kein freundliches und bittendes Thier, die Heftigkeit iſt ſein Antheil. Es koſtete ihn viel ſich zu ſolchen demüthigen Bitten herabzulaſſen. Seine natürliche Wildheit und ſein Schmerz ſtritten lange zuſammen: Dieſer bewegte ihn endlich, welches durch das Wort victus wohl ausgedruckt wird.

Ut illud extraherent malum, anſtatt zu ſagen: illud os. Die Würckung für die Urſache. Welcher Unterſcheid!

Tandem dieſes Wort ſagt viel und giebt zu verſtehen daß eine groſſe Menge andrer Thiere ſchon durch die Muſterung gegangen aber nicht ſo dumm geweſen ſey, wie der Kranich.

Perſuaſa eſt jurejurando gruis. Er hätte den bloſſen Worten des Wolfs nicht geglaubt: es gehörte ein Schwur dazu, und hiemit glaubte der einfältige Tropf ſicher zu ſeyn.

Gulæque credens colli longitudinem. Kan man die Handlung des Kranichs beſſer mahlen? Um die ganze Schönheit dieſes Verſes zu bemercken, darf man ihn nur in den einfachen Satz auflöſen & collum inſerens gulæ lupi. Collum allein iſt platt. Collum longum ſagt mehr, aber es ſtellt uns kein Bild vor: hingegen durch das fünfſilbigte Subſtantivum *Longitudinem* ſcheint der Vers ſich eben ſo zu verlängern als der Hals des Kranichs. Es ſteht am Ende und thut daher noch beſſere Würckung auf den Leſer: man denckt ſehr wenig an den Hals, man ſieht nur ſeine Länge.

Periculoſam fecit medicinam lupo. Man hätte ſchlechtweg ſagen können: er zog den Knochen aus dem Rachen des Wolfes: aber fecit medicinam hat vielmehr Anmuth. Medicina bedeutet eine chirurgiſche Operation, denn bey den Alten war Arzt und Wundarzt in einer Perſon beyſammen.

Ingrata es, inquit. Dieſe Art zu reden hat mehr Lebhaftigkeit, als wenn es hieſſe: lupus reſpondit: ingrata es. Die ganze Antwort des Wolfes iſt hitzig. Ore noſtro iſt beſſer als meo. Der Wolf hält ſich für ein wichtiges Thier.

Wir haben dieſe Anmerkungen angeführt, um den Phädrus überhaupt geltend zu machen. Der Leſer wird ſchon ſelbſt gefunden haben,

haben, daß z. E. die Zeile des Hrn. Chriſt: *modisque miris bellum exercuit* in dem einzigen Wort *Magno* des Phädrus liegt; daß die Worte: *mucrone roſtri* uns einen Gedanken zweymal zu leſen geben und unſre Ueberraſchung verderben; daß *illicere pretio* weit zierlicher und nachdrücklicher iſt, als *implorare aves & præponere ingens præmium præſtitæ operæ*; daß *colli longitudinem* in *collum longum* oder vielmehr in *colla longa* verwandelt iſt; daß Phädrus den Wolf nur blos mit Undank ſeinen Wohlthäter belohnen läſt, die neue Fabel aber zu verſtehen giebt, daß er ihn umgebracht habe, und alſo zuviel ſagt.

Unſer Kunſtrichter vergleicht hierauf dieſe Phädriſche Fabel mit derſelben Fabel des **La-Fontaine**. Die Franzöſiſche Fabel, ſagt er, iſt nicht ſo vollkommen als die Lateiniſche, man ſieht nicht ſo viel Genauigkeit darinn; ſie hat viel Feuer aber weniger Kunſt. Das Ganze iſt im Phädrus beſſer gerundet, die Theile ſind beſſer geſagt.

Le Loups mangent gloutonnement.

Dieſer Vers wird gebraucht das einzige *devoratum* des Lateiners zu geben.

Un loup donc étant de frairie,
Se preſſa, dit-on, tellement,
Qu'il penſa perdre la Vie:
Un os lui demeura bien avant au goſier.

Dieſe Verſe haben ihre Anmuth; aber ſehet da! fünf Verſe, um den erſten Vers des Phädrus zu geben: *Os devoratum fauce cum hæreret lupi.*

De bonheur pour ce loup, qui ne pouvoit crier.

Seht da, ſchon dreymal das Wort loup wiederhohlt. Qui ne pouvoit crier, dieſes möchte wohl nicht wahr ſeyn: der Knochen verhindert nicht, zu ſchreyen.

Près de là paſſe une cicogne.
Il lui fait ſigne; elle accourt.

Man findet nicht das Verſprechen des Wolfes, nicht ſeinen Eid, nicht das *tandem*.

Voila l'Operatrice en beſogne
Elle retira l'os.

La-Fontaine hat lieber unſerer eignen Einbildungskraft die Stellung des Arztes überlaſſen, als ſich unterſtehen wollen, ſie nach dem Phädrus zu beſchreiben. Elle retira l'os iſt deutlich und gut, aber die lateiniſche Umſchreibung iſt nachdrücklich. Das Beywort *periculoſum* iſt ein Funke von Reflexion, der ſchnell dazwiſchen geworfen wird.

. . . puis pour un ſi bon tour
Elle demanda ſon ſalaire.
Votre ſalaire! dit le loup;
Vous riez, ma bonne commère!
Quoi! ce n'eſt pas encor beaucoup
D'avoir de mon goſier retiré votre cou?
Allez, vous êtes une ingrate:
Ne tombez jamais ſous ma pate.

Dieſe Antwort iſt lebhaft; aber Phädrus iſt gleich lebhaft und weit kürzer.

Wir müſſen es bey dieſen beyden Proben bewenden laſſen und wollen zufrieden ſeyn, wenn wir den Phädrus, wer er auch ſey, als einen Scribenten vorgeſtellt haben, deſſen Schönheiten für ſeine Kenner unerſchöpflich ſind. Soll er durchaus neu ſeyn: ſo iſt das Wunder deſto gröſſer, daß er des goldenen Weltalters wehrt iſt. Hält man die Fabeln des Hrn. Chriſt für Fabeln die aus einem alten proſaiſchen Manuſcript mit zierlichen Redensarten in lateiniſche reine Senarien gebracht ſind: ſo ſind wir damit zufrieden: Unſre Enkel aber werden ſich hüten, den Phädrus dafür hinzugeben.

Göttingen. Elementa juris naturæ, in uſum auditorum adornata, juncto Joannis Stephanii Pütteri & Gottfridi Achenwalli Profeſſorum Göttingenſium ſtudio. 1750. in 8.

Man nimmt ſonſt das Recht der Natur in einem ſo engen Verſtande, daß es bloß nur die äuſſern Pflichten in ſich begreift, die dem Menſchen im natürlichen Zuſtande obliegen. Hier wird es als eine Wiſſenſchaft der natürlichen vollkommenen Pflichten beſchrieben und faſſet ſo wol das Recht der Natur, welches insbeſondere ſo genannt wird, als auch die geſellſchaftlichen Rechte in ſich. Der Titel ſcheinet daher weniger zu verſprechen, als wir in dem Buche ſelbſt antreffen.

In der Einleitung wird die erſte praktiſche Philoſophie gelehret, oder die Wiſſenſchaft, die uns von allen praktiſchen Wiſſenſchaften die erſten Gründe giebt. Hierauf folget das natürliche Recht ſelbſt. Der Menſch wird entweder bloß für ſich und nach dem Charakter eines Menſchen, oder in ſo fern betrachtet, als er ſich mit andern in eine Verbindung eingelaſſen hat. Die äuſſern natürlichen Pflichten, die ihm in der erſten Abſicht obliegen, machen das Recht der Natur im engern Verſtande aus; die ihm in der letzten Abſicht obliegen, machen das geſellſchaftliche Recht aus. Weil ein Volk füglich als eine einzelne Perſon angeſehen werden kan, ſo kan daher auch das Recht der Natur auf ganze Nationen appliciret werden. Und alsdenn heißt es das Völkerrecht.

Unter den Geſellſchaften wollen wir auf der einen Seite die kleinern Geſellſchaften betrachten, als die eheliche, väterliche, (zu der auch die vormundſchaftliche gehöret,) die herrſchaftliche und ganze Familien und Häuſer. Die äuſſern natürlichen Pflichten, die den Mitgliedern dieſer Geſellſchaften, in ſo fern ſie zur Geſellſchaft gehören, obliegen, machen das geſellſchaftliche Recht aus, insbeſondere, das eheliche, väterliche, herrſchaftliche Recht ꝛc. Auf der andern Seite wollen wir die gröſte Geſellſchaft, ein gemeines Weſen, betrachten. Hier ſind Oberherren und Unterthanen. Die äuſſern natürlichen Rechte und Pflichten, die beyden nach dieſem Charakter zukommen und obliegen, oder die Verbindung betreffen, welche ſich zwiſchen dem Regenten und Unterthanen befindet, machen das Staatsrecht (jus publicum) aus. Die äuſſern Geſetze, die ein Bürger gegen den andern, wenn wir ihn als eine Privatperſon betrachten, zu beobachten hat, machen das Bürgerliche Recht aus. Hiezu gehören alſo 1) die äuſſern Geſetze des natürlichen Zuſtandes. 2) Die äuſſern Geſetze der kleinern Geſellſchaften. 3) Die äuſſern Geſetze, die im bürgerlichen Zuſtande zu dieſen noch hinzukommen, und die ein Bürger gegen den andern, in ſo fern er eine Privatperſon iſt, beobachten muß. Dieſe mildern die gar zu ſtrengen natürlichen und geſellſchaftlichen Rechte; wir müſſen im bürgerlichen Zuſtande beym Tauſchen und Vertauſchen, Kaufen und Verkaufen, das, was wir vergeben und wieder bekommen, ſich nicht gar zu ungleich ſeyn laſſen. Sie bilden auch die natürlichen und geſellſchaftlichen Rechte auf die Weiſe, daß ſie ſich mit dem Staate vertragen können und ſie, wie es unter den zum Unrechte geneigten Menſchen zur Beobachtung der Gerechtigkeit am ſicherſten iſt: Wir dürfen uns nicht ſelbſt Recht verſchaffen; die Obrigkeit hat unſere Macht in ihren Händen und vermittelſt ihrer Hülfe können wir uns nur wider Gewaltthätigkeit vertheidigen oder das uns zugefügte Unrecht rächen. Wir müſſen uns im gemeinen

Weſen die Solennitäten und Ceremonien, die bey verſchiedenen Verbindungen vorgeſchrieben werden, gefallen laſſen, weil es ohne dieſem der Ungerechtigkeit leicht ſeyn würde, die Grenzen zwiſchen dem, was mein und dein iſt, zu verwirren. Sie legen uns auch noch mehrere Pflichten auf, ſolche, durch deren Verabſäumung die Menſchenliebe nur allzuſtarck würde beleidiget werden: Wir dürffen uns im gemeinen Weſen der Vormundſchaft unmündiger Weiſen nicht entziehen; wir dürfen diejenigen nicht liebloß im Teſtamente vorbeygehen, die die Natur ſelbſt unſerer Fürſorge empfohlen hat.

Auf die Weiſe entwickeln die Hrn. Verfaſſer ihr Syſtem. Sie haben es bloß nur für ihre Zuhörer geſchrieben und eingerichtet. Unter den verſchiedenen Syſtemen, die wir von den Rechten haben, müſſen wir gegenwärtiges, wegen der Richtigkeit der Begriffe, weil ſie an ihrem rechten Orte angebracht ſind, wo ſie ſich auf eine ungezwungene Weiſe von ſelbſt entwickeln und weil die Hrn Verf. ihr Syſtem nicht durch kleine Diſtinktionen und Subtilitäten verwirret haben, mit zu den erſten zehlen. So muß der Grund beſchaffen ſeyn, wann wir die Rechte nicht als eine Wiſſenſchaft wollen verlohren gehen laſſen. Es fehlet nur noch, daß wir das mechaniſche in der Methode verbergen und die Rechte auch mit Geſchmack vortragen, ſo können wir ſie auch mit andern Wiſſenſchaften in einen gleichen Rang ſetzen.

Manche Begriffe, die die Hrn. Verfaſſer wie ſonſt nicht zu geſchehen pfleget, auf eine natürliche Weiſe zergliedert haben, hätten noch etwas deutlicher können auseinander geſetzet werden. Z. E. die Begriffe vom obern Eigenthum, niedern Eigenthum und von den Gerechtigkeiten. Dieſe theilen ſich ſo natürlich von einander ab, als das Ganze in ſeine Theile und das Theil wiederum in ſeine Theile getheilet wird. Der Inbegriff aller Rechte, die einem Eigenthümer an einer Sache zu kommen, das vollſtändige Eigenthum, iſt das Ganze: das obere und das ganze niedere oder nutzbare Eigenthum ſind ſeine Theile. Wann wir uns das obere Eigenthum an einer Sache vorbehalten und das ganze niedere Eigenthum an jemanden veräuſſern, ſo erwachſen hieraus die Begriffe vom Lehn, Zinßguthe und Erbzinßguthe und vom Grundrechte. Hier hätte auch vom Lehn können gehandelt werden. Wann wir uns auſſer dem obern Eigenthum auch noch etwas vom niedern Eigenthum vorbehalten und alſo nur einen Theil deſſelben an jemanden veräuſſern, ſo haben wir den Begriff von den Gerechtigkeiten. Sie ſind auf Seiten des andern ein Recht; auf unſerer Seite werden ſie aber Dienſtbarkeiten (ſervitutes) genannt, weil wir ſchuldig ſind, dem andern ein gewiſſes Recht an dem Unſrigen einzuräumen.

Nachricht.

Berlin. Vor 14. Tagen, nemlich den 21. May hielt die hieſige Königl. Academie der Wiſſenſchaften ihre um dieſe Zeit gewöhnliche öffentliche Zuſammenkunft. Hr. D'Arnaud, ein Franzöſiſcher Dichter, der ohnlängſt aus Paris auf Verlangen Seiner Königl. Majeſtät hergekommen, las der Verſammlung ein Gedicht von ſeiner Arbeit vor, darinn er von den Wiſſenſchaften und Künſten handelte.

Dieſe Nachrichten ſind alle Freytage in Berlin in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung und auf allen Poſt-Aemtern zu bekommen.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 5. Junii 1750.

No. XXIII.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Leipzig.

Allgemeine Geſchichte von Deutſchland vor und nach Errichtung des Kayſerthums bis auf itzige Zeiten abgefaſſet von Herrn Prof. Joſeph Barre, regul. Stiftsherrn zu St. Genevieve und Kanzlern der Univerſität zu Paris, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Dritter Band von dem 1075. Jahre nach Chriſti Geburt bis auf das 1218. Jahr. 1750. 4.

Die Franzoſen rühmen ſich, daß ſie den Engelländern ihre Geſchichte geſchrieben haben. Sie werden nicht vergeſſen, ein gleiches anitzo auch von den Deutſchen zu ſagen.

Wir dürfen uns nicht verwundern, daß ſie ſich an unſere Geſchichte gewaget. Ihre Archiven ſind an Urkunden, die die Deutſchen angehen, reich genug. Denn ihre Geſchichte iſt in die Geſchichte der Deutſchen faſt ſtets mit eingeflochten; oder, es haben ihnen auch fatale Umſtände ſolche von uns herübergebracht. Wenn es ihnen aber auch daran fehlte, ſo haben doch Gelehrte unter uns die Hiſtorie des deutſchen Staats ordentlich genug ausgearbeitet, daß es einem Fremden nicht ſchwer werden kan, ihnen auf einem gebahnten Wege nachzufolgen. Und darinn, was die Gründlichkeit betrift, werden die Franzoſen ſich von ſelbſt beſcheiden, daß ſie den Deutſchen nicht zuvor gekommen ſind.

Ein Geſchichtſchreiber muß aber zugleich auch ein vollkommen ſchöner Geiſt ſeyn. Und in dieſem Punkt mögen wir für unſere Landesleute noch nicht das Wort reden. Es kan ſeyn, weil ſie auf die Hauptſache in der Hiſtorie am meiſten geſehen und der Wahrheit in alten Archiven und Urkunden ſorgfältig nachgeſpührt haben, daß der ſchöne Geiſt darunter hat leiden müſſen. Ihre Erzählungen verrathen uns oft die Quellen, woraus ſie geſchöpft haben. Die deutſche Geſchichte iſt auch für einen Rechtsgelehrten von einem beſondern Nutzen. Wie dasjenige was unter verſchiedenen Völkern beſchloſſen wird, Bündniſſe und Friedensſchlüſſe das poſitive Völkerrecht lehren, und unter ihnen zu einer

Richtſchnur des Rechts dienen, ſo lernen wir aus der deutſchen Geſchichte die Rechte des Kayſers und der Stände, weil Deutſchland aus verſchiedenen kleinen Staaten zuſammengeſetzet iſt. Auf dieſen Nutzen haben unſere Geſchichtſchreiber ihr vornehmſtes Augenmerk gerichtet. Indem ſie alſo die Hiſtorie für einen Rechtsgelehrten zwar brauchbar genug gemacht haben, ſo haben ſie doch darüber faſt verſäumt, ſie auch für den Menſchen nützlich und angenehm zu machen. Wir würden alſo eine deutſche Geſchichte die nach den Regeln des guten Geſchmacks und der Hiſtorie geſchrieben wäre, noch nicht für überflüßig halten dürfen.

Sollten wir unſern Verfaſſer allein aus ſeinem erſten Theile kennen, ſo wäre es leicht, den Preiß auszutheilen. Er weiß von den alten Deutſchen nichts, als was uns Tacitus, Cäſar, Plinius und andere von ihnen hinterlaſſen haben. Er iſt da in ſeiner Erzehlung ein Tacitus oder Cäſar. In dem gegenwärtigen Theile der den Verfolg der Geſchichte Heinrichs IV bis auf den Tod des Kayſers Otto IV in ſich faſſet, vermiſſen wir aber ſolche. Der Verf. hat hier aus ganz andern Quellen ſchöpfen müſſen. Er begnügt ſich zwar nicht bloß damit, daß er z. E. vom Pabſt Gregorius VII. ſaget, er habe ſich bemühet, dem römiſchen Stuhl eine unumſchränkte Gewalt über die Kirche und über das ganze Reich zu erwerben. Er giebt uns auch in den Briefen, die er von ihm anführet, ſeine Ränke deutlich zu ſehen und mahlt dadurch ſeinen Charakter lebhaft genug ab. Zuletzt fällt er noch dieſes Urtheil: „Gregorius iſt unter allen Päbſten derjenige geweſen, der ſich am meiſten um die Vermehrung der weltlichen Gewalt der Päbſte bemühet hat. Was er gethan, um ſeine ehrgeitzigen Abſichten auszuführen, wird uns niemals dahin bringen, daß wir glauben, er ſey ein heiliger Pabſt geweſen. Auf der andern Seite kan man ihm aber doch auch nicht den Ruhm abſprechen, daß er ein groſſer Mann geweſen ſey. Nach einem neuern Schriftſteller war es mit dieſem Pabſt beſchaffen, wie mit gewiſſen Eroberern. Er war ein Held in Tugenden und auch in Laſtern.“ Dieſen neuern Schriftſteller läßt der Verfaſſer hier noch ferner ſagen: „Man kan nicht ohne Erſtaunen erwegen, daß eine Kirche, die, wie ſie ſpricht, nur geiſtliche Waffen und das Wort GOttes hat, und die ihre Rechte nur auf das Evangelium gründen kan, eine Kirche, wo alles von Demuth und Armuth prediget, die Kühnheit habe, nach einer unumſchränkten Herrſchaft über alle Könige der Erden zu ſtreben. Dieſes iſt aber noch weit erſtaunenswürdiger, daß ihr dieſer wunderliche Einfall geglücket iſt.“ Die Glaubensbrüder des Hrn. Barre ſind ſehr übel damit zufrieden, daß er den Pabſt Gregorius VII nicht will für einen heiligen Pabſt gelten laſſen. (Denn, Gregorius XIII. hat ihn in die Zahl der Heiligen verſetzet.) Wir könnten es ihm deßfalls verdencken, daß er dieſes geſagt, weil es ſich doch von ſelbſt verſtehet.

Der Verfaſſer macht von dem folgenden Caracter Kayſer Friedrich Barbaroſſa: „Er zeigte ſchon in ſeiner Jugend, daß er alle die Eigenſchaften beſäſſe, die bey demjenigen erfodert werden, der einmal den Thron beſteigen ſollte. Er war ſanftmüthig und geſprächig; zu gleicher Zeit aber auch ſtreng und verſchwiegen. Er verſtund die Kunſt die Gemüther zu lenken und die widrigſten Abſichten und Eigenſchaften mit einander zu vereinigen. Sein erhabener Geiſt und ſeine groſſe Seele, die

„ mehr nach Ruhm, als Luſtbarkeit ſtrebte,
„ machten ihn gegen nichts weiter, als gegen
„ die Ehrbegierde empfindlich. Er trieb ſeinen
„ Ehrgeitz ſehr weit und muſte daher
„ endlich ſehen, daß die mächtigſten Reichsfürſten
„ und die Päbſte ſelbſt ſich für ſeine
„ Feinde erklärten. Weil er aber wenig
„ von Furcht oder Schwäche des Gemüths
„ wuſte, ſo ließ er niemals etwas von ſeinen
„ Anſprüchen nach und wuſte ſeine Abſicht
„ überall geſchickt zu erreichen. Da er zur
„ Regierung gebohren war, ſo ſchien es, als
„ ob er gar nicht glaubte, daß man ihm den
„ Gehorſam verſagen könne, und er vermeinte
„ überall, wo er Menſchen antraf, lauter
„ Unterthanen zu ſehen.

Allein dergleichen kommen nur ſelten vor und die Begebenheiten werden nur ſchlechthin erzehlet. Die Hiſtorie des teutſchen Reichs iſt für die Ehre eines Geſchichtſchreibers ſehr gefährlich. Er muß ſich in gar zu verſchiedene Begebenheiten einlaſſen, die er nicht mit einander verbinden und zu einem Hauptzwecke hinleiten kan. Er läßt hier allzuviele Perſonen auftreten. Und von allen iſt uns ihr Charakter nicht aufbehalten worden; oft iſt auch die Rolle, die ſie ſpielen, nicht wichtig genung, daß man ihren Charakter deutlich entwickeln ſollte. Die Erzehlung hat aber deßfalls wenig einnehmendes an ſich. Eine Crönung, ein Reichstag, eine Belehnung, eine Einſetzung und Abſetzung eines Biſchofs, dis gehet den Menſchen noch nicht an, ſondern allein den Rechtsgelehrten, der hiernach die Schranken von der Macht des Kayſers, des Pabſtes oder der Stände abzumeſſen weiß.

Wollen wir unſerm Verfaſſer einigen Vorzug geben, ſo muß es ſeiner Schreibart wegen geſchehen, die natürlich iſt und ſich beſtändig gleich bleibt und weil er der Geſchichte doch bisweilen einen Charakter, eine Reflexion und dergleichen einzuweben und ſeine Erzehlungen damit auszuputzen weiß.

Freyburg in der Schweiz.

Unter dieſem Nahmen hat man Lettres à Fillis. 1749. 8. 2½ Bogen.

Dieſe Briefe ſind moraliſch, geiſtreich, galant, zärtlich und verliebt. Unter dieſen Eigenſchaften herrſchet die verliebte. Was darinn galant iſt, das iſt nicht ein witziger Ausdruck einer Schmeicheley, von der man nichts fühlet, die man gelernt hat und aus Gewohnheit gegen jedes Frauenzimmer, das man zum erſten mahl ſiehet, oder hundert mahl geſehen hat, anbringet. Das Geiſtreiche darinn beſtehet nicht aus gekünſtelten Figuren romantiſcher Liebeserklärungen: Es iſt das Natürliche, ſchön ausgebildet. Die Neigung, die in des Verfaſſers Herz entſtanden war, war bey ihm nichts unverſtändliches oder ſchwärmeriſches; es war wahre Liebe und Zärtlichkeit. Er wuſte wol was es war, aber Fillis wuſte es nicht, oder hatte es wenigſtens noch nicht aus ſeinem Munde gehöret. Die rechte Liebe iſt blöde und ehrerbietig. Ein verwegener Liebhaber iſt nicht der Freund der Schönen, der er aufwartet; er liebet nur die Sinnlichkeit.

Unſer Verfaſſer hatte nicht nur die äuſſerlichen Schönheiten der Fillis geſehen, er hatte ihre ſchöne Seele, ihr rechtſchaffenes Herz, ihre edlen Geſinnungen, ihren verſtändigen Witz geſehen. Damit er ihr entdeckte, mit was für Augen er ihre herrlichen Tugenden betrachtete, und was für eine Würkung dieſelben auf ſein Herz gehabt hatten, erfand er eine neue unſchuldige Liſt, die ſo beſchaffen iſt, daß ſie weder ihre Tugend beleidiget, noch ihm ihren Zorn zuziehet: er ließ dieſe Briefe an Fillis drucken, und ihr, als ein Werk eines Unbekannten in die Hände fallen. Sie konnte ſich ſelber und ihren Liebhaber darinn erkennen, und es ihm zuverſtehen geben, wenn ſie hoffen dürfte; ſie konnte aber auch verbergen, daß ſie den Streich merkte, wenn ihr ſeine Perſon nicht anſtändig war.

Mit dem erſten Brief begleitet er einen Kranz von gemachten Blumen, die ihr ſeine Schweſter ſendet, und ſcherzet ſehr artig über die artigen Sachen, die ein Poet oder junger Herr bey dieſem Anlaß geſagt hätte. Mit dem andern ſendet er ihr die Pamela und ſeine Schutzſchrift für ſie. Dieſe iſt ſehr fein, ſehr aufgeweckt und ganz moraliſch. Der Baron von Holberg, hat nicht ſo gründlich, geſchweige ſo geiſtreich davon geurtheilet. — In dem dritten beſchreibet er ihre äuſſerlichen Schönheiten mit den Farben der Mahler und der Poeten. Er vergißt auch ihre ausgewählte Kleidung nicht, ohne daß er dieſen Dingen mehr Würde zuſchreibe, als ihnen gebühret, und er ſchließt ſehr artig, weil ſie ſo ſorgfältig ſey, ſich artig zu kleiden, ſo werde ſie auch wohl gerne gefallen wollen. — In dem vierten lobet er ihren Witz mit einem ſatyriſchen Eingang von allen den Thorheiten, die mit dieſem Nahmen beehret werden. Dann lobet er noch mehr ihren Verſtand, ihre Wiſſenſchaft, ihre Schreibart, ihre Beredſamkeit. Malheur, ſagt er: à les Cartouches de la Galanterie, qui pillent les garderobes des Gleims badins, des Hagedorns paſſionnés & des Waldeus fanatiques; Malheur à eux, s'ils oſent approcher de vous avec cette marchandiſe volée.

Im fünften Brief bemühet er ſich Fehler an ihr zu finden. Amor ſoll ihm helffen, aber es iſt umſonſt; ob er ihn gleich in das Contrefait der Fillis verwandelt, und in dieſer Geſtalt verſchiedene unartige aber eben ſo falſche Urtheile über ſie fällen hört. Nach langer Bemühung findet er den groben Fehler an ihr, daß ſie reicher iſt, als nöthig war. — Im ſechſten und letzten ſchildert er ſeine ungemeine Liebe, die wahrhaftig eine von den edelſten iſt, zärtlich und aufrichtig, mit Sorgen begleitet, doch ſtandhaft, mit einiger geringen Hoffnung.

Man ſagt uns nicht, was für ein Schickſal dieſe Briefe und dieſe Liebe gehabt haben. Wir können es aber errathen. Eine Coquette wäre zornig worden, oder hätte ſich ſo geſtellt. Fillis wird ihren Liebhaber ſanftmüthig aufgenommen und ihm erlaubt haben zu hoffen. Sie wird ſeine Beſtändigkeit keiner langen und ſchweren Prüffung unterworffen haben. Der Tractat wird zwiſchen Partheyen, die nicht auf Eigennutz ſehen, bald richtig gemacht worden ſeyn. Der vornehmſte Artickel wird die Verſchenkung des Herzens von beyden Theilen geweſen ſeyn. Was für ein Schickſal werden dieſe Neuvermählten haben? Es iſt leicht ihnen die Nativität zu ſtellen, das glücklichſte, welches ſterbliche Menſchen hoffen dürffen.

Frankfurt und Leipzig.

Herrn Jacob Foſters Reden über wichtige Wahrheiten der chriſtlichen Religion, aus dem Engliſchen überſetzt. Erſter Theil. Nebſt einer Vorrede Herrn Aug. Fr. Wilh. Sacks, von dem Nutzen moraliſcher Predigten. In der Weidemanniſchen Buchhandlung. 1750.

Die erſte Rede handelt vom allgemeinen Gefühl des Guten und Böſen. Wenn er von dieſem eingepflanzten Gefühl redet, ſagt er, man könne den Menſchen einen eingeführten Aberglauben leicht ausreden, aber mit allen Spitzfündigkeiten und Trugſchlüſſen nimmermehr den Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter genug verwirren und beweiſen, daß es einerley ſey, gerecht und ungerecht, gütig und grauſam zu handeln, daß Betrug und

Unterdrückung, Ehebruch und Mord, ſonſt nichts ſtrafbares an ſich haben, als was die willkührliche Meinung der Welt und das Geſchwätz der Prieſter und Staatsklugen damit verbunden und hineingebracht habe. Man würde wenig Jünger bekommen, ja nicht einmahl ſich ſelbſt völlig auf ſeine Seite bringen. Er ſagt ferner: Der Aberglaube verliehrt durch eine ſtrenge Unterſuchung die Moral aber gewinnt. Der Aberglaube iſt zur Zeit der Unwiſſenheit am beſten fortgekommen: Die Tugend iſt da am meiſten geliebt und geübt worden, wo ſich ein Volck durch Erkenntniß und Sitten vor andern hervorgethan hat und die freyen und ſchönen Künſte, welche das menſchliche Leben ſchmücken und adeln, in ihrer Vollkommenheit und ſchönſten Blüte geſtanden haben. -- An dieſem Ort dringt er auf die moraliſchen Predigten und will nicht haben, daß man einen ungeheuren Glauben und wenig Vernunft haben ſolle. „Was hat es für Nutzen, führt er fort, Glauben und Vernunft wider einander aufzuwiegeln und mehr auf den reinen Glauben zu dringen, der doch eine Eigenſchaft iſt, dazu auch der allerverruchteſte und verlorenſte Böſewicht gelangen kan, (ja die Teufel ſelbſt glauben und zittern,) als die Reinigkeit des Herzens einzuſchärfen? Was hat es für Nutzen, die Gnade GOttes zu erhöhen und dadurch die menſchliche Natur zu verunſtalten und zu ſchänden, die doch ein Werk GOttes iſt? indem man den Menſchen vorſtellt, als ob er ſeine edelſten Vermögen der Vernunft und der Freyheit völlig verlohren, folglich zur wahren Religion ſo viel Tüchtigkeit hätte, als die unvernünftigſten unter den übrigen Geſchöpfen? Was ſucht man dadurch, daß man die Religion in Nacht und Dunkel einhüllet, und mit ſo großem Eifer für die unbegreiflichen Spitzfündigkeiten der Schul-Theologie ſtreitet? Hat es auch einen andern Nutzen, als daß die Einfältigen dadurch verwirret, die Unwiſſenden aufgeblaſen und tadelſüchtig gemacht, überall aber der Geiſt der Liebloſigkeit und Sectirerey genähret wird? Was hat es für Nutzen, unbedungene und unwiederrufliche Rathſchlüſſe GOttes hitzig zu vertheidigen, auſſer daß man hier der Verwegenheit und Sicherheit das Wort rede, dort in Verzweiflung ſtürtze? Oder, wenn man die ganze Erlöſung in die Zurechnung einer fremden Gerechtigkeit ſetzt, den allerhabenſten Tugenden der Menſchlichkeit aber eine verächtliche Geſtalt giebt: wozu dient dieſes, als die beſten unter den Menſchen zu kräncken, und Fleiß und Eifer bey ihnen ſtutzig zu machen, hingegen den ſchändlichſten und nichtswertheſten Seelen mitten in ihren Schandthaten zu ſchmeicheln?“

In der zweiten Rede betrachtet er den gütigen und gerechten Mann, und zeigt den Vorzug des Gütigen. Wir wollen nichts von dieſem Meiſterſtücke herſetzen, weil wir nicht alles herſetzen können.

In der dritten Rede erhebet er die Menſchenliebe über die Privatfreundſchaft und Liebe zum Vaterlande, und ſagt, daß die chriſtliche Religion beydes anzupreiſen unterlaſſen habe, ſowol weil beydes niederträchtig iſt, wenn es ſeinen Grund nicht in der allgemeinen Gütigkeit hat, als auch weil es gefährlich geweſen wäre, zu einer chriſtlichen Pflicht eine Sache zu machen, wozu die Menſchen ohnedem großen Hang haben, dennoch habe man ſelbſt an der Perſon Chriſti ein Exempel beyder Tugenden: Er war ein Freund des Johannes und weinte über Jeruſalem.

Die vierte Rede handelt von dem Ebenbilde GOttes im Menſchen. Hier zeigt der Verfaſſer, daß wir dieſes Ebenbild noch an uns tragen, indem wir eine Vernunft beſitzen, durch die wir die

Triebe und Neigungen unſerer thieriſchen Natur regieren können. In dieſer ganzen Rede wird die menſchliche Natur auf einer Seite gezeigt, die fähig iſt uns zu groſſen und edlen Unternehmungen zu ermuntern. Dieſe Abhandlung verdient von denen geleſen zu werden, die ſich bemühen den Menſchen einem Vieh ſo ähnlich zu machen, als möglich iſt, und die dennoch, aufs gelindeſte zu reden, ihren Satz deſto mehr widerlegen, je witziger ſie ihn vertheidigen.

Anſtatt alle Reden auszuziehen, wollen wir etliche Stellen anführen die zu mehr als einem Endzweck dienen. „Die Freyheit zu dencken (heißt es in der ſechſten Predigt,) und über die Grundſätze der Religion unpartheyiſche Unterſuchungen anzuſtellen, iſt zu unſern Zeiten dadurch gemißbraucht und verkehrt worden, daß ſie in eine kindiſche und leichtſinnige Art zu dencken, und in die Neigung ausgeartet iſt, heilige Dinge lächerlich zu machen.' Bey dem Hauſen, der dieſe Art annimmt, iſt die Freyheit nichts anders, als eine tollkühne Art mit allen Sachen leichtſinnig umzugehen und ihnen eine ſpöttiſche Wendung zu geben. Sie haben eine ſtarke Neigung ihren Witz ſehen zu laſſen, und am allermeiſten bey Sachen, wo er am allerwenigſten Platz findet; denn dieß verräth einen ungewöhnlichen Scharfſinn. Und weil nun einmal die Religion die allerernſthafteſte Sache auf der Welt iſt, ſo beſchlieſſen ſie, darüber luſtig zu ſeyn; und halten das für die verdienſtvolleſte Handlung, wenn ſie über eine Sache lachen, wofür der gröſſte Theil der Welt Achtung und Ehrfurcht bezeugt; und beſtreben ſich den ganzen klugen und tugendhaften Theil des menſchlichen Geſchlechts aus ſeiner Faſſung zu bringen. Allein, dieſe elenden und ſchlechten Leute ſollten wiſſen, daß das unmöglich ein wahrer Witz ſeyn könne, der ſich nicht auf die Vernunft gründet; daß das Kunſtſtück eine an ſich gute, nützliche und ehrwürdige Sache lächerlich zu machen, entweder dem Verſtande oder der Tugend desjenigen einen Vorwurf mache, der es verſucht; daß über Dinge von der äuſſerſten Erheblichkeit zu kurzweilen, Narrheit und Raſerey ſey: daß dieß auch eine ſehr leichte Sache ſey, durch eine falſche Vorſtellung eine Sache auf einer lächerlichen Seite zu zeigen; und folglich daß dieſe Geſchicklichkeit eben ſo wenig ein Beweis des Witzes desjenigen ſey, der dieſelbe beſitzt, als es eine Probe von ſeiner guten Erziehung iſt, wenn er mit einer Uebertretung aller Geſetze des Wohlſtandes, mit Scherzen und groben Anzüglichkeiten über die eingeführte Religion ſeines Vaterlandes und über ſolche Sachen herfährt, die von allen um und neben ihm ſehr hochgehalten werden.'

In der Rede von den Geheimniſſen, ſagt er: „Wenn wir die Lehren der chriſtlichen Religion unterſuchen: ſo finden wir in der That daß es leichte und klare Wahrheiten ſind, und daß wir ſo wenig durch die Offenbahrung als durch unſre Vernunft verbunden ſind mit unſerm Glauben einen Schritt weiter zu gehen, als wir mit unſerm Verſtande kommen. —— Daß liſtige und mit gewiſſen Abſichten umgehende Leute, die ſich der Leichtgläubigkeit des Volkes zu ihrem Vortheil bedienen, alle ihre Künſte und Kräfte anwenden Geheimniſſe auszubreiten, iſt wohl ſehr natürlich; allein wie kann doch der beſſere und uneigennützige Theil der Welt, dieſelben mit ſolchem Eifer verfechten? Woher kommt es, daß ſie, die doch in allen übrigen Fällen, gerne ſehen, wenn ſie leicht und gut fortkommen können, nur in Religionsſachen darin etwas ſuchen, daß ſie ohne Licht ſind? Die Religion iſt von ungleich gröſſerer Erheblichkeit, als alle Händel des gemeinen Lebens, dieß geſtehen ſie ſelbſt gern zu;

ſind dennoch ſcheinen ſie in Abſicht derſelben beſſer zu halten, je weniger ſie ſie verſtehen, je beſſer ſey ſie. „

„ Ich füge nur noch hinzu, daß ein gröſſer Unterſchied ſey, zwiſchen einem Geheimniß, und einer offenbaren Ungereimtheit und Widerſpruch, als die Tranſubſtantiation oder Verwandelung im heil. Abendmal und andere dergleichen Lehren, die unter dieſem hochehrwürdigen Nahmen verſteckt worden; denn Geheimniſſe ſind nur Sachen, davon wir ganz und gar nichts wiſſen, das andere aber, Sachen, davon wir gewiß wiſſen, daß ſie falſch ſind; ——— die erſten verſtehen wir nur nicht, von den letzten aber wiſſen wir, daß ſie nicht verſtanden werden können. „

Zuletzt ſagt er: „ Wenn der groſſe Endzweck der Offenbahrung, die Beförderung eines guten Lebens iſt: ſo laßt einen jeden Menſchen ſich ſelbſt fragen, was für einen Nutzen die Streitigkeiten über die Perſönlichkeit, die Subſiſtenzen, die hypoſtatiſche Vereinigung und andere dergleichen Puncte haben, welche die Gemüther der gemeinen Leute nur verwirren, und davon die Gelehrten ſelbſt nicht wiſſen, wie ſie auszulegen ſind? Die heil. Schrift führt keine dieſer dunklen Redensarten, ſondern iſt eine klare und verſtändliche Regel. Laßt uns daher dieſer um ſo vielmehr, den ſcholaſtiſchen Erklärungen aber um ſo viel weniger nachdenken, als durch welche der Text in verſchiedenen Stellen verdunkelt, und Schwierigkeiten gemacht worden, wo keine anzutreffen waren. Laßt uns unſre Brüder nicht darnach beurtheilen und ſchätzen, ob ſie in Abſicht zweyfelhafter Meynungen, und der Spitzfindigkeiten der polemiſchen Theologie auf unſrer Seite ſind; ſondern nach ihrer Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Menſchenliebe und nach den Früchten einer durchgängigen Rechtſchaffenheit, die ſich in ihrem Wandel hervorthun, darnach laßt ſie uns beurtheilen. „

In der Rede von Spaltungen, ſagt er unter andern: „ Die chriſtliche Geſellſchaft iſt in unzählige Abtheilungen zerſplittert worden, davon eine jede die andere verbannet, geläſtert, und ſo oft ſie nur Macht dazu gehabt haben, verfolgt hat. Hierdurch iſt die gemeine Sache der chriſtlichen Religion geſchwächt und der Gefahr ausgeſetzt worden; und das Chriſtenthum welches doch ſo wundernswürdig dazu eingerichtet iſt, daß es die Menſchen geſittet machen, ungeſtüme und ungebrochne Köpfe zähmen und beſänftigen, dergeſtalt aber die allgemeine Glückſeligkeit befördern kann: dieſes Chriſtenthum, ſage ich, iſt ein Mittel geweſen, ihre Leidenſchaften aufzubringen und anzufeuren, folglich durch die allerbetrübteſte Verwandlung, eine Quelle der Zwietracht, der Verwirrung und des Elends geworden. „

Er ſchließt mit folgender Anmerkung: „ Wenn es eine Verſchiedenheit der Meynungen und eine Mannigfaltigkeit äuſſerlicher Einrichtungen des Gottesdienſtes giebt; ſo iſt dieß recht der Zuſtand, welchen ein weiſer Mann erwarten wird, wenn alle Menſchen aufrichtige und unpartheyiſche Forſcher der Wahrheit wären: da im Gegentheil, wenn eine geſchloſſene Zahl von einerley Grundſätzen und einerley Einrichtung und Form des Gottesdienſtes und der Kirchenzucht, ohne in den geringſten Umſtänden verändert zu ſeyn, allenthalben die Oberhand haben ſollte, dieſes der menſchlichen Natur gar nicht gleich ſehen würde: folglich auch einen gleichgültigen Zuſchauer den Schluß zu machen verleiten möchte, daß die ganze Religion weiter nichts als eine gegenſeitige Gefälligkeit, Höflichkeit und fleiſchliche Staatsklugheit ſey, die ſo wenig aus einer Ueberzeugung des Verſtandes, als aus einer freyen Wahl herrühre. „

In einer andern Rede fällt uns folgendes in die Augen: „ Wenn ein Lehrbegriff der Religion die Vollkommenheiten GOttes untergräbt, davon unſre Vernunft uns als von gewiſſen Grundſätzen überzeugt; ſo kann dieß nicht die wahre Religion ſeyn. Zum Exempel: wenn ſie ihn als ein willkührliches Weſen vorſtellt, das nicht allein bey den Austheilungen ſeiner Gnadenbezeugungen, ſondern auch in ſeiner Regierung über die moraliſch handelnden Weſen, ohne alle Rückſicht auf die Beſchaffenheit der Dinge handelt: als ein ungerechtes, tyranniſches Weſen, welches der Glückſeligkeit der Menſchen unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg geworfen hat, und dieſelben von Unmöglichkeiten entweder des Glaubens oder des Thuns abhängen läßt; oder als ein zorniges und rachgieriges Weſen, welches an Grauſamkeiten und am Elend ſeiner Geſchöpfe ſein Vergnügen findet. —— Die chriſtliche Lehre hingegen iſt auf das fürtreflichſte dazu eingerichtet, die einzelne Vollkommenheit und Glückſeligkeit eines jeden zu befördern, und die Ordnung, den Frieden und den Wohlſtand der menſchlichen Geſellſchaften aufrecht zu erhalten. Sie wird daher die Prüfung des ſchärfſten Verſtandes aushalten, und ſich vor der ſtrengſten und genaueſten Unterſuchung nicht fürchten, nur daß dieſe auch aufrichtig und unparteyiſch ſey. „

In der Rede von der Gewißheit eines zukünftigen Zuſtandes, ſagt er: „ Derjenige, der ſich wünſchen kan, gleich dem Vieh zu ſterben, kann ohnmöglich den Geiſt eines Menſchen haben; und es giebt keine Niederträchtigkeit, keine Abſcheulichkeit, deren wir ihn nicht fähig halten könnten. Auſſerdem aber, was haben dergleichen Begriffe für Folgen? —— Erhöhen ſie die Würde der menſchlichen Natur, und vermehren die Glückſeligkeit derſelben? —— Befördern ſie die Ordnung und Sittſamkeit des Privatlebens oder den Frieden und die Wohlfahrt der Geſellſchaft? —— Werden ſie denjenigen, der ſie hegt, der Welt im geringſten brauchbarer, zu einem getreuern Freunde, zärtlichern Ehemann, liebreichern und ſorgfältigern Vater, und in ſeinem Beruf fleißiger und aufrichtiger machen? Gerade das Widerſpiel von dieſem allen.

In der ſechzehnten Predigt, welches die letzte dieſes erſten Theils iſt, und worinn er von der Natur, Thorheit und Gefahr der Religionsſpötterey handelt, ſteht unter andern: „ Bisweilen trägt es ſich auch zu, daß die Mode der Zeit, in welcher ſie leben, oder der allgemeine Geſchmack der Geſellſchaften, welche ſie beſuchen, den Leuten in den Kopf ſetzt, daß ſie Spötter werden. Um ſich ein belebtes Anſehn zu geben, und den Charakter der Artigkeit zu erwerben, ſind ſie fertig entweder alle Religion zu verſpotten, wenn der Geſchmack ihrer Geſellſchaft ſo verwegen und ausgelaſſen ſeyn ſollte; oder, wenn er etwas beſcheidener iſt, nur die Offenbarung zu verlachen. Zu einer andern Zeit kan eben dieſe Wirkung auch einer Pralerey zugeſchrieben werden. Die Menſchen ſind ſehr begierig ihre Nahmen zu unterſcheiden; oder ſehr beſorgt, ihren Witz und ihr Gabe zum Lächerlichen ſehen zu laſſen. Sie ſollten bedenken, daß das ganz und gar kein Witz ſey, wenn man Sachen falſch vorſtelle, und daß es vielmehr eine ſehr ſtarke Vermuthung der Unwiſſenheit und der Dummheit gebe ꝛc. „

Wir bekennen, daß alle einzelne Theile dieſer Reden, eben ſo ſtark und ſchön ſind, als die angeführten Stellen. Foſter, der über die Stufen hinweg geſtiegen iſt, worauf die ſcharfſinnigſten Widerſprecher der Religion ſtehen, vertheidigt dieſe deſto beſſer, je vollkommener er ſie überſieht. Diejenigen, die ihm in dieſe Höhe nicht folgen, begnügen ſich mit einigen flüchtigen Einfällen des Witzes die beſte Religion zu ſchanden zu machen, eine Religion auf die ſie vielleicht verfallen würden, wenn ſie nicht eingeführt wäre.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 12. Junii 1750.

No. XXIV.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Paris.

Hiſtoire de Louis XIV. Depuis la Mort du Cardinal Mazarin en 1661. jusqu'a la paix de Nimegue en 1678. par Mr. Pelisson, de l'Academie Françoiſe. Tom. I. II. III. 1749.

Peliſſon hatte vom Könige Ludewig XIV. die Erlaubniß erhalten, ihm in ſeiner erſten Eroberung der Franchecomte nachzufolgen. Er machte hievon eine Erzehlung; und dieſe gefiel dem Ludewig ſo ſehr, daß er ihn mit einem Gehalte von [illegible] Livres zu ſeinem Geſchichtſchreiber ernannte. Die Peſt der Schmeicheley hatte zu Ludewigs Zeiten faſt alle Scribenten angeſtecket. Als Ludewig XIV über den Rhein gieng, ſo ward das chineſiſche Reich erſchüttert; So weit trieb damahls die Schmeicheley ihre Hyperbeln. Peliſſon ſagt zwar, er wolle weder ſich, noch andere, betrügen. Indeſſen giebt er zu, daß man in die Zuneigung eines getreuen Unterthanen zu ſeinem Könige mit Recht einen Verdacht ſetzen könne.

Gegenwärtige Hiſtorie fängt mit dem pyrenäiſchen Frieden an und ſchließt mit dem Frieden zu Nimwegen. Der Verf. findet hier drey verſchiedene Scenen, deren jede faſt einen gleichen Zeitraum einnimmt. Zuerſt ſind ſechs Jahre Friede, da das innere des Staats eine ganz neue Geſtalt gewinnet, die ſo anſehnlich und glänzend iſt, daß alle benachbarte Nationen eiferſüchtig darüber werden. In andern ſechs Jahren entzündet ſich zwiſchen Frankreich und Spanien plötzlich ein Krieg. Das Feuer ſcheint anfangs die ganze Erde verzehren zu wollen, leget ſich aber mit einmal, jedoch um gleichſam in eine ſchrecklichere Flamme auszubrechen. Endlich ſind ſechs Jahre, da ganz Europa in Waffen iſt und zwar mit einem Fortgange, als es nicht erwarten durfte und mit einem glücklichern Ausgange, als es zu hoffen war.

Weil die franzöſiſche Geſchichte ſich hier in die Geſchichte aller europäiſchen Staaten ausbreitet, ſo ſucht der Verfaſſer ſich deshalb allenthalben Licht zu machen und erkläret uns den Zuſtand aller europäiſchen Staaten, ihre Verbindung mit Frankreich und das Verhältniß derſelben in Abſicht auf Frankreich. Es iſt überhaupt die Art des Verfaſſers, bey Erzehlung einer neuen Geſchichte ſehr hoch anzufangen. Da er z. E. den Urſprung des Krieges zwiſchen Holland und Engeland zeigen will, ſo kömmt er bey dieſer Gelegenheit auf den Urſprung der Republic Holland und macht uns von dem Wachsthum der Republic, ihrer Staatsverfaſſung und ihrem damahligen Zuſtande eine lebhafte Abſchilderung.

Was den Verfaſſer am meiſten von andern Geſchichtſchreibern unterſcheidet, das ſind die Negotiationen, die er fürtreflich entwickelt hat und weshalb ſeine Hiſtorie recht für einen Staatsmann geſchrieben zu ſeyn ſcheinet. Es ſtanden dem Verf. alle Cabinets offen; die geheimſten Papiere waren für ihn nicht verborgen, die Miniſters des Königes, ſo gar der König ſelbſt machten ſich ein Vergnügen und oft eine Schuldigkeit daraus, daß ſie ihm ihre Abſichten entdekten und die geheimſten Intriguen erklärten.

Eine der merkwürdigſten Negotiationen iſt die Unterhandlung mit Holland wegen der ſpaniſchen Niederlande. Wir wollen hievon etwas anführen.

Die vereinigten Niederlande waren beſtändig durch zwo faſt unverſöhnliche Partheyen getrennet worden. Die eine hielt es mit dem Hauſe Oranien. Dieſes hatte ſich unter den drey erſten Prinzen verdächtig gemacht, unter dem vierten aber nur allzuſtark verrathen, daß es nach einer unumſchränkten Gewalt ſtrebte. Unter dem fünften fiel es aber. Denn, der Prinz war noch unmündig und konnte die Würden ſeiner Vorfahren noch nicht bekleiden. Die andere Partey hielt es mit der Republic. Johann von Witt war in den widrigen Geſinnungen wider das Hauß Oranien erzogen und hegte eine ſolche Feindſchaft wider daſſelbe, als wenn er ſolche beym Altar beſchworen hätte. Seinen Caracter bildet der Verf. folgendergeſtalt: Er übertraf alle am Verſtande und an Muth. Deutſch, engliſch, franzöſiſch, ſpaniſch ſprach er mit gleicher Fertigkeit, als ſeine Mutterſprache. Von jener Langſamkeit, die man bisweilen dem Clima zuſchreibt, hatte er nur die Güte behalten, Herr über ſich ſelbſt zu ſeyn, indem er alles mit einer wirklichen oder verſtellten Gleichmüthigkeit anhörte und allemal zu den Meinungen anderer übergieng, um ſie zu den ſeinigen zurückzubringen. Auſſer dieſem war er lebhaft, munter, wachſam und konnte in einer Stunde mehr ausrichten, als andere in einem Tage, und ward von einer angeſtrengten Aufmerkſamkeit und Arbeit ſo wenig ermüdet, daß die geometriſchen und algebraiſchen Aufgaben, die ſonſt für den Geiſt eine Marter ſind, ihm eine Erfriſchung waren, womit er ſeine öffentlichen Geſchäfte am liebſten abſetzete. Sein Umgang war ſo vollkommen und ungezwungen und ſeine Manieren ſo anſtändig und höflich, als ſie an den geſitteſten Höfen nur zu finden waren. Es war ihm gleich leicht, ob er ſchreiben oder öffentlich reden ſollte. Seine anſehnliche Geſtalt, ſeine hohe Mine, die Weisheit und Frömmigkeit ſehen ließ, war fähig, einem jeden auch für noch weit geringere Verdienſte Hochachtung und Ehrerbietigkeit zu gebieten.

(Der Beſchluß folgt künftig)

Cours de Belles Lettres diſtribué par Exercices. Tome Second. 8.

In dieſem zweyten Theil handelt der Abt Batteux zuerſt von der Ode. Die Lyriſche Poeſie und die Muſic ſtehen in genauer Verbindung. Wie die Muſic ein Ausdruck der Empfindungen durch unarticulirte Töne iſt, ſo iſt die muſicaliſche oder Lyriſche Poeſie ein Ausdruck der Empfindungen durch articulirte Töne, oder durch Worte. -- Die Menſchen haben zwey Vermögen, Verſtand und Willen, deren Würkungen ſind: Erkenntniſſe riſſe und Bewegungen. Dieſe laſſen ſich eben ſo ſchwer von einander trennen, als die Vermögen in unſrer Seele ſelbſt. Wenn wir dencken, miſcht ſich unſer Geſchmack unter unſre Gedancken: Wenn wir empfinden, miſchen ſich unſre Gedancken unter unſern Geſchmack. Wir mögen reden oder ſchreiben, ſo iſt gemeiniglich in dem, was wir reden, Licht und Hitze: Licht, gehört zum Verſtande, und zum Gedancken: Hitze, gehört zum Willen, zur Empfindung, zum Geſchmack. Doch hat man auch Arten, wo das Licht allein herrſcht, z. E. die Geometrie, und Arten, wo die Hitze allein herrſcht, wie die Muſic. Wir haben hier von Wercken zu reden, die gefallen und unterrichten ſollen, welche man Wercke des Geſchmacks nennt. Hier iſt Licht und Hitze. Ohne das eine würde ſich der Leſer verirren, ohne das andre würde er gähnen. Je näher die Arten der Geometrie kommen, je mehr müſſen ſie klar, nackt, kalt: je näher ſie der Muſic kommen, je mehr müſſen ſie feurig, paßionirt, nachdrücklich ſeyn. Das Hertz bemächtigt ſich des gantzen Stoffs und das Licht wird faſt durch die Empfindung verſchlungen. Man kan alſo die Ode eine Poeſie nennen die eine Empfindung ausdruckt: thut man eine Versart hinzu, die ſingend iſt: ſo hat man alles was zu ihrer Vollkommenheit gehört. Aus dieſer kurzen Theorie flieſſen alle Regeln und Freyheiten der Ode. Dieſe rechtfertigt die Kühnheit ihrer Eingänge, ihre Raſereyen, ihren Sprung. Hieraus entſteht dieſes Erhabene, welches ihr eigenthümlich zukommt, und dieſer Enthuſiaſmus, welcher ein Funcke der Gottheit zu ſeyn ſcheint. Das Erhabene iſt von zweyerley Art. Es iſt ein Erhabenes in den Geſinnungen und ein Erhabnes in den Bildern. Das letztere iſt eigentlich das Lyriſche Erhabene: da bücken ſich die Hügel unter dem Fußtritt des Ewigen; das Meer flieht und die Berge zittern: da winckt Jupiter der Thetis und die Bewegung ſeiner unſterblichen Stirn macht den Weltkreiß beben. Erhabene Geſinnungen haben eine Art von Kälte bey ſich, und gehören mehr in die dramatiſche Poeſie. Regulus ſieht kaltſinnig zu den Martern die ihm Carthago bereitet. Der Medea ſagt man: Wen habt ihr wider ſo viel Feinde? Mich, antwortet ſie. Die Königin Henriette von Engelland auf einem Schiff mitten in dem ſchrecklichſten Ungewitter, beruhiget ihre Gefährten, in dem ſie mit heiterm Geſichte ſagt: die Königinnen ertrincken nicht. Auguſt entdeckt die Verſchwörung welche Cinna wider ſein Leben gemacht hat, er überführt ihn derſelben und ſagt: Cinna, laſt uns Freunde werden. Hier ſind keine Raſereyen, keine ſtarken Bilder, keine kühnen Ausdrücke, alles iſt ſtill und einfältig. -- Die Ode liebt kühne Eingänge. Der Dichter wird durch ſeinen Vorwurf ſehr ſtarck entzündet, er bricht aus wie ein Strom, der den Damm zerreißt. Sie liebt den Sprung: Moſes läßt GOtt ſagen: Ich habe geredet, wo ſind ſie? Die Begriffe die dazwiſchen gehören, ſind: Ich habe geredet zu meinen Feinden in meinem Zorn, meine bloſſe Rede hat ſie verſchwinden gemacht: ihr, die ihr Zeugen meines Sieges ſeyd, antwortet mir: wo ſind ſie? Sie liebt Ausſchweiffungen, wenn ihr Stoff zu trocken iſt, oder die Schönheit der fremden Materie ſie reizt. Sie liebt die Unordnung und ſtellt Sachen vor, ohne Vorbereitung, oder auſſer ihrer natürlichen Verbindung. Die Unordnung in Worten beſteht in den Wendungen, die nicht gezwungen ſind, aber unregelmäßig ſcheinen. Sprung, Ausſchweiffung, Unordnung müſſen das Gedicht nicht dunkel machen und überladen. Wann die Vernunft den Poeten nicht leitet, ſo muß ſie ihm doch folgen können. Eine Ode muß kurz ſeyn. Animorum incendia celeriter reſtinguuntur. Sie muß eine Einheit in den Geſinnungen haben. Hat die Freude die Leyer geſtimmt, ſo kan man ſich zwar in Entzückungen verirren, aber man muß niemals bis zur Traurigkeit kommen. — Gar zu ſcharfſinnige Reflexionen und gedachte Säze, hiſtoriſche Trockenheit, Spitze des Witzes, epigrammatiſche Einfälle, ſyſtematiſche Erklärungen findet man in keiner wahrhaftig Lyriſchen Poeſie.

Im zweyten Capitel heißt es von den verſchiedenen Liederdichtern: Pindars Oden ſind ſchwer, 1) wegen der Gröſſe ihrer Ideen. 2) Wegen der Kühnheit ihrer Wendungen. 3) Wegen der neuen Wörter und beſonders wegen der kurzen Anſpielungen auf die beſondere Geſchichte gewiſſer Geſchlechter und Städte. — Anakreons Lieder athmen Freude und Vergnügen. Er beſingt die Liebe und den Wein, und alles was er macht, ſcheint mitten in der Luſt entſtanden zu ſeyn. Seine Stücke ſind kurz, oft iſt es eine angenehme Empfindung, ein ſchöner Gedanke, ein feines Compliment in eine Allegorie gekleidet: es ſind einfältige, naive und halbnackende Gratien. — Horaz hat ſich alle Lyriſchen Griechen zu Nuz gemacht: er hat das Edle und den Ernſt des Alkäus und Steſichorus, das Erhabene und den Schwung des Pindars, das Feuer und die Lebhaftigkeit der Sappho, die Süßigkeit und Weichheit Anakreons: doch daß die Griechen, ein jeder in ſeiner Dichtungsart, die Meiſter bleiben. — Unter den Franz. Dichtern iſt Malherbe am meiſten ausgearbeitet und ſeine Strophen ſchlieſſen ſich gar nicht epigrammatiſch. Racan iſt natürlich, doch nicht ſo nachdrücklich und ſo gedrungen, wie dieſer ſein Lehrer. Rouſſeau wird für den ſtärckſten Odendichter Frankreichs gehalten. Der Verf. ſucht die ſeinige Tour auch zu ſagen, daß er nicht biegſam genug iſt.

Im dritten Capitel werden Vorſchläge aus dem Batteur gemacht. Es werden einige Oden Anakreons angeführt. Die neunte Ode heißt: Allerliebſte Taube, woher kommſt du, woher dufteſt du von ſo vielen Salben hier in der Luft? Sage mir was iſt dein Gewerbe? Anakreon ſchickt mich zu ſeinem ſchönen Freunde Bathyllus. Cythere verkaufte mich an ihn für ein kleines Lied. Nun diene ich dem Anakreon und beſtelle hier ſeine Briefe. Zwar verſpricht er mich bald frey zu laſſen: er mag mich aber frey laſſen, ich will doch ſeine Dienerinn bleiben. Denn was ſoll ich über Thal und Berge fliegen, und auf den Bäumen ſitzen und wilde Körner eſſen? Nun ſpeiſe ich Brod; das raube ich mir aus Anakreons Händen, er aber giebt mir von dem Wein, den er trinckt. Und wenn ich getruncken habe, tanze ich und bedecke meinen Herrn den Anakreon mit beyden Flügeln, und dann lege ich mich auf ſeiner Leyer ſchlafen. Geh, nun weiſt du alles. Du Menſch, haſt mich ſo ſchwazhaft gemacht, als eine Krähe.

Das vierte Capitel handelt vom Horaz, bey deſſen Oden der Verfaſſer die Anwendung aller ſeiner Regeln zeigt. Wir wollen den Horaz ein andermal hören. Hierauf führt er die drey Franz. Odendichter an und unterdrückt dabey ſeine ſtrenge Critick. Zulezt wird unter den Hymnen Davids der 104 und der 137. Pſalm angeſucht, wozu wir noch den 114. und 129 Pſ. hinzuthun können.

Hierauf folgt ein Anhang von der Elegie. Dieſe iſt gemacht, die ſanften Empfindungen der Traurigkeit und der Freude auszudrücken. Die Lateiner endigten den Verſtand der Worte bey jedem zweyten Vers, welches ſich zum Schmerz übel ſchickt, als welcher nichts weniger als ſymmetriſch iſt. Von Griechiſchen Elegien können wir einige in der Andromacha des Euripides finden. Unter den Lateinern iſt Tibull natürlich, ſanft und zierlich: Propers ſtärker, aber auch etwas hart, weil er zu gelehrt iſt: Ovids bekannter Fehler iſt, daß er zu viel Witz hat und ſeinen Leſern zu wenig zutraut. Er ſagt alles heraus was man ſagen kan, und ſagt deswegen zu viel. Die Elegie Lycidas von der Mad. Deshoulieres wird hergeſetzt. Man kan auch einige Eklogen hieher rechnen, z. E. das Grabmal des Adonis, von Bion, der Tod des Daphnis von Virgil, die Iris der Mad. Deshoulieres und einige Oden.

Hierauf folgt die Abhandlung von der Satyre. Der Verf. unterſucht ob die Satyre ein wirkliches Gedicht, juſtum poema ſey? Einige ſind es, wegen ihrer Anlage und ihres Ausdrucks, andre ſind es blos weil ſie durch den Mund eines Poeten gegangen ſind, bey einem Redner wären ſie Proſa geblieben. -- Die Satyre hat mancherley Grade: Sie führt Galle, Eßig, Salz. Einige ſind wie ein glühendes Eiſen und nehmen das Fleiſch weg. -- Horaz gab der Satyre alle Annehmlichkeiten, deren ſie fähig war. Er würzte ſie nur ſo viel, als nöthig ſchien, den feinen Kennern zu gefallen und die Laſterhaften und Thoren verächtlich zu machen. Oft ſtellt er nur eine allgemeine Schilderung des menſchlichen Lebens auf. Geht er zuweilen ins Kleine, ſo geſchieht es nicht ſo wol aus Luſt zu beleidigen, als vielmehr ſeine Materie zu beleben. Seine Nahmen ſind faſt alle erdichtet: ſind einige wahre darunter, ſo ſind es beſchriene Nahmen und Leute die keinen Anſpruch mehr auf ihre Ehre hatten. Kurz, ſein Genie war weder boshaft noch miſantropiſch, ſondern dem Wahren und Schönen gewogen und hielt die Menſchen des Mitleidens oder des Lachens würdiger, als des Haſſes. -- Perſius iſt ein groſſer Philoſoph. Er hat edle Geſinnungen in ſeiner Satyre. Sein Styl iſt feurig, er wird aber durch weitgeſuchte Allegorien, häuffige Auslaſſungen und kühne Metaphern dunkel. Wenig Leute haben Muth, ihn zu leſen, iſt es aber erſt einmahl geſchehen: ſo wird man beym zweytenmal wegen ſeiner Mühe ſchadlos gehalten. -- Juvenal iſt brennend heiß, die Hyperbel iſt ſeine liebſte Figur. Er hat eine Galle, die allein genung geweſen wäre, ihn zum Poeten zu machen. Er erhielt eine Stelle bey der Armee, welche, unter dem Schein einer Gnade, ihn in das äuſſerſte Egypten verwieß. Hier hatte er Zeit verdrüßlich zu ſeyn und gegen das Glück und gegen die Groſſen zu declamiren. -- Unter den Franz. Satyrenſchreibern hat Regnier in den Stücken, die er noch am meiſten ausgearbeitet hat, leichte Wendungen und naive und flieſſende Verſe: Glücklich,

. . . ſi du ſon hardi de ſes rimes ciniques
Il n'allarmoit ſouvent les oreilles pudiques.

Die Poeſie des Boileau iſt ſtark ausgearbeitet, fliegend und voll Sachen. Horaz iſt ſein Lehrmeiſter. Beyde erſchöpfen ihre Materie nicht. Sie nehmen die Larve nur halb und mit Lachen ab, da hingegen Juvenal ſie herunterreißt. Von allen dieſen Dichtern werden Satyren angeführt und mit ſchönen Anmerkungen begleitet. Beſonders wird Boileau gegen diejenigen vertheidigt, die ihn gar laſterhaft machen und ſelbſt vom Parnaß ausſchlieſſen wollen.

Zuletzt wird von den poetiſchen Briefen geſagt: daß ſie einen Grad Stärke, Zierlichkeit und Fleiß mehr haben müſſen, als die proſaiſchen: daß man darinn loben, tadeln, erzählen, philoſophiren könne, und daß man nach der Würde der Materie und der Perſonen, an die man ſchreibt, den Styl erheben und ſencken müſſe.

Wir kommen zur **Abhandlung von den Epigrammen.** Die Ueberſchriften ſind der Anfang hierzu. Der V. lobt die Aufſchrift des neuen **Berliniſchen Jnvalidenhauſes** daß ſie den wahren Caracter der alten Jnſcriptionen habe: *Læſo militi & invicto.* — Von den Griechen beſitzen wir wenige und nicht ſehr ſcharf zugeſpitzte Epigrammen. Es iſt nicht ſchimpflich für dieſe Nation die an attiſchem Saltz ſonſt alle übertraf, daß ſie hierinn nicht hat groß ſeyn wollen. Catull hat ſich nach dem griechiſchen Geſchmack gebildet. Seine Epigrammen wären insgeſammt vortreflich, wenn zur Sinnſchrift eine glückliche und feine Wendung des Witzes genug wäre, und die Ehrbarkeit nicht auch erfodert würde. Er iſt ſüſſer, leichter und naiver als Martial, der feuriger, ſtärcker und gepreſter iſt, doch nicht immer von gutem Geſchmack *Sunt mala plura, quæ legis hic.* Die beſten Versarten ſind die Elegiſchen Verſe und die Hendekaſyllaben. Jn der letztern iſt der Tod eines Sperlings vom Catull geſchrieben:

Lūgēte ō Vĕnĕrēs cŭpĭdĭnēsquĕ. &c.

Die Franzoſen haben von Marot, S. Gelais und Gombaut Sinnſchriften, die wegen ihrer Naivität berühmt ſind. Ohne die Critik hinzuzuthun, wollen wir einige von verſchiedenen Verfaſſern anführen. Die Liebhaber ſolten dergleichen ſammlen; denn auf dieſe Art muß man ein Buch davon zuſammen bringen und anders nicht:

„ Sage ich eine Sache die ganz hübſch iſt: ſo ſagt mir das Alterthum trotzig: ich habs vor dir geſagt. Ey das iſt mir eine luſtige Madame! Warum kam ſie nicht nach mir, ich hätte das Ding wol vor ihr geſagt. „ Le Chev. de Cailly.

„ Eines Tages kommt ein Römer ſehr bekümmert und erzählt dem Cato, daß ſein Stiefel von den Mäuſen gefreſſen ſey, worüber er ſich ſehr entſetzt habe: Mein Freund, ſagt Cato, beruhiget euer Gemüth. Dieſer Zufall iſt nicht fürchterlich. Hätte aber euer Stiefel die Mäuſe gefreſſen, ſo wäre die Begebenheit erſchrecklich. „

„ Bläſe ſahe den Lucas, der ihm hundert Franken ſchuldig war, in den letzten Zügen und ſagte zu ihm, ohne Scham und Scheu: Ha! zahle mir gleich, es iſt Zeit. Laß mich doch in Ruhe ſterben, antwortete Lucas mit ſchwacher Stimme. Nein, wahrhaftig! du ſolſt nicht eher ſterben, bis ich bezahlt bin, ſagte Bläſe. „

„ Schweiget! laßt die Leute ſtill ſeyn, rief beym Verhör ein Präſident des Gerichts: Jſt doch hier ein Lerm daß der Kopf zerplatzen möchte. Wir haben ſchon zehn Sachen abgethan, ohne ſie zu verſtehn. „ M. Barraton.

„ Roch iſt ein geheimnißreicher Menſch. Freund, lerne aus dieſem Zuge ſeine Verſchwiegenheit kennen: Eines Tages kam er zu mir und ſagte mir ganz leiſe ins Ohr, daß Ludewig ein groſſer König ſey. „ M. de la Monnoye.

Hierauf wird mit dem Madrigal, Sonnet, Rondeau und Triolet der Beſchluß gemacht. Dieſem Theil ſind noch ſechs Briefe von critiſchem Jnhalt beygefügt, wovon wir künftig reden wollen.

Lübek.

Bey Jonas Schmidt iſt herausgekommen:

J. Theod. Klein Hiſtoriæ Avium prodromus, cum præfatione de ordine Animalium in genere. 1750. in 4. 238. Seiten, mit Kupfern.

Der Verfaſſer dieſes Werks iſt ſchon ſeit langer Zeit, als ein Kenner und Beförderer der Naturhiſtorie vom erſten Range bekannt, und ſein bloſſer Nahme wird die Liebhaber dieſer angenehmſten Wiſſenſchaft nach dieſem neuen Werk begierig machen. Er begreift eine Eintheilung aller Vögel in Claſſen, Familien, Geſchlechter und Arten, mit kurzen Beſchreibungen von der äuſſerlichen Geſtalt und Beſchaffenheit jeder Art. Wenn wir irgend eine Claſſe der Thiere in ihrem natürlichen Zuſammenhange, vom oberſten bis zum unterſten überſehen könnten, ſo würden wir bey der unendlichen Verſchiedenheit der Bildung, Lebensart, Sitten und Neigungen dieſer Geſchöpfe eine bewundrungswürdige Uebereinſtimmung und Gleichförmigkeit wahrnehmen, die von einem einzigen vollkommnen weiſen und verſtändigen Werkmeiſter überzeugend ſprechen. Eine Kenntniß der zuſammenhangenden Reihe der Geſchöpfe iſt der allerſicherſte Weg, den unendlichen Schöpfer der Welt zu finden. Wir können daher keine Gelegenheit ungebraucht vorbey gehen laſſen, da wir Anlas haben unſern Leſern eine ſo edle Beſchäftigung, als die Betrachtung der Natur iſt, beſtens anzupreiſen.

Die Natur hat die Vögel ſo wie alle andre Geſchlechter der Thiere, augenſcheinlich nach Claſſen, Familien und Arten gebildet. Man ſiehet die Verwandſchaften derſelben mit der geringſten Mühe ein. Ein jeder Menſch kan ſehen, daß ein Adler, ein Falk, ein Geyer zu einerley Familie gehören ſo wie der Schwan, die Gans und die Endte offenbar in einer andern Familie mit einander in Verwandſchaft ſtehen. Das Amt eines Naturforſchers iſt, dieſe Familien der Thiere zu bemerken und jeder beſondern Art ihren Platz zu finden, an welchen die Natur ſie geſtellt hat. Da aber nicht alle Menſchen gleich ſcharfſinnig ſind, auch nicht gleich viel Kenntniß der Natur beſitzen, ſo ſtellt ſich einer die Claſſen ſo, ein anderer anders vor. Man muß geſtehen, daß es ſehr ſchwer iſt hierinn die Natur allemal zu treffen; denn dieſe verbindet eine Art oft mit vielen andern, aus offenbar verſchiedenen Claſſen. Der Verfaſſer dünkt uns in ſeinen beſondern Eintheilungen ziemlich glücklich. Wiewol wir eben nichts dafür halten, daß man die Kennzeichen der Claſſen blos von den Füſſen hernehmen müſſe, wie er gethan hat. Die Eintheilung der untern Claſſen nimmt er von der Beſchaffenheit des Schnabels, die untern Eintheilungen meiſtens von der Beſchaffenheit des Kopfs oder anderer äuſſerlichen Theile.

Er ſetzet ſechs Hauptfamilien der Vögel, deren jede verſchiedene Geſchlechter in ſich begreift.

Die erſte Familie enthält die, welche an den Füſſen blos zwo Zeen oder Finger haben. Von dieſer iſt eine einzige Art, nämlich der Straus bekannt.

Die zwote enthält die, welche drey Zeen haben, die alle vorwärts liegen. Dergleichen ſind der Strausbaſtard, der Caſuar, die Trappe, der Kybitz ꝛc.

In der dritten Familie ſind die, ſo vier Zeen haben, davon zwo vorwärts, und zwo zurück liegen, dieſe ſind hauptſächlich zum klettern und ſteigen an den Bäumen geſchickt. Dahin gehören die Papageye, die Spechte, der Guckuk ꝛc.

Die vierte Familie, iſt die zahlreichſte und begreift die, welche von vier Zeen, drey vorwärts und einen rückwärts haben. Allein dieſe Familie beſtehet aus ſo vielen und ſo ſehr verſchiedenen Geſchlechtern, daß der Verf. dadurch allein hätte ſollen bewogen werden, in Eintheilung der Familien nicht blos auf die Beſchaffenheit der Zeen zu ſehen. Denn, wie kann man den Adler, die Nachtigall, und das Huhn in eine Familie ſetzen? daher giebt er dieſer Familie auch wieder verſchiedene Eintheilungen. Sie begreift 1) die Raubvögel, die Adler, Geyer, Falken, Eulen. 2) Die Raben und Aelſterarten, die Staaren, Droſſeln, Lerchen, und die kleinen Singevögel. Hernach alle Hühner- und Taubenarten, und viele andre mehr.

Die fünfte Claſſe iſt ſchon natürlicher und begreift die Vögel die drey Zeen vorwärts und eine rückwärts haben, davon die vordern mit einer Haut zuſammen verbunden ſind. Hieher kommen die Gänſe, Endten, Möven und dergl. Wir halten dafür daß dieſe mit den drey folgenden Familien füglicher in eine einzige, als die in der vorhergehenden, wären gebracht worden.

Die in der ſechſten Familie, haben vier mit einer Haut verbundene Zeen, auch lauter Waſſervögel.

Die ſiebende Familie begreift die Waſſervögel, die blos drey Zeen, alle vorwärts haben und endlich die achte, die mit belappten Falbala-Zeen.

Nach dieſer Haupteintheilung ſetzt der V. die Geſchlechter und Arten mit vielem Fleiß auseinander. Er hat zwar den Arten keine philoſophiſche Benennungen gegeben, daraus man ſie erkennen könnte, wie es heute zu Tage inſonderheit in der Botanik geſchiehet, indeſſen ſind die kurzen Beſchreibungen, die er hinzu thut, ziemlich hinlänglich die Arten zu kennen. Von der Nahrung, Aufenthalt, Lebensart, dem Genie der Vögel und von andern Dingen, die dabey merkwürdig ſind, kömmt hier nicht viel vor, weil die Abſicht des Verf. ſich ſo weit nicht erſtreckte, indem er diesmahl blos ein Verzeichniß der Arten geben wollte.

Nach dieſer Beſchreibung der Arten kommen hernach noch einige merkwürdige Abhandlungen von den Streich- und Zugvögeln. Der Verfaſſer giebt wol zu, daß verſchiedene Arten der Vögel im Frühling oder im Herbſt in groſſen Schaaren aus einigen Ländern wegziehen um ſich den Sommer oder Winter über in andern Ländern aufzuhalten. Dabey merkt er aber an, daß es nicht ſo wohl der Wärme oder Kälte, als der Nahrung halber geſchiehet. Jngleichen, daß die Vögel nicht aus einem Welttheil in den andern über das Meer ziehen, ſondern ſich nur von einer Provinz nach einer andern begeben. Wiewol er Exempel anführet, daß ſich bisweilen einzelne Vögel aus Amerika nach Europa hin verirren.

Von den Schwalben beweiſt er aus ſehr vielen beglaubten Zeugniſſen, daß ſie ſich im Herbſt an das Schilff anhängen und in das Waſſer verſenken, wo ſie den Winter über ſchlaffen und im Frühling wieder hervorkommen. Er vermuthet eben daſſelbe auch von den Störchen. Wenigſtens thut er ziemlich wahrſcheinlich dar, daß ſie nicht nach wärmern Ländern hinfliegen.

Zuletzt giebt er in einem kleinen Anhange die Geſchichte des Murmelthiers und ein Wörterbuch, daraus zu ſehen, was für deutſche Namen man einigen Arten der Vögel in dem vierzehnten Jahrhundert gegeben hat.

Druckfehler:

Jm XXIII. Stück, Pag. 218. auf der zweten Spalte lies: Von dem Kayſer Friedr. Barbaroſſa macht der Verf. folgenden Caracter.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 19. Junii 1750.

No. XXV.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Paris.

Demonſtration du Principe de l'Harmonie, ſervant de baſe à tout l'art muſical, theorique & pratique &c. par Mr. **Rameau.** **Bey Durand und Piſſot. in 8. 121 Seiten, ohne den Auszug der Academie der Wiſſenſchaften, der beygefügt iſt.**

Das Vergnügen ſo uns die Muſik macht, beruhet auf zwey weſentlichen Stücken, der Harmonie und der Melodie. Die Harmonie beſtehet in einer Uebereinſtimmung etlicher Thöne, die zugleich ins Ohr kommen, die Melodie hingegen, in einer ſolchen Verbindung der Thöne, die aufeinander folgen, welche theils dem Ohr angenehm, theils dem Charakter oder Inhalt des Stücks natürlich iſt. Es giebt nur drey Thöne, die, wenn ſie zugleich angeſchlagen werden, vollkommen harmoniren. Nämlich der Hauptthon mit ſeiner gröſſern Tertie und der Quinte. Den vorzüglichen Wolklang dieſer drey Thöne, vor allen andern, empfindet jedes Ohr. Es ſcheinet alſo, daß ein Grund dieſer Harmonie in der Natur ſeyn müſſe. Aber wo iſt dieſer Grund? Leibnitz und einige nach ihm, haben geurtheilet, er liege darinn, daß die Seele die Verhältniſſe dieſer Thöne am leichteſten entdecke. Denn die Quinte verhält ſich zum Hauptthon, wie 3 zu 2, die gröſſere Tertie aber wie 5 zu 4. Man findet auch in der That, daß in der Ausdähnung dieſe Proportionen allemahl ſehr wohl gefallen, und daher auch in der Baukunſt in acht genommen werden. Allein dieſes ſcheinet doch noch nicht genugſam die Harmonie zu erklären, denn man ſiehet nicht, warum z. E. die Verhältniſſe 2 zu 1, und 4 zu 1 weniger gefallen ſollen, als jene, da doch ſehr gewiß iſt, daß die Thöne, welche dadurch ausgedrückt werden, vielweniger als jene gefallen. Die Sache iſt zwar für einen Componiſten eben ſo ſehr wichtig nicht, der das, was gefällt oder nicht gefällt aus der Erfahrung genugſam weiß: ſie verdienet aber die Aufmerkſamkeit eines Philoſophen. Hr. Rameau zeiget ſich in dieſer Abhandlung als einen Philoſophen, und als einen Componiſten. Wir wollen, ſo viel ſich thun läßt, dem Leſer einen Begriff von ſeiner Lehre machen.

Er bauet ſeine ganze Lehre auf zwey Erfahrungen. Wenn man eine Sayte, oder einen andern Cörper, der des Thones fähig iſt, erthönen macht, ſo höret ein gutes Ohr, neben dem Hauptthon, den wir das Fundament oder C nennen wollen, noch zwey andre Thöne, die aber viel höher ſind, nämlich den Zwölften (Duodecima) oder die Octave ſeiner Quinte, und auch den Siebenzehnten, oder die doppelte Octave ſeiner gröſſern Tertie. Dies iſt die erſtere Erfahrung. Die andre iſt dieſe: Wenn man zu einer Sayte, oder einem andern thönenden Inſtrument, noch vier andre Sayten alſo ſtimmt, daß die erſte zwölf Thöne höher, oder die Octave ihrer Quinte, die zweyte ſiebzehn Thöne höher, oder die doppelte Octave ihrer gröſſere Tertie iſt, die dritte hingegen zwölf Thöne und die vierte ſiebzehn Thöne unter ihr iſt, und hernach die Fundamental Sayte oder C erthönen läſt, ſo wird man ſehen, daß die erſte und zweyte der vier übrigen Sayten ganz mitthönen, die zwo andern werden auch thönen, aber mit dem Unterſchied, daß ſie ſich in einer Schlangenförmigen Bewegung, die erſtere in drey, die andre in fünf gleiche Theile theilen. Dieſe beyden Erfahrungen waren ſchon lange vor des Verfaſſers Zeiten bekannt.

Wenn man nun die Hauptſayte, die den Thon C giebt, 1 nennt, oder ihre Länge 1 ſetzt, ſo wird die zweyte, die ganz mit ihr thönet $\frac{1}{3}$, die dritte aber $\frac{1}{5}$ ihrer Länge haben oder welches einerley iſt, indem die Hauptſayte einmahl ſich hin und her ſchwingt, wird die andre drey und die dritte fünfmahl dieſe Bewegung machen. Dieſe drey zugleich klingenden Thöne können alſo durch dieſe drey Zahlen 1, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{5}$ vorgeſtellt werden, die eine Progreſſion ausmachen, die ſchon von langer Zeit her, die harmoniſche genennt wird.

Nun nimmt der Verfaſſer an, daß man ohne etwas in der Hauptſache zu ändern, anſtatt eines Thones, eine ſeiner Octaven nehmen könne, welche man will, um die zu entferntern Thöne näher zuſammen zu bringen. Wann auf ſolche Weiſe die drey vorigen Thöne zuſammen gebracht werden, daß anſtatt C ſeine zweyte Octave oder $\frac{1}{4}$ C, das iſt c̄, und anſtatt des zweyten Thones der G wäre, ſeine einfache Octave oder $\frac{1}{2}$ G, das iſt g̿ genommen wird, ſo entſtehet daher folgende harmoniſche Proportion $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{6}$, in welcher die zwey erſten Glieder das Verhältniß 5 zu 4, das iſt die gröſſere Tertie, die zwey letztern das Verhältniß 6 zu 5, das iſt die kleinere Tertie ausmachen, welche die Quinte der erſtern iſt.

Wir wollen uns hierüber in einer, unſern meiſten Leſern bekanntern Sprache ausdrucken. Wenn man auf einem Clavier die Sayte D anſchlägt, ſo klingen die Sayten a und f̄is mit. Nun ſetzet der Verfaſſer anſtatt D, ſeine doppelte Octave oder d̄ und anſtatt a ſeine ſeine Octave ā, weil er dieſe für einerley hält: dieſe machen die harmoniſche Progreſſion $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{6}$, nämlich d̄, f̄is und ā. Daher ſchließt er, daß dieſe drey Thöne durch die Natur zuſammen verbunden ſind, weswegen ſie eine vollkommene Harmonie ausmachen. Daraus folget denn ferner, daß ein Menſch, der ſingen wollte, ohne jemals von der Muſik was gehört zu haben, wenn er in d anſtimmt, am liebſten hernach auf fis und hernach auf a ſtimmen wird, nämlich eher auf dieſe Thöne, als auf ā und f̄is, weil eines Menſchen Stimme ſich ſelten über zwölf Thöne, geſchweige ſo weit erſtreckt. (Aber woher kömmt dieſe natürliche Verbindung bemeldter drey Thöne!) Indeſſen bemerkt der Verf. daß die drey zugleich ſtimmenden Thöne, nämlich der Fundamentalthon, mit der Duodecima und der gröſſern Decimaſeptima eine fürtrefliche Würkung thun, inſonderheit, wenn der Componiſt zu dieſem Accord die Stimmen und Inſtrumente, wie es nöthig anwenden kann, welches nicht immer geſchiehet. Er rühmt, daß er dieſes mit groſſem Succeß in einem Chor in der Opera Pygmalion 1748. angebracht, wo Pygmalion mit dem Chor ſingt: L'Amour triomphe.

Wir könnten hier gegen die Verwechslung der Octaven, die uns gar nicht gleichgültig ſcheinet, einige Schwierigkeiten machen, weil wir guten Grund haben, dafür zu halten, daß zwiſchen der Harmonie 1, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{5}$ und der andern $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{6}$ ein merklicher Unterſchied ſey. Allein dieſes würde hier zu weitläuftig fallen. Wir wollen nur dieſes einzige bemerken. Unſers Erachtens beſtehet das angenehme der Conſonanzen darinn, daß zwo Sayten ofte zugleich einſtimmen. Wir müſſen den Klang einer Sayte anſehen, als wenn er aus unzähligen Geſchwinde nach einander wiederholten Schlägen beſtünde. Indem nun ein Hauptthon zwey mal anſchlägt, ſchlägt ſeine höhere Octave vier mal an, alſo ſtimmen ſie das erſte und vierte mahl zuſammen. Würden ſie das erſte und fünfte mahl zuſammen klingen ſo würde eine ganz andre Empfindung daher entſtehen. Alſo ſind nur diejenigen Conſonanzen für einerley zu halten, die gleich ofte zuſammenſtimmen, als C und c, c und $\bar{c}$, $\bar{c}$ und $\bar{\bar{c}}$, ꝛc. Aber C und $\bar{c}$ macht ſchon eine ganz andre Conſonanz aus, als C und c. Und dieſes gilt auch von den übrigen. Daher können wir wohl annehmen, daß die drey Thöne D. Fis. A, eben ſo klingen, als d, fis, a, aber nicht eben ſo, als d, a, $\overline{\text{fis}}$, wie der Verfaſſer annimmt.

Wir wollen nun auch ſehen, wozu er die zweyte der angeführten Erfahrungen braucht. Wenn der Hauptthon 1 iſt, ſo iſt der zwölfte unter ihm drey und der gröſſere ſiebenzehnte fünf. Wenn man dieſe Proportion 1, 3, 5 durch Verwechslung der Octaven, ſo nahe zuſammen bringt, als ſich thun läßt, ſo geben ſie 6, 5, 4, da die kleinere Tertie 6. 5 zuerſt und die gröſſere 5. 4 zuletzt kommt, welches in den zwo erſten Sayten gerade umgekehrt iſt. Er verbindet hernach die beyden Proportionen, die Harmoniſche 1, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{5}$ und die Arithmetiſche 5, 3, 1, welche die Erfahrungen geben, und bekommt daher zwo neue Geometriſche 3, 1, $\frac{1}{3}$ und 5. 1. $\frac{1}{5}$. Da 1. der Fundamentalthon iſt, ſo iſt 3 der zwölfte unter ihm und $\frac{1}{3}$ der zwölfte über ihm, in der andern Proportion iſt 5 die gröſſre ſiebenzehnte unter ihm, und $\frac{1}{5}$ eben dieſelbe über ihm. Der Verfaſſer bemerket aber, daß man wegen der Gleichheit der Octaven anſtatt der beyden Duodecimen die Quinten nehmen könne, daher er für die drey Thöne 3, 1, $\frac{1}{3}$ fa, ut, ſol, oder f c $\bar{g}$ ſetzet. Hernach ſetzt er, um die Brüche zu vermeiden, anſtatt 3, 1, $\frac{1}{3}$, dieſe Zahlen 9, 3, 1, da 3 den Hauptthon anzeigt. Weil nun ein Thon nach der Schnelligkeit, womit die Sayte zittert abgemeſſen wird, dieſe aber ſich umgekehrt verhalten, wie die Länge der Sayten, ſo kehret er dieſe Proportion um. Wenn alſo 9, 3, 1, die Längen der drey Sayten ausdrücken, ſo ſtellen die Zahlen 1. 3. 9. die Geſchwindigkeit ihrer Bewegung vor, daher bezeichnet der Verf. die Thöne nach dieſer Art. Daher ſind die Thöne f, $\bar{c}$, $\bar{g}$, durch die Zahlen 1, 3, 9. vorgeſtellt. Das Verhältniß dieſer drey Thöne nennt der Verf. la baſſe fondamentale d'Ut en proportion triple. Die drey Thöne dieſe Baſſes, mit den Harmoniſchen eines jeden, machen das aus, was man den modum majorem von ut nennt. Wenn man anſtatt der drey Zahlen 1, 3, 9. dieſe nimmt, die einerley Proportion haben 3, 9, 27, und folgende Progreſſion der Thöne macht 1, 3, 9, 27, 81, ꝛc. ſo findet der Verf. daß 1 und 27, imgleichen 3, 81, wenn man ſie ſo nahe zuſammen bringt, als möglich, dieſe kleinere Tertien $\frac{32}{27}$ ausmachen, welche um ein Comma kleiner ſind als die harmoniſche kleine Tertie. Daraus macht er einige Schlüſſe, welche anzeigen, was für Thöne nicht gut auf einander folgen können. Hier aber geht er nun in beſondre Unterſuchungen hinein, da wir ihm ohne groſſe Weitläuftigkeit nicht folgen können. Er leitet hernach aus der oben bemeldten Theilung der zwo untern Sayten, der andern Erfahrung den modum minorem her. Das meiſte was er dabey anbringt iſt neu, wir zweifeln aber ob es richtig iſt, indem wir nicht ſehen können, worauf ſich ſeine Verwandlung der arithmetiſchen und harmoniſchen Progreſſionen in geometriſche, gründet. Ob der Kunſt zu componiren dadurch groſſe Vortheile zuwachſen, laſſen wir den Meiſtern dieſer Kunſt zu beurtheilen übrig.

Nach dem Werk des Verf. folget ein Auszug davon, von 47 S. den die Academie der Wiſſenſchaften zu Paris gemacht hat, darinn das ganze Syſtem des Hrn. Rameau deutlich erkläret wird. Wobey ſich billig zu wundern daß ein Mann, wie Mr. d'Alembert iſt, nichts dagegen zu erinnern gefunden hat.

Beſchluß der Hiſtoire de Louis XIV. par Mr. Peliſſon.

Dieſer von Witt ward Penſionair von Holland, und dieſe Würde ſo wol, als auch ſeine Geſchicklichkeit und kluge Aufführung machten ihn faſt zum Herrn des ganzen Staats. Seine Abſichten bey Verwaltung dieſes Amtes waren hauptſächlich dahin gerichtet, zwiſchen dem Hauſe Oranien und der höchſten Gewalt einen unüberſteiglichen Damm zu machen und dem Staate bey auswärtigen Geſchäften ein neues Anſehen zu verſchaffen und ihn zu einer höhern Stuffe zu erheben. Zweyerley machte ihn unruhig. Die Partey von Oranien hatte einen ſtarken Anhang; dawider fand er nichts beſſers, als ſich mit Frankreich deſto genauer zu verbinden; und der allzublühende Zuſtand von Frankreich ſelbſt ſchien ihm für die Republik gar zu gefährlich. Denn, wann der König in Spanien Philip V. und ſein ſehr ſchwächlicher Prinz abgegangen ſeyn würden, wer würde es alsdenn verhindern daß Frankreich ſich nicht wenigſtens von Flandern Meiſter machte, und was würde aus Amſterdam werden, wenn Antwerpen in franzöſiſchen Händen ſeyn würde? Von Witt ſann alſo wie er dieſe gefährliche Nachbarſchaft verhindern möchte. Er brachte einsmals in einer Unterredung mit dem Gr. von Eſtrade vor, daß zwey Abgeordnete von Flandern angekommen wären, die ihm ein wichtiges Vorhaben entdeckt hätten: Sie wolten nämlich die Spanier verjagen und ſich in Freyheit ſetzen, doch eher nicht, biß ſie verſichert wären, daß die vereinigten Provinzen ſie unterſtützen würden und daß Frankreich ihrem Vorhaben günſtig ſeyn und es nicht anſehen würde, als ſolten ſeinen Eroberungen dadurch Grenzen geſetzt werden. Er erklärte ſich aber bald noch näher und es kam in Vorſchlag,

ſchlag, daß Frankreich und Holland die Spaniſchen Niederlande unter ſich theilen, etwas davon aber ein freyer Staat werden ſollte. Dieſer Vorſchlag war nach dem Geſchmack des franzöſiſchen Prinzen. Er ließ ſich durch den Gr. von Eſtrade mit dem von Witt bald in Tractaten ein. Der Lauf der Unterhandlungen ward aber plötzlich gehemmet. Frankreich konte ſich vorſtellen: Flandern wolte ſich freywillig und von ſelbſt von Spanien losreiſſen: es ſollte ihm nichts koſten, als nur ſeine Einwilligung und daß es von ſeinen Rechten abſtände; dieſe wären ohnedem nur allzu ungewiß, als daß es hoffen dürfte, ſie bald geltend machen zu können, dagegen würde es ſeine Grenzen mit anſehnlichen Plätzen bedecken und Staaten zu ſeinen Nachbarn bekommen, die frey und für ihre Erhaltung allzuſehr beſorgt wären, als daß ſie Frankreich ſollten beunruhigen können. So lachte ihm das Projekt ſehr an und ſo war es ihm durch die Kunſtgriffe des von Witt zuerſt vorgeſtellet worden. Frankreich konnte ſich aber auf einer andern Seite auch vorſtellen: Es würde das Vorhaben dieſer Völker, ſich von Spanien loszureiſſen nur eine Chimäre ſeyn: die Rechte, die die Königin von Frankreich für ſich und ihre Nachkommen erlangt hätte wären allzu gegründet und bey dem ſchwächlichen Zuſtande des Königes von Spanien könnte der Fall, ſie auszuführen, nicht weit mehr entfernt ſeyn: Sie beträfen etwas mehreres, als was ihm nach dieſem Projekt von den ſpaniſchen Niederlanden zu theil werden ſollte: es hieſſe alſo nur ſich ſelbſt die Hände binden, wenn Frankreich von ſeinen Rechten abſtehen und ein geringeres Antheil dafür annehmen wolte.

Von Witt ſuchte bey aller Gelegenheit die Theilungstraktaten wieder in Vorſchlag und zu Stande zu bringen; der Gr. v. Eſtrade wandte im Gegentheil alle Geſchicklichkeit an, die Kaltſinnigkeit ſeines Hofes in dieſer Sache zu verbergen.

Der König von Spanien ſtarb. Holland und Engelland geriethen mit einander in Krieg, und Frankreich ſahe ſie ihre Kräfte einander aufreiben. Frankreich hatte den Frieden mit Engelland nicht ſo bald wieder hergeſtellet, als es mit gewafneter Hand in die Niederlande eingieng. Der Penſionair von Witt erfuhr jetzt, was ſeine Politik ihn hatte vorher ſehen laſſen und was er durch ſo viele Intriguen und Negotiationen zu verhindern geſucht hatte. Weil es ihm in ſeinen Abſichten nicht gelungen war, ſo muſte er nun darauf denken wie er die Nachbarſchaft von Frankreich auf eine andere Weiſe verhindern möchte. Es ward deshalb die ſo berühmte Tripelallianz zwiſchen Engelland, Holland und Schweden errichtet, deren Abſicht hauptſächlich dahin gieng, den Frieden zwiſchen Frankreich und Spanien wieder herzuſtellen und die Niederlande dem ſpaniſchen Reiche zu verſichern. Wir müſſen hier abbrechen: wir würden von den hierauf folgenden Unterhandlungen entweder etwas unvollſtändiges anführen, oder uns von unſerm Zwecke allzuweit entfernen müſſen.

Unſerm Verf. wird wegen ſeiner Schreibart der Vorwurf gemacht, daß ſeine Ausdrücke nicht allemahl angemeſſen und ſeine Phraſes nicht gehörig geordnet ſind, daß er ſeine Perioden allzuweit ausdehne und oft durch ganz fremde Conſtruktionen die Aufmerkſamkeit des Leſers ermüde. [illegible] iſt ſonſt groß genug, daß wir eben nicht nöthig haben, ihn mit dem Herrn Maſerier, der ihn herausgegeben, darum zu rechtfertigen.

Cours de Belles Lettres, Tome Second.

Beſchluß.

Von den Verſetzungen, das iſt, von der Zerſtörung der natürlichen Ordnung in den Ideen und Worten, beweiſt er im erſten Briefe, daß die Franzoſen Unrecht haben, wenn ſie ſolche der lateiniſchen Sprache Schuld geben, da ſie doch nicht wiſſen können, ob ſie nicht vielmehr in ihrer eigenen Sprache ſind. Ich ſehe eine Schlange, und fliehe. Wenn ich durch Geberden rede und jemanden zur Flucht ermahnen will, werde ich wol damit anfangen, daß ich ihm das Zeichen zur Flucht gebe? Er würde nicht fliehen, ohne zu wiſſen warum: Alſo muß ich ihm zuerſt die Schlange zeigen, und hernach, wenn es nöthig iſt, ein Zeichen geben, daß er fliehen ſoll. Wenn ich zu Tiſche ſitze und mit den Geberden Brod fodern wollte, und meine Augen den Augen desjenigen begegneten, der es mir geben könnte, würde ich wol anfangen gleich auf mich ſelbſt zu weiſen? Würde ich nicht zuerſt auf das Brod und hernach auf mich deuten? Sehet da, die natürlichen Ordnung der Gedanken! der Lateiner, welcher ſagt: ſerpentem fuge, panem præbe mihi, folgt der natürlichen Ordnung: der Franzoſe, welcher ſagt: Fuyez le ſerpent, donnez moi du pain, verkehrt ſie —— Ich gehe von Hauſe aus, ich frage mich alſobald, wo ich ich hingehe, ehe ich noch den erſten Schritt thue, welcher ſonſt unnütz ſeyn könnte: Ad regiam nachher vado —— Will man dem Geiſt des Zuhörers den Begriff des Anſtoſſens beybringen, ſo geſchicht es am beſten auf dieſe Art: Littora littoribus, Arma armis, Clavus clavum pellit. Will man ein Ding mit dem andern meſſen: ſo habe man das Maas gleich bey der Hand: Quot capita, tot ſententiæ. Si, quantum in agro locisque deſertis audacia poteſt, tantum in foro &c.

Die Harmonie macht bey den Lateinern die einzige Ausnahme hievon; Mit der griechiſchen Sprache verhält es ſich eben ſo, Iſocrates, Plato, Xenophon, Demoſthenes ſind Zeugen.

Im zweyten Briefe redet er eigentlich von den Verſetzungen der Franz. Sprache. Bey den Lateinern verhüten die Caſus alle Verwirrung. Ich kan ſagen: Patrem amat filius: im Franz. darf ich nicht le pere voran ſetzen, ich muß ſagen: le fils aime le pere, wenn eben derſelbe Verſtand heraus kommen ſoll: Die Wörter ſind im Franz. regierend oder regiert nach der Stelle die ſie einnehmen. Wir ſollen aber, ſagt er, in die Ordnung der Lateiner unvermerkt hinein, ſo oft wir es können, weil uns die Natur ſelbſt dahin leitet. Z. E. das obige patrem amat filius können wir mit Beybehaltung der lateiniſchen Ordnung durchs paſſivum ausdrücken: le pere eſt aimé par le fils. Würden wir fortfahren das paſſivum nach unſrer obigen Franz. Conſtruction zu formiren, ſo würde es heiſſen: par le fils eſt aimé le pere, und ſiehe dieſes iſt für uns eben ſo hart, als vielleicht filius amat patrem für die Lateiner geweſen iſt. —— Die Nomina und Verba brauchen viele Hülfswörter in der Franz Sprache: die Lateiner aber können ſie nach allen Abfällen, Zahlen, Perſonen und Zeiten ohne Hülfswörter modificiren. Daher hat die lat. Sprache mehr Nachdruck und Lebhaftigkeit als die Franzöſiſche. Man muß den Verfaſſer, der in dieſem Briefe ſehr hoch anfängt und durch alle Theile der Rede ſeine metaphyſiſche Unterſuchung fortführt, ſelbſt nachleſen und ſehen wie ſcharfſinnig er beweiſt, daß die moraliſche Ordnung, welche die natürlichſte iſt, immer auf der Seite der Lateiner und nicht immer bey den Franzoſen zu finden ſey.

Der dritte Brief handelt von der Ueberſetzung und iſt eine Folge von der Vergleichung beyder Sprachen. Bey einer Ueberſetzung iſt dieſes gar nicht die gröſte Schwierigkeit, den Gedancken ſeines Autors zu verſtehen. Dazu gelangt man gemeiniglich durch Hülffe guter Editionen, durch Commentarien und vornemlich durch Unterſuchung des Zuſammenhanges. Aber wenn es darauf ankommt in einer andern Sprache die Sachen, Gedancken, Ausdrücke, Wendungen, den Hauptton des gantzen Wercks, den jedesmaligen beſondern Ton des Styls in Poeten, Rednern, Hiſtorienſchreibern vorzuſtellen: die Sachen, wie ſie ſind, ohne etwas hinzuzuthun, wegzulaſſen oder zu verrücken: die Gedancken, mit ihren Farben, Graden und Schattirungen: die Wendungen welche der Rede den Geiſt und das Feuer geben: alle Ausdrücke, natürliche, figurirte, ſtarcke, reiche, angenehme, feine ꝛc. In Wahrheit ſo muß man, wo nicht eben ſo viel Genie, zum wenigſten eben ſo viel Geſchmack haben, ein guter Ueberſetzer, als ein gutes Original zu ſeyn, und vielleicht noch mehr als ſo viel; denn der Ueberſetzer iſt nicht ſein eigener Herr, ſo wie der Verfaſſer war. Er muß ſich mit einer unendlichen Biegſamkeit nach den mannigfaltigen Tönen ſeines Autors richten. Um ſie gut auszudrücken, muß er ſie alle vorher empfunden haben und hernach von ſeiner eigenen Sprache vollkommen Meiſter ſeyn. Die ſtarcken Sprachen zerſtören die Lieblichkeit, die man in dieſelben hinüber bringt; die ſchwachen entkräften den Nachdruck: welchen Begriff muß man denn nicht von einer glücklich gemachten Ueberſetzung haben!

Wenn man ein ſchönes Werk überſetzt, muß man die Ordnung der Ideen behalten, zum wenigſten die Ordnung gantzer Glieder. Denn der Autor hat oft ſeine Urſachen dazu gehabt, lieber dieſe, als jene Anordnung zu machen: Oft war es Wohlklang, oft aber auch Nachdruck. —— Man muß die langen Perioden beybehalten, wenn man nicht alle ſchöne Beziehungen der Gedancken verderben will. Man kan in den verſchiedenen Gliedern der Periode Ruhepuncte genug finden, wobey ſich der Geiſt erhohlt. — Die ſymmetriſchen Redensarten müſſen ihre Symmetrie behalten, ſie ſey in den Gedancken oder in den Worten. Die Symmetrie in den Worten kan im Ton, in der Quantität der Sylben, in der Endigung oder Länge der Worte, in Stellung der Glieder beſtehen. Ein Exempel aller dieſer Symmetrien iſt folgende Redensart des Salluſtius: Animi imperio, corporis servitio magis utimur. Ordinairement nous nous servons de l'esprit, pour commander, du corps, pour obéir. Wir beſitzen einen Geiſt, zum befehlen, einen Leib, zum gehorchen —— Die prächtigen Gedancken, damit ſie gleichen Grad des Glantzes behalten, müſſen ohngefehr gleiche Länge in den Worten haben; ſonſt wird ihr Glantz verdunckelt oder verſtärckt: beydes iſt nicht erlaubt. —— Die Metaphern, den Fall der Wörter kan man oft durch ein Equivalent erſetzen, desgleichen auch die Sprichwörter. —— Jede Paraphraſis iſt fehlerhaft, auſſer wenn die Dunckelheit den Ueberſetzer entſchuldigt. Man muß ſeinen Text gantz verlaſſen, wenn es die Klarheit des Sinnes, die Lebhaftigkeit der Empfindung und die Harmonie fodert.

Man muß vieles zärtlicher ausdrücken als die Lateiner nöthig gehabt haben: Un homme, une vache würde ein gantzes Werck des Geſchmacks verderben. Wir Deutſchen müſſen es auch thun, aber wir haben es nicht ſo oft nöthig, und es ſteht noch bey uns, einige Wörter aus ihrer Verachtung heraus zu reiſſen. Von dieſer Art iſt das Wort

Mädchen, welches ſeit kurzem eine ſolche Würde bekommen hat, daß man es ſchon in den ernſthaften Heldengedichten leſen kan, ein Schickſal, welches das Franzöſiſche Pucelle nicht gehabt hat, ohngeachtet es ein Poet zum Titel ſeines Gedichtes wählte.

Im vierten Briefe handelt er von der Verſetzung, aber nicht von derjenigen, welche aus der Vergleichung beyder Sprachen erhellet, deren eine, der natürlichen Ordnung folgt, die andre, ſie verkehrt: ſondern von der Verſetzung in der Franz. Sprache insbeſondere, welche in gewiſſen Fällen diejenige Ordnung verkehrt, die ſie ſich ſelbſt vorgeſchrieben hat. Er beweiſt mit vielen Exempeln, daß der Franz. Redner eben ſo wol als der Poet der Deutlichkeit, des Nachdrucks und der Harmonie wegen dergleichen Verſetzungen mache.

Der fünfte Brief beweiſt wider den P. Cerceau daß die Verſetzungen nicht das gröſte Unterſcheidungszeichen der Franz. Poeſie ausmachen. Wir wollen aus dieſem Briefe einige Urtheile herſetzen: die Poeſie iſt eine Nachahmung der ſchönen Natur, ausgedruckt durch eine gebundene Rede. Die Nachahmung erſtreckt ſich auf Götter, Könige, Bürger, Schäfer, Thiere. Die Poeſie läßt die Menſchen und Götter nicht reden, wie ſie zu reden pflegen, ſondern wie ſie reden ſolten, wenn man ſie ſich auf dem höchſten Grade der Vollkommenheit vorſtellt. Aber wie kan man die Götter beſſer ſprechen laſſen? die Götter ſprechen gar nicht, oder ſie ſprechen als Menſchen; daher läßt ſie reden als Menſchen, bey welchen ſich eine Gewalt und Weisheit ohne Maaſſe findet. Er ſagt weiterhin: daß zwar in allen Arten von Poeſien ein verſchiedener Ton ſey, und, was in der geringern Art poetiſch genug klingt, würde in der hohen Poeſie Proſa ſeyn, indeſſen müſſe doch die allergeringſte Dichtungsart ſich von der Proſa unterſcheiden und zwar durch etwas mehr, als Reim, Abſchnitt und Sylbenmaß iſt. Wenn die Proſa das regierende Wort vor das regierte ſetzt, ſo macht ſich die Poeſie ein Vergnügen daraus, das Gegentheil zu thun. Wenn das Activum gewöhnlicher in Proſa iſt, ſo verwirft ſie es und ſetzt das Paſſivum. Sie häuft die Beywörter, womit ſich die Proſa ſparſam ſchmückt: ſie ſetzt ſie vor das Subſtantivum wenn die Proſa ſie hinten ſetzt, oder hinten, wenn die Proſa ſie forn ſetzt. Sie braucht den Singularis für den Pluralis und umgekehrt. Sie nennt die Menſchen nicht bey ihren Nahmen: es iſt der Sohn des Peleus, der Schäfer von Sicilien, der Dircäiſche Schwan: Ihr Jahr heißt der Kreyslauf der Monden. Sie preßt die Begriffe in einander, erhöhet die Farben, leidet nichts mittelmäßiges, alles iſt reich bey ihr: ihr Weg iſt mit Goldſtaube bedeckt oder mit Blumen beſtreut. Sie nimmt einen Theil für das Ganze und das Ganze ſtatt eines Theils: Sie bekleidet mit einem Cörper alles was geiſtig iſt, ſie giebt Leben allem was leblos iſt; und, gleich als ob ſie ſich ſchämte nach der Faſſung gemeiner Seelen zu ſeyn, hüllt ſie ſich in Allegorien, ſagt die Sachen nur halb, wirft in der Eil einige Funcken Gelehrſamkeit drunter, bezeichnet im vorbeygehn den Ort, die Begebenheit, die Zeit, weil ſie vorausſetzt ihre Zuhörer ſind im Stande ſie zu verſtehen: Sie braucht fremde Wendungen um ein Anſehen zu machen. Sie mahlt das Kleine, welches die Proſa aus der Acht läßt, ja ſie mahlt es mit Fleiß.

Der ſechſte Brief handelt beſonders von der Ueberſetzung der Poeten. Er räth ſie in Proſa zu überſetzen und macht ſelbſt einen Verſuch mit den Oden des Horaz, wobey er zugleich von ſeiner Ueberſetzung Rechenſchaft giebt.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 26. Junii 1750.

No. XXVI.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Tübingen.

Joh. Georg. Gmelin Med. Doct. ſermo Academicus de novorum vegetabilium poſt creationem divinam exortu &c. 9½ Bog. in 4. bey Erhard.

Dieſe kleine Schrifft verdienet ihres merkwürdigen Innhalts halber eine beſondere Aufmerkſamkeit. Es wird darinn unterſucht, ob auſſer den Arten der Pflanzen, die der Schöpfer von Anfange der Dinge geſchaffen, auch noch heute zu Tage neue entſtehen können? Hier iſt nun zuerſt nothwendig, daß eigentlich beſtimmt werde, was man durch eine beſondere Art der Pflanzen verſtehe. Der Verf. drückt ſich hierüber ſo aus, daß er diejenigen Pflanzen für beſondere Arten hält, die eine ihnen eigene und von allen andern Arten unterſchiedene Geſtalt haben, und durch die ordentliche Fortpflanzung vermittelſt des Saamens dieſe Geſtalt immer behalten. Es iſt überall bekannt, daß man durch Pflegung und Wartung die Pflanzen ſehr verändern kann. Aus einem wilden Holtz-Apfelbaum, kann durch wiederhohlte Pfropfungen ein Baum gezogen werden, der liebliche Früchte trägt. Eine weiſſe Tulpe kann durch die Wartung in eine ſehr ſchöne bunt gefärbte, weiſſe Weinreben in ſchwarze verändert werden. Allein, dieſe neuen durch ſolche Mittel erlangten Pflanzen werden nicht für neue Arten gehalten, weil ſie ſich durch den Saamen nicht fortpflanzen laſſen. Wenn man von dem beſten Obſt, oder der beſten Weinrebe Körner ſäet, ſo kommt daraus ein wilder Baum oder eine wilde Weinrebe hervor. Die Frage iſt alſo hier dieſe: Ob heutiges Tages noch ſolche Pflanzen entſtehen können, dergleichen vorher nicht da geweſen, und die durch den Saamen ihre Art ferner fortpflanzen, daß man künftig immer Arten von Pflanzen würde haben können, die vorher nicht da geweſen.

Wer ein wenig gewohnt iſt über die allgemeine Einrichtung und die Geſetze der Natur zu denken, dem wird dieſe Frage gleich überaus curiös und merkwürdig vorkommen; denn daraus können wir lernen, was der Natur für ſich ſelbſt und ohne die unmittelbare Hand des Schöpfers möglich iſt. Der

Hr. Verfaſſer läßt ſich, ehe er auf die Frage ſelbſt kömmt in eine Unterſuchung ein von den verſchiedenen Arten der Fortpflanzung der Gewächſe, deren wir auch an einem andern Orte erwähnt haben. Hauptſächlich aber erkläret er die ordentliche Fortpflanzung durch den Saamen. Er führet die Gründe an, daraus unwiderſprechlich bewieſen wird, daß zu dieſer Fortpflanzung eben ſo, wie bey den Thieren, zwey Geſchlechte nöthig ſind. Wenn einer Blume, die Saamen tragen ſoll die männliche Kraft mangelt, die in dem feinen Staube liegt, der an dünnen Faden in der Blume, in beſondern Behältniſſen wächſt, ſo kann ſie keinen fruchtbaren Saamen hervor bringen ſondern nur ſolchen, der unbefruchteten Eyern gleicht. Da nun hierinn die Erzeugung der jungen Brut bey den Pflanzen mit der Erzeugung der Thiere vollkommen übereinſtimmt, ſo läßt ſich ſchon aus dem, was bey den Thieren geſchiehet, die Hauptfrage wahrſcheinlich beantworten. Bey den Thieren ſiehet man nemlich täglich durch Vermiſchung zwoer Arten eine dritte herauskommen. Aus der Vermiſchung der Pferde und Eſelart, entſtehet der Mauleſel, der weder ein Pferd noch ein Eſel iſt. Ein Stieglitz mit einem Canarienvogel, giebt eine dritte Art, die zu keiner von beyden gehöret, dergleichen Exempel noch mehr bekannt genug ſind. Indeſſen bemerket man doch an dieſen Zwiſchenarten, daß ſie ihre Art weiter nicht, als höchſtens noch ein oder zweymal, andre gar nicht fortpflanzen können. Daher würden ſolche Arten immer wieder ausgehen, wenn nicht täglich neue entſtünden.

Daß auch Pflanzen von verſchiedener Art zuſammen vermiſcht eine neue zeugen können, haben ſchon verſchiedene Naturforſcher vermuthet, und ein bekannter Verſuch macht es ſehr wahrſcheinlich. Der Verſuch iſt folgender: Wenn man weiſſe und rothe Tulpen hat, und der einen, z. E. der weiſſen, die Staubbehältniſſe in der Blume, ehe der Staub ſich verbreitet, ausbricht, und hernach den Staub der rothen Tulpe in die weiſſe trägt, daß er den Saamen befeuchte, ſo ſoll aus dieſem Saamen, eine weiß und roth geſprengte Blume herauskommen. Nun ſind zwar beyde Tulpenblumen von einerley Art, daher läßt ſich noch zweifeln; ob ſich auch verſchiedene Arten zuſammen gatten ließen? z. E. eine Tulpe und eine Lilje? Der berühmte Jac. Camerarius, ein ehemaliger Tübingiſcher Profeſſor, hat ſchon ſolche Verſuche angerathen, ſie ſind aber, ſo viel uns bekannt, noch von niemanden ausgeführet worden. Indeſſen führet der Hr. V. einige Exempel an, welche beweiſen, daß die Natur ſie gemacht habe. Der berühmte **Linneus** hat vor einiger Zeit eine Pflanze unter dem Namen Peloria beſchrieben, die eine ganz neue Art zu ſeyn ſcheinet, und von welcher er mit guten Gründen vermuthet, daß ſie von der Linaria durch Vermiſchung mit einer andern Art entſtanden. Dieſe neue Art aber hat noch dieſes beſondre, daß ſie durch ordentliche Saamen ſich fortpflanzet, daher zuvermuthen iſt, daß dieſe neu entſtandene Art auch beſtändig bleiben wird. Wer weiß wie viel heutige Arten der Pflanzen nicht eben ſo entſtanden? **Linneus** hat ein Verzeichniß von denen gegeben, die er für ſolche hält. Wenn dieſe Erzeugung gemein iſt, ſo muß jetzo die Natur ſehr viel reicher ſeyn, als ſie ehemahlen kurz nach der Schöpfung geweſen. Vielleicht ſind damals nur wenig Arten der Pflanzen und Thiere geweſen, die ſich hernach ſo gewaltig vermehret haben? Allein man hüte ſich, ſeine Muthmaſſungen zu weit zu treiben. Man ſiehet an den Thieren daß nur nahe verwandte Arten ſich gatten und neue hervorbringen, die ſich nicht einmal lange erhalten können, daher doch immer, auch von Anfange, eine ungemein groſſe Verſchiedenheit der Arten muß da geweſen ſeyn.

Unſer Verfaſſer begnüget ſich nicht daran, daß er fremde Erfahrungen anführet, und wo ſe einer im Stande iſt in ſolchen Sachen ſeinem eigenen Urtheil und ſeinen eigenen Erfahrungen zu trauen, ſo iſt er es. Er iſt gewiß, daß er in Siberien niemals mehr, als zwey verſchiedene Arten von Ritterſporn geſehen, da er hernach in ſeinem Garten in Petersburg fünf bis ſechs Arten gezählt, ohne zu wiſſen woher ſie gekommen, wenn es nicht durch bemeldte Vermiſchung der Arten geſchehen.

Dies iſt der Jnhalt der Academiſchen Rede des Herrn Gmelins. Wir finden aber bey dieſer Schrift noch zwo merkwürdige Zugaben: Erſtlich einen Brief von J. Camerarius an Valentini von den beyden Geſchlechtern in den Pflanzen, welche bemeldter Camerarius zuerſt deutlich erkannt hat. Dieſer Brief iſt zwar ſchon ehemals 1694. gedruckt, aber ſehr rar geworden. Der andre Zuſatz iſt die Einladungsſchrifft des damaligen Rectors der Tübingiſchen Univerſität, darin die vornehmſten Umſtände von dem Leben des Hrn. Gmelins angezeiget werden. Dieſer Gelehrte iſt zu Tübingen 1709. gebohren, und hat in ſeinem Vaterlande den Grund der Wiſſenſchaften gelegt. Er begab ſich aus eigenem Triebe 1727. nach Petersburg, wo er ſich mit Fleiß auf die Erkenntniß der Naturhiſtorie legte, man both ihm, ohne ihn wozu zu verbinden, das folgende Jahr eine jährliche Penſion von der Rußiſchen Academie der Wiſſenſchaften an, das folgende Jahr, da er wieder nach Deutſchland reiſen wollte, ward er ordentlich von der Academie in Dienſte genommen und zum Profeſſor der Chymie und Naturhiſtorie gemacht.

Im Jahr 1733. ſchickte die Kayſerin Anna einige Glieder der Academie aus, das nördliche Theil von Aſien bis nach der äuſſerſten Provinz Kamtſchatka zu erforſchen, und von da weiter den Uebergang nach Nordamerika auszukundſchaften. Hr. Gmelin war einer von denen, die dieſe berühmte Reiſe thaten, und er ſollte hauptſächlich die Merkwürdigkeiten der Natur in dieſen unbekannten Ländern beobachten. Er brachte neun ganzer Jahre auf dieſer Reiſe zu, und kam erſt 1743. wieder nach Petersburg zurück. Man erwartet mit groſſem Verlangen die nähern Umſtände dieſer Reiſe und die Entdeckungen, die bey dieſer Gelegenheit gemacht worden. Indeſſen hat Hr. Gmelin in dem 1. Theil ſeiner Floræ Sibiricæ ſchon verſchiedenes davon bekannt gemacht, und wird nach und nach die Beſchreibung der auf dieſer Reiſe geſammelten Pflanzen, hernach auch der Thiere und Mineralien, herausgeben.

Im Jahr 1747. verließ er Petersburg und reiſte wieder nach ſeinem Vaterlande, wo er ſich nun feſtgeſetzet hat, nachdem er von ſeinem Landesherrn zum Profeſſor der Arzeneywiſſenſchaft auf der Univerſität zu Tübingen gemacht worden.

Amſterdam.

Conſiderations ſur le Commerce & la Navigation de la Grande-Bretagne, Ouvrage traduit de l'Anglois. 1750. 8.

Die Vorrede läßt uns ſehen, wie die Handlung bald in Alexandrien, bald in Brügges, bald in Antwerpen ꝛc. ihren Sitz gehabt und ſich niemals an einem Orte lange aufgehalten, wo man ſie kaltſinnig und mit einer Gleichgültigkeit aufgenommen. Insgemein glaubt man, daß die Handlung in den Monarchien keinen Fortgang gewinnen könne. Ohngeachtet ſie zwar den Republiken ihren Urſprung zu danken hat, ſo ſucht der Verf.

aus dem Exempel des Salomo, Alexanders und der Römer dennoch zu beweiſen, daß ſie nicht weniger auch in den Monarchien blühen könne. Die Handlung iſt wo nicht das einzige, wenigſtens das ſicherſte und menſchliche Mittel, einen Staat mächtig zu machen. Henrich IV. that in Frankreich hierin Wunder. Unter Ludewig XIV. wurden ſeine Abſichten durch den groſſen Colbert noch weiter ausgeführet. Ludewig ward endlich ſo groß, daß allen europäiſchen Prinzen die Augen geöffnet wurden. Es iſt eine faſt überall angenommene Meynung, Handlung zu treiben ſey weit unter einem Edelmann. Ludewig XIV ſahe, daß dieſes Vorurtheil der Handlung ſchädlich ſeyn könnte, und unterſchied alſo die groſſen Handelsleute auf eine ganz beſondere Weiſe. Das merkwürdigſte Exempel von einem Prinzen, der ſeine Unterthanen zur Handlung ermuntert und der es darinn hoch gebracht hat, iſt das Exempel des Czaars Peter des Groſſen. Er verließ ſein Reich, reiſete als eine Privatperſon, ward ein Künſtler und Handwerksmann und lernete ſelbſt Schiffe bauen, um in ſeiner Perſon, die Künſte, Wiſſenſchaften und Manufacturen in ſein Reich zu bringen.

Der Verf. ſagt, es ſey oft geſchehen, daß das Parlament in Engeland in dem, was die Handlung betrift, ſich verſehen habe; es rühre daher, weil in beyden Cammern Perſonen ſäſſen, die zu ganz andern Dingen erzogen wären; um deswillen wolle er ſich hier auf das deutlichſte ausdrücken und den Mitgliedern beyder Kammern begreiflich zu machen ſuchen, daß zur Handlung und zu den Manufacturen ermuntern ſo viel ſey, als ihren eigenen Reichthum vermehren.

Im erſten Capitel dieſer Betrachtungen wird der ältere Zuſtand der Handlung in Engeland und was ſonſt für Anſtalten zur Aufnahme der Handlung gemacht worden, beſchrieben. Eduard III iſt unter den engliſchen Prinzen der erſte, der ſich um die Handlung bekümmert hat. Im Jahr 1338 ward die Ausfuhr der Wolle aus dem Reiche verbothen. Man bewilligte den Tuchfabrikanten und andern Künſtlern groſſe Vorzüge, um ſie dadurch anzulocken, ſich im Reiche nieder zu laſſen. Man wieß ihnen auf Königliche Unkoſten ſo gar ihren Unterhalt an, biß ſie ſolchen ſich ſelbſt erwerben konten, und den Unterthanen ward verbothen fremde Stoffe zu tragen. Unter der Regierung der Königin Eliſabeth wurden die Privilegien der Handlung um ein groſſes vermehret. Ihr Nachfolger Jacob achtete nicht viel auf die Handlung. Doch um den König von Frankreich Henrich IV. nachzuahmen, der beſonders auf die weiſſen Maulbeerbäume und Seidenwürmer viel gab, wurden auch in Engeland einige Verſuche darin gemacht. König Carl II. hatte mit ſo vielen fremden Geſchäften zu thun, daß er an die Handlung wol nicht denken konnte. Er hatte auch ſo wenig Einſicht darinn, daß nichts leichter war, als ihn darinn zu betriegen. Er räumte den Franzoſen die Fiſcherey auf den Sandbänken bey Terra Nova ein; Sie hatten ihm vorgeſtellet, es wäre in Frankreich ein Cloſter von engliſchen Mönchen, welches ſie in der Faſtenzeit mit Fiſchen verſorgen wollten. Cromwell hatte von der Handlung fürtrefliche Ideen. Unter ihm ward die Schiffarthsacte gemacht, wovon der Verfaſſer die vornehmſten Artickel ſeinen Betrachtungen angehänget hat. Als Wilhelm III. auf den Thron kam, dachte man auf eine Verbeſſerung in der Handlung. Es wurden die franzöſiſchen Waaren verbothen, welches einigen Manufacturen in Engeland den Urſprung gab. Es wurden Manufacturen von Hüten, Papier und Glaß errichtet, welches Engeland ſonſt aus Frankreich geholet hatte.

Man fieng an Degenklingen, Scheeren und andere Sachen von Stahl zu verarbeiten, welches ſonſt ebenfals von Frankreich gekommen war, und in welcher Art Arbeit die Engeländer jezt alle andere Nationen übertreffen.

In vielen nachfolgenden Capiteln gehet der Verf. alle Nationen durch, mit denen die Engeländer Handlung treiben, vergleichet die Waaren, die ſie ihnen zuführen und abnehmen und bemerket ſo dann auf welche Seite der Vortheil von der Handlung ſich hinlenket.

Es gereicht der Handlung der Engeländer zum groſſen Nachtheil, daß ſie in die franzöſiſchen Moden ſo ſehr verliebt ſind. Unter **Carl II.** gieng dieſe Partien ſo weit, daß die Schneider von Zeit zu Zeit nach Frankreich reiſen muſten, um zu lernen, wie ſie den Engliſchen Hof und den Adel kleiden ſolten. Es kunte nicht ſo bald eine ſeidene Stoffe aufkommen, ſo muſten die Engeländiſchen Manufacturen ſie nachmachen. Die arbeitſamen Franzoſen erfanden aber bald eine neue Mode, wodurch ſie die Engländiſchen Manufacturen wieder fallend machten. — Die Mouſſeline war einſt die herrſchende Mode von ganz Europa. Die Engeländer konnten ſie nicht allein ſehr wolfeil bekommen, ſondern auch noch ein vieles davon an Fremde wieder verkauffen. Es drang ſich dieſe Mode auch in Frankreich ein und verurſachte daſelbſt den Fall der feinen Leinwand und des Batiſts. Der König von Frankreich half ihr aber durch ſein Exempel und durch andere Mittel bald wieder auf. Als die Engeländer erfuhren, daß man am Franzöſiſchen Hofe keine Mouſſeline, ſondern Batiſt trüge, ſo legten ſie die Mouſſeline ab, die ihnen faſt nichts gekoſtet hatte und womit ſie faſt alle Länder verlegt hatten, und kleideten ſich im Gegentheil in feine Leinwand und Batiſt, die ſie den Franzoſen theuer bezahlen muſten. Das eigene Exempel der Engeländer brachte die Mouſſeline auch bey den Fremden ab.

Die Handlung auszubreiten und die Manufacturen in Aufnahme zu bringen, dazu dient nichts mehr, als daß man den Armen etwas zu thun giebt und einen jeden zur Arbeit angewöhnt. Um deßwillen empfiehlt der Verfaſſer ſeiner Nation ſo ſehr die Cultur des Hanfs, des Flachſes und der Seide. Denn, dis iſt für ſtarke und ſchwache und ſo gar die Kinder können damit beſchäftiget werden. Die Ordnung der Holländer iſt hierinn unnachahmbar. In allen vereinigten Provinzen wird man kaum einen einzigen Bettler antreffen. Alles was zu den Manufacturen gebraucht wird, halten ſie in ſehr wohlfeilem, die Lebensmittel hingegen in einem ſehr hohen Preiſe. Man hat bemerket, daß, wenn das Getreide wohlfeil geweſen iſt, man mit Mühe Arbeitsleute und Spinner zu den Manufacturen bekommen können. Die Handwerksleute, welche in zwey oder drey Tagen ſo viel verdienten, daß ſie die ganze Woche davon leben konnten, wolten die übrige Zeit lieber trinken und nichts thun, als arbeiten. Man hat das Gegentheil erfahren, wenn das Getreide theuer geweſen iſt. — Die Königin Eliſabeth machte wegen der Müßiggänger, geſunden Bettler und Landſtreicher fürtrefliche Anſtalten. Sie ließ in einigen Provinzen Arbeitshäuſer bauen, worinn ſie zur harten Arbeit angehalten wurden. Das Volk aus dem Müßiggange herausreiſſen und zur Arbeit gewöhnen, heißt ſo viel, als das Laſter aus dem Herzen ausrotten und die Tugend daſelbſt wachſend machen. Aller ſchönen Geſetze, die die Engeländer haben, ohngeachtet, klaget der Verfaſſer dennoch, daß London und die umliegenden Gegenden von muthwilligen

Bettlern, Landſtreichern und liederlichem Geſindel ganz überſchwemmet würden, und giebt die Nachläßigkeit der dazu beſtellten Aufſeher zur Urſache an. — Leute, die keine ordentliche Beſchäftigung haben und nicht wiſſen, womit ſie ihren Unterhalt erwerben ſollen, gerathen endlich auf das Stehlen und indem ſie dieſe Lebensart fortſetzen, verfallen ſie von einem Laſter in das andere, bis ſie endlich aus dem Lande verwieſen oder zu den Galeeren verdammet werden. Auſſer daß es eine wohl angewendete Menſchenliebe ſeyn würde, dieſe Leute in Umſtände zu bringen, worinn ſie ſich ordentlich ernähren könnten, ſo werden hier noch die Vortheile gezeiget, die die Engelländer haben würden, wann ſie ſolche in ihre Colonien ſchickten, daß ſie den Flachs, Hanf ꝛc. bearbeiteten, wenn man einem jeden dieſer Leute in den Colonien ein Stück Landes zu ſeinem Eigenthum anweiſen, es auf eine Zeit frey genieſſen, nachgehends aber einen mäßigen Zinß davon entrichten lieſſe. Engelland würde hinlänglichen Vorrath an Hanf und Flachs zu ſeinen Flotten dadurch bekommen, die weitläuftigen Colonien, die jetzt wüſte und unfruchtbar ſind, würden bevölkert und fruchtbar gemacht und Engelland für alle Franzöſiſche Unterdrückungen geſichert werden.

Von dem Handel mit Zucker zeiget der Verf. daß derſelbe in Engelland ganz in Verfall gerathen und giebt die Mittel an, wodurch er wieder in Aufnahme zu bringen ſey. Ehedem waren die Portugieſen im Beſitz, daß ſie ganz Europa mit Zucker verlegten. Es ward ihnen aber dieſer Handel von den Engelländern abgewonnen. Der größere Aufwand des Zuckers gab Gelegenheit, daß die Engelländer die Zuckerplantagen in ihren Colonien vermehrten. Die Franzoſen wurden durch den Vortheil von dieſer Handlung ermuntert, daß ſie ein gleiches auch in ihren Colonien thaten. Sie brachten es auch bald ſo weit, daß ſie den Zucker beſſern Kaufs geben und die Engelländer von denjenigen Märkten, wo ſie ſonſt Meiſter geweſen wären, verjagen konten. Das einzige Mittel dieſem Handel bey den Engelländern wieder aufzuhelfen, ſagt der Verfaſſer, wäre dieſes, wenn ſie die Zuckerplantagen in ihren Colonien vermehrten und die Franzoſen durch Chicanen von den fremden Märkten wieder vertrieben, ſo wie ſie ehedem die Portugieſen davon verjagt hätten. Die Einwohner in den Colonien machen ſich nicht viel daraus, ob die Handlung der auswärtigen in Verfall gerathe, oder in Aufnahme komme. Der Verf. will deßfalls, die Engelländer ſolten es den Franzoſen nachmachen. Dieſe wüſten es wohl, daß die Einwohner in den Colonien ſich nicht ſo bald bereichert hätten, als ſie die Handlung ſchon verabſäumten, und wären deßfalls bedacht von Zeit zu Zeit arme Familien dahin zu ſchicken.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Cours de Belles Lettres.

Tome Troiſiéme.

Hier finden wir zuerſt die rückſtändigen Briefe die der Verf. dem Abt Olivet zugeſchrieben hat. Der ſiebende Brief unterſucht die Naivität. Unter der Naivität werden faſt alle übrigen Eigenſchaften der Rede begriffen. Sie ſchließt die Wahrheit, die Richtigkeit, die Klarheit mit ein; ſie giebt Feuer und Nachdruck, ſie enthält alle Schönheiten und bedeckt faſt alle Fehler. Sie iſt es, die der Rede ſo wol Stärcke als Annehmlichkeiten ſchafft. Der Verf. macht einen Unterſcheid unter der Naivität und unter einer Naivität. Dieſe letzte iſt ein Ausdruck der Unwiſſenheit, der Leichtſinnigkeit, der Lebhaftigkeit, des Unverſtandes, der Schwachheit und oft aller dieſer Eigenſchaften zugleich.

Ein

Von ſolcher Art war die Antwort welche jene Frau einem in den letzten Zügen liegenden Manne gab, als er ihr den Vorſchlag that, einen andern zu heyrathen: Nimm dir dieſen, er ſchickt ſich recht wohl für dich! Ach! ſagte die Frau, ich dachte auch daran. — Die Naivität hingegen iſt die Sprache der Freyheit, der Offenherzigkeit und edlen Einfalt. Nachdenken, Arbeit und Fleiß haben ſie hervorgebracht, aber ſie ſind nicht darinn zu ſehen. Gedanke, Wendung, Worte, alles ſcheinet ohne Kunſt aus der Materie entſprungen zu ſeyn. Sie iſt das Antheil groſſer Geiſter und wahrer Talente. Homer iſt naiv von einem Ende bis zum andern. Dergleichen Cicero, Virgil, Catull ꝛc.

Die Naivität beſteht in der Kürze. Wenn ein einziges Wort genug iſt, unſre Idee zu mahlen und man gebraucht es allein, ſo wird der Ausdruck weit lebhafter und den Geſetzen der Natur gemäſſer ſeyn. Unſer Geiſt iſt wiſſensbegierig und ungeduldig. Er iſt nie zufriedener, als wenn der Gedanke ganz eingekleidet, ganz bewaffnet hervor ſpringt, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters. Ein gewiſſer Autor ſagt: Das Herz beſticht den Verſtand. Man kan nicht kürzer und klarer ſeyn: Der Geſchmack und die Liebe, die wir zu einer Sache haben, macht daß wir ſie oft anders anſehen, als ſie in der That iſt. Dieſes iſt eben derſelbe Gedanke, aber er ſchleppt nach und jener hat Flügel. Wir dürfen die naive Sprache darum nicht in einſilbigte Worte, in verſtümmelte Redensarten oder in die halbausgeſprochenen Räthſel einiger Perſiſchen Länder verwandeln. Das Kleid ſoll nur für den Gedanken gerecht ſeyn. Das Wort ſoll ihn umgeben, ohngefehr wie eine naſſe Leinwand den Leib. — Die Naivität beſteht ferner in einer ſolchen Anordnung der Worte, der Glieder, der Perioden, die dem Endzweck des Redenden gemäß iſt. Wenn ein Bürger ſein Leben in Gefahr oder ſein Haus im Feuer ſiehet, ſagt er alsdann: Meine Herren, ich bitte euch, mich aus der Gefahr zu reiſſen, worinn ich bin, mein Leben oder mein Haus zu erhalten? Er beläſtiget ſeine Sprache nicht mit dieſen unnützen Ideen: die Natur iſt es ſelbſt welche ſchreyt: Feuer! Mörder! Dergleichen Anordnung fodert die Natur auch in Oratoriſchen Reden, nur daß ſie dort nicht ſo heftig redet, weil die Noth nicht ſo groß iſt. Dieſes wird mit Exempeln aus dem Flechier beſtätiget. — Zur Naivität gehört auch eine geſchickte und genaue Verbindung. Gleich wie an einem Baum Früchte, Blumen, Blätter, Zweige und Stamm alles eines iſt: ſo muß bey den Ideen alles zu einem Hauptſtamm gehören. — Daher ſind die Uebergänge denen ſo ſchwer die von ihrer Materie nicht Meiſter ſind und ſie nicht genug durchgedacht haben, um alle ihre Theile und Gelenke zu kennen. Sie verſuchen Theile, die nicht dazu geſchaffen ſind, ſich zu paſſen. Daraus kommen geſtückelte Uebergänge, ſolche Wendungen, die gebraucht werden ein Leeres zu bedecken, eine Narbe zu ziehen und diejenigen zu betrügen, welche die Feſtigkeit eines Gebäudes aus ſeiner Tünche beurtheilen. Man öffne die Werke berühmter Scribenten, man wird hier keine erſchlichene Wendungen finden. Die Materie entwickelt ſich freywillig, alles folgt ſich: Und wenn ſie über einen Punct das Nöthige geſagt haben, gehen ſie zu einem andern über, aufrichtig und mit einer guten Art, die weit mehr rühret, als diejenigen Spitzfündigkeiten, welche einen kleinen Geiſt oder gemeiniglich einen allzu müßigen Scribenten verrathen. Wenn man die Gedanken mit wenigen Worten und in ihrer natürlichen Ordnung entwirft: ſo haben ſie dieſe Kraft, welche die Redner einem Wurfpfeile vergleichen, der gerade zu geſchleudert wird: mangelt ihnen eines hiervon, ſo werden ſie kalt, matt und ſchläfrig. Obgleich die Franz. Sprache von der natürlichen Ordnung zuweilen abweicht, ſo darf man nicht glauben, daß ſie ſich oft davon entferne, wenn ſie in guten Händen iſt. Ein guter Scribent folgt der Natur zum wenigſten in Anordnung ganzer Sätze, und aller Stücke, welche der Grammatic nicht unterworfen ſind. Er ſetzt nach ſeinem Gefallen die abgeſonderten Ideen, die Zwiſchenſätze, die Glieder der Periode, die Perioden ſelbſt. Er ſetzt für das Activum das Participium, und, wenn es nicht zu lang iſt, das Paſſivum ꝛc. —— Ein Scribent verliehrt jetzt weniger, wenn er kalt iſt und nur dabey keine Fehler macht, als wenn er ſich ſeinem Feuer überläßt. Wegen drey oder vier Nachläßigkeiten verdammt man ihn ohne Gnade. Wie viel kühne und lebhafte Wendungen opfert man nicht dieſem Aberglauben auf! —— Unſre Väter waren naiver, als wir ſind, ſie wählten die kürzeſten Worte und die am meiſten bedeuteten. Sie lieſſen ſich nicht binden durch eine übertriebene Zärtlichkeit, welche jetzt eine unendliche Menge artiger Worte abgeſetzt hat, die wir kaum durch lange Umſchreibungen erſetzen können. —— Will man naiv ſeyn ſo bringe man ſein Gemüth in die gehörige Lage, man erfülle ſich ganz mit ſeinem Vorwurf und laſſe ſich von ihm fortreiſſen. dann wird ſich eine jede Sprache, zum wenigſten bis auf einen gewiſſen Grad, bequemen.

Der achte Brief handelt von der oratoriſchen Harmonie. Wir haben vom Wohlklange in der Poeſie bey andern Gelegenheiten geredet und ihn bis auf die Buchſtaben verfolgt. Hier werden dieſe Regeln auch auf die Redekunſt angewandt, doch wird zugleich erinnert, daß ſie darinn verſteckter ſeyn müſſen, als in der Dichtkunſt.

Der neunte Brief handelt von dem oratoriſchen Numerus. Die oratoriſche Harmonie verglich unſer Kunſtrichter mit einem Fluß, welcher ohne Ruhe ſeine Waſſer fortrollt; den Numerus vergleicht er mit den Tropfen, die von Zeit zu Zeit herabfallen. Der Numerus begreift alſo die Pauſen zwiſchen den Perioden und Gliedern, die Harmonie begreift den eigentlichen Klang ſelbſt. Der Verfaſſer nimmt hier eine ſchöne Proſa auseinander und ſetzt ſie in lauter ungleiche franzöſiſche Verſe ab, und giebt eine Menge feiner muſicaliſcher Regeln, welche verdienen daß ſie jeder Poet und Redner ſo lange ſtudire, bis ſie ihm ſo natürlich ſind, als dem Muſicus ſeine Griffe und ſein Bogenſtrich.

(Der Beſchluß folgt künftig)

Dieſe Nachrichten ſind alle Freytage in Berlin in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung und auf allen Poſt-Aemtern zu bekommen.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 3. Julii 1750.

No. XXVII.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Berlin.

Allhier ſind bey Voß zu haben Lieder. Amſterdam. 4 Bogen in 8.

In dieſen Liedern finden wir einen Ueberfluß von munterm Witz. Die deutſche Sprache hat den Ruhm daß ſie ſtark und nachdrücklich ſey, aber ſie iſt auch angenehm, zärtlich und fein, wenn ſie unter die Hände eines guten Dichters geräth. [illegible] Einfalt und artiger Schwung der Gedanken iſt in folgenden Stücken zu ſehn:

Mir Armen, den des Fiebers Kraft
Faſt nöthigt in das Grab zu ſinken,
Verbeut der Arzt den Rebenſaft,
Und heißt mich Waſſer trinken.
Ihr Götter, ſteht mir Armen bey!
Schafft, daß der Wein nicht tödtlich ſey,
Wie? oder laßt Geſundheit zu erwecken,
Das Waſſer beſſer ſchmecken.

⁂

Im Anfang, als die Welt begann,
Sah Jupiter den erſten Mann,
Wie einſam, wie voll Ernſt, er ſann:
Von wem doch das, was iſt, den Urſprung hätte;
Wie er, den Grund von jedem Ding
Zu finden, oft in Winkel ging,
Und immer mit ſich ſelber redte.

Da ſprach er zu der Götterſchaar,
Die um ihn her verſammlet war:
Der Menſch verwirrt ſich ganz und gar,
Wenn ich ſein Denken ihm nicht unterbreche,
Ich wills. Er ſprach: Es werd ein Weib,
Ein artig Ding zum Zeitvertreib,
Das mit dem Menſchen ſcherz und ſpreche.

Schnell war es in des Manns Geſtalt,
Doch zärtlicher, und nicht ſo alt,
Mit ſchlauen Augen, welche bald
Aufs denkende Geſchöpf im Winkel ſchielen;
Und ſchnell ſpringts hin, und küßt den Mann,
Und ſpricht: Du Närrchen, ſieh mich an!
Ich bin gemacht, mit dir zu ſpielen.

⁂

Du lieber kleiner Vogel du,
Hier hör ich dir im Schatten zu:
Du ſingſt: Ich lieb, ich lieb, ich liebe!
Du ſagſt dem ganzen Walde frey,
Daß dir ein Hähnchen ſpröde ſey
Ich thät es auch, ich ſagt es ohne Scheu,
Daß mir ein Schäfer ſpröde ſey,
Wenn er mir dann nicht ſpröde bliebe.

⁂

Ich liebe dich, dich kleinen Schmerlenbach!
Ich höre gern dein murmelndes Geſchwätz,
Und ſehe gern den kleinen Wellen nach,
Wenn ich, ermattet von der [illegible],
Mich auf dein weiches, [illegible]
Ich ſchöpfe oft dein Naß
In mein cryſtallnes Glas,
Um meinen Gaumen zu erfriſchen;
Es löſcht den Durſt auch leicht allein
Mein lieber Bach, mit meinem Wein
Muß es ſich nicht vermiſchen.

⁂

Es ſagen viel verwirrte Lehrer:
Der Menſch ſey nur zum Gram gemacht;
Ich aber, ihr verſtockter Hörer,
Ich, der ich ſie oft ausgelacht,
Ich ſag: Er iſt zur Luſt gemacht.

Es wagte Grobian zu beweiſen:
Der Menſch ſey nur zum Gram gemacht!
Ich aber ſprach: Du Preiß der Weiſen,
Wir haben über dich gelacht,
Darum ſind wir zur Luſt gemacht.

⁂

Amor ſagte zur Cythere,
In der ganzen Götterſchaar,
Als er zornig auf ſie war:
Daß ſie Dellis ſchöner wäre,
Als ſie ſelbſt. Die Götterſchaar
Widerſprach dem Amor gern,
Aber Amor ſagte wahr.

⁂

Nun heute führet man mich zur Trau,
Und war ein [illegible] ich eine Frau,
O Himmel! ſtehe mir bey!
Ich [illegible] das Jungfernſtand,
[illegible] doch meinen [illegible] geſund,
O halt doch [illegible] gerne.

- - - Jactavit ſponſo moriti
Diſcerent viduæ [illegible], quorum ni blanda
[illegible] ſolum urna dolerent!

Beſchluß über Conſiderations ſur le Commerce & la Navigation de la Grande-Bretagne.

Engelland iſt ſonſt deßwegen berühmt geweſen, daß es in Europa die beſten Wollenzeuge verfertiget und die vornehmſten Reiche damit verlegt hat. Die Eiferſucht anderer Nationen hat aber dieſen Handel gänzlich fallend gemacht. Der Verf. will deßfalls, Engelland ſolle darauf bedacht ſeyn, daß es andere Manufacturen anlege. Insbeſondere empfiehlt er ſeiner Nation die Bearbeitung der Eiſenbergwerke in ihren Colonien. Er glaubt, es ſey nicht zu befürchten, wenn die Engelländer ihre Colonien hiezu ermunterten, daß dieſe dadurch reich werden und auf die Gedanken kommen ſollten, der Herrſchaft Engellandes ſich zu entziehen; eben ſo wenig, als ſie bey ſich Manufacturen anlegen, und den Engelländern den Vortheil von der Handlung entziehen würden, wenn ſie gleich die Cultur des Hanfs, des Flachſes und der Seide gelernet hätten. Denn, das Parlement in Engelland iſt Meiſter von der Handlung und kan Manufacturen anlegen und abſchaffen, wo und wie, wo es will. — Im Jahr [illegible] waren die Engelländer wegen des Pechs und des Theers in großer Verlegenheit. Schweden wollte ihnen dieſen auch für baares Geld nicht ablaſſen, ſie mußten es auf Schwediſchen Schiffen zu ſich herüber hohlen und ſich den Preiß, den es ihnen ſetzte und die Quantität, ſo wie es ſolche nach Gutdünken beſtimmte, gefallen laſſen. In dieſen Umſtänden trieb die Engliſche Regierung die Zubereitung des Pechs und des Theers in den Colonien mit aller Gewalt. Der Verfaſſer kan nicht begreifen, da die Engelländer Colonien hätten, die Hanf und Flachs und was ſonſt zur Equipirung der Schiffe erfordert wird, hervorbringen, warum ſie ſich die

Cultur deſſen nicht mit gleicher Sorgfalt angelegen ſeyn laſſen; Sie müſſen ſolches von Rußland nehmen und hängen darinn von einer Macht ab, die ihnen nach Gefallen den Preis ſetzte. — Die groſſen Reichthümer, die die Chineſen durch die Seide erwerben und die Schätze, die der Herzog von Savoyen allein aus ſeinem Piemont ſammlet, ſind ein Beweis von dem groſſen Vortheile des Seidenhandels. Der Verf. will ſeine Nation dadurch ermuntern, daß ſie ſich denſelben gleichfals angelegen ſeyn laſſen ſolle. Er ſagt, Engeland könnte für ſeine Wollenzeuge die ſchöne rohe Seide aus Granada, Murcia, Valenz und andern Spaniſchen auch Italiäniſchen Provinzen bekommen und dürfte ſich deshalb von dem Könige von Sardinien keine harte Geſetze vorſchreiben laſſen. Er will auch, daß man die Auflagen auf die chineſiſche Seide mindere. Wenn der Preiß derſelben mäßig wäre, ſo würden die Engeländer bald im Stande ſeyn, die Seide beſſern Kaufs, als die mehreſten Europäer, zu geben. Indeſſen will er nicht, daß die Engeländer ſich allein an dieſer Seide halten ſollen. Er ſagt, ſie könnten in Virginien, Carolina, Penſilvanien rc. die beſte Seide gewinnen: das Clima in dieſen Colonien brächte von ſelbſt eine Menge weiſſer und anderer Maulbeerbäume herfür und die Natur ſchiene ſie zum Seidenbau recht einzuladen.

Im letzten Capitel macht der Verfaſſer einen Ueberſchlag, ob und wie viel Engeland überhaupt durch die Handlung gewinne oder verliere. Die Acciſebücher ſcheinen ihm aber nicht das Mittel zu ſeyn, wodurch man ſolches erfahren könne. Ein anſehnlicher Theil von Waaren, die man aus dem Lande gebracht hat, kan höher, und ein Theil von Waaren, die man ins Land gebracht hat, kan geringer angegeben ſeyn, als der eigentliche Werth derſelben iſt. In dieſen Büchern werden auch nicht die Contrebandewaaren gefunden. Man hat auch Exempel, daß Kaufleute doppelt ſo viel an Wollenzeugen angegeben, als ſie weggeſchicket, um andere abzuſchrecken, daß ſie dergleichen nicht auch dahin ſchicken ſolten. Um zu erfahren, ob der Reichthum einer Nation durch den Handel mit Fremden abnehme oder zunehme, ſagt der Verfaſſer müſte man die Menge der verſchiedenen Waaren unterſuchen, die Fremde von ihr, oder ſie von ihnen bekomme und ſo dann abwägen, ob und wie viel ſie von der Handlung Gewinn oder Verluſt habe. Der Verf. hat bereits in vielen vorhergehenden Capiteln in Abſicht auf eine jede fremde Nation dieſen Ueberſchlag gemacht und nimmt ſolches jetzt zuſammen. Es verdienet dieſes von einer jeden Nation, die auf ihren Vortheil aufmerkſam ſeyn will, nachgeahmt zu werden.

Zunächſt wiederhohlt der Verfaſſer einen jeden Vorſchlag, den er ſeiner Nation zum Beſten der Handlung gethan hat. Zum Beſchluß hält er ihr das Exempel der mehreſten Europäiſchen Völker vor, welche ſeit einiger Zeit auf ihren Vortheil ſo aufmerkſam geweſen, insbeſondere der Franzoſen, von denen er ſagt, daß ihnen der Wachsthum der Handlung ſo ſehr am Herzen liege, daß ſie deßfals geſchickte und verſtändige Leute in die vornehmſten Staaten von Europa geſchickt hätten, welche in die Geheimniſſe ihrer Handlung einzudringen verſuchen müſſen. Er kömmt auch nochmahls auf die alten Schickſale der Engliſchen Handlung und auf die verſchiedenen Veränderungen und Einrichtungen die vormahls darin gemacht worden.

Der Verf. geſtehet ſelbſt, daß ſein Werk nicht vollkommen tractmäßig ſey. Er hoffet, daß man ihm dieſes ſowol, als auch ſeine häufigen Wiederhohlungen um deswillen vergeben werde, weil er gezeiget, wie man die

Armen zum Beſten des Staats gebrauchen ſollte. Und dieſes iſt auch in der That dasjenige, worauf er am meiſten gedrungen hat.

Dieſen Gedanken iſt auch noch eine Schrift angehänget, die man unter den Papieren des Herrn Gee nach ſeinem Tode gefunden hat. Es wird darin aus des Chevalier Joſias Childs Traktate, welcher Britannia Languens betitelt iſt, eines Projekts erwehnet, welches ein Franzöſiſcher Edelmann, der unterm Colbert erzogen worden, gemacht hat. Dieſes Projekt giebt die Abſichten von Frankreich zu erkennen, die dahin gehen, Manufakturen bey ſich anzulegen, ſich Meiſter von der Handlung und zur See furchtbar zu machen und zur Univerſalmonarchie zu gelangen. Es führet unter andern mit ſich: Frankreich ſolte ſich durch Handlung oder durch Krieg Meiſter von der See machen, es ſolte ſich die Niederlande biß am Rhein einverleiben, um dadurch Herr von der Nordſee zu werden, es ſolte auch Straßburg haben, damit ganz Deutſchland Reſpekt vor ihm hätte, und auch Franchecomte, um die Schweitzer im Zaum zu halten u. ſ. w. Dieſes Projekt ließ der Verfaſſer im Jahr 1664 drucken; er kam aber deßfalls in Ungnaden, ward in die Baſtille geſetzet und endlich aus dem Reiche verwieſen. Frankreich hat aber Straßburg; es beſitzt auch die Franchecomte.

Amſterdam.

Dialogues entre Hylas & Philonous, dont le but eſt de demontrer clairement la realité & la perfection de l'entendement humain, la nature incorporelle de l'ame & la providence immédiate de la divinité &c. par George Berkley &c. depuis Eveque de Cloyne. Traduit de l'anglois, 288 Seiten in 8.

Es mag wol manchem, dem die Geheimniſſe der Speculativen Philoſophie unbekannt ſind, wunderlich vorkommen, wenn er die Philoſophen ſagen höret, daß es leichter ſey, die Natur der Seele zu kennen, als die Natur der Körper. Man denkt gleich, daß die Eigenſchaften der Körper in die Sinnen fallen, und folglich unfehlbar können erkannt werden. Man höre aber nur einen Metaphyſicus ſeine Zweifel machen, ſo wird man leicht finden, daß die Natur der Körper und ihre Eigenſchaften, ſo deutlich wir ſie anfänglich zu erkennen vermeinen, unter die größten Geheimniſſe der Vernunft gehören. Man mag ſie annehmen, wie man will, ſo kann man uns unauflößliche Zweifel dagegen machen. Was ſcheinet uns offenbarer, als daß die Ausdähnung der Körper, ihre Bewegung, ihre Härte u. d. gl. etwas würkliches und leicht zu begreiffendes ſey. Wir ſehen und fühlen es ja. Aber wehe dem, der die Würklichkeit dieſer Dinge zu beweiſen und die Zweifel dagegen zu heben, auf ſich nimmt! Er wird ſich ehe er ſichs vermuthet in einem Labyrinth finden, daraus ihn keiner Ariadne Faden herausleiten wird.

Man muß ſich indeſſen doch wundern daß es Philoſophen gegeben, die dreiſte genug geweſen, zu behaupten, daß die ganze körperliche Welt eine bloſſe Vorſtellung unſers Geiſtes ſey, daß weder Ausdähnung noch Raum anders wo, als in unſrer Einbildung exiſtiren. Vielleicht wäre es beſſer geweſen, wenn die Menſchen ihre Speculationen nicht bis zu dieſem fatalen Schluß getrieben hätten. Da es aber einmahl geſchehen iſt, ſo mag es der Mühe wol werth ſeyn, ihre Schlüſſe zu unterſuchen.

Wir müſſen dieſe dreiſten Philoſophen in zwo Claſſen eintheilen. Einige läugnen ſchlechterdings, daß die cörperliche Welt auſſer den Vorſtellungen der Geiſter exiſtire. Man pflegt ſie insgemein Idealiſten zu nennen. Andre geben zwar zu, daß eine Welt exiſtire, aber ſie wollen nichts von dem Unterſchied hören, den man zwiſchen geiſtlichen und cörperlichen Dingen macht. Die Welt iſt ihrer Meinung nach, nichts anders, als ein aus unendlich viel einfachen, unausgedähnten, unſichtbaren und unbeweglichen Weſen zuſammen geſetztes Syſtem. Blos unſer Unvermögen, die Natur der Dinge recht einzuſehen macht, daß wir uns die Welt ausgedähnet und in Bewegung vorſtellen. Leibnitz, der dieſe Meinung in Gang gebracht, hat dieſe einfachen Weſen, die mit unſerer Seele eine allgemeine Natur haben, und aus denen der Bau der Welt zuſammen geſetzt ſeyn ſoll, Monaden genennet. Er hat ſeine Lehre hievon mit ſo viel Stärke des Geiſtes ausgeführet, daß es das ſinnreichſte und ſchönſte Syſtem iſt, ſo jemals Menſchen erdacht haben.

Unſer Verfaſſer gehöret zu der erſten Claſſe. Er hält dafür, daß dasjenige, was wir die körperliche Welt nennen nirgend anders, als in der Idee oder den Vorſtellungen der Geiſter exiſtire, auch nirgend anderswo exiſtiren könne. Die körperlichen Dinge ſind ſeiner Meinung nach nichts als Ideen, die urſprünglich in GOttes unendlichem Verſtande ſind, durch deſſen Würkung wir ſie uns vorſtellen. Er glaubt durch dieſes Lehrgebäude ſo viel zu gewinnen, daß er die Exiſtenz GOttes, ſeine Vorſehung, und die Unſterblichkeit der Seele daraus auf eine leichte und unwiderſprechliche Weiſe darthun könne. Man muß ſich alſo nicht einfallen laſſen, dieſen Biſchoff zu tadeln, daß er ſich mit ſolchen blos ſpeculativ ſcheinenden Unterſuchungen abgebe, wenn dadurch bemeldte Grundwahrheiten beſſer befeſtiget werden.

Er trägt ſeine Lehre in drey Geſprächen zwiſchen Hylas und Philonous vor. Dieſer iſt der Idealiſt und ſucht nach Socratiſcher Lehrart ſeine Sätze durch Fragen aus dem Hylas herauszubringen. Der Verfaſſer hat eine ziemliche Stärke in dieſer faſt ganz abgekommenen Schreibart. Wir können ihm aber nicht Fuß vor Fuß folgen; wir müſſen uns begnügen ſeine vornehmſten Sätze und Gründe anzuführen.

In der erſten Unterredung ſucht Philonous dem Hylas zu beweiſen, daß dasjenige was man insgemein leibliche Dinge, Körper und deren Würkung nennt, bloſſe Vorſtellungen der Seelen und der Geiſter ſind, die auſſer ihnen gar nichts wirkliches haben. Da die Sinnen die Inſtrumente ſind, wodurch wir uns die körperliche Welt vorſtellen, ſo durchgehet er ſie alle, und ſucht zu zeigen, daß wir von der körperlichen Welt nichts mehr ſagen können, als daß wir davon Vorſtellungen in unſerer Seele haben. Ich höre z. E. den Thon einer Glocke. Kann ich ſagen, daß ich den Thon oder die Glocke höre? Ich kan nichts ſagen als dieſes: daß ich mir gegenwärtig einer innerlichen Empfindung bewußt ſey, deren unmittelbare Urſache man Thon nennt. So iſt es mit allen Sinnen. Es iſt immer blos die Vorſtellung unſerer Seele die wir empfinden, denn etwas das auſſer uns iſt, können wir nicht in uns empfinden. Daraus macht er den Schluß daß wir gar keinen Grund haben zu ſchlieſſen daß die Dinge, die wir empfinden, auſſer uns ſeyn. Allein er gehet weiter und ſucht ſo gar zu beweiſen, daß die Urbilder der Dinge die wir fühlen, nicht können auſſer einem Geiſte, der ſie fühlet exiſtiren. Sollte der Baum, den ich vor mir ſehe würklich auſſer mir, vor ſich ſelbſt beſtehen, ſo wäre er eine Subſtanz die vor ſich beſtehet und in ſich immer dieſelbe bleibet. Derowegen müßte ich, ſo offt, als ich ihn ſähe immer dieſelbe Vorſtellung von ihm haben, denn wie ſollte eine und eben dieſelbe Sache unendlich verſchiedene Bilder in meiner Seele erwecken können? Hier ſehe ich ihn grün, weil davon entfernt, kömmt er mir blau oder ſchwarz vor. Jetzo ſehr groß, dann wieder klein, endlich wie ein bloſſer Punkt, jetzt in Bewegung, hernach ſtill ſtehend. Da der Baum in allen dieſen Umſtänden ſchlechterdings einerley bleibt, warum würkt er denn ſo verſchieden auf meinen Geiſt und auf tauſend andre noch unendlich verſchiedener? Es iſt nicht wol möglich die Gründe und Schlüſſe des Verfaſſers in ihrer Stärcke hier anzuführen, wir überlaſſen dem Leſer ſie in dem erſten Geſpräch ſelbſt zu ſuchen.

Nachdem alſo Philonous den Hylas gezwungen hat zugeſtehen, daß die körperlichen Dinge, auſſer der Vorſtellung die ſich Geiſter davon machen nichts würkliches haben, ſo fängt er im zweyten Geſpräch an, die bemeldte wichtige Wahrheit von der Exiſtenz GOttes daraus herzuleiten. Er ſchließt ohngefehr auf folgende Weiſe. „ Da die Welt nichts anders iſt, als das Syſtem der Dinge, die wir empfinden, und wir nichts empfinden können, als unſre Ideen oder Vorſtellungen, und keine Idee noch deſſen Urbild anderswo, als in einem Geiſt ſeyn kann, da ferner dieſe Vorſtellungen ſinnlicher Dinge nicht von unſrer Willkuhr abhängen, ſondern unveränderlich und ordentlich ſind, ſo muß irgendwo ein Geiſt da ſeyn, der ſie hervorgebracht, ihnen die Ordnung und Beſtändigkeit gegeben, und dieſer Geiſt iſt GOtt, durch deſſen Willen und Würkung ſtellen wir uns dieſe Dinge vor. Dieſem nach wäre alſo die körperliche Welt nichts anders, als ein Gedancke GOttes, von welchem jeder erſchaffene Geiſt ſo viel empfindet, als ihn GOtt ſehen läßt. Dieſe Meinung hat etwas ähnliches mit dem Syſtem des berühmten Malebranche, nach deſſen Meinung wir die körperliche Welt nicht anders als in GOTT ſehen können, weil kein Geiſt was körperliches fühlen kann. Der Franzöſiſche Philoſoph macht alſo GOtt gleichſam zu einem Spiegel der Welt, in welchem die Geiſter die Welt, die nach ſeiner Meinung doch auſſer GOtt exiſtiret, ſehen, dahingegen der Engliſche Biſchoff keine Welt auſſer dem Verſtande GOttes zugiebt und dafür hält daß GOttes anhaltende Würkung, das Gefühl der Welt in uns hervorbringt. Nach Leibnizen hingegen exiſtirt die Welt auch auſſer den Geiſtern, ſie beſtehet aber aus lauter Monaden, die auch eine geiſtliche, d. i. einfache unzertrennliche Natur haben. Er legt aber den Geiſtern eine innerliche weſentliche Kraft bey, ſich dieſe Welt, nach der verſchiedenen Verbindung, in welcher ſie ſtehen, vorzuſtellen.

Hylas ſtutzt anfänglich über dieſe Erklärung der Welt. Er fürchtet ſich inſonderheit dafür, daß dieſe Lehre GOtt zum Urheber alles Böſen mache, indem er unmittelbar alle ſinnlichen Vorſtellungen in den Seelen erwecke. Philonous aber beantwortet alle Zweifel und zeiget, daß dieſes Syſtem hierin nicht mehr Schwierigkeit habe, als irgend ein anderes. Hingegen zeiget er, wie in dieſer Lehre die allgegenwärtige Würkung GOttes und ſeine Fürſehung und Regierung der Welt am allerdeutlichſten hervorleuchten. Wir begnügen uns dem Leſer dieſes Lehrgebäude überhaupt angezeigt zu haben und überlaſſen ihm, die fernern Gründe deſſelben mit allen Folgerungen die der Verfaſſer daraus zieht, in dem Werke ſelbſt zu ſuchen.

Wir erinnern nur noch, daß dieſes, wiewol es jetzo zum erſten mahle aus dem Engliſchen überſetzt iſt, gar nicht mehr neu, ſondern ſchon vor vielen Jahren herausgekommen und älter iſt, als das bekandte Werk, das den Titel führet: Alciphron, ou le petit philoſophe, ſo von eben dieſem Verfaſſer iſt.

Tübin-

Tübingen.

Bey Cotta iſt herausgekommen: Praelectiones academicae publicae in phyſicam theoreticam &c. à *Wolfg. Krafft.* &c. 1 Alph. nebſt 4 Kupf. in 8.

Es iſt vielleicht keine Wiſſenſchaft worinn man ſeit 30 Jahren mehr Einleitungen und Syſtemata geſchrieben hat, als die Naturlehre. Und doch dünkt uns (kaum dürffen wirs ſagen) keine weniger vollkommen, als eben dieſe. Dieſes Urtheil wird zwar manchen unbillig dünken: haben denn nicht Muſchenbroeck, Graveſande, Deſaguillier, Wolff, Hamberger und ſo viel andre fürtrefliche Phyſiken geſchrieben? Iſt denn irgend eine nur etwas wichtige Begebenheit in der Natur, die ſie nicht erkläret haben? Uns kommt die Sache etwas anders vor. Die meiſten Scribenten haben ſich zwar ſehr viel Mühe gegeben, die allgemeinen Geſetze der Natur, die Bewegung, die Schwere, die Anziehung, die Zuſammenhaltung und dergl. zu erklären und ihre Würkungen mathematiſch zu beſtimmen. Dieß iſt in der That ein guter Anfang zur Phyſik, aber auch nichts mehr. Wer es für etwas mehr hält, der ſage uns, was für eine natürliche Begebenheit völlig kann erkläret werden. Iſt es das Aufſteigen der Dünſte? Iſt es der Regen, der Wachsthum der Pflanzen und der Thiere, die Elektricität? Die Welt iſt eine Maſchine, die vielleicht aus ſehr vielen, vielleicht auch aus wenigen Haupträdern beſtehet, aber es müſſen doch alle das ihrige beytragen, ehe man die geringſte Würkung erhält. Man pflegt insgemein nur auf eine oder ein paar der allernächſten Urſachen zu ſehen wenn man etwas erklären will; man ſetzt Fälle, die in der Natur nicht angetroffen werden; da man z. E. aus der Hydroſtatik gelernt hat, daß ein leichterer Körper in einem ſchwereren flüſſigen Körper in die Höhe ſteiget, ſo hat man geglaubt, daß dieſes ſchon das Aufſteigen der Dünſte in der Luft erkläre, wenn man zu zeigen ſuchte, daß die kleinen Waſſerbläsgen, welche den Dunſt ausmachen, leichter ſind, als die Luft. Aber wie viel die Wärme und Kälte, wieviel die Winde, die Sonne, und andre Urſachen hiezu beytragen, und wie dieſes geſchiehet, davon ſchweiget man insgemein. Und eben ſo macht man es bey den meiſten andern Begebenheiten der Natur. So bald man einige Nebenumſtände (die doch weſentlich zur Sache gehören, wiewol ſie die Hauptſache nicht ausmachen) von den Begebenheiten abſondert, ſo kann man alles genau beſtimmen. Man pflegt insgemein, wenn man von der Schwere handelt, die Luft, darinn die Körper fallen, aus dem Wege zu räumen, und beſtimmt alsdann die Regeln des Falles ſehr genau, aber weiter thut man auch nichts. Da aber kein Körper in der Welt in einem ſolchen Raum fällt, wie ihn der Naturforſcher vorausſetzet, ſo können alle ſeine Regeln, ſo genau ſie nach ſeinen Annehmungen ſind, nichts erklären. Wir können alſo alle Lehrbücher der Naturwiſſenſchaft für nichts weiter, als bloſſe Anfänge anſehen, die den Weg in etwas bahnen, allein ehe wir die geringſte Würkung der Natur genau werden erklären können, müſſen noch ganz andre Unterſuchungen dazu kommen. Wir können z. E. wenn die Cohäſion des Waſſers vorausgeſetzet wird, wol ſagen, woher es komme, daß die Säfte in den Pflanzen durch die Wurzel und den Stamm in die Höhe ſteigen, aber dieſes erkläret bey weitem noch nicht den ganzen Wachsthum der Pflanzen. Wir wollen uns aber nicht länger mit allgemeinen Anmerkungen aufhalten, ſondern von dem angezeigten Werk insbeſondere ſprechen.

Der Hr Verfaſſer hat dieſes Werkchen zum Gebrauch ſeiner Vorleſungen herausgegeben und es macht nur den erſten Theil der Naturlehre aus, wozu er den andern bald verſpricht. Wir finden in dieſen Vorleſungen auſſer den allgemeinen Mängeln, die wir an allen ſolchen Schrifften finden, nichts auszuſetzen. Der Verf handelt 1) von der Naturlehre überhaupt. 2) Von dem Körper und ſeinen allgemeinen Eigenſchaften. 3) Vom leeren Raum. 4) Vom Ort, der Zeit und der Bewegung. 5) Von den Kräfften der Körper. 6) Von der zuſammengeſetzten Bewegung. 7) Von der Schwere. 8) Von den Centralkräfften. 9) Von den veränderlichen Eigenſchaften der Körper. 10) Von der Anziehungskraft. 11) Von der zuſammenhangenden Kraft. 12) Von den flüßigen Materien überhaupt. 13) Vom Waſſer. 14) Vom Feuer. 15) Von der Lufft und endlich 16) von den Luffterſcheinungen. Ueberall führet er die wichtigſten Entdeckungen und Anmerkungen der Weltweiſen alter und neuer Zeit an. Bey ſtreitigen Artickeln legt er die Gründe der ſtreitenden Partheyen deutlich vor und überläßt dem Leſer das Urtheil. Seine mathematiſchen Demonſtrationen ſind einfältig und deutlich. Kurz, wir halten es für ein ſehr gutes Academiſches Buch, wonach die Vorleſungen geſchehen können. Wir wollen einige Proben von beſondern Materien geben.

In dem berühmten Streit über das Maaß der lebenden Kräfte, legt er Newtons und Leibnizens Gründe mit gleicher Deutlichkeit vor und zeiget, daß jeder nach ſeinen Sätzen richtig urtheilet und daß der Unterſchied blos darin beſtehet, daß der erſtere die Zeit, da die Würkung geſchiehet mit in Betrachtung ziehet, welche Leibnitz nicht mit rechnet. Der V. zeiget nicht undeutlich, daß alles auf einen bloſſen Wortſtreit ankommt. Es iſt kaum möglich, dieſe Sachen in ſo wenig Worten wie es hier geſchiehet, deutlicher auseinander zu ſetzen.

Bey der Elaſticität zeiget der Verfaſſer erſt kürzlich die bekannten Phenomena dieſer Eigenſchafft, hernach erzählt er die Meinungen der Philoſophen hierüber und zeiget ihre Unrichtigkeit, doch ohne ſelbſt eine neue vorzutragen, und ſo verfähret er bey verſchiedenen andern Materien. In Sachen, die noch ungewiß ſind, iſt es ſchon viel wenn man weiß, was andre davon gehalten haben, und wie viel auf ihre Erklärungen zu bauen iſt.

Die vier letzten Capitel enthalten inſonderheit in einem ſehr kurtzen und deutlichen Vortrag das meiſte, was Boerhave und andre Chymici, ingleichen der berühmte Hales, über die Lufft, das Feuer und das Waſſer entdeckt haben, und man wird kaum in einem Werk von dieſer Größe eine ſolche Menge von Beobachtungen und Anmerkungen antreffen.

Zukünftigen Mittwoch wird der Anhang zum Monat Junius, ausgegeben.

Anhang
zu den
Critiſchen Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit
Vom Monat Junius 1750.

Berlin. Les Avantages des beaux Arts, Epitre à M. N***, &c. par Mr. *d'Arnaud.* 1750. 4½ Bogen.

II. Discours de M. *d'Arnaud* prononcé à ſa Reception à L'Academie Royale des ſciences & belles lettres. 1 Bogen in 4.

Einige Franz. Kunſtrichter ſagen, daß der Verfaſſer in dem poetiſchen Briefe ſich oft führen laſſe, wohin der Reim ihn führen will; und einige Deutſche ſagen, daß er nicht ſparſam genug mit der Gelehrſamkeit umgehe, die man in den Acerris philologicis, oder in den Amuſemens Philologiques findet. Wir wollen uns bey dieſem Urtheil nicht aufhalten, ſondern durch folgenden Auszug den Inhalt, die Art ſeine Materie zu lenken und auch bisweilen die Poeſie des Styls unſern Leſern ſelbſt zu beurtheilen geben.

Das Römiſche Reich war vor den ſchönen Wiſſenſchaften barbariſch. Die Gothen machten den Wiſſenſchaften ein Ende. Auch aus Conſtantinopel werden ſie endlich verjagt: Griechenland iſt nicht mehr durch Künſte berühmt. Auch Italien iſt gefallen und unter Leo wieder empor gekommen und hernach wieder gefallen. — Frankreich nimm dich in acht, daß ſie nicht auch in dir untergehen! — Preuſſen nimmt ſie auf. — Laßt uns ihre ſchönſten Würkungen vor Augen legen: das kluge Athen hielt gegen den Xerxes aus und war berühmter als Perſien und die ganze Welt: da hingegen die Unwiſſenheit macht, daß mancher Wilde das Fleiſch ſeines Vaters ißt und das Blut ſeiner Mutter trinkt, daß er ſich Götter von Thon und Metall macht und einen Hauffen Opfer ſchlachtet. Auch die einfältige Aſtrologie kommt von ihr. — Doch mein Pinſel ſoll ſich dabey nicht länger aufhalten. Welchen Vortheil bringen denn die ſchönen Künſte? Sie machen gehorſame Unterthanen, fromme aber nicht abergläubiſche Leute ꝛc. — Brutus brachte den Cäſar um aus Liebe zum Vaterlande, aus dieſem gräulichen Vorurtheil, dem unreinen Reſt desjenigen Giftes, wovon ſich die Römer noch nicht reinigen konten: aber Auguſt brachte die Künſte in Aufnahme, ob ſie gleich unter ſeinem unwürdigen Nachfolger Tiber wiederum ſielen. „Ein kluger König ſucht in Künſten und an Macht groß zu ſeyn. — Dahingegen Omar, der die Bibliothec des Ptolomäus verbrannte und Apries der allein Pyramiden baute, kein Lob verdienen. — Die Chineſer halten mit Recht ihren Confucius höher als den Kayſer der die groſſe Mauer gegen die Tartern aufrichtete, worüber die Tartern dennoch geſtiegen ſind. — Durch den unwiſſenden Krieg ward Archimedes ein Schlachtopfer: welches einem ſchlechten Soldaten nicht ſo ſehr zu verdencken iſt, allein ſeine Herren ſolten die Wiſſenſchaften billig hoch achten. Denn dieſe waren es, die den Triumph der Römiſchen Kayſer erſt vollſtändig machten. Sie erwarben dem Antonin und Marc Aurel einen groſſen Nachruhm. — Auch der göttliche Salomo iſt durch ſie groß. — Carl der XII. war ein bloſſer Soldat; aber der Czaar Petrus wird ein Muſter unter den Regenten. Den König Ludewig den XIV. haben die groſſen Köpfe Baile, Paſcal, Boileau, Corneille, ſo berühmt gemacht als Luxenburg, Turenne ꝛc. — Ohne dieſe Kunſt wäre Achilles und Aeneas nicht groß noch auch die Kriegshelden und der Held des Taſſo und Heinrich der IV. — Ein Corneille und Rouſſeau wird durch ſich ſelbſt groß, ohne Hülfe der Ahnen ꝛc. Ein ſolcher iſt dem niederträchtigen Adel weit vorzuziehen, er ſcheint wie ein Monarch, ein König, mehr als ein Menſch, ein GOtt ſelber. Unter den berühmten Nahmen ſeiner Generale zählt Athen auch ſeinen Demoſthenes. Rom hat den Helden und den Gelehrten Tempel errichtet. London ehrt die Popen, die Newtone, eben ſowol als die Eduarde und Wilhelme. — Alexander legte in die koſtbare Kiſte des Darius den Homer. Paul Aemil hielt nicht von den Büchern als von den Schätzen des überwundenen Perſeus. Auguſt hat die ſchönen Wiſſenſchaften zu ſich auf den Thron geſetzt. Friedrich verſchwendet ſeine Wolthaten an groſſe Talente: der tiefdenckende Maupertuis erleuchtet aus dem Schooſſe ſeines Pallaſtes Deutſchland und trägt das Licht der Philoſophie bis in ſein Vaterland: Unterdeſſen Algarotti ſie mit Blumen ſchmückt und dem weiſen Newton ſeine glänzenden Farben leiht, und d'Argens ſie in ſeinen Schriften bekannt, welche ein ewiges Denckmal einer unerſchöpflichen Feder ſind. Ich ſelbſt, deſſen Muſe noch in der Wiege iſt, finde in Friedrich meinen Auguſt.

Hierauf folgt wiederum ein kurtzer Ausbruch in das Lob der ſchönen Wiſſenſchaften, die des Fontenelle hohes Alter noch ſchmücken, die den Ovid tröſteten und dem Cicero die Einſamkeit zu Tuſculum verſüſſeten, die den Socrates eines Tempels würdig machten, die den Scipio in den Krieg begleiteten, desgleichen den Lucullus und auch den Frantzöſiſchen Prinzen Conde. Der Schluß dieſer Verſe iſt: Kurz, ich kan es nicht genug ausdrücken und wiederhohlen; ein Hertz worinn die ſchönen Künſte ihr Licht ausbreiten, empfindet, ſchmeckt und fühlt die zarte Menſchlichkeit deſto beſſer.

Von der Academiſchen Rede wollen wir nichts anführen, weil der Ton und Inhalt ſolcher Reden ſchon bekannt iſt.

Copenhagen. Herrn Ludewig, Freyherrn von Holbergs vermiſchte Briefe. Zweyter Theil. 1750. 166 Blat. in 8.

Der Inhalt dieſer Briefe iſt verſchieden: Oft iſt es ein theologiſcher oder philoſophiſcher Satz, ein politiſches Blatt, eine moraliſche Frage, eine neue Begebenheit worüber der Verfaſſer ſeine Betrachtungen anſtellt.

Ein

Sind einige Sachen nicht wichtig genug darüber weitläuftig zu ſeyn: ſo muß man bedenken, daß derjenige der viel ſchreiben will, nichts auslaſſen kan. Er will vielleicht keine Meiſterſtücke machen, aber er will den Haufen der Leſer angenehm unterhalten, und dieſes geſchicht durch ſeine vielfache Beleſenheit, durch ſeine gute und natürliche Schreibart und auch durch einige Scherze, die nicht immer von ſchlechtem Geſchmacke ſind.

Chemnitz. Deutſche Briefe abgefaſſt von K. *Je veux un lecteur equitable.* 1749. 18 Bogen in 8.

Dieſe Briefe ſind eigentlich freundſchaftliche Briefe und gehören zu den Werken des Geiſtes. Sie ſind theils proſaiſch, theils poetiſch und wenn die franzöſiſche Ueberſchrift ſagen will: daß man bedenken müſſe, der Verfaſſer ſchreibe an gute Freunde, die wegen ſeiner andern guten Eigenſchaften, auch an ſeiner Poeſie ein Gefallen haben und einen flüchtig geſchriebenen Brief allemahl für gut halten, weil er von der Hand ihres Freundes kommt: ſo haben wir nichts dawider zu erinnern.

Hanover und Göttingen. Thomas Stakhouſe ꝛc. Vertheidigung der Chriſtlichen Religion wider die Einwürffe der Ungläubigen. Aus dem Engliſchen überſetzt von G. Chr. Lencker, Pred zu Scharnebek. Erſter Theil. 1½ Alph. in 8.

Dieſes Werk hat, ſowol in Engeland, wo es ſchon ſeit 1731. bekannt iſt, als auch auswärts nachdem es ins Franzöſiſche überſetzt worden, viel Beyfall gefunden. Der Verfaſſer ſucht darinn die Einwürffe der Ungläubigen wider die Chriſtliche Religion zu entkräften, und die Schwierigkeiten, die ſich an verſchiedenen Orten zeigen, zu heben. Dieſer erſte Theil enthält eigentlich nur die Unterſuchung und Beantwortung der Einwürffe, die man wider die Glaubwürdigkeit der Schriften des Neuen Teſtaments macht. Dieſes iſt freylich die Hauptſache. Denn wenn die Geſchichte von JEſu, ſeinen Wundern und ſeinem Tode verdächtig ſeyn ſollte, ſo käme der ganze Glaube in Verdacht einer Schwärmerey.

Wahrheit liebende und vernünftige Zweifler laſſen ſich kaum einfallen, daß die Schriften des N. Teſtaments untergeſchoben ſeyn. Die Beweiſe ihres ächten Urſprungs ſind zu offenbar. Hr. Stakhouſe aber, hat doch gut gefunden alle Zweifel, die man dagegen haben könnte, anzuführen, und fängt damit ſein Werk an. Man darf ſie nur leſen, um vollkommen überzeuget zu werden, daß man ohne Ungereimtheit dieſe Schriften nicht kan für untergeſchoben halten. Wenn aber dies einmal ausgemacht iſt, ſo entſtehet eine andre Frage, die die Glaubwürdigkeit der Verfaſſer betrift. Iſt denn auch alles wahr, was ein Mattheus oder Lucas geſchrieben hat? Es könnten zweyerley Zweifel wider ihre Glaubwürdigkeit gemacht werden. Man könnte ſie für Betrüger oder für Fantaſten halten. Alle Zweifel, die jemals hierüber gemacht worden, werden hier unterſucht. Man darf die Evangeliſchen Schriften nur unpartheyiſch leſen, oder wenn dieſes noch nicht genug iſt, die Anmerkungen unzähliger Verfaſſer, die Hr. Stakhouſe und ſein Ueberſetzer häufig anführen, erwegen, ſo kan man dem Verdachte eines Betruges von Seiten der Evangel. Scribenten keinen Platz mehr geben. Alles, was jemahlen zu einer vollkommenen Aufrichtigkeit iſt erfordert worden, zeiget ſich bey ihnen. Alſo bliebe noch der Zweifel übrig, daß dieſe ehrlichen Männer Fantaſten geweſen, wie die, welche Mahomeds Wunder geglaubt, oder die, welche ſich als Augenzeugen der Wunder eines Abbé Paris ausgegeben haben. Man hat tauſenderley Gründe vorgebracht um den Evangel. Scribenten dieſen Flecken anzuhängen. Man giebt ſie für leichtgläubig aus und führet zum Beweiſe, deſſen ſo viel unglaubliche Dinge an: die ſie als würklich geſchehene Dinge in einem gewiſſen Thon der Einfalt erzählen: man beruft ſich auf ihre Citationen aus den Propheten, die man mit Haaren herbeygezogen glaubt u. d. gl. Der Verfaſſer unterſucht alle dieſe Einwürfe, und beantwortet ſie bald philoſophiſch, bald aus hiſtoriſchen und critiſchen Anecdoten. Er handelt inſonderheit weitläuftig von der Ausführung der alten Weiſſagungen und von einigen Wunderwerken, denen man die Glaubwürdigkeit abgeſprochen hat, dergleichen ſind, die Heilung des Blindgebohrnen, die Wunder des Teichs Bethesda, die Verfluchung des Feigenbaums ꝛc. Er vergißt aber dabey auch die allgemeinen Erinnerungen gegen dieſe Einwürffe nicht, dergleichen ſind, daß die Erzählungen der Apoſtel von den Wundern JEſu zu ihrer Zeit, weder von Juden noch von Heiden einer Falſchheit beſchuldiget worden, u. d. gl.

Dieſes ſind alſo die Hauptmaterien, die in dieſem erſten Theil abgehandelt werden. Man findet hier beynahe alles zuſammen vereiniget, was ſonſt einzeln über dieſe Sachen geſagt worden, inſonderheit, nachdem der Ueberſetzer in den Anmerkungen noch vieles nachgeholet, was der Verf. übergangen hat.

Tübingen. *Iſraelis Gottlieb Cantzii*, Meditationes philoſophicæ, quibus variæ ſcientiarum difficultates expenduntur. Bey Cotta. 5½ Alphab. in 4.

Es iſt ſeit dreyßig Jahren her über die Leibnitziſchen und Wolfiſchen Sätze der Metaphyſic ſo viel geſchrieben und geſtritten worden, daß man dencken ſollte, es bliebe zur Erläuterung oder Beſtätigung derſelben nichts mehr übrig. Indeſſen liefert uns der berühmte Verfaſſer gegenwärtigen Werks ſehr weitläuftige Unterſuchungen und Erläuterungen über dieſe Materien. Es ſcheinet, als wenn er ſich vorgenommen, keine Schwierigkeit unaufgelöſt und keine Einwendung unbeantwortet zu laſſen. Er durchgeht alle metaphyſiſchen Diſciplinen: die Ontologie, die natürliche Theologie, die Coſmologie, die Pſychologie. Bey jeder Materie ſetzet er erſt ſeine Meinung, die mit den Leibnitziſchen und Wolfiſchen Sätzen übereinkommt, feſt, hernach beantwortet er alle Schwierigkeiten und Einwürffe, die dagegen gemacht worden, und bringt auch andre Meinungen vor, die er widerlegt. Man kann alſo dieſes Werk für ein vollſtändiges Corpus oder Repertorium metaphyſicum halten, weil ſchwerlich jemals etwas wichtiges über dieſe Materien vorgebracht worden, das der Verfaſſer hier nicht angeführt, oder berühret hat. Wir zweifeln aber daß eine einzige Streitfrage ſo entſchieden ſey, daß man nun aufhören wird darüber zu ſtreiten.

Frankfurt an der Oder. *Pauli Ernesti Jablonski* &c. Pantheon Ægyptiorum, ſive de Diis eorum commentarius. Pars I. 20 Bogen in groß 8.

Die Religion und der Götzendienſt der alten Egyptier iſt heute zu Tage ein Räthſel. Auf der einen Seite iſt bekannt, daß dieſe Nation von den älteſten Zeiten her in Künſten, Wiſſenſchaften, Policey und Lebensart, alle heidniſchen Völker übertroffen haben. Auch zu der Zeit, da es die Griechen in der Philoſophie und den ſchönen Künſten ſchon ſehr weit gebracht hatten, trifen die beſten Köpfe nach Egypten um ſich noch vollkommener zu machen. Auf der andern Seite hingegen hören wir von den alten Scribenten, daß die Egyptier eine unzählbahre Menge Götter verehret, und daß die verächtlichſten Dinge, Hunde, Katzen, Krocodile, ja ſo gar lebloſe Geſchöpfe, Pflanzen und Kräuter von ihnen göttliche Ehre genoſſen, Tempel und Prieſter gehabt haben. Wie ſoll man ein ſolches Betragen mit der groſſen Weisheit einer Nation reimen? Wie kan man noch ſagen, daß die Philoſophie und Erkenntniß den Aberglauben vertreibe? Verſchiedene Gelehrte haben ſich Mühe gegeben, den Gottesdienſt der Egyptier auf einer günſtigern Seite vorzuſtellen und ihn ganz ſymboliſch zu erklären. Einige wollen ſo gar eine hohe Weisheit in dieſem Götzendienſt finden. Der Hr D. Jablonsky beſitzt alle Gelehrſamkeit, die zur Erläuterung einer ſo verworrenen Sache nöthig iſt, und die Kenntniß der heutigen Coptiſchen Sprache, welche ein Ueberbleibſel der alten Egyptiſchen iſt, hat ihm in ſeinen Unterſuchungen gute Dienſte geleiſtet.

Seine Meinung iſt, daß die Egyptier ein allmächtiges unſichtbares und allgegenwärtiges Weſen erkannt haben, welches durch Vermittlung der Sonne und der Planeten die Welt regiere. Dieſem Weſen, welches ſie Phthas oder auch Neitha nennten, und dem ſie eine feurige Natur zueigneten, (daher die Griechen geglaubt haben, es ſey ihr Vulcanus) dieſem ſchrieben ſie alles Gute und alles Böſe zu, das in der Welt geſchieht. In Abſicht auf das Gute, nennten ſie es Cneph und in Abſicht auf das Uebel Tithrambo, welche Benennung die Griechen durch den Namen Hecate geben. Dieſe oberſte Gottheit aber war nicht durchgehends bekannt, die Philoſophen und Prieſter dieneten ihr faſt ganz allein, da das Volk ſich beynahe ganz an die ſichtbaren Götter hielt. Dieſes waren nemlich diejenigen, welche nach der Meinung der Philoſophen die Welt unter dem oberſten Geiſt beherrſchten. Die Vornehmſten dieſer ſichtbaren Gottheiten waren Oſiris, oder die Sonne, und Iſis, oder der Mond. Der Verfaſſer hält dafür, daß der Namen Oſiris erſt lange Zeit nachdem Auszuge der Iſraeliten aus Egypten aufgekommen ſey. Dieſes Wort leitet er von dem Egyptiſchen Ouſch, Zeit, und Iri, machen, her, daß alſo Oſiris ſo viel bedeutet, als den Urheber der Zeit. Hierauf zeiget er, daß die Egyptier dafür gehalten, daß die Sonne, während ihres jährlichen Umlaufs ihre Geſtalt oft verändere, daher nennten ſie dieſelbe noch mit verſchiedenen andern Nahmen, deren jeder ſeine beſondere Beziehung hatte. Amun, oder Ammon, welches die Griechen für den Jupiter der Egyptier gehalten, war die Sonne in dem Zeichen des Widders, daher dieſer Amun in Theben, wo ſein Hauptſitz war, unter dem Bilde eines Widders verehrt worden. Mit den Amun hatte ein anderer GOtt, Som den die Griechen den Herculem der Egyptier genannt haben, viel Aehnlichkeit, und war auch nichts anders als die Sonne, zu einer gewiſſen Zeit des Jahres. Der V. hat gleiche Gedanken von dem Horus, dem Apollo der Egyptier. Eben ſo erkläret er auch die Namen Serapis, Harpocrates und Mendetes, welche er alle für verſchiedene Benennungen der Sonne hält, die ſich auf ihre verſchiedene Würkungen beziehen.

Dieſes ſind alle Götter, die in dieſem erſten Theil erkläret werden. Der Hr. Verfaſſer verſpricht in dem zweyten Bande von den übrigen Götter zu handeln, und zugleich eine Abhandlung von der Religion und Theologie dieſer Nation überhaupt machen. Wir müſſen hiebey noch erinnern, daß er bey jedem Capitel, alle Meinungen von den Göttern, davon er handelt, ſorgfältig unterſucht und nach Beſchaffenheit der Sache widerlegt. Er führet auch allemahl die Genealogien und Fabeln der Egyptier an und ſucht ſie aus ſeinen Erklärungen zu erläutern, ſo daß dieſes Werk für eine vollſtändige Abhandlung von den Göttern der Egyptier kan gehalten werden. Der zweyte Theil ſoll künftige Herbſt-Meſſe erſcheinen.

Halle. Johann Melchior Gözens, Predigers an der Steph. Kirche in Aſchersleben, Prüfung einiger Stellen aus dem bekannten Buche: Les Mœurs oder die Sitten. 1752.

Panage oder vielmehr Touſſaint iſt ein wahrer Sittenmahler. Er trägt ſeine Moralen nicht bloß in Regeln vor, ſondern läßt uns in Charaktern die Tugend liebgewinnen und das Laſter verabſcheuen. Seine Lehren ſind nicht bloß philoſophiſch ſtark, daß wir davon überzeuget werden, aber dabey ungerührt bleiben. Sie gefallen auch in ihrer ſchönen Einkleidung und ſind mit Empfindungen vorgetragen, die den nächſten Weg zu unſerm Herzen nehmen.

Nachdem er vorher die falſchen Begriffe anderer von GOtt entdecket, ſo ſagt er: Ein ſolcher GOtt iſt nicht mein GOtt; der meinige hat die ganze Welt erſchaffen, er hat mich aus nichts hervorgezogen: alle die Vortheile, deren ich am Leib, am Geiſt und am Gemüthe genieſſe, kommen von ihm; er wachet für meine Erhaltung und wird für meine Glückſeligkeit zu ſorgen wiſſen. Für ſeine Güte bin ich ihm Liebe, für ſeine Wolthaten Erkenntlichkeit und gegen ſeine Majeſtät Demuth und Verehrung ſchuldig.

Der innerliche Gottesdienſt, heißt es, hat ſeinen Siz in der Seele und iſt der einzige, der GOtt ehrt. Er iſt auf die Bewunderung, die die Idee ſeiner unendlichen Gröſſe in uns erreget, ſo wie auf die Empfindung ſeiner Wolthaten und auf die Ueberzeugung von ſeiner Oberherrſchaft gegründet. Ein Herz, das von dieſen Gedanken erfüllet iſt, ſucht ihm ſolche durch eine entzückte Verwunderung, durch Ausbrüche ſeiner Liebe und durch Bezeugungen ſeiner Erkenntlichkeit und ſeines Gehorſams auszudrücken. Dieß iſt die Sprache des Herzens, dieß ſind ſeine Lobgeſänge, ſeine Gebethe und ſeine Opfer; dieß iſt der Gottesdienſt, deſſen es fähig, und der allein der göttlichen Majeſtät würdig iſt.

Die Tugend iſt ihm ſo liebenswürdig, als GOtt ſelbſt, der man ſich zu Füſſen werfen und die man anbethen würde wenn ſie eine Perſon wäre, und die es in den Augen desjenigen Sterblichen ſeyn würde, dem ſich GOtt ſichtbar machte, der das einzige Weſen iſt, in dem ſie in ihrer ganzen Schönheit iſt.

Wo er von der Herrſchaft über die Leidenſchaften redet, finden wir folgendes ſehr treflich: Wo jemals ein Gegenſtand geweſen, der der zärtlichſten Ergebenheit würdig, ſo iſt es vor allen die liebenswürdige M... Ich habe nicht nöthig gehabt, ſie lange zu prüfen, um ſie verehrungswehrt zu finden. Ein Herz, das weniger auf ſeiner Hut, und eben ſo gut Kenner iſt, als das meinige, würde ſich beym erſten Anblick ergeben haben. Alles vereinigte ſich zu meiner Niederlage; die Schönheit ihrer Geſichtsbildung, die Majeſtät ihrer Gebehrden, die Annehmlichkeiten ihrer ganzen Perſon, der Verſtand, der aus ihren Augen leuchtete, die Scharfſinnigkeit, die alle ihre Reden zierte. Ich hielt mich inzwiſchen gut gegen alle dieſe Reizungen zuſammen, allein, ich war nicht vermögend, auf die Länge tauſend andern annehmlichen und noch weit unſchätzbareren Eigenſchaften zu widerſtehen, deren zahlreiche Verbindung von Tage zu Tage mein Erſtaunen und meine

[illegible]

Bewunderung vermehrte. Ein Herz, das für Freundſchaft offen, wohlthätig, edel und groſsmüthig, frey ohne Unbeſcheidenheit, aufrichtig ohne Unbeſonnenheit; ein Gemüthe, das lebhaft und munter, aber allzeit vernünftig und vorſichtig; edle und groſſe Gedanken ohne Stolz und Pralerey; ein auserleſener Geſchmack und Fähigkeit in einer demüthigen Sittſamkeit eingekleidet, Tugend ohne Scheinheiligkeit; Gottesfurcht ohne Aberglauben; So viele Vollkommenheiten ſchienen mir zureichend die Liebe zu rechtfertigen, die mich entzündete. Und obgleich diejenige, die ſie erreget, anderwerts durch ein unauflösliches Band verbunden iſt und mir niemals einige Gegenliebe bewilligen können, ſo hielt ich zwar meine Flamme für unglücklich, ſie ſchien mir aber gleichwol nicht ſtrafbar; ich erlaubte ihr über mein Herz zu herrſchen, jedoch ohne ſeine Ruhe zu ſtöhren. Und ſo lieb mir auch die M.. iſt, ſo würde ich dennoch, falls meine Leidenſchaft ungehorſam werden, die ihr beſtimmten Schrancken überſchreiten und Begierden zu formiren ſich unterſtehen wollte, nicht erwarten, daß die Beleidigte meine Abſichten durch einige Ausſchweifungen kennen lernte und ſich ſelbſt Recht ſchaffte; ſondern ich würde mein geheimes Verbrechen ſelbſt unverſöhnlich rächen und mich aus ihrer Gegenwart verbannen; ich würde in meinem Herzen mit ihr in der Tugend mich um die Wette üben und durch eine ungeſäumte Ueberwindung ihr den unangenehmen Vortheil rauben mir zuvorzukommen. Die Liebe, die ich empfinde, verurſacht mir keine Reue. Sie würde es aber thun, wenn ſie zu kühn würde; allein ſie iſt zu rein, um es jemals zu werden.

Die Menſchenliebe, heißt es an einem Ort, iſt in Anſehung der andern geſellſchaftlichen Tugenden das, was bey einer Schilderey die erſte Grundfarbe iſt, womit ein Mahler ein Tuch bedeckt, bevor er darauf zeichnet und welches man gründen nennt. Es iſt eine glatte Tafel, worauf die unterſchiedenen Arten von Liebe, von Verbindungen und von Freundſchaften entworfen ſind. Wer keine Menſchenliebe hat, wird ein böſer Vater, ein böſer Sohn, ein böſer Ehemann und ein böſer Freund ſeyn.

Er iſt ein ſo groſſer Freund der Wahrhaftigkeit, daß er auch denjenigen nicht einmal etwas ſagen möchte, den ſein Vortheil veranlaſſen könnte, zu lügen.

Er iſt ein ſo zärtlicher Moraliſt, daß er auch beym Scherzen die möglichſte Behutſamkeit will beobachtet wiſſen. Er ſagt davon: Ich verbiethe nicht zu ſcherzen; der Umgang würde gar zu unſchmackhaft werden, und Thorheit und Laſter allzuviel Freyheit bekommen. Der Scherz iſt ein Salz das angenehm iſt, ſo lange die rechte Maaſſe in Acht genommen wird; es wird aber ſcharf und widrig, wenn man es verſchwendet. Scherzet, wenn ihr dazu Neigung habt, aber ſcherzet mit Klugheit; verſchonet diejenigen, deren Verſtand und Alter über euch iſt; es iſt eine unerträgliche Unverſchämtheit, einen Mann mit greiſen Haaren, einen Vater, einen Herrn, eine obrigkeitliche Perſon aufzuziehen. Verſchonet auch deren, die unter euch ſind, wo ihr kein Recht über ſie habt, um ihnen einzureden; denn weil ſie eine gewiſſe Art von Blödigkeit und Ehrfurcht für euch haben müſſen ſo dürfen ſie ſich gegen euch nicht wehren; und das iſt mit allzuvielem Vortheil angreiffen; das heißt, auf einen nakten und unbewafneten Menſchen Feuer geben, oder ein Kind zu boden werfen. Soll ein Scherz behutſam ſeyn, ſo muß er auf nichts, als leichte Fehler, oder ſolche, die wenigſtens dafür gehalten werden, gehen, u. nur ſolche kleine Schwachheiten zum Vorwurfe haben deren Ueberzeugung keine Unehre oder Schande macht oder der Eigenliebe allzuempfindlich ſchmerzet.

Die Sprache im Umgange ſoll beſcheiden und alle Zoten, alle unverſchämte Erzehlungen, alle ſchändliche Zweydeutigkeiten ſollen daraus verbannet ſeyn. Von dieſer Sprache heißt es: Sie wird nur in guter Geſellſchaft geſprochen, und was hierunter zu verſtehen ſey, wird folgendermaſſen beſchrieben: Verbannet zuerſt daraus alle grobe und ungeſittete und alle Leute, die weder Manieren, noch Empfindung, noch Geſchmack haben; Hernechſt entfernet alle ſcheinheilige und närriſchgezwungene Weiber, alle Pedanten und, kleine Herren; was alsdann noch übrig bleibt, daraus läſſet ſich gute Geſellſchaft machen. Dies giebt Geſellſchaften von rechtſchaffenen Leuten, die von gefälliger und geſelliger Gemüthsbeſchaffenheit ſind und bey denen die Tugend, gute Ordnung und der Wohlſtand jederzeit in Ehren gehalten werden. Darinn wird man ein gemeinſchaftliches Magazin von Munterkeit, Verſtand und Frölichkeit antreffen, wozu ein jeder das Seinige beyträgt. Die Freyheit wird darinn ihren Platz haben, der Muthwille aber wird ausgeſchloſſen ſeyn; man wird das Vergnügen zulaſſen, aber ohne die Tugend zu vertreiben.

Von der Freundſchaft leſen wir bey ihm folgendes: Die erſte Regel bey der Freundſchaft iſt, daß man nicht lieben müſſe, ohne zu kennen; und die andere, daß man ſeine Freunde nicht anders als aus der Claſſe braver und rechtſchaffener Leute ausſuchen müſſe. Iſt man verſichert, daß unſer Freund den unſchätzbaren Freundesnahmen verdiene, ſo muß man mit ihm Gemeinſchaft der Neigungen, des Geſchmacks, der Vergnügungen und ſeiner Angelegenheiten machen. „Die Freundſchaft iſt eine geiſtige Ehe, welche unter zwo Seelen eine unumſchränkte Gemeinſchaft und eine vollkommene Ubereinſtimmung errichtet. Ihre Eigenthümer ſind Vertraulichkeit und Gemeinheit. Der Beutel und das Herz müſſen einem Freunde ohne Unterſcheid offen ſtehen. Es giebt keinen Fall, da man ihm ſolche verſchlieſſen darf, als den, dadurch man berechtiget iſt, ihn nicht länger als Freund anzuſehen. Hütet euch, einen ungetreuen Freund zu haſſen. Ziehet eure Freundſchaft von ihm, das iſt alle Rache, die euch erlaubt iſt zu üben. Auf dem vorigen Fuß, als Freund mit ihm zu leben, das wäre eine Thorheit: allein es wäre ein Laſter, ihn zu haſſen. Er höret deswegen nicht auf ein Menſch zu ſeyn, weil er euch beleidiget hat und es iſt kein Menſch, den ihr zu haſſen Erlaubniß habt. Hätte der Tod ihn eine Stunde vor ſeiner begangenen Untreue weggenommen, ſo würdet ihr ſeinen Verluſt beweinet haben; ihr verlieret ihn durch ſein übeles Betragen, ſo beklaget ihn deswegen, aber haſſet ihn nicht. — Welch ein angenehmer Streit, welche edle Eiferſucht, wenn zween Freunde ſich den ſo ſchönen Vortheil beneiden, einer dem andern durch eine Wohlthat zuvor zu kommen! Man kann in der That ohne Beſchämung die Hülfe einer freundſchaftlichen Hand annehmen und es wäre vielmehr ein nachtheiliger Zweifel für die Großmuth des Wohlthäters, wenn man darüber erröthen wolte; Man muß aber geſtehen, daß die Rolle des letztern verdiene beneidet zu werden. Es iſt ſchmeichelhaft, einen Beweiß der Freundſchaft zu erhalten, aber doch weit mehr, ihn zu geben.

Wir müſſen abbrechen, weil wir das ganze Buch hieher ſetzen müſten, wenn wir in dieſem Tone fortfahren wolten. Von dieſem Verf. wird in gegenwärtiger Prüfung geſagt: „Seine Gedanken wären einem Luftfeuer ähnlich, welches plötzlich entſtehet allein auch eben ſo plötzlich wieder verſchwindet, wenn man daſſelbe genau betrachten will und uns in Nacht und Finſterniß zurückläßt; Sein Buch werde durch Schandflecke verſtecket, die nothwendig allen Leſern, welche für die Sitten eine wahre Ehrfurcht haben, einen Abſcheu vor denſelben einflößen müſſen; er könne den Vorwurf der Unwiſſenheit unmöglich von ſich abweltzen und den Ruhm, daß er als ein wahrer Philoſoph geſchrieben, nimmermehr behaupten; Er verkaufe ungereimte Erdichtungen für Wahrheiten und wolle ſeine Leſer von Dingen unterrichten, die er ſelbſt kaum halb eingeſehen; er habe viele dunkele und unbeſtimmte Ausdrücke, Widerſprüche, Sätze, welche der Religion zu nahe treten, falſche und auf betriegliche Grundſätze gebauete Schlüſſe, matte und elende Troſtgründe und leere nichtsbedeutende Worte, gebrauchet.“

Dieſe Nachrichten ſind alle Freytage in Berlin in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung und auf allen Poſt-Aemtern zu bekommen.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.
Freytags, den 10. Julii 1750.
No. XXVIII.
(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchaften.)

Leipzig.

Bey Gleditſch iſt herausgekommen: *Chriſt. Frid. Borneri de doctis hominibus Græcis, litterarum græcarum in Italia reſtauratoribus liber.* 15 Bogen med. 8.

Es iſt eine ſehr angenehme Beſchäfftigung des Geiſtes, den Urſprung und Fortgang der Wiſſenſchaften bey den verſchiedenen Nationen die dieſer Wolthat des Himmels genoſſen haben, nachzuſpühren. Gleichwie alle Nationen von einer einzigen abſtammen, die ihren Sitz im Orient gehabt, ſo kommen auch die Wiſſenſchaften, ſo weit ſie ſich bis auf unſre Zeiten ausgebreitet, meiſt von einer Nation her. Die alten Chaldäer ſind, ſo viel wir wiſſen, die erſten Weltweiſen und Gelehrte geweſen. Von ihnen empfiengen die Egyptier die Anfänge der Wiſſenſchaften, die ſie ſelbſt aber weiter trieben. Nach den Egyptiern ſchwangen ſich die verſchiedenen Griechiſchen Nationen aus der Unwiſſenheit; ſie hatten ihre vornehmſte Erkenntniß den Egyptiern zu danken, ihr eigener bewundrungswürdiger Fleiß aber brachte dieſelbe bald zu einem ſolchen Grade der Vollkommenheit, daß ſie alle ihre Lehrmeiſter übertraffen. Mit den Griechen kamen auch ihre Künſte und Wiſſenſchaften nach Italien herüber. Die Römer waren ihre Schüler, die es aber kaum ſo weit gebracht haben, als die Griechen. Obgleich zu der Zeit, als das alte Rom im höchſten Flor der Wiſſenſchaften ſtand, ſeine Herrſchafft ſich beynahe über ganz Europa erſtreckte, ſo blieben doch die Wiſſenſchaften in Italien, gleichſam eingeſchloſſen. Es kamen von dieſem Licht nur wenige Strahlen in die nördlichen und abendländiſchen Theile Europens. Mit dem Verfall des Römiſchen Reichs, giengen auch die Wiſſenſchaften beynahe in ganz Europa zu Grunde. Eine allgemeine Barbarey bemächtigte ſich aller Länder. Erſt einige Jahrhunderte nach dem Verfall des Römiſchen Reichs hatte man hier und da in dem abendländiſchen Europa wieder etwas von den Wiſſenſchaften der alten Griechen, durch Hülffe der Araber und Saracenen bekommen. Allein die Unwiſſenheit blieb, bis Italien zum andern mal aus Griechenland erleuchtet wurde. Dieſes geſchah hauptſächlich im vierzehnten Jahrhundert. Die Wiſſenſchaften hatten ſich in dem Griechiſchen Reich noch einigermaſſen erhalten. Es waren daſelbſt verſchiedene Gelehrte, welche die Schrifften der Alten aufbehielten. In der allgemeinen Verwüſtung, welche die Türken durch das Griechiſche Reich anrichteten flüchteten einige dieſer Gelehrten nach Italien, und nach dem die Türken Conſtantinopel 1453. erobert hatten, begann die Klarheit wieder in Italien einzubrechen.

Diejenigen Griechiſchen Gelehrten, welche Italien wieder zu erleuchten anfiengen, verdienen alſo eine beſondere Aufmerkſamkeit in der Hiſtorie der Wiſſenſchaften. Der Hr. Verf. liefert uns in dem angezeigten Werk die Lebensbeſchreibungen von zwölf ſolchen berühmten Männern. Dieſe Bemühung dünkt uns ſo wenig überflüßig oder unangenehm, daß wir dafür halten, der Hr. Verf. hätte eben nicht nöthig gehabt in der Vorrede ſich deßwegen zu entſchuldigen und gegen den Tadel derjenigen, die ſolche Bemühungen verachten, im Voraus zuvertheidigen. Die zwölf Männer deren Leben und Schriften uns hier vorgelegt werden, ſind folgende: Manuel Chryſoloras, der Card. Beſſarion, Georg von Trapezunt, Theod. Gaza, Joh. Argyropulus, Michael Apoſtolius, Andronichus Calliſtus, Conſtant. Laſcaris, Demetr. Chalcondyles, Georg Hermonymus, Janus Laſcaris, Marcus Muſurus. Der erſte, nemlich Cryſoloras, wird durchgehends für den erſten gehalten, der in Italien die griechiſche Sprache und die griechiſchen Wiſſenſchaften wieder hergeſtellt. Er war von römiſcher Herkunft, und ſeine Voreltern zogen mit Conſtantino dem Groſſen nach Conſtantinopel. Der griechiſche Kayſer Johannes Palæologus ſchickte ihn als Geſandten an die Europäiſchen Höfe, um ſie gegen die Türken zu Hülffe zu rufen. Nachdem er dieſe Geſandſchaft ausgerichtet, begab er ſich nach Italien um da in Ruhe zu leben. Er lehrte aber in Venedig auf Erſuchen des Raths, die griechiſche Sprache, (*) welches er auch hernach in Rom, Florenz und andern Orten gethan. Damahls konnte man die Menſchen nicht beſſer unterrichten, als daß man ihnen die griechiſchen Bücher bekannt und verſtändlich machte, weil das fürnehmſte der Gelehrſamkeit und der Wiſſenſchaften darin liegt. Zulezt reiſte er nach Conſtanz auf das Concilium, wo er geſtorben iſt. Man hat von ſeinen Schriften nichts als eine griechiſche Grammatik, die etliche mahl gedrukt worden, und eine kleine theologiſche Schrift: de Proceſſione Sp. Sancti, ſonſt aber werden hier und da in Bibliotheken noch viele von ſeinen Briefen aufbehalten.

Der Hr. Verf führet allemahl in den beygeſezten Noten die Originalſtellen der Scribenten an, daraus er ſeine Nachrichten geſchöpfet, und in dieſen Ausführungen ſowol, als in ſeinem Text ſelber findet man eine groſſe Menge merkwürdiger und angenehmer Nachrichten. Hier und da ſind auch einige beſondre Ueberbleibſel ganz eingerückt: als des Card. Beſſarions Brief an den Rath zu Venedig, wegen der Schenkung ſeines Bücher-Vorraths u. dergl.

Wir müſſen noch anmerken, daß die meiſten dieſer Lebensbeſchreibungen ſchon vor dieſem von dem Hrn. Verf. beſonders ſind herausgegeben worden. In dieſer Sammlung aber ſind ſie mit neuen Zuſätzen vermehret worden.

(*) Dieſes will nicht nur ſagen, daß er die griechiſche Grammatic gelehret; Man war vor dieſem gewohnt, mit den Sprachen auch zugleich die Weisheit der Alten der Jugend zu erklären. Cryſoloras machte die Lehren des Socrates, Plato, Ariſtoteles und die Kunſt des Demoſthenes in Italien bekannt.

Cours de belles lettres, Tome troiſiéme Beſchluß.

Der zehnte Brief handelt von der Declamation. Die ganze Welt hat von dem Wettſtreit reden gehört, den Cicero und Roſcius mit einander hatten. Der Redner drückte einen Gedanken durch Worte aus, der Comödiant drückte ihn augenblicklich durch Geſtus aus. Der Redner veränderte die Worte mit Beybehaltung des Gedankens, der Comödiant veränderte die Geſtus und drückte den Gedanken noch einmal aus. Sehet da, zwey Mittel unſre Gedanken deutlich zu machen, Rede und Geſtus! die Pantomimen ſpielten ganze Stücke durch Geſtus. Sie hielten eine zuſammenhangende Rede, welche die Zuſchauer einige Stunden lang anhörten. Wie, wenn ſie noch den andern Theil der Declamation hinzugethan hätten, welches der Ton der Stimme iſt? Die Muſic weiß, in dieſer Sprache unendlich viel Sachen auszudrücken. Sie mahlt die Freude, die Traurigkeit, das Schmachten, die Stärke, die Schwäche, die Wildheit. Sie erhitzt uns, ſie entzückt uns, und redet nur durch bloſſe Töne. Was würde geſchehen, wenn ſie Geſtus hinzuthäte, die durch den Weg der Augen unſre Seele rühren, und Worte die den Geiſt und das Herz anfallen? — Dieſe Kunſt der Declamation, dient nicht allein den Rednern und Schauſpielern, ſondern auch denen die gute Autores leſen wollen. Die Bücher ſind nur leere Schatten ohne Blut und Leben, der Leſende muß ſie beſeelen. Er muß ihnen ſeine Stimme und Geberden leyhn. Er muß den Oedipus ſehen, wie er ſich an die Stirne ſchlägt und für Schmerzen heult. Er muß den Donner des Demoſthenes hören und ſich mit dem Cicero gegen die Clodier und Catilinen erhitzen und rund um ſich her die Zuhörer zittern ſehn. Ein Autor der ſelbſt ſchreibt, wie will er ſeinen Styl beleben, wenn er ſich nicht in ſeinem Cabinet einbildet den Himmel und die Hölle zu apoſtrophiren? woher will er Lieblichkeit, Stärke und Nachdruck bekommen, wenn er nicht wenigſtens mit halber Stimme die Töne der Natur verſucht? — Die nachdrücklichſte und reichſte Sprache bleibt in tauſend Fällen weit hinter dem Vorwurf den ſie ausdrücken will. Es giebt Dinge die ſie nur zum Theil, oder dunkel und weitſchweifig ſagt. Oft macht ſie nur einen Abriß von dem, was gemahlt oder tief eingegraben ſeyn ſollte. Ein einziges Geſchrey erſchüttert uns bis in die innerſte Seele, ein einziger Wurf des Auges ſpricht geſchwinder und beſſer als alle Reden, eine Haltung des Leibes, eine Stellung überzeugt uns und drückt tauſend Sachen aus, die wir mit Vergnügen zu erklären ſuchen. — Jede Figur der Rede hat ihre Geſtus: die Metapher, die Hyperbel, die Gradation, die Antitheſe ꝛc. — Ein gewiſſer Ton kündigt das erſte Glied an, ein anderer Ton kündigt das zweyte, das dritte Glied, und endlich ein anderer das Denique an. — Die Veränderung gefällt der menſchlichen Natur. Wenn der Acteur ewig dieſelben Bewegungen und Töne wiederhohlt: ſo mahlt ſich die Unachtſamkeit in den Augen des Zuſchauers, die Muſkeln laſſen nach, er ſchläft ein. Man muß eine Abänderung machen ſo gar wenn man einerley Sache wiederholt, dergleichen iſt das Wort: le pauvre homme! im Tartüffe. — Ein guter Acteur kan ſich aus den Gemählden des le Brun, Sueur, Pouſſin vortrefliche Lehren nehmen. Alle Figuren ſind alda Pantomimen, die deſto bewundernswürdiger ſind, weil ſie zu ihrem Ausdruck keine Reihe Geſtus haben, die ſich einander Hülfe leiſten, ſondern nur einen einzigen. In dieſen einzigen Geſtus hat man die ganze Seele des Alexanders ſchlieſſen müſſen, den gantzen Schmertz der Mutter des Darius: und er iſt faſt hinlänglich uns zu Thränen zu bringen. — Die Anſtändigkeit iſt eine vornehme Eigenſchaft des Redners. Sie lehrt ihn was ſein Vorwurf von ihm fodert, was der Ort, wo er iſt, die Verſammlung, welche ihn hört, der Gedancke, den er ausdrückt, ja was von ihm ſelbſt ſein Alter und ſein Stand fodert. — Unter allen Bewegungen iſt die anſtändigſte und beredteſte, diejenige, welche die Zuverſicht des Redners zu ſeiner guten Sache anzeigt.

Auf dieſe Briefe folgt die Abhandlung von den Lehrgedichten. Es haben ſich Menſchen gefunden die gewiſſe Erkenntniſſe und ein poetiſches Talent zugleich beſeſſen haben, dieſe haben ſich vorgenommen, in ihren Wercken zu vereinigen was in ihren Perſonen verbunden war. Daher kommen die Arbeiten und Tage des Heſiodus, die Sprüche des Theognides, die Therapevtic Nicanders, Oppians Jagd und Fiſcherey und unter den Lateinern, Lucrez, Virgil, Horaz, Lucan. Man kan die Didactiſche Poeſie überhaupt beſchreiben: die Wahrheit in Verſe gebracht; und zum Gegentheil die würckliche Poeſie: die Erdichtung in Verſe gebracht. Dieſes ſind die zwo äuſſerſten Gräntzen, zwiſchen dieſen liegt eine Menge aus Erdichtung und Wahrheit verſchiedentlich zuſammengeſetzt. — Die Didactiſche Poeſie hat ſo viel Arten, als die Wahrheit mannigfaltig iſt. Es giebt Gedichte welche Handlungen und wahre Begebenheiten erzählen, in ihrer natürlichen Ordnung, ohne die Theile nach den Regeln des Geſchmacks zu ſtellen und ohne ſich höher als zu natürlichen Urſachen zu erheben. Man kan ſie hiſtoriſche Gedichte nennen. Dergleichen ſind die funfzig Bücher des Nonnus über das Leben und die Thaten des Bacchus, die Pharſaliſche Schlacht Lucans, der Puniſche Krieg des Silius Italicus. Es ſind andere, welche in der Ausführung allgemeiner Grundſätze beſtehen, ſie ſeyn phyſiſch, moraliſch oder metaphyſiſch. Dieſe kan man philoſophiſche Gedichte nennen. Dergleichen iſt das Gedichte des Lucrez von der Natur. Endlich giebt es einige, die practiſche Anmerkungen, Lehren über gewiſſe Arbeiten enthalten. Dieſe nennt man ſchlechtweg didactiſche Gedichte. Dergleichen ſind die Georgica Virgils, die Dichtkunſt des Horaz und des Boileau rc. Dieſe drey Geſchlechte ſind nicht gantz von einander abgeſondert: In die philoſophiſchen Gedichte kommen oft hiſtoriſche Sachen und Anmerkungen über Künſte, desgleichen in die Hiſtoriſchen und Didactiſchen kommen oft Schlüſſe und Grundſätze. Die Mannigfaltigkeit iſt die Nahrung unſeres Geiſtes. — Noch mehr, die Poeten laſſen ſich oft durch ihre Einbildungskraft fortreiſſen und, überdrüßig der Wahrheit, die ihnen ein Joch aufzulegen ſcheint, ſchwingen ſie ſich in die Höhe, überlaſſen ſich der Erdichtung und genieſſen aller Vorrechte ihres ſchönen Geiſtes. Sie hören auf Geſchichtſchreiber, Philoſophen und Künſtler zu ſeyn, und werden bloſſe Poeten. So hört Virgil auf ein Landmann zu ſeyn, wenn er die Fabel vom Ariſtäus und Orpheus erzählt. Dieſes verhindert aber nicht daß das Gantze ſeines Gedichtes nicht Didactiſch ſey. Die Epiſode iſt in ſeinem Gedicht nichts anders, als eine Bildſäule in einem Hauſe, das heißt, ein Stück zum bloſſen Zierrath in einem Gebäude, gemacht zum Gebrauch. — Es iſt einem Autor allezeit erlaubt geweſen die Form ſeines Wercks ſich zu wehlen, und weit entfernt ihm ein Verbrechen daraus zu machen, daß er eine geſchickte Toure genommen hat, ſeine Materie angenehm zu machen, ſo weiß man ihm Danck wenn er den Ton aushält, den er angenommen hat und ſeinem Plan getreu bleibt. So dankt man es dem Plato, daß er ſeine Diſſertationen in Geſprächen verfaßt hat, worinn ein Mann, wie Socrates, die Hauptperſon iſt; und dem Cicero, daß er den Cato, Craſſus und andre berühmte Römer einführt und ſie nach ihrem Caracter reden läßt. — Die didactiſchen Poeten verbergen die Ordnung auf einen gewiſſen Grad. Doch ſetzen ſie nicht den Tod des Helden vor ſeine Geburt und die Weinleſe vor den Sommer. Ihre Unordnung liegt nur in den kleinen Theilen, allwo ſie mehr eine Würckung der Nachläßigkeit und Vergeſſenheit, als der Unwiſſenheit ſcheint. — Sie behandeln ihre Materie als freye Scribenten, als erhabene Leute. Sie miſchen fremde Sachen ein, die nur bey Gelegenheit angebracht werden und die ihre Gelehrſamkeit, ihre Gröſſe, ihren Umgang mit den Muſen zeigen ſollen. — Was den Ausdruck betrift; ſo maſſen ſie ſich alle Vorrechte des poetiſchen Styls an. Sie beladen die Ideen mit metaphoriſchen Ausdrücken, mit reichen Beywörtern; ſie gebrauchen kühne Wendungen, freye Wortfügungen; ſie ſtreuen Züge einer abgelegenen und nicht gemeinen Wiſſenſchaft mit ein.

Beſonders zeichnet das hiſtoriſche Gedicht die Züge ſtärcker, kühner, lebhafter, ſteigt zu den Urſachen und Springfedern hinauf, ja bisweilen zu übernatürlichen Urſachen.

Das philoſophiſche Gedicht muß beſonders auf Klarheit ſehen: die Methode muß ſichtbarer ſeyn, als in andern Gedichten. Hier iſt es weniger erlaubt Ausſchweiffungen zu machen, die Figuren müſſen weniger lebhaft, der Ausdruck weniger poetiſch ſeyn.

Von der dritten Art Gedichte, welche Lehren enthalten, ſagt Horaz: Quidquid præcipies eſto brevis. Wenn zur Kürze die Deutlichkeit hinzukommt, wie er voraus ſetzt, ſo verſteht man die Lehren beſſer, lernt ſie leichter, behält ſie länger. Jedoch weil ſie an ſich ſelbſt trocken und traurig ſind: ſo thut der Poet zuweilen die Probe hinzu, begleitet ſie mit einem Exempel, welches er vorher oder nachher ſetzt; oft bringt er ſie ganz allein in einem Exempel an, beſtärkt ſie durch einen hiſtoriſchen Umſtand, belebt ſie durch eine Alluſion, durch ein Bild: Endlich, wenn er den Ueberdruß befürchtet, verläßt er auf einige Augenblicke ſein ganzes Vorhaben, er wird epiſch oder dramatiſch, in einem mehr oder weniger erhabenen Grade, nach dem Hauptton, den er ſeinem Werk gegeben hat, und dem er allezeit folgt.

Hierauf überſetzt der Verf. einige Stücke aus dem Lucrez. In den Stellen die am meiſten poetiſch ſind, ſpürt man doch allezeit den Philoſophen. Er iſt klar, rein, zierlich und bewundernswehrt in der Kunſt Sachen deutlich zu machen, die ſelbſt in Proſa ſchwer zu ſagen ſind: aber er hat Proſaiſche Touren und Verbindungen, nachläßige Ausdrücke und eine Luſt zu argumentiren, die oft nach der Schule ſchmeckt.

Hierauf wird der Anfang von Virgils Ackerbau überſetzt. Dieſes Gedicht iſt überall ſchön, überall ausgearbeitet. So kalt und trocken ſeine Lehren an ſich ſelbſt ſcheinen: ſo findet er ein Mittel ſie lieblich zu machen, und ſie mit einen ſchönen Feuer vorzutragen. Man ſieht hier nicht dieſen Doctormäßigen Ton der ſeine Lehren mit ſchwerem Gewichte vorbringt, noch die ſyſtematiſche Ordnung, welche von Grundſätzen zu Schlüſſen fortgeht. Jede Idee kommt bey Gelegenheit und in allem Glanz, den ihr die Poeſie geben kan, ohne ihr die Genauigkeit zu benehmen. Seine Verſification hat einen ſolchen Grad der Vollkommenheit zu welchem man nichts hinzu thun kan.

Hierauf folgt die Dichtkunſt des Horaz ganz überſetzt und durchaus mit critiſchen Anmerkungen begleitet. Horazens Dichtkunſt iſt gewiſſermaſſen der Codex der geſunden Vernunft in Anſehung der ſchönen Künſte. Ob gleich ſeine Lehren ſich auf die Poeſie einzuſchräncken ſcheinen: ſo darf man ſie nur näher betrachten, um zu finden, daß ſie keine andre Gränzen haben, als die Gränzen des guten Geſchmacks. Die Poeſie iſt wie die übrigen Künſte, eine nachahmende Kunſt: und gleich wie ſie ihre Nachahmungen nur darum macht, damit ſie gefallen ſollen: ſo muß ſie darauf dencken 1) vollkommene Sachen nachzuahmen, 2) ſie vollkommen nachzuahmen und 3) dem Ausdruck, womit ſie die Nachahmung macht, alle Vollkommenheit zu geben, deren er fähig iſt. Hierauf beziehen ſich alle Regeln des Horaz. Die beyden erſten Puncte ſind der Muſic, dem Tanz, der Mahlerey und auch gewiſſermaſſen der Redekunſt und Baukunſt gemein. Der dritte Punct, der die abſonderlichen Regeln enthält, gehört zwar nur für die Poeſie, ſo wie das Colorit für die Mahlerey, die Intonation für die Muſic, die Geſtus für den Tanz gehören: dennoch aber müſſen die allgemeinen Regeln des poetiſchen Ausdrucks zugleich auf alle dieſe Künſte paſſen: man muß ſich auch in dieſen richtig, leicht, deutlich, anſtändig ausdrücken. — Horaz redet nicht von der Fabel, dem Schäfergedicht, der Epopee noch auch von der Comödie, oder wenn er davon redet, ſo geſchieht es nur beyläuffig und mit Beziehung auf die Tragödie. Dieſe iſt es, die er ſich zum Vorwurf ſeiner Regeln gewehlt hat, heroiſch wie die Epopee, dramatiſch wie die Comödie, in Verſen wie alle andre Gedichte, ihre Caraktere nach der Natur bildend und für jeden Caracter einen angemeſſenen Styl erwehlend umfaßt ſie alle Theile die zu dem Gebiet der Dichtkunſt gehören.

Wir wollen von der weitläuftigen und ſchönen Critik über dieſe Dichtkunſt nur nichts anführen, ſondern nur ſagen, daß ſie das Hauptſtück dieſes Theils iſt, ein ausgearbeitetes Werk, deſſen Anmerkungen wir lieber bey Gelegenheit einſtreuen, als hier abſchreiben wollen.

Von der Dichtkunſt des Vida wird ein Auszug gemacht. Vida aus Cremona gebürtig, lebte unter dem Pabſt Leo X. und Clemens VII. Er hat Hymnen, eine Chriſtias, ein Gedicht über die Seidenwürmer, und eines über das Schachſpiel geſchrieben. Seine Wercke ſind mit Virgils Verſen ſtarck genährt. Seine Dichtkunſt iſt nicht für die Meiſter, ſondern mehr für die Anfänger geſchrieben. Er hebt die Lieblinge der Muſen aus der Wiege, er bildet ihr Gehör, zeigt ihnen die Muſter und überläßt ſie ihrem eigenen Genie. Beſonders macht unſer V. einen groſſen Auszug von Verſen, welche die Regeln des Wohlklangs nicht allein lehren, ſondern auch ſelbſt an ſich tragen:

Si ſe forte cava extulerit mala vipera terra, Tolle moras, cape ſaxa manu, cape robora, paſtor! Ferte citi flammas, date tela, repellite peſtem! Ipſe etiam verſus ruat in præcepsque feratur Immenſo cum præcipitans ruit oceano nox &c.

Die Dichtkunſt des Boileau wird gleichfalls ausgezogen. Boileau redet von allen beſondern Arten der Poeſie in kurtzgefaßten und ſchönen Worten. Er iſt bekannt genug, aber der P. Sanleque iſt es weniger. Wir wollen dieſen weitläuftiger hören, wie er die ſchlechten Geſtus derer die öffentlich reden und beſonders der Prediger zu beſſern ſucht!

C'eſt en vain qu'un Docteur qui prêche l'Evangile, Mêle chrétiennement l'agréable & l'utile; S'il ne joint un beau geſte à l'Art de bien parler, Si dans tout ſon

dehors il ne ſait ſe régler; Sa voix ne charme plus, ſa phraſe n'eſt plus belle; Dès l'Exorde j'aſpire à *la gloire éternelle*, Et dormant quelquefois ſans interruption, Je reçois en ſurſaut ſa bénédiction.

Der Ton des Pere Sanleque ſagt unſer Kunſtrichter, iſt nicht ſo anhaltend, ſeine Verſe ſind nicht ſo reich, ſo zuſammengedrengt, wie des Boileau. Indeſſen folgt alles gut aufeinander und geht ſeinen richtigen Weg:

Vous donc qui pour prêcher courez toute la terre, Voulez-vous qu'un grand peuple aſſiége votre chaire? Voulez-vous enchérir les chaiſes & les bancs, Et juſques au portail mettre en preſſe les gens? Que votre œil avec vous me convainque & me touche. On doit parler de l'œil autant que de la bouche; Que la crainte & l'eſpoir, & la haine & l'amour, Comme ſur un théâtre y parlent tour-à-tour.

Keine Geſtus ſind ſo beredt und lebhaft als die mit den Augen gemacht werden:

L'œil fait toûjours du cœur les premières nouvelles, C'eſt lui qui le premier épouſe ſes querelles, Qui ſert ſes paſſions, qui ſuit ſes intérêts, Qui n'eſt point en repos ſi le cœur n'eſt en paix. L'œil enfin pleure ou rit, quand le cœur le deſire.

Wie müſſen die Bewegungen nach der Verſchiedenheit der Paſſionen eingerichtet werden? Man höre den Poeten:

Veut-il de la douleur exprimer les allarmes? Qu'une foible prunelle y nage dans les larmes. Veut-il paroître gai? Que les jeux & les ris Faſſent autour de lui mille agréables plis. Doit-il être en fureur? Que ſes vives prunelles D'une Comète en feu dardent mille étincelles. Doit-il être percé des traits de la pitié? Que la langueur l'abatte & le ferme à moitié. Dans l'amour, il eſt doux; dans la haine, ſévere. Il eſt troublé, s'il craint; il eſt clair, s'il eſpere. Dans un étonnement, il ne peut ſe mouvoir, Dans une rêverie, il regarde ſans voir.

Der Autor mahlt nicht minder glücklich die Fehler in den Augen derer die predigen:

Il eſt des Damoiſeaux dont l'œillade amoureuſe, Accompagne toûjours la phraſe prétieuſe.

Dieſes ſind die ſüſſen Redner, deren Worte und Geſtus langſam und abgezirkelt ſind, deren Stimme ſchmachtend und mit affectirten Seufzern vermiſcht iſt:

J'aimerois mieux encore ces Prêcheurs furieux, Qui portant vers le Ciel leurs regards effroyables, Apoſtrophent les Saints comme on chaſſe les diables . . . . Surtout gardez-vous bien, mémoires chancellantes, De montrer dans vos yeux deux prunelles roulantes. Quelle pitié de voir l'Orateur entrepris, Relire dans la voûte un ſermon mal appris!

Weil es zu lang wäre alle Fehler des Auges zu erzählen, begnügt ſich der Poet mit den vornehmſten:

Tantôt je ris de voir une paupière agile Se mouvoir par article, & joindre à chaque inſtant Le jour avec la nuit dans un œil clignotant. Tantôt d'un cours réglé la prunelle agitée, D'un coin de l'œil à l'autre eſt ſans ceſſe emportée . . . . L'un pouſſant dans les airs ſes regards pleins de zéle, Juſqu'au haut de ſon œil fait enfuir la prunelle. L'autre, ſans y penſer, nous met dans l'embarras, En voyant d'un côté qu'il ne regarde pas. Ici, cet œil qui craint la trop grande lumière, N'oſe voir qu'au travers des poils de ſa paupière. Là, le jeune étourdi, regarde à tout hazard.

Er redet hierauf von der Stirn, die mit den Augen zuſammenſtimmen muß:

Ce qu'on voit peint dans l'œil doit être écrit au front. Il ne faut donc, mais que le front ſe fillonne, S'il ne reçoit du cœur une loi qui l'ordonne .... *Ainſi n'ayez point l'air de ce Miſſionnaire,* Qui n'ayant ni le cœur, ni l'œil plein de colere, Contraint toûjours ſon front à ſe rider pour rien.

Wir kommen zum Munde:

Que votre bouche auſſi s'ouvre & ſe ferme bien. Souvent d'un ſeul côté la bouche ſe renverſe, Et fait prendre à ſes mots un chemin de traverſe. Souvent, la bouche ouverte, on a beau s'efforcer, Chaque lourde ſyllabe eſt une heure à paſſer. Ici, cet Orateur qui pouſſe une invective, A chaque mot, qu'il dit, fait pleuvoir la ſalive. Là, je ris de ce fat, qu'on voit à tout propos Careſſer ſa penſée, & rire à tous ſes mots. L'un, quand ſon front ſe ride, ayant un œil farouche, Pour la moindre ſyllabe ouvre toute la bouche, Et craignant que ſa voix n'avorte entre ſes dents, Lance de ſes poumons des mots toûjours tonans. L'autre pour éviter ces manières outrées, Ne parle qu'au travers de ſes lèvres ſerrées. Et, comme un inſtrument qui ne rend que des ſons, De ſes mots retenus ne nous dit que les tons. Vous donc, de qui la bouche eſt digne de cenſure, Croyez qu'il eſt honteux d'en outrer la figure. Ne remuez jamais vos lèvres qu'en parlant, Et ne les ouvrez pas pour attraper du vent.

Der Autor will hier nicht dieſe kühnen Töne, dieſe Oeffnungen des Mundes verdammen, welche die Höhe der Stimme von Zeit zu Zeit erfodert. Alles was er haben will iſt:

La bouche n'a jamais le droit de grimacer.

Er will daß der Kopf die gehörige Haltung habe und mit der Empfindung die in der Rede herrſcht, übereinſtimme.

Il ne faut pas auſſi, gravitez Eſpagnoles, Qu'une tête immobile énerve vos paroles. On a de l'air d'un fat quand on eſt trop Caton. Que ceux qui dans leur ſein enfoncent leur menton, Ne mettent plus ainſi leur col à la torture, L'art ne permet jamais de forcer la nature ....

Nous voyons des Prêcheurs coëffés à la moutonne, Se faire les yeux grands & la bouche mignonne, Se radoucir la voix, & pour tout geſte enfin, Aux dames d'alentour faire la belle main.

Zuletzt heiſt es:

Si le geſte & le ſens ſont toûjours de complot, Un ſeul geſte jamais ne dément un ſeul mot. Surtout n'imitez pas cet homme ridicule, Dont le bras nonchalant fait toûjours la pendule. Au travers de vos doigts ne vous faites point voir, Et ne nous prêchez point comme on cauſe au parloir. Chez les nouveaux Acteurs, c'eſt un geſte à la mode, Que de nager au bout de chaque période. Chez d'autres apprentifs on paſſe pour galant, Lorſqu'on écrit en l'air, & qu'on peint en parlant. L'un ſemble d'une main encenſer l'aſſemblée. L'autre, à ſes doigts crochus paroît avoir l'onglée. Celui-ci prend plaiſir à montrer ſes bras nuds. Celui-là fait ſemblant de compter ſes écus. Ici ce bras manchot jamais ne ſe déploye. Là ces doigts écartez ſont une patte d'oye. Souvent, charmé du ſens dont mes diſcours ſont pleins, Je m'applaudis moi-même, & fais claquer mes mains. Souvent je ne veux point que ma phraſe finiſſe, A moins que, pour ſignal, je ne frappe ma cuiſſe. Tantôt, quand mon eſprit n'imagine plus rien, J'enfonce mon bonnet, qui tenoit déja bien. Quelquefois en pouſſant une voix de tonnerre, Je fais le Timbalier ſur les bords de ma chaire.

Der P. Sanleque, hat ſein Gedicht nicht ganz zu Stande gebracht, und wir haben es dieſes mahl lieber in ſeiner eigenen Sprache anführen, als überſetzen wollen.

Zugleich beſchlieſſen wir dieſe weitläuftige Beurtheilung eines Werks, welches die beſte Critik über die ſchönen Wiſſenſchaften enthält, von welchen wir in unſern Blättern ſo gern ein ganzes Syſtem zuſammenfügen möchten.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 17. Julii 1750.

No. XXIX.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Frankfurt.

Verſuch über die Grundſätze des Rechts und der Moral, durch den Herrn von Auber, Reketmeiſter zu Paris, ins Deutſche überſetzt. 1750. 8.

So viel Ehrerbietung man auch gegen die bürgerlichen Geſetze haben muß, ſo iſt doch, ſagt der Verfaſſer in der Vorrede, das Recht noch verehrungswürdiger, als ſie, da es die Quelle derſelben iſt. So haben die Rechtsverſtändigen des alten Roms gedacht, wenn ſie zum Grunde gelegt haben, daß man das Recht nicht aus der Regel, ſondern die Regel aus dem Rechte nehmen müſſe. Der Grund dieſes Rechts iſt, nach dem Cicero, nicht anders zu finden, als in demjenigen höchſten Geſetze, das älter, als irgend ein geſchriebenes Geſetz, und zu Rom und zu Athen nicht unterſchieden, ſondern für alle Menſchen und für alle Zeiten gemacht iſt, weil die ganze Welt allezeit eben denſelben Oberherrn, nemlich GOTT den Urheber dieſes höchſten Geſetzes haben wird. Die Geſetzgeber mögen die Abſicht gehabt haben, nach dieſen groſſen Grundlehren zu arbeiten. Sie haben viele Geſetze gemacht, die denſelben gemäß ſind; allein ſie haben auch ihre Vorurtheile und Leidenſchaften gehabt. Vielleicht, daß ſie auch von der wahren Gerechtigkeit und Billigkeit keine weitläuftige, deutliche und richtige Erkenntniß gehabt haben. Und darüber darf man ſich nicht verwundern. Je weiter man in dem Studio des Rechts fortgehet, je mehr erkennt man, daß es nichts verwickelteres giebt. Je gröſſer aber dieſe Verwickelung allezeit darinn geweſen iſt, deſto nöthiger wäre es geweſen, daß daher die gründliche Lehrart in Uebung gebracht worden wäre, welche darinn beſtehet, daß man Gründe leget und Folgen daraus ziehet und eine beſtändige Aufmerkſamkeit auf die Richtigkeit der Folgen anwendet. Weil die Geſetzgeber dieſe Methode nicht zu Hülfe genommen haben, ſo haben ſie ſich nothwendiger Weiſe oft verirren müſſen. Und daher iſt diejenige Verwirrung gekommen, woraus ſich die gröſten Rechtsgelehrten oft mit groſſer Mühe nicht helffen können. Grotius erſchien endlich. Dieſer groſſe Mann erkannte bald, daß man, dieſen verwirrten Klumpen auseinander zu wickeln, die erſten Gründe des Rechts unterſuchen, Folgen daraus ziehen und ein ordentliches Lehrgebäude aufführen müſſe. Er that es in ſeinem berühmten Tractat vom Rechte des Friedens und des Krieges. Er würde aber viele Sachen nicht behauptet haben, denen man mit Grunde widerſprochen hat und denen man noch widerſprechen kan; er würde nicht ſo oft, als es geſchehen iſt, das Naturrecht und Völkerrecht mit einander vermenget haben; er würde nicht ſo oft Endſcheidungen, die bloß aus dem bürgerlichen Rechte herkommen, für Grundſätze des Völkerrechts ausgegeben haben, wenn er ſein Syſtem nach deutlichern Begriffen und in einer ſtrengern Lehrart entwickelt hätte. Seine Gelehrſamkeit würde ihm weniger geſchadet haben, als ſie gethan hat und er würde vielleicht, wenn er weniger Gelehrſamkeit gezeigt hätte, ein gröſſerer Philoſoph zu ſeyn geſchienen haben. Puffendorf hatte einen ſchönen Grundriß vor Augen. Er iſt weiter zurück gegangen, als Grotius; er hat die Materie weitläuftiger abgehandelt, ſie in ein gröſſeres Licht geſetzet, mehrere Folgerungen daraus gezogen, auch dem Grotius zum öftern widerſprochen. Ein groſſer Rechtsgelehrter unſerer Zeit Barbeyrac hat dieſe zween Schriftſteller überſetzt und mit ſeinen Noten ſehr verbeſſert. Der Verfaſſer wünſcht, daß er ein Werk unternommen hätte, das ihm hauptſächlich zugehörte, oder, daß ein anderer das Recht der Natur und der Völker nach Grundſätzen, die aufeinander flöſſen, abhandeln möchte. Die Vortheile hievon würden ſeyn: Ungelehrte würden ſich ſehr leicht von ihren Pflichten unterrichten können; junge Leute, die ſich den Studien widmen, würden einen weit ſchnellern Fortgang in der Wiſſenſchaft des Rechts der Moral und der Staatswiſſenſchaft machen; und da der Hauptgrundſatz der Geſetzgebung iſt, daß man nach dem, was Rechtens iſt, die Regel machen muß, ſo würden Fürſten, wann ſie Geſetze geben wollen, viel weniger Schwierigkeit finden; ja ohne eine ſolche Zubereitung würde es nur vergeblich ſeyn, daß ſie nach der Ehre ganz vollkommene Geſetze zu machen ſtreben wollten. Dis iſt alſo ein Unternehmen, welches der gröſten Geiſter würdig iſt.

Nach dieſem ſind wir in einer groſſen Erwartung was uns der Verfaſſer für ein Syſtem liefern wird. Seine Grundſätze ſind richtig: allein die Art, wie er ſie herausgebracht hat, iſt ſo fremd, daß uns dünkt, er hätte auf die Weiſe auch das Gegentheil herausbringen können. Hätte er eine Moral ſchreiben wollen, ſo wäre ſeine erſte Regel, andern nicht zu thun, was wir nicht gern wollten, daß es uns gethan würde, allein hinlänglich geweſen; hätte er ein bloſſes Recht verfertigen wollen, ſo hätte ihm ſeine andere und dritte Regel, niemandem böſes zu thun und wenn man dergleichen gethan hat, es zu erſetzen und ſein Wort unverbrüchlich zu halten, einen genugſamen Grund dazu gegeben. Der Verf. geſtehet aber ſelbſt, daß er ſich bey ſeiner Arbeit keinen Plan gemacht habe. Er hat zwar eine Lehrart erwehlet, die dazu gemacht iſt, ein einförmiges und vollſtändiges Syſtem zu formiren. er hat die Abſicht gehabt bündig zu ſchlieſſen, er hat, ſagt er, Gründe geſetzt, die ihm gewiß zu ſeyn geſchienen, nach dieſem iſt er dem Wege gefolget, den ihn die Folgerungen, welche er für die unmittelbarſten gehalten, geführet haben. Er iſt aber in der That dieſer Lehrart nicht Meiſter geweſen. Wir haben oft die Sachen beſſer vorher verſtanden, ehe wir ſie aus ſeinen Erklärungen kennen gelernet haben. Wir werden oft auf Sätze geführet, auf die wir der Ordnung nach nicht kommen ſollten, und wodurch uns gänzlich alle Ausſicht in das folgende benommen wird.

Die philoſophiſche Lehrart iſt in neuern Zeiten die herrſchende Mode von ganz Deutſchland geworden. Sie hat ihren ſehr groſſen Wehrt und wir können von ihr alles ſagen, was Addiſon zum Vortheil der Ordnung und der Methode in Schriften überhaupt geſagt hat: „Sie iſt ſowol in Abſicht auf den Verfaſſer als auf den Leſer ſehr vortheilhaft. Dem erſten hilft ſie viel zur Erfindung. Seine Gedanken ſind verſtändlicher, und drücken ihre Abſicht und ihren eigentlichen Sinn beſſer aus, wenn ſie an ihrem gehörigen Orte ſtehen und ordentlich auf einander folgen, als wenn ſie ohne Ordnung und Verbindung unter einander geworffen ſind. Aus eben dieſer Urſache zeiget ſich auch jeder Gedancke in ſeiner gröſten Schönheit, ſo wie in einem Gemählde eine jede Figur von der Stelle, wohin ſie geordnet worden, eine neue Anmuth erhält. Die Vortheile des Leſers ſind von gleicher Verhältniß mit den Vorzügen des Schriftſtellers. Er begreift alles viel leichter, hat mehr Vergnügen daran und behält es länger.„ Dieſe Lehrart iſt aber ſeit einiger Zeit nicht wenig gemißbraucht und beſchimpft worden. Kleine Geiſter, die die Mechanik, einige Begriffe Kunſtmäßig zu zergliedern oder aus ſolchen nach den Regeln der Kunſt einen Vernunftſchluß zu formiren gelernet, ohne aber dabey die Sachen wirklich vor Augen zu haben, dieſe haben ſich Philoſophen zu ſeyn gedünkt. Wir möchten, daß nur diejenigen ſich an ſie wagten, die das Ganze völlig überſehen und im Kopfe wohl ordnen könnten, die uns mit andern, als bloß nur mit ängſtlich abgemeſſenen Worten zu ſagen wüſten, was die ganze Sache ihrem Urſprunge und Zwecke nach eigentlich wäre. So dann dürften wir auch vermuthen, daß ſie uns nicht bloß ein Gerippe vor Augen ſtellen, ſondern daß ſie es zu bekleiden und ihm wo nicht eine reizende Schönheit, wenigſtens doch eine männliche und anſtändige Geſtalt zu geben ſuchen würden.

Von dem gegenwärtigen Verſuche müſſen wir ſagen: er iſt nicht für Ungelehrte, daß ſie ſich in ihren Pflichten dadurch unterrichten können: dazu wäre eine andere Einkleidung nöthig geweſen; er iſt auch nicht für Studierende, daß ſie in den Rechtswiſſenſchaften einen ſchnellern Fortgang machen können: die Ordnung, die Begriffe und Schlüſſe hätten natürlicher und richtiger ſeyn müſſen; und es fehlet noch mehr, daß Geſetzgeber ihn bey Abfaſſung der Geſetze ſolten zum Grunde legen können.

* * *

Folgende Briefe werden hier nicht am unrechten Orte ſtehn. Sie überheben uns der Mühe über einige Poeſien zu urtheilen, die ſeit kurzer Zeit unſern Landesleuten allzuleicht geworden ſind.

Mein Herr,

Beykommende zwey Oden ſind mein erſter Verſuch in der Dichtkunſt. Ich unterſtehe mich ſie Ihrem Urtheil zu unterwerffen, und daſſelbe ſoll bey mir entſcheiden ob ich mich von meiner poetiſchen Neigung hinreiſſen laſſen oder ob ich ſie unterdrücken ſoll.

Ueber die Statüe der Venus des Alexander von Papenhoven in Sans-Souci.

Geliebte Venus! die du lächelnd
Den Garten unſers Friedrichs zierest,
O wolte mir die blonde Daphne
Vergönnen, was dein Amor waget,
Der das Gewand dir untreu machet,
Das deine weiſſen Hüften decket!
Reiz, ſchönſte Venus, meine Daphne
Wenn ich ſie zu dir führen werde,
Daß ſie mir ſelbſt in ihrem Zimmer
Die allerliebſte Stellung zeige
Worinn ſie dich allhier geſehen,
Und mich dem Amor gleichen laſſe.

Die Roſe.

Vor allen andern Blumen
Womit die Gärten prangen
Lieb ich die holde Roſe,
Und mag ſie gerne pflücken.
Doch pflückt ich ſie vom Stamme:
Könt mich ein Dorn verwunden,
Und Wunden machen Schmerzen.
Darum pflück ich ſie lieber
Vom Buſen ſchöner Mädchen,
Da ſtechen keine Dornen.

Ich bin ꝛc.

Antwort.

Mein Herr,

Wenn Ihre beyden Oden Ihr erſter Verſuch in der Dichtkunſt ſind: ſo iſt das Wunder ſehr groß, daß ſie ſich ſo gleich von vielen Nachahmern des Anakreons unterſchieden haben. Einige von dieſen reden von ihrer Liebe ſo ſchwer und unnatürlich daß alle Grazien entfliehen, andre ſo natürlich, daß der tiefſte Pöbel darüber entzückt werden möchte. Der fröliche Anakreon hat keine gemeinen Schertze, keine platten Worte, keinen gezwungenen Witz. Auch hat er nichts überflüſſiges: er eilt mitten in ſeine Materie hinein und weiß zur rechter Zeit wieder aufzuhören. Der Schluß ſeiner Lieder iſt naiv, aber nicht immer von einerley Wendung. Ueberhaupt ſind ſeine Erfindungen mannigfaltig, ohngeachtet ſie ſich alleſamt auf Wein und Liebe beziehn. Bisweilen mahlt er ein angenehmes Bild und läßt es bey dem Bilde bewenden. Ihre erſte Ode bliebe noch immer in dem Geſchmack Anakreons, wenn ſie auch alſo lautete: Siehe, Daphne, dieſe Göttin ſchauet lächelnd auf die zarte Spitze ihres Pfeils, indeſſen Amor ſchalkhaft an dem leichten Gewande zieht, das ihre zarten Hüften deckt. Man ſiehet wohl daß ein ſolches Bild nicht umſonſt der Daphne vorgeſtellt wird, und dieſes iſt oftermals genug. Wenn ich ihre zwote Ode folgender Geſtalt in Proſa auflöſe: Schöne Roſe, warum verwundeſt du deinen beſten Freund? Ich werde dich nicht mehr von deinem wilden Stamme pflücken, ich werde dich künftig von dem zarten Buſen der Mädchen pflücken: ſo will ich hiemit nicht ſagen, daß die Oden allemahl von dieſer Kürtze ſeyn ſollen, ich will nur ſagen, daß ſie allemal erſt in Proſa aufgeſetzt werden müſſen. Wenn die Poeten, ſo wie einige Aertzte, Geheimniſſe haben, ſo muß ich Ihnen bekennen, dieſes iſt ein ſolches Geheimniß. Hiedurch verſuchen die Dichter was und wie viel und wie ſchön ſie es in Proſa ſagen können, ehe ſie von der Verſification eingeſchränkt ſind. Bey der Verſification haben ſie nicht nöthig den Verſtand der Worte mit jeder Zeile zu endigen. Anakreon ſetzt ſeine Ruhepuncte zuweilen in den Anfang und in die Mitte des Verſes. Ein Dichter muß ſich nicht unnöthigen Zwang anthun und dieſer Symmetrie zu Liebe, die Folge und Genauigkeit ſeiner Gedanken verderben. Und wozu dient dieſe Symmetrie? ſie ermüdet uns durch einen beſtändigen Gleichlaut.

Ernähren Sie nur, mein Herr, Ihre Liebe zur Dichtkunſt und befeſtigen ihren guten Geſchmack durch eine genaue Unterſuchung und Ueberſetzung der Alten, es ſey daß ſie den Anakreon, den Catull, den Theokrit oder den Phädrus zum Muſter nehmen, wenn ſie zu den leichtern Dichtungsarten einen gröſſern Hang fühlen. Ich nenne ſie leichter, weil ſie leichter zu verſtehen ſind, nicht deswegen, weil ſie leichter zu machen ſind: in der That glaube ich hievon das

Gegentheil: denn wir Menſchen ſind ſo ſehr von der einfältig ſchönen Natur abgewichen, daß es groſſe Mühe koſtet, ſie wieder zu finden. Ich muß Ihnen noch ſagen, daß Ihr erſter Verſuch beſſer gerathen iſt als mein erſter. Ich bin ꝛc.

Frankfurt und Leipzig.

Sämtliche Schriften der Frau Marquiſin von Lambert, nebſt beygefügtem Lebenslauf. Aus dem Franzöſiſchen in das Teutſche überſezt. In 8.

Die Marquiſin von Lambert verrieth noch da ſie ein Kind war, einen ſehr glücklichen Verſtand. Sie ward deſfals von ihrem Stiefvater, welches der berühmte Herr von Bachamont war, ungemein geliebet und es iſt leicht zu erachten, daß dieſer ihn auf alle Weiſe wird ausgebildet haben. Sie entzog ſich oft den Luſtbarkeiten ihres Alters, damit ſie etwas leſen möchte. Nach ihres Mannes Tode, welches der Hr. v. Lambert, Marquis von St. Bris war, der endlich ſo weit ſtieg, daß er Stadthalter der Stadt und des Herzogthums Luxenburg ward, hatte ſie ſchwere Proceſſe zu führen, darinn es auf ihr ganzes Vermögen ankam. Als ſie ſolche gewann und nun Beſitzerin eines anſehnlichen Vermögens war, ſo richtete ſie in Paris ein Haus auf, welches faſt das einzige war, ſo von der eingeriſſenen Seuche des Spiels frey blieb, wenigſtens das einzige, darinn vernünftig und mit Verſtand geredet ward. Man hatte es ſich für eine Ehre zu ſchätzen, wenn man ſich darin einfinden durfte. Sie ſelbſt war von Natur beherzt und ließ ſich keine Hinderniſſe von einer Unternehmung, die die Tugend erfoderte, abſchrecken. Wolthun war ihr Vergnügen; Sie diente Freunden und Unbekannten und wartete nicht, biß ſie ihr ihre Noth vorſtellten und ſie darum erſuchten. Sie war in ihren ganzem Leben ſehr ſchwächlich und hatte in den letzten Jahren viel auszuſtehen. Sie ſtarb zu Paris 1733. im ſechs und achtzigſten Jahre ihres Alters. Dis iſt das vornehmſte, aus ihrem beygefügten Lebenslauf.

Die Unterweiſung einer Mutter an ihren Sohn, enthält einige Sittenlehren, die unſere Verf. ihrem Sohne gegeben hat. Leſet ſie ohne Widerwillen, ſagt ſie, es ſind Unterweiſungen, die euch eine Freundin giebt und die aus dem Herzen entſpringen. Das erſte was ſie ihrem Sohn empfiehlt, iſt die Ehre. Ihr könnet, heißt es, nach nichts würdigerm und anſtändigerm ſtreben, als nach Ehre und Ruhm. Ein jeder Menſch der nicht trachtet, ſich einen groſſen Nahmen zu machen, wird niemals groſſe Dinge ausführen. Man muß durch die Vorſtellungen groſſer Dinge ſeine Seele anfeuren, denn ohne dieſes wird ſie ſich nicht in Bewegung ſetzen. Nichts iſt einem jungen Menſchen unanſtändiger, als eine gewiſſe Beſcheidenheit, nach welcher er ſich beredet, daß er zu groſſen Dingen nicht geſchickt ſey.

Da ſie ſich erkläret, was Ehre iſt, ſagt ſie: In eurem Stande, mein Sohn, verſtehet man diejenige Ehre, welche auf die Tapferkeit folget. Das iſt die Ehre und der Ruhm der Helden. Sie führet den gröſten Glanz mit ſich und alle Menſchen ſind darin einig, daß man den Kriegestugenden die erſte Stelle einräumen müſſe.

Fenelon ſagt deſfals in einem Briefe an den Hrn von Saci von unſerer Verfaſſerin: „Ich kan mit ihr nicht in allen Stücken einig ſeyn, ſonderlich in Anſehung des Ehrgeizes, welchen ſie von ihrem Sohn fodert. Wir werden aber bald einig werden, weil ſie von allen Tugenden redet und haben will, daß durch dieſelben dieſer Ehrgeiz ſoll

„ erhalten und gemäßiget werden.“ Es heißt auch bald darauf: Der Begriff von einem Helden und der Begriff von einem Menſchen, bey dem keine Redlichkeit und keine erhabene Seele ſich befindet, können unmöglich beyſammen ſtehen. Sie ſtellet hiernächſt ihrem Sohne ſeine Voreltern zur Nachahmung vor und mahlet ſie ihm ab, als ſolche, die ihr Anſehen nur dazu angewendet, daß ſie gutes thun möchten, die ohne Eitelkeit und ohne Abſicht auf Belohnungen, nach der wahren Ehre geſtrebt, Reichthümer verachtet, die Tugend um ihrer ſelbſtwillen geliebt und ſo beſcheiden geweſen, daß ſie ſelbſt nicht gewußt, wie groß ihre Verdienſte geweſen. Hierauf hält ſie ihm die Pflichten eines ehrlichen Mannes vor. Wir wollen unſerer Verf. nachahmen: Sie pflegte ſich von dem, was ihr einer weitern Ueberlegung werth ſchien, kurze Auszüge zu machen. Die Ordnung der Pflichten iſt, daß man wiſſe mit ſeinen Obern, mit ſeinesgleichen, mit den geringern und mit ſich ſelbſt zu leben. Mit den obern, daß man wiſſe, wie man ohne Niederträchtigkeit gefallen, ſeinesgleichen Hochachtung und Freundſchaft beweiſen, die geringern nicht die Laſt ſeiner Hoheit empfinden laſſen und ſich ſelbſt bey Ehren erhalten möge. Ueber alle dieſe Pflichten iſt der Dienſt, welchen ihr dem höchſten Weſen ſchuldig ſeyd. Die Religion iſt eine Vertraulichkeit zwiſchen GOtt und dem Menſchen. Erhabene Seelen haben gegen GOtt ſolche Regungen und eine ſolche Verehrung, welche dem Dienſt des gemeinen Volks nicht ähnlich iſt; alles geht von Herzen und gehet zu GOtt. —— Laßt euch den äuſſerlichen Glanz der Hoheit nicht verblenden noch betriegen. Es giebt niederträchtige Seelen, welche ſich allezeit vor der Hoheit zur Erde beugen. Man muß aber zwiſchen dem Menſchen und der Würde einen Unterſchied machen und ſehen was er iſt, wenn er ſeiner Würde beraubt iſt. —— Laßt euch durch die Fehler der Groſſen nicht verderben, ſondern vielmehr verbeſſern. Laßt euch den Mißbrauch ihrer Güter lehren, die Reichthümer zu verachten und ordentlich zu leben. Warum hat man unter der unendlichen Anzahl der Vergnügungen, welche zur Wolluſt und Ueppigkeit erfunden werden, ſich niemals ein Vergnügen gemacht, den Elenden zu Hülfe zu kommen? —— Die wahre Hoheit iſt menſchlich geſinnt, man darf ſich zu ihr nahen, ſie ſteiget ſo gar zu uns herab; diejenigen, die ſie beſitzen, ſind glücklich und machen auch andere glücklich. —— Es giebt einige Laſter, welche honetten Leuten unbekannt ſind. Was die Redlichkeit, die Treue ſein Wort zu halten und die Liebe zur Warheit betrift, ſo haltet paßirt, daß man euch darüber keine Unterweiſung geben darf; Ihr wiſſet, daß die Lügen bey einem ehrlichen Mann etwas unbekanntes ſind. Wenn ein Menſch einmal den Namen ſich erworben, daß er die Warheit redet, ſo wird man auf ſein Wort ſchwören. Man hat vor das, was er ſagt, ſo viel Ehrerbietung, als vor die Religion. —— Nichts iſt mißfälliger, als wenn man eine allzuherrſchende Eigenliebe an ſich ſpüren läßt, da man ſich jedermann vorziehet und ſich in allen Stücken zum Mittelpunkt macht; ein wohlbelebter Menſch findet nicht leicht eine Gelegenheit von ſich ſelbſt zu reden. —— Man kan ſich bey ſeinem groſſen Verſtand unangenehm machen, wenn man ſich nur bemüht, die Fehler anderer aufzuſuchen und zu offenbahren. —— Die Regeln gefällig zu ſeyn ſind, daß man ſeiner ſelbſt vergeſſe, daß man andere in Dingen, die ſie angehen, zurecht weiſe, daß man ſie zu einer Zufriedenheit mit ſich ſelbſt bringe, daß man ſie rühme und erhebe und daß man ihnen diejenigen Eigenſchaften zugeſtehe, welche man ihnen ſonſt ſtreitig macht. Das heißt, ihnen auf einige

Art ein Verdienſt zuwege bringen und ſie in den Gedanken anderer groß machen: Man muß aber die Sache nicht ſo weit treiben, daß ſie zur Schmeicheley werde. —— Führet euch alſo auf, daß eure Sitten Freundſchaft anbieten und begehren. —— Wollet ihr ganz allein glücklich ſeyn, ſo werdet ihr niemals glücklich werden; jedermann wird euch euer Glück ſtreitig machen: wollet ihr aber, daß jedermann mit euch glücklich ſey, ſo wird euch alles dazu behülflich ſeyn. —— Die Artigkeit iſt die nothwendigſte Eigenſchaft im Umgange. Sie iſt die Kunſt, welche die äuſſerlichen Sitten einrichtet, die ſonſt an und vor ſich wenig auf ſich haben. Sie iſt eine Nachahmung der Ehrbarkeit, welche den Menſchen von auſſen darſtellet, wie er von innen ſolte beſchaffen ſeyn. —— Es iſt eine gar ſeltene Sache, zu wiſſen, wie man das Lob recht anwenden und auf eine angenehme Weiſe und mit Recht einem beylegen ſoll. Ein leutſcheuer Menſch kan nicht loben; Seine Beurtheilungskraft iſt durch ſeine böſe Art verdorben; Der Schmeichler verlieret allen Glauben und ehret niemand; der Ehrſüchtige lobet nur, damit er wieder gelobet werde; die kleinen Geiſter achten alles hoch und können weder rühmen noch verachten; der Neidiſchgeſinnte lobet keinen Menſchen, damit er ihn ſich nicht gleich mache; ein ehrlicher Mann lobt zu rechter Zeit, es iſt ihm ein gröſſeres Vergnügen einem Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, als ſeine Ehre dadurch zu vermehren, wenn er die Ehre anderer ſchmälert. —— Die Liebe zum Reichthum iſt der Anfang aller Laſter, wie die Uneigennützigkeit der Urſprung aller Tugenden iſt. Gewiß in der Ordnung der Güther verdienet der Reichthum bey weitem nicht die oberſte Stelle: obgleich die Menſchen zuerſt darnach ſtreben, ſo ſind dennoch die Tugenden, die Ehre und ein guter Name gewiß weit beſſer und vortreflicher als alle Glücksgüter. Das angenehmſte Vergnügen tugendhafter Leute iſt gutes zu thun und den Elenden beyzuſtehen. Man muß ſich nicht einbilden, daß man allein bey groſſem Vermögen gutes thun könne. Habt ihr dergleichen Neigung in eurem Herzen, ſo werdet ihr ſchon Mittel finden, ſie zu vergnügen. —— Die Menſchheit leidet viel wegen des groſſen Unterſcheides, welchen das Glück unter den Menſchen gemacht hat. Die Verdienſte ſollen euch von dem gemeinen Volk unterſcheiden, nicht die Würde und der Hochmuth. Die Vortheile der Geburth und des Standes ſehet als Güter an, die euch das Glück leihet, nicht aber als Vorzüge eures Weſens, die einen Theil von euch ſelbſt ausmachen. Erhebet euch euer Stand, ſo bedenket, wie nahe ihr den gemeinen Leuten wegen der Schwachheiten verwandt ſeyd, die euch ihnen gleich machen. —— Laßt eure Gelehrſamkeit in euren Sitten ſehen und allen Nutzen eures Leſens zur Tugend abzwecken. Verſuchet die erſten Grundſätze der Sachen einzuſehen und laßt euch nicht allzuſehr von den gemeinen Meinungen beherrſchen. —— Ich muß euch, mein Sohn, noch ermahnen, daß ihr mehr an eurem Herzen arbeitet, als euren Verſtand vollkommen macht: das muß euer Studiren in eurem ganzen Leben ſeyn. Die wahre Hoheit des Menſchen iſt in ſeinem Herzen: dieſes muß er empor heben, damit er zu groſſen Dingen eine Begierde habe und ſich unterſtehe, ſich derſelben würdig zu achten. —— Lernet auch, euch vor euch ſelbſt zu fürchten und euch ſelbſt zu ehren. Der Grund des Glücks beſtehet in dem Frieden der Seele und in dem geheimen Zeugniß eines guten Gewiſſens.

Wir wollen hier anführen, was Fenelon in dem vorhin angeführten Briefe, der dieſen Schriften beygefügt iſt, von gegenwärtiger

Unterweiſung geurtheilet hat: Alles, ſagt er, iſt darin meiner Meynung nach edel und mit groſſer Scharfſinnigkeit ausgedrukt. Was man Verſtand nennt, leuchtet allenthalben darinn hervor, übrigens aber beweget mich nicht ſo ſehr. Man findet darin Empfindungen mit guten Gründen. Ich ſehe hier ein Muſterherz ohne Schwachheit. Es herrſchet darin Ehre, aufrichtige Gottſeeligkeit, Erkentniß des menſchlichen Herzens.

Von den übrigen Schriften unſerer Verf. wollen wir im folgenden reden.

Baſel.

Bey Imhof iſt eine deutſche Ueberſetzung von des Hrn. Jallaberts Elektriſchen Verſuchen herausgekommen. 293 S. in 8.

Auſſer einer Menge auserleſener Verſuche, die der Hr. Verf. ſehr genau und ſorgfältig nach allen Umſtänden beſchreibet, findet man hier auch den ganzen Verlauff der merkwürdigen Cur, die er an einem Lahmen gethan. Ein Schloſſer hatte ſeit einigen Jahren einen lahmen Arm und dieſe Lähmung war, wie insgemein zu geſchehen pflegt, mit einer Atrophie, oder Auszehrung dieſes Gliedes verbunden. Hr. Jallabert muthmaßte, daß die groſſe Erſchütterung, die Muſſenbrock zuerſt wahrgenommen, einige Würkung auf dieſen lahmen Arm thun könte. Er wiederholte und veränderte die Verſuche oft, und ſah immer einige Würkungen. Er hat endlich durch lange anhaltende Verſuche dem lahmen Arm ſeine ordentliche Bewegung wiedergegeben und ihn in völligen Stand der Geſundheit geſetzet. Die Verſuche die damit angeſtellt worden, und die Veränderungen, die man täglich an dem Arm wahrgenommen, ſind ſehr genau beſchrieben.

Hr. Jallabert füget endlich ſeinen Verſuchen auch eine Erklärung der elektriſchen Würkungen bey, deren allgemeinen Grund er in der ſubtilen Materie findet, die in der Natur allgegenwärtig ſcheinet und die Zwiſchenräumchen aller Körper durchdringet und die ſchon lange unter dem Nahmen des Ethers bekannt iſt.

Des Hrn. Jallaberts Arbeit iſt noch ein Schreiben von Hrn. de Sauvages, Profeſſors zu Montpellier beygefügt, darin von verſchiedenen Verſuchen, die nachher mit Lahmen gemacht worden, Nachricht ertheilet wird und aus welchen erhellet, daß die Elektriſchen Erſchütterungen würklich in ſolchen Krankheiten wichtige Dienſte thun.

Paris.

Bey Jombert iſt eine neue Auflage von folgendem Werk herausgekommen: La Mecanique du Feu &c. par Mr. Gauger. 257. S. in 12.

Der Verfaſſer beſchreibet eine neue Art paraboliſch ausgehöhlter Camine, welche die Zimmer ungemein gut hitzen. Er zeiget zugleich, wie man daben Luftlöcher anbringen ſoll, die immer friſche und warme Lufft in ein Zimmer hineinführen; wie die Schornſteine anzulegen, daß ſie nicht rauchen, und kurz alles was bey Anlegung der Camine und Schornſteine zu beobachten iſt, wird hier ausführlich gezeiget und durch Riſſe vorgeſtellt. Der Verfaſſer hat die Erfahrung vor ſich, daß ſeine Vorſchriften gut ſind, wiewol ihre Richtigkeit auch ohne die Erfahrung, aus den von ihm angeführten Gründen, vorauszuſehen iſt. Er iſt inſonderheit über den Artikel vom Rauchen der Camine und Schornſteine ſehr weitläuftig, und es iſt zu wünſchen, daß unſre Arbeiter ſich dieſe Angebungen zu Nutze machten, oder wofern ſie noch nicht hinlänglich genug ſind, der Sache weiter nachdächten. Eine Sache daran jedem Menſchen, der gern bequem und geſund wohnet, viel gelegen iſt, verdiente wol die Aufmerkſamkeit eines in der Mathematik erfahrenen Naturforſchers oder auch wol gar einer ganzen Academie.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 24. Julii 1750.

No. XXX.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Haag.

Le Mecaniſte Philoſophe Memoire contenant pluſieurs particularites de la vie & des ouvrages du Sr. *Jean Pigeon*, Mathematicien, Membre de la Societe des Arts &c. Par Mad. de *Premontval*, Sa Fille. Chez P. van Cleef. 1750. 8. 260. S.

Aus dieſer artigen Schrift lernen wir einen Mann kennen von geringer Herkunft und einer noch geringeren Erziehung, der in ſeiner Jugend beynahe von jedermann verlaſſen, in ſeinem 20ſten Jahre kaum ſchreiben oder leſen gekonnt, der, nachdem er ein Soldat, ein Drechsler, ein Mahler, ein Uhrmacher geweſen, zulezt ein treflicher Mechanicus, ein Sternkundiger, und was das meiſte iſt ein theoretiſcher und recht groſſer practiſcher Philoſoph geworden, der ſich ſo wohl durch ſeine Talente, als durch ſeinen fürtreflichen Charakter in Paris eine groſſe Liebe hoher und niedriger Perſonen und vielen Ruhm erworben hat. Dieſer war Joh. Pigeon, deſſen Leben uns ſeine Tochter, eine nicht weniger auſſerordentliche Perſon, hier beſchreibt. Dieſes Frauenzimmer ſcheinet die Eigenſchaften ihres Vaters geerbt zu haben. Sie ſchreibt natürlich und angenehm, und zeiget daher eine gründliche Kenntniß der Philoſophiſchen Wiſſenſchaften und der Mathematik, und einen recht edlen Charakter. Sie iſt im Stande eine an ſich ſelbſt ſo gering ſcheinende Sache, dergleichen die Lebensumſtände ihres Vaters ſind, ſo angenehm vorzutragen, daß man ihr vom Anfange bis zum Ende mit Luſt zuhört.

Wir wollen, um unſere Leſer ſowohl den Vater als ſeine Tochter einigermaſſen kennen zu lehren, das beſonderſte aus dieſer Schrift anführen: „Ich habe, ſagt die Verfaſſerin, weder eines Kayſers, noch eines Prinzen, noch ſonſt irgend einer beträchtlichen Perſon, Leben zu beſchreiben; es iſt das Leben eines Gelehrten, eines geſchickten Künſtlers, oder gar, wenn man will, eines bloſſen Handwerksmanns. Allein ich habe den Vortheil dem Leſer nichts als Talente und ein Genie vorzuſtellen, welches Hochachtung verdient; Wercke von ſeltener Art, die Verwunderung erweckt haben, natürliche und naive Tugenden, ſo wie ſie aus der Hand der Natur kommen.„ Es wäre in der That zu wünſchen, wie die Verfaſſerin anmerkt, daß alle Familien, die einen auſſerordentlichen Mann hervorgebracht haben, ſolche Exempel, die der menſchlichen Natur Ehre machen, nicht untergehen lieſſen. Wie viel nützlicher wären ſolche Lebensbeſchreibungen, als die von ſo vielen Gelehrten gemacht werden, von denen man gar nichts zu ſagen weiß, als wo ſie ſtudirt, was für Bedienungen ſie gehabt und was für unnütze Schrifften ſie geſchrieben haben! Die Frau von Premonteval hatte dieſe Schrift blos für ſich ſelbſt aufgeſetzt, aber eine Perſon ſagt ſie, die ſie gern ihren andern Vater nennen wolte, wenn ein Vater jemals könnte erſetzt werden, hat ſie ermuntert, ſie ans Licht treten zu laſſen. Jn dem ich verhindere, ſagt ſie ferner, daß das ehrenvolle Andenken meines Vaters, ſich nicht auslöſche, verlängere ich dadurch ſein Leben. Wie wichtig war mir dieſer Grund! Wie hätte ich mich deſſen enthalten können, da ich, um ihn wieder lebendig zu machen, gerne den Anſpruch, den ich etwa auf das Leben haben möchte, wolte fahren laſſen.

Unſer Philoſoph war in ſeiner Kindheit bey einem Prediger, der ihn ſo lange behielt, als man ihm für ihn bezahlen konnte, da dieſes aber bald fehlte, nahm ihn ein Drechsler zu ſich, bey dem er bald alles lernte, was zur Drechslerey und Tiſchlerkunſt gehöret. Er lernte da auch Sonnen-Uhren machen; ſein Wolthäter ſah ſeinen guten Kopf und that ihn zu einem Uhrmacher, und nachdem er auch gar bald dieſe Kunſt begriffen, legte er ſich auf die Mahlerey, worinn er es ſo weit gebracht hat, daß viele ſeiner Stücke ſehr hoch geſchätzt worden. Endlich muſte er wider Willen unter die Miliz gehen, aus welcher er unter des Königs Infanterie-Regiment genommen ward. Die Proben, die uns hier von ſeiner Tapferkeit, Unerſchrockenheit und Klugheit angezeiget werden, laſſen uns ſchlieſſen, daß er eben ſo ein groſſer Soldat als Künſtler geweſen. Während der Zeit ſeines Soldatenſtandes bekam er Bücher zu ſehen. Er las alles, was ihm vorkam mit auſſerordentlicher Begierde und faßte gleich alles, daher er ſagte, daß um dieſe Zeit eine gewaltige Revolution in ſeinem Kopfe vorgegangen. Es dünkte ihn, er wäre ein anderer Menſch geworden. Er machte ſich ſo gar an den Euclides, der ihm in die Hände fiel und brachte es in kurzer Zeit dahin ihn zu verſtehen und einige geometriſche Rechnungen zu machen, die er ganz allein gelernt hatte. Ein Officier, der ihn einmahl damit beſchäftigt ſah, lachte darüber, er erfuhr aber bald, was an dieſem Menſchen war und nahm ihn zu ſeinem Lehrmeiſter an. Er erhielte 1685. in ſeinem 31ſten Jahr ſeinen Abſchied, und wolte ſich hernach zu keinerley Dienſte mehr gebrauchen laſſen. Sein einziger Wunſch war eine ungehinderte Freyheit, ſein Genie arbeiten zu laſſen. Eine Heyrath die er that, ſetzte ihn einigermaſſen in Stand nach ſeinem Genie zu leben. Er legte ſich hauptſächlich auf die Mechanik und Aſtronomie, und verfertigte eine groſſe Menge Weltkugeln, die man vorher aus Holland oder Italien nach Frankreich kommen laſſen. Seine Arbeit unterſchied ſich von allen andern durch eine groſſe Genauigkeit und Schönheit. Was ihm aber am meiſten Ehre gemacht, ſind die Sphären, welche den Weltbau nach dem Copernicaniſchen Syſtem, mit den Bewegungen der Planeten vorſtellten. Alles ward durch ein Uhrwerk getrieben, und neben dem Umlauf der Planeten war auch die Umdrehung der Sonne, des Mondes und der Erde um ihre Axen auf das genauſte angebracht. Dieſes Werk brachte ihm groſſen Ruhm. Er muſte es Ludwig den XIV. ſelbſt zeigen, der es hernach auch kaufte. Der Czar Peter I. und ſehr viel Prinzen und Standes-Perſonen beehrten den Künſtler mit ihren

Beſuchen. Auch hernach mußte er Ludwig dem XV. eine ſeiner Sphären erklären. Als er Ludwig dem XIV. ſeine Sphäre zeigte, dünkte den König, daß er dieſen Mann ſchon geſehen. Pigeon ſagte, daß er die Ehre gehabt unter ſeinem Regiment zu dienen, und erinnerte ihn zugleich einer beſondern Begebenheit. Der König ließ ihn nicht ausreden, ſondern ſagte gleich: **Nun beſinne ich mich, ich dachte aber nicht einen Archimedes in meinem braven Soldaten zu finden.** So viel Ehre machte unſerm Philoſophen nicht die geringſte Gemüthsbewegung. Dieſes war, ſagt ſeine Tochter, eine von den Gelegenheiten, wo ſeine Philoſophie ſich in ihrem rechten Lichte zeigte. Bey einer ſolchen Ehre bey kaltem Blut zu bleiben, iſt ohne Zweifel auſſerordentlicher und rühmlicher, als wenn man es mitten in den gröſten Gefahren iſt. Man mußte hier eben ſo einen groſſen Geiſt, aber mehr Tugend haben." — Wenn er auch mitten in ſeiner Familie und unter ſeinen Vertrauteſten war, hörte man ihn niemalen, der groſſen Ehre erwähnen, die ihm ſo oft wiederfahren war. Von dem Beſuch, womit ihn der Czaar beehret, ſpricht ſie alſo: „ Dieſes war eine groſſe Gelegenheit ſeine Philoſophie auf die Probe zu ſetzen. Sie verläugnete ſich nicht. Zeugen, die zugegen waren, haben mich verſichert, daß man nicht die geringſte Gemüthsbewegung an ihm gemerkt. Er empfieng den Czaar mit einer beſcheidenen Freymüthigkeit und beantwortete deſſen Fragen mit einem geſetzten Weſen, welches jener berühmten Weiſen des Alterthums würdig iſt.

Der Cardinal Polignac beehrete ihn mit ſeiner vertrauten Freundſchaft. Einmahl kam er zu dem Cardinal, als er eben eine Menge Leute bey ſich hatte, die ihm die Aufwartung machten. Der Cardinal nahm ihn bey der Hand und preſentirte ihn der Geſellſchaft mit dieſen Worten: **Sehet meine Herren, meinen Herzens-Freund. Er iſt ſehr würdig, daß man ihn liebe.** Er ſtarb 1739. im 85ſten Jahr ſeines Alters, nachdem er einige Jahre lang blind geweſen, und ſchätzte in ſeinem Tode dieſes für einen Vortheil, daß er, wie er ſagte, ſeine Familie von einer Laſt befreyte, die ihr nothwendig alle Tage beſchwerlicher werden müſſe.

Dieſer Mann urtheilte über das Copernicaniſche Syſtem, über die von Kepler entdeckten Geſetze der Bewegung in den Planeten, über die Carteſianiſchen Wirbel, über die Leibnitziſche Harmonie und andre ſchwere Materien auf eine Art, daraus wir ſein philoſophiſches Genie bewundern, und indem ſeine Tochter uns ihres Vaters Anmerkungen vorlegt, zeiget ſie ſich ſelbſt, als eine Perſon, welche dieſe Sachen deutlich einſiehet. Sie bringt beyläufig in dieſer Schrift die Erklärung und Beſtätigung des Copernicaniſchen Syſtems und andere Materien an, die man in ihrem Vortrage mit Vergnügen lieſt.

Wir müſſen bey dieſer Gelegenheit ſagen, daß ein gewiſſer Künſtler in Paris, Namens Paſſement, unlängſt eine Maſchine verfertiget, von der Art der Sphären die Pigeon zuerſt gemacht. Dieſes Werk beſtehet erſtlich aus einer Pendel-Uhr, die ſowol die wahre als mittlere Zeit zeiget, die ohne fremde Hülfe die Tage der Monate, es ſey daß ſie 28. 29. 30. oder 31. haben, anzeiget. An der Uhr iſt eine Sphäre nach dem Copernicaniſchen Syſtem, darinn alle Planeten ihre Bewegungen ſo genau machen, daß ſie in zwey bis drey hundert Jahren, nach den Aſtronomiſchen Tabellen kaum einen Grad fehlen. Dieſes alles wird durch wenig Räder verrichtet.

∴ ∴ ∴

Vom Horaz und ſeinen Liedern.

Es iſt eine gefährliche Sache aus den Schriften eines Mannes ſeinen Carakter zu beſtimmen. Manche Schrift lehrt uns Religion und Gottesfurcht, und ihr Verfaſſer iſt, ohne Verdacht, ein Böſewicht. Horaz buhlt in ſeinen Liedern: und Clodius machte keine Lieder und verführte die Weiber in Rom. Horaz lebte nicht deſto wollüſtiger, je mehr er ſang, ſondern deſto weniger wollüſtig. Womit andre Menſchen ihre Sinne beſchäftigen und ausfüllen, damit gab er ſeiner Einbildungskraft zu thun. Weil er ſich nichts geringeres vorgenommen hatte, als ein vollkommener Dichter zu ſeyn: ſo wählte er ſich die lyriſche Dichtungsart; denn hierinn iſt es möglich ohne Fehler zu ſeyn. Heldengedichte und Trauerſpiele nach ſeiner hohen Idee von der Schönheit zu verfertigen, dazu ſchien ihm ſein Leben zu kurz. Er wolte zugleich oft geleſen ſeyn. Ein ſchönes Lied wiederhohlt man in zwey müßigen Augenblicken, ein langes Gedicht hält man für ein Tagewerk. Er ließ indeſſen ſeine tiefe Einſicht in die übrigen Dichtungsarten nicht verlohren gehn. Er ſchrieb den berühmten Brief über die Dichtkunſt, welcher zugleich ein ſchöner Commentarius über ſeine Lieder iſt. Hier macht er kein Geheimniß aus der mühſamen Verfertigung derſelben, er macht vielmehr eine Regel für die Dichter daraus: Nicht allein an Tapferkeit und in den Waffen, ſondern auch in der Sprache wäre Latien ſo groß als Griechenland, wenn nicht einen jeden Dichter der Verzug und die mühſame Feile verdrößen. Ihr Söhne des Pompilius, tadelt nur dreiſt ein Gedicht, welches nicht alt geworden und oft durchſtrichen, und, wenn es vollendet wär, nicht zehenmahl aufs neue mit Geduld überarbeitet iſt. O du erſter unter deinen Brüdern, ob du gleich durch den väterlichen Mund gebildet wirſt und ſelber dencken kanſt, ſo höre dis Wort und verwahre es bey dir: Gewiſſen Dingen iſt es vergönnt von mittler Art und blos erträglich zu ſeyn. Ein mittelmäßiger Rechtsgelehrter und Fürſprecher im Gerichte iſt nicht ſo beredt als Meſſalla und weiß nicht ſo viel als Aulus Caſſellius, aber er hat ſeinen Wehrt: dem mittelmäßigen Poeten verzeyht es kein Menſch, kein Gott und kein Catheder, das ihn trägt. So wie uns bey einem angenehmen Schmauß eine mißhellige Symphonie, alte Salben und Mohn mit Sardiſchem Honige mißfällt, weil das Gaſtmahl dieſer Dinge entrathen konte: ſo auch ein Gedicht, erfunden zur Beluſtigung unſeres Geiſtes, erreicht es nicht den Gipfel der Vollkommenheit, fällt in die Tiefe. — Haſt du etwas geſchrieben, ſo laß es vor die feinen Ohren des Metius und vor deines Vaters und auch vor die meinigen gelangen und unterdrücke es neun Jahre lang. Das Buch, das noch in deinen Händen iſt, kanſt du verbeſſern, ehe die Welt es ſieht. Ein geſprochenes Wort kehrt nimmer zurück. Dieſer arbeitſame Dichter hat keine Zeit gehabt der Wolluſt nachzugehn, er hat den Genuß andern überlaſſen, und ſein verliebtes Temperament mit Ideen geſpeiſt. Oder wollen wir lieber, daß er ſeine Oden mit unendlichem Fleiße gemacht habe, um etwas von einer Perſon zu erhalten, die nicht im Stande geweſen iſt ſie zu verſtehn? Der gute Geſchmack eines Menſchen breitet ſich natürlicher Weiſe in ſein ganzes Leben aus. Woher dieſer ſchlechte Geſchmack, ſich mit einer Buhlerinn abzugeben, die keiner feinen Empfindungen fähig iſt? Horaz war von Natur blöde und beſcheiden. Er konnte bey ſeiner erſten Audienz mit dem vornehmen Mäcenas kaum ein Wort reden, und er wundert ſich in einem Briefe an ihn, wie er ihm damals habe gefallen können? Woher hätte er doch die Dreiſtigkeit nehmen ſollen, alle Liebesbegebenheiten zu erfahren, die er uns beſchreibt.

Man wirft ihm auch ſein Weintrinken vor. Als Dichter hat er den Wein nicht nöthig gehabt: hiezu gehört eine ganz andre Begeiſterung, als die der Wein giebt. Kleine Witzlinge pflegen ſich den Kopf damit ſo zu erwärmen, daß ſie geſchwinde einen Bogen voll Einfälle haben: aber ein Dichter der aus allen möglichen Vorſtellungen ſeiner Sache und aus allen Arten ſie auszudrücken, nach der beſten ſucht, darf nicht ſo übereilt und unordentlich denken. Es iſt wahrſcheinlich, daß er ſein hohes Alter durch Ordnung und Mäßigkeit und die Vollkommenheit ſeiner Poeſie durch Fleiß und Wachen erlangt habe. Laßt uns nicht vergeſſen, daß das Reich der Poeſie die Wahrſcheinlichkeit iſt. Horaz ſcheint wollen unter trunkenen Freunden zu ſingen, und ſingt ſo ſchön, daß ſeit anderthalb tauſend Jahren kein nüchterner ſo geſungen hat: er ſcheint eine Menge Buhlerinnen zu haben, und dieſes ſind ſeine eigenen Geſchöpfe: er ſcheint von einem umſtürzenden Fichtenbaum oder von einem grauſamen Wolfe verſchont zu ſeyn, damit er mit dem Schutze der Muſen prahlen könne.

Woher kommt es doch, daß man die gröſſeſten Geiſter ſo gern einiger Laſter beſchuldigt? Vielleicht will man ſie von ihrer Höhe näher zu ſich herunter bringen oder vielleicht ſind die Fehler nirgends ſichtbarer als bey ihnen. Es könnte uns in der That gleichgültig ſeyn, ob Horaz als ein weiſer Mann gelebt hat oder als ein unruhiger Hofmann, voll verliebter Ränke und Abentheuer, wenn uns dieſes nur wahrſcheinlicher wäre, oder wenn unſre Zeiten nicht mehr dergleichen Leute hervorbrächten, die in ihren Schriften ſo gute Anſchläge und in ihrem Leben ſehr wollüſtiger und [illegible] ſind.

Horaz war ein Gelehrter vom erſten Range, erfahren in allen Wiſſenſchaften ſeiner Zeit: er beſaß aber einen viel zu guten Geſchmack, als daß er tiefe Gelehrſamkeit zur Unzeit in die Dichtkunſt gebracht hätte. Sie diente dem Dichter dazu, ſeine Bilder zu bereichern und durch ein einziges Wort ſeine tiefe Einſicht zu verrathen. Er war ein Philoſoph, der ſich zu den kleinen Eintheilungen nicht herunter ließ, welche man damals unter den Weltweiſen gemacht hatte. Er war zu groß, ein Anhänger eines einzigen Mannes zu ſeyn, er wählte was bey einem jeden unter ihnen vernünftig war und überließ die Spitzfündigkeiten und die Secterey dem philoſophiſchen Pöbel. Er behielt dabey, (und wie konnte es anders ſeyn?) er behielt dabey ein freundſchaftliches Herz. Eine ſchöne Anzahl groſſer Geiſter beſetzte ſeine Stunden und verſüßte ſeine Einſamkeit und ſein wichtigſtes Geſchäfte war dieſen Freunden gefällig zu ſeyn. Man hält den Horaz für einen Staatsmann. Er war es ſo ſehr als ein groſſes Genie alles ſeyn kan, aber nicht alles gleich ſtark. Man weiß, wie hoch ihn Auguſt geſchätzt hat, er wird aber vielleicht wenig Staatsgeſchäfte mit ihm überlegt haben. Er wollte ihn zu ſeinem Secretair machen, aber nur allein witzige und freundſchaftliche Briefe zu ſchreiben. Der Kayſer war ehrgeizig genug, zu wünſchen, daß Horaz oft von ihm reden möchte, weil er ſich in ſeinen Schriften die ſchönſte Unſterblichkeit verſprach.

Die Satyren hat er lange nicht ſo ſorgfältig ausgearbeitet, als die Oden. Dieſe ſind ſein Meiſterſtück, hievon weiß er ſelbſt daß ſie Monumentum aere perennius ſind. Wir wollen ohne lange Wahl einige davon überſetzen und zum wenigſten den Schwung der Gedanken deutlich machen, wenn wir auch die angenehme Kürze und den Klang des Lyriſchen Verſes nicht wieder herſtellen können.

B. 1. Ode 22.

Wer untadelhaft lebt und rein von Laſtern iſt, bedarf den Mauritaniſchen Wurfſpieß nicht, mein Fuſcus, nicht Bogen, nicht Köcher mit giftigen Pfeilen beſchwert: Ob er durch die brennenden Syrten gienge, oder über den unwirthbaren Caucaſus oder in was für Oerter der fabelhafte Hydaspes die Ufer geußt. Denn ſiehe, da ich im Sabyner-hayn meine Lalage beſinge und entladen von Sorge den Pfad verliehre, ſiehet mich ein Wolf unbewafnet und flieht. Ein gröſſer Ungeheuer nähret in ſeinen langen Wäldern das ſtreitbare Daunia nicht, noch das Vaterland des Juba, der Löwen dürre Pflegerinn. Setze mich hin, wo kein Baum auf dem trägen Anger von Frühlingslüften erzogen wird, an die Seite der Welt, auf welcher ein ewiger Nebel und trauriger Himmel liegt: Setze mich unter das glühende Sonnenrad, wo alle Wohnungen den Sterblichen verſagt ſind: ich liebe Lalagen, ſie, die holdſeelig lächelt, ſie, die holdſeelig ſpricht.

B. 2. Ode 12.

Sage nicht, daß ich Numantiens langen Krieg und den grauſamen Hannibal und Siciliens Meer mit Puniſchem Blute gefärbt in die zärtliche Zither ſingen ſoll; oder die zornigen Lapither und den Hyläus vom Weine toll, und die durch Alcidens Hand gebändigten Söhne der Erde, die den glänzenden Palläſten des ewigen Vaters einen erſchrecklichen Untergang drohten: Erzähle du vielmehr, Mäcenas, in der menſchlichen Sprache Cäſars Schlachten und wie die grimmigen Könige gefeſſelt vor ſeinem Siegeswagen gehn. Mir befiehlt die Muſe die ſüſſe Stimme der Lycimnia, mir befiehlt ſie die hellleuchtenden Augen zu beſingen und das unbefleckt treue Herz; und wie ſie mit Anſtand im Tanze die Füſſe wirft, und wie ſie ſcherzet und wie ſie den zarten Jungfrauen die Hände reicht, wenn ſie mit ihnen die heiligen Spiele Dianens begeht. Wolteſt du wol um alles was der reiche Achämenes beſaß, oder um Phrygiens fruchtbare Flur eine Locke deiner Lycimnia, wolteſt du ſie um ganz Arabien vertauſchen, wenn ſie dem feurigen Kuſſe den Nacken zuwendet und ihn ſchalkhaftertzig verſagt, weil ihn der Liebhaber rauben ſoll, bisweilen ihn dreiſt ſelber raubt?

B. 3. Ode 14.

Cäſar, der auf dem Wege des Hercules einen verhängnißvollen Lorbeer ſuchte, Cäſar, o Rom, kehrt von Hiſpaniens Küſten in deine Mauren zurück unüberwindlich. Eile, du Weib eines einzigen Ehegemahls, ihm entgegen von deinen Dankaltären, und du, des Helden Schweſter, und ihr, mit feſtlichen Schleiern umhüllt, ihr Mütter der Jungfrauen und der jüngſt erretteten Jünglinge, o heiliget euch ihr Knaben und ihr Mädchen an einen Mann gewöhnt! Ja dieſer mein Feſttag ſoll jede Sorge weit von mir hinweg führen: Ich fürchte kein Getümmel der Waffen, ich fürchte keinen gewaltſamen Tod, ſo lange die Erde Cäſars iſt. Geh, Knabe, ſchaffe Salben und Kränze herbey und Wein vom Marſiſchen Aufruhr her, wofern noch ein Eimer dem räuberiſchen Spartacus entgangen iſt. Sage auch der liederreichen Neära, daß ſie eile, ihr braunes Haar in einen Knoten zu binden, wenn aber der ſtörriſche Thorhüter dich aufhält: ſo gehe zurück. Mein bleichgewordenes Haar hat alle Luſt zur Rache und zum muthwilligen Kampfe gedämpft: Ich hätte es nicht gelitten in der Hitze der Jugend, als Plancus Bürgermeiſter war.

Fortſetzung über die ſämtlichen Schriften der Frau Marquiſin von Lambert.

Man hat zu allen Zeiten die Erziehung der Töchter verſäumet und iſt nur allein vor die Mannsperſonen beſorgt geweſen. Man überläßt ſie ſich ſelbſt und bedenkt nicht, daß ſie die Hälfte der Welt ausmachen, daß die Erziehung der Kinder in den erſten Jahren ihnen anvertraut werde, welches die wichtige Zeit iſt, darinn die Leidenſchaften die erſten Eindrücke in das Gemüth machen. Man überläßt ſie in ihrer zarten Kindheit ſolchen Hofmeiſterinnen, welche weil ſie gemeiniglich aus dem gemeinen Volke genommen werden, ihnen niederträchtige Gedanken beybringen, alle furchtſamen Leidenſchaften erwecken und den Aberglauben an die Stelle der Religion ſetzen. Man gewöhnet ſie an, gefällig zu ſeyn, man giebt ihnen Unterricht, wie ſie ſich beliebt machen ſollen, man ſtärkt ihre Eigenliebe, man übergiebt ſie der Uppigkeit, der Welt und den falſchen Meynungen; niemals aber giebt man ihnen einige Unterweiſung von der Tugend und Standhaftigkeit. Unſere Verfaſſerin klagt in dem Unterrichte einer Mutter an ihre Tochter über dieſe Ungerechtigkeit und Thorheit. Hiernächſt giebt ſie ihre Tochter Lehren, die allem Frauenzimmer, das auf Ehre und Tugend hält, zur Regel dienen müſſen. Wir wollen nur etwas hievon anführen zum Beweiſe, daß unſere Verf. hier den Thon nicht ſinken läßt, worin wir ſie bereits gehöret haben. Die Ergötzlichkeiten der Welt, heißt es, ſind betrügeriſch. Sie verſprechen mehr, als ſie geben. Sie beunruhigen uns, wenn wir ſie ſuchen, vergnügen uns nicht, wenn wir ſie beſitzen und ſtürzen uns in Verzweiflung, wenn wir ſie verlieren. Um eine Begierde recht zu unterdrücken, ſo erwäget, daß ihr außer euch kein gewiſſes noch dauerhaftes Glück finden werdet. Die Schamhaftigkeit, [illegible] die uns durch die Furcht der Schande vom Böſen abhält, muß nicht eure einzige Tugend ſeyn. Sie verliert ihren größten Glanz, wenn ihr die andern fehlen. Sie muß ſich über alle eure Handlungen ausbreiten und eure ganze Perſon zieren und ſchön machen. Man ſagt, daß Jupiter, da er die Leidenſchaften bildete, einer jeden ihre Wohnung gegeben habe. Die Schamhaftigkeit ward vergeſſen und als ſie ſich darſtellte, ſo wußte man nicht, wo man ſie hinſetzen ſollte: man erlaubte ihr, ſich unter die andern alle zu miſchen. Seit der Zeit kan ſie von ihnen nicht getrennt werden. Sie iſt eine Freundin der Warheit; Sie iſt ſonderlich mit der Liebe vereinigt. Gewiß die Schamhaftigkeit iſt eine große Zierde für eine junge Perſon. — Euer vornehmſter Schmuck ſoll die Beſcheidenheit ſeyn; Sie vermehrt die Schönheit und dienet der Häßlichkeit zu einer Decke. Eine tugendhafte Frau hat die Tugenden der Männer, als die Freundſchaft, die Redlichkeit, die Treue in Ausübung ihrer Pflichten; eine liebenswürdige Frau muß nicht allein äußerliche Annehmlichkeiten, ſondern auch Anmuthigkeiten des Herzens und der Empfindungen haben. — Wenn ihr von den Luſtbarkeiten wollet leben und ſie euch verlaſſen, weil ihr entweder keinen Geſchmack mehr daran findet, oder eure Vernunft ſie euch verbietet, ſo verfällt eure Seele in ein großes Nichts. Wollt ihr aber, daß eure Ergötzlichkeiten und euer Zeitvertreib dauren ſoll, ſo bedienet euch derſelben

ſelben nur als einer Erquickung bey euren ernſtlichen Beſchäftigungen. — Wenn wir ein geſundes Herz haben, ſo können wir uns alles zu Nutze machen. — Erſparet etwas an eurem Mund und an euren Koſtbarkeiten, damit ihr der Großmuth ein Genügen leiſten könnet, welche ein jeder, der ein gutes Herz hat, ausüben ſoll. — Kehrt euch nicht an die Nothwendigkeit, welche die Eitelkeit eingeführet. Man ſagt: man müſſe es machen wie andere. Eifert andern auf eine weit edlere Weiſe nach; gebet nicht zu daß jemand mehr Ehre, mehr Redlichkeit und Aufrichtigkeit habe, als ihr. — In allen euren Unternehmungen und Handlungen bemühet euch nach der Vollkommenheit. Faſſet keinen Anſchlag und fanget niemals etwas an, ohne daß ihr zu euch ſaget: könnte ich es nicht noch beſſer machen? — Lernet leben, das heißt, die Zeit wol anwenden. Gedenket, daß ihr einen Verſtand habt, den ihr wol üben und mit Warheiten erfüllen ſollet. Ihr habt ein Herz, das ihr zu reinigen und zu lenken, und einen Gottesdienſt, den ihr zu beobachten ſchuldig ſeyd. — Habt ihr eine groſſe, lebhafte und geſchäftige Einbildungskraft und Neugierigkeit, welche nichts zurückhalten kan, ſo iſt es beſſer, dieſe Neigungen mit Wiſſenſchaften zu beſchäftigen, als ſich in Gefahr zu ſetzen, daß ſie den Leidenſchaften zu ſtatten kommen möchten. Gedenket aber, daß die Mädchen in Anſehung der Wiſſenſchaften eben eine ſo zärtliche Schamhaftigkeit, als in Anſehung der Laſter haben ſollen. Strebet nicht nach eiteln und nach ſolchen Wiſſenſchaften, welche über euren Verſtand gehen. Unſere Seele hat einen guten Vorrath ſolcher Dinge, welche ſie weit beſſer genieſſen, als erkennen kan. Wir haben ſolche Fähigkeiten, welche zu unſerm Wolſeyn geſchickt und nöthig ſind. Wir wollen aber damit nicht zufrieden ſeyn; wir laufen nach Warheiten, welche nichts für uns dienen. Ehe wir ſolche Unterſuchungen vornehmen ſo müſſen wir wiſſen, wie weit die Kräfte unſeres Verſtandes ſich erſtrecken; wir müſſen lernen, die Meynungen von der Wiſſenſchaft zu unterſcheiden und mit Geſchicklichkeit zu zweifeln, wenn wir die Sache nicht deutlich einſehen; ja wir müſſen einen geſetzten Muth haben, daſſelbige nicht zu wiſſen, was uns zu hoch iſt, um die Verwegenheit unſers Verſtandes im Zaum zu halten. — Lernet, daß das die größte Wiſſenſchaft ſey, mit ſich ſelbſt zu ſeyn. Ich habe gelernt, ſagt ein gewiſſer Alter, mein eigener Freund zu ſeyn, alſo werde ich nimmer allein ſeyn. — Sehet eure Unvollkommenheiten mit eben den Augen an, mit welchen ihr die Unvollkommenheiten anderer anſehet: Gehet von dieſer Regel nicht ab, ſie wird euch zur Billigkeit gewöhnen. Prüfet, wie ihr beſchaffen ſeyd und wendet eure Fehler zu eurem Beſten an. Seyd ihr ruhmſüchtig? ſo bedienet euch dieſer Neigung, euch über die Schwachheiten eures Geſchlechtes zu erheben, um die Fehler zu vermeiden, welche erniedrigen. Seyd ihr furchtſam? ſo verwandelt dieſe Schwachheit in Klugheit, damit ſie euch abhalte, euch in Gefahr zu ſetzen. Seyd ihr verſchwenderiſch? Gebet ihr gerne? ſo iſt es leicht, aus der Verſchwendung die Freygebigkeit zu machen; Gebet aber mit Unterſcheid und zu rechter Zeit; vergeſſet nicht, die euch gleichgültig ſind, traget Sorge für die Armen; leihet in der Noth, aber gebet denen, die es nicht wieder geben können. Es iſt keine Schwachheit, welche ſich die Tugend nicht zu Nutze machen kan, wenn ihr nur wollet. — Die demüthige Bekenntniß unſerer Vergehungen entwafnet den Haß und lindert den Zorn. Die Weibsperſonen, welche das Unglück gehabt haben, ſich ihrer Schuldigkeit zu entziehen, die Wohlanſtändigkeit zu verletzen und wider die Tugend und Schamhaftigkeit zu handeln, ſind der Gewohnheit und der beleidigten Ehrbarkeit dieſe Ehrerbietung ſchuldig, daß ſie ein demüthiges Weſen von ſich blicken laſſen. Dieſes iſt eine Art der Erſtattung, welche die Welt fodert. Die Menſchen erinnern ſich der Fehler, ſobald ihr ſie vergeßt. — Ehre und Ruhm iſt ein Guth, das man ſich wünſchen kan; es iſt aber eine Schwachheit, wenn man mit allzugroſſem Eifer darnach ſtrebt; man mag ſich nur bemühen, daß man es verdiene. — Gewöhnet euch gegen eure Hausgenoſſen Gütigkeit und Freundlichkeit zu bezeigen. Ein Alter ſagt: Man müſſe ſie als unglückliche Freunde betrachten. Laſſet ſie von ihrem Stande nichts empfinden; weil die Dienſte wider die natürliche Gleichheit eingeführet ſind, ſo muß man ſie ſüß und angenehm machen.

(Der Beſchluß folgt künftig)

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 31. Julii 1750.

No. XXXI.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchaften.)

Paris.

Ariſtoméne, Tragédie par Monſ. Marmontel. 1750. 8.

Die Frantzöſiſche Nation hat ihr goldenes Weltalter noch nicht überlebt, ſo lange ſie fortfährt, uns die beſten Scribenten in der Poeſie, Philoſophie, Critick und Hiſtorie zu liefern. Marmontel iſt ein Dichter, der dieſes Alter zurückriefe, wenn es ſich zu ſeinem Untergange neigen ſolte. An ihm hat Voltaire einen Schüler der ſein Alter mit den beſten Lorbern ſchmückt. Er ahmt nicht etwan einige Verſe und Redensarten ſeines Meiſters nach, er macht ſich ſeine gantze Denkungsart zu eigen. Voltaire bringt die Großmuth und Menſchenliebe aufs Theater. Dieſe rührende Geſinnungen ſind es, die uns in der Alzire und Zaire Thränen auspreſſen. Marmontel geht mit dieſer Großmuth und Menſchenliebe noch edler um, er miſcht die halb comiſche Sinnlichkeit nicht darunter, wie ſeine Vorgänger und fürnemlich Racine gethan haben. Hier iſt keine Braut zwiſchen zwey Rivalen, kein ſchmachtender Held, der uns über ſein Mißgeſchick in eine ernſthafte Betrübniß ſetzen will. Die Liebe, die dieſes Theater beſeelt, iſt die Liebe einer Gemahlin, eines Sohnes, eines Freundes, eines Patrioten. Gebet da eine Liebe, würdig unſerer beſten Thränen! Von dem groſſen Corneille lehrt unſer Dichter die Erhabenheit der Caracter, und treibt ſie niemahls zu einer romanhaften Höhe. Die Caracter ſind es, die des Dichters biegſamen Geiſt verrathen, die uns durch ihre Mannhaftigkeit am ſtärckſten ergötzen und die uns endlich die Tugend und das Laſter in Beyſpielen lieben und verabſcheuen laſſen. Unter den laſterhaften iſt hier Cleonnis der verſchlagenſte und Draco der unverſchämteſte Böſewicht. Arſie iſt ein tapferer und uneigennütziger Freund des Helden: Leonide iſt eine muthige Heldin, ſie thut mehr für ihren groſſen Gemahl, als für ihre Stadt, die es auch nicht zu verdienen ſcheint, und nur dem Ariſtomen war die göttlichſte Tugend aufbehalten der allergroßmüthigſte Patriot zu ſeyn. Ohne einen Schatten von Falſchheit hütet er ſich nicht genug für die ſubtile Bosheit ſeines Mitbuhlers und iſt zu ſeinem Vortheil nicht ſo klug, wie zum Vortheil des Staats. Dieſer iſt es, deſſen Schickſal er in ſeinen Händen trägt und dem er ſein Leben und das Leben ſeiner beyden geliebteſten aufopfern kann. Der Caracter des jungen Sohnes iſt, daß er ſeinen Vater und ſeine Mutter ehrt und zu groſſen Thaten aufblüht. Euribates und Xantippus ſind keine Hauptperſonen, darum iſt ihr Caracter auch weniger ſtark gezeichnet. Der Geſandte Euribates iſt ein braver Spartaner, Xantippus der Senator iſt ein zärtlicher aber nicht ſo muthiger Freund des Helden, wie Aeſte. Er hätte am leichteſten weg bleiben können, aber er giebt dem Caracter des erſten Freundes einen ſchönen Schatten. Will man ſeinen Freund recht lieben, ſo liebe man wie Aeſte, will man ſeinen Feind recht haſſen, ſo muß man haſſen wie Cleonnis. Die beſten Sittenlehren einer Tragödie ſind die Caracter, doch hat auch ſchon die beſtändige Erregung unſers Mitleidens ihren ſittlichen Einfluß auf uns und giebt dem Hertzen eine ſchöne Falte: hier aber macht noch eine ausdrückliche Hauptmoral den Schluß. Meiſtentheils wird das Ende der Tragödien dadurch kalt gemacht: hier aber nicht. Der Patriot muß hier nothwendig ſeinem Sohne zurufen: O mein Sohn, ſiehe doch den Wehrt der Tugend! Frühe oder ſpät ſtirbt das Laſter zu ihren Füſſen. Aber ſolte ſie auch ein Opfer deſſelben ſeyn? ſo iſt ſie doch mehr wehrt in ihrem Fall, als das Laſter in ſeinem Triumph. Wir wollen uns in acht nehmen die ſchönſten Stellen aus dieſer Tragödie auszuzeichnen, unſre Leſer müſſen ſie ganz fühlen.

Die beſondern Regeln der Schaubühne, das erſte was einige Kunſtrichter aufſuchen, ſind hier mit groſſer Genauigkeit beobachtet. Jede Perſon kommt und geht nothwendig und mit Abſicht. Die Dauer der Zeit iſt nicht länger als ſie von den Zuſchauern geglaubt werden kann. Die ganze Handlung geht auf dem Rathhauſe vor und damit auch die letzten Begebenheiten alda geſchehen können, ſo läßt der Dichter die Rathsperſonen mit der gröſten Wahrſcheinlichkeit in das Caſtell fliehn. Auf dieſe Weiſe wird zugleich das Blutvergieſſen im Rath von den Augen der Zuſchauer entfernt. Die Verwickelung iſt ſtark, aber ohne Verwirrung: Man ſorgt nacheinander für das Leben des Sohnes, der Gemahlin, des Gemahls, und für die Freyheit des Staates! Man beſorgt den Triumph des verſchmitzten Laſters und ſchilt faſt den Patrioten, daß er ſo göttlich tugendhaft iſt: aber ſiehe, er ſiegt, und wir gehn zufrieden vom Schauplatz, nachdem wir dieſen groſſen Schickſalen genug Thränen geſchenkt haben. Wäre es möglich das letzte Unglück des Ariſtomenes mehr vorzubereiten, damit kein Leſer muthmaſſen dürfte, als ob die Handlung vorher ſchon zu Ende ſey: ſo würde alle Critik ſchweigen und man würde zu dieſem Meiſterſtücke nichts mehr ſagen können als: Plaudite!

∴ ∴ ∴

Vom Horaz und ſeinen Liedern.

Wir wollen auch einige Oden von einer höhern und ernſthaftern Art verſuchen:

B. 3. Ode 3.

Der Inhalt dieſer Ode iſt: Der Heldenmuth hat die Menſchen zu Göttern gemacht, wie dem Pollux, Hercules, Auguſtus und Bacchus widerfahren iſt; Auch des Trojiſchen Romulus Annehmung bewilligt Juno in einer Rede, die ſie an die verſammleten Götter hält. Einige Ausleger wollen in dieſer Rede gefunden haben, daß Horaz dem Auguſt abräth die Reſidentz nach dem Flecken Ilium zu verlegen. Wir wollen dieſe gelehrte Anmerkung unangefochten laſſen: Der Hauptplan des Dichters iſt indeſſen, die dem Kayſer zuerkannte Vergötterung zu beſingen, wobey er mit Fleiß in die Aufnahme ſeines Urahnherrn des erſten Röm. Königes ausſchweift. Er hätte Auguſts eigene Aufnahme beſchreiben können, aber dieſe Schmeicheley wäre nicht halb ſo fein. Die Ode lautet alſo:

Der gerechte, der ſtandhafte wird nicht durch das geſetzloſe Toben ſeiner Bürger wankend gemacht, nicht durch des ergrimmten Tyrannen Anblick, noch durch den Südwind, den ungeſtümen Gebieter der adriatiſchen Welle, noch durch die gewaltige Hand des donnernden Jupiters; ſtürzt der geborſtene Weltbau zuſammen, er liegt unerſchrocken unter ſeinen Ruinen. Dieſe Tugend hat den Pollux und den irrenden Alciden in die himmliſchen Wohnungen gebracht, unter welchen Auguſtus gelagert mit purpurrothen Lippen Nectar trinkt. Hieher, o Bachus, zogen dich deine Tiger und duldeten gehorſam dein Joch: Hieher entflohe mit Marors Geſpann Quirinus dem Acheron, als Juno dieſen gefälligen Ausſpruch im Rathe der Himmliſchen that: Ilion hat ein unfallbedeutender verbuhlter Richter und ein fremdes Weib in Staub gekehret, weil Laomedon die Götter um ihren Lohn getäuſcht hat, Ilion mit ſeinem Volk und mit ſeinem diebiſchen Fürſten mein und Minervens Opfer. Nun ſtellt ſich der berufene Gaſt der lacäniſchen Ehebrecherinn nicht und Priams meineidiges Haus beſtürmt die ſtreitbaren Achiver mit Hectors Gefolge nicht mehr und der Krieg den unſer Aufruhr verlängerte, ruhet ewig: Forthin will ich meinen groſſen Zorn und den gehaßten Enckel den Trojens Prieſterin gebohren hat, dem Mars erlaſſen: Ich will leiden daß er die glänzenden Zinnen des Himmels beſteige, Nectar mit groſſen Zügen trinke und die geruhigen Ordnungen der Götter eingezeichnet werde. Wenn zwiſchen Rom und Ilion ein weiter Golfe brauſet, mögen die Pilgrimme glücklich in jedem Welttheil herrſchen; Wenn Priams und Paris Grabmal die Thiere des Feldes zertreten, und das Wild ſeine Jungen dort ungeſtört verbirgt: ſo blühe das Capitol und Rom gebe den Meden Geſetze. Furchtbar verbreite ſein Nahme ſich über die letzten Geſtade, wo von Europens Seite das zwiſchengeworfene Meer den Africaner trennt und wo der geſchwollene Nil die fruchtbaren Ebenen wäſſert: ſo lange es nemlich das ungefundene Gold, welches im Buſen der Erde beſſer liegt, zu verachten großmüthig iſt und nicht räuberiſch alle Heiligthümer zu menſchlichem Gebrauche verdirbt. Wohin die Welt ihre Gränzen ſetzt, dahin reiche es mit ſeinen Waffen und erfahre wo der Sonne Vaterland und das Vaterland der Nebel und Wolkengüſſe iſt. Aber ich verkündige den tapfern Quiriten ihr Schickſal mit dieſer Warnung: daß ſie nicht aus allzukindlicher Liebe und allzuverwegen auf ihre Macht die verfallenen Thürme von Troja bauen. Keimt unter einem böſen Geſtirn das alte Troja wieder hervor: ſo ſoll es mit einem erſchrecklichen Schwerdtſtreich wieder ausgerottet werden, wann ich ſelbſt die ſieghaften Schaaren anführe ich Jupiters Gemahl und Schweſter. Wenn dreymal eine eherne Mauer von Phöbus Hand aufſteigt, ſoll ſie dreymal durch meine Argiver darnieder geriſſen werden, dreymal ſoll ihren erwürgten Mann und Sohn das gefangene Weib beweinen. So viel erträgt die ſcherzhafte Leyer nicht. Verwegene Muſe, wohin geräthſt du! Fürchte dich, die Reden der Götter nachzuſagen und durch kleine Lieder groſſe Dinge zu verunehren.

B. 3. Ode 4.

Der kurtze Jnhalt dieſer Ode iſt: Mich dencht ich höre die Calliope wieder in jenem Walde, wo ich als ein Kind im Schlafe mit Myrthen und Lorbern bedeckt wurde. Von Jugend auf bis in mein Alter bin ich unter dem Schutze der Muſen geweſen. Dieſe Göttinnen ſind es, die den Auguſt nach ſeinen Schlachten ergötzen und die ihm (vielleicht hat dieſes Horaz ſelbſt gethan.) eine gelinde Regierung anrathen. Gegen den Trotz gebrauchte Jupiter (wie Auguſt im Anfange) ſeine Gewalt und erſchlägt die Rieſen mit ſeinem Donner. Einige Ausleger haben faſt unter jedem Nahmen der Giganten einen Feind des Auguſts geſucht, den Anton, den Brutus und andere. Wir wollen die beſondere Ausführung auf die Rechnung der poetiſchen Phantaſey ſchreiben, die uns gern mit groſſen Bildern unterhält.

Steige herab vom Himmel, Calliope, laß hören deine Flöte, du Göttliche! oder willſt du mit wohl klingender Stimme ein langes Lied beginnen oder auf der apolloniſchen Cyther? Höret ihr? oder täuſcht mich meine ſüſſe Raſerey? Jch höre ſie wieder und irre mit ihr in jenem heiligen Hayn, den liebliche Bäche durchziehn und ſanfte Winde. Damals haben mich auf Vulturs Gipfel vor den mütterlichen Thoren von Appulia, mich Knaben ermüdet vom Spiel, mich haben im Schlafe mit friſchem Laube die wunderbaren Tauben bedeckt. Erſtaunen überfiel alle, die das Felſen-Neſt Acherontia bewohnen und die Büſche bey Bantia und die fruchtbaren Ferentiniſchen Thäler, wie ich ſicher für ſchwartzen Ottern und für Bären ſicher ſchlummerte, wie ich mit heiligen Lorbern und mit friſchen Myrthen ſo ſchön bedeckt war, ich nicht ohne die Götter unerſchrockenes Kind. Mit euch, ihr Camönen, mit euch ſteige ich auf die Sabiniſchen Hügel und wandle im Schatten Präneſtens und auf den Weinbergen zu Tibur oder in der Waſſerreichen Ebene von Baja. Mich, eurer Quelle, mich eurer Chöre Freund hat bey Philippen die fatale Schlacht nicht getödtet, nicht der verfluchte Baum, nicht Palinurus, an deſſen ſchroffe Seite die Siciliſche Welle ſchlägt. Wenn ihr nur mit mir ſeyd, will ich gern den raſenden Boſphorus in meiner Joncke verſuchen und den brennenden Sand Aſſyriens mit meinem Wanderſtabe: Jch will die Britannen, die Mörder ihrer Gäſte, und den concaniſchen Reuter, vom Blut ſeines Roſſes truncken, ich will die Gelonen mit giftigen Pfeilen behangen und den Scythen am Tanais unverletzt ſehn. Jhr nehmt den groſſen Cäſar, wenn er die müden Legionen ihren Städten wiederſchencket und ſeinen Sorgen ein Ende wünſcht, in die Höhlen des aganippiſchen Felſen auf. Jhr gebt ihm einen gelinden Rath, ihr holdſeeligen, und euer Rath gereuet euch nicht. Aber die frevelhaften Titanen, die ungeheure Rotte, hat er mit ſeinem allmächtigen Donner zu Boden geſchlagen, er, der den trägen Erdball lencket und das unbeſtändige Meer, welcher Städte und das Verhängniß der Königreiche lenckt und nach gerechten Geſetzen ſterbliche und unſterbliche Gemüther regiert. Sie bereitete dem Jupiter einen groſſen Schrecken dieſe gräuliche Schaar, die auf ihre beherzten Arme pochte, dieſe Brüder die den Pelion auf den waldigten Gipfel des Olympus zu wältzen ſtrebten. Aber was kan doch Typhöus und der ſtarcke Mimas, oder Porphyrion, ein drohender Rieſenkörper, was kan Rhöcus, und der mit ausgeriſſenen Eichen ſchleudernde kühne Enceladus, wo Pallas mit erhabnem Schild die himmliſche Aegide ſchüttelt? Streitbegierig ſtand hier Vulcan, hier ſtand Juno die Königin, und der, deſſen Bogen nicht fehlen kan, der aus der reinen Caſtalis ſein wallendes Hauptshaar netzt, den Lyciens Flur und ſein Geburtshayn Patarens und Delos nennt. Macht, ohne Klugheit, fällt unter ihrer eigenen Laſt; Macht, von der Weisheit gelenkt, befördern die Götter und haſſen die Tapferkeit, die nach Schaden trachtet. Meinen Spruch bewährt Gyas der mit hundert Armen focht und Orion der Verſucher der unſträflichen Diana, gebändigt durch einen ihrer jungfräulichen Pfeile. Die Erde ſeufzet, die auf ihre eigenen Ungeheuer geworfen iſt, und beklagt ihre Söhne, die der Donnerſtrahl in die unterſte Hölle ſchlug. Auch verzehrt das lodernde Feuer den aufgelegten Aetna nicht; auch verläßt das Eingeweide des Tityos der gefräßige Vogel nicht, der ſeinem Muthwillen zum Rächer verordnet iſt, und hundert Ketten halten den verliebten Pirithous.

Beſchluß über die ſämtlichen Schriften der Frau Marquiſin von Lambert.

In dem Buch von der Freundſchaft leſen wir folgende Gedanken:

Die Luſtbarkeiten ſind keine Bande, welche der Freundſchaft würdig ſind. Was ſie gewiß und dauerhaft macht, iſt die Tugend, die Entfernung von der Welt, die Liebe zur Einſamkeit, die Lauterkeit der Sitten, ein Leben, welches uns zur Weisheit und zu uns ſelbſt führet, ein erhabener Geiſt (denn es iſt ein gewiſſer Geſchmack und eine gewiſſe Stuffe in der vollkommenen Freundſchaft, dahin mittelmäßige Gemüther nicht gelangen können) aber vornemlich ein aufrichtiges Herz. — Man muß ſich nicht die Freiheit nehmen, die Fehler ſeiner Freunde zu unterſuchen, noch weniger davon zu reden. Man muß die Freundſchaft ehren. Wie ſie uns aber gegeben iſt, daß ſie ein Hülfsmittel zur Tugend ſeyn ſoll, ſo muß man die Freunde auch erinnern, wann ſie ſich verirren. Widerſetzen ſie ſich, ſo bewafnet euch mit Kraft und Anſehen, welche euch die Klugheit, tugendhafte Anſchläge und die reinen und guten Abſichten an die Hand geben. Man muß Tapferkeit haben, ihnen zu misfallen, wenn man ihnen die Warheit ſagt. — Laſſet niemals eure Freunde merken, daß ihr über ſie ſeyn wollet. — Meynet nicht, daß wenn die Freundſchaft aufgehoben iſt, ihr keine Pflichten zu beobachten habt. Dieſes ſind die ſchwerſten Pflichten, darin euch die Ehre allein unterſtützet. Man iſt der alten Freundſchaft Ehrerbietung ſchuldig. Zur Zeit, da man einem geneigt iſt, ſo weiß ſich jedermann wol aufzuführen; man darf ſich nur von ſeinen Neigungen leiten laſſen: aber wenn die Freundſchaft aufgehoben wird, ſo muß man Pflicht und Vernunft anhören und ihnen folgen. — Wenige wiſſen Freunde der Verſtorbenen zu ſeyn. Die Thränen und die Traurigkeit über verſtorbene Freunde iſt zwar das koſtbarſte Leichengepränge; glaubet aber nicht daß die Thränen, die ihr aus Empfindlichkeit, bisweilen auch um eurer ſelbſtwillen vergießt, euch von der Pflicht gegen ſie losmachen. Ihr habt noch eine Schuld ihrem Namen, ihrer Ehre und ihrer Familie abzutragen: Sie ſollen in eurem Herzen leben durch die Empfindungen, in eurem Gedächtniß durch ihr Andenken, in eurem Mund durch Lobeserhebungen und in eurem Leben durch die Nachahmung ihrer Tugenden. — Die Freundſchaft unter Perſonen von verſchiedenem Geſchlecht iſt ſchwerer, als die Liebe: ſie erfodert mehr Tugend und Beſcheidenheit. Weibsperſonen, welche nur die Liebe, wie ſie insgemein beſchaffen iſt, verſtehen, ſind derſelben nicht würdig, und Mannsperſonen, welche bey dem Frauenzimmer nur das Glück ihres Ge-

Geſchlechts finden wollen, ſind zu dieſer Freundſchaft nicht geſchickt. Wenn Weibsperſonen, die ihre Pflichten der Liebe entgegen ſetzen, euch die Annehmlichkeiten und Empfindungen der Freundſchaft anbiethen und ihr bey ihnen eben die Verdienſte, wie bey den Mannsperſonen findet, könnte man wol beſſer thun, als ſich mit ihnen zu verbinden? Es iſt gewiß, daß unter allen Verbindungen dieſe die angenehmſte iſt. Es iſt allezeit eine höhere Stuffe eines lebhaften Vergnügens, welches ſich bey Perſonen von einerley Geſchlecht nicht befindet. Nebſt dem ſo befinden ſich die Mängel, welche trennen, als der Neid und die Eiferſucht, ſie mögen beſchaffen ſeyn wie ſie wollen, bey dergleichen Verbindungen nicht. Man muß aber auf der Hut wider ſich ſelbſt ſeyn, damit eine Tugend nicht mit der Zeit eine Leidenſchaft werde.

Den Traktat vom Alter hat unſere Verfaſſerin an ihre Tochter gerichtet und darin ihre Abſicht hauptſächlich auf das weibliche Geſchlecht gehabt. Folgende Gedanken zeugen von ſeinem Werthe: Bereitet euch ein glückſeliges Alter durch eine tugendhafte Jugend. — Die Pflichten gegen andere verdoppeln ſich, wenn man alt wird. So bald wir in unſern Umgang keine Annehmlichkeiten mehr einflieſſen laſſen können, ſo fodert man von uns wahre Tugenden. Verliehret ihr die Jugend, ſo verliehret ihr auch das Recht zu fehlen. Nichts iſt im Alter lächerlicher, als einen mit Mühe ausgeſonnenen Putz ſehen zu laſſen, dadurch man ſeine verlohrnen Reitzungen wieder zurück holen will. — Schauſpiele und öffentliche Oerter muß man im Alter vermeiden, oder doch nur ſelten dahin gehn. Nichts iſt unanſtändiger, als daſelbſt ein Geſicht ohne Schönheit zu zeigen. — Wenn die Sitten in den erſten Jahren rein und unſchuldig ſind, ſo iſt das Alter angenehm und ruhig. Die Stütze und der Troſt eines hohen Alters iſt die lange Gewohnheit der Tugend. — Man hält es für eine Pflicht des hohen Alters, daß man an den Tod gedenke. Ich halte dafür, daß es heilſam ſey, daran zu gedenken, um ſein Leben wol einzurichten und demſelben abzuſagen. — Es iſt ſehr betrübt, wenn man an das Ende ſeines Lebens kömmt und diejenigen wahren Güter verwahrloſet, welche nicht vergehn.

In den neuen Nachrichten über die Weibsperſonen, beklagt ſich unſere Verf. über die Unbilligkeit, daß man die Erziehung des weiblichen Geſchlechts ganz aus der Acht läßt und ſeinen Verſtand mit nichts gründlichem beſchäftigt, daß man es zur Liebe anführt und ihm doch die Liebe verbiethet, Verſtand von ihm fodert, aber doch auch will, daß es ihn verbergen ſoll. Sie behauptet darin, daß das weibliche Geſchlecht von Natur ſolche Eigenſchaften an ſich habe, daß es zu groſſen Dingen könne geführet werden, und zeiget, daß die Mannsperſonen ihren eigenen Nutzen wenig kennen, wenn ſie die Weibsperſonen tadeln, daß ſie ihren Verſtand zu beſchäftigen wiſſen.

Wir finden hier noch mehrere Schriften: z. E. Gedanken über den Geſchmack, über den Reichthum, die Einſiedlerin, welches ein Roman iſt, worin ein unglücklicher Liebeshandel erzehlt wird, u. a. m. Dieſe ſind es aber nicht, woraus wir unſere Verfaſſerin müſſen kennen lernen. Es gereicht einem berühmten Schriftſteller die Hochachtung, die man für ihn hat, oft zum groſſen Nachtheil, wenn man nichts, was je aus ſeiner Feder gefloſſen iſt, will verlohren gehen laſſen. Von der Ueberſetzung müſſen wir ſagen, daß ſie lange nicht ſtudirt genug iſt, um für ein Deutſches Original gehalten zu werden.

Stockholm.

Die Bürgerliche Regierung nach ihrem Urſprunge und Weſen betrachtet von Johann Martin Johanſſon, der Weltweisheit Magiſter. Aus dem Schwediſchen überſezt. 1750. 8.

Wenn wir den Urſprung der bürgerlichen Regierung entdecken wollen, ſo müſſen wir bis auf den natürlichen Zuſtand, darinn die Menſchen alle einander gleich ſind, zurückgehen. Warum haben die Menſchen dieſen Zuſtand verlaſſen? warum haben ſie ſich ihrer natürlichen Freiheit begeben und ſich einem allgemeinen Oberhaupt unterwürfig gemacht? Aus der Hiſtorie können wir hierauf nicht antworten. Wir müſſen nur muthmaſſen. Die Unart der Menſchen hat es entweder nothwendig gemacht, damit ſie unter dem Schuz der Obrigkeit für Unrecht und Gewalt ſicher ſeyn möchten; oder wenn wir von dem Menſchen eine beſſere Meynung zu erkennen geben wollen, ſo können wir ſagen: der Menſch iſt von Natur geſellig, er muß ſeine Wolfart befördern, er kan ſie aber nicht bis zur höchſten Stuffe bringen, wenn er ſich nicht mit andern gemeinſchaftlich hiezu verbindet und in eine Geſellſchaft mit ihnen tritt, darin es einem Theile beſonders oblieget, für das allgemeine Wohl der ganzen Geſellſchaft zu ſorgen. Unſer Verfaſſer iſt nur auf das erſte verfallen. Vielleicht iſt es beſſer, wenn wir beyde Gründe zuſammen nehmen. Denn ſo verſtehen wir beſſer, was die Macht der höchſten Obrigkeit iſt, welches die Grenzen derſelben ſind und worinn ihre Rechte und Pflichten beſtehen.

Die Macht der höchſten Obrigkeit iſt aus denjenigen Rechten erwachſen, welche die im Stande der natürlichen Freyheit lebende Perſonen ihr überlaſſen haben. Sie muß nicht ſo eingeſchränkt werden, daß ſie noch die Fehler, die die Freyheit einzelner Perſonen verurſacht, leiden muß; Sie muß ſich aber auch nicht ſo weit erſtrecken, daß ſie zum Schaden der Geſellſchaft ausſchlagen könnte. Die Menſchen würden ſonſt bey der bürgerlichen Geſellſchaft dasjenige verlieren, wornach ſie doch bey ihrer erſten Einrichtung getrachtet hatten.

Die höchſte obrigkeitliche Gewalt iſt zwar von aller eigentlichen Verantwortung frey: was man eigentlich Strafgerechtigkeit nennet, kan wider ſie nicht ausgeübet werden; denn ſie erkennet keine andere Gewalt in der Geſellſchaft über ſich. Wenn aber die Obrigkeit ohne Scheu den Bund bricht, den ſie mit der Geſellſchaft eingegangen und ſich des Namens und der Macht einer Obrigkeit ſelbſt unwürdig macht, ſo will doch der Verfaſſer nicht, daß die Unterthanen bey einer ſtillen Unentſchloſſenheit und blindem Gehorſam ihr und der Geſellſchaft gemeinſchaftliches Verderben erwarten ſollen. Sie ſind nicht mehr ſchuldig den Purpur anzubethen, der mit ihrem Blute beſudelt iſt, oder den Scepter zu küſſen, den die Obrigkeit nur zum ſchlagen führet. Sie treten mit ihr alsdann wieder in den natürlichen Stand, worin ſie ſich befanden, als ſie zuerſt eine Verbindung mit einander eingiengen und haben die Freyheit, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Stehet aber dieſes Recht einem jeden frey? und wann können ſich die Unterthanen deſſelben bedienen? Locke ſagt hiervon: das Volck kan niemals ein ſolches Mittel ergreiffen, es habe denn die Unordnung ſo weit um ſich gegriffen, daß ein jedweder ſie kennet, darüber verdrießlich iſt und die Noth es erfodert, ſie abzuſchaffen: Geſetzgeber und wohlgeſinnte Könige dürfen deswegen nicht die geringſte Furcht ſchöpfen: denn da ſie mehr als zu gut ſehen, was für Unheil und Gefahr dergleichen mit ſich bringet; ſo werden ſie durch ihre gute Aufführung denſelben allezeit zuvorzukommen ſuchen. Ferner: das Uebel, das manchmahl einem oder dem andern zu nahe geſchieht, wenn ein eigenſinniger Regent auf dem Thron ſitzt, wird durch die allgemeine Ruhe und Sicherheit völlig erſetzet. Und dieſe ſtützet ſich hauptſächlich darauf, daß die Perſon der Obrigkeit vor aller Gefahr geſichert ſey. Es iſt alſo dem ganzen Staatskörper weit vortheilhafter, daß das einigen wenigen Privatperſonen geſchehene Unrecht ungerochen bleibt, als wenn das Haupt beſtändig in Gefahr wäre, bey jedweder geringen Gelegenheit durch alle Schwierigkeit angetaſtet zu werden.

Was von den Rechten und Pflichten der Obrigkeit hier vorkömmt, daß ſie das Recht habe, Geſetze zu geben, d. i. dem vereinigten Volk das Geſetz der Natur auszuſprechen, und deſſen allgemeine Grundſätze auf die verſchiedenen Umſtände anzuwenden, die bürgerlichen Geſetze in Ausübung zu bringen, alle Verbrechen, die die Sicherheit und Wohlfahrt der Geſellſchaft ſtöhren, zu beſtrafen und diejenigen, die ſich durch große Dienſte um die Geſellſchaft verdient gemacht, zu belohnen; daß ihr z. E. die Handhabung der Religion, die Erziehung der Jugend, die Bebauung des Landes, die Beförderung der Handlung und der Handwerke oblieget: dis iſt zu bekannt, als daß wir davon etwas anführen dürften.

Der Beſchluß folgt künftig.

Auf den zukünftigen Donnerſtag wird der Anhang zum Monat Julius ausgegeben.

Dieſe Nachrichten ſind alle Freytage in Berlin in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung und auf allen Poſt-Aemtern zu bekommen.

Anhang
zu den
Critiſchen Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit
Vom Monat Julius 1750.

Frankfurt. *Conſeil inſtructif d'une Dame à Son Eleve avec la lettre d'une Mere à ſa fille.* 1750. 8. 5 Bogen.

Dieſe Hofmeiſterin voll Verſtand und Beleſenheit giebt ihrer funfzehnjährigen Baroneſſin heilſame Lehren. Gebraucht ſie oft den Ton der Kirche, ſo iſt daraus zu ſchlieſſen, daß ihr dieſer am bekannteſten geweſen iſt, oder daß ſie ihn der jungen Canoneſſe am gemäſſeſten gehalten hat. Sie breitet ſich hiernächſt auch an die Hausgeſchäfte aus, in das Spiel und in andre kleine Umſtände des Lebens.

Den Brief einer Mutter hat ſie im Nahmen derſelben geſchrieben. Die Mutter war gleich nach der Geburt dieſes Kindes geſtorben. Sie dichtet, daß dieſelbe ihrer Tochter verſpreche, beſtändig ihr zur Seiten unſichtbar auf ihre Handlungen acht zu haben und daß ſie ihr dieſen Brief in ihr Gebetbuch legen werde. Dieſe Tour der jungen Perſon Moralen zu geben, iſt die nachdrücklichſte und zärtlichſte, ſo die Verfaſſerin wählen konte.

Frankfurt und Leipzig. Des Herrn von Loen geſammlete kleine Schriften, beſorgt und herausgegeben von J. C. Schneidern. Zweyter Theil. 1750. in 8.

Wir finden in dieſem Theile lauter Briefe, die gröſtentheils politiſche Materien betreffen und bey Gelegenheit der Wahl und Krönung des Kayſers Carl des VII ſind geſchrieben worden. Der Hr. Verfaſſer giebt ſeinem Correſpondenten Nachricht von der Zuſammenkunft zu Frankfurt am Mayn, macht in einem andern Briefe eine Beſchreibung dieſer Stadt, berichtet ihm den Einzug des Churfürſten von Cölln und die darauf erfolgte Wahl des Römiſchen Königes, erzehlt ihm von den vielen Fremden in Frankfurth und ihrer Pracht, ſtellet in einem andern die Vortheile der Stadt Frankfurt in Anſehung der vielen Fremden und des groſſen Aufwandes vor, handelt von der Krönung des Kayſers &c. Er hat aber nicht bloß erzehlen, ſondern auch artig ſchreiben und als ein Staatsmann über alles urtheilen wollen. Es kommen auch moraliſche Briefe vor. Der Hr. Verf. handelt z. E. von der Gerechtigkeit des Krieges; er ſtellet eine Betrachtung über die Sitten der heutigen Welt an, wozu ihm die Luſtbarkeiten bey der Kayſerwahl, die Bälle, das Spielen und die dabey vorgegangenen Ausſchweifungen Gelegenheit geben; er macht einen Entwurf einer weiſen Regierungsart nach dem Grundriß, (wie er es nennet) eines groſſen Königes ꝛc.

Der Herausgeber ſagt im Vorbericht von dem Hrn. Verfaſſer: Durchgängig hat er ſich als einen gewiſſenhaften Geſchichtſchreiber und wahren Patrioten bewieſen, deſſen redliche und unverfälſchte Abſichten aus allen Zeilen hervorleuchten. Und darinn müſſen wir ihm vollkommen Recht geben.

Frankfurt und Leipzig. Βασιλικὸν Δῶρον, oder Königliches Geſchenk Jacobi I. Königes in Engelland, Schottland und Irrland, an ſeinen Sohn Printzen Heinrich, in ſich faſſend eine Unterweiſung wohl zu regieren, auf das neue ins Teutſche überſetzet. 1750.

In dem erſten Theil dieſer Unterweiſung wird von den Pflichten eines chriſtlichen Königs gegen GOtt gehandelt; der zweyte handelt von den Pflichten eines Königs in ſeinem Amte, und in dem dritten werden Lehren gegeben, wie ſich ein König in gemeinen und gleichgültigen Dingen aufführen ſolle.

Wenn wir gegenwärtige Lehren nicht dazu geſchickt finden, daß ſie in dem Herzen eines Prinzen Verehrung und Anbethung des Höchſten wirken, daß ſie ſein Herz weiſe und großmüthig bilden und ihm eine edle und anſtändige Aufführung lehren können, ſo mögen die Vertrauten dieſes Königs daran ſchuld haben.

Der König Jacob hat dieſe Schrift verborgen halten wollen; der Buchdrucker hat ihm ſchweren müſſen, nicht mehr als ſieben Abſchriften davon zu drucken, um ſie auszutheilen und von ſieben ſeiner vertrauteſten Bedienten heimlich verwahren zu laſſen. Sie iſt aber wider ſeinen Willen und wider ſeine Abſicht gedrukt und allenthalben bekannt worden. Er hat hier unter andern ſeinem Sohn folgende Lehre gegeben: „Schmeichelt euch nicht in euren Schriften. Ehe ihr ſie zum Vorſchein kommen laſſet, ſo ziehet diejenigen, die in der Sache, die ihr abhandelt, erfahren ſind, zu Rathe, und höret ihr Urtheil darüber an. Weil eure Schriften bey der Nachwelt als lebendige Bilder eures Verſtandes bleiben werden, ſo zieret ſie, ſchmücket ſie aus, und arbeitet lange daran, haltet ſie nach der Erinnerung des Horaz neun Jahre verſchloſſen.“ Wir wollen nicht glauben, daß er durch ſein Exempel ſeine Lehren habe widerlegen wollen.

Frankfurt. W. B. A. de *Steinwehr* Oratio pro ingenio Germano &c. 1750.

Der Hr. Verfaſſer ſetzt den Franzoſen hier in allen Arten der Wiſſenſchaften einige Gelehrte entgegen. Z. E. in der Beredſamkeit und Poeſie wird Gottſched und Schwartz dem Greſſet und Voltäre an die Seite geſetzt. Auch werden die Franzoſen hier wegen ihrer ſchlechten Gelehrſamkeit geſtraft, daß einer unter ihnen aus der Stadt Altorf Monſieur Altorf gemacht hat, daß Gericke der Erfinder der Luftpumpe zu Magdeburg, Monſieur Magdeburgius geſcholten wird, daß Barre der die Hiſtorie von Deutſchland verfertigt hat, aus Langen-Salza zwey Städte macht ꝛc.

Uns deucht, es iſt gar zu demüthig gethan, wenn wir unſern Witz zu vertheidigen nöthig finden. Laßt uns auf ſolche Frage nicht anders antworten als durch Meiſterſtücke von unſerer Hand. Es denkt ohnedem kein groſſer Geiſt unter den Ausländern von den Deutſchen anders als ſo: „Die Deutſche Nation die von Anfang her ſtreitbar, wie die Römer, geweſen iſt, die uns Europäern Könige auf ihrem Schooſſe giebt, dieſe Nation hat die ſanftern Muſen ſpäter aufgenommen, als wir. Indeſſen lieben ihre groſſen Köpfe ſchon jetzt nichts anders, als die beſten Wercke des Alterthums und auch der Neuern: ſie ſelbſt aber haben ſich noch nicht alle durch den Schwarm der mechaniſchen Gelehrten hindurch gedrängt, auch haben ſie kein Rom, kein Athen und London, ſondern ſind allenthalben zerſtreut, und unfähig ſich untereinander zu erleuchten und zu erhitzen. Sie haben den Fehler, daß ſie wiſſen, wie leicht ihre Landesleute zu übertreffen ſind und nicht daran gedenken auch uns Ausländer zu überwinden, oder gar ſo viel Gedult auf ihre Wercke zu wenden, wie die Alten. Es haben ſich viele gelehrte Geſellſchaften in ihren vornehmſten Städten zuſammen gethan, es fehlt aber jetzo daran, daß ein deutſcher Fürſt ſich ins Spiel miſcht und den Mann findet, der die beſten Köpfe ſeines Landes aufzuſuchen und zu verſammlen weiß.“

Zürich. Auszug der Hiſtorie alter Zeiten und Völker des Herrn Rollin. Aus dem Franzöſiſchen des Herrn Abts Tailhie überſetzet. Erſter Theil. 1750. in 8.

Der berühmte Rollin hatte in ſeiner Hiſtorie ſeine Abſicht vornehmlich auf die Jugend gerichtet. Weil er aber beſorgte, daß ſeine Hiſtorie für ſie zu weitläuftig ſeyn möchte, ſo wünſchte er jemanden zu finden, der daraus die wichtigſten Dinge und die ſchönſten Stellen, die am geſchickteſten ſind, das Hertz und den Verſtand des Leſers zu bilden, auszöge. Er wandte ſich deßfalls an unſern Hrn. Verf. und legte ihm, wenige Tage vor ſeinem Tode, den ganzen Entwurf dieſes Auszugs vor Augen, der auch ſeinem Wunſche hierin gewillfahret hat.

Es wäre zu wünſchen, daß man auf den Schulen gegenwärtigen Auszug in der Hiſtorie zum Grunde legte. Die Hiſtorie wird uns allhier angeprieſen, als eine Lehrerin der Klugheit: Sie ſchließt alle Zeiten und Länder vor uns auf, verſchaft uns einen Umgang mit den gröſten Leuten des Alterthums, ſtellet uns ihre Tugenden ſowol, als ihre Fehler vor Augen und verhilft uns durch die weiſen Reflexionen, die ſie darüber anſtellt oder uns anzuſtellen Gelegenheit giebt, in kurzer Zeit zu einer erhabenen Klugheit die uns die geſchickteſten Lehrer zu geben nicht vermögend ſind. Hingegen wird die Hiſtorie in Schulen meiſtentheils ganz anders gelehrt. Wir lernen etwa eine Reihe von Regenten dem Namen nach kennen, die Zeiten, worin ſie gelebt haben, die Veränderungen die einen jeden Zeitpunkt merkwürdig machen oder andere Begebenheiten, die oft nur dazu dienen, daß ſie eine kindiſche Neugierde befriedigen. Der Charakter groſſer Männer, ihre ſchönen Thaten und fürtreflichen Reden, die Sitten und Gebräuche der Völker, dis bleibt uns ein Geheimniß. Die Erziehung iſt von den gröſten Geiſtern aller Zeiten für das wichtigſte Werck gehalten worden. Denn die Geſtalt welche man dem Gemüthe in den erſten Jahren giebt, die behält es in ſeinen ſpätern Jahren bey. Nichts iſt aber geſchickter, den Geſchmack und am meiſten den moraliſchen Geſchmack zu bilden, als die Hiſtorie: und vor allen iſt Rollins Hiſtorie hierin fürtreflich, wir müſſen ihm aber zuerſt vergeben, daß er oft in ſeinen Urtheilen wandelbar iſt und bisweilen einen allzugroſſen Religionseifer zeigt. Die Geſchichte ſelbſt wird von ihm mit den ſchönen Worten und Anmerkungen der beſten Autoren erzehlt, die uns zu einer nähern Bekandſchaft mit ihnen einladen.

Er hat uns die Charaktere groſſer Männer ſo reizend abgebildet, daß ſelbſt die Wahrheit darunter gelitten hat, welches aber ſeinem Herzen keine Schande macht. Die griechiſche und römiſche Geſchichte, wie ſie jetzt iſt, macht erhabene Seelen; wir können es nicht aushalten, ſie zu leſen und uns nicht ſelbſt beſchämen und beſtrafen zu laſſen.

Warſchau. J. E. Kohnii Lyricorum libellus. 1750.

Dieſes ſind lyriſche Gedichte, in den Versarten und mit den Ausdrücken des Horaz verfertiget. Es ſind nicht ſowol Nachahmungen einzelner Oden, als vielmehr ein Zuſammenfluß von vielen Poetiſchen Redensarten, die bey dem Römiſchen Dichter zerſtreuet ſind und ſich dem Gedächtniß des Verfaſſers dargeboten haben.

Ein lateiniſcher neuer Dichter muß behutſam ſeyn, und lieber mit den Worten der Alten reden, als mit ſeinen eigenen Worten fehlen. Ein ſolches Gedicht ergötzt wenigſtens, weil man ſich der alten Stellen dabey erinnert und ſich freut, wenn der Witz des Verfaſſers ſie künſtlich angebracht hat. Wir wollen alſo dergleichen Poetiſche Werke im geringſten nicht, wie jener Spötter, mit den Chroniken unſerer politiſchen Rabbinen vergleichen, die jüngſthin alle Krieges Begebenheiten mit bibliſchen Worten erzählten: Jener Witz iſt doch nur unſchuldig, dieſer aber erregt ein unheiliges Gelächter.

∴ ∴ ∴

Folgende Gedanken eines berühmten Verfaſſers wollen wir hier, nach der Ueberſetzung die wir davon gefunden haben, einſchalten. Wir geben dadurch Rechenſchaft von manchen übereilten Schriften. Wem die Schreibart hart dünket, der bedenke, daß hier ein Menſchenfeind redet.

Gedanken über die Gelehrſamkeit.

Aus dem Franzöſiſchen des Herrn Abt Eſſen, aus ſeinem Menſchenfeinde, aus der zwölften Abhandlung.

ſ. S. 97 S.

Soll ich wohl ſo zuſehen, daß unſre Zeiten ſich noch von einer gewiſſen Gattung von Gelehrten hintergehen laſſen, welchen man dieſen Titel, vor allen andern, die darnach ſtreben, zugeſtehet?

Die Gelehrſamkeit iſt die ſchätzbarſte Sache von der Welt. Die Gelehrſamkeit iſt die lächerlichſte Sache von der Welt.

Den verwirrten Begriffen, die man mit den Worten verbindet, und der thörichten Fertigkeit, zu reden, ohne ſich ſelbſt zu verſtehen, iſt es gedankt, daß dieſe einander widerſprechende Sätze alle beide gleich wahr ſind.

Den Namen eines Gelehrten verdient in der That nur derjenige, der ſehr viele nützliche Dinge weis, welche durch das Nachſinnen in Ordnung gebracht worden, welche alſo ſeinen Verſtand ſtärken, und ihm ſeine Pflichten deutlicher einſehen lehren, mit einem Worte, welche ihm behülflich ſeyn können, daß er vergnügt und weiſe lebe.

In dem Beſitze dieſes Ehrennamens aber iſt derjenige, der ohne Beurtheilung und Wahl ſeinen Verſtand mit den unnützlichſten Nichtswürdigkeiten des Alterthums beläſtigt, der für alle Wörter ein Geſchlechtregiſter machen kann, bey dem jedes Wort arabiſch, chaldäiſch, phöniciſch iſt, und der uns eine groſſe Gnade erweiſt, wenn er ſich begnügen läßt, es bloß zu einem griechiſchen Worte zu machen. So ein Mann verbeſſert oder verderbt eine dunkle Stelle auf ein Gerathewohl. Ueber der Ueberſchrift einer Münze, welche die Zeit bloß zu dem Ende verſchont zu haben ſcheint, daß ſie ſeinen Verſtand auf die Folter ſpannen ſoll, grübelt er Tag und Nacht ſo unermüdet nach, daß er darüber einer Leiche ähnlich wird. Mit einem Wort, er verſäumt die Erkenntniß desjenigen, was keinem vernünftigen Menſchen von Rechts wegen unbekannt ſeyn darf; damit er ſich nur aus der Kenntniß desjenigen ein Verdienſt machen könne, was wenig Leute wiſſen, und was jeder vernünftige Menſch mit Freuden würde vergeſſen wollen, wenn er es jemals erlernt hätte.

Iſt endlich ſein Gehirn von der Wiſſenſchaft ſo ſonderbarer Dinge vollgeſtopft genug: So glaubt er, daß der Name eines groſſen Mannes nicht zu koſtbar für ihn ſey. Alle diejenigen ſieht er mit mitleidigen Augen an, die ſich ſo weit vergehen können, daß ſie die Nächte, die ſie dem Studieren widmen, auf wirklich wichtige Dinge verwenden. Einen Menſchen, der ſich auf die Erhaltung der Geſundheit ſeines Nächſten recht ernſtlich befleiſſiget, der in dem wunderbaren Labyrinthe der Muskeln, Nerven, Adern, und andrer Theile des menſchlichen Körpers, wovon auch der geringſte ein lebendiger Beweis von der unendlichen Weisheit ſeines Baumeiſters iſt, die Quelle der Krankheiten zu finden weiß, würde er nicht einmal würdigen, daß er ſich nur mit ihm in eine Vergleichung ſtellen wollte.

Was für ein verächtlicher Gegenſtand iſt nicht in ſeinen Augen ein Philoſoph, der alle Kräfte anſtrengt, ſeiner Vernunft ihre erſte Reinigkeit wieder zu verſchaffen, und ſich von der Knechtſchaft der Sinne, der Leidenſchaften, und der Vorurtheile loszureiſſen?

Die Stunden hält er für verlohren, in denen man die Pflichten, welche vernünftigen Weſen gegen einander obliegen, ſich bekannt zu machen ſucht, und in denen man allen dieſen Pflichten in der Vernunft und in dem wahren Nutzen eines vernünftigen Geſchöpfes ihre Grundſätze anweiſt. Dieſes iſt lauter leeres Stroh. Das verlohnt ſich doch eher der Mühe, wenn man recht genau weiß, was die römiſchen Röcke und griechiſchen Mäntel für einen Schnitt hatten; wie die Klappern ihrer Tänzer ausſahen; wie ihre Ammen ihre Kinder wiegten; ob die Ilias ein unordentlicher Hauſe verſchiedener Geſänge, oder ein zuſammenhangendes Stück ſey: und ob Pollice truncatus ſo verſtümmelt worden, daß daraus das franzöſiſche Wort Poltron entſtanden. Nur wenn man über Sachen von dieſer Art entſetzlich dicke Bände voll ſchreibt, erwirbt man ſich einen unſterblichen Namen, und kan ſich neben den Scaligern, Salmaſen, Daciern und andern groſſen Männern dieſer Art die Oberſtelle in dem Tempel des Gedächtniſſes gewiß verſprechen.

Ich hätte wohl Luſt, mit euch, ihr groſſen Geiſter, einige vernünftige Betrachtungen anzuſtellen, wenn ich in euren Werken nur den geringſten Funken von Vernunft fände, und wenn euer Verſtand unter den verſchiedenen Lesarten, und unter den ehrwürdigen Trümmern des Alterthums nicht ganz und gar vergraben läge. Da ich daran verzweifle, daß er ſich jemals darunter hervor finden wird, ſo will ich euch hier lieber eine kleine Hiſtorie erzählen, die euch ſehr lehrreich ſeyn wird; wo ihr anders ein flüchtiges Blatt würdiget eure Blicke darauf zu werfen, dieſe theuren Blicke, welche ihr nur auf Bände zu heften gewohnt ſeyd, deren ungeheure Dicke alle Leute erſchrecken würde, welche nicht ſo arbeitſam ſind, als ihr ſeyd.

Alexandern fehlte es, ſeine thörichte Eroberungsſucht ausgenommen, nicht am Verſtande. Er liebte die Wiſſenſchaften; und alle, die ſich durch einen guten Kopf hervorthaten, konnten wider die Verfolgungen des Schickſals, das ſich ſchon damahls mit den witzigen Köpfen überworfen hatte, an ſeinem Hofe eine Freyſtadt finden. Niemals war ein Prinz freygebiger, als er. Man konnte ihn auf keine empfindlichere Art kränken, als wenn man ſeine Gnadenbezeugungen nicht annahm. Was Salluſtius vom Cäſar ſagt, kan man auch von ihm ſagen. Er ſchlug nämlich keinem etwas ab, es müßte ihm denn die Sache zu ſchlecht vorgekommen ſeyn, verſchenkt zu werden. Man kann gar wohl glauben, daß er die bittre Kränkung ſeine Wohlthaten vergebens anzubieten, nicht ſonderlich zu befürchten hatte, und daß unzählig viele Gelehrte, unzählig viele geſchickte Köpfe ſich durch ſeine Vermittelung wieder mit dem Glücke auszuſöhnen ſuchten. Ein groſſer Künſtler kam eines Tages zu ihm, und wolte ihm eine wunderbare Kunſt, die vor ihm noch kein Menſch beſeſſen hätte, ſehen laſſen. Man denke nicht, daß ich von dem Baumeiſter zu reden geſonnen bin, der auf dem Berge Athos eine Bildſäule des Alexanders zu hauen verſprach, welche in der einen Hand eine groſſe Stadt hielte, aus der andern aber einen Strom flieſſen lieſſe. Dieſes Werk würde noch ziemlich ſehenswürdig geweſen ſeyn. Doch gegen die Wunderwerke, welche die Geſchicklichkeit dieſes Künſtlers zu thun vermochte, bedeutete es gar nichts. Durch eine lange Uebung hatte er ſich die ſonderbare Fähigkeit erworben, durch ein Nadelöhr ein Hirſekorn zu werfen, und hiervon machte er in Gegenwart des ganzen macedoniſchen Hofes die Probe. Alexander ſchien über ein ſolches Wunderwerk ganz erſtaunt zu ſeyn. Doch als mein guter Narr aus dieſer Bewunderung ſein nahes Glück vorauszuſehen glaubte: Befahl der König, daß man ihm eine groſſe Anzahl Nähnadeln, und einige Säcke Hirſekörner ſchenken ſolte, damit er ſolchergeſtalt ſich in der Kunſt, die er ſo glücklich erfunden, beſtändig üben, und vollkommner machen könnte. Dieſes war die ganze Belohnung, die Alexander einer Erfindung zukommen ließ, die, ſo ſehenswürdig ſie auch war, für das menſchliche Geſchlecht nicht den geringſten Nuzen hatte. Ich erzähle euch hier, ihr Herren Gelehrten, nichts neues. Habt ihr aber, da ihr dieſe Geſchichte geleſen, wohl eingeſehen, daß Alexander dieſen Hirſe und dieſe Nähnadeln euch geſchenkt hat? Und daß die Art von eurem Verſtande, mit der Art, die Alexander an dieſem Menſchen verachtete und verſpottete, gerade von einer Güte iſt? Der einige Unterſchied, den ich zwiſchen ihm und euch finde, iſt dieſer, daß zur Ausführung der Erfindung dieſes Menſchen eine Geſchicklichkeit gehört, deren ſonſt niemand fähig iſt; da hingegen jedweder, er mag ſo tölpiſch ſeyn, als er will, eben ſo fähig iſt, als ihr ſeyd, Tag und Nacht zu leſen, und eine ungeheure Sammlung von Anmerkungen zuſammen zu ſchreiben, die in den Tag hinein gemacht ſind. Ja man kann ſo gar behaupten, daß zu einer ſo mühſamen, trocknen und unedlen Arbeit ein dicker Kopf faſt eine erfoderliche Eigenſchaft ſey. Denn was können ſich wohl, ihr Herren, wenn wir aufrichtig reden wollen, von euren ſo mühſam durchwachten Nächten, die Menſchen für einen Nutzen verſprechen? Werde ich in euren Schriften wohl etwas finden, wodurch ich meinen Verſtand heiterer, meine Seele vernünftiger, mein Gemüth tugendhafter machen kann? Wird ein König wohl daraus die Kunſt lernen, wie er ſein Volk, als ein Vater, regieren ſoll, der eben ſo klug als zärtlich iſt? Wird der Unterthan von der Verbindlichkeit überzeugt werden, gegen die Befehle eines vernünftigen Fürſten gehorſam zu ſeyn? Lehret ihr den Hausvater wohl das Geheimniß, wie er den Verſtand eines Sohnes, auf den er ſeine angenehmſte Hoffnung ſetzt, anbauen, und deſſen Gemüth beugen ſoll? Werden endlich bey euch alle Menſchen die Kunſt lernen, wie ſie ihr Glück in ſich ſelbſt finden, und von der Vernunft als ein Gut ſodern können, welches ihr die Vorſehung zur Verwahrung anvertrauet hat? Ich bitte euch, meine Herren, bedenket doch, ob ihr die Vernunft, dieſes koſtbare Geſchenk, bekommen habt, daß ihr euer kurzes Leben auf die Auslegung über den Cicero wenden, und über dem eilften Bande derſelben ſterben ſollt. Glaubt mir, dazu wurde der Menſch nicht geſchaffen, daß er in den Träumereyen der Dichter Geheimniſſe finden, und die Verwirrung, die ihr etwan in Horazens und Pindars Perioden antrefft, entwickeln ſollte. Ihr braucht die Urtheilskraft eben nicht ſehr anzuſtrengen, wenn ihr einſehen wollt, wie gegründet mein Tadel iſt; und ich gebe euch den Rath, das bischen geſunde Vernunft, welches euch euer Studieren übrig gelaſſen hat, zuſammen zu nehmen, und einſehen zu lernen, daß ihr euch einer Wiſſenſchaft ſchämen ſolltet, die euch bisher zur Hochachtung für euch ſelbſt, und zur Verachtung gegen andre Anlaß gegeben hat. Man halte mich für keinen Feind der ſchönen Wiſſenſchaften. Ich bin bloß ein Feind ihres Mißbrauchs. Ich will in der Geſchichtskunde erfahren ſeyn, damit ich meine Betrachtungen über die Aufführung der Menſchen anſtellen, und mir aus ihrer Klugheit und Verwegenheit Regeln feſt ſetzen kann, meine Aufführung weiſe und fürſichtig einzurichten. Ich halte eine Kenntniß der vornehmſten Gebräuche der Alten für nothwendig, damit ich bey dem Leſen ihrer Werke nicht alle Augenblicke anſtoſſe. Die Kenntniß der Sprachen iſt mir beynahe aus eben der Urſache nützlich. Ich leſe die Verſe, welche vortreflich ſind, damit ich die Anmuth des Witzes, die Hoheit der Gedanken, den Reichthum der Einbildungskraft, den Nachdruck der Worte, und den Wohlklang des Sylbenmaaßes darinn bewundern kann. Mit einem Worte, ich will leſen, damit ich einen wahren Nutzen oder wenigſtens ein vernünftiges Vergnügen dadurch erlange; und mich nicht über die Dunkelheit einer Stelle erbärmlich abmartere, die, wenn ſie nun endlich aufgeklärt worden, mir zur Vergeltung für alle meine Mühe vielleicht nichts als einen ſehr alltäglichen Gedanken, ja wohl gar einen Gedanken zeigt, der wider die geſunde Vernunft ſtreitet.

⁂

D. W. **Triller** de veterum Chirurgorum arundinibus atque habenis, occaſione loci cujusdam Suetonii: *Sed remedio harenarum atque arundinum confirmabatur.* 1750.

G. C. *Springsfeld* Epiſtola critica ad D. W. Trillerum. (Iſt eine andre Meinung von der Stelle des Suetonius.)

Gebhardi de ſtilo quodam Cæſarum elevandorum Scuto. Luneb.

J. G. *Hauptmann* de יובל ſeu anno quinquageſimo Ebræorum. Gera.

Menander de utilitate fluente ex inito natorum denatorumque calculo. Alt.

G. E. Müllers hiſtoriſch philologiſche Abh. von den Feſtprieſtern der Völker alter Zeiten.

Die

De Joannis Carionis Chronico, epiſtola ſcripta a *J. C. Dommerich* ad Dav. Hauberum.

Sam. Lenzens diplomatiſche Stiftshiſtorie von Havelberg. Ejusdem von Brandenburg. Halle.

J. J. Hahn Noe [illegible], ſive ultima fata Noachi. 12 Bogen in 8.

J. C. Ludwig hiſtoriſche Unterſuchung der Kampf- Renn- und Ritter-Spiele. Nordh.

Betrachtung der alten zweifelhaften Aufſchrifft von des Kayſers Nero Verfolgung der Chriſten in Spanien. *Neroni Claud. Caeſ. Aug. Pont. Max. ob provinc. latronib. & his, qui novam generi hum. ſuperſtitionem inculcab. purgatam.* 13 Bogen.

Diſſert. de Luthero contra indulgentiarum nundinationes haud quaquam per invidiam diſputante. Götting. 7 Bogen.

J. A. Hannesen Abhandlung von dem academiſchen Degen. Gött. (wider D. Heumanns Urſprung dieſer Mode.)

Petri Pleſken Diſquiſitio epiſtolaris utrum Caroli V. Auguſti dolo, vor einiger in ewiger in decreto de Philippi Magnanimi captivitate mutata fuiſſe falſo dicatur? (*Falſo, & hoc aſſeritur pro Köhlero Prof. Götting. contra Kortholt, Prof. Gieſſenſ.*)

Beſe de Oſymandiæ circulo aureo. (War ein güldener Zodiacus 365 Ellen weit und 1 Elle dick, in einem Egyptiſchen Tempel oder *Oſymandeo*?)

Dom. a Seelen Selectarum annotationum de curiis veteris atque recentioris ævi *manipulus ſextus*. Lübeck.

Jac. von Ramborſt de præcipuis rei Litterariæ per agrum Groningenum reſtauratoribus. Oppingendam.

B. J. von Buchwald de Metamorphoſibus, ſive mutationibus liberorum in homines. Hafn.

Diſſert. epiſtolica de Muſices peritis Theologo neque dedecora neque inutili. Zelle.

Bibliotheque curieuſe hiſtorique & critique, ou Catalogue raiſonné de livres difficiles à trouver, par *Dav. Clement*. Tome premier. à Götting. 1750. in 4. 2 Alph. 4 Bogen.

J. C. C. Oelrichs De Bording & Lodding judiciis Germaniæ in primis Marchiæ Brandenb. antiquiſſimis. 14½ Bogen in gr. 4.

* * *

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 7. Auguſt 1750.

No. XXXII.

(Mit Genehmhaltung der Königl Academie der Wiſſenſchaften.)

Coppenhagen und Leipzig.

Anton von Solis Geſchichte von der Eroberung Mexico. Aus dem Spaniſchen. Erſter Theil. 1750. 8.

Es ſind drey groſſe Unternehmungen, welche die Geſchichte von Weſtindien in ſich begreift, des Chriſtophorus Columbus Seefahrt und erſtes Unternehmen auf die ſogenannte neue Welt, des Herman Cortes Eroberung von Neuſpanien, und des Franciſcus Pizarro und ſeiner Nachfolger glückliche Bezwingung des groſſen Kayſerthums von dem öſtlichen Amerika. Unſer Verf. hat gegenwärtig nur die Geſchichte von Neuſpanien ausgeführet, weil die erſte und letzte Unternehmung bereits von andern iſt beſchrieben worden. Ehe er ſeine eigentliche Erzehlung anfängt, giebt er uns von dem Herman Cortes, dem Helden ſeiner Geſchichte folgende Nachricht: Er widmete ſich anfänglich den Studien und begab ſich zu dem Ende nach Salamanca. Er blieb aber daſelbſt nur zwey Jahr. Denn man erkannte bald, daß ſolches ſeiner Neigung zuwider und daß ein beſtändiger und anhaltender Fleiß, welcher zu den Studien erfodert wird, ſich für ſein flüchtiges und munteres Weſen nicht ſchicken würde. Er reiſte deshalb nach Hauſe und weil er Luſt zum Kriegsweſen bezeugte, ſo ſandten ihn ſeine Eltern in den Krieg, welcher zu der Zeit in Italien geführet ward. Da er aber eben zu Schiffe gehen ſolte, überfiel ihn eine heftige Krankheit. Die lange Dauer derſelben war Urſache, daß er ſeinen Vorſatz ändern muſte. Er verlohr aber darum nicht ſeine Neigung zum Kriege. Denn er bekam gleich Luſt nach Weſtindien zu gehn. Man war nemlich zu der Zeit auf Einnehmung deſſelben bedacht, mehr um Ehre einzulegen, als Reichthümer zu erwerben. Er begab ſich alſo auf dieſe Reiſe im Jahr 1504. Der Stadthalter der Inſul Domingo, welches ſein Vetter war, empfing ihn mit vieler Achtung und Liebe und gab ihm die Verſicherung, für ſeine Beförderung Sorge zu tragen. Alles dieſes war aber nicht genung, ſeine Neigung zu vergnügen. Er ward des müßigen und ruhigen Lebens, darin man ſich auf der Inſul befand, welche man bereits im Frieden beſaß, ganz überkräftig. Er begab ſich daher in Dienſte auf der Inſul Cuba, wo damals alles in Waffen war und bewieß bey aller Gelegenheit ſo viele Tapferkeit und Gehorſam, daß er nicht allein bey den Soldaten hochgeachtet ward, ſondern ſich auch bey den Befehlshabern in nicht geringes Anſehn ſetzte. Er war ein junger Herr, ſchön und wohl geſtaltet und hatte alles, was einen jungen Menſchen nur beliebt machen kan, an ſich. Er beſaß aber auſſerdem noch gewiſſe Eigenſchaften, welche ihn beſonders liebenswürdig machten. Er redte nemlich wohl von allen Abweſenden, war höflich und gefällig im Umgange und theilte mit ſeinen Cameraden alles, was er bekam, ſo genau und mit ſolcher Uneigennützigkeit und Groſmuth, daß er ſich Freunde machte, und litte nicht einmahl daß ſie die Verbindlichkeit, welche ſie ihm ſchuldig waren, bezeugen durften.

Als er von dem Stadthalter der Inſul Cuba Velasquez zum Haupt und Anführer der Eroberung von Neuſpanien war ernannt worden, ſegelte er von Havana zuerſt nach der Inſul Cozumel. Hier ließ er aber keine Feindſeligkeiten verüben. Er ſagte zu ſeinen Soldaten: Wir haben mit einem ſchwachen und armſeligen Volke zuthun, von welchem wir keine Gegenwehr zu befürchten haben. Ihre Einfalt und Aufrichtigkeit ſoll uns billig verbinden, ihnen nicht anders, als wohl zu begegnen und ihre Armuth bindet uns gleichſam von ſelbſt die Hände, daß wir dieſelben nicht nach ihrem wenigen Vermögen ausſtrecken ſollen. Wir müſſen uns in dieſem Lande nicht Reichthümer ſondern nur einzig und allein einen guten Namen zu erwerben ſuchen. — Unſer Wolverhalten an dieſem Orte wird unſere Unternehmungen an ſolchen Orten, wo mehr für uns zu gewinnen ſeyn wird, nicht wenig erleichtern. Doch zerſtörete er die Götzentempel und führete die chriſtliche Religion ein. Er gieng ferner nach Tabasko. Er wolte zwar hier noch nicht den Anfang ſeiner Eroberungen machen. Die Indianern nöthigten ihn aber, daß er mit ihnen ſtreiten muſte. Er überwand ſie und machte mit ihnen Frieden.

Die vornehmſten Waffen der Indianer waren Bogen und Pfeile. Sie bedienten ſich auch einer gewiſſen Art von Wurfſpieſſen. Ferner hatten ſie groſſe von Holz gemachte Schwerdter, die man mit Feuerſteinen geſchärft hatte. Sie führten auch groſſe und mit ſpitzigen Feuerſteinen verſehene Kaulen. Sie hatten eine Art von Canonen, aus welchen ſie mit beſonderer Geſchicklichkeit Steine werfen konnten. Ihr Angriff geſchah allezeit mit der gröſten Heftigkeit und mit dem entſetzlichſten Geſchrey, welches auch beſtändig unter dem Gefechte fortdauerte. Sie wurden von ihren Caziken oder andern Häuptern ihrer Familie angeführet und waren in Companien eingetheilet. Dieſe hatten zwar ihre Hauptleute, die ſie aber nicht ſowohl anführten, als ihnen folgten, weil ſie in dem Gefechte keinem Befehl Gehör gaben.

Das Gerücht von demjenigen, was in Tabasko vorgegangen war, hatte ſich weit ausgebreitet. Als Cortes bey St Juan von Ulua angeländet war, kamen einige vornehme Indianer mit einem groſſen Gefolge bey ihm an und legten im Namen des Motezuma ihren Beſuch ab. In dem Gefolge der Geſandten waren einige Mahler, welche die Schiffe Soldaten, Pferde und das Geſchütz der Spanier für den Motezuma abzeichnen muſten. Cortes ließ ſeine Leute ins Gewehr treten und ſich in Ordnung ſtellen. Er ſtieg mit ſeinen Hauptleuten zu Pferde und thaten auf einander einen verſtellten Angriff: alles in der Abſicht, damit die Mahlerey deſto lebhafter haſter und ſeine Kriegsmacht den Indianern deſto fürchterlicher werden möchte.

Motezuma war ein Herr, der ſich bey vielen Gelegenheiten hervorgethan hatte, und deswegen von den Mexicanern ſchon vor ſeiner Regierung in groſſen Ehren gehalten ward. Weil er ſich von dem ganzen Volke geehrt ſahe, ſo machte er ſich die Hofnung, daß bey erledigtem Throne die Wahl auf ihn fallen würde. Da die genaue Beobachtung aller Gebräuche der Religion ein kräftiges Mittel zu ſeyn pflegt, wodurch diejenigen, die abergläubiſch ſind, ſich einnehmen laſſen, ſo hatte ſich Motezuma zu dem Ende in einem der vornehmſten Tempel eine eigene Capelle bauen laſſen, worinn er ſich vor den Augen des Volks ganze Stunden aufhielt und ſich dadurch den Ruf einer beſondern Heiligkeit erwarb. Sein Ehrgeiz war aber der Abgott, welchen er unter den andern Götzen verehrte. Er ſetzte ſich inzwiſchen durch dieſe Verſtellung in ein ſolches Anſehn, daß er nach dem Tode des Königs einmüthig zum König erwehlet ward. Er ließ ſich aber inſtändig bitten daß er dieſe Ehre, die er doch in ſeinem Hertzen gewünſcht hatte, annahm. Kaum hatte er den Thron beſtiegen, als er das verſtellte Weſen ablegte und ſeine Laſter fielen einem jeden in die Augen. Diejenigen, welche das Glück hatten, vor ſein Geſicht zu kommen, muſten ſolche äuſſerliche Zeichen der Ehrfurcht beobachten, welche der Anbethung ſehr ähnlich waren. Er glaubte, daß er in allen Stücken eigenmächtig regieren könne, und gab durch ſeine vielen Grauſamkeiten andern gleichſam die Freyheit ein gleiches zu thun. Eine Menge wunderbahrer Begebenheiten, welche das unwiſſende Volk als Vorbedeutungen groſſer Unglücksfälle anſahe, hatten in dem letzten Jahr das ganze Land in äuſſerſtes Schrecken geſetzt, wodurch das Unternehmen der Spanier nicht wenig befördert ward. Unter denen, die den Motezuma am meiſten verwirrten, war dieſes, daß ein Bauer, nachdem er die Erlaubniß erhalten mit dem Kayſer zu reden, zu ihm geſagt hatte: *Wache auf, o Kayſer! dein Hochmuth und deine Grauſamkeit haben die Götter zur Rache gereizet. Ich ſage es noch einmahl, wache auf, ermuntre dich aus deinem tiefen Schlaf. Fühlſt du denn nicht das Nagen deines Gewiſſens, oder glaubſt du nicht, daß das Geſchrey deiner Unterthanen gen Himmel ſteiget, wenn gleich deine Ohren vor denſelben verſchloſſen bleiben?*

Cortes ließ zu verſchiedenen mahlen um eine mündliche Unterredung mit dem Motezuma Anſuchung thun, konnte aber ſeine Einwilligung hiezu nicht erhalten. Er legte auf dieſer Küſte ſeine erſte Colonie an und bauete die Stadt Villa Ricca de la Vera Cruz. Der Rath dieſer Stadt muſte die Perſon des Königs vorſtellen, bey ſeiner erſten Verſammlung hielt Cortes eine Rede an ihn und legte ſein Amt als oberſter Befehlshaber nieder. Er hatte aber alles ſo zubereitet, daß ihm dieſe Würde von neuem wieder aufgetragen werden muſte, um dadurch ſein Anſehen zu vergröſſern und zu befeſtigen. Denn weil Diego von Velasquez ſeine Beſtallung kaum unterſchrieben, als er dieſelbe ſchon wiederruffen hatte, ſo ſahe er wohl, daß ſein Anſehen nur einen ſchwachen Grund hatte.

Der Caſike des Landes Zempoala ließ dem Cortes ſeine Freundſchaft anbiethen. Dieſer gieng hierauf nach Zempoala, woſelbſt er von ihm mit der gröſten Hochachtung begegnet ward. Es war dem Cortes lieb, von dem Caziken zu hören, daß er ſowohl, als alle andere benachbarte Caſiken unter dem Joche und der Tyranney des Motezuma ſeufzen müſten. Cortes verſicherte ſich auch der Freundſchaft des Caziken von Quiabislan. Die Leutſeligkeit, womit er demſelben begegnete, hatte die Würkung, daß über dreyßig Caziken, welche Herren von denen um Quiabislan gelegenen Gebürgen waren, in kurzem ſich bey ihm einfanden, um ihm ihren Gehorſam zu bezeugen und ſich der Herrſchaft ſeines Königs zu unterwerffen.

Es war nunmehro Zeit, weiter in die Länder des Motezuma einzudringen. Cortes ſahe es aber als eine Verwegenheit an, daß er mit einem uneinigen und ungetreuen Volke und dazu mit einem ſo geringen Haufen die ganze Macht des Motezuma angreiffen wolte. Seine Soldaten hatten ſich ſchon zum öftern wider ihn empört: man hatte ihm vorgeſtellt, es würde kein einziger ſein Leben ſo geringe achten, daß er mit dem Verluſt deſſelben eines andern ehrgeitzige Abſichten befördern ſolte; und Cortes hatte dieſe Unruhen durch Verſtellung und kluges Nachgeben wieder ſtillen müſſen. Nach langen Berathſchlagungen entſchloß er ſich endlich zu derjenigen Handlung, welche uns ihn in ſeiner völligen Gröſſe vorſtellt. Er ließ nemlich ſeine ganze Flotte in den Grund bohren, um dadurch ſeine Soldaten zu nöthigen mit ihm entweder zu ſiegen oder zu ſterben. Ich weiß nicht, ſagt der Verf. ob man in der ganzen Hiſtorie eine einzige Handlung finden wird, die mit dieſer auch nur zuvergleichen wäre.

Juſtinus erzehlt von dem Agathokles, daß derſelbe, als er ſein Kriegesheer nach den Küſten von Afrika gebracht hatte, ſeine Schiffe verbrannt habe, um ſeinen Soldaten die Mittel zur Flucht zu benehmen. Polyänus berichtet eine gleiche Verwegenheit von dem Timarcus, dem Heerführer der Aetholier und wofern man den Berichten des Frontinus mehr als dem Stillſchweigen des Plutarchus trauen darf, ſo findet man in den Geſchichten des Quintus Fabius Maximus von den vornehmſten Kriegesbegebenheiten eine Nachricht von einer ähnlichen Heldenthat. Ich will keine von dieſen Geſchichten in Zweifel ziehn und ich glaube, daß alle dieſe Heldenthaten nichts von ihrer Gröſſe verlieren, wenn man viele dergleichen ähnliche Exempel anführen kan. Allein, wenn man ſich den Cortes mit einer weit geringern Anzahl Volks, als alle die andern gehabt haben, in einem weit entfernten und unbekannten Lande, ohne einige Hofnung menſchlicher Hülfe, unter den wildeſten Völkern und im Kriege mit dem hochmüthigſten Tyrannen vorſtellt, ſo wird man zugeben müſſen, daß ſein Unternehmen weit gröſſer und ſein Entſchluß weit heldenmüthiger geweſen ſey.

(Das übrige folgt künftig.)

Johanſſons bürgerliche Regierung. Aus dem Schwed. überſetzt.

Beſchluß.

Im dritten Abſchnitt gehet der Verf. die verſchiedenen Regierungsarten durch und zeiget ſowohl die Vorzüge, die eine jede hat, als auch die Mängel, die ſich bey ihr befinden. Er hat hier viel mit dem berühmten Locke zu thun. Es gefällt ihm nicht, daß dieſer geſagt hat: „Die natürliche Freyheit kan nur allein von dem natürlichen Geſetze eingeſchränckt werden. Dieſe Sicherheit vor einer uneingeſchränckten Monarchie iſt zur Erhaltung des menſchlichen Geſchlechts ſo nöthig und ſo genau mit derſelben verbunden, daß es dieſelbe unmöglich aus den Augen ſetzen kan, ohne ſich zugleich beydes des Lebens und der Wolfart verluſtig zu machen. Die uneingeſchränkte Macht iſt eine dem eigenen Willen eines Monarchen gemäſſe unwiderſprechliche Gewalt, welche er über andere Menſchen hat und vermittelſt welcher er einem Menſchen das Leben nehmen kan, wenn es ihm gefällt. Dieſe Macht kann niemand von Natur haben, ſie kann auch niemanden durch einige Verbindung überlaſſen werden." Allein Locke urtheilet entweder nach dem, was insgemein zu geſchehen pflegt, indem er ſich dabey auf die Erfahrung beruft und uns auf die Geſchichte der jetzigen und vorigen Zeiten verweiſet; oder er verſteht unter der uneingeſchränkten Monarchie, was wir Tyranney nennen und es beruhet die Sache auf einem Wortſtreit; denn er ſagt auch: Ein gütiger König, der ſeiner Unterthanen Vertrauen und Wolfahrt ſorgfältig ſucht, kan niemals zu viel Vermögen haben, d. i. zu viele Macht, gutes zu thun.

Im vierten Abſchnitt werden die verſchiedenen Regierungsarten, ſonderlich die drey einfachen gegen einander verglichen. Man hat ſich Mühe gegeben, eine ſolche Regierungsart zu erfinden, welche allezeit die beſte und in allen Fällen gleich vortheilhaft ſeyn ſollte. Es müſſen aber die Umſtände hiebey zu Rathe gezogen werden. Nachdem die Gemüthsart des Volks beſchaffen iſt, kan bald dieſe, bald eine andere Regierungsart am dienlichſten ſeyn, ja ein und daſſelbe Volk kan zu verſchiedenen Zeiten auch verſchiedene Regierungsarten verlangen. Eine jede Regimentsform hat ſo viel vortheilhaftes an ſich, daß ſie, ſo lange ſie ihr rechtes Weſen ungekränkt behält, eine bürgerliche Geſellſchaft glücklich machen kann. Locke ſagt: Man betrügt ſich ſehr, wenn man glaubt, daß die Tyranney nur allein in den monarchiſchen Regierungen angetroffen werde. Wir leſen eben das von den dreyßig Tyrannen in Athen, was wir von dem einen in Syracus leſen; und die unleidliche Gewalt, welche die Decemviri in Rom ausübten, war gewiß im mindeſten nicht beſſer.

Es verdient, daß wir die Gedanken eines berühmten Schriftſtellers von dieſer Sache hier anführen: „Diejenige Regimentsform ſagt er, kömmt mir am vernünftigſten vor, welche der Gleichheit am ähnlichſten kömmt, die wir in der menſchlichen Natur finden, in ſo fern ſie mit der allgemeinen Ruhe beſtehen kan. Dieſe können wir im eigentlichen Verſtande Freyheit nennen, die einen Menſchen der Beſchwerlichkeit einem andern unterworfen zu ſeyn, in ſo weit überhebt, als die Ordnung und Einrichtung des Regiments es erlaubet. Die Freyheit muß ſich über alle einzelne Perſonen eines Volks erſtrecken, indem wir alle von der allgemeinen Natur abſtammen. Genöſſen derſelben nur einige beſondere Stämme, ſo wäre es beſſer, es gäbe gar keine; denn eine ſolche Freyheit vermehret nur das Elend derer, die ihrer beraubt ſind, indem es ihnen einen ſolchen unangenehmen Gegenſtand vor die Augen ſetzet. Diejenige Freyheit erhält ſich am beſten, allwo die Macht, Geſetze zu geben unter viele Perſonen vertheilt iſt; zumal wenn dieſe Perſonen von verſchiedener Würde und Lebensart ſind. Denn wo ſie alle gleich vornehm ſind und folglich für einen dieſem Range gemäſſen Nutzen zu ſorgen haben, ſo iſt ein ſolches Regiment von der unumſchränkten Regierung einer einzigen Perſon ſehr wenig unterſchieden. Die gröſſeſte Sicherheit aber, welche ein Volk wegen ſeiner Freyheit haben kan, iſt, wenn die oberſte Gewalt in den Händen ſolcher Leute ſtehet, die auf eine ſo glückſelige Art unterſchieden ſind, daß ſie, indem ſie für den Nutzen ihrer beſondern Stände wachen, zugleich das Beſte des ganzen Volks beſorgen; oder, wenn kein Theil des Volks iſt, der nicht zum mindeſten mit einem Theile der Geſetzgeber einerley Nutzen hätte. Einige wollen, daß das Regiment in der Welt dem himmliſchen gleich ſeyn ſoll, welches, wie ſie ſagen, ſo wol monarchiſch als unumſchränkt iſt. Ich antworte: Wenn der Menſch an

Güte und Gerechtigkeit ſeinem Schöpfer gleich wäre, ſo wolte ich mir dieſes groſſe Vorbild gern gefallen laſſen; allein; wenn die Güte und Gerechtigkeit dem Geſetzgeber nicht weſentlich eigen ſind: ſo mag ich mich gar nicht in die Hand desjenigen ergeben, der mit mir nach ſeinem eigenen Willen und Belieben ſchaltet und waltet. „

Bey Gelegenheit, da der Verf. unterſucht, welches die beſte Regierungsform iſt, kömmt er zuletzt auf die Frage: ob ein gemeines Weſen, worinn verſchiedene Seuchen eingeriſſen ſind, die den Staatskörper ſelbſt angegriffen haben, rechtmäßiger Weiſe eine Regierungsform verändern könne, welche dieſe Krankheiten unterhält und nähret, obſchon dieſe ſtarke Verſicherungen und eine alte Gewohnheit daſſelbe auſſer Gefahr ſetzet; und ob daſſelbe an deren Stelle eine neue einführen könne? Dieſes Buch iſt in Schweden confiſciret worden.

⁂

Folgende Anmerkungen über die Trauerſpiele wollen wir in einigen Blättern überſetzen. Sie verdienen es wegen ihrer Vortreflichkeit und weil wir keine deutſche Tragödie bekommen haben, wobey wir eine eigene Critick anzubringen für dienlich hälten.

Betrachtungen des Herrn Marmontel über die Tragödie, als ein Anhang zu ſeinem Ariſtomen.

Ich habe allezeit, auf das Zeugniß und Beyſpiel unſerer Meiſter, geglaubt, daß die Poeſie wenig Hauptregeln habe und daß ein allzuängſtlicher Gehorſam gegen die, ſo man uns vorgeſchrieben hat, die Einbildungskraft erkälte und den Geiſt einſchränke. Ich habe daher nur diejenigen Lehren von unſern Geſetzgebern angenommen, die mit mir ſelbſt die meiſte Analogie hatten, und habe mir eine Art von Poetic gemacht, nach welcher ich mich in meinen beyden Verſuchen für das Theater gerichtet habe. Allein einige Criticken, welche man über den Ariſtomen und den Tyrannen Dionyſius gemacht hat, haben mir meine Grundſätze verdächtig gemacht, und ich habe geglaubt, ich müßte ſie den Kennern vor Augen legen, um ſie zu verbeſſern, wenn ſie fehlerhaft ſind, und um mich darin zu beſtärken, wenn ſie Beyfall finden. Dieſe Betrachtungen ſind die Frucht einiges Studirens: ich habe ſie für mich ſelbſt gemacht und übergebe ſie jetzt meinen Richtern. Uebrigens wenn ich oft einen entſcheidenden Ton annehme, ſo geſchieht es nur, damit ich die zweifelhaften Umſchweife vermeide, und ich erinnere zuvor, daß es ſcheint wie allenthalben zu verſtehen iſt, wo man es nicht ausdrücklich geſetzt findet.

Die groſſe Kunſt den Menſchen nützlich zu ſeyn iſt, wenn man die Luſtbarkeiten zum Vortheil der Sitten anwendet.* Es iſt verwunderbar daß dieſer Kunſtgriff, die erſte Regel der Poeſie und beſonders der dramatiſchen Poeſie, von den Alten ſo wenig gekannt und gebraucht worden iſt, die doch ſonſt den Ruhm gehabt haben, daß ſie beſſere Bürger geweſen ſind, als wir.

Wie will man die Menſchen beſſern durch Gemälde vom Unglück ihrer Mitbrüder, wenn man ihnen nicht in Caracktern die Quelle dieſes Unglücks zu ſehen giebt; denn, nach dem Ge-

---

* Wie man Pyrrhoniſten in allen Dingen findet, ſo giebt es einige die läugnen, daß die theatraliſchen Sitten auf die geſellſchaftlichen einen Einfluß haben. Man betrachte nur die Gewalt der Gewohnheit, ſo wird die Frage entſchieden ſeyn. Alles was die Seele ſtark rühret, ändert ſie mit der Zeit, und dieſer aus der Natur geſchöpfte Grundſatz iſt bey allen Nationen eine Regel der Politic geweſen.

Geſtändniß des Ariſtoteles, wählten die meiſten alten Tragödien eine Handlung ohne Sitten, das heißt unabhängig von Carakteren. ** Ich bekenne, daß wir deſto mehr Antheil am Schickſal der Unglücklichen nehmen, je weniger es verdient iſt. Oedipus und Philoctetes ſind ſehr geſchickt unſer Mitleiden und Schrecken zu erregen: aber von welchem Laſter können ſie reinigen, zu welcher Tugend können ſie die Seele erheben? Die Laſter des Oedipus waren unvermeidlich. Er iſt ein Vatermörder, weil er ſich geſchlagen hat, als ein Mann der viel Hertz beſitzt; er iſt ein Blutſchänder, weil er ein Räthſel errathen hat. Alle Commentarien der Enthuſiaſten können ihn nicht tugendhafter und nicht laſterhafter machen. Indeſſen wird Oedipus als das vollkommenſte Muſter der Tragödie in Abſicht auf die Sitten angeführt. Die Tragödie ſolte wie die Fabel und Epopee eine Moralität haben, worauf die Handlung abzielte und die in der Seele der Zuſchauer einen lebhaften Eindruck zurück lieſſe, entweder des Abſcheues für das Laſter, oder der Liebe für die Tugend, oder alles beyden zugleich.

Eine ſolche Würkung bringen gemeiniglich die Tragödien hervor, welche mit einer für die Tugend glücklichen und für das Laſter unglücklichen Cataſtrophe ſchlieſſen. Ariſtoteles ſetzt dieſe Art der Fabel blos in die zwote Claſſe, aus einer meiner Meinung nach ſehr nichtigen Urſache, und zieht ihr diejenige vor, worinn eine Perſon aus Tugend und Laſter gleich ſtark zuſammen geſetzt durch einen unvorſetzlichen Fehltritt unglücklich wird. Allein wenn es mir erlaubt iſt zu ſagen, ſo iſt dieſe Regel ſehr mangelhaft. Denn 1) die Fehler die uns eine heftige Paßion begehen läßt, ſind nicht unvorſätzlich und wenn ſie es wären, ſo könnten uns die unglücklichen Exempel nicht dafür warnen. 2) Die Fehler der Unwiſſenheit oder die von einer höhern und fremden Macht herkommen ſind unvermeidlich, und das Gemälde des darauf folgenden Unglücks dient wenig zu unſerer Beſſerung.

Ariſtoteles ſchließt vom Theater die blos tugendhaften Caracter aus. Sind ſie glücklich, ſagt er, ſo iſt die Handlung nicht tragiſch, ſind ſie unglücklich, ſo macht ihr Exempel muthlos und empöret die Nachahmer derſelben. Allein wenn ſie, nachdem ſie die härteſten Proben des Misgeſchicks ausgehalten haben, ohne ſich zu verläugnen, um mit ihrer ganzen Unſchuld aus der Gefahr herausgehn: ſo iſt die Action tragiſch und die Tugend thut ihre Würkung auf das Hertz der Zuſchauer.

Er verbannt die blos laſterhaften Perſonen ohngefehr aus gleichen Urſachen. Ihr Unglück, ſagt er, kan einigen Vergnügen verurſachen, aber es erregt kein Mitleiden, weil es allzuwohl verdient iſt; es erregt

---

** Ariſtoteles welcher uns in ſeiner Poetic Muthmaſſungen hinterlaſſen hat, woraus man die Güte gehabt hat, Regeln zu machen, will haben, daß die Sitten kein weſentliches Stück der Tragödie ſeyn ſollen. Dieſe Stelle machte Corneillen viel Schwierigkeit, er ſuchte ſie ſo günſtig zu erklären als möglich war. Aber er und Dacier mögen ſie ſo gut bemänteln, als ſie wollen. Ariſtoteles ſelbſt hat den Verſtand davon feſtgeſetzt. Faſt unter allen unſern tragiſchen Poeten, ſagt er, herrſcht eine ſolche Verſchiedenheit, als unter den Mahlern, Zeuxis und Polignotus war. Der letztere drückte vollkommen die Sitten aus, und in den Wercken des andern findet man keine Spur davon. Wobey Dacier dieſe Anmerkung macht: Die Wercke des Zeuxis waren alle ohne Sitten, weil ſie auf das wunderbahre giengen. Der Gedancke des Ariſtoteles iſt alſo ſelbſt nach des Herrn Dacier Meinung: daß eine Tragödie ohne Sitten diejenige ſey, worinn das Wunderbare herrſcht und welche durch übernatürliche und von den Caraktern abgeſonderte Mittel geleitet wird.

regt kein Schrecken, weil der Hauffe der Zuſchauer ihnen nicht ähnlich genug iſt, um für ſich ſelbſt gleiche Strafe zu fürchten. Allein wenn dieſe Perſonen zum Abſatz mit den guten aufgeführt werden, ſo laſſen ſie jene hervorſtechen, ſie ſetzen ſie in Gefahr, ſie vermehren die Hitze des Theaters und das bezwungene Laſter dient der triumphirenden Tugend zu Trophäen.

Je mehr ich die alten leſe, je mehr glaube ich wahrzunehmen, daß keiner von ihnen, den Homer aufgenommen, die Kunſt und den Vortheil dieſer Abſätze genug gekannt habe. Was auch Ariſtoteles ſagt, ſo ſcheint es doch, daß ſie in der Seele der Zuſchauer nichts haben erregen wollen, als ein unfruchtbares Schrecken und Mitleiden; vielleicht weil diejenigen, welche der Tragödie den Preiß gaben nach der bloſſen Rührung ihren Ausſpruch thaten. Die neuern haben ſich zuweilen an dieſem unvollkommenen Vortheile begnügen laſſen.

Oedipus, wo die Götter allein laſterhaft ſind, Iphigenia in Aulis, dieſes Denckmal des abſcheulichſten Aberglaubens, Electra und Aſträa wo alles Rache ſchnaubt und Rache einbläſt, Phädra wo die Unſchuld zum Schlachtopfer gewählt wird, wo ſich alles durch Verhängniſſe zuträgt, dieſe haben auf unſerm Theater ein gleiches Glück gehabt, als auf dem zu Athen: die Urſach iſt leicht: ihr Inhalt iſt ſchrecklich und rührend; ſie ſind von groſſen Meiſtern behandelt worden: Aber man wird ihnen den groſſen Grundſatz des Horaz nicht zueignen können:

> „Omne tulit punctum qui miſcuit utile dulci.

Eben dieſe neuern Poeten die ſich zuweilen zur Nachahmung haben hinreiſſen laſſen, ſind über ihre Muſter in Anſehung der Sitten, wenn ſie ſich ihrem eigenen Geiſt überlaſſen. Die Götter, die Orackel, die Schickſale miſchen ſich nicht in die Verwickelung des Cinna, des Britannicus, des Rhadamiſt und der Alzire. Die Paſſionen ſind ihre einzigen Triebfedern. Im Cinna ſieht man zu welcher Ausſchweiffung eine unbändige Liebe verleiten kan, und welche Gewalt die Güte über die unbiegſamſten Seelen hat; Im Britannicus ſieht man das ſchreckliche Geſchick eines jungen Königes, welcher von Natur zum Laſter geneigt iſt, und ſich noch dazu den niederträchtigen Schmeichlern überläßt; im Rhadamiſt, die Qualen einer Seele, welche die Leidenſchaften in das Laſter verwickelt haben, und das Unglück welches aus der äuſſerſten Strenge eines Vaters gegen ſeine Kinder entſpringt; In der Alzire den Vorzug der ſchönen Natur über die Erziehung und der Religion über die Natur. Sehet da allgemeine, rührende, deutliche Lehren, wovon uns die Alten wenige Exempel gelaſſen haben.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Dieſe Nachrichten ſind alle Freytage in Berlin in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung und auf allen Poſt-Aemtern zu bekommen.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 14. Auguſt 1750.

No. XXXIII.

(Mit Genehmhaltung der Königl Academie der Wiſſenſchafften.)

Braunſchweig und Hildesheim.

D. Iſaac Watts Lehre von den Gemüthsbewegungen ꝛc. Nebſt einem Anhange einiger erbaulichen Betrachtungen. Aus dem Engl. überſetzt von K. C. Reichard. 1750. in 8. 1 Alph. 4 Bogen.

Die Leidenſchaften, ſagt Watts, haben ihren Nahmen davon, weil die Seele und unſre Lebensgeiſter von gewiſſen Gegenſtänden einen Eindruck leiden. Reine Geiſter haben auch Liebe und Haß, Traurigkeit und Freude: bey unſern Leidenſchaften aber gehöret ein Theil der animaliſchen Natur und ein Theil dem eigentlichen Geiſt. Von ungewöhnlichen, von guten und böſen Gegenſtänden werden unſre Leidenſchaften erregt. Von ungewöhnlichen entſteht Verwunderung, von Guten entſteht Liebe, von Böſen entſteht Haß.

Hierauf verfolgt er dieſe Leidenſchaften durch alle ihre beſondern Beſtimmungen. Liebe und Haß haben Theil an allen übrigen Gemüthsbewegungen, die Verwunderung aber geht nicht ſo weit. Erblickt man den fremden Gegenſtand plötzlich und unvermuthet: ſo wird die Verwunderung Beſtürzung genannt; ſteigt die Verwunderung auf einen hohen Grad, ſo heißt ſie Erſtaunung. Bey dieſer Gemüthsbewegung hebt man die Hände oder die Augen in die Höhe, richtet ſeine Blicke unverwandt auf den Gegenſtand, wird auch wol eine Zeit lang der Sprache beraubt. Das Gegentheil der Bewunderung, wenn wir ein alltägliches Ding ſehen, macht uns unachtſam, und dieſes iſt keine Gemüthsbewegung: die übrigen Leidenſchaften, wenigſtens die meiſten, können immer paarweiſe betrachtet werden. Der groſſe Zweck warum der Schöpfer die Leidenſchaft der Verwunderung in unſre Natur gelegt hat; iſt wol dieſe, daß unſre Aufmerkſamkeit deſto beſſer und länger auf den Gegenſtand gerichtet und er mit mehrerm Nachdruck unſerm Gedächtniß eingeprägt auch uns, zumahl wenn der Gegenſtand etwas angenehmes hat, ein empfindliches Vergnügen verſchaffet werde.

Aus Liebe und Haß entſtehen die übrigen Paßionen. Iſt der gute Gegenſtand oder der Gegenſtand unſrer Liebe ſchätzbar, ſo entſteht Hochachtung daraus, iſt der böſe Gegenſtand nichtswürdig, ſo entſteht Verachtung daraus. Das abweſende Gut erregt Verlangen, das abweſende Uebel Abſcheu; das vermuthete Gut, Hoffnung, das vermuthete Uebel, Furcht; das erlangte Gut Freude, das erlangte Uebel Traurigkeit; was uns das Gut zu erlangen hilft, erregt Dankbarkeit, was uns das Gut zu erlangen hindert, erregt Zorn. Auf dieſe Art zergliedert er alle Gemüthsbewegungen, ſetzt die Bedeutung vieler Wörter feſt und mahlt auch oft die Veränderung welche die Leidenſchaft in den Minen und Geberden hervorbringt. In der Verachtung kehrt man dem Gegenſtande den Rücken zu, rümpft die Naſe, wirft die Lippen auf, ſucht ihn lächerlich zu machen, redet ſchimpflich von ihm. – Hochmuth offenbart ſich durch gezwungene und gekünſtelte Minen, durch ein Schütteln und Werfen des Haupts, durch ſtolze und hohe Augen, durch einen majeſtätiſchen Gang; ferner dadurch, daß man gantze Stunden vor dem Spiegel ſteht, daß man viel und beſtändig von ſeiner eigenen werthen Perſon oder von ſeiner Familie redet, daß man mit ſeines gleichen in einem verächtlichen Tone ſpricht, als wenn ſie unſre Untergebenen und weit geringere Leute wären, wie wir, und daß man geringern und ärmern Leuten ſo begegnet, als ob ſie nicht unter die Menſchen, ſondern unter das Vieh gehörten. – Begierde und Hoffnung offenbart ſich durch ein geſchwindes und begieriges Ausſtrecken der Arme nach dem Guten ſo man zu haben wünſcht, durch eine unverwandte Richtung und Anheftung des Auges auf denjenigen, von welchem wir ſolches erwarten, durch ein ſehnliches und eifriges Beſtreben nach dem Gegenſtande unſres Nutzens, durch ein muntres und fröliches Geſicht ꝛc. – Die Furcht verräth ſich durch bleiche Wangen, durchs Erſtarren des Bluts und der Lebensgeiſter, durchs Zittern der Glieder, durch Verwirrung des Gemüths und der Gedanken, durch ein Klopfen des Hertzens und durchs Hinſinken in Ohnmacht. Mancher iſt gar vor Furcht geſtorben. Zuweilen ermuntert und beweget die Furcht alle unſre Kräfte, durch eine ſchnelle Flucht oder auf eine andere Art dem herannahenden Uebel zu entgehen. Ein plötzliches Schrecken hat in dieſer Abſicht faſt unglaubliche Würkungen gehabt. – Die natürlichen Merkmale der Freude ſind eine Lebhaftigkeit des Geiſtes, ein munteres Auge, ein aufgeheitertes Geſicht, ein aufgerichtetes Haupt, eine gerade Stellung des Leibes, eine angenehme Freymüthigkeit im Reden, zuweilen ſetzt ſie die Lippen zum ſingen in Bewegung, zuweilen erhöht ſie die Stimme zum jauchzen, ja es geſchieht oft, daß der Menſch vor groſſer Freude ſeines Hertzens hüpfet und ſpringet. Bey einigen rührenden Gelegenheiten vereinigen ſich Liebe und Freude und preſſen uns Thränen aus den Augen.

Die Anzeigungen und Würkungen der Traurigkeit ſind geſchloſſne und träge Augenlieder, eine blaſſe Farbe der Wangen und Lippen, ein ſchmachtendes und trübes Geſicht, Augen die entweder voll Thränen ſtehn oder ſich in häuffige Zähren ergieſſen oder durch vieles Weinen roth und blöde geworden ſind. Ein Betrübter ſucht die Einſamkeit, ſitzt gern im Dunkeln und Stillen oder wirft ſich in einer bekümmerten oder gebeugten Stellung zur Erde nieder, hat einen Abſcheu vor Arbeit, iſt gleichgültig gegen alle Luſtbarkeiten, hat keine Luſt zum Eſſen und Trincken, ſich ordentlich anzukleiden ꝛc. Die ſterliche Traurigkeit und Gewiſſensangſt treibt den Menſchen oft ſo weit, daß er ſich die Haare auskrauſt, an ſeine Bruſt ſchlägt, erſchrecklich ſchreyet und heulet, daß er ſich verwünſcht und verflucht, daß er ſein eigen

Fleiſch zernagt. Wobey oft der Selbſtmord den Schluß macht. - Die Schaam entdeckt ſich durch folgende Kennzeichen: Man ſucht den Anblick und die Geſellſchaft anderer zu vermeiden, man ſchlägt die Augen nieder, man verbirgt ſein Angeſicht, man wird roth, man verſtummt.

Ein Exempel zu geben wie unſer Verfaſſer jede Leidenſchaft abhandelt: ſo wollen wir einen Auszug aus der Betrachtung über den Zorn machen: Der Zorn entſteht aus einem Mißfallen, iſt aber gemeiniglich mit einem gewiſſen Grade der Ungeneigtheit oder des Uebelwollens, das iſt mit einer Begierde oder mit einem Wunſche verknüpft, daß es dem Gegenſtande, womit wir zürnen, übel und unglücklich gehen möge. Denn wenn uns jemand an der Erlangung eines Guten welches wir gern haben wollen, zu hindern oder ſich deſſen ſelbſt zu bemächtigen, oder uns eines Guten, welches wir beſitzen und genieſſen, wieder zu berauben oder aber uns einen Schaden und ein Unglück, welches wir zu vermeiden trachten, zuzufügen ſich bemühet: ſo empfinden wir ein Mißfallen an demſelben, wir werden unwillig über ihn und wünſchen, daß ihm etwas Böſes widerfahren möge.

Dieſes iſt nicht ſo zu nehmen, als ob ein Zorniger allemahl dem ihn beleidigenden Gegenſtande etwas würklich Böſes oder ein lange anhaltendes Uebel wünſche, oder zuzufügen ſuche. Eltern zürnen mit ihren Kindern, die ſie doch herzlich lieb haben und denen ſie kein ander Uebel wünſchen, als nur die Empfindung eines kurtzen Schmertzens der Strafe, zu ihrer eigenen Beſſerung und künftigen Vermeidung der Fehler und Thorheiten.

Wenn der Zorn auf einen ſehr hohen Grad ſteigt: ſo heiſt er Grimm, Wuth, Tollheit und wird auch eine kurtze Raſerey oder Unſinnigkeit genannt ꝛc. Wenn der Zorn durch eine gewiſſe beſondere Veranlaſſung oder Beleidigung erweckt worden, die ſo lange fortdauret, bis die Leidenſchaft in dem Hertzen eingewurtzelt iſt und von Nachgeben, von Vergebung oder Verſöhnung nichts wiſſen will: ſo erhält er den Nahmen Groll oder Unverſöhnlichkeit ꝛc. Wenn ein Menſch beſtändig bey einer jeden geringen Gelegenheit aufgebracht und empfindlich wird, ſo iſt das vielmehr als eine eigene Gemüthsart und nicht ſowol als eine beſondre Leidenſchaft anzuſehen: Man nennt ſie Eigenſinn, oder ein mürriſches, verdrießliches Weſen. Wenn der Gegenſtand unſres Zorns geringer iſt als wir, ſo bekommt der Zorn den Nahmen des Unwillens (Indignation) oder der Entrüſtung ꝛc. Wenn man den Zorn ſo heftig anläßt, daß er die Schranken der erlaubten Selbſtvertheidigung überſchreitet und augenſcheinlich nichts anders ſucht, als dem andern würklich Schaden und Verdruß zu verurſachen, ohne den geringſten Gedanken dabey zu haben, ihn etwa dadurch zu beſſern: ſo heiſt das eigentlich Rache oder Rachbegierde. Dieſe iſt allezeit ſtrafbar. Wenn ein Geſetzgeber die Uebertretung der Geſetze beſtraft und einem Miſſethäter den übrigen Menſchen zur Warnung das Leben nehmen läßt und alſo das Böſe rächet: ſo muß ſolches doch ohne beſondere eigene Rachbegierde geſchehen. Eine obrigkeitliche Perſon muß vielmehr mit dem Schuldigen Mitleiden haben, auch wenn ſie ihn zum Tode verdammt und ihn zum Opfer der Rache des gemeinen Weſens macht. ꝛc.

Ein Zorniger ſieht bald roth und feurig aus, bald aber hat er eine bleiche und blaſſe Farbe. Seine Augen ſind funkelnd und drehend, ſeine Stirn iſt voller Runtzeln und Falten, er rümpft die Naſe und wirft ſie hoch auf, er ſchnaubt und ſchäumt, er ſtampft mit dem Fuß und verſtellt ſeine Geberde durch die ungeſtümſten Bewegungen. Der Zorn macht die Zunge ſehr hitzig, und geläufig kurze und abgebrochene Flüche und Scheltworte, oder lärmende und donnernde Drohungen auszuſtoſſen; die Hände verſieht er mit Waffen der Gewaltthätigkeit, um den Beleidiger damit anzufallen und zu beſchädigen. Zuweilen verurſacht er ein Zittern in allen Gliedern des Leibes. Es giebt zwo verſchiedene Arten des Zorns und Unwillens die in Perſonen von verſchiedenen Gemüthsarten und Temperamenten aufzuſteigen pflegen.

Die erſte Art iſt plötzlich und heftig. Sie entdeckt ſich in einem Augenblick. Das Blut ſchießt einem dabey mit einem mal ins Geſicht, man wird feuerroth; die Augen funkeln und blitzen; der Mund geht von Schimpfen und Schmähen über und die Hand wird zur plötzlichen Rache ausgeſtreckt. Von dieſer Art des Zorns laſſen ſich mehrentheils ſolche Leute überwältigen die von Natur und vermöge ihres Temperaments ſehr zur Liebe und Gutheit geneigt ſind. Die Hitze derſelben verraucht aber auch bald wieder. Ihr heftiger und plötzlicher Zorn wird leicht beſänftiget. Sie vertragen ſich eher wieder mit ihrem Beleidiger und ſchämen ſich, daß ſie ſich von einer ſolchen Leidenſchaft haben hinreiſſen und bemeiſtern laſſen.

Die andre Art des Zorns entſteht nicht mit ſolcher Geſchwindigkeit und Heftigkeit. Eine blaſſe Farbe, welche er über das Geſicht ausbreitet, giebt denſelben zuweilen zu erkennen. Sonſt iſt er mehrentheils ſtille und verräth ſich anfangs durch ein geheimes Murren und durch ein verdrießliches und ſauertöpfiſches Weſen. Die finſtern und trüben Blicke und das unzufriedne und eigenſinnige Betragen nimmt von Tage zu Tage zu; er maulet mit demjenigen, der ihn beleidigt hat und ſpricht nicht mit ihm, auſſer daß er dann und wann mit einem oder zweyen Worten herausfähret, die aber dunkel, unvernehmlich und voller Bitterkeit ſind. Dieſe unartige Leidenſchaft ſetzt ſich endlich in der Seele recht feſt und bemeiſtert ſich derſelben; ſie unterdrückt und verzehrt alle Munterkeit, Lebhaftigkeit und Stärke der Lebensgeiſter, ſie reitzt den Menſchen der ihr Sclave iſt zum öftern an, dem Beleidiger ſein Verbrechen oder ſeine Fehler zu gewiſſen Zeiten und bey gewiſſen Gelegenheiten auf eine höhniſche, anzügliche und boshafte Weiſe vorzuwerfen, und das wol ganze Wochen und Monate, ja zuweilen ganze Jahre nachher ꝛc.

In der Folge zeigt der Verfaſſer wie Temperamente, Geſundheit und Krankheit, Alter, Jahrszeit und Tageszeit, verſchiedene Witterung, Rang und Lebensart einen Einfluß auf unſre Lebensgeiſter und Gemüthsbewegungen haben.

Der Beſchluß folgt künftig.

⁂

Horazens Lieder.

B. 2. Ode 13.

Die Stunde brachte der Fluch, das waren
Hände voll Gräuel,
Die dich, zum Schaden der Enkel, dich,
Baum,
Dem Dorf zur Schande gepflanzt. Der
troff vom Blute des Vaters,
Und würgte trunkene Freunde bey Nacht,
Und kochte Medeiſches Gift, und ſann auf
ſchwärzere Laſter,
Der dich unſeligen, hölliſchen Pfal,
Auf meinen Acker geſtellt, dereinſt herunter
zu ſtürzen,
Zu tödten deinen unſchuldigen Herrn.

Umſonſt erforſchet und flieht der Menſch ſein ſtündliches Schickſal.
Dem Pfade durch den Propontiſchen Sund
Am Rande Thraciens hin mißtraut der Puniſche Schiffer,
Und fürchtet blinde Verhängniſſe nicht.
Der Kriegesmann ſcheuet den Pfeil des falſch-entfliehenden Parthers,
Der Parther ſcheuet den Römiſchen Speer
Und ſchwere Ketten: allein ein unverſehenes Schickſal
Nahm und nimmt ewig die Völcker hinweg.
Wie nahe war ich dem Reich der Proſerpine! wie nahe
Dem Stul des richtenden Aeacus ſchon!
Und jener unſträflichen Schaar in ſonnenhellern Inſeln,
Wo Sappho lesbiſche Därme beſeelt,
Und durch ein zärtliches Lied des Landes Töchter beſtrafet;
Wo dir, Alcäus, ein höherer Ton
Auf goldener Leyer gehorcht von Kriegsgefahren, Gefahren
Des wilden Meeres, Gefahren der Flucht!
Verwundernd hören ihr Lied die dichtgedrengten Geiſter,
Und ſind in heilige Stille verſenckt:
Doch wird ihr begieriges Ohr noch mehr durch blutige Schlachten,
Und durch verfolgte Tyrannen geſpeiſt.
Was Wunder? ſencket doch ſelbſt, durch dieſe Geſänge gebändigt,
Der hundertköpfigte Wächter am Styx
Die ſchwartzen Ohren herab, und um der Furien Scheitel
Erheben fröliche Schlangen ihr Haupt;
Prometheus am Felſen durchbohrt und Pelops durſtender Vater,
Getäuſcht durch dieſen anmuthigen Ton,
Vermißt der Strafe Gefühl; Orion jagt die Löwinnen,
Er jagt die furchtſamen Lüchſe nicht mehr.

Fortſetzung

der Betrachtungen des Hrn. Marmontel über die Tragödie.

Sie haben die Wichtigkeit der Moral im Abſonderlichen wohl erkannt, aber ſie haben die ſpielenden Perſonen davon entblößt, um ſie in die Chöre zu werfen. Dieſe Art war leichter und brachte der Lebhaftigkeit des Geſprächs einigen Vortheil, aber ich zweifele, ob ſie auch ſo pathetiſch iſt. Eine wohlpaſſende und wahre Maxime in eine Geſinnung oder Betrachtung gebracht, rührt weit mehr im Munde eines Acteurs, als im Munde eines Zeugen, fürnemlich wenn ſie unmittelbar einer Handlung vorgeht oder folgt, wovon ſie die Urſache oder die Folge iſt. Die Unterdrückung der Chöre hat die neuern gezwungen die Moral in das Geſpräch zu miſchen. Einige aber haben ſie in den Styl hineingeſchmeltzen, andre haben ſie davon abgelöſet. Das erſte iſt vielleicht ſchwerer und nach dem Geſchmack der Kenner, das andre fällt mehr ins Auge und iſt alſo vortheilhafter. Kurtz beydes iſt in der Natur gegründet. Die Seele hat ihre Ausbrüche und Erhebungen. Plötzliche Funcken mit Geſchmack angebracht, ſchicken ſich zu groſſen Caracteren nicht ſchlechter, als aneinander hangende Ideen.

Was ich von dem Vorzuge der Neuern über die Alten in Abſicht auf die Sitten geſagt habe, das kommt unſern groſſen tragiſchen Dichtern insgeſamt zu, aber es giebt einen Theil, der am langſamſten in ſeinem Fortgange geweſen zu ſeyn ſcheint. Dieſes iſt die Philoſophie der Seele, dieſe Salbung des Styls, welche die tiefſinnigſten und höchſten Begriffe in Geſinnungen verwandelt.

Die Seelen haben, ſo wie die Cörper, ihre Organe, welche ſich auf einander beziehn. Der Geiſt redet zum Geiſt, das Herz allein kan zum Herzen reden. Wie beredt iſt ein Dichter, wenn das Herz in ſeinen Schriften denket und ſich ausdrückt!

Eine edle und rührende Einfalt, die das Gepräge der ſchönen Natur trägt und oft durch Paßionen beſeelt wird, macht den Caracter des Sophocles und Euripides aus, mit dieſem Unterſcheide, daß der erſte ſchrecklicher, der andre pathetiſcher iſt. Corneille ſetzt uns in Erſtaunen und beladet uns mit tiefen Begriffen, mit ſtarken Vernunftſprüchen, mit großen Caracteren, mit erhabenen Geſinnungen und mit einer wunderbaren Fruchtbarkeit der Einbildungskraft. Die Gleichheit und Zierlichkeit des Styls und eine unnachahmbare Kunſt die mannigfaltigſte unter allen Paßionen wohl aus zu mahlen, hat dem Racine einen Rang unter den Muſtern gegeben. Ein finſteres und majeſtätiſches Colorit, eine Zeichnung voll Kühnheit, ein männlicher Pinſel, geführt von einer lebhaften Einbildungskraft, haben den einen ihrer Nachfolger unſterblich gemacht. Es iſt noch ein anderer, gegen den meine Bewunderung verdächtig zu ſeyn ſcheint; aber man erlaube mir zu fragen, welchen Rang unter den Meiſtern des Theaters verdienet wohl eine Seele von einer gleichen Größe, Einfältigkeit, Stärcke und Empfindung, die von allen Grundſätzen der Moral durchdrungen iſt, die alle Falten der Natur durchblättert hat und welche mit der Anmuth der allerzärtlichſten Beredſamkeit die Farben des Poeten und das Licht des Philoſophen verbindet und ſo ſehr die Tugend und die Menſchlichkeit liebt, daß ſie die eine und die andre ſchildert und ſehet durch die Organe der Empfindung. Ich las die Wercke meines Freundes und meines Meiſters und ſagte: „Wie ſchätzbar iſt ein Autor der Welt, wenn „man ihn nicht hören und nicht leſen kann, „ohne beſſer zu werden!" Um wieder zurück zu kehren, was ich von den Sitten der Tragödie gedenke, ſo glaube ich, daß die Ehre eines tragiſchen Poeten nicht ehe den Gipfel erreicht habe, als bis man an die Spitze ſeiner Wercke dieſe Worte Davids ſchreiben kan: Et nunc Reges intelligite; erudimini, qui judicatis terram!

Aus dieſen Grundſätzen folgt natürlich, daß nicht ein jeder edeler Caracter der Tragödie gleich vortheilhaft iſt. Ich habe ſchon angedeutet, daß mir in den Alten ſehr wenige wahrhaftig tragiſch zu ſeyn ſcheinen. Das macht ſie ließen die Handlung ihrer Stücke nicht von den Caracteren abhangen und ſahen bey ihrer Wahl mehr auf den Stoff, als auf die Perſonen. Nicht daß ſie ſolten unterlaſſen haben einen Caracter zu zeichnen und auszuführen, wenn ſich ihnen einer darbot: Zeuge iſt Iphigenia in Aulis. Aber ſie hielten ſich hierzu allzuwenig verpflichtet, wenn die Geſchichte ſie nicht dazu auffoderte.

In den Diſcurſen des Corneille über die Tragödie ſieht man, daß das Syſtem der Alten ihm entgegen geſtanden hat. Er bekennt, mit aller der Ehrfurcht, die er dem Ariſtoteles ſchuldig zu ſeyn glaubte, daß Oedipus nicht ſtrafbar genug, und Thieſtes allzuſtrafbar iſt. Dieſer wahrhaftig ſchöpferiſche Geiſt erfand eine Art die edler und vollkommener war als die alte des Sophocles und des Euripides. Er iſt es, der uns gelehrt hat die theatraliſche Handlung aus dem Innern der Caracter entſpringen zu laſſen.

Dieſe neue Methode hat unſre Dichter genöthiget Caracter aufzuſuchen die fähig ſind durch ihre Verknüpfungen tragiſche Situationen und Begebenheiten hervorzubringen. Man hat das Spiel der Paßionen, und den ſtarcken Abſatz der Geſinnungen gebrauchen müſſen, dieſe groſſen Triebfedern der neuern Tragödie. Eine ſolche Quelle war nicht unerſchöpflich. Es iſt eine Goldmine woraus unſre Lehrer ſich bereichert haben und wo nur noch einige Adern nachzugraben übrig ſind. Wie glücklich wäre ein Autor, wenn er durch Fleiß und Arbeit noch einmal eine ſolche Groupe ausbilden könnte, als die im Heraclius! Mit dergleichen Perſonen hat eine Handlung die Hülfe groſſer Paßionen nicht nöthig, um tragiſch zu ſeyn. Im Heraclius iſt die Liebe epiſodiſch und nachläßig behandelt; überdem empfindet Phocas weder die äuſſerſte Zärtlichkeit eines Vaters, noch die ſtürmenden Schreckniſſe eines Tyrannen; er iſt blos ein unruhiger und politiſcher Kopf; aber die Tugend und Vereinigung der beyden Prinzen, der unbiegſame Stolz der Pulcheria, Leontinens halsſtarriges Stillſchweigen, und der natürliche Abſcheu für einen Vatermord ſetzen den Phocas in ſchrecklichere Situationen, als der ſchrecklichſte Kampf der Paßionen thun würde. Und daraus entſteht dieſe Tragödie, eine der ſchönſten, die je auf einem Theater in der Welt erſchienen ſind.

Alſo giebt es ruhige Caracter, welche glücklich mit andern abgeſetzt und in die gehörigen Situationen gebracht, ſo tragiſch werden, als die paßionirten. Man ſchildere ſich lebhaft den Socrates ab, in einem Gefängniß mitten unter ſeinen Freunden: dieſe Vorſtellung erregt Thränen. Ich habe deren allezeit vergieſſen ſehn bey dieſen Worten des Auguſtus zum Cinna: Laß uns Freunde werden. Corneille war vortreflich in dieſer Art der Tragödie, der vollkommenſten vielleicht unter allen, in Abſicht auf die Sitten. Addiſon iſt einer von denen, die dem Corneille am nächſten gekommen ſind. In ſeinem Cato ſcheint mir die Rolle dieſes Römers ein Meiſterſtück zu ſeyn. Ich zweifele ob eine Paßion, ſowohl ausgedrückt ſie immer iſt, einen gröſſern Eindruck auf die Seele des Zuſchauers machen wird, als die Gemüthsruhe des Cato, wenn er den Cörper ſeines Sohnes erblickt, oder wenn er, nach dem er alles zu ſeinen Tode bereitet hat, für die Wohlfahrt ſeiner Freunde wacht. Wenn man einen groſſen Mann ſieht, der mit vieler Tugend die Natur überwindet: ſo überliefert man ſich für ihn allen Empfindungen die er unterdrückt; und man würde ſich ihnen weniger überlieſſen wenn er es mehr thäte. Dieſes iſt eine Ausnahme von der Regel des Horaz: *Si vis me flere, dolendum eſt primum ipſi tibi.*

Aber der Vortheil der paßionirten Caracter iſt, daß ſie ſich ſelbſt genug ſind, wenn man ihnen Hinderniſſe in den Weg legt. Alſo gebraucht Ariane nichts mehr, als die Untreue des Theſeus um eine Handlung von fünf Aufzügen in genugſamer Hitze zu erhalten. Desgleichen läßt das Stillſchweigen der Zayre den Oroſman in alle Bewegungen der heftigſten Paßion gerathen und bringt in merkwürdige Situationen einen Liebhaber, den keine Bühne tragiſcher hat: dagegen die Caracter der Kühnheit, der Grosmuth, der Standhaftigkeit, der bloſſen Zärtlichkeit nöthig haben Abſätze zu bekommen. Die Urſache iſt weil die gantze Verwickelung in Action kommen muß, und weil, wenn der Hauptcaracter geruhig iſt, alles was ihn umgiebt, ihn anſtoſſen muß, um ihn in Bewegung zu ſetzen. So iſt Auguſt im Cinna, ſo ſind die beyden Horazier in der Tragödie dieſes Nahmens. Ein nicht geringerer Vortheil der Paßionen iſt, daß ſie allezeit neu ſind und der Eindruck durch keine allzugroſſe Gleichförmigkeit geſchwächt wird. Nach der

Ariane, Phädra, Hermione ꝛc. hat man mit Vergnügen die Gottheit geſehn.

Die Zärtlichkeit einiger Perſonen erträgt auf der tragiſchen Bühne die verhaßten Caracter nicht, wie des Nerons, der Cleopatra in der Rodogune, der Medea ꝛc. aber warum ſolte man ſie nicht ausſtehen, wenn ſie im Groſſen gezeichnet und mit ſolchen Farben gemahlt ſind, die ſie verhaßt machen. Man will zum wenigſten ſie ſollen ſterben. Es iſt genug, glaube ich, wenn man ſie verabſcheut. Was das Exempel des Laſters heilſam oder ſchädlich macht, iſt nicht, daß es geſtraft wird oder ungeſtraft bleibt: es iſt die Art wie man es vorſtellt. Der Tod des Laſterhaften iſt weniger fürchterlich, als der ſchreckliche Zuſtand, worinn er lebt. Es iſt wahr, dieſe Gemälde erfodern eine Meiſterhand. Ein Autor der in der Catastrophe ſeines Stücks den Laſterhaften den Unſchuldigen überleben läßt, macht ſich anheiſchig den Zuſchauer in eine Verfaſſung zu ſetzen, daß er den Tod des Unſchuldigen als ein Glück anſieht in Vergleichung mit der gräulichen Situation, in die er den Laſterhaften gebracht hat. Dergleichen Kunſtſtriche ſind des Geiſtes Wunderwercke, und man muß bey ihrem Verſuche zittern.

Dieſer Caracter iſt nicht wahrſcheinlich, iſt nicht in der Natur. Dieſes bedeutet in dem Munde des gemeinen Hauffens: Dieſer Caracter iſt nicht der meinige. In dem Munde der Kenner bedeutet es, daß in einem ſolchen Caracter das Spiel der Leidenſchaften und Geſinnungen dem Begriffe widerſpricht, den wir von der Natur der Seele haben. Dieſe Critick iſt unter allen am ſchwerſten zu machen und umzuſtoſſen, weil ſie aus der Geſinnung hergenommen iſt, und dieſe ſich nicht erörtern läßt. Es wäre indeſſen wohlgethan, wenn man dieſen Punct der Metaphyſic ſchärfte und erklärte.

Ein Caracter hat entweder nur eine einzige Leidenſchaft, ohne ein Gegengewicht, oder er hat mehrere, die zuſammen ſtreiten. Im erſten Fall iſt es natürlich, daß die Leidenſchaft durch Hinderniſſe ſich erhitze, daß ſie im Unglück wachſe, daß ſie ſich widerſpreche, daß ſie ſich ſo gar ſich ſelbſt aufopfere. Nichts caracteriſirt beſſer die Liebe der Königin Eliſabeth für den Grafen von Eſſex, als der Entſchluß den ſie faßt, ihn die Suffolk ihre Nebenbuhlerin heyrathen zu laſſen, um ihn zu bewegen daß er für ſein Leben Sorge tragen ſoll. Im andern Fall, wo die Leidenſchaften in einem und eben demſelben Caracter mit einander ſtreiten, iſt keine, die nicht herrſchen könnte, wenn ſie nur als die herrſchende angekündiget wird. Und von dieſer Regel ſchlieſſe ich auch die Geſinnungen nicht aus.

Die Leidenſchaft trägt den Grund ihrer Würckſamkeit in ſich. Dieſes unterſcheidet ſie von der Geſinnung, welche nicht eher würckſam iſt, als bis ſie von auſſen her bewegt wird. Liebe, Ehrgeiz, Rache ſind Leidenſchaften; die Seele, die ſie fühlt, wird dadurch unaufhörlich beunruhiget. Freundſchaft, väterliche Liebe, Tugendliebe, Liebe des Vaterlandes ſind Geſinnungen: die Ruhe iſt ihr natürlicher Zuſtand: aber ſo bald ſie in Bewegung ſind, muß man ihnen gleichen Rang mit den Leidenſchaften geben. Sie haben gleiche Heftigkeit und können ſie überwinden, oder ihnen nachgeben, nachdem man ſie ſtärcker oder ſchwächer gezeichnet hat. Man gebe der Merope eine Leidenſchaft, welche man will, ſo wird ſie der Natur aufgeopfert werden. Und warum ſolte Socrates die Tugend nicht ſo ſtark lieben, wie Merope ihren Sohn? Einige Perſonen würden ungedultig darüber werden; aber gewiſſe Stimmen muß man zu verachten wiſſen. Corneille hatte ſich vorgenommen den Seneca auf die Bühne zu bringen, und ohne Zweifel hätte er ihn zum Philoſophen gemacht.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 21. Auguſt 1750.

No. XXXIV.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchaften.)

Zelle.

M. Mich. Fr. Leiſtikows Beytrag zu der natürlichen Gottesgelahrheit aus Betrachtung der Welt, mit einer Vorrede D. Joh. Georg. Walchs. in 4. 1 Alph. 6 Bog.

Man würde es einem vernünftigen Weſen, welches auf einen wundervollen Erdball geſetzet iſt, nimmermehr vergeben, wenn es ſich um nichts bekümmern wollte, als ſich zu ſättigen, zu tränken und vor der rauhen Witterung zu beſchützen. Sollte den Menſchen ſeine Neugierde nicht antreiben, alle die Maſchinen zu betrachten, die von dem trägewachſenden Steine bis zum gaukelhaften Affen um ihn her in Bewegung ſind? Sollte er nicht ſeinen ganzen Erdball an den Himmelskörpern meſſen, die über ſeinem Haupte ſchweben? Sollte er dieſe Himmel nicht an einem unendlichen Weſen meſſen, das ihr erſter Urheber, ihr erſter Beweger iſt? Wir ſind dieſe vernünftigen Weſen, wir wohnen auf einer ſolchen Erde. Laſſt uns von derſelben ſo viel zu erfahren ſuchen, als unſer Leben und unſre Fähigkeit erlauben: geſezt auch wir kommen nur bis auf den äuſſern Rand der Dinge und errathen und bewundern mehr, als wir erklären können. Wir und die ſpäteſte Nachwelt können alle in der unerſchöpflichen Natur unſern Wiſſensdurſt ſtillen oder erwecken: und eben dieſe Wiſſensbegierde wird uns eine ſtarcke Vermuthung unſerer Unſterblichkeit.

Wir wollen dieſe Rhapſodie abbrechen und von dem angezeigten Wercke reden. Dieſes beſteht in Auszügen aus phyſicaliſch-theologiſchen Schriften, worinn der Verfaſſer künftig fortzufahren gedenckt. Die jetzigen ſind genommen aus Johannis Ray Wisdom of God, manifested in the Works of Creation, aus Wolfs metaphyſiſchen und phyſiſchen Schriften, aus des Richard Bentley acht Predigten a Confutation of Atheiſm betittelt, und endlich aus William Derhams Phyſico-Theologie und Aſtrotheologie.

Wer dieſe berühmten Wercke nicht geleſen hat und wer ſie geleſen hat, wird die deutſchen Auszüge gleich wohl annehmen. Wir empfehlen ſie den Schülern der Naturwiſſenſchaft und der vernünftigen Theologie.

Fortſetzung des im 32ten Stück angefangenen Artickels über Anton von Solis Geſchichte von der Eroberung Mexico.

Cortes nahm ſeinen Weg zuerſt nach Zokotlano. Der Caſicke dieſer Landſchaft ſuchte ihm die Macht des Motezuma ſehr fürchterlich zu machen. Cortes gab ihm aber zur Antwort: Er ſey von der Macht des Motezuma vollkommen unterrichtet und würde nimmermehr aus einem ſo entfernten Lande gekommen ſeyn, ihm die Freundſchaft eines weit größern Königes anzubieten, wenn er ihn nicht für einen großen Prinzen gehalten hätte. Er habe zwar bey ſeiner Geſandſchaft keine andere, als friedfertige Abſichten, doch müſten ſo wohl er, als die andern Caſicken dieſes Reichs wiſſen, daß er den Frieden wünſche, ohne ſich vor dem Krieg zu fürchten. Ein einziger meiner Soldaten iſt hinlänglich ein ganzes Kriegsheer eures Königs zu überwinden? Ich ziehe niemals meinen Degen, ohne die Gerechtigkeit auf meiner Seite zu haben. Ich führe die Sache des Himmels und ich bin gekommen, eure Laſter, eure Blindheit und die ſchädliche Vergießung des Blutes ſo vieler Menſchen zu hemmen und abzuſchaffen; Ich bin daher verſichert, daß die Natur mir ihre Kräfte nicht verſagen und daß der Himmel ſeinen Donner und Blitz über euch, als Verächter ſeiner Macht, durch meine Hand werde ausbrechen laſſen. Hier wandte er ſich zu ſeinen Soldaten und ſagte: Wir haben alſo, meine Freunde, gefunden, was wir geſucht haben, die größten Schwierigkeiten und die größten Reichthümer; das erſte wird uns Ehre und das letztere nichts, als Glück, bringen. Er nahm ſeinen Marſch weiter nach Tlaskala. Dis war zu der Zeit eine ſehr volkreiche Landſchaft. Sie hatte mehr als funfzig Meilen im Umkreiß und war voller Berge und vieler kleinen Hügel. Die Städte hatten mehr dauerhafte als ſchöne Gebäude und lagen auf lauter Höhen, auf welchen die Einwohner am liebſten wohnten, um ſich der Vortheile, welche die Natur ihnen durch dieſe Lage zu ihrer Vertheidigung anbot, zu bedienen und um die fruchtbaren Ebenen zum Ackerbau zu gebrauchen. Im Anfange hatten ſie ihre eigenen Könige. Da aber bürgerliche Kriege entſtanden, ſo ſchafte das Volk die Königliche Gewalt ab und erwehlte ſtatt eines Königs viele Regenten. Cortes ließ durch eine ordentliche Geſandſchaft bey dem Rath von Tlaskala um einen freyen Durchmarſch anhalten. Hiezu erwehlte er vier von den vornehmſten Zempoalanern. Wir wollen etwas von ihrer Rede an den Rath anführen: „Edle Republikaner! Nachdem die Herren von Zempoala und die Caſicken von den Gebürgen, eure Freunde und Bundesgenoſſen, euch ihren Gruß mit Anwünſchung einer fruchtbaren Erndte und des Todes eurer Feinde haben vermelden laſſen, ſo halten ſie es für ihre Pflicht euch zu benachrichtigen, daß ein fremdes Volk von Morgen in ihr Land angekommen, welches ſelbſt den Göttern gleich zu ſeyn ſcheinet. Denn ſie fahren in großen Paläſten auf den Wellen des Meers und haben den Donner und Blitz, welche Waffen ſonſt allein den Göttern gehören, in ihrer völligen Gewalt. Ihr Anführer iſt ein Abgeſandter eines ſehr großen Königs, welcher aus einem heiligen Eifer für ſeine Religion die Blindheit dieſes Landes und die Tyranney des Motezuma abzuſchaffen wünſchet. Man hat uns vorausgeſandt, um euch zu bitten, daß ihr dieſe Freunde aufs beſte empfangen und bewirthen wollet.„ Einer der älteſten und angeſehenſten im Rath ſuchte die Tlaskalaner zwar zu bewegen, daß ſie mit den Spaniern Freundſchaft machen und ihnen einen freyen Durchmarſch verſtatten ſolten; Es iſt euch, ſagte er, nicht unbekannt, was für eine Offenbarung von den alleräͤlteſten Zeiten durch unſere Prieſter auf uns gekommen iſt, ich meine die Prophezeyhungen von einem Volke, welches mit einer unbeſchreiblichen Herrſchaft über die Elemente aus dem entfernteſten Morgenlande zu uns kommen, bewegliche Städte auf den Wellen des Waſſers anlegen und dem Feuer und der Luft zu befehlen haben ſolte, um alle Länder und Völker zu bezwingen. -- Was würde es nicht für eine Verwegenheit ſeyn, wofern dieſe Fremden, die ſich auf unſern Grenzen befinden, daſſelbe Volk ſind, von welchem unſere Propheten reden, wenn wir uns unterſtehen wolten, mit dem Himmel zu ſtreiten -- Geſetzt, daß wir uns überreden wollen, daß dieſe Fremden eben ſo wol Menſchen als wir ſind: Was haben ſie gethan, daß wir einige Rache an ihnen ausüben ſolten? Was vor einen Vorwand ſolten wir wegen unſerer Feindſeligkeit gegen ſie anführen? Sind ſie Menſchen, ſo haben ſie die Gerechtigkeit auf ihrer Seite und verdienen, daß man ihnen mit aller Höflichkeit begegne. Sind ſie den Göttern gleich: ſo wird ja niemand ſich der Macht und dem Willen der Götter widerſetzen können.

Ein jüngerer Rathsherr, ein Mann von kriegeriſchem Geiſte, ſetzte aber dieſer Rede eine andere entgegen, worin er ſagte: Es iſt zwar an dem, daß wir nach unſere Prophezeihungen einige fremde Völker von Oſten erwarten, welche unſere Religion und unſern Staat verbeſſern ſollen. Woher ſind wir aber verſichert, daß dieſe Fremden eben diejenigen ſind, von welchen unſere Prophezeihungen reden? können ihre Feuerſpeienden Waffen und ihre groſſen Fahrzeuge nicht durch menſchliche Kunſt verfertiget ſeyn? Entſtehet die Verwunderung darüber vielleicht nicht allein daher, weil man dergleichen vorhin nie geſehen hat? Und iſt es nicht vielleicht eine Art von Hexerey, welche unſer Geſicht verblendet? -- Was iſt ihre Freundſeligkeit gegen die Zempoalaner anders, als ein groſſer Kunſtgriff, wodurch ſie den gemeinen Mann und die übrigen Städte einzunehmen ſuchen? Warum betrachten wir nicht auch ihren Geiz, ihren Stolz und ihren Hochmuth? Sie berauben unſere Wohnungen, leben nach ihrer thörichten Einbildung, dürſten nach unſerm Golde und Silber und ſind allen Wollüſten ergeben. Sie verachten unſere Geſetze, zerſtören unſere Tempel, verwüſten unſere Altäre und verſpotten unſere Götter. Sollen wir wol dieſe als himmliſche Menſchen verehren? Mein Rath iſt daher, daß wir unſere Kriegesmacht verſammlen und dieſe Fremde auf einmal auszurotten ſuchen. Wir müſſen ſie zur Strafe ziehen, damit die Welt erkennen möge, daß es ein groſſer Unterſchied ſey, in Tabaſco unſterblich und in Tlaskala unüberwindlich zu ſeyn. Dieſe Rede fand gröſſern Beyfall, weil ſie der angebohrnen kriegeriſchen Neigung dieſes Volks gemäſſer war. Man beſchloß alſo, die Spanier anzugreiffen. Die Tlaskalaner wurden aber in zweyen Treffen völlig überwunden. Dis machte ſie ſo beſtürzt, daß ſie nicht wuſten, wozu ſie ſich entſchlieſſen ſolten. Weil ihnen die Heldenthaten der Spanier eine Wirkung einer Zauberey zu ſeyn ſchienen, ſo nahmen ſie endlich ihre Zuflucht zu derſelben Kunſt und frugen die vornehmſten Hexenmeiſter und Wahrſager, welche man in dieſem Lande in beſondern Ehren hält, um Rath, die ihnen folgende Antwort gaben: die Spanier ſind Kinder der Sonnen. Ihre gröſte Hexerey beruhet auf der Gegenwart dieſes ihres Vaters, der ihnen durch ſeine Hitze eine übernatürliche Stärcke mittheilet. Sobald ſich aber ihr Vater gegen

Weſten wendet, ſo verlieret ſich ihre Stärcke, ſie verwelken wie das Gras auf dem Felde und ſind, wie andere Menſchen, der Sterblichkeit unterworffen. Es iſt daher rathſam, ſie des Nachts anzufallen und zu erlegen, ehe die Sonne wieder aufſtehet." Es ward alſo Befehl gegeben, die Spanier gleich nach dem Untergang der Sonne anzugreifen. Die Tlascalaner wurden aber noch mehr beſtürzt, als ſie einen Widerſtand fanden, den ſie ſich nicht vermuthet hatten. Dis bewog ſie, daß ſie auf das inſtändigſte und demüthigſte um Friede baten. Motezuma, der ſich nichts gutes verſprach, wenn die Spanier ſich mit den Tlascalanern, einem ſo ſtreitbaren Volke, welches ſich ſeiner Macht ſo oft widerſetzt hatte, verbinden würden, ſuchte den Frieden auf alle Weiſe zu verhindern; jedoch nur vergeblich. Er hatte ſich bisher geweigert dem Cortes Audienz zu verſtatten; es dürfte ſich nach den Reichsgeſetzen der Kayſer von keinem Fremden ſehen laſſen und alle Unterthanen wären verbunden, ſolches auf alle Weiſe zu verhindern. Jetzt brachten neue Geſandten dem Cortes die Nachricht, daß der Kayſer ſich überreden laſſen, die Geſandſchaft der Spanier anzunehmen. Sie gaben ihm auch zu erkennen, daß man in Cholula die Quartiere für ſeine Völker beſtellet hätte. Cortes nahm alſo ſeinen Weg durch dieſe Stadt. Es war aber daſelbſt eine Verrätherey wider ihn angeſponnen. Allein weil die Indianer bey ihrer natürlichen Falſchheit nicht ſo vorſichtig waren, daß ſie ihre Boßheit durch eine liſtige Verſtellung lange hätten verborgen halten können, ſo wurden ihre verrätheriſchen Anſchläge bald entdeckt und die Cholulaner hart deswegen beſtraft. Cortes trat hierauf ſeinen Marſch nach Mexico an. Auf dem Wege waren ihm allerhand Netze gelegt. Als er aber denſelben glücklich entgieng, ward Motezuma dergeſtalt erſchreckt, daß er den Muth verlohr, ſich ſeiner ganzen Macht zu bedienen. Er nahm zuletzt ſeine Zuflucht zu den Hexenmeiſtern, denen er befahl, daß ſie die Spanier mit ihren Zauberkünſten in die Flucht treiben oder ihrer ungewöhnlichen Stärcke berauben ſolten. Dieſe weil ihnen die härteſte Lebensſtrafe gedrohet worden, falls ſie unverrichteter Sache zurückkehren würden, gaben vor, der GOTT der Landplagen wäre ihnen erſchienen und hätte dieſe Worte von ſich hören laſſen: Eure Beſchwerungen ſind vergeblich. Saget dem Motezuma, daß ſein Untergang beſchloſſen ſey. Motezuma gerieth hierüber in ein tiefes Nachdencken; endlich brach er in folgende Worte aus: Was ſollen wir thun, wenn unſere Götter uns verlaſſen? Laßt die Fremden kommen! laßt den Himmel auf uns fallen. Wir wollen dem Unglück, das uns drohet, nicht den Rücken kehren. Ich beklage nur die alten und unbewaffneten Männer, die Weiber und Kinder, welche nicht im Stande ſind, ihr Leben zu vertheidigen und mit Ehren zu ſterben; wobey er ſo heftig gerühret ward, daß er ſich zwingen muſte, die Thränen zu verbergen. Mich deucht, ſagt der Verf. daß hierin was königliches zu finden, da er auf der einen Seite ſeine Bruſt dem Unglücke, welches er für unvermeidlich hielt, bloß ſtellte, auf der andern Seite aber den Untergang ſeiner Unterthanen mit einem ſolchen zärtlichen Mitleiden betrachtet, daß er ſich der Thränen nicht zu enthalten weiß.

(Das übrige folgt künftig.)

Watts Lehre von den Gemüthsbewegungen.

Beſchluß.

Ferner hin erklärt er den Zweck und Nutzen der Leidenſchaften, welche dem Leibe zur Erhaltung dienen und die Flügel der Seele ſind. Hernach giebt er einige Hauptregeln, wie man ſie mäßigen ſoll. Weil doch alle unſre Leidenſchaften auf die Begierde nach einem Gut und auf den Abſcheu vor dem Uebel gegründet ſind: ſo mache man ſich einen wahren und richtigen Begriff von dem, was gut und böſe iſt. -- Ein ſchönes oder dabey eitles und leichtſinniges Frauenzimmer, denckt nur beſtändig auf ihren Putz, und ihre einzige Sorge iſt, in öffentlichen Geſellſchaften prächtig geſchmückt und mit dem ſtärckſten Liebreitze zu erſcheinen. Ein Liebhaber der Alterthümer bringt ſeine Tage mit Betrachtung und Unterſuchung verſchimmelter Müntzen, beſtaubter Urkunden, verfallener Grabmäler und unleſerlicher Inſchrifften zu. Ein Criticus oder Kunſtrichter verdirbt ſeine Zeit und Geſundheit mit Ausbeſſerung verdorbner Schrifften, mit Bemerckung unrichtiger Sylben und Lesarten, mit Verſetzung und Wegwerfung eines A, eines B, und andrer Buchſtaben. Ein neugieriger Liebhaber natürlicher Seltenheiten beſchäftiget ſich mit nichts lieber und oft nur gar zu viel mit ſeinen Muſchelſchalen, mit ſeinen verſteinerten Thieren und Früchten, mit ſeinen Würmern und Schmetterlingen. Ein müßiger Handwercksmann liegt alle Tage im Weinkeller oder auf dem Kaffeehauſe, lieſt mit der gröſten Begierde die neuen Zeitungen, und verſchleudert ſeine Zeit mit thörichten Beurtheilungen der Kriege und Unterhandlungen der Potentaten, mit Verbeſſerung der Anſchläge der Staatsminiſter und Unternehmungen der Feldherren in Europa, und mit unverſtändigem Geſchwätze von den Ceremonien und Rangſtreitigkeiten der Geſandten. Alle dieſe Leute haben ihre Leidenſchaften auf beſondere von ihnen erwehlte Gegenſtände gerichtet, die ſie für gut halten und gut nennen. Es haben auch die mehreſten von dieſen Gegenſtänden, wenn man dieſelben nach ihrem wahren Wehrt oder wircklichen Nutzen in den Wiſſenſchaften oder im gemeinen Leben ſchätzt und in gehöriger Ordnung, ſo wie es die verſchiedenen Stände, Handthierungen und Lebensarten der Menſchen erfodern, ſich damit beſchäftiget, in der That etwas Gutes in ſich, und man kan alſo in dieſer Abſicht die Beſchäftigung mit denſelben nicht tadeln. Wenn ſolche Leute, als ich oben beſchrieben habe, irren ſich ſehr, wenn ſie dieſe und dergleichen Dinge in ſo hohem Grade gut nennen, daß ſie über dem Beſtreben nach denſelben, ihre Nahrung, ihre Häuſer und Familien zu Grunde gehen laſſen, oder wol gar die noch weit wichtigern Angelegenheiten ihrer Seele und die Vortheile der Ewigkeit verſäumen ꝛc.

Hierauf giebt er Verwahrungsmittel gegen die Ausſchweifung beſonderer Leidenſchaften, z. E. gegen den Hochmuth und die Verachtung anderer finden wir folgende: Erinnert euch zum öftern was ihr geweſen ſeyd, und was ihr dereinſt ſeyn werdet. Wenn ihr ja meinet, daß ihr vor andern einige Vorzüge beſitzt, ſo erinnert euch doch woher und wodurch ihr ſolche erhalten habt. -- Betrachtet euch öfters in der Gegenwart des groſſen und erhabenen Gottes. -- Unterſuchet, was das für Dinge ſind die euch hochmüthig machen, und lernt alsdenn die Eitelkeit derſelben einſehn. Iſt es Silber und Gold, der Staub der Erde? Iſt es Schönheit und

Jugend und Stärcke des Leibes, die ein Oſtwind wegblaſen und vernichten kan? Iſt es Ehre oder Ruhm und ein groſſer Nahme unter den Menſchen? Was für ein elendes und leeres Ding iſt doch der Beyfall der Sterblichen! Wie leicht iſt derſelbe der Veränderung unterworfen! Was für ein unzulänglicher und ſchwacher Grund des Hochmuths! Wie oft wird der Ruhm auch den laſterhafteſten und niederträchtigſten Menſchen beygelegt. Aber auch dann, wann er aufs würdigſte verdient iſt und mit der gröſten Gerechtigkeit erlanget wird, iſt er doch nur ein Schall, der in der Luft vergeht. Iſt es eine hohe Geburt und ein vornehmer Adel der euch aufblehet und euer Hertz mit Verachtung eures Nächſten erfüllet? Dis iſt eine Ehre, die mehr euren Eltern und Vorfahren, als euch ſelbſt zukömmt. Und vielleicht haben ſie ſich dieſelbe nicht zuerſt durch tugendhafte Handlungen und wahre Verdienſte erworben; denn die Ehre iſt in der That eine Sache welche nicht viel wehrt iſt, und oft um einen ſehr geringen Preiß erlanget wird. Iſt es eure Weißheit und Gelehrſamkeit wodurch ihr aufgeblaſen und mit einer ſolchen eiteln Einbildung von euch ſelbſt angefüllet werdet? Dis iſt ein Merkmal, daß euch eine der vornehmſten und beſten Wiſſenſchaften noch fehle, nemlich die Erkenntniß eurer ſelbſt; denn dieſe würde euch demüthig machen. Wenn ihr einige Vollkommenheiten und gute Eigenſchaften an euch gewahr werdet, und darüber Gedancken des Hochmuths in euch aufſteigen: ſo richtet eure Augen alſobald auf die Fehler, Mängel und Unvollkommenheiten die ihr an euch habt. Hiedurch werdet ihr die Wagſchalen in ihr gehöriges Gleichgewicht bringen. — Ein Hochmüthiger hat weit mehr Verdruß auszuſtehn, als andre Menſchen, theils weil er nicht ſo ſehr geliebt und geachtet wird, als er verlanget, theils weil er faſt alles für eine Beleidigung und Verdrießlichkeit anſieht, was ein Menſch von gelaſſenem und demüthigem Weſen nicht einmal mercket oder achtet. Lernet von mir, ſagt der hochgelobte Heiland, denn ich bin ſanftmüthig und von Hertzen demüthig: ſo werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.

Der folgende Abſchnitt giebt Regeln den Haß und Neid zu unterdrücken. Seyd nicht gar zu verliebt in euch ſelbſt, ſo werdet ihr nicht leicht einen Unwillen gegen andre faſſen. Hütet euch vor allen kleinen Vorurtheilen und vor allem unvernünftigen Widerwillen gegen irgend eine Perſon, und leget nicht gleich jemanden um deswillen einen haſſenswürdigen Caracter bey, weil er etwa einmal oder zweymal etwas gethan hat, das nicht gut oder löblich iſt. Wenn ihr gar zu viel von euch ſelbſt haltet: ſo werdet ihr in die Verſuchung und Gewohnheit gerathen, andere ohne Grund, oder um geringer Urſachen willen zu verachten, z. E. wegen ihres Ausſehens, wegen ihrer Geſtalt, wegen ihres Ganges, wegen ihrer Kleidung, wegen ihrer Armuth, wegen ihres Nahmens, wegen ihrer Familie, wegen eines Mangels in dem was zur höflichen und wohlanſtändigen Lebensart gehört u. dergl. Erweget ob die Perſonen, welche ihr haſſet fromm oder nicht fromm ſind. Sind ſie fromm und gottesfürchtig, ſo iſt euer Haß gedoppelt ſtrafbar; Sind es Leute, die an dem wahren Chriſtenthum keinen Geſchmack und keine Furcht GOttes haben: ſo können ſie doch einige gute Eigenſchaften, einige ſittliche und geſellſchaftliche Tugenden, oder einige natürliche Fähigkeiten und Gaben beſitzen, die eure Hochachtung verdienen u. eure Liebe fodern. Wenigſtens können ſolche gute u. liebenswürdige Eigenſchaften euren Widerwillen mindern und euren Haß ſchwächen. Haben hingegen die

Perſonen, welche ihr haſſet, gar nichts gutes an ſich, oder könnet ihr nichts liebenswürdiges an ihnen finden: ſo verdienen ſie eher eher Mitleiden als euren Haß ꝛc.

Wiſſet, daß eine Seele voll Haſſes und Neides ihr beſtändiger Hencker iſt. Alles Gute, was von andern geſprochen wird, alle Vorzüge und Glückſeligkeiten, welche andere genieſſen, werden einem neidiſchen Menſchen zu einer Materie des Kummers und des Schmertzens. Ein Neidiſcher quält ſich mit Verdruß, wenn er andere vergnügt und glücklich ſieht. Was für eine erſchreckliche und abſcheuliche Gemüthsart iſt das! -- Gedenket, daß ein boshafter und neidiſcher Menſch in aller andern Menſchen Augen verhaßt iſt. Denn ſeine vornehmſte Freude entſpringet aus dem Elende ſeiner Nebengeſchöpfe. Eine ſolche Gemüthsart liebt niemand; ſelbſt diejenigen, welche ſie an ſich haben, haſſen ſolche an andern. Wollt ihr euch denn nun den Haß aller Menſchen auf den Hals laden?

Die ausſchweifende Creaturliebe zu mäßigen, giebt er im folgenden Capitel einige heilſame Vorſchriften: Sie heiſſen kürtzlich: Prüfet ob eure Liebe den rechten Gegenſtand und die gehörige Maſſe hat. Erweget die Unbeſtändigkeit, imgleichen die Mängel der irrdiſchen Dinge. Verſaget euch das mit Fleiß was ihr übermäßig liebt. Laſſet die Liebe GOttes am ſtärckſten in euch ſeyn. Bedencket wie ſehr euch der Verluſt eurer geliebten Gegenſtände martern kann. Bedencket daß ihr das Zeitliche dereinſt deſto unwilliger verlaſſen werdet.

Das folgende Capitel giebt Regeln die ungegründete und unvernünftige Furcht zu überwinden. Z. E. Die Furcht allein und in der Einſamkeit, oder im Finſtern zu ſeyn, die beſtändige Furcht durch Feuer oder Waſſer oder gottloſe Menſchen in Schaden und Unglück zu gerathen; die beunruhigende Furcht vor Geiſtern, Geſpenſtern und Erſcheinungen, oder vor kleinen, unbeträchtlichen Thieren, als Spinnen, Fröſchen, Raupen und andern Würmern; die Furcht vor Armuth und allerhand Widerwärtigkeiten, wodurch man nur gar zu oft von ſeinen nothwendigen Pflichten abgehalten und wodurch unſer Leben ſehr elend, verdrüßlich und unglückſelig gemacht wird. Alle Gattungen der Furcht werden unordentlich und unrechtmäßig, wenn dieſe Leidenſchaft auf einen gar zu hohen Grad ſteigt und gröſſer iſt als die Gefahr, wovor man ſich fürchtet. Daher laßt uns von folgenden Anweiſungen einen fleißigen Gebrauch machen: Hänget nicht zu ſtarck an euren ſinnlichen Vergnügungen, ſo werdet ihr nicht immer in ſo groſſer Furcht ſchweben, ſie zu verliehren. Ruhet nicht eher, bis ihr die tröſtliche Hofnung habt, daß euch GOtt gewogen ſey. Hütet euch vor dem Laſter. Verunehret GOtt nicht durch euer Mißtrauen. Erweget, wie es bey den mehreſten Dingen die ihr befürchtet überaus unwahrſcheinlich ſey, daß ſie wirklich geſchehn und euch ſchaden werden. Erinnert euch, wie oft ihr euch in der vergangenen Zeit vergeblich geängſtigt habt. Stellet euch das ſchlimmſte vor und macht euch darauf gefaßt, ihr könnet ſolches getroſt erwarten, wenn ihr in beſtändiger Bereitſchaft zu ſterben ſtehet ꝛc.

Dieſen allgemeinen Anweiſungen fügt er einige beſondere Regeln bey, nach Maßgebung der verſchiedenen Gegenſtände der Furcht. Steile Felſen und ſtürmende Seen, oder einige kleine Thiere die uns nicht leicht Schaden thun können, ſoll man öfters ſehen und mit ihnen bekannter zu werden ſich bemühn; Wer eine kränkliche Phantaſey hat, leſe keine mediciniſchen Bücher ꝛc.

Der folgende Abſchnitt giebt Lehren wie man ſich für Traurigkeit bewahren ſoll Z. E.

Bedenkt

Bedenket daß der weiſe und gütige GOtt euch liebe. Vergleichet euer Leiden mit den Leiden andrer Menſchen. Erwegt die ſchlimmen Folgen der Traurigkeit. Macht euch etwas zu thun ꝛc.

Endlich giebt der Verf. **Regeln zur Beherrſchung des Zorns:** Der Zorn iſt an ſich ſelbſt keine unrechtmäßige Leidenſchaft. Wir zürnen mit Recht auf unſre und anderer Menſchen Thorheiten. Wenn uns oder unſern Freunden Unrecht und Gewalt geſchicht, ſo werden die Kräfte des Fleiſches und Blutes zu unſerer ſchleunigen Selbſtvertheidigung oder zur Errettung derer, die leiden, rege gemacht. Der Zorn muß aber ohne Haß und Rache bleiben, nicht zu oft und über alle Kleinigkeiten entſtehen, nicht zu heftig werden oder zu lange dauren. Bedienet euch folgender Mittel ihn zu mäßigen. Seyd in Anſehung der gemeinen Dinge des Lebens nicht gar zu eigenſinnig. Z. E. im Eſſen, im Trincken, in der Kleidung, in den Complimenten, in der Bedienung u. dergl. Dämpfet den Hochmuth. Dieſer macht es, daß wir immer in den Gedancken ſtehn, als ob wir beleidigt wären. Laſſet uns bedencken, daß wir in einer Welt leben, wo jeder, ſowol als wir, ſeine eigenen Meinungen und beſondern Neigungen hat. Gewöhnt euch, aufrichtig mit jedermann umzugehen und leget alles zum Beſten aus. Dencket nicht unaufhörlich an die Beleidigungen. Meidet den Umgang mit Leuten die zum Zorne geneigt ſind und flieht alle Gelegenheiten euch mit ihnen in einen Wortwechſel und in Unterredungen über ſtreitige Fragen einzulaſſen. Liebet euren Nächſten als euch ſelbſt. Ihr traget keinen Haß gegen euch ſelbſt, ob ihr ſchon verſchiedene ſchlimme Eigenſchaften an euch habt. Löſchet die erſten Funcken des Zorns aus, ehe er in eine Flamme ausbricht: Leget eurer Zunge ein Stillſchweigen auf und gebietet euren Händen Friede, wenn ihr ja euren Geiſt nicht ſo fort zum Gehorſam bringen könnet. Haltet die heftigen Ausbrüche ſo lange zurück bis ihr Zeit genommen habt zu überlegen, ob ihr würcklich beleidigt ſeyd, ob es zufälliger Weiſe geſchehn ſey, ob die Beleidigung auch ſo groß und erſchrecklich ſey. Man erzählt vom Julius Cäſar, daß er bey ſolcher Gelegenheit das Alphabet hergeſagt, ehe er ſonſt etwas geſprochen habe. Wenn ihr die Ausbrüche eures Zorns nicht verhindern könt, ſo bedienet euch der erſten der beſten Gelegenheit, den Ort und die Geſellſchaft zu verlaſſen, worinn ihr euch befindet.

Ferner führt der Verf. den Schaden an den man ſich auf vielerley Art ſelbſt thut, die Ehre und das höhere Vergnügen welches man hat, wenn man ſich ſelbſt beſiegt, die gewiſſere Erreichung unſers Zweckes durch Vergebung als durch Rache ꝛc.

Der Autor hätte in dem Anfange des Wercks die Urſachen der Leidenſchaften vielleicht tiefer herhohlen ſollen: allein ſo lange weder er noch ein anderer weiß, was eine Seele iſt und wie eine Seele denckt: ſo würde er mit allen Erklärungen doch keinem wahren Philoſophen ein Genüge thun, ſondern nur einige kleine Gemüther im Zirckel herumführen, ihnen etwas durch einen Nebel zu ſehen geben oder ſie mit ſpitzfündigen Ungewißheiten unterhalten. Es iſt beſſer, daß er von den Leidenſchaften ſo viel ſagt, als man aus der Erfahrung wiſſen kan und ſo viel zur Beſſerung der Menſchen dient, ohngeachtet er nicht jede Paſſion durch alle Umſtände verfolgt oder ſich in alle ihre verſchiedne Abänderungen und Verknüpfungen einlaſſen kann. Der eigentliche practiſche Theil iſt für alle Arten von Leſern und an einigen Orten mit einem gewiſſen Reichthum und mit einem Ueberfluß von Worten geſchrieben, den wir zwar ausgelaſſen haben, der aber nicht unangenehm iſt, beſonders für die Menge der Leſer, die keine Feinde der Wiederhohlungen ſind. Dieſes Buch hat einen ungezweifelten Einfluß auf die Verbeſſerung der Sitten, hilft einen denckenden Leſer auf viele Betrachtungen, und kan zu ſchönen Predigten Anlaß geben.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 28. Auguſt 1750.

No. XXXV.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Gotha.

Eines Ungenannten Tempel der Liebe zu Gnidus und des Herrn von Voltäre Tempel des guten Geſchmacks und der Freundſchaft. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 8. 1750.

In der Vorrede zum Tempel zu Gnidus, ſagt der Verfaſſer, welches der Hr. v. Montesquiou iſt, daß er dieſes Werck aus einer griechiſchen Handſchrifft überſetzt habe. Es ſey unter den Büchern eines griechiſchen Biſchhofes gefunden worden und durch den gelehrten türckiſchen Geſandten gekauft. Ein Menſch, fähret er ſcherzhaft fort, der ſich mit Ueberſetzungen abgiebt, erträgt niemals mit Gelaſſenheit, wenn man den Verfaſſer ſeiner Grundſchrifft minder hochſchätzt, als er thut, und ich geſtehe, daß mich dieſe Herren grauſam in Harniſch gebracht haben: ich erſuche ſie daher, junge Leute von einem Buche urtheilen zu laſſen, welches, in was für einer Sprache es geſchrieben iſt, ohnfehlbar ihnen zu Liebe geſchrieben iſt. Es kömmt andern nicht zu, ſie in ihren Entſcheidungen zu führen. Nur wohlgepuderte und wohl gekräuſelte Köpfe ſehen den vollen Werth des Tempels zu Gnidus ein. --- Und im Fall etwan ernſthaftere Geiſter ein minder unnützes Werck von mir verlangen ſolten, ſo könnte ich ihnen ein Genüge thun. Es ſind ſchon dreyßig Jahre verfloſſen, ſeit dem ich an einem Buche von zwölf Seiten arbeite, welches alles, was wir in der Metaphyſik, Politik und Moral wiſſen, und alles das, was die groſſen Geiſter in ihren dicken Bänden über dieſe Wiſſenſchaften ausgelaſſen haben, in ſich halten ſoll.

Sein Werk ſelbſt theilt er in ſieben Geſänge. Im erſten Geſange wird die anmuthige Gegend um Gnidus beſchrieben, allwo der Tempel der Venus mit Gemälden von ihrer Geſchichte geſchmückt iſt und wo man ſie anſtändiger als in ihren übrigen Tempeln verehret wird. Die Mädchen, heiſt es, gehen jeden Tag ins Heiligthum, ihr Gebet zur Venus zu verrichten. Daſelbſt drücken ſie die unſchuldigen Empfindungen ihres Hertzens aus. Königin von Amathunt, ſprach eine von ihnen, meine Flamme für den Thyrſis iſt verloſchen: ich weiß nicht, daß du mir meine Liebe wiedergeben ſollſt: verſchaffe nur daß mich Damon lieb gewinne.

Eine andre ſagte ganz leiſe: Mächtige Göttin, verleihe mir Kraft meinem Schäfer einige Zeit meine Liebe zu verbergen, damit der Preis des Geſtändniſſes vermehret werde, das ich ihm zu thun willens bin.

Göttin von Cythere, ſprach eine dritte, ich ſuche die Einſamkeit; die Spiele meiner Freundinnen gefallen mir nicht mehr: ich liebe vielleicht. Ach! wenn es wahr iſt, daß ich jemanden liebe, ſo kan es niemand als Daphnis ſeyn. — Was ich beſchreibe, habe ich alles mit Augen geſehn. Ich war zu Gnidus, ich ſahe Themiren daſelbſt, und gewann ſie lieb: ich ſahe ſie noch einmal, und meine Liebe ward brünſtiger. Ich werde ſo lang ich lebe, zu Gnidus bey ihr bleiben, und der glückſeligſte der Sterblichen ſeyn: aber was werde ich anfangen, wenn Venus ſie mir wegnehmen und in die Zahl der Gratien ſetzen wird.

Der zweyte Geſang fängt alſo an: Zu Gnidus iſt eine heilige Höhle, die von Nymphen bewohnt iſt, wo die Göttin denen, die ſie fragen, ihre göttlichen Ausſprüche ertheilt. Die Erde brüllet hier nicht unter den Füſſen; die Haare ſtehen nicht zu Berge, da iſt keine Prieſterin wie zu Delphos, wo Apollo die Pythia begeiſtert: aber Venus ſelbſt ertheilet den Sterblichen Gehör, ohne mit ihrer Hoffnung und Furcht ihr Spiel zu treiben.

Eine Corintherin voll Eitelkeit und Begierde alle Herzen zu beherrſchen, war nach Gnidus gekommen: wenn ſie ſpazieren gieng, ſo war ſie von allen Jünglingen begleitet; ſie lächelte den einen an, dem andern liſpelte ſie ins Ohr, auf den dritten lehnete ſie ſich mit ihrem Arm, zween andern befahl ſie, ihr nachzufolgen. Sie war ſchön, und ſorgfältig geſchmückt; der Ton ihrer Stimme war verführeriſch, wie ihre Augen. O Himmel, welche Unruhen verurſachte ſie wahren Liebenden nicht! Sie ſtellete ſich dem Orakel vor, ſtolz wie die Göttinnen: aber plötzlich hörten wir eine Stimme hervorbrechen: Ungetreue! wie kanſt du dich erkühnen, deine falſchen Künſte an die Oerter mitzunehmen, wo ich nebſt der Aufrichtigkeit herrſche? Ich will dich auf eine grauſame Art ſtraffen: aller deiner Reitzungen will ich dich berauben, aber dir dein Herz laſſen, du wirſt alle Männer, die du ſehen wirſt, herbeyruffen; ſie werden vor dir fliehen, wie vor einem ſeufzenden Schatten, und du wirſt ſterben, von niemanden erhöret, und von jedem verachtet.

Eine Buhlerin von Neſiet kam nach ihr. Sie ſchimmerte in lauter Reichthümern, die ſie ihren Liebhabern abgenommen hatte. Gehe aus meinen Augen, ſagte die Göttin, du betrügeſt dich, wenn du glaubeſt, daß du die Ehre meines Reiches ſeyſt. Deine Schönheit beweiſet, daß es Ergötzlichkeiten giebt, geben aber kan ſie keine: dein Herz iſt wie Stahl; und wenn du meinen Sohn ſelbſt ſäheſt, du würdeſt ihn nicht lieben können. Gehe, verſchwende deine Gunſt an niederträchtige Männer, die ſie fodern, und die bald dafür eckelt; gehe, und zeige ihnen Reitzungen, die man auf einmahl einſiehet, aber auf ewig vergißt: du taugſt zu nichts, als Verächter meiner Macht zu machen.

- - Ein junger Menſch aus Doris, mit Nahmen Ariſtheus, ſtellete ſich darauf der Göttin dar: er hatte zu Gnidus die ſchöne Camille geſehn: er war ſterblich in ſie verliebt; er empfand die Liebe in ihrer vollen Stärcke, und kam, die Venus anzuflehen, daß ſie ſeine Liebe zu ihr noch vermehren möchte.

Ich kenne dein Herz, ſagte die Göttin zu ihm; du weiſt zu lieben. Ich habe gefunden, daß Camille deiner werth iſt: ich hätte ſie dem gröſten Könige der Erde geben können;

nen; aber die Könige verdienen ſie weniger, als die Schäfer.

Endlich trat ich, nebſt Themiren, vor ſie. Die Göttin ſprach zu mir: in meinem Reich iſt kein Sterblicher der mir mehr gehorchet als du: aber was willſt du, daß ich thun ſoll? dich kan ich nicht verliebter, Themiren nicht ſchöner machen. Ach! große Göttin, gab ich zur Antwort, um tauſend Begnadigungen hab ich dich anzuflehen: gib daß Themire, wenn ſie denket, nur an mich denke; daß ſie niemanden ſehe als mich; daß ſie von mir träumend erwache; daß ſie mich zu verliehren fürchte, wenn ich bey ihr bin; daß ſie auf mich hoffe, wenn ich abweſend bin; daß ſie, wenn ſie mich ſiehet, entzückt ſey, und noch alle Augenblicke beklage, die ſie ohne mich zugebracht hat.

Im dritten Geſange beſchreibt er die jährlichen Spiele, wo um den Preiß der Schönheit geſtritten ward. Helena hatte denſelben einige mal davon getragen. Wir ſehen hier Schönen aus Corinth, aus Milet, aus Cypern, aus Lacedämon, aus Colchis ꝛc. alle in verſchiedener Tracht, von verſchiedenen Sitten, verſchieden an Geſtalt. Der Schluß iſt wiederum: Wie man eine Roſe mitten unter den Blumen bemerket, die zwiſchen dem Graſe hervorſprieſſen, ſo unterſchied man Themiren mitten unter ſo vielen Schönen: ſie hatten die Zeit nicht ihre Mitbuhlerinnen zu werden. Sie wurden beſiegt, ehe ſie Themiren fürchteten. So bald ſie ſich zeigte, ſah Venus nur ſie an. Sie rief die Gratien: Gehet, waren ihre Worte, und krönet ſie: ſie iſt die einzige, die euch gleicht.

Im vierten Geſange erzählt er dem Ariſtheus ſeine Flucht aus Sybaris und die verſchiedenen Geſtalten der Liebe die er in den Ländern und Städten gefunden hat. Zu Delos wird ihm ſein eigenes Schickſal verkündiget: Einſt in der Nacht, erzählt er, als ich mich in dieſem ruhigen Zuſtande befand, wo die Seele mehr über ſich ſelbſt Meiſter iſt, und der Kette, die ſie feſſelt, los zu ſeyn ſcheinet, erſchien mir, ich wuſte es ſelber ſo gleich nicht, ob eine Sterbliche oder eine Göttin. Ein geheimer Reiz breitete ſich über ihre ganze Perſon aus: ſie war nicht ſo ſchön wie Venus, aber ſo entzückend, wie ſie: ihre Züge jeder vor ſich betrachtet, waren nicht regelmäßig, aber zuſammen bezauberten ſie. Sie hatte nicht dasjenige, was Verwunderung macht, aber alles was einnimmt: ihre Haarlocken fielen nachläßig auf ihre Schultern, aber dieſe Nachläßigkeit war glücklich: ihre Leibeslänge war annehmend ſchön, ſie hatte das gefällige Weſen, das allein die Natur giebt, und das ſie auch den Mahlern ihren Söhnen nie offenbart. Sie ſahe mein Erſtaunen und lächelte darüber. Ihr Götter, welch ein Lächeln! Ich bin, ſagte ſie mit einer herzrührenden Stimme, die zwote der Gratien. Venus, die mich ſendet, will dein Glück machen; aber du mußt nach Gnidus gehen, ſie in ihrem Tempel anzubeten. Hiemit entflohe ſie, meine Arme folgten ihr nach, mein Traum flog mit ihr davon; und alles was mir übrig blieb, war eine ſüſſe Traurigkeit, daß ich ſie nicht mehr ſah, mit der Freude vermiſcht daß ich ſie geſehen hatte.

Im fünften Geſange macht Ariſtheus eine Beſchreibung von ſeiner Camille, welche ſo verliebt und ſo zärtlich iſt, daß ſie die Herzen ſchmelzen macht. Z. E. Nach einer kurzen Abweſenheit von Camillen, will ich ſie von allem benachrichtigen, was ich gehört und geſehen habe. Wovon unterhälſt du mich, ſagt ſie? rede von unſern Zärtlichkeiten, oder wenn du ohne Gedanken biſt, wenn du nichts zu ſagen haſt, Grauſamer, ſo laß mich reden.

Bisweilen ſagt Camille zu mir, liebe mich! Ja, ich liebe dich! Aber wie liebeſt du mich? Ach! ſag ich zu ihr, ich liebe dich, wie ich dich liebete: denn die Liebe, die ich zu dir trage, läſſet ſich mit nichts vergleichen, als mit der Liebe, die ich zu dir trug.

- - Camille hüte dich für den Betrügereyen der Liebenden, ſie werden dir ſagen, daß ſie dich lieben, und ſie werden die Wahrheit reden: ſie werden dir ſagen, daß ſie dich ſo brünſtig lieben, als ich: aber bey den Göttern ſchwör ich dir, daß ich dich mehr liebe.

- - Bisweilen will ich ihr eine Gunſt rauben: ſie weigert ſich, und einen Augenblick darauf verſtattet ſie mir eine andere: dies geſchichet nicht aus Argliſt: von ihrer Schamhaftigkeit und ihrer Liebe beſtritten, wünſchet ſie mir alles abſchlagen und alles geſtatten zu können ꝛc.

Im ſechſten Geſange kommen die beyden Liebhaber in eine Höhle, wo die Eiferſucht und die Raſerey ihren Siz hat. Dieſe werft ihnen eine von ihren Schlangen in den Buſen, augenblicklich fühlen ſie alle Qualen der Eiferſucht. Sie ſchreyen Themire, ſie ſchreyen Camille. Sie ſchlaffen und haben fürchterliche Träume. Sie ſtehen auf und ſehen von fern einen Tempel, ſie halten ihn für den Tempel Amors, ſie wollen hingehen und ſein Bildniß umreiſſen: aber ſiehe, es iſt ein Bacchustempel. Sie werden in das fröliche Getümmel verwickelt und vergeſſen ihre Martern.

Im ſiebenden Geſange verlaſſen ſie den Tempel und fühlen ihr Unglück wieder. Man höre ihre Unterredungen auf dem Wege: Vielleicht, ſprach Ariſtheus, werde ich den Schäfer Lykas bey Camillen antreffen; bin ich gewiß, ob er nicht dieſen Augenblick mit ihr redet? O ihr Götter! die Treuloſe höret mit Vergnügen zu.

Unlängſt ſagte man, verſetzete ich, daß Thirſis, der Themiren ſo brünſtig geliebt hat, zu Gnidus erwartet würde: er hat ſie geliebet, ohne Zweifel liebt er ſie noch: ich werde um ein Herz kämpfen müſſen, das ich ganz zu beſitzen glaubte.

Neulich beſang Lykas meine Camille: ich Unſinniger hörete mit Vergnügen, daß er ſie lobte.

Ich erinnere mich, daß Thirſis meiner Themire friſche Blumen brachte; wie unglückſeelig bin ich doch! ſie hat ſie an ihren Buſen geſteckt! dis iſt ein Geſchencke vom Thirſis, waren ihre Worte dabey. O Himmel! ich hätte ſie herunterreiſſen und mit Füſſen treten ſollen.

Es iſt noch nicht lange, daß ich mit Camillen gieng, der Venus ein Opfer von zwo Turteltauben zu bringen: ſie entwiſchen mir, und ſchwungen ſich in die Lüfte.

Ich hatte meinen Nahmen, neben Themirens ihrem in einen Baum geſchnitten; meine verliebte Zärtlichkeiten hatte ich in weiches Wachs gegraben; ich laß und überlaß es ohne Unterlaß: an einem Morgen fand ich alles ausgethan.

Camille, bring einen Unglückſeeligen, der dich liebet, nicht zur Verzweifelung: eine aufgebrachte Liebe kan manchmal alle Würkungen des Haſſes haben.

Den erſten Gnidier, der meine Themire anblicket, ich will ihn bis in den Tempel verfolgen, und ſtrafen will ich ihn, wenns auch zu den Füſſen der Göttin wäre.

Am Ende ſehen wir, wie ſie ſich mit ihren getreuen Schäferinnen wieder ausſöhnen.

Noch iſt ein Anhang, eines kleinen Stückes, ſo von einer andern Geſchichte abgeriſſen, zu ſeyn ſcheinet. Amor wird ſchlafend vorgeſtellt und Cephiſe beſchneidet ihm die Flügel.

In dieſem ganzen proſaiſchen Gedichte, das vollkommen zur Ehre der Venus geſchrieben iſt, finden wir lauter lachende Gemälde, lauter Empfindung, Witz und Naivität, viele verliebte Sittenlehren und Allegorien und einen Styl der aus Wolluſt und Poeſie zuſammen geſchmolzen iſt.

Voltärens Tempel des Geſchmacks iſt voll ſcharfer und dreiſter Critick über die Franz. Dichter, Redner und Kunſtrichter. Er iſt aus Proſa und Verſen zuſammen geſetzet. Die Verſe bleiben in der Ueberſetzung allzuweit hinter ihrem Original. Von gleicher Poeſie iſt die Ueberſetzung des Tempels der Freundſchaft; deswegen die Liebhaber des Gnidiſchen Tempels die einzelne Ausgabe von 1748. dieſer vermehrten Auflage vorziehn.

Anton von Solis Geſchichte von der Eroberung Mexico.

Beſchluß.

Es wurden hierauf die prächtigſten Zubereitungen zum Einzuge der Spanier gemacht. Der Kayſer ſelbſt gieng ihnen entgegen. Mit einer Menge Volks umgeben, ward er in der Mitte auf einem Seſſel von gediegenem Golde von ſeinen Günſtlingen auf den Schultern getragen. Vor dem Seſſel giengen zweene Marſchälle mit ihren goldenen Stäben, die ſie bisweilen in die Höhe hoben, um dadurch die Ankunft des Königs zu erkennen zu geben, damit ein jeder auf die Erde fallen und niemand ſich unterſtehen ſolte, denſelben anzuſehen. Denn dieſes ward als die gröſſeſte Miſſethat beſtraft. Bey ſeiner Ankunft ſtieg Cortes vom Pferde und that einige geſchwinde Schritte um dem Kayſer mit Bezeugung ſeiner Unterthänigkeit zuvorzukommen. Motezuma erwiederte dieſe Ehrenbezeugung dadurch, daß er ſeine rechte Hand ganz zur Erden neigte und hernach ſelbige an den Mund legte. Dieſe auſſerordentliche Höflichkeit des Kayſers gereichte den Spaniern zu einem groſſen Vorteil. Nachdem ſich Cortes und Motezuma einander beſchenckt hatten, ſtieg Motezuma auf ſeinen Seſſel und kehrte mit gleichem Gepränge zurück. Den Spaniern ward das Quartier in einem der königlichen Häuſer angewieſen, welches eine Art von Feſtung mit groſſen Mauren und Thürmen war. Motezuma ſtattete noch denſelben Abend bey dem Cortes einen Beſuch ab. Es wurden von beyden Theilen merkwürdige Reden gehalten.

Der Verf. macht hierauf eine Ausſchweifſung in die Verfaſſung der Stadt Mexico. Mitten in einer ſalzen See lag dieſe ſchöne Handels Stadt, auf deren Meſſen ſich faſt alle Kaufleute des ganzen Reichs einzufinden pflegten. Man traf hier ganze Reihen Buden an, welche mit ſehr künſtlicher Goldſchmiedearbeit angefüllet waren. Man ſahe auch ganze Reihen von Mahlerarbeit, dieſe beſtunden aus bunten Federn, die ſo künſtlich zuſammengefüget und gemiſcht waren, daß man die Schattierung und Lebhaftigkeit der Farben nicht genug bewundern konte. Man brachte auch auf dieſe Meſſen eine erſtaunende Menge von Stoffen. Sie beſtunden gröſtenteils aus Baumwolle und aus Haaren von Caninichen. Beydes ward von dem arbeitſamen Frauenzimmer dieſes Landes ſehr fein geſponnen und hernach von den Webern bearbeitet. Das Kauffen und Verkauffen beſtand hier in einem Tauſch und bey Kleinigkeiten bediente man ſich eines gewiſſen Maaſſes Weitzen oder der Cocosnüſſe. Auf dem groſſen Markte ſtand ein eigenes Hauß, für die Richter, welche die Streitigkeiten zwiſchen Käufer und Verkäufer beyzulegen hatten. Unter den Tempeln war der gröſte dem Vitzliputzli, dem Kriegsgotte, geweiht. Auſſer dieſem waren noch acht andere, faſt gleich prächtig. Die Anzahl der geringern belief ſich über zweytauſend, in welchen eben ſo viele Götter von verſchiedenem Namen, Geſtalten und Eigenſchaften angebetet wurden.

Auſſer der Königl. Reſidenz und dem Schloſſe, welches die Spanier bewohnten, hatte Motezuma noch verſchiedene Luſtſchlöſſer. Eines derſelben hatte eine Gallerie von dem beſten Jaſpis, und war wegen der vielen Vögel, die darin aufbehalten wurden, merkwürdig. Bey allen dieſen hatte er eine Menge ſchöner Gärten. Man fand aber keine Obſtbäume oder Küchenkräuter darinn. Motezuma hielt dafür, daß man dergleichen geringen Leuten überlaſſen und daß ein König nur auf ſeine Beluſtigung und nicht auf ſeinen Gewinn ſehen müſſe. Man ſahe daher nichts, als rare, wolriechende und ſchön gefärbte Blumen: imgleichen eine Menge Kräuter, welche in der Arzeneykunſt ihren Nutzen haben. Die Aerzte dieſes Landes legten ſich auf nichts anders, als auf die Kenntniß dieſer Kräuter und wuſten ſolche glücklich zu gebrauchen. Der Kayſer ließ daher aus ſeinen Gärten alle die Kräuter, die die Aerzte verordneten, reichlich austheilen und pflegte ſich zum öftern zu erkundigen, ob ſie auch die gewünſchte Wirkung gethan hatten.

Unter den Gebäuden des Motezuma war das Klaghauß das merckwürdigſte. Er pflegte ſich beym Abſterben ſeiner Anverwandten und bey allgemeinen Landplagen zum Zeichen ſeiner Betrübniß dahin zu begeben. Es war alles in demſelben ganz ſchwarz und die Fenſter waren ſo klein, daß faſt kein Licht hinein fallen konte. Hier hielt ſich Motezuma ſo lange auf, als ſeine Betrübniß währte.

Wenn er Gehör gab, ſo geſchah es mit außerordentlicher Pracht. Derjenige, dem der Zutritt verſtattet ward, trat in das Gemach mit bloſſen Füſſen und machte, ohne ſeine Augen aufzuheben, drey tiefe Verbeugungen. Bey der erſten ſagte er: Herr, bey der andern, mein Herr und bey der dritten, groſſer Herr. Er muſte ſich in acht nehmen, daß er ſeine Augen nicht eröfnete, weil eigene Bediente beſtellt waren, deßfalls die ſtrengſte Aufſicht zu haben. Wenn jemand in ſeinen Reden anſtieß, ſo ſuchte Motezuma ihn entweder ſelbſt zu recht zu helfen, oder gab auch ſeinen Räthen Befehl ihn aufzumuntern; und einem ſolchen ertheilte er gemeiniglich die beſte Antwort.

Die Mexicaner hatten keine geſchriebenen Geſetze, ſondern lebten nach den Gewohnheiten ihrer Väter. Die Staatsräthe, welche die geringſte Ungerechtigkeit ausgeübet hatten, wurden am Leben geſtraft. Um von ihrer Treue überzeugt zu werden, ließ der Kayſer ihnen, von ſeinen geheimſten Vertrauten Geſchencke anbieten: die ſolche annahmen, muſten ohne alle Gnade ſterben.

Für die Kinder geringer Eltern waren öffentliche Schulen angelegt. Die Lehrmeiſter der Kleinen, brachten ihnen die Kenntniß der Buchſtaben und der Figuren bey; ſie lehrten ſie Lieder von den Thaten ihrer Väter und Götter ſingen. Die Lehrer der etwas Erwachſenen brachten ihnen die Regeln der Höflichkeit bey. Hernach kamen ſie unter die Aufſicht derer, die den Jünglingen vorſtanden. Hier wurden ſie im Springen und Wettlauffen geübt. Man lehrte ſie den Gebrauch der Wurfſpieſſe und der Pfeile. Man ließ ſie Hunger, Durſt und Kälte ausſtehen, damit ſie zu den Beſchwerlichkeiten des Krieges abgehärtet würden. Nachmals erhielten ſie, auf das Zeugniß ihrer Lehrer entweder eine Bedienung im Kriege, oder wurden zu weltlichen oder geiſtlichen Aemtern erhoben. Es waren auch groſſe Häuſer, worinn bejahrte Frauen wohnten, die die Aufwartung in den Götzentempeln hatten. Dieſe hatten die jungen Mädchen unter ihrer Aufſicht, bis ſie in allen ihrem Geſchlecht anſtändigen Wiſſenſchaften unterwieſen waren.

Derjenige Soldat ward für den tapferſten gehalten, der die meiſten Gefangenen den Götzen zum Opfer brachte, und konte dadurch in den Adel und zu den vornehmſten Bedienungen des Reichs gelangen. Sie hatten auch gewiſſe Ehrenzeichen und Ritterorden vom Adler, vom Tieger, vom Löwen.

Ein neu erwählter Kayſer muſte, ehe er den Thron beſtieg, einen Feldzug thun, und eine Schlacht gewinnen, oder eine benachbarte Landſchaft einnehmen. Hatte er auf dieſe Weiſe gewieſen, daß er zur Regierung geſchickt ſey, ſo ward dem Kriegsgott geopfert und der Kayſer legte einen Eid ab: daß es während ſeiner Regierung beſtändig zur rechter Zeit regnen und daß keine Ueberſchwemmungen und unfruchtbaren Jahre kommen ſolten. Die Abſicht war, den Kayſer zu verbinden, alſo zu regieren, daß er den Himmel nicht erzürnte und zur Strafe reizete.

Die **Mexicaner** glaubten eine zukünftige Strafe und Belohnung. Sie gaben ihren Todten eine Menge Gold und Silber auf den Weg. Sie brachten auch einige von ſeinen Bedienten um, damit ſie ihm aufwarten könten. Die Weiber machten ſich eine Ehre daraus, ſich beym Abſterben ihrer Männer das Leben zu nehmen.

Indeſſen, fährt der Verfaſſer fort, daß den Spaniern mit einer ungewöhnlichen Höflichkeit von dem **Motezuma** begegnet wurde, gieng bey **Vera Cruz** zwiſchen den hinterlaſſenen Spaniern und Mexicanern ein Treffen vor, worinn der Befehlshaber dieſer Stadt blieb. **Cortes** erfuhr dieſes von zween Soldaten, welche ſich in Mexicaniſcher Tracht verkleidet hatten und durch heimliche Umwege von **Tlaſkala** nach **Mexico** kamen. Das Gerücht, daß man dem **Motezuma** den Kopf eines Spaniers zum Geſchenck gebracht hätte, brachte den **Cortes** auf den Argwohn, daß **Motezuma** um die Sache wüſte. Nach langen Ueberlegungen mit den Befehlshabern ſeines Heers ſagte **Cortes** endlich: es iſt nur eins, welches ich für das nützlichſte halte, daß wir uns nemlich der Perſon des **Motezuma** zu bemächtigen, und ihn hier bey uns gefangen zu halten ſuchen. **Cortes** gieng in Begleitung einiger Hauptleute und ſeiner beſten Soldaten aufs Schloß und beſchwerte ſich bey dem **Motezuma** über den Friedensbruch der Mexicaner und ſtellte vor, die Mexicaner wolten ſich damit entſchuldigen, daß ſie auf Kayſerlichen Befehl dieſen Krieg gefangen hätten. Er ſagte endlich, ich bin hieher gekommen, um eure Majeſtät zu bitten, daß es ihnen belieben möchte, als von freyen Stücken ſich gleich mit mir in dem Quartier der Spanier zu verfügen und ſich ſo lange daſelbſt aufzuhalten, biß alle und jede überzeugt ſind, daß eure Majeſtät an dieſer ſchändlichen Handlung keinen Antheil nehmen. **Motezuma** widerſtrebte zwar lange, muſte ſich aber endlich hierzu bequemen und ſagte zu ſeinen vornehmſten Räthen, daß einige geheime Staatsabſichten, die ihm ſeine Götter offenbahret hätten, ihn nöthigten, den Spaniern in ihr Quartier zu folgen. **Motezuma** hatte nach **Vera Cruz** geſchickt um die Befehlshaber ſeiner Truppen gefangen zu nehmen. Als man dieſelben brachte, überlieferte er ſie dem **Cortes** zur Beſtraffung. Dieſe bekannten, daß ſie nichts ohne des Kayſers Wiſſen gethan hätten. **Cortes** ließ hierauf einige Ketten herbeybringen. Ein Soldat muſte dieſelben öffentlich in die Hand nehmen und **Cortes** gieng mit denſelben zu dem **Motezuma**. Nachdem er ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen erwieſen, ſagte er: **Qualpopoka** und alle die an ſeinem Verbrechen Theil nehmen, ſind nunmehro zum Tode verurtheilt worden, allein ſie haben dich, o **Motezuma**, beſchuldiget, daß ſie auf deinen Befehl dieſes Verbrechen begangen haben. Es iſt alſo nöthig, daß du dich durch deine Buſſe von dieſen Beſchuldigungen befreyeſt. Er gab hierauf Befehl dem Motezuma die Ketten anzulegen. Dem Motezuma vergieng auf einige Zeit die Sprache. Seine Bedienten ſahen ihn mit thränenden Augen an und warfen ſich zu ſeinen Füſſen, um die Ketten aufzuheben, damit ſie ihm nicht zu ſchwer fallen möchten. Cortes ließ inzwiſchen die Gefangenen heraus führen und in dem Geſichte einer unzehligen Menge Volks hinrichten. Sobald dieſes geſchehen, gieng er zu dem Motezuma und legte ſich auf die Knie um ihm die Ketten abzulöſen. Motezuma gerieth hierüber in eine ſolche Freude, daß er den Cortes einigemal umarmte. Es ward ihm nunmehro freygelaſſen, ſich wieder in ſeinen Pallaſt zurück zubegeben. Motezuma wollte aber den Spaniern ſeine Freyheit nicht zu dancken haben und gab vor, daß ihre Sicherheit es erfodere, daß er bey ihnen bliebe, weil ſeine Räthe ihm ſonſt beſtändig anliegen würden, ihnen zu erlauben, die Spanier anzugreiffen, um die ihm angethane Beſchimpfung zu rächen..

So weit die Geſchichte dieſes Theils. Der Verf. will nicht leugnen daß die Spanier in Indien einige Handlungen vorgenommen, welche wider alle Billigkeit, Gottſeeligkeit und Ehrbarkeit ſtreiten. Er hat hier indeſſen nichts angeführet, was ſeinem Helden verkleinerlich ſeyn könnte. Er hat aber dem obigen Tlaſcalaniſchen Rathsherrn in den Mund gelegt, was er, als ein Spanier, zu ſagen nicht hat wagen mögen.

Zukünftigen Donnerſtag folgt der Anhang zum Monat Auguſt.

* * *

Anhang
zu den
Critiſchen Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit
Vom Monat Auguſt 1750.

Hannover. Sollte GOtt auch wol verdienen, daß ein Menſch Achtung und Ehrerbietung für ihn hätte und ſelbige öffentlich an den Tag legte? 1750. 8.

Der Verf. hat ſich nicht enthalten können, auf dem Titul ſchon diejenigen zu beſchämen, die durch ein leichtſinniges und unanſtändiges Betragen annoch zweifelhaft machen, ob GOTT verdiene, daß man Achtung für ihn habe und ſolche öffentlich an den Tag lege. Die Endſcheidung dieſer Frage geſchicht hier in einem Geſpräche. Es gefällt uns die Art, wie der Herr von S . . . der ſich vorher über das allzulange Gebet der Frau v. N . . . nach Tiſche und über ihre heilige Miene aufgehalten, von dem Herrn T . . . den der Verf. hier das Wort führen läßt, überraſcht wird. Kommen ſie mit mir, läßt der Verf. den Hrn. von S . . . ſagen, ich weiß Sie ſind ein Kenner und Liebhaber von ſchönen Gemälden, ich will ihnen meine Schildereyen zeigen. Sie kamen bey ein groſſes Stück, wovon der Hr. von S . . . erzehlte daß es eines der beſten und daß er es in Amſterdam für tauſend holländiſche Gulden erſtanden. Es ſtellte die Einweihung des Salomoniſchen Tempels vor und erhielt ſeinen groſſen Werth durch die vielen Geſichter und Stellungen, in welchen man die ſtärkſten Affecten der Verwunderung, der Freude, der Ehrerbietung und der Andacht erblickte. Das allerſchönſte aber auf dem ganzen Stück war der junge König Salomo, wie er gegen dem Brandopferaltar auf den Knien mit ausgebreiteten Händen lag und betete. Der Hr. von S . . . ward allemahl entzückt, wenn er dieſes Gemälde betrachtete, weil es ihm viel gekoſtet und ein jeder Kenner, den er dabey führte, es ſehr bewunderte. Er ſagte zu dem Herrn T . . . iſt dieſes nicht ein ausnehmendes Stück? Herr T . . . antwortete: Ich kan ſolches eben noch nicht finden. Dort über der Thür ſteht ein Schäfertanz; der deucht mir, iſt weit beſſer, als dieſe Schilderey. Herr von S . . . gerieth hiebey in Eifer und ſagte: Jenes Stück habe ich

mir

nur von einem hieſigen Mahler mahlen laſſen um jene Stelle auszufüllen, welche ohnedem wegen Mangel des rechten Lichtes keines ſonderlichen Stücks wehrt iſt; es koſtet auch nur ſechs Piſtolen und ſie wollen ſelbiges mit dieſer Schilderey vergleichen? Herr T... antwortete: Ich finde nicht, daß dieſes Stück dasjenige vorſtellet, was es vorſtellen ſoll. Es fehlt ihm das natürliche. Es iſt alles zu künſtlich, zu gezwungen. Der Hr. von S... lief hin und zog die eine Gardiene zu und ſagte: Nun haben ſie das rechte Licht. Nun ſtellen ſie ſich mit mir an dieſen Ort und betrachten einmal den Salomo. Sehen ſie die gen Himmel geſchlagenen und unter den Augenliedern halb verdeckten Augen, die Stellung der aufgereckten Hände, die ſich öfnenden Lippen. Hören ſie ihn nicht ſeufzen, indem ſie nur dieſes Bild anſchauen? Stellt ſich in ſeinem Geſichte und Mienen die heiligſte Unſchuld, die Ehrerbietung, eine feurige Andacht, ein heiſſes Verlangen nicht auf das natürlichſte dar? Sind dieſe Affekten nicht auf das lebhafteſte ausgedruckt? Richten ſie ihre Augen dorten auf die Vornehmen des Hofes; Blitzt nicht Verwunderung und heiliger Eifer auf eine mannigfaltige Art aus ihrer aller Augen? Iſt nicht alles recht göttlich? Ich kan dieſes noch nicht finden, antwortete Herr T... Es bleibt noch alles eine unrichtige und unnatürliche Schilderey. Was würden ſie urtheilen, wenn ſie einen Fürſten in der Gegenwart ſeines Hofes auf dieſe Art beten ſähen? Würden ſie nicht urtheilen, daß der Fürſt Devot und ſein Hof ſcheinheilig wäre? Finden ſie hier die Andacht in ihrer natürlichen und in einer ungeſchminkten Geſtalt? Hätte der Mahler die Andacht und ein heiliges Feuer auf eine natürliche und ungezwungene Art vorſtellen wollen, ſo hätte er das Muſter von uns nehmen müſſen, als wir vorhin bey der Tafel beteten. O! iſt das der Dank, verſetzte der Herr von S... daß ich ihnen meine ſchönen Schildereyen zeige, daß ſie mich dabey aufziehen? Nun ſollen ſie zur Strafe kein einziges mehr ſehen Dort habe ich eine ſchöne ſchlafende Venus, die ihren Schleyer abgeworffen, die ſoll nun ihr Auge nicht vergnügen. Selbige, ſagte der Herr T... ſchicket ſich ſo gut bey die Einweihung des Tempels, als unſere gewöhnlichen Geberden zum Gebet.

Man macht die Einwendung: Was iſt dem Höchſten daran gelegen, daß ein ſo niedriges Geſchöpf, als ich bin, ihm dancke? Wer ſolte GOtt mehr ehren, ich, der ich ihn viel zu hoch und ſeine Wohlthaten viel zu unſchätzbar, und mich zu gering halte, als daß ich ihn mit meinem Dank verehren könnte, oder derjenige, der ſich unterſteht, ihm für ſeine Wohlthaten zu danken? die Antwort iſt: GOtt wird durch meinen Dank nicht gröſſer, ich gewinne aber durch denſelben; ich habe die ſüſſe Zufriedenheit davon, daß ich kein unerkenntliches Geſchöpf bin. GOtt denket an die kleinſten Creaturen, die das bloſſe Auge nur als einen Punkt empfindet und ſeine Vorſehung erſtreckt ſich über dieſelben. Er kennet mich auch ganz gewiß. Solte es ihm gleichgültig ſeyn, ob er mich als ein ehrerbietiges und dankbares, oder, als ein unerkenntliches und undankbares Geſchöpf ſiehet? die gantze Natur ruft uns zu: GOtt liebet Ordnung und Schönheit. Können wir hieraus nicht ſchlieſſen: GOtt liebet ſchöne Seelen? Wenn wir an die Gröſſe GOttes gedencken, ſo ſchleicht ſich das Bild von groſſen Fürſten in unſere Seele und wir vergleichen unvermerkt GOtt mit denſelben. Es iſt wider die Hoheit eines Fürſten, daß er ſich mit Kleinigkeiten abgiebt, weil er ſich mit vielen Dingen zugleich nicht beſchäftigen kan, und alſo gröſſere verſäumt, indem er ſich bey Kleinigkeiten aufhält. GOTT vergißt aber das Groſſe nicht, indem er auf das Kleine ſieht. Er kennet alle ſeine Geſchöpfe, ſeine Macht erſtreckt ſich über alles; ſeine liebreiche Sorge gehet auf das Groſſe, aber auch auf das Kleine; und iſt dieſes alles nicht eine wahre Gröſſe?

Das Beten bey Tiſch, wenn es nicht anders geſchicht, als heutiges Tages an hohen Tafeln Mode iſt, mögte lieber ganz abgeſchaffet werden. Wenn jemand ohne ein äuſſerliches Zeichen der Andacht, oder gar mit unanſtändigen, wilden und frechen Mienen betet, ſo iſt ſeine Andacht entweder ſehr froſtig, oder es iſt gar nichts von derſelben vorhanden, oder er verſtellt ſich aus Furcht, daß er von der galanten Welt mögte verhöhnt werden. Freude und Traurigkeit, Liebe und Haß, Gunſt und Neid, Hochmuth und Demuth, Schamhaftigkeit und Frechheit mahlen ſich, wenn man der Natur ihren freyen Lauf läßt, dergeſtalt in dem Geſichte ab, daß es eine Kunſt iſt, ſich ſo zu verſtellen, daß man den Affekt nicht aus dem äuſſerlichen Anſchein merken ſolte. Wer ſich von der erhabenen Majeſtät GOttes eine lebhafte Vorſtellung macht, und ſeine Ohnmacht und Niedrigkeit erkennet, wer die Liebe des Schöpfers und ſeine unzehligen Wohlthaten erweget, deſſen Seele wird in ſolche Bewegungen gerathen, daß es ihr unmöglich wird, bey ſelbigen mit unanſtändigen und frechen Mienen zu erſcheinen. Wenn ein Fürſt ſeinen Unterthanen die Gnade erzeiget, daß er das Land zu Zeiten durchreiſet und beſonders die Abſicht äuſſert, ſelbſt zu ſehen, ob auch aller Orten für ihr Wohl gehörig geſorget werde: ſo werden aller Herzen gegen ihn entbrannt ſeyn, ein jeder wird nicht nur für ſich Freude und Liebe blicken laſſen, ſondern auch einer den andern aufmuntern ein gleiches zu thun. Unſer Schöpfer iſt dergleichen auch werth. Er iſt werth, daß wir ihn nicht nur ſelbſt ehren, ſondern auch andere dazu zu ermuntern ſuchen.

Der Hauptvorwurf dieſer Unterredung betrift das Gebet, darinn man GOTT um etwas bittet; denn die entzückende Dankſagung wird von den wenigſten angefochten. Es werden hier die Zweifel beantwortet, die man insgemein wider ſolche Bitten macht.

Wir wollen hier einen Gedancken einſchalten, den wir von einem andern Verfaſſer borgen. Es iſt uns am anſtändigſten, ſagt derſelbe, daß wir der geiſtlichen Güter wegen Gebete thun und nicht um die Veränderung der Geſetze der Natur bitten. Wir wollen nicht den heutigen Wind und den morgenden Regen erbitten: Wir wollen lieber die Bezähmung des Zorns und der Rache, die Gaben der Enthaltſamkeit und Gedult, die Tugenden der Großmuth und Menſchenliebe erbitten. Wir handeln hierinn nach dem Befehl unſeres GOttes, den er uns nicht um ſeinetwillen, ſondern vielmehr um unſeres eigenen Nutzens willen gab. Er wolte nemlich, wir ſolten Tugenden von ihm bitten, die unſer wirkliches Glück ausmachen, und die wir uns eben dadurch angewöhnen, daß wir ſie ſo eifrig von ihm bitten.

Die Eide, ſagt unſer Verf. in der Folge, werden ganz geringſchätzig, wenn ſie gar zu häufig ſind. In Gerichten nimmt man ſolche ohne groſſes Bedenken und ohne Weitläuftigkeit ab; man lacht und ſcherzt vor und nachher, und ſelbſt bey dem Eide läßt man wenig Ehrfurcht blicken, daß ſie einem daher ganz leicht vorkommen. Die Eidesformeln werden weit höher getrieben, als die Abſicht iſt, daß ſie ſollen gehalten werden. Man erlanget, denkt man, doch nicht alles, was man die Leute angeloben läßt, man muß daher viel beſchweren laſſen, damit nur etwas erhalten werde. Wenn man die Verbindungen recht hoch treibet, ſo kan man auch dem Uebertreter eher beykommen, wenn man es für nöthig erachtet und übrigens kan man durch die Finger ſehen, ſo lange es nicht gar zu arg gemacht wird. Daher läßt man immer alles menſchmögliche verſprechen. Solte aber ein Menſch ſo leichtſinnig mit den höchſten Verbindungen und mit dem Namen GOttes umgehen? Solte man ſo hart gegen einen Mitmenſchen ſeyn und ihn beſchwören laſſen, alles mögliche bey einer Sache zu thun?

Dergleichen Mißbräuche werden in dem Verfolge dieſer Unterredung beſtraft und dieſes mit ſo vieler Vernunft und auf eine ſolche Art, daß diejenigen, die ſich betroffen finden, ſehr dadurch beſchämt und gerührt werden müſſen.

Herr T... hätte ſich beym Anfang der Unterredung nicht ſo klein machen dürffen, als einer, der über dem Hofmeiſtern alt geworden, der unter den ſclaviſchen Geſetzen der Vernunftlehre ſtehet ꝛc. Die Sache, die er vertheidigt, wird zugleich mit ihm dadurch erniedriget.

Er iſt hier als ein Mann beſchrieben worden, der einen hohen Grad der Tugend beſeſſen, deſſen Seele GOtt völlig ergeben geweſen und der wider Aberglauben und Laſter eifrigſt geſtritten hat. Wird es wahrſcheinlich ſeyn, daß dieſer, wie der Verf. hier geſchehen laſſen, faſt in einer Verzweifelung geſtorben iſt?

⁂

Brief an die Verfaſſer.

Ihr critiſches Wochenblat iſt, wie ich weiß, vor niemanden zugeſchloſſen, der etwas nützliches zur Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften anzubringen hat. In dieſem Vertrauen will ich ihnen, wenn ſie es gut heiſſen, zuweilen einige Einfälle über verſchiedene Sachen zuſenden, von welchen ich glaube daß ſie einigen Nutzen haben können, wiewol ſie nicht wichtig noch weitläuftig genug ſind in beſondern Schriften, als für ſich ſelbſt beſtehende Bücher, zu erſcheinen. Zuerſt wolte ich alſo dem Publico ſagen, was ich ſchon vielen einzelnen Perſonen und kleinen Geſellſchaften öfters vorgehalten habe. Ich finde die gelehrten Geſellſchaften weit freygebiger mit groſſen Verheiſſungen und ruhmräthigen Worten, als mit vortreflichen Schriften. Ich will nicht ſagen, daß nicht ausnehmende Wercke von Mitgliedern ſolcher Societäten geſchriebe[illegible]ären. Ich rede nur von den Schriften, welche eigentlich der Societät gehören, und die durch die vereinigte Arbeit aller Geſellſchafter gemacht worden ſind. Ich verlange von ihnen etwas, das über die Kräfte einzelner Perſonen iſt. Es wäre faſt ungereimt, eine Geſellſchaft für ein Vornehmen aufzurichten, welches eine einzelne Perſon, oder höchſtens zwo bis drey eben ſo gut, oder beſſer ausführen können. Allen Werken, wozu Witz und Verſtand gehören, ſind einzelne Männer gewachſen genug, ja ich glaube eine Menge, die zugleich daran arbeitete, würde ſie nicht ſo gut machen. Ein jeder hat ſeine eigene Denkungsart, ſeine eigene Gemüthsfaſſung, ſeinen eigenen Geſchmack und faſſet die Welt in einen eigenen Geſchichtspunkt und daraus entſteht eine gewiſſe beſondere Schreibart. Woher kömmt es, daß man in den Schlüſſen und Handlungen derjenigen Staaten, wo die Regierung in der Hand der Menge ſteht, vielweniger Zuſammenhang und vielmehr Widerſprüche wahrnimmt, als in den Unternehmungen monarchiſcher Reiche?

Was durch einzelne Köpfe nicht oder nicht gut genug ausgerichtet werden kan, das ſind alle die Arbeiten die mit dem Gedächtniß und mit den Fingern, mit Geduld und Stärke gemacht werden. Das ſind die groſſen Sammlungen von Sachen die in verſchiedenen Ländern, Winkeln, Bibliotheken zerſtreuet ſind, die Compilationen, Corpora, Muſäa, Orakel, Theſauri, wozu ſcharfe Augen und unermüdete Hände, ein getreues Gedächtniß, aufrichtiger Fleiß und dergleichen zulänglich ſind. Einzelne Perſonen haben hiezu nicht Augen, nicht Hände, nicht Gedächtniß genug. Je mehr Leute ſich zu einem ſolchen Unternehmen vereinigen, je leichter werden ſie es zu Stande bringen, je vollkommener werden ſie es machen. Die groſſen Geiſter finden hierinn nachmals die Materialien, welche ſie nach ihren beſondern Abſichten gebrauchen können. La Barre hat ſeine Hiſtorie des Deutſchen Reichs, Montesquiou ſeinen Geiſt der Geſetze dadurch zu Stande gebracht

Man hat mir oft die poetiſchen, die Sprach- und Redegeſellſchaften wegen der Nacheiferung gelobt, wodurch ſich mancher träge Geiſt habe anſpornen laſſen. Ein andermahl hat man die Vertraulichkeit in ſolchen Geſellſchaften geprieſen. Man hat auch die Gravität und das Anſehen mit welchen eine Zuſammenkunft gehalten wird, groß und einnehmend gemacht. Allein die Bemühung iſt zu koſtbar, durch eine ſo zahlreiche Vereinigung einen trägen Geiſt in Bewegung zu ſetzen. Man erwege es wohl, ob die Gelehrſamkeit viel verlieren wird, wenn ſie eine Perſon verliert, die ohne dieſes Triebrad müſſig geblieben wäre. Was die Vertraulichkeit anlanget, ſo iſt ſie allen Geſellſchaften gemein, und die Gelehrten ſind ihrer Natur nach ſchon gute Freunde. Es iſt ungemein nützlich und angenehm ſolche Freunde von gutem Geſchmack und von gleicher Denkungsart um ſich zu haben: man verbeſſert ſich und ſeine Schriften durch ihren Umgang und ihre Critick: aber es iſt unnöthig, ihnen durch Geſetze vorzuſchreiben, was ſie aus innerlichem Triebe thun. Dieſe Geſetze verwandeln ſich allzu leicht in Bande, in Zwang, in Nothwendigkeit, welche einem freyen Naturell zuwider ſind. Was das prächtige Ceremoniel in den Zuſammenkünften anlanget, ſo wird es einem guten Kopf der daran einen Gefallen findet oder verſuchen will, was für Wirkungen ſeine Schrift auf die Verſammlung thue, nicht ſchwer werden, dergleichen zu erfinden und einige Dutzend Zuhörer zu ſammlen.

Ich könnte noch von mancherley Angelegenheiten reden, welche von unruhigen, von herrſchſüchtigen, von mürriſchen, von eiteln Mitgliedern der Geſellſchaft zu entſtehen pflegen. Ich könnte noch gedenken in was für Verdruß ein witziges Mitglied kommen kan, wenn ſeine geſchickte Schrift durch die gröſſere Zahl gemeiſtert wird: Anſtatt deſſen will ich aber nur fragen, was von allen denen Geſellſchafften der deutſchen Sprache, von denen Deutſchland wimmelt, geſchickter gearbeitet worden, welches nicht ohne eine Vereinigung eben ſo gut ſey gemacht worden? Alles was die Welt von ihren Arbeiten geſehn hat, ſind kleine grammatiſche und etymologiſche Unterſuchungen. Einzelne Leute haben wirklich weit mehr gethan. Friſch hat ein Wörterbuch ohne Mitgeſellen verfertiget. Wachter hat ſein Etymologicum ohne Gehülffen gemacht. In Franckreich hat der einzige Abbe Girard eine Grammatic verfertiget, von welcher alle unſere Sprachgeſellſchafft nicht einmahl die Idee gehabt haben, und nachdem ſie wirklich gedrukt iſt, ſich nicht in den Sinn kommen laſſen, oder ſich nicht getrauen, eine von derſelben Richtigkeit für die deutſche Sprache zu verfaſſen. Keine Geſellſchaft, kein Mitglied einer Geſellſchaften hat noch ein Wort öffentlich davon geſprochen. In Engelland hat Johnſon den Plan von einem Wörterbuch verfaſſet, welches mit ſolcher Fürſicht angelegt iſt, daß man ſich nicht betrügen wird, wenn man dem Erfinder deſſelben alle Geſchicklichkeit zutrauet ihn ſelbſt auszuführen, wenn es ihm anders an einigen äuſſerlichen Umſtänden nicht fehlet.

Man muß mir verzeihen, wenn ich wegen der Menge der deutſchen Geſellſchaften, wegen des Vergnügens womit die Geſellſchaften dieſe Qualification zu ihren andern Ehrentiteln ſetzen, wegen der Vorrechte dieſer Geſellſchaften die ſie in den Beſtallungsbriefen ſo groß machen, etwas rechtſchaffenes erwartet habe und jetzo misvergnügt bin, daß ich nichts dergleichen finde. Damit man mir dieſe kleine Freyheit mit ſo berühmten Geſellſchaften unzufrieden zu ſeyn, deſto lieber vergebe, will ich ihnen einen Weg anzeigen, wie ſie ihre Geſellſchaft zum beſten Vorteil der Sprache anwenden können und wenn ſie dieſes thun werden, nicht bloß mich, woran ihnen nichts gelegen iſt, ſondern alle deutſche Patrioten, der jetzt lebenden und der Nachwelt mit ihnen verſöhnen und befriedigen können. Sie müſſen der deutſchen Welt die überbliebenen Schätze der guten Köpfe aus dem Weltalter der ſchwäbiſchen Kayſer liefern die noch hier und da in keiner verächtlichen Anzahl und Geſtalt vorhanden ſind. In Zürich liegt eine vollſtändige und getreue Abſchrift der Maneßiſchen Handſchrift, die in der Königl. Franzöſiſchen Bibliothek verwahret iſt, zu ihrem Gebrauche. In Jena beſitzt die Univerſität auch etliche Handſchriften von demſelben Alter in ihrer Bibliothek. In der Stadt und Rathsbibliothec in Bremen liegt der Goldaſtiſche Nachlaß. Eines in der Gothaiſchen Bibliothec gehört auch hieher. Kurz alles was aus dem geſchickten Jahrhundert der Kayſer aus dem Schwäbiſchen Hauſe iſt, und ſich durch den Inhalt und den Ruhm der Verfaſſer empfiehlt. Sie müſten ſorgfältige und getreue Abſchriften davon machen laſſen, und ſie zum Drucke befördern. Da diſfals die gröſte Schwierigkeit iſt, einen Verleger zu finden, nachdem eder die gemeinen Leſer noch die Buchhändler nach ſolchen Alterthümern lüſtern ſind, ſo müſten ſie den Verlag auf ihre Koſten machen. Dazu müſten ſie die Gelder der Geſellſchaft anwenden oder kleine Auflagen auf die Mitglieder machen, oder von den Mitgliedern Unterſchriften nehmen, daß jedes eine gewiſſe Anzahl Exemplare umgeſetzte Preiſe über ſich nehmen wolle. Wenn eine Geſellſchafft zum Verlage eines Werks nicht ſtark oder reich genug iſt, ſo müſſen zwo oder mehrere Geſellſchaften ſich zu dem Ende vereinigen. Was können ſie für ihre Geſellſchaft würdigers thun, als dieſe Denkmäler der deutſchen Sprache, welche nicht aus todten Wörtern, ſondern aus geſchickten und tüchtigen Werken des Witzes und der Wohlredenheit beſtehen, der Vergeſſenheit entreiſſen? Von wem können dieſe verborgenen Schriften mit mehrerm Rechte fodern, daß ſie aus dem Staube und vom Untergange gerettet werden? Die Erhaltung dieſer Alterthümer iſt ein Werk für Geſellſchaften; Und wenn ſie einmahl gedruckt ſind, ſo können einzelne Gelehrte ſie mit vielem Nutzen zu verſchiedenen Abſichten gebrauchen. Man wird darinn den beſten Witz, die Sitten, die Gelehrſamkeit der mittleren Zeiten antreffen, ihre Denkungsart, ihre Art mit dem Frauenzimmer umzugehen, die edle Art ihrer Liebe, ihre Tapferkeit, ihre Art zu kriegen, ihre redliche Einfalt, ihre Politik, ihr Hausweſen. Man wird in ihrer Sprache das Stammhaus der jetzigen antreffen, eine regelmäßige Richtigkeit, Reichthum, Nachdruck, Lebhaftigkeit, Kürtze, Verſchiedenheit, woron unſere jetzige Sprache viel verlohren hat, wovon wir aber viel wieder in die Sprache aufnehmen könnten, ohne daß wir es bey den Ausländern borgen und ihrer dismahligen Verfaſſung zu nahe treten dürften.

⁂

Folgende Ueberſetzung giebt uns den groſſen Naturforſcher Baco als einen vortreflichen Moraliſten und als einen ſchönen Geiſt zu ſehn. Wir wollen dieſe Proben, die wir in den Händen haben, allgemein machen, vielleicht läßt ſich dadurch jemand ermuntern die übrigen moraliſchen Abhandlungen auf gleiche Art zu überſetzen.

Getreue Reden

des

Franciſcus Baco, Freyherrn von Verulam.

Aus dem Lateiniſchen überſetzt.

Vom Tode.

Die Menſchen fürchten ſich vor dem Tode, wie die Kinder vor der Finſterniß, und wie dieſe natürliche Furcht der Kinder durch fabelhafte Schreckbilder vermehret wird, alſo auch jene.

Die Betrachtung des Todes, in ſo fern der Tod der Sünde Sold und ein Uebergang zum andern Leben iſt, iſt heilſam und gottſeelig, aber die Furcht vor demſelben, in ſo fern er eine Schuld der Natur iſt, iſt eitel und eine Schwachheit. Jedoch auch unter die gottſeeligen Betrachtungen miſcht ſich zuweilen ein Sauerteig von Einbildung und Aberglauben. In einigen Büchern der Gottesgelehrten, welche von der Tödtung des Fleiſches handeln, wird dem Menſchen zu bedencken gegeben, wie groß der Schmertz ſey, wenn das kleinſte Glied des Fingers gepeinigt wird, um daraus die Gröſſe der Todesmarter zu beurtheilen, wenn der gantze Leib zerſtöret und aufgelöſet wird. Da doch der Tod oft mit weniger Schmertzen vorüber geht, als wir an einem gepeinigten Gliede fühlen; denn die Theile, die am meiſten zum Leben dienen, empfinden nicht am meiſten. Und jener hatte nicht unrecht, der nur als ein Philoſoph oder als ein natürlicher Menſch davon ſprach: Das Gefolge des Todes iſt ſchrecklicher als der Tod ſelbſt. Das Stöhnen und Röcheln, die Verzuckungen der Glieder, ein erblaßtes Antlitz, weinende Freunde, ein ſchwartzes Leichenbegängniß, ſolche Dinge ſind es, die uns den Tod unter einem ſchrecklichen Bilde zeigen.

Es iſt beſonders merkwürdig, daß keine Leidenſchaft ſo ſchwach iſt, welche die Furcht des Todes nicht überwinden und in Schrancken halten könnte. So iſt denn der Tod kein ſo fürchterlicher Feind, weil der Menſch viele Krieger bey der Hand hat, die in dieſem Streit überwinden. Die Rache triumphirt über den Tod, die Liebe hält ihn geringe, der Ehrgeitz ſucht ihn, die Furcht vor der Schande wählt ihn, der Gram nimmt ſeine Zuflucht zu ihm, die Furcht kommt ihm zuvor. Ja wir leſen als der Kayſer Otho ſich das Leben genommen hatte, daß ſo gar die Barmhertzigkeit, welches der allerſanfteſte Affect iſt, viele bewogen habe mit ihm zu ſterben, aus Mitleiden gegen ihren Prinzen und als treue Anhänger von ihm. Auch

ſey

ſetzt Seneca nach den Eckel und Ueberdruß hinzu. Bedencke wie lange du immer einerley gethan haſt: ſterben wollen iſt nicht allein dem Tapfern und Unglückſeeligen, ſondern auch dem Ueberdrüßigen möglich.

Nicht weniger verdient angemerckt zu werden, wie ſo gar geringe Veränderung der herannahende Tod in einer grosmüthigen und tapfern Seele machen kan. Dieſe Menſchen behalten bis an ihren letzten Augenblick eben dieſelbe Denckungsart. Der Kayſer Auguſtus ſtarb mit dieſem artigen Ausdruck: Lebe wohl, Livia, und gedencke an deinen Gemahl. Tiberius mit Verſtellung. Denn ſo ſagt Tacitus von ihm: und nun verlieſſen den Tiberius die Kräfte des Leibes, aber nicht die Verſtellung. Veſpaſianus mit einer luſtigen Spötterey, denn er ſagte, indem er auf dem Nachtſtuhl ſaß: Ich glaube nun werde ich ein Gott. Galba mit einer Moral: Haue zu, wenn es zum Nutzen des Römiſchen Volcks gereicht, und ſtreckte zugleich den Hals hervor. Septimius Severus unter Verrichtung der öffentlichen Geſchäfte: Kommt geſchwinde, wenn ich noch etwas thun ſoll. Und auf dieſe Art ſind andre mehr geſtorben.

Gewiß die Stoiker arbeiteten zu viel an dem Troſt im Sterben. Denn mit ihrer groſſen Zurüſtung wider den Tod machten ſie nur, daß er noch ſchrecklicher ſchien. Der dachte beſſer, der das Ende des Lebens für eine Mitgabe der Natur hielt. Denn ſterben und gebohren werden, iſt dem Menſchen gleich natürlich, und ein Kind fühlt vielleicht ſo groſſen Schmertzen von dieſem als von jenem.

Wer unter dem Verfolge eines heftigen Wunſches ſtirbt, iſt wie einer der bey wallendem Blute verwundet wird, welcher kaum die Wunde fühlt. Die Seele, die ſich in die Betrachtung eines Gutes verſenckt, entzieht ſich den Schmertzen des Todes.

Vor allen Dingen aber iſt dies der angenehmſte Geſang: HERR nun läſſeſt du deinen Diener in Friede fahren, wenn man ſeinen Entwurf erreicht hat und in ſeinen rechtſchaffenen Erwartungen nicht betrogen iſt. Auch hat der Tod noch dieſes an ſich, daß er die Thür des guten Gerüchts aufſchließt und den Neid unterdrückt. Extinctus amabitur idem.

Dieſe Nachrichten ſind alle Freytage in Berlin in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung und auf allen Poſt-Aemtern zu bekommen.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 4. Septemb. 1750.
No. XXXVII.
(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Paris.

Theorie des ſentimens agreables. 1750. in 8.

Es iſt uns lieb, daß wir bey Gelegenheit dieſer neuen Auflage (worinn wir den Biſchof von Pouilly als den Verfaſſer dieſer Schrift genannt ſehen,) von einem Syſtem reden können, welches ein Syſtem unſeres Glücks iſt. Denn, derjenige Augenblick allein iſt für uns glücklich zu nennen, darinn wir eine angenehme Empfindung haben. Die Empfindungen ſind viel ſtärckere Triebfedern, als die Vernunft und die deutliche Ueberlegung. Um deswillen hat uns die Natur durch ſie nicht weniger, als durch die Vernunft, zu unſerm Glücke führen wollen. Sie benachrichtiget uns ſogleich von dem, was uns ſchädlich iſt, durch die Empfindung des Schmerzens und im Gegentheil ziehet ſie uns durch angenehme Empfindungen zu allen dem hin, was zu unſerer Vollkommenheit dienet. Das einzige, was ſie uns hierin überläßt, iſt dieſes, daß wir kluge Rechenmeiſter ſeyn ſollen. Die unächte Secte des Epicurs bietet unſern Begierden nur ein ſehr unvollkommenes Glück dar und verſieht ſich auf den Werth und den Umfang der Vergnügungen des Geiſtes ſehr ſchlecht. Der Gehorſam gegen die Geſetze, die unſer Urheber uns vorſchreibt, iſt das ſicherſte Mittel, Unruhe und Schmertz von uns abzuhalten und die ſchätzbarſten Empfindungen in uns zu verſammlen. Die Geſetze, die ihren Urſprung ordnen, gleichen der Quelle jenes wolthätigen Fluſſes, welcher Egypten bereichert. Man kan von ihnen nichts wiſſen, und doch ihre Wolthaten genieſſen. Iſt man ſo neugierig, daß man ſie entdecken will? Wüſteneyen wird man durchzuwandern haben. Indeſſen deucht mich, daß diejenigen, die es unternehmen, ſelbſt in ihren Reflexionen eine Art von Vergnügen finden werden. Genieſt man die Natur nicht ſelbſt, wenn man ihre Schönheit wahrnimmt? Die Theorie der Empfindungen giebt uns auch die Grundſätze zu den intereſſanteſten Künſten. Die fürtreflichſten Dichter, Redner und Mahler haben nicht allemal nach den bloſſen Eingebungen eines Inſtinkts gehandelt. Ihre Arbeiten ſind oft nach feinen und tiefſinnigen Ueberlegungen über das, was dem Geiſte gefällt, geleitet worden.

Sie haben ſie ihren Wercken gleichſam eingegraben und indem wir ſie wieder daraus hergenommen, ſo haben wir uns von der Dichtkunſt, Beredſamkeit und Mahlerey eine Theorie formiret. Wir kommen auf die Regeln ſelbſt, nach welchen die Natur das Vergnügen ausgeſtellet. Es giebt lebendige Weſen, die ſich ſelbſt genug zu ſeyn ſcheinen. Sie finden an dem Orte, woran ſie geheftet ſind, alles das, was zu ihrem Wachsthum nöthig iſt. Ganz anders iſt es mit dem Menſchen. Nichts ſchrenckt ſeine unermeßlichen Begierde ein; er iſt mit einer Menge von Organen begabt, wodurch er die entfernteſten Gegenſtände herbeiholen, ſich ihrer bemächtigen und ſie gebrauchen kan. Alles was dieſe Organen übet, ohne ſie zu ſchwächen, iſt mit einer angenehmen Empfindung begleitet. Die Strahlen, die die grüne Farbe formiren, haben wegen ihrer gemäßigten Bewegung das Vorrecht, daß ſie die Fiebern des Auges beſtändig üben können; die braunen und ſchwarzen Farben führen das Bild der Traurigkeit mit ſich, weil ſie die Augen in einer Art von Unthätigkeit laſſen. Eine gleiche Bewandniß hat es mit dem Gehör ꝛc.

Das Vergnügen, ſo wie es eine Mutter von Spielen und Zeitverkürzungen iſt, ſo iſt es auch eine von den Wiſſenſchaften und Künſten, und wenn die ganze Welt durch unſern Fleiß gezwungen iſt, unſern Bedürfniſſen und Begierden einen Tribut zu zahlen, ſo haben wir es dem Geſetze zu dancken, welches alles angenehm macht was den Geiſt übet, ohne ihn zu ermüden. Die Annehmlichkeit dieſer Uebung führet oft die Seele ſo weit weg, daß ſie dieſelbe vom Cörper ganz loßgemacht zu haben ſcheint. Wenn man einen Schachſpieler ſiehet, der ganz in ſich eingekehret und gegen alles, was die Augen und Ohren rühret, unempfindlich iſt, ſolte man nicht glauben, daß er mit ſeinem Glücke oder mit der Wolfahrt des Staats beſchäftiget wäre? Er hat ſich aber in ſich ſelbſt ſo ſehr vertieft, um das Vergnügen zu haben, ſeinen Verſtand mit Setzung eines elfenbeinernen Steins zu üben. Die groſſen Baumeiſter haben unter den verſchiedenen Proportionen, die ſich mit der Beſtimmung ihrer Wercke vertragen konnten, allemal diejenigen ausgeſucht, wobey der Geiſt ſich nicht anſtrengen durfte ſie zu faſſen. Mit dem Muſicus verhält es ſich eben alſo. Zahlen, die leicht zu vergleichen ſind, machen die Accorde aus, die er gebraucht, und die angenehmſten Conſonanzen ſind diejenigen, die der Seele ſolche Verhältniſſe vorſtellen, die ſie am meiſten üben, ohne ſie zu ermüden. Unter allen Verhältniſſen giebt keines dem Geiſt mehr Vergnügen, als die vollkommene Uebereinſtimmung aller Theile eines Werks mit der Abſicht, die man ſich dabey vorgeſetzt hat. Groſſe Künſtler begnügen ſich aber nicht damit, daß ſie alle verſchiedene Theile ihres Werks auf einen Zweck richten. Sie haben auch darauf acht, daß eines von dieſen Theilen der Mittelpunkt ſey, worinn alle andere ſich vereinigen. Die Gothiſchen Baumeiſter pflegten auf beyden Seiten des Hauptgebäudes ungeheure Steinklumpen aufzurichten, die das Auge zerſtreuten und zu keiner Entſcheidung kommen lieſſen. Die neuern, in der Kunſt, das Auge auf eine angenehme Weiſe zu rühren, beſſer unterrichtet, ſetzen in die Mitte des Gebäudes ein hervorragendes Stück, welches dem Geſicht einen feſten Punkt giebt, von welchem es ſich leicht in die ganze Weite des Gebäudes ausbreiten kan. Die groſſen Mahler haben ebenfalls hierauf acht. Sie groupiren, und ordnen ihre Figuren dergeſtalt, daß eine unter ihnen über die andern regiert und ſie gleichſam in einer Abhängigkeit erhält. Die Poeten machen es in der

Anordnung ihrer Gemälde eben alſo. Sie ſubordiniren ihre verſchiedenen Perſonen nicht allein einer Hauptperſon; ſondern richten auch insgemein die Begebenheiten, die ſie uns vorſtellen, auf eine einzige Handlung. Man kan ohne Zweifel in einem Gedichte verſchiedene Fabeln zuſammenfaſſen und darinn, gleichſam als in einer Gallerie, eine Reihe von Gemälden aufſtellen. So haben es Ovid, Statius und andere Poeten gemacht. Viele Jahrhunderte aber vor ihnen und als die Poeſie noch in der Wiege lag, hatte Homer ſchon wahrgenommen, daß es für den Geiſt ein weit angenehmeres Schauſpiel ſeyn würde, wenn man in einem und denſelben Gemälde eine Menge Acteurs vereinigte, die alle zu einer Handlung etwas beytrügen. Er formirte nach dieſer Idee den Plan eines epiſchen Gedichts. Lange Zeit hernach formirte Aeſchylus nach dem epiſchen Gedicht den Plan zu einem Trauerſpiel, indem er eine Begebenheit vorſtellte, die ſich nach allen ihren Umſtänden auswickeln muſte. Zur Einheit der Handlung fügte er noch die Einheit des Tages und des Orts hinzu. -- Nach der Theorie von den angenehmen Empfindungen iſt es gewiß, daß die Beobachtung der drey Einheiten von keiner würklichen Einſetzung ihr Verdienſt bekommt. Alles, was den Geiſt in den Stand ſetzet, ſich von einem Gegenſtande, den man ihm vorſtellt, ein deutliches Bild zu formiren, hat eine Annehmlichkeit bey ſich. Indeſſen, laſt uns zugeben, da die Vergnügungen des Herzens weit über die Vergnügungen des Verſtandes gehen, daß, wenn die drey Einheiten keinen andern Vortheil brächten, als daß ſie um die Vorſtellung faßlicher machten, man dieſen Vortheil oft dem Vortheil aufopfern müſte die Vorſtellung durch die Menge und Verſchiedenheit der Begebenheiten intereſſanter zu machen. Aber ſehet hier noch etwas mehreres! Man muß alles das für einen würklichen Fehler in einem dramatiſchen Gedicht anſehen was unſer daran genommenes Antheil verringern kan: ſo wie im Gegentheil alles, was den ſchönen Betrug verſtärckt, ein würckliches Vergnügen bey ſich führt. Man laſſe aber einen Alten die Rolle eines jungen Menſchen ſpielen, und einen Jüngling die Rolle eines Greiſes; man laſſe die Decorationen Landſchaftlich ſeyn, obgleich die Scene in einem Pallaſt iſt; man laſſe die Kleidungen nicht mit der Würde der Perſonen übereinkommen; alle dieſe Mißſtimmungen werden uns beleidigen. Eben ſo iſt es mit der Verſäumung der drey Einheiten. Vervielfältiget die Haupthandlung eines theatraliſchen Stücks; laſſet in der Zeit von etlichen Stunden viele Jahrhunderte verflieſſen; verſetzet den Zuſchauer plötzlich von einem Theil der Welt in einen andern. Alle dieſe Ungereimtheiten bringen uns die Unwahrheit des Schauſpiels in den Sinn und es geht gleichſam eine Stimme von ihnen aus, die uns erinnert ſeinem erdichteten Unglück keine wahrhaften Thränen zu ſchencken.

Der Haß und alle Paſſionen, die daraus entſpringen, ſind mit einer ſchmerzhaften Empfindung verknüpft, wegen der Idee von einem Uebel, welches uns wehe thut, oder welches uns drohet. Indeſſen iſt eine Art von Annehmlichkeit darin, die ihre Bitterkeit mäßiget. Die Seele gefällt ſich darinn, als in ſolchen Bewegungen, die ſich zu ihrer gegenwärtigen Situation am beſten ſchicken und die zum Vorwurf haben, dasjenige, was ihr drohet, zu vernichten. So ſind die mehreſten von unſern Empfindungen beſchaffen. Sie ſind aus Schmerz und Vergnügen zuſammengeſezet und nachdem eines oder das andere von dieſen widrigen Elementen am meiſten darinn herrſcht, ſind ſie angenehm oder unangenehm. Es giebt lebhafte Vergnügungen, die aus dem Schoſſe des Haſſes erwachſen. Der Untergang unſeres Feindes ſcheint uns die gröſſeſte Glückſeeligkeit zu ſeyn. Ja es giebt Menſchen in deren Augen kein Schauſpiel angenehmer iſt, als der Fall eines Menſchen der ihnen glücklich zu ſeyn ſchien. Alle dieſe Arten von boßhaften Vergnügungen verrathen ein geheimes Unglück. Daher iſt auch ein jeder Menſch, der neidiſch und boßhaft gebohren iſt, von Natur traurig.

Alle Bewegungen des Hertzens, die nicht von Furcht und Haß entſtehen, ſind angenehm. Eine jede Empfindung der Zärtlichkeit, der Freundſchaft, der Erkenntlichkeit, der Großmuth und der Wolgewogenheit iſt eine Empfindung des Vergnügens. Daher iſt auch ein jeder Menſch, der gutthätig gebohren iſt, von Natur aufgeräumt. Die Macht der Liebe iſt ſo ſtark, daß ſie ſelbſt der Betrübniß eine Annehmlichkeit beilegt. Hat der Tod jemandem den Vorwurf einer lebhaften Freundſchaft entriſſen? Stöhrt ihn nicht in ſeiner Traurigkeit, wann ihr an ſeinem Vergnügen theil nehmt. Er würde einen unzeitigen Tröſter von ſich ſtoſſen und mit dem Poeten ausruffen: Mein Trauren gefällt mir und ſoll mir ſtets gefallen; es vertritt bey mir die Stelle deſſen, den ich beweine. Die Seele ſtellt ſich die geliebte Perſon alsdenn lebhaft vor; Sie ſieht ſie, ſie genießt ſie und dieſer eingebildete Genuß wird ein wirkliches Vergnügen. Die Eigenliebe geſellet ſich zu der Zärtlichkeit, um dieſen Schmertz nach ſchätzbarer zu machen; man ruft gern alle die Empfindungen zurück, die uns geſchmeichelt haben und man wünſcht ſich Glück, daß man ihrer würdig geweſen iſt. — Die Idee des Vergnügens von der Idee der Liebe zu trennen iſt eben ſo viel, als wenn man von der Idee des Zirckels den Begriff des Runden trennen will. Die Liebe iſt vollkommen uneigennützig, wenn man keine andere Frucht davon genieſſen will, als zu lieben.

Es hat Philoſophen gegeben, die das Hertz keiner andern Bewegung fähig gehalten, als ſolcher, die der Eigennutz gebiert. Man verſetze ſich aber auf einen Augenblick auf das Theater. Die Schauſpiele, ſelbſt diejenigen, worinn man das Hertz zu verführen ſucht, lehren uns, daß es zur Tugend gemacht ſey. Wie viel Thränen über unglückliche Helden! Mit was für Freude würden wir ſie nicht dem Unglück entreiſſen, das ſie verfolgt! Sind wir mit ihnen dann durch die Bande des Bluts und der Freundſchaft verknüpfet? Nein gewiß nicht. Aber es ſind Menſchen, die wir für tugendhaft halten und wir tragen in uns den Saamen der Wolgewogenheit, der allezeit bereit iſt, ſich zum Vorteil der Menſchlichkeit und der Tugend zu entwickeln, wenn keine widrige Paßion ihm Hinderniſſe vorlegt. Die Geſchichte hat uns das Andencken von jenem griechiſchen Tyrannen aufbehalten, welcher bey der Vorſtellung der Hecuba des Euripides am Ende des erſten Actus heraus gieng, ganz beſchämt, daß ihm wider ſeinen Willen die Augen voll Thränen ſtanden und daß er für die Schatten der Trojaner eine Zärtlichkeit empfand, die er gegen ſeine Mitbürger nicht empfunden hatte. Grauſam aus Eigennutz und menſchlich aus Neigung bezahlte er auf dem Theater dieſen berühmten Helden, von denen er nichts zu befürchten hatte, den Tribut der Wolgewogenheit, der ihnen gebührte.

Weil unſere Erhaltung es erfodert, daß wir beym Schmertz empfindlicher ſind als beym Vergnügen, ſo nimmt die Seele weit gröſſern Theil an dem Unglück eines tugendhaften Helden, als an ſeinem Glück. Sein Glück wäre unſere Freude geweſen und durch die bezaubernde Kraft der Tragödie werden wir von ſeinen Unglücksfällen mit einer Betrübniß durchdrungen, welche ſüſſer iſt, als dieſe Freude ſelbſt, denn ſie rühren die Wolgewo-

Gewogenheit weit lebhafter deren geheime Annehmlichkeit mächtig genug iſt, ſelbſt den Schmerz in Vergnügen zu verwandeln und die Thränen angenehmer zu machen, als das Lachen. Durch welches Wunder können wir aber auf dem Theater von demjenigen angenehm gerührt werden, was uns mit einem Grauſen erfüllt hätte, wann wir Zeugen davon geweſen wären? Die Unglücksfälle, die das Trauerſpiel vor uns ausbreitet, zeigen ſich uns nur in einer Entfernung und daher, ohne unſere Eigenliebe zu beunruhigen, intereſſiren ſie die Liebe, die wir zu allen tugendhaften Menſchen haben. --- Es iſt weit angenehmer ſich von ſeinen Begierden auf den geringſten Gegenſtand ziehen zu laſſen, als bey einer Unthätigkeit des Hertzens die größten Güter zu beſitzen. --- Die Hoffnung giebt der Neuheit der Güter die ſich uns darbieten, eine Annehmlichkeit; begierig nach Vergnügen, ſchmeicheln wir uns ſolches von allen unbekannten Gegenſtänden zu erlangen, die es uns zu verſprechen ſcheinen. So groß iſt der Wehrt der Veränderung! Sie hat oft den Vorzug über die Ordnung und über die Proportionen. Macht hat ſie es nicht täglich, daß wir die regulärſten Gärten verlaſſen um ins Feld zu ſpazieren? So angenehm ſie auch iſt, ſo iſt ſie dennoch nicht hinlänglich, den Werken der Kunſt alle Vollkommenheit zu geben, deren ſie fähig ſind und die ein delicater Geſchmack davon zu fodern berechtiget iſt. Die Gotiſchen Baumeiſter theilten ihre Gebäude in viele verſchiedene Theile ab; eine Menge kleiner Statüen beſchwerte die Vorderſeite ihrer ſchönſten Gebäude. Dieſe Manier kam den größten Künſtlern läppiſch vor; Sie riefen in die ſchönen Künſte dieſes Groſſe wieder zurück, welches in den Denkmälern der Griechen und Römern hervorleuchtet. --- Wenn ein Werk der Kunſt nicht auf die Sinne und auf die Einbildungkraft einen groſſen, ſtarken und deutlichen Eindruck macht, ſo wird es niemals in der Seele lebhafte, tiefe und dauernde Empfindungen erregen; und dieſer Art der Empfindungen iſt es, denen die Poeſie, Beredſamkeit, Malerey, Muſik und alle ſchönen Künſte ihre mächtigſte Reitze zu danken haben. Vergeblich werden groſſe Künſtler unſere Augen oder unſere Ohren durch die vollkommenſte Nachahmung ſchmeicheln; wenn ſie uns nicht einen intereſſanten Gegenſtand vorſtellen, ſo werden wir allem ihren Fleiß keine andere als dieſe ſchwache Ehre erweiſen, daß wir ihn auf einen Augenblick bewundern; und wir werden ihnen vorrücken, daß ſie ihre Talente nicht dazu angewendet haben, Empfindungen in dem Hertzen zu erregen, welches die einzige Quelle wahrer Vergnügungen iſt.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

* * *

Fortſetzung der Betrachtungen des Hrn. Marmontel über die Tragödie.

Man ſagt oft: dieſer Caracter beleidigt mich. Dieſes iſt zuweilen ein Lob, zuweilen ein Tadel. Iſt es die aufgeführte Perſon die uns beleidigt? Oft verlangt der Autor nichts mehr. Wenn Racine dieſen Vorwurf befürchtet hätte, ſo hätte er keinen Matan, keinen Narciß auf die Bühne gebracht. Iſt es der Autor ſelbſt: ſo iſt keine Critick grauſamer. In dieſem letzten Verſtande beleidigt uns ein Caracter niemals, als wenn einige Züge darinn der Erwartung des Zuſchauers widerſprechen und dieſer unerwartete Anſtoß kommt von einer fehlerhaften Ausbildung des Caracters her. Es iſt keine Begebenheit und Situation in welche man die Seele der

Menſchen nicht bringen könte, aber man muß ſie nicht hinein ſtürzen, ſondern hineinleiten. Cleopatra fodert von ihren Kindern den Tod der Rodogune: dieſes beleidigt uns nicht. Rodogune fodert von ihren Liebhabern den Tod ihrer Mutter: dieſes beleidigt uns. Das macht ein ſolches Anſinnen gehört in den Caracter der Cleopatra und nicht der Rodogune. Uebrigens hat Corneille dieſen Fehler beſſer gewuſt als jemand anders; aber er war nöthig, und die Schönheiten die daraus entſtehn, machen ihn den Kennern ſchätzbar. Noch ein Exempel aus dem Racine.

Indem man vorausſetzt, daß die Ehre Griechenlandes intereſſirt iſt den Menelaus zu rächen und daß man keinen Wind erhalten kan, als auf Unkoſten des Bluts der Iphigenia: ſo beklage ich das Schickſal Agamemnons in demſelben Augenblick, worinn er ſich entſchließt ſeine Tochter zu opfern. Aber ich höre ihn nicht ohne Widerwillen, wenn er zum Achilles, der für ihre Vertheidigung ſein Leben laſſen will, ſagt:

> Dis iſts, was ihr Verderben unvermeidlich macht.

Sind dieſes Geſinnungen, welche die Heftigkeit eines Liebhabers, der ſich für den Vertheidiger ſeiner Tochter erklärt, in ihm hervorbringen ſollte? Hätte er ſeine Drohungen nicht anders beantwortet als mit einer Umarmung und mit einem Thränenguß auf ſeine Wangen: ſo hätte er uns ſelber Thränen ausgepreſt. Dieſes wäre aber nicht mehr Agamemnon wird jemand ſagen. Achill widerſteht ihm, ſein Stolz wird beleidigt, man kennet allzuſehr den Hochmuth der Atriden.

Ja, aber Agamemnon wird uns als ein zärtlicher Vater angekündigt. Man mahlt ihm ſeine Ehre vor und die Triumphe die ihm aufbehalten ſind: Dieſes alles iſt eine Laſt welche ihn unterdrückt. Beglückt, ſagt er,

> Beglückt, wer mit dem niedrigen Geſchick vergnügt,
> Frey von dem ſtolzen Joch, das mich gefeſſelt hält,
> Im Dunckeln lebt, wohin die Götter ihn verſteckt!

Er iſt ganz allein von ſeiner Tochter eingenommen, er will ihr ſeine Ehre und Griechenlands Ehre aufopfern:

> Du ſolſt mit nichten ſterben, nein, du ſolſt es nicht.

Iſt dieſes der Mann, der an eben dieſem Tage noch ſoll verſucht werden, geſchähe es gleich nur auf einen Augenblick, ſeine Tochter ſterben zu laſſen, blos darum, weil ihr Liebhaber ſich dawider ſetzt?

Die Bewunderer des Racine werden mir dieſe Anmerkung vergeben. Ich trage ſie nur als ein Bedenken vor, und wäre ſie gegründet, ſo würde dadurch meine Hochachtung gegen einen Autor nicht vermindert, von dem ich ſo viel wichtige Lehren bekommen habe.

Man muß ſo gleich beym Vortrage des Inhalts ſeinen Schluß faſſen, und der Begriff, den man von ſeinen Perſonen giebt muß die ganze Rolle, welche ſie in der Folge der Verwickelung ſpielen ſollen, vorher verkündigen. Mit dieſer Vorſicht kan man dieſe oder jene Leidenſchaft, dieſe oder jene Geſinnung triumphiren laſſen, ohne von der Natur abzugehn. Alle Caracter werden nicht gleich tugendhaft und gut ſeyn, aber ſie werden alle wahrſcheinlich ſeyn.

Ein Caracter der als gut angekündigt wird, muß nach den Grundſätzen der reinſten Moral gut ſeyn. Ich hätte zum Exempel in dem Tyrannen Dionyſius Unrecht gethan, den Dion als tugendhaft vorzuſtellen, wenn ſeine Empörung ein Laſter wäre. Aber ſie iſt eine Pflicht, Dionyſius hat ſich der unumſchränkten Herrſchaft mit Gewalt bemächtiget, die Syracuſaner, als Herren von ihrer Freyheit, haben Recht ſich aufzulehnen gegen einen einzelnen Menſchen der ſie unterdrückt. Dionyſius behält ſie unter ſeinem Gehorſam durch Grauſamkeiten. Dion iſt ein Bürger von Syracus. Er muß ſich alſo mit ſeinen Mitbürgern vereinigen und ſie frey machen. Was wider einen rechtmäßigen König ein Verbrechen wäre, wird eine heroiſche That wider einen Uſurpator. Mit einem Wort, die Gewalt des Dionyſius iſt ein Laſter, die Empörung des Dions iſt alſo eine tugendhafte Handlung.

Im Ariſtomen glaubt dieſer Held, daß er ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn nicht retten könne ohne ſein Vaterland der Verheerung auszuſetzen. Dieſe Furcht hält ihn zurück, er zieht den Staat ſeiner Familie vor, und folgt hierinn den unwiderſprechlichſten Grundſätzen der Moral, und die ihn als ein Ungeheuer betrachten, würden es an ſeiner Stelle eben ſo machen, oder wären ſelbſt Ungeheuer in der Geſellſchaft.

Aber ſo glücklich erdichtet, ſo gut ausgeführt die Caracter ſeyn möchten, ſo können ſie doch auf der Bühne kein Glück machen, als in ſo fern ſie zur Verwickelung dienen und die Verwickelung ſie in beſondern Situationen ſehen läßt.

Man weiß daß die Verwickelung die Zuſammenkettung der Theile einer Handlung iſt, und dieſes iſt wiederum ein Punkt, worinn wir die neuern die alten zu übertreffen ſcheinen. Man lobt die Einfalt der griechiſchen Tragödien und man bekennt, daß wir Unrecht thäten, wenn wir ſie zum Muſter nähmen. In der That Iphigenia in Tauris und Philoctet, wären zu ſimpel für unſer Theater. Was iſt die Urſache? Dieſe, daß die Güte eines Werks mit denen in Verhältniß ſteht, für die man es beſtimmt. Ein weſentliches Stück vom Geſchmack eines Autors iſt, daß er eine genaue und feine Kenntniß von dem Caracter ſeiner Zeit und ſeines Volcks habe, und ſeine höchſte Kunſt iſt, daß er dieſes Verhältniß mit den unveränderlichen Grundſätzen der ſchönen Natur verbinde. So verändern ſich die Regeln gewiſſermaſſen mit der Zeit und mit dem Ort. Es iſt ausgemacht, daß dasjenige, was eine Italieniſche Einbildungskraft in Feuer ſetzt, einen Schwediſchen Kopf kaum rühret. Wir müſſen alſo eine gleiche Proportion zwiſchen der Hitze der Verwickelung unſrer Tragödien und der Griechiſchen beobachten, als die Natur zwiſchen den unterſchiedenen Himmelsgegenden beobachtet hat. Ein Mathematicus könnte dieſe Abfälle bis zur Genauigkeit des Calculs bringen. Zur Verſchiedenheit der Himmelsgegend kommt noch die Verſchiedenheit der Zeit und der Regierungsart. Gemüther die unaufhörlich durch den Tumult öffentlicher Angelegenheiten bewegt werden, wie in einem bürgerlichen Staat, ſind groſſer Eindrücke fähiger, als Seelen die von der Ruhe des Privatlebens eingewiegt ſind, wie in den monarchiſchen Staaten. Dieſes iſt ohngefehr die Urſache, warum diejenigen Stücke des Corneille, die bey ihrer Neuheit ſo groſſes Glück machten, heutiges Tages abgefallen ſind. Das Feuer der bürgerlichen Kriege war zu ſeiner Zeit noch nicht gedämpft. Alles was nach Politik, Tapferkeit, hohen Geſinnungen ſchmeckte, wurde von einem Volck wohl aufgenommen, welches ſein Unglück zum Heroiſmus geneigt hatte, und welches an jedem Zuge ſich zu erkennen glaubte. Ruhigere Zeiten haben die Gemüther beſänftiget und zugleich kälter gemacht. Tragiſche Begebenheiten, die für unſre Väter

Handlungen waren, ſcheinen uns Erzählungen zu ſeyn. Der Staat iſt glücklicher, aber die Kunſt des Theaters ſchwerer.

Zum voraus geſetzt alſo, daß der franzöſiſche Schauplatz langſamer zu bewegen iſt, als der Atheneniſche: So waren zwey Mittel übrig, den Grad der Hitze, der uns fehlte, zu erſetzen. Das eine war die Stärcke der Situationen, das andre ihre Menge und ihre Dauer.

Die Engelländer welche in Anſehung der Himmelsgegend mit uns in gleichen Zuſtande ſind, haben in Abſicht auf die Regierungsart gleichen Vortheil mit den Athenienſern. Allein, es ſey daß ihr philoſophiſcher Geiſt ſie kälter mache, es ſey daß der Streit der Klopffechter, welchen die Politik noch unter ihnen duldet, ſie für die bloſſe Nachahmung tragiſcher Cataſtrophen minder empfindlich mache: es ſey endlich daß der Pöbel welcher zu London den gröſſeſten Theil der Zuſchauer ausmacht, ſeinen barbariſchen und rohen Geſchmack durchgetrieben habe: ſo hat ihr Theater die Tragödie auf einen Grad des Schreckens gebracht, der den Alten unbekannt war. Nichts iſt ihnen anſtößig was ſie nur rühren kan. Die Franzoſen die von ſo groſſer Zärtlichkeit ſind, als ob ſie empfindlicher wären, haben dieſe entſetzlichen Spectakel nicht aushalten können. Der Becher der Atréa machte daß alle unſre Weiber die Augen wegwandten; der Anblick einer Gerichtsſtätte würde ſie aufrühriſch machen: kaum hat man ſich an den Stoß des Dolches gewöhnt. Indem man ſich alſo nicht unterſtanden hat, auf unſre Bühne ſtärcker angreiffende Vorwürffe zu bringen, als uns das griechiſche Theater darſtellt: ſo hat man um doch in langſamern Seelen einen gleichen Grad der Rührung zu erwecken, die tragiſchen Bewegungen vervielfältigen und verlängern müſſen. Dieſes macht die Verwickelung in unſern Tragödien ſo ſchwer, daß die Franz. Poeten eine athenienſiſche Einbildungskraft nöthig haben, anſtatt daß eine Franz. Einbildungskraft für die athenienſiſchen Poeten hinreichend geweſen wäre. Dieſes iſt wiederum eine Vergütung nach der umgekehrten Rechnung, welche faſt von mathematiſcher Genauigkeit iſt. Eine nicht minder wichtige Schwierigkeit macht uns die Kenntniß und Gewohnheit des Theaters, welche die Franzoſen vor den Griechen zum voraus haben. Beſtändige Schauſpiele machen die Zuſchauer kalt. Das Volck in Athen hatte nur gewiſſe Tage im Jahr Tragödien; bey uns iſt dieſe Beluſtigung faſt alltäglich, und man weiß, wie ſehr eine wiederhohlte Luſt geſchwächt wird.

Ich rede nicht von der Erfindung der Druckerey, von dieſer Kunſt, die der Geſellſchaft ſo nützlich, dem Fortgange der Wiſſenſchaften ſo günſtig, aber den noch lebenden Verfaſſern ſo nachtheilig iſt: von dieſer Kunſt, welche allen Zuſchauern die grauſame Bequemlichkeit verſchafft, bey kaltem Blut und in der Einſamkeit ihres Cabinets zu beurtheilen, was die Griechen nicht anders als in den Pomp des Spectackel eingekleidet ſahn. Die Abſchriften auf Rollen waren koſtbarer, langſamer in ihrer Vermehrung, und folglich weniger gemein als unſre gedruckten: die athenienſiſchen Poeten hatten wenige Leſer und das Publicum war daher leichter zu verführen. Die Gewohnheit und das Leſen machen unſre Zuſchauer weit ſcharfſichtiger, aber auch ſchwerer zu täuſchen. Man weiß ſchon zum voraus alles was die einander entgegen geſetzten Caracter und der Streit der Paßionen hervorbringen können. Alle Situationen ſiehet man vorher, und ohne ein Wunder der Kunſt kan man keine Entwickelung vorbereiten, ohne ſie durchſcheinen zulaſſen. Soll ich es kurz ſagen? die Poeten haben ſich allzuſehr mitgetheilt. Sie haben die Unheiligen zu ihren Geheimniſſen gelaſſen; alles iſt aufgedeckt. Man ſieht die Stricke, welche die Maſchinen bewegen, und die Bezauberung iſt zerſtört. Die Muſen hätten, wie die Sybillen, ihre Orakel nicht anders geben ſollen als aus der Tiefe einer unbetretenen Höhle.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 11. Septemb. 1750.

No. XXXVII.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Paris.

La Force du Naturel, Comédie par Mr. Destouches. 1750.

Der Dichter giebt hier der Tochter eines Marquis eine Neigung zu geringer Lebensart, wovon die Urſache ſeyn ſoll, weil ſie würklich nicht des Marquis Tochter, ſondern untergeſchoben war. Gegentheils läßt er ein gemeines Mädchen vom Lande von einnehmendem Weſen und höflichen Manieren ſeyn, weil dieſes Mädchen eigentlich von dem Geblüte des vornehmen Mannes iſt. Die Julia, ſo heißt die erſtere, hat indeſſen keinen ſchlechten Caracter: Sie hat ein tugendhaftes Hertz, ſie iſt witzig und naiv in ihren Antworten und eine Liebhaberin der ſchönen Natur: Kan man beſſer ſeyn? Ihr Fehler iſt, daß ihre Liebe auf den Intendanten ihres Vaters fällt. Wer iſt dieſer Intendant? Er hat einen vornehmen Herrn im Kopf, er iſt fähig, wenn man ihn rühmt, ſich zu zieren. Doch an ihrer Liebe iſt die Maxime Schuld, die der Dichter hat geltend machen wollen. Sie hat noch einen Fehler, daß ſie die artige und höfliche Babet, ſo heißt die würckliche aber unerkannte Tochter des Marquis, verächtlich tractirt. Dieſe Babet, ein gebohrnes Fräulein, bekommt gleich nach ihrer Geburt eine völlig bäuriſche Erziehung, aber ſie bleibt dennoch ein Staats-Fräulein, ſie liebt Grafen, und verachtet Intendanten; hingegen muß Julia, ſo früh adelich ihre gantze Erziehung und Lebensart iſt und ſo verändert ihr Blut geworden ſeyn mag, dennoch eine unbegreifliche Antipathie gegen vornehmes Blut haben. Wir ſehen wohin die Liebe dem Adel zu ſchmeicheln einen Philoſophen führt. Wer zwang ihn, zur Hauptmoral ſeines Stücks einen Satz zu machen, den faſt jede Familie widerlegt? Wie wenn ſein Witz das Gegentheil vorgeſtellt und anſtatt der Eitelkeit zu ſchmeicheln, ſie gedemüthigt und vielleicht gebeſſert hätte! Selbſt die Printzen von einer groſſen Seele ärgern ſich, daß ſo viel träge, abergläubiſche und niederträchtige Printzen ſind, warum ſollen ſich denn die Marquiſen alle für gut halten?

Uebrigens ſiehet man dieſer Comödie ihren groſſen Werth wohl an. Die Caracter ſind alle wohl gezeichnet und gut abgeändert. Die Geſinnungen ſind von einer gewiſſen Hoheit und Würde, und zur Probe eines lebhaften Geſprächs würden wir die

Unterredung der Julia mit dem Grafen, ihrem Freyer, verſetzen, wenn die Comödie ſich nicht ſchon durch den Nahmen ihres Verfaſſers anprieſe.

Fortſetzung
der
Theorie des ſentiments agreables.

Man kann nicht ohne einen geheimen Schauer zerriſſene Gliedmaſſen, beſchwerliche Auswüchſe und bleiche Todtenfarben an andern wahrnehmen. Im Gegentheil aber giebt ſich eine glückliche Vermiſchung im Gebilde durch die Anmuth der Farben zu erkennen und die Organen, welche nichts überflüßiges, ſondern nur das haben, was nöthig iſt, ihre Geſchäfte vollkommen auszurichten, machen ſich durch die Annehmlichkeit der Züge kenntlich.

Das angenehme Weſen iſt viel reitzender als die Schönheit des Cörpers, weil es wie ein durchſichtiger Schleyer iſt, durch welchen der Geiſt durchſcheinet. Die Schönheit des Geiſtes, ſo glänzend ſie auch iſt, wird dennoch durch die Schönheit des Herzens verdunkelt; und die allerwitzigſten Einfälle haben den Schimmer der Züge nicht, die uns eine wohlthätige, heldenmüthige und uneigennützige Seele mahlen. Unſere Theater werden allezeit vom Lobe der Großmuth jenes Oberprieſters widerhallen, der Furcht für GOTT hat, und für keinen andern: und das menſchliche Geſchlecht wird in allen Jahrhunderten die Reue erheben, die Titus darüber hatte, daß er einen Tag verlohren, woran er niemanden glücklich gemacht. Dieſe Züge des Herzens flößen uns bisweilen eine lebhafte Paſſion gegen Verſtorbene ein: woher hat Plutarch in ſeinen Vergleichungen dieſen Vorzug über höhere Geſchichtſchreiber, daß man ihn ſo oft wieder lieſt und allezeit glaubt, man leſe ihn zum erſtenmahl? Daher weil er gewiſſermaſſen die Hiſtorie der edelmüthigen Empfindungen ſchreibt. — Ein Verräther iſt infam, ſelbſt in den Augen derjenigen Nation, die er durch ſeine Treuloſigkeit rettet; ein Verſchwender iſt lächerlich, ſelbſt in den Augen desjenigen, den er durch ſeinen Untergang bereichert. Ein unbekannter im Gegentheil, ein jeder rührt uns auf eine angenehme Weiſe durch eine tugendhafte Handlung, wovon wir verſichert ſind, daß wir niemals einen Vortheil genieſſen werden, und es iſt ſo gar nicht unmöglich, daß uns an einem Feinde die Größe des Heldenmuths gefalle, ſelbſt zu der Zeit, da ſie uns ſchrecket. — Laß uns den Geſchmack für das Schöne reinigen, erweitern und vollkommen machen. Die Weißheit iſt davon ein Zweig. Das heißt tugendhaft ſeyn, wenn man der Schönheit der Sitten das ſchuldige Opfer der Liebe und der Ehrerbietung bringt.

Es iſt die Schönheit des Herzens und des Geiſtes, welche durch ihre Vereinigung dieſe ſo ſchätzbare und ſo ſeltene Eigenſchaft bildet, die man nur unvollkommen durch das Wort Höflichkeit (urbanité) bezeichnet und die mit ſo vielem Glanz in den ſchönſten Wercken des Plato und des Cicero hervorleuchtet. Edle Politeſſe, welche zu billigen weiß, ohne Albernheit, zu loben ohne Neid, zu ſpotten ohne Bitterkeit; welche die Lächerlichen mitnimmt, mehr aus Luſtigkeit als Boßheit; welche über die ernſthafteſten Sachen eine Anmuth ausſtreuet, entweder durch das Saltz der Ironie, oder durch einen feinen Ausdruck, welche von dem ernſthaften zu dem aufgeweckten leicht übergeht, ſich verſtehen läßt, indem ſie ſich errathen läßt, Witz zeiget, ohne ihn zu ſuchen und tugendhaften Empfindungen den Ton und die Farbe einer ſüſſen Freude giebt.

Und

Man ſolte faſt ſagen, daß es für die Völker von Norden und von Mittag, für diejenigen, die durch einen Meerbuſen oder durch eine Kette von Bergen getrennt ſind, ja was ſage ich, für Menſchen, die in dem Schooß einer und eben derſelben Familie gebohren ſind, ganz verſchiedene Quellen von Annehmlichkeit und Vergnügen gäbe. Was für den einen ein Reitz der Augen, der Ohren und des Geiſtes iſt, das iſt für den andern eine Marter. Die Verſchiedenheit der Organen iſt hievon die vornehmſte Urſache. So gefällt den zarten und feinen Fiebern der Augen mehr das Violet, als die Orangefarbe, weil das Violet eine Farbe iſt, die aus ſchwächern Strahlen beſteht. Die Orangefarbe wird aber nach dem Urtheil derer wiederum den Vorzug erhalten, deren Fibern der Augen ſtärker und feſter ſind.

Für ein delicates Volk iſt ein rauher Thon, was es für ein rohes Volk nicht iſt: und Petrarch redet von einem Menſchen, der weniger an dem Geſang der Nachtigallen ergötzt ward, als an dem Concert der Fröſche. Die Fiebern ſeiner Ohren waren vermuthlich ſo feſt, daß ein aufeinander folgendes ſcharfes Geſchrey ſie erſchüttern konnte, ohne ſie zu ermüden. Die Natur hat das Gehirn vielleicht eben ſo abgeändert, als die Werkzeuge der Sinne. Was für ein Unterſchied zwiſchen dem Feuer eines indianiſchen und dem Eiſe eines lappländiſchen Kopfs! Der Eindruck von einem und eben demſelben Gegenſtande kan auf ſo verſchiedene Subſtanzen nicht einerley ſeyn. So muß bey den Völkern von Mittag die Declamation, wenn ſie gefallen ſoll, weit feuriger ſeyn, als bey den Völkern von Norden, weil ſie dort nach einer lebhafteren Empfindung eingerichtet ſeyn muß.

Eine eingeſchränkte und weitläuftige Erkenntniß iſt auch noch eine Urſache des abenteuerlichen Geſchmacks. Die Egyptier bewunderten in den Werken der Baukunſt hauptſächlich das Groſſe; die Gothen ſuchten darinn das Mannigfaltige. Groſſe Baumeiſter haben keine von dieſen Zierathen verachtet; aber ſie haben ſie zu vereinigen und ſchöne Verhältniſſe hinzuzufügen gewußt. Mit der Muſic iſt es eben ſo. Hier gilt allein eine kühne und gelehrte Compoſition, anderswo ſchätzt man nichts, als eine getreue Nachahmung der Natur. Der groſſe Muſicus ſchließt keine von dieſen Annehmlichkeiten aus; er weiß die widerſinnigſten Diſſonanzen zu rechter Zeit zu bändigen, und eine Harmonie herauszuziehen; er hält ſich aber am meiſten daran, Empfindungen zu erregen und glaubt nicht eher den Gipfel der Vollkommenheit erreicht zu haben, als biß er zu gleicher Zeit dem Ohre ſchmeicheln und dem Herzen befehlen kann. Das Licht des Verſtandes nicht gerechnet, ſo iſt die Neigung des Herzens hinreichend, eine Verſchiedenheit in den Geſchmack zu bringen. Der Neid, der traurige Liebhaber der Todten, haßt die Lebenden und ſetzt die Künſtler, einen vor den Augen des andern, herunter. Iſt man aber kein Rival von ſeinen Zeitverwandten und Landesleuten: So ſetzt man ſie gern auf den Gipfel der Vollkommenheit und man ſchmeichelt ſich, die Lorbern mit ihnen zu theilen, die man unter ſie austheilt. -- Der Stolz entſcheidet auch oft die Ehre der Künſtler und ihrer Werke. Die Römer achteten nichts hoch, als Talente, die ſie tüchtig machten entweder in der Republic zu herrſchen oder über die benachbahrten Völker zu triumphiren. -- Bisweilen trägt es ſich ſo gar zu, daß die Grundſätze der Religion in den Geſchmack einen Einfluß haben. Die vollkommenſten Statüen ſind für einen frommen Muſelmann nichts, als ſcheußliche Götzenbilder.

Die verſchiedenen Arten der angenehmen Empfindungen geben uns einen Beweiß, daß ein GOtt iſt. Sie ſind durch natürliche Kennzeichen von einander unterſchieden, wovon es ungereimt ſeyn würde, wenn man einer blinden Urſache die Ehre geben wolte.

Warum gefällt uns in den Werken der Kunſt die Uebereinſtimmung der Mittel mit ihrem Zweck nicht eher, als bis man davon unterrichtet iſt, und warum giebt ſich dieſelbe in der Figur der Menſchen, der Thiere und der Pflanzen durch ein geheimes Vergnügen zu erkennen, welches allen unſern Reflexionen zuvorkömmt? Können wir glauben, daß der Urheber der Natur von dem nichts wiſſe, was er uns ſelbſt offenbaret? und können wir dem Baumeiſter des Ganzen einen Verſtand abſprechen, da er durch die Annehmlichkeiten, als durch ſo viele Kennzeichen ſeiner wohlthätigen Hand, uns von dem geheimen Verhältniſſe unterrichtet, worinn wir uns mit den verſchiedenen Theilen ſeiner Werke befinden?

Unter allen Gegenſtänden, die ſich unſern Sinnen darſtellen, iſt keiner, der uns angenehmer rühret, als ein ſchönes Geſicht. Die regelmäßigſten Züge ſind aber weniger einnehmend, als die Annehmlichkeiten des Geiſtes, welche hinwiederum durch Empfindungen und Thaten, die eine Erhabenheit der Seele und des Heldenmuths ankündigen, verdunkelt werden. Eben diejenige Weisheit, die die Schönheit des Cörpers, des Geiſtes und des Herzens ſo abgeändert hat, hat auch ihre Bewegungen ſo verſchieden gemacht. Die Bewegungen des Geiſtes, die angenehmer ſind, als die Bewegungen des Cörpers, ſind doch nicht ſo angenehm, als die Bewegungen des Herzens.

Es iſt noch ein anderer Unterſchied unter den Vergnügungen, der eine verſtändige Macht ſehr laut verkündiget. Der Duft wohlriechender Sachen, das Spectakel der Baukunſt, der Malerey und der Declamation, die Reizungen der Muſik, der Poeſie, der Geometrie, der Hiſtorie und einer auserleſenen Geſellſchaft, alle dieſe Güter ſind natürlicher Weiſe ſo beſchaffen, daß ihr Genuß ein Vergnügen, ihr Mangel aber kein Schmerz iſt. Es ſind nicht Hülfsmittel, die unſere Bedürfniſſe erleichtern; es ſind Annehmlichkeiten, die uns bereichern und unſer Glück vermehren. Wie viele Menſchen kennen ſie nicht, und führen doch ein angenehmes Leben! So iſt es aber nicht mit einigen andern Arten angenehmer Empfindungen beſchaffen. Das Geſetz z. E. das uns einladet, Nahrung zu uns zu nehmen, begnüget ſich nicht damit, daß es unſern Gehorſam belohnet; es beſtraft unſern Ungehorſam. Der Urheber der Natur, beſorgt uns zu unſerer Erhaltung zu leiten, hat ſich nicht auf das Vergnügen allein verlaſſen; er bringt uns dazu durch einen weit ſtärkern Trieb, durch den Schmerz. Seine gutthätige Aufmerkſamkeit giebt ſich ſo gar auch in der verſchiedenen Dauer der mancherley Empfindungen zu erkennen; die Empfindungen des Geſichts, des Gehörs, des Geiſtes, des Herzens, diejenigen, die eine gemäßigte Bewegung begleiten, ſcheinen ſich uns allezeit darzubieten. Sie füllen den leeren Raum unſeres Lebens aus, ohne der Geſundheit Eintrag zu thun. So iſt es aber z. E. nicht mit dem Vergnügen, das mit der Nahrung verbunden iſt. Wenn ſeine Dauer ſich über die Bedürfniß ausdehnte, ſo würde ein unmäßiger Gebrauch die geſundeſten Nahrungsmittel bald in ein tödtliches Gift verkehren. -- Der Schmerz und das Vergnügen beziehen ſich gleich ſtark auf unſere Erhaltung. Ein angenehmer Eindruck bezeichnet diejenigen Nahrungsmittel, die ſo beſchaffen ſind, daß ſie ſich in unſere Subſtanz verwandeln können, und der Hunger und Durſt erinnert uns, daß die Ausdünſtung und Bewegung uns einen Theil von uns ſelbſt entführet habe, u. daß es gefährlich ſeyn würde, die Erſetzung dieſes Verluſts noch länger aufzuſchieben. Laßt uns einen Augenblick annehmen, daß keine unangenehme Empfindung uns von den gegenwärtigen oder künftigen Uebeln mehr benachrichtige. Wir werden alsbald gewahr werden, daß der Schmertz nur darum auf der Welt verbannt iſt, um dem Tode Platz zu machen, der ſich zum Untergang aller Arten der Thiere, ſo wol mit ihren Uebeln, als auch mit ihren Gütern wider dieſelben bewafnen würde.

Bisweilen ſcheint es, daß der Schmertz uns an unſere Uebel auf unnöthige Weiſe erinnert. Das macht, es iſt mit den Geſetzen der Empfindung ſo beſchaffen, wie mit den Geſetzen der Bewegung. Dieſe bringen oft den Regen auf einen Felſen oder auf ein unfruchtbares Erdreich.

Die Geſetze der Empfindungen vereinigen ſich nicht allein mit der gantzen Natur zum Beſten eines verſtändigen Weſens ein Zeugniß abzulegen, ich ſage noch mehr: ſie verkündigen einen wolthätigen Geſetzgeber. — Ich rufe zu Zeugen dieſer Verſchwendung angenehmer Empfindungen, die Malerey an, die Bildhauerkunſt, die Baukunſt, alle Gegenſtände der Augen, die Muſik, den Tanz, die Poeſie, die Beredſamkeit, die Hiſtorie, die Geometrie, alle Wiſſenſchaften, alle Beſchäftigungen, alle Spiele, die Freundſchaft, die Zärtlichkeit, kurtz alle Bewegungen des Cörpers, des Geiſtes und des Hertzens. So groß iſt die Güte GOttes; es ſcheinet daß er alle die Arten der Vergnügungen und der Annehmlichkeiten verſchwendet habe, die nur mit dem Siegel der Weisheit bedrückt werden konnten.

(Das übrige folgt künftig.)

* * *

Fortſetzung der Betrachtungen des Hrn. Marmontel über die Tragödie.

Zu allem Unglück iſt auf der Bahn die unſre Meiſter gegangen ſind, alles eingeerndtet. Corneille hat die Quellen der Politic und des Heroismus erſchöpfet, oder er hat vielmehr beydes ſo weit getrieben, daß man ſehr eitel ſeyn und ſehr gedemüthigt werden würde, falls man ihm zu folgen verſuchen wolte. Racine hat alle Bewegungen der Liebe und Eiferſucht aufgeführet. Ihre Rivalen haben alles gebraucht, was groſſe Paſſionen tragiſches an ſich haben. Man hat alle Regiſter der Seele ſpielen laſſen, alle Intereſſen ſind vereiniget, alle Caracter aufgenommen und glücklich ausgeführt werden. Es bleibt alſo demjenigen nichts übrig, der nicht gantz nachahmen will, als daß er neue Situationen, rührende theatraliſche Ausſichten erſchaffe, und dieſer Weg iſt mit Klippen und Abgründen unterbrochen. Was für ein Bauwerck iſt nicht der Plan einer Tragödie, wo man von einer intereſſanten Situation zu einer andern noch intereſſantern ununterbrochen bis zur Entwickelung fortgeht, wo die Handlung, in die Gräntzen der allergenauſten Wahrſcheinlichkeit eingeſchloſſen, nichts als eine Kette macht, in der That eine verflochtene, aber nur eine, einfach und ohne Nebenzweige: wo alle Begebenheiten aus der Hauptmaterie und aus dem Caracter der Perſonen hervorfallen! denn einen ſolchen Begriff hat man jetzt von der Tragödie in Anſehung ihrer Verwickelung, und nach dieſer Regel müſſen wir erwarten, gerichtet zu werden.

Es iſt nichts ſo ſimpel, als der Begriff den ich mir von der Tragödie von der Einheit ihrer Handlung und von ihrer Auflöſung gemochte heiſſe. Man ſtellt Perſonen vor, die eine theatraliſche Handlung verrichten oder leiden ſollen. Man ſetzt die Zuſchauer in den Vortheil derer, für die man Mitleiden oder Bangigkeit erregen will. Man bringt ſie zu gleicher Zeit in Gefahr und in Action. Dieſe Gefahr dauert und verdoppelt ſich, je länger ſie agiren, oder wird unmittelbar durch neue Gefahren erſetzt, welche aus gleichem Grund und Boden erwachſen. Die Perſonen werden nach dem Gewebe der Action errettet oder kommen um. Gebet da eine ſimple und vollſtändige Verwicklung! Ich glaubte im Ariſtomen dieſe Methode beobachtet zu haben, indeſſen wollen einige Critiken eine doppelte Handlung und Auflöſung darinn gefunden haben. Ohne Zweifel habe ich mich geirrt; aber iſt es in der Theorie oder in der Practic geſchehen? Ich bemercke wol eine doppelte Handlung in der Hecuba des Euripides, wo auf den Tod des Polidorus die Gefahr der Polixena folgt. Ich mercke wol wie die Handlung der Tragödie, die Horazier, beym vierten Aufzuge geendigt iſt, allwo der Streit der Albaner und Römer durch den Kampf beygelegt iſt, aus welchem Horaz ſiegreich herauskommt. Aber die Handlung des Ariſtomen iſt die Verfolgung, die dieſer Held im Schooſſe ſeines Vaterlandes leidet, und um dieſe zu endigen, muß er ſterben oder über ſeine Verfolger triumphiren. Wenn ſeine Gemahlin und ſein Sohn im vierten Aufzuge ſtürben: ſo wäre das groſſe Intereſſe zerſtört, aber die Handlung wäre noch nicht aufgelöſet. Ich habe ſie in der Gefahr gelaſſen bis zur Entwickelung durch den Wechſel des fünften Aufzuges. Dieſer letzte Streich des Cleonnis iſt verworffen worden und niemand hat mir die eigentliche Urſache geſagt. Iſt es darum, weil beym Anfange des fünften Aufzuges alles hätte beſänftigt ſeyn können? Allein konnte Cleonnis es wol ſeyn, ohne ſeinen Caracter zu verläugnen? Das letzte Mittel, das er braucht, iſt es ſeiner unwürdig oder iſt es mit der Materie nicht verwandt? Seit wann ſind die Peripetien nicht mehr theatraliſche Schönheiten? Wenn das Intereſſe welches man für den Ariſtomen hat, allein ſchuld iſt, daß man es misbilliget, daß er wiederum in die Gefahr fällt in demſelben Augenblick, wo er herausgekommen ſcheint, ſo würde mich dieſe Critick ſehr ſchmeicheln. Ein Autor iſt glücklich wenn ſeine Zuſchauer ungeduldig werden über das Unglück einer Perſon, die in der Cataſtrophe glücklich herauskommen ſoll. Indem er aber dieſe Ungeduld erregt, macht er ſich anheiſchig, ſie durch eine vergnügte Auflöſung zu endigen. Durch die Auflöſung der Jone wäre Ariſtomen gefallen. Ueberhaupt diejenigen Cataſtrophen, die für die intereſſanten Perſonen glücklich ausfallen, ſchicken den Zuſchauer zufrieden mit dem Verfaſſer und mit dem Schauſpiel nach Hauſe, und die entgegen geſetzte Art, die vielleicht tragiſcher iſt, läßt allzuviel Bitterkeit in der Seele, als daß ſie unter die Luſtbarkeiten geſetzt werden könnte. Nach meiner Meinung iſt die Tragödie ein Spiel, bey welchem der Geiſt gern bekümmert ſeyn mag, ſie will ſich aber zuletzt mit Süßigkeit und Wolluſt erfüllt aus ihrem Kummer herausziehn.

Intereſſiren heiſt nach dem Sinn der Alten ſo viel als Schrecken oder Mitleiden, oder beydes zugleich erregen. Hiezu ſchien ihnen hinlänglich, berühmte Leute in ihrem Unglück vorzuſtellen, ohne ihnen einen an ſich ſelbſt intereſſanten Caracter zu geben. So iſt Oedipus und Philoctet, die beym Sophocles nichts haben, was uns für ſie einnimmt, als ihre Nahmen und ihr Unglück. Und ich darf wohl ſagen, daß Electra im Euripides noch etwas weniger als intereſſant iſt, wegen der Härte ihres Caracters. Ueberhaupt ſehe ich wol einige Laſter an ihren Perſonen gezeichnet, aber ſehr wenig Tugenden: entweder weil ſie eine ſo gute Meinung von ihren Zuſchauern hatten, daß ſie glaubten der Nahme eines Menſchen wäre dem Unglücklichen genug, ſeines gleichen in Bewegung zu bringen, oder auch weil ſie, da die Moral den Grad der Erhabenheit noch nicht erreicht hatte, wozu ſie ſeit dem gekommen iſt, nicht genugſam ſtarke Farben hatten, die theatraliſchen Tugenden zu mahlen.

Aber was ſie beſſer als wir beobachtet haben, daß iſt das Intereſſe des Subjects. Das neuere Theater hat keines das mit dem in der Merope, im Oedipus, in der Hecuba, in den beyden Iphigenien zu vergleichen wäre. So groß iſt die Güte dieſer Materien, daß es unmöglich iſt, daß ſie aufhören ſolten intereſſant zu ſeyn, zu welcher Zeit, in welchem Lande und auf welche Art man ſie behandelt, vorausgeſetzt daß man ſie nicht verunſtaltet und erniedriget. Wir haben viel berühmte Tragödien, für deren Schickſal man nicht ſo gut Bürge werden kan. Die Natur iſt allezeit und allenthalben gleich: aber die Sitten und die Geſtalt der Leidenſchaften ſind eben ſolchen Veränderungen unterworfen, als die Zeiten und die Königreiche. Welchen Fortgang würde nicht zu Rom die Tragödie der Horatier gehabt haben? welchen Fortgang hätte wol Britannicus zu Lacedämon gehabt?

Man hat immer geglaubt, in der Tragödie fänden ſich nur zwo Arten von Intereſſe, das Schrecken und das Mitleiden. Es iſt gewiß, man war in nichts einig, als im Ausdruck, und war oft verſchieden in der Anwendung. Das Mitleiden iſt niemals zweydeutig geweſen, aber mit dem Schrecken verhält es ſich anders. Die ganze Welt iſt mit dem Ariſtoteles einig, daß man Schrecken erregen muß, daß Oedipus, Prometheus, Oreſt und Meleager Schrecken erregen; aber wenn Ariſtoteles zu ſeinen Anhängern geſagt hätte: Jn jemand Schrecken erregen, heißt ihm Furcht machen, in das Unglück zu fallen, welches man ihm vorſtellt. Würde man mit dem Ariſtoteles einig ſeyn, daß man ſich in der That fürchte ſeinen Vater umzubringen, und ſeine Mutter zu heyrathen, wie Oedipus; von einem Geyer zerriſſen zu werden, wie Prometheus; ſeine Mutter zu ermorden und von den Furien geplagt zu werden, wie Oreſt; mit einem Feuerbrande zu gleicher Zeit zu verachen, wie Meleager? Das Schrecken kommt alſo nicht immer von einer Zurückſicht auf ſich ſelbſt, wie Ariſtoteles verlangt, und oft iſt es nicht für uns daß wir im Schauſpiel zittern, ſondern für den, der in Gefahr iſt, und für den wir uns intereſſiren.

Ich will dieſes heilſame Schrecken, wovon Ariſtoteles redet, nicht für chimäriſch halten; aber ich glaube daß es nicht anders erregt werden könne, als durch Exempel die nach der Faſſung der Zuſchauer ſind. Dergleichen ſind die Unglücksfälle der Leidenſchaften, welche, ob ſie gleich an hohen Perſonen vorgeſtellt werden, darum nicht minder auf das Volk ſich paſſen. Dieſe Art des Schreckens mit dem Mitleiden vermiſcht, macht das Intereſſe lebhafter und allgemeiner, aber, es muß in dem Grunde des Subjects liegen, alle Kunſt in der Ausführung kann es nicht erlangen. Wie ſind dergleichen Subjecte ſo ſchätzbar! aber wie rar ſind ſie auch, und wie ſchwer iſt der ſo oft wiederholte und ungerechte Vorwurf der Gleichförmigkeit zu vermeiden! Warum iſt die Natur in allen Hertzen ſich ſelbſt ſo ähnlich, oder warum macht man denen, die ihr nachahmen, eine Schande daraus, ſie mit gleichen Zügen zu mahlen?

Es giebt ein Intereſſe der Neubegierde, welches zur Tragödie nicht hinreichend, aber mit dem Intereſſe des Schreckens und Mitleidens weſentlich verbunden iſt. Denn dieſe beyden Empfindungen führen aufs Ungewiſſe: und hieraus entſteht eine unruhige Neubegierde, das Gewerbe der Situationen zu ſehn. Daher kommt es, daß nichts intereſirt, was man vorausſieht, und daß die ſtärkſte tragiſche Situation kalt wird, ſo bald man ein Mittel findet heraus zu kommen, ohne in eine noch ſchrecklichere Situation zu gerathen.

Es giebt ein Intereſſe der Verwunderung, welches Corneille aufs Theater gebracht hat und womit er ſich zuweilen begnügt zu haben ſcheint. Aber man muß bekennen, dieſes iſt nicht in ſeinen beſten Tragödien. Eine Empfindung, erregt durch Tugend, Größe der Seele, Weisheit und durch alles was das Gepräge des Heroismus trägt, das Laſter ſelbſt nicht ausgenommen, giebt dem theatraliſchen Intereſſe die letzte Vollkommenheit, aber hinreichend iſt ſie nicht. Ja man muß erwarten, eine Tragödie, wo dieſe Art von Intereſſe herrſcht, mehr hochgeſchätzt als gangbar zu ſehn. Die Menſchen ſind ſehr gern mitleidig: aber ſie bewundern ſehr ungern. Denn das Mitleiden ſchmeichelt dem St[illegible] deſſen, der es fühlt, und die Bewunderung beleidigt ihn. Man glaubt über diejenigen zu ſeyn, die man bedauert, und man bekennt, daß man unter denen iſt, die man bewundert. Laßt uns hinzuthun, daß uns das Große eher als das Pathetiſche kalt werden läßt, und daß zum Bewundern eine gleiche Ueberraſchung gehört, als zum Lachen.

Ein Punct den ich entſchieden zu ſeyn glaube, iſt dieſer, das Intereſſe in der Tragödie ſolle nur eines ſeyn, gleich wie die Handlung: das heißt, es ſolle nur auf eine Perſon fallen, oder auf mehrere, die durch Gefahr und Unglück verbunden ſind. Ich habe mit den Kennern darüber geſprochen. Sie haben gemeint, daß man das Intereſſe theilen könnte und ſie haben mir ſo ehrwürdige Exempel angeführet, wie Cinna und Andromacha ſind. Ich habe dieſen Exempel nachgedacht und habe gefunden, daß man mich nicht verſtanden hatte. Die Perſonen, die durch das Intereſſe in einer Tragödie getheilt ſind, können uns wechſelsweiſe einnehmen, ohne das Hauptintereſſe zu ſchwächen. Man bedauert die Hermione, man bedauert die Andromacha und daraus entſpringt ein allgemeiner Wunſch, daß Pyrrhus die eine heyrathen und der andern ihre Freyheit laſſen ſoll. Man bewundert die Emilia, man iſt mit ihr für des Cinna Leben beſorgt, und man wird von der Tugend des Octavius gerührt: daraus entſpringt ein allgemeines Verlangen den Octavius in Sicherheit, Emilien beſänftigt und mit ihrem Liebhaber verbunden zu ſehn. Dieſe beſondern Intereſſen fallen in das Hauptintereſſe hinein und helfen ſich einander, anſtatt ſich zu zerſtören. Aber ſo bald man die Unmöglichkeit ſieht, die beſondern Intereſſen zu vereinigen, ſo ſchwächen ſie ſich wechſelsweiſe, indem ſie der Bewegung des Zuſchauers eine verſchiedene Richtung geben, und die Phädra des Racine ſcheint mir in dieſem Umſtande zu ſeyn, wegen der Unmöglichkeit die man ſieht, die Phädra, den Hyppolitus und die Aricia zugleich glücklich zu ſehn.

Alſo muß das Intereſſe von dem Grunde des Subjects und von dem Caracter der Perſonen abhangen, aber dem Geſpräche kommt es zu, das eine ſo wol als das andre ſichtbar zu machen.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 18. Septemb. 1750.

No. XXXVIII.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Dresden.

Bey Walther iſt herausgekommen: Oeuvres de Mr. de Voltaire, Nouvelle Edition &c. Tome IX. 1750.

Wir haben ſelbſt gefunden was wir neulich gewünſcht haben. Die Comödie Nanine iſt auf andre Grundſätze gebaut als La Force du Naturel. Voltaire kennt die menſchlichen Naturen zu gut, als daß er nicht wiſſen ſollte, daß ein gutes Genie ohngefehr und überall hinfallen kan und nur auf das Glück der Erziehung wartet, ſichtbar zu werden. Er führt hier ein gemeines Mädchen auf, mit allen Talenten begabt, die es der Vermählung mit einem verdienſtvollen Grafen würdig machen. Die ſchöne Nanine iſt von ihm erzogen und gebildet worden: Kein Wunder, daß ſie ihren philoſophiſchen Gönner liebt, ohngeachtet ſie es vor ihm und vor ſich ſelbſt verbirgt: denn ſie liebt ihn zu ſehr, als daß ſie ſeinem Intereſſe ſchaden wolte. Die übrigen Perſonen ſind: die Mutter des Grafen, eine gut geartete Frau und groſſe Schwätzerin: die Baroneſſin, die auf die Vermählung mit dem Grafen wartet, hat ihren adelichen Stolz zum Caracter. Der Vater der Nanine, iſt ein grundehrlicher und verſtändiger Mann. Dieſe wohl caracteriſirten Hauptperſonen füllen eine Handlung, worinn die beſte Liebe und die edelſte Großmuth herrſcht. Der Verfaſſer, deſſen theatraliſche Verdienſte ſchon bekannt genung ſind, hat ſich nur drey Aufzüge aufzuführen vorgenommen, worinn er die Begebenheiten zuſammen drengt, die Verwickelung ſchnell knüpft und auflöſt und zu ſeinem Entzweck eilt, welcher iſt, der Bühne eine Pamela zu ſchencken. Dieſe Comödie iſt eine von denen, die die Franzöſiſchen Witzlinge Comedies larmoyantes nennen, in der Sprache der Kenner heiſt ſie, ein Spiel, welches eine Handlung des gemeinen Lebens vorſtellt, worinn, unter einigen lächerlichen und einfältigen Leuten, auch Menſchen von groſſen Geſinnungen vorkommen, und worinn eine zärtliche Erkennung und edle That den Schluß weit ſchöner macht und uns mit mehr Liebe gegen das Schauſpiel und gegen ſeinen Verfaſſer heraus gehen läſt, als der lächerlichſte

Streich und die Auflöſung der allerverworrenſten Intrigue hätte thun können.

In dieſer Comödie wird der Pöbel nicht ſo oft lachen, als die geſitteten und philoſophiſchen Zuſchauer: der Poet wird ſich aber hierüber zufrieden geben. Diejenigen, die in einer Comödie keine That leiden können, die uns eine ſeichte Thräne ins Auge bringt, beſinnen ſich nicht auf die Vorfälle des menſchlichen Lebens, und ſind nur begierig zu lachen oder zu ſpotten. Eben dieſe haben die Semiramis, welche wir hier gleichfals vor uns haben, *Tragédie pour rire* genannt. Es iſt eine Parthey wider Voltären in Paris, welche die letzten Werke eines Mannes, die noch immer die Spuren ſeines Geiſtes an ſich tragen, nicht entſchuldigen will, und uns Ausländer zu glauben verleitet, daß ſie dieſes Mannes nicht würdig ſind. Wenn ſie geſagt hätten: Semiramis reicht nicht an unſers Dichters übrige Tragödien, er vertauſcht ſeine mitleidige Dichtungsart mit der ſchrecklichen, die weder ſo ſchön iſt, noch ihm ſo gut angemeſſen iſt; das Geſpenſt des Ninus regiert hier von einem Ende bis zum andern, und wir ſind nicht geneigt, viel Theil an einer Handlung zu nehmen, die ganz auf eine Sache gebaut iſt, die wir nicht Luſt haben zu glauben: ſo wäre dieſes das allerſtrengſte was man ſagen könnte. Jetzt aber macht man auf dieſen Dichter Bouffonnaden, die in keinen Franzöſiſchen Kopf kommen ſollten, und die dem P. Bouhours ſehr nahe gehen würden.

Aus der Abhandlung von der alten und neuen Tragödie, die der Semiramis vorgeſetzt iſt, wollen wir etwas anführen: Ein berühmter Autor eurer Nation, (er ſchreibt an den Cardinal Querini) ſagt, daß ſeit den ſchönen Tagen Athens die Tragödie irrend und verlaſſen von Land zu Lande den ſucht, der ihr die Hand reichen und ihr ihr erſtes Anſehen wiedergeben möchte, aber ſie habe ihn noch nicht finden können. Wenn er hiedurch verſteht, daß keine Nation ein Theater hat, wo die Chöre faſt beſtändig die Bühne einnehmen und Epoden, Strophen und Antiſtrophen, begleitet von einem ernſthaften Tanz, abſingen; daß keine Nation ihre Schauſpieler auf Arten von Stelzen erſcheinen läßt und ihr Geſicht mit einer Larve bedeckt, welche den Schmerz auf der einen Seite und die Freude auf der andern ausdrückt; daß die Declamation unſrer Tragödien nicht in Noten geſetzt und von keinen Flöten unterſtützt wird, ſo hat er ohne Zweifel Recht und ich weiß nicht, ob es uns zum Nachtheil gereicht. Wenn dieſer Autor aber ſagen will, daß überhaupt dieſe groſſe Kunſt, ſeit der Wiederherſtellung der Gelehrſamkeit, nicht ſo in Anſehen iſt, wie vormals; daß in Europa Nationen ſind, die ſich zuweilen ſehr undankbar gegen die Nachfolger des Sophocles und Euripides bezeigt haben, daß unſre Theater nicht mehr ſo ſtolze Gebäude ſind, als die waren, worinn die Athenienſer ihre Ehre ſuchten; daß wir auf die Spectackel, die in unſern weitläuftigen Städten ſo nothwendig geworden ſind, nicht ſo viel wenden als ſie: ſo muß man in der That ſeiner Meynung ſeyn. *Et ſapit, & mecum facit & Jove judicat æquo.*

Hierauf redet er von der Oper, und zeigt daß dieſe der griechiſchen Tragödie am nächſten komt. Doch, ſagt er, verdirbt man die Regelmäßigſte Oper durch die beſtändige Galanterie, durch Arietten die die Handlung unterbrechen, durch Worte die mehr a und o, als Nachdruck und Verſtand haben; man gewöhnt die Jugend an, mehr auf den Schall als auf den Verſtand zu achten und macht durch einige wohlklingende Arien die ſchlechteſten und unſchmackhafteſten Stücke geltend.

Im zweyten Abſchnitt hält er die Franz. Tragödie mit der Griechiſchen zuſammen. Hier werden unter andern die ganz erdichteten Subjecte wider den P. Brumoi vertheidigt: Erſtlich iſt es falſch, daß die Griechen ſich dieſe Art der Tragödie unterſagt hätten. Ariſtoteles ſagt ausdrücklich, daß ſich Agathon darinn berühmt gemacht habe. Zweytens iſt es falſch, daß dieſe Subjecte nicht gut fortkommen; Die Erfahrung des Gegentheils zeugt wider den P. Brumoi. (Alzire und Zaire, die vortreflichſten Stücke unſres Autors, ſind ganz erdichtet.) Drittens, der Grund den er angiebt wegen der wenigen Würckung, die dieſe Art der Tragödie thun kann, iſt wiederum ſehr falſch: man muß das menſchliche Hertz nicht kennen, wenn man glaubt, es ſey durch keine Erdichtungen zu rühren. Zum vierten, ein blos erdichtetes Subject und ein wahres aber unbekanntes Subject, iſt für die Zuſchauer vollkommen einerley: und wie unſre Bühne Subjecte aus allen Zeiten und Ländern aufnimmt, ſo müſte ein Zuſchauer erſt alle Bücher nachſchlagen, ehe er wiſſen könnte, ob die Vorſtellung eine Hiſtorie oder Fabel ſey: in Wahrheit, er nimmt ſich dieſe Mühe nicht; er läßt ſich erweichen, wenn das Stück rührend iſt, und läßt ſich nicht einfallen zu ſagen, wenn er den Polieucten ſieht, ich habe niemals vom Sever und von der Pauline reden hören, dieſe Leute dürfen mich nicht rühren. Im übrigen, wenn der P. Brumoi ſich an dieſem Ort und an einigen andern geirrt hat, ſo iſt ſein Buch ſonſt eines der beſten und nützlichſten die wir haben, und ich beſtreite ſeinen Irrthum nur, indem ich zugleich ſeinen Fleiß und ſeinen Geſchmack hochſchätze.

Hierauf verſpottet er, mit Recht, die verliebten und galanten Helden der meiſten Tragödien, und ſucht einige Mißbräuche ſeiner Nation bey der Execution der Schauſpiele abzuſtellen.

Die **Leichenrede über die Officier**, iſt meiſtentheils zur Ehre ſeines fünf und zwanzig jährigen unſchätzbaren Freundes des Mr. de Vauvenargues, Capitains beym Leibregiment, aufgeſetzt worden, von welchem er einige tiefgedachte Philoſophiſche Gedancken anführt.

Die gedruckten Lügen, ſind voll luſtiger Anecdoten, denen er zuletzt einige die ihn ſelbſt betreffen, hinzufügt. Unter andern ſchreibt er: Ich hebe noch immer einen Brief auf, den mir ein Autor von dieſer Art ſchrieb: Mein Herr, ich habe ein Libell wider euch drucken laſſen, von vierhundert Exemplaren, wann ihr mir 400 Livres ſchicken wollt, ſo will ich ſie euch alle getreulich zuſtellen.

Die Titelſucht, die Thorheit auf beyden Seiten, ſind gleichfalls voll kleiner luſtiger Nachrichten.

Der Brief eines Türcken, ſchertzt über den Aberglauben ſehr witzig und beiſſend. **Memnon**, ein andres Stück, als die berühmte Orientaliſche Geſchichte, iſt eine nicht ſehr troſtreiche Verſpottung eines Menſchen, der vollkommen Weiſe ſeyn will.

Die proſaiſchen Stücke des Herrn von Voltäre, gefallen ungemein. Wenn ein Dichter ein gewiſſes Alter und einen gewiſſen Ruhm erreicht hat, ſo verliehrt er juſt ſo viel von ſeiner lebhaften Phantaſey und von ſeiner ehrgeitzigen Arbeitſamkeit, daß er zu einer vollkommen ſchönen Proſa das rechte Maaß übrig behält.

Haag.

Defenſe de l'eſprit des Loix, à la quelle on a joint quelques eclairciſſemens. 1750. 5 Bogen in 8.

Man ſieht es dieſer Vertheidigungsſchrift bald an, daß der Hr. von Montesquiou ihr Verfaſſer iſt, ob er gleich von ſich nicht anders als von einer dritten Perſon redet. Er ſoll, heißt es, nichts geringers als ein Spinoſiſt oder Deiſt ſeyn und obgleich beydes mit einander ſtreitet, ſo macht man ihn doch bald zu dem einen, bald zu dem andern; Er iſt alſo ein Spinoſiſt, er, der gleich im erſten Artickel ſeines Buchs die materialiſche Welt von den geiſtigen Weſen unterſchieden; er, der im zweyten Artickel den Atheismus auf folgende Art beſtritten hat: Diejenigen, welche geſagt haben, daß ein blindes Ohngefehr alle Wirkungen, die wir in der Welt ſehen, hervorgebracht, haben eine groſſe Ungereimtheit geſagt. Denn was für eine gröſſere Ungereimtheit iſt wohl, als ein blindes Schickſal, welches verſtändige Weſen hervorgebracht? Er iſt alſo ein Spinoſiſt, er, der wider den Hobbes und Spinoza bewieſen hat, daß die Verhältniſſe der Gerechtigkeit und der Billigkeit allen poſitiven Geſetzen noch vorher giengen.

Der Autor, ſagt die Critick, fällt ſogleich beym erſten Schritt. Die Geſetze ſind in der weitläuftigſten Bedeutung nothwendige Verhältniſſe, die aus der Natur der Sache entſpringen. Die Geſetze aber Verhältniſſe? ꝛc. Antwort: Der Kunſtrichter hat ſagen hören, daß Spinoza ein blindes und nothwendiges Principium annähme, welches die Welt regierte. Ein mehreres brauchte ihm nicht. So bald er das Wort nothwendig findet, muß es ſpinoſiſtiſch ſeyn. Was am meiſten zu bewundern iſt, iſt dieſes, daß der Autor bey dem Kunſtrichter ein Spinoziſt ſeyn muß eben um dieſes Artickels willen, da doch dieſer Artickel die gefährlichen Syſteme zu boden ſchlägt.

Der Autor, ſagt die Critick ferner, führt den Plutarch an, welcher ſagt, daß das Geſetz eine Königin aller Sterblichen und Unſterblichen iſt. Muß man aber von einem Heyden ꝛc. Antwort: Es iſt wahr, daß der Autor den Plutarch anführet, welcher ſagt, daß das Geſetz eine Königin aller Sterblichen und Unſterblichen iſt.

Der Autor hat die Stoiker gelobt, welche ein blindes Schickſal, eine nothwendige Verknüpfung der Dinge zulieſſen; das iſt der Grund der natürlichen Religion. Antwort: Ich nehme einen Augenblick an, daß dieſe Art zu ſchlieſſen gut iſt; Hat der Autor die Phyſik und Metaphyſik der Stoiker gelobt? Er hat ihre Moral gelobt, er hat geſagt, daß die Völker groſſe Vortheile daraus gezogen hätten. Dis hat er geſagt und ein mehreres nicht. Ich irre mich, er hat mehr geſagt. Von der erſten Seite ſeines Buchs an, hat er das Schickſal der Stoiker beſtritten; daſſelbe hat er alſo nicht gelobt, indem er die Stoiker gelobt hat.

Der Autor hat Baylen gelobet, indem er ihn einen groſſen Mann genannt hat. Antw. Es iſt wahr, daß der Autor Baylen einen groſſen Mann genannt hat; er hat aber ſeine Meynungen getadelt; wenn er ſie tadelt, ſo nimmt er ſie nicht an, und weil er ſie tadelt, ſo nennt er ihn nicht ſeiner Meynungen wegen einen groſſen Mann. Alle Welt weiß, daß Bayle einen groſſen Verſtand hatte, den er mißbrauchte; allein dieſen Verſtand, den er mißbrauchte, hatte er doch. Ich liebe diejenigen nicht, die die Geſetze ihres Vaterlandes umſtoſſen; ich würde aber Mühe haben zu glauben, daß Cäſar und Cromwell kleine Geiſter geweſen. Ich liebe nicht die Weltbezwinger; Man wird mich aber nicht überreden können, daß Alexander und Genploſan Köpfe von gemeiner Art geweſen. Der Autor hätte nicht viel Verſtand gebraucht, zu ſagen, daß Bayle ein verfluchter Mann geweſen; es ſcheint aber daß er nicht gern Injurien ſagen mag, es ſey, daß er dieſe Geſinnung der Natur zu dancken oder ſie von der Erziehung bekommen habe. Ich habe Urſache zu glauben, daß, wenn er die Feder ergriffe, er ſolche nicht einmal denenjenigen ſagen würde, die ihm das gröſte Uebel, was nur ein Menſch dem andern anthun kan, haben zuzufügen wollen, indem ſie ſich ziemlich bemühet, ihn bey allen, die ihn nicht kennen, verhaßt, und bey denen, die ihn kennen, verdächtig zu machen. — Hätte der Autor tauſend Injurien wider Baylen ausgeſtoſſen, ſo wäre weder daraus gefolgt, daß Bayle gut geurtheilet, noch daß Bayle ſchlecht geurtheilet hätte. Alles was man daraus hätte ſchlieſſen können, wäre dieſes, daß der Autor Injurien zu ſagen wüſte.

Der Autor, heißt es ferner, hat in ſeinem erſten Capittel nicht von der Erbſünde geredet. Antwort: Ich frage einen jeden vernünftigen Menſchen, ob dieſes Capitel eine Abhandlung aus der Theologie iſt? Wenn der Autor von der Erbſünde geredet hätte, ſo hätte man auf eben die Weiſe auch verlangen können, daß er von der Erlöſung reden ſollen und ſo von Artickel zu Artickel beſtändig fort.

Hr. Domat hat ſein Werk anders angefangen, als der Autor, und hat gleich von der Offenbarung geredet. Antwort: Es iſt wahr, daß Domat ſein Werk anders angefangen, als der Autor, und daß er gleich von der Offenbarung geredet hat

Laßt uns noch bemerken, ſagt die Critik ferner, daß der Autor, welcher findet, daß GOtt freye Weſen nicht ſo, wie andere Weſen, regieren kann, weil ſie als freye Weſen von ſich ſelbſt handeln müſſen, dieſer Unordnung nicht anders abhilft, als durch Geſetze, welche dem Menſchen zwar zeigen können, was er thun ſoll, die ihm aber nicht die Kraft geben, es zu thun ꝛc. Antwort: Der Kunſtrichter hat dem Autor bereits vorgeworffen, daß er nicht von der Erbſünde geredet. Er ertappt ihn nochmahl auf der That; er hat auch nicht von der Gnade geredet. Es iſt eine betrübte Sache mit einem Menſchen zu thun zu haben, der alle Artickel eines Buchs critiſiret, und bey dem nur eine Idee herrſcht. Dis iſt die Geſchichte von jenem Dorfprieſter, dem die Sternſeher den Mond durch ein Fernglaß zeigten, und der nichts ſahe, als ſeinen Glockenthurm.

In der zweyten Abtheilung wird den Einwürffen geantwortet, die man wider beſondere Materien z. E. vom Clima, von der Polygamie, von der Duldung der Religionen ꝛc. gemacht hat. Die Polygamie, wird im Geiſt der Geſetze geſagt, iſt überhaupt betrachtet und ohne auf die Umſtände zu ſehen, die ſie erträglich machen können, dem menſchlichen Geſchlechte nicht nütze. In gewiſſen Himmelsgegenden und Ländern hat ſie aber weniger ſchädliche Wirkungen, als in andern, weil die Anzahl der Männer und Weiber in ſolchen nicht gleich iſt. Das Geſetz von der Polygamie iſt eine Sache, die auf die Ausrechnung ankömmt. Die Vielheit der Weiber und ſo gar die Vielheit der Männer iſt daher in gewiſſen Ländern mehr der Natur gemäß, als in andern. Dieſes Wort mehr der Natur gemäß hat der Kunſtrichter aufgefangen und dem Autor den Verſtand gegeben, als wenn er die Polygamie billigte. Wenn ich aber ſagte, daß ich das Fieber lieber wolte, als den Scorbut, würde dieſes ſo viel heiſſen, als wenn ich das Fieber liebte, oder nur, daß das Fieber mir weniger unangenehm wäre, als der Scorbut?

Die dritte Abtheilung enthält Reflexionen über die Art, wie man den Autor beurtheilet hat. Wenn ein Autor heiſt es, ſich durch ſeine Worte erkläret, ſo iſt es wider die Vernunft, die äuſſern Zeichen ſeiner Gedanken zu verlaſſen, um ſeine Gedanken zu ſuchen, weil nur er ſeine Gedanken weiß; noch weit ärger iſt es, wenn ſeine Gedanken gut ſind und man ihm ſchlimme zueignet.

Wenn man bey einem Autor überhaupt eine gute Abſicht ſieht, ſo wird man ſich ſeltener betriegen, wenn man in gewiſſen Stellen, die zweydeutig ſcheinen, nach der allgemeinen Abſicht urtheilet, als wenn man ihm eine beſondere böſe Abſicht beylegt.

Die Critik kan als eine Prahlerey mit ſeinem Vorzuge, den man über andere hat, angeſehen werden; ihre gewöhnliche Wirkung iſt, daß ſie den menſchlichen Stolz auf einige Augenblicke kützelt. Diejenigen, die ſich ihr ergeben, verdienen allezeit ein billiges Verfahren, aber ſelten einiges Nachſehen.

Wie die Critik unter allen Arten zu ſchreiben diejenige iſt, worinn es am ſchwerſten iſt ein gutes Naturell zu zeigen, ſo muß man behutſam ſeyn, daß man eine ſchlimme Sache durch die Bitterkeit der Worte nicht noch ärger mache. Wenn man über wichtige Materien ſchreibt, ſo iſt es nicht genug, daß man ſeinen Eifer befrage; man muß auch ſeine Einſichten zu Rathe ziehen: und wenn uns der Himmel keine groſſe Talente verliehen hat, ſo kan man ſolche durch Mißtrauen zu ſich ſelbſt, durch Arbeit und Reflexionen erſetzen.

Die Kunſt, in einer Sache, die natürlicher Weiſe einen guten Verſtand hat, alle den üblen Sinn zu finden, den ein Geiſt, der nicht richtig urtheilt, ihr nur geben kan, iſt den Menſchen nichts nütze. Diejenigen, die ſie üben, gleichen den Raben, die die lebenden Cörper fliehen und allenthalben herumfliegen, um Aeſer zu ſuchen.

Vor den Augen der Menſchen ſind die Handlungen allezeit aufgedeckter, als die Bewegungsgründe und es iſt ihnen leichter zu glauben, daß die That, harte Injurien zu ſagen, etwas böſes iſt, als ſich zu überreden, daß die Bewegungsgründe, die einen dazu antreiben, etwas gutes ſind.

Wenn ein Menſch über Materien von der Religion ſchreibt, ſo muß er ſich auf die Frömmigkeit ſeiner Leſer nicht ſo ſehr verlaſſen, daß er ihnen unvernünftige Dinge vorſaget; Jemehr er ſich bey denen in Anſehen ſetzet, die mehr Frömmigkeit als Verſtand beſitzen, deſto mehr fällt er bey denen in Verachtung, die mehr Einſicht als Frömmigkeit haben, und wie ſich die Religion ſelbſt ſtark vertheidiget, ſo verliehrt ſie mehr, wenn ſie ſchlecht vertheidigt, als wenn ſie gar nicht vertheidigt wird.

Montesquieu hat dieſen kleinen Gegnern geantwortet, damit ſein Stillſchweigen ihm in ſeinem Lande deſto weniger Schaden bringen möchte und auch, damit er eine gute Gelegenheit hätte, witzig zu ſeyn.

Durch den Herrn von Voltäre, der ſich jetzt am hieſigen Hofe aufhält, wiſſen wir folgende Anecdote: In Paris hat jemand eine Critick über den Montesquiou verfertigt, er will ſie drucken laſſen und geht zu ſeinem Freunde und frägt ihn, was rathet ihr mir? dieſer antwortet: Ich rathe euch, ſo viel Verſtand zu haben, als Montesquiou.

Fortſetzung der Betrachtungen des Hrn. Marmontel über die Tragödie.

Man kan viererley Formen von Scenen in der Tragödie unterſcheiden. In der erſten haben die Unterredner keinen Entzweck und überlaſſen ſich den Bewegungen ihres Herzens, ohne andre Abſicht als um es auszuſchütten. Dieſes ſind Selbſtgeſpräche, welche nur der heftigen Paßion zukommen und welche in jedem andern Fall, die Vorträge ſelbſt nicht ausgenommen, vom Theater als kalt und überflüßig verbannt werden müſſen.

In der zwoten haben die Unterredner einen gemeinſchaftlichen Entzweck, den ſie zuſammen ausführen wollen, oder intereſſante Geheimniſſe, die ſie ſich mittheilen. So iſt die unvergleichliche Vertragsſcene zwiſchen der Emilia und dem Cinna, ſo iſt die gegenſeitige Vertraulichkeit, zwiſchen dem Oedipus und der Jocaſte. Dieſe Form des Geſprächs iſt kalt und ſchläfrig, wofern ſie nicht auf ein ſehr dringendes Intereſſe geht.

Die dritte iſt die, wo einer von den Unterrednern ein Project oder Geſinnungen hat, welche er dem andern, mit dem er auftritt, beybringen will. So iſt die Scene des Mithridates mit ſeinen Kindern und die Rede des Antonius an das Volk im Tode des Cäſars. Weil die eine von den Perſonen weder in Action noch in Situation iſt; ſo wird das Geſpräch weder hurtig noch abwechſelnd: und dieſe Art von Scenen hat groſſe Beredſamkeit nöthig.

In der vierten haben die Unterredner entgegengeſetzte Abſichten, Geſinnungen oder Paßionen, und dieſe Form der Scene iſt für die theatraliſche Handlung am vortheilhafteſten. Zuweilen geben ſich nicht alle Perſonen ins Geſpräch, ob ſie gleich alle in Action und in Situation ſind. Von der Art ſind, in Geſinnungen, die Scene des Burrus mit dem Nero, die des Auguſtus mit dem Cinna; in der Heftigkeit, die des Palamedes mit dem Oreſtes und der Electra, die des Nereſtan mit der Zaire: In der Paßion, die Erklärung der Phädra an den Hyppolitus, in der Politick, die Scene der Cleopatra mit dem Antiochus und Seleucus ihren Söhnen, die des Aruns mit dem Sohn des Brutus. Und dieſe Form, wie die vorhergehende, erfodert deſto mehr Stärcke und Hitze des Styls, je weniger ſie durch Geſpräche belebt wird. Oft überlieſern ſich alle Unterredner den Bewegungen ihrer Seele und ſtoſſen öffentlich zuſammen. Sehet da, Scenen, welche die Einbildungskraft des Dichters am ſtärckſten erhitzen müſſen! Indeſſen ſieht man hievon wenige Muſter bey unſern beſten tragiſchen Dichtern, wenn man den Corneille aus nimmt, welcher die Lebhaftigkeit und Stärcke des Geſprächs auf den höchſten Grad der Vollkommenheit getrieben hat.

Die gröſſeſte Schwürigkeit dieſer Scenen kommt daher, weil die Materie zugleich ſehr wichtig und die Caracter der Unterredner vollkommen abgeſetzt ſeyn müſſen, ſie müſſen ein entgegen ſtehendes Intereſſe haben, das gleich lebhaft und auf Geſinnungen gegründet iſt, die einander die Wage halten, damit die Seele der Zuſchauer wechſelsweiſe von der einen zur andern Parthey durch die Stärcke der Erwiederungen gezogen werde. Man kan zu Muſtern in dieſer Art anführen die Berathſchlagung des Auguſtus mit dem Cinna und Maximus; die des Ptolemäus mit ſeinen beyden Miniſtern, im Tode des Pompejus; die Scene zwiſchen dem Horaz und Curiaz; die zwiſchen dem Felix und der Pauline: die Unterhaltung des Pompejus mit dem Sertorius; den ganzen fünften

Aufzug

Auszug der Horazier, den man als einen Auswuchs critiſirt hat, und den man als ein Meiſterſtück der Beredſamkeit hätte rühmen ſollen; endlich noch viele Scenen im Cid, Heraclius ꝛc und beſonders die unvergleichliche Scene zwiſchen der Chimene und dem Rodrich wo man einige zu weit geſuchte Spiele des Ausdrucks ſehr ſichtbar gemacht hat, ohne ein Wort von der Schönheit des Geſprächs, von dem Adel der Geſinnung und von den natürlichen Empfindungen zu ſagen, welche dieſe Scene ſo pathetiſch machen, als eine auf dem Theater ſeyn kan. Ich ſehe im Racine nur zwey Scenen von dieſer Art, die eine zwiſchen dem Britannicus und Nero, die andre zwiſchen dem Agamemnon und Achilles, und wenn es mir zu ſagen erlaubt iſt, die erſte bezieht ſich auf kein ſehr merkwürdiges Intereſſe: es iſt nur ein Streit in der Luſt zwiſchen zwey jungen Prinzen; und in der andern iſt die Sache des Achilles allzu gut. Daher kommt es, daß die erſte nicht einnimmt, und daß die andre das Gemüth der Zuſchauer nicht genug im Wancken erhält. Aber der Vortrag des Brutus ſcheint mir des Corneille würdig zu ſeyn.

Ueberhaupt hat die Luſt zu glänzen dem Geſpräch in unſerm Tragödien ſehr geſchadet. Man kan ſich nicht entſchlieſſen eine Perſon unterbrechen zu laſſen, die noch viel gute Sachen zu ſagen hat und der Geſchmack wird ein Opfer des Witzes. Dieſer unglückliche Ueberfluß war dem Sophocles und Euripides nicht bekannt, und wenn die neuern ſie um etwas zu beneiden haben, ſo iſt es um die Leichtigkeit, Genauigkeit und um das Natürliche, welches in ihren Geſprächen herrſcht.

Hat die Tragödie einen eigenen Styl, einen eigenen Ton, der ſie von dem Epiſchen Gedichte unterſcheidet? Dieſe Frage wird vielen lächerlich ſcheinen, man unterſuche aber die Muſter in beyderley Arten und man wird ſehen, daß ſie noch nicht ſo ſehr entſchieden iſt.

1. Das Epiſche Gedicht iſt von der Tragödie gar nicht unterſchieden, ſo bald der Poet verſchwindet und ſeine Perſonen auf die Bühne führt. Alſo iſt der Styl des zweyten, des dritten und zum theil des vierten Buchs der Aeneis; der Styl des zweyten und dritten Geſanges der Henriade, eben der, den die Tragödie fodert: Und ein Dramatiſcher Autor könnte oder ſollte vielleicht den Priam zu den Füſſen des Achilles ſo ſprechen laſſen, als ihn Homer ſprechen läßt. Eben ſo iſt es mit dem Abſchiede des Hectors und der Andromacha beſchaffen, mit der Trauer Evanders über den Tod des Pallas, mit den Klagen des Niſus über den Tod des Euryalus und mit einer Menge andrer Stücke voll Empfindung und Leidenſchaft, welche aus epiſchen Gedichten genommen, ſehr ſchöne tragiſche Scenen abgeben.

Der Beſchluß folgt künftig.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 25. Septemb. 1750.

No. XXXIX.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Leipzig.

Anleitung für einen Landmann, oder neue Abhandlung von dem Ackerbau, der Gärtnerey, und andern merkwürdigen Dingen, welche die Landwirthſchaft betreffen, zuerſt ans Licht geſtellet von Herrn Samuel Trowell, hernach durch einen Anhang zu jedem Hauptſtücke von dem Landbau vollſtändig gemacht von Wilhelm Ellis. Aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzet und mit einigen Anmerkungen verſehen. 1750. 8. 1 Alph.

Unſer Verfaſſer kömmt ſogleich auf ſeine Materie. Seine Hauptſtücke handeln vom Weitzen, Rocken, Hanf, Flachs ꝛc. wobey ſeine Abſicht iſt zu zeigen, wie eine jede Pflanze, ein jedes Gewächs ſoll erhalten, verbeſſert und vermehrt werden. Er nimmt ſeine Regeln aus der Erfahrung.

In den Hauptſtücken, die vom Ackerbau handeln, hat Hr. Ellis allemahl einen Anhang hinzugeſüget, weil unſer Verf. ihm darinn nicht vollſtändig, bisweilen auch nicht gegründet genug geweſen.

Wir wollen aus einigen Stücken, die die Gärtnerey betreffen, etwas zur Probe anführen. In dieſer Kunſt iſt unſer Verf. am meiſten berühmt und erfahren geweſen.

Aus dem zwey und zwanzigſten Hauptſtücke vom Weinbau:

Die Weinſtöcke erfodern einen leichten, ſandigten Boden. Iſt er etwas ſteinigt, ſo werden ſie ebenfals daſelbſt gut fortkommen, wenn es gegen Mittag oder gegen Südoſten iſt. Dieſes kan auch geſchehen, wann der Boden unter der Oberfläche kalchigt oder kieſigt iſt und keine Waſſerquellen vorhanden ſind. Die Gegend kan nicht leicht zu heiß oder trocken ſeyn, wenn nicht etwa Heyde darauf wächſet, oder der Boden ganz unbebauet gelegen iſt. Sind Hecken oder Brombeerſtauden vorhanden, ſo iſt es ein gutes Zeichen, welches allen andern vorzuziehen iſt. Denn ſolche Stauden kommen den Weinſtöcken ſehr nahe. Iſt der Boden zu geil, ſo können zwar viel Aeſte und Laub aus den Wurzeln hervorwachſen; aber um ſo viel weniger Früchte. Ein unfruchtbarer Boden läßt die Wurzeln nicht ſo geil wachſen; ſie dringen auch nicht ſo tief in die Erde hinein.

Alsdenn breiten ſie ſich mehr gegen die Oberfläche aus: und ſo haben die zarten Haarwürzelchen den Vortheil, daß ſie den angenehmen und nützlichen Regen, Thau ꝛc. einfangen können, welcher dieſe Pflanzen beſchwängert. Sie erhalten auch die belebende Wärme der Sonne und werden durch die flüchtigen Saltze noch mehr beſchwängert, welche durch die zarten Schweißlöcher der verborgenen Wurzeln eingeſogen werden; da hingegen diejenigen, welche tiefer vergraben liegen dieſes Vorteils beraubt ſind, nur wäſſerigtes Laub ohne Frucht hervorbringen und lange Aeſte bekommen, die aber nichts tragen. — Wenn man einen Weinberg pflanzet, ſo mache man die Gräben beynahe einen Schuh tief. Alsdann ſetze man die jungen Pflanzen und laſſe ſie etwa eine Elle lang, ſo, daß noch drey oder vier Augen von dem Holtze daran bleiben. Man pflanze ſie unten in das Gräbchen etwas ſchief. Hierauf bedecke man ſie drey oder vier Zoll hoch, mit klarer Erde. Man mache die Ränder eben, ſo, daß die jungen Reben nur ein wenig über der Oberfläche hervorragen und ſtreue etwas Dünger über die Ränder; jedoch nicht zu dicke. — Wachſen einige Schößlinge aus den Wurzeln der jungen Pflanzen auf, ſo ſchneide man ſie ab und laſſe nur diejenigen ſtehen, die aus dem Stamm aufwachſen. — Die überflüßigen Aeſte breche man herunter, ſchneide ſie aber nicht ab; denn die Wunden die mit einem Meſſer und dergl. geſchehen, heilen ſo leicht nicht wieder. Man thue dieſes zu der Tageszeit, wenn es am heiſſeſten iſt; denn ſo kan die Sonne das Herauslaufen des Saftes verhindern. Damit fahre man bis in das dritte oder vierte Jahr nach der erſten Pflanzung fort. — Man muß Achtung geben, daß man die Frucht nicht bloß laſſe: ſie muß des Tages vor der Hitze der Sonne, und des Nachts vor dem Thau etwas geſichert ſeyn. — Wenn der Weinberg eine Verbeſſerung nöthig hat, ſo ſtreue man etwas Dünger auf die Ränder und auf den Boden heraus. Dieſes muß im Wintermonath geſchehen. Denn ſo hat der Dünger den Winter hindurch Zeit, die Erde zu verbeſſern. Die Wurtzeln des Weinſtocks werden dadurch eine neue Stärcke erhalten, und der Froſt wird auch dadurch abgehalten werden, daß er nicht zu ſtarck in die Wurzeln eindringen kann. — In Franckreich hat man drey Arten die Weinſtöcke in der Weinleſe zu verſorgen. In Provence ſchneidet man den Weinſtock bis auf zween Schuh hoch ab. Dadurch wird er ſtarck, kurtz und dicke. Ein ſolcher Stock treibt ſeine Aeſte ohne Pfäle in die Höhe. In der Gegend von Orleans bauet man Geländer, daß die Aeſte daran hinlauffen können. In der Gegend von Paris ꝛc. bindet man ſie an kurtze Pfäle.

Hiernächſt redet der Verf. vom Keltern, wobey er zeiget, wie man aus den Johannesbeeren, Kirſchen, Holunderbeeren, blauen Pflaumen ꝛc verſchiedene Arten von guten Weinen haben könnte, wann man dieſelben recht ſammlen und den Saft gehörig herausdrücken wolte.

Aus dem vier und zwantzigſten Hauptſtück, von Blumen.

Von der Tulipe: Wenn man die Tulipen pflanzen will, ſo muß der Boden ſehr klar geſiebt ſeyn. Denn alle Wurtzeln von dieſer Art treiben eine kleine zarte Faſer fort; ſo, daß die geringſte Verſtopfung die Zwiebel an ihrem Wachsthum hindert. — Die Zwiebeln ſtecke man etwa vier Zoll tief und bey nahe in eben der Entfernung von einander. Solchergeſtalt werden die Faſern völlige Freyheit haben, fortzutreiben; die Wurtzel wird um ſo viel ſtärcker wachſen und ſchönere Blumen hervorbringen. — Es iſt bekannt, daß der Saamenſtaub, der auf dem Boden einer jeden Tulipe, oder irgend einer andern Blume lieget, in die Saamengefäſſe einer andern Blume kommen kan. Daher ſind die Blumen, die zu gleicher Zeit blühen, wenn ſie nahe genug bey einander ſtehen, mit ſo mannigfaltigen Farben geſtreift. Man glaubt ſonſt, der Wind führe dieſe kleinen Theilchen, die wie Staub ſind, von einer jeden Blume hinweg auf eine andere und bringe alſo die Farbe der erſtern in die Saamengefäſſe der andern. Unſer Verfaſſer iſt der Meynung, daß die Biene, dieſen Raub an ihren haarichten Beinchen von den Blumen mit hinweg führe und zu dem Staube einer andern Blume bringe, ehe noch die Gefäſſe den Saamen einnehmen.

Von den Aurikeln.

Man hat ſie gemeiniglich in kleinen Blumentöpfen, die auf Erhöhungen und bedeckt ſtehen: denn der Regen verdirbt die Schönheit der Blume, in dem er den Staub abſpület, der vieles zu der Annehmlichkeit der Blume mit beyträgt. Dieſe Blumen werden gemeiniglich aus dem Saamen gezogen, der immer neue Geſtalten hervorbringt. Die Blume wird alsdenn nach dem Nahmen des Herrn oder des Gärtners genennet, der ſie gezogen hat. Diejenigen, die aus den Abſprößlingen der alten Pflanzen wachſen, ſind ordentlich mit der Mutterpflanze einerley. — Man muß den Saamen auf ein wohl geſiebetes Erdreich ſäen, das mit klarer und wohl geſiebeter Weidenaſche überſtreuet iſt. Alsdenn ſtreue man den Saamen dünne darüber hin und ſchlage mit der platten Hand darauf, ſo wird er tief genug in die Erde hineinſinken. denn wenn dieſer Saame zu tief in die Erde gebracht wird, ſo wird er entweder ſehr langſam oder gar nicht aufgehen. — Wenn man den Saamen von den beſten Blumen erhalten will, welches gemeiniglich diejenigen ſind, die man in Töpfe ſetzet, ſo laſſe man die Töpfe nicht lange bedeckt ſtehen. Dieſes ziehet die Blumen aus; die Stengel werden ſchwach und die Blume verwelket vielmal, wenn ſie in die Sonne und an die Luft kommt, weil ſie zu lange bedeckt geweſen iſt.

Fortſetzung
über
Theorie des ſentiments agreables.

Aus dieſer Theorie der angenehmen Empfindungen zeiget der Verfaſſer, daß die Erfüllung unſerer Pflichten, ſo wol gegen GOtt, als auch gegen uns ſelbſt und gegen andere Menſchen mit einem Vergnügen verbunden und daß alſo die Ausübung der Tugend unſer Glück iſt.

Die Welt iſt für den Epicur und für den Spinoza nichts als ein unförmlicher Haufe von Werken einer blinden Urſache; aber für vollkommen tugendhafte Menſchen iſt ſie ein prächtiger Tempel, den eine wohlthätige Gottheit bewohnet, die ihnen gern einen Theil ihrer Abſichten will zu gute kommen laſſen und die Wunder ihrer Weisheit vor ihren Augen ausbreiten, die ihnen das nothwendige, nützliche und angenehme verſchwenderiſch austheilt und die zu allen den Gütern, womit ſie ſie überhäuft, noch die Ausſicht in eine Glückſeeligkeit hinzuſetzt, die ſo daurend iſt, als ſie ſelbſt. Laßt uns alſo kein Verlangen haben, uns von den Pflichten gegen GOtt frey zu machen, das Vergnügen begleitet ſie, weil es von aller Bewegung der Bewunderung, der Erkenntlichkeit, der Hofnung und der Liebe unzertrennlich iſt und weil es ſolches um ſo vielmehr iſt, auf je gerechtern Füßen es ſeinen Grund hat.

Eine geheime Zufriedenheit begleitet ſtets die Beſchäftigungen, die unſern Talenten und unſerm Zuſtande gemäß ſind. Die Erquikkungen ſind niemals angenehmer, als wenn ſie durch Arbeit verdient worden und wenn ein gemäßigter Gebrauch dem Ekel dagegen zuvorkömmt. -- Die Tugend ſchließt die angenehmen Güter nicht aus; ſie iſt aber aufmerkſam, daß ſie denenjenigen den Vorzug gebe, die ihn verdienen. Und hier entſteht ſogleich die wichtige Frage, die lange noch vor der Geburt des Epicur und des Plato das menſchliche Geſchlecht in zwo verſchiedene Sekten getheilt hat. Haben die Vergnügungen der Sinne den Vorzug vor den Vergnügungen der Seele? Um davon zu urtheilen, ſo laßt uns dieſelben als gänzlich von einander getrennt und zu ihrer höchſten Vollkommenheit gebracht, vorſtellen. Man ſetze, daß ein Weſen gegen die Vergnügungen des Geiſtes unempfindlich, die Vergnügungen des Cörpers in ihrer ganzen Dauer ſchmecke; aber daß es, aller Erkenntniß beraubt, ſich derer, die es empfunden hat, nicht erinnere; daß es diejenigen, die es empfinden wird, nicht vorherſehe und daß es, ſo zu ſagen, in ſeiner Schale eingeſchloſſen ſey und ſein ganzes Glück in der tauben und blinden Empfindung beſtehe, die es auf den gegenwärtigen Augenblick in Bewegung ſetzt. Man bilde ſich im Gegentheil einen Menſchen ein, der allen Vergnügungen der Sinne abgeſtorben, dem zum Beſten ſich aber alle Vergnügungen des Geiſtes und des Herzens verſammlen. Wenn er einſam iſt, ſo breite die Hiſtorie, die Geometrie, die ſchönen Wiſſenſchaften den ganzen Reichthum ihrer Specktakel vor ſeinen Augen aus und bezeichnen ihm jeden Augenblick ſeiner Einſamkeit durch neue Zeugniſſe von der Stärcke und Gröſſe ſeines Geiſtes; wenn er ſich der Geſellſchaft überläßt, ſo gebe ihm die Freundſchaft, die Ehre, die natürliche Gefehrtin der Tugend, außer ihm immer neue Proben von der Größe und Schönheit ſeiner Seele, und in dem Grunde ſeines Herzens ſey ſeine Gleichförmigkeit mit der Vernunft allezeit mit einer geheimen Freude begleitet, die nichts ſtöhren kan. Mich deucht, es giebt wenig Menſchen, welche mit einer Empfindung für die Vergnügungen des Geiſtes und des Cörpers gebohren ſind, die, wenn ſie zwiſchen dieſe beyde Zuſtände des Glücks geſetzt würden, mit dem Socrates zu reden, dem Schickſal eines GOttes die Glückſeeligkeit einer Auſter vorziehen ſolten.

Man ſetze das höchſte Gut nicht in Reichthum oder in Hoheit. Es iſt kein Stand, darinn man ſein Leben nicht zu einem Gewebe angenehmer Empfindungen machen könnte, ſo bald man ſich darinn eine Reihe tugendhafter Beſchäftigungen verſchaffen kann, die unſere Kräfte üben, ohne ſie zu ermüden. Diejenigen allein ſind in dem Beſitz der Glücksgüter glücklich, die auch glücklich ſeyn konnten, ohne ſie zu beſitzen. In der That genießt nur derjenige ein dauerhaftes Glück, der ſeine Begierden in den Zirkel würklicher Bedürfniſſe, und Güter die er erlangen kan, einſchränkt, und der ſich dieſe Schranken wider Unruhe und Verdruß gleichſam zu einer Bruſtwehr macht. Sobald das Herz dieſe von der Natur abgezeichnete Linie überſchreitet, ſo verliehret es ſich in ein unermeßliches Feld, wo das Glück durch glänzende Schattenbilder, die es ihm vorhält, ſeiner ſpottet, und wo es vergeblich Schrancken ſucht, die die Heftigkeit ſeiner Bewegungen aufhalten können.

Die Ungerechtigkeit kränkt nicht diejenigen allein, die ihr zum Opfer werden; Sie iſt wie eine Schlange, die denjenigen zuerſt annagt, der ſie in ſeinem Buſen trägt. -- Wenn man vom Lobe geſagt hat, daß es für denjenigen, an den es gerichtet würde, die allerangenehmſte Muſſe wäre, ſo kan man auf gleiche Weiſe auch ſagen, daß kein angenehmeres Spektakel ſey, als ſich geliebt zu ſehen. -- Man bilde ſich einen Menſchen ein, der von allen, die ihn kennen, gehaßt wird und der ſie an ſeinem Theil wieder häſſet. Alle Gegenſtände, die ſich ſeinen Augen darſtellen, werden ihn kränken: alle Bewegungen, die in ſeinem Hertzen entſtehen werden ſchmerzhaft ſeyn. Dis iſt vermuthlich der Zuſtand dieſer unglücklichen Menſchen, deren Hertz in der Hölle dem lange gewohnten Haß und der Ungerechtigkeit übergeben iſt, welches hieſelbſt ſchon ihr Verbrechen und der Anfang ihrer Marter war. Im Gegentheil bilde man ſich einen gerechten und wohlthätigen Menſchen ein, der von allen, die ihn umgeben, geliebt und hochgeachtet wird und der nur für Bewegungen der Wohlgewogenheit lebt; alle Gegenſtände, die ſich ſeinen Augen darſtellen, werden ihm angenehm ſeyn. Alle Bewegungen, die in ſeinem Hertzen entſtehen, werden Vergnügungen ſeyn. Dis iſt vermuthlich der Zuſtand dieſer glückſeeligen Menſchen, deren Hertz im Himmel der lange gewohnten Wohlgewogenheit ergeben iſt, welches hieſelbſt ihre Tugend und der Anfang ihrer Belohnungen war.

Unter allen Pflichten, die unſere verſchiedenen Verbindungen uns auflegen, ſcheinen keine mehr über die menſchliche Natur zu gehen, als die Pflichten der vollkommenen Freundſchaft. Sie befiehlt uns, unſern liebſten Vortheilen unſerm Freunde zu gefallen zu entſagen und läßt uns ihn als die koſtbarſte Hälfte von uns ſelbſt anſehen. Es iſt keine Quelle fruchtbarer an angenehmen Empfindungen, als die Erfüllung dieſer Pflichten, die ſo ſtrenge zu ſeyn ſcheinen; und empfinden, daß man dazu fähig iſt, iſt ſchon ein ſehr feines Vergnügen. -- Es haben berühmte Schriftſteller behaupten wollen, daß bey einem freundſchaftlichen Umgange mehr zu verlieren als zu gewinnen wäre, daß es eine Ausdehnung unſer ſelbſt ſey, die uns nicht allein in unſrer eigenen Perſon, ſondern auch in der Perſon eines andern dem Elende ausſetze. Mich deucht, wenn man ſo denkt, ſo muß man die Macht der Liebe nicht kennen. Ihre Kraft iſt ſo groß: durch den Antheil, welchen vollkommene Freunde an ihren Angelegenheiten nehmen vervielfältigen ſich ihre Güter, ihre Uebel ſcheinen zu verſchwinden und ſo gar in ihrer beiderſeitigen Traurigkeit herrſcht eine Art von Süßigkeit, die ſie gegen die lebhafteſten Vergnügungen nicht vertauſchen würden.

Auf welche Seite ein tugendhafter Menſch ſeine Augen wirft, auf GOtt, auf die Menſchen, auf ſeine Verwandten, auf ſeine Freunde, ſo wird er nichts gewahr, als Bewegungsgründe zu einer geheimen Freude. Er verhält ſich den Abſichten ſeines Urhebers gemäß, er verdient die Zuneigung ſeiner Freunde und aller derer, die ihn umgeben; er würde ein Gegenſtand der Hochachtung und Liebe aller vernünftigen Weſen ſeyn, wenn alle vernünftigen Weſen ihn ergründen könnten. Sein Hertz von Haß und Furcht befreyet lebt nur für Bewegungen der Wolgewogenheit, das iſt, für Empfindungen des Vergnügens; kurtz, die Zufriedenheit, die mit der innern Vollkommenheit verknüpft iſt, hält, nach dem Ausdruck des Salome, in dem innerſten ſeiner Seele ein beſtändiges Feſt.

Der Beſchluß folgt künftig.

Beſchluß

der Betrachtungen des Hrn. Marmontel

über die Tragödie.

Der Dramatiſche Theil der Epopee kan alſo aufs Theater verpflanzt werden, ohne daß man den Styl und den Ton ändert. Aber man muß einige Nebenumſtände davon abſondern. Ein Exempel wird meinen Gedanken deutlich machen. Man hat dem Racine vorgeworffen, er habe zu viel Epiſches in die Erzählung des Theramens gebracht. Er hat indeſſen nichts mehr gethan, als die Beſchreibung vom Tode Laocoons nachgeahmt, welche die ganze Welt bewundert. Woher kommt es daß das eine ein Fehler im Racine und das andre eine Schönheit im Virgil iſt. Kommt es daher, weil das eine ſich in einem Epiſchen Gedichte befindet, und das andre in einer Tragödie? Nein, in dem einen ſo wol als im andern verſchwindet der Poet und eine von ſeinen Perſonen redet; aber die Situation des Aeneas und Theramens iſt nicht einerley, und Dido kan mit Vergnügen Beſchreibungen anhören, die den Theſeus niederſchlagen müſſen. Alſo wäre die Erzählung des Theramens allzu epiſch ſelbſt in einem epiſchen Gedicht, und des Aeneas ſeine wäre es nicht zu ſehr in einer Tragödie; aber ſie wäre dort am unrechten Ort, als gar zu wenig intereſſant für die Unterredner. Weil die Perſonen in einer Tragödie niemals bey kaltem Blute ſind, ſo iſt ihnen alles, was ſich zu ihrer Situation nicht ſchickt, unerträglich oder zum wenigſten gleichgültig; und dieſes iſt die Urſache, warum aus dieſem Gedichte alle blos Poetiſche Ausführungen verbannt ſind. Was liegt der Ariane daran, zu wiſſen ob das Schiff, welches ihr ihren Liebhaber entführt, eine Furche hinter ſich läßt, und ob die Welle unter dem Ruder ſchäumt? Der Styl iſt alſo in beyden Gedichten nicht unterſchieden; gleiche Sachen müſſen darinn auf gleiche Art ausgedrückt werden: aber gleiche Sachen müſſen nicht immer hineinkommen. Ein Stück, worinn ein langes Gleichniß an ſeiner Stelle ſteht, muß von einer Tragödie ausgeſchloſſen bleiben. Warum? weil alles, was auf dem Theater erzählt wird, den Erzähler oder den Zuhörer oder alle beyde lebhaft intereſiren muß: und in beyden Fällen iſt es nicht natürlich, daß derjenige, der dabey intereſirt iſt, dem andern erlaubt auszuſchweiffen, oder ſelbſt ausſchweifft und den Faden ſeiner Erzählung verläßt. Aber ich wiederhohle es: nicht der Styl, ſondern die Ausſchweiffungen, ſind verwerflich. Sehet hier eine Probe. Nichts iſt epiſcher als die Beſchreibung des triumphirenden Titus in der Berenice: als viele Stellen der Andromacha, wo Racine als ein Meiſter Virgils Verſe überſetzt: als das Opfer des Oedipus in der neuen Tragödie dieſes Nahmens; und alle dieſe Gemälde ſind ſehr wohl angebracht. Das macht, dieſe Ausführungen ſind intereſſant für die Perſonen, und alles was von der Art iſt, gehört in die Tragödie hinein. Berenice, Andromacha, Oedipus, müſſen lebhaft gerühret ſeyn von dem was ſie erzählen und müſſen es alſo eben ſo mahlen. Dieſe Stücke werden noch merkwürdiger, weil ſie zur Handlung etwas beytragen. Das Stück der Berenice iſt ein lebhafter und natürlicher Ausdruck ihrer Liebe für den Titus: das Stück des Oedipus bereitet ſeine Erkennung mit der Jocaſte vor: die Stücke der Andromacha unterhalten ihre Liebe für den Hector und ihre Abſcheu für den Pyrrhus. So müſſen die Ausführungen Theile des Gebäudes werden, wovon ſie die Zierrathen ſind.

Homer ſagt vom Morgen: Aurora mit ihren Roſenfingern eröfnet den Sonnenpferden die Pforten des Oſten. Addiſon im Vortrage ſeines Cato, läßt einen von den Söhnen dieſes Helden ſagen: Der Aufgang iſt umnebelt, der Morgen trauert, und ſchwermüthig welzt er in Wolken den Tag herauf, den groſſen, den wichtigen Tag, mit Roms und Catons Schickſal belaſtet. Homers Beſchreibung iſt blos poetiſch; Addiſons iſt wahrhaftig tragiſch, weil ſie aus der Situation entſteht. Es iſt natürlich, daß der Sohn des Cato dem dieſer Tag furchtbar iſt, in allen Dingen Vorboten ſieht, und alle Umſtände bemerckt, welche den Anbruch dieſes ſchrecklichen Tages begleiten. So weit glaube ich dieſen Punct der Litteratur erklärt zu haben; aber ich habe erſt einen Theil der Frage betrachtet.

2. In der Epopee redet der Poet das meiſte: man hält ihn für begeiſtert; er ſoll alſo, ſagt man, einen höhern Ton, einen kühnern Styl annehmen, als die Perſonen, die man auf die Bühne bringt, und in dieſem Stück ſcheint zum wenigſten der Styl des epiſchen Gedichts, vom Styl der Tragödie abzuweichen. Was verſteht man durch einen höhern und kühnern Ton? Einen Styl der heftiger und figurirter iſt. Aber ein lebhaftes Intereſſe, die äuſſerſte Empfindlichkeit, eine durch die Gröſſe ihres Vorwurfs erhitzte Einbildungskraft, ſind dieſe den Perſonen nicht eben das, was die vorgegebene Begeiſterung dem Poeten iſt? der Caracter einer ſtarck bewegten Seele iſt, daß ihr alle Ausdrücke zu ſchwach für ihre Empfindung ſcheinen. Alsdann iſt es natürlich daß ſie zu Bildern ihre Zuflucht nimmt. So lange die Empfindung ihre natürliche Gelindigkeit behält, wird ſie durch einen ſimplen Ausdruck am beſten geſchildert; aber bekomt ſie den Grad der Hitze einer Paßion, ſo kleidet ſie nichts beſſer, als der figurirte Styl. Ein Liebhaber der blos zärtlich iſt, ſagt ſchlechtweg: ich liebe dich: aber was ſagt er nicht, wenn er paßionirt iſt? Alle Sprachen ſind zu ſchwach für ihn, und die gantze Natur kan ihm keine Bilder ſchaffen, die lebhaft genug ſind, ſeiner Gebieterin ſeine Seele zu ſchildern. So iſt es mit allen Paßionen. Mitten aus den Zänckereyen des gemeinen Volcks leuchten oft ſo ſtarcke Funcken hervor, daß ſie im Munde eines Poeten Erſtaunen erwecken würden, und dieſe ſind am lebhafteſten und häufigſten bey Nationen, denen ihr Clima wildere Paßionen und eine hitzigere Einbildungskraft giebt.

Es giebt geruhigere Stellen, wie die politiſchen und philoſophiſchen ſind, allwo der figürliche Styl nicht an ſeinem Ort ſtehen würde; und in dieſe hat Corneille nichts hineingebracht als die Energie eines angemeſſenen und edlen Ausdrucks. Aber vielleicht ſind einige Stellen in ſeinen Tragödien die uns ein ſtarckes Genie bewundern läßt, die aber dieſer Dichtungsart nicht eigen ſind. Dergleichen Stellen hätten aber auch in einem Epiſchen Gedicht ſimpel geſchrieben ſeyn müſſen. Dahin gehören auch die Stücke des Trotzes oder der Verachtung. Der Stolz und ſelbſt die Ehrwürdigkeit affectirt einen kalten und Laceniſchen Ausdruck. Die beredten Stellen die in der Empfindung, in der Paßion, im Philoſophiren vorkommen, folgen alle dem Styl der ihrem Vorwurf angemeſſen iſt, es ſey in der Tragödie oder im Heldengedichte.

Aus allen dieſen kan man ſchlieſſen, daß in demſelben Fall, wo der epiſche oder figürliche Styl ſich zur Epopee ſchickt, er ſich auch zur Tragödie ſchickt.

Einige Kunſtrichter laſſen zwar angenommene und gebräuchliche Bilder in den Styl der Tragödie hinein: aber ſie ſchlieſſen gewiſſe Metaphern, ihrer Kühnheit wegen, davon aus. Ich bekenne, daß ich dieſen Unterſcheid nicht begreiffen kan. Was, verſteht man durch eine kühne Metapher? Iſt ſie niedrig, dunckel oder falſch; ſo taugt ſie gar nichts. Iſt ſie edel, klar und richtig, ſo iſt ſie vollkommen. Aber ſie iſt neu. Deſto beſſer. Der Gebrauch iſt ein Tyrann der Worte, und nicht der Bilder. Wir haben keinen ſchönen Scribenten der hierinn nichts gewagt hätte, und ſolchen Kühnheiten haben alle Sprachen ihre Verbeſſerung zu dancken gehabt. Die Wahl, die Folge, die Richtigkeit der Bilder machen fürnemlich den ſchönen Styl aus und unterſcheiden den Racine vom Pradon.

Man kan keine genaue Regeln für die kleinen Ausbildungen feſtſetzen: ja es iſt eben ſo gefährlich ſie zu ſuchen, als ſie zu verabſäumen. Sind ſie überflüßig, ſo verſchlingen ſie gleichſam das Intereſſe und die Handlung: ſind ſie zu ſparſam: ſo wird der Styl trocken und kraftlos. Sie ſind die Befleiſchung eines Wercks: ſie ſollen die Züge deſſelben verſchönern, und nicht vertilgen. Mit Geſchmack angebracht, breiten ſie über ſchwache Stellen einen Glanz aus, welcher die Hitze, das Intereſſe, und zuweilen die Wahrſcheinlichkeit ſelbſt ergänzet. Sie ſind das Wunder der Kunſt, und ich ſehe nichts, was ſich ohne ihre Hülfe erhalten kan, als die Paßion. Sie entwickeln die Geſinnungen und verſchönern den Caracter. Entblößt von ihren Farben, hätte die Zeichnung von Horazens des Sohnes Caracter nur wild geſchienen, Corneille mahlt ſie aus: ſie iſt heroiſch. Man kan ſich nicht einbilden, ehe man ſelbſt darüber nachgedacht hat, wie ſehr die Ausbildungen die Caracter verändern. Unzehlige Leute rühmen die Rolle des Mithridates: indeſſen alles was er thut gleicht einem Menſchen vom gemeinen Hauffen. Aber einige lebhafte Ausbildungen, ob ſie gleich zur Handlung nicht gehören, geben uns einen Helden zu ſehn, und wir bewundern an einem ziemlich bürgerlichen Hausvater, den Rächer der Könige und den Rivalen des Römiſchen Volks. Kurz die Ausbildungen können allein in unſerm Zimmer das Blendwerck des Theaters erſetzen. Man wird die Ines ſpielen ſehen, man wird Thränen vergieſſen, man wird herausgehn von Zärtlichkeit und Bewunderung durchdrungen; aber man wird ſie niemals leſen.

Man wird ſich vielleicht wundern, daß ich nichts von der beruffenen Regel der drey Einheiten geſagt habe. Das macht Corneille hat dieſe Materie gründlich abgehandelt. Aber ich wolte wol, daß weder er noch die andern Meiſter ſich derſelben ſo ängſtlich unterworffen hätten. Die Einheit der Handlung iſt zum Intereſſe nothwendig; die von vier und zwantzig Stunden iſt gar nicht beſchwerlich. Aber was unterſagt uns die Einheit des Orts nicht für ſchöne Subjecte! Man erlaubt, daß die Scene von einem Zimmer zu einem andern übergehe. Wäre es weniger wahrſcheinlich, von einer Stadt in ein Feld, und von einem Pallaſt in ein Gefängniß zu gehn, vorausgeſetzt, daß der Uebergang in der Zwiſchenzeit der Aufzüge möglich wäre? doch die Anfänger können darüber nur Klagen anſtellen, den Meiſtern der Kunſt kommt es zu, Exempel zu geben.

Genug hievon. Ich höre ſchon Criticken über die Kühnheit meiner Anmerkungen klagen. Aber ich glaube, man kan ſich nicht offenhertzig genug erklären, wenn man mit ſeinen Meinungen keinen Ruhm erjagen will, ſondern nur ſchreibt um ſich Licht zu ſchaffen. Uebelgeſinnte Leute werden mich zeitig genug verdammen. Unintereſſirte Kenner werden mir vielleicht Danck wiſſen, daß ich meine Kunſt zu ergründen geſucht habe: und die Nachſicht der gelehrten Welt macht mich ſo dreiſt ihr meine Gedancken mitzutheilen, mit der Zuverſicht und Freymüthigkeit eines Schülers der ſich von ſeinem Lehrer bedeuten laſſen will.

Künftigen Donnerſtag wird der Anhang zum Monath September ausgegeben.

Anhang
zu den
Critiſchen Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit
Vom Monat September 1750.

Dresden. Gedancken über die Verbeſſerung der bürgerlichen Geſetze. 1750. 8.

Weil der Verfaſſer hier zur Verbeſſerung der Rechte etwas anrathen will, ſo muß er annehmen, daß dieſelben noch unvollkommen und einer Verbeſſerung bedürftig ſind. Zum Beweiſe führet er an, daß die Streitſachen noch jetzt ſo unendlich und ewig ſind, als ſie irgends nur vormals geweſen: daß die Gerechtigkeit jetzt nicht weniger verhöhnet wird, als ehedem, da man beiſſend gedichtet, ſie habe ſich von der Erde wegbegeben und ſey zum Himmel zurückgekehret. Es iſt zwar wegen der untugendhaften Beſchaffenheit der Menſchen nicht zu hoffen, daß eine lautere unpartheyiſche Gerechtigkeit allgemein werden ſolte. Die Erfahrung lehret, daß die perſönlichen Fehler der Richter ſowol, als auch der ſtreitenden Partheyen mit ihren Fürſprechern die Streitſachen ſo wol erzeugen als auch ernähren. Der Verf. kan ſich aber nicht vorſtellen, wie nach ſo vielfältigen Erfahrungen, durch ſo oft verſuchte Verbeſſerung der Bosheit der Menſchen nicht endlich hätte Einhalt geſchehen können. Weil bey ſo öfterer Abwechſelung der Richter und der ſtreitenden Parteyen, bey ſo verſchiedenen Vorfallenheiten einerley Verderben in unverrückter Ordnung ſtets fortdaure, ſo glaubt er, es müſſe noch eine andere Quelle, woraus das Unrecht entſpringe, vorhanden ſeyn, die bisher noch nicht verſtopft worden ſey.

Er unterſucht hierauf die Beſchaffenheit der Geſetze. Es dünkt ihn die Menge derſelben ſo groß zu ſeyn, als wenn ein ganzes Weltſyſtem darnach ſolte regieret werden. Er erſchrickt, daß die Geſetze uns nur allein lehren ſollen, wie wir unſerm Nebenbürger das Seine laſſen, ſein Leben und Geſundheit nicht verletzen, ſeinen guten Nahmen nicht kräncken und ſeine natürliche Freyheit nicht unterdrücken ſollen. Es iſt unwahrſcheinlich, daß Geſetze, die aus dem Gehirn ſo vieler entſprungen, in einer vollkommenen Harmonie mit einander ſtehen ſolten. Vielmehr müſſen ſie auf mancherley Weiſe einander zu widerlauffen und dadurch, wo nicht zum Urſprunge der Streitigkeiten, wenigſtens zur Verzögerung ihrer Entſcheidung Gelegenheit geben.

Montesquiou ſagt in ſeinem Werke von dem Geiſt der Geſetze: die Menſchen werden durch verſchiedene Geſetze regieret, durch das Naturrecht, Völkerrecht, politiſche Recht, bürgerliche Recht ꝛc. Es ſind verſchiedene Arten der Geſetze und die menſchliche Vernunft zeiget ſich in ihrer Hoheit, wann ſie weiß, auf welche Gattung ſich diejenige Sache, worinn etwas ſoll verordnet werden, hauptſächlich beziehe und wann ſie die Grundſätze, wornach die Menſchen regieret werden, wohl zu unterſcheiden und ein jedwedes Geſetz ſeiner beſondern Ableitung nach zu betrachten weiß.

Der Verfaſſer zeiget hier durch Exempel, daß unter den bürgerlichen Geſetzen ſehr oft politiſche, die die Policey oder andere öffentliche Einrichtungen des Staats betreffen, vorkommen. Die politiſchen Geſetze ſind aber von einer andern Natur, als die bürgerlichen Geſetze. Sie werden allemahl nach den beſondern Umſtänden des Staats eingerichtet und ſind, ſo wie dieſe, veränderlich, verlieren bald ihre verbindende Kraft und nehmen ſolche bald wiederum an, ſo wie die Umſtände abwechſeln, unter welchen ſie gültig ſind. Bey dieſer Gelegenheit hätten einige Merkmahle angeführet werden können, wodurch im römiſchen Recht die Geſetze der Policey von den bürgerlichen Geſetzen können unterſchieden werden. Die Interdikte waren bey den Römern Befehle des Richters eine Sache kurz zu entſcheiden und ohne dabey die äuſſern Ceremonien ängſtlich zu beobachten. Die Geſetze der Policey betreffen gröſtentheils nur Dinge von geringer Erheblichkeit, die alle Augenblicke wieder vorkommen und die keine Formalitäten leiden, weil dem gemeinen Beſten daran gelegen iſt, daß die Unordnung bald wieder gehoben werde. Wo wir alſo ein Interdikt antreffen, da dürfen wir eher ein Geſetz der Policey, als ein bürgerliches Geſetz vermuthen.

Was von den Aedilen herkömmt, gehört zum Policeyweſen. Denn dieſe waren bey den Römern eben diejenigen, die darüber die Aufſicht hatten.

Wir finden auch verſchiedene Geſetze im römiſchen Rechte, bey deren Uebertretung einem jeden aus dem Volcke erlaubt geweſen iſt, daß er hat klagen können. Dieſe Geſetze haben alſo den Charakter der politiſchen Geſetze an ſich. Denn die politiſchen Geſetze haben ihre Beziehung auf das allgemeine Beſte des ganzen Staats. Die bürgerlichen Geſetze werden aber nur in Abſicht auf dieſen oder jenen insbeſondere beobachtet.

Die Geſetze ſind oft gar zu gekünſtelt und willkürlich und führen mit der wahren Natur nicht einerley Sprache. Sie ſind uns daher etwas fremdes und es fällt uns ſchwer, ſie als eine Richtſchnur unſrer Handlungen beſtändig vor Augen zu haben. Wir folgen dem natürlichen Urtheile der geſunden Vernunft und fühlen in uns, daß wir recht gehandelt; gleichwohl müſſen wir unſer Verhalten oft als unrecht verdammen laſſen, weil wir Geſetze übertreten haben, die mit der Vernunft nicht auf das vollkommenſte übereinſtimmig geweſen ſind.

Was am meiſten in die Augen fällt, iſt dieſes, daß die Geſetze in einer Sprache geſchrieben ſind, die diejenigen, die ſich darnach richten ſollen, nicht verſtehen. Die Geſchichte von jenem römiſchen Kayſer, der ſeinen Unterthanen eine harte Straffe gedrohet, wann ſie ſein Geſetz nicht beobachten würden, der aber daſſelbe mit ſo kleiner Schrift abfaſſen und an einen ſo hohen Ort anſchlagen laſſen, daß ſie es unmöglich haben leſen können, ſchickt ſich hieher. Es heißt zwar, wir hätten auch Geſetze, die in unſerer Mutterſprache geſchrieben wären. Allein, die häuffigen Kunſtwörter, von denen wir nicht wiſſen, zu welcher Sprache ſie eigentlich zu rechnen ſind, werden dieſe ſie denenjenigen, die darnach leben ſollen, wol verſtändlich laſſen? Man hat ſich nicht geſcheuet öffentlich zu behaupten, die Rechtsgelahrtheit ſey es nur noch allein, die die Barbarey in Teutſchland aufhalte. Es dünckt uns, ſagt der Verfaſſer, wir dürften wohl eben nichts hiezu ſagen; oder, da man die Sache bisher nur noch aus dem Geſichtspunkte, was die Reinigkeit der Sprache betrift, angeſehen, ſo würde man dieſelbe noch näher prüfen, auch in Anſehung der Deutlichkeit, der Ordnung, und der ganzen Art des Vortrages. Und, fragt er, wie iſt die Ordnung in den Geſetzen, ſo wol im Ganzen, als auch im Kleinen beſchaffen? Was ſolten wir ſagen, wenn man zeigen würde, daß diejenigen Geſetze weitläuftig zerſtreuet wären, die, da ſie einerley Vorwurf betreffen, billig auch in einer Reihe mit einander verknüpft ſeyn ſolten; wann es ſich fände, daß die Geſetze gänzlich nicht ſo nach einander geordnet wären, wie ſie natürlicher Weiſe eines aus dem andern herflieſſen; was wolten wir antworten, wenn man uns vorwürffe, daß die Geſetze im geringſten nicht ſo, wie es einem Geſetze anſtehet, eingekleidet wären, daß gar zu viele Nebendinge ſie verdunkelten, und es ſehr ſchwer machten, dasjenige, was verbindend iſt und eigentlich das Geſetz ſeyn ſoll, herauszufinden?

Dieſe Critik läßt uns deutlich genung ſehen, wo die Abſichten des Verfaſſers eigentlich hingehen. Er will aber nicht, daß wir uns ſogleich hinſetzen und die Geſetze ganz unzubereitet bloß nach unſerm Willkühr abfaſſen ſollen. Ein Baumeiſter macht ſich einen Abriß, wann er ein Hauß bauen will. Müſſen wir nicht noch vielmehr, wann wir für ganze Nationen die Geſetze aufſetzen wollen, zuvor einen Entwurf machen, wie dieſelben auf das richtigſte und klügſte abgefaſſet werden müſſen? Ehe ihr die Geſetze abfaſſet, unterſuchet vorher in der Stille nach richtigen Gründen was Recht, was Unrecht iſt. Bringet die Rechte in ein Syſtem, ſo wie etwa des Schaftesbury Unterſuchung über die Tugend iſt. Was der ſchöne Geiſt dieſer Tugendlehre geliehen hat, wollen wir von den Rechten ſo ſtrenge nicht fodern, weil ſie nicht ſowohl darauf abzielen, eine ſchöne Harmonie in unſern Handlungen zu befördern, als vielmehr eine allzugroſſe Disharmonie zu verhüten, ſo werden ſie um deswillen auch nicht für den Geſchmack und zum Gefallen geſchrieben. Was aber die Gründlichkeit, Deutlichkeit und natürliche Ordnung betrift, darinn müſſen ſie ihr gleichkommen. Und alsdenn könnet ihr in den Geſetzen gerecht und ordentlich ſeyn und euch über alle Fälle darinn ausbreiten. Eben diejenigen Wahrheiten, die ihr zuvor aus richtigen Gründen erkannt habt, macht ihr zu Sätzen und ſprecht ſie im majeſtätiſchen Thon aus. Ihr traget die Geſetze über, ſo wie die Sätze in einem Syſtem ſich einander folgen, ihr behaltet in denſelben eben diejenige allgemeine Sprache bey, die ihr in euren Grundſätzen geführet habt; und ſo werden auch die Geſetze hinlänglich ſeyn und ſich in einer natürlichen Ordnung einander folgen.

Nach dieſem werden noch verſchiedene Regeln gegeben, die bey Abfaſſung der Geſetze zu beobachten ſind. Die Geſetze ſollen von allem, was nicht Geſetz iſt, frey ſeyn. Die römiſchen Rechte ſind hierinn zu tadeln. Wir vermeinen oft ein Geſetz anzutreffen, und es iſt etwa eine Anmerkung die zur Critik oder zur Sprachkunſt gehöret, eine Erklärung oder

Eintheilung. Die Geſetze ſollen uns aber nicht lehren, was wir glauben, ſondern, was wir thun ſollen.

Die Geſetze ſollen kurz ſeyn, ſo wie bey den Römern die zwölf Geſetztafeln waren, die die Kinder auswendig lerneten. Die Schreibart in den Geſetzen ſoll einfältig und natürlich und der Ausdruck nicht gelehrt und ſubtil ſeyn; die Geſetze werden für Leute von mittelmäßiger Fähigkeit geſchrieben. Montesquiou will auch, es ſoll ſich in den Geſetzen eine gewiſſe Ehrlichkeit zu erkennen geben. Und in der That iſt der Majeſtät des Geſetzgebers nichts ſo verkleinerlich, als wenn die Geſetze verrathen, daß er ſie nach gewiſſen Vortheilen eingerichtet und kleine Privatabſichten dabey gehabt habe.

Einige haben in Vorſchlag gebracht, man ſolte die Geſetze gedoppelt abfaſſen. Man ſolte ſie in ihrer nackten Geſtalt laſſen, ordentlich, kurz, deutlich und von allem was fremd iſt, entblößt. Hiernächſt ſolte man ſie auch mit Erläuterungen und Anmerkungen verſehen. Weil aber die Erfahrung gelehret, daß durch häufig gemachte Anmerkungen die Geſetze oft mehr verdunckelt als in ein größeres Licht geſetzet worden; daß die Gloſſen ſelbſt das Anſehen der Geſetze an ſich genommen und dieſe nur dadurch zu einer ſo unendlichen Menge angewachſen, ſo ſolte man dieſes nicht einem jeden ohne Unterſcheid geſtatten, ſondern nur allein denjenigen, die durch deutliche Begriffe den Verſtand der Geſetze noch mehr aufzuklären, die Grundſätze der Geſetze gehörig zu entwickeln und mit denen daraus hergeleiteten Geſetzen zu verbinden und durch glückliche Exempel die Anwendung der Geſetze zu erleichtern wüſten. Der Verfaſſer hat dieſes Vorſchlages nicht erwehnet: er ſpricht hier auch noch nicht von einer Proceßordnung; es müſte hieran allererſt gedacht werden, wann die Geſetze vollkommen abgefaßt wären; denn die Proceßordnung müſte nach der verſchiedenen Beſchaffenheit der Geſetze auch verſchieden geſtaltet ſeyn. Wir müſſen noch ſagen, daß der Verfaſſer uns Hoffnung zu einem Syſtem von den Rechten gemacht habe, dem er einige Geſetze, die einen gewiſſen Vorwurf z. E. die Teſtamente, betreffen, beyfügen wolle, die nach ſeinem Plan abgefaßt ſeyn ſollen. Vielleicht hat er gegenwärtige Gedancken um deswillen noch nicht allgemein machen wollen, ſondern ſie nur einigen Freunden mitgetheilt, um ſeinen Regeln durch Exempel einen größern Nachdruck zu geben.

Getreue Reden,

des

Franciſcus Bako, Freyherrn von Verulam.

Aus dem Lateiniſchen überſetzt.

(Siehe den Ank. zum Monat Auguſt)

Von der Ehe und dem eheloſen Stande.

Wer ein Weib nimmt und Kinder erzeugt, der giebt dem Glücke Geiſeln; denn ſie ſtehen groſſen Unternehmungen im Wege, man habe Tugenden im Sinn oder Bubenſtücke. Gewiß die vortreflichſten Thaten und Verdienſte um die Republick kommen von Männern ohne Kinder her, welche mit ihrer Liebe und mit ihren Gütern ſich nur die Republik vermählet und dieſe nur ausgeſtattet haben. Und gleichwohl ſchiene es der Vernunft gemäſſer zu ſeyn, wenn diejenigen, welche Kinder hinterlaſſen, mehr Sorge für die zukünftigen Zeiten trügen, weil ſie ja wiſſen daß ihre liebſten Pfänder in denſelbigen leben ſollen. Dennoch giebt es auch viele die keine Kinder haben und dennoch unbeſorgt ſind, ob ihr Gedächtniß bleiben werde, ſondern ihr Dencken nur in einen Lebenslauf einſchlieſſen und glauſen die zukünftigen Zeiten hätten an ihnen kein Recht. Manche haben auch Weib und Kind nur in ihrem Ausgabe-Buch. Dagegen findet man auch geizige Narren, die faſt prahlen, daß ſie keine Kinder haben, um deſto reicher zu ſcheinen. Denn ſie haben jemand ſagen hören: Dieſer oder jener iſt ſehr reich, und ein anderer hat hinzugeſetzt: aber er hat viele Kinder, gleich als ob dieſes eine Verringerung des Reichthums wäre.

Die gemeinſte Urſache des ledigen Standes iſt wol die Freyheit, beſonders in einigen Gemüthern, die viele Selbſtgefälligkeit und Einbildung beſitzen. Dieſe haben ein ſo zartes Gefühl von jeder Einſchrenckung, daß ſie auch Gürtel und Kniebänder für Bande und Feſſeln halten. Junggeſellen ſind die beſten Freunde, die beſten Herren gegen ihre Diener, und auch die beſten Diener gegen ihre Herren, aber nicht immer die beſten Unterthanen; denn ſie ſind allzufertig zur Flucht. Und in der That ſind faſt alle Ueberläuffer von dieſer Art.

Das eheloſe Leben ſchickt ſich ſehr wohl für die Diener der Kirche. Denn wer wird einen Damm aufrichten, wenn ein See erſt Abflüſſe gewinnt? Den Richtern und Rathsherren iſt die Sache gleichgültig. Denn wenn ſie leichtſinnig und zu beſtechen ſind, ſo wird ein Diener mehrentheils niederträchtiger in der Gewinnſucht ſeyn, als eine Frau. Was die Soldaten betrift, ſo finden wir, daß die Feldherren in den Anreden an ihre Völcker ihnen die Liebe ihrer Weiber und Kinder zu Gemüth führen. Wir finden auch daß der Hageſtolz bey den Türcken den gemeinen Soldaten ſchlechter macht.

Ferner ſind Weib und Kind eine gewiſſe Schule der Menſchlichkeit. Und obgleich die Junggeſellen oft freygebiger und mildthätiger ſind, indem ihre Güter weniger erſchöpft werden, ſo ſind ſie auf der andern Seite auch grauſamer und von hartem Herzen, (geſchickt zu ſtrengen Unterſuchern,) indem die Nachſicht und der zärtliche Affeckt bey ihnen nicht ſo oft erweckt und aufgefodert wird. Ernſthafte Gemüther, die gern bey ihrer Gewohnheit bleiben und alſo beſtändig ſind, ſind mehrentheils Weiberfreunde. Wie vom Ulyſſes gemeldet wird: er zog ſeine Alte der Unſterblichkeit vor.

Keuſche Weiber ſind gemeiniglich ſtolz und trotzig, weil ſie ſich auf das Verdienſt ihrer Schamhaftigkeit verlaſſen. Nichts verbindet eine Frau beſſer zur Keuſchheit und zum Gehorſam gegen den Gemahl, als eine gute Meinung von ſeiner Klugheit, welche ſie niemals haben wird, wenn ſie ihn eiferſüchtig findet.

Des Jünglings Weib iſt eine Gebieterinn, des Mannes eine Gehülfin, des Alten eine Pflegeamme: Daß alſo ein jedes Alter eine Frau zu nehmen Urſache findet. Jedoch iſt jener unter die Weiſen gerechnet worden, der auf die Frage, welche Zeit zur Heyrath bequem ſey? antwortete: die Jugend noch nicht, das Alter gar nicht.

Oft geſchiehet es, daß ſchlechte Männer gute Weiber bekommen, es geſchehe nun deswegen, damit die gröſſere Güte des Mannes ein Gegengewicht der Schönheit werde, oder daß die Weiber in ihrer Geduld eine Ehre ſuchen. Dieſes fehlt aber niemals, wenn dergleichen Männer von ihren Weibern ſelbſt verlangt und ausgeſucht worden ſind, wider den Willen ihrer Freunde, alsdann ſtehen ſie immer auf ihrer Hut, damit es nicht das Anſehen haben ſoll, als gereue ihnen ihre Thorheit.

Von der Liebe.

Von der Liebe hat unſre Schaubühne mehr Vortheil als unſer Leben. Denn auf der

Schaubühne giebt die Liebe den Stoff zu Comödien, bisweilen auch zu Tragödien: aber im menſchlichen Leben richtet ſie mehrentheils Unheil an, bald als eine Sirene, bald als eine Furie. Es iſt doch merkwürdig, daß man keinen groſſen und berühmten Mann, weder in den alten noch neuen Geſchichten findet, der auf dieſen unſinnigen Grad der Liebe gerathen ſey. Alſo ſcheint es daß groſſe Geiſter und groſſe Geſchäfte dieſe ſchwache Leidenſchaft nicht annehmen. Doch nehme man hievon aus den **Marcus Antonius**, den **Duumvir** des Römiſchen Reichs, und den **Decemvir Appius Claudius**, einen der vornehmſten Geſetzgeber in Rom. Wovon der erſte ſeinem Caracter nach üppig und den Wollüſten ergeben, der andre hingegen ein vernünftiger und ſtrenger Mann war. Woraus man ſieht, daß die Liebe, obgleich nicht oft, einen Eingang finden könne, nicht nur in ein offenes, ſondern auch in ein wohlverſchanztes Herz, ſo bald es nicht mit groſſem Fleiſſe bewacht wird.

Es iſt gewiß ein niedriger und kleinmüthiger Ausſpruch Epicurs: **Wir ſind einer dem andern zum Theater groß genug.** Als ob der Menſch, der den Himmel und himmliſche Dinge zu betrachten gebohren iſt, nur ein klein Götzenbild anbeten ſolte, und ein Sclave werden, wo nicht von ſeinem Munde, wie das Vieh, doch von ſeinen Augen, die ihm gewiß zu höhern Betrachtungen gegeben ſind. Man muß ſich verwundern, wenn man die Ausſchweiffung dieſer Leidenſchaft erwegt, und wie ſie die würkliche Natur und den Wehrt der Dinge verkehrt, ſo daß eine beſtändige Hyperbel ſich für kein Ding ſchickt, als für die Liebe. Und dieſe Hyperbel liegt nicht blos im Ausdruck der Sprache. Denn da man mit Grunde der Wahrheit zu ſagen pflegt: der vornehmſte Schmeichler, mit welchem die übrigen kleinen Schmeichler zuſammen ſtimmen müſſen, iſt ein jeder ſich ſelbſt: ſo iſt der Verliebte doch in der That etwas mehrers. Denn kein Menſch iſt wol jemals von ſolchem Stolz geweſen, daß er ſich ſelbſt ſo närriſch hochgeſchätzt hätte, als ein Liebhaber die geliebte Perſon. Es bleibt alſo der Ausſpruch wahr: **Lieben und weiſe ſeyn iſt kaum GOtt gegeben.**

Und nicht nur andern fällt dieſe Raſerey in die Augen, der geliebten Perſon hingegen nicht, nein, ſondern der geliebten Perſon am meiſten, auſſer wenn ſie ſelber verliebt iſt. Denn es iſt gewiß, die Liebe wird immer vergolten entweder mit gegenſeitiger Liebe oder mit heimlicher Verachtung. Daher die Menſchen ſich deſtomehr für eine Leidenſchaft hüten ſolten, die nicht allein andern Dingen, ſondern auch ſich ſelber ſchadet. Der übrige Schaden den ſie anrichtet, wird in jener poetiſchen Fabel artig ausgedrückt: da derjenige, der die Helena wehlte, die Gaben der Juno und der Pallas verlohr. Wer die verliebten Neigungen zu ſtark wachſen läſt, entſagt den Reichthum und der Weisheit. Dieſe Leidenſchaft hat ihre ſchlimmen Stunden zu der Zeit wenn das Gemüth am weichſten und ſchwächſten iſt, nemlich in groſſem Glück oder Unglück: obgleich das letztre vielleicht ſeltener bemerckt worden iſt. Beyderley Zufall entzündet die Liebe und vermehret ihre Flamme, daher ſehn wir offenbar, daß ſie eine Tochter der Thorheit iſt. Am beſten handeln die, welche die verliebten Neigungen, die ſie nicht ausrotten können, zum wenigſten in Ordnung bringen und von ihren ernſthaftern Geſchäften und Lebenspflichten abſondern. Denn miſcht die Liebe ſich erſt hierunter, ſo verkehrt ſie alles, und bringt den Menſchen dahin, daß er ſeinen Entzweck nicht mehr gerade zu verfolgen kan.

Was auch die Urſache iſt, ſo glaube ich, der Soldat iſt der Liebe ergeben, nicht anders als dem Wein; denn eine Gefahr erfodert gemeiniglich eine Wolluſt zur Vergeltung. In dem menſchlichen Hertzen iſt ein verborgener Trieb und ein geheimer Hang zur Liebe gegen andere; wenn dieſe Liebe nicht auf einen oder wenige Gegenſtände gelenckt wird, ſo breitet ſie ſich gantz natürlich über viele aus und macht die Menſchen leutſeelig und mildthätig, wie wir bisweilen an den Mönchen ſehn.

Die eheliche Liebe erbaut das menſchliche Geſchlecht, die geſellige Liebe verbeſſert es, die geile Liebe verdirbt und ſchändet es.

Von der Kühnheit.

Es iſt ein Ausſpruch der auf Schulen ſehr gemein, aber der Betrachtung eines Weiſen nicht unwürdig iſt: als man einſt den Demoſthenes fragte: Welches die erſte Eigenſchaft eines Redners ſey? antwortete er: die Action. Und welches die andre ſey? die Action. Und welches die dritte? gleichfals die Action. Dieſen Ausſpruch that ein Mann der die Sache am beſten wiſſen konnte, und der doch in einem Stück, welches er ſo ſehr lobte, der Natur nicht viel zu dancken hatte. Es iſt wunderbar, daß dieſer Theil eines Redners, der nicht tiefer als die Schale geht, und der mehr den Comödianten als den Redner ausmacht, ſo hochgeſchätzt und ſo weit über Erfindung und Ausdruck und über die übrigen edlern Theile erhaben wird, ja, als ob er alles in allem ſey, nur allein in Rechnung kommt. Aber die Urſach iſt zu errathen. In der menſchlichen Seele wohnt meiſtentheils mehr Narrheit als Weisheit. Daher alle Gaben, welche dieſen närriſchen Theil von der Seele der Sterblichen einnehmen, die beſte Würkung thun.

Hiemit kommt vortreflich überein und ſteht faſt parallel die Kühnheit in Staatsgeſchäften. Was iſt hierinn das erſte? die Kühnheit. Was das andre, was das dritte? die Kühnheit. Obgleich die Kühnheit eine Tochter der Unwiſſenheit und Niederträchtigkeit iſt, ſo verblendet ſie doch und übertäubt diejenigen, die am Verſtande ſchwach und am Gemüthe furchtſam ſind: und dieſes ſind die meiſten Menſchen. Ja den Weiſen ſelbſt überwältigt ſie, wenn ſein Geiſt zu wancken beginnt. Daher ſehen wir daß die Kühnheit in Democratiſchen Regierungen vieles ausgerichtet hat, bey dem Senat aber und bey Fürſten weniger. Ja es können die Kühnen, wenn ſie zum Regiment kommen, im Anfange mehr ausrichten, als in der Folge. **Denn Kühnheit erfüllt, was Thorheit verſpricht.** Gleichwie die Quackſalber ſich dafür ausgeben, daß ſie den menſchlichen Cörper heilen können: ſo fehlt es auch einem politiſchen Cörper nicht an Leuten, welche die ſchwerſten Curen über ſich nehmen. Es kan ihnen in einigen wenigen Verſuchen gelingen; aber weil ſie die Grundſätze der Wiſſenſchaft nicht beſitzen, mißlingt es ihnen meiſtentheils. Ja man ſieht oft einen kühnen Menſchen jenes Wunderwerck Mahomets verrichten. Mahomet überredete das Volck, er wolle einen Berg zu ſich ruffen und auf dem Gipfel deſſelben für die Diener ſeines Geſetzes Gebete thun. Das Volck kan in groſſer Menge. Mahomet rief den Berg einmal und abermal, er ſollte zu ihm kommen. Als aber der Berg unbeweglich blieb, ſagte er, ohne ſich im geringſten zu ſchämen: **wenn der Berg nicht zum Mahomet kommen will, ſo muß Mahomet zum Berge kommen.** So geht es auch ſolchen Leuten. Wenn ſie groſſe Dinge über ſich genommen haben und ſie ſind ihnen ſchändlich fehl geſchlagen, ſo kehren ſie doch, wenn ſie bis zum Gipfel der Kühnheit gekommen ſind, die Sache zu einem Schertz, drehen ſich um und damit genug.

Leuten von groſſen Verſtande ſind die Kühnen in der That zum Spott; ja auch beym Volck hat die Kühnheit etwas lächerliches. Denn wenn der Vorwurf des Lachens eine Ungereimtheit iſt: ſo glaube man gewiß, daß eine groſſe Kühnheit allezeit etwas lächerliches an ſich habe. Kein Anblick iſt luſtiger als die Verwirrung im Geſichte des Kühnen zu ſehn. Er bekommt alsdann ein heßlich in ſich hineingezogenes Geſicht; und es kann nicht anders ſeyn: denn bey den Blöden flieſſen die Lebensgeiſter langſam hin und wieder, wenn aber den Kühnen dergleichen begegnet, ſo bleiben ſie ſtarr hängen; wie im Schachſpiel, wo die Gegenparthey nicht überwunden wird, ſondern nur ſteht und ſich nicht rühren kan. Doch dieſes letztere ſchickt ſich zur Satyre beſſer, als zu einer ernſthaften Betrachtung. Dieſes aber wollen wir noch anmercken, daß die Kühnheit allezeit blind iſt: Gefahren und Hinderniſſe ſieht ſie nicht Daher ſchadet ſie bey Berathſchlagungen, bey der Ausführung hilft ſie. Will man alſo die Kühnen ohne Gefahr gebrauchen, ſo trage man ihnen nicht das Regiment auf, man gebe ihnen den zweyten Rang und laſſe ſie unter der Regierung anderer ſtehn Denn bey der Berathſchlagung iſt es heilſam die Gefahr vor Augen zu haben, bey der Ausführung aber iſt es nöthig die Augen zuzuſchlieſſen, wenn die Gefahr nicht auſſerordentlich groß iſt.

Dieſes ſind die überſetzten Stücke, die wir mittheilen können und die genug ſind, einen Vorſchmack von dem Philoſophen zu geben, der unſern moraliſchen und phyſicaliſchen Weltweiſen ein Licht vorgetragen hat, das ſie noch jetzt erleuchtet. Wird mit der Ueberſetzung nicht fortgefahren: ſo iſt es uns genug, wenn wir manchen Leſer nach dem Original begierig gemacht haben, worinn von der Atheiſterey, vom Aberglauben, von der Verſchlagenheit, von der Freundſchaft, von Erhaltung der Geſundheit, von Gebäuden, von Gärten, von der Schönheit und von funfzig andern Materien ſchöngedachte, und ſchöngeſagte Anmerkungen vorkommen.

Berlin. *Epitre à S. A. S. le Prince de LOBKOWITZ, par Mr. d'Arnaud.* Chez Etienne de Bourdeaux. 1755.

Franckreich hat anſtatt der Hochzeitdichter, der Leichenſänger und der Gratulanten eine Menge wahrer Poeten in allerley Dichtungsarten gehabt. Dieſe haben die Sprache mit beſtimmten Worten, mit gedachten Sätzen und mit mannigfaltigen Wendungen bereichert. Wer jetzt unter ihnen Verſe macht, der macht ſie ſelten ganz ſchlecht. Die wohlklingende Sprache und ein wenig Manivele hilft ihm zu einem ziemlich guten mechaniſchen Vers. Von dieſer mittelmäßigen Art ſind eine ungeheure Menge Poeten in Franckreich. Doch **Voltäre**, **Crebillon**, **Destouches**, **Saint-Mard** und einige andre ſchöne Geiſter ſind noch jetzt die Ehre ihrer Nation, und ſchon entſtehen junge Dichter unter ihrem Schatten. Ein ſolcher iſt der vortrefliche tragiſche **Marmontel**, ein ſolcher wird, nach des Hrn. v. **Voltäre** Zeugniß, der Liebesdichter **Bernard** ſeyn.

Der obige Brief von M. d'Arnaud enthält das Lob des Prinzen, an den er gerichtet iſt. In dergleichen Fällen webe man das Lob künſtlich in ſeine Materie mit ein, man lobe oft im Vorbeygehen, man laſſe oft einen Theil errathen und ſage nicht alles ins Geſichte. So lobt man ohne Zweifel am feinſten und bringt ſich ſelbſt und ſeinem Helden die meiſte Ehre Angehende Poeten loben an ihren Gönnern meiſtentheils die Luſt zu Verſen, ſie ſagen ſie wollen ihren Stand nicht rühmen, ſondern ihre Grosmuth und Menſchenliebe, und ſchimpfen dabey auf die Reimer und Schmeichler.

In den erſten funfzig Verſen dieſes Briefes ſagt der Verfaſſer daß er kein Schmeichler ſey und auch den König ſelber nicht loben wolte, wenn er ein Midas wäre. Nachmals rühmt er den Prinzen, daß er die wohlklingenden Griechiſchen Poeten lieſt, beſonders den Anakreon und auch die Lateiniſchen, namentlich: den **Virgilius**, **Ovidius**, **Horazius**, **Catullus**, **Tibullus**; ingleichen die neuern. An dieſem Ort gedenckt dieſer junge Scribent zugleich der deutſchen Nation, deren Gaſt er jetzt iſt, auf eine ſehr feine Art: ſie liebe ziemlich die tiefforſchenden Unterſuchungen und die Art von Gelehrſamkeit, wozu ein labor improbus gehört.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 2. October 1750.

No. XL.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

London.

Bey Gelegenheit des letzten Erdbebens hat der berühmte Stephan Hales eine kleine Schrifft unter folgenden Titel bey Manly und Cox abdrucken laſſen: Conſiderations on the Cauſes of Earthquakes, which were read befor the Royal Society. 1750. 8. 23 S.

Der Verfaſſer giebt uns folgende kurtze Hiſtorie des Erdbebens: Es geſchah den 8 Märtz dieſes Jahres, des Morgens vor 6 Uhr. Er fühlte, daß ſich ſein Bette merklich in die Höhe hob, und ſchloß daher, daß ſich auch die Erde müſte gehoben haben; denn er lag in dem unterſten Stockwerck des Hauſes; In dem Hauſe hörte man ein murmelndes Getümmel, welches endlich in einen würklichen Knall ausbrach, gleich dem Knall eines kleinen Geſchützes. Die gantze Dauer des Erdbebens war etwa von 3 oder 4 Secunden. Ehe das Erdbeben angieng ſahe man ſchwartzes Gewölk und ein ziemliches Wetterleuchten, übrigens war die Lufft gantz ſtill. Hiebey merkt er aus der Hiſtorie der Erdbeben an, daß ſie insgemein bey ſtillem Wetter und ſchwartzem Gewölke kommen, und daß alsdenn ſtarcke Spuren von ſchweflichten Dünſten in der Lufft vorhanden ſind, nemlich Irrwiſche und fallende Sterne.

Hieraus ſchließt der Verfaſſer auf die Urſachen der Erdbeben. Er hat ſchon längſt in dem Anhang zu ſeinem Statical Eſſays gezeiget, wenn eine mit Schwefeldünſten erfüllte Lufft, mit reiner Lufft vermiſcht wird, daß daher eine heftige Bewegung entſtehet, und daß die Lufft, die vorher hell war, röthlich und trübe wird, dergleichen Dünſte man einige Morgen vor dem letzten Erdbeben wahrgenommen hat. Er meint, daß man die groſſe Hitze der ſchwülen Sommertage, einer ſolchen Aufwallung (Effervescence) der mit Schwefeldünſten vermiſchten Lufft zuſchreiben könne. Die Hitze ſolcher Aufwallungen höret insgemein auf, wenn die Miſchung vollkommen geſchehen iſt. Daher ſcheinet es, daß die gemeine Anmerkung, daß die Lufft durch das Wetterleuchten abgekühlet wird ihren guten Grund hat, indem das Wetterleuchten anzeiget, daß die Aufwallung nun aufs höchſte gekommen iſt.

Ferner meint der Verfaſſer, daß man gleich dem Erdbeben auch das Blitzen und Donnern der Vermiſchung einer reinen Lufft, mit einer ſchwefflichten zuſchreiben könne. Es iſt wohl gewiß, daß die untere Lufft oft mit vielen Schwefeldünſten, die aus der Erde aufſteigen, angefüllt iſt: die obere Lufft hingegen iſt rein. Die Wolken machen eine Scheidung zwiſchen der reinen und ſchwefflichten Lufft. Wenn alſo bey ganz überzogenem Himmel, wie er insgemein zur Zeit der Gewitter iſt, die Wolken etwa eine kleine Oeffnung machen, daß die obere und untere Lufft zuſammen ſtoſſen können, ſo entſtehet nothwendig eine Aufwallung und Erhitzung, davon der Blitz und Donner wohl mögen hergeleitet werden können. Man kan auch von den Würckungen des Blitzes ſchlieſſen, daß die ſchwefflichten Dünſte einen Theil der elaſtiſchen Lufft zerſtöret haben, und daß daher nothwendig gewaltige Erſchütterungen geſchehen müſſen, wenn die nächſte Lufft von allen Seiten wieder dahin dringet, wo die zerſtörte geweſen iſt. Denn, nach Dr. Papins Berechnung dringet die Lufft in einen Lufftleeren Raum mit einer Geſchwindigkeit, womit ſie 1305. Fuß in einer Secunde machen könnte. Daher man ſich nicht wundern darf, daß der Donner oft mit ſolcher Gewalt rollt. Eben daher könnte man auch gewiſſe berühmte plötzliche Sturmwinde erklären. Der V. hält dafür, daß die ſchwefflichten Dünſte, welche häuffig aus der Erde aufſteigen, in der Erde können entzündet werden, und nennt dieſes ein Erdblitzen; daher ſeiner Meinung nach die Erdbeben in der Erde das ſind, was der Blitz und Donner in der Lufft iſt. Wir müſſen geſtehen, daß dieſe Erklärung einen groſſen Schein hat und der Gleichförmigkeit der Natur die wir überall wahrnehmen ſehr gemäß iſt. Es wäre zu wünſchen, daß einige Naturforſcher, anſtatt daß ſie für jede beſondre Würkung in der Natur eine beſondere Materie ſuchen oder erdichten, vielmehr verſuchten, ob nicht viele ganz verſchiedene Begebenheiten, aus einer Hauptquelle hergeleitet werden könnten, wie Herr Hales hier Blitz und Donner, Erdbeben und andre Begebenheiten nicht unglücklich aus einer Urſache zuſchreibt.

Theorie des ſentiments agreables.

Beſchluß.

Nach dieſem unterſucht der Verfaſſer welche Lebensarten die allerglücklichſten ſind. Wenn wir eine Anzahl von Menſchen zuſammen bringen wollen, deren Schickſal in der That zu beneiden iſt, ſo werden wir ſolche an den ſchimmerreichſten Stellen vielleicht ſehr vergebens ſuchen; wir werden ſie aber unter denenjenigen finden, die durch eine mäſſige Arbeit leicht ſo viel erwerben, daß ſie ihren eigenen und den Bedürfniſſen ihrer Familie abhelffen können. Wir werden bald wahrnehmen, daß viele unter ihnen von Unruhe, Verdruß und Eckel befreyet, indem Grunde ihres Hertzens eine geheime Freude nähren, die allezeit auszubrechen bereit iſt. Wenn ihre Tage nicht von Gold geſponnen ſind, ſo ſind ſie es wenigſtens von Seyde; es iſt ein Gewebe ſanfter Empfindungen, darinn weder ein lebhaftes Vergnügen, noch auch ein bitterer Schmertz hineinkömmt. — Weil das Hertz unter allen unſern Kräfften diejenige iſt, daraus die allerangenehmſten Bewegungen entſpringen; ſo wird die glücklichſte Lebensart diejenige ſeyn, darinn die Bewegungen der Wohlgewogenheit am meiſten herrſchen. Derjenige, den das Glück mit ſeinen Gütern bereichert hat, wird die ganze Frucht davon nicht anders genieſſen, als wenn er geneigt iſt, ſolche zum Beſten anderer zu gebrauchen. Laßt uns von ſeiner Glückſeeligkeit urtheilen nach den Glücklichen die er macht.

Es gleicht alſo kein Glück dem Glück eines Regenten, der ſeine Wohlgewogenheit nicht in den engen Zirkel der Hofleute, die ihn umgeben, einſchränkt, der ſie über alle diejenigen, die ihm unterworffen ſind, ausbreitet, um ihnen die Güter zu verſchaffen, die ihnen zukommen, um das Elend aus ſeinen Staaten zu verbannen, die Künſte und die Handlung darin zu beleben, die Talente und Tugenden anzufeuren und darin einen Ueberfluß herrſchen zu laſſen, der weit vermögender iſt, ſeine Einkünfte zu vergröſſern und ſeine Unterthanen zu vermehren, als die prächtigſten Eroberungen ordentlicher Weiſe thun würden. Die Gewißheit die er hat, ſeine Macht durch ohnfehlbare Mittel, zu befeſtigen und zu vergröſſern, die Idee, daß er ſich zum Diener der Gottheit macht, indem er andern Menſchen das gute verſchaft, das ſie ihnen beſtimmt hat, das Schauſpiel eines ganzen durch ſeine Wohlthaten glücklichen Volcks, die Ausführung des edelſten und vom Spiel des Glücks unabhängigen Entwurfs, eine aneinanderhangende Reihe der allerſchmeichelhafteſten Bewegungen der Wohlgewogenheit, alles, was ſich ſeinen Augen darſtellt, alle ſeine Ideen, alle Bewegungen des Herzens ſtimmen zuſammen, um zu ſeinem Beſten den allerglücklichſten Zuſtand zu bilden, deſſen die menſchliche Natur fähig iſt. Es iſt wahr, in dieſer Kette tugendhafter Empfindungen iſt vielleicht keine ſo lebhafte, als die eines Eroberers, deſſen Sieg ſeinen Ehrgeiz krönt. Allein der Eroberer erhält dieſe Art des Vergnügens nicht anders, als um den Preiß, daß er der allerunglücklichſte unter allen Menſchen werden konte: denn unſere Gefahr iſt hiebey deſto gröſſer je mehr Saamen zu Haß, Verwirrung, Unruhe und Verdruß die Natur unſerer Vergnügungen bey ſich führt.

Zuletzt beweiſet der Verfaſſer, daß die philoſophiſche Moral nach der Faſſung aller Menſchen iſt.

Der Anhang dieſes Werks iſt eine vortrefliche Erläuterung über die Harmonie des Styls. Es werden darinn die Quellen dieſer Harmonie entdeckt, die eben diejenigen ſind, woraus die angenehmen Empfindungen entſpringen.

Gegenwärtige Ausgabe iſt ſtark verbeſſert worden, und iſt jetzt ein Original, das eben ſo ſchön iſt, als das Syſtem ſelbſt, welches darinn gelehret wird.

Stuttgart.

Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters. Zweytes Stück. in 8 1750.

Hier leſen wir zuerſt eine Comödie aus dem Plautus, die Gefangenen betitelt. Die Abſicht des Ueberſetzers iſt, das luſtige Comiſche mehr in Schwang zu bringen; doch wird er vermuthlich die Fehler dieſes Schauſpiels einſehen und misbilligen, ohngeachtet er allzu wenig davor warnt. Wenn Plautus ohne Noth gegen alle Wahrſcheinlichkeit und gegen alle Regeln der Bühne ſündiget; wenn er jeder Perſon ſeine ewigen Wortſpiele in den Mund legt, wenn er zu oft mit niedrigen Reden und mit Uebertreibung aller Dinge zu lachen macht, ſo müſſen wir, ohngeachtet unſerer Hochachtung für die theuren Reſte des Alterthums, ohngeachtet einiger wircklich witzigen Stellen, einiger artigen Hyperbeln, und einiger glücklich angebrachten Moralen, wir müſſen, wenn wir uns auch ganz in ſeine Zeit verſetzen, und die Lebensart der Leibeigenen, die Policey und die Sitten Roms vor Augen haben, dennoch müſſen wir von der Meinung des Horaz ſeyn:

Unſre Väter, lobeten Plautus Jamben und Plautus Witz: beydes allzugutherzig, ich will nicht ſagen allzuthörigt. Genug daß ich und ihr den ungeſitteten Scherz von dem artigen zu unterſcheiden wiſſen und für jeden Wohlklang Tact und Ohren haben.

Hierauf folgt **Corneillens** zwote Abhandlung von den Trauerſpielen insbeſondere. Er erklärt darinn den Ariſtoteles mühſam und ehrerbietig genug, unterdeſſen er ſelbſt beſſere und deutlichere Regeln hätte geben können. Weil wir Marmontels Betrachtung über die Tragödie in unſern Blättern haben, ſo wollen wir nichts hieraus anführen.

Ferner finden wir hier eine Unterſuchung ob man in Luſtſpielen die Caracter übertreiben ſolle? Die Frage wird mit Ja beantwortet, und dieſes mit Recht. Denn wenn ein Zerſtreuter, ein Fauler, ein Geiziger nicht mehr zerſtreut, faul und geitzig iſt, als die gemeine Welt, ſo fällt er nicht ſehr in die Augen. Man muß in ihm das Laſter oder die Thorheit gleichſam perſonifirt ſehn. **Bruyere** hat ſeine Caracter eben ſo wohl übertrieben als **Moliere**. Doch damit ſie nicht durch ihre Unwahrſcheinlichkeit allen ſittlichen Nutzen verliehren und die Zuſchauer mehr den Verfaſſer auslachen als ſeine Perſonen: ſo halte man hierinn ein gewiſſes Maaß. Der Comödiant muß ſeine Action gleichfals etwas übertreiben und Riccoboni ſagt: es müſſe nur zwey Finger breit geſchehen. Der gute Geſchmack kennt eine ſchmale Mittelſtraſſe, ſie iſt ſchwer zu halten, aber ſie iſt die beſte.

Hierauf folgen Nachrichten von dem Theater zu **Dresden**, **Berlin** und **Paris**, welche zum wenigſten, wegen der Perſonalien, den Debit dieſer Schrift vermehren werden.

Wir wünſchen daß ſich Männer von einem faſt unfehlbaren Geſchmack an die Verbeſſerung unſers Theaters wagen mögen, wir wünſchen ſtudirte und verſchönerte Ueberſetzungen dramatiſcher Poeſien, in reimfreyen Verſen, wenn ſie verdienen aufgeführt zu werden, in einer ſchönen Proſa, wenn ſie bloß zum Dichter-Magazin dienen ſollen. Der letzte oder auch der erſte Wunſch iſt wol nach guten Originalen, wozu wir manche Köpfe für fähig halten und wozu ihnen vielleicht nur die Aufmunterung eines pariſiſchen Theaters fehlt.

Frankfurt und Leipzig.

Des Abts Guyon Geſchichte von Oſt-Indien ſo wohl älter als neuerer Zeiten. Drey Theile aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 3 Alphabet in 8.

In dem erſten Theil dieſer Geſchichte lernen wir das alte Indien kennen. Es wird uns darinn Nachricht gegeben von den Thieren in Indien, von der Handlung der Alten nach Indien, von ihrer Unterbrechung und Wiedererneurung durch die Portugieſen. Die Reihe der alten Könige iſt nicht zuſammenhangend. Die Geſchichtſchreiber, welche dieſe Hiſtorie berührt haben, ſind ſehr mangelhaft und ihre Nachrichten ſind mit vielen Fabeln untermenget. Unſer Verf. hat ſie uns geliefert, wie er ſie gefunden. Er erzählt uns von einem Elephanten, der zwey Cymbeln an den Beinen gehabt, auf welchen er mit ſeinem Rüſſel ein Lied geſpielet, nach deſſen Takt andere um ihn her getanzet. — Der Elephant, auf welchem Porus geritten, ſoll, als er gemerkt, daß ſein Herr von den vielen Wunden ganz entkräftet worden, von ſich ſelbſt niedergekniet ſeyn, um ihn abzuheben und ihm hierauf mit ſeinem Rüſſel die

Pfeile aus dem Leibe gezogen haben. — Es werden hier Ameiſen beſchrieben, die ſo groß ſind, wie ein Fuchs. Ihre Natur zeigt ihnen die Oerter an, wo in der Erde das reinſte Gold zu finden iſt; ſie graben daſelbſt ein Loch und werfen es heraus, bewahren es aber Tag und Nacht und jagen mit Grauſamkeit alle die ihnen zu nahe kommen hinweg. Und dergl. Beſchreibungen von raren Thieren, vom Delphin, Pelican, Greif, Phönix und andern, widerlegt oder beſtätigt er nach den neueſten Erfahrungen. Wir kennen von Indien nichts gewiſſeres, als die Provinzen und Städte, durch welche das Heer Alexanders gezogen, deſſen Fußſtapfen uns Arrian mit aller Richtigkeit bezeichnet hat.

Die Indianer verehrten die Sonne, den Mond, die Bäume und andere Dinge. Sie hatten der Sonne einen der prächtigſten Tempel errichtet, der jemahls aufgeführt worden. Die Mauren waren von Porphyr, inwendig mit Goldblat bedeckt, auf welchen gegen alle Seiten Strahlen geſtochen waren, die, in welcher Stellung man ſie anſahe, einen Glanz von ſich warffen. Weil ſie die Seelenwanderung glaubten, ſo hatten viele keine andere Opfer, als das Ausgieſſen allerhand Getränkes.

Die Sitten und Gemüthsart der Indianer lernen wir nicht beſſer kennen, als aus der Abbildung eines ihrer Fürſten, die uns Philoſtratus im Leben des Apollonius hinterlaſſen hat. Der erſte Pallaſt, den Apollonius von Tyanen antraf, nachdem er über den Indus gekommen war, brachte ihn durch eine edle Einfalt faſt auſſer ſich ſelbſt. Er hielt ihn vor eine Wohnung eines vornehmen Bürgers. Als er näher kam, ſahe er Sclaven an der Thüre und drey bis vier Perſonen, die mit dem Könige zu ſprechen verlangten. Er trat nebſt ihnen hinein. Das majeſtätiſche Anſehen, ſo der König Phraotes an ſich ſehen ließ, brachte dem Apollonius in den Sinn, was man ihm von der Weisheit der Brachmanen erzehlt hatte. Er redete ihn durch einen Dolmetſcher folgendergeſtalt an: Es ſcheinet, mein Fürſt, als wenn ihr an der Weltweisheit ein Vergnügen findet und ſie zur Richtſchnur eurer Handlungen nähmet. Ich preiſe euch deswegen glücklich. Es iſt wahr, verſetzte der Prinz, und ich freue mich, daß ich an euch eben die Meinung wahrnehme. Allein, ſagte Apollonius, wie kömmt es, daß an eurem Pallaſt ſo gar nichts prächtiges iſt, welches doch ſonſt vor ein Eigenthum des Purpurs gehalten wird, verbieten es die Geſetze, oder iſt es ein beſonderer Geſchmack, der allen Staat entfernet? der Fürſt gab zur Antwort: Es ſind ſowol die Geſetze, als der Geſchmack, welche dieſe unnütze Weitläuftigkeiten von mir verbannen, die gar kein Zeichen einiger Verdienſte ſind; ob ich gleich einer der mächtigſten Monarchen bin, ſo weiß ich mich doch mit wenigem zu begnügen und überlaſſe meinen Ueberfluß meinen Freunden; ich mache aber nicht nur meine Freunde meiner Reichthümer theilhaftig, ich überlaſſe ſie auch meinen Feinden, damit ſie meine Unterthanen in Ruhe laſſen. Hierinn ſuche ich allein meinen Ruhm. Apollonius erkundigte ſich nach ſeiner Lebensart, worauf der König antwortete: Ich brauche keinen Wein, auſſer nur ſo viel, als ich der Sonne zu Ehren auf die Erde gieſſe. Ich überlaſſe andern die Thiere, die ich auf der Jagd erlege und bin mit der Leibesübung zufrieden, wozu ſie mir Anlaß giebt. Einige Hülſenfrüchte, das Marck und die Früchte des Palmbaums, dasjenige, was mein Garten hervorbringt und auf den Bäumen wächſt, die ich ſelbſt pflanze, das iſt meine Speiſe. Der König fragte hierauf den Apollonius, ob er ihm ein Abendeſſen geben wolte; dieſer gab zur Antwort: es gezieme einem Fremdlinge nicht, den König auf eine Abendmahlzeit zu ſich einzuladen; worauf der König verſetzte: es ſtimmt dieſes dem würdigſten zu, und ich überlaſſe euch dieſe Ehre: meine Krone muß ein Beyſpiel der Billigkeit ſehen laſſen.

Man würde ſich aber betrügen, wenn man glaubte, daß überall ſo ſtrenge Sitten eingeführt geweſen. In dem Königreich Muſican war die Verſchwendung und Weichlichkeit ſo hoch getrieben, als man ſie nimmermehr bey den Perſern geſehen hat. Der König war beſtändig von einem Haufen Weiber umringet, die durch ihre Manieren, Reden und Singen die ſchändlichſten Wollüſte erregten. Wenn er ſich vor dem Volke ſehen ließ, ſo wurden ſilberne Rauchpfannen vor ihm hergetragen, um einen guten Geruch in die Luft auszutheilen. Er lag in ſeiner Sänfte von Gold und mit Perlen, die auf allen Seiten hingen, ausgeſchmückt. Seine [illegible] begleiteten ihn und ſeine Garden trugen Aeſte von Bäumen, auf denen allerley Vögel ſaßen, die ſingen mußten. Wenn der König die Abgeſandten anhörte oder die Streitigkeiten entſchied, ſo waren indeſſen ſeine Weiber um ihn her, deren einige ihn kämmeten, andere ſeine Füße und wieder andere ſeine Hände beräucherten. Und ſo traf man bey einem andern König wieder ganz andere Sitten an. Das ganze Land war in ſieben Ordnungen eingetheilt. Die erſte Ordnung machten die Brachmanen oder Weltweiſen aus. Ihr beſtändiger Fleiß bey Unterſuchung der Wahrheit, die Richtigkeit ihrer Sitten und die Einſamkeit und Strengigkeit ihrer Lebensart hatten ihnen alle Ehre und Freyheiten zuwege gebracht, deren bey den Egyptern die Prieſter und die Magi in Perſien genoſſen. Sie hielten ihre Schulen in einem kleinen Gehölze. Der Aelteſte ſaß da auf einem Thron von Ebenholz; und die Ernſthaftigkeit, womit er ſeine Lehren vorbrachte, machte einen ſo tiefen Eindruck von Ehrfurcht in die Gemüther ſeiner Schüler, daß ſich keiner unterſtanden hätte während der Lehrſtunden nur einmahl zu huſten. Man lernte hier die Nothwendigkeit eines beſtändigen Gebets, auch alles, was den GOttesdienſt, die Opfer und Wahrſagungen betraf. Es wurden hier die Unſterblichkeit der Seele, die Bewegungen der himmliſchen Cörper, der Bau des menſchlichen Leibes und alle Geheimniſſe der menſchlichen Natur gelehret. Man redete hier von allem, was zur Regierung eines Staats gehörte, und was die Geſetze, die Macht der Fürſten und die Freyheiten des Volks anlangt. Endlich gab man auch Regeln von den Sitten, damit man lernen möchte, ein hartes und ſtrenges Leben zu führen. — Sie erkannten einen GOtt, der das ganze Weltgebäude erſchaffen, der alle ſeine Veränderungen lenke und es mit ſeiner Unendlichkeit erfülle. Sie glaubten ein Gericht, das den glücklichen oder unglücklichen Zuſtand der Sterblichen auf ewig entſcheidet. — Einige unter ihnen legten ſich auf weiter nichts, als auf die Erlernung der Geſetze und Gewohnheiten der Nation. Weil ſolche nicht aufgeſchrieben wurden, ſo wandte ſich der König in verworrenen Umſtänden an ſie um ſich bey ihnen Raths zu erholen. Er begab ſich alsdenn an den Ort ihres Aufenthalts und aß mit ihnen Kräuter und Hülſenfrüchte. Der Hochmuth dieſer Weltweiſen war ſo groß, daß ſie um die Ehre loßten, damit ſie dem Prinzen nicht von ſich ſelbſt den oberſten Platz einräumen möchten. — Bey einer ſtarcken Leibesſchwachheit oder wenn ſie vom Alter entkräftet worden, bedachten ſie ſich nicht lange ihr Leben freywillig zu endigen. Sie richteten mit eigenen Händen den Scheiterhauffen auf, zierten ſich mit ihren koſtbarſten Zierrathen und ſtiegen hinauf; und nachdem ſie einige Lobgeſänge geſungen, legten ſie ſich auf das Angeſicht und lieſſen ſich in Aſche verwandeln, ohne das geringſte Zeichen einiges Schmerzens von ſich zu geben.

Als Alexander nach Indien kam, waren die Indianer ſchon wohl civiliſiret; ſie waren in allen Künſten geübt, wohnten in wohl befeſtigten Städten und wurden durch weiſe Geſetze regiert. Ihre beſondere Liebe zur Tugend hatte ihnen zu dem Geſetz Anlaß gegeben, nach welchem gewiſſe dazu verordnete Bediente ſich in das Haus jedes Mitbürgers gleich nach deſſen Tode verfügen muſten, um die vornehmſten Handlungen ſeines Lebens nebſt ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit aufzuſchreiben, damit das Andenken des Frommen nicht mit dem Andenken des Gottloſen vermengt würde. -- Man duldete bey ihnen gar keinen Proceß. Wenn Streitigkeiten vorfielen, ſo entſchied ſie der König mit Zuziehung ſeines Raths in einer öffentlichen Audienz. -- Bey dem groſſen Ueberfluß des Landes, waren ſie dennoch überaus mäßig. Wenn der König ſo viel trank, daß er darüber die Vernunft verlohr, ſo war es den Weibern, die ihn bedienen muſten, erlaubt, ihn in ſeiner Boßheit zu tödten und diejenige, die ihm den tödtlichen Stich beygebracht, bekam zur Belohnung ſeinen Nachfolger auf dem Thron zum Gemahl. -- Nach denen uns von ihnen übrig gebliebenen Geſetzen wurden demjenigen, der vor Gericht ein falſches Zeugniß gegeben hatte, die Finger und Zehen abgehauen. Derjenige, der ein Gift erfand und nicht auch das Gegenmittel deſſelben entdeckte, ward am Leben geſtraft.

Von ihrer Regimentsform wiſſen wir nur ſo viel, daß ſie jederzeit monarchiſch geweſen und daß mehr Könige bey ihnen regiert, als bey irgend einem andern Volk.

Die Stadthalter und Colonien ſo Alexander in Indien ließ, führten ſo wohl die Sprache als auch den Gottesdienſt der Griechen ein und dies gab Gelegenheit zu dem beſtändigen Hin- und Herreiſen aus Griechenland, Syrien und Egypten nach Indien. Die Erzählungen von dieſen neuentdeckten Reichen veranlaßten den König Ptolomäus Philadelphus, daß er den Megaſthenes und Dionyſius dahin ſandte, ihm von der Beſchaffenheit dieſer Länder und von den Geſetzen und Sitten ihrer Einwohner Bericht abzuſtatten. Man hätte aber ſehr leichtgläubig ſeyn müſſen, wenn man ihren Fabeln hätte Glauben beymeſſen wollen. Je mehr ſie die Reichthümer dieſes Landes erhoben, deſto begieriger machten ſie die Kaufleute, mit ihrer Handlung in Indien einen Verſuch zu thun. Dieſe Handlung war es, das die Römer zur Eroberung Egyptens am meiſten anreizte. Von dem fünften oder ſechſten Jahrhunderte an blieb aber alles liegen, ſo wohl wegen der Kriege gegen die Barbarn, als auch wegen Nachläßigkeit der Kayſer.

Alle Völcker, die nach Indien handelten, lieſſen ſich mit den Reichthümern, die ſie daraus zogen, begnügen. Sie handelten mit den Indianern, als mit getreuen Freunden. Selbſt der Ehrgeiz Alexanders ſuchte von ihnen nichts, als den Namen ihres Ueberwinders, ohne die Reihe ihrer Prinzen zu unterbrechen. Dieſer Ruhe genoß man in Indien von der Verrichtung Alexanders angerechnet, ſeit mehr als funfzehnhundert Jahren her, als ſich auf einmal ein ehrgeiziger Prinz in Norden erhob und die Verwüſtung in ganz Aſien ausbreitete. Zingiskan, König der Tartarn überwältigte in einer Zeit von vierzig Jahren China, Indien, Perſien, Syrien, alle die Länder, ſo über das caspiſche und ſchwarze Meer hinaus bis an das Eißmeer liegen, nebſt Rußland, Pohlen und einem Theil von

Deutſchland. Die in gerader Linie von ihm herſtammen, hatten beynahe zweyhundert Jahr auf dem Thron des Tartariſchen Reichs geſeſſen, als ſich in eben dem Volcke eine neue Geißel des menſchlichen Geſchlechts Tamerlan erhob, der ſich endlich auf den Thron des Zingiskan ſetzte von deſſen Tod fieng ſich das berühmte Reich der Mogols an, das einzige, davon uns die Nachfolger der Beherrſcher bekannt iſt. Der Verf. giebt uns davon eine kurze Nachricht aus des Pater Catrou Geſchichte der Mogols, die auf die Nachrichten des Manochi eines Venetianers, der ſich 40 Jahr an dem Hofe des Mogols als Leibarzt des Kayſers aufgehalten, gegründet iſt.

In dem letzten Abſchnitt dieſes erſten Theils erzählt er wie die Handlung nach Indien, welche ſeit dem Einfall der Barbarn in das Römiſche Reich faſt gänzlich in Vergeſſenheit gerathen, in den mittlern Zeiten wieder erneuert worden und wie ſich die Portugieſen unterm Johannes II. und ſeinem Nachfolger Emanuel mit Gewalt in Indien feſtgeſetzet.

Hiebey fragt der Verfaſſer, was vor ein Recht hatten denn die Portugieſen die armen Indianer in dem Beſitz ihres Eigenthums zu ſtöhren? Und was vor einem Grundſatz oder mit welchem Vorwande konten ſie ihnen den Krieg ankündigen, und allenthalben Ströme Bluts vergieſſen, als man ihnen dasjenige ſtreitig machte, was ihnen ganz und gar nicht zugehören konte. Man müſſe faſt nichts von Menſchlichkeit und natürlicher Billigkeit in ſeinem Herzen fühlen wenn man nicht einen ewigen Abſcheu vor den Seſoſtris, den Alexandern, den Mahometts, Omars, Zingis, Coplais und Tamerlans haben wollte, die nur zu Schändung aller Geſetze und Zernichtung des menſchlichen Geſchlechts gebohren zu ſeyn ſcheinen. Was iſt denn vor ein Unterſcheid zwiſchen dem Kriege den der König von Macedonien mit dem Porus anfieng und denen, welchen die beyden Albuquerque ſeinen Nachfolgern und andern Königen in Indien ankündigten? Allein, fähret er fort, dieſe Vorwürfe fallen nicht der ganzen Nation zur Laſt, weil ſie dieſe Thaten öffentlich vor unrechtmäßig erkläret und alle Schuld von ſich abgelehnet hat.

(Das übrige folgt künftig.)

Dieſe Nachrichten werden wöchentlich des Freytags, in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung ausgegeben.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 9. October 1750.
No. XLI.
(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchaften.)

Petersburg.

Novi Commentarii Academiæ Scientiarum Imperialis Petropolitanæ. Tom. I. ad Annos 1747. & 1748. 4. 3 Alph.

Die Academie in Petersburg hat ſeit 1747. neue Kräfte zu nützlichen Unternehmungen bekommen. **Peter der Groſſe,** hatte jährlich 24912. Rubel für dieſelbe beſtimmt, die jetzige Kayſerin aber legte in bemeldetem Jahr dieſer Summe noch 28368. Rubel zu, daher die jetzigen Einkünfte dieſer Academie ſich über 53000 Rubeln erſtrecken. Zu dieſer neuen Aufmunterung wurden auch zugleich, ſo wohl für die Academie, als für die damit verknüpfte Univerſität, neue Statuten gegeben, und daher kommt es, daß man gut gefunden, eine neue Sammlung von den Schriften der Academie zu machen, wovon dies der erſte Theil iſt. Was noch von ältern Schriften bey der Academie vorhanden iſt, wird noch als ein Anhang zu den erſtern Commentariis nächſtens herauskommen.

Wir finden dieſen Theil in Anſehung des äuſſerlichen, den vorigen völlig ähnlich; nur wäre zu wünſchen daß nicht ſo gar viel Druckfehler darinn wären; bey der innerlichen Einrichtung aber iſt beliebt worden, daß die Hiſtoriſchen Schriften, die vor dieſem eine beſondre Claſſe ausmachten, aus den neuen Commentariis weg bleiben ſollen. Dieſer erſte Theil enthält folgendes.

Mathematiſche Claſſe.

Die fünf erſten Stücke ſind von Hrn. **Euler.** In dem erſten zeiget er, wie die Flächen der verzogenen Kegel (conorum ſcalenorum) zu finden. Er erweitert und verbeſſert das, was Varignon und **Leibnitz** ehemalen von dieſer Materie geſchrieben haben.

Das zweyte enthält verſchiedene Sätze von der Diviſion der Zahlen. Der Hr. E. giebt gewiſſe allgemeine Formuln von Zahlen, und zeiget, wodurch und in was für Fällen alle Zahlen, welche die Formel begreift, können dividirt werden, oder nicht. Dergleichen Unterſuchungen ſind unter den heutigen Algebraiſten rar, ob ſie gleich von ſehr groſſem

Nutzen ſeyn können: Wie denn z. E. der Hr. Verf. in dieſem Stück unter andern zeiget, daß die Formul, 2^{2^m+1}, welche Fermat für die Primzahlen gegeben hat, falſch iſt.

In dem dritten Stück haben wir verſchiedene Sätze aus der gemeinen Geometrie, die theils unbekannt, theils ohne geometriſche Beweiſe bekannt geweſen, auf eine leichte und ganz geometriſche Art erwieſen.

Das vierte enthält Unterſuchungen über die Fortpflanzung der Bewegung in einem elaſtiſchen Raum, dergleichen z. E. iſt die Fortpflanzung des Thones und des Lichtes. Der Hr. Verf. betrachtet erſt einen einzigen kleinen Körper, der in einem elaſtiſchen Medio durch die Kraft dieſes Medii ſelbſt bewegt wird, und zeiget, wie die Bewegung deſſelben ſeyn wird und wie man die Länge eines Pendels finden ſoll, das ſeine Schwenckungen in gleicher Zeit machet, als der kleine Körper. Hernach betrachtet er zwey ſolcher Körperchen, deren Bewegung er auch beſtimmt, und ſchon aus dieſem zweyten Fall, beweiſt der Hr. Verf. daß nothwendig eine Zeit erfodert wird einen Stoß durch ein elaſtiſches Medium fortzupflanzen. Ja er gehet noch weiter und getrauet ſich ſchon hieraus die Geſchwindigkeit des Thons zu beſtimmen, die er 813. Rhein. Fuß in einer Secunde findet, welches ziemlich gut mit der Erfahrung übereinkömmt. Hierauf werden drey Körperchen betrachtet und von dieſen ſchließt der Hr. Verf. hernach auf mehrere und auf unendlich viele und zeiget alſo die eigentliche Beſchaffenheit der Fortpflanzung der Bewegung in elaſtiſchen Materien, welches zu genauer Erkenntniß des Thones und Lichts, nach der Theorie des Hrn Verfaſſers dienet. Wir müſſen noch erinnern, daß durch dieſe Abhandlung die Theorie des Lichts, welche Hr. Euler in dem 1 Theil ſeiner Opusculorum vorgetragen, beſtätiget wird.

In dem fünften Stück zeiget Hr. Euler, daß die von Jac. Bernoulli angegebene Manier, ein Schiff durch ſeine eigene innerliche Kraft zu bewegen, nicht kann ſtatt haben.

Das folgende Stück iſt von Hr. Krafft und enthält einige coniſche Aufgaben, analytiſch aufgelöſet.

In dem letzten Stück giebt Hr. Krafft ſeine Beweiſe von zwey Sätzen. Der eine kömmt von Hrn Euler von einer allgemeinen Eigenſchaft aller vierſeitigen Figuren, der andre iſt der berühmte Cotesiſche Satz, davon Hr. Krafft einige beſondere Fälle beweiſt.

Phyſico-Mathematiſche Claſſe.

Zuerſt finden wir meteorologiſche Beobachtungen, die Hr. Krafft in Tübingen gemacht hat. Er findet die jährliche Abänderung des Barometers viel geringer in Tübingen, als ſie in Petersberg iſt. Er bemerkt, daß 1745. die heftigſte Kälte in Tübingen eben zu der Zeit angefangen, da ſie in Petersburg nachgelaſſen. Die größte Kälte die Hr. Krafft in Petersburg bemerkt, war 1740. den 25 Jan. a. St. 30. Grad unter 0 des Farenheit. Thermom. In Tübingen aber fiel es 1745. den 21 Jan. 13 Gr. unter 0. und man hielt die damalige Kälte für ſehr ungewöhnlich. Die größte Wärme der ſchattigten Lufft in Petersburg hat er von 83 Gr. bemerkt. In Tübingen aber war ſie 1745. von 85 und 1746. von 94 Graden.

In der folgenden Abhandlung giebt Hr. Richmann algebraiſche Formeln, um den Grad der Wärme zu beſtimmen, welcher entſtehen muß, wenn verſchiedene flüſſige Materien, die zugleich warm ſind, durch einander gemiſcht werden. Dieſe Formeln vergleicht er in dem folgenden Stück mit den Verſuchen, die er gemacht hat; Alsdenn folget von eben dieſem Verfaſſer eine Unterſuchung von dem Geſetze nach welchem die flüßigen Materien die Wärme annehmen oder verliehren; in dieſem Stück ſind viel artige Verſuche. Die ganze Abhandlung beſchließt der Hr. Verf. mit zwo wichtigen Anmerkungen. 1) Wenn man zwey vollkommene übereinſtimmende Thermometer haben will, ſo müſſen die Flächen ihrer Kugeln eben das Verhältniß unter einander haben, als die Maſſen der Kugeln. 2) Man kann aus den vorhergehenden Verſuchen den Grad der Temperatur der Luft beſtimmen, der beſtändig gleich, in Erwärmung oder Abkältung der Körper eben die Würkungen thun würde, als alle verſchiedene Temperaturen eines ganzen Jahres. Er zeiget aber nicht, wie dieſer Grad zu finden ſey.

Hierauf folget noch eine Abhandlung deſſelben Verfaſſers, darinn er verſuchet das Geſetz der Ausdünſtung des warmen Waſſers in einer kältern Luft von beſtändiger Temperatur zu entdecken. Er muthmaſſet, daß dieſe Ausdünſtung eben ſo abnimmt, wie der Unterſchied der Wärme zwiſchen dem Waſſer und der Luft abnimmt. Allein er hatte noch nicht Gelegenheit die Regel durch genugſamen Verſuche auſſer Zweifel zu ſetzen.

Der Beſchluß folgt künftig.

Leipzig.

Polyäns und Sextus Julius Frontins Kriegsränke der berühmteſten Feldherren und einiger Heldinnen, jene aus dem Griechiſchen und dieſe aus dem Lateiniſchen überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von M. Joh. Chriſtoph Rind. 1750. in 8. 2 Alph.

Polyän hat ſeine acht Bücher von Kriegsränken in Griechiſcher Sprache verfaßt und eignet ein jedes davon dem Antonin und Verus zu, die in der Mitte des zweyten Jahrhunderts zugleich den Thron beſaßen. Die vielen Geſchichtſchreiber woraus er ſeine Nachrichten genommen hat ſind meiſtentheils verlohren gegangen wir müſſen ihm danken, daß er uns dieſen Theil derſelben erhalten hat. Er fängt ſeine Nachrichten ſehr hoch an, bey dem Bacchus, und geht die Reihe der berühmteſten Feldherren und Regenten aller Nationen durch. Sind die Anecdoten nicht immer gleich wichtig, und ſind ſie einander oft ſehr ähnlich, ſo ſind ſie doch alle kurz und gut vorgetragen. Folgende haben wir für unſre Leſer zuſammengeſucht:

[illegible] der Arcadiſche König ſchickte wider die Lacedämonier, welche die Gegend um Tegea verwüſteten, alle Mannſchaft aus, und befahl daß ſich die jungen Leute auf die Berge ziehen und den Feind um Mitternacht überfallen, und hingegen die Alten mit den Betagten in eben der Stunde vor der Stadt ein groſſes Feuer machen ſolten. Die Feinde geriethen, ſo bald ſie dieſes Feuer erblickten, in eine groſſe Beſtürzung, und wurden, indem ſie dem Feuer zuſahen, von der jungen Mannſchaft, die von den Bergen wider ſie anrückte, entweder erſchlagen oder gefangen genommen.

Kleomenes der Lacedemoniſche König zog wider die Argiver aus und lagerte ſich ihnen nahe gegenüber. Dieſe gaben auf alle Bewegungen der Feinde genau Achtung, und bemüheten ſich alles zu thun was Kleomenes durch einen Herold laut ausrufen und ſeinem Heere anbefehlen ließ. Sie griffen zum Gewehr, wenn jene zum Gewehr griffen; ſie rückten weiter fort, wenn jene weiter fortrückten, und lagen ſtille, wenn jene ſtille lagen. Kleomenes befahl daher den Seinigen heimlich, daß ſie ſich waffnen ſolten, wenn der Herold ausrufen würde, daß ſie eſſen ſolten.

Der Herold rief dieſes aus, und die Argiver, die ſich darnach richteten, fiengen an zu eſſen, worauf Kleomenes mit ſeinen bewafneten Völkern die unbereiteten und unbewehrten Argiver angrif und ſie alle niedermetzelte.

Polidor ſtellte ſich in dem zwanzigjährigen Kriege, den die Lacedämonier mit den Meſſeniern führten, als wenn er mit dem Theopomp, dem Könige aus dem andern Hauſe, in Uneinigkeit gerathen wäre, und ſchickte an die Meſſenier einen Ueberläufer ab, welcher ihnen melden ſolte, als wenn die beyden Könige mit einander uneins wären und einander im Stiche laſſen würden. Die Meſſenier gaben auf alles genau Achtung, und Theopomp zog ſich auch etwas zurück, verbarg ſich aber nicht weit davon mit ſeinen Völkern, um bald wieder in der Nähe zu ſeyn. Jene verachteten daher, ſo bald ſie dieſes ſahen, den allein zurück gelaſſenen Polydor, und zogen Hauffenweiſe aus der Stadt zum Streit heraus. Hierauf brach Theopomp, auf das ihm von einem Kundſchafter gegebene Zeichen, aus dem Hinterhalte hervor, und nahm nicht nur die leere Stadt ein, ſondern fiel auch den Meſſeniern, die vom Polydor vorne angegriffen wurden, in den Rücken, daß ſie von beyden Seiten eingeſchloſſen und alſo überwältigt wurden.

Lykurg gab den Lacedämoniern folgendes Geſetz: **Ihr Lacedemonier führet mit einerley Feinden nicht öfters Krieg, damit ſie nicht von euch das Kriegen lernen mögen.**

Hiero ſtellte, als ihm die Feinde den Uebergang über einen Fluß ſtreitig machten, ſeine Fußvölker an den Ort, wo er überſetzen wolte, und befahl, daß die Reuter hinaufrücken und ſich die Leichtgerüſteten noch weiter hinaufziehen ſolten. Die Feinde zogen ſich daher auch weiter hinauf, um den Reutern und Leichtgerüſteten den Uebergang zu verwehren. Hiero aber ſetzte unterdeſſen mit ſeinen Fußvölkern hinüber, und warf nicht nur die daſelbſt gelaſſene geringe Mannſchaft über den Hauffen, ſondern gab auch alſobald ſeinen Reutern und Leichtgerüſteten ein Zeichen, daß ſie ſich wieder hinabzogen und mit Hülfe der übergeſetzten Fußvölker über den Fluß gingen.

Ageſilaus ſtellte ſich allein ganz unerſchrocken als ſich bey einem Aufruhr in Sparta viele Kriegesleute des Hügels nahe bey Pitana bemächtigten, welcher der Iſſoriſchen Diana gewidmet war, und zugleich die Böotier und Arkadier ins ſpartaniſche Gebiet einfielen, und alle Spartaner wegen dieſes Kriegs und Aufruhrs in der gröſten Beſtürzung waren, er hielt es aber für eben ſo gefährlich, gegen die Geflüchteten Gewalt zu gebrauchen, für ſo niederträchtig er es hielt, ſie durch Bitten zu beſänftigen. Er gieng daher ganz allein und unbewafnet mit einem freudigen und unerſchrockenen Geſichte zu dem Hügel und ſagte: **Jünglinge, ich habe euch nicht hieher, ſondern an jenen Hügel gehen heiſſen. Begebet euch eilends an jenen Ort und beſetzet ihn.** Dieſe Spartaner fiengen darauf an ſich zu ſchämen, in der Meynung, als wenn Ageſilaus von ihrer Meuterey nichts wiſſe, und giengen an die Oerter die er ihnen anwies, worauf Ageſilaus in der Nacht zwölfe von ihnen, als die Rädelsführer, den einen dahin, den andern dorthin bringen ließ, und alſo den Aufruhr ſtillte.

Ageſilaus rief in der Schlacht, in welcher die Thebaner, um durch die Lacedämoniſche Phalanx zu dringen und ſich einen freyen Weg zu machen, recht hartnäckig fochten, und auf beyden Seiten ihrer viele blieben, den Seinigen zu: **Laßt uns aufhören alſo raſend zu ſtreiten und uns von einander theilen.** Die Lacedämonier thaten dieſes, und die Thebaner drungen durch und flohen. Ageſilaus aber fiel ihnen in den Rücken, und das Würgen war nicht mehr auf beyden Theilen, ſondern nur auf Seiten der Flüchtigen.

Ageſilaus wurde, als er ſich aus Aſien mit einer groſſen Beute zurück zog, von den Barbaren verfolget, welche ſeinen Völckern nachſetzten und auf ſie ſchoſſen und warfen, und ſtellte deswegen alle Gefangene der Barbarn einzeln und gebunden auf allen Seiten um ſeine Völcker herum, daß alſo jene, ſo bald ſie ihre Landesleute erkannten, zu ſchieſſen aufhörten.

Pelopidas belagerte zwo feſte Städte, welche hundert und zwantzig Stadien von einander lagen, und näherte ſich der einen, und befahl, daß, wenn er an die Mauer anrückte, vier Reuter mit Kräntzen in vollem Lauffe zu ihm kommen und die Bothſchaft bringen ſolten, als wenn die andre Stadt wäre eingenommen worden. Als dieſes geſchah, zog er ſich gegen diejenige Stadt zu, von der die Boten vorgegeben hatten, als wenn ſie wäre eingenommen worden und ließ vor ihren Mauren vieles Holtz anzünden und einen groſſen Rauch machen, um den Einwohnern in der andern Stadt weiß zu machen, als wäre die erſtere in Brand geſteckt worden. Die Einwohner in der andern Stadt ſahen den Rauch aufſteigen, und ergaben ſich dem Pelopidas freywillig, aus Furcht, es möchte ihre Stadt auch in Brand geſteckt werden. Pelopidas zog hierauf ihre Völcker an ſich, und ging damit auf die andere Stadt los, die er auch durch Uebergabe ein bekam, weil ſie ſich nicht getraute mehr Widerſtand zu thun, als jene.

Iphikrates ſah, als er ſeine Feinde in die Flucht geſchlagen, und an einen engen Ort getrieben hatte, daß ſie keinen einzigen Weg, als eine verzweifelte Gegenwehr, zu ihrer Errettung übrig hatten und rief daher den Seinigen zu: Wir wollen unſre Feinde nicht zwingen, tapfer zu werden. Hierauf gab er den Feinden Zeit und Gelegenheit zu fliehen, um ſeinen Sieg ohne Gefecht zu behaupten.

Iphikrates ließ in Mitelene ein Gerücht ausgehen, als wenn in der Eil viele Schilde verfertiget und hernach unter die Sclaven in Chius ausgetheilt werden ſolten. Die Einwohner in Chius geriethen, ſo bald ſie davon Nachricht bekamen, vor ihren Sclaven in Furcht, und überſchickten nicht nur dem Iphikrates viele Geſchencke, ſondern giengen auch mit ihm ein Bündniß ein.

Iphikrates rieth den Athenienſern bey einem groſſen Geldmangel, daß ſie die Häuſer, die weit auf die Gaſſen herausgiengen, entweder niederreiſſen oder verkauffen ſolten. Die Beſitzer ſolcher Häuſer gaben darauf vieles Geld, um zu verhindern, daß ihre Häuſer nicht möchten beſchädiget werden.

Alexander gab vor dem Treffen, daß er dem Dari[illegible]ferte, ſeinen Macedoniern dieſen Be[illegible]enn ihr euch den Perſern nähe[illegible]llet auf die Knie nieder, und umf[illegible] Erde; ſtehet aber wieder auf [illegible] mit der Trompete ein Zeichen [illegible] wird, und greifet den Feind [illegible]d mit einer deſto gröſſern E[illegible] Die Macedonier thaten di[illegible] Perſer lieſſen, als ſie den Feind [illegible]n einer fußfälligen Stellung [illegible]em Eifer zu ſtreiten nach, und w[illegible] Mitleiden bewegt. Ja Darius war voll Freuden und frohlockte, gleichſam als wenn er, ohne zu ſtreiten, ſchon geſiegt hätte. Allein die Macedonier ſprangen, ſo bald ſie die Trompete hörten, auf einmahl auf, und griffen den Feind hertzhaft an; daß ſie ſeine Schlachtordnung trennten und ihn in die Flucht ſchlugen.

Alexander befahl, als er ganz Aſien bezwungen hatte, und ſeine Macedonier gegen ihn frech und ungeſtüm wurden und ihm alles mit Gewalt abtrotzen wolten, daß ſie ſich bewafnet beſonders, und die Perſer ſich ihnen gegenüber ſtellen ſolten. Als dieſes geſchehen war, ſo redete er die Macedonier alſo an: Erwählet euch einen Anführer, welchen ihr wollet, ich aber will die Perſer anführen. Werdet ihr überwinden, ſo will ich thun, was ihr verlanget; Werdet ihr aber überwunden werden, ſo lernet euch ruhiger verhalten, und wiſſet, daß ihr für euch ſelbſt nichts vermöget. Dieſe Liſt jagte den Macedoniern ein ſolches Schrecken ein, daß ſie ſich in den folgenden Zeiten gegen den Alexander beſcheidner aufführeten.

Alexander gab denenjenigen von ſeinen Völkern, die gegen den Feind nicht Stand zu halten pflegten, nur halbe Panzer, damit ſie, wenn ſie aushielten, von forne bedeckt, und hingegen, wenn ſie flöhen, auf dem Rücken blos wären. Dieſes machte, daß ſie, anſtatt auszureiſſen, aus Furcht von den Feinden im bloſſen Rücken verwundet zu werden, ſtehen blieben und ſiegten.

Alexander zog, als ihm einsmahls die Feinde nachſetzten, in der heiſſeſten Sommerszeit nahe an einem Fluſſe vorbey, und ſah, daß ſeine Soldaten vor Durſt ſchmachteten, und ihre Augen immer auf den Fluß richteten. Er ließ daher, damit ſie nicht aus ihren Gliedern lauffen und ſich verweilen möchten, durch einen Herold ausruffen, daß ſie nicht aus dem Fluſſe trincken möchten, weil das Waſſer davon tödlich wäre. Dieſes jagte ſeinen Soldaten eine ſolche Furcht ein, daß ſie nicht daraus trancken, und ſchleunigſt fortrückten. So bald aber Alexander an den Ort, wo er hingedachte, gekommen war und ſich gelagert hatte, ſo tranck er mit den Hauptleuten vor den Augen aller ſeiner Soldaten aus eben demſelben Fluſſe, worüber ſeine Soldaten zu lachen anfingen, als welche nunmehr die Urſache ſeiner Liſt verſtunden und ſich daher alle ungeſcheut daraus Waſſer holeten.

(Der Beſchluß folgt künftig)

Fortſetzung

Der Geſchichte des Abts Guyon von Oſtindien.

In dem zweyten Theil kömmt zuerſt eine Beſchreibung von Indien in den neuern Zeiten vor.

Nach der Erzehlung des Mandelslo hat der Mogol Akbar im Jahr 1638. an Gold und Silber, Edelgeſteinen, Stoffen, Manuſcripten ꝛc. einen Schatz beyſammen gehabt, deſſen Wehrt ſich weit über ſechshundert und zwey und zwanzig Millionen belauffen. Dieſer Schatz wächſt noch täglich an, ſowohl durch die ordentlichen Einkünfte des Reichs, als durch die Geſchencke, die der Mogol von den Vornehmen bekömmt, denen er eine Gnade erzeigt. Denn dieſes hält er ſeiner Hoheit nicht vor unanſtändig. Oft bemächtigt er ſich ſo gar nach ihrem Tode des ganzen Vermögens, das ſie durch ſeine Gütigkeit erworben haben.' — Die Gewalt des Mogols iſt ſo uneingeſchränckt, daß auf einen einzigen Winck von ihm die mächtigſten Herren hingerichtet werden. --- Es geht kein Tag vorbey, daß er ſich nicht mit Aufgange der Sonne ſehen läßt und die Vornehmen von ſeiner Hofſtat müſſen ihm um dieſe Zeit ihre Aufwartung machen. Des Abends läßt er ſich an einem Fenſter ſehen, von da er die Sonne untergehen ſieht. Mit dieſem Geſtirn begiebt er ſich hinweg unter dem Lärm einer Menge von Trommeln und Paucken und unter dem Zuruf des Volks, das ihm ein glückſeliges Leben wünſcht. -- In der königlichen Reſidenz feyert man jährlich zwey ſolenne Feſte, die die Perſon des Mogols hauptſächlich angehen. Das eine, welches des Mogols Geburts-Feſt iſt, wird mit den erſinnlichſten Luſtbarkeiten eröfnet, von welchen er abbricht, wenn er in den Pallaſt ſeiner Mutter geht, wofern ſie am Leben iſt; er bezeigt ihr ſeine Danckbarkeit, daß ſie ihn zur Welt gebracht und läßt ihr durch die G[illegible]en die koſtbarſten Geſchencke bringen: hernach wird er feierlich gewogen. -- Der Mogol hält in vielen Städten koſtbar ausmeublirte Palläſte. Der zu Agra hält vier Meilen im Umfange und iſt auf allen Seiten befeſtigt. Man geht durch viele Thore und Vorhöfe, bis man zur Wohnung des Mogols kömmt, die in der Mitte iſt. In dem erſten groſſen Saal befindet ſich ein Geländer von Silber, bey welchem ſich die Officiers von der Garde aufhalten. Durch dieſen kömmt man in das Ceremoniengemach, woſelbſt der mit Diamanten und Perlen beſetzte Thron von goldenen Schrancken eingeſchloſſen wird. In ſelbige dürfen nur die königlichen Prinzen gehen.

Das Reich des Mogols oder das eigentliche Indien wird in vierzig Provinzen eingetheilet. Einige derſelben haben ihre eigene Könige oder leben in einer Art von Republik, müſſen aber alle dem Mogol Tribut geben. Der Verfaſſer geht die vornehmſten Städte derſelben durch und macht uns von den Merkwürdigkeiten des Landes, u dem Charakter der Einwohner eine kurtze Beſchreibung.

Goumelpour in dem Königreich Bengala iſt wegen einer Diamantengrube berühmt. Dieſelbe iſt nicht wie die meiſten andern in dem Schooß der Erde, ſondern in dem Sande des Fluſſes Gouel, den man von dem Monath Februarius an, wenn das Waſſer ſeicht iſt, durchſucht. Biß zehn tauſend Menſchen ſuchen nach dieſen Steinen. Man findet hier die ſchönen ſpitzigen Diamanten, die man pointes naïves nennet. --- Bey den Einwohnern von Cambaya herrſcht der ſtärckſte Aberglaube. Als ſtrenge Beobachter der Lehre von der Seelenwanderung unterhalten ſie drey Hoſpitäler, vor die Vögel, vor die Ziegen und vor das Rindvieh. Die recht eifrig ſind, ſetzen ihnen auf den Landſtraſſen Futter vor; ſie beſchädigen auch kein Ungeziefer. Die Benjanen tragen deswegen kleine Beſen an ihrem Gürtel, um alles von dem Ort, wo ſie ſich niederſetzen wollen, wegzukehren. --- In Goa wächſt der Baum den man den traurigen Baum nennet, weil er nur bey der Nacht blühet. Beym Untergang der Sonne iſt keine Blume an ihm zu ſehen; und eine halbe Stunde hernach iſt er gantz damit überſäet. Der Geruch davon iſt ſehr angenehm; ſie bleiben aber nicht länger an dem Baum als bis zu dem Augenblick, da die Sonne ihn zu beſcheinen anfängt; alsdenn fallen ſie ab oder ſchlieſſen ſich zu und dieſe Abwechſelung dauert das gantze Jahr hindurch. Der Baum iſt beynahe ſo groß, wie der Pflaumenbaum und ſeine Blätter gleichen den Orangenblättern. Man pflanzt ihn in die Höfe um ſeines Schattens und angenehmen Geruchs zu genieſſen. -- Das Gebürge von Gate, welches dreyßig Meilen vom Meer liegt und durch die Küſte von Malabar, wie der Apenin durch Italien, geht, ſondert in Anſehung des Clima gleichſam zwo Welten von einander. Der Winter fängt auf der malabariſchen Küſte gegen das Ende des Junius mit einem Südweſtwind an, der von der Seeſeite kömmt. Alsdenn iſt nicht nur das Meer um dieſe Gegend nicht ſchifbar; ſondern es ſind ſo gar wenige Häfen, wo die Schiffe vor den Stürmen und Donnerwettern und den entſetzlichen Blitzen, die bey dieſer Jahrszeit die Luft durchkreutzen, in genugſamer Sicherheit wären. Im Gegentheil genieſt man zu gleicher Zeit auf der Küſte von Coromandel des angenehmſten Frühlings. Diejenigen, ſo zu Lande von einer dieſer Küſten zur andern reiſen, erblicken auf den Spitzen der Gebürge von Gate auf der einen Seite eine helle Luft und auf der andern ein Land, das ganz mit Nebeln bedeckt iſt und mit häufigen Regengüſſen begoſſen wird. — Hier wächſt der Cocosbaum am häuffigſten. Dieſer dehnt ſich ohngefehr funfzig Schuhe in die Höhe, ganz gerade, und läſt ſeine untern Blätter von ſelbſt abfallen. Aus ſeinem Gipfel ſchieſſen einige Aeſte mit Blättern hervor, die wegen ihres eigenen Gewichts niederhängen, ſo, daß ſie, wie die Haare um das Haupt, rund herum zertheilt ſind. Sein Mark, ſein Wein und ſeine Frucht ſind hinreichend zur Nahrung der von Natur mit wenigem zufriedenen Indianer. Sein Holz iſt gut zum Schifbau, Häuſer aufzuführen und Waffen daraus zu machen; Seine Blätter ſind ſo gut als Ziegel und dienen zu Segeln auf den Schiffen und ſeiner verſchiedenen Rinden bedient man ſich zu allerhand Bedeckungen, zu Tapeten, Matten und ſchönen Tüchern. Wenn die Indianer einen rechtſchaffenen und fleißigen Mann ſehen, ſo pflegen ſie daher zu ſagen; er ſey ſo viel wehrt, als der Cocosbaum.

Auf der Halb-Inſul jenſeit des Ganges liegt das Königreich Siam, das berühmteſte von ganz Indien. Hier, ſagt der Verf. ſollen einige von unſern neuern Reiſenden mit äuſſerſtem Erſtaunen faſt unglaubliche Schätze geſehen haben. Allein, heißt es, durch das Zeugniß des Grafen Forbin von Janſon wird dieſen zum Theil widerſprochen. Es ſcheint, ſagt derſelbe in ſeinen Memoires, als wenn der Abt Choiſi und der P. Tachard, die doch dieſe Reiſe mit mir gethan und eben dasjenige geſehen, was ich geſehen habe, mit einander die Abrede genommen, der Welt das Königreich Siam als ein Reich, das nicht ſeines gleichen hat, vorzuſtellen. Es iſt zwar andem, da ſie nur wenige Monate in dieſem Lande blieben und dem Herrn Conſtans, Miniſtre des Königs von Siam, daran gelegen war, daß ihnen die Augen verblendet würden, daß ſie nur dasjenige zu ſehen bekamen, wodurch ſie am beſten konnten berückt werden. Der liſtige Miniſter zeigte ihnen mit vielen Umſtänden den königlichen Schatz: er nahm ſich aber wol in acht, ihnen zu ſagen, daß dieſer groſſe Hauffe von Gold, Silber und Edelgeſteinen ein Werk einer langen Reihe auf einander folgender Könige ſey. (Denn es iſt in Siam, wie in dem Reich des Mogols, die Gewohnheit, daß die Könige ſich nur, nachdem ſie den Schatz vermehren, berühmt zu machen glauben und es iſt ihnen zu keiner Zeit erlaubt, etwas davon zu nehmen.) Der Zuſtand, worinn ich die Mandarinen, ſo an dem Hofe zu Louvo waren, antraf, ſetzte mich in die äuſſerſte Verwunderung. Sie ſaſſen in einem Kreiß herum, auf Matten von kleinen Weidenzweigen; eine einzige Lampe war in dem ganzen Zimmer und wenn einer von ihnen etwas leſen oder ſchreiben wolte, ſo zog er erſt ein Stück von einem gelben Wachsſtock aus der Lampe, welches er auf ein Stück Holz ſteckte, ſo ihm ſtatt eines Leuchters diente. Ich konte nicht unterlaſſen den Herrn Conſtans hiebey zu fragen, ob ſich denn in dem, was ich da ſähe, die ganze Hoheit der Mandarinen offenbarte. Er geſtand mir frey heraus, dieſes Königreich wäre überaus arm. Als ich nach Frankreich wieder zurück kam, fähret er fort, fand ich daſelbſt noch den Mandarin, den man als einen Abgeſandten mit dem Herrn von Chaumont geſchickt hatte. Ich fragte ihn, was er zwiſchen dieſem Lande und dem Seinigen vor einen Unterſchied fände? Er gab mir in böſem Franzöſiſchen zur Antwort: La France, grand bon; Siam petit bon.

(Der Beſchluß künftig.)

Critiſche Nachrichten

aus dem

Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 16. October 1750.

No. XLII.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Berlin.

Abhandlung von Erzeugung des Salpeters, welche bey der Königl. Academie der Wiſſenſchafften in Berlin den Preiß erhalten hat. Von J. G. Pietſch, Med. Doct. in Mannsfeld. Bey Haude und Spener. 1750. 4. 6 Bogen.

Der bloſſe Titel dieſer Schrifft zeiget ſchon, daß ihr Inhalt wichtig, und die Ausarbeitung glücklich ſey. Der Salpeter iſt jeder Zeit ein rechtes Kreutz der Chymiſten geweſen, weil ſie weder ſeine Natur noch Erzeugung richtig genung haben erforſchen können. Daß es bis dahin nicht geſchehen, beweiſt, wie der Verfaſſer anmerkt, die Aufgabe der Academie genugſam. Laßt uns ſehen, was der Herr Pietſch ſo wol von den Beſtandtheilen des Salpeters, als auch von ſeiner Erzeugung entdecket hat.

Die Verſuche, worauf es in der Chymie faſt allein ankömmt, haben ihn gelehret, daß der rohe Salpeter ein fixes Mittelſalz ſey, welches aus einem beſondern Acido und einer überflüßigen kalkigten Erde beſtehet. Die Gegenwart der Kalkerde zeiget ſich deutlich, wenn man den Salpeter auf glüende Kohlen legt, da er langſam verbrennt und dieſe todte Kalkerde zurück läßt. Wirft man ſtark ausgeglüetes Salpeterſalz in ein Gefäß voll Waſſer, ſo löſt es ſich nicht völlig auf, ſondern läßt eine Kalkerde zu Boden ſincken. Das Acidum, oder Säure des Salpeters hält der Hr. V. für ein beſonders eigenes Acidum welches aus der Vitriolſäure beſtehet, die aber nach einer gewiſſen Proportion geſchwächt worden iſt durch das Entzündliche, welches in den urinöſen Saltzen ſich befindet, die aus der Fäulniß der Pflanzen und Thiere herkommen. Er beweiſt durch einen beſondern Verſuch, vermittelſt deſſen er aus einer Miſchung von dem Acido Nitri und Terebinthinae deſtill. einen wahrhafften Schwefelbalſam bekömmt, ſehr deutlich daß die Salpeterſäure mit der Schwefel- oder Vitriolſäure eines Urſprunges iſt. Durch andre Verſuche thut er das Entzündliche aus dem urinöſen Saltz, welches mit der Salpeterſäure vermiſcht iſt, dar. Er bemerket aber, daß dieſes Entzündliche in einer ſehr geringen Proportion da iſt. Daß es aber aus urinöſen Salzen gekommen ſey, ſchließt er daher, weil aller Orten, wo der Salpeter erzeuget wird, viele Fäulungen, inſonderheit thieriſcher Theile, vorgehen.

Nachdem nun der Verf. die angegebene Beſtandtheile des Salpeters genugſam erwieſen, zeiget er, wie es mit der Zeugung deſſelben zugehe.

Aus dem was geſagt worden erhellet, daß eine bequeme Erde da ſeyn muß die von kalkigter Art iſt, oder darinn wenigſtens Kalktheile vorhanden ſind. Dieſe Erde muß locker ſeyn, damit die übrigen Beſtandtheile leicht hineindringen können. Das Acidum Vitrioli iſt durch die ganze Lufft überall zerſtreuet und kan durch die Feuerſpeyenden Berge, durch die häufig aus der Erde ſteigenden Schwefel- und Steinkohlendünſte, merklich vermehret werden. Dieſes iſt eine bekannte Sache. Dieſe Säure nun ziehet ſich in die Alcaliſche Erde hinein. Befindet ſich nun in dieſer Gegend auch zugleich eine Menge urinöſalzigter Theile, die von der Fäulniß herkommen, ſo verbindet ſich auch dieſes Sal volatile urinoſum mit jener Säure, und ſo wird der Salpeter erzeuget. Der Hr. V. beweiſt jeden beſondern Artickel dieſer Auflöſung mit unleugbaren Verſuchen, die wir hier nicht anführen wollen.

Nachdem er alſo die Erzeugung des Salpeters erkläret, handelt er noch kürzlich von der Raffinirung und völligen Bereitung deſſelben. Hernach zeiget er in einem Anhange, den er nach erhaltenem Preiſe an die Academie geſchickt, wie man zufolge ſeiner Theorie, verfahren müſſe um gute Salpeterwände anzulegen. Er bemerkt, daß in der Art, die man bis dahin gebraucht hat, ſehr viel überflüßiges und übel verſtandenes ſey. Da er an einem Orte wohnt, wo häuffiger Salpeter geſammelt wird, und Gelegenheit gehabt hat, ſeine Angebungen durch Verſuche zu beſtätigen, ſo iſt gar kein Zweifel daß ſie nicht ihre Richtigkeit haben.

Poliäns und Sextus Jul. Frontins Krieges-Räncke.

Beſchluß.

Philippus Demetrides belagerte die Stadt Prinaß, welche in der Landſchaft Peräa lag, und den Rhodiern zugehörte, und nahm ſich vor, die Mauer, die ſehr feſt war, untergraben zu laſſen. Als aber die Gräber auf einen ſehr feſten Felſen ſtieſſen, durch den ſie mit ihren Werckzeugen nicht kommen konten, ſo ließ er die Gräber am hellen Tage in die Gänge hinabſteigen und über den Eingang Dächer legen, gleichſam als wenn es die Feinde nicht ſehen ſollen, die doch von den Mauren alles ſahen. Ja er ließ auch in der Nacht aus einer tiefen Grube, die acht bis zehn Stadien weit davon lag, viel Erde holen und vor die Oeffnung der Mine tragen. Dieſes machte daß die Einwohner, als ſie den Tag darauf einen groſſen Hauffen Erde ſahen, auf die Gedancken kamen, als wenn ihre Stadt in der That untergraben würde und darüber in eine ſolche Beſtürtzung geriethen, daß ſie dem Philippus ihre Stadt übergaben, aber auch hernach, als ſie den Betrug merckten, ihre Thorheit beſeufzeten.

Ptolomäus befahl, als er ſah, daß Perdiccas über den Fluß bey Memphis ſetzte, und ſchon ein groſſer Theil ſeiner Völcker hinüber war, daß man alle Heerden Ziegen, Schweine und Kühe zuſammen treiben und einem jeden Thier ein Reißbund an den Schwantz binden ſolte, damit ſie einen groſſen

Staub machen möchten. Die Hirten und einige Reuter jagten darauf dieſe Heerden ſchnell fort, daß davon ein groſſer Staub entſtund, und Ptolemäus ſelbſt ſprengte mit ſeinen übrigen Reutern, wider die Feinde an. Dieſe hielten ihn, wegen des groſſen Staubs, für ſehr ſtark und geriethen darüber in eine ſolche Beſtürzung, daß ſie über Hals und Kopf ausriſſen, und alſo die meiſten im Fluſſe umkamen und auch viele der übrigen gefangen wurden.

Attalus war im Begriff den Galatern, die ein ſtarkes Heer hatten, eine Schlacht zu liefern; und brachte, um ſeinen Soldaten, die ganz verzagt waren, einen Muth zu machen, ein Opfer. Dieſes Opfer verrichtete ein chaldäiſcher Wahrſager mit Nahmen Sudin. Während der Zeit aber, daß der Wahrſager betete und nach dem Trankopfer das Opfervieh abſchlachtete, ſo ſchrieb der König mit einer Farbe von zerſtoſſenen Gallapfeln die Worte: **Der König wird ſiegen**, in ſeine Hand, und zwar nicht von der Linken zur Rechten; ſondern von der Rechten zur Linken und ſteckte hernach, als das Eingeweide herausgenommen wurde, ſeine Hand an einen warmen und ſchwammigten Ort. Indem nun der Prieſter die äuſſerſten Theile von der Leber nebſt der Galle und den übrigen Stücken durchſuchte, ſo fand er, als er die Leber umwand, dieſe Worte, durch welche dem Könige der Sieg prophezeyet wurde. Er wurde ſehr frölich darüber, und wieß den Soldaten dieſes Zeichen. Dieſe traten darauf näher hinzu, um die Worte zu leſen, und bekamen dadurch einen ſo groſſen Muth, daß ſie alle mit einem lauten Freudengeſchrey verlangten, wider die Barbaren angeführt zu werden, und ſich auch ſehr tapfer hielten, und den gröſten Theil der Barbaren niedermetzelten.

Dionyſius gab ſich alle erſinnliche Mühe diejenigen zu entdecken, die ihm nach dem Leben ſtunden, und ließ auch einen Fremden, der einmals nach Syrakus kam, und ſich rühmte, daß er ein Geheimniß hätte, mit welchem man alle Verrätherereyen entdecken könte, zu ſich in die Burg kommen, um dieſes Geheimniß von ihm zu erfahren. Allein dieſer Fremde ſagte zu dem Dionyſius, daß er ihn allein dieſes Geheimniß lehren wolte, damit nicht dieſe Kunſt allen und jeden bekannt werden möchte. Dionyſius gab alſo Befehl, daß ſich die übrigen Anweſenden entfernen muſten, worauf der Fremde zum Dionyſius ſagte: **Gib vor, daß du die Kunſt, die Verrätherereyen vorher zu wiſſen, gelernet haſt, und niemand wird ſich mehr getrauen, dir nachzuſtellen.** Dionyſius freuete ſich ſehr über dieſes Kunſtſtück, und ſagte, nachdem er dieſen Menſchen auf das herrlichſte beſchenckt hatte, zu ſeinen Trabanten und Soldaten, daß er das bewundernswürdige Geheimniß erfahren hätte, alle Zuſammenverſchwörungen wider ihn vorher zu wiſſen. Dieſe glaubten es, und wagten es nicht mehr, ihm nachzuſtellen.

Dionyſius gab, als er eine am Meere gelegene Stadt überfallen wolte, jedem ſeiner Schifshauptleute, um ihre Treue zu prüfen, und ſie ſein Vorhaben nicht wiſſen zu laſſen, einen verſiegelten Brief, worinn nichts geſchrieben ſtund, und befahl ihnen, daß ſie ihn, wenn ſie abgefahren wären, nicht eher, als bis ihnen ein Zeichen gegeben würde, öfnen, und hernach nach demjenigen Orte zuſegeln ſolten, der ihnen darinn vorgeſchrieben wäre. Hierauf ſtieg er, als ſeine Schiffshauptleute abgefahren waren, auf ein ſchnelles Schiff, und ſchifte, ehe das Zeichen gegeben wurde, von einem zum andern, und verlangte den Brief zurück, und ließ nicht nur diejenigen, die ihn geöfnet hatten, umbringen, ſondern gab auch denenjenigen, die dieſes nicht gethan hatten, einen andern Brief, in welchem in der That ſtund, vor welche Stadt er gehen wolte. Und eben dieſes, daß ſein Vorhaben geheim blieb, machte, daß er die Stadt Amphipolis, die gar nicht auf ihrer Hut ſtund, in ſeine Hände bekam.

Dionyſius wolte gern erfahren was ſeine Unterthanen von ihm dächten und ſagten und ließ deswegen die Sängerinnen und Huren aufſchreiben. Dieſe glaubten, ſie würden mehr Schoß geben müſſen. Allein Dionyſius legte ihnen keinen Schoß auf, ſondern ließ ſie nur peinlich ausfragen, daß ſie ſagen ſolten, was ihre Liebhaber gegen ſie von ſeiner Regierung geſprochen hätten. Und auf dieſe Weiſe erfuhr er alle Uebelgeſinnten, deren einige hernach umgebracht, und andre ins Elend gejagt wurden.

Dionyſius hatte kein Geld und verlangte von ſeinen Bürgern einen Beytrag, und ließ, weil ſie ſich deſſen weigerten, und ſie ihm ſchon oft mit Gelde ausgeholffen hatten, er auch nicht Gewalt brauchen wolte, einige Tage vorbey gehen und befahl hernach der Obrigkeit daß ſie alles ſilberne und güldene Geräth, welches in den Tempel des Aeskulapius war geſchenckt worden, und deſſen ſehr viel war, als gemeine Sachen, auf den Marckt bringen, und öffentlich verkauffen ſolte. Die Syrakuſaner kauften mit groſſer Begierde ſehr vieles davon, daß eine groſſe Menge Geld zuſammengebracht wurde. Dionyſius nahm es in Empfang, und ließ darauf ausruffen, daß alle und jede, die etwas von dem Geräthe des Aeskulapius erſtanden hätten, ſolches ohne Verzug in den Tempel bringen, und dem Gotte zurück geben, oder am Leben geſtraft werden ſolten. Die Syrakuſaner muſten es alſo dem Aeskulap zurückgeben und Dionyſius hatte auf dieſe Weiſe vieles Geld bekommen.

Dionyſius ſchickte an die Metapontiner und einige andre Völcker in Italien, und bewarb ſich um ihre Freundſchaft. Allein Evephen, einer von denenjenigen Pariern, welche den Lehren des Pythagoras folgten, und ſich an einigen Orten von Italien aufhielten, rieth den jungen Metapontinern und ihren Vätern, daß ſie dem Tyrannen keinesweges trauen ſolten. Hierüber ergrimmte Dionyſius ſo ſehr, daß er auch den Evephen, als dieſer von Metapont nach Rhegium ging, auffangen ließ. Er zog ihn darauf vor Gericht, verklagte ihn, und bewies, daß ihm Evephen groſſen Schaden gethan hätte. Dieſer geſtund es zu, und ſagte: Ich habe recht daran gethan, weil die Metapontiner meine Freunde und Schüler waren, und ich den Tyrannen von Sicilien nicht einmal von Geſichte kannte. Dionyſius verdammte ihn darauf zum Tode. Evephen wurde darüber gar nicht beſtürtzet, und ſagte zum Dionyſius: Ich laſſe mir deinen Ausſpruch gefallen, aber erlaube mir, daß ich erſt nach Parium zurückkehren, und daſelbſt meine Schweſter ausſtatten darf. Ich verſpreche dir, daß ich, ſo bald ich nur dieſes werde gethan haben, wieder zurückkommen will. Alle Anweſenden lachten über dieſe Rede. Dionyſius aber verwunderte ſich darüber, und fragte den Evephen: Wilſt du mir einen Bürgen ſchaffen? Evephen antwortete mit Ja, und ließ den Eukrit holen, und bat dieſen, daß er für ihn Bürge werden möchte, welches Eukrit auch mit einem groſſen Vergnügen that. Dionyſius befahl darauf, daß jener nach Parium gehen, dieſer aber an ſeiner Stelle im Gefängniß bleiben ſolte. Dieſes war ſchon wunderbar und wurde noch wunderbarer. Evephen kam nach ſechs Monaten, nachdem er ſeine Schweſter ausgeſtattet hatte, wieder nach Sicilien zurück, ſtellte ſich wieder, und verlangte, daß man ſeinen Halsbürgen wieder

los

verlaſſen möchte. Dionyſius bewunderte die Tugend dieſer beyden Freunde ſehr und ließ ſie alle beyde los, und umarmte und bat ſie inſtändig, daß ſie ihn ihrer Freundſchaft würdigen, und bey ihm bleiben, und an ſeinem Glücke theil nehmen möchten. Die beyden Freunde ließen ſich zwar des Tyrannen Antrag gefallen, doch baten ſie ihn, daß er ihnen, wenn er ihnen das Leben ſchencken wolte, zugleich verſtatten möchte, daß ſie zu ihren Schülern zurück kehren, und mit den Jünglingen ihren vorigen Umgang pflegen dürften. Dionyſius erlaubte ihnen ſolches, und gewann dadurch die Hertzen vieler Völcker in Italien.

Demokles, welchen Dionyſius nebſt einigen andern zu einer gewiſſen Geſandſchaft gebraucht hatte, wurde von den andern beſchuldigt, als wenn er dem Dionyſius groſſen Schaden gethan hätte, und vertheidigte ſich bey dem Tyrannen, der deßwegen auf ihn ſehr ergrimmt war, mit folgenden Worten: Die andern ſind mir deswegen ſo ſehr zuwider, weil ſie bey einer Gaſterey nicht, wie ich, die Lieder, die du gemacht haſt, ſondern Steſichors und Pindars Lieder geſungen haben. Ja er fing auch zu eben der Zeit an einige Lieder des Dionyſius zu ſingen. Der Tyrann empfand darüber ein ſo groſſes Vergnügen, daß er die Klagen wider ihn nicht mehr anhörete.

Ariſtides aus Elea ging auf den Dionyſius, welcher Kaulonien belagerte, mit zwölf Galeren los, und wich, als ihm jener ſechzehn wohlbemannte Schiffe entgegenſtellte, zurück, und ließ bey der Nacht die Laternen auf ſeinen Schiffen anzünden, denen die Schiffe des Dionyſius immer nachſetzten. Ariſtides gab daher Befehl, daß man auf den Schiffen die Laternen wegnehmen und ſie auf Pantoffelholtz ſtecken und aufs Meer ſetzen ſolte. Hierauf wandte er ſich von der Seite, wo die Laternen ſtunden, nach Kaulonien um, und kam dahin, ehe es die Schiffe des Dionyſius merkten, weil ſie ſich durch den Schein der Laternen betrügen ließen.

Die Samniter machten mit ihren Feinden Friede, und verſprachen ihnen eidlich, daß ſie nichts mehr thun, als nur einen Stein aus ihrer Mauer ringsherum heraus nehmen wolten. Die Feinde glaubten als wenn dieſes nicht viel zu bedeuten hätte, und willigten darein. Die Samniter aber nahmen unten aus der Mauer die Steine heraus, daß alſo die ganze Mauer einfiel.

Die Phocenſer machten dadurch die Theſſaliſche Reuterey zu Schanden, daß ſie vor ihrer Stadt einen Graben mit leeren irrdenen Gefäſſen ausfüllten und mit etwas Erde bedeckten. Denn die Reuter fielen in dieſen Graben, und kamen mit ihren Pferden darinn um.

Die Scythen zogen wider Aſien zu Felde, und blieben ſo lange aus, daß ſich ihre Weiber unterdeſſen mit den Knechten verheyratheten und mit ihnen Kinder zeugten. Die Knechte gingen darauf ſo weit, daß ſie ihre Herren, als ſie von dem Feldzuge zurück kamen, nicht wieder annehmen wolten, und ſo gar zu den Waffen griffen. Sie ſtelleten ſich in Schlachtordnung und gingen gerüſtet ihren Herren entgegen. Ein gewiſſer Scythe hielt nicht für rathſam, daß man ſie in Verzweiflung bringen, und mit ihnen ſchlagen ſolte, und gab daher den Rath, daß man nicht mit Waffen und Bogen, ſondern mit Peitſchen auf die Knechte losgehen ſolte. Die Scythen folgten ſeinem Rath, und gingen mit Peitſchen den Knechten entgegen. Die Knechte geriethen durch den Anblick der Peitſchen in eine ſolche Furcht, daß ſie über Hals und Kopf ausriſſen.

Poliän hat drey hundert und etliche vierzig Feldherren angeführt, nach deren Kriegesräncken zum wenigſten andere zu erfinden ſind. Manche ſind zu niederträchtig oder zu blutig zur Nachahmung, auch ſind einige nicht Kriegesräncke, ſonder liſtige Streiche von einer andern Art.

Frontin, ein Zeitverwandter des Polyäns hat ſein Werck lateiniſch geſchrieben, und die Kriegesräncke unter beſondre Titel gebracht. Z. E. Wie man ſeine Rathſchläge verbergen müſſe, wie man des Feindes Anſchläge auskundſchaften, wie man ſich aus gefährlichen Orten retten ſoll ꝛc. Es iſt kein Wunder, daß hier faſt dieſelben Räncke wieder erſcheinen, die man im Poliän geleſen hat.

Wer unter uns die Kriegeskunſt zu ſeiner Wiſſenſchaft gewehlt hat, der könte die Kriegesräncke der neuern Generale ſammlen, die ſich ſeit der Zeit mit den Städten, mit den Waffen und mit den Sitten verändert haben.

Beſchluß

von des Abt Guyons Geſchichte von Oſtindien.

Eine der vornehmſten Inſeln in Indien iſt Ceylon. Es giebt hier eine Art Affen die man wilde Menſchen nennet. Sie haben faſt die Bildung eines Menſchen und ſcheinen auch etwas vom menſchlichen Verſtand an ſich zu haben. Die Einwohner fangen ſie in Schlingen und gewöhnen ſie auf den Hinterfüſſen zugehen, um ſich ihrer Förderfüſſe zu allerhand Sachen, z. E. Gläſer auszuſchwencken, Getränke einzugieſſen ꝛc. zu bedienen. Man ſieht hier ganze Wälder von Pommeranzenbäumen, Citronbäumen, Nägleinſträuchen und Zimmetbäumen. Der Zimmetbaum iſt von mittelmäſſiger Gröſſe; ſeine Blätter kommen den Lorbeerblättern ziemlich nahe. Wenn ſie anfangen zu treiben, ſind ſie ſo hochroth, wie Scharlach. Der Baum trägt eine Frucht, die faſt wie eine kleine Eichel ausſieht. Wenn man ſie kocht, ſo zieht ſich ein Oehl heraus, welches hernach härtlich wird und eine Art eines weiſſen Wachſes abgibt, wovon der Geruch ſehr angenehm iſt.

Die Indianer ſind entweder Götzendiener, oder Juden, oder Mahomedaner, oder Chriſten. Ihre Götter-Genealogie iſt ſo verwirrt, daß ſelbſt die Indianer ſich nicht darin zurechte zu finden wiſſen. Ihr Wedam handelt von der Materie, woraus die Elemente gemacht worden, von den Engeln, von der Belohnung der Frommen und Beſtraffung der Gottloſen, von dem Urſprung der Sünde und den Mitteln Vergebung zu erlangen. Er enthält Regeln der Sittenlehre, und lehrt beſonders die Sanftmuth des Brama. Nach dem Berichte der Däniſchen Miſſionarien iſt der Wedam eigentlich kein geſchriebenes Buch, ſondern wird durch auswendig lernen mündlich fortgepflanzet, wie bey den Galliern die Druiden ihre Geſetze nicht aufſchrieben.

Im dritten Theil wird die Handlung der Europäer in Indien beſchrieben.

Die Portugieſen ſuchten ſich ein Recht zuzueignen mit Ausſchlieſſung aller andern Nationen in Indien zu handeln. Sie genoſſen auch dieſes Rechts ohne einigen Nebenbuhler über hundert Jahr lang. Ehevor ſie bis dahin durchdrangen, bemächtigten ſie ſich der Häfen, der Handelsplätze und der wichtigſten Inſeln, der Küſte von Malabar und von Coromandel und verſicherten ſich dieſer Länder durch Feſtungen. Sie zwangen die Könige von Ceylon, von Siam und andere, daß ſie ihre Spezereyen und die Stoffen, die in ihrem Reich verfertiget wurden, nicht ehe an andere Kaufleute verhandeln durften, bis ſie ihre völlige Ladung bey einander hätten.

Um den Vortheil von ihrer Handlung einzuſehen, geht der Verfaſſer die Inſeln und vornehmſten Städte des Landes durch und zeiget, was für Waaren aus einem jeden Orte gebracht werden.

Die Urſache von dem Verfall ihrer Handlung war die Eroberung des Königreichs Portugall von Philipp II. König in Spanien 1580. Seine Nachfolger Philipp III. und IV. lieſſen ſich die Wohlfarth ihrer natürlichen Unterthanen mehr angelegen ſeyn, als den Nutzen der Portugieſen und verabſäumten den Handel mit Indien. Sie dachten nicht daran eine Flotte zu unterhalten, die an den Küſten von Africa und Aſien kreutzte, und die Beſatzungen zur Vertheidigung der feſten Plätze mit friſchen Leuten zu verſehen. Unvermerkt ging ein Theil davon verlohren und das Uebel war nicht mehr zu heilen, als Johannes von Braganza das Reich Portugall wieder in Freyheit ſetzte.

Die Holländer, welche ſich um eben dieſe Zeit der Botmäßigkeit Philipps II. entzogen, machten ſich die Verſäumniß der Portugieſen zu Nutz. Sie nahmen ihnen zuerſt Braſilien weg; von hier gingen ſie bald nach Oſtindien, woſelbſt ſie bewundernswürdigen Fortgang hatten. Die Indianer ſeufzeten ſeit langer Zeit unter der Tyranney der Portugieſen. Die Holländer verſprachen ihnen ſo gelind und billig mit ihnen zu verfahren, als grauſam und ungerecht die Portugieſen mit ihnen umgegangen waren. Man beſchloß alſo ihren Untergang. Die Handlung der Portugieſen iſt jetzt ſo weit heruntergebracht, daß jährlich kaum zwey Kauffarthey Schiffe in den Hafen zu Liſſabon einlauffen.

Die Inſel Java iſt der groſſe Schauplatz der Holländer. Die Javaner, die wegen ihrer Freyheit und Handlung höchſt eiferſüchtig waren, hatten lange Zeit den Europäiſchen Nationen in ihren Ländern keine Plätze zu bewohnen, geben wollen: und es geſchahe mit offenbaren Gewaltthätigkeiten, daß die Engelländer gegen das Ende des ſechzehnden Jahrhunderts feſten Fuß in denſelben ſetzten; hernach aber wurde ihnen durch Verträge ſich allda feſtzuſetzen erlaubt. Der König, welchem die Stadt Jacatra zugehörete, erlaubte ihnen ein kleines Fort, nebſt einer Wohnung und Vorrathshäuſern vor ihre Waaren und Factors, daſelbſt aufzubauen. Im Jahr 1617. kamen die Holländer, ſo bis daher noch keine beſtändige Handlung mit Java geführet hatten, ebenfalls dahin, um ſich allda feſte zu ſetzen, aber nach ihrer gewöhnlichen Aufführung in Indien auf Unkoſten der andern Nationen. Sie überfielen zu einer Stunde da eben geprediget wurde, das Fort, ſo die Engelländer zu Jacatra hatten; ſie plünderten ihre Wohnungen und Waaren, und machten nach einiger Zeit die gantze Stadt zu einem Steinhauffen. Aus den Ueberbleibſeln dieſer Stadt hat ſich das berühmte Batavia erhoben. Dieſes ſind die Rechtsgründe, vermöge deren ſie den Grund beſitzen, auf welchem ſie den Thron ihrer Herrſchaft in Indien aufgeführet haben. Man ſolte um der Ehre einer Nation willen, die ſonſt in vielerley Abſichten alle Hochachtung verdienet, wünſchen, daß dieſelben reiner wären. Man iſt über das noch berechtigt ſich wegen der Verfolgungen zu beklagen, ſo ſie den

Catoliſchen in Indien auf der Küſte von Malabar angethan haben, imgleichen wegen der Entheiligung ihrer Kirchen zu Ceylon. Doch dieſe Nation ſcheinet durch dergleichen Vorwürfe ſehr wenig gerühret zu werden, weil ſie es nicht verwehrt, daß man ſie noch vermehrter in ſolchen Schriften bekannt macht, welche ſelbſt in Holland mit den Vergünſtigungsbriefen der Generalſtaaten gedruckt werden. --- Sie würden gern alle europäiſche Nationen aus Indien vertreiben, wenn ſie in Europa nichts zu verliehren hätten. Sie ſuchen indeſſen ihren Handel auf alle Weiſe zu verderben. Sie geben oft ihre Waaren mit ſo ſtarkem Verluſt dahin, oder kaufen die Waaren in Indien ſo theuer ein, daß keine Nation ihrem Beyſpiel nachfolgen kan, ohne ſich zu Grunde zu richten.

Die Oſtindiſche Compagnie der Engelländer giebt der Holländiſchen in Anſehung der reichen Ladungen, ſo ſie zurückbringen, kaum noch etwas nach, und wenn man ſeine Abſicht, nicht zugleich auf den Specereyhandel richtet, wovon die Holländer Meiſter ſind, ſo ſind einige mahl Zeiten geweſen, in welchen die Compagnie der Engelländer ſich einiger Gleichheit ſchmeicheln konte.

In Anſehung der Politik in der Handlung ſind die Engelländer und Holländer darinn unterſchieden, daß die Holländiſche Compagnie ſich mit Ausſchließung aller andern die Handlung allein vorbehalten hat, da im Gegentheil bey den Engelländern die Compagnie den wenigſten Genuß von der Handlung hat, die in Indien von einem Ort zum andern geführet wird, indem die Statthalter, Vorſteher oder andere von ihren Landesleuten den beſten Theil davon haben.

Die Reichthümer, welche die Portugieſen, Holländer und Engelländer aus Oſtindien zogen, ermunterten die Franzoſen ihnen in dieſe entlegene Länder nachzufolgen. Franciscus I. ermahnete ſie dazu vergeblich; vergeblich erneurte auch Heinrich der Dritte dieſe Einladung an die Kaufleute durch ein Edict. Es war nöthig, daß der Staat einen Theil des Fonds machte, der zu dergleichen Unternehmungen nöthig iſt. Man ſahe aber die Nothwendigkeit entweder nicht ein, oder die Bürgerlichen Kriege erlaubten ſolches nicht. Die Handlung nach Oſtindien konte in zwiſchen auf keinen feſten Fuß geſetzt werden, ſo lange ſich der König nicht unter die Anzahl der Intereſſenten ſtellen wolte.

Es thaten ſich verſchiedene Compagnien nacheinander zuſammen, um nach Indien einen Verſuch zu thun: Sie waren aber in ihrem Vorhaben nicht glücklich. Colbert ermunterte ſeine Landesleute aufs neue, daß ſie die Handlung nach Oſtindien, wieder anfiengen. Die Aufrichtung dieſer neuen Compagnie iſt das vornehmſte, das in dieſem Theile beſchrieben wird. Es werden dabey die Hinderniſſe, die ihr in den Weg kamen und die Mittel bemerket, die ſie wieder in die Höhe brachten. Es iſt dieſes leſenswürdig aber zu weitläuftig etwas davon anzuführen.

Dieſe Nachrichten werden wöchentlich des Freytags, in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung, ausgegeben.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 23. October 1750.

No. XLIII.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Berlin.

Conjecturæ phyſicæ circa propagationem ſoni ac luminis, una cum aliis diſſertationibus analyticis, de Numeris amicabilibus, de Natura æquationum ac de rectificatione Ellipſis. Auct. *Leonh. Eulero.* Bey Haude und Spener. 1 Alphab. 4.

Dieſe neue Sammlung kleinerer Schriften des Hrn Prof. Eulers beſtehet in den vier Abhandlungen, die das Titelblatt anzeiget. Die erſte enthält eine neue **Muthmaſſung über die Fortpflanzung des Schalles und des Lichts.** Daß der Schall in einer bloſſen ſchnellen innerlichen Bewegung der Lufft beſtehe, wodurch die innern Theile des Ohres bewegt werden, iſt eine ausgemachte Sache, und der Hr. Verf. hat ſchon ehemalen gezeiget, daß das Licht von einer ähnlichen Bewegung einer ſehr viel ſubtilern Materie, als die Lufft iſt, herkömmt, und für das Auge das iſt, was der Schall für das Ohr. Man ſollte daher im Stande ſeyn, aus der innerlichen Bewegung der Lufft und jener ſehr ſubtilen Materie des Lichts, alle Eigenſchafften des Schalles und Lichtes genau zu beſtimmen, und es würde ohne Zweifel auch angehen, wenn uns die Geſetze der Bewegung in ſolchen flüßigen und elaſtiſchen Materien genau bekannt wären. So unvollkommen aber die Wiſſenſchafft in dieſem Stück iſt, ſo hat ſich doch **Neuton** gewaget die Eigenſchafften des Schalles zu beſtimmen, und ſein artiges Genie brachte ihn auf Schlüſſe, die von der Natur ſehr wenig entfernet ſind. Er fand unter andern, daß nach ſeiner Theorie der Schall ſich in einer Secunde 979 Fuß weit fortpflanzen müſſe. Die Erfahrungen aber, dergleichen **Derham** mit groſſem Fleiſſe angeſtellt, zeigten, daß er in bemeldter Zeit 1140 Fuß weit fortgehe. **Neuton** wollte dieſe Abweichung ſeiner Theorie, von der Erfahrung, der ungleichen Beſchaffenheit der Lufftheilchen zuſchreiben, Hr **Euler** aber bemerket, daß dieſes nicht ſtatt hat, und ſucht die Schwierigkeit auf eine andere Art zu heben. Er bemerket demnach, daß **Neuton** nichts anders beſtimmt hat, als die Fortpflanzung des erſten Stoſſes, den der Schall in der Lufft verurſachet, da hingegen jeder Schall aus unzähligen, ſchnell aufeinander folgenden Schlägen beſtehet Durch den erſten Schlag des thönenden Körpers bekommen die Theile der Luft eine gewiſſe Bewegung, welche vermuthlich, ſo wie es Newton beſtimmt hat in einer Secunde Zeit 979 Fuß weit geht, da aber ſchnell darauf noch andre Schläge erfolgen, ſo läßt ſich muthmaſſen, daß dieſe die Schnelligkeit der erſteren Bewegung vermehren, daher der gantze Schall der eine Zeitlang anhält geſchwinder gehen muß, als wenn nur ein einziger Schlag geſchehen wäre. Dieſes iſt die neue Muthmaſſung die der Hr. Verf. hier vorträgt, und die er zu beſtätigen ſucht

Es folget gleich aus dieſer Muthmaſſung, daß ein hoher oder ſcharffer Thon, weil er aus ſchnellen widerholten Schlägen beſtehet, ſich geſchwinder fortpflantzen müſte, als ein tieffer. Aber der Hr Verf. bemerket, daß man durch die ordentlichen Verſuche dieſen Unterſchied kaum wahrnehmen könnte, doch glaubt er, daß ein gutes muſicaliſches Ohr ihn in einem Concert merken könnte. Wenn man von den Inſtrumenten etwas weit entfernt wäre, ſo müſte bey dem Ende des Stücks, der Baß immer etwas nachthönen, weil ſeine Thöne langſamer gehen, und alſo noch anhalten, wenn die höhern ſchon aufgehört haben.

Ferner bemerkt der Hr. Verf. daß die Eigenſchaften des Lichts dieſe Muthmaſſung ſehr beſtärken. Er hätte ſchon in einer Abhandlung, die in dem erſten Theil ſeiner kleinern Schriften ſich befindet, gezeiget, daß der Unterſchied der Farben in nichts anderm als darinn beſtehen kann, daß ſich die Strahlen einer Farbe ſchneller oder langſamer bewegen, als die Strahlen einer andern, dieſe gröſſere Geſchwindigkeit eines Strahls aber, kann nur aus den ſchnellen widerholten Stöſſen hergeleitet werden Hierauf läßt er ſich nun in ſehr ſubtile Rechnungen hierüber ein, dahin wir ihm in dieſem Blatte nicht folgen können, die aber denen, welche dieſe Schrift ſelber leſen können, viel Vergnügen machen werden.

Die zwote Abhandlung betrift die Zahlen, welche Stifelius befreundete Zahlen (numeros amicabiles) genennt hat Er ſelbſt hatte von ohngefehr nur zwo ſolche Zahlen gefunden. Nach ihm hat Carteſius eine Regel gegeben, noch drey andre Paare zu finden, hier aber finden wir 61 Paare, die der Hr Verf. durch verſchiedene Methoden gefunden.

Die dritte Abhandlung enthält einen doppelten Beweis von einem Satz, den Newton in ſeiner Arithmetica Univerſali hat, und der die Verhältniß der Coefficienten einer algebraiſchen Æquation betrift. Newton hat vermuthlich dieſen Satz per inductionem gefunden, wenigſtens läßt er ſich auf dieſe Art leicht erweiſen, dieſe beyden Beweiſe des Hrn. Verf aber ſind demonſtrativ und kurtz.

Die letzte Abhandlung betrifft die Rectification der Ellipſis. Dieſes Stück enthält auſſer einer gantz neuen Art, die Länge der Elliptiſchen Quadranten zu beſtimmen, und der Beſchreibung einer ſehr beſondern und merkwürdigen krummen Linie, viele beſondre analytiſche Kunſtgriffe, inſonderheit von der Summirung unendlicher Reyhen.

Beſchluß der Nachricht
von den neuen Schrifften der Academie zu Petersburg.

Rußland fängt nunmehr an zu zeigen, wie nützlich ihm der Unterricht der Ausländer geweſen, da es ſich ſelbſt Söhne erzogen, die durch ihre Erfindungen den Ausländern den Dienſt erwidern. Die vier folgenden Abhandlungen, davon wir jetzo Nachricht zu geben haben, ſind von einem Ruſſen Hrn. Lomonoſow, und enthalten wichtige Anmerkungen, deren Einfluß ſich über die gantze Naturlehre erſtrecket. In der erſten unterſucht der Verf. die Urſache der Wärme und Kälte. Er beweiſt erſtlich, was ſchon die meiſten Naturforſcher angenommen, daß die Wärme in einer Bewegung der kleinſten Theile des warmen Körpers beſtehe. Dieſe Theile aber können dreyerley verſchiedene Bewegungen haben, davon die drehende (motus gyratorius) die einzige iſt, welche die Wärme erregen kann. Der Verf. zeiget, wie dieſe Bewegung in einem Körper entſtehen kann und beweiſt hernach, daß alle Urſachen welche die Wärme in den Körpern vermehren nothwendig dieſe drehende Bewegung der kleinſten Theile befördern müſſen und beſtätiget alſo ſeine Theorie durch die Erfahrung. Ob wir gleich nicht behaupten wollen, daß dieſe Theorie gantz mathematiſch bewieſen iſt, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß der Verf. ihr einen groſſen Grad der Wahrſcheinlichkeit gegeben, wie denn überhaupt alle ſeine Aufſätze in einer gründlichen und ſehr deutlichen Methode vorgetragen ſind. In der folgenden Abhandlung verſucht er die Urſache der Elaſticität der Lufft zu erforſchen, und ſeine Unterſuchungen führen ihn auf folgende Theorie, daß die Wärme der Lufft, die wahre Urſache ihrer Elaſticität ſey. Er ſtellt ſich die kleinſten Theile der Luft überhaupt rund aber etwas zackigt oder hockerigt vor. Indem ſie nun eine ſchnelle drehende Bewegung haben, muß nothwendig geſchehen, daß zwey Theile, die aneinander ſtoſſen und mit ihren Zacken aneinander gerathen, ſich wegſtoſſen. Dieſes iſt die Schnellkraft der Lufft, die immer mit ihrer Wärme zunimmt und ganz aufhören würde, wenn keine Wärme in der Luft wäre. Die weitere Ausführung und Beſtätigung dieſer Theorie muß man in dem Werck ſelbſt ſuchen.

In der dritten Abhandlung unterſucht Hr. Lomonoſow auf was Art die Chymiſchen Menſtrua, oder auflöſende Mittel ihre Würkung thun. Durch was für einen Mechaniſmus, z. E. das Scheidewaſſer die Metalle auflöſt, u. dergl. Der Verf. beweiſt ſo wol aus philoſophiſchen Gründen, als aus Schlüſſen, welche die Erfahrungen an die Hand geben, daß die Luft, welche theils in den kleinen Gängen der Metalle, theils in dem Menſtruo liegt, die Auflöſung würcke. Er thut unwiderſprechlich dar, daß bey ſolchen Auflöſungen die Lufttheile beyder Materien vereiniget werden und einen weit ſtärkern Grad der Elaſticität erlangen, als ſie vorher gehabt, und berechnet hernach, daß dieſe Kraft hinlänglich ſey, die Theile der Metalle zu trennen. Was der berühmte Hales, neu erzeigte Lufft nennt, die man bey ſolchen Verſuchen entdeckt, das iſt nach unſerm Verf. nichts anders, als die ſchon da geweſene zerſtreute Lufft, die auf eine, von ihm erklärte Art, einen weit ſtärckern Grad der Elaſticität bekommen hat. Von den Auflöſungen der Saltze im Waſſer beweiſt er, daß ſie gantz anders geſchähe, nemlich nicht durch die Lufft, ſondern durch das Waſſer ſelbſt, und daß die Lufft ihnen vielmehr hinderlich ſey. Dieſe gantze Abhandlung ſcheinet uns eine beſondre Aufmerkſamkeit zu verdienen.

Es folget hierauf noch eine Abhandlung von demſelben Verfaſſer, darinn er erkläret, warum in den Bergwercken im Frühling und Sommer die Lufft durch die höheren Gänge hinein und durch die tieffen heraus fährt, im Herbſt und Winter aber ſich das Gegentheil zeige.

In der folgenden Abhandlung zeiget Hr. Richmann, wie der Verſuch des berühmten Hales, aus welchem er geſchloſſen, daß die Lufft durch die Gewalt des gefrierenden Waſſers in einen 1837 mahl kleinern Raum kan getrieben werden, zu widerholen und mehrerer Gewißheit wegen zu verbeſſern ſey. Eben dieſer Verfaſſer führt in dem folgenden Stück Verſuche an, darinn das Thermometer, nachdem es aus dem Waſſer in die Luft geſetzt worden, merklich unter den Grad der Temperatur der Lufft gefallen und hernach wieder bis auf denſelben Grad geſtiegen. Den 7 Jan 1747 war die Temperatur der Lufft 59 Gr. des Fahrenheit. T. Ein Thermomet. ward ins Waſſer geſetzt, deſſen Temp. 58 Gr. war. Nachdem das Therm heraus genommen worden, fiel es in 5 Minuten auf 49 Gr. herunter. Hernach aber begab es ſich nach und nach wieder in die Höhe. Eben dieſes hat er zu verſchiedenen andern mahlen wahrgenommen. Er beobachtete aber immer, daß das Queckſilber fiel, ſo lang die Kugel des Therm. naß war, und daher ſchließt er, daß damals in der Lufft ein volatiliſch Saltz muß geweſen ſeyn, welches ſich mit dem Waſſer in der Kugel vermiſcht und alſo einen gröſſern Grad der Kälte hervorgebracht hat.

Hierauf folget Kratzenſteins erſte Probe von der Aſtronomiſchen Mechanik, darinn er zeiget, wie man lange Ferngläſer allezeit in einer horizontalen Stellung bey Obſervationen brauchen könne. Er giebt eine Maſchine an wie die Graveſandiſche iſt, wodurch die Sterne, welche man beobachten will beſtändig von einem Spiegel in das Fernglas fallen.

Hr. Lomonoſow zeiget ferner in einer Zugabe zu ſeiner Abhandlung von der Elaſticität der Lufft, daß in einer ſtark zuſammen gedruckten Lufft, die Regel, daß ſich die Elaſticität nach der Stärcke des Drucks richtet, auch nach ſeiner Theorie nicht mehr ſtatt finde, wie dieſes ſchon längſten aus der Erfahrung bekannt iſt.

Phyſiſche Claſſe.

Herr A. Kaau Boerhave giebt eine Anatomiſche Beſchreibung eines Schaafs, welches für einen Zwitter gehalten worden und beſchreibet bey dieſer Gelegenheit vier junge Siberier, bey welchen das Geſchlecht gleichfalls ſehr zweydeutig war. Herr Weibrecht liefert anatomiſche Beobachtungen von der Gebährmutter, wodurch einige noch zweifelhafte Fragen von dieſem Theil erörtert werden. Ferner folgen verſchiedene anatomiſche Beobachtungen von Boerhave. — Beſchreibungen einiger raren Pflanzen von Hrn. Kraſcheninnikow.

Aſtronomiſche Claſſe.

Hr. Euler unterſucht die Bewegung der Knoten in der Bahne des Mondes und die Abänderung der Lage dieſer Bahn gegen die Ecliptic, und hernach die Abweichungen der Erde von einer Elliptiſchen Bahn, welche von der Würckung des Mondes herkommt. Hierauf folgen verſchiedene aſtronomiſche Beobachtungen von den Sonnen und Monds Finſterniſſen des 1748. Jahres ingleichen verſchiedene Beobachtungen von den Abweichungen der Fixſterne, und von den Trabanten des Jupiters.

Aufgefangener Brief.

Ich bin es gewohnt ihnen meine beſonderſten Urtheile in ihrer nackten Geſtalt zu entdecken, weil ich weiß, daß ſie bey ihnen unter dem Schloſſe verwahrt liegen. Wie ängſtlich würde ich dieſe Blätter zerreiſſen, wenn ich fürchten müſte, daß ſie den zeterenden Kunſtrichtern in die Hände fallen könnten! Ich bin durch die Worte eines von ihnen allzuſchüchtern gemacht worden, der geſagt hat: Homer ſey durch die Verordnung des Schickſals eine Klippe, an welcher in allen Jahrhunderten alle diejenigen, die wider ihn haben ſchreiben dürffen, an ihrer Critiſchen Ehre Schiffbruch gelitten haben. Da ich aus ihrem Cabinet nicht herauskommen werde, ſo darf ich ungeſtraft verwegen ſeyn. Sie ſelbſt ſind von denen, die allein für die Wahrheit und die Vernunft Geſchmack haben, und die weit davon entfernt ſind, daß ſie in den gröbſten Fehlern der Alten mit Gewalt Schönheiten entdecken wollen. Homer genoß in Anſehung meiner ſeinen erhaltenen Ruhm in der ruhigſten Stille, als einige bekannte Heldengedichte, die in dieſen letzten Zeiten zum Vorſchein gekommen ſind, mir die Luſt erweckten, einige Blicke in die Gedichte des Vaters der epiſchen Poeſie zu werffen. Ich las die Odyßee und brachte zu dem Leſen derſelben alle die günſtigen Vorurtheile, die das Anſehen des Nahmens Homer und der Nahme ſeiner Bewunderer fähig ſind zu verurſachen. Ich habe nicht nöthig es der Stärcke meines Verſtandes zuzuſchreiben, daß dieſe Vorurtheile in währendem leſen alle ihre Kraft verlohren haben. Der Poet erzählt ſo abentheuerliche Geſchichten von den Läſtrigonen, den Cyclopen, der Cyrce, den Syrenen, dem Aeolus, daß ich die Unglaublichkeit dieſer Wunder mit einem gemeinen Verſtand entdecken konnte. Ich empfand über dem Durchleſen der ganzen Reiſegeſchichte des Ulyſſes eben die Eindrücke, die ich in meiner Kindheit bey Anhörung der Mährchen fühlete, welche mir meine Wärterinn erzählte. Die ganze Erzählung ſeiner Reiſe hat einen gewiſſen Schnitt von Hexerey, der gar nicht nach meinem Geſchmack iſt; ich hoffe eben ſo wenig nach dem Geſchmack unſers erleuchteten Weltalters. Wie will man alle dieſe unglaublichen Geſchichten in die Gränzen des wahrſcheinlichen bringen? Ich weiß wol, daß Wunderbare hat ſeinen Platz in der epiſchen Poeſie; aber muß es allen Glauben überſteigen? Verdient die Erzählung von dem Sack, in welchen Aeolus die Winde eingeſchloſſen hatte, nicht vielmehr den Nahmen eines Kinderſpiels, denn einer Fabel? Man giebt uns den Ulyſſen für einen Mann, der die Sitten vieler Leute und Nationen geſehen hat: aber die Charakter dieſer Leute und Nationen ſind ſehr platt und haben wenig Verſchiedenheit. Sein Polyphemus iſt mit ſeinem ungeheuern groſſen Körper und ſeinem einzigen Auge in der Mitte der Stirn eine Mißgeburt, deren viehiſchen Sitten den letzten Pinſelſtrich empfangen, da es heißt, er finde den beſten Geſchmack an Menſchenfleiſche. Wir wünſcheten mit dem mitleidigen Fielding in ſeiner Geſchichte des menſchlichen Herzens, er wäre bey ſeinen Milchſpeiſen geblieben, und hätte ſein Auge behalten. Die Cyclopen ſind ungeſitteter als die barbariſchſte Nation die in Paraguai oder an dem Rio de la Plata gefunden worden:

Neque plantant manibus plantam, neque arant,
Iis nec conciones conſiliariæ nec leges ſunt,
Sed altorum montium inhabitant vertices

In ſpeluncis cavis, jus autem dat unus quisque
Liberis ac uxoribus, neque ſe invicem curant.

Die Läſtrigonen und ihr König Antiphaten mit ſeiner Frau und Tochter ſind nicht beſſer erzogen:

- - Poſtquam ingreſſi ſunt inclutam domum, mulierem
Invenerunt velut montis verticem horrueruntque ipſam;
Illa vero continuo e foro vocabat inclutum Antiphatem
Suum maritum, qui illis molitus eſt ſævam mortem;
Statim unum corripiens ſociorum apparavit coenam.

Ihm ſind ſeine Unterthanen an Geſtalt und an Sitten ähnlich:

Ibant fortes Læſtrigones aliunde alius
Innumeri, non hominibus ſimiles, ſed gigantibus: - -
Viros vero ſicut piſces transfigentes triſtes epulas ferebant.

Ich glaube daß der Charakter der Wilden um ſo viel leichter ſey, als er einfacher und gröber iſt. Die Kunſt, die nöthig iſt einen ſolchen zu ſchildern wird ungefehr die ſeyn, die ein Mahler zur Schilderung der Bauersleute und Tagelöhner haben muß.

Ulyſſes hat ſeine beſte Sorgfalt für die Beſchreibung der Küſten, der Buchten, und Klippen behalten. Er iſt in dieſen Stücken ſo fleißig und genau als ob er damit nur allein den Phäaciern, ſeinen Zuhörern, hätte gefallen ſollen. Nichts deſtoweniger iſt ſeine Bemühung hierinn ſo unglücklich geweſen, daß man ſeit ſeiner Zeit dieſe Küſten und Buchten und Klippen in keiner See gefunden hat: ein alter Kunſtrichter hat deswegen vor vielen Jahrhunderten ſchalkhaft genug geſagt, man würde die Oerter, wohin Ulyſſes gereiſet wäre, entdecken, wenn man zuerſt den Handwercker oder Künſtler ausgefunden, welcher den Windbeutel des Aeolus genähet hätte. Die Ausleger und Beſchützer des Homers haben ſich genöthiget geſehen wegen dieſes abentheuerlichen Zeuges ihre Zuflucht zu der Allegorie zu nehmen. Polyphems einziges Auge ſoll nur ein allegoriſches Auge ſeyn, und uns lehren, die Leute die in einer heftigen Leidenſchaft ſind, ſehen nur mit einem Auge. Aeolus ſoll das Jahr vorſtellen, ſeine zwölf Kinder ſollen die zwölf Monate ſeyn; die ſechs Töchter bedeuten die ſechs Monate in welchen die Erde Frucht träget; die ſechs Söhne die andern Monate in welchen der Saamen geſäet wird; wiewol andre ſagen, dieſe Kinder des Aeolus bedeuten die zwölf vornehmſten Winde, die männlichen ſeyn die Winterwinde, die weiblichen die Winde, die in den warmen, fruchtbaren Jahrszeiten blaſen. Andere Ausleger halten ſich vor glücklich, wenn ſie aus den ſeichteſten Spuren, die ſie in der Hiſtorie oder in der Etymologie erblicken, etwas weniges entdecken können, das in dieſe Mährchen hineinſchlägt, und dem Poeten für die Grundlage gedienet haben mag. Erblicken ſie nicht einen Schatten von hiſtoriſcher Wahrheit, wie zum Exempel in des Ulyſſes Höllenfahrt, ſo ſind ſie mit dem thörichten Glauben des Pöbels und der elendeſten Sage zufrieden, und ertheilen dem Poeten die Macht die ungereimteſten Falſchheiten zu erzählen, nichts weiter bedungen, als daß ſie vom niedrigſten Pöbel einmal geglaubt worden.

Als

Alles was man zum beſten dieſer Fabeln geſagt hat, iſt dieſes, es ſeyn Träume, aber Jupiters Träume; und Jupiter ſelber iſt ein Traum. Dem Homer zum beſten hat man noch angemerkt, daß er ſie allein den Phäaciern weis machen wollen, die ein unwiſſendes leichtgläubiges Völkchen waren. Dieſe Anmerkung fällt dem Virgil ſehr zur Laſt, welcher ſeinem Aeneas vieles von dieſem Hirngeſpinſte in den Mund leget, und vor den Carthagiern erzählen läßt, die gar nicht ſo dumm waren.

Nun kann ich mich nicht enthalten zu gedencken daß Homer und ſein Nachfolger nur allzuviel Gefälligkeit für den unverſtändigſten, wiewol zugleich den größten Theil der Menſchen gehabt haben. Ihre Begierde ſich dem Pöbel angenehm zu machen, ob ſie gleich in Gefahr kamen Männern von höhern Einſichten und mehr Wiſſenſchaft zu mißfallen, dünkt mich nichts weniger als großmüthig. Wie viel anſehnlicher und würdiger wären des Ulyſſes Reiſen geworden, wenn er ſtatt dieſer phantaſtiſchen Erdichtungen lauter würkliche Nationen von ſeinem eigenen Weltalter geſchildert hätte, zu welchen er den Ulyſſes hätte reiſen laſſen oder ſie an die Seeküſten ſetzen können, die er ihn beſtreichen läßt, und auf die ſie ein ſo gutes Recht gehabt hätten, als dieſe meiſt fabelhaften Völker, die er dahin ſezet; imgleichen wenn dieſe Seekanten ſelbſt mehr Wirklichkeit als blos in dem Gehirn des Poeten gehabt hätten. Der Aegyptiſche König Seſoſtris der ſein Reich an den Ganges und die Donau erſtreckt und in vielen Ländern Säulen mit folgender Aufſchrift aufgerichtet hat: *Seſoſtris der König der Könige und der Herr der Herren hat dieſes Land durch die Waffen bezwungen*; konnte ihm die Idee von dem Charakter eines Landbezwingers geben, der in ſeiner Hoheit vergaß daß er ein Menſch war, maſſen er die überwundenen Könige je vier und vier anſtatt der Pferde vor ſeinen Wagen ſpannen ließ, und ſich damit groß dünkte, daß die Beherrſcher der Nationen ihn durch die Gaſſen ſeiner Hauptſtadt zogen. Cheops und Chephren, zween andere Aegyptiſche Könige und Brüder konnten ihm das Vorbild zu einem andern Charakter geben, ſie waren Urſache an dem Untergange einer unzähligen Menge Menſchen, die ſie mit harten Arbeiten beſchwerten, einer thörichten Luſt ein Genügen zu thun, die ſie eingenommen hatte, ihre Nahmen durch Gebäude von einer ungeheuren Größe und von unermeßlichen Koſten zu verewigen. Um dieſelben Zeiten hatte Aſſyrien Könige gehabt, welche ſich allein mit ihren Wollüſten beſchäftigten, ſich in ihren Pallaſt einſperreten, und ſich in den ſinnlichſten Arten von Freuden herum wälzeten. Modelle zu einem neuen Charakter, der unter Homers Pinſel ein forderbares Licht bekommen hätte! Und was für wunderbare Züge hätte er aus der Geſchichte der Semiramis nehmen können, die einen männlichen Charakter in dem zarten Körper einer Frauensperſon bezeichnet hätten! Homers Stillſchweigen von dem mächtigen Aſſyriſchen Volk, das zu ſeinen Zeiten nothwendig bekannt und gefürchtet geweſen ſeyn muß, ſcheint mir den Vorzug den er den unwahrſcheinlichſten Fabeln vor den würklichen Geſchichten gab, ganz offenbar zu verrathen. Und was für einen Stoff zu ungemeinen Bildern von einer göttlichen Religion, die über die Ausſchweifungen des abgöttiſchen Heydenthums ſo hoch erhaben war, von prieſterlichen Gebräuchen, Rechten und Sitten, die einen ſo hochwürdigen Glanz hatten, von einer Nation, die ſich GOttes eigenthümliche Nation nannte, hätte er nicht in den Geſchichten von Canaan und den Stämmen der Iſraeliten gefunden? Er ließ ſeinen Ulyſſes allzu achtlos an den Küſten von Paleſtina vorbeyſchiffen, er ſelbſt war mit den Städten, die mit Paleſtina gränzeten, ſo bekannt, daß er nothwendig von dem beſondern Gottesdienſt und den wunderbaren Geſchichten der Jüdiſchen Nation gehöret haben muſte. Seine langen und weitläuftigen Reiſen und die groſſe Erkenntniß des Erdbodens zu Waſſer und Lande, die er erlanget hat, laſſen uns daran kaum zweifeln. Wie ſicher für ſeine Perſon und wie deutlich hätte er in ſolcher hiſtoriſchen Erzählung ſeine reineren Begriffe von der Natur GOttes anbringen können! Weil er doch den Ulyſſes nur vergangene Geſchichten wollte erzählen laſſen, anſtatt daß er in der Zeit ſelber Thaten verrichtete, ſo wäre ſein Held und er dem Tadel weniger unterwürfig geworden, wenn die Begebenheiten die ſie erzählen, für ihre Zuhörer und Leſer brauchbarer geweſen wären. Geſetzt auch es wären wahre Geſchichten geweſen, die ſie erzählet hätten, ſo hätten ſie in der Verknüpfung, in welcher der Poet ſie angebracht, allezeit einen genugſamen Schnitt von der Fabel empfangen, und es wäre dem Poeten ein leichtes Werck geweſen, dieſen Schnitt gehörig zu erheben. Ich bin ſo gut überzeuget, daß Homers Poeſie alsdann um ſo viel ſchöner geweſen wäre, als ich verſichert bin, daß ſie mehr Schönheit bekommen hätte, wenn er alle ſeine Inſeln ihrer wahren Lage gemäß beſchrieben hätte. Was würde man von einem Poeten halten, der eine Reiſe ſeines Helden um den Erdkreis mit abentheuerlichen Charaktern und Sitten von Potuanen, Lilliputen, Yahooſen, oder ſtatt dieſer vielmehr mit politiſchen und moraliſchen Beſchreibungen von Deſpoten, Fanatikern, Abergläubigen, in der Wolluſt ertrunkenen anfüllen könnte, und der das erſtere erwählete? Wahrhaftig Homer hat nicht beſſer gewählet, da er des Ulyſſes Gefährten in Schweine verwandelt, und der Zauberin, durch die er dieſe Verwandlung bewerkſtelliget, hernach eine ſolche Achtung für Menſchenfleiſch zuſchreibt, daß wir nicht begreiffen können, wie ſie ſich habe entſchlieſſen können, daſſelbe in Speck zu verwandeln.

Dieſe Nachrichten werden wöchentlich des Freytags in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung ausgegeben.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 30. October 1750.

No. XLIV.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Paris.

Recueil d'obſervations curieuſes, ſur les moeurs, les coutumes, les differentes langues, le gouvernement &c. de differens peuples de l'Aſie, de l'Afrique & de l'Amerique. Oder wie der Verf. nachgehends den Titel verändert hat: Hiſtoire generale civile, naturelle, politique & religieuſe de tous les peuples du monde, par Mr. *L'Abbé Lambert.* 15 Vol. 12. 1750.

Wir können von dieſem weitläuftigen Werk in kurtzem keine beſſere Idee geben, als wenn wir einen Theil davon durchgehen, um daraus den Geiſt des gantzen Werks kennen zu lernen. Wir wehlen hiezu den dritten Theil.

Das zweyte Capitel führt die Ueberſchrift: Seltſame Neuigkeiten von der berühmten Caravane nach Mecca. Wir leſen darin folgendes: Die berühmteſte von den Caravanen iſt diejenige welche alle Jahre von Damas oder Aleppo nach dem Grabe Mahomeds reiſet. Sie tritt ihre Reiſe ordentlicher Weiſe im Monath Julius an. Einige Tage vorher halten die Pilgrimme eine allgemeine Proceſſion, um durch die Fürbitte des Propheten eine glückliche Reiſe zu erhalten. Die Proceſſion wird hier umſtändlich beſchrieben.

Mitten in der Stadt Mecca haben die Türcken ihre Moſchee; Sie behaupten, daß ſie auf eben der Stelle ſtehe, wo ehedem Abraham ſein erſtes Hauß gebauet. Nahe bey derſelben iſt eine Art von Capelle, welche einen Brunnen einſchließt, der bey den Türken berühmt iſt. Ihre Geſchichtſchreiber ſagen, daß ſein Waſſer aus einer Quelle entſpringe, welche GOtt ehedem der Hagar und dem Iſmael entdecket, als ſie von dem Abraham ausgeſtoſſen worden und nach Arabien fliehen müſſen. Mahomed machte ſich dieſen Brunnen zu Nutzen, um ſeinen Geburtsort bey ſeinen Anhängern in Anſehen zu ſetzen. Er gab von ihm vor, daß ſein Waſſer die Kraft hätte, den Cörper von allen Krankheiten zu heilen und die Seele von den gröbſten Schandthaten zu reinigen. Nahe bey dieſem Brunnen halten ſich Kaufleute auf, die mit Edelgeſteinen und andern Koſtbarkeiten handeln. Sie haben einen ſtarken Abgang und dieſes haben ſie der chimäriſchen Kraft des Waſſers zu dancken, welche beſtändig ſo viele, die verſchiedener Verbrechen ſchuldig ſind, als ſolche, die mit allerhand Kranckheiten behaftet ſind, an ſich ziehet.

Das Grab Mahomeds iſt in Medina; und dieſem zu Ehren geſchicht es, daß die Caravanen dahin reiſen. Diejenige, die für den Groß Propheten die Geſchencke bringt, iſt nicht ſo bald angelanget, als ſchon die Dervis, welche für die Moſchee zu ſorgen haben, ſich ſehen laſſen, um ſie in Empfang zu nehmen. Die Pilgrimme erheben ein Freudengeſchrey und ſingen ihrem Propheten zu Ehren Lieder. Hierauf ſieht man nichts als Luſtbarkeiten und Gaſtereyen, biß die Caravane wieder abreiſet.

Eines der Privilegien, welches die Pilgrimme genieſſen, wenn ſie das Grab Mahomeds beſucht haben, iſt dieſes, daß ſie von der Strafe befreyet ſind, wozu ſie die Ottomanniſchen Gerichte ihrer Verbrechen wegen verdammet haben. Die Walfahrt nach Mecca macht ſie aus ſo groſſen Miſſethätern als ſie vorher auch waren, wieder zu ganz ehrlichen Leuten. Das Kameel, welches die Geſchenke für den Groß-Propheten getragen, hat auch ſeine Privilegien. Es darf nicht als ein Thier von gemeiner Art gehalten, ſondern muß als ein ſolches angeſehen werden, das dem Mahomed geweihet iſt. Es iſt auf ſeine Lebenszeit von allen Dienſten befreyet. Man richtet ihm eine Hütte zu ſeiner Wohnung auf, worinn es gut gewartet wird.

Das dritte Capittel handelt von der Gelehrſamkeit der Indianer, von der Religion der Brachmanen, ihrer Poeſie, Philoſophie ꝛc.

Die Brachmanen ſind allezeit die einzigen geweſen die die Wiſſenſchaften cultivirt haben. Ihre Grammatik verdient den Rang unter den ſchönſten Wiſſenſchaften, weil ſie darinn die reichſte Sprache von der Welt in eine kleine Anzahl von Elementen aufgelöſet haben. Von der Verſification und Poeſie haben ſie eine groſſe Anzahl von Abhandlungen. Die Indianiſchen Fabeln, die die Araber und Perſer ſo oft in ihre Sprachen überſetzet haben, ſind ein Auszug aus fünf kleinen Gedichten, die vollkommen regelmäßig und den jungen Prinzen von Patna zum Beſten gemacht ſind. — Unter allen ſchönen Wiſſenſchaften iſt die Hiſtorie am wenigſten von den Indianern cultivirt. Sie haben einen ungemeinen Geſchmack am Wunderbaren; und die Brachmanen haben ſich hierin aus Eigennutz nach ihnen bequemet. Man darf indeſſen nicht zweifeln, daß nicht in den Palläſten der Fürſten vollſtändige Denkmale der Geſchichte ihrer Vorfahren ſeyn ſollten. Es giebt ſo gar im Nordiſchen viele Bücher, die man Natack nennet, die, wie die Brachmanen verſichern, viele alte Hiſtorien in ſich enthalten, ohne daß etwas fabelhaftes darunter vermiſcht iſt. Was die Mogols betrift, ſo lieben ſie die Hiſtorie. Selbſt in dem Pallaſt des groſſen Mogols wird eine Zeitung von dem ganzen Reich gemacht, welche zu Dely wenigſtens einmal des Monaths herauskömmt. — Die Brachmanen haben faſt alle Theile der Mathematik cultivirt. Die Aſtronomie, welche auf die Aſtrologie abzielt, iſt aber allemal ihr Hauptvorwurf geweſen, weil der Aberglaube der Groſſen und des Volks ſie ihnen nützlich macht. — Die Philoſophie, die man ſchlechthin Gaſtram nennet, iſt ſehr geheimnißvoll. Die Logik, die Metaphyſik und etwas von einer unvollkommenen Phyſik ſind die Theile davon. In ihren Schulen wird gelehret, daß die Weisheit oder die gewiſſe Wiſſenſchaft der Warheit das einzige Mittel iſt, welches die Seele reiniget und zu ihrer Befreiung verhilft.

Die

Das eilfte Capittel beſchreibt den vormahligen und gegenwärtigen Zuſtand Armeniens, und das Genie und den Charakter der Armenianer. Man lobt an ihnen einen geſunden Verſtand, ihre Klugheit, ihre Geſchicklichkeit in der Handlung, ihren natürlichen Hang zur Arbeit und eine Quelle von natürlicher Gütigkeit, die ſie leicht mit den Fremden verknüpfet und die alle Zänckereyen von ihnen entfernt, ſo lange ſich nur der Eigennutz nicht darin einmiſchet. Man tadelt an ihnen einen Eigennutz, der über alles geht und daß ſie den Wein ein wenig zu ſtarck lieben. — Das Chriſtenthum, wozu ſie ſich bekennen, verbindet ſie zu langen und ſtrengen Faſten, die ſie mit der ängſtlichſten Genauigkeit halten. - - Die Türcken und Perſer, ihre Herren, führen über ſie ein hartes Regiment; Sie beſchweren ſie mit Auflagen, die ſie mit aller Strenge von ihnen eintreiben; und dieſes unterhält in dem Geiſt der gantzen Nation eine Furchtſamkeit, welche ſich vom Vater auf Sohn fortpflantzet. — In der Jugend lernen ſie alle ein Handwerk, welches ſie aber niederlegen, wenn ſie die Handlung anfangen oder wenn ſie ſo viel haben, daß ſie ihre Familie unterhalten können. - - Der Ackerbau und der Weinbau beſchäftigt einen groſſen Theil der Nation. Was die Weiber betrift, ſo iſt es, wie mit allen Weibern in Orient; Sie ſind gleichſam zu einer ewigen Gefangenſchaft verurtheilt. Wenn ſie nöthig haben aus dem Hauſe zu gehen, ſo geſchieht es nicht anders, ſie müſſen ſich in einen langen Mantel einhüllen und ſich mit einem weiſſen Schleyer dergeſtalt bedecken, daß nur die Augen und die Naſe von ihnen frey bleiben. Damit ſie ſich aber untereinander beſuchen können, ſo macht man Thüren, die mit den benachbarten Häuſern communiciren, die aber von den Hausthüren ſehr verſchieden ſind, indem ſie offen ſtehen, wenn die Damen in Friede ſind, und verſchloſſen werden, wenn ſie ſich untereinander zancken.

Das vierzehnte Capittel handelt von den Bonziern, ihrer Lehre, ihrer Art zu leben ꝛc. Haltet die Bonzier gut, ſagen ſie, und gebet ihnen alles, was zu ihrem Unterhalt nöthig iſt, bauet ihnen Clöſter und Tempel, damit ſie durch ihr Gebet und durch ihre Buſſe eure Sünden ausſönen. Sie lehren ferner, man ſolle bey dem Leichenbegängniß ſeiner Verwandten vergüldete und verſilberte Papiere, Kleider und ſeidene Stoffen verbrennen; alles dieſes, ſagen ſie, wird in jener Welt zu Gold und Silber und zu wirklichen Kleidern. Verſäumt ihr dieſes, ſo geräth eure Seele nach einer langen Wanderung in die verächtlichſten Thiere und ihr kommt in der Geſtalt eines Maulthiers, eines Hundes oder einer Ratze wieder zum Vorſchein. Dieſe Lehre hilft ihnen zu den Betrügereyen, die ſie um Allmoſen zu erpreſſen, anwenden. Zweene Bonzier ſahen eines Tages drey groſſe Endten auf dem Hofe einer reichen Bauerfrau. Sie warffen ſich vor der Thüre nieder und fiengen kläglich an zu ſeufzen und zu weinen. Die gute Frau, die ſolches gewahr ward, kam heraus, um die Urſache ihres Schmertzens zu erfahren. Die Seelen unſerer Väter, antworteten die Bonzier, ſind in die Cörper dieſer Thiere gefahren und wir fürchten ſehr, ihr möget ſie umbringen, alsdenn wir gewiß vor Schmertzen ſterben würden. Wir ſind allerdings entſchloſſen ſie zu ſchlachten, ſagte die Bauerfrau, allein, weil es eure Väter ſind, ſo wollen wir ſie beym Leben erhalten. Diß war aber noch nicht, was die Bonzier wolten. Vielleicht, ſagten ſie, hat euer Mann nicht ſo viel Liebe, und unſer Leben ſteht in Gefahr, fals ihnen etwas widriges begegnet. Kurz, die Bauerfrau ließ ſich bewegen und gab ihnen die Endten, daß ſie ſolche zu ihrem

Troſt auf eine Zeitlang unterhalten mögten. Die Bonzier nahmen ſie mit Reſpeckt an, nachdem ſie ſich wol zwanzig mahl vor ihnen auf die Erde geworffen. Sie wurden aber noch denſelben Abend von ihnen verzehret.

Die Bonzier affektiren ein ſanftes und demüthiges Weſen; Sie halten ſtrenge Faſten und ſtehen des Nachts oft auf, um den Fo anzubethen. Sie machen ſich zu einem Schauſpiel, indem ſie auf den öffentlichen Plätzen entweder lange Ketten ſchleppen, die ſo ſchwer ſind, als ſie ſelbſt, oder ſich mit Steinen den Kopf blutig ſchlagen. — Sie verſtehen ſich ſehr auf Liebes Intriguen. Sie ſagen den Damen vor, dieſer Cörper wäre nur eine ſchlechte Hütte um den man ſich nicht viele Mühe geben dürfte. Sie machen ihnen weiß, daß viele von ihrem Geſchlecht, indem ſie ihnen eine Gunſt erlaubet, mit dem Fo ſelbſt eine Gemeinſchaft gehabt hätten. Jetzt, ſagen ſie hinzu, ſeyd ihr von einem ſchwachen und unterwürfigen Geſchlechte; wann ihr aber wieder hervorkommt, ſo werdet ihr ein Mannsbild ſeyn. Es geſchicht nicht ſelten, daß Damen aus angeſehenen Familien ſich von dieſen Nichtswürdigen verführen laſſen.

Der Verf. hat ſich, wie wir hieraus ſehen, an gar keine Ordnung gebunden. Bald ſind wir in Aſien und bald wieder in Afrika oder Amerika. Oft befinden wir uns unter einem Volk, deſſen Nahme kaum bekannt iſt, und wir müſſen uns lange umſehen, um zu wiſſen, wo wir ſind. Wenn uns gegenwärtige Berichte nicht ſchon bekannt ſind, ſo müſſen wir ſie auf Glauben annehmen; denn wir finden nirgends die Quellen angeführet: Auch hat der Verfaſſer in dieſen ſeinen Collectaneen nichts ausſtreichen wollen. Ein Scribent von höherm Range würde nur die auserleſenſten Nachrichten geſammlet, ſie beſſer geordnet und unſer Vergnügen nicht mit ſo vielen weitſchweiffigen Kleinigkeiten unterbrochen haben.

Paris.

CLEOPATRE, Tragedie par Mr. Marmontel. 1750.

Die Fabel dieſer Tragödie iſt folgende: Cäſar hatte ſich heimlich und wider Willen Roms mit der Cleopatra vermählt und von ihr einen Sohn, Cäſarion. Antonius, der Rächer Cäſars und Ueberwinder des Orients, liebt dieſe ſeine Wittwe und will den Sohn in ſeine Rechte wider den Octav einſetzen. Octav, der den Anton bey Actium überwunden hat, will mit ihm Friede machen, und ihn nach Rom und zu ſeiner Gemahlin, Octavia bringen. Hier geht die Handlung eigentlich an, worinn wir ſehen, wie dieſer Friede durch ein verliebtes Kunſtſtück der Cleopatra hintertrieben wird, indem ſie den Anton eiferſüchtig macht. Anton waffnet ſich, es wird noch eine Schlacht geliefert, worinn er aber von den ungetreuen Soldaten zum andernmal verlaſſen u. Cäſarion gefangen wird. Er kommt zurück und verkündigt der Cleopatra ſein Unglück, ſie ſchlägt ihm zwey Nattern vor, die ihnen einen ſanften Tod verſchaffen ſollen und einen Holzſtoß, der ſie beyde mit dem ganzen Pallaſt verbrennen ſoll. Anton hört noch ein Mittel zur Rettung, und will ſeine Königin retten. Dieſe ſchreibt einen verliebten Brief an den Octav und ladet ihn in die Stadt und in den Pallaſt. Octav kommt mit einigen Trabanten und indem er ſich mit dem Anton unterredet und ihn glaubt gefangen zu haben, zieht ein Freygelaſſener, von der Cleopatra dazu unterrichtet, ſet, einen Dolch auf den Octav, aber Anton ſelber rettet ihn. Octav, zur Dankbarkeit zeigt ihm den Brief der Cleopatra, und hier erſticht ſich der unglückliche und eiferſüchtige Anton. Cleopatra kommt und findet ihn in ſeinem Blut und ihren Brief zu ſeinen Füſſen. Sie ruft ihm einige Worte nach, er hört ihre Unſchuld, reicht ihr die Hand und ſtirbt. Octav läßt die Königin wehrlos machen und will ſie zu ſeinem Triumph aufbehalten. Sie ſcheint ſich darein zu ergeben und läßt den Octav ſchwören, ihrem Cäſarion nicht gleichen Schimpf anzuthun. Sie fodert Lorbeern, den Anton zu krönen, ihre getreue Sclavin bringt einen Korb mit Lorbeern, woraus ſie ſchnell eine Natter hervorzieht auf ihren Buſen ſetzt und auf der Leiche des Antons ihren Geiſt aufgiebt. Octav ſieht dieſe ſchreckliche Scene und faßt die friedfertigen Entſchlüſſe, die ſeine letzte Regierung geadelt haben.

Aus dieſem Auszuge ſehen wir, daß Marmontel hier die allerſinnlichſte Liebe wiederum aufgenommen hat. Cleopatra iſt dieſerwegen berühmt genug. Geſetzt, ſie ſey nicht das wollüſtige Weib geweſen, das die Schmeichler des Auguſt ſo beſchimpft haben: ſo hat ſie doch ein groſſes Vorurtheil wider ſich, und ein Poet kann eher auf ein allgemeines falſches Vorurtheil bauen, als auf eine unbekannte Wahrheit. Marmontel gab ein Paar Tage vor der Aufführung ſeiner Tragödie ein Fragment heraus, Cleopatre d'après l'hiſtoire: er bekennt aber ſelbſt, daß in zwey Tagen ein Vorurtheil von ſiebzehn Secul'n ſich nicht ausrotten läßt. Aber nicht allein der beruffene Nahme Cleopatra, ſondern auch ihr [illegible] Caracter ſchadet der ernſthaften Tragödie. Die Sprache die ſie gegen ihren Sohn führt, worinn es heißt: **Er betete mich an, Dieſen Sieg über mich, Zu meinen Füſſen, In meinen Banden ſchmachten,** iſt eine erobernde Sprache, die uns immer erwünſcht dünckt, und nur einige Damen die zwiſchen dreißig und viertzig Jahren ſind, werden gar nichts dawider zu ſagen haben, daß Anton, ein gröſſerer Held als Auguſt, ſich unter das Joch dieſer ſchönen Mutter des tapfern Cäſarions bückt. Indeſſen Marmontel iſt es, der dieſe Fabel gewehlt hat, und ohngeachtet er mit einer liebenswürdigen Beſcheidenheit in der Vorrede ſagt: **Ich bin in dem Alter, worinn man Fehler begeht, ſie erkennen und ſich beſſern muß:** ſo muß er wiſſen, daß, wer ſeinen Geiſt und ſeine Einſichten hat, nicht mehr jung iſt. Hat er alſo vielleicht die Cleopatra gewehlt, weil ſie ſeinen patriotiſchen Abſichten am beſten ein Genügen thut? Er hält die Tragödien für die Schulen der Könige und ſo ſind ſie es auch, und in dieſer ruft er ihnen zu: **Opfert einer ſchönen und verliebten Cleopatra nicht euer Reich, eure Ehre und eure tugendhafte Gemahlin auf!**

Indeſſen was für Entſchuldigungen wir aufſuchen, ſo iſt dieſe Tragödie nicht ſo ſchön wie Ariſtomene. Die Caracter ſind zwar genugſam abgeändert und einige Situationen ſind ungemein rührend; allein der Styl iſt zu proſaiſch. Möchte Marmontel langſamer für das Theater arbeiten, und ſeine Sprache zu einer Würde erheben, die ſo gar die Fehler ehrwürdig macht!

Briefwechſel über die Clariſſa.

Polycletus an Crito.

Mein Gemüth iſt ganz darnieder geſchlagen; ich kan in drey Monaten nicht wieder frölich werden. -- Ich komme von dem Leſen des Vten und VIten Theiles der Clariſſa. Welche Unſchuld, welche Tugend, welcher Verſtand! Alle auf dem höchſten Grade! Sie iſt die Ehre der menſchlichen Natur! und wir hatten nicht geglaubt, daß je eine Seele, die in den Cörper geſtürzt iſt, zu ſolcher Reinigkeit, zu ſolcher Erhabenheit hinauf ſteigen könnte! - - Dieſer Himmel von Schönheit und Tugend wird einem Ungeheuer, das in der Geſtalt eines Jünglings erſcheinet, zu verfolgen, zu peinigen, zu zerſtöhren übergeben! Die Hand dieſes böſen Feindes mit Peitſchen von Scorpionen bewaffnet, ſchlägt unaufhörlich auf das unbefleckte Mädchen zu, ohne daß ihre mit ſo vieler Klugheit genommenen Maaßregeln, der Blitz ihrer engliſchen Augen, die Allmacht ihrer Beredſamkeit, ſie vor dem Verderben ſchützen mögen. In welchen Kummer wird ſie geſetzet, und nicht durch die unmenſchliche Wuth dieſes Satans allein (Lovelace kan kein anderer als einer der Satane ſeyn, die aus der Hölle auf die Erde herüber gelaufen ſind) ſondern noch durch die eigennützige, die unüberlegte, unerbittliche Härtigkeit ſolcher Perſonen, gegen welche ſie die zärtlichſte Liebe und Ehrfurcht hegete, und die ihr von der Natur zu ihren Beſchützern verordnet waren! Ich kan an ihren Kummer und die ganze Reihe von Unglück, welche ihn verurſachet hat, nicht denken, daß ich nicht die Stiche wieder davon empfände, welche mir im währendem Leſen in mein Herz gegangen ſind. Was muß dieſe unvergleichliche Unſchuld, dieſe himmliſche Zärtlichkeit nicht ſelbſt empfunden haben, wie muß ihr Herz nicht ſeyn gebrochen worden, wofern die Geſchichte nicht ein bloſſes Hirngeſpinſte iſt, wie ich, zur Entſchuldigung der Menſchheit, von Herzen wünſche, und hoffe. Aber, wenn es eine Erfindung iſt, was für eine grauſame Luſt hat der Verfaſſer gehabt, ſolche Hirn-Geburten zu erdenken, den würcklichen Jammer welchem das Leben der Menſchen unterworfen iſt, mit ſolchen erfundenen Zuſätzen zu vermehren, und ihn durch die bezaubernde Kraft ſeiner Vorſtellung bis in meinen innerſten Buſen zu verpflanzen? Warum hat er mein mitleidiges Herz, das gewohnt iſt, allen Jammer, von dem es höret, zu fühlen, zu einem Miterben ſolcher Unglücksfälle gemacht, welche mir nicht zugehören, und, wie ich hoffe, niemahls würcklichen Perſonen zugehöret haben?

Sagen ſie mir, mein Herr, kan die Begierde, die ein Scribent haben mag, ſein Talent in der Erregung tragiſcher Affecten bekannt zu machen, ihm auch das Recht ertheilen, ein ruhiges, ein aufgeräumtes, von eigenem Jammer verſchontes Gemüth, dergleichen meines war, durch ſeine erdichteten Unglücksſtreiche in die höchſte Unruhe, in Schmerz, Mitleiden und Traurigkeit zu ſtürzen? Geſezt, es hätte ſich dergleichen trauriges Elend hier oder dar in der menſchlichen Natur zugetragen, (denn welches Elend iſt zu traurig, würcklich zu werden?) warum hat er es nicht dem Geſchichtſchreiber zu erzählen überlaſſen, und warum ſchmückt er es noch mit allen Farben der Affecterei der Schreibart aus, als ob er eine heimliche Freude hätte, den Jammer in ſeiner ganzen Gröſſe in unſer Herz zu ſchütten. Aber da er die Geſchichte in eine Art der Fabel eingekleidet hat, mit welchem Rechte hat er die Unſchuld, die Tugend, in ihrem Elende zu Grunde gehen laſſen? Warlich er ſolte ſie errettet, er ſolte ſie zulezt glücklich gemacht, er ſolte ihr den Sieg über ihren unmenſchlichen Verfolger ertheilt haben. In dem würcklichen Leben und alſo in der Hiſtorie erwarten wir nicht, daß die Unſchuld allemahl errettet werde. Wir wiſſen, daß der Schöpfer nach allgemeinen Geſetzen handelt, und die Glückſeligkeit nicht an das Wohl eines einzelnen Menſchen bindet; wir ſehen von dem Plane ſeiner Vorſehung nur kleine Theilchen, und dieſe nicht in allen ihren Verknüpfungen;

dieſer göttliche Plan erſtreckt ſich in ein künftiges Leben, die Tugend ſtirbt nicht, und GOtt hat gewiß für ſie geſorget. Alſo ſind wir wegen alles Jammers, der ſich in der Natur zutragen mag, genugſam beruhiget. Aber ein Dichter ſollte ſich doch nicht aller der Vorrechte anmaſſen, die des Schöpfers ſind, da er nur ein Afterſchöpfer iſt. Zwiſchen ſeiner Erdichtung und der Schöpfung ſoll doch ein Unterſchied ſeyn. Sein ganzer Plan vom Anfange zum Ende ſoll vor unſern Augen entfaltet werden. Er ſoll uns die ganze Kette, alle Räder und Federn zu ſehen geben. Dabey hat er die moraliſche Verbeſſerung zu ſeiner Abſicht. Daraus folget, daß er die Zufälle ſo vorſtellen muß, wie ſie zur Beförderung der moraliſchen Tugend verfallen können. Die Ausſpendung des Glücks und ſeiner Güter, die alſo geſchieht, daß die Tugend vor unſern Augen ihre Belohnung empfängt, hat ohne Zweifel bey den Menſchen einen heilſamen Eindruck, dergleichen man von der Vorſtellung der Belohnung, die nur in einer Entfernung, in einem andern Leben, gezeiget wird, ſich kaum ſchmeicheln darf. Und dieſen Eindruck ſollen die Werke befördern, welche uns die gemachten, die künſtlichen Geſchichten vorſtellen. Das iſt ihre beſondere Eigenſchaft, und wo dieſe aus der Acht gelaſſen wird, entſtehet eine Vermiſchung der Hiſtorie mit der Natur der Poeſie. Ich meyne demnach, daß der Dichter wider ſein Amt handle, der nicht die Unſchuld in ſeinem Plane rettet, und die Tugend am Ende glücklich machet, da er dieſes in ſeiner Gewalt hat.

Antwort:

Crito an den Polycletus

Es hat mir eine gute Meynung von ihnen gemacht, daß ſie von dem Jammer, welchen die Tugend und Unſchuld ſelbſt in der Perſon der Clariſſa erlitten hat, in ihrem Gemüthe ſo ſehr darnieder geſchlagen worden; denn ich erkannte daraus, daß ſie fühlen, daß ſie die edelmüthigſten Triebe des Mitleidens in ihrem Buſen hegen. — Aber ſie haben dieſe gute Meinung bey nahe wieder verderben, da ſie ſich wegen des traurigen Affects ſo verdrüßlich über den Verfaſſer erzeigen, der ihn durch ſeine Erzählung in ihre Bruſt geſenket hat. Wie, mein Freund, haben ſie von den Schmerzen des ſanften Kummers, von dem zornigen Unwillen, den die gemißhandelte Unſchuld und Großmuth bey ihnen verurſacht hat, eine ſolche Beklemmung in ihrer Seele gefühlet, daß ſie des Mitleidens lieber erlaſſen geweſen wären; daß ſie gewünſchet haben, man hätte ihr mitleidiges Herz in ſeiner Ruhe, und unwirkſam gelaſſen? Wenn dieſes iſt, ſo hätten ſie mit demſelben Rechte nur wünſchen mögen, daß das Mitleiden ſelbſt, dieſes Band der Natur, und die mit dem Menſchen gebohrne Liebe und Zärtlichkeit für ſeine Nebenmenſchen aus ihrer Bruſt weggeblieben wären. Ihr eigenliebendes hartes Herz hätte denn ſeine Betrübniß erſparen können, ſo oft das Unglück nur auf andere, und nicht auf ſie ſelbſt zugeſchlagen hätte. Und ſo wären ſie niemals ein Miterbe ſolcher Unglücksfälle geworden, die nicht ihrer eigenen Perſon zugehört hätten. Ich bekenne, in dieſer Gemüthsfaſſung findet ſich ein groſſer Mangel an Gutherzigkeit. Ich erkenne darinn den Menſchen nicht, der von der Natur nicht für ſich allein, ſondern für alle Menſchen erſchaffen worden. Wenn der Dichter der Clariſſa für ſie geſchrieben hat, ſo hat er ſich ihrentwegen betrogen, er hat ihre Bruſt für die Wohnung eines ſolchen Herzens gehalten, welches die Rührung des Mitleidens zwar höchſt lebhaft fühlete, aber auch mitten in dieſem ſchmerzhaften Gefühl ſich groß und vornehm dünkete, daß es fähig wäre, an den Begebenheiten dieſer zwar höchſt unglücklichen, aber dabey edelſten und unſchuldigſten Seele einen ſo groſſen Antheil zu nehmen, daß es dadurch gewiſſer maſſen zu ihr erhöhet wurde.

Bitter iſt zwar das Gefühl, wenn die Tugendhaften zu Grunde gehn,
Doch in die bittere Schaal ſind Tropfen der Wolluſt gemiſchet;
Herzliches Mitleid, das mitten im Mitleid am Leiden Geſchmack fühlt,
Und ſich im Trauren ergötzt, weils mit dem Unglücklichen trauret.

Wie befürchte ich, daß der Dichter ſich in Anſehung ihres Herzens, zu ihrem Nachtheil, betrogen habe! Hätten ſie nicht bloß ein mechaniſches, und, wenn ſie mirs verzeihen wollen, ein unüberlegtes, und ſich ſelbſt unbewußtes Mitleiden mit Clariſſa gefühlet, hätten ſie bey demſelben die Würde der menſchlichen Seele erkannt, in welcher noch ſo viel Großmuth, ſo viel Adel übrig iſt, daß ſie mit einer Clariſſa mitleiden, und wie in ihr Leiden, alſo auch in ihre hohen und gottſeligen Gedanken, womit ſie ihr Leiden erträgt, eintreten kan: ſo würden ſie nicht, anſtatt des Dankes, eine ſo ernſtliche Anklage wider den Verfaſſer geführet haben, daß er durch ſeine erſchütternde Vorſtellung ihr Herz ſo ſtark angegriffen hat. Sie würden dann finden, daß er genug für ihre Verbeſſerung gethan hat, da er ihre angebohrne Neigung zum Mitleiden ſo geſchickt in Bewegung gebracht, und durch dieſe Uebung ihr Herz deſto fertiger zum Mitleiden gemacht hat. Ich will ihnen ihre theoretiſchen Lehren von der poetiſchen Gerechtigkeit gelten laſſen, aber ich muß ihnen dabey ſagen, daß dieſe in dem Werke beſſer beobachtet iſt, als ſie wahrgenommen haben. Sie ſcheinen die Heiterkeit, die in der Seele der erhabenen Clariſſa leuchtet, und von den Strahlen des Himmels darinn wiederſcheinet, nicht wohl bemerket zu haben, oder ſie legen ihr einen zu ſchlechten Werth bey, daß ſie von dem Dichter begehren, er ſollte ſie auf eine andere Art glücklich gemacht, er ſollte ſie anders gerettet haben.

Sie ſollten nicht überſehen haben, (der Verfaſſer hat ſie doch ſo oft und ſo bündig daran erinnert) daß die Unſchuld und die Ehre der Clariſſa eigentlich niemals unterliegt, daß ſie über alle Verfolgungen, über alle Zufälle, und über die grauſamſte Gewaltthätigkeit ſelbſt, die an ihrem eingeſchläferten und alſo gleichſam unbeſeelten Körper verübet wird, ſieget und triumphiret. Sie werden den Sieg und das Glück wol nicht auf Lovelaces Seite finden, von welchem Gedanken dieſer Unmenſch, dem ſein Gewiſſen die ſchärfſten Biſſe giebt, ſelbſt weit entfernt iſt. Auch iſt die Belohnung ihrer Tugenden in keiner Entfernung, wie die von der Erde zum Himmel iſt, vorgeſtellet, ſondern der Dichter hat den Himmel mit ſeiner ſeelberuhigenden Stille auf die Erde in das Gemüthe der Clariſſa, die noch mit dem Irdiſchen umgeben iſt, herunter gebracht. Mit einem Worte, ich ſehe in dieſem Werke die gemachte bürgerliche Geſchichte ſo verſtändig von der Hiſtorie unterſchieden, daß die Natur der einen mit den Eigenſchaften der andern nirgends verwechſelt wird.

Ich will mit dieſem allen nicht behaupten, daß nicht ein anderer Plan von der Geſchichte der Clariſſa, vornehmlich von ihrem Ausgange, ſeyn könne, der vielleicht beſſer, oder doch eben ſo gut ſey, als der, den Richardſon erwählet hat. Nur von dem Plane der wirklichen Welt, der ein Plan des Unendlichen und Weiſeſten iſt, kan man mit Gewißheit ſagen, daß er der beſte ſey. Es dünket mich, daß ſie dieſer Sache nachgedacht haben. Sie würden meine Neugier angenehm befriedigen, wenn ſie mir ihre Gedanken mittheilen wollen, wie der Plan, dem der Engeländer gefolget iſt, verbeſſert werden könte. Ich habe Recht, dieſes von ihnen zu fodern, weil Richardſon ſolche Proben von tiefen Einſichten und von Erfindung abgeleget hat, daß ein Kunſtrichter ſeinen Tadel mit den ſtärkſten Gründen befeſtigen muß, wenn er ſich nicht einer ſtolzen Verwegenheit und Uebereilung verdächtig machen will.

Künftigen Mittwoch wird der Anhang zum Monat October ausgegeben.

Anhang
zu den
Critiſchen Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit
Vom Monat October 1750.

Berlin. Noctium Joachimicarum, ſeu Lucubrationum varii argumenti. Vol. I. 8. 9 Bogen.

Dieſes iſt der erſte Band von einem Werk, welches der Hr. Prof. [illegible] ſo oft es ſeine Geſchäffte und andre Umſtände erlauben, ohne ſich an Zeit und Größe der Ausgaben zu binden, fortzuſetzen gedenket. Es ſollen darinn alte und neue Abhandlungen aus verſchiedenen Theilen der Gelehrſamkeit vorkommen, ingleichem hiſtoriſche Nachrichten von dem ehemaligen und gegenwärtigen Zuſtande des hieſigen Königlichen Gymnaſii. Dieſer Band enthält vier Stücke. 1) Die Stiftung des Königlichen Joachimsthaliſchen Gymnaſii. 2) Lebensbeſchreibung Carl Bumanns, erſten Rektors deſſelben. 3) Hiſtoriſche Unterſuchung von dem wiedergekommenen Woldemar. 4) Einige Diplomata aus dem 14ten Jahrhundert.

Das Joachimsthaliſche Gymnaſium hat ſeinen Urſprung dem Churfürſten Joachim Friedrich zu danken. Dieſer Herr beſtimmte einen einſamen aber ſehr angenehmen Ort, zwiſchen der Mittel- und der Ucker-Mark, zum Sitz der Muſen. Er hatte den Ort auf den Jagden kennen gelernt, und nachdem er ihn wieder anbauen laſſen, nach ſeinem Nahmen Joachimsthal genennt. Den 23 und 24 Auguſt 1607. geſchah die Einweyhung des Gymnaſii. Damals war die daſelbſt ſtudierende Jugend in drey Claſſen eingetheilet, in welchen überhaupt ſechs Lehrer waren.

In der Abhandlung von dem wiedergekommenen Woldemar wird die Frage unterſucht: Ob ein gewiſſer Mann, der ſich unter der Regierung Marggraf Ludwigs aus Bayern, für den Marggrafen Woldemar ausgegeben, den jedermann ſeit 1319. für todt gehalten hat, der wahre Marggraf Woldemar, oder ein Betrüger geweſen. Der Hr. Verf. trägt beyderſeitige Gründe ſehr ſorgfältig vor, unterſucht ihre Stärcke und Schwäche, und ſchließt endlich, daß dieſer Mann der wahre Woldemar geweſen

Auf dieſe Abhandlung folgen 25. Diplomata, die alle vom Anfange des 14ten Jahrhunderts, theils in lateiniſcher theils in deutſcher Sprache ſind. Wir wollen zur Probe der deutſchen Sprache ſelbiger Zeiten etwas ganz herſetzen.

Wir Ludwig &c. Bekennen &c. dat wy mid guten willen vnd mid vordachtem mode vnd mid rade vnſer truwen rider vnd vnſer borwen man hebben gegeuen vnd geuen in deſſer gegenwarden ſcrift, vnſen lyben truwen borgern allegemeyne dy dar ſytten in vnſer ſtad zu Königſperg die darinne *borger vnd bure* ſyn dat recht, die gnade vnd vriheit, dat alle dy dar nu bürger ſyn edder de darinne noch burger werden ſcholen vnd mügen an allerleye vſer bot vnd vſe amtlode ſi ſin in watte ambachte ſi vſe ſin ſcolen vnd moghen allerleye Korren *weyghte*, *rocke*, *gerſte vnd hauer* foren vp den watere die Oder neder jegen Stetin eder ouer land wo em dat aller beqwemelikeſt iſt, alſus beſcheiden. Weret dat di weyghte mer gülde wenne twe ſillinge vnd pennige vnd die ſcepel roggen mer wegne XVIII. pennige de ſcepel gerſten III. ſcilling, vnd die ſcepel hauer ein ſcilling ſo ſcal dat Korren in dem lande bliuen vnd ſcholen des nicht vt voren ſie in tun dat mit vſeme heite vnde mid vnſen gnaden dit in nüt beyde van vns geſchehen mag. Dat wy &c. Teſtes h. *Henning*, *Jo. Buch*, *Ludeke de Wedel*, *Zichower*, *Wilsperg*, *Hen. Jagowe* &c. Datum Berlin Anno Dn. MCCCXXXVI. Sabbato ante Jacobi Apoſtoli.

Leipzig und Lauban. Arbeiten einer vereinigten Geſellſchaft in der Ober-Lauſitz zu den Geſchichten und der Gelahrtheit überhaupt gehörende. Vier Stücke, nebſt zwey Kupfern. Zweyte Auflage. 1750.

Was dieſe vereinigte Geſellſchaft zu Lauban den wißensbegierigen Leſern mittheilet, iſt 1) Eine Geſchichte der daſigen öffentlichen Bibliothek, betreffend ihre Patronen, die Veränderung ihres Gewölbes u. dergl. 2) Eine Gedächtnißrede des Weſtphäliſchen Friedens, worinn das Thema ausgeführet wird: Man kan gewiſſe Tage merkwürdig machen. Der Redner kommt, nach einigen Gedanken von der Erſchaffung der Welt, vom Bilde GOttes im Menſchen, vom Thurme zu Babylon ganz natürlich auf ſeine Materie. 3) Der abwechſelnde Geſchmack an Wiſſenſchaften: indem man bald Käfer anatomirt, botaniſirt, electriſirt, bald politiſche, bald galante Titel, Kunſtkammern, Confecttiſchle ꝛc. in den Buchläden findet. 4) Der Vortheil den der Weſtphäliſche Friede ſowol in der Ober-Lauſitz als in andern Ländern gebracht hat: Iſt auf den Spruch gebaut: Pax Veſtphalica Germaniae ſalutem, woraus nach cabbaliſtiſcher Ausrechnung 148 kommt.

Das zwote Stück enthält 1) Abhandlung von dem wahren Verſtande des 160. Artickels in der hochpeinlichen Halsgerichtsordnung. Die Unterſuchung läuft darauf hinaus, daß damals 5 Gülden oder 12 Thlr. 12 Gr. ſo viel wehrt geweſen, als bey unſerm jetzigen Ueberfluß 33 Thlr. ſind, und daß alſo das Geſetz nicht ſo unbillig ſey und den Dieb wegen zwölf Thaler aufhängen laſſen, ſondern wegen drey und dreyßig. 2) Von dem Laubaniſchen Steinmarck oder Schmergel, ſagt der Verfaſſer, daß er fortfahren werde die guten Würckungen ſeines Steinmarcks noch mehr anzumerken, um dadurch immer ſtärcker überzeugt zu werden, daß es den andern an Güte wenig, ja gar nichts, nachgeben könne. 3) Zufällige Anmerkungen über den

Hrn. Prof. Meyers Gedancken von dem Zuſtande der Seele nach dem Tode. 4) Betrachtung über einige überſchickte Naturalien. 5) Woher das Waſſer der Sündfluth gekommen ſey, wird mit einigen Auslegern beantwortet, daß es einen Theil der Welt nach dem andern überſchwemmet habe. 6) Vertheidigung der Reformation Lutheri gegen die Vorwürfe eines neuen und ungenannten Geſchichtſchreibers. 7) Die Vorträge gelehrter Geſellſchaften. 8) Einige gelehrte Neuigkeiten aus der Ober-Lauſitz, betreffen meiſtentheils das Andencken des Weſtphäliſchen Friedens.

Das dritte Stück enthält 1) Beſcheidene Prüfung der von einem ungenannten Schriftſteller unlängſt angegebenen Urſache: Woher die erſten Eltern ihre Blöſſe wahrgenommen, und warum ſie ſich mit Kleidern zu bedecken entſchloſſen haben. 2) Gedancken von der göttlichen Fürſehung bey den Wiſſenſchaften. 3) Von der im Jahr 1748 eingeriſſenen Viehſeuche. Es werden die Mittel die man damals dawider vorſchrieb, angeführt, als: das Räuchern und öftere Reinigen der Ställe, das Reiben und Waſchen des Viehes und eine Menge Arzeneymittel worunter ſich die Landwirthe ſelber aufſuchen ſollen. 4) Anmerckungen über die Muſcheln in der Ober-Lauſitz. Der Verfaſſer dieſes Stücks hält die Perlen vor die Eyer der Muſcheln und fängt ſeinen Beweiß alſo an. Diejenigen treffen es wohl am beſten, welche die Perlen für die Eyer und den Saamen der Muſcheln halten, woraus wieder junge Muſcheln erzeuget werden. Denn, nachdem der berühmte Harväus durch mühſame und fleißige Unterſuchung deutlich und gründlich erwieſen hat, daß alle Thiere aus einem Eye ihren Urſprung haben: ſo wird niemand, welcher hiervon überführet iſt, den Muſcheln die Erzeugung aus einem Eye abſprechen. Dieſe Eyer ſind nun nichts anders als die Perlen, aus welchen, nachdem ſie von den Muſcheln ſind gelegt worden, junge Muſcheln werden ꝛc. 5) Etwas von der Schule zu Lauban, und gelehrte Neuigkeiten aus der Ober-Lauſitz.

Das vierte Stück enthält: Gedancken über eine Philologiſche Muthmaſſung, über 2 Petri 1, 2. 3. Vertheidigung des Schlafs nach dem Eſſen. Urſache, warum ſich viele Rechtsgelehrte verächtlich machen. Ehrengedächtniß Herrn Langens, Bürgermeiſters in Leipzig. Etwas von der Schule zu Lauban.

Die Verfaſſer verſprechen daß ſie ihre Abhandlungen künftig noch geſchwinder liefern wollen.

Leyden. *Lettre de Mr. Toussaint, Auteur du Livre des Moeurs, destinée à faire voir qu'un autre n'est pas lui.* 1 Bogen. 1750.

Aus dieſem Briefe ſehen wir, daß ein gewiſſer Panage im Haag lebe und daß dieſer dortigen Herrn von Prementval beleidiget hat und deswegen von ihm mit einer Schmähſchrift beſchenckt worden iſt, *Panagiana panurgica* oder *le faux Evangeliste* betitelt, worauf jener ihm heftig geantwortet hat. Mr. Touſſaint, der Verfaſſer der Sitten, hatte zum Unglück ſeinen Nahmen ins Griechiſche überſetzt und unter ſein Buch geſchrieben: Dieſes Wort Panage iſt Schuld daß er und ſein vortrefliches Werk einen Feind bekommen hat, den der gebohrne Panage allein hätte behalten ſollen. Dieſer letztere bezeugte alsbald öffentlich, daß er die Sitten nicht geſchrieben habe, und der Herr v. Prementval hielt ihn dennoch für einen Betrüger, worinn er ihm gewiß ſehr unrecht gethan hat. Wir erfahren hier zugleich daß der Hr Touſſaint nicht in der Baſtille und zu Vincennes geſeſſen hat. Ich habe allezeit, ſchreibt er hier an den Herausgeber dieſes Briefs, GOtt und unſrer vernünftigen Obrigkeit ſey Dank, einer vollkommenen Freyheit im Schooſſe meines Vaterlandes genoſſen, und ich wohne nicht in der Vorſtadt St. Germain, ſondern in der St. Jacobs-Straſſe gerade gegen Mathurins über.

Frankfurt und Leipzig. Der Schulfuchs, herausgegeben von C. A. S. 1750.

Wir hätten in dieſem Blatte Raum genug einige Kleinigkeiten und unnöthige Unterſuchungen der Franzöſiſchen und Engliſchen Pedanten anzukündigen, wir wollen aber, an ſtatt ihrer Schriften, ihren Caracter aus gegenwärtigem Tractat anführen. In demſelben wird ein gewiſſer Barbon aufgeführet, von dem alle Umſtände zeigen, daß er ein Franzoſe geweſen iſt, und es iſt uns lieb, daß die Ehre unſerer Landesleute bey dieſer Lebensbeſchreibung in Sicherheit bleibt; denn daß auf unſern Academien und in unſern Hauptſtädten dergleichen Pedanten gar nicht ſind, wird ſonderlich der Anfang aus dem Schulfuchſe deutlich machen.

Der Schulfuchs hatte kaum die Schule verlaſſen, und einige Schlüſſe machen gelernet, ſo war ſein erſtes Vornehmen, ſeinen Vater und ſeine Mutter Lügen zu ſtrafen, und ihnen zu widerſprechen, ob ſie gleich ſeiner Meynung waren, nur damit man nicht denken ſolle, er ſey der ihrigen. -- Die lächerlichſten Spitzfündigkeiten wurden von ihm mit der Ernſthaftigkeit eines römiſchen Conſuls vorgebracht. Bald wolte er beweiſen, der Schnee wäre ſchwarz, ein andermal, das Feuer wäre nicht warm, und oft behauptete er, ſein Vater trüge Hörner, und ſeine Mutter hätte einen Bart. Ihr habt, ſagte er zu ihnen, das, ſo ihr nicht verlohren habet; Ihr habt keine Hörner, oder keinen Bart verlohren, folglich habt ihr ſie. — In dieſem Kopfe nähert die Puniſche Sprache an die Perſiſche; die Hebräiſche kämpfet mit der Arabiſchen, nicht zu gedenken des ſchlechten Verſtändniſſes des Lateins mit dem Griechiſchen. In ſelbigem beſtreiten die Reime die Proſa; die Tradition ſtellet ſich der Hiſtorie entgegen; die Fabeln erſticken die Wahrheit. In dieſem Kopfe zanken die Rabbinen mit den Philoſophen; die Philoſophen werden unter ſich uneins; die Phyſik verträgt ſich nicht mit der Moral; die andern Wiſſenſchaften drengen ſich, und gerathen aneinander; Sie wollen alle zugleich heraus. Alles beſchmitzt ſich, alles verdirbt in dieſem Kopfe. Er nennet ihn jedoch: das Capitolium des Verſtandes, und das Areocorinth der Gelahrheit. -- Er glaubt vielleicht, daß es vor einen außerordentlichen Menſchen, wie er iſt, nicht genug ſey, denen alten Rednern oder alten Vätern nachzuahmen. Er gehet viel weiter, und ſetzet ſich ein weit entfernteres Alterthum zum Muſter vor. Sein Styl muß mit der Schreibart der Sybillen und Propheten übereinkommen. Wenn es daher unmöglich iſt, in ſeinen Schriften den Wortverſtand zu finden, und ſelbſt der moraliſche nicht damit übereinkömmt, noch ihnen einiges Licht giebt; ſo laſſet uns zu der Allegorie unſre Zuflucht nehmen, denn dieſe verſaget, benöthigten Falls, niemand ihre Hülfe. —

Eines Tages that er ſich Zwang an, ſo, wie andere Menſchen, zu reden. Er wolte ſich nach unſerm gemeinen Verſtande bequemen, und, wie er ſagte, mit ſeinen Kindern lallen. Es geſchahe dieſes in einer Rede, die er für ſeinen Stadtrichter verfertigte, als der Stadthalter der Provinz ſeinen Einzug halten ſollte. Das Stück findet ſich in der Edition von Troye, welche nach der von Chaumont in Baßigny abgedrucket iſt, und ich habe daraus den vernünftigſten Theil gewählet, um die Neugierde der ſchönen Geiſter zu vergnügen.

Nachdem er ſich bey dem erſten Schritt verirret, und quer Feld über von einem Orte zum andern gehüpfet, fällt er endlich mit vollem Leibe auf Staatsſachen, wovon doch in der Anrede des Herrn Stadtrichters die Frage nicht iſt. Er ſagt: „Daß ſeitdem der Tempel des Janus durch das „langhaarige Luftzeichen, welches im „Jahr 1619. dem menſchlichen Geſchlecht „den Untergang gedrohet, wieder geöffnet „worden, man ganze Iliaden von Unglück, und Cataclismen von Blute, ſo „wohl in Gallien, als Germanien geſehen habe. Daß der Groß-Kapiſer „Sr. Cäſariſchen Majeſtät ſich wohl würde vorgeſehen haben, dieſe gefährliche Camarine der Kron Böhaimb rege zu machen. Daß, ohne dieſen üblen Rath, der „ihm von dem Doctor des Ardenner Waldes „gegeben worden, unſere Tage annoch Alcyoniſche Tage ſeyn würden, und daß die „Tauben noch itzo in den Sturmhauben der „Gensdarmen niſteln würden, wie ſie unter dem glücklichen Reich Heinrich des „Großen gethan: daß man jedoch an der „gemeinen chriſtlichen Sache nicht verzweifeln, noch ſich gegen die Zeit beklagen „müſſe, daß unſer Ilion vorbey iſt, und „wir Trojaner ſeyn möchten: daß aller „Tage Sonne noch nicht untergegangen; „daß uns noch einiger Strahl guter Hoffnung, oder, beſſer zu ſagen, ein günſtiger „Anblick derjenigen mitleidigen Göttin übrig „wäre, welche unten in der Büchſe der „Pandora verblieben:c. — Er kann weder die Niederländer noch Holländer vertragen. In ſeinem Umgang nimmt er ſie nicht anders, als unter dem Pannier des alten Roms, nemlich für Belgier und Batavern auf. Er wollte auch auf gleiche Art alle unſere Alliirten und Nachbarn verändern. Er hält es ſehr hartnäckig mit Heſperien wider Italien, und mit der Albula wider die Tyber. Ihm iſt weder Sicilien noch Conſtantinopel bekannt. Das eine bleibt bey ihm allezeit Trinacrien und das andere Byzanz. Ihr könnt leicht denken, daß er ſeine Briefe nicht vom erſten und zwanzigſten des Monats ſondern von Calendas und Idus datiret. Es fehlet ſehr wenig, daß er in dergleichen Fällen dem chriſtlichen Styl nicht gänzlich abſaget, und in öffentlichen Schriften die man ihm zur Unterſchrift vorleget, nicht an ſtatt: ſeit der Geburt Chriſti; ſeit Stiftung der Stadt ſetzen läſſet. Er rechnet ſein Alter manchmal nach Luſtris, und zuweilen nach Olympiaden. Sein Geld aber rechnet er bald nach römiſchen Seſtertien, bald nach Drachmen, und bald nach attiſchen Minen.

Als er zu einem Verlöbniſſe eingeladen worden und die Eheverbindung unterſchrieben und die Confitüren herum gereicht waren, bat er die Geſellſchaft um Gehör und hielt eine lange Rede zum Lobe der Jungferſchaft. Er vertiefte ſich aber darin ſo weit, daß, als er aufgehöret, den ledigen Stand anzupreiſen, und man vermuthete, daß er hierbey ſtehen bleiben ſollte, er vielmehr bis auf die Verdammung des Eheſtandes kam. Er vergaß nichts von dem, was Euripides wider die verheyratheten Frauen geſchrieben, und trug ſeine Worte mit einer ſo tragiſchen Art vor, als hätte er den Hippolitus vorſtellen wollen. Er ließ den heil. Hieronymus und Tertullian weit hinter ſich zurück. Einige glaubten, dieſer Eifer habe eine häusliche Angelegenheit zum Grunde: aber die, ſo ihn kennen, verſicherten, daß aus eben der Urſache, die ihn anjetzo den Eheſtand und die Verlöbniſſe zu verachten angetrieben, er ein andermal bey der Einkleidung einer Nonne den ehelichen Stand loben würde.

Er hat viel ſchlechtes Zeug, ſo den guten Poeten entwiſchet iſt, geſammlet, und wenn er Verſe machet, dienen ihm dieſe Dinge zum Muſter. Wegen des πόδας ὠκὺς Ἀχιλλεὺς trifft man in ſeinen Gedichten keinen groſſen General an, der nicht leichte zu Pferde und ſchnell zu Fuß wäre, den Anton von Leve nicht ausgenommen, ob er ſchon das Podagra hat, und ſich in einer Sänfte in den Krieg tragen läſſet: ja ſelbſt den alten hinkenden Marſchall von Biron, und die andern Helden nicht ausgenommen, welche mit ihren hölzernen Beinen Armeen commandiret haben. Durch eben ſolche fehlerhafte Nachahmung vergleichet er die gegen den Feind erhitzten Soldaten lieber den Mücken, als den Raubvögeln: und das Bild eines Eſels auf der grünen Saat gefällt ihm beſſer, als das Bild eines Löwen von Lybien bey einer Heerde deſſelben Landes.

Ob er gleich nichts vorträgt, das er nicht bejahet haben will; ſo hat er doch eine ſo zanckſüchtige Seele, daß es ihm zuweilen nicht mißfällt, wenn man ihm widerſpricht. Ich nahm dieſes eines Tages zu meiner Verwirrung wahr: denn da ich mir einbildete es ſey ſchon genug, den Beyfall durch Händeklatſchen und Nicken mit dem Kopf zu geben, oder daß man nur ſeine letzten Worte bewundernd wiederholen, und das Echo ſeiner Wahrheiten ſeyn dürfte; ſo erregte dieſe blinde Gefälligkeit ſeinen Zorn, und indem er den Ton ſeiner Stimme mehr als gewöhnlich erhob, ſchrie er: Bey den unſterblichen Göttern! ich bin müde mit mir allein zu reden: Läugnet mir etwas, damit unſerer zwey ſeyn: Vertheidiget euch, damit ich überwinde.

Leget ihm ein alt MSt. vor: er wird euch nicht allein ſagen, ob es unter der Regierung Auguſts oder Tybers geſchrieben: ſondern auch das eigentliche Jahr, den Monat, die Woche ſeiner Geburt beſtimmen, ohne ſich um einen einzigen Tag zu betrügen. Er wird wiſſen, ob der Autor, der es aufgeſetzet, ein Italiäner oder Provenſal geweſen: ob er dieſſeits oder jenſeits des Poo; in Rom, oder in deſſen Vorſtädten, auf dem Monte Palatino, oder Monte Aventino gebohren! Denn er verſichert, daß man in einigen Vierteln zu Rom mehr römiſch ſpreche, als in andern. — Zwölfmal hat er die Hiſtorien des Thucidides vom Anfang bis zu Ende abgeſchrieben, nur damit er es dem Demoſthenes zuvor thun möchte, der ſie nur achtmal abgeſchrieben hatte. Er weiß, wie viel Knoten an des Herkules Keule geweſen; wie viel Nößel der Krug des alten Neſtors gehalten: wie viel Knoten der König Priam an ſeinen Schuhriemen geknüpfet. Er weiß die Namen derer funfzig Prinzen, Söhne dieſes unglücklichen Monarchen: Er kennet das ganze königliche Haus, von den Eltern an bis auf den Jüngern (ſo pflegt er zu reden) von Hektorn bis auf den Troylus. Er weiß ob Venus an der linken oder der rechten Hand von dem Diomedes verwundet worden. — Von zwo verſchiedenen Meynungen wehlt er niemals die beſte noch die bekannteſte: er hängt ſich an die unbekannteſte, und die am meiſten verlaſſen iſt. Er verſichert, nach einem egyptiſchen Prieſter daß Achilles von dem Hektor getödtet worden, als er die griechiſchen Schiffe vertheidiget, welche dieſer in Brand ſtecken wollen: daß die Griechen, vermöge eines Verſtändniſſes mit den Trojanern, die Belagerung durch einen Vertrag aufgehoben und in ihr Land zurück gekehret, daß nach dem Tode Priams, Hektor

ſey

lange Zeit in Aſien geherrſchet. — Wenn er von dem Alexander redet, ſo heiſſet er ihn bald einen glücklichen [illegible], bald einen jungen Narren, und mehrentheils einen wackern Baſtard. Denn er zweifelt nicht, daß Nectabis nicht der natürliche und ächte Vater des Alexanders geweſen: Und weil aber Gewohnheit und Sprachkunde: Troz allem dem, was Plutarch, Arrianus, Quintus Curtius, die mehr Anſehen als Calliſthenes haben ſagen können, bedienet er ſich lieber des Ausdrucks: Alexander, Sohn des Nectabis, Königs von Egypten, als: Alexander, Sohn Philippi Königs von Macedonien. Als er beym Anfang einer Rede, welche er zu Cahors, wo er die Rhetorik im Franzöſiſchen lehrte, halten ſollte, den Julius Cäſar zu nennen hatte, bediente er ſich dieſer wunderlichen Ausdrücke, worüber ſein ganzes Auditorium geärgert wurde: Dieſer alte Ruffien, der nicht weniger Hahnreye, als Wittwen und Wayſen machte. Er glaubet dadurch das Calvum Moechum adducimus, welches des Cäſars Soldaten an dem Tage ſeines Triumphs über die Gallier ſungen, gar wohl überſetzt und paraphraſiret zu haben.

Dresden und Leipzig. Fabeln von Joh. Chriſt. Helck. 6 Bogen.

Ein Mann ſo von der Reiſe kam
Liez ſich geſchwind beym Feuer nieder
Und ſchüttelte die kalten Glieder:
Gleich loderte ſein Kleid:
Der Mann erſchrack und rückte weit
Und frohe
Aus Schüchternheit nun wie zuvor,
Biß er die Ferne mäſſig nahm.

Sey nicht zu kühn bey groſſen Herrn
Und trete nicht zu fern.

Das Reh und der Fuchs.

In einem Land wo viele Klippen waren,
Ich glaube in der Schweitz (denn nach verfloſſnen Jahren
Kan man nicht alles recht erfahren,
Und wenn man lange fragt)
Und kurz ein Mann gieng auf die Jagd. u. ſ. w.

Leipzig und Görlitz. Geſammleter Moraliſten Bibliothek von auserleſenen kleinen Moraliſchen Schriften XXI. Theil Mehrentheils aus dem Engliſchen überſetzet. 1750.

Damit ſich mancher nicht an den Titel dieſes Buchs ſtößt, der es gekauft hätte, wenn es nicht kleine moraliſche Schriften hieſſe und wenn dieſe nicht aus dem Engliſchen überſetzt wären: ſo wollen wir den Titel verändern und nennen es: den Ein und zwanzigſten Theil der erbaulichen Hauspoſtille, mehrentheils ſelbſt verfertiget. Wir wollen das Buch aufſchlagen, wie es fällt. Die Lehrart und die Stärcke der Gedancken wird ſich müſſen zu erkennen geben, wann wir nur eine groſſe Stelle herſetzen: p. 561. Ich ſage dir, o Menſch, daß ein erleuchteter Menſch, der deines Standes recht kundig iſt und aus demſelben erlöſet worden, um aller Reiche der Welt willen, nicht eine einzige Woche noch Tag in demſelben ſolte zu ſeyn begehren, aus Furcht, der Tod möchte ſeine gantze Hoffnung gar abſchneiden und ihn an demſelben Tage in der Hölle verſperren: Er würde in deinem Stande nicht eine Nacht ruhig ſchlaffen können, aus Furcht der Tod möchte ihn zur Hölle wegreiſſen und darfſt du dennoch in demſelben doppeln und ſpielen, und ruchloſer fleiſchlicher Weiſe zu leben fortfahren? Ach, was für eine ſeltſame Sache iſt es, daß man mit verblendeten Augen und gleichſam ſchlafende zur Höllen geführet wird? Wer ſolte die Menſchen überreden können, daß ſie wachende alſo leben, und mit offenen Augen gleichſam nach der Hölle tanzen. Ach! dürften wir uns nur einbilden, daß ein Petrus oder ein Paulus, oder eine andere gottſeelige Seele, in denſelben Stande, worinn ein ungeheiligter Sünder lebet, ſolte wiederum geſetzt werden, und wenn ſie alsdenn daſſelbe wiſſen ſolten, was ſie nun wiſſen! Was würden ſie anfangen? würden ſie in einem ſolchen Stande ihre Zeit mit Dobbeln, Spielen und Kurzweil treiben durchbringen? oder würden ſie vielmehr ihre vorige Zeit, welche ſie nicht recht angewendet hatten, nebenſt ihren Sünden alsbald beweinen, und Nacht und Tag GOtt um Gnade anruffen, nach Chriſto lauffen, und ſ. w.

Berlin, Hiſtoire de l'Academie royale des ſciences & belles lettres depuis ſon origine jusqu'à preſent, avec les pieces originales. Chés Haude & Spener. 1750. 4to 1½ Alph.

Dieſes Werck enthält die Geſchichte der Stiftung und vornehmſten Veränderungen, wodurch die hieſige Königl. Academie der Wiſſenſchafften zu gegenwärtigem Flor geſtiegen. Friedrich der erſte bediente ſich Leibnitzens Raths zu der erſten Einrichtung, und ernannte dieſen Philoſophen zum Preſidenten der Geſellſchafft, die damals den Namen einer Academie noch nicht hatte. So lange Leibnitz dieſer Geſellſchafft vorſtund, erhielt ſie ſich in groſſem Anſehen, ihre Schrifften konnten mit den Schrifften andrer Academien und Geſellſchafften um den Vorzug ſtreiten. Nachdem die Geſellſchafft ihren Stiffter und Vorſteher verlohren, wurde weniger, als vorher für ſie geſorget. Der berühmte Gundling ward von dem Könige Friedrich Wilhelm, zum Vorſteher ernannt. Die Societät fuhr fort, ihre Schrifften heraus zu geben, aber man konnte merken, daß die Geſellſchafft einen neuen Stiffter und Beſchützer nöthig hatte. So bald Se. jetztregierende Majeſtät den Thron beſtiegen, bekam die Geſellſchafft plötzlich eine neue Krafft, obgleich der König, wegen der bekannten Kriegsunruhen, ſich derſelben noch nicht annehmen konnte. Die Hoffnung einen ſo erlauchten Monarchen zum Beſchützer zu bekommen, ermunterte die vortrefflichſten hieſigen Gelehrten, eine neue Geſellſchafft zu ſtifften, die aus den Gliedern der vorigen Königl. Geſellſchafft und noch einigen dazu gekommenen beſtand. Kaum waren die erſten Unruhen des Krieges wieder in etwas geſtillet, als der Monarch auf eine neue Stifftung einer Academie dachte, dazu die alte Königliche Geſellſchafft und die neue erwachſene vereiniget wurde. Da bekam dieſe vereinigte Geſellſchafft den Namen einer Königl. Academie, ſie bekam eine neue Einrichtung und neue Geſetze. Jetzo fehlte es der Academie noch an einem Vorſteher, der Leibnitzen erſetzen könnte. Dazu ward von Sr. Majeſtät der Hr. v. Maupertius auserſehen, wodurch denn die Academie den Grad der Vollkommenheit erreichet hat, auf welchem wir ſie würklich ſehen. Dieſes iſt der Hauptinhalt der Begebenheiten, die in dieſem Werk ausführlich erzählt werden. Der Geſchichte ſelbſt ſind noch viererley Sachen hinzu gefügt. 1. Die Urkunden, nemlich die Stifftungs Briefe die Beſtallungen der Preſidenten, verſchiedene Reden und Oden, welche Oden u. Reden gehalten worden. 2. Liſten von den Mitgliedern der alten und neuern Geſellſchafften u. der gegenwärtigen Academie. 3. Die kurzen Lebensbeſchreibungen, verſchiedener vornehmen Mitglieder der Academie, die zwar ſchon in den gedrukten Memoires ſtehen, aber ihrer beſondern Verdienſte wegen auch noch dieſen Unterſchied vor andern ſolchen Aufſätzen verdienten. 4. Die Medaillen welche die Academie zu verſchieden Zeiten hat prägen laſſen.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 6 November 1750.
No. XLV.
(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchaften.)

Neapolis.

Della Origine del Male, contro Baile; nuovo Systema Antimanicheo, del Pad. *Franc. Ant. Piro* Minimo. Napoli nella Stamp. de Muzi. 1749. 8. 157 Seiten.

Der Stand und das Vaterland des Verfaſſers möchten wohl manchem ein Vorurtheil gegen dieſe neue Lehre vom Urſprung des Uebels erwecken. Zu einer ſolchen Unterſuchung gehört Freyheit zu denken, und Unpartheylichkeit, die man ſchwerlich bey einem Italiäniſchen Mönch vermuthet. Deſto eher verdienet dieſes Werk unſre Aufmerkſamkeit, da es gründlich und mit vieler Freyheit geſchrieben iſt.

Die Lehre des Verf. ſtimmt in der Hauptſache mit der Leibnitziſchen überein, an einigen Orten aber geht der P. Piro in umſtändlichere Auflöſungen hinein. Leſer, denen dieſe berühmte Streitſache bekannt iſt, werden aus folgenden Grundſätzen, darauf der Verf. ſein Lehrgebäude aufführet, bald ſehen, worauf die Hauptſache ankömmt. Die Sätze ſind folgende: 1) GOtt iſt geneigt allezeit das beſte zu thun. 2) Die Tugend iſt das beſte von allen erſchaffenen Dingen. 3) Die Tugend iſt die Vollkommenheit und der Nutzen der vernünftigen Geſchöpfe. 4) Wenn der freye Wille, die Zulaſſung des Böſen, die Begierde, der gegenwärtige und zukünftige Schmerz, zur Hervorbringung der Tugend, in jeder Art, ſchlechterdings nothwendig ſind, ſo ſind ſie ihrem Urſprung nach gut und nicht böſe. Daß aber dieſe Sachen zur Tugend ſchlechterdinges nothwendig ſeyen, beweiſt der Verfaſſer im Verfolge dieſes Werks. Die Beweiſe ſind bald aus der Theologie, bald aus der Scholaſtiſchen Philoſophie, bald aus der Natur der Sachen ſelbſt hergeleitet, und man ſiehet daß der Verf. die Schrifften der neuern Weltweiſen, Locke, Leibnitzens, Baylens und andrer ſo gut, als der Scholaſticker ihre, fleißig geleſen hat.

Wir bemerken hier überhaupt, daß der Verf. auf das groſſe Argument, welches er il grande Achille di Baile nennt, daß GOtt durch

durch ſeine allvermögende Kraft, diejenigen, die durch natürliche Mittel nicht können zum Guten gebracht werden, bekehren könte, eben ſo antwortet, wie Leibnitz gethan. Diſe außerordentliche Würkung GOttes würde den Zuſammenhang der ganzen Welt ändern, ſie würde gar nicht mehr die ſeyn, die ſie ſeyn ſoll, nicht mehr die beſte, die GOtt allein erſchaffen kann. Man weiß aber aus der Erfahrung, daß dieſe Auflöſung, ſo richtig die Schlüſſe ſcheinen, keine Würkung auf die Befriedigung der Zweifler hat. Es wird alſo wol noch etwas daran fehlen müſſen. Hätte Leibnitz oder unſer gegenwärtiger Verfaſſer läugnen dürfen, daß das Uebel bey einigen Menſchen ewig daure, ſo wäre vermuthlich Bayle und alle, die ſeine Zweifel haben, gänzlich zu befriedigen geweſen.

Der Verf. beweiſt ſehr weitläuftig, daß die Paßionen und der Schmerz zum weitern Fortgang in der Tugend ſehr nothwendig ſeyn. Es iſt nichts gegen ſeine Schlüſſe einzuwenden: aber, wenn es Geſchöpfe giebt, die niemals zu dem letzten Endzweck vernünftiger Weſen, zur Tugend und der damit verbundenen Glückſeeligkeit kommen werden, wozu dienten denn dieſen die Paßionen und der Schmerz? Dieſe ſind ja nur denen gut, die ſich beſſern, daher leidet der vierte Grundſatz eine ſtarke Einſchränkung. Wenn der Verf. behauptet, daß dasjenige, was man übel nennt, kein Uebel ſey, ſondern blos ein nöthiges Mittel gutes zu erhalten, ſo iſt dieſes nur dann wahr, wann bey allen Menſchen, ohne Ausnahm, zuletzt das gute aus dieſen Mitteln würklich hervorgebracht wird. So lange unter allen rechtſchaffenen Weſen, nur ein einziges entweder ewig unglücklich bleibt oder im Unglück zernichtet wird, ſo muß man bekennen, daß etwas würklich Böſes in der Schöpfung geweſen.

Dritter Brief wegen der Clariſſa.

Polycletus an Crito.

Ich bin ein aufrichtiger Verehrer der Clariſſa, nur daß ich ſie für kein Canoniſches Buch halte, an deſſen Anſehen man ſich verſündigte, wenn man Einwürfe dawider machte. Ich habe Ihnen ganz natürlich erzählet, was für eine ſtarke Empfindung von Mitleiden dieſes Werk bey mir verurſachet hat, und mit was für einer beklemmenden Widrigkeit dieſes Mitleiden begleitet geweſen. Es beliebt Ihnen dieſes Widrige, das ſich bey mir eingeſtellt hat, einem Mangel an Aufmerkſamkeit, oder vielmehr einer Niederträchtigkeit in meiner Seele zuzuſchreiben, anſtatt daß ich es von einem Mangel in dem Plan der Erdichtung hergeleitet hatte; und Sie fodern mich auf, daß ich einen verbeſſerten Plan davon geben ſolle. Sie wollen mich vermuthlich durch dieſe Foderung aufs Trockene ſetzen; allein ich habe dieſe Sache ſorgfältig genug überlegt, daß ich Ihnen wohl einen andern Plan vorlegen kan, und ich will dieſes thun, wann es gleich zu nichts mehr dienete, als Ihnen zu zeigen daß ich zuerſt gedacht, ehe ich geurtheilt habe, welches mich, wie ich hoffe, alles widrigen Verdachts einer Verwegenheit bey Ihnen entladen wird.

Es iſt nicht zu läugnen daß Clariſſa mitten in ihrem Elende und ihrer Entehrung doch nach wahren und philoſophiſchen Begriffen glücklich iſt. Ich halte ſie mit Ihnen für den ſiegenden Theil: daran iſt kein Zweifel; Sie hat dieſen Sieg der vortreflichen Beſchaffenheit ihres Gemüthes und ihrem erhabenen Verſtande zu danken; ihre Glückſeligkeit entſtehet in ihr ſelber. Das alles iſt ſehr gut, und ich kan den Verfaſſer dafür loben. Aber ich erwarte noch allezeit von ſeiner Gerechtigkeit eine glückliche Veränderung in ihrem

Zuſtande, die von Zufällen entſtehe, die auſſer ihr ſind; die der Verfaſſer in ſeiner Gewalt hat, und die ſeines Amts ſeyn ſollen. Da der Dichter des Werkes Schöpferſtelle vertritt, und die Zufälle hervorbringen kan, ſo ſolte er ſolche hervorbringen, die der Clariſſa Ruhe beförderten; Sie ſolten nicht bloß von ihrer Gemüthsfaſſung, ſondern von ſeiner dichteriſchen Vorſehung entſtehen. Daran würden wir ſeine Gerechtigkeit erkennen, wie wir der Clariſſa Gemüthsſtärcke erkannt haben. Es deucht mich noch immer anſtößig, daß alle die Mittel und Wege, die Clariſſa mit der verſtändigſten Klugheit zu ihrer Rettung vorgenommen hat, fehlſchlagen müſſen, da hingegen alle die boßhaften und gewaltthätigen Unternehmungen des Lovelace den Fortgang bekommen. Das iſt, was mich drückt, was mir bey meinem Mitleiden zur Laſt wird. Hier leidet die poetiſche Gerechtigkeit, die nach meinem Bedünken ſich in dem Gewebe des Werkes zeigen ſolte, und nicht erſt in dem Beſchluſſe deſſelben, in ſolchen Gegenden und auf eine ſolche Art, welche nicht in der Gewalt des Verfaſſers ſtehen. Allein ich will Ihnen meinen Plan vor Augen legen, der Ihnen meine Gedanken deutlicher entdecken wird.

Der Verfaſſer ſollte eine neue Perſon einführen, eine Seele der Clariſſa, mit einem Körper von männlichem Geſchlechte, einen jungen Herrn, der die guten Eigenſchaften des Lovelace in noch höherem Grade beſäſſe, und ſie, weil er die ſchlimmen nicht an ſich hätte, in ungleich ſchönerm Lichte zeigte; der ihn an Stand, Reichthum und Ruhm weit überträfe. Dieſen vollkommenen Jüngling ſolte er Clariſſen zum Beſchützer, Verehrer und Liebhaber geben, derſelbe ſolte durch ſeine Reden und Wünſche ſich über den gemeinen Begriff von ihrer Entehrung erheben; er ſolte ihn wider ſie und alle Welt beſtreiten; er ſolte ſie endlich bewegen, daß ſie ihm die Hand gäbe, und dadurch ihre Ehre ſelbſt bey denen wieder herſtellen, welche den Begriff hätten, daß ſie durch die Gewaltthat an ihrem leblos und unbeſeelt liegenden Körper wirklich wäre geſchändet worden. Clariſſa ſolte dann die vorige Freudigkeit ihres Gemüths wieder annehmen, ſie ſolte ihres Jammers vergeſſen, und auch die Süßigkeiten des irdiſchen Lebens koſten. Alsdann würde die Entrüſtung, die Lovelace, dieſes Gemiſche von Hochmuth, Niederträchtigkeit, Meineid und Widerſpruch in unſerm Gemüthe verurſacht, dadurch geſtillet werden, und dem Mitleiden nicht mehr im Wege liegen. Überhaupt würde ein ſolcher Schluß des Werkes uns mit dem Schickſal, mit dem Verfaſſer, mit ſeiner Gerechtigkeit, mit den menſchlichen Sachen, und mit uns ſelber zufrieden nach Hauſe ſchicken. Nicht zu gedenken, wie dieſes uns in dem Vertrauen auf die unſichtbare Hand, die über der Unſchuld waltet, ſtärken würde.

Antwort:

Crito Polycleten.

Ich ſehe daß ſie keiner von den eilfertigen Richtern ſind, die auf ihre erſte Empfindung ſo bald ſie drey oder vier Stellen geleſen haben, ein Urtheil wagen, und wenn man dafür Rede und Antwort fodert, ſich auf das Anſehen ihres Geſchmackes beruffen, der noch insgemein auf eine ſehr elende Gemüthsart gegründet iſt. Sie, mein Herr, überſehen das Ganze und werfen nicht ein flüchtiges Auge bloß auf einige kleine Theile; Sie tadeln nicht allein, ſondern Sie legen die Hand an das Werk und ſagen uns, wie das getadelte zu beſſern wäre. Ihr Plan, wie Clariſſa durch die Verfügung des Verfaſſers, von deſſen Gerechtigkeit ſie dieſes fodern, glücklicher gemacht, und ihr auch die unſchuldigen Freuden des gegenwärtigen Lebens könten zu ſchmecken gegeben werden, hat ſeine Vortheile, und ich kan nicht läugnen daß er nicht moraliſch und ſcharfſinnig genug ſey. Ich zweiſle nichts deſtoweniger, daß Richardſon in dieſen Weg einſchlagen werde, ja ich habe gehört, daß er ſeine Geſchichte vollendet habe, ohne daß er ſie glücklicher gemacht hätte. Und dieſes giebt mir eine Anzeige, daß ihm ihr Plan nicht anſtändig geweſen ſey; dann wir müſſen einem ſo Erfindungsreichen Kopfe doch zutrauen, daß ihm dieſes Mittel, den Roman zu ſchlieſſen, nicht verborgen geblieben. Ja ich vermeine errathen zu können, warum er es verworfen habe. Er hat gewiß vorhergeſehen, was für Jammer und Elend ſeine Clariſſa in dem Lauffe des Werkes litte, würde nur einen kleinen Eindruck auf unſer Gemüthe machen, wenn wir wüſten, daß ſie in dem letzten Auftritt zu dem Ziel unſerer Wünſche gelangen würde. Dieſe Art des Troſtes hat er uns nicht geben wollen, daß wir uns damit wider die edlen Triebe des Mitleidens, die er rege machen wolte, ſtärketen. Es dünckte ihn heilſamer für uns, wenn er uns mit einem angenehmen Gemüthskummer nach Hauſe ſchickte; wenn er uns in eine gewiſſe ernſthafte Faſſung ſetzete, die gewiß dauerhafter und ſüſſer iſt, als eine kleine vergängliche Wallung von Freude und Zufriedenheit. Clariſſa iſt in dem Ton der Tragödien geſchrieben, und Ariſtoteles hat bemerket, daß diejenigen deren Ausgang unglücklich iſt, den Preiß vor den andern gewonnen hätten. Nichts deſtoweniger will ich geſtehen, gleichwie vortreffliche Tragödien ſind, die ein glückliches Ende haben, daß auch nach ihrem Plan, mein Herr, eine vortreffliche Clariſſa heraus kommen würde, doch, nach meinem Bedünken, allzeit um einen Grad geringer als nach dem Plane des Engelländers. Setzen ſie die Leſer der Clariſſa in den Stand, daß ſie aus eigener Erfahrung urtheilen können. Führen ſie ihren Plan des Werks aus, und geben dieſer Unſchuld das glückliche Ende, welches uns, wie ſie glauben, ſo ſehr mit dem Verfaſſer zufrieden macht. Sie haben zu dieſer Arbeit die erforderliche Geſchicklichkeit, es fehlt ihnen nicht an Erkenntniß des menſchlichen Herzens und des Weltlaufs, noch an Erfindungskraft, noch am Ausdruck; Ihre Stunden ſind alle ihr eigen, und ſie haben gerade jetzo nichts wichtigers im Kopfe. Solte es ihnen an Gedult fehlen, ſo muntern ſie ſich durch die Ehre auf, die ihnen daher zuwachſen muß, daß ſie es mit einem ſo vortreflichen Verfaſſer, wie Richardſon iſt, aufnehmen dürfen. Sie ſchmecken nicht bloß durch eine mechaniſche Empfindung, daß die Clariſſa vollkommener ſeyn könnte, ſondern ſie haben eine tiefe Betrachtung über die Natur dieſes Werkes bey ſich ſelber angeſtellet, und haben ihre Gründe für ihr Urtheil. Einem Kunſtrichter, der tüchtig war, zu bemerken, was einem Werke mangelte, kan es nicht ſchwer fallen, das beſſere, das er verlanget, auszufinden, und wann er es ausgefunden hat, wird es ihm noch leichter ſeyn, ſeine Gedanken in einem geſchickten Zuſammenhange auszuführen. Wie eitel iſt das Urtheil von dem Haupt-Character und dem Ganzen einer vortreflichen Schrift, wenn der, der es gefällt hat, nicht zuerſt ſich ſelber gefühlt, und ſich ſtark genug geſehen hat, daß er ſich mit dem Verfaſſer in Anſehung des Plans und der Ausführung meſſen dörfe! La Motte hat wohl erkannt, was für ein Gewicht eine neue Ilias ſeinem Tadel der alten geben könte, und er hat ſich unterſtanden eine zu ſchreiben, wiewohl es ihm damit ſehr unglücklich gegangen iſt. Man wird ſagen, es gehören eigne Talente zum Urtheilen und eigne zum Dichten, ein urtheilender Kopf ſey nicht ſo leicht in einen dichteriſchen umgekehret. Ich glaube aber, wie ein groſſer Poet die Beurtheilungs-Talente in recht hohem Grade beſitzen muß, alſo müſſe auch ein Beurtheiler eines vortreflichen Gedichts die poetiſchen Talente in ſeiner Gewalt haben. „Die Erfindung, ſagt Fielding in der Hiſtorie des menſchlichen Herzens, iſt würklich nichts mehr als eine Entdeckung, ein Ausfindigmachen; oder weitläuftiger, eine ſchnelle und durchdringende Einſicht in das wahre Weſen eines jeden Gegenſtandes unſerer Betrachtung. Dieſe kan ſelten ohne Begleitung der Beurtheilung beſtehen. Denn mir ſcheint ſchwer zu begreiffen zu ſeyn, wie wir ſagen können, daß wir das wahre Weſen zweyer Dinge ausgefunden haben, ohne ihren Unterſcheid erkannt zu haben. Nun iſt aber dieſes leztere das unſtreitige Amt der Beurtheilung; und doch ſind einige witzige Leute mit allen abgeſchmackten Kerlen in der Welt darinn einig geweſen, daß ſie von der Erfindung und der Beurtheilung geſagt haben, ſie wären ſelten oder niemahls das Eigenthum einer und derſelben Perſon geweſen." Homer iſt gewiß ein vortreflicher Criticus geweſen; wie hätte er ſonſt die Regeln des epiſchen Gedichtes in ſeine Werke gebracht, welche Ariſtoteles aus denſelbigen genommen hat? Solte Longin, der von dem Erhabenen und dem Affectreichen ſo würdig geſchrieben hat, nicht ein Homeriſches Gedicht haben ſchreiben können? Ein Poet wird von einem Gedicht am gründlichſten urtheilen; je mehr alſo ein Kunſtrichter vom poetiſchen Kopf hat, je geſchickter iſt er zum Beurtheilen. Ich ſchreibe es dem Mangel dieſer Eigenſchaft zu, daß einige Kunſtrichter ſo magere Regeln und ſo trockene Exempel gegeben haben. Von einem der ein zweydeutiges Werk tadelt, fodere ich kein beſſers Werk zur Bekräftigung ſeines Urtheils, weil ich ihm den Schimpf nicht anthun will, daß ich an ſeiner Geſchicklichkeit etwas beſſers zu machen zweifle; Hingegen glaube ich den Tadlern vornehmer Meiſterſtücke eine Ehre zu machen, wenn ich von ihnen verlange, daß ſie ein gleiches unternehmen ſollen. Das zeiget Vertrauen auf ihre Fähigkeit. Wer ſich weigert meiner Einladung zu folgen, der widerleget dadurch gewiſſer Maſſen dieſes Vertrauen. Sein Urtheil iſt vielleicht gegründet, vielleicht iſt er auch geſchickt genug etwas beſſeres oder gleich ſo gutes zu verfertigen, aber ich habe davon keine Vergewiſſerung. Könnten ſie, mein Herr, mir übel nehmen, daß ich in ſolchem Fall Richardſon mehr zutraute, als Ihnen?

Haag.

Lettres ſupprimées a Paris par un arrêt du conſeil, & reimprimées en faveur & a l'uſage du Clergé. 1751. 8.

Gegenwärtige Briefe betreffen den bekanten Streit zwiſchen dem franzöſiſchen Hofe und der Geiſtlichkeit, wegen des Zwanzigſten, den dieſe ſich zu entrichten weigern. Der Titel giebt uns ſchon zu erkennen, daß man es nicht für dienlich erachtet, dieſe Briefe allgemein zu machen. Es gereicht den Geiſtlichen aber zu keiner Ehre, wenn man ihnen beweiſen muß, daß ſie nicht weniger, als andere Mitglieder des Staats, das Ihrige zum gemeinen Beſten beyzutragen ſchuldig ſind. Weit entfernt, ſagt u. Verfaſſer, daß ihre Profeſſion ſie davon frey macht, ſo verbindet ſie dieſelbe dazu noch mehr, als die übrigen Menſchen. Als Lehrer ſind ſie der Welt ein Beyſpiel der Treue gegen die erſten und heiligſten Pflichten der Menſchen untereinander ſchuldig. Als ſolche, die von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen und mit einem Dienſt beſchweret ſind, der ſie verhindert, dem Staat mit ihrer Perſon zu dienen, würden ſie aufhören Mitglieder davon zu ſeyn und ſeine Pflichten zu erfüllen, wenn ſie mit ihren Gütern nicht einer Societät helfen wollen, wovon ſie der reichſte und am wenigſten nützliche Theil ſind. Endlich ſind ſie hiezu verpflichtet aus Gerechtigkeit und aus Erkenntlichkeit für die Güter, womit die Societät ſie bereichert hat und für den ruhigen Genuß dieſer Güter und aller gemeinſchaftlichen Vortheile, die ſie ihnen verſchaft. Es iſt aller Gerechtigkeit und dem Weſen einer Societät zuwider, daß derjenige, der ihr mit ſeinen Gütern oder mit ſeinem Fleiß keinen Beytrag leiſtet, irgend einiges Recht oder einigen Antheil an ihren Vortheilen habe. Der Landman giebt der Societät nützliche und ſaure Dienſte, die ſeinen Landesleuten oft nützlicher ſind, als ihm ſelbſt; der Künſtler und der Handelsmann giebt ihr ſeine Mühe und ſeinen Fleiß; der Staatsmann ſeine Sorgen und ſeine Wachſamkeit; der Gelehrte und der Philoſoph ſein Nachſinnen, ſeine ſchlafloſen Nächte, ſeine Unterſuchungen und Reflexionen; der Richter das Studiren der Geſetze, die Endſcheidung der Streitigkeiten und die Austheilung der Gerechtigkeit; der Soldat endlich ſeine Strapazen, ſein Blut und ſein Leben. Nachdem ſie der Geſellſchaft durch einen perſönlichen Beytrag von ihrer Arbeit und von ihrer Mühe geholfen haben, helfen ſie ihr auch mit einem Theil ihrer Güter und erneuren dieſen Beytrag unaufhörlich, indem ſie ihr in allen Arten nützliche Unterthanen verſchaffen. Wie iſt es im Gegentheil mit den Geiſtlichen beſchaffen? Vormahls dienten ſie dem Staat mit ihrer Perſon im Kriege; Sie trugen ſo gar zu ſeiner Bevölkerung etwas bey, und ihr geheiligtes Amt befreyete ſie nicht von Handarbeit und von Bebauung des Landes. Jetzt aber, da ſie die Societät zu bereichern, zu regieren, zu beſchützen, zu erleuchten und zu verewigen diſpenſirt ſind, ſind ſie, der That oder dem Rechte nach, zu keiner perſöhnlichen Leiſtung verpflichtet, ob ſie gleich mehr, als alle übrigen Menſchen bereichert, regiert, beſchützt und durch die Geſellſchaft verewiget ſind. Und in der Zeit, da ſie in einer gröſſern Proportion, als die andern, an den Vortheilen der Societät theil nehmen, da ſie noch von dem perſöhnlichen Beytrag aller übrigen Mitglieder profitiren, entziehen ſie ihr beſtändig die Güter und Unterthanen, die ſie ſich, ohne Nutzen für dieſelbe und ohne Rückkehr, zu eigen machen.

Im folgenden beweiſet der Verf. aus den Urkunden der alten und neuern Hiſtorie, daß ſeit dem Anfange des Chriſtenthums die Geiſtlichen beſtändig entweder perſönlich oder mit ihren Gütern zu den Bedürfniſſen des Staats etwas haben beytragen müſſen und daß die franſche Geiſtlichkeit ſeit der Errichtung der franzöſiſchen Monarchie dieſen Beytrag geleiſtet habe. Es dienen aber dieſe Beweiſe nicht für uns, da wir ſolche Geiſtlichen nicht bey uns haben.

London.

Da verſchiedene ein Verlangen bezeiget, die Journale kennen zu lernen, ſo in Engeland heraus kommen, ſo wollen wir ihnen dieſelben anzeigen. Alle Monate erſcheinet Gentlemanns-Magazine, Londons-Magazine, Universal-Magazine, British-Magazine und Travellers-Magazine. Dieſe periodiſche Schriften werden reiſſend verkauft, aber auch bald wieder vergeſſen. Das Gentlemanns- und Londons Magazine hat bereits ein Alter von 20. Jahren, die andern ſind nicht ſo alt, allein ſie machen doch alle Sammlungen von verſchiedenen Octavbänden. Nichts iſt ſo mannigfaltig als die Stücke, ſo ſie enthalten. Parlaments-Debatten und Reden, politiſche, moraliſche, phyſicaliſche und antiquariſche Verſuche, Stücke aus der alten und neuen Hiſtorie, geographiſche Beſchreibungen und Charten, Auszüge von Büchern und Streitigkeiten ſigkeiten der Verfaſſer, Ueberſetzungen fremder Stücke, kleine Erzählungen, Verſe, privat, und öffentliche Neuigkeiten ꝛc. alles findet ſich darinn. Wenn die Wahl und Richtigkeit mit der Anzahl und Mannigfaltigkeit der Sachen überein käme, ſo würden ſich wenig ſo wichtige Sammlungen finden. Allein man bekommt viele Kleinigkeiten zugleich, ſo gewiß des Leſens nicht werth ſind. Hierzu kömmt noch, daß man eine Sache fünffach empfängt, wenn man ſie alle halten will, weil der eine aus dem andern abdrucken läßt. Sonſten erſcheint noch ſeit dem vorigen Jahre The Monthly Review. Wir können demſelben noch kein beſonderes Lob beylegen, und den Deutſchen die Hoffnung machen daß ſie eben beträchtliche Nachrichten von dem wahren Zuſtande der Gelehrſamkeit in Großbrittannien darinn antreffen. Ihre Auszüge ſind ſehr mager. Sie halten keine gute Wahl, und verfallen öfters auf Bücher, die keinen andern Vorzug haben, als einen guten Tittel. Endlich ſcheinen ſie auch von einem Vorurtheile der Nation eingenommen zu ſeyn. In der Theorie des Sentimens agreables finden ſie nichts beſonders und neues. Das unſterbliche Buch des Herrn Präſidenten von Monteſquiou, unter dem Titel: l'Eſprit des Loix, &c. wird mit einer ſehr ſchlechten Schrift verglichen, ſo bey Dodsley in dieſem Jahre unter dem Titel: A delineation of univerſal Law &c. auf 74. Seiten heraus gekommen iſt, und einen, Namens Fettiplace Bellers, zum Verfaſſer hat.

Von der Oxfortiſchen Monatsſchrift, ſo mit dieſem Jahre angefangen, und den Titel führet: The Student, or the Oxford Monthly Miſcellany, können wir nicht urtheilen, weil wir ſie noch nicht geleſen haben. Dieſes ſind alle Tagbücher, ſo in Engelland heraus kommen; denn die Philoſophical-Transactions würden wir beſchimpfen, wenn wir ſie zu dieſer Claſſe von Schriften zählen wollten.

Von dem beſtändigen Feuer in Perſien.

Nachricht aus den *Philoſoph. Transactions* des 1748. Jahrs gezogen.

Dieſes Feuer, welches die Gauren, Nachfolger der alten Magier anbeten, befindet ſich auf der Halbinſel Aſcheron, 20 Meilen von Baku und 3 Meilen von dem Caſpiſchen Meere, auf einem Felſen, der mit einer dünnen Schichte Erde bedeckt iſt. Wenn man dieſe Erde aufhackt, und Feuer dahin hält, ſo breitet ſich die Flamme aus, aber ohne etwas zu beſchädigen und ohne Rauch und Geruch. Man löſcht das Feuer aus, wenn man den brennenden Ort mit kalter Erde zudeckt.

Das Erdreich, welches dieſe ſeltene Eigenſchafft hat, erſtreckt ſich ohngefehr auf zwo Meilen. Man findet verſchiedene Löcher, da es beſtändig brennt. Mitten auf dieſem Land iſt ein Caravanſera, darin zwölf Prieſter wohnen, deren Beſchäfftigung iſt, das heilige Feuer anzubeten, welches ihrem Vorgeben nach ſchon einige tauſend Jahre gebrannt hat. Sie halten ſich unter einem alten Gewölbe auf, deſſen Mauren verſchiedene Borſten haben, in welchen es zu brennen anfängt, ſo bald man mit einem Licht nahe hinzu kömmt. Verſchiedene Löcher, in der Erde ausgehölt, dienen Ihnen zum Kochen, ohne daß ſie Holz oder etwas verbrennliches dazu brauchen. Anſtatt der Lichter ſtecken ſie Reiſer in die Erde, die ſie anſtecken. Sie brennen ohne ſich zuverzehren und geben eine weißlichte Flamme von ſich. Wenn man ſie auslöſchen will, muß man kleine Deckel darauf legen.

Die Steine in dieſer Gegend umher werden zu Kalk gebrannt. Man legt ſie in Hauſſen über ein friſch gemachtes Loch, in welches Feuer gelegt wird: in Zeit von 3 Tagen ſind ſie zu Kalk gebrannt.

Anderthalb Meilen von dieſem Orte ſind Brunnen von weiſſem Bergöhl, das ſehr leichte brennt. Obgleich dieſes Oel, wenn es brennt, raucht und einen Geruch hat, ſo iſt doch zu vermuthen, daß das beſtändige Feuer, von einer gleichen Materie ernähret wird, welche durch die Steine filtrirt und ſehr ſubtil geworden. Dieſes Bergöhl hat ſeinen Nutzen in der Artzeney. Acht Meilen von bemeldtem Orte findet man auch ſchwarzes und zu Balachama findet man 50 Quellen davon. Die reichſte giebt täglich auf fünf tauſend Pfund. Man miſcht es mit Erde oder Aſche um ſich deſſen zu bedienen. Das Feuer von dieſem Oel kann nur zum kochen gebraucht, werden, und giebt doch den Speiſen einen unangenehmen Geruch und Geſchmack. Das Landvolk hat nichts anders zum Brennen. Wenn ſie braten wollen, ſo müſſen ſie ſich trockener Kräuter bedienen, um Feuer davon zu machen.

Dieſe ſeltſame Nachricht kömmt von Hrn. Munſey, Artzt bey der Rußiſchen Armee. Er hat die Umſtände von Leuten, die alles ſelbſt geſehen haben und verſichert, daß ſich die Sachen ſo verhalten.

Baſel.

Conrad Mechels Wittwe hat eine neue und ſehr ſchöne Auflage des N. Teſt. in griechiſcher Sprache, in 8. herausgegeben. Papier und Druck ſind ſo ſauber, als man es nur wünſchen kan. Die Charaktere ſind ſehr deutlich und ohne Abkürzungen. Hr. Ant. Birr, der dieſe Ausgabe beſorget hat, hat die vornehmſten Parallel-Stellen, die inſonderheit ein Studioſus Theologiæ zu wiſſen braucht, unten beygeſetzt. Man kan ſagen, daß dieſe Ausgabe in ihrer Art recht vollkommen iſt.

Dieſe Nachrichten werden wöchentlich des Freytags in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung ausgegeben.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 13. November 1750.

No. XLVI.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Leyden.

Bey dem jüngern Luzac iſt folgendes Werk herausgekommen: Le Philoſophe Chrétien ou diſcours moraux, par Mr. *Formey*. 437. Seiten in groß Duodez.

Dieſes Werk enthält eine Sammlung moraliſcher Reden über die wichtigſten Materien der Sittenlehre. Sie beſtehen nicht in bloſſen Speculationen über die verſchiedenen Gemüthsarten der Menſchen, ſondern ſind in der That praktiſch und zu des Leſers Beſſerung eingerichtet. Der Vortrag iſt natürlich, und ſo, wie er ſich für die groſſe Menge der Menſchen ſchickt. Der Verfaſſer bedienet ſich zur Ueberzeugung des Leſers, und zu ſeiner Vermahnung nicht nur der Gründe der Vernunft und natürlichen Religion, ſondern nimmt ſie auch, wo es nöthig iſt, aus der Offenbahrung. Dieſes iſt der Hauptcharakter gegenwärtiger Schrifft. Damit wir aber dem Leſer eine nähere Kenntniß derſelben verſchaffen, wollen wir den Inhalt derſelben etwas ausführlicher anzeigen, und eine Probe der Ausführung geben.

Die wichtigſten Materien, die darin abgehandelt werden, dünken uns folgende: Von den verſchiedenen Vorfallenheiten des Lebens und den Regeln einer vernünftigen Aufführung in Anſehung derſelben; wie weit man das Urtheil andrer über unſer moraliſches Leben achten müſſe: von den Hinderniſſen der Wahrheit: von dem Stolz der Gottloſen über ihre Bosheit: Charakter des Gerechten; von der Unſterblichkeit der Seele; von der Natur der wahren Zufriedenheit, und von den Gründen derſelben: von den Gründen der glücklichen und unglücklichen Ehen: von der Erziehung: Charakter einer rechtſchaffenen Frauen. (Dieſer iſt in verſchiedenen Reden weitläuftig ausgeführet.)

Wir wollen aus den Reden über die Zufriedenheit, dem Leſer einen Begriff von der Art dieſer Reden oder Abhandlungen geben. Die wahre Zufriedenheit, (wir reden immer mit den Worten des Verfaſſers) hat nichts mit der Fühlloſigkeit gemein, ſonſt wären die lebloſen Dinge glücklicher, als wir — das falſche Zutrauen, ein Kind des Hochmuths, welches uns über unſre Bedürfniſſe und unſre Noth verblendet, macht oft, daß wir in unſerm Zuſtand eine Menge Vortheile finden, die blos in der Einbildung beſtehen. Dieſer gebühret nicht der Name der Zufriedenheit; ſie beſteht auch nicht in einer ununterbrochenen Aufwallung der Freude, dieſe kan bey keinem Menſchen ſtatt finden: Sie ſchließt ſo gar die Traurigkeit nicht immer aus. Die drey Hauptcharakter der Zufriedenheit ſind; daß man ſich nicht mit unnützen Klagen über das vergangene verzehre, das gegenwärtige annehme, wie es die Vorſehung füget, und keine chymäriſche Projekte für das künftige mache. In dem der Verfaſſer dieſe drey Stücke weiter ausführet, mahlt er zugleich den Charakter des Zufriedenen mit anzüglicher Beredſamkeit, die nothwendig in dem Gemüthe des aufmerkſamen Leſers ihre Würkung thun muß. Er ſtellt hauptſächlich den Apoſtel Paulum als ein Muſter der Zufriedenheit vor, der von ſich ſelbſt hat rühmen können, daß er in allen Umſtänden des Lebens vergnügt ſey.

Die Gründe zur Zufriedenheit geben uns die Natur, die Erfahrung und die Religion. Die Natur hat wenig Bedürfniſſe, und wenn wir ſie nicht ſelbſt vermehren, ſo iſt es leicht zufrieden zu ſeyn. Die Erfahrung zeiget, wie wenig man ſich auf äuſſerliche Glücksumſtände verlaſſen könne, und wie wenig ſie zur wahren Zufriedenheit beytragen, daher folget, daß man ſie zu ſeiner Zufriedenheit nicht nothwendig braucht. Aber die Religion führet uns ſicherer zur Zufriedenheit, als die Natur und Erfahrung. Sie lehret uns, daß alles von der Vorſehung gelenckt werde, ohne deren Willen nichts geſchieht. Der Hr Verf. frägt mit Recht: Wird denn zur Zufriedenheit noch mehr erfordert, als daß man weiß, daß das höchſte Weſen die Zügel der Welt in ſeinen Händen hält, und daß es alles lenckt, was geſchiehet? Die Religion zeugt ferner das Vertrauen auf GOTT und daher nimmt der Glaube an die Vorſehung erſt ſeine Kraft zur Befriedigung. Dabey wird aber auch das Zeugniß eines guten Gewiſſens erfodert, welches die Religion allein geben kan. Endlich iſt auch die Verſicherung, die uns die Religion allein giebt, daß ein anderes Leben, voll von Glückſeeligkeit und Vergnügen, auf uns wartet, der allerſtärckſte Grund der Zufriedenheit.

Man ſiehet aus der Art, wie der Verf. ſeine Sachen vorträgt, daß dieſe Diſcourſe von würklichen Predigten ſehr wenig unterſchieden ſind, zumahl da die Rede ſich insgemein mit einer Vermahnung ſchließt. Es ſind in deſſen Predigten, in welchen der Leſer die edelſten Geſinnungen auf eine ſchöne Art geſagt findet.

Fünfter Brief über die Clariſſa.

Polycletus an Crito.

Eben jetzt habe ich den letzten Theil der Clariſſa geleſen und bin mit dem Plane wieder ausgeſöhnt. Sie ſtirbt, dieſe erhabene Schöne, ſie ſtirbt, und alle menſchlichen und unmenſchlichen Augen weinen. Himmel, wie viel Scenen des Todes, der Reue und des Jammers! Ich vertauſche meine Thränen mit keinem Scherz und mit keinem Lachen auch nicht mit der Freude, die mir das glückliche Schickſal der Clariſſa machen könte. Clariſſa iſt glücklich indem ſie ihre groſſe Seele fühlt; ſie iſt glücklich, weil ſie weiß, daß ihre Unſchuld von aller Welt erkannt werden wird; ſie iſt glücklich durch die Ausſicht in ein Leben jenſeit des Grabes.

Und Richardſon hätte ſeinen unerſchöpflichen Witz nicht verſtändiger anwenden können, als daß er ihn zur Aufrechthaltung der chriſtlichen Religion wider diejenigen gebrauchte, die mit dem zehnten Theil eines ſolchen Witzes dieſe Religion zu Schanden zu machen für vernünftiger halten.

Eine Chriſtin wie Clariſſa, giebt der Religion, die ſie liebt, das ehrwürdigſte Vorurtheil. Alle Vorzüge ſind in dieſem himmliſchen Kinde vereiniget. Kenntniß der Werke des Geiſtes, feiner Geſchmack, erhabene Philoſophie. Hiezu kommen Stand, Reichthum und alle zierlichen und häuslichen Wiſſenſchaften ihres Geſchlechts. Ihre Geſtalt iſt von der Hand der Gratien gebildet und ihre Seele iſt ganz göttlich.

Was für eine ungemeine Mannigfaltigkeit von Caracktern kommt in dieſer ganzen Geſchichte vor, von der erhabenen Clariſſa an, in einer langen Reihe, bis auf die allerverworfenſte Sinclär! Wie viel Kenntniß der Welt, wie viel Biegſamkeit muſte ein Geiſt beſitzen, der ſich in alle dieſe Denckungsarten ſetzen konnte! Wenn ich die feinen und ganz beſondern Moralen, die der Verfaſſer allenthalben lehrt, wenn ich die intereſſante Verwickelung und Abänderung ſo viel comiſcher und tragiſcher Scenen, wenn ich die ungemeine Wahrſcheinlichkeit der Geſchichte, die aus der Verfolgung der kleinſten Umſtände entſtehe, wenn ich die angenehme Tour bedencke, alles in Briefen zu erzählen, die lauter Meiſterſtücke einer natürlichen Schreibart ſind: ſo ſchätze ich den Dichter der Pamela und der Clariſſa ſo hoch, als den Dichter der Ilias und der Odyſſee und weiſſage ihm eine gleiche Unſterblichkeit. Ich weiſſage ihm auch, daß ſich in allen Jahrhunderten einige finden ſollen, die dieſer ſeiner ſchweren Tour, womit er uns ergötzet hat, gar nichts zu Gute halten und die an ſeiner wahrſcheinlichen und klugen Weitläufigkeit ſich ſtoſſen werden: denn dieſes iſt das gewöhnliche Schickſal ſolcher Wercke, die die ganze Welt lieſt.

Hier haben Sie meine wahre Meinung, mein Herr. Durch meine vorigen Zweifel habe ich Ihnen nur Gelegenheit geben wollen ſich in die Schönheiten dieſes Werks einzulaſſen, welches ich von Ihre Feder am beſten erwarten konte. Jetzt will ich unſre Briefe den Verfaſſern der crit. Nachrichten in Berlin zuſenden, welche der Clariſſa noch nicht Erwähnung gethan und mich um meinen Beytrag gebeten haben.

Le Coſmopolite ou le Citoien du monde. *Patria eſt ubicunque eſt bene.* Cic. aux depens de l'auteur. 1750.

Unter dieſem Titel erzehlt uns der Verfaſſer (Sr. Monbron) was ihm auf ſeinen Reiſen durch Holland, Engelland, Berlin, Dreſden, Conſtantinopel, Rom ꝛc. begegnet iſt. Ich will mich aber, ſagt er, nicht damit aufhalten, daß ich von den verſchiedenen Oertern, wo ich durchgekommen bin, einen Abriß mache, oder die Sitten und Gebräuche der Völker beſchreibe, die ich geſehen habe. Es giebt von Werken dieſer Art eine eckelhafte Menge. Mein einziger Zweck iſt, die Reflexionen die ich mache, indem ich herumſpaziere, ſo wie der Zufall und die Gelegenheit ſie mir an die Hand geben, aufs Papier zu werfen. Und eben jetzt kommt mir eine in den Sinn, die meine Offenherzigkeit mir nicht wegzulaſſen erlaubet; ich finde nemlich, daß, nachdem ich viel geſehen habe, ich etwas weniger Narr bin, ohne dadurch beſſer geworden zu ſeyn. Man verändert das Clima nur vergeblich; der Charakter verändert ſich doch nicht. Vergeblich verlaſſen die Engelländer ihr Land und irren die verſchiedenen Gegenden von Europa durch: Sie kommen allemahl eben ſo wieder zu Hauſe, düſter, melancholiſch, tiefſinnig und überhaupt miſantropiſch. Wie ich von einem Temperament bin, das dem ihrigen beynahe gleich iſt, ſo iſt die gröſte Frucht, die ich von meinen Reiſen oder von meinen Herumſchweiffungen gehabt habe, dieſe, daß ich gelernt habe mit Vernunft haſſen, was ich ſonſt aus einem Inſtinkt haßte. Vormahls wuſte ich nicht, warum mir die Menſchen ſo verhaßt waren; die Erfahrung hat es mir entdeckt. Ich habe mit meinem Schaden gelernet, daß die Annehmlichkeit ihres Umganges den Ekel und den Verdruß, der daraus erwächſt, nicht erſetzet. Ich habe mich vollkommen überzeugt, daß Rechtſchaffenheit und Menſchlichkeit aller Orten nur verabredete Wörter ſind, die im Grunde nichts wirkliches und wahres haben; daß ein jeder nur für ſich lebet und nur ſich liebet und daß der ehrlichſte Menſch eigentlich zu reden nichts anders iſt, als ein geſchickter Comödiant, der die groſſe Kunſt beſitzet unter der betrieglichen Maſke der Aufrichtigkeit und Rechtſchaffenheit zu betrügen, und daß, nach einer umgekehrten Regel, der gottloſeſte und verächtlichſte derjenige iſt, der ſich am wenigſten zu verſtellen weiß. Sehet da, den gantzen Unterſchied, der zwiſchen der Ehrlichkeit und dem Bubenſtück iſt! Die laſterhafteſten und verruchteſten haben die Grille, für ehrliche Leute gelten zu wollen. Die Ehrlichkeit iſt eine Schmincke, deren ſie ſich bedienen, um vor den Augen anderer ihre Ungerechtigkeiten zu verſtecken. Warum hat mir die undankbare Natur das Talent verſaget, die meinigen auf eben die Art zu verbergen? Ein oder zwey Laſter mehr, ich will ſagen, die Verſtellung und die Heucheley hätten gemacht, daß ich mit dem menſchlichen Geſchlecht aus gleichem Ton geſprochen hätte. In der That würde ich alsdann ein wenig mehr Schelm geweſen ſeyn; was wäre es aber für ein Unglück geweſen? ich hätte dieſes mit allen ehrlichen Leuten gemein gehabt. Ich hätte, wie ſie, der Freyheit genoſſen meinen Nächſten mit gutem Gewiſſen zu hintergehen. Es iſt aber mein Looß, aufrichtig zu ſeyn und wie ichs auch anfange ſo will mein Schickſal, daß ich die Menſchen frey ins Geſicht haſſe. Ich habe mich ſchon erklärt, daß ich ſie aus einem Inſtinkt haßte, da ich ſie noch nicht kannte. Jetzt erkläre ich mich, daß ich ſie verabſcheue, weil ich ſie kenne, und daß ich meiner ſelbſt nicht ſchonen würde, wenn es nicht meiner Natur gemäß wäre, mir vorzüglich vor andern zu verzeihen. Ich geſtehe aufrichtig, daß von allen lebendigen Creaturen ich diejenige bin, die ich am meiſten liebe, ohne mich deswegen höher zu ſchätzen. Die unvermeidliche Nothwendigkeit, worinn ich bin, mit mir ſelbſt zu leben, will, daß ich gelinde gegen mich ſey und daß ich meine Schwachheiten ertrage: und wie mich nichts mit dem menſchlichen Geſchlecht ſo genau verbindet, ſo darf man es nicht fremde finden, daß ich gegen die ihrigen nicht gleiche Gefälligkeit habe. Dieſe niederträchtigen Achtungen, womit die Menſchen ihren Handel treiben, ſind nur Gauckeleyen, denen ſich mein Hertz nicht unterwerfen kann. Man ſagt mir vergeblich, man müſſe ſich nach der Gewohnheit richten; ich werde mich niemahls dazu verſtehen, ein Original anzuhören, wobey mir die Zeit lang wird, oder einem Schurken zu ſchmeicheln, den ich verachte; am wenigſten werde ich meinen Weyhrauch an einen Böſewicht verſchwenden. Nicht, weil ich glaube, daß ich mehr gelte, als die übrigen Menſchen: Der Himmel behüte mich, daß mir das nicht einfalle. Ich bekenne vielmehr aufrichtig, daß ich gerade nichts tauge und daß der einzige Unterſchied, der ſich zwiſchen mir und andern befindet, dieſer iſt, daß ich die Dreiſtigkeit habe, die Maſke abzunehmen,

zunehmen, welches ſie zu thun ſich nicht unterſtehen. Auch, ſo wie der Abbe von B. M. (welcher eines Tages ſagte, daß es kein Fegefeuer gäbe) das Geheimniß der Kirche verrieth, ſo verrathe ich auch das Geheimniß der Menſchheit: es giebt nemlich, aufs ſchärfſte genommen, keine ehrlichen Leute.

Dieſer ſeltſame Charakter breitet ſich über alle Erzehlungen und Reflexionen des Verf. aus. Von Rom erzählt er: Ich habe auf dem Thron der Cäſarn eine Art von Marktſchreyer geſehen, welcher vormahls bey den mehreſten Völkern von Europa eine ſo unumſchränkte Gewalt erlangt hatte, daß die Monarchen ihm Zins geben muſten und er mit ihren Kronen nach Gefallen wirthſchaften konte. Da aber ſeine unerträgliche Tyranney der gröſten Anzahl ſeiner Anhänger die Augen geöfnet, ſo iſt ſein Credit dergeſtalt gefallen, daß heutiges Tages nur ein Schatten von einer unumſchränkten Gewalt übrig iſt und es iſt ſo weit mit ihm gekommen, daß er Angehänge verkauft, wovon er vorgiebt, daß ſie alle Kranckheiten heben, wenn man nur Glauben daran hat. Unter andern wunderbaren Geheimniſſen dieſer Art rühmt er ſich auch, eine Fleckkugel zu beſitzen, welche alle Flecken der Seele ganz wegnimmt. — Dieſer Marktſchreyer geberdet ſich auf eine beſondere Art, wenn er ſich öffentlich ſehen läßt. Er ſpaltet nemlich die Luft und jagt ſie mit zween Fingern beſtändig weg, als wenn ihn die Mücken plagten. Weil er aber vorhergeſehen, daß eine ſolche Gewohnheit ihn lächerlich machen könnte, ſo hat er dem Volk beybringen laſſen, es wären die Geiſter der Finſterniß, denen er zu Leibe wolte, und nicht die Mücken. Dieſes hat ſeinen Gauckeleyen ein ſolches Anſehen gegeben, daß bey der geringſten Bewegung, die er macht, ſich ein jeder ſogleich zur Erden wirft. — Auf dieſe Art macht der Verf. alles was er ſiehet lächerlich. Er ſchonet ſich auch ſelber nicht, ſondern erzählt als ein guter cyniſcher Philoſoph ſeine Begebenheiten.

Zuletzt berichtet er, wie er in Paris ins Gefängniß gekommen und wie ihm bey ſeiner Freylaſſung angedeutet worden, ſich auf 50. Meilen von Paris entfernt zu halten. Ich habe geglaubt, ſagt er, ich würde nicht ſträfflich ſeyn, wenn ich mich doppelt ſo weit entfernte und bis nach London gienge. Uebrigens erwarte ich meine Zurückberufung um ſo viel ruhiger, da ich mich allenthalben wohl befinde, auſſer nur im Gefängniß. Ich vermuthe, daß eine ſo ſonderbare Aufführung und Art zu denken mir mehr Tadel als Lob zuwegebringen wird: Nachdem ich mich aber, wie ich im Anfange dieſer Rhapſodie gethan, über das Capitel der Menſchen erkläret habe, ſo kan man leicht urtheilen daß ihre Verachtung und ihr Beyfall mir ganz gleichgültig ſind. Sie mögen mir Beyfall geben oder nicht; meine Eigenliebe wird dadurch weder geſchmeichelt noch gedemüthiget. Die Hochachtung des menſchlichen Geſchlechts hänget von ſo wenigem ab; man erlangt und verliehrt ſie ſo leicht, daß ihre Erlangung nicht die Mühe lohnet, ſo gering ſie auch ſeyn mag. Soll ich mich deutlicher erklären? ich verachte die Menſchen zu ſehr, als daß ich nach ihrem Beyfall und nach ihrem Lobe geitzen ſolte. Ihnen ſteht es frey, mir Verachtung für Verachtung wieder zu geben: Ich mahne ſie ſelbſt dazu an, auch iſt es ſchon lange, daß ich mir zur Deviſe erwehlet habe: *Contemni & contemnere.*

Ohngeachtet der Verfaſſer haben will, man ſoll ihn nur dreiſt haſſen: ſo wollen wir ihn doch ſo lieben, daß wir unſere Leſer bereden wollen, es ſey nicht ſein Ernſt, was er hier ſagt, ſondern nur eine witzige Grille, die zuerſt durch einige mislungene Anſchläge erregt, und nachmals aus Luſt zum Sonderlichen beybehalten iſt.

Aber wir wollen ihm zugeben, daß der Hauffe der wahrhaftig ehrlichen Leute ſo klein ſey, wie er immer will, und daß die Welt über alle Maße voll Betrug iſt: wird er nicht wiederum zugeben, daß einige von dieſen Geſchöpfen, die wir Menſchen heiſſen, aus Ueberlegung und nach einem erwehlten Syſtem ehrlich ſeyn können? Uebertreten ſie oft ihr vollkommenes Syſtem, ſo werden ſie es doch auch oft halten und wahrhaftig ehrlich ſeyn. Diejenigen die zur Niederträchtigkeit nicht gebohren, ſich nach höhern Vollkommenheiten geſehnt haben, haben vielleicht alle einmal in ihrem Leben, faſt ſo wie unſer Verfaſſer, wider die betrügeriſchen Menſchen geeifert, ſie haben ſich aber durch einen edlen Stolz über dieſe Betrüger zu erheben geſucht. Warum ſetzt ſich unſer Verfaſſer nicht einen gleichen Entzweck vor? oder warum erkennt er nicht wenigſtens dieſe Wahrheit: daß es beſſer ſey einen Menſchen für gut zu halten, und ihm dadurch zum Guten Luſt zu machen, als ihn für einen Böſewicht zu halten und von allen guten Unternehmungen abzuſchrecken?

Göttingen.

Agamemnon, ein Trauerſpiel, aus dem Engliſchen überſetzt. 1750.

Der Ueberſetzer entſchuldigt ſich in der Vorrede, daß er ohne Reime überſetzt habe, ob er gleich ein Liebhaber der Reime ſey. Dieſes Bekänntniß iſt ſehr gütig gegen ſeine meiſten Landesleute. Ein gewiſſer Dichter ſchreibt an ſeinen Freund bey Ueberſendung einer gereimten Ode: **ich habe nicht Zeit gehabt, ſie ohne Reime zu ſchreiben.** Und gewiß, wer die ſchwere Kunſt beſitzt, durch die genaueſte Harmonie der Worte zu ergötzen, wer den gemeinſten Dingen einen poetiſchen Anſtrich zu geben weiß, wer nichts überflüßiges, nichts unbeſtimmtes, nichts ungleiches dulden will, wer immer nach dem vollkommenen ſtrebt: der läßt ſich nicht gern durch den Reim aufhalten. Der Reim deckt viele Fehler zu, das iſt wahr, aber ein groſſer Dichter, braucht dieſes Deckels nicht. Zur Tragödie und Comödie fodern wir wenigſtens einen Reimfreyen Vers, damit die Sprache nicht gar zu unnatürlich werde. Eine Sprache die melodiſch iſt und nach einerley Tacte geht, läßt ſich noch wol begreiffen, aber daß Agamemnon die Kunſt beſitzt der Clitemneſtra auf ihren ſchweren Reim einen neuen Reim zu machen, das deucht uns zu künſtlich, um nichts härteres zu ſagen. Addiſon ſchreibt: **Ich bin allezeit unwillig wenn ich ein gereimtes Drama ſehe.** Der Ueberſetzer hat gut gethan hierinn mit dem Addiſon und mit dem Thomſon ſelbſt zu irren.

Die Fabel zu dieſer Tragödie iſt aus der älteſten Geſchichte genommen, und dieſes iſt allemal gut: denn man kan ſeine Helden als dann beſſer machen, als ſie geweſen ſind. Thomſon hat auch in der That die Charackter ſehr verſchönert: Agamemnon iſt ein wahrer Landesvater und ein edler Held, Meliſander beſitzt die erhabenſte Weißheit und Tugend, Clitemneſtra iſt nicht zum Laſter gemacht. Folgende Probe kann uns den Caracter der letztern zu erkennen geben:

Wärterin.

O du geliebte Laſt,
Die dieſer alte Arm mit mütterlicher Freude
Sonſt trug, du meine Luſt, du meine erſte Sorge,
Mein Ruhm, mein Stolz, mein Kind, laß deine Sclavin ſprechen,
Die deine Freundin iſt. Nach dem gerechten Schluß

Der unpartheyiſchen Vernunft iſt deine Schuld
Geringer, als dein Gram, und leichter, als die Strafe.
Schuld, ſprach ich: doch dis Wort, (vergib mir) iſt zu hart.
Ein Schickſal wars, nicht Schuld. . . .

Clyſtemneſtra.

O weg mit mir, in finſtre Schatten!
Vergeblich tröſteſt du! . . . hinweg!

Wärterin.

Erlaube mir,
Daß ich ein dreiſtes Wort für deine Unſchuld rede.
Sprich, wie verließ er dich, als er, aus eitlem Stolz,
Der Griechen Führer ward, als der gemachte Held,
Von falſchem Ruhm berauſcht, die Schönheit ſelbſt, die Jugend,
Die beſte Mutter und das zärtlichſte Gemahl
Verließ, und deinen Schoos mit den verwünſchten Schrecken
Des Krieges, oder gar mit dem verworfnen Kuß
Auf den gezwungnen Mund der überwundnen Mägde
Vertauſchte? Nichts hievon! Nein, wie verließ er dich?
Betrübt, gereizt, erzürnt, nach Aulis hingelockt
Und um dein Kind, den Ruhm von Griechenland, betrogen!
Log des Verräthers Mund nicht einer Mutter vor,
Die Iphigenia ſey eine Braut Achillens?
Sie eilt der Hochzeit zu. Kaum ſezte ſie den Fuß
Aus dem verfluchten Schiff auf ein verfluchtes Land:
So floß das reine Blut der Iphigenia
Zur Schande des Altars. Das ungeſchätzte Opfer
Erkaufte einen Wind, des Tochtermörders Schiff
Nach Troja hinzuwehn. So überließ er dich,
Voll Gram, voll Zorn, gereizt, berechtiget zur Rache,
Dem Schmeichler ꝛc.
Egiſthus rührte zwar dein Herz, und ich allein
Weiß den verborgnen Kampf der Tugend, und den Kummer,
Den du der Nacht geklagt; dein ſchönes Roth verblich:
Doch ſiegte ſeine Liſt, ſein Reiz, ſein zärtlich Schmeicheln
Nicht über die Vernunft und das geſezte Herz:
Bis er dem keuſchen Ohr den treuen Meliſander
Geraubt, und ihn verbannt.

Clyſtemneſtra.

Ach! Meliſander, dich
Gab ich den Thieren preis! ihr wilder Hunger hat
Längſt meinen Freund verdaut. Dich ließ mir Agamemnon
Zum Leitſtern und zum Rath, dich, um den Wiſſenſchaft
Und Muſen buhlten: und dennoch war dein Herz
Noch liebenswürdiger als dein vernünftig Haupt.
O wärſt du noch bey mir, ſo wär ich, was ich war.
Die Ehre meines Stammes - - - - -
Die Tugend, redliche, erhabne, wahre Tugend
Hat etwas göttliches: ihr himmliſches Geſicht
Verräth ſie, wenn ſie ſich zeigt, und ohne Kunſt der Schule

Flößt ſie uns unvermerckt den Haß des Laſters ein.
Wir ſehn ſie: o wie klein, wie häßlich ſcheint die Sünde!

In der Zuſammenkunft mit dem Egiſthus ſehen wir, wie ſie mit dieſen Verführer zürnt, der ſie wieder zu beſänftigen und endlich zur Rache zu bewegen ſucht, indem er ihr ein Bild mahlt, welches bey einer zärtlichen Mutter allemal einen Eindruck machen muß.

Egiſthus.

. . Dencke nur an den Betrug zurück,
Mit dem der Mörder dich nach Aulis hingelockt!
Wie ſchön, wie frölich war da deiner Tochter Hochzeit?
Was war es für ein Preiß, den er für ſeinen Sieg
Den ecklen Göttern gab? Denck an die frühe Blute,
Die er zerquetſcht, an deine Iphigenia!
Wie warf das arme Kind die jüngferlichen Augen
Zur Erde hin, voll Furcht, im Tode noch voll Scham,
Mit bloſſer Bruſt! Sie ſtand, als wie ein ſtummes Lamm
Das man zum Altar reißt. - - - - -
Der Vater ſtand dabey: ein blutbegierger Calchas
Stoßt den verfluchten Stal in ihre weiſſe Bruſt:
Es fließt das edle Blut, das ſie von Clytemneſtra
Geerbt; und ſie ſinckt hin, wie eine frühe Blüte,
Die eine giftge Luft verletzt, zu Boden fällt.
Ein ſchadenfroher Gott und nicht die gute Göttin
Gab das dem Prieſter ein: von dieſem Unglücksgeiſt
Erkauft die Ungeduld des Wüterichs einen Wind
Mit ſeiner Tochter Blut. Die allzutheure Luft
Fängt an zu wehn, er eilt, und mit geſchwollnen Seegeln
Verläßt er dich, und du magſt mit Verzweiflung ringen!
Wenn nicht der ſchwere Gram die Funcken ausgelöſcht,
Die in der edlen Bruſt der Göttertöchter lodern,
Wenn Clytemneſtra das noch fühlt, was Menſchlichkeit
Und Recht befiehlt; ſo heiſcht dis Unrecht ihre Rache:
Und hier iſt eine Hand die . . (werde nicht beſtürzt)
Dich rächen kan und will.

Clytemneſtra.

Ich zittre! welche Hand?
Mich rächen? Nein! ſprich nicht aus dieſem wilden Ton. - -
Egiſthus, ſchone doch den ſchwachen Reſt der Tugend,
Der hier in dieſer Bruſt den letzten Athem zieht.
O mache mich doch nicht unendlich laſterhaft!
Nicht ſo verrucht, daß ich mit Abſcheu an mich dencke!
Nicht ſo verrucht, daß mir vor Clytemneſtra graut!

(Der Beſchluß folgt künftig)

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 20. November 1750.

No. XLVII.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Halle.

Philoſophia moralis, ſive Ethica methodo ſcientifica pertractata. Pars I. in qua agitur de intellectu & facultatibus cæteris &c. atque virtutibus intellectualibus. Auct. *Chr. L. B. de Wolff.* 4 Alph. in 4.

Die Philoſophiſchen Schrifften des Hrn. B. v. Wolff. ſind in der gantzen Welt bekannt, daher wir nicht nöthig finden den Charakter dieſes gegenwärtigen Werks beſonders zu beſtimmen; da es eben das Gepräge der Gründlichkeit und Scharfſinnigkeit trägt, welches die vorhergehenden Wercke dieſes berühmten Mannes haben. Wir wollen deßwegen blos den Inhalt deſſelben anzeigen, und hier und da einige wichtige Anmerkungen ausziehen.

Die Ethik oder Sittenlehre iſt die Wiſſenſchafft, welche lehret, wie der Menſch ſeine freye Handlungen nach dem Geſetze der Natur einrichten könne, oder, wenn man will, die Wiſſenſchafft der Glückſeeligkeit. Sie erfordert alſo eine genaue Kenntniß des Rechtes der Natur und der verſchiedenen practiſchen Fähigkeiten des Menſchen. Man muß dem Menſchen nichts zuſchreiben, als ſolche Fähigkeiten deren man gewiß verſichert iſt; Man muß zeigen, wie er vermittelſt dieſer Fähigkeiten zur Ausübung der Tugend überhaupt und jeder einzelen Pflicht gelangen könne. Zu dem Ende müſſen bey jeder Pflicht die eigentlichen Bewegungsgründe angeführet, die beſondern Hinderniſſe und die Mittel, ſie zu heben, angezeiget werden. Zu einer ſolchen Arbeit gehört alſo eine ſtarcke Kenntniß des Menſchen und der menſchlichen Dinge. Daher leicht zu erachten, was von der groſſen Menge der Moraliſten zu halten, da ein jeder, der gern ſchreiben will und wenig Fähigkeiten hat, glaubt ſo viel zu haben, als zu einem Moraliſten gehören.

Der Hr. Verf. merkt an, daß wegen des groſſen Umfanges der Erkenntniß, die zur Sittenlehre gehöret dieſe Wiſſenſchafft noch einen ſehr geringen Grad der Vollkommenheit erreicht habe. Daher ſind auch die Menſchen noch bey weitem nicht, was ſie ſeyn könten. Man ſchiebt deswegen die Schuld auf die Schwachheit unſrer Natur. Der Hr. V. erinnert, daß vielmehr die Schuld daran liegt, daß die wenigſten Menſchen ihre natürlichen Fähigkeiten kennen, noch ſich bemühen ſich derſelben nach Möglichkeit zu bedienen. So lange dies nicht geſchiehet, wird des unzähligen Uebels in der Welt kein Ende ſeyn.

Die Sittenlehre iſt nicht nur einem jeden Menſchen für ſich zu ſeiner Glückſeeligkeit nothwendig, ſondern auch denen unentbehrlich, welche andre zu bilden, zu unterrichten, und im moraliſchen Leben zu regieren haben. Denn ohne dieſe Wiſſenſchafft werden ſie niemals zu ihrem Zweck kommen, andre zu beſſern. So viel erinnert der Hr. V. vorläufig.

Da der Verſtand die Fundamentalkrafft unſrer Seele iſt, wodurch alles geleitet wird, ſo wird zu der moraliſchen Vollkommenheit der Menſchen, die Vollkommenheit des Verſtandes und aller Fähigkeiten, die dazu gehören, zuerſt erfodert. Davon fängt alſo der Hr. Verf. ſeine Ethik an. Dieſer gantze erſte Theil handelt nur davon.

In dem 1. Capitel werden diejenigen Fähigkeiten überhaupt betrachtet, welche zur Erkenntniß dienen, nemlich der Verſtand, und die untern Fähigkeiten der Seelen, die zum Dienſt des Verſtandes da ſind; nemlich das Gedächtniß, die Einbildungskrafft, die Aufmerkſamkeit, die Sinnen ꝛc. Es wird gezeiget worinn die Vollkommenheit einer jeden beſtehet, wodurch ſie erhalten wird, und wie man die Hinderniſſe der Vollkommenmachung aus dem Wege räumen müſſe. Der Schaden den ſo wol die phyſiſchen als moraliſchen Handlungen des Menſchen leiden, wenn eine der bemeldten Fähigkeiten mangelhafft iſt, wird angezeiget und mit Exempeln erläutert. Wir bemerken, daß in denen jedem Satz beygefügten weitläuftigen Anmerkungen unzählige wichtige Materien aus der Philoſophie und Sittenlehre berühret oder erläutert werden. Unter andern wird auch die Frage beantwortet, woher es komme, daß gewiſſe Männer, die in einer Wiſſenſchafft ſehr groß geweſen, in andern ſo ſchlechten Fortgang gehabt, und warum man über gewiſſe Materien vollkommen gut und zugleich über andre ſchlecht raiſonniret.

Da der Verſtand hauptſächlich durch die Wiſſenſchafften vollkommen gemacht wird, ſo handelt der Hr. V in dieſem 1 Capitel weitläuftig von den Wiſſenſchafften, die insbeſonder dazu etwas beytragen, und von der Methode, die darin muß beobachtet werden. Er empfiehlt hauptſächlich die Mathematik, wenn ſie nach Euklidiſcher Methode gelehret wird. Da auf die Methode das hauptſächlichſte ankömmt, ſo dienen alle Wiſſenſchafften, ſo gar auch die Grammatik, wenn ſie nur nach richtigen Methoden abgehandelt werden, zu dieſem Zweck. Daher zeiget der Hr Verfaſſer daß jedem Menſchen eine moraliſche Verbindlichkeit oblieget, ſo viel von Wiſſenſchafften, und dieſes ſo gut zu erlernen, als ihm nach ſeinen Umſtänden möglich iſt.

Wie ſehr wäre zu wünſchen, daß alle, denen die Unterweiſung der Jugend, das iſt beynahe die gantze Wolfahrt des Menſchlichen Geſchlechtes anvertraut iſt, inſonderheit die Aufſeher und Lehrer öffentlicher Schulen, dieſe Wahrheiten überzeugend einſehen möchten! Wolte jemand ſagen, daß man viel moraliſch gute Menſchen antreffe, die niemals viel gelernt haben; daß die Menſchen bis dahin gut haben zurechte kommen können, obgleich die Wiſſenſchafften eben nicht in der Ordnung, die der Hr. v. Wolff verlanget, gelehrt worden; ſo antworten wir mit dem Verfaſſer, daß alles was jetzo gut iſt, alsdenn viel beſſer ſeyn würde, wenn der Menſch durch gute Anleitung wäre geführet worden. Das Gute wird allemahl ein Uebel, wenn man es mit einem weit höhern Gut, welches man hätte erreichen können, vergleicht.

(Der Beſchluß künftig.)

Beſchluß über die Tragödie Agamemnon.

Nach der Zuſammenkunft mit Agamemnon ſehen wir die Clytemneſtra zum Egiſthus eilen.

Egiſthus, laß mich hier zu deinen Füſſen knien,
Bis du mir das gewährſt, darum ich ſehnlich bitte.
Mein Glück und Unglück eilt jetzt der Entſcheidung zu.

Egiſthus.

Was ſeh ich hier? Wie kränckeſt du mich Clytemneſtra?
Soll meine Göttin knien? beſchimpfſt du dich und mich,
Du liebenswürdigſte? Steh auf! Du kanſt nichts fodern,
Das nicht mein Ja erzwingt. Gebiete deinem Knechte.

Clytemneſtra.

So laß uns künftig ſeyn, als hätte keine Flamme
Je unſer Hertz gerührt rc. Haſt du je Zärtlichkeit
Und Neigung gegen mich empfunden, liebt Egiſthus
Mich noch, war unſre Luſt, war deine Leidenſchaft
Kein niederträchtiger Trieb der bloſſe Eigenliebe:
So rette mich, mein Freund rc. Ich will nicht glücklich ſeyn,
Das iſt zu viel! das iſt der ſeelge Lohn der Tugend
Und Unſchuld! gönne mir nur einen Ueberreſt
Der Ruhe, daß ich nicht mit laſterhaften Schrecken,
Ein Spiel der Furien, zum ſchwartzen Abgrund eile.

An einem andern Ort hören wir ſie in dieſe troſtloſe Klagen ausbrechen:

. . . . Ich habe nichts zu hoffen,
Als dich, gewünſchter Tod, als dich, du tiefer Schlaf,
Von dem man nie erwacht. Du wirſt zum wenigſten
Die Sünderin der Qual auf dieſer Welt entreiſſen.
Allein das künftige! . . Hier ſchreckt mich eine See,
Die keinen Hafen hat und keinen Ancker faſſet,
Mein hingegebnes Schiff befährt ſie ſegellos.
O ſolte das, wovor den frommen Vätern graute,
Nicht blos erdichtet ſeyn, welch Unglück droht mir dann!
Wenn unſer Geiſt nicht ſo, als wie der Hauch der Hunde
Verfliegt, wenn etwas nur von allem richtig iſt,
Womit der Prieſter dräut, und was Egiſthus, Fabeln
Zu nennen pflegt, und wenn (wie öfters) etwas Wahrheit
In Fabeln ſteckt: wenn mehr von Clytemneſtra bleibt
Als ihre ewge Schmach und ihr verworfner Nahme:
. . . . ſo endigt ſelbſt der Tod
Mein Unglück nicht!

In folgendem Geſpräch mit dem Egiſthus ſehen wir den letzten Kampf ihrer Seele mit dem Laſter:

Ich will nicht ewig ſchwartz, kein Schandfleck der Natur,
Kein Unthier ſeyn! Ich weiß daß ich geſündigt habe,
Allein ich ſchwör doch nie dem Laſter treu zu ſeyn.
Hier iſt mein Stilleſtand: vor jenen neuen Stufen
Der Bosheit grauet mir. - - - Wo du nicht vor den Göttern
Des Königs Sicherheit und deine Flucht mit ſchwörſt,
So will ich . . . Noch kanſt du entfliehn und meinen Augen
Auf Lebenslang entgehn! . . Ich eile! Sprich! ſogleich
Geh ich zum Könige und blaſe mit der Wahrheit
Den letzten Athem aus.

Egiſthus.

So? Clytemneſtra ſelbſt.

Clytemneſtra.

Du übertäubſt mich nicht: ich eile von den Worten
Zur That. Sprich, Mörder, ſprich, muß ich zum König gehn?
Befiehlſt du, daß ich dich entdecke und dann ſterbe?

Wir wollen ſie noch zuletzt, nach vollbrachter That, auf den Schauplatz treten laſſen.

Clytemneſtra.

Hinweg! laß mich allein! Ich will in Wüſten fliehn
Und wilder als das Wild in Sträuch und Dornen wohnen.
Was ſehet ihr mich an? Warum verfolgt euer Auge
Die Sünderin? Mir iſt ein jeder Blick ein Dolch,
Und deiner, Böſewicht, verwundet mich am tiefſten.
Dich kenn ich, Mörder; ja die Augen kenn ich noch.
Sie feſſelten mich ſonſt mit laſterhafter Liebe:
Jetzt ſcheint die trübe Glut, mit der ſie auf mich ſehn,
Der Höllenfackel gleich, dabey die Furien
Ihr Wild verfolgen. Weg! du Böſewicht! hinweg!
Doch eh du von mir gehſt, gib mir die Ruhe wieder,
Die Kinder, meinen Ruhm, den Griechenland gekannt,
Die Tugend, die mich ſonſt mit euch, ihr reinen Götter,
Verwandt gemacht. Gib mir das alles, Räuber, wieder.
Und kanſt du dieſes nicht, ſo gib dafür den Tod.
Er endigt meine Qual zwar nicht: allein ich fodre
Ihn von der Mörderhand. . Haſt du mich ſo geliebt? .
Bey jedem Tritte ſetz ich meinen bangen Fuß
In meines Mannes Blut. Das Grab, die finſtre Höhle
Iſt mir erträglicher als dis entweyhte Schloß. .
Doch wo, wo flieh ich hin! . Der Laſterhafte fliehe,
So nimmt er ſich doch mit . Der Abgrund öfnet ſich
In den muß ich hinab: . Die Hölle ſteht mit Begier
Auf ein verruchtes Weib, dergleichen ſie noch nie

Geſehn, die Schattenwelt eilt ſpöttiſch mir entgegen,
Um die zu ſehn, die dich, die den verworfnen Buben
Dem Helden vorzog. Mir dankt Troja mit Gelächter,
Daß ich die That beging, und jeder bleiche Geiſt,
Aus Argos und Mycen. Seht, er kömmt ſelbſt! er blickt
Auf mich mit ſtillem Hohn, der aus den ſtolzen Augen
Zu ſchrecklich ſtrahlt!

(Sie ſinket ihren Bedienten in die Arme)

Uns von dieſer ſchrecklichen Scene wieder zu erhohlen, wollen wir den weiſen Meliſander hören, den Agamemnon aus ſeiner Wüſteney mit ſich zurück gebracht hatte. Er fährt in ſeiner Erzählung gegen den Arcas alſo fort:

. . . . . Die Kräuter dienten mir
Zur Speiſe. Blos alsdann wann mir der rauhe Winter
Ihr liebes Grün entzog, ſtellt ich der Bürgerſchaft
Des Waldes, die vielleicht mich liebte, falſche Schlingen
Und fing das Wild. Weil es das allerwildſte Thier,
Den Menſchen, nie geſehn, und ſeine Liſt nicht ſcheute,
Betrog ichs leicht. Doch dis iſt nur der kleinſte Theil
Von meiner Qual, zu klein, zu niedrig zu beklagen.
Mein Hertz empfand den Tod, und meine Einſamkeit
War finſtrer als das Grab. Allein ſelbſt dieſer Schmertz
(Was lindert nicht die Zeit) ward mir zuletzt erträglich:
Mein einſam Mahl kont ich mit trocknen Augen eſſen
Und ſeufzte nicht, wenn mich die wüſte Nacht befiel.
Die Einſamkeit ward mir geſellig, meine Bruſt
Schien eine kleine Welt mit der ich reden konte.
Der Bach, die grüne Gruft, ein Hügel, den der Stral
Der Sonne wärmete, ...
. . . das Grün, das uns zu leben ſcheint,
In dem es blüht und ſchwillt, der ungemeßne Himmel,
. . . der ſtets von tauſend Stimmen ſchallt;
Kurtz, was mein Auge nur entdeckte, war Geſellſchaft.
Beſonders kürztet ihr, ihr Muſen, mir die Zeit,
Und eur entzückend Lied vertrieb den finſtern Kummer.
Wenn eur gemeßner Schall von meinen Lippen fiel,
So hüpfte faſt mein Hertz, entledigt von den Sorgen,
Nach meines Liedes Ton. So lebt ich als ein Gaſt
Im Reiche der Natur: verbannt vom Vaterlande,
Genoß ich ohne Zins ihr weites Bürgerrecht.
Oft ward ich, wenn ich ſang, ſo über Gram und Unluſt
Entzückt, daß mein Gemüth der Götter Umgang fühlte ꝛc.

Wir ſehen aus dieſen Proben was Thomſon überall für ein erhabner Sittenlehrer iſt, und wie hoch er den Stil ſeiner Tragödie geſpannt hat. Die meiſten Franzöſiſchen Tragödien ſind Proſa gegen dieſe Heldenſprache. Es iſt wunderbar, daß man in den Briefen des Abbe le Blanc über die Engelländer und Franzoſen, keine Nachricht vom Thomſon findet, ohngeachtet ſeine Stücke zu der Zeit aufgeführt worden ſind, als ſich Le Blanc in London aufhielt. Dieſer zweydeutige Verehrer der Engelländer zeigt uns in ihren Tragödien nur einige gute Scenen, umringt mit Galgen und mit Kirchhöfen, und ſagt kein Wort von dem Dichter, der auf der regelmäßigſten Bühne die Sprache des Herzens und die Sprache der Götter redet.

Noch ein Wort von der Ueberſetzung. Ein groſſer Theil derſelben iſt ſehr ſchön gerathen, wie unſre Leſer aus den angeführten Stellen geſehen haben, und den andern Theil entſchuldigt der Verfaſſer damit, daß er nicht die zwote Hand daran gelegt habe. Dieſes bedauren wir in der That. Thomſon verdient, daß man die zehnte Hand an ſein Werck legt, und nicht allein die poetiſchen Stellen ſchön ausdrückt, ſondern auch diejenigen, worin lauter Natur und Zärtlichkeit herrſcht.

Daß Caſſandra, die prophetiſche Dichterin, in Reimen redet, können wir entſchuldigen. Die Orakel ſind ja allemal künſtlich, und wenn eine Sprache ſo künſtlich iſt wie *ſigna te ſigna*: ſo ſchreibt man ſie gar dem Teufel zu. Doch, wenn Apollo keinen Geſchmack an Reimen gehabt hätte, ſondern, wie beym Thomſon, nur blos eine kühnere Sprache redete: ſo wäre es vielleicht beſſer. Hätte man ja eine Aendrung vornehmen wollen, ſo hätte man ein andres Sylbenmaß, etwa das kürzere Jambiſche, oder ein Lyriſches gebrauchen können. Doch halten wir dieſen Einfall für keinen Fehler, ſo lange Deutſchland den Reim überhaupt für keinen Fehler hält.

Bremen.

Johann Wilkens, weil. Biſchofs zu Cheſter, zwey Bücher von den Grundſätzen und Pflichten der natürlichen Religion, nebſt **William Lloyds** Leichenrede bey deſſen Beerdigung. Aus dem Engliſchen überſetzet von Johann Heinrich Tiling. 1750. 8.

In dem erſten Buch beweiſet der Verfaſſer die Grundſätze der natürlichen Religion und preiſt ſie als annehmungswürdig an. Er iſt darin ſehr vorſichtig, um einen jeden, der nur eine ordentliche Fähigkeit beſitzt und ein redliches Herz hat, überzeugen zu können. Zuerſt handelt er von den verſchiedenen Arten der Beweiſe und des Beyfalls. Die Quellen, woraus die Beweiſe entſpringen, ſind die Sinnen, die uns die Gewißheit einer Sache verſichern, und der Verſtand. In der letzten Abſicht entſtehet der Beweiß entweder aus der Natur der Sache ſelbſt, oder aus einem Zeugniſſe. Es werden hierauf verſchiedene Begriffe und Grundſätze angeführt, worauf der Verf. ſich in der folgenden Abhandlung gründet. Z. E. Ein jedes Ding hat von Natur einen Trieb ſich ſelbſt zu erhalten. Alles, was bequem iſt, dieſen Zweck zu befördern, heiſſet gut. Es gibt in der Welt verſchiedene Gattungen der Geſchöpfe, dieſe haben verſchiedene Grade der Würde; eines iſt immer fürtreflicher als das andere. Derjenige Zuſtand eines Dinges, worin es die höchſte Vollkommenheit, deren es in ſeiner Art fähig iſt, beſitzt, heißt der äuſſerſte Zweck oder Glückſeeligkeit deſſelben. Auſſer dieſem werden noch verſchiedene Sätze ausgemacht, um der Vorurtheile willen, die bey Unterſuchung der Religion vorkommen. Z. E. Dinge von verſchiedener Art erfodern auch Beweiſe von verſchiedener Art; einem Leh-

rer

ter der Mathematik würde es übel anſtehen, wenn er die Kraft der Beredſamkeit gebrauchen wollte, um ſeine Zuhörer dahin zu bringen, daß ſie glaubten, drey und drey mache ſechs; und eben ſo thöricht würde es ſeyn, in Dingen, die für den Redner gehören, ſtrenge Beweiſe zu fordern. Man muß einigen Dingen Beyfall geben, wenn gleich die Beweiſe nicht ſo gar unfehlbar ſind, daß ſie nicht noch eine Möglichkeit des Gegentheils übrig laſſen. Welcher Scepticus iſt ſo närriſch, daß er zweifelt, ob die Sonne einmal wieder aufgehen werde, bloß aus dem Grunde, weil es keinen Widerſpruch in ſich ſchließt.

Nachdem der Verf. dieſes vorausgeſetzet, fängt er ſeine Abhandlung von dem Daſeyn GOttes an. Das erſte Stück des GOttesdienſtes, ſagt Seneca, iſt, glauben, daß ein GOtt ſey. Kein Volk iſt ſo rauh und wild, daß, wenn es gleich nicht weiß, was ein GOtt ſey, doch nicht wüßte, daß ein GOtt ſey. Was macht dieſen allgemeinen Eindruck von GOtt? Kan es Politik ſeyn? Die größten Staatsklugen ſelbſt haben zu allen Zeiten dieſe Ueberzeugung von einer Gottheit gehabt; auch findet ſich dieſer Glaube bey den allerroheſten Völkern, die von den gemeinſten Grundſätzen der Staatsklugheit nicht das geringſte wiſſen. Kan es genommene Abrede ſeyn? Der Begrif von GOtt findet ſich auch bey denen Barbaren, die mit andern gar keine Gemeinſchaft haben noch haben wollen. Der Verfaſſer macht alſo den Schluß, es müſte der Begriff von GOtt unſerer Seele natürlich ſeyn.

Einen andern Beweißgrund giebt uns die fürtrefliche Einrichtung aller natürlichen Dinge. Daß eine fürtrefliche und ewige Natur ſey, ſagt Cicero, und daß dieſe von dem menſchlichen Geſchlecht müſſe verehret und angebethet werden, dis nöthiget uns die Schönheit der Welt und die Ordnung der himmliſchen Dinge zu bekennen. Was kan offenbarer und klärer ſeyn, wenn wir den Himmel geſehen und die himmliſchen Geſchöpfe betrachtet haben, als daß eine Macht von der fürtreflichſten Art ſeyn müſſe, von welcher alles dieſes regieret wird? Man betrachte die Natur des Menſchen: er hat einen Trieb ſeine Glückſeeligkeit zu ſuchen; er hat das Vermögen, von der Natur eines jeden Dinges, von ſeiner Tüchtigkeit und Untüchtigkeit zu dieſem Zweck zu urtheilen; er kan dasjenige wehlen, was dieſen Zweck befördert und alles, was ihn daran hindert, verwerfen: Unſere Natur iſt ſo eingerichtet, daß alles, was unſere Pflicht iſt, zugleich auch unſer wahrer Vortheil iſt. Muß uns dieſes nicht von einem Urheber unſeres Weſens überzeugen?

Den letzten Beweißgrund nimmt der Verfaſſer von der Vorſehung und Regierung der Welt. Tugend und Laſter werden genugſam durch Belohnungen und Strafen unterſchieden. Eine zeitliche Glückſeligkeit folgt zwar nicht unfehlbar auf alle tugendhafte Thaten; es würde aber dieſes den Preiß der Tugend auch nur vermindern.

Zum zweyten Stück der natürlichen Religion gehören geziemende Begriffe von den Vollkommenheiten GOttes. GOtt iſt das erſte und höchſte Gut: er iſt ein reines und lauteres Weſen, welches von allen vergänglichen Zuſätzen frey iſt. Von ſeiner geiſtlichen Natur können wir uns keinen andern Begriff machen, als daß wir in unſern Gedanken alles cörperliche und alle Figur von ihm abſondern. GOtt iſt unveränderlich. Plato ſagt, es ſey nothwendig, daß er allezeit Ein und Derſelbe bleibe; es hat niemals auf keine Weiſe die geringſte Art der Veränderung in ihm Platz, und beym Seneca heißt es: GOtt muß ſeine Wahl allezeit wohlgefallen, weil er nichts als das beſte wehlen kan. Und dieſes thut ſeiner Freyheit und Macht keinen Eintrag; denn er ſelbſt iſt ſeine Nothwendigkeit. Unſer Verf. beweiſet dieſes folgendergeſtalt: Alle Veränderung geſchiehet entweder wider unſern Willen oder aus freyem Willen. Da GOtt ein allmächtiges Weſen iſt, ſo kan er wider ſeinen Willen durch nichts zu einer Veränderung gezwungen werden. Was die freywillige Veränderung betrift, ſo läßt ſich nicht denken, daß ein weiſes Weſen ſich freywillig in einen ſchlechtern Zuſtand ſetzen ſolte; und daß ein höchſtvollkommenes Weſen ſich in einen beſſern Zuſtand ſolte ſetzen können, iſt unmöglich.

Von der Güte heißt es beym Seneca; die Götter werden nicht müde, ſelbſt diejenigen mit Wolthaten zu überhäuffen, welche ſie nicht einmal für die Geber erkennen. Kein Menſch iſt ſo elend und unglücklich, daß er nicht in verſchiedener Abſicht Erfahrungen von der Güte GOttes gehabt hätte. Unſer Verf. ſagt hievon: Die Güte iſt der helleſte Strahl der Gottheit, der erſte und ſtärkſte Begrif, den wir von ihr haben. Wir ſehen täglich viele tauſend Wirkungen der göttlichen Güte in der Welt. Wir verſpüren einige ſchwache Spuren derſelben an den Geſchöpfen; wie vielmehr muß dieſelbe denn nicht bey dem Schöpfer ſelbſt gefunden werden? Die göttliche Güte iſt der Grund aller Religion und des Gottesdienſtes unter den Menſchen, der Grund ihrer Gebeter und Danksagungen. Ohne ſie könten alle ſeine übrigen Vollkommenheiten keinen zureichenden Grund der Liebe und Ehrerbiethigkeit gewähren. Wiſſenſchaft und Macht würden ohne Güte nichts als Argliſt und Gewalthätigkeit ſeyn. Durch ſeine Weißheit wäre er geſchickt, ſeine Geſchöpfe zu überliſten und durch ſeine Macht könnte er über ſie tyranniſiren und mit ihrem Jammer ſchertzen, daß er aber dieſes nicht thun werde, davor leiſtet uns ſeine Güte die Gewähr. Dieſe Eigenſchaft iſt ihm ſo weſentlich, daß ſich einen GOtt ohne Güte einbilden, eben ſo viel iſt, als ſich einen GOtt ohne Gottheit, das iſt, ohne das, was ihn vornemlich zu einen GOtt macht, vorſtellen. Auf dieſe Weiſe geht der Verfaſſer alle Eigenſchaften die wir von GOtt kennen, durch; ſeine Allwiſſenheit, ſeine Allmacht ꝛc. und beweiſet ſie durch Zeugniſſe und durch Gründe der Vernunft.

Der Beſchluß folgt künftig.

Dieſe Nachrichten werden wöchentlich des Freytags in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung ausgegeben.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 27. November 1750.

No. XLVIII.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Haag.

Etat général & particulier du Royaume & de la Ville d'Alger, de ſon Gouvernement, de ſes Forces de Terre & de Mer, Revenus, Juſtice, Police, Commerce, Politique &c. auquel on a joint quelques Pieces auſſi authentiques que rares & intereſſantes. Par Mr. *le Roy*. In 12. 231. S. 1750.

Algier iſt der mächtigſte von den Barbariſchen Staaten. Die Türcken beſitzen dieſes Königreich, ob es gleich meiſtentheils von Arabern oder Mauren bewohnet iſt, welche Nachkommen von denen ſind, welche ehemals die Spaniſchen Seeküſten inne hatten. Die gantze Regierung hängt von der Stadt Algier ab, deren Herrſchafft ſich über die fünf Provintzen des Staats erſtrecket. Dieſe ſind unter der Gewalt dreyer **Beye** oder General-Stadthalter, welche nach den Lagen ihrer Herrſchafften der **Bey** von Morgen, von Abend und von Mittag genannt werden.

Obgleich die Militz in Algier ſehr viel Gewalt hat, ſo iſt doch die Regierungsform daſelbſt mehr Monarchiſch als Demokratiſch, weil ſie gäntzlich von einer Perſon abhängt, die der **Dey** genannt wird. Dieſer entſcheidet mit unumſchränkter Gewalt alle Civil und Criminal-Sachen, und verſammlet den General-Divan, wenn es ihm gefällt. Jedoch thut er dieſes nur bey ſehr wichtigen Angelegenheiten, und aus bloſſer Politik, um ſich der Folgen halber in Sicherheit zu ſetzen. Der Paſcha ſtellt die Perſon des Groß-Sultans vor. Er war ſonſt das Haupt der Regierung, welche von der Pforte abhängt. Weil Algier aber ſehr weit davon entlegen iſt und die Paſchen ſehr eigennützig waren: ſo litt die Bezahlung der Soldaten darunter, ſo, daß der Groß-Sultan öffters genöthigt ward noch Gelder dahin zu ſenden. Die Militz machte hierüber ihre Vorſtellungen bey der Pforte, und erhielt mit leichter Mühe, daß die gäntzliche Verwaltung der Regierung einem aus ihrem Mittel übergeben ward, ohne daß der Paſcha ſich ferner in etwas miſchen durfte.

Derjenige der erwählet wurde, war verbunden dem Paſcha ein anſehnliches Gehalt zu geben, und die Bezahlung der gantzen Militz über ſich zu nehmen. Die Würde eines Paſcha aber ward in der Folge einem Beyen zugeſtanden und ſcheint nunmehr mit der Würde deſſelben gäntzlich verbunden zu ſeyn. Wenn ein Dey ſoll erwählet werden, ſo geſchiehet es durch die Stimme aller Soldaten, die ſich zu der Zeit in Algier befinden. Dieſe verſammlen ſich, ſo bald der Platz des Dey durch den Tod oder durch die Verbannung ledig iſt, in den Königlichen Pallaſt. Der Paſcha und Aga fragen alsdann mit lauter Stimme, wen ſie erwählen wollen, und ein jeder giebt ſeine Stimme. So bald der Dey gewählet iſt, ziehet man ihm einen Caffetan an, und er wird ſogleich auf ſeinen Platz geſetzt, er mag wollen oder nicht. Hierauf lieſt ihm der Cadi ſeine Pflichten vor, deren Sinn eigentlich dieſer iſt: Daß GOtt ihm zur Regierung des Königreichs beruffen und ihm dieſen Platz verliehen um die Gottloſen zu ſtraffen, die übrigen aber bey ihren Privilegien zu ſchützen, den Frieden unter ihnen zu erhalten und alle ſeine Sorgfalt zum Wohl des Landes anzuwenden. Hierauf ſchwört ihm ein jeder Treue und Gehorſam, und in einer oder zwo Stunden iſt dieſe groſſe Ceremonie verrichtet.

Der Verfaſſer gehet hierauf alle Aemter des Reichs durch. Die Juſtitz wird auf der Stelle ohne Schriften, ohne Koſten und ohne Appel, entweder vom Dey, vom Cadi, vom Chaya oder von den Rayen der Marine abgethan.

Von einigen Gebräuchen und Sitten ſagt der Verfaſſer: Kein Türcke darf Geld verſpielen, bey was vor einem Spiele es auch ſey. Natürliche Gebrechen ſind bey ihnen keine Schande, im Gegentheil nehmen viele davon ihre Beynahmen an. Einem Türcken iſt es ſchimpflich in einem Treffen das geringſte zu räumen, ſolte er ſich auch nur bücken dürffen, um es zu bekommen. Sie vergleichen ihre Händel unter einander ſehr bald und einem guten Muſelmann iſt es unanſtändig, ſich einer Beleidigung noch den andern Tag zu erinnern.

Wer kein Soldat iſt, wird vor keinen rechten Menſchen gehalten. Die Waffen ſind ihr vornehmſtes Talent und ihre einzige Beſchäftigung. Sie halten es vor einen Glaubens-Punkt einen jeden bey ſeiner Religion in Freyheit zu laſſen, ſo gar daß auch die Sclaven ihre öffentliche Capellen haben. Die Soldaten ſtehen nicht in gleichem Solde. Ihr Sold iſt anfangs ſehr geringe und wächſt jährlich, bis auf die Summe, die man den geſchloſſnen Sold nennt. Ein jeder hat die Freyheit, ſich zu rüſten, wenn er will, und zu creutzen, wo es ihm beliebet, er muß aber der Republik zu Dienſten ſtehn, wenn ſie ihn verlangt. Wenn ein Schiff verlohren geht, ſo iſt der Armateur verbunden ein anderes von gleicher Stärcke zu kauffen oder zu bauen, weil die Republik nichts von ihrer Macht verlieren will. Dieſes wird ſo ſtrenge beobachtet, daß man die Armateurs nöthiget eine dazu erforderliche Summe Geldes zu deponiren. Die Republik bekömmt den achten Theil von allen Priſen, von Sclaven, von Kauffmanns-Waaren und von Schiffen das übrige wird unter die Matroſen und den Armateur getheilet.

Die Sclaven der Republik tragen einen eiſernen Ring am Fuſſe: und ſind in verſchiedene Bagnes eingetheilet. Alle Morgen werden die Thüren von dieſem Bagnes aufgethan, wo es einem jeden der arbeiten will, frey ſtehet heraus zu gehen. Viele von den Sclaven legen Wirthshäuſer an, und verdienen in Kurzem, durch mancherley Räncke ſo viel, daß ſie leicht ihr Löſe-Geld entrichten könten, wenn ſie nicht lieber in einer liederlichen Lebens-Art verbleiben wolten. Einer gewiſſen Art von Sclaven gehet es ſehr übel, wenn ſie den Tagarinen in die Hände fällt. Dieſes ſind Mauren die aus Spanien gekommen ſind und aus dem Sclaven-Handel ihr Handwerk machen. Perſonen von Stande und von denen man glaubt, daß ſie Vermögen haben, wird von ihnen ſehr übel begegnet, bis ſie entweder von den Chriſtlichen Potentaten, oder durch die Almoſen ihrer Unterthanen, oder von Privat-Perſonen losgekauft werden. Es müſſen dabey zu Algier verſchiedene Rechte bezahlet werden, welche der Verf. anzeiget.

Frankreich, Engelland und Spanien haben ihre Conſuls in Algier. Auch iſt ein Apoſtoliſcher Vicarius nebſt einigen Geiſtlichen daſelbſt, zu deren Unterhalt die verſtorbene Herzogin von Eguillon eine Fundation errichtet hat. Das Hoſpital iſt von einen Capuciner geſtiftet worden, welcher Beicht-Vater bey Dom Juan d'Autriche geweſen und in die Gefangenſchaft gerathen war. Als dieſer Prinz eine anſehnliche Summe Geldes zu ſeiner Befreyung geſendet hatte, kaufte dieſer Geiſtliche für ſein Löſegeld das Haus wo jetzo das Hoſpital und der Kirchhoff der Chriſten iſt, und verordnete, daß die Patres von der Redemtion die Verwaltung darüber haben, und verbunden ſeyn ſollen, alle Chriſtlichen Sclaven aufzunehmen und ſie in ihren Krankheiten gehörig pflegen zu laſſen, ohne die geringſte Vergeltung zu verlangen. Dieſer gutthätige Capuciner ſtarb in der Gefangenſchaft, nachdem er ſeinen eigenen Vortheil dem allgemeinen Beſten großmüthig aufgeopfert hatte.

Das Politiſche Intereſſe erfodert, daß Algier mit denen benachbahrten Mächten, Maroco und Tunis in gutem Vernehmen ſtehe, denn da die Provinzen die unter der Botmäßigkeit von Algier ſtehen, von lauter Mauren und Arabern bewohnet ſind, denen die Herrſchafft der Türcken unerträglich iſt: ſo ſind dieſe dem Könige von Maroco und dem Dey von Tunis, welcher letztere ein Maure iſt, der ſich dieſes Königreichs zum Nachtheil der Türcken bemächtiget hat, natürlicher Weiſe zugethan. Ferner muß die Republic, wenn ſie mit ihren Nachbaren in Krieg verwickelt iſt, alle ihre Miliz gebrauchen, um ihr Anſehen zu erhalten: ſie kan alſo alsdann keine Schiffe auf den Raub ausſenden, auch iſt der Dey alsdann in der Stadt ſelbſt nicht recht ſicher, weil ſie von lauter Mauren bewohnt iſt. Die Türcken ſehen die Folgen hievon ſehr wohl ein, deßwegen halten ſie die Mauren ſo geringe und gehen ſo ſtolz mit ihnen um, daß ſie mit der Milch ſchon das Schrecken und die Furcht vor dem Türckiſchen Nahmen einſangen. Alle Staatsſtände hingegen treiben die Republic an, mit den Chriſtlichen Potentaten einen beſtändigen Krieg zu führen. Die Grund-Verfaſſung der Republic iſt ſo beſchaffen, daß ſie durch ſolche Unglücksfällen gewinnt, die andern Staaten den Untergang bringen würden. Ihre Haupt-Maxime iſt dieſe: Daß die Republic niemals von ihrer Macht etwas verlieren kan. Wenn ein Corſariſch Schiff untergehet, ſo muß der Armateur ein anderes wieder ſchaffen. Wird ein Türcke oder Maure gefangen genommen, geſchähe es auch im Dienſte der Republic, ſo iſt er dem Staate geſtorben. Da nun die meiſten Türcken, die in Sold ſtehen, weder Kinder noch Brüder hinterlaſſen, ſo bemächtigt ſich die Republic aller Güter eines ſolchen Gefangenen. Trägt es ſich etwan zu, daß er wieder zurück kömmt, ſo darf der Staat ihm nichts, als den Sold von einem Jahre geben, damit er ſich mit neuen Waffen verſehen könne. Es iſt auch wohl zu bemercken, daß, da die Beſoldung alle Jahre ſteigt, folglich ein Soldat in zehn, zwölf oder funfzehn Jahren erſt den geſchloſſenen Sold bekömmt, die Republic ein merkliches gewinnen muß, wenn eine gewiſſe Anzahl davon gefangen genommen wird, oder umkömmt. Sie läßt alsdann andere Türcken aus der Levante kommen, die mit dem kleinſten Solde wieder anfangen müſſen.

Zuletzt macht der Verf. noch einige Anmerkungen über das beſondere Intereſſe von Franckreich, in Anſehung des Staats von Algier. Er glaubt, daſſelbe erfodere, daß wenn Algier zu Grunde gienge, Franckreich es wieder herſtellen müſſe. Als einen Anhang hat er dieſem Wercke noch einen Friedens-Schluß zwiſchen Franckreich und Algier, nebſt Briefen und Negationen, zwiſchen Holland und dem Dey beygefüget.

Der Verf. ſagt, er habe ſeine Nachrichten von einem Manne, der ſich in wichtigen Angelegenheiten einer gewiſſen Macht einige Jahre zu Algier aufgehalten habe. Er ſey aus Liebe zur Wahrheit bey den meiſten Ausdrücken dieſer Nachrichten geblieben, daher man einige unzierliche darunter finden würde. Auch werden einige Unordnungen und Wiederhohlungen hieher zu rechnen ſeyn. Er wünſcht, daß ſeine Nachrichten denen Mächten die mit Algier in Verbindung ſtehn, einige Kenntniß verſchaffen mögen, damit ſie mit dieſen Republicanern ins künftige mit mehr Sicherheit und Geſchwindigkeit ihre Unterhandlungen pflegen können.

Beſchluß des Artickels
von der
Scientia morali,
des Hrn. Baron von Wolff.

Nachdem der Herr Verfaſſer überhaupt bewieſen hatte, daß man die ſittliche Verbeſſerung des Menſchen bey dem Verſtand anfangen müſſe, und gezeiget, durch was für Mittel der Verſtand überhaupt vollkommen wird, ſo handelt er jetzo in den folgenden Capiteln, von den Tugenden des Verſtandes insbeſondere, wobey er die Eintheilung der Alten in virtutes intellectuales formales und materiales beybehalten. Die erſtern ſind, der Scharfſinn, das Genie, die Gründlichkeit, die Tiefſinnigkeit, die Kunſt zu erfinden, zu beobachten und Verſuche zu machen, von den andern ſind, die Wiſſenſchaft, die Weisheit, und die Klugheit die vornehmſten.

Wir ſind, wie der Hr. Verf. beweiſt, aus zwey Gründen verbunden, uns nach den Verſtandes-Tugenden nach allem Vermögen zu beſtreben. Hauptſächlich deswegen, weil ohne ſie die Tugend nicht vollkommen ſeyn kann. Es gehört ein vollkommener Verſtand dazu nicht nur ſeine Pflichten in allen Fällen zu erkennen, ſondern ſie auch zu thun. Hernach, weil die Glückſeeligkeit im Genuß des Vergnügens beſtehet, die Verſtandes-Tugenden aber ſchon an ſich ſelbſt, ohne Abſicht auf ihren Einfluß in die Tugend, uns vielfältiges und gründliches Vergnügen gewähren, ſo ſind wir auch deswegen verbunden, ſie zu ſuchen.

Ein rechtſchaffener Sittenlehrer muß alſo zeigen, wie der Verſtand nach allen ſeinen verſchiedenen Fähigkeiten könne vollkommen gemacht werden, und dieſes thut der Hr. Verf. hier auf eine ſehr weitläuftige, aber auch zugleich ſehr gründliche Art. Er merkt an, daß die meiſten Menſchen dieſe Vollkommenmachung des Verſtandes blos auf den Umgang mit andern ankommen laſſen. Es dienet freylich zur Aufnahme der Verſtandes-Kräfte, wenn man mit Leuten umgeht, die es darinn ſchon weit gebracht haben, da aber gewiſſere und ſicherere Mittel dazu vorhanden ſind, ſo müſſen dieſe nicht verſäumt werden.

Die Logik zeiget, wie man die Fähigkeiten des Verſtandes recht gebrauchen ſoll, zur Sittenlehre aber gehört auch, daß gezeiget werde, wie man dieſelbe erlangen und vollkommner machen kann. Dieſes iſt eigentlich eine beſondere und ſehr wichtige Wiſſenſchafft. Wie ſehr wäre zu wünſchen, daß jemand nach der Anleitung unſers Weltweiſen, in gemeiner Sprache und in einem allgemeinen Vortrage, dieſe Wiſſenſchaft, den Verſtand vollkommen zu machen, beſonders abhandlen möchte.

Man würde in gegenwärtigem Werck alle Materialien antreffen, um ein ſolches Syſtem vollkommen gründlich zu machen. Denn der Hr. Verf. giebt erſtlich von jeder Eigenſchafft des Verſtandes deutliche Begriffe, hernach zeiget er, wie viel ſie zu der Tugend beytrage, er ſchreibt vielerley Mittel vor, wodurch ſie zu erlangen und vollkommner zu machen, er zeiget, wodurch ſie gehindert und verdorben werde. Alles dieſes erläutert er in den weitläufftigen Scholiis oder Anmerkungen mit Exempeln.

Nach einem aufrichtigen Geſtändniß, der Vortrefflichkeit dieſes und anderer Werke unſers Weltweiſen, wird uns wohl erlaubt ſeyn, auch etwas daran auszuſetzen. Dieſes betrifft nicht die Materien ſelbſt; denn wir geſtehen, daß nichts vergeſſen iſt, und daß wir nichts unrichtiges darin angetroffen. Aber die Methode deren ſich der Hr. von Wolff bedienet, dünkt uns nicht die vollkommenſte zu ſeyn. Wir halten dafür, daß er oft etliche Lehrſätze in einen einzigen bringen, und alſo für alle einen einzigen Beweis hätte geben können, dadurch wäre die in der That allzugroſſe Weitläufftigkeit vermieden worden; und da ſo ſehr viele Beweiſe nacheinander, gleichlautend ſind, ſo bekommen die gröſſern Wercke des Hrn. Verfaſſers, eine gewiſſe Monotonie, die vielen Leſern verdrieſlich fällt, dieſe aber würde durch die Zuſammenziehung der Sätze, da nemlich nur ein Hauptſatz bewieſen, die andern aber als Zuſätze daraus hergeleitet werden, vermieden werden.

Indeſſen wünſchen wir, daß der Hr. Verf. in ſeinem hohen Alter Kräffte genung haben möge, wenigſtens die Moral noch gantz auszuarbeiten.

J. Wilkens, Biſchofs zu Cheſter Grundſätze und Pflichten der natürlichen Religion.

Beſchluß.

Zum dritten Stück der natürlichen Religion gehört eine den Vollkommenheiten GOttes gemäſſe Neigung des Hertzens und ein geziemendes Betragen gegen GOtt. Das göttliche Weſen, ſagt Cicero, kann mit Recht wegen ſeiner allerhöchſten Vortreflichkeit, Seeligkeit und Ewigkeit Verehrung von uns fodern. Denn alles was vortreflich iſt, verdienet Hochachtung; Und von der Beſchaffenheit dieſer Verehrung heiſt es beym Menander: Die Menſchen bemühen ſich vergeblich, durch koſtbare Opfer die Götter zu gewinnen; wollen ſie die Gunſt des Höchſten erlangen, ſie dürfen ihn nur im Hertzen lieben und anbeten, und gerecht und heilig im Wandel ſeyn.

Die Allgenugſamkeit GOttes, beſonders ſeine Allwiſſenheit, ſeine Weisheit, Güte und Allmacht muß in uns ein Vertrauen erwecken. GOtt weiß alle unſere Umſtände, er lenkt alles zum Beſten und es begegnet uns nicht das geringſte ohne ſein Wiſſen und ohne ſein Verhängen. --- Die Güte und Gerechtigkeit GOttes, ſeine Wahrheit und Treue erweckt in uns Liebe. Dieſe

Tugend faßt zwey Stücke in ſich. Das erſte iſt eine Hochachtung des Verſtandes, wodurch wir die herrlichen Eigenſchafften des göttlichen Weſens gebührend zu ſchätzen wiſſen und GOtt als den Oberſten in der Reihe der guten Dinge anſehen, als denjenigen, von welchem alles Gute in den Geſchöpfen herſtammt. Hieraus fließt, daß man ihn auch als den einzigen wahren Grund unſerer Glückſeligkeit erwehle und ihm vor allen denen Dingen, die neben ihm einen Anſpruch auf unſer Herz machen wollen, den Vorzug gebe. — Aus der Betrachtung der göttlichen Macht entſtehen Ehrerbietung, Furcht, Demuth und kindliche Unterwerfung. Eine jede göttliche Vollkommenheit, beſonders die Allwiſſenheit und Güte, iſt bequem, dieſe Neigung in dem Herzen zu erwecken. GOtt kennet unſere Schwachheiten und verborgenſten Fehler und muß folglich in dieſer Abſicht von uns gefürchtet werden. Wer ſolte den GOTT nicht fürchten, ſagt Cicero, der alle Dinge beſorgt, kennet und merkt, der ſich aller Dinge annimmt, auf alles Acht gibt und ſtets beſchäftigt iſt? GOttes Güte, Leutſeligkeit und Barmherzigkeit, ob ſie gleich unmittelbare Vorwürfe der Liebe und Freude ſind, ſo ſind ſie doch zugleich auch ein Grund der Ehrfurcht. Eine beſondere Beziehung hat aber dieſe Tugend auf die Macht GOttes und derſelben Wirkungen. -- Es iſt falſch, daß wir uns einbilden, es werde durch dieſe Furcht das Gemüth mit Unruhe angefüllt. Wer den HErrn fürchtet, deß Seele ſoll in Ruhe wohnen. Wer nichts fürchten will, ſagt Auguſtin, der lerne GOtt fürchten: und beym Plutarch heißt es: Wer GOtt als den oberſten Vergelter des Guten und Böſen kennet und ihn deswegen fürchtet, iſt von aller andern Furcht frey. Niemand wird mehr von Furcht beunruhiget, als GOttesverläugner, die durch ihre Grundſätze und durch ihre Lebensart ſich bemühen, ſich gegen die Furcht GOttes zu härten. Illi ſunt qui trepidant & ad omnia fulgura pallent. Die Pflichten, die eine beſondere Beziehung auf GOttes Oberherrſchaft über uns haben, werden unter dem Nahmen des Gehorſams begriffen.

Der thätige Gehorſam faſſet in ſich eine Erkenntniß der göttlichen Geſetze, eine Beybehaltung derſelben, daß wir ſie für heilig, gerecht und gut erkennen. Die äuſſerliche Unterwerfung iſt nie rechter Art, wo nicht unſer Herz mit ihnen in eine Uebereinſtimmung gebracht iſt. Der iſt ein groſſer Geiſt, ſagt Seneca, der ſich GOtt überläßt, und: GOTT gehorchen iſt wahre Freyheit. Die Gleichförmigkeit mit dieſen Geſetzen iſt das dritte ſo zu dieſem Gehorſam gehört.

Von dem leidenden Gehorſam oder Unterwerfung unter GOttes Willen wird hier ausführlicher gehandelt. Zuerſt führt der Verf. an, was Seneca, Epictet, Marc Aurel und andre davon vortrefliches geſagt haben. Ich ſehe in allem, ſagt Marc Aurel, was mir begegnet, auf GOtt, als denjenigen, der alle Zufälle weißlich eingerichtet und geordnet hat: und Epictet: was die göttliche Weisheit erwehlet hat, muß ja nothwendig beſſer ſeyn, als was ich erwehle. — Leite mich wohin du willſt, ſetze mich in welchen Zuſtand dir beliebt: Soll ich eine Privatperſon bleiben und kein öffentliches Amt bekleiden, ſoll ich arm und nicht reich ſeyn; ich will damit nicht nur zufrieden ſeyn, ſondern dich auch noch vor aller Welt rechtfertigen und behaupten, daß deine Wege mit mir die allerſchicklichſten und weiſeſten und für mei-

nen

den Zuſtand die vortheilhafteſten ſind. — Du haſt alles, was du haſt, ſelbſt dein Weſen von GOTT empfangen: wie darfſt du es denn ſo hoch empfinden, wenn es ihm wohlgefällt, etwas davon wieder zurückzunehmen? Wer biſt du? woher kommſt du? und warum biſt du hier? Iſt es nicht GOtt, der dir das Weſen in dieſer Welt gegeben, der dir eine ſolche Natur zugeeignet? Hat nicht er diejenige Rolle beſtimmt, die du auf dem Schauplatz der Welt zu ſpielen haſt? dir gebühret, deine Perſon wohl zu ſpielen. Aber zu erwehlen, was für eine Perſon du vorſtellen ſollſt, das kommt einem andern zu. Schickt es ſich nicht beſſer mit Dankſagung für das, was wir geſehen und gehöret haben, aus dem Schauſpiele zu ſcheiden, als mit Murren, daß deſſen nicht noch mehr geweſen? und beym Seneca heißt es: Dieſe Beſchaffenheit der Dinge können wir nicht verändern: aber das können wir: einen groſſen Muth faſſen, der ſich für einen ehrlichen Mann ſchickt, und die Zufälle dieſes Lebens ſtandhaft ertragen. — Nimm von einem tugendhaften Mann, ſagt Maximus Tyrius, den Ruhm des Leidens hinweg, du wirſt ihm ſeine Krone rauben und ſeine Ehre verdunkeln.

Hiernächſt werden einige Regeln gegeben, wodurch wir zur Geduld in Trübſalen gelangen, wenigſtens uns die Erlangung dieſer Tugend erleichtern können. Z. E. Man bilde ſich kein Uebel nicht gröſſer ein, als es in der That iſt: Man richte ſeine Gedanken nicht ſo ſehr auf das Schmerzliche deſſelben, daß man das Heilſame, ſo darin iſt, aus der Acht laſſe. Man lerne ein jedes Ding nach ſeinem wahren Werth ſchätzen. Niemanden wird ein Unglück klein machen, als den das gute Glück bethöret hat. Man bereite ſich im Wohlſtande zu Widerwärtigkeiten, durch eine kluge Betrachtung der Veränderlichkeit aller Dinge. Unerwartete Uebel, ſagt Seneca, drücken ſchwerer: die Neuigkeit legt dem Elende ein Gewicht bey. Der benimmt den gegenwärtigen Uebeln ſeine Kraft, der ſie als zukünftig vorhergeſehen hat. Man beſtrebe ſich nach denjenigen Tugenden, welche mit der Geduld in Verwandtſchaft ſtehen, als: Liebe, Freundlichkeit, Sanftmuth, Mäſſigung ꝛc.

Im zweyten Buch zeiget der Verfaſſer wie die Religion unſere Glückſeligkeit befördere. Die Gottesfurcht iſt eine natürliche Urſache der Geſundheit des Leibes. Sie ſetzet den Menſchen in den Stand, daß er alle diejenigen ungeſtümen Aufwallungen des Haſſes, des Zorns, der Furcht, des Kummers, des Neides ꝛc. welche unſerer Geſundheit nachtheilig ſind, unterdrücken kan. Sie hält unſer Gemüth in einer ſteten Heiterkeit und Stille. Sie ſtärket unſern Geiſt in allen Umſtänden dieſes Lebens mit Zufriedenheit und Fröhlichkeit. Ein fröliches Herz iſt aber ſo gut, als Arzeney. — Die Religion iſt auch das beſte Mittel zur äuſſerlichen Sicherheit, Freyheit und Ruhe. Sie lehret uns den Geſetzen gehorchen und uns der Obrigkeit unterwerfen. Sie tilget allen Eigennutz, Stolz, Geiz, und lehret Wohlthätigkeit, Sanftmuth und Langmüthigkeit. Sie macht daß wir uns den öffentlichen Frieden und das allgemeine Beſte angelegen ſeyn laſſen und uns in unſern Wünſchen und Wohlthaten großmüthig und milde erzeigen. — Die Gottesfurcht befördert auch unſer innerliches Wolſeyn. Dieſes begreift zwey Stücke in ſich: Die Vollkommenheit und rechte Regierung der Kräfte unſerer Seele, und den Frieden, die Ruhe und das Vergnügen, ſo daraus entſpringet. Laſter erniedrigen natürlicher Weiſe die Seele, indem ſie dieſelbe in den Stand der ſinnlichen Lüſte und der Knechtſchaft ſtürzen, den Geiſt ſchwächen und ſchmerzlich machen. Gottesfurcht

furcht und Tugend erleuchtet und erhöhet die Seele: Sie giebt uns die Herrſchaft über uns ſelbſt und über alle blinde Triebe und Leidenſchaften. Was die Geſundheit in Anſehung des Leibes iſt, das iſt die Tugend in Anſehung der Seele. Gottesfurcht erweitert den Verſtand, indem ſie ihn tüchtig macht, über die engen Schrancken der Sinne hinauszuſehen und ſelbſt das Unſichtbare zu beſchauen. Sie erhöhet und regieret den Willen, daß er ſolche Dinge nur begehre und in ſolchen Dingen ſich nur beruhige, die geſchickt ſind, die wahre Vollkommenheit unſerer Natur zu befördern und eine wahre Freyheit, Edelmüthigkeit und Großmuth in der Seele zu zeugen. Sie bringet die Leidenſchaften unter den Gehorſam der Vernunft und hält ihre ungeſtüme Heftigkeit im Zaum. Und ſo wird ſie auch die Urſache des Friedens und der Freude.

Dieſes ſchöne Syſtem der Religion das mit den ausgeſuchteſten Gedancken der alten Sittenlehrer geſchmückt iſt, hätte verdient daß es durch die Ueberſetzung keinen Grad von ſeiner Schönheit verlohren hätte.

Leipzig.

Das vortrefliche Werk des Herrn D. Foſters, welches er im vorigen Jahr unter dem Titel: Diſcourſes on all the principal branches of natural Religion and ſocial virtue, Vol. I. in groß Quarto zu London herausgegeben, verdienet ohne Zweifel alle die Aufmerckſamkeit, die man demſelben gewidmet, und alle die Lobſprüche, mit welchen man es aufgenommen hat. Ein Mann, wie Herr Foſter, konnte unmöglich etwas gemeines ſchreiben und nur nachſagen, was andere vor ihm geſagt hatten. Er überſiehet alles aus ſeinem eigenen Geſichtspunkt, und auch die gewöhnlichſten Beweiſe und Betrachtungen erhalten daher unter ſeinen Händen eine originale Geſtalt, die ſie gleichſam neu macht. Auſſer dem aber hat ſein Buch die wichtigen Vortheile, daß er darin die Spitzfündigkeiten der Metaphyſik aufs möglichſte vermeidet, und Lehren, die alle Menſchen angehen, auch allen nachdenckenden Menſchen verſtändlich zu machen ſuchet, ohne dadurch der Gründlichkeit etwas zuvergeben: daß er in allen hauptſächlichen Stücken die Uebereinſtimmung der göttlichen Offenbarung, und die hohen Begriffe, welche dieſelbe uns von der Gottheit giebt, vor Augen legt, und daß er endlich die Folgen, die für das Herz und für das Leben daraus flieſſen, mit der ihm eigenen Stärcke der Gedancken und des Ausdrucks, obgleich ohne unnöthige Weitläuftigkeit und Umſchweiffe, ins Licht ſetzet. Man kan ein Buch von der Art nicht zu vielen Leſern in die Hände geben, und es iſt daher zu glauben, daß die deutſche Ueberſetzung, an welcher itzo mit allem Fleiß und möglichſter Sorgfalt gearbeitet wird, dem vernünftigen Theil Deutſchlandes nicht unangenehm ſeyn werde, zumal da man vielleicht von dem Verfaſſer ſelbſt Zuſätze und Erläuterungen ſeines Wercks zu erhalten hoffet, die der Ueberſetzung einen gröſſern Vorzug geben können. Die Weidmanniſche Buchhandlung welche auch die Foſteriſchen Predigten in einer ſchönen Ueberſetzung liefert, hat gleichfalls den Verlag jenes Wercks übernommen, und hoffet ſelbiges, was den obengedachten erſten Theil betrifft, auf der künftigen Oſtermeſſe fertig haben zu können.

Künftigen Donnerſtag wird der Anhang zum Monat November ausgegeben.

Anhang
zu den
Critiſchen Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit
Vom Monat November 1750.

Paris. Histoire generale du douzieme ſiecle comprenant toutes les monarchies d'Europe, d'Asie & d'Afrique, les heresies, les conciles, les Papes & les Savans de ce ſiecle, par M. A.*** de Marigny V. Tomes. 1750. 8.

Der Verfaſſer erzehlt hier in der Kürze und gleichſam eilfertig die Geſchichte des zwölften Jahrhunderts von allen europäiſchen Staaten und von den Aſiatiſchen und Africaniſchen Reichen. Dieſe neue Methode ſoll dem Gedächtniß des Leſers zu Hülfe kommen. Ein Geſchichtſchreiber der die Hiſtorie eines beſondern Reichs erzählt, muß ſich oft in die Geſchichte anderer Reiche, die damit verknüpft iſt, einlaſſen, wenn anders ſeine Erzehlungen verſtändlich und vollſtändig ſeyn ſollen. Dieſer ſchleunige und öftere Uebergang, ſagt der Verf. ermüdet den Leſer, und dieſe verſchiedenen und abgebrochenen Erzählungen bringen das Gedächtniß in Verwirrung und Unordnung. Allein iſt denn die Geſchichte eines Reichs von einem Jahrhundert von aller Verbindung mit der Geſchichte anderer Reiche frey, daß der Geſchichtſchreiber ſolche nicht zu Hülfe nehmen darf? Können wir die Hiſtorie des deutſchen Reichs völlig verſtehn, ohne zugleich die Situation des Pabſtthums zu wiſſen? Können wir die Engelländiſche Hiſtorie des zwölften Jahrhunderts vollkommen verſtehen, ohne bisweilen in die Hiſtorie von Frankreich überzugehen? Oder ſollen wir, damit unſer Gedächtniß nicht verwirrt werde, dieſe Hiſtorien ſo lange unverſtändlich ſeyn laſſen, biß uns nachgehends die Geſchichten der andern Reiche beſonders erzehlt werden? Der Fall iſt auf beyden Seiten gleich, und die Kunſt des Geſchichtſchreibers muß dieſe fremden Geſchichten allemal ſo kurtz und in einen ſo vortheilhaften Geſichtspunkt faſſen, daß der Leſer durch dieſe Perſpektive nicht von der Hauptgeſchichte abgeführt wird.

Unſer Verfaſſer ſiehet ſolche Ausſchnitte aus der allgemeinen Geſchichte, wie die gegenwärtigen ſind, als ſo viel Groupen an, die ein hiſtoriſches Ganzes ausmachen. Uns ſcheinet das vielmehr eine hiſtoriſche

Groupe zu ſeyn, wenn man eine groſſe Begebenheit erzählt, wie Saluſt den Jugurthiniſchen Krieg, oder Plutarch die Geſchichte eines Solons oder Alexanders beſchreibt. Homers Ilias iſt eine Groupe vom Trojaniſchen Kriege. Er fängt weit über der Hälfte deſſelben an, aber wir erfahren vom Anfange und vom Ende ſo viel als wir zu wiſſen nöthig haben. Hier aber iſt es ganz anders. Wir erfahren vom Anfange und vom Ende nichts und kommen in ein Land und unter ein Volk das wir nicht kennen, deſſen Sitten, Regierungsarten und Geſetze uns unbekannt ſind, oder unbekannt ſeyn ſollten. In der That dieſe Hiſtorie des zwölften Jahrhunderts iſt ein unnützer Rumpf. Der Einfall, ein Säculum durch die ganze Welt hindurch zu führen, iſt ſo wenig wichtig, daß man dazu nichts mehr gebraucht, als eine allgemeine Weltgeſchichte und ein ſcharfes Meſſer.

Leipzig und Stralſund. Claville von dem wahren Verdienſte, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 1750. 8.

In dem erſten Capittel von der Geburt und dem perſönlichen Verdienſte heißt es: Es iſt gewiß, daß diejenigen, welche die Ehrenſtellen austheilen, weniger irren, wenn ſie dieſelben lieber Leuten von vornehmer Abkunft, als andern von mittlerm Stande anvertrauen. Je reiner das Geblüt iſt, deſto reiner ſind die Triebe und Gedanken. — Durch eine Reihe adelicher Mütter wird endlich das ganze Geblüt gereiniget: dieſe pflanzen das Verdienſt ihrer Väter, welche zugleich die ihrigen werden, mit auf uns fort. — Wenn man aber Verdienſt und Geburt nicht zuſammen vereinigen mag, welches unter beyden ſollte alsdann wol bey einer freyen Wahl den Vorzug behalten, das Verdienſt ohne Geburt, oder die Geburt ohne Verdienſt? dieſe Frage, ſagt der Verfaſſer, iſt ſchwer.

Aus dem Horaz, Racine, Boileau, und andern lateiniſchen und franzöſiſchen Dichtern werden hier viele Stellen angeführt, die ſehr ſchön ſind. Beſonders ſpricht der Verf. oft mit den Worten des Bruyere. Niemand, ſagt er aber, glaube hieben, daß ich mich dieſem groſſen Manne an die Seite zu ſetzen ſuche. Wir lehren zwar beyde gleichſam an einer Schule; er aber in der oberſten und ich in der unterſten Claſſe; ich lege den Grund, er vollendet den Bau. Aus dem angeführten mögen wir urtheilen, wie weit der Verfaſſer dieſes von ſich ſagen kann.

Helmſtädt. Johann Chriſtoph Stockhauſens Grundſätze wohleingerichteter Briefe, nach den neueſten Muſtern der Deutſchen und Ausländer, nebſt beygefügten Erläuterungen und Exempeln. 1751. 8.

Es iſt von einem allgemeinen Nutzen, daß man einen guten Brief ſchreiben lerne. Man betrügt ſich aber, wenn man glaubt, man werde aus einem Briefſteller denken lernen. Er giebt nur Regeln, wie man ſeine Gedanken gut vortragen ſoll.

In dem erſten Theil gegenwärtiger Grundſätze werden die allgemeinen Eigenſchaften eines jeden guten Briefes überhaupt gelehret. Im Eingange erwirbt man ſich die Zuneigung und die Aufmerkſamkeit desjenigen, an den man ſchreibt, oder ſucht ihn zum Inhalt des Briefes einigermaſſen vorzubereiten. Selbſt bey einem perſönlichen Beſuch in der mündlichen Unterredung macht man zwar eine Art des Einganges, ehe man auf die vorzutragende Hauptſache kömmt. Doch in vertrauten oder geſchäftlichen Briefen an gute Freunde findet dieſe Regel eine Ausnahme. Der Eingang muß kurz ſeyn; er muß keinen gar zu gemeinen und niedrigen Gedanken in ſich faſſen; vielweniger muß dieſer Gedanke ſchwülſtig oder falſch oder der Denkungsart des andern, an den man ſchreibt, zuwider ſeyn.

Der Ausdruck in Briefen muß deutlich ſeyn. Man muß alle Provinzialwörter, die nur in gewiſſen Mundarten gelten oder auch nur in gewiſſen Städten gebraucht werden, vermeiden. Der Ausdruck muß vernünftig ſeyn und ſich zur Sache ſchicken. Er muß lebhaft ſeyn; doch muß man ſich allezeit vorſtellen, daß man einen Brief und keine Rede oder Gedicht ſchreibe. Der Ausdruck muß zierlich auch edel ſeyn. Die Kürze der Perioden kömmt der mündlichen Unterredung am nächſten. Es iſt aber am beſten, man halte die Mittelſtraße und ſetze nach Maaßgebung ſeiner Gedanken bald eine kurze, bald eine etwas längere Periode. Zur Vollkommenheit der Schreibart gehöret auch der Wohlklang. Man muß zu dem Ende übelklingende Wörter vermeiden, nicht viele einſylbigte Wörter hintereinander bringen und einerley Wörter nicht zu oft wiederhohlen.

In dem zweyten Theil geht der Verfaſſer die beſondern Arten der Briefe durch. Er weiß wohl daß ein galanter Brief, ein Freundſchaftsbrief, ein geſchäftliches und ein Complimentſchreiben keine beſondere Regeln erfodern; er will nur die allgemeinen und weſentlichen Regeln bey dieſer oder jener Gattung der Briefe etwas näher erläutern und Anfänger auf dasjenige, was die Klugheit und der Wohlſtand dabey erfodern, aufmerkſam machen.

In den ſogenannten Complimentbriefen muß man ſeine Gedanken kurz und ungekünſtelt ausdrücken. Das Witzige muß darin nicht abgeſchmackt oder gezwungen ſcheinen. Weil ſcherzhafte Gedanken eine gewiſſe Vertraulichkeit anzeigen, ſo will die Klugheit, daß man ſich derſelben gegen Vornehmere und Geringere enthalte. Man muß nie in den Verdacht einer Schmeicheley fallen; daher muß man an dem andern nie etwas loben, was nicht gegründet oder nicht lobenswürdig iſt. Ueberdem muß man auch das Lob auf einer ſolchen Seite verſtecken, wo es die Beſcheidenheit des andern am wenigſten beleidigen kann. Der ganze Charakter der Complimentbriefe muß demjenigen ähnlich bleiben, den man in dem perſönlichen Umgange nach den Regeln des Wohlſtandes für vernünftig hält.

In den Condolenzbriefen müſſen die Troſtgründe, die man dem andern vorſtellt, rührend ſeyn. Man muß die Gemüthsart deſſen, den man tröſten will, wohl kennen, damit man wiſſe, welche Gründe einen Eindruck bey ihm machen und auf welcher Seite er einiges Troſtes fähig iſt. Bisweilen hängt man unangenehmen Leidenſchaften mit Vergnügen nach, zumahl wenn man ſie vor billig hält. Daher iſt es ein Kunſtgriff im Tröſten, wenn man dieſe Leidenſchaften nicht ſogleich beſtürmet, ſondern ihnen etwas nachgiebt, um ſie deſto eher durch entgegengeſetzte Vorſtellungen wo nicht aufzuheben, wenigſtens doch zu ſchwächen.

Zu den geſchäftlichen Briefen gehören die Fürbittſchreiben. Wer für jemanden eine Fürbitte einleget, der macht ſein eigenes Zeugniß oder ſeine eigene Bitte zu einem Bewegungsgrund, daß der andere dem Empfohlenen günſtig ſeyn ſoll. Man muß alſo in den Augen des Gönners gewiſſe Verdienſte vor ſich haben oder mit ihm in genauer Freundſchaft ſtehen. Man ſetzt ſich vielen Verdrüßlichkeiten aus, wenn man jemandem eine Perſon empfiehlt, die deſſen nicht würdig iſt. Daher bemühe man ſich dieſelbe vorher wohl kennen zu lernen. Weil man in dieſen Briefen von fremden Tugenden redet, ſo iſt es erlaubt, darin freyer und ausführlicher zu ſchreiben, als von ſeinen eigenen. In der Erhebung der guten Eigenſchaften überſchreite man niemals die Warheit.

Es gehören auch hieher die Berichtſchreiben, darin man jemandem von gewiſſen Sachen Nachricht giebt. Man hüte ſich, daß man durch dergleichen Nachrichten keine dritte Perſon beleidige. Sind der Sachen, die man berichten will, viele, ſo muß man keine Verbindungsſätze machen, die eine gezwungene Art zu denken verrathen. Die Schreibart iſt in dieſen Briefen hiſtoriſch, ohne Pracht und Schmucke. Man will hier nicht ſo wohl ſeinen Witz zeigen, als die Warheit in ihrer natürlichen Geſtalt vorſtellen. Dis ſchließt aber darum das Gefällige nicht aus. Man kann hiſtoriſch ſchreiben, ohne in das Trockene zu verfallen. Dis geſchicht hauptſächlich, wenn man moraliſche Lehrſätze mit einzuflechten ſucht. Dieſe Regel leidet aber eine Ausnahme, wenn wir an vorgeſetzte in Amtsſachen etwas berichten, weil dieſe nur die Sachen ſelbſt und nicht unſere Betrachtungen aus der Sittenlehre wiſſen wollen.

In den gerichtlichen Briefen werden von dem Verfaſſer die Klagſchriften, Urthel, Contracte, Quitungen ꝛc gerechnet. In Schriften dieſer Art würden witzige Einfälle ſehr übel ſtehen. Der gute Geſchmack erfodert aber auch hierin eine reine Schreibart und natürliche Verbindung. Der Verfaſſer hat hier nicht gezeiget, wie ſolche nach den Regeln des guten Geſchmacks beſchaffen ſeyn ſollen, ſondern er hat ſie nur den Anfängern vorgeleget wie ſie, dem guten Geſchmack oft gänzlich zuwider, von der Gewohnheit eingeführet ſind.

Der dritte Theil handelt von den äuſſerlichen Beſtimmungen der Briefe. Es wird darin gezeiget, was der Wohlſtand und das Ceremoniel in Briefen erfodert. Briefe unter Freunden haben hierin eine gröſſere Freyheit. Es gilt von ihnen, was Boileau von der Ode ſagt: Chez elle un beau desordre est un effet de l'art.

Unſer Verf. hat ſich von ſelbſt beſchieden, daß ſein Buch für diejenigen, die mit den ſchönen Geiſtern denken können und an ihren Schriften einen Geſchmack finden nicht geſchrieben iſt. Er hat allein für Anfänger und auch für Secretäre geſchrieben und dieſen ſind gegenwärtige Grundſätze und das vollſtändige Titularbuch, ſehr brauchbar, indem Talander, Weiſe, Menanten, Neukirch ꝛc. theils veraltet ſind, theils nicht viel taugen.

Der Verfaſſer hat ſeine Regeln nach mathematiſcher Lehrart vorgetragen. Dieſe machte, daß er oft ein Licht angezündet, wo nichts dunkles iſt und von Dingen Beweiſe führt, woran niemand zweifelt. Es heißt: Wir ſind verbunden uns ſo vollkommen zu machen als es möglich iſt und alſo ſind wir auch verpflichtet, die Briefe ſo vollkommen einzurichten, als es der davon zu erwartende Nutzen erfodert. und dergl. Er hat dieſes vielleicht darum gethan, weil Deutſchland auf dem Wege iſt eine Schrift ohne logikaliſche Auſſenwerke nicht für gründlich zu halten. Vor allen Dingen wünſchen wir daß die ungekünſtelten Briefe der Sevigne und des Buſſy Rabutin in einer mit Fleiß gemachten Ueberſetzung erſcheinen möchten, damit ſie durch ihre beſſern

Exempel die guten Regeln des Verfaſſers beſtärken und eine natürliche Schreibart ohne Niedrigkeit, eine zierliche ohne abgeſchmackte Süſsigkeit allgemein würde.

Jena. Aethiopiſche Liebes- und Heldengeſchichte, aus dem Griechiſchen des **Heliodorus**, ehemaligen Biſchofs von Tricca, überſetzt durch M. C W. A. 8. 1 Alph. 8 Bogen.

Man kan den Heliodorus den Vater der abgeſchmackten und unwahrſcheinlichen Romane nennen. Seine Heldin die Chariklee, eine Tochter des ſchwarzen Königes Hydaspes und der ſchwarzen Königin Perſina iſt ein Ausbund von blonder Schönheit. Dieſe Tochter wird, wie leicht zu denken iſt, von der Mutter heimlich weg gegeben ſie ſchweift in der Welt herum und kommt endlich durch einen Zufall nach Hauſe. Der Buhler, denn eine Princeſſin muß dergl. haben, heißt Theagenes, ein angehender Jüngling, der eben ſo der ſchönſte und der tapferſte unter allen Mannsperſonen iſt, wie ſie die ſchönſte unter dem Frauenzimmer. Sie muß in der Fremde eine Prieſterinn des Apollo werden, (nach dem neuern Styl wird unter uns Chriſten eine Nonne) und Theagenes muß ſie entführen. Alsbald gehen ihre Gefahren an. Sie werden von Seeräubern aufgefangen und es iſt an dem, daß Chariklee zur Liebe gezwungen werden ſoll, als ein anderer Seeräuber, zu rechter Zeit, das Schiff erobert. Kurz Chariklee kommt in allerley Hände: unter Soldaten, unter Matroſen, unter Räuber und Mörder, immer geliebt und immer unverletzt.

Mit dem ſchönen Theagenes gehet es eben ſo. Wenn ſich eine Fürſtin in ihn verliebt, ſo läßt er ſich tauſend Martern anthun, und die Fürſtin erhält nichts als einen Handkuß, will ſie ihm einen Kuß auf den Mund geben, ſo muß ſie ihn mit Gewalt rauben. Der Held und die Heldin halten es unter einander nicht viel anders. Die ſiebzehnjährige Chariklee liebt den Theagenes unausſprechlich, ſie hat ihn aber gebeten, er möchte ſich ihrer enthalten und er thut es glücklich. Wenn dieſe Verliebten in einer unterirrdiſchen Wohnung einige Nächte beyſammen ſind: ſo kömmt Chariklee ſo keuſch heraus, als ein neugebohrnes Kind. Dieſe Leute wiſſen, daß ſie dazu erſchaffen ſind, Abentheuer auszuſtehen: ſie geben ſich daher bey Zeiten ein Zeichen, woran ſie ſich kennen wollen. Dieſes war nöthig, denn ſie trennen ſich gar zu oft. Als Chariklee ſich einesmals in Bettlerlumpen verſteckte, das Geſicht mit Schminke häßlich machte und ihren Theagenes zu finden herum zog, fand ſie ihn und fiel ihm um den Hals, bekam aber eine derbe Ohrfeige in Gegenwart der Armee und des Volks das auf den Stadtmauren ſtand, bis ſie ihm das abgeredte Zeichen gab. Es fehlt auch dieſem Roman nicht an Hexereyen, an Orakeln, an wahrſagenden Träumen, und die Lebensgefahren ſind unendlich. Bald ſoll Chariklee verbrannt, bald ſoll ſie geſchlachtet werden: Vom Feuer errettet ſie ein wunderbarer Stein, den ſie am Leibe trägt, und vom Altar errettet ſie die Erkennung in ihres Vaters Hauſe: ſie hatte nemlich ihren prieſterlichen Schmuck immer bey ſich getragen und das Päckchen mit Kleinodien richtig behalten, ſo daß ſie von ihrer Mutter leicht daran erkannt werden konnte. Damit auch kein Zweifel übrig bleibe daß Theagenes ein reiner Junggeſell ſey, und Chariklee ſich wohl verhalten habe: ſo ſteigen ſie zuletzt alle beyde auf einen Magiſchen Heerd und kommen unverbrannt wieder herunter.

Was die Art dieſe Sachen zu erzählen anbetrift: ſo iſt ſie ohngefehr alſo. Ich treffe jemanden auf meiner Reiſe an und erſuche ihn mir ſeine Geſchichte zu erzählen, er thut es und erzählt mir manches Abentheuer, und wenn er in ſeiner Erzählung auf einen Dritten kommt, ſo läßt er dieſen ſeine Abentheuer ebenfalls erzählen. Alle dieſe Erzählungen geſchehen immer nach langem Weigern, und werden immer mit der ſpäten Nacht entſchuldigt: ſie ſind mit recht froſtigen Moralen durchflochten, und haben jede ihren nachdenklichen Traum.

Ueberhaupt iſt der Roman verworren genung und wird einigen müßigen Mädchen eben ſo gut gefallen, als die übrigen ſchlechten ſpaniſchen und franzöſiſchen Heldenbücher und Liebesgeſchichten; auch Gelehrte werden ihn durchleſen, weil er von einem Griechen geſchrieben iſt, und es wird ſie gereuen, wie uns.

Gotha. **Rhadamiſt und Zenobia**, ein Trauerſpiel des Herrn von Crebillon, aus dem Franz. überſetzt von G. F. Wolfram. Verlegts Chriſtian Mevius.

Zenobia ſagt:

„ Ich zählte kaum drey Jahr, ſo konte man ſchon ſehen
„ Daß dieſes groſſe Band der Eh ſolt vor ſich gehen:
„ Und Rhadamiſt glaubt ſich davon verſichert [illegible];
„ Allein ſein Vater, der ſich [illegible] ſchwung;
„ Kam mit dem Tiridat nach unſres Reiches Gründen;
„ Der wolt ſich mit dem Blut des Mithridat verbinden.
„ Und der unwürdige, den man mir zugedacht,
„ Hat in der ganzen Welt ſich doch verhaßt gemacht,
„ Und da mein Vater nun vom Bruder ward erdrücket,
„ So ward auch auf den Sohn des Vaters Schwerd gezücket;
„ Sich nun zu rächen an des falſchen Bruders Sinn,
„ Verſprach er Tiridat mein Herze zum Gewinn.
„ Dis war dem Rhadamiſt ein Donnerſchlag im Herzen;
„ Den Reſt des Staates nun nicht gänzlich zu verſcherzen,
„ Nahm er des Vaters Gut und büßt das ſeinge ein
„ Er ſolte ſeiner Wuth nichts mehr verſchonet ſeyn.
„ Trotz dem Numidius und Cotiens Widerſtreben
„ Zwang er den Pollio den Vater ihm zu geben.
„ Ich wandte alles auf des Vaters Rettung an
„ Und bat den Liebſten ſo als je kein Menſch gethan:
„ Darauf verſprach er mir, nicht mehr daran zu dencken,
„ Wenn ich ihm meine Hand dafür zum Lohn wolt ſchencken;
„ Doch wenn des Jawortes er von mir verſichert wär,
„ Solt unter das Geſetz der Staat, ſo wie vorher.

Weil dergleichen Auszüge vielen Raum einnehmen: ſo wollen wir nur von einigen gereimten Ueberſetzungen vortreflicher Poeten die bloſſen Titel anführen:

Nanine oder das beſiegte Vorurtheil, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, aus dem Franz. des Herrn von Voltäre. ꝛc.

Diocletianus der Chriſten Verfolger und Phädra, zwey Trauerſpiele, jenes ſelbſt verfertiget, dieſes aus dem Racine überſetzt von Hudemann.

Virgils Hirtengedichte, zum Vergnügen des Witzes und zur Verbeſſerung des Geſchmacks in deutſchen Verſen herausgegeben von Joh. Dan. Overbeck.

Virgil vom Landweſen. Lübeck.

Virgils Heldengedicht Aeneis pr. 3. Bücher. Göttingen 1750.

Nachrichten.

Leipzig. In der Weidemanniſchen Buchhandlung wird G. G. künftige Michaelmeſſe 1751. an das Licht treten: Jo. Andr. Fabricii, ehedeſſen Prof. C. C. R. und der Hochl. Philoſ. Facultät in Jena Adj. Abriß einer allgemeinen Hiſtorie der Gelehrſamkeit. Es wird in drey Bänden in groß 8. beſtehen. In dem erſten Bande wird von der Gelehrſamkeit und ihrer Hiſtorie überhaupt gehandelt, und alſo im erſten Theile von der Gelehrſamkeit, und zwar 1) von der Gelehrſamkeit überhaupt: 2) von der Philologie und den Sprachen: 3) von den freyen Künſten: 4) von der Weltweisheit: 5) von der Mathematik: 6) von der Gottesgelahrheit: 7) von der Rechtsgelehrſamkeit: 8) von der Arzneykunſt; Von welchen allen überhaupt den Anfängern zum Beſten ein ſolcher Begriff gemacht wird, daß ſie ſehen, was dazu gehöre, wie dergleichen zu ſtudiren ſey, und welches die nützlichſten Bücher dazu ſind. In dem andern Theile wird 1) die Hiſtorie der Gelehrſamkeit überhaupt erkläret: 2) von dazu gehörigen und dienlichen Schriften: 3) von Gelehrten und Bücherſchreibern: 4) von den Büchern: 5) von Schulen, Univerſitäten und gelehrten Geſellſchaften: 6) von Bibliotheken: 7) von Journalen und gelehrten Zeitungen gehandelt. In dem andern Bande iſt eine ordentliche aneinanderhangende Hiſtorie der Gelehrſamkeit ſelbſt, nach dem im erſten Theile des erſten Bandes gemachten Begriffe befindlich, und zwar im erſten Theile die Hiſtorie der Gelehrſamkeit der alten Zeit, 1) vom Anfange der Welt bis auf die Sündfluth: 2) von da bis auf den Thales oder die Babyloniſche Gefängniß: 3) von da bis auf den Kayſer Auguſt oder die Geburt Chriſti: 4) von da bis auf den groſſen Conſtantin. In dem andern Theile wird die Hiſtorie der Gelehrſamkeit der mittlern Zeit, nach den zwölf Säculis in zwölf Capiteln vorgetragen, und in jedem Capitel gezeiget, was die Gelehrſamkeit nach allen ihren Theilen vor Veränderungen gehabt und was in jeder Wiſſenſchaft vor Gelehrte gelebt haben, was erfunden und geſchrieben worden. Der dritte Band träget in dreyen Theilen die Hiſtorie der Gelehrſamkeit in der neuern Zeit, nach dem ſechzehnten, ſiebenzehnten und achtzehnden Säculo vor, ein jeder Theil beſtehet aus ſieben Capiteln, da allemal 1) von dem Zuſtande der Gelehrſamkeit überhaupt und der Philologie inſonderheit: 2) von den freyen Künſten: 3) von der Weltweisheit: 4) von der Mathematik: 5) von der Gottesgelehrſamkeit: 6) von der Rechtsgelehrſamkeit: 7) von der Arzneykunſt gehandelt wird. Der Verfaſſer hat von dieſem Wercke 1731. einen Entwurf in 8. zu Jena drucken laſſen, der in daſigen Gel. Zeitungen von A. 1731. p. 575. angeführet worden, er hat verſchiedene male über ſolchen geleſen, und ſeit der Zeit an einer völlige Ausführung gearbeitet. Von einem jeden Gelehrten wird man kurz, wenn er gelebt, hier antreffen, und eine Nachricht, wo von ihm am vollſtändigſten weitere Erkundigung könne eingezogen werden, bemerkt finden, und von den Büchern wird allemal die erſte und die beſte Ausgabe angezeiget werden, ingleichen wo dergleichen recenſiret oder beurtheilet worden, wann ſolches nöthig iſt. Der Verfaſſer wird ſich als einen bloſſen Geſchichtſchreiber verhalten, nichts ohne Beweiß ſetzen, ſich alles Urtheilens enthalten, es müſſe dann ſeyn, daß dergleichen unumgänglich nöthig wäre, und da wird er es durch kleine Zeichen oder Verweiſe auf andere anmerken. Er hat ſich bemühet vollſtändig alles vorzutragen, aber auch ſo kurz und bündig zu faſſen, als es nur möglich geweſen iſt, ſonderlich die Fehler zu vermeiden, die er bey ſeinen Vorgängern zu tauſenden angetroffen hat, und nichts zu ſetzen, als was den Leſern nützlich ſeyn kan und zur Sache eigentlich gehöret. Es iſt von dieſem Werke ſonſt bereits in dem fünften Stücke des erſten Bandes der Critiſchen Bibliothek, eine weitläuftigere Anzeige zu leſen.

Eben daher. Von den ſchönen Lettres de Ninon de l'Enclos au Marquis de Sevigné, wird in eben dieſer Handlung ehſtens eine Ueberſetzung zum Vorſchein kommen, von der wir um deſto mehr hoffen können, weil ſie ſich von einem Manne herſchreibt, der ſich durch ſeine eigene Schriften ſchon lange des Beyfalls würdig gemacht hat.

Paris. Von der bekannten Histoire Naturelle generale & particul. des Hrn. de Buffon und Daubenton iſt nunmehr die dritte Ausgabe in 8. herausgekommen, davon ein Theil einen ganzen Theil von der groſſen Ausgabe begreift. Von der deutſchen Ueberſetzung, welche die vorige Meſſe herausgekommen, und die der Hr. Prof. Käſtner mit Anmerkungen begleitet hat, werden wir nächſtens ſprechen.

Künftigen Sonnabend wird No. XLIX. ausgegeben.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 4. December 1750.

No. XLIX.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Berlin.

L. Annæi Flori Epitome rerum Romanarum accedit L. Ampelii liber memorialis, curante J. P. Millero. Sumtibus A. Haude & J. C. Spenneri 1750.

Die Zeit in welcher Florus gelebt hat, den gantzen Inhalt ſeiner Schrift und ſeinen Styl wollen wir aus der Einleitung erfahren, die er ſeiner Hiſtorie vorgeſetzet hat:

„Das Römiſche Volck hat von dem Könige Romulus bis zum Cäſar Auguſt ſiebenhundert Jahre durch im Frieden und im Kriege ſo viel Thaten verrichtet, daß, wer die Gröſſe des Reichs mit ſeinen Jahren vergleicht, ihm ein höheres Alter giebt. So weit hat es ſeine Waffen über den Erdkreyß getragen, daß, wer ſeine Geſchichte lieſt, nicht eines Volcks, ſondern das Schickſal des menſchlichen Geſchlechts erfährt. Denn von ſo viel Arbeiten und Gefahren iſt es umher geworfen worden, daß zu der Errichtung ſeiner Herrſchaft, Tapferkeit und Glück einen Wettkampf eingegangen zu haben ſcheinen. Weil alſo dieſes vornemlich, wie alles übrige, zu wiſſen die Mühe wohl belohnt: ſeine eigene Gröſſe ſich aber ſelbſt im Wege ſteht, und der Dinge Verſchiedenheit den Faden der Aufmerkſamkeit zerreiſſet: ſo will ich es machen wie die, welche die Lage der Erde mahlen: ich will ſeine gantze Geſtalt gleichſam in ein kleines Gemälde faſſen und hoffe etwas zur Bewunderung des vornehmſten Volckes beyzutragen, wenn ich ſeine gantze Gröſſe zugleich und auf einmal zeige. Wer alſo das Römiſche Volck als einen Menſchen anſehen und ſein gantzes Alter durchforſchen wolte, wie es gebohren, wie es gewachſen, wie es gleichſam zur Blüte der Jugend gekommen, wie es nachher gewiſſer maſſen veraltet ſey: der würde vier Stufen und Abfälle finden. Unter den Königen war ſein erſtes Alter, faſt zweyhundert und funfzig Jahre hindurch, in welchen es mit ſeinen Nachbarn um ſeine Mutter ſtritt. Dieſes wird ſeine Kindheit ſeyn. Das folgende öfnet vom Brutus und vom Collatinus den Conſuln bis zu den Conſuln Appius Claudius und Quintus Fulvius zweyhundert und funfzig Jahr: worinn es Italien bezwang. Dieſes war die hitzigſte Zeit der Waffen und der Männer; man mag ſie die Jugend nennen. Hierauf zweyhundert Jahr bis zum Cäſar-Auguſt, worin die gantze Welt zur Ruhe gebracht wurde. Dieſes iſt die Mannbarkeit des Reichs und gleichſam ſeine ausgewachſene Stärcke. Vom Cäſar Auguſt bis zu unſerm Alter ſind nicht viel unter zweyhundert Jahr: worinn es durch die Unthätigkeit der Cäſarn gleichſam veraltet und ausgezehret iſt, auſſer daß es unter Trajan, wider aller Vermuthen, die Flügel regt, und ſo alt es iſt, gleichſam in wiederhergeſtellter Jugend grünt. „

Von ſeiner Ausführung ſich einen Begriff zu machen, wollen wir ein gantzes Capitel herſetzen:

Der Galliſche Krieg.

Die Inſubriſchen Gallier und die an die Alpen gräntzeten, hatten thieriſche Seelen und mehr als menſchliche Leiber. Aber der Verſuch offenbarte, daß, gleich wie ihr erſter Angriff mehr als männlich iſt, alſo ihr zweyter weniger als weibiſch ſey. Die Alpiniſchen Cörper, erzogen unter einem feuchten Himmel, haben etwas ähnliches mit ihrem Schnee. Kaum erhitzt ſie die Schlacht, ſo vergehen ſie vor Schweiß, und eine gelinde Bewegung, gleich der Sonne, löſet ſie auf. Sie hatten, ſo wie ſchon oftermalen, alſo auch unter ihrem Heerführer Britomar ſich verſchworen, ihre Gürtel nicht eher aufzulöſen, als bis ſie das Capitol erſtiegen hatten. Es traf ein: den Aemilius überwand ſie und band ihnen im Capitel die Gürtel ab. Bald gelobten ſie unter dem Arioviſt ihrem Mars eine Kette von unſerer Beute. Jupiter fing das Gelübde auf; denn von ihren Ketten errichtete Flaminius dem Jupiter ein guldenes Siegeszeichen. Viridomar war ihr König, als ſie die Römiſchen Waffen dem Vulcan verſprechen. Die Gelübde fielen auf einen andern. Denn der König kam um, und Marcellus hing, nach dem Vater Romulus, die dritten Waffen dem Jupiter Feretrius auf.

Den Kennern der weitläuftigen Römiſchen Hiſtorie iſt es ungemein angenehm in dem Auszuge des Florus die gantze ſchöne Geſchichte zu wiederhohlen und zu behalten: was aber ſeine Schreibart betrifft, ſo werden unſre Leſer gefunden haben, daß ſie kein Muſter der Nachahmung ſey. Spitzfündige Gegenſätze, gezwungene Allegorien, froſtige Wortſpiele muß ein guter Geſchichtſchreiber nicht kennen. Er muß die Kürtze nicht in abgebrochenen Perioden und die Zierlichkeit nicht blos in ſymmetriſchen Stellungen der Worte ſuchen. Florus iſt ein affectirter Scribent und hat alle Augenblick das Wort gleichſam nöthig; da es ſich doch für ihn am meiſten geſchickt hätte, ſimpel zu ſchreiben und ſein gantzes Verdienſt in der guten Anordnung und in einem leichten Vortrage zu ſuchen. Des Grävius beygefügtes Urtheil iſt gantz gegründet, er verweiſt den merckwürdigſten Unſinn und falſchen Witz des Geſchichtſchreibers, den er zuſammen geleſen hat, Pogius aber hält ſich in ſeiner Unterſuchung bey den gewöhnlichen Kleinigkeiten auf und glaubt nur, daß Florus, als ein Spanier, oft allzu poetiſch rede. Wir hoffen indeſſen daß Florus unter unſern heutigen Lateinern viele Liebhaber finden werde; denn dieſe Herren beſtreuen ihre Sachen ebenfalls mit Mohn und Honig und verlaſſen die natürliche Art zu reden, um beſſer Latein zu ſprechen.

Ampelius, der gegen das Ende des occidentaliſchen Kayſerthums gelebt hat, hat ein kleines Werck hinterlaſſen, liber memorialis genannt, worinn er von vielen Dingen ſeinem Schüler einen kurtzen Begriff macht. Z. E. Von den zwölf himmliſchen Zeichen, von den

ſievornehmſten Bergen, Flüſſen, Inſeln, Meeren und Merckwürdigkeiten der Erde, von der Mythologie, von den vornehmſten Königen und Helden der alten Zeit und beſonders von den Schickſalen des Römiſchen Staats. Dieſer Scribent iſt ohne rednerische Schmincke indem er nichts weiter geſucht hat als einen brauchbaren Index von merckwürdigen Sachen zu ſchreiben.

Dieſer neuen Auflage des Florus und Ampelius ſind beygefügt: *Freinshemii excerptiones chronologicæ, Freinshemii index in Florum, Voſſii disquiſitio de Floro, Grævii judicium de ſtilo Flori, Salmaſii judicium de Ampelio.* Und dieſes iſt das zwölfte mal daß wir auf recht ſauberm Papier und mit den allerreinſten Buchſtaben einen Autor Claſſicus aus dieſer Buchhandlung bekommen haben. Man hat die Editionen ſo eingerichtet, daß ſie nicht zu koſtbar werden, welches durch Noten und durch weitläuftigern Druck geſchehen ſeyn würde. Folgende Autores ſind nach guten Ausgaben und mit allen äuſſerlichen Vorzügen ſeit ſechs Jahren erſchienen.

Horatius ad Exemplar Londinenſe Johannis Pine. 8 gr.
Juvenalis & Perſii Satyræ. Argumenta & Chreſtomatias addidit. Joh. Pet. Miller. 10 gr.
Ciceronis opera Philoſophica. 1 R. 8 gr.
- - - opera Epiſtolica. 1 R.
- - - Rhetorica & Orationes ad exemplar Londinenſe edita. 2 R.
Cornelii Nepotis vitæ excellentium imperatorum, nebſt der Franz. Ueberſetzung des Herrn *le Gras*. 8 gr.
Julii Cæſaris & aliorum de bellis Gallico, Civili, Alexandrino, Africano & Hiſpanienſi Commentarii, nebſt der Ueberſetzung des Herrn *d'Ablancourt*. 1 R.
Q. Curtii de Rebus geſtis Alexandri Magni Libri ſuperſtites, nebſt der Ueberſetzung des Herrn *Vaugelas*. 1 R.
Juſtini Hiſtoriæ Philippicæ. 16 gr.
Terentii comœdiæ. 16 gr.
Plinii Epiſtolæ & Panegyricus, nebſt der Ueberſetzung des Herrn *Sacy*. 1 R.
Flori epitome rerum Rom. & Ampelii lib. memorialis, curante Millero. 14 gr.

Dieſen wird der Livius folgen, und ſo wird man die gantze Reihe der alten Römer und Griechen durchgehn, bis die ſchöne Bibliothec des Alterthums vollſtändig wird. Der Hr. Miller wird ſeinen Fleiß in der innerlichen Einrichtung und Genauigkeit der Ausgaben nicht ſparen.

Wir hätten Luſt von jedem dieſer Autoren ins beſondere zu handeln: allein dieſe Arbeit iſt von allzuweitem Umfange, und wir wollen uns für dießmal begnügen ſie genannt zu haben.

Paris,

Hiſtoire generale de Pologne, par M. le Chevalier *de Solignac*, Secretaire du Cabinet & des Commendements du Roi de Pologne, Duc de Lorraine & de Bar. Tom. I-V. 1750. 8.

Die Regenten in Pohlen waren anfangs Hertzoge oder Generale. Im folgenden hatten ſie Könige, nachgehends wieder Hertzoge, welche endlich von Königen wieder abgelöſet wurden, deren Titul ſeit der Zeit unverändert geblieben iſt.

Der Verfaſſer theilt dieſe oberſten Befehlshaber in vier Claſſen. Die erſte fängt von Leck I. an, und geht biß auf Popiel II. Die zwote begreift die Nachkommen des

Piaſts und die dritte das Geſchlecht der Jagellonen in ſich; und in der vierten kommen Könige aus verſchiedenen Häuſern vor, von Henrich v. Valois an, biß auf den jetzt regierenden König.

Die Geſchichte der Printzen aus der erſten Claſſe iſt nichts als ein unförmlicher Hauſe von unwahrſcheinlichen Erdichtungen. Die Pohlen ſollen nach der Regierung der Printzeßin Venda Alexandern den Groſſen geſchlagen haben. Leszko III. bezwang die Gothen und Parther, ſchlug dreymahl den Julius Cäſar, überwand den Craſſus in Preuſſen und ließ ihn geſchmoltzenes Gold einſchlucken, wobey er ſagte: Trinck nun dis Gold, wornach dich ſo ſehr gedurſtet hat. Ich würde mich ſchämen, ſagt u. Verf. alle groben Unwarheiten zu erzehlen, womit die erſten Pohlniſchen Schriftſteller ihre Wercke zu beflecken ſich nicht geſcheuet haben. Welche Nation hat aber wohl nicht aus einer blinden Eigenliebe ihre Jahrbücher mit Erdichtungen angefüllet? Selbſt die Römer, haben ſie nicht aus ihren erſten Vorfahren, aus ſimpeln und ungeſitteten Leuten ſo viele Halbgötter gemacht, die an Macht ſelbſt ihren Göttern gleich ſind?

U. Verfaſſer glaubt aus Beſcheidenheit nur deswegen einiges Lob zu verdienen, weil er nichts falſches vorbringe und keine Warheiten verhehlen. Er übergeht entweder mit Stillſchweigen oder erzehlt es als ungewiß was ihm von glaubwürdigen Schriftſtellern nicht genugſam beſtätigt zu ſeyn ſcheint. Er iſt ſehr befliſſen auch denen ein Genüge zu thun, die nur ein Werck verlangen, das ſie intereßiret. In einer Hiſtorie und beſonders in einer allgemeinen Hiſtorie eines gantzen Volcks kann aber nicht alles gefallen. Es kommen kleine Umſtände vor, die an ſich ſelbſt trocken und matt ſind. Weil ſie indeſſen zum Gantzen gehören, ſo darf der Geſchichtſchreiber ſie nicht weglaſſen, wenn das Gantze nicht unvollſtändig ſeyn ſoll. Seine Geſchicklichkeit muß dieſe unſchmackhaften Stellen durch die Annehmlichkeit der Erzehlung erheben. Wir wollen den Verfaſſer aus ſeinen Erzehlungen kennen lernen.

Nach dem Tode Popiels II. war ein Regimentsanſtand. Es vereinigten ſich endlich alle, die ſich um das Reich beworben hatten, darin, daß ſie die Krone einem ſchlechten Einwohner von Cruſzwig antrugen. Dieſer Mann, Piaſt genannt, begegnete ihnen mit einer dienſtfertigen Höflichkeit, die eben ſo wenig von einem affectirten Eifer, als von der Grobheit ſeines Standes oder von ſeiner niedrigen Erziehung an ſich hatte. Er lebte verborgen in dem Bezirck einer Bauerhütte und alle ſeine Güter waren ein Acker und einige Bienenſtöcke. In ſeiner Armuth vergnügt, weil er ſie zu lieben Muth genug hatte, kannte er nichts höheres als die ſüſſe Ruhe einer einfältigen und rechtſchaffenen Seele. Es war in der That eine Art von Wunder, daß der grobe Auſſenſchein ſeiner Tugend die Aufmerkſamkeit der Groſſen des Reichs an ſich ziehen konnte, die als Perſonen von ihrem Range ohne Zweifel gewohnt ſind, nichts auf die Frömmigkeit zu halten oder ſie zu verachten, ſo bald ſie ſie finden.

Die Proben von dem Verdienſt des Piaſts waren einleuchtend und lebhaft und verleugneten ſich nicht auf dem Thron, auf dieſer gefährlichen Klippe der glücklichſten Köpfe. Wie er in ſeiner Niedrigkeit niemals verkannte was über ihm war, ſo verachtete er auch in ſeiner Erhebung nicht, was unter ſeinem Glücke war. Voll von einer innern Empfindung ſeiner Pflichten begnügte er ſich niemals ſolche nur dem äuſſerlichen Scheine nach zu erfüllen.

Von den beſondern Thaten dieſes Printzen hat uns weder die Hiſtorie noch die Tradition etwas aufbehalten. Man weiß nur dieſes;

er fing kaum an zu regieren, ſo hörte man im Staat nichts mehr von Zuſammenverſchwörungen, von Aufruhr, von Plünderungen und Räubereyen; man kannte daſelbſt keinen andern Ehrgeitz und Eigennutz, als den, zu gehorchen und recht zu thun: er erſtickte die Eiferſucht der Groſſen und bändigte die ungezähmte Freyheit des Volcks; er brachte ſie alle zu ihrer Schuldigkeit zurück durch einen liebreichen Witz, der nichts herrſchſüchtiges an ſich hatte, aber doch Ernſthaftigkeit genung behielt, ihnen ihre Hoffnungen und Foderungen abzuſcheiden. Und endlich, was er weder durch Gelindigkeit noch durch Vernunft erhalten konnte, das bezwang er durch die Stärcke ſeines Beyſpiels. Keine von den benachbarten Nationen hätte ſich jemals unterſtanden ihn anzugreiffen. Sie reſpectirten ſeine Tugenden mehr, als ſie über ſeine Macht eiferſüchtig waren.

Von dem erſten Polniſchen Könige Boleslaus Chrobry, heißt es bey dem Verfaſſer: Ein jeder Unterthan verehrte in ſeiner Perſon den Erben eines Printzen, der die Luſt ſeiner Nation geweſen war. Seine Tugenden kündigten ſeine Gröſſe noch gewiſſer an. Man hatte in ihm von ſeiner zarten Jugend an die mehreſten von den Eigenſchaften groſſer Leute hervorleuchten geſehen. Man beſchäftigte ſich mit nichts, als mit dem Vergnügen, bald die Früchte ſeiner Weißheit zu genieſſen. Dieſes Glück ward nicht verſchoben. Boleslaus wolte von der oberſten Gewalt nichts als die Laſt empfinden, die ſie auflegt. Leutſelig, vertraulich, umgänglich ſahe er ſeine Unterthanen als ſeine Kinder an. Die Lieblichkeit ſeiner Manieren war keine Wirkung ſeiner Geſchicklichkeit. Er kannte die Schwäche der Menſchen gegen die Schmeicheleyen der Groſſen: allein ſeine zärtlichen Achtungen waren nichts als Vorboten des Guten, welches er ſtiften wolte. Ueberzeugt, daß die Geſetze der Macht, die ſie beſchützt, ohngeachtet Gefahr lauffen kraftlos zu werden, wenn die Sitten ſie nicht unterſtützen, reformirte er die Gebräuche, die Vorurtheile, die Geſinnungen der Pohlen: er erſtickte in ihrem Hertzen einen unglücklichen Reſt der Abgötterey und des Aberglaubens; er reinigte ihre Tugenden, ſo gar biß auf ihren Muth, wenn ich ſo reden darf. Die zum Kriege abgerichtete Soldaten muſten noch getreue Unterthanen werden. Der neue Hertzog gewöhnte ſie, die Angelegenheiten des Staats als ſo viele Hausgeſchäffte anzuſehen: und niemals gab er zu, daß ein Hausgeſchäffte bey ihnen ein Staatsgeſchäffte ward. — Er erwählte zwölf Perſonen, die ſich durch ihr Verdienſt unterſchieden, zu ſeinen Gehülfen und Rathgebern. Dieſe hatten Befehl keine andere als die Sprache der Warheit mit ihm zu reden und ihm niemals die öffentliche Noth zu verhehlen. Hieraus entſtand vielleicht der Senat, der in der Folge geſtiftet ward. Nichts entwiſchte der Wachſamkeit dieſes Printzen. Er glaubte nicht über andere erhoben zu ſeyn, als um deſto ſicherer über ihre Bedürfniſſe zu wachen. Auf dieſem erhabenen Poſten beobachtete er ſtets die Ungewitter, die ſie bedroheten. Stets mit ihrem Glück beſchäftigt, arbeitete er entweder dahin, ſie für dem Sturm zu bedecken oder eilte das Unglück das ſie erlitten wieder gut zu machen. Die Liebe ſeiner Unterthanen war eine beſtändige Probe ſeiner Tugenden und die Thränen, die ſie bey ſeinem Tode vergoſſen, rechtfertigten dieſe zärtliche Liebe und brachten ſeinen Ruhm biß zur höchſten Stuffe.

In dem Leben des Uladislaus Hermann macht er von dem [illegible] Sieciech folgende Abſchilderung. Er war einer von dieſen Menſchen der [illegible] welche [illegible] und [illegible] Tapferkeit [illegible] dem Uebermaß von Unverſchämtheit und Stoltz Verzeihung verſchaft und welche dem Staat nothwendig, zur Zeit der Verwirrung und des Ungewitters gefährlich und nützlich, ihn durch ihren Muth retten und Gefahr lauffen ihn durch ihren Ehrgeitz zu ſtürtzen. Sein Stoltz machte daß er alle Vertrauten des Oberherrn ſeines Haſſes würdig hielt. Er machte ihm ſeine getreueſten Unterthanen verdächtig. Einigen nahm er ihre Güter, andern ihre Ehre. Es war keiner, deſſen Hochachtung er nicht verachtete, und niemand, deſſen Verachtung er nicht trotzte. Ein Feind der Mächtigen, ein Unterdrücker der Schwachen, heftig aber dabey verſchlagen, warf er bald das Gute vor, das er nicht gethan hatte u. wolte bald daß man ihm wegen des Uebels danken ſolte, ſo er nicht hatte thun können; und indem er allenthalben Undanckbare fand, verſchaffte er ſich einen Vorwand, niemals eine Gnade zu erzeigen und unaufhörlich Ungerechtigkeiten zu verüben. Uladislaus, durch ſeine Schmeicheleyen verführt, folgte blindlings ſeinem Rath. Allzuſorglos ſeine Gründe auszuforſchen, allzueinfältig die Folgen davon vorherzuſehen, hielt er ſie für deſto nützlicher, je angenehmer er ſie fand. Als ein Fremder mitten unter ſeinem Volk, kante er ſeine Bedürfniſſe nicht und niemand unterſtand ſich ihm ſolche zu entdecken. Selbſt ſein Prinz konte die Bruſtwehr nicht durchbrechen, womit dieſer niederträchtige Miniſter den Thron umgeben hatte, um die Wahrheit davon zu entfernen. Es geſchah nur nach einer Folge von Empörungen, welche eine Zeitlang das Reich erſchütterten, daß Uladislaus endlich erkannte, daß ſein Vertrauter ihn hintergienge, je mehr er ihm ſchmeichelte und daß ein Schmeichler, der ſeinen Printzen betriegt, gleich ſträflich und noch furchtbarer iſt, als der Rebelle, der nach ſeinem Leben und nach ſeiner Krone trachtet.

Hierauf erzählt er weiter wie die Söhne des Uladislaus ſich wider dieſen Miniſter vereinigt und es endlich auch dahin gebracht hätten, daß er vom Hofe verwieſen und ſeiner Chargen beraubt worden ſey. Der Hertzog habe ihn ſo geliebt, daß er ihm alle erhaltenen Geſchencke gelaſſen und ihm erlaubt hätte, ſich nach der Feſtung zu begeben, die dieſer Miniſter auf ſeine Koſten hatte bauen laſſen. Als ſeine Feinde ihm in dieſer Freyſtadt zugeſetzt, ſey der Hertzog verkleidet zu ihm gekommen, und habe ſich mit ſeinem Liebling eingeſchloſſen um ihn entweder durch ſeine Gegenwart zu retten oder mit ihm zu ſterben. Bis es die Printzen nach der Zeit mit der äuſſerſten Gewalt dahin gebracht, daß er das Land habe meiden müſſen.

Paris.

Expoſition des decouvertes philoſophiques de Mr. le Chevalier *Newton*, par Mr. *Mac-Laurin*, ouvrage traduit de l'anglois par Mr. *Lavirotte*. Chez Durand & Piſſot, 1739. groß 4. 2½ Alphab. nebſt 6 Kupferplatten.

Die Philoſophie hat ſeit hundert Jahren ſich mehr aufgenommen, als vorher bey nahe in zwey tauſenden. Wir haben dieſen groſſen Wachsthum derſelben wenigen aber groſſen Genien zuzuſchreiben, davon der Cantzler Baco von Verulam, des Cartes, Newton und Leibnitz die vornehmſten ſind; unter dieſen aber hat ſich inſonderheit Newton durch ſeine mannigfaltigen und groſſen Entdeckungen hervor gethan. Er hat ſie aber ſo vorgetragen, daß unter dem groſſen Hauffen der Gelehrten nur hier und da einer iſt, der ſie aus ſeinen Schrifften ſelbſt ſich recht bekannt machen kann. Es haben ſich daher verſchiedene Gelehrte bemühet die Newtoniſchen Erfindungen allgemeiner zu machen. Zwey berühmte Männer Voltaire und Algarotti, haben ſich ſo gar unterſtanden ſie jedermann zu erklären, welches unſtreitig ein vergebliches Unternehmen war.

Der berühmte Mac-Laurin, einer der würdigſten und geſchickteſten Schüler des engliſchen Philoſophen liefert uns in gegenwärtigem Werck eine philoſophiſche Erzählung der Entdeckungen ſeines Lehrmeiſters, aus welcher diejenige, denen die Mathematiſchen und Philoſophiſchen Wiſſenſchafften nur nichts fremdes ſind, die Verdienſte des unſterblichen Newtons werden kennen lernen.

Dieſes Werk iſt in vier Bücher eingetheilet. In dem erſten handelt der Verfaſſer von der Methode der ſich Newton zu ſeinen Entdeckungen bedient hat, und durchgeht zugleich die verſchiedenen Syſteme der Weltweiſen die vor Newton gelebt haben. Das zweyte Buch enthält Newtons Theorie von der Bewegung und der Mechanik. Das dritte ſeine Entdeckungen über die Allgemeinheit der Schwere, und in dem vierten wird endlich gezeiget, wie dieſer Philoſoph aus der Allgemeinheit der Schwere den Bau der Welt und die Bewegungen der himmliſchen Cörper erkläret hat.

Wir hoffen unſre Leſer auf eine angenehme Art zu unterhalten, wenn wir ihnen von den wichtigſten Materien nähere Nachricht geben.

Man iſt jetzo überall einig, daß nur die Beobachtungen und Erfahrungen zu einer wichtigen Erkenntniß der Natur führen. Aus den Würckungen ſelbſt muß man auf ihre unmittelbahren Urſachen ſchlieſſen. Die ältern Weltweiſen nahmen dieſe Regel ſehr ſchlecht in acht. Ihr Genie muſte ihnen Urſachen angeben, daraus ſie die Würkungen mit Gewalt erklärten. Des Cartes ſelbſt, der ſonſt vielleicht ein eben ſo groſſes Genie, als Newton geweſen, verfehlte die Wahrheit, da er die Einrichtung der Natur aus der Natur des erſten Urhebers aller Dinge herleiten wolte. Dieſe beyden Weltweiſen haben es alſo gerade! an den entgegengeſetzten Enden angefangen denn Newton hat ſich blos der analytiſche Methode bedienet, da man bey den gemeinſten Würkungen der Natur anfängt, von einer Urſache zur andern fortſchließt, bis man zuletzt auf die erſte kömmt. Er war dabey ſo beſcheiden, daß er nichts für würckliche Sätze ausgab, als was er beweiſen konnte, und zu ſeinen Beweiſen bediente er ſich der Mathematik, darinn er alle andere übertraf. Seine übrigen Gedanken und Meinungen, die er doch deswegen nicht verſchweigen wolte, weil ſie den völligen Grad der Gewißheit nicht hatten, trug er unter dem beſcheidenen Namen der Fragen vor. Ein groſſes Exempel, dem kaum der geringſte unſrer Philoſophen nachfolgt!

Damit unſer Verfaſſer die Verdienſte ſeines Lehrmeiſters in ein deſto helleres Licht ſetzen könnte, durchgeht er die verſchiedenen Syſteme der ältern Weltweiſen. Er ſetzt ein ganzes Volck von Philoſophen einem einzigen entgegen.

Die alten Philoſophen haben überhaupt die Natur aus ihrem Kopf erklären wollen. Sie ſtellten ſich vor, auf was Weiſe ſie ſelbſt verfahren würden, wann ſie die Natur einzurichten hätten, der eine wolte alles aus Waſſer hervorbringen, der andre foderte nur Luft, um daraus die Welt zuſammen zu ſetzen, ein dritter wolte dieſes durch das Feuer thun, bis einer kam, der alle dieſe Elemente zuſammen nahm, um daraus die Welt zu formiren. Solche Art zu philoſophiren hatte nichts gewiſſes; jeder Nachkommende zerriß die Gebäude ſeiner Vorfahren mit eben ſo wenig Grund, als jene gehabt hatten, es aufzubauen. Der Verf. merkt an, daß unter den alten Philoſophen die Pythagoreer die richtigſten Begriffe von dem Bau der Welt gehabt. Sie ſcheinen die eigentliche Bewegung der Planeten und der Erde um die Sonne erkannt zu haben, weil ſie aber ihr eigenes Syſtem, gegen den Ariſtoteles ſo ſchlecht vertheidiget haben, ſo ſchließt er daraus, daß weder ſie noch Pythagoras die rechten Gründe deſſelben eingeſehen, ſondern daß es dieſer von den orientaliſchen Philoſophen unvollkommen gelernt habe.

Der Verfall des Römiſchen Reichs zog auch den Fall der Wiſſenſchaften nach ſich. Die Saracenen erhielten noch etwas davon aufrecht, inſonderheit die Aſtronomie. Es wurden aber in etlichen Jahrhunderten keine neuen Entdeckungen gemacht. Im funfzehnten Jahrhundert brachten Purbach, **Regiomontanus** und **Copernikus** die Aſtronomie wieder in Aufnahm, der letztere erneuerte das Pythagoriſche Syſtem von dem Weltbau. Er fand beym Cicero, daß **Nicetas** von Syracuſa die Umdrehung der Erde um ihre Axe, Philolaus aber, nach Plutarchs Zeugniß, ihren Lauf um die Sonne, gelehret haben. Dieſer groſſe Mann vermuthete auch ſchon einiger maſſen die allgemeine Schwere, denn er hielt davor, daß einerley Schwere allen himmliſchen Körpern ihre runde Figur gegeben habe und erhalte. Nach dem Copernicus fand **Tycho, de Brahe** unter andern die Refraktion der Luft und hinterließ Aſtronomiſche Beobachtungen, von einer damals noch ganz ungewöhnlichen Richtigkeit.

Es fehlte aber jetzo allen Phyſicaliſchen Wiſſenſchaften an einer guten Theorie der Bewegungen, um die Begebenheiten der Natur deutlich zu erklären. Zu dieſer bahnten Galiläus in Italien und Kepler in Deutſchland den Weg. Der letztere hat die wahre Bahn der Planeten, und die Fundamental-Regel ihrer Bewegung entdeckt. Er lehrte ſogar die allgemeine Schwere, indem er vorgab, daß der Mond gegen die Erde und dieſe gegen den Mond ſchwer ſey, und daß die Ebbe und Fluth daher rühre. Aber er hatte die Hülfs-Mittel der Mechanik und Mathematik nicht, die ſich **Newton** hernach ſelbſt ſchuf, um dieſes Vorgeben zu beweiſen. Galiläi hatte nicht weniger Verdienſte. Er legte wichtige Gründe zur Theorie der Bewegung, woran ſeit Archimedes Zeiten niemand gedacht hatte. Er entdeckte zuerſt die Schwere der Luft, die Trabanten des Jupiters und verſchiedene andre Sachen.

Der groſſe **Bacon** lebte zu einer Zeit mit dieſen, und war ein Hauptreformator aller Wiſſenſchaften, inſonderheit der Phyſik. Er verwarf das Gebäude der alten Naturlehre, und drang darauf, daß man bey den Beobachtungen der Natur-Hiſtorie und bey Experimenten anfangen müſſe. Er brachte alſo die Experimental-Philoſophie auf, die kurz nach ihm in England, Frankreich, Italien und Deutſchland mit groſſem Eyfer getrieben ward. Hierauf bekam die Natur Lehre durch **Boyle, Gerike, Terinellius** u. a. ein ganz neues Anſehen.

Unter die Schüler des **Des Cartes** ſetzt der Verfaſſer auch den **Leibnitz**, von deſſen philoſophiſchen Erfindungen er ſo ſpricht, daß man deutlich ſehen kann, er habe ſie nicht verſtanden.

So viel von dem Hiſtoriſchen Theil dieſes Wercks.

⁂ ⁂ ⁂

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 11. December 1750.

No. L.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Amſterdam.

Oeuvres de Mr. Remond de St. Mard. 1749. Tomes V. en 12. Mit Kupfern.

Wir müſſen den Herrn von St. Mard ganz überſehen, wenn wir alle ſchöne Stellen anführen wolten; denn er iſt überall der weitſehende Weltweiſe, der angenehme Scribent, der feine Kunſtrichter. Wir wünſchten daß unſre Blätter endlich eine vollſtändige Critik über die ſchönen Wiſſenſchaften enthalten möchten: mit St Mards Hülfe können wir jetzt wiederum einige Lücken derſelben ausfüllen. Wir haben von ihm Geſpräche der Götter, galante Briefe und critiſche Werke. In der Abhandlung von den Dialogen ſagt er, wenn er von den vornehmſten Scribenten in dieſer Art redet: „Die abgezogenſten Wahrheiten bekommen lauter Anmuth, indem ſie durch Platons Einbildungskraft gehn, und das Amt eines Philoſophen, welches er angenommen hat, bringt ihn nie dahin, der Sprache des Dichters abzuſagen. Wir dem ſey, ſo hat er ſeiner Metaphyſic einen Theil ſeiner Ehre zu danken. Dieſe hat ihm faſt alle Väter der Kirche zu Jüngern gemacht; und es konte nicht fehlen. Der Vorwurf der Metaphyſic iſt groß und verträgt ſich unvergleichlich mit der Verwegenheit des menſchlichen Verſtandes, entdeckt aber auch zugleich ſeine Unwiſſenheit ꝛc. Mit ſeiner Moral bin ich mehr zu frieden; wenn ſie den Menſchen nicht zeigt, wie er iſt, ſo zeigt ſie, wie er ſeyn ſolte.“ Kurz darauf heißt es: „Der Weg den er nimmt, durch lauter Fragen und Antworten iſt von Herzen verdrießlich. Ueberdem iſt Plato einer von den weitläuftigſten Scribenten des Alterthums; ein kleiner Begriff und oft ein ſehr gemeiner hilft ihm zu einem ſehr langen Dialogen, und man muß allemal brav bezahlen, was man lernt ꝛc.

Des Cicero Dialogen vom Redner haben groſſe Schönheiten, man findet hier nicht mehr den Cicero, den Montagne den Wortreichen nennt, es iſt der gereifte, der beſtimmte, der genaue Cicero. Er behandelt die ſchwerſten Materien mit einer aufge-

Ppp weckten

weckten Art, die anzeigt, daß er Herr davon iſt. Gebohren zum Gefallen und zum Gefallen in mehr als einer Art, beſaß er eine Einbildungskraft die gemacht war die Wahrheiten zu verſchönern und ihr das Maaß von Lieblichkeit zu geben, welches ihr die Trockenheit benimmt ohne ihr die Stärcke zu entziehn. Man glaube aber nicht daß ſo viele Eigenſchaften ihm das Recht zu entſcheiden geben: er trägt die Wahrheit allezeit mit Zittern vor und mit der Beſcheidenheit eines Menſchen, der unterſucht. Ich weiß nicht woher der entſcheidende Ton heutiges Tages ſo ſehr Mode iſt. Man bedenckt nicht daß er eben ſo viel Unwiſſenheit anzeigt als Eitelkeit ꝛc. „ Doch tadelt er in einer Anmerkung, daß Cicero zwar die gröſſeſten Römer aufführet, daß man aber allezeit den Cicero hört.

Ferner: „ Ich komme auf den Lucian. Dieſer iſt mein Held, denn ihm ahme ich nach und von ihm habe ich gelernt die Götter reden zu laſſen. Doch glaubte ich nicht verbunden zu ſeyn, ſie eben ſo ſprechen zu laſſen, als er. Alles was er ihnen in den Mund legt, dient nur dazu, die Fabeln des Heidenthums zu beſchreyen. Das mag zu ſeiner Zeit ganz angenehm geweſen ſeyn, jetzt iſt es nicht mehr ſo. — Die Philoſophen hatten an ihm einen gefährlichen Widerſacher. Alles was mit einem groſſen Nahmen bekleidet iſt, hat etwas das ſeinen Geſchmack an der Spötterey reitzet, und ſeine ſatyriſchen Züge ſind eben ſo viele Ehrenzeichen. Unſre eigenen Helden zu beſchreyen iſt ein ſicherer Weg zu gefallen. Wunderlicher Eigenſinn der Menſchen! Sie freuen ſich wenn man diejenigen erniedriget, die ſie ſelbſt erhöhet haben! — Lucian hatte eine Wiſſenſchaft welche die Natur giebt und welche der gar zu groſſe Umgang mit Büchern verderben kann. Er ſchertzte angenehm. Wir ſehen alle Tage ſeine Wercke in den Händen witziger Damen, welche nicht müde werden ihn zu leſen; und dieſes iſt nicht der geringſte Theil ſeines Lobes. —. Man wird ſagen, daß die Wiſſenſchaften von ihrer Würde verliehren, wenn ſie leicht werden, und daß die geheimnißreiche Geſtalt, worinn ſie erſcheinen, zu ihrer Schönheit gehöre: vielleicht iſt es auch nur dieſe Geſtalt, der die Gelehrten einen Theil der Ehrerbietung, die man für ſie hat, zu dancken haben. ꝛc.

In der Folge ſagt unſer Autor: Man gefällt dem Leſer, wenn man ſeiner Eitelkeit ſchmeichelt; oder auch ſich nach ſeiner natürlichen Trägheit bequemt. Dieſen groſſen Grundſatz führt er durch alle Schönheiten der Wercke des Geiſtes hindurch bis auf den Syſtematiſchen Vortrag, wovon er ſagt: „ Der ſyſtematiſche Witz der etwas ermüdendes zu haben ſcheint, gefällt uns deswegen, weil er ſich mit unſrer Faulheit ſo gut verträgt. Hat man uns einmal zur höchſten Wahrheit in die Höhe gehoben, ſo überſehen wir die übrigen ganz bequem. Nach der Reihe gemuſtert ſtellen ſie ſich uns alle deutlich vor Augen und wir dürfen uns nur die Mühe nehmen, zu wehlen. „ Hiebey macht er eine weitläuftige Note, die wir unſern Landesleuten wohl gönnen wollen „ Durch den ſyſtematiſchen Witz verſtehe ich eine Neigung und Fertigkeit des Geiſtes ſich bis zu dem Urſprunge der Dinge zu erheben, bis zu allgemeinen Begriffen hinaufzuſteigen; und gewiß, iſt dieſe Fähigkeit einmal erworben, ſo wird die Kenntniß der beſondern Begriffe weit leichter, weit gewiſſer, weit deutlicher und verträgt ſich deswegen mit unſerer natürlichen Trägheit. Was aber den ſyſtematiſchen Witz betrift, der ſeiner Neubegierde niemals Gräntzen ſetzt, der ſeine Verwegenheit niemals mäßigt und einen gantzen und vollſtändigen Be-

Begriff von den Dingen zu haben begehrt, und ſtolz auf ſeine Chimäre Theile zuſammen ſammlet, deren Natur ihm zu erkennen nicht gegeben iſt, ſie verbindet, ſie ordnet, ein Ganzes daraus macht, wovon er die Lücken auszufüllen ſucht, ſich quält, die Fehler zu verbergen und dieſer kindiſchen und eiteln Arbeit den prächtigen Rahmen eines Syſtems giebt: ſo ſage ich, daß dieſe Eigenſchaft des Geiſtes, ſo glänzend ſie iſt, dennoch unter allen übrigen die wenigſte Hochachtung verdient. Ein gewiſſer Mann ſagte mir eines Tages: **Ein Syſtemenmacher iſt ein Narr oder ein Betrüger: er iſt ein Narr, wenn er fortgeriſſen von ſeinen Ideen, überlaſſen der Hitze ſeiner Einbildungskraft, den Fehler ſeines Syſtems nicht merkt; denn jedes Syſtem hat dergleichen. Ich halte ihn für einen Betrüger, ſetzte er hinzu, wenn er Verſtand genug hat den Fehler ſeines Syſtems zu ſehen, und die Sache geheim hält und kein Wort davon ſagt.** Die Rede meines Mannes, das eingenommene Geſicht mit welchem er ſeinen Satz vortrug, die Art wie er ihn bewieß, machte mich ſtutzig, und ich wußte ihm nicht ſonderlich viel zu antworten. Wie dem ſey, und wie viel übels von dem ſyſtematiſchen Witze zu ſagen wäre: ſo muß man geſtehen, daß er in demjenigen, der ihn beſitzt, eine Ausbreitung und Stärke des Geiſtes vorausſetzt, aber vielleicht einen ausgebreiteten und nicht richtigen Geiſt, eine ſtarcke und groſſe, aber nicht wohlregierte Einbildungskraft, und dergleichen haben gemeiniglich die Syſtemenmacher, ich meine die, ſo ſie gantz ehrlich und aufrichtig machen, denn alle machen ſie nicht ſo, und es giebt einige, die brav gelacht haben über den Betrug, den ſie angerichtet hatten. „

Wenn er auf die Lehre von den Dialogen beſonders kommt, befielt er, daß ſie einen beſondern und intereſſanten Begriff einſchlieſſen ſollen, auch ſoll nur eine Wahrheit darinn herrſchen, aber eine fruchtbare Wahrheit. Die Unterredner ſollen faſt niemals einig ſeyn. Er wünſcht die Dialogen kurtz, damit ſie deſto lebhafter ſeyn. Doch muß der Autor mit ſeinem Leſer den Weg machen, der zur Wahrheit führet, er ſelbſt hat ihn ſchon gemacht, alſo kan er ihn auf den angenehmſten führen. Der Weg iſt angenehm, wenn er nicht zu lang und nicht zu kurtz iſt; ein übereilter Gang ermüdet den Geiſt, und weil er von Natur geſchäftig iſt, macht ihn ein allzu langſamer verdrüßlich. Der Styl des Geſpräches kan nicht zu vertraulich ſeyn; ich bekenne, man läuft Gefahr ihn matt zu machen, aber was ſoll man thun? eine ſchöne Eigenſchaft hat allezeit einen Fehler zum Nachbar. — Der Dialoge ein Feind des Pomps und des Affectirens hat die naiven Gratien zum Antheil und die ſchöne Einfalt iſt ſein gantzer Schmuck. Dieſe iſt es vielleicht die ihn ſo ſchwer macht. Man wird es vielleicht nicht glauben, der oratoriſche und poetiſche Styl ſind weit leichter; denn worauf kömmt es dabey an? Seiner Einbildungskraft den Grad der Hitze zu geben, welche lebhafte Begriffe hervorbringt und ſtarcke Bilder ſchafft. Man mache ein Gedicht oder eine Ode, man wird vor begeiſtert angenommen und hat eine Muſe oder einen GOtt auf deſſen Rechnung man alle ſeine Ausſchweiffungen ſchreiben kan. In den Dialogen wird man von niemand erhitzt und es iſt nicht erlaubt ſich ſelber zu erhitzen, es iſt eine Nothwendigkeit die Sprache des Umgangs anzunehmen und man bedenke wie betrübt es vor den menſchlichen Witz iſt, ſich wieder zum Natürlichen gebracht zu ſehn.

(Die Fortſetzung folgt künftig)

Hiſtoire générale du Pologne, par Mr. de Solignac.

Beſchluß.

Der Verfaſſer läßt keine Hauptperſon auftreten, von der er nicht ein wohlgezeichnetes Gemälde macht. Auch gantze Nationen werden auf dieſe Weiſe charakteriſirt. Unter der Regierung des Boleslaus V. fielen die Tartarn zuerſt in Pohlen ein. Bey dieſer Gelegenheit ſchweift er ſehr artig in die Sitten dieſer Barbaren aus. Wir wollen einige Züge aus dem Charakter der Pohlen ſelbſt anführen: Die Großmuth, die Aufrichtigkeit, ein edler Stoltz machen den Charakter der Pohlen aus. Dieſe Eigenſchaften ſind bey ihnen eine Quelle von Verdienſt und ſie machen ihre gröſten Fehler aus, wenn ſie dieſelben nicht in dieſer gehörigen Mittelſtraſſe erhalten, die die Vollkommenheit der Tugend ausmacht. Die Pohlen ſuchen die Reichthümer nicht anders, als um ſich Ehre damit zu machen. Die Kunſt Schätze zu ſammlen kennen ſie ſo wenig, daß viele nicht einmal die Kunſt einer klugen Oekonomie verſtehn. Was ihre Großmuth noch mehr bezeichnet, iſt die Aufnahme der Fremden, ſogar der Unbekannteſten, deren Bedürfniſſen ſie zuvorkommen und die ſie mit einer Höflichkeit und mit Achtungen bey ſich aufnehmen, die der Zeiten des alten Roms würdig ſind. Da ſie von Natur tapfer und kriegeriſch ſind, ſo würden ſie in ihren Kriegs-Expeditionen unbezwinglich ſeyn, wenn ſie ſich darin leiten zu laſſen wüſten und ſich nicht einbildeten ihre Freyheit zu verlieren zu der Zeit, da ſie verſammlet ſind, um ſie zu erhalten. Die Edelleute ſind freye Perſonen, die allein von ſich abhangen. Ohngeachtet des Unterſchiedes, den die Güter, die Würden, die dem Staat geleiſteten Dienſte, das Alter und der Glantz der Häuſer unter ihnen machen können, ſo halten ſie ſich einer dem andern ſo vollkommen gleich, daß ſie ſich einander den Namen Brüder geben. Und ſo reſpektiren die Kleinen die Groſſen, ohne ſie zu fürchten und die Groſſen gehen mit den Kleinen um, ohne ſie zu verachten. --- Ihr König iſt den Geſetzen unterworfen und ſie allein haben das Recht ſolche zu geben. Er iſt nach ihrer Art zu reden der Mund, der die Gedanken aller Rathsglieder kund macht und der eben deswegen nichts ſagen darf, was nicht mit ihren Geſinnungen übereinſtimmt --- Es iſt genug die Menſchen zu kennen, um zu urtheilen, daß es nicht leicht iſt, in den verſchiedenen Reichstägen ſo viele verſchiedene Köpfe auf einen Sinn zu bringen. Man nimmt daſelbſt faſt nicht den Charakter der Nation wahr; man ſolte ſagen, man ſähe neue Menſchen. So gantz entgegengeſetzt ſind ſie denen, deren Sitten ſo frey und angenehm ſchienen. Man macht Partheyen, man ſchmeichelt, man verſpricht, man heuchelt, man verräth, man verſtellt ſich; der Schluß des Reichstages bringt aber die Ordnung und den Frieden wieder zurück; das Ungewitter hört auf und die Oberfläche des Staats wird ſo ruhig, als ſie vorhin war.

Geht der Verf. in einzelne Materien, worüber auf Reichstägen berathſchlagt worden, ſo läßt er uns ihre Reden anhören und bemerkt die Züge, die uns am ſtärkſten rühren. Der K. Sigismund Auguſt hatte ſich mit der Tochter des Caſtellan von Vilna ohne jemandes Vorbewuſt vermählt. Auf dem Reichstage ſtand die gantze Verſammlung wider ihn auf und verlangte, der König ſolte von Stand an die Ehe wieder aufheben, weil ſie ohne Theilnehmung der Republik wäre vollzogen worden. Der König antworte: Die Nation, die ſich auf den Bund verlieſſe, den er mit ihr gemacht habe, könne gar nicht mehr darauf rechnen, wenn er fähig wäre, denjenigen zu brechen, den er mit der Königin gemacht hätte. Ein verrätheriſcher Gemahl ohne Treu und Glauben könnte ihnen keinen andern als einen treuloſen König prophezeyen. Duldet alſo, fügte er hinzu, daß ich in keinem Stücke die Rechtſchaffenheit verleugne, die ihr mir ſelbſt wünſcht. Ich bin mit der Republik verbunden und will ihr Anſehen nicht verlaſſen; ich bin mit meiner Gemahlin verknüpft und wolte eher ſterben, als ihr Vertrauen zu mir hintergehn. Habe ich eure Geſetze verletzt, habe ich eure Privilegien gekränkt, ſo ſetze ich ſie wieder in ihre vorige Kraft ein, dadurch daß ich bekenne dawider geſündigt zu haben und ich biete euch ein Mittel dar, wieder in eure Rechte zu treten, indem ich euch bitte, in meine Vermählung zu willigen. Da ihr ſie nicht trennen könnt, ſo iſt euch nichts übrig, als ſie zu billigen. Meiner Ehre wird es weniger koſten und ihr werdet nichts von der ſtrengen Freyheit verlieren, worinn ihr eure Ehre ſetzt. Dieſe Rede beſänftigte die Gemüther nicht, ſondern brachte ſie nur noch mehr auf. Das wahre Motiv aller Widerſetzungen war: Auguſt ſolte der Krone entſagen. Die Groſſen des Reichs hielten ihn derſelben entweder unwürdig, oder machten ſich ſelbſt Hofnung dazu. Endlich wolte man ſich begnügen, ſeine Macht näher einzuſchränken --- Die Provinzen verlangten bald einen neuen Reichstag. Auguſt, glücklich an Erfindungen, ſtellte auf dieſem vor: der Staat würde niemals ſeinen Glanz wieder bekommen, wenn er und alle ſeine Unterthanen nicht einſtimmig an der Wiederherſtellung der alten Geſetze arbeiteten. Unter vielen Geſetzen erwehnte er eines, welches verboth; vieler Aemter mit einmal zu genieſſen und zu gleicher Zeit viele Staroſteyen zu beſitzen. Er ſtellte vor, daß eine Menge Edelleute, Leute die Verdienſt und Ehre hätten ihre Tage in einem dürftigen Müſſiggange betrübt zubrächten, indeſſen daß die Groſſen der Nation alle Güter und alle Ehrenſtellen an ſich riſſen. Dieſe Rede machte den erwünſchten Eindruck. Die mehreſten von den Mitgliedern des Reichstages fühlten, indem ſie über ihr Elend nachdachten, daß ihr Ehrgeiz wieder aufwachte. Sie foderten ganz dreiſt, das Geſetz wieder herzuſtellen, welches Auguſt zurückgerufen habe. Auguſt hatte dieſes Project nur formirt, um die Glieder des Reichs zu theilen und ſie von dem Vorſatz abzulenken, welchen ſie hatten, ſeine Macht einzuſchränken, oder ihn zu nöthigen, vom Thron zu ſteigen. Die Groſſen der Nation ſuchten die Gunſt des Auguſts wieder zu gewinnen: ſie trugen ihm alle Gewalt auf, die ſie ihm verweigert hatten, und verlangten daß man die Krönung der Königin eiligſt vollziehen ſolte. ꝛc.

Hat der Verf. etwas zu erzählen, das ſich auf die Geſchichte anderer Länder bezieht, ſo thut er dahin nur einen Blick, ohne ſich lange dabey aufzuhalten. Seinen Erzehlungen weiß er Reflexionen und Maximen ſo mit einzuweben, daß es ſcheint, als wenn ſie zur Hiſtorie gehörten. Alles was er beſchreibt, mahlt er mit lebhaften Farben und wir glauben ſelbſt in der Schlacht zu ſeyn, wenn er von einer Schlacht redet, und beſiegen mit den Türcken die Mauren von Conſtantinopel. Man könnte ihm vorwerfen, daß er ſeinen Charakter als Secretär beym K. Stanislaus etwas zu deutlich verrathe, wenn er auf die Ruſſen zu reden kommt und ihnen ſagt: Iwan Baſiliden ſey gröſſer geweſen, als ihr groſſer Czaar Petrus. Ferner, daß er von der Reformation mit mehrerer Bitterkeit ſpreche, als es einem Philoſophen anſtändig iſt. Allein wir gedenken nicht gern der Fehler, wenn wir ſo viel Schönheilen vor uns ſehn, und dieſe Fehler laſſen ſich auf eine ſehr menſchliche Weiſe entſchuldigen. Von andrer Art iſt die Luſt durch Gegenſätze die Rede zu verſchönern; Aber auch dieſes iſt ein Fehler der nicht mehr gerügt wird, weil ſich faſt alle franzöſiſche Scribenten unſrer Zeit deſſelben ſchuldig machen. Und man müſte ein ſehr unbarmherziger Kunſtrichter ſeyn, wenn man haben wolte, die Dichter und Redner ſolten dieſen Witz fahren laſſen, der ſo wenig koſtet und doch ſo ſehr glänzt und den ſelbſt Pope und Voltäre nicht miſſen konten.

Gegenwärtige fünf Theile gehn nur bis auf den König Henrich von Valois, und wir haben noch das wichtigſte von dieſer ſchönen Hiſtorie zu erwarten.

Fortſetzung der Nachricht
von der
Expoſition des Decouvertes philoſophiques de Mr. Newton.

Nachdem der Verfaſſer im erſten Buch die verſchiedenen philoſophiſchen Erfindungen, die vor Newton bekannt geweſen, erzählt, fängt er nun an, die Erfindungen ſeines Lehrmeiſters anzuzeigen. Er begnügt ſich aber nicht mit einer bloſſen Erzählung derſelben; er erklärt ſie, unterſtützt ſie theils mit den Newtoniſchen, theils mit ſeinen eigenen Beweiſen, und wendet die Newtoniſchen Sätze auf verſchiedene Unterſuchungen an, die ſein eigenes Werk ſind.

In dem zweyten Buch handelt er von der Theorie der Bewegung und der Mechanik überhaupt. Er vertheidiget die Newtoniſchen Begriffe vom Raum und der Schätzung der Kräfte eines ſich bewegenden Cörpers. Er geſteht bey nahe, daß der Streit über das Maaß der lebendigen Kräfte, wie ſie Leibniz nannte, ein bloſſer Wortſtreit ſey. Bey der Mechanik begnügt er ſich nicht blos damit, daß er den Stand des Gleichgewichts in den Maſchinen beſtimmt, er giebt Exempel, wie man die Bewegung der Maſchine ſelbſt und die vortheilhafteſte Art derſelben, beſtimmen ſoll. So zeiget er z. E. auf eine ſehr leichte Art, und ohne algebraiſche Rechnungen, daß eine Maſchine, die von Wind oder Waſſer bewegt wird, die ſchnellſte Bewegung von dem Elemente bekömmt, wenn die gleichförmige Geſchwindigkeit, die ſie ſchon erreicht hat, der dritte Theil, der Geſchwindigkeit des Elements iſt; wie man die Flügel einer Windmühle ſetzen müſſe, um die vortheilhafteſte Würkung des Windes zu erreichen, u. dergl. Man ſucht die Gründe zur Auflöſung ſolcher Fragen bey den meiſten Verfaſſern, die von der Mechanik geſchrieben haben, vergeblich. Unſer Verf. iſt zwar hierüber ſehr kurtz, aber ungemein deutlich. Hierauf unterſucht er die Bewegung der auf einander ſtoſſenden Körper, oder die Percuſſion, da er die Wirkungen der Elaſticität ſehr nett erkläret.

Das dritte Buch handelt von Newtons Entdeckung der allgemeinen Schwere. Der Verfaſſer erzählt zuerſt, wie man nach und nach zu den ordentlichen Begriffen von der Schwere aller Körper auf der Erde gekommen, und zeiget hernach, wie Newton entdecket, daß der Mond durch eben dieſe Kraft gegen die Erde getrieben werde, daß alſo die Kraft der Schwere ſich bis über den Mond erſtrecke. Von da gieng Newton weiter, und entdeckte, daß eben eine ſolche Kraft alle Planeten überhaupt gegen die Sonne ſchwer mache. Daß endlich die Schwere eine allgemeine Kraft ſey, die allen Körpern zukömmt, vermöge welcher jeder Körper nach jedem andern gleichſam hingezogen werde, und die alle Planeten in ihren Bahnen erhält. So bekannt nun die Beweiſe dieſer Theorie ſind, ſo lieſt man ſie doch hier mit neuem Vergnügen, indem der Verf. ſie in ſchöner Ordnung und mit groſſer Deutlichkeit vorträgt.

Die Theile der Materie, die zuſammen einen Körper ausmachen, haben ihre beſondern Geſetze der Schwere untereinander. Der Verf. hat die allerleichteſten Beweiſe für die Beweiſe dieſer Geſetze ausgeſucht. In einem runden Körper, wie die Erde iſt, haben die Theile die im Mittelpunkt liegen, in Anſehung der Erde ſelber gar keine Schwere, je weiter aber ein Theil von dem Mittelpunkt gegen die Oberfläche abſtehet, je gröſſer wird ſeine Schwere: auf der Oberfläche iſt ſie am gröſten: je entfernter aber hernach ein Körper von der Erde iſt, je geringer wird ſeine Schwere.

„ Alſo, ſagt der Verfaſſer, hat Hr. Newton
„ durch die gewiſſeſten Beobachtungen und
„ die unläugbarſten Rechnungen, dieſes einfache
„ Principium von der Schwere der kleinſten
„ Theile der Materie gegen einander entdeckt
„ und vollkommen bewieſen. Dähnet
„ man es auf den ganzen Weltbau aus, indem
„ man bey dem Mittelpunkt eines jeden
„ Weltkörpers anfängt, ſo iſt es die Kette,
„ welche alle Theile der Welt zuſammen hält,
„ und ſie in ihren regelmäßigen Bewegungen
„ erhält. Eben die Schwere, die uns auf
„ unſrer Erde ſo wohl bekannt iſt, betrifft ſie
„ alle. Die ganze Welt iſt in dieſem Geſichtspunkt
„ nur Eins, und dieſes ſo allgemeine
„ Principium verkündigt eine allgemeine
„ Regierung einer überall gleich würkenden
„ und mächtigen Urſache.

Dieſes Buch endiget ſich mit einer Erklärung einer andern Entdeckung des Newtons, worauf ihn die Theorie der Schwere geführet hat, nemlich die Abwägung der Materie in jedem Planeten. Es ſcheinet eine verwegene Sache für einen Menſchen, die himmliſchen Körper gegen einander abzuwiegen. Aber Newton hat es gethan. Er konte dieſes aus der Kraft der Schwere ſchlieſſen, die ſich in gleichen Diſtanzen immer, wie die Menge der Materie verhält. Daß z. E. der Planet Jupiter mehr Materie, als unſre Erde enthalte, ſiehet man klar daraus, weil ſeine Trabanten oder Monden eine gröſſere Schwere gegen ihn haben, als der Mond gegen die Erde. Dieſes aber erkennt man daher, weil ſie ihren Umlauf ſchneller machen, als der Mond, ungeachtet ſie weiter vom Jupiter, als der Mond von der Erde abſtehen. Auf dieſe Art hat Newton bewieſen, daß die Sonne 169282. mal ſchwerer ſey, oder mehr Materien enthalte als die Erde, Jupiter aber 1069. und Saturn 3021. mal. Hieraus konte er hernach auch die verſchiedenen Dichtigkeiten der Planeten beſtimmen. Die Erde iſt ein dichterer Körper, als der Jupiter, und dieſer dichter, als Saturn, daher die Erde mehr Hitze als jene ausſtehen kann. Alles dieſes giebt eine fürtreffliche Ausſicht in die Ordnung und Weisheit der Schöpfung.

Der Raum verſtattet uns nicht mit ſolcher Weitläufigkeit von dem vierten Buch zu ſprechen, in welchem der Verf. aus den erzählten Principiis die vornehmſten Begebenheiten in dem Begriff der Planeten herleitet. Zuletzt findet man einen Aufſatz, der die Lebensbeſchreibung des Verfaſſers enthält.

Frankfurt und Leipzig.

Unterſuchungen vom Meere, die auf Veranlaſſung einer Schrift, welche der hochberühmte Prof. in Altorf Hr. Chriſt. Gottl. Schwarz, de Columnis Herculis herausgegeben, nebſt andern Anmerkungen von einem Liebhaber der Naturlehre und Philoſophie vorgetragen worden 1750. 4. 3 Alphabet.

So viel man aus dieſer Schrift ſehen kan, iſt der Verfaſſer ein Mann, der eine ſehr weitläuftige Gelehrſamkeit, inſonderheit in der Naturlehre und in den alten und neuen Sprachen beſitzet. Es ſcheinet, daß er weder einen ordentlichen Beruf noch eine feſte Wohnung hat, ſondern ſelbſt oft in der Welt herum reiſet. Daher zeigt er ſich in dieſem Werk bald als einen Naturforſcher, bald als einen Reiſenden, bald als einen Ausleger der alten und neuen Schriftſteller, bald als einen Sprachverbeſſrer. Seine unruhige Lebensart hat ohne Zweifel einen Einfluß auf ſein Werk gehabt, in welchem wir zwar in der That eine gewiſſe Ordnung und an vielen Orten ſehr viel Gründlichkeit gefunden, darin aber doch unzehlig verſchiedene Materien durch einander vorkommen. Alles dieſes macht einen Miſchmaſch, den wir nicht ohne Vergnügen geleſen haben.

Der Grund des Werks iſt eine Recenſion der Schrift des Herrn Prof. Schwarzen, de Columnis Herculis. Bey welcher Gelegenheit der Hr. Verf. verſchiedener Eigenſchaften des Mittelländiſchen Meeres Erwähnung thut, die er anders als Hr. Prof. Schwarz erkläret. Weil er ſich aber in einer bloſſen Recenſion nicht ſo weit ausdähnen konnte, ſo hat er ſich über dieſelben in dieſem Werk weitläuftig heraus gelaſſen. Er unterſucht alſo: 1) Ob es für eine Fabel zu halten, daß Spanien und Africa aneinander gehangen, und behauptet, daß dieſes Vorgeben wahr ſey. 2) Warum ein Schiff mit gleich ſtarkem Winde auf dem Mittelländiſchen Meere ſchneller von Morgen gegen Abend, als von Abend gegen Morgen ſeegele. Er ſchreibt dieſes den Ströhmen zu und handelt bey dieſer Gelegenheit weitläuftig von den Ströhmen und der Ebbe und Fluth. 3) Warum der Einfluß des Atlantiſchen Meers in das Mittelländiſche zweymal ſtärcker ſey, als der Ausfluß des lezteren in das erſtere. Dieſes erkläret er daher, daß dieſes Meer täglich mehr Waſſer verliehret, als alle Flüſſe dahin führen. Es ſind aber drey Urſachen dieſes Verluſts. Die natürliche Ausdünſtung, das Brechen und Schlagen der Wellen, wodurch das Waſſer gleichſam davon ſtäubt, und die vielen unterirrdiſchen Feuer in dieſen Gegenden, welche die Ausdünſtung vergröſſern. Die vierte Unterſuchung betrift das ſchwartze Meer, da unterſucht wird: Warum das ſchwartze Meer in das Mittelländiſche einen beſtändigen Ausfluß habe, und warum es ungeachtet des ſtarcken Zufluſſes von ſüſſen Waſſern gleichwol geſalzen bleibe. Das erſtere ſchreibt er einer Verſiegung in die Erde und unterirrdiſchen Gängen zu, das Saltz aber käme ſeiner Meinung nach durch die untern Ströhme, die ſehr ofte den obern entgegen ſind aus dem Mittelländiſchen Meere oder dem Archipelago dahin.

Weil der Verfaſſer eine ungemeine Beleſenheit in alten und neuern Schriften hat, ſo findet man hier die vornehmſten Beobachtungen, die bis auf unſre Zeiten über die Beſchaffenheit des Mittelländiſchen und andrer Meere gemacht worden.

Dieſen Abhandlungen ſind verſchiedene Beylagen angehangt, darin inſonderheit eine Menge ethymologiſcher Erörterungen vorkommen, in welchen der Verfaſſer eine groſſe Stärke beſitzt, indem ihm nicht nur die verſchiedenen deutſchen Mundarten, ſondern auch die Wendiſche, Slavoniſche, Italiäniſche und Engliſche Sprachen bekannt ſind.

Den Beſchluß des Werks macht ein Schreiben an verſchiedene Gelehrte in Leipzig. Darin der Verfaſſer ihnen anzeigt, daß er Willens iſt nach Leipzig zu kommen, und Ihnen zugleich von ſeinen künftigen Arbeiten ſowol über einige Stücke der Naturlehre, und der Sprache Nachricht giebt und ſich nicht undeutlich die Wohnung bey einem dieſer Herren ausbittet. Es iſt zu wünſchen, daß dieſer Gelehrte und arbeitſame Mann einen großmüthigen Mecän finde, durch deſſen Vorſchub er ſeine Talente und Erkenntniß zu allgemeinem Nuzen anwenden könne.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 18. December 1750.

No. LI.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

London.

Essays, moral and Political. By David Hume, Esq. The third Edition.

Dieſe Verſuche aus der Sittenlehre und Staatskunſt begreiffen ſechs und zwanzig Stücke, wovon wir das erſte unſern Leſern mittheilen wollen. Wir nehmen die Ueberſetzung dieſesmal aus dem Leipziger Bücherſaal.

Von der Zärtlichkeit des Geſchmacks und der Leidenſchaften.

Es giebt eine gewiſſe Zärtlichkeit der Leidenſchaften, welcher einige Leute unterworfen ſind, und wodurch ſie gegen alle Begebenheiten des Lebens ungemein empfindlich werden; ſie haben eine ſehr lebhafte Freude über jeden Glücksfall, und einen empfindlichen Gram über jedes Kreutz und jede Widerwärtigkeit, ſo ihnen begegnet. Gefälligkeiten und Dienſtleiſtungen ziehen leichtlich ihre Freundſchaft nach ſich; da hingegen auch das mindeſte Unrecht, ihre Rachgier erweckt. Die mindeſte Ehre, oder ein geringer Vorzug vor andern, macht ſie über die Maaſſen hochmüthig; die Verachtung aber rühret ſie eben ſo ſtark. Dergleichen Leute haben nun ſonder Zweifel eine lebhaftere Luſt, und eine kränkendere Betrübniß, als kaltſinnigere und geſetzte Gemüther empfinden. Indeſſen glaube ich, wenn man eins gegen das andere hält, es gäbe niemanden, der ſich nicht lieber die letztere Gemüthsart wünſchen würde; wenn er ein vollkommener Herr ſeiner Verfaſſung wäre.

Glück und Unglück ſtehen nur gar zu wenig in unſrer Macht; und wenn ein Menſch, deſſen Gemüthsart ſo empfindlich iſt, einiges Unglück erfähret, ſo nimmt ſein Schmerz und ſeine Empfindlichkeit ihn gantz und gar ein, und beraubet ihn alles Genuſſes der gemeinen Vorfälle des Lebens, in deren gehörigem Gebrauche dennoch der gröſſeſte Theil unſerer Glückſeeligkeit beſtehet. Groſſe Vergnügungen fallen lange ſo häufig nicht vor, als groſſe Sorgen; ſo, daß ein ſolches empfindliches Gemüth, viel weniger Proben von der erſten Art auszuſtehen haben wird, als von der letzten.

ken. Nicht zu gedenken, daß Leute, die in ihren Leidenſchaften ſo heftig ſind, leichtlich über alle Schranken der Vernunft und Beſcheidenheit auszuſchweiffen und in ihrer Aufführung auf Irrwege zu gerathen pflegen, für welche nachmals kein Rath mehr iſt.

An einigen Menſchen bemerkt man eine Zärtlichkeit des Geſchmacks, welche dieſer Zärtlichkeit der Leidenſchaften überaus gleich kömmt, und eben dieſelbe Empfindlichkeit gegen alles, was ſchön und häßlich iſt, verurſachet, wie dort die Glücks- und Unglücksfälle, die Verbindlichkeiten und Beleidigungen thaten. Ueberreicht man einem ſolchen Menſchen ein Gedicht oder Gemälde, ſo macht die Zärtlichkeit ſeines Gefühls oder ſeiner Empfindung, daß er von jedem Theile derſelben überaus gerühret wird; und dennoch fühlet er die Meiſterzüge mit keinem gröſſern Vergnügen, und mit keiner mehrern Zufriedenheit, als er die Fahrläßigkeiten und Ungereimtheiten, mit Ekel und Verdruß betrachtet. Eine geſittete und vernünftige Unterredung iſt ihm das ausnehmendſte Ergetzen; Grobheit und Ungezogenheit, ſind eine eben ſo groſſe Marter für ihn. Kurz, die Zärtlichkeit des Geſchmacks hat eben die Wirkung, als die Zärtlichkeit der Leidenſchaften: ſie erweitert die Schranken unſerer Glückſeligkeit und unſers Elendes, und macht uns gegen ſolche Verdrieslichkeiten und Vergnügungen empfindlich, die der übrige Theil der Menſchen nicht einmal gewahr wird.

Dem ungeachtet glaube ich, daß ein jeder mir zugeben wird, daß, unbeſchadet dieſer Aehnlichkeit unter beyden, die Zärtlichkeit des Geſchmacks eben ſo ſehr zu wünſchen und zu bearbeiten ſey, als die Zärtlichkeit der Leidenſchaften zu bedauren, und, wo möglich, zu heilen iſt. Die guten und böſen Zufälle unſers Lebens ſtehen ſehr ſelten in unſrer Macht; darüber aber ſind wir wohl Herr, was für Bücher wir leſen, was für Zeitkürzungen wir genieſſen, und was für Geſellſchaft wir beſuchen ſollen. Die alten Weltweiſen beſtrebten ſich, die Glückſeligkeit von allen äuſſerlichen Dingen vollkommen unabhänglich zu machen. Dieß iſt nun ſehr ſchwer zu erlangen; ein jeder weiſer Menſch aber wird ſich bemühen, ſeine Glückſeligkeit in ſolchen Gegenſtänden zu ſuchen, die meiſtens ganz allein von ihm abhängen: und dieſes kan durch keine andere Mittel ſo ſehr erlanget werden, als durch dieſe Zärtlichkeit der Empfindungen. Sobald ein Menſch dieſe Gabe beſitzt, ſobald wird er durch das, was ſeinem Geſchmacke gefällt, glücklicher, als durch das, was ſeine Lüſte vergnügt; und empfindet mehr Ergetzen an einem Gedichte, oder einer vernünftigen Schrift, als die koſtbarſte Schwelgerey ihm darbiethen kan.

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, in wieweit die Zärtlichkeit des Geſchmacks, und die Zärtlichkeit der Leidenſchaften, in der urſprünglichen Verfaſſung des Gemüthes mit einander verbunden ſind. Mich dünkt, ihre Verhältniß unter einander ſey erſtaunlich groß. Denn wir bemerken, daß das Frauenzimmer, deſſen Leidenſchaften zärtlicher ſind, als die unſrigen; auch einen zärtlichern Geſchmack von den Zierrathen des Lebens, der Kleidung, dem Hausrathe, Fahrzeugen und anderm Putzwerke des Hausweſens, beſitzt. Ihr Geſchmack merkt jeden Vorzug in denſelben, viel eher als unſerer; und wer erſt dem Geſchmacke des Frauenzimmers gefällt, der gewinnt auch gar bald deſſen Gewogenheit.

Es ſey nun aber unter dieſen zwo Gemüthsbeſchaffenheiten ſo viel Verwandſchaft als da wolle, ſo bin ich dennoch überzeugt: daß nichts ſo geſchickt ſey, uns von der Zärtlichkeit der Leidenſchaften zu heilen, als wenn wir den Geſchmack, der viel feiner und erhabener iſt, bearbeiten. Dieſer macht uns fähig, von dem

Tha-

Character der Menſchen, von den Werken des Witzes, und von den Früchten der edelſten Künſte zu urtheilen. Ein gröſſerer oder geringerer Genuß dieſer merklichen Schönheiten, die die Sinnen rühren, kömmt ganz allein auf eine mehrere oder geringere Empfindlichkeit des Temperaments an: was aber die freyen Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften betrifft, ſo iſt ein feiner Geſchmack in der That nichts anders, als eine ſtarke Vernunft, oder er hängt doch ſo ſehr von ihr ab, daß ſie faſt unzertrennlich ſind. Von einem Werke des Witzes richtig zu urtheilen, dazu gehöret ſo viel Einſicht, man muß ſo viele Umſtände zu vergleichen wiſſen, und eine ſo auserleſene Kenntniß der menſchlichen Natur beſitzen, daß kein Menſch der nicht die geſundeſte Urtheilskraft beſitzt, jemals eine erträgliche Critik über dergleichen Arbeiten zuwege bringen wird. Dieß iſt nun ein neuer Grund, den Geſchmack in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften zu üben. Durch dieſe Uebung ſtärket ſich unſere Urtheilskraft; wir machen uns richtigere Begriffe vom Leben; viele Dinge ergetzen oder betrüben andere Menſchen, die uns viel zu nichtig vorkommen werden, unſere Aufmerkſamkeit zu erregen; und nach und nach werden wir diejenige Empfindlichkeit der Leidenſchaften gar verlieren, die ſo gar ſehr beſchwerlich iſt.

Jedoch, ich bin vielleicht zu weit gegangen, da ich geſagt habe, daß ein in den ſchönen Künſten geübter Geſchmack die Leidenſchaften erſticke, und uns gegen ſolche Gegenſtände unempfindlich mache, welchen von dem übrigen Theile der Menſchen ſo eifrig nachgejaget wird. Betrachte ich die Sache etwas genauer, ſo finde ich, daß ein ſolcher Geſchmack unſere Empfindlichkeit gegen alle zärtlichen und angenehmen Leidenſchaften, nur deſtomehr verbeſſere; zu gleicher Zeit, da er das Gemüth zu den rauhen und ungeſtümen Bewegungen unfähig mache;

Ingenuas didiciſſe fideliter artes,
Emollit mores, nec ſinit eſſe feros.

Hiervon dünkt mich, kan man zwo natürliche Urſachen angeben. Erſtlich, iſt nichts der Gemüthsart ſo zuträglich, als die Kenntniß der Schönheiten, entweder der Dichtkunſt, der Beredſamkeit, Tonkunſt, oder Malerey. Sie helfen uns zu einer gewiſſen Schönheit von Empfindungen, die dem übrigen Theile der Menſchen ganz unbekannt bleiben. Die Bewegungen, ſo ſie erwecken, ſind ſanft und zärtlich. Sie ziehen das Gemüth von dem Getümmel und Beſtreben des Eigennutzes ab; ſie lieben das Nachſinnen; machen uns zur Gemüthsruhe geſchickt, und bringen eine angenehme Schwermuth hervor, welche unter allen Verfaſſungen des menſchlichen Gemüths, die geſchickteſte zur Liebe und Freundſchaft iſt.

Zum andern, iſt eine Zärtlichkeit des Geſchmacks zur Liebe und Freundſchaft auch deswegen geſchickt, weil ſie unſere Wahl nur auf wenig Leute einſchränkt, und uns gegen die Geſellſchaft und den Umgang mit dem groſſen Haufen gleichgültig macht. Man wird ſehr ſelten finden, daß bloſſe Weltmenſchen, ſie mögen eine ſo ſtarke Vernunft beſitzen, als ſie immer wollen, ſonderbar ſcharfſichtig in Unterſcheidung der Gemüthsarten ſind; oder daß ſie diejenigen faſt unmerklichen Unterſchiede und Stuffen erblicken ſollten, die einem Menſchen vor den andern ſo viel Vorzüge ertheilen. Der erſte der beſte, wenn er nur eine gute geſunde Vernunft beſitzt, iſt zu ihrem Umgange ſchon gut genug. Sie reden mit ihm von ihren Ergetzungen, von ihren Geſchäfften, mit eben der Freymüthigkeit als ſie gegen einen andern thun würden: und da ſie ſehr viele finden, die hierzu tüchtig ſind, ſo bemerken ſie in Abweſenheit des erſtern, nicht die geringſte Lücke, oder irgend einen Mangel.

Jedoch, damit ich mich der Anſpielung des berühmten Fontenelle, in ſeinem Werkchen von mehr als einer Welt bediene, ſo iſt die Urtheilskraft mit einer Sackuhre zu vergleichen, an welcher der gemeinſte Menſch von der Welt die Stunden erkennen kan; der Witzigſte und Kunſterfahrne aber nur, erkennet daran die Minuten, Secunden, und unterſcheidet auch die mindeſten Zeitpuncte. Ein Menſch, der ſeine Kenntniß von Büchern und Menſchen gut inne hat, iſt ſelten recht vergnügt, als in Geſellſchaft weniger, aber auserleſener Leute. Er merkt es gar zu empfindlich, wie ſehr der übrige Theil der Menſchen, unter denen Begriffen ſtehen bleibt, die er ſich erworben hat; und da alſo ſeine Neigungen in einem engen Kreiſe eingeſchloſſen bleiben, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß er ſie weiter treibt, als wenn ſie allgemeiner und ununterſchiedener wären. Die Frölichkeit und Luſtigkeit eines Trinkbruders, wird bey ihm zu einer dauerhaften Freundſchaft; und die Triebe einer jugendlichen Begierde, ſchlagen in eine edle Leidenſchaft aus.

Oeuvres de Mr. Remond de St. Mard.

Fortſetzung.

Von ſeinen Dialogen der Götter wollen wir ein Paar zur Probe überſetzen. Nicht ſo wohl die ſchönſten, als vielmehr die kürzeſten.

Mars und Venus.

über die Höflichkeit.

Venus. Muß ich mir denn alle Tage eure Lebensart vorwerfen laſſen? Und wenn ich wegen meiner Zärtlichkeit gegen euch immerfort von euren Fehlern Rechenſchaft geben muß: ſolltet ihr denn nicht einmal daran gedenken, euch zu beſſern? Man redet allenthalben von eurer Unhöflichkeit. Neulich beſchwerte ſich Juno bey mir, ihr hättet ſie in ihren Wagen ſteigen ſehen, und nicht einmal ſo viel Ehrliebe gehabt, ihr die Hand zu geben. Und geſtern ſagte mir Apollo, ihr wäret einen ganzen Nachmittag mit Iſis und Dianen in Geſellſchaft geweſen, ohne ſie ein einziges mal wegen ihrer Schönheit zu loben.

Mars. Solte man nicht glauben ich wäre gemacht allen Göttinnen die Hand zu geben? Warhaftig! wenn ich die Diane für nichts anders halte, als für eine Koſtbare: ſo ſoll ich hingehen und ſoll ihr ſagen, daß ich nichts ſchöners geſehen habe, als ſie? Ach! das kann ich in Ewigkeit nicht thun, zur Höflichkeit bin ich zu ehrlich.

Venus. Was hat denn die Höflichkeit mit der Falſchheit zu thun? Ein höflicher Menſch iſt nichts weiter als höflich; muß er denn nothwendig falſch ſeyn?

Mars. Ja, ſchöne Göttin, die Höflichkeit iſt ein ſchöner Nahme, den man der Falſchheit giebt. Denn die häßlichen Laſter haben allezeit ſchöne Nahmen. Sagt mir doch ich bitte euch, was heißt das eigentlich, höflich ſeyn? Heißt es nicht allerley Arten von Leuten bezeugen, daß man ſie liebe, daß man ſie hochſchätze, daß man nichts ſuche, als die Gelegenheit ihnen zu dienen. Ich behaupte aber, es iſt gar keiner zu finden, ſo gut er immer ſeyn mag, der alle Welt liebt und hochſchätzt und geneigt iſt ſie zu verbinden. Ich wette darauf, wer die Reden der höflichen Leute auf ihren wahren Wehrt ſetzen wolte, (ich rede von den alleraufrichtigſten) ich wette, der müſte drey viertheile daran fallen laſſen. Sehet da, Falſchheit bey den ehrlichſten Leu-

ten

ken, ſo bald ſie ſich damit abgeben, höflich zu ſeyn! Wißt nunmehr was Höflichkeit iſt, und urtheilt, ob ich, der ich die Natur dieſer Eigenſchaft, woraus man ſo viel Weſens macht, kenne, ob ich mir wol einfallen laſſen ſoll, mich darum zu bewerben?

Venus. Das ſchadet nichts, man muß höflich ſeyn und ſolte man auch falſch ſeyn. Die Höflichkeit iſt das Band der Geſellſchaft: ſie war es, die mich eines Tages vom hohen Olymp zwey Autores ſehen ließ, die ſich lobten; und zwo Schönen, die ſich umarmten. Und iſt dieſer Gebrauch nicht ſehr klug eingeführt, daß man ſich hoch zuſchätzen ſcheint, unterdeſſen man ſich verachtet.

Mars. Aber wäre es nicht beſſer einander ganz natürlich zu ſagen, was man denkt, und ſich ſeine Willensmeinungen zu offenbahren, als ſich in die traurige Nothwendigkeit zu ſetzen, allezeit einer gegen den andern auf der Hut zu ſtehn?

Venus. Nein, dieſe Art von Aufrichtigkeit würde verdrüßliche Folgen haben und die Höflichkeit hat wohl gethan, daß ſie ihren Platz eingenommen hat; ich weiß wohl, ihr habt dawider zu ſagen, daß die Höflichkeit die Menſchen betrügt: aber ſeht mir doch das Unglück an! ſie ſind nie ſo vergnügt, als wann ſie hintergangen werden. Habt ihr niemals beobachtet, daß ſie ihr ganzes Leben damit zu bringen, zu betrügen und ſich betrügen zu laſſen? Sie ſind mit dieſer Uebung ſo zufrieden, daß ſie eine Tugend der Höflichkeit aufgebracht haben, eine Quelle des Irrthums und des Vergnügens.

Mars. Ihr habt recht. Die Höflichkeit iſt eine Quelle von Irrthümern, ja ſie iſt eine aneinanderhangende Lüge. Denn man lügt nicht allein mit Worten ſondern man lügt auch mit den Geberden; und in Geberden beſteht die Höflichkeit fürnehmlich. Aber dieſe Höflichkeit, ohngeachtet der Vortheile die ihr ihr zuſchreibt, bleibt allemal gefährlich; ſie iſt die Larve der Bosheit, und die Menſchen bezahlen oft ſehr theuer das Vergnügen betrogen zu ſeyn.

Venus. Ja freylich, die Höflichkeit wegen der Tugenden die ſie vorſtellt und die man nicht hat, läßt uns Nutzen von dem Laſter ziehn, welches man verſteckt und ausübt.

Minos und Rhadamant
über den Heroismus.

Minos. Ich überraſchte neulich den Achilles und Therſites im Zank.

Rhadamant. Es iſt ſehr lächerlich ſich hier zu zanken.

Min. O! die Todten, ſo todt ſie ſind, haben alle Mühe mit einander friedlich zu leben.

Rhad. Nun was hatte der feige Therſit wider den tapfern Achill zu ſagen?

Min. Er behauptete, daß er den Nahmen eines Groſſen eher verdient habe, als jener. Auch ſagte er, er hoffe man würde ihm hier das Recht widerfahren laſſen, das man ihm auf der Erde verſagt hätte: Ueberdem nähme es ihn gar nicht Wunder, daß man ihm Unrecht gethan habe, weil man dort in dem Beſitz ſey, von allem verkehrt zu urtheilen. Hernach behauptete er, daß die Tapferkeit, ſo wie man ſie von groſſen Leuten verlangt, nichts anders ſey, als eine Art von wilder Dummheit. Er ſagte, wo ich mich recht beſinne, groſſe Leute begäben ſich nur deßwegen in Gefahr, weil ſie die Gefahr nicht kennten: ſie ſetzten ſich, zum Exempel, dem Tode aus, weil der Anblick des Todes nicht den Eindruck bey ihnen machte, den er machen ſolte. Ein feiger wäre weit vernünftiger, weil er Empfindlichkeit genung beſäße, die Gefahr zu empfinden, und Klugheit genung, ihr durch die Flucht zu entgehn.

Rhad. Ey, was ſagte der groſſe Achilles dazu?

Min. Es war ſehr verdrießlich, als er ſich in einem Augenblick aller ſeiner Ehre beraubt ſahe: Er ſagte mir ganz ernſthaft: man ſolte es nicht erlauben, die Helden ſo anzugreiffen: ihre Anzahl, die ſchon klein genug wäre, würde gewaltig abnehmen, wenn man ſie nicht mehr in Ehren hielte, als man thäte. Ich hieß auch den Therſit alsbald ſchweigen, weil ich weiß wie ſehr man dieſe Herren nöthig hat.

Rhad. Aber was auch Therſites ſagen mag, iſt die Tapferkeit denn keine Tugend?

Min. Ich weiß nicht ob es eine iſt: allenfalls iſt ſie auf den Ruin vieler andern gebaut; denn das iſt das Schickſal ſchöner Eigenſchaften, ſie werden allezeit durch Fehler erkauft!

Rhad. Wie! man ſolte ſich keine Tugend anſchaffen können, ohne zugleich einiges Laſter mit zu bekommen?

Min. Ihr habts geſagt, es ſtreitet nichts ſo ſehr wider einander als die Eigenſchaften des Geiſtes, und man kan die einen nicht haben, als auf Unkoſten der andern. Aber wieder auf die Tapferkeit zu kommen: ſchließt dieſe nicht die Empfindlichkeit und die Klugheit aus, welche niemals erlaubt, ſich der Gefahr mit Gewalt entgegen zu ſetzen, wann man ſie durch Geſchicklichkeit vermeiden kan.

Rhad. Aber mit dieſen Tugenden und mit dieſen Laſtern, weil ihr haben wolt daß ſie zuſammen bleiben ſollen, wird man doch ein Held.

Min. Ganz Recht: aber glaubt ihr, daß es viel koſte ein groſſer Mann zu ſeyn. Wißt ihr wol, wie es mit dieſen Herrn beſchaffen iſt? Es ſind Leute, welche beherrſcht von hitzigen Paßionen, bewegt von heftigen Trieben, zu auſſerordentlichen Dingen genöthigt werden, zu Dingen die der übrige Theil der Welt ſich nicht zu unternehmen wagt. Wenn zu gutem Glück dieſe heftigen Bewegungen ſie zu Handlungen treiben, die der Geſellſchaft nützlich ſind, und die man folglich tugendhaft nennt, ſeht da, ſo ſind es groſſe Leute: wenn aber dergleichen Bewegungen ſie zu Handlungen treiben, die der Geſellſchaft ſchädlich ſind, ſo ſind es groſſe Böſewichter. Groſſe Leute thun ſelten von dem ihrigen etwas hinzu, um das zu ſeyn, was ſie ſind.

Von dieſer Art ſind dreyßig Dialogen, gleich angenehm und leicht geſchrieben gleich frey und tief gedacht. Will man ſich bey Durchleſung derſelben ärgern, daß man von ſeiner Höhe heruntergebracht iſt, ſo hat das der Autor gewollt. Aber die Menſchen rächen ſich und beſchuldigen ihn dafür, daß er ein Freund aller Laſter ſey. Hierüber hat er ſich in ſeiner Erläuterung über die Dialogen erklärt: Er habe das Laſter oft ſchöner vorgeſtellt, als es iſt, nur damit man ſehen ſolte, was für betrügliche Geſtalten es annehmen könne; und wann er von den menſchlichen Tugenden handle, ſo begnüge er ſich, eine Menge Unvollkommenheiten daran zu entdecken, er benehme ihnen aber niemals den Wehrt, der mit ihrem Weſen verbunden iſt. Wir wollen noch hinzuſetzen: Hat St. Mard Tugenden klein gemacht: ſo hat er uns vielleicht zu verſtehen gegeben, wir ſolten uns zu höhern Tugenden aufſchwingen, wofern uns höhere möglich ſind; ſind ſie es nicht, ſo hat er uns gedemüthiget und unſern philoſophiſchen Stolz gegen die übrigen Menſchen erträglich gemacht. Verliehrt man alſo gleich etwas von ſeiner hohen Einbildung, ſo wird man ſich doch dadurch eben ſo wenig von ſeiner guten Lebensart abſchrecken laſſen, als durch die ernſthaftere Sprache eines andern, der uns ohngefehr ſagt, unſre guten Werke wä-

ren

den ein Greuel. Der Fall iſt auf beyden Seiten gleich; und unſerm Autor kommt noch das zu ſtatten, daß er ſagen kan, ich habe geſcherzt, ich habe heidniſche Götter aufgeführt, ich habe Unterredungen gemacht, wie man ſie oft in denjenigen Stunden hält, worinn das Herz mehr Theil an unſern Meinungen hat, als der Verſtand.

Der zweyte Theil enthält die galanten und philoſophiſchen Briefe. Wir wollen unter ſieben und vierzigen, die alle von intereſſantem Inhalt ſind und meiſtentheils Amors Sittenlehren enthalten, den kürzeſten anführen.

Ihr liebt, mein Herr, und ihr liebt ein ſehr witziges Ding, deſto ſchlimmer für euch: ich wolte lieber daß ihr mit einer unbeſonnenen zu thun hättet, denn dieſe Närrinnen laſſen ſichs auch bisweilen einfallen zu lieben; ſie haben zwar nicht allezeit Verſtand genug, den Wehrt eines Gutes zu ſchätzen, aber ich traue dem Verſtande der Fräulein von . . . nicht. Er wird in der That machen, daß ſie euren Verſtand merken wird, aber er wird ihr auch ſagen, daß ihr reich ſeyd, und wenn ein Mädchen, das nicht viele Güter beſitzt, ein ſo wichtiges Verdienſt gewahr wird, ſo könnt ihr nicht glauben, was er für Mühe anwenden muß, es wieder zu vergeſſen. Indeſſen ſage ich nicht, daß man euch betrügt, man kan euch lieben, aber ihr müſt ſelbſt ſo ungläubig ſeyn, wie möglich iſt. Vor allen Dingen laßt euch nicht blenden durch die Zeichen der Uneigennützigkeit, die man euch geben wird; man kan euch nur eine gute Probe der Großmuth geben, die man euch aber nicht geben wird, und dieſe wäre, wenn man der Heyrath mit euch entſagte: und ſoltet ihr Thränen rinnen ſehn von dieſen ſchönen Augen, die euch ſo ſehr entzückt haben: ſo müſſet ihr euch deswegen nicht ſicher halten, geliebt zu ſeyn. Thränen beweiſen nichts, mein Herr, ſie bedeuten nur, daß wir Luſt haben etwas zu beweiſen: Aber wolt ihr die wahren Empfindungen der Fräulein von . . . gegen euch ganz genau erfahren? Habt acht auf das kleine Nichts was zwiſchen euch und ihr vorgeht. Bey dergleichen kleinen Nichts werdet ihr ſehen, ob man euch liebt. Ein Frauenzimmer vermuthet nicht, daß man ſie alsdenn erwarte, um ſie zu kennen, ſie vernachläßigt kleine Dinge, ſie glaubt nicht bemerkt zu werden, ihre Larve fällt und man ſieht ſie, wie ſie iſt. Euch vollkommen zu verſichern ob die Fräulein von . . . euch liebt, ſo macht ſie einmal im Ernſt böſe und ſehet zu, ob ſie in ihrem Zorn noch zärtlich ſcheint. Scheint ſie es, ſo ſteht eure Sache gut, und man liebt euch: aber wenn ihr nichts als ein aufgebrachtes Frauenzimmer ſeht, wenn nichts in ihrer Verachtung einige Liebe verräth: ſo glaubt ſicher, ſie hat niemals Liebe im Herzen gehabt, man hat euch nur zu betrügen geſucht. Aber ich bin wol eine Närrin einem Menſchen von Vernunft vorzurücken, der keine mehr hat, und ich wette, ihr haltet mich für ein ſehr lächerliches Geſchöpf mit meiner Furcht. Was wolt ihr haben, mein Herr? ich bin mißtrauiſch gebohren, vornemlich giebt es zwey oder drey artige Leidenſchaften, denen ich gar nicht traue. Wenn ſie ſich für das ausgeben, was ſie ſind, ſo würde ich ſie nicht fürchten: aber ſie nehmen den Nahmen der Liebe an, um uns zu überraſchen, und als dann haben wir den Schimpf doppelt betrogen zu ſeyn. Nehmt euch in acht.

Auf dieſe Muſter der leichten und witzigen Schreibart folgt ein hiſtoriſcher Brief voll Empfindungen und Natur, er wird, ſo wie der vorigen, einer klugen Dame in die Feder gelegt und enthält ihre Begebenheiten mit ihrem ungetreuen und wiederkehrenden Liebhaber.

Der dritte Theil des Werks enthält einen Brief über den guten Geſchmack, welcher uns lehrt, daß das allerfeinſte in der Kunſt nicht mehr in deutliche Regeln zu bringen iſt. Ein anderer an M. **Crevier** enthält eine Vertheidigung des **Abts St. Real**. In den drey letzten Briefen über den Urſprung, Fortgang und Verfall des guten Geſchmacks, ſagt er auf die beſte Art und mit manchen Einſchränkungen, was wir kaum ſagen müſſen, daß nemlich **la Mothe** und **Fontenelle** an dem jetzigen verdorbenen Geſchmack zuerſt ſchuld geweſen ſind. Wir Deutſchen dürfen indeſſen noch nicht darüber triumphiren, daß der Geſchmack in Frankreich ſchlechter iſt, als er zu den Zeiten **Ludwig** des XIV. war, am wenigſten dürfen es unſre Blätter thun, die ſich mit den Franzöſiſchen Scribenten am meiſten bereichert haben.

Hamburg und Leipzig.

Allgemeine Hiſtorie der Natur, nach allen ihren beſondern Theilen abgehandelt, nebſt einer Beſchreibung der Naturalien-Kammer Sr. Majeſtät des Königs von Frankreich. Mit einer Vorrede von Hrn. D. Albert von Haller ꝛc. Erſter Theil.

Wir haben von dem Franzöſiſchen Werk, davon dieſes eine Ueberſetzung iſt, in dem 2. und folgenden Stücken dieſer Nachrichten ausführlich gehandelt, und wollen alſo hier blos von dieſer deutſchen Ausgabe ſprechen. Wir finden dabey eine leſenswürdige Vorrede des Hrn. von **Haller**, darin er vom Gebrauch und Mißbrauch der Philoſophiſchen Syſtemen und Hypotheſen handelt. Dieſe fürtreffliche Abhandlung müſte nothwendig durch einen Auszug viel verlieren. Wir wünſchten, daß uns der Raum erlaubte, ſie unſern Blättern, als eine in ihrer Art vollkommene Schrifft einzurücken. Auſſer dieſem Zuſatz hat dieſe Ueberſetzung noch andere, die von dem Herrn Prof. **Käſtner** in Leipzig herrühren, der an verſchiedenen Orten gelehrte Anmerkungen unter den Text geſetzt hat. Dieſe Anmerkungen betreffen meiſtens diejenigen Stellen, da der Hr. **v. Büffon** kühne, und unwahrſcheinliche Hypotheſen vorträgt, oder wo er den neuern Methoden der Naturkündiger zu nahe tritt. Wir finden dieſe Anmerkungen ſehr gründlich und an den Orten, da ſie angebracht ſind, für Leſer, die ſie ſelbſt nicht machen konnten, nothwendig, um ſie vor Irrthum zu verwahren.

Die Ueberſetzung iſt, ſo weit wir ſie verglichen haben, rein und getreu, und die Kupfer ſind recht ſchön nachgeſtochen. Ueber dieſes hat dieſe Ausgabe den Vorzug, daß ſie zwey Theile der franz. Ausgabe in einen gezogen, ohne daß dadurch die äuſſerliche Schönheit des Werks den geringſten Schaden gelitten hat.

⁂ ⁂ ⁂

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 25. December 1750.

No. LII.

(Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchafften.)

Paris.

Les Poeſies d'Horace, traduites en François. 1750. Tomes II. en 12.

Dieſe Ueberſetzung kommt von dem Herrn Batteux, dieſem feinen Kunſtrichter her, deſſen Cours des belles lettres uns für ſeine Ueberſetzung ein gutes Vorurtheil erweckt hat. Er fodert und er fodert es mit Recht, daß ein Ueberſetzer des Horaz, das wohlklingende Sylbenmaß dieſes Dichters in Proſa zu ergänzen ſuchen ſoll. Er ſelbſt hat dieſe Regel recht wohl beobachtet und ſeine Zeilen faſt zu lauter lyriſchen Verſen ohne Reime gemacht. Allein erſetzt er auch die lyriſche Höhe, die Kühnheit, die Stärcke? Voltaire ſagt an einem Ort: die franzöſiſchen Köpfe ſind allzu proſaiſch. Doch Batteux iſt witzig. Weil er weiß daß er nicht ſehr poetiſch ſeyn darf, ohne ſeinen Landesleuten unfranzöſiſch zu werden, ſo giebt er bey Zeiten dieſe Regel: Man muß den Poeten, weil man ihn doch nur in Proſa überſetzt, nicht allzu poetiſch reden laſſen. Voltaire ſagt: Die franzöſiſche Sprache ſchickt ſich nicht zum Ueberſetzen der Poeten. Batteux aber macht aus dem Fehler ſeiner Sprache eine Regel für die Ueberſetzer. Wir wollen hiebey anmerken, daß die witzigen Köpfe jetzt die Mode aufgebracht haben vor ihre Werke gelehrte Unterſuchungen und Critiken zu ſetzen, die dazu eingerichtet ſind, die ſchwache Seite ihrer Werke zu beſchönigen. Wie dem ſey, ſo übertrifft unſer Verfaſſer, auch an poetiſchem Ausdruck, die vorigen Ueberſetzer, den Tarteron, den Dacier, und auch den Sanadon; und beſonders muß ſeine Ueberſetzung denen angenehm ſeyn, die den Horaz im Original nur zum Theil verſtehn und einiger Hülfe bedürfen, ihn ganz zu verſtehn. Er hat ein und zwanzig der freyeſten Oden ausgelaſſen, und zwölf Ausgänge der Oden, desgleichen einige Stellen in den Satyren, unterdrückt. Wir könten hiebey erinnern, daß es mit einigen kleinen Pinſelzügen möglich geweſen wäre, viele Stücke zu retten: allein weil er den Nahmen haben will, ſtets e-

getreuer Ueberſetzer zu ſeyn, ſo hat er vermuthlich lieber auslaſſen als verändern wollen. Der lateiniſche Text, der jeder Ueberſetzung zur Seite ſteht, iſt nach recht guten Leſearten ausgebeſſert. Wir wollen den Kennern des Horaz zur eigenen Unterſuchung eine Probe von der Ueberſetzung einrücken. Die vierte Ode des dritten Buchs lautet alſo:

Deſcends du ciel, Calliope, reine de mes chants; dicte-moi des vers qui ſoient dignes de l'immortalité. Prends ta flûte, ou, ſi tu l'aimes mieux, emprunte la lyre de Phébus; ou plutôt fais entendre les doux accens de ta voix.

L'entendez vous? Eſt-ce une aimable folie qui ſe joue de mes ſens? Il me ſemble que je l'entends, & que je m'égare dans ces boſquets ſacrés, où ſe promenent les ruiſſeaux & les zéphirs.

Un jour, dans mon enfance, las de jouer, je m'endormis ſur le mont Vultur, qui borne la Pouille ma patrie: des pigeons ramiers vinrent me couvrir de feuillages verds: prodige qui étonna tous ceux qui habitent ſur la cime d'Acerenza, dans les forêts de Bantium, & dans les graſſes campagnes de Ference. Un enfant dormoit, couvert de lauriers & de myrte, ſans craindre ni les vipéres, ni les ours: cette aſſurance ne pouvoit lui venir que des *Dieux*.

Que je ſois ſur les hautes montagnes de Sabine, ſous les ombrages frais de Preneſte, ſur les côteaux de Tivoli, ou enfin ſur les rives agréables de Baies, je ſens, Muſes que je dois tout à vos faveurs. C'eſt parce que je ſuis l'ami de vos fontaines & de vos chants, que je n'ai point péri à la déroute de Philippes; qu'un arbre maudit ne m'a point écraſé; que je n'ai point été briſé contre les rochers de Palinure. Soyez avec moi, je m'expoſerai volontiers aux fureurs du Boſphore; je parcourrai les ſables brûlans du rivage de Syrie; je verrai les peuples Britanniques ſi cruels envers les étrangers, les Concaniens qui boivent le ſang des chevaux; je verrai les Gelons armés de carquois, & les bords du fleuve de Scythie, ſans qu'il m'arrive rien de fâcheux.

Quand le grand Céſar a remis dans les villes ſes cohortes fatiguées des combats, & qu'il veut donner quelque relâche à ſes travaux; c'eſt vous qui charmez, dans la grotte du Piérie, ſes momens de loiſir: c'eſt vous qui lui inſpirez ces ſentimens de modération, dont vous voyez les fruits avec plaiſir. On ſait de quelle maniere les Titans impies, cette troupe monſtrueuſe, furent abbattus par la foudre du Dieu qui ſeul gouverne par ſes loix la Terre, les Enfers, les Mers orageuſes, les Ombres, les triſtes Royaumes, les Dieux & les Mortels. Cette horrible jeuneſſe, fiere de la vigueur de ſes bras, avoit cauſé de véritables allarmes à Jupiter, quand elle entreprit d'entaſſer le Pelion ſur l'Olympe. Mais que pouvoit Typhée, & le robuſte Mimas, ou Porphyrion avec ſon air menaçant, & Rhétus, & même Encelade, qui déracinoit les arbres, & les lançoit comme des traits; que pouvoient tous leurs efforts contre l'Egide retentiſſante de Pallas? L'avide Vulcain combattoit pour Jupiter, & la puiſſante Junon, & celui qui ne quitte jamais ſon carquois, qui baigne ſes beaux cheveux dans la claire fontaine de Caſtalie, qui regne dans les boſquets de la Lycie & dans la forêt où il prit naiſſance; je dis, le Dieu qu'on adore à Patare & à Délos.

La force ſans la prudence ſe précipite d'elle-même: quand elle eſt réglée par la ſageſſe, les Dieux ſe plaiſent à la ſeconder. Mais ces mêmes Dieux ſe déclarent contre elle; quand elle ſe porte à tout, ſans reſpecter aucunes loix. Le Géant aux cent mains,

chaîne, eſt une preuve de cette vérité: & celui qui ne craignit point d'offenſer la chaſte Diane, & qui fut percé de ſes flèches. La Terre déſolée a elle-même enſeveli ſes monſtres: elle pleure ſes enfans que la foudre a précipitez dans les enfers: le feu dévorant ne conſume point l'Etna qui charge Encelade: l'oiſeau rongeur n'abandonne point l'impudique Titye, & trois cens chaînes chargeront toujours le raviſſeur Pirithoüs.

Oeuvres de Mr. Remond de St. Mard.

Beſchluß.

Im vierten und fünften Theil verfolgt er die Poeſie bis zu ihrer Quelle. An einem Ort ſagt er von den lateiniſchen und griechiſchen Sylbenmaaſſen, daß er uns übel anſtünde, ihren [illegible] ſchlechten und magern Annehmlichkeiten unſerer gereimten Sylben entgegen zuſetzen. . . . . Wir haben einmal einen Vertrag gemacht, daß wir zufrieden ſeyn wollen, wenn unſer Ohr durch zween Verſe getroffen würde, die ſich auf eine gleiche Art endigen: Wir ſind gewohnt, was wir gewollt haben, und ſind an die gleichförmige Wiederkehr der Töne ſo gewöhnt, daß wir würklich böſe werden, wenn man dawider fehlt. . . . Wahrheit, Schmuck, Feuer, Naivität, alles wird dieſem Vergnügen unſeres Vertrages aufgeopfert . . . Aus dieſem Grunde des Vertrages entſchuldigt er auch hernach den Reim, und ſucht noch mehr Gründe zuſammen von den Chineſen, Arabern, Perſern. Ja die Alten ſelbſt, ſagt er, ob ſie gleich keinen ſonderlichen Gebrauch davon machten, weil ſie etwas beſſers hatten, haben ihn nicht verachtet. Cicero und Quintilian haben ihn unter die Zahl der Zierrathe geſetzt, und derſelbe Cicero, als Redner, hat ihn bey einigen Gelegenheiten angebracht. Nachdem ich alſo, ſetzt er hinzu, dem Reim habe Gerechtigkeit widerfahren laſſen: ſo ſage ich dreiſt: er hat des Zuſatzes von Vergnügen, den ihm der Vertrag und das Verdienſt der überwundenen Schwürigkeit giebt, ſehr nöthig. Ich thue hinzu, daß er, wenn er uns auch einige Zeit vergnügt, uns doch bald überläſtig wird, welches die Römiſchen und Griechiſchen Verſe nicht thaten und auch unſre franzöſiſche langſchweifige Proſa nicht thut ꝛc.

Hätte St. Mard für unſre Landesleute geſchrieben, wäre er vielleicht noch dreiſter mit dem Reim umgegangen. Er hätte unter andern geſagt, was ein gewiſſer Deutſcher St. Mard ſagt: „Läßt uns die Griechen „und Römer, dieſe Muſter der Vollkommenheit, laßt ſie uns einmal bey Seite ſetzen „und die beſten unter den neuern, etwan „die Engelländer anſehen: finden wir, daß „ihre größeſten Dichter den Reim verworfen haben: ſo würde dieſes unſern Poeten „einiges Nachdenken verurſachen. Ihr erhabener Milton hat nicht gereimt, ihr „Heldendichter Glover, der Sänger des „großen Leonidas, hat nicht gereimt. „Phillips der lebhafte Barde, erzogen „in der Schule der Alten, hat ohne Reime „geſchertzt. Thomſon, der größeſte Weiſe „verbunden mit dem größeſten Dichter, hat „den Reim in ſeinen unſterblichen Denkmalen des menſchlichen Witzes nicht gelitten. Young, der ernſte, der majeſtätiſche „Young hatte ihn nicht zu Hülfe gerufen, „als er neun [illegible] Nächte beſang „u. ſ. w.

Wir wollen unſern St. Mard wieder hören. Er zeigt im Verfolge wie auch ein Redner und Philoſoph Poet ſeyn müſſen, und daß es ein groſſes Genie ausmache, alles dreyes zuſammen zu ſeyn. Er ſagt: die Poeten mögen ſich nicht einbilden, daß es genug ſey, uns durch ſchöne Bilder zu verblenden; ſie mögen wiſſen, daß gemeine Sachen mitten in der Glut die ſie umgiebt allezeit gemein ſeyn werden; daß wohlklingendes Nichts allezeit Nichts bleiben wird: ſie mögen wiſſen, daß ſie, ob gleich zwey oder drey nöthiger Eigenſchaften zu ihrer Kunſt, noch ſehr mittelmäßig ſeyn können: ſie mögen lernen, daß zu einer ſchönen Einbildungskraft, zu einer in allen Stücken ſehr ſchönen Einbildungskraft, zu einer groſſen Empfindung, zu einem auserleſenen Geſchmack, man noch, um ein groſſer Dichter zu ſeyn, eine groſſe Mannigfaltigkeit der Erkenntniſſe, eine ungeheure Menge Talente, eine hitzige und beſtändige Liebe zum Arbeiten verbinden müſſe: ſie mögen wiſſen, und dieſes iſt ihnen zu wiſſen das wichtigſte, daß ein langes und tiefes Nachdenken über ihre Kunſt, den Virgil dahin gebracht hat, uns Georgica; den Taſſo, ſein Jeruſalem; den Moliere, ſeinen Miſantropen zu liefern. ꝛc.

Hier hören wir einen ſcharfen Kenner ſprechen, dem wir wünſchen, daß er die groſſen Köpfe zur fleißigen Arbeit bereden und die kleinen zur Verzweifelung bringen möchte.

In der Abhandlung von der Ekloge führt er eine ſchöne Ekloge von ſeinem Freunde, dem Abt Mongenot, und eine von Segrais an, um die Schönheiten der Ekloge zu zeigen; er führt auch ein Paar von Fontenellen an, um die Fehler darinn zu beſtrafen. Was macht uns, fragt er, die Ekloge ſo rührend? das macht es, daß die Schäfer, die ſpielenden Perſonen derſelben, die Grobheit des Dorfes abgelegt haben, ohne von der Spitzfündigkeit der Städte angeſteckt zu ſeyn. In dieſer Mitte gefallen ſie uns; weichen ſie zur Seiten aus, ſo haben wir ſie zu grob, oder was noch ſchlimmer iſt, allzufein; denn die Wahrheit zu geſtehen, ich für mein Theil wollte lieber die Grobheit des Dorfs, als die Spitzfündigkeit der Stadt. Dieſe Spitzfündigkeit erneuert mir die Idee aller Laſter die dort herrſchen. Dieſe gezierten Reden ſchmecken nach Kunſtgriffen, nach Betrügereyen.

Unſre Deutſchen oft ſehr bäuriſchen Schäfer mögen ſich hiebey nicht irren: denn eben dieſer Kunſtrichter ſagt auch: ich verlange einfältige Schäfer, aber nicht ganz nach Art des Theokritus und Virgils; beide ſind zwar vortrefflich wegen ihrer Einfalt und ihres guten Hertzens, aber nur zuweilen etwas zu bäuriſch, und ſo ein wenig verdorben als ich durch unſre ſtädtiſche Ueppigkeit bin, ſo frage ich nicht viel darnach, länger von Caſtanien und Käſe in der Ekloge reden zu hören. Ich möchte Schäfer haben, faſt wie diejenigen Leute aus der Welt ſind, die die Welt noch nicht hat verderben können, die Witz haben, aber keinen Gebrauch davon machen, weil ſie ihn beſtändig von ihrem Hertzen zu machen haben.

Man muß ihn ſelbſt leſen, um zu ſehen wie er den Schäferdichter einſchrenckt und ihm einen Mittelweg übrig läßt, den beſſer [illegible]

Von der Fabel ſagt er, daß bey ihr alles auf die naive Erzählung ankommt, worinn la Fontaine einzig und unnachahmbar genannt wird. Daß man zuweilen die Moral fortſetzt, wird vertheidigt; denn es ſchafft ein Vergnügen von einer andern Art. Man hat die gantze Erzählung hindurch die Maxime ſtets im Sinn und vergleicht ſie. Dieſes beſchäftiget den Geiſt ja auch: überdem iſt die Einförmigkeit verdrießlich. Und iſt dieſe Art nicht die intereſſanteſte, ſo iſt ſie doch die natürlichſte; denn man macht keine Er-

Erzählung um nichts, ſondern um etwas zu beſtätigen oder zu beweiſen.

Wir können hieraus und aus den übrigen Stücken nur wenig anführen: und dieſer Autor verliehrt durch einen Auszug ſo ſehr, als ein anderer dadurch gewinnt.

In den Gedanken über die Elegie wird Mad. des Houlieres wegen eines ſchönen Stückes gelobt. Mad. de la Suze hat die Sprache der Elegie nicht getroffen, ſie hat ſie zu prächtig gemacht. Von dieſer unrechtmäßigen Epiſchen Art ſeine Schmertzen auszudrücken ſagt er, daß der erſte Erfinder vielleicht dieſen Fehler nebſt groſſen Schönheiten zuerſt in ſeine Elegie gebracht habe und dieſe hernach das Muſter der Nachahmung geworden ſey. Wir ſind einer des andern Affen; man möchte ſagen, daß wir nur auf die Welt gekommen ſind es uns einander nachzumachen; daben ſind wir eitel oder ſchwach genug, das anſehnliche Falſche dem unanſehnlichen Wahren und Schönen vorzuziehen. Ueberdem, wenn der Pfad des Falſchen einmal gezogen iſt, muß man ihn wol gehen; der Pfad des Wahren iſt als denn ſchwer zu halten, weil man faſt der einzige darauf iſt und man doch gern Geſellſchafft haben will ſolte ſie auch ſchlecht ſeyn.

Von der Satyre ſagt er: ſie gefällt uns, weil wir Menſchen einer den andern nicht von Grunde des Hertzens lieben. Gegen die Lächerlichen gebrauche man den ſchertzhaften Styl des Horaz, gegen die Laſterhaften den bittern Styl des Juvenal. Regnier iſt naiver und vielleicht ein gröſſerer Philoſoph als Despreaux: Dieſer iſt zierlicher und ausgearbeiteter, er gefällt deſto mehr, je boshaffter er iſt, ſeine Urtheile ſind aber nicht allezeit wahr.

In der Abh. von der Ode redet er von dem Erhabenen im Bilde und von dem Erhabenen im Schwunge. Ein Exempel des Erhabenen im Bilde, iſt: Jupiter ſprachs und bewegte ſein unſterbliches Haupt, und der ganze Olympus zitterte. Erhaben im Schwunge iſt des Corneille *qu'il mourut*, ſein *Moi*, ſein *Je ne pleure pas, Madame, mais je meurs*. Dieſes Erhabene ſchickt ſich faſt nur allein in die Tragödie, jenes aber iſt das rechte Eigenthum der Ode. Lucans Victrix cauſſa &c. und des Ajax Ausruf gegen die Sonne: Groſſer GOtt, mache nur wieder Tag, und ficht auch wieder uns, wird mit Recht verworfen. Er ſagt: ich weiß nicht, mein Herr, was ſie von des Ajax Ausſpruch denken: ich für mein Theil was auch Longin davon ſagt, und was auch la Motte nach ihm davon rühmet, ich ſehe nichts darinn als ein falſches Erhabenes, und das menſchliche Geſchlecht kommt mir ſehr ſonderbar vor, daß es an einer ſolchen Gaſconade Geſchmack findet und ſich freuet ſeinen Herrn von einem Sterblichen zum Duell aufgefodert zu ſehn. Laſſen Sie Sich dieſes aber nicht wundern. Wir alle, ob gleich mit einem Schatz von Religion gebohren, unterlaſſen darum nicht ein wenig gottlos zu ſeyn, und dieſer Schatz von Gottloſigkeit, welchen die Religion bisweilen unterdrückt, wird bey uns allezeit mit Vergnügen erweckt. Ja mein Herr, wir dünken uns immer höher, wenn wir unſre Obern herunter geſetzt ſehn, immer weniger unterthan, wenn man unſern Herren den Reſpect verſagt. Ja wir ſind zuweilen ſo lächerlich, daß man uns in unſerm Zorn für neue Titanen halten ſolte, die den Himmel erſtürmen und die Weſen erniedrigen und vernichten wollen, die über uns herrſchen. Ich weiß wohl, die Vernunft kommt hernach und ſtraft dergleichen Vergnügen, aber ſie kommt, nach ihrer Gewohnheit, zu ſpät: Der Stoß hat den Streich ſchon geführet, das Vergnügen iſt geſchmeckt, und wer weiß, ob man nicht heimlich und ohne Vorbewuſt der Vernunft noch fortführt es zu ſchmücken.

Nachdem er in der Folge weitläuftig von den Leuten gehandelt hat, ſagt er: Hieraus folgt, und ich will es auf meine Gefahr ſagen: Wer dem, was er uns zu ſagen hat, keine Tour zu geben weiß, und hätte er gleich Witz, der wird ſchlecht ſchreiben ꝛc. . . . . Ein Poet der eine Ode macht kan nicht glänzend genug in ſeinen Metaphern, nicht prächtig genug in ſeinen Ausdrücken, nicht kühn genug in ſeinen Figuren ſeyn . . . . Getroffen von der Würde ſeines Vorwurfs, von ihm erhoben und in der Höhe erhalten, rede er nicht mehr wie der Reſt der Menſchen, alles ſeye von dem Feuer das ihn entzündet, alles ſchmecke nach der Unordnung, die ihn herumtreibt, alles mahle die Bewegungen ſeiner Seele. Ueberliefert der Raſerey der Leidenſchaften, verwerfe er dieſe furchtſamen Verbindungen, dieſe ſorgfältigen Uebergänge, womit ſich ihre Ungedult nicht vertragen kan . . Daher kommen die Ausſchweiffungen in der Ode, die tauſendmal ſchöner ſind, als der Vorwurf, den man verlaſſen hat: Daher kommen die mahleriſchen Züge, die durch die Glut die ſie umgiebt, weit glänzender werden, daher kommen dieſe bald ausführlichen bald eilfertigen Gleichniſſe, daher kommt die ſchöne Unordnung, welche, wenn ſie recht angelegt wird, nichts anders iſt, als die natürliche Sprache eines Poeten, der von einer Paſſion beherrſcht, ſich ihren verſchiedenen Bewegungen überläßt. Aber weil dieſe Unordnung bisweilen ſchön iſt, mein Herr, ſo bilden ſie ſich nicht ein, daß ſie es allezeit iſt. Der Vorwurf muß die Entzückungen rechtfertigen, die Würde und Größe der Materie muß die Seele aus ihrer Ruhe bringen, ſonſt iſt der Enthuſiaſmus kindiſch. - - Ich müßte mich ſehr irren, wenn dieſe ſchönen Entzückungen, dieſe prächtigen Bilder des Pindarus heutiges Tages groſſes Glück machten. Es herrſcht ſeit kurzem in Frankreich ein Geſchmack an Regelmäßigkeit und Methode, der ſich übel mit dem Feuer und mit der Wuth der Ode verträgt. Ich weiß nicht welche logicaliſche Raſerey ſich aller Geiſter bemächtiget, und uns alle zu Vernünftlern gemacht hat. Wir ſind ganz unerträglich darinn, und ich begreiffe nicht, wie wir der kleinen Ehre zu denken das Vergnügen zu empfinden ſo leichtſinnig haben aufopfern können, da dieſes doch weit angenehmer iſt, und mir auch weit natürlicher zu ſeyn ſcheinet. - - Man wird niemals von mir erhalten, daß ich dieſe kleinen Gedichte, Oden nennen ſoll, wo alles nach Theoremen und Corollarien ſchmeckt; wo man, anſtatt eine traurige Wahrheit von der Seite und gleichſam aus Verſehen zu zeigen, allezeit die Ungeſchicklichkeit hat, ſie von der Fronte zu zeigen. - - - Hierauf führet er eine ſogenannte Ode des la Motte an, und fährt endlich fort: Iſt Horaz nicht unvergleichlich in ſeinen allermeiſten Oden? Man erräth nicht, wo er hingehen will; es iſt nicht möglich das zu errathen, was er ſagen will, weil man nichts davon erräth. Und daher entſteht ein Intereſſe, welches dieſe methodiſchen Herrn nicht erregen. Kurz, mein Herr, ich kan keine Ode leiden, die methodiſch iſt, ich ſehe nicht einmal gern, wenn ein anderes Werck es iſt, wenn es irgends geändert werden kan. Man hat Mittel, jedem Dinge Anmuth zu geben; ich kenne eine Unordnung die uns nur aufmerkſamer macht, eine Nachläßigkeit, die, ohne die Ideen zu verderben, ihnen die Härte und Trockenheit benimmt. - -

Von der Anakreontiſchen Ode redet St. Mard, wie leicht zu denken iſt, mit Entzückung: Denn keiner iſt ein größerer Liebhaber des naiven Scherzes, der feinen Wolluſt und der Empfindungen die aus dem Herzen kommen, als er. Was aber die närriſchen

Liederchen anlangt, wo alles epigrammatiſch zugeſchnitten wird, wo lauter glänzende Schlußſätze angebracht werden, dieſe Lieder, die der Witz ganz allein für ſich ſelbſt macht: ſo bitte ich Sie, ſchreibt er, reden ſie mir nichts davon.

Hierauf handelt er von den Cantaten, über die er ſich billig beſchwert, daß die Erzählung darinn dreymal unterbrochen wird; von den Sonetten, Madrigalen, und allen kleinen Poeſien, die, dem gröſſern Zwange des Reims unterworfen, ihm deſto mehr gefallen, wenn ſie ungezwungen und natürlich ſind. In einer Note tadelt er ſeine Landsleute, daß ſie ihre Sprache durch die Artikel weitſchweifſiger gemacht haben. Unſere Sprache, ſagt er, hatte bey Lebzeiten des Amyot und Montagne alles was ihr gehörte ꝛc.

Zuletzt folgt eine Abhandlung von der Oper. St. Mard kann nicht anders, als ein Liebhaber der Oper ſeyn, er fodert aber ſo viel, daß nur Quinault, wenn er am beſten dichtet, und Lulli, wenn er am beſten componirt, ihm ein Genüge thun. Wir wollen einige Stellen unordentlich herſetzen, unſern eignen Diſcurs im VII Stück theils zu beſtärken, theils zu ergänzen:

Bloſſe Worte mahlen die Unruhe und die Bewegungen der Seele nicht eher ſtark und lebhaft, als bis ſie von den Brechungen der Stimme unterſtützt werden. Und ein ſolcher Zuſammenhang hoher und tiefer, geſchwellter und matter Töne macht den Geſang aus, und wenn dieſer Geſang, welcher nichts anders iſt, als unſer Recitativ, von dem Muſicus gut gemacht, und von dem Acteur gut ausgeführt wird, ſo iſt er ſo wenig unnatürlich, daß er vielmehr zu allen Zeiten und an allen Orten die treueſte Sprache der Leidenſchaften iſt. - - Man glaubt daß wir der Wahrſcheinlichkeit ſehr zugethan ſind, und wir ſind es in der That, ſo gar daß wir ſchreyen, wenn man dawieder fehlt: Vornehmlich wenn wir uns Rechnung machten, daß man nicht dawieder fehlen würde. Aber ſo bald man es uns ankündigt, ſo bald man uns die Nachricht giebt, daß man dawieder fehlen wird, man brauche auch dazu den kleinſten Vorwand von der Welt: daß ein Gott kommen ſoll, ein Zauberer, eine Feye: man verwirre uns nur den Kopf mit ein wenig Wunderbarem; ſo begeben wir uns dieſer Wahrſcheinlichkeit, die uns ſo lieb war; zum wenigſten ſind wir nicht ſehr mißvergnügt, daß ſie fehlt, zumal wenn man uns ihres Mangels wegen ſchadlos hält. - - Man nehme ſich in acht: ein ſchöner Stoff zur Tragödie kan oft zur Oper nicht ſchön ſeyn. Das Schwarze u. das Schreckliche glückt dort nicht ſo wohl, als man ſichs einbildet; nicht daß ich die Medeen und die Atreuſſe davon ausſchlieſſen will, es iſt gut daß ſie zuweilen darinn ſind; aber es gefällt mir nicht, ſie oft zu ſehen ꝛc. Was ich von einem Poeten fordere, der ſich ſtark genug dünkt, ſich der angenehmen Stoffe zu begeben, iſt, eine groſſe Empfindung in der Handlung. — Ich ſchäme mich nicht Ihnen zu ſagen, daß unter allen Spectakeln die der menſchliche Witz erfunden hat und noch erfinden wird, die Oper nicht allein das prächtigſte, ſondern auch das ſchönſte iſt und vielleicht dasjenige ſo am meiſten fähig iſt uns zu gefallen. Ja, mein Herr, ich ſage es im Ernſt und niemand wird mich zum Widerruf bewegen. Man ſtelle Ihnen die Armide vor, und woferne ſie etwa fürchten bey dem vierten Aufzuge wieder kalt zu werden, ſo mache und ſetze man Ihnen eine Oper vor, deren Inhalt wohl gewählt iſt, deren Intereſſe von Actus zu Actus wächſt; man laſſe darin Spieler auftreten, die der Helden würdig ſind, deren Platz ſie einnehmen; Spielerinnen von einem angenehmen und edlen Bau des Leibes unſern den Prinzeſſinnen, die ſie vorſtellen, keine Unehre machen: beyder Stimme ſey rührend; ihre Action ſey es noch mehr; die Decorationen müſſen von der Art ſeyn, daß das Auge, wenn es ſich auch in acht nimmt, verführt werden kan. Reichthum und Pracht ſtrahle allenthalben hervor; Die Maſchinen die von einer höhern Art ſind, als die Decorationen müſſen dieſen Betrug vermehren und verſtärcken; Der Tanz ſey allezeit vielbedeutend und ſchildre nur, was er mit guter Art ſchildern kan; Die Muſic, eine Sclavin der Poeſie, vollführe, beſeele, belebe den Ausdruck, den ſie von ihr bekommt: Kurz, alle Theile die die Oper ausmachen, mögen ſich dienen, ſich helfen, und ohne ſich jemahls im Wege zu ſtehn und zu ſchaden, allezeit darüber wachen, Ihr Herz zu rühren, und ohne Aufhören übereinſtimmen, Sie zu betrügen: So verſpreche ich Ihnen einen ſichern Betrug, und einen ſolchen, daß Sie in ihrem Leben nicht wieder von der Oper Uebels ſprechen ſollen: welches in der That, was die Einrichtung und Ausführung der Oper heut zu Tage betrift, Ihnen ein wenig erlaubt zu ſeyn ſcheint - - Die Arien der Italiener, die ich ſo gerühmt habe, ſind nicht alle ſchön, und ihrer ſind überdem zu viel. Was am meiſten zu loben iſt, ſind die ſchönen Theater und die Decorationen: aber was mögen ſchöne Theater und ſchöne Decorationen, wo die Gedichte übel gemacht ſind: Ueberhaupt ein großer Fehler dieſer Opern iſt, daß ſie nur für die Ohren arbeiten, welche ſie doch nicht allemal ergötzen: man ſagt indeſſen daß ſie zuweilen nachahmen; aber ſchlechten Leidenſchaften ꝛc.

Zuletzt redet er von den Tänzen, daß ſie ein wenig pantomimiſch und bedeutend und nicht alle ohngefehr auf einen Schnitt gemacht ſeyn ſollen. Von einigen Pas de deux ſagt er: aber glauben Sie denn, daß ich Frechheit für Wolluſt halte? daß Sie mir unehrbare Stellungen für Artigkeiten aufdringen werden? Was für Artigkeiten, mein Herr! ich bitte Sie, ſagen Sie mir nichts mehr davon, oder ich werde mich rächen, und Ihnen ſagen, wo man dergleichen findet.

Er redet noch von tauſend Dingen die zur vollkommenen Oper gehören und worauf wir unſre Leſer ſelbſt verweiſen müſſen. Wir haben ihnen den beſten Kunſtrichter zuletzt verſpart, dieſen unſern unſichtbaren Kunſtrichter, mit deſſen Nahmen wir dieſe Blätter allzugern beſchlieſſen.

Künftigen Donnerſtag wird der Anhang zum Monat December ausgegeben.

Anhang
zu den
Critiſchen Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit
Vom Monat December 1750.

Paris.

Auszug eines Schreibens aus Paris bey Ueberſendung einiger Galanterie-Waaren.

Mademoiſelle Manon war Laden-Mädchen in der St. Honoren-Straſſe. Sie hatte ihre Eltern ſehr jung verlohren. Sie waren aus Brie in Champagne und hatten ſich in Paris geſetzt und dieſes Kind allda ohne Freunde und Verwandten hinterlaſſen. Der Pfarrer des Kirchſpiels, welcher dem Vater der Manon die letzte Pflicht geleiſtet, hatte Mitleiden mit dieſem Mädchen und ſchickte es in ſeinem funfzehnten Jahre in die Lehre. Als ſie ihre Kunſt verſtand, kam ſie, wie ich geſagt habe, zu einer Galanterie-Händlerin, welche ihr jährlich vier Louis d'Or gab. Ohnerachtet dieſes mittelmäßigen Soldes hätte Manon ihr Glück mit keiner Princeßin vertauſcht. Sie hatte einen Liebhaber, den Schreiber eines Anwalds, der ebenſo ſchlecht mit den Gütern des Glücks verſehen, aber reich an Liebe und Empfindungen war. Bey aller ihrer gegenſeitigen Zärtlichkeit, ſteurete die Klugheit die Schritte dieſer Kinder, denn beyde brachten nicht mehr als 32 Jahre zuſammen. Sie hoften ſich dereinſt zu verbinden; aber unſer Schreiber muſte erſt den oberſten Platz in der Procurator-Stube bekommen; und dieſe Zeit war noch weit entfernt. Unterdeſſen bediente er ſich aller Augenblicke die ſeine Arbeit ihm frey ließ, um ſein Mädchen zu ſehen. Ich ſage, ſie nur zu ſehen, denn er unterſtand ſich des Tages ſelten in den Laden zu gehn; aber des Abends hielten ſich unſere Verliebten wegen dieſes Zwanges ſchadlos. Sie ſahen ſich eine viertel Stunde nach dem Abend-Eſſen und verlieſſen ſich mit dem heftigſten Verlangen ſich wieder zu ſehen. Seit ſechs Monathen hatte Manon nicht einen einzigen Tag hingebracht, ohne den zu ſehen, der ihre ganze Seele beſaß. Urtheilet von ihrer Unruhe, als zwey Tage verlaufen waren, ohne daß er erſchien. Ihre Gedult hielt ſich den erſten Tag auf, als ſie aber den andern Tag verſtreichen ſahe, ohne

Nachricht von ihrem Amanten zu erhalten, ſo folgte ſie gantz ihrer Verzweifelung, und, ohne ſich zu bekümmern, was man von ihrem Unternehmen dencken möchte, eilte ſie zu dem Anwald und wandte ſich an eine alte Bediente, welche ſie mit thränenden Augen fragte, wie es ihrem Amanten gienge? Dieſes Mädchen welches von Natur mitleidig war, brachte mehr als eine viertel Stunde zu, ihr zu antworten, indem es für Schluchſen nicht ſprechen konte. Zuletzt brachte ſie ſo viel heraus daß ſie die Manon auf den Gipfel der Verzweifelung ſetzte, indem ſie ihr ſagte, man habe ihren Amanten ſeit zween Tagen nicht geſehen und man müſſe ihn ohne Zweifel zum Recruten weggenommen haben. Manon trocknete auf dieſe traurige Bothſchaft ihre Thränen ab, ſtand unbeweglich und auf einige Augenblicke in ſich ſelbſt gekehrt. Darauf erhub ſie ſich plötzlich und lief fort, einen Vorſatz auszuführen, welchen ſie gefaßt hatte, und den man niemals in einem Mädchen von funfzehn Jahren vermuthet hätte. Sie kehrete zu ihrer Frau zurück, nahm, ohne jemanden etwas zu ſagen, einen halben Louisdor, welches alles war, was ſie in der Welt beſaß, miethete einen öffentlichen Wagen und begab ſich nach Fontainebleau, nachdem ſie ſelbſt eine Bittſchrifft aufgeſetzt hatte, welche ſie dem Könige überreichen wolte. Kaum war ſie angekommen, als ſie, ohne über den nahen Schritt, den ſie thun wolte, zu erſchrecken, ſich in eine von den Gallerien des Schloſſes begab, durch welche der König kommen muſte, um zur Meſſe zu gehn. Sie, welche jung und artig war und ihre Augen in Thränen gebadet hatte, dazu ihrem Schluchſen einen freyen Lauf ließ, zog bald die Leibwache, die in dem nächſten Saale war, um ſich herum. Man that ihr tauſend fragen, auf welche ſie mit zwey Worten antwortete: ich will den König ſprechen. Einige von der Leibwache hielten ſie für närriſch und wolten ſie wegjagen. Zum Glück für ſie gieng ich (der Officier) in dieſem Augenblick vorbey und als ich mich erkundigt hatte, was vorgieng, erſtaunte ich, als ich ein junges Mädchen ſahe, das ſich mit ihrem Schmertz ſo geruhig unterhielt, als ob es alleine in dem Zimmer geweſen wäre. Sie hörte und ſahe nichts von dem was um ſie vorgieng; alle ihre Aufmerkſamkeit war auf die Seite des Königlichen Cabinets gerichtet. Die geringſte Bewegung, welche ſie dort hörte, machte daß ſie in die Höhe hupfte. Ich kam endlich ſo weit, daß ich ihre Tiefſinnigkeit unterbrach; indem ich ihr ſagte, wenn ſie mir folgen wolte, wolte ich ſie an einen bequemen Ort ſtellen. Auf dieſe Worte ſchlug ſie die Augen auf, betrachtete mich und glaubte aus meiner Phyſionomie zu ſehen, daß ich mich aufrichtig für ihren Schmertz intereſſirte. Sie folgte mir, ich führete ſie an eine kleine Treppe, wo die Herren vorbey gingen, welche ſich beym Aufſtehen finden muſten, und als die Erkenntlichkeit einige Augenblicke ihre Thränen gehemmet hatte, erzehlte ſie mir die Urſache ihrer Betrübniß. Was ich voraus ſahe, als ich ſie an dieſen Ort ſtellte, das trug ſich zu. Einige der Herren, als ſie die Augen auf Manon warfen, näherten ſich ihr und der Herzog von Bouillon fragte ſie, was ſie wolte, und warum ſie weinte. Ich will den König ſprechen, gab ſie zur Antwort, wegen einer Sache, woran mein Leben hängt. Könnet Ihr mir nicht dieſes Glück verſchaffen, Monſeigneur? Sehr gern, ſagte er, mein ſchönes Kind, wenn ihr mich nur zu eurem Vertrauten machen wollt. Ich bin es zufrieden, ſagte Manon; Ihr dürfet nur meine Bittſchrifft leſen, ſo werdet Ihr ſehen wovon die Frage iſt. Der Herzog von Bouillon, welcher die Manon gleichfalls für närriſch hielt, laſ die Bittſchrift, die ſie ihm überreichte. Sie war in folgenden Worten abgefaßt.

Sire,

Ich habe weder Eltern, noch Freunde, noch Güther. Ich war indeſſen ſo glücklich wie die Königin. Denn ich hatte einen Amanten, den ich liebte und der mich wiederliebte. Man nimmt ihn mir, Sire, und macht mich hiedurch weit unglücklicher, als man euch machen würde, wenn man euch eure Krone raubte. Wäret ihr in dieſem Falle und es käme auf mich an, ſie euch wieder zu geben, ich würde nicht einen Augenblick anſtehen es zu thun; denn ich weiß ihr ſeyd ein guter Prinz, wir lieben euch alle und wir beteten recht ſehr zu GOtt für euch, als man ſagte, daß ihr krank wäret. Thut für mich, Sire, was ich für euch thun würde, gebet mir meinen Geliebten wieder, mein einziges Gut, oder wenn ihr ſein Blut zu eurem Dienſte nöthig habt, ſo befehlet, daß ich an ſeiner Seite ſtreiten darf, damit ich mit ihm ſterbe, wenn ich nicht ſo glücklich ſeyn kan, mit ihm zu leben.

Ich will euch melden, mein ſchönes Kind, ſagte der H. v. Bouillon, und um die Herren für dieſe ſchöne Betrübte zu intereſiren, laſ er ihnen ihre Supplique vor. Sie giengen hierauf zum Könige hinein und der H. von Bouillon ſagte zu ihm: Sire, wir haben ein junges Mädchen angetroffen, das voller Verzweifelung iſt und ſagt: ſie wolle durchaus mit Ew. Majeſtät ſprechen. Iſt ſie artig? fragte der König. Man antwortete ihm mit Ja, und er befahl ſie hereinzulaſſen. Manon ſchien gar nicht darüber verwirrt ſich in einer ſolchen Geſellſchaft zu ſehn, und als ſie ſchloß, daß derjenige, der noch nicht angekleidet wäre, der König ſeyn müſſe, warf ſie ſich zu ſeinen Füſſen, ohne daß ſie die Kraft hatte ein Wort zu ſprechen und überreichte ihm ihre Bittſchrifft benezt mit ihren Thränen. Der König laſ ſie und nachdem er dieſes junge Mädchen hatte aufſtehen heiſſen, frug er ſie, wie ſie hieſſe. Ich heiſſe Mademoiſelle Manon, antwortete ſie, indem ſie eine Verbeugung machte; (bemerkt, daß ſie dergleichen machte ſo oft ſie redte.) Ey nun, Mademoiſelle Manon, ſagte der König, ihr liebt alſo euren Amanten recht ſehr? Ja, Sire, antwortete ſie. Er iſt alſo ein hübſcher Menſch? ſagte der König. Mich dünkt es zum wenigſten, erwiederte ſie: aber wann er auch häßlich wäre, ich würde ihn nichts deſto weniger lieben, denn er iſt fromm und ſchweift gar nicht aus und was das meiſte iſt, er liebt mich herzlich. Ihr werdet ihn alſo heyrathen? verſezte der König. Ja, wenn es GOttes und Ew. Majeſtät Wille iſt, ſagte Manon. Er iſt alſo reich? erwiederte der König. So reich, wie ich, antwortete Manon; Aber mit Hülfe GOttes wird er Oberſchreiber werden und ich ſelbſt kann in einen gröſſern Laden ziehn und das wird uns in den Stand ſetzen, daß wir leben können, wenn wir fleißig arbeiten. Der König, welchen dieſes Geſpräch beluſtigte, wolte ſich aus der Unruhe der Manon ein kleines Vergnügen machen. Ich werde euch euren Amanten nicht wieder geben, ſagte er, ihr ſeyd allzu artig, als daß ihr einen Menſchen heyrathen ſoltet, mit dem man arbeiten muß. Weit beſſer einen reichen Amanten zu nehmen, der euch eine Kutſche und ſchöne Kleider geben kan. Sucht euch unter dieſen, die ihr hier ſeht, den aus, der euch am beſten gefällt: Ich bin verſichert, es wird keiner darunter ſeyn, der nicht mit Luſt eine ſolche Maitreſſe nähme, wie ihr ſeyd. Während dieſer Rede war das Angeſicht der Manon von Unwillen entbrandt. Sie hatte verſucht, den König zu unterbrechen. Kaum hatte er aufgehöret zu reden, ſo ſagte ſie mit groſſer Lebhaftigkeit: Ey Pfuy, Sire, ich liebe Euch von gantzem Hertzen und wann ich lieber ſterben wolte, als eure Maitreſſe ſeyn, ſo denkt, wie gern ich ſie wolte von einem dieſer Herren ſeyn, die nicht halb ſo liebenswürdig ſind, als Ew. Majeſtät. O erwiederte der König, wenn ihr mich von gantzem Hertzen liebtet, wie ihr ſagt, ſo würdet ihr euch kein Bedencken machen, die meine zu ſeyn; denn mich lieben und meine Maitreſſe ſeyn, iſt einerley. * Nicht einerley, mit euer Erlaubniß, ſagte Manon. Setzet, daß ihr mein Vater wäret, ſo würde ich euch lieben, als euer Kind und deswegen doch nicht eure Maitreſſe ſeyn wollen. Und mich deucht Sire, ihr ſeyd unſer aller Vater, auch lieben wir euch alle als Kinder. Wir reden davon zuweilen im Laden. Ich hatte euch niemals vorher geſehen, Mademoiſelle Fanchon, meine Mitgeſellin, hat euch eben ſo wenig geſehen, und wir wundern uns ſelbſt, warum wir ſo ſehr zittern, wenn ihr in den Krieg geht. Wenn man ſagt, ihr wäret tapfer, großmüthig, glücklich, ſo macht uns dieſes ſo viel Vergnügen, als wenn man alles dieſes Gute von demjenigen ſagte, der uns das Leben gegeben hat. Und wenn ich nur einen Groſchen Müntze hätte, ſo würde ich doch die Lieder kaufen, die man auf euch und auf euren Dauphin macht.

Ob ſich gleich der König nicht enthalten konte über die Naivität der Manon zu lachen, ſo ſchien er doch von dem, was ſie ihm von der Liebe ſeines Volcks ſagte, mehr gerühret zu ſeyn, als von dem ſchmeichelhafteſten und witzigſten Lobe. Meſſieurs, ſagte er, zu denen Herren die ihn umgaben, ich gebe der Mademoiſelle Manon ihren Amanten wieder; aber wir müſſen ihr die Reiſe bezahlen und die Koſten der Hochzeit; und ſogleich warf er hundert Louisdor in den Hut des Hrn. von Bouillon und nachdem er ihn hatte in die Runde gehen laſſen, ſtellte er der Manon ohngefehr 600 Louisdor zu und ſagte, ſie ſolte nun zu dem Herren von Marville gehen und ihm von ſeinetwegen ſagen, er ſolle ihr ihren Amanten wiedergeben. Manon von der lebhafteſten Freude eingenommen, dankte dem Könige in ſo nachdrücklichen Worten als man ſie ſich einbilden kan. Die Empfindung erſetzt die Stelle des Witzes wenn ſie nicht der Urſprung deſſelben iſt. Sie ging fort, aber kaum hatte ſie zwanzig Schritte gethan; ſo kehrte ſie wieder um, lief hurtig und klopfte ohne Umſtände an das Cabinet des Königs. Der Thorhüter, der bey der vorigen Scene zugegen geweſen war, ließ die Mademoiſelle Manon anmelden: Iſt noch etwas zu euren Dienſten, ſagte der König? Ach, Sire, ſprach ſie, ich bin wol eine rechte Närrin, ich dencke nicht daran, daß mich der Hr. von Marville auslachen wird, wenn ich nicht ein Paar Zeilen von eurer Hand bringe. Ihr habt recht, ſagte der König und ließ ihr alſobald eine Ordre ausfertigen. So bald ſie Manon hatte, nahm ſie die Poſt. Es war ſpät, als ſie abreiſete, ſo daß ſie erſt um 2 Uhr des Morgens nach Paris kam. Sie ließ ſich ſogleich zum Hrn. v. Marville fahren und klopfte mit ſtarcken Schlägen an die Thür. Der Schweitzer ward unwillig über die Freyheit, die ſie ſich herausnahm das gantze Haus aufzuwecken und bedrohete ſie gewaltig, ohngeachtet ſie ihm berichtete, ſie käme vom Könige. Er fing an, ſie für eine Närrin zu halten. Aber der Kutſcher, der ſie von Fontainebleau gefahren hatte, ſagte dem Schweitzer, was er von dieſer Begebenheit wuſte. Man ging darauf in das Zimmer des Herrn, welcher befahl die Manon herauf zu laſſen; und weil er ſich nicht einbilden konte, daß dieſes Mädchen ihm würklich eine Ordre zu bringen hätte, empfieng er ſie mit einem ziemlich barbariſchen Geſichte. Aber **Manon**, ohne ſich zu erſchrecken, ſagte, Ihr könnt doch leſen, ſehet hier, was zu thun iſt. Herr von **Marville**, ſo zahm als ein Lamm, ſchickte ſeine Leute aus, und innerhalb drey Stunden ward der Amant der **Manon** gefunden. Dieſer arme Jüngling der ſeit zween Tagen eingeſperret war, wuſte nicht, wo man ihn hinführte. Er war ſehr erſtaunt, als er das Haus des Hrn v. **Marville** erkante, aber ſein Erſtaunen verdoppelte ſich, als er **Manon** am Fuſſe ſeines Bettes ſitzen ſah. Voll Entzückung rannte er zu ihr und ohne ſich um die Zeugen zu bekümmern, warf er ſich zu ihren Füſſen, ohne daß er die Macht hatte den Mund zu öfnen. Sie weinte für Freuden und der Hr. v. **Marville** bekannte, daß ihn dieſe Scene über alle Maſſe gerühret hätte. Er wünſchte dieſen beyden Amanten Glück, und ließ ſie in ſeinem Wagen zur Frau der **Manon** führen, die voller Unruhe war. Den Augenblick nahmen unſere Amanten die gehörigen Maaßregeln zu ihrer Verbindung und das Geld, was **Manon** mitbrachte ward angewandt einen Kram Laden zu garniren. Ich ſehe ſie ſehr oft, ihre Sachen gehen ſehr gut und ob ſie gleich ſchon drey Jahr verheyrathet ſind, ſo lieben ſie ſich doch mit ſo groſſer Zärtlichkeit als jemahls.

Eingeſandtes Schreiben über einen Artickel des VIII Stücks.

Ihr Lob des Kayſer Julians iſt behutſam genung eingerichtet; Denn Sie nöthigen entweder dem Abt de la Bletterie ein Urtheil ab, oder Sie laſſen den Julian ſelbſt reden und ſich beliebt machen; Zugleich wird der Kayſer Jovian unter Ihren Händen ganz klein: und ich möchte Ihnen gern vorwerfen, vom Julian ſuchten Sie alle guten Seiten und vom Jovian alle ſchlechten auf, allein ſie möchten antworten: Julian iſt ſo ſehr ſchlecht, als die beſten Menſchen ſchlecht ſind, und Jovian hat ſo viel Gutes an ſich, als alle ſchlechten Menſchen Gutes haben. Ich verſtehe dieſen Ausdruck, bedencken Sie aber, Julian war das, was wir einen Heiden nennen, und Jovian, ſein unmittelbarer Nachfolger, war ein Chriſt. Dieſes verurſacht einen gewaltigen Contraſt, wenn beyde Caracter zuſammen ſtehn, und manche Leſer könten glauben, Julian gefiele Ihnen als Heide und Jovian misfiele Ihnen mit ſeinem Chriſtenthum. Ich aber weiß, ein jeder denckender Kopf wird die heidniſchen Fabeln für die beſten halten, zum Schmuck der Poeſie, die groſſe Wahrheiten des Chriſtenthums aber für die beſten zur Tugend und zur Glückſeeligkeit der Welt; und es würde mein eigener Schimpf ſeyn, wenn ich an Ihnen nicht eben ſo viel Einſicht hätte bemercken können. Ich finde es auch einem ehrlichen Manne ganz anſtändig, daß er bey ſeiner Nation alle Vorurtheile auszurotten ſucht und ich mercke, ſie haben es nicht länger leiden wollen, daß man vom Auguſt und vom Trajan ſo viel Gutes ſpricht, und vom Julian nichts, als Böſes: Deswegen haben ſie eine Leyer geſucht, womit ſie ihn ſo ſehr erheben konten, als ihn andere herunter geſetzt hatten. Ich will nicht ſo witzig ſeyn, mein Herr, und Ihnen hier zum Gegenſatz alles Böſe vom Julian und alles Gute vom Jovian aufſuchen: ich weiß das könnten ſie ſelbſt mit noch mehrerm Witze thun, als ich. Aber weswegen ſchreibe ich Ihnen denn dieſen Brief? Deswegen, ich will denen Perſonen, die Sie nicht ſo gut verſtehen, als ich, Ihre heimliche Meynung verrathen, ich will das herausſagen, was Sie in ihrer Recenſion nicht ſagen durfſen, ohne ſie zu verderben: *Wir haben darum den Julian ſo groß gemacht, damit die Leſer, wenn ſie einen Theil davon abziehen wollen, ihn allemahl noch groß genug behalten müſſen.*

Schreiben an die Verfaſſer der Critiſchen Nachrichten zu Berlin.

Meine Herren,

Ich bin einer von den Autoren die in Ihren wöchentlichen Blättern einen Platz einnehmen. Ich bin mit dieſem Platz ganz wohl zufrieden: denn Sie haben mich gelobt. Ich habe aber mitten durch Ihr Lob einigen Tadel geſehn und zwar habe ich ihn deutlicher geſehn, als alle übrigen Leſer. Ich ward daher aufmerkſamer, ich verglich einige Ihrer Urtheile mit den Schriften ſelber und fand, daß Sie es öfter ſo gemacht hatten. Manche Stellen ſind ſo unmerklich und ſo höflich, daß ſie der beurtheilte Scribent faſt nur allein verſtehe. Ich habe den Verſuch mehr als einmal gemacht, ich habe Ihr critiſches Lob einigen Perſonen gezeigt, die nichts als Lob darinn gefunden haben. Nun will ich zur Dankbarkeit für Ihren glimpflichen Tadel mir ſelbſt Schaden thun. Sehen Sie hier, einen Brief, der Ihren critiſchen Nachrichten ein Licht anzünden ſoll! Sie werden meinen Brief drucken laſſen, das erfodert Ihr eigener Vortheil und mein Schade wird es nicht ſeyn, denn ich habe mich längſt gebeſſert, oder vielmehr, um Sie nicht ſtolz zu machen, ich bin allezeit beſſer geweſen, als mein Buch.

Ich ſehe, daß ſie gegen die deutſchen Scribenten allezeit gelinder ſind, als gegen die Ausländer. Sie reden zuweilen ganz laut von den Fehlern der Franzoſen und oft von ſehr kleinen Fehlern. Von den deutſchen guten Scribenten reden ſie nicht ſo offenherzig. Ich ſehe hierinn ein groſſes Lob für die Franzoſen. Ferner, Sie führen aus den Kunſtrichtern oft die feinſten Regeln an, und tadeln hernach die Scribenten keinesweges nach aller Schärfe dieſer Regeln. Warum nicht? Sie glauben Ihre Leſer können es jetzt ſelber thun.

Ferner iſt es offenbar, daß ſie aus den guten Autoren die ſchönſten Stellen angeführt haben. Sie haben dieſes gethan um ihre Leſer angenehm zu unterhalten; Sie wollen aber auch den Verfaſſern dadurch zu verſtehen geben, ſie ſollen alles übrige dieſen Stellen gleich machen. Aber wer von den Leſern weiß dieſes? Man hält den ganzen Moraliſten, den ganzen Dichter für gut, und betrügt ſich. Doch ich betrüge mich nicht mehr: Ich kenne die Redensarten ſchon: *Wir wollen ausſuchen; folgende Stücke werden unſern Leſern gefallen.* ꝛc. Ich weiß auch warum oft einige Zeilen ausgelaſſen ſind, warum zur rechter Zeit ein u. ſ. w. kommt, und damit ichs kurz ſage ich werde nicht eher trauen, daß ein Buch vollkommen ſchön iſt, bis ſie, wie beym Foſter, mit ganz deutlichen Worten ſagen: *Wir bekennen, daß alle einzelnen Theile dieſer Reden eben ſo ſchön ſind, als die angeführten Stellen.* Noch eins. Wenn Sie, anſtatt von dem Buche zu reden, auf eigne Abhandlungen kommen, was bedeutet dieſes? Mich deucht, einen ſchlechten Autor. Wenn ſie von einem Werk mit einem prächtigen Titel, das aller Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, gar nicht reden, ſo ſchlieſſe ich wenigſtens daraus, daß es nicht viel wehrt iſt, weil ſie ſonſt die Gelegenheit von einem Meiſterſtück zu reden nicht würden verſäumt haben. Aber hören Sie nur, wenn Sie Sich auf den Fuß ſetzen wollen, durch ihr

Stillſchweigen gleichfalls zu critiſiren: ſo müſſen ſie mit Ihren Nachrichten viele Jahre fortfahren, damit Ihr Stillſchweigen gar nicht mehr zweydeutig bleibt. Aber was ich höre, gefällt mir gar nicht. Können Sie wol in einem Jahre von den Wiſſenſchaften eine Encyclopedie zuſammen fügen und ihre Blätter zu der Würde eines Buchs erheben? Ich bitte Sie für mich und meine Freunde hören Sie mit dieſem Jahre noch nicht auf, wie ich weiß, daß Sie gedroht haben. Machen Sie Ihre Nachrichten zu einem Sammelplatz aller guten Scribenten der alten und der neuen Zeiten und unterlaſſen nicht von einem ſchönen Werke umſtändlich zu reden, ſo bald eine neue Ausgabe oder Uebersetzung davon erſcheint, damit man bey Ihnen mit der Zeit die guten Autores alle vom Homer bis zum . . finden möge. Ich bin ꝛc.

Mein Herr,

Ich leſe Ihre critiſchen Nachrichten, weil ich gern gelehrte Zeitungen leſe: aber was ſind das für Zeitungen? Ich habe Luſt viel neues zu wiſſen, und bin deswegen mit ihren drey Büchern die ſie mir jedesmal zu kennen geben, gar nicht vergnügt. Ueberdem kommen mir zu viele Fortſetzungen: Wer die Zeitung in Geſellſchaft hält, der hat den Anfang ſchon vergeſſen und weggegeben, wenn er das Ende bekommt. Und was gehen mich die Franzoſen an: ſie haben unter ihren Landesleuten ſo viel Gelehrte, daß ſie nicht nöthig haben ihre Zuflucht zu dieſer ſeichten Köpfen zu nehmen. Sie haben nicht eine einzige von allen den Schriften angeführt, die bey uns wider die Herrenhuter und wider Edelmann heraus gekommen ſind, wie ich denn wider die erſtern ſelbſt etwas geſchrieben habe; wiewohl ich dieſes nicht [illegible] ſage: Es iſt doch hierunter manche Ausführung recht Philoſophiſch geweſen. Aber aus Ihrer Philoſophie, mein Herr, kan ich mich gar nicht finden. Sie wollen philoſophiren, das merckt man, und nehmen doch nicht die eigentlichen Compendia, die Beweiſe, die demonſtrirten Facultäten Bücher, die ihnen alle Univerſitäten darbieten. Welche ſchöne Sammlung von Diſſertationen hätten ſie nicht dieſes Jahr machen können, wie viel Mannigfaltigkeit würde dieſes ihrem Blatt gegeben haben! Sie lieben ja ohnedem die ſchönen Wiſſenſchaften, und hierin haben wir unter den Gelehrten keine ſchlechte Erndte gehabt. Wer nur zu ſuchen weiß, der findet in mancher Rede, in manchem Programma mehr als in manchem Folianten. Wenn ſie ſich um die alten Autores haben verdient machen wollen; ſo hätten ſie die verſchiedenen neuern critiſchen Verbeſſerungen anführen können. Wilhof allein hat vom Horaz ſo viel neue Lesarten bekannt gemacht, daß ſie unterdeſſen ihren Character des Horaz wohl hätten erſparen mögen. Daß Horaz ein Trunckenbold und ein Tiſchfreund geweſen iſt, daran zweifelt ja wohl keiner, der den Brief des Auguſt an den Mäcenas geleſen hat: Veniet igitur ab illa paraſitica menſa ad hanc regiam. Wieder auf die Deutſchen zu kommen, ſo haben dieſe Meſſen eine ziemliche Anzahl Poeten mitgebracht, derer ſie auch nicht gedencken. Ich glaube doch daß ſie große Liebhaber der deutſchen Poeſie [illegible], weil ſie ihre Nachrichten damit [illegible] haben. Aber ich finde in ihren gerühmten Poeten lauter verwegenes Zeug [illegible] darnach mit Fleiß [illegible] hätten. Sie haben auch keine Reime, welche doch der deutſchen Dichtkunſt unentbehrlich ſind. Denn je mehr Vollkommenheiten ein [illegible] hat, je beſſer iſt er, und der Reim iſt eine Vollkommenheit mehr. Ich hätte noch vieles mit Ihnen zu reden, weil ich mich in der That für ihren Verleger intereſſire: aber [illegible] dencke ich komme mit meinem guten Rath zu ſpät. Sollten ſie fortfahren, ſo halten ſie doch wenigſtens Ihr Verſprechen, von den Promotionen auf Academien, von den Todesfällen und Lebensläuften der Gelehrten zu reden. Dieſes iſt ja die einzige Belohnung die man ihnen noch auf der Welt läßt: und wenn dieſe Aufmunterung zur Gelehrſamkeit fehlt, wer wird auf das Studiren ſo viele Zeit und Mühe wenden? Hiebey fällt mir ein, daß Sie M. H. und Ihre beyden Freunde (denn ich weiß alles) mit Ihrem Lobe überhaupt gar zu ſparſam geweſen ſind. Sie geben nicht einmal gern die Ehrentitel: der gelehrte, fleißige, geſchickte, gründliche ꝛc. und dieſes ſind doch doctarum ederæ præmia frontium. Ich bin

Mein Herr,

Ihr ergebenſter Diener

S. W.

Dieſe Art gelehrter Zeitungen iſt bisher ſeit dem Anfange dieſes Jahres, allhier in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, herausgekommen. Ob man ſich gleich alle Mühe gegeben den Fortgang derſelben möglichſt zu befördern; ſo hat man doch noch nicht zu dem gewünſchten Zweck gelangen können. Man wird alſo mit dem Anfange des künftigen zweyten Jahres eine ganz neue Einrichtung damit machen, und ſich möglichſt nach dem Geſchmack, wo nicht aller, doch der meiſten Leſer, bequemen. Der Leſer wird demnach künftig eine gröſſere Anzahl gelehrter Nachrichten, ſowohl von neuen Büchern, als auch von andern merkwürdigen Vorfällen im Reiche der Gelehrſamkeit, als bisher, darinnen, antreffen. Und da die künftigen Verfaſſer durch die Hrn. Verleger, welche deswegen keine Koſten ſcheuen werden, in den Stand geſetzet worden, aus allen Theilen der Welt, beſonders aus allen Europäiſchen Ländern, gelehrte Nachrichten einzuziehen; ſo wird der Nutzen und das Vergnügen des Leſers durch die Neuigkeit und Mannigfaltigkeit der Begebenheiten im Reiche der Gelehrten beſtändig unterhalten werden. Der Gottesgelehrte, der Rechtsgelehrte, der Arzt, der Philoſoph, der Mathematikverſtändige, der Aſtronome, ſollen künftig ihren Antheil an dieſen Blättern haben, und die Liebhaber der Naturlehre, der ſchönen Wiſſenſchaften, der Geſchichte, der Sprachen, und alles deſſen, was in dem Umfange der Gelehrſamkeit begriffen iſt, werden darinn eine Nahrung ihrer Neugier finden. Man wird keinen Liebhaber eines einzelnen Theils der Gelehrſamkeit etliche Wochen oder Monate auf eine in ſeine Sphäre gehörige Nachricht warten laſſen, ſondern in jedem Stück eine ſolche Veränderung beobachten, daß faſt jeder Leſer etwas für ſich darinnen finden wird. Mit Sachen von geringer Erheblichkeit wird man den Liebhabern die Zeit nicht verderben; auch vor übertriebenen Lobeserhebungen ſollen ſie ſich ſo wenig zu fürchten haben, als für Anzüglichkeiten, ob man gleich, ſowol dem Verdienſt durch ein gegründetes Lob, als auch den Stöhrern der Einſicht und des Geſchmacks durch eine gewiſſe Art von Scherz allezeit wird Recht wiederfahren laſſen. Da jetzo vornehmlich die Naturlehre und Haushaltungskunſt überall, und das mit gröſtem Recht, in beſonderer Achtung ſtehen, ſo wird man der edlen Neugier, alles zu wiſſen, was hierinnen merkwürdiges vorfällt, entdeckt und erfunden wird, zu ſtatten zu kommen jederzeit ſorgfältig befliſſen ſeyn. Ob man übrigens gleich dieſe Critiſchen Nachrichten als eine allgemeine Sammlung gelehrter Nachrichten anzuſehen haben wird, ſo wird man ſich doch, nach dem Beyſpiel anderer berühmter gelehrter Zeitungen, bemühen, beſonders die neue gelehrte Geſchichte des Vaterlandes, und überhaupt aller Königlichen Preußiſchen Länder, zumahl, da die Wiſſenſchaften und Künſte, unter der beglückten Regierung unſers weiſen Monarchen, darinne zu einer vorzüglichen Höhe geſtiegen ſind, in dieſen Blättern mitzutheilen. Es werden alſo die Herren Gelehrten auf den Königlichen Preußiſchen Univerſitäten, Schulen und an andern Orten ergebenſt erſucht, dieſes zum gemeinen Beſten und zur Ehre des Vaterlandes abzielende Vorhaben gütigſt befördern zu helfen und ihre aufgeſetzten Nachrichten in der Haude- und Speneriſche Buchhandlung, unter der Aufſchrift: An die Verfaſſer der Critiſchen Nachrichten ꝛc. einzuſenden. Man wird ihre Bemühungen mit gröſtem Dank erkennen, und nach Gelegenheit öffentlich rühmen. Eine gleiche Bitte ergehet auch an die Gelehrten in andern Ländern, welche merkwürdige gelehrte Nachrichten aus ihren Gegenden durch ihre Vermittelung bekannt gemacht zu ſehen wünſchen. Gedachte Blätter werden künftig ſo, wie bisher, Bogenweiſe, alle Freytage allhier in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung und in dem Königlichen Hof-Poſt-Amt ausgegeben werden, auswärts aber auf allen Poſtämtern zu haben ſeyn. Wenn es die Menge der Nachrichten erfordern wird, ſo wird auch zuweilen ein auſſerordentliches Blatt hinzu kommen. Gleichwie endlich die Verfaſſer ihr gröſtes Vergnügen in dem Beyfall ihrer Leſer ſuchen, und ſich darnach mit allen Kräften beſtreben werden, ſo werden die Herren Verleger gleichfalls nicht ermangeln laſſen, was dieſen Blättern eine neue äuſſere Zierde geben kann.

* * *

I. Regiſter

von den

Nahmen der Autoren und den Schrifften

die in dieſen Nachrichten enthalten ſind.

A.

Academie Royale des Sciences de Berlin, ſes Memoires pour l'Ann. 1748. Pag. 161
- - - Hiſtorie de l'Academie. 432
Acad. petropol. novi Comment. 293
Academie der Wiſſenſchafften in Schweden Abhandlungen. 2[illegible]1
Agrémens de la Campagne. 182
d'Alembert Recherches ſur la préceſſion des Equinoxes 92
Amuſemens Philologiques. 44
Arbeiten einer vereinigten Geſellſchafft in der Oberlauſitz 426
Arnaud, Avantages des beaux arts &c. 257
- - - Epitre à S. A. S. le Prince de Lobkowitz. 384
Aretin, (Pierre) Sa Vie 169
von Aubee, Verſuch über die Grundſätze des Rechts und der Moral. 273

B.

Bacons getreue Reden. Proben davon eingerückt. 343. 380
Barre, allgemeine Geſchichte von Deutſchland. 218
Batteux, Cours de belles lettres,
Tome I. 177. ꝛc.
Tome II. 226. ꝛc.
Tome III. 246. ꝛc.
- - - Poëſies d'Horace, traduites en François. 497
Beckmann, Noctes Joachimicæ. 425
Berkley, Dialogues entre Hylas & Philonous. 252
Beyträge zur Aufnahme des Theaters. Stutgard 1tes Stück 55
2tes Stück 387
de la Bleterie, Hiſtoire de Jovien & traduction de Julien 65
Bodmers Heldengedicht Noah. 107 ꝛc.
- - - Pygmalion und Eliſe. 78
Bohmii Lyricorum liber ut. 302
Boerner de Doctis hominibus græcis liber 265
Bolinbroke, Lettres ſur l'eſprit de Patriotiſme &c. 156
von Borck, gebundene Ueberſetzung des Lucans 41
Boſe, de Olimandie circulo aureo. 304
Bouguer, La Figure de la Terre 49
Brief an die Verfaſſer wegen der gelehrten Geſellſchafften. 340
- - - aufgefangener, bey Gelegenheit des Heldengedichts Noah 413

Brief aus Paris die Begebenheit der Manon enthaltend . . 505
. . . eine Beurtheilung des Julians betreffend . . . 509
. . . zur Erklärung der erſt. Nachrichten. 510
. . . zum Tadel derſelben. . 511
Briefe, fünf über die Clariſſa. 421. ꝛc.
Briefwechſel über die anakreontiſche Ode. 275
Buchwald de Metamorphoſibus librorum in homines . . 304
Bütteri & *Achenwalli* Elementa juris naturæ. . . 215
Buffon, Hiſtoire naturelle. . 13
. . . Die deutſche Ueberſetzung davon. 496

C.

Canzens Unterricht von den Pflichten der Chriſten . . . 25
. . . Meditationes philoſoph. 260
Chryſii Fabulæ veteres Aeſopiæ. 209
Clairaut, Diſſertation ſur le Syſtême du Monde . . . 73
Claville, von dem wahren Verdienſt. 466
Clement, Catalogue raiſonné de livres difficiles à trouver. . 304
Conſeils à une amie. . 83
Conſiderations ſur le commerce &c. de la Grande Bretagne. . 283
Conſiderations ſur le Genie & les Mœurs de ce Siecle . . 94
Coſte, Les principes des ſciences & des mathematiques . . 33
Crevier, Hiſtoire des empereurs Romains 75

D.

Dariès, inſtitut. jurispr. privatæ Rom. Germ . . 15
Daubenton, Hiſtoire Naturelle. . 13
Deſtouches, la Force du Naturel, Comedie. 353
Diderot, Lettre ſur les Aveugles. 128
Diſcours ſur les grands bouquets. 88
Diſſertatio de Luthero contra indulgentias haud quaquam per invidiam diſputante. . . . 304
Diſſertatio epiſtolica de Muſices peritia Theologo neque dedecora neque inutili. . . . 304
Demmerichii epiſtola de Joh. Carionis Chronico. . . . 304
Dulard, Grandeur de Dieu, Poëme. 172

E.

Eachart, Betrachtung über den Hobbeſ. Stand der Natur . . 86
von Eſſen, Gedanken über die Gelehrſamkeit. . . . 300
Eidous, Memoires litteraires. . 133
Etudes convenables aux Demoiſelles. 172
Euler, Scientia navalis. . 100
. . . Opuſcula, Tom. II. 409

F.

Ferrarius, de rebus geſtis Eugenii. 87
Flori Epitome rerum Romanar. 473
Formey, Lettre de Mr. Gervaiſe Holmes à l'Auteur de la lettre ſur les aveugles. . . . 97
. . . Syſtême du vray bonheur. 185
. . . Le philoſophe Chretien. 441
Foſters Reden über wichtige Wahrheiten der Chriſtl. Religion, aus dem Engl. überſetzt. . . 210
Frontin. Siehe Polyän.

G.

Gauger, la Mecanique du Feu. 280
Gebhardi de ficto quodam Cæſarum elevandorum ſcuto. . 303
Gedanken über die Verbeſſerung der bürgerlichen Geſetze. . . 377

Gleims Lieder. 249
Gmelin, Sermo Academ. de novis vegetabilibus. 241
Groſchuf, ungebundene Ueberſetzung des Horaz. 173
Götze, Prüfung einiger Stellen aus dem Buche: Les mœurs. 262
Gunner, Erläuter. und Anmerk. über das Natur- und Völcker Recht des Hrn. Dariès. 45
Guyon, Geſchichte von Oſtindien. 388

H.

Hagedorns Moraliſche Gedichte. 203
Hahn, [illegible], ſeu ultima fata Noachi. 304
Hales, Conſideration the cauſes of Earthquakes. 385
Hanneſen, Abhandlung von dem academiſchen Degen. 304
Hauptmann, de יובל ſeu anno quinquageſimo Ebræorum. 303
Hauſchild, Prüfung verſchied. Rathſchl. zur Verbeſſerung der Juſtiz. 136
Heerden, Grundfeſte des Heil. R. R. 47
Heicks Fabeln. 431
Heliodorus Aethiopiſche Liebes- und Helden-Geſchichte. 469
Heumann, Exercit. juris univ. præcipue Germ. 46
Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und Lande. 182
Hoffmann, Klugheit hauszuhalten. 45
Holbergii Epigrammata. 42
Ejusd. vermiſchte Briefe. 258
Holmes, Lettre à l'Auteur de la lettre ſur les aveugles. 57
Hudemanns Ueberſetzung der Phädra des Racine. 471
Hughes Natural hiſtory of Barbados. 134
Hume Eſſays Moral and Political. 489
Hutcheſon Recherches ſur l'origine de nos idées ſur la beauté &c. 7

J.

Jablonsky Pantheum Egyptiacum. 250
Jacob I. König in Engeland, Königl. Geſchenck an ſeinen Sohn Pr. Heinrich. 298
Jacobi Betracht. über die weiſen Abſichten GOttes. 34
. . . Solte GOtt wohl verdienen, daß man Achtung für ihn habe. 337
Jallaberts Elektriſche Verſuche. 280
Johanſſon, Bürgerl. Regierung nach ihrem Urſprung und Weſen betrachtet. 295

K.

Kleinii Hiſtoriæ Avium prodromus. 230
Kleiſts Frühling. 89
Krafft Prælectiones phyſicæ. 256

L.

Lackmann, Einleitung zur Schleßwig-Holſt. Hiſtorie. 46
von Lambert, Marquiſin, ſämtliche Schriften. 277
Lambert, Hiſtoire generale, civile naturelle &c. de tous les peuples du monde. 417
Leiſtikow, Beytrag zu der natürlichen GOttesgelahrtheit aus Betrachtung der Welt. 121
Lentzens diplomatiſche Stifts-Hiſtorie von Havelberg ꝛc. 304
Lettres a Fillis. Freybourg. 219
Lettres ſuppoſées. 417
Lieder. Zürich. 141
von Loen, kleine Schriften. 297

Lodding Torre Muſæi Regii Dreſdenſis 60
[illegible] J. C. Unterſuchung von Kampf-Renn- und Ritterſpielen. 304

M.

Mably, obſervat. ſur les Grecs. 191
Mac-Laurin, Traitté des Fluxions. 62
- - - Expoſition des decouvertes de Mr. Newton. 478
du Mairan, Diſſertation ſur la glace. 193
St Mard, Oeuvres - - 481
Marigny, hiſtoire generale du douzieme ſiecle. - - 465
Marmontel, Ariſtomène Tragedie. 289
- - - Cleopatre Trag. - 420
- - - Betrachtungen über die Tragödie, überſezt und eingerückt. - 310 ꝛc.
Martin, Grammaire des ſciences philoſophiques - - 129
Maupertuis, Eſſay de philoſophie morale 101
Menander de utilitate fluente ex inito naturorum denatorumque calculo 303
Mermier, Abhandlung von dem Verderben des Geſchmacks in der Franz. Muſik 77
la Mettrie, Ouvrage de Penelope, T. III. 9
Monbrün, le Coſmopolite. - 443
Monteſquieu, de l'Eſprit des loix 105
- - - Defenſe de l'Eſprit des loix 364
- - - Tempel der Liebe zu Gnidos 329
Moraliſten Bibliotheck, 21ter Theil. 431
Müllers Abhandlung von den Feldprieſtern alter Zeiten. - - 303

N.

Nachrichten von den neueſten Journalen in Londen - - 418
Nettelbladt, Syſtema elementare univerſæ juriſprud. nat. - 136

O.

Ode aus dem Horaz. - 316
Ode über einen Granatapfel. 52
Oelrichs de Bording & Lodding judiciis German. antiquiſſ. - 304
Ornemens de la Memoire ou traits brillans des Poetes François - 138
Overbeck, Ueberſezung der Hirten-Gedichte Virgils - - - 471

P.

Peliſſon, Hiſtoire de Louis XIV. 285
Pietſch, Abhandlung vom Salpeter. 401
Piro, della Origine del Male. - 478
[illegible], Diſquiſitio epiſtolaris utrum Caroli V. dolo vox einiger in ewiger mutata ſit - - 303
Pluche, Spectacle de la Nature T. VIII. 132
Poetique françoiſe à l'Uſage de Dames 81
Polyäns und Frontins Kriegsränke berühmter Feldherren. - 395
Pope, Verſuch über Homers Leben. 85
Pouilly, Theorie des ſentimens agreables 345
Mad. *Premontval*, le Mechaniſte philoſophe Memoires de Jean Pigeon. 281
Puyſegur, l'Art de Guerre. - 63

Q.

Quadrio, Storia e Ragion d'ogni Poeſia. - - - 176

R.

Rameau, Demonſtration du principe de l'harmonie. - 233
Ramhorſt de præcipuis litterarum reſtauratoribus Groninganis. - 304
Reaumur l'art de faire eclorre toutes ſortes d'oiſeaux. - 17

Ranikii recentiorum Poetarum Germ. carmina latina ſelectiora. 42
le Roi, Etat d'Alger. 457
R . . . deutſche Briefe. 259

S.

Sacks Vertheidigter Glaube der Chriſten VII. St. 153
Schäferſpiel, die unſchuldigen Diebe. 42
Der Schulfuchs, aus dem Franz. überſ. 428
Schurmanns opuſcula edidit Lœberia 43
Seelen de curiis veteris & recentioris ævi. 324
Solignac, Hiſtoire generale de Pologne 475
von Solis, Geſchichte von der Eroberung Mexico. 305
Spalding, Syſtème du vray bonheur, traduit par Mr. Formey. 183
Springsfeld, Epiſtola critica ad Trillerum de loco quodam Suetonii. 303
Stackhauſens Vertheidigung der Chriſtl. Religion 259
Steinwehr, Oratio pro ingenio germano. 298
Stockhauſens Grundſätze wohl eingerichteter Briefe 469
Suppius Oden und Lieder. 135

T.

Talbie, Auszug der Hiſtorie aller Zeiten und Völcker des Herrn Rollin. 299
Theorie nouvelle du Mouvement. 145
Thomſons Trauerſpiel Agamemnon. 446
Touſſaint, Lettre. 427
Triller de loco quodam Suetonii. 303
Trowell, Anleitung für einen Landmann ꝛc. 369

U. und V.

Verfaſſer, Abhandlung vom Horatz und ſeinen Liedern. 284. ꝛc.
. . . . Abhandlung von der Oper. 57
. . . . Gedancken über die neuen Versarten 69 ꝛc.
Eines Ungenannten Betrachtung einer alten Aufſchrift. 403
. . . . Ueberſetzung der Nanine des Herrn von Voltäre. 471
. . . . Ueberſetzung von Virgils Ackerbau und Aeneis 471
Unterſuchung vom Meere. 487
Voltaire, Oeuvres, Tome VII. 361
Vorbericht. 1
Uzens lyriſche Gedichte. 3

W.

Wallerii Mineralogia. 113
Watts Lehre von den Gemüthsbewegungen. 313
Werlhofs Gedichte 43
Wernickens Gedichte 151
Willens Grundſätze und Pflichten der natürlichen Religion 454
Wolfs Ethica ſ. ſcientia moralis. 449
Wolfs Inſtit. juris N. & G. 5
Wolframs Ueberſetzung der Tragödie Rhadamiſt und Zenobia 470

Y.

Yart Traduction de meilleurs poetes anglois qui n'ont point encore paru. 137

⁂

II. Register
der vornehmſten Sachen.

A.

Æquinoctia ihre Fortrückung wird erkläret. . . . 93
Alexander, wie er von dem Philippus unterſchieden geweſen. . . 208
Algier, Beſchreibung davon . 457
Alter, Gedancken davon . 294
Ameiſen, Anmerkungen davon 301
Anakreon, Ode von ihm überſetzt 228
Anakreontiſche Ode, ihr Caracter 276
Aretin, deſſen Leben . 169
Ariſtoteles, ſeine Art zu philoſophiren 479
Armenianer, Genie und Charakter derſelben . . . 419
Arnaud, ſeine Poeſie iſt methodiſch und ſchulgelehrt . . 257
. . . Wie er die Kunſt zu loben verſteht 384
Athen, wie es empor geſtiegen und gefallen 196
Auguſt, deſſen Charakter . 75
. . . witzige Antwort an den Pollio 77
Aurikeln, was bey ihnen in Acht zu nehmen 371
Ausbrütung allerhand Arten der Vögel 17
Autor, wie ein Autor zu beurtheilen 366

B.

Bacon (Franc. de Verul.) deſſen Verdienſte um die Wiſſenſchaften . 480
Bäume verſchiedne Arten ſie fortzupflanzen. 180
Barbaroſſa Friederich, deſſen Charakter 218
Bauart, welche dem Auge gefällt 346
. . . der Gothen. . . 346
Batteux deſſen Urtheil über die Franzöſiſche Proſodie wird widerlegt. . 188
Berge, ihr Urſprung . . 14
Bethen, Unanſtändigkeit und Leichtſinnigkeit dabey, mit einer guten Art getadelt 337
Bewegung, neue Theorie davon 145. f.
Beweiſe, verſchiedene Arten derſelben 454
Beywörter zuſammengeſetzte, ſind der deutſchen Sprache ſo natürlich als der Griechiſchen . . 123
Blindgebohrner, ob er, wenn er auf einmal das Geſicht erhielte, einen Würffel von der Kugel unterſcheiden könnte 122
Blumen, woher ſie mit ſo mannigfaltigen Farben geſtreift ſind . 378
Bonzier, ihre Lehren und Lebensart . 419
Brachmanen, Beſchreibung derſ. 390
. . . von ihren Wiſſenſchaften. 418
Brand, wie der Waitzen davor zu verwahren. . . . 202
Brief, Eigenſchaften eines guten 466
. . . verſchiedene Arten derſ. Condolenzbriefe, Complimentbriefe ꝛc. was die Klugheit und der Wohlſtand dabey erfodern. . . 467
Buchſtaben lateiniſche, ob ſie im Deutſchen auszumuſtern ſind. . 92

Catull

C.

Catull nachgeahmt . . 249
Chineſer, Charackter derſelben . 182
. . . ihre Wiſſenſchaften, Künſte, politiſche Regierung, Religion, Bauart, Muſik ꝛc. wie ſie beſchaffen . 183
Chobry, Boleslaus, deſſen Charakter. 477
Cicero . . . 481
Clariſſa, Critick darüber . 421 K.
Clitomachus deſſen Leben . 205
Cocosbaum, Beſchreibung deſſelben 400
Comet von 1680. . . 131
Comödie von Destouches la Force du Naturel 353
. . . von Voltäre, Nanine . 361
Comödien des Plautus werden beurtheilt 387
. . . ob man die Caracter darinn übertreiben könne. . . 388
Confucius, ſeine Lehren . 184
Cordeliere, das höchſte Gebürg in Peru. 49 ff.
Cortes Hernan, deſſen Charakter und Geſchichte . . 305
. . . ſein heldenmüthiger Entſchluß 308
. . wie er den Motuzema gefangen genommen. . . 335
Critik, Behutſamkeit, ſo darin zu gebrauchen 366
Cryſtalliſirung, Urſache davon . 114

D.

Dankgebethe, eine natürliche Pflicht . . . 338
Declamation wozu ſie einem jeden Autor . . . 267
Demetrius der Groſſe, Nachricht von ihm nützt . . 111. ff.
Demokratie, deren Grundgeſetz und Principium . . . 106
Descartes ſeine Art zu philoſophiren 480
Deſpotiſcher Staat, deſſen Grundgeſetz 105
Dialogen, Regeln derſelben . 481
Diderot . . . 97

E.

van Effen, hilft die kleinen Gelehrten verachten . . 300
Egyptiſcher Götzendienſt . 260
Ehe, Gedancken davon . 380
Ehrlicher Mann, deſſen Pflichten 278
Eide, Mißbräuche derſelben . 319
Eigennutz, nicht die einzige Bewegung des Hertzens . . 348
Eigenthum, verſchiedene Erlangungsarten deſſelben . . 5
. . . vollſtändiges wie es getheilt werden kan 216
Eis, deſſen Erzeugung . . 194
. . . findet ſich in den heiſſeſten Erdſtrichen in der Erde . 195
Ekloge, Regeln derſelben . 187. 500
. . . überſetzt aus dem Theokrit, Racan, Segrais . . 197
Elegie . . 228. 511
Empfindungen, Nutzen derſelben 345
. . . deren Geſetze . . 345
. . . angenehme und unangenehme 347
. . . des Hertzens einzige Quelle wahrer Vergnügungen . 349
. . . verſchiedene Arten der angenehmen beweiſen einen GOtt . 356
. . . Geſetze derſelben verkündigen einen wolthätigen Urheber . 357
Engelländer, Oſtindiſche Compagnie derſelben wie ſie beſchaffen . 408
Epigramma . . 158. 230
Erde, von ihrer Figur . 49
. . . ihre allgemeine Beſchaffenheit 14
. . . des Hrn. v. Buffon Theorie davon 14

Erdarten, Eintheilung derſelben 61
Erdbeben, deſſen Urſachen 381
Erlöſer deſſen Würde im ganzen Reiche GOttes 153
Erzeugung der Thiere 21. ff.
Erziehung, wie ſie in den verſchiedenen Regierungs Arten beſchaffen 126
Ether 194

F.

Fabel, ihre Regeln und die beſten Meiſter darinn 177. 500
Fabeln des Phädrus werden in ein Licht geſetzt 209 ꝛc.
Feuer, Nachricht von einem beſtändigen Feuer in Perſien 439
Finanzen, was ſie der Handlung ſchaden 149
Firnißbaum, Beſchreibung davon 184
Florus Schreibart wird beurtheilt 473
Frauenzimmer, Lehren für ſie 84. 287
. . . . . wie viel Sprachen es lernen darf 44
Freundſchaft, Regeln derſ. 264
. . . . Gedancken davon 293
. . . . unter Perſohnen verſchiedenen Geſchlechts, wie ſie beſchaffen ſeyn muß 293
Freyheit, Anmerkungen darüber 206
. . . politiſche, worinn ſie beſteht 127
. . . was ſie erhält und in Gefahr ſetzt 128
. . . zu denken, wie ſie ausgeartet iſt 222
Friktion der Cörper 187

G.

Gebet, Gedancken eines Ungenannten davon 339
Geheimniſſe in der Religion, was davon zu halten 222
Geiſt der Geſetze, ſ. Geſetze
. . . der patriotiſchen Geſinnung 156
Geiſtlichen, müſſen gleich andern Mitgliedern das Ihrige zum beſten des Staats beytragen 437
Genie groſſes, worinn es beſteht 500
Gerechtigkeiten, ſervitutes, Begrif derſ. 206
Geſchmack, Urſachen ſeiner Verſchiedenheit 355
. . . hat ſeinen Einfluß auf das Leben und die Sitten 491
Geſellſchaften haben nichts ſo wichtiges geliefert als einzelne Gelehrte 340
Geſetze, Bürgerl. wiederhohlen und beſtätigen die Geſetze der Natur 6
. . . der Staaten, haben die Sittenlehre zum Grunde 105
. . . wie ſie verſchieden ſeyn müſſen 105
. . . Geiſt der Geſetze 106
. . . ihre Beziehung auf das Clima 148
. . . ihr Verhältniß in Abſicht auf das Erdreich und auf die Handlung 148
. . . was dazu gehört, ganz vollkommene zu machen 274. 379
. . . gegenwärtige Beſchaffenheit der Bürgerl. 377
. . . Regeln, wornach vollkommene abgefaßt werden müſſen 379
Gewogenheit, allgemeine 28
Glasgalle oder Glasſchaum, Unterſuchung derſelben 162
Glaube und Vernunft 221
Glückſeeligkeit, wie ſie durch die Religion befördert wird 463
Glückſeeligkeit was ſie iſt 103
GOtt, die Beweiſe von ſeinem daſeyn werden erwogen 98
. . . wahrer Begrif von GOtt 204
. . . ſeine Abſichten bey den guten und widrigen Verhängniſſen 34
. . . Beweiſe von ſeinem Daſeyn 455
. . . ſeine Eigenſchaften 455

GOtt,

GOtt, was ſeine Vollkommenheiten von uns erfodern - - 461
Gottesdienſt, innerl. worinn er beſteht 262
Gregorius VII. Urtheil von dieſem Pabſt 218
Griechen, Charakter der alten 191
- - - ihre Staatsverfaſſung 192
- - - Zuſtand derſ. zu Philipps Zeiten 207
- - - haben die Wiſſenſchafften in Italien wieder hergeſtellt - - 265
Grotius, warum er in ſeinem Syſtem ſo vielen Widerſpruch leidet 274
Gutes und Böſes, das Gefühl davon iſt allgemein - - 220

H.

Handlung, ihre vormahlige Beſchaffenheit in Engeland - 244
- - - Schaden der engelländ. von den franz. Moden - - 245
- - - Mittel ſie auszubreiten 245
- - - wie man erfährt, ob eine Nation durch ſie gewinne oder verliere 251
- - - ihre Beziehung auf die Staatsverfaſſung - - 149
Harmonie woher ſie entſtehe 233
Heldengedicht, ob ſich ein chriſtliches Syſtem dazu ſchickt - 108. ꝛc.
Hertam, Göttin der alten Deutſchen 206
Hexameter Virgils, warum er wohlklingender iſt als Lukrezens - 30
- - - warum er im Deutſchen eine kurze Vordersylbe bekommen ſoll 31
Hiſtorie, was ſie iſt - 299
- - - wie ſie in Schulen gelehret wird 299
Hobbes, ſeine Meynung vom Zuſtand der Nat und vom Recht und Unrecht 86
Höflichkeit, wodurch ſie gebildet wird 354
Heiberg wird entſchuldigt 42. 259
Holländer, ihr Handel nach Indien 407
- - - ihre Politik, den Handel anderer Nationen zu verderben - 408
Homer, wie ihn Pope abſchildert 86
- - - Odyſſee iſt voll Abentheuer 413
Horatz, ein ſchlechter Nachahmer deſſelben 300
- - - ſein moraliſcher Caratter 284
- - - ſeine Oden werden überſetzt 286. 290
- - - ſeine Satyren, wie ſie beſchaffen 229
Horatiſche und anakreontiſche Lieder, ihr Caracter - - 3
Hypotheſen in der Philoſophie, wie weit ſich ihr Gebrauch erſtrecke 193

J.

Idealiſten, Arten derſelben 252
Indianer, ihre Waffen und Art zu kriegen 306
- - - ihre Sitten und Gemüthsart 389
- - - Religion - - 406
- - - Wiſſenſchaften - 418
Joachimsthaliſche Gymnaſium deſſen Urſprung - - 425
Julian bleibt groß und ſein Vertheidiger ein Chriſt - - 509

K.

Kälte und Wärme Beobachtungen davon - - 394
Kepler deſſen Verdienſt um die Aſtronomie - - - 480
Kieſelſteine - - 114
König, Charakter und Pflicht eines patriotiſch geſinnten - 163
- - Urſprung der Könige 165
Körper, Waſſer ſoll der Urſtoff derſelben ſeyn - -
Körperliche Welt exiſtirt nach Berkleys Meynung nicht - - 253. f.
Kriegesräncke der alten, aus dem Polyän gezogen - 395. 402
Kriegswiſſenſchafft iſt bey den Griechen ordentlich gelehrt worden - 64
- - - Theorie davon - 64
Kühnheit - - 383
Kuckuk, Ausbrütung ſeines Eyes 201

L.

Lacedamon, ſ. Sparta
Lambert, Marquiſin, Leben und Charakter derſ. 277
Laſter deſſen Quellen 28
Lebensart, die glücklichſte 386
Lehrart, philoſophiſche, Vortheile derſ. 275
- - - Mißbräuche derſ. in neuern Zeiten 275
Lehrgedichte, des Herrn Batteux vortrefliche Regeln derſelben 268. ꝛc.
Leidenſchaften, analyſirt und gemahlt 313. ꝛc.
- - - einige Mittel wider die heftigen 325
Liebe 382
Linnei Methode die Pflanzen einzutheilen 13
Lob, Schwierigkeit es recht anzuwenden 279
Lucian 482
Lufft hat in Peru immer einerley Elaſticität 51
Luſthäuſer, wie ſie zu bauen 180
Lyriſche Versarten, wie ſie nach der deutſchen Sprache einzurichten ſind 38

M.

Mandarinen, ihre Macht bey den Chineſen 183
Manon, Geſchichte dieſes naiven Mädchens 505
Mannfacturen, Mittel ſie in Aufnahme zu bringen 245
Mecca, von der Caravane nach Mecca 417
Meer Unterſuchung davon 488
- - - deſſen Wanderung 15
- - - woher deſſen Ströhme entſtanden 14
Menſch, Beſchreibung deſſelben 24. 40. 69 ff.
Menſch, deſſen eigentliche Beſchaffenheit 36
Menſchenliebe, ihr Verhältniß gegen andere Tugenden 263
Menſtrua wie ſie würcken 411
Metaphyſik, wie viel wir davon wiſſen 329
Methode in Beſchreibung natürlicher Dinge 13
- - - in Schriften, wozu ſie dient 275
Mexicaner, ihre Sitten und Gebräuche 333
Mexico, ehemahl. Verfaſſung dieſer Stadt 333
Mittler, Weisheit GOttes in Sendung deſſelben 154
Mogol, deſſen Reichthum und Macht 398
Monarchie, erfodert einen Adel 106
- - - Triebfeder derſelben 107
Monbrun, deſſen ſeltſamer Charakter 443
Mond, Athmosphäre deſſelben 187
Moraliſches Gut und Böſe, woher die Begriffe davon entſtehen 27
Moraliſche Gefühl iſt die Quelle des größten Vergnügens 28
la Mothe und Fontenelle haben den Geſchmack in Franckreich verdorben 496
Motuzema, deſſen Charakter und Politik 307
- - - Art, wie er die Spanier empfangen 333
- - - deſſen Gebäude 334
Muſik, Fehler derſelben 77

N.

Naivität, worinn ſie beſtehet 246. ꝛc.
Natur, ihre Betrachtung iſt ein Vorzug des Menſchen 321
Naturlehre ihre Unvollkommenheit 255
Neigungen ſind die Triebfedern der Handlungen 27
Newton, Erzählung ſeiner Entdeckungen 478 ff.
- - - ſein Geſetz von der Anziehungskraft der Planeten 73. 486
- - - Zweifel dagegen 74
Nord, Völker unterm Nord, wie ſie beſchaffen 148

Obrig-

O.

Obrigkeit, höchſte, wie ihre Macht beſchaffen ſeyn muß 295
- - - wenn ſie abgeſezt werden kan 295
- - - Rechte und Pflichten derſ. 296
Ode, ihre Regeln 226. ꝛc. 501
Oeconomik, wie ſie gelehrt werden muß 45
Ohngefehr, ob daher etwas ordentliches entſtehen könne 23
Oper wird wahrſcheinlich gemacht 57 ꝛc. 503
Oſteocolla, Unterſuchung ihres Urſprungs 162
Ovid zu witzig und geſchwätzig 229

P.

Pabſt, lächerliche Abbildung von ihm 445
Panage, der Nahme hat zu Misverſtändniſſen Anlaß gegeben 427
Paſſement hat eine künſtliche Maſchine erfunden 283
Patriotiſche Geſinnung, worin ſie beſteht 156
Pendel, Beobachtungen davon 71
Perikles, Politik deſſelben 196
Perſius, ſein Caracter 229
Peru, Hrn. Bouguers Beſchreibung davon 49 ff.
- - - öftere Erdbeben daſelbſt 51
Pflanzen, wachſen vom bloſſen Waſſer 131. 161
- - - ob noch neue Arten entſtehen 241
Pflichten gegen GOtt, gegen uns ſelbſt, gegen andere Menſchen mit einem Vergnügen verbunden 371
- - - der vollkommenen Freundſchaft, Quelle der angenehmſten Empfindungen 373
Philippus, König in Maced. deſſen Politik 208
Piaſt, deſſen Geſchichte 476
Pigrem deſſen Leben 281
Planeten woher ihre Bewegung von Abend gegen Morgen entſtanden 15
- - - Tabelle von ihrer Gröſſe Bewegung und Abſtand 131
Plato 481
Poeſie, ihr Fortgang unter den Deutſchen 107
- - - ihre Sprache 240
- - - Siehe: Comödie, Ekloge, Elegie, Epigramma, Fabel, Heldengedicht, Lehrgedicht, Ode, Oper, Satyre, Tragödie.
Poet der vollkommene 500
Pohlen, Charakter derſelben 484
Portugieſen, ihr Handel nach Indien wodurch er gefallen 407
Principium der verſchied. Regirungsarten 106
- - - wie es verdorben wird 126
Propertz 228
Pythagoreer haben gute Einſichten in die Aſtronomie gehabt 480

Q.

Quito, Hauptſtadt in Peru. Lage dieſer Stadt 50

R.

Recht, Grund deſſelben iſt die unveränderliche Natur 105
- - - der Natur, der Völker, Geſellſchaftl. 215
- - - Staatsrecht 215
- - - poſitives Völkerrecht 217
- - - Verwirrung in den Rechten, woher ſie entſtanden 173
- - - was die Unvollkommenheit der Rechte verräth 377
Regent, Glück eines tugendhaften 387
Regierung, Urſprung der Bürgerl. 295

Regierungsart, Vergleichung der verſchiedenen - 309
- - - die vernünftigſte - 309
Rom. - - 137. 446. 499.
Religion, verſchiedene Stücke der natürl 455
Romanen abgeſchmackt, Heliodorus wird der Vater derſelben geſcholten 469

S.

Saamenſtaub, wodurch er von einer Blume zur andern gebracht wird 371
Saamen-Thierchen, Widerlegung derſ. 22
Salpeter ſein Urſprung - 401
Salze, Eintheilung derſelben 115
- - - Anmerkungen davon 115
Sanleque, Lehren für einen geiſtlichen Redner - - 271
Saounderſon - - 97. 122
Satyre, ihre Regeln und die beſten Meiſter darinn - - 229. 501
Sayten, von ihrem Zittern - 186
Schäftesbury, deſſen Gedancken von der Ordnung der Welt - 98. ff.
Schall, ſeine Bewegung und Geſchwindigkeit - - 394
- - - Anmerkungen darüber 409
Schaamhaftigkeit, muß nicht die einzige Tugend des Frauenzimmers ſeyn 287
Schertz, Regeln deſſelben 263
Schiffbau, Eulers Abhandlung davon 106
Schmertz, iſt zu unſerer Erhaltung nöthig - - - 356
Schönheit, Arten derſelben - 7
- - - was ſie iſt - 7
- - - die Begriffe davon ſind allgemein und unveränderlich - 24
- - - des Hertzens verdunckelt alle andere Schönheit - 354
Schulfuchs - 428
Schwalben, ihr Auffenthalt im Winter 232
Secten in der Chriſtenheit 223
Siam, ob es das reichſte Königreich 400
Sicierch, Charakter dieſes polniſchen Miniſters - - - 477
Sigismund Auguſt, deſſen Liſt - 485
Sinnen, ſtellen uns die Sachen anders vor, als ſie ſind - - 121
Sittenlehre, ihr eigentliches Amt 460
Soumelpour, wegen der Diamanten-Grube berühmt - - 399
Sparta, der vornehmſte Canton der griechiſchen Staaten - 192
- - - ſeine Hoheit und Fall 196
Spath, Beſchreibung deſſelben 114
Stoiker, Inhalt ihrer Sittenlehre 110
Störche, ihr Aufenthalt im Winter 232
Syſtematiſcher Witz - 481
Syſtem, was die Regeln deſſelben erfodern - - - - - 16

T.

Taxbaum, Beſchreibung davon 184
Telescopia, neue Art davon - 48
Theeſtrauch, Beſchreibung davon 184
Thiere, deren Vergleichung mit den Pflanzen - - - 20
- - - ſollen bloſſe Maſchinen ſeyn. 39
- - - Krampfiſch, Dintenfiſch und andre Seethiere - 273
Tiberius, ſeine Grauſamkeit 77
Tibull - - 228
Tlaskala, Beſchaffenheit dieſer Landſchaft 322
Tod, Verachtung deſſelben 343
Tragödie. Abhandlung davon 310 317. ꝛc.
- - - ihren Styl hat Thomſon hochgeſpannt - - 453
Tragicomödie was davon zu halten 82
Trauriger Baum, Beſchreibung davon 399
Tugend, falſcher und wahrer Begriff davon 35

Tugend iſt unintereſſirt - - 27
- - - der Menſch iſt von Natur dazu determinirt - - 26
Tugendhafter Menſch, Gröſſe ſeines Glücks - - - - 373
Tulipen, was bey denſelben in Acht zu nehmen - - 370
Tychobrahe deſſen Verdienſt um die Aſtronomie - - 441

U und V.

Uebel, von dem Urſprung deſſelben 453
- - - ob deſſen mehr in der Welt als des Guten - - 103
Uebergänge (Tranſitionen) allzukünſtliche werden verworfen - 247
Ueberſetzungen der Poeten ſollen in Proſa gemacht werden - 41
- - - Regeln davon - 239
Umgang, wie die Sprache darin ſoll beſchaffen ſeyn - - - 263
Veränderung, Annehmlichkeit derſ. 349
Verfaſſer der crit. Nachrichten tadeln oft zu verſteckt - 510
- - - werden für keine Zeitungsſchreiber gehalten - 511
- - - wollen ihre critiſchen Nachrichten mit dem Jahr 1750. völlig beſchlieſſen - - - - 504
- - - die neuen der crit. Nachrichten vom Jahr 1751. kündigen ſich an 512
Vergnügen, zu unſerer Erhaltung nöthig 35
Vergnügen und Mißvergnügen 104
Verleugnung, was ſie iſt - 3
Verſetzungen der Lateiner ſcheinen uns undeutlich und ſind es nicht 238
Verſöhnung der Menſchen durch einen Mittler - - 165
Virgil vom Ackerbau - - 269
Vögel, deren Eintheilung in Claſſen 231

W.

Wärme, ihre Urſachen - 411
Wedam, was darin enthalten 406
Weinbau, was dabey zu beobachten 369
v. Witt, deſſen Charakter - 226
- - - Politik und Negotiation mit Frankreich wegen Theilung der ſpan. Niederlande - - - - - - 236
Witz der Deutſchen - - 298
Wohlklang von einer Ode wird analyſirt 55
Woldemar, Marggraf zu Brandenburg 425
Wolff, was in ſeiner Methode auszuſetzen iſt - - - - - 461

Z.

Zimmetbaum, Beſchreibung davon 406
Zufriedenheit, wie ſie entſtehet 441

Critiſche Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit.

Auf das Jahr
1751.

BERLIN.
In der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung. 1752.

Bibliothek
Halle

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
30

Vorrede.

Gute gelehrte Zeitungen zu ſchreiben, iſt eine Arbeit, wozu wenig Gelehrte geſchickt ſind, und wozu noch wenigere die dazu nöthigen Mittel in ihrer Gewalt haben.

Die Abſicht gelehrter Zeitungen iſt, den Leſern einen kurzen Begriff von dem neuſten Zuſtande der Gelehrſamkeit zu machen. Ein vernünftiger Leſer ſolcher Blätter ſucht alſo darinne die neuſten Nachrichten von den Veränderungen, welche mit den vornehmſten Gelehrten vorfallen, als von ihren gegenwärtigen Beſchäftigungen, von ihren Beförderungen und von ihrem Tode. Ferner ſucht er darinne Nachrichten von den neuſten Erfindungen und Entdeckungen in allen Theilen aller Wiſſenſchaften und Künſte, und von der Veränderung und dem Zuwachs einer jedweden, wohin denn alle auf hohen und niedern Schulen und bey allen gelehrten Geſellſchaften vorgefallene merkwürdige Veränderungen, und beſonders die Stiftungen derſelben, gehören. Aber wie kann ein Gelehrter alle dieſe Neuigkeiten anders erfahren, als wenn er wenigſtens nach allen Europäiſchen Ländern einen gelehrten Briefwechſel unterhält? Wer weis aber auch nicht, daß hierzu Königliche Koſten erfordert werden, oder daß man wenigſtens hierzu auf die Art unterſtützet werden muß, wie die Verfaſſer des *Journal des Sçavans*, welchen die Königlichen Geſandten und Reſidenten von allen Orten her, auf Königlichen Befehl, die neuſten gelehrten Nachrichten monatlich einſenden müſſen. Doch ſo viel Affen die Franzöſiſchen Thorheiten in Deutſchland finden, ſo wenig Nachahmer findet unter uns der Franzöſiſche Eifer für die Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften.

Es iſt wahr, viele von den erwähnten Nachrichten trift man in den täglich heraus kommenden Büchern an: aber ſie laſſen darinnen auch noch gar eine groſse Lücke. Denn erſtlich iſt Leſern von Geſchmack, und welche ſelbſt keine Fremdlinge in der gelehrten Geſchichte ſind, mit hundertmal wiederholten Recenſionen ſo vieler hundert gemeiner Schriftchen, welche in allen Buchläden vor jedermanns Augen liegen, nichts gedienet. Sie verlangen hauptſächlich Nachrichten von auswärtigen Schriften, welche ſelten oder gar nicht nach Deutſchland kommen, und doch einem rechtſchaffenen Gelehrten nicht unbekannt ſeyn dürfen. Dieſe Bücher nun alle anzuſchaffen, das wäre ein Unternehmen von noch zehnmal gröſsern Unkoſten, als ein bloſser gelehrter Briefwechſel durch ganz Europa. Selbſt die auswärtigen Monatſchriften, in welchen die neuſten Bücher recenſiret werden, würden zu viele Koſten verurſachen, wenn man ſie alle, und ganz neu, haben wollte. Und wenn man ſie auch hätte, ſo würde man doch darinne noch lange nicht alle die neuſten merkwürdigſten Nachrichten finden, und viele darunter würden auch einem groſzen Theil der Leſer der gelehrten Zeitungen, zu welchen man ſich dieſer Monatſchriften bedienet, aus eben denſelben ſchon bekannt ſeyn.

In Anſehung der Geſchicklichkeit gelehrter Zeitungsſchreiber finden ſich nicht weniger Schwierigkeiten, als in Anſehung ihrer Hülfsmittel. Wie viele ſind im Stande, eine kluge Wahl unter einer groſzen Menge Nachrichten zu treffen? eine Wahl, mit welcher alle billige Leſer zufrieden ſind. Findet man nicht oft etliche Blätter einer gelehrten Zeitung hintereinander von einerley Materie angefüllt, woran oft die wenigſten Leſer Theil nehmen, und welche oft auch von gar niemanden geleſen werden? Ein Verfaſſer gelehrter Zeitungen muſz ja nicht ſeinen Geſchmack mit dem Geſchmack der gelehrten Welt vermengen. Wie chwer aber iſt es nicht, ſich in fremde Umſtände zu ſetzen! nd wie wenigen gelingt es nicht, dieſes nach dem Wunſch erjenigen zu thun, in deren Umſtände er ſie ſich ſetzen wollen!

len! Sind der Verfaſſer einer gelehrten Zeitung viele, ſo machen oft kleine Uneinigkeiten übel ärger, und die Nachläßigkeit des einen oder des andern macht in ganzen Wiſſenſchaften oft größere Lücken, als der Geſchmack eines einzigen Verfaſſers. Endlich iſt auch ſo wenig, wenig Deutſchen Gelehrten die Gabe einer guten Schreibart verliehen. Was für eine Marter iſt es aber nicht für Leſer, welchen nicht alle Schreibarten gleichgültig ſind, undeutſch, dunkel, verwirrt, nachläßig und trocken geſchriebene gelehrte Zeitungen zu leſen!.

Da das gelehrte Zeitungsſchreiben mit ſo vielen Schwierigkeiten verknüpft iſt, ſo iſt es ja kein Wunder, daß wir ſo ſehr wenig gute gelehrte Zeitungen haben. Vollkommen ſind noch keine, und es werden es auch keine werden. Sie haben alle noch Fehler, obgleich zum Theil nothwendige Fehler, und diejenigen ſind nur die beſten, welche die wenigſten haben. Auch an unſern beſten gelehrten Zeitungen wird man bemerken, daß die meiſten Nachrichten in einer faſt nur aus Italien, und in der andern faſt nur aus England ſind; daß in der einen die critiſchen und philologiſchen, in der andern die mediciniſchen und phyſikaliſchen Bücher den meiſten Platz einnehmen, und daß in der einen die meiſten Nachrichten, auch von dem allernächſten Orte, überaus ſpät kommen, und die Ausgaben ſehr unvollſtändig angezeiget werden, welches doch eine Haupteigenſchaft einer guten Recenſion iſt.

Die Verfaſſer dieſer **critiſchen Nachrichten** ſind dem allgemeinen Schickſal der gelehrten Zeitungsſchreiber ebenfalls unterworfen geweſen; und wenn ſie bey Unternehmung dieſer Arbeit auf ihre Kräfte und Hülfsmittel allzu ſtolz geweſen, ſo iſt dieſes die beſte Demüthigung für ſie, daß ſie mit dem Schluß des 1751ſten Jahrs ihre Arbeit gänzlich aufgegeben haben, weil ſie geſehen, daß ſie, ungeachtet alles ihres Fleiſſes und aller aufgewandten Koſten der Verleger, doch nicht ſo was vollkommenes liefern gekonnt, als es viele Leſer, und ſie ſelbſt, gewünſchet.

ALTERAQUE FULGENS
Freiheit
Königliche
Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.
Freytags, den 1. Januar, 1751.

Berlin.

Sammlung der Preiß- und einiger andern Schrifften, über die von der Academie vorgelegte Frage: Wie weit die alten Römer in Deutſchland eingedrungen? Vorher geht eine [illegible] Beurtheilung und Auflöſung derſelben Frage. Bey A. Haude und J. C. Spener Königl. und der Academie der Wiſſenſchafften Buchhändler, 1750. In Quarto, 1 Alphabeth, 22 Bogen, nebſt 4 Kupferplatten.

Die Frage, welche die Königliche Academie der Wiſſenſchafften und ſchönen Künſte zu Erhaltung des Preiſes auf das Jahr 1748 ausgab, war eigentlich folgende: Wie weit der Römer Macht, nachdem ſie über den Rhein und Donau geſetzet, in Nord- und Oſt-Deutſchland eingedrungen ſey; was für Denkmale dieſer Herrſchaft in erwähntem Deutſchland vorhanden geweſen, und was für nachgebliebene Spuren angegeben werden können, daß die Römer ſo weit gekommen ſind? Unter den eingelaufenen Abhandlungen über dieſe Materie erhielt die Abhandlung des Herrn Hein, Predigers in Hameln, welche die Deviſe: [illegible], hatte, den Preiß; und dieſe nimmt in dieſer Sammlung den erſten Platz ein. Es iſt derſelben, nach der Gewohnheit der hieſigen Academie, eine Franzöſiſche Überſetzung beygefüget.

Die vornehmſten wider Deutſchland anziehende Römiſche Heerführer waren, ohne den leſtius in Betrachtung zu ziehen, Druſus, Tiberius, Domitius, Varus und Germanicus. Dieſer fünf Feldherren Züge in Deutſchland betrachtet Herr Hein hintereinander, ſucht die Lage ihrer Märſche, Läger und Schlachtfelder aus den alten Geſchichtſchreibern, vornehmlich aus dem Tacitus, Vellejus Paterculus und Dio Caßius, auf, und erſetzet das Dunkele und Unvollſtändige dieſer Schriftſteller durch glaubwürdige Anzeigung von ihm und andern entdeckter Spuren der Römiſchen Feldzüge um die Weſer und Elbe, und die Lücken, welche hierbey noch übrig geblieben, füllet er mit mehrentheils glücklichen Muthmaßungen aus, welches er aber mit einer einem rechtſchaffenen Geſchichtſchreiber anſtändigen Behutſamkeit thut.

Druſus iſt mit ſeinen Heeren und Siegen bis an das linke Ufer der Elbe, und zwar, wie es ſcheinet, bis in die alte Mark, gedrungen. Ptolemäus ſetzt einen Ort, welchen er τροπαια Δρουσου (des Druſus Siegesdenkmal) nennet, unter 52 Gr. 45 Min. nördl. Breite, und der Länge nach an das Ufer der Elbe. Daſelbſt liegt, im Amt Arendſee, eine Stunde von Oſterburg, ein Ort, welcher Druſeda heißet. Herr Hein urtheilet, daß dieſes der von dem Ptolemäus angegebene Ort und zwar derjenige ſey, bis an welchen Druſus gekommen, und wo er ſein Siegesdenkmal aufgerichtet. Tiberius kam gleichfalls bis an das linke Ufer der Elbe, wiewohl nahe an dem Ausfluß derſelben, ohngefähr dem Ort gegen über, wo itzo Hamburg ſtehet. L. Domitius Ahenobarbus, ein vornehmer Römer, welcher des Auguſtus Schweſtertochter zur Ehe bekam, und des Nero Großvater war, iſt am allerweiteſten diſſeits der Elbe in Deutſchland eingedrungen, und vielleicht da geweſen, wo wir dieſes ſchreiben. Tacitus verſichert, daß er weiter, als ſeine Vorgänger, in Deutſchland gekommen. An der Havel bey Potsdam iſt die noch itzo ſo genannte Römerſchanze, wo man deutliche Kennzeichen eines alten Römiſchen Heeres, unter andern Münzen vom Kayſer Auguſt, gefunden hat. Alſo hat, wenigſtens nach dem noch zur Zeit entdeckten Grunde der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit, Potsdam die Ehre, der Grenzſtein der alten Römiſchen Macht zu ſeyn. Bey dem Feldzuge des berühmten Varus, deſſen große Niederlage aber die alte Deutſche Tapferkeit noch berühmter gemacht hat, hält ſich der Hr. Verfaſſer am meiſten auf; und dieſer Abſchnitt iſt auch in der That der beträchtlichſte. Er hat unläugbare Spuren ſeines Feldlagers und deſſen dreytägiger unglücklicher Schlacht in ſeiner Nachbarſchaft um den Teutoberg gefunden, welche er deutlich und faſt handgreiflich beſchrieben, auch mit kleinen Landcharten erläutert hat. Uebrigens iſt Varus bis an die Weſer im Braunſchweig-Lüneburgiſchen, oder vielleicht auch bis nach Quedlinburg (Quintiliburg) gedrungen. Germanicus hat verſchiedene Feldzüge nach Deutſchland gethan. Der letzte war der weiteſte. Er bezwang die Feinde und begrub die von der Variſchen Niederlage her noch unbegraben gebliebenen todten Körper der Römer. Die erſte Schlacht geſchah auf dem Idiſtaviſchen Felde, und von dieſer Schlacht und den Spuren derſelben giebt der Hr. Verfaſſer in einem beſondern Anhange eine ausführliche und leſenswürdige Nachricht. Dieſer Germanicus kam bis an das rechte Ufer der Weſer, und als er ſich hierauf nach der Nordſee zurück zog, ſo ward ein Theil ſeiner Leute bis in die Oſtſee verſchlagen. Weil ſie Börnſtein mit nach Rom zurück brachten, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß ſie bis auf die Preußiſchen Küſten, bey Pillau und Fiſchhauſen, gekommen. Ob es nun gleich gewiß iſt, daß die alten Römer bis nach Preußen gekommen, ſo kan man doch nicht ſagen, daß ihre Macht weiter, als bis in die Mittelmark, gedrungen iſt.

Auf dieſe gekrönte Preißſchrift folgen 2 andere, welche mit derſelben geſtritten haben. Die Deviſe der erſten iſt: *Candor animi.* Sie iſt gleichfalls, wie jene, in Deutſcher Sprache abgefaßt. Da ſich der Hr. Verfaſſer derſelben in viele andere Umſtände, welche nicht gänzlich zur vorgelegten Frage gehören, eingelaſſen, und alle Kriege der Römer mit den Deutſchen beſchrieben, ſo iſt ſein Aufſatz etwas weitläuftig gerathen. Sonſt beſtimmt er eigentlich nur die Gränzen der Römiſchen Herrſchaft in Deutſchland, und ſetzt dieſelben an den Rhein und an die Donau.

Die 2te beygefügte Abhandlung iſt Lateiniſch, und hat folgende Aufſchrift: *Potentatus Romani ultra Rhenum & Danubium veſtigia.* Die Deviſe iſt: *Paulum ſepultae diſtat inertiae celata virtus.* Der Hr. Verfaſſer trägt ſeine Nachrichten und Gedanken in einer zierlichen Schreibart vor, und erſtrecket die Römiſche Herrſchaft bis an die Donau und etwas über den Rhein.

Die 3te Abhandlung iſt wieder Deutſch, und hat zur Deviſe: *Ex vitio alterius ſapiens emendat ſuum.* Die Schreibart iſt das beſte an dieſer Abhandlung. Die Nachrichten des Herrn Verfaſſers beſtehen mehr aus Muthmaßungen, als aus Urkunden und Denkmalen, und ſeine Muthmaßungen ſind mehr ſinnreich, als gegründet. Dießeits der Donau geſtehet er den alten Römern keine Herrſchaft in Deutſchland zu; hingegen behauptet er, daß Druſus mit ſeiner Armee durch Thüringen bis nach Meiſſen an die Elbe gekommen und daß er daſelbſt ſein Siegeszeichen aufgerichtet habe. Er will, daß dieſes an eben dem Orte geſchehen ſey, wo itzo Dresden (welches in einer alten Handſchrift Drevesden heißet) ſtehe, und daß der Taſchenberg (ſo heißt ein gewiſſer Platz in dieſer Stadt) eben der Hügel geweſen, wo des Druſus Siegeszeichen geſtanden. Damit dieſes den Geſchichtkundigen nicht allzu unwahrſcheinlich vorkomme, ſo bemühet er ſich zu zeigen, daß die Cheruſker nicht ſo weit nordwärts gewohnet, als man gemeiniglich glaubet.

In der vorläufigen nähern Beurtheilung und Auflöſung der aufgegebenen hiſtoriſchen Frage, welche der nunmehro ſelige berühmte Hr. D. Elsner aufgeſetzet hat, werden diejenigen Gründe ſehr verdächtig gemacht, mit welchen man beweiſen will, daß der Römer Macht bis über die Elbe gedrungen. Die Römerſchanze, oder vielmehr Röberſchanze (Räuberſchanze) bey Potsdam wird vielmehr für den Reſt eines alten Raubſchloſſes, als für eine Schanze der Römer, erkläret. Am Ende werden die Gelehrten, welche an den Orten wohnen, wo der Römer Züge durchgegangen, erſucht, die Spuren, die ſie davon finden, zum gemeinen Beſten bekannt zu machen, oder zu ihrem eigenen Ruhm und Vortheil der Akademie einzuſenden.

* * *

Es iſt vor einem Jahre von hier aus gemeldet worden, daß unter der Aufſicht des berühmten Herrn D. Gleditſchs, und durch die Wartung des geſchickten Herrn Michelmanns die Frucht eines großen Palmbaums mit den wedelförmigen Blättern und rundlichen Datteln in dem botaniſchen Garten der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften damals zur völligen Reife gelanget, und daß, da dieſer Baum vorher über 12 mal nur unreife Früchte getragen, dießesmal die Reife derſelben dadurch zuwege gebracht worden, daß man eine friſche männliche Palmblume dieſer Art, welche man deswegen aus Leipzig kommen laſſen, über die Blumen dieſes weiblichen Palmbaums gehangen. Den Gegnern der Meynung, daß der Blumenſtaub die Samen der Pflanzen befruchtet, blieb damals noch die Frage übrig, ob auch die Kerne dieſer äußerlich reif gewordenen Datteln aufgehen würden? Denn wenn dieſes nicht geſchähe, ſo würde dieſer Verſuch den Vertheidigern des

Geſchlecht der Pflanzen zu nichts nütze ſeyn. Aber dieſer Zweifel iſt gehoben. Es ſind in dem erwähnten akademiſchen Garten nunmehro achte von dieſen Dattelkernen glücklich aufgegangen. In dem verwichenen Jahre hat man dieſen Verſuch wiederholet, und im April zwey aus Leipzig geſchickte männliche Palmblumen über die hieſigen weiblichen gehangen; welcher Verſuch auch ſo wohl gelungen, daß itzo 5 große Trauben in völliger Reiſe ſtehen, und da vor dem Jahre nur 100 Datteln reif wurden, ſo zählet man ihrer dießmal auf tauſend. Diejenigen Trauben, welche nicht unter den aufgehangenen männlichen Blumen geſtanden, ſind ſo, wie das erſtemal, unreif geblieben.

Paris.

Nouvelles Obſervations microſcopiques, avec des découvertes intéreſſantes ſur la Compoſition & Décompoſition des Corps organiſés. Par M. Needham, de la Société Royale de Londres. Avec Figures. Chez Louis Etienne Ganeau, Libraire, rue S. Severin, à S. Louis, & aux Armes de Dombes. M DCC. L. Avec approbation & Privilege du Roi. In 12. 1 Alphabet, 1 Bogen und 8 Kupferplatten.

Herr Needham gab im Jahr 1745 ſeine mit dem Vergrößerungsglaſe gemachten Entdeckungen heraus, und 1747 kamen dieſelben, von einem berühmten Profeſſor in Leiden ins Franzöſiſche überſetzt, nebſt einigen Zuſätzen des Herrn Trembley, unter folgender Aufſchrift heraus: Nouvelles découvertes, faites avec le Microſcope. Par T. Needham, traduites de l'Anglois. Avec un Memoire ſur les Polypes à Bouquet, & ſur ceux en Entonnoir; par A. Trembley, tiré des Transactions Philoſophiques. A Leide de l'Imp. d'Elie Luzac, Fils. Der würdige Beyfall, welchen damals dieſe in der That neue und wichtige Entdeckungen von Kennern erhielten, erweckt ſchon im voraus ein günſtiges Vorurtheil für dieſes neue Werk des aufmerkſamen und ſcharfſinnigen Herrn Needham.

Die erſten 6 Bogen enthalten bloß die vor 5 Jahren von dem Herrn Needham heraus gegebenen mikroſkopiſchen Entdeckungen, ohne eine andere Veränderung oder Vermehrung, als daß Herr Needham einige Anmerkungen hinzugefüget hat, in welchen er theils ſeine Beobachtungen und Muthmaßungen erläutert und verbeſſert, theils auf einige Erinnerungen ſeines Ueberſetzers antwortet.

Hierauf folgen die eigentlichen neuen Beobachtungen über die Zeugung, Zuſammenſetzung und Auflöſung der thieriſchen und vegetabiliſchen Subſtanzen, als ein Brief an den Präſidenten der Königl. Geſellſchaft in London, Herrn Folkes. Wenn jemals etwas neu genennet zu werden verdienet hat, ſo iſt es das, was wir in dieſer Schrift antreffen. Sie iſt voll neuer Beobachtungen, Entdeckungen und Meynungen. Herr Needham hat die hier erzählten mikroſkopiſchen Beobachtungen alle in den 6 Sommermonaten 1748 in Paris, und zwar größtentheils in Geſellſchaft des Herrn von Buffon angeſtellet. Bey dieſen Beobachtungen ſtiegen ihm allerley ungemeine und beſondere Gedanken auf, welche er bey ſeinen bisherigen Beobachtungen und Entdeckungen noch niemals gehabt hatte. Ob wegen der Nähe der Geiſt Buffons über ihn gekommen, wollen wir nicht unterſuchen: dieſes aber ſehen wir wohl, daß ſein neues Lehrgebäude von der Erzeugung in vielen Stücken mit dem Buffoniſchen übereinkömmt, ob er gleich mehr als einmal verſichert, daß der Herr von Buffon diejenigen Gedanken, welche nothwendige Folgerungen aus ſeinen Beobachtungen wären, eher gehabt, als er ſeine Entdeckungen gemacht. Doch daran liegt andern weniger, als ſeinem guten Freunde, dem Herrn von Buffon. Wir bekümmern uns mehr um die Entdeckungen ſelbſt, als um die Frage, ob Buffon Needhams Meiſter iſt? Einen

Theil dieſer ſeiner neuen Beobachtungen und der daraus gefolgerten Schlüſſe ſetzte Hr. Needham noch in ſelbigem Jahre, als einen Brief an den Herrn Folkes, in Engliſcher Sprache auf, und ließ ihn drucken. Ein junger Arzt in Paris, ſein vertrauter Freund, Namens Lavirotte, überſetzte dieſen Brief ins Franzöſiſche. Herr Needham befand aber für gut, dieſe Ueberſetzung nicht eher drucken zu laſſen, als bis er ihn mit neuen Zuſätzen bereichert hätte. Und mit dieſer anſehnlichen Vermehrung haben wir ihn itzt vor uns.

Da Herr Needham gar nicht die Nachrede haben will, als hätte er ſeine neuentdeckten Wahrheiten bloßen Speculationen zu danken, ſo wollen wir auch gleich anfangs einige ſeiner vornehmſten Beobachtungen, aus welchen, ſeiner Meynung nach, ſein neues Lehrgebäude nothwendig fließet, kürzlich anführen. Er machte, gemeinſchaftlich mit dem Herrn von Buffon, Infuſionen von vielerley Saamen, unter welchen Mandelkerne waren. Dieſe 4 Infuſionen goß er untereinander, that ſie in verſchiedene Fläſchchen und ſtopfte dieſelben mit Kork zu. Bald darauf wurden die Fläſchchen trübe und er bemerkte eine beſtändige Abſonderung der flüchtigen Theile. Acht Tage darauf ſah er an einigen Theilen der Saamen kleine Bewegungen. Oft machte ſich ein ſolch bewegliches Stäubchen von dem, woran es hing, los, und durchlief einen 8 bis 10 mal ſo großen Raum, als ſein Durchmeſſer war, worauf es ſich in einen Kreis herum bewegte, und endlich gleichſam matt zu werden ſchien. Es gerieth alsdenn zwiſchen ein Paar andere Stäubchen, von welchen es ſich hernach auf die vorige Art wieder los machte, und ſich, wie vorher, bewegte. Er ſagt, er habe deutlich wahrgenommen, daß dieſe Bewegungen von etwas innerlichem, und nicht von einer Gährung oder andern äußerlichen Urſachen hergerühret haben, ob es gleich deswegen nicht freywillige Bewegungen geweſen wären.

Zu einer andern Zeit nahm Herr Needham Bratenbrühe, goß ſie in eine Flaſche, welche er wohl verſtopfte, und ſtellte ſie etliche Tage der Sonnenhitze aus. Hierauf goß er dieſe Brühe in eine Phiole, und verſtopfte ſie gleichfalls ſehr feſt. Vier Tage darauf war ſeine ganze Phiole voll mikroſkopiſcher lebendiger Thiere von verſchiedener Größe, deren Bewegung ganz freywillig war.

Wir wollen noch eine beſonders merkwürdige Beobachtung anführen. Er hat geſtoßen Korn etliche Tage, oder auch etliche Wochen, in Waſſer geweicht, es an die Sonne geſetzt und hernach Tropfen von dieſer Infuſion unter das Vergrößerungsglas gebracht. Da hat er viele Aeſtchen unter einander geſehen, aus welchen Kügelchen hervorwuchſen, die erſt mit zarten Schwänzchen an den Aeſtchen gehangen, ſich hin und her bewegt, endlich los gemacht, und hernach, wie die leeuwenhoekiſchen Saamenthierchen, ſich frey herum bewegt. In andern ſolchen vegetirenden Inſecten hat ſich ein runder faſerichter Körper gezeigt, aus welchem nach allen Seiten gerade Faſern heraus gegangen, wodurch dieſer Körper die vollkommene Geſtalt einer Art Meernagel bekommen. Aus den Spitzen einiger gerade heraus gehenden Faſern ſind Kügelchen gewachſen, welche ſich hin und her bewegt und endlich los gemacht haben. Kaum hat er einige ſolche Kügelchen von den Faſern abgeſchnitten, ſo ſind neue wieder hervorgewachſen.

Aus dieſen und andern dergleichen Beobachtungen leitet er ſeine neue Lehre von der Zuſammenſetzung und Trennung der thieriſchen und vegetabiliſchen Subſtanzen her. Diejenigen Naturkündiger, welche gern von Vermögen, Kräften und Naturen reden und leſen hören, können aus dieſer Lehre viel Troſt ſchöpfen. Er ſetzt in der Natur ein hervorbringendes Vermögen *(faculté productrice)* voraus, und behauptet, daß der allgemeine Grund der Erzeugung eine vegetativiſche Kraft iſt, welche ſich in jedem mikroſkopiſchen Puncte befindet, und daß dieſe Kraft aus zwey einfachen, entgegengeſetzten Kräften zuſammengeſetzt iſt, nämlich aus der widerſtehenden und aus der ausdehnenden Kraft. Er glaubt, daß es organiſirte Körper in der Natur giebt, welche in ſich einen Grund der Bewegung ohne Freywilligkeit haben, und daß die Leiter der Wirkſamkeit ſich im Herunterſteigen nicht bey der Empfindung endiget. Die Vegetation iſt, wie er ſie erkläret, eine Operation der Natur, durch welche ſie von der Trennung und Auflöſung alter Formen zu einer Zuſammenſetzung und Bauung neuer Formen fortgehet. Die vegetirende Kraft beſtehe, wie geſagt, aus der widerſtehenden und ausdehnenden Kraft. Die ausdehnende Kraft iſt in den Thieren und Pflanzen und in ihren Theilen. Durch dieſelbe würden die thieriſchen und vegetabiliſchen Subſtanzen ſich in einem Augenblick gänzlich ausdehnen und in den unendlichen Weltraum zerfließen, wenn nicht in der Atmoſphäre eine widerſtehende Kraft, welche Herr Needham in dem Aether zu finden ſcheinet, wäre, welche die ausdehnende Kraft in ihren Schranken hält.

Man ſieht alſo aus dieſem kurzen Auszuge, daß Herr Needham die Erzeugung aller organiſchen Körper einer Vegetation zuſchreibe, und daß alſo die mikroſkopiſchen Thiere aus aufgelöſten unbelebten Körpern, durch Wärme und Feuchtigkeit, vermittelſt einer beſtändigen Trennung und Zuſammenſetzung, entſtehen. Wer hätte es denken ſollen, daß die Alten noch ſo einen ſinnreichen Verfechter ihrer Meynung von der Erzeugung der Inſecten, mitten in dem 18. Jahrhunderte, hätten bekommen ſollen?

Unſer Verfaſſer hat viele artige Ausſchweifungen gemacht, z. E. über die Urſache des Uniſons und der Harmonie in der Muſik; und ſeine Gedanken hierüber verdienen von den Muſikverſtändigen erwogen zu werden, von den Muſikanten aber werden ſie wohl ſo wenig geleſen, als verſtanden werden. Mit Popen iſt Herr Needham nicht zufrieden, daß er geſagt hat:

- - - whatever is, is right.

Denn er iſt gar kein Liebhaber von der beſten Welt. Er hält die Optimiſten, wie er ſie nennet, für lächerliche Creaturen, weil, wenn Gott dieſe Welt, als die beſte, nothwendig hätte erſchaffen müſſen, keine andere möglich wäre, welches doch ihrem eignen Lehrgebäude gerade zuwider wäre. Das, ſagt er endlich, könne nur das beſte Syſtem ſeyn, welches Gott erwählte. Ob Herr Needham Popen verſtanden hat, das laſſen wir dahin geſtellet ſeyn.

Wir müſſen noch zweyerley anmerken; erſtlich, daß Herr Needham dieſer Schrift eine Beſchreibung ſeiner Vergrößerungsgläſer und der Methoden, die Vergrößerung aus ihnen zu beſtimmen, vorgeſetzet, und uns zweytens zu einem viel weitläuftigern Werk von der in dieſem itzt angezeigten Buche abgehandelten Materie Hoffnung macht.

* * *

Le Rhinoceros, poëme en proſe, diviſé en ſix chants, par Melle de * * * *Et pueri naſum Rhinocerotis habent.* Martial. Epig. 1750. In 8. auf 7 Bogen, ohne Benennung eines Orts; vermuthlich aber wird es Paris ſeyn.

Das Rhinoceros, welches allen Neugierigen noch in friſchem Andenken ſeyn muß, war ein viel zu ſeltner Vorwurf, als daß die Schriftſteller nicht einen glücklichen Gebrauch davon hätten machen ſollen, jeder nach ſeiner Art. Dem Deutſchen gab es Gelegenheit, ſeine Beleſenheit auszukramen, und dem Franzoſen, ſeinen Witz zu üben. Vielleicht zwar hätte ſich auch bey uns ein munterer Kopf gefunden, dem dieſes Ungeheuer der Anlaß zu den feinſten Spöttereyen geweſen wäre, wenn es auf die Deutſchen einen eben ſo wunderſamen Einfluß gehabt hätte, als es auf die Franzoſen gehabt hat. Ihr Frauenzimmer hatte ſich dermaßen in das Horn und in den Schwanz dieſes Thiers verliebt, daß es vielleicht noch itzo (wenn es anders möglich iſt, daß in Paris eine Mode ſo lange dauern kann) die deutlichſten Beweiſe davon auf dem Kopfe trägt. Das Pferdegeſchirr ihrer tändelnden Stutzer bekam gleichfalls eine rhinocerontiſche Form, und ſo gar die Speiſen geriethen in Verſuchung, dem Naſenhorne eben die Ehre zu erzeigen, die ſie dem Kometen erzeigt haben. So merkliche Veränderungen im Reiche der Mode, ſollten die einem Frauenzimmer, und was noch mehr iſt, einer Franzöſinn, nicht wichtig genug ſcheinen, der Nachwelt aufbehalten zu werden?

Ein ſcherzhaft Heldengedicht in Proſe iſt den Deutſchen nichts neues. Wir brauchen alſo unſern Leſern von dem gegenwärtigen nur einen ins Enge gezogenen Plan vorzulegen, wenn wir ſie in den Stand ſetzen wollen, ſelbſt davon urtheilen zu können.

Ganadumuri, der Geiſt der Gewinnſucht, Gaſmeſer, ſein Spion, und Teſicuriola, der Geiſt der Neugier, erfahren, daß man in den Niederlanden ein Ungeheuer ſehen laſſe, welches man Rhinoceros nennte, und daß die Beſitzer deſſelben einen ſehr anſehnlichen Nutzen davon zögen. Ganadumuri faßt alſo den Entſchluß, dieſes Ungeheuer zu entführen, und es nach Frankreich zu bringen, damit er allein den Gewinnſt davon ziehen könne. Gaſmeſer und Teſicuriola billigen das Vorhaben. Ehe ſie abreiſen, opfern ſie dem Geſchicke ein Opfer, welches der Verfaſſerin unnöthige Unkoſten verurſacht hat. Die Luftgeiſter langen in Amſterdam an. Man kennt die Geſchwindigkeit dieſer Herren. Sie bewundern die Pracht der Stadt und den Fleiß der Einwohner, die ſie ſo vortheilhaft ſchildern, als ſie ein Franzoſe ſchildern kann. Sie finden das Rhinoceros, Ganadumuri entführet es auf einem Greif, ſeinem ordentlichen Fuhrwerke.

Sie kommen in Paris damit an. Sie bewundern im Vorbeygehen den Garten der Thuillerien. Gaſmeſer zeiget dem Teſicuriola eine Menge närriſcher Originale, die daſelbſt ſpazieren. Der Petitmaitre, die Petitemaitreſſe, der Abt, und viel andre lächerliche Creaturen, wovon ſich, Gott ſey Dank, nur dann und wann eines auf Deutſchem Boden blicken läßt, werden nach dem Leben geſchildert. Ganadumuri ſchickt ſeine zwey untergebenen Geiſter aus, einen Platz in dem Bezirk der Stadt zu ſuchen, und hält ſich unterdeſſen in dem Garten unſichtbar.

Gaſmeſer und Teſicuriola durchlaufen die Stadt. Dieſer brennet vor Begierde, einen Petitmaitre vorzuſtellen. Gaſmeſer giebt ihm den Rath, ſelbſt ein Original zu ſeyn, weil das Lächerliche, wenn es nachgeahmet würde, ſeine Annehmlichkeit verlöhre, ſo wie ſpirituöſe Waſſer ihre Stärke verlieren, wenn ſie in andre Gefäße gegoſſen werden. Sie gehen bey einem Caffeehauſe vorbey, und von da kommen ſie zum Schauplatze. Beyde werden beſchrieben. Endlich langen ſie auf dem Markte von Saint Germain an. Die mitleidigen Schönen, welche in Menge daſelbſt anzutreffen ſind, dienen zu einer Ausſchweifung, welche etwas feiner hätte gerathen können. Gaſmeſer redet von den Pantins, dem Meiſterſtücke, das der Franzöſiſche Witz, weil er müde war, alle Tage neue Wunderwerke hervor zu bringen, zu ſeiner Erholung erfunden hat. Sie ſuchen den Ort aus, der zum Theater am gelegenſten war, und kehren zurück, dem Ganadumuri davon Nachricht zu geben.

Ganadumuri läßt das Rhinoceros durch andre ihm untergebne Geiſter an dieſen Ort bringen. Er läßt ein Theater aufbauen, und alle drey entſchließen ſich, menſchliche Geſtalten anzunehmen. Gaſmeſern wird es aufgetragen, einem Trödler drey Kleider zu entwenden, wovon die Kleidung des Ganadumuri ausländiſch ſeyn ſoll; weil dieſes doch das ſicher-

ſte

ſie Mittel iſt, die Bewunderung der Franzoſen auf ſich zu ziehen. Gleich als Gaſmeſer von dem Trödler wieder fortgehen will, tritt ein Paar Verliebter herein. Leander und Lucinde ſind es, welche die Grauſamkeit der Aeltern nöthiget, ihrer Trennung durch die Flucht vorzukommen. Hier ſoll ſich Lucinde in eine Mannsperſon verkleiden. Wie gern hätte der alte Trödler, der bey dem Anblicke einer ſo ſchönen Perſon ſeine Grobheit und ſeine Jahre vergaß, den ganzen Habit umſonſt hingegeben, wenn er bey ihrer Umkleidung hätte ſeyn können! Lucinde geht in ein Nebenzimmer. Niemand, als eine alte Bediente des Trödlers, ſoll ihr folgen. Was thut Gaſmeſer? Nichts, als was der Trödler ſelbſt nur allzu gern gethan hätte, wenn es in ſeiner Macht geweſen wäre. Gaſmeſer nimmt die Geſtalt dieſer Magd an, und ſie ſelbſt hält er in einem andern Zimmer durch eine verborgene Kraft zurück . . . Hier wollen wir unſre Leſer laſſen; ſie können es uns auf unſer Wort glauben, daß, wenn eine Franzöſiſche Einbildungskraft einmal auf dieſe Spur kömmt, ſie ihren Weg ungehindert fortgeht. Nach der Umkleidung machen ſich die Verliebten fort. Gaſmeſer kömmt mit der Kleidung zum Ganadumuri zurück, welcher die Geſtalt des berühmten **Druweremont Wandermeer**, des erſten Beſitzers des Rhinoceros, annimmt. Gaſmeſer wählt das Aeuſſerliche eines Soldaten, und Teſicuriola eines Petitmaitres.

Den Tag darauf machen ſie die Ankunft des Rhinoceros, durch Hülfe derjenigen Kunſt, welche **Henriaden** und **Maltiaden**, **Komödien eines göttlichen Moliere** und **weinerlichen Luſtſpielen** das Leben ſchenkt, bekannt. Die verſchiedenen Zuſchauer werden beſchrieben, und eine Menge übler Einfälle über das Horn des Rhinoceros werden auch beygebracht. Ein Rhinoceros von Pappe hilft einen alten Eiferſüchtigen betrügen. Auch dieſes iſt ein Hiſtörchen, das für ſo ein Gedicht zu gemein iſt.

Der Ruf verbreitet den Namen des Rhinoceros immer weiter und weiter. Schon redte man in den mitternächtlichen Theilen Frankreichs, wo die Hyperbel ihren Sitz aufgeſchlagen hat, und die Einwohner den Geiſt auf den geiſtigſten Grad getrieben haben, auf eine dem Clima anſtändige Art davon. In Paris aber finden ſich täglich mehr und mehr Zuſchauer. Unter dieſen Zuſchauern erſcheint eine Putzhänderin. Teſicuriola erzählt dem Gaſmeſer die verliebten Abentheuer, die er mit ihr gehabt. Die Erfinderin des rhinoceroniſchen Kopfputzes und der Erfinder des rhinoceroniſchen Pferdegeſchirrs werden genennt und gelobt. Die Dichter erſchrecken über den Anblick des Ungeheuers, und bringen lauter ihm ähnliche Werke ans Licht. . . Iſt dieſes Gedicht etwan auch darunter zu ſetzen? . . Ganadumuri ſammlet unbeſchreibliche Reichthümer: aber eben die erwecken den Neid der Sylphen. Dieſe entführen das Rhinoceros und tödten es in den Lüften. Ganadumuri iſt untröſtlich, und muß mit ſeinen Gefährten aus Mangel wieder in ſeine ätheriſche Wohnung zurück kehren. Die Seele des Rhinoceros läßt unſre Verfaſſerin in die Modedichter fahren. Eine Wohnung, wo dieſe geſchäftige Seele ihre Rechnung ſchwerlich finden möchte.

Aus dieſem Plan wird man genugſam ſchlieſſen, ob wir mit Recht behaupten können, daß dieſer Stoff mit mehr Kunſt hätte bearbeitet werden ſollen. Der Witz, der darinne herrſcht, iſt leicht und anmuthig, nur daß er immer auf ſchon hundertmal geſchilderte Gegenſtände fällt.

Die Verfaſſerin hat ihr Gedicht der Mademoiſelle J** einer Operiſtin, zugeeignet. Vielleicht ſind aus dieſer Bekanntſchaft verſchiedene allzu frey geſchilderte Scenen leichter zu begreifen.

Den Schlüſſel zu den wunderlichen Namen wird die Buchſtabenverſetzung geben. Aus Ganadoumouri iſt leicht Amour du gain, aus Gasmeser Messager und aus Tasicuriola la Curiosité zu finden.

…QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 8. Januar, 1751.

Berlin.

Was die Kenntniß der Parallaxen der Geſtirne, beſonders des Monds, für einen groſſen Nutzen in der ganzen Aſtronomie hat, dieſes iſt unter den Sternkundigen bekannt genug, und eben die Ueberzeugung davon bewog vor ohngefähr 30 Jahren den groſſen Liebhaber und Beförderer der Sternkunde, den wohlſel. Hrn. Bar. v. Kroſigk allhier, den Hrn. M. Kolbe auf das Vorgebürge der guten Hoffnung zu ſenden, daſelbſt Beobachtungen für die Parallaxe des Monds anzuſtellen, mit welchen die zu gleicher Zeit angeſtellten Beobachtungen des Hrn. Wagners allhier ſollten verglichen werden. Das beſte aber, was wir dieſer Capiſchen Reiſe zu danken haben, iſt des Hrn. Kolbens Beſchreibung des Vorgebürges der guten Hoffnung; der Hauptzweck derſelben ward, wegen damaligen Mangels tüchtiger Inſtrumente und [illegible] nicht erreichet. Indeſſen hat dieſe aſtronomiſche heroiſche Unternehmung ſeit derſelben Zeit viele Aſtronomen zu weiterem Nachdenken bewogen, ſo daß die Begierde, dieſes wichtige Werk glücklich ausgeführet zu ſehen, itzo zum Ausbruch gekommen iſt. Man weis aus den öffentlichen Nachrichten, daß der Hr. de la Caille, Mitglied der Königl. Franzöſiſchen Academie der Wiſſenſchaften, ein ſehr geſchickter Aſtronome, bereits vor einigen Wochen aus dem Haven Orient auf dem Schiff der Glorieuſe nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung, aſtronomiſche Beobachtungen daſelbſt anzuſtellen, abgegangen iſt. Man hat auch geleſen, daß der Herr Deliſle vorgeſchlagen hat, nach Upſal zu gehen, und eben derdieſe Beobachtungen zu gleicher Zeit daſelbſt mit dem Hrn. Hiörter anzuſtellen. Man weis noch nicht, ob dieſer Vorſchlag wird genehm gehalten werden: aber dieſes kann man von hier aus berichten, daß dieſe Beobachtungen allhier in Berlin, zufolge des von dem Herrn de la Caille, wie an alle Aſtronomen, alſo auch an die hieſige Akademie, eingeſandten Entwurfs, von dem Herrn Kies werden angeſtellet werden; welche Beobachtungen beſonders wichtig und nützlich ſeyn werden, da das Vorgebürge der guten Hoffnung und Berlin beynahe unter einem Mittagszirkel liegen. In Paris werden dieſe Beobachtungen von den Hrn. Caſſini und le Monnier, in Greenwich von dem Herrn Bradley, in Bologna von dem Hrn. Zanotti und in Petersburg von dem Hrn. Griſchow gemacht werden.

Wir hoffen vielen, beſonders denen, welche im Stande ſind, dieſe Beobachtungen gleichfalls anzuſtellen, denen aber dieſer Entwurf nicht zu Geſichte kommen möchte, einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir ihnen denſelben in unſern Blättern überſetzt liefern. Damit aber unſere aſtronomiſche Leſer das heutige Blatt nicht ganz ungeleſen laſſen dürfen, ſo ſind wir genöthiget, heute nur einen Theil davon einzurücken.

Nachricht an die Aſtronomen.

Von dem Hrn. de la Caille, Mitglied der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, bey Gelegenheit der Beobachtungen, welche er auf Königlichen Befehl auf der ſüdlichen Halbkugel anſtellen wird.

Seit dem ich die Ehre gehabt habe, unter die Aſtronomen der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen zu werden, habe ich durch Beobachtung der über dem Pariſiſchen Horizont ſichtbaren Sterne eine langwierige Arbeit unternommen und fortgeſetzet. Weil die Akademie wünſchte, daß dieſes Werk vollſtändig gemacht würde, indem man die ſüdlichen Sterne auf eben dieſe Art beobachtete, und daß dieſe Beobachtungen an einem Orte angeſtellet würden, wo man zugleich die Parallaxen des Monds beſtimmen, und bey Gelegenheit des Gegenſcheins des Mars in der Erdnähe und der untern Zuſammenkunft der Venus, aufs neue verſuchen könnte, die Parallaxe der Sonne feſtzuſetzen, ſo habe ich von dem Könige Befehl bekommen, mich ein Jahr auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung, mit Genehmhaltung der Generalſtaaten von Holland, aufzuhalten. Da man aber zu der genauen Beſtimmung der Parallaxen nicht anders gelangen kann, als durch miteinander verglichene und zu gleicher Zeit an den beyden äuſerſten Enden eines Bogens des Mittagszirkels angeſtellte Beobachtungen: ſo lade ich alle mit dazu tüchtigen Inſtrumenten verſehene Aſtronomen ein, an dieſen für den Fortgang der Aſtronomie und der Schiffahrt ſo wichtigen Unterſuchungen Theil zu nehmen. Ich bitte ſie, die Mittagshöhen folgender Geſtirne, an den Tagen, welche unten werden angezeiget werden, zu beobachten, oder wenigſtens, durch ein an ein ſechs- bis ſiebenſchuhiges Sehrohr befeſtigtes Mikrometer, den Unterſchied der Abweichung dieſer Geſtirne, gegen die Zeit ihres Durchganges durch den Mittagszirkel, zu beſtimmen und die wahre Zeit jeder Beobachtung genau zu bemerken.

Die Art, wie ich mein vorhabendes Geſchäfte ausführen werde, und die Urſachen, warum ich eben dieſe Beobachtungen, wozu ich die übereinſtimmenden in Europa verlange, gewählet habe, ſind folgende.

In dem Augenblicke, da die Geſtirne durch den Mittagszirkel gehen werden, welchen mir ein Durchgangsinſtrument (Inſtrument des Paſſages) anzeigen wird, werde ich ihre Höhe mit einem ſechsſchuhigen Sextanten beobachten. Dieſer Sextant iſt ſehr genau verfertiget, mit einem Mikrometer, einer Lampe, einem ſtark vergröſſernden Glaſe und überhaupt mit allem verſehen, was man zu der Abſicht, die Beobachtungen bequem und richtig zu machen, am dienlichſten befunden hat. Wenn ich den Mars oder die Venus beobachten werde, ſo werde ich genau Acht haben, daß der Bleyfaden zwiſchen der Zeit des Durchgangs des Planeten und der Zeit des Durchgangs des Sterns, auf welchen ich ihn beziehen werde, beſtändig an eben denſelben Theilungspunct anſchlage und nicht im geringſten verrückt werde, ſo daß blos der Läufer des Mikrometers den Unterſchied der Parallelzirkel meſſen wird.

Ich werde allezeit die Mittagshöhe desjenigen Randes des Monds oder der Venus, welcher geſchloſſen (*terminé*) ſeyn wird, und des nördlichen Randes der Marsſcheibe beobachten.

Für die Parallaxe des Monds.

Unter denen Sternen, welche jeden Tag in dem Parallelzirkel des Monds ſind, habe ich vor andern diejenigen erwählet, welche 1) von der erſten oder zweyten Gröſſe ſind, weil man ſie, ohne die Faden zu erleuchten, beobachten kan; 2) diejenigen, welche mit dem Monde faſt zu gleicher Zeit durch den Mittagszirkel gehen; 3) diejenigen, welche eine nördliche Breite, und zwar von 7 bis 8 Graden, haben, weil ſie in Paris und auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung in einerley Höhe durch den Mittagszirkel gehen, und alſo die gröſte Summe der Parallaxen geben, welche die Stralenbrechung am wenigſten verändert; 4) diejenigen, welche nicht mehr, als ohngefähr 3 Stunden vor oder nach dem Monde, durch den Mittagszirkel gehen, weil eine anſehnliche Veränderung der Beſchaffenheit der Luft die Stralenbrechung um deſto unbeſtändiger machen würde, je gröſſer der Zwiſchenraum der Zeit zwiſchen den Durchgängen des Monds und der Sterne wäre; 5) diejenigen, welche die Parallaxe in dem Gegenſchein und in den Vierteln, wenn der Mond erdfern oder erdnah iſt, geben, ſie mögen eine Entfernung vom Monde haben, welche ſie wollen; 6) diejenigen, welche gegen die Grenzen der gröſten Abweichung des Monds gelegen ſind, weil es alsdenn am wenigſten nöthig iſt, die Zeit des Durchgangs des Monds durch den Mittagszirkel genau zu wiſſen. Dieſes ſind die Urſachen, warum ich folgende Sterne andern vorgezogen habe.

Die Fortſetzung folgt nächſtens.

London.

The Natural History of Barbados, in ten Books, by the Rev. *Mr. Griffith Hughes*, Rector of St. Lucy's Parish in the said Island, and Fellow of the Royal Society. 1750. In Folio, 314 Seiten, und 24 Kupferplatten, nebſt einer Charte von dieſer Inſel.

Man hat bereits vor einiger Zeit in dieſen Nachrichten den Entwurf zu dieſem anſehnlichen Werk, welches an äuſſerer Pracht wenigen etwas nachgiebt, mitgetheilet. Da nunmehr vor kurzem das Buch ſelbſt heraus gekommen, ſo wollen wir es unſern Leſern etwas näher bekannt machen.

Der Verfaſſer hat ſeine *Hiſtorie* in 10 Bücher eingetheilet. In dem 1. handelt er von der Luft, dem Erdreich, dem Clima und den Einwohnern der Inſel. Das 2. enthält Nachrichten von den daſelbſt herrſchenden Krankheiten, von der Beſchaffenheit des Waſſers, von den Foſſilien und Mineralien. Im 3. werden die dortigen Thiere beſchrieben. Das 4. 5. 6. 7. und 8. enthält die Beſchreibung der Kräuter und Bäume. Im 9. handelt der Verfaſſer von den Kuſten der Inſel, von ihren Conchylien und von einer neuen Claſſe von Thieren, welche er ſelbſt entdeckt zu haben glaubt. Das 10. Buch endlich faßt die Beſchreibung der Fiſche und anderer im Meere befindlichen Sachen in ſich.

Die Urtheile des Herrn Hughes ſind nicht ſo gründlich und angenehm, als ſeine Nachrichten. Wir wollen alſo nur von den letztern einige der merkwürdigſten anführen.

Die Inſel Barbades liegt zwiſchen 13° 6' und 13° 23' nördlicher Breite, und zwiſchen 58° 49'¾ und 59° 2' weſtlicher Länge von London. Ihre größte Länge erſtreckt ſich auf 7, ihre Breite auf 4½ und ihr Umfang auf 17 Engliſche Meilen. Sie iſt gegen Süden höher, als gegen Norden, und mit einer angenehmen Grüne, hohen Bäumen und verſchiedenen Gebäuden bedeckt. Der höchſte Theil der Inſel iſt ein Fels, welcher 915 Fuß höher iſt, als das Meer. Der faſt beſtändige Oſt- und Oſtnordoſtwind bringt eine friſche, reine und geſunde Luft mit, und man kann ſich mit weniger Vorſichtigkeit vor den dort meiſtens nur unter den Schwarzen gewöhnlichen Krankheiten verwahren. Viele Leute werden daſelbſt auf 100 Jahr alt. Aus den ungleichen Spitzen der Berge im Oſtlichen Theile ſchließt Herr Hughes, daß dieſe Inſel der größten Gewalt der Sündflut ausgeſetzt geweſen; wie er denn überhaupt der Meynung iſt, daß die Waſſerfluten zwiſchen den Wendezirkeln weit heftiger geweſen ſind, als gegen die Pole. Man findet auf dieſer Inſel noch Ueberbleibſel von ſteinernem Geräthe und thönernen Götzenbildern, welche anzeigen, daß ſie ſchon vor uralten Zeiten von Völkern, und zwar vielleicht von den Celten, bewohnet geweſen. Die Engländer beſitzen dieſelbe ſeit 1625 und haben ſich daſelbſt ſehr vermehret. Vor einigen Jahren beſtund dieſe Colonie aus 30005 Weißen und 70000 Schwarzen.

Die Einwohner dieſer Inſel nähren ſich von einer Art Wurzeln, an ſtatt des Brods, welche ſie Yams nennen. Im Junius ſtecken ſie ſelbige in die Erde und erndten ſie gegen das Ende des Decembers ein. In den übrigen 6 Monaten kann man gar füglich auf eben dieſen Aeckern Getreyde, Hülſenfrüchte und andere Küchenkräuter bauen. Das Erdreich iſt fett, doch nicht über 8 bis 9 Zoll tief. Mit demſelben geſchieht oft zur Regenzeit etwas ſehr merkwürdiges. Es wird alsdenn von den erhabenen Oertern weg und in Thäler und Ebenen geſchwemmet. In den Thälern ſtiftet dieſe Wegſchwemmung mehr Schaden, als Nutzen. Auf den Ebenen aber iſt es anders beſchaffen. Wenn da ein armer Einwohner einen Theil ſeines mit lauter unnützen Wurzeln angefüllten Erdreichs verlohren hat, ſo ſieht er es einige Stunden darauf mit dem ſchönſten Zuckerrohr ſeines Nachbars bedeckt. Zuweilen ſieht man 30 Fuß hohe Bäume mit dieſen Fluten aufgerichtet ſich auf einige Schuh weit fortbewegen und ordentlich an einem andern Ort ſich niederlaſſen.

Die ſchwarzen Einwohner wiſſen von keiner Eintheilung der Zeit, außer in ſo fern ſie ſich einer wichtigen Begebenheit erinnern. Als Herr Hughes ein alt Weib fragte, wie alt ſie wäre, antwortete ſie, damals, da der große Wind geweſen, habe ſie die Kindheit verlaſſen. Dieſer große Wind, mit entſetzlichen Blitz, Donner und Waſſerfluten iſt 1675 den 31. Aug. geweſen. Es ſind auf dieſer Inſel 4 Hauptflüſſe, nebſt verſchiedenen kleinen Flüſſen, welche alle, ſo wie jene, gegen Oſten in das Meer fließen. Im Junius, Julius und Auguſt ſamlet und filtriret man das Regenwaſſer in gewiſſen Behältniſſen.

Die Foſſilien liegen daſelbſt nicht tief in der Erde, und zwar in der Ordnung ihrer eigenthümlichen Schwere; welches ſich, nach des Herrn Hughes Meynung, überall zwiſchen den Wendezirkeln ſo befinden und von den daſelbſt gleich fortgehenden Strömen bey der Sündflut herrühren ſoll. Der meiſte Theil der Foſſilien dieſer Inſel beſtehet aus Bergharz, und beſonders findet man häufig den grünen Theer daſelbſt, welchen Boerhaave für ein Baumharz gehalten hat. Dieſe Materie dringet aus den Bergen, in welche man Löcher gräbt. Dieſe Löcher werden voll Waſſer, auf welchem dieſes flüſſige Harz ſchwimmet.

Es ſind verſchiedene Höhlen auf dieſer Inſel. Die vornehmſte heiſt Cole, und Hr. Hughes beſchreibt ſie mit Virgils Worten alſo:

Spelunca alta fuit, vaſtoque immanis hiatu.

Man geht in dieſelbe, oder kriecht vielmehr mit groſſer Gefahr durch einen Riz zwiſchen 2 hohen Felſen hinein. Sie iſt in einige ſehr finſtere Höhlen, worinnen eine dicke und kaum einzuziehende Luft iſt, abgetheilet. Man ſieht darinne viel und groſſe Zapfen, Säulen und andere Figuren von braunem Steine, in welchem inwendig Waſſer iſt. Man könnte dieſe Höhle die Americaniſche Baumanns Höhle nennen.

Philadelphia.

Obgleich das Werk, welches wir izo ankündigen wollen, ſchon vor einigen Jahren in dieſem Welttheile herausgekommen, ſo iſt es doch in dem unſrigen noch ſehr unbekannt. Wäre es nicht in London nachgedruckt worden, ſo wüſte man vielleicht überhaupt noch nicht, daß es in Penſilvanien Leute giebt, welche leſen, ſchreiben und drucken können. Das erſte Buch, welches daſelbſt iſt gedruckt worden, hat den Titel: *M. T. Cicero's Cato major, or his diſcourſe on old age, with explanatory notes. Philadelphia, printed and ſold by B. Franklyn* 1744. In klein Quart, 160 Seiten. Wegen Mangel der Griechiſchen Buchſtaben hat man ſich bey den Anführungen in dieſer Sprache der ſo genannten Italiäniſchen Lettern bedienet. Uebrigens machen Pappier und Druck dieſer neuen Druckerey Ehre, und der Wunſch iſt billig, den der Herausgeber thut, „daß auf dieſe „erſte in America unternommene Ueberſetzung „eines claſſiſchen Schriftſtellers viele andere „folgen möchten, welche mit eben ſo viel Beurtheilungskraft und mit eben ſo gutem Erfolge verfertiget würden, und daß alſo Philadelphia „der Siz der Americaniſchen Muſen werden „möchte.„ Der Ueberſezer iſt Herr Logan, ein durch Gelehrſamkeit, Stand und Tugend erhabener Mann. Er machte dieſe Ueberſezung faſt in eben dem Alter, da Cicero die Urſchrift verfertigte, da er nämlich 60 Jahr alt war. Dieſe Ueberſezung iſt ſehr getreu und einfach, und die Anmerkungen betreffen die vornehmſten Perſonen, deren in dieſem berühmten Geſpräch gedacht wird.

Paris.

Eſſai ſur la Nature, les Effets & les Cauſes de l'Electricité, avec une diſſertation de deux nouvelles Machines à Electricité. Traduit de l'Allemand de M. *J. H. Winkler*, Profeſſeur dans l'Univerſité de Leipſic. Chez Sebaſtien Jorry, Imprimeur Libraire, Quai des Auguſtins, près le Pont S. Michel, aux Cicognes, M.DCC.XLVIII. Avec Approbation & Privilege du Roi. Ferner: Experiences & Obſervations, pour ſervir à l'explication de la Nature & des proprietés de l'Electricité. Propoſées en trois Lettres à la Societé Royale de Londres. Par M. *Guil. Watſon*, Membre de cette même Societé. Traduites de l'Anglois d'apres la ſeconde Edition etc. Beydes iſt unter dem allgemeinen Titel: Recueil de Traités ſur l'Electricité, traduits de l'Allemand & de l'Anglois, begriffen und in zwey Theile abgetheilet. In 12. Der erſte Theil hat 12 und der zweyte 9½ Bogen und 7 Platten.

Weil die Urſchriften von beyden Werken bekannt ſind, ſo wollen wir nichts davon ſagen. Dieſes wollen wir nur gedenken, daß der Ueberſezer in dem Vorberichte zum erſten Theil unſerm Deutſchland den Vorzug zugeſteht, daß es durch Hrn. Hauſen und nach ihm durch Hrn. Winklern die Franzoſen auf die Spur der Electricität gebracht hat; daß er Leipzig den Siz der Deutſchen Muſen und den ſel. Herrn Hauſen das Orakel der Electricität nennet.

Er ſagt, Herr Winkler habe ſich in dieſem Werke der mathematiſchen Methode, welche er, wider den Geſchmack ſeiner Landsleute, ſehr erhebt, bedienet. Wer es geleſen hat, der wird urtheilen können, was der Ueberſetzer für einen Franzöſiſchen Begriff von der mathematiſchen Lehrart haben muß. Aus der Vorrede des Hrn. Watſon zu ſeinen Briefen ſehen wir, daß der berühmte Erfinder der künſtlichen Magnete und der Vermehrung und Veränderung der magnetiſchen Wirkungen nicht Knight, wie er bisher durchgängig bey uns genennet werden, ſondern Gowin heißt. Knight bezeichnet nur ſeinen Charakter, und heißt ſo viel, als *Chevalier*, Ritter.

Hannover.

Origines Guelficæ, quibus Potentiſſimæ Gentis primordia, magnitudo variaque fortuna, vsque ad Ottonem, quem Puerum dicunt, primum Brunſuicenſium & Luneburgenſium Ducem, ex æqualium Scriptorum teſtimoniis, inſtrumentis publicis, ſtatuis, lapidibus, gemmis, ſigillis, nummis, aliisque monumentis ſuperſtitibus deducuntur, & compendio exhibentur. Opus præeunte Dn. *Godofredo Guilielmo Leibnitio*, ſtilo Dn. *Joh. Georgii Eccardi* litteris conſignatum, poſtea a Dn. *Joh. Daniele Grubero* nouis probationibus inſtructum, variisque perneceſſariis animaduerſionibus caſtigatum, iam vero in lucem emiſſum a *Chriſtiano Ludouico Scheidio*, J. C. Sereniſſimæ Familiæ Guelficæ a ſcribenda Hiſtoria, Tomus I. Sumptibus Orphanotrophei Moringenſis. Excudebat Henricus Erneſtus Chriſtophorus Schlüterus. MDCCL. In Fol. 7 Alphabeth, 5 Bogen, ohne die Vorrede und Zueignungsſchrift, welche 14 Bogen ſtark ſind; nebſt 9 Kupferplatten.

Was Leibnitz, Deutſchlands ewige Ehre, ſchon ſo lange und ſo oft verſprochen hat, das liefert uns endlich der unermüdete Fleiß, die weitläuftige Beleſenheit und die groſſe hiſtoriſche Einſicht des Königl. Großbrittanniſchen Geſchichtſchreibers und Bibliothekars, Herrn Scheidens, in Hannover. Es iſt eine vollſtändige Geſchichte des Braunſchweigiſchen Hauſes, wovon wir den erſten Theil in der letzten Michaelismeſſe mit einer Pracht haben erſcheinen ſehen, welche des erſten Urhebers dieſes wichtigen Werks ſo wohl, als ſeines hohen Gegenſtandes, vollkommen würdig iſt.

Was Leibnitz hiervon unvollſtändig und unausgearbeitet hinterlaſſen, das trug der berühmte Eckard, in der Abſicht, es heraus zu geben, zuſammen. Da aber die Herausgabe nochmals unterblieb, ſo machte ſich der in den Geſchichten gleichfalls ſehr erfahrne Gruber darüber, und vermehrte dieſes Werk mit neuen Urkunden und nöthigen Anmerkungen. Endlich richtet Herr Scheid dasjenige ins Werk, wobey ſeine Vorgänger ſo manche Hinderniſſe gefunden. Er iſt nicht ein bloſſer Herausgeber dieſer Geſchichte. Er hat dieſelbe nicht nur ſtark und glücklich erläutert, vermehret und verbeſſert, ſondern ihr auch eine eigene weitläuftige Vorrede vorgeſetzt, welche dem Leſer deutlich genug zeigen kann, wie viel man hierbey ſeinem Fleiß zu danken hat. Sie iſt 1 Alphabeth ſtark und enthält eine gründliche Unterſuchung der Meynungen verſchiedener Geſchichtſchreiber von dem Urſprung des Hauſes Braunſchweig. Er zeigt, daß, obgleich der meiſten Deutſchen Fürſtlichen Häuſer Urſprung mit Unrecht aus Italien hergeleitet wird, dennoch der Urſprung des Braunſchweigiſchen Hauſes daſelbſt zu ſuchen ſey. Es vermählte ſich nämlich Azo, ein ſehr reicher Italiäniſcher Markgraf, um das Jahr 1040 mit der Cuniza, oder Cunigunda, der Erbin der Welfiſchen in Alemannien und Bojoarien gelegenen Landſchaften. Mit derſelben zeugte er Welfen, welcher ſeiner Mutter Bruder in der Regierung folgte und noch dazu von dem Kayſer Heinrich IV. das Herzogthum Bayern bekam. Dieſen Welf hatte Otto das Kind, der Stammvater des Braunſchweigiſch-Lüneburgiſchen Hauſes, zum Urältervater.

In dieſem erſten Bande ſind 3 Bücher enthalten. In dem erſten wird die Geſchichte der nächſten Stammältern der Welfiſchen Familie beſchrieben und gezeigt, daß die väterlichen der alten Tuſciſchen Markgrafen und die mütterlichen der erſtern Welfen das alte Bojariſche Geſchlecht zuſammen ausmachen. Hier wird unter andern der Urſprung des Namens Welf unterſucht. **Welp, Welf, Wulf** und **Wolf** hieß bey den alten Deutſchen ein junger Hund, und noch itzo hat **Welpe** unter dem gemeinen Volk in Niederſachſen eben dieſe Bedeutung. Da aber auch **Wolf** mit dem alten Hwelpe, mit dem Niederſächſiſchen Hulpe und mit dem Deutſchen Hülfe übereinkömmt, ſo hat man auch dieſen Namen, und vielleicht mit mehr Grund, daher geleitet; wie man denn auch ſchon vor Alters **Welf** durch **Wolfhard** (**Wolfard**) lat. *Bonifacius*, ausgedrücket hat.

Das zweyte Buch enthält die Geſchichte der alten Tuſciſchen Markgrafen von Bonifacius I. bis zu Azo, dem Italiäniſchen Markgrafen, der Welfiſchen Cunigunda Gemal.

Im dritten Buch wird der Mathildis, einer mächtigen Beherrſcherin vieler Italiäniſchen Provinzen, Urſprung von Bonifacius, dem Bruder des Tuſciſchen Markgrafen, Albrechts, hergeleitet.

Jedem Buche ſind bewährte Urkunden und Denkmäler beygefüget, womit die erzählten Geſchichte ungemein erläutert und bewieſen werden.

Erfurt.

Die vertheidigte Verſion der Deutſchen Bibel D. Martin Luthers, wider den Hrn. D. Johann Valentin Zehnern, Archidiaconum in Schleuſingen, heraus gegeben von Friedrich Albrecht Auguſti, Predigern zu Eſchenberge. Im Jahr Chriſti, 1750. Bey Joh. Friedr. Webern, privil. Univerſitäts-Buchhändler. In Quart, 3 Bogen.

Ehe wir von dem Inhalt dieſer Schrift ſelbſt etwas ſagen, müſſen wir diejenige nennen, wider welche Herr Auguſti zu Felde zieht. Sie iſt, ohne Benennung des Orts, auf 4 Bogen in Quart, unter folgendem Titul gedruckt: **Probe einer wohlüberlegten Verbeſſerung der Deutſchen Bibel-Ueberſetzung, herausgegeben von D. Joh. Valentin Zehnern,** Archi-Diacono in Schleuſingen, 1750. Zuerſt handelt er von der Nothwendigkeit und dem Nutzen einer wohlüberlegten Verbeſſerung der Deutſchen Bibelüberſetzung. Die Haupturſache davon iſt dieſe, daß Luther an vielen Orten den Sinn des Grundtextes nicht getroffen. Dieſes gereicht ihm aber ſo wenig zum Nachtheil, daß man es vielmehr für ein halbes Wunderwerk halten muß, daß er, bey den Umſtänden, in welchen er ſich befunden, ſo eine Herkuliſche Arbeit unternommen und größtentheils ſo glücklich ausgeführet hat. Er erkannte ſeine Fehler ſelbſt, und beſſerte beſtändig an ſeiner Ueberſetzung. Ja er nahm die Verbeſſerungen ſelbſt von ſeinen Feinden mit Dank an. Was würde er nicht, wenn er itzo aufſtehen ſollte, denen feinen Herren, welche ſeine Ueberſetzung ſo, wie den Grundtext ſelbſt, für untrüglich halten, für eine Lection geben! Der Herr D. Zehner hat hier eine ziemliche Menge vermeynter Verbeſſerungen mitgetheilet: vielleicht aber werden die wenigſten Beyfall finden. Gleich die erſte iſt unſtreitig zu verwerfen, da er, im 1. Cap. des 1. Buchs Moſ. im 1. Vers אלהים durch **Dreyeinigkeit** überſetzt. Man muß die Auslegung nicht in die Ueberſetzung bringen.

Herr Auguſti iſt ſehr böſe auf den Hrn. D. Zehner. Er geſteht zwar, das eines und das andere von Luthers Ueberſetzung erläutert werden könne, will aber durchaus von keiner andern Ueberſetzung wiſſen. Denn er glaubt, daß Luther mit außerordentlichen Gaben zu dieſem Werk ausgerüſtet geweſen, und daß, da man ſich mit ſeiner Ueberſetzung ſchon drittehalb Jahrhunderte beholfen habe, man ſie noch ferner werde brauchen können. Am Ende gehet er ſeines Gegners Verbeſſerungen durch, wo er zuweilen ziemlich wohl urtheilet. Aber wie muß es doch kommen, daß Streitigkeiten von dieſer Art ſo ſelten ohne Bitterkeit geführet werden?

Jena.

Joh. Rudolph Engau, D. kurze juriſtiſche Betrachtung von der Verjährung in peinlichen Fällen. Dritte Auflage. Bey Johann Rudolph Crökers ſel. Wittib. 1750. In Octav. 8 Bogen.

Der in dem peinlichen Recht beſonders erfahrne und berühmte Herr D. Engau verfähret ſehr ſäuberlich mit den Verbrechern. Er geſtehet allen Verbrechen, auch ſo gar dem Todſchlag, eine Verjährung zu, und die Zeit derſelben iſt ziemlich kurz, z. E. bey der Sodomiterey, dem Ehebruch, der Oberhurerey, Kuppelerey und bey der zweyfachen Ehe nur von 5 Jahren. In 20 Jahren aber werden, nach ſeiner Meynung, alle Verbrechen verjähret, ſie mögen ſo abſcheulich ſeyn, als ſie wollen.

Doch wir haben nicht nöthig, von dieſer Schrift viel zu ſagen, weil ſie ſchon ſeit 1733 bekannt iſt, da der Hr. Verfaſſer durch dieſelbe dasjenige verbeſſern und ergänzen wollte, was Knorr, Lauterbach, Strauß, Thomaſius und Leyſer von dieſer Materie geſchrieben. Im Jahr 1737 kam die 2te Auflage heraus. Die Schreibart iſt vollkommen juriſtiſch.

Frankfurt an der Oder.

Caroli Augusti de Bergen, Med. D. & Prof. Publ. Ord. Flora Francofurtana, methodo facili elaborata. Accedunt cogitata de ſtudio Botanices methodice & quidem proprio Marte addiſcendæ, terminorum technicorum nomenclator, & neceſſarii indices. 1750. Apud Joannem Chriſtianum Kleyb. In Octav, 1 Alphabeth 3 Bogen.

Es hat zwar ſchon vor geraumer Zeit D. Johrenius ein Verzeichniß der um Frankfurt an der Oder herum wachſenden Pflanzen heraus gegeben: da ſich aber daſſelbe faſt gänzlich vergriffen, ſo hat der berühmte Herr Profeſſor von Bergen den Liebhabern der Kräuterwiſſenſchaft und denen, welche ſich in Frankfurt an der Oder auf dieſe edle Wiſſenſchaft legen, einen nicht geringen Dienſt erwieſen, daß er ihnen in dieſem itzt angezeigten Werke dieſes Verzeichniß viel ordentlicher, deutlicher, vollſtändiger, und noch einmal ſo ſtark vermehret, geliefert hat. Er hat ſich bemühet, alles ſo leicht und deutlich vorzutragen, daß einer von ſich ſelbſt im Stande iſt, nicht nur die Frankfurtiſchen Pflanzen von ſich ſelbſt kennen, ſondern auch überhaupt die Kräuterwiſſenſchaft, zu lernen. Er hat bloß diejenigen Pflanzen angezeiget, welche um Frankfurt herum von ſich ſelbſt wachſen, oder gleichſam das Bürgerrecht daſelbſt erhalten haben. Er hat jede Pflanze zu ihrem Geſchlecht gebracht, und ihnen ihre zugehörigen Arten untergeordnet, ihnen die Namen anderer botaniſchen Schriftſteller beygefüget, und den Ort, wo ſie wachſen, ſorgfältig angezeiget. Seine Methode gehet von der Tournefortiſchen nur darinnen ab, daß er von den Bäumen nicht beſondere Claſſen macht und die Pflanzen mit den unſcheinbaren Blumen etwas anders ordnet. Er hat eben ſo, wie Tournefort, 22 Claſſen, und ſie ſind folgende: 1) Plantae floribus campaniformibus, 2) Infundibuliformibus, 3) Monopetalis anomalis, 4) Labiatis, 5) Cruciformibus, 6) Roſaceis, 7) Roſaceis umbellatis, 8) Caryophyllaceis, 9) Liliaceis, 10) Papilionaceis, 11) Anomalis polypetalis, 12) Floſculoſis, 13) Semifloſculoſis, 14) Radiatis, 15) Apetalis non iuliferis, 16) Apetalis iuliferis, 17) Apetalis coniferis, 18) Gramina & adfines. 19) Epiphylloſpermæ. 20) Muſci. 21) Algæ. 22) Fungi. Die beygefügten lateiniſchen und Deutſchen Regiſter machen dieſes Buch ſehr brauchbar.

UT QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 15. Januar, 1751.

Berlin.

Die Königliche Akademie der Wiſſenſchaften hat wiederum zwey aſtronomiſche Kalender auf dieſes Jahr heraus gegeben, einen Deutſchen und einen Lateiniſchen, aber keinen Franzöſiſchen. Die nützliche Einrichtung derſelben iſt ſchon bekannt, und im Hauptwerk noch wie vorher; daher wir wenig davon zu ſagen haben. Man findet nämlich darinne den verbeſſerten und alten Kalender, die Aſpecten, die merkwürdigſten Erſcheinungen am Himmel, auf jeden Tag die Länge der Sonne, die Entfernung des Anfangs des Widders vom Mittagszirkel, die Abweichung der Sonne, den Auf- und Untergang der Sonne, den Anbruch und das Ende der Dämmerung, die Gleichung der Zeit, den ſcheinbaren Durchmeſſer der Sonne, des Monds Länge, Breite, Abweichung, Culmination, Auf- und Untergang, Horizontalparallaxe, Durchmeſſer, Viertel, Erdnähe, Erdferne und Knoten, der Planeten Länge, Breite, Abweichung, Culmination, Aufgang, Untergang und Sichtbarkeit, die Finſterniſſe der Jupitersmonden, die Erſcheinungen des Thierkreislichtes, der wandelbaren Fixſterne, und die Geſtalten des Saturns und der Venus. Von dieſer letztern iſt auch angemerket, daß ſie nach der Mitte des Auguſts mit bloſſen Augen wird zu ſehen ſeyn. Hoffentlich wird man ſie alsdenn für keinen Wunderſtern mehr halten, da man ihre Erſcheinungen am Tage vorher ſagen kann. Der Anhang zu dem Deutſchen beſtehet gröſtentheils aus eben den Tafeln und kleinen Abhandlungen und Nachrichten, welche ſchon in den vorhergehenden aſtronomiſchen Kalender befindlich geweſen. Ein Theil davon iſt auch in dem Lateiniſchen. Zwey neu dazu gekommener mühſam berechneter und nützlicher Tafeln müſſen wir beſonders gedenken. Die erſtere iſt für die Abirrung der Länge der Fixſterne, wobey gezeiget wird, wie man auch die Abirrung der Rectaſcenſion und der Abweichung finden ſoll. Die andere Tafel iſt für die Parallaxe der Höhe des Monds, inſofern man vorausſetzt, daß die Erde ſphäroidiſch iſt. Obgleich die ſphäroidiſche Figur der Erde in der Höhenparallaxe des Monds nur eine geringe Veränderung zu machen ſcheint, ſo wird doch niemand dieſe Tafel für überflüßig halten, wer da weiß, wie nöthig eine genaue Beſtimmung der Parallaxe des Monds iſt. Beyden Kalendern iſt ein Verzeichniß der itzigen hieſigen und auswärtigen Mitglieder der Akademie angehänget.

Fortſetzung von der Beobachtung der Parallaxen.

Die hier bemerkten Zeiten ſind für den Pariſiſchen Mittagszirkel, und das Zeichen ☛ zeiget diejenigen Beobachtungen an, welche vor andern wichtig ſind.

1751.
März.
Durchgang.

			St.	M.
4	☾	-	5	53
	η ♊	-	6	59
	μ ♊	-	7	7
5	☾	-	6	51
	η ♊	-	6	55
	μ ♊	-	7	3
	δ ♊	-	8	0
	ζ ♊	-	7	41
	☾	-	7	48
9	☾	-	9	28
	α ♌	-	10	39
10	☾	-	10	16
	π ♌	-	10	27

1751.
März.
Durchgang.

			St.	M.
10	☾	-	11	4
	δ ♍	-	13	20
11	☾	-	11	49
	ε ♌	-	11	50
	γ ♍	-	13	1
13	☾	-	13	15
	α ♍	-	13	37
17	δ ♏	-	15	56
	☾	-	16	19
20	σ ♐	-	18	49
	☾	-	18	50

1751.
April.
Durchgang.

			St.	M.
6	☾	-	9	11
	δ ♍	-	11	40
7	☾	-	9	55
	γ ♍	-	11	23
	ζ ♍	-	12	19
13	δ ♏	-	14	18
	☾	-	14	21
14	δ ♏	-	14	14
	☾	-	15	12

May.

9	☾	☛	11	36
	β ♏	-	12	45
10	☾	-	12	24
	δ ♏	-	12	36
11	δ ♏	-	12	32
	☾	-	13	12
12	δ ♏	-	12	28
	☾	-	14	1

Junius.

7	δ ♏	-	10	44
	☾	-	11	7
8	δ ♏	-	10	40
	☾	-	11	55
9	δ ♏	-	10	36
	☾	-	12	45
10	☾	-	13	34
	σ ♐	-	13	40

Julius.

4	δ ♏	-	8	52
	☾	-	8	56
7	☾	-	11	24
	σ ♐	-	11	48

1751.
Auguſt.
Durchgang.

			St.	M.
2	☾	-	8	26
	σ ♐	-	10	1
3	☾	-	9	16
	σ ♐	-	9	57
13	γ ♈	☛	16	7
	☾	-	17	40

September.

2	β ♑	-	9	21
	☾	-	9	40
7	ζ Pegaſ.		11	24
	☾	-	13	51
8	γ Pegaſ.		12	52
	☾	-	14	45

October.

3	☾	-	10	57
	γ Wallf.		13	53
10	☾	-	17	41
	ζ ♊	-	17	45

November.

1	ζ Pegaſ.		8	2
	☾	-	10	31
3	γ ♈	☛	11	5
	☾	-	12	27
	ε ♉	-	13	39
4	☾	-	13	29
	ζ ♉	-	14	44
	ζ ♊	-	16	11
5	☾	-	14	31
	ζ ♉	-	14	40
	ζ ♊	-	16	7
6	ζ ♉	-	14	36
	☾	-	15	33
	ζ ♊	-	16	3

1751.

December.

Durchgang.

		St.	M.
2	☾	12	4
	ζ ♉	12	45
	ζ ♊	14	14
3	ζ ♉	12	41
	☾	13	7
	ζ ♊	14	10
6	α ♋	15	51
	☽	16	2
7	α Orion	12	43
	☾	16	51
27	☾	7	14
	γ ♉	9	41
	α ♉	9	57
29	☾	9	30
	♃	9	30
	ζ ♉	10	49
	ζ ♊	12	16
30	☾	10	33
	ζ ♉	10	45
	ζ ♊	12	12
31	ζ ♉	10	41
	☾	11	35
	ζ ♊	12	8

1752.

Januar.

		St.	M.
2	☽	13	34
	α ♋	13	52
4	Procyon.	12	25
	☽	15	18
7	☽	17	34
	α ♍	17	56

1752.

Januar.

Durchgang.

		St.	M.
24	☾	6	11
	α ♉	7	56
25	☾	7	8
	♃	7	28
	ζ ♉	8	53
	ζ ♊	10	19
26	☾	8	7
	ι ♉	8	14
	ζ ♉	8	49
	ζ ♊	10	15
27	ζ ♉	8	45
	☾	9	8
	ζ ♊	10	11
29	α ♉	7	34
	☾	11	8
30	α ♋	11	53
	☾	12	4
31	α Orion	8	45
	☾	12	56

Februar.

		St.	M.
1	☾	13	45
	β ♍	14	37
6	☾	17	38
	ι ♎	17	41
22	☾	5	59
	ζ ♉	7	1
	ζ ♊	9	27
23	ζ ♉	6	57
	☾	6	58
	ζ ♊	9	24
26	☽	9	52
	α ♌	11	17

Abweichung der vorhergehenden Sterne für das Jahr 1751.

	Gr.	M.	
γ ♈	18	4	N
α ♉	15	53	N
ζ ♉	20	58	N
ε ♉	18	36	N
ι ♉	21	12	N
δ ♊	22	25	N
ζ ♊	20	54	N
η ♊	22	31	N
μ ♊	22	37	N
α ♋	12	48	N
α ♌	19	11	N
ε ♌	1	38	S
π ♌	9	13	N
α ♍	9	51	S
β ♍	3	11	N
γ ♍	0	6	S
δ ♍	4	45	N
ζ ♍	0	39	N
ι ♎	18	50	S
β ♏	19	6	S
δ ♏	21	54	S
π ♐	21	23	S
σ ♐	22	4	S
β ♑	15	33	S
γ Pegaſ.	13	47	N
ζ Pegaſ.	9	33	N
γ Wallf.	2	10	N
α Orion.	7	20	N
Procyon.	5	51	N

Man vergeſſe nicht, den Durchmeſſer des Monds zur Zeit ſeines Durchgangs durch den Mittagszirkel zu meſſen, wenn man Gelegenheit dazu, und ſolche Inſtrumente hat, mit welchen man ihn genau meſſen kann.

Das Uebrige folgt im nächſten Stück

London.

The Sea-piece, a narrative, philoſophical, and deſcriptive Poem, in five cantos, By *J. Kirkpatrick*, M. D. Printed for M. Cooper and J. Buckland in Pater-noſterrow and J. Robinſon in Ludgateſtreet 1750. In Oct.

Eine Reiſe, welche der Verfaſſer in ſeiner Jugend nach America that, gab ihm Gelegenheit, dieſes Seegedicht zu entwerfen, und nach ſeiner Rückkunſt in ſein Vaterland hatte er Zeit, daſſelbe auszubeſſern und zu Stande zu bringen. Ein Schiff iſt den Muſen ein ungewohnter Aufenthalt, und die Einförmigkeit der Lebensart daſelbſt und der Gegenſtände, welche man da ſiehet, muß nothwendig in die Länge eine noch ſo poetiſche Einbildungskraft ſchwächen. Der Verfaſſer ſcheint die Schwierigkeit empfunden zu haben. Er hat ſich alle natürlichen Erſcheinungen, alle Verrichtungen auf der See, alle Zufälle einer langen Reiſe zu Nutzen gemacht, in ſeinen Beſchreibungen abzuwechſeln. Dieſes Gedicht pranget mit deſto ſeltenern Schönheiten, je neuer und unerwarteter ſie ſind. Es ſcheint indeſſen wahr zu ſeyn, was der Verfaſſer ſelbſt ſagt, daß ſein Gedicht beſſer ſeyn würde, wenn er nicht Zeit gehabt hätte, es zu verlängern.

Neapolis.

Κυιν. Κασσιου Διωνος Κοκκηιανου Ῥωμαικης Ἱστοριας, εκ των αυτου ογδοηκοντα βιβλιων, Τομος πρωτος. D. *Caſſii Dionis* Cocceiani Romanæ Hiſtoriæ, ex eius octoginta libris, Tomus primus, continens priores libros viginti & vnum, ab vrbe condita vſque ad V. C. annum DCX. poſt euerſam Carthaginem & Corinthum nunc primum detectos, reſtitutos, concinnatosque, & noua fere verſione, & perpetuis ſuis variorumque notis auctos, ſtudio & labore *Nic. Carminii Falconi*, Metropolitæ Eccleſiæ *S. Seuerinæ* in Brutiis vlterioribus in Regno Neapolitano, qui ipſum SS. D. N. Benedicto XIV. Pont. Optimo Maximo D. D. D. Anno Domini 1747. Apud Joſephum de Bonis, publicum Typographum. In Fol. 3-6 Seiten.

Dem Dio Caſſius iſt zu gleicher Zeit die Ehre widerfahren, in Hamburg durch die Veranſtaltung des gelehrten Herrn Prof. Reimarus, und in Neapolis durch den Herrn Falconi prächtig gedruckt zu erſcheinen. Dieſer letztere hat ſich vorgeſetzt, den Dio Caſſius ganz wieder herzuſtellen. Ein großes Unternehmen! Von deſſen 80 Büchern ſind die erſten 34 verlohren gegangen. Nur vom 36. bis zum 54. ſind ſie ganz übrig geblieben; die folgenden alle hat man bisher nur in einem Auszuge gehabt. Herr Falconi hat in der Vaticaniſchen Bibliothek eine ſehr alte Handſchrift auf Pergament von dieſem Römiſchen Geſchichtſchreiber gefunden, welche vermuthlich eben diejenige iſt, aus welcher Orſini ſeine Fragmente zuſammen getragen hat. Da nun dieſe Handſchrift, weil ſie ganz vermodert und zerriſſen iſt, viele Lücken hat, ſo hat ſich der Herausgeber bemühet, dieſe aus den Excerpten des Valeſius, aus dem Xyphilinus, Cedrenus, Zonara und andern möglichſt auszufüllen. Er hat ſich dabey ſorgfältig gehütet, andere, als des Dio Caſſius eigene Worte, in den Text zu bringen, wobey ihm ſonderlich die Zonariſche Ausgabe gute Dienſte gethan. Da aber die Vorrede gar nicht mehr zu finden iſt, ſo hat er ſelbſt, im Namen des Dio, eine gemacht, und die Materie dazu aus dem Dionyſius von Halicarnaß genommen, und zwar aus deſſen 1. Buch, worinnen er von dem Urſprung und dem Alterthum Italiens handelt, weil Herr Falconi glaubt, daß des Dio Vorrede eben dieſes Inhalts geweſen.

weſen. Uebrigens hat er eine eigene ganz neue Ueberſetzung und ſeine und anderer Anmerkungen beygefüget. Da er ſo viel gethan hat, als nur irgend möglich ſeyn kann, den Dio Caſſius, wie er ſelbſt ſagt, von den Todten zu erwecken, ſo iſt zu wünſchen, daß die übrigen Bücher bald nachfolgen mögen.

Florenz.

Sectionum Conicarum Synopſis Clar. Viri D. *Guidonis Grandi* Cremonenſis, Abbatis Camaldulenſis, olim in Piſana Vniverſitate Mathematicae Publici Profeſſoris, Additamentis, Scholiis, Corollariis & Schematibus aucta a D. *Octaviano Cametti* Vercellenſi, Ordinis S. Benedicti, Congregationis Vallisumbroſae & in eadem Vniverſitate Publico Matheſeos Profeſſore. Anno 1750. R. comm. Ex Typographia Joannis Paulli Giovannelli. In 8. 174. Seiten, und 11 Kupferplatten.

Die Einleitung des P. Guido Grandi in die Lehre von den Kegelſchnitten hat ſich ſo groſſen Beyfall erworben, daß ſie vielmal gedruckt worden. Sie ward mit den Erklärungen des P. Octaviano Cametti vermehret und in Rom gedruckt, hernach aber noch 2 mal in Venedig nachgedruckt, aber ziemlich fehlerhaft. Dieſes hat den gelehrten Verfaſſer bewogen, dieſe neue und richtige Auflage davon zu machen. Um mehrerer Deutlichkeit willen hat er die Erklärungen mit andern Buchſtaben in den Text eingerückt und die von Taquet mitgenommenen, von dem P. Grandi aber weggelaſſenen Anführungen der Propoſitionen des Euklides beygefüget. Dieſes Werk bedarf unſerer Anpreiſung nicht.

Lauſanne.

Allhier iſt im verwichenen Jahr eine zweyte Auflage der *Oeuvres de Vergier* in 2 Theilen auf 1 Alph. in 12 herausgekommen. Sie iſt von der erſten, welche gegen das Ende des verwichenen Jahrhunderts heraus kam, in nichts unterſchieden. Jacob Vergier, Königl. Franz. Rath und Commiſſar der Marine, ward 1657 zu Lion gebohren. Er wurde den 16. Aug. 1720, an eben dem Tage, da die M. Dacier ſtarb, im 63. Jahre ſeines Alters, Nachts um 1 Uhr, von 3 Räubern von Cartouchens Bande jämmerlich ermordet.

Copenhagen.

Vor einiger Zeit ſchickte der König einen Mathematikverſtändigen nach Island, daſelbſt aſtronomiſche Beobachtungen anzuſtellen, und die Beſchaffenheit des Landes und deſſen, was es hervorbringt, zu unterſuchen. Er hat bereits ſchöne Entdeckungen daſelbſt gemacht und einige Nachrichten davon eingeſandt. Unter andern hat er berichtet, daß dieſe Inſel viel Salpeter hervorbringt, daß an einigen Orten auf derſelben eine Erde iſt, woraus man Porcelain machen kann, daß man dort ſeltene Steine findet, worinnen Silber iſt etc. Er hat viele von dieſen Steinen, welche er von der Erde aufgeleſen, hieher geſchickt. Man hat die Probe damit gemacht und befunden, daß 100 Pfund von dieſen Steinen 6 Unzen fein Silber geben. Der König hat dieſem Gelehrten nicht nur ein jährliches Gehalt gegeben, ſondern ihm auch eine Summe angewieſen, durch deren Hülfe er die zu ſeinen fernern Unterſuchungen nöthigen Koſten beſtreiten kann.

Weimar.

Herrn Friedr. von Göchhauſen, Fürſtl. Sächſiſchen Ober-Land-Jäger-Meiſters und Land-Raths zu Weimar, Notabilia Venatoris, oder Jagd- und Weidwercks-Anmerckungen. Fünfte vermehrte Auflage. Bey Siegmund Heinrich Hoffmann, 1751. In 8. 1 Alph. 21 Bogen.

Es ſind ſchon mehr, als 30 Jahr, daß der in der Jägerey ſehr erfahrne Herr von Göchhauſen dieſes Buch zum erſten mal heraus gegeben. Da es nun ſtark abgegangen, und bey der letzten von den verſchiedenen Nürnbergiſchen Ausgaben ein Anhang von allerley Jägergeheimniſſen befindlich iſt, welche mit Unrecht ihm zugeſchrieben werden; ſo hat er für nöthig befunden, dieſe neue Auflage zu veranſtalten und derſelben ſeinen Namen vorzuſetzen, welches vorher nicht geſchehen war. Er handelt darinne 1) von Ausführ- und Arbeitung der Leithunde, 2) von Hirſchen und Wildpret, 3) von brütenden Vögeln, 4) von Waſſervögeln, 5) von Raubvögeln, 6) von der Mannichfaltigkeit der Arten Gehölzes in den Waldungen und Gehölzen, 7) vom Jagen, 8) von einigen Dingen, die dem Hrn. Verfaſſer in ſeiner Profeſſion verwunderlich vorgekommen. Zu Anfange ſeines Werks findet man ein Verzeichniß von 21erley Eigenſchaften, welche er von einem vollkommenen Weidemann verlanget. Die erſte iſt die Gottesfurcht; denn ein Jäger muß ſich oft bey finſterer Nacht auf öden Feldern und in dichten Wäldern aufhalten, wo der Teufel manchmal ſein Spiel hat. Er muß auch geſunde und gerade Zähne haben, nicht eben um des Freſſens willen, ſondern damit er das Jagdhorn gut blaſen kann. In der 8ten Abtheilung erzählet der Herr Verfaſſer einige in der That wunderbar ſcheinende Wahrnehmungen, z. E. daß der Wolf ein Thier, welches 3 bis 4 mal ſo ſchwer iſt, als er, und in deſſen Bauch er füglich kann hineingeſtecket werden, bis auf wenig Knochen, Haare und Zähne, auffriſt; daß der Grienitz oder Kreuzſchnabel mitten im härteſten Winter auf den äuſerſten mit Schnee und Eis bedeckten Aeſten der höchſten Tannen niſtet und Junge ausbringt, und dergl. mehr. Er geſteht ſeine Unwiſſenheit in der Naturlehre, aus welcher ſich freylich alle dergleichen Dinge ziemlich erklären laſſen, fügt aber doch ſeine Muthmaſſungen von den Urſachen dieſer Begebenheiten bey, welche zum Theil wohl gegründet ſind.

Uebrigens hat er dieſer Ausgabe einen dreyfachen Anhang beygefüget, und zwar 1) eine Inſtruction für Jagd- und Forſtbediente, 2) verſchiedene bey dem Lerchenfang mit Tagenetzen nöthige und nützliche Anmerkungen, und 3) Beſchreibung der verſchiedenen Arten, Natur und Eigenſchaften der in den in Fürſtl. Sachſen-Weimariſchen Landen befindlichen Flüſſen und Gewäſſern anzutreffenden Fiſche, und wie dieſelben am füglichſten gefangen werden. Dieſe Flüſſe ſind vornehmlich die Elbe, die Elſter, die Unſtrut, die Saale, die Moldau, die Ilme, und die Pleiſſe. Die beſchriebenen Fiſche ſind der Lachs, der Rappe, der Hecht, der Karpe, die Karauſche, der Aal, die Barme, die Schleye, die Forelle, die Aſche, der Barſch, die Aalruppe, der Weißfiſch, die Kotteve, die Rothfeder, die Kreſſe, die Schmerle, die Ellritze, der Kaulkopf, der Sticherling, der Steinbeiſſer und der Krebs.

Erfurt.

Obgleich die Diſputationen und Einladungsſchriften unter die akademiſchen Kleinigkeiten gehören, mit deren Bekanntmachung wir eben nicht unſere Blätter anzufüllen gedenken, ſo verdienen doch diejenigen hier eine Ausnahme, worinnen eine beſondere Materie gut ausgeführet iſt. Dahin rechnen wir folgende akademiſche Streitſchrift, welche Herr Joh. Ernſt Zeiher aus Weiſſenfels ſelbſt verfertiget und unter der Aufſchrift: *De errore loci*, auf 3½ Bogen hat drucken laſſen. Er hat dieſelbe zu Erlangung der höchſten Würde in der Arzneywiſſenſchaft den 3. Dec. 1750, unter dem Vorſitz des Herrn D. Kniphofs, Prof. der Zergliederungskunſt und Kräuterwiſſenſchaft, in Erfurt, vertheidiget.

Da die Theilchen der verſchiedenen Säfte unſers Körpers an Feine und Grobheit verſchieden ſeyn müſſen, ſo erfordern ſie auch Gefäße von verſchiedentlicher Weite, und wenn Theilchen in ein Gefäß kommen, in welches ſie nicht gehören, ſo wird dieſes von Boerhaaven und Swieten *error loci* genennet. Dergleichen Irrthum kann alſo beſonders entſtehen, wenn die Gefäße durch die Wärme oder zu heftige Bewegung der Säfte allzu ſtark ausgedehnet, oder die Säfte ſelbſt allzu fein gemacht, imgleichen wenn die Gefäße allzu ſchlapp werden. Der Herr Verfaſſer beſtimmt, was für Krankheiten aus dieſen verſchiedenen Fehlern entſpringen können, und zeigt dabey eine ſchöne Einſicht ſowohl in die zur Arzneykunſt gehörigen Wiſſenſchaften, als auch in die Mathematik, welche er, wie aus den Nachrichten in der angehängten Einladungsſchrift erhellet, in Weiſſenfels, und beſonders in Leipzig, unter der glücklichen Anführung des Hrn. Prof. Käſtners, mit der Arzneykunſt ſorgfältig verbunden hat. In der Einladungsſchrift ſelbſt, welche 1½ Bogen beträgt, hat der Herr D. Kniphof verſchiedene errores loci erzählet.

Göttingen.

Der in der Sternkunde ſehr erfahrne Herr **Tobias Mayer** in Nürnberg iſt zum ordentlichen Profeſſor der Weltweisheit und Haushaltungskunſt auf der hieſigen Univerſität beruffen worden.

Leipzig.

Neue Lieder, nebſt ihren Melodien, componirt von J. F. D. z. F. 1750. Verlegts Johann Gottfried Dyck. In Quart, 3½ B.

Jn den auf dem Titel ſtehenden Anfangsbuchſtaben, noch mehr aber in den leichten und angenehmen Melodien, entdecken wir den geſchickten Tonkünſtler, Herrn Joh. Friedr. Doles, Muſikdirectorn in Freyberg. Die Lieder ſind neu und artig, zum Theil auch ſolches Inhalts, daß die ſtrengen Ausleger des Plattiniſchen *muſice vincre* darinnen etwas für ihre Meynung zu finden glauben werden. Das 10te Lied heißt

Der Geizhals.

Ein alter Thor, der durch ſein Geld und Faſten
Durch Ueberfluß und Hungersnoth verdarb,
Kroch noch einmal zu ſeinem Gott, dem Kaſten,
Und weinte laut, verriegelte und ſtarb.
Sein Geiſt verzog, bis ſich die Erben theilten,
Dann flattert er erboßt der Hölle zu,
Und ſchrie im Schlund, wo raſche Gluten heulten:
Herr Teufel, wie? ſolch Holz verſchwendeſt du?
Die Zeit iſt ſchwer, die Hölzer werden theuer;
Erſpare doch, ein Sparer thut itzt klug.
Du brauchteſt nicht den zehnten Theil vom Feuer;
Gieß es halb aus; es bleibt noch heiß genug.

Halle.

Schriftmäßige Beantwortung der Frage: Was von dem weltüblichen Tanzen und Spielen zu halten ſey, und ob es nicht mit zur chriſtlichen Freyheit gehöre: Als ein Anhang zu den Betrachtungen von der Freyheit der Gläubigen vom Geſetz. Auf Verlangen entworfen und in Druck gegeben von Carl Heinrich von Bogatzky. Im Verlag des Wayſenhauſes, 1750. In 8, 12 B.

Wer wegen Alters oder Lähmung nicht tanzen kann und kein Geld zum Spielen hat, der leſe zum Zeitvertreib dieſes erbauliche Buch, ſo wird er ſich bey ſeinem Unglück tröſten lernen. Er wird darinne finden, daß man ſtets, überall und in allen Umſtänden beten und alle Geſchäfte mit Beten anfangen und vollenden muß, und daß, weil man beym Tanzen und Spielen nicht zu beten pflegt, daſſelbe auch nicht mit Beten anfängt und beſchließt, das Tanzen und Spielen ſündlich iſt und der Teufel dabey das Wort von unſern Herzen nimmt. Er wird mit Zittern leſen, daß ein Tänzer wider das ſechſte Gebot ſündiget und ein Todſchläger iſt; denn wer ſich bemühet, Flammen unkeuſcher Liebe in dem Herzen eines andern aufzublaſen, tödtet damit ſeine Seele. Nach völliger Durchleſung dieſes Buchs wird er endlich wünſchen, daß alle Menſchen Hypochondriſten ſeyn möchten.

Brandenburg.

Der gelehrte und fleißige Rector an der hieſigen Neuſtädter Schule, Herr **Daniel Finck**, D. G. W. hat am 30. Nov. und 1. Dec. verwichenen Jahres mit der unter ſeiner Aufſicht ſtudierenden Jugend eine Redeübung über die Hiob 38. bis 42. in den Geſchöpfen herrlich offenbarte **Majeſtät Gottes** angeſtellet, und dazu in einer Schrift von 3 Bogen in 4 eingeladen, worinnen er ſeine **Nachrichten von den merkwürdigſten Alterthümern und Urkunden der Chur- und Hauptſtadt Brandenburg** fortſetzet. Er iſt damit im Jahr 1749 bis auf die merkwürdige Zeit gekommen, da die Chur- und Mark Brandenberg von dem Kayſer Carl IV. dem Hauſe Bayern entriſſen und auf ſeine Familie gebracht worden iſt, welches er mit tüchtigen Urkunden beſtätiget hat; wobey er rühmet, daß er nach der Zeit von dem D. und Prof. Hrn. Otto Ludwig von Eichmann, in Berlin, manche wichtige hieher gehörige Nachrichten erhalten hat. In gegenwärtiger Fortſetzung führet ihn die Ordnung drauf, daß deſſen älteſter Sohn, Wenzlawes, König in Böhmen und Markgraf von Brandenburg, im Jahr 1373 den Städten Alt- und Neubrandenburg ihre Privilegien beſtätiget hat. Der Herr Verfaſſer beſitzt noch einen ſtarken Vorrath von hieher gehörigen geſchriebenen Nachrichten, deren Bekanntmachung den Liebhabern der Märkiſchen Geſchichte ohne Zweifel angenehm ſeyn würde.

In der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung ſind ſeit einiger Zeit folgende Schriften zum Vorſchein gekommen.

1) Abbildung derer beym Kriegs-Weſen in der Artillerie u. Fortification vorkommenden Sachen, nebſt einer Nachricht von der Erfindung des Schieß-Pulvers, mit Kupfern. 8v. 4. Gr.
2) Abhandlung von der Conſtruction der jetzo gebräuchlichen Arten von Feld-Schantzen, Redouten, Tête du Ponts, Circon- und Contravallations-Linien, auch was man beym Approchiren eine Parallele oder Place d' Armes nennet, aus denen Schriften der berühmteſten Ingenieurs geſammlet, und nebſt denen dazu gehörigen Figuren, deutlich demonſtriret, wie auch einer deutſchen Ueberſetzung aller bey der Fortification üblichen Franzöſiſchen, und Lateiniſchen, Kunſtwörter. Von T. 8vo. 8. Gr.
3) Anweiſung, Neue, zum practiſchen Gebrauch des Nivellirens, mit der ordentlichen Waſſer-Wage, worinnen zugleich eine richtige Anleitung gegeben wird, wie man ſich dieſes Inſtruments recht bedienen ſoll, alles aus eigener Erfahrung gezeiget. von M. de H. 8vo. 4. gr.
4) Eben dieſelbe in Franzöſiſcher Sprache. 4. gr

Autores Clasici.

5) Ciceronis Opera Philoſophica ad Exemplar Londinenſe edita. 8vo. Berolini. 1. Rthlr. 8. gr.
6) —— Opera Epiſtolica. 8vo. 1. Rthlr.
7) —— Opera Rhetorica & Orationes quæ ſuperſunt omnes ad Exemplar Londinenſe edita. 8vo. 2. Rthlr.
8) Cornelius Nepos mit der dabey befindlichen Franzöſiſchen Ueberſetzung des Herrn le Gras. 8vo. 3. Gr.
9) Curtii (*Quinti Ruffi*) de Rebus geſtis Alexandri Magni Libri ſuperſtites, mit der dabey befindlichen Franzöſiſchen Ueberſetzung des Herrn Vaugelas. 8vo. 1. Rthlr.

Die Fortſetzung folgt.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

4.

UT AQUI FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 22. Januar, 1751.

Berlin.

Chronologie de l'Hiſtoire ſainte & des Hiſtoires étrangeres, qui la concernent, depuis la ſortie d'Egypte jusqu' à la Captivité de Babylone, par *Alphonſe Des-Vignoles*. Chez Ambroiſe Haude, MDCCXXXVIII. II. Tomes. Zuſammen 8 Alph. 19½ Bogen in Quart, nebſt 5 Kupfern.

Es geſchiehet weder um der Bekanntmachung, noch um der Anpreiſung willen, daß wir hier eines Werks gedenken, welches ſchon vor 12 Jahren an das Licht getreten und von den Kennern für ein Hauptwerk in ſeiner Art iſt erkläret worden. Es geſchieht bloß, den Liebhabern im Namen der Verleger bekannt zu machen, daß ſie entſchloſſen ſind, daſſelbe bis künftige Oſtermeſſe auf Druckpappier für 3 Rthlr. und auf Schreibpappier für 4 Rthlr. zu verkaufen, nach der Zeit aber es wieder auf den vorigen Preiß zu ſetzen. Der etwas hohe ordentliche Preiß, welchen der prächtige Druck verurſachte, hat vielleicht bisher manchen Liebhaber abgeſchrecket, ſich dieſes Buch zu kaufen. Da nun dieſe Schwierigkeit gehoben iſt, ſo hoffen die Verleger, daß ſie die geſetzte Zeit nicht verſäumen werden, ſich ein ſo ſchönes Werk um einen ſo geringen Preiß anzuſchaffen.

Bey dieſer Gelegenheit wollen wir, um derer willen, welche keinen hinlänglichen Begriff von dieſem Werke haben, kürzlich eines und das andere davon erinnern.

Zwey Urſachen haben die alte Zeitrechnung ſehr dunkel und verwirret gemacht. Eine lange Reihe Jahrhunderte, in welchen ſich niemand die Mühe gegeben hat, die Geſchichte ſeiner Zeit zu beſchreiben, und der Verluſt der älteſten Geſchichtbücher. Man hat eher keine chronologiſche Gewißheit, als ohngefähr 800 Jahr vor Chriſti Geburt, da die Griechen anfiengen, die merkwürdigſten Begebenheiten nach Jahren der Olympiaden zu rechnen, nach welchen die Römer den Anfang ihrer Zeitrechnung auf Roms Erbauung ſetzten. Die Zeitrechnung der heiligen Geſchichte von Erſchaffung der Welt bis auf die Perſiſche Monarchie iſt alſo auch ſehr dunkel und von vielen für einen unauflöslichen Zweifelsknoten gehalten worden. Die Folge der Patriarchen iſt zwar deutlich genug in der h. Schrift angegeben: nach derſelben Zeit aber finden ſich 2 bis 3 Lücken. Der Samaritaniſche Pentateuchus zählt von der Erſchaffung der Welt bis auf die Geburt Abrahams 3 Jahrhunderte mehr, als der Hebräiſche Text, und die 70 Dollmetſcher haben über 12 Jahrhunderte mehr, als der Samaritaniſche Pentateuchus. Meßlin hat hundert und zwey und dreyßig verſchiedene Meynungen von der Zeit zwiſchen Erſchaffung der Welt und der Geburt Chriſti gefunden. Hr. Des-Vignoles zählt ſelbſt 200 verſchiedene Ausrechnungen dieſer Zeit, und findet zwiſchen der größten und der kleinſten einen Unterſchied von 35 Jahrhunderten. Wegen dieſer und dergleichen großer Verwirrungen war es höchſtnöthig, zu Erhaltung des göttlichen Anſehens der h. Schrift, die Richtigkeit ihrer Zeitrechnung darzuthun und die Lücken ſo auszufüllen, daß ſie mit den heiligen und weltlichen Geſchichten übereinſtimmten. Und dieſes iſt es, was unſer Verfaſſer in dieſem Werk geleiſtet hat. Er hat ſeine meiſte Lebenszeit über dieſer Beſchäfftigung zugebracht, und durch die kräftige Aufmunterung und ganz beſondern Gnadenbezeigungen der Königl. Frau Mutter Maj. kam ſein Buch endlich zu Stande und im Druck heraus. Es iſt zwar ein großer Theil deſſelben mit trockenen, aber unvermeidlichen chronologiſchen Berechnungen und Tabellen angefüllet: man findet aber auch viel beſonders merkwürdige Stück aus den Geſchichten abgehandelt, z. E. den Durchgang der Kinder Iſrael durch das rothe Meer. Es iſt alſo nicht ein Buch zum bloßen Anſehen und Nachſchlagen, ſondern auch zum Leſen; welches denen geſagt ſey, welche vor der Chronologie, als vor einem böſen Geiſt, ein Kreuz machen, und ſie unter die finſtern Wiſſenſchaften zählen, welche nur melancholiſche Leute beluſtigen können.

⁂

In eben dieſer Buchhandlung iſt itzo folgendes unter der Preſſe: **Die Lehre der angenehmen Empfindungen, worinne man nach den angezeigten Regeln, denen die Natur in der Abtheilung des Vergnügens folget, die Gründe der natürlichen Gottesgelahrtheit und der philoſophiſchen Sittenlehre feſtſetzet. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von einem Mitgliede der Deutſchen Geſellſchaft zu Helmſtädt.** Die vortreffliche *Theorie des ſentimens agreables* des Biſchoffs von Pouilly iſt im 37. und ff. Stücken dieſer Nachrichten vom vorigen Jahre weitläuftig bekannt gemacht und nach Würden gerühmet worden, welches uns verſichert, daß die Ueberſetzung davon viel begierige Leſer finden wird.

⁂

Phyſikaliſche Beluſtigungen. Erſtes Stück. Berlin, bey Chriſtian Friedrich Voß. 1751. In Oct. 5 Bogen und 1 Kupfer.

Die gute Aufnahme des Hamburgiſchen Magazins, an welchem der Herausgeber dieſer phyſikaliſchen Beluſtigungen, Herr Mylius, bisher mit gearbeitet hat, hat ohne Zweifel ihn und den Verleger bewogen, die Zahl der

Monatſchriften mit noch einer phyſikaliſchen zu vermehren. Wenn die folgenden Stücke dieſem ähnlich ſind, ſo muß man, aller Wahrſcheinlichkeit nach, dieſer Monatſchrift einen nicht geringern Beyfall prophezeyen. In dieſem erſten Stück iſt folgendes enthalten. 1) Der Seidenwurm und die Spinne, eine Fabel. Wir ſehen ſie als eine Erklärung der Titelvignette an, und es wird darinne neben dem Nützlichen auch das Angenehme in der Naturlehre angeprieſen. 2) Die Vorrede. Hier wird dieſe Materie weiter ausgeführet und angezeigt, daß man jährlich einen Band von 10 Stück zu liefern gedenket. 3) Vorſchlag zu Errichtung eines Wetterobſervatorii. Es iſt darinne beyläufig ein neuer Windmeſſer, welcher die Stärke des Windes durch den Klang einiger Schellen anzeiget, angegeben. 4) Ueberſetzung der ganz neuen, aber auch ſehr ſeltenen Schrift eines berühmten Gelehrten: *Reflexions philoſophiques ſur l'origine des Langues & la ſignification des Mots.* 5) Durch ächte Urkunden bewieſene natürliche Hiſtorie der Cochenille. Aus dem Holländiſchen des Herrn **Melchior von Ruuſcher** überſetzt. 6) Von den Urſachen der Fruchtbarkeit der beyden Jahre 1749 und 1750. 7) Von einem merkwürdigen Brande in einem Keller. 8) Des Herrn von Reaumur Art, die Vögel zur Sammlung aufzubehalten, und ſo weit man will, zu verſchicken.

⁂

Am 14 dieſes nahm die Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, in ihrer ordentlichen wöchentlichen Verſammlung, den Herrn **Gros de Boſe**, einen von den Vierzigen der Franzöſiſchen Akademie und ehemaligen Secretair der Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften in Paris, den Herrn Prof. **George Friedrich Meier** in Halle, und den Hrn. **Samuel Gotthold Lange**, Predigern zu Laublingen bey Halle, in die Zahl ihrer Ehrenmitglieder auf.

⁂

Beſchluß von der Beobachtung der Parallaxen.

Für die Parallaxe des Mars im Gegenſchein.

Durch dieſes Zeichen * wird ein kleiner Stern angezeiget, welcher im Bayer mit keinem Buchſtaben bezeichnet iſt.

1751		Durchgang. St.	M.		Südliche Abweichung. Gr.	M.
30 Auguſt.	* ♓ -	1	21	früh	- 7	10
	♂ - -	1	22	früh	- 7	9
31	* ♓ -	1	17	früh	- 7	10
	♂ - -	1	17	früh	- 7	15
1 Sept.	* ♓ -	1	6	früh	- 7	26
	♂ - -	1	13	früh	- 7	21
2	* ♓ -	1	3	früh	- 7	26
	♂ - -	1	8	früh	- 7	26
3	* ♓ -	0	59	früh	- 7	26
	♂ - -	1	4	früh	- 7	31
14	♂ - -	0	13	früh	- 8	24
	Rigel. -	5	36	früh	- 8	31
15	♂ - -	0	8	früh	- 8	28
	Rigel. -	5	32	früh	- 3	31
16	♂ - -	0	4	früh	- 8	32
	e Eridan	3	19	früh	- 8	37
	Rigel. -	5	29	früh	- 8	31
	♂ -	11	59	abends	8	36
17	e Eridan	3	12	früh	- 8	37
	e Eridan	3	15	früh	- 8	40
	Rigel. -	5	25	früh	- 8	31
	♂ -	11	55	abends	8	40

		Durchgang St.	M.		Südliche Abweichung Gr.	M.
18 Sept.	ζ Eridan	3	8	früh	8	37
	ζ Eridan	3	11	früh	8	40
	♂	11	50	abends	8	43
19	ζ Eridan	3	4	früh	8	40
	ζ Eridan	3	7	früh	8	37
	♂	11	45	abends	8	46

Vom 22. Sept. bis zum 8. Oct. geht Mars nicht weit von dem Parallelzirkel des λ ♒ weg, deſſen ſüdliche Abweichung 8° 58′ iſt, und welcher den 22. Sept. abends um 10 Uhr 35 Minuten durch den Mittagszirkel gehet. Und drey Tage vor und nach dem 1. Oct. bleibt Mars 7′ von dem Parallelzirkel des χ ♒ entfernet, welcher den 1. Oct. abends um 10 Uhr 38 M. durch den Mittagszirkel geht, wie auch von dem λ im Eridan, welcher eben an demſelben Tage früh um 2 Uhr 38 Min. durch den Mittagszirkel geht. Beyde Sterne haben beynahe eine ſüdliche Abweichung von 9° 7′.

Für die Parallaxe der Venus.

1751. October.		Durchgang. St.	M.		Südliche Abweichung. Gr.	M.
13	♀	1	31	abends	23	19
	ζ ♑	7	58	abends	23	28
21	γ Haſe	4	14	früh	22	32
	♀	0	55	abends	22	33
	c ♒	9	11	abends	22	31
24	♀	0	38	abends	21	54
	e ♒	8	25	abends	21	58
	b ♒	9	17	abends	22	0
25	♀	0	32	abends	21	38
	b ♒	9	10	abends	21	27
27	β Haſe	3	12	früh	20	59
	δ Haſe	3	35	früh	20	55
	♀	0	20	abends	21	2
November.						
	α Haſe	2	47	früh	18	1
	β Gr. Hund	3	35	früh	17	53
	♀	11	37	früh	18	6
5	β Gr. Hund	3	32	früh	17	53
	♀	11	21	früh	17	43
6	♀	11	16	früh	17	18
	δ ♒	7	54	abends	17	8
7	♀	11	10	früh	16	52
	f ♒	9	8	abends	16	50
8	Sirius	3	45	früh	16	23
	♀	11	4	früh	16	24
10	♀	11	53	früh	15	26
	α ♒	8	24	abends	15	36
12	* Eridan	1	21	früh	14	48
	♀	10	42	früh	14	40
	ψ ♒	7	56	abends	14	48
13	γ Eridan	0	36	früh	14	14
	♀	10	37	früh	14	18
17	♀	10	18	früh	13	4
	ε Wallfiſch	10	56	abends	12	56
18	♀	10	14	früh	12	47
	ε Wallfiſch	10	52	abends	12	56
24	♀	9	51	früh	11	32
	τ Wallfiſch	8	57	abends	11	30
25	♀	9	48	früh	11	22
	τ Wallfiſch	8	54	abends	11	30

Anmerkung. Herr Halley ſchließt in einem Aufſatz, welchen er in die 348. Nummer der philoſ. Tranſactions einrücken laſſen, daß man aus dem Durchgang der Venus durch die Sonnenſcheibe im Junius 1761 die Parallaxe der Sonne beynahe bis auf $\frac{1}{500}$ wird beſtimmen können wenn man dieſen Durchgang in gewiſſen Umſtänden der Zeiten und Oerter beobachtete, welche in dieſem Aufſatz angegeben ſind, und welche man nachſehen kann. Aber ſo viel Hochachtung ich ſonſt gegen die Meynungen dieſes groſſen Mannes hege, ſo ſcheint mir doch dieſe Genauigkeit gänzlich unmöglich zu ſeyn. Denn wenn es ſich auch gleich durch den gröſten Zufall von der Welt zutrüge, daß ein wohlgeübter Sternſeher, welcher ſich an dem äuſerſten nördlichen Ende von America befände, das Glück hätte, den Eintritt der Venus in die Scheibe der Sonne, wenn ſie bald untergehen will, und den Tag drauf den Austritt, wenn die Sonne aufgehet, zu beobachten, ſo kann ich nicht glauben, daß es möglich ſey, den Augenblick des Ein- und Austritts beynahe auf 2 Secunden Zeit zu beſtimmen, wie Herr Halley in ſeiner Berechnung voraus ſetzet, 1) weil der Rand der Soñe, wenn ſie nahe am Horizont iſt, beſtändig in einer wallenden Bewegung iſt, und weil die unordentliche Stralenbrechung, welche ſie alsdenn hat, macht, daß es alle Augenblicke ſcheint, als ob ſich kleine Stückchen von der Sonnenſcheibe abſonderten; 2) weil die ſchnelle Bewegung der Sonne und der Venus in dem Raume, welchen ein ſtark vergröſſerndes Sehrohr faßet, die genaue Beſtimmung des Augenblicks der Berührung ihrer Ränder ſehr ſchwer macht. Aber noch etwas anderes wird die Sache auſſer Zweifel ſetzen. Die ſcheinbare ſtündliche Bewegung des Mercur in ſeinem aufſteigenden Knoten und auf der Sonnenſcheibe iſt zu eben dieſer Bewegung der Venus, wie 3 zu 2; und folglich muß man den Augenblick der innern Berührung der Ränder der Sonne und des Mercur genauer beſtimmen können, als den Augenblick der innern Berührung der Ränder der Sonne und der Venus. Nun aber waren 1743, da der Himmel ſehr helle war und die Sonne 23 Grad über dem Horizont ſtund, die geſchickteſten Sternſeher, welche die innere Berührung des Mercurs und der Sonne mit vortrefflichen Sehröhren beobachteten, ſehr von einander unterſchieden, und der Unterſchied erſtreckte ſich auf mehr, als 40 Secunden Zeit. Weil aber die Venus in einer Stunde in der Sonne nur 4 Minuten, und eine Secunde vom Grad in 15 Secunden Zeit durchläuft: wie ſollte dieſe in einem langen Sehrohre kaum merkliche Secunde in mehr als 7 beſtimmbare Theile können getheilet werden, welches gleichwohl nöthig iſt, wenn man die Theile des Durchgangs der Venus durch die Sonne auf beynahe 2 Secunden Zeit haben will? Uebrigens ſage ich dieſes nicht, mich zum Tadler der Schriften des Herrn Halley, deſſen Gedächtniß ich unendlich verehre, aufzuwerfen, oder den Begriff zu verringern, welchen man allezeit von dem Nutzen der Beobachtung dieſes berühmten Durchgangs der Venus gehabt hat, ſondern bloß, damit das Anſehen dieſes groſſen Aſtronomen zu keinem Vorwand diene, die Gelegenheit zu verſäumen, bey welcher man die Parallaxe der Sonne, durch die Beobachtungen, welche ich vorſchlage, beſtimmen kann.

Paris.

Den 29. verwichenen Monats ward der Graf von Biſſy in die Franzöſiſche Akademie aufgenommen, wobey er eine Rede hielt, welche der Marſchall, Herzog von Belleisle, als Director, beantwortete. Der Abt von Bernis las eine Abhandlung *ſur l'Eſprit du ſiècle*, worinnen er unter andern ſagte „das Jahrhundert Ludwigs XV. habe ſich alle Arten der „Einſicht des Jahrhunderts Ludwigs XIV. zu „Nutzen gemacht; Descartes habe uns, (uns „Franzoſen) durch die Ordnung, welche er „in unſern Begriffen gemacht, zuerſt denken gelehret; Corneille habe uns, durch ſeinen erhabehabenen Geiſt, edel denken gelehret, und dieſe beyde wären alſo wirklich unſere Lehrmeiſter in der Kunſt zu ſchreiben geweſen, weil dieſe Kunſt, wenn man ſie recht erkläret, nichts anders iſt, als die Kunſt wohl zu denken. Da unſer Jahrhundert das, was das vorhergehende geſchaffen, zur Vollkommenheit gebracht, ſo wären unſere gute Schriften wirkliche Muſter, und niemals habe man ſtärker, richtiger und edler geſchrieben, als man itzo ſchreibe.„

Rom.

Am 14. verwichenen Monats hielt die Academie der Römiſchen Hiſtorie im Quirinal, in Gegenwart des Papſts, eine Verſammlung, in welcher der P. Anton von Lago eine Rede über das Alterthum der Städte Anzio und Satrico und der dazu gehörigen Oerter hielt. Man ſieht hier eine Beſchreibung einiger Alterthümer, welche vor kurzem zu Puzzuole im Neapolitaniſchen, bey Ausgrabung des Schutts alter Häuſer, ſind entdecket worden. Man hat daſelbſt einen dem Kayſer Septimius Severus geheiligten Tempel gefunden. Das Pflaſter, die Säulen und die Zierrathen dieſes Tempels ſind von einem ſeltenen zum Theil durchſichtigen Marmor. Es ſind darinne 4 Bildſäulen. Eine ſtellt den Janus, eine die Seraphis, eine Egyptiſche Gottheit, und die beyden übrigen eine in die äuſerſte Angſt gerathene Weibsperſon vor, welche einer Mannsperſon auf den Hals ſpringt. Dieſe Bildſäulen ſind ſehr ſchön gearbeitet. Man hat auch in dieſem Tempel verſchiedene beſondere Zimmer gefunden, worinne vielleicht die Prieſter, und andere, welche zur Verwahrung des Tempels beſtellt geweſen, gewohnet haben. Ferner hat man einen zur Reinigung beſtimmten Ort entdeckt, wohin das Waſſer aus einem auf der linken Seite befindlichen Springbrunnen gefloſſen, in welchen das Waſſer durch bleyerne Waſſerleitungen aus groſſen Canälen von Marmor, in welchen ſich das Regenwaſſer geſammlet, geführet worden.

Zu Baya, im Neapolitaniſchen, wo vor einiger Zeit eine ſilberne Todtenkiſte gefunden ward, hat man bey tieferem Nachgraben noch eine ſilberne Platte entdeckt, worauf folgende Lateiniſche Verſe ſtehen:

. . Cineres atque Oſſa Minuci
Præſidis, occubuit Bajis regnante Nerone.

Frankfurt an der Oder.

Am 20ſten November des verwichenen Jahres beging die hieſige Deutſche Geſellſchaft ihren jährigen Stiftungstag zum achtenmale. Die gegenwärtigen Mitglieder dieſer Geſellſchaft verſammleten ſich an gedachtem Tage gegen Abend in der Wohnung des Doctors der Arzneygelahrtheit, Herrn Friedrich Borchards, als Aelteſten der Geſellſchaft, von dannen ſie ſich um 6 Uhr in das Haus ihres gelehrten Vorſtehers, des berühmten Herrn Hofraths von Steinwehr, begaben. Als ſie daſelbſt ankamen, wurden ſie vor der Thüre mit dem Schall der Paucken und Trompeten empfangen. Der Herr Hofrath von Steinwehr erwartete ſie in dem obern Theile des Hauſes bey einer anſehnlichen Geſellſchaft, welche ſo wohl aus einigen der hieſigen Herren Profeſſoren, als auch aus andern Fremden beſtund, die ſich bey Gelegenheit der Meſſe allhier befanden, und empfing ſie an der Thüre des Verſammlungszimmers. Der itzige Secretar der Geſellſchaft, Herr Johann Samuel Patzke, der Gottesgelahrtheit Befliſſener, hielt ſodann im Namen der Geſellſchaft eine an den Herrn Hofrath von Steinwehr gerichtete kurze und wohlausgearbeitete Rede. Während derſelben ward dem Herrn Hofrath von vorgedach-

ten

dem Herrn Doctor Borchard, auf einer ſilbernen Schale, das auf Atlas gedruckte, und in carmoſinrothen Sammet gebundene Exemplar eines Gedichts überreicht, wodurch die Geſellſchaft ihre Freude über die Geneſung des Herrn Hofraths von einem plötzlichen und gefährlichen Zufalle bezeigte, der denſelben wenige Wochen vorher betroffen hatte. Die Rede des Herrn Patzke beantwortete der Herr Hofrath, nach der ihm beſonders eignen Leichtigkeit, mit einer ſchönen Gegenrede, darinn er ſeine beſtändige gute Geſinnung gegen die Glieder der Geſellſchaft an den Tag legte. Nach Endigung dieſer Rede wurden den anweſenden Gäſten ebenfalls Exemplarien von dem gedachten Gedichte überreicht, und mit dem Schall der Pauken und Trompeten die Reden beſchloſſen. Alsdenn ward ein Concert aufgeführet, und alle Anweſende wurden mit allerley Erfriſchungen auf das artigſte bewirthet; wobey die Geſundheiten beſtändig unter Pauken- und Trompetenſchall getrunken wurden. Gegen 9 Uhr beurlaubten ſich die Mitglieder der Geſellſchaft von dem Herrn Hofrath von Steinwehr und den übrigen Anweſenden, da denn bey ihrer Rückkehr wieder der Schall der Pauken und Trompeten gehöret, und die Feyer dieſes Tages, zu aller Anweſenden Freude, beſchloſſen wurde.

Halle.

Den 30. des Chriſtmonats 1750 hat der Herr von Eichmann, aus Berlin, ſeine Inauguraldiſputation *de pactis quibusdam praecipuis Jure Romano illicitis aut invalidis, Jure Naturali autem licitis & validis*, ohne Vorſitz mit allgemeinem Beyfall vertheidiget. Die Verträge, von welchen er in dieſer Abhandlung redet, ſind die Societas Leonina, die pacta ſucceſſoria, die tutela pactitia, die Donationes inter virum & uxorem u.ſ.w. Er unterſuchte, warum dieſe und andere das Römiſche Recht nicht zugelaſſen hätte, und behauptet mit Recht, daß das Recht der Natur, da es von den Römiſchen Urſachen nichts weis, oder weil man einen Unterſchied inter obligationem perfectam & imperfectam mache, ſelbige zulaſſe. Es hat alſo dieſe gelehrte Schrift ſowohl im Römiſchen, als auch natürlichen Recht ihren Nutzen.

Schneeberg.

Otia Metallica, oder Bergmänniſche Neben-Stunden, darinne verſchiedene Abhandlungen von Berg-Sachen aus denen Geſchichten, Berg-Rechten, Natur-Lehre auch andern Wiſſenſchaften nebſt etlichen alten Bergwerks-Urkunden und Kupfer enthalten ſind. Der andere Theil 1751. Octav. 1. Alphabeth 2 Blatt Kupfer.

Das erſte Stück enthält eine Probierkunſt ohne Feuer, oder die Art, die Metalle durch die Waſſerwage zu unterſuchen, als wodurch man ihre natürliche Schwere am genaueſten erfahren kann. Das zweyte iſt ein Aufſtand von dem Zinnwälder Bergwerk, ſowohl Königl. Böhm. als Churfürſtl. Sächſ. Antheils, vom Jahr 1736. Dieſer Aufſtand iſt mit vielem Fleiß von dem Herrn Verfaſſer abgefaſſet, und weil er ſelbſt dieſe Bergwerksgegend befahren, als ein glaubwürdiger Beytrag zu der Bergwerksgeſchichte Sachſenlands anzuſehen. Das dritte Stück zeiget die Unendlichkeit Gottes aus den Werken der Natur, beſonders aus dem Mineralreich. Hier bringet der Herr Verfaſſer aus allen drey Reichen der Natur gar artige Sachen an, welche die obbeſagte göttliche Eigenſchaft bezeugen. 4. Hiſtoriſche Nachricht von dem Urſprunge der Meißniſchen und Freyberg. Bergwerke, welchen er in das Jahr 1169. ſetzet, und ſolches aus zuverläßigen Nachrichten beweiſet. Fünftens folget eine Beſchreibung des Silberabtreibens durch den Windofen, welchen letztern er auch in Kupfer vorſtellet. Sechſtens eine Abhandlung vom Erbbereiten, oder Erbvermeſſen werken auf fündigen Gängen; eine Sache, welche in das Bergrecht gehöret, und gar beſonders ſchön von dem Verfaſſer aus alten Nachrichten und Rechten ausgeführet iſt. Den Schluß machet eine kurze Nachricht von Bergwerksmaſchinen und ſonderlich den Roßkünſten; wobey auch eine in Kupfer geſtochene ſich befindet. Ein ſehr nützliches Regiſter beſchließet das ganze Werk. Der Bergſchreiber in Schneeberg, Herr Adolph Beyer, als Verfaſſer, hat in dieſem zweyten Theil dasjenige rühmlich fortgeſetzet, was er in dem erſten mit großem Beyfall der gelehrten Welt angefangen. Es wäre zu wünſchen, daß mehrere Gelehrte dieſem und dergleichen Beyſpielen folgen wollten, Damit die ſo erſprießliche Bergwerkswiſſenſchaften doch einmal in ein mehreres Licht geſetzet, und nicht immer ſo für bloß handwerksmäßig und geringe geſchätzet würden.

Leipzig.

Der Herr D. **Cruſius**, bisheriger außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie, iſt an die Stelle des Herrn D. **Hebenſtreits**, welcher die durch den Tod des Hrn. D. **Tellers** erledigte ordentliche theologiſche Profeſſur erhalten hat, gleichfalls ordentlicher Profeſſor der Theologie worden. Der neue Paſtor an der Thomaskirche, Herr D. **Stemler**, hat auch den Titul eines ordentlichen Profeſſors der Theologie bekommen. Der Hr. D. **Kiesling**, ordentlicher Profeſſor der morgenländiſchen Sprachen, ſucht auswärts eine Superintendur, weil er, aus gewiſſen Urſachen, Leipzig zu verlaſſen entſchloſſen iſt. Hr. **Wernsdorf** wird ordentlicher Profeſſor der Kirchenalterthümer.

Fortgeſetztes Verzeichniß derjenigen Bücher, welche ſeit einiger Zeit in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung heraus gekommen.

10) Horatii Quinti Flacci Opera omnia ad Exemplar Londinenſe, à Joh. Pine, Tabulis æneis inciſum edita, cum indice. 8vo. 8. Gr.

11) Julii Cæſaris, & aliorum de Bellis Gallico Civili, Alexandrio, Africano & Hiſpanienſi commentarii, mit der dabey befindlichen Franzöſiſchen Ueberſetzung des Herrn d'Ablancourt. 8vo. 1. Rthlr.

12) Juſtini Hiſtoriæ Philippicæ. 8vo. 16 gr.

13) Juvenalis, D. Junii & Auli Perſii, Flacci Satyræ, Argumenta & Chreſtomathiam addidit Jo. Pet. Miller. 8vo. 16. Gr.

14) Terentii (Publii Afri) Comœdiæ Sex, curante Jo. Petro Miller. 8vo. 16. gr.

15) Plinii Epiſtolæ & Panegyricus Nervæ Trajano dictus, curante Jo. Petro Millero, mit der dabey befindlichen Franzöſiſchen Ueberſetzung des de Sacy. 8vo. 1. Rthlr.

16) Flori L. Annæi Epitome rerum Romanarum, curante Jo. Petro Millero. 8vo. 14 gr.

17) Livii (Titi) Hiſtoriarum [illegible], curante &c. 8vo.

Sind unter der Preſſe.

18) Bocks Einleitung in den Staat von Preuſſen, die er in den Akademiſchen Lehrſtunden zum Grunde ausführlicher Erzählungen legt. 8vo. 5 Gr.

19) Breſſ Abhandlung von dem Gebrauch des Mercurii in den Veneriſchen Krankheiten, und von der Art ſich deſſelben ohne Salivation mit gutem Erfolg zu bedienen, nebſt einigen Anmerkungen über ſehr beträchtliche Curen, die nach der vorgeſchlagenen Art, in verſchiedenen Ländern, geſchehen ſind. 8vo. 3. Gr.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

IT QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 29. Januar, 1751.

Berlin.

Der Brandenburgiſche Patriot, oder unpartheiiſche Beurtheilung der errichteten und von Sr. Königl. Majeſtät in Preuſſen octroirten Handlungsgeſellſchaft. In zween Sendſchreiben entworffen und nach ihrer Möglichkeit und vortheilhafter Beſchaffenheit betrachtet von Philopatrius. Berlin und Potsdam, bey Chriſtian Friedrich Voß, 1751. In 4. 4½ Bogen.

Der Herr Verfaſſer dieſer beyden in der That in einem recht patriotiſchen Eifer und eifrigen Patriotiſmus aufgeſetzten Sendſchreiben macht zwar nicht Profeſſion von der Handlung, dennoch hat er durch Aufmerkſamkeit, Nachdenken und Bücherleſen eine ziemliche Einſicht in dieſe goldene Wiſſenſchaft erlanget. In dem erſten Sendſchreiben muntert er ſeine Brandenburgiſchen Landsleute durch die Beyſpiele der Alten, beſonders der vormaligen Bewohner der Baltiſchen Küſten in Deutſchland, auf, die vorhabende Handlung zur See mit allen Kräften beherzt anzufangen, oder vielmehr zu erneuern; denn er zeigt, daß vor dieſem an dieſer Küſte die Handlung in der Oſtſee am ſtärkſten unter allen geweſen, und wünſcht, daß Stettin dem ehemals gleichfalls an dem Ausfluß der Oder gelegenen Nordiſchen Venedig an Größe ſeiner Handlung gleich werden möge.

Er zeigt, wie die Preußiſche Handlung zur See nicht nur möglich, ſondern auch leicht und hochſtnützlich ſey. In dem zweyten Sendſchreiben betrachtet er ſeinen Gegenſtand etwas näher, und nennet die Waaren, womit die Preußiſchen nach Holland, England, Frankreich, Spanien und Portugall ſegelnden Schiffe müſſen beladen werden, und was ſie für Rückladung zu nehmen haben. Zur Ausführung nennt er vornehmlich das Holz, ferner auch Theer, Pech, Hanf, Flachs, Leinwand, Cattun und dergleichen. Zur Einführung ſchlägt er beſonders den rohen Zucker vor, dann auch feine Wolle, allerley Färbeholz, Droguen, Gewürz, und dergleichen. Weil aber die einzuführenden Waaren nicht alle Schiffe voll machen werden, ſo räth er, einen Theil derſelben zu verkaufen, und die koſtbarſte unter allen Waaren, nämlich Geld, an ihrer Statt mitzubringen. Zu den auszuführenden Waaren rechnet er auch das Wachs, giebt aber den heilſamen Rath, den ſo nützlichen Bienenbau in unſerm Lande erſt allgemeiner zu machen. Er hält es für möglich, daß ſich unſre Handlung zur See bis in die Levante erſtrecken kann: von China aber gedenkt er kein Wort.

⁂

Allhier ſiehet man ſeit kurzem ohne Benennung eines Orts:

Reflexions philoſophiques ſur l'origine des Langues & la ſignification des Mots. 2 Bogen in 12.

Es iſt in dieſen gedankenvollen Blättern nicht die Frage, was **Brod** auf Franzöſiſch oder Engliſch heißt. Gegenwärtige Unterſuchungen ſind bloß philoſophiſch und zeugen von einer tiefen Einſicht des Verfaſſers in das Weſen unſerer Begriffe und Schlüſſe. Anfänglich zeigt derſelbe den Nutzen einer ſolchen Unterſuchung, und daß, wenn wir, als unverſtändige Kinder nicht mit den Begriffen anderer zugleich das verwirrte und falſche mit annähmen, unter den Philoſophen gar keine Streitigkeiten und ganz andere Fragen und Sätze vorhanden ſeyn würden. Seine Unterſuchung gehörig anzuſtellen, ſetzt er, er habe ſein Vermögen zu empfinden und zu ſchließen, und die Erinnerung aller ſeiner Empfindungen und Schlüſſe verlohren und werde plötzlich von Empfindungen gerühret. Alsdenn würde er, ſagt er, ſeine Empfindungen durch gewiſſe unterſchiedene Zeichen unterſcheiden. Weil aber immer in verſchiedenen Empfindungen etwas wäre, welches einerley mit dem andern ſey, ſo würde er dieſe Theile der Empfindungen mit einerley Zeichen bemerken, und es würden alſo in vielen Empfindungen viele gleiche Zeichen vorkommen. Weil man aber in der That bey der Bildung der Sprachen dieſe Bezeichnung gleicher Theile der Empfindungen mit gleichen Zeichen aus der Acht gelaſſen hat, ſo ſind unſre Begriffe und Wiſſenſchaften nothwendig dadurch ſehr verwirrt worden. Der Herr Verf. erſtreckt ſeine Unterſuchung auf vielerley zuſammengeſetzte Empfindungen, und zeigt durchgängig, was für Unheil die Art und Weiſe, auf welche die vorhandenen Sprachen gebildet worden, in unſerm ganzen Erkenntniſſe angerichtet hat. Er ſetzt dabey den Begriff von Selbſtſtändigkeit und Eigenſchaft feſt und macht andere wichtige Folgerungen. Da das Werk klein iſt, ſo wollen wir das übrige unſern Leſern ſelbſt zum Nachleſen überlaſſen, ob wir gleich bedauern müſſen, daß es die wenigſten werden zu Geſichte bekommen.

Man entdecket in dieſer kleinen Schrift diejenige Art zu denken, welche die Kenner in dem gleichfalls vor kurzem heraus gekommenen *Eſſay de Cosmologie, par* M. de Maupertuis bewundert haben. Wir werden von dieſer letztern Schrift reden, ſo bald die Deutſche Ueberſetzung davon, welche nächſtens in Nicolaiſchem Verlag allhier herauskommen wird, fertig ſeyn wird.

⁂

Am 21. dieſes hielt die Königl. Academie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte, wegen des Sonntags darauf einfallenden Geburtsfeſts Sr. Maj. des Königs, ihre erſte öffentliche Verſammlung von dieſem Jahr. Weil der beſtändige Secretar der Akademie, Herr Prof. **Formey**, wegen Unpäßlichkeit abweſend war, ſo eröffnete der Königl. Legationsrath, **Herr von Marſchall**, die Sitzung mit einer gewöhnlichermaßen von dem Herrn Prof. Formey verfertigten Lobſchrift auf den jüngſt verſtorbenen Herrn D. Elsner. Hierauf las der Königl. Hofrath und Leibarzt, Director der phyſikaliſchen Claſſe, Herr **D. Eller**, eine Abhandlung von den Erſcheinungen, welche ſich bey der Auflöſung aller Arten der Salze in gemeinem Waſſer zeigen. Ferner las der Herr Prof. **Beguelin**, Hofmeiſter Sr. Königl. Hoheit, des Prinzen **Friedrich Wilhelms von Preußen**, einen Aufſatz von der Kunſt, die Gedanken eines andern, durch Hülfe der Metaphyſik, vorher zu wiſſen. Den Beſchluß machte der Königl. Hofrath, **Herr von Francheville**, mit Ableſung einer Abhandlung von dem alten vorzüglichen Merkmale des Adels, von welchem die Wappen herrühren.

Leyden.

Salomonis Nigardi Disquiſitio Jurium & Obligationum, quæ circa Pacem Weſtphalicam in Imperio Romano-Germanico competunt Regi ac Regno Galliarum. Lugduni Batavorum, cIↃ IↃcc L. 4½ Bogen, 4.

Der König von Frankreich hat auf eine gedoppelte Weiſe Theil an dem Weſtphäliſchen Frieden. Er iſt eine von denjenigen hohen Perſonen, zwiſchen denen gedachter Friede geſchloſſen worden; und denn hat er auch die Garantie deſſelben übernommen. Auf dieſen zweyfachen Grund bauet der Verfaſſer gegenwärtiger akademiſchen Abhandlung diejenigen Befugniſſe und Verbindlichkeiten, die er ihm in Abſicht des Teutſchen Reichs zuſchreibt. Er hat ſich der mathematiſchen Lehrart bedienet, und ſeine Sätze in drey Capiteln vorgetragen. In dem erſten handelt er von vorerwähnten Befugniſſen und Verbindlichkeiten des Königs von Frankreich überhaupt, in ſo weit ſie durch den Begriff eines Friedensgenoſſen des Weſtphäliſchen Friedens und eines Garants deſſelben nothwendig ſind. Dahin rechnet er z. E. die Befugniß, den Weſtphäliſchen Frieden authentiſch zu erklären; jedoch gieng der König von Frankreich zu weit, wenn er auch andre Reichsgrundgeſetze authentiſch erklären wollte, die in dem Weſtphäliſchen Frieden von neuem beſtätiget ſind. Es ſtehe ihm alſo nicht zu, den wahren Verſtand der güldenen Bulle in zweifelhaften Fällen mit ausmachen zu helfen, wie er ſonſt wohl gewagt hat. Ferner die Befugniß, mit den Ständen des Reichs Bündniſſe einzugehen; jedoch nach Maßgebung der Wahlcapitulation. Hierauf betrachtet er ſie etwas näher, in ſo weit ſie durch diejenigen Dinge beſtimmet werden, die den Gegenſtand des Weſtphäliſchen Friedens ausmachen. Dieſe hat er ſich wieder einmal als *genera* und *ſpecies* und darauf als einzelne Dinge vorgeſtellet, und die Befugniſſe und Verbindlichkeiten des Königs von Frankreich danach gebildet. Die erſte Art trägt er im zweyten, und die andere im dritten Capitel vor. Er zeigt dabey, wie weit z. E. der König von Frankreich befugt ſey, zu fordern und zu verlangen, daß diejenigen der Reichsſtände ausgemacht werden, die man bey dem Weſtphäliſchen Friedensſchluß bis zu einem Reichstag ausgeſetzet hat, wie weit ſein Befugniß gehe, wenn eine neue Churwürde errichtet werden ſoll, was er bey Verfertigung einer beſtändigen Wahlcapitulation zu thun habe, und dergleichen mehr. Der Verfaſſer ſetzt ſolche Principia feſt, daß man im Stande iſt, auch andere in dieſe Materie einſchlagende einzelne Fälle, die er nicht berühret hat, zu beurtheilen und zu beſtimmen. Wird bey Herrn Langenheim in Leipzig in Commiſſion verkauft.

Hanau.

Der Herr **D. Ludwig Martin Kahle**, ehemaliger Profeſſor der Rechte und Weltweisheit in Göttingen, und nunmehriger Profeſſor des Staatsrechts in Hanau, mit dem Titel eines Heſſen-Hanauiſchen Hofraths, iſt von Sr. Königl. Majeſtät in Schweden nach Marburg, als ordentlicher Profeſſor der Rechte, berufen worden. Er hat eine gelehrte Abhandlung über eine wichtige Materie herausgegeben, welche folgende Aufſchrift hat: *Commentatio de variis conſtituendi Feuda Adventitia modis & juribus praecipuis ex illis manantibus, tum in Germania generatim, tum in Terris Brunſvico-Luneburgicis ſigillatim; ex ipſis Legibus, Actis publicis & Diplomatibus, partim typis impreſſis, partim ineditis, eruta, &c. Gottingae.* 1750. In 4, 1 Alph. 15 Bogen.

Nürnberg.

Der gelehrte Apotheker in dem hieſigen groſſen h. Geiſtſpital, Herr **Johann Ambroſius Beurer**, welcher ſich ſowohl durch Schriften, als auch ſonſt, als einen beſondern Kenner der natürlichen Hiſtorie und der Chymie bekannt gemacht hat, iſt, mit dem Zunamen **Apollonius**, in die Kayſerl. Akademie der Naturforſcher aufgenommen worden.

Göttingen.

Herr **Carl Auguſt Richter**, aus Löban, hat den 16. Sept. des verwichenen Jahres eine von ihm ſelbſt verfertigte Abhandlung von 6½ Bogen von dem Zittern unter dem Vorſitz des Königl. Hofraths und Leibarzts, Herrn **Richters**, vertheidiget. Das Zittern iſt eine wider unſern Willen vorgehende Bewegung der Muſkeln, welche aus kleinen, abwechſelnden, ſehr geſchwinden und nach entgegengeſetzten Theilen gerichteten Vibrationen beſteht, und von einem Fehler des Gehirns, der Nerven und ſelbſt der bewegenden Fibern, folglich von der Schwachheit der bewegenden Urſache, herrühret. Im folgenden rechtfertiget der Herr Verf. dieſe Erklärung, theilet das Zittern in verſchiedene Arten ein u. zeigt die Mittel dagegen, nebſt der dawider zu beobachtenden Diät. Beſonders widerräth er das Waſchen mit kaltem Waſſer, welches er aber hoffentlich nicht auf Bauern, Bootsknechte und dergleichen Leute, wird erſtrecken wiſſen wollen. Auch verbiethet er den Umgang mit dem Bacchus und der Venus. Die armen Gottheiten! So viel gutes ſie auch ſo manchem Arzt erweiſen, ſo müſſen ſie ſich doch von ihnen bey allen Gelegenheiten dafür zum Lohn verläſtern laſſen. Doch der Herr **D. Richter** hat aus Einſicht geſchrieben, und ſie nicht nur hierinne, ſondern auch in dieſer ganzen ſchönen Abhandlung auf eine Art an den Tag gelegt, daß wir an ſeiner mediciniſchen Gelehrſamkeit nicht zweifeln können und ihm einen reichen Segen an Patienten wünſchen. Die beygefügte Einladungsſchrift des Herrn Prof. **Segners** enthält die Berechnung der Geſtalt und der Kräfte einer hydrauliſchen Maſchine, welche er ſchon vorher beſchrieben hat.

⁂

Wir gedenken noch von hier aus mit Vergnügen einer kleinen Schrift auf einem Bogen in 4. welche einen hoffnungsvollen Sohn eines berühmten Vaters zum Verfaſſer hat. Es iſt Herr **Theophilus Emanuel von Haller**, der Arzneygelahrtheit Befliſſener, welcher dieſelbe in ſeinem 16ten Jahre aufgeſetzt hat, und darinne, bey Gelegenheit des Geburtstags ſeines Herrn Vaters, einige Zweifel wider des **Linnäus** *Fundamenta Botanica* in einer reinen Schreibart in Lateiniſcher Sprache vorträgt. Wie muß ſich nicht ein rechtſchaffener Vater freuen, wenn er ſo frühzeitige Früchte ſeiner klugen Erziehung erndet!

⁂

Am 28. Dec. verwichenen Jahres ward Frau **Dorothea Furken**, geb. Haaren, eine glückliche Oſtfrieſiſche Dichterin zu Neuſtadt Gödens, von dem damaligen Protector, Herrn Jacob Wilhelm Feuerlein, zur Kayſerl. gekrönten Poetin, auf Anſuchen der hieſigen Königl. Deutſchen Geſellſchaft, welche dieſelbe zu ihrem Mitgliede aufgenommen, öffentlich erkläret. Die Durchl. verwittwete Gräfin von Altenburg, gebohrne Landgräfin von Heſſen-Homburg, hat ihr den Lorberkranz und die Diploms im Namen gedachter Deutſchen Geſellſchaft ſelbſt überreichet.

Frankfurt am Mayn.

Bald möchten wir Anſtand nehmen, unſern Leſern ein Buch anzupreiſen, welches unſäglich Schaden anrichten kann, denn wir wiſſen wohl, was groſſe Schätze in unvernünftigen Händen für Unheil verurſachen. Doch wir wollen es wagen, ein Buch vorzulegen, welches einen in wenig Stunden zu dem reichſten Mann machen kan: **Die neu aufgehende Chymiſche Sonne, ſamt ihrem Glanz und Schein, weiſet alle Gott ergebene Sucher auf den rechten Pfad** subjectum ac primam materiam lapidis philosophorum & omnium rerum **zu ſuchen, zu finden und zu elaboriren, wie dann auch das nöthigſte aus wahrer Philoſophorum Schriften** extrahiret **beygefüget zu finden, von einem treumeinenden Freunde zuſammen getragen und allen Bekümmerten zum Troſt herausgegeben. Franckfurth und Leipzig, bey Johann Friedrich Fleiſchern,** 1750. Octav. 6 Bogen. Dieſe troſtreiche Schrift iſt ſchon vor einigen Jahren herausgekommen, und dieſes iſt die andere Auflage. Der künſtliche Verfaſſer, deſſen ausnehmende Geſchicklichkeit auch aus zwey andern dergleichen ſchönen Schriften, als nämlich aus dem chymiſchen Mondſchein, und metalliſchen Baumgarten bereits bekannt iſt, ſiehet ſich von der Liebe des Nächſten gedrungen, ſeine ganze Kunſt zu offenbaren; eine Großmuth, die man nur von ſolchen Geiſtern erwarten kann, welchen die Einſicht in die verborgenſten Arbeiten der Natur mitgetheilet iſt. Er hat alle Schriften der alten Weiſen geleſen, hieraus hat er gelernet, daß ſein Electrum minerale immaturum nichts anders, als Spießglas, ſey. Glückſelige Zeiten! welche uns ſo wichtige Entdeckungen gewähren. Doch nein! es iſt nicht etwan gemein Spießglas: es iſt ein ganz geheimes Weſen,

Ein etwas, das wir noch nicht kennen,
Und das er ſelbſt nicht weiß zu nennen.
Brokes.

Kurz, dieſe aufgehende Sonne iſt über und über verfinſtert, und die Gott ergebene Sucher mögen ſich nur immer auch der Geduld ergeben; denn auf dieſe Art werden dieſe Bekümmerten wenig Troſt erlangen. Das ganze Werk iſt verwirrtes aus andern chymiſchen Büchern, ſonderlich aus dem Sendivogius, ausgeſchnittenes Zeug, welches der Verfaſſer, ohne ſeine Beurtheilungskraft, wenn anders eine bey ihm zu vermuthen iſt, zu Rathe zu ziehen, ja ohne Verſtand, zuſammen geraft. So lichte als dieſe Sonne ſeyn ſollte in ihrem Glanz und Schein, ſo muß man doch mit dem Virgil ſagen:

Monstrum horrendum ingens cui lumen ademtum.

Es ſcheinet auch, als wenn ihm ſelbſt bange wäre, daß man ihn nicht verſtehen möchte; deswegen hat er zum Schluß ein Particulare angehängt. Allein wenn auch alles gut wäre, ſo iſt es ganz unvernünftig, das Spießglas vor der Bereitung des Schwefels daraus, mit Kalk zu cementiren, da er es doch hernach mit Eßig niederſchlägt. Statt des Weinſteins bey dem Schmelzen hätte es das bloße Alkali verrichtet. Sein mit Kochenſalz in die Höhe getriebner Salmiac iſt auch nichts, als ein hochgereinigter Salmiac, und man kann wohl warten, ehe es ohne Zuthuung einer gemeinen Feuchtigkeit zu einem Liquor flieſſen ſoll, und wenn nun endlich alles fertig iſt, ſo habe ich nichts, als meinen gemeinen Spießglasſchwefel. Das heißt: Parturiunt montes &c. Es iſt ſchade um das

Pappier das zu ſolchen offenbaren Unwahrheiten gebrauchet, und um die Zeit, die mit Leſung ſolcher Betrügereyen verderbet wird.

Frankfurt und Leipzig.

Gräuel der Verwüſtung an heiliger Stätte, oder die Geheimniſſe der Bosheit der Ronsdorfer Secte, entdeckt in einem Sendſchreiben aus C. an einen vornehmen Gottesgelehrten der proteſtirenden Kirche in B. worinnen die Abſcheulichkeit dieſer neuen Ketzerey aus Urkunden hiſtoriſch fürgetragen, und aus der heiligen Schrift und geſunden Vernunft gründlich widerleget wird. 1 Joh. 3, 7. Kindlein, laſſet euch niemand verführen! 1750. In 4. 5 Bogen.

Elias Eller, Königl. Preußiſcher Agent bey den Proteſtanten im Jülichiſchen und Bergiſchen, und Bandweber zu Ronsdorf im Bergiſchen, welcher, dem Tode ſey Dank! am 16. May vorigen Jahres plötzlich dahin gefahren, hat 1726 in gedachtem Ronsdorf eine Secte angeſponnen, welche, da ihre Schwärmereyen ſehr geheim gehalten worden, bis itzo ziemlich unbekannt geblieben, welche an Unvernunft alle Secten übertrift, und klärlich zeigt, daß ihr Urheber verrückt im Kopf geweſen. Weil er ſich mit ſeiner erſten Frau nicht vertragen konnte, ſo erklärete er ſie für des Teufels Hure, ja für aller Teufel Mutter, und da ſie ſtarb, machte er es in Ronsdorf zu einem Glaubensartickel, daß ſie zum Teufel gefahren ſey. Ihre eigene Söhne muſten ihr dieſe angenehme Botſchaft noch vor ihrem Tode, auf Ellers Befehl, hinterbringen. Seine andere Frau hingegen war eine Zionsmutter, und ihr Sohn Benjamin ward von Ellern zum Meßias ernennet, welcher zum andern mal ins Fleiſch gekommen ſey. Er und ſeine Mutter redeten, wie ganz Ronsdorf, auf Ellers Wort, glaubte, göttliche Worte. Er hat mit dieſer Zionsmutter noch mehr Kinder gezeuget: Eller aber, welcher ſich nichts gutes bewußt ſeyn mochte, glaubte ſelbſt nicht, daß er ihr rechter Vater und ſie ſeine rechten Kinder wären, wiewohl er dieſes zur Urſache angab: „der Herr habe ihn ſelber ergriffen, und an der „Vorhaut ſeines Fleiſches beſchnitten, welche „Beſchneidungsſchmerzen er ſo lange tragen „müſſe, bis dieſer neue Bund ſeine Kraft hätte, „und dieſe Kinder wären unmittelbar von Gott „gezeuget„. Der Prediger Wülfing in Ronsdorf war ein blinder Anbeter des Ellers und ſeiner Lehren. Als ihn Eller einmal fragte, wie Sara die Hagar gedemüthiget habe, und Wülfing dieſe wichtige Glaubensfrage nicht beantworten konnte, ſo hieß er ihn, nach einer langen Rede, ſich neben ſich ſetzen und die Perrücke vom Ohr in die Höhe ziehen, als ob er ihm was heimliches und wichtiges zu ſagen hätte, welches aber darinne beſtund, daß er ihm etliche tüchtige Ohrfeigen gab, und ſagte, ſo hätte Sara die Hagar gedemüthiget. Wülfing ſäumte nicht, von dieſer großen Wahrheit ſeine ganze Gemeine mit eben demſelben Nachdruck zu überzeugen. Doch ſolcher Thorheiten ſind noch weit mehr in angezeigter Schrift nachzuleſen. Knevel, ein Candidat der Theologie, hat die Geheimniſſe dieſer tollen, verſoffenen und unzüchtigen Secte zuerſt verrathen. Zu Elberfeld iſt ein Synod drüber gehalten und es ſind 36 Artikel an die Höfe zu Berlin und Mannheim geſchickt worden.

Leipzig.

Anfangsgründe zur metallurgiſchen Chymie, in einem theoretiſch- und practiſchen Theile, nach einer in der Natur gegründeten Ordnung abgefaſſet von C. E. Gellert, der Kayſerl. Academie der Wiſſenſchaften zu S. Petersburg Mitglied. Bey Johann Wendler, 1750. 8. 1 Alph. und 5 Kupfer.

Der Herr Verf. theilet das ganze Werk in zwey Theile, davon der er

ſte

ſie die bloße Theorie abhandelt. Nachdem er im erſten Capitel des erſten Abſchnittes geſaget, was die metallurgiſche Chymie ſey, und womit ſie ſich beſchäftige, ſo gehet er in den darauf folgenden ſieben Capiteln die mineraliſchen und metalliſchen Körper in folgender Ordnung durch: Erden, Steine, Salze, brennl. Weſen oder Schwefel, Metalle, Halbmetalle, Erze. Der zweyte Abſchnitt handelt von einigen Werkzeugen, deren ſich die Chymie bedienet, Körper zu unterſuchen, und dieſes in 6 Capiteln. Das Feuer, die Luft, Waſſer, Erde, chymiſche Auflöſungsmittel, und chymiſches Geräthe. Hierzu gehören nun eigentlich die erſten 4 Kupfer, als welche verſchiedene Arten von Oefen und anderm Geräthe vorſtellen. In dem andern, als dem practiſchen Theile, hat er in verſchiedenen Aufgaben die theoretiſchen Sätze des erſtern Theiles durch Verſuche klar gemacht. In den erſten 15 Aufgaben zeiget er die Erzeugung der Salze, in den darauf folgenden bis zum 16ten zeiget er die Wirkung der alkaliſchen Salze in verſchiedene Steinarten. Die 17te Aufgabe zeiget, was jedem metalliſchen Körper für Auflöſungsmittel zukommen, wobey eine ſehr mühſame und nützliche in Kupfer geſtochene Tabelle iſt. Hierauf folgen bis zur 21ten Aufgabe die Auflöſungen der Steine durch verſchiedene andre Mittel; nach dieſem zeiget er bis zur 29ten Aufgabe die Auflöſungen verſchiedner flüßiger ſalziger Körper durch ein feuerbeſtändiges Alkali, und bis zur 31ten die Auflöſung der Metalle durch dieſes Alkali; bis zur 36ten Aufgabe verſuchet er den vorigen ſo wohl flüßigſalzigen, als metalliſchen Körper durch ein flüchtiges Alkali aufzulöſen. In den folgenden Aufgaben bis zur 65ten unternimmt er eben dieſes mit Weineßig, Vitriolſauren, Salpeterſauren, u. Königswaſſer aufzuſchließen. Ferner bearbeitet er die metalliſchen Körper mit Salmiac, Salpeter u. theils in naſſem theils in trockenem Wege durch Cementiren und Schmelzen bis zur 69ten Aufgabe. Endlich nimmt er die Halbmetalle und Mineralien, als Schwefel, Arſenic ꝛc. und unterſuchet ſie bis zur 82ten Aufgabe, und zum Schluß zeiget er, wie die Metalle ſich ſelbſt zum Theil untereinander auflöſen. Ein nützliches Regiſter beſchließet das ganze Werk. Dieſes Buch brauchet unſre Lobeserhebung nicht. Der Herr Verfaſſer, welcher ſich ſchon um das Bergweſen durch Ueberſetzung der Crameriſchen Probierkunſt verdient gemacht hat, hat hierbey einen nicht geringen Fleiß gezeiget. Die Kupfer ſind zum Theil eben ſo, wie die in der beſagten Crameriſchen Probierkunſt, doch iſt noch überdieß ein genauer Abriß von des Herrn Profeſſor Ludolfs großem Ofen beygefüget. Vieles iſt bereits in der beſagten Ueberſetzung des Herrn Cramers angeführet, welches hier genauer und weitläuftiger erkläret worden. Leute, die das Bergwerk und ſonderlich das Hüttenweſen gründlich lernen wollen, haben Urſache, dem Herrn Verfaſſer ſehr dafür verbunden zu ſeyn. Druck und Pappier ſind ſchön und die Schreibart iſt ungemein deutlich.

* * *

Es iſt allerdings an dem, daß viele Menſchen in der Welt einen großen Namen zu erlangen ſich bemühen, ob gleich nicht von allen einerley Mittel angewendet werden. Einige, welches lobenswürdig iſt, ſuchen dieſe Abſicht durch wahrhafte Dienſte, welche ſie der Republik leiſten, andere hingegen durch Bosheit und Thorheit, welches ſchändlich iſt, zu erreichen. Einige, welches wirklich lächerlich iſt, trachten nach Ehre und Anſehen weder durch Verdienſte noch Bosheit, ſondern durch einen Sylbenhandel bey der Rechtsgelahrtheit, da man es am allerwenigſten vermuthen ſollte. Zu welcher Gattung nun der Herr **D. Carl Ferdinand Hommel**, nunmehriger außerordentlicher Profeſſor der Rechte, mit ſeinen Obſervationibus grammaticis ius ciuile illuſtrantibus, welche er am 14. Auguſt vorigen Jahre, in Geſellſchaft Herrn Gottlob Chri-

Chriſtian Beſaks, allhier vertheidiget, und ſeinen übrigen auf gleiche Art gerathenen Schriften zu rechnen ſey, wird ein jeder aus der Sache ſelbſt leicht abnehmen. Wir wollen unſern Leſern nur etliche Hommelianiſche Obſervationen anführen, alles aber eines jeden Beurtheilung überlaſſen. Da nämlich in pr. J. de J. & J. unter andern die Worte gefunden werden: ſed omnium animalium, quæ in cœlo naſcuntur, ſo wirft der Hr. Doctor in ſeiner erſten Obſervation die wichtige Frage auf: quænam animalia in cœlo naſcantur? Araneasne intelligis, Triboniane, vtrum angelos? der Herr Verfaſſer ſtellt ſich den Himmel unfehlbar als einen alten Oberboden vor, wo die Spinnen und ander dergleichen Geſchmeiß niſten und hecken. In der dritten und fünften Obſervation unterſuchet der Herr Doctor, was es mit dem Buchſtaben R für eine Bewandniß habe, und ferner, ob der Buchſtabe L ein rechtſchaffener Buchſtabe ſey? Aus dieſem gelehrten Stückchen erhellet gar deutlich, daß nach des Herrn Doctors Meynung nunmehro ſtatt Leipzig Reipzig, und vielleicht auch ſtatt Hommel Hommer zu leſen ſey. In der zehnten und letzten Obſervation handelt unſer gelehrter Herr Autor de lana caprina. Finis coronat opus. Es iſt gut, daß es noch bey dieſer einzigen Probe geblieben iſt, und wir wünſchen, dem gemeinen Weſen zum Beſten, daß die Rechtsgelahrtheit, als ein ſo wichtiger Theil der Gelehrſamkeit, mit dergleichen Hommelianiſchen Grammaticalien fernerhin nicht vermehret werde.

Fortgeſetztes Verzeichniß derjenigen Bücher, welche ſeit einiger Zeit in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung heraus gekommen.

20) v. Canitz Gedichte, mehrentheils aus ſeinen eigenhändigen Schrifften verbeſſert und vermehret, mit Kupfern und Anmerkungen, nebſt deſſen Leben und einer Unterſuchung von dem guten Geſchmack in der Dicht- und Rede-Kunſt, ausgefertiget von Johann Ulrich König, gr. 8vo. 1 Rthlr. 8 Gr.

21) Canz Unterricht von den Pflichten der Chriſten, oder theologiſche Moral zum Academiſchen und allgemeinen Gebrauch ausgefertiget, 4to 1 Rthlr.

22) Conſeils pour former une Bibliotheque peu nombreuſe mais choiſie par Mr. Formey, 8vo 4 Gr.

23) Critiſche Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit, 52 Stück nebſt 12 Anhängen, 4to, das Stück 1 Gr.

24) Critiſcher Muſicus an der Spree, 1ſter Band, 4to 2 Rthlr 8 Gr.

25) der Druide, eine moraliſche Wochen-Schrift, 2. Jahrgang, 4to. Wird bis auf künftige Oſtern vor 1 Rthlr. 8 Gr. gegeben.

26) Euleri, *Leonh.* Conjectura Phyſica circa propagationem Soni ac Luminis una cum aliis Diſſertationibus analyticis, de numeris amicabilibus, de natura æquationum ac rectificatione ellipſis, 4to. 20 Gr.

27) Expoſition abregée du Plan du Roy pour la Reformation de la Juſtice par Mr. Formey, 8vo 2 Gr.

28) — — Daſſelbe deutſch, 8vo 1 Gr. 6 Pf.

29) Franckens Ærarium Arithmeticum, d. i. Neueröffnete Arithmetiſche Schatzkammer Kaufmänniſcher Rechnungen, 8vo 12 Gr.

30) Henckels Mediciniſche und Chirurgiſche Anmerkungen, 2te Sammlung, 4to 6 Gr.

31) — — 3te Sammlung, 4to 4 Gr.

32) — — 4te Sammlung, 4to 4 Gr.

33) — — 5te Sammlung, 4to 4 Gr.

34) — — 6te Sammlung, 4to 4 Gr.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

6.

UT QUOD FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 5. Februar, 1751.

Berlin.

Des Königl. Preuß. Cammer-Rath Kretſchmers kurzer Auszug der neuen Acker-Verbeſſerung, oder deutlicher Unterricht und practiſcher Beweiß, wie durch das doppelfurchige Pflügen nicht allein die Aecker weit beſſer als bishero genutzet, ſondern auch ein gut Theil der Arbeit dabey erleichtert, viel Zug-Vieh erſpahret, und mehr Nutz-Vieh angeſchaffet, und erhalten werden könne. Bey Haude und Spener. 1750. In Oct. 6½ Bogen.

Es iſt bekannt, daß des Herrn Kammerraths Kretſchmars Geheimniß des Ackerbaus darinne beſteht, daß man den Acker tief und doppelt pflüget, damit das untere ausgeruhete Erdreich oben, und das mit Unkraut erfüllte unten kömmt, daß das Unkraut erſtickt, der Acker locker werde, und das von unten heraufgebrachte reine Erdreich dem eingeſtreuten Saamen ein gutes und fruchtbares Wachsthum verſchaffe. Er hat dieſes Geheimniß in ſeiner öconomiſchen Practica und in ſeinem entdeckten Ackerbau-Räthſel der ganzen Welt verrathen. Weil aber dieſe beyden Schriften manchem Landman zu theuer zu kaufen ſeyn möchten, ſo hat man aus denſelben gegenwärtigen Auszug gemacht. Es ſind darinne zugleich verſchiedene dem Herrn Kretſchmar gemachte Einwürfe beantwortet worden. Es wäre zu wünſchen, daß dieſe Beantwortungen etwas ausführlicher wären: vielleicht würden ſie alsdenn mehrere Ungläubige bekehren. Man wäre ja, daß die Bauern einfältige und auch zum Theil hartnäckige Leute ſind, welche nichts glauben, als was ſie mit Händen greifen.

Es iſt dieſem doppelten Auszuge, als ein nöthiger Anhang, beygefüget: **Auszug aus Herrn Amts-Rath Herzogs oeconomiſch-phyſicaliſcher Abhandlung von der ſo genannten wilden Erde im Acker.** Viele, unter andern Herr Hofmann und Herr Neumann, nennen die Erde, welche unter der gewöhnlicher maßen umpflügten Erde liegt, wilde und unfruchtbare Erde. Der Herr Verf. wundert ſich darüber nicht wenig, zumal da, wie er ſagt, der letztere die mathematiſche Methode liebt. Kurz, er glaubt gar keine wilde Erde, es wäre denn ein kieſiger und mineraliſcher Boden, welcher allerdings zum Wachsthum des Getreydes untüchtig wäre.

London.

Diſcourſes on Tea, Sugar, Milk, Made-wines, Spirits, Punch, Tobacco &c. With plain and uſeful Rules for Gouty People. By *Thomas Short*, M. D. Printed for T. Longman, in Pater-noſter-row, and A. Millar, in the Strand. MDCCL. In Oct. 1 Alph. 5 Bogen.

Die Abſicht des Verfaſſers iſt eigentlich, von dem Thee zu handeln: weil aber Zucker, Milch und allerley ſüße Getränke eine Verwandſchaft damit haben, ſo hat er dieſe auch mitgenommen. Und damit, wie er in der Vorrede ſagt, die Mannsperſonen nicht glauben, er habe ſie vergeſſen, da ſich die Frauenzimmer ſeiner Erfriſchungen bedienen, ſo hat er ſie auch mit einer Schale Puntſch und einer Pfeife aufrichtigen Virginiſchen Tabacks tractiret, und daß ſie fein vergnügt beyſammen rauchen können, ſo hat er für ſie auch Regeln, welche bey dem Podagra zu beobachten ſind, und die von einer andern Feder herrühren, beygefüget.

Die Menge der Sachen läßt uns nicht zu, einen Auszug von allen hier befindlichen Abhandlungen zu machen: wir wollen nur etwas von den merkwürdigſten Stücken anführen.

Der Thee hat, nach dem Unterſchied der Zeiten und der Oerter, wenn und wo er geſammlet wird, ſeinen verſchiednen Werth. Der erſte wird in Japan in dem Monat vor des Frühlings Anfang geſammlet, wenn die Blätter noch ſehr zart, kaum 3 Tage alt und noch nicht ganz geöffnet ſind. Dieſer allerbeſte Thee unter allen wächſt nur bey der Stadt Udſi, nicht weit von der See. Das Pfund davon wird für 56 bis 240 Cronen verkauft. Er wird von da unter einer guten Bedeckung von ein bis 200 Mann an den Kayſerl. Japaniſchen Hof nach Miaco, in papierne Capſeln gehüllet und in große Porcellängefäße gelegt, welche Matſubos genennet werden, geſchickt. Dieſer Thee wird Fieki Tſjaa, oder Mahlthee, genennet, weil man ihn zu Pulver mahlt, ehe er gekocht wird. Eine Taſſe davon kömmt zuweilen auf 12 Schillinge (24 Thaler) zu ſtehen. Was Wunder alſo, wenn ihn niemand zu trinken bekömmt, als der Kayſer von Japan und ein Bürgermeiſter in Amſterdam? Die Leute, welche die Theeblätter abpflücken, müſſen ſich 2 bis 3 Wochen vorher des Fleiſcheſſens und aller geilen Speiſen enthalten, aus Furcht, die unreinen Ausdünſtungen davon möchten die Blätter beflecken und ſie verderben. Indem ſie ſie abpflücken, müſſen ſie ſich täglich 2 bis 3 mal in warmem Waſſer oder in einem Fluß baden. Sie dürfen die Blätter nicht mit bloßen Fingern berühren, ſondern ſie müſſen Handſchuh anziehen. Den Thee von der zweyten Sammlung nennt man in Japan Tootſjaa, oder Chineſerthee, weil er auf Chineſiſche Art zubereitet wird. Er wird oft für den erſtern verkauft, und dazu werden die zerriſſenen Blätter ausgeleſen. Er wird wieder in vier Arten eingetheilet, und die eine davon wird in der größern

Menge nach Europa gebracht, und das Pfund wird in Deutſchland für 6 bis 7 Gulden verkauft. Die dritte Art wird im Junius geſammlet und Ban Tajaa genennet. Er wird geſammlet, wenn die Blätter am größten ſind. Er wird wiederum in 3 beſondere Arten eingetheilet, wovon die letzte die ſchlechteſte iſt, und von welcher eine Perſon täglich 10 bis 12 Pfund abpflückt oder vielmehr abſtreift. Hierauf handelt Herr Short von der Zubereitung des Thees, von dem Handel damit, von ſeinen Beſtandtheilen, von deſſen Gebrauch und Wirkung u. ſ. w.

Den Zucker, die Milch, die verſchiedenen in England gebräuchlichen ſüßen Getränke, die ſpirituöſen Getränke, den Puntſch, das kalte Baden und das Podagra wollen wir übergehen und nur noch von dem Taback, dieſem göttlichen Kraut, etwas ſagen.

Johann Nicot, Königl. Franzöſiſcher Rath, bekam, als er von 1559 bis 1561 in Portugall als Franzöſiſcher Geſandter ſtund, von einem Aufſeher über die öffentlichen Denkmäler eine Pflanze geſchenkt, welche dieſer erſt vor kurzem aus Florida erhalten hatte. Er pflanzte ſie in ſeinen Garten, und ſie wuchs ſtark. Ein Page des Geſandten hatte ein groß Geſchwür an einem Backen. Er nahm grüne Blätter von dieſem Kraut, zerſtampfte ſie, und legte ſie mit dem Saft davon auf. Er wiederholte es einigemal und ward völlig geheilet. Ein Koch eben dieſes Geſandten ſchnitt ſich mit einem groſſen Meſſer in den Daumen. Er legte den Saft von dieſen Blättern auf die Wunde, welche dadurch in 10 Tagen völlig geheilet ward. Dadurch ward dieſes Kraut in Liſſabon ſo bekannt, daß jedermann danach lief und es Nicots Kraut (*Herba Nicotiana*) nennte. Es ward auch *Petum*, von dem Americaniſchen Namen deſſelben, Petun, genennet. Den Namen Taback hat es von der Inſel Tabago, weil es da ſehr häufig wächſt. Nicot ſchickte Saamen davon nach Frankreich, wo man deſſen Tugenden gleichfalls erkannte. Bald darauf ward es auch in England bekannt, und Carl Stephan, ein Engländer, iſt der erſte, welcher 1564 davon geſchrieben hat. Walter, ein Engländer, brachte dieſe Pflanze 1584 zuerſt nach England, und führte das Rauchen derſelben ein, weil er dieſes bey den Einwohnern von Braſilien, Florida und an andern Americaniſchen Oertern geſehen hatte. Nun iſt dieſer Gebrauch ſo allgemein worden, daß man den mediciniſchen Nutzen dieſer Pflanze beynahe darüber vergeſſen hat. Die Handelsleute aber wiſſen wohl am beſten, wozu ſie gut iſt.

* * *

Im October und November der *Philoſophical Transactions* auf das Jahr 1750 ſind folgende Artikel. 1) Von der obſervirten Geſchwindigkeit der electriſchen Materie. Es wird gezeigt, daß ſich die electriſche Materie ſo geſchwind bewegt, als die Materie des Lichts. 2. 3) Von verſchiedenen monſtröſen Leibesfrüchten; nämlich von einem doppelten Kalbe, von einen Lamm mit 2 Köpfen und 2 Hälſen, und von 2 mit der Bruſt und dem Leibe zuſammenhangenden Mägdchen, welche Herr Parſon beſchreibt. 4) Herrn von Buffon Beſchreibung ſeines Brennſpiegels. Er iſt 6 Fuß hoch und breit, verbrennet Holz in einer Entfernung von 200 Schuhen, ſchmelzt Zinn und Bley in einer Entfernung von 120, und Silber in einer Entfernung von 50 Schuhen. Die Theorie, welche den Herrn von Buffon auf dieſe Erfindung gebracht hat, gründet ſich auf 2 Beobachtungen deſſelben, daß die Wärme der Menge des Lichts nicht proportioniret iſt, und daß die Sonnenſtralen nicht parallel untereinander ſind. 5) Des Herrn Reid Verſuch von der Größe. Er iſt mit der Erklärung der Größe nicht zufrieden, da man ſagt, ſie ſey dasjenige, was vermehret oder vermindert werden kann, weil ſie allzu allgemein ſey und bloß auf diejenigen Dinge eingeſchränkt werden müſſe, welche können gemeſſen werden und deren Verhältniſſe bekannt ſind. 6) Von einem großen Schiefer, welcher einem Bauer in den groſſen Winkel des linken Auges geſtoßen worden, und woran er geheilet worden. 7) Des Herrn Bevis Beobachtungen der Sonnenfinſterniß vom 25. Jul. und der Mondfinſterniß vom 8. Aug. 1748. Herr Dar hat auch aus Lufwich in Northamptonshire ſeine Beobachtung der Sonnenfinſterniß eingeſchickt. 8) Des Herrn Griſchow, Mitglieds der Kayſerl. Akademie zu Petersburg, Nachricht von einigen Zirkeln und Bögen um den Mond, auch 3 Nebenmonden, welche er 1748 den 31. Oct. in Paris geſehen. In Berlin hat man eben denſelben Abend Zirkel um den Mond geſehen: aber keine Nebenmonden. Hier wird zugleich eine Nachricht von der von dem Herrn Prof. Kies in Berlin beobachteten ringförmigen Sonnenfinſterniß vom 25. Jul. 1748 gegeben. 10) Herrn Mitchels, Arzts in Virginien, und Mitglieds der Königl. Soc. Abhandlung von den verſchiedenen Arten der Potaſche. Er hält die Rußiſche, welche aus der Aſche alter Hageichen und Erlen gemacht wird, für die beſte. 11) Des Herrn Garcin Abhandlung von den Cypreſſen der Alten. Er hat dieſen Strauch ſelbſt in Perſien geſehen, und er iſt gar ſehr von dem unterſchieden, was wir bey uns Cypreſſen nennen. Die Blätter werden zum Schminken und die Blumen zum Parfumiren gebraucht.

Toulouſe.

Hieſige Stadt hat einen neuen jährlichen Preiß von 500 Livres, unter der Aufſicht der Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte, geſtiftet, welchen im Jahr 1750 Herr Clairaut erhalten und welcher auf die Erklärung der natürlichen Urſachen der flachen Geſtalt der Erde geſetzt war. Auf das Jahr 1751 hat ſie ihn auf die Theorie des Gehöres, und auf 1752 auf die Beſchreibung des Zuſtandes der Wiſſenſchaften, Künſte, Geſetze und Sitten der Stadt Toulouſe unter den Weſtgothen geſetzt.

Dijon.

Die hieſige Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte hat zu Erhaltung des Preiſſes auf das Jahr 1751 folgende Frage aufgegeben: Sind die kritiſchen Tage in den Krankheiten noch eben dieſelben, wie zu des Hippokrates Zeiten, und ſoll man bey der Heilung der Krankheiten darauf Acht haben?

Copenhagen.

Nordens Glaede da den Stormaegtigſte Danmarkes og Norges Arve-Enevolds Herre Kong FRIDERICH *den Femte* &c. tillegemed Hans Kongelig Maieſtaets höjſtelskelige Gemahl, den Allerdurchlauchtigſte Stormaegtigſte Dronning LOVISE &c. deres Kongelige Salving lode forrette udi Friderichsborgs Slotskirche den 4. Sept. 1747. ved Trykker bekiendtgiort af *Peder Hersleb*, Biskop over Siellands Stift. In groß Folio, 1 Alph. 21 Bogen.

Dieſes iſt eine prächtig gedruckte Beſchreibung der feyerlichen Salbung Sr. itztregierenden Königl. Majeſtät in Dännemark und Dero Gemalin Königl. Majeſtät, welche erſt vor kurzem aus der Preſſe gekommen. Der Biſchof des Seeländiſchen Stiftes, Herr Hersleb, hat dieſelbe aufgeſetzt. Hierauf folget die Anrede, welche der Hochwürdige Herr Verf. an Beyderſeits Königl. Majeſtäten, über die Worte 1 Sam. XXVIII. 13: Ich ſehe Götter herauf ſteigen aus der Erden, gehalten hat. Nach derſelben ſtimmt die Salbungspredigt eben deſſelben über den von Sr. Maj.

bedazu ſelbſt erwählten Text, 1 Tim. II, 1. 2: So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerſt thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Dankſagung für alle Menſchen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein geruhiges und ſtilles Leben führen mögen, in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit; in welcher Predigt der Herr Verf. eine große Beredſamkeit gezeiget hat. Nach der darauf geſchehenen Salbung beſchloß er dieſe Feyerlichkeit mit einer Rede über Joſ. III. 7: Und der Herr ſprach zu Joſua: Heute will ich anfahen, dich groß zu machen vor dem ganzen Iſrael, daß ſie wiſſen, wie ich mit Moſe geweſen bin, alſo auch mit dir ſey. Die beygefügten Kupferſtiche Ihrer Königl. Majeſtäten ſind von dem berühmten Künſtler, Hrn. Preisler.

Petersburg.

Weil unterſchiedene Gelehrte ſich beſchweret, daß ſie, wegen Entlegenheit des Orts, die Nachricht von der von der Kayſerl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Erhaltung des Preiſſes aufgegebenen Frage: Ob alle Ungleichheiten, welche in der Bewegung des Monds bemerket werden, mit der Newtonianiſchen Theorie übereinſtimmen, oder nicht? und welches die wahre Theorie aller dieſer Ungleichheiten ſey, nach welcher man den Ort des Monds zu jeder willkührlichen Zeit auf das genaueſte beſtimmen könne? ſehr ſpät bekommen, und alſo wünſchten, daß der Termin zu Annehmung der Abhandlungen weiter hinaus geſetzet würde, ſo hat erwähnte Akademie bekannt machen laſſen, daß ſelbige bis auf den 1. Jun. 1751 angenommen werden ſollen. Zugleich aber werden die Herren Verfaſſer erſucht, ihre Aufſätze künftig an die Kanzley der Akademie der Wiſſenſchaften in Petersburg zu ſenden.

Erlangen.

Der ohnlängſt hier angekommene neue Lehrer der morgenländiſchen Sprachen, Herr von Windheim, hat neulich in einem unſerer öffentlichen Blätter Vorſchläge zur Erleichterung, die Hebräiſche Sprache zu lernen, bekannt machen laſſen. Er behauptet, daß man erſt die Arabiſche und ſodann die Hebräiſche Sprache lernen müſſe, weil dieſe von jener abgeſtammt wäre. Er ziehet daraus die artige Folge, daß alſo ein Anfänger in den morgenländiſchen Sprachen erſt den Alkoran leſen müſſe, ehe er die Hebräiſche Bibel vor ſich nehmen könne. Wenn auch der ganze Grundſatz des Herrn Prof. ſeine Richtigkeit hätte: ſo kömmt uns doch die Folge nicht anders vor, als wenn man behaupten wollte, um gut Deutſch zu lernen, müſſe man zuvor die alte Etruſche Sprache verſtehen.

Helmſtädt.

Abrahami Vateri Philoſ. & Medic. Doct. ac Profeſſ. Primar. in Acad. Vitteberg. nec non Societat. Imperial. Nat. Cur. German. Angliæ & Berolin. Soc. atque Muſei regii Præfect. Muſeum anatomicum proprium in quo omnis generis nitidiſſima præparata anatomica mira arte & ſtupenda induſtria magnoque labore ab Autore ejus confecta ex omnibus partibus totius corporis humani, & ut perpetuo durent, balſamo condita atque nitide aſſervata ſunt, ex quibus corporis noſtri artificioſiſſima Fabrica ope injectionum & repletionum vaſorum Corporum & humanorum & animalium brutorum, ad modum Illuſtr. & Celeb. Ruyſchii mirabiliter illuſtratur atque explicatur. Acceſſerunt Obſervationes quædam autoris Anatomicæ & Chirurgicæ hactenus in publicis diſputationibus & Programmatibus ſeorſum editæ, um cum iconibus in Tabulis aeneis XII huc pertinentibus, cum praefatione *Laurent. Heiſteri*. Apud Chriſtian. Frideric. Weygand. MDCCL. 20 Bogen, 12 Blatt Kupfer. In 4.

Den Werth dieſes Buches recht den Leſern anzupreiſen, haben wir faſt keine weitere Worte nöthig. Der Name des Herrn D. **Vaters** und ſeine Verdienſte um die Arzneywiſſenſchaft, ſonderlich aber um die Zergliederungskunſt, ſind bereits der gelehrten Welt zur Gnüge bekant. Es iſt genug, wenn wir ſagen, er ſey ſeinem geweſenen Lehrer, dem groſſen Ruyſch, völlig gleich. Er theilet dieſe ſeine Schrift in zwey Theile, davon der erſte diejenigen Theile des menſchlichen Körpers enthält, welche in dieſer ſeiner Sammlung vermittelſt eines Firniſſes und des Einſpritzens mit Wachs trocken aufbereitet ſind. Ein ganzer menſchlicher Körper, welcher auf dieſe Art der Verweſung entzogen worden, ein Herz, auf welchem ſich die Gefäße zeigen, welche ſolches als eine Krone umgeben, u. verſchiedne durch Krankheiten aus ihrer natürlichen Geſtalt geſetzte Theile ſind es, die die Augen und Aufmerkſamkeit der Kenner vor andern auf ſich ziehen. Wer ſo glücklich geweſen, dieſe anſehnliche Sammlung ſelbſt bey dem berühmten Herrn Beſitzer zu ſehen, der wird bekennen müſſen, daß die hier mitgetheilten Beſchreibungen lebhaft, die Kupfer ſauber, und die zubereiteten Stücke auserleſen ſind. Der zweyte Theil ſtellet uns ausgeſpritzte Theile von Menſchen und Thieren vor, welche aber in Weingeiſt vor der Fäulung bewahret werden. Kenner von dergleichen Sachen geſtehen einhellig, daß ſie zwiſchen den Zubereitungen des Ruyſch und des Herrn D. Vaters keinen Unterſchied finden. Und wenn alſo der Herr D. Heiſter den Herrn D. Vater in der Vorrede in dieſem Stücke lobet, ſo ſagt er nichts, als was ein jeder würdiger Liebhaber der Zergliederungskunſt ſagen wird.

* * *

Wir theilen das Leben eines Mannes mit, deſſen Lob durch die aufrichtige Bewunderung der Akademie, welcher er zur Zierde diente, am beſten erhoben wird. Herr D. **Peter Gerike**, der Chymie und theoretiſchen Arzneygelahrtheit ordentlicher Lehrer auf der Julius-Carls-Univerſität, Herzogl. Braunſchw. Lüneburg. Hofrath und Leibarzt, Mitglied der Königl. Preuſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte, zu Berlin, ſtarb am 7ten des Weinmonats im verwichenen Jahre. Seine Verdienſte waren es werth, daß ihm die Akademie ein öffentliches Denkmal widmete, und ſein Gedächtniß ehrete. Wir hoffen unſern Leſern einen angenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn wir aus dieſer Gedächtnißſchrift ihnen die vornehmſten Lebensumſtände des Herrn Hofraths hier bekannt machen. Er war zu Stendal in der Altmark den 4ten April im Jahr 1693 von mittelmäßigen Aeltern gebohren. Er trieb ſeine Schulwiſſenſchaften auf der daſigen Stadtſchule unter **Tapperts** und **Goedenius** Anweiſung, und D. **Meurer** unterrichtete ihn beſonders in der Hebräiſchen Sprache. Im Jahre 1711 kam er auf das Joachimsthaliſche Gymnaſium zu Berlin, wo er die trefflichen Lehrer, **Volkmann**, **Poſch**, **Meierot**, **Barkhuyſen**, und **Naude** zu Anführern hatte, und wo er ſich ſonderlich unter D. Volkmann, der damals Königl. Bibliothecarius war, auf die gelehrte Geſchichte und Bücherkenntniß legte. Im Jahr 1713 gieng er nach Jena auf die hohe Schule. Er hörete in der Weltweisheit die berühmten Männer, **Wucherer**, **Gerhard**, **Stolle**, **Hamberger**, und **Richard**. In der Theologie, denn darauf giengen damals ſeine Abſichten, beſuchte er die Vorleſungen des ſel. **Buddeus** und **Ruſſens**. Als er aber wieder nach Hauſe kam, ſo änderte er ſeinen Vorſatz und beſchloß, die Medicin zu ſtudieren. In dieſer Abſicht gieng er im Jahr 1716 nach Halle, und hörete an der Weltweisheit und Mathematik den berühmten Wolf. In der Heilungsgelahrtheit machte er ſich Hofmanns und Schulzens Anweiſungen zu nutz. Im Jahr 1718 begab er ſich auf die Univerſität Altdorf, und hörete in der Medicin den Prof. Baier. Herr Hofrath Heiſter, der damals noch auf der daſigen Akademie lehrete, gab ihm in der Anatomie und Chirurgie Anweiſung. Im Jahre 1721 erlangte er die erſte Belohnung ſeines Fleiſſes zu Altdorf, indem er die höchſte Würde in der Heilungsgelahrtheit erhielt; und darauf fing er, auf Anrathen ſeiner Gönner, an, Collegia zu leſen. Als ſein Vater geſtorben war, gieng er wieder nach Stendal zurück. Allein dieſe Laufbahn war für ſeine Verdienſte zu kurz. Er begab ſich wieder nach Halle, im Jahr 1723, und obgleich die bekannten Schickſale des Philoſophen daſelbſt die Aufnahme des Schülers ſchwer zu machen ſchienen; ſo gelung es ihm dennoch. Das Glück und ſeine Gönner fügten es, daß er noch in dieſem Jahre eine auſſerordentliche Profeſſion in der Weltweisheit und Arzneygelahrtheit erhielt. Er diſputirte, las und arbeitete auf dieſer Academie mit vielem Beyfall. Im Jahre 1730 ward er als ordentlicher Lehrer der Heilungswiſſenſchaft nach Helmſtädt berufen, und er gieng dahin. Als die Akademie zu Göttingen im Jahr 1737 eingeweihet ward, ſo ward er nebſt dem ſel. Hofrath von Goebel als Abgeordneter von der Univerſität Helmſtädt dahin geſchicket, und genoß vorzügliche Ehrenbezeigungen. Im Jahre 1744 ward er mit dem Titel eines Herzogl. Hofraths und Leibarztes begnadiget. Unter ſeinem Prorectoramte ward die Univerſität Chur-Hannöveriſchen Antheils an den Herzog von Braunſchweig abgetreten, und Se. Durchl. nahmen davon feyerlich Beſitz. Er hatte ſich zweymal verheirathet. Die erſte Ehe ſchloß er im Jahr 1738 mit Jungfer Eliſabeth Bernhardine Cuno, des Rectors zu Schöningen Tochter. Als dieſe darauf bald verſtorben, ſo gieng er mit Jungfer Anna Magdalena Hedwig Förſterin, eines Predigers zu Neuſtadt, Tochter, im Jahr 1742 das zweyte Ehebündniß ein, welche ihn noch überlebet. Aus dieſer Ehe hat er einen Sohn von guter Hofnung nachgelaſſen. Er ſtarb, wie wir eben gemeldet, im Jahr 1750, den 8ten des Weinmonats, an einer ſchleichenden Krankheit, im 51ten Jahre ſeines Alters. Er iſt ſiebenmal Dechant ſeiner Facultät und dreymal Prorector geweſen. Er war einer von denen glücklichen und ſeltenen Aerzten, welche die Weltweisheit und die ſchönen Wiſſenſchaften mit ihrer Kunſt verbunden. Er hat viele Schriften nachgelaſſen, deren Verzeichniß man in dem angeführten Programma ſehen kann, und worunter wohl ſeine Grundſätze der Chymie, ſein Tractat von der Zeugung des Menſchen, und ſeine Lebensbeſchreibung Dieterichs des Erzbiſchofs von Magdeburg, die beträchtlichſten ſind.

Fortgeſetztes Verzeichniß derjenigen Bücher, welche ſeit einiger Zeit in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung heraus gekommen.

35) Hiſtoire de l'Academie Royale des Sciences & belles Lettres, Année 1747. & 1748. 4to 6 Rthlr.

36) — — de l'Academie Royale des Sciences & belles Lettres depuis ſon origine jusqu'à preſent, avec les Pieces originales. 4to 1 Rthlr. 4 Gr.

37) Koppens Noth Jeſu von der Vorſichtigkeit auf dem Lebenswege, in einer Predigt vorgeſtellet. 4to 1 Gr.

38) — — Wort JEſu an aufgeweckte und bekehrte Seelen. 4to 1 Gr.

39) Kretſchmers Auszug der neuen Acker-Verbeſſerung, oder deutlicher Unterricht und practiſcher Beweis, wie durch das doppelfurchige Pflügen nicht allein die Aecker weit beſſer als bishero genutzet, ſondern auch ein gut Theil der Arbeit dabey erleichtert, viel Zug-Vieh erſparet, und mehr Nutz-Vieh angeſchaffet und erhalten werden könne. 8vo 2 Gr. 6 Pf.

40) Kunſt das Clavier zu ſpielen, durch den Verfaſſer des critiſchen Muſicus an der Spree 4to 6 Gr.

41) Mithridates, ein Muſicaliſches Trauerſpiel, 8vo 6 Gr.

42) Morgenſterns brennender Rauch-Altar der Kinder Gottes, oder Unterredungen mit Gott durchs Gebeth. Verfaßt und mit einem Hirten Briefe begleitet. 8vo 4 Gr.

43) Neumanns vorläufiger und ohnmaßgeblicher Vorſchlag, wie die mögliche Verbeſſerung des Ackerbaues im Groſſen, wahr und würcklich zu machen ſey, nach Anleitung ſeines edirten Beweiſes und Diſcourſes hierüber. 4to 3 Gr.

44) Nützlicher Unterricht, wie die Frantzöſiſchen Titel ſo wohl in den Briefen, als deren Aufſchriften eingerichtet werden können. Wobey ſich auch die am meiſten vorkommende Benennungen, oder Namen der Länder und Städte, der Manns- und Frauens-Perſonen, der Bedienungen und Profeſſionen, und endlich ſehr viele Titel, vornehmlich des Königlich-Preußiſchen Hofes, auch Königl. und anderer Bedienten, befinden. 8vo geb. 4Gr. und roh 3 G.

45) Phaeton, ein Muſicaliſches Trauerſpiel, 8vo 6 Gr.

46) Pfeiffers teutſcher Seiden-Bau. 8vo 3Gr.

47) Pygmalion und Eliſe. 8vo 3 Gr.

48) Pietſchs, Abhandlungen von der Erzeugung des Salpeters, welche bey der Königl. Academie der Wiſſenſchaften in Berlin den Preiß erhalten hat. 4to 5 Gr.

49) Reinbecks auserleſene Predigten, die bey beſondern Gelegenheiten von ihm gehalten worden, geſammlet, durchgeſehen, und herausgegeben, von Rambach. 4to 1 Rthlr. 20 Gr.

50) Roß-Artzeney-Buch, oder beſondere und ſchon durch vielfältige Proben bewährt Gegenmittel wider alle Kranckheiten der Pferde, nebſt 6 verſchiedenen ſympathetiſchen Curen, zuſammen getragen von einem ſehr lange Jahre in Dienſten geſtandenen erfahrenen Stallmeiſter, ſamt einem Anhange von verſchiedenen ſehr nützlichen und mehrentheils geheimen Recepten zu allerley Curen des menſchlichen Cörpers. 8vo 6 Gr.

51) Sacks vertheidigter Glaube der Chriſten. 7 Stücke 8vo auf Schreibpapier jedes 4 Gr. und auf Druckpapier 3. Gr.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Groß-Glogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

UT QUI FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 12. Februar, 1751.

Berlin.

Joachim Friedrich Henkels, *Medicinae & Chirurgiae Doctor.* und Mitgliede der Königl. Franzöſiſchen *Academie* der *Chirurgie* zu Paris, ſechſte Sammlung ſeiner Medicinischen und Chirurgiſchen Anmerkungen. Bey Haude und Spener, Königl. und der Academie der Wiſſenſchaften privilegirten Buchhändlern. In 4. 11½ Bogen.

Dieſes iſt die ſechſte und letzte Sammlung des in der Wundarzneykunſt wohlerfahrnen Herrn D. Henkels. Es iſt ſchon bekannt, daß man verſchiedene, beſonders für practiſche Wundärzte, nützliche Anmerkungen darinnen antrift. Wir wollen alſo nur den Inhalt dieſer ſechſten Sammlung anzeigen. 1. Anmerkung von einem veneriſch unreinen Patienten. 2. :: Von einer beſonderen Beſchaffenheit einiger Articulor. eines Fußes. 3. :: Von einer Carie in parte petroſa oſſ. Tempor. ſiniſtri: beyde ſind von Hrn. Evers mitgetheilet, ſo anitzt Leib-Chirurgus worden iſt. 4 :: Von ſogenannten muſculis Contractis oder Contracturis. 5. Einige kurze Anmerkungen, als von einem im Genicke ausgeſchnittenen Stein; Von einem Stein, ſo aus der Blaſe eines Frauenzimmers gezogen; Von einem Stein, ſo durch ein Laxans abgetrieben, und von einer Schußwunde durch die Bruſt, ſo glücklich geheilet worden iſt: ſind alle mitgetheilet von denen Herren Helds zu Darmſtadt. 6. Zweyte Fortſetzung des in der 4ten und 5ten Sammlung dieſer Schriften angefangenen Berichtes von denen Bein-

Bein-Brüchen überhaupt, nebſt einer Anmerkung von einer fractura cruris ſimplici. 7. Zweyte Fortſetzung des in der 4ten und 5ten Sammlung dieſer Schriften angefangenen Berichts von denen Bandagen überhaupt, nebſt der Beſchreibung aller ſogenannten faſciarum communium: desgleichen der Fundæ Capitis, des Cancri Galeni, der faſciæ unientis Capitis, und der ſogenannten Scaphæ. 8. Anmerkung von einer Fractura des Rabenſchnabel förmigen Fortſatzes am rechten Schulter-Blatt vom berühmten Hrn. Regiments-Feldſcheer Schäfer. 9. Von einer beſondern Fractur am unterſten Theil des Stirn Beins in der rechten Augenhöhle, gleichfalls vom Hrn. Schäfer. 10. Von einer Luxatione femoris nach ober- und auswärts vom Hrn. Volger, Hannöveriſchem Hoſpital-Chirurgo. 11 Dritte und letzte Fortſetzung des in der 4ten, 5ten und dieſer Sammlung mitgetheilten Berichts von den Beinbrüchen überhaupt. Hierauf giebt der Herr Verfaſſer ſeinem unhöflichen Gegner noch einige Lehren in aller Höflichkeit. Den Beſchluß macht ein Regiſter über alle 6 Sammlungen.

London.

Man ſieht hier auf den geiſtreichen Buchdrucker, Herrn Richardſon, den Verfaſſer der Pamela und Clariſſa, folgendes Sinngedicht:

The Work is Nature's, every tittle in't.
She wrote, and gave it Richardſon, to print it.
But he, (ſo loath to truſt Mankind are grown,)
The Goddeſs brav'd and claims it as his own.

Wir haben folgende beyde Deutſche Ueberſetzungen davon zu Geſichte bekommen.

1.
Clariſſa war das Werk der ſchöpferiſchen Natur,
Und Richardſon, ihr Sohn, bekam ſie zu drucken nur.
Doch nennt er, (kann ein Menſch treuloſer ſich erzeigen?)
Der Meiſterin zum Troz, das Meiſterſtück ſein eigen.

2.
Dieß Werk, und jedes Wort in ihm, ſchrieb die Natur.
Sie gab es Richardſon: wiewohl zum Drucken nur.
Wie hoch hat nicht der Menſch treuloſen Stolz getrieben!
Er bot der Gottheit Troz, und ſprach: Ich habs geſchrieben.

Man urtheile, ob folgende Franzöſiſche Ueberſetzung beſſer gerathen iſt.

La Nature elle-même a composé Clariſſe,
Richardſon fut ſon Imprimeur.
Mais, telle eſt des Mortels la criante injuſtice,
Il imprime l'Ouvrage, & dit, j'en ſuis l'Auteur.

Paris.

Bey Jorry allhier ſind des verſtorbenen berühmten Bürgemeiſters in Hamburg, Herrn Andersons, Nachrichten von Island, Grönland u. der Straße Davis ꝛc. überſetzt unter folgendem Titel herausgekommen: Hiſtoire Naturelle de l'Islande, du Groenland, du détroit de Davis, & d'autres pays ſitués ſous le Nord, traduite de l'Allemand de M. *Anderſon*, de l'Academie Imperiale, Bourgemaitre en Chef de la Ville de Hambourg, par M** de l'Academie Imperiale, & de la Société Royale de Londres, 1750. In 2 Bänden, in Octav.

Beiſ

Briaſſon hat eine ſchöne Ausgabe von dem *Dictionaire Etymologique de Menage*, um mehr, als die Hälfte vermehret, herausgegeben. Der Herr Prof. Formey zu Berlin beſaß die Zuſätze des verſtorbenen Herrn Duchat, welche er dem Herausgeber, Herrn Jault, mittheilte. Gedachter Herr Prof. Formey hat dieſem Werk eine Zueignungsſchrift an Se. Königl. Majeſtät in Preuſſen vorgeſetzt.

Wir müſſen einen Fehler verbeſſern, welchen wir mit unſern Vorgängern begangen, da wir im 4. Stück auf der 26. Seite dieſer Blätter, indem wir die Deutſche Ueberſetzung der *Theorie des ſentimens agréables* angekündiget, den Verfaſſer dieſes ſchönen Werks, Herrn von Pouilly, für einen Biſchoff ausgegeben haben. Er iſt Parlementspräſident zu Rheims geweſen, und den 4. März 1750 geſtorben. Man ſieht in Paris folgende Verſe zum Gedächtniß dieſes groſſen Geiſtes:

Souvent ſublime, & toujours agréable,
Profond, tendre, élégant, plus Citoyen qu'Auteur,
Pouilly, pour nous tracer la route du bonheur,
Pour peindre la vertu, pour nous la rendre animable,
Conſulta la Nature, & nous a peint ſon cœur.

Wien.

Kosmographiſche Nachrichten und Sammlungen auf das Jahr 1748. zum Wachsthume der Weltbeſchreibungswiſſenſchaft, von den Mitgliedern der kosmographiſchen Geſellſchaft zuſammengetragen. Bey Joh. Paul Krauß, Buchhändler, nächſt der Kayſerl. Burg. Nürnberg, bey der Homanniſchen Handlung. Druckts Joh. Joſeph Fleiſchmann. 1750. In Quart, 3 Alph. mit 7 Kupfern.

Man ſieht aus der kosmographiſchen Geſellſchaft zu Nürnberg und ihren Arbeiten, daß es nicht ein groſſer bunter und ſchön verbrämter und vor den gefährlichen Anfällen manches gegründeten Tadels verpalliſadirter Name iſt, welcher einer gelehrten Geſellſchaft einen wahren Werth beyleget. Die zum allgemeinen Beſten zielende Abſicht dieſer Geſellſchaft, und die häufigen und ſichern Mittel, welche ſie zu Erreichung derſelben in ihrer Gewalt hat, machen ſie bey allen unpartheyiſchen Kennern ſolcher Anſtalten verehrungswürdig. Gegenwärtige Nachrichten und Sammlungen ſind bereits ein tüchtiger Beweis davon. Die Geſellſchaft wird jährlich mit einem ſolchen Bande fortfahren und dadurch den Grund zu einer Erdbeſchreibung und zu Land der See und Himmelscharten legen, welche an Richtigkeit alle andern weit übertreffen werde. Der erſte Theil enthält Nachrichten, und der zweyte Sammlungen. Die erſtern ſind hiſtoriſch und enthalten Beſchreibungen von Ländern, Staaten und Provinzen, welche mit unumſtößlichen Urkunden und Beweiſen belegt ſind. Die Sammlungen beſtehen aus eigenen Abhandlungen der Geſellſchaft und anderer tüchtigen Männer, welche den Weg zur Ausübung des groſſen Vorhabens dieſer Geſellſchaft bahnen. In der Vorrede wird hiervon ausführliche Nachricht gegeben, und angezeigt, was zu einem vollkommenen Weltbeſchreiber erfordert wird. Er muß ein Mathematikverſtändiger, ein Sternkundiger, ein Naturkundiger, ein Philoſoph, ein Staatsverſtändiger, ein Geſchichtkundiger, ein Juriſt, ein guter Styliſt, und wer weis was noch alles mehr, ſeyn. Da nun dieſe Eigenſchaften ſchwerlich in einer einzigen Perſon anzutreffen ſind, ſo hat ſich dieſe kosmographiſche Geſellſchaft zuſammengethan, welche zuſammen dieſe einzige Perſon vorſtellen wird. Da ſie mit der Homanniſchen Officin, welche ſchon ſo lange, wegen ihrer Verdienſte um die Erdbeſchreibung, in groſſem Ruhm ſteht, und welche mit allen Theilen der Welt einen Briefwechſel hat, genau verbunden iſt, ſo kann man ſich ohne Zweifel von ihrer Unterſuchung die gröſte Hoffnung machen.

Die Nachrichten in dieſem erſten Bande nehmen 13 Bogen und die Sammlungen 2 Alph. und 7 Bogen ein. Die erſtern ſind folgende: 1) Nachrichten von Deutſchland, betreffend die Erdbeſchreibung neuerer Zeiten; und zwar ins beſondere Schwaben überhaupt, Gegend um Memmingen, Wildbad, Gegend um Durlach, Feſtung Kehl, Marggrafſchaft Lauſitz, (welche letzte Nachricht, wider die Regel der Geſellſchaft, von einem Unbekannten herrühret, auch in einigen Stücken unvollſtändig, obgleich nicht unrichtig, iſt;) Königreich Böhmen, Churfürſtenthum Maynz, Grafſchaft Saarbrück. 2) Nachrichten von dem Königreich Ungarn und den ſonſt dahin gerechneten Ländern, betreffend die Erdbeſchreibung neuerer Zeiten. 3) Nachrichten von dem Türkiſchen Reich, betreffend die Erdbeſchreibung neuerer Zeiten. Hierinnen finden wir merkwürdige Nachrichten von den Bemühungen der Türken in der Erdbeſchreibung, auch von einigen in Türkiſcher Sprache, von dem Buchdrucker, Effendi, in Conſtantinopel gedruckten geographiſchen Büchern, welche in Deutſchland gewiß noch wenig bekannt ſind. In Wien werden ſie, nebſt andern Türkiſchen Büchern, in der Kayſerl. Bibliothek aufbehalten. 4) Nachrichten von dem Königreich Pohlen und ins beſondere von Litthauen und Curland. Bey Pohlen überhaupt beklagt man ſich ſehr über die groſſe Unvollkommenheit in der Beſchreibung dieſes weitläuftigen Reichs. Aus Curland hat die Geſellſchaft von dem Herrn Roux in Mietau, mit Genehmhaltung der 4 regierenden Herren Räthe, ſehr ſchöne Nachrichten und Meſſungen erhalten.

In den Sammlungen finden wir folgendes: 1) Tobias Mayers Beſchreibung eines neuen Mikrometers. Dieſes beſteht aus einem Stück dünnen und helpolirten Glaſes, auf welches durchgehends eine Menge Parallellinien in gleicher Entfernung gezogen ſind, und welche wiederum von andern quer über nach rechten Winkeln durchſchnitten werden. Die Weite zwiſchen den Parallellinien wird nach der Gröſſe des Fernglaſes eingerichtet. Die Parallellinien zu ziehen, wird die eine Seite des Glaſes mit einer dünn angemachten feinen Indianiſchen Tuſche überall gleich dicht beſtrichen und wieder an der Sonne ausgetrocknet. Hernach befeſtiget man es mit Wachs auf einem ebenen Tiſche, daß die geſchwärzte Seite oben zu liegen komme. Alsdenn ziehet man mit einem trockenen Federkiel an einem Lineal die Parallellinien. Sucht man alsdenn die Gröſſe dieſer Zwiſchenräume nach den den Aſtronomen bekannten Methoden, ſo hat man das Mikrometer fertig. Der Herr Verf. beſchreibt hierauf ſein auf dieſe Art verfertigtes Mikrometer, und beſtimmt den Werth der Theile deſſelben in Minuten und Secunden eines gröſten Zirkels am Himmel. 2) Ebendeſſelben aſtronomiſche Beobachtung der groſſen Sonnenfinſterniß im Jahr 1748 den 25. Jul. zu Nürnberg in dem Homänniſchen Hauſe angeſtellet; mit nöthigen Anmerkungen. Zu Beobachtung dieſer Finſterniß hat ſich Herr Mayer eines Fernglaſes von 9 Schuhen bedienet, und es auf eine parallaktiſche Maſchine gelegt. Den Anfang der Finſterniß haben die Wolken unſichtbar gemacht. Das Ende geſchah nachmittags um 1 Uhr 15′ 39″. Da er ſehr oft den Abſtand der Mondshörner von dem Mondsrande genommen, ſo bringt er durch die Rechnung heraus, daß, wie er ſagt, wider das Vorgeben einiger Sternkundigen, der ſcheinbare Durchmeſſer des Monds bey den Sonnenfinſterniſſen nicht kleiner erſcheine, als auſſer denſelben. 3) Ebendeſſelben Beobachtungen einiger Zuſammenkünfte des Monds mit Fixſternen, im Jahr 1747 und 1748, zu Nürnberg in dem Homänniſchen miſchen Hauſe angeſtellet. Er beſchreibt erſtlich die Zuſammenkunft des Monds mit dem Siebengeſtirn im Jahr 1747, den 20. Oct. nachmittags. Hierauf folgt die Bedeckung des Sterns ν im Scorpion 1748, den 22. Febr. früh; ferner eine Bedeckung des Sterns δ im Krebs 748 d. 4. May abends, eine Bedeckung des Sterns σ ♐ 1748, in der Nacht zwiſchen dem 9. und 10. Julius, und eine andere Bedeckung des Siebengeſtirns, 1748, in der Nacht zwiſchen dem 15. und 16. Aug. 4) Ebendeſſelben Abhandlung über die Umwälzung des Monds um ſeine Axe und die ſcheinbare Bewegung der Mondflecken, worinn der Grund einer verbeſſerten Mondsbeſchreibung aus neuen Beobachtungen gelegt wird. Erſter Theil. Der Herr Verf. beſtimmt erſtlich durch Rechnung die ſphäroidiſche Figur des Monds, und findet, daß der Durchmeſſer des Mondsäquators um $\frac{1}{300000}$ größer iſt, als ſeine Axe. Hierauf beſchreibt er ſeine Beobachtungen über die Lage der Mondflecken auf der Mondſcheibe, worauf er die Schwankung des Monds unterſucht und dieſe ſchöne Abhandlung mit der Vergleichung der Stücke, welche zur Theorie der Umwälzung des Monds und der Erde gehören, endiget. 5) J. C. Harenbergs erſter Theil der Beweisgründe über die Lagen und Ortbeſtimmungen ſeiner Landcharte vom heil. Lande, welche er bey den Homänniſchen Erben 1750 herausgegeben. Dieſe Charte und dieſe Nachrichten ſind die beſten, welche man von der Erdbeſchreibung des gelobten Landes hat. 6) Der zweyte Theil hievon. 7) J. M. Haſens Anmerkungen über ſeine Landcharten von den groſſen Weltreichen. Aus dem Lateiniſchen überſetzt. 8) J. M. Franz Vorſchläge, wie die Erdbeſchreibung in Abſicht Deutſchlands zu verbeſſern ſey. Die Ausführung dieſer heilſamen Vorſchläge iſt eine Hauptabſicht der koſmographiſchen Geſellſchaft. 9) T. Mayers Beweis, daß der Mond keinen Luftkreis habe. Er will dieſes daraus beweiſen, daß die Sonne auf den Mond überall mit gleicher Stärke ſcheinet, daß keine Dämmerungen im Mond ſind, und daß die Stralen der Sterne keine Brechung leiden, wenn ſie hart an dem Monde vorbeyſtreichen. Vielleicht ſind dieſe Einwürfe gleichwohl noch ohne alle Vorurtheile zu beantworten. Herr Mayer erwähnet hier beyläufig, daß er die in dem Berliniſchen aſtronomiſchen Kalender von 1750 befindlichen Mondtafeln des Herrn Prof. Eulers durch ſeine Beobachtungen ſehr richtig befunden.

Leipzig.

Das erhöhte Preuſſen, oder Friedrich der Weiſe, ein Gedichte, ſeinem werthen Vaterlande, zu dem den 18ten Jenner 1751 bevorſtehenden funfzigjährigen Andenken ſeiner Erhebung zur Königlichen Würde, gewidmet, von Johann Chriſtoph Gottſcheden. Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1750. In groß Quart, 3 Bogen.

Wer zur Ehre ſeines Vaterlandes etwas unternimmt, deſſen Handlung iſt auch oft des guten Willens wegen zu loben. Der Herr Prof. Gottſched, welcher alle Gelegenheiten ergreift, Preuſſens, ſeines Vaterlandes, Ehre auszubreiten, hat eben dieſe Abſicht bey Verfertigung dieſes Gedichts gehabt. Seine Muſe iſt bekannt genug. Wir wollen alſo nur eine Stelle aus dieſem Lobgedichte auf den König in Preuſſen, Friedrich I., anführen.

Wie nach verdrungner Nacht, dich, aufgeklärte Welt,
Der liebe Sonnenball durch ſeinen Glanz erhellet;
Die Dunkelheit vertreibt, und die verhaßten Schatten,
Die dich mit blinder Furcht ſehr oft gemartert hatten,

In hellen Tag verkehret; Geſpenſt und Larven fliehn,
Die ſonſt den Erdenball mit Grauſen überziehn:
So wirkte Friedrichs Stral.

Gleichwie die liebe Sonne : : Noch eine Stelle müſſen wir anführen, weil wir darinnen ein Paar wichtige Anekdoten von des Herrn Verfaſſers Lebenslauf antreffen.

Der Tag, der Dich geſehn zuerſt als König grüſſen,
Hat mich der Mutterbruſt zum erſtenmal entriſſen.
Mein Dienſt war Dir geweiht, bis Dir ein früher Tod
Die Herrſchenskunſt gehemmt; mir aber **Mars gedroht.**

Dieſem Gedicht ſind viel gelehrte Anmerkungen beygefügt, worinnen wir unter andern Nachrichten von dem Oſiris, von dem Orpheus, von den Yncas etc. antreffen. In einer wird geſagt, daß **Joh. Gottſched** eine *Floram Pruſſicam* geſchrieben. Er hat aber nur des **D. Loeſels** ſeine vermehret herausgegeben.

* * *

Bey Breitkopfen hat ſich im vorigen Jahre Herr **D. Friedrich Börner**, in Wolfenbüttel, Mitglied der Kayſerl. Akademie der Naturforſcher, ein Glückwünſchungsſchreiben an den Herrn **Urban Friedrich Benedict Brückmann**, einen würdigen Sohn des gelehrten Herrn **F. E. Brückmanns** in Wolfenbüttel, bey Gelegenheit ſeiner Erhebung zur höchſten Würde in der Arzneywiſſenſchaft, auf 2 Bogen in 4 drucken laſſen. Er beantwortet darinne auf eine aufgeweckte, wir wollten auch wohl ſagen, gründliche Art, wenn uns nicht die Hochachtung gegen das ſchöne Geſchlecht abhielte, die Frage: Ob die **Margaretha** in **Pohlen** wirklich vom König **Ladislaus** die Freyheit erhalten, Kranke zu curiren; ob mehr dergleichen Exempel von Frauenzimmer, vorhanden, und ob es überhaupt dem andern Geſchlechte erlaubt iſt, Curen zu unternehmen? Die beyden erſten Theile dieſer Frage beantwortet er mit einem von der Wahrheit abgezwungenen Ja, den letzten aber mit einem verwegenen Nein. Er ſagt unter andern: „Kurz, das weibliche Geſchlecht „iſt völlig von der ausübenden Arzneykunſt „auszuſchlieſſen, und durch obrigkeitliche Be„fehle davon abzuhalten : : denn : : die Wei„ber ſind nicht verſchwiegen, der Mund ſteht „ihnen, nach Art der Gänſe, niemals ſtill, ſie „plaudern beſtändig, ja was man ihnen erzäh„let, das können ſie eben ſo gut bey ſich behal„ten, als ein Sieb das Waſſer.„

* * *

La Zingaretta ò gli amori di Don Giovanni de Carcamo & Donna Costanza d'Azevedo, nova Iſtoria, tradotta dall' originale Spagnuolo da Don Clemente Romani, in Italiano, attuale Maeſtro delle ambe due lingue in Lipſia. Stampato a Lipſia da Federico Lanckiſch Eredi, 1751. In Oct. 7½ Bogen.

Ein Italiäner braucht kein Hexenmeiſter zu ſeyn, um Spaniſch zu können. Wir würden es alſo ohne Bedenken dem Herrn Romani auf ſein Wort geglaubt haben, daß er in dieſer mit ſeiner Mutterſprache ſo ſehr verwandten Sprache eine beträchtliche Stärke beſitze, wenn es ihm nicht gefallen hätte, ſeine Geſchicklichkeit durch dieſes Werkchen ſelbſt verdächtig zu machen.

Michael de Cervantes Saavedra iſt auch unzähligen bekannt, die ihn in ſeiner Sprache nicht leſen können; wenigſtens kennen ſie ihn als den Verfaſſer des Don Quixote. Die aber, die ſich mit dem Spaniſchen Witze etwas näher bekannt gemacht haben, kennen ihn auf

auch

noch andern Meiſterſtücken, welche ihn, auch ohne jene abentheuerliche Geſchichte, eines ewigen Ruhms verſichern würden. Seine neuen Beyſpiele verdienen darunter eine vorzügliche Stelle, und die erſte aus dieſen *Novelas Exemplares*, la Gitanilla, iſt es, welche uns Herr Romani hier aus dem Spaniſchen überſetzt zu haben überreden will. Dieſes ſchon iſt ein groſſer Beweis wider ihn, daß er nicht einmal den Verfaſſer angeben kann, und von der Spaniſchen Urſchrift als von etwas redet, welches ihm durch ein beſonderes Glück in die Hände gefallen ſey, da von dieſen neuen Beyſpielen doch eine ganz neue Holländiſche Auflage von 1739 in jedermanns Händen iſt. Doch dieſes iſt nicht das einzige, was ihn verdächtig macht. Man darf ſeine Ueberſetzung nur mit dem Original zuſammen halten, wenn man von ſeinem kleinen Betruge völlig überzeugt ſeyn will, welchen wir ihm ſo hoch nicht anrechnen würden, wenn uns der Titel eines Spaniſchen Sprachmeiſters, den er ſich beylegt, nicht das Recht gäbe, etwas ſchärfer mit ihm zu verfahren.

Wir wollen eine kleine Probe anführen, die unſre Beſchuldigung rechtfertigen mag. Gleich nach dem erſten Romanſe heißt es im Spaniſchen: El cantar de Precioſa fue para admirar à quantos la eſcuchavan: unos dezian: Dios te bendiga la muchacha, otros: Laſtima es, que eſtamoçuela ſea Gitana. En verdad en verdad que merecia ſer hija de un gran ſeñor. Otros avia mas groſeros, que dezian: Dexen crecer a la rapaza, que ella harà de las ſuyas, à fè que ſe và añudando en ella gentil red barredera, para peſcar coraçones. Otro mas humano, mas boſto, y mas modorro, viendola andar tan ligera en el bayle, le dixo: A ello hijà, à ello: andad amores, y piſadel polvito à tan menudito. Dieſes heißt bey dem Italiäner: Precioſa cantò ſi bene, che rapì tutti quelli, che l'inteſero. Gli uni li davano benedizzioni, gli altri dicevano, eſſer peccato, che nata ſia Egizziana, eſſendo degna d'altra naſcita, altri ſi ſervivano d'altri termini, dicendo che creſciuta, che ſarebbe ſi vedrebbe la fronda Arpia, laſciatela ſolamente creſcere e vedrete coſa ſaprà fare, dicevano fra di loro. Li ſuoi occhi ſono molto più propii per li larcini, che le ſue mani: e giudicando per le ſue naſcenti, e grazioſe fattezze, ch' attraggono digià i cuori di tutt'i viventi, ſi prevedeva ben, eſſer nata per accattivarſeli, e farli Schiavi: che prepara Imboſchate invincibil' à coloro, che ſel accoſteranno da Vicino e pochi ne li ſcapparanno. Was für eine abgeſchmackte Verwirrung iſt nicht in der Spaniſchen ſpruchreichen Kürze entſtanden! Der letzte und artigſte Gedanke: So recht, Mädchen! kommt ihr Liebesgötter, und berühret den Staub ſo leicht! iſt gar weggeblieben. Damit wir aber deutlich zeigen, woraus eigentlich Herr Romani überſetzt hat, ſo wollen wir eben dieſe Stelle aus der Franzöſiſchen Ueberſetzung des Abts de Chaſſonville anführen: Precioſa chanta ſi bien, qu'elle ravit tous ceux qui l'entendirent. Les uns lui donnoient des benedictions. Les autres diſoient que c'etoit dommage qu'elle fut née Egyptienne, qu'elle etoit digne d'une autre naiſſance. Les plus penetrans tenoient un autre langage. Qu'on la laiſſe ſeulement croitre la petite Harpie, diſoient-ils, qu'on la laiſſe ſeulement croitre, & l'on verra ce qu'elle ſaura faire. Ses yeux ſont bien plus propres pour les larcins que ſes mains: & à en juger par ſes charmes naiſſans, qui lui attirent deja les ſuffrages de tout le monde, on entrevoit bien qu'elle eſt faite pour faire des Eſclaves; qu'elle prepare des embuches qui ſeront funeſtes à ceux qui la verront de trop près, & que peu de coeurs lui echaperont. Herr Romani muß nicht gewuſt haben.

den, daß beynahe alle Franzöſiſche Ueberſetzungen nach dieſem Muſter der Richtigkeit verfertiget ſind, ſonſt würde er ſich ſchwerlich auf ſeinen Vorgänger ſo ſehr verlaſſen haben, daß er ihn uns für das Original verkaufen will. Was Wunder alſo, daß er in alle Fehler des Franzoſen gefallen iſt? wovon wir eine große Menge anführen könnten, die wir aber deswegen übergehen, weil ſie nicht auf unſern Italiäniſchen Ueberſetzer fallen können, auf welchen nur der einzige fällt, daß er es gar nicht aus dem Spaniſchen überſetzt hat.

Von dieſem kleinen Roman ſelbſt wollen wir itzo nichts gedenken, weil wir Hoffnung haben, bald mit mehrerm von den neuen Beyſpielen des Cervantes ſprechen zu können, wenn die Deutſche Ueberſetzung aus dem Spaniſchen, die, wie wir wiſſen, in der Arbeit iſt, an das Licht kommen wird.

* * *

Unter der Benennung dieſes Orts iſt noch im vorigen Jahr herausgekommen:

Sendſchreiben über die Handlung, aus dem italiäniſchen des Herrn Grafen Franz Algarotti, Königl. Preußiſcher würcklicher Cämmerherr, Ritter des Ordens *pour le merite*, Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, der Königl. Societät zu London, und des Inſtituts zu Bologna, überſetzt von *C. V.* In Oct. 3 Bogen.

Herr André, mit Erfurter Rettichen und Schöpſen handelnder Kaufmann in Erfurt, machte ſich vor einiger Zeit an eine Ueberſetzung der *Epiſtola in verſi ſopra il Commercio* des gelehrten und witzigen Herrn Grafen Algarotti an den Herrn Alexander Zeno, Rittern und Procuratorn des heil. Marcus in Venedig. In dem dieſer neuen Vorrede vorgeſetzten Briefe giebt ihm die Ironie harte Lectionen, ſo daß er wohl nicht mehr ſo vorwitzig ſeyn und aus ſeiner Sphäre wird gehen und ein langbärtigter Schüler werden wollen. Er verſteht weder Italiäniſch noch Deutſch, ob er gleich wünſcht, daß man nicht mit dem neuen Herrn Ueberſetzer ſagen möge: The Maſter Andrae è un ineptiſſimus μεταγωγεύς. In dieſer Ueberſetzung iſt der lebhaften und patriotiſchen Urſchrift ihre Ehre völlig wiedergegeben worden. Sie iſt eben ſo rein, als wenn ſie ein Mitglied einer Deutſchen Geſellſchaft verfertiget, und eben ſo ſtark, als ob der Herr Ueberſetzer mit dem Geiſt des Herrn Grafen Algarotti gedacht hätte.

* * *

Nachdem die wöchentlichen Sittenlehrer in Quart und in Octav einen kleinen Waffenſtillſtand gehalten, ſo fangen ſie nun wieder auf einmal an, ſich zu regen. Wir gedenken itzo nur derjenigen Wochenſchrift welche ſeit dem Anfange dieſes Jahrs in Leipzig herauskömmt, und betitelt iſt: Der Leipziger Zuſchauer. Sie iſt in Octav, und wir haben 3 Stück davon geſehen. Der Verfaſſer ſchreibt rein, munter und unterrichtend, welches ihm eine gute Aufnahme ſeiner Arbeit kann hoffen laſſen. Im erſten Stück macht er ſeine Abſichten bekannt und ſagt, daß er, ſeinen Titel mit Recht zu führen, ſo wohl an öffentlichen Oertern, auf den Caffeehäuſern und in den Kirchen, als auch in den verborgenen Schlupfwinkeln der Laſter, einen aufmerkſamen Beobachter abgeben werde. Im zweyten Stück zieht er der falſchen Frömmigkeit die Larve ab. Im dritten iſt die üble Kinderzucht der Gegenſtand ſeiner Betrachtungen. Beſonders verweiſet er denen mit Recht ihre Thorheit nachdrücklich, welche gegen die Informators ihrer Kinder geizig ſind, und ihnen nach den Laquayen den Rang anweiſen. Er hat ſeine Gedanken hierüber mit einer artigen poetiſchen Erzählung, der Bauer und der Informator, beſchloſſen.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

8.

UT SE QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 19. Februar, 1751.

Berlin.

Fortgeſetzte Sammlung einiger vermiſchten Predigten vor der Garniſon zu Großglogau gehalten von George Gottfried Würfel, wohlverordnetem Inſpector zu Züllichau und Paſtor der Stadtkirche. Bey A. Haude und J. C. Spener, 1751. In Oct. 5 Bogen.

Der geſchickte geiſtliche Redner, Herr Würfel, welcher bisher Feldprediger bey dem Dumoulinſchen Regiment in Großglogau geweſen, hat vor dem Jahre ſeine Sammlung von Predigten über verſchiedene Texte aus den Sonn- und Feſttagsevangelien angefangen. Hier iſt die Fortſetzung, welche 4 Predigten enthält, die gewiß nicht nach der gemeinen homiletiſchen Leyer klingen. Die erſte hat er am 2ten Sonntage nach Epiphanias über die Worte: Jeſus offenbarte ſeine Herrlichkeit ꝛc. gehalten, und er zeigt darinne die Offenbarungen Gottes als Offenbarungen ſeiner Herrlichkeit. Die zweyte iſt über das Evangelium am 16. Sonntage nach Trinitatis und ſtellet das gnädige Mitleiden Gottes mit den Schwachheiten unſerer Natur vor. Die dritte iſt über das Evangelium am 19. Sonntage nach Trinitatis, worinnen er die unergründlichen Tiefen des menſchlichen Herzens in dem Werke ſeiner Bekehrung zu Gott vorträgt. Die vierte hat die Worte: Was ihr gethan habt, einem unter meinen geringſten Brüdern, ꝛc. aus dem Evangelio am 26. Sonntage nach Trinitatis zum Grunde, und der Redner zeigt darinne den großen Werth,

H in

in dem die Seelen der Menſchen in den Augen Gottes ſtehen. Der Herr Inſpector Würſal verbindet Weltweisheit, Offenbarung und Beredſamkeit in ſeinem Vortrage. Man kann dieſes zum Theil aus folgender Stelle ſehen, worinnen er von den Schwachheiten unſerer Seele redet.

„Gott hat uns einen Verſtand gegeben. In demſelben herrſchte Wahrheit und Deutlichkeit des Erkenntniſſes. Nicht allein das ſichtbare Reich der Kreaturen, nicht allein die Vorfälle und Begebenheiten des Lebens, die in die Sinne fallen, erkannten und beurtheilten wir in einem richtigen Lichte, und nach ihrem waren Werthe, auch ſelbſt zu dem Unſichtbaren konnten wir uns erheben. Mit einer Gottheit waren wir bekannt, die nichts hat, was in die äuſſeren Sinne fället. So ſehr waren wir mit dieſer unſichtbaren Gottheit bekannt, daß wir ſtark genug waren, ſie brünſtig und rechtſchaffen zu lieben, ob ſie uns gleich weder durch die Schönheit ihrer äuſſeren Geſtalt, noch auch durch andere Bezauberungen der Sinnlichkeit, liebenswürdig wurde. Und was wollen wir ſagen? Unſere Seele ſelbſt, unſere eben ſo unſichtbare Seele, war uns in ihrem Adel und in ihrer Unſterblichkeit groß genug, ſie zu kennen, und ſie zu lieben, ihre Unſchuld und ihre Tugend als das Mittel zu unſerer Glückſeligkeit zu betrachten, und unſere Wolluſt allein in dem reinen Vergnügen zu ſchmecken, mit Rechte und mit Wahrheit, vor den Augen unſers Schöpfers dahin zu geben. Dieſes war unſere Größe, dieſes war unſere Stärke. Iſt das itzt noch alſo? Haben wir noch dieſe Größe? Haben wir noch dieſe Stärke? Fraget euren Verſtand, Freunde, um ſein Licht, fraget euer Gewiſſen um eure Unſchuld! Wie ſchwer wird es mir doch, und was für Mühe koſtet es mich nicht, mit allen möglichen Hülfsmitteln, die man mir dazu verſchaffet, auch nur von körperlichen Dingen ſolche Begriffe zu erlangen, die ich ihrer Deutlichkeit und ihrer Fruchtbarkeit halber lieben könnte.„ etc.

* * *

Joachim Friedrich Henckels *Medicinæ & Chirurgiæ Doctor* **und Mitglied der Königl. Franzöſiſchen** *Academie* **der** *Chirurgie* **zu Paris, Anmerckungen von wiedernatürlichen Geburthen, zur Verbeſſerung der Hebammen-Kunſt, Bey Haude und Spenern, Königl. ꝛc. Nebſt Titel, Zueignungsſchrift an Se. Königl. Majeſtät, und Vorrede, 2 Bogen in Quart.**

Der Herr Verfaſſer erzählet hier 3 Fälle von ſchweren Geburten, wobey er Geburtshelfer geweſen, und wobey die Mütter allemal geſtorben ſind. Hierauf folgen einige Anmerkungen nebſt dem Wunſch, daß die Geburtshelferswiſſenſchaft in mehrers Aufnehmen kommen möge. Er hat dieſes Werk, wie er ſagt, darum geſchrieben, weil Berlin keinen Arzt oder Wundarzt aufweiſen kann, welcher jemals ſo etwas hat drucken laſſen.

London.

New obſervations, natural, moral, civil, political and medical, on City, Town, and Country Bills of Mortality. To which are added large and clear abſtracts of the beſt Authors who have wrote on that ſubject. With an Appendix on the Weater and Meteors. By *Thomas Short*, M. D. *Non quæras quis ſed quid.* Printed for T. Longman, in Pater-noſter-row, and A Millar, in the Strand. MDCCL. In Oct. 1 Alph. 11 Bogen.

Daß der Herr Short bey ſeiner ausübenden Arzneykunſt auf mehr, als auf den Puls und den Urin, Achtung giebt, kann man, auſſer ſeinem Buch vom Thee, Zucker, ꝛc., auch aus gegenwärtigen neuen phyſikaliſchen, moraliſchen bürgerlichen, politiſchen und mediciniſchen Anmerkungen über die Todtenliſten aus vielen Engliſchen Städten und Landſchaften ſehen. Dieſe Bekanntmachung derſelben iſt ein abermaliger Beweis, daß die Engländer aus Dingen, deren Verſchweigung weder im Staat, noch in der Religion, einen Nutzen hat, kein Geheimniß machen, zumal wenn die Bekanntmachung derſelben einen wirklichen Nutzen hat. Und wer den groſſen Nutzen der Sammlung und Vergleichung der Todtenliſten läugnen wollte, der müſte nicht wiſſen, was bereits Petty, Graunt, Derham und andere Engländer, hieraus für nützliche Schlüſſe gezogen haben, ja das ſchöne Buch unſeres Herrn Oberconſiſtorialraths und Propſts, Süßmilchs, welches, in Anſehung der Brandenburgiſchen Lande, eben dieſes Inhalts iſt, müſte ihm unbekannt ſeyn. Nur einen mediciniſchen Nutzen zu erwähnen, ſo wird man keine richtige Hiſtorie der epidemiſchen und endemiſchen Krankheiten ohne mit Wetterregiſtern verglichene Todtenliſten haben können.

Der Herr Verf. betrachtet die Todten- und Geburtsliſten auf verſchiedenen Seiten und in verſchiedenen Abſichten. Daher ſind 17 Tabellen entſtanden, über welche er ſeine Betrachtungen anſtellet. In der erſten vergleicht er immer 2 und 2 Jahre aus zwey verſchiedenen Perioden, in Anſehung der Geſtorbenen, mit einander, und zeigt bey jedem Ort die Beſchaffenheit des Erdbodens an. Er zieht daraus viel Schlüſſe, wovon wir, den Nutzen ſolcher Beobachtungen und Anmerkungen durch Beyſpiele zu zeigen, nur einen und den andern herſetzen wollen.

„Eine trockene, offene und mittelmäßig erhabene Lage iſt unter allen die geſundeſte. „Denn ſie hat eine freye, reine und offene „Luft; der allmählich aufſteigende Boden giebt „hier Quellen und Brunnen von klarem „Waſſer, welches eine geſunde, erquickende und „elaſtiſche Luft in ſich hat. . . In eben demſelben Kirchſpiele bemerken wir oft, daß ein „Theil davon geſund, der andere ungeſund iſt. „Denn ein Theil iſt höher, trockener, offener und „luftiger, der andere niedrig, feucht, moraſtig, „mit Teichen, Pfützen, Pfuhlen und Moräſten, oder mit Waldung umgeben. . . „Wir ſehen, daß Plätze, deren Boden von einerley Beſchaffenheit und Dichtigkeit iſt, hingegen aber verſchiedene Lagen haben, in verſchiedenem Grade geſund oder ungeſund ſind. „Denn einige ſind hoch, die andern niedrig; und „die Todtenliſten zeigen, daß die erſtern geſunder ſind, als die letztern „

In der zweyten und dritten Tabelle werden die Gebohrnen und Geſtorbenen, in verſchiedener Abſicht, miteinander verglichen. Die vierte zeigt die Jahre, in welchen vor andern viel Leute geſtorben ſind. In der fünften finden wir die verſchiedene Anzahl der in verſchiedenen Altern verſtorbenen Perſonen. Die ſechſte zeigt den Anfang, die Dauer und das Ende epidemiſcher Krankheiten in 14 Kirchſpielen. In der ſiebenten ſieht man aus den Todten- und Geburtsliſten, wie Städte ab und zugenommen haben. In der achten iſt die Anzahl der Familien und Seelen in verſchiedenen Kirchſpielen enthalten; welches in der neunten kürzer gefaßt iſt. In der zehnten ſieht man, um wie viel Menſchen überhaupt in jedem Monat, in verſchiedenen Kirchſpielen, mehr oder weniger gebohren worden. Eben dieſes zeigt die eilfte Tabelle von London von 1732 bis 1747. Die zwölfte zeigt die Anzahlen der an anſteckenden Krankheiten geſtorbenen Leute in ungeſunden Jahren. Die dreyzehnte vergleicht die ungeſunden und geſunden und die vierzehnte die fruchtbaren und unfruchtbaren Jahre. In der funfzehnten findet man, wieviel Leute in London von 1728 bis 1743 in verſchiedenen Altern geſtorben ſind. Die ſechzehnte zeigt, wieviel Leute an verſchiedenen bekannten Krankheiten geſtorben ſind, und endlich ſieht man in der ſiebzehnten, wie viel Leute in verſchiedenen Monaten in verſchiedenen Altern geſtorben ſind.

Hierauf folgen Betrachtungen über die Dubliniſchen Todtenliſten, und über den Anwachs und die Anzahl der Kinder Iſrael; ferner ein Auszug aus Graunts Todtenliſten, und ſein allgemeiner Entwurf des Wetters zu Lyndon in Rutland, nebſt allgemeinen Betrachtungen über das Wetter und deſſen Einfluß, in welchen viel gutes, aber auch viel gemeines iſt.

* * *

Es iſt ein neuer Stern erſchienen. Dieſen ſeltenen Anblick verſchaft den Sternſehern die Vranographia Britannica. Es ward ungefähr vor einem Jahre in öffentlichen Nachrichten gemeldet, daß Herr Bevis und Herr Neale, als Verfaſſer und Verleger dieſes Werks, bis auf die Zueignungsſchrift an den Prinzen von Wallis, welche ſie der Franzöſiſchen Academie der ſchönen Wiſſenſchaften zur Cenſur überſchickt, fertig wären. Weil ſie nun mit der Cenſur ſo lange aufgehalten werden, ſo haben ſie unterdeſſen wegen langer Weile allerley Verſuche mit ſpirituöſen Feuchtigkeiten in ceniſchen Objectivgläſern, nicht allein durch Hülfe des Geſichts, ſondern auch vermittelſt des Geſchmacks, Tag und Nacht ſorgfältig angeſtellet. Als ſie aber die Gegenſtände durch dieſe ſpirituöſen Feuchtigkeiten, an ſtatt ſie deutlicher zu ſehen, viel dunkler,

- - geminasque lucernas *Hor.*

erblickten, ſo wurden ſie auf ihre Verſuche immer hitziger; und da man leicht erachten kann, daß ſie koſtbar geweſen ſind, ſo darf man ſich auch nicht wundern, daß die Herren Bevis und Neale, aus Liebe zum Aufnehmen der Wiſſenſchaften, die Vorſchußgelder auf die *Vranographiam Britannicam* angegriffen, und es nicht eher gewahr worden, wieviel ſie ſich ihre Bemühungen für das gemeine Beſte koſten laſſen, als bis ſie nicht mehr, als noch 2 Guineen, in ihrer uranographiſchen Caſſe fanden. Unterdeſſen wollten die Pränumeranten ihre *Vranographias* haben, welche aber dem Verfaſſer und Verleger bey ihren neuen Verſuchen ſo verhaßt geworden, daß ſie auch den Namen davon nicht mehr hören konnten und ſich aus Verdruß aus London fort und auf die See machten, wo ſie bald drauf durch Verunglückung einen wahren aſtronomiſchen Märtyrertod erlitten. Herr Bevis ward, wie billig, unter die Sterne verſetzt, und bekam ſeinen Platz in dem Becher. Herr Neale leiſtete ihm zwar Geſellſchaft; aber es war am Himmel für ihn nichts zu thun, ſondern er machte ſich auf die von ſeinen Pränumeranten abgekehrte Seite

Et magnum metuens ſe poſt cratera tegebat. *Virg.*

Copenhagen.

Der König hat ein Collegium für die Franzöſiſche Sprache und für die Franzöſiſchen ſchönen Wiſſenſchaften angelegt Herr Laurent Angliviel de la Beaumelle iſt zum Profeſſor dabey ernennet worden. Am verwichenen 17. Jan. eröffnete derſelbe dieſes Collegium mit einer Rede, worinnen er unterſuchte, ob ein Reich ſich mehr Ruhm durch diejenigen Künſte erwirbt, welche es erfindet, oder durch diejenigen, welche es annimmt? Dieſes geſchah auf dem Schloß Charlottenburg, wo der König dem neuen Profeſſor eine Wohnung angewieſen hat. Auſſer dieſem öffentlichen Collegio wird noch ein Privatcollegium für eben dieſe Sprache angelegt. Der Herr Beyſitzer Fuhrmann, ein Däne von Geburt, giebt darinne Lection.

Am 1. Jan. las der Herr Graf von Holſtein, einziger Sohn des geheimen Raths und Staatsſecretars dieſes Namens, in der Verſammlung der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften eine Lateiniſche von ihm ſelbſt verfertigte

Schrift, worinnen er zeigte, was für Dienſte die Könige von Dännemark aus dem Hauſe Oldenburg auswärtigen Nationen geleiſtet haben. Gedachter Herr Graf iſt erſt 15 Jahr alt, und fand bey der anſehnlichen Verſammlung groſſen Beyfall. Hierauf machte der Herr von Hielmſtierna, Secretar der Geſellſchaft, ihm und der Verſammlung ein Compliment.

Frankfurt am Mayn.

Eröffnetes Philoſophiſches Vaterherz, ſo bey heutiger Ausbreitung, (nach Theophraſtiſche Ausſage) des ſternflüchtigen Bluhmengeruchs der hohen göttlichen Gnadengabe der Univerſal-Medicin nicht länger hat können verſchloſſen bleiben. Zu göttlicher Werkwahrheit Beförderung, der Unwahrheit Beſchämung, und der natürlichen Geheimnüſſen Liebhaber nützlichen Nachricht, aus fremder Sprache überſetzt und ans Licht gebracht durch einen Liebhaber der Wahrheit. Pſ. 65. Gottes Brünnlein hat Waſſer die Fülle. Bey Johann Friedrich Fleiſcher, 1750. In Octav, 5 Bogen.

Aus dem Titel dieſes Buchs kan man faſt errathen, was an dem ſchönen Werkchen iſt. Und wir irren wohl nicht ganz, wenn wir glauben, daß nur der Titelbogen von neuem gedruckt, das übrige aber noch die alte Ausgabe ſey. Mit einem Worte, es iſt, wie der Verfaſſer ſagt, aus einer fremden Sprach, aber leider in eine noch viel fremdere, überſetzt. Man muß ſich wahrhaftig wundern, wie vernünftige Leute ſo verwirrt ſchreiben können. Die Sache, wovon hier gehandelt wird, iſt ohne dem ſchwer und dunkel genug, und doch glaubt keiner von allen dieſen Schriftſtellern, daß er gut davon ſchreiben könne, ohne dunkel zu ſchreiben.

Verdunkelt erſt, denn wird es ſchön.

Man ſollte faſt auf die Gedanken kommen, dieſe ehrlichen Männer wüſten manchmal ſelbſt nicht, was ſie wollten; denn der eine ſieht es für einen Garten, der andre für einen Getreydeacker, der dritte für ein Kampfjagen wilder und ganz wider die Natur laufender Thiere an, wenn ein anderer ſich einen ordentlichen Eheſtand darunter vorſtellet. Anderer ſolcher Hirngeſpinſte zu geſchweigen. Unſer gegenwärtiges Buch nun hat einen ſternflüchtigen Blumengeruch. Es muß alſo ein Garten ſeyn. „Die darinn befindliche jungfräuliche Erde wird wohl für die meiſten nichts, als ſtachliche Dornen und Diſteln, oder höchſtens Kräuter und Blumen ohne Früchte und Samen, tragen. Es bleibt dabey, die meiſten Künſtler dieſer Art und ihre Schriften ſind ein verwirrtes und öfters ohne allen Verſtand zuſammengeſchmiertes Zeug, worinne der Verfaſſer

von kleinen Thaten groſſe Worte

macht, und alle auch in den gemeinen chymiſchen Arbeiten vorkommende Dinge für groſſe Wunder und unfehlbare Zeichen ſeiner wohlgerathnen Arbeit anſiehet. Anſtatt des darunter geſetzten Spruches aus dem Pſalmen könnte mit Recht darunter ſtehen: Si non vis intelligi, nolis legi.

Nordhauſen.

Friedrich Chriſtian Leſſers, des Evangeliſchen Lutheriſchen *Miniſterii* in der Kayſerl. fr. Reichsſtadt Nordhauſen *Senioris*, der Kirche zu S. Jacobi und Martini *Paſtoris*, der Kayſerl. *Acad. Nat. Curioſorum*, und der Königl. Preußiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, wie auch der Königl. Großbrittanniſchen Teutſchen Geſellſchaft auf der Georg-Auguſt-Univerſität zu Göttingen Ehren-Mitglieds, eigene Nachricht von ſeinen gröſſern und kleinern Schriften. Andere und vermehrte Auflage. Verlegts Joh. Auguſt Cöler. 1751. In Oct. 3½ Bogen.

Im Vorbericht ſagt der Herr Paſtor Leſſer, welcher die Welt ſchon durch viele Schriften gelehret u. erbauet hat und noch immer unermüdet an der Ausbreitung der Tugend und der Einſicht rühmlich arbeitet, daß er zu Herausgebung dieſer Nachricht von ſeinen eigenen Schriften durch das viele Anhalten ſeiner Freunde und Correſpondenten, welche alle ſeine Schriften und Bücher zu kennen begierig geweſen, bewogen worden. Er theilet ſeine Schriften in 4 Claſſen: in theologiſche, phyſikaliſche, hiſtoriſche und kleine Nachrichten, Anmerkungen und Vorreden in andern Schriften. In der 1. Claſſe ſind 19 Schriften, worunter wohl die Lithotheologie, Inſectotheologie und Teſtaceotheologie die vorzüglichſten ſind. Die Inſectotheologie iſt 1742 im Haag Franzöſiſch überſetzt mit Herrn Lyonnets Anmerkungen herausgekommen. In der 2. Claſſe ſind 4, in der 3. 33, und in der 4. 20 Schriften und Aufſätze angezeigt, deren alſo zuſammen 76 ſind.

Jena.

Das Philoſophiſche Auge in der Chymie, den ſo lange von den allermeiſten in Blindheit des Verſtandes vergeblich geſuchten *lapidem philoſophorum*, oder Stein der Weiſen, zu ſehen und ſo viel leichter zu finden, der Richtſchnur der Vernunft gemäß, mit Zurathziehung, und Gegeneinanderhaltung der bewährteſten von dieſer Sache in Druck ausgegangenen philoſophiſchen Schriften zur vernünftigen Prüfung und treuherzigen Warnung bey müßigen Stunden geſchärfet von F. A. G. Bey Theodor Wilh. Ernſt Güth 1751. In Oct. 6 Bogen.

Dieſes iſt noch eine von den vernünftigen Ausarbeitungen in dieſer Art. Der Verfaſſer derſelbigen geſtehet frey, er ſey kein Beſitzer des großen Geheimniſſes, und er ſey daher nicht willens, jemanden zu betrügen. Er entdecket daher verſchiedene Arten der betrügeriſchen Alchymiſten und Proceßkrämer, beſchreibt die nothwendigſten Eigenſchaften derjenigen, welche etwas in dieſer Art von Wiſſenſchaften unternehmen, alsdenn zeigt er, wie vermuthlich dieſe ganze Arbeit möge zu gehen, und zwar nach dem Angeben der alten Philoſophen. Dieſe Schrift iſt alſo in ihrer Art noch ganz vernünftig. Etwas neues lernt man nicht daraus, doch iſt auch dieſes ſein Zweck nicht geweſen, einen Verräther der großen Geheimniſſe abzugeben. Seine letzte Warnung an die wahren Beſitzer dieſer Kunſt iſt beynahe unnöthig; denn ihre geringe Anzahl, und ihr gewöhnlicher Lebenswandel, da ſie meiſtens unſtät und flüchtig ſeyn müſſen, ſetzet ſie ohnedem ſchon vor den Nachſtellungen einiger maſſen in Sicherheit.

Gera.

Der Herr D. Gottlieb Chriſtian Jentſch allhier hat noch im verwichenen Jahre eine wohl- und treumeynende Nachricht von einigen bewährten, ſichern und heilſamen Arzeneyen ꝛc. auf 7 Bogen in Oct. herausgegeben. Wir gedenken dieſer unwürdigen Blätter deswegen, damit wir dem Herrn Doctor, welcher hier ſo ſehr auf die Quackſalber, Afterärzte und Marktſchreyer ſchilt, ſagen können, daß er eine der oberſten Stellen unter dieſen mediciniſchen Wechſelbälgen behauptet. Hiervon überzeugt zu werden, darf man nur einen Blick in dieſe Nachricht thun. Seine Arzneyen übertreffen alle möglichen Arzneyen und heilen alle möglichen Krankheiten. Es ſind darunter ein Polychreſtpulver, Nothfallstropfen und eine Viſceraleſſenz. Beſonders iſt der Herr Doctor einer von den hocherfahrnen Pillendrechslern, welche die Tugend ihrer Pillen ſo weit erſtrecken, wie jener Doctor, welcher, da ihm ihn ein Bauer um Rath fragte, was er machen ſolle, daß er ſeinen verlohrnen Eſel wieder finde, demſelben Pillen einzunehmen gab. Unter dieſen Jentſchiſchen Pillen ſind beſonders die Vernunftspillen merkwürdig, „welche bey allen „närriſchen und tollen oder wahnſinnigen Leu„ten vortreffliche Dienſte leiſten.„ Es iſt aber kein gutes Zeichen für ſie, daß ſie bey dem Hrn. Doctor noch nicht angeſchlagen haben.

Halle.

Einleitung zu einer erwieſenen Staatsgeſchichte derer dem Königl. Preußiſchen Scepter unterworfenen Staaten, aus Urkunden und bewährten Schriftſtellern entworfen von Carl Friedrich Pauli, der Weltweißheit und beyder Rechte Doctor des Staats-Rechts und der Geſchichtskunde ernanntem Lehrer der hohen Schule zu Königsberg. Halle im Magdeb. 1751. 3 Alph. in 4.

Dieſes Werk hat viel ſchönes und vorzügliches vor vielen andern Büchern, welche eben dieſe Geſchichte vorgetragen haben. Wir rechnen billig dahin, daß der Herr Verfaſſer ſeine Sätze zu beweiſen ſucht. Es muß ihm dieſes um ſo viel ſchwerer geworden ſeyn, da er hierinnen noch keinen Vorgänger gehabt, auch die Anzahl der Hülfsmittel, welche er hierbey gebrauchen können, gering iſt. Da er aber doch ſeine Abſicht ziemlichermaßen erreicht, ſo iſt ſein Ruhm um deſto größer. Zu wünſchen wäre es geweſen, daß der gelehrte Herr von Eichmann in Berlin ihm ſeine die abgehandelte Geſchichte betreffende Urkunden aus ſeinem ſchönen diplomatiſchen Vorrath angezeigt hätte, ſo würde noch manche Begebenheit mit dergleichen Beweisthümern haben können unterſtützt oder mehr beſtätiget werden. Am Ende ſeines Werks ſagt der Herr Verfaſſer: Es wäre billig, daß, ſo wie ich die Regenten-Geſchichte des Hauſes Preuſſen und Brandenburg durchgegangen und die Begebenheiten erwieſen, man auch jedes dieſen Herren zuſtehendes Land einzeln durchgehen, und mit den Beweiſen eben ſo verfahren möchte, wozu ich mich itzo eben noch nicht anheiſchig machen kann. Wir wünſchen, daß der Herr Profeſſor dieſe Arbeit bald übernehmen möge, weil er ſich durch dieſe ſeine Einleitung ziemlichermaßen gerechtfertiget hat.

Wittenberg.

Diplomata protectoria intelligi ſalua Juriſdictione ordinaria cum legum imperii fundamentalium tum actorum publicorum fide, præſertim vero authentica Auguſtiſſimorum Cæſarum interpretatione firmat *Erneſtus Martinus Chladenius* D. Juris Feudalis Profeſſor publicus, Curiæ Prouincialis & Facultatis Juridicæ Aſſeſſor. Litteris Schlomachianis, clↃ IↃcc L. In Quart, 13 Bogen.

Diplomata protectoria, Schirmbriefe, ſind Briefe, welche der Kayſer einem Reichsfürſten oder ſo wohl mittelbaren als unmittelbaren Reichsunterthanen, oder ein Reichsfürſt ſeinem Unterthanen ertheilet, und wodurch er ſie in ſeinen beſondern Schutz und Schirm nimmt. Der Herr Verf. zeigt in einer ſchönen Schreibart und mit viel Gründlichkeit, in welchen Fällen dergleichen Schirmbriefe ertheilet werden, wie weit ſich das Recht des Kayſers und der Reichsfürſten, Schirmbriefe zu ertheilen, erſtrecke, u. ſ. w. Er beweiſet, daß derjenige Schutz, welchen ein auswärtiger Fürſt, der kein Reichsglied iſt, einem Reichsunterthanen ertheilet, wider die Reichsgeſetze iſt. Am Ende wünſcht er dem itzigen Kayſer Glück zu der zurückgelegten fünfjährigen Regierung, und feyert alſo hierdurch einigermaßen die Quinquennalia der alten Römiſchen Kayſer.

Beſchluß

Beſchluß des Verzeichniſſes derjenigen Bücher, welche ſeit einiger Zeit in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung heraus gekommen.

52) Schreiben des Herrn Baron von Spaen, an des Canzlers von Frankreich Herrn d'Agueſſeau an Excellenz, betreffend die Verbeſſerung der Juſtiz in Sr. Königl. Majeſtät von Preuſſen Staaten. 4to 1 Gr.

53) Sendſchreiben an Herrn *** über die Feyer des Frohnleichnams-Feſtes in der Römiſch-Catholiſchen Kirche. 8vo 1 Gr.

54) Sendſchreiben an den Cammer-Rath Kretſchmer, die Verbeſſerung der Land-Wirthſchaft überhaupt betreffend. 8vo 1750 1 Gr.

55) Sucro moraliſcher Nutzen der Poeſie, bey Übernehmung des Conrectorats in einem Gedichte vorgeſtellet. 4to 1 Gr. 6 Pf.

56) Sucro, vergnügte Einſamkeit, ein moraliſch Gedicht: 4to 1 Gr. 6 Pf.

57) Staricii, neuvermehrter Helden-Schatz, d. i. Naturkündliches Bedencken über und bey Vulcaniſcher, auch natürlich-magiſcher Fabrefaktion, und Zubereitung der Waffen des berühmten Achillis in Griechenland ꝛc. 8vo 6 Gr.

58) Sulzers Verſuch einiger moraliſchen Betrachtungen über die Wercke der Natur 8vo 3 Gr.

59) Deſſelben Unterredungen über die Schönheit der Natur. 8vo 3 Gr.

60) Weltweiſer, der von der Liebe überwundene, ein muſicaliſches Zwiſchenſpiel. 8vo 4 Gr.

61) Weſenfeldts Jubel-Predigt, welche bey der Gedächtnis Feyer der vor hundert Jahren geſchehenen Stiftung der Reformirten Schloß-Capelle, zu Croſſen über Matth. 21, 9. gehalten worden. 4to 1 Gr. 6 Pf.

62) Würfels, Sammlung einiger Predigten vor der Garniſon zu Großglogau gehalten. 8vo 5 Gr.

Folgende Bücher ſind unter der Preſſe.

63) Hiſtoire de l'Academie Royale des Sciences & belles lettres, Année 1749. ou Tom. Vme gr. 4.

64) Euleri Opuſcula, ſive Diſſertationes varii Argumenti Mechanicæ, Aſtronomicæ Phyſicæ &c. Pars III. 4to.

65) Betrachtungen, merckwürdige, über die Sitten, Gebräuche, Sprachen, Regiments-Verfaſſung ꝛc. Religion und Wiſſenſchaften der verſchiedenen Völcker in Aſia, America und Africa aus dem Frantzöſiſchen überſetzt, und mit einer Vorrede und Anmerkungen verſehen, von J. L. S. groß 4to.

66) Krauſens, Johann Victor, neue Sammlung auserleſener deutſcher Gedichte. groß 8vo

67) Uranophili allgemeiner ſehr curieuſer und immerwährender Hauß und Reiſe-Calender, oder Oeconomiſch, und einem jeden nützliches Handbuch, worinnen gehandelt wird: 1. Von denen Calender-Sachen, Planeten, derſelben Aſpecten, Gewittern und andern Influentzien, wie auch 2 von denen Monaths-Tabellen, bey welchen 3 noch allerhand nützliche und nöthige Materien, ſo zur Oeconomie gehören, zu befinden, auch wie man einen Calender nützlich gebrauchen ſoll, angewieſen wird. Voritzo aufs neue überſehen, verbeſſert, und mit dem 4ten Theile, worinnen allerhand theils curieuſe, theils höchſt-nützliche Materien enthalten, vermehrt, durch Tharſander. 8vo.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

UT QUE FULGENS
Mit Königlicher Freyheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 26. Februar, 1751.

Paris.

Oeuvres de l'Abbé de Chaulieu. Nouvelle Edition, augmentée d'un grand nombre de pieces qui n'etoient point dans les précedentes, & corrigée dans une infinité d'endroits ſur des copies authentiques. Par Monſ. de Saint-Marc. A Paris chez David &c. Zwey Bände in 12. Der erſte Theil iſt 159 S. ſtark, ohne die Nachricht von 132; der andere 357 Seiten.

Chaulieu iſt einer von den ſeltenen Dichtern, welche einzig die Natur und eine herrſchende Neigung zur Wolluſt gebildet haben. Er ſang mit derjenigen leichten Anmuth, mit demjenigen göttlichen Feuer, welches niemals die Wirkung der Kunſt ſeyn kann. Was er ſang, war Wolluſt, und alle ſein Witz war Natur. Dieſe Wolluſt, die ihn belebte, iſt nicht, wie man ſich gemeiniglich einbildet, eine beſondre Leidenſchaft; ſie iſt eine ſeltne und koſtbare Verbindung aller der Leidenſchaften, die unſer Leben zu einem glücklichen Leben machen können, wenn man ſie in den gehörigen Schranken zu halten weiß, und wovon die einen an ſich ſelbſt unſchuldig ſind, und die andern durch die angewandte Mäßigung unſchuldig werden. Zu dieſem Begriffe kömmt noch eine groſe Liebe zur Freyheit, die aber nicht in eine grobe Frechheit ausarten muß; eine großmüthige Verfaſſung des Gemüths, das Glück, welches uns fliehet, zu verachten, und dasjenige weislich zu nützen, welches uns vorfällt; eine beſtimmte Neigung zur Munterkeit, und derjenigen Art der Spötterey, welche die Geſellſchaften belebt, und auch denjenigen angenehm iſt, die ſie anfällt; eine feurige Einbilbildungskraft, welche fähig iſt, die ſchönſten Gegenſtände noch zu verſchönern; die Gabe lebhafter, aufgeräumter, abwechſelnder, ja nach Gelegenheit ernſthafter Unterhaltungen, welche eine groſſe Kenntniß der Welt, mit einem gewiſſen Umfange verſchiedener anmuthiger Wiſſenſchaften verbunden, denjenigen verſchaft, die die Natur beſtimmt hat, die Zierde und die Anmuth aller Geſellſchaften zu ſeyn. Setzt man zu dieſen liebenswürdigen Eigenſchaften noch einen entſchiedenen Geſchmack zur Schmauſerey und ein Mädchen, ſo wird dem Bilde eines Wollüſtigen nichts fehlen, und der Stoff ſeiner Beſchäftigungen wird der Stoff ſeiner Lieder ſeyn.

So ein Geiſt war Anakreon. Nunmehro urtheile man, ob es was kleines oder ſchimpfliches iſt, ein anakreontiſcher Dichter zu ſeyn; man urtheile aber auch zugleich, ob viele dieſen Namen verdienen. Chaulieu verdient ihn auf eine vorzügliche Art. So lange man ſeine Sprache verſtehen wird, ſo lange wird man ihn leſen, und immer mit einem neuen Vergnügen. Ein Vorzug, welcher mehr dem zärtlichen, als dem erhabnen, mehr dem liebenswerthen, als dem wunderbaren Dichter, eigen iſt.

Schon im Jahr 1731 und 1733 hat man uns Sammlungen von ſeinen Gedichten geliefert, allein ſehr unvollkommene und fehlerhafte Sammlungen. Die gegenwärtige iſt ihnen weit vorzuziehen, und durch Hülfe verſchiedener vollſtändigerer Handſchriften hat ſie der Herausgeber der Vollkommenheit ſehr nahe gebracht. Die Ordnung, welche er beobachtet, iſt folgende. Der erſte Theil enthält die proſaiſchen und proſaiſchpoetiſchen Briefe, wozu einige vorher ungedruckte gekommen ſind. Der andere Theil enthält die verſchiednen Gedichte, die Lieder, die Sinnſchriften, die Madrigale, die Oden und die poetiſchen Sendſchreiben. Auſſer dieſer allgemeinen Ordnung hat der Herausgeber noch einem ihm eignen Entwurfe gefolgt, nach welchem, ſeiner Meynung nach, alle Stücke in dergleichen Sammlungen geordnet werden müſſen. Sonſt iſt die Gewohnheit, daß man zu Anfange die vorzüglichſten Stücke ſetzt, und die weniger beträchtlichen bis ans Ende verſparet. Dieſe Gewohnheit aber ſcheint dem Herrn Saint-Marc ſehr unbillig zu ſeyn. Er ordnet die Stücke alſo ſtuffenweiſe, ſo daß auf jedes ein immer ſtärkres und ſtärkres folgt. Wie es uns ſcheint, ſo hält er ſich bey Vertheidigung dieſer Ordnung allzu ſehr auf, da ſie gleichwohl ſo gut nicht iſt, als er ſie ausgiebt. Denn ſetzt ſie nicht voraus, daß der Herausgeber ein untrüglicher Beurtheiler aller Schönheiten ſeines Dichters ſeyn müſſe? Eine Foderung, die ſo beſcheiden eben nicht iſt. Und vielleicht hat die Abwechslung mehr Annehmlichkeiten, als das ſtuffenweiſe Steigen. Doch alles dieſes iſt willkührlich, und wenn es ja noch eine beſtimmte Ordnung giebt, ſo kann es keine andre, als die chronologiſche Ordnung ſeyn, weil die Anſpielungen ein groſſes Licht dadurch erhalten, und man das verſchiedne Alter des Verfaſſers beſtändig dabey vor Augen hat.

Den vorhergehenden Ausgaben waren die Gedichte des Marquis de la Fare, ſeines vertrauteſten Freundes, beygefügt. Bey dieſer neuen Ausgabe aber ſind ſie weggeblieben, weil der Herr von Saint-Marc ſie eheſtens beſonders herauszugeben verſpricht; und wer ſieht nicht der Erfüllung ſeines Verſprechens mit Vergnügen entgegen?

Wien.

Von daher haben wir ſichere Nachricht, daß der gelehrte und durch ſeine Thereſiade als ein Dichter bekannte Herr von Scheyb die Peutingeriſche Charte aus der Kayſerlichen Bibliothek hat abzeichnen laſſen. Er wird ſie in Kupfer geſtochen in Jahr und Tag der Welt mittheilen. Er liefert ſie in ihrer ganzen Gröſſe, und ſie wird von dem Original in keinem Punct unterſchieden ſeyn, da in den andern Copien viel tauſend Fehler ſind. Sie iſt 21 Schuh lang, und wird auf 12 biß 14 Bogen geſtochen. Jedes Exemplar wird ohngefähr 12 Gulden koſten.

Nürnberg.

Der Herr geheime Rath von Schüz iſt willens, eine diplomatiſche Geſchichte dieſer Stadt, und überhaupt des Burggrafthums und der Burggrafen zu Nürnberg, heraus zu geben. Er hat den Titel des Werks und einen Entwurf davon aufgeſetzt. Wir liefern beydes hier, wie es uns zugeſendet worden.

Corporis Diplomatici Brandenburgici Tom. II. Worinnen das Burggrafthum Nürnberg, deſſen Urſprung, derer Burggrafen zu Nürnberg Gerechtſame, beſonders aber die in der Rudolphiniſ. Inveſtitur de Anno 1273. exprimirte und confirmirte Regalia mit hiſtoriſchen Noten und Anmerckungen nebſt actenmäſſiger Nachricht des Kayſerlichen Land-Gericht Burggrafthums Nürnberg Juriſdiction und Herkommen, ingleichen der von denen Burggrafen durch ihre ausnehmende Verdienſte von Zeit zu Zeit erworbene und von jedesmahligen Römiſchen Kayſern auf das ſolenneſte beſtätigte Zuwachs gedachten Burggrafthums, nicht weniger die von denen Burggrafen unter ſich vereinigte Pacta familiae und mit benachbarten Fürſten und Ständen errichtete Verträge und Receſſus von Conrado I. biß auf Joh. III. Burggrafen zu Nürnberg, aus denen bewährteſten Scribenten und geſicherten Urkunden, welche man mit denen Originalien genau collationirt, ausgeführet und erläutert worden von Chriſtoph Philipp Sinold genannt von Schüz, hochfürſtl. Brandenburgiſchen geheimen Rath, und vorderiſten Aſſeſſore des Kayſerl. Landgericht Burggrafthums Nürnberg.

Die Teutſchen ſind in denen älteſten Zeiten gewohnt geweſen, lieber Krieg zu führen und darinnen die gröſſeſten Helden-Thaten zu zeigen, als von ihren Geſchichten zu ſchreiben. Dahingegen haben ihre Feinde, die Römer, von der Teutſchen Tapferkeit der Nachwelt ein ohnwiderſprechliches Zeugniß hinterlaſſen, welches dieſer Nation um ſo mehr Ehre bringt, jemehr es eine bekannte Wahrheit iſt, daß das Geſtändnis eines Feindes die ſicherſte Probe von einer löbl. That ſeyn. Die wenigen Nachrichten, ſo von denen teutſchen Völkern, ihren Sitten, Gewohnheiten, und Situation derer von ihnen bewohnten Länder vorhanden ſind, haben wir mehrentheils denen Römiſ. Scribenten zu dancken, welche einmüthig geſtehen, daß die Teutſchen in allen ihren Handlungen ihr Abſehen dahin gerichtet haben, ſich von Jugend auf zu denen Kriegsübungen tüchtig zu machen, wodurch ſie auch in Stand geſezt werden, ihren Nachbahren die Spize biethen zu können. Selbſt das Clima, die harte Lebensart, die Speiſe, die Kleidung und übrige Einrichtung ihrer Rebubliquen haben genugſam zu erkennen gegeben, daß die Teutſchen zum Krieg gleichſam gebohren ſeyen, daher ſie weder Pracht noch Reichthum geachtet, dergeſtalt, daß ſie auch die guldene und ſilberne Gefäſſe, welche ihren Fürſten und Geſandten von denen ihnen benachbarten Völkern zum Geſchenk gegeben worden, in keinem ſonderlichen hohen Werth gehalten, und dadurch an Tag gelegt, daß es ihnen rühmlicher ſey, denenjenigen, die Reichthümer beſitzen, zu gebiethen, als ſich mit prächtigen Meublen zu verſehen. In Summa die Waffen waren ihr angenehmſtes Hauß-Geräth, und wann ſie auch keine Kriege geführet, ſo haben ſie jedoch dieſes vor ihre gröſte Maxime gehalten, daß eine Republique nicht glücklich ſeyn könne, wo ſelbige in Friedenszeiten nicht auch an Krieg gedenket. Unter denen beſtändigen Kriegs-Exercitien iſt nicht weniger Recht und Gerechtigkeit mitgetheilet, und ſowohl auf ihren Mahlſtätten als in Gerichten, eine natürliche und ungekünſtelte Ordnung beobachtet werden, ſo aber mehr in Gewohnheiten, als geſchriebenen Geſezen beſtanden. Ja die einmahl feſtgeſezte Gewohnheiten haben denen Teutſchen Völkern durchgehends zu einer Richtſchnur gedienet, mithin das ganze Teutſche Staats Recht überhaupt mehr auf gute Sitten und das Herkommen, als auf weitläuftige Schriften, gegründet werden. Es wird alſo der Mangel derer Nachrichten von ihren Geſchichten, und von der Einrichtung ihres Staats dem kriegeriſchen Naturel dieſer heldenmüthigen Nation zugeſchrieben.

Dieſe Einrichtung hat ſo lange gedauert, bis ſie endlich in andern Provinzien ihren Siz erwählet, worinnen einige Particular-Rechte, als Leges Salicæ, Leges Burgundiorum, Alamannorum, Saxonum, Bajuvariorum, Ripuariorum, Wiſigothorum &c. zu dem Ende beſchrieben worden, damit ihre neue Unterthanen von denen teutſchen Sitten einen Vorſchmack bekommen, und gegen allen fremden Miſchmaſch und Verwirrung ſicher geſtellt werden mögten, wie dann darinnen zu einer Regul geſezt worden, daß zu Entſcheidung derer Handlungen alleine die teutſchen Gewohnheiten dienen, die fremde Geſeze * aber verboten ſeyn ſollten. Sie haben nicht künſtliche Formeln der Rechtsgelahrheit, ſondern einen guten natürlichen Verſtand und lange Experienz in ihren Gerichten erfordert, und dahero denen alten erfahrnen Männern, woher der Nahme Grau, Grav, oder wie die Saliſche und Ripuariſchen Geſeze es benennen, Gravio entſtanden, die Entſcheidung derer Rechtshändel überlaſſen, und ihnen groſſe Autoritæt eingeräumt, ſo daß auch in folgenden Zeiten einige Grafen geweſen, die denen Herzogen faſt gleich kommen, ſich auch wohl Duces benennet haben. Sehen wir auf das graue Alterthum zurük, ſo findet man hier den Urſprung ſolcher Rechte, welche ſich nach dem teutſchen Genie in den folgenden Zeiten guten theils erhalten haben. Die teutſche Nation beſtunde in denen zwey erſtern Seculis nach Chriſti Geburth in ſehr vielen kleinen Staaten, wobey oben benannte Grafen, ſo der Römiſche Geſchichtſchreiber Tacitus Comites nennet, groſſes Anſehen hatten. In dem dritten Jahrhundert entſtunden die groſſen Bündniſſe der Allemannen, Sachſen, Franken und Gothen, und wurde in dieſem Seculo ſo wohl, als in dem vierten der Teutſchen Staat und deſſen Recht in eine beſſere Form gebracht. In dem fünften Jahrhundert fing das Fränkiſche Reich an, das in dem darauf folgenden ſechſten Seculo den anſehnlichſten Theil Teutſchlands mit ſich verbunden, welches in dem ſiebenden und achten Seculo ſich dergeſtalt vergröſſert, daß ganz Teutſchland in den Begrif des Fränkiſchen Reichs gebracht, und als deſſen Haupt-Provinz anzuſehen war. Endlich wurde durch die Verduniſchen Verträge die teutſche Nation zu einem eigenen Reich gemacht, ſo im zehenten Seculo die Herrſchaft über Rom und Italien behauptete, und ſodann das wahre teutſche Römiſche Reich genennet werden konnte, von welcher Zeit auch der wichtigſte Periodus unſerer teutſchen Staatsrechte den Anfang genommen, und haben ſowohl in dieſem, als folgendem eilften Seculo, die in Franken, Schwaben, Bayern, Thüringen, Sachſen und Lothringen, beſtandene Völker ſich theils getren-

---

* „Die Worte in Leg. Wiſigoth. L. II. & I. c. 9. ſind zu ſchön, als daß ich ſie hier nicht
„herſezen ſollte: Nolumus ſive Romanis Legibus ſive alienis inſtitutionibus amplius con-
„vexari. Es iſt Schade, daß der Teutſchen Nachkommen es nicht gehalten. Indeſſen ge-
„ben doch die weiſe Anſtalten Ihro Königl. Majeſtät von Preuſſen, des jezt ſo glückl. und
„löbl. regierenden Brandenburgiſchen Salomons, denen übrigen Ständen des teutſchen Reichs
„ein gutes Exempel in Reformirung derer Gerichte.

getrennet, theils verändert, theils in neue Verfaſſung geſetzet, woraus endlich die Churſtaaten, Fürſtenthümer und Grafſchaften entſtanden, von welcher Zeit wir auch die Marggrafen und die Burggrafen in denen Diplomatibus angeführet finden. Unter denen letztern ſind die Herren Burggrafen von Nürnberg, aus dem uralten Zollerischen Hauß, begriffen, wovon das bis auf den höchſten Gipfel der Ehren geſtiegene Königliche Chur- und Hochfürſtliche Hauß Brandenburg den Urſprung hat. Was Burgen, Burgum, Burgward, eine Burg ehe dem bedeutet, iſt in der Hiſtorie eine bekannte Sache, denn da vormahls Teutſchland keine Städte gehabt, und deßwegen Veſte und Burgen erbauet werden, welche ganze Diſtricte vor denen feindlichen Anfällen, beſonders derer Hunnen, beſchützet, wurden in erſtgedachte Veſten Burggrafen geſetzt, die in denenſelben reſidiret, und überhaupt in dieſen Burgen, deren Bezircken, und denen nach und nach dabey angebauten Städten die Juriſdiction exercirt, die Kayſerliche Regalia ausgeübt, und auf die Policey genau achtung gegeben.

Beſonders waren die Herren Burggrafen zu Nürnberg in groſſem Anſehen, als welche in der Burg und der Stadt Nürnberg vor die gemeine Ruh beſorgt waren, und dieſelbe beſchützet, in denen öffentlichen Gerichten das Gouvernement geführet, und ſtatt des Kayſers in politicis eine ohnumſchränkte Macht exerciret, manche anſehnliche Jura geübt, und unter andern ihren Officialen bey dem Reichs-Schultheiſſen-Amt als Præſidem beſtändig ſitzen gehabt, auch in der Stadt ſelbſten über alle peinliche und bürgerliche Fälle gerichtet, nebſt dem auch das Kayſerliche Landgericht ſchon vor undenkliche Zeiten her gehalten, und ſelbiges ſo wohl als oben beſchriebene Jura, vor und nach dem bekannten Interregno zu Lehen getragen, und ſolches in und auſſer der Stadt Nürnberg in dem Burggrafthum fort geübt. Wie denn auch dieſes ganzen Burggrafthums Herrlichkeiten, Lehen, Landgericht, Gleit auswendig der Stadt Zölle, Wildbahn und dergleichen Gerechtſame in dem von dem Herrn Burggrafen Anno 1427 an die Stadt geſchehenen Verkauf der Burg und des Walds expreſſe vorbehalten und reſerviret worden.

Da ich mir nun vorgenommen, von dem Königl. Chur und Hochfürſtl. Hauß Brandenburg einen Diplomatiſchen Stammbaum, das iſt, eine mit Diplomatibus verſehene Hiſtoriam Brandenburgicam unterthänigſt vorzulegen, welche denen Durchlauchtigſten Herrn Marggrafen in Dero Hochfürſtl. Cabineten als ein compendieuſes Archiv dienen kan, ſo gehet meine Einrichtung dahin, daß bey jeden derer Durchlauchtigſten Vorfahren durch die in dem Stammbaum angezeigte Nummern mit Diplomatibus ausgeführt erſehen werden könne:

Erſtlich die Zeit wann jeder von dero Durchleuchtigſten Vorfahren gelebt und was er vor *Jura* beſeſſen, deßwegen auch die jedesmahlige Lehenbriefe beygelegt worden, wobey in den neuen Zeiten *Extracte* aus denen vorhandenen Lebensbeſchreibungen derer Königl. Chur- und Hochfürſtl. Perſohnen anzutreffen ſind.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Hamburg.

Der Königlichen Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften Abhandlungen, aus der Naturlehre, Haushaltungskunſt, und Mechanik, auf das Jahr 1742. Aus dem Schwediſchen überſetzt von Abraham Gotthelf Käſtner, *Math. P. P. E.* der Königl. Preuſſ. Akad. der Wiſſenſchaften, des bononienſiſchen *Inſtituti & Ac. Scient.* Mitglied, der philoſ. Facult. zu Leipzig Beyſitzer, Mitglied der Leipziger zigter und Jenaiſchen deutſchen Geſellſchaften. Vierter Band. Mit K. P. C. S. Fr. bey Georg Chriſtian Grund, und in Leipzig bey Adam Heinrich Holle, 1750. In groß Oct. 1 Alph.

Die Königliche Schwediſche Akademie der Wiſſenſchaften redet und ſchreibt in ihrer Mutterſprache, trotz denen, welche lieber ein gut Theil weniger wiſſen, als eine fremde Sprache lernen wollen. Sie hat recht; denn es iſt nun einmal ausgemacht, wer gelehrt werden will, der muß Sprachen lernen. So ſchulfüchſiſch manchem gelehrten Marquis dieſer Grundſatz auch vorkommen mag, ſo beſtraft doch täglich die Schande, unendliche Fehler zu begehen, welche gar nicht grammatikaliſch ſind, die Verachtung fremder Sprachen. Will man lernen, ſo viel einem nicht göttlichen Verſtande möglich iſt, zu lernen, ſo muß man ſo unverdroſſen ſeyn, wie der Herr Prof. Käſtner, welcher, um einer jeden neuen Wahrheit willen, eine jede ihm noch unbekannte Sprache lernen würde. Vielleicht liegt in ſeiner eigenen Wißbegierde der einzige Grund, warum er Schwediſch gelernet hat. Indeſſen gewinnt doch die Lehrbegierde ſeiner Landesleute am meiſten dabey, weil ſie, ohne ſich eben dieſe Mühe zu geben, die artigen und nützlichen Aufſätze der Königl. Schwed. Akademie der Wiſſenſchaften leſen können. Er hat nun bereits den dritten und vierten Band dieſer Abhandlungen geliefert, und den Inhalt des letztern wollen wir itzo kürzlich anzeigen.

Im Jenner, Hornung und März iſt folgendes enthalten. 1) **Drake** von dem Nutzen der krummen Linien. Der Nutzen der krummen Linien iſt unſtreitig: aber wenn man, wie Herr **Drake**, die Wirklichkeit Gottes daraus beweiſen will, ſo erſtreckt man dieſen Nutzen wohl zu weit. 2) Beſchaffenheit der Waſſerthongruben in England, von **Triewald**. 3) **Celſius** Beobachtungen der Witterung in Upſal, im J. 1741. 4) **Tilas**, von Baumwurzeln, welche in eine feine Erde verwandelt worden. 5) Ein ſeltſamer Schwamm, welcher in Smoland bey Werid 1740 gefunden worden; von **D. Rothmann**. Es iſt eine Art Phallus, und hat faſt die völlige Geſtalt des männlichen Glieds. Im verwichenen Jahr ward dergleichen auch in Berlin in einem Garten gefunden. 6) Färbekräuter in Gothland und Oeland, von **Linnäus**. 7) Abwartung der Wieſen um Fahlun, von **Nordäus**. 8) Eben dergleichen von **Cotta Triwen**. 9) **Tilas** von einem Donnerſchlage. Dieſe Erfahrung widerlegt den Herrn Maffei gänzlich, welcher behauptet, alle Blitze kämen aus der Erde. 10) Beſchreibung einer Art Grasraupen in Helſingland 1741, von **Abrah. Beck**. 11) Eben dergleichen um Upſal, von **Mart. Strömer**. 12) Vom Gebrauch der Decimalabtheilung, von **Jac. Faggot**. Wer viel mit Rechnungen zu thun hat, der wird den Nutzen der Decimalabtheilungen bey Gewichten, Maßen und Gelde gar deutlich ſpüren. 13) Theoretiſche Ausrechnungen vom Schießgewehr, von **Polhem**. Seine Hauptabſicht geht dahin, zu zeigen, wie das Schießgewehr zu verfertigen iſt, damit es beym Abfeuern nicht in die Höh prelle und die Kugel nicht einen allzu krummen Weg nehme. 14) **Nordenbergs** neues Abwägungswerkzeug. 15) **Brelins** neue Handmühle. 16) Eben deſſelben neue Brauerrichtungen. 17) **Salbergs** Kütt zu Gewölben. 18) Auszug aus Herrn **Elvius** Abhandlung der Werke, die vom Waſſer getrieben werden.

Im April, May und Brachmonat iſt folgendes. 1) **Scheldon** vom Mittelpunct der Schwere in einem Schiffe. 2) Seife vom Farnkraut, von **Triewald**. 3) **Linnäus** Anmerkungen über die ſchöne Amaryllis. Es iſt der ſonſt ſogenannte und in einigen Berliniſchen Gärten genugſam bekannte Lilionarciſſus, welche Blume in der That an Schönheit des Glanzes wenige ihres gleichen hat. 4)

Cotta

Lotta Triwen, von Abwartung des nordlichen Korns. 5) Verſuchte Art, im Frühjahre Winterroggen unter dem Korne auszuſäen; aus einem Briefe an die Königl. Akademie. Dieſen Brief muß ein neu angehender Schwediſcher Pächter geſchrieben haben, welcher noch nicht gewußt hat, daß jeder Rocken, (oder vielmehr Roggen, denn dieſer verhält ſich zu jenem, wie *Secale* zu *Colum*) welcher im Herbſt geſäet worden, Winterkorn, und jeder Roggen, welcher im Frühlinge geſäet worden, Sommerkorn iſt; ob uns gleich bekannt iſt, daß noch viele Deutſche Landleute der entgegen geſetzten irrigen Meynung ſind. Sonſt müſſen wir auch geſtehen, daß uns der Unterſchied, welcher hier zwiſchen Korn und Roggen gemacht wird, neu vorkömmt. Dieſe neue Entdeckung hat indeſſen doch der Akademie ſo wichtig geſchienen, daß 6) Cederhielm und 7) Triewald eben dergleichen Verſuche beſchreiben. Die Schwediſche Himmelsgegend kann vielleicht im Wachsthum des Korns einen gröſſern Unterſchied machen; im Korn ſelbſt aber nicht. 8) Polhem vom Nutzen der krummen Linien in der Mechanik. 9) Vom Nutzen des Katzenſchwanzes für die Schweine. Es iſt nicht das Equiſetum, welches man an einigen Orten Katzenzahl nennet, ſondern eine Seepflanze, mit deren Wurzeln Herr Wallner die Schweine zu futtern räth. Er hätte wohl gethan, wenn er den botaniſchen Namen dazu geſetzt hätte. 10) Polhem, vom Schwungrade. 11) Nordenberg, wie der Holländiſche Käſe gemacht wird. 12) Tiſelius von Hammerſchmidesheerd. 13) Zuſatz zu Elvius Beweiſe von geradlinichten in einem Kreis beſchriebenen Figuren. 14) Tiſelius von Mühl- und Hammerwerksdämmen. 15) Linnäus, vom Saltingskraut. Es iſt das bekannte Triglochin, welches, wegen ſeines Salzes, dem Vieh geſund ſeyn ſoll. 16) Polhems Anmerkungen über die Probeſchüſſe in der Artillerieſchule, la Fere, in Frankreich. 17) Wie man Vieh mit dem Rennthiermooſe futtern kann.

Im Heumonat, Auguſtmonat und Herbſtmonat iſt folgendes enthalten. 1) Polhem, vom Rad und Getriebe. 2) Celſius, von zween beſtändigen Graden auf dem Thermometer. 3) Spöring, von einem beſondern Knochengewächſe in einem Auge. 4) Iproclius, vom Salz in Oſtbothnien. 5) Wohlgemeynt, von Wegſchaffung der Maulwurfshügel auf den Feldern. 6) Linnäus, Beſchreibung des Schwediſchen Heuſamens. 7) Tilas, von Handebols Topfſteinbruche. 8) Linnäus, Beſchreibung einer Art Oſtindiſcher Erbſen, die beym Stein dienlich ſind, vom Herrn Admiral Ankarkrona eingegeben. 9) Von Befeſtigung der Bretter auf allerley Arten von Dächern. 10) Celſius, von einem ungewöhnlichen Regenbogen. Er iſt dreyfach und der oberſte mit den beyden unterſten nicht concentriſch geweſen. Celſius glaubt, der oberſte ſey durch den Wiederſchein von einem gegen über befindlichen ſpiegelglatten See entſtanden. 11) Beſchreibung einer Maſchine, Leimen zu kneten, von Triewald. 12) Malmer, von Perlmuſcheln und Perlenfiſchereyen. Er hält die Perlen in den Muſcheln für ſolche Gewächſe, wie die Krebsſteine in den Krebſen. 13) Iproclius, von den Perlenfiſchereyen in Oſtbothnien. 14) Von den Perlenfiſchereyen in der Herrſchaft Saſmola, und Biörneborgs Lehn.

Der Weinmonat, Wintermonat und Chriſtmonat endlich enthalten: 1) Polhem von Kellern. Man hat hier die ganzen Anfangsgründe der Kellerbauwiſſenſchaft. 2) Länge der Inſel Bourbon, von Celſius beſtimmt. Er hat in Upſal 1740 den 6. Aug. den Eintritt des erſten Jupiterstrabanten zu eben der Zeit beobachtet, da er auf dieſer Inſel iſt beobachtet worden, und daraus den Unterſchied der Mittagszirkel 2 St. 30 M. 12 Sec. und alſo gefun-

den,

ger befunden, als man ihn biſher angegeben. 3) Salberg, wie Holzgebäude durch Vitriol vor dem Verrotten zu verwahren ſind. 4) Schulzens Gedanken, wie dem Feldbau durch Sammlung des Düngers in Städten aufzuhelfen. 5) Spörings Bericht von einem plötzlichen Tode und deſſen Urſache. 6) Jyroclin, von den ſchädlichen Froſtnächten in Oſtbothnien. 7) Ehrenſwerd, von rechter Form der Mörſer. 8) Elvius, von einem Kran (eine Art von Hebzeugen.) 9) Linnäus, von den Urſachen der fallenden Sucht in Schonen und Wermeland. 10) Menander vom gehackten Rinden- und Miſchbrod. Hierbey meldet die Akademie, daß in Schweden die Americaniſchen Potatoes, welche, wie bekannt, ein nährendes und wohlſchmeckendes Brod geben, gut fortkommen. Nach dieſem folgt eben deſſelben Bericht vom Brennland und Moraſtland in Finnland. 11) Wrede, von eben dieſer letztern Materie. 12) Weſtbecks Verbeſſerung und Nutzen der Säemaſchine. 13) Andenken des Herrn Beyſitzers Johann Moräus. Er war Stadtarzt in Fahlun, und hat eine Abhandlung vom Gift des Aconiti und eine von Abwartung der Fahluniſchen Wieſen in dieſen Sammlungen hinterlaſſen.

Dieſe Ueberſetzung bekömmt durch die gelehrten und nützlichen Anmerkungen des Hrn. Prof. Käſtners vor der Urſchrift einen beſondern Werth.

Altenburg.

Neue Bibliothek. Erſtes Stück, bey Paul Emanuel Richter. 1751. In 8. 6 Bogen.

An dieſer mit Recenſionen angefüllten Monatſchrift hat es eben noch gefehlt. Wer itzo dergleichen Unternehmen wagen will, der muß gewiß mit Hülfsmitteln verſehen ſeyn, welche daſſelbe wichtig und beliebet machen können. Wem iſt wohl itzo an Recenſionen kleiner, alter, und zum Theil geringer Schriften, z. E. von Stemlers Anzugspredigt in Altenburg, von Sherloks Hirtenbrief, welchen man in ſo vielen Zeitungen geleſen, von dem *Short account of his Majeſty's late Journey to Goettingen*, von Stiebritzen Erläuterung der Wolfiſchen Logik, von des Herrn Freytags Rhinoceros &c. von Schellhafers Gedichten etc. was gelegen? Der Gegenſtand dieſer Monatſchrift ſoll hauptſächlich die Gottesgelahrtheit und die Weltweisheit ſeyn. Wir wünſchen dem Herrn Verfaſſer zu ſeinem Vorhaben beſſere ſowohl äuſerliche als innerliche Hülfsmittel. Der Verleger hat es übrigens an Sauberkeit des Drucks und Pappiers gar nicht fehlen laſſen.

Leipzig.

Der Herr Prof. Gottſched hat ſeinen neuen **Bücherſaal der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte** mit dem 10ten Bande, wovon jeder 6 Stück von 6 Bogen in 8. enthält, geſchloſſen, zugleich aber auch eine neue faſt eben ſo beſchaffne Monatſchrift angekündiget, welche den Titel führen wird: **Das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit.** Jedes Stück wird mit einem Kupferſtiche gezieret ſeyn. In dem letzten Stück des neuen Bücherſaals iſt des Herrn von Maupertuis *Eſſay de Philoſophie morale* mit vielen Lobeserhebungen recenſirt.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Groß-Glogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

10.

…QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 5. Märtz 1751.

Berlin.

Joh. Gottſchalk Wallerius, der Weltweiſheit und Arzneykunſt Doctors auf der Königl. Schwediſchen Akademie zu Upſala, der mediciniſchen Facultät Adjuncti, der römiſchen Kayſerlichen Akademie der Naturforſcher, auch des Königl. medicin. Collegii zu Stockholm Mitgliedes, Hydrologie, oder Waſſerreich, von ihm eingetheilet und beſchrieben: nebſt einer Anleitung zur Anſtellung der Waſſerproben: wie auch deſſen Gedanken vom Dännemarks-Geſundbrunnen. Ins Deutſche überſetzt von Johann Daniel Denſo, Königl. Profeſſore am Collegio Gröningiano zu Stargard in Pommern, Conrectore an der Stadtſchule, der Königl. Deutſchen Geſellſchaft zu Königsb. auch der zu Leipzig Mitgliede. Mit allergnädigſten Freyheiten. Verlegts Chriſtoph Gottlieb Nicolai, 1751. In Oct. 15½ Bogen und 1 Kupfer.

Bisher hat man ſich immer noch mit 3 Reichen der Natur beholfen, und nur die Thiere, die Pflanzen und die Steine in Claſſen, Ordnungen und Geſchlechter eingetheilet; vielleicht darum, weil man das Waſſer und die Luft immer ſich gleich befunden und man ſie in keine Abtheilungen hätte bringen können. Aber wer das Waſſer nur auch mit den Augen allein aufmerkſam betrachtet, der findet einen merklichen Unterſchied zwiſchen Waſſer und Waſſer, und es zeigen ſich noch größere und mehrere Verſchiedenheiten, wenn man die andern Sinne zu Hülfe nimmt. Es iſt wahr, dieſer Unterſchied beſteht bloß in einer Vermiſchung des ſich ſelbſt allezeit ähnlichen Waſſers mit andern flüſſigen oder mit feſten Körpern, ingleichen in der Figur, unterſchiedenen Flüſſigkeit, Härte u. ſ. w. Wenn aber dieſes alles keinen Grund zur Eintheilung abgeben kann, ſo müßte man in dem mineraliſchen Reiche auch ſehr wenig Eintheilungen gemacht haben. Einen mit Fahlerzt oder Weißgüldenerzt vermiſchten Spath legt man in einer Sammlung unter die Silberſtuffen; ein ander Stück Spath, welches güldiſch iſt, unter die Goldſtuffen. Ein Pappenheimiſcher Fiſchſchiefer wird zu den Verſteinerungen, ein Mannsfeldiſcher unter die Kupfererzte gelegt. Beyde ſind Schiefer: aber der eine hält Kupfer, der andere nichts. Warum ſoll man alſo nicht unter dem Pyrmonter Brunnenwaſſer und dem Spreewaſſer einen Unterſchied machen? Geben nicht Farbe und Geſchmack zugleich, daß ſie beyde ſo ſehr von einander unterſchieden ſind, als ein Pappenheimiſcher und ein Mannsfeldiſcher Fiſchſchiefer? Der heiligen Zahl Drey ſcheinet zwar durch dieſe Vermehrung der Reiche der Natur ein Theil der Hochachtung, auf welche ſie ein längſt verjährtes Recht hat, entzogen zu werden: vielleicht bringt man aber mit der Zeit 3 mal 3 Reiche der Natur heraus, und das wäre ja noch was heiligers.

Herr Wallerius, welcher ſich durch ſein Mineralreich vielen Beyfall erworben, hat es alſo gewagt, eine Rebellion in der Natur anzuſtiften und ein neues Reich darinnen aufzurichten. Es iſt das Waſſerreich, und man kann aus folgendem Hauptentwurf deſſelben ſehen, aus was für einem Geſichtspunct er daſſelbe betrachtet hat.

	Claſſen.	Ordnungen.	Geſchlechter.	
Das Waſſer iſt ſehr unterſchieden, und es findet ſich	I. Allgemeines ſüſſes Waſſer, welches iſt	I. Luftwaſſer, das aus der Luft kommet, und gefunden wird	Fließendes Luftwaſſer	I
			Gefrornes Luftwaſſer	II
		II. Erdwaſſer, welches beſtändig auf dem Erdballe bemerket wird.	Rinnendes Erdwaſſer	III
			Stehendes Erdwaſſer	IV
			Seewaſſer	V
			Eis	VI
	II. Mineralwaſſer, davon man findet	I. Kaltes Mineralwaſſer, der Kälte gleich, die in der Luft gefunden wird.	Spirituöſes Mineralwaſſer	VII
			Grobes Mineralwaſſer	VIII
			Sauerbrunnenwaſſer	IX
		II. Warmes Mineralwaſſer von größerer Wärme, als in der Luft wahrgenommen wird.	Feine Bäder	X
			Grobe Bäder	XI

Dieſer ſyſtematiſchen Beſchreibung des Waſſerreichs hat der Herr Verfaſſer noch einen Anhang von allerley andern natürlichen und künſtlichen Säften beygefüget, und zwar folgende

Ordnun-

	Ordnungen.	Geſchlechter.	
Säfte, welche ihren Urſprung aus den drey andern Reichen der Natur haben.	I. Natürl. Säfte, welche die Natur ſelbſt hinterläßt.	Natürliche Säfte von Mineralien	I
		Natürl. Säfte von Pflanzen	II
		Natürl. Säfte von Thieren	III
	II. Künſtliche Säfte, die durch Kunſt ausgearbeitet werden.	Diſtillirte Waſſer	IV
		Oele	V
		Kunſtgeiſter	VI
		Extracte	VII
		Flüßigkeiten	VIII

In der Vorbereitung giebt Herr Wallerius einen Begriff von den 4 Reichen der Natur und kömmt endlich auf ſein vorhabendes Waſſerreich. Er nennt das Waſſer einen vermiſchten Körper, der ſtets vermindert wird. Was er durch vermiſcht hier verſteht, erkläret er vorher. Sonſt giebt er auch folgende Kennzeichen des Waſſers an, daß es nämlich fließend, feucht und durchſichtig iſt. Daß es, den andern natürlichen Körpern zuwider, ſtets vermindert werde, beweiſt er daraus, daß es faulet und eine reine Erde daraus entſtehet; daß, wenn man es diſtilliret, ſich auf dem Boden des Kolben eine erdene Rinde ſammlet; daß beym Ziegelbrennen aus Leimen und Sand mit Waſſer vermiſcht kein feſter Körper entſtehen könnte, wenn nicht das Waſſer die Anziehungskraft vergrößerte und in zurückbleibende Erde verwandelt würde; daß edle und unedle Steine, Quarze, Cryſtalle etc. aus Waſſer erzeugt werden; daß, wenn man 2 Theile Waſſer mit einem Theil Sal mirabile Glauberi vermiſcht, ſich das Waſſer in Salz, welches allemal eine Erde bey ſich hat, verwandelt; daß man ſo viel ausgetrocknete Sümpfe und Seen findet; daß die Mineralien, Pflanzen und Thiere beſtändig wachſen und zunehmen, wozu ſie die Nahrung von nichts, als von dem Waſſer, bekommen können.

Vielleicht werden manche dem Herrn Prof. hierauf antworten, daß, da täglich ſo viel Pflanzen, Thiere und Mineralien in ihre Beſtandtheile, und alſo auch zum Theil in Waſſer, aufgelöſet werden, das Waſſer hierdurch alles das allmählich wiederbekömmt, was es vorher, gleichfalls nur allmählich, unter die übrigen 3 Reiche der Natur ausgetheilet hatte.

Die Ordnung des Herrn Verf. iſt dieſe, daß er jedem Geſchlechte ſeine Arten unterordnet und ſeinen Leſern von den Claſſen, Ordnungen, Geſchlechtern und Arten einen deutlichen, zuweilen auch bloß klaren Begriff, beybringt. Die überall beygefügten Anmerkungen ſind wohl das beträchtlichſte. Wir wollen nur eine davon anführen. Unter die Arten des wetterwendiſchen Seewaſſers rechnet er das wechſelsweiſe einen Laut von ſich gebende und wunderliche Figuren zeigende Seewaſſer, dergleichen der Wätterſee in Schweden iſt. Dieſe von aufſteigenden und ſich etwas verdickenden Dämpfen u. Dünſten ſich bildende Geſtalten ſind die, welche man Waſſernixen, Seeweiber und dergleichen zu nennen pflegt. Den Knall, den das Waſſer von ſich giebt, wenn die Waſſerblaſen ſpringen, nennet man Waſſerknall, oder Waſſerſchuß.

Die ſchöne Beſchreibung des ſehr heilſamen Dännemarks Geſundbrunnens hat zu Ende des Werks billig ihren Platz gefunden.

Der gelehrte Herr Prof. Denſo hat ſich durch dieſe wohlgerathene Ueberſetzung abermals um die Naturlehre ſehr verdient gemacht. In der Vorrede giebt er einen Entwurf von einem unter Händen habenden Feuerreich, zu deſſen Ausführung wir ihm nebſt einem willigen Verleger Glück wünſchen.

* * *

Die Zeit iſt nunmehr gekommen, da der Herr Abt de la Caille auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und mit ihm alle Aſtronomen in Europa die entworfenen Beobachtungen der Parallaxen des Monds und der Sonne anfangen. Wir haben die Nachricht an die Aſtronomen, welche der Herr de la Caille ihnen in Europa hinterlaſſen hat, in unſern Blättern überſetzt mitgetheilet. Seit dem hat auch der Herr de l'Isle ein Circularſchreiben an alle Aſtronomen in Europa ausgehen laſſen, deſſen Ueberſetzung hier billig auch ihren Platz verdienet. Da es hier von Paris aus noch nicht angekommen, ſo haben wir es aus einer Abſchrift überſetzt, welche uns der Herr Prof. Boſe in Wittenberg, dem es von dem Herrn de l'Isle zugeſchickt, und ihm ſowohl von ihm, als auch von den Herren Bouguer und Reaumur aufs beſte empfohlen worden, gütigſt mitgetheilet hat. Er hat es, aus genugſam bekannten Urſachen, nicht gewagt, dieſes Circularſchreiben in Wittenberg herauszugeben. In Berlin druckt man ſolche Sachen mit Vergnügen. Hier iſt das Schreiben.

Paris, den 29 Jun. 1751.

Mein Herr,

Ich überſende Ihnen die Nachricht an die Aſtronomen, welche der Herr de la Caille in der Abſicht hat drucken laſſen, übereinſtimmende Beobachtungen zu denjenigen zu erhalten, welche er auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wohin er abgereiſet iſt, für die Parallaxe des Monds und andere zur Vollkommenheit der Aſtronomie überaus nützliche Unterſuchungen, anſtellen wird. Die vornehmſten Beobachtungen, zu welchen man die übereinſtimmenden wünſchet, ſind die Beobachtungen der Unterſchiede der Abweichung der Mondsränder und der Sterne, welche ſeinem Parallelzirkel am nächſten kommen, und welche der Herr de la Caille in ſeiner Nachricht angemerket hat. Um deswillen darf man nur die Mittagshöhen des Monds und dieſer Sterne beobachten, und zwar mit möglichſter Sorgfalt und mit den größten Inſtrumenten, welche man dazu brauchen kann, damit man den ſcheinbaren Unterſchied ihrer Abweichung im Mittagszirkel, wo möglich, faſt auf eine oder 2 Secunden bekommt. Sie dürfen ſich wegen Ihrer Entfernung von dem Mittagszirkel des Vorgebirges der guten Hoffnung oder von denen Oertern in Europa, wo man eben dergleichen Beobachtungen machen wird, keine Sorge machen. Wenn dieſe übereinſtimmende Beobachtungen alle in den den Oertern eigenen Mittagszirkeln angeſtellet werden, ſo wird man die Beobachtungen genau auf einander reduciren können, wenn man ihre Unterſchiede der Mittagszirkel in Betrachtung ziehet und vorher den Mittagszirkel des Vorgebirges der guten Hoffnung genau wiſſen wird. Es wird bloß nöthig ſeyn, daß jeder, der ſeine Beobachtungen, welche er in dem Mittagszirkel ſeines Orts macht, genau die Augenblicke bemerke, wenn der Mond und die Fixſterne, mit welchen man ihn wird vergleichen wollen, durch den Mittagszirkel gehen. Was die Breite oder Polhöhe der Oerter, wo dieſe Beobachtungen werden angeſtellt werden, anlangt, ſo iſt es zwar gut, wenn ſie ſo nordlich, als möglich, ſind, weil man, wenn man ſie mit der ſüdlichen Breite des Vorgebirges der guten Hoffnung vergleicht, daraus die abſolute Parallaxe bekömmt: es wird aber doch auch eben ſo nützlich ſeyn, wenn man eben dergleichen Beobachtungen an den ſüdlichſten Oertern in Europa anſtellet, damit man die Zwiſchenbeobachtungen zwiſchen denen Beobachtungen erhalte, welche auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und an den nordlichſten Oertern werden angeſtellet werden.

Dieſe Zwiſchenbeobachtungen werden nicht nur dienen, die Parallaxe des Monds zu bekräftigen, welche man aus den an den äuſerſten Oertern gemachten Beobachtungen herleiten wird, ſondern auch die Figur der Erde feſt zuſetzen, welche bekannt ſeyn, oder als bekannt vorausgeſetzt werden muß, wenn man aus den vorgeſchlagenen Beobachtungen die Gröſſe der einem jedem Orte zukommenden Parallaxen recht genau will beſtimmen können. Der Unterſchied der Parallaxen, welchen einerley Beobachtungen, bey verſchiedenen Figuren der Erde, geben würden, iſt ſo groß, daß die, welche ihn unterſuchen und berechnen werden, wie ich gethan habe*, urtheilen werden, daß es durchaus nöthig iſt, darauf Acht zu haben, damit man an jedem Ort die ihm zukommende Parallaxe mit derjenigen Richtigkeit beſtimmen könne, welche itzo die Aſtronomie verlangt.

Das übrige folgt nächſtens.

* Da der Herr de l'Isle dieſe Berechnung ſelbſt nicht anführet, ſo wollen wir ſie hier beyfügen.

Wenn die Horizontalparallaxe des Monds unter dem Aequator β iſt, und man ſetzt die Breite eines jeden andern Orts, wo der Mond beobachtet wird, $= \varphi$, den Unterſchied des Halbmeſſers des Aequators und der halben Axe der Erde $= n$, ſo wird an dieſem Ort die Horizontalparallaxe des Monds ſeyn $= \frac{\beta}{1+n}(1 + n\,\text{coſ}\varphi.\,\text{coſ}\varphi + {}_4\,nn\,\text{ſin}\varphi.\,\text{ſin}\varphi.\,\text{coſ}\varphi.\,\text{coſ}\varphi)$. Hat man auf dieſe Art die Horizontalparallaxe des Monds beſtimmt, welche ich π nennen will, ſo daß $\pi = \frac{\beta}{1+n}(1 + n\,\text{coſ}\varphi.\,\text{coſ}\varphi + {}_4\,nn\,\text{ſin}\varphi.\,\text{ſin}\varphi.\,\text{coſ}\varphi.\,\text{coſ}\varphi.)$ ſo ſetze man den Winkel, den der Halbmeſſer der Erde mit der Mittagslinie an dem Ort, da man beobachtet, macht, $= \Phi$, die beobachtete Höhe des Monds $= h$, ſein beobachtetes Azimuth von dem ſüdlichen Punct der Mittagslinie an gerechnet $= \alpha$, ſo wird der Sinus der Höhenparallaxe des Monds daſelbſt ſeyn $= \pi\left(\text{coſ}\,h - \frac{\text{ſin}\,h\ \text{coſ}\,\alpha}{\text{tang.}\,\Phi} + \frac{\text{ſin}\,h.\ \text{coſ}\,h}{6\,\text{ſin}\,\Phi\ \text{ſin}\,\Phi}\right)$ folglich die Parallaxe für die Mittagshöhen $= \pi\left(\text{coſ}\,h - \frac{\text{ſin}\,h}{\text{tang}\,\Phi} + \frac{\text{ſin}\,h\ \text{coſ}\,h.}{6\,\text{ſin}\,\Phi\ \text{ſin}\,\Phi}\right)$

Der Winkel Φ wird aus folgender Formel berechnet: $\text{ſin}\,\Phi = 1 - 2nn\,\text{ſin}\varphi.\,\text{ſin}\varphi.\,\text{coſ}\varphi.\,\text{coſ}\varphi - 2nnn\,\text{ſin}\varphi\,\text{ſin}\varphi\,\text{coſ}\varphi\,\text{coſ}\varphi\,(1 - 4\,\text{coſ}\varphi\,\text{coſ}\varphi.)$ &c. Siehe den lat. aſtr. Kalender für Berlin aufs Jahr 1751.

Paris.

Die Franzöſiſche Akademie wird künftigen 25. Aug. 2 Preiſe der Beredſamkeit und 1 Preiß der Poeſie austheilen. Die Materien zum Preiß der Beredſamkeit werden ſeyn: **Die Nachſicht und Gelindigkeit gegen anderer ihre Fehler, nach den Worten Pauli: Die Liebe duldet alles, und die von Ludwig XIV. den militariſchen Verdienſten bewilligte und von Ludwig XV vermehrte Ehre.** Der Materie zum Preiß der Poeſie wird ſeyn: **Die Neigung zum Spiel.**

Beſchluß des letzt abgebrochenen Artikels von Nürnberg.

Zweitens was jedesmahliger **Durchlauchtigſter Regent von** *Agnyen* **gemacht.**

Drittens was bey derſelben Lebzeiten vor *petite famille* und

Viertens mit denen benachbarten vor

Bünd-

Bündniße, Receſſus und Verträge errichtet worden. Was ferner

Fünftens oben angeführte Durchleuchtigſte Vorfahren zu der Zeit, da noch keine Münzen geſchlagen worden, vor Siegel geführt, und endlich

Sechſtens Nachdeme der Anfang zum Münzen gemacht worden, was jeder von höchſt denenſelben vor Münzen ſchlagen laſſen.

Thuanus und Leibniz erfordern in ihren ſchönen Præfationen von einem Hiſtorico vornehmlich 2 Stücke, Aufrichtigkeit und Wahrheit; ſolche können nicht beſſer dargethan werden, als durch ächte Diplomata.

Da ich mir nun vorgeſezt, dieſer groſen Männer Lehre genau zu beobachten, ſo habe mich gehütet, daß keine Fabel zum Vorſchein gekommen, ich bin vielmehr dahin bedacht geweſen, wie meine Samlung aus alten und um dieſelbige Zeit gelebten Scribenten, und vorhandenen wahren Urkunden gefertiget werde; Dahero meinen Diplomatiſchen Stammbaum von Conrado, Burggrafen zu Nürnberg, ſo von Anno 1163 an, in denen Scriptoribus zu finden und aus dem Hochgräflichen Zolleriſchen Hauß entſproſſen iſt, den Anfang gemacht. Ich habe mir auch durch Conjecturen die Hand nicht führen laſſen, noch mich in unnöthige Dispute und Pedantiſches Gezänk gemiſcht, ſonſt würde ich mit dem erträumten Urſprung des Zolleriſchen Hauſes, von der Columneſer Familien, und der Nürnbergiſchen erdichteten groſen Landvogthey, welche die Stadt Nürnberg aus einem ſchlechten Pergamenten Buch erweiſen, und ganze Fürſtliche Territoria, auch Reichsſtädte, als Weiſſenburg, Nördlingen, Dinkelſpiel, unter gedachte Landvogthey ziehen will, lange aufhalten können.

Wahrheit, Natur * und Aufrichtigkeit, müſſen in einer Hiſtorie regieren, wann ſie mit dieſem Nahmen benennet werden ſoll, welche Regul ich um ſo mehr bey dieſem groſen Werk zu beobachten befließen geweſen, jemehr mein einziger Endzweck hierbey dahin gehet, daß ſolches höchſt erlauchteten Fürſten vor Augen geleget werden, und den erforderlichen Nutzen ſchaffen ſolle. Ich unterfange mich zwar, eine Sammlung von Diplomatibus vorzutragen, welche um ſo mehreren Schwürigkeiten unterworfen, da es bekannt, daß in ganz Europa und beſonders in Teutſchland kein Königreich und Fürſtenthum anzutreffen ſeyn werde, wo ſo wenige Scribenten vorhanden, die eine vollſtändige Hiſtorie geſchrieben, als es in dem hocherhabenen brandenburgiſchen Hauß ſich darleget. Denn was hievon bisher geſchehen worden, ſind entweder einige Lebensbeſchreibung- oder Particularſtücke. Indeſſen muß doch der Anfang gemacht, und das Eiß gebrochen werden.

Nächſtdeme habe bey denen alt Brandenb. Diplomatibus gefunden, daß beſonders in denen älteſten Lehnbriefen ſolche termini befindlich ſind, die aus der Hiſtoria antiqua Germaniae erläutert werden müſſen, dahero über Rudolphi I. Burggraf Friedrichen zu Nürnberg wegen des Burggrafthums Landgericht und anderer davon dependirender Güther und Gerechtſamen Anno 1273 ertheilten Lehenbrief, Hiſtoriſche Noten aus glaubwürdigen Scriptoribus und Diplo-

---

* „Daß das Natürliche angenehmer, als das gekünſtelte ſey, hat Tacitus ſchön beſchrieben. Dicta factaque ejus quanto ſolutiora & quandam ſui negligentiam præferentia, tanto gratius in ſpeciem ſimplicitatis accipiebantur, und ein Franzöſiſcher Poete erläutert

La Nature en formant tous les traits au haſard,
Sçait ſi bien imiter la juſteſſe de l'Art,
Que l'œil trompé d'une douce impoſture,
Croit que c'eſt l'Art, qui fait l'ordre de la Nature.

Diplomatibus beygefüget haben, in Betrachtung daß dieſer Lehenbrief eines von denen Conſiderabelſten Documentis iſt, welches das Haus Brandenburg vorzuzeigen hat. Damit aber auch das Werk ein Luſtre bekommen möge, und dieſes nicht beſſer geſchehen kan, als durch die Portraits derer ſich ohnſterblich gemachten groſſen Brandenburgiſchen Helden; So bin bemühet geweſen, ſo viel möglich von derer habileſten Meiſtern Kupferſtichen die Contrefaits nehmen zu laſſen und beyzufügen. Überhaupt beſcheide ich mich gar wohl, daß bey unſrer menſchlichen Unvollkommenheit nichts vollkommenes zu Stande zu bringen ſey, indeſſen glaube doch, ich werde meine Nebenſtunden, ſo viel mir deren die ordentlichen Verrichtungen übrig gelaſſen, durch dieſe Sammlung nicht übel angewendet haben, und ſollte es mir zu einer unausſprechlichen Freude und zur gröſten Conſolation gereichen, wann dieſe meine Arbeit ihren Endzweck, welcher in Bewunderung der ohnerforſchlichen Weißheit und Regierung des Königs aller Könige und in meiner gnädigſten Herrſchaften wahren Vergnügen und Nutzen beſtehet, erlangen würde.

Helmſtädt.

Der Herr Abt Seidel hat angefangen, ein gelehrtes Wochenblatt zu ſchreiben, davon wöchentlich ein Bogen zum Vorſchein kommen ſoll. Es ſind uns bereits zwey Stücke mitgetheilet worden, daraus wir von der Einrichtung dieſes Unternehmens urtheilen können. In dem erſten Stück giebt der Herr Verfaſſer eine ziemlich umſtändliche Nachricht von der neuen und unſinnigen Ronsdorfiſchen Secte des Elias Eller, wozu ihm nicht nur die bereits gedruckten Schriften wegen dieſer Sache, ſondern auch beſondere Nachrichten, gedienet haben. Im zweyten Stücke wird dieſe Erzählung fortgeſetzet, und ein Anfang von academiſchen Neuigkeiten der Univerſität Helmſtädt beygefüget. Wie man uns verſichert, ſo wird der Herr Abt in dem ganzen Werke die ältere und neuere Kirchengeſchichte zu ſeinem Hauptvorwurfe wählen, und jedesmal die Neuigkeiten der hieſigen Academie am Ende anhängen. Beydes kann den Liebhabern der Kirchen und gelehrten Geſchichte nicht anders als angenehm ſeyn.

Halle.

Wahrhafte Geſchichte der ſeligen Frau Catharina von Bora, D. Martin Luthers Ehegattin, wider Euſebii Engelhards Morgenſtern zu Wittenberg herausgegeben von Chriſtian Wilhelm Franz Walch, der Weltweisheit auſſerordentlichem Profeſſor auf der Univerſität zu Jena. Bey Joh. Juſt. Gebauern, 1751. In 8. 20 Bogen.

Dieſes Werk muß allen denjenigen ſehr angenehm ſeyn, welche auch Kleinigkeiten und häusliche Umſtände von groſſen Männern zu wiſſen begierig ſind, weil dieſe auf ihren Character oft ein gröſſers Licht werfen, als alles das, was ſie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther gehöret in der That unter die groſſen Männer, man mag ihn auch auf einer Seite betrachten, auf welcher man will, und das Leben ſeiner Frau beſchreiben, heißt, ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen, und welche auch bey den gröſſeſten Helden gemeiniglich die ſchwächſte iſt. Wären alle die Beſchuldigungen wahr, welche ſeine Feinde der Catharina von Bora machen, ſo müßte die Liebe über Luthern allzuviele und allzuſchimpfliche Macht gehabt haben, wenn er das liederlichſte und gottloſeſte Weibsbild ſo zärtlich geliebet hätte, als er in der That ſeine Frau geliebet hat. Die Freunde ſeines Ruhms werden alſo dem Herrn Prof. Walch nicht geringen Dank wiſſen, daß er das Andenken dieſer wackern Ehegattin auf die

ſpäte

gründlichſte Art gerettet. Viel gröſſern Dank aber ſollte ihm Euſebius Engelhard wiſſen, daß er ihn durch ſeine gelehrte Widerlegung aus der Finſterniß, worinne er als ein niederträchtiger Verläumder zu bleiben verdiente, einiger maßen hervorgezogen hat.

Statt eines Auszugs, welcher, wenn er auch noch ſo weitläuftig wäre, dennoch wegen der Menge der Merkwürdigkeiten, die dieſes Werk enthält, ſehr unvollſtändig ſeyn würde, wollen wir, mit Erlaubniß des Herrn Prof. über ein Paar Stellen eine kleine Anmerkung machen.

Die erſte Stelle (auf der 18. S. der Vorrede) betrift das Anſehen des **Varillas** und **Maimburg** bey den Gliedern ihrer eigenen Kirche. Es iſt wahr, beyde ſind Leute, welche wenig Glauben verdienen: ob ſie aber von den Franzoſen dafür gehalten werden, daran zweifeln wir. Wir wiſſen vielmehr, daß dieſe, wenn ſie ſie tadeln, nichts, als ihre kindiſche und närriſche Schreibart, tadeln. Eine Stelle aus den Charaktern des Bruyere zeigt es deutlich; il faut, ſpricht er in dem Abſchnitte von den **Werken des Witzes**, eviter le Style vain & puerile, de peur de reſſembler à Dorilas & à Handburg. Aus dem Schlüſſel weiß man, daß er unter dieſen verſteckten Namen niemand anders, als den Varillas und Maimburg meyne. Es ſcheinet uns alſo, daß ſich auch des Herrn Muratori Urtheil nicht weiter erſtrecke.

Die andre Stelle betrift die Herrſchſucht der Catharina von Bora. Wir wollen nicht ſagen, daß der Herr Prof. ſich hier in ſeiner Vertheidigung allzu eifrig erwieſen haben, weil man es gegen einen liebloſen Verbrecher nicht leicht ſeyn kann; wir wollen bloß das Zeugniß eines Mannes anführen, welches weniger verdächtig ſeyn wird, als das Zeugniß ſeiner Feinde, wenn es anders ſo deutlich iſt, als es uns ſcheinet. Dieſes Zeugniß iſt ein gewiſſes Epigramma des Henricus Stephanus, von welchem wir allezeit geglaubt haben, daß es auf Luthern und ſeine Frau gehe. Hier iſt es:

De Cornelio.
Vxorem vocitat dominam Cornelius, illa
Increpat ut famulum, verberat ut famulum.
Obſignat ſic verba ſui *Katharina* mariti,
Nec vanum titulum quem gerit, eſſe docet:
Sed contra, ejus habent hæc quantum *verbera* pondus,
Tantum verba ſui pondus habere viri.

Hätte Stephanus nicht die Catharina von Bora im Sinne gehabt, ſo wüßten wir nicht, warum er gleichwohl dieſen Namen gebraucht hätte, da er ſonſt durchgängig in ſeinen Sinnſchriften Lateiniſche Namen, und ſonderlich die Namen des Martials braucht. Was uns aber am meiſten in unſerer Vermuthung beſtärkt, iſt der Schluß, oder der Haupteinfall des Epigramma. **So viel Nachdruck,** ſpricht er, **als die Schläge der Frau hatten, ſo viel Nachdruck hatten die Worte des Mannes.** Im Lateiniſchen ſpielt er mit den Worten verba und verbera. Wer Luthers durchdringende Beredſamkeit kennt, wird leicht ſehen, daß ſich dieſes auf niemanden beſſer, als auf ihn, deuten laſſe. Wir glauben aber dennoch, wenn auch unſre Vermuthung wahr iſt, daß Stephanus hier mehr, als an einem andern Orte, ein Poet ſey, das iſt, daß er die Herrſchſucht der Catharine allzuſehr übertrieben habe.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

II.

Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 12. März, 1751.

Beſchluß des aſtronomiſchen Circularſchreibens des Herrn de l'Isle.

Ich will mich Ihnen, m. H. über dieſen theoretiſchen Punct nicht weitläuftiger erklären, ſondern dieſes in andern nachfolgenden Briefen thun. Es iſt itzo hier nur von der Ausübung die Rede, und die Abſicht, uns mit den Beobachtungen des Herrn Abts de la Caille übereinſtimmende Beobachtungen zu verſchaffen, deren ſo viel ſind, als es möglich iſt, und welche mit der größten Genauigkeit angeſtellet werden. Daher bitte ich Sie, mir, ſo bald möglich, zu melden, wozu Sie ſich hierbey anheiſchig zu machen belieben, imgleichen auf was für Art und mit was für Inſtrumenten Sie Ihre Beobachtungen werden anſtellen können, damit man im voraus wiſſe, was für Richtigkeit wir uns davon verſprechen können. Es iſt nicht nöthig, die Breite des Orts, wo ſie Ihre Beobachtungen anſtellen werden, mit der größten Richtigkeit zu wiſſen. Es wird genug ſeyn, die ſcheinbare Mittagshöhe des Mondes zu jeder Zeit, da man ſie mit einem Fixſtern wird vergleichen wollen, beynahe zu wiſſen. Das vornehmſte, was man mit der möglichſten Richtigkeit wird wiſſen müſſen, wird der Unterſchied der Abweichung (Declination) der Ränder des Mondes und der Sterne, welche der Herr de la Caille angezeiget hat, ſeyn. Hierauf muß jeder Aſtronome beſonders ſehen, und wenn die Quadranten, Sextanten, oder andern beweglichen oder unbeweglichen Inſtrumente, welche ſie etwan

L

haben werden, und mit welchen man gemeiniglich die Mittagshöhe beobachtet, wenn dieſe Inſtrumente, ſage ich, nicht groß oder richtig genug ſind, bis auf eine oder zwey Secunden ſicher zu ſeyn, ſo werden Sie verſuchen müſſen, ſich längerer Sehröhre, als z. E. von 6 bis 7 Schuhen, welche mit guten Mikrometern verſehen ſind, zu bedienen. Dieſe Sehröhre, ob ſie gleich in dem Mittagszirkel beweglich wären, müſſen recht unverrückt, währender jeder Beobachtung, darinne ſeyn und bleiben, ohne in der Zeit zwiſchen dem Durchgang des Monds und der Sterne, mit welchen man ihn vergleichen will, im geringſten von ihrer Stelle gebracht zu werden. Was ich von dem Mond ſage, das muß man noch aus wichtigern Urſachen von denen Beobachtungen verſtehen, durch welche der Herr de la Caille vorſchlägt, die Parallaxe der Sonne durch die Parallaxe des Mars und der Venus feſtzuſetzen. Da der Unterſchied von einer oder zwey Secunden bey dieſer Unterſuchung von einiger Erheblichkeit iſt, ſo ſehen Sie wohl, m. H. wie genau dieſe Beobachtung muß angeſtellet werden. Ich kann alſo die Aſtronomen nicht genug erſuchen, hier ihre Aufmerkſamkeit zu verdoppeln.

Man könnte die Parallaxe der Sonne auch unmittelbar beſtimmen, ohne ſich der Planeten Mars und Venus zu bedienen, und dieſes dadurch, wenn man nur die Sonne mit Fixſternen vergliche, welche am nächſten bey ihrem Parallelzirkel wären. Der Herr de la Caille hat dieſes auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung auch zu thun ſich vorgenommen, ob er es gleich in ſeiner Nachricht nicht angezeiget hat. Er hat mich gebethen, denen Aſtronomen, welche im Stande ſind, dieſe Beobachtungen mit derjenigen Richtigkeit anzuſtellen, welche eine ſo ſubtile Unterſuchung erfordert, hiervon Nachricht zu geben. Die Beobachtung beſteht bloß darinne, daß man den Unterſchied der Abweichung der Sonne und der vornehmſten Sterne, durch deren Parallelzirkel ſie gehen wird, beobachtet. Dieſes wird geſchehen können, wenn man ein langes Sehrohr in dem Mittagszirkel, in derjenigen Höhe, in welcher die Sonne durch denſelben gehen muß, feſtſtellet, und es ſo lange unverrückt ſtehen läßt, bis ein Stern der erſten oder der zweyten Größe, welcher ſehr nahe bey dem Parallelzirkel des obern oder des untern Rands der Sonne befindlich iſt, durch den Mittagszirkel gegangen iſt, und bis man endlich mit dem Mikrometer, welches, wie ich vorausſetze, in dieſem Sehrohr iſt, den Unterſchied der Abweichungen des Rands der Sonne bemerket hat.

Ich hätte Ihnen, m. H. wohl noch was anders wegen der Nachricht des Herrn de la Caille zu melden, ich verſchiebe es aber ſo lange, bis ich durch Ihre Antwort vernehme, ob Sie zu einem ſo nützlichen Vorhaben etwas beytragen wollen.

Ich habe Ihnen, m. H. geſagt, wie nützlich die Zwiſchenbeobachtungen, oder diejenigen Beobachtungen, welche an den ſüdlichſten Oertern von Europa angeſtellet würden, dazu wären, daß man die wahre Größe der Parallaxe des Monds genau beſtimmen und zugleich die Figur der Erde feſtſetzen könnte, wenn dieſe Zwiſchenbeobachtungen mit denen Beobachtungen verglichen würden, welche an den am weiteſten gegen Mitternacht oder gegen Mittag gelegenen Oertern angeſtellet würden. Eben dieſes könnte man auch auf eine ziemlich wohl ſchließende Art erhalten, wenn ſich die Aſtronomen die Mühe geben wollten, die Größe der Horizontalparallaxe durch die Standesparallaxen, nach der Methode des Herrn Caſſini, in ſeinem *Traité de la Comète* 1680, zu unterſuchen. Denn es iſt ein gewiſſes Verhältniß zwiſchen der Horizontalparallaxe, welche dem Aequator zukommt, und der, welche jeder Breite zukommt, und dieſes Verhältniß hängt von der Figur der Erde ab. Dieſes Verhältniß, welches ich vorſchlage, zu beſtimmen, dürfen eben nicht unterſchiedene Aſtronomen die Horizontalparallaxe beobachten: ſondern ich ſetze voraus, daß man aus der bekannten Figur der Erde ausgerechnet hat, um wieviel die Horizontalparallaxe, welche jeder Breite zukömmt, kleiner iſt, als die unter dem Aequator. Der Unterſchied beträgt für eine Breite von 20, 30 bis 40 Graden nur wenig Secunden: aber wenn man dieſe Horizontalparallaxe, welche dem Aequator zukömmt, als bekannt voraus ſetzt, ſo iſt das Verhältniß, welches ſie zu den Höhenparallaxen für verſchiedene Breiten hat, bey verſchiedenen Figuren der Erde ſo ſehr unterſchieden, daß man nicht ungewiſſe Folgen in Anſehung der Figur der Erde daraus wird herleiten können, wenn man die Beſtimmung der Horizontalparallaxen durch die Beobachtung der Stundenparallaxen zu den Beobachtungen der Höhenparallaxen durch die Unterſchiede der Abweichungen, wovon ich eben geredet habe, hinzuſetzt. Ich bitte alſo alle Aſtronomen, beſonders diejenigen, welche an den ſüdlichſten Oertern von Europa ſind, die Stundenparallaxen oder die Rectaſcenſionparallaxen des Monds, mit aller möglichen Sorgfalt zu beobachten, damit man daraus die Horizontalparallaxe herleiten könne. Dieſe Beobachtungen beſtehen, wie bekannt, darinne, daß man die Unterſchiede der Durchgänge der Ränder des Monds und eines feſten Sterns beſtimmet; und dieſes nicht nur bey dem Mittagszirkel, ſondern auch weit davon, ſowohl gegen Morgen, als gegen Abend. Man hat bisher immer nur Stundenparallaxen gegen den ſechſten Stundenzirkel genommen, weil die Rectaſcenſionparallaxe daſelbſt am größten iſt. Das iſt es alles, was man thun kann, wenn der Mond in dem Aequator iſt, weil er alsdenn, wenn er in dem ſechſten Stundenzirkel iſt, auch in dem Horizont iſt. Aber wenn der Mond eine große nordliche Abweichung hat, ſo kann man ihn ganz nahe an dem Horizont, und ganz weit von dem ſechſten Stundenzirkel, beobachten, bey welchem Stande ſeine Rectaſcenſionparallaxe noch größer ſeyn kann, als ſeine Horizontalparallaxe, welches Herr Caſſini in ſeinen *Elemens d'Aſtronomie* bewieſen hat, außer dem, daß man auch, wenn man dieſe Beobachtungen ſo wohl in dem öſtlichen, als auch in dem weſtlichen Horizonte machet, mehr, als die doppelte Größe ſeiner Horizontalparallaxe haben kann etc. Alles, was man wider dieſe Art, die Parallaxe des Monds zu beſtimmen, einwenden kann, iſt dieſes, daß man nothwendig dazu das Maaß der Zeit gebrauchen muß, bey welchem der Irrthum einer jeden Secunde einen 15 mal größern Irrthum in den Theilen des Zirkels verurſachet. Wenn man aber, in Anſehung des Maaßes der Zeit, die Beobachtung mit aller möglichen Richtigkeit machet, und viel Durchgänge beobachtet, damit man durch die Menge der Beobachtungen deſto mehr Gewißheit erlange, ſo glaube ich, daß man zu einer hinlänglichen Richtigkeit gelangen kann; wie man den Beweis davon an den Stundenparallaxen der Planeten Venus und Mars hat, als welche unſere geſchickteſten Aſtronomen und unſere genaueſten Beobachter genau genug haben beſtimmen können, die Parallaxe der Sonne auf wenig Secunden daraus zu ſchließen.

* * *

Am 4. dieſes nahm die Königliche Academie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte allhier in Berlin, in ihrer ordentlichen Verſammlung, die Herren **Diderot** und **Touſſaint**, in Paris, zu auswärtigen Ehrenmitgliedern auf. Dieſer hat ſich durch ſeine geiſtreichen Schriften, *les Moeurs* und *ſur les Paſſions* berühmt gemacht, und jener iſt eben im Begriff, ſeinen ſchon erlangten Ruhm durch die Herausgabe der *Encyclopédie*, in 10 Folianten, um ein merkliches zu vermehren.

Paris.

Dictionnaire Etymologique de la Langue Françoiſe, par M. MENAGE, avec les Origines Françoiſes de *M. de Caſeneuve*, les Additions du *R. P. Jacob*, & de *M. Simon de Valhebert*, le Diſcours du *R. P. Beſnier* ſur la Science des Etymologies, & le Vocabulaire Hagiologique de *M. l'Abbé Chaſtelain*. Nouvelle Edition, dans laquelle, outre les Origines & les Additions ci deſſus, qu'on a inſerées à leur place, on trouvera encore les Etymologies de Meſſieurs *Huet*, *le Duchat*, *de Vergy* & pluſieurs autres. Le tout mis en ordre, corrigé, & augmenté, par *A. F. Jault*, Docteur en Médecine, & Profeſſeur en Langue Syriaque au College Royal. Auquel on a ajouté le Dictionnaire des Termes du vieux François, ou Tréſor des Recherches & Antiquités Gauloiſes & Françoiſes de *Borel*, augmenté des mots qui y étoient oubliés, extrait des Dictionnaires de *Monet* & *Nicot*, & des Auteurs anciens de la Langue Françoiſe. Deux Tomes. Chez Briaſſon, rue Saint Jacques, à la Science & à l'Ange Gardien. M. DCC. L. Avec approbation & privilége du Roy. In Folio. Titel, Zuſchrift und Vorrede 1 Alph. Der erſte Band 8 Alph. Der zweyte 6 Alph. 8 Bogen, und des Dictionn. des Term. du vieux Franç. als der zweyte Theil des zweyten Bandes 2 Alph. 4 Bogen.

Wem das *Gloſſarium Germanicum, continens origines & antiquitates totius Linguae Germanicae & omnium pene vocabulorum vigentium & deſitorum* des Herrn Wachters in Leipzig bekannt iſt, wer auch des Herrn Friſchs etymologiſches Teutſch- und Lateiniſches Wörterbuch geſehen hat, der wird ſich, aus beyden Werken zuſammen genommen, beſonders aus dem erſtern, einen Begriff von gegenwärtigem Franzöſiſchen *Dictionnaire Etymologique* machen können. Herr Jault, der Herausgeber deſſelben, nennet des Herrn Wachters *Gloſſarium* ſelbſt un Ouvrage important & plein d'excellentes choſes.

Unterſuchen, was eine Sprache von der andern geborget hat, dieſelben zergliedern und auf ihren Urſprung zurück geben, deſſen faſt verloſchene Spuren ſich auch den ſcharfſichtigſten Augen entziehen, hierinne beſteht die Wiſſenſchaft der Etymologie, dieſes heißt die Sprache bereichern; eine ſchwere Arbeit, welche eine erſtaunliche Kenntniß vieler Sachen, eine beſondere Scharfſinnigkeit, viel Logik, und viel Philoſophie erfordert.

Der Abt Menage, welcher eine weitläufige Wiſſenſchaft in der Litteratur beſaß, und ſo wohl die alten, als auch einige neue Sprachen verſtund, wagte ſich am kühnſten in die Laufbahn der Etymologie und übertraf alle diejenigen, welche im Franzöſiſchen von dieſer Materie geſchrieben haben. Seine *Origines de la Langue Françoiſe* kamen 1650 in 4 heraus, und erhielten faſt den einmüthigen Beyfall der Gelehrten. Sie verdienten das Compliment, welches ihm die Königin von Schweden, Chriſtina, darüber machte, da ſie ſagte: er wiſſe nicht allein, wo die Wörter herkämen, ſondern auch, wo ſie hingiengen. [illegible] noch ſein Werk [illegible]. Menage wurde weder durch die Kritiken aufgebracht, noch durch die Lobſprüche verblendet. Er ſah wohl, wie viel er noch zu thun übrig hatte, er arbeitete ſein ganzes Leben über daran, und die zweyte Ausgabe ſeiner *Origines* war ſchon weit gekommen, als er ſtarb.

Simon von Valhebert, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, ſtellte ſie 1694 in einem Bande in Folio aus deſſen Handſchriften, unter dem Titel: *Dictionnaire Etymologique, ou Origines de la Langue Françoiſe* an das Licht. Außer einigen Zugaben, deren einige von dem Pater Ludwig Jacob, und

andere

andern von dem Herausgeber und von dem Abt Perrault ſind, enthält dieſe Ausgabe unterſchiedene Stücke, welche nicht von dem Menage ſind, als z. E. der gelehrte *Diſcours ſur la Science des Etymologies*, und *Vocabulaire Hagiologique*, von Chaſtelain, Canonicus der Kirche zu Paris. Aber die wichtigſte Vermehrung rühret von dem Herrn von Caſeneuve her, deſſen *Origines de la Langue Françoiſe* am Ende dieſes *Dictionnaire de Menage* beygefüget worden.

Es ſchien, als ob Menage ſeine ganze Materie erſchöpft hätte und in dieſer Unterſuchung ſo weit gegangen wäre, als es möglich iſt. Gleichwohl erſchienen kurz nach der Ausgabe ſeines Buchs die *Diſſertations* des Abts Tilladet, welchen die *Etymologies* des Herrn Huet, Biſchoffs von Avranches, eines der berühmteſten Gelehrten unſerer Zeiten, beygefüget waren. Dom Liron, ein Benedictiner, und einige andere, haben auch Etymologien heraus. Andere arbeiteten insgeheim, und ihre Werke waren bis itzo nur durch Gelehrte bekannt, welche von ihren Beſchäfftigungen unterrichtet waren. Unter dieſen letztern hatte der Herr von Berge eine große Menge Unterſuchungen geſammlet. Aber der berühmteſte unter allen iſt der Herr le Duchat, einer von denjenigen, welche hierinne das meiſte Licht gegeben haben. Er hatte alle Ränder des *Dictionnaire de Menage* mit ſeinen neuen Beobachtungen und mit Vermehrungen, welche er damit vornehmen wollte, voll geſchrieben. Er hatte eine lange Lebenszeit darüber zugebracht, welche er einzig und allein zur Unterſuchung der Franzöſiſchen Sprache und ihres Urſprungs beſtimmet hatte. Nach ſeinem Tode kam dieſes für die Franzöſiſche Sprache ſo koſtbare Werk in die Bibliothek des Herrn Formey in Berlin, welcher es dem Herrn Jault, Herausgeber dieſer neuen Ausgabe, überließ. Und hierinne beſtehen die vornehmſten Zuſätze. Außer den Franzoſen, welche itzo genennet worden, haben einige berühmte Schriftſteller außerhalb Frankreich neue Materialien an die Hand gegeben, wovon die vornehmſten ſind, Leibnitzens *Collectanea Etymologica* und Wachters *Gloſſarium Germanicum*. Auch hat man ſich des etymologiſchen Verſuchs bedienet, welcher in dem Bande der *Memoires* der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin von 1745 befindlich iſt. Außer dem hat ſich Herr Jault alles zu Nutzen gemacht, was bis itzo von dieſer Materie herausgekommen, imgleichen auch des Raths und der Einſicht verſchiedener berühmter Gelehrten, welche bey dieſem Unternehmen hülfreiche Hand geleiſtet haben; ſo, daß er, was dieſen Gegenſtand betrifft, nichts vorbeygelaſſen, was er nur hat haben und nachſchlagen können, wodurch dieſes *Dictionnaire Etymologique* zu einer großen Vollkommenheit gelanget.

Ein beſonderer Vorzug dieſer Ausgabe iſt auch dieſer, daß, da die Zugaben des P. Jacob und des Herrn von Caſeneuve am Ende beygefüget waren, man dieſelben nunmehr, um mehrerer Bequemlichkeit willen, überall an den gehörigen Stellen eingeſchaltet findet; wie denn der Herausgeber alles gethan hat, was die Bequemlichkeit und den Nutzen dieſes vortrefflichen Werks um ein großes vermehren kann.

Aus dieſem Werke einen Auszug zu machen, würde ſo unmöglich, als abgeſchmackt ſeyn. Die Haupteinrichtung iſt bekannt; daß man nämlich alle Franzöſiſche Wörter und Nomina propria nach dem Alphabeth darinne findet, wo ihr Urſprung entweder aus fremden todten oder lebendigen Sprachen, imgleichen aus der alten Galliſchen Sprache und den Sprachen der damals angrenzenden Völker, wie auch aus alten Gebräuchen, Gewohnheiten, Sprichwörtern, Natur ihres Lauts, der Art ſie zu ſchreiben etc. hergeleitet wird. Und hier kann man deutlich ſehen, aus was für einer vielfältigen Zuſammenſetzung aus fremden Sprachen, aus der Hebräiſchen, Griechiſchen, beſonders aber Lateiniſchen und Deutſchen, die Franzöſiſche Sprache entſtanden iſt, welche gleichwohl nunmehr, nachdem ſo viel witzige Köpfe und ſo viel gelehrte Männer in derſelben geredet und geſchrieben haben, zu einer ſolchen Vollkommenheit gelanget iſt, daß man ihr, ſo wohl in Anſehung der Annehmlichkeit, als auch der Menge und des Nachdrucks der Wörter, itzo faſt durchgängig den Vorzug vor andern, obgleich urſprünglichen und vielleicht eben ſo angenehmen und wortreichen Sprachen, einräumet.

Man darf indeſſen gar nicht denken, daß dieſes etymologiſche Wörterbuch nur Franzoſen nützlich ſeyn könne. Es hat in allen denen Sprachen ſeinen Nutzen, aus welchen die Franzöſiſche Sprache entſtanden iſt, oder welche mit ihr gleiches Urſprungs ſind. Herr Gottſched würde ſich in ſeinem Verzeichniſſe aus dem Deutſchen abſtammender Franzöſiſcher Wörter, welches man in ſeiner privilegirten Deutſchen Sprachlehre findet, nicht ſo vergangen haben, wenn er dieſes Werk bey der Hand gehabt hätte, oder wenn gründliche Unterſuchungen, wenn ſie auch nur Sprachen betreffen, ſeine Sache wären. *Ambaſſadeur*, welches Herr G. ganz übereilet von Abgeſandter herleitet, kömmt von dem alten Flandriſchen *ambachten*, arbeiten, eine Miniſterſchaft verwalten. *Force* kömmt gar nicht, wie dem Herrn G. eingefallen iſt, von Kraft her, ſondern von *fortis*, oder von dem alten Lateiniſchen Wort *forſa*, welches auch im Italiäniſchen noch ſo heißt. *Foyer* ſtammt nicht von Feuerheerd, ſondern von *Focarius, Focus* her. In *Hony ſoit &c.* iſt das *Hony* nichts anders, als das Supinum (*honni*) von *honnir*, verlachen, verſchmähen, und nur der kann es von Hohn ſey dem herleiten, welcher nicht weis, daß es ein Franzöſiſch Wort giebt, welches *honnir* heißet.

Die ganze Verderbung der alten Sprachen rühret von vier Hauptquellen her, welche von Zeit zu Zeit neue Sprachen hervorbringen; und dieſe vier Quellen betreffen alle die Veränderung der Buchſtaben; denn nach dem dieſelben verwechſelt, zugeſetzt, weggenommen und verſetzet werden, nach dem entſtehen neue Wörter, welche wie verkleidet ſind, und welche man Mühe hat, zu kennen. Bey den Grundſätzen der Etymologie kömmt alſo alles auf 4 Puncte an, nämlich auf die Verwechſelung, Zuſetzung, Wegnehmung und Verſetzung der Buchſtaben. Dieſe Grundſätze ſind dieſem Werk in Alphabetiſcher Ordnung vorgeſetzt, in welchem viele Exempel davon aus der Franzöſiſchen, Italiäniſchen, Spaniſchen, Lateiniſchen und Griechiſchen Sprache anzutreffen ſind. Wir halten dieſes Verzeichniß für eines der wichtigſten Stücke darinne.

Aus dem Lebenslauf des Herrn Menage führen wir nur dieſes an, daß ſein Vater Königl. Advocat zu Angers geweſen, daß er 1613 gebohren worden, von ziemlichem Vermögen geweſen, und durch ſeinen Gönner, den Cardinal von Retz, zu noch mehrern Einkünften gelanget. Er war Mitglied der Akademie *della Cruſca* zu Florenz. Mit dem Hedelin, Boileau, Bouhours und andern Franzöſiſchen Schriften hat er viel Streitigkeiten gehabt, welche zuweilen ſo gar gefährlich für ihn wurden. Er ſtarb 1692, als er 79 Jahr alt war.

Der berühmte Herr Prof. Formey hat dieſes Werk in einer zierlich geſchriebenen Vorrede Sr. Königl. Majeſt. in Preuſſen zugeeignet. Er hat ein vorzügliches Recht hierzu gehabt, da er der gelehrten Welt den Dienſt erwieſen, dasjenige dazu herzugeben, was den größten Vorzug dieſer neuen Ausgabe deſſelben ausmacht.

Greifswald.

Unſern Zeiten ſcheinet faſt das Glück aufbehalten zu ſeyn, die Geſchichte, ſo wie andere der vorzüglichſten und nutzbarſten Wiſſenſchaften, in einer verbeſſerten und dem gemeinen Weſen vortheilhafteren Geſtalt aufweiſen zu können. Man bewundert billig bey den alten, beſonders Griechiſchen und Römiſchen Geſchichtſchreibern, ihren Fleiß, ihre Aufmerkſamkeit und ihre Kunſt, in der angenehmſten Kürze die wichtigſten Begebenheiten fürzuſtellen. Wir getrauen uns aber dennoch, mit gutem Grunde behaupten zu dürfen, daß unter allen der einzige Polybius durchgängig den Namen eines rechtſchaffenen Geſchichtſchreibers verdiene. Er hat anfänglich wenige, und nachher gar keine, gehörige ihm gleich kommende, Nachfolger gefunden. Die mittleren Zeiten haben uns vielmehr nichts, als magere Chronicken hinterlaſſen, die, anſtatt nützliche und zur Aufklärung der uns heut zu Tage nöthigen Umſtände dienende Begebenheiten in einer aneinander hängenden Ordnung gehörig zu beſchreiben, eine Menge Wundergeſchichte und Erdichtungen zur Beförderung des Aberglaubens, und immerwährigen Schimpf ihrer Verfaſſer auf die Nachwelt gebracht. Eine unglückliche Folge davon iſt die im Anfang des neu aufgehenden Lichtes der Wiſſenſchaften entſtandene, und auf viele annoch vererbte Geringſchätzung der Geſchichte und voreilige Meynung, als wäre dieſelbe nicht nur an ſich ungewiß, ſondern es würde auch zum Geſchichtſchreiber und überhaupt zu der Geſchichtkunde mehr Gedächtniß und Beleſenheit, als Scharfſinnigkeit und Gründlichkeit, erfordert. Gleichwie nun dieſen lediglich aus der Unwiſſenheit herzuleitenden Vorurtheilen von andern ſattſam begegnet worden; ſo halten wir es bey der gegenwärtigen Abſicht genung zu ſeyn, daß wir denſelben auch nur die untrüglichſte Erfahrung der neueren Zeiten entgegen ſetzen. Je höher die Staatsklugheit geſtiegen; je üblicher es geworden, die Vorkommenheiten unter die hohen Häupter und Reiche faſt eben ſo viel durch allerley von der Stärke des Verſtandes abhängende Mittel, als mit den Waffen zu ſchlichten; je genauer die Verfaſſungen der Völker durch gewiſſe Grundgeſetze beſtimmet zu werden angefangen; je mehr eine faſt allgemeine Bevölkerung des ganzen Erdbodens die Nothwendigkeit eingeführet, das Anſehen und den Wohlſtand der Länder nicht ſo ſehr durch Erweiterung der vorigen Grenzen, als durch Handel und Verbeſſerung der öffentlichen und beſondern Haushaltungskunſt befördern zu können u. ſ. w. deſto deutlicher hat man auch den Einfluß, ja ſchlechterdings die Unentbehrlichkeit einer nähern Erkenntniß der Geſchichte bey dieſem allen einſehen müſſen. Man hat ſie für ein Behältniß der Erfahrungen anderer Leute kennen gelernet, durch deren Erwägung und Anwendung man zu öffentlichen und beſondern Geſchäften geſchickter wird, als es durch eigene Erfahrung zu werden, in Anſehung der Kürze des menſchlichen Lebens und Vielheit der Vorfallenheiten, möglich iſt. Man hat von ihr ein Licht aufgehen ſehen, das den Urſprung der Republiken erhellet, und ihre Verfaſſungen, Mängel, Bedürfniſſe und Verhältniſſe gegen einander in der Maaße der Dunkelheit entziehet, daß man nicht ohne beſondere Vortheile für gegenwärtige Staaten ihre Vergleichung mit den vorigen anſtellet, und von dieſen Maaßregeln nehmen kann, deren Werth bereits durch wirkliche Erfolge beſtätiget iſt.

Mit dieſen wahren Begriffen von der Geſchichte arbeiteten im vorigen Jahrhundert Thuan, Pufendorf, Valkenier und andere, in deren Art die Begebenheiten der Welt zu beſchauen und zu beſchreiben das Vorzügliche auch dem geringſten Kenner nicht verborgen bleiben konnte, und daher den Wunſch allgemein machte, ein Anſehen, das dieſe Männer der Geſchichte ihrer Zeiten zu geben gewußt, auch an der allgemeinen Geſchichte der Völker und Reiche aller Zeiten bemerken zu können. Die Gelehrten unſers Jahrhunderts haben dieſen

Wunſch entweder zum Theil überhaupt, zum Theil in Anſehung gewiſſer Staaten erfüllet, oder beſchäftigen ſich noch, Mängeln, die ſich nicht ohne Mißvergnügen entdecken laſſen, glücklich abzuhelfen. Die Werke des P. Daniel, Rapin Thoyras, Rollin, Muratori, Bünau, Maſcov, und was eine gelehrte Geſellſchaft von Engelländern in der Allgemeinen Weltgeſchichte geleiſtet, ſind davon Beweiſe, die unſern Zeiten Ehre machen, und werth, daß ſie Muſter abgeben, nach denen man aller Orten arbeiten möchte.

In Schweden hat es nicht an Männern gefehlet, die ſich in der Geſchichtbeſchreibung ihres Vaterlandes hervorzuthun geſuchet, und die neueren Zeiten weiſen ſolche Gelehrte auf, die vollkommen die Bedürfniſſe eingeſehen, die ſie zu überwinden, und die Mängel, die ſie zu erſetzen hätten, wenn ſie die groſſen Vorfälle und Veränderungen dieſes anſehnlichen Reichs pragmatiſch darzulegen ſich bemühen wollten. Des berühmten Geſchichtſchreibers Wilde fürtreffliche Schriften ſind hievon Zeugniſſe genug. Da man aber bisher auf einer unbetretenen Bahn noch gar zu viel aufzuräumen gehabt, die Zeitrechnungen gar zu unbeſtimmet, und die Quellen dieſer Geſchichte nicht zureichend unterſchieden und der Finſterniß entzogen geweſen, ſo hat es an einer vollſtändigen Geſchichte von Schweden gefehlet, bis die hohen Stände des Reichs im Jahr 1743 bey Sr. Königl. Majeſtät bewirkten, daß dem berühmten Königl. Bibliothecar, Herrn Dalin, Ermunterungen geſetzet würden, dieſe wichtige Arbeit zu übernehmen.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Bareuth.

Epitre à Liſette. Se vend à Berlin, chez Etienne de Bourdeaux. M DCC LI. In Octav, ½ Bogen.

Der Verfaſſer dieſes Briefes hat ſich unterſchrieben: H. D. C. de S. A. S. Mgr. le Marggrave de Bareuth. Er hat ſich von ſeiner geliebten Liſette trennen müſſen, und er beſchwöret ſie, zu ihm nach Bareuth zu kommen.

Viens partager le bonheur d'Epicure
Entre les bras de ton Amant.

Zu dem Ende mahlet er ihr [illegible] und Bareuth lebhaft ab und ſucht ihr Luſt zu machen, ihren Aufenthalt mit dem ſeinigen zu verwechſeln. Unter die vornehmſten Bewegungsgründe rechnen wir folgenden:

J'y vois une auguſte Princeſſe,
Digne Soeur du plus grand des Rois,
De la Raiſon, de la Sageſſe
Obſerver & dicter les Loix.
Au fond d'un Cabinet où le bon goût préſide,
Inacceſſible à l'erreur, aux ennuis,
Quand elle a médité ſur le Temple de Gnide,
Approfonda Newton, Clairaut & Maupertuis,
Elle admire Corneille, & Racine & Moliere,
Elle s'amuſe avec les Greſſets, les Chaulieux,
Rit avec la Fontaine, & pleure avec Voltaire &c.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

12.

UT QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten

aus dem

Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 19. März, 1751.

Berlin.

D. Johannis Henrici Pott Fortſetzung derer chymiſchen Unterſuchungen, welche von der *Lithogeognoſie*, oder Erkänntniß und Bearbeitung derer Steine und Erde *ſpecieller* handeln. Berlin und Potsdam, bey Chriſtian Friedrich Voß. 1751. In Quart, 16 Bogen.

Der berühmte Herr Prof. Pott, deſſen Name unter den Chymiſten ſtatt aller Lobeserhebungen iſt, hatte in dem erſten Theile ſeiner Chymiſchen Unterſuchungen ꝛc. die 4 von ihm feſtgeſetzten Hauptarten der einfachern Steine und Erden nach ihren Verhältniſſen gegen das Feuer, die Menſtrua, die Salze, die Gläſer und Erden abgehandelt. Hier ſetzt er dieſe Unterſuchungen bey vielen beſondern Arten von Erden und Steinen fort.

In der Vorrede vertheidiget er weitläuftig die chymiſche Unterſuchung der mineraliſchen Körper durch das Feuer und widerlegt diejenigen, welche behaupten, durch das Feuer würden die Körper nicht aufgelöſet, ſondern zerſtöret und öfters in neue Körper verwandelt. Hierauf folgen die Unterſuchungen, oder die chymiſchen Kritiken ſelbſt. Wir nennen ſie billig alſo, da ſie der Herr Verfaſſer alſo überſchreibet: Verbeſſerungen und Anmerkungen über die Urtheile der neuern Schriftſteller von der Natur u. Claſſification der bekannteſten Erden und Steine. Er fängt gleich mit dem Mineralſyſteme des gelehrten Herrn

Woltersdorfs an, und geht es ſo durch, daß wir gänzlich glauben, dieſe Fortſetzung der chymiſchen Unterſuchungen würde nicht zum Vorſchein gekommen ſeyn, wenn Herr Woltersdorf ſein Mineralſyſtema heraus gegeben hätte. Aber eben darum glauben wir auch aus gutem Grunde, daß dieſe chymiſche Kritik eine neue Schrift und Vertheidigung des Herrn Woltersdorfs veranlaßen werde. Außer dieſem hat er auch die glückliche Entdeckung gemacht, daß die mineraliſch chymiſchen Schriftſteller, welche von den hier von ihm unterſuchten Körpern geſchrieben haben, als Boyle, Woodward, Henkel, Kunkel, Brömel, Buſſen, Wallerius, Cramer, Ludwig, Linnäus, Brückmann, Kundmann etc. etc. faſt durchgängig geirret haben. Wir wiſſen, daß die hiervon noch lebenden Männer den Grundſatz des Herrn Pott haben, nach welchem ſie, wie er, nicht bloß mit ihren eigenen Erfindungen pralen und ſie allen andern vorziehen wollen; und alſo werden ſie es ihm großen Dank wiſſen, daß er ſie ſo treulich zu rechte gewieſen und in einer bisher ſo finſtern Materie ein ſo helles Licht aufgeſteckt hat.

Die Mineralien, welche der Herr Verfaſſer durchgehet, ſind folgende: I. Thonichte Erden; 1) Thon, 2) Lac Lunæ, 3) Nihil album, 4) Farina foſſilis, 5) Schüttgelb, 6) Ochra nativa, 7) gelbe Neapolitaniſche Erde, 8) Maſtichot, 9) Umbra, 10) Cölniſche Erde, 11) Engliſch Roth, 12) Braune, 13) Römiſch Roth, 14) Bergblau, 15) Berggrün, 16) Terre verte, 17) Tripel, 18) Walkererde, 19) Gewächserde, 20) Kreide, 21) Mergel. II. Kieſelichte Steine; 1) Edelſteine, 2) unächte Edelſteine, 3) Quarz, 4) Kieſelſteine, 5) Wetzſtein, 6) Feuerſtein, 6) Flußſpath 7) Bononiſcher Stein, 8) Steinarten, welche durchs Reiben phoſphoreſciren, 9) Steine, welche durch Hitze phoſphoreſciren, 10) Androdamas, 11) Wacke, 12) Porphyr, 13) Jaſpis, 14) Granit, 15) Bercatel, 16) Bimſtein. III. Thonichte Steine; 1) Speckſtein, 2) Serpentinſtein, 3) Lapis Nephriticus, 4) Asbeſt, 5) Talk, 6) Glimmer, 7) Schiefer, 8) Probirſtein, 9) ſchwarze Kreide. IV. Gypſichte Steine; 1) Gypsſtein, 2) Alabaſter, 3) Marienglas. V) Kalkichte Steine; 1) Kalckſteine, 2) Marmor, 3) Baſaltes, 4) Schwediſche Flieſen, 5) Kalkſpath, 6) Isländiſcher Cryſtall, 7) Tophſtein, 8) Tropfſtein, 9) Stinkſtein, 10) Oſteocolla, 11) Gallmey. VI. Erzſteine; 1) Lapis Lazuli, 2) Malachit, 3) Braunſtein, 4) Waſſerbley. VII. Salze; Alaune. VIII. Gewachſen Eiſen.

Da man hier überall viel neue und beſondere Meynungen antrift, z. E. daß es wirklich gewachſen Eiſen giebt, daß das Waſſerbley nicht zu dem Eiſenerzt gehöret, daß der Braunſtein kein Eiſen hält, daß die Schwediſchen Flieſen unter die Marmor gehören, daß der Probierſtein kein Marmor iſt etc. ſo wird dieſe Schrift ohne Zweifel viel begierige Leſer finden.

Am Ende ſind auch des Herrn Verf. Abhandlungen vom Speckſtein, Talk und Topas, welche in die *Memoires* der hieſigen Akademie eingerücket werden, beygefüget.

Der Herr Verf. meldet, daß er eine Bereitung ſolcher Gefäße unter Händen habe, welche im heftigſten Feuer die darinne ſchmelzenden Körper am beſten und längſten aushalten. Dieſe Erfindung, imgleichen eine beſondere Unterſuchung vom Asbeſt verſpricht er noch heraus zu geben. Wir ſehen der Erfüllung dieſes Verſprechens mit Verlangen entgegen.

* * *

Der Herr Touſſaint, welcher bereits durch ſein Buch, die Sitten, einen großen Ruhm erlanget, hat vor kurzem ein neues Werk heraus gegeben, welches ſehr geſchickt iſt, ſeinen erlangten Ruhm zu unterſtützen. Es heiſt: Hiſtoire des Paſſions, ou Avantures du Chevalier Shroop. Er hat darinne das menſchliche Leden vortrefflich geſchildert, und zwar in einem Geſchmack, welcher von dem Geſchmack der meiſten romaniſchen Bücher, womit die Welt überſchwemmt iſt, ſehr unterſchieden iſt. Da die Pariſiſche Ausgabe hier nicht ſehr bekannt und ziemlich theuer iſt, ſo hat der hieſige Buchhändler, *Etienne de Bourdeaux*, dieſe Hiſtoire des Paſſions unter die Preſſe gegeben, und man hofft dieſes Buch in 8 Tagen fertig liefern zu können. Es wird aus zwey Theilen in Octav beſtehen, ſehr ſauber gedruckt, und mit einem in Kupfer geſtochenen Titel und mit Vignetten gezieret ſeyn. Bis zum 10. April wird es für 15 Gr. nach dieſem aber nicht unter 20 Gr. verkauft werden. Es iſt auch ſchon eine Deutſche Ueberſetzung unter der Preſſe, und wir wiſſen, daß ſie gut ſeyn wird.

⁂

Am 11. dieſes nahm die Königl. Akademie der Wiſſenſchaften den gelehrten Arzt in Amſterdam, Herrn Tronchin, zu ihrem auswärtigen Ehrenmitglied auf.

Folgender Auszug eines Schreibens aus Paris vom 8. Febr. 1751 an einen Freund in Berlin iſt uns von ohngefähr in die Hände gerathen.

Seit einigen Monaten befindet ſich ein berühmter Wundarzt aus der Provence in unſerm Hoſpital allhier, der eine Art von Agaricus, welcher an den Lerchenbäumen wächſet, mit ſehr guter Wirkung gebrauchet, das Bluten der ſchwereſten Wunden in einem Augenblick zu ſtillen, ohne daß man nöthig hat, die Adern zuzubinden; wovon er die Probe an mehr denn einem, dem ein Arm oder Bein abgeſetzet worden, desgleichen auch noch an einem andern Menſchen, gemacht hat, dem man ein Aneuriſma oder Schlagaderbruch abgenommen. Er legte ſein Heilmittel bloß auf die offene Pulsader, worauf ſofort das Bluten augenblicklich, ohne daß die Ader zugebunden oder große Schmerzen empfunden werden. Man verſichert, daß der König vorhabens ſey, dieſes geheime Mittel dem Erfinder für 50000 Livres abzukaufen und demſelben noch außer dem ein jährliches Gehalt von 30000 Livres zugeben, damit es bey der Armee gebrauchet werden könne. *

* Unſeres Wiſſens iſt die Kraft des Lerchenſchwammes, (Agaricus Larycis) das Blut zu ſtillen, ſo wie des Boviſtes (Lycoperdon) ſeine, in Deutſchland längſt bekannt. Ueber dem kömmt es uns wunderlich vor, daß man einem ein ſchon verrathenes Geheimniß ſo theuer abkaufen will - - ſi fabula vera.

Genf.

Lettres de ROUSSEAU ſur différens ſujets de Literature, en V Tomes. Chez Barillot & Fils, 1750. In 12. Der erſte Theil iſt 332 Seiten ſtark, der 2te 356, der 3te 330, der 4te 303 und der 5te 308.

Rouſſeau war einer von den unglücklichſten Dichtern, und es fehlt wenig, daß nicht die ganze Welt urtheilet, er habe ſein Unglück verdienet; denn die ganze Welt beynahe kennet ihn nur aus den Läſterſchriften ſeiner Feinde. Vielleicht aber iſt der Nachwelt der Vorzug vorbehalten, ſowohl ſeinem Geiſte, als ſeinem Herze, Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Dieſe Briefe, worinne er ſich ſelbſt unwiſſend geſchildert, worinne er die geheimſten Regungen ſeinen Freunden entdeckt, und ſie deſto unverſtellter entdeckte, weil er ſie nur ihnen allein zu entdecken glaubte, werden ſeine Sache auf die kräftigſte Art führen.

Der erſte Theil enthält, außer den Briefen an den jüngern Herrn Racine, diejenigen, welche er an die Herren Boutet, Vater und Sohn, geſchrieben hat. Dieſes waren die einzigen, die ihn bis an ſeinen Tod mit ihren Wohlthaten unterſtützt haben, und ſeine Dankbarkeit leuchtet aus allen Zeilen mit einer Stärke hervor, welche ohnmöglich die Wirkung der Verſtellung ſeyn kann. Der Witz kann nur froſtige Dankſagungen hervor bringen; und ein zärtlich Herz allein kann ſo feurig danken, als Rouſſeau dankt.

In dem andern und dritten Theile befinden ſich die Briefe an den Herrn Broſſette, nebſt den Antworten dieſes Gelehrten. Sie ſind voll literariſcher Anekdoten, und gründlicher Urtheile über die neuern Schriftſteller, wovon wir einige zur Probe anführen wollen. Ein großer Theil davon iſt zu der Zeit geſchrieben, als die Streitigkeiten des de la Motte mit der Fr. Dacier wegen des Homers am heftigſten waren; und über dieſe Streitigkeiten machte Broſſette folgendes Epigramma:

In vetulum pugnat juvenis non vivus Homerum:
Vix tot in juvenes pro ſene pugnat anus.

- - - Der Herr von Fontenelle ſagte einmals, mit der ihm gewöhnlichen Höflichkeit, zu dem Herrn von Voltaire, daß ſein Oedip ſehr ſchön ſey, daß ihm aber die Verſification allzuſtark und allzufeurig ſchiene. Der Herr von Voltaire verſicherte ihn, daß er ſich dieſe Kritik zu Nutzen machen werde; und mich, ſprach er, deſto eher zu beſſern, werde ich fleißig Ihre Hirtengedichte leſen - - - Was die Hueciana anbelanget, ſpricht Rouſſeau, ſo können ſie ganz gute Sachen enthalten, nur fürchte ich mich ein wenig vor den gelehrten Erſcheinungen des Verfaſſers. Seine Demonſtratio evangelica, das beträchtlichſte von ſeinen Werken, iſt davon voll, und ſein Vorſatz, den Moſes zum Urbilde aller Götter und Helden des Heydenthums zu machen, hat ihm eine Menge Ungereimtheiten ſagen laſſen, die man für die gröbſte Unwiſſenheit bey einem andern anſehen würde, welcher auf allen Seiten ſeines Buchs nicht mit dem Hebräiſchen prahlen kann. - - Ich beſinne mich, daß Deſpreaux einsmals ſagte, die Philoſophie des Carteſius habe der Poeſie vollends den Hals gebrochen, und es iſt gewiß, daß dasjenige, was ſie von der Mathematik borgt, den Witz vertrocknet, und ihn zu einer körperlichen Genauigkeit gewöhnet, welche, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, mit der metaphyſiſchen Genauigkeit der Dichter und Redner gar keine Verwandſchaft hat. Die Geometrie und Poeſie haben ganz verſchiedene Regeln, und derjenige, welcher den Homer nach dem Euklides beurtheilen wolte, würde eben ſo abgeſchmackt handeln, als der, welcher den Euklides nach dem Homer beurtheilte - - - Die ſogenannten Memoires des Grafen von Bonneval ſind nichts, als das Werk eines Menſchen, welcher das Publicum, unter einem Namen, welcher ſeine Neugier erweckt, hat betrügen wollen. Es iſt in dieſem unwürdigen Roman weder Wahrheit noch Wahrſcheinlichkeit - - - Der Entwurf des Mathanaſius, oder des Meiſterſtücks eines Unbekannten, hat jedermann gefallen, die Ausführung aber hat man etwas zu nachläßig gefunden - - - Rouſſeau machte ſich ſeine Grabſchrift ſelbſt, und ſchwerlich wird man ſeine Vertheidigung kürzer und nachdrücklicher führen können:

De cet Auteur, noirci d'un crayon ſi malin,
Paſſant, veux-tu ſçavoir quel fut le caractére?
Il avoit pour amis d'Uſſé, Brumoy, Rollin,
Pour ennemis G**, L**, S**, V***.

Der vierte Theil dieſer Briefe enthält größtentheils diejenigen, welche er an den Herrn Crouſaz geſchrieben hat, und ſind voll ernſtlicher moraliſcher Betrachtungen. Der fünfte Theil endlich beſtehet aus Briefen an andere verſchiedene Freunde, welchen man zum Beſchluß eine Streitſchrift wider den Herrn Saurin beygefüget hat. Auch aus dieſen wollen wir einige merkwürdige Stellen ausziehen. - - Der

Prinz von Chimen, ſagt Rouſſeau, hat mir von einer poetiſchen Ueberſetzung des Popiſchen Gedichtes über den Menſchen, welche er ſehr gern ſehen möchte, geſagt. Ich wollte wünſchen, daß ich die Neugier dieſes Herrn ſtillen könnte; denn was die meinige anbelangt, ſo muß ich bekennen, daß ſie gegen die Werke, welche den Namen des Herrn Pope führen, eben nicht allzu groß iſt. Nach dem wenigen, was ich von ihm geleſen, und nach dem, was mir einige Engländer, welche ſeine größten Bewunderer waren, von ihm geſagt, zu urtheilen, könnte es leicht ſeyn, daß Pope einer von denjenigen wäre, die ich in meinem letzten Briefe angeredet habe. - - Ich muß Ihnen frey geſtehen, ſagt er an einem andern Orte, daß der metaphyſiſche Verſuch, nebſt einigen andern von ſeinen Werken, mir Popen als einen Mann vorgeſtellet haben, deſſen Herz eben ſo krank iſt, als der Witz - - (Dieſe Urtheile wird ſchwerlich ein Kenner, welcher Popen in ſeiner Sprache leſen kann, mit Rouſſeau theilen wollen) - - Die Komödie, ſagt er an einem Orte, wo er von dem Herrn de la Chauſſee redet, iſt nicht dazu, daß ſie die Tugenden ſchildern, ſondern allein, daß ſie die Laſter vorſtellen ſoll. Sie muß ſich ja gar hüten, dasjenige allzuſehr zu berühren, was verabſcheuungswerth iſt, und muß ſich nur vornehmlich an das halten, was lächerlich iſt. Der Philoſoph und der Poet müſſen einerley Abſicht haben, ſie müſſen aber dieſe Abſicht nicht auf einerley Art zu erlangen ſuchen.

Die beyden Briefe des Herrn Racine, welche dem erſten Theile vorgeſetzt ſind, verdienen keine geringere Aufmerkſamkeit. Sollte ein Mann, welcher unter allen Franzöſiſchen Poeten bewieſen hat, daß er die meiſte Religion beſitze, einen Rouſſeau wohl ſeiner Freundſchaft und Vertheidigung gewürdiget haben, wenn er in ihm, trotz ſeinen Feinden, nicht ein tugendhaftes Herz gefunden hätte?

Altdorf.

Am 24. Febr. ſtarb allhier der berühmte Herr Chriſtian Gottlieb Schwarz, ordentlicher Profeſſor der Moral, Hiſtorie, Oratorie und Poeſie, wie auch Senior der philoſophiſchen Facultät, Inſpector der Nürnbergiſchen Alumnorum und Bibliothecar der Akademie.

Altenburg.

Richter hat allhier einen neuen Abdruck von dem Freieslebiſchen *Corpore Juris* veranſtaltet. Man weis, daß die Hülfsmittel zu dem bequemen Aufſchlagen, welche ſich bey der Freieslebiſchen Ausgabe befinden, ihr den Vorzug vor einer jeden andern zueignen, die man nur als ein Handcorpusjuris brauchen will. Gegenwärtiger Abdruck iſt der Richtigkeit wegen aufs genaueſte geprüfet worden, und die äuſſerliche Schönheit iſt ſo beſchaffen, wie man ſie von dem Verleger ſchon gewohnt iſt. Sie kann vielleicht hier etwas mehr, als bloß zum Zierrath nützen. Sie kann Studierende anreizen, ſich mit einem Buche bekannt zu machen, das ſonſt eben nicht für alle allzu viel Reizungen hat. Bis zur Oſtermeſſe ſoll dieſer Abdruck für 2⅔ Thlr. und nachgehends für 3 Thlr. 8 Gr. verkauft werden.

Beſchluß des Greifswaldiſchen Artikels.

Von deſſelben Geſchichte des Reiches Schweden ſind nunmehr zwey Bände in Schwediſcher Sprache ans Licht getreten, und die drey übrigen hat man von dem Herrn Verfaſſer unverſäumt zu erwarten. Er hat in dieſem Werk ſo ausnehmende Geſchicklichkeiten erwieſen, als es in allen Abſichten erforderte. Die allerälteſte Geſchichte verlieret bey ihm ihre Trockenheit. Die Alterthümer in Norden ſtehen in einem Lichte, daß ihre Einſtimmung und Verbindung mit den Gebräuchen beynahe aller Völkerſchaften in der Welt aufkläret.

Die groſſen, und durch die von keinem ſo deutlich entwickelten Völkerwanderungen bewirkten Veränderungen in der Welt, die Nordiſchen Anlagen zum Umſturz der Römiſchen Macht, ihre Verbindungen mit den Kayſern im Orient, ihre Beunruhigungen des groſſen Fränkiſchen Reichs, und ihre ſteten Verhandlungen mit ihren mächtigen Nachbaren ſind hier ſo aus einander geſetzet, daß ſie von ganz neuen Seiten in die Augen fallen. Die Vortheile, welche dieſe Nordiſche Geſchichte der Deutſchen Hiſtorie ſchaffet, ſind in Anſehung der durch und durch erwieſenen Beziehung der Scandiſchen Völker auf die Deutſchen beträchtlich, und um ſo viel beträchtlicher, als Norden in den mittleren Zeiten Geſchichtſchreiber aufweiſen kann, welche die Vorfälle der Welt mit etwas andern Augen angeſehen, als die Mönche, deren Compilationen ſonſt faſt zum einzigen Grunde dienen müſſen. Der neueren Zeiten dürfen wir nicht einmal erwähnen, da der Einfluß der Nordiſchen Sachen in die allgemeinen Welthändel einem jeden offenbar iſt. Bey dem politiſchen Zuſtand der Nordiſchen Welt verlieret Herr **Dalin** ihre natürliche Beſchaffenheit nicht aus dem Geſicht, und zeiget ſehr ſchön, wie jener durch dieſe beſtimmet werden. Alles dieß weiß er ſo bündig und angenehm vorzutragen, daß die Gelehrten aus dieſem Werk in verſchiedenen Abſichten ihre Erkenntniſſe erweitern, Ungelehrte aber es auch mit Vortheil und Vergnügen zu ihrem Behuf anwenden können; daher die Erlauchten Stände des Reichs Schweden dem Herrn Verfaſſer ihren Beyfall und ihre Zufriedenheit auf eine ausnehmende Art zu bezeugen bewogen worden.

In Erwägung deſſen haben ſich der Herr Prof. J. Benzelſtierna, und der Herr Prof. J. C. Dähnert, in Greifswald, entſchloſſen, dieſes Werk überſetzt zu liefern. Der Anfang iſt mit dem Druck ſchon gemacht, welcher ſehr ſauber ſeyn wird. Die Ueberſetzung wird durch unterſchiedene nützliche Zuſätze vor der Urſchrift einen Werth erhalten. Das Werk wird aus verſchiedenen Theilen beſtehen, und der erſte davon wird auf künftige Oſtern an das Licht treten. Die übrigen Bedingungen findet man in einer Nachricht, welche beſonders gedruckt und in den Buchläden zu haben iſt.

Helmſtädt.

Joachim Diedrich Lichtenſteins Beytrag zu der Geſchichte des Smalkaldiſchen Bundes und der Braunſchweig-Lüneburgiſchen Landes-Hiſtorie von 1542 bis 1569 in der Unterſuchung von dem Anfange der Reformation in Helmſtedt. Bey Chriſtian Friedrich Weygand, 1750. In Quart, 1 Alph. 1 Bogen.

Der Herr Verfaſſer, welcher ordentlich, angenehm und mit Gewißheit ſchreibt, unterſucht in dieſen Bogen, wenn die Kirchenbeſſerung zu Helmſtädt ihren Anfang genommen habe. Nachdem er §. 2. beſtimmet, was er hierdurch verſtehe, ſo führet er §. 3. die in den Jahren verſchiedene Nachrichten hiervon an. Es können aber vielleicht dieſelbigen dadurch vereiniget werden, daß man die eine von demjenigen annimmt, was ohne den rechten Landesherrn geſchehen, die andere aber ſo erklärt, daß der Geſchichtſchreiber von der Reformation rede, ſo mit landesherrlicher Einwilligung iſt unternommen worden. Seine Meynung von dem Anfange der reinen Lehre zu Helmſtädt iſt dieſe. Er räumet §. 5. ein, daß bereits Conrad Bolem 1525 das Evangelium daſelbſt gelehret, behauptet aber §. 6. daß die Reformation allererſt 1542 ihre völlige Einrichtung an dieſem Ort erhalten habe, welches §. 7. und 8. noch weiter erwieſen wird. Man trift übrigens in dieſen Blättern hin und wieder nützliche hiſtoriſche Ausbeſſerungen, brauchbare

Nachrichten von Herzog Heinrich dem Jüngern, den Smalkaldiſchen Bundesgenoſſen, der Stadt Helmſtädt, und dem Anfang der Regierung Herzog Julius an, wobey das beſte und vorzüglichſte iſt, daß der Herr Verfaſſer mehrentheils ſeinen Beweis auf tüchtige Urkunden gründet, die er in einem Anhange der Welt vor Augen legt, welches keinen, als Unverſtändigen, misfallen wird. Es iſt alſo dieſe Schrift einem jeden, der Gewißheit in dergleichen Sachen liebet, ohne welche alles unſer Wiſſen für nichts zu achten iſt, unentbehrlich.

⁂

Am 8. Jenner brachte der Herr Hofrath Lichtenſtein nebſt ſeinem geſchickten Reſpondenten, Herrn Joh. Friederich Grimmeiſſen, aus Franckfurth am Main, eine Diſputation auf die Katheder, de Jure Criminali in Terris Sereniſſ. Ducum Brunſvicenſium & Luneburgenſium &c. 6 Bogen. Wir vernehmen, daß der Herr Hofr. dieſe Materie noch durch verſchiedene folgende Diſputationen ausführen wird, und ſo wollen wir die Anzeige des Inhaltes bis dahin zuſammen verſparen.

Die Rede des Herrn Hofrath Fabricius bey Uebernehmung des Prorectorats iſt nun gedruckt; ſie handelt de Officii Prorectoris Academici ſalutis publicæ Academicæ Cuſtodis cum functione Medici inſigni Analogia & Convenientia &c. 4 Bogen, und verdienet geleſen zu werden.

Jena.

Der bisherige Profeſſor an dem Carolino zu Braunſchweig, Herr D. Köhler, hat den Ruff als zweyter ordentlicher Profeſſor der Theologie auf hieſiger Univerſität erhalten und angenommen.

Leipzig.

Neue Unterſuchung der Veränderungen des Erdbodens, nach Anleitung der Spuren von Meerthieren und Meergewächſen, die auf Bergen und in trockner Erde gefunden werden, angeſtellet von Anton Lazzaro Moro. Aus dem Italieniſchen überſetzt. Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1751. In groß Oct. 1 Alph. 7 Bogen, und 9 Kupfertafeln.

Wer die beſtändigen Veränderungen, welche vor unſern Augen auf dem Erdboden vorgehen, und die vielfältigen Urſachen, welche ſeit ſo vielen Jahrhunderten gleiche Veränderungen haben hervor bringen können und müſſen, überlegt, der kann leicht begreifen, daß unſere Erdkugel im Anfange ganz anders muß beſchaffen geweſen ſeyn, als ſie itzt iſt. Ihre größte Veränderung pflegt man gemeiniglich der Sündflut zuzuſchreiben, wovon Burnets, Woodwards und Whiſtons Lehrgebäude bekannt ſind. Der Herr Abt Moro in Venedig iſt hierinne ganz anderer Meynung, und ſeine Gedanken darüber trägt er in itzt angezeigtem Buch ausführlich vor. Er hat ſein Werk in 2 Theile getheilet. Im erſten widerlegt er das Burnetiſche und das Woodwardiſche Lehrgebäude: von dem Whiſtoniſchen aber gedenkt er nichts. Im zweyten führt er ſeine eigene neue Meynung aus

Herr Moro will durchaus nicht zugeben, daß die verſteinerten Seekörper durch die Sündflut auf die Berge und in die trockene Erde gekommen. Er will dieſes daraus beweiſen, weil die Sündflut nicht natürlich geweſen ſeyn könne. Wenn ſich auch gleich das letztere ſo verhielte, ſo können wir doch gar nicht begreifen, wie daraus das folgt, was er daraus herleitet. Denn die große Ueberſchwemmung bey der Sündflut mag eine natürliche Urſache gehabt haben, oder nicht, ſo kann ſie doch ſo wohl in dieſem, als in jenem Falle, die Urſache der auf Berge und in trockne Erde gebrachten Seekörper ſeyn.

Das übrige folgt nächſtens.

Witten-

Wittenberg

Der gelehrte Herr Prof. Boſe allhier, mit welchem in Briefwechſel zu ſtehen ſich viele der größten Gelehrten in Europa ein Vergnügen machen, hat die Gütigkeit gehabt, uns folgenden Auszug eines Engliſchen Schreibens des Herrn Watſon, in London, an ihn, vom 25. Jan. 1751, mitzutheilen. Er verdienet, wegen ſeines zum Theil ſehr merkwürdigen Inhalts, allen Naturforſchern in Deutſchland bekannt zu werden. Da wir ihn ſchon anderwärts gut überſetzt gefunden haben, ſo ſind wir der Mühe, ihn ſelbſt zu überſetzen, wozu wir ſchon die Feder angeſetzt hatten, überhoben.

Ich dancke Ihnen für die Mittheilung Ihrer Art, Schießpulver durch die electriſchen Funcken zu entzünden; aber ich muß Ihnen zu überlegen geben, daß Sie dadurch, daß das Pulver vor dem Verſuche auf warmes Metall geleget wird, den Schwefel im Pulver einiger maßen ſchmelzen, welches beynahe eben dazu dienet, als ob man Campher, oder abgezogene Oele aus Pflanzen darunter mengte; daher dieſes Verfahren demjenigen nahe kömt, das ich auf der 499ten und 500ten S. des 43. B. der philoſ. Tranſ. beſchrieben habe. Da die electriſchen Funken nicht an der Oberfläche der Körper, welche wir entzünden wollen, ſondern nur nahe bey derſelben, los ſchlagen; ſo muß ſich um dieſe Oberfläche herum ein wircklich entzündbarer Dampf aufhalten, welches durch die Erwärmung des Pulvers bewerckſtelliget wird. Herrn Francklins Verſuche in Penſilvanien ſind noch nicht bekannt gemacht. Wenn man ſie bekömmt, werde ich ſie Ihnen zuzuſenden ſuchen. Unſer Secretair, D. Mortimer, hat mir berichtet, Herr Winckler ſende einige Gläſer hieher, durch deren Zwiſchenräume der Geruch von Peruvianiſchem Balſam noch empfunden worden, indem man electriſiret habe: aber ich habe an ſolche Dinge gar keinen Glauben mehr, und muß ſehr überzeugende Beweiſe ſehen, wenn ich ihnen Beyfall geben ſoll. Die wichtigſte phyſikaliſche Neuigkeit, die ich Ihnen jetzo melden kan, betrift ein neues Metall, das letztens hieher aus Südamerica iſt geſandt worden, wo es Platina del Pinto heißt. Plata bedeutet im Spaniſchen Silber, welchem dieß Metall dem Anſehen nach gleichet: aber es iſt der Natur des Goldes viel ähnlicher, ob es wohl deſſelben Farbe nicht hat. Gold iſt, wie bekannt, der ſchwerſte Körper in der Natur, und verhält ſich zum Queckſilber wie 19: 14, wenn Waſſer 1 iſt. Dieß neue Metall verhält ſich zum Waſſer wie 17: 1; und da es mit Gold in einer gewiſſen Verhältniß vermiſcht ward, entſtand eine Maſſe, die ſo ſchwer war, als Gold. Es ſtimmt auch in der Feuerbeſtändigkeit mit dem Golde überein, und verliert faſt gar nichts im Feuer von ſeinem Gewichte. Es ſchmelzet ungemein ſchwer, ſo daß es zwo Stunden in einem Windofen zu ſchmelzen brauchte, wo gegoſſen Eiſen innerhalb 15 Minuten in Fluß kam. Es läßt ſich nicht hämmern, in America aber ſind ſchon Degengefäße daraus gegoſſen worden. Einige erfahrne Chymiſten werden es hier unterſuchen, und man wird den Erfolg der Verſuche in den Transactionen bekannt machen. Einige geſchickte Herren haben die Höhe ſehr genau unterſucht, auf welche die Racketen, die wir bey unſern Feuerwercken brauchen, ſteigen, und ſie wiſſen ſolche ſo vollkommen zu machen, daß verſchiedene bis auf 1200 und 1300 Yards, d. i. mehr, als 2 Drittel einer Engliſchen Meile, geſtiegen ſind, welches kaum zu glauben iſt.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Spenerischen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

UTRAQUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 26. März. 1751.

London.

An original Theory, or new Hypotheſis of the Univerſe, founded upon the Laws of Nature, and ſolving by Mathematical principles the general Phaenomena of the viſible Creation and particularly the *Via lactea*; compriſed in nine familiar Letters from the Author to his Friend and illuſtrated with upwards of thirty graven and mezzotinto plates, by the beſt Maſters. By *Thomas Wright*, of Durham. 1750. In 4. 84 Seiten und 32 Platten.

Eine Urſprungslehre, oder eine neue Hypotheſe von dem Weltgebäude, welche auf die Geſetze der Natur gegründet iſt, und worinne die allgemeinen Erſcheinungen der ſichtbaren Schöpfung, und beſonders der Milchſtraße, durch mathematiſche Grundſätze aufgelöſet werden, in 9 Briefen des Verfaſſers an ſeinen Freund etc. Dieſes iſt der Titel eines Werks, aus welchem man ſich einen ſehr falſchen Begriff davon machen kann. Denn wenn unſere Leſer auch nur unſern Auszug daraus werden geleſen haben, ſo wird nicht viel fehlen, daß ſie nicht den Herrn Wright für den Engliſchen Kindermann halten werden; und wenn ihnen zu dieſem abſcheulichen Begriff noch etwas fehlen wird, ſo wird es vielleicht darum ſeyn, weil es in England nicht ſo Kindermanniſche Kindermanne geben kann, als in Deutſchland.

Der Verf. verſpricht uns auf dem Titel eine neue Theorie von dem Weltgebäude, und, auſſer einigen beſondern Begriffen, finden wir nichts darinne, als das bekannte Copernicaniſche und Newtonianiſche Syſtem. Ferner verſpricht er mathematiſche Beweiſe, und giebt uns doch nichts, als Wahrſcheinlichkeiten und Muthmaſſungen. Endlich macht er uns Hoffnung zu Erklärungen, welche eines jeden Fähigkeit gemäß ſeyn ſollen: gleichwohl hat ein noch ziemlich fähiger Verſtand viel Mühe, des Verfaſſers Gedanken überall zu erreichen.

Indeſſen verdienet doch dieſes Werk einige Aufmerkſamkeit. Wenigſtens hat der Verfaſſer den Entdeckungen der Alten einen neuen Schwung gegeben, ſie durch neue Erfahrungen bekräftiget, und ähnliche Folgen daraus hergeleitet. Er hat ſinnreiche Muthmaſſungen bey einigen Theilen dieſes groſſen Syſtems, an welchem die gröſte Einbildungskraft ſich viele Jahrhunderte hindurch üben kann, vorgetragen. Er hat ſeine Begriffe über den kleinen Umkreis der uns benachbarten Weltkugeln geſchwungen. Endlich ſo hat er alles zur Verherrlichung des Schöpfers und zur Verbeſſerung unſerer Tugenden anzuwenden geſucht.

Wir wollen uns bemühen, einen Begriff von dieſem Werk zu geben, ohne uns an die Buchſtaben zu binden, aus welchen es zuſammen geſetzt iſt. Die Figuren können wir zu Erreichung dieſer Abſicht nicht mit zu Hülfe nehmen. Sie ſind ſo beſchaffen, daß ſie den Leſern die verſchiedenen Theile des Weltgebäudes deſto begreiflicher machen. Dasjenige, was der Verf. voraus ſetzt, hat oft dieſes Beyſtandes nöthig, und da wir deſſelben beraubet ſind, ſo werden wir das müſſen weglaſſen, was wir ohne dieſelben nicht verſtändlich genug machen können.

Wir haben ſchon geſagt, daß Herr Wright in der allgemeinen Einrichtung des Weltſyſtems nichts ändert. Er läßt die Sonne den Mittelpunct der Planeten ſeyn, welche ſich, zum Theil in Begleitung ihrer Nebenplaneten, um dieſelbe bewegen. Aus dieſer Quelle ſchöpfen dieſe undurchſichtigen Körper denjenigen Glanz, welcher ſie uns ſichtbar macht. Eine Beobachtung, welche Herr Wright anzeiget, und welche man vornehmlich im Sommer kurz vor dem vollen Mond machen kann, iſt ſehr geſchickt, uns dieſes begreiflich zu machen. Zu dieſer Zeit ſieht man, beym Untergang der Sonne, den Mond gegen über aufgehen; und wenn zu eben derſelben Zeit gegen Norden oder Süden Wolken ſind, ſo haben ſie gerade ſo einen Glanz, wie der Mond. Da nun die Wolken, dieſer Haufen verdickter Dünſte, ſo licht werden, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß der Mond, ein dauerhafterer und dichterer Körper, bey eben dieſen Umſtänden, gleichfalls lichte wird. Der Mond iſt den andern Planeten ſo ähnlich, daß das, was man von dem einen ſagt, offenbar auf die andern paſſet.

Die Kometen ſind von den Planeten durch nichts unterſchieden, als dadurch, daß ſie eine lange ſchmale Laufbahn haben, wovon der eine Brennpunct ſehr nahe bey der Sonne iſt. Sie brauchen auch zu ihrem Umlauf weit mehr Zeit, als die Planeten. Saturn, der weiteſte Planet, vollendet ſeinen Lauf in weniger, als 30 Jahren, und der uns allernächſte Komet braucht mehr, als 50 Jahre. Herr Wright hat eine Tafel der Perioden der vornehmſten Kometen eingerückt. Wir wollen ſie herſetzen, ohne für ihre Richtigkeit die Gewähr zu leiſten.

	Komet.		Jahre des Umlaufs.			Wie oft ſie erſchienen.
1.	1684	—	50	—	—	1
2.	1682	—	75½	—	—	3
3.	1337	—	100	—	—	1

4.	1651	—	129	—	—	2
5.	1618	—	160	—	—	1
6.	1677	—	200	—	—	1
7.	1744	—	300	—	—	1
8.	1665	—	400	—	—	1
9.	1680	—	575	—	—	3

Die Theorie dieſer ſo ſehr excentriſchen Geſtirne würde bald zur Vollkommenheit gebracht werden, wenn die Beobachtungen eine gar beſondere Meynung unſeres Verfaſſers beſtätigten. Er glaubt, daß, ungeachtet ihres verſchiedenen Laufs, ihre *Areae* gleich groß ſind. Wenn das iſt, ſo müſſen ihre Laufkreiſe in eben der Verhältniß enger werden, in welcher ſie länger werden, und diejenigen Kometen, welche der Sonne am nächſten kommen, müſſen ſich auch um deſto weiter von ihr entfernen. Dieſer Muthmaſſung einen Schein der Wahrheit zu geben, vergleicht Herr Wright die Laufkreiſe der beyden Kometen miteinander, welche am genauſten ſind beobachtet worden. Der eine iſt überaus excentriſch, der andere aber ſehr wenig. Er findet, daß ihre *Areae* ſich verhalten, wie 13 zu 17, und dieſe nach Herrn Wrights Meynung kleine Ungleichheit verſchwindet, wenn man voraus ſetzt, daß man bey der Beſtimmung der Laufbahn des weiteſten Kometen um nicht mehr, als um den 3500ſten Theil des groſſen Halbmeſſers derſelben gefehlet habe. Zu geſchweigen, daß von den ſo geübten Beobachtern dieſes Kometen nicht einmal ſo ein Irrthum zu vermuthen iſt, ſo iſt es, wenn er auch wahrſcheinlich wäre, dennoch ſehr verwegen, auf ſo eine Vorausſetzung eine Hypotheſe zu bauen. Und was iſt das überhaupt für ein Schluß: Die *Areae* zweyer Kometen ſind einander gleich; folglich ſind ſie bey allen Kometen gleich? Die Ungleichheit der Laufkreiſe der Planeten und die verſchiedene Größe der Kometen zeigen vielmehr das Gegentheil von dieſer übereilten Meynung.

Der Raum zwiſchen dem von der Sonne am weiteſten entfernten Kometen und dem ihm nächſten Fixſterne iſt erſtaunlich groß. Die Fixſterne ſind ſo weit von uns entfernt, daß der groſſe Kreis, welchen die Erde alle Jahre beſchreibt, in Anſehung derſelben, ein kleiner Punct iſt. Man hat verſchiedene Verſuche gethan, die Entfernung einiger Fixſterne beynahe zu beſtimmen: (*Hugen* Coſmotheor. L. II. Oper. Var. T. II. p. 718 *Caſſini*, Mem. de l'Ac. des Sc. 1717 p. 256. *Halley*, Phil. Tranſ. N. 364. Art. 1.) man hat aber allemal unüberwindliche Hinderniſſe gefunden, etwas gewiſſes daraus zu ſchlieſſen. Der Hundsſtern, welcher der hellſte unter allen Sternen iſt, und welchen man um deswillen für den nächſten hält, iſt derjenige, deſſen Entfernung man vornehmlich geſucht hat. Huygens hat voraus geſetzt, daß dieſer Stern ſo groß ſey, als die Sonne, und gefunden, daß er 27 tauſend und 664 mal weiter von uns entfernet ſeyn muß, als die Sonne. Nach dieſer Rechnung wäre der nächſte Fixſtern, der Hundsſtern, 245 tauſend 902 Millionen, 222 tauſend und 222 Deutſche Meilen von uns entfernet. Herr Caſſini ſuchte durch unmittelbare Beobachtungen die Größe und die Entfernung des Hundsſterns, und er fand, daß dieſer Stern eine Kugel ſey, deren Durchmeſſer ſo groß, als die Entfernung der Sonne von der Erde, und welche 43 tauſend und 700 mal weiter von uns entfernet wäre, als die Sonne. Aber auſſer dem, daß Halley verſchiedene Zweifel wider dieſe Beſtimmung vorgebracht hat, ſo ſcheint aus Bradleys Beobachtungen zu folgen, daß die Parallaxe der Fixſterne noch kleiner iſt, als ſie Caſſini angegeben hat, und daß ſie folglich noch weiter entfernet ſind. Herr Wright iſt alſo ſehr mäſſig, da er die Entfernung des Hundsſterns von der Sonne auf 33 Millionen mal Millionen einſchränkt. Unſere Einbildungskraft kann ſich ſo eine Menge Ziffern nicht vorſtellen, und in Anſehung derſelben hat

Huygens geſagt, daß unſere ganze Rechenkunſt nur der Anfang von der Reihe der Zahlen ſey. Damit man ſich bey den Begriffen von dieſer erſtaunlichen Weite an etwas halten könne, ſo bedient ſich der Verf. eines ziemlich ſinnlichen, das groſſe Urbild aber ziemlich verringernden, Bildes. Man ſtelle ſich, ſagt er, die Sonne auf dem Thurm der St. Paulskirche vor, den Mercur auf dem Tower, die Venus auf dem Palaſt zu St. James, die Erde zu Marybone, den Mars zu Kenſington, den Jupiter zu Hamptoncourt, den Saturn zu Chelmsford, und den Firſtern, welcher der Sonne am nächſten iſt, auf dem Thurm der St. Peterskirche zu Rom.

Es würde ſo unnütz, als unangenehm ſeyn, hier die verſchiedenen Meynungen der Philoſophen von den Firſternen anzuführen. Die Meynung, daß ſie wirklich unſerer Sonne ähnliche Sonnen ſind, iſt allgemein genug, und unſer Verfaſſer ſucht ſie noch durch allerley Gründe zu bekräftigen. Man weis, daß, je gröſſer die Planeten durch die Sehröhre erſcheinen, deſto weniger Licht ſie auch haben. Bey den Firſternen iſt es ganz anders. Durch die beſten Ferngläſer erſcheinen ſie nur als Puncte: aber ihr Glanz wird durch die Vereinigung ihrer Stralen deſto gröſſer. Wenn die Kometen noch nicht allzu weit von uns entfernet ſind, ſo verſchwinden ſie ſchon vor unſern Augen. Die Firſterne glänzen immer noch bey der unermeßlichen Entfernung, weil ſie ihren Glanz von ſich ſelbſt haben. Will man die Sache noch wahrſcheinlicher gemacht haben, ſo nehme man Hohlgläſer, welche die Gegenſtände verkleinern und entfernen. Man betrachte durch dieſelben die Sonne, ſo wird ſie, nach dem die Gläſer weniger oder mehr hohl ſind, ſo groß erſcheinen, wie ſie ſich den Einwohnern des Mars, des Jupiter, des Saturn und des entfernteſten Kometen zeigt. Für dieſen letztern iſt ſie vielleicht nur ein wenig gröſſer, als uns der Hundsſtern iſt, und ſo ſtralend, weil das Licht aus ihr ſelbſt kömmt. Wenn man den Mond durch eben ſolche Gläſer betrachtet, ſo wird man ihn in die Venus, in den Mercur, in den Mars verwandeln. Wenn aber ſein Licht, nach dem Maaß ſeiner Entfernung, geſchwächet worden iſt, ſo wird man ihn endlich nicht mehr ſehen können, wenn man ihn bis ſo weit entfernet, wo die Kometen verſchwinden, nämlich bis ſo weit, als der Jupiter entfernet iſt.

Das übrige folgt künftig.

Neapolis.

Il vetuſto Calendario Napoletano nuovamente ſcoverto, con varie note, illuſtrato dal P. D. *Lodovico Sabbatini d'Anfora*, Prete della Congregazione de' Pii Operarj. In Quart, gegen 10 Alph. mit Kupfern.

Als man 1742 die alte Kirche St. Johanns des Gröſſern ausbeſſern wollte, ſo fand man dieſen Neapolitaniſchen Kirchenkalender in einer Mauer dieſer Kirche. Er war auf zwey groſſe Stücken weiſſen Marmor gegraben, deren jedes 23 Spannen lang, vier Spannen breit und eine Spanne dick war. Man hatte ſie für ſchlechten Marmor angeſehen, und ſie für wenig Geld verkauft. Ehe ſie noch entzwey geſäget wurden, entdeckten zwey gelehrte Männer dieſen Kalender darauf, welcher aber nichts anders iſt, als ein Verzeichniß der Heiligen durch das ganze Jahr. Man meldete dieſes dem Cardinal Spinelli, welcher dieſe beyden Stücken Marmor wieder einſetzete. Dem Herrn d'Anfora ward aufgetragen, dieſen Kalender heraus zu geben, wovon nach und nach jeder Monat in einem Bande mit deſſen Anmerkungen erſchienen. Hin und wieder hat er ganze zur Kirchengeſchichte gehörige Abhandlung eingeſchaltet. Er hat ihn in ſeiner völligen Geſtalt in Kupfer ſtechen laſſen, und er glaubt, er rühre noch aus dem 9ten Jahrhunderte her.

Vene-

Venedig.

Della ſtoria naturale marina dell'Adriatico Saggio del Signor Dottore *Vitaliano Donati*; giuntavi una Lettera del Signor Dottore Lionardo Sesler, intorno ad un nuovo genere di Piante terreſtri. Appreſſo Franc. Storti. In Fol. 22 Bogen, und 10 Kupf.

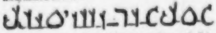
Dieſes iſt ein Stück von der Naturgeſchichte des Adriatiſchen Meeres, welche der Herr D. Donati ſchon vor einigen Jahren, auf Anhalten des päpſtlichen Leibarzts, Anton Leprotti, verfertiget hat. Der Herr Gianrinaldo Carli-Rubbi hat dieſes Stück davon zur Probe an das Licht geſtellet, und, als die Frucht eines langen und emſigen Fleiſſes, dem Herrn von Maupertuis zugeeignet. Die vielen dazu nöthigen Kupferſtiche haben gemacht, daß es für itzo bey dieſer Probe geblieben iſt, welche in der That alle Aufmerkſamkeit der Naturforſcher verdienet.

Anfangs giebt er eine Vorſtellung von dem Grund und Boden des Adriatiſchen Meeres, beſchreibet darauf die Maſchinen und Werkzeuge, deren er ſich zu Erforſchung des Meergrunds und zu Aufſiſchung der darinne befindlichen Gewächſe bedienet hat, zeiget die Schwierigkeit der Beobachtungen zur See und entwirft die beſtändigen Geſetze der Natur, denen ſie bey Hervorbringung der Seegewächſe folget. Die Methode ſeiner Eintheilung der groſſen Mannichfaltigkeit derſelben iſt ganz militariſch. Er hat das Römiſche Soldatenweſen zum Grunde derſelben geleget, und macht erſtlich verſchiedene Claſſen. Dieſe Claſſen haben ihre Legionen, die Legionen ihre Centurien, die Centurien ihre Cohorten, die Cohorten ihre Ordnungen, und die Ordnungen ihre Geſchlechter, und überall werden die Eigenſchaften und Kennzeichen derſelben beſtimmt.

Hierauf folgt eine ſehr vollſtändige und ordentliche Beſchreibung einiger Seepflanzen. Er zeigt die erſte Stuffe an, auf welcher die Natur von den Pflanzen zu den Thieren in der See übergeht, und giebt einige Nachricht von den Poliparis, unter welchen man eine Beſchreibung der rothen Corallenzinken, der Madrepora, dem Miriozoo oder des Aldrovands Pseudocorallio albo fungoſo, zur Probe findet. Mit dieſer ſchreitet er zu der zweyten Stuffe des Ueberganges von den Seepflanzen zu den Seethieren fort, nämlich zu den Pflanzenthieren, und giebt eine Beſchreibung des Alcionii primi des Dioſcorides zur Probe. Endlich betritt er auch die dritte Stuffe, und redet von den Thierpflanzen, wobey er zur Probe davon die ſphäriſchen Thetien beſchreibt.

Caſſel.

Ein hieſiger Gelehrter hat vor kurzem in Amſterdam in einer Auction unter andern Alterthümern ein ganz beſonderes Stück gefunden und an ſich gekauft. Es iſt ein Thier von Erzt, 12 bis 13 Zoll lang und 10 bis 12 Zoll hoch, mit geſchornem Kopfe. Am Kopfe gleicht es einer Katze, welche die Zähne bleckt; woraus er ſchließt, daß es das Thier vorſtellen ſoll, welches die Egyptier unter dieſer Geſtalt und unter dem Namen **Aelurus**, anbetheten. Die Geſtalten, welche Montfaucon in dem Supplement T. II. Tab. 44. 45. in ſeinen Alterthümern, mitgetheilet hat, ſind dieſer ziemlich ähnlich. Der Leib iſt hohl, und unter dem Bauch iſt ein offenes Loch, welches bis zu einem andern in dem Munde gehet, und auſſer dem iſt noch ein kleiner Loch auswendig an dem Kreuz. Ohne Zweifel hat man inwendig Feuer angezündet, wovon die Flamme zum Maul herausgeſchlagen hat, vielleicht dadurch den Zuſchauern Ehrerbiethigkeit einzuflößen. Auswendig iſt ein Stück Erzt angemacht, welches den Schwanz dieſes Thieres vorzuſtellen ſcheinet. Da dieſes Stück nach der gewöhnlichen Rauhigkeit der Egyptier verfertiget iſt, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß es ſehr alt iſt. Aber man iſt doch begierig zu wiſſen, was die Aufſchrift bedeuten ſoll, welche an der rechten Seite des Bauchs dieſes Thieres eingegraben iſt. Hier iſt ſie, ſo gut als man ſie hat nachmalen können.



Die Kenner der Alterthümer werden erſucht, uns ihre Gedanken hierüber mitzutheilen.

Göttingen.

Von daher vernehmen wir, daß Se. Königl. Majeſtät von Großbritannien, auf Veranlaſſung des großen Beſchützers der Gelehrten, des Großvogts, Freyherrn von Münchhauſen, willens ſind, daſelbſt eine Akademie der Wiſſenſchaften zu errichten, und daß gedachter Freyherr von Münchhauſen derſelben Beſchützer, und der Herr Hofrath von Haller Beſitzer derſelben ſeyn werden. Wir tragen Bedenken, eher noch etwas mehr davon zu melden, als bis dieſes Vorhaben von dort aus zuverläßiger bekannt gemacht wird.

Altenburg.

Von dort her vernehmen wir mit beſonderem Vergnügen, daß der Buchhändler Richter entſchloſſen iſt, die ſo theuern und ſeltenen *Philoſophical Tranſactions* Deutſch überſetzt und ſauber gedruckt zu liefern. Wir vermuthen, daß die Aufſicht darüber einem Mann wird anvertrauet werden, welcher den Materien, ſo, wie beyden Sprachen, gewachſen iſt, und daß alſo die Ueberſetzung ſo zuverläßig und richtig ſeyn wird, als die Urſchrift.

Helmſtädt.

Der Herr D. Lodtmann in Osnabrück, welcher eine Osnabrückſche Hiſtorie, die aber noch nicht gedruckt iſt, ausgearbeitet hat, iſt auf die hieſige hohe Schule zum ordentlichen Profeſſor der Logik und Metaphyſik und zum Beyſitzer der Juriſtenfacultät beruffen worden. Er wird gleich nach Oſtern von dieſer Stelle Beſitz nehmen.

Dresden.

Der ordentliche Profeſſor der Anatomie auf der hohen Schule zu Leipzig, Herr D. Günz, iſt zum Königlichen Hofrath und Leibarzt und zum Aufſeher des in der hieſigen Neuſtadt zu errichtenden medicinischchirurgiſchen Collegii ernennet worden.

Leipzig.

Das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit. Jänner und Hornung, 1751. In Octav, jedes Stück 5 Bogen und 1 Kupferſtich.

Dieſes iſt der Anfang der Monatſchrift, welche der Herr Prof. Gottſched an die Stelle ſeines neuen Bücherſaals geſetzet hat. Es ſind darinne neue zu der Naturlehre, der Erdbeſchreibung, der Geſchichte, den Sprachen und zum Reiche des Witzes, (bey welchem letztern die *Bizarrure* gute Dienſte thut) gehörige Schriften recenſiret, auch einige eigene dahin gehörige Abhandlung und kleine Gedichte darinne. Am Ende ſteht allemal eine Nachricht von den in Leipzig von der Kochiſchen Geſellſchaft aufgeführten Schauſpielen. In wie fern das trockne Verzeichniß aller im verwichenen Jahr in Königsberg herausgekommenen Diſputationen, Einladungsſchriften und Gelegenheitsgedichte mit zu der anmuthigen Gelehrſamkeit gehöret, deswegen mag ſich der Herr Herausgeber verantworten. Folgendes im Jenner befindliche artige Sinngedichte auf einen einfältigen Biſchoff, von welchem man ſagte, daß er Cardinal werden würde, wollen wir, weil es ſich noch etwas weiter, als auf Cardinalshüte, erſtrecken kann, ſeines erbaulichen Inhalts wegen, daraus mittheilen.

Umſonſt denkt dich das Glück durch neuen Glanz zu ſchmücken.
Je mehr das Schickſal dich erhebt,
Je mehr wird alles, was da lebt,
Den dummen Gimpel nur erblicken.
So ſcharf iſt itzt der Welt Geſicht!
Zwar Hüte pflegt der Papſt zu ſchicken;
Doch Köpfe ſchicken kann er nicht.

In dem Jenner iſt ein Stück vom Mond mit ſeinen Flecken, wie ſie gegen den Rand immer ovaler werden, und im Februar die Erdkugel, wie die Berge und Meere auf derſelben, nach des Moro Vorgeben, entſtanden ſind, vorgeſtellet.

⁂

Auſſer dem Leipziger Zuſchauer kömmt hier auch ſeit dem Anfange dieſes Jahres ein wohlgeſchriebenes und meiſtentheils ſatyriſches Wochenblatt in 8. heraus, welches der Hofmeiſter betittelt iſt. Der geſchickte Verfaſſer deſſelben ſagt, er heiſſe Iſaac Mentor, und ſey mit jungen Standesperſonen in der Welt herumgereiſet, wo er

- - mores hominum multorum vidit
& urbes.

Er handelt vermiſchte Materien aus der Moral, mehrentheils auf der angenehmen Seite, ab, ſchaltet auch hin und wieder kleine Gedichte ein, wovon wir aus dem 1ten Stück folgende Erzählung borgen wollen.

Der Gelehrte und der Knabe.

Eine Erzählung.

Vertieft in ſeiner Wiſſenſchaft,
Von Fleiß und Lernen wollt ich ſagen,
That einſt Horenz, ſo Lichte als Leute ſcheu,
Den Wunſch, ſich nie ans Licht zu wagen.
Ihn ſchloß ein feſter Riegel ein,
Damit ihn nichts im Zirkeln ſtöre.
Ich dächte nicht, daß eine ſolche Pein
Gelehrten Männern eigen wäre.
Er ſchließt: Die Welt erkennt dich nicht;
Ihr blöder Sinn verſchmäht dein Wiſſen,
Drum folge dem, was deine Neigung ſpricht,
Beglückt in deinen Finſterniſſen.
Horenz, die Kinder ſtören dich!
Die unter deiner Clauſe ſpielen:
Du fährſt heraus: Was unterbrecht ihr mich?
Ihr ſollt des Himmels Rache fühlen.
Ein Knabe faßt ſich friſchen Muth,
Und ſpricht: Wollt ihr uns Lehren geben,
Bemooſter Mann, ſo ſeyd doch erſt ſo gut,
Und lernt mit andern Leuten leben.

Beſchluß des letzlich abgebrochenen Leipziger Artikels.

Burnets allerdings mehr künſtliches, als natürliches Lehrgebäude wiederlegt er dadurch, daß ſein angenommenes Chaos keinen Grund habe; daß die Erde niemals eine ſolche Lage und Figur gehabt, wie er ihr zuſchreibt; daß ſein vorgegebner Abgrund nicht hinreichend geweſen wäre, alles Waſſer zur Sündflut zu verſchaffen; daß auch durch den hinzu gekommenen Regen das Waſſer nicht hinreichend geworden; daß er nicht angeben könne, wo das Waſſer nach der Sündflut hingekommen etc. Hierauf widerlegt er auch Woodwards Meynung, welcher behauptet, die Erde ſey inwendig voll Waſſer geweſen und durch Canäle, welche in das Meer gegangen, über ihre Oberfläche getreten; die Erde und alle Thiere und Körper in derſelben und im Meere wären anfangs flüßig geweſen, und dergleichen mehr. Endlich ſucht er auch noch anderer Schriftſteller Meynungen umzuſtoßen, bey welchen wir uns aber nicht aufhalten, ſondern zu ſeinem eignen Lehrgebäude fortgehen wollen.

Seine Meynung geht dahin, daß die Erdkugel im Anfange ganz eben und mit Waſſer bedeckt geweſen, hernach aber nach und nach, durch die Gewalt des innern Feuers, die Berge und Inſeln aus der Tiefe des Meeres heraus getrieben worden und alſo alle auf dieſe Art entſtanden. Er glaubt, die Oberfläche der Erde ſey anfangs ganz ſteinern geweſen, welche aber nach dieſem durch das inwendige Feuer geborſten, in die Höhe getrieben und zu vielen Felſen geworden. Aus den Ritzen der zerborſtenen Stücken der ſteinernen Erdfläche ſind alsdenn die untern Erdmaterien, als Metalle, Schwefel, Salze, Harze etc. durch die Gewalt des Feuers hervorgedrungen. Dieſe Materien liefen von den Felſen zum Theil herunter und machten um dieſelben verſchiedene Schichten, zum Theil wurden ſie in die Luft getrieben und weit und breit über das Waſſer zerſtreut, welches ſie ſalzig und bitter machten, und wodurch, als ſie ſich ſetzten, das Meer einen neuen Grund erhielt. Die erſten Berge warfen immer mehr und mehr Materie aus, wodurch die Schichten immer dicker wurden und das Meer auch höher ſtieg. Endlich wurden auch dieſe entſtandenen Erdſchichten in die Höhe getrieben, und daraus entſtunden die Erdberge. Bis hieher konnten noch auf den Bergen weder Pflanzen, noch Seethiere liegen; denn damals war noch kein Kraut gewachſen und nichts lebendiges vorhanden. Allein das Waſſer ward immer ſalziger; die zuletzt ausgeſchüttete Erde hingegen war fruchtbarer Art, und fing an, zuerſt Pflanzen in und auſſer dem Meer zu treiben. Nach dieſem brachte die fruchtbare Erde auch Thiere hervor, welche nach den verſchiedenen Materien in welche ſie erzeuget wurden, verſchieden waren. Es ſtiegen mit der Länge der Zeit immer mehr Berge hervor und es entſtunden immer mehr neue Schichten, wodurch die Erdfläche ſtets gröſſer und das Meer kleiner ward. Durch das Auswerfen der vielen feuerſpeyenden Berge ward viel bewohntes Erdreich verſchüttet; und daher kömmt es, daß wir noch itzo tief in der Erde allerley Ueberbleibſel durch Kunſt verfertigter Sachen finden. Etliche Gegenden, welche vorhin unter Waſſer geſtanden, waren hernach mit Erde angefüllet worden; und wenn daſelbſt Berge entſtunden, ſo konnten ſie leicht Seekörper mit bringen, ob ſie gleich zum Theil auf dem nunmehro trocknen Lande aufliegen. Durch die Verſchüttung der Ebenen geſchah es, daß, da ſie mit anderem Erdreich bedeckt wurden, ſie auch andere Thiere und Früchte hervorbrachten, als man tiefer unter ihnen verſteinert findet, und ſo weiter.

So viele Erfahrungen, nach des Herrn Moro Meynung, für ſein Lehrgebäude ſtreiten, ſo ſcheinet es uns doch, als ob es nichts ſey, als ein ausgedehnter und verſchönerter Einfall, welchen er gehabt, da er von der 1707 bey Santorini auf dem Griechiſchen Inſelmeer durch ein Erdbeben entſtandenen Inſel gehöret. Vielleicht würde er ſich die bey Tercera nach dieſem entſtandene Inſel auch zu Nutzen gemacht haben, wenn ſie ihm bekannt geweſen wäre.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

UT QUE FULGENS
Mit
Königlicher
Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 2. April, 1751.

Berlin.

Verſuch einer Coſmologie, von dem Herrn von Maupertuis. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Mens agitat Molem. *Æneid. Lib. VI.* Bey Chriſtoph Gottlieb Nicolai, 1751. In Oct. 7 Bogen.

Des Herrn von Maupertuis *Eſſay de Coſmologie* kam vor einem Jahre in groß Octav ſehr prächtig heraus. Die Auflage war aber ſo ſchwach, daß dieſes Werk ſehr wenigen in die Hände gekommen. Deswegen hat es vor kurzem E. Luzac in Leyden, auf Erlaubniß des berühmten Verfaſſers, in klein Octav ſauber, wir können aber nicht ſagen, prächtig nachdrucken laſſen. Nunmehro erſcheinet gegenwärtige Deutſche Ueberſetzung davon. Da in dieſen Blättern von dieſem Meiſterſtück des Herrn von Maupertuis noch keine Nachricht gegeben worden, ein Buch eines Mannes aber, welcher an der Spitze der vornehmſten gelehrten Geſellſchaft der hieſigen Lande ſteht, unbilliger Weiſe mit Stillſchweigen übergangen werden würde: ſo wollen wir, bey Gelegenheit dieſer Ueberſetzung, einen kurzen Auszug davon mittheilen.

In dem Vorberichte zeigt der Herr von Maupertuis, worinne ſein Vorhaben von anderer ihren Arbeiten unterſchieden iſt, und fertiget einige ſeiner Gegner ganz in der Geſchwindigkeit ab.

Hierauf folgt die Einleitung, worinne der Verf. die Beweiſe der Wirklichkeit Gottes, welche man aus den Wundern der Natur hernimmt, unterſucht. Er läugnet nicht, daß die Natur voll Zeugniſſe der Macht, der Weisheit und der Gütigkeit eines einmal voraus geſetzten höchſten Weſens iſt: aber er läugnet, daß man aus den einzeln Theilen der Natur die Wirklichkeit Gottes beweiſen könne. Denn wir kennen die Beſchaffenheit und Abſicht dieſer einzelnen Theile allzu wenig, als daß wir daraus einen Schluß auf ihren Urheber ſollten machen können. Was der einen göttlichen Eigenſchaft gemäß iſt, das ſcheinet wider die andere zu ſtreiten. Die Schlange hat keine Füße; daher iſt ſie mit ſehr vielen Falten verſehen, durch deren Hülfe ſie geſchwind von einem Orte zum andern kommen und ſich vor den Nachſtellungen ihrer Feinde in Sicherheit begeben kann. Dieſes ſcheinet die Weisheit ihres Schöpfers zu beweiſen: aber iſt es wohl ſeiner Güte gemäß, ſo viel Sorgfalt auf ein Thier gewendet zu haben, deſſen Zahn den Menſchen tödtet? Die Bewegung der Planeten, welche faſt in einer Fläche und nach einerley Seite geſchieht, hat einigen die Weisheit eines höchſten Weſens vorauszuſetzen geſchienen. Aber woher wiſſen wir denn, daß eine andere Einrichtung ihrer Bewegung weniger Weisheit vorausſetzen würde? oder wer bietet uns denn die Gewähr, daß ſie von keinem blinden Zufall entſtanden iſt? Damit alſo unſer Verf. einen tüchtigen Beweis des Daſeyns des Schöpfers in der Natur finden möge, ſo betrachtet er ſie nicht in ihren einzelnen Theilen, ſondern im Ganzen.

Er verrichtet dieſes in der folgenden Abhandlung, wo er die Geſetze der Bewegung und der Ruhe aus den Eigenſchaften des höchſten Verſtandes herleitet. Die Bewegung iſt das größte und allgemeinſte Wunder in der Natur. Wenn ein höchſtes Weſen iſt, ſo muß es allezeit, und alſo auch ins beſondere in Anſehung der Bewegung, auf das allerweiſeſte handeln und alles in der Abhängigkeit von ſich erhalten. Dieſes geſchieht, wenn die zur Bewegung erforderliche Menge der Wirkung ſo klein, als möglich, iſt. Er ſetzt alſo zum Grundſatz der ſchon vorher bekannten Geſetze der Bewegung dieſes, daß die Menge der Wirkung allezeit die kleinſte iſt. Wenn nun die Geſetze der Bewegung nicht von einem Zufall herrühren, ſo hängen ſie von dieſem allgemeinen Grundſatz ab.

In der darauf folgenden mathematiſchen Unterſuchung der Geſetze der Bewegung und der Ruhe, welche ſchon in den *Memoires* der hieſigen Akademie der Wiſſenſchaften An. 1742 ſteht, zeigt er, daß die bekannten Geſetze der Bewegung wirklich aus ſeinem Grundſatz folgen, da er nämlich ſetzt, daß die Menge der Wirkung ein Minimum iſt. Er verſteht aber unter der Menge der Wirkung das Product aus der Maſſe der Körper in ihre Geſchwindigkeit und in den Raum, welchen ſie durchlaufen.

Endlich zeigt unſer Verf. in einer beſondern Abhandlung, welche in den Pariſiſchen *Mem.* 1747 ſteht, wie man den Satz, die Natur gehe allezeit den kürzeſten Weg, bey der Fortpflanzung, Beugung und Brechung der Lichtſtralen anwenden müſſe. Wenn man ihn ſo nimmt, daß ein Lichtſtral den kürzeſten Weg geht, damit er von einem beſtimmten Punct zu einem andern gelange, ſo paſſet er nicht auf die Dioptrik. Sagt man, es ſey ſo zu verſtehen, daß das Licht die wenigſte Zeit zur Zurücklegung dieſes Weges brauche, ſo iſt dieſes nicht an dem, weil ſich das Licht in dichtern Materien geſchwinder bewegt, als in dünnern. Der Herr v. M. zeigt alſo, daß nichts, als ſein Grundſatz, Stich hält, und auf die Optik, Catoptrik und Dioptrik paſſet.

Wir haben vergeſſen anzuzeigen, daß der Herr v. M. in dieſes Werk auch einen Entwurf des Weltgebäudes eingeſchaltet hat.

Fortſetzung des letzt abgebrochenen Londoner Artikels.

Wir wollen die Aehnlichkeit noch weiter treiben, und, wenn uns die durch die beſten Inſtrumente unterſtützten Sinne verlaſſen, uns der Einbildungskraft bedienen. Da unſere Sonne der Mittelpunct verſchiedener kleiner Körper iſt, welche ſich um dieſelbe, entweder in runden oder länglichen Laufkreiſen, bewegen: warum ſollte nicht ein jeder Fixſtern der Mittelpunct eines neuen Weltſyſtems ſeyn? Scheinen dieſe groſſen Feuerkugeln nicht darum gemacht zu ſeyn, daß ſie andern Erdkugeln Wärme, Licht und Fruchtbarkeit verſchaffen ſollen? Jupiter, Saturn und die Erde ſelbſt ſehen andere Körper ſich um ſich herum drehen; und es ſcheinet, daß uns die Natur im Kleinen von dem hat Modelle zeigen wollen, was ſie anderwärts im Groſſen ausgeführet hat. Man ſtelle ſich ein neu gemachtes verſtändiges Weſen vor, welches mitten in den unermeßlichen Zwiſchenraum, der den Hundsſtern von der Sonne abſondert, geſtellet iſt. Beyde Geſtirne werden ſich ihm als Planeten zeigen. Es mache ein Zufall, oder die Wahl, daß ſich dieſes Weſen der Sonne nähere: ſo wird es ſtuffenweiſe dieſe himmliſche Feuerkugel gröſſer werden ſehen. Nach und nach wird es verſchiedene Erdkugeln um dieſelbe entdecken, wie wir die Trabanten um den Jupiter oder um den Saturn ſehen. Man frage es hernach, was es von dem Hundsſtern denket: ſo wird es ohne Zweifel antworten, daß es der Meynung ſey, es drehen ſich gleichfalls ſolche Planeten um denſelben, wie die ſind, welche es ſiehet.

Bis hieher haben wir nur von den glänzendeſten Geſtirnen, welche, wie es ſcheinet, uns am nächſten ſind, geredet. Damit dieſe erſtaunliche Menge Sterne, welche das Gewölbe des Himmels in ſich faßt, eine Ordnung bekommen möchten, ſo haben ſie die Aſtronomen in verſchiedene Claſſen eingetheilet. Sie haben dabey der Ordnung gefolget, welche ihnen die Natur ſelbſt angezeiget, da ſie ſie gröſſer oder kleiner hat erſcheinen laſſen. Sie unterſcheiden alſo 9 bis 10 Claſſen von den Fixſternen, welche ſie durch die Namen der Sterne der erſten, zweyten, dritten etc. Gröſſe bezeichnen. Wenn man mit dem Halley und unſerm Verfaſſer vorausſetzt, daß die Sterne der unterſchiedenen Claſſen eben ſo weit von einander entfernet ſind, als der, welcher der Sonne am nächſten iſt, von ihr entfernet iſt: ſo ſiehet man wohl, in was für einen unermeßlichen Raum uns unſere Einbildungskraft bringt; und es würde unnütz ſeyn, einen Haufen Ziffern hinzuſchreiben, welche unſern Verſtand verwirrten, ohne die Ordnung der Schöpfung zu begreifen.

Wenn unſere Sonne mit ihren Planeten nicht beſtändig eine Stelle in dem abſoluten Raum behielte, ſo müßten die Sternbilder ihre Figur verändern. Doch wenn auch dieſe Verrückung ſo groß wäre, als die Entfernung des Saturns von der Sonne iſt, ſo würde doch die Veränderung der Figur der Sternbilder nicht merklich ſeyn. Da nun eine Entfernung von 200 Millionen Meilen hierinne keine Veränderung verurſachen kann, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn bey einer ſehr langſamen Verrückung unſers Syſtems dieſelbe gar nicht merklich wird.

Man hat in der That einige Urſache, zu muthmaßen, daß die Sonne ihre Stelle ein wenig verändert hat. Wenn man verſchiedene zu unterſchiedenen Zeiten angeſtellte Beobachtungen der Fixſterne mit einander vergleicht, ſo findet man die Fixſterne nicht vollkommen mehr an eben denſelben Orte. Halley hat dieſes an 3 anſehnlichen Fixſternen hinlänglich gezeigt. Herr Wright führt aus des D. Long Aſtronomie an, daß, nach den Beobachtungen des Tycho, der Arctur von dem hellen Stern in der Leyer 4 Minuten weniger entfernet ſey, als es 72 Jahre hernach von dem Hevel befunden worden, und daß Flamſteed, welcher dieſen Stern

22 Jahre nach dem Hevel beobachtet, eine neue Vermehrung dieſer Entfernung von 3 Minuten gefunden. Man hat noch mehr dergleichen Beobachtungen. Herr Wright hat 1747 die Sterne der Plejaden und einen andern ſolchen Haufen Sterne in dem Perſeus beobachtet und ihre Lagen gegen einander durch Triangel beſtimmet. Wenn ſich nun bey künftigen Beobachtungen dieſe Triangel verändern, ſo wird daraus folgen, daß auch unſer Sonnenwirbel ſeine Stelle verändert. Dieſe Veränderung der Stelle ſey nun, wie ſie wolle, ſo wird ſie, in Anſehung unſerer, allzeit unregelmäßig, an ſich ſelbſt aber regelmäßig ſeyn. Damit wir aber dieſe regelmäßige Bewegung finden, müſſen wir uns in den wahren Geſichtspunct ſtellen, welcher ohne Zweifel von dem Orte, wo wir ſind, ſehr weit entfernet iſt.

Dieſer Urſache ſchreibt unſer Verfaſſer die Erſcheinung der Milchſtraße zu, welche man, wie er glaubt, noch nicht recht erkläret hat. Dieſer unermeßliche Haufen kleiner Sterne, deren unter einander ſich vermiſchende Stralen und ſo was weiſſes vorſtellen, macht an dem Himmel einen Zirkel, welcher den Thierkreis in 2 Theile theilet und ihn auf der einen Seite zwiſchen dem Scorpion und dem Schützen, und auf der andern zwiſchen dem Stier und den Zwillingen durchſchneidet. Er iſt nicht überall gleich breit und gleich glänzend, und theilet ſich zuweilen in Aeſte, welche ein wenig abweichen und ſich hernach wieder ſchlieſſen. Herr Wright, welcher die Milchſtraße durch ein ſehr gutes Fernglas betrachtet hat, hat einen hellen Theil davon, bey dem Fuß des Antinous, welchen er trigonometriſch aufgenommen, ſtechen laſſen. Er vergleicht die Milchſtraße mit andern zuſammengehäuften Sternen, und ſchließt daraus, daß in jedem Quadratgrade derſelben 1200 Sterne ſind, und daß, wenn auch die Milchſtraße überall nur 9 Grade breit wäre, ſie dennoch 3 Millionen und 888 tauſend Sterne in ſich faſſen muß. Warum dieſe erſtaunliche Menge Sterne eine gewiſſermaſſen regelmäßige Lage hat, dieſes verſucht unſer Verf. durch zwey verſchiedene Hypotheſen zu erklären. Erſtlich ſtellet er ſich vor, daß alle Sterne einen Gürtel oder einen Ring von einer gewiſſen Dichtigkeit und Breite um einen gewiſſen Punct ausmachen. Aus dieſem Mittelpunct würde man dieſen Ring ſehen, wie Saturn ſeinen Ring ſieht, welcher, wie dieſer Engliſche, und auch unſer Deutſcher Kindermann, glaubt, gleichfalls aus einer Menge kleiner Sterne beſtehe. In dieſem Mittelpunct würden die Sterne, nach ihrer Entfernung und Größe, ſich gleichförmig zu bewegen ſcheinen. Aber wir ſind in dem Gürtel ſelbſt, vielleicht nahe bey dem Mittelpunct, vielleicht auch nahe bey dem Rande. Ein in dieſer Lage befindliches Auge ſieht von allen Seiten Sterne, aber es ſieht ihrer nicht überall gleich viel. Wenn es den Gürtel nach ſeiner Breite, oder ein wenig ſchief betrachtet, ſo ſieht es weit weniger Sterne, als wenn es ſeiner ringförmigen Richtung folgt. In dieſem letztern Fall häufen ſich die Sterne hintereinander und vermengen ihre Stralen, woraus ein zirkelförmiges Band, oder eine Milchſtraße, entſtehet. Eben dieſe Erſcheinung wird noch Statt haben, wenn man voraus ſetzt, daß die Sterne in einer Hohlkugel von einer gewiſſen Dicke befindlich ſind. Ein Auge, welches in einem gewiſſen Punct der Höhlung iſt, ſieht, nach einer gewiſſen Richtung, dreymal mehr Sterne, als nach den andern Richtungen; das iſt, es ſieht eine Milchſtraße.

Wir haben uns eben ſo ſehr bemühet, dieſe Hypotheſe unſeres Verfaſſers deutlich vorzutragen, als ſich derſelbe es gethan zu haben, auf dem Titel rühmet. Er hat dabey den Vortheil gehabt, ſeine Einfälle durch Figuren auszudrücken. Wir zweifeln indeſſen, daß ſie groſſen Beyfall finden wird.

Man kann ſich nicht leicht einen gröſſern

Eing

Glanz der Sterne vorſtellen, als wenn man ſie aus dem Mittelpunct betrachtet. Aus dieſer Urſache ſetzt Wright den Thron der Gottheit und den Aufenthalt der ſeligen Seelen in dieſen Mittelpunct. Er geht ſo gar, aus einer ſeltſamen Neugier, ſo weit, daß er die Entfernung der Unſterblichen, bis auf etliche Millionen mal Millionen Meilen, beſtimmet. Er ſagt: „Zu begreifen, was für eine fortſchreitende Bewegung nöthig iſt, von den letzten Schranken der Schöpfung durch die geſtirnten Höhen der Sterblichkeit bis zu dem Pallaſt des höchſten Weſens und der Glückſeligkeit zu kommen, wollen wir dieſen Raum auf die Art meſſen, wie Homer und Milton gethan haben. Ein Körper, oder ein Weſen, welches in einer Minute tauſend Schuh, oder in einem Tage hundert Meilen zurück legte, würde über dieſer Reiſe wenigſtens über drey Millionen Jahrhunderte, oder eine Million mal Millionen Jahre zubringen; - - - woraus man ſchlieſſen kann, daß die Seele, damit ſie in einem Augenblick dahin gelange, ein ander Fuhrwerk haben muß, als ihr die Materie geben kann.

Das übrige folgt nächſtens.

Haag.

L'Economie de la vie humaine. Traduite ſur un Manuſcrit Indien, compoſé par un ancien Bramine. On a mis à la tête une Lettre d'un Gentilhomme Anglois demeurant à la Chine, addreſſée au Comte de *** qui contient un récit de la maniére, dont ce Manuſcrit a été découvert. Ouvrage traduit de l'Anglois. Chez H. Scheurleer, Junior, Marchand Libraire ſur le Pleyn. MDCCLI. In Oct. 8½ Bogen.

Der Herausgeber oder Ueberſetzer dieſer Oekonomie des menſchlichen Lebens iſt der Herr de la Doueſpe, wie wir aus der Unterſchrift der Zueignungsſchrift an die Prinzeſſin Caroline von Oranien ſehen. Es iſt dieſem Werk ein Brief eines ungenannten Engländers aus Pekin in China vom 12. März 1749 an einen ungenannten Grafen in England vorgeſetzt. Aus demſelben wollen wir die merkwürdige Geſchichte dieſes Buchs mittheilen. Wir bitten aber unſere Leſer, durchgängig dabey zu denken, daß es der Herausgeber, oder vielmehr der Engländer in China iſt, welcher erzählet.

An den weſtlichen Chineſiſchen Grenzen iſt das weitläuftige Land Thibet, welches einige Barantola nennen. In einer Provinz dieſes Königreichs, welche Laſa heiſt, wohnet der groſſe Lama, oder oberſte Prieſter, welchen die Einwohner und die meiſten benachbarten Völker als einen Gott verehren und anbethen. Dieſe abgöttiſchen Völker haben eine ſo hohe Meynung von dieſem heiligen Mann, daß von ihnen eine erſtaunliche Menge andächtiger Leute nach Laſa reiſen, dem Oberprieſter ihre Ehrfurcht zu bezeigen, ihm Geſchenke zu bringen und ſeinen Segen zu empfangen. Seine Reſidenz iſt eine prächtige Pagode, oder ein auf der Spitze des Berges Potala erbauter Tempel. Unten am Berge und in der ganzen Provinz Laſa befinden ſich ſehr viele Lamas von verſchiedenem Stand und Anſehen. Verſchiedene unter ihnen haben groſſe ihnen zu Ehren erbaute Pagoden, in welchen ſie gewiſſermaſſen, doch nicht ſo ſehr, wie der groſſe Lama, göttlich verehret werden. Das ganze Land wimmelt, wie Italien, von Prieſtern, welche ihren Unterhalt von den vielen reichen Geſchenken haben, die ihnen von den äuſerſten Enden der Tartarey, aus dem Reich des groſſen Moguls und faſt aus allen Theilen von Oſtindien zugeſchickt werden. Wenn der groſſe Lama von dem Volk angebethet wird, ſo ſitzt er erhaben auf einem prächtigen Altar, mit kreuzweis gelegten Füſſen auf einem koſtbaren Kiſſen. Seine Anbether werfen ſich mit der tiefſten Demuth vor ihm nieder. Er giebt ihnen aber dagegen nicht das geringſte Zeichen für ihre Ehrfurcht: er redet auch nicht einmal mit dem größten Fürſten. Er legt nur ſeine Hand auf ihre Köpfe, und ſie glauben feſt, daß ſie durch dieſe Händeauflegung eine völlige Vergebung aller ihrer Sünden erlangen. Sie bilden ſich ſo gar ein, er wiſſe alle Dinge und die Geheimniſſe ihrer Herzen. Seine vertrauteſten Schüler, welche aus einer auserleſenen Secte von ohngefähr 200 Lamas beſtehen, haben die Geſchicklichkeit, dem Volk weis zu machen, daß er unſterblich iſt, und daß, wenn er zu ſterben ſcheinet, er nur ſeinen Aufenthalt ändert und einen neuen Körper beſeelet. Die Chineſiſchen Gelehrten glauben ſeit langer Zeit, daß in dem Archiv des großen Tempels Bücher ſind, welche ſchon vor vielen Jahrhunderten daſelbſt verwahret worden; und der itzige Kayſer, welcher nach alten Schriften ſehr begierig, und gleichfalls ſelbiger Meynung iſt, befahl, die Sache zu unterſuchen. Hierzu mußte er einen in den alten Sprachen erfahrnen Menſchen haben, welchen er dahin ſchicken konnte. Die Wahl fiel auf einen von den Han-lins, oder Doctorn vom erſten Range, Namens Cao-tſu. Er war ein Mann von ohngefähr funfzig Jahren, von ernſthaftem Anſehen, edlen Mienen und ſehr beredt. Er hatte durch einen Zufall die Freundſchaft eines gelehrten Lama erlanget, welcher ſich viele Jahre in Pekin aufgehalten hatte; und bey dieſer Gelegenheit hatte er die Sprache gelernet, welche bey den Lamas in Thibet üblich iſt. Dieſen Cao-tſu ſchickte der Kayſer von China unter dem Titel eines Colao, oder erſten Miniſters, mit reichen Geſchenken zu dem großen Lama, an welchen er ihm einen ſehr demüthigen Brief mit gab, worinnen er ihn bat, ihm die in den Pagoden verwahrten alten Chineſiſchen Schriften durchſehen zu laſſen. Als Cao-tſu in dem heiligen Lande angelanget war, bahnte er ſich bald durch die reichen Geſchenke den Weg zu dem Thron des großen Lama. Er hielt ſich daſelbſt ſechs Monate auf und bekam die Erlaubniß, gedachte Schriften zu durchſehen, worunter er viel merkwürdiges fand. Die älteſte Schrift darunter, welche ihm zu Geſichte kam, und welche ſeit vielen Jahrhunderten kein Lama weder zu erklären noch zu verſtehen im Stande geweſen war, war ein Moralſyſtem. Es war in der Sprache der alten Gymnoſophiſten, oder Braminen, geſchrieben; wenn aber, und von wem, das konnte er nicht entſcheiden. Cao-tſu überſetzte dieſe Handſchrift in das Chineſiſche, geſtund aber, daß er die Hoheit der Urſchrift nicht habe erreichen können. Einige halten den großen Chineſiſchen Weltweiſen, welchem die Chineſer noch heute zu Tage göttliche Ehre erzeigen, den Confucius, andere einen andern Chineſiſchen Weltweiſen, den Lao-Kiun, welcher mit dem Confucius zu gleicher Zeit gelebt hat, und noch andere, worunter Cao-tſu iſt, den Braminen, Dandamis, welchem man den berühmten Brief an Alexandern den Großen zuſchreibt, für den Verfaſſer davon. In Pekin machte dieſe Schrift großes Aufſehen, welches den vorhin erwähnten Engländer bewogen, ſie in das Engliſche zu überſetzen und dieſe Ueberſetzung einem Engliſchen Lord zu überſchicken. Die Schreibart iſt vollkommen orientaliſch, und es ſind ſo erhabene Gedanken und Ausdrückungen und eine ſo vortreffliche Moral darinne, daß man ſie, ohne Ketzerey, mit dem Buch Hiob, den Pſalmen, den Schriften Salomons und den Propheten vergleichen kann. Sie verdient wirklich auch eine Deutſche Ueberſetzung. Sie beſteht aus ſieben Abtheilungen, worinne von verſchiedenen Tugenden, Laſtern und Leidenſchaften gehandelt wird, und worinne der Menſch in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen gegen Gott, gegen andere Menſchen, ſeinem Stande, ſeinem Alter, ſeiner Blutsverwandſchaft und ſeiner Erkenntniß nach, betrachtet wird.

Wir wollen zur Probe den Anfang und das Ende, wo wir eine beſondere Hoheit bemerken, ſie überſetzt beyfügen. Die Einleitung lautet alſo:

„Bewohner der Welt! werfet eure Angeſichter auf die Erde, ſeyd ſtill, und empfanget mit Ehrfurcht den Unterricht aus der Höhe. Ueberall, wo die Sonne leuchtet, überall, wo der Wind wehet, überall, wo man Ohren hat, zu hören, überall, wo ein der Erkenntniß offener Verſtand iſt, da ſollen Geſetze, als Lebensregeln, gegeben werden, da ſollen die Grundregeln der Wahrheit verehret und beobachtet werden. Alle Dinge kommen von Gott. Seine Macht iſt ohne Grenzen, ſeine Weisheit iſt von aller Ewigkeit her, und ſeine Güte dauert beſtändig. Er ſitzt auf ſeinem Throne in dem Mittelpunct der Welt, und der Athem ſeines Mundes belebet alles. Er berühret die Sterne mit ſeinem Finger, und ſie laufen ihren Weg mit Freuden. Er geht auf den Flügeln des Windes, und er verrichtet in allen Oertern des unumſchränkten Raumes, was ihm gefällt. Die Ordnung, die Gnade, und die Schönheit kommen von ſeiner Hand. Die Weisheit glänzet in allen ſeinen Werken, aber der menſchliche Verſtand begreift ſie nicht. Der Schatten der Wiſſenſchaft fähret über den menſchlichen Verſtand dahin, wie ein Traum; er ſiehet, als in der Finſterniß, er ſchlieſſet, und er verirret ſich. Aber die Weisheit Gottes iſt wie das Licht des Himmels; er ſchlieſſet nicht; ſein Verſtand iſt die Quelle der Wahrheit. Die Gerechtigkeit und Gnade erwarten ihre Befehle zu den Füſſen ſeines Throns, die Gütigkeit und Liebe ſind die Stralen ſeines ewigen Ruhms. Wer gleicht dem Herrn an Majeſtät? Wer wird dem Allmächtigen ſeine Macht ſtreitig machen? Iſt ihm jemand an Weisheit gleich? Kann ihm jemand an Gütigkeit verglichen werden? Er iſt es, o Menſch, der dich erſchaffen hat. Er hat dir deinen Poſten auf der Erde angewieſen. Die Kräfte deines Verſtandes ſind die Gaben ſeiner Güte. Die Wunder deines Baues ſind das Werk ſeiner Hände. Höre demnach ſeine Stimme, denn ſie redet von Frieden, und der, welcher Unterricht von ihr empfangen wird, wird ſich ſeiner Gemüthsruhe verſichern.„

Die letzte Abtheilung handelt von der Religion und ſchließt ſich, nebſt dem ganzen Werk, alſo:

„Wenn die Seele von ihrer ſterblichen Hülle wird los ſeyn, ſo werden die Groſſen und die Kleinen, die Reichen und die Armen, die Gelehrten und die Ungelehrten alle, auf Befehl ihres gemeinſchaftlichen Richters, die gerechte und ewige Vergeltung ihrer Werke empfangen. Alsdenn werden die Gottloſen von Furcht und Schrecken überfallen werden: aber das Herz der Gerechten wird ſich an den Gerichten des Herrn erfreuen. Fürchte Gott alle Tage in deinem Leben, und geh auf dem Pfad, welchen er dir gebähnet hat! Die Klugheit rathe dir, die Mäßigkeit halte dich in Schranken, die Gerechtigkeit begleite dich; die Gunſt entzünde dein Herz, die Dankbarkeit gegen den Himmel nähre deine Frömmigkeit! Die Ausübung dieſer Tugenden wird dich in deinem gegenwärtigen Stande glücklich machen, und dich zu den Wohnungen der ewigen Glückſeligkeit, in den Aufenthalt der Ehre, führen. Dieſes iſt die wahre Oeconomie des menſchlichen Lebens.„

Straßburg.

Die Leichenpredigt und die Lobrede auf den Marſchall von Sachſen, nebſt der dabey muſicirten Trauercantate, ſind bey dem hieſigen Buchhändler König auf 6½ Bogen in 4. heraus gekommen. Die erſtere hat Herr **Joh. Mich. Lorenz**, der h. Schrift D. älteſter Prof. der Theologie, Canonicus und Paſtor zu St. Thomas, gehalten. Sie iſt ſo homiletiſch gerathen, daß ſie auf einen Bürger und Schuſter in Straßburg nicht homiletiſcher, das iſt, jämmerlicher hätte können erhalten werden. Da dieſe Predigt ohne Zweifel nach Frankreich kommen wird, ſo bedauren wir von Herzen das Schickſal unſers Vaterlandes, daß es juſt Gottſchede, Görners und Lorenze ſeyn müſſen, welche, bey Gelegenheit des Durchgangs der Dauphine und des Todes des Marſchalls von Sachſen, ihre Stärke in der Dichtkunſt, Muſik und Beredſamkeit zu zeigen Gelegenheit bekommen. Zu Vermehrung ſeiner Schande hat noch der Herr D. Lorenz eben denſelben Text aus 1. Macc. IX. 20. 21. erwählet, (Und alles Volk Iſrael trauerte um Juda lange Zeit, und klagten ihn ſehr, und ſprachen: Ach! daß der Held umkommen iſt, der Iſrael geſchützet und errettet hat.) welchen Flechier zum Grunde ſeiner Lobrede auf den Marſchall von Turenne legte. So weit hat ſich wohl unſer Herr Lorenz in den Muſtern der Beredſamkeit nicht umgeſehen, daß er dieſes hätte wiſſen können. Aber gewiß, ſo würdig Turenne eines Flechier war, ſo unwürdig iſt Moritz eines Lorenz.

Die Lobrede hat Herr **Joh. Leonh. Fröreiſſen**, der h. Schrift D. und Prof. Canon. zu St. Thomas, des Kirchenconvents Präſes und Paſt. Prim. gehalten. Sie iſt ſehr kurz, aber hundertmal beſſer, als die Lorenziſche Leichenpredigt. Wir bemerken in der That in den Gedanken und Ausdrückungen des Herrn Fröreiſſen eine gute Anlage zu einem würdigen Lobredner großer Männer. Es fehlt ihm nichts, als etwas mehr Kunſt, und mehr Gewalt über die Deutſche Sprache, ſo würde er vielleicht mit der Zeit mit gutem gewiſſen einen Lobredner des Marſchalls von Sachſen abgeben können. Einen kleinen hiſtoriſchen Fehler müſſen wir verbeſſern. Der Marſchall von Sachſen iſt nicht in Sachſen, ſondern in Goßlar, den 27. *Oct.* 1696. gebohren.

Der Text zur Trauermuſik, welche der Capellmeiſter, Herr Frauenholz, aufgeführet, verdienet auch eine Stelle unter den Leichencarmen des elendeſten Gratulanten.

Iſt es nicht beſſer, in Frankreich im freyen Felde begraben, als in Deutſchland von ſo ſchlechten Rednern und Dichtern geprieſen und beſungen zu werden?

Hannover.

Von der vor acht Tagen in unſern Blättern erwähnten in Göttingen zu errichtenden Academie der Wiſſenſchaften wird von Hannover aus ſeit dem folgendes gemeldet:

Es wird zu Göttingen künftige Oſtern eine Geſellſchaft von gelehrten Männern zuſammen treten, und eine beſondere Academie der Wiſſenſchaften errichten. Sie wird monatlich ihre Verſammlungen halten, und darinnen Abhandlungen aus der Naturlehre, der Mathematik, der Geſchichte und den ſchönen Wiſſenſchaften ableſen, und dieſelben jährlich ans Licht ſtellen. Man wird dem Kern der jungen Gelehrten und der academiſchen Jugend den Zutritt zu dieſen Verſammlungen verſtatten, und ihnen Gelegenheit geben, ſowohl durch Zuhören und einen freundſchaftlichen und nähern Umgang mit den Lehrern, als auch durch eigene Ausarbeitungen, ihre Kräfte zu zeigen und zu vermehren. Die Königl. Regierung wird dieſe Geſellſchaft auf eine beſondere Art ſchützen und belohnen. Man wird auch durch ausgeſetzte Preiſe die auswärtigen und einheimiſchen Gelehrten ermuntern, über ſchwere Aufgaben aus den benannten Wiſſenſchaften zu arbeiten. Der berühmte Herr Hofrath von Haller wird Präſident dieſer Geſellſchaft ſeyn, und ſie wird aus ordentlichen Mitgliedern, welche außer ihren gewöhnlichen Gehalt noch ein beſonderes bekommen ſollen, aus Beyſitzern und aus Ehrenmitgliedern beſtehen.

15.

Unter Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten

aus dem

Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 9. April, 1751.

Berlin.

Carl Auguſt Brands, der Arzeneygelahrheit *Doctors* und *Practici*, Gedanken von der Verbindung der natürlichen Geſchichte mit der Natur-Lehre, wodurch er zugleich die Liebhaber natürlicher Wiſſenſchaften zu ſeinen Vorleſungen über die Natur-Lehre einladet. Gedruckt mit Birnſtielischen Schriften. 1751. In Oct. 1 Bogen.

Wir können dieſe wenigen Blätter nicht mit Stillſchweigen übergehen, da wir darinne deutliche Spuren eines Naturkündigers von der ſeltenen Art bemerken, welche Einſicht und Witz in ihrer Schreibart verbinden. Der Herr D. Brand beweiſet, nebſt einigen ſehr wenigen Vorgängern in Deutſchland, daß man von den ernſthafteſten Sachen aufgeweckt ſchreiben und alſo die Lehrbegierigen in ihrer Luſt, etwas ernſthaftes zu lernen, erhalten kann. In gegenwärtiger Einladungsſchrift zeigt er, daß man die natürliche Geſchichte und die Naturlehre zugleich lernen muß. Denn vor der Naturlehre läßt ſich die natürliche Geſchichte darum nicht wohl vornehmen, weil man auf dieſe Art zu viel auf bloßen Glauben annehmen müßte, und wollte man ſie nach der Naturlehre lernen, ſo müßte man ſich vieles vorſagen laſſen, wovon man noch keinen Begriff hätte. Wir zweifeln nicht, daß der Herr Doctor mit ſeinen Vorleſungen großen Nutzen ſtiften werde.

London.

Von den *Philosophical Transactions* iſt das Stück für den Monat December 1748 die 490. Nummer, mit welcher der XLV. Band geſchloſſen wird. Der beſtändige Secretär der Königl. Geſellſchaft, Herr Mortimer, hat dieſen Band, wie gewöhnlich, einem der vornehmſten Mitglieder der Geſellſchaft, dem Fürſten von Oranien und Naſſau, zugeeignet. Unter dem beygefügten Verzeichniſſe der itzt lebenden Mitglieder finden wir, unter andern hohen Perſonen, Se. Maj. den König von Großbritannien, den Prinzen von Wallis, den Marggrafen von Baden Durlach, den Herzog von Modena, den Prinzen von Oranien, den Doge von Venedig und den Fürſten von Lobkowitz. Es gereichet dieſen vornehmen Standesperſonen nicht weniger, als dieſer berühmten Geſellſchaft, zur Ehre, Mitglieder derſelben zu ſeyn.

Die in dieſer Nummer befindlichen Artikel ſind folgende: 1) Ein altes Denkmal der Abdeney zu Croyland, von dem Herrn Stukely. Es iſt eine zu St. Neot gefundene, außen und inwendig blau emaillirte und am Rande mit 5 Cryſtallen beſetzte eichene Kiſte. Die ziemlich groben Figuren ſtellen einen Prieſter vor, wie ihm von jemanden der Kopf mit einem Säbel abgehauen wird. Alle Umſtände zeigen, daß dieſe Kiſte der Sarg des den 25. Sept. 850 von dem König in Dännemark, Oſſetyl, ermordeten Abts der alten Abtey Croyland iſt. 2) Beobachtungen der Sonnenfinſterniß in Schottland, den 25. Jul. 1748. Es iſt bekannt, daß der Herr le Monnier dieſer Sonnenfinſterniß wegen von Paris nach Schottland reiſete. Herr Short und Mylord Morton begleiteten ihn dahin, und die Beobachtung ward auf dem Schloß des letztern, welches 25 Minuten weſtwärts von Edimburg liegt, angeſtellet. Der Anfang iſt um 8 Uhr 51 M. 18 S. und das Ende um 11 Uhr 48 M. 18 S. wahrer Zeit, geweſen. Dieſe Finſterniß war daſelbſt nicht ringförmig, wie man vermuthet hatte, ſondern die beyden Hörner blieben noch um ⅙ des Umfangs des Monds von einander entfernet. Vor und währender Finſterniß ſah Herr Short, daß die Sonne wie mit einem Schleyer überzogen war. Er hat auch in dem ſüdlichen Theile des Monds ſehr hohe Berge überaus deutlich bemerket. Zwiſchen dem 56. und 58. Grad in Schottland iſt dieſe Finſterniß vollkommen ringförmig geweſen, und der Ring hat 58 Min. gewähret. Die in Madrid von dem Herrn Bina angeſtellte Beobachtung dieſer Sonnenfinſterniß iſt auch beygefüget. 3) Zwey außerordentliche Belemniten, oder ſogenannte Luchsſteine, von dem jungen Herrn Baker beſchrieben. An dem einen hat er Wurmröhrchen, (Tubuli vermiculares) an der andern eine Art Auſterſchalen gefunden, und daraus ſchließt er, daß dieſe Steine von Seethieren kommen. Eine Wahrheit, welche wir Deutſchen ſchon faſt wieder vergeſſen haben. 4) Von Aepfeln, welche einander ihre Art verändert haben. Dieſes iſt wieder was ganz gemeines. Aus der Vermiſchung des Saamenſtaubes zweyer Arten von Apfelbäumen iſt eine neue Art entſtanden. Welcher erfahrne Kräuterverſtändige, oder welcher vernünftige Gärtner zweifelt daran, daß alle unſere hunderterley und aber hunderterley Arten von Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Kirſchen etc. auf dieſe Art entſtanden ſind? 5) Herrn Wards Beſchreibung einiger Römiſchen Alterthümer, welche zu Colcheſter gefunden worden. Es iſt beſonders eine Münze darunter, welche bey der Gelegenheit iſt gepräget worden, als der Kayſer Auguſtus, nach des Suetonius Bericht, ſich und ſeine Gäſte als Götter verkleideten, und zur Zeit der Theurung wacker ſchmauſeten; wobey er deswegen, da er die Rolle des Apollo geſpielet hatte, Auguſtus Tortor genennet ward, unter welchem ſchmeichelhaften Titel er auch in einem nen Theil der Stadt gänzlich verheeret worden. 6) Von der Erzeugung, Zuſammenſetzung und Auflöſung der thieriſchen und vegetabiliſchen Subſtanzen; von dem Herrn Needham. Es iſt ein Auszug aus dem Buche des Herrn Needham, wovon wir in dem erſten Stück dieſer Blätter vom itzigen Jahr hinlängliche Nachricht gegeben haben. 7) Aſtronomiſche Beobachtungen, welche von 1706 bis 1730 zu Paraguai in Südamerica angeſtellet worden. Es iſt der P. Suarez, Miſſionar in dieſer Provinz, welcher dieſe Beobachtungen angeſtellet hat.

Beſchluß des letzt abgebrochenen Londoner Artikels.

„Die Seele iſt alſo immateriel, und „wie es ſcheint, ſo giebt es Weſen in der „Welt, deren Leben, in Anſehung des menſchlichen „Lebens, eine Ewigkeit iſt, oder welches wie „das menſchliche Leben zu der Dauer eines „Inſects iſt, welches in einem Tage anfängt und „aufhöret zu leben.„ Wenn dieſe Schlüſſe nicht allzu mathematiſch ſind, ſo ſind ſie doch wenigſtens erhaben genung, daß ſie einer poetiſchen Einbildungskraft gefallen können.

Eine ſolche Einbildungskraft würde auch ihre Rechnung in den Begriffen des Verfaſſers finden, welche er von der unbekannten Erdkugel hat, die er in den Mittelpunct der Welt ſetzt. Wir nennen ſie eine Erdkugel, weil Wright mit dem Herrn von Fontenelle glaubt, daß eine Sonne nicht bewohnet werden könne. Eine mit Sonnen umgebene Welt giebt dem Schöpfer den Anblick ſeiner eigenen Werke, welche alle von ihm ihre Wirkſamkeit und ihre Bewegung erhalten. Unſer Verfaſſer bleibt hierbey nicht ſtehen, ſondern ſtellt ſich, gleich als ob er ſich noch nicht genug in dem Ocean der Wahrſcheinlichkeiten verlohren hätte, verſchiedene andere Weltgebäude vor, welche aus neuen Sonnen und aus neuen Erden, welche eine andere Ordnung und andere Geſetze haben, beſtehen. In dem Mittelpunct eines jeden Weltgebäudes wird immer noch das höchſte Auge ſeyn.

Aber dieſes mag genug ſeyn, dieſes ſonderbare Werk bekannt zu machen. Unſere Leſer dürfen nicht erwarten, daß wir einen Haufen Muthmaßungen annehmen oder verwerfen. Wir bemerken hierbey nur, wie begierig der menſchliche Verſtand iſt, in das Unendliche zu dringen, und wie eitel vielleicht ſeine Bemühungen ſind.

⁂

Allhier iſt ſchon wieder eine neue Meynung von den Veränderungen des Erdbodens zum Vorſchein gekommen. Der Herr le Cat hatte ſchon 1742 einen Verſuch über die Bildung der Erde aufgeſetzt und 1744 der Akademie zu Rouen vorgeleſen. Nach ſeinem Begriffe iſt die Erde auch anfangs flach, und mit einer allgemeinen See bedeckt geweſen. Die Erſchaffung der Sonne und des Monds änderte ihren Stand, die Ebbe und Flut bewegte den allgemeinen Ocean, und führte hier und da den Schlich zuſammen, wodurch Berge und Thäler, und aus jenen das trockne Land, aus dieſen die See entſtund. Nach und nach entdeckte ſich immer mehr und mehr Land, und die Veränderungen waren in der neuen noch nicht recht feſten Welt häufiger, als itzt. Die Muſcheln u. ſ. f. wurden von dem Waſſer auf den noch neuen Bergen zurückgelaſſen. Die See fährt indeſſen immer fort, an der Veränderung der Erde zu arbeiten. Ihr mittleres Bette wird ausgehöhlt, und hingegen werden die Ufer durch die dahin geſchleppten Steine und den Schlamm aus ſeinem Grunde vermehrt. Die See nimmt ab, und die Flüſſe werden kleiner, und endlich wird die See die Erde durchbohren, und die entgegengeſetzten Meere beyder Halbkugeln ſich vermiſchen.

weichen. Die Erde wird alsdann hohl ſeyn, ihre Rinde wird einbrechen, und eine allgemeine See auf der Oberfläche herrſchen.

⁂

Juſtin Rudforth hat, nebſt andern hieſigen Buchhändlern, den Horaz, den Virgil, nach der Florentiniſchen Auflage, ganz in Kupfer ſtechen zu laſſen, auf die Art, wie man den Piniſchen Horaz vor einigen Jahren erhalten hat. Dieſe Ausgabe wird 3 bis 4 Bände in groß Quart ausmachen, und auf jeden Band zahlt man eine Guinee Vorſchuß.

Amſterdam.

Nouveau Dictionnaire hiſtorique & critique, pour ſervir de ſupplement ou de continuation au Dictionnaire hiſtorique & critique de Mr. *Pierre Bayle*. Par *Jaques George de Chaufepié*. Tome I & II. A–H. A Amſterdam chez Z. Chatelain, H. Uytwerf, F. Changuion, J. Wetſtein, P. Mortier, Arkſte & Merkus, M. Uytwerf & M. M. Rey; & à la Haye chez Pierre de Hondt. MDCCL. In Fol. die Vorrede iſt 5 Bogen, der erſte Theil 3 Alph. 15 Bogen und der zweyte 2 Alph. 14 Bogen ſtark.

Das groſſe Aufſehen, welches das Dictionnaire hiſtorique & critique des Herrn P. Bayle machte, noch mehr aber ohne Zweifel der groſſe Abgang deſſelben, bewog den Verleger, daß er nach deſſen Tode verſchiedene Gelehrte erſuchte, an einem Supplement dieſes groſſen Werks zu arbeiten. Dieſes Werk hätte nun gerathen mögen, wie es gewollt hätte, ſo würde man doch Bayleus Namen haben auf den Titel ſetzen und es mit ſeinem Werk, als einen blinden Paſſagier, eine Ecke in der Welt mit fort bringen können. Es iſt aber davon nichts zum Vorſchein gekommen, als ein Buch unter dem Titel: *Memoires concernant la Vie & les Ouvrages de plusieurs Modernes, par Mr. Ancillon.*

Im Jahr 1739 überſetzte eine gelehrte Geſellſchaft in England das Bayliſche Dictionnaire in die Engliſche Sprache, und vermehrte es mit vielen Artikeln, beſonders von England. Bereits vor 12 Jahren hat eine Geſellſchaft von Buchhändlern in Holland den Herrn von Chaufepie, dieſe in der Engliſchen Ueberſetzung neu hinzu gekommenen Artikel zu überſetzen. Er that es, und fand dabey ſo viel zu verbeſſern und hinzuzuſetzen, daß er ſich entſchloß, ein ganz neues hiſtoriſch-critiſches Wörterbuch herauszugeben; welches Vorhaben, nach allerley Hinderniſſen, endlich voriges Jahr zu Stande gekommen iſt.

Er hat in den Engliſchen Artikeln ſo viel verbeſſert, als er gekonnt hat: wo es ihm aber, beſonders bey einigen unbekannten Engliſchen Schriftſtellern, an den nöthigen Hülfsmitteln geſehlet, da hat er die Fehler der Verantwortung der Verfaſſer überlaſſen. Er ſelbſt hat viel ganz neue Artikel hinzu gethan, worinn er ſich, nach dem Exempel ſeines Muſters, bemühet, viele Abwechſelungen zu machen, zur Litteratur gehörige Begebenheiten zu erzählen und aufzuklären, die Meynungen der Gelehrten zu prüfen und zuweilen hiſtoriſche, critiſche und philoſophiſche Ausſchweifungen, in Form kleiner Abhandlungen, zu machen.

Hieraus ſieht man, daß die äuſſerliche Einrichtung dieſes Werks eben ſo iſt, wie bey dem Dictionnaire des Herrn Bayle; und darum hat man ihm auch den Namen dieſes groſſen Mannes mit vorgeſetzt. Daß es aber weder in dem Bayliſchen Geſchmack, noch mit der Bayliſchen Einſicht geſchrieben iſt, das wird man bald wahrnehmen, wenn man einige Artikel durchleſen will. Es kann auch nicht wohl, anders ſeyn; denn ein Bayle wird nicht alle halbe Jahrhunderte gebohren, und der Herr von Chaufepie ſagt es ſelbſt, daß ſein Sinn in den vornehmſten Stücken von Bayleus Sinne ſehr unterſchieden iſt. Laßt uns ſein Glaubensbekenntniß hören: „Was die Religion betrift, ſo „iſt mein Vorſatz nicht geweſen, den Pyrrho„niſmus oder die Deiſterey zu vertheidigen; die, „welche Waffen ſuchen, ſie zu vertheidigen, wer„den ſie nicht in meinem Werk finden. Ich „bin ein Chriſt, und rühme mich deſſen. Wenn „ſich Gelegenheit gezeigt hat, ſo habe ich das „Chriſtenthum herzhaft vertheidiget; nicht als „ein Controverſiſt, ſondern als ein Kriticus, in„dem ich, wie bey den andern Materien, die „Urtheile verſchiedener Schriftſteller geprüfet „habe.„ Ueber dieſes hat der H. v. C. auch alle Perſonalſtreitigkeiten vermieden, und auch in dieſem Stück dem Herrn Bayle nicht gefolget, welcher ſeinen Erzfeind, den Herrn Jurien, einen bekannten Theologen, ſo oft er auch nur die Gelegenheit bey den Haaren herziehen kann, auf das bitterſte angreift; welche Feindſchaft, wie der Abt Olivet in den Bayliſchen Anecdoten berichtet, von der allzu vertrauten Freundſchaft des Herrn Bayle mit der Madame Jurien eigentlich ſoll hergekommen ſeyn.

Was nun die Richtigkeit der in dieſem Werk gegebenen Nachrichten, als den Hauptpunct, anlanget, ſo würden wir allerdings unbillig handeln, wenn wir bey einer ſo weitläuftigen Arbeit gar keine Fehler verzeihen wollten. Bayle ſchreibt ſelbſt, (und er redet aus der Erfahrung) es wäre genug, wenn man in einem ſolchen Wörterbuche auf jeder Seite nicht mehr, als 7 bis 8 Fehler machte. Der Herr von Chaufepie geſteht ſeine Fehler ſchon voraus, und bittet um Belehrung. Thut er es aus bloſſer Beſcheidenheit, ſo hat er doch auch zugleich ſeine Schuldigkeit gethan. Er hat recht, er hat mannichfaltig Fehler; vielleicht zum Theil deswegen, weil er gewiſſer Hülfsmittel beraubet worden, welche er anfangs hatte. Es ſcheinet, daß er nicht allemal die rechten Quellen finden oder erreichen können, und daß er folglich, da er freylich nicht allwiſſend iſt, öfters hat denken müſſen: Narravere patres & nos narrabimus.

Wir waren willens, einige Fehler des Herrn von Chaufepie anzuzeigen: weil uns aber dieſes bey unſerm Vorhaben in allzu groſſe Weitläuftigkeiten würde verwickelt haben, ſo ſind wir genöthiget geweſen, unſern Vorſatz fahren zu laſſen. Wer uns indeſſen eines ungegründeten Lobes beſchuldigen wollte, dem ſind wir erbötig, die Gründe unſerer Meynung vor Augen zu legen.

Wir glauben indeſſen doch, daß die Ehrfurcht, welche wir Deutſchen für ſolche prächtig betitelte Werke der Ausländer zu haben pflegen, gar bald eine Deutſche Ueberſetzung dieſes Werks zuwege bringen wird; und wir ſind auch weit entfernet, dieſes Unternehmen für unnütz zu erklären. Nur wünſchen wir, zur Ehre der Deutſchen, daß die Aufſicht darüber einem Manne möge anvertrauet werden, welcher die Fehler der Urſchrift zu verbeſſern im Stande iſt, und nicht etwan gar dieſelben mit den Fehlern ſeiner eigenen Unwiſſenheit vermehret.

Hamburg.

Allhier iſt eine neue gelehrte Geſellſchaft aufgerichtet worden, welche ſich die Correſpondirenden nennet, und an welchen die Gelehrten in ganz Deutſchland Theil nehmen können, wenn ſie zwiſchen hier und dem Ende der bevorſtehenden Leipziger Jubilatemeſſe 1 Thlr. 8 Gr. auf den geſammleten Briefwechſel der Gelehrten, 1751, wovon ſeit dem Anfange dieſes Jahrs ſchon wöchentlich ein Bogen herausgekommen, pränumeriren, und das Geld an die Herausgeber dieſes Briefwechſels, (Herrn Prof.

Kohl) oder auch an die Verfaſſer der Hamburgiſchen Berichte von gelehrten Sachen, (gleichfalls Herrn Prof. Kohl) in Hamburg ſenden wollen. Der Inhalt dieſes Briefwechſels ſoll zwar hauptſächlich die gelehrte Geſchichte und Nachrichten von ſeltenen Büchern betreffen: man wird aber auch andere Aufſätze, aus allen Theilen der Gelehrſamkeit, gern annehmen. Dieſe Herren Correſpondirenden haben die Freyheit, Beyträge zu dieſem Briefwechſel, viel oder wenig, oft oder ſelten, oder auch gar nichts, franco einzuſenden. Dabey werden ſie ſich gefallen laſſen, für die Ehre, und nicht für den einem Gelehrten ſo unanſtändigen Gewinnſt, zu arbeiten. Damit ſie aber doch etwas haben, ſo ſollen ſie die 3 Bände der ebenfalls vor etlichen Jahren von dem Herrn Prof. Kohl herausgegebenen Hamburgiſchen vermiſchten Bibliothek, welche ſonſt 4 Thlr. koſten, bey prompter Bezahlung für 4 Gulden bekommen.

Leipzig.

Schrift- und vernunftmäßige Beweiſe, daß die Sünde die eigentliche Urſache des Todes ſey, gegen die neueſten Einwürfe vertheidiget von Joh. Friedrich Bahrdt, der h. Schrift Doctore und Profeſſore zu Leipzig, des Conſiſtorii daſelbſt Aſſeſſore und Prediger zu St. Petri. Leipzig 1751. In 8. 13 und ein halber Bogen.

Dieſe Schrift beſteht aus 3 Stücken, einer Zuſchrift, einer Vorrede, und dem Werkgen ſelbſten. Die Zuſchrift iſt an den jüngern Herrn Grafen von Hennicke gerichtet. Da der Titel ſchon zeiget, daß es eine Streitſchrift ſey, welche wir jedoch mit vieler Mäßigung geſchrieben befunden, und der Herr Verfaſſer in der Vorrede die Anfälle, welche der von unſerer Kirche behauptete Satz, daß die Sünde die Urſache des Todes ſey, hat leiden müſſen, hiſtoriſch beybringet: ſo hoffen wir unſern Leſern nicht zu mißfallen, wenn wir ſolche hier kürzlich wiederholen. Er gehet bis ins fünfte Jahrhundert hinauf, da von Pelagio und ſeinen Anhängern dieſer Lehrſatz beſtritten, aber auch von den Rechtlehrern gerettet worden. Von dieſem Pelagianiſchen Sauerteig iſt auch die Römiſch katholiſche Kirche angeſteckt, und wie die Jeſuiten ſich wider obgedachten Lehrſatz erklären, ſolches beweiſet er aus ihrem Streite mit Michael Bajo und den Janſeniſten. Weit gröber machten es die Socinianer und der verkappte Democritus [illegible]. Ohngeachtet des letztern Beweisgründe eher Mitleiden und Betrachtung verdienen: ſo hat der Herr Verfaſſer dennoch ſelbige vor einigen Jahren in einer beſondern Schrift abgefertiget. Endlich bemerket er, daß auch Herr Ahlwardt von der gemeinen Meynung unſerer Kirche in dieſem Puncte abgehe: der Herr Doctor hält aber dafür, ſeine Abhandlung werde den alten Satz unſrer Kirche in ſattſame Sicherheit ſetzen. Wer iſt denn nun der eigentliche Gegner dieſes Herrn Verfaſſers? Der Königlich Preußiſche Feldprediger und adjungirte Präpoſitus zu Demmin, Herr Samuel [illegible], iſt derjenige, welcher des Herrn Doctors Feder beſchäfftiget. Er rühmet ſeines Gegners Scharfſinnigkeit und tiefe Einſicht, begegnet denſelben, wie gedacht, mit großer Beſcheidenheit; kann aber durch deſſen Gründe nicht überzeuget werden, von der bisherigen gewöhnlichen Meinung abzugehen. Das Werk ſelbſt beſtehet aus 3 Capiteln, in deren erſtem von dem Stande der Menſchen überhaupt, darinn ſie die Sünde verſetzt, handelt. Das zweyte Capitel führet Beweiſe aus der Vernunft, daß der Menſch von Anfange zur Unſterblichkeit erſchaffen, durch die Sünde aber ſterblich geworden ſey; und eben dieſes wird in dem dritten Capitel durch Beweiſe aus der heiligen Schrift ausgeführet. Da die Beweiſe in einem Auszuge vieles von ihrer völligen Stärke verlieren, ſo verweiſen wir unſere Leſer auf das Buch ſelbſt.

⁂

Phocylidis, Philoſophi & Poëtæ apud Mileſios quondam celeberrimi, Carmina; cum ſelectis adnotationibus aliquot doctorum virorum, Græce & Latine. Nunc denuo ad editiones præſtantiſſimas recenſuit, interpretationem latinam emendavit notasque ſuas adjecit *M. Johann Adam Schier*, Freibergenſis. Lipſiæ. Sumtibus Joh. Georg Loewii. M DCC LI. In Oct. 9 Bogen.

Der gelehrte Herr M. Schier hat ſich bereits durch ſeine ſchönen Ausgaben der Aureorum Carminum des Pythagoras und der Facetiarum des Hierokles den Ruhm eines großen Kenners der Griechiſchen Litteratur erworben, welches ihm auch den wohlverdienten Ruf zu einem Collegen an das Hochfürſtl. Braunſchweigiſche Gymnaſium zu Wolfenbüttel zuwege gebracht hat. Die Jugend iſt glücklich zu ſchätzen, welche ſeiner Anführung wird anvertrauet werden. In dieſer ſeiner neuen Ausgabe des Phocylides hat er eben ſo viel gutes geleiſtet. Er hat den Grundtext überall richtig geliefert, und deswegen keine Mühe geſparet, die beſten Ausgaben ſorgfältig nachzuſchlagen und zu vergleichen. In der Lateiniſchen Ueberſetzung hat er vieles verbeſſert. Ferner hat er die unterſchiedenen Lesarten, welche Henricus Stephanus, Fried. Sylburg und Jac. Lectius geſammlet, unter dem Text mit beygefüget. Unten hat er verſchiedener gelehrten Männer und ſeine eigene Anmerkungen angehänget. Er hat auch, nach ſeiner Gewohnheit, dem Werk ein vollſtändiges und richtiges Verzeichniß aller Ausgaben dieſes philoſophiſchen Dichters vorgeſetzt, welches mit beſonderm Fleiß ausgearbeitet und überaus nützlich eingerichtet iſt. Man ſieht wohl, daß er ſeine Nachrichten nicht aus Bücherverzeichniſſen, ſondern größtentheils aus den verſchiedenen Ausgaben ſelbſt, genommen hat. Endlich finden wir zum Schluß ein doppeltes Regiſter; ein grammatikaliſch-etymologiſches und eins für die angeführten Schriftſteller.

Wir müſſen hierbey einer unbilligen Critik erwähnen, welche ſich in einer gewiſſen Monatſchrift findet, da bey der Recenſion der Aur. Carm. des Pythagoras geſagt wird, „der „Herr M. Schier habe den Indicem philologicum dazu von Wort zu Wort aus Kuſters Edition genommen.„ Der Herr M. Schier wird nicht läugnen, daß er ſich der Kuſteriſchen Ausgabe bedienet hat. Man kann aber deswegen gar nicht ſagen, daß er nichts dabey gethan hätte; vielmehr kann man darthun, daß das meiſte davon ſeine Arbeit iſt.

⁂

Als Hr. Joſias Ludwig Ernſt Puttmann, der Rechte Befliſſener in Leipzig, vor kurzem das erſte ſeiner akademiſchen Jahre geendiget, und nach dem Ablauf der Sächſiſchen Friſt mit Schmerzen erwartete, ſo wagte er es ſchon, ein gelehrtes Werk *de concursione Juris civilis cum naturali* auf einem ganzen Bogen drucken zu laſſen, womit er den Herren Platner und Börner zur erlangten Magiſterwürde, im Namen einer, unter der Anführung ihres critiſchen Oberhaupts, Herrn D. Carl Ferdinand Hommels, ſtreitenden Geſellſchaft, Glück wünſchte. Wir bemerken in dieſen Blättern, daß der junge Herr Verfaſſer entweder im Schmähen gute Anweiſung haben, oder von Natur beſchaffen ſeyn muß, weil auf den erſten Seiten ſeine ganze Beſchäftigung nichts anders iſt, als Schmähen. Sich ſelbſt und ſeine Geſellen nennt der gute Hr. Puttmann Enjoueurs, und ſchmäht auf alle andere, die, nach ſeinen Gedanken, ſich dieſes Namens nicht bedienen; ohngeachtet ſeine Schrift und die Zeit ſeines Studirens zeigen, daß er

wenn

vom Cujacius weder etwas geſehen, noch geleſen hat. Man ſiehet, daß ſein Verſtand auſſer der Grammatik noch nicht viel gefaßt, und nur mit vieler Verwegenheit angefüllet iſt, indem er allen Rechtsgelehrten, daß ſie die Geſetze nach der Grammatik erklären und brauchen ſollten, vorzuſchreiben ſich nicht entblödet. Es wäre vielleicht billig, mit dieſem juriſtiſchen Schreckenreuter noch Gedult zu haben, wenn er ſich nur ſelbſt beſſerte, oder fernerhin nicht verführen ließe. Eine ſeiner grammatikaliſchen Erklärungen, die er ohnfehlbar aus ſeines tapfern Feldherren *Obſervationibus grammaticis* genommen, iſt dieſe: Er nimmt das pr. J. de J. N. G & C. vor, exponiret, und ſpricht: Jus Naturæ das Recht der Natur eſt iſt, quod welches natura die Natur omnia animalia allen Thieren docuit gelehret hat, und ſchließt daraus: Ergo iſt allen Thieren ein Recht vorgeſchrieben. Wenn alſo der Hund in der Küche einen Spieß Leipziger Lerchen entwendet, ſo wird er nach der Puttmanniſchen Lehre zur Staupen zu hauen und des Landes ewig zu verweiſen ſeyn. Wir wünſchen dem Hrn. Verfaſſer, ſamt ſeinem Oberhaupte und Geſellen, daß ſie in dieſer Republik ihr Glück groß machen mögen.

Dresden.

La Mort du Maréchal Comte de Saxe. Poëme. *Veritati & Virtuti.* In Quart, 3 Bogen.

Die Muſe des Herrn von Arnaud, von welcher man ſagen muß, laudatur ab his, culpatur ab illis, hat ſich billig mit dem Tode eines Helden beſchäftiget, an deſſen Verluſt ſein Vaterland und der Hof, an welchem er ſich aufhält, ſo groſſen Theil nimmt. Er hat ſein Gedicht Sr. Königl. Maj. von Pohlen zugeeignet. Er entwirft anfänglich die Armuth des Friedens, welche den Muth des Marſchalls von Sachſen nicht geſchwächet hat, ferner die Wut des Neides, den Tempel des Todes, welchen der Neid zu Hülfe ruft, das Complot wider das Leben der Helden, Moritzens Tod und ſeine Vergötterung. Von dieſer dichtet er alſo:

On voit, on voit Maurice au rang des
Demi-Dieux,
Sa grande Ame s'éleve, & brille au
deſſus d'eux;
Ainſi d'un cedre altier la tête ſourcil-
leuſe
Confond de ſes vaſſaux la hauteur en-
vieuſe;
D'un laurier immortel ſon front eſt
couronné,
Des rayons de ſa gloire il eſt envi-
ronné,
Il boit le pur Nectar, marche ſur les
nuages,
Et ſous ſes piés voit naître & mourir
les orages.
La Terre le contemple avec raviſſe-
ment,
Ce n'eſt plus un Mortel, c'eſt un Dieu
triomphant.
Tel on nous peint Hercule, & ſa gloire
brillante,
Quand Jupiter pour prix d'une valeur
conſtante,
Lui decerna l'honneur de la Divinité.
Tandis que tant d'eclat fixe l'oeil en-
chanté.
Sur les ailes des vents un bienfaiſant
Génie
Apporte ces accens à l'oreille ravie &c.

Wir wünſchen ein vollſtändiges Lobgedicht auf dieſen Helden von dem Lehrmeiſter des Herrn von Arnaud zu ſehen.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

UTRAQUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

16.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.
Freytags, den 16. April, 1751.

Berlin.

Lehre der angenehmen Empfindungen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und mit Anmerkungen begleitet von einem Mitgliede der Deutſchen Geſellſchaft zu Helmſtädt. Verlegts Ambroſius Haude und Joh. Carl Spener. 1751. In Oct. 16 Bogen.

Dieſes iſt die Ueberſetzung der vortreflichen Theorie des ſentiments agréables, où, après avoir indiqué les regles que la Nature ſuit dans la diſtribution du plaiſir, on établit les principes de la Theologie naturelle & ceux de la Philoſophie morale, welche wir in unſerm 4. Stück dieſes Jahres angekündiget haben. Der verſtorbene Herr von Pouilly, als Verfaſſer derſelben, hat ſie erſt nur als einen Brief an einen gewiſſen Lord aufgeſetzt. Die Schönheit und Wichtigkeit derſelben machte, daß dieſer Brief in einer Sammlung im Druck erſchien. Dieſes bewog den Verfaſſer, dieſe Materie weiter auszuführen und ſein Werk unter gemeldetem Titel herauszugeben. Es fand auch ſo guten Beyfall, daß es ſchon vor einigen Jahren in England ins Engliſche überſetzet worden. Dieſe vollkommen wohlgerathene Deutſche Ueberſetzung, welcher der Herr Ueberſetzer ſeine eigenen nützlichen und gelehrten Anmerkungen beygefüget hat, wird gewiß von unſern Landsleuten nicht weniger wohl aufgenommen werden, wie uns die Wichtigkeit der darinnen abgehandelten Materien und die angenehme Ausführung derſelben gewiß hoffen läßt.

Der Verfaſſer zeigt darinn, wie man die Quelle und das Maaß unſeres Geſchmacks, unſeres Vergnügens und unſerer Pflichten entdecken ſoll, und giebt uns dadurch den Schlüſſel zu dem ganzen Lehrbegriff von der Menſchlichkeit. Man findet darinne die wahren Grundſätze der natürlichen Gottesgelahrtheit, der Sittenlehre, der Beredſamkeit, und des guten Geſchmacks, ſowohl in Anſehung der ſchönen Künſte, als auch in Anſehung der Werke des Geiſtes. Beſonders wird man daraus erkennen lernen, was der vornehmſte Zweck der Weisheit ſey, nämlich die Kunſt, ſich entweder ſchon glücklich zu ſehen, oder es doch zu werden. Doch wir verweiſen unſere Leſer auf das 37. und ff. Stück dieſer Nachrichten vom vorigen Jahre, worinne ſie eine hinlängliche Nachricht von dieſem Werke finden können. Am beſten aber wird es ſeyn, wenn ſie es ſelbſt ganz leſen.

In der mit einer großen philoſophiſchen Einſicht geſchriebenen Vorrede des Herrn Ueberſetzers, welcher ſich S*** unterſchrieben hat, handelt derſelbe von dem Urſprunge der unangenehmen Empfindungen. Dieſe Unterſuchung iſt deſto wichtiger, da, wie er mit dem Verfaſſer mit Recht behauptet, die angenehmen Empfindungen die Quelle und der Stoff unſeres Vergnügens, das iſt, unſerer Glückſeligkeit ſind, unſer Schöpfer aber bey unſerer Erſchaffung unſre Glückſeligkeit, in Anſehung unſerer, zur Abſicht gehabt hat. Es frägt ſich alſo billig, woher denn die unangenehmen Empfindungen kommen, da ſie der göttlichen Abſicht zuwider zu ſeyn ſcheinen? Der Herr S. hält dieſe Unterſuchung für eine Vorrede für zu weitläuftig: doch führet er drey Urſachen an, welche er aber nur Anmerkungen nennet. Es ſind folgende: 1) Die unangenehmen Empfindungen kommen theils von dem ſittlichen Verderben des Menſchen, theils von der natürlichen Beſchaffenheit der Dinge her. 2) Man macht ſich ſelbſt ohne Noth viele unangenehme Empfindungen, beſonders, wenn man Sachen für gut oder böſe hält, welche es nicht ſind. 3) Die unangenehmen Empfindungen erheben die Stärke der angenehmen. Die erſten beyden ſind Grundurſachen, die letzte aber iſt nur eine Endurſache, und iſt alſo ſelbſt in dem göttlichen Willen gegründet.

Der Herr Ueberſetzer hat dieſes Buch dem gelehrten Fräulein von Balthaſar in Greifswald in einer kurzen und ſchönen Ode zugeeignet. Wir werden dem Leſer einen vortheilhaften Begriff von ihm machen, wenn wir ſie hier beyfügen. Hier iſt ſie.

Geſchlecht, das zwiefach werth zu leben,
Den Wiſſenſchaften Reiz gegeben,
Und finſtre Weiſen ſchön verlacht!
Als noch die Vorwelt dich beſungen,
Erhub ſie durch Vergötterungen
Was dich noch jetzt unſterblich macht.

Wenn Griechenlands verehrte Schönen
Sich zu Minervens Kunſt gewöhnen,
So nennet man die güldne Zeit:
Der Dichter ſingt durch ſie begeiſtert,
Die ſich des Helikons bemeiſtert,
Und ſingt ſich froh zur Ewigkeit.

Zwar des bejahrten Irrthums Lehre;
Daß Geiſt nur für den Mann gehöre,
Sprach glücklich für die Barbarey:
Die Einfalt ſchien ſo unerfahren,
Daß Muſen Frauenzimmer waren,
Und daß der Pindus ihnen ſey.

Nur daß man unſre Zeiten liebe,
Da ſich der Witz mit gleichem Triebe
Im zärtlichern Geſchlechte zeigt;
Da Schönheit durch den Geiſt erhoben
Schon mehr in Muſtern, als in Proben,
Noch nun zu Deutſchlands Ruhm gereicht.

Dort ſtrahlt ihr reizendes Exempel
Aus jenem längſt berühmten Tempel
In der erhabnen Balthaſar!
Dort hör ich Sie im Chor der Weiſen
Den König und die Muſen preiſen,
Und ihres Ordens kluge Schaar.

Dein Name wird dem Buch der Zeiten,
Die das Verdienſt nach Werth verbreiten,
Der Welt zum Beyſpiel einverleibt:
Dort ſeh ich Dich bey den Camenen,
Wenn einſt von witzerfüllten Schönen
Ein künftiger Menage ſchreibt.

London.

Wir haben unſere Leſer vierzehn Tage in der angenehmen Ueberredung laſſen wollen, als wäre die Oekonomie des menſchlichen Lebens wirklich aus einem alten Chineſiſchen Manuſcript überſetzt worden. Heute wollen wir ihnen den wahren Verfaſſer entdecken, und vielleicht werden ſie darüber eben ſo vergnügt ſeyn. Es iſt der bereits durch andere Schriften berühmte Buchhändler in London, Herr **Dodsley**, welcher in dieſer Schrift gezeigt hat, daß er die große Kunſt beſitzt, erhabener zu denken, als es unſer Himmelsſtrich ſcheinet vertragen zu können, Begriffe zu entwickeln, die man von den entfernteſten Zeiten und Völkern borget, kurz, in eines andern Seele zu ſchreiben. Wir haben neulich einen Buchdrucker in London, Herrn **Richardſon**, als einen geiſtreichen Moraliſten bekannt gemacht. So wie dieſer allen itztlebenden Buchdruckern Ehre macht, ſo ſind **Dodsley** und **Whiſton** die Zierde aller Buchhändler. Der urſprüngliche Titel des erwähnten Werks des Herrn Dodsley lautet alſo: *The Oeconomy of human Life. Translated from an Indian Manuſcript, written by an ancient Bramin, to which is prefix'd an Account of the Manner, in which the ſaid Manuſcript was diſcover'd. In a Letter from an Engliſh Gentleman now reſiding in China to the Earl of * * * *.* Zu dem kleinen Roman von der Art, wie der Herausgeber zu dieſer Schrift gekommen, hat er die Materie aus dem Du Halde genommen. Man nahm dieſes Buch in London ſogleich mit allgemeinem Beyfall auf; und aus der erhabnen Schreibart deſſelben glaubte man ſicher ſchließen zu können, daß kein geringerer, als Mylord **Cheſterfield**, der Verfaſſer davon ſeyn könnte. Was für ein Vergnügen muß das für den Herrn Dodsley geweſen ſeyn, wenn er ſich, mit den heiligſten Verſicherungen, daß man gewiß von der Sache unterrichtet ſey, in ſeinem Buchladen oft mit Mylord Cheſterfield hat verwechſeln hören? Ehe man den rechten Verfaſſer entdecken konnte, fiel man noch auf den Herrn Littelton. Endlich da die Wahrheit an den Tag kam, konnte man zwar dem Werk ſein Lob nicht entziehen: aber man fand doch Fehler darinne, welche der Name Cheſterfield vorher gänzlich bedecket hatte. Wie geſunde Urtheile von Büchern würde man zuweilen fällen hören, wenn man nicht wüßte, wer ihre Verfaſſer ſind!

Allhier kömmt itzo ein Wochenblatt heraus, welches betittelt iſt: *The Rambler.* Dieſes Wort zeigt einen Menſchen an, welcher in den verſchiedenen Umſtänden des Lebens Materie zum Unterricht ſuchet. Es findet großen Beyfall. Der Verfaſſer deſſelben iſt der Herr **Johnſon**. Er hat ſich ſchon durch einige ſchöne Schriften bekannt gemacht. Er wird ein neues Engliſches Wörterbuch herausgeben, welches in einem den Wörterbüchern nicht allzu eigenen Geſchmack geſchrieben ſeyn wird. Es wird ein philoſophiſch-kritiſches Wörterbuch ſeyn.

Ein junger Franzoſe, welcher flüchtiger in ſeinen Betrachtungen, aber eben ſo begierig iſt, zu gefallen und zu unterrichten, giebt allhier ein in

Franzöſiſcher Sprache geſchriebenes und ſeinem Character gemäßes Wochenblatt, unter dem Titel: *Le Papillon*, heraus.

Paris.

Obſervations de Phiſique & d'Hiſtoire Naturelle &c. par *M. de Secondat*. Chez Huart &c. 1750. In Oct. 205 S.

Die Grenzen der Naturlehre werden täglich erweitert. Sie wird an vielen Orten und von ſo vielen geſchickten Leuten getrieben, daß ihre Schätze täglich vermehret werden. Das Buch, welches wir itzt ankündigen, iſt mit ein Beweis davon. Die darinne befindlichen Abhandlungen betreffen wichtige Gegenſtände, von welchen mit vieler Einſicht geſchrieben worden.

Dieſes Buch beſteht aus folgenden zehn Abhandlungen. 1. Nachricht von der ſiedenden Quelle zu Dax, welche in der Akademie zu Bourdeaux 1742 im Jenner abgeleſen worden. 2. Beobachtungen über die Foſſilien bey Bagneres und Barege, welche 1745 in der Akademie zu Bourdeaux abgeleſen worden. 3 Abhandlung von dem mineraliſchen Waſſer zu Barege, welche 1747 im Jenner in der Akademie zu Bourdeaux abgeleſen worden. 4 Beobachtung des Grads der Hitze der mineraliſchen Waſſer zu Bagneres, zu Barege und zu Cauterets, welche an dem Fahrenheitiſchen Thermometer angeſtellet worden. 5. Erfahrungen von dem Grade des Gefrierens, der Hitze des ſchmelzenden Bleyes, des ſiedenden Waſſers, Brandteweins und Queckſilbers, welche 1743 und 1746 auf dem Pic de midi angeſtellet worden. 6 Anmerkungen über die Thermometer. 7. Erfahrungen an dem Spießglaskönig, welcher durch das Calciniren ſchwerer wird. 8. Geſchichte der Elektricität, welche 1748 in der Akademie zu Bourdeaux abgeleſen worden. 9 Abhandlung von den Eigenſchaften des Magnets und der Elektricität, von einem Ungenannten. 10. Auszug aus einer Abhandlung des verſtorbenen Herrn Juliet von dem Gagatharz.

Wir wollen einige merkwürdige Beobachtungen aus dieſen Abhandlungen mittheilen.

Es war eine alte Sage, daß der Anfang der Quelle bey der Stadt Dax in der Provence keinen Grund habe. Man erzählt ſogar, daß Philipp V. da er von der Kron Spanien Beſitz nehmen wollen, und durch dieſe Stadt gereiſet, ſo neugierig geweſen, dieſen vorgegebenen unergründlichen Schlund unterſuchen zu laſſen, und daß, da ein tauſend Klaftern langes Seil nicht lang genug geweſen, man die Unterſuchung eingeſtellet habe. Der Herr von Secondat hat es, hinter die Sache zu kommen, folgendermaßen angegriffen. Er ſagt: „Ob „ich mich gleich ſchwerlich überreden konnte, „daß das, was man mir ſagte, wahr ſey, ſo bemühte ich mich doch, zu unterſuchen, was an „der Sache wäre. Man räumte die Schleuſe „aus, und der ganze Grund des Baſſins ward „ausgetrocknet, auſſer der Mund der Quelle. „Ich legte oben einen großen Balken quer über. „Ich nahm einen andern Balken, und an das „eine Ende deſſelben befeſtigte ich eine Rolle. „Ueber dieſe Rolle legte ich ein Seil, an welches ich ein Stück Bley hing. Dieſen andern Balken legte ich kreuzweis über den erſten Balken, ließ das Stück Bley über die „Rolle herunter laufen, und maß die Tiefe des „Grundes. So oft ich die Lage des zweyten „Balkens änderte, unterſuchte ich ſelber den „Punct des Grundes, und nachdem ich alle „Puncte des Grundes ſehr ſorgfältig unterſucht „hatte, fand ich, daß dieſer vorgegebene unergründliche Abgrund nicht einmal 4 Toiſen „tief war. Es iſt auch leicht zu ſehen, daß hier „keine unergründliche Tiefe iſt. Das Waſſer „dringt nicht mit Heftigkeit heraus: aber es „ſcheint, daß es ſich aus einer unendlichen Menge kleiner Canäle erhebe. Ich maß die Fläche des Grundes des ganzen Baſſins, und fand

„ſe 4348 Quadratſchuh groß. Ich ließ alle Canäle, und alle Löcher, durch welche das Waſſer ablaufen konnte, feſt zuſtopfen. Nachdem es auf eine gewiſſe Höhe geſtiegen war, beobachtete ich, um wieviel Linien es über dieſe Höhe in einer beſtimmten Zeit ſtieg. Ich fand, daß es in 15 Minuten 19 Linien ſtieg. Alſo belief ſich die Maſſe des Waſſers, welches in dieſer Zeit hervor gequollen war, auf 543 Cubicſchuh; welches in einer Minute ohngefähr 18 Tonnen ausmacht.„

Etwas beſonders von dieſer Quelle iſt dieſes, daß eine Pflanze auf dem Grunde des Baſſins und an den Mauren, bis wie weit ſie das Waſſer bedeckt, wächſt. Dieſe Pflanze ſcheinet aus kleinen Bläschen zuſammengeſetzt zu ſeyn, welche ſo groß und ſo geſtaltet ſind, wie die Lungenbläschen der Thiere. Sie ſind länglichrund und an dem einen Ende etwas zugeſpitzt. Aber wenn man in das eine bläſt, ſo dringt die Luft nicht in das andere. Es gehen verſchiedene Reihen von Bläschen an der Pflanze von unten bis oben. Die untern haben ein Loch und ſcheinen eine Oeffnung gegen den Stein zu haben, an welchen ſie angewachſen ſind. Vielleicht rühret dieſes bloß daher, daß, wenn man die Pflanze abreißt, man ſie ein wenig zerreißt. Die Oberfläche der Pflanze ſtellet die Figur eines Netzes vor; die Maſchen beſtehen aus grünen, eine bis zwey Linien hohen Büſcheln, welche einander nach allen Seiten durchſchneiden. Wenn die Pflanze trocken iſt, ſo verlieren dieſe Büſchel viel von ihrer Dicke und ſcheinen membranös zu ſeyn. Der Grund und die Mauern dieſes Baſſins ſind ganz mit dieſer Pflanze austapezieret. Aber dieſe Pflanzen beſtehen aus unterſchiedenen Haufen, welche wie durchſchnitten ſind, ſo wie bey den Lappen der Leber der Thiere; ſo, daß dieſer Haufen, anſtatt eine obere, eine untere und verſchiedene Seitenflächen zu haben, eine untere platte, und eine obere krumme hat. Die Haufen, welche nahe bey der Mündung der Quelle ſind, ſehen munterer und ſtärker aus, als die andern; entweder weil dieſe leztern nicht ſo alt ſind, als die erſtern, und nach denen wachſen, welche zu nichte gemacht werden, wenn man das Baſſin ausräumet, oder weil dieſe Art Pflanzen in einem ſtärkern Grad der Hitze beſſer wächſt. Die Haufen bey der Mündung der Quelle ſind bräunlich gelb. Wenn man ſie horizontal mitten durchſchneidet, ſo ſieht man, anſtatt der Bläschen, eine Art eines aſchfarbigen Markes, und die Hülſen der obern und der untern Bläschen ſind dunkler grün. Dieſe Pflanze muß nicht gar gemein ſeyn. Denn weil ſie in einer ſo großen Hitze ſo gern wächſt, ſo würde ſie in einem mäßig warmen Waſſer verderben. Der Herr von Secondat hat ſie nach dieſem in den heißeſten Quellen zu Bagneres gefunden, als in dem Springbrunnen der Königin, in dem Armenbade, in der neuen Quelle, beſonders aber an dem Ort, wo ein Theil von dem Waſſer des Brunnens der Königin durch einen Fels aus dem Capucinerkloſter abläuft. Er glaubt, daß noch niemand dieſe Pflanze beſchrieben hat, und daß man ſie *Fucus thermalis, ſubſtantia veſiculari, ſuperficie reticulari*, nennen könnte. Der gelehrte Naturaliſt in England, Herr Hill, hat ihm geſchrieben, daß eben dieſe Pflanze in den berühmten Waſſern zu Bath in England wächſt, und zwar nur an denen Oertern in dieſen Bädern, wo die Hitze am größten iſt. Herr Hill hebt ſie in ſeiner Sammlung unter dem Namen *Tremella reticulata* auf.

Wir wollen noch etwas anführen. Fahrenheit hatte wahrgenommen, daß die Wärme des ſiedenden Waſſers, welche als eine unveränderliche Wärme war betrachtet worden, nach der Schwere der Luft verſchieden ſey. Sie iſt nämlich ſtärker, wenn das Barometer höher ſteht, und ſchwächer, wenn es niedriger ſteht. Der Herr le Monnier hat Gelegenheit gehabt, dieſe Beobachtung durch folgende Erfahrung zu bekräftigen. Als den 6. October 1739 auf der höchſten Spitze des Canigou, eines Berges in Rouſſillon, das Barometer auf 20 Zoll ſtund, hat das Thermometer des Herrn **Deliſle** in ſiedendem Waſſer 15 Grad niedriger geſtanden, als es durch ſiedendes Waſſer zu Perpignan geſtiegen, da das Barometer auf 28 Zoll und 2 Linien geſtiegen geweſen. Eben dieſes Thermometer fiel, da es mit Schnee umgeben worden, welchen man häufig in den Abgründen auf dem Berge Canigou findet, gerade auf eben denſelben Grad, auf welchem es ſtund, da es in Paris mit Eis umgeben war. Hieraus folgert der Herr le Monnier folgende zwey phyſikaliſche Sätze: 1. Daß die Schwere der Luft einen merklichen Einfluß in die Wärme des ſiedenden Waſſers hat. 2. Daß ſie die Gefrierung des Waſſers ganz und gar nicht ändert.

Im Monat Julius 1741 hatte der Herr von Secondat Gelegenheit, dieſe Beobachtungen zu wiederholen. Er ſtieg auf die höchſte Spitze des Pic de midi, eines Berges zwiſchen Bagneres und Barege, welcher für den höchſten Berg der Pyrenäiſchen Gebirge gehalten wird. Da das Queckſilber im Barometer 20 Zoll und 2 Linien hoch ſtund, und folglich auf dieſem Berge alles beynahe eben ſo ſeyn mußte, wie auf dem Canigou, ſo hatte er das Vergnügen, alles ſo zu befinden, wie es der Herr le Monnier befunden hatte.

Aber was iſt die Urſache hiervon? Aus einer Erfahrung des Herrn **Mariotte** (a. d. 166. S. ſeiner Werke, Leyden, 1717) ſollte man ſchließen, daß man ſie darinne ſuchen müſſe, daß das Waſſer durch eine mäßige Wärme aller Luft beraubet wird, welche es in ſich hat. Aber der Herr von Secondat hat dieſen Verſuch wiederholet und ihn nicht richtig befunden. Die Beſchreibung der Art und Weiſe, wie er dieſen Verſuch genauer angeſtellet hat, würde hier zu weitläuftig ſeyn. Wir wollen nur das anführen, was der Herr von Secondat daraus ſchließt, daß man nämlich anſtatt des ſiedenden Waſſers, welches nicht ſtets einerley Wärme hat, bey der Verfertigung der Thermometer den Grad des ſchmelzenden Bleys, welches vollkommen beſtändig einerley Wärme zu haben ſcheinet, bemerken könnte.

Es iſt wahr, in dieſen Verſuch würde die Figur des untern Gefäßes des Thermometers einen großen Einfluß haben. Und in der That, wenn dieſes Gefäß cylindriſch iſt, ſo ſind, indeſſen da die obern Theile mit Bley umgeben ſind, welches hart wird, in noch flüßigem und ſehr heißem Bley; folglich muß ein ſolches Thermometer bey dieſem Verſuch höher ſteigen, als wenn man ein kugelrundes Gefäß hat, welches nur Theile des Bleys berühren würde, welche beynahe eben den Grad der Wärme hätten, als das obere Bley, welches hart wird. Es würde alſo beſſer ſeyn, wenn man den Grad der Hitze des Bleys, wenn es anfängt zu ſchmelzen, in heißem Oel beobachtete. Unſer Verfaſſer hält dieſes zwar für ſchwer, aber nicht für unmöglich.

Frankfurt und Leipzig.

Schriftmäßige Beantwortung der wider Sr. Hochwürdigen Magnificenz, Herrn D. Carl Gottlob Hofmanns, General-Superintendentens zu Wittenberg, bey dem evangeliſchen Hof-Gottesdienſt zu Dreßden, gehaltenen, und hernach dem Druk übergebenen Predigt, letzthin herausgekommenen Widerlegung. 1750. In Quart, 3 Bogen.

Der Generalſuperintendent, Herr D. Hofmann, in Wittenberg, behauptete in ſeiner Circularpredigt, welche er im verwichenen Jahre in der Hofkirche zu Dreßden, am 2. Sonnt. in der Faſten gehalten, daß Jeſus dem Cananäiſchen Weiblein aus Vorſatz nicht habe helfen wollen. Dieſer Meynung widerſetzte ſich ein Ungenannter in einer Schrift, welche den

Titel hat: Schriftmäßige Widerlegung den ungegründeten Vorgebens, es ſey Jeſu wahrer Ernſt und feſter Vorſatz geweſen, dem Cananäiſchen Weibe nicht zu helfen, welches der Herr Generalſuperintendent aus Wittenberg, D. Carl Gottlob Hoffmann, in einer am andern Faſten-Sonntag 1750 bey dem Evangeliſchen Hof-Gottesdienſt zu Dreſden gehaltenen, und hernach dem Druck übergebenen Predigt aus unzulänglichen Gründen, vornehmlich aus einer Chriſto fälſchlich beygemeſſenen Unwiſſenheit darzuthun ſucht. Frankf. und Leipzig. 1750. In dieſer Widerlegung iſt viel gründliches, und wir wiſſen von guter Hand, daß ſie den Beyfall des vornehmſten Theologen in * * erhalten. Sie mußte aber dennoch, aus Urſachen, deren Folgen der gelehrte Verfaſſer, Herr M. Sonntag, ſelbſt leicht hätte voraus ſehen können, confiſciret werden. Der Verleger mußte 300 Thlr. Strafe geben, und dem Verfaſſer ward auf immer alle Hoffnung abgeſagt, in dem Lande, wo er geſchrieben, befördert zu werden. Jtzt angezeigte Beantwortung iſt nun dieſer Widerlegung, welche wir, da ſie durch die Confiſcation ſehr ſelten geworden, nur in Abſchrift haben erhalten können, entgegengeſetzt. Der Verfaſſer derſelben hat allen guten Willen gehabt, den Herrn D. Hofmann zu vertheidigen und ſich ſeines Schutzes zu verſichern; in welchem letztern er auch vermuthlich glücklich ſeyn wird. Dieſer Beantwortung iſt eine Anmerkung über die philoſophiſche Betrachtung der Vereinigung der beyden Naturen in Chriſto (welche, wie man uns verſichern will, von dem Herrn M. Grummert herrühret) beygefüget. Wir laſſen dergleichen Dinge in ihrem Werth, und denken, ἑκαστοι αὐτους.

Helmſtädt.

Epikur, als ein Kenner und Freund der ſchönen Wiſſenſchaften, wider ſeine Ankläger vertheidiget. Womit zugleich ſeine neuen Vorleſungen in der Weltweisheit und Redekunſt anzeiget M. Joh. Chriſtoph Stockhauſen. Gedruckt mit Leuckartiſchen Schriften. 1750. In Qu. 3½ Bogen.

Epikur hat ſich lange Zeit alle Schande und Laſter müſſen nachſagen laſſen. Es haben ſich erſt zu unſern Zeiten Vertheidiger dieſes rechtſchaffenen Weltweiſen gefunden. Er iſt ſo atheiſtiſch und wollüſtig nicht geweſen, wie er von Unwiſſenden und ſeinen Feinden beſchrien worden. Der gelehrte Herr M. Stockhauſen läßt ſich hier in dieſe Unterſuchung nicht ein, ſondern vertheidiget ihn wegen ſeinem Geſchmack und Kenntniß in den ſchönen Wiſſenſchaften. Diogenes Laertius hat drey Klagen wider ihn angebracht, vornehmlich daß er die ſchönen Künſte, und beſonders die Beredſamkeit und Dichtkunſt, einem Weltweiſen widerrathen habe. Der Herr Verf. trägt dieſe Anklagen in einer Stärke vor, welche ſeine ärgſten Feinde nicht höher hätten treiben können. Er beantwortet ſie aber auch mit eben dieſer Stärke, führt auch einige tüchtige Beweiſe an, welche das Gegentheil beweiſen. Der Herr M. Stockhauſen iſt ein lebendiges Exempel derjenigen ſeltenen Weltweiſen, welche die ſchönen Wiſſenſchaften erkennen und hochſchätzen. Seine bereits öffentlich davon abgelegten Proben erwecken in denen, welche mit ihm und uns gleicher Meynung ſind, das Verlangen, immer mehr ſchöne Früchte ſeiner edlen Bemühungen zu ſehen.

Wolfenbüttel.

Als Herr Urban Friedrich Benedict

Brückmann gegen das Ende des verwichenen Jahres zu Helmſtädt die mediciniſche Doctorwürde erhielt, wünſchte Herr Rud. Aug. Noltenius, ein hieſiger Rechtsgelehrter, deſſen Vater, dem Herrn D. Franz Ernſt Brückmann, Glück dazu, und ſchrieb bey dieſer Gelegenheit: *Diatribe epiſtolica, de iuribus Medicorum in Ducatu Brunſuicenſi?* Nachdem Herr Noltenius von verſchiedenen Vorzügen und Rechten der Aerzte überhaupt, beſonders in Deutſchland, gehandelt, ſo erzählet er die Vorrechte der Braunſchweigiſchen Aerzte. Da dieſe mit dergleichen Verfaſſungen in andern Ländern ziemlich genau überein kommen, ſo wollen wir ſie nicht beſonders nennen. Wir wollen nur dieſes bemerken, daß die Aerzte in jeder Stadt des Herzogthums Braunſchweig ein Collegium medicum ausmachen, bey welchem der älteſte den Vorſitz hat, und der jüngſte die Secretärſtelle vertritt. Dieſe müſſen in ihren Verſammlungen von ihren mediciniſchen Beobachtungen, wozu die Beobachtungen des Wetters und der Viehſeuche mit gehören, Bericht abſtatten, welches protocolliret und zu beſtimmten Zeiten an das Obercollegium medicum nach Braunſchweig eingeſchickt wird.

Bey eben dieſer Gelegenheit hat der in Jena ſtudirende Herr Ernſt Ludwig Brückmann ſeinem Bruder zur erhaltenen Doctorwürde in einem Lateiniſchen Brief auf 1½ Bogen Glück gewünſchet. Er erkläret darinne die Art und Weiſe, wie es mit dem Verſteinern zugehe. Er nennet das Verſteinern eine ſolche Veränderung thieriſcher oder vegetabiliſcher Körper, da dieſelben zu Körpern von ſchwererer Art werden, als ſie zuvor waren. Die Verſteinerungen theilt er in wahre und falſche ein. Die wahren ſind die ganz zu Stein gewordenen, die falſchen aber die nur mit Steinmaterie überzogenen Körper. Da die verſteinerten Körper vorher von leichterer Art geweſen ſind, und alſo viel kleinere Zwiſchenräume gehabt haben, ſo ſind dieſe als Haarröhrchen zu betrachten, durch welche das Waſſer in der Erde in dieſe Körper gedrungen, und Steintheilchen mit hinein gebracht hat, welche ſich in den Zwiſchenräumen anſetzen. Das Waſſer dunſtet wieder aus, und macht dem von neuem eindringenden, welches wieder aus der Erde Steintheilchen mit ſich bringt, Platz; und dieſes geht ſo fort, bis auch kein Waſſer mehr in die Zwiſchenräume dringen kann. Bey den falſchen Verſteinerungen ſetzt ſich deswegen inwendig kein Waſſer an, weil ſie in fließenden Waſſern geſchehen, wo das beſtändig in die Zwiſchenräume dringende Waſſer den mit ſich führenden Steintheilchen nicht Zeit und Raum vergönnet, ſich anzuſetzen. Sie bleiben alſo an der Fläche hängen, und umgeben den Körper als eine Rinde. Wir ſehen aus dieſer glücklichen Probe mit Vergnügen, daß der Herr Verfaſſer mit gutem Fortgang in die Fußtapfen ſeines Herrn Vaters tritt.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

UTRAQUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 23. April, 1751.

Haag.

Conſpectus novi Theſauri Juris Civilis & Canonici, quinque voluminibus in folio ſubſcriptionis lege prodituri, quo junctim exhibebuntur varia & rariſſima optimorum interpretum, inprimis Hiſpanorum & Gallorum, opera, utrumque Jus ex humanioribus literis, antiquitatibus, ac veteris ævi monumentis illuſtrantia, tam edita antehac, quam inedita, ex Bibliotheca *Gerardi Meerman*, JCti, & Reipubl. Roterodamenſis Syndici. Apud Petrum de Hondt. MDCCLI. In Oct. 51 Bogen.

Dieſe wenige Bogen ſind ein Entwurf eines groſſen Werks, welches der Syndicus zu Rotterdam, Herr **Meerman**, den Rechtsgelehrten, als einen rechten Schatz von ſeltenen und groſſentheils ungedruckten Auslegern des bürgerlichen und geiſtlichen Rechts, in die Hände zu liefern entſchloſſen iſt. Im Jahr 1725 gab der Buchhändler in Leyden, Joh. van der Linden, einen *Theſaurum Juris Romani* in 4 groſſen Folianten heraus, welcher ſo wohl aufgenommen ward, daß man in wenig Jahren 3 Auflagen davon ſah. Obgleich in dieſem *Theſauro* viel ſeltene und ſchöne Werke ſind, ſo hatte man doch den groſſen Vorrath von wichtigen juriſtiſchen Werken noch lange nicht erſchöpft. Dieſes bewog den berühmten Rechtsgelehrten in Utrecht, Herrn **Eberhard Otto**, dieſen 4 Bänden, welche 1735 neu aufgelegt

wurworden, damals einen fünften, als ein Supplement, beyzufügen. Es war ihm aber noch unterſchiedenes, beſonders die ſeltenſten Werke der größten Rechtsgelehrten in Frankreich und Spanien, unbekannt geblieben. Daher beſchloß ein anderer berühmter Rechtsgelehrter, Herr Rudolph Iſelius in Baſel, in des Buchhändlers Brandmüllers Verlag, dieſen nunmehr aus 5 Folianten beſtehenden *Theſaurum* mit dem 6ten Bande vermehret herauszugeben. Der Verleger aber dachte es klüger zu machen, wenn er die 5 Bände ließe, wie ſie wären, und ſie bloß mit einer unendlichen Menge Druckfehler auszierete; welches er auch redlich erfüllet hatte.

Der Herr **Meerman** hat ſich in wenigen Jahren von ſeltenen und wichtigen Büchern, beſonders von juriſtiſchen, eine ſo anſehnliche Bibliothek geſammlet, dergleichen wohl in der Welt niemand beſitzet. Er beſitzet über dieſes eine durch die ſchönen Wiſſenſchaften, Sprachen und Alterthümer aufgeheiterte Einſicht in die Rechtsgelehrſamkeit. Da er mit dieſen beyden Hülfsmitteln verſehen iſt, ſo wird ſich ein jeder rechtſchaffener Juriſt nicht wenig freuen, daß er ſich entſchloſſen hat, einen neuen *Theſaurum Juris Civilis & Canonici* herauszugeben. Er war erſt willens, dem vorigen *Theſauro* einige Supplemente beyzufügen: aber er wollte lieber einen ganz neuen herausgeben, als er ſah, daß die vielen ungedruckten und ſeltenen Schriften des Ramos und Retes die Supplemente größer machen würden, als das Werk ſelbſt. Der Titel dieſes neuen Werks wird ſeyn: *Theſaurus Juris Civilis & Canonici, continens varia & rariſſima optimorum Juris Interpretum, inprimis Hiſpanorum & Gallorum Opera, in quibus Jus Civile Romanum atque Canonicum ex humanioribus literis, antiquitatibus ac veteris ævi monumentis illuſtratur & emendatur; quorum aliqua ex Codicibus Manuſcriptis nunc primum prodeunt, reliqua ob inſignem raritatem recuſa conjunctim exhibentur, ex Muſeo Gerardi Meerman, JCti & Reipublicæ Roterodamenſis Syndici.*

Der Schriftſteller, deren Werke, einige ganz, einige zum Theil, man in dieſer Sammlung antreffen wird, ſind 44. Unſern Leſern einen Vorſchmack davon zu geben, wollen wir einige der vornehmſten anführen.

Thalelæi, Theodori, Stephani, Cyrilli, Cobidii aliorumque Commentarii Græci in Titulos Dig. de Advocatis &c. Dieſe werden aus einem ſehr ſeltenen Manuſcript von der Leydenſchen Bibliothek überſetzt mitgetheilet werden und den Anfang des Werks machen.

Mich. Pſelli Synopſis legum verſibus Jambis & Politis, nunc primum Græce edita, latina interpretatione, & Notis illuſtrata &c. opera *Boſqueti* &c. Dieſer poetiſche Juriſt gehöret unter die allerſeltenſten Bücher.

Juris Civilis fontes & Rivi, collectore *Henrico Stephano*. Henr. Stephanus gab dieſes Buch als einen Prodromus zu ſeiner vorhabenden, aber niemals zu Stande gekommenen, Ausgabe des *Corporis Jur. Civ.* heraus. Er behauptet darinne, daß aus den Moſaiſchen Geſetzen die meiſten Egyptiſchen, aus dieſen die Griechiſchen, und aus dieſen die Römiſchen genommen worden.

Jani ſive *Joannis a Coſta* Commentarii ſeu Prælectiones ad Titulum Dig. de Servitut. it. ad quatuor Tit. Codic. Ex dictis Defunctorum &c. De conſtituta pecunia, De probationibus, De Teſtibus. Dieſe Werke des berühmten Coſta, eines Schülers des Cujaz, werden hier zum erſtenmal heraus gegeben.

De Juſtinianei Sæculi Moribus nonnullis liber *Paganini Gaudentii*, Theol. & JCti.

Franciſci Ramos del Manzano Prof. Jur. Salmantic. &c. ingleichen *Joſephi Fernandez de Retes*, JCti Hontinerienſis, Opera Juridica, quæ reperiri potuerunt omnia. Dieſer beyden großen Spaniſchen Rechtsgelehrten in Spanien ſelbſt ſehr ſeltene Werke werden hier ganz und gar, und zwar meiſtentheils das erſte mal, geliefert, wozu der Königl. Spaniſche Bibliothecar, **Gregor. Mayanzo**, dem Herausgeber behülflich geweſen.

De Juriſdictione & Imperio *Ant. Quintanadueñae* libri duo. Dieſes Buch iſt einſt 1598 in Madrid gedruckt worden.

Doch wir wollen unſern Leſern mit juriſtiſchen Büchertiteln nicht länger beſchwerlich fallen. Herr **Meerman** giebt noch ein groß Verzeichniß ziemlich ſeltener juriſtiſcher Schriftſteller, welche in ſeinen *Theſaurum* nicht kommen werden, ob er ſie gleich beſizt. Er bittet auch alle Rechtsgelehrte, ihm ſeltene juriſtiſche Werke, welche er nicht hat, um des gemeinen Beſten willen, mitzutheilen.

Dieſes Werk wird aus 5 Bänden in groß Folio beſtehen, wovon der erſte bereits verwichenen 15. April herausgekommen iſt. Die übrigen werden binnen hier und dem 1. Jan. 1753 nachfolgen. Wer ſubſcribiret, der zahlt für jeden Band 10 Holl. Gulden auf ordentlich, und 15 auf Royalpappier; doch wird das Geld erſt bey Empfang eines jeden Bandes ausgezahlt. Der Subſcriptionstermin iſt bis auf den 1. Oct. 1751 angeſezt. Wer dieſen verſäumet, der wird, wenn noch Exemplare übrig ſind, für ein Exemplar auf ordentlich Pappier 62 Gulden 10 Stüver, und für eins auf Royalpappier 93 Gulden 15 Stüv. geben müſſen.

Göttingen.

Ich habe bereits in der Vorrede zu meiner Paraphraſi über einige Briefe Pauli verſprochen, daß ich die Ergänzungen des Hallers zu des Peirce Erklärung des Briefes an die Hebräer gleichfals lateiniſch überſezet, und mit meinen Anmerkungen vermehret herausgeben wolte, damit meine Leſer nicht ein mangelhaftes Werk, dem die vier lezten Capitel dieſes Briefes fehlen, haben möchten. Weil ich mich aber damit nicht beſchweren will, mehrere Exemplare drucken zu laſſen, als das erſte mahl abgehen werden, ſo erſuche ich diejenigen, die den von mir überſezten Commentarium des Peirce beſizen, oder ſich ſonſt die Arbeit des Hallers über Hebr. X. 34-XIII. 45 anzuſchaffen geſonnen ſind, zwiſchen hier und der Leipziger Oſtermeſſe 1751. einen halben Thaler darauf zu pränumeriren. Die Pränumeration kan entweder poſtfrey an mich überſandt, oder, welches mir am liebſten wäre, durch einen der hier ſtudirenden Herren an mich gezahlet werden. Wer aber zu beiden keine Gelegenheit hat, der kan die Zalung, jedoch mit einem ggl vermehret, auf der bevorſtehenden Leipziger Oſtermeſſe durch einen Buchhändler an die **Vandenhoekiſche** Handlung verrichten laſſen. Wer das obgemeldete bezalet, bekomt dargegen einen gedruckten und von mir unterſchriebenen Schein, und kan gegen deſſen Auslieferung entweder hier in Göttingen im Auguſt 1751 oder zu Leipzig auf der Michaelismeſſe dieſes Jahres, das Buch, welches zwiſchen einem und anderthalb Alphabeten betragen wird, ohne den geringſten Nachſchuß abfordern laſſen. Wer aber in der geſezten Zeit nicht pränumeriret, dem bin ich nicht im Stande mit einem Exemplar zu dienen, weil ich nicht geneigt bin, mich durch Machung einer ſtärkern Auflage zu beläſtigen.

Joh. Dav. Michaelis *Phil. P. P. O.*

Hannover.

Der zweyte Theil der *Originum Guelficarum* hat bereits in der hieſigen landſchaftlichen Buchdruckerey die Preſſe verlaſſen. Er iſt 7 Alph. 5 Bogen und die Vorrede 14 Bogen ſtark, nebſt vielen Kupfern, und erſcheinet mit eben derjenigen Pracht, welche wir an dem erſten Theil bewundert haben. Der Herr Hofrath

Scheidt macht ſich durch die Herausgabe dieſes unſchätzbaren Werks überaus verdient, und beſonders iſt man dem ſel. Herrn geheimen Juſtizrath **Gruber**, für ſeine mit einer groſſen Kenntniß der Geſchichte und Beurtheilungskraft beygefügten Anmerkungen ſehr verbunden. In dieſem Theil findet man noch viel mehr ungedruckte Urkunden und Nachrichten, als in dem erſten. Wir wünſchen, daß die übrigen Theile bald nachfolgen und die Liebhaber der Geſchichte ſich auch gegründete Hofnung machen mögen, endlich auch einmal die *Annal. occidentalis Imperii* des groſſen Leibnitz zu erhalten.

Der gegenwärtige zweyte Theil enthält das vierte, fünfte und ſechſte Buch. In dem vierten Buch wird vornehmlich von der Abkunft derer ehemaligen Burgundiſchen Könige aus Welphiſchen Stamm gehandelt, und gewieſen, daß König Rudolf der erſte ein Sohn Herzogs Conrads des andern, den man insgemein von Strätlingen benennet, und ein Enkel Herzogs Conrads des erſten Grafen von Paris geweſen ſey. Da nun unleugbar iſt, daß dieſer Conradus I. der Kayſerin Judith leiblicher Bruder geweſen, die Kayſerin Judith aber als eine Tochter Grav Welffens von Altorf, den einige auch mit dem Titul eines Herzogs beehren, von allen Geſchichtſchreibern erkannt wird, ſo iſt die Abkunft König Rudolfs aus Welfiſchen Geblüte auſſer allem Zweiffel, und da dieſes keine neue Wahrheit, ſondern bereits von vielen Geſchichtſchreibern erwieſen worden iſt, ſo muß man ſich um ſo mehr wundern, wie der berühmte Herr Louis de Bochat noch neulich in ſeiner gelehrten Schweizeriſchen Geſchichtsbeſchreibung den Urſprung des Strätlingiſchen Hauſes und derer daraus entſproſſenen Könige von Burgund vor unbekannt halten mögen. Rudolfus I. hatte mit ſeiner Gemahlin Willa, deren eigentliche Abkunft man nicht weiß, einen Sohn Rudolfum II. erzeuget, der nach ihm Burgund beherrſchet hat, als er aber auch nach der Herrſchaft von Italien ſtrebte, durch den Grafen von Provence, Hugo, um dieſes lezte Reich gebracht worden iſt. Sein Sohn Conrad folgte ihm in dem Königreich Burgund, und ſeine Tochter war die ſchöne Adelheit, welche als ſie nach dem Tode ihres erſten Gemals Königs Lotharii von Italien von Berengario ſehr geängſtiget, und mit Gewalt zu einer Heyrath gezwungen werden wolte, Otto M. befreyete, und zu ſich ins Ehebette nahm, auch ſich durch ſie den Weg zum Königreich Italien und der Kayſerwürde bahnete. König Conrad war ſonſten Vater zu König Rudolfs III. durch welchen, da er ohne Kinder verſtarb, das Königreich Burgund an Kayſer Conradum Salicum gekommen iſt. In dieſem Buch finden ſich viele ſchöne Nachrichten von dem Königreich Burgund, wozu vor dieſem die Schweiz gerechnet geweſen, deren Geſchichte auch bey dieſer Gelegenheit in verſchiedenen Stücken erläutert wird. Das fünfte Buch handelt von den Guelfen, welche ihr Geſchlecht in Teutſchland fortgepflanzet haben, und fängt ſich mit Ethico, der Kayſerin Judith älteſtem Bruder an, deſſen Nachkommen bis auf Herzog Welf in Cärnthen, mit welchem dieſe Linie erloſchen iſt, allhier erzählet werden. Ob man gleich hierbey die Nachrichten, die uns der Mönch aus dem Cloſter Weingarten hinterlaſſen hat, das meiſte thun müſſen, ſo werden doch hier und da noch viele ſchöne Zuſätze und Verbeſſerungen mit beygebracht, und iſt beſonders das Leben des Heil. Conrads Biſchoffen von Coſtanz, welches der ſel. Hr. geheime Juſtizrath Gruber mit eingerücket hat, um ſo beträchtlicher, als von denenjenigen welche die Lebensgeſchichte der Heiligen geſchrieben, noch keiner ſo umſtändlich von dieſem aus Welfiſchen Geblüt entſproſſenen Heiligen gehandelt und man hier den Urſtoff geliefert hat, deſſen ſich die Verfaſſer derer Actorum Sanctorum zu ſeiner Zeit mit Nutzen werden bedienen können. Herzog Welfs von Cärnthen Schweſter Cuniſa oder Cunegundis war, wie ſattſam bekannt iſt, an den reichen Italiäniſchen Marggraven Azonem vermählet, deſſen Geſchlecht in dem andern Buch des erſten Theils bereits gründlich erörtert und ausgeführet worden. Aus dieſer Ehe war ein Sohn, Nahmens Welf, erzeuget, welcher nunmehro ſeiner Mutter Bruder in den anſehnlichen Welfiſchen Allodial-Gütern, als der einige rechtmäßige Erbe, folgte, und durch Kayſer Heinrich den 4ten A. 1070 zum Herzog von Bayern gemacht wurde. Mit ihm fänget ſich die neue Welfiſche Linie an, die noch ietzo in dem Durchlauchtigſten Braunſchweig-Lüneburgiſchen Hauſe, unter göttlicher Gnade, in geſegnetem Flor fortdauret. Von ihm und ſeinen Nachkommen bis auf Herzog Heinrich den Löwen wird in dem 6ſten Buch ſehr umſtändlich gehandelt, und zugleich bewieſen, daß erſt gedachter Marggrav Azo der unſtreitige Stamm-Vater derer Durchlauchtigſten Herzoge von Modena geweſen ſey, als welche von ſeinem in der zweyten Ehe mit der Gräfin Gerſendis von Maine erzeugtem Sohn Fulcone in gerader Linie abſtammen. Alles was Pigna, Falletus, Henninges, Meibom, Albizius, Reusner, Winkelmann und andere Deutſche und Italiäniſche Geſchichtſchreiber vorhero von der Verwandſchaft der Durchlauchtigſten Häuſer Braunſchweig-Lüneburg und Modena geſchrieben haben, iſt unerwieſen und zum Theil irrig und falſch geweſen, bis der große Leibnitz ſich an die Unterſuchung dieſer Sache gewagt hat, deſſen Einſicht nachhero der berühmte Muratorius ſich zu Nutzen gemacht, und am erſten der gelehrten Welt dieſes Syſtema vor Augen geleget hat. Der Herr Hofrath Scheidt machet ſich um die Aſche ſeiner Vorfahren verdient, daß er ſich die Mühe nicht dauren läßt, ihre verſtaubte Pappiere aufzuſuchen, und die Ueberbleibſel ihres gelehrten Fleißes bekannt und gemeinnützig zu machen. Wir ſind allerdings dieſe Pflicht den Todten ſchuldig, daß wir ihre Schriften nicht mit ihren Leibern verweſen laſſen. Die von ihm dieſem Werk vorgeſetzte Vorrede handelt abermahls verſchiedenes ab, worinnen er mit denen in dieſem Band vorgetragenen Meynungen ſeiner Hrn. Vorgängern nicht einſtimmig iſt. Er hält beſonders davor, man habe nicht Urſache, den Warinum, der den Heil. Othmarum ſehr geängſtiget hat, aus dem Geſchlecht der Welfen auszuſtreichen, da ihn Conradus Urſpergenſis nahmentlich darunter rechnet. Wie nun deſſen Sohn Iſenbardus nachhero von unverwerflichen Schriftſtellern nahmhaft gemacht wird, ſo kan die Geſchlechtsreihe, welche man bey andern findet, ſo ſchlechterdings nicht verworffen werden, ob es gleich ſonſten ein Mährchen iſt, daß dieſes Iſenbards Gemahlin durch ihre Niederkunft mit 12 Söhnen zu dem Nahmen derer Welfen Anlaß gegeben habe. Warinus hat vermuthlich den Herzog von Alemannien gleiches Nahmens, der A. 727. unter Carolo Martello berühmt geweſen iſt, zu ſeinem Vater gehabt, und iſt alſo ein Sohn des Graven Wegenlenze, der dem Heil. Pirminio viel gutes gethan hat. Der Herr Eccard iſt einer andern Meynung, und hat von dieſem Wegenlenze die Gibellinen abgeleitet. Seine davon geſchriebene Abhandlung iſt bishero unbekannt geblieben. Der Herr Scheidt aber verſpricht ſie dem vierten und letzten Theil dieſer Originum Guelficarum mit beyſetzen zu laſſen. Dieſe hier erzählte Abhandlung machet den Vorwurff der erſten 24. S. der Vorrede aus. Hierauf wird bis auf S. 43. die Meynung derjenigen geprüfet, welche den Franzöſiſchen König Hugo Capet zu einem Abkömmling der Welfen machen; und man ſiehet wohl, daß der Herr Scheidt nicht gerne etwas zurück laſſen wollen, welches dieſe Meynung, der er ſelber beypflichtet, beſtärcken könte. Eine Lesart des Chronici S. Benigni zu Dijon, welche die ganze Streitigkeit, worinnen bereits nebſt vielen andem Chiflet und Blondel einander ſehr mitgenommen haben, entſcheiden ſoll, wird von ihm hier weitläuftig unterſucht, und mit ihren Schwierigkeiten dem Leſer vor Augen geleget. Die Stelle iſt den Gelehrten der Geſchichte bekannt, und wir übergehen ſie alſo mit Bedacht, können aber doch nicht unberührt laſſen, daß der gelehrte Franzöſiſche Marquis le Gendre, der unter denjenigen die des Chiflet Meynung verworffen haben, der neueſte iſt, hier eine beſcheidene Abfertigung finde. Die Wahrheit zu ſagen, ſo gereicht dieſe Meynung ſowohl den Franzöſiſchen Königen, als dem Welfiſchen Geſchlecht zur beſondern Ehre. Denn dieſes ſiehet ſich in ſeinen Abkömmlingen mit einer der mächtigſten Cronen ſeit ſo vielen Jahrhunderten geſchmücket; jene aber werden dadurch der Ungewißheit entriſſen, in welcher man auſſer dieſem Satz die Voreltern Herzog Roberts des tapfern findet, und die ſo gar unter den niedrigſten Pöbel zu ſetzen die Schmähſucht ſich nicht geſcheuet hat. Gleichwie hingegen andere Hofſchmeichler, obwohl höchſtlächerlich, ſie dem Ludoviciſchen und Carolingiſchen Geſchlecht haben einverleiben wollen. Wir übergehen das übrige, was von der Abkunft Kayſers Ludovici II. Gemahlin, welche man Hildegardim, Luitgardim, oder Engelbergam nennet, ingleichem eines angeblichen Abts zu Corvey Adalbero, und der Gräfin von Anjou Petronella, die eine glückliche Stammmutter vieler Engliſcher Könige worden iſt, in dieſer Vorrede weitläuftig abgehandelt worden, und erwähnen nur noch der §. 51. bis zu Ende angeſtellten Unterſuchung von der Glaubwürdigkeit der alten Meiſterſänger und Dichter in Deutſchland, bey welcher Gelegenheit von einer in Deutſchen Verſen geſchriebenen Hiſtorie Herzog Reinfrieds von Braunſchweig, welche einige auf Herzog Heinrich den Löwen deuten, ſehr umſtändlich gehandelt wird.

Wolfenbüttel.

Von des Herrn D. Brückmanns allhier *Epiſtolis itinerariis* haben abermals die erſten 25. Stück Centuriæ IIItiæ, welche unter Pränumeration 1 Thlr. gedruckt worden, die Preſſe verlaſſen, und ſind 2 Alph. 16 Bogen ſtark, nebſt 8 Bogen Kupfern. Es können alſo nunmehro die Herren Pränumeranten ihre Exemplare allhier bey dem Herrn Verfaſſer oder bey dem Herrn Buchführer Meißnern, auch in Braunſchweig in der Schröderiſch-Meißneriſchen Buchhandlung, abfordern laſſen.

In den erſten XI. Epiſt: werden die Erden Muſei Brückmanni beſchrieben. Sie ſind ſämtlich dem berühmten Herrn Prof. Ludwig in Leipzig, der ſich durch Herausgebung des Operis Regii de terris Dresdenſis muſei einen unſterblichen Namen gemacht hat, zugeeignet. Die erſte handelt de creta alba vulgari, die 2te de Rubrica, die 3te de Nigrite, die 4te de Ochra, die 5te de Umbra, die 6te de terris medicinalibus; die 7te de terris ſigillatis, die 8te de terris ſigillandis, die 9te de terris metallicis; pictoriis, ſulphureis, ſalinis, die 10te de lacte lunæ, terra Tripolitana; die 11te de Terris non ſatis cognitis.

In der 12ten Epiſt: itinerar. an den Herrn Lic. Moor in Giengen werden die Memorabilia Lipſienſia geleſen.

Die 13te an den Herrn Stadtphyſicus Mohring in Jevern beſchreibt die Bibliotheken in Leipzig, worinne zugleich des Herrn Ant. Weitzens Seltenheiten der Rathsbibliothek daſelbſt geleſen werden, wie auch Herr Kettners Diſſ. de Mumia Lipſienſi.

In der 14ten an den Herrn Prof. von Ziegler in Rinteln ſind die Muſea Lipſica enthal-

ten

ſen. Man lieſet zugleich darinne des ſel. Herrn Apothecker Linkens Abhandlung de Sceleto Crocodili petrifacto.

Die 15te an den Herrn Bürgemeiſter Eſſenberger in Lauban ſind Memorabilia Miſnica und in der 16ten an den Herrn Commiſſionsrath Stück in Halle die Memorabilia Dresdenſia.

Die 17te an den Herrn Hofr. Cothenius in Potsdam beſchreibet die Inventa Gærtneriana.

In der 18ten an den Herrn Lic. Carſtens in Lübeck werden einige in Prag befindliche Merkwürdigkeiten geleſen und in der 19ten an Herrn D. Berner eine kurze Beſchreibung der Prager Univerſität; die 20ſte an den Herrn Paſtor Meyer in Witterſhauſen handelt von der Religion in Böhmen.

Die 21ſte an den Herrn da Coſta in London ſtellet memorabilia Bohemica dar, und die 22ſte an den Herrn Baron von Eckart, morabilia Moravica.

Die 23ſte an den Herrn von Arnim zu Suckow beſchreibt dulcedinem ſeceſſus ruralis.

Die 24ſte an den Herrn Paſtor Friſch zu Schweidnitz, beſchreibet das Boramen, oder plantam agniferam Tartaricam Muſei Brückmanniani, ſtellet auch ſolche in Kupfer dar.

In der 25ſten an den Herrn Hofr. und Bürgemeiſter Wehr in Ruppin werden einige Seltenheiten aus dem Carſteiniſchen Cabinet in Lübeck kürzlich beſchrieben.

Die folgenden 25 Stück der 3ten Centurie von 26 bis 50 ſollen nun auch unter Pränumeration eines Thalers unter die Preſſe geleget werden.

Halle.

Der gelehrte Herr D. Johann Peter Eberhard allhier, welcher bereits durch einige zur Naturlehre und Arzneywiſſenſchaft gehörige wohlgerathene Schriften vielen Beyfall erhalten hat, brachte in Begleitung Herrn Jac. Frid. Sanders, aus Baaden Durlach, am verwichenen 3. April eine nicht weniger gelehrte Abhandlung auf 2½ Bogen auf die Katheder, welche *de mutationibus fluidorum a qualitatibus vaſorum in corpore humano dependentibus* handelte. Es iſt allerdings nöthig zu wiſſen, was in den flüßigen Materien unſerer Körper durch die Beſchaffenheit der Gefäße, durch welche ſie ſich bewegen, für Veränderungen entſtehen, da unſer ganzes Leben in der Wirkung des Flüßigen in unſerem Körper in das Feſte, und dieſes und jenes, beſtehet. Der Herr Verf. theilet ſeine Abhandlung in zween Theile ein, da er nämlich die gedachten Veränderungen überhaupt und ins beſondere betrachtet. In gegenwärtigen Blättern iſt nur der erſte Theil enthalten; den andern verſpricht er künftig zu liefern. In dieſem erſten Theile betrachtet er wieder zweyerley, nämlich die Veränderungen der flüßigen Materien überhaupt; wovon er in ſeiner Inauguraldiſputation *de ſanguificatione* hinlänglich gehandelt hat, und die Beſchaffenheit der Gefäße. Zu dieſer letztern rechnet er 1) der Gefäße Figur und Elaſticität 2) die Verſchiedenheit ihrer Seitendurchmeſſer, 3) ihre verſchiedene Richtung, 4) ihre verſchiedene Lage, 5) ihre verſchiedene Verbindung, 6) ihre verſchiedene Kraft und 7) ihre verſchiedene Empfindlichkeit. Hierauf geht er alle dieſe Eigenſchaften durch und zeigt, was aus einer jeden für Veränderungen in den flüßigen Materien unſeres Körpers entſtehen. Durch die kegelförmige Figur und durch die Elaſticität der Gefäße wird die innere Bewegung der darinne beſindlichen flüßigen Materien, folglich auch die Flüßigkeit derſelben, vermehret, ihre Farbe verändert und beſonders das Blut zu vielerley Abſonderungen geſchickt gemacht. Die nöthige Kürze verbiethet uns, die übrigen Eigenſchaften der Gefäße durchzugehen, wo alles deutlich und gründlich, und dabey doch in einer angenehmen Kürze, vorgetragen iſt.

Halberſtadt.

Gedanken über die Welſchen Tonkünſtler. Zur Beantwortung des im ſieben und dreißigſten Stücke der Hamburgiſchen freyen Urtheile befindlichen Schreibens an den Herrn Verfaſſer des kritiſchen Muſikus an der Spree. Bey Chriſtian Ernſt Immanuel Weldige. 1751. In Qu. 3 Bogen.

Wir haben zwey kritiſche Muſikos; der eine hat an der Elbe, der andere an der Spree geſchrieben: jener iſt Herr **Scheibe**, und dieſer Herr **Marpurg**. Beyde beſitzen in dem Innern der göttlichen Tonkunſt eine große Stärke; beyde haben kritiſiret und ſich folglich Streitigkeiten zugezogen. Wider den letztern trat, als er ſchon aufgehöret hatte zu ſchreiben, ein verſchnittener Riſtral und Vogelbauermacher, Namens **Johann Ballhorn**, in einer gelehrten Zeitung auf, und vertheidigte mit ziemlicher Hitze die Italiäniſchen Tonkünſtler, welche Herr Marpurg den Franzöſiſchen weit nachgeſetzet hatte. Er hatte das Recht, davon zu urtheilen, da er lange Zeit ſelbſt in Paris mit den größten dieſer Künſtler Umgang gehabt und ihre Stärke bewundert. Der Neuſtädter Ballhorn legte ihm hauptſächlich eine allzu wenige Kenntniß der Italiäniſchen Meiſter zur Laſt. Gegenwärtiger ungenannte Vertheidiger des kritiſchen Muſikus an der Spree kehret es um, und zeigt ihm offenbare Irrthümer u. Fehler, und beweiſet ihm, daß das, was er bey den Italiänern als Schönheiten bewundert, wirkliche Fehler ſind. Ueber Sachen, wo es faſt auf den bloßen Geſchmack ankömmt, läßt ſich unaufhörlich ſtreiten, und öfters haben beyde Parteyen recht.

Leipzig.

Allhier iſt vor kurzem der berühmte Herr Hofrath **Rechenberg**, Ordinarius der Juriſtenfacultät, verſtorben. Er hat ſein ganzes Vermögen dem Herrn **D. Rivinus**, einem geſchickten Rechtsgelehrten, vermacht. Es iſt dieſer allhier, durch ſeine ſonderbare Gabe zum Diſputiren, unter einem beſondern Beynamen bekannt, welcher ihm viel Ehre macht.

Der Herr Prof. **Käſtner** iſt zum ordentlichen Mitgliede in der mathematiſchen Claſſe zu der neuen Akademie der Wiſſenſchaften in Göttingen beruffen worden, und man zweifelt nicht, daß er dieſem ſeiner Gelehrſamkeit würdigen Rufe folgen werde.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

18.

UTQUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 30. April, 1751.

Berlin.

Eine poetiſche Ueberſetzung iſt die ſchwerſte Aufgabe, welche man auch dem ſtärkſten und geübteſten Dichter vorlegen kann; ja wir getrauen uns zu beweiſen, daß die beſten Dichter am wenigſten dazu geſchickt ſind. Ein Dichter iſt ein Schöpfer: aber den Ueberſetzern ruft ein verſtändiger Kunſtrichter zu: O imitatores! ſervum pecus. Indeſſen haben doch immer poetiſche Ueberſetzungen ihre Liebhaber gefunden, und ſie können auch alsdenn von Kennern Beyfall erhalten, wenn ſie ſo beſchaffen ſind, daß man das urſprüngliche Gedicht nicht ganz in ihnen verkennet, und wenn man, ſtatt einiger verlohrnen Schönheiten der Urſchrift, andere eben ſo groſſe Schönheiten darinne findet. Unter den Römiſchen Dichtern iſt wohl der Horaz am ſchwerſten in Deutſche Verſe zu bringen, weil man in ſeinen Gedichten durchgängig eine nachdrückliche Kürze erhabener, gedankenvoller und bilderreicher Ausdrückungen bemerkt

> Und den zu reichen Schatz ſtets gräbt und nie ergründet.
>
> Haller.

Gleichwohl hat villeicht eben dieſer Vorzug dieſes groſſen Dichters unterſchiedene Deutſche bewogen, die Ueberſetzung ſeiner Gedichte zu wagen. In der Poeſie der **Niederſachſen**, in **Philanders von der Linde**, **Trillers** und **Menantes** Gedichten findet man einige Proben davon. **Weidner** hat alle Oden des Horaz in Deutſche Verſe überſetzt, und von ſeiner Dichtkunſt hat man mehr als eine Ueberſetzung. Aber, ohne von dem Werth dieſer Verſuche zu urtheilen, ſo haben wir doch noch keine vollſtändige poetiſche Ueberſetzung aller Horaziſchen Werke. Dieſe unternahm vor einiger Zeit der ehemalige Subſenior des Schöppenſtuhls in Halle, Herr D. Auguſt Theodor Reichhelm. Er bemühte ſich möglichſt, den Geiſt des Horaz zu erreichen, und in manchen Stellen kann ſeine Ueberſetzung die Stelle einer Auslegung vertreten. Er hatte ſich deswegen faſt alle Ausgaben des Horaz geſammlet, und wendete über 20 Jahr an ſeine Ueberſetzung. Da er ſonſt eine große Stärke in den ſchönen Wiſſenſchaften beſaß, ſo kann man eine deſto günſtigere Meynung für ſeine Ueberſetzung hegen. Die Haude- und Speneriſche Buchhandlung hoft alſo den Verehrern des Horaz einen Dienſt zu erweiſen, wenn ſie ihnen dieſe Ueberſetzung in die Hände liefert. Sie wird folgenden Titel haben: **Alle noch übrig gebliebene Horaziſche Werke, oder des berühmten Römiſchen Dichters, Horatius Flaccus, fünf Bücher der Oden, oder Lieder, zwo deſſen Satyren, zwo deſſelben Briefe, und eins von der Dichtkunſt, in reine Deutſche Verſe überſetzt.** Man wird dem Werk eine Vorrede von dem Leben und den Schriften des Horaz vorſetzen, und einen Anhang von des Ueberſetzers auserleſenen Gedichten beyfügen. An Schönheit des Drucks und Pappiers ſoll nichts geſparet werden, und die Verleger gedenken dieſes Buch in der nächſten Michaelismeſſe fertig zu liefern.

* * *

In der Einladungsſchrift zu dem Examen, welches in dem Königl. Joachimsthaliſchen Gymnaſio vom 14. bis zum 21. April gehalten ward, zeigt der Herr D. Heinius, Profeſſor und Rector dieſes Gymnaſii, mit vieler Einſicht, **woher es kömmt, daß faſt ein jeder Menſch ſeinen beſondern Charakter hat, da doch alle von einerley Nation ſind, und einerley Mutterſprache, Vaterland, und Himmelsſtrich haben.** Er findet den vornehmſten Grund davon in den Fehlern der Erziehung, welche er nach einander anzeiget. Die vornehmſten Urſachen ſind die Unwiſſenheit und Nachläßigkeit der Aeltern, die Faulheit, die Nachſicht, Strenge, unzeitige Sparſamkeit, Uneinigkeit der Aeltern u. ſ. w. Auf der 32. Seite bemerken wir einen Druckfehler, wenn es heißt: Neminem lædere, qui *Nemo* eſt ſummus rerum Creator, nosmet ipſi & proximus. Wir können dieſes aber, als einen Druckfehler, nicht verbeſſern.

London.

Allhier iſt am verwichenen 1. Febr. das erſte Stück einer neuen gelehrten Zeitung unter dem Titel: *Nouvelles Littéraires &c. de France*, auf ½ Bogen in Quart herausgekommen, und es ſoll alle halbe Monate damit fortgefahren werden. Jedes Stück wird als ein Brief aus Paris eingerichtet ſeyn, und ſonderlich vermiſchte Gegenſtände des Geſchmacks enthalten. Der Verfaſſer, welcher Herr Clement zu ſeyn ſcheinet, ſagt von ſich: Quoniam in eo ſtudio ætatem conſumpſi, videor id meo iure quodammodo vindicare. Auf einen jeden Jahrgang wird ein Guinee Vorſchuß gezahlet.

Paris.

Der Herr von Marmontel hat bey Gelegenheit des Edicts, in welchem den Officirs der Adelſtand bewilliget wird, einen Brief an den König geſchrieben. Er iſt zwar ziemlich kurz, doch aber an einigen Stellen witzig genug geſchrieben. Der Verfaſſer hat ihn durch die Marquiſe von Pompadur überreichen laſſen, und ihr bey dieſer Gelegenheit folgende gar artige Verſe, welche nicht gedruckt ſind, überſchicket:

Il eſt une Venus céleſte
Dont la préſence embellit l'Univers;
D'un doux ſourire & d'un regard modeſte
Elle répand le calme dans les airs.
Devant elle les vents ſe taiſent;
Les Champs ont plus de fleurs, les gazons ſont plus frais,
Le Ciel eſt pur, les flots ſ'apaiſent,
Pour réfléchir l'éclat de ſes attraits.
Non moins généreuſe que belle
Les Dieux ſe repoſent ſur elle
Du ſoin de verſer les biénfaits.
Cette Venus, ſous le nom d'Uranie,
Préſide aux Arts & leur donne le ton;
Elle inſpiroit & Lucréce & Platon;
C'eſt des talens l'Idole & le Génie,

Quand les neuf Soeurs au Souverain des Dieux
Voit préſenter quelque nouvel ouvrage,
Sur leur offrande elle jétte les yeux,
Avec bonté ſa voix les encourage,
Et pour lui plaire elles ſont encor mieux.
O POMPADOUR, vous êtes ſon image,
Mon Héros eſt celle des Dieux;
Daignerez-vous protéger mon Ouvrage?

Herr Rameau ſagte einmal, wenn man ihn böſe machte, ſo würde er die in Holländiſchen Zeitungen componiren. Itzo iſt einer allhier aufgeſtanden, welcher, ihm dieſe Mühe zu erleichtern, eine ziemlich unpoetiſche Begebenheit in Reime gebracht hat, unter dem Titel: *Poeme ſur l'Incurſion des Autrichiens en Provence, ou le Paſſage du Var.* Es iſt keine Erfindung darinne, ſo wenig, als in dem Gedichte auf die Schlacht bey Fontenoi: aber in dieſem letztern waren doch poetiſche Züge und viele Bilder; in jenem hingegen ſind einige beleidigende Ausdrückungen das Beſte.

Nancy.

Se. Maj. der König Stanislaus von Pohlen, Herzog von Lothringen und Bar, haben in hieſiger Stadt eine öffentliche Bibliothek, imgleichen eine Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte, welche jährlich 2 Preiſſe aufſetzen wird, errichtet. Der gelehrte Ritter von Solignac, Königl. geh. Cabinetsſecretär, iſt zum Aufſeher der Bibliothek und beſtändigen Secretär der Akademie ernennet worden. Er hat dieſelbe auch bereits durch einen Rede eröffnet.

Venedig.

Scienza della Natura particolare del P. D. Giov. *Maria della Torre*, C. R. Somaſco Prof. di Fiſica nel Liceo Arciveſcovile, e Membro dell' Accad. Reale Neapolitana. Parte ſeconda, il Mondo terreſtre. 1750. Appreſſo Giov. Battiſta Recurti. In Quart, 3 Alph. 6 Bogen, nebſt Kupfern.

Dieſes iſt eine neue Auflage eines Werks, welches vielen Beyfall erhalten hat. Der erſte Theil iſt in Neapolis heraus gekommen, und handelt überhaupt von der Natur, als nämlich von den Haupteigenſchaften der Bewegung, von der Materie, von der Ausdehnung und von dem Widerſtande. Der zweyte Theil hat 4 Abſchnitte, wovon jeder in verſchiedene Capitel eingetheilet iſt. Der Verf. fängt mit einer kurzen Abhandlung von der Figur und Größe des Erdbodens an. Hierauf handelt er von deſſelben innern Theilen, den Metallen und Foſſilien, von den feuerſpeyenden Bergen, Erdbeben u. dgl. Ferner unterſucht er die Fläche des Erdbodens, handelt von den Bergen und Hügeln, und ihrem natürlichen Nutzen, von den Waſſern des Meeres und der Brunnen, von den Pflanzen und Thieren, und von dem natürlichen und künſtlichen Phoſphorus. Bey dem letztern iſt er der Meynung des Herrn Beccari, in deſſen Abhandlung *de quamplurimis Phoſphoris*, welche 1744 zu Bologna herausgekommen. Zuletzt handelt er von der Atmoſphäre und betrachtet die Luft, das Licht und den Schall, imgleichen von den wäſſerigen, leuchtenden, feurigen und luftigen Erſcheinungen in der Atmoſphäre, und von den Farben, nach den Erfahrungen und Lehren der neuern Naturkündiger. Unter andern iſt die Abhandlung von den Thierſeelen bemerkungswürdig. Der Verf. ſchreibt den Thieren eine unvollkommene Seele zu, welche geſchickt iſt, die Empfindungskraft zu beſtimmen, mit dem Leibe und den Verrichtungen der Empfindung aber vergeht.

Lucca.

Poeſie di *Giuſeppe Galuzzano Majorana*, Accademico Cantanzoreſe de' Patrize della Citta di Tropea. 1750. In Quart.

Die Gedichte dieſes in Italien bekannten Poeten ſind in Capitel, (eine neue Benennung poetiſcher Stücke) Oden, Sonnette, Lieder und einige andere Arten eingetheilet. Sie ſind groſſentheils mehr nützlich, als ſchön. Unter den ſogenannten Capiteln ſind einige phyſikaliſchen, aſtronomiſchen und juriſtiſchen Inhalts. Das 1. handelt vom Licht, nach Newtons Lehre, das 2. von der allgemeinen Sündflut, das 3. von den Florentiniſchen Pandecten, das 4. von dem Lege Regia, das 5. von der Lateiniſchen Sprache, das 6. von der Newtonianiſchen Anziehungskraft, das 7. von dem Copernicaniſchen Weltbau, das 8. iſt ein ſatyriſches Sendſchreiben. Die übrigen Gedichte beſtehen meiſtentheils aus verliebten Herzensſeufzern.

Maſtricht.

Von da her wird gemeldet, daß die Herren Penai, gebohrne Limburger, welche ſich itzo in Maſtricht aufhalten, eine Art einer ſich ſtets bewegenden Maſchine erfunden haben. Sie verſichern, daß ſie ein Jahr dran gearbeitet haben, Mittel zu finden, wie man die Bewegung der Maſchine, welche ſie erfunden haben, hemmen könne. Man kann durch Hülfe derſelben 80 Pumpen auf einmal in Bewegung ſetzen. Die Zeit wird es lehren, was dran iſt.

Tübingen.

Der Profeſſor der Weltweisheit, Herr Gottfried Ploucquet allhier, hielt den 14. Aug. vorigen Jahres, in Begleitung des Herrn Jac. Frid. Weiß, aus Stutgart, ſeine Inauguraldiſputation *de Materialiſmo*. Durch den Materialiſmus verſtehet er die Meynung derjenigen, welche der Materie eine Kraft zu denken beylegen, und er bemühet ſich, zu beweiſen, daß die Materie nicht denken könne. Er ſucht zu zeigen, daß die Materie an ſich keine Einheit habe, ſie möge als ein Subject oder als ein Object betrachtet werden, und daß ihr folglich keine Denkungskraft zukommen könne. Sein Beweis iſt folgender: „Wenn das, was ſich ſich ſelbſt offenbaret, an ſich eins iſt, ſo muß man nothwendig daraus ſchlieſſen, daß alles Denken, weil es eine Offenbarung ſeiner ſelbſt iſt, die Einheit der Sache beweiſet. Was alſo denkt, das iſt nothwendig eins." Wenn nun dieſes richtig iſt, ſo hat auch folgender Schluß ſeine Richtigkeit: Die Materie iſt keine Einheit, folglich kann ſie nicht denken." Unter den hinten angehängten Corollarien finden wir den gar paradoxen Satz: **Die Materie iſt unendlich theilbar, und doch ſind nichts, als Monaden, vorhanden.**

Ingolſtadt.

Exercitationes Theatrales. Authore P. *Antonio Claus*, Soc. J. Sacerdote. In Oct. 3 Alph. 16 Bogen.

Dieſe theatraliſchen Stückchen ſind zum Gebrauch der Jeſuiterſchulen aufgeſetzt, und dienen zu weiter nichts, als den Geſchmack junger Leute zu verderben, oder das Aufkommen der Vernunft zu erſticken, welche manchen Leuten

ihre

ohnedieß nicht viel nütze iſt. Der P. Claus N. hat ſein Buch in 2 Theile getheilet. Die Stück in dem erſtern Theile nennt er *Dramata*, und die in dem zweyten *Declamationes*. Der erſtern Titel, welche den Dingern, die man Komödien nennet, etwas ähnlicher ſehen, als die im zweyten, wollen wir herſetzen: 1) Charitas Chriſtiana, in Vita Joh. de Deo. 2) Moyſes prædo prædonum, ex Vitis Patrum. 3) S. Daſius M. in Faſt. Marian. 4) Picus Mirandulanus Phœnix Marianus. 5. Gula punita. 6) Jeiunium Sabbathicum. 7) S. Stanislaus Koſtka, Angelorum conuiua. 8) Pœna contemti Miſſæ Sacrificii.

Frankfurt am Mayn.

Letztes Denk- und Ehren-Mahl, oder Leichen-Rede bey dem unvermutheten, doch ſeligen Hintrit des weiland Hochgebohrnen Herrn Moriz, des heil. Röm. Reichs Grafens von Sachſen, Seiner allerchriſtl. Majeſtät General-Feldmarſchalls, Oberſtens eines Regiments zu Fuß, wie auch des Ulanen-Regiments, Gouverneurs derer Niederlanden und zu Chambord, Ritters des weiſen Adler-Ordens, etc. etc. gehalten zu Paris in der Königl. Schwediſchen Geſandſchafts-Capelle an dem Königl. Franzöſiſchen Hof, bey einer hochanſehnlichen Verſamlung, den Tag als höchſt derſelbe in Straßburg beygeſetzet wurde, von M. Friedrich Carl Baër, Königl. Schwediſchen Geſandſchafts Prediger, und des hochſelig verſtorbenen geweſenen Beicht-Vater. Frankfurt u. Leipzig, bey Springs ſel. Erben, und Johann Gottlieb Garbe. 1751. In Oct. 4½ Bogen.

Es iſt in Paris ſeit anderthalb hundert Jahren bey dem Königl. Schwediſchen Geſandten einen Evangeliſchen Gottesdienſt zu erhalten erlaubt worden, in deſſen Capelle ſich alle dieſe Religionsverwandten ordentlich einzufinden pflegen. Man feyert darinnen allemal das Gedächtniß der aus dieſer Gemeine Verſterbenen an dem Tage ihrer Beerdigung durch eine öffentliche Rede. Dieſe Pflicht war dieſe Gemeine vor allen dem tapfern Moritz ſchuldig. Sie erfüllete ſie auch, und ſein geweſener Beichtvater, Herr M. Baër, hielt die angezeigte Leichenrede. Alle in Paris befindliche vornehme und angeſehene Perſonen von der Evangeliſchen Lutheriſchen Kirche wurden zur feyerlichen Begehung dieſes Gedächtniſſes durch gedruckte Zettel eingeladen. Die zur Capelle gewidmete Zimmer waren an den Wänden und Fenſtern ſchwarz behänget und mit vielen Wachslichtern erleuchtet. In dem mittelſten und größten dieſer Zimmer war, dem Predigtſtuhl über, ein Trauergerüſt aufgerichtet. Unter demſelben ſtellete ein mit ſchwarzem Sammt bedeckter Sarg die Leiche des Verſtorbenen vor. Gemalte Wappen und Marſchallsſtäbe zierten das mit vielen Kerzen erleuchtete Leichengerüſte nebſt der Baare. Auf dem Sarge lag ein weiſſes mit Flor behangenes Küſſen, und auf demſelben zwey Marſchallsſtäbe, welche mit Flor kreuzweis zuſammengebunden und mit einer Lorberkrone umwunden waren. Ueber dieſer ſtund ein fürſtlicher Helm, unten waren die dazugehörigen Handſchuhe und Sporen, und das Ordensband und der Degen lagen um und bey den Marſchallsſtäben. Altar und Predigtſtuhl waren mit Kerzen und Wachslichtern erleuchtet und zur Trauer gezieret. Als ſich abends nach 5 Uhr die Gemeine verſammlet hatte, wurden bey gedämpfter Orgel die 7 erſten Verſe aus dem Liede: **Alle Menſchen müſſen ſterben** ꝛc. geſungen, worauf die Leichenrede gehalten und mit Abſingung des Liedes: **Einen guten Kampf hab ich** ꝛc. der Beſchluß gemacht ward. Wir haben dieſe Gedächtnißfeyer des Marſchalls von Sachſen hier deswegen etwas umſtändlich beſchrieben, weil wir die

Beſchreibung davon noch in keinen öffentlichen Nachrichten gefunden haben, gleichwohl aber dieſe in Paris einem Bekenner der Evangeliſchen Religion erzeigte beſondere Ehre angemerket zu werden verdienet.

Der Text zu dieſer Leichenrede iſt aus II. B. Sam. 3, 38. **Wiſſet ihr nicht, daß auf dieſen Tag ein Fürſt und Großer gefallen iſt in Iſrael?** Der Redner nimmt hieraus Gelegenheit, den verſtorbenen Marſchall 1) als einen unüberwindlichen Kriegeshelden, 2) als einen chriſtlichen Helden zu betrachten. In dem erſten Theile geht er Moritzens Thaten meiſtens hiſtoriſch und ſehr kurz, mit Einſtreuung etlicher redneriſchen Ausruffungen, durch. Der zweyte Theil iſt ſchon etwas nachdrücklicher und oratoriſcher. Am meiſten wird Moritzens Standhaftigkeit in Bekennung des Evangeliſchen Glaubens erhoben. Er hatte die beſte Hoffnung, im Beſitz des Herzogthums Curland zu bleiben, wenn er ſich zur Römiſch-katholiſchen Religion gewendet hätte. Nichts deſto weniger erſchien er bey dem öffentlichen Evangeliſchen Gottesdienſt in Mietau und genoß daſelbſt, im Angeſicht des Volks, das heil. Abendmahl. Als er in Franzöſiſchen Dienſten ſchon faſt zu dem Gipfel militariſcher Ehren geſtiegen war, ging das Gerüchte öfters, daß er die Religion verändert hätte: er widerſprach aber dieſen Gerüchten allezeit ſehr ſorgfältig und öffentlich. Ein Freund ſchmeichelte ihm auf ſeinem Todbette, daß er, wenn er zu der in Frankreich herrſchenden Religion übertreten wollte, leicht neben den großen Turenne, ja wohl zu den Königen von Frankreich, begraben werden könnte. Der ſterbende Marſchall aber bat ſeinen Freund, ihn doch itzt mit dergleichen Vortrag nicht zu beleidigen. Er ſtarb endlich, unter beſtändiger Bekennung des evangeliſchen Glaubens, in Gegenwart und in den Armen ſeines Wundarztes und Leibarztes, des Herrn Roth, eines Schweizers, welchen er allezeit ſehr geliebet hatte. Man betete mit ihm, und er beſchloß dieſes Gebet und ſein Ende mit den Worten: **Herr Jeſu, dein lebe ich; Herr Jeſu dein ſterbe ich; Herr Jeſu dein bin ich** , ,

Nürnberg.

In der Stein- und Raſpiſchen Buchhandlung kömmt ſeit dem Anfange dieſes Jahres ein Wochenblatt, unter dem Titel: **Der Redliche**, heraus. Die Verfaſſer wollen unbekannt ſeyn und nennen ſich nur: **Redliche Leute, wie die Kinder Parez.** Nehem. II, 6.

⁂

Der in der Aſtronomie, und überhaupt in der Mathematik ſehr geſchickte Herr Lowitz allhier, Mitglied der koſmographiſchen Geſellſchaft, iſt an die Stelle des verſtorbenen Herrn Doppelmayers zum Profeſſor der Mathematik, und beſonders der Aſtronomie, an dem hieſigen Gymnaſio, ernennet worden.

Prag.

Am verwichenen 1. März wurden auf der hieſigen Carl-Ferdinandiſchen Univerſität 115 zweyjährige Schüler der Weltweisheit in den Baccalaureatſtand erhoben. Der Beſchluß dieſer Feyerlichkeit ward durch Auflöſung zweyer Aufgaben gemacht.

Göttingen.

Die neue Königliche Akademie der Wiſſenſchaften hat den 26. dieſes Monats, unter dem Vorſitz des Hrn. Hofraths von Haller, zum erſten mal zuſammen kommen wollen. Der Herr Prof. Segner wird in der mathematiſchen, der Herr Prof. Hollmann in der phyſikaliſchen, und der Herr Prof. Gesner in der hiſtoriſch-philoſophiſchen Claſſe ordentliches Mitglied, und der Herr Prof. Michaelis Secretär ſeyn. Die Anzahl der Mitglieder überhaupt wird durch ein Geſetz eingeſchränkt werden.

Leipzig.

Georg. Rudol. Boehmeri, Phil. & Medic. Doct. Flora Lipsiæ indigena. Apud Joh. Gothofred. Dyckium. 1750. In groß Octav, 1 Alphabet.

Obgleich dieſes Buch ſchon vor einem halben Jahr an das Licht getreten, ſo können wir doch nicht unterlaſſen, noch ein Paar Worte davon zu ſagen. Man hatte bisher noch keine Floram Lipſienſem; denn des **D. Wipachers** mageres Verzeichniß iſt nicht zu rechnen. Daher war der berühmte Herr **D. Ludwig** in Leipzig ſchon längſt willens, ein Verzeichniß der um Leipzig wachſenden Pflanzen, wo Flora ihren Sitz aufgeſchlagen zu haben ſcheinet, heraus zu geben. Seine Verrichtungen aber, welche, wie ſein Ruhm, jährlich zunahmen, hinderten ihn beſtändig daran. Itzo tritt der gelehrte, und beſonders in der Kräuterkenntniß ſehr erfahrne Herr **D. Böhmer**, ſein würdiger Schüler, an ſeine Stelle, und liefert die Floram Lipſienſem ſo vollſtändig, ordentlich und nützlich, als man es nur wünſchen kann, ſo daß künftig die in Leipzig Studierenden, welche ſich auf die Kräuterkenntniß legen wollen, dieſes mit geringerer Mühe und noch einmal ſo großer Luſt werden thun können.

Der Herr Verfaſſer folgt der Ordnung des Herrn D. Ludwigs, und führet nebſt den Geſchlechten und Arten der um Leipzig wild wachſenden Pflanzen auch die Zeit und den Ort an, wenn und wo ſie blühen, fügt auch hin und wieder Anmerkungen von ihrem Gebrauch bey. In der Unterſcheidung der Arten folgt er oft dem Herrn von Haller, welchem nachzuahmen ſo wohl den Dichtern, als den Naturforſchern, jederzeit zur Ehre gereicht. Bey Eintheilung der Schwämme hat er des berühmten Kräuterkenners, Herrn **D. Gleditſchs**, Methode gefolget, deſſen, als eines gebohrnen Leipzigers, Verdienſte um dieſe Leipziger Floram derſelbe billig rühmet. Ein vollſtändiges Deutſches und Lateiniſches Regiſter macht dieſes Buch ſehr brauchbar.

⁂

Analecta Litteraria de libris rarioribus, edita a *Frider. Gotthilf. Freytag*, J. C. In Officina Weidemanniana. 1750. In Octav, 3 Alph. 2 Bogen.

Wir kennen die Stärke des Hrn. **Freytags**, eines würdigen Sohns des gelehrten Rectors in der Schulpforte, in der gelehrten Geſchichte, und müſſen unſer Vergnügen über dieſe ſeine wohlgerathene Arbeit bezeigen. Dieſes Werk iſt dadurch entſtanden, daß er in des Herrn **Vogts** und Herrn **Gerdes** Verzeichniſſe ſeltener Bücher alles eingetragen hat, was ihm anderwärts von ſeltenen Büchern vorgekommen iſt, womit er ſich bey den Liebhabern der gelehrten Geſchichte vielen Dank verdienen wird. Dürfen wir eine kleine Anmerkung machen, ſo iſt es dieſe, daß es kein ſicheres Kennzeichen der Seltenheit eines Buchs iſt, wenn deſſen Verkauf in einem oder dem andern Lande verboten worden. Auf dem Titelkupfer ſehen wir das Haupt der Meduſa in einen Namen verwandelt. Wenn es, wie wir glauben, der Name irgend einer

l. Schön-

k. Schönheit iſt, ſo kann man es auf unterſchiedene Art erklären, warum er hier ſeinen Platz gefunden hat.

* * *

Chriſtiani Friderici Börneri, S. T. D. & P. P. Pr. Inſtitutiones Theologiæ Symbolicæ. Apud Joh. Wendlerum. MDCCLI. In Oct. 2 Alph. 7 Bogen.

Der berühmte Leipziger Gottesgelehrte, Herr **D. Börner**, hat ſeit vielen Jahren über die ſymboliſche Theologie geleſen und vielen Fleiß darauf gewandt. Er hielt dieſes für ſehr nöthig, da in den meiſten Evangeliſch-Lutheriſchen Ländern diejenigen, welche ein geiſtliches Amt bekleiden wollen, auf die ſymboliſchen Bücher, eben ſo, wie auf die Bibel, ſchwören müſſen, daß ſie nicht einen Nagel breit davon abgehen wollen, und da die Deutſchen Reichsſtände in der Vorrede zu dem Concordienbuch ſelbſt die ernſtliche Ermahnung thun, daß die Jugend, welche zu Kirchen oder Schuldienſten vorbereitet wird, fleißig darinnen unterrichtet werden ſoll. Aus den Aufſätzen, welche der Herr Verfaſſer bey Gelegenheit ſeiner Vorleſungen, gemacht hat, iſt nun gegenwärtiges Buch entſtanden. Es haben zwar Rechenberg, von Sanden, May und Hofmann hierinne ſchon vor ihm gearbeitet: er befand es aber doch für nützlich, noch etwas vollſtändigers, zum beſten ſeiner Zuhörer, zu liefern.

In der Einleitung handelt er überhaupt und ins beſondere von der Beſchaffenheit, Nothwendigkeit, dem Anſehen und den hiſtoriſchen Umſtänden der ſymboliſchen Bücher. Das Werk ſelbſt beſteht aus 21 Capiteln, und jedes Capitel aus 2 Abſchnitten, wovon der erſte hiſtoriſch und der andere thetiſch iſt.

Halle.

Der Herr Prof. **Krüger** iſt nunmehr nach Helmſtädt abgegangen, wo er die durch den Tod des Herrn Prof. Gericke in der mediciniſchen Facultät erledigte Stelle angetreten. An deſſen Stelle haben Se. Majeſtät den Herrn **D. Joh. Peter Eberhard** zum außerordentlichen Profeſſor der Arzneywiſſenſchaft allhier ernennet.

* * *

Den 16. Febr. begleitete der Herr Profeſſ. **Carrach** den Herrn **Davidem Eide** auf den Catheder, und dieſer vertheidigte unter deſſen Vorſitz eine Abhandlung, welche folgende Aufſchrift hat: *Diſſertatio inauguralis juridica de fœmina procuratrice ad litem.* Sie hat den Herrn Doctor **Carrach** zum Verfaſſer, welchem man die gelehrten Schriften *de Regali cudendi monetam* und *de jure condendi capellas* zu danken hat. Er unterſucht erſtlich darinne, ob das weibliche Geſchlecht zu wichtigen Geſchäften gebohren werde, er antwortet auf die Zweifel, welche wider das Procuriren der Frauensperſonen gemacht werden, und hierauf zeigt er, was dem Römiſchen und Deutſchen Rechte gemäß ſey. Wir glauben gar nicht zu viel zu ſagen, wenn wir dieſe Ausarbeitung, ſo wie die übrigen des Herrn Doctors, wahrhafte Meiſterſtücke nennen.

Salzwedel.

Nachdem der Hr. **M. Rönnick**, Prediger zu Tilſen, durch die Unſchlüßigkeit einiger Verleger, lange abgehalten worden, den 2ten Theil ſeiner Sammlung auserleſener Lateiniſcher Gedichte herauszugeben, ſo wird er nunmehr, auf Verlangen vieler Gelehrten, wirklich der Preſſe übergeben werden und bald ſauber gedruckt erſcheinen.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

UTI QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

19.

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 7. May, 1751.

Berlin.

Die Erben des großen Componiſten, weyland Herrn Johann Sebaſtian Bachs, ehemaligen Königl. Pohln. und Churfürſtl. Sächſiſ. Capellmeiſters, und Muſikdirectors in Leipzig, ſind entſchloſſen, ein von ihm im Manuſcript hinterlaſſenes Werk der Vergeſſenheit zu entreiſſen, und unter der Aufſchrift: **Die Kunſt der Fuge, in 24 Exempeln entworfen durch Johann Sebaſtian Bach, ehemahligen Capellmeiſter, und Muſikdirector in Leipzig,** herauszugeben. Durch den Mangel an wohlausgearbeiteten Exempeln iſt das Geheimniß der Fuge zeithero ſehr ſparſam fortgepflanzet worden. Viele groſſe Meiſter hielten es aus Eiferſucht damit zurücke. Diejenigen, die einen Trieb hatten, einige Einſicht darinne zu erlangen, muſten es ihnen gleichſam abhören. Wenn die Regeln, die man uns dazu ertheilte, auch gut und hinlänglich waren, ſo fehlte es dabey an nöthigen Exempeln. Man weiß aber, wie fruchtlos ein Unterricht ohne Exempel iſt, und die Erfahrung zeiget, daß man für einen ungleich größern Vortheil aus practiſchen Ausarbeitungen, als aus magern theoretiſchen Anweiſungen ziehet. Gegenwärtiges Werk, welches wir dem Publico ankündigen, iſt durchaus practiſch, und leiſtet dasjenige in der That, was viele gelehrte Männer zeithero in ihren Schriften vorgetragen haben. Es iſt für einen Kenner genug, daß er weiß, daß es von dem berühmten Bach zu Leipzig, deſſen vor

L

einiger Zeit erfolgtes Ableben den Verehrern wahrer Verdienſte noch lange empfindlich ſeyn wird, herrühret. Wer ſich einigermaßen von dem, was in der Kunſt möglich iſt, und wie weit die Stärke der Ausübung gehen kann, einige Begriffe zu machen im Stande iſt, und wer urſprüngliche Gedanken und eine von der gemeinen Art entfernte ſonderbahre Durchführung derſelben verlanget, dem wird hierdurch völlige Gnüge geſchehen. Dergleichen Fugen ſind zur Zeit noch ſehr ſelten, wo kein ohngefährer Zufall an der Verbindung der Noten Theil hat, wo keine Note umſonſt da ſtehet, ſondern wo jede in der künſtlichſten Nachahmung ihren Grund hat. Man glaubet nicht zu viel zu ſagen, wenn man dieſes Werk ein vollſtändiges Werk heiſſet, weil es alle mögliche gute Arten von Fugen und Contrapuncten enthält, zweyſtimmige, dreyſtimmige, vierſtimmige, mit einem, mit zweyen und mehrern Hauptſätzen, umgekehrte, durch die Gegenbewegung, durch die Vergröſſerung, durch die Verminderung, in der Octave, in der Decime, in der Duodecime, Zirkel-Geſänge, oder Canons von allerhand Gattungen ꝛc. Alle dieſe unterſchiedenen Fugen ſind über eben denſelben Hauptſatz, aus eben demſelben Tone, und zwar aus dem D moll oder dem D La Re über die kleine Terz geſetzet. Daß dergleichen Werk, wo die ganze Lehre von Fugen ſo ausführlich über einen einzigen Satz durchgearbeitet worden, noch niemahls zum Vorſchein gekommen, werden diejenigen bekennen, die die Geſchichte der Tonkunſt wiſſen. Da beginnen alle Stimmen durchgehends ſingen, und die eine mit ſo vieler Stärke, als die andere ausgearbeitet iſt: So iſt jede Stimme beſonders auf ihr eigenes Syſtema gebracht, und mit ihrem gehörigen Schlüſſel in der Partitur verſehen worden. Was man aber für beſondere Einſichten in die Setzkunſt, ſo wohl in Anſehung der Harmonie, als Melodie, durch Anſchauung guter Partituren erlange, beweiſen diejenigen mit ihrem Exempel, die ſich darum hervorzuthun das Glück gehabt haben. Es iſt aber dennoch alles zu gleicher Zeit zum Gebrauch des Claviers und der Orgel ausdrücklich eingerichtet. Die letzten Stück ſind zwey Fugen für zwey unterſchiedene Claviere oder Flügel, und eine Fuge mit drey Sätzen, wo der Verfaſſer bey Anbringung des dritten Satzes ſeinen Namen B a c h ausgeführet hat. Den Beſchluß macht ein Anhang von einem vierſtimmig ausgearbeiteten Kirchen-Choral, den der ſeelige Verfaſſer in ſeinen letzten Tagen, da er ſchon des Geſichtes beraubet war, einem ſeiner Freunde in die Feder dictiret hat. Da dieſes Werk an die 70 Kupferplatten in Folio enthält, und folglich viele Unkoſten dazu erfordert werden: So wird darauf Vorſchuß angenommen. Selbiger dauret von itzo an biß zur Leipziger Michaelis-Meſſe, und wird in den vornehmſten Buchhandlungen Deutſchlandes mit 5 Rthlr. poſtfrey entrichtet. Nach der Zeit wird das Werk nicht unter 10 Reichsthalern verkauft werden. Die Exemplare werden nach Ablauf des zum Vorſchuß geſetzten Termins ſofort ohne allen Nachſchuß und weitere Unkoſten an die Herren Subſcribenten, gegen Zurückgebung des Scheins, den ſie auf den Vorſchuß erhalten haben, ausgehändiget. Die Herren Unternehmer machen ſich anheiſchig, an dem äuſſerlichen, was den Stich, den Druck und das Papier betrift, nichts zu ſparen, ſondern auch hierin dem Publico genug zu thun. In der Haude und Speneriſchen Buchhandlung wird Vorſchuß darauf angenommen.

* * *

Die *Hiſtoire des Paſſions ou les Avantures du Chevalier Shroop*, des Herrn Touſſaint iſt nunmehr im Verlag des hieſigen Buchhändlers Bourdeaux ſauber gedruckt und mit den verſprochenen Zierathen verſehen, herausgekommen.

men. Die Liebhaber der ſchönen Gedanken und der anmuthigen Schreibart des durch ſeine Sitten auf einmal berühmt gewordenen Verfaſſers werden hier wiederum viel angenehmes für ihren Geſchmack finden. Der Ritter Shroop iſt alle Schulen der Leidenſchaften und des Glücks durchgelaufen, und man kann ſeine Begebenheiten als einen Spiegel aller Begierden betrachten, welcher die Leſer rührend ergetzet.

Von dieſem Buch iſt auch im Boßiſchen Verlag eine wohlgerathene Überſetzung in einer reizenden äuſerlichen Geſtalt heraus gekommen, welche den Deutſchen Leſern eben die Dienſte thun wird, welche die Urſchrift den Franzöſiſchen Leſern thut.

London.

The Doctrine and Application of Fluxions, containing (beſides what is common on the ſubject) a number of new improvements in the Theory, and the ſolution of a variety of new and very intereſting problems in different branches of the Mathematicks. By *Thomas Simpſon* F. R. S. Printed by J. Nourſe. 1750. In Oct. 3 Alph. 3 Bogen.

Dieſes Werk kömmt von einem Mann, welcher gewohnt iſt, nützliche Bücher von dieſer Art zu ſchreiben. Herr Simpſon, welcher ſich von einer mechaniſchen Profeſſion bis zu dem Range der größten Mathematikverſtändigen und eines Profeſſors zu Woolwich erhoben hat, hat einen jeden Schritt in dieſer anſehnlichen Laufbahn mit neuen Hülfsmitteln bezeichnet, welche er denen verſchaffet, welche ſein Beyſpiel zu eben dieſem Zweck aufmunterte. Dieſer Begierde, andere an ſeiner Wiſſenſchaft Theil nehmen zu laſſen, welche den Gelehrten ſo viel Ehre machet, als ihre Wiſſenſchaft ſelbſt, haben wir des Hrn. Simpſon Abhandlung von der Algebra, ſeine Anfangsgründe der Geometrie, ſeine plane und ſphäriſche Trigonometrie, ſeine Verſuche über verſchiedene Sätze der Newtonianiſchen Philoſophie, und ſelbſt den erſten Entwurf des Werks, wovon wir itzo den Titel angezeiget haben, zu danken. Wir nennen es einen Entwurf, weil es der Verfaſſer ſelbſt ſo nennet. Er ſtellte es 1737 ans Licht, glaubte aber hernach, daß er es zu früh gethan habe. Er hat ſeinen Fehler verbeſſert, und ſein Werk umgegoſſen, ſo daß es itzo vielmehr ein neues Buch, als eine zweyte Ausgabe des erſtern iſt.

Man hat ſchon geſehen, daß dieſes Buch in 2 Theile eingetheilet iſt. Jeder Theil begreift verſchiedene Abtheilungen. Da die Sätze und Wahrheiten in einem Buche, welches Anfangsgründe enthält, in kettenweiſer Verbindung zuſammen hängen, ſo wollen wir ſie nach ihrer Ordnung und Eintheilung anzeigen.

Die 5 erſten Abſchnitte enthalten die Gründe und den Gebrauch der directen Methode der Fluxionen, oder der Differentialrechnung. Der Verfaſſer erkläret darinne nach und nach die Natur und Beſtimmung der Fluxionen, ihre Anwendung auf die Fragen von den größten und kleinſten Größen, wie auch auf die Unterſuchung der Tangenten, der Inflexionspuncte und der Evoluten. Die umgekehrte Methode, oder die Integralrechnung, machet die ſieben letzten Abtheilungen des erſtern Theils und den ganzen zweyten Theil aus. Nachdem er einen allgemeinen Begriff von dieſer Methode gegeben hat, ſo macht er die Anwendung auf die Entdeckung der Quadraturen und Geradenmachungen der krummen Linien, auf die Entdeckung der Maſſen, der Flächen, des Inhalts der Körper, der Mittelpuncte der Schwere, des Anſtoßens und des Schwankens der Körper und ihre Mittelpunctskräfte. Der zweyte Theil fängt ſich mit den Fluxionen der Exponentialgrößen, und mit den Fluxionen der Seiten und Winkel der ſphäriſchen Triangel an. Die 10 folgenden Abſchnitte handeln von der Auflöſung der Differentialgleichungen, von der Vergleichung ſung der Differentialen, von der Verwandlung der Functionen, von den Differentialen der Rationalbrüche, von den Differentialen der mit Logarithmen vermiſchten Größen, von Bogen mit den Sinus, ꝛc. ferner von der Art und Weiſe, die Reihen convergirender zu machen, von der Bewegung der Körper in widerſtehenden Materien, von den Wirkungen der anziehenden Kraft in den unterſchiedenen Körpern, von den Aufgaben, welche die größten und kleinſten Größen betreffen, als deren Auflöſung von der Beſtimmung einer krummen Linie abhänget, und endlich von verſchiedenen vermiſchten Fragen.

Stockholm.

Die erſten 3 Monate der *Kongl. Swenska wetenskaps Academiens handlingar* vom Jahr 1750 ſind bereits heraus, und beweiſen abermals, daß es die Königl. Schwediſche Academie der Wiſſenſchaften in ordentlicher Herausgebung ihrer Schriften allen ihren Schweſtern zuvor thut, in der Nutzbarkeit derſelben aber keiner etwas nachgiebt. Am Anfange ſtehet ein Verzeichniß der Mitglieder derſelben, worunter die Fremden mit den folgenden im Jahr 1749 vermehret worden ſind, Joſeph de l'Isle geweſener Petersburgiſcher Sternkündiger, Bernard von Juſſieu, J. Georg Gmelin, Profeſſ. in Tübingen, Hr. Rouelle Apothecker und Mitglied der Königl. Academie der Wiſſenſchaften in Paris, und der Secretär der Chirurgiſchen Academie Mr. Hevin. Den Vorſitz hat ein Künſtler, der mathematiſchen Werkzeuge macht, Hr. Daniel Eckſtröm, geführet. In der Vorrede ſetzt der Hr. Secretair Peter Wargentin die Geſchichte der entdeckten wahren Geſtalt und Größe der Erde fort. Almamon der Calif kam ſchon An. 820. der Wahrheit mit einer wirklichen Ausmeſſung ſehr nahe. Er maaß einen Grad der Breite in den flachen Sanjar, und man fand die Helfte gegen Süden 56. die Helfte gegen Norden aber 56⅔ Arabiſche Meilen. Fernel war mit einer ſehr groben Erfindung der wahren Größe der Erde auch ſehr nahe. Er reiſete von Paris gerade nach Norden, und maaß ſeinen Weg mit der Anzahl der Umwendung ſeiner Räder: er fand den Grad der Breite von 56746. Franz. Klaftern, und irrete nur um 440 Klaftern. Snell iſt mit beſſern Werkzeugen nicht ſo nahe zur Wahrheit gekommen. Sein Grad iſt nur 55021. Klaftern lang. Norwood kam der Wahrheit überaus nahe, und fand 57300. Klaftern, Riccioli aber 62900. Picard ſetzte An. 1670. auf die Weiſe wie Snell 57060, und man beruhigte ſich bey dieſem Maaße, als der wahren Größe der Erde. Aber bald darauf fand Richer, daß in Cayenne, nahe am Aequator, eine Schwingkugel (Pendulum) langſamer gehe, als zu Paris, und hieraus ſchloß Newton, die Erde müſſe an der Linie dicker, und die Entfernung der Oberfläche von dem Mittelpunct der Erde größer ſeyn, welches auch, wie Newton richtig erweiſt, aus der täglichen Umwälzung der Erde um ihre Achſe nothwendig folgen muß. Dieſes Verhältniß der Achſe der Erde gegen die Linie ſetzte Newton aus den Geſetzen der anziehenden Kraft wie 229 zu 230 bey nahe ganz richtig. Hier ſchließt dießmal Herr Wargentin. Die eingeſchickten ſchönen Aufſätze ſind die folgenden. 1. Des Herrn von Hallers Anmerkung über die Art und Weiſe wie unnatürliche Knochen im menſchlichen Leibe entſtehen. 2. Eine Beſchreibung und Abzeichnung eines ſonſt geſunden Bauerknechts, der mit dem einzigen linken Schenkel ohne einiges Merkmahl des rechten gebohren worden. Selbſt die linken ungenannten Knochen mangeln auf der rechten Seiten, und ihre Stelle erſetzt das ſo genannte Heiligbein mit dem Schwanzbeinchen. Auch der rechte Steiß fehlt, der andere aber iſt größer, und dem Jüngling geht nichts an der Kraft zu zeugen ab. Der Rückgrad lenkt ſich rechts, die weiſſe Linie am Bauche aber links. Der Hr. Johann Heſſelius beſchreibt einige zum färben dienliche Arten von Erde, die in Nerike gefunden werden. In einem Sumpfe bey Orebro findet man eine braune Ockererde in Menge: ferner eine ſchwarze und dunkle. Die erſte Art iſt dem Engl. Braunroth ganz ähnlich, und kan für die Mahler eben die Dienſte thun, wenn ſie ſie mit Oel vermiſchen. In einem hellen Feuer wird ſie eben ſo hochroth. Sie iſt ſehr ſchwefelreich. Man kan ſie auch mit wohlgereinigtem Leim zerſchabet kneten, und daraus einen Röthelſtein machen, der noch ſchöner iſt, als der fremde. Brennt man aber dieſe Erde in einem Flintenrohr aus, ſo giebt ſie eine ſchwarze Zeichnerkreide. Die ſchwärzere Art wird eine Umbrafarbe, ſie trocknet nur etwas langſamer. 5. Der Hr. Eckſtröm beſchreibt ein neues Werkzeug zur Waſſerwage, und die Beſtimmung des Meridians. 6. Der Fiſcal Schütz hat eine neue Weiſe angegeben, zwiſchen zweyen Linien zwey Mittelproportional-Linien auszufinden. 7. Hr. Menander erzählt, wie der von einer den 12. Jun. eingefallenen groſſen Kälte verdorbene Roggen an der Wurzel neue Schoſſe getrieben. Dieſes Getreide wird zwar nicht reif, aber kan doch bis auf 3 mahl für Futter gebraucht werden. 8. Der Hr. Lagemann Brenner beſchreibt die Art und Weiſe feuchte und ſumpfichte Wieſen durch das Abgraben zu verbeſſern, und die ausgegrabene Sumpferde, nachdem ſie wohl durchgefroren und vom Vieh durchtreten worden, zur Düngung zu brauchen. 9. Der Hr. P. Wargentin, ſetzt ſeine Beobachtung der abweichenden Magnetnadel fort. Er hat gefunden, daß die Nadel die Nächte durch, da kein Nordlicht geweſen, ſtille geblieben, nur daß ſie nach ſeinen ehmahligen Wahrnehmungen alle Tage eine kleine Wendung am Morgen nach Oſten, und den übrigen Tag über nach Weſten gemacht, und gegen die Nacht wieder nach Oſten gekehrt. Da aber ein Nordlicht am Himmel geweſen, gieng die Nadel in dem ſechſten Theil einer Stunde ein Drittel eines Grades nach Weſten, und in dergleichen Zeit wieder nach Oſten. Die umſtändliche Tabelle der Veränderung dieſer Nadel bey einem andern Nordlicht weiſet, daß ſie ein andermahl unter beſtändigen Veränderungen zwey ganze Grade und 26 Minuten ſich umgedreht, und noch etwas mehr, nemlich 2 Grade und 5 Minuten. 10. Herr Heinrich Gottlieb Scheffer macht auf einige Antworten ſeine Anmerkungen, die der verſtorbene Herr Seeländer in Hannover auf einige Fragen der Schwediſchen Akademie hat drucken laſſen. Er zeigt, daß der Herr Seeländer keine Schwediſche Materialien angezeiget, die man anſtatt des Braſilien-Holzes roth zu färben brauchen könnte. Nur iſt eine Art trocknen Mooſes (Lichen) noch zum erſten anſtatt des Braſilienholzes zu brauchen, wenn ſie nur in Menge zu haben wäre. Die beyden andern Fragen übergehen wir mit Willen. 11. Der Herr Johann Sundell ſchließt aus einigen Erfahrungen, daß die ſchädliche Wirkung der Kälte bey dem Korne damit abzuhalten wäre, wenn man den Wald ausrottete, der den freyen Zugang des Windes aufhält. Die übrigen Anmerkungen ſind aus den Tagbüchern der Akademie ausgezogen. Der Hr. Admiral Ankerkrona hat gefunden, daß die Tabakſtiele von dem Felde durch die Schaafe ſehr füglich ausgerottet werden können. Der Hr. Jonas Alſtröm hat die Erdäpfel aus den Stielen fortzupflanzen möglich gefunden. Der eben gemeldte Hr. Admiral zeigt die Art und Weiſe an, rechte gute Spargelbetter anzulegen. Der Hr. Dalbe weiſet an, die kleinen Heidelbeeren zum Genieſſen des Durchlauffs, und der rothen Ruhr zu trocknen ꝛc.

Göttingen.

Am 28ſten Jan. hat die hieſige Univerſität eine ausnehmende Ehre genoſſen, da Ihre Hochfürſtl. Durchl. die Frau Gräfin Wilhelmine Marie Gräfin von Altenburg, gebohrne Landgräfin von Heſſen-Homburg, den Dichterkranz, welchen der Hr. D. Feuerlein, als Protector, der Friſiſchen Dichterin, Frau Furckin, ertheilet hatte, höchſt eigenhändig dieſer Dichterin aufzuſetzen gnädigſt geruhet haben. Ihro Durchlauchten ließen die Frau Furckin zu dieſem Endzweck mit Dero Geſpann und Kutſche von Neuſtadt-Gödens nach Varel abhohlen, und verrichteten die feyerliche Handlung in Gegenwart einiger Geiſtlichen und Adelichen Perſonen: darauf Sie die Frau F. zur Tafel zu ziehen, und neben ſich zu ſetzen die Gnade hatten, und ihr die Geſundheit der hieſigen Königl. Deutſchen Geſellſchaft zuzubringen geruheten, als welche ihr den ertheilten Dichterkranz ausgewirckt und überſandt hat.

Auch haben Ihre Excellenz, der Königl. Däniſche Hr. Geheim. Rath und Ritter vom Dannebrogsorden, Joachim von Brocktorf, der hieſigen Königl. Deutſchen Geſellſchaft die Ehre erzeiget, ein Ehrenmitglied derſelben zu werden.

Wittenberg.

Der Herr Profeſſ. Boſe iſt abermals von den Herren von Reaumur, Bouguer und Deliſle in Paris nachdrücklich ermahnet worden, diejenigen Beobachtungen für die Parallaxen des Monds und der Sonne anzuſtellen, welche die Reiſe des Hrn. Abts de la Caille auf das Vorgebirge der guten Hoffnung nützlich machen. Die letztern beyden zeigen in ihren Briefen, wie dieſe Beobachtungen mit wenig Inſtrumenten bequem und richtig angeſtellet werden können. Da andere, welche dieſe Beobachtungen anſtellen wollen, und doch nicht mit Inſtrumenten dazu ſonderlich verſehen ſind, daraus vieles lernen können, ſo bitten wir unſere unaſtronomiſchen Leſer um Erlaubniß, noch einmal ein Paar Seiten mit den verzweifelten Parallaxen voll zu machen. Wir verſprechen ihnen dagegen, daß wir, den Sternguckern zum Poſſen, eine Zeit lang von lauter anakreontiſchen Oden, Poſtillen, Haber, und Maulbeerbäumen reden wollen. Heute wollen wir den Brief des Hrn. Bouguer an den Hrn. Prof. Boſe, und über acht Tage des Hrn. Deliſle ſeinen einrücken.

Paris, den 30. März 1751.

Mein Herr

Ich habe Ihren Brief vom 19. Februar mit welchem Sie mich beehret haben, mit dem größten Vergnügen erhalten, und faſt zu eben der Zeit hat mir der Hr. von Reaumur Ihr Schreiben vom 31. Jan. übergeben, welches ich dem Hrn. Deliſle mitgetheilet habe. ; ; ; Ich komme itzo, m. H. auf die mit den Beobachtungen des Abts de la Caille übereinſtimmenden Beobachtungen. Sie ſind zu dieſem Unternehmen mit überaus guten Werkzeugen verſehen. Wir brauchen Unterſchiede, und nicht Höhen; Abweichungen des Monds und verſchiedener Sterne, in deren Parallelzirkel dieſer Planet ſeyn wird. Hierzu iſt ein Sehrohr von 4. 5 oder mehr Schuhen genung, welches nach dem Sterne gerichtet iſt, ſo, daß der Stern dem Faden folge. Man darf nur das Sehrohr feſtſtellen, warten, bis der Mond durchgehet, und durch Hülfe des Mikrometers ſehen, wie weit der Rand des Monds gegen Mitternacht oder gegen Mittag von dem Stern entfernet iſt, und die Zeit zwiſchen beyden Durchgängen beobachten. Ich glaube, daß die dem Vorgebirge der guten Hoffnung nächſten Stundenzirkel die beſten ſind: aber bey allem dem ſind Sie an nichts gebunden, wenn Sie den Mond nicht in einem Stundenzirkel beobachten können. Es hat nichts zu bedeuten, wenn Sie ihn auch in einem andern beobachten, wenn nur das Sehrohr bey der Beobachtung des Monds und des Sterns vollkommen einerley Lage behält, damit man die Abweichung und den Unterſchied der Rectaſcenſionen dieſer beyden Geſtirne richtig bekomme. Die Zeit der Beobachtungen muß man auch haben: aber für die Richtigkeit derſelben darf man eben nicht ſo ſehr beſorget ſeyn. Ihre Pendeluhr kann Sie eben nicht ſehr betrügen. Wenn man ſich eines etwas kurzen Sehrohres bedienet, ſo kann man ein deſto gröſſeres Feld haben, und den Mond mit einer gröſſern Anzahl Sterne vergleichen. Aber der Gebrauch des Mikrometers iſt nicht mehr ſo richtig, ſobald man mit demſelben einen allzu groſſen Raum mißt. Um deswillen muß man etwas längere Sehröhre vorziehen, ob ſie gleich nicht einen ſo groſſen Raum faſſen. Die Gegenſtände, welche man mit einander vergleicht, müſſen nicht weit vom Mittelpunct entfernet ſeyn, damit man die üble Wirkung vermeide, welche der Rand des Augenglaſes an den ſchief durchfallenden Stralen verurſachet. Ich komme wieder zur Richtigkeit der Pendeluhr. Es iſt wahr, wenn es auf gewiſſe Beobachtungen ankömmt, ſo iſt es gut, wenn man die Uhr richtig ſtellet, oder wenn man durch übereinſtimmende Höhen ſich von der Gröſſe ihres Fehlers verſichert. Aber man kann ſich bey den meiſten Gelegenheiten einer Art von Sonnenzeigern gar wohl bedienen. Man zieht nämlich mit einer Menge zuſammengedrehter Menſchenhaare eine Mittagslinie, welche man ausſpannet, wenn man den Mittag beobachten will. Man läßt einen Stral von der Sonne durch ein ſehr kleines Loch in einen dunklen Ort fallen. Dieſen Stral fängt man mit einem Blatt Pappier auf, welches man unter den Faden oder die ausgeſpannten Haare hält, und ſo bekömmt man genau den Augenblick der Zeit, da es Mittag iſt, (*) woferne die Mittagslinie recht gezogen iſt. Dieſe Mühe muß man ſich einmal machen: ſie wird aber hernach reichlich erſetzt. Man ſpannt den Haarfaden über kleine Haken, (**) und nimmt ihn wieder ab, wenn man den Mittag beobachtet hat. : : : Sie ſehen, daß mir es an Raum fehlet; ich verſichere Sie alſo, daß ich : : : : bin

Brugnet.

Königsberg.

Daphne. Erſter und zweyter Theil. Gedruckt und verlegt von M. E. Dorn, 1750.

Dieſes iſt eine Wochenſchrift, welche in Königsberg im verwichenen Jahr wöchentlich auf einem halben Bogen in Quart heraus gekommen iſt. Der Verfaſſer giebt ſich, wie man gleich aus dem Titel ſieht, für ein Frauenzimmer aus. Wenn er zu Anfange des erſten Blatts ſagt: **Noch iſt es nicht bekannt, daß ein Frauenzimmer Wochenſchriften zu liefern anfängt,** ſo hat er ſich nicht auf die **vernünftigen Tadlerinnen** beſonnen. Hatte ſich gleich eine Mannsperſon hinter dieſelben verſteckt, ſo haben wir doch auch viel Urſache, ein gleiches von dieſer **Daphne** zu glauben. Sie entdeckt ihr Vorhaben gleich im erſten Blatt, wenn ſie ſagt: "Ich muß nur zum voraus melden, daß meine Moral weder traurig, wie die Studierſtuben tiefſinniger Gelehrten, noch ſo wild und unordentlich, als die Zimmer der jungen Herren ſey. Ich werde keine trübe Sittenſprüche predigen, noch mich gegen die groſſen Laſter der Welt mit Schelten und Erbitterung rüſten, die das Schickſal der Moden haben, an welchen die Zeit und der Wohlſtand immer etwas beſſern, niemals aber ſie gänzlich aufheben wird. Es läßt

---

(*) Dieſen Augenblick bekömmt man nicht unmittelbar, ſondern dadurch, daß man den Augenblick, da der Schatten des Fadens in das aufgefangene Bild der Sonne tritt, und den Augenblick, da er es wieder verläßt, beobachtet. Dieſe unterdeſſen verfloſſene Zeit halbiret, und dieſe Hälfte zu der Zeit des Eintritts hinzu geſetzt, oder von der Zeit des Austritts abgezogen, giebt erſt den Augenblick des wahren Mittags.

(**) Auf beyden in der Mauer feſt eingeſchlagenen Haken muß man die Richtung der Mittagslinie durch einen ſehr ſubtil eingeſchnittenen Strich bemerken.

„läßt überhaupt nichts ärger, als ein Frauenzimmer, das da keift, und vielleicht iſt kein Zorn unnützer, als der unſrige. Man kan zuweilen etwas ſpotten, weil die Satire in den Händen einer Schönen ſo ſanft, als ein Fächerſchlag ſtrafet." Dieſer Ausdruck von dem ſanften Fächerſchlage, iſt ein ziemlich deutliches Unterſcheidungszeichen des Geſchlechts des Verfaſſers. Weiter unten ſtellt ſich Daphne ihr Prognoſticon in folgenden Verſen:

Der Philoſoph der wird mich leſen,
Und denken ohne Poltern,
Ein Mägdchen kann doch nicht beweiſen.
Der Dichter wird mich lächelnd leſen,
Und ohne Neid ſich treffen,
Das Mägdchen ſchreibt noch ohne Reime.
Die Heuchlerin wird mich nicht leſen.
Ich lache! Seht! ſie murret,
Das iſt ein freyes Mägdchen!
Der Jüngling ſoll mich leſen,
Mich rühmen und geſtehen,
Die Daphne iſt mein Mägdchen!

In den Leipziger Jüngling hat ſich Daphne ſterblich verliebt, und wir vermuthen, daß er ein empfindliches Herz haben wird. Sie behauptet ihren Charakter ſehr wohl. Sie weis die kleinen Thorheiten des Putztiſches in ihre Sittenlehren ſo artig zu mengen, daß man nicht weis, ob ſie bloß ſcherzen, oder bloß lehren will. Ihre Scherze ſind fein, ihre Spöttereyen anmuthig, und es iſt gewiß, daß ſie ihre drey alten Schweſtern, die ganz aus der Mode gekommenen vernünftigen Tadlerinnen, weit hinter ſich läßt. Hin und wieder ſind artige kleine Gedichte eingeſtreuet, von welchen folgendes hier zu leſen vielen nicht unangenehm ſeyn wird.

Die klugen Bauern.

Wahr iſt es, daß ein alter Mann
Oft nicht ſo gut, als wohl ein junger, denken kan:
Allein, daß Bauern dieß verſtehen ſollen,
Das wird doch keiner glauben wollen.
Und ſeht! die Dorfſchaft iſt ſo klug,
Man wird des alten Pfarren überdrüßig.
Warum? er prediget nicht gelehrt genug;
Denn alles was er ſagt, ſcheint allen überflüßig,
Weil er es ſchon zu oft geſaget hat.
Drey Bauern reiſen nach der Stadt,
Den alten Pfarren aufs ſtrengſte zu verklagen;
Was ſchiert ein Bauer ſich darum?
Sein Anſchlag ſey auch noch ſo dumm,
Er findet doch das Conſiſtorium.
Die Bittſchrift, die man übergab,
Im Namen dieſes Dorfs die Sache vorzutragen,
Beſchloß ſich: Setzt den Pfarren je eher je lieber ab,
Um allem Aufruhr vorzukommen.
Die Sache war wohl klagenswerth.
Sie ward auch unverzüglich vorgenommen.
Man ſprach: Ihr habet euch beſchwert,
Daß immer euer Pfarr daſſelbe euch erklärt;
Nun werdet ihr uns ſagen müſſen,
Was er ſo oft erzählt; denn dieſes muß man wiſſen.
Die Bauern ſehn ſich lächelnd an,
Sie krauen ſich im Haar, und keiner wollte dran.
Sie ließen ſich wohl zehnmal fragen,
Und keiner wußt ein einzig Wort zu ſagen.
Hierauf erhielten ſie Beſcheid:
O denkt an keine Neuigkeit;
Grüßt euren Pfarrn, er bleibe nur beym Alten,
Und ſag euch immerfort, was er ſchon oft geſagt;
Denn ſelbſt von dem, worüber ihr geklagt,
Habt ihr noch nicht ein einzig Wort behalten.
Die ihr ſo ſchnell ein Urtheil fällt,
Geübt im Tadeln und im Preiſen,
Wie ſchlecht wär es um euch beſtellt,
Zwäng euch die richteriſche Welt,
Ein freyes Urtheil zu beweiſen?
Ihr würdet, trotz dem erſten Schreyen,
So ſtumm wie dieſe Bauern ſeyn.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

UT QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 14. May, 1751.

Berlin.

L. *Euleri* Opusculorum Tomus III. Continens nouam Theoriam Magnetis ab Illustr. Academia Regia Scient: Parisina praemio condecoratam A. 1744. Una cum nonnullis aliis Dissertationibus Analytico-Mechanicis. Sumtibus Ambr. Haude & Joh. Carol. Speneri, Bibliopol. Reg. & Acad. Scient. privil. 1751. In Quart, 22 Bogen, und 5 Kupferplatten.

Es würde unnöthig ſeyn, bey dieſer Gelegenheit die weltbekannten Verdienſte unſres großen **Eulers** zu erheben, da ſie ſich längſt durch ſich ſelbſt erhoben, und, ob ſie gleich ſchon lange keiner fernern Vergrößerung fähig zu ſeyn ſchienen, dennoch, durch beſtändige neue Meiſterſtücke, auch den größten Kennern derſelben eine beneidende Bewunderung abnöthigen, und manchem, der ſich ſchon hoch zu ſeyn dünkt, einem Fluge nachzuſetzen reizen, zu welchem ihm keine Flügel gewachſen ſind. Wir wollen vielmehr ohne Anſtand von deſſen neuer Theorie des Magnets, welche den zu verſchiedenen malen von der Königlichen Academie der Wiſſenſchaften in Paris ausgeſetzten Preiß davon getragen hat, einige Nachricht geben.

Die Urſachen der höchſtwunderbaren Wirkung des Magnets ſind bisher den größten Naturkündigern verborgen geweſen, und ſelbſt Muſſchenbroek, welcher ſo viel Verſuche damit angeſtellet, iſt endlich auf die ſeltſame Meynung gerathen, dieſe Wirkungen könnten unmöglich eine körperliche Urſache haben. Der Hr. von Reaumur hat ſich viel Mühe gegeben, dieſe Urſache zu erforſchen: aber ſeine Verſuche ſind das beſte. Halley hat auch groſſe Verdienſte um den Magnet: aber die wahre Urſache ſeiner Wirkungen iſt doch noch von ihm unentdeckt geblieben. Swedenberg iſt vor dem Hrn. Euler der Wahrheit, wie wir glauben, noch am nächſten gekommen. Er hat in dem erſten Theil ſeiner *Principiorum rerum naturalium* nicht nur alle Verſuche, welche er und andere mit dem Magnet angeſtellet haben, ſorgfältig zuſammen getragen, ſondern auch eine Theorie von den Urſachen der magnetiſchen Wirkungen gegeben, welche der gegenwärtigen Theorie des Herrn Eulers ziemlich nahe kömt. Er behauptet um jeden Magnet, ſo wie um die ganze Erde, einen aus einer ſehr zarten Materie beſtehenden Wirbel: aber die Entſtehung dieſes Wirbels iſt von ihm noch viel zu mangelhaft erkläret werden. Dieſes nun iſt von dem Herrn Euler auf das vollkommenſte ausgeführet worden, weswegen ihm auch die Ehre der Erfindung einer ganz neuen Theorie von dem Magnet niemand ſtreitig machen kann. Es beſtehet aber dieſe Theorie kürzlich in folgendem.

Durch den Magnet, und um denſelben bewegt ſich eine ſehr ſubtile Materie in einem Wirbel. Da ſie aber nur zu dem einen Ende hinein, und nur zu dem andern Ende heraus ſtrömet, ſo zeigt der Herr Verfaſſer, wie der innere Bau des Magnets und des Eiſens beſchaffen iſt, daß dieſe Wirkung erfolgen kann. Ferner zeigt er, wie die zarte Materie beſchaffen iſt. Er beſtätiget hierauf dieſe Hypotheſe, ſo daß ſie nicht nur möglich iſt, ſondern auch wahrſcheinlich zu werden anfängt. Alsdenn zeigt er, wie aus dieſen Grundſätzen alle Erſcheinungen des Magnets nach den Grundſätzen der Natur ſo augenſcheinlich folgen, daß ſie, wenn ſie auch noch unbekannt wären, dennoch aus der bloſſen Theorie vorherbeſtimmet werden können. Hierdurch gelanget die Hypotheſe zum höchſten Grad der Wahrſcheinlichkeit, das iſt, zur Gewißheit, und es bleibt alsdenn kein Zweifel übrig, daß hier die wahre Urſache aller magnetiſchen Wirkungen entdecket werden.

In dem Magnet ſind ſehr feine Gänge, durch welche die ſubtile Materie durchſtrömet: aber nur nach einer Richtung, welches aus der Erfahrung folget. Dieſe Gänge müſſen alſo beſchaffen ſeyn, daß die ſubtile Materie zu dem einen Ende nicht hinein dringen kann. Der Herr Verfaſſer ſtellt ſich alſo in ihnen ſolche Klappen vor, wie in den zurückführenden Adern ſind. Dieſe Klappen beſtehen aus zarten Fäſerchen, welche alle nach einer Seite convergiren, und folglich von der Seite, wohin ſie convergiren, der ſubtilen Materie keinen Eingang verſtatten. Dieſe ſubtile Materie nun iſt in dem Aether, ja ſie iſt ein Theil des Aethers. Der Hr. Verfaſſer ſtellt ſich die Theile des Aethers von zweyerley Art vor. Weil der der Aether ſehr elaſtiſch iſt, ſo hält er dafür, daß er aus lauter ſich ſehr ſchnell drehenden Wirbelchen beſteht. In den Räumen zwiſchen dieſen Wirbelchen iſt noch eine ſubtilere Materie, welche wiederum aus ſich ſehr ſchnell drehenden Wirbelchen beſtehet; und dieſe letztere Materie, welche Hr. Euler, zum Unterſchiede von der erſtern, die magnetiſche Materie nennet, iſt diejenige, welche den Magnet durchſtrömet und den magnetiſchen Wirbel ausmacht.

In der ganzen Erde ſind ſolche mit Klappen verſehene magnetiſche Gänge, in welche die magnetiſche Materie zu dem einen Ende hinein und zu dem andern Ende wieder heraus gehet. Dieſe Gänge gehen eben nicht alle nach einerley Richtung, und man hat Urſache zu glauben, daß die Erde wenigſtens 4 Magnetpole hat. Da die magnetiſche Materie ſehr elaſtiſch iſt, und die Wirbelchen, woraus ſie beſteht, qua data porta ruunt, ſo geht ſie mit groſſer Geſchwindigkeit in die magnetiſchen Gänge der Erde, welche ſie gleichfalls mit groſſer Geſchwindigkeit durchfähret. Indem ſie nun an dem andern Ende herausſtrömet, ſo wird ſie durch die elaſtiſche Kraft des da herum befindlichen Aethers zurück getrieben. Sie bewegt ſich alſo, bald nach ihrem Ausgange, geſchwind zurück, und da ſie ſich dem Eingange wieder nahet, ſo geht ſie wieder durch die magnetiſchen Gänge der Erde hindurch, und daraus entſteht ein beſtändiger magnetiſcher Wirbel um die Erde. Dieſer Wirbel macht, daß ſich die Elaſticität des Aethers gegen die Erde vermindert, und dieſe Verminderung verhält ſich verkehrt wie die Entfernungen von der Erde. Hierinnen entdeckt der Hr. Verfaſſer die ſchon längſt geſuchte Urſache der Schwere auf eine ſehr einfache und natürliche Art; welches er hier nur kürzlich berühret.

Wenn nun ein Magnet ſich in dem Raum des Aethers unmittelbar befindet, ſo muß auf eben die angezeigte Art ein magnetiſcher Wirbel um denſelben entſtehen. Die magnetiſche Materie bewegt ſich aber in dieſem Wirbel viel ſchneller, als in dem magnetiſchen Wirbel der Erde, weil in der Erde die magnetiſchen Gänge ſehr unterbrochen und unordentlich ſind.

Aus dieſem magnetiſchen Wirbel leitet der Hr. Verfaſſer alle magnetiſchen Erſcheinungen ſehr natürlich her. Der freundſchaftliche Pol des einen Magneten zieht den freundſchaftlichen Pol eines andern Magneten an, weil der Wirbel des einen in den Wirbel des andern eingreift und ihn mit ſich reiſſt, welches bey den feindlichen Polen nicht allezeit ſo iſt. Der Magnet zieht das Eiſen an, weil die aus dem Magnet ausſtrömende magnetiſche Materie in dem Eiſen gleichfalls magnetiſche Gänge findet, in welche ſie einſtrömen und um das Eiſen einen Wirbel machen kann. Das Eiſen iſt nur darinne von dem Magnet unterſchieden, daß es zwar magnetiſche Gänge hat, dieſe magnetiſche Gänge aber unordentlich liegen, ſo daß ihre Klappen bald auf dieſe, bald auf die entgegengeſetzte oder eine andere Seite gekehret ſind. Man kann aber das Eiſen in Magnet verwandeln, wenn man durch Hülfe des Feuers, oder durchs Schlagen, ſeine innern Theile in diejenige Ordnung bringt, welche die Theile eines Magnets haben. Auch durch die bloße Annäherung, noch mehr aber durch das Streichen oder Reiben, kann dieſes verrichtet werden, indem die ſchnelle Eindringung der magnetiſchen Materie, welche aus dem Magnet ſtrömet, die Gänge und Klappen derſelben in eine magnetiſche Ordnung bringt. Auf dieſe Art macht man die Magnetnadeln. Dieſe richten ſich, wie die Magnete ſelbſt, nach der Richtung des groſſen magnetiſchen Wirbels um die Erde. Weil aber die Erde mehr als einen Magnetpol hat, ſo muß ſie ſich auch an verſchiedenen Orten, zufolge der Lage des nächſten Magnetpols der Erde, nach unterſchiedenen Weltgegenden kehren. Ihre verſchiedene Neigung rühret daher, daß der an dem einen Magnetpol der Erde aufwärts fahrende Strom des magnetiſchen Wirbels ſie mit ſich in die Höhe, und der an dem entgegen geſetzten Magnetpol der Erde niederwärts dringende Strom dieſes Wirbels ſie mit ſich niederwärts reißt: mitten innen aber, bey dem Aequator der Magnetpole der Erde, iſt ſie horizontal, weil daſelbſt der Strom des magnetiſchen Erdwirbels horizontal geht.

Wir ſind genöthiget, unſern Auszug hier abzubrechen, und die vielen andern ähnlichen Erklärungen der Erſcheinungen des Magnets dem Leſer zu überlaſſen; zumal da unſer Auszug doch nur unvollkommen ſeyn kann, und die Stärke der Gründe in der Abhandlung ſelbſt nur ſchwächen würde. Zweyerley wollen wir nur noch anmerken.

So ſubtil und unempfindlich auch die magnetiſche Materie iſt, ſo zeigt doch unſer Hr.

Verfaſſer ein Mittel, wie man ſich von ihrer Gegenwart augenſcheinlich verſichern kann. Man darf nur die Richtung der Fäſerchen, aus welchen der Eiſenfeilſtaub beſtehet, wenn er einen Magnet umgiebt, betrachten, und ſehen, was geſchieht, wenn man andere Magnete und ihre verſchiedene Pole ihnen nähert, ſo wird man alles, was dabey vorgehet, aus dieſer neuen Theorie begreifen, und was dabey vorgehen muß, aus derſelben vorher ſagen können.

Das zweyte, was wir noch anmerken wollen, betrift einen merkwürdigen Verſuch, welchen Hr. Gellert, der ſich itzo in Freyberg aufhält, ehemals in Petersburg gemacht hat. Er hat eine Miſchung von Eiſen und Zinn gemacht. Dieſen vermiſchten Körper haben Magnete, welche Eiſen ſehr ſtark ziehen, gar nicht angezogen, ſchwache und kleine Magnete aber haben ihn angezogen und gehalten. Hr. E. zeigt aus ſeiner Theorie, daß, da durch die ſtark ziehenden Magnete um dieſen vermiſchten Körper kein Wirbel, durch ſchwache aber gar wohl einer hat entſtehen können, dieſe wunderbare Wirkung nothwendig alſo habe erfolgen müſſen; welches unſtreitig ein unſchätzbarer Beweis für die Richtigkeit dieſer Theorie iſt.

Alſo haben wir nunmehr ein zugleich ſchönes und feſtgegründetes Lehrgebäude von dem Magnet, welches vorher mit lauter ſinnreichen Träumen übertünchet und auf die ſchwachen Stützen der Muthmaßungen gebauet war.

Wir wollen nun von den übrigen in dieſem 3ten Theile befindlichen Abhandlungen etwas gedenken: wir müſſen aber kurz ſeyn, weil wir uns bey der erſten etwas lange aufgehalten haben.

Es iſt alſo die 2te Abhandlung *Noua methodus inueniendi Traiectorias reciprocas Algebraicas.* Hr. Nic. Bernoulli hat dieſe Aufgabe ſchon vor 20 Jahren aufgegeben. Es haben ſie auch verſchiedene Mathematikverſtändige bereits aufgelöſet, und Hr. E. hat ſelbſt in die *Comment. Petrop.* einen Aufſatz einrücken laſſen, worinnen er zeigt, wie man aus einer jeden Ordnung der krummen Linien wenigſtens eine finden kann, welche die vorgeſchriebene Eigenſchaft hat. Wegen des Reizes dieſer Aufgabe hat er ſie aber hier noch einmal vorgenommen, und auf eine ſehr leichte Art, ohne Integration, welches faſt unglaublich ſcheinet, aufgelöſet, und zwar auf dreyerley Art.

Die 3te und letzte Abhandlung handelt *de motu Corporum flexibilium.* Der Hr. Verf. betrachtet alle biegſame Körper, nämlich Seile, Fäden, ꝛc. als Ketten, welche aus ſehr vielen kleinen Gliedern beſtehen. Er fängt ſeine Betrachtungen mit einem einzigen Gliede an und gehet ſo ſtuffenweiſe fort, bis er dieſe ſehr ſchwere und verwickelte Materie mit der nur ihm allein eigenen Stärke in ihr völliges Licht ſetzet.

Wir wünſchen ſehr, daß dieſe *Opuſcula* fleißig mögen fortgeſetzet werden, damit man ſie endlich *Opera* nennen könne; ob ſie gleich den erſtern Namen nur in ſo fern führen können, als ſie von einem Verfaſſer herrühren, welcher Schriften verfertigen kann, die, in Entgegenſetzung dieſer *Opuſculorum*, *Opera* zu nennen ſind.

* * *

August Friedrich Wilhelm Sacks vertheidigter Glaube der Chriſten. Achtes und letztes Stück. Bey A. Haude und J. C. Spener, 1751. In Oct. 12 Bogen.

Wir glauben, daß es den ſo vielen begierigen Leſern dieſes ſtückweiſe herausgekommenen Werks des berühmten Herrn Oberconſiſtorialraths, Sacks, ſehr angenehm zu vernehmen ſeyn wird, daß dieſes das letzte Stück davon iſt. Der Hr. Verfaſſer entſchuldiget ſich deßwegen hinlänglich in der Vorrede, befriediget aber ſeine Leſer auch durch die Verſicherung, daß er ſein Verſprechen erfüllet habe. In dieſem letzten Stück iſt die Lehre von der heiligen Schrift, von dem göttlichen Beyſtande der Gnade, von der Auferſtehung der Todten und von der Taufe ꝛc. dem Nachtmahle mit einer in dieſem Werk ſchon gewohnten Stärke der Gedanken und Ausdrücke abgehandelt. Der Hr. Verfaſſer gehört zu denen erleuchteten Gottesgelehrten, welche glauben, daß Gott die Vernunft nicht erſchaffen habe, damit er ſie zur ewigen Gefangenſchaft verdammen könne. Er verlangt ausdrücklich, daß man in Glaubensſachen nicht mit fremden Augen ſehen ſoll; wovon ſo viele andere Schriftgelehrte, aus dem Begriff des Glaubens ſelbſt, das Gegentheil behaupten wollen.

Paris.

Am verwichenen 21. April hielt die Königl. Franz. Akademie der Wiſſenſchaften ihre gewöhnliche Oſterverſammlung. Der Hr. Secretär von Fouchy machte darinne bekannt, daß der verdoppelte Preiß über die beſte Beſtimmung der Geſchwindigkeit und Richtung der Ströme im Meer dem Hrn. Daniel Bernoulli, Profeſſor der Arzneywiſſenſchaft in Baſel, zuerkannt worden ſey. Hierauf meldete er, daß die Materie zum Preiß auf das Jahr 1753 ſey: Die beſte Art und Weiſe zu beſtimmen, wie man auf der offenbaren See der Wirkung des Windes auf die Segeltücher, es ſey durch Ruder, oder durch andere Mittel, zu Hülfe kommen kann. Hierauf las er eine Lobſchrift auf den verſtorbenen Hrn. Petit, einen berühmten Wundarzt, und eine auf den Abt Terraſſon. Der Herr du Hamel las alsdenn eine Abhandlung von den holzichten Schichten in dem Holz, worinnen er unterſuchte, ob ſie von der Rinde, oder von der darunter liegenden Haut herrühren. Der Hr. le Monnier, der Sohn, Vicedirector, las eine Vorrede, welche er vor ſeine alſobald herauszugebende Sammlung von Beobachtungen des Monds ſetzen wird. Den Beſchluß machte der Hr. von Vaucanſon, ein berühmter Mechanicus, mit Ableſung einer Abhandlung von Verfertigung gewiſſer Mühlen, womit man Seide weben kann. Er zeigt darinne die Vorzüge ſeiner erfundenen Mühle vor denen, welche man ordentlicher Weiſe braucht.

Meſſina.

Am 17. Sept. des vorigen Jahres hielten allhier die *Accademici de' Pericolanti* eine Verſammlung zum Gedächtniß des Herrn Muratori, wobey verſchiedene Gedichte abgeleſen worden. Es wurden bey dieſer Gelegenheit Verſe unter folgendem Titel ausgetheilet: *L' Italia confortata nell' Apoteoſi, o ſia Conſecrazione di Leonida Pritanio Componimento Drammatico da cantarſi nella grand' Aula Senatoria di Meſſina, Idea Poetica del Sign. D. Nicolo Maria Giampoli, Muſica del Sign. D. Mario Gaetano Agodi.*

Palermo.

Am 28 September des verwichenen Jahres hielten die hieſigen *Accademici del buon guſto* zum Gedächtniß des verſtorbenen L. A. Muratori eine Verſammlung; wodurch ſie deutlich zu verſtehen gaben, daß einige ihrer Mitbürger dieſem berühmten Mann mit ihren beiſſenden Schriften unrecht gethan haben.

Florenz.

Der von verſchiedenen Akademien zum Mitglied aufgenommene Hr. D. Lami iſt von der *Accademia degli Intronati* zu Siena vor kurzem gleichfalls zum Mitglied erwählet worden, welche ihm den Namen *Erudito* beygeleget hat.

Marpurg.

Der Hr. Rector Funk aus Rinteln iſt ordentlicher Profeſſor der Beredſamkeit und

Dichtkunſt, und der Hr. D. Sueland ordentlicher Profeſſor der Rechte auf der hieſigen Univerſität werden.

Leipzig.

Wir müſſen die letzthin in dem 17. Stück, a. d. 136. Seite unſerer Nachrichten wegen des Hrn. Prof. **Käſtners** ertheilte Nachricht in etwas ändern. Er iſt zum **auswärtigen** Mitgliede der mathematiſchen Claſſe in der Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Göttingen ernennet worden. Die Konigliche Geſellſchaft beſteht aus 3 Claſſen; einer phyſikaliſchen, einer mathematiſchen und einer hiſtoriſch-philologiſchen. In jeder ſind zwey Mitglieder von den in Göttingen befindlichen Gelehrten, und zwey auswärtige. Eine Stelle in einer ſo enge eingeſchränkten Zahl zu erhalten, iſt allemal Ehre genug, da es von dem Beyfalle ſo erlauchter und einſichtsvoller Richter zeuget, wie diejenigen ſind, auf welche es bey Beſtimmung der Mitglieder hier ankömt. Die gelehrten Zeitungen aber würden den politiſchen gar zu unähnlich ſeyn, wenn nicht manchmal auch eine kleine Unwahrheit in ihnen zu finden wäre.

Wittenberg.

Hier iſt das vor acht Tagen verſprochene Schreiben des Hrn. **Deliſle** an den Herrn Prof. **Boſe**.

Paris den 30. März, 1751.

Mein Herr

Vor vierzehn Tagen übergab mir der Herr von Reaumur auf der Akademie Ihren Brief vom 22 Februar. Aber den, welchen Sie ihm am 31. Jan. geſchrieben haben, hat er mir erſt vor vier Tagen mitgetheilet, in welchem Sie (da Sie die gedruckte Nachricht des Herrn de la Caille noch nicht erhalten, und glauben, ich ſey, wegen der anzuſtellenden übereinſtimmenden Beobachtungen, in Schweden, und Hr. Bouguer in Bretagne) den Hrn. von Reaumur bitten, Ihnen, durch Hülfe eines andern Aſtronomen von der Akademie, zu melden, was Sie Ihrer Seits bey dieſem ſo nützlichen Unternehmen zu thun hätten. Der Hr. von Bouguer hat mir auch den Brief gewieſen, welchen Sie an ihn geſchrieben haben, auf welchen er auch antworten wird. : : : Endlich ſind mir auch von dem Hrn. von Reaumur die letztern Beobachtungen mitgetheilet worden, welche Sie an die Akademie geſchickt haben, welche : : :

Sie werden über Ihre an den Herrn von Reaumur in dem Briefe vom 31. Jan. gethane Fragen keine andere Erläuterungen bekommen, als diejenigen, welche ich Ihnen itzt ſchreiben werde, und was Ihnen Hr. Bouguer auf einige von denen Fragen, welche Sie an ihn insbeſondere gethan haben, antworten wird. Sie ſehen alſo, daß der Briefwechſel, welchen die Akademie wegen der übereinſtimmenden Beobachtungen mit Ihnen haben wird, zwiſchen uns beyden wird geführet werden.

Ich bin ſehr erfreut über die ausführliche Nachricht von Ihren Inſtrumenten. Nur Ihre beyden Sehröhre von 6 und von 8½ Schuhen können gebraucht werden, die Unterſchiede der Abweichungen zwiſchen den Rändern des Mondes und der von dem Hrn. de la Caille vorgeſchriebenen Sterne mit derjenigen Richtigkeit zu beſtimmen, welche wir verlangen. Aber jedes von dieſen beyden Sehröhren muß ein Mikrometer haben, in welchem ein durch Hülfe einer Schraube beweglicher Faden iſt. Sie melden mir, daß Ihre beyde Sehröhren mit ſehr guten Mikrometern verſehen ſind, welche Sie mir auch zeigten, als ich im Auguſt 1747 das Vergnügen hatte, bey Ihnen zu ſeyn. Ich beſinne mich nicht mehr, ob in dieſen Mikrometern ein beweglicher Faden war, welchen man durch Hül-

fe

ſe einer Schraube bewegt, (*) die ſcheinbaren Durchmeſſer der Geſtirne zu meſſen oder die Unterſchiede der Abweichungen, entweder in oder auſſer dem Mittagszirkel zu nehmen. Um deswillen läßt man das Sehrohr unbeweglich ſtehen, und ſtellt vorher einen von den unbeweglichen Fäden, welcher mit dem beweglichen parallel iſt, alſo, daß der Rand des Monds, oder der Stern ihn vollkommen durchläuft; hierauf erwartet man den Augenblick, da der andere Stern durch das Sehrohr gehet. Indem dieſes geſchicht, muß man, ohne das Sehrohr im geringſten zu verrücken, den beweglichen Faden ſo lange bewegen, bis er in dem Parallelzirkel des andern Geſtirns iſt, welches durch das Sehrohr geht. Auf dieſe Art kann man, wenn das Sehrohr ganz unbeweglich bleibt, in der bald längern, bald kürzern Zeit, in welcher der Mond und die Sterne, einer nach dem andern, durch das Sehrohr gehen, unmittelbar den Unterſchied der Abweichung des Sterns und der Mondsränder haben, welcher deſſen Parallelzirkel am nächſten iſt; und dieſes in Theilen des Mikrometers, ohne dabey die Abmeſſung der Zeit zu gebrauchen; es wäre denn, daß man die Zeit wiſſen wollte, welche jedes von dieſen beyden Geſtirnen in dem Sehrohr verweilen, oder in welcher es an dem Parallelzirkel hinſtreichen wird, weil ſich die Abweichung des Monds beſtändig verändert. Damit man dieſe Zeit deſto genauer erfahre, ſo würde es gut ſeyn, wenn man auſſer den theils unbeweglichen, theils beweglichen Parallelfäden in den Sehröhren noch einen Faden hätte, welcher jene die Quere, oder perpendicular durchſchneidet, und wenn man die Augenblicke bemerkte, da einer von den Rändern des Monds, entweder der vorhergehende oder der nachfolgende, und der Stern durch dieſen Querfaden gehen. Sie ſehen hieraus, m. H., daß es nicht nöthig iſt, die Beobachtungen in dem Mittagszirkel anzuſtellen, ob es gleich gut iſt, wenn man ſie ſo nahe dabey macht, als es möglich iſt. Es iſt alſo genug, wenn Sie nur, in was für einer Entfernung von dem Mittagszirkel es auch ſey, einen von den Parallelfäden Ihres Mikrometers recht genau nach dem ſcheinbaren Parallelzirkel des Monds oder des Sterns, welcher nämlich zuerſt durchgeht, ſtellen und hernach in dieſer Lage das Sehrohr recht feſt machen, damit Sie nicht befürchten dürfen, daß es der geringſten Veränderung unterworfen ſey. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo müſſen Sie warten, bis das andere Geſtirn durchgeht und den beweglichen Faden nach deſſen Parallelzirkel ſtellen, ohne ſehr auf die Schrauben, womit man den beweglichen Faden bewegt, zu drücken, damit das Sehrohr, ſo wenig es auch immer ſey, nicht verrückt werde. (**)

Die-

(*) Hr. Boſe iſt mit Mikrometern verſehen, welche alle von dem Hrn. Deliſle verlangte Eigenſchaften haben. Wer ihrer aber ſonſt bey dieſer Gelegenheit nöthig haben ſollte, dem preiſen wir die Arbeit des geſchickten Mechanici in Berlin, Hrn. **Elkners**, an, welcher ſie eben gut macht, als die Pariſiſchen Künſtler.

(**) Weil die genaue Feſtſtellung des Sehrohrs manchem viel Schwierigkeit machen möchte, ſo wollen wir hier kürzlich die Art beſchreiben, auf welche man dieſer Schwierigkeit auf dem Berliniſchen Obſervatorio abgeholfen hat. Man hat nämlich einen eiſernen Stab quer vor dem Fenſter in der Mauer befeſtiget, doch ſo, daß er an dem einen Ende, durch Hülfe einer Schraube, ein wenig auf und nieder gelaſſen werden kann. In der Mitte dieſes Stabs iſt eine eiſerne Gabel aufrecht befeſtiget, in welcher das Sehrohr liegt. Zwey Schuh vorwärts iſt ein hohler eiſerner Cylinder in einen Stein, welcher in die vor das Fenſter unten hervorragende Mauer eingemauert iſt, mit Bley eingegoſſen. In dieſem

Dieſes betrift nun die Beobachtungen der Unterſchiede der Abweichungen des Monds und der Sterne, die am nächſten bey deſſen Parallelzirkel ſind, welches Sie leicht aus Ephemeriden werden vorher ſehen können. Was die andern Beobachtungen betrift, deren ich in meinem geſchriebenen Circularbriefe gedenke, ſo beſtehen dieſelben in den Unterſchieden der Rectaſcenſion der Mondsränder und des Sterns, nach der Zeit. Dieſe Unterſchiede der Rectaſcenſion müſſen ſo oft als möglich beobachtet werden, ſowohl bey dem Mittagszirkel, als auch ſehr weit davon; das iſt, mehr, als 6 Stunden vor, oder mehr als 6 Stunden nach dem Durchgange des Monds durch den Mittagszirkel, ja ſo gar bey dem Horizont, wenn der Mond eine groſſe nördliche Abweichung haben wird. Sie ſehen wohl, daß zu unmittelbarer Beobachtung dieſer Unterſchiede der Rectaſcenſion folgendes erfordert wird. 1) Müſſen der Mond und der Stern beynahe einerley Abweichung haben, damit ſie nach und nach, einer nach dem andern, durch das Feld des Sehrohrs gehen können, welches, wie ich voraus ſetze, die Zeit über, welche dieſe beyden Geſtirne brauchen, nach einander durchzugehen, ganz unbeweglich ſeyn muß. 2) Müſſen die Fäden vollkommen nach dem Parallelzirkel des Monds oder des Sterns gerichtet ſeyn, und einer oder mehrere müſſen perpendicular auf dieſen Parallelzirkel gerichtet ſeyn. Durch Hülfe dieſer auf den Parallelzirkel perpendicularen Fäden, oder durch dieſe Stundenfäden, muß man die Augenblicke der Durchgänge der Ränder des Monds, des vorhergehenden oder des nachfolgenden, und des Sterns, beobachten. 3) Da man durch das Maaß der Zeit viel von der Richtigkeit verlieret, ſo wird man ſich nur durch gar öftere Durchgänge, oder durch ziemlich viele Fäden von den wahren Unterſchieden der Rectaſcenſion zu verſchiedenen Zeiten verſichern können; und um deswillen muß man jeden Durchgang mit ſo groſſer Genauigkeit, als es möglich iſt, ja auf halbe und Viertelſecunden, beobachten. Dieſes wird auch nicht unmöglich ſeyn, wenn man eine Pendeluhr neben ſich hat, damit man die Schwenkungen ſelbſt hören und zählen kann. Denn durch ein ſechs- bis achtſchuhiges Sehrohr kann man leicht eine ganze, eine halbe, auch zuweilen eine Viertelſecunde von der Zeit ſchätzen, in welcher die Ränder des Monds und die Sterne durch die Stundenfäden, oder durch die auf den Parallelzirkel der täglichen Bewegung perpendicularen Fäden, gehen.

Man könnte in der That aus den Beobachtungen der Unterſchiede des Durchgangs des Monds und des Sterns durch den Vertical- und Horizontalfaden eines Quadranten ihre Unterſchiede der Rectaſcenſion, auf die von mir angezeigte Art, und ſo, wie Sie bey dem Durchgange des Mercurs durch die Sonne gethan haben, herleiten: aber dieſes würde bey dem Monde eine allzu lange Rechnung erfordern. Ich ſehe alſo nicht, daß Ihr Quadrant Ihnen zu etwas anderem dienen kann, als, ſo oft als möglich, die übereinſtimmenden Sonnenhöhen zu beobachten, um daraus allezeit den Fehler Ihrer Uhr zu wiſſen. Sie können auch mit demſelben die ſcheinbaren Mittagshöhen des einen Mondsrandes, wie auch die Mittagshöhen der Sonne und einiger Sterne von Zeit zu Zeit beobachten, damit Sie ſich immer mehr und mehr von Ihrer Polhöhe verſichern und jeden Tag, da die de la Cailliſchen übereinſtimmenden Beobachtungen anzuſtellen ſind, die ſcheinbare Mittagshöhe des Monds über Ihrem Horizont wiſſen.

Das übrige folgt über acht Tage.

---

hohlen ſtillſtehenden Cylinder iſt ein dichter beweglicher Cylinder, welcher eben ſo beſchaffen iſt, daß das Sehrohr darauf ruhet. An der Seite iſt eine Schraube, mit welcher man den beweglichen Cylinder in der erforderlichen Lage feſtſtellen kann.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

UT QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 21. May, 1751.

Berlin.

T. *Livii Patauini* Hiſtoriarum ab vrbe condita libri, qui ſuperſunt, omnes; curante Joanne Petro Millero, III Tomi 1751. Sumtibus A. Haude & J. C. Speneri, Bibliop. Reg. & Acad. Scient. priuil. In Oct. zuſammen 3 Alph. 6 Bogen.

Die Haude- und Speneriſche Buchhandlung fähret fort, die alten Schriftſteller in ſolchen Ausgaben an das Licht zu ſtellen, welche ihr und der Buchdruckerkunſt der Deutſchen Ehre machen. Gegenwärtige Ausgabe des Livius erregt von neuem das Verlangen, dieſe Schriftſteller mit der Zeit alle in dieſer reizenden Geſtalt zu ſehen.

Livius iſt jederzeit für eine der reinſten und reichſten Quellen der Römiſchen Geſchichte gehalten worden. Er war aus dem Paduaniſchen gebürtig, lebte zu den Zeiten des Auguſtus, und ſtarb im 76. Jahre ſeines Alters und im 4ten Jahre der Regierung des Tiberius. Er ſchrieb 142 Bücher, welche die Geſchichte von Rom, von Erbauung der Stadt an bis auf den Feldzug des Druſus wider die Deutſchen in ſich faſſen. Aber wie ſehr iſt es zu beklagen, daß nur die erſten 42 Bücher ganz übrig geblieben ſind! Wie glücklich würde man unter andern verſchiedene Zweifelsknoten, in Anſehung der Römiſchen Feldzüge in Deutſchland, auflöſen können, und was für ſchöne Nachrichten würden wir nicht vielleicht von dem Zuſtande unſerer alten Vorfahren haben, wenn ſie alle auf unſere Zeiten gekommen wären! Man erkannte ſeine Verdienſte ſchon bey ſeinen Lebzeiten. Wir übergehen die ihm von ſeinen Zeitverwandten in ihren Schriften hin und wieder gegebene Lobſprüche, da ſie ihn bald *virum doctiſſimum* nennen und bald ſeine *lectam eruditionem* rühmen. Wir gedenken nur dieſes Umſtandes, daß, nach des Plinius Bericht, der große Ruf von ihm einen Spanier bewogen, zu dem Livius zu reiſen, bloß ihn zu ſehen, der auch ſogleich wieder abgereiſet, nachdem er ihn geſehen.

Man kann ſogleich aus der Abſicht, welche Livius bey Verfertigung ſeiner Hiſtorie gehabt hat, ſehen, von was für großem Nutzen ſie hat ſeyn ſollen. Er verräth dieſelbe in ſeinem Eingange, wo er unter andern ſagt: "Der Leſer gebe wohl Acht, wie die Menſchen gelebt und gehandelt haben; durch was für Männer, durch was für Künſte, zu Hauſe und im Felde, die Herrſchaften erworben und vermehret worden; wie ferner, da die gute Zucht nachgelaſſen, auch die guten Sitten abgenommen, und wie dieſe immer mehr und mehr in Abnahme, und endlich gar in Verfall gerathen. . . . . Das iſt bey der Geſchichte das nützlichſte und heilſamſte, daß man darinne alle Arten von Beyſpielen gleichſam öffentlich aufgeſtellet ſiehet, woraus man das beſte für ſich und ſein Vaterland zur Nachahmung nehmen, das ſchändliche aber davon verabſcheuen kann."

Der Hr. Profeſſor Müller hat dieſe Ausgabe mit einer kurzen Vorrede und einem nützlichen Regiſter der Sachen und Wörter begleitet. Bey Erwählung der beſten Leſarten haben ihm **Gronov**, **Crevier** und **Drakenborch** die beſten Dienſte gethan.

Dieſe Ausgabe eines der Aufmerkſamkeit der größten Prinzen würdigen Schriftſtellers iſt Sr. Königlichen Hoheit, dem **Prinzen von Preuſſen**, zugeeignet worden. Der Zueignungsſchrift hat man ein ſauber geſtochenes und wohlgetroffenes Bildniß dieſes großen Prinzen vorgeſetzt.

* * *

Saggio di Filoſofia morale del Signor *de Maupertuis*, Preſidente dell' Accademia delle Science di Berlino; tradotto dalle ultima edizione Franceſe da F. G. *Riſum reputavi Errorem, & Gaudio dixi: Quid fruſtra deciperis? Eccleſiaſt. Cap. II.* Da Haude e Spener MDCCLI. In Octav, 5 Bogen.

Dieſes kleine Werk, in welchem die Sittenlehre von einer Seite betrachtet worden, welche von der ſchon bekannten erhabenen Denkungsart ſeines berühmten Verfaſſers zeuget, und ganz von dem ethiſchen Schlendrian abgehet, iſt in Franzöſiſcher und Deutſcher Sprache ſchon ſo bekannt, auch in dieſen Nachrichten bereits hinlänglich angeführet worden, daß wir hier weiter nichts davon zu ſagen für nöthig befunden, als daß der Ueberſetzer deſſelben ein gebohrner Italiäner, Namens **Franceſco Gragnanelli**, Soldat unter der königlichen Leibwache zu Fuß, iſt, und daß er ſeine Ueberſetzung Sr. Königlichen Hoheit, dem Königlichen **Prinzen Heinrich**, zugeeignet hat.

London.

The Works of Sir *Walter Ralegh* Kt. Political, Commercial and Philoſophical, together with his Letters and his Poems, the whole never before collected together, and ſome never yet printed; to which is prefix'd a new Account of his life by *Tho. Birch*, M. A. F. R. S. Print. by Dodsley, 1751. In Oct. 2 Bände, welche zuſammen aus 2 Alphab. und 4 Bogen beſtehen.

Zu großen Thaten geſchickt ſeyn, und ſie wohl beſchreiben können, dieſes iſt ein doppelter Ruhm, welcher nur wenig Leuten zukömmt. Die Geſchichte des Alterthums zeiget uns nur die Exempel des Xenophon und des Cäſar, welche ihn verdienet haben, und in der neuern Geſchichte würde man ſchwerlich einen Mann finden, welcher würdig iſt, mit ihm verglichen zu werden, als den Staatsmann, den Helden und den Schriftſteller, deſſen Werke wir itzo angekündiget haben.

Wir nehmen hierbey Gelegenheit, die merkwürdigſten Umſtände von dieſem ganz beſondern Mann bekannt zu machen. Hr. Birch iſt nicht aus der Zahl derer magern Lebensbeſchreiber, welche Zeitpuncte anſetzen, Begebenheiten zuſammen raffen, Fehler abſchreiben, und glauben, ſie ſchrieben eine Geſchichte. Er iſt ein Philoſoph, welcher denkt, den Handlungen die Bewegungsgründe und den Begebenheiten den Nutzen beyfüget. Er verwirft das Falſche, erläutert das Dunkele und erzählet das Ungewiſſe als zweifelhaft. Vielleicht hätte er die Pflicht eines vollſtändigen Geſchichtſchreibers verſäumet, wenn er gewiſſe beſondere Umſtände weggelaſſen hätte. Wir wollen nur das vornehmſte aus dieſer merkwürdigen Lebensbeſchreibung anführen.

Der Ritter Ralegh ſtammte aus einem alten Geſchlechte, welches ſich vor Wilhelm dem Eroberer in Devonshire niedergelaſſen hatte. Er war der vierte Sohn eines Edelmanns bey Plymouth, und war 1552 gebohren. Oxford hatte die Ehre, daß er daſelbſt zuerſt ſtudirete und in Frankreich verrichtete er ſeine erſten Thaten. Als er 17 Jahr alt war, befand er ſich mit unter den 100 jungen Edelleuten, welche den Proteſtanten zu Hülfe geſchickt wurden. Er war mit bey der Schlacht bey Moncontour, und kam nach 6 Jahren wieder zurück in ſein Vaterland. Aus eben dem Grundſatz, welcher ihn nach Frankreich gebracht hatte, ging er hernach in die Niederlande, wo der Prinz von Oranien die Ketten eines unterdruckten Volks zerriß und eine Zeugung von Helden gründete.

Die Rebellion der Provinz Münſter in Irland, und die Landung der Italiäniſchen und Spaniſchen Mannſchaft, welche ſie zu unterſtützen waren geſchickt worden, zogen im Jahr 1580 ein Engliſche Armee, und mit derſelben den jungen Ralegh dahin. Er commandirte daſelbſt eine Compagnie, und unterſchiedete ſich durch Wachſamkeit, gute Aufführung und Tapferkeit.

Seine erſten Verrichtungen zur See waren eben nicht die glücklichſten; ſie konnten ihn aber doch von dem Vorhaben, die Eroberung der neuen Welt mit den Spaniern zu theilen, nicht abhalten. Er erhielt 1584 ein Patent, worinnen ihm Macht gegeben ward, entlegene und barbariſche, das iſt, von Chriſten noch nicht bewohnete oder bezwungene Länder zu entdecken. Dieſer Commißion zufolge ſchickte Ralegh zwey Schiffshauptleute aus, welche Virginien entdeckten. Wir übergehen die verſchiedenen Kriegsverrichtungen, welche ihm dieſe Eroberung verſicherten, und welche ihm über 40000 Pf. Sterl. koſteten. Unterſchiedene über die Spanier gemachte Priſen erſetzten ihm ſeine aufgewandte Koſten, und 1589 begab er ſich ſeines Rechts an die neue Provinz zum beſten einer Geſellſchaft. Inzwiſchen behielt er ſich doch, nebſt dem 5ten Theil der Einkünfte der Bergwerke, das Recht und die Freyheit vor, den Eigenthümern mit ſeinem Rath, Credit und Vermögen beyzuſtehen.

Die Verrichtungen und Entdeckungen des Davis geſchahen noch unter der Aufſicht des Ralegh, ſeines Bruders Gilbert, und einiger ihnen beygeſellten. Dieſer geſchickte Schiffmann entdeckte die Durchfahrt durch das nordweſtliche Americaniſche Gewäſſer nach China nicht, und er hatte nur die Ehre, ſeinen Namen einer bereiſten Meerenge zu geben.

Eliſabeth war ſparſam mit ihrer Gnade, und ſchenkte ſie nur den Verdienſten. Ralegh bekam nach und nach den Titel eines Ritters, das einträgliche Amt eines Aufſehers über die Abgaben vom Wein, den Poſten eines Droſts der Herzogthümer Cornwallis und Exeter, eines Aufſehers über die Zinngruben in dieſen Provinzen, und eine Compagnie von der Leibwache. Seine eben ſo, wie die Königin, erleuchtete Provinz ſchickte ihn 1584 als Abgeordneten zum Parlament ab, und er erſchien hernach unter dieſem Titel oft darinne.

Die Verdienſte, und belohnte Verdienſte erwecken allemal den Neid. So ward auch der Graf von Leiceſter, welcher vorher des Ralegh Gönner geweſen war, neidiſch auf ihn, als er ſah, daß er vorzüglich geehret ward. Er gab ſich Mühe, ihn wieder zu ſtürzen und hetzte deswegen den Grafen von Eſſex, ſeinen Vetter, wider ihn auf. Dieſer, welcher dem Ralegh, ob er ſich gleich zuweilen als ſeinen Freund anſtellte, allezeit den Rang abzulaufen trachtete, wußte durch ſeine Geſprächigkeit und durch ſeinen Aufwand die Liebe des Volks zu gewinnen. Ralegh begnügte ſich, nützlich zu ſeyn, und gab ſich niemals Mühe, zu gefallen. Beyde dieſe allzu hochmüthigen Männer bekräftigten durch ihren Fall den Rath, welchen Burghley ſeinem Sohne gab: **Suche nicht, Eſſex zu ſeyn, und hüte dich, Ralegh zu werden.**

Wie rühmlich war es aber nicht damals, dieſer letztere zu ſeyn! Er war ein Beſchützer der Gelehrten, gab mit ihnen um die Wette Schriften heraus, zog ſie durch ſeine Wohlthaten an ſich, und verdiente ihre Hochachtung durch ſeine Tugenden. Als das Orakel ſeiner Nation vertheidigte er im Parlement die Rechte des Volks und machte nützliche Entwürfe wider die auswärtigen Feinde. Als ein geſchäftiger Bürger warb und übte er Soldaten in Cornwallis, um damit einer Landung zuvor zu kommen, und begab ſich 1588 auf die Flotte, welche gegen die Spanier auslief. Der Theil, welchen er an der Niederlage der Spaniſchen Flotte hatte, ſetzte ihn noch feſter in die Gunſt ſeiner Monarchin. Er ward Kammerjunker bey ihr und ſeine Einkünfte erhielten auch neue Vortheile.

Als der von Philipp II. ſeines Königreichs Portugal entſetzte Don Anton von der Königin Eliſabeth Beyſtand erhielt, wieder in ſeine Staaten zu gehen, ſo ging Ralegh mit auf die Flotte, welche ihn dahin bringen ſollte, und welche Drake und Norris commandirten. Er nahm verſchiedene Schiffe, welche die Hanſeſtädte mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen für die Spanier beladen hatten, weg, und verdiente ſich durch ſein Betragen eine goldene Kette, wie diejenigen waren, welche die Oberbefehlshaber bekamen.

Als der Vorſatz, welchen Ralegh 1591 gefaßt hatte, Panama zu überfallen, war verrathen worden, bekam er zur See einen Befehl, welcher ihn zurück rufte. Aber weil ſeine Freunde viel Koſten auf dieſe Unternehmung gewendet hatten, ſo glaubte er, er könne einen Verſuch thun, ſie ſchadlos zu machen, und hoffte man würde ihm, wenn es ihm gelänge, ſeinen Ungehorſam verzeihen. Wenig Prinzen verdienen dieſes Zutrauen, und es kann nur wenig Unterthanen vergeben werden. Ralegh theilte ſeine Flotte in zwey Geſchwader, wovon eines die Spaniſche Flotte eingeſchloſſen hielt und das andere ſich unterdeſſen des oſtlichen Caracca bemächtigte.

Das übrige folgt über acht Tage.

Paris.

Am verwichenen 20. April hielt die Königl. Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften ihre nach Oſtern gewöhnliche öffentliche Verſammlung. Der Herr von Bougainville, Secretär der Akademie, eröffnete die Verſammlung mit Ableſung einer Lobſchrift auf den Hrn. Michael Stephan Turgot, Staatsrath, alten Prevot der Kaufleute und Ehrenmitglied. Nach dieſem las der Abt Geinoz, beygeſelltes Mitglied, eine Vergleichung des Homer und Herodot. Ferner las der Abt Sallier, ordentliches Mitglied, eine Abhandlung von der Liebe und dem Eifer des Königs Johann gegen die ſchönen Wiſſenſchaften. Endlich las der Abt Vatry, beygeſelltes Mitglied, eine Abhandlung von dem weſentlichen Unterſchiede zwiſchen dem Griechiſchen und Franzöſiſchen Trauerſpiel.

Baſel.

Der berühmte hieſige Mathematikverſtändige, Hr. Daniel Bernoulli, hat ſeine bisher gehabte anatomiſche und botaniſche Profeſſur mit der phyſikaliſchen, unter gewiſſen Bedingungen, verwechſelt. Der Profeſſor der Beredſamkeit, Hr. D. Ramſpeck, hat Hoffnung, an die durch den Wechſel des Hrn. D. Bernoulli erledigte Stelle zu kommen. Wenigſtens hat er, in dieſer Abſicht, am 9. März hundert anatomiſche, phyſiologiſche und botaniſchen Bemerkungen vertheidiget.

Leipzig.

Sammlung ſatyriſcher Schriften. Bey Johann Gottfried Dyck, 1751. In groß Oct. 2 Bände, 1 ½ Alphabeth.

Furchtſame Leſer dürfen nicht über die Erſcheinung eines neuen Satirenſchreibers erſchrecken. Der Verfaſſer gegenwärtiger Schriften iſt Hr. G. W. Rabner, deſſen Aufſätze eine ſo vorzügliche Zierde der Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes der Bremiſchen Beyträge und einiger andern Monatſchriften geweſen ſind. Eben dieſe Aufſätze zeigen ſich hier verſammlet, und fodern den ſchon erhaltenen Beyfall von neuem mit deſto größerm Rechte, da ſie von dem Verfaſſer durchgängig verbeſſert und verändert ſind. Sie machen uns aber auch Hoffnung zu einer Fortſetzung, welche noch ungedruckte Stücke enthalten ſoll. Wenn man auch noch nicht durch die ſchon bekannten Schriften des Hrn. R. wäre überzeugt worden, daß ein Verfaſſer, der ſo richtig und fein ſpotten kann, ernſthaft und gründlich zu denken wiſſe, ſo könnte man von dem letztern durch Hrn. Rabners ſeiner Sammlung beygefügte Vorrede überführet werden. Er beſtimmt in derſelbigen den wahren Begrif eines Satirenſchreibers, er rechtfertiget deſſelben Verfahren, er giebt ihm Vorſchriften, welche nicht anders, als gegründet und vollkommen ſeyn können, da ſie von einem Meiſter in der Kunſt herkommen. Wenn ein Satirenſchreiber nach des Hrn. R. Begriffe ein redlicher Mann iſt, der die Menſchen liebt, indem er die Laſterhaften beſtraft, der ein Vergnügen fühlet, wenn er durch ſeinen Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und einen andern zwingt, daß er aufhört, lächerlich und laſterhaft zu ſeyn, ſo kann man ſeine Aufführung nicht für etwas ſtrafbares halten. Es iſt wahr, nach dieſem Merkmahle findet man etliche hundert Satirenſchreiber weniger, als dafür gehalten werden, und Hr. R. verhält es ſeinen Mitbrüdern nicht, daß ſie meiſt ſelbſt an dem Haſſe ſchuld ſind, der ſie befällt. Unter hundert Satiren wider die Pracht und Verſchwendung der Reichen kommen funfzig aus der Feder ſolcher Verfaſſer, welche mit dem Himmel murren, daß ſie auf eine ſo prächtige und verſchwenderiſche Art laſterhaft zu ſeyn durch ihre Armuth gehindert werde. Andere warten nicht, bis ihr reifender Verſtand durch die Erfahrung die gründliche Einſicht erhält, welche nöthig iſt, das Herz der Laſterhaften zu durchforſchen und nur diejenigen Fehler zu züchtigen, welche eine Züchtigung verdienen. So bald ſie vornehmlich reden und leſerlich ſchreiben können, ſobald ſchreiben und reden ſie böſes. Sie ſpotten, ehe ſie denken lernen, und weil noch immer viel Gutes unter dem Muthwillen eines ſo laſterhaften Jünglings verborgen liegt, welches ſich gemeiniglich mit den Jahren durcharbeitet, ſo wird man finden, daß ſie aufhören zu ſpotten, ſobald ſie anfangen zu denken. Dieſe ſind es noch des Hrn. Verfaſſers Anmerkung, welche gemeiniglich in den gelehrten Kriegen das größte Lärmen machen. Aus dieſen wenigen Zeilen wird man ſehen, wie leſenswürdig Hrn. R. Vorrede iſt. Mit Erzählung der Stücke wollen wir unſern Leſern nicht beſchwerlich fallen. Es iſt genug zu ſagen, daß ſich in beyden Theilen zuſammen 23 Aufſätze, und unter ſolchen, ΡΞΩΤΙΚΟΘΑΥΜΑΤΟΥΡΓΗΜΑΤΟΤΑΜΕΙΑ, die Memoires d' Amourette, die Chronike von Querlequitſch, die Todtenliſte, der Traum von abgeſchiednen Seelen, die Abhandlung von Buchdruckerſtöcken, Noten ohne Text, Swifts Teſtament ꝛc. befinden.

⁂

Verſuch einer Theorie von der Ueberwucht; aufgeſetzt und gegen zuverläſſige Experimente gehalten von C. G. Schober. Bey Johann Wendler, 1751. In Oct. 5 Bogen, nebſt 1 Bogen Kupfern.

Dieſes Werkchen verdienet unter den wirklich neuen und nützlichen Schriften eine vorzügliche Stelle. In der gemeinen Statik betrachtet man, wie ſich zwo Kräfte verhalten müſſen, wenn ſie an einer Maſchine im Gleichgewicht ſtehen ſollen. Man weis, daß eine Bewegung erfolget, wenn eine von beyden verſtärket wird: aber wie ſchnell dieſe Bewegung bey einer gegebenen Ueberwucht ſey, darum hat man ſich nicht ſo genau bekümmert, obgleich dieſes eigentlich heißt, die Wirkung einer Maſchine kennen, wenn man weis, wie ſchnelle Bewegung vermittelſt ihrer durch eine gegebene Kraft zu erhalten iſt. Hr. Euler hat dieſen Mangel der bisherigen Mechanik in ſeiner Vorrede zu der erläuterten Artillerie bemerkt. Der Hr. Verfaſſer gegenwärtiges Werkes verbindet ſich alſo ohnſtreitig alle Liebhaber des Maſchinenweſens ungemein, da er nicht nur dieſe Unterſuchung aus theoretiſchen Gründen angeſtellet, ſondern auch mit ſcharfſinnigen Verſuchen beſtätiget hat. Er betrachtet zwar nur den Hebel: aber man weis, daß ſich aus dieſer Kenntniß die Beſtimmung der übrigen Maſchinen herleiten läßt. Seine theoretiſchen Gründe ſind richtig, und die Rechnungen die er darauf baut, bündig. Wir wollen von dieſen nichts anführen, ſondern nur erwähnen, daß dieſe Rechnungen mit den Verſuchen vollkommen übereinſtimmen, und daß die Verſuche dergeſtalt beſchrieben ſind, daß man in ihre Richtigkeit kein Mistrauen ſetzen kann. Verſchiedene Anmerkungen von allerley zum Maſchinenweſen gehörigen Dingen zeigen eine große Kenntniß des Verfaſſers in der Theorie und Ausübung der Mechanik. Wenn die Wiſſenſchaften in Deutſchland nach dem Maaße des Nutzens, den ſie bringen, getrieben würden, und wenn nicht mit einiger Gerechtigkeit unlängſt unſern wertheſten Landsleuten das Compliment wäre gemacht worden, daß ſich unter ihnen wenig Leſer für Abhandlungen aus der höhern Mathematik finden, ſo könnten wir dem Verfaſſer das Lob einer anſehnlichen Menge verſprechen. Itzo müſſen wir ihm andeuten, daß er ſich mit dem Beyfalle etlicher weniger Vernünftiger zu begnügen hat, welche die höhere Mathematik bey der Kenntniß der Natur und der unentbehrlichſten Künſte nicht für überflüſſig halten, ſondern derſelben wichtigen Nutzen darinnen einſehen. Vielleicht dient ſeine Schrift ſelbſt, einige von dem Nutzen ſolcher Betrachtungen zu überzeugen, die ſie ſonſt als bloße Spitzfündigkeiten verworfen haben.

Der Herr Profeſſor **Käſtner** hat ſeine künftig zu haltenden Vorleſungen mit einer Schrift von 1½ Bogen in Quart, nebſt einem Kupfer, angekündiget, welche den Titel führet: *Catoptricæ analyticæ ſpecimen, de focis & aberrationibus.*

Sie iſt ein neuer Beweis ſeiner groſſen Stärke in der höhern Mathematik und verdienet die Aufmerkſamkeit der gröſten Optikverſtändigen. Die Aufgabe: Wenn ein Stral aus einem gegebenen Puncte auf eine gegebene krumme Linie fällt, zu finden, wo er in die Axe nach der Reflexion einſchneidet, wird hier zuerſt allgemein aufgelöſet. Was der Hr. Pr. K. hier ſucht, iſt die Entfernung dieſes Punctes von dem ſtrahlenden, und dieſe Entfernung wird durch eine quadratiſche Gleichung beſtimmt, davon aber die eine Wurzel 0 iſt, daß ſich alſo eine Formel giebt; die ſo einfach und kurz iſt, als man ſie verlangen kann. Der Herr Verfaſſer bemerkt dieſe Kunſtgriffe in den beygefügten Scholiis nebſt andern Betrachtungen, die zu beſſerer Einſicht dieſer Sache dienen. Er weiſet auf eine ſehr leichte und allgemeine Art, daß keine andere Linien, als die Kegelſchnitte, alle aus einem Puncte auf ſie fallende Strahlen wieder in einem Punct vereinigen, wie auch, daß die Summe von einem Paar gerader Linien, die aus zwey gegebenen Puncten, an einen beliebigen Punct einer krummen Linie gezogen werden, allemal ein Kleinſtes oder Gröſtes ſey, wenn eine von dieſen Linien der einfallende Strahl, die andere der zurückgeworfene iſt. Man hat dieſes bey ebenen Flächen längſt gewußt, und Leibnitz hat erinnert, daß es auch bey gebogenen Spiegeln gelten würde. Smith hat Leibnitzen darinne widerlegen wollen, aber der Hr. Profeſſor Käſtner vertheidigt ſeinen verewigten Landsmann, und bemerkt, daß Smith, ein Geometer, der unter den Engländern, das iſt, unter groſſen Geometern, groß iſt, den Ungrund ſeines Einwurfs leicht würde geſehen haben, wenn ihm die epidemiſche Freude, die er empfunden, Leibnitzen zu tadeln, nicht die Aufmerkſamkeit geſtöret hätte. Wir wünſchen bey dieſer Gelegenheit, daß manche, die mit Leibnitzen das mortuo leoni inſultant lepores ſpielen, bedenken möchten, daß die Leibnitze zwar in Deutſchland vielleicht nicht häufiger ſind, als die Newtone in England, die Carteſe in Frankreich, und die Galiläi in Italien, oder daß Haſen wegen der Beſchimpfung eines todten Löwen zu beſtrafen, auch noch ſchlechtre Thiere, als Löwen, zulänglich ſeyn dürften.

Mit dieſer Unterſuchung von dem **Kleinſten** in der Reflexion, bey der, wie der Hr. Verfaſſer erinnert, nach des Hrn. v. Maupertuis Entdeckung, das Kleinſte der **Wirkung** mit dem Kleinſten des Weges einerley iſt, ſchließt H. Profeſſor K. die allgemeine Betrachtung der Aufgabe, und wendet ſie alsdenn auf zwey Exempel an, davon das erſte die Parabel, das zweyte der Zirkel iſt. Man findet alſo hier, was zur Theorie der ſphäriſchen Spiegel, beſonders als Brennſpiegel betrachtet, gehöret. Wie weit die Strahlen, die nicht unendlich nahe an der Axe einfallen, nach der Reflexion von dem Brennpuncte, den man insgemein annimmt, abweichen, wird analytiſch unterſuchet. Den paraboliſchen Brennſpiegeln haben einige ihren insgemein geglaubten Vorzug abſprechen wollen, weil dieſelben nur von einem einzigen Puncte der Sonne, das nehmlich in der Axe liegt, die Strahlen alle in einen Punct zuſammen bringen. Aber da weder der Zirkel, noch einige andere krumme Linie, alle Strahlen, auch die aus Puncten auſſerhalb der Axe einfallen in einen Punct zu bringen vermögend ſind, ſo behält die Parabel noch allemal wegen der Strahlen die nicht mit der Axe parallel einfallen, einen ſehr groſſen Vorzug vor dem Zirkel, der bey einer mittelmäßigen Oefnung eine ſtarke Abweichung giebt. Wenn aber die halbe Chorde des Spiegels nicht über $\frac{3}{10}$ des Halbmeſſers, das iſt, ſeine halbe Größe nicht über 18° beträgt, ſo iſt die Abweichung 0, 0275 des Halbmeſſers, und alſo ziemlich geringe. Wie man den ſphäriſchen Spiegel mit einem paraboliſchen, der am Scheitel eben die Krümmung hätte, vergleichen könne, zeiget der Hr. Pr. K. ebenfalls. Wenn die halbe Oefnung des Spiegels 8° hält, findet der Herr Verfaſſer, daß (allen Verluſt der Strahlen bey der Reflexion beyſeite geſetzt,) die Strahlen im Brennpuncte 170570 mal dichter beyſammen ſind, als in dem Raume, in welchem ſie auffallen. Da der Hr. Profeſſor vielen Fleiß auf die analytiſche Ausarbeitung der Optik gewandt hat, ſo würde ohnſtreitig Liebhabern der Wiſſenſchaft ein Gefalle geſchehen, wenn ſeine hierinn unternommene Bemühungen bekannt gemacht würden. Aus der von uns angezeigten Probe ſieht man, wieviel er mit wenigem zu ſagen im Stande iſt. Es lieſſe ſich ohne Schwierigkeit von einem Gelehrten, der die ſchriftſtelleriſche Ausdehnungskraft beſäße, aus dieſen 1½ Bogen ein Bändchen, oder gelehrt zu reden, ein liber ſingularis machen.

Beſchluß des Schreibens des Herrn Deliſle an den Hrn. Prof. Boſe in Wittenberg.

Ich glaube Ihnen nunmehr alles dasjenige genug erkläret zu haben, was die Beobachtungen betrift, welche Sie mit Ihren Inſtrumenten anſtellen können, auſſer daß ich noch nichts von den ſcheinbaren Durchmeſſern des Monds erwähnet habe, deren Beobachtungen der Hr. de la Caille denen empfiehlet, welche ſie zu machen im Stande ſind, wenn ſie Inſtrumente haben, mit welchen ſie dieſe Beobachtungen genau anſtellen können. Ihre Sehröhre von 6 und 8½ Schuhen ſind hierzu gut: aber Sie müſſen dabey wohl von der Anzahl der Minuten und Secunden verſichert ſeyn, welche die Windungen der Schraube und die Theile Ihres Mikrometers an einem größern Zirkel abmeſſen. Dieſes iſt auch nöthig, damit Sie durch Ihre Mikrometers die Unterſchiede der Abweichung des Monds und der Sterne genau beſtimmen können. Aber ich weis nicht, wie Sie das genaue Verhältniß der Theile Ihrer Mikrometer zu den Minuten und Secunden eines größern Zirkels unterſucht haben. Das leichteſte und ein ziemlich ſicheres Mittel iſt dieſes, daß man mit dieſen Mikrometern die ſcheinbaren Durchmeſſer der Sonne mißt, (*) welche man als bekannt und ſo groß voraus ſetzt, als man ſie in den beſten Tafeln findet.

Der Hr. de la Caille ſoll bey Gelegenheit von den von Ihnen anzuſtellenden übereinſtimmenden Beobachtungen Nachricht bekommen.

Ich glaube wohl, daß die mit den Beobachtungen des Hrn. de la Caille übereinſtimmende Beobachtungen werden dienen können, die Figur der Erde zu beſtimmen, oder die Figur, welche man ihr zueignet, zu bekräftigen, wenn nämlich dieſe Beobachtungen ſehr genau und an ſehr unterſchiedenen Orten angeſtellet werden. Wenigſtens wird es unumgänglich nöthig ſeyn, auf dieſe Figur Acht zu haben, damit man aus allen Beobachtungen, welche man anſtellen wird, die Größe und Verſchiedenheit der Parallaxen des Monds zu allerley Gebrauch in der Aſtronomie ſchlieſſen könne. Ich hoffe, Sie werden hiervon überzeugt werden, wenn Sie die drey kleinen Briefe leſen werden, welche ich hier davon drucken laſſe, und wovon ich Ihnen ein Exemplar ſenden werde, ſo bald ſie werden fertig ſeyn . . . . . Sie wiſſen mit was für . . . . ich bin

de l' Isle.

(*) Dieſe Art, ſein Mikrometer zu unterſuchen, deren ſich auch der Hr. Prof. Boſe bedienet hat, iſt ziemlich hinlänglich, weil der Durchmeſſer der Sonne faſt völlig bekannt iſt. Wenige haben Gelegenheit, dieſes auf die eigentliche Art zu verrichten, da man nämlich eine Grundlinie von etlichen tauſend Schritten nimmt, und an dem Ende derſelben eine Mauer aufrichtet.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen

22.

UT QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 28. May, 1751.

London.

Observations on the Inhabitants, Climate, Soil, Rivers, Productions, Animals, and other Matters worthy of notice, made by Mr. *John Bartram* in his travels from Penſylvania to Opondago, Oſwego and the Lake Ontario in Canada, to which is annexed a curious account of the cataracts at Niagara, by *Mr. Peter Kalm*, a Swediſch Gentleman, who travelled there. Printed for J. Whiſton and B. White in Fleet-Street, 1751.

Die Vermehrung der Engliſchen Colonien hat gemacht, daß ſie ſich in das Innere des Landes ausgebreitet haben und mit ihren Entdeckungen und Pflanzſtäten bis gegen die Grenzen von Miſſiſippi gekommen ſind, wo ſie mit den entfernteſten und unbekannteſten Theilen des nordlichen America in Verbindung gekommen. "England, ſagen die Herausgeber "in ihrer Vorrede, beſitzt ſchon an der Küſte ein großes Stück Landes. Es iſt nicht "über 150 Jahre, da dieſe Pflanzſtäte angeleget worden, und ſie werden jährlich durch "neue Unterthanen vermehret. Es ziehet ſie "dahin die Begierde, unter einer Regierung "und unter Geſetzen zu leben, welche nach dem "beſten Muſter eingerichtet ſind. Die Colonien anderer Völker können ſich einen ſo glücklichen Fortgang nicht verſprechen. Eine jede Nation hat ihre Bedürfniſſe mit ihren Einwohnern verſetzt. Dieſe große Vermehrung "der Menſchen läßt das allerbeſte hoffen, und zu Bekräftigung dieſer Hofnung iſt es genug, auf den blühenden Zuſtand einer dieſer Colonien, nämlich der von Penſylvanien, Acht zu haben. Obgleich dieſe Provinz die älteſte unter allen iſt, ſo iſt ſie doch, da ſie, auf eine ganz beſondere Art, auf die Mäßigkeit, die vornehmſte unter den politiſchen Tugenden, gegründet iſt, und da die ſanftmüthige Regierung derſelben allgemein bekannt iſt, dennoch der Gegenſtand der Bewunderung derjenigen geworden, welche ihren Zuſtand mit allen dergleichen Pflanzſtätten, welche wir in den Geſchichten finden, vergleichen. Sie iſt eine Freyſtatt der Unterdrückten und Verfolgten, welche ihren Geburtsort verlaſſen, damit ſie ſich die unſchätzbaren Güter der Freyheit und des Friedens erwerben mögen."

Die Beſchreibung des berühmten Waſſerfalls des Niagara, welchen man dieſer kleinen Schrift beygefüget hat, und welche auch mit einer ſehr ſchönen Abbildung in Gentleman's Magazine vom Januar und Februar eingerücket worden, iſt ſo artig als richtig. Der P. Hennepin hatte nur fabelhafte Nachrichten davon ertheilet. Die Nachrichten des P. Charlevoix ſind richtiger, aber Hr. Kalm beſchreibt das wirkliche Maaß, welches Hr. Morandrier, Königl. Franz. Ingenieur in Canada, davon genommen hat. Die ſenkrechte Höhe, von welcher ſich der Fluß herab ſtürzet, beträgt 137 Schuh. Man hört das Geräuſch 15 Meilen weit, und das Waſſer, welches nach dieſem groſſen Fall in die Höhe zurückſpringt, macht eine Art von einem Thau oder Nebel, welchen man von weitem ſieht, und welcher denen, die ihm nahe kommen, augenblicklich bis auf die Haut dringet.

Fortſetzung des vor acht Tagen abgebrochenen Artikels von London.

Die Verbindung des Ralegh und des Harriot gaben Gelegenheit zu den Läſterungen ihrer Feinde. Harriot war ein groſſer Mathematikverſtändiger, und in einem Jahrhunderte, wo es wenig dergleichen Leute gab, beſchuldigte man ihn der Gottesverläugnung. Man gab vor, er hätte eben dieſe Meynungen dem Ralegh eingeflößet, und dieſer höre dieſe Secte an. Dieſe Zumuthung ward anfangs in einer Schrift des Jeſuiten Parſons, welche er im Jahr 1563 unter dem Namen Andreas Philopater herausgab, ausgeſtreuet. Aus dem Newton würden alſo wohl die Pfaffen zum wenigſten den Teufel gemacht haben, wenn ſie zu Newtons Zeiten in England noch ſo mächtig geweſen wären, als ſie itzt noch in manchen Ländern ſind. Die Hofadvocaten vergaſſen nicht, dieſen Vorwurf in ihren wider den Ralegh eingegebenen Libellen anzubringen, und nach ſeiner Hinrichtung ſuchte noch ein ſonſt gelaſſener Biſchoff ſein Gedächtniß ſchwarz zu machen. Der dagegen noch barmherzige Wood beſchuldigte ihn der Deiſterey, aber keiner von beyden ſcheint genugſamen Grund gehabt zu haben. Vielleicht haben des Ralegh Eifer für den Nutzen der Königin und der Proteſtanten, ſeine Mäßigung in Anſehung der Puritaner, ſein Ekel vor den Subtilitäten der Schule, und der Antheil, welchen er an den Kirchengütern hatte, zu dieſer Beſchuldigung Gelegenheit gegeben. Sonſt wäre es was erſtaunliches, daß er ſeine Schriften mit Grundſätzen der Tugend und der Religion angefüllet hätte, und, nach dem erſtatteten Bericht des Erzbiſchoffs ſelbſt, als ein chriſtlicher Held geſtorben wäre.

Aber auch die Helden haben Schwachheiten, und kleine Liebeshändel mit einem Staatsfräulein der Königin unterbrachen ihre Gunſt gegen den Ralegh. Seine Geliebte, welche hernach ſeine Frau ward, fiel in Ungnade, und er ſelbſt ward in das Gefängniß gethan. Da er ſeine Gebietherin nicht ſehen konnte, ſo hatte er einige Händel mit dem Aufſeher ſeines Gefängniſſes, woraus man den ungeſtümen Charakter des Gefangenen, und eine Art der heftigen Zuneigung gegen die Königin, welche dieſelbe ihren Unterthanen einflößete, erſehen konnte. Glückliche Fürſten! welche ſelbſt in den Herzen derjenigen regieren, die ſie ſtrafen.

Nach einigen Monaten ward Ralegh wieder in Freyheit geſetzt: aber es vergingen 2 bis 3 Monate, ehe er wieder in Gnade kam. In dieſer Zeit machte er denjenigen Entwurf, welcher ſein Schickſal entſchied. Guiana, ein weitläuftiges Land in dem ſüdlichen America, war damals den Spaniern kaum noch bekannt, und es hatte ſich größtentheils noch keiner fremden Herrſchaft unterworfen. Weil es, nach Raleghs Ausdruck, ein Magazin der größten Schätze war, ſo ſchien es ihm ſeiner Unterſuchung werth; denn der Philoſoph liebte das Geld. Nachdem er 1594 einen Officier zu Entdeckung des Landes ausgeſchicket hatte, ſo ging er im folgenden Jahre ſelbſt mit einem Geſchwader dahin, welches er größtentheils auf ſeine Koſten ausgerüſtet hatte, wiewohl mit Beyhülfe des Admirals Howard und des Secretärs Cecil. Dieſen beyden ſchrieb er nach ſeiner Wiederkunft ſeine Reiſebeſchreibung zu. Man ſieht darinne, daß er, nachdem er nach der Dreyfaltigkeitsinſel geſegelt, die Spaniſche Stadt mit ihrem Befehlshaber überfallen. Weil er ſeinem Gefangenen wohl begegnete, ſo entdeckte dieſer dem Ueberwinder das, was er durch ſeine eigenen Verſuche von Guiana entdecket hatte. Er bemühte ſich umſonſt, den Ralegh von ſeinem Unternehmen abzubringen, indem er ihm die Unmöglichkeit ſeiner eigenen Unternehmungen vorſtellet. Ralegh ward mehr durch die Hoffnung der Schätze aufgemuntert, als durch die vielen Hinderniſſe abgeſchrecket, und er ließ durch Erzählungen, welche ihm verdächtig ſchienen, den Muth nicht ſinken. Die wenige Tiefe der Mündungen des Oronok erlaubte ihm nicht, dieſen Fluß auf ſeinen Schiffen herauf zu fahren. Er mußte es auf ſchlechten Barken, mit 100 Mann und ſehr wenig Lebensmitteln, wagen. Nachdem er auf dieſe Art durch ein Labyrinth von Inſeln, Flüſſen und Klippen, nach einer Fahrt von 400 Meilen, gedrungen war, ſo bekam er endlich die koſtbaren Guianiſchen Gebirge ins Geſicht. Unterſchiedene Nationen an den Ufern des Fluſſes, welchen die Spanier übel begegnet waren, und von welchen einige ſie ihrer Weiber durch wilde Nachbarn beraubet hatten, gaben ihm Licht in ſeiner vorhabenden Sache. Sie beklagten ſich heftig, daß ſie, da ſie ſonſt 10 bis 12 Weiber gehabt hätten, ſich itzo mit 3 bis 4 Stück begnügen müßten. Die Kaziken verſprachen, ſich einer Königin zu unterwerfen, von welcher man ihnen ſagte, daß ſie bereit wäre, ſie zu ſchützen und ihnen die Weiber wieder zu ſchaffen, welche in ihren Augen koſtbarer waren, als die reichſten Goldgruben. Nach der Nachricht des Ralegh von ihrer Gewalt und ihren hohen Eigenſchaften fehlete nicht viel, daß ſie ſie nicht unter die Zahl ihrer Götter geſetzt hätten. Sie machten ſie ſchon zu einer Bundesgenoſſin ihrer Amazonen und verſicherten ihr die Eroberung der goldnen Stadt. Unterdeſſen verhinderten die Hitze des Landes, die ungeſtümen Flüſſe und der Mangel an Leuten und Lebensmitteln den Ralegh, weiter zu gehen, und die Stadt der Nachfolger des Atabalipa ſelbſt zu ſehen. Man ſagt, daß, nachdem dieſer unglückliche Monarch von Peru von dem Pizarro ums Leben gebracht worden, einer ſeiner Brüder, mit einer großen Anzahl Flüchtigen, in dem Lande zwiſchen dem Amazonen und Oronokfluſſe, ein eben ſo mächtiges und reiches Reich gegründet, als dasjenige geweſen, deſſen ſeine Familie war beraubet worden.

In der Reiſebeſchreibung des Ralegh ſind noch viel Erzählungen enthalten, welche unglaublich zu ſeyn ſcheinen. Sollen wir einem Reiſenden zu viel trauen, welchem dran gelegen iſt, daß ſeine Reiſe für wichtig gehalten werde? Die lügenhaften, leichtgläubigen und von dem Wunderbaren ſo ſehr eingenommenen Bewohner des ſüdlichen America haben ihm was weiß machen können, und wer weiß, ob er ſie allemal recht verſtanden hat? Aber man muß die fabelhaften Umſtände von ſeinen Erzählungen abſondern und nicht das Wirkliche in denſelben aus Vorurtheil verwerfen. Man kann nicht wohl läugnen, daß in den ältern, und vielleicht auch wohl in den neuern Zeiten, in dem Innern des Landes ein groſſes Volk geweſen, welches viel Geld aus den Flüßen und Gebirgen geſammlet, und welches faſt eben die Künſte und Gebräuche gehabt, welche die Peruvianer haben. Man kann auch noch nicht läugnen, daß in America eine Republik von Amazonen geweſen. Sollte man die Berichte aller Reiſenden in Zweifel ziehen, welche in dem Lande geweſen ſind? und ſollte man vermuthen, daß ſich weit von einander entfernte Nationen in einer Strecke von 1500 Meilen, mit einander beredet hätten, die Welt zu belügen? Sollten die Leute ohne Kopf, von welchen man dem Raleigh ſagte, nicht diejenigen Wilden ſeyn, welche, da ſie ſich groſſe Ohren machen, indem ſie ein Loch durchbohren, an welchen ſie ſie nach und nach ziehen, die Ohren dadurch um etliche Zoll gröſſer machen? Sie hangen, nach des Hrn. Condamine Bericht, über ihre Schultern herab, und verſtecken, durch die dran gehangenen groſſen Sträuſſer von Kräutern und Blumen, Kopf und Hals. Wenn man alſo dasjenige wegnimmt, was vielleicht die Einbildungskraft zu den Gegenſtänden hinzu gethan hat, ſo ſieht man das Wunderbare verſchwinden und die Wahrheit ihren Platz wieder einnehmen. Raleigh ſchickte 1596 und 1597 einige von ſeinen Schiffshauptleuten an eben dieſen Ort, und ihre Erzählungen bekräftigten das, was er ſelbſt dort geſehen hatte.

Eliſabeth, deren Beſtrafungen ſowohl, als ihre Gnadenbezeigungen, ſich nicht weiter erſtreckten, als es ihre Nothdurft erforderte, verzog nicht, ſich des Raleigh von neuem zu bedienen. Man brauchte ihn 1596, nebſt dem Howard und Eſſex, bey der Unternehmung wider Cadix, und dieſe beyden Herren hatten ihr Glück dabey ſeinen Rathſchlägen zu danken. Die Zwiſtigkeiten zwiſchen den beyden Häuptern machten, daß dieſe Unternehmung nicht ſo vortheilhaft, als glorwürdig, war, und ſie ſahen vor ihren Augen eine Flotte von 12 Millionen Ducaten verbrennen, deren ſie ſich weder zu bemeiſtern noch die Ranzion derſelben anzunehmen gewußt hatten. Als ſie nach England zurück kamen, verklagten ſie einander. Das Volk war für den Eſſex, aber Raleigh hatte diejenigen auf ſeiner Seite, welche am beſten urtheilen konnten.

Das übrige folgt über acht Tage.

Pau in Bearn.

Die hieſige Königliche Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte hat 2 Preiſe ausgeſetzt, welche ſie im künftigen Februar austheilen wird. Die Materie zu der einen Abhandlung in Proſe iſt: **Die Pflichten der Oberherrſchaft ſind mühſamer, als die Pflichten der Abhängigkeit**, und in der andern, poetiſchen, ſoll **der Nutzen der Errichtung einer Kriegesakademie** gezeiget werden.

Neapolis.

Zu einer Zeit, da ſich allhier und an allen Orten, wo die Schätze der Römiſchen Kirche einen Einfluß haben können, die Andacht mit Wallfahrten ermüdet, woran vielleicht das Herz ſo wenig, als der Verſtand, Antheil hat,

hat man allhier eine andere Art von Wallfahrt geſehen, welche von der edelſten Wißbegierde und von dem mehr als männlichen Muth einer groſſen Dame zeuget, und ein ewiges Denkmal verdienet. Wo Plinius ſeine gelehrte Neubegierde mit dem Leben bezahlen mußte, bis an den innerſten Schlund des Veſuv, aus welchem noch beſtändig die Aſche dieſes von demſelben verſchlungenen Naturforſchers ſeine gemächlichen Mitbrüder auffordert, ſeinen Tod an der Natur, durch Entdeckung aller ihrer Geheimniſſe, zu rächen, bis an dieſe feuerſpeyende Grüfte, wo man die Hölle, wenn ſie ja wo ſeyn ſoll, noch am erſten ſuchen könnte, bis dahin hat ſich die Fürſtin Eſterhaſy, Gemalin des Kayſerlichen Königlichen Geſandten an dem Hofe des Königs beyder Sicilien gewagt, und durch dieſes unerhörte Beyſpiel einer weiblichen Wißbegierde und Herzhaftigkeit allen Naturkündigern von Profeſſion ein Beyſpiel zur ewigen Nachahmung gegeben. Von dieſer ohngefähr im verwichenen März geſchehenen Reiſe, welche wir der Reiſe des Condamine längs über den Amazonenfluß an die Seite zu ſetzen kein Bedenken tragen, können wir folgende kurze Nachricht mittheilen.

"Von Neapolis bis in das Dorf Reſina kann man ganz bequem fahren: aber von da an muß man ſich bis auf den äuſerſten Theil der Höhe, wo der Berg eigentlich angeht, welche ganz mit einem groben ſchwarzen Kiesſand bedeckt iſt, den der Berg bey ſeinen verſchiedenen Ausbrüchen und Entzündungen rund um ſeine Spitze ausgebreitet hat, der Laſteſel bedienen. Daſelbſt kann das Vieh nicht mehr fortkommen, weil der abſchüßige Weg allzu rauh iſt. Von dem Anfange dieſer Schicht von verbrantem Kiesſande an bis zur Spitze des Berges rechnen die Bauern 2 (Italiäniſche) Meilen. Dieſe Sandſchicht iſt unten mit einer Schicht groſſer calcinirter Steine umringet, welche, weil ſie ſchwerer ſind, als der Sand, herunter bis auf eine nicht ſo abſchüßige Fläche rollen. Von hier an lieſſen ſich die Fürſtin und die junge Gräfin Eſterhaſy auf einer Art von Tragſeſſeln tragen. Das Gefolge folgte ihnen auf eben die Art, durch Hülfe der Bauern. Zwey giengen auf allen vieren voran, an deren um den Leib gelegte Gürtel man ſich anhält, und 2 bis 3 andere ſchieben hinten nach. Auf dieſe Art kömmt man bis an den Rand des Gipfels, welcher durch einige Entzündungen in den vorigen Jahrhunderten eine ziemliche Vertiefung bekommen hat und eine Art eines groſſen Amphitheaters vorſtellet. Wenn der Wind von Abend wehet und es geregnet hat, ſo verſtattet die Schwere der Luft dem Rauch nicht, ſich zu erheben, und alsdenn iſt der ganze Raum dieſes Amphitheaters mit einer ſo dichten Wolke bedeckt, daß man nichts ſehen kann, und die ſchweflichten Ausdünſtungen machen alsdenn, daß jedermann huſten muß. Nachdem man bis hieher gekommen, ſo ſteigt man, durch Hülfe von vier Bauern, in den Abgrund. Vorher bindet man ſich ein Schnupftuch vor den Mund und die Naſe, damit man nicht von einem plötzlich aufſteigenden Rauch erſticke. Auf dem innern Rande der Vertiefung, welche die Alten Crater nennen, iſt es ſchwerer zu zu gehen, als auf dem äuſern, weil er aus lauter Haufen groſſer Steine beſteht, welche der Berg ausgeſpien hat, und welche, da ſie nur zufälliger Weiſe über einander gehäufet ſind, alle leicht fortrollen und nur in ſo fern halten, als es ihr natürlicher Hang zuläßt. Von dem unterſten Ende dieſer Tiefe bis ganz oben kann man, nach der Perpendicularlinie, 20 bis 30 Klaftern rechnen. Wenn man an den Fuß dieſer Mauer von Felsſtücken gekommen iſt, ſo geht man auf einer Rinde von einer ſchweflichten und harzichten Materie, welche, weil ſie, als ſie der Berg ausgeſpien, flüßig geweſen, den Ungleichheiten eines Teiges ähnlich iſt, wenn ihn der Sauerteig in die Höhe treibt. Da die Luft dieſe übereinander liegenden Schichten verhärtet hat, ſo kann man darüber hin gehen, ob es gleich darunter ſehr hohl klingt. Es ſind hin und wieder tiefe Ritze, und an 2 Orten ſind 30 bis 40 Schritt breite Schlünde, wo dieſe Materie in den Berg hinein geſunken iſt. Aus dieſen Oeffnungen ſteigt überall Rauch nebſt einigen kleinen Feuerflämmchen.

Man ſiehet aus dieſer kurzen Beſchreibung leicht, daß man eben nicht große Luſt haben kann, auf dieſem Amphitheater herum zu ſpazieren. Inzwiſchen that es doch die Fürſtin, und ſie kam bis zu einer Art von einer Feuermauer, welche mitten in dieſer Ebene iſt, wo ſich eine Art eines abgekürzten Kegels erhebt, welcher aus einem Haufen unter einander gemiſchten Schwefels und Harzes beſtehet. Man nennt ihn daſelbſt *la Bocca maeſtra*, oder den großen Abgrund. Aus der obern Oeffnung dieſes abgekürzten Kegels ſind ſeit vielen Jahren Flammen ausgefahren, welche, wenn man ſie von fern und in der Nacht ſiehet, wie kleine Flammen, in die Höhe ſteigen, eben ſo, wie die Flammen, welche aus den Backöfen herausfahren. Man klettert bis oben hinan: aber der Rauch, welcher macht, daß man allemal davon huſten muß, macht, daß man faſt niemals etwas ſehen kann. Wenn man an dem Fuß dieſes Kegels, welcher einem Zuckerhut, wovon die Spitze abgeſchlagen iſt, gleichet, einen Stock durch die Ritze hinein ſtecket, ſo fängt er ſogleich Feuer, und unter ihm hört man Flammen ziſchen und rauſchen. Wenn man bis an den innern Rand der Rundung zurück ſteigt, ſo muß man eine ziemliche Strecke durch einen harzichten und verhärteten Schaum hindurch und über eine Rinde gehen, welche unter den Füßen knackt.

Noch niemals iſt vielleicht Tockayer Wein auf dem Veſuv getruncken worden, und noch niemals ſind ſo viel Leute auf einmal, die Fürſtin von Eſterhaſy, mit einem Gefolge von mehr als hundert Perſonen und allen erwachſenen Leuten und vielen Knaben aus dem Dorf Reſina, welche ihr überall nachgefolget ſind, auf dieſem Berge geweſen.“

Franecker.

Am verwichenen 28. April wurden die Hrn. **Hermann Cannegieter**, **Peter Camper** und **Tiberius Lambergen**, als Profeſſoren bey der hieſigen Univerſität eingeführet, der erſtere in der Rechtsgelahrheit, und die beyden letztern in der Arzneywiſſenſchaft. Der erſte hielt eine Rede *de multiplici & varia veterum Jurisconſultorum doctrina*, der zweyte *de mundo optimo*, und zwar wider die Leibnitzianer, und der dritte *de Hiſtoriæ naturalis & Medicinæ connubio.*

Stutgart.

Johann George Models, Rußiſch Kayſerl. Admiralitäts-Apotheckers in St. Petersburg Abhandlung von den Beſtand-Theilen des *Boracis*, bey Gelegenheit der Unterſuchung eines gewiſſen Perſiſchen Saltzes, aus dem Lateiniſchen überſetzt und mit einer Einleitung vermehret von dem Autore, nebſt einer Vorrede von D. Johann George Gmelin, der Chymie und Botanik öffentlichen Lehrer in Tübingen, wie auch der Königl. Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften und der Upſaliſchen gelehrten Geſellſchaft Mitglied. Bey Johann Chriſtoph Erhard. 1751. 8. 7 Bogen.

Wer die Verdienſte des unermüdeten Hrn. Profeſſor Gmelins um die natürliche Geſchichte kennet, der wird zum voraus überzeugt ſeyn, daß er dieſe Schrift nicht der gelehrten Welt mitgetheilet haben würde, wenn er ſolche nicht für auserleſen in ihrer Art gefunden hätte. Der Hr. Model hatte dieſe Abhandlung, wie es die Vorrede zeiget, bereits 1746 abgefaſſet, und einem Freunde mitgetheilet, durch deſſen Vorſchub ſie auch in London gedruckt worden: allein weder Deutſchland, noch Rußland, war ſo glücklich, viele Abdrücke davon zu erhalten. Die Gelegenheit zu dem ganzen Werkchen hat dem Hrn. Verfaſſer ein gewiſſes Perſianiſches Salz gegeben, welches ihm unter dem Namen natürliches Boraxes zur Unterſuchung übergeben worden. Er ermangelte nicht, ſehr viele und vorſichtige Verſuche damit anzuſtellen. Das Verhältniß deſſelben im Feuer, gegen andere Salze, und auf verſchiedene Art aufgeſchloſſene Metalle, waren diejenigen Beweiſe, welche ihn verſicherten, daß beſagtes Perſianiſches Salz ein mineraliſches Alcali ſey, welches von einem vegetabiliſchen darinnen unterſchieden iſt, daß man mit demſelben einen Spiritum ſalis ammoniaci machen kann, der demjenigen völlig gleich kömmt, welcher mit lebendigem Kalk bereitet wird. Die Gegenwart des gemeinen Salzes in demſelben erweiſet er durch viele nützliche Verſuche, und von der bey dieſem Perſiſchen Salze befindlichen gefärbten Erde hat Hr. M. mit dem Vitriolöl, oder dem Salzgeiſte, ein Sal ſedatiuum erhalten. Er ſchließt alſo mit dem ſicherſten Grunde, daß dieſes Salz eben das ſey, was ſonſt das Natron Aegyptiacum genennet wird, und man ſiehet hieraus, daß die Alten durch ihre allzu undeutliche Benennungen, unzulängliche Beſchreibungen, und ſchlechte Unterſuchung der Dinge zu vielen Verwirrungen auch unſern Zeiten noch Anlaß geben; denn bald iſt es Nitrum veterum, bald Natron, bald kömmt es unter andern Namen vor. Da nun dieſes Salz ſo große Aehnlichkeit mit dem Borax hat, ſo konnte es nicht anders ſeyn, Hr. M. muſte ſolchen beſonders anführen. Er iſt, was die Beſtandtheile dieſes uns noch ſo ſehr verborgnen Salzes anlangt, mit dem Herrn Profeſſor Pott einerley Meynung, daß es aus einem Sale mirabili, und einem noch beygemiſchten Alcali beſtehe, welches letztere mit Vitriolſaurem das Sal ſedatiuum Hombergii ausmacht. Er benennet dieſes Alcali mit dem beſondern Namen Alcali refractarium, weil es mit Saurem nicht aufſiedet, das Alcali minerale, wenn es damit vermiſcht wird, vor aller Aufbrauſung bewahret, und ſolches ſchwerer im Waſſer aufzulöſen machet; andre beſondere Verſuche und Bemerkungen zu übergehen. Man muß bekennen, dieſes kleine Werkchen iſt ſo ſchön und ordentlich geſchrieben, daß es werth iſt, von allen Kennern und Liebhabern der Chymie mit Fleiß geleſen zu werden, beſonders wenn man Gelegenheit hat, dabey nachzuſchlagen, was bereits Geoffroi, Lemery, und der Hr. Profeſſor Pott, von dem letztern, nämlich dem Borax, geſchrieben haben.

Halle.

D. Joh. Friedrich Joachims, öffentlichen Lehrers der Rechte und Geſchichte auf der Königl. Preußiſchen Friedrichs-Univerſität zu Halle, Einleitung zu der Reichs-Hiſtorie, darin der Urſprung und Fortgang des Heil. Röm. Reichs aus bewährten Urkunden und Geſchichtſchreibern abgehandelt wird. Frankfurt und Leipzig, in der Rengeriſchen Buchhandlung, 1751.

Der Hr. Profeſſ. Joachim liefert eine Geſchichte des Deutſchen Reichs, welche mit denen Begriffen, ſo die gelehrte Welt von ihm hat, vollkommen übereinſtimmet. Es iſt eine Einleitung, welche er zum Gebrauch ſeiner Zuhörer verfertiget hat, und daher iſt es kein Wunder, wenn er die Kürze mit zu ſeinem Augenmerk gehabt hat. Da andere bereits theils die Stellen der Geſchichtſchreiber, theils die Worte ſelbſt, welche erweiſen, angeführet haben, ſo hat der Hr. Verfaſſer es mit Recht für etwas überflüßiges angeſehen, dieſen nachzubeten. Jedoch ſind bey einem jeden § die Geſchichtſchreiber und andere brauchbare Schriften genennet worden. Nach einem Vorbericht, welcher von der Deutſchen Urſprung, Namen, Deutſchlands Grenzen u. ſ. w. handelt, hat der Hr. Profeſſor folgende Abſchnitte gemacht. 1) Von dem freyen Deutſchlande, 2) von den Kriegen der Römer mit den Deutſchen, 3) von der Herrſchaft der Merovingiſchen Könige über Deutſchland, 4) von der Herrſchaft der Carolingiſchen Könige über Deutſchland, 5) von dem Regiment der Könige und Kayſer aus dem Sächſiſchen Stamm, 6) von dem Regiment der Deutſchen Kayſer aus dem Fränkiſchen Stamm, 7) von der Regierung der Kayſer aus dem Schwäbiſchen Stamm, 8) von den Zeiten des großen Interregni, 9) von der Regierung der Deutſchen Könige und Kayſer aus den Habsburgiſchen und Luxenburgiſchen Häuſern, 10) von den Kayſern aus dem Hauſe Oeſterreich. Er bemerket auch, daß die Zeiten, 1) da Deutſchland ſeine Freyheit gehabt, 2) da es ſelbige verlohren und unter der Franken Bothmäßigkeit geſtanden hat, und 3) da es wieder frey geworden, mit Nutzen von einander unterſchieden werden. Wir würden nichts neues ſagen, wenn wir den Hrn. Verfaſſer lobeten. Seine Verdienſte ſind bekannt.

* * *

G. Lenzens Diplomatiſche Fortſetzung und zum Theil Ausbeſſerung von Fridr. Lucä Grafen-Saal, worin dießmal die Grafen von Arnſtein, und die davon abſtammende Grafen von Barby und Mülingen, auch Grafen von Lindow und Ruppin, dann die Grafen von Dornburg, die von Arneburg, die von Oſterburg und Altenhauſen aus zuverläßigen Scribenten und gedruckten und ungedruckten Urkunden aufgeſtellet werden. Bey Johann Andreas Bauern.

So ſchlecht und ſo vergeblich einer, der die Geſchichte nicht verſtehet, von dieſer Fortſetzung und Ausbeſſerung urtheilen wird, ſo geneigt und glaubwürdig wird die Meynung desjenigen von dieſem Werke ſeyn, welcher ein Geſchichtskundiger iſt. In dem 1. Cap. wird man überzeugt, daß die Geſchichte der Grafen von Arnſtein ſelbſt die Sächſiſche Hiſtorie erläutern, das 2. Cap. ſetzet auſſer dieſer die Geſchichte des Erzbiſthums Magdeburg und des Hauſes Anhalt in ein beſſeres Licht. Die Nachrichten von den Gr. von Lindau und Ruppin in dem 3. Cap. tragen zu einer ausführlichern Kenntniß der Anhältiſchen Pommeriſchen, Brandenburgiſchen und Meklenburgiſchen Geſchichte vieles bey. So hat auch dasjenige, was das 4. Cap. von den Graf. von Dornburg vorträgt abermals in der Brandenb. und Anhält. Hiſtorie ſeinen Nutzen. Und daß die Geſchichte der Gr. v. Arneburg und Oſterburg auch die erſte erläutere, iſt nicht zu läugnen. Der Hr. Verfaſſer behauptet dieſes in der Vorrede, und zwar mit Recht.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

ITAQUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 4. Junius, 1751.

Berlin.

Am 27. des verwichenen Monats hielt die Königliche Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte ihre zweyte öffentliche Verſammlung für dieſes Jahr. Gleich anfangs meldete der Herr Profeſſor Formey, beſtändiger Secretär der Akademie, daß die zu Beurtheilung der 73 zu Erhaltung des dießjährigen Preiſſes eingeſendeten Abhandlungen ernennten Mitglieder der Akademie derjenigen, welche mit Num. XXIX bezeichnet, und in lateiniſcher Sprache abgefaßt iſt, und den Denkſpruch führet:

Fata regunt homines, ſed regit ipſa Deus,

den Preiß zuerkannt haben. Der beygelegte verſiegelte Zettel ward hierauf eröffnet, und man fand darinne den Namen des Hrn. Abraham Gotthelf Käſtners, Profeſſors der Mathematik in Leipzig, auswärtigen Mitgliedes der Königl. Akademie, wie auch der Königl. Societät in Göttingen und des Inſtituts zu Bologna. Die Aufgabe zu dieſem Preiß war folgende: Da die glücklichen und unglücklichen Begebenheiten unſtreitig von dem Willen, oder wenigſtens von der Zulaſſung Gottes herrühren, in Anſehung deſſen das, was wir das Glück nennen, nur ein leeres Wort ohne Wirklichkeit iſt: ſo fragt man: Ob dieſe Begebenheiten die Menſchen zu gewiſſen

Pflichten verbinden, worinne dieſe Pflichten beſtehen, und wie weit ſie ſich erſtrecken. Nachdem nun der Name des Verfaſſers der gekrönten Abhandlung bekannt gemacht war, ſo zeigte der Hr. Prof. Formey auch diejenigen Abhandlungen an, welche mit jener um den Preiß geſtritten haben und mit gedruckt werden ſollen. Dieſe Abhandlungen ſind folgende: Num. 7, mit dem Denkſpruch: Ἀνάγκαιον τὸν τέλεον ἄνδρα θεωρητικὸν εἶναι τοῦ ὄντος καὶ πρακτικὸν τοῦ δέοντος. Num. 13, mit dem Denkſpruch:

Multa dies variusque labor mutabilis aevi
Retulit in melius multos alterna revifens
Lufit & in folido rurfus fortuna locavit.

Num. 19, mit dem Denkſpruch:

Virtus recludens immeritis mori
Cœlum negata tentat iter via.

Num. 23, mit dem Denkſpruch:

Me vel fata meis patientur ducere vitam
Aufpiciis & fponte mea componere curas.

Num. 30, mit dem Denkſpruch: Feſtina lente. Num. 36, mit dem Denkſpruch: Non ſi male nunc, & ſic olim erit. Num. 46, mit dem Denkſpruch: ἰσχὺς ἐμοῦ κύριος. Num. 56, mit dem Denkſpruch: Quis ut Deus? ſuſtine. Es können alſo die Verfaſſer dieſer Abhandlungen ihre Verbeſſerungen und Aenderungen nach Gefallen einſenden. Nach dieſem las Hr. Merian einen Auszug aus der gekrönten Schriſt. Alsdenn las Hr. Pelloutier, Königl. Kirchenrath und Bibliothecar der Akademie, eine Abhandlung von dem Urſprunge der Römer, der Königl. Legationsrath, Hr. von Marſchall eine von dem Nutzen der Leidenſchaften und der Hr. Prof. Sulzer eine von den Vergnügungen der Sinne.

Beſchluß des Londoner Artikels von Raleghs Leben und Schriften.

Es ging ihm faſt eben ſo im Jahr 1597 mit einer neuen Unternehmung, da er der Spanier Schiffe zerſtören und ihnen die Azoriſchen Inſeln wegnehmen wollte. Eſſex war neidiſch auf ſeinen Contreadmiral, den Ralegh, und hielt ſich für beleidiget, daß er, nachdem er vergebens auf ihn gewartet, ſich ohne ihn Meiſter von Fayal gemacht hatte. Er drohte ihm, er wolle ihm den Kopf abſchlagen laſſen: aber der Viceadmiral Howard beſänftigte ihn, und ſein unbändig ſtolzes Betragen ward gemisbilliget. Flüchtige Verſöhnungen, deren Abſicht nicht ſowohl war, einander zu dienen, als einander unvermuthet zu überfallen, endigten ſich endlich mit den äuſſerſten Vergehungen des Grafen und mit deſſen tragiſchem Ende. Dieſer Herr wünſchte vergebens, den Ralegh zu ſprechen, vermuthlich, ihm ſeine üblen Begegnungen abzubitten. Nachdem nun er und Cecil ihren Mitbuhler los waren, ſo geriethen ſie bald auch an einander. Es ſey nun, daß die liſtigen Streiche dieſes Lieblings, oder der Eindruck des Eſſex, daran ſchuld geweſen, oder daß Eliſabeth dem Ralegh nicht traute, oder endlich, daß ſie, nach ihrer Politik, den Ralegh eine jede Gnade durch einen Dienſt wollte erkaufen laſſen, ſo konnte Ralegh weder Baron, noch Vicekammerherr, noch Commiſſar bey dem Tractat zu Bologna, noch geheimer Rath werden. Inzwiſchen bekam er doch 1600 das Gouvernement von Jerſey nebſt der Herrſchaft St. Germain.

Das Königreich und er erlitten einen groſſen Verluſt durch den Tod der Königin. Ihr Nachfolger, welcher wegen ſeiner Händel mit dem Eſſex und Cecil ſchon nicht wohl auf ihn zu ſprechen war, ward es noch weniger, als er hörete, daß Ralegh, Cobham, Forteſcue und einige andere ihm hatten wollen Artikel zu unterzeichnen geben, welche ſeine Gewalt eingeſchränket hätten. Die Heyrath, welche der erſte zwiſchen ſeinem Sohn und einer Erbin der Plantagenets vorhatte, brachte vielleicht vollends den ſchwächſten König am meiſten wider ihn auf. Er verbarg anfangs ſeine Empfindlichkeit und ſeine Furcht unter den äuſern Schein der Gewogenheit. Raleigh verſtund nicht recht und dachte, der König würde wohl eine Abhandlung annehmen, worinnen er den Nachtheil eines Friedens mit Spanien und die Nothwendigkeit, die vereinigten Provinzen zu unterſtützen, zeigte. Er wollte auch an einer zweyten Abhandlung arbeiten und darinne die Mittel zeigen, wie man den Krieg bis nach Indien ſpielen könne. Er ſelbſt erbot ſich, mit 2000 Mann, welche er auf ſeine Koſten werben wollte, in Spanien eine Diverſion zu machen. Aber dieſe Vorſchläge, imgleichen das Memorial, welches er übergab, und worinnen er verlangte, daß man die Schuld der Hinrichtung des Grafen von Eſſex auf den Cecil ſchieben ſollte, veränderten den friedfertigen Monarchen und den rachgierigen Miniſter ganz. Raleigh ward ſeiner Stelle eines Capitains der Leibwache entſetzt und hernach einer Zuſammenverſchwörung wider den König und den Staat angeklaget.

Dieſe Begebenheit, welche Thuan aus den Nachrichten des Canet mangelhaft erzählet hat, verdienet, daß wir uns ein wenig dabey aufhalten. In dem Gefolge des Grafen von Aremberg, Geſandtens des Erzherzogs bey dem König Jacob, war ein Kaufmann von Antwerpen, Namens Laurencie. Mylord Cobham welcher, mit Genehmhaltung der Regierung, mit ihm in Briefwechſel geſtanden hatte, kam durch deſſen Hülfe mit dem Grafen zu ſprechen. Er ſpeiſete eben denſelben Abend mit dem Raleigh, und ſagte ihm, daß man ihnen Geld anbiete, daß ſie aufhören ſollten, ſich den Frieden zu widerſetzen. Man hat keinen einzigen Beweis, daß dieſer Antrag angenommen worden. Die Handlungen und Entwürfe des Raleigh verſtatten gar nicht, dieſes zu glauben, und der Marquis von Roſny meldete in eben demſelben Monate ſeinem Herrn, daß Raleigh und Cobham ihm geſagt hätte, daß man ſich bemühe, den König zu einem Bündniß wider Frankreich und die vereinigten Provinzen zu bewegen.

Man entdeckte zu derſelben Zeit einen gefährlichen Entwurf. Man wollte ſich der Königlichen Familie bemächtigen und Arabelle Stuart auf den Thron ſetzen. Das Haupt dieſer Verſchwörung ſcheint George Brooke, Mylord Cobhams Bruder, geweſen zu ſeyn. Weil dieſer letztere Raleighs Freund war, und man dieſen unglücklich machen wollte, ſo ſetzte man voraus, daß beyde Theil an dem Complot hätten. Cobham, welchen Raleigh rechtfertigte, hatte die Schwachheit, zu geſtehen, daß er nebſt ihm ſtrafbar wäre. Er wiederrufte hernach etliche mal, aber man machte, daß ſeine erſte Ausſage gelten muſte, ohne daß man ſie durch irgend eine andere beweiſen, noch den Zeugen mit dem Verklagten confrontiren konnte. Raleigh vertheidigte ſeine Unſchuld, aber die ungeſtüme Beredſamkeit des Generaladvocaten, Cooke, und die Sorgfalt des Hofes, ſolche Richter zu erwählen, wie er ſie haben wollte, machten, daß er endlich verurtheilet ward.

Dieſes Urtheil iſt allezeit für unrechtmäßig und ungerecht gehalten worden. Raleigh unterließ nicht, in ſeinen Briefen an den König und in denen, welche er ſeine Gemalin ſchrieb, und welche noch weniger verdächtig ſind, ſeine Unſchuld zu vertheidigen. „Das, was mich unglücklich machet, ſchrieb er an ſeinen König, iſt dieſes, daß ich einen Mann, welcher eitle Abſichten hatte, gehöret, daß ich ihn, ſage ich, gehöret habe, ohne ihm Beyfall zu geben und zu

„ gar, ohne mich ſeiner Anerbiethungen eher zu
„ erinnern, als da der Proceß ſchon angegangen
„ war. „

Die Vollführung des Urtheils ward indeſſen aufgeſchoben. Jacob begnügte ſich, den Cobham und Raleigh im Tower verſchloſſen zu halten, entweder, weil ihn das Gewiſſen ſchlug, oder weil er mehr Licht in der Sache bekommen wollte. Dieſer große Mann ſah, ſeit ſein Urtheil geſprochen war, ſeine Familie im Verderben. Das Vermächtniß ſeiner Güter an ſeinen Sohn, welches er vor dem Tode der Eliſabeth, und den Tag vorher machte, eh er ſich in einen Zweykampf einlaſſen wollte, hätte ſie derſelben verſichern können. Aber dieſer Vortheil ging bald überhin. Carr, des Königs Liebling, ſuchte dem Mangel ſeiner Glücksgüter durch Verſchluckung fremdes Vermögens abzuhelfen. Er fand einen Fehler in dem Teſtament des Raleigh, ließ es umſtoßen und ward ſein Erbe. Der Gefangene nahm ſeine Zuflucht vergebens zum Könige und zu der Großmuth ſeines Lieblings, und konnte nichts von ihnen erlangen. Der Prinz Heinrich, welcher 1612 das Gut Scherburn zurück gekauft hatte, damit er es dem Raleigh wiedergeben könnte, lebte nicht ſo lange, daß er ſein Vorhaben hätte ausführen können.

Die Geſellſchaft einer ſehr geliebten Gemahlin verſüßte das Elend des Raleigh, und das Studieren beſchäftigte ſeine Augenblicke. Eben im Tower erfand er die Herzſtärkung, welche ſeinen Namen führet, und welcher die Engliſchen Aerzte einen Platz in ihren Apotheken gegeben haben. Er ſetzte ſeine meiſten Schriften, beſonders die Geſchichte der Welt, im Gefängniß auf. Dieſes wichtige Werk enthält in einem Bande in Folio die wichtigſten Begebenheiten von der Schöpfung an bis auf die Niederlage des Perſeus. Die Ordnung und die Verbindung der Begebenheiten, die Richtigkeit und Wichtigkeit der Betrachtungen, und die Stärke und Majeſtät der Schreibart machen, daß man es bedauret, daß der Verfaſſer die beyden letzten Theile ſeines Buchs nicht ans Licht geſtellet hat. Der Theil, welcher gedruckt worden, iſt im Jahr 1614 zum erſtenmal herausgekommen.

Auf ein dreyzehnjähriges Gefängniß folgte endlich ſeine Befreyung. Aber dieſelbe zu erhalten, mußte er den Anverwandten des neuen Lieblings des Königs, Villiers, 1500 Pf. Sterl. geben. Carr, welcher ſeine Verbrechen mit ſeinen Titeln zugleich gehäufet hatte, kam etliche Monate vorher in den Tower, ehe derjenige, deſſen Güter er bisher beſeſſen hatte, heraus kam. Aber der Schuldige entwiſchte der Strafe, und der Unſchuldige erlangte nur einen Aufſchub.

Raleigh hatte in ſeinem langen Gefängniſſe ſein Vorhaben auf Guinea nicht aus dem Geſicht verlohren. Er hatte oft Schiffe dahin geſchickt. Einige Indianer waren nach England gekommen und hatten dem Gefangenen Nachricht von ihrem Lande gebracht. Als er wieder frey war, theilte er dem Hofe die Nachrichten mit, welche er bekommen hatte, und damit man ſeine Entwürfe billigen möchte, erbot er ſich, ſie auf ſeine Unkoſten auszuführen. Der König, deſſen Geldkaſten ganz leer waren, hoffte die Schätze von America würden ihren Einzug hinein halten, und gab alſo dem Raleigh ein Patent. Er erklärte ihn darinne zum Haupt dieſer Unternehmung und gab ihm das Recht über das Leben und den Tod derjenigen, welche mit ihm gehen würden. Wer hätte nicht denken ſollen, daß dergleichen Privilegien beſſer wären, als ein Pardon, und daß die Erkaufung einer Gnadenverſicherung, welche man ihm anbot, überflüßig geweſen wäre?

Dieſe Verrichtung lief unglücklich ab. Das Geld fehlete, das Kriegsvolk war ſchlecht gewählt, die Zeit der Ausführung verging mit Vorbereitungen. Der König in Spanien, welcher von ſeinem Geſandten, dem Jacob das ganze Vorhaben des Ralegh entdecken ließ, von allem Nachricht erhalten hatte, ſchickte eine ſtärkere Macht dahin. Ralegh mußte wegen Krankheit ſich mit ſeinen Schiffen an der Mündung des Fluſſes aufhalten und einem von ſeinen Schiffshauptleuten die Ausführung der Unternehmung anvertrauen. Dieſer Officier gehorchte ſeinen Befehlen ſchlecht. Da er von den Spaniern war angegriffen worden, ſo begnügte er ſich nicht daran, ſie zurück zu treiben, ſondern er überfiel und verbrennete auch die Stadt St. Thomas, welche ſie 3 Meilen von einem Bergwerke erbauet hatten. Des Ralegh Sohn verlohr hierbey das Leben, und der kleinmüthig gewordene Schiffshauptmann kam zurück, und hatte nichts gethan. Uebrigens verſichert man, daß man in dem Coffer des Gouverneurs die Urſchrift von dem Memorial gefunden, welches Ralegh ſeinem Könige übergeben hatte.

Dieſer unglückliche Erfolg ſchien dem General ein Vorbote ſeines Unterganges zu ſeyn. Er wußte wohl, daß nichts, als das Geld, ihn mit einem Herrn verſöhnen konnte, welcher ſeinen Feinden ganz und gar ergeben war. Man hat geſagt, ſein Schiffsvolk habe ihn gezwungen, nach England zurück zu kommen. Aber es erhellet aus Urkunden, daß er freywillig wieder zurück gekommen. Er hielt ſich anfangs verborgen, ſowohl den Monarchen zu beſänftigen, als auch die Schutzſchrift zu Stande zu bringen, welche er ihm hernach zuſchickte. Aber dieſer Herr, welcher von den Spaniern, und beſonders von Gondemar, ganz beſeſſen war, wollte ihnen das Blut ihres Feindes nicht verſagen. Indem Ralegh nach Frankreich fliehen wollte, ward er durch die Verrätherey eines Anverwandten angehalten. Da man in ſeiner Aufführung in America keinen Vorwand, ihn zu verdammen, finden konnte, ſo brachte man den alten Urtheilsſpruch wieder aufs Tapet, und er ward den 29. Oct. 1618 enthauptet. Seine Aufführung in ſeinen letzten Augenblicken war ſeines Lebens würdig und machte alle Zuſchauer wehmüthig. Der König bemühte ſich vergebens, ſich in einem Manifeſt zu rechtfertigen, worinnen die vorgegebenen Vergehungen des Ralegh ausführlich angezeiget waren. Das Publicum war doch überzeugt, daß dieſer Held als ein Opfer eines Hofes geſtorben war, deſſen Bündniß man um einen ſo verhaßten Preiß erkaufen wollte. Der König Jacob machte ſich nach deſſen Tode ſelbſt ein Verdienſt daraus, dieſem Hofe einen ſolchen Unterthanen, und mit ihm die Liebe ſeines Volks, aufgeopfert zu haben.

Nun wollen wir noch die in dieſer Sammlung der Werke des Ralegh enthaltenen Stücke anzeigen. Der erſte Band enthält Staatsmaximen, den Cabinetsrath, welchen Milton zum erſten mal heraus gegeben, und ein Geſpräch über die Vorzüge des Parlements. In dem andern Bande findet man unterſchiedene Abhandlungen von dem Seeweſen und der Handlung, die Beſchreibung ſeiner erſten Reiſe nach Guiana, die Schutzſchrift der zweyten, eine kleine Schrift, der Scepticus betitelt, und eine Probe von einer neuen Geſchichte von England, welche das Leben Wilhelms des Eroberers enthält. Alle dieſe Stücke, wie auch die Gedichte des Ralegh, ſind ſehr feurig und richtig geſchrieben, und man findet darinnen unterſchiedene merkwürdige die Geſchichte von England betreffende Begebenheiten.

Paris.

La Grandeur de Dieu dans les Merveilles de la Nature. Poëme. Par Monſieur *Dulard*, de l'Academie des Belles Lettres de Marſeille. Nouvelle édition, revûe par l'Auteur. Chez Deſaint & Saillant, rue

Saint-Jean-de-Beauvais. M. D. C C L.
Avec Approbation & Privilege du Roi.
In Duodez, 10 ½ Bogen.

Wir geſtehen mit dem Verfaſſer dieſes Gedichtes, daß die Natur für einen Dichter ein unerſchöpflicher Quell lebhafter Bilder, edler Gedanken und erhabener Ausdrückungen iſt, wundern uns aber nicht ſo ſehr, wie er, darüber, daß die phyſikaliſch-poetiſche Laufbahn noch nicht ſehr betreten werden. Wie ſelten findet man Wiſſenſchaft und Witz, Gründlichkeit und Einbildungskraft, Naturlehre und Dichtkunſt ſo freundſchaftlich, wie in einem Haller und in einem Käſtner miteinander verbunden! Wie ſtimmen Newton und Pope? Gemeiniglich antwortet man: Wie Chriſtus und Belial. Die Erfahrung iſt meiſtentheils für dieſen Irrthum: aber kein ächter Kenner der Dichtkunſt wird läugnen können, daß die Wunder der Natur weit fähiger ſind, einen Dichter zu begeiſtern, als eine Corinne oder ein Glas Burgunder. In den allerälteſten Zeiten, in dem unſchuldigern Weltalter, findet man, daß die Natur die Dichter beſchäftiget hat. Wie erhaben redet der Verfaſſer des uralten hebräiſchen Gedichtes, welches uns unter dem Namen des Buchs Hiob bekannt iſt, von den Werken der Natur! und wie edel und unnachahmlich beſingt David eben dieſen Gegenſtand in dem 104. Pſalm! welchen man aber ja nicht in Lobwaſſers, ſondern in J. A. Schlegels Überſetzung leſen muß. Wir billigen demnach das Unternehmen des Hrn. Dulards uns eine ganze Naturlehre in Verſen zu liefern. Kann man ihn gleich noch nicht den andern Lucrez nennen, ſo muß man doch dieſem ſeinem Verſuch die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß die Natur darinne ſehr liebenswürdig und prächtig abgemalet iſt, ob wir gleich hin und wieder proſaiſche Stellen bemerken, welche Beweiſe der Schwierigkeit eines ſolchen Verſuchs ſind.

Dieſes Gedicht beſteht aus 7 Geſängen. In dem erſten beſchreibt Hr. Dulard den Himmel. In dem zweyten handelt er von dem Meer. In dem dritten entwirft er das Bild der Erde, als ein Element betrachtet. In dem vierten legt er die Schönheiten des Feldes vor Augen. In dem fünften handelt er von den vierfüßigen Thieren, Vögeln, Inſecten und kriechenden Thieren. In dem ſechſten unterſucht er die Seele des Menſchen und ihre Eigenſchaften und in dem ſechſten beſchreibt er das menſchliche Herz und deſſen Leidenſchaften.

Ein jeder von dieſen 7 Geſängen, ausgenommen die beyden letzten, welche eigentlich zuſammen nur einer ſind, macht, ſo zu ſagen, ein beſonderes Gedicht aus, welches mit dem vorhergehenden und nachfolgenden keine Verbindung hat. Sie hängen durch nichts zuſammen, als durch die Wunder der Natur, welche, ob ſie gleich ſelbſt keine Verbindung mit einander zu haben ſcheinen, doch ein ſo ordentliches Ganzes ausmachen, welches man in der allgemeinen Einrichtung der Welt bewundert.

Von der Art des Verfaſſers, die Werke der Natur abzuſchildern einigen Begriff zu geben, wollen wir nur folgende Beſchreibung des Adlers beyfügen.

Quel eſt ce fier oiſeau, dont l'oeil audacieux
Soutient le vif éclat de l'aſtre radieux,
Dont le vol intrepide au milieu des nuages,
Semble affronter la foudre & braver les orages?
Il réunit la force à la vélocité.
Tantôt impetueux, plus prompt qu'un trait rapide,
Il ſe rabat, il fond ſur un troupeau timide.
Aux yeux du Berger même il enleve un agneau.

Sa force enſanglantée emporte le fardeau.
Au courage hardi que dans lui je remarque,
Je reconnois des airs le ſuperbe monarque.

Wir müſſen noch gedenken, daß ein Naturforſcher aus dieſem Gedichte zu ſeinem Handwerk nichts lernen wird. Der Verfaſſer geſtehet ſelbſt, daß er ſeine meiſten Materien aus dem Derham, Nieuwentyt und Pluche geſchöpfet hat; und bald ſollte man denken, daß ein Poet nicht im Stande ſey, ſich weit über dieſe Schriftſteller in der Naturlehre zu verſteigen.

Nordhauſen.

Der Senior des hieſigen Evangeliſch-Lutheriſchen Miniſterii, Hr. **Friedrich Chriſtian Leſſer**, hat bereits eine zweyte und vermehrte Ausgabe von ſeiner eigenen Nachricht von ſeinen gröſſern und kleinern Schriften, wovon wir die erſte (8 St. 61. S.) angekündiget, an das Licht geſtellet. Man kann daraus ſehen, wie aufmerkſam die Welt auf die Schriften dieſes fleißigen und gelehrten Mannes iſt. Wir wünſchen, daß die Gröſſe und Dauer ſeiner Kräfte ihn, ſich zum Ruhm und andern zum Nutzen und Vergnügen, lange erhalten mögen.

Roſtock.

Der hieſige Buchhändler, **Johann Chriſtian Koppe**, der uns ſchon ſo manches ſchätzbares Werk geliefert, hat den Vorſatz gefaſſet, das vortrefliche Buch des berühmten Engliſchen Predigers, Hrn. **Thomas Stackhouſe**, welches im Jahr 1729 unter dem Titel: A compleat Body of Divinity both ſpeculative and practical, in England ans Licht getreten, durch eine deutſche Ueberſetzung bekannter zu machen. Hr. Stackhouſe gehöret mit unter diejenigen Gelehrten, die in der Welt mehr Verdienſte als Vergeltung haben. Seine Schriften zeugen von ſeiner groſſen Geſchicklichkeit, ſonderlich aber von der ſeltenen Fähigkeit, aus anderer gelehrten Männer Schriften das weſentlichſte, nützlichſte und ſchönſte herauszuziehen, und es in eine ſolche Verbindung zu ſetzen, als ob es eine ganz neue und eigene Arbeit ſey. Was er in Abſicht auf die neueſten Vertheidigungen der chriſtlichen Religion gegen einen **Collin**, **Woolſton**, **Tindal** und dergleichen Geiſter geleiſtet, das lieget der Welt in drey Sprachen vor Augen. Von eben dieſer Art iſt nun auch ſein **vollſtändiger Lehrbegriff der Glaubenswahrheiten und Lebenspflichten** unſerer heiligſten Religion. Er hat dieſelben in der ſchönſten Verbindung und mit den Gründen vorgetragen, die er in den Schriften derjenigen Engländer gefunden, die ſonderlich in den letzten Zeiten die Wahrheit, Göttlichkeit und Vortreflichkeit der chriſtlichen Religion entweder blos dogmatiſch vorgetragen, oder auch gegen den Widerſpruch vertheidiget haben. Es beſtehet dieſes Werck aus fünf Abtheilungen darnach auch, wie wir vernehmen, die deutſche Ueberſetzung eingerichtet werden ſoll.

Die erſte Abtheilung faſſet in ſich die Lehre vom Weſen, Natur und Eigenſchaften Gottes, wie auch von der Göttlichkeit der Offenbarung; die zweyte trägt die Lehre von den göttlichen Rathſchlüſſen, ſonderlich aber von der Schöpfung und Vorſehung vor; die dritte enthält eine hiſtoriſche Theologie, oder Betrachtungen über die Geſchichte von Anbegin der Welt bis auf Chriſtum; die vierte trägt die Lehre von Chriſto in ihrem ganzen Umfang vor; und die fünfte beſchäfftiget ſich mit Abhandlungen über die Lebenspflichten unſerer Religion.

Eine jegliche von dieſen Abtheilungen hat wiederum ihre beſondere Capitel und Abſchnitte, die in einer ſchönen Ordnung auf einander folgen, daß man ſie nicht ohne Vergnügen anſehen kann; und die Verbindung, in welche Hr. Stackhouſe die Gründe einer jeglichen abgehandelten Wahrheit geſetzet hat, zeugen von ſeiner ſchönen Beurtheilungskraft. Einen Beweis davon mag die erſte Abtheilung abgeben. Sie beſtehet aus vier Capiteln. Das erſte handelt von der Religion überhaupt; inſonderheit aber von der Exiſtenz Gottes, als dem Grunde aller Religion, und von der ſtuffenweis erfolgten näheren Offenbarung Gottes 1) durch Moſen, 2) durch die Propheten, 3) durch Chriſtum, 4) durch ſeine Apoſtel. Das zweyte Capitel hat es mit der heiligen Schrift zu thun, deren canoniſche Autorität, Vollſtändigkeit, Vortreflichkeit, Lehr- und Schreibart ſamt ihrer Deutlichkeit in fünf beſondern Abſchnitten vorgetragen, erwieſen, und vertheidiget wird. Es folget im dritten Capitel die Lehre von der Natur und Eigenſchaften Gottes. Hr. Stackhouſe hat die Eigenſchaften des göttlichen Weſens in drey beſondere Claſſen abgetheilet. In der erſten ſtehen diejenigen, die Gott allein und unveränderlich und im allerhöchſten Verſtande eigen ſind, und daher keiner Creatur mitgetheilet werden können; dahin rechnet er Gottes geiſtige Natur, ſeine Ewigkeit, ſeine Unermeßlichkeit, ſeine Unveränderlichkeit, ſeine Einheit. In der andern Claſſe ſtehen die Eigenſchaften, die auſſer Gott andern Creaturen mitgetheilet werden können; dahin gehöret das Leben, die Erkänntniß, die Weisheit, die Macht, die Glückſeligkeit Gottes. In der dritten Claſſe erſcheinen die moraliſchen Eigenſchaften Gottes, nach welchen er alle diejenigen gebildet haben will, die ſeine rechten Anbeter ſeyn wollen. Verſtändige Leſer werden leicht erachten, daß dahin ſeine Heiligkeit, Gütigkeit, Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit gehöre. Damit wir das vierte Capitel dieſer erſten Abtheilung nicht vergeſſen, ſo iſt darin die Lehre von der Dreyeinigkeit des göttlichen Weſens enthalten, die Hr. Stackhouſe theils dogmatiſch vorgetragen, theils eine hiſtoriſche Nachricht von den über dieſer Lehre entſtandenen Streitigkeiten beygefüget hat.

Es geſtattet der Raum nicht, einen Auszug von ein oder anderer Abhandlung inſonderheit mitzutheilen; dieſer allgemeine Entwurf der erſten Abtheilung iſt vermögend, einem jeglichen geübten Leſer ein vortheilhaftes Bild von dieſem Werk zu machen, deſſen fünf Abtheilungen im Zuſammenhang dem erſten Theil der Ueberſetzung beygefüget werden ſollen, damit die Leſer gleich ſehen, was ſie in den nachfolgenden Theilen zu erwarten haben. Der Verleger wird alles leiſten, was äuſſerlich dieſe Ueberſetzung an Druck und Papier liebenswürdig machen kann, und die Ueberſetzung ſelbſt wird ſich allen denen anpreiſen, die der Sprache und der Sache kundig ſind. Hr. Koppe wird auch den Preiß ſo einrichten, daß dieſes Buch, welches in England beynahe drey Pfund Sterlings koſtet, um den billigſten Preiß geliefert werde, den er aber jetzo noch nicht beſtimmen kann, da er die Stärke eines jeglichen Theils nicht weiß, auch ein Theil vor dem andern, dem Original zu folge, etwas ſtärker ausfallen wird.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Groß-Glogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

24.

UT QUI FULGENS
Mit Königlicher Freiheit.

Critiſche Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 11. Junius, 1751.

Madrid.

Im verwichenen Jahre gab allhier **Don Auguſtin de Montiano y Luyando**, beſtändiger Director der Akademie der Hiſtorie allhier, und Mitglied der Königl. Spaniſchen Akademie, ein Buch von 255 Seiten, in Duodez, unter dem Titel: *Diſcurſo ſobre las Tragedias Eſpañolas &c.* heraus. Er kündiget in dieſem Buch ein Werk an, worinnen er die Ehre des Spaniſchen Theaters retten und zeigen will, daß Spanien ſich hierinnen ganz wohl mit Frankreich, Italien und England in Vergleichung ſetzen könne. Er eifert auch wider den Verfaſſer des *Theatre Eſpagnol*, welches 1738 zu Paris herausgekommen, und worinne der Verfaſſer deſſelben behaupten will, den Spaniern wären die Trauerſpiele unbekannt, und man könne einige von ihren Stücken, welche zwar den Namen der Trauerſpiele führten, als z. E. **Celeſtina** und **Helena**, nicht mit Recht Trauerſpiele nennen, weil ſie höchſtens nur für Romane in Geſprächen könnten gehalten werden. **De Montiano** wirft alſo dem Verf. vor, er habe von der Sache geurtheilet, ohne eine Kenntniß davon erlanget und die beſten Spaniſchen Dichter geleſen zu haben. Dieſes iſt eine endemiſche Seuche unter den Kunſtrichtern und witzigen Köpfen in Frankreich. Sie machen es mit ihren Nachbarn gegen Morgen eben ſo, und ihr Abſcheu vor allen fremden Sprachen, welchen das Vorurtheil für ihre Nation beſtändig unterhält, wird auch ſobald kein Mittel wider dieſe Krankheit anſchlagen laſſen. Wenn der Verfaſſer des *Theatre Espagnol* nur, wie es ſeine Schuldigkeit erforderte, die ganz bekannte Bibliothek des **Don Nicolas Antoine** nachgeſchlagen hätte, ſo würde er eine ziemliche Anzahl Spaniſcher Dichter gefunden haben, welche Trauerſpiele geſchrieben, die man noch itzo, wiewohl verändert, in Spanien aufführet. Er wundert ſich auch, daß der Verfaſſer des *Theat. Esp.* die **Celeſtina** unter die Tragödien rechnet, da ſie doch, als ſie 1739 zu Sevilien war gedruckt worden, den Titel einer Tragikomödie führete. Er beweiſet, daß man ſchon von 1533 an gute Trauerſpiele in Spanien findet, als z. E. *la Venganza de Agamemnon* und *Hecuba triſte*, welche beyde **Fernand Perez de Oliva** in Proſe verfertiget hat. Er geht hierauf alle Spaniſche Trauerſpiele durch, welche von dieſer Zeit an herausgekommen, und beurtheilet ſie, da er denn geſtehet, daß viel ſchlechte darunter ſind. Unter die wohlgerathenen werden hier die 2 Trauerſpiele des **Antonio de Silva**, *la Niſe laſtimoſa* und *la Niſe laureada* von 1575 gezählet. Hingegen werden wieder andere getadelt, als des **Hauptmanns, Alphonſo Viruez** 5 Trauerſpiele, des ſonſt berühmten **Hr. Lope Felix de Vega Carpio** 6 Trauerſpiele, das Trauerſpiel **Paulino**, welches 1740 zu Madrid herausgekommen, und andere. Von den Neuern lobt er den **Don Ignazio de Luſſan** und die Ueberſetzung des **Cinna** des **Corneille** durch den **Marquis de St. Jean.** In dem zu Madrid 1735 gedruckten Verzeichniſſe der Spaniſchen Komödien, deren Anzahl ſich auf 4409 beläuft, und worunter ſehr viel ſchlechte ſeyn müſſen, hat man die Tragödien und Tragikomödien unter den Titel Komödien mit Unrecht geſetzt. Endlich macht **Don Montiano** ſich auch über den Herrn **von Voltaire** her, welcher behauptet, daß die Franzoſen zuerſt die Schaubühne wieder hergeſtellet. Er läugnet dieſes, und ſpricht dieſen Ruhm ſeiner Nation zu.

Baſtia.

Seit dem der **Marquis von Curſai** den löblichen Vorſatz gefaſſet, die Corſiſche Nation gelehriger und geſitteter zu machen, und weil er einſiehet, wie wahr es iſt, was **Ovid** ſagt:

Scilicet ingenuas didiciſſe fideliter artes
Emollit mores, nec ſinit eſſe feros,

ſo hat er dieſes Volk nicht ſo wohl durch die Waffen den Geſetzen und ſeinen Herren unterwerfen, als vielmehr dieſes dadurch zuwege bringen wollen, daß er ihm den liebenswürdigen Anblick der Wiſſenſchaften und freyen Künſte verſchaffte: Deswegen hat er vor dem Jahre allhier in Baſtia, der Hauptſtadt dieſes Königreichs, eine Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften geſtiftet und Preiſe ausgeſetzet. Deswegen hat er auch itzo allhier eine Buchdruckerey angelegt, da vorher auf der ganzen Inſel noch niemals eine geweſen. Der Aufſeher und Buchdrucker darüber iſt **Hr. Joh. Marc. Arnaud.** Dieſer machte den Anfang mit Drucken am 24. März 1751 mit zwey fliegenden Blättern, auf deren einem folgende Aufſchrift in Franzöſiſcher und Spaniſcher Sprache ſtehet:

A maggior gloria dell' Altiſſimo, ſotto gli Auſpici felici, e per ordine di Sua Eccellenza il Sig. Marcheſe di Curſay, Mareſciallo di Campo e delle Armate di Sua Maeſtà Criſtianiſſima, Generale delle Truppe Franceſi, in queſto Regno di Corſica, e Protettore dell' Accademia di belle Lettere, queſta primaria Stamperia è ſtata ſtabilita in Baſtia, ed ha commiciato ad imprimere oggi

24 Marzo 1751. *Vera gloria radices agit, atque etiam propagatur.* Cic.

Das iſt:

Zur Ehre des Höchſten, unter der glücklichen Anordnung, und auf Befehl Sr. Excellenz, des Hrn. Marquis von Curſay, Feldmarſchalls und Marſchalls der Armeen Sr. Allerchriſtlichſten Majeſtät, Generals der Franzöſiſchen Völker in dieſem Königreich Corſica, und Beſchützers der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, iſt heute, den 24. März 1751, dieſe erſte Buchdruckerey in Baſtia errichtet und darinne zu drucken angefangen worden. Vera &c.

Auf dem andern Blatt ſteht ein wohlgerathenes Sonnet des Hrn. Roberto Curio, eines Genueſiſchen von Adel, zum Lobe des Hrn. Marquis von Curſay, welcher in der That durch ſein tugendhaftes und weiſes Betragen alles Lob verdienet. Man mag die Sauberkeit der Lettern, oder den auſſerordentlichen Fleiß des Buchdruckers, oder die Schönheit des Pappiers betrachten, ſo muß man geſtehen, daß dieſe neue Buchdruckerey alles gute von ſich hoffen läßt und verdienet, daß groſſe und prächtige Werke darinne gedruckt werden.

Siena.

Oſſervazioni ſopra il ſale della Creta, con un Saggio di Produzioni naturali dello Stato Saneſe, del Dottor *Giuſeppe Baldaſſari*, Medico di M. O. M. 1750. In Oct. 5½ Bogen.

Die Beobachtungen beſtehen aus einem Schreiben an den D. Saverio Manetti, Profeſſor und Secret. der botaniſchen Geſellſchaft zu Florenz, von dem Hrn. Baldaſſari, Arzt zu Monte Oliveto maggiore. Dieſer fleiſſige Mann wohnet alſo in demjenigen Theil des Sieneſiſchen Gebiethes, welcher Creta heißt, wo ſich ein weiſſes und feuchtes Erdreich befindet. Er hat ſich die Mühe genommen, der Urſache deſſelben nachzuforſchen, und gefunden, daß eine groſſe Menge wirkliches Salz darinne ſtecket. Hierbey iſt er nicht allein geblieben, ſondern hat auch von Fiſchen, Foßilien und andern Dingen, die die Natur hervorbringt, wovon der Ritter Venturi eine vortrefliche Sammlung beſitzet, ein Verzeichniß verfertiget und ſelbige beſchrieben.

Venedig.

Il Militare inſtruito nella Scienza della Guerra. Opera diviſa in due Parti, e dedicata a Sua Maeſtà *Carlo Federico III. Re di Pruſſia* &c. 1751. In Quart, 2 Alph. nebſt 4 Kupfern.

Dieſes Buch iſt ſchon 1746. zu Turin in Franzöſiſcher Sprache, unter dem Titel: *La Science de la Guerre*, heraus gekommen. Dieſes iſt eine Italiäniſche und etwas vermehrte Überſetzung. Denn zu dem erſten Theil, welcher von der Kriegsbaukunſt handelt, hat der Hr. Verfaſſer, der Graf Gioſeffo Nicolao di Robilant, noch 2 Capitel gethan, und in dem 2ten Theil, worinne die Regeln der Tactic oder Kriegskunſt, ein Lager zu ſchlagen, und Kriegsmaximen vorgetragen werden, welcher in der Franzöſiſchen Ausgabe nur 13 Capitel enthält, findet man 17 Capitel, ohne das letzte von dem fliegenden Hoſpital. In den beyden neuen Capiteln des erſten Theils wird man mit Vergnügen die neue Art, einen belagerten Platz zu befeſtigen, leſen, welche nicht über den 5ten Theil mehr, als die ordentliche Befeſtigung, koſten ſoll. Die am Ende beygefügten 365 Maximen ſind eben nicht alle von der äuſſerſten Wichtigkeit; z. E. die Macht hilft nicht, wo Klugheit fehlt; der Schwäche einer Armee kann man mit einer vortheilhaften Stellung und Kriegsliſt zu Hülfe kommen; das Geld iſt das vornehmſte im Krieg; der Soldat die Hand, der General die Seele ꝛc. Eben dieſer Verfaſſer hat unter andern auch ein Werk geſchrieben, welches 1722 zu Genf unter dem Titel: *Les forces de l'entendement demontrées par l'experience*, herausgekommen, und noch ein anders, welches zu Venedig heraus gekommen, und betitelt iſt: *Intorno alle acque, tanto correnti che ſtagnanti.*

Göttingen.

D. Albrechts von Haller, Königl. Groß-Britanniſchen Hofraths und Leib-*Medici*, der Anat. Botanic und Chirurg. Ordentlichen Lehrers, Präſidenten der Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Göttingen, der Kayſerl. und Königl. Engl. Preußiſchen, Schwediſchen und Upſaliſchen Academien der Wiſſenſchaften Mitgliedes, und des Großen Raths der Republic Bern, Verſuch Schweizeriſcher Gedichte. Sechſte, rechtmäßige, vermehrte und veränderte Auflage. Verlegts Abram Vandenhöcks ſel. Wittwe, Univerſit. Buchh. 1751 mit Röm. Kayſ. Königl. Poln. und Churf. Sächſiſ. Allergnädigſten *Privilegiis*. In groß Octav, 18½ Bogen.

Wenn wir gleich hier mit vielen proſaiſchen Umſchweifen ſagen wollten, daß der Herr von Haller ein vortreflicher Dichter ſey, ſo würden wir doch von ihm nichts mehr ſagen, als was in ſo mancher gelehrten Zeitung von ſo manchem alten poetiſchen Lehrjungen geſagt wird, und wir würden bey denen, welche unſern Geſchmack nicht kennen, dennoch vielleicht in dem Verdacht ſtehen, daß dieſer abgenützte Lobſpruch bey uns eine nicht beſſere Einſicht und Ueberzeugung zum Grunde habe, als bey jenen. Wir laſſen den allgemeinen Ruhm für dieſen Dichter reden, deſſen Rechtmäßigkeit ſich auf den entſchiedenen Geſchmack der größten Kenner gründet, und deſſen Lauf die ohnmächtigen Bemühungen des Neides, welcher ſeine Einfalt und Bosheit dadurch am meiſten bloß gegeben hat, niemals haben hemmen können. Die Muſe des Herrn von Haller würdig zu beleben wünſchen wir ihm

> Erſt manches Jahr, dann noch ein Leben,
> Das Ihm ein Dichter möge geben,
> Der Ihn zu rühmen würdig ſey!
>
> von Haller.

Aber wo iſt ſo ein Dichter? In wieviel Jahrhunderten wird ein Haller gebohren?

Zu dieſer neuen prächtigen und mit ſaubern Vignetten gezierten Auflage hat den Hrn. von Haller die Verwegenheit eines Zürchiſchen Buchhändlers bewogen, welcher im verwichenen Jahre eine unrechtmäßige Auflage dieſer Gedichte gemacht und aus einer unzeitigen Hochachtung gegen dieſen Dichter alle deſſen Jugendproben, welche er (vielleicht zum Theil aus einer allen großen Geiſtern eigenen allzu ſtrengen Beſcheidenheit in Anſehung ihrer Werke, welche nicht, wie die in dem Sumpfe am Fuß des Parnaß herum hüpfenden Fröſche, alles, was ſie ausquaken, in die Welt zu bringen für ihre Pflicht halten) auf immer von der Sammlung ſeiner Gedichte ausgeſchloſſen, alles in dieſe Zürchiſche Auflage gebracht, was er von Halleriſchen Gedichte aufzubringen im Stande geweſen; wobey noch über dieſes die ächten Stück durch die häufigen Druckfehler ganz und gar verſtellet worden, daß der Hr. von Haller ſeine eigene Arbeit in dieſer Auflage verkennet. Er bittet alſo alle Liebhaber der Dichtkunſt, keine andere, als die in dieſer gegenwärtigen ſechſten Auflage befindlichen Stücke, für ſeine Arbeit zu halten.

Dieſe Stück aber ſind folgende. 1) Morgengedanken. 2) Sehnſucht nach dem Vaterlande. 3) Eitelkeit der Ehre. 4) Die Alpen. 5) Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben. 6) Falſchheit menſchlicher Tugenden. 7) Die Tugend an Hrn. Drollinger. 8) Doris. 9) Verdorbene Sitten. 10) Ueber eine Hochzeit. 11) der Mann nach der Welt. 12) Brief an Herrn Chorherrn Geßner. 13) Gedanken bey einer Begebenheit. 14) Urſprung des Uebels. 15) Auf die Vermählung des Herrn Schultheiſſen Steigers. 16) Die Ewigkeit. 17) Auf die vermeynte Beſſerung der Mariane. 18 Ode über ihren Tod. 19) Uber eben denſelben. 20) Auf das Einweihungsfeſt der Göttingiſchen hohen Schule. 21) Auf des Hrn. Großvoigts von Münchhauſen Excellenz. (22) Herrn Bodmers Elegie) 23) Antwort an Hrn. Bodmer. 24) Auf den Tod der Eliſe. 25) Vier Fabeln, 26) Cantate bey der Anweſenheit George des II. in Göttingen. 27) Serenate bey gleichem Anlaſſe. 28) Ueberſchriften.

Da die Halleriſchen Gedichte in ſo vieler Händen ſind, (ein ſicheres Zeichen entweder ſehr elender, oder ſehr vortreflicher Bücher) und verſchiedene, die wir kennen, dieſelben ganz auswendig können und beſtändig mit ſich ſelbſt in lauter Halleriſchen Verſen reden, ſo würde es überflüßig ſeyn, hier etwas davon einzurücken. Doch wollen wir nur das erhabene Sinngedicht herſetzen, welches der Hr. von Haller bey der Gelegenheit aufgeſetzt, da der hochſel. Prinz von Wallis durch ſeine Prinzen und Prinzeſſinnen des Addiſons Cato vorſtellen ließ.

Als, unbeſiegt an Muth, der letzte Römer ſtarb,
War Rom vom Ruhm noch ſtolz, den ihm ſein Blut erwarb.
O ſeliger als Rom! du freyes Albion,
Wie damals Cato ſprach, ſo denkt itzt Cäſars Sohn.

⁂

Die Mitglieder der Königlichen Großbritanniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften allhier waren am verwichenen 28. April zum erſten mal verſammlet. Der Hr. Hofrath von Haller, Präſident dieſer Geſellſchaft, eröfnete die Verſammlungen durch Ableſung einer Abhandlung **von den Zwittern.** Den 1 May war die Geſellſchaft wiederum verſammlet, und der Hr. Prof. **Segner** las einen Aufſatz **von den Mikrometern.** Man kann ſich gewiß verſprechen, daß dieſe gelehrte Geſellſchaft zu der Deutſchen Ruhm gereichen wird, da ein Mann die Aufſicht darüber hat, welcher ſchon längſt Deutſchlands Ehre geweſen iſt.

Man hat ohnweit Göttingen ein Elephantengerippe gefunden, und der Hr. Prof. **Hollmann** hat eine Beſchreibung davon in einer Verſammlung der Königl. Geſellſchaft abgeleſen.

Hannover.

Johann George Keyßlers, der Königlichen Großbritt. Societ. der Wiſſenſch. Mitgliedes neueſte Reiſen durch Deutſchland, Böhmen, Ungarn, die Schweitz, Italien und Lothringen, worinnen der Zuſtand und das merkwürdigſte dieſer Länder beſchrieben, und vermittelſt der natürlichen, gelehrten und politiſchen Geſchichte, der Mechanik, Maler- Bau und Bildhauerkunſt, Münzen und Alterthümer, wie auch mit verſchiedenen Kupfern erläutert wird. Neue und vermehrte Auflage, welche mit Zuſätzen und mit einer Vorrede von dem Leben des Verfaſſers begleitet hat M. **Gottfried Schütze**, Königl. Däniſcher Conſiſtorial-Aſſeſſor, des Pädagogii zu

Altona Rector, der Königl. Preuſſ. Academie war auch der Königl. Däniſchen Societät der Wiſſenſch. Mitglied. Mit Königl. Pohln. und Churfürſtl. Sächſ. allerg. Freyheit. In Verlag ſeel. Nicolai Förſters und Sohns Erben Hofbuchhandlung 1751. gr. 4. 8 Alph. 19½ Bogen, 3 Bogen Kupfer und des Verfaſſers und Hrn. Schützens Bruſtbilder.

In der Vorrede des Hrn. Schützens werden ganz kürzlich die Lebensumſtände des Hrn. Keyßlers angeführet. Vielleicht iſt es unſern Leſern nicht unangenehm, einige dieſer Umſtände von uns zu hören. Hr. K. war in Thurnau 1689 gebohren, wo ſein Vater Hofrath des Hrn. Grafen von Giech geweſen. Seine Schulſtudia fing er in Giech unter der Aufſicht Johann Georg Ungers an, und ſetzte ſolche unter dem berühmten Cyprian in Coburg fort. Auf der hohen Schule zu Halle, wo er ſich den Rechten widmete, hörte er den berühmten Thomas Gundling, von Ludwig und Böhmern. Er reiſete von da nach Hauſe, und wurde Unterhofmeiſter zweyer junger Grafen von Giech Buchau. Im 1713ten Jahre gieng er mit ihnen nach Halle, und von da gieng er mit ihnen auf Reiſen. Er machte hierbey Bekanntſchaft mit ſehr vielen Gelehrten, welche er in Deutſchland, Frankreich, und in den Niederlanden antraf. Reland in Utrecht, Banduri und Monfaucon werden hierbey beſonders namhaft gemacht. Nach geendeter Reiſe erwählte ihn der Churfürſtl. Braunſchweig und Lüneburgiſche Staatsminiſter, Freyherr von Bernstorf, zum Hofmeiſter für ſeine beyden Enkel, Andreas Gottlieb, und Johann Hartwig Ernſt von Bernſtorf. Dieſe beyden Herrn ſind es, denen Hr. Schütze dieſe Reiſebeſchreibung zugeſchrieben. Im 1718ten Jahre reiſete Hr. Keyßler nach England, allwo er zu einem Mitgliede der daſigen Societät der Wiſſenſchaften aufgenommen wurde, wozu er ſich durch die gelehrte Abhandlung de Dea Nehalennia, numine veterum Walachiorum topico, würdig gemacht hatte. Hierzu kam eine gelehrte Abhandlung von der geheiligten Miſtel der Druiden. Und als er im 1720ten Jahre nach Hannover zurücke kam, gab er eine ganze Sammlung von auserleſenen Abhandlungen, unter dem Nahmen Antiquitatum ſelectarum ſeptentrionalium & Celticarum heraus. Im 1727 Jahre gieng er mit beſagten jungen Herren von Bernſtorff nach Tübingen, und im 1729. Jahre trat er diejenige Reiſe mit ihnen an, welcher wir dieſe Reiſebeſchreibung größtentheils zu danken haben. Oberdeutſchland, die Schweiz, Italien, Wien, Oberungarn, Böhmen, und der übrige Theil von Deutſchland, Lothringen, England und die Niederlande, hatte unſer Keyßler die ſchönſte Gelegenheit zu beſehen. Nachdem dieſe gelehrte Geſellſchaft wieder zu Hauſe angelanget war, ſo begleitete er den jüngſten Herrn Baron nach Coppenhagen, und von da nach Regenſpurg. Und als er von da wieder zu Hauſe angelanget, blieb er bey dem ältern Hrn. von Bernſtorff, alwo er die anſehnliche Bücherſammlung und das Münz- und Naturaliencabinet dieſer gelehrten Herren unter ſeiner Aufſicht hatte. Eine Beſchäftigung, welche keinem geſchicktern Manne anvertrauet werden konnte. Entfernet von aller Begierde nach hohen Ehrenſtellen, welche ihm doch verſchiedene mal angetragen worden, brachte er ſeine übrige Lebenszeit in dieſen Verrichtungen zu, und die ungemeine Einrichtung des beſagten Naturaliencabinets, welchem auch nach ſeinem Tode das berühmte Eckhardiſche beygefüget worden, das er an ſich gehandelt hatte, zeiget, daß er nicht allein ein groſſer Liebhaber, ſondern auch ein Kenner natürlicher Seltenheiten geweſen. Sein Tod erfolgte vor die natürlichen Geſchichte, vor die Geſchichte der Alterthümer, vor ſeine Freunde allzu zeitig. Er ſtarb auf dem Freyherrl. Bernſtorfiſchen Guthe, Stintenburg, im Sachſenlauenburgiſchen, am Chaſſie gelegen. Wir würden etwas ſagen, welches nicht als zu bekannt wäre, wann wir viele hohe Erhebungen dieſes wahrhaftig verdienten Mannes herſetzen wollten. Gegenwärtige Reiſebeſchreibung iſt ein unumſtößlicher Beweiß, daß er mühſam in ſeinen Unterſuchungen geweſen, und ſeine Reiſen nicht bloß zu einer Erkenntniß lächerlicher Thorheiten angewendet, ſondern zu einer wahren Erfahrung der Vorzüge, Beſchaffenheit, und natürlichen Geſchichte der Länder. Das Werk ſelbſt enthält 99 Schreiben, welche gleich im Anfang nach der Ordnung und ihrem Inhalte angezeiget werden. Den Schluß macht ein dreyfacher Anhang. 1) Eine eingerückte Beſchreibung nach dem Kriegs-Staate eines großen Theils von Schwaben, welche Ludewig der 14te in Frankreich durch geſchickte Ingenieurs machen laſſen. 2) Des Kanzlers Eſaias von Pufendorf Bedenken über die Reduction der Schwediſchen Kron Güter. 3) Beſchreibung der Poſt-Wechſelungen auf der beſchriebenen Reiſe. Ein nützliches und ſorgfältig verfertigtes Regiſter beſchließet das ganze Werk. In jedem Schreiben finden Geſchichtſchreiber, Naturforſcher, Weltbeſchreiber, Liebhaber freyer Künſte, als Mahler, Bildhauer, nicht weniger auch Liebhaber alter Nachrichten und Ueberbleibſel der alten Zeiten, das aller merkwürdigſte. Leute, welche gewohnt ſind, Reiſebeſchreibungen, nur nach dem darinne befindlichen angenehmen, nicht aber nach dem nützlichen zu beurtheilen, werden auch nicht Urſache haben, die Zeit zu bereuen, welche ſie auf Leſung dieſes Werks gewendet haben. Die ſo vernünftigen Beſchreibungen verſchiedener an dieſem und jenem Orte gewöhnlicher Luſtbarkeiten, die Erzehlung lächerlicher Gewohnheiten, welche man an ſo vielen Menſchen zu tadeln Urſache hat, ſind mit den gegründetſten Anmerkungen untermiſchet worden. Man findet alſo alles in dieſem Buche, was man bisher in ſo vielen Büchern theils zerſtreuet, theils ganz vergebens von den angeführten Ländern ſuchen müſſe. Kein Umſtand fehlet, welcher das denkwürdigſte der durchreiſeten Orte erklären kann. Beſonders aber hat die Naturgeſchichte einen mühſamen Unterſucher an dem Hrn. K. gefunden, daß man nichts mehr von einem Schriftſteller fordern könnte, welcher bloß derſelben zu gefallen dieſe Länder durchreiſet wäre, wie denn die beygefügten Kupfer zum Theil ein unumſtößlicher Beweis davon ſind. Das erſte derſelben ſtellet eine kleine Landcharte von Deutſchland, Lothringen, der Schweitz, Italien, Ungarn und Böhmen vor, das andre zeiget einen Pappenheimiſchen verſteinerten Krebs, das dritte die Salzburgiſche Clauſe in dem Lueg, und das Veroneſiſche Amphitheater. Das fünfte und ſechſte weiſet uns die Ausſicht der Isola bella von der Mittagsſeite im Laggo maggiore, das ſiebente führet einen verſteinerten Pappenheimiſchen Fiſch mit Dendriten, und das letztere den Abriß eines Rehkopfs. Die beygefügten Anmerkungen des Hrn. M. Schützens ſind ſo beſchaffen, daß ſie dem Werke noch mehr Licht geben, da ſolche theils auf ältere Nachrichten zurücke weiſen, theils aber die Sachen auf verſchiedene andere Arten mehr erklären. Aus allem dieſen angeführten ſehen unſre Leſer, daß dieſes Buch ein beynahe unverbeſſerliches Werk in ſeiner Art ſey, und wäre zu wünſchen, daß man auf eben dieſe Weiſe auch eine genaue Beſchreibung anderer Länder von einer eben ſo geſchickten Feder, als des Hrn. K. erhielte. Was den äuſſerlichen Zierath des Werks anbelangt, ſo glauben wir genug geſagt zu haben, wenn wir melden, daß es des Hrn. Breitkopfs in Leipzig Druck ſey. Uebrigens machet uns der Hr. Herausgeber gute Hoffnung zu noch verſchiedenen nützlichen Schriften des Hrn. K. z. E. De cultu luco, ignis, Kernunni, und de Dea Hertha & Aventia, welchen man mit deſto ſehnlicher entgegen zu ſehen Urſache hat, da man aus dieſer Herausgabe dieſer Reiſebeſchreibung ſiehet, daß niemand geſchickter ſey, des Hrn. Keyſlers Schriften in ihrer Schönheit der Welt mitzutheilen, als Hr. Schütz.

Halle.

Exercitatio Juridica de neceſſaria Litterarum juridicæ Studio, qua prælectiones æſtivas publicas & privatas imprimis recitationes juridico-litterarias honoratiſſimis legum cupidis commilitonibus in alma Fridericiana indicat *Joannes Philippus Carrach*, Juris utriusque & Philoſophiæ Doctor.

Die Abſicht des Hrn. Verfaſſers iſt in dieſen Blättern, zu zeigen, wie nöthig einem, der ein Rechtsgelehrter werden will, eine Bücherkenntniß ſey. Er bewerkſtelliget dieſes mit einer ihm eigenen Gelehrſamkeit folgendergeſtalt. Erſtlich zeiget er, daß einer, der ſich der Rechtsgelehrtheit widmet, ſowohl bey dem jure nat. als auch poſitivo Nachrichten von juriſtiſchen Schriften nöthig habe. Ferner lehret er den Nutzen ſolcher Kenntniß in dem geſchriebenen und ungeſchriebenen Rechte. Hierauf trägt der Hr. Doctor die Nothwendigkeit ſeiner Wiſſenſchaft in den Rechten eines jeden Landes vor. Er beweiſet weiter, daß ſie auch vieles zum Verſtändniß der Geſetze und derſelbigen Anwendung beytrage. Endlich ſchließet dieſe leſenswürdige Abhandlung mit noch einigen andern Vortheilen, die man ſich von einer Bücherkenntniß zu verſprechen hat; und hierauf folget ein Verzeichniß derer jenigen Wiſſenſchaften, welche er in dieſem Sommer halben Jahre lehren will. Wir ſehen dem Werke, das er bey dieſer Gelegenheit von den Römiſchen Alterthümern verſpricht, mit Verlangen entgegen.

Wittenberg.

Joh. Friderici Weidleri Inſtitutiones Geometriæ ſubterraneæ. Editio altera ab auctore recognita, cum Figuris æneis. Wittenbergæ, apud Gottlieb Henricum Schwartzium. 1751. 4. 11 Bog. 4. Blatt Kupfer.

Dieſe Markſcheidekunſt des Hrn. D. und Prof. Weidlers iſt das erſtemal 1726 herausgekommen, und wenn wir keine beſſere hätten, ſo würde ſie vielleicht noch gut genug ſeyn können. Der Vortrag darinne iſt zwar ganz ordentlich. Der Anfang beſtehet aus der Beſchreibung derer zur Markſcheidekunſt nöthigen Werkzeuge. Hierauf folgen einige wenige und ſehr kurze Sätze von Ausrechnung der Seiger-Linie, und der Sohle aus der Erkenntniß der Donlege; bey welcher Gelegenheit der Hr. Profeſſ. die Ausrechnungs-Tabellen der Seiger- und Grundlinien beygefüget. Hierauf zeiget er, wie man ſich zu verhalten habe, wenn man auf Eiſenzechen zu ziehen hat, wo man den Compaß nicht gebrauchen kann. Nach dieſem folgen verſchiedene Sätze vom Zulegen eines ſolchen Grubenzuges, wobey er einige Geſetze giebt, wie man einen Tagezug verrichten muß. Und endlich folgen einige Beſchreibungen, was Gänge, Klüfte, u. d. ſind. Wobey wir aber nicht läugnen können, daß die Beſchreibung einer Kluft, welche er auf der 82. Seite gegeben, nicht richtig ſey, indem er ſolche daſelbſt für ſchmale von Hauptgängen ab- und zufallende Trümer angiebt, welches doch wider alle Erfahrung ſtreitet, da Klüfte und Trümer zwey verſchiedene Dinge ſind. Dergleichen Verwechſelungen der in der Bergſprache üblichen Wörter kommen in dieſem Buche noch verſchiedene vor. Der Hr. Prof. W. verdienet alſo wohl den Nahmen eines guten Mathematikverſtändigen: allein die Markſcheidekunſt hat bereits ein größeres Licht durch den gelehrten Hrn. von Oppel, Voigteln, und Hr. Beyern erlangt, ſo daß wir ſchon ziemlich verwöhnet ſind, auch in dieſer Wiſſenſchaft etwas vollkommnes zu leſen. Unſeres Erachtens iſt der practiſche Theil allzu kurz von dem Hrn. Prof. abgefaßt.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

25.

ITQUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 18. Junius, 1751.

St. Ildefonſe.

Die verwittwete Königin von Spanien, Eliſabeth, hat in Betrachtung des hohen Hauſes, aus welchem ſie entſprungen, beſchloſſen, eine genaue und vollſtändige Beſchreibung der prächtigen Königlichen Gallerie zu St. Ildefonſe, wo ſie itzo ihren Sitz hat, verfertigen zu laſſen. Dieſe Gallerie oder Antiquitätenkammer beſteht aus dem Cabinet der Königin Chriſtina von Schweden, welches ſchon von dem König Philipp V. aus dem Cabinet des Herzogs von Alba, angeſchaffet ward, aus einem Theil des Farneſiſchen Cabinets, welches zu Parma geweſen, und andern Denkmalen des Alterthums, welche in verſchiedenen Provinzen in Spanien geſammlet worden, und Bildſäulen, Bruſtſtücke, Urnen, muſaiſches Schmelzwerk, Aufſchriften und allerley koſtbare Ueberbleibſel des gelehrten Alterthums in ſich faſſet. Die Königin hat die Verfertigung dieſes ſchönen Werks dem Pater D. Eutichio Aielli e Caſcari, Baſilianiſchem Mönch in Sicilien, aufgetragen, und zwar bey der Gelegenheit, da er an dem Hofe zu Madrid war, indem er die Prinzeßin von Ari, welche ſich mit dem Neapolitaniſchen Geſandten an dieſem Hof vermählte, dahin begleitet hatte. Nachdem die Königin Nachricht von der Geſchicklichkeit dieſes Mannes bekommen hatte, ließ ſie ihn unverzüglich zu ſich kommen, und trug ihm dieſe Arbeit auf. Man kann ſich von dieſem großen Kenner der Alterthümer verſprechen, daß er durch dieſe Bemühung die alte Hiſtorie ſehr erläutern und viele Irrthümer der andern verbeſſern wird.

Montauban.

Nachdem der hieſige Biſchof einen Preiß von 250 Livres geſtiftet hat, welcher demjenigen zuerkannt wird, welcher, nach dem Urtheil der hieſigen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, die beſte Abhandlung über einen moraliſchen Satz aus der heil. Schrift, gemacht hat, ſo iſt der Preiß auf das Jahr 1750 derjenigen Abhandlung zuerkannt worden, welche den Spruch zum Grunde hat: *Amici fidi nulla eſt comparatio* Eccleſ. &c. Sie wird auf den künftigen 25. Aug. als an dem St. Ludwigsfeſt, 2 Preiſſe austheilen. Die Materie zu der proſaiſchen Abhandlung iſt: wie nöthig die Künſte zur Geſellſchaft ſind, nach den Worten der Schrift: *Sine his omnibus non ædificatur Civitas. Eccleſ. C. 37, v. 36.* Die Materie zur Ode iſt, die Erfindung der Buchdruckerkunſt.

Wien.

Geberi, des Königs der Araber, ſcharfſinnigen Philoſophi und wahren *Adepti* curiöſe vollſtändige Schriften, worinnen in den vier Büchern das Queckſilber, Schwefel, Arſenicum, Gold, Silber, Bley, Zinn, Kupfer, Eiſen ꝛc. Oefen, Inſtrument, Sublimationen, Deſcenſionen, Deſtillationen, Calcination, Solution, Coagulation, Fixation, Ceration, Teſt, Cement, Feurung, Schmelzung, ꝛc. ferner deren Anfänge Präparation, Eſſenzen, Salze, Alaune, Atramente, Salpeter, Salarmoniac, Vitriol, Antimonium, Bolus, Cinnober, Glaß, Borax, Eßig abgehandelt werden; Wie auch das Teſtament, güldne Buch der dreyen Wörter *Kallid Rachaidibi* und andere chymiſche Tractätgen, Summa die ganze Kunſt die unvollkommenen Metalle, als Kupfer, Zinn, Bley, Eiſen ꝛc. in vollkommene, als Silber und Gold, zu verwandeln; das iſt: Wie man Silber und Gold machen ſoll, enthalten, aus einem uralten *MSpt.* genommen, nach dem vorhandenen Exemplar in der Vaticaniſchen Bibliothec eingerichtet, mit gehörigen Figuren und Regiſter verſehen, und an Tag gegeben von *Philaletha.* Wien, verlegts Joh. Paul Krauß 1751. 8. 1 Alphab.

Dieſes Werkchen enthält an und für ſich vier Bücher, nach dieſem folget das Buch der drey Wörter, hierauf des Gebers Teſtament, und endlich eine Schlußrede an die Leſer, von Fauſtus Sabäus. Wir können faſt nicht glauben, daß der Titel zu dem Buche gehöre, denn wer ſolchen lieſet, der wird ſich nichts anders einbilden, als daß er in dem Buche eine vollſtändige Chymie antreffen werde, allein in der That trifft man nichts darinnen an, als eine unvollkommene und in ſehr vielen Stücken ſehr unrichtige Abhandlung der Mineralien und Metallen. Vom Himmel gefallene gediegene Metalle und zwar Stücken zu hundert Marken ſchwer, ja ſo gar zu Steine gewordenes Feuer, ſind Dinge, welche er als bereits ausgemachte Wahrheiten uns vorzutragen ſich nicht ſcheuet. Von den chymiſchen Arbeiten iſt auch nicht viel beſonders zu ſagen. Das Hauptwerk ſelbſt aber, nämlich die auf dem Titel ſo gewiß verſprochene gänzliche Entdeckung der Kunſt, alle unedle Metalle zu Gold und Silber zu machen, bleibt in ſo ferne ganz weg, daß er zwar in dem vierten Buche, wo er die Sache nun recht ernſtlich vorzunehmen ſcheinet, von dreyerley Arten Medicin redet, und beſonders Kupfer und Eiſen vornimmt, im übrigen aber mit allen dergleichen Schriftſtellern das gemein hat, daß er fürchtet, Gottes Zorn ſich auf den Hals zu ziehen, wenn er von dieſer Sache deutlich ſchriebe; eine Entſchuldigung einer Unwiſſenheit, welche nicht löblicher könnte ausgedacht werden. Andere in dergleichen ſchönen Schriften bereits zur Gewohnheit gewordene feine Gleichniſſe, tiefſinnige Erzählungen, und unverſtändliche Einkleidungen ſind auch hier anzutreffen. Und wenn ja auch hier und da, wie nicht zu läugnen, noch etwas gründliches verborgen iſt, ſo kann man es nicht anders, als eine Perle auf dem Kehrighaufen anſehen. Und man ſollte auf die Gedanken gerathen, der Titel zu dieſem Werkchen wäre von jemanden gemacht worden, der das Buch nie geleſen; ſo vieles verſpricht der Titel, und ſo wenig findet man in dem Buche.

Nürnberg.

Es würde überflüßig und unnöthig ſeyn, wenn wir jetzo weitläuftig beweiſen wollten, was vor groſſen Fleiß und Anſehen Conrad Geßner, ſo wie in vielen Wiſſenſchaften, alſo auch in der Kräuterkunde, beſeſſen habe. Unterdeſſen ſind faſt zweyhundert Jahre verlauffen, da man das mehreſte, was dieſer groſſe Mann zur Aufnahme der Botanic gearbeitet, entbehren muß. Die Kräuterbeſchreiber von der Zeit an beklagen ſich faſt allgemein, daß dieſe ſchätzbaren Werke entweder zu Grunde gegangen, oder doch zu groſſem Nachtheile der Wiſſenſchaft noch nicht zum Vorſcheine gekommen ſind. Ein und anderes hat zwar der nicht weniger berühmte Joachim Camerarius, der dieſen Schatz an ſich gekauffet, an das Tageslicht gebracht, und zu ſeinen verfertigten Werken angewendet, er hat aber die Welt nur begieriger gemacht, auch das übrige zu ſehen, welches aber immer verſteckt geblieben. In ſo langer Zeit nun haben dieſe Werke viele Widerwärtigkeiten ausgehalten; indeſſen ob ſie gleich verdrucket, ſo ſind ſie doch dadurch nicht gänzlich zerſtreuet oder vernichtet worden. Gegentheils hat die Vorſicht beynahe alles dasjenige, was nur bis auf unſere Zeiten hat dauren können, nach und nach in den koſtbahren, und mit ſo vielen Seltenheiten angefülleten Bücher-Vorrath des weitberühmten Hrn. D. Chriſt. Jac. Trews, Ihro Kayſ. Maj. Rathes und Archiaters, Hochfürſtl. Brandenb. Onolzbach. Hofraths und Leib-Medici, der Republic Nürnberg Phyſici ordinarii Senioris, Kayſerl. Comitis Palatini, des H. R. R. Edlen, der Kayſ. Academie der Natur. Cur. Hochanſehnlichen Directoris, der Königl. Londoniſchen und Berliniſchen Geſellſchaft Mitgliedes, gebracht und wieder vereiniget. Es hat derſelbe ſeit geraumen Jahren keine Mühe und Koſten geſcheuet, nicht allein alles dasjenige, was Geßner ſelbſt vollführet oder angefangen, an ſich zu bringen, ſondern hat auch kein Bedenken gehabt, ſowohl das, was die nachherigen Beſitzer hinzugethan, als auch einen groſſen Vorrath von Sachen, die auch nur einigermaſſen hierzu einige Hülfe oder Handreichung möchten thun können, mit groſſem Aufwande zuſammen zu ſchaffen. Ein jeder anderer Beſitzer von dergleichen Dingen, die ſo vielen Werth haben, würde daraus gleichſam ein Heiligthum gemacht, und ſie nur zur Zierde oder zu ſeinem eigenen Vergnügen vor ſich allein verwahret haben. Dieſer vortrefliche Beförderer der Wiſſenſchaften aber, von weit edleren Regungen angetrieben, hat nicht etwan um deßwillen nur ſo vielen Aufwand gemacht, daß er ſeinen Nutzen oder Vortheil dabey ſolte geſuchet haben, ſondern hat einzig und allein auch hierinnen, ſo wie er mit mehreren der gleichen unverwelklichen Proben bisher ſattſam erwieſen, das allgemeine Beſte zum wahren Abſehen gehabt. Der ganz ſeltene Werth dieſer Dinge hatte ihn ſchon verlängſt zu dem Entſchluſſe bewogen, dieſe herrlichen Ueberbleibſel des Geſneriſchen Fleißes der Welt in die Hände zu liefern, es legten ſich aber von Zeit zu Zeit einige Hinderungen in den Weg. Derſelbe aber hat deſſen ungemeine Liebe vor die Wiſſenſchaften ſo gar ſo viel vermocht, daß er nicht nur ein ſeltenes Beyſpiel der Freygebigkeit wird, und alles dem Verleger unentgeltlich und umſonſt überläſſet, ſondern auch mit allen Kräften unterſtützet, daß gedachter Verſatz durch den Erlangiſchen öffentlichen Lehrer Hrn. D. Caſ. Chriſtoph Schmiedel ſo gut, als geſchehen kann, zur Würklichkeit gebracht wird.

Vorläufig iſt zu erinnern, daß ermeldeter Schatz mehrentheils in einer Menge von Figuren beſtehet, davon ein Theil ſchon geſchnitten, ob zwar verkleinert, ein Theil aber auf ähnliche Weiſe nur auf Holz mit der Feder geriſſen iſt. Andere und zwar weit mehrere ſind in natürlicher Größe mit Farben auf Pappier gemahlt vorhanden, insgeſamt aber ſind zum Verwundern künſtlich verfertiget. Dieſe nun alleſamt ſollen wie ſie ſind und unverändert, nebſt den darzu gehörigen Anmerkungen, heraus gegeben werden, und werden ein Werk von wenigſtens drey Bänden in Regal Folio ausmachen.

Wir können und wollen jetzo nicht eine genaue Beſchreibung weder der Dinge überhaupt, noch auch der einzelnen Stücken liefern; wir halten vor hinlänglich, uns auf das allgemeine Verlangen zu beziehen, das die Schriftſteller von langer Zeit her nach dieſen Dingen geäuſert, und ſind auch gewiß, daß die Gemeinmachung derſelben dem wahren Werthe nichts entziehen, ſondern denſelben vielmehr vermehren werde. Wir ſuchen nur hierdurch eine kurze Nachricht zu geben, was in dem erſten Theile, der gleichſam als ein Prodromus vorangehen ſoll, enthalten ſeyn wird. Es wird alſo vornehmlich nach der Epiſtel an den verehrungswürdigen Herrn Beſitzer, Geſners Leben darinnen beſchrieben werden, ſo viel man davon in Erfahrung bringen können. Alsdenn werden alle Schickſale beſonders erzehlet, welche dieſe Werke bis auf unſere Zeiten betroffen, und auf mancherley Weiſe ſonderbahr genennet zu werden verdienen, indem ſie vieles, was der Verwunderung nicht unwerth iſt, in ſich halten. Und da es in dieſem Theile am bequemſten geſchehen kann, ſo wird eine Sammlung von Anmerkungen mit einverleibet, die Geſner ſelbſt über den Val. Cordus nach geſchehener Ausgabe erſt gemacht, und mit eigener Hand an das Exemplar, ſo er beſeſſen, hinzu geſchrieben, die nicht gering ſind. Auch wird das Vte Buch des gedachten Cordus ganz, nebſt der Zubehörde, wieder angedruckt werden, weil daſſelbe in verſchiedenen Exemplarien des Cordus fehlet, indem es erſt 2 Jahre ſpäter zum Vorſchein gekommen.

Das übrige folgt über 8 Tage.

Frankfurt und Leipzig.

Samuel Wilhelm Oetters, der königl. deutſchen Geſellſchaft zu Göttingen Ehrenmitgliedes, Verſuch einer Geſchichte der Durchleuchtigſten Herren Burggraven zu Nürnberg, und nachmaligen Marckgraven zu Brandenburg in Francken, durch Müntzen, Sigille und Urkunden beſtätiget. Erſter Verſuch von Konrad, erſten Burggraven Zolleriſchen Stammes bis auf B. Friederich III. 1751. Gr. Oct. 1 Alph. 7 Bogen, nebſt vielen eingedruckten Kupfern.

Es ſcheinet unſern Zeiten vorbehalten zu ſeyn, die Geſchichte, eine der edelſten Wiſſenſchaften, in einem vollkommenern Zuſtande zu ſehen. Faſt an allen Orten iſt man bemühet, dieſelbige zu ergänzen, von Irrthümern zu reinigen, und die Gewißheit darin zu befördern. Der Hr. Verfaſſer gegenwärtiger Geſchichte, deſſen Bemühungen der gelehrten Welt jederzeit werden ſchätzbar ſeyn, giebt hiervon eines der herrlichſten Beyſpiele. Sein Vorſatz iſt, die Hiſtorie der Burggrafen von Nürnberg und nachherigen Markgrafen zu Brandenburg in Franken durch die beſten Hülfsmittel, durch Münzen, Sigille, und Urkunden auf mehr Gewißheit zu ſetzen und zu erläutern. Er thut es in dieſem erſten Verſuche auf eine ſolche Weiſe, daß derjenige nicht etwas gutes und nützliches würde zu ſchätzen wiſſen, welcher nicht die Fortſetzung dieſer Arbeit mit einem ihr würdigen Verlangen erwartete. Der Inhalt gegenwärtigen Stückes iſt dieſer. Anfänglich behauptet der Hr. Verfaſſer, daß das Burggrafthum. Nürnberg in dem 12. Jahrhundert errichtet worden. Diejenigen Schriftſteller, welche hiervon am gründlichſten gehandelt haben, werden in einer Anmerkung angeführet. Der hochgräfliche Hohenlohe-Langenburgiſche Hofprediger, Hr. Wibel, welcher der Zeit wegen, da Burggrafen von Nürnberg aus dem Hohenlohiſchen Hauſe geweſen, mit dem Hrn. Verf. nicht einig iſt, wird widerleget. Und hier findet er alles, was eine Wiederlegung gründlich machet, beyſammen. Unter die Güter, welche die Burggraf. aus dem Hauſe Hohenzollern gehabt, werden die Grafſchaft Zollern, und der ganze Taubergau benennet. Aus Urkunden wird der Beſitz mehrerer Güter erwieſen. Das Burggrafth. Nürnberg iſt ein Reichsburggrafthum, und alſo ein Fürſtenthum oder doch eine gefürſtete Grafſchaft gleich anfangs geweſen. In dem 6. §. wird dieß geſaget, und der 7. träget die Einwürfe und eine Wiederlegung derſelbigen vor. So weit gehet des erſten Buches 1ſtes Hauptſt. In dem 2. Hauptſt. wird zuerſt von den Erbämtern des Burggraf. in den ältern Zeiten geredet. Nach dem Hrn. Hofr. Gabendam ſind die Förtſchen von Thurnau Erbmarſchälle, die Hrn. v. Blaſſenberg Erbtruchſeſſe, die Hrn. v. Eib Erbcämmerer, und die Hrn. v. Seckendorf Erbſchenken geweſen. Nachher haben die v. Camerſtein das Erbmarſchallamt, die v. Seckendorf das Erbtruchſeſamt, die v. Lebzingen das Erbſchenkenamt, und die v. Herzogenhoven das Erbcämmereramt bekleidet. Die Theilung der Länder hat es gemachet, daß das Erbmarſchallamt und Erbtruchſeſamt an das Fürſtenthum oberhalb des Gebürges, das Erbcämmereramt aber und Erbtruchſeſamt an das Fürſtenthum unterhalb des Gebürges gekommen. Es kann aber ein jedes Fürſtenthum dabey ſeine 4 Erbbeamte haben. Nachdem der Hr. Verfaſſer dieſes gelehret hat, ſo theilet er einige Urkunden mit, welche die Erbämter betreffen. Das 3. Hauptſt. des 1 Buchs handelt zuerſt von dem Wapen der Burggrafen von Nürnberg. Hierauf wird von dem Zollerſchen geredet. S. 74. findet ſich der Kaufbrief über den Brackenkopf, welcher anſtatt des Pfauenſchwanzes iſt angenommen worden, und ein Paar Wapen werden zur Beurtheilung vorgeleget. Das 1. Hauptſt. des 2. B. iſt dem Kayſerl. Landgerichte zu Nürnberg gewidmet. Es iſt in dem Verfolg der Zeit allererſt eingeführet worden, daß andere als Burggr. dieſem Gerichte fürgeſtanden haben. Kayſer Rudolph hat es ihnen erlaubet, einen Landrichter zu verordnen. Man findet hier verſchiedene Oerter angeführet, wo dieſes Gericht gehalten worden, welche anderswo vergeblich geſuchet werden. Das 1450 erwehlete Siegel iſt in Kupfer vorgeſtellet worden; zuletzt wird das Verzeichniß der Landrichter ergänzet. Das 2. Hauptſt.

theilet die Ordnung des Kampfgerichtes des Burggrafthums Nürnberg mit. Das 3. giebet eine Nachricht von den Hauptmännern des Burggraf. Nürnberg. Sie ſind entſtanden, als die beyden Fürſtenthümer Bayreuth und Anſpach nur einen Herrn hatten. Ihr Amt war, auf dem Gebürge im Namen des Fürſten Rechte zu ſprechen. Dieſen Nachrichten folget die Reihe der Hauptmänner. Das 1. Hauptſt. des 3. B. betrift das Münzweſen. Von dem Urſprunge des Deutſchen Münzweſens und von dem Münzrechte wird zuerſt gehandelt. Der Hr. Verfaſſer bemerket, daß der gelehrte Hr. **Doctor Carrach** zu Halle den Ludwigſchen Lehrſatz von dieſem Hoheitsrechte noch neulich vertheidiget hat, und wir wünſchen, daß die übrigen landesherrlichen Rechte nach dieſem Muſter möchten ausgeführet werden. Man würde alsdenn Urſache haben, ſich große Hofnung zu einem Frieden zwiſchen den ſtreitenden Partheyen zu machen. Daß bereits der Burggr. Friedrich III. zu Creuſſen habe münzen laßen, wird erwieſen, und die Zweifel werden aus dem Wege geräumet. Das 2. Hauptſt. beſchäftiget ſich mit dem Zuſtande des Münzweſens der Burggr. und nachmahl. Marggr. im funfzehenden Jahrhundert. Die Geſchichte der Kayſerl. Münze, welche Friedr. I. für 4000 fl. eingelöſet hat, wird kürzlich vorgetragen, und ſodann redet der Hr. Verfaſſer von verſchiedenen Münzverträgen. In dem 3. Hauptſt. wird der Zuſtand des Münzweſens im ſechzehenten Jahrhundert und im 4. des ſiebenzehenten Jahrhunderts abgeſchildert. Am Ende werden die ehmaligen und heutigen Münzſtädte der Fürſtenth. Bayreuth und Anſpach erzehlet. Wir gehen zu dem 3. B. über. Das 1. Hauptſt. enthält die Geſchichte Konrads, 1. Burggraf von Nürnberg aus dem Hauſe Hohenzollern. Der Herr von Falckenſtein hat dargethan, daß vor Konrad ein Burggraf Heinrich in der Welt geweſen, und der unvergleichliche Hr. Oetter iſt es, welcher uns hier mit einer Urkunde überzeuget, daß er aus dem Hauſe Hohenlohe geweſen. Es iſt ein Beſtätigungsbrief, welcher dem Kloſter Kitzingen iſt ausgeſtellet worden. Mancher würde bey Anblick dieſes diplomatis ſagen, was iſt doch wohl der Welt an einer ſolchen Beſtätigung gelegen? Er würde ſie vor eine ſolche, die von keiner Erheblichkeit iſt, ausgeben, und ſelbige vor unnütze erklären. Aber alles umſonſt. Denn der Nutzen, welchen Urkunden gewähren, würde machen, daß man ihm nicht glauben könnte. Das Jahr, da Konrad I. Burggr. geworden, iſt noch nicht ausgemachet. Es würde ſich daher einer um die gelehrte Welt verdient machen, wenn er aus einer Urkunde mehr Gewißheit verſchaffen könte. Kenner würden ſie hochhalten, ob ſie gleich noch weniger wichtig, als die vorige, einem oder dem andern ſcheinen möchte. Das Ende dieſes 1. Hauptſt. beſtehet aus den Nachrichten von der Gemahlin und Kindern dieſes Burggr. Das folgende gehet Friedr. I. an. Unter andern wird hier der gemeine Irrthum bemerket, daß das Burggrafth. zu Kayſ. Rudolphs Zeiten erſt erblich geworden. Im Jahr 1197 war dieſer Burggr. mit auf dem Turnier zu Nürnberg, und ſeine Gemalin tanzete mit einem Fürſten. Dieß verleitet einige zu ſchließen, daß die Burggr. ſchon damahls müßten fürſtenmäßig geweſen ſeyn. Der Herr Verfaſſer bemerket dieſen ſchönen Schluß, und erkläret ihn mit gutem Grunde für ſchlecht und entbehrlich. Seine Gemalin iſt eine Gräfin v. Ragze geweſen. Zu den Söhnen wird noch Konrad III. geſetzet. Zuletzt findet man ein Schreiben, welches das Burggr. Geſchlecht in ein beſſeres Licht ſetzet, und eine von dem ſel. Hrn. v. Ludwig bekannt gemachte Urkunde wird gerechtfertiget. Das 3. Hauptſt. handelt von Konrad II. und Fridr. II. welche gemeinſchaftlich regieret haben. Daß Konrad ein gelehrter Herr geweſen, daß er verſchiedene wichtige Aemter bekleidet, und andere brauchbare Nachrichten von beyden trift man hier an. In dem 4. Hauptſt. iſt die Lebensgeſchichte Konrad IV. zu leſen. Er kann ſeiner vielen Stiftungen wegen der fromme genennet werden. Es iſt leicht hieraus abzunehmen, daß dieſes Hauptſt. verſchiedene Stiftungsbriefe enthalten könne. Es findet ſich auch in der That alſo, und wir ſchätzen ſie hoch, obſchon es nur Verkaufungs-Urk. und Schenkungs-Urk. und dergleichen ſind. Ein kleiner Anhang zum 2. Hauptſt. des 4. B. beſchließet dieſen erſten Verſuch, welchem der Name eines fürtreflichen Werkes nicht kann verſaget werden.

Hamburg.

Von dem Hamburgiſchen Magazin ꝛc. iſt kürzlich der ſiebente Band angefangen worden. Dieſe angenehme und nützliche Monatſchrift erhält ſich beſtändig in ihrem Anſehen, und ſie wird ſich wenigſtens ſo lange darinnen erhalten, als der Hr. Prof. Käſtner die Aufſicht darüber hat. In dieſem Stück ſind enthalten: 1) Unzers Anmerkung über die phyſikaliſche Lehre von der zuſammengeſetzten Bewegung. 2) Abhandlung wider die ſchädliche Gewohnheit, die Todten in den Kirchen zu begraben. 3) Anmerkungen über Unzers Anmerkungen von der zuſammengeſetzten Bewegung. Dieſe ſind von Hr. Käſtnern, und wenn ſie nicht hier ſtünden, ſo wollten wir auch nicht wünſchen, daß Hrn. Unzers ſeine wären eingerückt worden. 4) Abhandlung von der Flachsnahrung. 5) Potts Unterſuchung der Natur der Glasgalle, aus dem Franzöſiſch. überſetzt. 6) Recenſion des Buchs des Hrn. Popowitſch, Unterſuchung vom Meere ꝛc. 7) Nachricht von des Hrn. D. v. Hahn neuem Lehrgebäude von den Pocken. 8) Erinnerung an einen neuen Weltbaufabricanten.

Breslau.

Variolarum ratio expoſita illuſtrique Academiæ Regiæ Scientiarum Berolinenſi exhibita a *D. Joh. Gothofredo de Hahn*, Conſil. Reg. Boruſſ. Aul. Coll. Med. & Sanit. Sileſiaci Decano, & Nat. Cur. Socio. In officina Libraria Joh. Jac. Korn. 1751. In 4. 12 Bogen.

Der Hr. D. von Hahn trägt nach einer dreyßigjährigen Erfahrung endlich ſein Lehrgebäude von den Pocken vor. Dieſe Behutſamkeit im urtheilen iſt an einem Arzt und Schriftſteller gleich ſehr zu loben. Er hält die Blattern für Knoſpen der Schlagadern, welche von ihren Aeſtchen unter dem Oberhäutchen heraus getrieben werden, wenn ſich die Zeit ihrer Auswickelung nähert. Sie vermehren ſich, wenn der Körper wächſt, die äuſerſten Enden der neu entſtehenden Gefäße dringen heraus, das Oberhäutchen löſet ſich von der Haut ab, und es werden Bläschen, worinne ſie verſchloſſen liegen, bis ſie ſich genugſam ausgebreitet haben und durch hinlänglichen Zufluß des Nahrungsſaftes reif geworden ſind, da ſich denn dieſe Blatterknoſpen öffnen, aus welchen alſo die überflüſſige Feuchtigkeit herausgehet, die Bläschen abfallen und die Gefäße verlaſſen, die auf dieſe Art entſtanden und mit einem neuen Oberhäutchen überzogen ſind. Wenn der Zufluß des Safts allzu ſtark, oder allzu ſchwach iſt, ſo entſtehen die bösartigen Pocken daraus.

Leipzig.

Briefe, nebſt einer praktiſchen Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen, von **C. F. Gellert.** Mit

Röm. Kayſ. auch Königl. Pohln. und Churfürſtl. Sächſiſ. allergn. Privilegien. Bey Johann Wendler. 1751. In Oct. 20½ Bogen.

Hr. Gellert, deſſen Verdienſte endlich durch eine auſſerordentliche Profeſſorſtelle, mit einigem Gehalt, auf der Univerſität in Leipzig belohnt zu werden angefangen haben, hat allezeit ein rechtmäßig erlangtes Vorurtheil des Anſehens für ſich, wenn er ein Werk von ſeiner Arbeit heraus giebt. Es iſt ihm auch bey gegenwärtigen Briefen günſtig, und kein Leſer von gutem Geſchmack wird ſich in ſeiner Erwartung betrogen finden.

Der gründliche Ausſpruch des Horaz: Scribendi recte ſapere eſt & principium, & fons, iſt mit gleichem Recht auf das Briefſchreiben, als auf die Dichtkunſt, zu ziehen. Dahin gehet hauptſächlich der Sinn der hier beygefügten practiſchen Abhandlung von dem guten Geſchmack in Briefen; welche man zugleich als eine kritiſche Geſchichte der Briefſchreibekunſt anſehen kann. Hr. Gellert hat ſich über die beſte Art, Briefe zu ſchreiben, in folgender dieſer Abhandlung eingeſchalteten Erzählung am beſten ausgedrückt:

Ein junger Menſch, der, wenn er Briefe ſchrieb,
Die Sachen künſtlich übertrieb,
Und wenig gern mit ſtolzen Formeln ſagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerſchreiben vor,
Darinn er einen Freund beklagte,
Der ſeine Frau durch frühen Tod verlohr,
Und ihm mit vielem Schulwitz ſagte,
Daß nichts gewiſſer wär, als daß er ihn beklagte.

Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu ſchwer und zu ſtudirt zu ſeyn.
Was haben ſie denn ſagen wollen?
„Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt;
„Daß er ein Weib verlohr, das er mit Recht geliebt,
„Und, meinem Wunſche nach, ſtets hätte haben ſollen,
„Daß ich, von Lieb und Mitleid voll,
„Nicht weis, wie ich ihn tröſten ſoll.
„Dieß ungefähr, dieß hab ich ſagen wollen.
Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum ſind Sie ſo ſich denn durch Ihre Kunſt zuwider?
O ſchreiben Sie doch nur, was Sie mir ſagten, nieder:
So wird Ihr Brief natürlich ſeyn.

Das übrige folgt über 8 Tage.

Petersburg.

Se. Erlaucht, der Herr Graf Raſumowsky, Hettmann der Coſacken, Präſident der Kayſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften, haben den Hrn. D. Hebenſtreit, aus Sachſen, Prof. der natürlichen Geſchichte, und Mitglied der Kayſerl. Akademie, zu Ihrem Leibarzt ernennet und ihn in die Ukraine mit ſich genommen, wo er Gelegenheit haben wird, nach ſeiner bekannten Geſchicklichkeit, in der Botanik fernere Unterſuchungen anzuſtellen. Nach dem jüngſt erfolgten Tode des Prof. der Aſtron. und Secretärs der Kayſerl. Akademie, Hrn. Windsheim, hat der ohnlängſt von Berlin dahin berufene Aſtronome, Hr. Griſchow, die Secretariatſtelle bey gedachter Akademie erhalten.

In dem 24. St. dieſer Nachrichten, 186. Seite, 2. Spalte, 30. Zeile leſe man Italiäniſcher Sprache anſtatt Spaniſcher Sprache.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

26.

NIL QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 25. Junius, 1751.

Berlin.

Auserleſene Deutſche Gedichte, verfertiget von Johann Victor Krauſe. Zweyte und um die Helfte vermehrte Auflage. Bey Ambr. Haude, und Joh. Carl Spener, 1751. In gr. Oct. 1 Alph. 19 Bogen.

Die erſte Ausgabe dieſer Gedichte kam 1733 und 1734 in zwey Bänden zu Halle heraus. Sie wurden wohl aufgenommen und haben ſich ſeit der Zeit faſt gänzlich vergriffen. Dieſes hat den Hrn. Verfaſſer bewogen, ſie nunmehr zum zweyten mal, und zwar viel vermehret, heraus zu geben. Sie beſtehen aus Glückwünſchungs Trauer und vermiſchten Gedichten. Wir verſprechen dieſer Ausgabe eben den Beyfall, den die erſte gehabt hat. Herr Krauſe iſt einer von den geſitteten und unanſtößigen Dichtern, welche Alten und Jungen in die Hände gegeben werden können. Seine ſtrenge Tugendliebe äuſert ſich hin und wieder, und man kann hier ſehen, wie ein gutes Herz einen guten Poeten bildet. Da wir wiſſen, daß der Werth dieſer Gedichte ſie bald in vieler Hände liefern wird, ſo wollen wir weiter nichts davon ſagen, ſondern nur noch folgendes Gedicht daraus mittheilen, in welchem wir die Empfindung eines zufriedenen Herzens mit recht natürlichen und zugleich ſatiriſchen Zügen entworfen finden

An die Verläumdung.

Ich frage nichts nach allen Läſter-Katzen,
Wenn mir dabey ein rein Gewiſſen bleibt.
Man mag von mir das allerſchlimſte ſchwatzen,
Wenn mich nur Gott nicht zu den Böſen ſchreibt.
Es iſt der Welt verdammte Hechel-Mode;
Ich ärgre mich darüber nicht zu Tode.

Will mich ein Freund mit meiner Armuth ſpotten:
Das iſt mein Troſt, ich bin nicht Schuld daran.
Was wollen denn die frechen Memme-Rotten?
Ich leide nur, was ich nicht ändern kan.
Wie leicht geſchiehts, daß Schätze dieſer Erden,
Wie Schnee und Eis, zu Schaum und Waſſer werden.

Hör ich von mir ein höhniſch Mährchen ſingen,
Wenn Naſeweiß von meinen Thaten ſpricht;
So ſchweig ich doch, es ſoll ihm nicht gelingen,
Mein freyer Geiſt acht ſolche Schwätzer nicht.
Ein Trödel-Kram erborgter Lügenpoſſen,
Der andre kränckt, hat mich noch nie verdroſſen.

Will Mopſa mir ein krummes Mäulchen machen;
Die Müh wird ihr wahrhaftig ſchlecht belohnt.
Ein kluger muß der ſtoltzen Einfalt lachen;
Wer weiß, wer ſie ein andermahl nicht ſchont,
Wenn mit der Zeit die Alabaſter Wangen,
Wie alt Pappier, mit Fleck und Falten prangen.

Und muß ich mich vor *Monſieur* Scapen bücken,
Da er doch kaum das kleine Hütchen rührt;
So will ich mich in ſeinen Hochmuth ſchicken;
Ob ihm gleich wohl die Ehre nicht gebührt.
Der kleinſte Wind hebt leichte Feder-Ballen:
Wer ſchleunig ſteigt, der kan auch ſchleunig fallen.

Geſetzt, ich kann mit keinem Titel prahlen;
Weil man mich kaum zur Noth Herr Krauſe nennt:
So darf ich auch davor kein Geld bezahlen,
Wie mancher wohl nach leerem Winde rennt.
Und heißt man mich nicht Hoch- und Wohlgebohren;
Ich ſchätze mich deßwegen nicht verlohren.

Kann ich mich nicht mit vielen Kleidern tragen;
Wenn nur der Leib zur Noth bedecket iſt.
Kein Wurm ſoll mir den Kleiderſchranck zernagen,
Der andern oft den ſtoltzen Plunder frißt.
Die Kleider-Pracht bringt Centnerſchwere Sorgen:
Wie mancher muß Gold, Tuch und Futter borgen.

Soll ich nicht oft ein rares Wildpret eſſen:
Genug, daß mirs auch was geringers thut.
Es wird mir doch mein Bißchen zugemeſſen,
Ach! Fleiſch und Brodt ſchmeckt unvergleichlich gut.
Ich darf dabey zu keinem Artzte lauffen,
Noch trinckbar Gold, und bittre Tropfen, kauffen.

Kann ich mich nicht mit Wein und Nectar laben;
Wenn ich nur nicht im Durſte ſterben muß,
Und ſoll ich Bier zu meiner Nothdurft haben:
Was kümmert mich ein reicher Überfluß?

Ein ſtarcker Tranck kan Geiſt und Blut verwandeln,
Raubt den Verſtand, und macht mit Kupfer handeln.

Schreyt Splitter-Hans, ich ſoll ein Aemtchen ſuchen;
Der Menſch vergißt, daß mirs am Gelde fehlt.
Doch will ich nicht auf ſeinen Reichthum fluchen,
Da er ſein Geld zu tauſend Thalern zehlt:
Ergeiztes Gut bringt nagende Gedancken,
Beſchwert das Herz, und macht die Liebe wancken.

Gott wird auch mir ein kleines Plätzchen ſparen:
Sein Vater-Sinn bleibt auf mein Wohl gericht,
Und ſoll ich nicht mit Kutſch und Pferden fahren;
So borg ich auch Stroh, Heu und Haber, nicht:
Wer hat mir wohl zu Wagen und Caroſſen,
Zu Pferd und Stall, die Gelder vorgeſchoſſen?

Drum ſoll mein Herz durchaus nicht ängſtlich ſorgen;
Ein Läſtermaul ſprech alles, was es will.
Was quält man ſich vom Abend bis zum Morgen?
Ich bin vergnügt, und habe Hüll und Füll.
Der Himmel wird in allen Stücken walten,
Und mich forthin der Welt zum Trotz erhalten.

* * *

Die Fußſtapfen der anbetenswürdigen, weiſen und gütigen Vorſehung des Allerhöchſten, in der wunderbaren und ſegensvollen Führung und Leitung der Evangeliſch-Reformirten Böhmiſchen Emigranten zu Berlin andächtig betrachtet, und mit aufrichtiger Feder entworfen. Berlin, mit Kunſtiſchen Schriften. In 4. 2½ Bogen.

Seit Huſſens Zeiten haben in Böhmen, mitten in dem eifrigſten Papſtthum, noch beſtändig Funken ſeiner Lehre geglimmen, und wegen der Unterdrückungen, welche die Bekenner dieſer Lehre vielfältig haben erdulden müſſen, viele Wanderungen der Huſſiten in andere Länder veranlaſſet. Dieſe Religionsverwandten nennen ihre Religion die alte **Böhmiſche Brüderlehre**, und ſie iſt von der Römiſch-katholiſchen am meiſten, von der evangeliſch-reformirten aber am wenigſten unterſchieden. In den Königl. Preußiſchen Landen ſind 3 evangeliſch-reformirte Böhm. Gemeinen. Eine iſt allhier in Berlin, und beſtehet aus 170 Familien oder 800 Seelen, eine zu Hußinetz bey Strehlen in Schleſien, welche aus 130 Familien beſtehet, und eine zu Friedrichs-Tabor, ohnweit Wartenberg, an den Pohlniſchen Grenzen, welche aus 70 Familien beſtehet. Die Schleſiſchen Colonien ſind daſelbſt ſeit 1741 und 1742, die hieſige aber iſt ſchon ſeit 1732 und 1733 allhier. Dieſe Böhmiſchen Emigranten haben viel Ungemach ausſtehen müſſen, ehe ſie diejenige Ruhe erlanget, welche ſie itzo unter dem Schutz Sr. Königl. Preuß. Majeſtät genieſſen, und der Inſpector und evangeliſch-reformirte Prediger der hieſigen Böhmiſchen Gemeine, Hr. **Elsner**, rühmet in dieſen Blättern die göttliche Vorſehung, deren Fußſtapfen ſich in ihrer Erhaltung deutlich gezeiget haben. Erſt 1747, da dieſer Herr **Elsner** aus Liſſa hieher berufen ward, erlangten ſie die freye Uebung ihrer Religion, welche, wenigſtens einigen Ceremonien nach, auch noch von der reformirten etwas unterſchieden iſt. Dieſe Emigranten ſind aber doch nicht alle der ſogenannten reinen Brüderlehre zugethan, ſondern ein Theil von ihnen be-

bekennet ordentlich die lutheriſche Religion, und dieſe haben auch ihren eigenen Inſpector und Prediger, nämlich den Hrn. Macher, wovon aber Hr. Eisner hier entweder nichts zu erwähnen, oder es doch auf eine Art zu thun für gut befunden hat, welche wir in einer dergleichen Schrift nicht vermuthet hätten. Der ehemalige Prediger dieſer Gemeine, Hr. Liberda, welcher etliche Jahre in Waldheim im Zuchthauſe geſeſſen, woraus er aber entwiſcht und endlich in Schleſien mit Gift ſoll ſeyn vergeben worden, wird ſehr gerühmet.

⁂

Am 17. dieſes nahm die Königl. Preuſſ. Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte in ihrer ordentlichen Verſammlung den Königlichen Ingenieurhauptmann, Herrn le Fevre, und den Hrn. D. **Gesner**, Canonicus zu Zürich, wie auch Profeſſorn der Phyſik und Mathematik daſelbſt, zu Ehrenmitgliedern auf.

Beſchluß des Nürnberger Artikels von dem Gesneriſchen botaniſchen Werke.

Hierauf folget ein Stük der Kräuterbeſchreibung ſelbſt, ſo wie ſie **Gesner** ausführen wollen, und **Caſp. Wolff** ſie nach ſeinem Verſatze auszuarbeiten angefangen hat. Es enthält dieſes den größten Theil des Cap. VII. de Abiete. Cap. VIII. de Abiete marina. Cap. IX. de opere ruſtico, ablactatio dicto. Cap. X. de Abrong Arabum, und das mehreſte vom Cap. XI. de Abrotano mare & femina. Sodenn werden die Verzeichniſſe aller Figuren geliefert, ſowohl derer, die Camerarius entweder von Gesnern entlehnet oder wenigſtens nach deſſen Art verfertigen laſſen, als auch derjenigen, die zum erſtenmale mitgetheilet werden; dieſe ſind nun theils, wie oben erwähnet, ſchon in Holz auf das ſauberſte geſchnitten, theils aber nur auf Holzſtöcke gezeichnet, welche leztere aber um vieler Urſachen willen nun in Kupfer geſtochen werden. Darauf kommen dieſe Vorſtellungen ſelbſt unilluminiret, und zwar erſtlich die Holzſchnitte auf 22. halben Bogen, deren jeder 9. Abtheilungen hat, worinnen ungefähr 240. Pflanzen vorgeſtellet werden, zweytens die Kupferplatten der gezeichneten Stöcke, die abermals 20. Tafeln, deren jede in 9 Felder abgetheilet iſt, ausmachen, und ungefähr 190. Pflanzen enthalten. Dieſen allen ſoll gleichſam als zur Probe eine Platte von etlichen in größerm Format gemahlten Kräutern hinzugefüget werden, um den Liebhabern im Voraus zu zeigen, was ſie von den Künftigen zu gewarten haben. Es wird aber dieſe Platte entweder an ihrem gehörigen Orte noch einmal vorkommen, oder nach Belieben dahin eingeſchaltet werden können, weil ſie eigentlich nicht hieher gehöret. Um alles deſto vollſtändiger zu machen, ſo wird zum Beſchluſſe ein Verzeichniß der Figuren geliefert werden, die diejenigen Schriftſteller in ihre Werke eingerücket, welche bekanntlich der herausgegebenen Holzſtöcke ſich bedienet haben.

So viel wird am füglichſten in dem erſten Theile oder Prodromus Platz finden können; in den übrigen Theilen werden die größeren Abbildungen mit lebendigen Farben geliefert werden. Man wird ſich alle Mühe geben, die Copien den Urbildern ähnlich vorzuſtellen, ſo wie dieſes bey dem erſten Theile, davon alle Platten ſchon gänzlich verfertiget bereit liegen, bereits geſchehen iſt. Ein jeder ſiehet leicht, daß ein ſolches Unternehmen von nicht geringer Wichtigkeit ſey, und ſich mit geringen Koſten, der oben gemeldeten Umſtände ungeachtet, von Seiten des Verlegers nicht beſtreiten laſſe. Es hat alſo derſelbe vor nöthig gefunden, vorhero zu erfahren, wie ſeine Bemühungen möchten aufgenommen werden. Er verlanget indeſſen keinen Vorſchuß zur Beſtreitung der Koſten, ſondern erſuchet einzig und allein die Liebhaber eines ſo nützlichen Vorhabens um die Unterzeichnung ihrer Namen, damit er ſich in Beſtimmung der Auflage und der Abnahme darnach richten könne, indem er nicht geſonnen iſt, mehrere Exemplarien drucken zu laſſen, als geſchwinde können angebracht werden. Er bittet alſo diejenigen Gönner und Kenner, die dieſe Werke ſich anzuſchaffen Belieben haben, ſich entweder bey denen, die hierüber ein gedrucktes Avertiſſement austheilen, zu melden, oder ſich der Hülfe der Buchhändler, die hieher verkehren, zu bedienen, oder auch ſich unmittelbahr an ihn, Johann Michael Seligmann, Kupferſtechern in Nürnberg, ſelbſt zu wenden. Denjenigen zu gefallen, die das Vte Buch des Cordus beſonders zu haben verlangen, verſpricht er gleichfals zu willfahren, und ſo viel als beſtellet wird, davon nachſchieſſen zu laſſen. An äuſerlichen Schönheiten wird er nichts mangeln laſſen, was an Vignetten und andern Dingen dieſem ſchäzbaren Werke nur immer zur Zierde, und unſerem Deutſchlande zur Ehre gereichen kann, um deßwillen wird auch alles in Regal-Folio auf ſauberes Schreib-Papier gedrukt, und beſonders zu den Kupferplatten ſehr feines dergleichen genommen werden. Damit auch vorher bekannt werden möge, wie hoch der erſte Theil den Liebhabern zu ſtehen kommen werde, ſo wird hiermit der Preis davon zu 6 fl. Rh. feſtgeſtellet, aber nur unter der Bedingung, wenn der Text nicht mehr als 15 Bogen ſtark wird; ſolte aber dieſer darüber hinauslauffen, ſo wird vor jeden Bogen, der darüber iſt, 6 kr. Rh. nachgezahlet, dagegen aber auch eben ſo viel vor jeden Bogen an obengeſezten Preiſe abgezogen, wenn der Druk nicht auf die gedachte Zahl anwächſet. Wie billig dieſer Preiß ſey, wird jeder Liebhaber beherzigen, und davor die Freygebigkeit des berühmten Herrn Beſizers und Beförderers, der den Herausgeber und Verleger hierzu in den Stand geſezt, mit Danke erkennen und nach Verdienſte rühmen. Uebrigens aber werden dieſelben ſämtlich ſich gefallen laſſen, noch vor Ausgang des kommenden Monaths Auguſts 1751, ſich anzugeben, als von da an mit dem Drucke alles und jeden der Anfang wird gemacht werden.

Göttingen.

Philip Millers, der Königlich. Groß-Britt. Soc. der Wiſſenſchaften Mitgliedes, auch Gärtners in dem Botaniſchen Garten der Londenſchen Apotheker-Geſellſchaft zu Chelſea, Gärtner-Calender, worin gelehret wird, welche Verrichtungen in einem jeden Monathe ſo wol in den Küchen- Obſt- und Luſt-Gärten, als in dem Gewächs-Hauſe und der Pflanz-Schule, geſchehen müſſen. Nebſt einer Nachricht von den beſondern Jahrszeiten, welche die Fortpflanzung und der Gebrauch aller Arten der Küchen-Gewächſe und eßbaren Früchte erfordern, auch wann in einem jeden Monathe alle Gattungen Blumen, und andere Gewächſe, auch Bäume, blühen, welchem noch beygefüget iſt ein Verzeichniß, wie man die in der Arzney gebräuchliche Gewächſe in jedem Monathe nuzbarlich einſammlen muß. Aus der achten Engliſchen Ausgabe überſezet von L. W. B. Verlegts Abram Vandenhoeck, Univ. Buchh. 1750. In Oct. 1 Alph. 3 Bogen.

Herr Miller, der berühmte Engliſche Gärtner, hatte ſchon in ſeinem vortreflichen Gärtnerwörterbuche, unter dem Titel eines jeden Monats, die in dieſelben gehörigen Verrichtungen, auch was darinne blühet und reif, auch ſonſt zu allerley Gebrauch tüchtig wird, angezeiget. Er ward aber von vielen erſucht, dieſe Artikel, zum beſten derjenigen, welche ſich das groſſe Werk nicht anſchaffen können, beſonders herauszugeben. Er that es, und vermehrte dieſe Artikel beträchtlich, und hieraus iſt gegenwärtiger Gärtnerkalender entſtanden. Jeder Monat hat 5 Abtheilungen, deren Inhalt aus dem weitläuftigen Titel zur Genüge zu erſehen iſt.

Hr. **Miller** (oder vielleicht nur der Ueberſetzer) ſagt, dieſer Gärtnerkalender ſey auf den **Londoniſchen Mittagszirkel** eingerichtet. Er hätte aber billig auch die **Polhöhe** dazu ſetzen ſollen; denn der Mittagszirkel beſtimmt die Beſchaffenheit eines Clima noch lange nicht. Da indeſſen dieſer Kalender nur auf die Londoniſche oder Engliſche Himmelsgegend eingerichtet iſt, ſo wäre es wohl nöthig geweſen, das ein Deutſcher Miller ihn ſo verändert hätte, daß er wenigſtens auf einen Strich von Deutſchland paſſete. Berlin und London ſind der Breite nach zwar nur einen Grad von einander, wir ſehen aber doch aus gegenwärtigem Gartenkalender, daß die Luft beyder Oerter ziemlich unterſchieden ſeyn muß. Zu Berlin ſäet man z. E. im Jenner noch keine Rettiche, Möhren, Sallat und Erbſen, wie in London, die Ananaſſe fangen auch in dieſem Monat an dem erſtern Orte noch nicht an, zu treiben; auch blühen die Hyacinthen nicht im Februar, und im Junius gräbt man ſie noch nicht aus. Vielleicht ſehen wir bey einer neuen Auflage dieſer Ueberſetzung, welche zuweilen etwas ſteif und undeutſch iſt, unſern billigen Wunſch erfüllet.

Braunſchweig.

Ueberſetzung einiger poetiſchen und proſaiſchen Werke der beſten Engliſchen Schriftſteller. Erſter Band. Worinn folgende drey Gedichte von D. Eduard Young enthalten ſind: Klagen, oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unſterblichkeit, der jüngſte Tag, und eine Paraphraſe über einen Theil des Buchs Hiob. Erſtes Stück. Braunſchweig und Hildesheim, verlegts ſel. Ludolph Schröders Erben. 1751. In Oct. 9½ Bogen.

Hr. **Ebert**, deſſen guter Geſchmack und eigene Stärke in den Werken des Geiſtes bekannt iſt, und welcher in der Engliſchen und Deutſchen Sprache eine gleiche Fertigkeit beſitzet, hätte zum Anfange dieſer ſeiner Sammlung von Ueberſetzungen Engliſcher Schriften nichts beſſers wählen können, als die auf dem Titel angezeigten Werke des groſſen Engliſchen Gottesgelehrten und Dichters, Hrn. D. **Youngs**. Haben Kenner ſeine Satiren bewundert, ſo muß dieſen 3 Gedichten aus noch ſtärkerem Grunde gleiche Ehre wiederfahren. Will man einen Begriff von erhabenen Gedanken und lebhaften Bildern haben, ſo leſe man dieſe Gedichte. Ein Strom poetiſcher Gedanken nach dem andern reißt den Leſer mit ſich dahin, und das beſtändige Feuer des Dichters erhält auch die Aufmerkſamkeit des Leſers in beſtändigem Feuer, ohne ſie durch dunkle Stellen aufzuhalten und durch langes Nachdenken zu ermüden. Freylich ſind dieſe Gedichte viel zu hoch für unſere Pantillus, Demetrius, Fannius und Tigellius: genug aber daß ſie noch von manchem Plotius, Varius, Valgius und Fuſcus (*Hor. Sat. X.*) unter uns niemals genug werden können geleſen werden.

In dieſem erſten Stücke ſind nur die **Klagen, oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unſterblichkeit**, welche aus vier Nächten beſtehen, wovon jede einer vornehmen Perſon in England zugeeignet iſt, enthalten. Der Herr Ueberſetzer verſpricht die beyden folgenden Stücke noch zwiſchen hier und Michael zu liefern. Er hat wohl gethan, daß er dieſe Gedichte proſaiſch überſetzt hat. So verliert man nichts poetiſches dabey, welches gewiß geſchehen würde, wenn auch gleich ein Deutſcher Young den Engliſchen Young in Verſe überſetzen wollte. Wer vermißt wohl in folgender vortreflichen Stelle, welche eine Betrachtung über den Menſchen enthält, bey dem Verluſt des Sylbenmaßes und der Reime den Dichter?

„Wie arm! wie reich! wie gering! wie herrlich! wie künſtlich zuſammengewebt! wie wunderbar iſt der Menſch! und wie weit iſt derjenige über alle Verwunderung erhaben, der ihn ſo machte! der in unſerm Weſen ſolche fremde und entfernte Grenzen in einem Punkte vereinigte. Eine erſtaunliche Vermiſchung verſchiedener Naturen! Eine vortrefliche **Verbindung** ferner Welten! Ein merkwürdiges Glied in der unendlichen Kette der Dinge! Der halbe Weg vom Nichts zur Gottheit! Ein himmliſcher Stral, verunreinigt und verſchlungen! obgleich verunreinigt und entweiht, doch immer noch göttlich! Ein dunkles Bild im Kleinen von der vollkommenſten Größe! Ein Erbe der Herrlichkeit! Ein ſchwaches Kind des Staubes! Ein hülfloſer Unſterblicher! Ein unendliches Inſekt! Ein Wurm! Ein Gott! Ich zittre über mich ſelbſt, ich verliere mich in mir ſelbſt! In ſeinem Hauſe ein Fremdling, wandert der Geiſt, erſtaunt, mit Entſetzen, auf und nieder, und verwundert ſich über das Seinige. Wie taumelt die Vernunft! O was für ein Wunderwerk für den Menſchen iſt der Menſch! triumphirend voller Angſt! Welche Freude! Welche Bangigkeit! Wechſelsweiſe entzückt und unruhig! Was kann mein Leben erhalten? oder was kann es zerſtören? Eines Engels Arm kann mich dem Grabe nicht entreiſſen; Legionen Engel können mich nicht darinn verſchlieſſen.“

Folgende recht neue und erhabene Vergleichung der Wiederkunft des Heylandes zum Gericht mit der Erſcheinung und Wiederkunft eines Kometen iſt gar zu ſchön, als daß wir ihr nicht hier noch einen Raum anweiſen ſollten.

„Haſt du nie den flammenden Flug des Cometen geſehen? Der majeſtätiſche Fremdling ſchüttet, indem er vorbeygeht, von der ungeheuren Länge ſeines feurigen Schweifs auf ſchauende Völker Schrecken herab; nimmt ſeinen unermeßlichen Umlauf durch Abgründe von Aether; ſegelt an den Geſtaden unzähliger, mit mehr als Sonnenglanz leuchtender, Welten vorbey; ſchießt weit um das gewaltige Vorgebürge des Himmels herum; und beſucht dann erſt die Erde wieder, nachdem er ſeine lange tauſendjährige Reiſe vollendet hat. Alſo wird auch **Der** einſt, zur beſtimmten Zeit, auf Erden wieder erſcheinen, welcher den Cometen flammen heißt; und mit ihm unſer ganzer Triumph über das Grab.“

Da die Engliſche Urſchrift der Gedichte des Hrn. Young in Deutſchland in weniger Händen iſt, ſo erweiſet allerdings Hr. **Ebert** ſeinen Landsleuten einen großen Gefallen, daß er ihnen dieſelben überſetzt liefert. Aber obgleich auch diejenigen, welche Engliſch verſtehen, in dieſer Ueberſetzung wenig oder nichts verlieren, ſo wünſchen doch viele, daß ſie auch dabey die Engliſchen Urſchriften mit möchten leſen können. Was für einen Gefallen würde nicht ein Verleger dieſen Kennern der Engliſchen Sprache und Schönheiten erweiſen, wenn er das Engliſche dem Deutſchen gegen über abdrucken ließe. Die bloß Deutſchen Leſer würden ſo wenig, als der Verleger, dabey verlieren, die zugleich Engliſchen und Deutſchen Leſer aber würden dadurch einigermaßen dem Mangel und der großen Theurung der Engliſchen Bücher mit vielem Vergnügen abgeholfen ſehen.

Beſchluß des Artikels von **Gellerts** Briefen.

Hierbey erinnern wir uns des Jourdain bey dem Moliere, welcher von ſeinem Sprachmeiſter

meiſter verlangt, er ſolle ihm einen Brief über das Thema: **Schöne Marquiſe, ich liebe Sie**, aufſetzen. Der Sprachmeiſter ſagt ihm allerley weitläuftige Formuln vor, von welchen ihm aber keine gefällt; ſondern er verlangt, er ſolle nichts mehr ſchreiben, als: **Schöne Marquiſe, ich liebe Sie**: doch aber müſſe der Brief recht artig herauskommen. Der Sprachmeiſter kann ihm endlich keinen beſſern Rath geben, als daß er ſeine eigene Formul: **Schöne Marquiſe, ich liebe Sie**, als die allerbeſte, aufſchreiben und ſeiner Geliebten zuſchicken ſolle. Jourdain wird vor Freuden auſſer ſich geſetzt, da er höret, daß er ſo gelehrt ſey, einen guten Brief zu ſchreiben. Aber ſo gelehrt, oder vielmehr ſo natürlich vernünftig, ſind die meiſten Menſchen: ſie werden aber gemeiniglich zu Phantaſten, ſobald ſie die Feder anſetzen, und einen Brief ſchreiben wollen. Unſere bisher Mode geweſene Briefſteller haben ein Groſſes zu Ausbreitung dieſes Uebels beygetragen. Die beſte Regel im Briefſchreiben iſt dieſe, daß man ohne Regeln ſchreibe.

Von dieſer Art ſind gegenwärtige 73 Briefe des Hrn. **Gellerts**, wo man überall die Sprache der Natur und des Herzens findet und deutlich ſiehet, daß ein guter Brief ein Geſpräch zwiſchen zwey Abweſenden iſt. Der Herr Verf. beobachtet dieſe edle Einfalt in allen den verſchiedenen Arten ſeiner Briefe, in gelehrten und ſcherzhaften, in frölichen und traurigen, bey Wichtigkeiten und Kleinigkeiten. Sind ihm zuweilen einige Perioden aus der Sprache der Dichter entfahren, ſo iſt dieſes eben ſowohl zu entſchuldigen, als wenn zuweilen ein witziger Kopf in ſeinen Geſprächen den Paroxiſmus des Witzes bekömmt, oder zum Scherz ein Pedant wird. Bey allerley Arten von Beſchreibungen finden wir in dieſen Briefen, unter andern im 2ten und 73ſten eine beſondere mit etwas ſcharfem Salz gewürzte Anmuth. Proben mitzutheilen iſt zwar hier unnöthig; wir können uns aber doch nicht enthalten, folgenden kleinen artigen Brief, welcher uns gleich in die Augen fällt, abzuſchreiben.

Mein lieber kleiner S . . .

Ich weiß Ihnen nichts zu ſchreiben, als daß ich Ihnen nichts zu ſchreiben habe. Denn daß ich Sie liebe, daß ich Sie hochſchätze, dieſes habe ich Ihnen nun ſchon zehn Jahre nach einander geſchrieben. Die Komödien kann ich Ihnen nicht ſchicken, und wenn Sie mir die Wache wollten ſetzen laſſen. Ich denke aber bald mein Wort zu erfüllen. Leben Sie wohl, und kommen Sie recht geſund aus dem Bade wieder. Ich bin wieder krank, und dennoch ſchreibe ich noch. Ja, mein lieber S . . ., wenn Sie einmal merken, daß ein Sohn von Ihnen ein Autor werden will, ſo laſſen Sie ihm die rechte Hand lähmen. Es iſt ein Unglück beſſer, als das andere. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

In der Vorrede ſucht Hr. Gellert ſeinen Leſern das Vorurtheil der Autenticität ſeiner Briefe, nach Art der Romanenſchreiber, beyzubringen. Bey uns hat ſein Kunſtgriff nicht angeſchlagen. Und iſt es ihm nicht mehr Ehre, wenn er ſich in diejenigen Umſtände zu ſetzen gewußt hat, in welchen man recht natürliche Briefe ſchreiben kann? Wir wiſſen, daß er geſchickt genug dazu iſt, eben ſo, wie ein theatraliſcher Dichter ſo vielerley Perſonen ihre mancherley Charaktere auf einige Zeit abborgen muß. Der meiſte Theil der Vorrede zeigt ſelbſt die Unmöglichkeit einer ſolchen ächten gedruckten Briefſammlung. Ja einige Briefe weiſen ſelbſt aus, daß er ſich in fremde Umſtände geſetzt hat. Hat denn Hr. Gellert eine Frau? Iſt er denn ein Frauenzimmer?

UTRAQUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.
Freytags, den 2. Julius, 1751.

Berlin.

Preiß, welchen die Königliche Preußiſche Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte für das Jahr 1753 ausſetzt.

Den Preiß der ſpeculativiſchen Philoſophie für das Jahr 1751, welcher auf die Ausführung der Materie von den zufälligen Begebenheiten, und den daraus folgenden Pflichten, geſetzet war, hat Herr Käſtner, Profeſſor der Mathematik in Leipzig, Mitglied der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte zu Berlin, des Inſtituts zu Bologna, und der Königlichen Societät zu Göttingen, erhalten. Die Materie zum Preiſſe auf das Jahr 1753 wird folgende von der phyſikaliſchen Claſſe aufgegebene Frage ſeyn: Da man aus dem plötzlichen Aufhören der Bewegung, welches man wahrnimmt, wenn man den Aſt eines Nerven, der in die Fibern eines Muſkels gehet, vernichtet, ſieht, daß die Bewegung der Muſkeln und der muſculöſen Theile hauptſächlich von der Verbindung des Gehirns mit den Muſkeln, vermittelſt der Nerven, herrührt; ſo fragt man: 1) Ob dieſe Communication zwiſchen dem Gehirn und den Muſkeln, vermittelſt der Nerven, durch eine flüßige Materie geſchieht, welche den Muſkel bey ſeiner Wirkung aufblähet? 2) Von was für Natur und Eigenſchafften dieſe flüßige Materie iſt? 3) Endlich, auf was für Art und Weiſe dieſes flüßige Weſen in den Muſkeln dieſe ſo wunderbare Wirkung hervorbringt, durch welche wir die Bewegung und die Ruhe wechſelsweiſe, faſt in eben demſelben Augenblicke, auf einander folgen ſehen? Man ladet die Gelehrten in allen Ländern, ausgenommen die ordentlichen Mitglieder der Akademie, ein, über dieſe Frage zu arbeiten. Der Preiß, welcher in einer goldenen Schaumünze, 50 Ducaten ſchwer, beſteht, wird demjenigen gegeben werden, welcher, nach dem Urtheil der Akademie, dieſe Materie am beſten wird ausgeführet haben. Die leſerlich geſchriebenen Aufſätze werden an den Hrn. Profeſſor Formey, beſtändigen Secretair der Akademie, eingeſchickt. Die Zeit zum Empfang iſt bis auf den 1ten Januar 1753 geſetzt. Nach dieſer Zeit wird man durchaus keine Abhandlung mehr annehmen, man mag auch eine Urſache der Verzögerung vorwenden, was für eine man will. Man bittet auch die Verfaſſer, ſich nicht zu nennen, ſondern nur einen Denkſpruch zu der Abhandlung zu ſetzen, und dieſer einen verſiegelten Zettel, auf welchem, nebſt dem Denkſpruch, ihr Name und Aufenthalt ſteht, beyzufügen. Das Urtheil der Akademie wird in der öffentlichen Verſammlung den 31ſten May 1753 bekannt gemacht werden. Man iſt in der Einladungsſchrift des verwichenen Jahres benachrichtiget worden, daß, weil die Aufſätze, welche zu Erhaltung des Preiſſes auf das Jahr 1750 über die Theorie des Widerſtandes, welchen die feſten Körper in ihrer Bewegung leiden, wenn ſie durch einen flüßigen Körper gehen, eingeſendet worden, den Bedingungen kein Genügen gethan haben, unter welchen die Frage iſt vorgeleget worden, die Akademie für gut befunden hat, dieſen Preiß niemanden eher, als 1752, zuzuerkennen, und daß ſie wünſchet, daß diejenigen, welche über dieſe Frage gearbeitet haben, wie auch diejenigen, welche erſt itzo daran arbeiten werden, mehr Fleiß darauf wenden möchten, ihre Theorien mit der Erfahrung übereinſtimmend zu machen, indem ſie nemlich beweiſen, daß die Größe des Widerſtandes, welche ſie werden gefunden haben, ſowohl in Anſehung der Figur, als auch der Geſchwindigkeit des Körpers, welcher ſich in einem flüßigen Körper bewegt, gerade eben diejenige iſt, welche man beobachtet. Man wird neue Abhandlungen über dieſe Frage bis zum erſten Jan. 1752 annehmen, und eben dieſe Zeit iſt auch für diejenigen geſetzt, welche über die gleichfalls für das Jahr 1752 von der Claſſe der ſchönen Wiſſenſchaften aufgegebene Frage aufgeſetzet ſind, und welche alſo lautete: Man fragt 1) Zu welcher Zeit die Deutſchen Völker wieder zu dem Beſitz der Marken, welche zwiſchen der Elbe und der Oder ſind, wie auch der Neumark, und Pommerns, gelanget ſind? 2) Woher man die Deutſchen Colonien nahm, welche man in dieſen Ländern ſich ſetzen ließ; imgleichen, wie und unter was für Bedingungen ſie ſich daſelbſt [illegible] ſen? 3) Was die Deutſchen [illegible] regeln und Vorſichtigkeit [illegible] ſich in ihrem Beſitz zu erhalten, und die Veneden, welche ſie in dem Lande fanden, zu ſchwächen? 4) Da es ausgemacht iſt, daß die Deutſchen Völker, welche ſich in Gallien, Spanien, und Italien ſetzten, allmählich die Sprache derjenigen Völker annahmen, welche ſie bezwungen hatten, anſtatt, daß die Sprache der Veneden in den Marken gänzlich verlohren gegangen: was iſt die Urſache dieſes Unterſchieds, und zu welcher Zeit hat die Sprache der Veneden aufgehöret, in dieſen Ländern im Gebrauch zu ſeyn?

Die

Dieſes iſt die Ueberſetzung der Einladungsſchrift der Königlichen Akademie für dieſes Jahr. Weil wir wiſſen, daß viele dieſelbe in der Sprache der Akademie zu leſen wünſchen, ſo wollen wir hier die Urſchrift beyfügen.

Prix propoſé par *l'Academie Royale* des Sciences & Belles Lettres de Pruſſe, *pour l'Année* 1753.

Le Prix de Philoſophie ſpéculative de l'année 1751. ſur les Evenemens fortuits, & les devoirs qui en réſultent, a été remporté par M. *Kaſtner*, Profeſſeur de Mathematiques à Leipzig, Membre de l'Academie Royale des Sciences & Belles Lettres, de l'Inſtitut de Bologne, & de la Societé Royale de Göttingen.

Le Sujet du Prix de l'année 1753. ſera la Queſtion ſuivante, propoſée par la Claſſe de Phyſique.

Comme par la ceſſation ſubite du mouvement qu'on obſerve, lorsqu'on détruit la branche du nerf, qui s'inſere dans les fibres de quelque muſcle, il paroit que le mouvement des muſcles & des parties muſculeuſes, dépend principalement de la liaiſon, qui exiſte entre le cerveau & les muſcles par le moyen des nerfs, on demande;

1. *Si cette Communication entre le Cerveau & les Muſcles, par l'entremiſe des Nerfs, s'exécute par une matiere fluide, qui fait gonfler le Muſcle dans ſon Action?*

2. *Quelle eſt la Nature, & quelles ſont les Propriétés de ce fluide?*

3. *Enfin de quelle maniere, il peut produire dans les Muſcles cette action ſi ſurprenante, par laquelle nous voyons le mouvement & le repos ſe ſucceder réciproquement, preſque dans un même inſtant?*

On invite les Savans de tout Païs, excepté les Membres ordinaires de l'Academie, à travailler ſur cette Queſtion. Le Prix, qui conſiſte en une Médaille d'or, du poids de cinquante Ducats, ſera donné à celui qui, au jugement de l'Académie, aura le mieux réüſſi. Les Pieces, écrites d'un caractere liſible, ſeront adreſſées à M. le Profeſſeur *Formey*, Secretaire perpetuel de l'Academie.

Le terme pour les recevoir eſt fixé juſqu'au 1 Janvier 1753 aprés quoi on n'en recevra abſolument aucune, quelque raiſon de retardement qui puiſſe être alléguée en ſa faveur.

On prie auſſi les Auteurs de ne point ſe nommer, mais de mettre ſimplement une Deviſe, à laquelle ils joindront un Billet cacheté, qui contiendra avec la Deviſe leur nom & leur demeure.

Le Jugement de l'Académie ſera publié dans l'Aſſemblée publique du 31 Mai 1753.

On a été averti par le Programme de l'Année précédente que les Pieces qui ont concouru pour le Prix de l'Année 1750. *Sur la Théorie de la réſiſtance que ſouffrent les Corps ſolides dans leur mouvement, en paſſant par un fluide*, n'ayant pas ſatisfait aux conditions ſous leſquelles la Queſtion a été propoſée, l'Academie a jugé à propos de ne donner ce Prix qu'en 1752. & qu'elle ſouhaite de ceux qui ont travaillé ſur cette Queſtion, auſſi bien que de ceux qui s'y appliqueront de nouveau, qu'ils apportent plus de ſoin à accorder leurs Théories avec l'Experience, en prouvant que la quantité de réſiſtance qu'ils auront trouvée, tant par rapport à la figure, que par rapport à la viteſſe du Corps qui ſe meut dans un fluide, eſt préciſément la même qu'on obſerve.

On recevra de nouvelles Pieces ſur cette Queſtion jusqu'au premier Janvier 1752. & le même terme eſt fixé pour celles qui concernent le ſujet que la Claſſe de Belles

Lettres a propoſé auſſi pour l'Année 1752. & dont nous allons remettre ici l'énoncé.

On demande;

1. *Dans quel tems les Peuples* Allemands *ſont rentrés dans la poſſeſſion des* Marches, *qui ſont entre* l'Elbe *&* l'Oder, *auſſi bien que de la* Nouvelle Marche *& de la* Poméranie?

2. *D'où l'on tira les* Colonies Allemandes, *que l'on établit dans ces Contrées; & en même tems, comment & ſous quelles conditions elles y furent établies?*

3. *Quelles furent les meſures & les précautions que les* Allemands *prirent pour ſe maintenir, & pour affoiblir les* Venedes *qu'ils trouverent dans le Païs?*

4. *Comme il eſt conſtant que les Peuples* Allemands, *qui s'établirent dans les* Gaules, *en* Eſpagne, *& en* Italie, *adopterent inſenſiblement la langue des Peuples qu'ils avoient ſoumis, au lieu que la Langue des* Venedes *s'eſt entierement perdue dans les Marches; Quelle eſt la raiſon de cette différence, & dans quel tems la Langue des* Venedes *a-t-elle ceſſé d'être en uſage dans ces Contrées?*

Madrid.

Die Königliche Spaniſche Geſellſchaft der Aerzte hat einen wichtigen Preis von ungefähr 25 Rthlrn. auf die Beantwortung der Frage geſetzt: Cur prægnantes plurimæ plerumque abhorrent edulia, quæ ante graviditatem earum palato arridebant, alia vehementer appetunt, quæ antea maximo habebant tædio? Die Aufſätze werden an den Hofrath Peter Pedoye, als Secretär, geſchickt, und den 1. November dieſes Jahres wird die Geſellſchaft dem, nach ihrer Einſicht, würdigſten den Preis zuerkennen.

Paris.

Der König, welchem der Nutzen und die Aufnahme der Wiſſenſchaften und der Handlung am Herzen liegen, hat beſchloſſen, denen, welche unter ſeinem Schutz an dem *Journal des Savans* arbeiten, auf eine vorzügliche Art Beyſtand zu leiſten, indem er ihnen einen allgemeinen Briefwechſel mit allen auswärtigen Ländern verſchaffet hat. Er hat nämlich allen ſeinen Miniſtern an den auswärtigen Höfen befohlen, alle Monate, bloß auf ihre Unkoſten, ein Verzeichniß von den Büchern und andern Werken, welche in den Staaten und Ländern, wo ſie ſind, herauskommen, an den Marquis von Puiſieulx einzuſchicken. Dieſer Herr wird dieſe Verzeichniſſe hernach dem Kanzler, oder dem Hrn. von Malesherbes, welcher die Aufſicht über das Bücherweſen hat, zuſtellen, damit ſie in dem *Journal des Savans* bekannt gemacht werden. Es ſollen alſo alle gedachte Miniſter Verzeichniſſe von allen Werken, welche im Jahr 1750 in den auswärtigen Ländern herausgekommen, einſchicken und künftig allemal von Monat zu Monat damit fortfahren. Hierdurch wird die Stammmutter aller Monatſchriften, welche nun bald ein Jahrhundert gedauret hat, wieder ihren alten Ruf erlangen und ſelbigen wohl gar noch übertreffen.

Baſtia.

Diſcorſi pronunciati nell' Accademia di Belle Lettere detta de' Vagabondi la Domenica 18. Aprile 1751, nel ricevimento del Signor Cavaliere Curli. Nella Stamparia di Gio. Marco Artaud, Stampatore dell' Accademia di Corſica, 1751. In 8vo. 10 ½ Bogen.

Die erſte Rede iſt von dem Hrn. Curli. Er zeigt darinne, daß nichts geſchickter iſt, ein Volk zum Gegenſtande anderer ihrer Bewunderung und Hochachtung zu machen, als der Fleiß, welchen es auf die ſchönen Wiſſenſchaften wendet. Hernach ſchweift er auf das Lob

der

des Marquis von Curſay, Beſchützers der Akademie, aus. Die zweyte Rede iſt von dem Herrn Marquis von Curſay. Er antwortet darinnen in Franzöſiſcher Sprache auf die Rede des Hrn. Curli, und lobt ihn wegen ſeiner Liebe gegen die Akademie, von welcher er die Vortheile zeiget, welche ſie der Corſiſchen Nation verſchaffen kann.

Eben dieſer Buchdrucker hat in 8. gedruckt: Il Geloſo, Dramma per Muſica, da ſervire per Intermezzo al Teatro di Baſtia l'anno 1751, dedicato a S. E. Signor Marcheſe di Campo, e Commandante in Capite delle Truppe di S. M. Criſtianiſſima nel Regno di Corſica. Hr. Giov. Luca Poggi, beſtändiger Secretär der Corſiſchen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, hat dieſes Drama gemacht. Es iſt zu wünſchen, daß auch in dieſem Königreiche dergleichen gelehrte Bemühungen fortgeſetzet werden, und der Schutz des Marquis von Curſay dieſer Akademie noch lange zur Ehre gereiche.

Zürich.

Jacob und Joſeph: ein Gedicht in drei Geſængen.

Inſtant, he cry'd, your femal diſcord end,
Ye dreadleſs boaſters! And the ſong attend:
Obey that ſweet compulſion, nor profane
With diſſonance the ſmooth melodious ſtrain.

Zyrich. Bei Conr. Orel und Compagnie. MDCCLI. In Quart, 13 Bogen.

Wir ſehen wohl, was die Abſicht des Verfaſſers dieſer Deutſchen Pſeudohexameter geweſen iſt. Er hat eine rührende Geſchichte, wozu die Verirrung des Joſeph und ſeine glückliche Wiederfindung allerdings ſehr geſchickt geweſen, poetiſch beſchreiben, und dabey Gelegenheit nehmen wollen, ſeine Stärke in der Schilderung ſtarker Gemüthsbewegungen und in der von ſeinen kritiſchen Landsleuten ſo ſehr und bis zum Ekel gerühmten mahleriſchen Dichtkunſt zu zeigen. Uns dünkt aber, es iſt ihm gar ſchlecht, und zuweilen nur von ungefähr, gelungen. Er hat dazu die Klopſtockiſche Versart, das iſt, die in dem Virgil und Ovid ſo wohlklingenden Hexameter, deren unſere Mutterſprache an ſich vollkommen fähig iſt, welche aber von dem geiſtreichen Verfaſſer des Meßias und ſeinen Affen ſehr gemishandelt werden, erwählet. Wie können doch Deutſche Ohren bey dieſem unerträglichen Uebelklange ſo unempfindlich ſeyn? Hat Horaz den Wohlklang im Sylbenmaße nicht ſo gut beobachtet, als Virgil und Ovid, ſo hat es ihm gewiß nicht am Wiſſen, ſondern an der Fertigkeit in dieſer poetiſchen Kleinigkeit gemangelt. Wir wollen aber einem Dichter, welcher ſich nun einmal in ein ſolch höckerichtes Weſen verliebt hat, gern ſeine kleine Thorheit vergeben, wenn er nur dabey das weſentliche Poetiſche in ſeiner Gewalt hat. Dieſes können wir aber von dem Verfaſſer des Jacob und Joſeph nicht ſagen. Man leſe einmal folgenden Anfang:

Bald war ein jahr mit auf- und niedergehenden tagen
In das weſtliche meer geſunken, ſeitdem das geſchlechte
Jacobs, den Gott mit dem wyrdigern nahmen des Iſrael ehrte,
Von den grenzen des Nils und der Mizren zuryke gekommen,
Mit getreide zwar wol verſehn, doch voll kränkenden ſorgen,
Furcht ſaſs in den mienen und gram entſtellt' ihr geſichte;
Simeon, einer der älteſten war zuryke geblieben,
Ihn befahl der Oberhofmeiſter in bande zu legen,

Daſs er ſein ſtaatsgefangner verbliebe, bis Simeons bryder
Beim wiederkommen mit ihnen den jyngſten bruder auch bræchten,
Dadurch ſollten die bryder ihm ihre treue bewæhren:
Denn er hatte verdacht, ſie wæren gekommen, die blœſſe
Von Mizraim zu ſpæhn. Sie waren zwar keine kundſchafter,
Dieſer bezychtigung halber war ihr gewiſſen beruhigt:
Aber ſie nagete mit verſchwiegenen biſſen die ſynde,
Die ſie an ihrem bruder, dem Joſeph, begangen; ſie hatten
Ihn kaufleuten von Iſmaels ſtamm zum ſclaven verkaufet.

Man ſchreibe dieſes ohne Abſätze der Zeilen hin: ſo wollen wir demjenigen Trotz bieten, welcher merken wird, daß es Poeſie ſeyn ſoll. Und ſo iſt faſt das ganze Gedicht.

Gleichwie dieſer Verfaſſer dem Verfaſſer des Meſias in der Versart nachgeahmet hat, alſo hat er es dem Verfaſſer des Frühlings in den lateiniſchen Buchſtaben nachgethan. Das heiſt gute Dichter glücklich nachahmen! Aber warum will man denn unſere urſprüngliche Sprache in das Joch fremder Charaktere zwingen? Laßt uns doch das ehrwürdige Alterthum unſerer Mutterſprache auch in den ihr eigenen Buchſtaben behaupten! Man wirft unſern Buchſtaben vor, daß ſie ſo viel Ecken haben. Welch ein Vorwurf! Gleich als ob die Ecken nicht ſo ehrlich wären, als die Rundungen, und als ob die lateiniſchen Charaktere nicht eben ſo viel Ecken hätten. Denkt man dadurch die Ausländer zu Erlernung unſerer Sprache anzulocken, ſo irret man ſich ſehr. Wenn ſie bis auf die Buchſtaben, welche doch meiſtens den lateiniſchen ſehr ähnlich ſind, kommen, ſo kommen ſie auch weiter. Es iſt übrigens ohne Zweifel wegen des Mangels an ü in dem Antiquaſchriftkaſten geſchehen, daß man Statt derſelben lauter y genommen hat, und weil hierdurch auch das Fach des y leer geworden, ſo hat man nothwendig, anſtatt des y, welches ſonſt ein guter alter ehrlicher Deutſcher Buchſtabe iſt, allemal ein i genommen. Dergleichen Sprachverbeſſerungen können wir für nichts anders, als für Kinderſpiele, anſehen, welchen geſetzte Deutſche Schriftſteller nachzuäffen ſich jederzeit ſchämen werden; und das von Rechts wegen.

* * *

Die *Synd-Flut.* Ein Gedicht, Erſter und zweyter Geſang. *Zyrich,* bey Heidegger und Compagnie 1751. In groß Quart, 5 Bogen.

Der Verfaſſer dieſes Gedichts wagt ſich auf einen Theil des Feldes, welches der Verfaſſer des Noah, Hr. Bodmer, zu durchlaufen ſich vorgenommen hat. Er hat ſich in der wohlgeſetzten Vorrede wegen dieſes Unternehmens hinlänglich entſchuldiget. In dem Aeuſſerlichen iſt dieſes Gedicht dem vorhergehenden faſt vollkommen gleich. Dem Innern nach kömmt es der Sprache eines Dichters etwas näher, ob es gleich auch hin und wieder ziemlich nach der Proſe ſchmeckt. Wir werden ſehen, wie ihm die Fortſetzung gelingen wird. Eine etwas ſeltſame, wir wollen nicht ſagen, poßierliche Stelle, wollen wir, zur Beluſtigung unſerer Leſer, herſetzen. Noah beklagt ſich über die Aufführung der damaligen Menſchen unter andern alſo:

Einige haben die zærtlichſte Neigung zu Hunden, und andre
Halten ſich gern zu den Affen, ſie gehn mit ihnen vertraut um,

Wir

Wie mit Brudergeſchlechten, und nehmen ihr thun ſich zum Beyſpiel.
Der hængt ein Froſchebein an, ein andrer die Quaſte vom Kuhſchwanz,
Dieſer den Schnabel des Hahnen, ſie hyten des nichtigen Spielzeugs,
Wie des rechten Augapfels, beglaubt ihr Leben und Wolſeyn,
Sey an ſeine Bewahrung gebunden, und mit ihm verlohren. &c.

Nürnberg.

Nachſtehendes iſt allhier durch den Druck bekannt gemacht worden. Adam Jonathan Felßeckers ſel. Erben haben den Verlag eines diplomatiſchen Beweiſes, daß das Hauß Hohenlohe ſchon lange vor dem groſſen Interregno die völlige Landeshoheit gehabe, und einer Abhandlung von deſſelbigen Urſprung übernommen. Beyde Werke haben den Hochfürſtl. und Hochgräfl. Hohenlohe gemeinſchaftlichen Hofrath und Archivarius, Herrn Chriſtian Ernſt Hanßelmann, zu Oehringen, zum Verfaſſer, welcher ſeit vielen Jahren an einer diplomatiſchen Geſchichte des Hauſes Hohenlohe arbeitet, und dieſerwegen ſich in einen Briefwechſel mit dem verſt. berühmten Hrn. Muratori zu Modena, dem gelehrten Graf Donato von Silva und Biandrate zu Mayland, wie auch mit dem Hrn. Hofrath Lenz zu Halle, einem der gröſſeſten Geſchichtskundiger unſerer Zeiten, eingelaſſen hat. Dieſe Umſtände, die Gelehrſamkeit des Hrn. Verfaſſers, und die ihm anvertraute Archive verſprechen viel Gutes. Bis zum letzten May dieſes Jahres haben 3 fl. Pränumeration ſollen angenommen werden, und auf Michaelis hat man dagegen ein Exemplar ohne weiterem Nachſchuß erwarten können. Auf Schreibpapier werden 4 fl. verlangt, auſſer dieſem aber ſoll ein Exemplar auf Druckpapier nicht anders als 2 fl. 4 . . und auf Schreibpapier 2 fl. 5 . . erlaſſen werden. Bey den Verlegern iſt ein gedruckter Titel, und eine Tabelle, worauf die abgehandelte Sachen vorgeſtellet werden, zu haben.

Halle.

Johannen Charlotten Zieglerin Grundriß einer Weltweißheit für das Frauenzimmer, mit Anmerkungen und einer Vorrede begleitet, von Johann Gottlob Krügern, der Weltweißheit und Arzneygelahrheit Doktor und Profeſſor, der Römiſchen Käyſerlichen Academie der Naturforſcher, und der Königlich-Preußiſchen Academie der Wiſſenſchaften Mitgliede. Verlegts Carl Hermann Hemmerde. 1751. In Oct. 2 Alph. 9 Bogen.

Imgleichen

Johannen Charlotten Zieglerin Grundriß einer natürlichen Hiſtorie und eigentlichen Naturlehre für das Frauenzimmer. Verlegts Carl Hermann Hemmerde. 1751. In Oct. 1 Alphab. 11 Bogen, und 2½ Bogen Kupfer.

Die bisher im Reich der Gelehrten ganz unbekannt geweſene Jgfr. Zieglerin, oder nunmehrige Frau D. Ungerin, tritt auf einmal auf die gelehrte Schaubühne, und wird eine Zierde und Lehrerin ihres Geſchlechts. Weil wir noch zweifelhaft ſind, ob man dem ſchönen Geſchlecht mehr Ehre oder mehr Schande anthue, wenn man ein gelehrtes Frauenzimmer zu einem Wunderwerk mache, gleich als ob das ſchöne Geſchlecht mit dem dummen Geſchlecht natürlicher Weiſe einerley wäre, ſo enthalten wir uns eines übertriebenen Lobes dieſer ſchönen Schriftſtellerin. Bey beyden dieſen angezeigten Büchern haben wir vielmehr zu erinnern, daß ſie viel zu weitläuftig und ſyſtematiſch gerathen ſind, als daß ſie viele Frauenzimmer ſollten gelehrt machen können. Die Munterkeit der Schreibart und vie-

len

den eingeſtreuten poetiſchen Stellen fehlt es zwar nicht, aber es hält dem allzu vielen Ernſthaften und Philoſophiſchen nicht das Gewicht.

Wir wiſſen übrigens von der Weltweisheit nichts ins beſondere zu ſagen. Sie iſt nach der Mode, und dergleichen Modephiloſophien kennt man ja ſchon. Die ſo lehrreichen als ergetzenden Anmerkungen des Hrn. Prof. Krügers vermehren den Werth dieſes Buchs, welches mit Unrecht ein Grundriß genennet wird.

Der eigentlichen Naturlehre hat die Frau Verfaßerin eine kurze natürliche Hiſtorie vorgeſetzt; woran ſie ſehr wohl gethan hat. Die Eintheilung des Stein- und Thierreichs hat ſie faſt ganz, wie ſie auch ſelbſt geſteht, aus dem Linnäus genommen, und geirret, wo er geirret hat. Von den Pflanzen iſt ſie keine Liebhaberin. Ein ſicheres Zeichen, daß ſie ganz anders geſinnet iſt, als ihre Mitſchweſtern, welche aus den 3 Reichen der Natur mit dem Pflanzenreiche noch am erſten, um der Blumen willen, ein wenig bekannt ſind. Sie liefert alſo anſtatt einer Hiſtorie der Pflanzen eine Phyſik derſelben und zugleich die Beſchreibungen einiger merkwürdigern Pflanzen. In der Naturlehre ſelbſt iſt ſie gar genau ihrem Lehrer, dem Hrn. Profeſſor Krüger gefolgt; und die Kupferſtiche ſind auch, dem Verleger unnöthige Unkoſten zu erſparen, eben dieſelben, welche man in deſſen Naturlehre antrift. Vor dem Grundriß der Weltweisheit ſieht man die Frau Verfaſſerin, mit der Unterſchrift: Johanne Charlotte Zieglerin, Gründler *fecit* Halæ.

Leipzig.

Der ohnlängſt verſtorbene Hr. Hofrath Rechenberg in Leipzig, deſſen Todes und Teſtaments wir neulich (17. St. 136. S.) gedacht haben, hat das letztere bereits vor 13 Jahren aufgeſetzt und beygeleget. Es iſt ziemlich lakoniſch gerathen, und eben deswegen wollen wir ihm hier einen Platz einräumen:

Teſtamentum holographum Caroli Ottonis Rechenbergii, quod primo poſt obitum momento, quo fieri poteſt, aperiendum. Deo animam, terræ corpus mando. Sine omni adparatu aut comitatu exſequiæ ſiunt horis matutinis. Gottlobium Rivinum, J. V. D. vnicum omnium bonorum hæredem nomino, inſtituo, quem, cum per omnem vitam numquam mendacii arguere potuerim, rogo, vt veritatis ſtudio & amicitiæ id tribuat, quod vtrique optime convenire per ſe intelligit. Datum 28. Decembr. 1737. Lipſiæ. *Carl Otto Rechenberg.*

Man ſieht ſeit etlichen Tagen: *L'Art de jouir.*

Et quibus ipſa modis tractetur blanda
Voluptas. Lucr.

A Cythère. MDCCLI. In klein Octav, 8½ Bogen.

Es iſt ein geiles Geſchwätz von allerley Heldenthaten der Venusritter, und der darinnen angebrachte Witz iſt ſo kahl, wie der, welchen man von dem Verfaſſer ſchon in ſeinen gelehrten Werken *ſur l'origine des animaux, l'homme plante, l'homme machine &c.* gewohnt iſt. Er mag ſich ſeiner Schwäche auch wohl bewußt ſeyn; darum hat er, gleich im Anfange, die Halleriſche Ode, Doris, als eine captationem benevolentiæ, faſt ganz hingeſetzt, und für das Werk ſeines Witzes ausgegeben. Dergleichen Unverſchämtheit iſt nur bey einem Menſchen nicht zu bewundern, welcher unverſchämt genug iſt, ſich in die Reihe der Verfaſſer der Ecoles des filles, Academies des Dames, Thereſe Philoſophe NB. zu ſtellen. Doch wer von der Kunſt zu lieben ſchreibet, für den kann auch ein Pontus in der Welt ſeyn.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

UT QUI FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 9. Julius, 1751.

London.

A Diſſertation on the Book of Job, its nature, argument, age, Author, wherein the celebrated Text Ch. XIX. 25. *I know that my Redeemer liveth &c.* is occaſionally conſidered and diſcuſſed; to which are added four ſermons preached St. Mary's Church in Cambridge and at Whitehall. By *John Garnett*. B.D. Lady Margarett's Preacher, and Fellow of Sidney College, in the Univerſity of Cambridge, and Chaplain to His Grace the Duke of Devonſhire, Printed for M. Cooper, 1751. In Quart, 2 Alphabet.

Dieſes aller Aufmerkſamkeit würdige Buch enthält eine Abhandlung über das Buch Hiob, deſſen Beſchaffenheit, Inhalt, Alter und Verfaſſer, nebſt einer beyläufigen Erklärung des Spruchs: Ich weis, daß mein Erlöſer lebt ꝛc. und 4 Predigten des Verfaſſers.

Das Buch Hiob iſt jederzeit die Klippe der Ausleger und das Kreuz der Schrifterklärer geweſen. Die größten Männer aller Nationen haben ſich bemühet, in das Geheimniß eines ſo wichtigen und erhabenen Werks einzudringen. Man hat ſich bis itzo noch nicht verſichern können; ob Hiob eine wirkliche, oder eine erdichtete Perſon ſey, ob er ein Jude, oder ein Heyde geweſen, ob er vor Moſes Zeiten, oder zu ſeiner Zeit, oder lange nach ihm gelebt hat, ob ſeine Geſchichte durchgängig ein Gedicht iſt, oder ob ſie eine Vermiſchung von wirklichen Begebenheiten oder Erdichtungen iſt, ob Moſes, oder ob ein Prophet der Verfaſſer davon iſt; ob ſie eine Allegorie iſt, und wenn dieſes iſt, was der Gegenſtand und der Zweck davon iſt. Der berühmte Schultens hatte ſich für diejenigen erkläret, welche behaupten, daß das Buch Hiob ein dramatiſches Werk ſey, und er hatte 5 Aufzüge, welche zu dergleichen Werken erfordert werden, darinnen entdeckt. Herr Warburton hatte geurtheilet, daß der Grund dieſes Gedichts eine bloße Allegorie von der Babyloniſchen Gefangenſchaft ſey, und daß der Verfaſſer es nur in der Abſicht aufgeſetzt hätte, die Jüden in Erwartung ihrer Befreyung zu tröſten. Aber es blieben noch viel Räthſel zu entwickeln und viel Entdeckungen zu machen übrig. Uns dünkt, daß das Werk, von welchem wir itzt Nachricht geben wollen, das, was uns hierbey noch fehlte, glücklich erſetzt. Der Leſer wird aus folgendem hiervon urtheilen können.

Hr. Garnett ſetzt anfänglich voraus, daß einmal ein Mann, Namens Hiob, gelebt, welcher überaus tugendhaft und ehrlich geweſen und vornehmlich eine außerordentliche Geduld beſeſſen; daß dieſer Mann großes Vermögen gehabt; daß er eine zahlreiche Familie und viel Geſinde gehabt, daß er große Unglücksfälle auszuſtehen gehabt, und daß er endlich gänzlich herunter gekommen, daß er aber hernach ſeinen erſten Reichthum wieder bekommen und glücklicher worden, als er jemals geweſen. Das iſt es alles, was man aus der Sage und den Hauptzügen des Buchs, welches ſeinen Namen führet, ſchließen kann. Man kann nicht zweifeln, daß Hiob einmal wirklich im Morgenlande gelebt hat, und zwar in den allerälteſten Zeiten, theils weil die h. Schrift von ihm mit ausdrücklichen Worten redet, theils weil ſein Gedächtniß im Morgenlande bis auf dieſe Stunde iſt erhalten worden, zufolge dem, was Thevenot ſagt; „Von Hems „bis nach Hama iſt der Ort, deſſen Einwohner ſagen, daß Hiob und ſeine Familie daſelbſt „gewohnet„; und dieſer andern Erzählung des de la Roque, „wir müſſen nicht vergeſſen zu „ſagen, daß das Land zwiſchen Emeſe und „Apamea von dem Hiob und ſeiner Familie bewohnt worden, zufolge der Sage in ſelbigem „Lande, nach welcher auch Hiob von Emeſe „gebürtig geweſen.„ Wenn einige Schriftſteller ihn nach Syrien, andere nach Idumea, und andere nach Arabien, nach Armenien, in das gelobte Land ꝛc. ſetzen, ſo bekräftigen alle dieſe Meynungen, daß er wirklich vorhanden geweſen. Es iſt eben ſo beſchaffen, wie mit dem Homer, über die Ehre, deſſen Geburtsort zu ſeyn, ſich 100 Städte gezankt haben.

Dieſes iſt der Grund, auf welchem der Poet gearbeitet hat. Durch dieſe wenigen Züge hat er eine wohl ausgeführte und ſehr ſinnreiche Allegorie erfunden, und er hat die Kunſt beſeſſen, ein ordentliches Gedicht daraus zu machen. Seine Abſicht dabey war, die Jüden in der Babyloniſchen Gefangenſchaft zu tröſten, und zu beſſern. Er ſchildert ihnen ihre eigenen Umſtände in den verſchiedenen Unglücksfällen des Hiob ab, und zeiget, daß dieſer Hiob endlich die Geduld auf einige Zeit bey ſeinen Streitigkeiten mit ſeinen Freunden verlieret, und daß er nicht eher wieder in glückliche Umſtände kömmt, als bis er es Gott abgebeten und ſeine Ungeduld und ſein Murren bereuet hat. Dieſes iſt der Schlüſſel zu dieſem bisher unauflöslich geweſenen Räthſel.

Hiob, welchen man als ein Muſter der Geduld vorſtellt, wird dennoch in dieſer vorgegebenen Geſchichte als der ungeduldigſte Menſch geſchildert. Indem ihn alſo der Poet ſeinen Charakter auf einige Zeit verlaſſen läßt, macht er ein Meiſterſtück. Die Reden, welche er ihn führen läßt, ſtellen die Ungereimtheit des Murrens, welches uns die Eigenliebe abzwingt, deutlich vor Augen. Sie zeigen beſonders den Juden, wie unrecht ſie hatten, daß ſie glaubten, ſie würden unbillig beſtraft, und wie wichtig es für ſie ſey, ſich für ſchuldig zu erkennen und vor Gott zu demüthigen. Nichts beweiſet die Nothwendigkeit der Gedult mehr, als das Lächerliche, welches er in die Ungedult, welche er dem Hiob beylegt, mit einmiſcht. Die ſpöttiſchen Züge, womit ihn ſeine Freunde überhäufen, und die vortreflichen Lectionen, welche ſie ihm geben, ſeine Unruhe zu mäßigen, und ihn zu bewegen, ſich zu ergeben, dienen zu eben dieſem Zweck. In der Vorrede zeigt ſich Hiob ſo, wie er war. In dem Stück ſelbſt verläßt er ſeinen Charakter, und ſtellt das Jüdiſche Volk vor, wie es voll Ungedult und Eigendünkel war. Endlich im Schluß legt er die Larve ab und nimmt wieder ſeinen eigenthümlichen Charakter an. Er wird auch unter der Perſon, welche er ſich gleichſam borgt, verdammt, und unter der, welche ihm eigen iſt, gerechtfertiget.

Aber wenn die alte Sage von dem Hiob der Grund dieſes Gedichtes iſt, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die neuere Geſchichte des Ezechias den Plan und die vornehmſten Begebenheiten dazu hergegeben hat. Der Poet fand darinnen überaus glückliche Züge zu ſeinem Vorhaben, und Bilder, welche einen Eindruck bey den Jüden machen konnten. Es war ihm leicht, den Charakter des Hiob dem Charakter des Ezechias zu nähern, da die verſchiedenen Umſtände ihres Lebens merkwürdige Aehnlichkeiten hatten. Aber obgleich der Poet beſtändige Anſpielungen auf dieſen König macht, ſo hat er doch durchgängig den Stamm Juda vor Augen, welches erhellen wird, wenn wir alle Theile dieſes Gedichtes, nach Anleitung unſeres Verfaſſers, durchgehen werden.

Der Eingang zeigt uns den Hiob als den mächtigſten unter allen Morgenländern. Dieſes kömmt vollkommen mit dem Stamm Juda überein. Er war zahlreicher, als die andern, und hatte allein faſt eben ſo viel Land inne, als die andern alle zuſammen. Der dem Hiob beygelegte Charakter, daß er ſchlecht und recht geweſen, Gott gefürchtet und das Böſe gemieden, ſcheinet von dem entlehnet zu ſeyn, was die Schrift von dem Ezechias ſagt. **Er kehrete ſich**, ſagt ſie, **zu dem Herrn, und wandte ſich nicht von ihm, ſo daß keiner unter allen Königen in Juda ihm gleich war, ſo wie auch vorher ihm keiner gleich geweſen war.** Auf der einen Seite hatte er ſeine Schwächen. Die Eitelkeit bemächtigte ſich ſeines Herzens bey ſeinem Reichthum. Auf der andern Seite ward er durch böſe Geſchwüre aufs äußerſte gebracht, und er hatte ſeiner Gedult und der Fürbitte eines Propheten ſeine Wiedergeneſung und eine Verlängerung des Lebens von 15 Jahren zu danken. Der Dichter hätte keinen beſſern Helden zu ſeinem Vorhaben wählen können, indem die Babyloniſche Gefangenſchaft ihren Urſprung von der Schwachheit dieſes großen Mannes hatte, deſſen Nachfolger alle, den Joſias ausgenommen, aus der Art ſchlugen. Sie hatten weder ſeine Tugenden, noch ſein Glück, und ſie veranlaßten den gänzlichen Umſturz des Jüdiſchen Volks. Von dem Hiob wird geſagt, daß er **früh morgens bey dem Aufſtehen Opfer, nach der Anzahl ſeiner Kinder, geopfert, und geſagt, vielleicht haben ſie geſündiget, und Gott bey ihren Luſtbarkeiten geläſtert.** Eben ſo wird von dem Ezechias geſagt, daß er, ſo bald er den Thron beſtiegen, **befohlen, daß man für die Sünden des ganzen Iſraels Opfer darbringen ſollte.** Hiobs Söhne haben 7 Tage hintereinander Luſtbarkeiten, und die Unterthanen des Ezechias begehen auch 7 Tage hintereinander ihr Feſt. Die 3 Schweſtern haben eine Aehnlichkeit mit den 3 Stämmen, welche von dem Salmanaſſar gefangen weggeführet worden, und die 7 Söhne Hiobs mit den 7 Stämmen, welche von Tiglath Pileſer weggeführet worden. Die 2 übrigen Stämme waren ſeit langer Zeit in dem Stamm Juda vereiniget geweſen. Und dieſer iſt Hiob, dieſer zärtliche Vater, welcher ſo begierig war, ſie zu reinigen. Bis itzt war die Einladung der 3 Töchter des Hiob zu dem Feſt ihrer Brüder nicht zu erklären geweſen, weil die Morgenländer den Gebrauch hatten, das weibliche Geſchlecht nicht zu ihren Feſten zuzulaſſen. Wenn man dieſe Erzählung allegoriſch betrachtet, ſo iſt ſie leicht zu verſtehen. Was die Ausleger betrogen hat, iſt dieſes, daß die Schreibart des Eingangs und des Schluſſes einfältig, natürlich und ziemlich hiſtoriſch iſt, anſtatt daß die Schreibart des Stücks ſelbſt erhaben und ganz poetiſch iſt. Der Dichter ſagt in der Vorrede frey heraus, daß er ſeinen Helden eine unterſchiedene Rolle will ſpielen laſſen, weil er zweymal anmerket, *daß bis itzo Hiob nicht geſündiget und nichts ungeziemendes wider Gott geredet habe.* Gottes Entſcheidung ſelbſt beziehet ſich ohne Zweifel auf dieſe Aufführung, wenn er Hiobs Freunde tadelt, *daß ſie nicht ſo weislich von ihm geredet haben,* als dieſer heilige Mann. Dieſer hatte ihnen auch geſagt, *ich weis, daß ich werde gerechtfertiget werden.*

Nichts zeigt beſſer die Nothwendigkeit, eine Allegorie anzunehmen, als die Erſcheinung des Satans vor Gott, und die Rede, welche ihm der Poet bey dieſer Gelegenheit in den Mund legt. Tindal und Chubb haben dieſe Erzählung nur darum nach dem Buchſtaben verſtanden, damit ſie Materie zu ihren Spöttereyen davon hernehmen könnten. Aber dieſe allegoriſche Zuſammenkunft zeiget die Gewalt, welche Gott über alle ſeine Geſchöpfe ausübet. Man ſieht darinne, wie ſeine Fürſehung den böſeſten Geiſtern den Zügel bald ſchieſſen läßt, bald anzieht, und ſie nach ſeinem Gefallen zu Werkzeugen ſeiner Gerechtigkeit oder ſeiner Weisheit gebraucht. Alles Unglück, welches, Schlag auf Schlag, den Hiob überfällt, iſt unter dieſer Vorausſetzung eben ſo leicht zu erklären. Die Sabäer, welche ſeine Heerden raubeten und ſeine Leute todt ſchlagen, ſind die Araber, welche Nebucadnezar wider Jojachin ausſchickte, und welche das ganze Land verwüſteten. Die Chaldäer, welche ſeine Kameele wegnehmen, und ſeine Diener erſchlagen, ſind die Chaldäer oder Babylonier, welche das Jüdiſche Volk in die Gefangenſchaft führeten. Das Feuer vom Himmel, welches auf die Schafe und die Hirten des Hiob fällt, iſt *das Feuer, welches, nach dem Ezechiel, von dem Ewigen wider ſein Volk ſollte angezündet werden.* Der *Sturm- und Wirbelwind,* welcher das Haus, worinnen Hiobs Kinder wohnten, umſtürzte, iſt der *Sturm- und Wirbelwind,* wovon Ezechiel gleichfalls redet, und welcher *von Mitternacht mit einem Feuer im Wirbel kam;* womit auf den Nebucadnezar, den Zerſtörer des Hauſes Juda, gezielet wird. Zu den böſen Schwären, womit Satan den Hiob von der Fußſohle bis auf ſein Haupt ſchlägt, findet man die Auslegung in dieſen Worten des Eſaias: *Der Herr hat geſagt, von der Fußſohle bis auf das Haupt wird nichts geſundes an meinem Volk ſeyn; es ſind lauter Wunden, Eyterbeulen und Geſchwüre an ihm, welche nicht gereiniget, noch verbunden, und von welchen keine einzige mit Oel beſtrichen worden.* Eine Erklärung, welche zeigt, wie unnütz die Unterſuchungen ſind, welche man über die Beſchaffenheit der Krankheit des Hiob angeſtellet hat. Seine Frau ſelbſt, über welche man ſich jederzeit, auf Unkoſten ihres Geſchlechtes, luſtig gemacht

macht hat, iſt nichts anders, als der Stamm Levi, welcher, nachdem er, ſeit der Trennung des Jerobeam, mit dem Stamm Juda war vereiniget geweſen, ſich in die gröſſern Bosheiten geſtürzt und das ganze Volk mit hinein gezogen hatte.

Das übrige folgt künftig.

* * *

Man hat uns einen Brief des Hrn. Bevis an den Hrn. Wetſtein, Hofprediger des Prinzen von Wallis, vom verwichenen 15 May in der eigenhändigen Urſchrift des Hrn. Bevis mitgetheilet, in welcher er dem letztern meldet, wie es mit der Herausgebung der *Uranographia Britannica* ſtehe. Man weis, daß dieſes Werk von welchem man ſich allerdings viel gutes verſprechen kann, ſchon vor 2 Jahren fertig ſeyn ſollte. Wir haben aber bereits gemeldet, daß Neale, der Verleger, Banqueroute gemacht, und das Werk dadurch noch mehr ins Stecken gerathen. In dieſem Briefe meldet Hr. Bevis dem Hrn. Wetſtein, daß er die 52 Kupferplatten zu ſeiner und der Subſcribenten Sicherheit bey ſich behalten, und ſie, wie man von ihm verlanget hatte, nicht mit zur Auction der Nealiſchen Sachen gegeben, weil er zu ſeiner Befriedigung einen ſchriftlichen Vergleich, welchen Neale mit ihm eingegangen war, vorzeigen konnte. Nach dieſem hat er von den zu Befriedigung der Nealiſchen Schuldleute geſetzten Procuratoren eine ſchriftliche Verſicherung erhalten, daß er in Fortſetzung und Herausgebung dieſes Werks gar nicht gehindert werden ſolle. Hr. Bevis verſpricht zugleich, in kurzem zu melden, wenn das Werk wird können ausgeliefert werden, welches, wie er ſagt, bald geſchehen ſoll. Wir wiſſen die Gewähr für ſein Verſprechen nicht, haben aber verſchiedenen, welche Vorſchuß auf dieſes Werk gezahlt, dieſes zur Nachricht melden wollen.

Liſſa.

Primitiæ Phyſico-Medicæ, ab iis, qui in Polonia & extra eam Medicinam faciunt, collectæ. Volumina duo. 1750. In Oct. zuſammen 1 Alph. 10 Bogen. Der zweyte Theil iſt im Verlag des Wayſenhauſes zu Züllichau gedruckt.

Dieſe Sammlung meiſtens practiſcher Vorfälle in der Arzneykunſt iſt eine Arbeit einiger geſchickter Aerzte, nehmlich des Hrn. D. Herrmanns in Bojanowa, Hrn. D. Neifelds in Liſſa, und Hrn. D. Heſſters in Zittau. Dieſe drey geſchickte Männer haben ſich vorgenommen, der Welt die merkwürdigſten Begebenheiten, welche ihnen in der Praxi vorkommen werden, mitzutheilen. Da die beyden erſtern in Pohlen ſich befinden, ſo haben ſie ihr Hauptabſehen hauptſächlich auf diejenigen Krankheiten gerichtet, welche in Pohlen beſonders herumgehen, dergl. z. E. die Weichſelzöpfe u. a. ſind. Um aber doch mit der Zeit etwas vollſtändiges zu liefern, haben ſie auch die auswärtigen Aerzte erſuchet, ihrer Arbeit beyzuſtehen, und ihre gemachten Entdeckungen an einen von den beyden erſtern einzuſenden. Sie machen uns jährlich zu zwey Theilen Hofnung, ſo wie ſie gegenwärtig bereits angefangen haben. Ein Unternehmen, welches bisher in Pohlen noch niemand gewaget hat. Man muß geſtehen, daß dieſe beyden erſten Theile ihren Verfaſſern Ehre machen, da ſie ſolche Nachrichten und Krankheitsumſtände uns erzählen, welche nicht alle Tage vorkommen, und die dargegen gebrauchten Mittel zeigen von der Geſchicklichkeit und dem Fleiße dieſer drey Hrn. Aerzte. Eine kurze Nachricht unſern Leſern davon zu geben, wird es genug ſeyn, ihnen einen kurzen Auszug von der Eintheilung dieſes Werkchens zu geben.

Den Anfang des erſten Theils macht eine Zuſchrift an den gelehrten Kron-Referendarius, Grafen Zaluski, welche den Hrn. D. Herrmann zum Verfaſſer hat. Die darauf folgende Vorrede rühret von dem Hrn. D. Reiſeld her, und der erſtere hat alsdenn eine kurze Einladungsſchrift an andere gelehrte Aerzte beygefüget, worinne er ſie erſuchet, ſeiner Bemühung beyzuſtehen. Hierauf folgen die Bemerkungen ſelbſt, und zwar 1) Von der Lage und Vertheilung der Pulsadern, als der Urſache der Abſcheidung der Säfte. 2) Von der gelben Sucht mit dem achttägigen Fieber verknüpft. 3) Von einem auszehrenden tödtlichen Fieber, welches beſonders in dem Gekröſe geſeſſen. 4) Von einem krebsartigen Geſchwüre an der Gebährmutter. 5) Von einer Krankheit, da die Blähungen über und unter ſich ſteigen. 6) Von Zerreiſſung der Bährmutter und dem daraus erfolgten Tode. 7) Von einer Hydrocele. 8) 9) Von Entzündung des männlichen Glieds. 10) Von einer anhaltenden fieberhaften Mutterbeſchwerung, welche durch einen darzu gekommenen Frieſel aufgehöret. 11) Von einem auszehrenden Fieber, welches durch das tägliche Fieber vertrieben worden. 12) Die Fortſetzung des vorigen. 13) Von einem auszehrenden Fieber, welches durch ein viertägiges verjaget worden. 14) Von dem Weichſelzopfe. 15) Von der dadurch gehobenen Blindheit. 16) Von einem Geſchwüre unter dem Arme, welches durch darauf erfolgtes Seitenſtechen vergangen. 17) Von einer nochmaligen Schwangerwerdung einer bereits ſchwangern Perſon. 18) Von der Cur hitziger Fieber. 19) Von der Blödigkeit der Augen, die bey Nacht beſſer ſehen, als bey Tage. Der zweyte Theil enthält eine Zueignungsſchrift an den Fürſten Czartoryſky, und eine Vorrede von Hr. D. Reiſelden. Die darinne vorkommende Bemerkungen ſind folgende. 1) Von dem ſchädlichen Rauche der Steinkohlen. 2) Von einer verſtellten Schwängerung. 3) Von einer Geſchwulſt in den weichen Theilen unter den kurzen Rippen. 4) Vom rothen und weiſſen Frieſel. 5) Vom Frieſel mit beſondern dabey einſchlagenden Zufällen. 6) Vom dreytägigen Fieber, welches durch den rothen Frieſel vergangen. 7) Von einem Ausſchlage, der in lauter Blaſen beſtanden. 8) Von der Geſchwindigkeit des Blutes, als einer Urſache der Abſcheidung der Säfte. 9) Von kleinen Steinchen, welche zwiſchen der äuſerlichen Haut und der darunter befindlichen fetten Haut geſeſſen. 10) Von einem Flußfieber, wobey die Würmer beſonders die Krankheit vermehret. 11) Vom natürlichen und unnatürlichen Auswurf der Galle. 12) Von der Mechanik bey dem Kauen und Verſchlingen. 13) Von dem Auswurf des Unflathes durch die Gebährmutter. 14) Von einem Mondkalbe in der Bährmutter einer Jungfrau. 15) Von einer Blutſtürzung aus der Bährmutter. 16) Vom anhaltenden Fieber, welches durch Eſſung unreines Rindfleiſches entſtanden. 17) Vom kalten Brande am Hodenſacke. 18) Vom Seitenſtechen. 19) Vom alltäglichen Fieber. 20) Vom weiſſen Frieſel, welches durch ſtarken Fortgang des Urins vertrieben worden, und der rechten Art, dieſe Krankheit zu heilen. 21) Von den mineraliſchen Waſſern zu Altwaſſer in Schleſien. 22) Vom unrechten Gebrauch der Peruvianiſchen Rinde im dreytägigen Fieber, und der darauf entſtandenen Blindheit. 23) Von dem durch beſagte Rinde vertriebenen Frieſel. 24) Von einer durch beſagte Rinde vertriebenen krampfartigen Colik. 25) Von dem weiſſen Frieſel mit Entzündung der Bährmutter. 26) Von Geſchwulſt des linken Hypochondrii, und den

Schmerzen über dem Schambeine, welche durch ein dreytägiges Fieber geheilet worden. Man ſiehet aus dieſen angeführten Bemerkungen, daß das Werk verdient geleſen zu werden, und es iſt zu wünſchen, daß andere geſchickte Aerzte dieſer Arbeit beytreten mögen, wie ſolches in dieſem zweyten Theile der Hr. D. Bauer in Brieg bereits gethan hat.

Prag.

Allhier hat der Hr. Profeſſor Serinci den in ſeiner letztens vertheidigten Diſputation gezeigten Nutzen der Elektricität in der Heilung der Krankheiten an einer 60jährigen Weibesperſon aus dem Armenhauſe, Namens Maria Rethin, bewieſen, als welche an dem linken Arme und an der linken Hand durch den Schlag ganz gelähmet war, ſo, daß ſie nichts anrühren, und die Hand nicht bewegen konnte, wobey alle Finger krumm waren. Der Hr. Profeſſor Serinci elektriſirte dieſe Weibesperſon mit ſeinem Sohn, Joſeph Maria Serinci, und dem Reſpondenten, den verwichenen 3. 4. und 5. Jun. vormittags zwiſchen 8 und 9 Uhr auf folgende Art. Nachdem die Kranke auf ein Pechkäſtchen getreten, brachte man den Drath an ihre Hand, drehete die Maſchine und lockte entweder mit dem Finger, oder auch einem Stück Eiſen, die elektriſchen Funken aus den Gelenken und andern Theilen der lahmen Hand durch eine nicht elektriſirte Perſon, ganz gelinde und ohne einige Erſchütterung des Leibes, heraus. Den erſten Tag konnte ſie alle vorher eingebogen geweſene Finger ausſtrecken, den Arm beſſer bewegen, und alles angreifen und in der Hand halten. Den andern Tag zeigte ſich eine noch beſſere Wirkung, indem ſie bereits den Arm, ohne einige Beſchwerlichkeit, bis auf den Kopf hinauf bringen konnte. Den dritten Tag ward ſie, bey vollkommen wieder hergeſtellter Geſundheit, zum Ueberfluß noch einmal elektriſiret. Das Elektriſiren dauerte niemals über eine kleine Viertelſtunde, und man brauchte gar keine Arzneyen dabey. Der Hr. Prof. Serinci wird noch mehr dergleichen wirklich nützliche elektriſche Verſuche anſtellen, anſtatt daß andere den gedankenleeren Raum ihrer Köpfe mit dem Zeitvertreib des elektriſchen Copernicaniſchen Weltbaues erfüllen.

Wittenberg.

Der Hr. Prof. Boſe iſt abermals ſo gütig geweſen, uns einige gelehrte Neuigkeiten mitzutheilen. Sie finden ſich in folgendem Auszuge eines Briefes des Hrn. Jallabert in Genf, vom verwichenen 17. May, an ihn.

Seit der Herausgabe meines Buchs habe ich verſchiedene gar merkwürdige Verſuche gemacht. Unter andern ſtellte ich eine elektriſche Maſchine an das Ufer Rhone, 250 Schuh unter der Waſſerkunſt, welche das Waſſer in die Stadt in die Höhe bringt. Ich elektriſirte dieſen Fluß vermittelſt eines eiſernen Draths, welcher 2 bis 3 Linien unter das Waſſer reichte und an dem Halſe eines elektriſirten Gefäßes angemacht war, wie bey dem Erſchütterungsverſuche. An die eiſerne Stange, welche das Gefäß unterſtützte und zugleich von demſelben die Elektricität fortführte, machte ich unterſchiedene eiſerne Drathe an, welche auf ſeidenen Fäden ruheten, und bis unten an die Keſſel der öffentlichen Springbrunnen reichten. Man empfand eine große Erſchütterung, wenn man mit dem Waſſer der Springbrunnen eine Gemeinſchaft hatte und einen Funken aus dem Drath lockte. Aus dieſer und aus andern im Großen gemachten Verſuchen habe ich geſchloſſen, daß, ſo weit ich auch den Drath an dem Ufer der Rhone, des Sees, oder eines damit Gemeinſchaft habenden Fluſſes

entverlängert hätte, ich eben dieſe Erſchütterung würde empfunden haben. Hier iſt ein anderer elektriſcher Verſuch, womit ich mir viel Mühe gegeben habe. Wenn man den Stift einer (nicht magnetiſchen) Magnetnadel auf einen Pechkuchen ſtellet, und ſie durch Dazwiſchenſtellung einer eiſernen Stange elektriſiret, ſo nimmt man wahr, daß in dem Augenblick, da die Electricität dahin gelanget, die Nadel ſich ſchnell herumdreht, und daß ihre Bewegung ſchwächer wird, ſobald die Electricität unterbrochen wird. Magnetnadeln von verſchiedener Geſtalt und Schwere haben mir beſondere Veränderungen gezeigt. Ich habe daraus ein ganz bequemes Elektrometer machen gelernt. Man muß übrigens wiſſen, daß die Nadeln auf ihrem Stift vollkommen im Gleichgewicht ſeyn müſſen. Nadeln, welche ſich ſchnell herum drehten, wenn ſie elektriſch wurden, hörten auf, ſich zu bewegen, wenn man ſie mit einem Magnet geſtrichen hatte, und ich konnte ihnen ihre Fertigkeit, ſich herum zu drehen, nicht anders wieder geben, als wenn ich die Seite feilte, welche ſich gegen Norden kehret.* . . . Die Art, mit welcher, wie ich höre, der Papſt Ihre Schriften aufgenommen hat, verdoppelt** meine Hochachtung gegen ihn; und wenn von ſo nützlichen und wichtigen Entdeckungen, als die Ihrigen ſind, die Rede iſt, und welche keine Gemeinſchaft mit den Glaubenslehren haben, ſo iſt nicht die Frage von irgend einer Seite; man ſey . . .

* Vor 4 bis 6 Jahren, da der Hr. Prof. Boſe, welchem man die Ehre, die erſten wichtigen Entdeckungen in der Electricität gemacht zu haben, nicht abſprechen kann, noch viel elektriſche Verſuche machte, bemerkte er, daß einige Magnetnadeln, aber nicht alle, ihre magnetiſche Kraft verlohren, wenn er zu häufig und zu ſtarke elektriſche Funken heraus gelocket hatte.

** Hr. Jallabert iſt ein reformirter Prediger: und doch unterſteht er ſich, ſeine Hochachtung gegen den Papſt zu verdoppeln! Welch ein Ketzer!

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

29.

UT QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 16. Julius, 1751.

Berlin.

Anweiſung zur vortheilhaften und bequemen Unterweiſung der Jugend in den teutſchen Schulen in Städten und auf dem Lande, darinn deutlich gezeiget wird, nicht allein was ein Schulhalter den Kindern beyzubringen hat, ſondern auch wie er ihnen ſolches alles auf eine leichte und angenehme Art beybringen könne. Gedruckt bey Friedr. Wilh. Birnſtiehl. 1751. In Oct. 5 Bogen.

Wir bitten um Erlaubniß, von einer Schrift, welche zwar nicht für Gelehrte aufgeſetzt iſt, die aber eine Anleitung zu den allererſten Zügen aller Wiſſenſchaften in ſich enthält, ein Paar Worte zu ſagen. Ihr Verfaſſer iſt der Herr Inſpector Lenz zu Fehrbellin. In der Vorrede zeigt er deutlich, wie ſehr ihm das Wohl der zarten Jugend am Herzen liegt. Es hat ihn hauptſächlich ein doppelter Grund, dieſe Bogen aufzuſetzen, bewogen. Erſtlich die Unwiſſenheit vieler Deutſcher Schulhalter, und dann das Verſäumniß der Jugend im Lernen, da ſie, beſonders auf dem Lande, nur ſo wenige Zeit zur Schule gehalten wird. Er ſchreibt alſo hier eine Lehrart vor, nach welcher ſowohl die Schulhalter die ihrige verbeſſern, als auch die Kinder in kurzer Zeit den Grund zu ihrem nöthigſten Erkenntniß in geiſtlichen und weltlichen Sachen legen können. Er handelt 1) von Eintheilung der Schulkinder, 2) vom Singen, 3) vom Gebet, 4) vom Bibelleſen, 5) von der Information im Leſen, im Lernen, im Aufſchlagen der Bibel, im Schreiben und im Rechnen, 6) vom Chriſtenthum, 7) von der Zucht, 8) von den nöthigen Pflichten eines Schulhalters und eines Küſters. Wir zweifeln nicht, daß dieſe vernünftige Vorſchrift vielen Nutzen ſtiften werde, zumal wenn ihr Gebrauch etwas allgemein werden ſollte. Wir müſſen es beſonders an dieſer Anweiſung für Lehrer in Deutſchen Schulen loben, daß ſie gut Deutſch geſchrieben iſt; welches letztere in den ſo genannten Lateiniſchen Schulen, aus einer ungegründeten Verachtung der Deutſchen Sprache, nur allzuſehr verſäumet wird, da ſo mancher Lehrer in großen Gymnaſien lieber hundert Schnitzer im Deutſchen überſieht und ſelbſt begehet, als einen einzigen Fehler wider die Lateiniſche Grammatik ohne einen Product oder wenigſtens ohne einen Ochſen davon kommen läßt.

Der Hr. Verfaſſer wird in kurzem auch ein beſonderes Schulbuch, worinnen eine Anleitung zu den Hauptbegriffen des Chriſtenthums enthalten iſt, herausgeben.

Beſchluß des Londner Artikels vom Buch Hiob.

Satan war in allen ſeinen Anſchlägen gegen die Gottesfurcht Hiobs unglücklich. Er hatte ihn weder durch den Verluſt ſeiner Güter, ſeines Geſindes und ſeiner Kinder, noch durch die Schmerzen an ſeinen Geſchwüren, noch durch die Anfechtungen ſeiner Frau, zur Gotteslaͤſterung bewegen können. Aber endlich bediente ſich dieſer böſe Geiſt eines kräftigern Mittels, als alle die andern geweſen waren. Er wiegelt wider den Hiob ſeine eigenen Freunde auf, er ſetzt ihn ihren Spöttereyen und ihren Vorwürfen aus. Eliphas von Theman, Bildad von Suah und Zophar von Naeman ſind dieſe falſchen Freunde. Die 70 Dolmetſcher und der Verfaſſer des Buchs Tobias haben Fürſten und Könige daraus gemacht. Die Spanheime glauben, daß ſie vom Abraham und der Keturah herſtammen, und Middleton behauptet, es wären die 3 vornehmſten Feinde der Jüden, Sanballat, Tobija und Geſem, welche ſich der Wiederaufbauung des Tempels nach der Babyloniſchen Gefangenſchaft widerſetzten. Unſer Verfaſſer iſt der Meynung, daß es die Nachkommen Eſaus ſind, die Kinder Edom, und folglich die nahen Anverwandten der Jüden. Man hätte unmöglich Leute finden können, welche geſchickter geweſen wären, die Geduld dieſes Volks, welches Hiob vorſtellte, bis auf den höchſten Grad zu treiben, als die Idumäer, die gröbſte und neidiſchſte Nation, welche aufs äußerſte wider die Jüden aufgebracht war, als deren Uebermacht und Reichthum allezeit ihren Neid und Haß erwecket hatten. Der Poet giebt hier dem Hiob und ſeinen Freunden geborgte Charaktere. Dieſe vertheidigen einen Satz, welchen ſie nicht glauben, und Hiob führet einen unglücklichen Proceß in einer fremden Sache. Die Hauptabſicht bey dieſem ganzen Gedichte war, die Jüden zu überzeugen, wie nöthig es ſey, daß ſie ſich Gott unterwürfen und ſich vor ihm demüthigten, wenn ſie wieder in ihre vorigen Umſtände kommen wollten. Da hinaus laufen alle Reden der Freunde Hiobs, wie auch die unterſchiedenen Nebenſachen, welche ſie in ihre Streitigkeiten miſchten. Eben auf dieſe Wiederherſtellung beziehet ſich die berühmte Stelle von dem lebendigen Erlöſer, auf welchen Hiob hofft, und man kann dieſes nur durch eine gewiſſe Art der Vergleichung auf die künftige Auferſtehung der Todten ziehen. Die Prediger werden in der That dadurch einen von ihren Beweiſen dieſer Lehre verlieren. Aber außer dem, daß die gründlichen Beweiſe derſelben aus dem Evangelio, und nicht aus dem alten Teſtament, müſſen geſchöpfet werden, ſo hindert nichts, daß man ſich der Stelle des Hiob auch bediene, die Auferſtehung der Todten auf eine mehr oratoriſche und rührende Art auszudrücken.

Da Hiobs falſche Freunde ihn nicht hatten irre machen können, ungeachtet ſie alle Künſte ihrer Beredſamkeit angewendet hatten, ſo kam endlich ein Mann, Namens Elihu, welchem Gott, was er that, eingegeben hatte, zog ihrer Heucheley die Larve ab, bekräftigte übrigens ihre moraliſchen Reden, und war endlich ſo glücklich, den Hiob von ſeiner unrechten groſſen Meynung von ſich ſelbſt zu überzeugen, und bringt ihn dahin, daß er es bereuet. Hier findet ſich eine Stelle, welche zeigt, daß Hiobs Freunde nicht ſo redeten, wie ſie ſelbſt dachten, weil daſelbſt geſagt wird, daß ſie, nach der Engliſchen Überſetzung, Redner, oder, nach dem Grundtext, Advocaten ſind, welche eine fremde Sache vertheidigten. Hiob wünſcht auch bey eben dieſer Stelle, daß es ihm möchte erlaubt ſeyn, ſeine eigene Sache vor Gott zu vertheidigen; gleich als ob er ſagen wollte, daß die Perſon, welche er vorſtellte, eine angenommene Perſon ſey, und daß alſo weder er, noch ſeine Freunde unter ihrem wahren Charakter erſchienen; und dieſes iſt der Schlüſſel zu dem ganzen Gedicht. Die Anwendung, welche der Verfaſſer von dieſen Stellen macht, wird durch die Beyſtimmung der geſchickteſten Ausleger unterſtützet, als des Druſius, des Selden, des Hammond, der Talmudiſten ꝛc. Elihu ſagt ſelbſt, daß er nicht ſeine eigene Rolle, ſondern die Rolle eines Mittlers ſpielen werde, und dieſes in der Abſicht, den Leſer zu der Auswickelung vorzubereiten und eine Cataſtrophe anzubringen. Er erſcheint hier, als ein Prophet, und als ein Mann, welchem aufgetragen iſt, bey dieſer Streitigkeit Gottes Partey zu nehmen.

Der Schluß iſt dem Eingange, in Abſehung der einfachen und hiſtoriſchen Schreibart und des wahrhaftigen Charakters des Hiob, unter welchem er wieder auf dem Schauplatz erſcheinet, vollkommen ähnlich. Hiob gleichet dem ſeine Sünden bereuenden und frommen Ezechias, und erlangt von Gott eine völlige Wiederherſtellung ſeines Glücks, und eine Verlängerung ſeines Lebens. Eben ſo verdoppelte das Jüdiſche Volk, nachdem es aus der Gefangenſchaft zurück war, ſeinen Eifer und ſeine Treue gegen Gott und verfiel nicht wieder in die Abgötterey. So wohl Hiobs Haus, als auch der Tempel zu Jeruſalem, ward wieder gebauet. Die 7 Söhne des heiligen Mannes, und ſeine 3 Töchter kamen, ſo zu ſagen, wieder aus ihrer Aſche hervor; und ſo kamen auch Iſraeliten von allen Stämmen, welche in verſchiedene Länder zerſtreuet waren, nach Judäa wieder zurück. Hiobs Anverwandte geben ihm jeder ein Stück Silber und ein Stück Gold, und nach dem Eſra brachten die Vornehmſten zum Schatz des Tempels Geſchenke, am Werth 61000 Drachmen Gold und 5000 Minen Silber. Hiob bekömmt alle ſeine Güter doppelt wieder, und Eſaias verſpricht den gefangenen Jüden das Doppelte in dem Lande wieder, welches ſie beſitzen würden, und daß ſie eine ewige Freude haben ſollten. Und da Hiob zuſammen 140 Jahre lebte, und geſagt wird, daß aller ſein Verluſt ihm doppelt erſetzt ward, ſo ſcheint es, daß man daraus ſchlieſſen könne, daß ſein Unglück 70 Jahre gedauret, welches eben die Zeit der Babyloniſchen Gefangenſchaft iſt.* Das iſt gewiß Aehnlichkeit genug.

---

* Wenn dieſes Gedicht zur Zeit der Babyloniſchen Gefangenſchaft verfertiget worden, wie hat der Dichter wiſſen können, wie lange ſie dauren werde? und wie hat er alſo mit dieſen 70 Jahren auf die Dauer der Babyloniſchen Gefangenſchaft zielen können?

Eine in hiſtoriſchem Verſtande unauflösliche Schwierigkeit iſt das Erbtheil, welches Hiob ſeinen Töchtern neben ihren Brüdern gab. Das Moſaiſche Geſetz ſchloß die Töchter von aller Erbſchaft aus, wenn Söhne da waren, und die Jüden hatten auch die Gewohnheit, ſie nicht zu ihren Feſten zuzulaſſen. Aber dieſe Schwierigkeit verſchwindet, wenn man es allegoriſch nimmt. Denn das bedeutet ſo viel, daß die Töchter Jacobs, welche vor ihrer Wiederkunft, bey Gelegenheit der fremden Weiber, welche ihnen vorgezogen wurden, alle ihre Freyheiten wiederbekommen und die Herzen und das Vermögen der Jüden von neuem wieder beſitzen würden. Eine andere Schwierigkeit, welche bisher noch kein Ausleger hat heben können, iſt die Stille von ſieben Tagen und ſieben Nächten, von welcher geſagt wird, daß ſie die Freunde Hiobs beobachteten, ehe ſie wieder mit ihm umgingen. Le Clerc hat geglaubt, dieſes wäre eine Anſpielung auf die ſieben Tage der Schöpfung. Wartington ſchließt daraus, Hiob und ſeine Freunde wären Pythagoriſche Philoſophen geweſen. Aber nach unſerm Verfaſſer iſt in dieſem Stillſchweigen nichts auſſerordentliches. Die Jüden hatten die Gewohnheit, ſich bey groſſer Betrübniß auf die Erde zu legen, ſich mit Sack und Aſche zu bedecken, und eine Woche lang nicht ein einzig Wort zu reden. Dieſes that David, da ſein mit der Bathſeba gezeugter Sohn ſtarb, und Ezechiel ſagt, daß, als er in die Gegend derjenigen, welche nach Telabib gebracht worden, und zu dem Fluß Kebar gekommen, er daſelbſt ſieben Täge ganz erſtarret, oder, nach der Stärke des Grundtextes, ganz vor Schmerz auſſer ſich und gleichſam verſteinert, geweſen.

Hr. Garnett iſt der Meynung, daß dieſes Gedicht während der Babyloniſchen Gefangenſchaft verfertiget worden. Das Buch Hiob iſt voll Chaldäiſcher Redensarten und Syriſcher und Arabiſcher Wörter, welche ſich erſt zu derſelben Zeit in die Hebräiſche Sprache eingeſchlichen haben, und welche man in ältern heil. Schriftſtellern nicht findet. Ueber dieſes ſind häufige Anſpielungen auf Begebenheiten, Perſonen und Dinge darinne, welche viel jünger ſind, als Moſes Zeiten. Die verſchiedenen Sternbilder, deren darinne Meldung geſchicht, waren unter dieſen Benennungen nicht eher bekannt, als tauſend Jahre nach dieſem Geſetzgeber. Es iſt alſo ſehr wahrſcheinlich, daß dieſes Gedicht nicht älter, als die Babyloniſche Gefangenſchaft; und auch nicht jünger iſt; denn es ward mit in das Geſetzbuch der Jüden, gleich nach ihrer Wiederkunft, aufgenommen. Es iſt faſt nicht zu zweifeln, daß Ezechiel der Verfaſſer davon iſt, wenn man betrachtet, was für eine groſſe Aehnlichkeit zwiſchen ſeiner Prophezeyung und dieſem Gedichte, und zwiſchen beyder ihren Bildern und Charakteren iſt. Ezechiel verſpricht beſtändig den Jüden eine nahe Befreyung, wenn ſie ihre Sünden bereuen und ſich demüthigen, und darauf geht auch das Buch Hiob. Ezechiel ſtellt ſeine Landsleute als lauter Todte vor, welche eine Auferſtehung wieder belebet; ein Sinnbild und eine Figur, deren ſich Hiob ebenfalls bedienet, ſeine Umſtände auszudrücken. Ezechiel war, als ein Gefangener in Babylon, ein Augenzeuge der Schmach und des Hohns, welchen die Idumäer den Jüden anthaten, und die falſchen Freunde des Hiob ſind eben dieſe Idumäer. Endlich findet man auch das Stillſchweigen des Hiob im Ezechiel, zu welchem Gott ſagt, ich werde deine Zunge an deinem Gaumen kleben laſſen, und du wirſt ſtumm ſeyn. Joſephus meldet, Ezechiel habe 2 Bücher von der Babyloniſchen Gefangenſchaft geſchrieben, und St. Athanaſius redet ebenfalls von einem von denen Büchern, welche dieſer Prophet geſchrieben hat; woraus folgt, daß, wenn das Buch Hiob nicht eins davon iſt, nur ſeine Prophezeyungen bis auf unſere Zeiten gekommen ſind. Selbſt Elihu läßt vermuthen, daß ſich Ezechiel hinter dieſe erdichtete Perſon verſteckt hat. Denn Elihu wird ein Buſite genennet*, und Ezechiel heißt ausdrücklich der Sohn Bus. Hieraus ſieht man, daß man ſich nicht wundern darf, daß der Prophet der einzige iſt, welcher des Hiob gedenket, und dieſes um deſto mehr, da er ſich an den Orten befand, wo Hiob, nach der alten Sage, gelebt hatte.

Hr. Garnett glaubt nicht, daß dieſes Gedicht aus 5 Aufzügen beſtehe, weil dieſe Eintheilung allzu neu zu ſeyn ſcheinet. Er glaubt, dieſe 5 Aufzüge wären auf 5 Auftritte herunter zu ſetzen. Die 3 erſten enthalten die unterſchiedenen Anfälle der Freunde Hiobs und ſeine Vertheidigung. Im vierten tritt Elihu als ein Mittler auf, und im fünften entwickelt ſich der Knoten und Gott erſcheinet im Wetter. Hierzu kömmt noch der Eingang und der Beſchluß. Das Gedicht fängt ſich mit einem im Himmel gehaltenen Rath an, und endiget ſich durch ein Deus ex Machina. Beydes iſt etwas von dem Wunderbaren, welches in dergleichen Werken nöthig iſt.

Paris.

Der Hr. Godin, einer von denjenigen Mitgliedern der Franz. Akademie der Wiſſenſchaften, welche nach Peru geſchickt waren, einen Grad des Mittagszirkels zu meſſen, und welcher ſich nach dieſem von ſeiner gelehrten Geſellſchaft trennte, und Profeſſor der Meßkunſt zu Lima ward, wird eheſtens wieder allhier erwartet. Der Hr. von Fontenelle iſt in ſeinem Alter von 96 Jahren noch ſo liebenswürdig und aufgeräumet, als er in ſeiner muntern Jugend war. Er hat eben itzo 2 Bände Komödien in Duodez ans Licht geſtellet.

Mömpelgard.

Von daher iſt uns folgender Aufſatz in Franzöſiſcher Sprache zugeſandt worden. Er hat einen dortigen gelehrten Geiſtlichen zum Verfaſſer. Wir hoffen nicht nur Verzeihung, ſondern auch Dank von unſern Leſern zu erlangen, daß wir ihnen denſelben in dieſem Blatte mittheilen.

Erweis, daß der Apoſtel Petrus niemals in Rom geweſen iſt.

Das erſtaunende Gebäude des päbſtlichen Anſehens und der Hoheit des Pabſtthums gründet ſich auf den Vorzug des Apoſtels Petrus. Nach dem Zeugniſſe eines gewiſſen Papias, eines ſehr kleinen Geiſtes, ſoll Petrus, wie der leichtgläubige Euſebius meldet, fünf und zwanzig Jahr Biſchoff zu Rom geweſen ſeyn. Das Leben der Apoſtel hat eben ſo wenig Anſehen in der Welt gemacht, als ihr Hin- und Herreiſen. Ich möchte wohl wiſſen, was für eine Gewißheit man von dem Aufenthalt des Apoſtels Petrus zu Rom, wo die Chriſten eine ſo ſchlechte Figur machten, durch die Leichtgläubigkeit eines kleinen Geiſtes, der faſt hundert Jahr nach dem Tode dieſes Apoſtels gelebt hat, erhalten könne? Mir dünkt, es ſey beſſer, ſich hierinne auf die heil. Schrift, als auf dieſen kleinen Geiſt, zu verlaſſen. Wir ſetzen dieſem ſo wenig glaubwürdigen Papias einen Kirchenlehrer von groſſem Verdienſte, und der von der Sache beſſer unterrichtet ſeyn konnte, entgegen. Es iſt ſolches ein Biſchoff von Rom ſelbſt, Clemens, den die Römiſche Kirche für den dritten oder vierten Pabſt hält, und ihrer Meynung nach den heiligen Petrus, deſſen Schüler er geweſen ſeyn ſoll, gekannt hat. In einem weitläuftigen und ſchönen Briefe, den er an die Corinthier geſchrieben hat, redet er von dem Tode des heiligen Petrus nur in allgemeinen Ausdrücken. Er ſagt, derſelbe ſey, nachdem er von dem unrechtmäßigen Eifer, worunter er ohne Zweifel die Wuth der

* Oder vielmehr der Sohn Barachael von Bus.

Jüden verächt, vieles erlitten habe, durch den Märtyrertod in den Ort der Herrlichkeit eingegangen, und gedenkt weder von dem Orte noch der Zeit ſeiner Hinrichtung etwas; da er hingegen, wenn er von dem Apoſtel Paulus redet, ausdrücklich anzeiget, daß er nach dem Occident, welches die Lage Roms in Anſehung des Jüdiſchen Landes iſt, gekommen ſey, und allda den Tod unter den Kayſern erlitten habe. Es würde etwas ſehr erſtaunendes ſeyn, wenn funfzig bis ſechzig Jahre nach dem heiligen Clemens ein Papias die Umſtände des Märtyrertodes des Apoſtels Petrus zu Rom hätte gewußt haben, die Clemens ſelbſt, ein Biſchoff dieſer Stadt, und ein Schüler der Apoſtel, nicht gewußt hätte. Er würde gewiß weder den Tag, noch das Biſthum des heiligen Petrus zu Rom verſchwiegen haben, wenn ihm bekannt geweſen wäre, daß ſeine Kirche eine ſolche Ehre, davon man in den nachfolgenden Jahrhunderten ſo viel Weſens gemacht, und darauf man ſich ſo ſehr ſteifet, genoſſen hätte. Dieſes iſt meines Erachtens ſchon genug, die geringe Glaubwürdigkeit des Papias zu entkräften. Die beſten Römiſchen Kirchenlehrer ſetzen den Märtyrertod des heiligen Stephanus in das ſiebente Jahr nach dem Tode unſers Heylandes, und folglich kann die Bekehrung des Apoſtels Paulus, die nach dieſem Märtyrertode erfolgte, nicht eher geſetzet werden; das ſind ſchon ſieben Jahre. In dieſer Zeit war Petrus mit den übrigen Apoſteln noch zu Jeruſalem, und erſt einige Zeit nach dem Tode des heil. Stephanus wurde Petrus und Johannes durch das apoſtoliſche Collegium, Apoſtelgeſch. 8. 12. nach Samaria geſchickt, die Bekehrung der Samaritaner, die durch den Dienſt des Philippus war zu Stande gebracht worden, zu beſtätigen. Nach der Bekehrung des Apoſtels Paulus finden wir den heiligen Petrus noch zu Lydda, wo er den gichtbrüchigen Eneas, Apoſtelgeſch. 9. 34. auf eine wunderthätige Art geſund machet, und darauf zu Joppe, wo er die Tabita vom Tode erwecket. Man trift ihn weiter zu Cäſarea an, wo er den Hauptmann Cornelius bekehret und unterrichtet. Apoſtelge ch. 10. Von dar kommt er nach Jeruſalem zurück, wo er nach dem Tode des Apoſtels Jacobs, der im neunten oder zehnten Jahre nach Chriſti Tode, das iſt, im drey und vierzigſten Jahre nach der chriſtlichen Zeitrechnung erfolgt, von dem Herodes ins Gefängnis gelegt, und durch ein Wunder befreyet wurde. Apoſtelgeſch. 12, 3-8. Bis hieher befindet ſich der heil. Petrus in dieſen Gelegenheiten beſtändig im Jüdiſchen Lande, und man trift in der heiligen Geſchichte nicht einen Schatten von Wahrſcheinlichkeit an, der glaubend machte, daß er auch nur im Sinne gehabt hätte, nach Rom zu reiſen. Und wie hätte er daran denken können, da ihm die Bekehrung zu Rom gar nicht aufgetragen war, wie man es aus Gal. 2. 8. erſiehet. In dem erſten Capitel v. 18. 19. des angeführten Briefes ſagt der heilige Paulus, daß er im dritten Jahre nach ſeiner Bekehrung nach Jeruſalem gekommen ſey, und allda die Apoſtel, Petrus und Jacobus, geſehen habe, und im erſten Verſe des zweyten Capitels ſagt er abermals, daß er vierzehn Jahre darnach von neuem mit dem Barnabas nach Jeruſalem gereiſet ſey, und ebenfalls den heiligen Petrus mit ſeinen vornehmſten Collegen angetroffen habe. So iſt alſo der Apoſtel Petrus noch beſtändig in Rom, wenigſtens ſieben, zehn, zwanzig Jahr nach dem Tode Jeſu Chriſti, und wenn man den eilften Vers des Briefes an die Galater mit einiger Aufmerkſamkeit lieſet, ſo ſcheinet es, daß erſt nach dieſen zwanzig Jahren ſich der heilige Petrus nach Antiochia begeben, und allda ſeinen Aufenthalt genommen habe; denn vorher war Barnabas, Apoſtelgeſch. 11, 22. dahin geſchicket, und hatte allda eine Kirche, in welcher die Jünger

Chriſti zuerſt den Namen der Chriſten zu führen angefangen haben, geſtiftet. Es ſcheint, daß Petrus ſehr ſpät nach Antiochia gegangen ſey, weil die Sage will, daß er die Biſchöfliche Würde daſelbſt ſieben Jahre bekleidet habe. Alle dieſe Zeit, die er daſelbſt zugebracht haben kann, entzi.het eben ſo viel Zeit dem Aufenthalte, die er, wie man vorgiebt, zu Rom zurückgelegt hat. Aber dieſes iſt noch nicht alles. Der heilige Paulus ſchrieb um das vier und funfzigſte Jahr nach der chriſtlichen Zeitrechnung, oder zwey und zwanzig Jahr nach Chriſti Tod, ſeinen Brief an die Römer. Um dieſe Zeit muß Petrus entweder zu Rom geweſen ſeyn, oder er iſt niemals dahin gekommen. Warum würde ſich Paulus in dieſem Briefe rühmen, daß er ganz beſonders der Apoſtel der Römer wäre, Cap. 11, 13. wenn Petrus ſeit vielen Jahren zu ihrem eignen Apoſtel und Biſchoff wäre beſtimmt und dafür erkannt worden? Es würde, wie man es uns glaubend machen will, eine groſſe Verwegenheit von dem Apoſtel Paulus geweſen ſeyn, wenn er auf ſolche Art den Petrus ſeines Titels und ſeines Vorzugs hätte berauben wollen. Es würde noch eine grössere geweſen ſeyn, wenn Paulus, vorausgeſetzt, daß Petrus damals ſchon zehn bis zwölf Jahr ſein Apoſtelamt zu Rom geführet, zu den Römern, wie er es im 15ten Cap. 19. 20. wirklich thut, geſagt hätte: Ich habe von Jeruſalem an, und umher bis nach Illyrien alles mit dem Evangelio Chriſti erfüllet, und mich ſonderlich gefliſſen, das Evangelium zu predigen, wo Chriſti Name noch nicht bekannt war, damit ich nicht auf einen fremden Grund bauete. Was wollte er denn nun zu Rom machen, wenn der heilige Petrus daſelbſt ſchon ſeit langer Zeit die erſte Kirche der Welt verſammlet und erbauet hätte? Paulus gedenkt des heiligen Petrus in den Grüßen, welche faſt das ganze letzte Capitel dieſes Briefes ausmachen, dieſes Biſchofs nicht mit einer Sylbe. Paulus ließ ſeine Ankunft zu Rom, wo er dießmal zwey ganze Jahre blieb, Apoſtelgeſch. 28. 17-30. nicht erſt dem heiligen Petrus melden; und warum ſetzt er ihn und ſeine Hoheit ganz aus den Augen, und begnügt ſich damit, nur die vornehmſten Juden, die ſich zu Rom aufhielten, zuſammen kommen zu laſſen, ohne ein einzig Wort von dem heiligen Petrus, deſſen er in ſeiner Gefangenſchaft ſehr nöthig hatte, zu erwähnen? Eben dieſer Apoſtel hat in allen den Briefen, die er an verſchiedene Kirchen von Rom aus geſchrieben hat, dergleichen ohne Streit die an die Epheſer, an die Philipper und viele andere ſind, des an den Philemon und den zweyten an den Titus nicht zu gedenken, und worinnen alle unterſchiedene Begrüſſungen von den angeſehenſten Chriſten dieſer berühmten Stadt zu finden ſind, nicht das geringſte von dem heiligen Petrus erwähnet. Ich möchte auch wohl wiſſen, was den Apoſtel Petrus, der zween Briefe an die zerſtreuten Juden, deren Bekehrung, wie ſchon gedacht, ihm aufgetragen war, bewogen hat, den erſten von Babylon, entweder das in Egypten, oder in Chaldäa lag, und wo eine groſſe Menge Juden war, zu unterzeichnen, und aus was für einem Grund er ſich am Ende ſeiner Tage befindet, bereit, die Hütte des Leibes zu verlaſſen, 2. Brief 1. 14. da er doch ſo weit von Rom entfernt, und einzig und allein mit dem Amte der Beſchneidung, das ihm zu Theil worden war, beſchäftiget iſt. Der Apoſtel Paulus würde in folgenden Stellen, Coloſſ. 4. 10. 11. eine Läſterung gegen den heiligen Petrus begangen haben, wenn er in dieſer Stadt geweſen wäre. Ariſtarchus, ſchreibt er, mein Mitgefangener, und Marcus, der Neffe Barnabä, und Jeſus, der da heiſſet Juſt, die aus der Beſchneidung ſind. Dieſe ſind allein, man gebe wohl auf dieſe Worte Acht, dieſe ſind allein meine Gehülfen am Reiche Gottes, die mir ein Troſt worden ſind. Wo war der heilige Petrus? Die andere Stelle befindet ſich im zweyten Brief an den Timoth 4. 16. Paulus war zu Rom im Gefängniſſe, und im Begriff, aus demſelben auf ein Schavot zu ſteigen. Ohne ein einziges Wort von dem heiligen Petrus, der zu Babylon war, zu ſagen, beklagt er ſich nur, daß ihm in ſeiner erſten Verantwortung nicht ein einziger beygeſtanden, ſondern ihn alle verlaſſen hätten. Ich wiederhole nochmals, wo war Petrus? Der heilige Petrus, der von Babylon ſchrieb, und ſich allda zu einem baldigen Tode bereitete, wie wir es oben geſehen haben, grüßet die Gläubigen nur von ſeinem Sohne oder Schüler Marcus, und ſagt nichts von dem heiligen Paulus, den die fabelhafte Sage zum Mitgeſellen ſeines Märtyrertodes in derſelben Zeit und an demſelben Ort macht. Alles iſt für Rom verlohren, wenn Petrus niemals zu Rom geweſen iſt. Was für eine Gewißheit des göttlichen Glaubens kann man in dem Pabſtthum haben, wenn der Grund dieſes erſtaunenden Gebäudes ſo ſchwach iſt, und ſo ſehr nach der Fabel ſchmeckt? Petrus iſt niemals zu Rom geweſen, und der Pabſt nennt ſich daher ganz fälſchlich ſeinen Nachfolger.

Nürnberg.

Allhier iſt im Verlag Johann Ulrich Hafners, Lauteniſten, vor kurzem herausgekommen: *Odeon morale, iucundum & vitale.* Sittliche Geſänge, angenehme Klänge, gut zur Lebenslänge. Text und Ton von **Mattheſon.** Mit vorgeſetzten ſonderbaren nach dem neueſtem Geſchmack eingerichteten ſieben Anreden. 1751. In Folio, 19 Seiten.

Da man ſchon aus dem Titel ſiehet, daß ſich dieſe Sammlung darinnen von andern unterſcheidet, daß ſowohl die Verſe als die Muſik von eben derſelben Feder herrühren: ſo behauptet ſie noch dadurch vor den übrigen den Vorzug, daß nicht nur Deutſche, ſondern auch Lateiniſche und Italieniſche Geſänge darinnen vorkommen. Wir hätten gerne geſehen, daß es dem Herrn Legationsrathe gefallen hätte, auch ein Probeſtück in Franzöſiſcher Sprache hinzuzuthun, um dadurch den Vorwurf eines gewiſſen Kunſtrichters zu nichte zu machen, als ob die Deutſchen keine Franzöſiſche Reime in Muſik zu bringen geſchickt wären.

Wir wollen die Titel einiger von dieſen 14 Oden herſetzen.

1) Der Prediger. Dienet zur Vermeidung aller Eitelkeit. 3) Das tägliche Wohlleben. Schaft Mittel wider die Betrübniß. 4) Herz und Mund. Verweiſt alle Heucheley und Verſtellung. 6. *La Gradita*, die Angenehme. Giebt eine tugendhafte Liebe zu erkennen. 8) Salomo. Reizet zur Freude und ſtärket die Fröhlichen. 9 Zucker in Wein, ein Lied auf Latein. Hat die Kraft uns bey guter Laune zu erhalten. 10) Die Leibesſäulen, ſchöne Beine. Deuten auf etwas beſſers, als eine ſchöne Geſtalt. 12) Nimmer und immer. Beſſern unſern täglichen Wandel.

Da die andere Strophe aus der letzten Ode einen kurzen Lebenslauf des Herrn Verfaſſers enthält, ſo wollen wir ſelbige denenjenigen, denen der Mattheſoniſche Name verehrungswürdig iſt, mittheilen.

Ich habe Arbeit gnug von Jugend auf getrieben,
Gelernet und gelehrt, Geſänge gnug gemacht,
Nebſt Büchern, Briefe gnug von Wichtigkeit geſchrieben,
Auch Ruhm und Neid dadurch auf mich gebracht.
Bin endlich im Geſandtſchaftsorden
Mehr, als ich war, geworden.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

30.

IT QUA FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 23. Julius, 1751.

Florenz.

Von daher erhalten wir einen Auszug eines Schreibens des Hrn. D. Calvi in Mayland an den Kayſerl. Königl. Generalfeldmarſchall, Fürſten von Trivulzio, vom 25. Aug. 1749, welchen wir hier aus dem Italiäniſchen überſetzt mitzutheilen würdig achten.

Weil es Ew. Excell. nach Dero Groſmuth und ihrer ganz eigenen Liebe zu denen Wiſſenſchaften, gefallen hat mir aufzutragen, das Waſſer zu unterſuchen, welches in dero Geſundbrunnen zu Omate quillet, in einer Tiefe von vierzig Ellen, ohne, die 8 Ellen, welche dieſes Waſſer in die Höhe zu ſteigen pfleget, ſo habe ich die Ehre erhabt, dero Befehl ſogleich zu vollziehen, und ich kann mich der Ehre und des Ruhms nicht berauben, die kurze Geſchichte deſſelben, und einige Anmerkungen aufzuſetzen, da es beſonders mein wichtiges Amt, als Dero Leibarzt, erfordert. Ich habe 4 bis 5 Tage 6½ Pfund dieſes Waſſers in einem wohlverſchloſſenen groſſen gläſernen Gefäße ſtehen laſſen, und obgleich die Hitze des Auguſtmonats ſehr groß war, ſo verlohr es doch nichts an ſeiner Kraft. Da ich nun nachher eine gelinde Abrauchung vor beſſer hielt, als ein geſchwindes und heftiges Herüberziehen, ſo habe ich es bey gelindem Feuer, ſo daß es nicht einmal kochte, abrauchen laſſen, und dieſes in einem neuen wohl glaſurten irdenen Gefäß. Als dieſe Verdunſtung geſchehen war, ſo blieb in dem Gefäße eine ſtaubige Materie zurucke, welche eine Art von Bolus, oder eine kreidenartige Erde war, an Farbe derjenigen ganz gleich, welche man in denen Waſſern zu Nucera findet. Dieſe Boluserde ſammlete ich mit gröſten Fleiße, that ſolche beſonders, und trocknete ſie; und ob es gleich im Anfang viel zu ſeyn ſchiene, ſo wog ſie doch nur zwey Scrupel, und hielt ſehr wenig Salz, und keine Spur von einem Metall oder Mineral. Mit eben dieſer Erde machte ich den 22 Auguſt einige Verſuche, welche mir zeigten, daß ſie alcaliſch wäre. Das geſtoßne Weinſteinſalz, welches ich darauf ſchüttete, machte nicht die geringſte Bewegung damit, und verurſachte nicht das geringſte Aufſieden. Eben dieſe Erde nahm den Saft von ausgedrückten Citronen, doch ohne die geringſte Erhitzung, begierigſt in ſich.

Der Hirſchhorngeiſt, auf dieſen Bolus gegoſſen, machte auch keine Erhitzung damit, aber einen ziemlich deutlichen Rauch. Der Geiſt vom Vitriol, Salze, Salpeter, Scheidewaſſer auf dieſe Erde gegoſſen, verurſachten ein merkliches Aufſieden, und es ſtieg damit ſehr in die Höhe, und die Feuchtigkeiten erlangten dadurch eine Süßigkeit, nachdem das Aufſchäumen vorbey war, noch mit dem beſondern Unterſcheid, daß der Salzgeiſt, viel heftiger in dieſe Erde wirkte, als der Vitriolgeiſt. Der Salpetergeiſt löſte dieſe Erde eben ſo geſchwinde und fein auf, als nachgehends auch das Scheidewaſſer that, als welches ſich noch wirkſamer bezeigte, als die drey vorbeſagten Geiſter des Vitriols, Salzes und Salpeters. Eben dieſe Erde auf Kohlen gelegt, zerfiel, entzündete ſich aber nicht, ſondern wurde zu zu einem Kalke, und endlich zu einer weiſſen Aſche, welche, nachdem ſie genau gewaſchen worden, damit alles damit verbundene Salz davon käme, eine neue Art von Erde vorſtellte, welche viel reiner und zärter war, ſo wie die Chymiſten die jungfräuliche Erde beſchreiben.

Es haben alſo 68. Pfund dieſes Waſſers von Omate, durch die beſagte Verdunſtung 2. Scrupel Erde gegeben, welches der 12te Theil einer Unze iſt; hieraus folget, da 68 Pfund 816 Unzen machen eine Unze aber 24 Scrupel, daß 19584 Scrupel 816 Unzen oder 68 Pfund machen müſſen. Da nun 19584 Scrupel dieſes Waſſers nur 2 Scrupel von beſagter Erde halten, und alſo die Helfte von 19584. 9792 iſt, ſo wird die Verhältniß ſeyn wie 1 zu 9792. Es iſt alſo von dieſem zurück gebliebenen Bolus, nach der Verdunſtung dieſes Waſſers von Omate, wenn ſolches zu 34 Pfund genommen wird, und alſo in 9792 Unzen, nur eine Unze Bolarerde, und daher iſt dieſes Waſſer vor eines von denen reinſten und leichteſten zu halten, welches man daraus ſehen kann, daß ein Pariſer Schuh deſſelben nicht mehr wiegt, als im Winter 373 im Sommer aber 370 Gran. Daher hat es auch die Eigenſchaft, daß es vor ein eben ſo angenehmes, als geſundes Waſſer muß gehalten werden, da es eben die Vorzüge hat, welche die andern Schriftſteller, und berühmten Verfertiger derer Schriften de re ruſtica, als Columella, Palladius, Conſtantinus Cæſar &c. von denen reinen Waſſern loben, ſo wohl als andere Naturkündiger, als der berühmte Leibarzt des Antoninus Philoſophus, und des Käyſers Commodus, nemlich Galenus, Athenäus, Plinius, Celſus, Vitruvius, Lucretius, und der große Ariſtoteles in dem Geſpräche von den Luſtreichen, und noch über dieſes der alte und weiſe Hippocrates, der Leibarzt des Königs Perdiccas in Macedonien, in ſeinem beſondern Buche von dem Gebrauche flüſſiger Dinge, und in ſeiner Abhandlung von der Luft, dem Waſſer, und an verſchiedenen Orten, wo er diejenigen Waſſer vor allen andern lobt, welche gegen Morgen flieſſen, hauptſächlich aber die, welche gegen den Aufgang der Sonne im Sommer flieſſen, von denen er ſagt, daß die Waſſer gegen Morgen, helle, wohlriechend, und leichte waren.

Presburg.

Der Hr. Juſtus Johannes Torkos, der Arzneywiſſenſchaft Doctor und ordentlicher Landphyſicus in Presburg hat unter dem 10ten Jenner 1751. eine Anatomiſchmedicinische Anmerkung von einem Mädchen, welches eine Mißgeburt mit zwey Körpern geweſen, überſendet, welche den 26. des Weinmonats 1701 in Ungarn gebohren worden, und den 23 Hornung 1723. in dem Nonnenkloſter zu St. Urſula in Presburg geſtorben, und daſelbſt begraben worden. Es mag nun an dieſer Mißgeburt Schuld geweſen ſeyn, was da will, ſo iſt gewiß, daß bey der Geburt der Leib der Helena (denn eines von dieſen beyden zuſammen gewachſenen Mädchen heißt Helena, das andere Judith) herauskam bis an den Nabel, und nach 3 Stunden kamen erſt die Beine mit dem andern angewachſenen Körper der Judith heraus. Die Geſtalt der Helena war viel höher und gleicher, als der Judith, welche kleiner und mehr verdrehet war. Und ob ſie gleich unter denen Lenden von hinten zuſammengewachſen waren, ſo waren ſie nichts deſtoweniger, auf der übrigen Helfte der Seite, nemlich das Geſicht und der Leib, ganz von einander unterſchieden, ſo daß ſie gemächlich ſitzen, und langſam gehen konnten. Sie hatten einen einzigen und beyden gemeinſchaftlichen Ausgang des Leibes, welcher zwiſchen der rechten Seite der Helena und der linken Seite der Judith war, und nur ein Geburtsglied, welches zwiſchen den vier Schenkeln ſo verborgen war, daß wenn ſie gerade ſtunden, man keine Spur davon gewahr wurde. In Anſehung aber der beyden Maſtdärme, ward bemerket, daß, wenn die eine zu Stuhle gehen wollte, die andre ebenfalls einen Trieb darzu ſpürte. Und bey Laſſung des Waſſers empfand jede den Trieb darzu zu verſchiedner Zeit. Ob ſie ſich gleich zärtlich untereinander liebten, ſo hatten ſie doch bisweilen Streit miteinander, daher es denn kam, daß, wenn die eine davon ſich erhub, ſie die andre auf dem Rücken wegtrug, oder, wenn ſie mit einander kämpften, ſolche hinſchlenderte, wo ſie hin wollte. Im 6ten Jahr ihres Alters rührte der Schlag die Judith auf der linken Seite, und ob ſie gleich hernach davon geheilet ward, ſo blieb ſie doch allzeit ſchwach, langſam und dumm. Wie nun ihre Körper zertheilet waren, ſo wurde man an ihnen einen großen Unterſchied in denen actionibus vitalibus, animalibus und naturalibus gewahr, ſo wohl wenn ſie geſund, als krank waren. Und ob ſie gleich Blattern und Maſern zu einer Zeit hatten, ſo hatten ſie doch die andern Krankheiten nicht gemeinſchaftlich. Daher ſie auch die Aerzte mit verſchiednen Arzneyen heilten, und man nahm den Aderlaß allzeit bey der vor, welche am geſundeſten und munterſten war. In ihrem 16ten Jahre bekamen ſie ihren monatlichen Fluß, welcher auch bis an ihr Ende fortdauerte. Da ſie 22 Jahr alt waren, nemlich den 8ten Hornung 1723. überfiel die Judith eine ſtarke Erſchütterung, daran ſie auch den 23. ſtarb. In ſelbigen Tagen, kam ein kleines Fieber über die Helena, mit öftern Ohnmachten, wodurch ſie ſo entkräftet wurde, daß ſie bey gutem Verſtande und munterer Rede drey Minuten vor der Judith in Todeskampf fiel, und hernach alle beyde gleichſam in einem Augenblick ſtarben. Da man ſie nach ihrem Tode öfnete, ſo fand man die Eingeweide der Helena ganz geſund, bey der Judith aber nicht. Jeder dieſer Körper hatte ſeine eigne Auswölbung, ſeine Milz, Pancreas, zwo Nieren, eine Blaſe, eine Gebährmutter mit denen Eyerſtöcken, und Fallopianiſchen Muttertrompeten und einen Theil der Mutterſcheide, welche, da ſie zuſammen kamen, eine gemeinſchaftliche Oefnung machten. Jede aber hatte ihre eigene Clitoris, ihre Nymphen und Oeffnung der Harnröhre. Die Muſkeln waren gegen das heilige Bein gebogen, da ſie zuſammen kamen und einen gemeinſchaftlichen ziemlich weiten Ausgang nahmen. So viel mag zum Auszuge aus den lateiniſchen Nachrichten genung ſeyn, um deſto mehr, da dieſes Wunder in der That ganz beſonders, und es ſchon lange Zeit iſt da vor Augen geweſen, und viele bereits weitläuftig davon geſprochen haben.

Stuttgard.

Selecta Phyſico-Oeconomica oder angenehme und nützliche Sammlungen von allerhand zur Naturforſchung und Haushaltungskunſt gehörigen Begebenheiten, Erfindungen, Verſuchen, Vorſchlägen, und darüber gemachten Anmerkungen ſamt einer Nachricht von alten und neuen hierzu dienlichen Büchern und Schriften. Fünftes Stück. Verlegts Johann Chriſtoph Erhardt Buchhändler 1751. 8. 5 Bogen.

Dieſer Theil enthält 13 beſondre Abhandlungen. 1) Von einer im Würtenbergiſchen gefundenen Porcellainerde. 2) Von denen bey Mümpelgardt entdeckten alten verfallenen Salzquellen. 3) Anweiſung, wie man die mit Glätte verfälſchten Weine erkennen ſoll. 4) Beſchreibung beſonderer Treibebetten. 5) Beſondere Art die Mäuſe und Kornwürmer zu vertreiben. 6) Von der Gaude, Wau oder Gilbkraut. 7) Vorſchlag zu tüchtigen Dämmen. 8) Vorſchlag die Dächer vor Roſt und Fäulung zu bewahren. 9) Ob alle Fiſche taub und ſtumm ſind. 10) Nachricht vom Haberbau. 11) Abhandlung von Weidenbäumen. 12) Von beſondern Gagaten und ſchwarzen Bernſtein. 13) Fortgeſetzte Nachricht von alten und neuen phyſiſchen und oeconomiſchen Büchern. Man ſiehet aus der Liſte dieſer angeführten Abhandlungen, daß vieler Fleiß in dieſer Schrift verborgen ſteckt, und die darinnen vorkommenden Materien ſich in gehöriger Ordnung und zulänglich ausgeführet werden.

Frankfurt und Leipzig.

Des Ehrwürdigen Pater Emanuel Creſpels merkwürdige Reiſen nach Canada, daſelbſt gehabte Begebenheiten, und erlittener Schifbruch bey ſeiner Heimreiſe nach Frankreich, der bewundernswürdigen Vorfälle wegen, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Frankfurt und Leipzig bey Georg Peter Monat. 8. 6½ Bogen.

Dieſe kurze Reiſebeſchreibung durch ein ſo anſehnlich Stuck von America iſt in acht Briefen abgefaſſet, welche der Pater Creſpel an ſeinen Bruder Ludwig Creſpeln geſchrieben. Der Tittel dieſes Buchs ſcheinet dem Leſer eine Beſchreibung von Canada zu verſprechen, man findet aber nichts weniger, als dieſes, darinne, keine Nachricht von der Lage dieſes Landes, nicht das geringſte von deſſen Gränzen, ja auch nicht einmal von deſſen Staats- und Naturgeſchichte. Hingegen iſt alles mit Abentheuren, Erzehlungen von Hunger und Durſt, Froſt und Krankheit angefüllet; Umſtände, welche dieſer Reiſe des Peter Creſpels nichts beſonders vor andern weiten Reiſen, voraus geben. Man kann alſo dieſes Buch mit gutem Rechte denenjenigen beſtens empfehlen, welche gerne etwas leſen, ohne dabey denken zu dürfen.

Hamburg.

Wir machen mit Vergnügen den fünften **Band der Abhandlungen der Königl. Schwed. Acad. der Wiſſenſchaften** in der Ueberſetzung des Hrn. Prof. **Käſtners** zu Leipzig, bekannt, welcher abermals viele und ſchöne Anmerkungen beygefüget hat. Dieſer Band faſſet das Jahr 1743 in ſich und enthält folgende Aufſätze.

Jenner, Hornung, und März. 1) Verſuch, eine beſondere unterirdiſche Fettigkeit betreffend, die in Finnland gefunden worden, eingegeben von D. Spöring. Es iſt eine leichte, weiſſe, ſpröde, talkichte, brennbare Materie geweſen, welche am Ufer der See in Finnland gefunden worden. 2) Joh. Browallius Anhang zu vorhergehendem Verſuche. Er hat durch allerley chymiſche Verſuche noch nichts gewiſſes von der wahren Beſchaffenheit dieſer neu entdeckten Materie herausbringen können. 3) Bericht und Beſchreibung von Hrn. Commercienrath Polhems Erfindung, Flußbrücken auf paraboliſche geſpannte Bogen einzurichten, zu Vergleichung mit der vormals gebrauchten Art, ſolche Flußbrücken zu bauen, von Göran Wallerius. Solche Brücken ſind beſonders bey reiſſenden und tiefen Flüſſen, und wo ſtarke Eisgänge ſind, ſehr nützlich. 4) Beſchreibung einer ſehr gewöhnlichen Kinderkrankheit in Finnland, welche Borſten genennet wird; von D. Spöring. Es iſt eben die Krankheit, welche bey uns Miteſſer (Comedones) genennet und von Unwiſſenden für eine Art kleiner aus der Haut hervor wachſender Würmer gehalten werden. 5) Andreas Celſius Anmerkung von Verminderung des Waſſers in der Oſtſee und dem weſtlichen Meere. Hr. Celſius hat aus den Erfahrungen eine Tabelle von der jährlichen Verminderung dieſes Gewäſſers verfertiget, woraus zu erſehen iſt, daß es in 1 Jahre 4½ Linie in 10 Jahren 4 Zoll 5 Linien, in 50 Jahren 2 Fuß, 2 Zoll und 5 Linien, in 100 Jahren 4 Fuß, 5 Zoll 0 Lin. in 1000 Jahren 45 Fuß, und in 10000 Jahren 450 Fuß abnimmt. Folglich werden Schwedens Grenzen immer erweitert, und nach 3 bis 4000 Jahren müßte die ganze Oſtſee verſchwinden. Die Urſache von dem Sinken des Meeres kann theils dieſe ſeyn, daß das daraus ausgedunſtete, hernach im Regen auf das Land gefallene, und dann in die Bäume und Pflanzen zum Theil geſtiegene Waſſer in ihnen durch das Verrotten zu Schwarzerde wird, theils dieſe, daß im Grund des Meeres Löcher ſind, durch welche das Meerwaſſer nach und nach in das Innere des Erdbodens dringt. 6) Antwort auf die dritte Frage im zweyten Vierteljahre 1739: Wie die Saat, die nicht auf der Ria getrocknet iſt, viele Jahre kann aufgehoben werden, ohne Schaden zu leiden? von Peter Kalm. Man ſoll den Roggen in der Spreu liegen laſſen, und ſo ſoll er viele Jahre dauren. 8) Andreas Celſius, Auszug ſeiner Beobachtungen der Witterung in Upſal 1742. 8) Verſuch von bedeckten und auf ſteinern Grund aufgeführeten Korngerüſten, von Jacob Heſſelius. Korngerüſte ſind Gerüſte, auf welchen man, bey naſſer Zeit, das Korn, wenn es noch im Stroh iſt, trocknet. 9) Einige Verſuche und Anmerkungen, den Röſterauch in Fahlun betreffend, von Joh. Browallius. Dieſer Röſterauch entſteht von den Röſten bey dem dortigen groſſen Kupferberge. Man kann ihn oft 8 Meilen weit riechen. Wenn ihn Wind oder Sonne nicht zertheilen, ſo kann man darinne kaum ſeine eigene Hand ſehen. Im Winter verurſacht er viel Kälte. Weit und breit herum läßt er, wo er anſtreicht, ein häufiges weiſſes mehlichtes Weſen, oder einen Dampf auf der Erde und auf dem Waſſer eine trockene fette mit Farben ſpielende Haut Da dieſer Rauch meiſtens von Kieſen und Eiſenerzten herrühret, ſo muß das ſtarke ſchweflichte und vitrioliſche Weſen, woraus er hauptſächlich beſtehet, dort herum die Luft gar ungeſund machen. 10) Peter Elvius Vergleichung der Theorie der Waſſerräder mit der Erfahrung. 11) Nachricht von dem nordlichen Wäſſerdäla beym See Fämmund, an den Grenzen des Reichs gegen die Oſtthäler gelegen; von Daniel Tilas. Dieſer nordl. Wäſſerdäla iſt ein groſſer Berg an den Norwegiſchen Grenzen. Die Nachricht iſt ſehr kurz gerathen, ohne Zweifel weil der

Verfaſſer nicht viel ſonderliches von dieſem Berge zu ſagen gewußt hat. 12) Neue von der Akademie ihren Kandidaten aufgegebene Fragen.

April, May und Brachmonat. 1) Fortſetzung der Verrichtungen des chymiſchen Laboratorii, durch **D. G. Brandt.** Es iſt ein Stück aus einem chymiſchen Tageregiſter, und enthält unter andern eine Nachricht von einer Verfertigung Glaubers Wunderſalz und Salzgeiſt. 2) Verzeichniß einiger in Bahuslehn 1742 gefundenen Pflanzen, von **Peter Kalm.** Die merkwürdigſte darunter iſt der Strandkohl, (Crambe maritima). 3) Bemerkungen vom Steigen und Fallen des Barometers in verſchiedenen Teufen in den Königsberger Gruben in Norwegen; von **Martin Strömer.** 4) Von den ſogenannten Berg- oder Rieſentöpfen in Bahuslehn. Von **Peter Kalm.** Es ſind ohngefähr 2 Ellen tiefe und 1½ Ellen weite Löcher an den Seiten der dortigen Berge, welche vielleicht von den ehemaligen Einwohnern zu gewiſſem Gebrauch gemacht worden. 5) Ein Lehrſatz, die Bewegung auf ſchiefliegenden Flächen betreffend, wo die Hinderniß, welche das Reiben verurſachet, dabey in Betrachtung gezogen wird; von **P. Elvius** erwieſen. 6) Verſuch und Anmerkungen, einen giftigen Dampf oder Schwaden in der Kupfergrube Quedne in Norwegen betreffend, von **Joh. Browallius.** Dieſer giftige Schwaden entſteht gemeiniglich, wenn man in dieſer Grube mit Feuer ſetzt und tödtet diejenigen, welche ihm nicht entgehen können, gar bald. Das Erzt in dieſer Grube beſteht aus Kupfer- und Schwefelkies. 7) Beſchreibung einer beſondern Art Licht oder Lampen, die in Bahuslehn gebräuchlich ſind; von **Pet. Kalm.** Man braucht daſelbſt Fiſchleberfett anſtatt des Oels; und eine Art Binſen zum Tocht. 8) Bericht von einem Berge, der aus verſchiedenen Erd- Sand- und Thonarten beſtehet, die ſchichtweiſe untereinander liegen, zur Erläuterung des Streichens der Gänge, und beſonders der Flötze, ihres Fortrückens und ihrer Beſchaffenheit in ihren Schichten oder Lagen; von **Göran Wallerius.** Der hier beſchriebene Berg iſt an dem Ufer der Severne in England. 9) Oeſtliche Länge vom Torneå, vom Upſaliſchen Mittagskreiſe, durch **Andreas Celſius** beſtimmet. 10) Unterſuchung von der Veränderung, welche metallene Stücke, Pulver und Kugeln leiden, wenn ſie lange auf dem Boden der See gelegen haben; von **Gerhard Meyer.** Er hatte Gelegenheit, 3 Canonen, welche faſt 200 Jahre auf dem Grunde der See gelegen, zu bekommen und Verſuche damit anzuſtellen. In allen waren Kugeln, und welches ſehr merkwürdig iſt, dieſe Kugeln waren gröſtentheils in Bley verwandelt, da ſie zuvor Eiſen geweſen. Inwendig war noch ein Kern von Eiſen und auswendig eine Haut von Eiſenroſt. 11) Fortſetzung vom Nutzen des Vitriols durch **Joh. Jul. Salberg.** Er wird hier ſonderlich bey der gelben Farbe zu Anſtreichung der Häuſer gerühmet. 12) Bericht von der Auſterfiſcherey in England, von **Mart. Triewald.** 13) Zehn die Auſtern betreffende Fragen.

Heumonat, Auguſt und Herbſtmonat. 1) Neue Erfindung, Bier und Wein aus dem Keller zu bekommen, ohne daß man nöthig hat, hinunter zu gehen, von **Chriſtoph Polhem.** Dieſe Erfindung iſt nützlich und ſinnreich. 2) Nachricht von dem Swuckugebirge durch **Daniel Tilas.** Er findet daſelbſt deutliche Merkmale einer groſſen Ueberſchwemmung. 3) Eine Probe, die Gegenwart des Eiſens in ſehr geringhaltigen Eiſenwaſſern zu entdecken, welches auf die gewöhnliche Art ſchwer zu finden iſt, von **Salberg.** 4) Beſchreibung eines Waſſerpaſſes oder Abwägungswerkzeugs, da eine Regel mit Abſichten angebracht iſt;

von Dan. Eckſtröm. 5) Beſchreibung, wie der Smäländiſche Käſe gemacht wird; eingegeben von A. H. W. Es wird manchen wundern, wie in die Sammlungen einer Akademie der Wiſſenſchaften ſich eine Abhandlung von Käſemachen ſchickt. Aber man muß wiſſen, daß in Schweden der Käſe einen groſſen Theil der Nahrung ausmacht. Ja es wird auf dem Lande daſelbſt von der Kanzel abgekündiget, wenn der Paſtor loci und der Herr Schulmeiſter Käſe machen wollen, da denn die Bauern hierzu jeder ſeinen Antheil von Milch, als einen geiſtlichen Tribut, darbringt. 6) Von Ausmeſſung runder Gefäße, von Jacob Faggot. Der Hr. Ueberſetzer hat dieſes Stück mit beträchtlichen Anmerkungen verſehen. 7) Vergleichung zwiſchen der Anzahl Einwohner in Schweden, und der Größe des Landes, von Carl Friedr. Menander angeſtellet. Er findet, daß in Schweden ohngefähr 3200000 Einwohner ſind, für welche das Land, nach ſeiner itzigen Beſchaffenheit, nicht genug Nahrung ſchaffen kann. 8) Entwurf von Befeſtigung der Lager und dem Verbauen; von Auguſtin Ehrenſwerd. 9) Beſchreibung einer in Schweden gebräuchlichen Salzwage, von Jacob Faggot. 10) Geometriſche Verzeichnung eines Vierecks, deſſen Seiten gegeben ſind, dergeſtalt, daß ſich ein Kreis um daſſelbe beſchreiben läßt; aus Hrn. Prof. Klingenſtiernas Schreiben an Hrn. Elvins.

Weinmonat, Wintermonat und Chriſtmonat. 1) Gedanken und Unterſuchungen vom Schmelzweſen bey Kupferwerken, eingegeben von Göran Wallerius. 2) Neue Art, die gehörige Ladung in einem Schiffe durch Verſuche zu beſtimmen, daß das Schiff vor dem Umfallen ſicher und doch beweglich genug iſt. Von Chriſtoph Polhem. 3) Unterſuchung von Verbeſſerung der Viehzucht durch Einführung gutes Viehes männlichen Geſchlechts, von auswärtigen Orten, zu dem einheimiſchen Viehe weiblichen Geſchlechts, durch Jonas Alſtröm. 4) Neue Erfindung, die Temperatur beym Stimmen für Töne auf dem Clavier u. d. g. Inſtrumenten zu finden; von Dan. P. Strähle. 5) Trigonometriſche Berechnung für die neue Temperatur zu Stimmung der Töne auf dem Claviere, von Jacob Faggot. 6) C. Linnäus Anmerkung vom Jackaſhapuk. Dieſes ſind Blätter, welche man aus der Hudſonsbay nach England gebracht und mit unter dem Taback geraucht. Hr Linnäus entdeckte, als er dieſe Blätter zu ſehen bekam, bald, daß ſie von den Mehlbeeren, Arbutus caulibus procumbentibus, foliis integerrimis, wären, als welche in Schweden häufig wachſen, auch auf ein Paar Bergen in der Schweiz und an einem Ort in Spanien, gefunden werden. Die Aerzte zu Montpellier haben dieſes Kraut für ein ſicheres Mittel wider den Stein erkläret. 7) Beſchreibung eines Inſects, Podura fuſca globoſa, nitida, antennis longis, articulis plurimis, genannt, von Carl von Geer. Die Poduren haben dieſen Namen daher, weil ſie ihren Schwanz zum Schwingen brauchen, wie die Heuſchrecken die Hinterfüße. 8) Kurzer Bericht von der Wirkung des Muſci islandici, Hedegräſet genannt, in dem Körper einer Weibesperſon, deren Mutter mit ſehr vielen Waſſerblaſen (hydatides) erfüllet war, von Hr. D. Spöring. 9) Von Kettenlinien, ſowohl die aus geraden Theilen beſtehen, als die beſtändig gekrümmet ſind, deren die erſten zu gebrochenen Dächern (Combles briſés, oder à la Manſarde) die letztern zu Gewölben, am dienlichſten ſind; durch Pehr Elvius.

Schneeberg.

Neue Verſuche nützlicher Sammlungen zur Natur und Kunſt Geſchichte ſonderlich von Oberſachſen, achtzehenter Theil, geſammlet, abgefaßt, und mitgetheilet

theilet von einem **Liebhaber derer Wunder und Werke Gottes.** Zu finden bey **Carl Wilhelm Fulden.** 1731. Oct. 6 Bog.

Der Hr. Paſtor **Grundig** in Schneeberg, als Verfaſſer dieſer Schrift, liefert auch in dieſer Fortſetzung allerley ſehr angenehme Sachen, welche ob ſie gleich nicht alle ganz neu ſind, dennoch Liebhabern der natürlichen Geſchichte nicht anders als ſehr angenehm ſeyn können. Der Inhalt derer Stücke ſelbſt iſt folgender. 1) Hr. Adolph Beyers Kön. Pohl. und Churf. Sächſ. Bergſchreibers zu Schneeberg Verzeichniß dererjenigen Schriftſteller, die von Edelſteinen gehandelt haben. Hier findet man die meiſten alten und neuen, auch zum Theil ſehr ſelten vorkommende Schriften angeführet, welche theils die Edelſteine unterſuchet, theils aber nur die Geſchichte derſelben beſchrieben haben. 2) Hr. M. Chriſtoph Gottlob Grundigs vermiſchte Anmerkungen zur Geſchichte derer Edelſteine, ſonderlich der Cryſtalle. Bey dieſer Gelegenheit kommen ganz artige Bemerkungen von Entſtehung ſonderlich derer Cryſtallen vor, ſonderlich hat er des hieſigen gelehrten Hrn. Profeſſor Sulzers Nachricht von Entſtehung der Cryſtalle, aus deſſen Merkwürdigkeiten, welche er, in einer Reiſe 1742 durch einige Orte des Schweitzerlandes, mitgetheilet, ſehr ſchön Auszugs weiſe beygefüget, anderer guten Beobachtungen zu geſchweigen. 3) Des Hrn. Bergrath von Kayſers Anmerkungen von der Metallurgie, oder Bergwerkswiſſenſchaften, über die Petersburger Zeitungen des 87 Stückes 1736. Dieſes enthält, eine ganz kurze Nachricht von der Art Bergwerke zu bauen, und von dem Endzwecke, warum ſie gebauet werden. So kurz als dieſer Abſchnitt auch iſt, ſo hat er doch viel nützliches in ſich. Zur Natur und Kunſtgeſchichte gehörige Bücher und Schriften. Dieſe ſind dem Namen nach angeführet, und gründlich beurtheilet. Den Schluß machet ein Anhang zu Num. 1. und 2. dieſes Theiles. Wir haben übrigens nicht nöthig, dieſes Werkchen zu loben, da der Fleiß des Hrn. Paſtor Grundigs ſchon aus denen vorhergehenden Theilen bekandt genug iſt.

Altenburg.

Mediciniſche Verſuche und Bemerkungen, welche von einer Geſellſchaft in Edenburg durchgeſehen und heraus gegeben werden. Vierter Band, aus dem Engliſchen überſetzt. Mit Kön. Pohl. und Churf. Sächſ. allergn. Privil. Druck und Verlag Paul Emanuel Richters 1731. 8. 1 Alph. 18 Bog. 4 Bl. Kupf.

Dieſe ſo nützliche Sammlung von mediciniſchen Verſuchen, welche in 37 beſondere Abſchnitte abgetheilet iſt, handelt beſonders practiſche Fälle ab, und man trift dahero ſehr viele Nachrichten von Krankheiten darinne an, welche nicht einem jeden in ſeiner Praxi vor die Hand kommen. Auch iſt der erſte Abſchnitt, welcher die meteorologiſchen Bemerkungen in Edenburg vom Brachmonat 1734. bis dahin 1735 in ſich hält, um deſto nützlicher, je gewiſſer es iſt, daß die äuſerliche Witterung in die Geſundheitsumſtände derer menſchlichen Cörper keinen geringen Einfluß hat. Wir halten übrigens vor überflüßig, die Tittel derer Abſchnitte hier alle von Wort zu Wort anzuführen, da ſolche auf dem Tittelbogen nach der Ordnung benennt ſind. Genung, wir können verſichern, daß man in dieſem Werke nichts als beſondre Fälle und Bemerkungen antrift, und dahero dieſes Buch beſonders angehenden Aertzten ungemein nützlich ſeyn werde.

Im 29. Stück, auf der 230 Seite, 2te Spalte, 33. Zeile, leſe man Jeruſalem anſtatt Rom.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

UT QUEM FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 30. Julius, 1751.

London.

Von den *Philoſophical Transactions* enthalten die Nummern 491 492 und 493, auf das Jahr 1749, folgende Aufſätze.

In der 491. Nummer. 1) Von einer groſen Veränderung der Grade des Thermometers den 22 Nov. a. K. 1748, da der Unterſchied zwiſchen früh und abends 26½ Grad geweſen; durch Hrn. **Miles**. 2. Von einem Stein, welcher unter der Zunge einer Frau gefunden worden. 3) Beſchreibung gewiſſer Phiolen, welche der Hr. **le Cat** erfunden hat, um dieſelben zu anatomiſchen Zubereitungen zu gebrauchen, und den Spiritus darinne zu erhalten. 4) Die aſtronomiſchen Beobachtungen, welche der Hr. **Paraguay** in America angeſtellet. 5) Die von Anton **de Ulloa** in Madrid den $\frac{14}{25}$ Jul. 1748 angeſtellte Beobachtung der Sonnenfinſterniß. 6) Ein Verzeichniß der zu Heraklea gefundenen Gemälde. 7) Eine arithmetiſche Maſchine, weche Hr. **Smethurſt** erfunden. 8) Eine Verbeſſerung der Tenette, welche man zum Steinſchneiden gebrauchet; durch Hrn. **Mudge**, Wundarzt, zu Plymoath. 9) Eine Reiſebeſchreibung der Henſchrecken; welche 1747 und 1748 aus der Wallachey und Mulden nach, Ungarn, Siebenbürgen, Deutſchland bis England gekommen. Der Verfaſſer ſagt, daß die einzigen Mittel, dieſelben zu vertilgen, dieſe geweſen, daß man ſie in wüſte Länder verjagt, oder verbrannt. 10) Beſchreibung der Articulationen einiger Ammonshörner, von Hrn. **Baker.** Er findet viel Aehnlichkeit zwiſchen ihnen und einer zuſammen gewickelten Schlange. 11) Beſchreibung eines nach einer Krankheit zu Knorpel gewordenen Magens. 12) Verzeichniß der 50 Pflanzen, mit welchen der Garten zu Chelſea i. J. 1746 iſt vermehret worden. 13) Beſchreibung eines Steins, welchen man unter der der Vorhaut eines Kindes gefunden. 14) Von einem neuen Pflanzengeſchlechte, welchem Herr **Garcin** den Namen *Salvadre* giebt. Es iſt ein Strauch, welcher an den Straſſen und an den dürren Oertern in Arabien und Perſien wächſt. Die Blumen ſind nicht blättricht. Er hat einen ſo ſtarken Geruch, daß man ihn 7 bis 8 Schuh weit empfindet. 15) Von den zweyen in England gebräuchlichen Gewichten, *Aver-du-poids* und *Troy*. Durch Hrn. **Reinardſon.** 16) **Le Cat** von einer gewiſſen Art des Krebſes, welchen er den trocknen nennt.

In der 492. Nummer. 1) Eine Tafel über 18 Kometen, meiſtentheils von dem itzigen Jahrhunderte; von Hrn. **Struyk** in Amſterdam. Er hat ſich ſehr verſchiedener Berechnungen zu Verfertigung ſeiner Tabelle bedienet, und doch ihre Laufkreiſe ſo genau beſtimmet, daß er hoft, ihre Wiedererſcheinungen ziemlich richtig vorher geſagt zu haben. Bey dieſer Gelegenheit meldet er, daß im May 1748 in Europa 3 Kometen geſehen worden. 2) Zwey anatomiſche Beobachtungen des Hrn. **Huber.** Eine alte Frau von 60 Jahren hat keine Gallenblaſe gehabt, und an einem Kinde, von 8 Monaten iſt das Bruſtbein wie ein Sattel zuſammengedrückt geweſen, und an der linken Seite hat man ordentlich die eingedrückte Hand der Amme geſehen. Dieſe hat alſo ohne Zweifel das Kind todt gedrückt, und dieſes durch die unvernünftige Gewohnheit ſo vieler Kinderwärterinnen, welche, wenn ſie das Kind ſtille machen, oder ihm ein Vergnügen machen wollen, daſſelbe auf die linke Hand ſetzen, mit der rechten die Bruſt umfaſſen, und es ſo auf und niederſchwingen. Durch dieſes und vieles dergleichen Verfahren muß ſo manches Kind aus der Wiege in das Grab ſteigen, und zärtliche Aeltern ernähren nur allzu oft ihre Kindermörder in ihren Häuſern. 3) **Le Cat** von ſeiner Art, bey den Weibesperſonen den Stein zu ſchneiden. 4) Von den Urſachen der Veränderung des Barometers; von Hrn. Prof. **Hollmann** in Göttingen. Die größere oder kleinere Menge der Dünſte in der Atmoſphäre iſt wohl die Haupturſache davon, und der Hr. Prof. H. verwirft auch dieſe, nebſt denen, welche davon abhängen, nicht: aber er ſetzt noch eine hinzu, nämlich die täglich 2 mal durch die anziehende Kraft des Monds verurſachte Erhöhung und Erniedrigung der Atmoſphäre. 5) Von einem Donnerſchlage in einem Schiffe, wodurch die Pole der Magnetnadeln und verrückt dieſe verderbet worden; von **Gowin (Knight).** Er ſchreibt dieſe oft beobachtete Wirkung den Nägeln unten in dem Compaß zu, welche durch den Blitz magnetiſch geworden. 6) Beſchreibung zwey beſonderer Steine; von dem Ritter **Hans Sloane.** Der erſte wird der Mombaziſche Schlangenſtein genennet. Es iſt ein Bezoarſtein aus dem Rhinoceros. Man fabulirt von ihm, daß er die Geburt befördern ſoll. Der andere wird *Cobra de Capello* genennet, und iſt nicht natürlich, ſondern wird aus calcinirten Büffelknochen gemacht. Er ſoll wider den Gift dienen, und iſt deswegen ſehr theuer. Der Verf. hat eine Abbildung einer Münze des Domitian, auf welcher man ein Nashorn mit zwey Hörnern ſieht, beygefügt.

Er und der Hr. D. Mead beſitzen jeder ein doppeltes Horn von dieſen Thieren, welches ſie aus Africa bekommen haben. Vielleicht ſind ſie aber von einer andern Art von Naſehörnern. 7) Von der Rana piſcatrix, von Hrn. **Parſons**. Es iſt bekannt, daß dieſes Waſſerthier beſondere Fäden auf dem Rücken hat, mit welchen es, wie die Polypen, ſeinen Raub an ſich zieht. Hr. P. hat über dieſes noch unter ſeinen Floßfedern eine Art von Taſchen gefunden, in welchen es, wie er vermuthet, ſeine Jungen verbirget. 8) Von der Höhe, zu welcher die Raketen ſteigen; durch Hrn. **Robins**. Man wird dieſen Aufſatz eheſtens Deutſch zu leſen bekommen. Hr. Robins iſt itzo in Oſtindien, wohin er von der Oſtindiſchen Companie als Ingenieur abgeſchickt worden. 9) Ein Auszug aus des **Ulloa** Reiſebeſchreibung nach America, von der Krankheit, welche in Carthagena die neu angekommenen überfälle, und wenn ſie nicht in 3 bis 4 Tagen dran ſterben, ſie künftig beſtändig vor derſelben verwahret. Sie wird *prieto Vomito*, (das ſchwarze Erbrechen) genennet, und iſt erſt ſeit 1729 bekannt. Er ſchreibt ſie der unerträglichen Hitze ſelbigen Landes zu und glaubt, daß ſie in den Körpern eine ſolche Veränderung hervorbringt, durch welche ſie in den Stand geſetzt werden, dieſe Hitze zu ertragen. 10) Beſtimmung der Abweichungen einiger ſüdlichen Sterne; von dem Hrn. **de la Condamine**. Er zeigt zugleich die Methode, wie man, durch Hülfe des Geſtirns des Kreuzes die Zeit auf der See beſtimmen kann. 11) Von der Ebbe und Flut bey den Orcadiſchen Inſeln, von dem Hrn. **Mackenzie**. 12) Von der vermehrten Geſchwindigkeit der Bewegung des Monds, von dem Hrn. **Dunthorne**. 13) Von 2 Echiniten, welche in einem Berge auf der Inſel Minorca gefunden werden; durch Hrn. **Dacoſta**. Die Erklärung welcher davon giebt, enthält gar nichts neues. 14) Von einigen ſeltenen Pflanzen, welche Hr. **Watſon** in Hecken gefunden, wo einer der erſten botaniſchen Gärten in England geweſen. Dieſe Pflanzen haben der rauhen Witterung beſſer widerſtanden, als diejenigen, welche man itzo aus fremden Ländern bringt. 15) Einige ſehr merkwürdige anatomiſche Beobachtungen des Hrn. von Haller; nämlich daß ſich die größten Gefäße im menſchlichen Körper verſtopfen können, daß ſich die kleinſten zuweilen über die maßen erweitern, daß die Häute der Schlagadern durch den Puls zu Stein werden, und daß das Blut in ihren Vertiefungen eine kreidigte und ſteinigte Materie abſetzt. Dieſer Aufſatz iſt aus Verſehen hier nochmals eingerückt worden, weil er ſich ſchon in der 483. Num 19. Art. befindet. 16) Von der Urſache der Wirkung der Glasthränen von Hrn. le Cat. Seine Meynung iſt folgende. Die Feuermaterie, welche in einen ſphäriſchen Körper eingeſchloſſen iſt, welchem das kalte Waſſer verhärtet hat, verſtattet den innern Theilen des Glaſes nicht, ſich genau mit einander zu verbinden. Sie fähret alſo zu der kleinſten Oefnung heraus, zerbricht mit Ungeſtüm ihr Gefängniß, und verwandelt die zertrennten Theile in Staub. Hr. le Cat erkläret faſt auf eben dieſe Art die Wirkungen des Stahls und des Gährens. 17) Eine Bemerkung, daß die gläſernen Gefäße, welche dem heftigſten Feuer bey chymiſchen Operationen ausgeſetzt geweſen, am allerleichteſten zu elektriſiren ſind; von Hrn. Prof. **Boſe** in Wittenberg. Dieſer unermüdete und würdige Naturforſcher hat dieſe merkwürdige Entdeckung zuerſt gemacht.

In der 493. Nummer. 1) Von einem außerordentlichen Regenbogen, wo ſich die Farben der Nebenbogen ſehr deutlich gezeigt; von Hrn. **Daval**, Secretär der Kön. Societät. 2) Hrn. **Arderons** Beſchreibung der

Ueberbleibſel eines Römiſchen Lagers bey dem Dorf Caſter, 4 Meilen von Norwich. Die Seiten deſſelben weichen 10 Grade von Oſt und Weſt ab. 3) Von der Annäherung der Erde zur Sonne und der Verkürzung der Zeiten; aus einem Briefe des Königl. Prof. Hrn. Eulers, in Berlin mitgetheilet von Hrn. Wetſtein. Dieſe ganz neuen Gedanken eines Mannes, deſſen Muthmaßungen Wahrheiten ſind, ſind bey uns ſchon bekannt gemacht worden. 4) Von den Veränderungen, welche nahe bey einander ſtehende Blumen und Früchte verurſachen; von Hrn. Cooke, welcher dergleichen Fälle auch bey den Menſchen anzeigt, z. E. da ein Kind die Gelbſucht mit auf die Welt gebracht, da deſſen Vater bey der Empfängniß die Gelbſucht gehabt. 5) Uebereinſtimmung eines Thermometers in London mit einem auf dem Dorf Tooting. 6) Beſchreibung eines moſaiſchen Stücks, auf welchem man den Mithras ſieht, wie er einen Stier opfern will, welches Stück bey York unter der Erde gefunden worden, von Herrn Stukeley. 7) Des Herrn Mounſay, Arzts der Rußiſchen Armeen, Beobachtungen über den Caſtor, die Böhmiſchen Bäder, das Carlsbad und die Cracauiſchen Salzgruben. Dieſe leztern ſind 900 Fuß tief. Die Arbeiter wohnen beſtändig unten, und werden alt darinne. Ihre unterirdiſche Wohnung wird von natürlichen Salzſäulen unterſtützt. In der Mitte iſt ein friſcher ſüßer Brunnen. Es ſind Capellen Altäre, Bildſäulen ꝛc. von Salz darinne. Zuweilen entzünden ſich die darinne gehäuften Dünſte bey Annäherung einer Fackel. Man hat mitten darinnen einen ganz mit Salz überzogenen Baum gefunden. 8) Beſchreibung des Aequatorialſehrors des Hrn. Short. Dieſe ſinnreich erfundene Inſtrument kann man an vieler andern aſtronomiſchen Inſtrumente Stelle gebrauchen. Der Hr. Graf von Bentinck hat eins von dieſen Inſtrumenten gekauft und es dem Prinzen von Oranien geſchenket. 9. 10) Hr. Mortimer und Hr. Watſon erzählen Fälle, da Kinder in Mutterleibe die Pocken gehabt, die Mütter aber nicht, und da die Mütter die Pocken gehabt, und ihre Kinder in Mutterleibe nicht. 11) Beobachtung der Mondfinſterniß den $\frac{12}{23}$ Dec. 1749 zu London und in der Provinz Huntigdon. 12) Von einer von Hrn. Barker in Rutland den 15. Sept. 1749 abends gegen 5 Uhr geſehenen Waſſerhoſe, vor welcher ein ſtarker Knall vorhergegangen. 13) Hr. Borlach, von Erzeugung der Cryſtalle aus einer klebichten Materie, durch welche die Theile aller Steine zuſammen hängen. 14) Von einer ſchwarzen Penſylvaniſchen Schlupfweſpe. Sie legt 2 Eyer und gräbt für jedes ein Loch in die Erde. Damit nun die hernach auskriechende Jungen was zu leben haben, ſo vergräbt ſie bey jedem Ey 2 bis 3 Heuſchrecken, welche ſie ſo vorſichtig verwundet, und mit Erde bedeckt, daß ſie weder entfliehen, noch vor der Zeit ſterben können. Uns ſind unterſchiedene dergleichen kluge Inſecten bekannt. 15) Finſterniſſe der Jupitersmonden im Jahr 1751. 16) Beſchreibung der Weltkugeln der Wittwe Senex.

Zürich.

Johann Georg Altmanns
Verſuch einer Hiſtoriſchen und Phyſiſchen Beſchreibung der Helvetiſchen Eisberge.
Bey Heydegger und Compagnie 1751. 8.
18 ½ Bogen ½ und Bogen Kupfer.

Der Hr. Altmann, ein Geiſtlicher zu Zürich, hat dieſe Nachrichten theils auf ſeiner eigenen 1748 zu den Eisbergen gethanen Reiſe, theils aus andrer ihren Beſchreibungen zuſammengetragen, und in 10 Abhandlungen eingetheilet. Als 1) von den Helvetiſchen Eisbergen insgemein, und derſelben Beſchaffenheit überhaupt. Hier beſtimmt er den wahren Nahmen der Gletſcher unter dem Tittel eines Eismeeres, welches aber ſeiner auf der 8. u. f. Seite angeführten Entſchuldigung und Erklärung ungeachtet, noch vielem Widerſpruch ſtatt läſſet. Um aber unſern Leſern nur kürzlich zu ſagen, was unter dem Nahmen der Gletſcher eigentlich zu verſtehen ſey, ſo ſind ſolche nichts anders als ſolche Stücken Eiß, welche von dem auf denen hohen Gebürgen in der Schweitz befindlichen Waſſer ausgeworfen worden, und ſich nach und nach alſo aufgethürmet haben. Ob dieſe von dem Hrn. Altmann angeführte Beſchreibung ſo gar richtig ſey, und ob nicht dieſelben vielmehr von denen um und um ſtehenden hohen Bergen, und dem davon herunter rollenden Schnee und Schneewaſſer entſpringen, wollen wir hier nicht ausfechten. Sie ſind hier und da in der Schweitz anzutreffen, der merkwürdigſte aber den auch Herr Altmann hier hauptſächlich beſchreibet, befindet ſich in dem Grindelswalde des Cantons Bern, etwan 20 Stunden von der Stadt Bern. Es muß in der That etwas angenehmes ſeyn, wenn man nach einer Reiſe durch die angenehmſte Landſchaft gleichſam in einem Augenblick an einen Ort kömmt, wo man nicht ſelten mit einem Fuß auf dem Eiſe, mit dem andern auf grünem Graſe ſtehen kann. Es hält ſchwer unſern Leſern einen recht deutlichen Begriff von dieſen Gletſchern und Eisbergen beyzubringen, und die dem Werke beygefügte Kupferſtiche, welche nicht ſonderlich gerathen, geben dem Leſer auch nicht viel Licht. 2) Die Erklärung des beygefügten Kupferblatts. 3) Verſchiedne Anmerkungen über die Natur des Eismeers und der Gletſcher. Das Land um die Eisberge ſelbſt iſt wild, ſteinig und einöde, liegt aber voll von dem allerſchönſten bunten Marmer, ſo ſpielet auch das Waſſer unter dem Gletſcher von Zeit zu Zeit kleine Chryſtallen hervor. Man ſpühret öfters auf und um dieſe Eismeere eine Art eines ſehr ſchwachen Erdbebens, welches aber niemals Schaden zu thun pfleget. 4) Unterſuchung von der Natur und Eigenſchaft des Eiſes auf den Alpen, ſamt etlichen Anmerkungen über die Eisberge. Hier erzehlet er die Verſchiedenheit der Farben, der Durchſichtigkeit, der Kälte, der Härte und Reinigkeit des Eiſes, erklärt den Grund von etlichen vorgefaſten Meinungen von den Eisbergen, z. E. daß ſolche keine todte Körper leiden ſollen ꝛc. Hiernechſt beſchreibet er die Gewalt der Luft, welche ſich in Zerbrechung des Eiſes mit dem ſtärkſten Knall äuſert, anderer hierbey vorkommender ſchönen Anmerkungen zu geſchweigen. 5) Von dem Umkreis und den Grenzen der Helvetiſchen Eisberge. Dieſe beſtimmt er hierdurch, wenn er ſagt, daß ſie ſich auf den hohen Bergen des Canton Glaris anfangen, von da ſich in Graubünden ziehen, dann in den Canton Uri, und endlich im Canton Bern ſich endigen. 6) Von den Savoyſchen Eisbergen und Gletſchern. Hier rücket er eine Reiſebeſchreibung einiger Engländer ein, welche ſolche beſehen haben. Dieſe unterſcheiden ſich in den Hauptumſtänden nicht von den Helvetiſchen. 7) Von den Gletſchern auf dem Grinſelberge, und den daſigen Cryſtallgruben. Dieſe Abhandlung hat Hr. D. Cappeller in Lucern verfertiget. Es beruhet die Meynung des Hrn. Verf. darauf, daß ſolche aus einer ſehr zarten in Waſſer aufgelöſten Erde, wenn ſolche erhärtete, entſtünden; wobey denn unſeres hieſigen gelehrten und in der Naturgeſchichte unermüdeten Hrn. Profeſſor Sulzers Nachricht und Bemerkungen auf der 157. u. f. S. angeführet werden. Was 8) die Mineralien anlangt, welche man in dieſen Eisbergen antrift, ſo hat man nebſt dem Cryſtall bisher, Eiſen, Bley, Kupferkieße und Steinkohlen angetroffen:

dieſe Erzte ſind aber meiſtens ſo ſtreng, wild und theils flüchtig, daß ſie ſich auf keine Art im Feuer wollen behandeln laſſen. Was 9) die Thiere anlangt, welche ſich daſelbſt finden, ſo ſind ſolches Haſen, (welche im Winter weiſſe Haare bekommen.) weiſſe Krammetsvögel, Gemſen, Luchſe, Murmelthiere, Lämmergeyer, Auerhähne, Schneehühner, Haſelhühner, allerley Arten von Amſeln, ꝛc. 10) Führet er auch noch aus, was die Alpen der Alten geweſen, welche Cottiæ, Graiæ, und Penninæ genennet worden. Die erſten von dieſen ſind diejenigen, welche von dem Berg Viſo bis an den Berg Cenis gehen, und Dauphine von Piemont ſcheiden. Die zweyten, nehmlich die Graiæ, erſtreckten ſich von dem kleinen Bernhardsberge bis an den Berg Cenis. Die dritten ſind diejenigen, welche unter dem Namen des groſſen Bernhardsberges anjetzo bekannt ſind. Uebrigens iſt dieſe Beſchreibung ungemein angenehm zu leſen, und man muß auch hieraus erkennen, daß die Herren Schweizer noch nicht müde werden, die Geſchichte ihres Landes genau zu unterſuchen, und hierdurch viel andere zu beſchämen, welche in der Unterſuchung ihrer Landesſchätze es an ſich kommen laſſen, oder wohl gar glauben, es ſey wider die Ehre eines Gelehrten, ſich mit ſolchen ſchlechten Dingen, als Thiere, Pflanzen, Steine u. d. zu beſchäftigen.

Baſel.

Herrn *Bianconi*, Raths und erſten Leib-Arztes Seiner Hochfürſtl. Durchl. des Hrn. Land-Grafen von Heſſen-Darmſtadt, Fürſten und Biſchoffen zu Augsburg, Sendſchreiben über die Electricität an den Hrn. Grafen Algorotti, Rittern des Ordens des Verdienſts, und Kammerherrn bey Ihr. Maj. von Preuſſen ꝛc. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Bey Joh. Rudolf Im-hoff. 1750. 8. 3 Bog.

Der Hr. Bianconi ſetzt folgende 5 Grundſätze von der Elektricität voraus. 1) Daß eine Atmoſphäre von flüßiger Materie um alle elektriſche Körper herum ſey. 2) Alle Körper ziehen die elektriſche Materie mehr oder weniger an ſich. 3) Die electriſchen Atmoſphären ſtoſſen einander zurücke, wenn man ſie nahe zuſammen bringt. 4) Die Dicke dieſer Atmoſphäre wird der Anziehungskraft des Körpers proportioniret ſeyn. 5) Wenn die elektriſche Materie in einen engen Raum zuſammengehäufet wird, wird ſie zu einem Phosphorus. Auf dieſe fünf Grundſätze gründet ſich nun das ganze kleine elektriſche Gebäude des Hrn. B. Nichts neues darf man zwar darinne nicht ſuchen, doch führen beſonders die beygefügten Anmerkungen verſchiedne ganz artige Dinge an. Uebrigens läugnet Hr. B. die Wirkung der Electricität in den Puls des Menſchen, und glaubt wenn man ja dergleichen bey einem und dem andern bisweilen bemerket habe, es von einem ſtarken Vorurtheil, oder einer Furcht der elektriſirten Perſon herrühret. Allein was ſoll man zu den letztern Verſuchen des Hrn. Scrinci in Prag ſagen? Die Schreibart in dieſem Werkchen iſt nicht allezeit die beſte.

Frankfurt am Mayn.

Empfindungen für die Tugend, in ſatyriſchen Gedichten, von C. N. Naumann. Verlegts Daniel Chriſtian Hechtel. 1752. In Oct. 3½ Bogen.

Wie ein muthiges Pferd, welches ſeine Lectionen noch nicht begriffen hat, allezeit ſein Ziel überrennet, alſo hat das tugendhafte Feuer des Hrn. Naumann, bey Verfertigung dieſer Gedichte, ſein Ziel nicht erreichet, ſondern überhehlet. Wir wiſſen daß er ſich bey dieſen beyden Gedichten, Agrigent, und wider die Weichlichkeit der Sitten, ganz beſonders den Juvenal zum Muſter vorgeſtellet hat. Nun iſt bekannt, daß dieſer mehr ſchilt, als ſpottet. Was Wunder alſo, daß Hr. N. aus groſſer Begierde, ſein Muſter zu erreichen, daſſelbe übertroffen hat, und gar nicht ſpottet, ſondern immer ſchilt? Einen Beweis ſeiner Stärke in der epanorthetiſchen Dichtkunſt mag folgende Stelle aus dem 2ten Scheltgedicht abgeben:

Sie (die Amme) weis zu rechter Zeit ihr (der Jungfer) Sadelbaum zu kochen,
Und läuft zum Bader hin mit ihren dürren Knochen:
So kömmt die Näſcherey nicht an das Tagelicht;
Wiewol die halbe Stadt von ihrer Schandthat ſpricht.
Sie ſingt ein ſchandbar Lied nach wunderlichen Noten.
Ihr Mund, der Widerhall der allerfeinſten Zoten,
Der ſich, weil er nicht kann, an fremder Luſt vergnügt,
Iſt einer Gruben gleich, in der ein Luder liegt.
Indeſſen wächſt und buhlt die junggeſchändte Dirne;
Entblößt den halben Leib mit unverſchämter Stirne;
Indem ihr wilder Geiſt aus geilen Augen blickt,
Der tödtlich ſcharfe Pfeil in Buhlerherzen drückt.
Es blüht der Frechheit Bild auf dick geſchminkten Wangen,
Wo längſt das Morgenroth der Züchtigkeit vergangen;
Kaum hat des Pinſels Kunſt Zinnober hingekleckt:
So drängt ſich mancher Narr, der es wie Zucker leckt.

Göttingen.

Diſputationum Anatomicarum ſelectiorum Volumen VI. ad adminiſtrationem, uſum, morbos & variam obſervationem collegit & edidit **Albertus v. Haller.** *Apud Viduam Abram Vandenhoeck Acad. Bibliopol.* MDCCLI. 4. 4 Alph. 7 Bog. 14 Bl. Kupfer.

Der Hr. Hofr. von Haller, deſſen Verdienſte um die Arzneywiſſenſchaft, ſonderlich um die Zergliederungskunſt, bekannt genug ſind, hat uns nunmehro hiermit den 6ten Theil von geſammleten akademiſchen Streitſchriften geliefert, eine Arbeit, welche nicht anders, als auserleſen von einem ſo groſſen Kenner kann vermuthet werden. Dieſe Bemühung iſt um ſo viel rühmlicher, je ſeltener die meiſten von dergleichen Ausarbeitungen gemeiniglich zu reden pflegen, wenn ſolche einmal auf dem Catheder verfochten werden. Am allerrühmlichſten aber iſt die Wahl, welche der Hr. v. H. unter ſo vielen getroffen hat, und die man wirklich für die allerausgearbeiteſten in ihrer Art halten kann.

Der Hr. Herausgeber verſpricht, noch einen Band ſolcher auserleſener Aufſätze nächſtens zu liefern, worauf er aber einige Jahre inne halten und indeſſen neue Schätze ſammlen wird.

Hamburg.

Der Ritter Taylor hat ſeine auf Glas gemahlten Augenkrankheiten erlaubt abzuzeichnen. Es hat dieſe Arbeit ein geſchickter Miniaturmahler übernommen, und unter der Aufſicht verſchiedner Aerzte zu Stande gebracht. Man wird ſie auf 21 Platten ſauber in Kupfer ſtechen, und durch eben den Mahler ſauber und getreu illuminiren laſſen, und die Erklärung beſonders drucken, alles aber in klein Folio auf ſtarkem Papier und breitem Rande reinlich und ſauber den Liebhabern liefern.

Oehringen.

Nach Briefen von daher iſt man mit dem Abdruck derer in dem 27. Stücke 215 S. dieſer Nachrichten bereits bekannt gemachten Abhandlungen des gelehrten Hrn. Hofrath Hanſelmanns ſo weit gekommen, daß itzt ſchon an den Beylagen gedruckt wird.

Budißin.

D. *Chriſtiani Tobiæ Ephraim Reinhardi*, Medici Camentiani, Carmen de Leucorrhœa ſeu fluore albo benigno mulierum. Anno æræ Chriſtianæ cIↄIↄccl. Typis Chriſtiani Scholtzii. In Quart, 2 Bogen.

Der gelehrte Hr. D. Reinhard in Camenz, welcher die ſchönen Wiſſenſchaften, und beſonders die Lateiniſche Dichtkunſt, jederzeit ſeiner Hauptwiſſenſchaft mit glücklichem Erfolg an die Seite geſetzet, hat dieſes Gedicht vom weiſſen Fluß bey Gelegenheit der Gelangung des Hrn. Haugk zur Würde eines regierenden Bürgermeiſters in der Kön. Pohln. Churfürſtl. Sächſ. Sechsſtadt Camenz, aufgeſetzt. Er trägt darinne dieſe Materie in einer fließenden Schreibart und guten Ordnung vor. Er zeigt, was der gutartige weiſſe Fluß ſey. Er giebt die Urſache dieſer Krankheit an, und ſetzt die Haupturſache in das Schlappwerden der Fibern, vornehmlich derjenigen, aus welchen die Mutterſcheide beſteht, und glaubt, daß alsdenn ein gutartiger weiſſer Fluß entſtehen müſſe, wenn wegen der ſchlapp gewordenen Fibern der Mutterſcheide mehr Feuchtigkeit abgeſetzt wird, als natürlicher Weiſe zu Schlüpfrichhaltung der Geburtsglieder nöthig iſt. Er beſchreibt die Kennzeichen dieſer Krankheit deutlich und erzählet die Ungelegenheiten, welche aus dieſer Krankheit zu entſtehen pflegen. Endlich lehret er, wie man dieſem Uebel auf eine vernünftige Art abhelfen müſſe.

Eine Probe von des Hrn. Verfaſſers Art zu dichten zu geben, wollen wir das ſeinem Werk vorgeſetzte *Epigramma* herſetzen, womit er ſich aber keine gute Freundinnen machen wird.

Femina tota fluit, medici concurrite! fluxu
Ne pereat! quoniam femina tota fluit.
Fallor an exiſtat rimarum femina plena?
Cum minime ſuccos hæc retinere queat.
Ne quid deponas & in huc illucque fluentem;
Ne ſimul id pereat, perfluat atque fluat.

Wir wollen noch den Schluß der Zueignungsſchrift, welcher ein Lob der Vaterſtadt des Hrn. Doctors in ſich hält, mittheilen.

. . . Sic Te moderante Camentia fiebit
Cultior, adſueſcetque bonis parere ſenatus
Legibus; adueſcet miſſa ruditate, precamur.

Wir ſtimmen dem Wunſche des Dichters mit Mund und Herzen bey.

Wittenberg.

An die Stelle des verſtorbenen Hrn von Bergers iſt der Hr. Prof. Cruſius aus Petersburg zum Prof. der Beredſamkeit hieher beruffen worden.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

32.

UTQUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 6. Auguſt, 1751.

Berlin.

Hiſtoire de l'Academie Royale des Sciences & Belles Lettres. Année MDCCXLIX. Chez Haude & Spener, Libraires de la Cour & de l'Academie Royale. MDCCLI. In Quart, 2 Alph. 20 Bogen, und 11 Kupferplatten.

Wir wollen den Inhalt aller in dieſem ganzen herausgekommenen Theile befindlichen Aufſätze, in ſo fern ſie eines Auszugs fähig ſind, kürzlich anzeigen. Sie ſind, wie die Akademie ſelbſt, in phyſikaliſche, mathematiſche, philoſophiſche und philologiſche abgetheilet. Es kommt alſo zuerſt

Die phyſikaliſche Claſſe. 1) Unterſuchungen über die Fruchtbarkeit der Erde überhaupt; von Hrn. **Eller**. Der Hr. Verfaſſer behauptet, daß die mit Pflanzen bedeckte Oberfläche der Erde, ſo weit die Wurzeln der Pflanzen in derſelben reichen, aus einer gewiſſen Miſchung von viererley Arten von Erden beſtehet; nämlich aus fetten und leimichten Erden, aus grobem und klarem Sand, aus thonichten Erden, und aus Erden, welche aus der Zerſtörung der Pflanzen und ihrer Theile entſtanden ſind. Er hat die innere Beſchaffenheit aller dieſer Theile, aus welchen die fruchtbare Erde beſteht, unterſucht, und daraus den Nutzen eines jeden bey dem Wachsthum der

Pflanzen beſtimmet. Er iſt der Meynung, daß in bloßem Sande ganz und gar nichts wachſen kann, weil das Regenwaſſer als durch ein Sieb durchläuft, und der Sand alsdenn von der Sonne bald austrocknen, und der Wind die darinne liegenden Saamenkörner und Sprößlinge bald wegführen würde. Gleichwohl aber muß die Leim- und Thonerde mit Sande vermiſcht ſeyn, ſonſt würden ihre Theile bald zuſammen hängen und die Wurzeln der Pflanzen wie in einen Stein einſchließen. Die vegetabiliſche Erde hält er, wegen der in ſich habenden brennbaren Feuchtigkeit, für die vornehmſte bey dieſer Miſchung. Er ſchließet alſo, daß man, fruchtbar Land zu haben, dieſe Erden gehörig miteinander vermiſchen müſſe. 2) Neue Art, das Silber durch Hülfe des gemeinen Salzſauren ſehr wohl zu reinigen, oder ein Mittel, die lunam corneam ohne Verluſt zu reduciren; durch Hrn. **Marggraf.** Da die gemeine Art, das Silber in der Capelle zu reinigen, nicht hinlänglich iſt, indem, wenn man dieſes ſo gereinigte Silber wieder mit Salpeter, oder Salpeter und Borax ſchmelzt, ſich bald das noch darinne befindliche Kupfer verräth, ſo zeigt Hr. M. hier ein ſicheres Mittel, das Silber durch die Auflöſung zu reinigen, und die lunam corneam ſo zuzubereiten, daß man ein recht feines Silber daraus erhält. 3) Erfahrung, die Erzeugung der Schwämme betreffend; von Hrn. **Gleditſch.** Herr G. hat im December 1748 in 10 halb mit Waſſer angefüllte cylindriſche Gefäße kleine Stücken von reifen und friſchen Surinamiſchen Melonen gethan, und nachdem er ſie in einem Ofen etwas erwärmet, und mit Moos bedecket, ſie theils in verſchloſſene, theils in offene Zimmer, theils in den Keller, theils in die freye Luft, theils hoch, theils niedrig, geſtellet, und hernach theils noch in ſelbigem Monat, theils in dem folgenden, dreyerley Arten von kleinen Pflanzen wachſen ſehen. Dieſe ſind geweſen Mucor vulgaris, capitulo lucido, per maturitatem nigro, pediculo griſeo, (grauer gemeiner Schimmel) Botrytis comosa, griſea, caule ſimplici, craſſiore ſeminibus rotundis. (grauer Haarſchimmel) und Tremella ſphaerica, ſeſſilis, gregaria, nigra. Er hat durch Hülfe des Vergrößerungsglaſes geſehen, daß ſich die häufig im Herbſt in der Luft ſchwebenden Saamen dieſer und dergleichen Pflanzen durch den Moos in die Gefäße gezogen und in der faulenden Materie Wurzel geſchlagen, auch geblühet und Samen getragen, welcher, nachdem er ſich hernach zum Theil an die Fenſterſcheiben angelegt, an denſelben ordentlich aufgegangen und wieder Pflanzen ſeiner Art hervorgebracht. 4) Eine Art, einen Höhenzeiger zu einem Barometer zu machen, welcher ſogleich den wahren Druck der Luft anzeigt, und welcher die Mängel verbeſſert, welche durch die Veränderungen, die die Wärme der Luft in dem Queckſilber verurſachet, entſtehen; durch Hrn. **C. F. Ludolff.** Man hat bey dieſem Höhenzeiger den Vortheil, daß man nicht erſt jede Beobachtung aus einer Tabelle verbeſſern darf. 5) Beobachtungen über das Oel, welches man aus den Ameiſen ausdrücken kann; nebſt einigen Verſuchen über das Saure eben dieſer Inſecten; durch Hrn. **Marggraf.** Nachdem Hr. M. ein weſentliches diſtillirtes Oel von den mittlern rothen Ameiſen abgezogen, ſo hat er aus dem, was in der Retorte zurück geblieben, noch ein Oel ausgedrückt, welches einigermaßen nach Ameiſen riecht, braunröthlich und etwas durchſichtig iſt, bey einer mittelmäßigen Kälte dick und weniger durchſichtig wird, auf das Pappier einen Oelfleck macht, auf dem Waſſer ſchwimmet und ſich nicht mit ihm vermiſcht, kurz, alle Kennzeichen eines wirklichen Oels hat? Aus dieſem Oel hat er hernach das Saure abgezogen, welches eine große Verwandſchaft mit dem

Weineſſig hat. 6) Nachricht von einem erſtaunlichen Schwarm Ameiſen, welcher einem Nordſcheine gleich geweſen; von Hrn. **Gleditſch.** Hr. G. ſah den 4. Sept. 1749 in dem Havellande bey dem Dorf Wagenitz, abends um 5 Uhr, bey ziemlich hellem Himmel, warmem Wetter und ſchwachem Winde, gegen Nordoſten eine Erſcheinung in der Luft, welche einem Nordſcheine ſehr ähnlich war. Er ſah nämlich ſich ohngefähr 19 Säulen ſehr hoch, und wie es ſchien, bis über die Wolken, in die Luft erheben. Jede Säule war ohngefähr 2 Schuh breit, und überall von gleicher Breite. Da er näher hinzu kam, ſpürte er auch diejenige zitternde Bewegung, welche den Straalen und Säulen der Nordſcheine ſo eigen iſt: die Säulen aber wurden immer dichter und ſchwärzlicher. Endlich gelang es ihm, an eine von dieſen Säulen zu ſtoßen, und da fand er, daß dieſelben nichts anders waren, als entſetzlich groſſe Schwärme kleiner ſchwarzer geflügelter Ameiſen, von der Art derjenigen, welche ſich in den kleinen Erdhaufen auf feuchten Wieſen aufhalten, und hier zu Lande Piſsmieren genennet werden. Die Landleute im Havellande bemerken dergleichen merkwürdige Schwärme um dieſe Zeit öfters, ſonſt aber ſind ſie in der natürlichen Hiſtorie der Inſecten noch nicht bekannt geweſen. Das merkwürdigſte dabey iſt, daß dieſe Säulen immer einerley Richtung und vollkommen einerley Breite behalten, obgleich die Ameiſen darinne immer unordentlich auf- und niederſtiegen, und ſich auch, nachdem ſie der Wind treibt, ſeitwärts bewegen. 7) Von gewiſſen Steinen, welche, wenn man ſie mit Kohlen ſchichtweiſe legt und calciniret, die Fähigkeit bekommen, nachdem ſie kurze Zeit ins Licht gelegt worden, im Finſtern zu leuchten; von Hrn. **Marggraf.** Montalban, Potter, Licetus, Marſigli, Lemery, und beſonders der berühmte Leibarzt Friedrich Wilhelms des Großen, Churfürſtens zu Brandenburg, Menzel, haben zwar von dem Bononiſchen Stein geſchrieben, und gezeigt, wie man ihn zubereiten muß, wenn er ſeine Kraft, im Finſtern zu leuchten, erhalten ſoll: aber Hr. M. hat ſich die Mühe genommen, aller ihre Methoden zu unterſuchen, und die beſte, nämlich Menzels ſeine, zu beſtimmen, auch dieſelbe noch mit ſeinen von ihm erfundenen Handgriffen zu vermehren. Er zeigt alſo erſtlich hier ausführlich, wie man dieſen Stein zu dieſer Abſicht gehörig zubereiten muß, und nennt hernach diejenigen Deutſchen Steinarten, welche, wenn ſie eben ſo zubereitet werden, eben dieſe Wirkung, und zuweilen noch in höherem Grade, hervorbringen. Dieſe ſind einige Spathe, vornehmlich aus den Sächſiſchen Gebirgen. Er merket dabey an, daß das calcinirte Marienglas eben dieſe Kraft, aber in geringerm Grade, beſitzt. 8) Von der Kunſt, geöffnete Eyer auszubrüten, von Hrn. **Beguelin.** Hr. B. hat ſeine Beobachtungen weiter getrieben, als andere, welche das tägliche Zunehmen der Frucht im Ey beobachtet haben. Er hat ſeine Eyer in ein etwas flaches cylindriſches Gefäß gelegt, welches mit Waſſer umgeben geweſen, das durch eine darunter beſtändig brennende Lampe erwärmet worden, wobey er den Grad der Wärme, nach Reaumurs Anleitung, durch Thermometers beſtimmt, da er denn nach dem Fahrenheitiſchen die Wärme immer zwiſchen 98 und 100 gehalten. Er hat hierbey Gelegenheit gehabt, zu bemerken und auszurechnen, daß der 32ſte Grad des Reaumuriſchen Thermometers mit dem 97ſten Grade des Fahrenheitiſchen Thermometers übereinkömmt, und daß 2 ¼ Grade des Fahrenheitiſchen Thermometers faſt gerade einen Grad des Reaumuriſchen Thermometers ausmachen. Er hat 15 Tage lang das Huhn im geöffneten Ey lebendig erhalten und deſſen Wachsthum beobachtet; er zweifelt auch nicht, daß man es durch gehötige Sorgfalt dahin bringen könne, ſie bis zur Zeit des Ausſtreichens lebendig zu erhalten. 9) Anatomiſche Bemerkung über einen neu entdeckten Knoten des zweyten Aſts des fünften Paares der Gehirnnerven, nebſt einer phyſiologiſchen Unterſuchung des wahren Nutzens der Nervenknoten: durch Hrn. Meckel. Nachdem der Hr. Verfaſſer das fünfte Paar der Gehirnnerven in einer lateiniſchen Abhandlung ſchon vor einigen Jahren ausführlich beſchrieben, hat er an dem zweyten Aſte dieſes Nervenpaares, zwiſchen den Knochen des obern Kinnbackens, einen bisher noch unbekannten Knoten entdecket, welchen er Ganglion ſphenopalatinum ſecundi rami quinti paris nervorum nennet und hier genau beſchreibt. Er behauptet einen dreyfachen Nutzen der Nervenknoten. Der erſte iſt dieſer, daß ſie einen kleinen Nerven in verſchiedene Nerven zertheilen und die Zahl der Nervenäſte vermehren. Der zweyte Nutzen beſtehe darinne, daß ſie den Nerven bequem verſchiedene Richtungen geben, und der dritte iſt dieſer, daß ſie verſchiedene kleine Nervenfibern in einen dicken Nerven vereinigen. 10) Verſuch einer künſtlichen Befruchtung eines Palmbaums mit den wedelförmigen Blättern; durch Hrn. Gleditſch. Man hat hiervon ſchon anderwärts eine ausführliche Nachricht erhalten. Merkwürdig iſt unter andern dabey, daß, wie der Hr. Profeſſor Ludwig zu Leipzig in Africa ſelbſt angemerket hat, auch ganz trockener und alter Staub von den männlichen Blumen dieſer Palmbäume die weiblichen Blumen befruchtet. 11) Auf die Lage und Verbindung der Staubfäden gegründete Eintheilung der Pflanzen; durch Hrn. Gleditſch. Hr. G. hat unter 20 botaniſchen Methoden keine gefunden, welche Stich hält, und alſo eine neue ausgedacht, welche er hier vorträgt. Er ſieht hauptſächlich auf die Lage und Verbindung der Staubfäden und beſtimmt daraus vier Hauptclaſſen. Die Pflanzen in der erſten Claſſe nennet er *Thalamoſtemones*, da die Staubfäden auf dem Boden (Thalamus) der Blume ſelbſt aufſitzen. Die Pflanzen der zweyten Claſſe ſind die *Petaloſtemones*, da die Staubfäden an der Blätterkrone, (Corolla) oder an deren Saftbehältniſſe (Nectarium) hängen. In der dritten ſind die *Calycoſtemones*, da die Staubfäden in den Blumenkelch (Calyx) gehen. In der vierten ſind die *Styloſtemones*, da die Staubfäden mit dem Stempel (Piſtillum) zuſammen hängen.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Frankfurt am Mayn.

Johannis Philippi Burggravii de Aëre, aquis & locis urbis Francofurtanæ ad Moenum Commentatio. Accedit Disquiſitio de Origine & indole animalculorum ſpermaticorum. Sumptibus Johann Benjamin Andreæ. 1751. 8. 14 Bogen.

Nach einer ganz artigen Vorrede theilet der Verfaſſer den erſten Theil des Werkchens in 3 Abſchnitte ein, davon der erſte phyſicaliſch iſt, und erſtlich die Lage der Stadt Frankfurt ganz angenehm, obgleich kurz, beſchreibet. Der Verfaſſer aber nimmt hiervon einen Beweis, daß der Ort ganz geſund ſeyn ſolle, weil er mitten unter dem gemäßigten Himmelsſtrich gelegen. Er erinnert hierbey, daß dieſe Stadt eigentlich aus zwey Städten beſtehe, nehmlich aus dem Frankfurt, und aus dem Theile, der jenſeit des Mayns gelegen ſey und Sachſenhauſen genannt wird. Die Größe der Stadt iſt mittelmäßig, und nach den Regeln der Reinlichkeit angeleget. Nachdem er nach dieſem auch die umliegende Gegend beſchrieben, ſo zeigt er, daß die Luft daſelbſt ſchön rein und einem beſtändigen friſchen Wechſel unterworfen ſey; ein Umſtand, welcher ſehr viel zu der geſunden Lage eines Orts beyträget.

Hern

Hierauf gehet er alle Lagen der Stadt nach den vier Hauptgegenden beſonders durch und zeiget, daß auf 30 Meilen weit die Luft lauter geſunde Orte durchſtreiche. Die Fruchtbarkeit der umliegenden Felder zeiget er an der ſchönen Anbauung derſelben, und weil ſolche durch lauter friſche Bäche befeuchtet werden. Die Gartenfrüchte ſind auch eben ſo zahlreich als ſchön um Frankfort, und der Verfaſſer ſchreibet den auch im Winter daſelbſt vorhandenen friſchen Kräutern die Urſache zu, warum man ſo wenig Perſonen mit dem Stein behaftet antreffe. Die Waſſer ſind daſelbſt alle in etwas harte, und halten eine kalkartige Erde in ſich, und er hat durch chymiſche Unterſuchung gefunden, daß 200 Loth dieſes Waſſers 14 Gran Kalkerde halten. So fehlt es auch daſiger Gegend nicht an Geſundbrunnen, wovon er erſtlich einen, die Faulpumpe genannt, erwehnet, deſſen Waſſer hellbläulich iſt, nach Schwefel riechet, und davon 200 Loth 52 Gran Salzerde halten, in welcher 22 Gran eines würflichen Kochſalzes, und 20 Gran Kalkerde ſtecken. Der Grindbrunnen, welcher übel riecht, und eine zarte Erde auf ſeiner Oberfläche beſtändig abſetzet, hält auch eine Art eines Kochſalzes in ſich. Hierbey erwähnet er auch das nicht weit davon gelegene warme Bad zu Soden. Bey dieſer Gelegenheit rühmet er die Frankfurter Anſtalten in Anſehung der Schlachthäuſer und Kirchhöfe, welche ſo vor der Stadt angeleget ſind, daß ihre Ausdünſtungen nicht Schaden thun können; auch machet der Mayn die Lage der Stadt ſehr geſund. So ſehr der Verfaſſer das Bier und den Wein in und um Frankfurt lobt, ſo übel ſcheinet er mit dem allzu allgemein gewordenen Gebrauch des Thees und ſonderlich des Caffees zufrieden zu ſeyn. Endlich beſchreibet er den Leibeszuſtand der Einwohner, ſowohl als der meiſten Gemüthsart. Er hat ſich ſo gar die Mühe gegeben, die Monate anzumerken, in welchen die meiſten Krankheiten daſelbſt regieret, und zum Schluß dieſes Abſchnittes folgen noch einige andere beſondere Anmerkungen von den daſigen Krankheiten. Der andere Abſchnitt iſt bloß phyſiologiſch, in welchem er zeiget, wie die Lage des Orts, die Luft, das Waſſer u. d. in die Körper der Einwohner wirken. Hier können wir nicht ſagen, daß wir viel außerordentliches angetroffen hätten, ſondern es ſind meiſtens ſolche Umſtände welche bey allen andern Orten ebenfalls eintreffen: doch ſcheinet ſeine angeführte Todtenliſte von einigen Jahren nicht ganz unnützlich zu ſeyn. Die übrigen Dinge ſind ſo beſchaffen, daß ſie in den meiſten Phyſiologien ſchon gut genug angeführet ſind. Eben ſo verhält ſich auch der dritte Abſchnitt, welcher pathologiſch therapevtiſch iſt, und, nebſt Erzählung der daſelbſt gewöhnlichſten Krankheiten, die gehörigen innerlichen und äuſſerlichen Hülfsmittel an die Hand giebt, womit wir dem Leſer nicht beſchwerlich fallen wollen, weil nichts neues oder beſonders dabey vorkommt. Der letzte Theil dieſes Werkchens nimmt die Saamenthierchen vor. Von dieſen glaubt der Verfaſſer, daß ſie in den männlichen Saamen eben ſo erzeuget werden, als wie der Saamenſtaub in den Faſern der Blumen. Er hält überhaupt dafür, die Empfängniß der Pflanzen und Thiere geſchehe auf einerley Art. Beyde entſtehen aus einem Eychen, welches durch einen männlichen Saamen fruchtbar werden muß. Ein Hühnerey, welches noch nicht bebrütet iſt, zeiget erſtlich ein weiſſes Würmchen, welches aber, nachdem es nur einige Stunden von der Henne erwärmet worden, gröſſer wird, und ſich, des Verfaſſers Meynung nach, mit der Zeit in das Rückgradsmark und das Gehirn des Thiers verwandelt. Eine menſchliche unzeitige Frucht ſtellet im Anfange dasjenige noch ſehr undeutlich vor, was ſie mit der Zeit werden ſoll, wie den Verfaſſer unterſchiedliche Unterſuchungen mit dergleichen beleuchtet haben; nichts deſto weniger iſt der Anfang von allen Theilen bereits da. Woher aber dieſe Saamenthierchen eigentlich entſtehen, vermuthet der Verfaſſer daß ſie von der Structur der Geilen, welche an jedem Thiere beſonders ſind, herkommen. Es wäre zu wünſchen, daß ſich der Verfaſſer hier etwas genauer erkläret hätte, ſo aber führet er weiter nichts an, als daß er glaube, es werde durch den engen Raum der Saamenpulsader alles Blut in die dabey befindlichen Adern geführet, und bleibe nichts, als eine Lympha zurücke, welche in die engen Röhrchen, woraus die Geilen beſtehen, gebracht, daſelbſt ſehr enge zuſammen getrieben, und daſelbſt in die Saamenthierchen verwandelt werde. Er ſtellet ſich demnach dieſe Thierchen in den engen Saamenröhrchen als Polypen vor, deren auch ſehr viele in einer kleberigen Röhre beyſammen ſtecken. Eine Meynung, welche unſers Erachtens noch ziemlich vielen Beweis erfordert. Ihre Größe anlangend, ſo meynet Hr. V. ſie wäre bey allen einerley, wie der Samenſtaub der Blumen einerley ſey; ſie leben auch gleich von Anfang, nur daß ihre Art zu leben anders in den Samenröhren, anders aber nach der Empfängniß in der Gebährmutter beſchaffen ſey. Er meynet auch die Urſache der Mißgeburten in ſolchen zu finden, ob er gleich dieſen Satz ſehr kurz abhandelt. Er ſtellt hierbey die Verwandlung der Seidenwürmer zum Beyſpiel vor, und glaubet hierdurch die Verwandlung des Samenthierchens wahrſcheinlicher zu machen. So artig und nützlich dieſes kleine Werkchen iſt, ſo wäre doch noch verſchiedenes, ſonderlich wider den letzten Theil deſſelben, zu erinnern.

Tübingen.

Von dort her erhalten wir folgende Nachricht von der daſelbſt gehaltenen Univerſitäts-viſitation. Man wird ohngefähr daraus ſehen, was für wichtige Gegenſtände das Hauptwerk der dort Lehrenden und Lernenden ſind; und damit wir der Schönheit der dortigen Schreibart nichts vergeben, ſo theilen wir die Nachricht unverändert mit.

Die ſeit einigen Wochen ſich hier befindende Hochfürſtl. Univerſitäts Viſitation, beſtehend in Sr. Excell. Hrn. Geheim. Rath, Creiß Geſandter, und Conſiſtorial-Præſidenten von Zech, Sr. Magnif. Hrn Conſiſtorial-Directore Schäffern, Sr. Hochw. Hrn. Conſiſtorial-Rath, Stiftspredigern, General-Superintendenten und Abten zu Adelberg, Tafingern, haben ſich Dienſtag den 9ten May in einem Staatswagen in das Hochfürſtl. Stipendium Theologicum begeben, allwo ſie bey dem Eintritt in den großen Speiſſaal unter Paucken und Trompetenſchall empfangen wurden, und allvorten das zugerichtete prächtige Mittagmahl einnahmen. Währender Tafel trate Hr. M. Repetens Canz auf den Catheder, und predigte über die Worte Numer. 21, 18. Das iſt der Brunnen, den die Fürſten gegraben haben ꝛc. Auf dieſen eröffnete Hr. M. Repet. Laſinger den Actum Orator. in einer hebräiſch-lateiniſchen Rede, enthaltend den Urſprung der hieſigen hohen Schule, des Collegii illuſtris, und des Hochfürſtl. Stipendii Theologici. Hr. M. Rep. Maier perorirte in Ebräiſcher Sprache; dieſem folgte Hr. M. Rep. Kapf mit einem Alcaiſchen, und Herr M. Rep. Sprenger mit einem Elegiſchen Gedichte. Hierauf ſtellte ſich Hr. M. Rep. Flatt mit Ebräiſchen Reimen auf, deſſen Nachfolger Hr. M. Rep. Rieger in Lateiniſcher Proſa ware. Sodann legte Hr. M. Rep. Clemm eine gebundene teutſche Rede ab, und auf dieſen kame Hr. M. Rep. Wild mit einer griechiſchen Oration aufzutretten. Als das Collegium Repetentium ſeinen Actum oratorium beſchloſſen, perorirten nach-

ſich

folgende Magiſtri und Studioſi: Herr Thibault in Franzöſiſchen, und Hr. Volz in Sclavoniſchen Verſen, Hr. M. Ranſinger in Chaldäiſcher, Hr. M. Wippermann in Franzöſiſcher, Hr. M. Cuhorſt in Syriſcher, Hr. Ritter in Italiäniſcher, Hr. Schuster in Siebenbürgiſcher, Hr. Sertius in Ungariſcher, Hr. Severini in plattdeutſcher Sprache; Sodenn beſchloſſen den Actum Hr. Varenbühler und Hr. Hegelmaier mit teutſchen und Griechiſchen Verſen. Zu verſchiedenenmalen führte der Rector Muſices, Hr. M. Frommann, während dem Actu Oratorio ein wohlklautendes Concert auf. Nach geendigtem Actu Oratorio, verfügten ſich die vortrefliche Herren Viſitatores wieder in das Collegium illuſtre. Mittwochs den 5ten May Vormittags nach 8. Uhr, geruheten Sie das Cloſter abermahlen mit Dero Gegenwart zu beehren, und dem von denen Herren Repetenten mit mehr als 150. Magiſtris abgehaltenen Loco und Examini theologico beyzuwohnen: Nachmittags aber die von dem Collegio Repetentium mit denen Philoſophiæ und Philologiæ Studioſis gehaltene Examina philoſophica und philologica anzuhören; und ſo wurden dieſe ſämmtliche Actus zu allgemeinem Vergnügen der hohen Anweſenden geendiget.

Leipzig.

Die Gleditſchiſche Buchhandlung allhier hat den rühmlichen Entſchluß gefaſſet, folgendes Werk auf Vorſchuß zu drucken:

Johann Swammerdamms, M. D. von Amſterdam Bibel der Natur, worinnen die Inſecten in gewiſſe Claſſen vertheilt, ſorgfältig beſchrieben, zergliedert, in ſaubern Kupferſtichen vorgeſtellt, mit vielen Anmerkungen über die Seltenheiten der Natur erleutert, und zum Beweis der Allmacht und Weisheit des Schöpfers angewendet werden. Nebſt Hermanns Boerhave Vorrede von dem Leben des Verfaſſers. Aus dem Holländiſchen überſetzt.

Den Gelehrten iſt die Schätzbarkeit dieſes vortreflichen und nützlichen Werkes lange vorher, ehe ſolches in öffentlichem Drucke erſchienen, bekannt geweſen. Man muß ſich daher nicht unbillig wundern, daß ein ſo großer Schatz ſo lange Zeit verborgen gelegen. Man weiß, daß deſſen geſchickter Verfaſſer faſt ſeine ganze Lebenszeit auf Erforſchung der Wunder Gottes an den Inſecten verwendet, und ſchon von Jugend an eine ſo ſtarke Neigung dazu an ſich verſpüren laſſen, daß weder ſeines Vaters ernſte Vorſtellungen, und Drohungen, noch auch die ihm entzogene Mittel zu ſeinem Unterhalt, noch die verdrüßlichſten Unannehmlichkeiten ihn davon abzubringen vermochten. Ob ſein nachmaliger Umgang mit der bekannten Bourignon, oder ſonſt etwas anders verhindert, daß er ſeine völlig zu Stande gebrachte Bibel der Natur nicht ſelbſt dem Drucke übergeben, ſolches kann man nicht eigentlich beſtimmen. Als er 1680 verſtarb, vermachte er die Handſchrift davon nebſt den Zeichnungen dem Hrn Thevenot. Aber auch dieſer große Kenner, ob ihm gleich ſelbſt ſein Vermächtniß zu erhalten ziemlich ſchwer gemacht worden, war dennoch nicht auf deſſen Bekanntmachung bedacht; vielmehr gerieth dieſer Schatz in die Hände eines Königlich Franzöſiſchen Malers, von deſſen Erben er an den berühmten Anatomicum Duverney um ein ſchlechtes Kaufgeld gekommen. Dem berühmten Boerhave war das Glück vorbehalten, daß er ſich diejenigen, welche den allmächtigen Schöpfer in ſeinen kleineſten und verächtlich ſcheinenden Geſchöpfen, als in welchen ſich ſeine Weisheit und Allmacht ganz ausnehmend zeiget, bewundernd verehren, durch die Ausgabe der Swammerdammiſchen Bibel der Natur eben ſo verbindlich machen konnte, als ſeine Verdienſte um die Arzneywiſſenſchaft

den

en allen [illegible] hochgeſchätzet werden. Er erkaufte von beſagtem Duverney vor 1500 Gulden franzöſiſch Geld des Swammerdams Handſchrift ſammt den Zeichnungen, und ließ das Werk nicht nur in Holländiſcher Sprache, worinne es abgefaßet war, ſogleich drucken, ſondern auch durch den Hrn. Prof. Gaubium daraus eine lateiniſche Ueberſetzung verfertigen, damit ſowol die Gelehrten, als auch ſeine Landesleute ſich dieſer nützlichen Arbeit bedienen können. Unſer Deutſchland hat unter allen Religionen nicht weniger Verehrer der Wunder Gottes in der Natur. In einer ſo edlen Bemühung haben ſowol Gelehrte als Ungelehrte, ſowol das eine als das andere Geſchlecht, ihre Theil. Man hat alſo dieſen Liebhabern der bewundernswürdigen Weisheit Gottes in ſeinen Geſchöpfen zu Gefallen eine deutſche Ueberſetzung dieſes vortreflichen Werks beſorget. Der Titel ſelbſt zeiget ſchon, daß es nicht bloß zur Beluſtigung der Augen und des Gemüths geſchrieben ſey, ſondern daß es vornehmlich ſeinen Leſern Anleitung geben wolle, den in ſeinen kleinſten und verächtlichſten Geſchöpfen ſich groß und ſichtbar zeigenden Gott je mehr und mehr zu erkennen, und deſſen unendliche Weisheit zu bewundern. Einen ſo heilſamen Zweck zu befördern, hat der Ueberſetzer an ſeinem Theil keinen Fleiß geſparet, der Verleger aber wird durch einen ſaubern Druck und feines Papier, welche dieſer Probe durchgehends gleich ſeyn werden, ſolches darſtellen. Die Kupfer werden an Richtigkeit und Sauberkeit die Holländiſchen, wo nicht übertreffen, doch ihnen nichts nachgeben. Das Holländiſche und zugleich Lateiniſche Exemplar iſt bisher mit 20 Thalern bezahlet worden. Nach der Deutſchen Ueberſetzung wird unſere Biebel der Natur ohngefehr 5 Alphabet, und 53 Kupfertafeln, betragen. Man erbietet ſich denen, welche ſich gefallen laſſen, zwiſchen hier und Neujahr 1752 drey Reichsthaler zum voraus, und bey Empfang des Werks auf inſtehende Jubilatemeſſe 1752 drey Reichsthaler nachzuzahlen, ſolches zu überlaſſen, da nachgehends an diejenigen, welche ſich dieſes Vortheils nicht bedienen wollen, ein Exemplar nicht unter 10 Reichsthaler wird verlaſſen werden. Man will auch die Namen der Herren Subſcribenten voran drucken und kann man ſich deshalb in allen Buchhandlungen Deutſchlandes melden.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

UT QUE FULGENS
mit Königlicher Freyheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 13. Auguſt, 1751.

Berlin.

In der mathematiſchen Claſſe der Hiſtoire de l'Academie Royale des Sciences & Belles Lettres 1749 ſind folgende Abhandlungen enthalten.

1) Von dem Streit zwiſchen den Hrn. Leibnitz und Bernoulli über die Verhältnißzahlen (Logarithmes) der negativen und imaginären Zahlen; durch Hrn. Euler. Hr. Euler erzählt und entſcheidet hier den berühmten Streit zwiſchen zweyen der größten Mathematikverſtändigen, welche die Welt geſehen hat. In dem Leibnitz- und Bernoulliſchen Briefwechſel findet man dieſen ganzen Streit, bey welchem das Wunderbarſte iſt, daß beyde einander offenbare Widerſprüche beſchuldigten, und dennoch beyde recht, obwohl auch zugleich unrecht, hatten. Bernoulli behauptete, die Verhältnißzahlen der negativen Zahlen wären mit den Verhältnißzahlen der poſitiven Zahlen einerley, und Leibnitzens Meynung war, die Verhältnißzahlen aller negativen, und noch um deſto mehr aller imaginären Zahlen, wären imaginär. Hr. E. führt dieſe beyden Meynungen, jede beſonders, an, fügt alle Gründe bey, deren ſich beyde Partheyen bedienet haben, ihre Meynungen zu behaupten, und macht endlich Einwürfe ſowohl wi-

wider dieſe Gründe, als Meynungen, wobey er die Widerſprüche beyder Parteyen in aller ihrer Stärke zeigt. 2) Abhandlung von der wahren Urſache des Fehlers der Regel des Cardan in dem Fall, da die Gleichungen des dritten Grades nicht zu reduciren ſind, und von ihrer Güte in den andern andern Fällen; durch Hrn. König. Wallis und Newton haben vergebens an der Auflöſung dieſes algebraiſchen Zweifelsknotens gearbeitet. Hr. K. zeigt hier, worinn es dieſe groſſen Männer verſehen haben, und löſet ihn auf. 3) Nachricht von einigen auf dem Königlichen Obſervatorio angeſtellten aſtronomiſchen Beobachtungen; von Hrn. Kies. Es ſind 3 Beobachtungen, wovon nur eine, nämlich die Beobachtung der partialen Mondfinſterniß 1749, den 23. Dec. die noch dazu, wegen der Wolken, ziemlich zweifelhaft geweſen, in dieſen Theil gehöret. Auſſer derſelben hat man auch für gut befunden, die Beobachtung der Mondfinſterniß den 19. Jun. 1750, und der Bedeckung des σ ♐ durch den Mond, den 2. Sept. 1748, hier einzurücken. Da die Bedeckungen der Fixſterne durch den Mond, wegen der oft zu berechnenden Parallaxe des Monds, ſehr beſchwerlich zu berechnen ſind, ſo hat Hr. K. dieſer letztern Beobachtung eine neue und kurze Art, die Parallaxen zu berechnen beygefüget. 4) Von dem Wiederkehrungspunct der zweyten Art des Hrn. Marquis de l'Hopital; durch Hrn. Euler. Dieſe Art von Wiederkehrungspuncten entſtehet durch zwey Aeſte einer krummen Linie, welche ihre Höhlung nach einerley Seite kehren, da die andern ſich nach verſchiedenen Seiten kehren. 5) Unterſuchung über die imaginären Wurzeln der Gleichungen; durch Hrn. Euler. 6) Unterſuchung über das Zurückgehen der Aequinoctialpuncte und über das Wanken der Erdaxe; durch Hrn. Euler. Dieſe beyde Abhandlungen ſind ganze Theorien wichtiger Materien, von welchen ſich ohne den Zuſammenhang nichts verſtehen läßt. 7) Von der Parallaxe des Monds, ſowohl in Anſehung ſeiner Höhe, als auch ſeines Azimuths, wenn man vorausſetzt, daß die Erde länglichrund iſt; durch Hrn. Euler. Der Hr. von Maupertuis hat bereits in ſeiner Abhandlung von der Parallaxe des Monds die dadurch veränderte Höhe deſſelben in Betrachtung gezogen, die Veränderung des Azimuths aber hat er aus der Acht gelaſſen. Ob nun gleich dieſes eine nur ganz unmerkliche Veränderung, wenn der Mond nicht im Mittagszirkel ſteht, leidet, ſo hat er doch für nützlich gehalten, ſeine deswegen angeſtellten Unterſuchungen hiermit bekannt zu machen, damit man daraus ſehe, ob und wenn es nöthig oder unnöthig ſey, bey Beſtimmung der Parallaxe des Monds überhaupt die Parallaxe ſeines Azimuths in Betrachtung zu ziehen. 8) Von der Planeten vortheilhafteſtem Stande, die Unregelmäßigkeiten ihrer Bewegungen zu entdecken; durch Hrn. Kies. Er zeigt, wie man den Punct in dem Laufkreiſe eines Planeten finden ſoll, wo die Veränderung ſeines Durchmeſſers am größten iſt, wo die Veränderung ſeiner wahren Anomalie am größten iſt, wo die Veränderung ſeiner Geſchwindigkeit am größten iſt, wo die Gleichung des Mittelpuncts am größten iſt, wo die Veränderung ſeiner Geſchwindigkeit, dem Winkel nach, am größten iſt, wo die Gleichung der Zeit auf dem Planeten, wenn er ſich um ſeine Axe drehe, am größten iſt, und endlich, wo die Veränderung der Gleichung der Zeit am größten iſt. 9) Von den Bedeckungen der Fixſterne durch den Mond; durch Hrn. Kies. Anfangs zeigt der Hr. Verfaſſer den groſſen Nutzen der Beobachtungen der Bedeckungen der Fixſterne durch den Mond, und hernach giebt er Nachricht von einigen dergleichen von ihm angeſtellten Beobachtungen. Die erſte iſt die Beobachtung eider Bedeckung der Plejaden, den 22. März, 1749, die zweyte eine Bedeckung des Antares, den 6. April, 1749, und die letzte eine Bedeckung des β des Schlangenmanns, den 12. Aug. 1750. 10) Abhandlung, worinnen unterſucht wird, ob man durch die Beobachtung der Bedeckungen der Fixſterne von dem Monde, oder der Entfernungen dieſes Planeten von den Fixſternen, eben die Richtigkeit in Beſtimmung der Längen hoffen kann, als durch die Finſterniſſe der Jupitersmonden; durch Hrn. Caſſini de Thury. Hr. C. ſchreibt zwar den Beobachtungen der Bedeckungen der Fixſterne durch den Mond und ſeiner Entfernungen von ihnen zu der erwähnten Abſicht einen großen Nutzen zu: er zeigt aber auch viele dabey vorfallende Schwierigkeiten und Unrichtigkeiten, und ſcheint ſich mehr für die Beobachtungen der Finſterniſſe der Jupitersmonden zu erklären. 11) Beſchreibung eines auf dem Berliniſchen Obſervatorie befindlichen Inſtruments. Hr. Hadley machte i. J. 1732. in den *Phil. Tranſ.* die Erfindung eines beſondern Quadranten bekannt, welche er für neu und für ſein eigen ausgab. Gleichwohl iſt dieſes Inſtrument, welches wenigſtens 30 Jahr auf dem hieſigen Obſervatorie iſt, und ebenfalls in London, vom Whitehead verfertiget worden, in nichts weſentlichem von dem ſeinigen unterſchieden. Sein Vorzug beſteht darinne, daß durch Hülfe deſſelben ein einziger Beobachter die Entfernung zweyer Geſtirne von einander beobachten kann. 12) Auszug eines Schreibens des Hrn. von Alembert an den Hrn. von Maupertuis, vom 16. Nov. 1750. Er betrift nur eine falſche Citation in einem der vorhergehenden Theile dieſer Abhandlungen. Hr. A. meldet zugleich, daß der Hr. Fontaine viele Entdeckungen in der Algebra gemacht habe, und er wünſchte, daß er ſie möge heraus geben.

In der philoſophiſchen Claſſe findet man folgende Aufſätze. 1) Abhandlung von den Urſachen, die Geſetze zu geben oder abzuſchaffen. Dieſe Abhandlung, von welcher man ſchon eine Deutſche Ueberſetzung hat, enthält erſtlich eine kurze Geſchichte der Geſetze und alsdenn eine mit Beweiſen unterſtützte Anführung erwähnter Urſachen, wovon wir unſern Leſern keinen beſſern Begriff machen können, als wenn wir den Schluß dieſer Abhandlung überſetzen: „Sich einbilden, heißt es, daß die Menſchen alle Teufel ſind, und mit Grauſamkeit an ſie hinein raſen, das iſt die Erſcheinung eines wilden Menſchenfeindes. Vorausſetzen, daß die Menſchen alle Engel ſind, und ihnen den Zügel ſchießen laſſen, das iſt der Traum eines ſchwachen Capuciners. Glauben, daß ſie weder alle gut, noch alle böſe ſind; die guten Handlungen über ihren Werth belohnen, die böſen nicht ſo hart beſtrafen, als ſie es verdienen, Nachſicht mit ihren Schwachheiten und Menſchlichkeit gegen alle haben, ſo muß hierbey ein vernünftiger Menſch handeln.“ Glückſelig iſt das Land, deſſen Beherrſcher alſo denkt! 2) Unterſuchung der Zinſen, nach den Grundſätzen des natürlichen Rechtes; durch Hrn. Formey. Es iſt hier von ſolchen Zinſen die Rede, welche man von Dingen nimmt, die der, welchem man ſie geliehen hat, indem er ſie als ſein Eigenthum braucht, ſo zu ſagen zernichtet, als z. E. Geld, Lebensmittel ꝛc. Hr. F. hält mäßige Zinſen nach dem Rechte der Natur allerdings für erlaubt. Er ſchließt zum E. alſo. Es iſt recht und erlaubt, daß Perſonen in eine Geſellſchaft zuſammen treten, und eine gewiſſe Abſicht vereiniget ausführen. Es kann alſo z. E. der eine ſein Geld, und der andere ſeine Bemühung, in der Abſicht, etwas zu verdienen, anwenden. Der erſtere lehnet z. E. dem letztern 4000 Thlr. mit welchen dieſer jährlich 800 Thlr. gewinnet. Er hat aber allein die Mühe damit, und dafür bekömmt er 4000 Thlr. Er hat auch dabey die Gefahr des Verluſts zu beſorgen, welche man auf 200 Thlr. ſchätzen kann. Der erſtere behält alſo 200 Thlr. für ſich dafür übrig, daß er das Geld dazu hergegeben hat. Und dieſe 200 Thlr. ſind die gewöhnliche Zinſe von 4000 Thalern. 3) Abhandlung von dem Bewußtſeyn ſeines eigenen Daſeyns; durch Hrn. **Merian.** Alle Dinge, deren man ſich unmittelbar bewußt ſeyn kann, theilet Hr. M. in drey Claſſen, und dieſe ſind wir ſelbſt, unſere Begriffe und unſere Handlungen. Hier handelt er von dem Bewußtſeyn unſerer ſelbſt, und leitet es aus der Erfahrung oder aus dem Nachfolgenden her, da es aus dem Vorhergehenden nicht kann erkannt werden. 4) Abhandlung von dem Bewußtſeyn, in Anſehung unſerer Begriffe betrachtet, oder von dem Daſeyn der Begriffe in der Seele; durch Hrn. **Merian.** Des Hrn. Verfaſſers Hauptabſicht bey dieſer Abhandlung gehet dahin, zu zeigen, daß das Weſentliche eines Begriffs darinne beſtehet, daß er klar iſt, indem er eine Modification der verſtändigen Seele iſt, daß es gar keine dunkeln Begriffe giebt, und daß die verſchiedenen Grade der Deutlichkeit, welche man fälſchlich in einerley Begriffe vorausſetzt, nichts anders ſind, als verſchiedene mit einerley Urbilde verglichene Begriffe. 5) Betrachtungen über den Urſprung des Vergnügens, worinne man die Meynung des Descartes zu beweiſen ſucht, daß es allezeit aus der Empfindung unſerer eigenen Vollkommenheit entſtehet; durch Hrn. **Käſtner.** Der Freyherr von Wolf behauptet gegen den Descartes, daß auch aus der Empfindung fremder Vollkommenheiten ein Vergnügen in uns entſtünde. Hr. K. vertheidiget hier den Descartes, größtentheils durch Exempel, und zwar zum Theil durch ſolche, welche deſſen Gegner für ſeine Meynung angeführet hat. Die uns allen angebohrne Eigenliebe macht, daß wir allezeit ein Vergnügen empfinden, wenn wir Vollkommenheiten außer uns entdecken, wenn wir ſie auch gleich nur dafür halten ſollten. Daher vergnügt ſich oft der eine an einer Sache, welche dem andern zum Mißvergnügen gereicht. „Alles das, ſagt unter andern der Hr. Verfaſſer, „was man eine Ergetzung nennet, läuft auch „auf eine Beſchäfftigung hinaus, bey welcher „wir unſere Stärke empfinden können, ohne „uns zu überhäufen. Wenn Newton ausruhen wollte, ſo ſtudierte er die alte Chronologie. Man muß in der That Newton „ſeyn, wenn man ſich ſo einen Zeitvertreib „wählen will. Das Schachſpiel würde für „viele mittelmäßige Köpfe eine Algebra ſeyn.„

Die philologiſche Claſſe enthält folgendes. 1) Abhandlung über eine Stelle der Commentaren des Julius Cäſar de bello Gallico, im VI. Buch, 21. Capitel; durch Hrn. **Pelloutier.** Er zeigt, daß Julius Cäſar in dieſer Stelle ſo viel habe ſagen wollen, daß es die alten Deutſchen nicht hätten verbergen können, wenn ſie mannbar, oder noch nicht mannbar geweſen, weil ſie meiſtens ganz nackend gegangen, und Manns- und Weibsperſonen ſich untereinander in einem Fluſſe gebadet. Beyläufig zeiget er die große Aehnlichkeit zwiſchen den alten Deutſchen und den wilden Americaniſchen Völkern. 2) Abhandlung von dem Urſprunge des Preußiſchen Volks; durch Hrn. von **Francheville.** Der Hr. Verfaſſer theilet ſeine Abhandlung in 3 Theile. In dem erſten ſucht er aus den alten Schriftſtellern diejenigen Völker auf, welche Preußen vor alten Zeiten ſollen bewohnet haben. Im zweyten will er die Folge dieſer alten Völker nach einander beſtimmen, und im dritten den Namen dieſes Landes unterſuchen und mit mehr Richtigkeit zeigen, wo die Preußen herſtammen. Hier iſt nur der erſte Theil. Er ſchließet, daß Preußen ſchon zu

Phaetons Zeiten, oder im Jahr der Welt 2530, bewohnt und den Griechen ſchon vor des Aeſchylus Zeiten, wegen des daraus gebrachten Bernſteins, bekannt geweſen. Herodot nennt die Bewohner dieſes Landes nur Barbaren. Die Geſchichtſchreiber 400 Jahre nach Chriſti Geburt nennten ſie Scythen, ingleichen auch zum Theil Guttonen. Andere nennten ſie nach ihnen Deutſche, und endlich ſeit Tacitus Zeiten wurden ſie vor Alters Aeſtier oder Häſter genennet.

Sevilien.

Ad Philaletem Romanum, cuius eſt Epiſtola de iuſta Bibliothecæ Janſenianæ proſcriptione, data Romæ pridie Idus Martii 1750, Hiſpani Philalethæ Reſponſio, ubi de iuſta proſcriptione Noriſii per Hiſpanam Inquiſitionem. Hiſpali, 1751. In 4. 3 Bogen.

Dieſe Antwort ſcheint heimlich in Rom gedruckt zu ſeyn, und zeigt, wie wenig Hochachtung der Verfaſſer gegen den apoſtoliſchen Stuhl und gegen die katholiſchen orthodoxen Schriftſteller hat.

Iliacos intra muros peccatur & extra.

London.

The works of Mrs. *Catherine Cockburn*, Theological, Moral, Dramatic, and Poëtical, ſeveral of them now firſt printed, reviſed, and publiſhed, with an account of the life of the Author. By *T. Birch*, M. A. F. R. S. Rector of the united Pariſhes of St. Margaret Pattens and St. Gabriel Underhaſt. Printed for J. and P. Knapton in Ludgate Street, 1751. 2 Bände in Octav.

Locken ſo vertheidigen, daß Locke ſelbſt damit zufrieden iſt, das iſt ohne Zweifel eine groſſe Ehre für einen Philoſophen. Welch ein Ruhm für einen Schriftſteller von 20 Jahren! Welch ein Wunderwerk, wenn dieſer Schriftſteller ein liebenswürdiges Frauenzimmer, eine wahre Sappho, geweſen iſt! Jtzt angezeigte Sammlung rühret von ſo einer gelehrten Schönen her, welche das Vergnügen nicht gehabt hat oder haben wollen, dieſelbe bey ihrem Leben gedruckt zu ſehen. Die tiefſinnigſten Betrachtungen über oft abgehandelte, aber noch ſo wenig aufgeklärte Materien, als über die angebohrnen Begriffe, über die Identität der Körper nach der Auferſtehung, über die Gründe der ſittlichen Verbindlichkeit ꝛc. machen den gröſten Theil dieſer Sammlung aus. Man findet auch darinnen einen angenehmen und lehrreichen Briefwechſel, ein Trauerſpiel und einige kleine poetiſche Stücke der Verfaſſerin.

Paris.

Zu einer Zeit, da die Sternſeher das helle Wetter am allernöthigſten brauchen, ſcheinet der Himmel durch faſt beſtändiges trübes Wetter ihre Neugier züchtigen zu wollen, und wenn die Sternſeher einen geiſtlichen Orden ausmachten, ſo würden ſie vielleicht längſt Proceſſionen angeſtellet haben, pour demander au ciel le retour du beau tems. Der Hr. von Guillemmet, Aſtronome der Akademie zu Montpelier, hat vom Anfange dieſes Jahres an bis zum 24. May kaum 2 Tage zu Beobachtungen ertappet. Wie wird es um die Parallaxen ſtehen, wenn die andere Hälfte dieſes Jahrs den Aſtronomen nicht günſtiger ſeyn wird?

Der Hr. le Monnier hat von 1731 bis 1751 einen ganzen Periodum des Mondes ohne Unterbrechung beobachtet und wird dieſe Beobachtungen ehſtens herausgeben. Er redet in der Vorrede von der Veränderung der Richtung der Mauern, welche er an verſchiedenen

Obſervatorius beobachtet hat. Dieſe Veränderung beläuft ſich bis auf eine Minute nach Oſt oder Weſt, und kann alſo die Beobachtungen an eingemauerten Inſtrumenten ziemlich zweifelhaft machen.

Man hat allhier eine neue Ausgabe der ſämtlichen Werke des Hrn. von Voltaire in 11 Bänden in klein 12. veranſtaltet. Der Verkauf derſelben wurde anfangs verboten, weil eine 26. Seiten lange Erzählung, unter dem Titel, Micromegas, mit einverleibt war, die eine Satyre wider den Hrn. von Fontenelle war. Nachdem aber die Verleger dieſelbe von den Exemplarien abgeſondert hatten, wurde ihnen der Verkauf wiederum erlaubet.

Ueber des Hrn. **Diderots** Encyklopädie aller Künſte und Wiſſenſchaften iſt eine Streitigkeit entſtanden. Die wenigſten urtheilen von einem ſolchen Werke gut, und halten deſſen Vollziehung für unmöglich, daß ſie nämlich ſo gerathen könnte, daß das Werk nützlich würde. Hr. **Diderot** hat ſich in einigen Briefen bitter genug vertheidiget; es geben ihm aber ſeine Gegener in ihren Briefen an ſatyriſchen Gaben nichts nach. Unſerm Bedünken nach mögen ſie auch in der Hauptſache nicht ſo gar unrecht haben. Die Briefe, in welchen die Controvers geführet worden, ſtehen im Februar, April und Julius des Iournal des Sçavans von dieſem Jahre, und der letzte, welcher gegen den Hrn. Diderot erſchienen, faßt ſeinen Innhalt in des Martials

Neſcis, heu, neſcis dominæ, faſtidia Romæ?

zuſammen.

Turin.

Defenſe du Sentiment du P. Malebranche, ſur la nature & l'origine des Idées contre l'Examen de M. Locke, par le P. *Gerdil*, Barnabite, Profeſſeur de Philoſophie au College Royal de Caſal. Ouvrage dedié A. S. E. Monſeigneur le Cardinal des Lances, Grand Aumonier du Roy &c. 1748. De l'Imprimerie Royale. In Quart, 10 Bogen, ohne die Zueignungsſchrift und das Regiſter.

Obgleich dieſes Werk nicht mehr unter die ganz neuen Neuigkeiten gehöret, ſo iſt es doch nicht ſo bekannt, daß unſere Bekanntmachung deſſelben ſollte für überflüßig können gehalten werden.

Der beherzte P. **Gerdil** fürchtet ſich nicht, wider einen groſſen Haufen Alamodephiloſophen, nämlich wider den Joh. Locke und ſeine Anhänger, zu Felde zu ziehen, und den berühmten P. Malebranche gegen Lockens Anfälle zu vertheidigen. Und weil Locke ſich bey dieſer Streitigkeit auf kein Anſehen gegründet und ſich bloß der Waffen der Vernunft bedienet hat, ſo hat auch der P. Gerdil nicht nach der Gunſt und Hülfe eines Leibnitz und anderer berühmter Namen gefragt, ſondern bloß mit den Waffen der Vernunft wider ihn geſtritten, und ſich auch oft ſeiner eigenen Grundſätze und Schlüſſe bedienet, ſo wie eifrige Streiter ſich der Pfeile ihrer Feinde bemächtigen und ſie auf dieſelben abdrücken. Da Lockens Werk Grundſätze und Maximen enthält, deren Folgen die Religion untergraben können, wenn ſie in dem Anſehen bleiben, in welches ſie gewiſſe Metaphyſiker geſetzet haben, welche mehr dem Ruff folgen, als daß ſie gewiſſe Materien genau unterſuchen ſollten, ſo hat der P. Gerdil eingeſehen, daß der Ruin der geoffenbarten Religion daraus erfolgen muß. Daher hat ihm ſein Religionseifer und ſeine tiefe Einſicht in dieſem Buche gezeigt, daß Locke weit mehr, als menſchliche Fehler, in ſeinem Werke hat, und daß man ſich alſo nicht auf deſſen Entſcheidungen verlaſſen darf, welche allezeit zu gelinde ſind, wenn er den Materialiſmus beſtreitet, und allezeit zu hitzig, wenn er wider die Religion und die Kirche zu Felde zieht. In ſolcher Abſicht hat der P. Gerdil nicht ſowohl die Meynung des Malebranche vertheidigen, als eine große Menge falſcher Schlüſſe und Widerſprüche, nicht nur in dem Examen des Locke, ſondern auch in deſſen großem Werk von dem menſchlichen Verſtande, entdecken wollen. Er zeigt z. E. daß wir, nach den Grundſätzen dieſes Philoſophen ſelbſt, den Begriff der Undurchdringlichkeit nicht durch die Sinne bekommen können, und daß alſo dieſes ſeinen ganzen erſten Theil von dem Urſprunge der Begriffe durch die Empfindung umſtößt. Er zeigt, daß die Begriffe von Gott und dem Unendlichen nicht Begriffe von Formen oder vermiſchten Zufälligkeiten ſind, wie ſie Locke nennet, und dieſes vernichtet den andern Theil ſeines Lehrgebäudes von dem Urſprunge der Begriffe durch das Nachdenken. Die wichtigſten Fragen in der Metaphyſik hängen von dieſen beyden allgemeinen Hauptſtücken ab. Es iſt keine Wahrheit der andern zuwider. Alle Wahrheiten ſind durch eine wunderbare Kette miteinander verbunden; und die Ordnung, welche aus dieſer kettenweiſen Verbindung entſpringt, zündet das Licht der Deutlichkeit an und ſtellet den Augen des Geiſtes das ſchönſte und angenehmſte Schauſpiel dar, ein Schauſpiel, welches ſeines reinen Verſtandes würdig iſt. Der Irrthum hingegen iſt nicht nur der Wahrheit entgegen geſetzt, ſondern auch dem Irrthum ſelbſt, und aus ihm, da er ſich oft unter die Larve der Wahrheit verbirgt, entſtehet die Dunkelheit und Verwirrung; daher der, welcher von ihm einmal verführet worden, niemals die Wahrheit wieder findet und ſich in den traurigen Abgrund des Zweifels und der Ungewißheit ſtürzt. Da nun hier der P. Gerdil die ſo beſtändigen Widerſprüche des Locke zeigt, ſo hört das Wunder auf, ihn zum Zweifeln ſo geneigt zu ſehen, und man entdecket deutlich den Urſprung derjenigen Beſcheidenheit, durch welche er ſo berühmt geworden.

Man darf indeſſen nicht glauben, daß unſer Verfaſſer, die Lockiſchen Widerſprüche zu zeigen, nur hin und wieder etwas heraus geſucht, welches, wenn es wieder an ſeine Stelle geſetzt und mit dem verbunden wird, was vorhergeht und nachfolget, keinen Widerſpruch macht; nein, die Widerſprüche finden ſich hier ſowohl im Zuſammenhange, als in einzelnen Stellen. Er hat auch nicht etwan ſchlimme Auslegungen von dem Grundtexte des Locke gemacht, indem er ihn ſo günſtig erkläret, als es ihm möglich geweſen, wie es artigen Männern zukommt, welche nur die Wahrheit ſuchen: und obgleich alle dieſe vielen Widerſprüche ſo deutlich und handgreiflich ſind, ſo hat der Verfaſſer doch nicht unterlaſſen, ſich ſo höflich und artig gegen ihn aufzuführen.

Bey allen dieſen Widerſprüchen, welche man entweder nicht wahrgenommen hat, oder nicht hat wahrnehmen wollen, hat die Lockiſche Philoſophie dennoch ein großes Anſehen und viele Anhänger bekommen, weil ſie allzuwohl mit den Vorurtheilen thörichter Gemüther übereinſtimmet, und ſowohl dem Stolz, als unſerer natürlichen Faulheit ſchmeichelt, indem ſie uns ſowohl die Mühe der Unterſuchung, als auch die Schande der Unwiſſenheit erſparet. Vielen iſt es eine allzugroße Marter, ihren Geiſt zu Unterſuchung der Wahrheiten, welche bloß für den Verſtand ſind, anzuſtrengen, ohne ihn durch die Ergetzungen der Einbildungskraft aufzumuntern. Alles dieſes führet der P. Gerdil in dieſem Buche ſehr wohl aus, welches er in 9 Abſchnitte eingetheilet, vor welche er eine Abhandlung wider diejenigen geſetzt, welche bloß aus Vorurtheil die Meynung des P. Malebranche, von dem Urſprunge der Begriffe verdammen, wobey er

ſi

deſſen Lehrgebäude, ſo viel möglich, auf der beſten Seite zeigt.

In dem 1. Abſchnitte handelt er von den Begriffen überhaupt, und von den verſchiedenen Arten, die Gegenſtände zu empfinden. In dem 2. Abſchnitte vertheidiget er die gegründete Meynung des Malebranche, daß die materialiſchen Gegenſtände keine Bilder in uns machen, welche ihnen ähnlich ſind. In dem 3. redet er von der Fähigkeit, ſich Begriffe zu machen. In dem 4. wird unterſucht, ob wir die Gegenſtände vermittelſt uns angebohrner Begriffe empfinden, oder durch Begriffe, welche Gott alle Augenblicke erſchaffet? welches beydes der Verfaſſer mit Recht läugnet. In dem 5. Abſchnitte unterſucht er, ob die Seele in ſich ſelbſt und durch ihre eigenen Vorſtellungen die äuſern Gegenſtände empfinden kann? welches er läugnet. In dem 6. behauptet er, daß man alle Dinge in Gott ſehe. In dem 7. handelt er von dem Unterſchiede zwiſchen dem Begriffe und der Empfindung. In dem 8. redet er von den 4 verſchiedenen Arten, die verſchiedenen Gegenſtände zu empfinden, wie ſie Malebranche vorgetragen hat. Die erſte beſteht darinne, daß man die Dinge an ſich ſelbſt empfindet, die zweyte, daß man ſie durch ihre Begriffe erkennet, die dritte, daß man ſie durch die innerliche Empfindung erkennet, und die vierte, daß man ſie durch Muthmaſung erkennt. Im 9. und letzten Abſchnitte vertheidiget der Verfaſſer die Lehre des Malebranche von dem Urſprunge der Begriffe wider die Lockiſche Unterſuchung.

So hat denn, nach unſerm Verfaſſer, das Lehrgebäude des Locke keine erwieſene Gewißheit, und er ſchlieſſet ſelbſt aus ſtreitigen und zuweilen falſchen Gründen. Es wäre zu wünſchen, daß der P. Gerdil das Lehrgebäude des Malebranche eben ſo deutlich und gründlich beſtätiget hätte, als er das Lockiſche widerlegt hat. Dem ungeachtet ſind in dieſem Buche wichtige Wahrheiten und gute Mittel enthalten, die Wahrheit der geoffenbarten Religion gegen die ſchwachen philoſophiſchen Geiſter zu vertheidigen, welche blaſphemant, quæ ignorant, und glauben, man ſoll ſie für gelehrt halten, weil ſie ſich der Wahrheit widerſetzen.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

UTRAQUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.
Freytags, den 20. Auguſt, 1751.

Florenz.

Zu einer Zeit, da die Gelehrten, in den geſitteſten Theilen von Europa, auf eine höchſtlobenswürdige Art, die Schätze ihres Vaterlandes vor Augen legen, iſt es eine Schuldigkeit, daß man ſich auch in Toſcana entſchließt, die Wunder der Natur, und andre Dinge, welche es in ſeinem Schoße trägt, aufzuſuchen, und zu entdecken. Dergleichen Vorhaben hat groſſen Theils der Hr. D. Johann Targioni Tozzetti, ein Florentiniſcher Arzt, und öffentlicher Lehrer der Kräuterwiſſenſchaft, ausgeführet, indem er eine Sammlung verſchiedner Reiſen, welche er in unterſchiedliche Theile von Toſcana gethan, um die von der Natur hervorgebrachten Dinge und Denkmäler des Alterthums zu unterſuchen, (Raccolta di alcuni Viaggi da lui fatti in diverſe parti della Toſcana, per oſſervare le Produzioni naturali e gli antichi Monumenti di eſſa) herausgeben will. Das Werk wird in 4 Theile getheilet werden, welche in Octav herauskommen und auf feines Pappier mit feinen Lettern gedruckt werden ſollen. Jeder Theil wird ohngefähr 30 Bogen ſtark werden. Der erſte davon iſt bereits dieſer Tage heraus gekommen. Der andere welcher itzo wirklich unter der Preſſe iſt, wird gegen das Ende des bevorſtehenden Herbſtmonats an das Licht kommen, der dritte mit Schluß des itzlaufenden Jahres, und der vierte und letzte zu Ende des Märzmonats 1752. Der Preis von jedem Theile wird nach Italiäniſcher Münze 5 Paoli ſeyn, alſo für alle 4 Theile 20 Paoli für diejenigen die nicht von Anfang zu dieſem Werke ſich melden; die aber gleich anfangs daran Theil nehmen, haben ſich eines Vortheils von 5 Paoli zu erfreuen, ſo daß ihnen das ganze Werk nicht mehr als 15 Paoli zu ſtehen kommt. Denn ſie zahlen bey Empfang des erſten Theils 5 Liren nach Florentiniſcher Münze, 2½ Liren bey Empfang des zweyten, und noch einmal ſo viel bey Erhaltung des dritten Theiles, dagegen ihnen der vierte und letzte ausgeliefert wird, ohne etwas weiter dafür zu zahlen. Wer nun alſo daran Theil haben will, der kann ſich an die Tartini und Franchi in der Kayſerlichen Buchdruckerey zu Florenz wenden, wo das Werk gedruckt wird. Die Abhandlungen, welche in dieſe Sammlungen kommen werden, ſind folgende. 1) Erzählung einer Reiſe durch die Gebiethe von Piſa, Livorno, Volterra, und Maſſa di Maremma. Der erſte Theil begreift das ganze Gebiethe von Piſa, in dem zweyten iſt der Staat von Livorno und Volterra, der dritte enthält die Gegend von Maſſa, und ſo folgen auch die andern Reiſen. 2) Erzählung einer Reiſe, welche über die Alpen von Barga, und Pietra Pana, und durch die Herrſchaft Pietra Santa geſchehen worden. 3) Erzählung einer Reiſe, welche nach dem Berge Monte Rotondo, im Staat von Siena, geſchehen, um daſelbſt die Alaunbergwerke zu Montioni zu ſehen. 4) Betrachtung über den itzigen und vormaligen Zuſtand von Valdarno. 5) Betrachtung über die Urſachen der ungeſunden Luft, und die Mittel dagegen zu Maremma in Toſcana. 6) Bemerkungen über den Nutzen der von den Toſcaniſchen Bergwerken zu hoffen ſtehet. 7) Sammlung von verſchiedenen Bemerkungen über natürliche Begebenheiten, von beſagtem Hrn. Targioni und andern in verſchiedenen Gegenden von Toſcana. 8) Abhandlung von den Heerſtraßen der alten Römer, welche durch Toſcana gingen. Zu dieſen Werken wird der Hr. Targioni noch eine Erzählung zweyer Reiſen fügen, welche ſein Lehrmeiſter, der berühmte Kräuterkenner, Peter Antonius Micheli, gethan, die eine in verſchiedne Orte des Staats von Siena, und die andere auf den Berg Piſtoja, ſowohl weil ſolche vieles zu ſeinem vorgeſetzten Zwecke beytragen, nämlich die natürliche Geſchichte von Toſcana zu erläutern, als auch dem Werke ein beſſeres Anſehen durch die Arbeit eines ſo großen Mannes zu geben. Zum Schluß des vierten Theiles wird ein weitläuftiges und allgemeines Regiſter nach den Materien folgen. Wer einen recht ordentlichen Begriff der Abſchnitte, welche in den erſten beyden Erzehlungen der Reiſen des Hrn. Targioni vorkommen, haben will, der kann ſie mitgetheilet finden in der Vorrede zu dem zweyten Theile der Briefe der Holländer an den Magliabechi, und andre.

Amſterdam.

Memoires concernant *Chriſtine*, *Reine de Suède*, pour ſervir d' éclairciſſement de ſon Règne, & principalement de ſa Vie privée; & aux évènemens de l'Hiſtoire de ſon tems Civile & Litéraire: Avis de deux Ouvrages de cette ſavante Princeſſe, qui n'ont jamais été imprimés. Le tout fondé ſur ſes Lettres, & recueilli des Hiſtoriens & des Monumens les plus autentiques, tant manuſcrits qu' imprimés, accompagné de Remarques hiſtoriques, politiques, critiques & litéraires; avec des Medailles & un Appendix de Piéces juſtificatives ou inſtructives. *Et pius eſt patriæ facta referre labor.* Ovid. Triſt. Lib. II. v. 322. Chez Pierre Mortier 1751. Tom. I. In Quart, 3 Alph. 3 Bogen.

Die ſeltſame Aufführung, welche die Königin von Schweden, Chriſtina, faſt in ihrem ganzen Leben beobachtet hat, giebt unwiderſprechliche Beweiſe an die Hand, wie veränderlich das menſchliche Herz iſt. Ihre Unterthanen liebten ſie, ſo zu ſagen, zärtlich, und beteten ſie an, und ſie konnte ſich rühmen, ihre Herzen zu beſitzen. Sie war gelehrt, und ſah, daß ſelbſt die gröſten Gelehrten ſich eine Schuldigkeit daraus machten, ihr ihre Ehrerbiethung zu bezeigen. Mit einem Wort, Chriſtina war eine Zeit lang die Bewunderung des menſchlichen Geſchlechts. Indeſſen ward doch ihr unruhiger und nach Neuigkeiten begieriger Geiſt bald der Vortheile überdrüßig, welche ihre Gemüthsgaben und ihre hohe Geburt ihr verſchaffet hatten, und die meineidigen Eingebungen einiger Hofleute, welche ſich ihrer Schwachheit bemächtigten, waren Urſache, daß ſie ein wanderndes Privatleben dem Reiz der Königlichen Hoheit vorzog.

Verſchiedene Schriftſteller haben ſich vorgenommen, die Lebensgeſchichte dieſer Königin auf die Nachwelt zu bringen: aber nach dem Urtheil des Verfaſſers gegenwärtiger Nachrichten ſind ihre Schriften mehr Satiren, als unpartheyiſche und getreue Erzählungen. Da ſie gelehrt war, ſo mußte ein Geſchichtſchreiber, welcher ihr Leben beſchreiben wollte, auſſer den andern Eigenſchaften, auch gelehrt ſeyn, und in Anſehung vornehmlich dieſes letztern ſcheinet es, daß man dem Herrn Arckenholz, Hochfürſtlich Heßiſchen Rath und Bibliothekar, das Recht, ſich in dieſe Reihe zu ſtellen, nicht abſprechen kann.

Nachdem Hr. Arckenholz in ſeiner Vorrede diejenigen beurtheilet hat, welche mit ihm nach gleichem Ziel gerungen haben, ſo giebt er ein Verzeichniß von den zu Chriſtinens Geſchichte gehörigen Schriften, und macht ſich ſonderlich über die Franzoſen her. Könnte man ihn nicht einer allzu groſſen Partheylichkeit beſchuldigen, weil er die Gelehrten Schriftſteller auſſer ſeinem Vaterlande alle unrecht haben läßt? Man ſieht hieraus, wie klug er gehandelt hat, daß er nicht den Namen eines Geſchichtſchreibers angenommen. Man könnte ihm auch vorwerfen, daß er zu ſehr für ſeine Heldin eingenommen ſey, weil er die geringſten Vorwürfe, die man ihr gemacht hat, widerlegt, und ſich Mühe giebt, zu zeigen, daß andere Königinnen eben ſolche Fehler gehabt, wie Chriſtina. War ſie aber dadurch wohl mehr auſſer Schuld? Wenn die Franzoſen der Chriſtina ihre Armuth und ihr ſchlechtes Gefolge verweiſen, ſo ſetzt ihnen unſer Verfaſſer das Exempel der Königin in Frankreich, der Mutter Ludwigs des XIII. entgegen; gleich als ob dieſes die Chriſtina reicher gemacht hätte.

Die Quellen, woraus der Verfaſſer gegenwärtiger Nachrichten geſchöpfet hat, ſind die ſelbſteigenhändigen Briefe der Chriſtina, wie auch andere gleichfalls ächte Handſchriften und öffentliche Acten. Den gröſten Theil derſelben hat man in den Schwediſchen Archiven gefunden, wo man die Urkunden davon heilig aufhebt. Ein anderer Theil dieſer Briefe iſt dem Verfaſſer von Perſonen vom erſten Range in Schweden, welche er mit Dank nennet, mitgetheilet worden; und ein dritter Theil derſelben iſt aus gedruckten Büchern und Schriften genommen worden, z. E. aus der kleinen Sammlung, welche Hr. Colomies 1688 unter dem Titel: *Lettres de Christine & d'autres*, herausgegeben, und aus den *Acta pacis Westphalicae* des Hrn. Meyer. Hr. Arckenholz merket von dieſen letztern, deren nur achte ſind, an, daß, ſo ächt ſie auch ſind, ſie dennoch in Schweden ganz unbekannt ſeyn, indem ſie heimlich an ihren Vertrauten, Adler Salvius, Hofkanzler der Königin und zweytem Schwediſchen Geſandten auf der Verſammlung zu Oſnabrück, geſchrieben worden. Alle dieſe Briefe haben unſerm Verfaſſer zum Wegweiſer gedienet. Er legt ſie nach ihrer Zeitordnung vor, und erläutert die darinnen enthaltene Begebenheiten durch hiſtoriſche Betrachtungen und Anmerkungen, welche ſich auf verſchiedene andere öffentliche und geſchriebene Acten, auf die beſten Schriftſteller, welche zu gleicher Zeit gelebt haben, auf ausführliche Nachrichten, kleine Schriften und flüchtige Stücke, und auf Briefe gründen, welche, ob ſie gleich meiſtentheils zu Chriſtinens Zeiten geſchrieben worden, doch nur erſt lange hernach bekannt gemacht worden, und welche zum Theil ganz neu herausgekommen ſind. Hr. Arckenholz ſagt, daß er ſie aus mehr, als 800 gedruckten Werken, und aus eben ſo viel oder noch mehr geſchriebenen Aufſätzen genommen, die Briefe der Chriſtina mit darunter begriffen, welche entweder ganz eingerücket, oder als urkundliche Beweiſe angeführet worden, um dadurch die erzählten Begebenheiten zu beweiſen. Er überredet ſich, daß das allgemeine Verzeichniß ſowohl dieſer, als jener, welches er am Ende des Werks, worinne faſt 5000 Citationen ſind, beyfügen wird, dasjenige glaubwürdig machen werde, was er in der Vorrede behauptet.

Der Briefwechſel, welchen Chriſtina faſt mit allen Gelehrten in Europa unterhielt, hat unſerm Verfaſſer Gelegenheit gegeben, viele beſondere auswärtige Gelehrte betreffende Umſtände zu erzählen, in ſo fern ſie eine Verbindung mit der Geſchichte dieſer Königin haben. Es ſchmerzet den Hrn. A. daß er nicht alles das Gute, was er wünſchet, von ihnen ſagen kann, und er urtheilet ſogar, daß einige unter ihnen, wenn es auch wegen ihrer ſchlechten Sittenlehre wäre, der beſondern Gunſt, womit ſie Chriſtina beehrte, unwürdig geweſen. Sam. Bochart und Nicol. Heinſius ſind ſo zu ſagen die einzigen, für welche er ſein Lob verſchwendet.

Nachdem er von den auswärtigen Gelehrten geredet, hat er es der natürlichen Ordnung ſeiner Erzählung für gemäß gehalten, auch etwas von dem Zuſtande der Gelehrſamkeit und der Wiſſenſchaften in Schweden unter Chriſtinens Regierung zu ſagen. Er hat ſich hier in beſondere Umſtände eingelaſſen und von den Schwediſchen Gelehrten derſelben Zeit geredet, wobey er diejenigen Schriftſteller und Handſchriften angeführet hat, aus welchen man eine vollſtändigere Nachricht von ihren Schriften und Werken erlangen kann. Er ſagt nicht, ob ob ſie ihm mehr Gelegenheit, ſie zu loben, als auswärtige Gelehrte, gegeben haben. Er geſteht indeſſen in ſeinem Werke den Meineid des M[illegible], und verſchweigt auch nicht die Freyheiten, welche ſich der berühmte Schwediſche Dichter, George Stiernhielm, herausgenommen hat.

Der Verfaſſer entſchuldiget ſich hierauf wegen ſeiner vielen Citationen, und daß er in denſelben verſchiedene Anmerkungen wider gewiſſe Perſonen eingeſtreuet hat, welche in der vorhabenden Geſchichte eine beſondere Rolle geſpielet, welche ſie mit andern, nachdem es ihre Abſichten erfordert, gemein gehabt haben. Er will auch dieſe Nachrichten eigentlich als Materialien angeſehen haben, welche einmal dienen können, eine ausführliche Geſchichte dieſer berühmten Königin zuſchreiben, und er bittet den Leſer, ihn deswegen zu entſchuldigen, daß er hin und wieder ſo weitläuftige Erklärungen und Ausſchweifungen gemacht hat, und zu bedenken, daß dieſes nicht eine nach der Ordnung verfaßte Hiſtorie iſt, ſondern daß er ſeine Erzählung nach der Reihe fortgeſetzet, welche er nicht hätte unterbrechen können, ohne ſeinem Werk eine ganz andere Geſtalt zu geben.

Unſer Verfaſſer will nicht, daß man glauben ſoll, er habe ſich vorgenommen, die Chriſtina in allen Stücken zu rechtfertigen und offenbar ihre Vertheidigung wider alles das zu übernehmen, was man nachtheiliges von ihr ausgeſtreuet hat. Er geſtehet frey, daß die Ehrfurcht, welche er gegen dieſe große Prinzeßin hat, gemacht hat, daß er gewünſchet, in den Schriftſtellern, welche er zu Rathe gezogen, Materie zu finden, womit er ſie gegen alle Vorwürfe rechtfertigen könnte, welche die Feinde und Neider ihres Ruhms ihr gemacht haben: aber er hat es auch für ſeine Schuldigkeit gehalten, die Wahrheit in Fällen, wo die Meynungen unparteyiſcher Schriftſteller miteinander übereintreffen, nicht zu verſtellen. Ungeachtet dieſes aufrichtigen Geſtändniſſes hat er doch das ſtrenge Urthel der Chriſtina zu beſchönigen geſucht, welches ſie wider den unglücklichen Monaldeſchi ausſprach und welches ſogleich vollzogen ward. Der Verf. hat dieſe Ausführung in den zweyten Theil verſparet, und wir ſind begierig, die Beweiſe zu ſehen, welche er zu Vertheidigung einer Handlung anführen wird, die, wie es ſcheint, nicht aus einer ſo philoſophiſchen Seele, wie der Chriſtina ihre Seele war, hätte hervorkommen ſollen. Wenn man gegenwärtige Nachrichten lieſet, ſo wird man anfangs finden, daß Chriſtina bey verſchiedenen Gelegenheiten viel Mäßigung bezeiget hat: aber that ſie nicht hernach ihrer Neigung Gewalt? Man ſieht aus ihren Briefen, welchen ſie an ihren Liebling, Adler Salvius, wider E. Oxenſtierna, ſchrieb, daß ſie eine rachgierige Seele gehabt hat; und ſie ließ ſich dieſes noch mehr merken, als ſie freywillig die Krone niederlegte, da ſie von dem Grafen Magnus de la Gardie ſagte, ſie wolle ſich nicht ſelbſt rächen, ſondern es durch ihren Nachfolger thun.

Unter den unanſtändigen Sachen, welche die Franzoſen der Chriſtina zur Laſt gelegt, ſagt unſer Verfaſſer daß dieſes mit ſey, daß ſie die Galanterie geliebet. Er geſteht, daß ſie den Schein davon nicht ſehr vermieden, aber er glaube, ſie frey ſprechen zu können, wenn er den Charakter der Urheber dieſer Beſchuldigung und das Zeugniß der Madem. von Montpenſier und der Madame von Motteville überlegt, welche alle ihre Handlungen, während ihres zweymaligen Aufenthaltes an dem Franzöſiſchen Hofe, beobachtet haben, und das Gegentheil verſichern. Der Verfaſſer unterſucht hierauf, wie ſo viele der Chriſtina nachtheilige Nachreden in die Welt ausgeſtreuet worden. Er merket an, daß ihre Religionsveränderung ſie vielen Widerwärtigkeiten ausgeſetzet, und daß, da ſie Ausländer in ihre Dienſte genommen, Neid und Uneinigkeit bald unter ihnen eingeriſſen. Zugleichen, wenn ſie die Königin nicht alle gleich mit Geſchenken überhäufet, ſo hat der Haß ſie allerley Unwahrheiten ſagen heißen, und ſie haben ſich durch ſatiriſche Schriften und andere ungeziemende Dinge rächen wollen, welche der Bosheit des menſchlichen Herzens Genügen thun. „Es iſt alſo „nicht zu verwundern, ſagt der Verfaſſer, daß „ſie auch bey verſtändigen und gelehrten Leuten „Glauben gefunden haben, ob ſie gleich beſſer „gethan hätten, wenn ſie Lenglets Urtheil gefolgt „wären, daß man nämlich viel zum Nachtheil „der Chriſtina geſchrieben habe, wovon man „aber nicht den hunderten Theil glauben dürfe; oder daß man gedacht hätte, wie Bayle „bey dergleichen Sachen dachte, welche er von „der Chriſtina hatte ſagen hören, und wovon „er nur deswegen redete, damit er, ſo viel „ihm möglich ſey, verhindern möge, daß diejenigen, welche auch davon reden hörten, es „nicht glauben möchten, weil, ſagt er, wenn „ich es recht habe unterſuchen wollen, ich nichts „gefunden habe, was es hätte glaublich ma-

„chen können.„ Aber dachte Bayle das wirklich, was er hier ſagt? Sein Charakter, und das, was mit der Königin und ihm vorgegangen, läßt befürchten, daß Hr. A. ſich von dem Rotterdamiſchen Philoſophen was hat weiß machen laſſen.

Unſer Verfaſſer bringt hierauf die Zeugniſſe bey, welche verſchiedene Gelehrte des vorigen Jahrhunderts von dem witzigen Geiſte der Chriſtina abgelegt haben, der ſo ſehr aus ihren geiſtvollen Briefen hervorleuchtet. Er beſorgt, daß, ungeachtet der Mühe, welche er ſich gegeben hat, alle Briefe dieſer Prinzeßin zu ſammlen, doch ſeinem Nachſuchen eine beträchtliche Anzahl entwiſcht ſey: aber er verſichert, daß es nicht bey ihr geſtanden, alle diejenigen auszuforſchen, welche in ſeinem Vaterlande und in verſchiedenen Ländern ſind, wo er gereiſet iſt. Er giebt hierauf ein Verzeichniß derjenigen vornehmen und gelehrten Perſonen, welche ſein Vorhaben unterſtützet haben, und zeigt diejenigen Briefe an, deren er ſo viel er weiß, noch nicht hat habhaft werden können. „Er hoffet diejenigen, welche andere Aufſätze von der Chriſtina und andere zu ihrer Geſchichte gehörige Schriften beſitzen, aufzumuntern, ihm zu folgen und ſie der Welt mitzutheilen oder ſie dem Verleger ſeiner Nachrichten zukommen zu laſſen, welcher nicht ermangeln wird, ihnen ſeine Dankbarkeit dafür zu bezeigen.„

Das Fortſetzung folgt künftig.

Frankfurt und Leipzig.

Lud. Conr. Monitan gründliche Anweiſung zu der wahren hermetiſchen Wiſſenſchaft und zu dem Geheimniß der Alten des Steins der Weiſen zu gelangen, aus einem ſehr alten raren Bambergiſchen Manuſcript ans Licht geſtellet von Johann ab Indagine 1751. 8. 8 B.

Dieſes Werk ſcheinet dem Titel nach ganz neu zu ſeyn, allein wir wollen unſern Leſern das vorgegebene Bambergiſche Manuſcript zeigen. Es iſt ſolches der kleine Tractat, welcher bereits 1737 unter der Aufſchrift: Ludovici Conradi Orvii occulta Philoſophia ſive Cœlum ſapientum & vexatio ſtultorum, herausgekommen. Der Ort, wo es damals gedruckt worden, iſt nicht anders, als mit dem Worte gedruckt im Lande der Zufriedenheit, bemerket. Faſt alle Worte kommen in beyden mit einander überein, nur daß dieſe neue Ausgabe in etwas vermehreter iſt. Es iſt alſo das ganze Werk eine vermehrte neue Auflage de Orvii. Nach einer doppelten Vorrede iſt es in 16 Abſchnitte eingetheilet, welche verſchiedne Arbeiten des Verf. in dem gemeinen Braunſtein und Wißmuth in ſich halten. Für die Richtigkeit dieſer Verſuche können wir nicht ſtehen, am wenigſten aber, ob daraus der ſo berühmte Stein der Weiſen kommen ſoll. Es hat uns geſchienen, als wenn das meiſte aus andern zuſammen getragene Dinge wären, und alſo ohne gehörigen Zuſammenhang. Wir wollen dem Leſer durch die Ordnung der Abſchnitte ſolches beweiſen. Sie ſind folgende 1. Von Magneſia, und wo ſie gefunden werde. 2. Wie man in der Magneſia arbeiten ſoll. 3. Vom grünen Löwen. 4. Wie man aus dem Glaßmacherbraunſtein eine Tinctur machen ſoll. 5. Vom Wißmuth. 6. Vom Goldmacher und der Goldgur. 7. Von der Magneſia Saturnina, und dem Antimonio. 8. Verfertigung der Tinctur aus dem Antimonio. 9. Von der Magneſia Vitriolata. 10. Von der fünften Art der Magneſia. 11. Von der Tinctur aus dem Vitriol. 12. Von dem leuchtenden Oel aus Vitriol 13. Wie man aus vielerley Mineralien dergleichen Vitriol machen ſoll. 14. Vom Sale ſapientum aus der Magneſia univerſaliſſima. 15. Von der Tinctur daraus. 16. Von der Tinctur aus dem Menſchen. Die übrigen Koſtbarkeiten und groſſen Geheimniſſe mag ein jeder ſelbſt durch Leſen ſich daraus erkennen. Wir haben indeſſen doch für nöthig erachtet, dem Leſer zu ſagen, daß es nichts neues iſt.

Hamburg.

Horaz. Bey Johann Carl Bohn. 1752. In gr. Oct. 2 Bogen.

Der berühmte Hr. von Hagedorn, welcher ſchon in ſo vielen Proben, oder vielmehr Meiſterſtücken, gezeiget hat, wie glücklich er die beſten Muſter von den alten und neuen Dichtern nachahmen und ihre Stärke ſich eigen machen kann, zeigt in gegenwärtigem reizenden Gedichte das vergnügte Leben ſeines Freundes, des Horaz, welches ihm Stille, Zufriedenheit und Dichtkunſt zuwege gebracht. Er redet meiſtens in Horazens eigenen Ausdrückungen, und überſetzt ihn, da er ihn nur nachahmen will, in vielen Stellen unvermerkt weit glücklicher, als manche andere ſerua pecora, welche, ohne ihn zu verſtehen oder ſelbſt Dichter zu ſeyn, ſich bisher haben unterſtehen wollen, ihn wirklich zu überſetzen. Wir wollen den Anfang dieſes ſchönen Gedichts, welcher dem Hrn. v. H. ganz eigen iſt, mittheilen.

Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter,
Wir gehn aufs Land. Die Tage ſind ſchon heiter,
So wie anjetzt die Furcht der blinden Nacht
Ein heller Mond uns minder nächtlich macht.
Es herrſcht das Licht, und alle Lüfte geben
Der frohen Welt das eigentliche Leben.
Die rechte Luſt kömmt mit der Frühlingszeit,
Natur und Menſch ſind voll Gefälligkeit.
Ihr unerkauft und unerfochtnen Freuden!
Sucht keine Pracht: die Pracht muß euch beneiden.
Des Daſeyns Troſt, das Recht vergnügt zu ſeyn
Der Kenner Glück macht Lenz und Witz gemein.
Ja auch der Witz. Die Einfalt kan nicht ſehen:
Ihr lachen nicht die Thäler und die Höhen.
Sie hört auch grob, und in der Melodie
Der Nachtigall erſchallt kein Ton für ſie.
Wie ſchmeichelhaft und mit verjüngten Flügeln
Der Zephir kühlt: wie auf begraſten Hügeln
Die Anmuth grünt: wie Pflanze, Staud und Baum
Sich edler färbt, das alles merkt ſie kaum.
Sie ſuchet nur die Schatten, wie die Heerden,
Wenn ſchwüle Tag ihr unerträglich werden.

Leipzig.

Introductio plana in philoſophiam, complectens genuinas iuxta quas intellectus humanus operatur leges Geometriæ Euclideæ ope erutas atque dilucidatas. Conamen I. Auctore *Jo. Jac. Hentſchio*, Phil. Mag. Luſato. Apud haer. Lanckiſii 1751. In Octav, 1 Alph. und 4 Kupfertafeln.

Daß Euklides der wahre Lehrmeiſter der Methode ſey, iſt von allen vernünftigen Philoſophen erkannt worden, und die Alten, welche unſere itzige Gelehrten, wie bekannt, ſo ſehr verehren und ihnen ſo wenig nachahmen, hielten die Erlernung der Geometrie für ein Stück einer guten Auferziehung. Doch Cicero hat geſagt, es könne nichts ſo thörichtes geſagt werden, das nicht ein Philoſoph geſagt hätte; und daher iſt es kein Wunder, daß es Philoſophen giebt, die einen erſtaunlichen Unterſchied unter der mathematiſchen und philoſophiſchen Methode machen und ihn ſelbſt in ihren Schriften beobachten. Für dieſe Philoſophen iſt es auch nöthig, daß ſie ſich in der Lehrart von den Mathematikverſtändigen unterſcheiden; denn die Spinne muß nach andern Regeln weben, als der Seidenwurm. Ob ſich aber, eine Menge Grillen beyſeite geſetzt, die wahren und nützlichen Regeln zu Leitung unſeres Ver-

ſtan

ſtandes irgendwo beſſer herleiten laſſen, als aus dem Verfahren desjenigen Schriftſtellers, dem man in ſo vielen Jahrhunderten keinen einzigen Irrthum hat zeigen können, und deſſen Lehren der Grund von dem größten Theile desjenigen ſind, was noch itzo die Menſchen gewiß wiſſen, das kann man aus gegenwärtigem Werk des **Hrn. M. Hentſchens** abnehmen. Man findet hier das erſte Buch des Euklides abgedruckt und dabey angemerket, wie das darinne beobachtete Verfahren uns auf die Regeln von den Erklärungen, Grundſätzen, Beweiſen, Schlüſſen rc führet; daß man alſo hier die logiſchen Regeln beyſammen antrift, deren Nutzen und Wahrheit ſo zu reden die Erfahrung vieler Jahrhunderte beſtätiget hat; eben wie die Vorſchriften in des Ariſtoteles Poetik von den Muſtern hergenommen ſind, deren Schönheit eine allgemeine Empfindung erkennet hatte. Man darf auch nicht glauben, als habe der Hr. M. Hentſch hier nur das wiederholet, was in hundert andern Logiken ſtehet, die auch methodo ſcientifica geſchrieben ſind, und dieſe Methode lehren. Eine große Menge der kleinen Nachfolger des Freyherrn von Wolf kennet den Euklides nicht weiter, als dem Namen nach. Der Hr. M. H. hat ihn mit demjenigen Fleiß und Nachdenken geleſen, mit welchem man einen Schriftſteller leſen muß, wenn man deſſen Art zu denken ſich eigen machen will. Und da er ihn auch einigemal in Vorleſungen andern erkläret hat, ſo hat er von der wahren mathematiſchen Methode, welche denen, die am meiſten damit pralen, oft eben ſo ſchlecht bekannt iſt, als denen, die ſie, wie der Fuchs die Trauben, verachten, was gründliches anmerken können, und ſeine Schrift verdienet die Achtung aller, denen die Leitung des Verſtandes nicht was gleichgültiges iſt. Auſſer dem eigenen Nachdenken, das ſich in dieſem Aufſatze zeiget, weiſet er auch eine vollkommene Kenntniß der alten und neuen Weltweiſen und Mathematikverſtändigen, die etwas zu ſeinen Abſichten gehöriges haben, und trägt ſeine Gedanken in einer Schreibart vor, die ſich ebenfalls von der Barbarey der gemeinen Philoſophen merklich unterſcheidet. Er verſpricht mehrere philoſophiſche Abhandlungen, zu denen gegenwärtige ein Verlangen erregen kann.

Königsberg.

Sendſchreiben an den Hochedlen Hrn. Herrn J. C. Behrens, aus Liefland, der Rechte und ſchönen Wiſſenſchaften Befliſſenen, bey Seiner Abreiſe von Königsberg. In Quart. 1 Bogen.

Dieſes Abſchiedsſchreiben des **Hrn. M. Lindners** in Königsberg an ſeinen Freund, Hrn. Behrens, iſt bereits den 25. Dec. 1750. unterſchrieben. Wir nehmen dennoch Gelegenheit, ein Paar Worte davon zu ſagen, da uns von dort her wenig Gelehrtes zu Geſichte kömmt. Es ſind darinne Verſe und Proſe vermiſcht, und die Schreibart iſt überaus aufgeweckt, und die Ausdrücke der Freundſchaft ſind ſo zärtlich, daß ſie aus der Feder eines Verliebten nicht zärtlicher hätten fließen können. Von dem Orte ſeines Aufenthalts redet der Hr. Verfaſſer ziemlich frey, und er redet faſt in dem größten Theile ſeines Sendſchreibens davon. Das übrige beſteht theils aus lebhaften Vorſtellungen deſſen, was in Königsberg nach ſeines Freundes Abreiſe geſchehen wird, theils des Vergnügens, welches er in den größten Städten Deutſchlands empfinden wird. Der artige kleine Wunſch verdient, daß wir ihn herſetzen.

Ihr kleinen ſtreitbaren Silphiden!
Ihr Engel ſchöner Mannsperſonen!
Begleitet Ihn mit ganzen Heeren,
Mit langen miltoniſchen Heeren,
Und laßt Ihn ſanft verſchlafen
Des Fuhrmanns wüſte Flüche,
Der Pferde muthig Rennen.
Behütet Ihn für Oberpfälzer,
Damit Er nicht wie G** klage,
Und laßt Ihn davon träumen,
Wie er uns lieb geweſen.
Weckt Ihn bey großen muntern Städten,
Und ſchaft daſelbſt Ihm tauſend Freude.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buch- … auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen

35.

QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 27. Auguſt, 1751.

Berlin.

Joachim Friedrich Sprengels, Collegen der Realſchule zu Berlin, Entwurf einer Geſchichte der Steinſamlungen bis auf unſere Zeiten. Cicero: *In ſcopulis quoque ipſis & lapidibus reperit natura, in quo delectaret.* Im Verlag des Buchladens der Realſchule. 1751. In Oct. 2 ½ Bogen.

Der geſchikte Herr Verfaſſer diſer Blätter, welcher die Kentnis des Steinreichs und des Bergweſens in der hiſigen Realſchule leret, iſt in diſer Geſchichte ſo weit zurük gegangen, als es im möglich geweſen. Er verläſt aber ſeinen Plan gar bald, und zeigt deutlich, daß es eben nicht ſeine Abſicht geweſen, eine Geſchichte der Steinſamlungen zu ſchreiben. Vilmer ſcheinet es, daß er den Samlern der Verſteinerungen habe den Text leſen wollen, als deren Mühe er gröſtentheils vergebens angewendet zu ſeyn glaubet. Es iſt war, daß die Wirklichkeit groſer Uberſchwemmungen ſchon genugſam bewiſen iſt, und daß einer, der nur Verſteinerungen kennet und ſamlet, one ſich um das übrige Mineralreich zu bekümmern, nicht ſo groſen Nutzen ſtiften wird, als einer, der ſeinen Fleis auf die Erzte wendet. Dem ungeachtet ſind vollſtändige Samlungen von verſteinerten Tieren und Pflanzen und deren Teilen nicht nur etwas ſer ſchönes und angenemes, ſondern die Betrachtung derſelben hat auch in vile phiſikaliſche teoretiſche Materien iren Einflus. Es ſcheinet auch, daß der Hr. Verfaßer nicht alles, was er hir ſagt, im Ernſte meine. Dahin rechnen wir auch das, daß er ſich über die vilen Bücher und Schriften beſchweret, welche mit Beweiſen der Sündflut aus den Verſteinerungen angefület ſind, und gleichwol ſelbſt diſe Beweiſe hir auf fünf Seiten widerholet. Uebrigens zeigt er eine gute Kentnis des Mineralreichs und der dahin gehörigen Bücher.

Die Ortografie iſt etwas ſeparatiſtiſch. Wir haben ſie in diſer Recenſion nachzuamen geſucht, aber nicht one Zeitverluſt.

Fortſetzung von den *Mémoires concernant Chriſtine &c.*

Er ſagt auch noch „, daß, da er überall „alles aufgeſucht, was das Privatleben der „Chriſtina erläutern kann, er ſo glücklich geweſen, ihre Maximen zu bekommen, wovon „ihr Secretär, Galdenblad, ein gebohrner Schwede, i. J. 1692 einige Abſchriften, unter dem Titel: *Ouvrage de loiſir de la Reine Chriſtine de Suède*, bekannt gemacht „hat. Ich habe um deſto weniger angeſtanden, fähret der Verfaßer fort, dieſelben in „dieſe Sammlung mit einzurücken, da die Königin für die Verfaßerin davon iſt erkannt „worden, wie auch von einer kleinen Schrift, „davon der Titel iſt: *Reflexions diverſes ſur la vie & les actions du Grand Alexandre.* „Beyde Stück wird man für ihrer würdig erkennen, da ſie viele erhabene Maximen und „Gedanken enthalten, welche den beſten „Schriftſtellern dieſer Art ziemlich nahe kommen.„ Man weis auch, daß Chriſtina die Italiäniſche Dichtkunſt ſehr geliebet, und daß man in dem Endymion des Alexander Guidi Verſe von ihr findet. Damit das Werk ſelbſt nicht allzu groß werde, ſo hat unſer Verf. verſchiedene Stücke, welche dienen, die politiſchen oder gelehrten Begebenheiten, von welchen er zu reden Gelegenheit gehabt hat, zu erläutern, als einen Anhang, bis an das Ende verſparet. „Einige von dieſen Stücken ſind in der That „ſchon gedruckt: aber ſie ſind in einer Menge „Bücher und Schriften zerſtreuet, wo man ſie „nicht ſuchen würde, und die andern, welche „eben ſo wichtig und aus guten Handſchriften „genommen ſind, erſcheinen hier zuerſt.„ Der Verfaßer hat auch zu Ende ein vollſtändiges Verzeichniß aller Briefe der Chriſtina angehänget, welche ganz in dem Werke ſtehen. „Ich „habe, ſagt er, das Datum und die Namen „der Perſonen, an welche ſie geſchrieben worden, den Ort, wo ich ſie her genommen, „und ihren Inhalt, beygeſetzt. Ich habe „auch ein Verzeichniß der Münzen hinzugeſetzt, „welche bey Lebzeiten der Königin geſchlagen „worden, ſo wie es mir Hr. Reinhold Berch, „Vorſteher und Secretär des Schwediſchen „Antiquitätencollegii, ein in der Litteratur und „den ſchönen Wiſſenſchaften ſehr geſchickter „Mann, mit einigen Schwediſchen Anmerkungen, gütigſt zugeſendet hat. Ich habe „auch drey Regiſter beygefüget. Das erſte „enthält die Namen derer Bücher, deren ich „ich mich bedienet habe, nebſt dem Jahre, da „ſie gedruckt worden. Das andere enthält „ein allgemeines Verzeichniß der Pappiere und „Handſchriften, welche mit in dieſe Nachrichten eingedruckt, oder darinnen angeführet „worden. Das dritte iſt über die Materien „und Namen der Perſonen, deren in dieſem „Werk Meldung geſchehen.„

Dieſes iſt überhaupt der Inhalt und der Plan dieſer Nachrichten, wie ihn der Verfaßer ſelbſt in ſeiner Vorrede angiebt. Nun wollen wir auch einen beſondern Auszug aus dem Werk ſelbſt mittheilen, woraus erhellen wird, daß die Welt ſich in der guten Meynung nicht geirret, welche ſie von dieſem Werk bey den Entwürfen, welche man davon gemacht, gehabt hat.

Dieſe Nachrichten fangen ſich mit der Geburt der Chriſtina an. Hr. A. erzählet bey dieſer Gelegenheit, in was für Umſtänden ſich damals Schweden befunden. Der König Guſtav Adolph, Vater der Chriſtina, führte Krieg in Deutſchland, wo er bey Lützen ohnweit Leipzig blieb. Unſer Verfaſſer unterſucht die unterſchiedenen Umſtände, welche verſchiedene Schriftſteller von dem Tode des groſſen Guſtav erzählet haben und bringt einen Brief vor, welchen dieſer König 2 Jahre vor ſeinem Tode an den Grafen Axel Oxenſtierna geſchrieben. In dieſem Briefe ſind edle und erhabene Maximen enthalten, welche eines in der That frommen Königs würdig ſind. Hat etwan dieſen groſſen Prinzen das geahnet, was ihm begegnen ſollte, oder ſieng er vielleicht an, die Gefahr beſſer einzuſehen? Bey Gelegenheit der Taufe der Chriſtina widerlegt der Verfaſſer den Carini, welcher vorgegeben, der Hofprediger habe, als er ſie getauft, ohne daran zu denken, ein Kreuz mit geweihtem Waſſer über ſie gemacht.

Nach dem Tode Guſtav Adolphs ward Chriſtina, welche erſt 6 Jahr alt war, als Königin von Schweden ausgeruffen. Der Verfaſſer erzählet eine luſtige Begebenheit, welche bey dieſer Ausruffung vorgefallen. „Als „der Reichsmarſchall es den Ständen vortrug, „ſo unterbrach ihn einer von den abgeordneten „des Bauerſtandes, Namens Lorenz, oder „Larſſon, und fragte ihn: Wer iſt denn „dieſe Tochter Guſtavs? Wir kennen ſie „nicht, und haben ſie niemals geſehen. „Als hierauf der ganze Bauerſtand anfieng zu „murren, antwortete der Landmarſchall: Ich „will ſie euch zeigen, wenn ihr ſie ſehen „wollt. Er ging auch ſogleich, holte die „Chriſtina, brachte ſie in die Verſammlung der „Stände, und zeigte ſie den Bauern, und beſonders dem erwähnten Larſſon. Nachdem „ſie dieſer in der Nähe genau betrachtet hatte, „ſchrie er: Ja, ja, ſie iſts. Das iſt König Guſtavs Naſe, das ſind ſeine Augen, und das iſt ſeine Stirne. Sie „ſoll unſere Königin ſeyn. Alsbald rufften ſie die Stände einſtimmig zur Königin „aus und ſetzten ſie auf den Thron.„

Die Vormundſchaft der jungen Königin „ward folgenden fünf Reichsräthen, welche in „den hohen Reichsbedienungen ſtunden, anvertrauet, nämlich dem Oberrichter und Droſt, „welcher damals der Baron Gabriel Oxenſtierna Guſtaſſon war; dem Großmarſchall, Grafen Jacob de la Gardie; dem Großadmiral, „Gyldenhielm; dem Reichskanzler, Baron „Axel Oxenſtierna, und dem Krongroßſchatzmeiſter, Baron Gabriel Oxenſtierna, welche „alle zugleich Vorſitzer der hohen Collegien, „nämlich des Juſtiz-, Kriegs-, Seekanzley- „und Finanzcollegii, waren.„ Der Verfaſſer zeigt hierauf an, warum Chriſtina nicht der Aufſicht der Königin Mutter anvertrauet ward. Der Lehrmeiſter, den man ihr gab, war Johann Matthiä, der Gottesgelahrtheit Doctor und vormaliger Rector und Profeſſor des Königl. Gymnaſii, welches damals zu Stockholm war. Guſtav Adolph hatte ihn ſchon 1630 zum Lehrmeiſter ſeiner Tochter ernennet. „Er „trat dieſes ſein Amt 1633 an, da er zugleich „erſter Beichtvater des Hofes war, und er war „ſo glücklich mit ſeiner Schülerin, daß ſie, da ſie „18 Jahr alt war, den Thucydides und Polybius in ihrer eigenen Sprache las, und im „Stande war, daraus zu ſprechen, und ihr „Urtheil von dem Inhalte anderer ſowohl Griechiſcher, als Lateiniſcher Schriftſteller, zu „ſagen.„ Die Reichsſtände ſetzten alsdenn die Inſtructionen zur Auferziehung der jungen Königin auf. Man lehrte ſie zugleich Schwediſche und Deutſche und auch zeitig Lateiniſche Briefe ſchreiben. Der Verfaſſer theilt 15 davon nacheinander nebſt der Franzöſiſchen Ueberſetzung mit. Er hat ſie alle von den Urkunden, welche man in dem Schwediſchen Archiv aufhebt, abgeſchrieben. In einem von dieſen Briefen meldet Chriſtina ihrem Vetter Neuigkeiten von Briſach, welche ſie bekommen hatte, wobey Hr. A. Gelegenheit nimmt, des ſchlechten Zuſtandes zu erwähnen, in welchem ſich damals die Schwediſchen Angelegenheiten in Deutſchland befanden, und der Rolle, welche damals der Herzog von Weimar ſpielte. Die Schwediſche Armee war zu derſelben Zeit in einen erbärmlichen Zuſtand verſetzt. Der Feldmarſchall Banner war geſtorben, und die Officiere wurden aufrühriſch. Die Königin erkannte den Verluſt, welchen ſie in der Perſon dieſes Generals erlitten hatte, wie ſie ſolches in einem ihrer Briefe zu verſtehen giebt. Sie meldete auch ihrem Vetter, daß der König von Dännemark ein Schiff abſchicken und die Königin Mutter aus Schweden holen laſſen würde, welches auch kurz darauf der Ausgang beſtätigte, denn ſie entwich den 29. Jul. 1640. Schweden hielt ſich durch dieſe Art von Entführung beſchimpfet, und erklärte ſich gegen Dännemark, daß es dieſes betrachte „als einen dem Gedächtniß Guſtavs des Großen angethanen Schimpf, und als eine Handlung, welche der Ehrerbiethung zuwider ſey, welche man der Königin, ſeiner Tochter, dem hohen Reichsrath und dem ganzen Brandenburgiſchen Hauſe ſchuldig wäre.“ Beyde Kronen kündigten einander den Krieg an: weil aber Schweden ſchon in einen andern Krieg in Deutſchland verwickelt war, ſo fing man im folgenden Jahre Friedensunterhandlungen an. „Der Kanzler Oxenſtierna begab ſich in Perſon auf den Congreß zu Broemſebro, an den Smaländiſchen Grenzen, zwiſchen Schweden und Dännemark.“

Damit Chriſtina ihre vollkommene Zufriedenheit über die großen Dienſte, welche ihr der Kanzler Oxenſtierna bey Gelegenheit dieſes Friedens geleiſtet hatte, zeigen möchte, „ſo beehrte ſie ihn mit der Würde eines Grafen, und ſchenkte ihm ein anſehnliches Stück Land, welches ſie zu einer Grafſchaft erhob. Sie ſolenniſirte dieſe Erklärungsacte durch eine ſchöne Rede, welche ſie in Schwediſcher Sprache in vollem Senat, den 27. Novemb. 1645 hielt, auf welche der Kanzler eine ſehr demüthige und beredte Antwortsrede hielt, worinnen er ihr zu erkennen gab, wie hoch er die Gnade ſchätzte, welche ſie ihm itzo erzeiget hätte.“ In eben dieſem Jahre kam der berühmte Grotius von ſeiner Geſandſchaft aus Frankreich zurück, und ſtarb kurz darauf auf der Reiſe, als er in ſein Vaterland zurück reiſete. Herr A. hat es nicht für undienlich gehalten, in ſeine Nachrichten einige Umſtände von der Geſchichte dieſes großen Mannes einzuſchalten, welche ſich auf die Geſchichte der Chriſtina, oder des Kanzlers Oxenſtierna beziehen. Er theilt einige Auszüge von Briefen des Grotius mit, welche er aus der Bibliothek des Oxenſtierna genommen, und woraus man ſieht, wie ſich der Cardinal von Richelieu in Anſehung ſeiner aufgeführet hat. Der Schutz, welchen dieſer Kanzler dem Grotius angedeihen ließ, macht ihm Ehre, und zeigt, daß er das Verdienſt dieſes großen Mannes gekannt und geſchätzet habe. Da aber ſein Credit bey der Chriſtina fiel, ſobald ſie ſelbſt zu regieren angefangen hatte, „ſo ließ er es geſchehen, daß man dem Grotius den Rappel bewilligte, um welchen er ſelbſt gebethen hatte, und daß man an ſeine Stelle einen gebohrnen Schottländer, Namens Duncan, als Reſidenten dahin ſchickte, welcher unter dem Namen Cerisantes es an dem Hofe zu

„Stockholm mit vieler Geſchicklichkeit dahin „gebracht hatte, daß Grotius zurück gerufen ward. Cerisantes, welcher für das „Theater geſchickter war, als zu Staatsangelegenheiten, verließ ſeinen Poſten, und reiſete ohne Vorwiſſen ſeiner Königin von dem „Franzöſiſchen Hofe ab und ſuchte ſein Glück anderwärts.“ Hr. A. meldet hierauf, wie Grotius nach Schweden zurück gekommen, und tadelt die Herren Maurier, Menage und Bayle, daß ſie vorgegeben haben, Grotius ſey nach Dallerö gereiſet, von wannen er nach Holland zurück reiſen wollen, ohne ſich von der Königin zu beurlauben, weil ſie unwillig geweſen. Er führt nach dieſem verſchiedene Beweiſe des Gegentheils an, und gründet ſich vornehmlich auf den höflichen Brief, welchen Chriſtina an die Frau Grotius ſchrieb, welche ihr die Bücher und Handſchriften ihres verſtorbenen Mannes ſchicken ſollte.

Nach dieſen Ausſchweifungen kömmt Hr. A. wieder auf den Schwediſchen Kriegszuſtand zurück, und meldet anfänglich, daß der Graf Torſtenſon zum Generaliſſimus der Schwediſchen Armee in Deutſchland, nach dem Tode des Feldmarſchalls Banners, ernennet worden. Weil aber dieſer General immer mehr und mehr mit dem Podagra geplagt ward, ſo bat er die Chriſtina um Erlaubniß, das Commando der Armee niederzulegen. Sie bewilligte ihm auch ſein Suchen in einem höflichen Briefe, welchen unſer Verfaſſer ganz mittheilet. Chriſtina ſchickte in eben demſelben Jahre den Grafen Magnus de la Gardie als Geſandten an den Franzöſiſchen Hof und gab ihm einen Brief an den Prinzen von Conde m. t. Sie betrachtete allezeit dieſen Prinzen als ihren Helden, „vielleicht, ſagt „unſer Verfaſſer, in dem Geſchmack der alten „Ritterſchaft, welche in der Mitte des verwichenen Jahrhundertes noch ziemlich Mode „war.“ Der Brief, welchen ſie ihm ſchrieb, und die Antwort darauf, ſtehen in dieſen Nachrichten.

Die Geſandſchaft des Grafen de la Gardie war ſehr prächtig; „denn die Königin war „ihm beſonders zugethan, als einem ihr Angehörigen, weil er die Prinzeßin Maria geheirathet hatte, und darum wollte ſie, daß er „prächtig erſcheinen ſollte. Er ſchickte alſo „ſeinen Stallmeiſter nach Frankreich, um ſeine Equipage zurecht zu machen, welche ſehr „prächtig war, und welche die Königin durch „Franzöſiſche Subſidien bezahlen ließ.“ Der Verfaſſer liefert hierauf die Briefe, welche die Königin an den Hofkanzler, Adler Salvius, geſchrieben. Wenn man dieſe Briefe lieſet, ſo ſiehet man deutlich, daß Salvius ihre ganz beſondere Gunſt hatte, und daß ſie offenherzig mit ihm redet. Er war von ſehr armen Aeltern gezeuget: nachdem er ſich aber durch ſeine Verdienſte den Weg zu denjenigen Poſten gebahnet hatte, welchen er einnahm, ſo ward er für würdig gehalten, der zweyte Schwediſche Geſandte auf dem allgemeinen Reichsfriedenscongreß zu ſeyn.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Copenhagen und Leipzig.

Georg Heuermanns, der Arzney-Gelahrtheit Doctors und der Anatomie Profeſſors bey der Königlichen Academie zu Copenhagen, Phyſiologie, Erſter Theil, welcher eine deutliche Beſchreibung derer vornehmſten Wirkungen und Verrichtungen, ſo zu dem Leben eines Menſchen erfordert werden, in ſich enthält. Mit Kupfern. Bey Chriſtian Friedrich Pelt. 1751. 8. 1 Alph. 17½ Bogen, 1½ Bog. Kupfer.

Dieſe gegenwärtige Phyſiologie, welche in 17 beſondere Abſchnitte eingetheilet iſt, hat vor vielen andern dieſes voraus, daß ſie nicht allein in einer reinen Schreibart, und in einer guten Ordnung die Sachen vorträgt, ſondern daß ſie auch beſonders hier und da recht feine Unterſuchungen der phyſiologiſchen Geſchichte, und derer zu verſchiedenen Zeiten in dieſem Theile der Arzneywiſſenſchaft gemachten Entdeckungen beybringet. Wir wollen unſern Leſern die Ordnung der Abſchnitte zum Beweis deſſen anführen. Nach einer Einleitung von der Phyſiologie und dem menſchlichen Körper überhaupt, handelt der 1ſte Abſchnitt, von den feſten Theilen des menſchlichen Körpers. 2) Von denen flüßigen Theilen. 3) Von denen Principien. 4) Von dem Leben eines Menſchen. 5) Von denen Verrichtungen des menſchlichen Körpers. 6) Von den Puls- und Blutadern. 7) Von der Bewegung und den Umlauffe des Geblüths. 8) Von dem Herzen und denen dahin gehörigen Theilen, als der Bruſthaut, dem Herzbeutel. 9) Von der Bewegung des Geblüths durch das Herze. 10) Von der Bewegung des Herzens. 11) Von der Bewegung und der Würckung der Pulsadern. 12) Von der Würkung der Blutadern. 13) Von dem Geblüte und deſſen Theilen. 14) Von den Drüſen überhaupt. 15) Von der Abſonderung derer Feuchtigkeiten. 16) Von denen Lungen. 17) Von dem Athemhohlen, und deſſen Wirkungen. Bey dieſen phyſiologiſchen Ausführungen ſind ſehr ſchöne practiſche Dinge mit beygefüget, und eingemiſchet; ſonderlich vertheidiget der H. H. den Harvey wider ſo viele Gelehrte und Aerzte, welche ihm die Entdeckung des Umlaufs des Geblüths ſtreitig machen wollen. Es wäre nur zu wünſchen, daß dieſem nützlichen Werke mit einem kleinen Regiſter wäre geholfen worden. Uebrigens iſt dieſes Werkgen werth, daß es ſowohl jungen angehenden Aerzten, als andern Liebhabern einer gründlichen Naturlehre, als ein recht nützliches Werkchen in ſeiner Art, angeprieſen werde.

Speyer.

M. Georg Litzels, *Gymnaſ. Spir. Conrect.* **hiſtoriſche Beſchreibung der Kaiſerlichen Begräbniß in der des Heil. Reichs Freyen und Kaiſerlichen Begräbniß-Stadt Speyer, wie ſolche in dem Dom daſelbſt vom Jahr Chriſti 1030 bis 1689 beſchaffen geweſen, und nun wegen der in ſolchem Jahr durch die Franzoſen geſchehenen Eindſcherung und gänzlichen Zerſtörung der Stadt dermalen beſchaffen iſt. Allen Verehrern der Kaiſerlichen Aſche, und Liebhabern der alten und neuen Deutſchen Geſchichten, aus glaubwürdigen Documenten und ſelbſt eigener Einſicht an das Licht geſtellet. Bey Joh. Heinr. Zeuner. 10** Bogen in Octav.

In der brauchbaren Oetteriſchen Sammlung verſchiedener Nachrichten aus allen Theilen der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften 2 B. 3 St. N. 11. S. 530. hat bereits der Herr Verfaſſer zu einer Abhandlung von dem Kayſerl. Begräbniß zu Speyer Hoffnung gemachet. Er theilet ſeine Beſchreibung in 3. Cap. In dem 1. redet er von der Speyeriſchen Domkirche und von der Verordnung Conrads II. die Könige oder Kayſer darinne zu begraben, welche innerhalb Deutſchland ſterben und keinen beſondern Ort beſtimmen würden. In dem 4. §. zeiget der Hr. Conrect. die Urſachen, welche Conraden wahrſcheinlicher Weiſe hierzu bewogen haben. Sie ſind die Liebe zu der Stadt und zu der Domkirche, welche er angefangen hatte mit vielen Koſten zu bauen. Die älteſten und umſtändlichſten Nachrichten, welche man von dieſer Kirche aufweiſen kann, ſind M. Jacob Wimpfelings *Laudes Eccleſiæ Spirenſis*, ein

Gedicht. Dieſes theilet der Hr. Verfaſſer §. 7. ergänzet und erläutert mit. Das 2. Cap. handelt von der ehmaligen Beſchaffenheit dieſer Kayſerlichen Ruheſtäte. Es liegen 8 Kayſer, 3 Kayſerinnen, und eine Kayſerl. Prinzeßin daſelbſt begraben. Ob auch die Gebeine Conrads des III. hier ruhen, iſt zweifelhaft. So zweifelhaft dieſes iſt, ſo wenig wahrſcheinlich iſt es auch, daß die Leiche der Adelheit in der untern Gruft aufbehalten werde. Dieſes wird in dem 2. §. und in einer Anmerkung geſaget, und hierauf handelt der Hr. Verfaſſer von einer jeden Perſon, die in dieſer Kirche begraben lieget, beſonders. Agnes hält er für eine Tochter Friedr. des Rothbarts. Eiſengrein in ſeiner Speyerſchen Chronike und Philipp Simonis in der hiſt. Beſchreibung aller Biſchöffe zu Speyer haben die Grabſchriften verzeichnet. Da ſie nicht übereinſtimmen, ſo folget der Hr. Litzel dem letzten und hiernächſt verbeſſert er die Nachricht, welche der Biſchoff Matthias hiervon hat aufſetzen laſſen. Das 3. Cap. beſchreibet den itzigen Zuſtand dieſer Grabeſtäte. Hier findet man eine Erzählung von der Zerſtörung der Stadt, eine Muthmaſſung, auf weſſen Befehl die 8 Bildſäulen der Kayſer gemachet worden, und einen Bericht von demjenigen, was man entdecket hat, als Kayſer Carl VI. dieſes Begräbniß hat in Augenſchein nehmen laſſen. §. 26. wird erinnert, daß man ſich bey demſelbigen nicht Gewölber, ſondern Gräber etwas über 5 Schuh tief vorſtellen müſſe, und daß dieſe Grüfte von den Franzoſen nicht durchgängig ſind zerſtöret worden. Dieſe Anmerkung iſt denenjenigen nützlich, welche ihre Einbildungen andern als Wahrheiten aufbürden.

Frankfurt am Mayn und Maynz.

Hieronymi Davidis Gaubii, Medicinæ & Chimiæ in Academia Batava, quæ Leidæ eſt, Profeſſoris; de Methodo concinnandi Formulas Medicamentorum Libellus. Editio quarta correctior, cum Præfatione nova *Danielis Wilhelmi Trilleri*, Phil. ac Med. Doct. S. R. Maj. Polon. ac Elect. Sax. Conſil. Aul. in Acad. Witenbergenſi Chirurg. & Pathol. Prof. publ. Ord. Facult. Medic. Aſſeſſ. atque Ill. Acad. Scient. Bonon. Sodalis. Apud Franciſcum Varrentrapp. MDCCLI. 8. 1 Alph. 2 Bogen.

Nach einer kurzen Einleitung giebt der Autor einige allgemeine Regeln, welche man bey Verſchreibung der Recepte beobachten muß. Und zwar erſtlich von den Haupteigenſchaften eines Receptes, in Anſehung ſeines äuſſerlichen Anſehens, und ſeines Inhaltes. Hierauf nimmt er alle Arten von Recepten vor, und gehet erſtlich diejenigen durch, welche Arzeneyen verordnen, deren Gebrauch innerlich iſt, und zwar erſtlich die trockne, als Pulver, Pillen, Biſſen ꝛc. Hierauf diejenigen, welche weich und flüßig ſind, als Kräuter, Thee, Säfte, Tränke ꝛc. Alsdenn kömmt er auf die Arzneymittel welche äuſerlich gebrauchet werden, als Umſchläge, Pflaſter, Salben, Räucherpulver ꝛc. Den Schluß machen einige Mittel, welche zu beſondern Theilen des Leibes ganz allein gebraucht werden, als Zahnpulver, Kräuterſäckgen um das Haupt, Flußtaback ꝛc. Es iſt übrigens in einer ganz ſchönen lateiniſchen Schreibart, auf Schreibpappier gedruckt; und dieſes iſt auch alles, was wir vorzügliches vor andern davon erwähnen können.

Nürnberg.

Friedrich Heuſingers Verſuch einer Abhandlung von dem Nutzen der Teutſchen Münzwiſſenſchaft mittler Zeiten, ſowohl in der Grammatic, den Geſchichten, der Erdbeſchreibung, und der Wapenkunſt, als dem Teutſchen Lehn- Staats- und Kirchen-Rechte; mit Kupfern. Auf Koſten Johann Georg

Lechners. 1750. 8. 17 Bogen, 1 Bogen Kupfer.

Da man ſowohl in den ältern als auch zum Theil in den mittlern Zeiten ſehr nachläßig in ordentlicher Aufſchreibung derer Geſchichte geweſen, die ſich damals zugetragen, ſo würde es denen neuern Geſchichtſchreibern wo nicht ganz unmöglich, doch wenigſtens ſehr ſchwer fallen, an verſchiedenen Orten den Zuſammenhang der Geſchichte zuverläßig zu finden, und zu beweiſen, wenn nicht nebſt den alten Urkunden, die noch hier und da befindlichen alten Münzen, uns aus dem Traume hülfen. Es iſt dahero wohl billig, daß auch dieſer Theil der ſchönen Wiſſenſchaften genauer unterſuchet, und da nicht jedermann Gelegenheit dazu hat, die gemachten Anmerkungen, von denen, die ſo glücklich ſind, aufrichtig mitgetheilet werden. Doch was rühmen wir dieſe Wiſſenſchaft, da der durch mehrere Schriften bereits verdiente Hr. H. in gegenwärtiger uns den Nutzen recht genau und ordentlich vor Augen leget? Er ſtellet daher in dem 1ſten Abſchnitt den Nutzen der Münzwiſſenſchaft überhaupt vor, ob er gleich dabey geſtehet, daß ſich von den Deutſchen Münzen lange nicht ſoviel ſchreiben laſſe, als von den Römiſchen und Griechiſchen, weil unter andern jeder mit dem Münzrecht verſehene Reichsfürſt, bey dem Antritt ſeiner Regierung, die Münze der Vorfahren verruffen, und viele einſchmelzen ließ, daher denn die alten Münzen immer ſeltner und ſeltner geworden. In dem zweyten Abſchnitt redet er von den Münzen, von welchen gehandelt werden ſoll. Er will nämlich die Münzen, welche von dem achten Jahrhundert bis auf das 15te geſchlagen worden, anführen, doch läßt er die von dem 9ten Jahrhundert geſchlagene aus, weil ſolche ſeiner Meynung nach der Deutſchen Geſchichte kein ſo gar groſſes Licht geben, auch wenige mehr davon vorhanden ſind, hiernächſt die Fränkiſchen Könige vor Carln dem Groſſen ſehr wenig im Deutſchen Reich beſeſſen haben. Das Metall, woraus ſolche geſchlagen ſind, iſt meiſtens Kupfer und wenig oder gar kein Geld. Hierauf weiſet er im dritten Abſchnitt den Nutzen derſelben in der Grammatik. Dieſer iſt nun wohl ſo auſſerordentlich nicht, verdienet aber doch mitgenommen zu werden. Der Hr. H. glaubt ſowohl verſchiedne Arten der Rechtſchreibung, als auch den Vorzug der Lateiniſchen Sprache vor der Deutſchen in den alten Zeiten zu beweiſen, auch die eigentlichen Geſtalten der Buchſtaben mit ziemlich unumſtößlichen Gründen darzuthun: wir getrauen uns aber doch nicht, in unſrer Lateiniſchen Schreibart mit Berufung auf ſolche alte Münzen bey Gelehrten fortzukommen. Der 4te Abſchnitt erkläret den Nutzen in den Geſchichten. Dieſer iſt ſo merklich, daß wir nicht Urſache haben uns dabey aufzuhalten. Der 5te Abſchnitt lehret uns den Nutzen derſelben in der Erdbeſchreibung. Auch dieß iſt bekannt genug, ſowohl als der Nutzen in der Wapenkunſt, welchen er in dem 6ten Abſchnitt abhandelt. Der 7te Abſchnitt lehret uns den Nutzen in der Deutſchen Rechtsgelehrſamkeit, welcher Abſchnitt wiederum ſeine verſchiedne Abtheilungen nach dem Staats-, Kirchen- u. a. Rechte hat. Wenn er denn nach einigen Zuſätzen und einem nützlichen Regiſter dieſes kleine aber doch angenehme Werkchen beſchlieſſet.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Groſsglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

36.

QUE FULGENS
Mit
Königlicher
Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 3. September, 1751.

Berlin.

Jo. Car. Conr. Oelrichs, J. V. D. Reg. Societatibus, Gryphiswaldiæ, Gœttingæ, & Regiomonti, nec non Ducali Helmſtadienſi, Teutonicis, ac Latinæ Jenenſi adſcripti, Commentationes hiſtorico-literariæ, quarum prior conſilium Friderici Wilhelmi M. Elect. Brand. condendi nouam Vniverſitatem omnium gentium, ſcientiarum & artium exponit, poſterior Hiſtoriographos Brandenburgicos recenſet. Apud A. Haude & I. C. Spener, Reg. & Acad. Scient. Reg. Bibliopolas, cIↄIↄccli. In Octav, 5 Bogen.

Der groſſe Friedrich Wilhelm des 17ten Jahrhunderts, deſſen Andenken ewig voll Ruhm und Bewunderung ſeyn wird, hat ſich den Namen des Groſſen eben ſowohl durch das Zepter, als durch das Schwerdt, ſowohl durch die Friedens- als Kriegeslorbern erworben; obgleich die meiſten Geſchichtſchreiber uns mehr von ſeiner Tapferkeit, als von ſeiner Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften, erzählen. Der gelehrte Hr. D. Oelrichs, welcher in der gelehrten Geſchichte eine vorzügliche Stärke beſitzet, zeigt uns hier deſſen Verdienſte auf der Seite der Gelehrſamkeit, indem er erſtlich viele Beweiſe davon nur kürzlich anführet, hernach aber ausführlich von der Univerſität aller

Völker, Wiſſenſchaften und Künſte handelt, welche dieſer Churfürſt, mitten unter den traurigen Folgen eines langwierigen Krieges und der Furcht eines neuen, erſtlich zu Ziegeſar in der Mittelmark, und hernach zu Tangermünde, in der Altemark, an der Elbe, anzulegen vor hatte.

Der Urheber dieſes groſſen Anſchlages war der Schwediſche Reichsrath, Benedict Skytte, welcher den Entwurf davon durch den Churfürſtl. Rath und Leibarzt, **Nic. Bonnet**, i. J. 1666 zuerſt vortragen ließ, auch im folgenden Jahre ſelbſt nach Berlin kam, und ſeine Meynung der Welt und dem Hofe ausführlich entdeckte. Sein Vorſchlag war kürzlich dieſer. Es ſollten in allen Wiſſenſchaften und Künſten die gelehrteſten und geſchickteſten Männer, von allerley Volk und Religionen, auf dieſe Univerſität beruffen werden, wo ſie für einen anſehnlichen Gehalt, alle Arten von Künſten und Wiſſenſchaften gründlich lehren, neue nützliche Erfindungen machen, die alten verbeſſern ꝛc. ſollten. Dieſe Univerſität würde hernach eine Niederlage aller Wiſſenſchaften und Künſte, der Mittelpunct und die Hauptſtadt der gelehrten Welt und gleichſam ein Delphiſches Orakel ſeyn. Aus der ganzen Welt würden, wie ehemals in Aegypten und Chaldäa, Leute zuſammen kommen, und Theil an der Beförderung der Wiſſenſchaften nehmen, die Handlung blühend machen und den Brandenburgiſchen Landen einen Ueberfluß an Geld und Gütern verſchaffen, der hohe Stifter aber würde ſich dadurch unſterblich machen und ein chriſtlicher Salomon werden. Skytte wollte dabey verſichern, daß er viele reiche Familien kennte, welche nur auf dieſe Stiftung warteten, und ſich gleich in die dazu beſtimmte Stadt begeben wollten.

Der Churfürſt ließ den geheimen Rath von Bonin die Sache unterſuchen, welcher aber viel Schwierigkeiten, beſonders, wegen der unüberwindlichen Befeſtigung dieſer Univerſität, welche Skytte verlangte, dabey fand; doch verdiene der Punct wegen Einführung fremder reicher Familien in das Land alle Aufmerkſamkeit. Bonin, Skytte und Bonnet mußten hierauf auf des Churfürſten Befehl die Sache mit einander in Erwägung ziehen, und er ſchrieb zugleich an den erſten, daß er, der durch den Krieg erſchöpften Finanzen ungeachtet, dennoch willens ſey, dieſe allgemeine hohe Schule anzulegen, und zu Erbauung der Häuſer 15000 Thlr. welches damals viel war, herzugeben. Hier hat der Hr. Verfaſſer den ganzen merkwürdigen Stiftungsbrief aus **George Daniel Seylers durch Münzen erläuterter Hiſtorie Friedrich Wilhelms des Großen**, 80. Seite, ganz eingerücket. Der Hr. von Bonin hat denſelben in Lateiniſcher Sprache aufgeſetzet, und der Churfürſt den 12. April 1667 eigenhändig, nebſt Beydruckung des Churfürſtlichen Inſiegels, unterſchreiben. In dem 17ten und letzten Puncte dieſes Stiftungsbriefes wird verordnet, daß dieſe Univerſität folgenden Namen haben ſolle: *Vniuerſitas Brandenburgica Gentium, Scientiarum & Artium.* Ihr Wapen ſollte ſeyn das Bild des Churfürſten, wie er auf dem Throne ſitzt, in der Rechten den Zepter hält, und mit der Linken einen Tempel berühret, auf welchem geſchrieben ſteht, Σοφία, und neben welchem Minerva einen Lorberkranz über das Haupt des Stifters hält, mit der Umſchrift: *Nobilis ſic Orbis in Orbe. Fundatore Friderico Wilhelmo Elect. Brand.* Skytte ſollte, oder wollte vielmehr, Director, und Bonnet zweyter Director ſeyn. Hierauf folgt ein von Skytten aufgeſetzter Entwurf aller öffentlichen Bedienungen und Gebäude dieſer Generaluniverſität. Dieſer ſchien dem Hrn. von Bonin zu viel Koſten zu erfordern, und er rieth, daß man nicht eher Hand an das Werk legen möchte, bis man wüßte, ob auch die verſprochenen reichen Familien kommen würden, und wenn auſſer dem die von dem Churfürſten dazu beſtimmte Summe nicht hinreichend ſey, ſo müſſe man das ganze Vorhaben fahren laſſen und Skytten mit einem groſſen Dank und kleinen Gnadengeſchenk nach Hauſe ſchicken, welches auch vermuthlich geſchehen iſt. Vielleicht war Skytens Verſprechen, reiche Familien ins Land zu ſchaffen, eine bekannte Windmacherey gewiſſer Ausländer, welche in ihrem Lande ihr Glück nicht machen können. Vielleicht hat auch dieſes etwas zu der baldigen Zernichtung dieſes Vorhabens beygetragen, daß Bonin nicht den Skytte, als einen Ausländer, ſondern ein Landeskind, zum Director dieſer Univerſität haben wollte. So viel iſt wohl gewiß, daß Bonin welcher vielleicht weiter ſah, als Skytte ſehen wollte, dem Churfürſten dieſes ganze Vorhaben, zu welchem dieſer ſehr geneigt war, ausgeredet hat.

Hierauf zeigt Hr. D. den Nutzen einer ſolchen wohleingerichteten allgemeinen hohen Schule, und theilet einen von ihm ſelbſt mit vieler Einſicht aufgeſetzten Entwurf derſelben mit, aus welchem erhellet, daß es nicht nur höchſtnützlich, ſondern auch gar wohl möglich ſey, ein ſolches Vorhaben auszuführen. Unter andern heilſamen Vorſchlägen gefällt uns beſonders der, da er ſagt, daß dieſe Univerſität mit der ganzen gelehrten Welt in Gemeinſchaft und Briefwechſel ſtehen müſſe, ſo, daß ſie alle Entdeckungen, Streitigkeiten, Bücher, und überhaupt alle gelehrte Neuigkeiten ſo zu ſagen aus der erſten Hand bekomme; daß ſie alle Wochen dieſe gelehrten Neuigkeiten drucken laſſe, ꝛc. wodurch denn viele gelehrte Diebe und Straſſenräuber zur gebührenden Strafe gezogen und viele Anonymi und Pſeudonymi entdecket werden würden. Bey Gelegenheit der letztern Gattung von Schriftſtellern beſchwert er ſich mit Recht über die Verwegenheit eines gewiſſen Gelehrten, welcher ihm ſeinen Vorſitz bey Vertheidigung der von ihm, dem Hrn. D. Oelrichs, und keinem andern, aufgeſetzten Abhandlung vom Bording und Lodding, aufgedrungen, und hernach dieſer Abhandlung, bey einer neuen Auflage, ſeinen Namen vorzuſetzen ſich nicht geſchämet. Doch dieſes im Vorbeygehen. Der Hr. Verfaſſer thut noch viel mehr höchſtnützliche Vorſchläge, welche unſere Leſer in dem Werke ſelbſt mit Vergnügen nachſehen werden. Er empfiehlet endlich ſeinen Entwurf der Beurtheilung einſichtsvoller Männer, deren Beyfall wir uns im Voraus ihm zu verſprechen getrauen.

Wir haben uns etwas lange bey dieſem Auszuge aufgehalten. Wir hoffen aber, ſowohl die Richtigkeit der Sache, als auch die ſchöne Ausführung derſelben, werde uns bey unſern Leſern mehr ihren Dank, als ihre Verzeihung, zuwege bringen.

Wir wollen noch von der zweyten Abhandlung, welche von den Brandenburgiſchen Geſchichtſchreibern handelt, und gleichfalls leſenswürdig iſt, etwas ſagen. Friedrich Wilhelm der Groſſe hat viel tauſend Thaler darauf gewendet, daß eine vollſtändige Brandenburgiſche Geſchichte geſchrieben würde. Vor ihm iſt nur Leutinger, der berühmte Oberprediger in Alt-Landsberg, welcher daſelbſt in der Kirche begraben liegt, und deſſen Bildniß und Denkmal man noch in derſelben ſehen kann, als Churfürſtl. Brandenburgiſcher Geſchichtſchreiber bekannt. Die folgenden, die dieſen Titel gehabt haben, ſind, Joach. Hübner, Joach. Paſtorius, Martin Schoock, Chriſtoph Hendrich, Joh. Bapt. de Rocoles, Sam. Pufendorf, Ant. Teiſſier, Carl Ancillon, Joh. Friedr. Cramer, Joh. Pet. von Ludewig, und Gottfried Arnold, welcher ſich dieſen Titel erbettelte. Der Herr Verfaſſer erzählet von einem jeden die Hauptumſtände kurz und gut.

Die Schreibart in dieſem Werkchen iſt rein und zierlich. Es iſt dem Hrn. Prof. Formey, Secretär der Kön. Akademie der Wiſſenſchaften, zugeſchrieben.

London.

Am verwichenen 20. Jun. ſtarb der berühmte Profeſſor der Aſtronomie in dem Greshamiſchen Collegio, Herr Machin.

Paris.

Die *Hiſtoire* und *Mémoires* der Königl. Franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften auf das Jahr 1746 ſind nun auch herausgekommen. Der Kanzler, der Director, der Unterdirector und die älteſten Mitglieder der Akademie begaben ſich am 15. Auguſt nach Verſailles, wo ſie dem Könige und dem Dauphin dieſen Band überreichten.

Fortſetzung von den *Mémoires concernant Chriſtine, Reine de Suède &c.*

Als Chriſtina ſah, daß dieſer Salvius einen groſſen Verſtand und viel Einſicht beſaß und daß er zu den Staatsangelegenheiten ſehr geſchickt war, und als ſie anfing, weniger Vertrauen in den Kanzler Oxenſtierna zu ſetzen, ſo war es ihr ſehr angenehm, in der Perſon dieſes Miniſters einen Mann zu finden, welchen ſie ihrem erſten Geſandten auf dieſem Congreß, nämlich dem Grafen Johann Oxenſtierna, Sohn des Reichskanzlers, entgegen ſetzen konnte. Dieſer junge Graf verfuhr alſo nach den Inſtructionen, welche er von ſeinem Vater empfangen hatte, und dieſe beyde Geſandten ſtimmten eben ſo wenig miteinander überein, als die Franzöſiſchen Geſandten auf eben dieſem Congreß. Der junge Graf ſah die Schwierigkeiten, welche er antreffen würde, voraus, und wollte nicht auf dieſen Congreß gehen: aber ſein Vater antwortete ihm: *An neſcis, mi fili, quantilla prudentia regitur orbis?* Das iſt: Weiſt du nicht, mein Sohn, mit wie wenig Klugheit die Welt regieret wird? Hr. A. geſteht, daß er dieſen Brief nicht geſehen hat: aber er theilet einen andern mit, welcher viel Verwandſchaft mit demſelben hat. Unter die Urſachen der Kaltſinnigkeit und der heimlichen Abneigung, welche Chriſtina itzo gegen das Haus Oxenſtierna ſpüren ließ, rechnet unſer Verfaſſer dieſe, daß ſie den Krieg überdrüßig war und den Frieden ſehnlich wünſchte. Leute, welche den Maximen folgten, die bey Hofe auf dem Tapet waren, ohne ſie einzuſehen, beredeten die Königin, daß die Oxenſtierna den Krieg verlangten, und daß der Kanzler noch gröſſere Abſichten hätte, und ſeinen Sohn Erich an die Chriſtina zu vermählen gedächte. Hr. A. bringt zum Beweis des Gegentheils einen Brief bey, welchen der Kanzler an ſeinen Sohn Erich, der damals Gouverneur in Liefland war, geſchrieben, in welchem er ihn vermahnet, ſich zu verheirathen, damit dieſes ihnen nachtheilige Gerücht aufhören möge. Als die Friedensunterhandlungen der Königin zu lange währeten, ſchrieb ſie an ihre Geſandten zwey ſehr heftige Briefe, welche der Verfaſſer einrücket: aber dem Salvius meldete ſie in einem beſondern Briefe, daß ſie in ihren andern Briefen nur von ſeinem Collegen, dem Grafen Johann Oxenſtierna allein, hätte reden wollen. Unſer Verfaſſer merket an, daß, zufolge den Abſichten, welche Guſtav Adolph gehabt hatte, der Kanzler Oxenſtierna in der That nicht geneigt war, den Krieg zu endigen, und daß er hierbey bloß der Proteſtanten, und beſonders Schwedens Beſtes, zum Augenmerk gehabt. Die Proteſtanten bothen ihm auch zur Dankbarkeit das Churfürſtenthum Maynz an, welches er aber nicht annahm. Hr. A. ſchreibet Frankreich die Urſache der Verzögerung des Friedens zu. Er kam endlich, zum groſſen Vergnügen der Chriſtina zu Stande, welche deswegen dem Salvius ihre Freude ſehr lebhaft in einem Briefe zu erkennen gab, welcher hier eingerücket iſt. Der Kanzler Oxenſtierna war über die heftigen Vorwürfe, welche Chriſtina ihrem Sohne Johann gemacht hatte, empfindlich, und bat um Erlaubniß, ſich aus dem Reich begeben zu dürfen. Dieſer leztere ſchrieb zwey Briefe an die Königin, welche Hoffnung zu einer Art eines Vergleiches zwiſchen ihr und dem Kanzler gaben. Sie hatte doch beſtändig noch viel Achtung gegen den Salvius, und machte ihn zum Reichsrath. Der Reichskanzler war nach dem Friedensſchluß nicht mehr ſo im Credit, aber Chriſtina ehrete ihn dennoch beſtändig.

Hr. A. hält ſich hier nicht auf, ſondern geht zu Staatsangelegenheiten fort, und redet von dem 26jährigen Waffenſtillſtande, über welchen ſich Schweden und Pohlen mit einander verglichen. Er macht hierauf Frankreich den Vorſitz ſtreitig, welchen es ſich über andere Kronen anmaßet, und meldet alsdenn, wie viel die Landgräfin von Heſſen, Amalia Eliſabeth, zur Beförderung des Friedensſchluſſes beygetragen. Man ſieht aus dem, was Hr. A. ſagt, daß dieſe Prinzeßin, ihr Jahrhundert berühmt zu machen, und Theil an den großen Geſchäften Theil zu nehmen, welche damals Europa in Bewegung hielten, gebohren zu ſeyn ſchien.

Unter die Prinzen, welche Chriſtinen zur Gemahlin haben wollen, zählet man die beyden Prinzen von Dännemark, Friedrich und Ulrich, den Churfürſten von der Pfalz, den jungen Churfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, die Könige von Portugall und Spanien, den König von Ungarn, den Erzherzog Don Johann von Oeſterreich, den Grafen Ragoczy, den Pohlniſchen Prinzen, Johann Caſimir, und den Pfälziſchen Prinzen, Carl Guſtav. Dieſer letzte wendete alle ſeine Kräfte an, ohne die Königin zum Entſchluß bringen zu können, ſich mit ihm zu vermählen, ob gleich die Schwediſchen Reichsſtände für ihn waren. Sie ſagte, „ſie würde es niemals „zugeben, daß man mit ihr umgienge, wie ein „Bauer mit ſeinem Acker.„ Unſer Verfaſſer unterſucht, woher der Abſcheu der Chriſtina vor dem Vermählen gekommen, und erzählet bey dieſer Gelegenheit nach der Länge die Berathſchlagungen und Unterredungen des Senats und der Stände über dieſe Sache, welche ſie um deſtomehr glücklich ausgeführt zu ſehen wünſchten, weil ſie hierdurch dem Prinzen Prinzen Carl Guſtav die Thronfolge zu verſichern hoften. Der Erfolg der Unterredungen war dieſer, daß Chriſtina den Prinzen verſicherte, daß, ob ſie ihn gleich nicht heirathen würde, ſie dennoch alles thun würde, damit er zu ihrem Thronfolger erkläret werde. Sie ließ aber den Senat immer in Zweifel, und wollte ſich nicht förmlich über ihre Vermählung erklären, und verlangte vorher gekrönt zu ſeyn. Dieſe Krönung geſchah mit großer Pracht, und iſt in dieſen Nachrichten der Länge nach beſchrieben.

Verſchiedene Briefe, welche Chriſtina an die Könige von Frankreich und Spanien, an den Prinzen von Conde, an den Herzog von Orleans, an die Mademoiſelle Montpenſier, an das Parlement zu Paris, und an andere, ſchrieb, führen den Verfaſſer auf eine umſtändliche Nachricht von den auswärtigen Angelegenheiten derſelbigen Zeit. Im Jahr 1651 faßte Chriſtina zum erſten mal den Entſchluß, die Krone niederzulegen. Allerley Mißvergnügen und die Erſchöpfung der Finanzen bewogen ſie dazu. Der Senat wandte alle Kräfte an, es ihr auszureden, und der Graf Oxenſtierna brachte es endlich durch die Stärke ſeiner Gründe dahin, daß ſie ihre Regierung fortſetzte. Der Verfaſſer erzählet hierauf die verſchiedenen Gefahren, welchen ſich Chriſtina ausgeſetzt ſah. Sie ſchrieb auch einen Brief an den Hrn. Godeau, Biſchoff von Graſſe, und einen an den Prinz Friedrich von Heſſen, in welchem ſie ihn abmahnte, die Römiſch-Katholiſche Religion anzunehmen. Der Verfaſſer bemerket, daß ſie damals weit von den Gedanken entfernet war, welche ihr hernach Bourdelot und Pimentel einflößten.

Eine von den merkwürdigſten Sachen in dieſen Nachrichten von dem Leben der Chriſtina iſt die gelehrte Geſchichte ihrer Zeit. Hr. Arkenholz hat auch nichts verſäumet, was dieſen Theil des Lebens ſeiner Heldin recht gut erläutern kann. Wir wollen zuerſt das Verzeichniß der vornehmſten auswärtigen Gelehrten mittheilen, mit welchen Chriſtina einen Briefwechſel unterhielt, oder welche ſie zu ſich nach Schweden zog. Sie waren Descartes, Salmaſius, Bochart, Huet, Naude, Chevreau, Scarron, Balzac, Adrian und Heinrich von Valois, von Herbelot, Triſtan, Segrais, Benſerade, Scudery, Menage, Sarrau. Die Königin wollte ſich des letzten bedienen, ihre Bibliothek zu vermehren, aber der Tod übereilete ihn. Der Verfaſſer erzählet bey dieſer Gelegenheit einige beſondere Umſtände, welche die Sammlung von Büchern und Handſchriften betreffen, woraus dieſe Bibliothek beſtund. Die vornehmſten von denen, welchen aufgetragen war, dergleichen überall zuſammen zu ſchaffen, waren Hiob Ludolf, Nicolaus Heinſius und Iſaac Voßius. Hr. A. beſchreibet die Mühe, welche ſich der letzte deswegen gegeben hat, folgendermaßen.

„Was Ludolf in Italien hatte zuſammen „bringen können, war nichts gegen die Bücher, „welche Nic. Heinſius und Iſ. Voßius für die „Chriſtina kauften. Der erſtere ward ausdrücklich dahin geſchickt, wie wir hernach erzählen „werden, und Voßius durchzog ganz Holland, „Frankreich und Deutſchland, wo ihm kein „Buch und keine Handſchrift entwiſchete, welche er der Neugier der Chriſtina für würdig „hielt. Damals eben legte ſie ſich recht ſehr „auf das Studieren, und damals hatte ſie gegen den Voßius, welcher ſie in der Griechiſchen Sprache vollkommen machte, ſo zu ſagen eine brennende Gunſt. Es iſt alſo zu „vermuthen, daß er Vollmacht von ihr gehabt, „ſeine Commiſſionen auszurichten, es möge „koſten, was es wolle. Er hat auch in der „That nichts geſparet. Man wird auch leicht „glauben, daß niemand, als er, zwey Handſchriften für einen ſolchen Preiß für ſie würde „gekauft haben. Dieſe waren *Jamblichi* „*Chronicon Babylonicum*, und *Philoſtorgii Arriani Hiſtoria Eccleſiaſtica*, welche beyde hundert und ſechzig tauſend Thaler gekoſtet haben ſollen. Man ſollte kaum glauben, daß „dieſes wahr ſey, ob es gleich ein gelehrter „Reiſender berichtet hat. Man hat noch mehr „Anzeigen von dergleichen Käufen des Voßius. „Als er in Paris war, handelte er mit dem „Hofrath, Hrn. Petau, um deſſen Bibliothek, „welche er von ſeinem Vater geerbet hatte. Er „kam mit ihm auf die Summe von 40000 Livres überein, wovon er ihm ſogleich 3000 „gab, mit der Bedingung, daß ſie ſollten verlohren ſeyn, wenn die Königin von Schweden den geſchloſſenen Kauf nicht halten wollte. „Sie bezahlte ſie auch für den bewilligten Preiß, „wegen der vortrefflichen darinne befindlichen „Handſchriften, welche Salmaſius den Kern der „Handſchriften in Frankreich nannte: Nucleus „manuſcriptorum Galliæ. Montfaucon beklagte den Verluſt ſehr, welchen Frankreich „hierdurch erlitten. Voßius ſtiftete auch den „gelehrten Gilbert Gaulmin an, der Chriſtina ſeine Bibliothek zu ſchenken, welche aus „lauter orientaliſchen Büchern beſtund und auf „10000 Thlr. geſchätzet ward. Wagenſeil

„und Schelhorn berichten, daß die Königin ihm dagegen 30000 Thlr. verehren laſſen. Damit ſie wiſſen möchte, was in dieſen Büchern ſtund, ſo ließ ſie den Bochart nach Schweden kommen. Obgleich Schelhorn vorgiebt, dieſe Bibliothek ſey nicht nach Schweden geſchickt worden, und das für den Gaulmin beſtimmte Geſchenk ſey auch zurück geblieben, ſo ſagen doch glaubwürdige Perſonen, daß ſie ſie in der Bibliothek der Königin geſehen haben, und es iſt zu vermuthen, daß Voßius, daß, was noch an orientaliſchen Büchern und Handſchriften fehlte, in dieſer Bibliothek zu erſetzen, von Seiten der Chriſtina, dem berühmten Rabbinen, Menaſſeh Ben Iſrael, aufgetragen, eine neue Sammlung derſelben zu machen.“

„Auſſer dem itzt gemeldeten kaufte auch Voßius zu Paris noch für die Chriſtina für 10000 Franken Bücher und Handſchriften, und auf dieſe Art konnte er ſagen, daß ihre Bibliothek die ſchönſte (er hätte auch ſollen ſagen, die theuerſte) in Europa ſey, und daß ſie des Cardinals Mazarin ſeine weit überträfe. Durch den Verkauf dieſer Bibliothek des Mazarin, wie auch der Bibliotheken des Schriverius, Lundius, Goldaſt. ꝛc. wuchs die Bibliothek der Königin auch noch beträchtlich an; die große Menge Bücher und Handſchriften nicht zu rechnen, welche bey Lebzeiten und nach dem Tode Guſtav Adolphs aus den in Deutſchland eroberten Ländern weggenommen worden, beſonders aus Würzburg, Olmütz, Prag, Böhmen überhaupt ꝛc. und welche allein eine ſehr große Bibliothek von allen Arten von Büchern würden ausgemacht haben. Ueber dieſes ließ Chriſtina aus Italien eine große Menge Bücher kommen, und damit dieſe Bibliothek recht groß würde, ſo fügte Iſaac Voßius für 20000 Gulden die ſeinige hinzu, welche er von ſeinem Vater geerbet hatte. Er behielt ſich die Aufſicht darüber vor, nebſt 5000 Gulden jährlich, auch freye Wohnung und freye Tafel bey Hofe.“

Wir können kaum glauben, was der Verfaſſer von dem Preiſe der Handſchriften des Jamblichus und Philoſtorgius erzählet. Er führet zu ſeinem Gewährmann den Adam Ebertus, Profeſſorn zu Frankfurt an der Oder, an. Aber man weis, daß dieſer nicht nur ein ganz eigener Mann, ſondern auch in allen Dingen ausſchweifend war, und da Wunder ſuchte, wo nicht einmal ein Schatten davon zu ſpüren war; und aus ſeinem ſeltſamen Teſtament, welches er kurz vor ſeinem Tode machte, und aus ſeinem luſtigen Briefwechſel nach Spanien, kann man ſchlieſſen, daß zuweilen ſein Gehirn in Unordnung geweſen. Ueber dieſes wußte Voßius wohl, was an dieſem Buche des Jamblichus war, welches Photius in ſeiner Bibliothek einen Roman nennet, welcher noch dazu, nach dem Theodor Priſcian, ziemlich geil ſeyn muß. Unſer Verfaſſer erzählet hierauf, was dieſe Bibliothek für ein Schickſal betroffen, und welcher Plünderung ſie ausgeſetzt geweſen. Er zeigt auch, daß Voßius gar wohl dasjenige zu zerſtören gewußt habe, was er zum Theil gebauet. Der Verfaſſer hat den Charakter und die freyen Meynungen dieſes Gelehrten mit ſehr lebhaften Farben geſchildert. Nic. Heinſius war, nach ſeinem Berichte, von einem ganz andern Charakter. Chriſtina hatte ſchon einen Brief an ſeinen Vater, Daniel Heinſius, geſchrieben, wie auch ein Empfehlungsſchreiben, welches ſie ihm gab, als er in Italien war, und Handſchriften für ſie ſammlete. Man weis, daß Heinſius nicht mit der Art zufrieden war, mit welcher ihm Chriſtina begegnete. Hr. A. zeigt, daß es nur ihm ſeine, zuweilen anderer Leute ihre Schuld geweſen, und daß die Königin allezeit wohlgeſinnet gegen ihn geweſen. Unter den Niederländiſchen Gelehrten, welche mit der Königin in Verbindung waren, waren Franciſcus Junius, Wullenius, Gevartius, Vorſtius, Urſinus und Gronovius. Als die Königin durch Deventer reiſete, wo Gronovius war, ſtieg ſie bey ihm ab und brachte die ganze Nacht in ſeiner Bibliothek zu, wo ſie ſich mit ihm von allerley zur Litteratur gehörigen Sachen unterredete. „In Brabant gieng Heinr. Th. Chiflet als Hofprediger in ihre Dienſte. Er machte ſich durch eine Lateiniſche Abhandlung von den von Erzt gegoſſenen Ottonen bekannt, worinnen er rund um behauptete, daß einen erztenen Otto, und den Stein der Weiſen finden, einerley wäre, wobey er ſich auf das Anſehen der Königin bezog, als welche eben dieſer Meynung wäre. Dieſes wird, ſetzt unſer Verfaſſer hinzu, ohne Zweifel eben derjenige geweſen ſeyn, welcher die Königin überredet hat, damals einem gelehrten Kenner der Alterthümer in der Schweiz 30000 Gulden für die Herbeyſchaffung eines ſolchen wahren Otto anzubiethen. Aber Chriſtina änderte hernach ihre Meynung, und geſtund, daß es wirkliche erztene Ottonen gäbe, und itzo iſt dieſer Glaube des verwichenen Jahrhunderts ganz weg, da man ſo viele dergleichen Ottonen in den Cabinetten hat, an deren Alterthum man nicht zweifeln kann, zumal da wir ſie aus dem Orient bekommen haben.“

Da Chriſtina nichts, als Verdienſte, ſuchte, ſo hielt ſie ſich nicht an eine einzige Nation, ſondern ſie erkannte ſie, wo ſie ſie fand. Dadurch zog ſie Gelehrte von allen Nationen zu ſich. Meibom, Ludolf, Kirſten, Naudäus, Comenius, Freinshemius, Loccenius, Scheffer, Conring, und Joh. Heinr. Boecler kamen nach Schweden, und erhielten daſelbſt Bedienungen. Dem letztern begegnete ein Abentheuer zu Upſal, wo er Profeſſor war. Unſer Verfaſſer erzählet es folgendermaßen. Der Vorzug, welchen ihm Chriſtina vor den andern Profeſſoren gab, machte, daß „andere eiferſüchtig und neidiſch auf ihn wurden, und dieſes um deſto mehr, da er die Studenten nicht ſchonete, ſondern ſie durch ſein mürriſches Weſen und ſeine groben Ausdruckungen böſe machte, und glaubte, er könne mit ihnen umgehen, wie er wolle. Der Haß gegen ihn brach folgendermaßen aus. Als er einmal eine Stelle aus dem Tacitus erklärete, ſagte er: Plura adderem, ſi plumbea Suecorum capita iſta capere poſſent. Das iſt: **Ich würde mehr hiervon ſagen, wenn es die bleyernen Köpfe der Schweden begreifen könnten.** Hierauf antwortete ihm ſogleich ein Student: **Wir haben nicht nur alles verſtanden, was Sie bisher geſagt haben, ſondern wir werden auch alles begreifen, was Sie uns künftig werden ſagen können.** Als die Stunde aus war, und Boecler durch den Vorhof des Hörſaales gehen wollte, wartete ſchon ein Schwarm Studenten auf ihn; ſie kriegten ihn zu packen und gaben ihm mit den Händen einen Product auf den Hintern. Sie thaten noch mehr; denn ſie warfen ihm nicht nur ſeine Fenſter etliche mal hintereinander ein, ſondern ſchoſſen ſogar in der Nacht durch die Fenſter in das Zimmer hinein, wo er mit ſeiner Familie ſchlief. Die erſten Aufzüge dieſer Tragödie werden noch in Upſal als eine Sage aufbehalten, und den letzten ſieht man aus einem Briefe, welchen Chriſtina den 15. März 1650 an das Conſiſtorium ſchrieb, worinn ſie ihm anbefahl, dieſe Sache von Grund aus zu unterſuchen, und die Urheber dieſer Gewaltthätigkeiten, ohne Anſehen der Perſonen, ſo bald man ſie würde entdeckt haben, zu beſtrafen.“

Das übrige folgt künftig.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

37.

IN DUPLEX FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 10. September, 1751.

Berlin.

Le Bramine inſpiré, traduit de l'Anglois. Chez Fred. Guillaume Birnſtiehl. MDCCLI. In Oct. 8 Bogen.

Dieſes iſt eine neue Ueberſetzung des itzo ſich allhier aufhaltenden Herrn Leacallier der *the Oeconomy of human life*, deren Verf. ein gelehrter Buchhändler in London, Namens Dodsley, iſt. Wir haben von dieſem Werk in unſern Nachrichten ſchon damals hinlänglich geredet, da wir die Franzöſiſche Ueberſetzung des Hrn. Douespe im Haag anzeigten. Dieſe Ueberſetzung, in welcher auch der Titel beybehalten iſt, war, ſo viel wir merken konnten, gut, und nichts weniger, als barbariſch, und gar nicht unter die Kritik, wie der neue Ueberſetzer ſagt, welchem wir indeſſen ſeine Stärke in der Franzöſiſchen Sprache auch nicht ſtreitig machen wollen. Daß er aber, wie er ſelbſt geſtehet, nach der Gewohnheit ſeiner Landsleute, und ſelbſt des ſo gerühmten Franzöſiſchen Ueberſetzers alter Schriftſteller, des Ablancourt, welcher unter andern den Julius Cäſar jämmerlich caſtriret hat, weggelaſſen, geändert und umgeſchmolzen hat, wie es ihm beliebet, das wird uns um deſto mehr erlaubt ſeyn, an ihm auszuſetzen, da er ſich einer ſo guten Philoſophie bewußt iſt, daß er ſich über nichts beunruhigen will, was man etwan von ſeiner Ue-

Ueberſetzung ſagen möchte. Wir glauben, daß zuweilen er, und zuweilen Deutſche den Grundtext beſſer getroffen, beyde aber gut Franzöſiſch geſchrieben haben. Er hat ſeine Ueberſetzung der hieſigen artigen Hofkomödiantin, Madame Stuße, zugeſchrieben. Druck und Papier ſind ſchön.

Fortſetzung von den *Memoires concernant Christine, Reine de Suède* &c.

Unter den Italiäniſchen Gelehrten war Octavio Ferrari einer von denen, welche ihre meiſte Gunſt hatten. Man kann nachſehen, was unſer Verfaſſer davon ſagt. Hr. A. ſagt, daß er unter den Engländern keinen, als den berühmten Jacob Uſſerius, gefunden, welcher mit der Königin in einiger Verbindung geſtanden. Der Gelehrte Rabbine, Menaſſeh Ben Iſrael, war ihr auch bekannt, und both ihr ſeine Dienſte an, Hebräiſche Bücher zu kaufen. Hr. A. unterſucht hierauf, woher die große Zuneigung der Chriſtina gegen die Gelehrten gekommen und beſchreibet hernach den damaligen Zuſtand der Gelehrſamkeit in Schweden. Er beſchreibet alsdenn die verſchiedenen Bibliotheken in dieſem Reiche, wobey er von der Handſchrift des Evangelii des Ulphilas Nachricht giebt. Nach dieſem theilt er ein Verzeichniß der gelehrten Schweden mit, welche zu derſelben Zeit, oder kurz zuvor, berühmt waren. Wegen anderer merkwürdigen Dinge, wovon er Nachricht giebt, verweiſen wir den Leſer auf das Werk ſelbſt. In Anſehung der Philoſophie behauptete Chriſtina, nach dem Zeugniß des Pater Labat, daß die alten Thorheiten ſo gut wären, als die neuen. Sie wandte indeſſen alle mögliche Sorgfalt auf die hohen Schulen in Schweden, welches Hr. A. durch die ausführlichen Nachrichten, welche er davon giebt, beweiſet. Wir haben noch nichts von dem Bourdelot geſagt, welcher ſich in der gelehrten Geſchichte derſelben Zeit ſo bekannt machte, wie Heroſtrat in der alten Geſchichte. Wer gern den Charakter dieſes unverſchämten und boshaften Menſchen wiſſen will, der muß nachleſen, was der Verfaſſer davon meldet.

Die Rolle, welche der Graf Magnus de la Gardie zu den Zeiten der Chriſtina geſpielet hat, iſt zu merkwürdig, als daß ſie Hr. A. hätte ſollen mit Stillſchweigen übergehen können. Er hat daher alles erzählet, was dieſen Günſtling der Königin und ihre darauf gefolgte Ungnade gegen ihn anlanget. Schweden hatte damals einige Streitigkeiten mit der Stadt Bremen, mit Dännemark und mit Holland. Unſer Verfaſſer erzählet die Urſachen davon und meldet, wie dieſe Streitigkeiten geendiget worden. Cromwel hatte ſich damals zum Beſchützer von England erklären laſſen. Als ein liſtiger Staatsmann ſuchte er ſich bey der Chriſtina in Gunſt zu ſetzen. Er ſchickte alſo den Whitlock nach Schweden, einen Tractat mit der Königin zu ſchließen, welches ihm auch, nach einigen Schwierigkeiten, glückte. Der Graf von Montecuculi, Kayſerlicher Geſandter in Schweden, war auch bey Hofe wohl angeſehen, aber der Spaniſche Geſandte Antonio Pimentel, ging in der Gunſt bey der Königin über alle. Damit ſie dem Miniſter öffentlich zeigen möchte, wie wohl ſie gegen ihn geſinnet ſey, ſo beehrte ſie ihn mit dem Amaranthorden. Unſer Verfaſſer beſchreibet genau den Urſprung und die Stiftung dieſes Ordens, und redet bey dieſer Gelegenheit von dem von Carl Guſtav geſtifteten Jehovaorden. Er kommt hernach wieder auf den Don Pimentel, und erzählet alles, woraus man dieſen Miniſter kann kennen lernen, beſonders deſſen Geſchicklichkeit, ſich alles Vertrauens der Chriſtina zu bemächtigen. Endlich meldet er, daß es dieſer Pimentel nebſt dem Dom-

[illegible]

delot geweſen, welche ſie überredet, die Krone niederzulegen und die Römiſchkatholiſche Religion anzunehmen.

Im Jahr 1653 bekam Chriſtina wieder den phantaſtiſchen Einfall, den Thron zu verlaſſen. Sie entdeckte ihr Vorhaben dem Hrn. Chanut und hernach dem Reichsrath, welcher darüber erſtaunte, und ihr deswegen Vorſtellungen that. Sie wollte aber nicht von ihrem Entſchluß weichen, und ließ mit dem Carl Guſtav Unterhandlungen pflegen, welcher gleichfalls, aber vergebens, ſich bemühete, ſie von ihrem Vorhaben abzubringen. Man machte alſo die Einkünfte aus, welche die Königin nach Niederlegung der Krone haben ſollte. Da man hierauf überlegte, daß, da Carl Guſtav unvermählt war, er ohne Erben ſterben könnte, ſo wollte Chriſtina vor allen Dingen ihm den Grafen von Tott zum Nachfolger beſtimmen, und ihm, wie auch den Grafen Brahe und Oxenſtierna, den Titel eines Herzogs geben: aber dieſe Herren ſchlugen dieſe Ehre aus. Sie gab den Ständen ſelbſt Nachricht von ihrem gefaßten Entſchluß, die Krone niederzulegen. Dieſe baten ſie nochmals das Ruder des Reichs noch ferner zu führen: aber ſie waren ſo wenig glücklich, wie das erſte mal. Sie wieſen ihr alſo die Einkünfte zu ihrem Unterhalt an: aber einige wollten ſie durch gewiſſe Geſetze einſchränken, welches Carl Guſtav nicht gut hieß, als welcher dieſe Prinzeßin in allem Vergnügen wollte. Ob gleich Chriſtina nur noch einige Tage zu regieren hatte, ſo verfuhr ſie doch noch ſehr heftig gegen den Miniſter von Portugall. Unſer Verfaſſer erzählet dieſes und entdecket, was ſie dazu bewogen hat. Der Reichsrath war hierüber empfindlich und machte es wieder gut. Endlich legte Chriſtina die Krone nieder. Hr. A. giebt eine ausführliche Nachricht von den Ceremonien, welche dabey beobachtet wurden, und fügt einige Betrachtungen über die Regierung und Abdankung der Chriſtina, und verſchiedene Beſchreibungen, welche einige von dem Charakter der Königin gemacht haben, hinzu.

Dieſe Aufführung der Chriſtina verurſachte viel Redens. Ein jeder urtheilte davon nach ſeiner Art, und der Verfaſſer erzählet die Urtheile, welche der König Carl Guſtav, ihr Nachfolger, Hr. Chanut, der König von Spanien, der Prinz von Condé, der Hr. von St. Evremont, Voſſius, Heinſius, Bochart und Furetiere darüber fälleten. Das Urtheil des Bochart war ſehr vernünftig. Er ſchrieb darüber an den Voſſius folgendermaßen: „Was Ihro „Majeſtät anbelanget, wovon ich hätte anfangen ſollen, ſo habe ich das, was ich von ihr „vernommen, mit Verwunderung geleſen, und ich „denke nur daran, als an einen Traum. Und „dieſes nicht deswegen, daß ich es nicht billigen ſollte, daß ſie die Hoheit der Welt ſo ſehr „verachtet, zu welcher zu gelangen ſich andere „ſo viel Mühe geben, welche meiſtentheils den „Hals darüber brechen. Ich freue mich auch „zu vernehmen, daß, da ſie ſich von den Geſchäften losgemacht hat, ſie vielleicht im Stande ſeyn wird, ſich uns mehr zu nähern, und „vielleicht in unſere Gegend zu kommen, wo ich „vielleicht die Ehre werde haben können, ſie „mehr als einmal zu ſehen, welches ich nicht „hätte hoffen können, wenn ſie in Schweden „geblieben wäre. Aber das Herz blutet mir, „wenn ich daran denke, daß ſie ſich ſelbſt ſo vieler Mittel beraubt, Gutes zu thun, welche, „wenn ſie einmal aus ihren Händen ſeyn werden, ſie nimmermehr wieder in ihre Gewalt „bekommen wird. Sie wird es tauſendmal „bereuen, wenn es nicht mehr Zeit ſeyn wird, „und wenn das Uebel nicht mehr wird geheilet „werden können; wenn es auch nur über das „Mißvergnügen wäre, welches ihr die nachtheiligen Urtheile verurſachen werden, die die

„meiſten davon fällen wer..." Denn man „pflegt ſich immer gern an die größten Leute zu „machen, vornehmlich wenn man einen ſcheinbaren Vorwand dazu zu haben glaubt. Es „giebt Leute, welche glauben, daß Sie einer „von denjenigen ſind, welche ihr dieſen Rath „gegeben haben, welches ich aber nicht glauben kann." Hr. A. unterſucht hierauf, was der Chriſtina zu dieſer auſſerordentlichen Aufführung mag Gelegenheit gegeben haben, und zeigt, daß ſie ganz und gar nicht dazu gezwungen worden, und daß ſie Zeitlebens hätte regiren können, ohne ſich zu vermählen.

Als Chriſtina die Krone niedergelegt hatte, ſo eilte ſie, Schweden zu verlaſſen, weil ſie befürchtete, man würde ſie da behalten wollen. Sie reiſete alſo ab, und kam den 10. Jul. *1654 nach Hamburg, von wannen ſie an den* König, ihren Nachfolger, ſchrieb. Unſer Verfaſſer verfolgt ſie auf ihrem Wege, und erzählet alles, was an jedem Ort, durch welchen ſie gereiſet, merkwürdiges mit ihr vorgefallen iſt. In Hamburg ließ ſie ſo viel Kaltſinn gegen die Grundſätze der Religion blicken, daß ſich das Gerücht ausbreitete, daß ſie die Religion ändern würde. Carl Guſtav ward dadurch ſehr beunruhiget, und der Schwediſche Reichsrath that deswegen der Königin Vorſtellungen, welche der König zu mildern ſuchte. Zu Münſter beſuchte ſie das Jeſuitercollegium und ward daſelbſt erkannt. Sie reiſete hernach incognito durch Holland und kam den 22. Auguſt nach Antwerpen, wo der Erzherzog Leopold und der Prinz von Conde ihren Beſuch bey ihr ablegten. Jedermann erſtaunte über die Kaltſinnigkeit, mit welcher ſie dieſen letztern empfing, und unſer Verfaſſer erzählet die Urſachen davon. Hr. Chanut, welcher damals als Franz. Miniſter im Haag war, begab ſich auch nach Antwerpen, ihr ſeine Aufwartung zu machen. Die Gerüchte, welche ſich wegen des Beſuchs, den dieſer Miniſter bey ihr ablegte, ausbreiteten, bewogen ihn, an ſie deswegen zu ſchreiben. Seine Briefe und die Antwort der Chriſtina darauf ſind in dieſen Nachrichten.

Damals begab ſich der Erzherzog Leopold zum 2ten mal nach Antwerpen, die Chriſtina nach Brüſſel einzuladen, wo alles zu ihrem Empfang bereit war. Sie hielt ihren öffentlichen Einzug in dieſe Stadt, wo ſie heimlich die proteſtantiſche Religion abſchwur, und die katholiſche annahm. Der Verfaſſer bemüht ſich, die Urſache dieſer Veränderung zu entdecken, und ſchreibt die Schuld auf den Pimentel, Bourdelot und die Jeſuiten. Er geſteht, daß die große Begierde der Chriſtina, welche ſie ſtets gezeiget hatte, nach Italien zu gehen und daſelbſt die ſchönen Denkmäler des Alterthums zu ſehen, auch etwas dazu beygetragen.

Baillet hat die Ehre dieſer vorgegebenen Religionsveränderung dem Deſcartes und Chanut zuſchreiben wollen: aber unſer Verfaſſer zeigt, daß ſie gar keinen Theil daran gehabt haben. Er ſchiebt alſo die Schuld auf den Jeſuiten Macedo, und nimmt dabey Gelegenheit, uns dieſen ehrwürdigen Pater kennen zu lernen, welcher indeſſen nicht der einzige war, der ſich rühmen konnte, dieſe Veränderung verurſachet zu haben. Die ehrwürdigen Patres Malines und Caſati hatten ſie ſchon zu dieſem Entſchluß gebracht, ehe ſie Schweden verließ; indem ſie deswegen dahin geſchicket worden. Der Cardinal Chigi, welcher hernach als Pabſt unter dem Namen Alexanders VII. bekannt war, wollte auch vorgeben, daß er großen Theil daran gehabt habe.

Das übrige folgt künftig.

Frankfurt und Leipzig.

Abhandlung von der Abtretung eines Reichslehns in dem Frieden mit auswärtigen Mächten, worinnen zugleich [illegible]

[illegible]

wieſen wird, daß die Herzogthümer Parma, Placenz und Guaſtalla, ohngeachtet der in dem Aachiſchen Frieden an den Durchl. Infant Don Philipp geſchehenen Abtretung annoch wirkliche Reichs Lehen ſind, von J. H. G. Juſti. 1751. Quart. 8 Bogen.

Der Hr. Profeſſor Juſti gedenket in der Vorrede dieſer Bogen, daß vor einiger Zeit in einer beſondern Schrift eben dieſe Materie ſey abgehandelt worden. Allein er glaubet, daß ſein Aufſatz dennoch nicht unnütze ſeyn wird, und dieſerwegen hat er ihn der Preſſe übergeben. In dem erſten Abſchnitte dieſer Ausarbeitung redet er von der Abtretung eines Reichslehns in dem Frieden mit auswärtigen Mächten überhaupt, und in dem zweyten erweiſet er, daß die Herzogthümer Parma, Placenz und Guaſtalla, ob ſie ſchon an den Don Philipp abgetreten wären, dennoch die Eigenſchaft von Reichslehen behalten hätte. Um zu zeigen, was bey Abtretung eines Reichslehns an eine auswärtige Macht den Rechten gemäß ſey, ſo ſuchet der Hr. Verfaſſer die Begriffe von einem Reichslehn, von einem Frieden mit auswärtigen Mächten, und von den verſchiedenen Fällen der Abtretung feſt zu ſetzen. Die Mitwirkung der Reichsſtände bey einem Frieden iſt überhaupt nothwendig. Hieraus ſchlieſſet der Hr. Verf. daß ſie um ſo viel nöthiger ſey, wenn ein Reichslehn einem andern durch den Frieden ſoll überlaſſen werden. Seine Meynung weiter zu beſtätigen, ſetzet er noch Erfahrungen hinzu. Die Einwilligung des Beſitzers eines ſolchen Lehns ſcheinet ihm nicht unumgänglich nothwendig zu ſeyn. In dem Verfolg wird dargethan, daß die Abtretung eines Lehns nicht jederzeit die Lehnsverbindlichkeit aufhebe. Der Beweis gründet ſich auf den Satz des Völkerrechts, wenn freyer Völker Handlungen zweifelhaft werden, ſo iſt der vorige Zuſtand der Dinge zu vermuthen, wenn er nicht den Bedingungen widerſpricht, über welche man einig geworden iſt. Hierzu kömmt noch ein anderer, nach welchem die Auslegung bey einem Zweifel wider denjenigen zu machen iſt, der Bedingungen verlangt hat. Wenn ein Reichsſtand ein bisher beſeſſenes Lehn abtritt, hält der Hr. Verfaſſer dafür, daß die Einwilligung des Kayſers und des Reichs nicht nöthig ſey. Die aus dem Longobardiſchen Lehnrechte gemachte Einwürfe werden aus dem Wege geräumet, und die angenommene Meynung gründet ſich darauf, daß den Reichsſtänden das Recht des Krieges und Friedens zukomme, und alſo auch die Abtretung eines Lehns, als eine Folge deſſelbigen. Die Lehnseigenſchaft aber bleibet, weil niemand mehr Recht dem andern geben kann, als er ſelbſt gehabt hat. Der andere Theil dieſer Schrift betrift die noch fortdaurende Lehnseigenſchaft der Herzogthümer Parma, Placenz und Guaſtalla. Er ſetzet die erſte Abhandlung voraus. Anfänglich unterſuchet der Herr Profeſſor die Päpſtlichen Rechtsgründe auf Parma und Placenz und beweiſet, daß ſie von je her unter der Oberherrſchaft des Deutſchen Reichs geſtanden haben. Er zeiget weiter, daß die an dem Aachener Frieden Theil nehmende Mächte nicht an dieſer Eigenſchaft haben zweifeln können. Dasjenige, welches in dem itzigen Jahrhundert mit dieſen Ländern vorgegangen iſt, giebt ihm den Stoff zu ſeinem Beweis. Die Lehnsbeſchaffenheit von Guaſtalla iſt ihm daher offenbar, weil die Herzoge die Lehnsempfängniß bey allen Fällen gehörig geſuchet haben. Und nun bemühet ſich der Hr. Verfaſſer ſeine Leſer zu überzeugen, daß dieſe Herzogthümer noch wirkliche Reichslehne ſind. Er führet das Stillſchweigen des 7. Art. des Aachiſchen Friedensſchluſſes für ſich an, beſonders aber die Verordnung deſſelbigen, daß dieſe Herzogthümer von dem Durchlaucht. Infanten Don Philipp und ſeinen aus rechtmäßiger Ehe erzeugten männlichen Nachkömmlingen ſollten beſeſſen werden. Aus dieſer Einſchränkung des Beſitzes folgert er, daß durch den Frieden die Eigenſchaft der Reichsmannlehn nicht iſt aufgehoben worden. Man findet auch hier einen Einwurf beantwortet, nach welchem es ſcheinet, als wenn dieſe Herzogthümer nicht bis zu dem Aachener Frieden Reichsmannlehne geweſen wären. Die noch fortdauernde Lehnseigenſchaft wird hierdurch noch mehr beſtärket, weil der Aachiſche Frieden den Weſtphäliſchen, die Quadrupelalliance und den Wieneriſchen Frieden zum Grunde leget. Und wenn auch dieſes nicht wäre, ſo wird behauptet, daß dieſe Tractaten dennoch würden gültig ſeyn, weil die vorigen Verträge ſo lange beſtünden, ſo lange es die neuern und übrigen Umſtände verſtatteten. Hierzu kömmt noch, daß ohne den Kayſer und das Reich das Obereigenthum nicht hat können weggegeben werden, dieſe aber haben mit dem Friedenswerke nichts zu thun gehabt. Zuletzt wird behauptet, daß die Römiſche Kayſerin dieſe drey Herzogthümer gültig ohne das Reich abgetreten habe, jedoch ſo, daß ſie Reichslehne verblieben.

Göttingen.

Die neue Königliche Societät der Wiſſenſchaften fähret unter der weiſen Aufſicht ihres berühmten Oberhaupts, des Herrn von Haller, in ihren gelehrten Bemühungen und Zuſammenkünften fleißig fort, und wird jährlich einen Band gelehrter Abhandlungen in derjenigen Sprache unter dem Titel *Commentarii* &c. herausgeben, von welcher man verlangen kann, daß ſie alle diejenigen verſtehen, für welche dieſe Sammlungen werden geſchrieben werden. Es ſind auch bereits drey Preiſe geſtiftet, welche die Königl. Societät für gelehrte Abhandlungen über die von ihr vorgelegten Fragen jährlich austheilen wird.

* * *

Commentatio de variis conſtituendi Feuda Advocatiæ modis & juribus præcipuis ex illis manantibus tum in Germania generatim tum in terris Brunsvico-Luneburgicis ſigillatim ex ipſis legibus, actis publicis & diplomatibus partim ineditis eruta a D. *Ludovico Martino Kahle*, Conſiliario aulæ Haſſo-Hanovienſis & adhuc in Academia Gottingenſi Juris & Philoſophiæ Profeſſore, jam ad munus Profeſſoris Juris Publici Hanoviæ obeundum evocato. Quart, 1 Alphab. 13 Bogen.

Gleich zu Anfang wird bemerket, wer Voigt ſey genennet worden, woher der Name Voigtland komme, welche das Amt eines Voigts verwaltet hätten, daß ſie entweder groſſe (majores) oder kleine (minores) geweſen wären, wie ſie ſonſt wären genennet worden, und was das Wort Advocatia bedeute. Hierauf träget der Hr. Verfaſſer den Urſprung der Voigteyen vor. Er ſaget, daß die Kirchen, Klöſter, Fürſtenthümer, Grafſchaften u. ſ. w. ehedem den Kayſern wären zuſtändig geweſen. Dieſen aber hätten ſie andere vorgeſetzet, unter welche er vornehmlich die Voigte in den Biſchofsthümern, Klöſtern und Städten rechnet. Die Kirchenvoigte ſind ſelbſt auf den Kirchenverſammlungen verordnet worden. So gewiß dieß iſt, ſo gewiß iſt es auch, daß verſchiedene Biſchöffe ſich in fürſtlichen Schutz begeben haben, und daß verſchiedene milde Stiftungen unter der Bedingung, den Layen die weltlichen Geſchäfte zu übertragen, geſchehen ſind. Auch haben die Fränkiſchen Könige den Kirchen anbefohlen, ihre Rechte und Güter durch Voigte vertheidigen und beſchützen zu laſſen. Obſchon nun die Biſchöffe nach der Landesherrſchaft trachteten, ſo haben ſie ſich doch anfänglich der weltlichen Dinge entſchlagen, und daher iſt es geſchehen, daß die Kayſer das Recht, einen

Voigt zu ſetzen, und andere Befugniſſe noch behauptet haben. So bald aber die Geiſtlichen reich geworden ſind, ſo bald haben ſie auch die Verminderung der Gewalt der Voigte zu ihrem Augenmerk gehabt, bis vornehmlich das ſo genannte groſſe Zwiſchenreich ſelbige wieder nothwendig gemacht hat. Der Verfolg dieſer Schrift leget uns eine Erklärung und die verſchiedene Arten der Schutzvoigteylehne vor Augen. Der Herr Verfaſſer lehret, daß diejenigen Rechtsgelehrten irren, welche glauben, daß auſſer dem Lehne, ſo einem Anwald gegeben wird, keine andere Schutzvoigteylehne ſind. Weiter wird gezeiget, daß man ſich zum Schutz auch ohne Lehn könne verbindlich machen. Dieſem folgen die Eigenſchaften des Schutzvoigteylehns. Da der Herr Hofr. unbeſtimmte Dienſte bey einem eigentlichen Lehne erfordert, ſo hält er das voigteyliche Lehn für ein uneigentliches. Ferner glaubet er, daß es bey einem Zweifel für ein Mannlehn und für erblich zu halten ſey. Weiter wird überhaupt gezeiget, wie dieſe Lehne entſtehen; ſodann wird von der Belehnung geredet, und von demjenigen, was dabey zu geſchehen pfleget. Die Kirchenvoigte ſind mit einer Fahne aber auch auf eine andere Weiſe belehnet worden, wie dieſes §. 7. zu leſen iſt. Nachdem dieſe Gebräuche ſind erzählet worden, ſo wird hauptſächlich unterſuchet, wer voigteyliche Lehne in Deutſchland geben könne? Ferner handelt der Hr. Verfaſſer von den geſetzlichen Voigten, von den aufgetragenen Schutzlehnen, von den gekauften und der Gültigkeit dieſes Kaufes. Nach dieſem aber träget er vor, wie durch Verpfändung ſolche Lehne erhalten werden. Weiter wird gelehret, wie bey Stiftungen der Kirchen und derſelbigen Begüterung die Voigteylichkeit iſt vorbehalten worden, und wie einige ſich ausbedungen haben, einen Mächtigen nach ihrem Gutbefinden zum Voigt zu beſtellen, oder einen Fürſten gebethen haben, dieſen oder jenen hierzu zu verordnen. In dem Verfolg wird gemeldet, daß es allmählich eine Gewohnheit, ſowohl in den Kirchen, als auch Reichsſtädten, geworden iſt, einen Voigt zu wählen, und es wird behauptet, daß die Biſchöfe Layen ohne Einwilligung des Pabſtes zu Lehnsvoigten machen können. Die Zweifel werden aus dem Wege geräumet, und nach dieſem erweiſet der Hr. Verfaſſer überhaupt, daß auch Weiber das Amt eines Voigts verſehen haben, welches der folgende §. der ſich mit der Erwerbung voigteylicher Lehne durch ein Teſtament und ohne daſſelbige beſchäftiget, noch deutlicher machet. Es gehöret dieß zur Ausnahme desjenigen, welches wir oben aus dieſer Abhandlung angeführet haben. Das vorige Mittel, dieſe Lehne zu erhalten, wird von einem andern, da man ſie durch Verjährung erwirbet, begleitet. Der Abſchnitt, welcher dieſem folget, betrifft die Afterbelehnung. Die Rechtsgelehrten beantworten nicht übereinſtimmig die Frage: Ob ſolche bey dem Schutzvoigteylehne ſtatt habe? Der Herr Verfaſſer erlaubet ſie unter gewiſſen Bedingungen. Da die Untervoigte vielen Kirchen beſchwerlich geworden ſind, ſo haben ſich einige hierwider in Sicherheit zu ſetzen geſuchet. Friedrich der Rothbart hat dergleichen Afterbelehnungen bey Verluſt des Lehns verbothen. In verſchiedenen Reichsſtädten ſind ſie noch gewöhnlich. Wir gehen zu dem folgenden §. Dieſer theilet die Voigteyen in die geiſtliche und weltliche. Es wird auch mit Urkunden erwieſen, wie viele Kirchen von den Voigteyen ſind befreyet worden, und andern aber thut der Hr. Verfaſſer dar, daß dieſe voigteyliche Lehne öfters ſind reſigniret worden. Und nun kömmt er auf die Rechte und Verbindlichkeiten eines Voigts überhaupt. Zuerſt wird davon überhaupt geredet. Wenn dieſe ſollen beſtimmet werden, ſo muß man nach der Wahrheit und nach dem Lehrſatze unſers Hrn. Verfaſſers auf die Verſchiedenheit dieſer

Lehne Acht haben. Dieſer allgemeinen Betrachtung wird eine andere, welche die geiſtliche voigteiliche Lehne zum Vorwurf hat, nachgeſetzet. Am Ende derſelbigen wird angemerket, daß die Braunſchweig Lüneburgiſche Herzoge die Schutzgerechtigkeit über die Klöſter entweder ſich vorbehalten hätten, oder ſolche ihren Bedienten gegeben hätten. Der eine der beyden lezten §§. gehet die voigteylichen Lehne in den Reichsſtädten an, der andere aber iſt den Pflichten dererjenigen gewidmet, welche von Voigten ſollen vertheidiget werden. Wir können überhaupt von dieſer Abhandlung ſagen, daß ſie mit vielem Fleiße ausgearbeitet iſt. Dieß aber verdient noch beſonders angemerkt zu werden, daß der Hr. von Münchhauſen zu Hannover, dieſer große Gönner und Beförderer der Gelehrten, dem Hrn. Verfaſſer Nachrichten zu dieſer Schrift mitgetheilet hat.

Erfurt.

Chriſtian Nicolaus Naumann von dem Erhabenen in den Sitten. 1751. Im Verlage Joh Heinr. Nonnens. In groß Octav, 6½ Bogen.

Hr. Naumann, welcher ſich ſchon durch viele witzige Schriften bekannt gemacht hat, betritt die Bahn des Longin, welcher von dem Erhabenen überhaupt geſchrieben hat. Rapin und Rollin haben etwas bey dem moraliſchen Erhabenen geſchrieben. Hr. N. geſteht, daß er dem lezten etwas zu danken habe, des erſtern Gedanken aber hat er ſeiner Abſicht nicht gemäß befunden. Er leitet das Erhabene in den Sitten aus dem Edelmuth her und betrachtet hernach ſeinen Gegenſtand in 22 Abſchnitten auf allen Seiten mit einer philoſophiſchen Stärke der Gedanken und in einer dieſer hohen Materie würdigen Schreibart. Dieſe Schrift iſt an ſeinen Freund, Hrn. Leßing, gerichtet, welchen er auch durchgehends mit ſehr freundſchaftlichen Ausdrücken anredet.

* * *

Hrn. Johann Gottlieb Ulbrich aus Budißin philoſophiſche Abhandlung von der Religion, herausgegeben von C. N. Naumann. 1751. Im Verlage Joh. Heinrich Nonnens. Groß Octav, 2½ Bogen.

Die genaue Erwägung des natürlichen Grundgeſetzes: Thu alles, was dich und andere vollkommen machet, hat den Hrn. Ulbrich auf dieſe Betrachtungen geleitet, in welchen er von der Güte und Wahrheit der natürlichen und geoffenbarten Religion philoſophiſch und in einer reinen und fließenden Schreibart handelt.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

38.

UT QUI FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 17. September, 1751.

Florenz.

Della Quadratura del Circolo, e del Doppiamento del Cubo, con la giunta di altri ſimili coſe, dimoſtrazioni Geometriche. D. D. D. alla Maeſtà della Santiſſima Regina Madre Vergine da *Filippo Carmagnani*, Dottore in Filoſofia e Medicina. In Firenze, 1751. Nella Stamperia di Pietro Gaetano Viviani. In 4. 12 Bogen, nebſt 8 Kupfern.

Aus dieſem Buche, welches der Verfaſſer in Lateiniſcher und Italiäniſcher Sprache geſchrieben, leuchtet nicht ſowohl ein großer Verſtand, als eine große Andacht, hervor, da er es der heil. Mutter Gottes zugeeignet hat, indem es von den ſchönſten Figuren, mit welchen Gott die erſchaffenen Dinge gezieret hat, nämlich von dem Zirkel und dem Viereck, handelt. Da auch der Hr. Carmagnani eben ſo beſcheiden, als andächtig, iſt, ſo verlangt er nicht, die beyden ſchwerſten Aufgaben vollkommen aufgelöſet, ſondern, wenn er ſie nicht aufgelöſet hat, doch den Weg denjenigen gebahnet zu haben, welche ihm folgen wollen. Er redet von ſeinem Werk in der Vorrede alſo: „Aber alles „andere beyſeite geſetzt, ſo wird es gut ſeyn, „daß ich etwas von der Ordnung ſage, welche „ich in den folgenden Demonſtrationen, in Anſehung der beyden Aufgaben, beobachten werde.

„Ich habe die Verwandlung des Zirkels in eine geradlinichte Figur durch drey Wege geſucht, und alſo 3 verſchiedene Demonſtrationen davon gegeben; denn die vierte iſt eben die dritte, und ich habe ſie nur um mehrerer Deutlichkeit willen davon abgeſondert. : : : Von der Deliſchen Aufgabe habe ich zuletzt nur eine kurze Demonſtration geben können. Dieſes wenige habe ich in meiner ſchwachen Einſicht zu Erleichterung der Auflöſung dieſer Aufgaben finden können.“ Alle Bemühungen ſind löblich, wenn man dadurch zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen ſucht, und von unſerm Verfaſſer wird man ſagen können,

Quod ſi non tenuit, magnis tamen excidit auſis.

Rom.

Die Schrift des Papſts von den Synoden iſt nunmehr unter der Preſſe, und man vernimmt, daß S. H. noch verſchiedene Capitel von der Einrichtung der Synoden der orientaliſchen Biſchöffe hinzugeſetzet haben.

Paris.

Am 25. Auguſt, als an dem Namenstage des Königs, hielt die Franzöſiſche Akademie eine öffentliche Verſamlung, in welcher der von dem Hrn. Balzac geſtiftete Preiß der Beredſamkeit dem Hrn. Soret, und der durch den Hrn. von Clermont Tonnerre, Biſchoffen und Grafen von Noyon, geſtiftete Preiß der Poeſie dem jungen Ritter von Loures in Montpellier zugeſprochen ward. Der Hr. von Marivaux las hierauf einzelne Betrachtungen über die Römer und alten Perſer. Der Abt von Bernis machte den Beſchluß durch Ableſung eines Briefes in Verſen an den Herrn von Fontenelle.

Beſchluß von den *Memoires de Chriſtine*, R. d. S.

Während des Aufenthalts der Chriſtina in Brüſſel verſchafte man ihr alle Arten der Ergötzlichkeit. Die nächſten bey der Stadt befindlichen Gelehrten kamen und bezeigten ihr ihre Ehrfurcht. Sie lud den Menage ein, ſie zu beſuchen, und ſagte, ſie ſey ihm doch den größten Theil des Weges entgegen gekommen: aber er entſchuldigte ſich. Es breiteten ſich hierauf verſchiedene der Chriſtina nachtheilige Gerüchte aus. Der Verf. ſchreibt großen Theils dieſe Gerüchte der freyen Gemüthsart dieſer Prinzeßin zu, welche ſich wenig mit dem Spaniſchen hochtrabend ernſthaftigen Weſen reimte. Dieſe Gerüchte kamen gar bald nach Schweden, und dieſelbe zu vernichten, ſchrieb ſie zwey Briefe an den König Carl Guſtav, welche der Verfaſſer in ſeinen Nachrichten mittheilet und einen andern Brief an den Grafen Peter Brahe beyfüget. In dieſem 1655. Jahre, als Chriſtina in Brüſſel war, ſtarb die verwittwete Königin, ihre Mutter, und der Kanzler Oxenſtierna faſt zu eben derſelben Zeit. Hr. A. erzählet einige Umſtände von dem Leben und Umſtänden dieſes großen Mannes, welcher von einem ſo glücklichen Temperament war, daß er, ob er gleich mit einer Menge der wichtigſten Geſchäfte überhäuft war, dennoch ruhig einſchlief, ſo bald er ſich zu Bette geleget hatte, und ſo lange ſchlief, bis er befohlen hatte, daß man ihn aufwecken ſollte, daß er wieder an ſeine Geſchäfte gehen könnte. Er wiederholte es in ſeinen letzten Augenblicken gegen diejenigen, welche um ihn waren, daß er der Königin geſchrieben hätte, ſie würde das bereuen, was ſie thäte, und unſer Verfaſſer erzählet bey dieſer Gelegenheit die Muthmaßungen, welche man von der Reue dieſer Prinzeßin gehabt hat.

Sie reiſete von Brüſſel ab, nachdem ſie den Erzherzog beſchenket hatte, und kam durch

Engl.

Augsburg nach Inſpruck, wo ſie öffentlich die katholiſche Religion ausübete. Sie blieb acht Tage in dieſer letztern Stadt, und ehe ſie von da wegreiſete, ſchrieb ſie an Carl Guſtav einen Brief, worinne ſie ihm ihre Religionsveränderung meldete, und einen andern an den Pabſt Alexander VII. Von Inſpruck nahm ſie ihren Weg durch Trient und Mayland in den Kirchenſtaat, und kam endlich nach Rom, wo ſie einen öffentlichen Einzug hielt. Der Verfaſſer beſchreibt die dabey beobachteten Ceremonien. Chriſtina war nicht lange in Rom, als ſie ſchon die berühmteſten Kirchen und Klöſter beſuchte, und richtete bey ſich eine Akademie auf. Man findet in dieſen Nachrichten das Verzeichniß derjenigen, welche Mitglieder dieſer Akademie waren. Die Meynungen der Proteſtanten von der Religionsveränderung der Chriſtina waren von den Meynungen der Katholiken über dieſelbe ziemlich unterſchieden. Hr. A. führet einige Exempel davon an. Man hatte den alten Lehrmeiſter der Chriſtina, den Biſchoff Matthiä, im Verdacht, an dieſer Religionsveränderung Theil gehabt zu haben, und er ward deswegen abgeſetzt. Er ſchrieb deswegen an ſie einen Brief, welchen der Verf. aus dem Lateiniſchen überſetzt mittheilet. Damit man aber nicht glauben möchte, ſie habe die Religion ihrer Väter ohne Ueberlegung verlaſſen, ſo machte man die Bewegungsgründe bekannt, welche ſie bewogen hatten, die katholiſche Religion anzunehmen. Auf dieſe Schrift, welche zu Inſpruck unterſchrieben war, folgt eine andere, welche in Italien heraus kam.

Carl Guſtav hatte damals Krieg in Pohlen. Dieſes beunruhigte den Pabſt ſo ſehr, daß er bey Gelegenheit der Siege dieſes Königs einen Hirtenbrief ausgeben ließ, worüber ſich aber der König luſtig machte. Chriſtina beluſtigte ſich zu Rom. „Bey dieſer Gelegenheit, ſagt Hr. A. zeigte Chriſtina, daß ſie in „den Geſchichten, in den Alterthümern und in „den Sprachen eben ſo gelehrt, als glücklich in „artigen Scherzen und in geſchwinden und aufgeweckten Antworten war. Gleich in den „erſten Tagen, ſagt der Hr. Chevreau, da „Chriſtina in Rom war, gab ihr Alexander „der VII. einige Cardinäle, welche ſie begleiten und an alle Oerter führen mußten, welche „wegen ihrer Gemälde und Bildſäulen berühmt „ſind. Unter dieſen letztern ſahe ſie eine von „dem Ritter Bernini, welche die Wahrheit „vorſtellte. Sie lobte ſie ſehr und rufte drey „bis viermal aus: O la bella coſa! Ein Cardinal, welcher vielleicht ein witziger Kopf ſeyn „wollte, und kein Feind von Allegorien und Zweydeutigkeiten zu ſeyn ſchien, nahm daher auch „Gelegenheit, auszuruffen: **O Madame!** „**Gottlob, daß Ihro Majeſtät die** „**Wahrheit lieben, welche Perſonen von** „**Ihrer Geburt nicht leiden können. Ich** „**glaube es wohl,** antwortete die Königin „den Augenblick, **die Wahrheiten ſind nicht** „**alle von Marmor.** Hr. Wagenſeil erzählt, nach dem Berichte eines glaubwürdigen „Mannes, daß Chriſtina in der Meſſe ſich „nicht gar andächtig bezeiget, ſondern während „des Gottesdienſtes mit den Cardinälen geplaudert und ſo gar ganz ausgelaſſen gelacht. Als der Pabſt dieſes einmal gemerket, gab er ihr einen Roſenkranz, und ſagte, „ſie ſollte ſich deſſelben bey ihren Gebethen bedienen. Die Königin, welche wohl verſtund, „was der Pabſt dadurch ſagen wollte, ſagte im „Herausgehen: Non voglio eſſere Catholica da Bachettone. D. i. **Ich will nicht** „**an dem Roſenkranze katholiſch ſeyn.** „Unter den kleinen Begebenheiten, welche uns „die Schriftſteller derſelben Zeit hinterlaſſen „haben, findet man eine von dem Cardinal Colonna, welcher den ſeltſamen Einfall gehabt, „ſich in die Chriſtina zu verlieben. Dieſe ſeine Aufführung mag eben ſo lächerlich, als ſeinem Character unanſtändig, geweſen ſeyn.

„Der Papſt, welcher davon Nachricht bekam, befahl ihm, ſich aus Rom zu begeben, und ſagte, die Königin wäre nicht dahin gekommen, daß man ihr Aergerniß geben ſollte.„

Man findet in den geheimen Nachrichten derſelben Zeit, daß die vornehmſten Familien in Rom ſehr übel mit der Chriſtina zufrieden waren, und daß ihr gedrohet ward, es würde ihr ſehr ſchlecht begegnet werden, wenn ſie auf ihrem ſtolzen und hochmüthigen Weſen beſtünde. Sie bezeigte darüber ihre Empfindlichkeit in einer öffentlichen Erklärungen, welche der Verfaſſer mittheilet. Sie ward eben damals krank, weil ſie, wie man ſagt, zu viel Obſt gegeſſen hatte: aber der Kummer, welchen ſie in Rom ausſtund, trug vielleicht unter allem am meiſten dazu bey. Eine anſteckende Krankheit, welche ſich damals in Rom äuſerte, diente ihr zum Vorwand, weg und nach Frankreich zu gehen. Ehe Chriſtina abreiſete, ſchrieb ſie einen ſehr zärtlichen Brief an die ſchöne Gräfin Ebba Sparre, welche ſie nicht auf ihren Reiſen hatte begleiten wollen, und verſprach dem Papſt, wieder nach Rom zu kommen. Sie that die Reiſe zur See und landete zu Marſeille an, wohin der Herzog von Guiſe von dem Hofe war geſchickt worden, ſie zu empfangen. Von Marſeille nahm ſie ihren Weg durch Aix, und begab ſich nach Fontainebleau. Mademoiſelle von Montpenſier kam ihr bey dieſem Schloſſe entgegen, und empfing ſie. Der Verfaſſer beſchreibt dieſe Zuſammenkunft. Chriſtina hielt hierauf ihren öffentlichen Einzug in Paris, welchen der Verfaſſer genau beſchreibt, und ward von der Franzöſiſchen Akademie bewillkommet, welcher ſie ſchon zur Zeit ihrer Regierung Zeichen ihrer Achtung gegeben, indem ſie derſelben ihr Bildniß geſchickt hatte. Nachdem ſie einige Kirchen daſelbſt beſucht und das Abendmahl aus den Händen des Biſchoffs von Bourges empfangen hatte, ging ſie zu dem Könige nach Compiegne. Der Verfaſſer erzählet in ſeinen Nachrichten, mit beygefügten Anmerkungen, das, was Madem. von Montpenſier und Madame von Motteville von dem Aufenthalt der Chriſtina zu Compiegne und zu Fayet geſchrieben haben. Er ſetzt vornehmlich den Bildniſſen, welche dieſe beyden Damen von der Chriſtina entworfen haben, drey andere Bildniſſe entgegen, wovon das erſte das Bildniß des Herzogs von Guiſe iſt.

Während der kurzen Zeit, da ſie ſich zu Paris aufhielt, verrichtete der Hr. Menage das Amt eines allgemeinen Einführers, und er ermangelte, nach ſeiner eigenen Erzählung, niemals, „ihr die Namen derer vornehmſten Perſonen zu nennen, welche ihre Aufwartung bey dieſer Königin machten, und etwas von dem Verdienſt der Perſonen, welche ich kannte, zu erwähnen; indem ich ſagte: Das iſt der und der Präſident, der und der Rath ꝛc. Leute von Verdienſten. Nun weis ich nicht, ob ſie dachte, ich ſagte ihr nicht allemal die Wahrheit, oder ob ſie merkte, daß ich nothwendig oft lügen müßte, da ich ihr ſo viel gutes von allen dieſen Herren ſagte. Aber ich hörte, daß ſie mit einer verdrießlichen Miene ſagte: Der Hr. Menage da kennet die Leute von Verdienſten ſehr gut.„

Endlich verließ Chriſtina Frankreich und begab ſich nach Turin, wo ſie mit großen Ehrenbezeigungen empfangen ward. Sie ging hierauf nach Venedig und hielt ſich in einigen Städten des Kirchenſtaats auf, die meiſte Zeit über aber zu Peſaro, bis die anſteckende Krankheit zu Rom aufgehöret hatte. Sie ſchrieb von da aus zum letzten mal an die ſchöne Sparre, welche kurz darauf ſtarb. Der Verfaſſer fügt einen Lobſpruch dieſer Gräfin bey, und beſchließt damit den erſten Band ſeiner Nachrichten.

Königsberg.

Am verwichenen 18. Jan. beging die hieſige hohe Schule das funfzigjährige Andenken der Preußiſchen Krönung. Der Hr. Viceconſiſtorialpräſident, D. Kowalewsky, führte den Hrn. George Philipp Heſſe auf den Katheder. Derſelbe zeigte in einer Lateiniſchen Rede, wie unter der glorwürdigen Regierung der allerdurchlauchtigſten Könige die Ordnung und Glückſeligkeit in Preußen geblühet haben. Der ordentliche Profeſſor der Poeſie, Hr. Joh. George Bock, führte in einer gebundenen Ode Preußens Krone redend ein.

Den 24. Jan. als an dem Geburtsfeſt Sr. Maj. des Königs, führte gleichfalls der Herr D. Kowalewsky den Hrn. Heinrich Eggard von Woedike, einen Pommeriſchen von Adel, auf den Katheder, welcher in einer Lateiniſchen Rede die ruhmwürdigſten Bemühungen Sr. Königl. Maj. womit Dieſelben in dem vorhergehenden halben Jahre die Wohlfahrt Ihrer Länder und Völker zu befördern geſucht, vorſtellte. Es ward dabey abermals eine Ode des Hrn. Profeſſor Bock ausgetheilet, in welcher er die beförderte Rechts- und Gerichtsverbeſſerung als ein Königliches Geſchäfte der Regenten rühmet.

Leipzig.

Oeconomiſch-phyſicaliſche Abhandlungen. Erſter Theil. Verlegts Carl Ludwig Jacobi. 1751. In Oct. 16. Bog.

Die öconomiſchen Nachrichten, welche ein groſſer Wirthſchaftsverſtändiger von Adel auf dem Lande ohnweit Leipzig, in Wendleriſchem Verlag in Leipzig, ſeit einiger Zeit heraus giebt, haben ſo groſſen Beyfall gefunden, daß man ſich von gegenwärtiger Sammlung, wovon er gleichfalls Herausgeber iſt, nichts geringers zu verſprechen hat. Es ſind aber dieſe Sammlungen daher entſtanden, daß man (vermuthlich nur die Pächter und Verwalter) in den öconomiſchen Nachrichten nicht mehr ſo viel Phyſikaliſches hat leſen wollen. Weil nun aber verſchiedene ſolche Abhandlungen eingelaufen, ſo wird ſie der Hr. Herausgeber von Meſſe zu Meſſe ſammlen und beſonders heraus geben.

Die in dieſem erſten Theile befindlichen Abhandlungen ſind folgende. I. Der Bau der Pflanzen aus ihrem Wachsthum erläutert, von Georg Friedrich Möller. Hr. Möller, welcher ſich in ſeiner gelehrten und öconomiſchen Einſamkeit zu Soran beſonders auf die Kenntniß des Pflanzenreichs legt, hat in dieſer Abhandlung Fleiß und Nachdenken glücklich verbunden. In dem Vorberichte an die gelehrten Landwirthe meldet er dieſen, was eigentlich ſein Vorhaben ſey. Da er nämlich befunden, daß viele und geſchickte Naturforſcher bisher nur den innern Bau der Pflanzen fleißig, und ſogar mit Hülfe der beſten Vergröſſerungsgläſer, betrachtet, ſo hat er ſich bemühet, durch Beobachtungen die Pflanzen in ihrem Wachsthum von dem Einfachſten bis auf das Zuſammengeſetzteſte zu verfolgen und ſo, von der Hand der Natur geleitet, von der Zuſammenſetzung auf das Zuſammengeſetzte zu ſchlieſſen. So löblich dieſes Unternehmen iſt, ſo wird Hr. M. doch wohl zugeben, daß er dieſen Einfall nicht zuerſt gehabt. Denn wem ſind wohl die mit dem Wachsthum der Pflanzen angeſtellten Verſuche eines Valiſneri, eines Malpighi, eines Hales, des Vallemont nicht zu gedenken, unbekannt? Indeſſen wird doch kein unpartheyiſcher Kenner die Bemühungen des Herrn Verfaſſers für überflüßig halten. Seine Abhandlung beſtehet aus 13 Abſchnitten und 12 Erfahrungen. Der erſte Abſchnitt handelt von den Saftröhren. Die 1. Erfahrung zeigt die Aehnlichkeit der Augen mit den

Zwiebeln. Die 2. Erfahrung lehret, wie die neuen Saftröhren an dem Fuß der alten entſtehen. Die 3. Erfahrung beweiſet, daß die neuen Saftröhren nothwendig von unten in die Höhe wachſen müſſen. Der zweyte Abſchnitt handelt von der Länge der Saftröhren. Aus der 4. Erfahrung ſchließt der Hr. Verfaſſer, daß die Saftröhren nicht durch das ganze Reiß in einem Stücke fortgehen, ſondern aus Theilen beſtehen. Aus der 5. Erfahrung zeigt er, daß jedes Glied am Reiſe aus einem beſondern Auge beſtehe, und aus der 6. daß jedes Glied ſeine eigenen Saftröhren haben müſſe. Der dritte Abſchnitt handelt von den Augen, der vierte von dem Urſprung der Saftröhren und der fünfte von den Luftröhren. Die 7. Erfahrung zeigt die Durchlöcherung im Holze. Der ſechſte Abſchnitt handelt von den Ringen im Holze. Die 8. Erfahrung beſtärket die Urſache, woher die Ringe im Holze entſtehen. In der erſten Hälfte des Sommers iſt die Wärme ſtark und die Säfte können frey in die durch die Wärme erweiterten Saftröhren dringen. Wenn es aber gegen den Herbſt kömmt, ſo dehnt die geringſte Wärme die Saftröhren nicht mehr ſo aus. Der Umfang alſo, welcher in dieſer Jahrzeit entſteht, wird dichter, und daher entſteht der Ring, welcher in jedem Jahre entſteht. Je älter der Baum wird, je härter wird die Rinde, und je weniger giebt ſie der Ausdehnung der Saftröhren durch die Wärme nach. Daher kömmt es, daß die äußern Ringe immer enger beyſammen ſind, als die innern. Bey den Fichten hat der Hr. Verfaſſer bemerket, daß der äußere Theil des Ringes ganz kühnicht iſt, der innere aber nicht alſo. Dieſes kömmt daher, daß, weil die Saftröhren daſelbſt enger ſind, zwar die wäſſerichten Säfte durchdringen, die klebrichten aber darinne ſtecken bleiben. Der ſiebente Abſchnitt handelt von dem Gange des Safts. Aus der 9. Erfahrung beweiſet der Hr. Verfaſſer, daß der Saft auch durch das Holz in die Höhe ſteige; welches auch ohne Erfahrung leicht zu begreifen iſt. Der achte Abſchnitt handelt von den Blättern und der neunte von den Früchten. Aus der 10. Erfahrung ſchließt er auf den Urſprung der Früchte. Der zehnte Abſchnitt handelt von dem Samen. Die 11. Erfahrung zeigt, wie das Samenkorn entſtehet. Der eilfte Abſchnitt handelt von dem Ausarten der Samenkörner, und der zwölfte von den Wurzeln. Die 12. Erfahrung erkläret das Wachsthum der Wurzeln. Endlich der dreyzehnte Abſchnitt handelt von dem ſenkrechten Wachsthum der Keime und Wurzeln nach entgegen geſetzten Richtungen. In dem Beſchluß verſpricht der Hr. Verfaſſer künftig noch von der Rinde und den Blüthen zu handeln, und entſchuldiget ſich, daß er ſeine Abhandlung nicht mit gelehrten Citationen ausſtaffiret, ſondern bloß ſeiner Erfahrung gefolget hat. Er bittet diejenigen, welche ihn etwan möchten widerlegen wollen, ihn nicht mit fremden, ſondern mit eigenen Waffen, anzugreifen.

II. Betrachtungen der Stachel- oder Waſſernüſſe, mit Anmerkungen erläutert. Die Stachelnußpflanze (Tribulus) wird hier ausführlich phyſikaliſch und ökonomiſch beſchrieben und zugleich von ihrer Wartung, ihrem Nutzen und Schaden Meldung gethan. Unter andern findet man hier eine Nachricht, wie man Mehl zum Kochen aus dieſen Nüſſen machen kann. In den Teichen ſollen dieſe Pflanzen wegen der Fiſcherey ſchädlich ſeyn, weil ſie das bequeme Fiſchen verhindern. Hingegen wird ihr Nutzen in ganz ſtillen ſtehenden Waſſern gerühmet.

III. Beweis, daß das dünne und tiefe Säen zur Vermehrung der Feldfrüchte nichts beytrage, von **George Friedr. Möller**. Hr.

Möller widerſetzt ſich hier den itzt ſo berühmten Ackerbauregeln, und zwar, wie es uns ſcheinet, nicht allemal mit Grund. Offenbare Erfahrungen kann man doch ehrlichen Leuten nicht gleich in das Geſicht hinein läugnen. Der Satz iſt gar nicht allgemein, daß, je mehr ſich das Korn beſtocket, deſto kleinere Aehren und weniger Körner werden. Wir dürfen nicht weit gehen, wenn wir ſehen wollen, daß die Aehren auf lauter einzelnen Halmen, wie ſie Hr. M. haben will, ſo dürftig und körnerarm ſind, daß es ein Elend anzuſehen iſt. Seine Berechnung des Unterſchieds des Nutzens bey dem dünnen und dichten Säen ſind wir entweder zu ſchwach, zu begreifen, oder ihr Grund iſt nicht richtig. Uns kömmt nichts leichter zu begreifen vor, als daß, wenn ein gewiſſes Stück Land mehr bringt, der Nutzen davon gröſſer iſt, als wenn es weniger bringt, zumal wenn noch dazu im erſten Falle die Ausſaat geringer und im letzten ſtärker geweſen iſt; und eben aus dem letztern will der Hr. Verfaſſer das Gegentheil beweiſen, welches vielleicht nicht uns allein unbegreiflich vorkommen wird. Was das tiefe Säen anlangt, ſo hat er hier ohne Zweifel meiſtentheils recht, wenn er behauptet, daß dieſes nichts taugt. Aber ſo viel wir wiſſen, ſo iſt ja bey unſern neuen Ackerbauverbeſſerern nicht eben von dem tiefen Säen, ſondern von dem tiefen Pflügen, die Rede, damit die Feuchtigkeit und die Wurzeln recht frey in das lockere Erdreich dringen, ſich darinne ausbreiten und die letztern von allen Seiten her viel Nahrungsſaft einziehen können. Die von dem Hrn. Verfaſſer angeführte lange Erfahrung eines Hälliſchen Landwirths vom dünnen Säen verdienet alle Aufmerkſamkeit. Es iſt daher merkwürdig, daß nur Hr. Möller, und nicht dieſer erfahrne Landwirth ſelbſt, eingeſehen, daß er Schaden davon gehabt hat.

IV. Anleitung, wie an dem Steigen und Fallen des Thermometri Florentini die Beſtändigkeit oder Unbeſtändigkeit des Wetters einigermaßen abgenommen und vorher verkündiget werden könne; nebſt Anmerkungen von beſſerer Einrichtung dieſes Inſtruments. Den Naturforſchenden zur fernern Unterſuchung, Landwirthen aber zum vortheilhaftigen Gebrauch, zumal beym Ackerbau, ertheilet, von Johann Gottfried Orth, Pfarrer in Kraftsdorf. Hr. Orth iſt ein fleißiger Wetterbeobachter, wie deſſen Schrift von den Perioden der Witterung und der Vorherſagung derſelben ſattſam zeiget. Wir hätten uns alſo was beſſers von ſeiner vieljährigen Erfahrung vermuthet, als wir hier gefunden. Anfänglich trägt er die Carteſianiſche längſt aus der Mode gekommene Theorie der Wärme und Kälte vor, ohne etwas von den neuern viel beſſern Theorien zu gedenken, weil ſie ihm vielleicht nicht bekannt ſeyn mögen. Auch ſcheinet er nichts von dem Reaumuriſchen, Deliſliſchen und andern neuern Thermometern zu wiſſen. Er zeigt hierauf die bekannten Fehler der gemeinen Thermometer an, und bleibt alles das übrige und vornehmſte ſchuldig, was der Titel ſeiner Abhandlung verſpricht. Vielleicht wird es in dem künftigen Theile kommen.

Halle.

Den 6. dieſes Monats hat der Hr. Prof. Joh. Philipp Carrach, mit dem Reſpondenten, Hrn. Roth, aus Halle, ſeine zweyte juriſtiſche Diſputation gehalten. Sie handelt de Foro Continentiae cauſarum ex Connexitate, ad L. 10 de Iudiciis. In der erſten Diſputation hat der gelehrte Hr. Verfaſſer von der Continentia cauſarum ex Identitate gehandelt; hier handelt er nun von der Conn.

cauſ ex Connexitate. Die Connexitas ſetzt mehrere von einander unterſchiedene Rechtshändel voraus, welche aber ohne einander nicht abgethan werden können. Dieſes geſchiehet entweder, wenn ein Gericht das andere vorbereitet, oder wenn das eine etwas thut, das dem andern ſehr nachtheilig iſt.

Auſſer verſchiedenen Glückwünſchen an den Reſpondenten iſt auch einer an den Präſes beygefügt, welcher den in den Rechten und Geſchichten ſehr erfahrnen Hrn. Profeſſor **O. L. von Eichmann** zum Verfaſſer hat. Er beweiſet darinnen aus Urkunden vom 14. und 15. Jahrhundert, daß damals die itzige Mittelmark die Neumark genennet worden. Da hernach das Land jenſeit der Oder unter Brandenburgiſche Herrſchaft gekommen, ſo hat dieſes den Namen Neumark erhalten, und die ehmalige Neumark iſt hernach die Mittelmark genennet worden, weil ſie zwiſchen der Alten- und Neumark liegt.

Erfurt.

Am verwichenen 22. Aug. ſtarb allhier der Ehrwürdige Pater, Hr. **Andreas Gordon**, im 39ſten Jahre ſeines Alters. Er wird billig von allen Kennern und Verehrern der Wiſſenſchaften bedauert, und am meiſten ſollten ihn diejenigen von ſeinen Deutſchen Glaubensbrüdern bedauern, an deren Vernunft, wir möchten faſt ſagen, Menſchlichkeit, er am meiſten, wiewohl für lauter Undank und Verfolgung, gearbeitet hat. Man kennt den Schwarm derjenigen Deutſchen Stare ſchon, welche nicht nur ſelbſt von den Italiäniſchen Gelehrten in den mittlern Jahrhunderten nicht unterſchieden ſind, ſondern auch alle mögliche Sorgfalt anwenden, dieſe ſo bequeme und einträgliche Finſterniß in ihren Orden immer mehr auszubreiten und beſtändig beyzubehalten. Des Hrn. Gordons phyſikaliſche Schriften, beſonders ſeine erſt kürzlich herausgegebene Naturlehre, ſind bekannt, und werden hoffentlich den Zweck nicht ganz verfehlen, welchen ſich ihr Verfaſſer dabey vorgeſetzet hatte.

Der Hr. **Leocallier** hat ſeine Ueberſetzung der *Oeconomy of human life* unter eben dem Titel: *Bramine inſpiré*, im Verlag des hieſigen Buchhändlers Bourdeaux, welcher dieſe Ueberſetzung dem Fräulein von Jennings, Staatsdame der Prinzeſsin Caroline von Oranien zugeſchrieben, noch einmal drucken laſſen, und ſeinen Namen vorgeſetzt. Der Vorbericht klingt etwas beſcheidener, als der im vorigen Stück angezeigte, welchen ein gewiſſer **Bathyll** gemacht hat, der ſich dieſe Ueberſetzung zugeeignet und für die ſeinige ausgegeben. Indeſſen muß der wirkliche Ueberſetzer mit dem Virgil ſeufzen:

> Hos ego verſiculos feci, tulit alter honores.
> Sic vos non vobis &c.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

UT QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 24. September, 1751.

Berlin.

Es iſt aus dieſen Blättern und aus verſchiedenen andern monatlichen und wöchentlichen Schriften bereits bekannt, daß der Hr. Abt de la Caille, Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, von ſeinem Könige ſchon zu Ausgang vorigen Jahres auf das Vorgebirge der guten Hoffnung geſchickt worden, um ein Jahr hindurch wegen der Parallaxe des Mondes, im Sept und October aber wegen des Mars, und im Octobr. und Nov. wegen der Venus, mit den Aſtronomen in Europa übereinſtimmende Beobachtungen zu halten. Auſſer den Circularſchreiben des Hrn. de l'Iſle, welche ebenfalls in allen angezogenen Blättern bekannt gemacht worden, hat jeztgedachter Gelehrte annoch vier Briefe, ſo dieſe Materie betreffen, an den P. Berthier in Paris auf 68. in S. 12. mit 2 Kupfertafeln drucken laſſen, deren zwey erſte er bereits im April, die zwey lezteren aber erſt im Auguſt nach Deutſchland geſchickt. Bey dieſen leztern iſt ein Schema von der Bahn des Mars, vom Sommer bis zum Winterſolſtitio dieſes Jahres, worauf aus Flamſteeds Catalogo diejenigen Fixſterne mit groſſer Sorgfalt entworfen ſind, mit welchen Mars dieſe Zeit über verglichen werden ſoll. Da eben im Sept. Oct. und Nov. noch die Zeit trift, in welcher dieſe übereinſtimmende Beobachtungen von ungemeinem Nutzen ſeyn können, ſo werden die Aſtronomen

nomen ihren Fleiß verdoppeln, und um des gemeinen Nutzens willen ihre Beobachtungen der Kön. Akad. der Wiſſ. in Paris mittheilen. Die Sterne, auf welche vornehmlich die Beobachtungen zu richten ſind, ſind aus Beyers Tab. 33, oder der Fiſche, die zwey unterſten Sterne des Trapezii, welches zwiſchen dem 22ſten und 25ſten Grad der Fiſche, in der ſüdlichen Breite von 2 bis 6 Grad unter dem ſüdlichen Fiſche befindlich. Auf der vorhergehenden Tafel des Waſſermanns und der folgenden des Wallfiſches, iſt eben dieſes Trapezium ſehr deutlich zu erkennen. Hevel hat ſolche Tab. M m, N n. O o. zum Schwanz des Wallfiſches gebracht, und heißen ſie in quadrato caudæ inferiorum præcedens, & ſequens, ſuperiorum præcedens & ſequens. In den ſechs Doppelmayeriſchen Charten ſind es k. l. m. n. auch ſind ſie in den vier hemiſphæriis angedeutet. Die drey Sterne ψ (b. c. d. des Waſſermanns in den ſechs Doppelmayeriſchen Charten,) ſind eben die, mit welchen bereits vor 79 Jahren (1672 im Sept.) Mars zu gleicher Zeit in Frankreich und Cayenne verglichen worden. Vom 22. Sept. bis 8. Oct. weicht Mars nicht viel vom Parallel des Waſſermanns (X Doppelm.) Dieſer geht den 22. Septemb. um 49 Min. und den 8 Oct. um 36 Minuten vor dem Mars durch die Verticalzirkel oder durch den Mittagszirkel. Endlich meldet Herr de la Caille, daß drey Tage vor, und drey Tage nach dem 10. Octob. Mars auf ſieben Minuten bey dem Parallelo x des Waſſermanns (a Doppelm.) bleibe. Es iſt ein Stern ſechſter Größe, der den erſten Octobr. 16 Zeitminuten vor dem Mars durchgehet. Dieſes alles ſoll hoffentlich die Aſtronomen ermuntern, mit allem nur möglichen Fleiße die Unterſchiede der Durchgänge und Rectaſcenſionen des Mars, und beſagter Sterne, zu beobachten, wovon in den bereits Deutſch herausgegebenen Briefen des Hrn. de l'Iſle genugſame Anweiſung zu finden iſt.

Bordeaux.

Die hieſige Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte hat folgende Einladungsſchrift unterm 25. Auguſt dieſes Jahres bekañt gemacht.

Die Akademie der freyen Künſte, Wiſſenſchaften und Künſte zu Bordeaux theilt jährlich einen von dem verſtorbenen Herzog de la Force geſtifteten Preiß für die Ausführung einer phyſikaliſchen Materie aus, welcher in einer goldenen Schaumünze, 300 Livres am Werth, beſtehet. Der 1749 ausgeſetzte Preiß über **die Natur und Bildung des Hagels** iſt einer Abhandlung zuerkannt worden, deren Deviſe iſt: Vtque ferunt imbres gelidis concreſcere ventis, &c. Der Verfaſſer wird gebethen, ſich zu melden. Hr. Boiſſier, D. S. Mitglied der Königlichen Geſellſchaften zu Upſal, Stockholm und London, hat den Preiß über die andere in eben demſelben Jahre vorgelegte Frage erhalten, nämlich: **Ob es Arzneymittel gebe, welche in gewiſſe Theile des menſchlichen Körpers mehr wirken, als in andere, und was die Urſache hiervon iſt?** Die Akademie hat ſchon zur Erhaltung des Preiſes auf das 1752 Jahr aufgegeben, zu unterſuchen, **was die Körner in den Getreydeähren verderbe und ſie ſchwarz mache, und Mittel dawider anzugeben.** Zu Erhaltung des Preiſes von 1753 legt ſie die Frage vor, **wie die Luft, nach ihren verſchiedenen Eigenſchaften, auf den menſchlichen Körper wirke?** Die Abhandlungen über die letzte Materie werden nicht länger, als bis zum 1. May 1753 angenommen. Sie können in Franzöſiſcher oder Lateiniſcher Sprache abgefaſſet ſeyn. Man bittet, ſie recht leſerlich zu ſchreiben. Zu Ende der Abhandlung muß man einen Denkſpruch hinſetzen, und derſelben einen abgeſonderten und verſiegelten Zettel beyfügen, worinnen eben dieſer Denkſpruch, nebſt dem Namen, Aufenthalt und Stande des Verfaſſers geſchrieben ſtehet. Die Packete müſſen poſtfrey an den Hrn. Präſidenten Barbot, Secretär der Akademie, *sur les Fossés du Chapeau rouge*, oder an den Hrn. Brun, aggregirten Buchdrucker gedachter Akademie, *Rue St. James*, eingeſchickt werden.

Toulouſe.

Die hieſige Königliche Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte hat folgende Einladungsſchrift bekannt gemacht.

Da die Stadt Toulouſe, welche durch die Preiſſe berühmt iſt, die ſie ſeit langer Zeit für die Beredſamkeit, Dichtkunſt und Künſte ausſetzt, das Ihrige auch zum Fortgange der Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit beytragen will, ſo hat ſie, unter der Genehmhaltung des Königs, einen Preiß von 500 Livres geſtiftet, welcher alle Jahre von der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, Aufſchriften und freyen Künſte demjenigen gegeben werden ſoll, welcher, nach dem Urtheil dieſer Geſellſchaft, die Materie, welche ſie aufgeben wird, am beſten wird abgehandelt haben. Die Materie wird wechſelsweiſe aus der Mathematik, Arzneywiſſenſchaft und Litteratur genommen ſeyn. Die Akademie hatte zu Erhaltung des Preiſſes dieſes 1751. Jahres **die Theorie des Gehöres** aufgegeben. Ob nun gleich verſchiedene zu Erlangung dieſes Preiſſes eingelaufene Aufſätze alles Lob verdienen, ſowohl wegen der inne befindlichen neuen Betrachtungen, als auch wegen der guten Art, mit welcher ſich die Verfaſſer anderer ihrer Einſichten in dieſe Materie bedienet haben, ſo iſt doch in keiner von dieſen Schriften die vorgelegte Materie völlig ſo ausgeführet worden, daß eine hätte den Preiß erhalten können. Die Akademie wird dieſen Preiß zu dem von 1754 hinzu thun, als für welches Jahr ſie eben dieſelbe Materie aufzugeben beſchloſſen hat. Sie läßt den Verfaſſern, welche um dieſen doppelten Preiß arbeiten werden, zur Nachricht wiſſen, daß ſie eine genaue und umſtändliche Beſchreibung der Verrichtungen eines jeden Theils des Ohrs, und der Vortheile, welche von ihrer Figur und ihrem artigen Bau, in Anſehung der Empfindung des Schalles, herrühren, verlange. Diejenigen, welche ſchon Ausarbeitungen über dieſe Materie eingeſchickt haben, können ſie noch einmal einſchicken, nachdem ſie diejenigen Veränderungen damit werden vorgenommen haben, welche ſie für gut befinden werden. Im vergangenen Jahre machte man öffentlich bekannt, daß die Akademie zu Erhaltung des Preiſſes von 1752 aufgab, **den Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte unter den Weſtgothiſchen Königen, ingleichen der Geſetze und Sitten dieſer Stadt, unter derſelben Regierung,** zu beſtimmen. Die Akademie giebt dieß Jahr zu Erhaltung des Preiſſes von 1753 auf, **die beſte Richtung und Geſtalt eines Dammes zu beſtimmen, daß er mit allem möglichen Vortheile der Gewalt des Waſſers widerſtehe, wobey man die verſchiedenen Arten, auf welche ihn das Waſſer zerſtören kann, in Betrachtung zu ziehen hat.** Die Gelehrten, worunter auch die beygeſellten auswärtigen Mitglieder der Akademie begriffen ſind, werden eingeladen, über dieſe Materie zu arbeiten: die andern Mitglieder der Akademie aber ſind davon ausgeſchloſſen. Diejenigen welche davon arbeiten werden, werden gebethen, ihre Ausarbeitungen in Franzöſiſcher oder Lateiniſcher Sprache aufzuſetzen, dieſelben recht leſerlich, beſonders wenn algebraiſche Rechnungen darinne ſind, abzuſchreiben und an die Akademie zu ſchicken. Die Verfaſſer belieben unter ihre Schriften einen Denkſpruch oder eine Deviſe zu ſetzen, aber nicht ihren Namen. Sie können den aber ein abgeſondertes und verſiegeltes Zettelchen beyfügen, auf welches eben dieſer Denkſpruch oder dieſe Deviſe, nebſt ihrem Namen, Stand und Aufenthalt, geſchrieben ſteht. Die Akademie verlangt auch, daß man eben dieſe Vorſichtigkeit gebrauche, wenn man die Aufſätze an den Secretär ſchickt. Dieſes Zettelchen wird nicht geöffnet werden, wenn der Aufſatz nicht den Preiß erhalten hat. Diejenigen, welche für dieſen Preiß arbeiten werden, können ihre Aufſätze an den Hrn. Abt Sapte, beſtändigen Secretär der Akademie, überſenden, oder ſie können ſie ihm durch eine in Toulouſe wohnhafte Perſon zuſtellen laſſen. In dieſem letztern Fall wird er dieſer Perſon ein Recepiſſe geben, auf welches der Denkſpruch des Aufſatzes, nebſt der Zahl, nach der Ordnung, in welcher er eingelaufen iſt, geſchrieben ſteht. Die Packete, welche an den Secretär geſchickt werden, müſſen poſtfrey gemacht werden. Man wird die Ausarbeitungen nicht länger annehmen, als bis auf den letzten Januar in denen Jahren, für welche die Preiſſe dieſer Schriften werden ausgeſetzt ſeyn. Die Akademie wird den 25. Aug. jedes Jahres denjenigen Aufſatz bekannt machen, welcher ſie den Preiß wird zuerkannt haben. Wenn der Aufſatz, der den Preiß erhalten hat, gerade an den Secretär geſchickt worden, ſo wird der Rentmeiſter der Akademie den Preiß an niemanden, als an den Verfaſſer ſelbſt, ausliefern, welcher ſich entdecken wird, oder auch an einen, der ihn kennt, und ſeine Vollmacht vorzeigt. Wenn ein Recepiſſe von dem Secretär vorhanden iſt, ſo wird der Preiß an denjenigen ausgeliefert werden, welcher dieſes Recepiſſe vorzeigen wird. Die Akademie ſchreibt kein Syſtema vor, und ſie erkläret ſich auch, daß es bey den Aufſätzen, welchen ſie den Preiß zuerkennt, nicht ſo zu verſtehen iſt, daß ſie die Grundſätze derſelben annähme.

Venedig.

Annali d'Italia dal principio dell' Era volgare fino all' anno 1749. compilati da *Lodovico Antonio Muratori*. Bibliothecario di Sereniſſimo Duca di Modena. Tomo X. dall' anno 1501. dell' Era volgare fino all' anno 1600. In Milano, 1749. Tomi X. XI. XII. in 4. Dieſe Bände ſind, wie die vorhergehenden neune, in Venedig gedruckt, obgleich Mayland auf dem Titel ſteht.

Gleichwie die vorigen 9 Theile dieſes Werks die Italiäniſche Geſchichte nicht weiter verfolgten, bis auf das Jahr 1500, ſo war nöthig, um ſolche vollkommen und ganz zu machen, ſie bis auf unſre Zeiten fortzuſetzen. Der durch ſeine Schriften unſterbliche Ludwig Anton Muratori, als Verfaſſer der erſten Theile, entſchloß ſich alſo, dieſe Fortſetzung vorzunehmen, mit welcher er auch bis auf das Jahr 1749 kam, weil ihn aber der Tod übereilte ſo konnte er ſolche nicht gedruckt ſehen, wie aus der Gedächtnißrede erhellet, welche das vorige Jahr herausgekommen. Dieſe drey Theile enthalten alſo die allerneuſten Geſchichte, die ſich in Italien zugetragen haben, und wovon man hier ſowohl eine allgemeine Nachricht antrift, als auch eine beſondere, deſſen, was ſich ſonderlich in dieſem Jahrhundert zugetragen hat. Gleichwie nun die Italiäner allzeit ganz verſchieden gedacht haben, in Anſehung derer Völker, ſo über den Alpen gegen Norden zu wohnen, ſo konnte auch dieſe Geſchichte nicht von beyden auf einerley Art aufgenommen werden, als welche in Erzählung einiger Begebenheiten einigen allzu partheyiſch ſchien, andern ſchien ſolche allzu frey, noch andre glaubten von verſchiedenen Dingen, die der Verfaſſer angeführet hatte, beſſer unterrichtet zu ſeyn. Doch dieſes iſt das gewöhnliche Schickſal der meiſten Geſchichtſchreiber, welche, ſo fleißig, und wahrheitsliebend ſie auch immer ſind, nicht

auf

aufhören, Menſchen zu ſeyn. Weil wir nun Gelegenheit haben, den unvergleichlichen Muratori zu nennen, deſſen Andencken noch allezeit verehrungswerth iſt, ſo wollen wir einen Brief einrücken, welchen ein Vetter deſſelben, der Hr. Johann Franz Muratori, unter dem 26 Jenner dieſes Jahres an den Hrn. D. Lami in Florenz geſchrieben. Er lautet alſo:

Da ich verwichenen Sonnabend, als den 23. dieſes, den Sterbenstag meines ſeligen Vetters in meiner Kirche begangen habe, ſo habe ich nicht ermangeln wollen, ihnen deren Nachricht zu ertheilen. Es fing ſich die ganze Solennität in allen Stücken überaus herrlich an. Unſer Biſchof kam, die Seelenmeſſe vor den Verſtorbenen zu halten, worauf derſelbe auf einem kleinen Chore nebſt dem Biſchof von Reggio die Trauerrede anhörte, welche der D. Albrecht Leporati hielt, und welche von der ganzen zahlreichen Verſammlung der Zuhörer öffentlich gelobt wurde. Da ich nicht glaube, daß ſolche wird gedruckt werden, ob ich gleich nicht zweifle, daß ſie nicht ſollte werth ſeyn, gelehrten Leuten vor die Augen zu kommen, ſo will ich mich indeſſen damit begnügen, daß ich einen kurzen Auszug davon mittheile. Bey Gelegenheit eines Briefes, welchen der itzige Pabſt im Jahr 1744. an den Muratori geſchrieben, darinn er ihn als einen guten Prieſter lobet, und als einen Mann, der in Anſehung der Gelehrſamkeit eine Zierde Italiens wäre, machte der Redner aus dieſen beſagten zwey Vorzügen das Bild ſeines Helden fertig. Er ſagte: Betrachten wir nun unſern Muratori als einen Propſt, ſo bewieß er ſich darinne als einen guten Prieſter in Führung ſeines Amtes, denn er beſaß Religion, Eyfer, und eine edle Nächſtenliebe; Vorzüge, welche das Volk dieſen zeigten, dem er als ein Prieſter diente, und welche er gleich zum Antritt ſeines Amtes, als ein Beyſpiel ſeines ganzen übrigen Lebens, bewies, ſo wohl in Mayland, als in Modena. Bey Erbauung der Kirche, bey derſelben Einweyhung und bey jedem Amthalten in derſelben, ſahe man die ſchönſten Beweiſe ſich zeigen von den Unterweiſungen des heil. Thomas. Der Eifer unſers Muratori zeigte ſich, indem er das Gute beförderte, das Böſe aber verhinderte, zu welchem letztern eine öffentliche Gelegenheit in dem einen Winkel ſeines Kirchſpiels war.

„Ja er gieng ſo gar damit um, ſeinen Eifer „auch bis auſſer ſein Kirchſpiel zu treiben, „auf die Landgeiſtlichen, für welche er beſondere Kirchenübungen, und eine Schule zu dem „Gregorianiſchen Geſang genannt, eingeführet hat. Seine edle Freygebigkeit zeiget „ſich in den artigen Werken, welche unſer Muratori geſtiftet hat, aus welchen man ſiehet, „daß er allzeit auf die Armen und Dürftigen „gedacht hat. Mit Hülfe des weltlichen „Arms reinigte er die Stadt von den falſchen Bettlern und verhinderte ihren häufigen „Zulauf, doch ſo daß er einen Unterſchied machte unter denen welche aus ſeinem Kirchſpiel „waren, oder wirkliche Kranke. Er half den „Bettlern in öffentliche Häuſer, ſonderlich „bey der ſtrengen Kälte des Winters. Er „kam ihnen auf Zeitlebens zu Hülfe, indem er „montes pietatis, und andre Werke der Liebe anſtellte, zu welchen er ſelbſt bey ſeinem „Leben von ſeinem Vermögen 200 Duplonen „gab, als ein baares und anſehnliches Geſchenk, „welches die Belohnungen waren, ſeiner gelehrten Arbeiten, ja er verordnete auch noch in „ſeinem letzten Willen 200 Duplonen dazu. „Dieſe Tugend ſetzte unſer Muratori fort, „nachdem er auch ſchon die Sorge für die Seelen aufgegeben hatte. Nun folget derjenige „Stand, welchem wir ſo viele ſchöne Schriften „von ihm zu danken haben, und mit welchem er „als ein groſſer Gelehrter den geiſtlichen Stand „verband. Zu deſſen Beweis führe ich ſo viel „berühmte Schriften an von unſerm Muratori, ſeine viele Wiſſenſchaften, und die damit angefüllten Bücher von ihm.

Hierbey gieng der Redner auf die Hauptmaximen, welche Muratori in Erwägung zog bey der Herausgabe ſeiner Bücher, in Anſehung der Perſonen, welche er unterrichten wollte. Er zog es zugleich auf ſich ſelbſt, daß er derjenige ſeyn ſollte, der da unterrichtete.

„Die erſte und wichtigſte Maxime, in ſeinen geiſtlichen und weltlichen Schriften, war die Bemühung, die Wahrheit aufzuſuchen, und ſolche vorzutragen, und alſo dem Verſtande etwas vorzulegen, welches ihm unumgänglich nöthig iſt. In ſeinen geiſtlichen Schriften war dieſes ſeine Grundregel, dem Glauben alle Ehre zu erweiſen, welchen unſer Muratori, ſo wie es auch die Nothwendigkeit erfordert, allzeit vertheidiget und zur Ehre gemacht hat. Zum andern bemerkt man allzeit alle Hochachtung für ſeine Vorgeſetzten, und eine Liebe zu dem gemeinen Beſten, und eines jeden ins beſondere. Man bemerket dieſes ſonderlich in der Abbildung, welche er von Italien gegeben hat, da er deſſen Alterthum vorſtellet, von Jahr zu Jahr deſſen Geſchichte erzählet, und die Schriftſteller zu vereinigen ſuchte. Die Grundregel, welche er in Abſicht auf ſich ſelbſt in Acht nahm, daß er ſich ſeiner eignen Ehre wenig bediente, welche er durch ſeine Wiſſenſchaft erlangt hatte. Dieſe jetzt erzählte nothwendige Maxime mögen ſich ja alle gelehrte Schriftſteller anmerken, wenn ſie die Lobeserhebungen, welche unſer Muratori von Fürſtl. Perſonen ja ſelbſt Ihro Päbſtl. Heiligkeit erhalten hat, berichten werden. Hier mögen ſie ſeine Demuth, Gelaſſenheit, und dieſe ſeine ganze Grundregel dagegen ſtellen. Mit Ausübung dieſer großen Demuth brachte es unſer Muratori dahin, daß er auch einen ſanften Tod erreichte, ſo wie er ein unſträfliches Leben geführet hatte.“

Nach einer kleinen Beſchreibung ſeines Endes und gehaltner Schlußrede, hörte unſer Redner auf, ein mehreres zu ſagen. In gleicher Zeit kamen auch bey dieſem Leichbegängniſſe verſchiedene Gedichte zum Lobe des Verſtorbenen zum Vorſchein.

Halle.

Der Hr. D. Joh. Pet. Eberhard hat im verwichenen 31. Jul. ſeine zweyte Diſputation *de mutationibus fluidorum a qualitatibus vaſorum in corpore humano dependentibus* auf 2 Bogen, mit ſeinem Reſpondenten, Hrn. **Heinr. Arn. Mallinkrot**, aus **Bochum** in der Grafſchaft Mark, vertheidiget. In der erſtern Diſputation dieſes Inhalts zeigte er überhaupt die Veränderungen der flüßigen Körper, welche von der Beſchaffenheit der Gefäße in dem menſchlichen Körper herrühren, und wir haben von derſelben in dem 17. Stück dieſer Nachrichten von dieſem Jahr geredet. Hier handelt er nun von dieſen Veränderungen ins beſondere und zwar, wegen der Weitläuftigkeit dieſer Materie, nur von denen Veränderungen der flüßigen Materien, welche im Gehirn, in der Lunge, und in der Leber geſchehen. Dieſen Betrachtungen ſchickt er eine kurze Einleitung von der Beſchaffenheit, den Beſtandtheilen und der Bewegung des Blutes voraus. Er zeigt aus der Beſchaffenheit der Schlagadern, welche das Blut zu dem Gehirn und Rückgradmark führen, wie aus denſelben diejenige feine Materie abgeſondert wird, aus welcher das Gehirn und Rückgradmark beſtehet. Er zeigt beſonders daraus, daß die Schlagadern des Gehirns ihre muſculöſe Haut ablegen, daß ihre zuſammenziehende und ausdehnende Kraft dadurch vermindert wird und folglich die zarteſten Theile des Blutes deſto leichter in die kleinen Seitenöffnungen eindringen und alſo die Materie des Gehirns abſondern können. Aus der

Beſchaffenheit der Lungengefäße zeigt er, wie ſie das aus dem Herzen gebrachte noch ziemlich blaſſe und grobe Geblüte roth machen und recht genau vermiſchen können. Eben ſo ſind die Gefäße der Leber geſchickt, die erdigten, ſalzigten und ölichten Theile, aus welchen die Galle beſteht, abzuſondern. Der Herr Verfaſſer führt dieſes alles mit einer gründlichen Einſicht aus und nähert ſeine Betrachtungen ziemlich einer mathematiſchen Schärfe, welche wir mit ihm öfter und glücklicher, als gewöhnlich, bey den Erklärungen der Veränderungen unſers Körpers angebracht wiſſen möchten.

Brandenburg.

Als am verwichenen 6 Jul. der gelehrte und fleißige Rector der Neubrandenburgiſchen Schule, und D. G. W. Herr Daniel Jenke, einen neuen Conrector und einen neuen Subrector einführete, ſo lud er hierzu in einem Lateiniſchen Gedichte auf 4 Bogen ein, worinnen die ganze Univerſalhiſtorie enthalten iſt. Sein Hauptzweck aber iſt, die glückliche Regierung der Brandenburgiſchen Marggrafen und Preußiſchen Könige zu beſingen. Er fängt die Brandenburgiſche Geſchichte mit Heinrichen dem Vogler an, welcher i. J. 928 die Mark Brandenburg eingenommen, worauf ſie Geron von 928 bis 965, als erſter Marggraf, beherrſchet. Er ſchließt dieſe Geſchichte mit dem 25. Dec. 1745, da der Dresdner Friede geſchloſſen worden. In Anſehung des Sylbenmaßes ſcheint er ſich den Horaz und Perſius zu Muſtern vorgeſetzt zu haben, die poetiſche Schreibart aber iſt ſein eigen. Er hat auch ſogar die ganzen Namen der beyden neuen Lehrer mit in Verſe gebracht. Z. E. von dem erſten ſagt er alſo:

Quam vocant Conrectoris ſpartam peramans
Ac meritus bene Subrector, doctiſſimus atque
Humaniſſimus ANDREAS Hartwich, celebrandus
Aſſiduo atque fideli indefeſſoque labore,
Decernente MAGISTRATV, noſtrique Lycei
Spectatis EPHORIS, electus rite capeſſet.

Das ganze Gedicht aber fängt er alſo an:

Parnaſſum pandunt Muſæ, cantusque moventes,
Poſt decies quinos actos feliciter annos,
Concordes certant FRIDERICI plaudere regno:
Quod novus hinc Pruſſis ſeclorum naſcitur ordo.
Clio facta canit: doctos animate Marones
Calliope tentat magnam queis mentem animumque
Muſarum præſes, ſapiens inſpirat Apollo,
Caſtalii quondam generoſi fontis alumnis.

Tu mihi nunc adſis, vere ſpirabile NVMEN!
A PATRE procedens DIVINI SPIRITVS ORIS.
Adſis, glorificans genitum ſummo PATRE CHRISTVM,
Fata regens hominum, monſtrans miracula ſolus,
Conſilii æterni pandens arcana profunda,
In caſtis habitans animis, vates quoque ſanctos
Omine mirifico fulgens, oracula fando,
Omnia vera docens nos perpetuamque ſalutem:

Fons infinitæ virtutis, & omnia præſens
Qui regis, ecce reple diuino numine mentem,
Quo vitam das imperiis terrarum, *animumque*
Atque *oculis*, quibus agnoſcunt in TE bona ſumma
Omnis virtutis maieſtatisque verendæ :
Quod SANCTVS! SANCTVS! SANCTVS! ſit SVMMVS ADONAI,
Omnipotens, independens, qui cuncta gubernat.

Maxima gloria, ſummus honos, laus ſumma dicatur
Sic merito MAIESTATI omnia cæla replenti,
Ac ſolio ſummo, *cujus baſis alma coronat*
Regum ſuſtentat: TVque, OPTIME MAXIME, ſolus
Dignus, vt acceptes ſummos virtutis honores
Ac maieſtatis, metis & ſine carentis.
TV terras, tractusque maris, cælumque profundum,
Quidquid vbique viget, nutu ſapiente creaſti,
Exiſtuntque tuo decreto & lege tenentur. &c.

Wir müſſen noch einmal von dem *Bramine inſpiré* reden. Der Hr. Desormes, Königlicher Hofkomödiant, welcher allhier wegen ſeiner beſondern Geſchicklichkeit in ſeiner Kunſt von Hohen und Niedrigen geliebet und hochgeſchätzet wird, hat eine neue Vorrede dazu gemacht, in welcher er ſeinen Leſern ſo frey und mit ſolchem Nachdruck ſagt, daß kein anderer, als er, der Ueberſetzer dieſes Werks ſey, daß man ihn für keinen ehrlichen Mann halten könnte, wenn man an der Richtigkeit ſeiner Vertheidigung zweifeln wollte. Er ſucht indeſſen nicht ſeinen Ruhm auf eine Ueberſetzung zu gründen, welche doch weiter kein Verdienſt vorausſetzt, als daß man ſeine Mutterſprache, und noch eine andere, verſteht: ſondern es haben ihn beſondere Urſachen genöthiget, wenigſtens ſeinen ehrlichen Namen in dieſer kleinen Schutzſchrift mit ſolchem Eifer zu vertheidigen. Daher hat er auch gleich zum Motto aus dem 110. Pſalm die Worte geſetzt: Faciam inimicos meos ſcabellum pedum meorum. „Die Wohlthaten, fängt er hierauf an, womit es dem Hofe gefallen hat, mich für dieſes Werk zu beehren, nöthigen mich, öffentlich den Vorhang wegzuthun, welcher meinen Namen verbarg, und einen : : :, mit der Peitſche in der Hand, aus der gelehrten Sphäre zu jagen, wie man ehemals die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel jagte, welche ihn entheiligten.“ Der Schluß iſt nicht weniger feurig, da es unter andern, wo noch von andern Feinden geredet wird, heißt: „Ich kenne ſie, ſie ſollen zittern, ſie haben den Löwen aufgeweckt, welcher ſchlief, es iſt Desormes.“

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

40.

UTRAQUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 1. October, 1751.

Berlin.

Von den phyſikaliſchen Beluſtigungen des Hrn Mylius ſind nunmehr 5 Stück, jedes von 5 Bogen in Octav, im Voßiſchen Verlag heraus. Wir wollen von den im 2. 3. 4. und 5. enthaltenen Sachen eine kurtze Nachricht geben, denn von dem erſten Stück haben wir ſchon geredet.

Zweytes Stück. 1) Von Datteln, welche auf eine merkwürdige Art reif geworden, Hr. M. erzählt hier ausführlich den Verſuch, welchen man allhier in dem Botaniſchen Garten der Königl. Academie der Wiſſenſchaften mit der Befruchtung eines Palmbaums, wozu die männliche Blume aus Leipzig geſchickt worden, angeſtellet hat, und wovon in dem erſten St. dieſer Blätter von dieſem Jahre ſchon einige Nachricht gegeben worden. Es ſind das erſtemal zwey männliche Blumen dazu gebraucht werden; die erſte iſt gantz verſchimmelt und verwelkt, die hernach angekommen, aber friſch geweſen. Hr. M. ſchreibt billig die erfolgte Wirkung der friſchen, und nicht der welken, zu. Er ſagt bey dieſer Gelegenheit ſeine Gedanken von der Urſache des langſamen Aufwachens dieſer Dattelkerne, und zeigt, wie man es befördern könne. Zugleich wird hier von einer ähnlichen Befruchtung des Terpentin- und Maſtixbaums, und einer aus zweyerley Kohl entſtandenen neuen Art von Kohl gedacht. 2) Durch ächte Urkunden bewieſene natürliche Hiſterie der Cochenille. Erſte Fortſetzung. 3) von einem neuen in Südamerica entdeckten Metall; nebſt einigen andern phyſikaliſchen Nachrichten. Aus einem Schreiben des Hrn Watſon in London an Hrn. Prof. Boſen in Wittenberg. Dieſer Brief iſt ſchon in das 12te Stück dieſer Blätter von dieſem Jahre gleichfalls eingerücket worden. 4) Herr Tobias Conrad Hoppens, in Gera, Schreiben an den Herausgeber von verſilberten Hirſchzähnen. Man hat ohnweit Gera einen Hirſch geſchoſſen, deſſen Zähne alle mit einem dem Silber ähnlichen Tartarus oder Tophus überzogen geweſen. Wir haben hier auch dergleichen Zähne geſehen, wovon einige ſo gar wie vergoldet waren. Eben dieſe Beſchaffenheit wird es mit dem goldenen Zahne des Knabens gehabt haben, wovon der Hr. D. Kundmann in ſeinen Rarioribus naturæ & artis &c. gedenket. 5) D. Johann Gottlob Lehmanns kurze Abhandlung von der Wünſchelruthe und ihrer Art zu wircken. Der Hr. Verf. geſteht zwar, daß die Wünſchelruthe zuweilen ſchlage: aber er hält ihr Schlagen für gar kein ſicheres Zeichen vorhandener Metalle. Er iſt der Meynung, daß dieſe Wirckung durch wäſſerige Ausdünſtungen erfolgen könne. 6) Oeconomiſche Anmerkung über den kurzen Sommer im Jahr 1750. Hr. Krauſe, ein in ſeiner Kunſt geſchickter und erfahrner Gärtner, zeigt, daß eine von den Wirkungen des kurzen Sommers 1750 dieſe geweſen, daß der Saame in Zapfen der Waldbäume nicht reif geworden, und warnet alſo vor dem Ausſäen derſelben. 7) In London angeſtellte Beobachtungen über die auſſerordentliche Hitze im Julius 1750, aus dem *Journal Britannique* des Hrn. Maty *Mois d'Aout* 1750 überſetzt. Die gröſte Hitze iſt in London den 26. Jul. geweſen, da ſie in Berlin den 27ten einfiel. Die beygefügte Tafel von den äuſerſten Graden der Hitze und Kälte in verſchiedenen Erdkreiſen, wie ſie ſeit 60. Jahren beobachtet worden, iſt merkwürdig und nützlich. Wir finden, daß ſich die gröſte Hitze und Kälte gar nicht ordentlich nach der Breite der Oerter richtet. 8) Von dem Erdbeben in London, den $\frac{8}{19}$ Febr. 1750. Aus des Hrn. Maty *Journal Britannique*, 1750. überſetzt. Der Hr. Maty ſchreibt die Urſache dieſes Erdbebens dem vielen vorhergehenden Regen und gelindem Winter zu, als wodurch ſich viele ſchweflichte Dünſte in der Erde geſammlet, und hernach auf einmal ausgebrochen, wie man denn bey dem Stoße einen hellen Schein, wie ein Blitz, geſehen.

Drittes Stück. 1) D. Gottlob Lehmanns kurze Nachricht von einem in reiches Kupfererzt verwandelten gneißigen Geſtein, nebſt einigen Anmerkungen von der Metalliſirung tauben Geſteins. Der Gneiß iſt ein wildes Geſtein, welches gleich unter der Dammererde liegt, und dem Feuer ſehr widerſteht. Um dieſen leztern Umſtands willen braucht man ihn in den Sächſiſchen Erzgebürgen zu Mauerung der Röſtheerde, wo man durch die Gewalt des Feuers den Arſenic und Schwefel aus den Erzten vertreibt. Da ſolche Röſtheerde umgemauret worden, ſo hat man befunden, daß der Gneiß in einen grünen Stein verwandelt geweſen, welcher viel Kupfer gehalten. Der Hr. Verf. erkläret dieſe merkwürdige Metalliſirung und die Metalliſirung des tauben Geſteins überhaupt mit der ihm in das Berg- und Schmelzweſen eigenen Einſicht. 2) In Berlin angeſtellte Beobachtungen des Wetters im Jenner Hornung und März 1751. Hr. Mylius giebt zuerſt Rechenſchaft von ſeinen Wetterinſtrumenten und von ſeiner Art zu beobachten, damit man wiſſe, wie man ſich auf ſeine Beobachtungen zu verlaſſen habe. Hierauf nimmt er einen Monat nach dem andern vor, und macht in jedem ſeine gemachte Beobachtungen des Barometers, des Thermometers, des Hygrometers, des Wetters, des Windes und der Lufterſcheinungen bekannt. Alles dieſes aber iſt nur ein kurzer Auszug aus ſeinem weitläuftigen Wetterregiſter. Bey den Lufterſcheinungen hält er ſich, wie billig, am meiſten auf. 3) Durch ächte Urkunden bewieſene natürliche Hiſtorie der Erdchemie. Zwoyte Fortſetzung. 4) Von dem letzten Erdbeben in London, den $\frac{8}{19}$ März, 1750. Aus des Hrn. Maty *Journal Britannique, Mois d'Avril, 1750.* überſetzt. Dieſes Erdbeben iſt noch weit heftiger geweſen, als das vorhergehende den 19. Februar. 5) Von dem beſtändigen Feuer in Perſien. Aus der philoſophiſchen Tranſ. 1748. Dieſes Feuer, welches die Gauren, Nachfolger der alten Magier, anbethen, befindet ſich auf der Halbinſel Apſcheron, 20 Meilen von Baku, und 3 Meilen von dem Caſpiſchen Meere, auf einem Felſen, der mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt iſt. Wenn man dieſe Erde aufhackt, und Feuer dahin hält, ſo breitet ſich die Flamme aus, aber ohne etwas zu beſchädigen, und ohne Rauch und Geruch. 6) Abhandlung von den uranfänglichen Theilen der Körper, ſo wie ſie ſich durch die Chymie zeigen. Der Hr. D. Lehmann iſt der Verfaſſer dieſer wohlgerathenen Abhandlung, welche hier noch nicht ganz iſt. Eine genaue Unterſuchung und Aufklärung dieſer Materie iſt um ſo viel nöthiger, da in der Chymie hinten und forne, oben und unten, lauter Principia auf dem Tapet ſind, und doch kaum 2. Chymiſten in dem Begriffe derſelben übereinſtimmen. Der Hr. Verf. führet hier unterſchiedene Meynungen hiervon an, und giebt alsdenn ſelbſt eine Erklärung davon, worauf er dieſelbe rechtfertiget, und die uranfänglichen eintheilet. 7) Johann Ehrenfried Wundervolls Gedanken von Erdbeben. Unter dieſen erdichteten Namen werden einige Anmerkungen über die von dem Hrn. Maty angegebenen Urſachen der letzten Erdbeben in London beygebracht.

Viertes Stück. 1) Des Hrn. Lyonet, Mitglied der Königl. Soc. in London, Schreiben an den Herausgeber, die Samenthierchen betreffend, nebſt Hrn. Matys Antwort darauf. Aus dem Franzöſiſchen. Hr. Lyonet hatte in die Franzöſiſche Ueberſetzung der Inſecten Theologie des Hrn. Leſſers eine Anmerkung einfließen laſſen, in welcher er ſich bemühete, das Lehrgebäude der Samenthierchen umzuſtoßen. Hr. M. antwortete 1746 in einem beſonders gedruckten Sendſchreiben darauf, ohne ſich eben für dieſes Lehrgebäude zu erklären. Er ſchickte vor einiger Zeit dieſes Sendſchreiben dem Hrn. Lyonet, welcher ihm in dieſem Schreiben darauf antwortete. Eben dieſes Schreiben hat Hr. Lyonet hernach in die *Bibliotheque raiſonnée* einrücken laſſen. Hier iſt die Antwort des Hrn. M. beygefüget, welche er ihm hernach überſchickt hat. Hr. Lyonet machet den Beytrag des männlichen Geſchlechts bey der Empfängniß gar zu gering, und faſt entbehrlich, und dieſes iſt es, was Hr. M. hier hauptſächlich widerlegt. 2) Beſchreibung des großen Niagariſchen Waſſerfalls in Canada. In einem Briefe des Hrn. Kalms, eines Schwediſchen Edelmanns. Aus *Gentleman's Magazine.* Nebſt einem Kupfer. Hiervon iſt in dieſen Blättern bereits gedacht worden. 3) William Watſons, Mitglied der Königl. Soc. in London, Schreiben an den Herausgeber, worinnen unter andern fernere Nachricht von dem in Südamerica neuentdeckten Metall gegeben wird. Aus dem Engliſchen überſetzt. Der Hr. Verfaſſer erkläret ſich, daß dieſes Platina del Pinto, nur als ein Halbmetall anzuſehen iſt, und daß es zu mechaniſchen Arbeiten und zu Hohlſpiegeln zu gebrauchen und zu nutzen ſcheinet, berichtet auch einige merkwürdige electriſche Verſuche des Hrn. Franklin in Penſylvanien. 4) Gedancken über des Hrn. Prof. Mayers in Göttingen Beweis, daß der Mond keinen Luftkreis habe. Dieſer Beweis befindet ſich in dem erſten Bande der Kosmographiſchen Nachrichten. Hr. M. ſucht hier die Beweiſe des Hrn. Mayers zu entkräften, und ihren Erfahrungen und Schlüſſen entgegen zu ſetzen. 5) Des Hrn. Prof. Joh. Joach. Langens in Halle Nachricht und Gedanken von ſchwarzblauen Brodt. Dieſes iſt aus den Hälliſchen Anzeigen, Num. 51. 1750 genommen. Hr. M. hat unterſchiedene Anmerkungen beygefügt. 6) Gedanken von der allmähligen Annäherung der Erde zu der Sonne. Aus einem Schreiben des Hrn. Eulers in Berlin, an den Hrn. Wetſtein in London. Aus London Magazine. Hr. Euler trägt dieſe merkwürdige Gedanken auch in ſeinen Opuſculis (und nicht in den Berliniſchen Mémoires, wie hier aus Irrthum gemeldet wird,) in derjenigen Abhandlung vor, wo er von dem Widerſtande handelt, welchen die Weltkörper in dem Aether leiden. Er zeigt, daß die Jahre beſtändig kürzer werden, und daß ſich alle Planeten mit der Zeit der Sonne ſo nähern, daß ſie endlich verbrennen, und ihren Untergang leiden werden. 7) Des Hrn. von Reaumur unterſchiedene Mittel, die todten Vögel zu erhalten. Aus den philoſ. Tranſ. Hiervon iſt auch in dieſen Nachrichten ſchon gedacht worden.

Fünften Stück. 1) Hrn. J. C. Leſſers Nachricht von einer von D. Menzeln angegebenen Botaniſchen Geographie. Hr. Leſſer iſt ſo glücklich geweſen, ein Exemplar von des hieſigen ehemaligen berühmten D. Menzels *Indice nominum plantarum univerſali* zu erhalten, worinn der Verfaſſer eigenhändig dieſen artigen Entwurf einer Botaniſchen Geographie geſchrieben. 2) Ein Baum aus Eiſen, und ein nachgemachtes Eis, in einem Briefe an die Akademie des Inſtituts der Wiſſenſchaften zu Bologna, beſchrieben von Hrn. G. M. Boſe, ordentl. Prof. der Naturlehre in Wittenberg. Aus dem Italiäniſchen überſetzt. Der gelehrte Hr. Prof. B. beſchreibt hier eine von ihm gemachte merkwürdige Vegetation des Eiſes. Das nachgemachte Eis würde er das Blut des H. Januar genennet haben, wenn er nicht dieſen Brief an eine Päbſtliche Akademie geſchickt hätte. 3) Fortſetzung der Abhandlung von den uranfänglichen Theilen der Körper. Der Hr. D. Lehmann zeigt hier die uranfänglichen Theile beſonders an, da er zuvor nur von ihrer Geſchichte, und von der Art und Weiſe, wie man zur Erkenntniß derſelben gelangen kan, gehandelt hatte. Es wird noch eine Abhandlung davon folgen. 4) Durch ächte Urkunden bewieſene natürliche Hiſtorie der Cochenille. Dritte Fortſetzung. 5) Nachricht von dem Saſſi del Ballaro. Aus einem Briefe des Hrn. Prof. J. E. I. Walch in Jena, an den Hrn. D. Lehmann. Dieſe Steine ſind gewiſſe Steine, welche nur beſonders in dem Adriatiſchen Meere bey Ancona gefunden werden. Sie ſind faſt ganz rund, und voll kleiner eßbarer Muſcheln. 6) Beobachtungen der Höhe, zu welcher die Raketen ſteigen. Von Hrn. Benjamin Robins. Aus den phil. Tranſ. Die Raketen ſind bey dem groſſen Feuerwercke in London zu einer erſtaunlichen Höhe geſtiegen. Man kan ſie alſo zu geographiſchen Abſichten und im Kriege und zu Schiffe ſehr wohl brauchen. 7) Von der Farbe der electriſchen Funken. Von Tho. Freman in Northampton. Aus Gentleman's Magazine. Die Funken zwiſchen zwey electriſirten Platten waren purpurroth und weiß; Die ander unmittelbar electriſirt, purpurroth, und die an der nahe daneben geſtellten weiß. 8) Reiſebeſchreibung der Fürſtin Eſterhaſen auf den Veſuv. Iſt neulich in dieſe Nachrichten ganz eingerücket worden. 9) Nachricht von einem Südſteine, welcher den 3 Febr. 1750 zu Chelſea von Hrn. Martyn, M. D. R. G. geſehen worden. Aus London Magazine. 10) Von einer monſtröſen Ente und einer in einem Hühnerey gefundenen Eydexe. Beyde Nachrichten kommen aus Prenzlow. Das Huhn iſt halb eine Ente, und halb ein kalekutiſches Huhn geweſen, und aus einem

nem Ey bey einer Ente gefunden, welche vorher erſt von einem kalekutiſchen Hahn getreten worden.

Paris.

Chimie medicinale contenant la maniere de preparer les remedes les plus uſités, & la methode de les employer pour la gueriſon des maladies, par M. Malouin de l'Academie Royale des Sciences, Docteur & ancien Profeſſeur de Pharmacie en la faculté de Medecine de Paris, & Cenſeur Royal. 2 Tomes. Chez D'Houry pere, Imprimeur-Libraire de Monſeigneur le Duc d'Orleans, rue de la Vieille Bouclerie, MDCCL. avec Approbation & Privilege du Roi. 12. 2 Alphab.

Dieſe ſchöne Anleitung zur Chymie iſt in zwey Theile eingetheilet, davon der erſte folgende 3. Hauptabſchnitte in ſich hält, als 1) die Abhandlung von denen allgemeinſten Dingen, die in der Chymie vorkommen, und unter dem Nahmen derer Anfangsgründe bekandt ſind. Dieſer Abſchnitt iſt in ſiebzehn kleine eingetheilet, und lehret uns die Gefäße, welche bey der Chymie vorkommen, die Arbeiten, das Feuer, die einfachen und gemiſchten Körper des Salzes, Schwefels, der Erde, ꝛc. kennen. 2) Folget das, was uns das Thierreich zur Erhaltung und Wiederherſtellung der Geſundheit giebt, und deſſen Chymiſche Bereitung in 25 Abſchnitten. Hier finden wir recht genaue Beſchreibung von denen Arzneymitteln, welche aus Milch, Eyerſchaalen, Korallen, Vipern, Hirſchhorn, und Urinöſen Körpern zugerichtet werden, wobey ſonderlich der 25. Abſchnitt von dem Ausſpritzen der Theile der Thieriſchen Körper bey der Zergliederung derſelben leſenswürdig iſt. 3) Weiſet uns der Verfaſſer, was wir vor Arzneyen aus dem Pflanzenreiche zu gewarten haben, in 50. kleinen Abhandlungen. Der zweyte Theil handelt bloß das Mineralreich ab, und dieſes in 94. Abſchnitten. Die Art dieſe Dinge alle zu unterſuchen und zu beſchreiben, deren ſich der Hr. Malouin bedienet hat, kommt der Lemeryſchen Lehrart ſehr nahe, indem er erſtlich ganz deutlich die Art der Bereitung eines jeden Arzneymittels anführet, die Handgriffe dabey ſehr umſtändlich lehret, die Sachen ſelbſt nach ihren Beſtandtheilen ordentlich zerleget, derſelben Gebrauch in der Heilungskunſt anweiſet, und diejenigen Krankheiten nahmhaft machet, in welchen es beſonders ſeine Würkung zeiget. Da dieſe Chymie, wie die Aufſchrift lehret, hauptſächlich denen Aerzten und Apothekern gewidmet iſt, ſo würde man hier ſolche Arbeiten vergebens ſuchen, welche in die höhere Chymie gehören, obgleich die gründliche Unterſuchung von jeder Sache einem Kenner zulängliche Gelegenheit geben, weiter zu denken.

* * *

Am verwichenen 10 Sept. überreichte die Königl. Academie die Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, unter Anführung ihres Directeurs, des Hrn. von Palazin, dem Könige, der Königin und dem Dauphin den 16. und 17. Band ihrer Memoires, welche die Jahre 1741, 1742 und 1743 in ſich halten. Sie ſind durch den Hrn. Foncemagne, Mitglied dieſer Academie, und einer von den vierzigen der Franzöſiſchen Academie, welcher ſich damit hat beſchäftigen wollen, um dem Hrn. Bougainville ſeine Mühe zu erleichtern, welcher, als er zum Secretair dieſer Academie ernennet worden, gefunden hat, daß der Druck dieſer Memoires lange Zeit verſäumet worden.

Baſtia.

Der Pater Chabaud, von dem Oratorio, und der Abt Poggi, Profeſſor der Theologie zu Rom, haben die beyden Preiſſe der auf dieſer Inſel geſtifteten Akademie erhalten. Die Materie des erſten war folgende Frage: Welche Eigenſchaft macht einen Helden aus, und welche Krieger hat man eines ſolchen Titels für würdig gehalten, die doch nicht dieſe Eigenſchaft gehabt haben? Die Materie des andern Preiſſes war: Die nöthigſte Tugend eines Bürgers. Beyde Preiſſe beſtunden in einer Schaumünze von 500. Livres. Der, welcher dieſelben von Marſeille nach Baſtia bringen ſollte, hat ſie verlohren. Es ſoll aber doch der Werth derſelben dieſen Gelehrten in Silbergelde ausgezahlet werden.

Florenz.

Wir haben in dem 34. Stüke unſerer Critiſchen Nachrichten eine Nachricht von einer Reiſebeſchreibung des D. Johann Targioni Tozzetti mitgetheilet, jetzo können wir unſern Lehrern eine nähere und noch genauere Nachricht davon geben. Der rechte Tittel dieſes Werks iſt folgender: *Relazioni d'alcuni viaggi fatti in diverſe parti della Toſcana, per oſſervare le produzioni naturali, & gli antichi monumenti di eſſa, dal Dottor Giovanni Targioni Tozzetti, Medico del Collegio di Firenze, Profeſſor publico di Bottanica, Prefetto della Biblioteca publica Magliabechina, & Socio delle Società Imperiale de' curioſi della natura, ed Etruſca di Cortona, e Colombaria di Firenze 1751. nella Stamperia imperiale* in 8. 448. S. Dieſer Theil iſt der Florentiniſchen Botaniſchen Geſellſchafft zugeſchrieben, von welcher Hr. D. Targioni ein Mitglied iſt. Voran befindet ſich eine Vorrede, worinnen der gelehrte V. eine Nachricht mittheilet, von dem Triebe, welchen er von Jugend auf zu der natürlichen Geſchichte getragen, ſo mühſam ihn ſolche auch geworden, und ſo wenig Nutzen er auch davon gezogen, ſo daß er endlich auch gezwungen worden, davon bey nahe gantz abzulaſſen. Wir haben ſchon damals einen kleinen Entwurf des Werks gemacht, und haben alſo nicht nöthig, denſelben zu wiederhohlen, ſondern wir wollen nur ganz kurtz ſagen, wo ſich dieſe Reiſe von Florenz anfängt, da der V. den 29. des Herbſtmonaths 1742. ausgereiſet iſt, da er denn zu erſt von Signa Caſtello, und der Brüke zu Signa redet, und dem Dorfe Gangalandi. Hierauf ertheilet er Nachricht von den Steinbruche zu Golfolina, und von der Art dieſer Steine, wobey er ſeine Gedancken eröffnet über den Vorſchlag den Berg zu durchſtechen, um den Arno Fluße einen freyen Lauf zu verſchaffen, bey welcher Gelegenheit er von verſchiedenen Schlößern und Dörfern in ſelbiger Gegend redet. Hiernechſt erkläret er ſeine Meinung von der Entſtehung derer Hügel und Berge in Toſcana, da er denn denen Grundſätzen des Nicolaus Steno folget. Gleich darauf folget die Geſchichte des Schloßes Carraja, welches vor Zeiten denen berühmten Grafen Albertini gehörte, nun aber zu dem Markiſat des Franciſcus Freſcobaldi gerechnet wird. Alsdenn gehet er Pontormo und Empoli durch, ein ſehr ſchönes Ländgen in Toſcana, wovon er viele beſondere Umſtände anführet. Er ſetzet ſeine Reiſe biß nach Pontadera fort, und redet von denen Orten, auf die er unterwegens gekommen, oder die wenigſtens nicht weit davon entlegen ſind. Da er mit der Geſchichte von Pontadera zu Ende iſt, kommt er auf den Hügel bey Piſa, und redet von Camugliano, Penſacco, und der Gegend daherum, hiernechſt von Treggiaia und Forcoli, wobey er derer Steine mit kleine Muſcheln erwehnet, da er auf beſagten Hügel eine große Menge von Muſcheln gefunde, davon er folgende Urſachen anführet. „Wenn man die „Natur nur unter ſeinen Büchern und an ſeinem Tiſche betrachtet, ſo iſt man gar „leicht zu frieden mit denen bißhero erfundenen „Sätzen, um den Bau unſers Weltkreyſes

„ und die Entſtehung der Berge daraus einzuſehen. Wenn man aber ſich die Mühe giebt, die von der Natur hervorgebrachten Dinge in dem Orte ſelbſt zu betrachten, wo ſie erzeuget worden, und bemerket dabey, wie eigentlich die Berge entſtanden ſind, ſo kan man faſt nicht anders als zweifeln, an den meiſten dieſer Grundſätze, und die unerforſchlichen Geheimniſſe des Urhebers der Natur bewundern der uns zwar dieſe Welt zum Gebrauch eingeräumet hat, allein auch Gelegenheit gegeben, verſchiedene Meinungen davon zu hegen, wodurch man aber dennoch die Kunſt nicht vollkommen ergründen kan, mit welcher ſolche gemacht iſt. „ Nun folget die Geſchichte von Forceli, Gervaſio, und [illegible]ſoſcoli, wobey er verſchiedene ſchöne Anmerkungen über die Entſtehung des Tropfſteins macht, ſo wie er bey der Beſchreibung von Palaia von Entſtehung des Kreiden Lagers unter der Erde redet. Nun begleiten wir ihn nach Collegoli und Foiana, wo er von denen Steinen uns etwas ſaget, welche eine ganz beſonder Geſtalt haben. Bey Legoli hat er nochmahls ſeine Gedanken über die Entſtehung und die Natur der Hügel. Bey Foſcoli beſchreibet er uns das Bad zu Baccanella. Hierbey hat er auch das Schloß St. Peter nicht vergeſſen, ſo wenig als das bey Soiana und Morrona, da er wieder auf die Erd Schichten derer Hügel kommt, und von dem berühmten Bade zu Reſtone redet. Das Markiſat Chianni, Rivalto und Montevaſo, iſt nach dieſem der Inhalt ſeiner Erzehlung, wie auch das daſelbſt befindliche Bad, welches ziemlich berühmt iſt, bey dem er ſchöne Anmerkungen, beſonders über die damit verbundene Erde machet. Nun erzehlet er uns die Entdekungen, welche er auf dem Berge Palaſcio gemacht, und wendet ſich zu dem Schloße Calcinaia und Bientina, wo er den dabey befindlichen Moraſt unterſuchet. Bey Buti beſchreibt er das Thal, und nimmt dabey Gelegenheit von dem Anbau der Oliven auf den Piſaniſchen Bergen zu reden, und von der Art das Baum-Oehl daraus zu erhalten. Von da gehet er nach Vico Piſano, und führet einige Anmerkungen an, die er in daſigem Thale gemacht hat. Bey St. Johannes alla Vena iſt ein Kupferbergwerk, dabey er ſeine Gedancken über den Urſprung des Sandes, und derer Bleykugeln die ſich daſelbſt finden, eröffnet. Nach St. Johannes, und Cucigliana, und Caprona, redet er von einem alten Bade, worauf einige ſeiner Gedanken über die Beſchaffenheit der Piſaniſchen Berge folgen. Auf Caprona folgt Monte Magno, und hierauf Verrucola, mit ſeiner alten Baſtey. Von Verrucola begiebt er ſich nach Certoſa Piſana, wo er den Berg Cryſtall betrachtet, und erläutert die Geſchichte des Kalckes, und die Anmerkungen über das Bad zu Biraſcio, gleichwie auch die Geſchichte des Canonicats zu Nicoſia, wo die ſtrengen Canonici von St. Salvador ſind. Von da gehet es nach Aſciano, wo er von denen Steinen der Berge Piſano handelt, von denen Pflanzen des Berges Agnano, und denen Brunnen zu Aſciano, welche von dem berühmten Brunnen zu Piſa entſpringen. Hierbey erwehnet er der Marmor in den Piſaniſchen Bergen, und ſetzet die Piſaniſchen Bäde dazu. Von da verfügt er ſich nach Ripafratta, und redet von der alten Waſſerleitung bey Caldaccoli, und dem Dorfe Puguano. Von da gehet er nach Macciuccoli, und den dabey befindlichen See, von da er nach Piſa ſich verfüget, dabey er deſſen ohngeachtet noch die Reiſe nach Filettole, Avane, und andre Schlößer mitnimmt. Hierbey macht er eine Ausſchweiffung auf die alten Marmor, welche in Piſa gefunden werden, wobey er viele ſchöne Gebäude und Plätze dieſer ſo alten Stadt mitnimmt, wie auch die daſelbſt befindlichen Büchersammlungen, die Lage des Orts, den Markt, und das Waſſer des Arno, mit ſeinem beſondern Lauffe, welcher daher beſonders Ar-

narius

noccio genennet wird, wie auch die Waſſer zu Serchio, die verſchiedenen Gründe in und um Piſa. Da er nun von denen itzigen Umſtänden dieſes Orts redet, ſo nimmt er Gelegenheit, auch die alten Nachrichten mitzunehmen, ſonderlich in Anſehung des ehemahligen Beruſſs des Arno, und erzehlet die Geſchichte des Grabens des Arno, a d die Vereinigung in den ältern Zeiten des Arno und dem Serchio. Endlich beſchlüſſet er dieſes Werk, indem er die Fruchtbarkeit des daſigen Erdreichs redet, von der geſunden Luft, von der Bevölkerung der Stadt und daſiger Gegend. Bey dieſer Gelegenheit ſagt er viel angenehme Sachen, und theilet viele Nachrichten von allen denen angeführten Orten mit, was ſo wohl ihre Natur, als die Kirchen- und Staatsgeſchichte betrifft. Hiernächſt findet man auch daſelbſt die Beſchreibungen derer Pflanzen, Steine, Waſſer, Bäder, und andere von der Natur geſchenkten Sachen, die ſich daſelbſt finden, alte Ueberſchriften und Andenken der ältern Zeiten, und tauſend andre merkwürdige Sachen, beſonders von denen alten Einwohnern in Toſcana.

Wittenberg.

Christiani Gottlob Clugii S. S. Theol. Doct. & Eccleſiæ Wittenbergenſis Archidiaconi de Prophetia ſcripturam propriam non diſſoluente, ad II. Petr. 1, 20. Commentatio exegetica, præſtantiſſimis Academiæ Civibus, inprimis Theologiæ Studioſis, conſecrata. Typis Jo. Chriſtoph Tzſchiedrichii, [illegible]. In 4. 7 Bogen.

Der Hr. M. D. Kluge in Wittenberg hat ſeinen in allen Theilen der Gottesgelahrtheit längſt erhaltenen Ruhm, durch dieſe gründliche Erklärung einen ſchweren und bisher, nach der Gewohnheit der Schriftausleger unbarmhertzig hin und her gezerreten Schriftſtelle, um ein merkliches vermehret. Dieſe Stelle ſteht 2 Petr. 1, 20. und lautet alſo: πᾶσα προφητεία γραφῆς ἰδίας ἐπιλύσεως οὐ γίνεται. Der Hr. Verf. zeigt, daß Luther dieſe Stelle ſehr dunkel und falſch überſetzet, wenn er ἐπιλύσεως durch Auslegung gegeben, und dieſe Stelle alſo überſetzt: **Keine Weiſſagung in der Schrift geſchiehet aus eigener Auslegung.** Hr. K. überſetzt und erklärt dieſes beſſer alſo: *Nullam Prophetiam, immo nullam particulam verbi divinitus revelati, Scripturæ propriæ eſſe vel fieri diſſolutionem & definitionem.* Er rechnet auch ἰδίας nicht zum folgenden, ſondern zum vorhergehenden Worte, und überhaupt iſt dieſes der Inhalt, daß kein Wort in der Schrift der H. Schrift überhaupt widerſpricht. Der Hr. Verf. zeigt hier zugleich eine große Beleſenheit ſo wohl in den heiligen als weltlichen alten Griechiſchen Schriftſtellern.

41.

UTRAQUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 8. October, 1751.

Berlin.

Kurtze Einleitung in einige Theile der Bergwercks-Wiſſenſchaft. Anfängern zum Beſten abgefaſſet von D. Johann Gottlob Lehmann. Bey Chriſtoph Gottlieb NICOLAI 1751. In Oct. 14 Bogen, und 2 Blatt Kupfer.

Ein Buch, welches Anfangsgründe der Bergwerckswiſſenſchaft in ſich enthalte, hat uns wirklich noch gefehlet. Groſſe Werke haben wir genug davon: aber ſollen denn die Anfänger in dieſer vortreflichen Wiſſenſchaft nicht auch etwas für ſich haben, und alle bergmänniſchen Begriffe ſich ſo beybringen laſſen wie der Schuſterjunge in der Komödie, zu welchem der Meiſter ſpricht: **Das iſt ein Kneif, haſt du ihn nicht geſehn?** Der Herr D. Lehmann, welcher ſich itzo in Berlin aufhält, hat dieſen Mangel erkannt, er hat ihm auch abgeholfen, und glücklich abgeholfen. Er beſitzet alle dazu erforderliche Geſchicklichkeit, da er nicht nur in den berühmten Sächſiſchen Gebürgen über und unter der Erde lange Zeit wie zu Hauſe geweſen und ſich alles, was zum Bergweſen gehört, auf das [illegible] bekannt gemacht, ſondern auch verſchiedene Reiſen in auswärtige Bergwerke gethan, wie ſich durch unterſchiedene Schriften Beyfall und Ehre erworben hat. Die neuern Vorleſungen über die Bergwerkswiſſenſchaften auf hohen Schulen ſind, ſo nützlich wird dieſes Buch zu dieſer Abſicht ſeyn.

Der Hr. Verfaſſer entſchuldiget ſich in der Zueignungsſchrift an den Hrn. von Haller und in der Vorrede, daß er hier nicht eben die wichtigſten Sachen und neue Entdeckungen vorgetragen: wir aber loben ihn, daß er ſich nach der Einſicht der Anfänger gerichtet, und nicht mit jenem Schulmeiſter die Differentialrechnung zum Grunde der Regel Detri geleget hat. Wenn es wirklich ein Vorwurf iſt, unter Anfangsgründe wichtige Sachen und eigene neue Gedanken zu miſchen, ſo können wir ihn von dieſem Vorwurf nicht ganz freyſprechen.

Das Werk beſtehet aus neun Abſchnitten, deren Ueberſchriften allhier anzuführen genug ſeyn wird. 1) Vom Bergwerk insgemein. 2) Von Gebirgen, Klüften und Gängen. 3) Von dem Bau auf Klüften und Gängen. 4) Von der Mineralogie und Metallurgie. 5) Von Aufbereitung der Erzte. 6) Vom Probieren der Erzte. 7) Vom Schmelzen der Erzte. 8) Von der Bergcameralwiſſenſchaft. 9) Vom Bergrecht. Den Beſchluß macht ein nützliches Regiſter.

* * *

Zuverläßige Beſchreibung des nunmehro ganz entdeckten Herrenhutiſchen Ehegeheimniſſes, nebſt deſſen 17 Grundartickeln, wornach ſie in demſelben unterrichtet und eingerichtet werden, mit mehrern merkwürdigen die Lehre, Lebens-Art und Abſichten der ſogenannten Mähriſchen Brüder-Gemeine betreffenden Umſtänden, ſo der Verfaſſer, ſeit der Zeit da er unter dem breiten Herrenhut als ein ſiebenjähriger Diener und Arbeiter geſtanden, leyder, theils an ſich ſelber, theils von andern Wahrheitliebenden erfahren hat, zur Warnung vor alle diejenigen, ſo dieſe Schleicher vor ächte Jünger JEſu, und ſeine Geſandten, nicht allein halten, ſondern noch Luſt haben, unter ihren geborgten Schaaf-Pelz zu kriechen, wohlmeinend ans Licht geſtellet von Heinrich Joachim Bothen. Erſter Theil. 1751. zu finden bey dem Verfaſſer auf dem Werder in der Wallſtraſſe. 8t. 15 Bogen. Es iſt unmöglich, daß man dieſes Buch ohne Erſtaunen leſen kann, wenn man die darinne angeführten Nachrichten mit Aufmerkſamkeit anſiehet. Und wie könnte man glauben, daß alles dieſes nur aus Neid dem Grafen Zinzendorf nachgeredet und nachgeſchrieben würde, da der Verfaſſer auch die kleinſten Umſtände bey jeder Sache zu erzehlen nicht vergißt, und alle Perſonen nahmhaft machet, welche hier in Berlin ſich mit dieſen Betrügern eingelaſſen haben. Gewiß man lernet aus dieſem Werkchen den Zuſtand dieſer Gemeine hier in Berlin ſo gut kennen, als man die allgemeinen Anſtalten dieſer Leutebetrüger aus des Herrn Alexander Volk Geſprächen einſehen lernt. Man wird nicht ohne beſonders Vergnügen die Zuſchrift des Verfaſſers leſen, mit welcher er dieſe Blätter dem Bruder Ludwig, oder dem Grafen Zinzendorf ſelbſt zugeeignet. Sie iſt in der Heilandsſprache geſchrieben, und der Gr. Z. bekommt die Wahrheit eben ſo ſpitzig als gründlich darinne geſagt. In dem Werke ſelbſt iſt das Ehegeheimniß dieſer ſaubern Secte recht ſchön beſchrieben, und mit nahmhaften Beyſpielen erläutert. Die Heylandskaſſe und die dabey getroffenen Anſtalten ſind völlig aufgedeckt. Die nichtswürdige Lebensart der Brüder und Schweſtern, unter und gegen einander iſt ſo genau beſchrieben, daß dieſes einzige Werkchen vielleicht mehr Licht der Sache geben kann, als hundert gründliche Anzeigen der Irrthümer. Gewiß ſiehet man nach dieſer Beſchreibung die mähriſche Brüdergemeine an, ſo kann man ſolche beynahe vor nichts anders als vor die allergrößte Spitzbubengeſellſchaft halten, die nur jemals in der Welt geweſen iſt. Und in der That hat ein Landesherr bey ſolchen Umſtänden die gröſte Urſache, ein wachſames Auge auf die Ausbreitung dieſer ſchädlichen Secte zu haben, da ſolche nicht allein Leute an ſich lockt, ſolchen ihr Vermögen abnimmt, Bettler macht, Leute aus dem Lande ſchleppt, und alle Geſetze, auch ſogar einer äuſſerlichen Ehrbarkeit, unter ſich aufhebet. Da der V. wie aus der Aufſchrift erhellet, ſelbſt ein Mitglied dieſer löbl. Geſellſchaft einige Jahr geweſen iſt, ſo kann man leicht ſchlieſſen, daß er ihre ſchöne Streiche alle wohl eingeſehen, und man hat alſo die Vermuthung billig von ihm, daß er nichts als wahre Beſchuldigungen wider ſie vorbringe. Man wird alſo dieſe Schrift eines Theils nicht ohne Vergnügen, in Anſehung der vorgetragenen Wahrheiten, theils aber auch nicht ohne Aergerniß, wegen derer ungeheuren darinne vorkommenden Bosheiten leſen. Der Verf. verſpricht einen zweyten Theil, welcher ſchon unter der Preſſe ſeyn ſoll.

Nancy.

Diſcours prononcés le III. Fevrier MDCCLI. à la premiére Aſſemblée de la Société Litteraire, fondée dans la Ville de Nancy, par le Roy de Pologne, Duc de Lorraine & de Bar. Chez Pierre Antoine, Imprimeur ordinaire du Roi, de la Société Litteraire, & de l'Hôtel de Ville. Avec Privilege du Roy. In groß Quart, 9½ Bogen.

Wir haben in dieſen Blättern ſchon von der durch ein Edict vom 28. Dec. 1750 von dem König in Pohlen, Herzog von Lothringen und Bar, Stanislaus, zum gröſten Ruhm ſeines hohen Alters, geſtifteten Bibliotheck und gelehrten Geſellſchaft zu Nancy einige Nachricht gegeben. Hier ſind die erſten Früchte dieſer neuen Geſellſchaft. Sie ſind ſo beſchaffen, daß man hoffen kann, daß dieſe Stiftung den Künſten und Wiſſenſchaften zum groſſem Nutzen gereichen wird.

In dem Vorberichte finden wir folgende Nachricht von dieſer Stiftung. In dem erwähnten Edict hat der König Stanislaus in der Hauptſtadt Nancy eine öffentliche Bibliotheck, wozu jährlich 3000 Livres ausgeſetzt ſind, und zwey beſtändige Preiſſe, jeden von 600 Livres, geſtiftet, welche auf Materien aus den Wiſſenſchaften, freyen Künſten und Künſte ſollen ausgeſetzet werden. Der König ſetzte den 3. Febr. dieſes Jahres zur Eröfnung der Verſammlungen der gelehrten Geſellſchaft an. An dieſem Tage Vormittags begaben ſich der ganze Hof und Adel beyderley Geſchlechts, die obrigkeitlichen Perſonen, die geiſtlichen Orden und die vornehmſten Perſonen in Nancy in die Hauptkirche dieſer Stadt. Daſelbſt ward von der Königl. Capelle eine Meſſe muſikaliſch geſungen, worauf der Herr von Choiſeul, Primas von Lothringen und Beichtvater des Königs das Hochamt pontificaliſch verrichtete. Nach dieſem hielt der R. P. Demeneur, Königl. Prediger und Oberſter der Königlichen Miſſionen, eine Rede, in welcher er die groſſen Vortheile zeigte, welche der Religion und dem Staate durch die verſchiedenen Stiftungen des Königs, beſonders der Bibliotheck und der Preiſſe, zuwachſen. Nachmittags um 3 Uhr ward die erſte Verſammlung der Mitglieder der Geſellſchaft auf dem Saale der Bibliotheck gehalten, und es fanden ſich viele und vornehme Perſonen dabey ein. Der Herr Ritter von Solignac, Königlicher Cabinetsſecretär, redete zuerſt, und eröfnete der Verſammlung die Abſicht des Königs, und deſſen Bewegungsgrund zu dieſer Stiftung. Hr. Thibault, Generalamtsverweſer zu Nancy, antwortete hierauf im Namen der Nation. Der Hr. Graf von Treſſan, Generallieutenant der Armeen des Königs von Frankreich, ſuchte alsdenn in einer Rede die Liebe zur Arbeit rege zu machen, indem er die in den Wiſſenſchaften und Künſten gemachten glücklichen Entdeckungen unſeres Jahrhunderts erzählte. Hr. Poncet de la Riviere, Biſchoff von Troyes, beſchloß die Verſammlung durch eine Rede über den Geſchmack in den Werken des Witzes.

Zwiſchen den hier geſtifteten Preiſen und andern gewöhnlichen Preiſen iſt ein groſſer Unterſcheid. Es wird keine Materie aufgegeben: ſondern die Verfaſſer haben die Freyheit, aus den höhern und ſchönen Wiſſenſchaften und aus den Künſten abzuhandeln, was ſie wollen. Eine Freyheit, die manchem die vergebliche Mühe erſparen wird, um des Gewinnſts oder Ruhms willen ſich an eine Materie zu machen, welcher er nicht gewachſen iſt. Die Abhandlungen müſſen allemal vor dem erſten October eingeſchickt ſeyn und in einer Stunde höchſtens abgeleſen werden können. Es hat niemand an dieſen Preiſen Theil, als die Unterthanen des Königs Stanislaus. Zu Beurtheilung der Preisſchriften ſind gewiſſe Cenſors beſtimmt, und eben dieſe machen die gelehrte Geſellſchaft aus. Der König hat folgende dazu ernennt.

Ehrenmitglieder.

Herr von Choiſeul, Primas von Lothringen, und Königlicher Beichtvater, als Director.

Herr Poncet de la Riviere, Biſchoff von Troyes, Oberaufſeher der Königlichen Capelle, Mitglied der Königl. Academie zu Angers.

Der Herr Graf von Treſſan, Generallieutenant der Armeen des Königs von Frankreich, Commandant in Toul, Bar und Franzöſiſch Lothringen, Mitglied der Königlichen Academien zu Paris und Berlin und der Königl. Geſellſchaft zu London.

Herr von Hoguerty, ehemahliger Oberhandlungsaufſeher, Präſident des obern Collegii und Königlicher Commandant der Inſel Bourbon.

Titularmitglieder.

Der E. P. Demenoux, aus der Geſellſchaft Jeſu, Oberſter der Königlichen Miſſionen, Mitglied der Königlichen Academie zu Rochelle und der Academie der Arkadier zu Rom.

Der Herr Ritter von Solignac, Königlicher Cabinetsſecretär, Mitglied der Academien zu Rom und zu Rochelle, Königlicher Bibliothekar, Cenſor und beſtändiger Secretär der gelehrten Geſellſchaft.

Hr. Thibault, Oberamtsverweſer zu Nancy.

Herr von Tervenus, Domherr der Hauptkirche.

Herr Gautier, ordentlicher Domherr der Congregation unſres Erlöſers, Profeſſor der Mathematick und der Hiſtorie bey dem Cadettencorps zu Luneville.

Die Rede des Herrn von Solignac iſt voll erhabener Gedanken und ſinnreicher Ausdrückungen. Er vergleicht den König Stanislaus mit dem Ptolemäus Soter, welcher ſo gelehrt als tapfer und ein Liebling Alexanders, mit welchem er Carln XII. vergleicht, und an deſſen Thaten er Theil genommen, geweſen, welche Vergleichung er glücklich fortſetzt und ausführet. Er bedauert das Flüchtige und Leere, welches in dem Geſchmacke ſeiner itzigen Landsleute herrſcht, und daß man mit dem Spiele des Witzes zufrieden iſt, und Gründlichkeit und Wahrheit hintanſetzt. Aber macht er ſich nicht faſt ſelbſt am Ende ſeiner Rede dieſes Vorwurfs würdig? Doch man weis ja wohl, wie ſich alle feyerlichen Reden in Frankreich endigen, und endigen müſſen, wenn die Verfaſſer den Beyfall ihrer Landsleute erhalten wollen. Er führet viele berühmte Künſtler, Gelehrte und witzige Köpfe ſeines Vaterlandes, beſonders die Verfaſſer der Ceni und Peruvianiſchen Briefe, an, um den durch ſeine übrigen Landsleute zur Nacheiferung aufzumuntern. Man ſieht wohl, daß die Liebe des Vaterlandes aus ihm redet; und wer wird ihm dieſes verdenken?

Von der Rede des Herrn Thibault wollten wir gern auch etwas ſagen, wenn nicht in unſerm Exemplare anſtatt derſelben der erſte Bogen von der Rede des Ritters von Solignac zweymal wäre.

Nun folgt die ſehr weitläuftige Rede des Grafen von Treſſan, in welcher er die vornehmſten Verdienſte und Entdeckungen berühmter Männer dieſes Jahrhunderts erzählet, nicht anders, als ob er lauter neugebohrne Kinder vor ſich hätte, welche noch nicht wiſſen, was in dieſen Tagen geſchehen iſt. Er ſucht dadurch die Nacheiferung ſeiner Landsleute zu erwecken. Die Abſicht iſt löblich: aber ſollen wir es ſeiner Unwiſſenheit oder ſeinem Franzöſiſchen Stolze zuſchreiben, daß er uns Deutſchland ſo wenig, oder gar keine berühmte Männer nennet?

Der Biſchoff von Troyes ſucht in ſeiner ſehr artigen Rede den Begriff des guten Geſchmacks zu beſtimmen, und er iſt ziemlich glücklich darinnen, ob er gleich eigentlich nur eine Menge Kennzeichen davon angiebt. Der Geſchmack überhaupt, ſagt er, ſey das in der Gelehrſamkeit, was das Geſetz im Reiche der Sitten ſey, und der Geſchmack in einzelnen Menſchen betrachtet, ſey eine Fähigkeit, den Punct der Schönheit einer jeden vorhabenden Materie leicht zu ſehen und ſich deſſen in einem Augenblicke zu bemächtigen. Seine darauf folgende Beſchreibung der Schönheit in den Werken des Witzes iſt leſenswürdig.

Dieſen Reden iſt noch eine beygefügt, welche der P. Demenoux den 11. März in der zu Luneville von dem Könige gehaltenen Verſammlung abgeleſen hat. Er zeigt darinne den Nutzen dieſer neuen Bibliotheck und Geſellſchaft, und zwar meiſtens durch alte und neue Exempel. Er ſcheint ein Liebhaber von Vergleichungen zu ſeyn, indem er die Cenſors mit den Cenſoribus morum des alten Roms, den König Stanislaus mit dem Lucullus, dieſe Stiftung mit der Erbauung eines Hafens, die neue Bibliotheck mit einem Damm ꝛc. vergleichet.

Hierauf folgt noch ein ſchöner poetiſcher Brief des P. Leslie, neuen Mitglieds, an den König, worinnen er das Lob und die Früchte dieſer Stiftung beſinget.

Paris.

Nouvelles remarques ſur la Lithotomie &c. avec figures en Taille-douce par M. Pallucci Chirurgien; de l'Academie de Florence & Penſionaire de Sa Majeſté Imperiale. Chez Guillaume Cavelier, Pere, Libraire, rue S. Jacques, au Lys d'Or. MDCCLI. avec privilege du Roi. 12. 14 Bogen. 2½ Bog. Kupf.

Dieſes Werkchen theilet ſich in zwey Theile, deren erſterer die verſchiedenen Arten vom Steinſchneiden entdecket. Man findet hier eine ſchöne Beſchreibung von den beyden gebräuchlichen Werkzeugen, von den verſchiednen Arbeiten und Handgriffen, wie auch von den Theilen des menſchlichen Körpers die hierunter leiden, und endlich verſchiedene Arten von dergleichen ausgeſchnittenen Theilen ſelbſt, theils nur beſchrieben, theils aber auch in Kupfer vorgeſtellet. Der andere Theil redet von der Ablöſung des männlichen Gliedes, und der Brüſte. Dieſen Theil giebt er auf eben dieſe Art durch als den erſtern, bey beyden aber werden practiſche Exempel angeführet, und die dabey vorgenommenen Arbeiten und gemachten Verſuche deutlich beſchrieben. Wir können es alſo jungen Aerzten und Wundärzten mit gutem Recht anpreiſen, ob wir gleich hiebey auch erinnern müſſen, daß wir wenig oder gar nichts neues darinne gefunden haben, was nicht Heiſter und andre der Sache erfahrne Männer auch in Deutſchland ſchon geſaget haben.

Leiden.

Lettre paſtorale contre le Fanatiſme addreſſée aux Mennonites de Friſe par Mr. Jean Stinſtra, Paſteur de l'Egliſe Mennonite de Harlingen. Traduite du Hollandois, avec quelques remarques & une Preface du Traducteur, ou l'on fait connoitre le Herrnhutiſme, & une nouvelle ſorte de Convulſioniſme, a l'occaſion desquels cette lettre a été écrite. De l'Imp. d'Elie Luzac, Fils. 1752. gr. 8. 1 Alphabet 1 Bogen. Dieſer Hirtenbrief iſt von einer Vorrede begleitet, von welcher der Ueberſetzer Verfaſſer iſt. Er hat vor nöthig erachtet ſolche voraus zu ſchicken, um einige dunkle Stellen in dem Briefe ſelbſt in ein mehreres Licht zu ſetzen. Er theilet ſie in vier Stücke. In dem erſten giebt er einen ausführlichen Bericht von dem Urſprunge, Fortgange und jetzigem Zuſtande der Zinzendorfiſchen Secte. Hier führet er ihre Glaubensartikel, ihre ſchönen Lehrſätze, ihre [illegible] Heilandscaſſe, ihre Bundeslieder und andre ihrer Thorheiten an, und damit dieſe Leute nicht ſagen dürfen, man rede es ihnen aus Neid nach, ſo beweiſet er alles aus ihren eignen, ſonderlich des Grafen Zinzendorfs Schriften. In dem zweyten Stücke erzehlet er eine neue Art von Quäkern, welche ſich in Holland hervorgethan und ihre Lehrſätze. Das dritte Stück erzehlet uns den Zuſtand der Mennoniſten in Friesland, und im vierten redet er von gegenwärtiger Ueberſetzung des Hirtenbriefes. Dieſer Hirtenbrief folget nunmehr ſelbſt, und enthält erſtlich eine Beſtimmung was Schwärmerey in der Religion ſey, hierauf kommt er auf die Eigenſchaften eines Quäkers, welche er ſehr ſchön beſtimmet und aus denen Zinzendorfiſchen Büchern beweiſet. Hieraus folget nothwendig 2) ein Unterricht von der Schädlichkeit einer Secte in Religionsſachen, in Anſehung des gemeinen Weſens, und der glückſeligen Umſtände einer jeden Privatperſon. In dem dritten Stücke kommen die Urſachen der Schwärmerey vor. Dieſe ſind, die Unwiſſenheit in dem weſentlichen der Religion, die verdorbne Einbildungskraft der Menſchen, die verderbten Sitten und andre Sachen. Das 4te Stück zeiget die Mittel ſich vor ſolchen Irrthümern zu bewahren. Dieſe ſind der Gebrauch der geſunden Vernunft, Leſung der Bibel, Unterlaſſung des Umganges mit ſolchen Leuten, und andre gute Lehren. Den Schluß macht ein Auszug von einigen ſehr ſaubern Brocken aus des Grafen Zinzendorfs ſchönen und geiſtreichen Geſängen, von dem Bundeslied der Männer, der Procuratorſache derſelben im Ehebette, den Seiten Wundenhöhlchen, wo dieſe Kreuz-Luft Vögelein aus und ein fliegen, und andre ſolche ſehr ſchöne und erbauliche Gedanken. Die Schreibart in dieſem Buch iſt ſehr angenehm, und beſonders des Hrn. Stinſtra Ausdrücke zeigen von einer recht ernſtlich gemeinten Beſchäftigung, ſeine Glaubensbrüder vor dieſer landverderblichen Schwärmerey zu warnen und zu bewahren.

Erfurt.

Herrn Joh. Friedr. Eiſenharts B. R. D. und der hochlöblichen Juriſten Facultät zu Helmſtädt Beyſitzers, auch der deutſchen Geſellſchaften daſelbſt und zu Göttingen Mitglieds, kleine Schriften mit einer Vorrede von dem Gebrauch der mathematiſchen Lehrart in der Rechtsgelehrſamkeit herausgegeben von Rudolf Wedekind, Seniorn der Königl. deutſch. Geſellſchaft zu Göttingen. Gedruckt und verlegt von J. H. Nonnen. 1751. kl. 8. 17 Bogen.

Sowohl die Abhandlungen ſelbſt, als auch die Vorrede zu dieſem Werkchen ſind einander ganz gleich, und man muß bekennen des Herrn D. Eiſenharts Schriften hätten keinen beſſern Herausgeber finden können, als eben den Hrn. Wedekind. Dieſer leztere ſcheinet in gedachter Vorrede ſich über den Gebrauch der mathematiſchen Lehrart in der Rechtsgelehrſamkeit aufzuhalten, allein nichts weniger als dieſes. Er beweiſet, daß keine Schrift eines vernünftigen Rechtsgelehrten ohne dieſe Art könne abgefaſſet ſeyn, obgleich eben nicht nöthig, daß man darüber Axioma, Theſis, Corollarium, Definitio u. d. ſchreibet, denn alle Schlüſſe, welche aus einem Grundſatze bewieſen und hergeleitet werden, aus welchem man hernach mehrere Folgerungen ziehet, haben ihren Grund in der mathematiſchen Lehrart. Man wird daher dieſe Vorrede beſonders wegen ihrer ſcherzhaften, und mit angenehmen Exempeln begleiteten Schreibart mit vielem Vergnügen leſen.

Die kleinen Abhandlungen des Herrn Eiſenharts ſelbſten ſind folgende: 1) **Gedanken von dem Tode auf dem Bette der Ehren.** Hier zeiget der Hr. D. E. wie rühmlich es ſey vor das Beſte des Vaterlandes ſein Leben zu laſſen. Er beweiſet es nicht allein aus den ältern Geſchichten der Römer, ſondern auch aus der Bibel ſelbſt, wenn er aus 1 Maccab. 9, v. 10. anführet, daß der jüdiſche Feldherr Judas geſagt habe: Iſt unſre Zeit gekommen, ſo wollen wir ritterlich ſterben rc. Er führet die Ehre an, mit welcher die Griechen diejenigen beehrten, welche ſich tapfer gehalten, und im Felde vor dem Feinde ihr Leben verlohren hatten. 2) **Von dem Beweiſe durch Sprüchwörter.** So gemein es iſt und ſo ſchlecht es ſich ſchicket, wenn man bey aller Gelegenheit in ernſthafte und gründliche Geſpräche alte und wenig bedeutende, auch oft gar lächerlich klingende Sprüchwörter mit einfließen läßt, ſo artig können einige derſelben angebracht werden, wenn man hierdurch alte löbliche Gewohnheiten und Sitten unſrer Vorfahren beweiſen will. Es beweiſet dieſes der V. mit verſchiedenen Beyſpielen, ſonderlich der alten Deutſchen, wiewohl er auch eben dieſes von den Römern mit einigen angeführten Exempeln darzuthun ſich bemühet. 3) **Von dem Rechte der Quacker in Anſehung der Eide.** Es iſt bekannt, daß kein Quacker einen Eid ſchwöret, es kann aber doch geſchehen, daß eine gerichtliche Verſicherung der Wahrheit als ein Eid von ihm erfodert werden muß. Wie ſoll es nun eine Obrigkeit anfangen, wenn ſie dergleichen Leute vor ſich; kann ſie wohl einen Quacker zwingen? Der Hr. E. verneinet es mit gutem Grunde, und glaubt, daß, weil dieſe Art von Leuten das Privilegium vor ſich haben, daß ſie die Wahrheit niemahls beleidigen, man ihr bloßes Ja und Nein als einen geſchwornen Eid gänzlich annehmen könne. 4) **Gedanken von der Enterbung.** Nachdem Hr. D. E. die Strenge der römiſchen Geſetze weitläuftig angeführet, welche den Eltern ein uneingeſchränktes Recht, und Gewalt über ihre Kinder gab, ſo tadelt er mit Recht auch unſre heutigen Rechte, welche durch dergleichen ſcharfe Geſetze, auch ſogar das Recht der Natur beleidigen, und erkläret endlich, mit unumſtößlichen Gründen, die Enterbung der Kinder, vor eine unmenſchliche Rachſucht der Eltern, und eine Anleitung welche den Kindern gegeben wird, ſich allererſt durch harte Ausdrücke und Verſündigungen an den Eltern, recht erblich zu vergehen. Zu geſchweigen, daß ein auf dieſe Art enterbtes Kind außer allen Stand geſetzet wird, ein nützliches Glied der Welt zu ſeyn, und hierdurch zu loſen und nichtswürdigen Streichen durch Armuth faſt gezwungen wird. 5) **Erörterung der**

Frage ob der Rabuliſt, oder der Leguleius dem gemeinen Weſen ſchädlicher ſey? Rabuliſten ſind ſolche Leute, welche die Rechtsgelehrheit nur als eine Brodtkunſt treiben, Tag und Nacht darauf denken, wie ſie nur Klienten an ſich ziehen mögen, denen ſie das Geld auf tauſenderley Weiſe aus dem Beutel ſingen. Leguleji aber ſind Rechtsgelehrte, welche nur darauf denken, wie ſie die Rechtsgelehrſamkeit höher treiben mögen, und durch ſo viel gemachte Unterſcheide, durch ſo viel weit hergeholte Erklärungen und Auslegungen der Geſetze, die Rechtsgelehrſamkeit nur immer dunkler machen. Beyde ſind dem gemeinen Weſen ſchädlich, indem der eine bloß ſeine Klienten ausſauget, der andere aber mit ſeiner Gelehrſamkeit niemand dienet, ſondern noch mehr Schwierigkeiten in Rechtshändeln auf die Bahne bringt. 6) **Von den gelehrten Geſellſchaften und derſelben Rechten.** Dieſes iſt eigentlich eine Rede, welche an die Königl. deutſche Geſellſchaft in Göttingen, bey ihrer zehnjährigen Jubelfeyer gerichtet iſt. Nachdem der Verfaſſer von gelehrten Geſellſchaften einiges ſehr ſchön geſagt hat, wendet er ſich an beſagte deutſche Geſellſchaft, und nachdem er nach Würden ihre rühmliche Bemühungen geprieſen hat, wünſchet er derſelben Glück zu ihrer Jubelfeyer. 7) **Von den Gebräuchen bey der Belehnung der Erzherzoge von Oeſterreich.** Deren führet *Hr. D. E.* verſchiedne an, z. E. daß ſie die Lehn nirgends als auf ihrem Grunde und Boden empfangen, da andere ſich nach dem Gutbefinden und Aufenthalte des Kayſers richten müſſen, andere dergleichen Vorzüge zu geſchweigen. 8) **Erläuterung der Stelle** *II. f. 28. pr.* Dieſe Stelle erläutert aus dem longobardiſchen Rechte, in welchen Fällen ein Vaſall verbunden iſt, den Lehnsherrn im Kriege und Heerzügen beyzuſtehen. Die Sache verhält ſich kürzlich alſo. Ein Vaſall iſt ſchuldig bey rechtmäßigen Kriegen dem Lehnsherrn ſo wohl offenſive als defenſive beyzuſtehen, bey unrechtmäßigen Befehdungen aber, kann ihn der Lehnsherr nicht weiter als zur Defenſion zwingen. 9) **Von der Schreibart der Rechtsgelehrten.** Man weiß wie wenig der ſogenannte Stylus curiä unſerer deutſchen Mutterſprache ähnlich ſiehet, und alſo wäre es dieſer Art von Gelehrten ſehr heilſam, wenn ihnen einmahl ihre deutſche Mundart vor Gerichte wieder beygebracht würde. 10) **Von dem Aberglauben der Alten in Anſehung gewiſſer Nahmen.** *Herr E.* zeiget hierinne daß man ſchon zu den Zeiten der alten Römer abergläubiſch in Anſehung der Nahmen geweſen, und daß dieſe lächerliche Gewohnheit noch häufig im Schwange gehe. 11) **Abhandlung der Frage, ob es gut ſey daß Soldaten ein Schickſal glauben, an einen Oberſtlieutenant.** Dieſes wird billig mit Nein beantwortet. 12. 12) **Schreiben an die Frau von S** die Pantomimen betreffend.** Dieſe Art von Schauſpielen wird hierinne ſchön und nach Würden vertheidigt. 13) Den Schluß macht eine Ode auf den Tod des *Hrn. D.* Klaprotha, worinne der *Hr. D. E.* eben ſo ſchöne gedacht als gedichtet hat.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Groß-Glogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

42.

UT QUI FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 15. October, 1751.

Berlin.

Melange de differentes pieces de vers & de proſe, traduites de l'Anglois, d'apres Mesdames Eliſe Haywood & Suzanne Centlivre, Mrs. Pope, Southern & autres. en III Tomes 1751. in 8.

Dieſes Werk würde unter dem Artickel von Berlin nicht ſtehen, wenn es unter dem Artickel ſeines wahren Geburthsortes ſtehen ſollte. Es iſt ein glückliches Vorurtheil, welches man auswerts von dieſer Hauptſtadt hat, daß verſchiedne Verfaſſer auf dem Tittel wohlgerathner Schriften den Namen derſelben erborgen; ein Vorurtheil, welches vielleicht bald wegfallen möchte.

Der erſte Theil dieſer Sammlung, welcher 15 Bogen ſtark iſt, enthält drey kleine Romane. Der erſte iſt von der Mademoiſell Haywood, und heißt Cleomile. Die andern beyde heißen die glückliche Entführung und der eigenſinnige Liebhaber und ſind von eben derſelben Verfaſſerin. Sie ſind alle dreye in dem Geſchmacke der ſogenannten ſpaniſchen Neuigkeiten geſchrieben, und es wundert uns, daß ein Franzoſe von Geſchmack, wofür wir den Ueberſetzer halten, ſich mit ſolchen Kleinigkeiten abgeben kann.

Der zweyte Theil iſt mit Briefen und einem Auszuge aus dem Trauerſpiele Oroonoko des Hrn Southern angefüllt. Unter den Briefen iſt das Schreiben des Hrn Pope Heloiſe an den Abelard. Es iſt allen bekannt, welchen die Muſe dieſes erhabenen Engländers nicht ganz fremd iſt. Die enthuſiaſtiſche Zärtlichkeit, welche alle Zeilen belebt, wird das Herz jedes Leſers zerſchmelzen, das nicht ganz Stein iſt. Ich meine eines Leſers, der das Original zu leſen fähig iſt; denn der Franzoſe hat das Geheimniß gefunden, dieſes Meiſterſtück ziemlich zu wäſſern. Vielleicht hat der gemeine Fehler ſeiner Nation Antheil daran, welche der Poeſie aus einer allzu furchtſamen Zurückhaltung und einer falſchen Beſcheidenheit, die ſie zum Charakter ihrer Sprache gemacht hat, alles Starke und Erhabene nimmt und ihr die weiſen Kühnheiten, welche die wahre Poeſie erfordert, verbietet. Sie hat den Gebrauch der Metaphern und aller der Figuren allzu ſehr eingeſchrenkt, welche den Worten Nachdruck und Pracht geben, und hat ſich bemüht alle Vollkommenheit dieſer wunderbaren Kunſt in die Grenzen einer reinen und ausgebeſſerten Rede einzuſchlieſſen. Wir wollen den Anfang zur Probe einrücken.

In theſe deep ſolitudes and awful cells,
Where, heav'nly-penſive, contemplation dwells,
And ever-muſing melancholy reigns;
What means this tumult in a Veſtals veins?
Why rove my thoughts beyond this laſt retreat?
Why feels, my heart it's long forgotten heat?
Yet, yet I love - - -

„In dieſen tiefen Einſamkeiten und fürchterlichen Zellen, wo die Betrachtung himmliſch tiefſinnig wohnet, und die ewig nachſinnende Schwermuth regieret, was bringt dieſen Aufruhr in die Adern einer Veſtalin? Warum ſchweiffen meine Gedanken auſſerhalb dieſem letzten Zufluchtsorte? Warum fühlt mein Herz ein lange vergeſſenes Feuer? Doch, doch ich liebe! - - - - ꝛc.“ Dieſes überſetzt der furchtſame Franzoſe: Dans cette ſolitude paiſible, ſejour ou la contemplation eſt toûjours occupée du Ciel, lieux ou regne un ſilence ſi profond, quels mouvements troublent la tranquillité de mon ame? Pourquoi mes penſées s'étendent-elles au delà de ces clotures éternelles? Pourquoi mon cœur reſſent-il des feux ſi long tems oubliés? Quoi? aimerois-je encore? - - - Dieſer zweyte Theil iſt gleichfalls 15 Bogen ſtark.

Der dritte Theil enthält verſchiedene von den Briefen des Phalaris, und das Luſtſpiel der Madame Centlivre A bold ſtroke for a wife, welchem er den Titel die Wayſe gegeben hat. Was die erſten anbelangt, ſo wäre es vielleicht beſſer geweſen, wenn ſie der Verfaſſer aus dem Griechiſchen überſetzt hätte. Doch vielleicht weiß er es nicht einmal daß ſie in dieſer Sprache geſchrieben ſind, ob es gleich faſt nicht glaublich iſt, daß einem Gelehrten, der ſich um die engliſche Litteratur bekümmert haben will, der Streit des Bentley mit dem Boyle, die Aufrichtigkeit dieſer Briefe betreffend, unbekannt ſeyn könnte. Das Luſtſpiel zeigt auch nicht von der beſten Wahl. Der Innhalt iſt dieſer: ein ſterbender Vater hatte ſeine Tochter vier Vormündern anvertrauet, welche ſie alle nach der Reihe eine gewiſſe Zeit lang unter ihrer Aufſicht haben. Jeder von dieſen Vormündern hat beſondere Abſichten mit ihr, und will ihr einen Bräutigam nach ſeinem Geſchmacke ausſuchen. Endlich gelingt es einem jungen Capitaine durch verſchiedne Streiche, die ſich aber nirgends als auf dem Theater ausführen laſſen, alle vier Narren unter einen Hut zu bringen, und ſich in den Beſitz des jungen Frauenzimmers zu ſetzen. Was die Engländer in den Luſtſpielen humour nennen, das iſt das einzige was eine vorzügliche Schönheit an dieſem Stücke ausmacht.

Liſſa.

Liſſabon.

Allhier iſt bey Iſidore de Valle und Charles de Silva noch im vorigen Jahre in Fol. gedruckt worden: *Collecçam Juridica de todas as Allegaçoens &c.* Dieſes iſt eine Sammlung aller juriſtiſchen Allegaten zur Vertheidigung der *Jurisdictionis ordinariæ*. Der Verfaſſer davon iſt der Hr. Joſeph de Arcaŋ Barboſa, Erzbiſchoff von Lacedämon und Königlicher Rath. Es iſt dieſes Werk ſowohl den Juriſten, als Theologen, nützlich.

In eben dieſem Jahre hat auch der P. Joſeph Krening in 4t. drucken laſſen: *Conquiſtas na India &c.* oder Beſchreibung der Vortheile, welche die Jeſuiten mit ihren Miſſionen in Indien erworben, da ſie wunderbarer Weiſe nicht nur den chriſtlichen Glauben immer mehr ausbreiten, ſondern auch den Götzendienſt abſchaffen. Dieſe Nachricht geht bis auf das Jahr 1744.

Auch iſt bey Fr. Louis Ameno in 4t. zu haben: *Politica morale civil &c.* Dieſes Werk, wovon dieſes der 3te Theil iſt, enthält die Kirchengeſchichte und die Chronologie der Päbſte, vom Heil. Petrus an, bis auf unſere Zeiten. Auſſer der Kirchengeſchichte hat man hier auch auf das politiſche Regiment mit geſehen und die verſchiedenen Gerichte, gehaltenen allgemeinen und beſonderen Concilien, die Hiſtorie der Ketzer, und die Mittel, ihnen Einhalt zu thun, beſchrieben.

Regensburg.

Der Nutzen der Elektricität in der Arzneywiſſenſchaft iſt auch hier vor kurzem durch ein neues und merkwürdiges Exempel beſtätiget worden. Eine hieſige Bürgerin, von 53 Jahren, hatte das Unglück, durch einen unvermutheten Fall ſich die Lähmung ihres linken Arms vor ſieben Monaten zuzuziehen. Dieſe kam, aller angewandten Mittel ohngeachtet, ſoweit, daß nicht nur dieſer Arm anſehnlich zu ſchwinden anfing, ſondern ſie auch auſſer Stand war, das geringſte damit zu handthieren, auſſer daß ſie den Ellenbogen in etwas biegen, und mit dem Daumen den Zeigefinger, und zur höchſten Noth die Mitte des zweyten Fingers berühren konnte, das übrige war alles unbiegſam, und durch allen angewandten groſſen Fleiß der Wundärzte konnte ſie nicht weiter ermuntert werden, als ein Spitzglas mit der Hand zu faſſen, und ſelbiges nicht ohne Beſchwerniß an den Mund zu bringen. Den 25. Jun. dieſes Jahrs verſuchte ſie durch die Electricität ihre Umſtände zu verbeſſern, und nach einer Electriſirung von einer kleinen Stunde war ſie im Stande die 3 lahmen Finger ſoweit zu bewegen, daß ſie an jedes Spitze den Daumen ſetzen konnte. Den 2ten Tag konnte ſie alle 5 Finger in eine Spitze zuſammen ziehen; den 3ten Tag mit dem kranken Arm auf die Stirne greiffen, auch ſelbigen ziemlich gerade vor ſich ausſtrecken. Den 4. 5. und 6ten Tag wurde ſie ſo weit gebracht, daß ſie den lahmen Arm auf den Rücken bewegen konnte, und im Stande war ihr Corſet ohne anderer Beyhülfe alleine an- und auszuziehen. Da nun nach der Hand 11 Tage ausgeſetzt wurden, ſo behielte der lahme Arm nichts deſtoweniger ſeine erhaltene Bewegung, und der Schmerz, welcher vorhero Tag und Nacht ſehr empfindlich war, legte ſich nicht nur nach und nach darinnen, ſondern der geſchwundene Arm fieng auch an ſeine vorige Dicke und einen Zuwachs von Kräften zu bekommen. Vom 1. Jul. bis den 13ten, da wiederum zu electriſiren angefangen wurde, vermehrte ſich die Kraft in dem kranken Arm ſo ſtark, daß ſie nicht nur hinter ſich mit beyden Händen zuſammen reichen, ben, ſondern auch ein Gewicht von 10 Pfund mit ſelbigem aufheben und forttragen konnte. Es hatte dieſe Frau wegen anderer kränklichen Umſtände ſchon ſeit einigen Jahren eine Badecur gebraucht, und wollte ſie ſolche heuer auch nicht verſäumen, dahero zum zweytenmal ausgeſetzet werden muſte. Nach dem Gebrauch des Bades aber, welches ihr zwar nicht zu neuen Bewegungen des Arms nutzte, wohl aber die Stärke des Arms vermehrte, wurde den 4ten dieſes Monats wieder zu electriſiren angefangen, und nach dreyen Tagen hatte die Patientin das Vergnügen, nicht nur ihre Haube wiederum ganz allein aufzuſetzen, ſondern auch mit der linken Hand auf das Creutz zu greiffen, den Arm über ſich faſt gerade in die Höhe zu heben, und ſonſten alle andere nöthige Bewegungen deſſelben ganz geläufig vornehmen zu können. Nur empfindet ſie noch einige Spannungen und Schmerzen bey gewiſſen Bewegungen; und da mit dem Electriſiren noch täglich fortgefahren wird, ſo ſcheinet die Hoffnung wohl nicht vergebens, daß auch dieſe ſich verlieren, und ſie endlich völlig hergeſtellet werden wird.

Göttingen.

Der Herr Hofrath von Haller, Präſident der Königl. Großbritann. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, iſt zum Mitgliede der Akademie des Inſtituts zu Bologna aufgenommen worden.

Altenburg.

Herrn Hellot, Mitglieds der Königl. Akademie der Wiſſenſch. zu Paris und der Kön. Geſellſch. zu London, Färbekunſt, oder Unterricht, Wolle und wollene Zeuge zu färben; nebſt Vorſchriften wegen der Prüfungen durch Abſieden. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Abraham Gotthelf Käſtner, Math. P. P. E. zu Leipzig, der Kön. Preuſſ. Akad. der Wiſſenſch. der K. Götting. Geſ. der Wiſſ. und des Inſtit. Bonon. der Jen. latein. und der Leipz. u. Jen. deutſch. Geſ. Mitgliede. Bey Paul Emanuel Richtern. 1751. 1 Alph. 7½ Bog. in Octav.

Es iſt ein deutlicher Beweis von der patriotiſchen Begierde des Hrn. Prof. Käſtners, ſeinen Mitbürgern wirkliche Dienſte zu leiſten, daß er, da er Kräfte genug beſitzet, ihren Nutzen aus dem eigenen Vorrathe ſeiner Wiſſenſchaften und Einſichten zu befördern, ſich dennoch die ſelbſt denkenden Geiſtern ſonſt verdrießliche Mühe nimmt, dieſen Zweck durch Ueberſetzungen gemeinnütziger Schriften der Ausländer zu erreichen zu ſuchen. Wie viele von denen, welche eine vorzügliche Stärke in den höhern Wiſſenſchaften, und beſonders in der Mathematik, beſitzen, erniedrigen ſich wohl von dem Erhabenen bis auf das Nützliche, und halten es der Mühe werth, ſich um eine handwerksmäßige Kunſt, wie die Färbekunſt iſt, zu bekümmern! Aber der Herr Ueberſetzer ſagt mit Recht in der Vorrede, daß es mit der Wirthſchaft, den Handwerken und den Künſten nicht eher zur gehörigen Vollkommenheit kommen wird, als bis ſich entweder die Gelehrten damit beſchäftigen, oder bis die, welche ſich damit beſchäftigen, Gelehrte ſind. Das letztere ſteht weder zu hoffen, noch zu verlangen. Wir wetten, daß, ob wir gleich dieſer Färbekunſt vielen Abgang verſprechen, doch unter hundert Käufern kaum ein einziger Färber ſeyn wird. Die andern kauffen ſolche Bücher nur aus Neugier, und diejenigen, die ſie brauchen ſollten, wiſſen entweder nicht einmal, daß ſie in der Welt ſind, und daß es möglich iſt, von ſo etwas Bücher zu ſchreiben, ſondern wenn ſie auch ja ein ſolch Buch leſen, ſo ſind ſie doch allemal klüger, als der Verfaſſer. Gegenwärtiges Buch verdienete wenigſtens in groſſen Fabricken, worüber nicht Handwerksmeiſter, ſondern verſtändige Leute geſetzt ſind, als ein ſymboliſches Buch eingeführet zu werden.

Das Werk fängt ſich mit einer kurzen Einleitung vom Färben der Wolle und wollener Zeuge überhaupt an. Hr. Hellot bemerket, daß man in den Färbereyen fünf Hauptfarben habe, nämlich Blau, Roth, Gelb, Braun oder Wurzelfarbe, und Schwarz. Dieſe Hauptfarben geben durch ihre verſchiedene Miſchung mit ſich ſelbſt und mit Salzen, Kalk, Arſenik ꝛc. eine unendliche Mannichfaltigkeit von Farben. Im 1. Capitel wird von den Gefäſſen und Werkzeugen, die zur Färbekunſt nöthig ſind, und im 2ten von dem Unterſchiede zwiſchen dem Schlecht- und Schönfärben auf Wolle, gehandelt. Bey dem Schönfärben werden Materien gebraucht, welche die Farbe feſt machen, daß ſie die Luft verträgt, und von ſcharfen und ätzenden Säften nicht leicht fleckt. Zu dem Schlechtfärben aber braucht man nur ſogenannte falſche Farben, die in kurzer Zeit an der Luft und beſonders an der Sonne (wie das Sächſiſche Grün und Blau) verſchieſſen, und von den meiſten Feuchtigkeiten fleckicht werden, ſo, daß ihnen ihr Glanz faſt niemals wieder zu geben iſt. Das 3. Cap. handelt von dem Schönfärben, wo der Verf. in einer vernünftigen und auf die Erfahrung gegründeten Theorie zeigt, daß, und warum gewiſſe Salze zu Feſtmachung der Farben dienen. Im 4ten Cap. wird vom Blaufärben überhaupt gehandelt, und dieſe Materie in den verſchiedenen Arten blau zu färben bis zum 10. Cap. fortgeſetzt. Die Materien zum Blaufärben ſind der Waid, der Wau und der Indig. Vom 11. bis zum 17. Cap. wird das Rothfärben gelehret, und zwar mit Kermes, einem Gewächs auf der Ilex aculeata, welches von einem Inſect herrühret; ferner mit der Cochenille, wobey wir erinnern, daß die Opuntia, von welcher ſich die Cochenille nähret, von den Indianern nicht Topal, ſondern Nopal genennet wird; mit Gummilak; mit dem Pohlniſchen Coccus oder der deutſchen Cochenille, welche in hieſigen Landen häufig zu finden iſt, womit aber Hr. H. nicht viel Verſuche hat anſtellen können; endlich mit Färberröthe, oder Grappe, Rubia tinctorum. Im 18. Cap. lehret Hr. H. gelb zu färben. Er giebt hierzu fünferley Materien an, nämlich die Wiede, (*Gaude*) iſt vielleicht die Luteola, den Schart, (*Sarrette*, *ſerratula tinctorum*) das Pfriemkraut, (*Geneſtrolle*) das Gelbholz und das griechiſche Heu, (*Fenugrec.*) Das 19. Cap handelt von dem Falben oder der Nußfarbe, welche von Wallnußſchalen, Nußbaumwurzeln, Erlenrinde, Sandelholz, Sumach, Roudoul, Ruß ꝛc. gemacht wird. Endlich folgt im 20. Cap. die ſchwarze Farbe, welche ſehr viel Schattirungen hat und eine mannichfaltige Zuſammenſetzung verſchiedener Materien erfordert. Vom 21. bis zum 31 Cap wird gelehret, wie man durch die Vermiſchung der Hauptfarben alle andere Farben zuwege bringt, im 32. wie die Wollen von verſchiedenen Farben zu gemengten Zeugen und Tüchern miteinander vermiſcht werden, und im 33. wie die Proben zu den vermengten Tüchern gemacht werden.

Bis hieher iſt vom Schönfärben die Rede geweſen. Nun folgt das Schlechtfärben. Im 1. Cap. redet der Verf. vom Schlechtfärben der Wolle und wollenen Zeuge überhaupt. Im 2. Cap. lehret er die Zubereitung der Farbe mit geſchmolzenen Ziegenhaaren, welche, ehe ſie der Schlechtfärber durch ſtarkes Sieden auflöſet, vorher von dem Schönfärber mit Färberröthe gefärbt werden müſſen. Das 3te Cap. handelt von der Orſeille, welches ein Teig iſt, der aus einem gewiſſen Lychen, den man beanders in Auvergne findet, oder aus einem gewiſſen Canariſchen oder Capverdiſchen Kraut gemacht wird. Man bekömmt davon allerley rothe Farben. Im 4. Cap. wird von dem Färben mit dem Campechenholz, womit man ſchwarz, grau, bleyfarben u. dergl. färbt, und von dem Sächſiſchen Grün gehandelt, von welchem letztern Hr. H. das Recept mittheilet, wie er es aus Deutſchland erhalten. Anſtatt des Kobolds kann man ſich hierbey auch des Spießglaſes bedienen. Das 5. Cap. handelt von dem Braſilienholze, das 6. von dem Fuſtel, welches auch ein Holz iſt, und das 7. von dem Roucou. Dieſer iſt ein gewiſſer Teig, welcher aus America kömmt. Er giebt, wie der Fuſtel, eine orangenhaftige Farbe. Im 8. Cap. wird kürzlich von den Körnern von Avignon gehandelt, welche gelb färben. Der Verf. geht hier, wie bey verſchiedenen Färbematerien, etwas handwerksmäßig, indem er nicht ſagt, was dieſe Materien eigentlich ſind, welches gleichwohl mancher, der eben kein Färber iſt, gern wiſſen möchte. Endlich wird im 9. Cap. von der Curcuma, welche auch zum Gelbfärben gebraucht wird, gehandelt. Hierauf folgt noch ein Unterricht von den Prüfungen der Farben auf Wolle und wollene Waaren durchs Abſieden.

Der Hr. Ueberſetzer hat noch des P. Labat Beſchreibung des Roucou und Indigs, aus deſſen Beſchreibung der Franzöſiſchen Inſeln in America zum Beſchluß beygefügt. Obgleich Labat eben nicht der glaubwürdigſte Geſchichtſchreiber iſt, ſo ſcheint man doch aus dieſen umſtändlichen Nachrichten ſchlieſſen zu können, daß er ſich um dieſe beyde Waaren genau müſſe bekümmert haben.

Jena.

Hiſtoria Myliana, vel de variis Myliorum familiis, earum ortu & progreſſu, nec non de multis claris, celebrioribus & illuſtribus Myliis eorumque vita, fatis, meritis, ſcriptis, adiectis variorum Myliorum imaginibus & variarum familiarum Mylianarum inſignibus, ſigillis, æri inciſis, in ſuæ & aliarum familiarum Mylianarum memoriam & honorem haud levi ſtudio & ex mſſtis potiſſimum documentis concinnata a *M. Joh. Chriſtoph. Mylio*, Buttſtad. Thuring. Biblioth. Acad. Jen. Præfecto, Ampl. Philoſoph. Ordinis ibid. Adiuncto. In Commiſſ. Joh. Chriſtoph. Crœkeri. 1751. In Quart, 21 Bogen und 4 Kupferſtiche.

Das zahlreiche Geſchlecht derer, welche Mylius heiſſen und geheiſſen haben, und der Ruhm verſchiedener Männer, welche dieſen Namen geführet, haben den Hrn. Adjunctus Mylius in Jena bewogen, eine ganze Geſchichte ſeines Geſchlechts, und derer, die ſeinen Geſchlechts Namen führen zu entwerfen. Dieſes iſt der erſte Theil dieſer Geſchichte. Der zweyte ſoll unverzüglich nachfolgen: er bittet aber hier alle diejenigen, welche Mylius heiſſen, vorher um ausführliche Nachrichten von ihren Familien.

In der Einleitung zu dieſem erſten Theil handelt Herr Mylius zuerſt von verſchiedenen ältern und neuern Myliorum Namen und Veränderungen dieſer Namen ꝛc. Die älteſten Vorfahren dieſes Geſchlechts haben Möller oder Müller, geheiſſen, von einem Müller in Schleiz, welcher im 14ten Jahrhunderte gelebt, und eigentlich David Gering geheiſſen hat, gemeiniglich aber Davids Müller, und endlich David Müller genennet worden. Seine Nachkommen, welche ſtudieret hatten, verwandelten dieſen Namen, nach der damaligen Gewohnheit, in *Mylius*, von μύλη oder μύλος, *mola*, Mühle. Herr M. nennet viele Namen, welche mit **Mylius** einerley Urſprung haben. Hierauf wird von den Wappen und Siegeln unterſchiedener Myliuſiſcher Familien gehandelt. Das älteſte Myliuſiſche, oder Geringiſche Wappen beſteht in einem auf den Hinterfüſſen ſtehenden Bär mit einer Lanze auf der Schulter. Hierauf iſt ein Lämmchen mit der Fahne dazu gekommen, auch der Bär in den Reinicke Fuchs verwandelt worden, welcher mit ſeiner Hellebarde neben dem Lamm aus der Offenbarung paradiret. Andere Myliuſiſche Geſchlechter führen wieder andere Wappen, als einen Schwan, ein Kammrad ꝛc. welches zu wiſſen unſere Leſer nicht ſehr begierig ſeyn werden. Endlich werden einige Lobſprüche auf Mylius beygebracht.

Dieſer erſte Theil ſelbſt beſteht aus 3 Abſchnitten. Der erſte handelt von den Mylius oder Müllern, welche aus dem Voigtlande, und zwar aus Schlaiz herſtammen, wo oben gedachter **David Gering** Müller geweſen. Einer von deſſen Nachkommen und vielleicht Enkeln, war ohne Zweifel **Hans Möller**, ſonſt Gering, erſt Bürger zu Proba und hernach Hauptmann unter dem Kayſer Carln V. deſſen Sohn war **Wolfgang Möller**, erſt Zimmermann, und hernach Gaſtwirth zu Augſpurg, und deſſen älterer Sohn war **George Möller** oder **Müller**, welcher ſich hernach zuerſt **Mylius** genennet und eine zahlreiche Nachkommenſchaft hinterlaſſen hat. Dieſes iſt der berühmte D. George Mylius, welcher, da er als Superintendent der evangeliſchen Kirchen zu Augſpurg den Gregorianiſchen Kalender ſeinen Glaubensgenoſſen nicht von dem Pabſt wollte aufbringen laſſen, i. J. 1584 von da entweichen muſte, da er ſich denn nach Ulm begab. Im folgenden Jahre ward er zum Prof. der Theologie und Probſt an die Schloßkirche zu Wittenberg beruffen. Im Jahre 1601 ward er Prof. der Theol. und Superintendent zu Jena. Zwey Jahre drauf ward er wieder nach Wittenberg zum erſten Prof. der Theologie und Generalſuperintendenten beruffen, wo er 1607 in einem Alter von 59 Jahren ſtarb. Von dieſem Mylius ſtammet unter andern der Herr Verfaſſer dieſes Buchs her. Dieſes alles iſt ſchon in dem dritten und ſtärkſten Abſchnitt abgehandelt. Den zweyten Abſchnitt, von den Holländiſchen Mylius, welche ſich von der **Myle** genennet, und wovon der eine einer von den Generalſtaaten geweſen, will der Herr Verf. zu Anfange des zweyten Theils erſt handeln, weil es ihm itzo noch an unterſchiedenen Nachrichten gefehlet hat. Unter den Voigtländiſchen Mylius iſt einer, Namens **Johann Mylius**, Kayſerlicher gecrönter Poet geweſen, worüber er, nebſt einem beſondern Wappen mit dem Schwan im Jahre 1565 von dem Kayſer Maximilian II. das Diploma erhalten. Er war aus Liebenrode in Thüringen gebürtig, wo ſein Vater **Valentin Mylius** Pfarrer geweſen.

Diejenigen, welchen an dieſer mit vielem Fleiß ausgearbeiteten Myliuſiſchen Hiſtorie eines gelehrten Mylii am meiſten gelegen iſt, werden dieſelbe ſchon ſelbſt leſen, weswegen wir von dieſem erſten Theile weiter nichts gedenken wollen, als daß zuletzt genealogiſche Tabellen von dieſen Geſchlechtern beygefüget ſind.

Frankfurt an der Oder.

Diſſertatio inauguralis anatomico phyſiologica de Fabrica & functione Lienis, quam auſpice divino numine ex conſenſu gratioſæ facultatis medicæ pro gradu Doctoris, ſummisque in medicina honoribus & privilegiis rite ac legitime conſequendis, eruditorum examini ſubmittit, Chriſtianus Ludovicus Roloff, Berolinas. ad Diem XV.

XV. *Auguſti 1750, hora locoque ſolitis. Apud Johannem Chriſtianum Winterum. Acad. Reg. Typograph.* 4t. 10 Bogen.

Dieſe gelehrte Streitſchrift iſt zwar ſchon vor dem Jahre herausgekommen, weil wir ſie aber erſt vor weniger Zeit erhalten, ſo wollen wir ihrer ganz kurz erwehnen. Der gelehrte Hr. Verfaſſer theilet dieſelbe in drey Abſchnitte, wovon der erſte das Weſen der Milz beſchreibet. Hier zeiget er uns woraus ſie beſtehe, mit was vor Theilen des Leibes und wodurch ſie zuſammen hänge, und was weiter darzu gehöret, wobey ſonderlich die neuern an dieſem Eingeweide gemachten Entdeckungen des Ruyſchens, Hrn. von Hallers, Hrn. Hofrath Ellers, Boerhavens u. a. gründlich angeführet ſind. Der zweyte Abſchnitt redet von dem Nutzen der Milz. Es iſt bekannt, daß viele der Alten die Milz vor unnütze und überflüßig in dem menſchlichen Körper gehalten haben, oder wenigſtens hat es ihnen geſchienen, daß der Nutzen deſſelben gar ſchlecht wäre, bis endlich Galenus vorgegeben, die Milz diene bloß dazu, die dicken ſchweren galligen Säfte aus dem Geblüte an und in ſich zu nehmen, und ſolche von dem Geblüte zu ſcheiden. Dieſer Meinung fielen alle andere bey, bis auf die neuern Zeiten, welche viele neue Meinungen auch in Anſehung der Milz mitbrachten. Helmontius, dieſer lächerliche Helmontius, der für ſeinen wunderlichen allgemeinen Weltgeiſt allerley Quartiere ſuchte, wuſte bey dem Menſchen denſelben nirgends beſſer einzuquartieren, als eben in die Milz, weil er ſie mit den alten Aerzten ohnfehlbar vor ein Gemach in dem menſchlichen Gebäude anſahe, welches ledig ſtünde. Andere hegten wieder andre Meinungen davon, welche der Hr. D. Roloff eben ſo geſchickt anführet, als gründlich widerleget. Weil nun unter allen dieſen angeführten Meinungen keine iſt, welche der Wahrheit und Erfahrung recht gemäß iſt, ſo bemühet ſich der Hr. Verf. in dem dritten Abſchnitte etwas genauer von dem Gebrauch der Milz zu reden, und zeiget daß der hauptſächlichſte Nutzen und Gebrauch der Milz darinne beſtehe, daß ſie das Blut welches in der Leber zubereitet wird, flüßig und in Bewegung erhält, ſolches verdünnet wenn es ſtockt, und es geſchickt machet, daß die Galle daraus erzeuget werden könne. Dieſen Satz erweiſet der Hr. D. R. mit den nachdrücklichſten Beweiſen aus der Zergliederungskunſt und Phyſiologie. Wir glauben überhaupt von dieſer gelehrten Streitſchrift genung geſagt zu haben, wenn wir unſre Leſer verſichern, daß der berühmte Herr von Haller ſelbſt ihm zu dieſer Arbeit in ſehr verbindlichen Ausdrücken Glück gewünſchet hat, welchem ſie auch, nebſt dem Herrn Hofrath Ellern zugeeignet iſt. Dieſes allein iſt genung ſie unſern Leſern anzupreiſen, ohne daß wir nöthig haben, durch mehrere Lobeserhebungen unſre Meinung darüber zu erklären.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

43.

UT QUE FULGENS
mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 22. October, 1751.

London.

Les Caractères, par Madame de P*** 1751. in 8. 25. Bogen.

Die Art in zerſtreuten Gedanken, in nicht zuſammenhangenden Bildern zu moraliſiren, iſt bey den Franzoſen ſeit dem la Bruyere ſehr gemein geworden. Sie ſcheint darinne etwas leichtes zu haben, daß ſie Verbindungen und Uebergänge nicht nöthig hat, welche einem Schriftſteller immer das mühſamſte ſind. Dieſe anſcheinende Leichtigkeit ladet viel mittelmäßige Köpfe ein, welche uns tändelnden Wiz für Scharfſinnigkeit, Kühnheit für Gründlichkeit und neue Wendungen für neue Gedanken verkaufen.

Ob die Frau von P**** in dieſe Klaſſe gehöre, wird man am ſicherſten aus einigen Proben beurtheilen können, die wir hier und da aus ihren Charakteren heraus nehmen wollen. Sie ſind an einen Freund gerichtet, welcher bey der Erziehung ſeines zwölfjährigen Sohnes die darinne vorgetragenen Maximen beobachten ſoll.

„ Die Tugend iſt alles und iſt nichts. Sie iſt alles für diejenigen, welche ſie lieben, und nichts für diejenigen, welche ſie nicht haben. „

„ Glücklich wer die Tugenden [illegible] in einem mäßigen Grade beſizt. Ich habe bemerkt, daß diejenigen, welche einige zu weit treiben, ſich und andern unerträglich wurden. Auch habe ich bemerkt, daß die Tugenden niemals beneidet werden. Vielleicht weil man wenig aus ihnen macht? Werden ſie demjenigen, der ſie beſezt, etwa für nichts angerechnet? Man beneidet die Schönheit, die Gaben, den Wiz, die Einſichten; aber durchaus nicht die Tugenden. Eine Mannsperſon wird ſagen, ich wollte, daß ich den Wiz dieſes oder jenes beſäße: niemals aber, ich wollte, daß ich eben ſo großmüthig wäre als er. Ein Frauenzimmer wird ſagen: ich wünſchte mir die Augen oder die Zähne der Frau *** zu haben; aber nicht, ihre Beſcheidenheit. Jezt ſehe ichs ein: man beneidet nur das, was man nicht hat; alle Mannsperſonen aber beſitzen Großmuth, und alle Frauenzimmer Beſcheidenheit. Jenen fehlt manchmal nur viel Wiz und dieſen ſchöne Augen und Zähne. „

„ Die Gedult iſt eine Tugend des kalten Geblüts. Ich halte ſie für ſehr nützlich, und bewundre ſie bey andern ungemein; ich aber muß mich ihrer nothwendig begeben. Man giebt ſich die Tugenden nicht, die uns fehlen, wenn man mit den gegenſeitigen Fehlern gebohren iſt. Deſto mehr aber preiſe ich ſie meinen Freunden an. „

„ Auf ſeine Fehler zurük kommen, heißt neue Fehler begehen, weil man ſich ihrer niemals ohne Verdruß erinnert. Ich wollte, daß, wenn man eine Thorheit begangen, man nicht mehr daran gedächte; es giebt aber Leute, die ſich beſtändig mit dem martern, was ſie gethan haben, und was ſie hätten thun ſollen, und welche kein Gedächtniß auſſer in dem einzigen Falle haben, wo ihre Eigenliebe und ihr Glük wünſchen, daß ſie keines hätten. „

„ Man vergiebt die Beleidigungen, allein man erinnert ſich ihrer. Nur Leute ohne Herz können ſie vergeſſen. Bey empfindlichen Perſonen iſt die Seele ein Spiegel, auf welchen ſich ohn Unterlaß die guten und böſen Begegnungen vorſtellen. „

„ Die eignen Thorheiten muß man vergeſſen, niemals aber die Thorheiten andrer. An die ſeinigen zu gedenken iſt unnüze, aus den fremden aber kan man ſich beſſern lernen. „

„ Das Leben iſt für einen Weltweiſen bald eine Ergözung, bald eine Beſchäftigung. Es gilt ihm gleich Vergnügen zu genießen oder Tugend zu zeigen; und wenn er ſich dieſer Abwechslung wegen nicht ſehr zu rühmen hat, ſo wird er ſich auch nicht ſehr zu beklagen haben. Er ſtellt ſich keine eingebildete Vollkommenheit vor, und wird ſeine Glückſeligkeit nicht in die Unempfindlichkeit ſetzen. Wenn er ſchreibt, ſo werden ſeine Werke von der Anmuth ſeiner Sitten und von der Gleichheit ſeines Charakters zeigen. Man wird keinen unruhigen Mann darinne ſehen, welcher das Glük ſucht; immer wird man einen Mann zu hören glauben, der es ſchon gefunden hat. Man leſe eines Fontenelle Abhandlung von der Glükſeligkeit durch, und man wird wider ſeinen Willen geſtehen müſſen, daß der Verfaſſer glüklich war. Sein Werk wird euch vielleicht minder erleuchten, als der Verſuch der Moral eines Maupertuis, allein es wird euch vergnügter laſſen. Wenn ihr den Fontenelle geleſen habt, werdet ihr das Leben lieben; und wenn ihr den Maupertuis geleſen habt, werdet ihr euch wünſchen ſchon tod zu ſeyn. Wann ich es wagen dürfte, wollte ich ſagen, daß der eine überall Zuckerwerk darbietet, welches ſüß auf der Zunge zergeht, und daß der andre Haſelnüſſe unter die Zähne legt, welche hart aufzubeißen ſind, und oft Staub in den Mund geben. Fragt Fontenellen, was das Vergnügen ſey, und fürchtet nicht, daß er euch überhaupt antworten werde, es ſey jede Empfindung der Seele, welche die Seele lieber haben als nicht haben will. Welche traurige Erklärung des Vergnügens! - - - „

„ Es giebt Fehler, welche zu Tugenden Anlaß geben. Welcher abgeſchmakte Umgang, mit Leuten ohne Fehler umzugehen. Ich will, daß man mir verzeihe, und mit Leuten leben, welchen ich verzeihen kan. Die unerträglichſten von allen aber ſind die Leute ohne Fehler und ohne Tugenden, und die ganze Welt iſt davon voll. Sie miſſallen auch ſo gar ihres gleichen. Lieber wollte ich erwehlen laſterhaft zu ſeyn, als weder laſterhaft noch gut. Die Natur will, daß alles entſchieden ſey. Der ſchlimſte Stand iſt der Stand derjenigen, welche keinen Character haben. Das entſchiedene Böſe iſt beſſer als das unentſchiedene Gute. „

„ Laſſet euern Sohn mit den Lehrſätzen der Religion, die man ihm beygebracht hat, ungequält. Behält er ſie allenfalls, deſto beſſer für ſeine Seligkeit; deſto ſchlimmer für ſein Fortkommen und für ſeinen Geiſt. Man kömmt in der Welt nur auf Wegen fort, welche die Religion zu gehen verbietet; Gleichwohl aber muß man fortkommen. - - - „

Dieſes mag genug ſeyn. - - - Wer ſieht nicht, daß man Urſache hätte über die Ruchloſigkeit bey der Sittenlehre der Madame von P**** zu ſeufzen? Da es aber kein Anſehen hat, daß ſie eine allgemeine Lehrmeiſterin des menſchlichen Geſchlechtes werden möchte, ſo wäre der Eifer, wo nicht zu früh, doch vergebens. Ein jeder zeigt die Stärke ſeines Geiſtes dadurch, wodurch er ſie am beſten zeigen zu können glaubt; die durch wohlgeſagte Irrthümer und witzige Läſterungen, jene durch erbärmlich vorgetragene Wahrheiten. Jene ſchaden eben ſo ſelten, als ſelten dieſe erbauen.

Altenburg.

Hr. Prof. Käſtner in Leipzig hat in Richters Verlage allhier herausgegeben: **Dr. Gottfried Rudolph Pommers al. Bugenhagens** Sammlungen hiſtoriſcher und geographiſcher Merkwürdigkeiten 8. 1½ Alph. Der Verf. ein Anverwandter des Hrn. Prof., der voriges Jahr verſtorben iſt, hatte dieſes Werk zum Drucke völlig fertig gemacht, und Hr. Prof. K. hat nichts weiter als eine Vorrede beygefüget in der er das Leben des Verfaſſers kürzlich erzählet. Es iſt vielleicht unſern Leſern nicht unangenehm, wenn wir ihnen künftig einmal mit des Hrn. Prof. K. eignen Worten den Lebenslauf eines Mannes mittheilen der ſich von den gemeinen Sachwaltern ſo vorzüglich unterſchied. Jetzo wollen wir von dem Werke ſelbſt nur anzeigen, daß es merkwürdige Nachrichten von verſchiedenen Oertern des Erdbodens mittheilet, die aus den ſeltenſten und koſtbarſten Reiſebeſchreibungen und hiſtoriſchen Schriften genommen ſind. Der Verfaſſer fand ſein Vergnügen in Leſung ſolcher Bücher, und merkte ſich, was ihm beſonders darinnen vorkam, an. Daß es andern Leſern als ihm in dieſer Sammlung nützen könne, wird theils aus ſchon angeführten Beſchaffenheiten der Quellen ſeines Werkes begreiflich, theils aus einer dritten die wir gleich erwähnen wollen, daß nemlich die meiſten hier gebrauchten Bücher in ausländiſchen Sprachen und darunter in ſolchen die unter uns noch eben nicht ſehr bekannt ſind, z. E. der Spaniſche geſchrieben ſind. Eine Geographiſche Ordnung iſt zwar in dem Werke beobachtet, aber man darf es nicht für eine Einleitung zur Geographie halten, da blos diejenigen Oerter erwähnet ſind, bey denen der Verfaſſer etwas ſonderbares zu ſagen gehabt hat. Dieſes ſonderbare betrift theils den vorigen Zuſtand, alte Gebräuche, merkwürdige Begebenheiten, theils die natürliche Beſchaffenheit, vornehmlich entfernter Länder, die Sitten ihrer Einwohner u. dergleichen. Die Liebhaber der deutſchen Geſchichte und Alterthümer werden ſehr vieles, das ſie unterrichtet, antreffen, auch wenn ſie ſchon eine ziemliche Kenntniß zu beſitzen glauben, und diejenigen, welche von der Beſchaffenheit anderer Länder Umſtände wiſſen wollen, die nicht eben in allen Erdbeſchreibungen ſtehen, können hier ihre Neugier ſättigen. Die Menge der angezogenen Schriften und die kurze Anzeige von ihrem Hauptinhalte zeigt von einer ungemein weitläuftigen Beleſenheit des Verfaſſers, die ihn zugleich in den Stand geſetzt, nur dasjenige zu wählen, was ſonſt eben nicht ſo ofte vorkommt, und daß dieſe Wahl ſorgfältig angeſtellt worden, erhellt aus der Größe des Werkes.

Man ſieht leichte, daß der Verfaſſer Vorrath gehabt hatte, ein viel gröſſeres Buch zu machen, daß er aber nicht etwa darauf geſehen habe, wieviel der Preis eines Bogens durch zu u. ſo viel Bogen multiplicirt gebe, ſondern wie er nur auserleſene Sachen ſich anmerken, und ſeinen Leſer vorlegen wolle.

Zittau.

Bemühungen einer lehrbegierigen Geſellſchafft aus dem Reiche der Wiſſenſchafften. Erſtes und zweytes Stück. Druks und verlegts Johann Gottl. Nicolai, im Monat April und Junii. 1751. In Oct. jedes Stück 6 Bogen.

Dieſes iſt die dritte gelehrte Geſellſchaft, welche ſich in der Oberlauſitz hervor gethan hat. Die erſte that ſich in Görlitz zuſammen, iſt aber vor geraumer Zeit nebſt ihren wochentlichen Arbeiten bereits eingeſchlafen. Die zweyte war die zu Lauban, welche ihre Arbeiten in einer beſondern Monatſchrift noch fleißig fortſetzt. Endlich iſt dieß Jahr noch eine gelehrte Geſellſchaft in Zittau bekannt worden, von deren Bemühungen wir itzt angezeigte beyden erſten Stück erhalten haben. Wir wünſchen, daß die übrigen drey Oberlauſitziſchen Sechsſtädte, Bautzen, Camenz und Löbau, auch bald nachfolgen mögen, zumal da wir wiſſen, daß ſie eben ſo gelehrte Männer beſitzen, als die obigen drey Städte.

Dieſe neue Geſellſchaft nennt ſich die lehrbegierige Geſellſchaft, mit welcher Benennung ſie ſich vor den harten Urtheilen allzuſtrenger Richter, als mit einem Schilde bedecket hat. In der auf die an den Rath in Zittau gerichteten Zueignungsſchrift folgenden kurzen Vorrede finden wir übrigens wenig Nachricht von dieſer Geſellſchaft, auſſer daß ſie in ihren wöchentlichen Verſammlungen freundſchaftliche Unterredungen über die Moral, Naturlehre und Wiſſenſchaften anſtellet. Dabey hat dieſe Geſellſchaft beliebt, ſo wohl den gegenwärtigen als auswärtigen Mitgliedern, gewiſſe Sätze auszuarbeiten aufzugeben. Wir zweifeln zwar nicht, daß dieſes Geſetz nicht ohne Ueberlegung wird ſeyn gemacht worden, nehmen uns aber doch die Freyheit, daſſelbe, wenigſtens nach unſrer Einſicht, einer Geſellſchaft, welche ihre Bemühungen dem öffentlichen, und nicht bloß ihren eigenen Nutzen widmet, mehr für ſchädlich als nützlich zu erklären. Die Mitglieder dieſer Geſellſchaft ſind doch ohne Zweifel lauter erwachſene Leute, welche bereits durch die niedern und hohen Schulen durch ſind, und alſo ſelbſt wiſſen müſſen

> - - quid valeant humeri, quid ferre recuſent,

ohne ſich erſt auf eine Materie bringen zu laſſen, deren Ausarbeitung ſelten ſo gut geräth, als wenn man aus eigenem Triebe arbeitet, und andern ſolche Betrachtungen vorlegt, welche man ohne Vorſatz und Vorſchrift angeſtellet hat. Will dieſe lehrbegierige Geſellſchaft ſich ja von einer oder der andern Materie vorzüglich belehren laſſen, ſo wird es beſſer ſeyn, wenn ſie ihre Fragen überhaupt allen Mitgliedern aufgiebt, oder ſie in ihrer Monatſchrift bekannt machet, damit ein jeder nach Belieben eine Materie wählen kann, von welcher er am meiſten unterrichtet zu ſeyn und andere unterrichten zu können glaubet. Uebrigens hat die Geſellſchaft den Vorſatz, ihr Augenmerk beſonders mit auf Zittau zu richten, und das Andenken dortiger verdienter Männer zu erhalten. Ein löblicher Vorſatz, wenn es wirklich verdiente Männer ſind. Alle zwey Monate ſoll ein Stück fertig werden, und 6 Stück ſollen einen Band ausmachen.

In den Aufſätzen herrſchet eine angenehme Mannigfaltigkeit, und ob ſie gleich, wie bey allen dergleichen Unternehmungen leicht zu vermuthen iſt, nicht alle von gleicher Stärke ſind, ſo werden doch gewiß dieſe Bemühungen mit der Zeit dem Vaterlande der Verfaſſer zur Ehre und der gelehrten Welt zum Vergnügen und Nutzen gereichen. Es hat ſich noch keiner von den Mitgliedern und Verfaſſern genennet, welches wir als ein Zeichen einer löblichen Beſcheidenheit und Behutſamkeit anſehen. Wirkliche Verdienſte bleiben dennoch niemals im Verborgen.

Im erſten Stück finden wir folgende Aufſätze. 1) Abhandlung von dem Nutzen kleiner gelehrter Geſellſchaften. Dieſer beſteht hauptſächlich darinne, daß gute Freunde einander ihre Gedanken deſto ſicherer entdecken können. 2) Von den gefrornen Blumen an den Fenſterſcheiben. Dieſe rühren theils von den verſchiedenen Bewegungen der wäſſerichten Dünſte gegen die kalten Fenſterſcheiben, theils von den verſchiedenen Erhöhungen, Vertiefungen und Zwiſchenräumen der Fenſterſcheiben her, und da ſich die Körper des vegetabiliſchen Reichs, wie man auch an den Dendriten ſieht, am leichteſten durch die ſpielende Natur abbilden, und durch die vergleichende Einbildungskraft ſich vorſtellen laſſen, ſo iſt es kein Wunder, daß man auch an den gefrornen Fenſterſcheiben meiſtens Blumen, Kräuter und Bäume erkennet. 3) Gedächtnißrede auf den ſel. Hrn. M. Johann Gottfr. Häutſchel, geweſenen Archidiaconus in Zittau. 4) Abhandlung von dem Urſprunge des Kirchenjahres. Der Abt Dionyſius iſt eigentlich der Urheber davon, daß dieſer auf den erſten Adventſonntag geſetzt wird, da man vorher das Kirchenjahr mit dem Sterbetage des Heylandes anfing, und die Engländer es noch itzo am Tage Mariä Verkündigung anfangen. 5) Von den Vergnügen des ehelichen Standes vor dem ledigen. 6) Unterſuchung, ob ein Vater bey Taufung ſeines Kindes den Pathen das Eingebinde erlaſſen könne? Hier wird der Urſprung des Pathengeldes unterſucht, und die Frage wird mit nein beantwortet. 7) Wie man bey vielen Feinden getroſt ſeyn könne. 8) Eine Erzählung, aus dem Franzöſiſchen des Hrn. de la Bruyere. 9) Aufgabe, ob ein großer Feldherr, der wider ſein Vaterland dienet, bey ſeinen Landsleuten ein gerechtes Lob verdienet? Wird mit ja beantwortet. 10) **Poetiſche Ueberſchrift auf den verſtorbenen Grafen Moritz**, Marſchall von Frankreich. Ein Exempel von der Zittauiſchen Poeſie zu geben, wollen wir dieſe Ueberſchrift mittheilen.

Wofern ihr Gallier kein wahres Lob verſchweigt,
So rühmt, daß Sachſen auch die größten Helden zeugt.
Ihr ſahet, Moritz war ein Wunder unſrer Zeiten,
Ein ungemeiner Geiſt im Denken und im Streiten.
Sein großer Heldenmuth verſprach euch ſchon den Sieg.
Was Wunder, wann ſein Ruhm beſtändig höher ſtieg?
Laßt ſeine Thaten doch in Erzt und Steine graben,
Daß andre Helden ſtets ein reizend Muſter haben.

Im zweyten Stück iſt folgendes enthalten. 1) Sendſchreiben über die Frage, ob es gut iſt, offenherzig zu ſeyn? Wird mit Unterſchied beantwortet. 2) Einige Nachrichten von der Zittauiſchen Bibliothek. Dieſe hat noch im Pabſtthum ihren Urſprung genommen, und iſt hernach oft durch Geſchenke und Vermächtniſſe anſehnlich vermehret worden. Es iſt auch dabey eine Sammlung von Münzen, Naturalien, Inſtrumenten und Alterthümern. 3) Ob ſich ein Arzt aus der Schauſpielkunſt einen beſondern Nutzen nehmen könne? Aus dieſer Abhandlung ſieht man ein Exempel, daß es nicht rathſam iſt, Sätze aufzugeben. Der Hr. Verf. würde vielleicht eine jedwede ihm ſelbſt eingefallene Materie beſſer ausgeführet haben. Er beantwortet dieſe ihm aufgegebene Frage mit ja: wenn er aber Recht hat, ſo würde auch derjenige Recht haben, welcher, ganz im engen Verſtande, behaupten wollte, daß in jeder Gelehrter ein Polyhiſtor ſeyn müſſe.) Daß vernünftige Menſchen die beſten Chri- en ſind. 5) Von den Vorzügen einer tugend- ften Liebe. 6) Marteſia, eine Erzählung, us der *Spectatrice* überſetzt. 7) Betrachtung ber die Thorheit eines Geizigen. 8) Eine Erzählung. Sie iſt gleichfalls wider den Geiz.) Schreiben eines choleriſchen Herren an ein anguiniſches Frauenzimmer, und der Beant- wortung. Wie mancher choleriſche Sotaſtes wird ſich wünſchen, daß alle Celimenen ſo ſan- uiniſch ſeyn möchten, wie dieſe!

Leipzig.

Oeconomiſch-phyſicaliſche Abhandlungen. Zweyter Theil. Verlegts Carl Ludwig Jacobi. 1751. In Oct. 16½ Bogen.

Wir wollten wünſchen, daß wir dieſen Theil eben ſo, oder noch mehr, als den erſten anpreiſen könnten: aber ſo beſtärken uns, zu unſerm Verdruß, die meiſten darinne befindlichen Abhandlungen in der längſt gehegten Meynung, daß ein bloßer Oekonome, wenn er ſich in das Feld der Phyſik wagt, ſich noch weit mehr darinne verirret, als ſich ein Naturkündiger in dem Felde der Oekonomie verirret, wenn er einmal eine Ausſchweifung in daſſelbe macht. Wir wollen dieſe Abhandlungen durchgehen.

1) Gedanken über die Ausartung des Getreydes und der Gewächſe. Der Verfaſſer hat wohl gethan, daß er ſich nicht genennet hat. Was er hier den Naturforſchern ſagen will, das haben dieſe längſt vergeſſen. Es läuft zudem mit ſeinem Unterſchiede zwiſchen Ausarten und Einarten auf einen bloßen Wortſtreit hinaus. Welcher geſcheidte Botaniſt behauptet wohl die Verwandlung der Geſchlechter und Arten in andere Geſchlechter und Arten? Aber welcher läugnet auch die Verwandlung der Varietäten in andere Varietäten? Daß verſchiedene Getreyde- und Grasarten nur Varietäten von einerley Art und Geſchlecht ſind, läugnet der Hr. Verfaſſer zwar hartnäckig, aber er beweiſet es deſto nachläßiger. Wie bekannt er in dem phyſikaliſch vegetabiliſchen Reiche (denn wir ſehen wohl, daß die puri puti Oeconomi die Bäume und Kräuter mit ganz andern Augen anſehen, als die Naturforſcher) ſeyn muß, ſiehet man unter andern aus ſeinem Begriffe, den er von der Frucht der Pflanze hat; denn nach dieſem iſt die Frucht einer Pflanze derjenige Theil derſelben, welchen man eſſen kann. Das heiſt ökonomiſch erkläret! Er hat auch einen neuen Methodum Plantarum im Kopfe: aber die wird wohl nur in vſum Delphinorum ruralium ſeyn. Kurz, er wird die Pflanzen in Kräuter, Sträuche und Bäume eintheilen, und die Erdſchwämme und andere dergleichen Auswürfe des Erdbodens, zum Stiel dieſes Kleeblatts machen. Von dem Urſprunge und Vaterlande der zahmen Baumfrüchte weis er noch weniger, als man von einem Wirthſchafter fordern kann. Er glaubt, nur die wilden Obſtbäume wären bey uns zu Hauſe, und die darauf gepfropften ſogenannten zahmen Fruchtreiſer wären von Bäumen, welche urſprünglich in ganz andern und wärmern Ländern zu Hauſe gehörten. Aber unſer Hr. Verfaſſer mag lange reiſen, ehe er ſeinen Traum wird ausgehen ſehen, ja er wird nach Kamtſchatka, und an die Magellaniſche Meerenge, und unter die Linie kommen, ohne einen Ort anzutreffen, wo er die Borſtorferäpfel, die Stettiner Aepfel, die Malvaſirbirnen, die poires blanches, griſes und dergleichen wild wachſend, und ohne gepfropft oder oculirt zu ſeyn, antreffen wird. Wenn er von dieſer kleinen Reiſe wird zurück gekommen ſeyn, ſo wird er wiſſen, daß faſt alle unſere Obſtbäume Varietäten ſind, und durch die Wartung veredelt werden, und daß in viel wärmern Himmelsſtrichen gar nicht Aepfel und Birnen, ſondern Citronen, Pomeranzen, Datteln, Piſang, Cocosnüſſe ꝛc. wild wachſen.

2) Meynung von den Urſachen des ſogenannten Mutterkorns oder Brandes im Roggen. Der Verfaſſer, Hr. George Friedr.

Möller, in Sauen, macht mit Recht einen Unterſchied zwiſchen dem Brand in Gerſte, Haber, Waizen und Hirſe, und dem Brande im Roggen, welcher leztere nicht durchaus, ſondern nur an der äuſern Fläche brandigt, ſchwarz und ſtaubicht iſt. Er belegt alſo dieſen Brand im Roggen mit dem ſonſt gewöhnlichen Namen, **Mutterkorn**. Er hat nebſt andern bemerket, daß das Mutterkorn nach einem ſogenannten Honigthau, da man auf den Aehren einen klebrichten Saft findet, entſteht. Er vermuthet, daß dieſer Saft aus den jungen Körnern, welche durch gewiſſe Inſecten verwundet werden, ausläuft, und hat die Brach- oder kleinen braunen Roſenkäfer im Verdacht, weil er geſehen, daß ſie häufig auf den Aehren geſeſſen, und das Maul tief zwiſchen die Hacheln hinein geſteckt. Wenn wir aber überlegen, daß die Käfer nicht ſaugen, ſondern beiſſen, und was ſie anbeiſſen, glatt wegfreſſen, ſo wollten wir dieſe Schuld lieber auf andere Inſecte ſchieben, obgleich eben nicht auf die kleinen Schlängelchen, welche mit dem Samen aufgehen ſollen, wie Needham in der erſten Auflage ſeiner *Decouvertes faites avec le microſcope* muthmaſſet; welches aber dem Hrn. Möller nicht ſcheint bekannt geweſen zu ſeyn. Durch die von dem Inſect gemachten Oeffnungen dringt der Saft häufig zu, und macht das Korn, welches das Mutterkorn wird, ſo groß, welches der Hr. Verf. ganz ſinnreich ausführet. Uebrigens hat er durch Ausrechnung befunden, daß der Schade des Mutterkorns ganz unmerklich iſt, indem von einem Scheffel höchſtens nur der 36ſte Theil brandigt iſt und das Mutterkorn auch ſelbſt Mehl giebt. Er hält alſo den von der Akademie zu Bourdeaux auf Erfindung eines Mittels dawider ausgeſetzten Preiß faſt für unnöthig. Aber wer weis denn, ob nicht das Mutterkorn in Frankreich weit häufiger und ſchädlicher iſt? indem ſich vielleicht dort das Inſect, welches ihn verurſachet, häufiger befindet. Rühret es, wie es denn wahrſcheinlich iſt, von einem Inſect her, ſo wird dieſe Akademie wohl dieſen Preiß auf eine andere Materie ſetzen, oder ihn einer mehr ſchönen als nützlichen Abhandlung zuerkennen müſſen.

3) **Herrn Lic. G. R. Hofmanns Beytrag zur Verbeſſerung des Wachsthums des wilden Holzes und deſſen Erſparung.** Wer ein Muſter einer recht erzpedantiſchen Abhandlung leſen will, der leſe dieſe Abhandlung. Die unnützeſten philoſophiſchen Stellen ſind darinne ſo bunt mit der Oekonomiſchen Ausübung vermengt, daß die auch ſonſt ziemlich abgeſchmackte Schreibart einem Gelehrten gleich auf dem erſten Blatte zum Abſcheu und einem Wirthſchaftskundigen zum Räthſel wird. Nach einer weitläuftigen und verdrießlichen Vorrede läuft endlich alles da hinaus, daß man nicht ſo viel Holz verbrennen ſoll. Bey den vielen Vorſchlägen von holzerſparenden Oefen hätte man des Hrn. H. ſeinen leicht entbehren können. Daß man feuerfeſt bauen ſoll, wenn man kann, iſt auch eine bekannte Regel. Was aber dem Hrn. Verfaſſer von den hohen Mauern, welche man in den Gaſſen an etlichen Orten zwiſchen den Häuſern aufführen ſolle, geträumet hat, das überlaſſen wir der Beurtheilung eines jeden vernünftigen Menſchen. Gute Feuerordnungen ſind hier das beſte, und landsherrliche die Erſparung des Holzes betreffende Befehle ſind die einzigen Mittel, zu einem Zweck zu gelangen, welchen einzele Perſonen niemals erreichen werden, wenn ſie auch aus patriotiſchen Eifer für der Nachwelt zu tode ſtreiten ſollten.

4) **Gottfried Auguſt Hofmanns, J. U. L. Unterſuchung der Urſachen des Wachsthums der Pflanzen.** Dieſe Abhandlung haben wir mit einer wahren Betrübniß unſers Herzens geleſen, da wir geſehen haben, daß man noch ſolchen Scribenten zu Bekanntmachung ihrer Grillen behülflich iſt. Wir können unmöglich glauben, daß der Hr. Herausgeber dieſe Abhandlung vor dem Druck durchgeleſen hat. Hr. Hofmann iſt ein rechter grober vegetabiliſcher

Stahlianer. Er ſchreibt einer jeden Pflanze eine Seele zu, welche die organiſchen Theile der Pflanze bauet, dieſelbe in die Höhe treibt, Samen bildet und dergleichen. Welche Finſterniß herrſchet nicht in dieſer ganzen Abhandlung, wie in den Begriffen des Verfaſſers, welcher ſich nicht ſcheuet, auf einer Seite die beyden wiederſprechenden Sätze zu behaupten. **Alle erſchaffene Geiſter ſind material; denn alles Erſchaffene iſt material, und: Ein Geiſt iſt an und für ſich nicht körperlich!** Wir könte noch viel ſagen, ſeine Gedanken von den Wirkungen der Pflanzenſeelen lächerlich zu machen, wenn er ſie nicht ſelbſt ſchon am allerlächerlichſten gemacht hätte. Der Himmel bewahre uns vor mehrern Hofmanniſchen Abhandlungen.

5) Gedanken von dem Vorurtheil des Glücks und der Erheblichkeit der Farben bey der Viehzucht. Der ungenannte Verfaſſer will hierinnen unterſuchen, ob es wirklich an dem ſey, daß ein Wirth zu dieſer oder jener Art Vieh mehr oder weniger Glück, als zur andern, haben könne? Ferner, ob die Farbe in dem Viehſtand einen wirklichen Einfluß habe? und was bey dem Viehe wirklich an den Farben gelegen ſey? Er zankt ſich hier mit nichtswürdigen Vorurtheilen, oder beſſer zu ſagen, mit alten Weibern, welchen man, der Wahrheit unbeſchadet, ja wohl das letzte Wort laſſen kann. Er iſt aber auch ſelbſt noch nicht ſo rein von Vorurtheilen, zumal in Anſehung der Farben des Viehes, welchen er zu viel zuſchreibt, da er ordentlich die Temperamente der Rappen, der Füchſe, der Schimmeln ꝛc. beſtimmet. Kurz, auch für dieſe Abhandlung hat das Publicum nicht Urſache, dem Herausgeber verbunden zu ſeyn. Der Schluß iſt beſonders ſinnreich, und wenigſtens uns recht erfreulich geweſen, da der Verf. ſagt: Ein mehrers nicht.

6) Hrn. M. Orths Fortſetzung von dem Florentiniſchen Thermometer. Er zeigt hier, wie zeither verſuchet worden, den im Vorhergehenden angeführten Fehlern der Thermometer abzuhelfen, was zu beſſerer Einrichtung des Florentiniſchen Thermometers zum Grunde zu legen, und wie dieſelbe ins Werk zu richten ſey, und ob, und wie ein allgemeines Thermometer zu verfertigen ſey. - Alles dieſes hätte kürzer gefaſſet werden können, und es hier noch nicht einmal alles. Wir halten es für unnöthig mehr davon zu ſagen, weil man mit guten Thermometern ſchon hinlänglich verſehen iſt.

* * *

Auszug eines Schreibens des Hrn. W. Watſons in Londen an Hrn. Mylius in Berlin vom $\frac{1}{12}$. Sept. 1751.

Sie fragen mich, was man hier von dem Oculiſten, D. Taylor hält. Ich habe verſchiedene mal ſeinen Operationen beygewohnt. Er hat eine gute Hand und einen ſehr prächtigen Vorrath von Inſtrumenten, und verſteht den Bau des Auges und den Gebrauch der Theile deſſelben ſehr wohl: aber dabey iſt er ein unmäßiger Windbeutel, und pflegt es oft auf gut Glük zu wagen, Curen, welcher, aller Wahrſcheinlichkeit nach, unmöglich ſind, mit der Verſicherung eines glücklichen Erfolgs zu übernehmen. Dergleichen Verfahren giebt ſeiner Ehre oft einen nicht geringen Stoß. Des Hrn. Neale überaus große Banqueroute wird, wie ich glaube, die Herausgebung der Uranographie befördern, indem itzo die Subſcriptionsſache unter der Commiſſion iſt, welche ihr möglichſtes anwendet, den Fleiß des Hrn. D. Bevis anzuſpornen, das Buch zu Stande zu bringen und ungeſäumt heraus zu geben.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

44.

UT QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 29. October, 1751.

Leipzig.

Luſtige Lebensgeſchichte Gußmanns von Alfarache, andern zum Beyſpiele von ihm ſelbſt beſchrieben, und ihres beſondern Inhalts wegen ins Deutſche überſezt. Mit vielen Kupfern. Bey Carl Ludwig Jacobi 1751. in 8. 1 Alphab. 6 Bogen.

Dieſer Roman verdient es, daß wir ſeiner vor vielen andern gedenken. Wir wollen erſt von dem Verfaſſer und alsdann von dem Werke ſelbſt reden. Bey beyden werden einige kleine Anmerkungen zu machen ſeyn, die vielleicht ihre Stelle bezahlen.

Der Verfaſſer iſt **Matheo Alemann.** Es wird ſich der Mühe verlohnen, zu ſehen, was uns das Jöcherſche Gelehrtenlexicon von ihm ſagt: **Matthäus Alemann,** heißt es in der neuen Ausgabe, ein Spanier oder Italiäner, war geheimer Secretarius bey Philippo III. im Anfange des 17ten Seculi; legte ſich auf die Humaniora, erwehlte aus Liebe zu den Studiis ein Privatleben, überſezte den Horatium in die

ſpaniſche Sprache, und gab das Leben Antonii von Padua, *Commentarios linguæ caſtellanæ* **und andre Schriften heraus.** *Ant. Si.* Hier ſind wenigſtens ſo viel Schnitzer als Zeilen. Wir wollen ſie, mit Erlaubniß des Hrn. D. Jöchers anzeigen, welcher ein viel zu billiger Gelehrter iſt, als daß er darüber ungehalten werden ſollte. Die Quellen, woraus er geſchöpft haben will, ſind des Antonius ſpaniſche Bibliothek, und des Sibers Schediasma von den berühmten Alemannen. Das letztere haben wir nicht bey der Hand, wir können alſo nicht entſcheiden, ob ein Blinder einen blinden Führer gehabt hat; ſo viel aber können wir unwiederſprechlich beweiſen, daß er den Antonius unmöglich kan zu Rathe gezogen haben; ſonſt würde er vielleicht deſſen Druckfehler abgeſchrieben, nimmermehr aber ſolche unverantwortliche Fehler begangen haben. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo iſt es nicht der einzige Artikel, wo wir das Gelehrtenlexicon überführen können, daß es ſich ſolcher Wehrmänner rühmt, die es nimmermehr nachgeſchlagen hat. Doch zur Sache.

Alemann ein Italiäner oder Spanier. Dieſe Ungewißheit iſt ſehr wunderlich. Es iſt wahr, daß man Italiäner dieſes Namens hat, allein man hat auch Deutſche, welche ſo heißen. Warum hat man nicht auch dazu geſetzt oder ein Deutſcher? Wenn man den Antonius nachgeſehen hätte, ſo würde man gefunden haben, daß er ihn Hiſpalenſem nennt; und dieſes iſt er, wie er es ſelbſt auf dem Titel ſeiner Werke bezeugt, wo er ſich natural vezino de Sevilla nennt.

Geheimer Secretarius bey Philippo dem III. Antonius giebt ihm einen Theil des miniſterii regiarum tractandarum rationum und er ſelbſt nennt ſich bloß criado del Rey Don Felipe III. Was man alſo mit Grunde ſagen kan, iſt, daß er mit den Königl. Einnahmen zu thun gehabt, und wohl gar, wie wir muthmaſſen, in Mexico, wo er ſich eine Zeitlang aufgehalten hat.

Ueberſetzte den Horatium in die ſpaniſche Sprache. Auch dieſes iſt falſch. Erſtlich hat er niemals den Horatium ſondern nur einige Stücke deſſelben überſetzt; zweytens ſind auch dieſe Stücke niemals gedruckt worden. Die ſpaniſche Bibliothek ſagt: *Algunas Traduciones de Horacio in ſchedis mſcris* vidiſſe ſe refert Thomas Tamajus.

Schrieb *commentarios linguæ Caſtellanæ:* Dieſer Umſtand wird alsdann wahr werden, wenn man einen kleinen Tractat über die ſpaniſche Rechtſchreibung einen Commentar über die ſpaniſche Sprache wird nennen können.

Und andre Schriften. Dieſe andre Schriften ſind nicht mehr als noch eine einzige, und zwar die wichtigſte; die gegenwärtige Lebensbeſchreibung nemlich des Bettlers Guzmann de Alfarache. Ehe wir von dieſem Werke ein paar Worte ſagen, müſſen wir bey Gelegenheit erinnern, daß die Unwiſſenheit der ſpaniſchen Sprache den Verfaſſers des Gelehrtenlexicons in recht lächerliche Fehler hat fallen laſſen. Zum Exempel man weiß daß die Spanier einen beſondern Buchſtaben ñ haben, und man weiß wie er ausgeſprochen wird. Ueberall aber hat Hr. D. Jöcher dieſes ñ vor ein gedoppelt n̄ angeſehen, und es ganz ſäuberlich in einen nn verwandeln laſſen. Doch dieſes wäre vielleicht eine Kleinigkeit. Vor einigen Tagen fielen wir in den Herumblättern auf eine Stelle, wo es von einem gewiſſen Schriftſteller heißt, er ſolle geſchrieben haben Natural de la ciudad de Alteran en Alemania la baxa d. i. gebürtig aus der Stadt Alteran in den Niederlanden. Wer ſieht nicht das hier auf die lächerlichſte Art die Bezeichnung der Vaterſtadt des Schriftſtellers zu einem Werke deſſelben iſt gemacht worden?

Doch auf das Buch zu kommen, welches uns zu dieſer kleinen Ausſchweifung Gelegenheit gegeben hat, ſo wird man wiſſen, daß es eigentlich eine Nachahmung des ſpaniſchen Romans Lazarillo de Tormes ſey. Es iſt aber vielleicht die einzige Nachahmung, welche ihr Original übertroffen hat. Sie fand in Spanien einen ſo allgemeinen Beyfall, daß der erſte Theil in ſieben Jahren fünf und zwanzig mal mit Privilegiis gedruckt ward, ohne die Nachdrucke zu rechnen. Doch in Spanien nicht allein; ſie ward faſt in alle Europäiſche Sprachen überſetzt, und überall fand ſie eben ſo viel Bewunderer als Leſer. Beſonders haben die Franzoſen ſie zu dreyenmalen überſetzt. Die erſte Ueberſetzung iſt von einem gewiſſen Chappuis, und die zweyte von einem Manne, den viele aus andern Werken, wenige aber als den Ueberſetzer des Guzmann d'Alfarache kennen, von dem unglücklichen Dichter Chapelain. Die neueſte franzöſiſche Ueberſetzung iſt diejenige, nach welcher man die gegenwärtige deutſche verfertiget hat. Sie iſt von dem Originale nicht wenig unterſchieden, weil ihr Verfertiger ſie allzuſehr nach dem franzöſiſchen Geſchmake einzurichten geſucht hat. Uebrigens darf man nicht glauben, daß dieſes die erſte deutſche Ueberſetzung iſt; wir haben ſchon eine von Aegidio Albertino, von welcher wir aber nichts ſagen können, als daß ſie ſeinen andern Ueberſetzungen aus dem Spaniſchen, zum Exempel den Werken des Guevara, vollkommen gleich ſieht.

Von dem Inhalte tragen wir Bedenken etwas zu ſagen. Wem wird es ſchwer werden zu errathen, was in der Lebensgeſchichte eines Bettlers vorkommen kan? Man wird alles darinne ſuchen, was darinne vorkommt, nur vielleicht die vortrefliche Moral nicht, welche die abwechſelnden Scenen der niedrigſten Lebensart eben ſo nützlich macht, als ſie angenehm ſind.

Die neue deutſche Ueberſetzung begreift bis jezo nur die erſten drey Bücher; daß der Reſt ehſtens folgen werde, daran iſt kein Zweifel.

* * *

Allhier verkauft man: **Portugieſiſche Briefe aus dem Franzöſiſchen überſetzt,** 4 Alph. in 8vo.

Ein portugieſiſches Frauenzimmer die ihre Verwandten ins Kloſter geſteckt haben, ſchreibt ihrem Liebhaber der ſich in Frankreich aufhält. Statt ſeiner wahren Antwort ſchickt ihr die Liſt ihrer Tyrannen erdichtete zu, die voller Gleichgültigkeit ſind. Was hieraus in ihren Herzen entſtehen müſſe, drucken die Briefe wie ſie auf einander folgen, immer mehr und mehr, allezeit ſehr natürlich, aus. Sie ſagt ihm zulezt ihre Liebe auf, ohne zu verhehlen, daß ſie es ungerne thut. Damit endigt ſich der Briefwechſel, aber der Herausgeber macht uns die Freude, uns zu berichten, daß ihr Liebſter wieder gekommen, und ſich ihr ganz anders gezeigt, als er in den untergeſchobenen Briefen ausſahe.

Cetera quis neſcit - - -

Wer zärtliche Leidenſchaften gerne natürlich ausgedruckt ſieht, den können dieſe Briefe ergötzen. Sie ſind ſehr ſauber gedrucket, und der Verleger oder Drucker hätte ſich des Inhalts wegen ſo wenig ſchämen dürfen ſich zu nennen als wegen des Aeuſſerlichen.

* * *

Den 4. Sept. vertheidigte Hr. M. Friedrich Gottlieb Hanke und Hr. Benj. Gottlob Binde auf der philoſophiſchen Katheder eine Abhandlung von 3 Bogen die den Titel führet: Principia theoriæ de infinito mathematico & demonſtratio poſſibilitatis parallelarum. Die Gedanken welche Hr. M. H. vorträgt die Lehre von dem mathematiſchen Unendlichen zu erläutern, verdienen Aufmerkſamkeit und zeigen von deſſen Einſicht in die Geheimniſſe der Meßkunſt. Was die Möglichkeit immer gleich weit von einander entfernter geraden Linien darzuthun von ihm vorgebracht wird, beweiſt ebenfalls, daß er die Schwierigkeit, welche ſo viel groſſe Geometer bey einem gewiſſen euklideiſchen Grundſatze gefunden haben, eingeſehen, und ſich ſolche auf eine geſchickte Art zu heben bemühet habe. Nach einer ſolchen Probe zu urtheilen hat ſich die Meßkunſt von dem Fleiſſe und der Scharfſinnigkeit des Hrn. M. H. viele Vortheile zu verſprechen.

* * *

Von des Hrn. M. Hentſchens letztens erwähnter Introductione plana in philoſophiam iſt das Conamen II. heraus gekommen. Er hat es logicam quantitatum genennt, weil es das II. Buch des Euklides und bey deſſen Veranlaſſung die Grundſätze der Rechenkunſt beſonders der Buchſtabenrechnung enthält. Diejenigen, welche ſich vor dem $a \times b-x$ als vor Zauberzeichen fürchten, können aus des Hrn. M. H. Arbeit ſehen, daß kein übermenſchlicher Verſtand dazu gehöret, und daß ſich über ihre Unbegreiflichkeit beklagen heißt ſich Schuld geben, daß man entweder zu träge, ſich mit einer Uebung des Verſtandes die ihren Nutzen durch unzähliche Proben gerechtfertiget hat, zu beſchäftigen, oder gar ein Dummkopf iſt. Hr. M. Hentſch zeigt eine gründliche Einſicht und ſchöne Beleſenheit nicht in den gemeinen Handbüchelchen, ſondern in den Erfindern und Originalſcribenten, von denen die meiſten, auch die mit der Mathematik pralen nicht viel mehr als die Namen kennen.

* * *

Bey der Fritſchiſchen Wittwe iſt eine neue Ausgabe des Horaz heraus gekommen. Hr. Prof. Geſner in Göttingen hat ſolche beſorget, und dabey Baxters Ausgabe nach dem zweyten Abdrucke zum Grunde gelegt, ſolche aber mit verſchiedenen Leſarten und eignen Anmerkungen vermehret. Sie beträgt 2 Alphab. in groß 8. Die Abſicht iſt dabey geweſen eine ſolche Ausgabe des Horaz zu liefern, welche ſowohl den Text richtig, doch mit Beyfügung der verſchiedentlichen Leſarten, ſofern ſolche nützlich ſeyn können, enthielte, als auch mit Anmerkungen vielen Leſern des Horaz zu Gefallen, verſehen wäre, deren ihre Umſtände nicht zugelaſſen, ſich ſo weit in der Kenntniß des Alterthums zu vertiefen, daß ſie alle Schönheiten dieſes Dichters ohne einige Erläuterungen verſtehen könnten. Hr. G. hat zu dieſer Abſicht Baxters Ausgabe vollkommen geſchickt befunden, und würde an keine neue gedacht haben, wenn die engliſchen Abdrucke bey uns häufiger zu haben wären. Dieſe Seltenheit iſt indeſſen den Deutſchen zum Vortheile gereichet, weil ſie dem H. Geſner Gelegenheit ertheilet, ſeiner Ausgabe die angezeigten Zuſätze beyzufügen, die ihr vor der engliſchen einen merklichen Vorzug geben. Er hat ein Manuſcript von der Göttingiſchen Univerſitätsbibliothek, Leſarten die von verſchiedenen Gelehrten geſammlet werden, die erſte gedruckte Ausgabe des Flaccus und andere Ausgaben, die ebenfalls groſſe Achtung verdienen, zu Rathe gezogen. Indeß hat er bey Verbeſſerung des Textes die Bedachtſamkeit gebraucht, welche von ihm ſchon bekannt, und mit der allen groſſen Gelehrten eignen Beſcheidenheit verbunden iſt. Seine eigne Anmerkungen erläutern verſchiedenes was Baxter übergangen, oder wo derſelbe gefehlet hat. Es würd zu verwegen von uns ſeyn, wenn wir dieſelben rühmen, oder überhaupt etwas gröſſers zum Lobe dieſer Ausgabe ſagen wollten, als daß Hr. Geſner dieſelbe angeordnet hat. Die äuſſerliche Schönheit und die Gütigkeit des Druckes ſind auch ſo beſchaffen, daß ſie dieſerwegen der engliſchen nicht weichen darf, vor der ſie einen ſo ſtarken innerlichen Vorzug hat.

Franckfurt am Mayn.

Eines chriſtlichen Comödianten Beichte an GOtt, bey Verſagung der öffentlichen Communion. in 4.

Wir könnten dieſen einzeln Bogen ſicher unter den Artikel von Franckfurt ſetzen, da wir wiſſen, daß Hr. Uhlich der Verfaſſer davon iſt, welcher auf dem Schuchiſchen Theater daſelbſt ſpielet. Er iſt es, welchem der Hr. Paſtor Freſenius aus keiner andern Urſache vom Beichtſtuhle gewieſen hat, als weil er ein Schauſpieler iſt. Wir hätten nimmermehr geglaubt, daß ein proteſtantiſcher Theologe einer ſolchen Päbſtiſchen Tyranney fähig ſeyn könnte. Doch wie viele von ihnen beſitzen nicht die Kunſt die gute Meinung die man von ihnen hegt, auf einmal, ehe man ſichs verſieht, glücklich zu Schanden zu machen? Bald ſollten wir nunmehr glauben, daß der Hr. von Voltaire die Wahrheit geſagt, wenn er vorgiebt; die katholiſche Kirche würde die Schauſpieler von ihre Gemeinſchaft nicht ausſchließen, und minder ſtrenge gegen ſie ſeyn, wenn ſie nicht die Vorwürfe der Proteſtanten beſorgen müßte.

Wir wollen den Anfang von der Beichte des Hrn. Uhlichs herſetzen.

GOtt, aller Götter GOtt, Monarch und Herr der Welt,
Vor dem der Sünder bebt, und zitternd niederfällt,
Der du aufs ſtumme Schreyn bußfertiger Sünder merkeſt,
Es gern und gnädig hörſt und ihren Glauben ſtärkeſt;
Ich werffe mich voll Reu auch jetzo vor dir hin
Ich, der ich hier vielleicht der größte Sünder bin:
Du wirſt nicht dein Geſchöpf, bis zum Verderben haſſen
Und mich verworffnen Knecht nicht unerhöret laſſen.

Wir wollten wünſchen, daß der beichtende Dichter in dieſem Tone fortgefahren wäre, und daß er ſeine gute Sache durch etwas allzu viel Galle nicht verderben hätte. Man leſe folgendes und ſage, ob es die Sprache eines Geiſtes iſt, welcher ſeinen Feinden vergiebt? Die erſte Eigenſchaft desjenigen, welcher bey GOtt Vergebung ſucht.

Die Ehrfurcht, die ihr Rock der dummen Welt erweckt,
Der manche Menſchen mehr, als Teufelskrallen ſchreckt,
Macht, daß wir blindlings ſie, bey ihren Laſtern ehren,
Und für ihr leer Geſchwätz ſie mäſten und ernähren.
Man ſieht, daß ihren Stolz gar nichts erſättigen kan;
Und betet man ſie nicht wie dich GOtt ſelber an,
Und kömmt man ihnen nicht mit Opfern oft entgegen
So trift uns gleich ihr Fluch; doch dieſer bringt uns Seegen.

Halle.

Unter dem Vorſitze des jüngern Herrn Carrachs wurde den 30. Sept. eine Streitſchrift auf die juriſtiſche Katheder gebracht, welche er ſelbſt aufgeſetzt hat. Sie führet nachfolgenden Titel: Sicilimenta de interrogationibus in iure earumque defectu in foris Germanicis. Derjenige, welcher dieſe Ausarbeitung öffentlich vertheidigte, war Herr **Gottlob Bernhard Tendal** aus **Wernigerode**. Unter deſſen Namen findet man eine Zuſchrift vor dieſen Blättern, welche an die beyden Hochgebohrnen Herren Grafen von **Stollberg**, **Chriſtian Ernſt** und **Heinrich Ernſt**, gerichtet iſt, und denſelben als einen gräflichen Stipendianten zu erkennen giebt. Die Sicilimenta ſelbſt reden in dem Eingange von dem Unterſcheide und der Vermiſchung des römiſchen und des deutſchen Rechts. Darauf wird der Saz vorgetragen, welcher abgewickelt werden ſoll. Sodann werden ſo wol kleinere als gröſſere Schriften angezeiget, in denen man ſich bereits mit ſeiner Auswickelung zu thun gemacht hat. Die Gründe der richtigen Erkenntniß deſſelben werden theils in der alten Philoſophie, theils in den vormaligen römiſchen Rechten angewieſen. Die Ausführung der Sache geſchiehet durch zwey Abſchnitte, davon einer der allgemeine und der andere der beſondere genennet wird. In dem allgemeinen Abſchnitte kommt p. 9. die Erklärung vor, welche alſo lautet: Interrogationes in jure faciendæ denotant quæſtiones, quas actor proponebat reo ad reſpondendum in cauſa civili coram magiſtratu; quo inde rite ederetur actio. Nächſt dieſem wird angemerkt, wie ſich die Gerichtsfragen in den feierlichen Actionsformeln und in Edicten gegründet haben. In dem Verfolge iſt von ihrem Zwecke, von ihrem Nuzen, und von einer Nothwendigkeit derſelben geſprochen. Hierauf wird Zeit und Ort in Betrachtung gezogen. Alsdenn folgen, nebſt einer Homonymie, die fragenden Perſonen. Dieſe trifft man weder in den Richtern, noch in den Beklagten; ſondern allein in dem Actor an. Endlich wird die Endſchaft erwähnt, welche dieſe Fragen unter dem andern **Theodoſius**, und dem dritten **Valentinianus** erreicht haben. Der beſondere Abſchnitt des Aufſazes iſt kürzer. Er beweiſet, daß dieſe Frageſtücken der Rechte in den deutſchen Gerichten nicht ſtatt haben, und hebt dabey einige mögliche Zweifel. Wir würden uns kein Genüge thun, wenn wir dieſe Abhandlung nur ordentlich geſchrieben nennen; wenn wir bloß geſtehen wollten, daß ſie Spuren der Beleſenheit zeige. Wir wollen lieber ſagen, daß wir es auch ihr abgemerkt haben, wie ernſtlich ſich Herr **Carrach** beſtrebe, denjenigen Ruhm zu erreichen, welcher ſeinen Herrn **Vater** ſchon ſeit ſo vielen Jahren, als den nüzlichſten Lehrer der Rechte auf der Friedrichs Univerſität, bekannt gemacht hat.

Jena.

In Cunos Verlage iſt heraus gekommen: Repertorium juris publici, oder des H. R. R. Staats- und Lehnrechts ſowohl überhaupt, als das beſonder der geiſtlichen und weltlichen Chur und Fürſten ꝛc. in alphabetiſche Ordnung gebracht, mit einer Vorrede **H. Hofr. Buders** 1750. groß 4to 2 B. zuſammen 7 Alph.

Dieſes nüzliche Werk welches ein Lexicon über das deutſche Staats- und Lehnrecht heiſſen kann, enthält alle Artikel von denen nur in dieſem ſo weitläuftigen und ſo wichtigen Theile der Gelehrſamkeit geredet wird. Bey jedem wird erſtlich die Erklärung gegeben, alsdenn Nachricht von den vornehmſten Beſchaffenheiten der Sache ertheilet, und mit einer Anzeige der vornehmſten Schriftſteller beſchloſſen. Daß dieſes Werk aus andern Büchern geſammlet iſt, verſtehet ſich, dann da das H. R. R. keine platoniſche Republic iſt, ſo kan man ſeine Verfaſſung nicht a priori aus dem Begriffe des vollkommenſten Staats herleiten. Aber wie ſchwer es ſey, eine ſolche Sammlung zu machen, ſiehet jeder leicht, indem die Koſtbarkeit, Menge und öfters auch Seltenheit der hier gebrauchten zuverläßigen Schriften, nebſt der Schwierigkeit aus ihnen geſchikte und nur die Hauptſachen enthaltende Auszüge zu machen, bekannt iſt. Die Verfaſſer haben alſo die Zahl der Schriftſteller, welche das deutſche Staatsrecht in alphabetiſcher Ordnung erläutert haben, und in Hrn. Hofr. Buders Vorrede mit vieler Beleſenheit und gründlicher Beurtheilungen genannt werden, nicht überflüßig vergröſſert. Vielmehr iſt ihre Arbeit ſowohl für Lehrlinge des Staatsrechtes ſehr brauchbar, ſich vollkommene Begriffe von den Sachen die ſie noch lernen zu machen, als auch ſelbſt Kennern dieſes Rechtes dienlich, welche darinnen was ſie von ihrer Wiſſenſchaft etwa wiederholen, oder genauer prüfen wollen leichter finden werden, als wenn ſie es in einer Menge von Büchern zerſtreuet, und unter einer oft unnützen Weitläuftigkeit verſteckt, aufſuchen ſollen; Und wenn ſie nicht alles geleſen haben, was im Staatsrechte und den damit verbundenen Theilen der Gelehrſamkeit nur geſchrieben iſt, ſo werden ſie ohnſtreitig hier noch ſehr viel neues lernen. Der Druck welcher für ſo groſſes Format ziemlich klein iſt, und wobey ſich noch viel Anmerkungen mit noch kleinerer Schrift befinden, beweiſt, daß der Verleger an äuſſerlicher Sauberkeit des Werkes nichts geſparet hat, wohl aber ſeinen Käufer auf wenig Bogen viel zu liefern bemüht geweſen iſt.

Schreiben an die Verfaſſer der E. R.

M. H.

Ihre neuliche kurze und ganz unvollſtändige Recenſion der vortreflichen *Art de jouir*, giebt mir Gelegenheit, Ihnen dieſes Schreiben zu überſenden. Sie können dadurch erſetzen, was Sie damals verſäumet haben, und einen Artikel verlängern, welchen ich doch noch viel lieber leſen wollte, als die von dem *Dictionaire de Menage*, von dem Buch Hiob, von dem Magnet, von dem *Theſauro Jurisprudentiæ Romanæ &c.* Denn wer lieſet nicht lieber was luſtiges, als was ernſthaftes? Sie werden ſich alſo den meiſten Theil ihrer Leſer verbindlich machen, wenn Sie dieſen Brief, welcher ſo ein angenehmes Werkchen betrift, einrücken. Aber das bitte ich mir aus, daß ſie ihn nicht auch unter den Strich ſetzen; ſonſt werde ich in meinem Leben nicht wieder an Sie ſchreiben.

Als Sie die gedachte Recenſion gemacht haben, haben ſie gewiß nicht gewuſt, daß die *Art de jouir* nicht ein neues Buch, ſondern eine neue Auflage der *Ecole de la Volupté*. Aeneadum genetrix, hominum divumque voluptas, &c. *Lucret. de Nat. rer. l. 1.* Dans *l'Isle de Calypſo, aux dépens des Nymphes, MDCCXLVIII.* iſt. Halten Sie, wenn Sie ſo viel Gedult haben, die *Ecole de la Volupté* und die *Art de jouir* zuſammen, ſo werden Sie ſehen, daß ich recht habe. Daß der Titel und die Ordnung in dem ganzen Werke verändert iſt, daß verſchiedenes weggelaſſen, und anderes dagegen hinzu geſetzet, und daß einige Stellen und Wendungen etwas verändert worden, das wird Sie, als ein ſo vielen neuen Ausgaben gemeinſchaftliches Schickſal, nicht befremden. Die gröſte Veränderung hat der geiſtreiche Verfaſſer mit der Ordnung vorgenommen, und zwar ſo geſchickt, daß er allen ſeinen Einfällen, Bildern, Erzählungen, Entzückungen ꝛc. andere Stellen angewieſen, ohne ſich anderer Verbindungen zu bedienen. Und dieſes iſt freylich nur ein Vorzug ſolcher kleiner, niedlicher, witziger und freyer Werkchen, wo die Materien überall am rechten Orte ſtehen, eben ſo, wie die Stehaufchen, dieſe zum Zeitvertreib der Kinder erfundenen nützlichen Werkzeuge, man mag ſie unten oder oben aufſetzen, allemal recht zu ſtehen kommen.

Anſtatt, daß der Verfaſſer in der erſten Ausgabe den Voltaire, St. Foi, Crebillon, Moncrif, Bernard, Greſſet, Bernis, Freron, den Catull, Anacreon, Tibull, Petron, Ovid, Chaulieu, Monteſquieu ꝛc. als die witzigſten Lehrmeiſter der Wolluſt, angeruffen hat, wendet er ſich hier gleich zu dem Vergnügen ſelbſt, da er anfängt: Plaiſir, Maitre ſouverain &c. welches bis zu den Worten: Sentimens les plus doux, aus der Ecole de la Volupté von der 54. und 55. Seite herüber genommen und an dieſe Stelle verſetzet worden. Ich ſollte, Sie zu überzeugen, daß beyde Schriften einerley ſind, und einerley Verfaſſer haben, alle gleichlautende Stellen nach der Länge anführen: aber daraus würde eine dritte Ausgabe entſtehen, weil ich beyde Werke faſt ganz abſchreiben müßte. Ich will mich alſo begnügen, nur diejenigen Stellen anzuzeigen, von welchen mir ſogleich beym Durchblättern der *Art de jouir* beyfällt, daß ſie aus der *Ecole de la Volupté* geriſſen von Wort zu Wort, und ſelten mit geringen Veränderung, herüber genommen ſind. Ich ſage Ihnen aber zum voraus, daß mir noch verſchiedene entwiſchen werden.

Dieſe Stellen ſind auf der 3. 4. 5. 6. 17 18. 19. 20. 21. 22. 23. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. Seite, wo auch die Verſe,

Vite, vite, qu'on les deſſine,
Pour mon Cabinet de Paphos,

aus der *Ecole la Vol.* genommen ſind. Ferner auf der 51. 52. 53. 55. 56. 57. 58. 59. 65. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 75. 77. 78. 81. 83. 84. 85. 90. 92. 93. 96. 98. 101. 103. 104. 105. 107. 108. 119. 129. 130. 132. 133. und 135. Seite. Dieſe angeführten Seiten ſind meiſtens ganz, und ſelten nur einige Stellen daraus, aus der *Ecole de la Volupté*. Ich habe hierbey eine Muthmaßung, welche in der gelehrten Geſchichte ihren Nutzen haben kann. Ich glaube nemlich, daß die *Art de jouir* eine dritte, oder gar eine vierte Ausgabe von eben derſelben Schrift iſt, und daß in den mir noch unbekannten Ausgaben derſelben alles das übrige ſtehe, was ich nicht in der *Ecole de la Vol.* gefunden habe. Sie werden mir und der gelehrten Welt einen beſondern Gefallen erzeigen, wenn ſie hiervon was gewiſſes entdecken können.

Wenn Sie, und andere kritiſche Ketzermacher von ihrem Calibre, dieſe Entdeckung, welche ich gemacht habe, gemacht hätten, ſo weiß ich wohl, was Sie gethan hätten. Sie hätten die Welt beredet, dieſe beyde Werke hätten zwey unterſchiedene Verfaſſer, und die *Art de jouir* wäre in allen den angezeigten Stellen aus der *Ec. de la Vol.* ausgeſchrieben. Aber der allzu großen Aehnlichkeit und faſt Identität beyder Werke zu geſchweigen, ſo würde gewiß der Verfaſſer der *Art de jouir* in der Zueignungsſchrift der deutſchen Ueberſetzung derſelben dieſes gelehrte Verbrechen eben ſo willig geſtanden haben, als er den unſchuldigen Raub, welchen er an Hallers Doris begangen, mit lachendem Munde bekannt hat. Daß er es aber nicht angezeigt, daß dieſes nur eine neue Ausgabe einer alten Schrift iſt, dazu kann er ja ſeine Urſachen gehabt haben. Vielleicht hat er ſich der erſten Ausgabe aus Beſcheidenheit geſchämt, und vielleicht hat er auch vor 4. Jahren wirklich noch nicht ſo viel Erfahrungen in der Kunſt zu genieſſen gehabt. Deswegen hat er auch an ſtatt der für einen rechtſchaffenen Wollüſtigen allzu philoſophiſchen Beſtimmung des Unterſchieds zwiſchen dem Vergnügen und der Wolluſt, und zwiſchen der Wolluſt und der Geilheit, mehrere Erfahrungen angeführet. Doch ich bin nicht ſo kühn, in alle Geheimniſſe der Schriftſteller einzudringen.

Haben Sie nun, M. H. etwas wider meine gelehrte Muthmaßung einzuwenden, ſo würdigen Sie Ihres Unterrichts Ihren

gehorſamſten Diener,
S.

S.
den 16ten Octobr.
1751.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

45.

UT QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 5. November, 1751.

Breßlau.

Allgemeine Geſchichte der Handlung und Schiffahrt, der Manufacturen und Künſte, des Finanz- und Cameralweſens, zu allen Zeiten und bey allen Völkern, bey Joh. Jacob Korn, 1751. 3½ Alph. in gröſſerm Quartformate.

Die vortheilhaften Begriffe, welche man ſich ſchon vorläufig von dieſem Werke gemacht hat, ſind bisher allgemein geblieben. Es iſt ſo weit gefehlet, daß dieſer erſte Theil die Erwartungen, welche man gehabt hat, täuſchen ſollte, daß er vielmehr alle diejenigen zufrieden ſtellen kann, welche das Vollſtändige und Schöne in dem höhern Grade an dieſer Arbeit vermuthet haben. Das, was wir für diesmal zu leſen bekommen, iſt 1) Einleitung in die Geſchichte der Handlung und Schiffahrt. 2) Abriß der allgemeinen Geſchichte der Handlung und Schiffahrt, in den alten, mittlern und neuern Zeiten. 3) Die allgemeine Geſchichte der Handlung und Schiffahrt ſelber, ſamt allen dem, davon das Titelblatt weiter redet, in 5. Abſchnitten und 33. Kapiteln. Wir ſind nicht geſonnen, den ſummariſchen Inhalt, welcher voran ſtehet, hier wieder abzuſchreiben. Die muntere, reine und geſezte deutſche Schreibart müſſen wir ganz beſonders preiſen: Ob wir gleich manchen hiſtoriſchen Aufſätzen dadurch einen Verwurf machen; auch ſelchen die darum pragmatiſch heiſſen, weil man alles Pragmatiſche umſonſt darinnen ſucht; ja ſelbſt denen, welche deswegen diplomatiſch genennet werden, weil man etliche Mannsnamen, die im ſogenannten Urkunden ſtanden, noch einmal wiederholet hat. Die Sachen, welche dieſes unvergleichliche Buch erheitert, ſind in der Inſchrift lange nicht alle angegeben. Eine Verläugnung eines Scribenten, die in unſern Tagen ſo ſauer wird, daß man lieber fürchterlich lüget, ehe man ſichs getrauet, ihr zu nahe zu kommen. Man findet hier ſo vieles von den Sitten und Gebräuchen der Völker; ſo manches aus allen Fächern der Geſchichtskunde; ſo gehäufte Zuſätze zu der Erdbeſchreibung, Gottesgelahrtheit und andern Wiſſenſchaften, daß ſich ein jeder Beſitzer der Schrift Glück wünſchen muß, daß er ſich in derſelben weit mehr angeſchafft, als bezahlet habe. Werke dieſer Gattung machen die Auszüge ſchwer. Wenigſtens verdrießt es einen gewiſſenhaften Journaliſten, daß er am Ende ſeiner Nachrichten davon zu wenig geſagt hat. Vor dieſer Reue fürchten wir uns. Damit wir doch aber etwas geſprochen haben möchten: ſo hatten wir den Vorſatz, zum mindeſten das 27te Kap. welches ſich mit der Handlung und Schiffahrt der alten Deutſchen beſchäftiget, in einen kurzen Begriff zu bringen. Allein, nachdem wir es durchgeleſen haben: ſo unterlaſſen wir auch dieſes. Wo man alles ſagen müßte, da thut man am klügſten, daß man gar nichts ſagt. Wir wünſchen den 2ten Theil auch bald zu empfangen. Alsdenn wollen wir uns beſinnen, was vor eine Partei wir aus dem Anfange eines Verſes: Eloquar an ſileam? ergreifen ſollen.

Aus Schweden.

Zu Lund in Schonen iſt im May dieſes Jahrs eine ſchöne Abhandlung aus der Landesgeſchichte *de Willandia* (**Willandshärad**) unter des Hrn. Prof. Brings Vorſitz von dem Hrn. **Peter Mauk** öffentlich vertheidiget worden.

Von dem Hrn. Leibarzt **Linnäus** iſt eine Abhandlung heraus gekommen, in welcher er die auf der mit dem öſtlichen Siberien zuſammenhangenden Halbinſel Kamſchatka wachſenden Pflanzen nach ſeiner Art ſehr wohl beſchreibet.

Der Hr. Prof. **Menander** zu Abo hat neulich in einer wohlgerathenen Abhandlung die Vortreflichkeit der Wirthſchaftskunſt dargethan.

Bey einer in den erſten Monaten dieſes Jahres angeſtellten Viſitation der Kirchen in den äuſerſten Schwediſchen Lappmarken, die der Superintendent, Hr. **D. Körning**, in Geſellſchaft des Hrn. **M. Erich Brunnius**, des Hrn. **M. Lars Engelmark**, und des Hrn. **M. Joh. Fougt**, angeſtellet, iſt befunden worden, daß das Chriſtenthum daſelbſt zu einem unvermutheten großem Wachsthum gelanget. Nur die daſige Oekonomie iſt noch nicht ſo gut eingerichtet, wie in den ſüdlichen Provinzen dieſes Reichs.

Der bekannte Hr. **Heinrich Jacob Sivers**, welcher in Schweden ein beſſeres Schickſal gefunden hat, als in ſeinem Vaterlande, ſteht itzt als Probſt in Tryſerum. Er iſt noch immer ein Freund der Dichtkunſt, und hat bey der neulichen Regierungsveränderung folgendes Sinngedicht gemacht:

Iſt gleich **Ulrica** todt, ſo lebt **Ulrica** doch,
Ein **Friedrich** iſt erblaßt, ein **Friedrich** lebet noch,
Ihr Schweden traurt nicht mehr! lobt GOtt! ſingt Freudenlieder,
Was groß war, nahm der Herr; was groß iſt, giebt er wieder.

Am verwichenen 20. Jul. ward der Hr. D. Nils Gißler, Lector der Arzneywiſſenſchaft und Naturlehrer an dem Königl. Gymnaſio zu Hernöſand, in die Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm aufgenommen. Seine Antrittsrede handelte von der naturlichen Lage und Beſchaffenheit der Provinzen Medelpad und Angermanland, welche nächſtens gedruckt werden wird.

Den 27. Jul. hielt Hr. Andreas Helland, Vicehäradshöfding und Fabricant in Torne, in dieſer Akademie ſeine Antrittsrede von den bereits vorgenommenen und noch rückſtändigen Erforſchungen der Merkwürdigkeiten, der innerhalb dem Polarzirkel gelegenen Länder. Dieſe Rede wird gleichfals gedrukt werden.

An eben dem Tage legt Hr. Johann Claſan, Brukspatron und Handelsmann, den ein viertel Jahr gehabten Vorſitz bey der Akademie nieder, und übergab ihn dem Hrn. Carl Legel, Probierer im Königl. und des Reichs Bergcollegio. Der leztere hielt dabey eine wohlausgearbeitete Rede von den Schickſalen der Schwediſchen Handlung von den älteſten Zeiten her bis auf die unſrigen, welche Rede ſogleich dem Druck übergeben ward.

Von den Abhandlungen der Königl. Schwed. Akademie iſt das zweyte Quartal dieſes Jahrs bey Salvius gedrukt worden. Man findet darinne: 1) Des Secretairs, Hrn. Wargentins, Geſchichte der Zoologie, oder der Wiſſenſchaft von den Thieren überhaupt, und von den vierfüßigen insbeſondere. 2) Hr. Andreas Schwab Unterſuchung der rechten und vortheilhaften Richtung der Schachtſtangen in den Bergwerken. 3) Hrn. Nils Gißlers fortgeſezte Abhandlung von des Lachſes Natur und der Lachsfiſcherey in den nordländiſchen Flüſſen. 4) Hrn. Carl Kuntbergs neu erfundene Einrichtung der Windmühlen, daß ſie bey ſtillem Wetter vermittelſt eines durch Pferde gemachten Windes mahlen können. 5) Hrn. Joh. Otto Hagſtröms Verſuch, die Birkhüner mit allerley Kräutern und Laub zu futtern. 6) Hrn. von Sauvages Anmerkung von der Lage und Stellung der Muſkelnfibern des Gerippes. 7) Hrn. Peter Kalms Beſchreibung, wie man in Nordamerica von allerley Bäumen und Gewächſen Zucker macht.

Nordhauſen.

Gedanken von dem Flämingiſchen Rechte und Güthern in der güldenen Aue ohnweit der Kayſerlichen Freyen Reichsſtadt Nordhauſen gelegen, mitgetheilet von Friedrich Chriſtian Leßern, des Predigt-Amts in der Stadt Nordhauſen Senior, der Kirche St. Jacob und Martin Paſtore, der Kayſerl. Academie der Naturforſchenden, wie auch der Königl. Preußiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Berlin, und der Königl. Großbrittanniſchen Geſellſchaft der deutſchen Sprache zu Göttingen Mitgliede. Verlegts Johann Auguſt Coler. 1750. In 4. 2 Bogen. Die Fortſezung dieſer Gedanken, in welchen der Hr. Verfaſſer die erſtern erläutert und verbeſſert, und die in dem gegenwärtigen Jahre heraus gekommen, betragen 3 Bogen in 4. und beyde Stück ſind dem hochfürſtl. Schwarzb. Rudolſtädtiſchen geheimen Rath und Canzler Hrn. von Beulwiz an ſeinem Geburtstage zugeeignet.

Der gelehrte und verdiente Herr Paſtor Leſſer hat ſich hierdurch abermals die Liebhaber der deutſchen Geſchichte verbindlich gemacht, da er das Flämingiſche Recht ausführlich beſchreibet und den Urſprung deſſelben glüklich entdeket.

In der ſogenannten güldnen Aue bey Nordhauſen ſind gewiſſe aus Aeckern und Wieſen beſtehende und bey der Stadt Heringen, bey

Görsbach und im Bergiſchen nach Reßla zu gelegene Güter, welche Flämingiſche Güter genennet werden. Auf dieſen Gütern haftet ſeit undenklichen Jahren folgendes Flämingiſche Recht, oder vielmehr abgeſchmackte Herkommen. Wenn ein Beſitzer eines ſolchen Flämingiſchen Guts geheirathet hat, ſo muß er ſelbiges mit ſeiner Frau verkirchgängen; ſonſt verfällt der dritte Theil deſſelben zur Strafe an die Herrſchaft des Ortes. Dieſes Verkirchgängen oder Kirchenhalten beſteht in folgenden: Der Kirchgänger muß mit ſeiner Frau, nebſt dem Flämingiſchen Schulzen, denen Flämingern, der Geiſtlichkeit und den Schulbedienten (nemlich zu Heringen, denn auf den Dörfern iſt dieſes etwas anders) ſchwarz gekleidet und in Mänteln, in der Woche, wenn Predigt iſt, in die Kirche gehen, und nach der Predigt dem erſten Geiſtlichen mit ſeinen Gäſten auf dem Altar opfern, welches als ein Lehnsgefälle angeſehen wird. Hierauf wird den Tag zweymal geſchmauſet, wobey aber keine Weibsperſonen, auſſer die Kirchgängerinnen, ſeyn dürfen. Nach der Mittagsmahlzeit wird von dem Küſter der Kirchgangsbrief abgeleſen und von dem Schulzen dem Kirchgänger gegen die Gebühr zugeſtellet. Abends muß Muſik ſeyn, oder ein luſtiges Geſpräch gehalten werden. Es müſſen bey dieſen Kirchgängen auſſer dem noch allerley ſeltſame Geſetze beobachtet werden, deren Uebertretung gemeiniglich auf eine Weinſtrafe hinaus läuft. Wir wollen nur eines davon anführen. Der Kirchgängerin wird nach der Mahlzeit ein Stück Kuchen gegeben, worauf ein ganzer Dreyer liegt, wobey ſie der Schultheiß, welcher es ihr überreicht, fragt, ob ſie auch eine Braut geweſen? welche unnütze Frage ſie mit einem ernſthaften Ja beantworten, und ja nicht belachen muß, wenn ſie nicht in eine Strafe von 1 bis 2 Maaß Wein verfallen will. Lächerlich genug iſt die Frage: aber dieſe Frau würde vielleicht in weniger Verſuchung zu lachen gerathen, wenn man ſie fragte, ob ſie auch als Braut eine Jungfer geweſen?

Was nun den Urſprung des Flämingiſchen Rechtes anlangt, ſo muthmaſſet der Hr. Verf. ſehr wahrſcheinlich, daß es von den Flämingern, oder Flandern und Holländern, herrühret, welche Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär, nachdem ſie die Sclaven vertilget, nach Deutſchland geruffen, und ihnen Güter geſchenket, welche zum Theil noch itzo Flämingiſche Güter genennet werden. Dieſes iſt deſto wahrſcheinlicher, da in den Flämingiſchen Gütern in Niederdeutſchland, wohin beſonders die Fläminger häufig gekommen, eben dieſe Gebräuche auch noch im Schwange ſind. Solte nicht Schottel in ſeinem Tractat von unterſchiedlichen Rechten in Teutſchland, welcher 1671 zu Wolfenbüttel in Octav heraus gekommen, ebenfalls auch von dem Flämingiſchen Recht gehandelt haben?

Bey Gelegenheit der alten deutſchen Rechte fällt uns ein beſonders ſeltſames und luſtiges Herkommen ein. Es iſt der Frohntanz zu Langenberg einem dem Geraiſchen Grafen von Reuß gehörigen Flecken bey Gera im Voigtlande, welcher Ceremonie wir vor einigen Jahren mit Vergnügen und Lachen beygewohnt haben. Es müſſen ſich nemlich alle Jahre an der Mittwoche nach Pfingſten Bauern aus dreyer Herren Landen, nemlich aus dem Sächſiſchen, Altenburgiſchen und Geraiſchen, Nachmittags zu geſetzter Zeit, bey einer gewiſſen Strafe einfinden. Es gehe in jedem unter dieſes Recht begriffenem Dorfe nach der Reihe, keinen ausgenommen; Daher denn mancher abgelebte Bauer und ſeine Frau, die kaum kriechen können, genöthiget ſind, auf ihre alten Tage noch herum zu ſpringen. Dieſer Frohntanz geſchiehet bey gewöhnlicher Bauermuſik, welche ſie mitbringen, auf einer Höhe bey einer groſſen Linde unter freyen Himmel. Der Geraiſche Graf muß dazu Kuchen und eine Tonne Bier geben.

So lange dieſe währt, ſo lange währet auch der Tanz, und wir haben geſehen, daß es in weniger, als einer Stunde, geſchehen war. Es kan mit Recht ein Frohntanz heiſſen, weil der Frohnvoigt beſtändig mit der Peitſche dabey ſteht, und zuſchlägt, wenn einer oder der andere bey der Biertonne ſeinen Reihen verſäumen will. Es iſt auch ein Abgeordneter von Gera dabey, welcher die Gegenwärtigen aufſchreibt, und alles protocolliret. Man ſagt daſelbſt, der Kayſer Matthias ſey, als er einmal über den ſogenannten Hausberg bey Langenberg gefahren kommen, umgeworfen worden, da er denn den Bauern, welche eben damals aus dem Orte, wo itzt der Frohntanz geſchieht, getanzet, befehlen laſſen, zu kommen, und ihm fortzuhelfen, welche ſich aber geweigert, und ſich in ihrer Luſt nicht ſtören laſſen. Der Kayſer ſey, ſagt man, hierüber ſo böſe geworden, daß er geſagt: Nun ſollt ihr auch alle Jahre an dieſem Tage hier tanzen müſſen. Es iſt damals der erſte Pfingſtfeyertag geweſen, und es iſt noch nicht gar lange, daß dieſer Frohntanz auf den zweyten, hernach auf den dritten Pfingſtfeyertag, und endlich auf die Mittwoche nach den Feyertagen verlegt worden. Aber ſo fabelhaft dieſe Erzählung iſt, ſo ſchwer iſt es vielleicht, den wahren Urſprung dieſer Gewohnheit zu ergründen. Sollte es etwann noch ein Ueberbleibſel von dem Heydniſchen Weſen ſeyn, welche auch dort herum gewohnet haben? Ein Freund in Gera verſprach damals, in einer beſondern Schrift dieſen Frohntanz zu beſchreiben, und ſeine Gedanken von dem Urſprunge deſſelben zu entdecken. Wir wünſchen, daß es endlich einmal geſchehen möge.

Helmſtädt.

Friderici Boerneri, Lipſienſis, Artis ſalut. Doctoris, Academiæ Cæſareæ Naturæ Curioſorum & Societatis Teutonicæ Ducalis Helmſt. Sodalis, de Cosma & Damiano, Artis Medicæ Diis olim & adhuc hodie hinc illincque tutelaribus, Commentatio. Cum Fig. aen. Anno Leuckardiano, A. MDCCLI. In Quart 2½ Bogen.

Der gelehrte Hr. D. Börner ein würdiger Sohn des berühmten Gottesgelehrten dieſes Namens in Leipzig, welcher nach dem Exempel ſeines Hrn. Schwiegervaters, des Hrn D. Brückmanns in Wolfenbüttel, nicht bey dem Curirhandwerk allein geblieben iſt, ſondern ſich auch eine gute Einſicht in andere Wiſſenſchaften erworben, hat dieſe hiſtoriſche Abhandlung dem letztern bey ſeinem 55ſten Geburtstage am verwichenen 27. Sept. gewidmet, als welches eben der Tag iſt, welcher die Namen dieſer beyden Aerzte führet, deren Andenken an ſelbigem Tage noch itzo von den mediciniſchen Facultäten auf katholiſchen Univerſitäten gefeyert wird, als bey welchen auch noch die Lateiniſchen Doctores der Arzneywiſſenſchaft ſchwören müſſen. Es waren zwey Brüder, von Aegea in Arabien gebürtig, welche nützliche Curen ſollen gethan und zugleich das Amt der Geiſtlichen verrichtet haben. Der Kayſer Diocletian, dieſer große Chriſtenverfolger, ließ ihnen nach vielen Martern die Köpfe abſchlagen, worauf ſie von den Katholiken in die Zahl der Heiligen aufgenommen worden. Das beygefügte Kupfer ſoll ohne Zweifel dieſe beyden Aerzte, wie ſie Kranke heilen, vorſtellen, es wird aber deſſelben in der Abhandlung mit keinem Worte gedacht.

Bayreuth und Hof.

Vierling verkauft Joh. Heinrichs von Falkenſtein, Hochfürſtl. Brandenb. Anſpachiſchen Hofraths, Antiquitates & Memorabilia Marchiæ Brandenburgicæ, oder Alt- Mittel- und Neu-Brandenburgiſche Geſchlechts- Staats- und Geſchichts-Hiſtorie, in drey Theile abgefaßt. u. ſ. w. Denn dis iſt noch nicht die Hälfte der Inſchrift eines Werks, von welchem wir auf dißmal den erſten Theil vor uns haben. Dieſer beträgt bey nahe 2 Alphabet in 4to. Nach einer ganz kurzen Einleitung, in welcher der Urheber ſeiner Antiquitatum & Memorabilium Nordgaviæ vorerſt gedacht, folgt ſogleich das erſte Capitel des Geſchichtsbuchs ſelber. Es hat überhaupt 11. dergleichen Abtheilungen. In dieſer erſten wird von den **Cimbern** und **Teutonen** geſprochen. Einige dieſer Leute haben ſich nach der **Oder** gezogen und ſollen auch in der **Prigniz**, **Ukermark** und in der Grafſchaft **Ruppin**, ihren Siz gehabt haben. Das Wort, **Cimber**, bezeichnet keinen Räuber; ſondern einen **Kämpfer**. Die **Teutonen** haben ihren Namen von **Theut**, oder **Teut**; das iſt, GOtt. Im 2 Kap. iſt die Rede von den **Sveven**. Dieſer Name iſt nicht einem einzigen Volke eigen; ſondern wol 26. oder 40. Nationen gemein geweſen. Die **Spree**, welche lateiniſch Suevus heißt, beweiſet ihre ehemalige Gegenwart in der **Mark**. Die Ableitungen ihres Nennworts ſind ſehr unterſchieden. Die aber will der **Herr von Falkenſtein** nicht gelten laſſen, welche ſich auf das Wort, **Schweif**, beziehet, als wodurch das zuſammengebundene Haar, welches dieſe Menſchen getragen haben, verſtanden werden ſoll. Im 3 Kap. treten die **Semnonen** auf. Dieſe gehöreten mit zu den **Sveven** und wohneten an der **Havel**. Der berufene **Brennus** war ihr König. Er eroberte 388 Jahre vor Chriſti Geburt die Stadt **Rom**. Sein Name ſoll von **Bren**, **Brün**, einer Sturmhaube, herrühren. Nichts iſt bekannter, als die Sage, daß **Brennus** die Stadt **Brandenburg** angebauet, und dem ganzen Lande die Benennung verſchaft habe. Doch hat er nicht allein **Brennus** geheißen. Andere Menſchenkinder haben dieſen Namen auch geführet. Es war billig, daß auch von ſeinen Unterthanen, den **Semnonen** einige Oerter benennet wurden. Daher ſoll **Sonnenburg**, **Sonnenberg** und **Sonnenwalde** ſo viel ſeyn, als die Burg, der Berg der Wald der **Semnonen**, oder **Sennonen**. Im 4 Cap. zeigen ſich die Longobarden nebſt andern Völkern, welche alle mit zu den **Sveven** gehöreten. Die **Longobarden**; oder, wie **Herr Chriſt** und andere ſchreiben, **Langobarden** hauſeten zwiſchen der **Elbe** und der **Oder**. Die Abſtammung ihres Namens iſt unausgemacht. Das 5 Kap. ſtellet die **Heruler** oder **Harlunger** auf. Sie ſaßen in der **Mittelmark**. Der **Harlungerberg** bey **Brandenburg** war die Reſidenz ihrer Könige. Ihr Heerführer, **Odoaker**, iſt ſo beſchrien, wie **Hylas**. Sie waren aus den **Teutonen**. Ihr Name aber bleibt ſtreitig. Im 6 Kap. lernt man die **Vandalen** kennen. Man muß ſie nicht, wie einige thun, für einerley Leute mit den **Wenden** anſehen. Sie waren **Sveven** und hatten ihren Aufenthalt an der **Warte**. Ihr Name wird im **Wandeln**, oder, **Wandern** geſucht. Im 7 Kap. laſſen ſich die **Angrivarier**, **Gothen**, **Burgunder** und **Römer** ſehen. Man ſagt, die **Angrivarier** und **Roemer** hätten in der **Altmark** und die **Gothen** und **Burgunder** in der **Neumark** ihr Weſen gehabt. Hier wird vieles von dem **Druſus**, von ſeiner Geſpenſterhiſtorie, von ſeinem Siegeszeichen, von ſeiner Stiftung der Mark zu **Salzwedel**; wie auch vom **Auguſtus**, vom **Tiberius** vom **Quinctilius Varus** und von deſſen Ueberwinder, dem **Arminius**, beygebracht. Das 8 Kap. giebt Bericht von den **Wenden**. Sie waren **Sarmaten**, und die Nachfolger der **Vandalen** in der **Mark**. Sie beſaßen die **Mittel-** **Priegniz-** **Uker-** und **Neumark** und theileten ſich unter mancherley Benennungen in mancherley Völkerſchaften. Sie waren ſehr grauſam, und den Chriſten überaus gehäßig. **Karl der große**, und **Ludwig der fromme**, bemüheten ſich, ſie zu bekehren; aber umſonſt. Die **Wenden** thaten vielmehr den **Fränkiſchen**

Kay-

Kupfern von Zeit zu Zeit allen Text an. Heinrich, der Vogeler, überwältigte dieſe Leut in der Mittelmark, wo die Wenden damals Haveler hieſſen. Er eroberte nicht nur ihre Hauptſtadt, Brennaburg, oder Brandenburg; ſondern er trug ſeine ſiegreichen Waffen bis nach Dännemark, und legte gegen die beſorgten wiederholten Einfälle dieſer geſcheuchten Wilden Marggrafſchaften und unter denſelben auch die Brandenburgiſche, an. Albert der Bär, reinigte endlich das ganze Land von den Ueberbleibſeln des loſen Geſindels, welches im ganzen Deutſchlande ein Fluch wurde. Er bevölkerte die geſäuberten Provinzen mit hier und dort her eingeholten beſſern Coloniſten und machte ſich groß und glücklich. Hier ſtellet der Verfaſſer eine kurze Wiederholung von demjenigen an, was er bisher in allen acht Capiteln in der Abſicht auf die Eingeſeſſenen der Mark auseinander geſezt hat. Sodenn gehet er ins 9te Cap. Dieſes belehret uns von der Abgötterey, welche die alten Völker in der Mark getrieben haben. Man trift hier eine ungeheure Menge Götzen an. Wir empfehlen ihre Beſchreibung den Theologen, wenn ſie den Saz zu erweiſen haben, daß unſere Vorfahren Heiden geweſen ſind. Das 10 Kap. eröffnet die Einführung des Chriſtenthums in der Mark, und begreift 14 Abſchnitte. Der erſte Biſchof zu Bremen Willehadus; der Märtyrer, Marianus; die Heiligen, Willericus, Swibertus und Anſcharius; gewiſſe Miſſionarien aus dem Kloſter Korbei; der heilige Methodius und ſein Bruder, Cyrillus und endlich der Biſchof Marko zu Altenburg in Wagrien: Dis ſind die Perſonen, von welchen in den erſten 7 Abſäzen ganz viel und manches ziemlich katholiſch vorgetragen wird. Die 8. 9. 10. und 11te Section handeln von den Stiften Havelberg, Brandenburg, Lebus und von dem Erzbiſtume Magdeburg. Die 12 und 13te reden von den Biſtümern, Razeburg und Meklenburg Schwerin. Die 14te ſpricht von dem Wendiſchen Apoſtel, Vicelinus, und der Bekehrung des Königes, Peibezlaus. Darauf kommt man ins 11te Kap. Dieſes redet von den alten Pagis, oder Gauen, desgleichen von den Flüſſen und der neuern Eintheilung der Mark. Es ſchließt ſich mit der alten lateiniſchen Beſchreibung der Brandenburgiſchen Ländereien, welche auf den Befehl des Kayſers, Karls des vierten entworfen iſt. Zu lezt zeiget ſich noch ein Anhang, welcher der izigen Mode nach, Zuſäze und Ausbeſſerungen von denjenigen darlegt, was der Auctor in dem Werke geſagt hat. Und ſo hat er uns denn den erſten Zeitpunct der Märkiſchen Geſchichte gewieſen. Er läßt ſolchen von den Zeiten des Tacitus bis auf den Karl den groſſen gehen. Drey Zeitpuncte wird er uns noch erklären. Der 2te wird bis auf den Kurfürſten Friedrich den erſten; der dritte bis auf den König Friedrich den erſten, und der 4te bis in unſere Tage fortlaufen. Wir kennen den Beifall gar wohl, welchen der Herr von Falkenſtein, als ein Geſchichtsſchreiber gewonnen hat. Wir halten es für unſere Schuldigkeit, ihm dasjenige Lob, welches er ſich verdient, weder zu beneiden, noch zu ſchmälern. Wir verſagen auch dieſer Probe ſeines hiſtoriſchen Fleiſſes die Achtung nicht, welche ihr gebühret. Es wird uns doch aber auch vergönnet ſeyn, der Nachricht, welche wir treu und ſonder Gefährde von ſeinen Memorabilien geliefert haben, einige Erinnerungen; ſie mögen nun ſeyn wie ſie wollen, beyzufügen. Da der Herr Auctor zu Schwabach den 28 Sept. 1751. geſchrieben hat: So fragt es ſich: warum er ſo viele und ſonderlich neuern Bearbeiter der Brandenburgiſchen Geſchichte: Indem er ſich doch ganz ſchlechten Helden erinnerte, mit keinem einzigen Worte gedacht habe? Wo iſt des Hrn. Prof. Pauli erwieſene Staatshiſtorie geblieben? Wo hat er als er von Brandenburgiſchen Religionsſachen Erzählungen machte, die Reichshiſtorien des Hrn. Hofrath Lenzens, gelaſſen? Sollen wir entweder den Herrn von Falkenſtein deſto mehr preiſen, oder einen Pauli und Lenz deſto mehr ſchelten: Wenn er vielleicht ihrer Bemühungen deswegen keine rühmliche Meldung thut, weil er ſie für Kleinigkeiten geſchätzt hat. Der Herr von Falkenſtein wollte uns eine Brandenburgiſche Geſchichte in die Hände geben; weswegen aber iſt er bey ſeinen geiſtlichen Dingen in dem Fremden ſo ängſtlich weitläuftig? Und da er ſich nun einmal mit ſo manchem, das nicht Märkiſch iſt, folglich auch mit Magdeburg zu thun machte: Warum kommt denn Halberſtadt kaum dem Namen nach vor? Wir haben ſchon eben gemeldet, daß der Titel des Buchs ſehr merkwürdig iſt. Er erzählet mit großen Umſchweifen, daß der erſte Theil des Werks von den älteſten Völkern, der andere von dem Urſprunge und den anfänglichen Oberherrn und die dritte von den aus den Nürnbergiſchen Burggrafen abſtammenden Beherrſchern der Mark Brandenburg handeln ſoll. Wir verſtehen alles recht gut. Wir begreifen es auch, daß uns der erſte Theil die alten, die andere die mittlere und der dritte die neuen Brandenburgiſchen Begebenheiten vorlegen wolle. Nur das wiſſen wir nicht, ob das deutſch ſey: in drey Theile abgefaßt; oder, ob es heiſſen müſſe, in dreyen Theilen abgefaßt. Doch wir haben heutiges Tages mehrere Geſchichtſteller, bey deren deutſchen Ausdrucke man einen böſen Uebel, oder wenigſtens Skrupel, bekommen kann. Sie machen ſich aber ſelbſt nicht viel daraus. Folglich müſſen wir Leſer es auch ſo genau nicht nehmen. Vielleicht gründet ſich dieſe Redensart auf den Anfang des Julius Cäſars: Gallia eſt omnis diviſa in partes tres. Indeſſen bleibt uns auch das noch verborgen, was das Wort Geſchichtshiſtorie in der Inſchrift eigentlich bedeuten ſolle. Es iſt uns wol bewuſt, daß die Gelehrten einen Unterſcheid zwiſchen der Hiſtoria und Hiſtorica annehmen. In der Hiſtorik treiben ſie nebſt andern Dingen auch die Hiſtoriam Hiſtoriæ, oder eine Geſchichtshiſtorie. Was aber dieſelbe hier ſagen ſolle, das muß errathen, oder der Zeit überlaſſen werden. Es kan ſeyn, daß uns der Herr Verfaſſer auch etwas von Märkiſchen Geſchichtſchreibern vorſagen will. Doch iſt uns dieſes etwas unwarſcheinliches. In dem erſten Theile hat er hiervon nichts geäuſſert. Allein, wir hören auf, bey einem Titel mehrere Anmerkungen zu machen. Man möchte uns ſonſt unter die Leute zehlen, welche aus der Benennung einer Streitſchrift auf hohen Schulen erſchreckliche Disputanten werden. Ein paar Noten haben wir doch anbringen müſſen: damit über unſere Recenſion entweder deſto mehr, oder deſto weniger, entſtehen mögen.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

46.

IN QUO FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 12. November, 1751.

Berlin.

Der Muſikübenden Geſellſchaft allhier iſt vor einiger Zeit, als ſie ihren Stiftungstag feyerte, von einem Ungenannten ein Gedicht eingehändiget worden. Sie hat dieſes Gedichte auf 2 und ½ Bogen in Quart abdrucken laſſen, und den ungenannten Verfaſſer entdeckt. Es iſt der Hr. Secretär Schefler. Was iſt natürlicher, als daß der Gegenſtand des Dichters die Muſik ſey? Er gehört mit unter diejenigen, die auch der mittelmäßigſte Dichter nicht ganz ſchlecht ausführen kan. Er hat zu viel ſchöne Seiten, daß man nichts weniger als ſcharfſinnig ſeyn darf, einige davon zu entdecken; daß man aber ein Menſch ohne Gefühl ſeyn müſte, keine zu entdecken. Was braucht man mehr, als den ſanften und ſtets abwechſelnden Eindruck melodiſcher Töne auf unſre Seele, die ſchnelle Geſchicklichkeit der Künſtler, die übereinſtimmende Verſchiedenheit der Inſtrumente, nur ſo hin zu beſchreiben, um einige Strophen zu machen, die den Leſern nicht gähnen laſſen, die ihn aber entzücken würden, die ihn mehr als die Muſik ſelbſt entzücken würden, wenn ſie ein Genie gearbeitet hätte. Zwey ſolche Strophen von der Arbeit des Hrn. Schefben, wollen wir zur Probe einrücken, und nichts mehr davon ſagen als dieſes; wenn alle Strophen ſo beſchaffen wären, ſo könte man das Gedichte erträglich nennen.

Welch Feuer herrſcht in euren Bogen,
Und flammet die raſchen Finger an,
Die, wie von einer Schnur gezogen,
Kein Irrthum nicht verwirren kan!
Welch ſanft Entzücken läßt ſich fühlen,
Wenn eure Flöten zärtlich ſpielen!
Wenn der Hautbois ſo reizend klingt!
Wenn der Violoncel erwachet,
Bald mit den andern Stimmen ringt,
Und bald ein männlich Solo machet.

Wenn ſich das künſtliche Gefieder
Der Zungen in dem Flügel regt,
Und es der Druck geſchickter Glieder
Bezaubernd nach der Kunſt, bewegt!
Wenn ihr durch auserleſne Werke,
Die ihr, nach Tönen, Schwäch und Stärke
Stets wechſelnd, wohlbedächtig, wählt
Durch ſüſſer Harmonie entzücket,
Dem Hörer ſanft das Herze ſtehlt,
Und Ohr und Geiſt zugleich entzücket.

* * *

Hier ſieht man auch auf einen halben Bogen in 4to eine **poetiſche Ueberſetzung des zweyten Briefes des Regnier, von H. F. Fhr. v. Sp.**

Regnier iſt einer von den älteſten Franzöſiſchen Dichtern, aber einer welcher noch immer geleſen wird. So gewiß iſt es, daß der wahre Werth eines Poeten, nicht ſo wohl in der Zierlichkeit der Sprache, welche bey ihm ziemlich alt und gebrochen iſt, als vielmehr in der Mahlerey der Gedancken, in der Stärcke des Ausdrucks und in demjenigen Feuer beſtehet, welches man für den GOtt nimmt, der die Söhne der Muſen erfüllet. Regnier würde vielleicht noch mehr geleſen werden, wenn er ſeine Gedichte entweder mit gewiſſen Sachen gar nicht beläſtiget, oder doch mit derjenigen zärtlichen Behutſamkeit davon geſprochen hätte, die man unter dem Namen der Ehrbarkeit zu einer Tugend zu machen, für gut befunden hat.

Der Freyherr von Sp. welcher ſich ſchon durch andre Aufſätze als einen geſchickten Dichter bekannt gemacht hat, wird auch durch dieſe Ueberſetzung den verdienten Beyfall von allen erhalten; es müſten denn einige allzuſtrenge Catone ihm denſelben in Anſehung des Inhalts verſagen. Dieſer iſt mit dem Inhalte der zweyten Satyre im erſten Buche der Satyren des Horaz einerley, welcher ihn mit eben ſo wenig Sittſamkeit ausgeführet hat. Wenn alſo das Exempel dieſes Römers einen Schüler von ihm entſchuldiget, ſo iſt Regnier entſchuldiget; und beyde entſchuldigen den Hrn. Baron von Sp.

Regnier hat dieſen Brief an den Hrn. von Forquevaus gerichtet, welcher ohne Zweifel ein Mitgenoſſe ſeiner poetiſchen Ausſchweifungen geweſen iſt. Dieſer Forquevaus hat ſich aber auch noch durch eine Sammlung Satyren, die 1619. unter dem Titel d'Eſpadon Satyrique ſind gedruckt worden, bekannt gemacht. Der deutſche Ueberſetzer hat die Anrede an ihn in eine allgemeine verwandelt. Ohne Verluſt des Leſers können wir von der Ueberſetzung ſelbſt geziemender urtheilen, als wenn wir eine kleine Probe einrücken? Sie iſt Zeile auf Zeile; und ob gleich dieſes vor ſich ſelbſt keine Schönheit einer Ueberſetzung iſt, ſo wird es doch eine, wenn die andern Schönheiten nicht fehlen. Von dem 113. Verſe an beſchreibt Regnier dasjenige Kind, welches man ſich am ſicherſten zu lieben wehlen kan, folgender Geſtalt:

Mais il faut, en aimant, s'aider de la fi-
neſſe,

Et ſçavoir rechercher une ſimple maitreſſe,
Qui ſans vous aſſervir, vous laiſſe en liberté,
Et joigne le plaiſir avec la ſeureté;
Qui ne ſache que c'eſt que d'etre courtiſée,
Qui n'ait de mainte amour la poitrine embraſée,
Qui ſoit douce & nicette, & qui ne ſache pas,
Apprentive au metier, que valent les appas,
Que ſon oeil & ſon cœur parlent de même ſorte,
Qu'aucune affection hors de ſoi ne l'emporte;
Bref, qui ſoit toute à vous, tant que la paſſion,
Entretiendra nos ſens en cette affection.

Nur muß man, wenn man liebt, ſpitzfündig klüglich ſuchen,
Und ſich ein ſchönes Kind zum Schatz zu wehlen wiſſen,
Die uns die Freyheit läßt, und nicht mit Ketten bedräut,
Verknüpft der Liebesluſt vollkommne Sicherheit.
Die nichts vom Buhlen weiß, und von der Schmeichler Künſte,
Die nicht nach Freyern rennt, nach des Romans Geſpinnſte;
Die dumm und zärtlich iſt, und dennoch nicht erfährt,
Den blöden Lehrling gleich, der Reizung ihren Werth.
Der Herz und Auge ſtets aus einem Tone winken,
Die ſich nicht närriſch ziert ihr Laſter zu verſchminken,
Kurz, die durch uns regiert ꝛc.

Florenz.

Viridarium Florentinum ſive Conſpectus Plantarum quae floruerunt & ſemina dederunt hoc anno 1750. in horto Caeſareo Florentino, Societatis botanicae cuſtodiae commiſſo, una cum obſervationibus nonnullis, & animadverſionibus circa genericas Plantarum nomina clarorum ſimul que cum conſtitutione trium novorum generum Niccolia, Seguieria & Guettarda, Auctore Xaverio Manetti, Medicinae Doctore, Societatis ejusdem Botanicae atque a ſecretis 1751. Ex Typographia Bernardi Paperini. in 8. auf 109. Seiten.

Dieſes iſt nicht ein bloßes trockenes Verzeichniß von Pflanzen, welche in dem Kayſerlichen Botaniſchen Garten in Florenz das vergangene Jahr geblühet, und Saamen getragen haben; ſondern der Verfaſſer hat verſchiedne Anmerkungen beygefügt, die entweder dasjenige erläutern, worauf er in dem Verzeichniſſe nur mit dem Finger gewieſen hat, oder überhaupt die natürliche Geſchichte von Florenz betreffen, worunter ſich diejenigen ausnehmen, die er in dem Gebürge bey Piſtoja von verſchiednen daſelbſt befindlichen Seltenheiten gemacht hat. Der Verfaſſer hat auch noch einen Anhang beygefügt, den er Spicilegium nennt, und worinnen er zu den 1214 in ſeinem Conſpectu erzehlten Pflanzen noch 225. andre Pflanzen des Florentiniſchen Gartens hinzu thut, und am Ende ein Verzeichniß der auswärtigen Gelehrten anzeigt, welche die botaniſche Geſellſchaft daſelbſt als ihre Mitglieder erkennt. Beſonders hat er ſich um drey, jeder in ſeiner Klaſſe, berühmte Männer, ſehr verdient gemacht, indem er nach ihren Namen drey noch unbenannte Pflanzen benennet hat. Der eine iſt der Abt Antonio Niccolini Patricius zu Florenz, welcher mit dem Adel ſeiner Geburth eine anſehnliche Gelehrſamkeit verbindet. Der andere iſt der Hr. Gio Franciſco Seguier von Nimes, welcher ſich jetzt bey dem Herrn

Scipio Maffei in Verona aufhält. Der dritte endlich iſt der berühmte Hr. **Guettard**. Wir haben alſo drey neue Arten von Pflanzen erhalten, nemlich die Nicolina, die Seguieria und die Guettarda. Das Verzeichniß ſelbſt hat die Bequemlichkeit, daß es nach alphabetiſcher Ordnung abgefaßt worden, und iſt vier berühmten Mitgliedern der florentiniſchen botaniſchen Akademie zugeeignet, nemlich dem Hrn. Prof. Heiſter in Helmſtädt, dem Hrn. **Wagner**, Leibarzt des Marggrafen von Brandenburg Bareuth Culmbach, dem Hrn. **Philipp Miller** in London, und dem Hrn. **Guettard**; das Spicilegium aber hat der Verfaſſer, dem Präſidenten der botaniſchen Geſellſchaft dem Marquis **Anton Franciſco Acciajuoli** zugeſchrieben.

Leipzig.

D. Jacob Foſters Betrachtungen über die vornehmſten Stücke der natürlichen Religion und der geſellſchaftlichen Tugend. Aus dem Engliſchen überſetzt. Zu finden in der Weidemanniſchen Handlung 1751. In 8. 1 Alph. 6 Bogen.

Foſter ward außer England bekannt, als er dem rebelliſchen Lord Lovat vor einigen Jahren zum Tode bereitete, und ſeinen letzten an ihn gethanen Zuſpruch durch den Druck bekannt machte. Dieſer erhielt Beyfall, welcher die bey guten und ſchlechten Schriftſtellern gewöhnliche Wirkung hervor brachte, daß Hr. Foſter mehr ſchrieb, und ſich auch unter uns die Ehre eines guten Schriftſtellers erworben hat. Daß deſſen gegenwärtige **Betrachtungen** ꝛc. nicht weniger, als ſeine vorhergehende Schriften, die deutſche Ueberſetzung verdienet haben, dafür ſtehet uns die Einſicht und der Geſchmack des Herrn Ueberſetzers derſelben, welchen die gelehrte Welt aus verſchiedenen gründlichen und lehrreichen Schriften, beſonders aus der mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen **Beſtimmung des Menſchen** als einen der größten Kenner der Werke des Verſtandes und des Geiſtes kennet und verehret. Es iſt der Hr. **Spalding**, Prediger zu Laſſane in Pommern, deſſen Namen zu erforſchen ſich die Verfaſſer der öffentlichen gelehrten Nachrichten bey Gelegenheit ſeiner **Beſtimmung des Menſchen** ꝛc. um die Wette bemühten.

Dieſes iſt der erſte **Theil** gegenwärtiger Betrachtungen. Der Verfaſſer entſchuldiget die Verzögerung des zweyten mit ſeiner Leibesſchwachheit. Ohne Zweifel aber iſt er nunmehr auch ſchon ans Licht getreten, weil wir die Engliſchen Bücher eben nicht, wie die Franzöſiſchen Charteken, aus der erſten Hand zu bekommen pflegen. Es iſt zwar eigentlich der Aufſchrift nach eine philoſophiſche, natürliche Theologie: Der Verfaſſer wendet aber doch alles auf die chriſtliche Religion an, und ſeine Abſicht iſt, durch dieſe ſeine philoſophiſche Betrachtungen von GOtt und der Tugend den Glauben der Chriſten zu unterſtützen. Daher ſagt er am Ende: „Meine letzte Abſicht bey „dieſem Werk iſt geweſen, die Ehre Chriſti „zu befördern und ſeine göttliche Religion zu „erhöhen; und ich bin der feſten Meynung, „daß ſolche auf keinem andern Grunde ſicher „beruhen kann. Alle andere Wege, das „Chriſtenthum zu vertheidigen, kommen mir „als Gebäude ohne Grundfeſte vor. Und hier „ergreife ich die Gelegenheit zu einer Zeit, da „der Zweifelſucht zu einer ſolchen Höhe geſtiegen, die Erklärung zu thun, daß ich es für „eine Ehre halte, ein ſtandhafter Anhänger, „und aus aufrichtiger Ueberzeugung des Gewiſſens, ein Prediger und öffentlicher Sachwalter der chriſtlichen Lehre zu ſeyn, daß ich „aber auch alle diejenigen einer großen Niederträchtigkeit, Kleinmüthigkeit und Heucheley ſchuldig halte, welche dieſen Glauben „bloß um des gemeinen Haufens willen, oder „ſonſt aus andern weltlichen Abſichten, entwe-

„ der predigen oder bekennen, ohne ſelbſt wahre
„ und redliche Chriſten zu ſeyn. „

In der Einleitung zeigt Hr. F. die groſſen Vorzüge und Vortheile derer, welche einen GOtt glauben, vor den Atheiſten, und ſtellet hernach eine Vergleichung zwiſchen dem Aberglauben und der Atheiſterey an, da er denn letztern für viel ſchädlicher erkläret, als jenen; ob er gleich nicht läugnen kan, daß der Aberglaube in der Welt wirklich mehr Schaden geſtiftet hat, als die Atheiſterey. Im 1 Capitel beweiſet er das Daſeyn Gottes überhaupt; zu welchem Ende er zeigt 1) daß es keinen überzeugenden Beweis wieder das Daſeyn eines Gottes gebe, noch geben kan, 2) daß die Atheiſterey, wenn ſie nicht gewiß erweislich iſt, auch nicht wahrſcheinlich ſeyn kan, und 3) daß ſich die wichtigſten und ſtärkſten Gründe finden, welche ſie zernichten, und den Glauben an einen ewigen erſten Urſprung und Schöpfer der Welt beſtärcken. Im 2 Cap. beweiſet er, daß die erſte Urſache nur eine einzige iſt. Das 3 handelt von der Allwiſſenheit, das 4. von der Weisheit, das 5. von der Heiligkeit und Gerechtigkeit, das 6. von der Güte, das 7. von der Macht und Fürſehung, das 8. von der Sanftmuth Gottes, und das 9. von den zukünftigen Belohnungen und Strafen. In dem Beſchluß zeigt er die Uebereinſtimmung der chriſtlichen Religion mit der geſunden Vernunft.

Hr. Fr. verſpricht in der Vorrede nach dem Verſtande eines jeden zu ſchreiben. Aber wir befürchten, daß ſeine etwas trockene Schreibart und die vielen, beſonders bey dem Beweiſe des Daſeyns Gottes etwas allzu abgeſonderte Begriffe ihn ſeinen Zweck nicht durchgehends werden erreichen laſſen.

Erfurt.

Verſuch einer Beurtheilung der pantomimiſchen Opern des Hrn. Nicolini, entworfen von Johann Gottlieb Benzin. Verlegts Joh. H. Nonne 1751. auf 2 und ½ Bogen in 4.

Hr. Benzin hat ſich durch ſeine Abhandlung von den Eigenſchaften eines Schauſpielers, die er den Nachahmungen in den ſchönen Wiſſenſchaften einverleiben laſſen, ſchon ein zulängliches Recht erworben von theatraliſchen Sachen zu urtheilen. Gegenwärtiger Verſuch wird verſchiedenen Leſern um ſo viel angenehmer ſeyn, da die pantomimiſchen Spiele des Hrn. Nicolini noch nicht überall die Anmuth der Neuigkeit verlohren haben.

Der Verf. hat mit Grund angemerkt, daß der Beyfall bisher den Tadel über dieſe erneuerten Schauſpiele des Alterthums übertäubt habe, und daß dieſer uneingeſchränkte Beyfall genugſam beweiſe, man habe ſie mit keiner prüfenden Aufmerkſamkeit betrachtet. Er ſucht dieſen Mangel zu erſetzen, und bemüht ſich Lob und Tadel auf ihre gewiſſen Puncte feſtzuſtellen. Er beweiſet zu erſt, daß man berechtiget ſey, die Pantomimen nach den Regeln der Schauſpiele zu beurtheilen, und begegnet dem Einwurfe, daß ſie neuer als alle Regeln der theatraliſchen Geſetzgeber wären, und alſo auch nicht darnach geprüfet werden könnten. Er glaubt nicht, daß man die theatraliſche Dichtkunſt erniedrige, wenn man ihren letzten Endzweck das Ergötzen ſeyn läßt, und unterſcheidet dieſes Ergötzen in ein gedoppeltes; in das, welches nur vorzüglich die Sinne rühret, und das, welches mit einer angenehmen Gewalt auf unſer Herz wirket, und uns mit einem Vergnügen erfüllet, welches man ein erhabenes Vergnügen nennen kan. Hieraus ſetzt er das Verhältniß der Vorzüge der ſinnlich und der erhaben ergötzenden Schauſpiele feſte. Die unterſte Stufe gehöret für die Sinnen; das Vergnügen des Gemüths iſt weit edler; und kein vollkommener Schauſpiel iſt zu erſinnen, als welches das Ergötzen der Sinnen mit der Beluſtigung des

Gemüthe verbindet. Nunmehr vergleicht er die Pantomimen mit beyden Arten der Schauſpiele, und geſtehet es zu, daß ſie das ſinnliche Ergötzen auf den vollkommenſten Grad befördern, und hier ſetzt er die Grenzen ihres Lobes. „Bey ihren Vorſtellungen ſagt er, nimmt uns das Große und Außerordentliche der Kunſt bewunderend ein. Indem unſre Aufmerkſamkeit bey einem Gegenſtande ſich ſelbſt verlieret; ſo ſind ſchon unendlich viele andre geſchäftig, uns in eben dem Augenblicke wie unſer Achtſamkeit zu ſich zu reißen, und die Menge von betrachtungswürdigen Seltenheiten führt uns endlich aus uns ſelbſt. Jetzt wird das Zeichen zum Anfange gegeben, und ein plötzliches Gefühl rührender Schönheiten, die des Hrn Fiorelli gleich tiefſinnig als munter erdachte Töne wirken, erfüllt uns mit einer entzückenden Luſt. Wir wünſchen alle übrige Sinne verläugnen zu können, um die Treflichkeit der Muſik um ſo ſtärker zu empfinden. Allein bey dieſem betrüglichen Wunſche wird das Auge gereizet, dem Gehöre zu entſagen. Die ſtolze Erſcheinung des eröfneten Theaters iſt zu prächtig, zu glänzend, zu einnehmend, als daß wir ihm auch einen einzigen Blick entziehen könnten. Doch wohin ſollen wir die gereizten Blicke richten? - - - Grünende Wieſen, rieſelnde Flüſſe, Mühlen, deren Geräuſch uns faſt übertäubt, ſchattigte Wälder, wie einnehmend ſind dieſe Zaubereyen der Kunſt, die der Natur trotzt. Doch wir haben keine Zeit zu Betrachtungen; wir müſſen nur empfinden. Dort bereitet ſich ſchon der ſtumme Redner um unſre Aufmerkſamkeit. Seine Bewegungen, mit welchen er uns eine neue Sprache lehret, ſcheinen durch die Größe der Kunſt ungekünſtelt zu ſeyn. „Scherze ſo wohl, als Affecte drückt er mit gleicher Lebhaftigkeit aus - - - So mahleriſch als hier der Redner iſt, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß alle Beſchreibungen umſonſt ſind, einen hinlänglichen Begriff von den entzückenden Täuſchungen der Pantomimen zu machen. Man muß ſie ſehen, und nur der, wer ſie geſehen hat, kan ſich die Bühne in ihrer vollkommenſten Pracht geſehen zu haben, rühmen. Allein wie ſteht es um das erhabene Vergnügen des Herzens? Befördern die Pantomimen auch dieſes? Hier geht der andre Theil der Unterſuchung des Herrn Benzins an. Wir ſind in der That ſeiner Meinung, ob uns gleich ſeine Widerlegung des Einwurfs, daß mit allen Beluſtigungen der Sinne ein Vergnügen des Geiſtes verbunden ſey, etwas zu ſchwach gerathen zu ſeyn ſcheinet. Es iſt wahr, die Pantomimen ſind Vermöge ihrer jetzigen Einrichtung nicht geſchickt, die Regeln der Schauſpiele zu erfüllen: ſie können die Gedanken unter allen Umſtänden nicht deutlich ausdrücken, ſie beleidigen die Wahrſcheinlichkeit, ja gar bey den Perſonen, welches Kinder ſind. Wir ſollten aber meinen, daß es möglich wäre, für das pantomimiſche Theater Stücke zu verfertigen, wo alle dieſe Einwürfe wegfielen; und es kommt nur drauf an, daß ſich ein Kenner dem Werke unterzieht, und dem Hrn. Nicolini Stücke verfertiget, worinn durchaus ſtarke Leidenſchaften herrſchen, eine wunderbare Begebenheit aus der andern folgt, und die Scene niemals durch dieſ überliegende Perſonen leer wird, und die Moral aus den Vorfällen fließet, an ſtatt daß ſie in andern Schauſpielen oft ein declamirender Redner mit Haaren herbey zieht.

Göttingen.

Die Religion und Hofnung im Tode. In ihrem Zuſammenhange bewieſen, durch Joachim Oporin D. Verlegts Ab. Vandenhoecks ſeel. Wittwe 1751. in 8. 12 Bogen.

So gewiß es iſt, daß das Aufnehmen der Wiſſenſchaften den Fall des Aberglaubens bemerkt, ſo falſch iſt es, daß eben dieſes Aufnehmen der wahren Gottesfurcht verderblich ſeyn ſolle. Es iſt ein Irrthum, wenn man es für eine nothwendige Folge unſrer aufgeklärten Zeiten hält, daß hier und da ein wiziger Kopf, ſtolz auf nichts entſcheidende Einfälle, und zu faul die Gründe der Religionen zu unterſuchen, alle Pflichten derſelben für Träume ſchwermüthiger Lehrer und ſtaatskluge Menſchenſatzungen hält. Wären Irreligion und ein groſſer Umfang erlangter Einſichten nothwendig mit einander verbunden, ſo wäre ein frommer Newton ein weit gröſſerer Freygeiſt geweſen, als Diderot, und Leibniz ein gröſſerer Feind alles Göttlichen als Edelmann. So unwiederſprechlich dieſe Wahrheit ſchon aus der Gelehrtengeſchichte bewieſen werden kan, da man allezeit gegen einen groſſen Gelehrten, der ein Freygeiſt geweſen, zehn andre weit gröſſere ſtellen kan, die den ganzen Umfang nicht allein der natürlichen ſondern auch der chriſtlichen Religion mit Ueberzeugung geglaubt, vertheidigt und darnach gelebt haben; ſo wenig ſcheint man ſie jezo einſehen zu wollen. Die allereingeſchränkteſten Geiſter, die es nie gewagt haben, zu denken, und immer mit dem Denken pralen, glauben ſich ein Anſehen von Wichtigkeit und einer Einſicht zu geben, wenn ſie von andere ausgegrübelte Zweifel nachbeten, und nichts von dem ihrigen hinzu thun, als die Unverſchämtheit ſich ohne alle Mäſſigung darüber auszudrucken. Je mehr dieſe Art von Leuten in unſern Zeiten zunimmt, deſto nöthiger wird es die Religion der Natur und Offenbarung auf allen Seiten, wo ſie nur der geringſten Ueberzeugung fähig ſind, vorzuſtellen. So ſehr ſich alſo dergleichen Schriften auch vermehren, ſo wenig unnüzlich ſind ſie doch. Die Wahrheit rühret unter mehr als eine Geſtalt; unter dieſer gefällt ſie dem Weltweiſen, unter jener dem Hofmanne. Dieſes würde der Arbeit des Hrn. Oporins vollkommen rechtfertigen, wenn ſie ſich auch weniger durch ihren innerlichen Werth den Gemüthern, die das Religionsgefühl noch nicht gänzlich verlohren haben, empfehlen könte.

Der Hr. Verfaſſer theilt ſeine ganze Arbeit in fünf Kapitel. **Das erſte Kapitel** handelt von der natürlichen und geoffenbarten Religion. Er erkläret die natürliche Religion auf die gewöhnliche Art: er zeigt was bey dieſer Erklärung müſſe voraus geſezt werden, nemlich, daß die menſchliche Natur verpflichtet werden könne, und daß ein GOtt ſey, welcher das Recht habe, ſie zu verpflichten; er beweiſet, daß ſich GOtt dieſes Rechts über die Menſchen wirklich bedient habe, erſtlich aus ihrer vernünftigen Erkenntniß eines nicht willkürlichen Naturgeſezes, zum andern aus gewiſſen beſtimmten und eigentlich angebohrnen ſittlichen Naturtrieben, welche die vernünftige Erkenntnis des Naturgeſezes befördern, und beſtärken, z. E. das Gefühl des Mitleidens, der Trieb der Eltern die Kinder zu lieben, der Trieb zur Geſellſchaft; und thut endlich dar, daß den bisher erklärten Begrif der natürlichen Religion die geoffenbarte Religion voraus ſeze. **Das zweyte Kapitel** handelt von der Richtigkeit der natürlichen und geoffenbarten Religion gegen allerley abweichende Religionsbegriffe der Neuern. Dieſe Abweichungen theilt er in zwey Claſſen; in die erſte kommen diejenigen, welche der Religion die eigentliche Kraft zu verpflichten nehmen, und in die andere diejenigen, welche den eigentlichen Grund der religiöſen Verbindlichkeit nicht vorſichtig genug legen. In jene ſezt er den Verfaſſer der Religion a l'Homme eſſentielle und den Hrn. von Beltour, in dieſe den Hrn. Chaſtel und Meier. **Das dritte Kapitel** betrachtet den Zuſammenhang der Religion mit dem Glauben eines andern Lebens. Er zeigt, daß dieſer Glaube immer in der Welt geweſen ſey; er unterſucht, woher er entſtanden, und auf was Art er fortgepflanzt worden; er gehet das Alte und Neue Teſtament durch, und ſezet den lezten Fortgang dieſer Hofnung in

Chriſti Tod und Auferſtehung; er ſucht zu beweiſen, daß bey den Heiden der Urſprung der Hofnung und Furcht eines andern Lebens eine alte Tradition der Söhne Noa ſey, und thut dar, daß der Neigung dieſer Traditionen bey ihnen dem Gefühle der natürlichen Religion zuzuſchreiben ſey. **Das vierte Kapitel** handelt von der untadelichen Hofnung des andern Lebens aus dem Zuſammenhange der natürlichen Religion mit dem Glauben eines andern Lebens. Er beweiſet hier theils, daß dieſe Hoffnung nicht könte vernichtet werden, theils daß ſie auch nicht zweifelhaft zu machen ſey, und widerlegt den Verſuch, den Hr. Hellet dieſerwegen gethan hat. **Das fünfte Kapitel** endlich betrachtet die aus dem Anſehen und der Kraft des geoffenbarten Gnadenbundes entſtehende zärtliche Hofnung der Gerechten im Tode. Er zeigt darinnen, daß dieſe Hoffnung aus zweyerley Urſachen eine göttliche genennet werde, erſtlich weil ſie von dem göttlichen Anſehen des Gnadenbundes vom Anfange abgehangen habe, und zweytens, weil ſich mehr als eine natürliche Kraft des Gnadenbundes in derſelben äuſſert.

Franckfurt am Mayn.

Springs Erben und Garben haben des berühmten Hrn. Hofr. Kahls, jetzigen Prof. Jur. Ord. und Aſſ. Jur. Ord. der Juriſtenfacultät zu Marburg Opuſcula minora geſammlet heraus gegeben. Man weiß wie viel der Hr. Hofr. nicht nur durch groſſe Werke, ſondern auch durch kleinere aber wichtige academiſche Abhandlungen zur gründlichen Kenntniß des bürgerlichen und beſonders des deutſchen Staatsrechtes beygetragen hat. Viele von denenſelben ſind bisher vergebens in den Buchläden geſucht worden, und es war alſo nöthig, ſie den Liebhaber in einer Sammlung zu liefern. Der jetzige erſte Theil davon welcher gegenwärtig erſcheinet, beträgt 3½ Alph. in 4to und folgende Stücke ſind in ihm befindlich: I. de Exceptione ſuſpecti judicis admiſſo in cauſſis juſtitiæ recurſui ad comitia I. R. G. vniuerſalia non adhibenda nec vlli ſtatuum opponenda. II. de juſtis repreſſaliorum limitibus tum a gentibus tum a ſtatibus S. R. I. G. obſeruandis. III. de trutina Europæ quæ vulgo appellatur die Ballance von Europa præcipua belli & pacis norma IV. de natura & indole inveſtituræ per birretum tum ad feuda æque allodia, tum ad honores eccleſiaſticos atque ac ſæculares accommodatæ. V. de iureiurando principis. VI. de variis conſtituendi feuda advocatiæ modis & iuribus præcipue ex illis manantibus tum in Germania generatim tum in terris Brunſuico Luneburgicis ſigillatim. Der Hr. Hofr. Kahl hat vor vielen Lehrern des deutſchen Staatsrechts den Vorzug, daß er mit der dazu nöthigen Beleſenheit eine philoſophiſche Einſicht verbindet. Dieſes giebt ſeine Schriften eine Ordnung und Gründlichkeit, die man anderswo oft vergebens ſucht, und wird ihm beſtändig einen vorzüglichen Werth verſchaffen.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Groſsglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

UT QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 19. November, 1751.

Berlin.

C Criſpi Salluſtii quæ exſtant. Accedunt Julius Exſuperantius, Porcius Latro & Hiſtoricorum veterum Fragmenta, curante *Joanne Petro Millero*, Berolini, 1751. Sumtibus A. Haude & J. C. Speneri Bibliop. Reg. & Acad. Scient. privil. In Octav, 16½ Bogen.

Salluſtius, dieſer berühmte Schriftſteller, dachte von einem Geſchichtſchreiber und Sittenlehrer das Gegentheil von dem, was Catullus von den Poeten ſchreibt: Poëtam decet eſſe pium & caſtum, verſiculos nihil neceſſe eſt. Unſer Geſchichtſchreiber kehrte es um, und dachte: Hiſtoriam decet eſſe piam & caſtam, Hiſtoricum nihil neceſſe eſt. Die Nachrichten ſeiner Zeitverwandten beſchreiben uns ihn, als den ärgſten Hurer, Ehebrecher, Verſchwender und Räuber: aber eben dieſelben erkannten ihn für den beſten Geſchichtſchreiber, welcher zwar niemals von ſich, von andern aber allezeit die Wahrheit geſchrieben, und ſeine Geſchichte mit den vortreflichſten Sittenlehren begleitet. Er lebte zu einer Zeit, da die Unruhe zu Rom am gröſten war, und er war ſelbſt ein Zeuge von dem Untergange dieſer gröſten Republik. Aus ſeinen Lebensumſtänden ſehen wir, daß er den Mantel meiſterlich nach dem Winde zu hängen gewuſt hat. Denn ſo fertig er in allen ſeinen Schriften gegen die, welche nach der höchſten Gewalt ſtrebten, losziehet, ſo ein ſklaviſcher Verehrer des Cäſar ward er, als ſich dieſer der Oberherrſchaft bemächtiget hatte, und er ſeine Rechnung dabey fand, da er ſich in Numidien mit fremden Gut bereichern konnte, wovon er hernach in Rom die prächtigſten Gärten und Landgüter anlegte. Er war aus plebejaniſchem Geblüte entſproſſen. Sein Vater war ein ehrlicher Mann, deſſen Haus und Güter er aber noch bey deſſen Lebzeiten durchbrachte. Er gelangte wechſelsweiſe zu der Würde eines Zunftmeiſters des Volks, eines Rentmeiſters und eines Rathsherrns. Wir ſagen wechſelsweiſe: Denn bey der abwechſelnden Staatsverfaſſung der Römiſchen Republik wechſelten auch ſeine Glücksumſtände ab. Bald war er ein Freund, bald ein Feind des Cicero, bald ein Freund bald ein Feind des Cäſar, bald vornehm, bald nichts, bald reich, bald arm. Wegen ſeiner ungezähmten Liebe zu dem ſchönen Geſchlechte, welche er, was die ledigen und feilen Weibsperſonen betraf, auch ſelbſt vor dem Rathe gar nicht läugnete, auch in ſeinen Schriften entſchuldiget, ward er einmal, nebſt andern, von dem Cenſor, Appius Claudius Pulcher, aus dem Rath geſtoſſen. Ja, als er einmal mit der Fauſta, des Sylla Tochter, von ihrem Manne, dem Annius Milo, über einer Verrichtung angetroffen ward, welche ſich Milo allein vorbehalten hatte, ward er von ihm, zur ſchuldigen Dankbarkeit, faſt zu tode gepeitſchet. Was ſeine Schriften anlangt, ſo hat er dieſelben in ſeinen männlichen Jahren aufgeſetzt. Dieſe ſind folgende: 1) Bellum Jugurthinum. 2) Bellum Catilinare. 3) Hiſtoria tumultus excitati à Marco Aemilio Lepido anno urbis conditæ DCLXXXVII. 4) Hiſtoria rerum in republica Romana per duodecim annos geſtarum ante Lepidi tumultum. 5) Bellum Sertorianum. Von dieſen Schriften iſt das wenigſte bis auf unſere Zeiten gekommen, und was davon übrig iſt, das findet man alles in gegenwärtiger Ausgabe.

Was nun in dieſer Ausgabe enthalten iſt, beſtehet in folgendem: 1) Zuſchrift des Hrn. Herausgebers an den Kayſerl. Kammerherrn, Reichsgrafen von Oettingen. 2) Vorrede eben deſſelben. Er meldet darinne, daß er ſich der Ausgabe des Cortius am meiſten bedienet; hin und wieder aber die Richtigkeit der oft allzu verwegenen Lesarten dieſes Herausgebers wieder hergeſtellet hat. Er ſchlieſſet auch einen gewiſſen, Namens Peſtanus Vibonenſis, mit dem Gronov, aus der Zahl der alten Geſchichtsſchreiber aus. Dieſes iſt nur der Name des Vaterlandes eines von denen Geſchichtſchreibern deren Ueberbleibſel hier beygefüget ſind. 3) Das Leben des Salluſtius, von Joh. Clericus beſchrieben. 4) Des Juſtus Lipſius Unterſuchung, utrum duæ adverſariæ orationes, quæ Ciceronis & Salluſtii eſſe adſeruntur, re vera ſint Salluſtii, an Ciceronis? Wird mit Nein beantwortet. 5) Alter und neuer Schriftſteller Urtheile und Zeugniſſe von dem Salluſtius. So ſchlecht dieſe faſt alle für ſeine Sitten ausfallen, ſo viel Ehre machen die meiſten den Schriften dieſes vortreflichen Geſchichtſchreibers. Beſonders wird er ſeiner ſchönen Schreibart wegen gelobt, welche bey uns noch billig in ſolchem Werth gehalten wird, ob ſie gleich von einigen Alten, beſonders von dem Seneca, für plötzlich abgebrochen, und ſprichwörtermäßig gehalten ward. Dieſer ſelbſt das beſondere und ſeltſame in der Schreibart ängſtlichſuchende Philoſoph hatte ſich einmal in den Kopf geſetzt, daß alle die, deren Gemüth verderbet ſey, auch einen verderbten Verſtand hätten, und ſo ſchlecht ſchrieben, als ſie lebten: wovon ſich gleichwohl durch viele Exempel von beyden Seiten der Ungrund darſtellen läßt; Denn das von dem Seneca angeführte Beyſpiel des Mecänas iſt nicht hinlänglich. Dieſem guten Herren fehlte es bey aller ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften und Gelehrten, wie vielen von unſern itzigen Mecänen, die täglich unſchuldiger Weiſe vergöttert werden, und dieſen Beynamen nirgends mehr als zu wohl verdienen, ihm fehlte es, ſagen wir, an Wiſſenſchaft und Mutterwitz; gleichwohl wollte er ſeinen Horazen und Virgilen gern immer mehr und mehr Materie zu ſeinem Lobe geben, welches aber wohl nirgends, als in der Gunſt des Auguſtus gegründet war, welche dieſe Dichter brauchen konnten. Was die alten Wörter und Redensarten anbelangt, deren ſich Salluſtius häufig bedienet, ſo hat man ihm Schuld gegeben, daß dieſelben von ſeinem alten Lehrmeiſter, dem Atejus, einem vornehmen Gelehrten, herſtammten, als aus deſſen hinterlaſſenen in dergleichen Schreibart abgefaſten hiſtoriſchen Collectaneen er ſeine Geſchichtbücher zuſammen geſchrieben haben ſoll. Aber es kan auch ſeyn, daß Salluſtius ſich bey Erzählung alter Begebenheiten, um ſich der Sache recht gemäß auszudrücken, auch alter Wörter und Redensarten mit Fleiß bedienet hat; ſo wie man, wenn man mit einem Uckermärkiſchen Bauer redet, ſo redet, wie ein Uckermärkiſcher Bauer, 6) C. Criſpi Salluſtii Bellum Catilinarium, 7) Eiusdem Bellum Iugurthinum. 8) Eiusdem Hiſtoriarum fragmenta. Dieſe ſind in 6. Bücher abgetheilet, und es iſt ihnen noch ein Zuſatz aus der Serviſchen Handſchrift beygefüget. Sie ſind, auſſer einem Paar Reden ſehr abgebrochen, ja beſtehen zuweilen aus einzelnen und halben Wörtern. Man muß den Fleiß bewundern, mit welchem ſich Servius, Priſcian, Macrobius, Donatus, Nonnus und andere mehr um die Wette bemühet haben, alle Buchſtaben dieſes Schriftſtellers, wie die Katholiken alle Lappen und Knöchelchen der Heiligen, einander gleichſam aus den Händen zu reiſſen, zu ſammlen und aufzuheben. 9) Eine Nachleſe zu dieſen Fragmenten von Janus Broukhus. 10) De rep. ordinanda Orationes ad C. Caeſarem, ſeu epiſtolae duae, Salluſtio perperam adſcriptae. 11) Die Rede des Salluſtius wider den Cicero, und des letzten Rede wider den erſten; welche Quinctilian und einige andere fälſchlich dieſen beyden Männern zugeſchrieben haben. 12) Julius Exſuperantius. Dieſer enthält eine kurze Nachricht von den bürgerlichen Kriegen des Marius, Lepidus und Sertorius. Es ſcheint ein Auszug aus des Salluſtius Geſchichten zu ſeyn. 13) Porcii Latronis contra L. Sergium Catilinam Declamatio. 14) Fragmente der alten ſo wohl Griechiſchen und Lateiniſchen Geſchichtſchreiber. Sie ſind aus den noch vorhandenen alten Schriftſtellern geſammlet, und ebenfalls disjectorum membra Hiſtoricorum. Es iſt ihnen ein Verzeichniß dieſer Schriftſteller beygefügt: 15) Index rerum memorabilium Salluſtii.

Der Hr. Prof. Müller hat dieſe Ausgabe mit ſeinem gewöhnlichen Fleiße beſorget, und die Verleger fahren fort, uns die ganze Reihe der alten Lateiniſchen Schriftſteller in einer Geſtalt zu liefern, welche nach den Elzeviriſchen Ausgaben den Vorzug ſtreitig machen wird.

* * *

Am 14. Oct. erwählte die Königl. Akademie der Wiſſenſchaft und freyen Künſte den H. Oberhofmarſchall der Königl. Frau Mutter Majeſtät, Herrn von Reder, an die Stelle des verſtorbenen Generalfeldmarſchalls und Generalfeldzeugmeiſters, Hrn. Grafen von Schmettau Exc. zum Curator der Akademie. Zugleich ward der Königl. geheime Rath, Hr. von Cagnoni, zu ihrem Ehrengliede, und der hieſige franzöſiſche Prediger an der Dorotheenſtädter Kirche, Hr. von Beauſobre zu ihrem ordentlichen Mitgliede in der Claſſe der ſchönen Wiſſenſchaften ernennet. Den 4 November ernennte eben dieſe Akademie den Hrn Unger, Bürgermeiſter zu Einbeck und Syndicus der Landſtände des Fürſtenthums Calenberg, und den Profeſſor und Paſtor zu Bern, Herrn Altmann, zu ihren auswärtigen Mitgliedern.

* * *

Wir haben unſern auswärtigen Leſern abermals eine Nachricht, welche den Hrn. **de la Mettrie** betrift, mitzutheilen. Ohne Zweifel vermuthen ſie eine kleine witzige Thorheit, die er ſchon wieder begangen hat. Es iſt ſo was; ja: wenn ſie nur nicht auf ſeiner Seite etwas allzuernſthaft ausgefallen wäre. Er iſt geſtorben. Wir ſind gewiß, die Welt wird ſich mehr Gedanken über ſeinen Tod machen, als er ſich ſelbſt bey Annäherung deſſelben gemacht hat. Die Welt aber wird höchlich betrogen werden, wenn ſie ſich einbilden läßt, der Schleier ſey endlich von ſeinen Augen gefallen, er habe wiederrufen, er habe alle die Schwachheiten begangen, die man ſo vielen Philoſophen auf ihrem Sterbebette begangen zu haben, ſchimpflich nachrühmt. Seine

Animula vagula, blandula,
Hoſpes comesque corporis

hat ihre Wohnung ganz anſtändig verlaſſen, und ſie hat ſich über nichts betrübt, als daß das Uhrwerk ihres Lebens ins Stecken gerathen, ehe es noch abgelauffen war. Man ſieht wohl, daß wir hier halb nach ſeinem halb nach unſerm Lehrbegriffe reden. So viel aber können wir als der kleinſte Mund, deſſen ſich die unpartheyiſche Nachwelt bedienet, ſagen, daß nunmehr der Augenblick verhanden ſey, welcher ſein Lob und ſeinen Tadel auf ihre gewiſſen Punkte feſtſetzet; daß man an ihm einen urſprünglichen Witz, eine anſehnliche Einſicht in diejenige Wiſſenſchaft, durch die er ſich gewiß bey dem Leben würde erhalten haben, wenn es möglich wäre, daß die Aerzte unſterblich blieben, eine ſich beneidenswürdige Fertigkeit, ſchön und neu auszudrücken, bedauern werde, indem man alle ſeine böſe Eigenſchaften verabſcheuet, die wir verſchweigen, weil er nunmehr todt iſt. Sein Tod erfolgte geſtern vor acht Tagen. Vielleicht gelingt es uns, unſern Leſern eheſtens einige beſondere Umſtände von ſeinem Leben mittheilen zu können.

Franckfurt und Leipzig.

Kleinigkeiten.

Parua mei mihi ſunt cordi monumenta laboris;
At populus tumido gaudeat Antimacho.
Catullus.

1751. In klein 8. 6 Bogen.

Wenn dieſes **Kleinigkeiten** ſind, ſo möchten wir wohl die **Großigkeiten** unſers Anakreons ſehen. Dieſer iſt der ſonſt ſchon bekannte Herr * * welcher mit dem geſalzenen Witz und artigen Scherz in ſo genauer Bekanntſchaft ſtehet. Wir finden hier deutſchen und nicht fremden Witz, mit welchem ſo mancher ſonſt fähige Kopf, als mit ſeinem eignen prahlt. Exempla ſunt odioſa; wen wir meinen, der wird ſich ſchon fühlen. Wir können hier weiter nichts thun, als unſern Leſern einige von dieſen angenehmen Scherzgedichten vorlegen.

Die Beredſamkeit.

Freunde! Waſſer machet ſtumm,
Lernet dieſes an den Fiſchen.
Doch beym Weine kehrt ſichs um,
Dieſes lernt an unſern Tiſchen.
Was für Redner ſind wir nicht,
Wann der Rheinwein aus uns ſpricht,
Wir ermahnen, ſtreiten, lehren,
Keiner will den andern hören.

Die

Die Haußhaltung

Zankſt du ſchon wieder? ſprach Hans Lau
Zu ſeiner lieben Ehefrau.
„ Verſoffner, unverſchämter Mann : :
Gedult mein Kind, ich zieh mich an : :
„ Wo nun ſchon wieder hin? Zu Weine;
Zank du alleine.

„ Du gehſt? : : Verdammtes Caffeehaus!
„ Ja : blieb er nur die Nacht nicht aus : :
„ Gott! ich ſoll ſo verlaſſen ſeyn?
„ Wer pocht? : : Herr Nachbar? : : nur herein!
„ Mein böſer Teufel iſt zu Weine,
„ Wir ſind alleine.

Die Betrübniß

Der Freund.

Freund! welches Unglück, welche Reue
Plagt dich mit finſterm Schmerz?

Der Dichter.

Ach Freund! ſie flieht, die Ungetreue!
Und ſie beſaß mein Herz.

Der Freund.

Um eine Falſche dich betrüben?
Du biſt ſonſt klug genug : : :

Der Dichter.

O ſchweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug.

Zuſchrift, Vorrede und Regiſter kan ſich ein jeder Käufer nach ſeinem Geſchmack einrichten, denn es iſt Plaz dazu gelaſſen.

Roſtock.

Des Herrn von Voltaire kleinere hiſtoriſche Schriften, aus dem franzöſiſchen überſezt; verl. gto Joh. Chriſtian Koppe. 1752. 8. 1 Alph.

Die Vorrede des lebhaften und witzigen Herrn L. - - -, des Ueberſezers und Sammlers dieſer Schriften, rühmet in ihrem Eingange den Hrn. von Voltaire als einen allgemeinen Geiſt. Er war nicht zufrieden mit den Lorbern, welche er auf dem franzöſiſchen Parnaſſe erlanget hatte. Er lief die Bahn eines Newtons. Durch die tiefſinnige Weltweisheit ermüdet, ſuchte er ſich durch die Geſchichte zu erholen. Man kennet ſein Leben Carls des zwölften. Er hat faſt immer in der groſſen Welt gelebt. Daher kommen ihm die unendlichen Anekdoten, welche er ausſtreut. Die gegenwärtigen Aufſäze ſind nicht unfruchtbar an denſelben. **Der Ueberſezer** hat keine Ordnung in ihrer Folge beobachtet. Denn das Vergnügen wächſt durch das Regelloſe. Er hat auch keine Anmerkungen gemacht: ob er ſie wohl an verſchiedenen Orten hätte machen können. Weil er das Glück gehabt hat, ein mit der Feder verbeſſertes Exemplar der Voltairiſchen Werke zu Rathe ziehen zu können, und nichts wichtiges ſolcher Zuſäze und Veränderungen übergangen hat: ſo konnte er um ſo viel eher das Geſez der geſtrengen Anmerkungsſchmiede übertreten, welche einer, oder oft noch ein mehreres zu [illegible]. Durch alles des Beyfalls gewiß, durfte er auch ſeinen mit Berlin 1751. [illegible] Vorbericht nicht länger ausdehnen. Er führt die Leſer zur Sache ſelber. Und wir ſagen denen, die es noch nicht wiſſen, [illegible] funfzehen Ausarbeitungen [illegible] antreffen können.

Die erſte enthält **Anmerkungen über die Geſchichte überhaupt.** Wer ſich mit den Geſchichten abgeben will, der muß einen philoſophiſchen Geiſt haben. Gemeiniglich fehlt derſelbe den Geſchichtſchreibern. Daher werden ſie leichtgläubige Fabelhänſe, wunderbare Wunderpropheten und freche Lügner. **Rollin** ſelber iſt in dreyzehen Bänden Hiſtorie mehr ein Redner, als ein Weltweiſer geweſen. Von den Geſchichten der entfernten Zeiten braucht ein junger Menſch nur einen kleinen Begriff zu haben. Nur von der Zeit an, da die Geſchichte für uns wirklich nützlich iſt, ſoll man eine ernſthafte Beſchäftigung aus ihr machen. Dis wird ohngefähr von dem Ende des 15ten Jahrhunderts angehen. Bey Kleinigkeiten muß man ſich nicht aufhalten. Man muß mit den Begebenheiten zur Unterweiſung zu thun haben. Es iſt zu wenig, die Geſchichte der Könige und der Höfe wiſſen. Man muß die Geſchichte der Menſchen kennen.

Zum 2ten folgt ein **Verſuch über das Jahrhundert Ludewigs, des 14ten.** Hier wird nicht bloß das Leben dieſes Fürſten beſchrieben. Man hat ſich einen weit größern Gegenſtand erwählet. Man ſchildert der Nachwelt den Geiſt der Menſchen in der allerausgeklärteſten Zeitperiode, welche jemals geweſen iſt. Ein jeder, der Geſchmack hat, kennet nur vier glückliche Zeitalter, welche die Epochen der Größe des menſchlichen Geiſtes wurden. Das erſte iſt das Jahrhundert des **Philippus** und des **Alexanders.** Das andere iſt das Jahrhundert des **Cäſars** und des **Auguſtus.** Das dritte iſt das Jahrhundert, welches auf die Einnahme von **Conſtantinopel,** durch den **Mehomed den andern** erfolgte. Das vierte iſt das Jahrhundert **Ludewig des 14ten,** welches vielleicht von allen vieren der Vollkommenheit am nächſten kommt. Wenn es der **Herr von Voltaire** zeichnen will: ſo bemühet er ſich, erſtlich zu zeigen, was **Frankreich** und andere **Europäiſche** Reiche vor der Geburt **Ludewigs des 14ten** waren. **Zum andern** beſtrebt er ſich, die großen politiſchen und kriegeriſchen Vorfälle unter ſeiner Regierung zu beſchreiben. **Zum dritten** wird von den Religionsumſtänden; **zum vierten** von dem Privatleben; zum fünften von dem innerlichen Regimente dieſes Monarchen, und zum ſechſten von dem Fortgange der Künſte und Wiſſenſchaften in ſeinen Tagen gehandelt werden. Wir ſagen, **werden.** Denn für jetzt haben wir nur noch den Anfang dieſes Plans, welcher Bewunderung verdiente: wenn er auch unausgeführet bliebe. **Der Herr Ueberſetzer** aber verſichert in ſeiner Vorrede, daß dieſes wichtige Werk fertig, und eine Frucht der ruhmvollen Ruhe ſey, in welche der **Verfaſſer** nur durch einen **Friedrich** verſetzt werden konnte. Das Schreiben des **Hrn. von Voltaire** über dieſen Verſuch, an den **Mylord Harvey,** geheimen Siegelbewahrer von England, welches auf der 109ten Seite eingerückt iſt, gehöret mit zu dieſer Arbeit, und vornemlich zur Hiſtorie derſelben.

Hinter dieſem Briefe ſtehet das dritte Hauptſtück unſerer Sammlung; nemlich, **geheime Nachrichten von Ludewig dem 14ten.** Hier hat man eine Abbildung des Königes, welche ſeine Perſon, ſeinen Geſchmack an den Künſten und der Gelehrſamkeit, ſeinen Hofſtaat, kurz, ſeine ganze Größe, und alles was um ihn war, kennbar machte. Wir erinnern uns aber bey aller Herrlichkeit deſſelben, der Vergleichung, welche die **Brandenburgiſchen Denkwürdigkeiten,** zwiſchen ihm und einem **Friedrich Wilhelm** angeſtellet haben.

Der Herr von Voltaire fähret in ſeiner Charakterkunſt fort, und mahlet uns 4tens den **Cromwell**, welcher aus einem Enthuſiaſten, aus einem Mönche ein Krieger, ein Staatsmann, ein Protector, und alle Welt weiß es, was mehr geworden iſt.

Die 5te Betrachtung redet von dem **Korane** und dem **Mahomed**. **Mahomed** war ein erhabener und verwegener Marktſchreier. Er war ein Betrüger, welchen man ſich verſtändiger gedenken muß, als man thut: wenn man ſie überredet, daß er ſeinen Namen nicht einmal habe ſchreiben können. Sein Koran iſt ein Miſchmaſch ohne Verbindung ohne Ordnung und ohne Kunſt. Er iſt ein Gedicht, oder eine Art von gereimter Proſa, die aus 6000 Verſen und ſolchen Alphanzereyen beſtehet, welche das Glück gehabt haben, mehr zu gefallen, als irgend eine Perſon oder ein Werk eines Dichters.

Zum 6ten erſcheinen **geheime Nachrichten von dem Czaar, Peter dem großen.** Dieſer Monarch bekam ſeinen Namen daher: weil er große Thaten wagte und ſie ausführete. Man faſſet alle ſeine würdige Unternehmungen zuſammen: wenn man ſagt, er habe Rußland gebeſſert und bewundernswerth gemacht. Ein junger Genueſer, welcher le Fort hieß, machte den Prinzen zuerſt, ſo wohl auf ſich, als auf ſeine Unterthanen aufmerkſam. **Peter** aber wurde durch ſich ſelbſt, was er geworden iſt.

Ferner zeigen ſich 7) zween Briefe über die Herren, **Johann Law, Melon und Dutot.** Dieſes ſind drey Männer, welche der Handlung Geſtalt und Leben geſchafft haben. Johann Law war ein Schottländer. Man hat ihm eine Indianiſche Handlungsgeſellſchaft und die Wiſſenſchaft des Handlungscredits zu danken. Er wurde aus Frankreich verjagt und ſtarb zu Venedig im großen Elende. Von dem **Herrn Melon** haben wir einen **Verſuch über die Handlung**, welches ein Werk eines witzigen Kopfes, eines guten Bürgers und eines Weltweiſen iſt. **Der Herr von Voltaire** hat eins und das andere daran auszuſetzen. Es hat uns aber dieſer Verſuch ein anderes Buch von dem **Herrn Dutot** verſchafft, welches in gleichem Inhalte, wegen ſeiner Gründlichkeit und Einſicht, einen großen Vorzug hat.

Den 8ten Platz unſerer Schriften nimmt eine **Abhandlung von dem Tode Heinrichs des 4ten** ein. Die Menſchen haben die Verwegenheit, von dem Abſterben der Großen übereilt zu urtheilen, überaus lieb. Sie ſetzen die vertrauteſten, die natürlichſten Freunde und die unſchuldigſten Leute dabey in einen Verdacht. So iſt es mit der Ermordung dieſes Königes auch gegangen. **Der Herr von Voltaire** erörtert, daß ihn kein anderer, als **Ravaillac** allein, aus einem getäuſchten Eifer und aus einer verwirrten Schwärmerey umgebracht habe.

Fürs 9te leſen wir eine **kurze Erzählung derjenigen Begebenheiten, auf welche ſich die Fabel des Heldengedichts der Henriade** gründet. Man muß es vorhin ſchon wiſſen, oder ſelbſt aus dem Namen des Gedichts errathen können, daß die Heinrichshiſtorien in Frankreich den Stoff darzu hergegeben haben. Hier werden dieſe Geſchichte nur eigentlicher, deutlicher, weitläuftiger und zuſammenhangender vorgetragen.

Zum 10ten kommen die **Geſchichte der Kreuzzüge.** Der damalige Zuſtand von **Europa**, von dem **Türkomanniſchen Reiche**, von Conſtantinopel und dem gelobten Lande ſamt dem Urſprunge und den Begebenheiten der Kreuzzüge, werden hier nach einer geheimen Weisheit eröffnet und beurtheilet.

Zum 11ten folgt eine Beleuchtung der Titel. Horaz ſagte zu dem **Mäcenas**, welcher ein angeſehener und mächtiger Mann war, als der größte Monarch in **Europa** iſt: **Mein liebſter Freund.** Seit der Zeit gehet es mit den Titeln ſo toll her, daß man bey nahe mit einen alten Officier, der ſich um das Protokoll der Eitelkeit wenig bekümmert hatte, an einen Marquis: **Mein GOtt und mein Schöpfer** ſchreiben ſollte. Beweiſet dieſes nicht, daß die Alten groß und beſcheiden, wir aber klein und eitel ſind!

Das 12te Stück macht Anmerkungen über die **Widerſprüche in der Welt**; Das 13te über die **gedruckten Lügen**; Das 14te über die **Thorheiten auf beyden Theilen**, und das 15 über die **Verſchönerungen der Stadt Paris**. Wem das letzte nichts anzugeben ſcheinet, der leſe die Widerſprüche, die Lügen und die Thorheiten. Dis allein wird ihm ſeine Koſten für dieſe Sammlung der **Voltairiſchen** Schriften und ſeine Mühe mit denſelben reichlich vergelten. Er kan dieſe ſchimpfende Dinge haſſen, und ihre Gegentheile lieben lernen.

Im 45. Stück leſe man auf der erſten Spalte der 356 Seite in der 11. Zeile **Kirchgangshalten** an ſtatt **Kirchenhalten**, auf der zweyten Spalte eben dieſer Seite, in der 8. Zeile **Slaven** an ſtatt **Sclaven**, in der 38. Zeile auf eben dieſer Spalte **Frohntanz**, an ſtatt **Frohntag**, auf der erſten Spalte der 357. Seite, in der 29. und 30. Zeile **den heydniſchen Wenden**, an ſtatt **dem heydniſchen Weſen**, auf der zweyten Spalte dieſer Seite in der 2. Zeile, *Commentario* anſtatt *Commentatio*, in der folgenden 3 Zeile *an Stanno* an ſtatt *ab. Anno*, und auf eben dieſer Spalte, in der 21. Zeile **Aegea** anſtatt **Aegra**, in der folgenden 22. Zeile **glückliche** anſtatt **nützliche**, auf der erſten Spalte der 358. Seite, in der 8. Zeile **Cimbern** anſtatt **Cimbern**, auf eben dieſer Spalte in der 20. Zeile *Suevus* anſtatt *Suevus* &c. &c.

Auch verſteht ſichs, daß es über den Columnen in eben dieſem Stück heiſſen muß: **fünf und vierzigſtes**, und im 44. Stück: **vier und vierzigſtes Stück.**

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

48.

UTQUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 26. November, 1751.

Berlin.

Piece, qui a remporté le prix ſur le ſujet des Evénémens fortuits, propoſé par l'Academie Royale des Sciences & Belles Lettres de Berlin pour l'année 1751. Avec les pieces qui ont concouru. Chez Haude & Spener, Libraires du Roi & de l'Académie. In Quart, 1 Alph. 7 Bogen.

Dieſe Preißſchrift des Hrn. Prof. Käſtners verdienet mit doppeltem Recht dieſen Namen. Denn ſie hat den Preiß nicht nur erhalten, ſondern auch verdienet. Die Materie, welche zu Erlangung dieſes Preiſſes aufgegeben worden, war die Beſtimmung der Beſchaffenheit und der Grenzen unſerer Pflichten in Anſehung des Glücks. Man konte leicht vermuthen, daß die Akademie nicht Abſchriften von einigen Capiteln aus Wolfs natürlicher Theologie und aus Leibnitzens Theodicee verlangte; ob wir gleich nicht zweifeln, daß mancher bey dieſer Gelegenheit ſein Collegium Theologiæ naturalis und Ethicum aus dem Winkel, wohin er es, nachdem er abſolviret gehabt, in Verwahrung geleget, wieder hervor geſucht, fleißig repetiret, und einen guten Theil davon in der Schreibart eines Profeſſoris Organi Ariſtotelici und in der Methode des mathematiſchen Schuſtergeſellens, zuſammen gefragen und weiter ausgeführet haben wird. Doch dieſe

Diſcipulorum inter jubeo plorare cathedras.

Der Herr Profeſſor Käſtner hat als ein Mitglied einer Akademie, und nicht als ein Syſtemſchmidt geſchrieben. Er hat nur das ſeiner Aufmerkſamkeit für würdig gehalten, wobey er etwas neues ſagen können. Vor dem Schrancken der menſchlichen Vernunft ſteht er vorſichtig ſtille, weil er weiß, daß ſich die Sprünge für die Ernſthaftigkeit eines Weltweiſen nicht geziemen: er ſchleicht aber auch nicht mit niedergeſchlagenen Augen und gerunzelter Stirne wie ein philoſophiſcher Patriarch, ſondern vermiſcht ſeinen Vortrag, ſtatt Theorema, Demonſtratio, Corollarium &c. mit ſeines Gegenſtandes würdigen Einfällen. Wie der Witz ſicherer geht, wenn er von dem Verſtande geführet wird, ſo erreicht der Verſtand ſeinen Zweck geſchwinder, wenn ihn der Witz begleitet. Die Abhandlung des Hrn. Käſtners braucht übrigens unſere Lobſprüche nicht. Da die Akademie ihr unter drey und ſiebzigen den meiſten Beyfall gegeben, ſo wird die Welt nicht begierig ſeyn, zu wiſſen, ob ſie auch den unſrigen hat.

Wir können unſern Leſern in der Kürze keinen beſſern Begriff von dem Inhalte dieſer Abhandlung machen, als wenn wir dieſen ſo mittheilen, wie ihn der Hr. Verfaſſer derſelben ſelbſt vorgeſetzet hat. Er lautet überſetzt alſo: „Daß das, was wir, aus Schwachheit unſers Verſtandes, dem Glück zuſchreiben, von GOtt, dem höchſten Regierer, herrühre, beweiſe ich nicht, ſondern nehme es an. Daraus folgere ich, daß wir den Ausgang unſerer Bemühungen der göttlichen Vorſicht anheim ſtellen müſſen, und daß wir nicht unglücklich ſind, wenn gleich unſere Bemühung anders ausſchlägt, als wir hoffen. Hernach zeige ich, daß wir nicht andere, als gerechte Abſichten haben ſollen, bekräftige die Zuverſicht zu GOtt, und erkläre die beſondern Begriffe von der göttlichen Vorſicht und dem göttlichen Seegen. Endlich unterſuche ich, in wiefern dieſer Satz, aus welchem ich die ganze Abhandlung durch Folgen ziehe, geſchikt ſey, unſer Gemüth zu dem künftigen Leben vorzubereiten.“

Dieſer gekrönten Abhandlung hat der Hr. Verfaſſer noch einen Anhang von dem Nutzen, welchen man aus den unvermutheten Begebenheiten ziehen kann, beygefüget. Bey den glücklichen unerwarteten Begebenheiten müſſen wir Gottes Beyſtand erkennen, und ſie, nach unſrer Einſicht zum Beſten anzuwenden ſuchen. Bey den unglücklichen müſſen wir Gott keiner Ungerechtigkeit beſchuldigen, ſondern erwägen, daß er uns zu Werkzeugen braucht, ſeine allzeit weiſen Abſichten zu erreichen, und daß ſie zur Vollkommenheit des Ganzen nöthig ſind und dergleichen mehr. An fremden unvermutheten Glücks- oder Unglücksfällen müſſen wir Theil nehmen, ſo wie man in Trauerſpielen an dem Glück oder Unglück der darinne vorkommenden tugendhaften oder laſterhaften Perſonen Theil nimmt, und ſie zu unſerer Erbauung anwenden. Ueberhaupt müſſen wir von den Werken Gottes denken, was Sokrates von den Schriften eines Weltweiſen ſagte: Was ich verſtanden habe, iſt vortrefflich, und ich glaube, daß das, was ich nicht verſtanden habe, es nicht weniger ſeyn wird.

Die Urſchrift dieſer Abhandlung iſt lateiniſch, und zwar nicht nur den Worten, ſondern auch der Schreibart nach. Die beygefügte franzöſiſche Ueberſetzung hat der Hr. Verfaſſer ſelbſt gemacht. Er bittet in dem franzöſiſchen Vorberichte die franzöſiſchen Leſer, es ihm zu vergeben, wenn ſeine Schreibart nicht durchgängig nach den Vorſchriften eines Vaugelas und Bourſault eingerichtet iſt. Aber eben dieſer Vorbericht iſt ſo franzöſiſch, daß ſich, wenn anders ein Deutſcher davon ein Urtheil fällen kann, dieſe franzöſiſchen Franzoſen derſelben vielleicht ſelbſt nicht würden geſchämet haben.

Nun folgen diejenigen von den eingelaufenen Abhandlungen, welche die Akademie des Drucks würdig geſchätzt. Die erſte iſt die, welche die Deviſe hat: Ἀναγκαίου τοῦ τέλεω ἄνδρα &c. Sie iſt franzöſiſch, und ſehr kurz, und nur die kleinſte Hälfte davon handelt eigentlich die aufgegebene Frage ab. Die aus der Betrachtung der Glücksfälle folgenden von dem Verfaſſer angegebnen Pflichten ſind, daß man ſeinem Gewiſſen folget, daß man dankbar gegen GOtt iſt, daß man geduldig iſt, und daß man betet.

Die zweyte iſt lateiniſch, und hat die Deviſe: Multa dies variusque labor &c. Sie iſt *Succincta commentatio* betitelt, iſt aber ziemlich weitläuftig gerathen, und der Verfaſſer hat vielleicht nicht ohne viele Mühe, eine große Menge Pflichten zuſammen gebracht. Er verfähret ganz paragraphiſch ſyſtematiſch, und erkläret erſt, was Glücksfälle ſind, hernach betrachtet er die allgemeinen und denn die beſondern daraus folgenden Pflichten. Endlich beſtimmt er die Grenzen derſelben.

Die dritte Abhandlung hat die Deviſe: Virtus recludens immeritis &c und iſt in einer guten deutſchen Schreibart abgefaſſet. Der Verf. beſtimmt die Pflichten, wovon die Rede iſt, ſowohl gegen Gott, als gegen ſich und andern Menſchen, welche alle ziemlich mit den vorhergehenden überein kommen. Wir wollen nur eine davon, welche die andern ſcheinen vergeſſen zu haben, die aber ſehr ſchwer iſt, anführen, daß man nemlich ſein Gemüth in eine ſolche Verfaſſung ſetzen ſoll, daß einem weder die Glücks- noch Unglücksfälle ſonderlich rühren. Aber wir zweifeln faſt, daß GOtt ſelbſt dieſe ſtrenge Pflicht in ihrem ganzen Umfange von den Menſchen, welchen er doch gleichwohl ſelbſt Leidenſchaften gegeben hat, fordert.

Die vierte Abhandlung iſt wiederum lateiniſch, und hat zur Deviſe: Me vel fata meis &c. Der Verfaſſer ſcheint die Frage der Akademie nicht verſtanden zu haben. Denn er gedenkt wenig oder nichts von den Pflichten in Anſehung des Glücks, und ſeine Schrift könnte man höchſtens eine kleine Theodicee nennen. Dabey wird viel von dem Daſeyn Gottes und der Welt, von beyden ihren und unſern Vollkommenheiten und dergleichen metaphyſiſchen Sachen geredet, und damit auch das principium rationis ſufficientis nicht vergeſſen werde, ſo wird zugleich die wichtige Frage erörtert: Ob unſere Freyheit dem Satze des zureichenden Grundes zuwider ſey? Das Latein ſcheint der Verf. nicht von dem Cicero gelernt zu haben.

Die fünfte Abhandlung iſt franzöſiſch, und ihre Deviſe iſt: Feſtina lente. Der Verf. erkläret erſt alle in der Frage vorkommende Wörter bis auf und und der. Alsdenn leitet er aus den erſten Gründen der Metaphyſik einige andere metaphyſiſche Sätze her, und ſchließt endlich mit dieſer Haupt- und Grundpflicht: Der Menſch muß ſich in eine Verfaſſung ſetzen, welche dem gemeinen Beſten am zuträglichſten iſt. Aber was iſt das gemeine Beſte? und was iſt ihm am zuträglichſten?

Die ſechſte Abhandlung iſt wiederum franzöſiſch, und hat zur Deviſe: Non, ſi male nunc, & olim ſic erit. Der Verfaſſer erkläret erſtlich die Begriffe von glücklichen und unglücklichen Begebenheiten, und folgert daraus nur die beyden Pflichten, daß man in allen Fällen guts Muths ſeyn, und ſich in Beobachtung ſeiner Schuldigkeit nicht irre machen laſſen ſoll.

Die ſiebende Abhandlung iſt eine lateiniſche Demonſtration, vor welcher wir allen Reſpect haben. Die Deviſe würde uns etwas ſeltſam vorkommen, wenn ſie nicht die Anfangsbuchſtaben des Verfaſſers zu verrathen ſchiene.

Sie heiſt: Ἰσχὺς ἡμῶν Κύριος. Der Verf. ſucht zu beweiſen, daß Glück und Unglück nicht leere Wörter ohne Begriff ſind. Er geht alles auf gut Ariſtoteliſch durch, und man findet auf allen Seiten materia, forma, cauſa efficiens & finalis &c. Den Weg zu den ganz leicht zu errathenden Pflichten bahnt er ſich durch die tiefſten Gründe der Geiſterlehre. Dieſer Abhandlung iſt ein Anhang beygefüget.

Wir nennen mit Vergnügen die achte Abhandlung, weil ſie die letzte iſt. Sie hat die Deviſe: Quis ut Deus? Suſtine. und iſt deutſch. Wir finden hier wiederum ganze Capitel aus der natürlichen Theologie und aus der Sittenlehre. Es wird auch bewieſen, daß es Pflichten gegen GOtt und gegen ſich ſelbſt gebe. Von den vielen Pflichten, welche hier angeführet werden, und meiſtens mit den vorhergehenden überein kommen, wollen wir nur eine anführen, welche ſich beſonders ausnimmt, daß man nemlich oft bedenken ſoll, daß Glück und Unglück möglich ſind.

Obs möglich, oder nicht, geweſen,
An dieſem liegt mir nicht ein Haar;
Genug für mich, es iſt doch wahr.

Drollinger.

* * *

Wir haben nicht für nöthig befunden, von einer neulich herausgekommenen kleinen Schrift, *le petit homme à longue queüe* betitelt, etwas zu gedenken. Derjenige, wider welchen ſie hauptſächlich gerichtet war, kan ſich ſelbſt verantworten, und wenn er es auch nicht thut, ſo wird dennoch ſeiner Ehre nichts abgehen. Er hat auch keinen neuen Sturm von ſeinem Gegner zu beſorgen, weil es mit ihm nunmehr ſo weit gekommen iſt, daß er nicht mehr verdiente Männer beleidigen wird. Wir können aber doch die Läſterungen und niederträchtigen Ausdrücke gegen einen der berühmteſten Gelehrten dieſer Zeit, den Hrn. Hofrath von Haller, nicht mit Stillſchweigen übergehen, weil der Tod des Verfaſſers nicht hindern kann, daß nicht manche das für Wahrheiten halten möchten, wovon der Verfaſſer ſelbſt am beſten gewuſt hat, daß es ſeine Erfindungen ſind, und welches auch denen wohl bekannt iſt, die den Herrn von Haller kennen, und die die Sprache eines witzigen Läſterers, der ſelbſt eben nicht allemal will, daß man ihm glauben ſoll, wenn man nur mit ihm lacht, verſtehet. Alle die angeblichen Anecdoten von dem Herrn von Haller umzuſtoſſen, können wir nichts beſſers, als ihn ſelbſt für ſeine Sache reden laſſen. Ein ehrlicher Mann, und dem auch die ganze ehrliche Welt dafür erkennet, iſt allemal der beſte Zeuge, ſo wohl wider, als für ſich ſelbſt. Dieſes Zeugniß des Herrn von Hallers findet man kurz und gut in folgendem Auszuge eines Schreibens deſſelben, aus Göttingen vom 25. Oct. 1751, an den Hrn. Mylius allhier:

„Ich habe die Schrift, *le petit homme à longue queüe* geleſen. Gott und die Religion werden mir noch lieber, weil ich ſehe, was für Leute ihre Feinde ſind. La Mettrie hat mich nie geſehen, und iſt nie hier geweſen. A. 1735. war ich noch nicht in Göttingen. Ich habe 22 Jahr lang, von 1727 bis 1749, keinen Tropfen Wein, noch andere ſtarke Getränke, getrunken. Bey unehlichen Frauenzimmer trifft man keinen Göttinger Profeſſor an, am wenigſten mich, der nach meiner A. 1736. Michael erfolgten Ankunft, und dem Tode der nicht unbekannten Mariane, über zwey Jahre beſtändig gekrankt. In der *Bibl. raiſ.* habe ich mich nie gerühmt. Mr. Maſſuet hat es gethan."

* * *

Hier iſt eine Grabſchrift, womit man den Hrn. de la Mettrie beehrt hat, und die hier eingerückt zu werden verdienet.

Machinæ quicquid habuit
Hic depoſuit
Julius Offrey de la Mettrie Gallus
Regis Medicus
Regiæ ſcientiarum Academiæ Socius
Homo eruditus
Si soles
Eruditionem verborum foco judicare
Celebris
Qui tanquam alter Heroſtratus
Immortalitatis Templum
Quoad ejus potuit
Incendio delevit
Magnum ingenium
Dummodo in magnarum rerum contemptu
Magnitudinem quæras
Cum
Artem voluptatibus fruendi
Quam paulo ante per laſciviam inventam
ediderat
Parum an nimis caute adhibuiſſet
Febriſque curam
Ipſe Medicus
Præcipitaſſet
Mundo multarum ineptiarum gravis debitor
Ereptus eſt.
Nunc tandem
Hominem Machinam non eſſe
Corporis disjecta Machina
Commodius philoſophaturus
Tu Viator
Ne quid hujus mireris
Te ipſum mirare
Mundus enim vult decipi.
Cæterum monitus
In rem tuam abi
Fratri
Genio ſeculi abrepto
Lugens
Humanitas
P. P.

Petersburg.

Am verwichenen 21ten Sept. hielt die Kayſerl. Akademie der Wiſſenſchaften eine öffentliche Verſammlung. Der Prof. der Aſtronomie und Secretär der Akademie, Hr. Griſchow, eröffnete dieſelbe dadurch, daß er bekannt machte, daß der auf dieſes Jahr ausgeſetzte Preiß über die Vergleichung der Unrichtigkeiten des Mondenlaufs mit der Newtonianiſchen Theorie dem Verf. derjenigen Abhandlung zuerkannt worden ſey, welche zur Deviſe hat:

- - Qua cauſa argentea Phœbe
Paſſibus haud æquis graditur, cur ſubdita nulli
Hactenus Aſtronomo numerorum fræna recuſet,
Cur remeant nodi curque auges progrediuntur.
Edm. Halley.

Der Verfaſſer dieſer Abhandlung iſt der Hr. Clairaut, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris. Hierauf machte Hr. Griſchow bekannt, daß die Akademie auf das Jahr 1753. folgende Frage aufgegeben: **Die Scheidung des Goldes vom Silber vermittelſt des Königswaſſers aus phyſikaliſchen und chymiſchen Gründen zu erklären, und eine kürzere und wohlfeilere Art, dieſe beyden Metalle zu ſcheiden, anzuzeigen.** Der Preiß beſteht in 100. Ducaten. Die Abhandlungen können in Rußiſcher, lateiniſcher, deutſcher oder franzöſiſcher Sprache abgefaſſet ſeyn, müſſen aber gegen den 1. Jun. 1753. an die Kanzley der Akademie, ohne die Namen der Verfaſſer zu melden, eingeſendet werden. Nach dieſem laß der Prof. der Mechanik, Hr. Kratzenſtein, eine Abhandlung von ſeinen neuen Erfindungen zur Verbeſſerung der Schiffahrt, welche der Hr. Prof. Griſchow im Namen der Akademie, beantwortete. Zugleich ward eine von dem Hrn. Kratzenſtein zu Entdeckung der Meerslänge neu erfundene und unter deſſen Aufſicht verfertigte Seeuhr öffentlich ausgeſtellt und gezeiget. Den Beſchluß machte der Rath und Prof. der Chymie, Herr Lomonoſow, durch Ableſung einer Rede in Rußiſcher Sprache von dem Nutzen der Chymie.

Stettin.

Les Arbres, Idylle à Monſieur de Perard, Chapellan du Roi de Pruſſe, des Academies des Sciences de Berlin, Petersbourg, & Stockholm, de l'Inſtitut de Bologne, de la Societé de Londres, des Societés Royales Allemandes de Goettingen & Greifswalde, par Mr. des Forges-Maillard, des Academies Royales des Sciences & belles lettres d'Angers & de la Rochelle, avec la traduction Latine de ſon Eminence, Monſeigneur le Cardinal Querini, Evêque de Brescia & Prefet de la Bibliothéque du Vatican 1751. 4. 2 Bogen.

Dieſes Gedichte enthält angenehme und ungezwungene Gedancken, welche der Hr. des Forges-Maillard bey Gelegenheit der Bäume gehabt. Bey aller Gelegenheit macht er die angenehmſten Anwendungen, welche in der Sittenlehre ihren Grund haben, und welche beſonders die Fehler der Menſchen durch dieſe lebloſe Geſchöpfe zu beſchämen ſuchen. Er hat dieſes Gedichte ſeinem Freunde, dem Hrn. von Perard Königl. Hofprediger in Stettin zugeeignet, und man trift darinn Beweiſe einer göttlichen Freundſchaft zwiſchen ihnen beyden an. Der Hr. Cardinal Querini hat ſolche in die ſchönſten Lateiniſchen Verſe überſetzt, und zum Schluß noch ſeine beſondre Gewogenheit gegen dem Hrn. von Perard bezeiget. Wir können nicht ſagen, ob der Text oder die Ueberſetzung mehr reitzendes und ſchönes in ſich hat; ſo viel aber können wir wenigſtens mit Grunde behaupten, daß ſie beyde ſchön und in ihrer Art vollkommen ſind.

Franckfurt und Leipzig.

Der Wurmſaamen. Ein Heldengedicht. Erſter Geſang. Welchem bald noch XXIX. folgen ſollen. Nach der allerneueſten Mahleriſchen, Schöpferiſchen, Heroiſchen und männlichen Dichtkunſt, ohne Regeln regelmäßig eingerichtet.

Horat.

Veſanum tetigiſſe timent, fugiuntque poetam,
Qui ſapiunt, agitant pueri incautique ſequuntur.

1751. In Quart, 1 Bogen.

Wenn derjenige großmüthig genennet wird, welcher auch an ſeinem Feinde die Tugend lobt, ſo wird man es uns wenigſtens vergeben, wenn wir geſtehen, daß wir in dieſem Bogen eine Art des Witzes bemerket haben, welcher vielleicht in der Satire ſein Glück machen könnte, wenn er guten Muſtern folgen wollte. Man darf es ja in dieſen erleuchteteren Zeiten nicht mehr beweiſen, daß ein Einfall gut, obgleich nicht wahr, und eine Satire witzig, obgleich nicht gegründet ſeyn kan. Aber es fehlt gleichwohl dieſer Satire noch viel an ihrer wahren Güte. Es ſcheint, als ob ſie bey einer Pfeiffe Taback, oder bey dem Nähpult (denn wir ſind wegen des Geſchlechts des Verfaſſers ſehr zweifelhaft) wäre verfertiget worden. Bald ſpottet der kritiſche Dichter, bald ſpielt er; bald redet die Ironie, bald die Kritik. Wir wiſſen, daß gewiſſe Kunſtrichter den Milton ſtrafen, daß ſein Held der Teufel und die Haupthandlung ſeines Heldengedichts eine von dieſem durchaus böſen Helden glücklich ausgeführte böſe That ſey. Der Held unſers Spötters iſt

- - - ein Seraff, aller Seraffen
Oberhaupt, in den einſiedleriſchen einſamen
Wüſten der Scythen

Ver-

Vormals gebohren, bey Zibim und Ohim, dunkel erzogen,
Wo Feldgeiſter und Kobolde hüpfen und ſpringen,
Und die Rohrdommeln und Igel niſten und legen,
Mit Wind und Rauche, Nebel und Eiſe ernähret ꝛc.

„ Dieſer böſe Geiſt, vor welchem die Vögel verſtummen, die Blumen verwelken, das Honig zu Wermuth, das Licht zu Finſterniß und das Gold zu Eiſen wird, und welcher Raben, Eulen und Käuzlein zu Gefährden hat, hat den Phöbus aus Deutſchland vertrieben, und durch Ausſtreuung ſeines edlen Wurmſamens das Vernunftloſe und Abentheuerliche in der Dichtkunſt eingeführet. „ Was iſt das anders, als ein böſer Geiſt, ein Teufel des guten Geſchmacks, welcher, nach unſers Satyrs Meynung, eine ſehr böſe That glücklich ausgeführet hat?

Daß dieſe Satire auf den **Meſſias** und einige andere neue denſelben ähnliche Gedichte gehet, dürfen wir wohl unſern Leſern nicht erſt ſagen. Der Verfaſſer hat ſeine Leſer nicht für ſo klug gehalten, dieſes errathen zu können, indem er in den Noten den **Meſſias** und den **Noah** ausdrücklich nennet.

Doch wir glauben ſchon genug von dem Wurmſamen geredet zu haben. Wir wollen aber den Verfaſſer deſſelben noch ſelbſt ein wenig reden laſſen. So lautet der Anfang:

Von dem Wurſaamen, der itzo ſo reichliche Früchte ſchon träget,
Daß nun die Dichtkunſt der Deutſchen ein anderes Weſen beginnet,
Sing ich Miltoniſch, ja über Miltoniſch, begeiſtert.
Helft mit ihr Muſen, ihr neuen, gehirneten, beſſern,
Dieſes Vorhaben rühmlich vollbringen, und jaget
Alles natürliche, kriechende ferne von dannen,
Sylbenmaaß, Reime, Abſchnitt und andere Zierden entweichen.
Daß ich nichts menſchliches, oder gewöhnliches ſinge;
Sondern die Leſer erſtaunend, den Schwindel darüber bekommen,
Daß ſie vor Freuden, die Köpfe an Wänden zerſtoſſen.

Wie, wenn zwey von den folgenden Büchern von dem **Hermann** und dem **Nimrod** handelten? Sollte da die Satire nicht beſſer angewandt ſeyn?

* * *

Der Wurm-Doctor oder glaubwürdige Lebensbeſchreibung des Hrn. Verfaſſers vom Wurmſamen. 1751. In Oct. 1½ Bogen.

Dieſes iſt eine Antwort von dem **Wurmſamen**, von welchem wir itzo geredet haben. Wir glauben nicht, daß ſie von einem Freunde des Hrn. Klopſtocks oder ſeines gleichen herrühret. Dieſe werden weder eine Antwort für nöthig halten, noch ihre gute Sache ſo ſchlecht vertheidigen. Es fehlt zwar dieſer Satire (denn eine Satire ſoll es doch wohl ſeyn) auch nicht an Witz und Erfindung: aber der Witz iſt ſo gezwungen, und die Erfindungen ſind ſo leer, daß wir beſorgen, der Verfaſſer werde dadurch weder ſich berühmt, noch ſeinen Gegner ſchamroth gemacht haben. Er dichtet, daß dieſer Wurmdoctor einen Wurmdoctor zum Vater gehabt, daß er eine breite Naſe, eine Frau mit einer langen Naſe, einen Wurm an ſtatt der Seele, und in ſeiner Jugend über ein Paar Affen die Aufſicht gehabt habe, und der Oberſebraff ſey genennet worden. Wozu dienet aller dieſer Unrath? Doch es wird kommen. Er kauft ſich von ſeinem mit der Wurmdoctorey erworbenen Vermögen ein Bauergut mit einem Obſtgarten. In dieſem läßt er alle Bäume ausrotten, ſäet, Wurmſamen hinein, und beſchreibe in einem Heldengedicht dieſe und andere von ſeinen Heldenthaten. Wir wünſchen, daß die Drohung dieſes St. Georgenritters nicht erfüllet wird, und er nicht noch einmal die Lanze mit dem Lindwurm brechen möge.

Gotha.

Analecta hymnica, das iſt, merkwürdige Nachleſen zur Liederhiſtorie aufs neue mit vielem Fleiße geſammlet, und den gelehrten Liederfreunden zum Dienſte in den Druck gegeben von Joh. Caſpar Wezeln, Hofpredigern und Archidiakono in Römhild, bey Chriſtian Mevius 1751. 8. 1tes und 2tes Stück.

Die Liedergeſchichte, welche der ehrliche Herr Wezel ans Licht geſtellt hat, iſt bekannt genug. Sie verdienet auf einer Seite einen ſehr großen Beyfall. Ob man ihr aber das claßiſche Anſehen beylegen könne, welches ein Buch haben muß: wenn es in einem Gelehrtenlexiko unwiederſprechliche und vollſtändige Beweiſe ablegen ſoll: das iſt eine andere Frage. Indeſſen iſt Herr Wezel ſo glücklich geweſen, in dem Leipziger Namenbuche dieſer Art bis auf eine ſolche Höhe der Ehre und des Credits erhoben zu werden. Es ſey fern, daß wir hiemit Herr Wezeln für einen Lügner ausrufen, oder ihm ſeinen Ruhm nicht gönnen wollten. Man muß uns ganz anders verſtehen. Und wer Verſtand hat, der ſiehet es ohne Schwierigkeiten ein, wie wir verſtanden werden müſſen. Wir behalten Recht, und unſere Liederhiſtorie bleibt deswegen doch ein gutes Buch. Es hat dieſelbe den Titel einer Hymnopöographie und beſtehet aus 4 Theilen in 8. Der erſte iſt 1719. Der andere 1721. Der dritte 1724. und der vierte 1728. heraus gekommen. Der fünfte würde mit ſamt den Zuſätzen 1735. ohnfehlbar auch erfolget ſeyn: wenn nicht der Verleger des Werks mit Tode abgegangen wäre. Dieſer Verleger war der nun ſelige Herr Friedrich Rothſcholz, welcher aus Herrnſtadt in Schleſien, ſonſt aber in der Tauberſchen Handlung zu Nürnberg war. Er muß Urſachen gehabt haben, auf den Titel der Liederhiſtorie vorzugeben, als wenn ſie zu Herrnſtadt erſchienen wäre: Da ſie doch, wie der gewiſſenhafte Herr Wezel erinnert, an einem andern Ort gedrucket iſt. Sterbefälle der Amtsbrüder wiederholte ſchwere Krankheiten und andere Umſtände des Herrn Verfaſſers ſind darzu gekommen, und haben die Fortſetzung der ſo gut angefangenen Arbeit ſo lange verhindert, daß wohl mancher geglaubt haben mag, Herr Wezel ſey ſchon lange in ſeine Ruhe eingegangen. Wir ſelbſt müſſen es geſtehen, daß wir dieſen Gedanken Plaz gelaſſen haben. Allein, unvermuthet wird Herr Wezel gleichſam von den Todten wieder lebendig, und fängt an, ſeine fernere Liederbemühungen Stückweiſe gemein zu machen. Viererley werden wir in dieſer getheilten Schrift, bey welcher er alle mögliche Eilfertigkeit verſpricht, zu leſen haben; nemlich 1) des Herrn Auctors Supplementa zu den herausgekommenen vier Theilen der Liederhiſtorie. 2) Eben deſſelben Hymnopöographie und zwar dem fünften Theile nach. 3) Noch deſſelben Biblioth. hymnicam, oder Nachricht von Liederſchriften. 4) Des Herrn Nikol. Sprangers, Predigers in Klingenthal an der Böhmiſchen Gränze, Aufſaz von Bergreihen, und von Dichtern ſolcher Bergmannslieder. Der Anfang iſt in dieſen beyden erſten Stücken gemacht; ja von den Bergreihen hat Herr Spranger ſchon ausgeredet. Doch, es wird ſich wol etwas anders finden.

49.

UTRAQUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 3. December, 1751.

Hannover.

Richter hat aufgelegt M. George Wilhelm Alberti Briefe betreffende den allerneueſter Zuſtand der Religion und der Wiſſenſchaften in Großbrittanien, erſter Theil 1752. 8. 14 Bogen.

Es iſt wahr, daß das betreffende ziemlich Actenmäßig lautet. Es iſt auch an dem, daß die Orthographie manchesmal etwas ungewöhnlich in dieſen Briefen ausſiehet. Beydes aber bewegt uns nicht, ſie gerade zu verachten, oder zu tadeln. Das erſte kann mit dem prächtigen Stilo Curiä entſchuldiget werden, und das andere verſtehen nicht viele Leute aus dem Grunde. Des Hrn. Alberti Briefe können bey dieſen zwoen Erinnerungen doch gut ſeyn. Und ſie ſind es. Es ſind ihrer ſiebzehen.

Der Verfaſſer hat ſie ſeinem ehemaligen Lehrer dem Herrn D. Oporin in Göttingen, aus Trieben der Danckgefliſſenheit zugeeignet. Man kennet ihn ſchon aus ſeiner Nachricht von den Quäkern.

In der Vorrede nennet er einige Schriftſteller, welche uns ſonſt ſchon von dem Zuſtande der Religion und der Gelehrſamkeit in Engeland etwas vorgeſagt haben. Denn dieſe beyden Stücke ſind das Hauptaugenmerck ſeiner Schreiberey. Er hat den Zweck einer Nachleſe. Sein Vorſatz iſt, zu erzälen, wie er Engeland in den Jahren 1745. 1746. und 1747. gefunden habe. Er wählt Briefe hierzu: weil ein Briefſteller freyer ſchreiben und abwechſeln kann. Izt liefert er den erſten Theil. In vier Theilen glaubt er ſeine wenige Nachrichten faſſen zu können. Wir haben uns alſo noch auf drey folgende Hoffnung zu machen. Dem gegenwärtigen hat er zu Oſterode den 19 Jul. 1751 die Handſchrift geſchrieben. Wir wollen eins und das andere aus ſeinen Erzälungen anmercken. Und hier iſt es.

Die Presbyterianiſchen Gelehrten dencken und reden freyer als die Episcopalen Man kan mit ihnen vertrauter umgehen. Sie werden allein um ihrer Geſchicklichkeit willen zu Predigern beruffen, und müſſen von ihrer Gelehrſamkeit leben. Dis macht ein fleißiges Studiren bey ihnen nothwendig.

Die Engelländer lernen kein Deutſch, und das Latein ſprechen ſie nicht zum beſten. Um den Zuſtand der Wiſſenſchaften auſſer ihrem Vaterlande bekümmern ſie ſich wenig.

Der achtzigjährige Whiſton iſt arm und von wunderlichen Meinungen; aber er iſt aufrichtig und zufrieden.

In Londen ſind ſchlechte Palläſte; ſelbſt die Königliche Reſidenz nicht ausgenommen.

Das Brennen der Steinkohlen iſt nicht ſo ungeſund, als man ſich einbildet, und macht bey den Engeländern die Stubenofen ſelten, die Schorſteine und Camine aber zahlreich.

Man rechnet in Londen 120000. Häuſer und eine Million Menſchen; im gantzen Engelande aber ſieben Millionen. Die Länge der Hauptſtadt iſt 7½, die Breite 2½ engliſche Meilen.

Der Tower iſt eine Art von einer kleinen Stadt. Es findet ſich daſelbſt das Archiv, das Staatsgefängniß und das Zeughaus. Man ſiehet hier die Heldenbildniſſe der Könige, die Reichskleinodien, eine Wohnung fremder Thiere, die Müntze, das Zollhaus, die Börſe, die Banck, das Rathhaus, das Manſionhaus oder den Pallaſt des regierenden Conſuls, und unter den vielen Kirchen und andern Seltenheiten, die man Wunder nennen kann, auch die Paulskirche, welche, nach der Sage der Engeländer, das prächtigſte Gebäude in der gantzen Welt ſeyn ſoll.

Ein Engeländer wird von keinen andern Leuten, als ſeinen Mitbürgern, gerichtet; und zwar von ſolchen, mit denen er ſelbſt, als ſeinen Richtern, zufrieden iſt. Die Tortur wird gegen ihn nicht gebraucht. Man giebt ſie für Tyranney und Unmenſchlichkeit aus. Zween Zeugen müſſen gegen einen Beklagten aufgeſtellet werden. Iſt nur einer aufzubringen: ſo bleibt der ärgſte Miſſethäter ungeſtraft. Iſt in Halsſachen ein Inquiſit hartnäckig, und will nicht antworten: indem er ſich taub und ſtumm ſtellet, ſo wird er unter einem Brette zu tode gedruckt.

Die einzige Todesſtrafe iſt ſonſt der Strang. Bloß die, welche des Hochverraths ſchuldig ſind, werden enthauptet, und Weiber, die ihre Männer umbringen, werden verbrannt. Der Gehenckte bleibt nur etwa eine Viertel Stunde hängen, alsdenn wird er ehrlich begraben. Man hat Exempel, daß ſolche geſchwind wieder abgenommene Todten von ihren Freunden, durch allerley Mittel zu einem neuen Leben verholfen ſind: Allein ſie haben, wenn es heraus gekommen iſt, noch einmal ſterben müſſen.

Merckwürdig iſt es, daß eine dergleichen wieder lebendig gemachte Perſon die Rede, welche ihr der Scharfrichter unterbrochen hatte; als ſie wieder zu ſich ſelbſt gekommen iſt, unmittelbar fortgeſetzt, und von dem, was unter der Zeit mit ihr vorgegangen war, nichts gewuſt hat.

Die Selbſtmörder, welches unter den Engeländern nichts ſeltenes iſt, werden auf einem Creuzwege mit einem durch das Herz geſchlagenen Stabe verſcharret.

Die Gerichtsbediente tragen kleine runde Stöcke, an denen der geſchlungene Name des regierenden Königes gemahlet iſt. So bald ſie dieſe Stöcke zeigen, ſo bald begehet derjenige, welcher ihnen auf ihr Anfordern nicht folget, wohin ſie ihn haben wollen, ein Hauptverbrechen. Mit Gewalt nehmen ſie keinen Sünder aus ſeinem Hauſe, und des Sonntags nicht von der Straße.

Für einen jeden leichtfertigen Fluch und Schwur ſoll der ärmſte Menſch einen Schilling erlegen.

Die Tagelöhner arbeiten nur 5. Tage in der Woche, und werden für ſechſe bezahlet. Ein Dienſt, welchen dieſe Leute der Königin Eliſabeth gethan haben, hat ihnen ein ſolches Vorrecht erworben. Dagegen haben auch alle Gerichtsbedienten die Macht, einen jeden Arbeitsmann, welchen ſie als einen Faulenzer bey ſeiner verdungenen Arbeit antreffen, ſofort in das Zuchthaus zu bringen.

An der Abtey Weſtmünſter iſt 66. Jahre gebauet worden. Sie wurde 1285. fertig. Es iſt bekannt, daß daſelbſt das Begräbniß der Könige iſt. Dasjenige, was Herr Alberti von Denckmalen, welche andere Perſonen in der daſigen Kirche haben, bey dieſer Gelegenheit beybringet, iſt eines Newtons, eines Grabens, eines Swifts, eines Bacons von Verulam, und anderer unſterblicher Männer wegen, beträchtlich.

Das Hoſpital vor die Fündlinge, welches 1742. angefangen, und in ein paar Jahren vollendet iſt, eine ſchöne Einrichtung.

Die neue Weſtmünſter Brücke iſt vorhin aus den Zeitungen bekannt genug.

Dis ſind die wenigen Anmerckungen, welche wir aus den acht erſten Briefen machen wollten. Die neun letzten handeln alle von den Methodiſten.

Man weiß es, was dieſe Leute bisher vor Aufſehens gemacht haben. Der eine hat ſie für dieſe, der andere für ſolche Sectirer ausgerufen. Sie ſelbſt ſagen, daß ſie nichts anders, als wahre rechtſchaffene Chriſten ſind und ſeyn wollen. Einige machen das zum Grunde ihrer Benennung, daß ſie eine beſondere Methode, die Seligkeit zu erlangen, vorſchrieben. Dieſe Ableitung iſt in Engeland etwas unbekanntes. Ein Student in Oxford, Bingham, iſt der Erfinder dieſes Namens. Er hat denſelben Ao 1730. vier Studenten beygeleget. Man weiß nicht, warum. Man muthmaßt, daß er es wegen der genauen Methode gethan habe, welche dieſe vier Kinder der Weisheit in ihrem Studiren und in ihrer ganzen Aufführung auf der Univerſität beobachteten. Ao. 1729. bezogen zween Predigers Söhne, welche Wesley hießen, dieſe hohe Schule. Sie vereinigten ſich mit noch zween andern, deren einer ſich Morgan nannte, etliche Tage in der Woche lateiniſche und griechiſche Schriftſteller, und des Sonntags Religionsbücher miteinander zu leſen. Dis thaten ſie. Von ohngefähr gerieth Morgan in ein Gefängniß, in welchem er mit den Arreſtanten, wie er meinete, fruchtbare Unterredungen hielt. Er ermunterte ſeine Freunde zu gleicher Handlung. Sie unterzogen ſich ſolcher Mühe mit Erlaubniß des Biſchofes. Unter Vergünſtigung anderer Geiſtlichen beſuchten ſie hernach auch arme Kranke. Weil ſie reich waren, ſo theileten ſie den Gefangenen und Patienten zuweilen ein Allmoſen und ein erbauliches Buch mit. Die andern Studenten hielten ſich hierüber auf, und nannten ſie die heilige Geſellſchaft. Inzwiſchen ſchlug ſich der fünfte Mann aus ihren Mitſchülern zu ihnen.

Sie wurden bald eins, ſich in ihrem guten Wercke unaufhörlich zu ſtärcken, und alſo alle Sonntage zum heiligen Abendmahle zu gehen. Sie ſtützten ſich dabey auf das Beyſpiel der erſten Chriſten. Auch dieſes thaten ſie nicht nur, ſondern ſie hielten noch alle Woche 2 Faſttage. **Morgan** ſtarb unvermuthet. Seine Stelle erſetzte einer, welcher **George Whitefield** hieß. Ao. 1735 wurde **Johann Wesley** durch die Vorſteher von **Neugeorgien** zu einem dortigen Prediger angenommen. Er zog hin, und nahm ſeinen Bruder mit. In Geſellſchaft einiger **Herrnhuter**, die mit ihm auf einem Schiffe waren, gelangte er Ao. 1736. im Febr. an Ort und Stelle. Er verwaltete ſein Amt redlich, und kehrete zu Ende des Jahres 1737 mit ſeinem Bruder wieder nach Engeland. Im Januar. 1738. kamen ſie zurück: Herr **Whitefield** hatte indeſſen das angefangene Werck zu **Oxfort** fortgeſetzt: Nun aber gieng er als Prediger nach **Neugeorgien**. **Johann Wesley** predigte nach ſeiner Wiederkunft in London, und wo er konte, von den Kanzeln und in Häuſern. Er bekam einen groſſen Anhang. Seine ſchon erwähnte Bekanntſchaft mit den **Herrnhutern** wurde in **London** ſo ſtarck, daß er ſelbſt nach **Marienborn** reiſete. Er billigte zwar nicht alles von dieſen Menſchen: Er verdanckte ihnen aber doch einen groſſen Theil ſeiner Erleuchtung. Als er wieder nach Engeland kam, ſo war auch Herr **Whitefield** aus **Neugeorgien** zurück gelanget. Sie vereinigten ſich beyde, kein beſonderes Predigtamt anzunehmen; ſondern zu lehren, wo es ihnen gut deuchten und möglich ſeyn würde. Und dieſes zwar unter harten Verfolgungen und Widerſprechern allenthalben. Felder, Wieſen, Schulen, Häuſer, und Pläze in Städten und Dörfern höreten ihre Stimme in einer Verbindung mit den **Herrnhutern** biß in die Mitte des Jahres 1740. Denn dis war die Zeit, da ſie ſich von den **Zinzendorfianern** abſonderten. **Wesley** konnte offenbare Irrthümer dieſer Schwermer nicht verdauen. Doch Ao. 1741. entzweyeten ſich **Wesley** und **Whitefield** ſelber. Die Gnadenwahl war die Urſache. Denn **Whitefield** vertheidigte das Unbedungene dabey. Seit der Zeit theilen ſich die **Methodiſten** in zwo Secten. Die eine beſtehet aus zwo **Whitefieldianern**. Sie iſt ſchwach. Sie behauptet einen unbedungenen Rathſchluß Gottes. Sie thut ziemlich herrnhutiſch. Die andere machen die **Wesleyaner** aus. Dieſe nehmen eine allgemeine Gnade an. Sie glauben eine mögliche Vollkommenheit ſchon in dieſem Leben, und jagen daher mit allem Ernſte der Heiligkeit nach. Man hat Ao. 1747. geglaubt, daß ſich ihre Gemeinde auf 12000. belaufe. **London** und **Briſtol** ſind die beyden Hauptſitze beyder Partheyen. **Whitefield** hat ſich, drey Jahre nach ſeiner Trennung von dem **Wesley** wieder in **Neugeorgien** begeben, wo er ein Wayſenhaus geſtiftet hat, welches ihm ſehr an dem Hertzen liegt. Ao. 1748. iſt er in Engeland zurück gekommen, und ſoll ſich noch zu **Briſtol** befinden. **Wesley** und ſein Bruder haben ihr meiſtes Weſen in **London**. Dis ſtehe in dem 9. 10. und 11ten Briefe. In dem 12. 13. 14. 15. 16. und 17ten redet Herr Alberti von den Lehrſätzen, dem beygemeſſenen Enthuſiasmus, dem kräftigen Predigen und Beten, dem Bibelfragen, dem Gottesdienſte, der Kirchenzucht und den Sitten der **Methodiſten**; wie auch endlich von den Schriften des **Herrn Wesley** und Anhangsweiſe von den betrügeriſchen franzöſiſchen Propheten in Engeland.

Wir haben alles, was er ſagt, mit Vergnügen geleſen. Wir halten ſeine Sendſchreiben für artig, und in gewiſſen Verſtande für lehrreich.

* Greifswalde.

Georgii Matthiæ Boſii. Prof. Phyſ. in Acad. Wittenb. Regiæ Scient. Acad. Paris a Litter. commercio. Inſt. Bonon. & Reg. Soc. Gryph. nec non Duc. Helmſt. Teut. Adſcripti; Commercium Epiſtolicum de Seſostridis, Auguſti & Benedicti XIV. Obelisco. Obiter Plinius Hiſtoriographus & Diodorus Siculus emendantur. 4. 6½ Bogen 1751.

Dieſe Schrift des berühmten Hrn. Prof. **Boſens**, deren Herausgabe in Wittemberg der daſigen hohen Schule gewiß Ehre würde gemacht haben, iſt nunmehro an einem auswärtigen Orte zur Beſchämung derjenigen, an das Tages Licht getreten, welche ſolche zu unterdrücken geſucht haben. Die öffentlichen gelehrten Nachrichten haben uns bereits an mehr als einem Orte die Verfolgungen berichtet, welche der Hr. Verfaſſer derſelben deswegen erdulden müſſen. Wäre es nach dem Willen ſeiner Wiederſacher gegangen, welche von Unwiſſenheit, Stolz, und einen Triebe zu verketzern regieret werden, ſo würden wir ſolche niemals zu Geſichte bekommen haben. Deſto mehr Dank aber iſt man dem berühmten Hrn. Profeſſor **Mayer** in Greifswalde ſchuldig, welcher dieſelbe, wider Willen des Hrn. Verfaſſers der gelehrten Welt mitgetheilet hat. Ein Verdienſt, mit welchen ſich der bemeldte Hr. Prof. Mayer die ganze Welt verbindlich macht. Nach einer ganz kurzen Zuſchrift in lateiniſchen Verſen, welche an dem Sächſ. Churprinz gerichtet iſt, begleitet beſagter Hr. Herausgeber dieſes Werkgen mit einer kurzen Vorrede, in welcher er obſchon in möglichſter Kürze, und mit einer Beſcheidenheit das übereilte Verfahren einiger Gottesgelehrten in Wittenberg, gegen dieſe Schrift, und deren Verfaſſer erzählet, und uns die Urſachen eröffnet, warum er ſo lange gewartet, ehe er ſolche dem Drucke überlaſſen. Noch immer hatte der Hr. Prof. Mayer gehofft, die Unſchuld der Ausdrücke würde erkennet werden, deren ſich der Hr. Boſe in der Lobeserhebung des jetzigen Pabſtes bedienet: aber wie ſehr wunderte er ſich, ja wie groß war ſein Erſtaunen, als er erfahren muſte, es wäre dem Hrn. Verfaſſer völlig verbothen, dieſe Schrift gemein zu machen. Noch mehr aber bewunderte er das Betragen des Hrn. Prof. Boſens, der ihm ausdrücklich verboth, dieſe geſchriebene überſchickte Schrift der Preſſe zu übergeben. Er rühmte dieſes bey derjenigen Facultät, deren Mitglied er iſt, und dieſe nöthigte ihn, eine Schrift, nicht für ſich alleine zu behalten, welche der gelehrten Welt eben ſo nützlich als angenehm ſeyn würde. Noch mehr, dieſe anſehnliche Facultät ertheilte unter ihrem Siegel einen allgemeinen Beyfall ihrer Mitglieder. Es wird unſern Leſern hoffentlich nicht unangenehm ſeyn, nur die zwey wichtigſten Zeilen in unſern Blättern überſetzt zu leſen: Da wir nichts weniger, heiſt es, in dieſer Schrift angetroffen haben, als ſolche Sachen, welche wider die reine Religion, und guten Sitten lauffen, vielmehr Dinge darinne vorkommen, welche der gelehrten Welt angenehm, und zu Beförderung guter Wiſſenſchaften höchſt nützlich ſind, ſo haben wir ſolche für würdig geſchätzet, an das Licht zu treten. Die Abhandlung ſelbſt iſt, wie die Aufſchrift zeiget, eine Sammlung und Auszüge desjenigen Briefwechſels, welchen der Hr. Prof. Boſe mit den berühmten Marinoni, Bandini, und andern Gelehrten wegen der ausnehmend großen Säule, welche Seſoſtris zuerſt aufgerichtet, der Kayſer Auguſtus nach Rom bringen, und auf dem Campum Martium ſetzen laſſen, und welche unter dem jetzigen Pabſt wieder gefunden, und aufgerichtet worden. Die Gelegenheit, dieſen Briefwechſel an das Tages Licht zu ſtellen, wolte der Hr. Verfaſſer ergreiffen, als er Decanus der philoſophiſchen Facultät war, und daher eine Einladungsſchrift zu Austheilung der höchſten Würde in der Weltweisheit heraus geben ſollte. Die Hauptſache bey dieſem Obeliſcus kömmt nur darauf an, daß man ſich bemühet, zu beſtimmen, zu was für Gebrauch dieſes groſſe und künſtliche Stück aufgerichtet worden. Seſoſtris, dieſer in der alten Geſchichte ſo berühmte und groſſe König in Egypten, war es, der zuerſt zwey dergleichen groſſe Säulen im Jahr der Welt 2501. und alſo 1491. Jahr vor Chriſti Geburt in Egypten aufrichtete, und wenn es an dem iſt, was Whiſton ſaget, daß eben dieſer Seſoſtris derjenige Pharao geweſen, welcher im rothen Meere erſäuffet worden, ſo kan man mit ziemlichen Grunde behaupten, daß es eines von denjenigen Werken geweſen, zu welchen die Juden gebrauchet worden. Sie wurden in dem prächtigen Sonnentempel zu Heliopolis aufgerichtet, wo ſie ſo lange der Sonne zu Ehren geſtanden, bis ſie von dem Cambyſes, unter andern koſtbaren Gebäuden und merkwürdigen Sachen zerbrochen worden. Sie lagen lange Zeit in ihrer Zerſtörung, bis endlich der Kayſer Auguſtus beyde aufſuchen, und nach Rom bringen ließ. Die eine wurde alſo, wie man ſagt, auf dem Campo Martio, die andere auf dem Circo Maximo aufgerichtet. Die erſtere wurde hiernächſt von dem Auguſtus zu einem beſondern Gebrauch beſtimmt, wie uns Plinius, der natürliche Geſchichtſchreiber berichtet, **nehmlich, durch ſolche, den Schatten der Sonne, und die Länge der Tage und Nächte auszumeſſen, indem beſagte Säule den Schatten auf ein beſonderes dazu abgemeſſenes Pflaſter, welches um ſolche herum war, warf, und welches nach der Größe der Säule eingerichtet war, und vermittelſt verſchiedner von Metall in daſſelbe eingelegter Abtheilungen, nach den verſchiednen Jahrszeiten die Mittagsſtunden anzeigte.** Hieraus haben nun einige, welche ſich bloß an die neuern Ausgaben des Plinius halten wollen, geſchloſſen, es wäre dieſer Obeliſcus eine Art einer Sonnen- und Monduhr geweſen, weil in den neuern Ausgaben ſtehet: Dierum ac noctium horas &c. Da aber in den ältern Ausgaben es eigentlich heiſſet: Dierumque ac noctium ita magnitudines, hiernächſt bekannt iſt, daß die ältern Zeiten noch nichts von den Sonnenuhren gewuſt haben, ſo ſchlieſſet ſo wohl der gelehrte Hr. Bandini, als mit ihm der Hr. Prof. Boſe, mit gutem Grunde, daß man ſich dieſer Säule nur zu Ausfündigmachung der Mittagslinie bedienet, und die Bemerckungen damit an denjenigen Tagen beſonders angeſtellet habe, an welchem Tag und Nacht gleich iſt; wie ſolches aus folgenden Worten des Plinius ſehr deutlich erhellet, wenn er an angeführter Stelle ſaget: -- brumæ confectæ die, ſexta hora &c. Biß zu den Zeiten des Plinius hat man alſo Nachricht, daß dieſer Obeliſcus geſtanden hat, und daß man ſich deſſelben bedienet hat. Nach dieſem wurde dieſes prächtige Werck im Jahr 552 vom Totila unter andern prächtigen Alterthümern mit zerbrochen, und lag in dieſer Geſtalt lange Zeit unter den andern Ruinen, bis man ſich ſo gar der Stücken davon, zu Grundſtücken bey der Erbauung eines ſchlechten Gebäudes bediente, biß es endlich zu Zeiten Pabſt Sixtus des 5ten zwar wieder entdeckt, aber auch in ſeiner elenden Geſtalt gelaſſen worden. Da aber unter der Regierung des jetzigen Pabſtes Benedictus des 14ten einige geiſtliche verſchiedne alte Häuſer abbrachen, wurde dieſer Obeliſcus noch gefunden, und aufgenommen. Wer die Verdienſte des jetzigen gelehrten Pabſtes um die Wiſſenſchaften weiß, der wird ſich leicht vorſtellen können, mit wie vielem Fleiß dieſer Reſt von Egypten und dem alten Rom aufgeſuchet werden.

den. Genug, man fand ihn, und der Pabſt ließ ſolchen ungeſäumt auf ſeine Koſten wieder aufrichten. Hier haben unſre Leſer ganz kurz den Inhalt dieſer gelehrten Arbeit des Hrn. Prof. Boſens. Die nützlichſten Anmerkungen, die ſchönſten Nachrichten aus dem Alterthum vermehren ihren Werth. Allein was iſt denn die Urſache, welche die Ausgabe dieſes ſo ſchönen Werks der chriſtlichen Kirche gefährlich gemacht hat? Folgende Worte ſind es, welche auf der 3ten Seite ſtehen: *Et nunc regnante Pontifice Maximo Benedicto XIV. Muſarum vero ſtatore, & omnis litteraturæ auguſto Protectore, quod vel invidia concedere tenetur, &c.* Dieſe unglücklichen Worte waren es, welche die Gebeine des theuren D. Luthers noch in der Erde beſchimpften, dieſe waren es, welche den Verfaſſer zum Ketzer machten, dieſe Worte waren es, welche Himmel und Hölle (aber nur in Wittemberg) wider ihn bewegten, und zwey groſſe Gottesmänner aus allen Schrancken der chriſtlichen Liebe und Sanftmuth ſetzten. Unglückliche Zeiten, welche den Wiſſenſchaften wieder mit der Barbarey drohen! O! medici, medici mediam pertundite venam!

Halle.

Am verwichenen 4 Sept. vertheidigte der Hr. D. Joh. Pet. Eberhard mit ſeinem Reſpondenten, Hrn. Chriſtian Heinr. Schütte, aus Cleve, öffentlich ſeine auf 3 Bogen gedruckte Diſputation *de Legibus phyſicis caute in Medicina adplicandis*. Der Hr. Verfaſſer hat ein vorzügliches Recht, ſeinen Mitgliedern dergleichen Regeln der Behutſamkeit vorzuſchreiben, da er ſich durch verſchiedene Schriften als einen verſtändigen Arzt und Naturkündiger gewieſen hat. Er führt hier nur etliche Exempel zum Beweiſe ſeines Satzes an, daß man die Geſetze der Naturlehre in der Arzneywiſſenſchaft vorſichtig anwenden müſſe. Und zwar bringt er einige allgemeine und einige beſondere bey. Die allgemeine Regeln ſind folgende: 1) **Die Geſetze der Naturlehre, welche wir in der Arzneywiſſenſchaft anwenden, müſſen wirkliche Geſetze der Natur ſeyn, welche ſich nicht ſo wohl auf Schlüſſe, als auf die Erfahrung gründen.** 2) **Man muß erwägen, welche unter vielen Geſetzen der Natur diejenigen ſind, durch welche man die Urſache einer Erſcheinung am ungezwungenſten angeben kann.** 3) **Ob mehr, als ein Geſetz, zu Erklärung dieſer Erſcheinung nöthig iſt?** und 4) **Ob nicht die Wirkung der unmaterialen Seele in dem menſchlichen Leibe die Geſetze überwinde, welche in andern Cörpern frey wircken?** Dieſes bejahet der Herr Verfaſſer. Er wird aber, da er eine unmateriale Seele voraus ſetzt, vermuthlich es nicht ſo verſtehen, daß ſie, da ſie oft gröſſere Wirkungen hervor bringt, als man von einer Wirkung auf den Körper von auſſen herleitet, dieſe Kraft ſo ausübet, wie die Körper; nehmlich durch mehrere Geſchwindigkeit und Maſſe. Hr. E. hat dieſe Schwierigkeit vermuthlich geſehen, und ſagt alſo, daß man die Empfindung nicht gänzlich nach mechaniſchen Geſetzen erklären könne ꝛc.

Die beſondern Exempel, die der Hr. Verf. anführt, ſind folgende. 1) **Das Geſetz: Die Wirkung iſt der Gegenwirkung gleich, gilt nicht allemal in lebendigen Körpern;** weil durch die Seele eine Gegenwirckung hervor gebracht werden kann, welche gröſſer iſt, als die körperliche Wirkung von auſſen war. 2) **Der Satz, je gröſſer die Maſſe der Körper iſt, deſto kleiner iſt ihre Geſchwindigkeit, wenn die Kraft gleich iſt, wird mit Unrecht auf die Geſchwindigkeit der Blutkügelchen angewandt.** Denn man bedenkt nicht, daß, weil mehr Kraft in die groſſen wirken kann, und folglich die Kräfte nicht gleich ſind, die groſſen Blutkügelchen ſich geſchwinder bewegen müſſen. 3) **Der Satz: Die Kraft eines Körpers kömmt auf deſſen Maſſe und Geſchwindigkeit an**, iſt im menſchlichen Körper nicht hinlänglich. Denn es kömmt hier viel auf die Figur derjenigen Theilchen an, welche in unſerm Körper wirken. Doch da dieſer Satz bloß auf die Bewegung geht, ſo kan man deswegen ſeine Allgemeinheit, auch in Anſehung des menſchlichen Körpers nicht abſprechen, in ſo fern bloß die Bewegung der in ihn wirkenden Theilchen betrachtet wird. Der Hr. Verf. ſchränkt ſeinen Satz in der 4ten Regel ein. 5) **Eine flüſſige Materie, welche aus einer gröſſern Röhre in eine kleinere geht, bewegt ſich in dieſer ſchneller, als in jener; aus dieſem Satze folgert man falſch, daß ſich die flüſſigen Materien in unſrem Körper in den kleinen Gefäſſen ſchneller bewegen, als in den groſſen**; welches der Erfahrung zuwider iſt. Denn wenn ſich ein flüſſiges Weſen aus einer weiten Röhre in viel enge ergieſſet, deren Inhalt zuſammen genommen, jener ihrem gleich iſt, ſo bewegt es ſich gar nicht ſchneller. Und dieſer Fall iſt in unſerm Körper vorhanden. 6) **Das Geſetz: Die Wärme macht die flüſſigen Körper noch flüſſiger und dünner**, findet, wie bekannt, bey dem Blute nicht allezeit ſtatt. Alles dieſes hat der Hr. Verf. mit viel Geſchicklichkeit und Einſicht ausgeführet.

Nordhauſen.

Verſuch über die natürliche Sprache. Nutu ſignisque loquuntur. Ouid. Der Königl. Deutſchen Geſellſchaft in Göttingen gewidmet von Johann Philip Friedrich Leſſer, an der Blaſiuskirche in der Kayſ. Fr. Reichsſt. Nordhauſen Diac. und bemeldter Geſellſchaft Mitgliede. Verlegts Joh. Auguſt Löw. 1751. In Quart, 8 Bogen.

Die natürliche Sprache iſt, nach dem Hrn. Verf. die Sprache der Gebehrden. Dieſe reden von Natur alle Menſchen, wir ſetzen hinzu: auch alle Thiere. Er geht alle Theile des Leibes durch, und zeigt, durch was für Mienen, Gebehrden, Stellung und überhaupt Bewegungen wir dieſe und jene Vorſtellung unſerer Seele ausdrucken. Er hat dieſes in einer reinen, zierlich und muntern Schreibart gethan, ſo wie es ſich für ein Mitglied einer deutſchen Geſellſchaft geziemet. Bey dem 22. §. wo er von der Sprache der Haare redet, wollen wir, mit deſſen Erlaubniß, eine Anmerkung machen. Im Stück im Eſther, im 3. Cap. im 2. Vers, ſteht, Eſther habe ſich an allen Orten, da ſie zuvor frölich geweſen, die Haare ausgerauft. Wir glauben, dieſe Stelle iſt ſo zu verſtehen, daß ſich Eſther an allen den Orten in oder auſſer der Stadt, wo ſie zuvor Freudensbezeigung oder Luſtbarkeiten angeſtellet gehabt, nunmehr, wenn ſie an dieſe Oerter gekommen, und ſich bey dem bevorſtehenden Untergange ihres Volcks dieſer Frölichkeiten erinnert, vor Verzweiflung die Haare ihres Haupts ausgeriſſen. Hr. L. verſteht durch Oerter die Oerter ihres Leibes. Wir wollen, was daraus folgt, ſeinem und unſerer Leſer Nachdenken überlaſſen.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

50.

UT QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 10. December, 1751.

Berlin.

Hiſtoriſche Beſchreibung der Chur und Mark Brandenburg, nach ihrem Urſprunge, Einwohnern, natürlichen Beſchaffenheit, Gewäſſer, Landſchafften, Städten, geiſtlichen Stiftern ꝛc. Regenten, deren Staats- und Religions-Handlungen, Wapen, Siegel und Münzen, wohlverdienten Geſchlechtern adelichen und bürgerlichen Standes, Aufnehmen der Wiſſenſchaften und Künſte in derſelben, theils aus ſchriftlichen und aus Archiven hergenommenen, oder auch gedruckten Urkunden, theils aus der Erfahrung ſelbſt zuſammen getragen und verfaſſet von Johann Chriſtoph Bekmann, weiland der Heil. Schrift *D.* und *Prof.* auf der Univerſität Frankfurt, Mitglied der Königl. *Soc.* der Wiſſenſchafften, ergänzet, fortgeſetzet und herausgegeben von Bernhard Ludwig Bekmann, des Königl. Joachimsthal. *Gymn. Prof.* und Mitglied der Königl. Preußiſchen *Academie* der Wiſſenſchaften. Zu finden bey Chriſtian Friedrich Voß. 1751. In Folio, 6½ Alph. 2[illegible] Kupferplatten, nebſt verſchiedenen eingedruckten Vignetten und Holzſchnitten.

Endlich erſcheinet durch den rühmlichen Fleiß unſers Hrn. Prof. Bekmanns der erſte Theil ſeines Werks, worauf ſich die Mark ſchon ſeit einem halben Jahrhunderte gefreuet hat. Wie wenig ſich dieſelbe in ihrer Hoffnung betrogen, wird man am deutlichſten ſehen, wenn wir unverzüglich zur Bekanntmachung des Inhalts dieſes erſten Theils ſelbſt ſchreiten.

Nach der kurzen und wohlgeſetzten Zueignungsſchrift des Hrn. Herausgebers an dem König, erzählt derſelbe in der Vorrede den Urſprung und die Schickſale dieſes Werks. Als der Hr. D. Bekmann, weil. Prof. der Theologie zu Frankfurt, im J. 1710. die Hiſtorie des Fürſtenthums Anhalt heraus gegeben hatte, gefiel dieſelbe dem Höchſtſeel. König, Friedrich I. ſo wohl, daß er ihm befahl, auf gleiche Art auch die Geſchichte der Mark Brandenburg heraus zu geben. Er war hierzu ſogleich willig, und bekam den freyen Zutritt zu dem Königl. Hauptarchiv und Befehle an alle Magiſtrate und Inſpectoren, ihm alle nöthige Nachrichten zu ertheilen, er ſelbſt aber durchreiſete in dieſer Abſicht viele Provinzen und Städte. Beym Antritt der Regierung des Königs Friedrich Wilhelms ergingen gleiche Befehle an dem Hrn. D. Bekmann, und an die obrigkeitlichen Perſonen. Er hielt ſich ſtets einen Studenten zum Abſchreiben und einem Mathematikverſtändigen zum Abzeichnen der Städte, Gegenden ꝛc. Als er bereits 9 Bände Manuſcript zuſammen gebracht hatte, ſtarb er 1717, worauf das Manuſcript in das Königl. Hauptarchiv auf hohen Befehl abgeliefert werden mußte. Daſelbſt iſt es ungebraucht bis 1740 geblieben, da Se. itztregierende Majeſtät es dem hieſigen Hrn. Prof. Bekmann, auf deſſen demüthiges Anſuchen, mit dem Befehl ausliefern laſſen, daß er es unverzüglich heraus geben ſolle, auch durch viele Befehle an die Obrigkeiten in Städten und auf dem Lande dieſes Werk noch kräftiger, als Ihro Königl. Vorfahren, unterſtützet. Der Hr. Prof. Bekmann hat auch an ſeinem Fleiße nichts ermangeln laſſen, dieſes Werk durch ſorgfältige Erkundigungen und ſelbſt angeſtellte Reiſen zu ergänzen, und ſich dabey die Königl. Befehle zu Nutzen zu machen; wie er denn die Bereitwilligkeit, ihm und der Welt durch nöthigen Vorſchub zu dienen, und die Geſchicklichkeit vieler Geiſtlichen in Beantwortung der vorgelegten Fragen rühmet. Beſonders erkennet er mit vielem Dank den Nutzen, welchen ihm des Hrn. Geh. Raths **Mylius** *Corpus Constitutionum Marchicarum* geſchaffet hat, imgleichen die Hülfe, welche ihm die Herren Campagne, Pellautier, Reunard, Kuſter, Gleditſch und Hornhart in der politiſchen Geſchichte, in den Alterthümern und in der Naturgeſchichte der Mark geleiſtet haben.

Der gegenwärtige erſte Theil oder Band dieſes Werks hat wiederum vier Theile, und jeder Theil beſteht aus verſchiedenen Capiteln. Der erſte Theil handelt von der Mark insgemein, der zweyte von den Alterthümern der Mark, der dritte von der Naturgeſchichte der Mark, und der vierte von den Flüſſen und Seen, imgleichen vom Handel und Wandel der Mark Brandenburg. Wir wollen, ſo viel ſich bey ſo einem weitläuftigen Werke thun läßt, unſern Leſern einen Begriff von dem Inhalte dieſer 4. Theile des erſten Bandes zu machen ſuchen.

Die Mark Brandenburg hat eben ſo, wie die Grafſchaft Mark und andere Markgrafthümer ihre Benennung von dem uralten deutſchen Worte **Mark**, Zeichen, Merkmal, Grenzzeichen, Grenze. Dergleichen Marken oder Grenzzeichen waren bey unſern älteſten Vorfahren ſchon Steine, wie denn das Wort **Feldmarke** noch itzo in hieſigen Provinzen im Gebrauch iſt. Die in dieſe Grenzzeichen oder Marken eingeſchloſſene Landſchaften nun, beſonders die Grenzprovinzen, wurden gleichfals Marken genennet, wie man auch noch itzo ſagt: Der Edelmann beſitzt ſo und ſo viel Feldmarken; worunter man ſeine Güter verſichert. Zu Otto des Großen, ja ſchon zu Heinrichs des Voglers Zeiten, wurden an den Grenzen der eroberten Länder Arten von Feſtungen zur Sicherheit gegen die fremden Feinde, als Hunnen, und die feindlichen, und noch unbezwungenen Nachbarn, errichtet, welche gleichfalls *Marca*, **Mark** nebſt der anliegenden Provinz genennet, und worinn beſondere Befehlshaber geſetzt wurden. Dieſe hießen **Markgrafen**, von **Marke**, Grenze, und **Graue** oder **Grave**, Herr, Befehlshaber, Verweſer, *Comes*; folglich ſo viel, als Grenzherren, Grenzbefehlshaber, Grenzgrafen ꝛc. Daher itzo dieſes Wort fälſchlich **Marggraf** geſchrieben wird. Die Markgrafen waren alſo Anfangs nur Bediente oder Officiers der Kayſer, wie itzo die Gouverneurs und Commendanten; ſie wurden aber bald darauf, um mehrerer Sicherheit der Grenzen des Römiſch Deutſchen Reichs willen, gar mit dieſen Grenzprovinzen belehnet, wie denn der Markgraf Gero zu Havelberg im Jahr 946 von dem Kayſer Otto I. mit den Biſthümern Havelberg und Brandenburg belehnet worden, und alſo der erſte Markgraf von Brandenburg (nach dem Namen der damaligen Hauptſtadt) geweſen. Auf dieſe Art ſind alle Markgrafſchaften oder Markgrafthümer entſtanden. Ob nun gleich dieſe alle noch einen beſondern Namen haben, als Meiſſen, Lauſitz, Baden ꝛc. ſo wird doch das Brandenburgiſche niemals die Markgrafſchaft Brandenburg, ſondern überhaupt die **Mark** genennet, welche Benennung ſie, ohne Zweifel nur durch die ungefähre Gewohnheit eines Canzeliſten in den Stiftungsbriefen und Befehlen, eigentlich in die Mitte des 10ten Jahrhunderts bekommen. Der zuerſt eroberte Theil der Mark ward die **Altemark** genennet, welchen Namen ſie noch itzo führet. Die Priegnitz hieß ehemahls die Vormark, und die **Mittelmark** die **Neumark**, worauf aber nachgehends die jenſeit der Oder liegende Märkiſche Provinz dieſen letzten Namen, und der um die Ucker gelegene Theil derſelben den Namen Uckermark erhalten. Die Mark hat ſeit Gerons Zeiten beſtändig ihre eigenen Markgrafen gehabt, ob man ſie gleich einmal mit Böhmen zu vereinigen ſuchte.

Da die Erdkugel überhaupt von Oſten her bevölkert worden, ſo iſt es auch alſo mit Deutſchland geſchehen. Deſſen älteſte Einwohner überhaupt *Teutones* von ihrem erſten Anführer Teut, ſo wie auch nachgehends *Alemanni*, von einem andern Anführer und Helden derſelben, *Mannus* mit Namen, des erſtern Sohn, genennet worden. Dieſe *Teutones* aber theilten ſich bald in ſehr viele beſondere Völkerſchaften, welche ihre Namen entweder von ihren Anführern, oder von den Flüſſen, um welche ſie ſich niederließen, bekamen. So wurden die älteſten Einwohner der Mark Sveven, von dem Fluß *Suevus*, welcher itzo die Spree iſt, benennet. Dieſe Sveven wurden hernach von den ſtark anwachſenden *Venedis* oder **Wenden**, welche von Pommern und den Küſten der Oſtſee herkamen, überwunden und vertrieben: Dieſe Wenden aber wurden wiederum von Carln dem Großen und Heinrichen dem Vogler überwunden, und mußten, wiewohl nur äußerlich, die chriſtliche Religion annehmen. Dieſes unruhige und hartnäckige Volk aber empörte ſich wieder unter den Fränckiſchen Kayſern, ward aber nachgehends abermahls, von Heinrichen dem Löwen und Albrecht dem Bär gänzlich überwunden, und aller ſeiner Vorrechte beraubet. Gleichwohl hat ſich noch ein Geſchlecht davon erhalten, welches einen Strich in der Mark und Lauſitz bewohnet, eine eigene Sprache und Gebräuche noch immer hat, und ſo gar noch kleine Könige unter ſich haben ſoll. Von vielen andern in und bey der Mark wohnhaft geweſenen alten Völkern, imgleichen von den *Pagis Marchicis*, oder Gauen, etwas anzuführen, würde hierzu weitläuftig ſeyn. Wir übergehen auch das, was von den neuern Markgrafen und Churfürſten zu Brandenburg geſagt wird, da dieſes ſchon bekannter iſt, als die ältern Geſchichte der Mark.

In den folgenden Capiteln wird von der Bevölkerung der Mark durch die Juden und Franzoſen Nachricht gegeben. Es iſt bekannt, daß ſtarke Colonien von reformirten Franzoſen, ſeit 1677, da Ludwig XIV. ſonſt auch der Große genannt, ihnen die Religionsfreyheit nahm, auf Einladung Friedrich Wilhelms des Großen ſich in die Mark gewendet, ſeit welcher Zeit ſie noch einen großen Theil der hieſigen Einwohner ausmachen. Sie erhielten beſondere Freyheiten, ihre eigene Kirchen, Prediger, Conſiſtorium, Obergericht ꝛc. und haben nicht wenig zur Aufnahme hieſiger Lande beygetragen. Denn obgleich die wenigſten Reichthümer mitbrachten, ſo brachten ſie doch Fleiß, Emſigkeit, Geſchicklichkeit und vorher hier nicht übliche nützliche Künſte mit, wodurch ſie und das Land ſich bald reich machen konnten. Die Juden ſind ſchon ſeit etlichen hundert Jahren im Lande, wie ſie denn Markgraf Ludovicus Romanus ſchon ſeine getreuen Kammerknechte nennt. Sie ſind meiſtens aus den Oeſterreichiſchen Landen hieher gekommen, da ſie von dort vertrieben worden. Ihr unüberwindlicher Wuchergeiſt und Religionseifer haben ſie zu verſchiedenen malen auch von hier wieder vertrieben zu werden, in Gefahr geſetzt, ſie haben ſich aber doch noch immer erhalten: doch wird kein Fremder mehr angenommen, wenn er nicht wenigſtens 10000. Rthlr. im Vermögen hat. Sie ſind unermüdet im Handel und Wandel, und ob ſie gleich in gewiſſer Abſicht einträglich genug ſind, ſo hat doch das Publicum mehr Schaden als Nutzen von ihnen, wiewohl ihnen auch oft durch jüdiſche Chriſten Gelegenheit gegeben wird, daß ſie nicht chriſtliche Juden ſeyn können. Sonſt haben auch ſowohl Se. vorige als itzt regierende Maj. viele fremde Colonien in ihren Landen aufgenommen, worunter die Salzburger und Böhmen die vornehmſten ſind. Man kan aus dieſen nützlichen Bevölkerungen ſehen, was ein Land, wo die Gewiſſensfreyheit herrſchet, vor denen, deren Regenten von Pfaffen und Religionseiferer beherrſchet werden, voraus hat.

In den alten Zeiten hat es in der Mark ziemlich verwirret und unruhig ausgeſehen, bis Churfürſt Joachim der I. und II. und Markgraf Johannes ſo wohl in der Wirthſchaft, als im Kriegsweſen, viele nützliche Einrichtungen machten, welche durch die Weisheit der folgenden Regenten bis itzo noch unendlich verbeſſert worden, welches der ganzen Welt zum unſterblichen Ruhm dieſer großen Monarchen bekannt iſt.

Wegen des Temperaments der Märker wird angemerket, daß ſie kriegeriſch wären. Aber Conſuetudo altera natura. Andere rühmen ſie wegen ihrer ſtrengen Tugend, und daß ſich fremde Laſter ſehr ſpät unter ihnen eingeſchlichen. So viel kann man faſt ſicher behaupten, daß wenigſtens die Landleute nichts weniger, als dem Geiz ergeben ſind. Sie verlangen nichts mehr, als was ſie nothdürftig brauchen, und viele, welche reich werden könnten, ſcheinen ſich dieſer Verſuchung, aus Tugend oder aus Gewohnheit, mit allen Kräften zu widerſetzen. Dieſes Zeugniß können ihnen beſonders Reiſende geben, welche oft durch drey und vierfache Bezahlung geringer, aber auf Reiſen nöthiger Bequemlichkeiten, die Landleute nicht bewegen können, das Gelübde der Armuth zu übertreten; ſo, daß das am Ende des 10 Cap. angeführte Urtheil Mart. Zeilers, wenn man unpartheyiſch ſeyn will, ſo ungegründet eben nicht iſt.

Im 11. Cap. iſt ein großes Verzeichniß von alten Leuten in der Mark, deren viele über 100. Jahr alt worden. Im 12. Cap. werden einige beſondere Anmerkungen von Märkiſchen Städten geliefert. Als z. E. von deren Anbau, Beſeſtigung, Kirchen, Rangordnung und ſ. w.

Von der letztern merken wir nur an, daß Altbrandenburg, als die älteſte Hauptſtadt, den Vorzug vor allen hat. Hierauf folgen die übrigen vornehmſten Städte alſo aufeinander: Berlin, Stendal, Prenzlow, Perleberg, Ruppin, Frankfurt, Cüſtrin. Im 13. und letzten Cap. des erſten Theils wird Nachricht von den vornehmſten Märkiſchen Geſchichtſchreibern gegeben. Es ſind ihrer etliche und 40 angeführet. Tacitus iſt der erſte. Sonſt ſind wohl die vornehmſten Angelus, Leutinger, Haftitius und Puffendorf. Von den *rebus geſtis Friderici Wilhelmi Magni* des letztern wird 243. S. geſagt: Iſt auch ins Deutſche überſetzet zweymal, und zwar das letzte mal 1733. herausgegeben worden in eben dem Format. Aber dieſe Worte gehören anderswohin, und ſind hier aus Verſehen ſtehen geblieben, wie uns der Hr. Herausgeber berichtet hat. Es iſt bekannt, daß dieſes Buch niemals ins Deutſche überſetzt worden.

Bis hieher haben wir von dem erſten Theile geredet. Bey den übrigen dreyen werden wir kürzer ſeyn müſſen. Der zweyte handelt in 7. Capiteln von den Alterthümern der Mark. Man findet in allen 4 Marken und den dazu gehörigen Provinzen eine große Menge Ueberreſte des ehrwürdigen Alterthums, als Hünen- oder Heldenbetten, Opferſteine, Grabhügel, Urnen, nebſt den darinne befindlichen Knochen, Aſche, Geräthe, Pferdezeug, Waffen, Kleiderſchmuck ꝛc. von Eiſen, Kupfer, Silber, Gold, und beſonders von einem theils dem Gold, theils dem Kupfer ähnlichen Metall, welches der genauen Unterſuchung eines erfahrnen Chymieverſtändigen ſehr würdig wäre. Die Heldenbetten, welche man beſonders in der alten Mark antrifft, beſtehen aus einem oder großen Steinen, welche auf vierecktigt gelegten andern großen Steinen liegen, und in einer gewiſſen Entfernung mit andern auch ziemlich anſehnlichen Steinen faſt in die Runde umgeben ſind. Sie ſind ohne Zweifel Grabmäler von Beherrſchern unſerer älteſten Vorfahren, der Sueven, wie denn überhaupt die Grabhügel und kleinen Denkmäler und Ueberreſte vornehmer Leute ſind, indem Tacitus meldet, daß nur die Vornehmen unter den alten Deutſchen nach ihrem Tode verbrannt worden. Vornehmlich beſteht die Ukermark faſt aus lauter Grabhügeln, und es wiſſen auch daſelbſt die Bauern viel von Hünenbetten und Todtentöpfen zu erzählen, indem ſie oft allerley davon ausackern. Streithämmer der alten Deutſchen findet man nach ihrem verſchiedenen Alter bald von grauen feſten Wacken, bald von Baſalt, bald von Metall, bald mit und bald ohne Löcher, u. ſ. w. Auch ſind die in den Urnen liegende Opfermeſſer und andere Meſſer bald von ſcharf und ſpitz künſtlich zugehauen, bald von geſchliffenem Feuerſtein, bald auch von Metall. Desgleichen findet man allerley Armringe, Haarnadeln, und andern Haarſchmuck, Sporen, Wurfſpieße, Spieße und dergleichen. Eine auserleſene und unſchätzbare Sammlung von allen dergleichen Märkiſchen uralten Alterthümern findet man allhier bey dem Hrn. Hofrath Eltester, welchem ſie Zeit, Mühe und Geld genug gekoſtet hat, und welcher dabey eine ungemeine Kenntniß der Alterthümer beſitzet. Von dem bey Reinsberg entdeckten vermeyntlichen Grabe des Remus, des Romulus Bruder, wird ausführlich gehandelt, aber die Glaubwürdigkeit dieſer Erzählung ziemlich in Zweifel gezogen. Bey Potsdam hat man 1728 in einer Urne ein männlich und ein weiblich Bild gefunden, welche vermuthlich alte Deutſche vorſtellen. Der Hr. Hofrath Treuer in Göttingen iſt itzo der Beſitzer davon. Ferner werden einige alte Münzen und Ueberreſte alter Städte und Feſtungen beſchrieben. Den großen Roland findet man in vielen Märkiſchen Städten. Es ſoll vermuthlich Rugenland heißen, und iſt ohne Zweifel durch dieſe Bildſäule angedeutet worden, daß der Ort, wo ſie aufgerichtet worden,

den, die Obergerichte gehabt. Denn Roͤgen heiſt wie bekannt, ſo viel als klagen, und man weiß, daß das Halsgericht vor dem groſſen Roland gehegt, ja auch die Uebelthaͤter vor demſelben hingerichtet worden; wie er denn auch an manchen Orten ein Schwerdt in der Hand hat. Wegen der oben gedachten groſſen Steine muͤſſen wir noch erwaͤhnen, daß es zu verwundern iſt, wo die alten Deutſchen dieſelben herbekommen, und wie ſie ſelbige von einem Orte zum andern bringen koͤnnen. Die Muthmaſſung einiger, daß ſie gegoſſen worden, iſt nicht glaublich. Sie ſind ohnſtreitig von der Natur gemacht, und hin und wieder zerſtreuet geweſen. Daraus aber, daß ſie von einem Orte zum andern und in eine ſo ordentliche Lage gebracht worden, kan man auf die ausnehmende Staͤrke der alten Deutſchen ſchlieſſen, welche gaͤnzlich verlohren gegangen, wie auch die lange nachher, aber auch lange vor uns ausgeuͤbte Kunſt, dieſe groſſen und feſten Steine ſo platt zu zertheilen, wie wir ſie noch itzo an ſo vielen alten Kirchen und Thuͤrmen mit Verwunderung ſehen.

Der dritte Theil handelt die Naturgeſchichte der Mark Brandenburg in 3 Capiteln ziemlich ausfuͤhrlich ab. Der Anfang wird mit auſſerordentlichen Begebenheiten gemacht, als da ſind allerley Landplagen, Kometen, Lufterſcheinungen, groſſe Winde, Erdbeben, Wolkenbruͤche, ſtarke Blitze, Donner und Hagel, kalte Winde ꝛc. Auch groſſe Sonnen- und Mondfinſterniſſe ſind nicht vergeſſen. Auſſerordentliche Begebenheiten ſind ſeltſam, ſonſt waͤren ſie nicht auſſerordentlich. Man kann alſo auch nicht verlangen, daß man hier lauter natuͤrliche Wunder antreffen werde. In Chroniken iſt es mehr um eine lange Reihe von Begebenheiten, als um eine ſorgfaͤltige Wahl unter denſelben zu thun. Im folgenden Cap. wird von den Fiſchereyen, Fiſchen, und andern Waſſerthieren, Geſundbrunnen, Salzquellen ꝛc. in der Mark Nachricht gegeben. Daß die Mark, beſonders die Neu und Mittelmark, ein ſehr reiches Fiſchland ſey, iſt bekannt. Der Autor Claſſicus unter den Hausgütern, Colerus, kann die Menge Fiſche nicht genug beſchreiben, welche zu ſeiner Zeit beſonders um Wriezen an der Oder herum gefangen worden, da man oft auf einem Zug 12 bis 14 Fuder Fiſche und Krebſe bekommen, auch noch in den neuern Zeiten daſelbſt 6 bis 9 hundert Tonnen eingeſalzene Hechte verkauft hat. Die Hauptfiſchereyen ſind in der Oder, Elbe und Spree, wiewohl es hier zu Lande uͤberall eine faſt unzaͤhlige Menge fiſchreicher Fluͤſſe, Baͤche und Seen giebt. Es werden hier viele Maͤrkiſche Fiſche angefuͤhret und beſchrieben, wovon wir nur die vornehmſten, als die Moraͤnen, eine Art kleiner Heringe, welche in der Ucker- und Neumark in vielen Seen gefangen werden, die Zander, ein ſehr guter Fiſch, und die Welſe, wegen ihrer Groͤſſe nennen wollen. Lampreten (Neunaugen, Bricken) findet man beſonders bey Schwedt. Die Lachſe ſind ſeltſam, und noch vielſeltſamer die Stoͤhre, Barben und Schmerlen. Fiſchottern und Biber giebt es hin und wieder in und bey den Waſſern. Auch haben ſich zuweilen Seehunde in die Oder und Elbe bis in die Mark aus der Oſtſee verirret.

Von dem gemeiniglich bekannten Freyenwaldiſchen Geſundbrunnen wird ausfuͤhrlich gehandelt; auch werden noch andere unbekannte ſolche Quellen beſchrieben, als die zu Zieſar, Oderberg, Salzwedel, Werben, Wuſterhauſen, [illegible] und Bennwiſch. Auch werden einige Salzquellen, die aber itzo liegen, und verſchiedene mit Toph uͤberziehende Brunnen, angefuͤhret.

Was ferner von der Erde und ihren Fruͤchten, vom Felde und Gartenbau, Gaͤrten, Weinberg, Kraͤutern, Holzungen, Jagden, Viehzucht, Voͤgeln, Misgeburten, Steinen und Metallen weitlaͤuftig geſagt wird, davon koͤnnen wir hier nur eines und das andere erwaͤhnen. Die Thie-

[illegible]

tel- und Neumark ſind ziemlich ſandig, und zum Kornbau lange nicht ſo geſchickt, wie der größte Theil von der Alten und Uckermark. Der Weinberg wird hin und wieder, aber ohne ſonderlichen Vortheil, getrieben. Das Obſt geräth in der Uckermark, um Franckfurt an der Oder, und gegen die alte Mark ſehr wohl. Der Wieſenwachs hat durch die bekannten Holländereyen ſehr zugenommen. Die Teltowiſchen und Freyenſteiniſchen Rüben ſind weit berühmt, und der Uckermärkiſche Muſkatenner wird wohl oft in den Knaſterſtand erhoben. Unter den Küchengewächſen ziehet man in und um Berlin beſonders häufig vielerley Arten von Bohnen, welche recht nach der Natur der hieſigen Einwohner, ſo wie des Erdreichs müſſen eingerichtet ſeyn. Der Hr. Herausgeber hat ein ſehr ausführliches und wohleingerichtetes Verzeichniß Märkiſcher Pflanzen, an welchem der Hr. D. Gleditſch den meiſten Theil hat, eingerückt, welches ſtatt einer Floræ Marchicæ dienen kann, und wodurch ſich unter andern dieſes Werk von gemeinen Chroniken merklich unterſcheidet. Von dem Seidenbau, den Glashütten, der berühmten Spiegelmanufactur zu Neuſtadt an der Doſſe, von den Jagden, allerley Wild, Vögeln, Inſecten ꝛc. wird gute Nachricht gegeben. Unter den wilden Thieren ſind die merkwürdigſten die Luchſe, deren ſich zuweilen einige in der Neu- Mittel und Altmark haben ſehen laſſen, ja welche zu Anfange des vorigen Jahrhunderts zur hohen Jagd mit gehöret, da ſie bey 100. Rthlr. Strafe zu ſchießen verboten geweſen. Von Metallen hat die Mark nichts, das hier einer Anzeige verdiente, als das Eiſen, welches zu Zehdenick aus dem in dortigen Gegenden aus Moräſten gegrabenen Eiſenſtein geſchmolzen, wegen ſeiner Sprödigkeit aber nur zu Kugeln und Bomben gebraucht wird. Weit ergiebiger iſt das Freyenwalder Alaunbergwerk, welches man entdecket, da man daſelbſt ohne Nutzen auf Eiſen gebauet. Die Rüdersdorfer Kalkſteinbrüche und der Sperenberger Gypsſteinbruch ſind bekannt. Sonſt findet man auch hin und wieder, beſonders bey Prenzlow in der Uckermark, eine weiſſe Mergelerde, woraus Kalk gebrannt wird. Hin und wieder findet man gewiſſe Thonarten, woraus man Gefäße macht, welche, weil ſie etwas feiner ausſehen, als die gemeinen irdenen, Porcelain genennt werden. Wir übergehen allerley farbige Erden und Sande, und erwähnen nur der ſchwarzbraunen Erde im ſchwarzen Loche bey Freyenwalde, welche eine Art von Bergöl in ſich hat. Merckwürdiger iſt der weiſſe, gelbe und braune Bernſtein, welchen man, zuweilen in Stücken von 14. bis 27. Loth in allen Marken in der Erde findet, und worunter beſonders der, welcher zuweilen in den Zehdenicker Eiſenſteinen gefunden wird, zu merken iſt. Oſtracitén findet man in dieſen ſandigen Gegenden häufig. An mannichfaltigen und ſehr ſchönen Verſteinerungen fehlt es auch nicht, dergleichen in Berlin beſonders das Eberiſche, das Eleſteriſche, das Weitersdorfiſche und das Gleditſchiſche, und zu Sulow in der Uckermark das vortrefliche Arnimiſche Cabinet, und dieſes beſonders von Uckermärkiſchen Verſteinerungen, aufweiſen können. Man findet hier die ſchönſten Ammonshörner, Käfermuſcheln, Orthoceratiten, Pectunculiten, Echiniten und dergleichen, wovon verſchiedene ſich auf das ſchönſte poliren laſſen. Viel Berge giebt es in der Marck nicht. Bey Freyenwalde ſind die meiſten und höchſten.

Im vierten und letzten Theile werden die Flüſſe und Seen der Mark beſchrieben. Die beyden vornehmſten Flüſſe ſind die Elbe und die Oder, beyde ſehr Schiff- und Fiſchreiche Flüſſe. Auſſer dieſen hat die Mark noch eine groſſe Menge Flüſſe, wovon wir nur die Havel und die Spree nennen wollen. Die erſtere iſt durch den Plauiſchen Canal mit der Elbe vereinigt. Sie entſpringt in der Herrſchaft Stargard im Mecklenburgiſchen, und geht durch den Canal bey [illegible] in die Elbe. Ihre Vereinigung mit der Oder iſt längſt im Vorſchlag geweſen, aber noch nicht zu Stande gekommen. Die Spree iſt der Suevus des Ptolemäus, und hat den alten Einwohnern in der Mark den Namen Sueven gegeben. Sie entſpringt drey Meilen über [illegible] in der Oberlauſitz, wird bey Koſſenblat in der Mittelmark ſchiffbar, und fällt bey Spandau in die Havel. Die Rinde der vielen Erlen in dem Spreewalde färbt das Waſſer dieſes Fluſſes röthlich. Seen werden hier zu Lande alle etwas große Teiche genennt. Es giebt ihrer in allen Marken eine große Menge. In der alten Mark iſt beſonders der Arendſee berühmt, welcher vor faſt 1000. Jahren durch ein großes Erdbeben entſtanden ſeyn ſoll. In der Mittelmark iſt beſonders der Bliesdorfiſche See ſehr fiſchreich. Der 2 Meilen lange Uckerſee bey Prenzlow in der Uckermark iſt unter allen einer mit von den anſehnlichſten. In der Neumark ſind die wenigſten: gleichwohl werden ihrer hier über 140. angeführet.

** Den Beſchluß macht eine Nachricht von dem Handel und Wandel in der Mark, von den Zeiten der Wenden her bis auf die itzigen, wobey auch von der Münze, der Acciſe, den Landſteuern ꝛc. geredet wird. Sed, ohe! iam ſatis eſt.

Braunſchweig.

Friderici Boerneri, Artis ſalutaris Doct. in Academia Caeſarea Nat. Curioſ. & Societate Ducal. Teutonica Helmſtadienſi Sodalis, de vita, moribus, meritis & ſcriptis Hieronymi Mercurialis, Forolivienſis, Commentatio. Accedit duplex eiusdem Elogium, alterum Jo. Nic. Erythraei, alterum Laur. Craſſo Auctoribus. Sumtu Keiteliano, A. MDCCLI. In Quart, 5 Bogen.

Der Hr. D. Börner hat dieſe zierlich und mit vieler Beleſenheit aufgeſetzte Nachricht von einem bey nahe ins Vergeſſene gerathenen verdienten Arzte dem Hrn. Prof. Erneſti in Leipzig, bey deſſen neulichen Gelangung zur Würde eines Doctors und ordentlichen Lehrers der Gottesgelahrheit daſelbſt, gewidmet. Hieronymus Mercurialis ward 1530. zu Forlivio in Umbrien gebohren. Er ſtudirte die Medicin, und ward Profeſſor in derſelben auf dem Gymnaſio zu Padua, und hernach zu Bologna, und Piſa, worauf er ſich wieder in ſeine Vaterſtadt wandte. Er war in der Griechiſch- und Lateiniſchen Litteratur ſehr erfahren, beſchäftigte ſich meiſtens mit Auslegung der alten Aerzte, und war einer von den Wiederherſtellern der Wiſſenſchaften in Italien. Seine vornehmſten Schriften ſind: Variarum lectionum Libri IV. de arte Gymnaſtica Libri VI. Cenſura & diſpoſitio operum Hippocratis [illegible] bis multiplicibus, und eine Ausgabe des Hippocrates. Auſſer den beyden auf dem Titel angezeigten Lobſchriften auf ihn iſt auch noch ein lateiniſch Gedicht von dem Franciſcus Hunniades, aus Siebenbürgen, beygefügt.

Dieſe Nachrichten ſind zu Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

51.

...QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 17. December, 1751.

Florenz.

Relazioni d'alcuni Viaggi fatte in diverſe Parti della Toſcana, per oſſervare le produzioni naturali, e gli antichi monumenti di eſſa, dal Dottore *Giovanni Targioni Tozzetti*, Medico del Collegio di Firenze, Profeſſor pubblico di Bottanica, Prefetto della Bibliotheca pubblica Magliabechiana, e Socio della Società Bottanica e Colombaria di Firenze, e delle Accademie Imperiale de' Curioſi della Natura, ed Etruſca di Cortona. Tomo ſecondo. In Firenze, 1751. Nella Stamperia Imperiale. In Octav 21 Alph.

Der Hr. D. Targioni fähret rühmlich fort, ſeine nützlichen Beſchreibungen der durch Toſcana angeſtellten Reiſen heraus zu geben. In dieſem zweyten Theile, welcher der Landesherrſchafft gewidmet iſt, theilt er erſtlich die alte und neue Geſchichte des berühmten Piſaniſchen Havens und des Platzes Livorno mit. Nachdem er die Lage des Piſaniſchen Havens unterſucht, ſo beſchreibt er die Geſchichte deſſelben von 891 bis 1146, und nachdem er hierauf allerley hiſtoniſche Anmerkungen von den Marcheſen von Livorno beygebracht, ſo ſchreitet er zu der Geſchichte eben dieſes Havens und von Livorno von 1158 bis 1424. Alsdenn ſetzt er ſie durch den Zeitraum fort, in welchem dieſe Oerter unter der Herrſchaft der Florentiniſchen Republic geweſen, und handelt von dem Wachsthum von Livorno unter der Regierung der Großherzoge, wobey er die Urſachen erzählet, warum der Piſaniſche Haven unnütz geworden, und die Merkmale ſeines alten Baues anzeigt, auch verſchiedene Betrachtungen über deſſen Geſtalt vor dem 15. Jahrhunderte anbringt. Bey dieſer Gelegenheit beſchreibt er die Ruinen von Turrita und ſtellt Betrachtungen über den Tempel des Ercole Labrone an. Von Livorno reiſete er nach Sambuca, welches ehemahls ein Einſiedlerort war, nachgehends aber gegen das Ende des 14. Jahrhunderts zu einem Jeſuaterkloſter (nicht Jeſuiter) gemacht worden, wie denn auch das Kloſter auf dem Neroneberge, wo itzo die Theatiner ſind, vormals ein Jeſuaterkloſter war. In Sambuca machte er verſchiedene Beobachtungen aus der Naturgeſchichte, welche er an der Livorniſchen Küſte fortſetzte, von deren und der Stadt geſunden Luft er weitläuftig redet. Von Livorno gieng er nach Piſa, und beſchrieb den dortigen See, und machte Beobachtungen über die St Pietro in Grado. Von Piſa reiſete er auf die Hügel, das iſt, nach Camugliano, wo er auf dem Wege das Kirchſpiel St. Hippolit und Caſſiano beſuchte, wie auch die Landſchaft Caſcina, welche den Namen von dem Fluß bekommen hat, und Ponſacco und hernach Camugliano, beydes Güter des Hrn. Marcheſen Niccolini. Von Camugliano kam er nach Peccioli, eine große Landſchaft auf gedachten Hügeln, deren Hiſtorie er von 1128. an beſchreibt, und wo er verſchiedene phyſikaliſche Beobachtungen gemacht hat. Nachdem er Anmerkungen über den Lauf der Flüſſe Era und Sterza gemacht, iſt er von Peccioli nach Volterra durch Laiatico, Orciatico und andere Oerter gereiſet. Er erzählt viel ſchöne Sachen von Volterra, von der Maremma (fruchtbaren Gegend) Volterrana von den dortigen Bergen und Hügeln, von ihren Mineralien und andern natürlichen Körpern, welche daſelbſt in der größten Menge ſind, von ihren Salzquellen, und macht ſchöne Betrachtungen über die Entvölkerung dieſer fruchtbaren Gegend. Er redet ferner von den Volterriſchen Aufſchriften, und von dem vorgegebenen Collegio der Wahrſager, beſchreibt die daſigen Berge und Hügel, redet von der daſelbſt befindlichen Alaune, und beſchreibt die Geſchichte von Montevoltraio, Gabbreto, Agnano, Miemmo, der Schlöſſer di Val di Sterza, di Monte Gemoli, di Querceto, ferner einiger Schlöſſer im Thal Cecina, Pomarance, Berignone, der Bäder zu Morbo, von Monte Cerboli, des Caſtel Nuovo. Ferner handelt er von Ligia, von Caporciano, den daſigen Kupfergruben und dem vitrioliſchen Waſſer des Berges Catini; Hierauf von den Steinkohlen zu Strido, den warmen Bädern zu Caldano und Caldanelle, von dem Alabaſter des Berges Roſſoli, von dem Libbiano und deſſen Schwefelerzten, wie auch von den Schwefelerzten des Geſundbrunnens, von dem Sandſtein zu Pomarance und von dem St. Michaelsbade. Endlich beſchreibt er die Seen auf dem Berge Cerboli und bey Caſtel nuovo und die dortigen Schwefelgruben, Vitriol- und Alaunerzte. Wer den Reichthum an Mineralien, welchen Toſcana beſitzt, ſehen, und wer den neugierigen und aufmerkſamen Fleiß unſers Verfaſſers kennen lernen will, der leſe dieſen zweyten Theil.

* * *

Man ſieht, ohne Benennung eines Orts: Ode an GOtt von Herrn Klopſtock, 1751. In Oct. 1 Bogen.

Wir

Vielleicht vermuthet man in dieſer Ode poetiſche Betrachtungen über die Majeſtät Gottes; und man muthmaßet auch recht. Oder vielleicht ſucht man darinnen ein Gebet einer entzückten Demuth; und man irret ſich auch hierinne nicht. Man findet beydes darinne; dennoch iſt dieſe Ode ein Liebeslied, und man könnte ſie das hohe Lied Klopſtocks nennen. Man ſieht wohl, daß Herr Klopſtock derjenige iſt,

- - - cui mens divinior atque os
Magna ſonaturum,

und daß er Pindariſch ſchreiben würde, wann er auch ein Gedicht vom Ackerbau ſchriebe. Er beweint die Abweſenheit ſeiner Geliebten, und anſtatt daß ein anderer Dichter, welcher in ähnlichen Umſtänden wär, ſeine poetiſche Klage mit einem **Soll ich meine Doris miſſen?** ꝛc. anfing, ſo erſchüttert ihn ein ſtiller Schauer der Allgegenwart Gottes; ſein Herz und ſein Gebein beben ſanft gerühret; er fühlt, er fühlt es, daß Gott auch da, wo er wohnt, Gott iſt. Er wünſcht mit Gott zu reden, zweifelt aber, daß er ihn wird zu ſprechen bekommen. Endlich wagt er es, mit dem Ewigen zu reden; er ſagt ihm, daß er, Gott, ewig iſt, und daß er, Klopſtock liebet. Der Ewige ſoll ihm ſeine Geliebte wieder geben, oder er ſoll ſein Leben zu einem ſchnellen Hauch machen. Er verſpricht ihm beſſer, noch einmal ſo tugendhaft zu ſeyn, wenn ſie bey ihm iſt, und den Meßias deſto feuriger zu beſingen. **Von ihr geliebt,** ſagt er, **will ich dir feuriger entgegen jauchzen; will ich mein volles Herz in hohen Hallelujaliedern, ewiger Vater! vor dir vergießen. Dann, wann ſie mit mir deinen erhabenen Ruhm gen Himmel weinet, bebend, mit ſchwimmenden entzückten Augen, will ich mit ihr hier ſchon das ewige Leben fühlen. Das Lied des Sohns, truncken in ihrem Arm, von reiner Wolluſt, will ich erhabener. Enkeln, die gleich uns lieben, gleich uns Chriſten ſind, ſeligen Enkeln ſingen**

Unſere Leſer werden wohl die Abſätze der Verſe, welche wir, den Raum zu erſparen, weggelaſſen haben, da ſie ohnedieß ohne darüber geſetzte Zeichen keine Füße haben würden, nicht vermiſſen.

Einen Gedancken unſers berühmten Dichters, welchen wir ohne dieſe Anmerkung nicht haben denken können, müſſen wir noch berühren. Es iſt der in dieſer Ode und in dem Meßias oft vorkommende Gedanke von dem Gedanken, welcher gedacht wird. Dieſer gedacht werdende Gedanke, welcher ſo lange ein guter poetiſcher Gedanke, oder vielmehr Ausdruck iſt, als er nie fort geſchrieben, als gedacht wird, hat, wenn wir uns recht erinnern, ſeinen Urſprung von einem Gedanken eines bekannten glücklichen Dichters, welcher ihn dachte, als er einmal eine Ode verfertigte. Dieſer Gedanke und das Denken des Gedankens fand damals gleich bey einigen wahren Kennern poetiſcher Schönheiten, und nachmaligen vertrauten Freunden des Hrn. Klopſtocks, weil er gut angebracht, und nur einmal angebracht war, vielen Beyfall. O imitatores! - - - -

London.

Letters concerning Mind to *which* is added a sketch of Univerſal Arithmetic, comprehending the differential Calculus and the Doctrine of fluxions. By the late Reved Mr. Joh. Petvin, A. M. Vicar of Ilſington in Devon. in 8. auf 200. Seiten.

Es ſcheint als habe der Verfaſſer dieſer Briefe uns gleich in dem erſten einen hinlänglichen Begrif davon machen wollen. Er will, daß man, denken und andern ſeine Gedanken mittheilen zu lernen, alles ſchreibe, was einem einfällt, ohne ſich um die Klarheit oder Wahrheit der gehabten Ideen zu bekümmern. Alsdenn könte man ſie mit Muſe unterſuchen, von denen ſchreiben, und ſie ſo oft durchſehen, bis der Vorwurf völlig aufgeklärt ſey. Diejenigen deren Feder niemals den Gedanken zuvorkömmt, ſchreiben allezeit auf eine gezwungene Art; Laß man ſich aber freyen Lauf, ſo werden unſre Aufſätze eben ſo frey, als die Natur iſt: Die Genauigkeit und Richtigkeit finden ſich hernach von ſich ſelbſt. Derjenige, der uns dieſen Rath ertheilet, hat ihn ohne Zweifel auch in Ausübung gebracht. Dieſe Briefe, welche man nach ſeinem Tode gefunden hat, enthielten wahrſcheinlicher Weiſe weiter nichts, als die erſten Gedanken über Gegenſtände, welche er vielleicht beſſer würde aufgeklärt haben. Diejenigen wenigſtens, welche ſie geleſen haben, finden, daß ſie ſehr dunkel ſind. Umſonſt ſuchet man einige Eintheilung oder Ordnung darinne. Jeder Brief iſt nicht nur von dem vorhergehenden abgeſondert, ſondern auch die Materien, welche jeder enthält, haben entweder gar keine Verwandſchafft miteinander, oder doch wenigſtens nur eine ſehr entfernte.

Niemand wurde in die Schulen des Plato gelaſſen, der kein Geometer war: unſern Schriftſteller wohl zu verſtehen, wäre es bey nahe nöthig, vorher den Plato, Xenophon und Ariſtoteles in ihrer Grundſprache durchzuſtudiren. Denn in dieſer führet ſie Herr Petvin auf allen Seiten an, und aus dieſen, beſonders aber aus den letztern hat er alle ſeine Ideen geſchöpft. Ariſtoteles iſt nach ſeiner Meynung der allervollkommenſte Lehrmeiſter. Allein, man darf nicht hoffen, aus bloſſen abgeſonderten angeführten Stellen, ſich von demjenigen hinlänglich zu unterrichten, was dieſe alten Weltweiſen gedacht haben, und unſer Verfaſſer giebt ſeine Erklärungen oft vor nichts, als bloſſe Muthmaßungen aus.

„Ehe ich zu den Zahlen und zu den übrigen Gegenſtänden
„komme, wovon ich ſie unterhalten will,
„(ſo fängt Hr. Petvin den zweyten Brief an,)
„kan ich nicht umhin, ihnen mein Erſtaunen zu
„entdecken. Wie iſt es wohl gekommen, daß
„der alte Weltweiſe von Samos, (Pythagoras
„nemlich, von welchem vorher nicht geredet
„worden) ſich von neuen in den verſtorbenen
„Grafen von Shaftsbury gezeigt habe? Dieſes,
„ich geſtehe es ihnen, iſt ein Geheimniß
„für mich. Vielleicht bin ich in der neuern
„gelehrten Geſchichte zu unerfahren, es erklären
„zu können. Die Sache hat gleichwohl
„ihre Richtigkeit. Und was auch dieſer
„Schriftſteller für Urſachen mag gehabt haben,
„es nicht einzuräumen, ſo war er doch
„in der That nicht böſe, wenn man es glaubte.
„Warum hätte ſonſt ſeine vornehmſte Perſon,
„da er ſie zum erſtenmahl redend einführt, einen
„Virgil in der Hand, wenn er uns nicht
„von der thätigen Intelligenz und d. g. in
„den folgenden unterhalten wollte„? Ich habe dieſe Stelle angeführt von der Denckungsart unſers Schriftſtellers, und von der Methode, welcher er durch ſein ganzes Buch gefolgt hat, einen Begriff zu geben. Er hat ſich in dem jetzt geſchilderten Bilde ſelber gemahlt; und wenn der Geiſt des Pythagoras den Mylord Shaftsbury belebte, ſo entdeckte ſich der Geiſt dieſes letztern in unſern Verfaſſer eben ſo leicht.

Um zu erkennen, was unſer Geiſt iſt, muß man ein guter Arithmeticus ſeyn: man muß die Zahlen kennen. Pythagoras und Plato haben uns dieſes Geheimniß entdeckt. Die nothwendigſten Zahlen ſind diejenigen, welche die Verhältniſſe der harmoniſchen Töne beſtimmen, die Octave, die Quarte, die Quinte, und die dazwiſchen begriffnen Accorde. Dieſes iſt die Urſache, warum uns der Verfaſſer eine Tabelle von allen den Zahlen mittheilet, deren ſich die Alten, dieſe Accorde auszudrücken, bedienet haben; gleich als wenn er uns die Grundſätze der alten Muſik lehren wollte. Gleichwohl darf man dieſes vor keine Ausſchweifung anſehen. Denn daß ſie nicht weſentlicher ſeyn könne, beweiſet der Verfaſſer auf folgende Art: Man nehme, ſpricht er, zwey Dinge, welche ſo ſehr voneinander unterſchieden ſind, als ſie nur immer ſeyn können; dieſes haben ſie mit einander gemein, daß jedes von ihnen iſt. Das Daſeyn und Weſen iſt nothwendig, ſo wohl mit dem einen, als mit dem andern verbunden. Vor dieſem Begriffe des Daſeyns, welches beyden Dingen gemein iſt, muß nothwendig der Begriff der Einerleyheit, (Identität) voran gehen, der Begriff der Verſchiedenheit (Diverſität) wird gleichfalls dabey voraus geſetzt; ſo daß der Begriff von zweyen nothwendig dieſe drey Begriffe in ſich ſchließt: Das Daſeyn oder das Weſen, die Einerleyheit und die Verſchiedenheit. Aus dieſen dreyen aber entſtehet ein vierter. Denn jedes von dieſen Dingen, welches wir zwey nennen, iſt, und iſt für ſich ſelbſt, und iſt unterſchieden von andern. Das iſt, das Weſen und die Identität, und die Diverſität ſind vereint, und finden ſich alle zuſammen in jedem von den zwey Gegenſtänden. Denn ſonſten würden dieſe Gegenſtände aufhören zu ſeyn, oder nicht zwey ſeyn.

„Wie uns nun dieſes Geviertfache den Begriff von zweyen giebt, ſo giebt es uns auch den Begrif von dreyen, von vieren und ſo fort, wenn ſie wiederhohlt wird. Wenn die Wiederhohlung aufhöret, oder an einem Orte eingeſchränckt iſt, ſo giebt ſie uns den Begrif von einer endlichen und beſtimmten Anzahl. Wenn ſie aber auf eine unbeſtimmte Art fortgeſetzt iſt, ſo giebt ſie uns den Begrif von mehreren, nicht aber von eben ſo viel. Man kan alſo die Mehrheit erklären als eine unbeſtimmte Wiederhohlung der vereinten Begriffe des Weſens, der Identität und der Verſchiedenheit.

„Die Alten ſcheinen auf dieſes Geheimniß in ihren räthzelhaften Reden von den vier Monaden 1, 2, 3, 4 gezielt zu haben. Dieſe vier Zahlen machen zuſammen 10, und wenn man dieſe Addition wiederhohlt, ſo hat man ein andres Zehnten, und wieder ein anderes, und immer ſo fort bis in das Unendliche. Auf dieſe Art entſtehen aus dieſer Quelle alle Zahlen und alle Sachen.

„Von dem Daſeyn des Mehreren hangt das Daſeyn der Erkenntniß ab - - Denn wenn es keine Mehrheit giebt, ſo kan das Vor ſich ſelbſt in den Mehreren nicht ſeyn, und ohne dieſes Vor ſich ſelbſt giebt es kein Gemeines oder Allgemeines; folglich auch keinen Schluß, keinen Beweiß und keine Wiſſenſchaft.

„Da alle Harmonie nach der Meinung der Alten aus den vier urſprünglichen Noten entſtehet, ſo nennten ſie dieſe Noten oder die Zahlen, welche dieſe Noten ausdrücken, eine Tetractis; und da ihre muſikaliſchen Compoſitionen mit den Lehrgebäuden der Wiſſenſchaf Verwandtſchaft hatten, ſo waren die Gründe der Muſik und die Gründe der Wiſſenſchaft ausfündig zu machen, Aufgaben von einerley Art.

Wann auch die Erklärungen unſeres Verfaſſers noch verſchiedenes in dieſer räthzelhaften Materie dunckel laſſen, ſo müſſen wir uns doch damit begnügen, und bedencken, daß die Weltweisheit nothwendig verhüllt ſeyn muß.

Das übrige folgt künftig.

Stockholm.

Caroli Linnaei Archiatr. Reg. Medic. & Botan. Profeſſ. Upſal. Acad. Imper. Monſpel. Berol. Tolos. Upſal. Stockh. Soc. & Paris. Correſp. Philoſophia Botanica, in qua explicantur Fundamenta Botanica, cum definitionibus partium, exemplis terminorum, obſervationibus rariorum, adiectis figuris aeneis. Cum Privilegio. Apud Godofr. Kieſewetter 1751. In Oct. 1 Alph. und 1 Bogen Kupfer.

Hier iſt nun endlich die ſo lange verſprochene ſogenannte botaniſche **Philoſophie** des **Hrn. Linnäus.** Sie beſteht in deſſen entgegengeſetzten *Fundamentis Botanicis*, wovon Hr. L. einige Capitel ſchon in einzeln Abhandlungen angeführet hat. Dieſe ſind *Bibliotheca Botanica; Claſſes plantarum; Sponſalia plantarum; Critica Botanica; vires plantarum.* Dieſes alles nun hat er hier zuſammen genommen, und auch das noch fehlende 4. 6. u. 11. Capitel ausgeführt hinzu gethan. Er nennt aber dieſes Buch nur noch *Compendium* Ph. Bot. und verſpricht künftig ein viel größeres Werk davon zu liefern. Was für Veränderungen wird daher dieſe erſte Ausgabe nicht unterworfen ſeyn! In zehn Jahren wird man ſie nicht mehr kennen. Dieſe Mode des Hrn. L. iſt ſchon bekannt, und man ſollte ſich faſt fürchten, ein Buch von ſeiner Arbeit ſich eher zu kaufen, als bis er darauf ſetzt: omnium ultima immo ultimiſſima editio. Hr. L. iſt ſo beſcheiden, immer neue Fehler in ſeinen Schriften zu entdecken, und ſie entweder zu verbeſſern, oder mit andern Fehlern zu vertauſchen. Je mehr aber hierbey ſeine Tugend gewinnt, deſto mehr verliert ſeine Wiſſenſchaft.

Nach der Einleitung dieſes Werks, welche alles, was auf dem Erdboden iſt, kürzlich unterſcheidet, folgen die 12 Abtheilungen deſſelben, welche folgende ſind: 1) Bibliotheca, 2) Syſtemata, 3) Plantae. 4) Fructificatio, 5) Sexus, 6) Characteres, 7) Nomina. 8) Differentia, 9) Varietates, 10) Synonyma, 11) Adumbrationes, 12) Vires. Man wird hieraus ohngefähr ſehen, was man neues in dieſem Werke zu ſuchen hat. Hr. L. iſt unter den Syſtematikern das, was ſonſt die ſtrengen Methodiſten ſind. Das ganze Buch beſteht aus lauter Tabellen und ſolakowiſchen Sätzen, daß wir glauben, er werde ſich ſelbſt bey dem zweyten Durchleſen nicht allemal verſtehen.

Das Fragment einer natürlichen Methode kömmt uns ſehr ſeltſam und unbrauchbar vor. Was heißt es, daß er ſagt, manche Pflanzen ſind gepfeffert, manche palmenähnlich, manche dreyblättrich, manche ſcheidenförmig, manche kronenförmig, manche lilienähnlich, manche rohrförmig, manche grasartig, manche zapfentragend, manche heckigt, manche rauh, manche zuſammengeſetzt, manche ſchildförmig, manche vielſchotig, manche zweyförmig, manche lauſend, manche glockenförmig, manche ſtrauchig, manche äpfelartig, manche wachſen an Zäunen, manche in Brunnen, manche ſind ſaftig, manche ſternförmig, ꝛc. ꝛc. ? Hiervon würden doch die wenigſten Kennzeichen in einer natürlichen Methode zu brauchen ſeyn, indem der Eintheilungsgrund der meiſten Himmelweit voneinander unterſchieden iſt. Aber aus dem Eintheilungsgrunde pflegt Hr. L. nicht allemal viel zu machen. Seine meiſten Kennzeichen der Geſchlechter ſind ſo willkührlich und cavaliermäßig, daß man faſt eben ſo viel ganze Beſchreibungen ſeiner Pflanzengeſchlechter, als Geſchlechtsnamen, auswendig lernen muß, wenn man ſeine Unterſcheidungszeichen der Geſchlechter kennen lernen will.

Die Aehnlichkeit der Pflanzen mit den Thieren treibt Hr. Linnäus oft zu weit. Die Erde iſt der Magen, die Wurzeln ſind die Milchgefäße, die Stengel die Knochen ꝛc. der Pflanzen.

gen. Welche Aehnlichkeit! Auf dieſe Art kann man alles in der Welt miteinander vergleichen. Aber nicht nur lächerlich, ſondern gar widerſprechend iſt es, wenn er ſagt: „Die vollen Blumen ſind verſchnitten; daher abortiren ſie allezeit„. Gleich als ob verſchnittene gebähren, oder als ob die Wirkung des Beyſchlafs eines Verſchnittenen dieſe wäre, daß eine unzeitige Geburt daraus entſtünde, oder als ob unfruchtbare und unreife Samen einerley wären.

Die Regeln, welche Hr. L. von den Kräften der Pflanzen aus dem Aeuſſerlichen giebt, ſind ſo beſchaffen, daß die Ausnahmen die Exempel oft weit überſteigen. Den Nutzen ſolcher Regeln begreifen wir nicht.

Den Unterſchied, welchen Hr. L. hier oft zwiſchen NOS und EGO macht, verſtehen wir nicht. Die vom Kelch der Blumen hergenommene Methode hat der Hr. *Nos* ausgedacht, und das iſt der Herr Linnäus; Die Geſchlechtsmethode hingegen rühret von dem Herrn *Ego* her, und das iſt eben derſelbe Herr Linnäus. Vielleicht hat er aus Beſcheidenheit das ſtolze Ich nicht ſo oft wiederhohlen wollen, und es alſo zuweilen mit einem beſcheidenen Wir abgewechſelt.

Auf dem Titel ſieht man des Hrn. L. Wappen, nemlich die von ihm entdeckte lappländiſche Pflanze, *Linnaea*, mit der Ueberſchrift: Tantus amor Florum.

⁂

Wir haben neulich in denen Leipziger gelehrten Zeitungen vom 21. October bemerket, daß darinne dem Hrn. Hofprediger von Perard in Stettin etwas zur Laſt geleget worden, welches nicht ganz mit Stillſchweigen übergangen werden kann. Es wird nemlich dieſer um die ſchönen Wiſſenſchaften ſo verdiente Mann darinne beſchuldiget, als wenn er ſich rühmte, die Greifswaldiſche Academie wieder ins Aufnehmen gebracht zu haben. Der ganze Irrthum rühret von einem Briefe her, welchen der Hr. Cardinal Quirini an den Hrn. Pater Baiers in Rochelle geſchrieben, und welcher dem Discours ſur les Bibliotheques publiques beſagten Paters beygefüget iſt. In demſelben hat der Herr Cardinal, da er von der Deutſchen Geſellſchaft in Greifswalde ſpricht, ſich an ſtatt des Worts Societät, des Worts Academie bedienet, und gemeldet, daß der berühmte Herr von Perard dieſe Geſellſchaft in einen blühenden Stand wieder zu ſetzen, vor andern ſich ungemein bemühet hätte, und auch das Vergnügen erlanget, ſeinen Wunſch erfüllt zu ſehen. Dieſe Verwechſelung des Worts Academie und Societät hat den Hrn. Verfaſſern obbeſagter gelehrten Zeitungen Anlaß gegeben, bemeldeten Hrn. von Perard einer Ruhmrätigkeit in ziemlich harten Ausdrückungen zu beſchuldigen. Wir glauben daher, der Wahrheit und den Verdienſten dieſes in der That berühmten und gelehrten Mannes ſchuldig zu ſeyn, deſſen Unſchuld zu vertheidigen, ohngeachtet die ganze gelehrte Welt beſagten Hrn. von Perard ſchon nach ſo einer Gemüthsbeſchaffenheit kennet, daß er unſere Vertheidigung gar nicht nöthig hätte. Wer die edle Gemüthsart dieſes Herrn kennet, der wird von ſelbſt einſehen, daß es von ihm gar nicht zu vermuthen ſey, daß er ſich iemahls dergleichen gerühmet haben ſollte. Allein, wenn man überlegt, daß man in Italien und Frankreich die meiſten gelehrten Geſellſchaften mit den Nahmen der Academien zu belegen pfleget, wenn man erweget, daß der Hr. Cardinal ein Italiäner iſt, ſo wird man leicht den Grund dieſes unſchuldigen Irrthums einſehen können. Es iſt in der That ein wenig zu hart gegen einem Mann von Verdienſten verfahren, wenn man dergleichen Dinge ihm vorwerfen will. Geſetzt aber auch, obgleich nicht eingeräumt, daß der Hr. Cardinal dieſes von der ganzen Academie gemeinet hätte, ſo wird doch auch dieſer Ausdruck um deſto eher Vergebung verdienen, wenn man erwegt, daß bey Errichtungen, Erneuerungen, und Aufrechthaltung dergleichen rühmlicher Geſellſchaften, auch wircklich der Ruhm einer Academie bey auswärtigen ſteiget. Wie wenig hat alſo der Hr. Cardinal auch in dieſem Stücke geirret, und wie unſchuldig iſt alſo der Hr. von Perard? Wir würden gar nichts ſagen, wenn nicht in den im vorigen Jahr gedruckten Reden, welche der Hr. von Perard, die Fräulein von Balthaſar, und der Hr. Profeſſor Dähnert, bey Gelegenheit einer öffentlichen Zuſammenkunft dieſer erlauchteten Geſellſchaft gehalten, der Beweis von den groſſen Verdienſten des Hrn. von Perard am Tage läge. Man ſehe die 16te S. beſagter Reden an, da man finden wird, mit was vor anſehnlichen Mitgliedern, dieſe, an und vor ſich ſchon berühmte Geſellſchaft, durch den Vorſchlag dieſes um die ſchönen Wiſſenſchaften hochverdienten Herrns vermehret werden. Da nun beſonders eben zu derſelben Zeit, beſagte Geſellſchaft einmüthig beſchloſſen, nicht allein die Reinigkeiten und Aufnahme der deutſchen Sprache, ſondern auch überhaupt alle Arten von Wiſſenſchaften zum Gegenſtande ihrer zukünftigen Beſchäfftigungen zu machen, ſo kan man leicht erachten, wie gewiß ſich dieſe edle Bemühungen auch auf die ganze Academie erſtrecken werde, wenn man beſonders überlegt, wie rühmlich es einem Göttingen iſt, wenn vornehme Studirende nebſt ihren andern Beſchäfftigungen, auch zum Beſten der Geſellſchaft mit arbeiten, und ſo denen Beyſpielen des Grafen von Stadion nachfolgen. Und in dieſer Abſicht iſt es nicht unrecht, wenn man auch der Academie einen blühenden Wohlſtand von dieſer Geſellſchaft verſpricht, denn eine hohe Schule mag auch in dem beſten Zuſtand ſeyn, ſo wird ſie doch noch allezeit höher ſteigen können. Zu geſchweigen daß der Hr. von Perard viel zu edel denckt, als daß er dergleichen ſich jemahls ſollte gerühmet haben, als deſſen Abſicht bey allen ſeinen Bemühungen vor die Wiſſenſchafften, allezeit von Eigennutz und einer unverſchämten Ehrſucht unendlich weit entfernet iſt.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

52.

UT QUE FULGENS
mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 24. December, 1751.

Berlin.

Grundlegung des Chriſtenthums, welche in ſich faßt: I. eine Einleitung in die Heil. Schrift. II. die Glaubenslehren in einer Heylsordnung nach den fünf Hauptſtücken des Catechismi. III. die Lebenspflichten nach den Heil. Zehn Geboten. IV. Troſtſprüche aus Heil. Schrift bey allen innerlichen und äuſſerlichen Leiden. V. einen catechetiſchen Unterricht von der evangeliſch-lutheriſchen Religion. Anfänglich zum Schulbuche, nachmahls auch zum bequemen Handbuche ausgefertiget von Joh. Jacob Lenz Inſpectore und Paſtore zu Fehrbellin. *Cum Cenſura & Approbatione.* Druckts und verlegts Friedrich Wilhelm Birnſtiehl. 1752. auf 5. Bogen.

Wir können von dieſem kleinen Wercke keinen vollſtändigern Begrif machen, als der Tittel ſelbſt macht, und alles, was wir zu ſeinem Lobe hinzu ſetzen können iſt dieſes, daß der Hr. Paſtor ſeinen Entwurf auf eine leicht und gründliche Art angeführet hat, und daß es zu wünſchen wäre, wenn dieſes bequeme Handbuch in den kleinen Schulen eingeführt würde, wo man die Jugend oft mit Büchern plagt, die ihr Gedächtniß mit Lehrpuncten und Schriftſtellen füllen, ohne das Herz mit ſeinen Pflichten bekannt zu machen.

Ulm.

Von da her erhalten wir eine Abhandlung, welche dieſe Inſchrift trägt: D. Joh Philippi Carrach tractatio iuris publici ſecularis, de exemtionibus territoriorum Germaniæ. 1752.

Gaum hat ſie drucken laſſen. Sie iſt in 4to und beynahe ein Alph. ſtark. Sie läuft durch 105. §. fort, welche ihren Inhalt auf dem Rande in einem kurzen Auszuge darlegen, und wieder durch Kapitel abgeſondert ſind. Die vorgeſetzte Skiagraphie macht es leicht, das ganze Werk bald überſehen zu können. Die Sache, welche in demſelben vorgetragen und erheitert wird, iſt noch ſchlecht bearbeitet. Die mehreſten, welche etwas davon geſagt haben, hielten es für gut, aus des **Waldeckiſchen** Kanzlers, **Zacharias Victors** Aufſatze, de cauſis exemtionum imperii zu borgen, und alsdenn zufrieden zu ſeyn. Der große Rechtsgelehrte, Herr **Eſtor**, hat zwar dieſen Punckt in einem Programma alſo beleuchtet, daß er von den gemeinen Sätzen dabey abgegangen iſt: Allein, auf ſo wenigen Blättern konnte er wohl nicht alles ſagen, was hieher gehöret. Man iſt alſo dem gelehrten und arbeitſamen Hrn. D. Carrach eine Verbindlichkeit ſchuldig, daß er dieſes wichtige Stück aus der Rechtsgelehrſamkeit in ſeine Betrachtung kommen ließ. Anfänglich wollte er ſeine Inauguraldiſſertation mit dieſen Gedancken ſchmücken. Jedoch, die Weitläuftigkeit und andere Umſtände verhinderten ſolches. Er redet von den verſchiedenen Arten der Exemtionen, wie er allemal redet; das iſt, gründlich auseinander geſetzt. Man wird ihm die Vorwürfe nicht machen können, welche er dem **Victor** in der Vorrede gemacht hat. Wer unpartheyiſch richten will, der wird überzeugt geſtehen müſſen, daß ſeine Einſicht weitere Gränzen habe, als er der Weisheit des **Victors** ſetzet. Er unterſtützt das, was er beybringet, mit tüchtigen Beweiſen aus der Geſchichtskunde. Und eben das macht ſeine Ausarbeitung auch denen brauchbar, welche dem **Juſtinianus** eben nicht die Leibeigenſchaft geſchworen haben. Mit Vergnügen muß ein Liebhaber der Rechte und Geſchichte unſeres Vaterlandes dasjenige leſen, was er hier von der **Mark**, von **Pommern**, von **Camin**, von **Ruppin**, von **Magdeburg** und ſ. w. geſchrieben findet. Da übrigens dieſe Unterſuchung nur diejenigen Exemtionen, welche in das weltliche Jus publicum gehören, zum Vorwurfe hat: So verſpricht es uns der Herr Verfaſſer zweymal, daß er auch die geiſtlichen Exemtionen vornehmen wolle. Ein Mann, wie Herr **D. Carrach** iſt, hält ſein Wort. Er will ſeinen Namen nicht in das Kapitel der gelehrten Hiſtorie haben, welches von Verſprechen handelt, von denen viele nur Prahlhänſe und nicht wenige nur Lügner waren.

Duisburg.

Als neulich der gelehrte Herr D. Otto Ludewig von Eichmann die Würde eines öffentlichen Lehrers der beyden Rechte, auf der hieſigen hohen Schule antrat: ſo begrüßte ihn unſer verdienter Arzt, D. Joh. Phil. Lorenz **Withof** mit einer Glückwünſchungsſchrift. Sie iſt bey Strauben ſauber abgedruckt, und liefert uns eine Nachricht von einem ehemahls ſehr hochgehaltenen Arzeneygelehrten, **Aegidius Corbolienſis**; in einer lebhaften und reizenden deutſchen Schreibart. Dieſer Mann war ein medicinischer Dichter. Wie gut reimte es ſich alſo, daß der Herr Adſeſſor Withof, welcher mit ſo vieler Ehre unter den deutſchen Poeten ſtehet, dieſen gedoppelten Kunſtverwandten durch einen ſo ſchönen Beytrag zur mediciniſchen Geſchichte bekanter machte? Er hält den Aegidius, der mit ſo vielen andern verwechſelt wird, und ſo mancherley unbeſtimmte falſche Erzählungen von ſich tragen muß, für einen Schottländer, aus Atholia. Den Zunamen Corboliensis ſoll ihm ſein Aufenthalt in der Abtey Corbel, nicht weit von Paris gegeben haben. Er hat, wahrſcheinlicher Weiſe, in dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts gelebt. Man legt ihm viele Bücher bey. Der Herr W. aber ſpricht ihm die meiſten wieder ab, und handelt inſonderheit von zween Tractaten deſſelben, welche in lateiniſchen Verſen verfaßt ſind. Die Sprache, welche der Herr Adſeſſor mit dem Herrn Prof. von Eichmann ſo wohl bey dem Anfange, als an dem Ende dieſes Aufſatzes führt, iſt eine Sprache des Herzens. Wie viele können ſie reden? Wie wenige wollen ſie lernen?

Göttingen.

D. Johann Georg Gmelins, der Chemie und Kräuterwiſſenſchaft auf der hohen Schule zu Tübingen öffentlichen Lehrers, Reiſe durch Siberien, von dem Jahr 1733. bis 1743. Erſter Theil.

Wo Rußlands breites Reich ſich mit der Erde ſchlieſſet,
Und in den letzten Weſt des Morgens Marck zerflieſſet;
Wohin kein Vorwitz drang; wo Thiere fremder Art
Noch ungenannten Völkern dienten;
Wo unbekanntes Ertzt ſich künftigen Künſtlern ſpart,
Und nie beſehne Kräuter grünten;
Lag eine neue Welt, von der Natur verſteckt,
Bis Gmelin ſie entdeckt.

von Haller.

Verlegts Abram Vandenhoeks ſeel. Wittwe. 1751. In Oct. 1 Alph. 8 Bogen und 14 Bogen Kupfer.

Herr Gmelin würde treulos an ſeinem Vaterlande gehandelt haben, wenn er aus übertriebener Begierde, ſeine Verbindlichkeiten gegen ein fremdes Land zu beobachten, dem erſten die Nachrichten von ſeiner merkwürdigen Reiſe durch Siberien vorenthalten hätte. Daß dieſe Reiſe bey Gelegenheit der weltbekannten Kamtſchatkiſchen Unternehmung, über deren Ausführung, wie Hr. Gmelin verſichert, die Welt, wofern ſie bekannt gemacht werden ſollte, erſtaunen wird, in Geſellſchaft des Hrn. Prof. Müllers in Petersburg, und des Hrn de Lisle la Croyere unternommen worden, wollen wir hier nicht wiederholen. Dieſes iſt nur der erſte Theil, welchem der zweyte und dritte künftige Oſtern folgen werden. In dieſem erſten Theil wird die Reiſe von Petersburg bis hinter Irkutzk an den Chineſiſchen Grenzen beſchrieben. Dieſe iſt theils zu Waſſer auf der Wolga und dem Irtiſch, theils zu Lande, bey Froſt und Hitze und mancherley Beſchwerlichkeit, beſonders wegen der ungehorſamen und faulen Ruſſiſchen Unterthanen, auf dem Lande, vom Auguſt 1733. bis in den May 1735 verrichtet worden. Von Petersburg bis dahin hat Hr. G. 10446 Werſte, das iſt, gegen 2080 deutſche Meilen zurück gelegt.

Dieſe Reiſebeſchreibung iſt nur ein Tageregiſter ſeiner Reiſe. Denn die phyſikaliſchen Beobachtungen, wegen welcher Hr. G. ausgeſchickt war, macht er in beſondern Schriften, welche in Petersburg heraus kommen, bekannt, wie er denn mit dem Pflanzenreich bereits ſo einen Anfang gemacht hat, daß man ſeinen übrigen Entdeckungen mit Ungeduld entgegen ſieht. Indeſſen iſt doch dieſes Tageregiſter mit den angenehmſten und merkwürdigſten Sachen angefüllt, wovon wir eins und das andere, was uns ſogleich einfallen wird, hier anführen wollen.

Schon um Caſan, noch mehr aber in ganz Sibirien, ſind viel heydniſche und mahometaniſche Tatarn, deren Religion meiſtens noch weniger als keine Religion iſt. Ihre Prieſter und Tauſendkünſtler oder Zauberer ſind zugleich ſehr unwiſſende und betrügeriſche Leute. Ihre Zauberey, von welcher und der Lappländer ihrer ſo viele Reiſebeſchreiber ſo viel Märchen für wahrhaftige Wahrheiten erzählen, hat Hr. G. zu unterſuchen ſich überall viel Mühe gegeben, und allemal befunden, daß es lauter Betrug, und zwar ſehr einfältiger Betrug iſt, welcher nur ſolche Leute, die nicht viel mehr Verſtand haben, als das liebe Vieh, überraſchen kann.

Zu Catharinenburg und um dieſe Stadt hat Hr. G. das daſige Sibiriſche Oberbergamt, die Kupferbergwerke und die Schmelzhütten beſehen, welches alles er, wegen ſeiner vortreflichen Einrichtung und der vielerley zum Berg- und Schmelzweſen gehörigen Arbeiten, nicht genug rühmen kann. Das dortige Kupfererzt bricht nur in Neſtern, iſt kieſigter Art, und der Centner giebt, eins ins andere gerechnet, 3 Pfund. Das Erzt liegt gar nicht tief, und überhaupt wiſſen die Bergleute in Sibirien gar nicht, was für eine mühſelige Creatur ein deutſcher Bergmann bey ſeiner beſchwerlichen Arbeit iſt. Hinter Tobolſk wird an vielen Orten ſchön Eiſenerzt gegraben, und vieles von der beſten Art liegt noch ungebraucht da. Auch findet man deutliche Merkmale von Goldadern in Sibirien, und daß man vor alten Zeiten daſelbſt ſtark auf Gold gebauet haben muß, ſiehet man aus dem vielen Golde, welches man in den Gräbern der alten Tatern vor dieſem gefunden, und hin und wieder noch findet. Die dortigen Einwohner gehen ordentlich auf Grabung dieſes Goldes aus, und bringen es in die Sibiriſchen Städte, beſonders nach Irbit, zu Markte. Dabey aber werden die ſchönſten Denkmäler des Alterthums zerſtöret. Die Art, wie die Sibiriſchen Tatarn das Eiſen ſchmelzen, iſt ſehr einfach, und Hr. G. beſchreibt ſie ausführlich.

Bey Jamiſchewa iſt ein merkwürdiger Salzſee. Er hat 9 Werſte, oder 1¼ Meilen im Umkreiſe. Seine Ufer ſind voll Salz, und der Grund iſt vom Salze wie cryſtalliſirt. Das Waſſer iſt im höchſten Grade ſalzig, und ſieht, wenn die Sonne ſcheinet, ganz roth aus, wie das Waſſer von der darauf ſcheinenden Morgen- oder Abendröthe. Das Salz iſt ſchneeweiß und beſteht aus lauter cubiſchen Cryſtallen. Es iſt deſſen eine ſolche Menge, daß man in kurzer Zeit viele Schiffe darinn beladen könnte, und an den Stellen, wo man es weggenommen hat, findet man nach fünf bis ſechs Tagen wieder neues. Man könnte wohl 50. ſolche große Provinzen, wie die Tobolskiſche und die Jeniſeiſche ſind, und welche ihr Salz daher bekommen, damit verſorgen. Der Handel damit gehört der Krone, und das Pfund wird auf der Stelle für 12 Copecken verkauft. Dieſer See wird auf einem Hügel durch 10 Mann bewachet. Tobolſk iſt lange nicht ſo ein fürchterlicher Ort, wie man ſich ihn, als den Verweiſungsort der Ruſſiſchen Verbrecher, gemeiniglich vorſtellet. Es ſind daſelbſt alle Lebensmittel, und alle Arten der beſten Weine in Ueberfluß für ein Spottgeld zu haben. Dieſer Ueberfluß zieht daſelbſt zwey groſſe Uebel nach ſich. Erſtlich, daß die Einwohner der Wolluſt im höchſten Grad ergeben ſind, und die veneriſche Kranckheit daſelbſt eine beſtändige und allgemeine Seuche iſt, ſo, daß man kein Haus ohne dieſelbe und oft gantze Familien antrifft, welche damit angeſteckt ſind. Das andere Uebel iſt die unüberwindliche Faulheit der daſigen Einwohner, über welche auch Hr. G. an vielen andern Orten die bitterſten Klagen führet, indem dieſe Menſchengeſchöpfe nicht eher eine Hand anlegen, bis ſie keinen Biſſen mehr zu eſſen haben, und nur auf die folgende Stunde zu dencken, ſich niemals einfallen laſſen. Dergleichen Leute findet man eben nicht nur in dem rauhen Sibirien, und man kan es für ein ſicheres Zeichen eines dummen Volcks halten, unter welchem Fleiß, Arbeit und Aemſigkeit ſo gänzlich verbannet ſind. Unter dieſen faulen Tobolskern traf gleichwohl Hr. Gmelin ſo gar einen Coſaken an, welcher ordentliche Wetterbeobachtungen anſtellte, und er theilet die Abzeichnung einer den 30. Sept. 1734. von ihm beobachteten Erſcheinung mit, welche aus Ringen um die Sonne und Nebenſonnen beſtanden.

Bey Kjachta, welches die Chineſiſche Grenze macht, hat Hr. G. die Chineſiſche Grenzpoſtirung beſucht, und etwas von der Chineſer Lebensart und ihren Sitten angemercket.

Die Sibiriſchen gemeinen Einwohner Ruſſiſch-Griechiſcher Religion, nehmen zuweilen allerhand Gaukelpoſſen vor. Am letzten Tage des Jahrs 1733. gingen in Catharinenburg der Tod und der Teufel herum. Der Tod wandte ſich mit ſeiner Senſe zu dem Hrn. Gmelin, und ſagte: Chriſtus will haben, daß du nicht länger leben ſollſt. Hr. G. gab ihm ein Trinckgeld, und ſo ließ er ihn noch leben. Es waren Muſikanten dabey, und man tanzte einen Todtentanz. Es ſoll dieſes beym Beſchluß des Jahrs eine Erinnerung der Sterblichkeit ſeyn. Aber es lauft eben ſo, wie bey unſern heiligen Drey Königen, auf eine Betteley hinaus. An einem andern Orte ſah er eine Art einer Komödie ſpielen, wo Chriſtus ſelbſt mit dabey war. In der Weyhnachtszeit 1734. erinnerte ſich Hr. G. der auch bey uns unter dem Pöbel um dieſe Zeit gewöhnlichen Gauckeley, indem zu Jeniſeisk, wo er damals war, ein Trupp Sänger mit einer groſſen Laterne, welche ein ordentlicher Guckkaſten war, herum gieng. In dieſem Kaſten war das Chriſtkindlein, das Oechslein und das Eſelein, Maria, Joſeph, ꝛc. welche ſich alle bewegten, zu ſehen. Die chriſtlichen Feſte werden in Sibirien meiſtens mit raſenden Saufen, Springen, Tanzen, Reiten und Fahren gefeyert. Auf dem Lande wiſſen ſie ſelten die eigentliche Zeit ihrer Feſte. Als Hr. G. gegen Weihnachten auf ein Dorf kam, fragten ihn die Bauern, wenn denn Weihnachten ſeyn würde? ſie wüſten es nicht ſo genau, ſondern ſie feyerten es, nachdem ihr Bier eher oder ſpäter fertig wäre.

Von den Hochzeiten, dem Gottesdienſte, den Kleidungen der Tatarn giebt Hr. G. ausführliche Nachricht, ingleichen von der Beſchreibung der mahometaniſchen Tatarn ꝛc.

Als er einem Tatar ſeine Taſchenuhr wieß, und ihm dabey ſagte, daß man daran ſehen könnte, was es an der Zeit ſey! gab derſelbe geſchwind die für einen Tatar recht philoſophiſche Antwort: So muß es wohl eine kleine Sonne ſeyn.

Doch wir müſſen wegen Menge der merckwürdigen Nachrichten hier abbrechen. Wir erinnern nur noch dieſes, daß, da Sibirien ſeinen Namen von dem Fluß Sibir und der alten verwüſteten Stadt gleiches Namens hat, dieſes Land nicht Siberien, ſondern Sibirien genennet werden muß. Auch iſt das gewöhnliche Tartar falſch. Es muß Tatar heiſſen.

In dieſer Reiſebeſchreibung kommen viel Ruſſiſche und andere fremde Wörter vor, von welchen der Hr. Verfaſſer viele erkläret hat. Viele aber ſind gleichwohl noch unerklärt geblieben, weswegen vieles noch etwas dunkel iſt. Vielleicht wird dieſem geringen Mangel in den beyden übrigen Theilen abgeholfen.

Halle.

Hiſtoriſche Sammlungen zur Erläuterung der deutſchen Staats- Kirchen- und Gelehrten Geſchichte. Erſtes Stück. 6 Bogen, in 8. 1751.

Eine ſolche periodiſche Schrift hat **Kümmel** in den Verlag genommen: Ob es gleich die Herren Verfaſſer in der Vorrede zugeſtehen, daß man ſich über den Ueberfluß der Monatſchriften in unſerm Jahrhunderte zu beſchweren Urſach habe. Sie glauben den Fehlern, welche bey dieſer Sache obwalten, könne dadurch am leichteſten abgeholfen werden. Wenn man nicht ſo viele allgemeine Journale ſchmieden; ſondern einem jeden Haupttheile der Gelehrſamkeit eigene Aufſätze dieſer Art widmen wollte. Sie finden auch ſolche faſt in allen Wiſſenſchaften. Da aber die Hiſtorie, nachdem die Oetterſchen Sammlungen aufgehöret haben, in dieſer Abſicht wüſte und öde zu ſeyn ſcheinen: So haben ſie ſich entſchloſſen, ſolchen Mangel zu erſetzen: Ihr Hauptzweck iſt, erhebliche Anmerkungen über verſchiedene in die deutſche Staats Kirchen und Gelehrtengeſchichte laufende Materien mitzutheilen. Ungedruckte Urkunden, mit Fleiß verfertigte Ausarbeitungen und ein angenehmer Wechſel ſollen die Aufmerkſamkeit ihrer Leſer erhalten. Sie ſind geſonnen, auch fremden Beyträgen einen Platz in ihrem Wercke einzuräumen: Wenn man ſie dem Verleger, unter der Aufſchrift: An die Verfaſſer der hiſtoriſchen Sammlungen, zuzuſenden Belieben trägt. Zuweilen werden ſie hiſtoriſche Fragen vorlegen. Wer ihnen ſeine Gedancken darüber mittheilen wird, dem wollen ſie ſich inſonderheit verbunden erachten. Ferner gedencken ſie, die neuherauskommenden hiſtoriſchen Schriften anzuzeigen, und von den vornehmſten eine hinlängliche Nachricht zu geben; beſonders von ſolchen, die man in andern gelehrten Monats- und Wochenblättern noch nicht ausführlich behandelt hat. Manchesmal werden ſie die academiſchen Lehrer der Geſchichte in Deutſchland, wie auch die in andern periodiſchen Schriften vorkommende hiſtoriſche Abhandlungen mitnehmen, und überhaupt keine Nachricht vorbey laſſen, welche einem Kenner der Geſchichte nützlich und angenehm ſeyn kann. Monatlich wird ein Stück ihrer Arbeit ausgegeben, und das zwölfte mit einem Regiſter zu dem ganzen Bande verſehen werden.

Dis ſind die Verſprechungen, welche gethan werden. Vielleicht iſt es manchem lieb, zu erfahren, von was vor Männern wir die Erfüllung dieſer Zuſagen zu erwarten haben. Es ſind drey in unſerer Stadt und auf unſerer Hohen Schule lebende Gelehrte; nemlich, Herr Hofrath **Lenz**; Herr Prof. **Pauli** und Herr Doct. **Michaelis**. Die beyden erſten ſind unter unſern Geſchichtſchreibern bereits ſo bekannt, ſo ſtark der dritte dieſem Theile der Wiſſenſchaften ſchon lange ergeben geweſen iſt.

Der erſte Aufſatz in dieſem erſten Stücke handelt vom Biſchoffe Evermod zu Razeburg, vormaligen Probſte im Kloſter **Gottesgnade**, hernach zu unſer lieben Frauen, in **Magdeburg**. Das Kloſter **Gottesgnade** iſt itzt ein Amt, und liegt bey **Kalbe** an der Sale. Wer weiß es nicht, was Leukfeld von demſelben geſchrieben hat, und was in Höveckers Nachricht von **Kalbe** ꝛc. davon vorkommt?

Zum andern wird die Frage beantwortet: Ob das hochfürſtl. Haus Anhalt, und welcher Fürſt aus demſelben im 14ten Jahrhunderte bey der Kayſerwahl in den Vorſchlag gekommen ſey? Heinrich ohne Land ein Brandenburgiſcher Markgraf aus Anhaltiſchen Stamme, und der Graf von Anhalt, Albert, der ältere, ſind es geweſen, welche von ihrem Anverwandten, dem Churfürſten von Brandenburg, Woldemar, Ao. 1308. und Ao. 1314 zum Kayſerthum befördert werden ſollten.

Zum dritten folgt des Churfürſten zu Brandenburg Albert Achilles Schreiben an ſeinen Sohn, Markgrafen Johann, deſſen Vermählung mit der Sächſiſchen Prinzeſſin Catharina betreffend; nebſt vorläufigen Anmerkungen über den ehemaligen ſtarken Aufwand bey fürſtlichen Vermählungen. Dieſer Brief iſt noch nie gedruckt geweſen, und aus einer Abſchrift des berühmten Seidels; dieſes Brandenburgiſchen Rechtsgelehrten und Geſchichtskundigen genommen.

Zum vierten lieſet man Leben, Thaten und Ehrenrettung Herrn Heinrichs von Plauen, Hochmeiſters des deutſchen Ordens in Preußen. Das Ende dieſer Abhandlung, welches mit vielen Anmerkungen bereichert iſt, haben wir erſt künftig zu hoffen.

Zum fünften werden drey neue hiſtoriſche Schriften genannt. Von der letzten, welche den Herrn D. Oelrichs zum Urheber hat, wird der Inhalt in einem kurzen Auszuge beygebracht.

Zum ſechſten findet man hiſtoriſche Neuigkeiten, von denen Scribenten, welche itzt an der Hiſtorie der ausgeſtorbenen oder noch blühenden gräflichen Häuſer arbeiten. Mit den Grafen von Orlamünda iſt Herr D. Hofmann zu Sangerhauſen; mit den Grafen von Hohenſtein der Herr M. Heidenreich zu Waimar und mit den Grafen von Keſſernburg, deſſen Herr Lauder der Fürſtl. Meklenburgiſche Hofrath beſchäftiget.

Stettin.

Glückwunſch, welcher den 30. Nov. 1751. als an dem erfreulichen Nahmenstage des hochedelgebohrnen und hochgelahrten Herrn M. Chriſt. Andreas Büttners berühmten Adjuncti der philoſophiſchen Facultät zu Halle, Rektors der hieſigen Raths- und Stadtſchule, wie auch Mitglieds der Königlichen deutſchen Geſellſchafft zu Greifswalde dieſem ihrem theuren Lehrer abſtatten, und zugleich eine geſammlete Nachricht von ſeinen Schrifften gehorſamſt übergeben wollen einige von ſeinen Zuhörern. Gedruckt bey Hermann Gottfried Effenbart. 4 Bogen 8.

Wir können nicht anders als dieſe Schrift loben, da wir ſehen, daß ſich auch bey der Jugend der gute Geſchmack täglich mehr und mehr verbeſſert. Wie rühmlich iſt es dieſen dankbaren Schülern, daß ſie ihren verdienten Lehrer nicht etwan mit einem Bogen ungereimter Reime ihre Freude bezeugen, ſondern vielmehr zum Gegenſtande ihrer Schrift, einen Theil aus der Gelehrtengeſchichte erwehlet haben. Und wer könnte uns auch wohl eine genauere und zuverläßigere Nachricht von den Schriften dieſes geſchickten Schulmannes mittheilen, als entweder er ſelbſt, oder diejenigen, welche das Glück haben, täglich um ihn zu ſeyn? Das erſtere würde die bekannte Beſcheidenheit des Herrn Rektors wohl niemahls zugelaſſen haben, obwohl ſchon mancher in der gelehrten Welt Nachrichten von ſeinem Leben und Schriften ſelbſt heraus gegeben hat. Es muſte alſo nothwendig auf die andere Art geſchehen. Wir bendern die Beleſenheit dieſer emſigen jungen te, und wenn ſie, wie wir nicht zweifeln, e Verfaſſer dieſer Schrift ſelbſt ſind, ſo muß n ſagen, daß ſie nichts vergeſſen haben, was zum Ruhm dieſes ihres verdienten Lehrers gereichen ann. Sie ſcheinen mit einen brennenden Eifer theil an denen guten Urtheilen zu nehmen, welche in den öffentlichen gelehrten Nachrichten und anderwärts von ihrem treuen Lehrer gefället worden. Mit wie vieler Mühe haben ſie nicht alle Stellen heraus geſucht, wo auch nur mit wenig Worten, des Hrn. M. **Büttners** rühmlich gedacht wird. Es würde zu weitläuftig ſeyn, alle die Schriften, welche dem Hrn. Rektor Büttner würcklich Ehre machen hier nach der Ordnung anzuführen, es wird genug ſeyn, wenn wir ſagen, daß deren 61 nahmhafft gemacht werden. Eine jede iſt beſonders angeführet, und allezeit ſiehet man hinter derſelben die Meinungen, welche die hamburgiſche Berichte, die unpartheyiſche Correſpondenten, die Pommeriſchen und Greifswaldiſchen Nachrichten, die lateiniſchen wöchentlichen Berichte, die Regenſpurger, Leipziger, Göttinger, und andre gelehrte Zeitungen davon geheget haben. Wie viele Mühe, Zeit und ſonderlich Gedult wird nicht erfordert, alle ſolche Sachen nachzuſchlagen. Eine Tugend, welche, je ſeltner ſie bey jungen Leuten gemeiniglich zu ſeyn pfleget, deſto mehr Ehre ſie dieſen danckbaren Schülern machet.

Was uns aber am meiſten gefallen hat, iſt unſtreitig das, was auf der 43. Seite geſagt wird, da von den Einleitungsſchriften zu der Oratoriſchen Folge, funfzehen Stück bereits angeführet ſind, wovon aber erſt ſieben heraus ſind, dabey uns die werthen Verfaſſer gewiß verſichern, daß die übrigen achte nächſtens bey Gelegenheit der anzuſtellenden Redübungen folgen ſollen. Viele von den Leſern, welche gewohnt ſind, eine Sache nur obenhin zu leſen, werden hier nichts beſonders entdecken, wir aber finden hier die Spuhren der gröſten Uebereinſtimmung zwiſchen Lehrern und Schülern, als welche letztern bereits in das innerſte der Abſichten des erſtern eingedrungen ſind, und wiſſen, was, wovon und wieviel der Hr. Rektor noch zu ſchreiben willens ſey. Wir könnten noch verſchiedenes von dieſer Schrift ſagen, allein wir würden hierdurch eine Recenſion von Recenſionen mittheilen, denn auſſer dem vorangeſetzten Glückwunſch, und den Namen der danckbaren Schüler finden wir nichts, als die Aufſchriften der von Hrn. M. Büttner geſchriebenen Sachen, und die verſchiedenen günſtigen Urtheile der Gelehrten davon. Wir getrauen uns Liebhabern von dergleichen Sache in 10. Jahren, wenn die Danckbarkeit ſeiner Schüler ſo fortfähret, auch einen zweyten Theil zu verſprechen; Vielleicht wird alsdenn auch dieſe unſere jetzige Recenſion mit eingerückt.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

UT QUE FULGENS
Mit Königlicher Freiheit

Critiſche Nachrichten
aus dem
Reiche der Gelehrſamkeit.

Freytags, den 31. December, 1751.

Berlin.

La vraye Theorie de la Fortune, avec les conſequences, qui en reſultent. *Fata regunt* &c. Chez Haude & Spener, Libraires du Roi & de l'Academie Royale, MDCCLI. In Oct. 4 Bogen.

Die wahren Begriffe vom Glück, nebſt den Folgen, die daraus entſtehen. Aus dem Franzöſiſchen in das Deutſche überſetzt von Johann Victor Krauſe. Bey Haude und Spener, ꝛc. 1752. In Oct. 4 Bogen.

Dieſes ſind zwey neue wohlgerathene Ueberſetzungen derjenigen Lateiniſchen Abhandlung des Hrn. Profeſſor Käſtners, mit welcher er den dießjährigen Preiß der Königl. Academie davon getragen hat. Der Franzöſiſche hat den Hrn. Prof. Formey zum Urheber, wie wir aus der Unterſchrift der Zueignungsſchrift an den Oberhofmarſchall der Königin Frau Mutter Maj. und Curatorn der Akademie, Hrn. von Redern, ſehen. Er zeigt darinne die Urſache an, welche ihn bewogen hat, dieſe Schrift noch einmal zu überſetzen, welche hier zu wiederholen nicht nöthig iſt.

Die Deutſche Ueberſetzung iſt dem Königl. geheimen Rath, Herrn Röppen, zugeeignet, und nicht aus dem Lateiniſchen Grundtext des Hrn. Käſtners, ſondern aus der Franzöſiſchen Ueberſetzung des Hrn. Formey, überſetzt.

Man wird ſich dieſer verſchiedenen Ueberſetzungen künftig in den Schulen dazu bedienen können, den Anfängern in der Wohlredenheit in ächten Muſtern zu zeigen, wie einerley Urſchrift auf verſchiedene Art und zugleich gut überſetzt werden könne. Und hierzu wird auch bald noch dieſer Vortheil kommen, daß man wird zeigen können, wie es noch beſſer könne gegeben werden. Denn der Hr. Prof. Käſtner wird uns nächſtens ſelbſt eine Deutſche Ueberſetzung ſeiner Lateiniſchen Urſchrift liefern.

Optimus interpres verborum quisque ſuorum.

Beſchluß des im 51. Stück abgebrochenen Artikels von London.

Unſer Geiſt iſt alſo eine harmoniſche Zahl, aber er iſt auch zugleich eine Zahl, welche ſich ſelbſt bewegt. Dieſe Erklärung war nicht nach dem Geſchmack des Ariſtoteles, wenn man ſchließen kann, daß ein Philoſoph nicht diejenige Meynung heget, welche er widerleget, und welche er ſogar lächerlich macht. Aber ungeachtet dieſer ſcheinbaren Entgegenſetzung, will doch Hr. Petvin zeigen, daß er eben der Meynung ſey, wie Plato. Sein Beweis iſt ſehr beſonders. „Wenn Ariſtoteles geglaubt hätte, daß die Natur des Nus (Geiſt, verſtändigen Weſen) durch dieſe Erklärung nicht ſo deutlich gemacht ſey, als ſie es ſeyn könnte, ſo würde er ſeine Urſachen angeführet haben. Da er es nicht gethan hat, ſo muß er eben dieſen Begriff gehabt haben ꝛc.“

Wenn die Zahlen denkende Weſen ſind, ſo kann man ohne Schwierigkeit die Entitäten des Ariſtoteles und das wirkliche Daſeyn der Ideen des Plato zugeben. Dieſe Lehre von den Allgemeinheiten, welche ſonſt in den Schulen ſo gewöhnlich war, iſt hernach von dem Descartes verworfen worden. Unſer Verfaſſer will ſie wieder aufbringen. Nach ſeiner Meynung ſind alle abgeſonderte Begriffe, das Weſen, die Subſtanz, die Vernunft ꝛc. alle Begriffe, alle allgemeine Wahrheiten, die zehn Cathegorien des Ariſtoteles, die Verhältniſſe der Weſen gegen einander, die Zahlen, die Figuren ꝛc. Dinge, welche ein wirkliches Daſeyn haben. Sie ſind auſſer den Gegenſtänden, wo wir ſie uns vorſtellen, vorhanden, ſie ſind ewig, unbeweglich, ohne Zeitfolge ꝛc.

„Dieſe Lehre, ſagt unſer Verfaſſer, gab Gelegenheit zu verſchiedenen Fragen, welche die Alten ſehr ſchwer befanden. Waren die Unitäten oder Monaden, welche ſie εἴδη (Ideen) nennten, wirklich vorhanden, ſo daß ſie allezeit eben dieſelben wären, ohne eine Zeugung oder Vernichtung zuzulaſſen? Wenn dieſe Unitäten in empfindbaren Gegenſtänden zuſammen kommen, welche einen Anfang und ein Ende ihres Daſeyns haben; theilten ſie ſich alsdenn, und wurden ihrer viele daraus, oder vielmehr, hatten ſie ein Daſeyn, welches von dem Daſeyn dieſer Gegenſtände unterſchieden wer? Xenophon, welcher ohne Zweifel dieſe Fragen wohl unterſuchet hatte, ſcheint darauf geantwortet zu haben, da er den menſchlichen Verſtand dem göttlichen Verſtande gleich machte, und voraus ſetzt, daß dieſe Begriffe in dem göttlichen Verſtande befindlich ſind, ohne daß ſie

„ zerſtöret oder vernichtet werden, und daß ſie von da dem menſchlichen Verſtande mitgetheilet werden. Nach dieſer Hypotheſe kann man leicht begreifen, daß ein wirkſamer Verſtand dieſelben in den empfindbaren Gegenſtänden hat abcopiren können, eben ſo, wie ein **Künſtler den einzigen Begriff**, welchen er hat, in einer Menge unterſchiedener **Werke** abcopiren kann. „

Wenn der Verfaſſer ſich eingebildet hat, daß ſeine angenommene Meynung alle Schwierigkeiten hebe, ſo können wir ihm nicht beypflichten. 1. Kann man wohl voraus ſetzen, daß der menſchliche Verſtand dem göttlichen Verſtande gleich ſey, und dieſes ohne einige Einſchränkung? Und wozu dienet dieſe Vorausſetzung bey der vorhabenden Frage? 2. Hr. Petvin vermengt, eben wie die Alten, die Begriffe der Dinge mit den Dingen ſelbſt. Gleichwohl iſt beydes ſehr von einander unterſchieden. Ein Begriff iſt nicht der Gegenſtand, welchen er vorſtellet.

Nun iſt aber die Frage von denen Dingen, mit welchen unſere Gedanken und Urtheile zu thun haben, und nicht von den Gedanken und Urtheilen ſelbſt. Die Gedanken können in dem göttlichen Verſtande ſeyn, welcher **alles** weis, **was** iſt, **alles, was** ſeyn kann, und **alles, was** wahr iſt: aber wo iſt wohl der Gegenſtand dieſer Erkenntniß? Sagt man, er befinde ſich in dem göttlichen Verſtande, ſo ſpricht man leere Wörter ohne Verſtand. Ein Künſtler, ſagt man, copiret den einzigen Begriff, welchen er in ſeinem Verſtande hat, in den verſchiedenen Werken, welche er machet, ab. Sind denn aber alle Uhren, welche der Uhrmacher gemacht hat, einerley mit dem Begriff, welchen er davon hatte? 3. Eine Copie iſt nicht derjenige Gegenſtand, welcher abcopiret worden. Viele Abſchilderungen eines einzigen Originals können nicht zum Original werden. Dieſes löſet die Schwierigkeit nicht auf, wie einerley Sache zu vielen, ja zu einer unendlichen Menge werden kann. 4. Wo ſind denn die falſchen Begriffe und die falſchen Urtheile? Haben dieſelben gar kein wirkliches Daſeyn? Wie bildet ſie unſer Verſtand? Wenn die Menſchen nur leidende Weſen, in Anſehung der wahren Urtheile, ſind, werden ſie nur alsdenn wirkend, wenn ſie falſch urtheilen.

Hr. Petvin ſuchet ſeine Meynung, ſo viel möglich, zu beweiſen. Er ſagt unter andern: Wenn man ſagt, daß die 3 **Winkel dieſes Dreyecks zwey rechten Winkeln gleich** ſind: iſt denn dieſes nur alsdenn wahr, wenn dieſes oder jenes Dreyeck vorhanden iſt, oder wenn dieſe oder jene Perſon dieſe Wahrheit entdecket und behauptet? War dieſes denn nicht wahr, ehe ein Dreyeck vorhanden war, oder ehe jemand die Eigenſchaften deſſelben unterſuchet? Wenn die Wahrheiten kein beſtändiges und dauerhaftes Daſeyn haben, wenn ſie von den Menſchen und andern ſinnlichen und zufälligen Gegenſtänden herrühren, ſo werden ſie mit denſelben vergehen müſſen. Die Wahrheit **es** iſt ein Gott ſelbſt wird aufhören, eine Wahrheit zu ſeyn. Aber wenn die Welt, und alle Weſen, welche darinne ſind, durch einen allgemeinen Brand umkämen, ſo würde doch das, was wahr iſt, ewig wahr bleiben, wie es von allen Zeiten her geweſen iſt.

Da dieſes alles leicht zu beantworten iſt, ſo wollen wir uns nicht länger dabey aufhalten, ſondern nur etwas von den Begriffen ſagen, welche der Verfaſſer glaubt, daß wir ſie uns von Gott machen.

Nachdem er mit den Alten geſagt hat, daß man ſich den allgemeinen **Geiſt**, welcher Gott iſt, nicht beſſer vorſtellen könne, als unter dem Sinnbilde eines Zirkels, deſſen Mittelpunct überall, und deſſen Umkreis nirgend iſt, ſo fährt er fort: „Was iſt denn das für ein Ding, welches uns in den Stand ſetzt, ſich alle allgemeinen Begriffe vorzuſtellen; oder weil jede Wahrheit ein Begriff iſt, welches iſt denn dieſer allgemeine **Begriff**, welcher ſich in andern allgemeinen Begriffen befindet, und in allen einerley iſt? Ariſtoteles ſagt wirklich: Νοῦς εἶδος τῶν εἰδῶν, (**der Verſtand iſt der Begriff der Begriffe**) und man wird finden, daß ſein Gedanke richtig iſt, wenn man betrachtet, daß die Glieder aller Sätze, welche in dem Umfange der Wiſſenſchaften ſind, allgemeine Begriffe ſind. Alſo muß das Νοῦς oder das **verſtändige Weſen** der allgemeine **Begriff** nicht nur dieſer allgemeinen Begriffe ſeyn, welche an ſich ſelbſt offenbare Wahrheiten ſind, ſondern auch der andern allgemeinen Begriffe, ſie ſeyn, welche ſie wollen. Alſo iſt die menſchliche Seele das **Vermögen, alle zu unterſcheidende Sachen ſich vorzuſtellen**, und die allgemeine Seele iſt die **Entelechie**. Denn das, was wir uns durch die Folge vorſtellen, das ſtellt ſich der göttliche Verſtand auf einmal vor ꝛc.

Wir hoffen nunmehr ſo viel von dieſem beſondern Werke geſagt zu haben, daß ſich vernünftige Leſer davon einen Begriff machen können.

Hamburg.

Von des Herrn **Käſtners Ueberſetzung der Abhandlungen der Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften** iſt in der verwichenen Michaelismeſſe der ſechſte Band in Grunds und Hollens Verlag heraus gekommen. Dieſer Band begreift das Jahr 1744. Der Inhalt iſt folgender.

Jenner, Hornung und März. Beſchreibung eines neuen Geſchlechts von Inſekten, Blaſenfuß (Physapus) genannt, von **Carl von Geer**. Es ſind ſehr kleine geflügelte Würmchen, welche Hr. G. theils auf den Wachholdern theils auf den Schlüſſelblumen ꝛc. gefunden hat. Sie haben Blaſen an den Füſſen, durch welche ſie ſich überall feſt anklammern können. Dergleichen Bau und Eigenſchaft iſt uns auch an andern Inſekten bekannt. 2) Neigung der Magnetnadel zu Upſala, von **Andreas Celſius** beobachtet. Der Unterſchied der Neigung derſelben beträgt daſelbſt zu unterſchiednen Zeiten $1\frac{1}{3}$ Grad. Zu Tornea iſt dieſer Unterſchied nicht ſo groß geweſen. 3) **Browalls** Verſuche und Anmerkungen über das Arſenik, und beſonders deſſelben metalliſches Weſen. 4) **Tilas** Zuſatz hierzu. 5) Beobachtung von der Zunahme der Schwere von London bis Upſal durch **A. Celſius**. Seine Beobachtungen haben ihn gelehret, daß 10006 Schiffpfund Eiſen, die von Stockholm nach London geführet worden, in London nur 10000 Schiffpf. wiegen, und alſo 6 Schiffpf. unterwegens von ihrer Schwere verlieren. Dieſes kann aber den Schwediſchen Kaufleuten nicht nachtheilig ſeyn, weil das Gewicht, wonach man das Eiſen wiegt, gleichfalls, in eben der Verhältniß, leichter wird. 6) **Polhems** neue Erfindung zu Verbeſſerung der Pfahlrammen. 7) **Salbergs** fortgeſetzte Unterſuchung von dem Gebrauche des Vitriols. 8) **Triewalds** Unterſuchung, des Camphers große und wunderbare Wirkung in der Naſerey betreffend. 9) **Funks** Anmerkung über das Zinkerzt. Er hat in vielen Arten von Blende, welche man gemeiniglich für taube Bergarten hält, Zink gefunden. 10) **Salanders** Verſuch, ob Schweden

den ſeine Einwohner mit dem, was es ſelbſt hervor bringt, ernähren kann. Er findet, daß Schweden ſo viel Leute, als Frankreich ernähren könnte, ob es gleich wirklich kaum ein Drittheil von ſeinen Einwohnern ernähret. 11) Verſuch, einen Sumpf zu Felde zu nutzen, und dazu einen bisher ungewöhnlichen Dünger zu gebrauchen, von dem Bauer **Täpp Matts Larſſon** angeſtellet. Er hat den Sumpf umgegraben, und das Waſſer abgeleitet. Der Dünger hat in zuſammen gerafftem dürren Reiſig und Windbrüchen, mit Kalkſtein vermengt, beſtanden, welches er zuſammen angezündet, und auf den Sumpf geführet. Er hat Roggen darauf geſäet, und eine gute Erndte gehabt. 12) Ehrengedächtniß des verſtorbenen Holſteiniſchen Staatsraths und Mitglieds der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, Hrn. Samuel von Triewald.

April, May und Brachmonat. 1) Nachricht von einer anſteckenden Krankheit, die in Upſal vom Herbſtm. 1742. bis zum May 1743. herum ging, von **Nils Roſen**. 2) Verſuch wegen Abwartung der Hopfenberge, von **Nils Kyronius**. 3) Nachricht von einer Frau in der Stadt Abo, die 13 Jahre hinter einander eine Frucht in ihrem Leibe getragen hat; von Hr. D. Spöring. 4) Verſuch eines künſtlichen Nordlichts, von dem verſtorbenen Staatsrathe, Samuel von Triewald, erfunden. 5) Siberiſcher Buchweizen, von **Carl Linnäus** vorgeſtellet. Dieſer iſt viel größer und einträglicher, als der hieſige, und kann mit gutem Fortgang in Schweden und Deutſchland gebauet werden. (6) Von einem neu erfundenen Hügelpfluge; durch **Johann Brauner**. 7) Anmerkungen über den Ackerbau in Pommern, Meklenburg und Holſtein; von **Mart. Triewald**. 8) Fiſche, die in Auſterſchalen gefunden worden, von Detlof Hezke. Dieſer Fiſch wird Ophidion cirris carens genennet. 9) Nachrichten von Auſtern, von **Johann Oedmann**. 10) Anmerkungen von der Geſchwindigkeit des Lichts, durch **Pehr Wilhelm Wargentin**. 11) Auszug aus A. Celſii Witterungsbeobachtungen, welche er in Upſal 1743 gehalten hat.

Heumonat, Auguſtmonat und Herbſtmonat. 1) Die Größe und Geſtalt der Erde durch Vergleichung zweener abgemeſſenen Grade des Meridians zu finden; durch **Samuel Klingenſtierna**. 2) Auszug aus des verſtorbenen Hrn. Landshauptmanns, **Urban Hiärnes**, Actis Laboratorii Chymici Tent. VI. vom Heidegraſe (Hedegräſet). 3) Bericht von einer Art Waldvögel, die von den Schützen in Smaland und Weſtgothland Nackelhamar genannt wird; von C. A. Rutenſchiöld. 4) Hrn. **Mounſeys** Bericht von der Heilung, welche er an der Frau bewerkſtelliget hat, die 13 Jahre ſchwanger geweſen war, und von den ungewöhnlichen Begebenheiten, die ſich von der Zeit ihrer Schwängerung, bis ſie befreyet worden, zugetragen haben. Aus dem Engliſchen von M. Triewald überſetzt. 5) Verſuch von Tretkranen, durch **Pehr Elvius**. Dieſes ſind Maſchinen wie Räder, vermittelſt welcher durch das Treten Laſten beym Bauen gehoben werden. 6) Anmerkung über Leupolds Verbeſſerung des Pumpwerks, von **Carl König**. 7) Neue Erfindung, Schlitten in ſchlammichten und tiefen Wegen zu gebrauchen von **Weſtbeck**. Er hat eine Art angegeben, Räder auf ſo eine Art an dem Schlitten anzubringen, daß der, welcher fährt, ohne heraus zu ſteigen, dem Schlitten auf ſeine Räder helfen kann, wenn die Schlittenbahn aufhört, gleichwie er auch den Schlitten wieder auf die Kuffen niederlaſſen kann, wenn wieder Schlittenbahne kömmt. 3) **Brands** Verſuch,

ſuch, das Probieren des Zinnes und das Angeben ſeiner Feine betreffend. 9) Ein glücklich abgelaufener Verſuch, ob das Spaniſche Süßholz in Schweden wachſe, und daſelbſt den Winter aushalten kann; von **Mart. Triewald** angeſtellet. 10) Verſuch von Ausrottung der Wirzen; durch **Nic. Bryonius.**

Weinmonat, Wintermonat und Chriſtmonat. 1) Des verſtorbenen Herrn Majors **Roſenſtens** Anmerkungen von Abwartung und Wachsthum des Kümmels. 2) Verſuch, die wohlſchmeckende Wurzel Erdeicheln betreffend, von **Mart. Triewald.** Es iſt die Wurzel des Lathyri arvenſ. rep. tuber. 3) Bericht von einer beſonders großen Art Hagel, die in Weſcan den verwichenen 30. April gefallen iſt, von **Pehr Kalm** eingegeben. Für Deutſchland iſt dergleichen Hagel eben nicht ſo was auſſerordentliches, als für Schweden. 4) Maſchine zu Bewegung der Luft, erfunden und eingegeben von **Mart. Triewald.** Sie dienet beſonders dazu, die Luft in den Schiffen in Bewegung zu ſetzen, und dadurch geſund zu machen. 5) Verzeichniß der ſeltenſten Gewächſe in Schonen; von **Johann Leche,** Doct. der Arzney. 6) Fortſetzung vom Gebrauche des Vitriols, von **Joh. Jul. Salberg.** 7) Ein Americaniſches Gewächſe, *Petiveria*, von **Carl Linnäus** beſchrieben. 8) Verzeichniß von der jährlichen Anzahl der Kinder, welche in der Stadt U.... die letzt verfloſſenen 10 Jahre zur Welt gekommen ſind, nebſt einer Anleitung zu Anmerkungen darüber, von **Pehr Elvius.** 9) Ehrengedächtniß des Hrn. Erzbiſchoffs **D. Benzelius.**

Der Hr. Prof. **Käſtner** und die Verleger werden ſich die Leſer ſehr verbindlich machen, wenn ſie dieſes ſchöne Werk ſo ordentlich und mit ſolchem Fleiß fortſetzen werden, wie bisher.

Helmſtädt.

Der um die gelehrte und Naturgeſchichte ſehr verdiente Herr **D. Brückmann** in Wolfenbüttel hat das Vergnügen, den Fleiß ſchon zwey gelehrter Söhne mit der höchſten Würde in der Arzneywiſſenſchaft belohnet zu ſehen. Der jüngere, Herr **Ernſt Ludwig Brückmann,** erhielt dieſelbe allhier am verwichenen 28. Oct. nachdem er eine von ihm ſelbſt verfertigte wohlgerathne **Abhandlung von den ſchädlichen Wirkungen der Speiſen,** unter dem Vorſitz des Hrn. Hofr. **Fabricius,** öffentlich vertheidiget hatte. Er zeigt darinne, wie die Speiſen ihrer Menge, ihrer Beſchaffenheit und ihrer Ordnung nach ſchädlich ſeyn können, in wie ferne viele, oder wenige, dieſe oder andere Speiſen verſchiedne Krankheiten hervor bringen, und wie ſie dieſelben hervor bringen, ꝛc.

Sein Bruder, der Hr. **D. Urban Friedrich Benedict Brückmann,** hat bey dieſer Gelegenheit eine kurze **Abhandlung vom Sego** geſchrieben. Das Sego beſteht in weißlichen ſehr harten Körnern, welche man aus Oſt- und Weſtindien bringt. Sie werden aus dem Mark einer Art Palmbäume durch Kochung mit Waſſer zubereitet, und in den Küchen zu Suppen und dergleichen gebraucht, werden auch in Apotheken aufbehalten, und beſonders wider die Schwindſucht gerühmet. Uebrigens geben Rumph und Seba die beſte Nachricht von dem Sego.

Bey eben dieſer Gelegenheit hat der Hr. **D. Börner** abermals eine Probe ſeiner Kenntniß der Gelehrtengeſchichte in einer Abhandlung gezeigt, worinnen er von dem Leben und den Verdienſten des **Martin Pollichius**, handelt. Dieſer iſt der erſte Profeſſor der Arzneywiſſenſchaft und Rector auf der hohen Schule zu Wittenberg geweſen.

Dresden.

Oden, Lieder, Erzählungen und Briefe, von George Chriſtian Bernhardi. 1751. **Zu finden in der Waltheriſchen Buchhandlung.** In groß Oct. 10. Bogen.

Dieſes iſt eine zweyte Auflage eines poetiſchen und witzigen Werks, welches bey der erſten Auflage vielen Beyfall gefunden, und ſeinem Verfaſſer Ehre macht. Hr. Bernhardi hat hier unterſchiedenes weggelaſſen, hinzu geſetzt und verändert, und er kann ſich mit Grunde verſprechen, daß dieſe Veränderungen ihm von neuen viel Beyfall erwerben werden. Scherz, Satire und Moral ſind überall mit Geſchmack und Beurtheilungskraft angebracht, und wir würden unſern Leſern ohne Zweifel ein Vergnügen machen, wenn wir dieſes durch Einrückung einiger Proben bewieſen; welches uns aber dießmal der Raum unmöglich verſtattet.

Stargard.

Der gelehrte Herr **Joh. Daniel Denſo**, Profeſſor und Conrector an dem hieſigen Gröningiſchen Collegio und der Stadtſchule, fähret noch immer fort, in Einladungsſchriften die Pommeriſchen gegrabenen Seltenheiten bekannt zu machen. Die ſechſte Anzeige davon iſt im Brachmonat dieſes Jahres heraus gekommen, und der Hr. Verf. handelt darinne mit der ihm eigenen Einſicht in die Naturgeſchichte von den verſteinerten Thieren, welche man in Pommern findet. Er macht bey dieſer Gelegenheit eine Eintheilung der Thiere in 3 Hauptclaſſen. In der erſten Claſſe ſind diejenigen, welche keine merkliche Bewegungstheile haben, als z. E. die Muſcheln und Schnecken. In der zweyten Claſſe ſind die, welche zu unvollkommener Bewegung merkliche Theile haben, und in der dritten Claſſe die, deren Theile zur vollkommenſten Bewegung genugſam merklich ſind. Der Hr. Verfaſſer wird künftig von dieſer Eintheilung weitläuftiger handeln. Von verſteinerten Thieren, welche man in Pommern findet, nennet er dreyerley Arten von Conchylien, nämlich einſchalichte, zweyſchalichte und vielſchalichte. Unter den erſten ſind die Napfmuſcheln, (Lepadites) Röhrmuſcheln, (Turbinites) Schiffkuttelmuſcheln, (Nautilites) Ammonshörner, (Cornua Ammonis) Schwimmmuſcheln, (Nerites) Kräuſelſchnecken, (Trochites) Spitzhörner, (Buccinites) Schraubenſchnecken, (Turbinites) Rollenmuſcheln, (Rhombites.) Unter den zweyſchaligen ſind die Auſtern, (Oſtracites) Breitmuſcheln, (Chamites) Keilmuſcheln, (Muſculites) Herzmuſcheln, (Bucardites) Kammuſcheln, (Pectinites) Meſſerſchalen, (Solenites). Von den vielſchalichten ſind folgende benennet: Meerigel, (Echinites) Seewurmröhren, (Vermiculites) Meereicheln (Balanites.)

Wir melden bey dieſer Gelegenheit, daß die phyſikaliſchen Briefe des Hrn. Denſo mit dem zwölften Stück aufgehöret haben, welcher Verluſt aber durch eine Monatſchrift erſetzet wird, die unter dem Titel: **Monatliche Beyträge zum Aufnehmen der Naturlehre**, im Verlag der Realſchule zu Berlin heraus kommen wird.

In

* * *

In den critiſchen Nachrichten des Hrn. Prof. Dähnerts in Greifswalde fand ich vor ungefähr 14 Tagen einen Aufſatz mit meinem untergeſetzten Namen, welchen ich, ob ich ihn gleich wirklich gemacht, doch ſo wenig zum Druck beſtimmet hatte, als ein *Si vales bene eſt*. Es wird darinne von einer Reiſe nach America, welche ich vielleicht, auf Koſten einiger Freunde der Wiſſenſchaften, dahin thun könnte, Nachricht geben. Ich hatte dieſe Nachricht, auf Befehl eines vornehmen Gönners, bloß für ihn allein, aufgeſetzt, und ſie ſo in der Geſchwindigkeit hingeſchrieben, wie man einen jeden Aufſatz ſchreibt, den man niemals drucken zu laſſen willens iſt, und von dem man glaubt, daß ihn über zwey bis drey Perſonen nicht werden zu ſehen bekommen. Indeſſen geräth dieſer Aufſatz durch den dritten Mann in die Hände gedachten Hrn. Prof. Dähnerts, welcher ihm die höchſtunverdiente und ganz unerwartete Ehre angethan, und ihn drucken laſſen. Für dieſe aus allzu großer Gütigkeit mir erzeigte Ehre und für die dabey gehegte ohne Zweifel gute Abſicht bin ich demſelben ſehr verbunden: ich würde es aber unendliche mal mehr ſeyn, wenn er dieſen Aufſatz auf ewig vor den Augen der Welt verſtecket hätte. Wenn er hätte ſollen gedruckt werden, ſo hätte er allemal in dieſen Blättern ſeinen Platz gefunden. Der Inhalt deſſelben giebt auch gar deutlich zu erkennen, daß ich mich nicht ſelbſt ſo haſſen, und ſo etwas der ganzen Welt ſagen würde, was, ſo zu ſagen, nur unter guten Freunden im Vertrauen abgeredet wird, und worinnen ich mehr von mir ſelbſt rede, als die Welt von mir zu wiſſen verlangt. Ich hatte auch dieſen Entwurf mit einer ſolchen Nachläßigkeit aufgeſetzt, daß ich weder der darinne genannten Herren gehörige Rangordnung, noch die nöthige Behutſamkeit in meinen Vorſchlägen, noch die Reinigkeit der Sprache, noch die Richtigkeit der Schreibart in demſelben beobachtet. Ich hoffe alſo, den Hrn. Prof. Dähnert nicht zu beleidigen, wenn ich dieſen Aufſatz für nicht gedruckt erkläre, und alle Leſer inſtändig bitte, das Blatt, worauf er ſteht, heraus zu ſchneiden, zu verbrennen, und ein ander Blatt, worauf ſie ſich nach Belieben etwas beſſeres können drucken laſſen, an deſſen Stelle einzulegen.

Berlin
den 30 Dec. 1751.

C. Mylius.

Dieſe Nachrichten ſind in Berlin alle Freytage in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung, wie auch in deren Buchhandlung zu Großglogau, und auf allen Poſtämtern zu haben.

Register.

A.

Abhandlungen der Königl. Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften von Käſtnern überſetzt. 69. 236. 420.
Agaricus, ſoll das Blut ſtillen. 91
Aiclei e Laſcarie. 193
Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften in Paris, deren Mémoires von 1741. 1742. und 1743. 317
⸗ ⸗ der Wiſſenſchaften zu Berlin, hält öffentliche Verſammlungen. 34. 177.
⸗ ⸗ derſelben Preiß. a. d. J. 1752. und 1753. 208
⸗ ⸗ der Wiſſenſchaften in Paris, derſelben Verſammlung den 25. Aug. 1751. 298
Alberti G. W. deſſen Briefe über den neuſten Zuſtand der Religion und der Wiſſenſchaften in Großbritannien. 385
Algarotti, deſſen Sendſchreiben über die Handlung. 56
Alterthum, ein beſonderes, wird beſchrieben. 101
Alterthümer, in Italien entdeckte. 30
Altmann, deſſen Beſchreibung der Helvetiſchen Eisberge. 244
⸗ ⸗ wird Mitglied der Berl. Akademie. 372.
Ameiſen, merkwürdiger Zug derſelben. 251
Anderſon, deſſen Nachrichten von Island, Grönland und der Straße Davis werden ins Franz. überſetzt. 59
André, deſſen Ueberſetzung des Sendſchreibens über die Handlung des Grafen Algarotti. 56
Antaz Barboſa, deſſen Colleccam Juridica. ⸗ ⸗ 331
Art de joüir. 216
Art de joüir, Schreiben deswegen. 351
Aſtronomiſcher Kalender von Berlin. 17
Atmoſphäre des Monds, wird von Mayern widerlegt. 52
Ausartung des Getreydes, Gedanken darüber. ⸗ ⸗ 342

B.

Bach, Joh. Seb. deſſen Kunſt der Fuge wird angekündiget. 145
Baer, deſſen Leichenrede auf den Marſchall von Sachſen. 141
Bahrdt, deſſen Beweis, daß die Sünde die eigentliche Urſache des Todes ſey. 118
Baldaſſari, deſſen Oſſervazioni ſopra il ſale della Creta &c. 187
Baſtia, daſelbſt wird eine Buchdruckerey angelegt. 186
⸗ ⸗ einige Schriften der dortigen Akademie. 212
⸗ ⸗ die dortige Akademie theilt Preiſſe aus. 317
Bauern, die klugen, eine Erzählung. 152
Beauſobre, wird Mitglied der Berliniſchen Akademie. 371

Beichte eines Comödianten. 349

Belleiſle, Herzog von 29

Beluſtigungen, phyſikaliſche. 26. 313

Bekmann, deſſen hiſtoriſche Beſchreibung von Brandenburg. 393

Bemühungen einer lehrbegierigen Geſellſchaft aus dem Reiche der Wiſſenſchaften. 340

Bernhardi, deſſen Oden, Lieder und Erzählungen. 423

Bernis, Abt von 29

Bernoulli Dan. wird Prof. der Phyſik zu Baſel. 165

Bertram, John, deſſen Obſervations on the Inhabitants, Climate &c. in his travels from Penſylvania to Opondago &c. 169

Bevis, Nachricht von deſſen Uranographie. 221

Beurer, Johann Ambroſius, wird Mitglied der Kayſerl. Akademie der Naturforſcher. 36

Beyer, deſſen Otia metallica. 31

Bianconi, deſſen Schreiben über die Electricität. 246

Bibliothek, neue. 72

Biſſy, Graf von, wird in die Franz. Akademie aufgenommen. 29

Bogatzky, von deſſen Beantwortung der Frage, was vom Tanzen und Spielen zu halten? 23

Böhmer, D. deſſen Flora Lipſiæ indigena. 143

Bora, Cath. von, wird vertheidiget. 79

Bordeaux, Preiſſe der dortigen Akademie. 306

Börner, D. C. F. deſſen Inſtitutiones Theologiæ Symbolicæ. 144

⸗ ⸗ D. Fried. deſſen Abhandlung von der Margaretha in Pohlen. 54

⸗ ⸗ deſſen Nachricht von Mart. Pollichius. 423

Boſe, Gros de, wird Mitglied der Akademie zu Berlin. 87

Boſe, deſſen Commercium epiſtolicum de Seſoſtridis, Auguſti & Benedicti XIV. Obeliſco. 189

Bothens, Heinr. Joach. Herrenhutiſches Ehegeheimniß. 322

Bramine, le, inſpiré. 289

Brand, deſſen Gedanken von der Verbindung der natürlichen Geſchichte mit der Naturlehre. 113

Briefwechſel, geſammleter, der Gelehrten. 117

Brocktorf, von, wird Mitglied der Deutſchen Geſellſchaft in Göttingen. 150

Brückmann, D. die erſten 25 Stück der dritten Centurie von deſſen Epiſtolis itinerariis. 134

⸗ ⸗ E. L. deſſen Gedanken von den Urſachen der Verſteinerungen. 128

⸗ ⸗ E. L. deſſen Diſp. von den ſchädlichen Wirkungen der Speiſen. 427

⸗ ⸗ U. F. B. deſſen Abhandlung vom Sego. 422

Buders Staats und Lehnrecht des Heil. Röm. Reichs. 350

BuonGuſto, Accademici del, zu Palermo, halten eine Verſammlung zum Gedächtniß des Muratori. 157

Burggrav, deſſen Comment. de aëre, aquis & locis vrbis Francof. ad Moen. 252

Büttner, Chr. Andr. Glückwunſch ſeiner Schüler an ihn. 415

C.

Cagnoni, wird Mitglied der Akademie zu Berlin. 371

Caille, de la 9

Calvi, deſſen Schreiben von dem Geſundbrunnen zu Omate. 233

Camper, wird Prof. zu Franecker. 174

Cannegieter, wird Prof. zu Franecker. 174

Caracteres, les, par Madame de P***. 337

Carmagnini, della Quadratura del Circolo & del Doppiamento del Cubo. 299

Carrach, Joh. Phil. deſſen Abhandlung de neceſſario Litteraturæ Juridicæ ſtudio. 92

- - deſſen tractatio de exemtionibus territoriorum Germaniæ. 410

Carrach, J. P. deſſen Diſp. de Foro Continentiæ Cauſarum ex Connexitate. 303
- - deſſen Diſputatio de fœmina procuratrice ad litem. 144
Cat, le, deſſen Meynung von den Veränderungen des Erdbodens. 115
Catharinenburg, dortige Bergwerke. 412
Cervantes, deſſen Zingarella. 54
Chauſepié, deſſen Nouveau Dictionnaire hiſtorique & critique. 116
Chaulieu, deſſen Werke. 65
Chladenius, D. Ernſt Martin, deſſen Abhandlung von den Diplomatibus protectoriis. 69
Christine, Reine de Suède, Mémoires concernant, I. Theil. 266.274.284.290.298.
Chymiſche Sonne. 37
Claus, deſſen Exercitationes Theatrales. 140
Cockborn, Catherine, the works of. 261
Comödiant, deſſen Beichte. 349
Conquiſtas na India. 331
Copenhagen, daſelbſt wird ein Franzöſiſches Collegium angelegt. 60
Corpus Juris, das Freieslebiſche, wird aufgelegt. 93
Correſpondirende Geſellſchaft in Hamburg. 117
Cosmologie, des Hrn. von Maupertuis, iſt ins Deutſche überſetzt. 105
Creſpels Reiſen nach Canada. 236
Cromwel, Voltairens Abſchilderung deſſelben. 375
Cruſius, C. wird Prof. in Wittenberg. 248
Cruſius, D. wird Profeſſor der Theologie in Leipzig. 32

D.

Dalin, deſſen Geſchichte des Reichs Schweden, wird überſetzt. 86, 91
Dännemark, des Königs von, feyerliche Salbung. 44
Daphne, eine Wochenſchrift. 151
Denſo. 71
: : deſſen ſechſte Anzeige von Pommeriſchen gegrabenen Seltenheiten. 423
: : deſſen phyſikaliſche Briefe und Beyträge zur Naturkunde. eben daſ.
Desormes, will der Ueberſetzer des Bramine inſpiré ſeyn. 312
Des-Vignoles, deſſen Chronologie de l'Hiſtoire ſainte. 25
Dictionnaire Etymologique de Menage 84
Diderot. 262
: : wird Mitglied der Königl. Preuſſ. Akademie. 83
Dijon, Aufgabe der dortigen Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte auf das Jahr 1751. 44
Dio Caſſius, die neue Neapolitaniſche Ausgabe deſſelben. 20
Discours prononcés par la Société litteraire à Nancy. 123
Donati, deſſen Storia naturale marina dell' Adriatico Saggio. 101
Dresden, vermeynter Urſprung dieſes Namens. 2
Druſus, deſſen Siegesdenkmal. 3
Dulard, deſſen Gedicht: la Grandeur de Dieu dans les Merveilles de la Nature. 181

E.

Eberhard, Joh. Pet. deſſen Diſp. de Legibus phyſicis caute in Medicina applicandis. 391
: : deſſen zweyte Diſp. de mutationibus fluidorum a qualitatibus vaſorum in corpore humano dependentibus. 310
: : deſſen Diſputatio de mutationibus fluidorum in Corpore humano. 135
Economie de la vie humaine. 109
Edimburg, mediciniſche Verſuche und Bemerkungen der dortigen Geſellſchaft. 240

Eichmann, Herr von, deſſen Jnauguraldiſputation. 31
= = wird Prof. der Rechte zu Duisburg. 410
Eiſenharts D. Joh. Friedr. kleine Schriften. 326
Electricität, ob durch dieſelbe balſamiſche Ausdünſtungen durch Gläſer gehen? 96
= = eine dadurch verrichtete merkwürdige Cur. 331
Elektriſche Funken, ob das Schießpulver durch dieſelben entzündet wird? 96
Elephantengerippe wird gefunden. 189
Eller, Elias. 38
Elsner, deſſen Fußtapfen der anbetenswürdigen Vorſehung. 203
Encyklopädie, findet Widerſpruch. 262
Engliſche Schriftſteller, Ueberſetzungen einiger ihrer Werke. 206
Epitre à Lisette. 88
Eſther, wie ihr Haarauskrauſen zu verſtehen ſey. 392
Evenemens fortuits, Käſtners Preißſchrift darüber, nebſt den andern Schriften. 377
Euler, deſſen Opuscula, dritter Theil. 155

F.

Fabricius, deſſen Rede de Officii Prorectoris Acad. cum functione Medici convenientia. 95
Farben, deren Verzug bey dem Vieh. 344
Fare, Marquis de la, deſſen Gedichte. 66
Fein, deſſen Preißſchrift über die Frage, wie weit die Römer in Deutſchland eingedrungen? 1
Ferre, le, wird Mitglied der Königl. Preuß. Akad. 204
Fink, deſſen Univerſalhiſtorie in lateiniſchen Verſen. 311
Fiſche im Weimariſchen. 22
Fixſterne, Entfernung derſelben von der Erde. 99
Fontenelle, von, giebt Comödien heraus. 229
Forges-Maillard des, deſſen Arbres, Jdylle à M. de Perard. 382
Formey. 86
= = deſſen überſetzte vraye Théorie de la Fortune. 417
Forſtbediente, Jnſtruction für dieſelben 22
Foſters, D. Jacob, Betrachtungen der natürlichen Religion und Tugend. 364
Frankfurt an der Oder, die daſige Deutſche Geſellſchaft feyert ihren Stiftungstag. 30
Franzöſiſche Akademie, derſelben Preiſſe auf das Jahr 1751. 77
Frauenholz. 112
Freytag, deſſen Analecta litteraria de libris rarioribus. 143
Fröreißen, Joh. Leonh. deſſen Lobrede auf den Marſchall von Sachſen. 112
Funk, wird Prof. zu Marpurg. 157
Furkin, Dorothea, wird Kayſerliche gekrönte Poetin. 36

G.

Garnett, deſſen Abhandlung über das Buch Hiob. 217. 226
Gaubii de Methodo concinnandi Formulas Medicamentorum libellus. 279
Geber, deſſen überſetzte Schriften. 194
Gefäſſe, welche das heftigſte Feuer aushalten. 90
Gelehrte, der, und der Knabe, eine Erzählung. 103
Gellert, C. E. deſſen Anfangsgründe der metallurgiſchen Chymie. 38
Gellert deſſen Briefe. 199. 207
Gerdil, deſſen Defenſe du ſentiment du P. Malebranche ſur la nature & l'origine des Idées.. 262
Gerike, D. Peter, deſſen Lebenslauf. 46
Geſchichtſchreiber, Brandenburgiſche. 283

Geſellſchaft, einer lehrbegierigen, Bemühungen aus dem Reiche der Wiſſenſchaften. 340
Gesner, Conrad, Ankündigung ſeines groſſen botaniſchen Werks. 195
= = zu Zürich, wird Mitglied der Königl. Preuſſ. Akad. 204
Gewäſſer im Weimariſchen. 22
Gleditſch. 144
= = deſſen Verſuch mit der Befruchtung des Palmbaums. 3
Gmelin. 174
= = deſſen Reiſe durch Sibirien, erſter Theil. 411
Göchhauſen, von, deſſen Notabilia Venatoris. 21
Gedin. 229
Gordon, Andreas, ſtirbt. 304
Göttingen, daſelbſt wird eine Societät der Wiſſenſchaften errichtet. 102. 112
= = = = erſte Verſammlung der dortigen Societät der Wiſſenſchaften. 142. 189
Göttingiſche Societät der Wiſſenſchaften ſtiftet Preiſe. 294
Gottſched, deſſen erhöhetes Preuſſen. 53
= = deſſen neuer Bücherſaal und neuſtes aus der anmuthigen Gelehrſamkeit. 72
Grandi, deſſen Einleitung in die Lehre von den Kegelſchnitten. 21
Griſchow. 200
Grundig. 240
Guerra, Scienza della. 187
Günz, D. wird Königl. Hofrath und Leibarzt in Dresden. 102
Guilleminet. 261
Gußmanns von Alfarache luſtige Lebensgeſchichte. 345

H.

Hagedorn, deſſen Horaz. 271
Hahn, de, Variolarum ratio expoſita. 199
Haller, von 143
= = ſechſte Auflage von deſſen Gedichte. 188
= = deſſen Sammlung anatomiſcher Diſputationen. 247
= = wird Mitglied der Akademie des Inſtituts zu Bologna. 332
= = Theophilus Emanuel von, deſſen Zweifel wider des Linnäus Fundamenta botanica. 36
Hamburgiſches Magazin. 199
Handlungsgeſellſchaft, Beurtheilung der Kön. Preuſſ. 33
Hanſelmann, C. E. 215. 248
Hebenſtreit, D. in Petersburg. 200
Heffter, D. 221
Heinius, D. deſſen Einladungsſchrift von den verſchiedenen Charactern der Menſchen. 138
Hellot, deſſen Färbekunſt, von Käſtnern überſetzt. 332
Henkel, deſſen medic. und chirurg. Anmerk. 49
= = deſſen Anmerkungen zur Verbeſſerung der Hebammenkunſt. 58
Hentſch, deſſen Introductio plana in Philoſophiam 271. 348
Hermann, D. 221
Herrenhutiſches Ehegeheimniß, Heinr. Joach. Bothens. 322
Herzog, deſſen Abhandlung von der wilden Erde. 42
Heuermann, deſſen Phyſiologie, erſter Theil. 277
Heuſinger, deſſen Abhandlung von dem Nutzen der Deutſchen Münzwiſſenſchaft. 279
Hielmſtierna. 61
Hiſpani Philalethæ reſponſio ad Philalethem Romanum. 261
Hiſtoire de l'Academie Roy. des Sc. & Bell. Lett. de Berl. An. 1749. 249. 257
Hiſtoire & Mémoires de l'Ac. des Sc. de Paris 1746. 284
Hiſtoriſche Sammlungen zu Erläuterung der

Deutſchen Staats-Kirchen- und Gelehrten-Geſchichte, 1. Stück. 414
Hohenlohe, Beweis, daß dieſes Haus vor dem Interregno die Landshoheit gehabt. 215
Hofmann, Lic. vom Wachsthum des Holzes. 343
— — deſſelben Urſachen des Wachsthums der Pflanzen. eben daſ.
Hofmann, D. deſſen Streit mit dem Hrn. M. Sonntag wegen des Cananäiſchen Weibleins. 126
Hofmeiſter, der, eine moral. Wochenſchrift. 121
Hollmann. 189
Holſtein, Graf von 60
Holz, Verbeſſerung deſſen Wachsthums. 343
Horaz, hat ſollen poetiſch überſetzt heraus kommen. 117
— — neue Ausgabe davon. 248

J.

Jacob und Joſeph, ein Gedicht. 213
Jagdbediente, Inſtruction für dieſelben. 22
Jallabert, Auszug ſeines Schreibens von der Electricität an Hrn. Prof. Boſe. 223
Janus, J. F. 84
Jentſch, D. deſſen Nachricht von ſeinen Arzneyen. 62
Joachim, D. deſſen Einleitung zur Reichshiſtorie. 175
Journal des Savans, des Königs von Frankreich Beſtimmung zu deſſen Aufnahme. 212
Island, einige neue Entdeckungen auf dieſer Inſel. 21
Isle, de l', deſſen aſtronomiſches Circularſchreiben. 76. 81
Juſti, J. H. G. deſſen Abhandlung von der Abtretung eines Reichslehns, ꝛc. 292

K.

Kahle, deſſen Commentatio de variis constituendi feuda Advocatiae modis &c. 36. 294
— — wird Profeſſor der Rechte zu Marburg. 36
— — deſſen Opuscula minora. 368
Kalm, deſſen Beſchreibung des Niagariſchen Waſſerfalls. 170
Käſtner. 21. 63. 199. 339.
— — erhält den Preiß der Berl. Akad. der Wiſſ. von 1751. 177
— — wird Mitglied der Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen. 136. 158.
— — deſſen Geometricae analyticae specimen de formis [illegible] aequationibus. 167
Keyſler, [illegible] Ausgabe ſeiner Reiſen 189
Kies. 258
Klemig [illegible]. 378.
Klopſtock, deſſen Ode an Gott. 402
Kluge, D. Chr. Gottl. deſſen Commentatio exegetica über 2 Pet. 1, 20. 380
Kohl, Prof. in Hamburg. 118
Köhler, D. wird Prof. der Theologie zu Jena. 95
Kometen, eine Tafel ihrer Perioden. 98
Königsberg, die daſige hohe Schule feyert das funfzigjährige Andenken der Preuß. Krönung und das Geburtsfeſt des Königs. 371
Koran, Verdeutſchung deſſelben 373
Kosmographiſche Geſellſchaft, derſelben kosmographiſche Nachrichten und Sammlungen auf das 1748. 51
Krauſe, Joh. Vict. deſſen Gedichte. 201
— — deſſen überſetzte wahre Begriffe vom Glück. 417
Kretſchmers Auszug der neuen Ackerverbeſſerung. 41

Kreuz-

Kreuzſchnabel, niſtet im Winter auf den Tannen. 22
Krüger, wird Prof. der Arzneywiſſenſchaft in Helmſtädt. 144

L.

Lago, Anton von 37
Lamberger wird Prof. zu Franecker. 174
Lami, D. wird Mitglied der Accademia degli Ignoranti zu Siena. 157
Lange, Samuel Gotthold, wird Mitglied der Akademie zu Berlin. 27
Lehmanns, D. Joh. Gottl. Einleitung in die Bergwerkswiſſenſchaften. 321
Lehre der angenehmen Empfindungen, überſetzt. 121
Lenz, deſſen Anweiſung zur Unterweiſung der Jugend. 225
: : deſſen Grundlegung des Chriſtenthums. 409
Lenz. S. 414
: : deſſen diplomatiſche Fortſetzung von Lucä Grafenſaal. 176
Lescallier, hat die Oeconomy of human life überſetzt. 304
Leſſer, Fried. Chriſt. deſſen Nachricht von ſeinen Schriften. 61
: : deſſen Nachricht von ſeinen Schriften, zweyte Auflage. 183
: : Joh. Phil. Fr. deſſen Verſuch über die natürliche Sprache. 391
Lichtenſtein, Joach. Died. deſſen Beytrag zur Geſchichte des Schmalkaldiſchen Bundes ꝛc. 94
: : deſſen Diſputation de Jure criminali Brunſuic. 93
Lieder, neue, mit Melodien. 23
Lindner, deſſen Schreiben an Behrens. 272
Linnäus, deſſen Philoſophia botanica. 416
Liſette, Epitre à 88
Litzel, deſſen Beſchreibung des Kayſerl. Begräbniſſes zu Speyer. 278
Livius, die neue Berliniſche Ausgabe des Hrn. Prof. Miller. 191
Lodtmann, wird Prof. in Helmſtädt. 102
Lorenz, Joh. Mich. deſſen Leichenpredigt auf den Marſchall von Sachſen. 111
Lowitz, wird Prof. der Mathematik zu Nürnberg. 132
Luther, D. Mart. ein Sinngedicht auf denſelben. 83

M.

Machin, Prof. der Aſtronomie, ſtirbt. 284
Madrid, Preis der dortigen Geſellſchaft der Aerzte a. d. J. 1751 212
Magnet, Eulers Unterſuchung der Urſachen ſeiner Wirkungen 153
Ma[illegible], deſſen ital. Gedichte. 143
Malouin, deſſen Chimie medicinale. 117
Mark Brandenburg, Urſache dieſer Benennung. 394
: : älteſte Einwohner derſelben. 395
: : Alterthümer und Naturgeſchichte derſelben. 397 ff.
Marechal de Saxe, la Mort du, des Hrn. von Arnaud. 123
Marmontel, von, deſſen Schreiben an den König von Frankreich, und Verſe an die Marquiſe von Pompadour 138. 139
Marpurg. 136
Marſchall von Sachſen, wie ſein Gedächtniß zu Paris gefeyert worden, und wie er geſtorben. 141. 142
Mattheſon, deſſen Odeum morale. 232
Maupertuis, von 72
: : deſſen Reflexions philoſophiques ſur l'Origine des langues & ſignifications des Mots. 14
: deſſen Eſſay de Philoſophie morale iſt von Gragnanelli ins Italiäniſche überſetzt. 162

May=

Mayer, Tobias, wird Profeſſor in Göttingen. 23

Meermann, Gerardi, deſſen Theſaurus Juris wird angekündiget. 129

Meier, George Friederich, wird Mitglied der Akademie zu Berlin. 27

Mélange de differentes pieces traduites de l'Anglois de Mdme Haywood, Centlivre &c. 329

Menage, deſſen Dictionnaire Etymologique. 57. 84

Methodiſten. 387

Mettrie, de la, ſtirbt. 372

- - Grabſchrift auf denſelben. 381

Michaelis. 414

Michaelis, Prof. in Göttingen, von deſſen überſetzten Ergänzungen des Hallet zu des Peirce Erklärung des Briefes an die Hebräer. 131

Michelmann, deſſen Verſuch mit der Befruchtung des Palmbaums. 3

Mikrometer, Mayers Beſchreibung eines neuen. 52

Milchſtraße, von der Urſache ihrer Erſcheinung. 108

Miller, Phil. deſſen Gärtner Calender. 105

Model, deſſen Abhandlung vom Borax. 174

Mounier, le, hat einen ganzen Periodum des Monds beobachtet. 261

Montan, deſſen Anweiſung zur hermetiſchen Wiſſenſchaft. 270

Montiano y Luyando, de, deſſen Diſcurſo ſobre las Tragedias Eſpagnolas. 185

Montauban, Preiſe der dortigen Akademie auf 1750 und 1751. 194

Morgenſtern. 79

Moro, deſſen überſetzte Unterſuchung der Veränderungen des Erdbodens. 95. 103

Muratori, deſſen Annali d'Italia. 308

- - Nachrichten von ihm. 309

Mutterkorn, deſſen Urſachen. 342

Myliana, Hiſtoria. 334

Mylius, C. deſſen phyſikaliſche Beluſtigungen. 1. 2. 3. 4. und 5. Stück. 26. 313

- - Schreiben Hrn. Watſons an ihn. 344

- - deſſen Erklärung wegen ſeines ohne ſein Wiſſen bekannt gemachten Reiſeprojects. 424

- - Joh. Chriſtoph, deſſen Hiſtoria Myliana. 334

N.

Nachrichten, geheime, von Ludwig dem 14ten. 374

Naumann. 296

- - von dem erhabenen in den Sitten. 296

- - deſſen ſatyriſche Gedichte. 246

Needham, deſſen neue Entdeckungen [illegible] Vergrößerungsgläſer [illegible] che die Auflöſung der [illegible] Körper betreffen. [illegible]

Neifeld, D.

Neſtler, [illegible] Gelehrſamkeit [illegible] 2

Nizardi, Santi [illegible] Disquiſitio iuris de [illegible] quae circa pacem Weſtphalicam in imperio Romano-Germanico competunt regi ac Regno Gallorum. 15

Noltenius, R. A. deſſen Diatribe epiſtolica de Juribus Medicorum in Ducatu Brunſuicenſi. 128

Nouvelles litteraires de France des Hrn. Clement. 138

Nutzen gelehrter Geſellſchaften, Abhandlung davon. 341

O.

Occonomy of human life, wer der Verfaſſer davon iſt. 123

Oekonomiſch phyſikal. Abhandlungen. 301. 342

Oelrichs, deſſen Commentationes hiſtorico-literariæ. 281

Oetter, deſſen Geſchichte der Burggrafen zu Nürnberg. 196

Offenherzigkeit, ob ſolche gut ſey, Sendſchreiben davon. 341

Oporin, D. Joach. deſſen Religion und Hoffnung im Tode. 366

Origines Guelficæ, des Hrn. Scheidt. 13. 131

Orth. M. vom Florentiniſchen Thermometer.

P.

Pallucci Remarques ſur la Lithotomie. 325

Palmbaum, künſtliche Befruchtung deſſelben. 3

Pantomimiſche Opern des Nicolini, deren Beurtheilung. 365

Parallaxen, Beobachtung derſelben. 261. 305

= = des Hrn. de la Caille Nachricht an die Aſtronomen deswegen. 9. 18. 27

= = Bouguers Schreiben wegen der Beobachtung derſelben an den Hrn. Prof. Boſe. 150

= = des de l'Isle Schreiben wegen der Beobachtung derſelben an den Hrn. Prof. Boſe. 158. 168

Papillon, le, ein Wochenblatt. 123

Pariſiſche Akademie der Wiſſenſchaften, ihre Oſterverſammlung. 1751. 157

= = derſelben Preiß vom Jahre 1751 bekömmt Dan. Bernoulli. 157

= = derſelben Aufgabe für das Jahr 1753. 157

Pariſiſche Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften hält ihre Oſterverſammlung. 1751. 164

Paſſage, le, du Var, ein Gedicht. 139

Paſſions, Hiſtoire des, des Touſſaint, Berliner Ausgabe. 91. 146

= = iſt ins Deutſche überſetzt. 147

Pau in Bearn, der dortigen Akademie Preiſſe auf das Jahr 1752. 172

Pauli, deſſen Einleitung in die Preußiſche Staatsgeſchichte. 93

Penat, die Herren, haben eine ſich ſtets bewegende Maſchine erfunden. 149

Perard, von, Vertheidigung deſſelben gegen die Leipz. gelehrten Zeitungen. 427

Pericolanti, Academici de', zu Meſſina, hatten eine Verſammlung zum Gedächtniß des Muratori. 157

Petit homme à longue queüe. 389

Petrus, Erweis, daß derſelbe niemals in Rom geweſen. 229

Peter der Große, Nachrichten von ihm. 375

Petersburg, Aufgabe der dortigen Akad. der Wiſſenſchaften auf das Jahr 1751. 45

= = Preiſſe der dortigen Akademie der Wiſſenſchaften. 181

Petvin, deſſen Letters concerning Mind and Univerſal Arithmetic. 413. 418

Pflanzen, vom Bau und Wachsthum derſelben. 301. 343

Philoſophical Tranſactions. 43. 114. 241.

= = ſollen überſetzt heraus kommen. 102

Philoſophiſches Auge in der Chymie. 62

= = Vaterberg, eröffnetes. 61

Phocylidis Carmina, von M. Schier herausgegeben. 119

Phosphorus, merkwürdiger. 251

Platina del Pinto, ein neues Metall, wird entdeckt. 96

Ploucquet, deſſen Diſputation de Materialiſmo. 143

Politica morale, civil. &c. 331

Pommern, D. Gottfr. Rud. Sammlungen hiſtoriſcher und geographiſcher Merkwürdigkeiten. 339

Pope, des Rouſſeau Urtheil von ihm. 98

Portugieſiſche Briefe. 147

Pott, deſſen Fortſetzung der chymiſchen Unterſuchungen. 89

Pouilly, von, Lehre der angenehmen Empfindungen. 25
- - Verſe auf denſelben. 51
Prag, daſelbſt werden 115 Baccalaurei der Weltweisheit gemacht. 142
Primitiæ Phyſico-Medicæ. 221
Principia theoriæ de infinitis mathematicis & demonſtratio poſſibilitatis parallelarum. 347
Puttmann, deſſen Abhandlung de contentione Juris civilis cum naturali. 119

Q.

Quelle bey Dax. 124
Quirini, Card. 382

R.

Raketen, ſteigen ſehr hoch. 96
Ralegh, Walter, deſſen von Birch herausgegebene Werke. 162. 173. 178
Rambler, the, ein Wochenblatt des Hrn. Johnſon. 121
Ramſpeck, D. 165
Rechenberg, Hofrath, in Leipzig, ſtirbt. 136
- - deſſen Teſtament. 216
Reeder, von, wird Curator der Akademie zu Berlin. 371
Redliche, der, eine Wochenſchrift. 142
Reformation, wenn ſie zu Helmſtädt geſchehen. 94
Regnier, poetiſche Ueberſetzung ſeines zweyten Briefes. 362
Reinhard, D. deſſen Carmen de flore albo. 248
Rhinoceros, der, ein Franzöſiſches Gedicht in Proſe. 6
Richardſon, ein Sinngedicht auf denſelben. 50
Richter, deſſen Diſputation vom Zittern. 36
Robilant, Graf von 187
Roloff, deſſen Diſputation de Fabrica & Functione lienis. 335
Romani, deſſen Ueberſetzung der Zingarella iſt ſchlecht gerathen. 55
Römer, wie weit dieſelben in Deutſchland gedrungen? 1. ff.
Römerſchanze bey Potsdam. 8
Römick, M. deſſen Sammlung Lateiniſcher Gedichte. 144
Ronsdorfer Secte. 38
Rouſſeau, Lettres de 91
- - deſſen Grabſchrift. 92

S.

Sabbatini d'Anfora, deſſen vetuſto Calendario Napoletano. 103
Sack, deſſen vertheidigter Glaube der Chriſten. 156
Säen, vom dünnen und tiefen. 372
Salluſtius, Müllers Berliniſche Ausgabe. 369
Salzſee, ein merkwürdiger in Sibirien. 412
Sammlungen, nützliche, zur Natur- und Kunſtgeſchichte. 239
Satyriſche Schriften, Sammlung des Hrn. Rabners. 165
Scheſſlers Gedichte an die Muſik übende Geſellſchaft in Berlin 361
Scheibe. 136
Scheyb, von, giebt die Peutingeriſche Karte heraus. 66
Schirmbriefe, was ſie ſind? 65
Schmiedel, Caſ. Chr. 196. 204
Schober, deſſen Verſuch einer Theorie von der Uebermacht. 166
Schütz, Gottfried. 189
Schütz, von, Nachricht von deſſen diplomatiſcher Geſchichte der Stadt und des Burggrafthums Nürnberg. 67
Schwarz, Prof. zu Altorf, ſtirbt. 91
Serinci, deſſen elektriſche Cur. 223
Secondat, de, deſſen Obſervations de Phiſique & d'Hiſtoire naturelle. 124

Segner,

Segner, deſſen Berechnung der Geſchwindigkeit und der Kräfte einer hydrauliſchen Maſchine. 15
Segen, was er iſt. 422
Seidel, deſſen Wochenblatt. 29
Selecta Physico-Oeconomica. 236
Short, Thomas, deſſen Abhandlungen vom Zucker, Thee, Taback ꝛc. 42
- - deſſen Anmerkungen über die Todten- und Geburtsliſten. 58
Sibirien, heiſt nicht Siberien. 413
Simpſon, deſſen Doctrine and Application of Fluxions. 147
Sinngedicht auf einen Biſchoff, von welchem man ſagte, daß er Cardinal werden würde. 103
Spanien, Königin von, ſammlet Alterthümer. 198
Sprengel, deſſen Entwurf einer Geſchichte der Steinſammlungen. 273
Staatsrecht des h. Röm. R. 253
Stackhouſe, Thomas, deſſen compleat Body of Divinity wird überſetzt. 183
Stanislaus, König von Pohlen, legt zu Nancy eine Akademie der Wiſſenſchaften und Bibliothek an. 159
Stemler, D. wird Prof. der Theologie in Leipzig. 22
Stinſtra M. Johann, Lettre paſtorale contre le Fanatiſme. 326
Stockhauſen, deſſen Critik, als ein Kenner und Freund der ſchönen Wiſſenſchaften. 127
Subſtanzen, thieriſche und vegetabiliſche. 5
Sulzer. 246
Sündfluth, ob die Seekörper durch dieſelbe auf die Berge gekommen. 85
Surland, D. wird Prof. zu Marpurg. 158
Swammerdam, deſſen Bibel der Natur wird überſetzt. 255
Swenska Wetenſkaps Academiens Handlingar, 1752. 148
Syndflut, die, ein Gedicht. 214
Synoden, des Pabſts Schrift davon. 298

T.

Taback, Urſprung des Gebrauchs deſſelben. 43
Taylor, deſſen neumodiſche Augenkrankheiten. 247
- - Wagners Urtheil von ihm. 344
Tendaln, Gottlob Bernhard, Sollimenta de interrogationibus in jure, earumque defectu in foris Germanicis. 149
Thee, Unterſchied, Werth und Pflanzung deſſelben. 43
Thermometer, vom Florentiniſchen, Abhandlung davon. 133. 144
Teutoberg, bey demſelben hat Arminius das Kriegsheer des Varus geſchlagen. 2
Todtenliſten, Schlüſſe daraus. 59
Torre, della, deſſen Scienza della Natura particolare. 139
Tonken, deſſen Nachricht von zwey zuſammengewachſenen Kindern. 215
Toulouſe, Anfang der dortigen Akademie der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte auf die Jahre 1750, 1751, und 1752. 143
Touſſaint, wird Mitglied der Kön. Preuß. Akademie. 83
- - deſſen Hiſtoire des Paſſions wird aufgelegt und überſetzt. 91
Tower, was er iſt. 156
Tozzetti, deſſen Raccolta di alcuni Viaggi da lui fatti in diverſe parti della Toſcana. 265. 318. 421
Treue, Heyrath. 195
Triller. 279
Tronchin, wird Mitglied der Königl. Preuß. Akademie. 91
Tübingen, Viſitation der dortigen Univerſität. 254

V.

Valberbers, Simon von. 84
Vater, Abraham, deſſen Muſeum anatomicum. 45

Vegetirende Inſeln. 5
Verſuch über das Jahrhundert Ludwigs des 14ten. 374
Veſuv, der Fürſtin Eſterhaſy Reiſe dahin. 173
Virgil, ſoll in Kupfer geſtochen heraus kommen. 116
Viridarium Florentinum Xaver. Manetti. 361
Ulbrich, deſſen Philoſophiſche Abhandlung von der Religion. 296
Unger, wird Mitglied der Berl. Akademie. 372
Univerſität aller Völker, Wiſſenſchaften und Künſte. 281
Voltaire, eine neue Auflage ſeiner Werke. 262
: : deſſen kleine Schriften, überſetzt. 273
Vranographia Britannica, geräth ins Stecken. 60

W.

Wachters Gloſſarium Germanicum. 84
Walch, Chriſt. Wilh. Franz, deſſen Geſchichte der Cath. von Bora. 79
Wallerius, deſſen Waſſerreich. 73
Waſſernußpflanze, Betrachtung derſelben. 302
Waſſerpflanze, eine beſondere. 125
Watſon, deſſen Schreiben an Hrn. Prof. Boſen. 96
Weidler, deſſen Inſtit. Geom. ſubterraneæ. 192
Welſchen Tonkünſtler, Gedanken über die. 136
Welt, die beſte, wird geläugnet. 6
Wernsdorf, wird Prof. der Kirchenalterthümer in Leipzig. 32
Wetzel, Joh. Caſp. deſſen Analecta hymnica. 184
Windheim, von, deſſen Vorſchläge zur Erleichterung der Erlernung der Hebräiſchen Sprache. 46
Windsheim. 200
Winkler, deſſen einbalſamirte elektriſche Gläſer. 96
Wirhof, deſſen Nachricht von dem Aegidius Corbolienſis. 410
Wittenberg, einiger dortigen Theologen Streit mit dem Hrn. Prof. Boſe. 189
Woltersdorf, Erinnerungen gegen deſſen Mineralſyſtem. 90
Wörterbuch, ein neues philoſophiſch-kritiſches. 123
Wright, deſſen new *Hypotheſis of the* Univerſe. 97. 107. 115
Würful, deſſen vermiſchte Predigten. 57
Wurmdoctor, der 381
Wurmſamen, der. 382

Y.

Young, deſſen Nachtgedanken. 206

Z.

Zeiher, deſſen Diſputation de errore loci. 22
Zeitrechnung, die alte, Urſachen ihrer Dunkelheit. 25
Zieglerin, Joh. Charl. ihre Weltweisheit und Naturlehre. 315
Zingarella, la 54
Zuſchauer, der Leipziger. 86

Miß
Sara Sampſon.

Ein Trauerſpiel
in
fünf Aufzügen.

von
Leßi

Berlin,
bey Chriſtian Friedrich Voß, 1772.

Perſonen:

Sir William Sampſon.
Miß Sara. Deſſen Tochter.
Mellefont.
Marwood. Mellefonts alte Geliebte.
Arabella. Ein junges Kind, der Marwood Tochter.
Waitwell. Ein alter Diener des Sampſon.
Norton. Bedienter des Mellefont.
Betty. Mädchen der Sara.
Hannah. Mädchen der Marwood.
Der Gaſtwirth und einige Nebenperſonen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schauplatz iſt ein Saal im Gaſthofe.

Sir William Sampſon und Waitwell treten in Reiſekleidern herein.

Sir William.

Hier meine Tochter? Hier in dieſem elenden Wirthshauſe?

Waitwell. Ohne Zweifel hat Mellefont mit Fleiß das allerelendeſte im ganzen Städtchen zu ſeinem Aufenthalte gewählt. Böſe Leute ſuchen immer das Dunkle, weil ſie böſe Leute ſind. Aber was hilft es ihnen, wenn ſie ſich auch vor der ganzen Welt verbergen könnten? Das Gewiſſen iſt doch mehr, als eine ganze uns verklagende Welt. — Ach, Sie weinen ſchon wieder, ſchon wieder, Sir! — Sir!

Sir William. Laß mich weinen, alter ehrlicher Diener. Oder verdient ſie etwa meine Thränen nicht?

Waitwell. Ach! ſie verdient ſie, und wenn es blutige Thränen wären.

Sir William. Nun ſo laß mich.

Waitwell. Das beſte, ſchönſte, unſchuldigſte Kind, das unter der Sonne gelebt hat, das muß ſo verführt werden! Ach Sarchen! Sarchen! Ich habe dich aufwachſen ſehen; hundertmal habe ich dich als ein Kind auf dieſen meinen Armen gehabt; auf dieſen meinen Armen habe ich dein Lächeln, dein Lallen bewundert. Aus jeder kindlichen Miene ſtralte die Morgenröthe eines Verſtandes, einer Leutſeligkeit, einer — —

Sir William. O ſchweig! Zerfleiſcht nicht das Gegenwärtige mein Herz ſchon genug? Willſt du meine Martern durch die Erinnerung an vergangne Glückſeligkeiten noch hölliſcher machen? Aendre deine Sprache, wenn du mir einen Dienſt thun willſt. Tadle mich; mache mir aus meiner Zärtlichkeit ein Verbrechen; vergrößre das Vergehen meiner Tochter; erfülle mich, wenn du kannſt, mit Abſcheu gegen ſie; entflamme aufs neue meine Rache gegen ihren verfluchten Verführer; ſage, daß Sara nie tugendhaft geweſen, weil ſie ſo leicht aufgehört hat es zu ſeyn; ſage, daß ſie mich nie geliebt, weil ſie mich heimlich verlaſſen hat.

Waitwell. Sagte ich das, ſo würde ich eine Lüge ſagen; eine unverſchämte böſe Lüge. Sie könnte mir auf dem Todbette wieder einfallen, und ich alter Böſewicht müßte in Verzweiflung ſterben. — Nein, Sarchen hat ihren Vater geliebt, und gewiß! gewiß! ſie liebt ihn noch. Wenn Sie nur davon überzeugt ſeyn wollen, Sir, ſo ſehe ich ſie heute noch wieder in Ihren Armen.

Sir William. Ja, Waitwell, nur davon verlange ich überzeugt zu ſeyn. Ich kann ſie länger nicht entbehren; ſie iſt die Stütze meines Alters, und wenn ſie nicht den traurigen Reſt meines Lebens verſüßen hilft, wer ſoll es denn thun? Wenn ſie mich noch liebt, ſo iſt ihr Fehler vergeſſen. Es war der Fehler eines zärtlichen Mädchens,

chens, und ihre Flucht war die Wirkung ihrer Reue. Solche Vergehungen ſind beſſer, als erzwungene Tugenden — Doch ich fühle es, Waitwell, ich fühle es; wenn dieſe Vergehungen auch wahre Verbrechen, wenn es auch vorſetzliche Laſter wären: ach! ich würde ihr doch vergeben. Ich würde doch lieber von einer laſterhaften Tochter, als von keiner, geliebt ſeyn wollen.

Waitwell. Trocknen Sie Ihre Thränen ab, lieber Sir! Ich höre jemanden kommen. Es wird der Wirth ſeyn, uns zu empfangen.

Zweyter Auftritt.

Der Wirth. Sir William Sampſon,
Waitwell.

Der Wirth. So früh, meine Herren, ſo früh? Willkommen! willkommen Waitwell! Ihr ſeyd ohne Zweifel die Nacht gefahren? Iſt das der Herr, von dem du geſtern mit mir geſprochen haſt?

Waitwell. Ja, er iſt es, und ich hoffe, daß du abgeredeter Maßen — —

Der Wirth. Gnädiger Herr, ich bin ganz zu Ihren Dienſten. Was liegt mir daran, ob ich es weiß, oder nicht, was Sie für eine Urſache hierher führt, und warum Sie bey mir im Verborgnen ſeyn wollen? Ein Wirth nimmt ſein Geld, und läßt ſeine Gäſte machen, was ihnen gut dünkt. Waitwell hat mir zwar geſagt, daß Sie den fremden Herrn, der ſich ſeit einigen Wochen mit ſeinem jungen Weibchen bey mir aufhält, ein wenig beobachten wollen. Aber ich hoffe, daß Sie ihm keinen Verdruß verurſachen werden. Sie würden mein Haus in einen übeln Ruf bringen, und gewiſſe Leute würden ſich ſcheuen, bey mir abzutreten. Unſer einer muß von allen Sorten Menſchen leben. — —

Sir William. Beſorget nichts; führt mich nur in das Zimmer, das Waitwell für mich beſtellt hat. Ich komme aus rechtſchaffnen Abſichten hierher.

Der Wirth. Ich mag Ihre Geheimniſſe nicht wiſſen, gnädiger Herr! Die Neugierde iſt mein Fehler gar nicht. Ich hätte es, zum Exempel, längſt erfahren können, wer der fremde Herr iſt, auf den Sie Acht geben wollen; aber ich mag nicht. So viel habe ich wohl herausgebracht, daß er mit dem Frauenzimmer muß durchgegangen ſeyn. Das gute Weibchen, oder was ſie iſt! ſie bleibt den ganzen Tag in ihrer Stube eingeſchloſſen und weint.

Sir William. Und weint?

Der Wirth. Ja, und weint —— Aber, gnädiger Herr, warum weinen Sie? Das Frauenzimmer muß Ihnen ſehr nahe gehen. Sie ſind doch wohl nicht ——

Waitwell. Halt ihn nicht länger auf.

Der Wirth. Kommen Sie. Nur eine Wand wird Sie von dem Frauenzimmer trennen, das Ihnen ſo nahe geht, und die vielleicht ——

Waitwell. Du willſt es alſo mit aller Gewalt wiſſen, wer ——

Der Wirth. Nein, Waitwell, ich mag nichts wiſſen.

Waitwell. Nun ſo mache, und bringe uns an den gehörigen Ort, ehe noch das ganze Haus wach wird.

Der Wirth. Wollen Sie mir alſo folgen, gnädiger Herr? (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Der mittlere Vorhang wird aufgezogen.
Mellefonts Zimmer.

Mellefont und hernach ſein Bedienter.

Mellefont. (unangekleidet in einem Lehnſtuhle.) Wieder eine Nacht, die ich auf der Folter nicht grauſamer hätte zubringen können! — Norton! — Ich muß nur machen, daß ich Geſichter zu ſehen bekomme. Bliebe ich mit meinen Gedanken länger allein: ſie möchten mich zu weit führen. — He, Norton! Er ſchläft noch. Aber bin ich nicht grauſam, daß ich den armen Teufel nicht ſchlafen laſſe? Wie glücklich iſt er! — Doch ich will nicht, daß ein Menſch um mich glücklich ſey. — Norton!

Norton. (kommend) Mein Herr!

Mellefont. Kleide mich an! — O mache mir keine ſauern Geſichter! Wenn ich werde länger ſchlafen können, ſo erlaube ich dir, daß du auch länger ſchlafen darfſt. Wenn du von deiner Schuldigkeit nichts wiſſen willſt, ſo habe wenigſtens Mitleiden mit mir.

Norton. Mitleiden, mein Herr? Mitleiden mit Ihnen? Ich weiß beſſer, wo das Mitleiden hingehört.

Mellefont. Und wohin denn?

Norton. Ah, laſſen Sie ſich ankleiden, und fragen Sie mich nichts.

Mellefont. Henker! So ſollen auch deine Verweiſe mit meinem Gewiſſen aufwachen? Ich verſtehe dich; ich weiß es, wer dein Mitleiden erſchöpft. — Doch, ich laſſe ihr und mir Gerechtigkeit wiederfahren. Ganz recht; habe kein Mitleiden mit mir. Verfluche mich in deinem Herzen; aber — verfluche auch dich.

Norton. Auch mich?

Mellefont. Ja; weil du einem Elenden dieneſt, den die Erde nicht tragen ſollte, und weil du dich ſeiner Verbrechen mit theilhaft gemacht haſt.

Norton. Ich mich Ihrer Verbrechen theilhaft gemacht? durch was?

Mellefont. Dadurch, daß du dazu geſchwiegen.

Norton. Vortreſſlich! in der Hitze Ihrer Leidenſchaften, würde mir ein Wort den Hals gekoſtet haben. — Und dazu, als ich Sie kennen lernte, fand ich Sie nicht ſchon ſo arg, daß alle Hoffnung zur Beßrung vergebens war? Was für ein Leben habe ich Sie nicht, von dem erſten Augenblicke an, führen ſehen! In der nichtswürdigſten Geſellſchaft von Spielern und Landſtreichern — ich nenne ſie, was ſie waren und kehre mich an ihre Titel, Ritter und dergleichen, nicht — in ſolcher Geſellſchaft brachten Sie ein Vermögen durch, das Ihnen den Weg zu den größten Ehrenſtellen hätte bahnen können. Und Ihr ſtrafbarer Umgang mit allen Arten von Weibsbildern, beſonders der böſen Marwood — —

Mellefont. Setze mich, ſetze mich wieder in dieſe Lebensart: ſie war Tugend in Vergleich meiner itzigen. Ich verthat mein Vermögen; gut. Die Strafe kömmt nach, und ich werde alles, was der Mangel hartes und erniedrigendes hat, zeitig genug empfinden. Ich beſuchte laſterhafte Weibsbilder; laß es ſeyn. Ich ward öfter verführt, als ich verführte; und die ich ſelbſt verführte,

führte, wollten verführt ſeyn. — Aber — ich hatte noch keine verwahrloſete Tugend auf meiner Seele. Ich hatte noch keine Unſchuld in ein unabſehliches Unglück geſtürzt. Ich hatte noch keine Sara aus dem Hauſe eines geliebten Vaters entwendet, und ſie gezwungen, einem Nichtswürdigen zu folgen, der auf keine Weiſe mehr ſein eigen war. Ich hatte — Wer kömmt ſchon ſo früh zu mir?

Vierter Auftritt.

Betty. Mellefont. Norton.

Norton. Es iſt Betty.

Mellefont. Schon auf, Betty? Was macht dein Fräulein?

Betty. Was macht ſie? (ſchluchzend) Es war ſchon lange nach Mitternacht, da ich ſie endlich bewegte, zur Ruhe zu gehen. Sie ſchlief einige Augenblicke, aber Gott! Gott! was muß das für ein Schlaf geweſen ſeyn! Plötzlich fuhr ſie in die Höhe, ſprang auf, und fiel mir als eine Unglückliche in die Arme, die von einem Mörder verfolgt wird. Sie zitterte, und ein kalter Schweiß floß ihr über das erblaßte Geſicht. Ich wandte alles an, ſie zu beruhigen, aber ſie hat mir bis an den Morgen nur mit ſtummen Thränen geantwortet. Endlich hat ſie mich einmal über das andre an Ihre Thüre geſchickt, zu hören, ob Sie ſchon auf wären. Sie will Sie ſprechen. Sie allein können ſie tröſten. Thun Sie es doch, liebſter gnädiger Herr, thun Sie es doch. Das Herz muß mir ſpringen, wenn ſie ſich ſo zu ängſtigen fortfährt.

Mellefont. Geh, Betty, ſage ihr, daß ich den Augenblick bey ihr ſeyn wolle — —

Betty. Nein, ſie will ſelbſt zu Ihnen kommen.

Mellefont. Nun ſo ſage ihr, daß ich ſie erwarte — Ach! — —

(Betty geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Mellefont. Norton.

Norton. Gott, die arme Miß!

Mellefont. Weſſen Gefühl willſt du durch deine Ausruffung rege machen? Sieh, da läuft

die erſte Thräne, die ich ſeit meiner Kindheit g
weinet, die Wange herunter! — Eine ſchlech
Vorbereitung, eine troſtſuchende Betrübte zu em
pfangen. Warum ſucht ſie ihn auch bey mir?
Doch wo ſoll ſie ihn ſonſt ſuchen? — Ich m
mich faſſen. (indem er ſich die Augen abtrocknet.) W
iſt die alte Standhaftigkeit, mit der ich ein ſchön
Auge konnte weinen ſehen? Wo iſt die Gabe d
Verſtellung hin, durch die ich ſeyn und ſagen kon
te, was ich wollte? — Nun wird Sie kommen
und wird wird unwiderſtehliche Thränen weinen
Verwirrt, beſchämt werde ich vor ihr ſtehen; a
ein verurtheilter Sünder werde ich vor ihr ſtehe
Rathe mir doch, was ſoll ich thun? was ſo
ich ſagen?

Norton. Sie ſollen thun, was ſie verla
gen wird.

Mellefont. So werde ich eine neue Grau
ſamkeit an ihr begehen. Mit Unrecht tadelt ſi
die Verzögerung einer Ceremonie, die ihr ohn
unſer äußerſtes Verderben in dem Königreiche nich
vollzogen werden kann.

Norton. So machen Sie denn, daß Sie es verlaſſen. Warum zaudern wir? Warum vergeht ein Tag, warum vergeht eine Woche nach der andern? Tragen Sie mir es doch auf. Sie ſollen morgen ſicher eingeſchifft ſeyn. Vielleicht, daß ihr der Kummer nicht ganz über das Meer folgt; daß ſie einen Theil deſſelben zurückläßt, und in einem andern Lande — —

Mellefont. Alles das hoffe ich ſelbſt — Still, ſie kömmt. Wie ſchlägt mir das Herz — —

Sechſter Auftritt.

Sara. Mellefont. Norton.

Mellefont. (indem er ihr entgegen geht) Sie haben eine unruhige Nacht gehabt, liebſte Miß — —

Sara. Ach, Mellefont, wenn es nichts als eine unruhige Nacht wäre — —

Mellefont. (zum Bedienten) Verlaß uns!

Norton. (im abgehen) Ich wollte auch nicht da bleiben, und wenn mir gleich jeder Augenblick mit Golde bezahlt würde.

Sieben-

Siebenter Auftritt.

Sara. Mellefont.

Mellefont. Sie ſind ſchwach, liebſte Miß. Sie müſſen ſich ſetzen.

Sara. (ſie ſetzt ſich.) Ich beunruhige Sie ſehr früh; und werden Sie mir es vergeben, daß ich meine Klagen wieder mit dem Morgen anfange?

Mellefont. Theuerſte Miß, Sie wollen ſagen, daß Sie mir es nicht vergeben können, weil ſchon wieder ein Morgen erſchienen iſt, ohne daß ich Ihren Klagen ein Ende gemacht habe.

Sara. Was ſollte ich Ihnen nicht vergeben? Sie wiſſen, was ich Ihnen bereits vergeben habe. Aber die neunte Woche, Mellefont, die neunte Woche fängt heut an, und dieſes elende Haus ſieht mich noch immer auf eben dem Fuße, als den erſten Tag.

Mellefont. So zweifeln Sie an meiner Liebe?

Sara. Ich, an Ihrer Liebe zweifeln? Nein, ich fühle mein Unglück zu ſehr, zu ſehr, als daß ich mir ſelbſt dieſe letzte einzige Verſüßung deſſelben rauben ſollte.

Mellefont. Wie kann alſo meine Miß über die Verſchiebung einer Ceremonie unruhig ſeyn?

Sara. Ach, Mellefont, warum muß ich einen andern Begriff von dieſer Ceremonie haben? — Geben Sie doch immer der weiblichen Denkungsart etwas nach. Ich ſtelle mir vor, daß eine nähere Einwilligung des Himmels darinn liegt. Umſonſt habe ich es, nur wieder erſt den geſtrigen langen Abend, verſucht, Ihre Begriffe anzunehmen, und die Zweifel aus meiner Bruſt zu verbannen, die Sie, itzt nicht das erſtemal, für Früchte meines Mißtrauens angeſehen haben. Ich ſtritt mit mir ſelbſt; ich war ſinnreich genug, meinen Verſtand zu betäuben; aber mein Herz und ein inneres Gefühl warfen auf einmal das mühſame Gebäude von Schlüſſen übern Haufen. Mitten aus dem Schlafe weckten mich ſtrafende Stimmen, mit welchen ſich meine Phantaſie, mich zu quälen, verband. Was für Bilder, was für ſchreckliche Bilder ſchwärmten um mich herum! Ich wollte ſie gern für Träume halten — —

Mellefont. Wie? meine vernünftige Sara ſollte ſie für etwas mehr halten? Träume, liebſte

Miß, Träume! — Wie unglücklich iſt der Menſch! Fand ſein Schöpfer in dem Reiche der Wirklichkeiten nicht Qualen für ihn genug? Mußte er, ſie zu vermehren, auch ein noch weiteres Reich von Einbildungen in ihm ſchaffen?

Sara. Klagen Sie den Himmel nicht an! Er hat die Einbildungen in unſerer Gewalt gelaſſen. Sie richten ſich nach unſern Thaten, und wenn dieſe unſern Pflichten und der Tugend gemäß ſind, ſo dienen die ſie begleitenden Einbildungen zur Vermehrung unſerer Ruhe und unſeres Vergnügens. Eine einzige Handlung, Mellefont, ein einziger Segen, der von einem Friedensbothen im Namen der ewigen Güte auf uns gelegt wird, kann meine zerrüttete Phantaſie wieder heilen. Stehen Sie noch an, mir zu Liebe dasjenige einige Tage eher zu thun, was Sie doch einmal thun werden? Erbarmen Sie ſich meiner, und überlegen Sie, daß wenn Sie mich auch dadurch nur von Qualen der Einbildung befreyen, dieſe eingebildete Qualen doch Qualen, und für die, die ſie empfindet, wirkliche Qualen ſind. — Ach, könnte ich Ihnen nur halb ſo lebhaft die Schrecken meiner vorigen Nacht erzählen, als ich ſie gefühlt habe! — Von Weinen und Klagen, meinen einzigen Beſchäfftigungen, ermüdet, ſank ich mit halb geſchloſſenen Augenliedern auf das Bett zurück. Die Natur wollte ſich einen Augenblick erholen, neue Thränen zu ſammeln. Aber noch ſchlief ich nicht ganz, als ich mich auf einmal an dem ſchroffſten Theile des ſchrecklichſten Felſen ſahe. Sie giengen vor mir her, und ich folgte Ihnen mit ſchwankenden ängſtlichen Schritten, die dann und wann ein Blick ſtärkte, welchen Sie auf mich zurückwarfen. Schnell hörte ich hinter mir ein freundliches Rufen, welches mir ſtill zu ſtehen befahl. Es war der Ton meines Vaters — Ich Elende! kann ich denn nichts von ihm vergeſſen? Ach! wo ihm ſein Gedächtniß eben ſo grauſame Dienſte leiſtet; wo er auch mich nicht vergeſſen kann! — Doch er hat mich vergeſſen. Troſt! grauſamer Troſt für ſeine Sara! — Hören Sie nur, Mellefont; indem ich mich nach dieſer bekannten Stimme umſehen wollte, gleitete mein Fuß; ich wankte und ſollte eben in den Abgrund herab ſtürzen, als ich mich, noch zur rechten Zeit, von einer mir ähnlichen Perſon zurückgehalten fühlte. Schon wollte ich ihr den feurigſten Dank abſtatten, als ſie einen Dolch aus dem Buſen zog. Ich rettete dich, ſchrie ſie, um dich zu verderben! Sie holte mit der bewaffneten Hand aus — und ach! ich erwachte mit dem Stiche. Wachend fühlte ich noch alles, was ein tödlicher Stich ſchmerzhaftes haben kann; ohne das zu empfinden, was er angenehmes haben muß: das Ende der Pein in dem Ende des Lebens hoffen zu dürfen.

Mellefont. Ach! liebſte Sara, ich verſpreche Ihnen das Ende Ihrer Pein, ohne das Ende Ihres Lebens, welches gewiß auch das Ende des meinigen ſeyn würde. Vergeſſen Sie das ſchreckliche Gewebe eines ſinnloſen Traumes.

Sara. Die Kraft es vergeſſen zu können, erwarte ich von Ihnen. Es ſey Liebe oder Verführung, es ſey Glück oder Unglück, das mich Ihnen in die Arme geworfen hat; ich bin in meinem Herzen die Ihrige, und werde es ewig ſeyn. Aber noch bin ich es nicht vor den Augen jenes Richters, der die geringſten Uebertretungen ſeiner Ordnung zu ſtrafen gedrohet hat — —

Mellefont. So falle denn alle Strafe auf mich allein!

Sara. Was kann auf Sie fallen, das mich nicht treffen ſollte? — — Legen Sie aber mein dringendes Anhalten nicht falſch aus. Ein andres Frauenzimmer, das durch einen gleichen Fehltritt ſich ihrer Ehre verluſtig gemacht hätte, würde vielleicht durch ein geſetzmäßiges Band nichts als einen Theil derſelben wieder zu erlangen ſuchen. Ich, Mellefont, denke darauf nicht, weil ich in der Welt weiter von keiner Ehre wiſſen will, als von der Ehre, Sie zu lieben. Ich will mit Ihnen, nicht um der Welt Willen, ich will mit Ihnen um meiner ſelbſt Willen verbunden ſeyn. Und wenn ich es bin, ſo will ich gern die Schmach auf mich nehmen, als ob ich es nicht wäre. Sie ſollen mich, wenn Sie nicht wollen, für Ihre Gattinn nicht erklären dürfen; Sie ſollen mich erklären können, für was Sie wollen. Ich will Ihren Namen nicht führen; Sie ſollen unſere Verbindung ſo geheim halten, als Sie es für gut befinden; und ich will derſelben ewig unwerth ſeyn, wenn ich mir in den Sinn kommen laſſe, einen andern Vortheil, als die Beruhigung meines Gewiſſens, daraus zu ziehen

Mellefont. Halten Sie ein, Miß, oder ich muß vor Ihren Augen des Todes ſeyn. Wie elend bin ich, daß ich nicht das Herz habe, Sie noch elender zu machen! — Bedenken Sie, daß Sie ſich meiner Führung überlaſſen haben; bedenken Sie, daß ich ſchuldig bin, für uns weiter hinaus zu ſehen, und daß ich itzt gegen Ihre Klagen taub ſeyn muß, wenn ich Sie nicht, in der ganzen Folge Ihres Lebens, noch ſchmerzhaftere Klagen will führen hören. Haben Sie es denn vergeſſen, was ich Ihnen zu meiner Rechtfertigung ſchon oft vorgeſtellt?

Sara. Ich habe es nicht vergeſſen, Mellefont. Sie wollen vorher ein gewiſſes Vermächtniß retten. — Sie wollen vorher zeitliche Güter retten, und mich vielleicht ewige darüber verſcherzen laſſen.

Mellefont. Ach Sara, wenn Ihnen alle zeitliche Güter ſo gewiß wären, als Ihrer Tugend die ewigen ſind — —

Sara. Meiner Tugend? Nennen Sie mir dieſes Wort nicht! — Sonſt klang es mir ſüße, aber itzt ſchallt mir ein ſchrecklicher Donner darinn!

Mellefont. Wie? muß der, welcher tugendhaft ſeyn ſoll, keinen Fehler begangen haben? Hat ein einziger ſo unſelige Wirkungen, daß er eine ganze Reihe unſträflicher Jahre vernichten kann: ſo iſt kein Menſch tugendhaft; ſo iſt die Tugend ein Geſpenſt, das in der Luft zerfließet, wenn man es am feſteſten umarmt zu haben glaubt; ſo hat kein weiſes Weſen unſere Pflichten nach unſern Kräften abgemeſſen; ſo iſt die Luſt, uns ſtrafen zu können, der erſte Zweck unſers Daſeyns; ſo iſt — Ich erſchrecke vor allen den gräßlichen Folgerungen, in welche Sie Ihre Kleinmuth verwickeln muß! Nein, Miß, Sie ſind noch die tugendhafte Sara, die Sie vor meiner unglücklichen Bekanntſchaft waren. Wenn Sie ſich ſelbſt mit ſo grauſamen Augen anſehen, mit was für Augen müſſen Sie mich betrachten!

Sara. Mit den Augen der Liebe, Mellefont.

Mellefont. So bitte ich Sie denn um dieſer Liebe, um dieſer großmüthigen, alle meine Unwürdigkeit überſehenden Liebe Willen, zu Ihren Füßen bitte ich Sie: beruhigen Sie ſich. Haben Sie nur noch einige Tage Geduld.

Sara. Einige Tage! Wie iſt Ein Tag ſchon ſo lang!

Mellefont. Verwünſchtes Vermächtniß! Verdammter Unſinn eines ſterbenden Vetters, der mir ſein Vermögen nur mit der Bedingung laſſen wollte, einer Anverwandtinn die Hand zu geben, die mich eben ſo ſehr haßt, als ich ſie! Euch, unmenſchliche Tyrannen unſerer freyen Neigungen, euch werde alle das Unglück, alle die Sünde zugerechnet, zu welchen uns euer Zwang bringet! — Und wenn ich ihrer nur entübriget ſeyn könnte, dieſer ſchimpflichen Erbſchaft! So lange mein väterliches Vermögen zu meiner Unterhaltung hinreichte, habe ich ſie allezeit verſchmähet, und ſie nicht einmal gewürdiget, mich darüber zu erklären. Aber itzt, itzt, da ich alle Schätze der Welt nur darum beſitzen möchte, um ſie zu den Füßen meiner Sara legen zu können, itzt da ich wenigſtens darauf denken muß, ſie ihrem Stande gemäß in der Welt erſcheinen zu laſſen, itzt muß ich meine Zuflucht dahin nehmen.

Sara. Mit der es Ihnen zuletzt doch wohl noch fehl ſchlägt.

Mellefont. Sie vermuthen immer das ſchlimmſte. — Nein; das Frauenzimmer, die es mit betrifft, iſt nicht ungeneigt, eine Art von Vergleich einzugehen. Das Vermögen ſoll getheilt werden; und da ſie es nicht ganz mit mir genießen kann, ſo iſt ſie es zufrieden, daß ich mit der Hälfte meine Freyheit von ihr erkaufen darf. Ich erwarte alle Stunden die letzten Nachrichten in dieſer Sache, deren Verzögerung allein unſern hieſigen Aufenthalt ſo langwierig gemacht hat. So bald ich ſie bekommen habe, wollen wir keinen Augenblick länger hier verweilen. Wir wollen ſogleich, liebſte Miß, nach Frankreich übergehen, wo Sie neue Freunde finden ſollen, die ſich itzt ſchon auf das Vergnügen, Sie zu ſehen und Sie zu lieben, freuen. Und dieſe neuen Freunde ſollen die Zeugen unſerer Verbindung ſeyn — —

Sara. Dieſe ſollen die Zeugen unſerer Verbindung ſeyn? — Grauſamer! ſo ſoll dieſe Verbindung nicht in meinem Vaterlande geſchehen? So ſoll ich mein Vaterland als eine Verbrecherinn verlaſſen? Und als eine ſolche, glauben Sie, würde ich Muth genug haben, mich der See zu vertrauen? Deſſen Herz muß ruhiger oder muß ruchloſer ſeyn, als meines, welcher nur einen Augenblick zwiſchen ſich und dem Verderben mit Gleichgültigkeit nichts, als ein ſchwankendes Brett, ſehen kann. In jeder Welle, die an unſer Schiff ſchlüge, würde mir der Tod entgegenrauſchen; jeder Wind würde mir von den väterlichen Küſten Verwünſchungen nachbrauſen, und der kleinſte Sturm würde mich ein Blutgericht über mein Haupt zu ſeyn, dünken. — Nein, Mellefont, ſo ein Barbar können Sie gegen mich nicht ſeyn. Wenn ich noch das Ende Ihres Vergleichs erlebe, ſo muß es Ihnen auf einen Tag nicht ankommen, den wir hier länger zubringen. Es muß dieſes der Tag ſeyn, an dem Sie mich die Martern aller hier verweinten Tage vergeſſen lehren. Es muß dieſes der heilige Tag ſeyn — Ach! welcher wird es denn endlich ſeyn?

Mellefont. Aber überlegen Sie denn nicht, Miß, daß unſerer Verbindung hier diejenige Feyer fehlen würde, die wir ihr zu geben ſchuldig ſind?

Sara. Eine heilige Handlung wird durch das Feyerliche nicht kräftiger.

Mellefont. Allein — —

Sara. Ich erſtaune. Sie wollen doch wohl nicht auf einem ſo nichtigen Vorwande beſtehen? O Mellefont, Mellefont! wenn ich mir es nicht zum unverbrüchlichſten Geſetze gemacht hätte, niemals an der Aufrichtigkeit Ihrer Liebe zu zweifeln, ſo würde mir dieſer Umſtand — — Doch ſchon zu viel; es möchte ſcheinen, als hätte ich eben itzt daran gezweifelt.

Mellefont. Der erſte Augenblick Ihres Zweifels müſſe der letzte meines Lebens ſeyn! Ach, Sara, womit habe ich es verdient, daß Sie mir auch nur die Möglichkeit deſſelben voraus ſehen laſſen? Es iſt wahr, die Geſtändniſſe, die ich Ihnen von meinen ehemaligen Ausſchweifungen abzulegen, kein Bedenken getragen habe, können mir keine Ehre machen: aber Vertrauen ſollten ſie mir doch erwecken. Eine buhleriſche Marwood

führte

fühlte mich in ihren Stricken, weil ich das für ſie empfand, was ſo oft für Liebe gehalten wird, und es doch ſo ſelten iſt. Ich würde noch ihre ſchimpflichen Feſſeln tragen, hätte ſich nicht der Himmel meiner erbarmt, der vielleicht mein Herz nicht für ganz unwürdig erkannte, von beſſern Flammen zu brennen. Sie, liebſte Sara, ſehen, und alle Marwoods vergeſſen, war eins. Aber wie theuer kam es Ihnen zu ſtehen, mich aus ſolchen Händen zu erhalten! Ich war mit dem Laſter zu vertraut geworden, und Sie kannten es zu wenig — —

Sara. Laſſen Sie uns nicht mehr daran gedenken — —

Achter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara.

Mellefont. Was willſt du?

Norton. Ich ſtand eben vor dem Hauſe, als mir ein Bedienter dieſen Brief in die Hand gab. Die Aufſchrift iſt an Sie, mein Herr.

Mellefont. An mich? Wer weiß hier meinen Namen? — (indem er den Brief betrachtet) Himmel!

Sara. Sie erſchrecken?

Mellefont. Aber ohne Urſache, Miß; wie ich nun wohl ſehe. Ich irrte mich in der Hand.

Sara. Möchte doch der Inhalt Ihnen ſo angenehm ſeyn, als Sie es wünſchen können.

Mellefont. Ich vermuthe, daß er ſehr gleichgültig ſeyn wird.

Sara. Man braucht ſich weniger Zwang anzuthun, wenn man allein iſt. Erlauben Sie, daß ich mich wieder in mein Zimmer begebe.

Mellefont. Sie machen ſich alſo wohl Gedanken?

Sara. Ich mache mir keine, Mellefont.

Mellefont. (indem er ſie bis an die Scene begleitet.) Ich werde den Augenblick bey Ihnen ſeyn, liebſte Miß.

Neunter Auftritt.

Mellefont. Norton.

Mellefont. (der den Brief noch anſieht.) Gerechter Gott!

Norton. Weh Ihnen, wenn er nichts, als gerecht iſt!

Mellefont. Kann es möglich ſeyn? Ich ſehe dieſe verruchte Hand wieder, und erſtarre nicht vor Schrecken? Iſt ſie es? Iſt ſie es nicht? Was zweifle ich noch? Sie iſts! Ah, Freund, ein Brief von der Marwood! Welche Furie, welcher Satan hat ihr meinen Aufenthalt verrathen? Was will ſie noch von mir? — Geh, mache ſo gleich Anſtalt, daß wir von hier wegkommen. — Doch verzieh! Vielleicht iſt es nicht nöthig; vielleicht haben meine verächtlichen Abſchiedsbriefe die Marwood nur aufgebracht, mir mit gleicher Verachtung zu begegnen. Hier! erbrich den Brief; lies ihn. Ich zittere, es ſelbſt zu thun.

Norton. (er lieſt.) „Es wird ſo gut ſeyn, als „ob ich ihnen den längſten Brief geſchrieben hätte, „Mellefont, wenn Sie den Namen, den Sie „am Ende der Seite finden werden, nur einer kleinen Betrachtung würdigen wollen — —

Mellefont. Verflucht ſey ihr Name! Daß ich ihn nie gehört hätte! Daß er aus dem Buche der Lebendigen vertilgt würde!

Norton. (lieſt weiter.) „Die Mühe Sie auszuforſchen, hat mir die Liebe, welche mir forſchen half, verſüßt.

Mellefont. Die Liebe? Frevlerin! Du entheiligeſt Namen, die nur der Tugend geweiht ſind!

Norton. (fähret fort.) „Sie hat noch mehr gethan; — —

Mellefont. Ich bebe — —

Norton. „Sie hat mich Ihnen nachgebracht. — —

Mellefont. Verräther, was lieſt du? (er reißt ihm den Brief aus der Hand und lieſt ſelbſt) „Sie hat mich Ihnen — nachgebracht. — Ich bin hier; und es ſtehet bey Ihnen, — ob Sie meinen Beſuch erwarten, — oder mir mit dem Ihrigen — zuvorkommen wollen. Marwood. „ — Was für ein Donnerſchlag! Sie iſt hier? — Wo iſt ſie? Dieſe Frechheit ſoll ſie mit dem Leben büßen.

Norton. Mit dem Leben? Es wird ihr einen Blick koſten, und Sie liegen wieder zu ihren Füßen. Bedenken Sie was Sie thun! Sie müſſen Sie nicht ſprechen, oder das Unglück Ihrer armen Miß iſt vollkommen.

Mellefont. Ich Unglücklicher! — Nein, ich muß ſie ſprechen. Sie würde mich bis in dem Zimmer der Sara ſuchen, und alle ihre Wuth gegen dieſe Unſchuldige auslaſſen.

Norton. Aber, mein Herr — —

Mellefont. Sage nichts! — Laß ſehen, (indem er in den Brief ſieht) ob ſie ihre Wohnung angezeigt hat. Hier iſt ſie. Komm, führe mich.

(Sie gehen ab.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schauplatz ſtellt das Zimmer der Marwood vor, in einem andern Gaſthofe.

Marwood im Negligee. Hannah.

Marwood. Belford hat den Brief doch richtig eingehändigt, Hannah?

Hannah. Richtig.

Marwood. Ihm ſelbſt?

Hannah. Seinem Bedienten.

Marwood. Kaum kann ich es erwarten, was er für Wirkung haben wird. — Scheine ich dir nicht ein wenig unruhig, Hannah? Ich bin es auch. — Der Verräther! Doch gemach! Zornig muß ich durchaus nicht werden. Nachſicht, Liebe, Bitten, ſind die einzigen Waffen, die ich wider ihn brauchen darf, wo ich anders ſeine ſchwache Seite recht kenne.

Hannah. Wenn er ſich aber dagegen verhärten ſollte? —

Marwood. Wenn er ſich dagegen verhärten ſollte? So werde ich nicht zürnen — ich werde raſen. Ich fühle es, Hannah; und wollte es lieber ſchon itzt.

Hannah. Faſſen Sie ſich ja. Er kann vielleicht den Augenblick kommen.

Marwood. Wo er nur gar kömmt! Wo er ſich nur nicht entſchloſſen hat, mich feſtes Fußes bey ſich zu erwarten! — Aber weißt du, Hannah, worauf ich noch meine meiſte Hofnung gründe, den Ungetreuen von dem neuen Gegenſtande ſeiner Liebe abzuziehen? Auf unſere Bella.

Hannah. Es iſt wahr; ſie iſt ein kleiner Abgott; und der Einfall, ſie mit zu nehmen, hätte nicht glücklicher ſeyn können.

Marwood. Wenn ſein Herz auch gegen die Sprache einer alten Liebe taub iſt; ſo wird ihm doch die Sprache des Bluts vernehmlich ſeyn. Er riß das Kind vor einiger Zeit aus meinen Armen, unter dem Vorwande, ihm eine Art von Erziehung geben zu laſſen, die es bey mir nicht haben könne. Ich habe es von der Dame, die es unter ihrer Aufſicht hatte, itzt nicht anders als durch Liſt wieder bekommen können; er hatte auf mehr als ein Jahr vorausbezahlt, und noch den Tag vor ſeiner Flucht ausdrücklich befohlen, eine gewiſſe Marwood, die vielleicht kommen und ſich für die Mutter des Kindes ausgeben würde, durchaus nicht vorzulaſſen. Aus dieſem Befehle erkenne ich den Unterſchied, den er zwiſchen uns beyden macht. Arabellen ſieht er als einen koſtbaren Theil ſeiner ſelbſt an, und mich als eine Elende, die ihn mit allen ihren Reitzen, bis zum Ueberdruſſe, geſättiget hat.

Hannah. Welcher Undank!

Marwood. Ach Hannah, nichts zieht den Undank ſo unausbleiblich nach ſich, als Gefälligkeiten, für die kein Dank zu groß wäre. Warum habe ich ſie ihm erzeigt, dieſe unſeligen Gefälligkeiten? Hätte ich es nicht voraus ſehen ſollen, daß ſie ihren Werth nicht immer bey ihm behalten könnten? Daß ihr Werth auf der Schwierigkeit des Genuſſes beruhe, und daß er mit derjenigen Anmuth verſchwinden müſſe, welche die Hand der Zeit unmerklich, aber gewiß, aus unſern Geſichtern verlöſcht?

Hannah. O, Madam, von dieſer gefährlichen Hand haben Sie noch lange nichts zu befürchten. Ich finde, daß Ihre Schönheit den Punkt ihrer prächtigſten Blüthe ſo wenig überſchritten hat, daß ſie vielmehr erſt darauf losgeht, und Ihnen alle Tage neue Herzen feſſeln würde, wenn Sie ihr nur Vollmacht dazu geben wollten.

Marwood. Schweig, Hannah! Du ſchmeichelſt mir bey einer Gelegenheit, die mir alle Schmeicheley verdächtig macht. Es iſt Unſinn von neuen Eroberungen zu ſprechen, wenn man nicht einmal Kräfte genug hat, ſich im Beſitze der ſchon gemachten zu erhalten.

Zweyter Auftritt.

Ein Bedienter. Marwood. Hannah.

Der Bediente. Madam, man will die Ehre haben, mit Ihnen zu ſprechen.

Marwood. Wer?

Der Bediente. Ich vermuthe, daß es eben der Herr iſt, an welchen der vorige Brief überſchrieben war. Wenigſtens iſt der Bediente bey ihm, der mir ihn abgenommen hat.

Marwood. Mellefont! — Geſchwind, führe ihn herauf! (der Bediente geht ab.) Ach Hannah, nun iſt er da! Wie ſoll ich ihn empfangen? Was ſoll ich ſagen? Welche Miene ſoll ich annehmen? Iſt dieſe ruhig genug? Sieh doch!

Hannah. Nichts weniger als ruhig.

Marwood. Aber dieſe?

Hannah. Geben Sie ihr noch mehr Anmuth.

Marwood. Etwa ſo?

Hannah. Zu traurig!

Marwood. Sollte mir dieſes Lächeln laſſen?

Hannah. Vollkommen! Aber nur freyer — Er kömmt.

Dritter Auftritt.

Mellefont. Marwood. Hannah.

Mellefont. (der mit einer wilden Stellung herein tritt.) Ha! Marwood —

Marwood. (die ihm mit offnen Armen lächelnd entgegen kommt.) Ach Mellefont —

Mellefont (bey Seite.) Die Mörderinn, was für ein Blick!

Marwood. Ich muß Sie umarmen, treuloſer, lieber Flüchtling! — Theilen Sie doch meine Freude! — Warum entreißen Sie ſich meinen Liebkoſungen?

Mellefont. Marwood, ich vermuthete, daß Sie mich anders empfangen würden.

Marwood. Warum anders? Mit mehr Liebe vielleicht? mit mehr Entzücken? Ach ich Unglückliche, daß ich weniger ausdrücken kann, als ich fühle! — Sehen Sie, Mellefont, ſehen Sie, daß auch die Freude ihre Thränen hat? Hier rollen ſie, dieſe Kinder der ſüßeſten Wolluſt! — Aber ach, verlorne Thränen! ſeine Hand trocknet euch nicht ab.

Mellefont. Marwood, die Zeit iſt vorbey, da mich ſolche Reden bezaubert hätten. Sie müſſen itzt in einem andern Tone mit mir ſprechen. Ich komme her, Ihre letzten Vorwürfe anzuhören, und darauf zu antworten.

Marwood. Vorwürfe? Was hätte ich Ihnen für Vorwürfe zu machen, Mellefont? Keine.

Mellefont. So hätten Sie, ſollt' ich meynen, Ihren Weg erſparen können.

Marwood. Liebſte wunderliche Seele, warum wollen Sie mich nun mit Gewalt zwingen, einer Kleinigkeit zu gedenken, die ich Ihnen in eben dem Augenblicke vergab, in welchem ich ſie erfuhr? Eine kurze Untreue, die mir Ihre Galanterie, aber nicht Ihr Herz ſpielet, verdient dieſe Vorwürfe? Kommen Sie, laſſen Sie uns darüber ſcherzen.

Mellefont. Sie irren ſich; mein Herz hat mehr Antheil daran, als es jemals an allen unſern Liebeshändeln gehabt hat, auf die ich itzt nicht ohne Abſcheu zurück ſehen kann.

Marwood. Ihr Herz, Mellefont, iſt ein gutes Närrchen. Es läßt ſich alles bereden, was Ihrer Einbildung ihm zu bereden einfällt. Glauben Sie mir doch, ich kenne es beſſer, als Sie. Wenn es nicht das beſte, das getreuſte Herz wäre, würde ich mir wohl ſo viel Müh geben, es zu behalten?

Mellefont. Zu behalten? Sie haben es niemals beſeſſen, ſage ich Ihnen.

Marwood. Und ich ſag Ihnen; ich beſitze es im Grunde noch.

Mellefont. Marwood, wenn ich wüßte daß Sie auch nur noch einen Faſer davon beſäßen, ſo wollte ich es mir ſelbſt, hier vor Ihren Augen, aus meinem Leibe reißen.

Marwood. Sie würden ſehen, daß Sie meines zugleich herausriſſen. Und dann, dann würden dieſe herausgeriſſenen Herzen endlich zu der Vereinigung gelangen, die ſie ſo oft auf unſern Lippen geſucht haben.

Mellefont. (bey Seite) Was für eine Schlange! Hier wird das beſte ſeyn, zu fliehen. — Sagen Sie mir es nur kurz, Marwood, warum Sie mir nachgekommen ſind? Was Sie noch von mir verlangen? Aber ſagen Sie es nur ohne dieſes Lächeln, ohne dieſen Blick, aus welchem mich eine ganze Hölle von Verführung ſchreckt.

Marwood. (vertraulich) Höre nur, mein lieber Mellefont; ich merke wohl, wie es itzt mit dir ſteht. Deine Begierden und dein Geſchmack ſind itzt deine Tyrannen. Laß es gut ſeyn; man muß ſie austoben laſſen. Sich ihnen widerſetzen, iſt Thorheit. Sie werden am ſicherſten eingeſchläfert, und endlich gar überwunden, wenn man ihnen freyes Feld läßt. Sie reiben ſich ſelbſt auf. Kannſt du mir nachſagen, kleiner Flattergeiſt, daß ich jemals eiferſüchtig geweſen wäre, wenn ſtärkere Reize, als die meinigen, dich mir auf eine Zeitlang abſpänſtig machten? Ich gönnte dir ja allezeit dieſe Veränderung, bey der ich immer mehr gewann, als verlor. Du kehrteſt mit neuem Feuer, mit neuer Innbrunſt in meine Arme zurück, in die ich dich nur als in leichte Bande, und nie als in ſchwere Feſſeln ſchloß. Bin ich nicht oft ſelbſt deine Vertraute geweſen, wenn du mir auch ſchon nichts zu vertrauen hatteſt, als die

Gunſtbezeigungen, die du mir entwandteſt, um ſie gegen andre zu verſchwenden? Warum glaubſt du denn, daß ich itzt einen Eigenſinn gegen dich zu zeigen anfangen würde, zu welchem ich nun eben berechtiget zu ſeyn aufhöre, oder — vielleicht ſchon aufgehört habe? Wenn deine Hitze gegen das ſchöne Landmädchen noch nicht verraucht iſt; wenn du noch in dem erſten Fieber deiner Liebe gegen ſie biſt; wenn du ihren Genuß noch nicht entbehren kannſt: wer hindert dich denn, ihr ſo lange ergeben zu ſeyn, als du es für gut befindeſt? Mußt du deswegen ſo unbeſonnene Anſchläge machen, und mit ihr aus dem Reiche fliehen wollen?

Mellefont. Marwood, Sie reden vollkommen Ihrem Charakter gemäß, deſſen Häßlichkeit ich nie ſo gekannt habe, als ſeit dem ich, in dem Umgange mit einer tugendhaften Freundinn, die Liebe von der Wolluſt unterſcheiden gelernt.

Marwood. Ey ſieh doch! Deine neue Gebietherinn iſt alſo wohl gar ein Mädchen von ſchönen ſittlichen Empfindungen? Ihr Mannsperſonen müßt doch ſelbſt nicht wiſſen, was ihr wollt. Bald ſind es die ſchlüpfrigſten Reden, die buhlerhafteſten haſteſten Scherze, die euch an uns gefallen; und bald entzücken wir euch, wenn wir nichts als Tugend reden, und alle ſieben Weiſen auf unſerer Zunge zu haben ſcheinen. Das ſchlimmſte aber iſt, daß ihr das eine ſo wohl als das andre überdrüßig werdet. Wir mögen närriſch oder vernünftig, weltlich oder geiſtlich geſinnet ſeyn: wir verlieren unſere Mühe, euch beſtändig zu machen, einmal wie das andre. Du wirſt an deine ſchöne Heilige die Reihe Zeit genug kommen laſſen. Soll ich wohl einen kleinen Ueberſchlag machen? Nun eben biſt du im heftigſten Paroxiſmo mit ihr: und dieſem geb' ich noch zwey, aufs längſte drey Tage. Hierauf wird eine ziemlich geruhige Liebe folgen: der geb' ich acht Tage. Die andern acht Tage wirſt du nur gelegentlich an dieſe Liebe denken. Die dritten wirſt du dich daran erinnern laſſen: und wann du dieſes Erinnern ſatt haſt, ſo wirſt du dich zu der äuſſerſten Gleichgültigkeit ſo ſchnell gebracht ſehen, daß ich kaum die vierten acht Tage auf dieſe letzte Veränderung rechnen darf — Das wäre nun ungefähr ein Monath. Und dieſen Monath, Mellefont, will ich dir noch mit dem gröſten Vergnügen

gen nachſehen; nur wirſt du erlauben, daß ich dich nicht aus dem Geſichte verlieren darf.

Mellefont. Vergebens, Marwood, ſuchen Sie alle Waffen hervor, mit welchen Sie ſich erinnern, gegen mich ſonſt glücklich geweſen zu ſeyn. Ein tugendhafter Entſchluß ſichert mich gegen Ihre Zärtlichkeit und gegen Ihren Witz. Gleichwohl will ich mich beiden nicht länger ausſetzen. Ich gehe, und habe Ihnen weiter nichts mehr zu ſagen, als daß Sie mich in wenig Tagen auf eine Art ſollen gebunden wiſſen, die Ihnen alle Hoffnung auf meine Rückkehr in Ihre laſterhafte Sklaverey vernichten wird. Meine Rechtfertigung werden Sie genugſam aus dem Briefe erſehen haben, den ich Ihnen vor meiner Abreiſe zuſtellen laſſen.

Marwood. Gut, daß Sie dieſes Briefes gedenken. Sagen Sie mir, von wem hatten Sie ihn ſchreiben laſſen?

Mellefont. Hatte ich ihn nicht ſelbſt geſchrieben?

Marwood. Unmöglich! Den Anfang deſſelben, in welchen Sie mir, ich weiß nicht was für Summen vorrechneten, die Sie mit mir wollen verſchwendet haben, muſte ein Gaſtwirth, ſo wie den übrigen theologiſchen Reſt ein Quäker geſchrieben haben. Dem ungeachtet will ich Ihnen itzt ernſtlich darauf antworten. Was den vornehmſten Punkt anbelangt, ſo wiſſen Sie wohl, daß alle die Geſchenke, welche Sie mir gemacht haben, noch da ſind. Ich habe Ihre Bankozettel, Ihre Juwelen, nie als mein Eigenthum angeſehen, und itzt alles mitgebracht, um es wieder in diejenigen Hände zu liefern, die mir es anvertrauet hatten.

Mellefont. Behalten Sie alles, Marwood.

Marwood. Ich will nichts davon behalten. Was hätte ich ohne Ihre Perſon für ein Recht darauf? Wenn Sie mich auch nicht mehr lieben, ſo müſſen Sie mir doch die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und mich für keine von den feilen Buhlerinnen halten, denen es gleich viel iſt, von weſſen Beute ſie ſich bereichern. Kommen Sie nur, Mellefont, Sie ſollen den Augenblick wieder ſo reich ſeyn, als Sie vielleicht ohne meine Bekanntſchaft geblieben wären; und vielleicht auch nicht.

Mellefont. Welcher Geiſt, der mein Verderben geſchworen hat, redet itzt aus Ihnen? Eine wollüſtige Marwood denkt ſo edel nicht.

Marwood. Nennen Sie das edel? Ich nenne es weiter nichts, als billig. Nein, mein Herr, nein; ich verlange nicht, daß Sie mir dieſe Wiedererſtattung als etwas beſonders anrechnen ſollen. Sie koſtet mich nichts; und auch den geringſten Dank, den Sie mir dafür ſagen wollten, würde ich für eine Beſchimpfung halten, weil er doch keinen andern Sinn als dieſen haben könnte: „Marwood, ich hielt' Euch für eine niederträchtige „Betriegerinn; ich bedanke mich, daß Ihr es „wenigſtens gegen mich nicht ſeyn wollt.

Mellefont. Genug, Madame, genug! Ich fliehe, weil mich mein Unſtern in einen Streit von Großmuth zu verwickeln drohet, in welchem ich am ungernſten unterliegen möchte.

Marwood. Fliehen Sie nur; aber nehmen Sie auch alles mit, was ihr Andenken bey mir erneuern könnte. Arm, verachtet, ohne Ehre und ohne Freunde, will ich es alsdann noch einmal wagen,

gen, Ihr Erbarmen rege zu machen. Ich will Ihnen in der unglücklichen Marwood nichts als eine Elende zeigen, die Geſchlecht, Anſehen, Tugend und Gewiſſen für Sie aufgeopfert hat. Ich will Sie an den erſten Tag erinnern, da Sie mich ſahen und liebten; an den erſten Tag, da auch ich Sie ſahe und liebte; an das erſte ſtammelnde, ſchamhafte Bekenntniß, das Sie mir zu meinen Füßen von Ihrer Liebe ablegten; an die erſte Verſicherung von Gegenliebe, die Sie mir auspreßten; an die zärtlichen Blicke, an die feurigen Umarmungen, die darauf folgten; an das beredte Stillſchweigen, wenn wir mit beſchäftigten Sinnen einer des andern geheimſte Regungen erriethen, und in den ſchmachtenden Augen die verborgenſten Gedanken der Seele laſen; an das zitternde Erwarten der nahenden Wolluſt; an die Trunkenheit ihrer Freuden; an das ſüße Erſtarren nach der Fülle des Genuſſes, in welchem ſich die ermatteten Geiſter zu neuen Entzückungen erholten. An alles dieſes will ich Sie erinnern, und dann Ihre Kniee umfaſſen, und nicht aufhören um das einzige Geſchenk zu bitten, das Sie mir nicht verſagen können,

nen, und ich ohne zu erröthen annehmen darf, — um den Tod von Ihren Händen.

Mellefont. Grauſame! noch wollte ich ſelbſt mein Leben für Sie hingeben. Fordern Sie es; fordern Sie es; nur auf meine Liebe machen Sie weiter keinen Anſpruch. Ich muß Sie verlaſſen, Marwood, oder mich zu einem Abſcheu der ganzen Natur machen. Ich bin ſchon ſtrafbar, daß ich nur hier ſtehe, und Sie anhöre. Leben Sie wohl! leben Sie wohl!

Marwood. (die ihn zurück hält) Sie müſſen mich verlaſſen? Und was wollen Sie denn, das aus mir werde? So wie ich itzt bin, bin ich Ihr Geſchöpf; thun Sie alſo, was einem Schöpfer zukömmt; er darf die Hand von ſeinem Werke nicht eher abziehn, als bis er es gänzlich vernichten will. — Ach, Hannah, ich ſehe wohl, meine Bitten allein ſind zu ſchwach. Geh, bringe meinen Vorſprecher her, der mir vielleicht itzt auf einmal mehr wiedergeben wird, als er von mir erhalten hat.

(Hannah geht ab.)

Mellefont. Was für einen Vorſprecher, Marwood?

Marwood. Ach, einen Vorſprecher, deſſen Sie mich nur allzugern beraubet hätten. Die Natur wird ſeine Klagen auf einem kürzern Wege zu Ihren Herzen bringen — —

Mellefont. Ich erſchrecke. Sie werden doch nicht — —

Vierter Auftritt.

Arabella. Hannah. Mellefont. Marwood.

Mellefont. Was ſeh ich? Sie iſt es! — Marwood, wie haben Sie ſich unterſtehen können — —

Marwood. Soll ich umſonſt Mutter ſeyn? — Komm, meine Bella, komm; ſieh hier deinen Beſchützer wieder, deinen Freund, deinen — Ach! das Herz mag es ihm ſagen, was er noch mehr, als dein Beſchützer, als dein Freund ſeyn kann.

Mellefont. (mit abgewandtem Geſichte) Gott! wie wird es mir hier ergehen?

Arabella. (indem ſie ihm furchtſam näher tritt) Ach, mein Herr! Sind Sie es? Sind Sie unſer Mellefont? — Nein doch, Madam, er iſt es nicht. — Würde er mich nicht anſehen, wenn er es wäre? Würde er mich nicht in ſeine Arme ſchlieſſen? Er hat es ja ſonſt gethan. Ich unglückliches Kind! Womit hätte ich ihn denn erzürnt, dieſen Mann, dieſen liebſten Mann, der mir erlaubte, mich ſeine Tochter zu nennen?

Marwood. Sie ſchweigen, Mellefont? Sie gönnen der Unſchuldigen keinen Blick?

Mellefont. Ach! — —

Arabella. Er ſeufzet ja, Madam. Was fehlt ihm? Können wir ihm nicht helfen? Ich nicht? Sie auch nicht? So laſſen Sie uns doch mit ihm ſeufzen. — Ach, nun ſieht er mich an! — Nein, er ſieht wieder weg! Er ſieht gen Himmel! Was wünſcht er? Was bittet er vom Himmel? Möchte er ihm doch alles gewähren, wenn er mir auch alles dafür verſagte!

Marwood. Geh, mein Kind, geh; fall ihm zu Füßen. Er will uns verlaſſen; er will uns auf ewig verlaſſen.

Arabella (die vor ihm niederfällt) Hier liege ich ſchon. Sie uns verlaſſen? Sie uns auf ewig verlaſſen? War es nicht ſchon eine kleine Ewigkeit, die wir Sie jezt vermißt haben? Wir ſollen Sie wieder vermiſſen? Sie haben ja ſo oft geſagt, daß ſie uns liebten. Verläßt man denn die, die man liebt? So muß ich Sie wohl nicht lieben: denn ich wünſchte Sie, nie zu verlaſſen. Nie; und will Sie auch nie verlaſſen.

Marwood. Ich will dir bitten helfen, mein Kind; hilf nur auch mir — Nun, Mellefont, ſehen Sie auch mich zu Ihren Füßen — —

Mellefont. (hält ſie zurück, indem ſie ſich niederwerfen will) Marwood, gefährliche Marwood — Und auch du, meine liebſte Bella, (hebt ſie auf) auch du biſt wider deinen Mellefont?

Arabella. Ich wider Sie?

Marwood. Was beſchließen Sie, Mellefont?

Mellefont. Was ich nicht ſollte, Marwood; was ich nicht ſollte.

Marwood. (die ihn umarmt) Ach, ich weis es ja, daß die Redlichkeit Ihres Herzens allezeit über den Eigenſinn Ihrer Begierden geſiegt hat.

Mellefont. Beſtürmen Sie mich nicht weiter. Ich bin ſchon, was Sie aus mir machen wollen: ein Meineidiger, ein Verführer, ein Räuber, ein Mörder.

Marwood. Itzt werden Sie es einige Tage in Ihrer Einbildung ſeyn, und hernach werden Sie erkennen, daß ich Sie abgehalten habe, es wirklich zu werden. Machen Sie nur, und kehren Sie wieder mit uns zurück.

Arabella. (ſchmeichelnd.) O ja! thun Sie dieſes.

Mellefont. Mit euch zurückkehren? Kann ich denn?

Marwood. Nichts iſt leichter, wenn Sie nur wollen.

Mellefont. Und meine Miß — —

Marwood. Und Ihre Miß mag ſehen, wo ſie bleibt! — —

Mellefont. Ha! barbariſche Marwood, dieſe Rede ließ mich bis auf den Grund Ihres Herzens ſehen — — Und ich Verruchter gehe doch nicht wieder in mich?

Marwood. Wenn Sie bis auf den Grund meines Herzens geſehen hätten, ſo würden Sie entdeckt haben, daß es mehr wahres Erbarmen gegen Ihre Miß fühlt, als Sie ſelbſt. Ich ſage, wahres Erbarmen: denn das Ihre iſt ein eigennütziges, weichherziges Erbarmen. Sie haben überhaupt dieſen Liebeshandel viel zu weit getrieben. Daß Sie, als ein Mann, der bey einem langen Umgange mit unſerm Geſchlechte, in der Kunſt zu verführen ausgelernt hatte, gegen ein ſo junges Frauenzimmer ſich Ihre Ueberlegenheit an Verſtellung und Erfahrung zu Nutze machten und nicht eher ruhten, als bis Sie Ihren Zweck erreichten: das möchte noch hingehen; Sie können ſich mit der Heftigkeit Ihrer Leidenſchaft entſchuldigen. Allein, daß Sie einem alten Vater ſein einziges Kind raubten; daß Sie einem rechtſchaffnen Greiſe die wenigen Schritte zu ſeinem Grabe noch ſo ſchwer und bitter machten; daß Sie, Ihrer Luſt wegen, die ſtärkſten Banden der Natur trennten: das, Mellefont, das können Sie nicht verantworten. Machen Sie alſo Ihren Fehler wieder gut, ſo weit es möglich iſt, ihn gut zu machen. Geben Sie dem weinenden Alter ſeine Stütze wieder, und ſchicken Sie eine leichtgläubige

Tochter in ihr Haus zurück, das Sie deßwegen, weil Sie es beſchimpft haben, nicht auch öde machen müſſen

Mellefont. Das fehlte noch, daß Sie auch mein Gewiſſen wider mich zu Hülfe riefen! Aber geſetzt, es wäre billig, was Sie ſagen; müßte ich nicht eine eiſerne Stirne haben, wenn ich es der unglücklichen Miß ſelbſt vorſchlagen ſollte?

Marwood. Nunmehr will ich es Ihnen geſtehen, daß ich ſchon im voraus bedacht geweſen bin, Ihnen dieſe Verwirrung zu erſparen. So bald ich Ihren Aufenthalt erfuhr, habe ich auch dem alten Sampſon unter der Hand Nachricht davon geben laſſen. Er iſt vor Freuden darüber ganz außer ſich geweſen, und hat ſich ſogleich auf den Weg machen wollen. Ich wundre mich, daß er noch nicht hier iſt.

Mellefont. Was ſagen Sie?

Marwood. Erwarten Sie nur ruhig ſeine Ankunft; und laſſen ſich gegen die Miß nichts merken. Ich will Sie ſelbſt jetzt nicht länger aufhalten. Gehen Sie wieder zu ihr; ſie möchte

Verdacht bekommen. Doch verſprech' ich mir, Sie heute noch einmal zu ſehen.

Mellefont. O Marwood, mit was für Geſinnungen kam ich zu Ihnen, und mit welchen muß ich Sie verlaſſen! Einen Kuß, meine liebe Bella — —

Arabella. Der war für Sie; aber nun einen für mich. Kommen Sie nur ja bald wieder; ich bitte.

(Mellefont geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Marwood. Arabella. Hannah.

Marwood. (nachdem ſie tief Athem geholt.) Sieg, Hannah! aber ein ſaurer Sieg! — Gieb mir einen Stuhl; ich fühle mich ganz abgemattet — (ſie ſetzt ſich.) Eben war es die höchſte Zeit, als er ſich ergab; noch einen Augenblick hätte er anſtehen dürfen, ſo würde ich ihm eine ganz andre Marwood gezeigt haben.

Hannah. Ach, Madam, was ſind Sie für eine Frau! Den möchte ich doch ſehn, der Ihnen widerſtehen könnte.

Marwood. Er hat mir ſchon zu lange widerſtanden. Und gewiß, gewiß, ich will es ihm nicht vergeben, daß ich ihm faſt zu Fuße gefallen wäre.

Arabella. O nein! Sie müſſen ihm alles vergeben. Er iſt ja ſo gut, ſo gut — —

Marwood. Schweig, kleine Närrinn!

Hannah. Auf welcher Seite wußten Sie ihn nicht zu faſſen! Aber nichts, glaube ich, rührte ihn mehr, als die Uneigennützigkeit, mit welcher Sie ſich erboten, alle von ihm erhaltenen Geſchenke zurück zu geben.

Marwood. Ich glaube es auch. Ha! ha! (verächtlich.)

Hannah. Warum lachen Sie, Madam? Wenn es nicht Ihr Ernſt war, ſo wagten Sie in der That ſehr viel. Geſetzt, er hätte Sie bey Ihrem Worte gefaßt?

Marwood. O geh! man muß wiſſen, wen man vor ſich hat.

Hannah. Nun das geſteh ich! Aber auch Sie, meine ſchöne Bella, haben Ihre Sache vortrefflich gemacht; vortrefflich!

Arabella. Warum das? Konnte ich ſie denn anders machen? Ich hatte ihn ja ſo lange nicht geſehen. Sie ſind doch nicht böſe, Madam, daß ich ihn ſo lieb habe? Ich habe Sie ſo lieb, wie ihn; eben ſo lieb.

Marwood. Schon gut; dasmal will ich dir verzeihen, daß du mich nicht lieber haſt als ihn.

Arabella. Dasmal? (ſchluchzend)

Marwood. Du weinſt ja wohl gar? Warum denn?

Arabella. Ach nein! ich weine nicht. Werden Sie nur nicht ungehalten. Ich will Sie ja gern alle beide ſo lieb, ſo lieb haben, daß ich unmöglich, weder Sie noch ihn, lieber haben kann.

Marwood. Je nun ja!

Arabella. Ich bin recht unglücklich — —

Marwood. Sey doch nur ſtille — Aber was iſt das?

Sechſter Auftritt.

Mellefont. Marwood. Arabella. Hannah.

Marwood. Warum kommen Sie ſchon wieder, Mellefont? (ſie ſteht auf)

Mellefont. (höhniſch) Weil ich mehr nicht, als einige Augenblicke nöthig hatte, wieder zu mir ſelbſt zu kommen.

Marwood. Nun?

Mellefont. Ich war betäubt, Marwood, aber nicht bewegt. Sie haben alle Ihre Mühe verloren; eine andre Luſt, als dieſe anſteckende Luſt Ihres Zimmers, gab mir Muth und Kräfte wieder, meinen Fuß aus dieſer gefährlichen Schlinge noch zeitig genug zu ziehen. Waren mir Nichtswürdigem die Ränke einer Marwood noch nicht bekannt genug?

Marwood. (haſtig) Was iſt das wieder für eine Sprache?

Mellefont. Die Sprache der Wahrheit und des Unwillens.

Marwood. Nur gemach, Mellefont, oder auch ich werde dieſe Sprache ſprechen.

Mellefont. Ich komme nur zurück, Sie keinen Augenblick länger in einem Irrthume von mir ſtecken zu laſſen, der mich, ſelbſt in Ihren Augen verächtlich machen muß.

Arabella. (furchtſam) Ach! Hannah —

Mellefont. Sehen ſie mich nur ſo wütend an, als Sie wollen. Je wütender, je beſſer. War es möglich, daß ich zwiſchen einer Marwood und einer Sara nur einen Augenblick unentſchlüßig bleiben konnte? Und daß ich mich faſt für die erſtere entſchloſſen hätte?

Arabella. Ach Mellefont! — —

Mellefont. Zittern Sie nicht, Bella. Auch für Sie bin ich mit zurück gekommen. Geben Sie mir die Hand, und folgen Sie mir nur getroſt.

Marwood. (die beyde zurückhält) Wem ſoll ſie folgen, Verräther?

Mellefont. Ihrem Vater.

Marwood. Geh, Elender; und lern' erſt ihre Mutter kennen.

Mellefont. Ich kenne ſie. Sie iſt die Schande ihres Geſchlechts — —

Marwood. Führe ſie weg, Hannah!

Mellefont. Bleiben Sie, Bella. (indem er ſie zurück halten will.)

Marwood. Nur keine Gewalt, Mellefont, oder — —

(Hannah und Arabella gehen ab.)

Sieben-

Siebender Auftritt.

Mellefont. Marwood.

Marwood. Nun ſind wir allein. Nun ſagen Sie es noch einmal, ob Sie feſt entſchloſſen ſind, mich einer jungen Närrinn aufzuopfern?

Mellefont. (bitter) Aufzuopfern? Sie machen daß ich mich hier erinnere, daß den alten Göttern auch ſehr unreine Thiere geopfert wurden.

Marwood. (ſpöttiſch) Drücken Sie ſich ohne ſo gelehrte Anſpielungen aus.

Mellefont. So ſage ich Ihnen, daß ich feſt entſchloſſen bin, nie wieder ohne die ſchrecklichſten Verwünſchungen an Sie zu denken. Wer ſind Sie? und wer iſt Sara? Sie ſind eine wollüſtige, eigennützige, ſchändliche Buhlerinn, die ſich itzt kaum mehr muß erinnern können, einmal unſchuldig geweſen zu ſeyn. Ich habe mir mit Ihnen nichts vorzuwerfen, als daß ich dasjenige genoſſen, was Sie ohne mich vielleicht die ganze Welt hätten genieſſen laſſen. Sie haben mich geſucht, nicht ich Sie; und wenn ich nunmehr weiß, wer Marwood iſt, ſo kömmt mir dieſe Kenntniß theuer genug zu ſtehen. Sie koſtet mir mein Vermögen, meine Ehre, mein Glück ——

Marwood. Und ſo wollte ich, daß ſie dir auch deine Seeligkeit koſten müßte! Ungeheuer! Iſt der Teufel ärger als du, der ſchwache Menſchen zu Verbrechen reizet, und ſie, dieſer Verbrechen wegen, die ſein Werk ſind, hernach ſelbſt anklagt? Was geht dich meine Unſchuld an, wann und wie ich ſie verloren habe? Habe ich dir meine Tugend nicht Preis geben können, ſo habe ich doch meinen guten Namen für dich in die Schanze geſchlagen. Jene iſt nichts koſtbarer, als dieſer. Was ſage ich? koſtbarer? Sie iſt ohne ihn ein albernes Hirngeſpinnſt, das weder ruhig noch glücklich macht. Er allein giebt ihr noch einigen Werth, und kann vollkommen ohne ſie beſtehen. Mochte ich doch ſeyn, wer ich wollte, ehe ich dich, Scheuſal, kennen lernte; genug, daß ich in den Augen der Welt für ein Frauenzimmer ohne Tadel galt. Durch dich nur hat ſie es erfahren, daß ich es nicht ſey; durch meine Bereitwilligkeit bloß, dein Herz, wie ich damals glaubte, ohne deine Hand anzunehmen.

Mellefont. Eben dieſe Bereitwilligkeit verdammt dich, Niederträchtige.

Marwood. Erinnerſt du dich aber, welchen nichtswürdigen Kunſtgriffen du ſie zu verdanken hatteſt? Ward ich nicht von dir beredt, daß du dich in keine öffentliche Verbindung einlaſſen könnteſt, ohne einer Erbſchaft verluſtig zu werden, deren Genuß du mit niemand, als mit mir theilen wollteſt? Iſt es nun Zeit ihrer zu entſagen? Und ihrer für eine andre, als für mich zu entſagen?

Mellefont. Es iſt mir eine wahre Wolluſt, Ihnen melden zu können, daß dieſe Schwierigkeit nunmehr bald wird gehoben ſeyn. Begnügen Sie ſich alſo nur, mich um mein väterliches Erbtheil gebracht zu haben, und laſſen mich, ein weit geringeres mit einer würdigern Gattinn genießen.

Marwood. Ha! nun ſeh' ichs, was dich eigentlich ſo trotzig macht. Wohl, ich will kein Wort mehr verlieren. Es ſey darum! Rechne darauf, daß ich alles anwenden will, dich zu vergeſſen. Und das erſte, was ich in dieſer Abſicht thun werde, ſoll dieſes ſeyn — Du wirſt mich verſtehen! Zittre für deine Bella! Ihr Leben ſoll das Andenken meiner verachteten Liebe auf die Nachwelt nicht bringen; meine Grauſamkeit ſoll es thun. Sieh in mir eine neue Medea!

Mellefont. (erſchrocken) Marwood — —

Marwood. Oder wenn du noch eine grauſamere Mutter weißt, ſo ſieh ſie gedoppelt in mir! Gift und Dolch ſollen mich rächen. Doch nein, Gift und Dolch ſind zu barmherzige Werkzeuge! Sie würden dein und mein Kind zu bald tödten. Ich will es nicht geſtorben ſehen; ſterben will ich es ſehen! Durch langſame Martern will ich in ſeinem Geſichte jeden ähnlichen Zug, den es von dir hat, ſich verſtellen, verzerren und verſchwinden ſehen. Ich will mit begieriger Hand Glied von Glied, Ader von Ader, Nerve von Nerve löſen, und das kleinſte derſelben auch da noch nicht aufhören zu ſchneiden und zu brennen, wenn es ſchon nichts mehr ſeyn wird, als ein empfindungsloſes Aas. Ich — ich werde wenigſtens dabey empfinden, wie ſüß die Rache ſey!

Mellefont. Sie raſen, Marwood — —

Marwood. Du erinnerſt mich, daß ich nicht gegen den rechten raſe. Der Vater muß voran! Er muß ſchon in jener Welt ſeyn, wenn der Geiſt ſeiner Tochter unter tauſend Seufzern ihm nachzieht — (ſie geht mit einem Dolche, den ſie aus dem Buſen reißt, auf ihn los.) Drum ſtirb, Verräther!

Mellefont. (der ihr in den Arm fällt, und den Dolch entreißt) Unſinniges Weibsbild! — Was hindert mich nun, den Stal wider dich zu kehren? Doch lebe, und deine Strafe müſſe einer ehrloſen Hand aufgehoben ſeyn!

Marwood. (mit gerungenen Händen) Himmel, was hab' ich gethan? Mellefont — —

Mellefont. Geben Sie mir ihn wieder, den verirrten Stal! geben Sie mir ihn wieder! und Sie ſollen es gleich ſehen, für wen er geſchliffen ward. Für dieſe Bruſt allein, die ſchon längſt einem Herzen zu enge iſt, das eher dem Leben als Ihrer Liebe entſagen will.

Mellefont. Hannah! — —

Marwood. Was wollen Sie thun, Mellefont?

Achter

Achter Auftritt.

Hannah (erſchrocken.) Marwood.

Mellefont.

Mellefont. Haſt du es gehört, Hannah, welche Furie deine Gebieterinn iſt? Wiſſe, daß ich Arabellen von deinen Händen fodern werde.

Hannah. Ach Madam, wie ſind Sie außer ſich!

Mellefont. Ich will das unſchuldige Kind bald in völlige Sicherheit bringen. Die Gerechtigkeit wird einer ſo grauſamen Mutter die mördriſchen Hände ſchon zu binden wiſſen.

(er will gehen.)

Marwood. Wohin, Mellefont? Iſt es zu verwundern, daß die Heftigkeit meines Schmerzes mich des Verſtandes nicht mächtig ließ? Wer bringt mich zu ſo unnatürlichen Ausſchweifungen? Sind Sie es nicht ſelbſt? Wo kann Bella ſicherer ſeyn, als bey mir? Mein Mund tobet wider ſie, und mein Herz bleibt doch immer das Herz einer Mutter. Ach, Mellefont! vergeſſen Sie meine Raſerey, und denken, zu ihrer Entſchuldigung, nur an die Urſache derſelben.

Mellefont. Es iſt nur Ein Mittel, welches mich bewegen kann, ſie zu vergeſſen.

Marwood. Welches?

Mellefont. Wenn Sie den Augenblick nach London zurückkehren. Arabellen will ich in einer andern Begleitung wieder dahin bringen laſſen. Sie müſſen durchaus ferner mit ihr nichts zu thun haben.

Marwood. Gut, ich laſſe mir alles gefallen; aber eine einzige Bitte gewähren Sie mir noch. Laſſen Sie mich Ihre Sara wenigſtens einmal ſehen.

Mellefont. Und wozu?

Marwood. Um in ihren Blicken mein ganzes künftiges Schickſal zu leſen. Ich will ſelbſt urtheilen, ob ſie einer Untreue, wie Sie an mir begehen, würdig iſt; und ob ich Hoffnung haben kann, wenigſtens einmal einen Antheil an Ihrer Liebe wieder zu bekommen.

Mellefont. Nichtige Hoffnung!

Marwood. Wer iſt ſo grauſam, daß er einer Elenden auch nicht einmal die Hoffnung gönnen wollte? Ich will mich ihr nicht als Marwood, ſondern als eine Anverwandte von Ihnen zeigen. Melden Sie mich bey ihr als eine ſolche; Sie ſollen bey meinem Beſuche zugegen ſeyn, und ich verſpreche Ihnen, bey allem was heilig iſt, ihr nicht das geringſte anſtößige zu ſagen. Schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab; denn ſonſt möchte ich vielleicht alles anwenden, in meiner wahren Geſtalt vor ihr zu erſcheinen.

Mellefont. Dieſe Bitte, Marwood, (nachdem er einen Augenblick nachgedacht) — — könnte ich Ihnen gewähren. Wollen Sie aber auch alsdann gewiß dieſen Ort verlaſſen?

Marwood. Gewiß; ja, ich verſpreche Ihnen noch mehr; ich will Sie, wo nur noch einige Möglichkeit iſt, von dem Ueberfalle ihres Vaters befreyen.

Mellefont. Dieſes haben Sie nicht nöthig. Ich hoffe, daß er auch mich in die Verzeihung mit einſchließen wird, die er ſeiner Tochter wiederfahren läßt. Will er aber dieſer nicht verzeihen:

ſo werde ich auch wiſſen, wie ich ihm begegnen ſoll. — Ich gehe, Sie bey meiner Miß zu melden. Nur halten Sie Wort, Marwood!

(geht ab.)

Marwood. Ach Hannah! daß unſere Kräfte nicht ſo groß ſind, als unſere Wut! Komm, hilf mich ankleiden. Ich gebe mein Vorhaben nicht auf. Wenn ich ihn nur erſt ſicher gemacht habe. Komm!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein Saal im erſtern Gaſthofe.

Sir William Sampſon. Waitwell.

Sir William. Hier, Waitwell, bring' ihr dieſen Brief. Es iſt der Brief eines zärtlichen Vaters, der ſich über nichts, als über ihre Abweſenheit beklaget. Sag' ihr, daß ich dich damit vorweg geſchickt, und daß ich nur noch ihre Antwort erwarten wolle, ehe ich ſelbſt käme, ſie wieder in meine Arme zu ſchließen.

Waitwell. Ich glaube, Sie thun recht wohl, daß Sie Ihre Zuſammenkunft auf dieſe Art vorbereiten.

Sir William. Ich werde ihrer Geſinnungen dadurch gewiß, und mache ihr Gelegenheit, alles, was ihr die Reue klägliches und erröthendes eingeben könnte, ſchon ausgeſchüttet zu haben, ehe ſie mündlich mit mir ſpricht. Es wird ihr in einem Briefe weniger Verwirrung, und mir vielleicht weniger Thränen koſten.

Waitwell. Darf ich aber fragen, Sir, was Sie in Anſehung Mellefonts beſchloſſen haben?

Sir William. Ach! Waitwell, wenn ich ihn von dem Geliebten meiner Tochter trennen könnte, ſo würde ich etwas ſehr hartes wider ihn beſchließen. Aber da dieſes nicht angeht, ſo ſiehſt du wohl, daß er gegen meinen Unwillen geſichert iſt. Ich habe ſelbſt den größten Fehler bey dieſem Unglücke begangen. Ohne mich würde Sara dieſen gefährlichen Mann nicht haben kennen lernen. Ich verſtattete ihm, wegen einer Verbindlichkeit, die ich gegen ihn zu haben glaubte, einen allzufreyen Zutritt in meinem Hauſe. Es war natürlich, daß ihm die dankbare Aufmerkſamkeit, die ich für ihn bezeigte, auch die Achtung meiner Tochter zuziehen muſte. Und es war eben ſo natürlich, daß ſich ein Menſch von ſeiner Denkungsart durch dieſe Achtung verleiten ließ, ſie zu etwas höherm zu treiben. Er hatte Geſchicklichkeit genug gehabt, ſie in Liebe zu verwandeln, ehe ich noch das geringſte merkte, und ehe ich noch Zeit hatte, mich nach ſeiner übrigen Lebensart zu erkundigen. Das Unglück war geſchehen, und ich hätte wohl gethan, wenn ich ihnen nur gleich alles vergeben hätte. Ich wollte unerbittlich gegen ihn ſeyn, und überlegte nicht, daß ich es gegen ihn nicht allein ſeyn könnte. Wenn ich meine zu ſpäte Strenge erſpart hätte, ſo würde ich wenigſtens ihre Flucht verhindert haben. — Da bin ich nun, Waitwell! Ich muß ſie ſelbſt zurückholen, und mich noch glücklich ſchätzen, wenn ich aus dem Verführer nur meinen Sohn machen kann. Denn wer weiß, ob er ſeine Marwoods und ſeine übrigen Kreaturen eines

Mädchens wegen wird aufgeben wollen, das ſeinen Begierden nichts mehr zu verlangen übrig gelaſſen hat, und die feſſelnden Künſte einer Buhlerinn ſo wenig verſteht?

Waitwell. Nun, Sir, das iſt wohl nicht möglich, daß ein Menſch ſo gar böſe ſeyn könnte. —

Sir William. Der Zweifel, guter Waitwell, macht deiner Tugend Ehre. Aber warum iſt es gleichwohl wahr, daß ſich die Gränzen der menſchlichen Bosheit noch viel weiter erſtrecken? — Geh nur jetzt und thue was ich dir geſagt habe. Gieb auf alle ihre Mienen Acht, wenn ſie meinen Brief leſen wird. In der kurzen Entfernung von der Tugend, kann ſie die Verſtellung noch nicht gelernt haben, zu deren Larven nur das eingewurzelte Laſter ſeine Zuflucht nimmt. Du wirſt ihre ganze Seele in ihrem Geſichte leſen. Laß dir ja keinen Zug entgehen, der etwa eine Gleichgültigkeit gegen mich, eine Verſchmähung ihres Vaters, anzeigen könnte. Denn wenn du dieſe unglückliche Entdeckung machen ſollteſt, und wenn ſie mich nicht mehr liebt: ſo hoffe ich, daß ich mich endlich werde überwinden können, ſie ihrem Schickſale zu überlaſſen.

laſſen. Ich hoffe es, Waitwell — Ach! wenn nur hier kein Herz ſchlüge, das dieſer Hoffnung widerſpricht.

(Sie gehen beide auf verſchiedenen Seiten ab.)

Zweyter Auftritt.

Das Zimmer der Sara.

Miß Sara. Mellefont.

Mellefont. Ich habe Unrecht gethan, liebſte Miß, daß ich Sie wegen des vorigen Briefes in einer kleinen Unruhe ließ.

Sara. Nein doch, Mellefont; ich bin deswegen ganz und gar nicht unruhig geweſen. Könnten Sie mich denn nicht lieben, wenn Sie gleich noch Geheimniſſe vor mir hätten?

Mellefont. Sie glauben alſo doch, daß es ein Geheimniß geweſen ſey?

Sara. Aber keines, das mich angeht. Und das muß mir genug ſeyn.

Mellefont. Sie ſind allzu gefällig. Doch erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieſes Geheimniß gleichwohl entdecke. Es waren einige Zeilen von einer Anverwandten, die meinen hieſigen Aufenthalt erfahren hat. Sie geht auf dieſer Reiſe nach London hier durch, und will mich ſprechen. Sie hat zugleich um die Ehre erſucht, Ihnen ihre Aufwartung machen zu dürfen.

Sara. Es wird mir allezeit angenehm ſeyn, Mellefont, die würdigen Perſonen Ihrer Familie kennen zu lernen. Aber, überlegen Sie es ſelbſt, ob ich ſchon, ohne zu erröthen, einer derſelben unter die Augen ſehen darf.

Mellefont. Ohne zu erröthen? Und worüber? Darüber, daß Sie mich lieben? Es iſt wahr, Miß, Sie hätten Ihre Liebe einem Edlern, einem Reichern ſchenken können. Sie müſſen ſich ſchämen, daß Sie Ihr Herz nur um ein Herz haben geben wollen, und daß Sie bey dieſem Tauſche Ihr Glück ſo weit aus den Augen geſetzt.

Sara. Sie werden es ſelbſt wiſſen, wie falſch Sie meine Worte erklären.

Mellefont. Erlauben Sie, Miß; wenn ich ſie falſch erkläre, ſo können ſie gar keine Bedeutung haben.

Sara. Wie heißt Ihre Anverwandte?

Mellefont. Es iſt — Lady Solmes. Sie werden den Namen von mir ſchon gehört haben.

Sara. Ich kann mich nicht erinnern.

Mellefont. Darf ich bitten, daß Sie ihren Beſuch annehmen wollen?

Sara. Bitten, Mellefont? Sie können mir es ja befehlen.

Mellefont. Was für ein Wort! — Nein, Miß, ſie ſoll das Glück nicht haben, Sie zu ſehen. Sie wird es bedauern; aber ſie muß es ſich gefallen laſſen. Miß Sara hat ihre Urſachen, die ich auch, ohne ſie zu wiſſen, verehre.

Sara. Mein Gott! wie ſchnell ſind Sie, Mellefont! Ich werde die Lady erwarten; und mich der Ehre ihres Beſuchs, ſo viel möglich, würdig zu erzeigen ſuchen. Sind Sie zufrieden?

Mellefont. Ach, Miß, laſſen Sie mich meinen Ehrgeiz geſtehen. Ich möchte gern gegen die ganze Welt mit Ihnen pralen. Und wenn ich auf den Beſitz einer ſolchen Perſon nicht eitel wäre, ſo würde ich mir ſelbſt vorwerfen, daß ich den

Werth derſelben nicht zu ſchätzen wüßte. Ich gehe, und bringe die Lady ſogleich zu Ihnen.

(gehet ab.)

Sara. (allein) Wenn es nur keine von den ſtolzen Weibern iſt, die voll von ihrer Tugend, über alle Schwachheiten erhaben zu ſeyn glauben. Sie machen uns mit einem einzigen verächtlichen Blicke den Proceß, und ein zweydeutiges Achſelzucken iſt das ganze Mitleiden, das wir ihnen zu verdienen ſcheinen.

Dritter Auftritt.

Waitwell. Sara.

Betty. (zwiſchen der Scene.) Nur hier herein, wenn Er ſelbſt mit ihr ſprechen muß.

Sara. (die ſich umſieht) Wer muß ſelbſt mit mir ſprechen? — Wen ſeh' ich? Iſt es möglich? Waitwell, dich?

Waitwell. Was für ein glücklicher Mann bin ich, daß ich endlich unſere Miß Sara wieder ſehe!

Sara. Gott! was bringſt du? Ich hör' es ſchon, ich hör' es ſchon, du bringſt mir die Nach-

richt

nicht von dem Tode meines Vaters! Er iſt hin, der vortrefflichſte Mann, der beſte Vater! Er iſt hin, und ich, ich bin die Elende, die ſeinen Tod beſchleuniget hat.

Waitwell. Ach! Miß — —

Sara. Sage mir, geſchwind ſage mir, daß die letzten Augenblicke ſeines Lebens ihm durch mein Andenken nicht ſchwerer wurden; daß er mich vergeſſen hatte; daß er eben ſo ruhig ſtarb als er ſich ſonſt in meinen Armen zu ſterben verſprach; daß er ſich meiner auch nicht einmal in ſeinem letzten Gebete erinnerte — —

Waitwell. Hören Sie doch auf, ſich mit ſo falſchen Vorſtellungen zu plagen! Er lebt ja noch, ihr Vater; er lebt ja noch, der rechtſchaffne Sir William.

Sara. Lebt er noch? Iſt es wahr, lebt er noch? O! daß er noch lange leben, und glücklich leben möge! O! daß ihm Gott die Hälfte meiner Jahre zulegen wolle! Die Hälfte? — Ich Undankbare, wenn ich ihm nicht mit allen, ſo viel mir deren beſtimmt ſind, auch nur einige Augenblicke zu erkaufen bereit bin! Aber nun ſage mir wenigſtens, Waitwell, daß es ihm nicht hart fällt, ohne mich zu leben; daß es ihm leicht geworden iſt, eine Tochter aufzugeben, die ihre Tugend ſo leicht aufgeben können; daß ihn meine Flucht erzürnet, aber nicht gekränkt hat; daß er mich verwünſchet, aber nicht bedauert.

Waitwell. Ach, Sir William iſt noch immer der zärtliche Vater, ſo wie ſein Sarchen noch immer die zärtliche Tochter iſt, die ſie beide geweſen ſind.

Sara. Was ſagſt du? Du biſt ein Bote des Unglücks, des ſchrecklichſten Unglücks unter allen, die mir meine feindſelige Einbildung jemals vorgeſtellet hat! Er iſt noch der zärtliche Vater? So liebt er mich ja noch? So muß er mich ja beklagen? Nein, nein, das thut er nicht; das kann er nicht thun! Siehſt du denn nicht, wie unendlich jeder Seufzer, den er um mich verlöre, meine Verbrechen vergrößern würde? Müßte mir nicht die Gerechtigkeit des Himmels jede ſeiner Thränen, die ich ihm auspreßte, ſo anrechnen, als ob ich bey jeder derſelben mein Laſter und meinen Undank wiederholte? Ich erſtarre über dieſen Gedanken. Thränen koſte ich ihm? Thränen? Und es ſind andre Thränen, als Thränen der Freude? — Widerſprich mir doch, Waitwell! Aufs höchſte hat er einige leichte Regungen des Bluts für mich gefühlet; einige von den geſchwind überhin gehenden Regungen, welche die kleinſte Anſtrengung der Vernunft beſänftiget. Zu Thränen hat er es nicht kommen laſſen. Nicht wahr, Waitwell, zu Thränen hat er es nicht kommen laſſen?

Waitwell. (indem er ſich die Augen wiſcht) Nein, Miß, dazu hat er es nicht kommen laſſen.

Sara. Ach! dein Mund ſagt nein; und deine eignen Thränen ſagen ja.

Waitwell. Nehmen Sie dieſen Brief, Miß; er iſt von ihm ſelbſt.

Sara. Von wem? von meinem Vater? an mich?

Waitwell. Ja, nehmen Sie ihn nur; Sie werden mehr daraus ſehen können, als ich zu ſagen vermag. Er hätte einem andern, als mir, dieſes Geſchäfte auftragen ſollen. Ich verſprach mir Freude davon; aber Sie verwandeln mir dieſe Freude in Betrübniß.

Sara. Gieb nur, ehrlicher Waitwell! — Doch nein, ich will ihn nicht eher nehmen, als bis du mir ſagſt, was ungefähr darinn enthalten iſt.

Waitwell. Was kann darinn enthalten ſeyn? Liebe und Vergebung.

Sara. Liebe? Vergebung?

Waitwell. Und vielleicht ein aufrichtiges Bedauern, daß er die Rechte der väterlichen Gewalt gegen ein Kind brauchen wollen, für welches nur die Vorrechte der väterlichen Huld ſind.

Sara. So behalte nur deinen grauſamen Brief!

Waitwell. Grauſamen? fürchten Sie nichts; Sie erhalten völlige Freyheit über Ihr Herz und Ihre Hand.

Sara. Und das iſt es eben, was ich fürchte. Einen Vater, wie ihn, zu betrüben: dazu habe ich noch den Muth gehabt. Allein ihn durch eben dieſe Betrübniß, ihn durch ſeine Liebe, der ich entſagt, dahin gebracht zu ſehen, daß er ſich alles gefallen läßt, wozu mich eine unglückliche Leidenſchaft verleitet: das Waitwell, das würde ich nicht ausſtehen. Wenn ſein Brief alles enthielte, was ein aufgebrachter Vater, in ſolchem Falle heftiges und hartes vorbringen kann, ſo würde ich ihn zwar mit Schaudern leſen, aber ich würde ihn doch leſen können. Ich würde gegen ſeinen Zorn noch einen Schatten von Vertheidigung aufzubringen wiſſen, um ihn durch dieſe Vertheidigung, wo möglich, noch zorniger zu machen. Meine Beruhigung wäre alsdann dieſe, daß bey einem gewaltſamen Zorne kein wehmütiger Gram Raum haben könne, und daß ſich jener endlich glücklich in eine bittere Verachtung gegen mich verwandeln werde. Wen man aber verachtet, um den bekümmert man ſich nicht mehr. Mein Vater wäre wieder ruhig, und ich dürfte mir nicht vorwerfen, ihn auf immer unglücklich gemacht zu haben.

Waitwell. Ach! Miß, Sie werden ſich dieſen Verwurf noch weniger machen dürfen, wenn Sie jetzt ſeine Liebe wieder ergreifen, die ja alles vergeſſen will.

Sara. Du irrſt dich, Waitwell. Sein ſehnliches Verlangen nach mir, verführt ihn vielleicht, zu allem ja zu ſagen. Kaum aber würde dieſes Verlangen ein wenig beruhiget ſeyn, ſo würde er ſich, ſeiner Schwäche wegen, vor ſich ſelbſt ſchämen. Ein finſterer Unwille würde ſich ſeiner bemeiſtern, und er würde mich nie anſehen können, ohne mich heimlich anzuklagen, wie viel ich ihm abzutrotzen mich unterſtanden habe. Ja, wenn es in meinem Vermögen ſtünde, ihm bey der äuſſerſten Gewalt, die er ſich meinetwegen anthut, das bitterſte zu erſparen; wenn in dem Augenblicke, da er mir alles erlauben wollte, ich ihm alles aufopfern könnte: ſo wäre es ganz etwas anders. Ich wollte den Brief mit Vergnügen von deinen Händen nehmen, die Stärke der väterlichen Liebe darinn bewundern, und ohne ſie zu mißbrauchen, mich als eine reuende und gehorſame Tochter zu ſeinen Füßen werfen. Aber kann ich das? Ich würde es thun müſſen, was er mir erlaubte, ohne mich daran zu kehren, wie theuer ihm dieſe Erlaubniß zu ſtehen komme. Und wenn ich dann am vergnügteſten darüber ſeyn wollte, würde es mir plötzlich einfallen, daß er mein Vergnügen äuſſerlich nur zu theilen ſcheine, und in ſich ſelbſt vielleicht ſeufze; kurz, daß er mich mit Entſagung ſeiner eignen Glückſeligkeit glücklich gemacht habe — Und, es auf dieſe Art zu ſeyn wünſchen, trauſt du mir das wohl zu, Waitwell?

Waitwell. Gewiß, ich weiß nicht, was ich hierauf antworten ſoll.

Sara. Es iſt nichts darauf zu antworten. Bringe deinen Brief alſo nur wieder zurück. Wenn mein Vater durch mich unglücklich ſeyn muß; ſo will ich ſelbſt auch unglücklich bleiben. Ganz allein ohne ihn unglücklich zu ſeyn, das iſt es, was ich jetzt ſtündlich von dem Himmel bitte; glücklich aber ohne ihn ganz allein zu ſeyn, davon will ich durchaus nichts wiſſen.

Waitwell. (etwas bey Seite) Ich glaube wahrhaftig, ich werde das gute Kind hintergehen müſſen, damit es den Brief doch nur lieſet.

Sara. Was ſprichſt du da für dich?

Waitwell. Ich ſage mir ſelbſt, daß ich einen ſehr ungeſchickten Einfall gehabt hätte, Sie, Miß, zur Leſung des Briefes deſto geſchwinder zu vermögen.

Sara. Wie ſo?

Waitwell. Ich konnte ſo weit nicht denken. Sie überlegen freylich alles genauer, als es unſer einer kann. Ich wollte Sie nicht erſchrecken; der

Brief iſt vielleicht nur allzu hart; und wenn ich geſagt habe, daß nichts als Liebe und Vergebung darinn enthalten ſey, ſo hätte ich ſagen ſollen, daß ich nichts als dieſes darinn enthalten zu ſeyn wünſchte.

Sara. Iſt das wahr? — Nun ſo gieb mir ihn her. Ich will ihn leſen. Wenn man den Zorn eines Vaters unglücklicher Weiſe verdient hat, ſo muß man wenigſtens gegen dieſen väterlichen Zorn ſo viel Achtung haben, daß er ihn nach allen Gefallen gegen uns auslaſſen kann. Ihn zu vereiteln ſuchen, heißt Beleidigungen mit Geringſchätzung häufen. Ich werde ihn nach aller ſeiner Stärke empfinden. Du ſiehſt, ich zittre ſchon — Aber ich ſoll auch zittern: und ich will lieber zittern, als weinen. — (ſie erbricht den Brief) Nun iſt er erbrochen! Ich bebe — Aber was ſeh ich? (ſie lieſet) „Einzige, geliebteſte Tochter! — Ha! du alter Betrieger, iſt das die Anrede eines zornigen Vaters? Geh, weiter werde ich nicht leſen — —

Waitwell. Ach, Miß, verzeihen Sie doch einem alten Knechte. Ja gewiß, ich glaube es iſt in meinem Leben das erſtemal, daß ich mit Vorſatz betrogen habe. Wer einmal betriegt, Miß, und aus einer ſo guten Abſicht betriegt, der iſt ja deswegen noch kein alter Betrieger. Das geht mir nahe, Miß. Ich weiß wohl, die gute Abſicht entſchuldigt nicht immer; aber was konnte ich denn thun? Einem ſo guten Vater ſeinen Brief ungeleſen wieder zu bringen? Das kann ich nimmermehr. Eher will ich gehen, ſo weit mich meine alten Beine tragen, und ihm nie wieder vor die Augen kommen.

Sara. Wie? auch du willſt ihn verlaſſen?

Waitwell. Werde ich denn nicht müſſen, wenn Sie den Brief nicht leſen? Leſen Sie ihn doch immer. Laſſen Sie doch immer den erſten vorſetzlichen Betrug, den ich mir vorzuwerfen habe, nicht ohne gute Wirkung bleiben. Sie werden ihn deſto eher vergeſſen, und ich werde mir ihn deſto eher vergeben können. Ich bin ein gemeiner einfältiger Mann, der Ihnen Ihre Urſachen, warum Sie den Brief nicht leſen können, oder wollen, freylich ſo muß gelten laſſen. Ob ſie wahr ſind, weiß ich nicht; aber ſo recht natürlich ſcheinen ſie mir wenigſtens nicht. Ich dächte nun ſo, Miß: ein Vater, dächte ich, iſt doch immer ein Vater; und ein Kind kann wohl einmal fehlen, es bleibt deswegen doch ein gutes Kind. Wenn der Vater den Fehler verzeiht, ſo kann ja das Kind ſich wohl wieder ſo aufführen, daß er auch gar nicht mehr daran denken darf. Und wer erinnert ſich denn gern an etwas, wovon er lieber wünſcht, es wäre gar nicht geſchehen? Es iſt, Miß, als ob Sie nur immer an Ihren Fehler dächten, und glaubten, es wäre genug, wenn Sie den in Ihrer Einbildung vergröſſerten, und ſich ſelbſt mit ſolchen vergröſſerten Vorſtellungen marterten. Aber ich ſollte meynen, Sie müßten auch daran denken, wie Sie das, was geſchehen iſt, wieder gut machten. Und wie wollen Sie es denn wieder gut machen, wenn Sie ſich ſelbſt alle Gelegenheit dazu benehmen? Kann es Ihnen denn ſauer werden, den andern Schritt zu thun, wenn ſo ein lieber Vater ſchon den erſten gethan hat?

Sara. Was für Schwerdter gehen aus deinem einfältigen Munde in mein Herz! — Eben das kann ich nicht aushalten, daß er den erſten Schritt thun muß. Und was willſt du denn? Thut er denn nur den erſten Schritt? Er muß ſie alle thun: ich kann ihm keinen entgegen thun. So weit ich mich von ihm entfernet, ſo weit muß er ſich zu mir herablaſſen. Wenn er mir vergiebt, ſo muß er mein ganzes Verbrechen vergeben, und ſich noch dazu gefallen laſſen, die Folgen deſſelben vor ſeinen Augen fortdauern zu ſehen. Iſt das von einem Vater zu verlangen?

Waitwell. Ich weiß nicht, Miß, ob ich dieſes ſo recht verſtehe. Aber mich deucht, Sie wollen ſagen, er müſſe Ihnen gar zu viel vergeben, und weil ihm das nicht anders, als ſehr ſauer werden könne, ſo machten Sie ſich ein Gewiſſen, ſeine Vergebung anzunehmen. Wenn Sie das meynen, ſo ſagen Sie mir doch, iſt denn nicht das Vergeben für ein gutes Herz ein Vergnügen? Ich bin in meinem Leben ſo glücklich nicht geweſen, daß ich dieſes Vergnügen oft empfunden hätte. Aber der wenigen Male, die ich es empfunden habe, erinnere ich mich noch immer gern. Ich fühlte ſo etwas ſanftes, ſo etwas beruhigendes, ſo etwas himmliſches dabey, daß ich mich nicht entbrechen konnte, an die große unüberſchwengliche Seligkeit Gottes zu denken, deſſen ganze Erhaltungen der elenden Menſchen ein immerwährendes Vergeben iſt. Ich wünſchte mir, alle Augenblicke verzeihen zu können, und ſchämte mich, daß ich nur ſolche Kleinigkeiten zu verzeihen hatte. Recht ſchmerzhafte Beleidigungen, recht tödtliche Kränkungen zu vergeben, ſagt' ich zu mir ſelbſt, muß eine Wolluſt ſeyn, in der die ganze Seele zerfließt — Und nun, Miß, wollen Sie denn ſo eine große Wolluſt Ihrem Vater nicht gönnen?

Sara. Ach! — Rede weiter, Waitwell, rede weiter!

Waitwell. Ich weiß wohl, es giebt eine Art von Leuten, die nichts ungerner, als Vergebung annehmen, und zwar, weil ſie keine zu erzeigen gelernt haben. Es ſind ſtolze unbiegſame Leute, die durchaus nicht geſtehen wollen, daß ſie unrecht gethan. Aber von der Art, Miß, ſind Sie nicht. Sie haben das liebreichſte und zärtlichſte Herz, daß die beſte Ihres Geſchlechts nur haben kann. Ihren Fehler bekennen Sie auch.

Woran liegt es denn nun alſo noch? — Doch verzeihen Sie mir nur, Miß, ich bin ein alter Plauderer, und hätte es gleich merken ſollen, daß Ihr Weigern nur eine rühmliche Beſorgniß, nur eine tugendhafte Schüchternheit ſey. Leute, die eine große Wohlthat gleich, ohne Bedenken, annehmen können, ſind der Wohlthat ſelten würdig. Die ſie am meiſten verdienen, haben auch immer das meiſte Mißtrauen gegen ſich ſelbſt. Doch muß das Mißtrauen nicht über ſein Ziel getrieben werden.

Sara. Lieber alter Vater, ich glaube du haſt mich überredet.

Waitwell. Ach Gott! wenn ich ſo glücklich geweſen bin, ſo muß mir ein guter Geiſt haben reden helfen. Aber nein, Miß, meine Reden haben dabey nichts gethan, als daß ſie Ihnen Zeit gelaſſen, ſelbſt nachzudenken, und ſich von einer ſo fröhlichen Beſtürzung zu erholen. — Nicht wahr, nun werden Sie den Brief leſen? O! leſen Sie ihn doch gleich!

Sara. Ich will es thun, Waitwell. — Welche Biſſe, welche Schmerzen werde ich fühlen!

Waitwell. Schmerzen, Miß, aber angenehme Schmerzen.

Sara. Sey ſtill! (ſie fängt an für ſich zu leſen.)

Waitwell. (bey Seite.) O! wenn er ſie ſelbſt ſehen ſollte!

Sara. (nachdem ſie einige Augenblicke geleſen.) Ach Waitwell, was für ein Vater! Er nennt meine Flucht eine Abweſenheit. Wie viel ſträflicher wird ſie durch dieſes gelinde Wort! (ſie lieſet weiter und unterbricht ſich wieder.) Höre doch! er ſchmeichelt ſich, ich würde ihn noch lieben. Er ſchmeichelt ſich! (lieſet und unterbricht ſich) Er bittet mich — Er bittet mich? Ein Vater ſeine Tochter? ſeine ſtrafbare Tochter? Und was bittet er mich denn? — (lieſet für ſich) Er bittet mich, ſeine übereilte Strenge zu vergeſſen, und ihn mit meiner Entfernung nicht länger zu ſtrafen. Uebereilte Strenge! — Zu ſtrafen! — (lieſet wieder und unterbricht ſich.) Noch mehr! Nun dankt er mir gar, und dankt mir, daß ich ihm Gelegenheit gegeben, den ganzen Umfang der väterlichen Liebe kennen zu lernen. Unſelige Gelegenheit! Wenn er doch nur auch ſagte, daß ſie ihm zugleich den ganzen Umfang des kindlichen Ungehorſams habe kennen lernen! (ſie lieſet wieder.) Nein, er ſagt es nicht! Er gedenkt meines Verbrechens nicht mit einem Buchſtaben. (Sie fährt weiter fort für ſich zu leſen.) Er will kommen, und ſeine Kinder ſelbſt zurückholen. Seine Kinder, Waitwell! Das geht über alles! — Hab' ich auch recht geleſen? (Sie lieſet wieder für ſich.) — Ich möchte vergehen! Er ſagt, derjenige verdiene nur allzu wohl ſein Sohn zu ſeyn, ohne welchen er keine Tochter haben könne. — O! hätte er ſie nie gehabt, dieſe unglückliche Tochter! — Geh, Waitwell, laß mich allein. Er verlangt eine Antwort, und ich will ſie ſogleich machen. Frag' in einer Stunde wieder nach. Ich danke dir unterdeſſen für deine Mühe. Du biſt ein rechtſchaffner Mann. Es ſind wenig Diener die Freunde ihrer Herren!

Waitwell. Beſchämen Sie mich nicht, Miß. Wenn alle Herren Sir Williams wären, ſo müßten die Diener Unmenſchen ſeyn, wenn ſie nicht ihr Leben für ſie laſſen wollten.

(geht ab.)

Vierter Auftritt.

Sara.

(Sie ſetzet ſich zum ſchreiben nieder.) Wenn man mir es vor Jahr und Tag geſagt hätte, daß ich auf einen ſolchen Brief würde antworten müſſen! Und unter ſolchen Umſtänden! — Ja, die Feder hab' ich in der Hand. — Weiß ich aber auch ſchon, was ich ſchreiben ſoll? Was ich denke; was ich empfinde. — Und was empfindet man denn, wenn das Herz, vor lauter Empfinden, in einer tiefen Betäubung liegt? — Ich muß doch ſchreiben — Ich führe ja die Feder nicht das erſte Mal. Nachdem ſie mir ſchon ſo manche kleine Dienſte der Höflichkeit und Freundſchaft abſtatten helfen: ſollte mir ihre Hülfe wohl bey dem wichtigſten Dienſte entſtehen? — (ſie denkt ein wenig nach, und ſchreibt darauf einige Zeilen) Das ſoll der Anfang ſeyn? Ein ſehr froſtiger Anfang. Und werde ich denn bey ſeiner Liebe anfangen wollen? Ich muß bey meinem Verbrechen anfangen. (ſie ſtreicht aus und ſchreibt anders.) Daß ich mich ja nicht zu oben hin davon ausdrücke! — Das Schämen kann überall an ſeiner rechten Stelle ſeyn, nur bey dem Bekenntniſſe unſerer Fehler nicht. Ich darf mich nicht fürchten, in Uebertreibungen zu gerathen, wenn ich auch ſchon die gräßlichſten Züge anwende. — Ach! warum muß ich nun geſtört werden?

Fünfter Auftritt.

Marwood. Mellefont. Sara.

Mellefont. Liebſte Miß, ich habe die Ehre, Ihnen Lady Solmes vorzuſtellen, welche eine von denen Perſonen in meiner Familie iſt, welchen ich mich am meiſten verpflichtet erkenne.

Marwood. Ich muß um Vergebung bitten, Miß, daß ich ſo frey bin, mich mit meinen eignen Augen von dem Glücke eines Vetters zu überführen, dem ich das vollkommenſte Frauenzimmer wünſchen würde, wenn mich nicht gleich der erſte Anblick überzeugt hätte, daß er es in Ihnen bereits gefunden habe.

Sara. Sie erzeigen mir allzuviel Ehre, Lady. Eine Schmeicheley, wie dieſe, würde mich zu allen Zeiten beſchämt haben: itzt aber, ſollte ich ſie faſt für einen verſteckten Vorwurf annehmen, wenn ich Lady Solmes nicht für viel zu großmüthig hielte, ihre Ueberlegenheit an Tugend und Klugheit eine Unglückliche fühlen zu laſſen.

Marwood. (kalt) Ich würde untröſtlich ſeyn, Miß, wenn Sie mir andre, als die freundſchaftlichſten Geſinnungen, zutrauten. — (bey Seite) Sie iſt ſchön!

Mellefont. Und wäre es denn auch möglich, Lady, gegen ſo viel Schönheit, gegen ſo viel Beſcheidenheit gleichgültig zu bleiben? Man ſagt zwar, daß einem reizenden Frauenzimmer ſelten von einem andern Gerechtigkeit erwieſen werde: allein dieſes iſt auf der einen Seite nur von denen, die auf ihre Vorzüge allzu eitel ſind, und auf der andern nur von ſolchen zu verſtehen, welche ſich ſelbſt keiner Vorzüge bewußt ſind. Wie weit ſind Sie beide von dieſem Falle entfernt! — (zur Marwood, welche in Gedanken ſteht) Iſt es nicht wahr, Lady, daß meine Liebe nichts weniger, als partheyiſch, geweſen iſt? Iſt es nicht wahr, daß ich Ihnen zum Lobe meiner Miß viel, aber noch lange nicht ſo viel geſagt habe, als Sie ſelbſt finden? —

den? — Aber warum ſo in Gedanken? — (ſachte zu ihr) Sie vergeſſen, wer Sie ſeyn wollen.

Marwood. Darf ich es ſagen? — Die Bewunderung Ihrer liebſten Miß führte mich auf die Betrachtung ihres Schickſals. Es gieng mir nahe, daß ſie die Früchte ihrer Liebe nicht in ihrem Vaterlande genieſſen ſoll. Ich erinnerte mich, daß ſie einen Vater, und wie man mir geſagt hat, einen ſehr zärtlichen Vater verlaſſen müßte, um die Ihrige ſeyn zu können; und ich konnte mich nicht enthalten, ihre Ausſöhnung mit ihm zu wünſchen.

Sara. Ach! Lady, wie ſehr bin ich Ihnen für dieſen Wunſch verbunden. Er verdient es, daß ich meine ganze Freude mit Ihnen theile. Sie können es noch nicht wiſſen, Mellefont, daß er erfüllt wurde, ehe Lady die Liebe für uns hatte, ihn zu thun.

Mellefont. Wie verſtehen Sie dieſes, Miß?

Marwood. (bey Seite) Was will das ſagen?

Sara. Eben itzt habe ich einen Brief von meinem Vater erhalten. Waitwell brachte mir ihn. Ach, Mellefont, welch ein Brief!

Mellefont. Geſchwind reißen Sie mich aus meiner Ungewißheit. Was hab' ich zu fürchten? Was habe ich zu hoffen? Iſt er noch der Vater, den wir flohen? Und wenn er es noch iſt, wird Sara die Tochter ſeyn, die mich zärtlich genug liebt, um ihn noch weiter zu fliehen? Ach! hätte ich Ihnen gefolgt, liebſte Miß, ſo wären wir jetzt durch ein Band verknüpft, das man aus eigenſinnigen Abſichten zu trennen wohl unterlaſſen müßte. In dieſem Augenblick empfinde ich alles das Unglück, das unſer entdeckter Aufenthalt für mich nach ſich ziehen kann — Er wird kommen, und Sie aus meinen Armen reißen. — Wie haſſe ich den Nichtswürdigen, der uns ihm verrathen hat! (mit einem zornigen Blick gegen die Marwood.)

Sara. Liebſter Mellefont, wie ſchmeichelhaft iſt dieſe Ihre Unruhe für mich! Und wie glücklich ſind wir beide, daß ſie vergebens iſt! Leſen Sie hier ſeinen Brief. — (gegen die Marwood, indem Mellefont den Brief für ſich lieſet) Lady, er wird über die Liebe meines Vaters erſtaunen. Meines Vaters? Ach! er iſt nun auch der ſeinige.

Marwood. (betroffen) Iſt es möglich?

Sara. Ja wohl, Lady, haben Sie Urſache, dieſe Veränderung zu bewundern. Er vergiebt uns alles; wir werden uns nun vor ſeinen Augen lieben; er erlaubt es uns; er befiehlt es uns. — Wie hat dieſe Gütigkeit meine ganze Seele durchdrungen! — Nun, Mellefont? (der ihr den Brief wieder giebt) Sie ſchweigen? O nein, dieſe Thräne, die ſich aus Ihrem Augen ſchleicht, ſagt weit mehr, als Ihr Mund ausdrücken könnte.

Marwood. (bey Seite) Wie ſehr habe ich mir ſelbſt geſchadet! Ich Unvorſichtige!

Sara. O! laſſen Sie mich dieſe Thräne von Ihrer Wange küſſen!

Mellefont. Ach Miß, warum haben wir einen ſo göttlichen Mann betrüben müſſen? Ja wohl einen göttlichen Mann: denn was iſt göttlicher, als vergeben? — Hätten wir uns dieſen glücklichen Ausgang nur als möglich vorſtellen können: gewiß, ſo wollten wir ihn jetzt ſo gewaltſamen Mitteln nicht zu verdanken haben; wir wollten ihn allein unſern Bitten zu verdanken haben. Welche Glückſeligkeit wartet auf mich! Wie ſchmerzlich wird mir aber auch die eigne Ueberzeugung ſeyn, daß ich dieſer Glückſeligkeit ſo unwerth bin!

Marwood. (bey Seite) Und das muß ich mit anhören!

Sara. Wie vollkommen rechtfertigen Sie, durch ſolche Geſinnungen, meine Liebe gegen Sie.

Marwood. (bey Seite) Was für Zwang muß ich mir anthun!

Sara. Auch Sie, vortreffliche Lady, müſſen den Brief meines Vaters leſen. Sie ſcheinen allzu viel Antheil an unſerm Schickſale zu nehmen, als daß Ihnen ſein Innhalt gleichgültig ſeyn könnte.

Marwood. Mir gleichgültig, Miß? (ſie nimmt den Brief.)

Sara. Aber, Lady, Sie ſcheinen noch immer ſehr nachdenkend, ſehr traurig. — —

Marwood. Nachdenkend, Miß, aber nicht traurig.

Mellefont. (bey Seite) Himmel! wo ſie ſich verräth!

Sara. Und warum denn?

Marwood. Ich zittere für Sie beide. Könnte dieſe unvermuthete Güte Ihres Vaters nicht eine Verſtellung ſeyn? eine Liſt?

Sara. Gewiß nicht, Lady, gewiß nicht. Leſen Sie nur, und Sie werden es ſelbſt geſtehen. Die Verſtellung bleibt immer kalt, und eine ſo zärtliche Sprache iſt in ihrem Vermögen nicht. (Marwood lieſet für ſich) Werden Sie nicht argwöhniſch, Mellefont; ich bitte Sie. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß mein Vater ſich zu keiner Liſt herablaſſen kann. Er ſagt nichts, was er nicht denkt, und Falſchheit iſt ihm ein unbekanntes Laſter.

Mellefont. O! davon bin ich vollkommen überzeugt, liebſte Miß. — Man muß der Lady den Verdacht vergeben, weil ſie den Mann noch nicht kennt, den er trifft.

Sara. (indem ihr Marwood den Brief zurück giebt) Was ſeh' ich, Lady? Sie haben ſich entfärbt? Sie zittern? Was fehlt Ihnen?

Mellefont. (bey Seite) In welcher Angſt bin ich! Warum habe ich ſie auch hergebracht?

Marwood. Es iſt nichts, Miß, als ein kleiner Schwindel, welcher vorübergehn wird.

Die Nachtluft muß mir auf der Reiſe nicht bekommen ſeyn.

Mellefont. Sie erſchrecken mich, Lady — Iſt es Ihnen nicht gefällig, friſche Luft zu ſchöpfen? Man erholt ſich in einem verſchloßnen Zimmer nicht ſo leicht.

Marwood. Wann Sie meynen, ſo reichen Sie mir Ihren Arm.

Sara. Ich werde Sie begleiten, Lady.

Marwood. Ich verbitte dieſe Höflichkeit, Miß. Meine Schwachheit wird ohne Folgen ſeyn.

Sara. So hoffe ich denn, Lady bald wieder zu ſehen.

Marwood. Wenn Sie erlauben, Miß — (Mellefont führt ſie ab.)

Sara. (allein.) Die arme Lady! — Sie ſcheinet die freundſchaftlichſte Perſon zwar nicht zu ſeyn; aber mürriſch und ſtolz ſcheinet ſie doch auch nicht. — Ich bin wieder allein. Kann ich die wenigen Augenblicke, die ich es vielleicht ſeyn werde, zu etwas beſſern als zur Vollendung meiner Antwort anwenden? (ſie will ſich niederſetzen zu ſchreiben.)

Sechſter

Sechſter Auftritt.

Betty. Sara.

Betty. Das war ja wohl ein ſehr kurzer Beſuch.

Sara. Ja, Betty. Es iſt Lady Solmes; eine Anverwandte meines Mellefont. Es wandelte ihr gählings eine kleine Schwachheit an. Wo iſt ſie jetzt?

Betty. Mellefont hat ſie bis an die Thüre begleitet.

Sara. So iſt ſie ja wohl wieder fort?

Betty. Ich vermuthe es. — Aber je mehr ich Sie anſehe, Miß — Sie müſſen mir meine Freyheit verzeihen — je mehr finde ich Sie verändert. Es iſt etwas ruhiges, etwas zufriednes in Ihren Blicken. Lady muß ein ſehr angenehmer Beſuch, oder der alte Mann ein ſehr angenehmer Bote geweſen ſeyn.

Sara. Das letzte, Betty, das letzte. Er kam von meinem Vater. Was für einen zärtlichen Brief will ich dich leſen laſſen! Dein gutes Herz hat ſo oft mit mir geweint, nun ſoll es ſich auch mit mir freuen. Ich werde wieder glücklich ſeyn, und dich für deine guten Dienſte belohnen können.

Betty. Was habe ich Ihnen in kurzen neun Wochen für Dienſte leiſten können?

Sara. Du hätteſt mir ihrer in meinem ganzen andern Leben nicht mehrere leiſten können, als in dieſen neun Wochen. — Sie ſind vorüber! — Komm nur itzt, Betty; weil Mellefont vielleicht wieder allein iſt, ſo muß ich ihn noch ſprechen. Ich bekomme eben den Einfall, daß es ſehr gut ſeyn würde, wenn er zugleich mit mir an meinen Vater ſchriebe, dem ſeine Dankſagung ſchwerlich unerwartet ſeyn dürfte. Komm!

(Sie gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Saal.

Sir William Sampſon. Waitwell.

Sir William. Was für Balſam, Waitwell, haſt du mir durch deine Erzählung in mein verwundetes Herz gegoſſen! Ich lebe wieder neu auf; und ihre herannahende Rückkehr ſcheint mich eben ſo weit zu meiner Jugend wieder zurück zu bringen, als mich ihre Flucht näher zu dem Grabe gebracht hatte. Sie liebt mich noch! Was will ich mehr? — Geh ja bald wieder zu ihr, Waitwell. Ich kann den Augenblick nicht erwarten, da ich ſie aufs neue in dieſe Arme ſchließen ſoll, die ich ſo ſehnlich gegen den Tod ausgeſtreckt hatte. Wie erwünſcht wäre er mir in den Augenblicken meines Kummers geweſen! Und wie fürchterlich wird er mir in meinem neuen Glücke ſeyn! Ein Alter iſt ohne Zweifel zu tadeln, wenn er die Bande, die ihn noch mit der Welt verbinden, ſo feſt wieder zuziehet. Die endliche Trennung wird deſto ſchmerzlicher. — Doch der Gott, der ſich jetzt ſo gnädig gegen mich erzeigt, wird mir auch dieſe überſtehen helfen. Sollte er mir wohl eine Wohlthat erweiſen, um ſie mir zuletzt zu meinem Verderben gereichen zu laſſen? Sollte er mir eine Tochter wiedergeben, damit ich über ſeine Abforderung aus dieſem Leben murren müſſe? Nein, nein; er ſchenkt mir ſie wieder, um in der letzten Stunde nur um mich ſelbſt beſorgt ſeyn zu dürfen. Dank ſey dir, ewige Güte! Wie ſchwach iſt der

Dank eines ſterblichen Mundes! Doch bald, bald werde ich, in einer ihm geweihten Ewigkeit, ihm würdiger danken können.

Waitwell. Wie herzlich vergnügt es mich, Sir, Sie vor meinem Ende wieder zufrieden zu wiſſen! Glauben Sie es mir, ich habe faſt ſo viel bey Ihrem Jammer ausgeſtanden, als Sie ſelbſt. Faſt ſo viel; gar ſo viel nicht: denn der Schmerz eines Vaters mag wohl bey ſolchen Gelegenheiten unausſprechlich ſeyn.

Sir William. Betrachte dich von nun an, mein guter Waitwell, nicht mehr als meinen Diener. Du haſt es ſchon längſt um mich verdient, ein anſtändiger Alter zu genieſſen. Ich will dir es auch ſchaffen, und du ſollſt es nicht ſchlechter haben, als ich es noch in der Welt haben werde. Ich will allen Unterſchied zwiſchen uns aufheben; in jener Welt, weißt du wohl, iſt er ohnedieß aufgehoben. — Nur dasmal ſey noch der alte Diener, auf den ich mich nie umſonſt verlaſſen habe. Geh, und gieb Acht, daß du mir ihre Antwort ſogleich bringen kannſt, als ſie fertig iſt.

Waitwell. Ich gehe, Sir. Aber ſo ein Gang iſt kein Dienſt, den ich Ihnen thue. Er iſt eine Belohnung, die Sie mir für meine Dienſte gönnen. Ja gewiß, das iſt er.

(Sie gehen auf verſchiedenen Seiten ab.)

Ende des dritten Aufzuges.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mellefonts Zimmer.

Mellefont. Sara.

Mellefont. Ja, liebſte Miß, ja; das will ich thun; das muß ich thun.

Sara. Wie vergnügt machen Sie mich!

Mellefont. Ich bin es allein, der das ganze Verbrechen auf ſich nehmen muß. Ich allein bin ſchuldig; ich allein muß um Vergebung bitten.

Sara. Nein, Mellefont, nehmen Sie mir den größern Antheil, den ich an unſerm Vergehen habe, nicht. Er iſt mir theuer, ſo ſtrafbar er auch iſt: denn er muß Sie überzeugt haben, daß ich meinen Mellefont über alles in der Welt liebe. — Aber iſt es denn gewiß wahr, daß ich nunmehr dieſe Liebe mit der Liebe gegen meinen Vater verbinden darf? Oder befinde ich mich in einem angenehmen Traume? Wie fürchte ich mich, ihn zu verlieren, und in meinem alten Jammer zu erwachen! — Doch nein, ich bin nicht bloß in einem Traume, ich bin wirklich glücklicher, als ich jemals zu werden hoffen durfte; glücklicher, als es vielleicht dieſes kurze Leben zuläßt. Vielleicht erſcheint mir dieſer Stral von Glückſeligkeit nur darum von ferne, und ſcheinet mir nur darum ſo ſchmeichelhaft näher zu kommen, damit er auf einmal wieder in die dickſte Finſterniß zerfließe, und mich auf einmal in einer Nacht laſſe, deren Schrecklichkeit mir durch dieſe kurze Erleuchtung erſt recht fühlbar geworden. — Was für Ahnungen quälen mich! — Sind es wirklich Ahnungen, Mellefont, oder ſind es gewöhnliche Em-

Empfindungen, die von der Erwartung eines unverdienten Glücks, und von der Furcht es zu verlieren, unzertrennlich ſind? — Wie ſchlägt mir das Herz, und wie unordentlich ſchlägt es! Wie ſtark itzt, wie geſchwind! — Und nun, wie matt, wie bange, wie zitternd! — Itzt eilt es wieder, als ob es die letzten Schläge wären, die es gern recht ſchnell hinter einander thun wolle. Armes Herz!

Mellefont. Die Wallungen des Geblüts, welche plötzliche Ueberraſchungen nicht anders als verurſachen können, werden ſich legen, Miß, und das Herz wird ſeine Verrichtungen ruhiger fortſetzen. Keiner ſeiner Schläge zielet auf das Zukünftige; und wir ſind zu tadeln, — verzeihen Sie, liebſte Sara, — wenn wir des Bluts mechaniſche Drückungen zu fürchterlichen Propheten machen. — Deswegen aber will ich nichts unterlaſſen, was Sie ſelbſt zur Beſänftigung dieſes kleinen innerlichen Sturms für dienlich halten. Ich will ſo gleich ſchreiben, und Sir William, hoffe ich, ſoll mit den Betheurungen meiner Reue, mit den Ausdrückungen meines gerührten Herzens, und mit den Angelobungen des zärtlichſten Gehorſams zufrieden ſeyn.

Sara. Sir William? Ach Melleſont, fangen Sie doch nun an, ſich an einen weit zärtlichern Namen zu gewöhnen. Mein Vater, ihr Vater, Melleſont — —

Melleſont. Nun ja, Miß, unſer gütiger, unſer beſter Vater! — Ich mußte ſehr jung aufhören, dieſen ſüßen Namen zu nennen; ſehr jung mußte ich den eben ſo ſüßen Namen, Mutter, verlernen — —

Sara. Sie haben ihn verlernt, und mir — mir ward es ſo gut nicht, ihn nur einmal ſprechen zu können. Mein Leben war ihr Tod. — Gott! ich ward eine Muttermörderinn wider mein Verſchulden. Und wie viel fehlte — wie wenig, wie nichts fehlte — ſo wäre ich auch eine Vatermörderinn geworden! Aber nicht ohne mein Verſchulden; eine vorſetzliche Vatermörderinn! — Und wer weiß, ob ich es nicht ſchon bin? Die Jahre, die Tage, die Augenblicke, die er geſchwinder zu ſeinem Ziele kömmt, als er ohne die Be-

trüb

trübniß, die ich ihm verurſacht, gekommen wäre — dieſe hab' ich ihm, — ich habe ſie ihm geraubt. Wenn ihn ſein Schickſal auch noch ſo alt und Lebensſatt ſterben läßt, ſo wird mein Gewiſſen doch nichts gegen den Vorwurf ſichern können, daß er ohne mich vielleicht noch ſpäter geſtorben wäre. Trauriger Vorwurf, den ich mir ohne Zweifel nicht machen dürfte, wenn eine zärtliche Mutter die Führerinn meiner Jugend geweſen wäre! Ihre Lehren, ihr Exempel würden mein Herz — So zärtlich blicken Sie mich an, Mellefont? Sie haben Recht: eine Mutter würde mich vielleicht mit lauter Liebe tyranniſirt haben, und ich würde Mellefonts nicht ſeyn. Warum wünſche ich mir denn alſo das, was mir das weiſere Schickſal nur aus Güte verſagte? Seine Fügungen ſind immer die beſten. Laſſen Sie uns nur das recht brauchen, was es uns ſchenkt: einen Vater, der mich noch nie nach einer Mutter ſeufzen laſſen; einen Vater, der auch Sie ungenoſſene Aeltern will vergeſſen lehren. Welche ſchmeichelhafte Vorſtellung! Ich verliebe mich ſelbſt darein, und vergeſſe es faſt, daß in dem Innerſten ſich noch etwas regt, das ihm keinen Glauben beymeſſen will. — Was iſt es, dieſes rebelliſche Etwas?

Mellefont. Dieſes Etwas, liebſte Sara, wie Sie ſchon ſelbſt geſagt haben, iſt die natürliche furchtſame Schwierigkeit, ſich in ein groſſes Glück zu finden. — Ach, Ihr Herz machte weniger Bedenken, ſich unglücklich zu glauben, als es jetzt, zu ſeiner eignen Pein, macht, ſich für glücklich zu halten! — Aber wie dem, der in einer ſchnellen Kreisbewegung drehend geworden, auch da noch, wenn er ſchon wieder ſtill ſitzt, die äuſſern Gegenſtände mit ihm herum zu gehen ſcheinen: ſo wird auch das Herz, das zu heftig erſchüttert worden, nicht auf einmal wieder ruhig. Es bleibt eine zitternde Bebung oft noch lange zurück, die wir ihrer eignen Abſchwächung überlaſſen müſſen.

Sara. Ich glaube es, Mellefont, ich glaube es: weil Sie es ſagen; weil ich es wünſche. — Aber laſſen Sie uns einer den andern nicht länger aufhalten. Ich will gehen, und meinen Brief vollenden. Ich darf doch auch den Ihrigen leſen, wenn ich Ihnen den meinigen werde gezeigt haben?

Mellefont. Jedes Wort ſoll Ihrer Beurtheilung unterworfen ſeyn; nur das nicht, was ich zu Ihrer Rettung ſagen muß: denn ich weiß es, Sie halten ſich nicht für ſo unſchuldig, als Sie ſind. (indem er die Sara bis an die Scene begleitet.)

Zweyter Auftritt.

Mellefont.

(Nachdem er einigemal tiefſinnig auf und nieder gegangen) Was für ein Räthſel bin ich mir ſelbſt! Wofür ſoll ich mich halten? Für einen Thorn? oder für einen Böſewicht? — oder für beides? — Herz, was für ein Schalk biſt du! — Ich liebe den Engel, ſo ein Teufel ich auch ſeyn mag. — Ich lieb' ihn? Ja, gewiß, gewiß ich lieb' ihn. Ich weiß, ich wollte tauſend Leben für ſie aufopfern, für ſie, die mir ihre Tugend aufgeopfert hat! Ich wollt' es; jetzt gleich ohne Anſtand wollt' ich es — Und doch, doch — Ich erſchrecke, mir es ſelbſt zu ſagen — Und doch — Wie ſoll ich es begreifen? — Und doch fürchte ich mich vor dem Augenblicke, der ſie auf ewig, vor dem Angeſichte der

Welt, zu der meinigen machen wird. — Er iſt nun nicht zu vermeiden; denn der Vater iſt verſöhnt. Auch weit hinaus werde ich ihn nicht ſchieben können. Die Verzögerung deſſelben hat mir ſchon ſchmerzhafte Vorwürfe genug zugezogen. So ſchmerzhaft ſie aber waren, ſo waren ſie mir doch erträglicher, als der melancholiſche Gedanke, auf Zeit Lebens gefeſſelt zu ſeyn. — Aber bin ich es denn nicht ſchon? — Ich bin es freylich, und bin es mit Vergnügen. — Freylich bin ich ſchon ihr Gefangener. — Was will ich alſo? — Das! — Itzt bin ich ein Gefangener, den man auf ſein Wort frey herum gehen läßt: das ſchmeichelt! Warum kann es dabey nicht ſein Bewenden haben? Warum muß ich eingeſchmiedet werden, und auch ſo gar den elenden Schatten der Freyheit entbehren? — Eingeſchmiedet? Nichts anders! — Sara Sampſon, meine Geliebte! Wie viel Seligkeiten liegen in dieſen Worten! Sara Sampſon, meine Ehegattinn! — Die Hälfte dieſer Seligkeiten iſt verſchwunden! und die andre Hälfte — wird verſchwinden. — Ich Ungeheuer! — Und bey dieſen Geſinnungen ſoll ich an ihren Vater ſchreiben? — Doch es ſind keine Geſinnungen; es ſind Einbildungen! Vermaledeyte Einbildungen, die mir durch ein zügelloſes Leben ſo natürlich geworden! Ich will ihrer los werden, oder — nicht leben.

Dritter Auftritt.

Norton. Mellefont.

Mellefont. Du ſtöreſt mich, Norton!

Norton. Verzeihen Sie alſo mein Herr — (indem er wieder zurück gehen will.)

Mellefont. Nein, nein, bleib da. Es iſt eben ſo gut, daß du mich ſtöreſt. Was willſt du?

Norton. Ich habe von Betty eine ſehr freudige Neuigkeit gehört, und ich komme Ihnen dazu Glück zu wünſchen.

Mellefont. Zur Verſöhnung des Vaters doch wohl? Ich danke dir.

Norton. Der Himmel will Sie alſo noch glücklich machen.

Mellefont. Wenn er es will — du ſiehſt, Norton, ich laſſe mir Gerechtigkeit wiederfahren — ſo will er es meinetwegen gewiß nicht.

Norton. Nein, wenn Sie dieſes erkennen, ſo will er es auch Ihretwegen.

Mellefont. Meiner Sara wegen, einzig und allein meiner Sara wegen. Wollte ſeine ſchon gekühlete Rache eine ganze ſündige Stadt, weniger Gerechten wegen, verſchonen: ſo kann er ja wohl auch Einen Verbrecher dulden, wenn eine ihm gefällige Seele an dem Schickſale deſſelben Antheil nimmt.

Norton. Sie ſprechen ſehr ernſthaft und rührend. Aber drückt ſich die Freude nicht etwas anders aus?

Mellefont. Die Freude, Norton? Sie iſt nun für mich dahin.

Norton. Darf ich frey reden? (indem er ihn ſcharf anſieht.)

Mellefont. Du darfſt.

Norton. Der Vorwurf, den ich an dem heutigen Morgen von Ihnen hören mußte, daß ich mich Ihrer Verbrechen theilhaftig gemacht, weil ich dazu geſchwiegen, mag mich bey Ihnen entſchuldigen, wenn ich von nun an ſeltner ſchweige.

Mellefont. Nur vergiß nicht, wer du biſt.

Norton. Ich will es nicht vergeſſen, daß ich ein Bedienter bin: ein Bedienter, der auch etwas beſſers ſeyn könnte, wenn er, leider! darnach gelebt hätte. Ich bin Ihr Bedienter, ja; aber nicht auf dem Fuſſe, daß ich mich gern mit Ihnen möchte verdammen laſſen.

Mellefont. Mit mir? Und warum ſagſt du das itzt?

Norton. Weil ich nicht wenig erſtaune, Sie anders zu finden, als ich mir vorſtellte.

Mellefont. Willſt du mich nicht wiſſen laſſen, was du dir vorſtellteſt?

Norton. Sie in lauter Entzückung zu finden.

Mellefont. Nur der Pöbel wird gleich außer ſich gebracht, wenn ihm das Glück einmal anlächelt.

Norton. Vielleicht, weil der Pöbel noch ſein Gefühl hat, das bey Vornehmern durch tauſend unnatürliche Vorſtellungen verderbt und geſchwächt wird. Allein in Ihrem Geſichte iſt noch etwas anders als Mäßigung zu leſen. Kaltſinn, Unentſchloſſenheit, Widerwille — —

Mellefont. Und wenn auch? Haſt du es vergeſſen, wer noch außer der Sara hier iſt? Die Gegenwart der Marwood — —

Norton. Könnte Sie wohl beſorgt, aber nicht niedergeſchlagen machen. — Sie beunruhiget etwas anders. Und ich will mich gern geirret haben, wenn Sie es nicht lieber geſehen hätten, der Vater wäre noch nicht verſöhnt. Die Ausſicht in einen Stand, der ſich ſo wenig zu Ihrer Denkungsart ſchickt — —

Mellefont. Norton! Norton! du mußt ein erſchrecklicher Böſewicht, entweder geweſen ſeyn, oder noch ſeyn, daß du mich ſo errathen kannſt. Weil du es getroffen haſt, ſo will ich es nicht leugnen. Es iſt wahr; ſo gewiß es iſt, daß Ich meine Sara ewig lieben werde: ſo wenig will es mir ein, daß ich ſie ewig lieben ſoll, — Soll — Aber beſorge nichts; ich will über dieſe närriſche Grille ſiegen. Oder meynſt du nicht, daß es eine Grille iſt? Wer heißt mich, die Ehe als einen Zwang anſehen? Ich wünſche es mir ja nicht, freyer zu ſeyn, als ſie mich laſſen wird.

Norton. Dieſe Betrachtungen ſind ſehr gut. Aber Marwood, Marwood wird Ihren alten Vorurtheilen zu Hülfe kommen, und ich fürchte, ich fürchte, — —

Mellefont. Was nie geſchehen wird. Du ſollſt ſie noch heute nach London zurückreiſen ſehen. Da ich dir meine geheimſte — Narrheit will ich es nur unterdeſſen nennen — geſtanden habe, ſo darf ich dir auch nicht verbergen, daß ich die Marwood in ſolche Furcht gejagt habe, daß ſie ſich durchaus nach meinem geringſten Winke bequemen muß.

Norton. Sie ſagen mir etwas unglaubliches.

Mellefont. Sieh, dieſes Mördereiſen riß ich ihr aus der Hand, (er zeigt ihm den Dolch, den er der Marwood genommen) als ſie mir in der ſchrecklichſten Wut das Herz damit durchſtoßen wollte. Glaubſt du es nun bald, daß ich ihr feſten Obſtand gehalten habe? Anfangs zwar fehlte es nicht viel, ſie hätte mir ihre Schlinge wieder um den Hals geworfen. Die Verrätherinn hat Arabellen bey ſich.

Norton. Arabellen?

Mellefont. Ich habe es noch nicht unterſuchen können, durch welche Liſt ſie das Kind wieder in ihre Hände bekommen. Genug, der Erfolg fiel für ſie nicht ſo aus, als ſie es ohne Zweifel gehofft hatte.

Norton. Erlauben Sie, daß ich mich über Ihre Standhaftigkeit freuen, und Ihre Beſſerung ſchon für halb geborgen halten darf. Allein — da Sie mich doch alles wollen wiſſen laſſen — was hat ſie unter dem Namen der Lady Solmes hier geſollt?

Mellefont. Sie wollte ihre Nebenbuhlerinn mit aller Gewalt ſehen. Ich willigte in ihr Verlangen, theils aus Nachſicht, theils aus Uebereilung, theils aus Begierde, ſie durch den Anblick der beſten ihres Geſchlechts zu demüthigen. — Du ſchüttelſt den Kopf, Norton? — —

Norton. Das hätte ich nicht gewagt.

Mellefont. Gewagt? Eigentlich wagte ich nichts mehr dabey, als ich im Falle der Weigerung gewagt hätte. Sie würde als Marwood vorzukommen geſucht haben; und das ſchlimmſte, was

den

bey ihrem unbekannten Beſuche zu beſorgen ſteht, iſt nichts ſchlimmers.

Norton. Danken Sie dem Himmel, daß es ſo ruhig abgelaufen.

Mellefont. Es iſt noch nicht ganz vorbey, Norton. Es ſtieß ihr eine kleine Unbäßlichkeit zu, daß ſie ſich, ohne Abſchied zu nehmen, wegbegeben mußte. Sie will wiederkommen. — Mag ſie doch! Die Weſpe, die den Stachel verloren hat, (indem er auf den Dolch weiſet, den er wieder in den Buſen ſteckt) kann doch weiter nichts, als ſummen. Aber auch das Summen ſoll ihr theuer werden, wenn ſie zu überläſtig damit wird. — Hör' ich nicht jemand kommen? Verlaß mich, wenn Sie es iſt. — Sie iſt es. Geh!

(Norton geht ab.)

Vierter Auftritt.

Mellefont. Marwood.

Marwood. Sie ſehen mich ohne Zweifel ſehr ungern wiederkommen.

Mellefont. Ich ſehe es ſehr gern, Marwood, daß Ihre Unbäßlichkeit ohne Folgen geweſen iſt. Sie befinden ſich doch beſſer?

Marwood. So, ſo!

Mellefont. Sie haben alſo nicht wohl gethan, ſich wieder hieher zu bemühen.

Marwood. Ich danke Ihnen, Mellefont, wenn Sie dieſes aus Vorſorge für mich ſagen. Und ich nehme es Ihnen nicht übel, wenn Sie etwas anders damit meynen.

Mellefont. Es iſt mir angenehm, Sie ſo ruhig zu ſehen.

Marwood. Der Sturm iſt vorüber. Vergeſſen Sie ihn, bitte ich nochmals.

Mellefont. Vergeſſen Sie nur Ihr Verſprechen nicht, Marwood, und ich will gern alles vergeſſen. — Aber, wenn ich wüßte, daß Sie es für keine Beleidigung annehmen wollten, ſo möchte ich wohl fragen — —

Marwood. Fragen Sie nur, Mellefont. Sie können mich nicht mehr beleidigen. — Was wollten Sie fragen?

Mellefont. Wie Ihnen meine Miß gefallen habe?

Marwood. Die Frage iſt natürlich. Meine Antwort wird ſo natürlich nicht ſcheinen, aber ſie iſt gleichwohl nichts weniger wahr. — Sie hat mir ſehr wohl gefallen.

Mellefont. Dieſe Unparteylichkeit entzückt mich. Aber wär' es auch möglich, daß der, welcher die Reize einer Marwood zu ſchätzen wußte, eine ſchlechte Wahl treffen könnte?

Marwood. Mit dieſer Schmeicheley, Mellefont, wenn es anders eine iſt, hätten Sie mich verſchonen ſollen. Sie will ſich mit meinem Vorſatze, Sie zu vergeſſen, nicht vertragen.

Mellefont. Sie wollen doch nicht, daß ich Ihnen dieſen Vorſatz durch Grobheiten erleichtern ſoll? Laſſen Sie unſere Trennung nicht von der gemeinen Art ſeyn. Laſſen Sie uns mit einander brechen, wie Leute von Vernunft, die der Nothwendigkeit weichen. Ohne Bitterkeit, ohne Groll und mit Beybehaltung eines Grades von Hochachtung, wie er ſich zu unſerer ehmaligen Vertraulichkeit ſchickt.

Marwood. Ehmaligen Vertraulichkeit? — Ich will nicht daran erinnert ſeyn. Nichts mehr davon! Was geſchehen muß, muß geſchehen; und es kömmt wenig auf die Art an, mit welcher es geſchicht. — Aber ein Wort noch von Arabellen. Sie wollen mir ſie nicht laſſen?

Mellefont. Nein, Marwood.

Marwood. Es iſt grauſam, da Sie ihr Vater nicht bleiben können, daß Sie ihr auch die Mutter nehmen wollen.

Mellefont. Ich kann ihr Vater bleiben; und will es auch bleiben.

Marwood. So beweiſen ſie es gleich itzt.

Mellefont. Wie?

Marwood. Erlauben Sie, daß Arabella die Reichthümer, welche ich von Ihnen in Verwahrung habe, als ihr Vatertheil beſitzen darf. Was ihr Muttertheil anbelangt, ſo wollte ich wohl wünſchen, daß ich ihr ein beſſres laſſen könnte, als die Schande, von mir geboren zu ſeyn.

Mellefont. Reden Sie nicht ſo. — Ich will für Arabellen ſorgen, ohne ihre Mutter wegen eines anſtändigen Auskommens in Verlegenheit zu ſehen. Wenn ſie mich vergeſſen will, ſo muß ſie damit anfangen, daß ſie etwas von mir zu beſitzen verzeiht. Ich habe Verbindlichkeiten gegen ſie, und werde es nie aus der Acht laſſen, daß ſie mein wahres Glück, obſchon wider ihren Willen, befördert hat. Ja, Marwood? Ich danke Ihnen in allem Ernſte, daß Sie unſern Aufenthalt einem Vater verriethen, den bloß die Unwiſſenheit deſſelben verhinderte, uns nicht eher wieder anzunehmen.

Marwood. Martern Sie mich nicht mit einem Danke, den ich niemals habe verdienen wollen. Sir William iſt ein zu guter alter Narr: er muß anders denken, als ich an ſeiner Stelle würde gedacht haben. Ich hätte der Tochter vergeben, und ihrem Verführer hätt' ich — —

Mellefont. Marwood! — —

Marwood. Es iſt wahr; Sie ſind es ſelbſt. Ich ſchweige. — Werde ich der Miß mein Abſchiedskompliment bald machen dürfen?

Mellefont. Miß Sara würde es Ihnen nicht übel nehmen können, wenn Sie auch wegreiſeten, ohne ſie wieder zu ſprechen.

Marwood. Mellefont, ich ſpiele meine Rollen nicht gern halb, und ich will, auch unter keinem fremden Namen, für ein Frauenzimmer ohne Lebensart gehalten werden.

Mellefont. Wenn Ihnen Ihre eigne Ruhe lieb iſt, ſo ſollten Sie ſich ſelbſt hüten, eine Perſon nochmals zu ſehen, die gewiſſe Vorſtellungen bey Ihnen rege machen muß — —

Marwood. (ſpöttiſch lächelnd.) Sie haben eine beſſre Meynung von ſich ſelbſt, als von mir. Wenn Sie es aber auch glaubten, daß ich Ihrentwegen untröſtlich ſeyn müßte, ſo ſollten Sie es doch wenigſtens ganz in der Stille glauben. — Miß Sara ſoll gewiſſe Vorſtellungen bey mir rege machen? Gewiſſe? O ja — aber keine gewiſſer, als dieſe, daß das beſte Mädchen oft den nichtswürdigſten Mann lieben kann.

Mellefont. Allerliebſt, Marwood, allerliebſt! Nun ſind Sie gleich in der Verfaſſung, in der ich Sie längſt gern gewünſcht hätte: ob es mir gleich, wie ich ſchon geſagt, faſt lieber geweſen wäre, wenn wir einige gemeinſchaftliche Hochachtung für einander hätten behalten können. Doch vielleicht findet ſich dieſe noch, wenn nur das gährende Herz erſt ausgebrauſet hat. — Erlauben Sie, daß ich Sie einige Augenblicke allein laſſe. Ich will Miß Sampſon zu Ihnen holen.

Fünfter Auftritt.

Marwood.

(Indem ſie um ſich herum ſieht.) **Bin ich allein? — Kann ich unbemerkt** einmal Athem ſchöpfen, und **die** Muskeln **des** Geſichts in ihre natürliche Lage **fahren laſſen?** — Ich muß geſchwind einmal in **allen** Mienen **die** wahre Marwood ſeyn, um **den** Zwang **der** Verſtellung **wieder** aushalten **zu** können. — Wie haſſe ich dich, niedrige Verſtellung! Nicht, weil ich die Aufrichtigkeit liebe, ſondern weil du die armſeligſte Zuflucht der ohnmächtigen Rachſucht biſt. Gewiß würde ich mich zu dir nicht herablaſſen, wenn mir ein Tyrann ſeine Gewalt, oder der Himmel ſeinen Blitz anvertrauen wollte. — Doch wann du mich nur zu meinem Zwecke bringſt! — Der Anfang verſpricht es; und Mellefont ſcheinet noch ſicherer werden zu wollen. Wenn mir meine Liſt gelingt, daß ich mit ſeiner Sara allein ſprechen kann: ſo — Ja, ſo iſt es doch noch ſehr ungewiß, ob es mir etwas helfen wird. Die Wahrheiten von dem Mellefont werden ihr vielleicht nichts neues ſeyn; die Verleumdungen wird ſie vielleicht nicht glauben; und die Drohungen vielleicht verachten. Aber doch ſoll ſie Wahrheit, Verleumdung und Drohungen von mir hören. Es wäre ſchlecht, wenn ſie in ihrem Gemüthe ganz und gar keinen Stachel zurück lieſſen — Still! ſie kommen. Ich bin nun nicht mehr Marwood; ich bin eine nichtswürdige Verſtoſſene, die durch kleine Kunſtgriffe die Schande von ſich abzuwehren ſucht; ein getretner Wurm, der ſich krümmet und dem, der ihn getreten hat, wenigſtens die Ferſe gern verwunden möchte.

Sechſter Auftritt.

Sara. Mellefont. Marwood.

Sara. Ich freue mich, Lady, daß meine Unruhe vergebens geweſen iſt.

Marwood. Ich danke Ihnen, Miß. Der Zufall war zu klein, als daß er Sie hätte beunruhigen ſollen.

Mellefont. Lady will ſich Ihnen empfehlen, liebſte Sara.

Sara. So eilig, Lady?

Marwood. Ich kann es für die, denen an meiner Gegenwart in London gelegen iſt, nicht genug ſeyn.

Sara. Sie werden doch heute nicht wieder aufbrechen?

Marwood. Morgen mit dem früheſten.

Mellefont. Morgen mit dem früheſten, Lady? Ich glaubte, noch heute.

Sara. Unſere Bekanntſchaft, Lady, fängt ſich ſehr im Vorbeygehn an. Ich ſchmeichle mir, in Zukunft eines nähern Umgangs mit Ihnen gewürdiget zu werden.

Marwood. Ich bitte um Ihre Freundſchaft, Miß.

Mellefont. Ich ſtehe Ihnen dafür, liebſte Sara, daß dieſe Bitte der Lady aufrichtig iſt: ob ich Ihnen gleich voraus ſagen muß, daß Sie einander ohne Zweifel lange nicht wiederſehen werden. Lady, wird ſich mit uns ſehr ſelten an einem Orte aufhalten können — —

Marwood. (bey Seite) Wie fein!

Sara. Mellefont, das heißt mir eine ſehr angenehme Hoffnung rauben.

Marwood. Ich werde am meiſten dabey verlieren, glückliche Miß.

Mellefont. Aber in der That, Lady, wollen Sie erſt morgen früh wieder fort?

Marwood. Vielleicht auch eher. (bey Seite) Es will noch niemand kommen!

Mellefont. Auch wir wollen uns nicht lange mehr hier aufhalten. Nicht wahr, liebſte Miß, es wird gut ſeyn, wenn wir unſerer Antwort ungeſäumt nachfolgen? Sir William kann unſere Eilfertigkeit nicht übel nehmen.

Siebenter Auftritt.

Betty. Mellefont. Sara. Marwood.

Mellefont. Was willſt du, Betty?

Betty. Man verlangt Sie unverzüglich zu ſprechen.

Marwood. (bey Seite) Ha! Nun kömmt es drauf an — —

Mellefont. Mich? unverzüglich? Ich werde gleich kommen. — Lady, iſt es Ihnen gefällig, Ihren Beſuch abzukürzen?

Sara. Warum das, Mellefont? — Lady wird ſo gütig ſeyn, und bis zu Ihrer Zurückkunft warten.

Marwood. Verzeihen Sie, Miß; ich kenne meinen Vetter Mellefont, und will mich lieber mit ihm wegbegeben.

Betty. Der Fremde, mein Herr — Er will Sie nur auf ein Wort ſprechen. Er ſagt, er habe keinen Augenblick zu verſäumen — —

Mellefont. Geh nur; ich will gleich bey ihm ſeyn — Ich vermuthe, Miß, daß es eine endliche Nachricht von dem Vergleiche ſeyn wird, deſſen ich gegen Sie gedacht habe.

(Betty gehet ab.)

Marwood. (bey Seite) Gute Vermuthung!

Mellefont. Aber doch, Lady — —

Marwood. Wenn Sie es denn befehlen — Miß, ſo muß ich mich Ihnen — —

Sara. Nein doch, Mellefont: Sie werden mir ja das Vergnügen nicht mißgönnen, Lady Solmes ſo lange unterhalten zu dürfen?

Mellefont. Sie wollen es, Miß? — —

Sara. Halten Sie ſich nicht auf, liebſter Mellefont, und kommen Sie nur bald wieder.

Aber mit einem freudigern Geſichte, will ich wünſchen! Sie vermuthen ohne Zweifel eine unangenehme Nachricht. Laſſen Sie ſich nichts anfechten; ich bin begieriger, zu ſehen, ob Sie allen Falls auf eine gute Art nach einer Erbſchaft vorziehen können, als ich begierig bin, Sie in dem Beſitze derſelben zu wiſſen. — —

Mellefont. Ich gehorche. (warnend) Lady, ich bin ganz gewiß den Augenblick wieder hier!

(geht ab.)

Marwood. (bey Seite) Glücklich!

Achter Auftritt.

Sara. Marwood.

Sara. Mein guter Mellefont ſagt ſeine Höflichkeiten manchmal mit einem ganz falſchen Tone. Finden Sie es nicht auch Lady? — —

Marwood. Ohne Zweifel bin ich ſeiner Art ſchon allzugewohnt, als daß ich ſo etwas bemerken könnte.

Sara. Wollen ſich Lady nicht ſetzen?

Marwood. Wenn Sie befehlen Miß — (bey Seite; indem ſie ſich ſetzen) Ich muß dieſen Augenblick nicht ungebraucht vorbeyſtreichen laſſen.

Sara. Sagen Sie mir, Lady, werde ich nicht das glücklichſte Frauenzimmer mit meinem Mellefont werden?

Marwood. Wenn ſich Mellefont in ſein Glück zu finden weiß, ſo wird ihn Miß Sara zu der beneidenswürdigſten Mannsperſon machen. Aber — —

Sara. Ein Aber, und eine ſo nachdenkliche Pauſe, Lady — —

Marwood. Ich bin offenherzig, Miß — —

Sara. Und dadurch unendlich ſchätzbarer —

Marwood. Offenherzig — nicht ſelten bis zur Unbedachtſamkeit. Mein Aber iſt der Beweis davon. Ein ſehr unbedächtiges Aber!

Sara. Ich glaube nicht, daß mich Lady durch dieſe Ausweichung noch unruhiger machen wollen. Es mag wohl eine grauſame Barmherzigkeit ſeyn, ein Uebel, das man zeigen könnte, nur argwohnen zu laſſen.

Marwood. Nicht doch, Miß; Sie denken bey meinem Aber viel zu viel. Mellefont iſt mein Anverwandter — — —

Sara. Deſto wichtiger wird die geringſte Einwendung, die Sie wider ihn zu machen haben.

Marwood. Aber wenn Mellefont auch mein Bruder wäre, ſo muß ich Ihnen doch ſagen, daß ich mich ohne Bedenken einer Perſon meines Geſchlechts gegen ihn annehmen würde, wenn ich bemerkte, daß er nicht rechtſchaffen genug an ihr handle. Wir Frauenzimmer ſollten billig jede Beleidigung, die einer einzigen von uns erwieſen wird, zu Beleidigungen des ganzen Geſchlechts und zu einer allgemeinen Sache machen, an der auch die Schweſter und Mutter des Schuldigen, Antheil zu nehmen, ſich nicht bedenken müßten.

Sara. Dieſe Anmerkung — — —

Marwood. Iſt ſchon dann und wann in zweifelhaften Fällen meine Richtſchnur geweſen.

Sara. Und verſpricht mir — Ich zittere —

Marwood. Nein, Miß; wenn Sie zittern wollen — Laſſen Sie uns von etwas anderm ſprechen — —

Sara. Grauſame Lady!

Marwood. Es thut mir leid, daß ich verkannt werde. Ich wenigſtens, wenn ich mich in Gedanken an Miß Sampſons Stelle ſetze, würde jede nähere Nachricht, die man mir von demjenigen geben wollte, mit deſſen Schickſale ich das meinige auf ewig zu verbinden bereit wäre, als eine Wohlthat anſehen.

Sara. Was wollen Sie, Lady? Kenne ich meinen Mellefont nicht ſchon? Glauben Sie mir, ich kenne ihn, wie meine eigne Seele. Ich weiß, daß er mich liebt — —

Marwood. Und andre — —

Sara. Geliebt hat. Auch das weiß ich. Hat er mich lieben ſollen, ehe er von mir etwas wußte? Kann ich die einzige zu ſeyn verlangen, die für ihn Reitze genug gehabt hat? Muß ich mir es nicht ſelbſt geſtehen, daß ich mich, ihm zu gefallen, beſtrebt habe? Iſt er nicht liebenswürdig genug, daß er bey mehrern dieſes Beſtreben hat erwecken müſſen? Und iſt es nicht natürlich, wenn mancher dieſes Beſtreben gelungen iſt?

Marwood. Sie vertheidigen ihn mit eben der Hitze und faſt mit eben den Gründen, mit welchen ich ihn ſchon oft vertheidiget habe. Es iſt kein Verbrechen, geliebet haben; noch viel weniger iſt es eines, geliebet worden ſeyn. Aber die Flatterhaftigkeit iſt ein Verbrechen.

Sara. Nicht immer; denn oft, glaube ich, wird ſie durch die Gegenſtände der Liebe entſchuldiget, die es immer zu bleiben, ſelten verdienen.

Marwood. Miß Sampſons Sittenlehre ſcheinet nicht die ſtrengſte zu ſeyn.

Sara. Es iſt wahr; die, nach der ich diejenigen zu richten pflege, welche es ſelbſt geſtehen, daß ſie auf Irrwege gegangen ſind, iſt die ſtrengſte nicht. Sie muß es auch nicht ſeyn. Denn hier kömmt es nicht darauf an, die Schranken zu beſtimmen, die uns die Tugend bey der Liebe ſetzt; ſondern bloß darauf, die menſchliche Schwachheit zu entſchuldigen, wenn ſie in dieſen Schranken nicht geblieben iſt, und die daraus entſtehenden Folgen nach den Regeln der Klugheit zu beurtheilen. Wenn zum Exempel, ein Mellefont eine Marwood liebt, und ſie endlich verläßt; ſo iſt dieſes

ſes Verlaſſen, in Vergleichung mit der Liebe ſelbſt, etwas ſehr gutes. Es wäre ein Unglück, wenn er eine Laſterhafte deſwegen, weil er ſie einmal geliebt hat, ewig lieben müßte.

Marwood. Aber, Miß, kennen Sie denn dieſe Marwood, welche Sie ſo getroſt eine Laſterhafte nennen?

Sara. Ich kenne ſie aus der Beſchreibung des Mellefont.

Marwood. Des Mellefont? Iſt es Ihnen denn nie beygefallen, daß Mellefont in ſeiner eigenen Sache nichts anders, als ein ſehr ungültiger Zeuge ſeyn könne.

Sara. — Nun merke ich es erſt, Lady, daß Sie mich auf die Probe ſtellen wollen. Mellefont wird lächeln, wenn Sie es ihm wieder ſagen werden, wie ernſthaft ich mich ſeiner angenommen.

Marwood. Verzeihen Sie, Miß; von dieſer Unterredung muß Mellefont nichts wieder erfahren. Sie denken zu edel, als daß Sie, zum Danke für eine wohlgemeynte Warnung, eine Anverwandte mit ihm entzweyen wollten, die ſich nur deßwegen wider ihn erklärt, weil ſie ſein unwürdiges Verfahren gegen mehr als eine der liebenswürdigſten Perſonen unſers Geſchlechts ſo anſieht, als ob ſie ſelbſt darunter gelitten hätte.

Sara. Ich will niemand entſchuldigen, Lady; und ich wünſchte, daß es andre eben ſo wenig wollten.

Marwood. Soll ich Ihnen die Geſchichte der Marwood in wenig Worten erzählen.

Sara. Ich weiß nicht — Aber doch ja, Lady; nur mit dem Beding, daß ſie davon aufhören, ſobald Mellefont zurück kömmt. Er möchte denken, ich hätte mich aus eignem Triebe darnach erkundiget; und ich wollte nicht gern, daß er mir eine ihm ſo nachtheilige Neubegierde zutrauen könnte.

Marwood. Ich würde Miß Sampſon um gleiche Vorſicht gebeten haben, wenn ſie mir nicht zuvorgekommen wäre. Er muß es auch nicht argwohnen können, daß Marwood unſer Geſpräch geweſen iſt; und Sie werden ſo behutſam ſeyn, ihre Maaßregeln ganz in der Stille darnach zu nehmen. — Hören Sie nunmehr! — Marwood iſt aus einem guten Geſchlechte. Sie war eine junge Wittwe, als ſie Mellefont bey einer ihrer Freundinnen kennen lernte. Man ſagt, es habe ihr weder an Schönheit noch an derjenigen Anmuth gemangelt, ohne welche die Schönheit tod ſeyn würde. Ihr guter Name war ohne Flecken. Ein einziges fehlte ihr: — Vermögen. Alles was ſie beſeſſen hatte, — und es ſollen anſehnliche Reichthümer geweſen ſeyn, — hatte ſie für die Befreyung eines Mannes aufgeopfert, dem ſie nichts in der Welt vorenthalten zu dürfen glaubte, nachdem ſie ihm einmal ihr Herz und ihre Hand ſchenken wollen.

Sara. Wahrlich ein edler Zug, Lady, von dem ich wollte, daß er in einem beſſern Gemälde prangte!

Marwood. Des Mangels an Vermögen ungeachtet, ward ſie von Perſonen geſucht, die nichts eifriger wünſchten, als ſie glücklich zu machen. Unter dieſen reichen und vornehmen Anbetern trat Mellefont auf. Sein Antrag war ernſtlich, und der Ueberfluß, in welchen er die Marwood zu ſetzen verſprach, war das geringſte, worauf er ſich ſtützte. Er hatte es bey der erſten Unterredung weg, daß er mit keiner Eigennützigen zu thun habe, ſondern mit einem Frauenzimmer, voll des zärtlichſten Gefühls, welches eine Hütte einem

Palaſte würde vorgezogen haben, wenn ſie in jener mit einer geliebten, und in dieſem mit einer gleichgültigen Perſon hätte leben ſollen.

Sara. Wieder ein Zug, den ich der Marwood nicht gönne. Schmeicheln Sie ihr ja nicht mehr, Lady; oder ich möchte ſie am Ende bedauern müſſen.

Marwood. Mellefont war eben im Begriffe, ſich auf die feyerlichſte Art mit ihr zu verbinden, als er Nachricht von dem Tode eines Vetters bekam, welcher ihm ſein ganzes Vermögen mit der Bedingung hinterließ, eine weitläuftige Anverwandte zu heirathen. Hatte Marwood ſeinetwegen reichere Verbindungen ausgeſchlagen, ſo wollte er ihr nunmehr an Großmuth nichts nachgeben. Er war Willens, ihr von dieſer Erbſchaft eher nichts zu ſagen, als bis er ſich derſelben durch ſie würde verluſtig gemacht haben. — Nicht wahr, Miß, das war groß gedacht?

Sara. O Lady, wer weiß es beſſer, als ich, daß Mellefont das edelſte Herz beſitzt?

Marwood. Was aber that Marwood? Sie erfuhr es unter der Hand, noch ſpät an einem

Abende, wozu ſich Mellefont ihrentwegen entſchloſſen hätte. Mellefont kam des Morgens, ſie zu beſuchen, und Marwood war fort.

Sara. Wohin? Warum?

Marwood. Er fand nichts als einen Brief von ihr, worinn ſie ihm entdeckte, daß er ſich keine Rechnung machen dürfe, ſie jemals wieder zu ſehen. Sie leugne es zwar nicht, daß ſie ihn liebe; aber eben deßwegen könne ſie ſich nicht überwinden, die Urſache einer That zu ſeyn, die er nothwendig einmal bereuen müſſe. Sie erlaſſe ihn ſeines Verſprechens, und erſuche ihn, ohne weiteres Bedenken, durch die Vollziehung der in dem Teſtamente vorgeſchriebnen Verbindung, in den Beſitz eines Vermögens zu treten, welches ein Mann von Ehre zu etwas wichtigerm brauchen könne, als einem Frauenzimmer eine unüberlegte Schmeicheley damit zu machen.

Sara. Aber Lady, warum leihen Sie der Marwood ſo vortreffliche Geſinnungen? Lady Solmes kann derſelben wohl fähig ſeyn, aber nicht Marwood. Gewiß Marwood nicht.

Marwood. Es iſt nicht zu verwundern, Miß, daß Sie wider ſie eingenommen ſind. — Mellefont wollte über den Entſchluß der Marwood von Sinnen kommen. Er ſchickte überall Leute aus, ſie wieder aufzuſuchen; und endlich fand er ſie.

Sara. Weil ſie ſich finden laſſen wollte, ohne Zweifel.

Marwood. Keine bittere Gloſſen, Miß! Sie geziemen einem Frauenzimmer, von einer ſonſt ſo ſanften Denkungsart, nicht. — Er fand ſie, ſag' ich; und fand ſie unbeweglich. Sie wollte ſeine Hand durchaus nicht annehmen; und alles, was er von ihr erhalten konnte war dieſes, daß ſie nach London zurückzukommen verſprach. Sie wurden eins, ihre Vermählung ſo lange auszuſetzen, bis die Anverwandte, des langen Verzögerns überdrüßig, einen Vergleich vorzuſchlagen gezwungen ſey. Unterdeſſen konnte ſich Marwood nicht wohl der täglichen Beſuche des Mellefont entbrechen, die eine lange Zeit nichts, als ehrfurchtsvolle Beſuche eines Liebhabers waren, den man in die Gränzen der Freundſchaft zurückgewieſen hat. Aber wie unmöglich iſt es, daß ein hitziges Temperament dieſe engen Gränzen nicht überſchreiten ſollte! Mellefont beſitzt alles, was uns eine Mannsperſon gefährlich machen kann. Niemand kann hiervon überzeugter ſeyn, als Miß Sampſon ſelbſt.

Sara. Ach!

Marwood. Sie ſeufzen? Auch Marwood hat über ihre Schwachheit mehr als einmal geſeufzet, und ſeufzet noch.

Sara. Genug, Lady, genug; dieſe Wendung, ſollte ich meynen, war mehr, als eine bittere Gloſſe, die Sie mir zu unterſagen beliebten.

Marwood. Ihre Abſicht war nicht, zu beleidigen, ſondern bloß die unglückliche Marwood Ihnen in einem Lichte zu zeigen, in welchem Sie am richtigſten von ihr urtheilen könnten. — Kurz, die Liebe gab dem Mellefont die Rechte eines Gemahls; und Mellefont hielt es länger nicht für nöthig, ſie durch die Geſetze gültig machen zu laſſen. Wie glücklich wäre Marwood, wenn ſie, Mellefont und der Himmel, nur allein von ihrer Schande wüßten! Wie glücklich, wenn nicht eine jammernde

Tochter dasjenige der ganzen Welt entdeckte, was ſie vor ſich ſelbſt verbergen zu können wünſchte!

Sara. Was ſagen Sie, Lady? Eine Tochter — —

Marwood. Ja, Miß, eine unglückliche Tochter verlieret durch die Darzwiſchenkunft der Sara Sampſon alle Hoffnung, ihre Aeltern jemals ohne Abſcheu nennen zu können.

Sara. Schreckliche Nachricht! Und dieſes hat mir Mellefont verſchwiegen? — — Darf ich es auch glauben, Lady?

Marwood. Sie dürfen ſicher glauben, Miß, daß Ihnen Mellefont vielleicht noch mehr verſchwiegen hat.

Sara. Noch mehr? Was könnte er mir noch mehr verſchwiegen haben?

Marwood. Dieſes, daß er die Marwood noch liebt.

Sara. Sie tödten mich, Lady!

Marwood. Es iſt unglaublich, daß ſich eine Liebe, welche länger als zehn Jahre gedauert hat, ſo geſchwind verlieren könne. Sie kann zwar eine kurze Verfinſterung leiden; weiter aber auch nichts, als eine kurze Verfinſterung, aus welcher ſie hernach mit neuem Glanze wieder hervor bricht. Ich könnte Ihnen eine Miß Oklaß, eine Miß Dorkas, eine Miß Moor und mehrere nennen, welche, eine nach der andern, der Marwood einen Mann abwänſtig zu machen drohten, von welchem ſie ſich am Ende auf das grauſamſte hintergangen ſahen. Er hat einen gewiſſen Punkt, über welchen er ſich nicht bringen läßt, und ſobald er dieſen ſcharf in das Geſicht bekömmt, ſpringt er ab. Geſetzt aber, Miß, Sie wären die einzige Glückliche, bey welcher ſich alle Umſtände wider ihn erklärten; geſetzt Sie brächten ihn dahin, daß er ſeinen, nunmehr zur Natur gewordenen Abſcheu gegen ein förmliches Joch überwinden müßte: glauben Sie wohl dadurch ſeines Herzens verſichert zu ſeyn?

Sara. Ich Unglückliche! Was muß ich hören!

Marwood. Nichts weniger. Alsdann würde er eben am allererſten in die Arme derjenigen zurückeilen, die auf ſeine Freyheit ſo eiferſüchtig nicht geweſen. Sie würden ſeine Gemahlinn heißen, und jene würde es ſeyn.

Sara. Martern Sie mich nicht länger mit ſo ſchrecklichen Vorſtellungen! Rathen Sie mir, was ich thun ſoll. Sie müſſen ihn kennen. Sie müſſen es wiſſen, durch was es noch etwa möglich iſt, ihm ein Band angenehm zu machen, ohne welches auch die aufrichtigſte Liebe eine unheilige Leidenſchaft bleibet.

Marwood. Daß man einen Vogel fangen kann, Miß, das weiß ich wohl. Aber daß man ihm ſeinen Käfig angenehmer, als das freye Feld machen könne, das weiß ich nicht. Mein Rath wäre alſo, ihn lieber nicht zu fangen, und ſich den Verdruß über die vergebne Mühe zu erſparen. Begnügen Sie ſich, Miß, an dem Vergnügen, ihn ſehr nahe an Ihrer Schlinge geſehn zu haben, und weil Sie vorausſehen können, daß er die Schlinge ganz gewiß zerreißen werde, wenn Sie ihn vollends hinein lockten; ſo ſchonen Sie Ihre Schlinge, und locken ihn nicht herein.

Sara. Ich weiß nicht, ob ich dieſes tändelnde Gleichniß recht verſtehe, Lady —

Marwood. Wenn Sie verdrießlich darüber geworden ſind, ſo haben Sie es verſtanden. —

Mit einem Worte, Ihr eigner Vortheil ſo wohl, als der Vortheil einer andern, die Klugheit ſo wohl als die Billigkeit, können und ſollen Miß Sampſon bewegen, Ihre Anſprüche auf einen Mann aufzugeben, auf den Marwood die erſten und ſtärkſten hat. Noch ſtehen Sie, Miß, mit ihm ſo, daß Sie, ich will nicht ſagen mit vieler Ehre, aber doch ohne öffentliche Schande von ihm ablaſſen können. Eine kurze Verſchwindung mit einem Liebhaber iſt zwar ein Fleck; aber doch ein Fleck, den die Zeit ausbleichet. In einigen Jahren iſt alles vergeſſen, und es finden ſich für eine reiche Erbinn noch immer Mannsperſonen, die es ſo genau nicht nehmen. Wenn Marwood in dieſen Umſtänden wäre, und ſie brauchte, weder für ihre im Abzuge begriffene Reize einen Gemahl, noch für ihre hülfloſe Tochter einen Vater, ſo weiß ich gewiß, Marwood würde gegen Miß Sampſon groſmüthiger handeln, als Miß Sampſon gegen die Marwood zu handeln, ſchimpfliche Schwierigkeiten macht.

Sara. (indem ſie unwillig aufſtehet) Das geht zu weit! Iſt dieſes die Sprache einer Anverwandten des Mellefont? — Wie unwürdig verräth man Sie, Mellefont! — Nun merke Ich es, Lady, warum er Sie ſo ungern bey mir allein laſſen wollte. Er mag es ſchon wiſſen, wie viel man von Ihrer Zunge zu fürchten habe. Eine giftige Zunge! — Ich rede dreiſt! Denn Lady haben lange genug unanſtändig geredet. Wodurch hat Marwood ſich eine ſolche Vorſprecherinn erwerben können, die alle ihre Erfindungskraft aufbietet, mir einen blendenden Roman von ihr aufzudringen; und alle Ränke anwendet, mich gegen die Redlichkeit eines Mannes argwöhniſch zu machen, der ein Menſch, aber kein Ungeheuer iſt? Ward es mir nur deßwegen geſagt, daß ſich Marwood einer Tochter von ihm rühme; ward mir nur deßwegen dieſe und jene betrogene Miß genannt, damit man mir am Ende auf die empfindlichſte Art zu verſtehen geben könne, ich würde wohl thun, wenn ich mich ſelbſt einer verhärteten Buhlerinn nachſetzte?

Marwood. Nur nicht ſo hitzig, mein junges Frauenzimmer. Eine verhärtete Buhlerinn? — Sie brauchen, wahrſcheinlicher Weiſe, Worte, deren Kraft Sie nicht überlegt haben.

Sara. Erſcheint ſie nicht als eine ſolche, ſelbſt in der Schilderung der Lady Solmes? — Gut, Lady; Sie ſind ihre Freundinn, ihre vertrauteſte Freundinn vielleicht. Ich ſage dieſes nicht als einen Vorwurf; denn es kann leicht in der Welt nicht wohl möglich ſeyn, nur lauter tugendhafte Freunde zu haben. Allein wie komme ich dazu, dieſer Ihrer Freundſchaft wegen, ſo tief herabgeſtoßen zu werden? Wenn ich der Marwood Erfahrung gehabt hätte, ſo würde ich den Fehltritt gewiß nicht gethan haben, der mich mit ihr in eine ſo erniedrigende Parallel ſetzt. Hätte ich ihn aber doch gethan, ſo würde ich wenigſtens nicht zehn Jahr darinn verharret ſeyn. Es iſt ganz etwas anders, aus Unwiſſenheit auf das Laſter treffen; und ganz etwas anders, es kennen und dem ungeachtet mit ihm vertraulich werden. — Ach, Lady, wenn Sie es wüßten, was für Reue, was für Gewiſſensbiſſe, was für Angſt mich mein Irrthum gekoſtet! Mein Irrthum, ſag' ich; denn warum ſoll ich länger ſo grauſam gegen mich ſeyn, und ihn als ein Verbrechen betrachten? Der Himmel ſelbſt hört auf, ihn als ein ſolches anzuſehen;

er nimmt die Strafe von mir, und ſchenkt mir einen Vater wieder — Ich erſchrecke, Lady; wie verändern ſich auf einmal die Züge Ihres Geſichts? Sie glühen; aus dem ſtarren Auge ſchreckt Wut, und des Mundes knirſchende Bewegung — Ach! wo ich Sie erzürnt habe, Lady; ſo bitte ich um Verzeihung. Ich bin eine empfindliche Närrinn; was Sie geſagt haben, war ohne Zweifel ſo böſe nicht gemeynt. Vergeſſen Sie meine Uebereilung. Wodurch kann ich Sie beſänftigen? Wodurch kann auch ich mir eine Freundinn an Ihnen erwerben, ſo wie ſie Marwood an Ihnen gefunden hat? Laſſen Sie mich, Lady, laſſen Sie mich fußfällig darum bitten — (indem ſie nieder fällt) Um Ihre Freundſchaft, Lady — Und wo ich dieſe nicht erhalten kann, um die Gerechtigkeit wenigſtens, mich und Marwood nicht in einen Rang zu ſetzen.

Marwood. (die einige Schritte ſtolz zurück tritt und die Sara liegen läßt) Dieſe Stellung der Sara Sampſon iſt für Marwood viel zu reizend, als daß ſie nur unerkannt darüber frohlocken ſollte — Erkennen Sie, Miß, in mir die Marwood, mit der Sie nicht verglichen zu werden, die Marwood ſelbſt fußfällig bitten.

Sara. (die voller Schrecken aufſpringt, und ſich zitternd zurückzieht.) Sie, Marwood? — Ha! Nun erkenn' ich ſie — nun erkenn' ich ſie, die mörderiſche Retterinn, deren Dolche mich ein warnender Traum Preis gab. Sie iſt es! Flieh' unglückliche Sara! Retten Sie mich, Mellefont; retten Sie Ihre Geliebte! Und du, ſüße Stimme meines geliebten Vaters, erſchalle! Wo ſchallt ſie? wo ſoll ich auf ſie zueilen? — hier? — da? — Hülfe, Mellefont! Hülfe, Betty! — Itzt dringt ſie mit tödtender Fauſt auf mich ein! Hülfe! (eilt ab)

Achter Auftritt.

Marwood.

Was will die Schwärmerinn? — O daß ſie wahr redte, und ich mit tödtender Fauſt auf ſie eindränge! Bis hieher hätte ich den Stal ſparen ſollen, ich Thörichte! Welche Wolluſt, eine Nebenbuhlerinn in der freywilligen Erniedrigung zu unſern Füßen durchboren zu können! — Was nun? — Ich bin entdeckt. Mellefont kann den Augenblick hier ſeyn. Soll ich ihn fliehen? Soll ich ihn erwarten? Ich will ihn erwarten, aber nicht müßig. Vielleicht, daß ihn die glückliche Liſt meines Bedienten noch lange genug aufhält! — Ich ſehe, ich werde gefürchtet. Warum folge ich ihr alſo nicht? Warum verſuche ich nicht noch das letzte, das ich wider ſie brauchen kann? Drohungen ſind armſelige Waffen: doch die Verzweiflung verſchmäht keine, ſo armſelig ſie ſind. Ein ſchreckhaftes Mädchen, das betäubt und mit zerrütteten Sinnen ſchon vor meinem Namen flieht, kann leicht fürchterliche Worte für fürchterliche Thaten halten. Aber Mellefont? — Mellefont wird ihr wieder Muth machen, und ſie über meine Drohungen ſpotten lehren. Er wird? Vielleicht wird er auch nicht. Es wäre wenig in der Welt unternommen worden, wenn man nur immer auf den Ausgang geſehen hätte. Und bin ich auf den unglücklichſten nicht ſchon vorbereitet? — Der Dolch war für andre, das Gift iſt für mich! — Das Gift für mich! Schon längſt mit mir herumgetragen, wartet es hier, dem Herzen bereits nahe, auf den traurigen Dienſt; hier, wo ich in beſſern Zeiten, die geſchriebenen Schmeicheleyen der Anbeter verbarg; für uns ein eben ſo gewiſſes, aber nur langſameres Gift. — Wenn es doch nur beſtimmt wäre, in meinen Adern nicht allein zu toben! Wenn es doch einem Ungetreuen — Was halte ich mich mit Wünſchen auf? — Fort! Ich muß weder mich, noch ſie zu ſich ſelbſt kommen laſſen. Der will ſich nichts wagen, der ſich mit kaltem Blute wagen will.

(gehet ab.)

Ende des vierten Aufzuges.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Das Zimmer der Sara.

Sara (ſchwach in einem Lehnſtuhle.) Betty.

Betty. Fühlen Sie nicht, Miß, daß Ihnen ein wenig beſſer wird?

Sara. Beſſer, Betty? — Wenn nur Mellefont wieder kommen wollte. Du haſt doch nach ihm ausgeſchickt?

Betty. Norton und der Wirth ſuchen ihn.

Sara. Norton iſt ein guter Menſch, aber er iſt haſtig. Ich will durchaus nicht, daß er ſeinem Herrn meinetwegen Grobheiten ſagen ſoll. Wie er es ſelbſt erzählte, ſo iſt Mellefont ja an allem unſchuldig. — Nicht wahr, Betty, du hälſt ihn auch für unſchuldig? — Sie kömmt ihm nach; was kann er dafür? Sie tobt, ſie raſet, ſie will ihn ermorden. Siehſt du, Betty? dieſer Gefahr habe ich ihn ausgeſetzt. Wer ſonſt als ich? — Und endlich will die böſe Marwood mich ſehen, oder nicht eher nach London zurückkehren. Konnte er ihr dieſe Kleinigkeit abſchlagen? Bin ich doch auch oft begierig geweſen, die Marwood zu ſehen. Mellefont weiß wohl, daß wir neugierige Geſchöpfe ſind. Und wenn ich nicht ſelbſt darauf gedrungen hätte, daß ſie bis zu ſeiner Zurückkunft bey mir verziehen ſollte, ſo würde er ſie wieder mit weggenommen haben. Ich würde ſie unter einem falſchen Namen geſehen haben, ohne zu wiſſen, daß ich ſie geſehen hätte. Und vielleicht würde mir dieſer kleine Betrug einmal angenehm geweſen ſeyn. Kurz, alle Schuld iſt mein. — Je nun, ich bin erſchrocken; weiter bin ich ja nichts? Die kleine Ohnmacht wollte nicht viel ſagen. Du weiſſt wohl, Betty, ich bin dazu geneigt

Betty. Aber in ſo tiefer hatte ich, Miß noch nie geſehen.

Sara. Sage es mir nur nicht. Ich werde die gutherzigen Mädchen freylich zu ſchaffen gemacht haben.

Betty. Marwood ſelbſt ſchien durch die Gefahr, in der Sie ſich befanden, gerühret zu ſeyn. So ſtark ich ihr auch anlag, daß ſie ſich nur fortbegeben möchte, ſo wollte ſie doch das Zimmer nicht eher verlaſſen, als bis Sie die Augen ein wenig wieder aufſchlugen, und ich Ihnen die Arzeney einflößen konnte.

Sara. Ich muß es wohl gar für ein Glück halten, daß ich in Ohnmacht gefallen bin. Denn wer weiß, was ich noch von ihr hätte hören müſſen. Umſonſt mochte ſie mir gewiß nicht in mein Zimmer gefolgt ſeyn. Du glaubſt nicht, wie außer mir ich war. Auf einmal fiel mir der ſchreckliche Traum von voriger Nacht ein, und ich flohe als eine Unſinnige, die nicht weiß warum, und wohin ſie flieht. — Aber Melleſont kömmt noch nicht. — Ach! —

Betty. Was für ein Ach, Miß? Was für Zuckungen? —

Sara. Gott! was für eine Empfindung war dieſes — —

Betty. Was ſtößt Ihnen wieder zu?

Sara. Nichts, Betty. — Ein Stich! nicht Ein Stich, tauſend feurige Stiche in einem! — Sey nur ruhig; es iſt vorbey.

Zweyter Auftritt.

Norton. Sara. Betty.

Norton. Melleſont wird den Augenblick hier ſeyn.

Sara. Nun das iſt gut, Norton. Aber wo haſt du ihn noch gefunden?

Norton. Ein Unbekannter hat ihn biß vor das Thor mit ſich gelockt, wo ein Herr auf ihn warte, der in Sachen von der größten Wichtigkeit mit ihm ſprechen müſſe. Nach langem Herumführen hat ſich der Betrieger ihm von der Seite geſchlichen. Es iſt ſein Unglück, wo er ſich ertappen läßt; ſo wütend iſt Mellefont.

Sara. Haſt du ihm geſagt, was vorgegangen?

Norton. Alles.

Sara. Aber mit einer Art — —

Norton. Ich habe auf die Art nicht denken können. Genug er weiß es, was für Angſt Ihnen ſeine Unvorſichtigkeit wieder verurſacht hat.

Sara. Nicht doch, Norton; ich habe mir ſie ſelbſt verurſacht. — —

Norton. Warum ſoll Mellefont niemals Unrecht haben? — Kommen Sie nur, mein Herr; die Liebe hat Sie bereits entſchuldiget.

Dritter Auftritt.

Mellefont. Norton. Sara. Betty.

Mellefont. Ach, Miß, wenn auch dieſe Ihre Liebe nicht wäre —

Sara. So wäre ich von uns beiden gewiß die Unglücklichſte. Iſt Ihnen in Ihrer Abweſenheit nur nichts verdrießlichers zugeſtoßen, als mir, ſo bin ich vergnügt.

Mellefont. So gütig empfangen zu werden, habe ich nicht verdient.

Sara. Verzeihen Sie es meiner Schwachheit, daß ich Sie nicht zärtlicher empfangen kann. Bloß Ihrer Zufriedenheit wegen wünſchte ich, mich weniger krank zu fühlen.

Mellefont. Ha, Marwood, dieſe Verrätherey war noch übrig! Der Nichtswürdige, der mich mit der geheimnißvollſten Miene aus einer Straße in die andre, aus einem Winkel in den andern führte, war gewiß nichts anders, als ein Abgeſchickter von ihr. Sehen Sie, liebſte Miß, dieſe Liſt wandte ſie an, mich von Ihnen zu entfernen. Eine plumpe Liſt, ohne Zweifel; aber eben weil ſie plump war, war ich weit davon entfernt, ſie dafür zu halten. Umſonſt muß ſie ſo treulos nicht geweſen ſeyn! Geſchwind, Norton, geh in ihre Wohnung; laß ſie nicht aus den Augen, und halte ſie ſo lange auf, bis ich nachkomme.

Sara. Wozu dieſes, Mellefont? Ich bitte für Marwood.

Mellefont. Geh!

(Norton geht ab.)

Vierter Auftritt.

Sara. Mellefont. Betty.

Sara. Laſſen Sie doch einen abgematteten Feind, der den letzten fruchtloſen Sturm gewagt hat, ruhig abziehen. Ich würde ohne Marwood vieles nicht wiſſen — —

Mellefont Vieles? Was iſt das viele?

Sara. Was Sie mir ſelbſt nicht geſagt hätten, Mellefont. — Sie werden ſtutzig? — Nun wohl, ich will es wieder vergeſſen; weil Sie doch nicht wollen, daß ich es wiſſen ſoll.

Mellefont. Ich will nicht hoffen, daß Sie etwas zu meinem Nachtheile glauben werden, was keinen andern Grund hat, als die Eiferſucht einer aufgebrachten Verleumderinn.

Sara. Auf ein andermal hiervon! — Warum aber laſſen Sie es nicht das erſte ſeyn, mir von der Gefahr zu ſagen, in der ſich Ihr koſtbares

Leben befunden hat? Ich, Mellefont, ich würde den Stal geſchliffen haben, mit dem Sie Marwood durchſtoßen hätte — —

Mellefont. Dieſe Gefahr war ſo groß nicht. Marwood ward von einer blinden Wut getrieben, und ich war bey kaltem Blute. Ihr Angriff alſo mußte mißlingen — Wenn ihr ein andrer, auf der Miß Sara gute Meynung von ihrem Mellefont, nur nicht beſſer gelungen iſt! Faſt muß ich es fürchten — Nein, liebſte Miß, verſchweigen Sie mir es nicht länger, was Sie von ihr wollen erfahren haben.

Sara. Nun wohl. — Wenn ich noch den geringſten Zweifel an Ihrer Liebe gehabt hätte, Mellefont, ſo würde mir ihn die tobende Marwood benommen haben. Sie muß es gewiß wiſſen, daß ſie durch mich um das Koſtbarſte gekommen ſey; denn ein ungewiſſer Verluſt würde ſie bedächtiger haben gehen laſſen.

Mellefont. Bald werde ich alſo auf ihre blutdürſtige Eiferſucht, auf ihre ungeſtüme Frechheit, auf ihre treuloſe Pflicht einigen Werth legen müſſen! — Aber, Miß, Sie wollen mir wieder

der ausweichen, und mir dasjenige nicht entdecken — — —

Sara. Ich will es; und was ich ſagte war ſchon ein näherer Schritt dazu. Daß mich Mellefont alſo liebt, iſt unwiderſprechlich gewiß. Wenn ich nur nicht entdeckt hätte, daß ſeiner Liebe ein gewiſſes Vertrauen fehle, welches mir eben ſo ſchmeichelhaft ſeyn würde, als die Liebe ſelbſt. Kurz, liebſter Mellefont — Warum muß mir eine plötzliche Beklemmung das Reden ſo ſchwer machen? Ich werde es ſchon ſagen müſſen, ohne viel die behutſamſte Wendung zu ſuchen, mit der ich es Ihnen ſagen ſollte. — Marwood erwähnte eines Pfandes, und der ſchwatzhafte Norton — Vergeben Sie es ihm nur — nannte mir einen Namen; einen Namen, Mellefont, welcher eine andre Zärtlichkeit bey Ihnen rege machen muß, als Sie gegen mich empfinden —

Mellefont. Iſt es möglich? Hat die Unverſchämte ihre eigne Schande bekannt? — Ach, Miß, haben Sie Mittleiden mit meiner Verwirrung. — Da Sie ſchon alles wiſſen, warum wollen Sie es auch noch aus meinem Munde hören? Sie ſoll nie vor Ihre Augen kommen die kleine Unglückliche, der man nichts vorwerfen kann, als ihre Mutter.

Sara. Sie lieben ſie alſo doch? —

Mellefont. Zu ſehr, Miß, zu ſehr, als daß ich es leugnen ſollte.

Sara. Wohl! Mellefont. — Wie ſehr liebe ich Sie, auch um dieſer Liebe willen. Sie würden mich empfindlich beleidiget haben, wenn Sie die Sympathie Ihres Bluts, aus mir nachtheiligen Bedenklichkeiten, verleugnet hätten. Schon haben Sie mich dadurch beleidiget, daß Sie mir drohen, ſie nicht vor meine Augen kommen zu laſſen. Nein, Mellefont; es muß eine von den Verſprechungen ſeyn, die Sie mir vor den Augen des Höchſten angeloben, daß Sie Arabellen nicht von ſich laſſen wollen. Sie läuft Gefahr, in den Händen ihrer Mutter, ihres Vaters unwürdig zu werden. Brauchen Sie Ihre Rechte über beide, und laſſen mich an die Stelle der Marwood treten. Gönnen Sie mir das Glück, mir eine Freundinn zu erziehen, die Ihnen ihr Leben zu danken hat;

einen Mellefont meines Geſchlechts. Glückliche Tage, wenn mein Vater, wenn Sie, wenn Arabella, meine kindliche Ehrfurcht, meine vertrauliche Liebe, meine ſorgſame Freundſchaft um die Wette beſchäftigen werden! Glückliche Tage! Aber ach! — ſie ſind noch fern in der Zukunft. — Doch vielleicht weiß auch die Zukunft nichts von ihnen, und ſie ſind bloß in meiner Begierde noch Glück! — Empfindungen, Mellefont, nie gefühlte Empfindungen wenden meine Augen in eine andre Ausſicht! Eine dunkle Ausſicht in ehrfurchtsvolle Schatten! — Wie wird mir? — (indem ſie die Hand vors Geſichte hält.)

Mellefont. Welcher plötzliche Uebergang von Bewundrung zum Schrecken! — Eile doch, Bety! Schaffe doch Hülfe! — Was fehlt Ihnen, großmüthige Miß! Himmliſche Seele! Warum verbirgt mir dieſe neidiſche Hand (indem er ſie wegnimmt) ſo holde Blicke? — Ach es ſind Mienen, die den grauſamſten Schmerz, aber ungern, verrathen! — Und doch iſt die Hand neidiſch, die mir dieſe Mienen verbergen will. Soll ich Ihre Schmerzen nicht mit fühlen, Miß? Ich Unglücklicher, daß ich ſie nur mit fühlen kann? — Daß ich ſie nicht allein fühlen ſoll? — So eile doch, Betty — —

Betty. Wohin ſoll ich eilen? —

Mellefont. Du ſiehſt und fragſt? — nach Hülfe!

Sara. Bleib nur! — Es geht vorüber. Ich will Sie nicht wieder erſchrecken, Mellefont.

Mellefont. Betty, was iſt ihr geſchehen? — Das ſind nicht bloſſe Folgen einer Ohnmacht. —

Fünfter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara. Betty.

Mellefont. Du kömmſt ſchon wieder Norton? Recht gut! Du wirſt hier nöthiger ſeyn.

Norton. Marwood iſt fort — —

Mellefont. Und meine Flüche eilen ihr nach! — Sie iſt fort? — Wohin? — Unglück und Tod, und wo möglich, die ganze Hölle möge ſich auf ihrem Wege finden! Verzehrend Feuer donnre der Himmel auf ſie herab, und unter ihr breche die Erde ein, der weiblichen Ungeheuer gröſtes zu verſchlingen! — —

Norton. So bald ſie in ihre Wohnung zurück gekommen, hat ſie ſich mit Arabellen und ihrem Mädchen in den Wagen geworfen, und die Pferde mit verhängtem Zügel davon eilen laſſen. Dieſer verſiegelte Zettel iſt von ihr an Sie zurück geblieben.

Mellefont. (indem er den Zettel nimmt) Er iſt an mich. — — Soll ich ihn leſen, Miß?

Sara. Wenn Sie ruhiger ſeyn werden, Mellefont.

Mellefont. Ruhiger? Kann ich es werden, ehe ich mich an Marwood gerächet, und Sie, theuerſte Miß, außer Gefahr weiß?

Sara. Laſſen Sie mich nichts von Rache hören. Die Rache iſt nicht unſer! — Sie erbrechen ihn doch? — Ach, Mellefont, warum ſind wir zu gewiſſen Tugenden bey einem geſunden und ſeine Kräfte fühlenden Körper weniger, als bey einem ſiechen und abgematteten aufgelegt? Wie ſauer werden Ihnen Gelaſſenheit und Sanftmuth, und wie unnatürlich ſcheint mir des Affekts ungeduldige Hitze! — — Behalten Sie den Innhalt nur für ſich.

Melleſont. Was iſt es für ein Geiſt, der mich Ihnen ungehorſam zu ſeyn zwinget? Ich erbrach ihn wider Willen, — wider Willen muß ich ihn leſen.

Sara. (indem Melleſont für ſich lieſet) Wie ſchlau weiß ſich der Menſch zu trennen, und aus ſeinen Leidenſchaften ein von ſich unterſchiedenes Weſen zu machen, dem er alles zur Laſt legen könne, was er bey kaltem Blute ſelbſt nicht billiget — Mein Salz, Betty! Ich beſorge einen neuen Schreck, und werde es nöthig haben. — Siehſt du, was der unglückliche Zettel für einen Eindruck auf ihn macht! — Melleſont! — Sie gerathen außer ſich! — Melleſont! — Gott! er erſtarrt! — Hier, Betty! Reiche ihm das Salz! — Er hat es nöthiger, als ich.

Melleſont. (der die Betty damit zurück ſtößt) Nicht näher, Unglückliche! — Deine Arzeneyen ſind Gift! —

Sara. Was ſagen Sie? — Beſinnen Sie ſich! — Sie verkennen ſie!

Betty. Ich bin Betty, nehmen Sie doch.

Mellefont. Wünſche dir, Elende, daß du es nicht wäreſt! — Eile! fliehe! ehe du in Ermanglung des ſchuldigern, das ſchuldige Opfer meiner Wut wirſt!

Sara. Was für Reden! — Mellefont, liebſter Mellefont — —

Mellefont. Das letzte liebſter Mellefont aus dieſem göttlichen Munde, und dann ewig nicht mehr! — Zu Ihren Füßen, Sara — — (indem er ſich niederwirft) — — Aber was will ich zu Ihren Füßen? (und wieder aufſpringt) Entdecken? Ich Ihnen entdecken? — Ja, ich will Ihnen entdecken, Miß, daß Sie mich haſſen werden, daß Sie mich haſſen müſſen. — Sie ſollen den Innhalt nicht erfahren; nein von mir nicht! — Aber Sie werden ihn erfahren. — Sie werden — Was ſteht ihr noch hier, müßig und angeheftet? Lauf Norton, bring' alle Aerzte zuſammen! Suche Hülfe, Betty! Laß die Hülfe ſo wirckſam ſeyn, als deinen Irrthum! — Nein! bleibt hier! Ich gehe ſelbſt. —

Sara. Wohin, Mellefont? Nach was für Hülfe? Von welchem Irrthume reden Sie?

Mellefont. Göttliche Hülfe, Sara; oder unmenſchliche Rache! — Sie ſind verloren, liebſte Miß! Auch ich bin verloren! — Daß die Welt mit uns verloren wäre! —

Sechſter Auftritt.

Sara. Norton. Betty.

Sara. Er iſt weg? — Ich bin verloren? Was will er damit? Verſteheſt du ihn, Norton? — Ich bin krank, ſehr krank; aber ſetze das Äußerſte, daß ich ſterben müſſe: bin ich darum verloren? Und was will er denn mit dir, arme Betty? — Du ringſt die Hände? Betrübe dich nicht; du haſt ihn gewiß nicht beleidiget; er wird ſich wieder beſinnen. — Hätte er mir doch gefolgt, und den Zettel nicht geleſen! Er konnte es ja wohl denken, daß er das letzte Gift der Marwood enthalten müſſe. —

Betty. Welche ſchreckliche Vermuthung! — Nein; es kann nicht ſeyn; ich glaube es nicht. —

Norton. (welcher nach der Scene zugegangen) Der alte Bediente Ihres Vaters, Miß —

Sara. Laß ihn herein kommen, Norton!

Sie-

Siebenter Auftritt.

Waitwell. Sara. Betty. Norton.

Sara. Es wird dich nach meiner Antwort verlangen, guter Waitwell. Sie iſt fertig, bis auf einige Zeilen. — Aber warum ſo beſtürzt? Man hat es dir gewiß geſagt, daß ich krank bin.

Waitwell. Und noch mehr!

Sara. Gefährlich krank? — Ich ſchließe es mehr aus der ungeſtümen Angſt des Mellefont, als daß ich es fühle. — Wenn du mit dem unvollendeten Briefe der unglücklichen Sara an den unglücklichern Vater abreiſen müßteſt, Waitwell? — Laß uns das beſte hoffen! Willſt du wohl bis morgen warten? Vielleicht finde ich einige gute Augenblicke, dich abzufertigen. Itzo möchte ich es nicht im Stande ſeyn. Dieſe Hand hängt wie todt an der betäubten Seite. — Wenn der ganze Körper ſo leicht dahin ſtirbt, wie dieſe Glieder — Du biſt ein alter Mann, Waitwell, und kannſt von deinem letzten Auftritte nicht weit mehr entfernet ſeyn — Glaube mir, wenn das, was ich empfinde, Annäherungen des Todes ſind, — ſo ſind die Annäherungen des Todes ſo bitter nicht. — Ach! — Kehre dich nicht an dieſes Ach! Ohne alle unangenehme Empfindung kann es freylich nicht abgehen. Unempfindlich konnte der Menſch nicht ſeyn; unleidlich muß er nicht ſeyn — Aber, Betty, warum hörſt du noch nicht auf, dich ſo untröſtlich zu bezeigen?

Betty. Erlauben Sie mir, Miß, erlauben Sie mir, daß ich mich aus Ihren Augen entfernen darf.

Sara. Geh nur; ich weiß wohl, es iſt nicht eines jeden Sache, um Sterbende zu ſeyn. Waitwell ſoll bey mir bleiben. Auch du Norton, wirſt mir einen Gefallen erweiſen, wenn du dich nach deinem Herrn umſiehſt. Ich ſehne mich nach ſeiner Gegenwart.

Betty. (im abgehn) Ach! Norton, ich nahm die Arzeney aus den Händen der Marwood! — —

Achter Auftritt.

Waitwell. Sara.

Sara. Waitwell, wenn du mir die Liebe erzeigen und bey mir bleiben willſt, ſo laß mich kein ſo wehmütiges Geſicht ſehen. Du verſtummſt? — Sprich doch! Und wenn ich bitten darf, ſprich von meinem Vater. Wiederhole mir alles, was du mir vor einigen Stunden tröſtliches ſagteſt. Wiederhole mir, daß mein Vater verſöhnt iſt, und mir vergeben hat. Wiederhole es mir, und ſäge hinzu, daß der ewige himmliſche Vater nicht grauſamer ſeyn könne. — Nicht wahr, ich kann hierauf ſterben? Wenn ich vor deiner Ankunft in dieſe Umſtände gekommen wäre, wie würde es mit mir ausgeſehen haben! Ich würde verzweifelt ſeyn, Waitwell. Mit dem Haſſe desjenigen beladen aus der Welt zu gehen, der wider ſeine Natur handelt, wenn er uns haſſen muß. — Was für ein Gedanke! Sag' ihm, daß ich in den lebhaftehafteſten Empfindungen der Reue, Dankbarkeit und Liebe geſtorben ſey. Sag' ihm — Ach! daß ich es ihm nicht ſelbſt ſagen ſoll, wie voll mein Herz von ſeinen Wohlthaten iſt! Das Leben war das geringſte derſelben. Wie ſehr wünſchte ich, den ſchmachtenden Reſt zu ſeinen Füßen aufgeben zu können!

Waitwell. Wünſchen Sie wirklich, Miß, ihn zu ſehen?

Sara. Endlich ſprichſt du, um an meinem ſehnlichſten Verlangen, an meinem letzten Verlangen zu zweifeln.

Waitwell. Wo ſoll ich die Worte finden, die ich ſchon ſo lange ſuche? Eine plötzliche Freude iſt ſo gefährlich, als ein plötzlicher Schreck. Ich fürchte mich nur vor dem allzu gewaltſamen Eindrucke, den ſein unvermutheter Anblick auf einen ſo zärtlichen Geiſt machen möchte.

Sara. Wie meynſt du das? Weſſen unvermutheter Anblick? —

Waitwell. Der gewünſchte, Miß! — Faſſen Sie ſich!

Neunter Auftritt.

Sir William Sampſon. Sara.
Waitwell.

Sir William. Du bleibſt mir viel zu lange, Waitwell. Ich muß ſie ſehen.

Sara. Weſſen Stimme — — —

Sir William. Ach, meine Tochter!

Sara. Ach, mein Vater! — Hilf mir auf, Waitwell, hilf mir auf, daß ich mich zu ſeinen Füßen werfen kann. (Sie will aufſtehen, und fällt aus Schwachheit in den Lehnſtuhl zurück.) Er iſt es doch? Oder iſt es eine erquickende Erſcheinung, vom Himmel geſandt, gleich jenem Engel, der den Starcken zu ſtärken kam? — Segne mich, wer du auch ſeyſt, ein Bote des Höchſten, in der Geſtalt meines Vaters, oder ſelbſt mein Vater!

Sir William. Gott ſegne dich, meine Tochter! — Bleib ruhig. (indem ſie es nochmals verſuchen will, vor ihm niederzufallen.) Ein andermal, bey mehrern Kräften, will ich dich nicht ungern mein zitterndes Knie umfaſſen ſehen.

Sara. Jetzt, mein Vater, oder niemals. Bald werde ich nicht mehr ſeyn! Zu glücklich, wenn ich noch einige Augenblicke gewinne, Ihnen die Empfindungen meines Herzens zu entdecken. Doch nicht Augenblicke, lange Tage, ein nochmaliges Leben würde erfodert, alles zu ſagen, was eine ſchuldige, eine reuende, eine geſtrafte Tochter, einem beleidigten, einem großmüthigen, einem zärtlichen Vater ſagen kann. Mein Fehler, Ihre Vergebung — —

Sir William. Mache dir aus einer Schwachheit keinen Vorwurf, und mir aus einer Schuldigkeit kein Verdienſt. Wenn du mich an mein Vergehen erinnerſt, ſo erinnerſt du mich auch daran, daß ich damit gezaudert habe. Warum vergab ich dir nicht gleich? Warum ſetzte ich dich in die Nothwendigkeit, mich zu fliehen? Und noch heute, da ich dir ſchon vergeben hatte, was zwang mich, erſt eine Antwort von dir zu erwarten? Itzt könnte ich dich ſchon einen Tag wieder genoſſen haben, wenn ich ſogleich deinen Umarmungen zugeeilet wäre. Ein heimlicher Unwille mußte in einer der verborgenſten Falten des betrognen Herzens zurückgeblieben ſeyn, daß ich vorher deiner fortdauernden Liebe gewiß ſeyn wollte, ehe ich dir die meinige wiederſchenkte. Soll ein Vater ſo eigennützig handeln? Sollen wir nur die lieben, die uns lieben? Tadle mich, liebſte Sara, tadle mich; ich ſahe mehr auf meine Freude an dir, als auf dich ſelbſt. — Und wenn ich ſie verlieren ſollte, dieſe Freude? — Aber wer ſagt es denn, daß ich ſie verlieren ſoll? Du wirſt leben; du wirſt noch lange leben! Entſchlage dich aller ſchwarzen Gedanken. Mellefont macht die Gefahr gröſſer als ſie iſt. Er brachte das ganze Haus in Aufruhr, und eilte ſelbſt Aerzte aufzuſuchen, die er in dieſem armſeligen Flecken vielleicht nicht finden wird. Ich ſahe ſeine ſtürmiſche Angſt, ſeine hoffnungsloſe Betrübniß, ohne von ihm geſehen zu werden. Nun weiß ich es, daß er dich aufrichtig liebet; nun gönne ich dich ihm. Hier will ich ihn erwarten, und deine Hand in ſeine Hand legen. Was ich ſonſt nur gedrungen gethan hätte, thue ich nun gern, da ich ſehe, wie theuer du ihm biſt. — Iſt es wahr, daß es Marwood ſelbſt geweſen iſt, die dir dieſes Schrecken verurſacht hat? So viel habe ich aus den Klagen deiner Betty verſtehen können, und mehr nicht. — Doch was forſche ich nach den Urſachen deiner Unbäßlichkeit, da ich nur auf die Mittel, ihr abzuhelfen, bedacht ſeyn ſollte. Ich ſehe, du wirſt von Augenblicke zu Augenblick ſchwächer, ich ſeh es, und bleibe hülflos ſtehen. Was ſoll ich thun, Waitwell? Wohin ſoll ich laufen? Was ſoll ich daran wenden? mein Vermögen? mein Leben? Sage doch!

Sara. Beſter Vater, alle Hülfe würde vergebens ſeyn. Auch die unſchätzbarſte würde vergebens ſeyn, die Sie mit Ihrem Leben für mich erkaufen wollten.

Zehnter Auftritt.

Mellefont. Sara. Sir William.
Waitwell.

Mellefont. Ich wag' es, den Fuß wieder in dieſes Zimmer zu ſetzen? Lebt ſie noch?

Sara. Treten Sie näher, Mellefont.

Mellefont. Ich ſollt' Ihr Angeſicht wieder ſehen? Nein, Miß; ich komme ohne Troſt ohne Hülfe zurück. Die Verzweiflung allein bringt mich zurück — Aber wen ſeh ich? Sie, Sir? Unglücklicher Vater! Sie ſind zu einer ſchrecklichen Scene gekommen. Warum kamen Sie nicht eher? Sie kamen zu ſpät, Ihre Tochter zu retten! Aber — nur getroſt! — ſich gerächet zu ſehen, dazu ſollen Sie nicht zu ſpät gekommen ſeyn.

Sir William. Erinnern Sie ſich, Mellefont, in dieſem Augenblicke nicht, daß wir Feinde geweſen ſind! Wir ſind es nicht mehr, und wollen es nie wieder werden. Erhalten Sie mir nur eine Tochter, und Sie ſollen ſich ſelbſt eine Gattinn erhalten haben.

Mellefont. Machen Sie mich zu Gott, und wiederhohlen Sie dann Ihre Forderung. — Ich habe Ihnen, Miß, ſchon zu viel Unglück zugezogen, als daß ich mich bedenken dürfte, Ihnen auch das letzte anzukündigen: Sie müſſen ſterben. Und wiſſen Sie, durch weſſen Hand Sie ſterben?

Sara. Ich will es nicht wiſſen, und es iſt mir ſchon zu viel, daß ich es argwöhnen kann.

Mellefont. Sie müſſen es wiſſen, denn wer könnte mir dafür ſtehen, daß Sie nicht falſch argwöhnten? Dieß ſchreibet Marwood. (er lieſt.) „Wenn Sie dieſen Zettel leſen werden, Mellefont,

„wird Ihre Untreue in dem Anlaſſe derſelben ſchon
„beſtraft ſeyn. Ich hatte mich ihr entdeckt, und vor
„Schrecken war ſie in Ohnmacht gefallen. Betty
„gab ſich alle Mühe, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu
„bringen. Ich ward gewahr, daß ſie ein Kordialpulver
„bey Seite legte, und hatte den glücklichen
„Einfall, es mit einem Giftpulver zu vertauſchen.
„Ich ſtellte mich gerührt und dienſtfertig, und
„machte es ſelbſt zurechte. Ich ſah es ihr geben,
„und gieng triumphirend fort. Rache und Wut
„haben mich zu einer Mörderinn gemacht; ich will
„aber keine von den gemeinen Mörderinnen ſeyn,
„die ſich ihrer That nicht zu rühmen wagen. Ich
„bin auf dem Wege nach Dower: Sie können
„mich verfolgen, und meine eigne Hand wider
„mich zeugen laſſen. Komme ich unverfolgt in den
„Hafen, ſo will ich Arabellen unverletzt zurücklaſſen.
„Bis dahin aber werde ich ſie als einen Geiſel
„betrachten.„ Marwood. — Nun wiſſen
Sie alles, Miß. Hier, Sir, verwahren Sie

dieſes Papier. Sie müſſen die Mörderinn zur Strafe ziehen laſſen, und dazu iſt es Ihnen unentbehrlich. — Wie erſtarrt er da ſteht!

Sara. Geben Sie mir dieſes Papier, Mellefont. Ich will mich mit meinen Augen überzeugen. (er giebt es ihr, und ſie ſieht es einen Augenblick an.) Werde ich ſo viel Kräfte noch haben? (zerreißt es.)

Mellefont. Was machen Sie, Miß!

Sara. Marwood wird ihrem Schickſale nicht entgehen; aber weder Sie, noch mein Vater ſollen ihre Ankläger werden. Ich ſterbe, und vergeb' es der Hand, durch die mich Gott heimſucht. — Ach mein Vater, welcher finſter Schmerz hat ſich Ihrer bemächtiget? — Noch liebe ich Sie, Mellefont, und wenn Sie lieben ein Verbrechen iſt, wie ſchuldig werde ich in jener Welt erſcheinen! — Wenn ich hoffen dürfte, liebſter Vater, daß Sie einen Sohn, anſtatt einer Tochter, annehmen wollten! Und auch eine Tochter wird Ihnen mit ihm nicht fehlen, wenn

Sie Arabellen dafür erkennen wollen. Sie müſſen ſie zurückholen, Mellefont; und die Mutter mag entfliehen. — Da mich mein Vater liebt, warum ſoll es mir nicht erlaubt ſeyn, mit ſeiner Liebe, als mit einem Erbtheile umzugehen? Ich vermache dieſe väterliche Liebe Ihnen, und Arabellen. Reden Sie dann und wann mit ihr von einer Freundinn, aus deren Beyſpiele ſie gegen alle Liebe auf ihrer Hut zu ſeyn lerne. — Den letzten Segen, mein Vater! — Wer wollte die Fügungen des Höchſten zu richten wagen? — Tröſte deinen Herrn, Waitwell. Doch auch du ſtehſt in einem troſtloſen Kummer vergraben, der du in mir weder Geliebte noch Tochter verliereſt? —

Sir William. Wir ſollten dir Muth einſprechen, und dein ſterbendes Auge ſpricht ihn uns ein. Nicht mehr meine irdiſche Tochter, ſchon halb ein Engel, was vermag der Segen eines wimmernden Vaters auf einen Geiſt, auf welchen alle Segen des Himmels herabſtrömen? Laß mir einen Stral des Lichtes, welches dich über alles Menſchliche ſo weit erhebt. Oder bitte Gott, den Gott, der nichts ſo gewiß als die Bitten eines frommen Sterbenden erhört, bitte ihn, daß dieſer Tag auch der letzte meines Lebens ſey.

Sara. Die bewährte Tugend muß Gott der Welt lange zum Beyſpiele laſſen, und nur die ſchwache Tugend, die allzu vielen Prüfungen vielleicht unterliegen würde, hebt er plötzlich aus den gefährlichen Schranken — Wem fließen dieſe Thränen, mein Vater? Sie fallen als feurige Tropfen auf mein Herz; und doch — doch ſind ſie mir minder ſchrecklich, als die ſtumme Verzweiflung. Entreißen Sie ſich ihr, Mellefont! — Mein Auge bricht — Dieß war der letzte Seufzer! — Noch denke ich an Betty, und verſtehe nun ihr ängſtliches Händeringen. Das arme Mädchen! Daß ihr ja niemand eine Unvorſichtigkeit vorwerfe, die durch ihr Herz ohne Falſch, und alſo auch ohne Argwohn der Falſchheit, entſchuldiget wird. — Der Augenblick iſt da! Mellefont — mein Vater —

Mellefont. Sie ſtirbt! — Ach! dieſe kalte Hand noch einmal zu küſſen, (indem er zu ihren Füßen fällt.) — Nein, ich will es nicht wagen, ſie zu berühren. Die gemeine Sage ſchreckt mich, daß der Körper eines Erſchlagenen durch die Berührung ſeines Mörders zu bluten anfange. Und wer iſt ihr Mörder? Bin ich es nicht mehr, als Marwood? (ſteht auf.) — Nun iſt ſie todt, Sir; nun hört ſie uns nicht mehr: nun verfluchen Sie mich! Laſſen Sie Ihren Schmerz in verdiente Verwünſchungen aus! Es müſſe keine mein Haupt verfehlen, und die gräßlichſte derſelben müſſe gedoppelt erfüllt werden! — Was ſchweigen Sie noch? Sie iſt todt; ſie iſt gewiß todt! Nun bin ich wieder nichts, als Mellefont. Ich bin nicht mehr der Geliebte einer zärtlichen Tochter, die Sie in ihm zu ſchonen Urſach hätten. — Was iſt das? Ich will nicht, daß Sie einen barmherzigen Blick auf mich werfen ſollen! Das iſt Ihre Tochter! Ich bin ihr Verführer! Denken Sie nach, Sir! — Wie ſoll ich Ihre Wut beſſer reizen? — Dieſe blühende Schönheit, über die Sie allein ein Recht hatten, ward wider Ihren Willen mein Raub! Meinetwegen vergaß ſich dieſe unerfahrne Tugend! Meinetwegen riß ſie ſich aus den Armen eines geliebten Vaters! Meinetwegen mußte ſie ſterben! — Sie machen mich mit Ihrer Langmuth ungeduldig, Sir! Laſſen Sie mich es hören, daß Sie Vater ſind.

Sir William. Ich bin Vater, Mellefont, und bin es zu ſehr, als daß ich den letzten Willen meiner Tochter nicht verehren ſollte. — Laß dich umarmen, mein Sohn, den ich theurer nicht erkaufen konnte!

Mellefont. Nicht ſo, Sir! Dieſe Heilige befahl mehr, als die menſchliche Natur vermag! Sie können mein Vater nicht ſeyn. — Sehen Sie, Sir, (indem er den Dolch aus dem Buſen zieht) dieſes iſt der Dolch, den Marwood heute auf mich zuckte. Zu meinem Unglücke mußte ich ſie entwaffnen. Wenn ich als das ſchuldige Opfer ihrer Eiferſucht gefallen wäre, ſo lebte Sara noch. Sie hätten Ihre Tochter noch, und hätten Sie ohne Mellefont. Es ſtehet bey mir nicht, das Geſchehene ungeſchehen zu machen; aber mich wegen des Geſchehenen zu ſtrafen — das ſteht bey mir! (er erſticht ſich, und fällt an dem Stuhle der Sara nieder.)

Sir William. Halt' ihn, Waitwell! — Was für ein neuer Streich auf mein gebeugtes Haupt? — O! wenn das dritte hier erkaltende Herz das meine wäre!

Mellefont. (ſterbend) Ich fühl' es — daß ich nicht fehl geſtoßen habe! — Wollen Sie mich nun Ihren Sohn nennen, Sir, und mir als dieſem die Hand drücken, ſo ſterb' ich zufrieden. (Sir William umarmt ihn) — Sie haben von einer Arabella gehört, für die die ſterbende Sara Sie bat. Ich würde auch für ſie bitten — aber ſie iſt der Marwood Kind ſowohl, als meines — Was für fremde Empfindungen ergreifen mich! — Gnade! o Schöpfer, Gnade! —

Sir William. Wenn fremde Bitten itzt kräftig ſind, Waitwell, ſo laſt uns ihm dieſe Gnade erbitten helfen! Er ſtirbt! Ach, er war mehr unglücklich, als laſterhaft. — —

Eilfter Auftritt.

Norton. Die Vorigen.

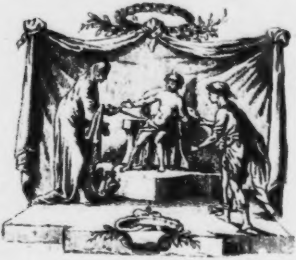
Norton. Aerzte, Sir. —

Sir William. Wenn ſie Wunder thun können, ſo laß ſie herein kommen! — Laß mich nicht länger, Waitwell, bey dieſem tödtenden Anblicke verweilen. Ein Grab ſoll beide umſchließen. Komm, ſchleunige Anſtalt zu machen, und dann laß uns auf Arabellen denken. Sie ſey, wer ſie ſey: ſie iſt ein Vermächtniß meiner Tochter. (ſie gehen ab, und das Theater fällt zu.)

Ende des Trauerſpiels.

Das
Theater
des
Herrn Diderot.

Aus dem Franzöſiſchen überſezt
von
Gotthold Ephraim Leſſing.



Erſter Theil.

Zweyte, verbeſſerte Ausgabe.

Berlin, 1781.
bey Chriſtian Friedrich Voß und Sohn.

h
18 357 a

Vorrede des Ueberſetzers,

zur

erſten Ausgabe von 1760.

Dieſes Theater des Herrn Diderot, eines von den vornehmſten Verfaſſern der berufenen Encyklopädie, beſtehet aus zwey Stücken, die er als Beyſpiele einer neuen Gattung ausgearbeitet, und mit ſeinen Gedanken ſowohl über dieſe neue Gattung, als über andere wichtige Punkte der dramatiſchen Poeſie, und aller ihr untergeordneten Künſte, der Declamation, der Pantomime, des Tanzes, begleitet hat.

Kenner werden in jenen weder Genie noch Geſchmack vermiſſen; und in dieſen überall den denkenden Kopf ſpüren, der die alten Wege weiter bahnet, und neue Pfade durch unbekannte Gegenden zeichnet.

Ich möchte wohl ſagen, daß ſich, nach dem Ariſtoteles, kein philoſophiſcherer Geiſt mit dem Theater abgegeben hat, als Er.

Daher ſieht er auch die Bühne ſeiner Nation bey weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher ſie unter uns die ſchaalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Prof. Gottſched iſt. Er geſtehet, daß ihre Dichter und Schauſpieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernet ſind; daß beider ihre Talente, guten Theils, auf kleine Anſtändigkeiten, auf handwerksmäßigen Zwang, auf kalte Etiquette hinauslaufen ꝛc.

Selten geneſen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewiſſer franzöſiſchen Muſter, als bis der Franzoſe ſelbſt dieſe Muſter zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht.

Es wird alſo darauf ankommen, ob der Mann, dem nichts angelegener iſt, als das Genie in ſeine alte Rechte wieder einzuſetzen, aus welchen es die mißverſtandene Kunſt verdrenget; ob der Mann, der es zugeſtehet, daß das Theater weit ſtärkerer Eindrücke fähig iſt, als man von den berühmteſten Meiſterſtücken eines Corneille und Racine rühmen kann; ob dieſer Mann bey uns mehr Gehör findet, als er bey ſeinen Landsleuten gefunden hat.

Wenigſtens muß es geſchehen, wenn auch wir einſt zu den geſitteten Völkern gehören wollen, deren jedes ſeine Bühne hatte.

Und ich will nicht bergen, daß ich mich einzig in ſolcher Hofnung der Ueberſetzung dieſes Werks unterzogen habe.

Vorrede des Ueberſetzers,

zu

dieſer zweyten Ausgabe.

Ich bin erſucht worden, dieſer Ueberſezung öffentlich meinen Namen zu geben.

Da es nun vorlängſt unbekannt zu ſeyn aufgehöret hat, daß ich wirklich der Verfaſſer derſelben bin; da ich mich des Fleißes, den ich darauf gewandt habe, und des Nutzens, den ich daraus gezogen, noch immer mit Vergnügen erinnere: ſo ſehe ich nicht, warum ich mich einer Anfoderung weigern ſollte, die mir Gelegenheit giebt, meine

Dankbarkeit einem Mann zu bezeugen, der an der Bildung meines Geſchmacks ſo großen Antheil hat.

Denn es mag mit dieſem auch beſchaffen ſeyn, wie es will: ſo bin ich mir doch zuwohl bewußt, daß er, ohne Diderots Muſter und Lehren, eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere: aber doch ſchwerlich eine, mit der am Ende mein Verſtand zufriedener geweſen wäre.

Diderot ſcheint überhaupt auf das deutſche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben, als auf das Theater ſeines eigenen Volks. Auch war die Veränderung, die er auf dieſem hervorbringen wollte, in der That weit ſchwerer zu bewirken, als das Gute, welches er jenem nebenher verſchafte. Die Franzöſiſchen Stücke, welche auf unſerm Theater geſpielt wurden, ſtellten doch nur lauter fremde Sitten vor: und fremde Sitten, in welchen wir weder die allgemeine menſchliche Natur, noch unſere beſondere Volksnatur erkennen, ſind bald verdrengt. Aber je mehr die Franzoſen in ihren Stücken wirklich finden, was wir uns nur zu finden einbilden: deſto hartnäckiger muß der Widerſtand ſeyn, den ihre alten Eindrücke jeder, wie ſie dafür halten, unnöthigen Bemühung, ſie zu verwiſchen oder zu überſtempeln, entgegenſetzen.

Wir hingegen hatten es längſt ſatt, nichts als einen alten Laffen im kurzen Mantel, und einen jungen Geck in bebänderten Hoſen, unter ein Halbdutzend alltäglichen Perſonen, auf der Bühne herumtoben zu ſehen; wir ſehnten uns längſt nach etwas beſſern, ohne zu wiſſen, wo dieſes Beſſere herkommen ſollte: als der Hausvater erſchien. In ihm erkannte ſogleich der rechtſchafne Mann, was ihm das Theater noch eins ſo theuer machen müſſe. Sey immerhin wahr, daß es ſeitdem von dem Geräuſche eines nichts bedeutenden Gelächters weniger ertönte! Das wahre Lächerliche iſt nicht, was am lauteſten lachen macht; und Ungereimtheiten ſollen nicht blos unſere Lunge in Bewegung ſetzen.

Selbſt unſere Schauſpieler fingen an dem Hausvater zuerſt an, ſich ſelbſt zu übertreffen. Denn der Hausvater war weder Franzöſiſch, noch deutſch: er war blos menſchlich. Er hatte nichts auszudrücken, als was jeder ausdrücken konnte, der es verſtand und fühlte.

Und daß jeder ſeine Rolle verſtand und fühlte, dafür hatte nun freylich Diderot vornemlich geſorgt. Wenn ich aber doch gleichwohl auch meiner Ueberſezung ein kleines Verdienſt in dieſem Punkte zuſchreibe: ſo habe ich, wenigſtens bis itzt, von den Kunſtrichtern noch keinen beſondern Widerſpruch zu erfahren gehabt.

Nicht als ob ich meine Ueberſetzung frey von allen Mängeln halten wollte; nicht als ob ich mir ſchmeichelte, überall, auch da den wahren Sinn des Verfaſſers getroffen zu haben, wo er ſelbſt in ſeiner Sprache ſich nicht beſtimmt genug ausgedrückt hat! Ein Freund zeigt mir nur erſt izt eine dergleichen Stelle; und ich bedaure, daß ich in dem Texte von dieſem Winke nicht Gebrauch machen können. Sie iſt in dem natürlichen Sohne in dem dritten Auftritte des erſten Aufzuges, wo Thereſia ihrer Sorgfalt um Roſaliens Erziehung gedenkt. „Ich ließ mir es angelegen „ſeyn, ſagt ſie, den Geiſt und beſonders den „Charakter dieſes Kindes zu bilden, von welchem einſt das Schickſal meines Bruders „abhangen ſollte. Es war unbeſonnen, ich „machte es bedächtig. Es war heftig, ich „ſuchte dem Sanften ſeiner Natur aufzuhelfen.„ Das es iſt in allen vier Stellen im Franzöſiſchen durch il ausgedruckt, welches eben ſowohl auf das vorhergehende enfant, auf Roſalien, als auf den Bruder gehen kann. Ich habe es jedesmal auf Roſalien gezogen: aber es kann leicht ſeyn, daß es die beiden erſtenmale auf den Bruder gehen, und ſonach heißen ſoll. „Er war unbeſonnen, ich machte ſie bedächtig. Er war „heftig, ich ſuchte dem Sanften ihrer Natur „aufzuhelfen. Ja dieſer Sinn iſt unſtreitig der feinere.

Es kann jemand keinen einzigen ſolchen Fehler ſich zu Schulden kommen laſſen, und doch noch eine ſehr mittelmäſſige Ueberſetzung gemacht haben!

Der ſechſte Band der Encyclopädie war ans Licht getreten, und ich hatte mich auf das Land begeben, Ruhe und Geſundheit da zu ſuchen; als eine Begebenheit, von eben ſo merkwürdigen Umſtänden, als merkwürdig die Perſonen derſelben waren, die Verwunderung und das Geſpräch der ganzen Gegend ward. Man unterhielt ſich von nichts, als von dem ſeltnen Manne, der das Glück, ſein Leben für ſeinen Freund zu wagen, und den Muth, ihm ſeine Neigung, ſeine Freyheit und ſein Vermögen aufzuopfern, an Einem Tage gehabt habe.

Ich wollte dieſen Mann kennen lernen. Ich lernte ihn kennen, und fand ihn ſo, wie man mir ihn abgemalet hatte, finſter und melancholiſch. Verdruß und Schmerz hatten aus einer Seele, in welcher ſie allzulange gewohnet, nicht anders als mit Zurücklaſſung der Traurigkeit, ſcheiden können. Er war, ſowohl in ſeinen Unterredungen, als in ſeinem äuſſerlichen Betragen, traurig; ausgenommen, wenn er von der Tugend ſprach, oder die Entzückungen fühlte, die ſie in ihren eifrigſten Verehrern hervorbringt. Alsdann war er, wie ganz verwandelt. Die Heiterkeit entwickelte ſich auf ſeinem Geſichte. Seine Augen bekamen Glanz und Freundlichkeit. Seine Rede ward pathetiſch. Es war eine Kette von ſtrengen Ideen und rührenden Bildern, wodurch die Aufmerkſamkeit in einem beſtändigen Feuer erhalten, und die Seele außer ſich ſelbſt geſetzet ward. Aber ſo wie an einem neblichten und umzogenen Herbſttage, die Stralen der Sonne aus einer Wolke hervorbrechen, einen Augenblick glänzen, und ſich wieder in den dunkeln Himmel verlieren: ſo verlor ſich auch gar bald ſeine Munterkeit wieder, und plötzlich fiel er in ſein melancholiſches Stillſchweigen zurück.

So war Dorval. Es ſey nun, daß man ihn für mich eingenommen hatte, oder daß es wirklich, wie man ſagt, Menſchen giebt, die dazu gemacht ſind, einander, ſobald ſie ſich erblicken, zu lieben: gnug, er empfing mich mit einer ſo offenen Art, die ſonſt jedermann, nur mich nicht befremdete; und ſobald ich ihn zum zweytenmale ſahe, glaubte ich mit ihm, ohne Unbeſcheidenheit, von ſeiner Familie, und von dem, was ſich kürzlich darinn zugetragen hätte, ſprechen zu dürfen. Er that meinen Fragen ein Gnüge. Er erzehlte mir ſeine Geſchichte. Ich zitterte mit ihm wegen der Proben, auf die ein ehrlicher Mann oft geſtellet wird; und ſagte zu ihm, daß ein Schauſpiel, zu deſſen Inhalte man dieſe Proben wählte, auf alle, die Empfindlichkeit und Tugend und irgend einen Begriff von der menſchlichen Schwachheit haben, einen groſſen Eindruck machen müßte.

Ach! antwortete er mir ſeufzend; mein Vater hat mit Ihnen einerley Gedanken gehabt. Einige Zeit nach ſeiner Ankunft, als eine ruhigere und ſanftere Freude auf unſere Entzückungen zu folgen anfing, und wir das Vergnügen, einer an des andern Seite zu ſitzen, genoſſen, ſagte er zu mir:

„Dorval, täglich ſpreche ich mit dem Himmel
„von Roſalien und von dir. Ich danke ihm, daß
„er euch bis zu meiner Zurückkunft erhalten hat; aber
„vornehmlich, daß er euch unſchuldig erhalten hat.
„Ach, mein Sohn, ich werfe nie meinen Blick

„auf Roſalien, ohne mich über die Gefahr, die „du gelauffen biſt, zu entſetzen. Je mehr ich ſie „ſehe, je rechtſchaffner und ſchöner ich ſie finde; „deſto gröſſer erſcheinet mir dieſe Gefahr. Aber der „Himmel, der heut über uns wacht, kann uns morgen verlaſſen. Keiner von uns kennet ſein Schickſal. Alles, was wir wiſſen, iſt dieſes; daß wir den „Nachſtellungen des Laſters immer mehr und mehr „entkommen, je weiter das Leben fortrückt. Dieſe „Betrachtungen mache ich, ſo oft ich mich deiner „Geſchichte erinnere. Sie tröſten mich wegen der „wenigen Zeit, die ich noch zu leben habe; und „wenn du wollteſt, ſo könnten ſie die Moral eines „Stückes ſeyn, deſſen Inhalt ein Theil unſeres Lebens wäre, und das wir unter uns aufführen „wollten.

Ein Stück, mein Vater! — —

„Ja, mein Sohn. Wir brauchten dazu keine „Bühne aufzubauen; wir wollten bloß das Andenken einer uns rührenden Begebenheit erhalten, und „ſie ſo vorſtellen, wie ſie ſich wirklich zugetragen „hat. — — Wir wollten ſie jährlich, in dieſem „Hauſe, in dieſem Saale erneuern. Was wir da-

„mals geſagt haben, wollten wir wieder ſagen. Deine Kinder thäten ein gleiches, und deiner Kinder Kinder, und deren Nachkommen. Auf dieſe Weiſe überlebte ich mich ſelbſt, und könnte des Umgangs meiner Enkel von einem Alter zum andern genieſſen. — Glaubeſt du nicht, Dorval, daß ein Werk, welches ihnen unſere eigenen Ideen, unſere wahren Empfindungen, die eigentlichen Reden überlieferte, die wir bey einem von den allerwichtigſten Umſtänden unſers Lebens gehalten haben, daß ſo ein Werk nicht beſſer und nützlicher wäre, als alle Familiengemälde, die nur eine augenblickliche Verfaſſung unſeres Antlitzes zeigen?

Und alſo verlangten Sie von mir, Ihre Seele, meine Seele, die Seele der Thereſia, des Clairville, und der Roſalia zu ſchildern? Ach, mein Vater, Sie verlangen etwas, das meine Kräfte überſteiget, und Sie wiſſen es wohl!

„Höre! Ich möchte meine Rolle noch gern ſelbſt einmal, ehe ich ſterbe, ſpielen; und in dieſer Abſicht habe ich Arnolden geſagt, er ſoll die Kleider, die wir aus dem Gefängniſſe gebracht haben, in einen Koffer ſchlieſſen.

Mein Vater —

„Noch habe ich von meinen Kindern nie eine abſchlägliche Antwort erhalten; ſie werden ſo ſpät nicht anfangen wollen —

Bey dieſer Stelle verwandte Dorval ſein Geſicht, um ſeine Thränen zu verbergen, und ſagte zu mir, in dem Tone eines Menſchen, der ſich ſeinen Schmerz nicht will merken laſſen: — Das Stück iſt gemacht. — Aber Er, der es beſtellte, Er iſt dahin! Nach einem kurzen Stillſchweigen ſetzte er hinzu: Ich hatte es liegen laſſen, das Stück, und hatte es beynahe vergeſſen; aber man gab mir es ſo oſt zu hören, ich lebte hierinn dem Willen meines Vaters nicht nach, daß ich mich endlich überreden ließ. Künftigen Sonntag werden wir uns das erſtemal unſerer Schuldigkeit — denn als eine Schuldigkeit betrachten wir es einmüthig, — damit entladen.

Ach, Dorval, rief ich, wenn ich dürfte — —

Ich verſtehe Sie; war ſeine Antwort. Aber glauben Sie, daß man Thereſien, Clairvillen, Roſalien ſo einen Antrag thun dürfe? Der Inhalt des Stücks iſt Ihnen bekannt; und Sie können ſich leicht einbilden, daß verſchiedne Auftritte darinn vorkommen, bey welchen die Gegenwart eines Fremden in Verlegenheit ſetzen könnte. Unterdeſſen, da man die Anſtalten im Saale mir überlaſſen hat; — ich verſpreche Ihnen nichts; ich ſchlage es Ihnen auch nicht ab: ich will ſehen.

Hierauf gingen wir von einander. Es war Montag. Er ließ mir die ganze Woche nichts ſagen. Aber des Sonntags früh, ſchrieb er mir: Heut, mit dem Schlage drey, an der Gartenthüre — Ich fand mich ein. Ich ſtieg durch das Fenſter in den Saal, und Dorval, der jedermann auf die Seite geſchaft hatte, ſtellte mich in einen Winkel, wo ich, ohne geſehen zu werden, das, was nun folget, ſehen und hören konnte. Den einzigen letzten Auftritt konnte ich nicht hören, und warum ich dieſen nicht hören konnte, werde ich an ſeinem Orte ſagen.

Namen der wirklichen Perſonen des Stücks und derjenigen Schauſpieler, die ihre Stelle (auf der franzöſiſchen Bühne zu Paris) bekleiden könnten.

Lyſimond, Vater des Dorval und der Roſalia	Hr. Sarrazin.
Dorval, des Lyſimond natürlicher Sohn und Freund des Clairville	Hr. Grandval.
Roſalia, Tochter des Lyſimond	Madem. Gauſſin.
Juſtine, der Roſalia Mädchen	Madem. Dangeville.
Arnold, in Dienſten des Lyſimond	Hr. le Grand.
Carl, Bedienter des Dorval	Hr. Armand.
Clairville, Dorvals Freund und Liebhaber der Roſalia	Hr. Lequin.
Thereſia, eine junge Wittwe, des Clairville Schweſter	Madem. Clairon.
Sylveſter, Bedienter des Clairville	

Einige andere Bediente aus dem Hauſe des Clairville.

Die Scene iſt zu Saint-Germain en Laye.

Die Handlung fängt ſich mit dem Tage an, und gehet in einem Saale, in dem Hauſe des Clairville, vor.

Der

Der
natürliche Sohn,
oder
die Proben der Tugend.
Ein Schauſpiel.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Bühne iſt ein Saal, in welchem ein Clavier, Stühle, Spieltiſche, auf einem von dieſen Tiſchen ein Damenbret, auf einem andern einige geheftete Bücher, auf der Seite ein Nehrahm, und zu hinterſt ein Canapee zu ſehen ſind.

Dorval (allein.)

(Er ſitzt in einem Landanzuge, mit unordentlichen Haaren, in einem Lehnſtuhle, neben dem Tiſche, auf welchem geheftete Bücher liegen. Er ſcheinet unruhig. Nach einigen heftigen Bewegungen, ſtützt er ſich auf die eine Lehne ſeines Stuhls, als ob er ſchlafen wolle. Er ſetzt ſich bald wieder anders. Er ziehet ſeine Uhr heraus und ſagt:)

Es iſt kaum ſechs Uhr.

(Er wirft ſich auf die andere Lehne ſeines Stuhls, richtet ſich aber ſogleich wieder auf, und ſagt:)

Ich kann nicht ſchlafen.

(Er nimt ein Buch, ſchlägt es auf und macht es faſt in eben dem Augenblicke wieder zu, und ſagt:)

Ich leſe ohne Verſtand.

(Er ſteht auf, gehet hin und her, und ſagt:)

Ich kann mir nicht entfliehen. — Ich muß fort von hier. — Von hier fort! Und ich bin hier angefeſſelt! Ich liebe! — — (als ob er erſchrecke) Und wen liebe ich? — Ich darf es mir geſtehen, ich Unglücklicher, und bleibe hier? — (Er ruft heftig) Carl! Carl!

Zweyter Auftritt.

(Dieſer Auftritt geht geſchwind)

Dorval. Carl.

(Carl glaubt, daß ſein Herr Hut und Degen verlanget; er bringt beides, legt es auf einen Stuhl, und ſagt:)

Carl. Befehlen ſie ſonſt nichts, mein Herr?

Dorval. Meinen Wagen! Laß anſpannen!

Carl. Wie? Reiſen wir fort?

Dorval. Dieſen Augenblick! (Er ſitzt in dem Lehnſtuhle, und raſt, unter dem Reden, Bücher und Schriften und alles auf dem Tiſche zuſammen, als ob er einpacken wolle.)

Carl. Mein Herr, das ganze Haus ſchläft noch.

Dorval. Ich will auch niemand ſehen.

Carl. Iſt es möglich?

Dorval. Nicht anders.

Carl. Mein Herr —

Dorval. (ſich gegen Carlen, mit einem traurigen und niedergeſchlagenen Weſen wendend) Nun, Carl!

Carl. In dieſem Hauſe ſo wohl aufgenommen zu ſeyn, von allen darinn geliebt zu werden, alle mögliche Gefälligkeiten genoſſen zu haben, und fortzureiſen, ohne jemanden ein Wort zu ſagen: erlauben Sie mir, mein Herr, das —

Dorval. Ich verſtehe dich gar wohl. Du haſt Recht. Aber, ich reiſe —

Carl. Was wird ihr Freund, Clairville, dazu ſagen? Und ſeine Schweſter Thereſia, die es ſich ſo angelegen ſeyn laſſen, Ihnen dieſen Aufenthalt angenehm zu machen? — (in einem leiſern Tone) Und Roſalia? — Sie wollen keinen von ihnen ſehen?

Dorval (ſeufzet tief, läßt ſeinen Kopf auf ſeine Hände ſinken, und Carl fährt fort.)

Carl. Clairville und Roſalia ſchmeichelten ſich, daß Sie ein Zeuge ihrer Verbindung ſeyn würden. Roſalia freute ſich, Sie ihrem Vater vorzuſtellen. Sie hätten ſie alle zum Altar begleiten ſollen.

Dorval (ſeufzet, iſt in Bewegung ꝛc.)

Carl. Der alte Vater kömmt, und Sie reiſen fort. Hören Sie, liebſter Herr, ich bin ſo frey es Ihnen zu ſagen, eine ſeltſame Aufführung iſt ſelten vernünftig. — Clairville! Thereſia! Roſalia!

Dorval (auffahrend, indem er aufſpringt) Meinen Wagen! Laß ausſpannen; ſag ich.

Carl. Itzt, da Roſaliens Vater von einer Reiſe von mehr als tauſend Meilen anlangt! Den Tag vor der Vermählung Ihres Freundes!

Dorval (zornig, zu Carlen.) Unglücklicher! — (zu ſich ſelbſt, indem er ſich in die Lippe beiſſet und vor die Bruſt ſchlägt.) Ich bin der Unglückliche! —— Du verliereſt die Zeit, und ich verweile —

Carl. Ich gehe.

Dorval. Mach geſchwind!

Dritter Auftritt.

Dorval (allein.)

Fortzureiſen ohne Abſchied zu nehmen! Er hat Recht; das würde ſo ſeltſam, ſo ungereimt laſſen! —— Ungereimt! laſſen! Nichtsbedeutende Worte! Kömmt es itzt darauf an, was andere davon denken werden, oder darauf, was Ehre und Rechtſchaffenheit von mir verlangen? — Aber bey dem allen; warum ſollte ich Clairvillen, warum ſollte ich ſeine Schweſter nicht ſprechen? Kann ich ſie nicht verlaſſen, und ihnen die Urſache, warum ich ſie verlaſſe, verſchweigen? — Und Roſalia? Sie ſoll ich nicht ſehen? — Nein — Liebe und Freundſchaft gebiethen hier nicht einerley; beſonders eine unſinnige Liebe, die noch unbekannt iſt, und die ich erſticken muß. — Aber was wird ſie ſagen? Was wird ſie denken? O Liebe, gefährlicher Sophiſt, ich verſtehe dich.

(Thereſia tritt in einer Morgenkleidung herein; ſie wird von einer Leidenſchaft gefoltert, die ihr keine Ruhe gönnet. Einen Augenblick darauf kommen Bediente, welche den Saal aufräumen, und die Sachen, welche Dorvals gehören, zuſammennehmen. Carl, der nach Pferden auf die Poſt geſchickt hat, kommt gleichfalls wieder.)

Vierter Auftritt.

Dorval. Thereſia. Bediente.

Dorval. Wie, Madame, ſo früh?

Thereſia. Ich habe allen Schlaf verloren. — Aber Sie ſelbſt, warum ſchon angekleidet?

Dorval. (geſchwind) Den Augenblick bekomme ich Briefe. Eine dringende Angelegenheit ruft mich nach Paris. Sie erfordert meine Gegenwart daſelbſt. Ich trinke nur noch Thee. Carl, Thee! Ich umarme alsdann Clairvillen. Ich danke ihnen beyden für die Güte, die Sie gegen mich gehabt haben. Ich werfe mich in meinen Wagen, und reiſe ab.

Thereſia. Sie reiſen! Iſt es möglich?

Dorval. Leider iſt nichts nothwendiger.

(Die Bedienten, welche den Saal aufgeräumet und Dorvals Sachen zuſammengeſucht haben, entfernen ſich. Carl läßt den Thee auf einem von den Tiſchen. Dorval trinkt)

(Thereſia ſtützet einen Ellebogen auf den Tiſch, läßt den Kopf auf die Hand ſinken, und bleibet in dieſer gedankenvollen Stellung.)

Dorval. Sie ſind in tiefen Gedanken, Thereſia.

Thereſia. (bewegt oder vielmehr mit einem etwas gezwungenen kalten Blute) Ja, ich bin in Gedanken — Aber ich habe Unrecht — Die einförmige Lebensart, die wir hier führen, wird Ihnen zur Laſt. Sie haben Langeweile. — Ich mache dieſe Anmerkung heute nicht zum erſtenmale.

Dorval. Zur Laſt! Langeweile! Nein, Madame, das iſt es nicht.

Thereſia. Was fehlt Ihnen ſonſt? — Ein ſo finſteres Weſen, das ich an Ihnen wahrnehme —

Dorval. Unglücksfälle laſſen Eindrücke zurück. — Sie wiſſen — Madame — Ich ſchwöre es Ihnen, die Vergnügen, die ich hier genoſſen, ſind die einzigen, deren ich mich ſeit langer Zeit erinnern kann.

Thereſia. Wenn das iſt, ſo kommen Sie ohne Zweifel wieder.

Dorval. Ich weis nicht. — Habe ich jemals gewußt, wie es mit mir werden wird?

Thereſia. (nachdem ſie einen Augenblick auf und abgegangen) Dieſer Augenblick iſt mir alſo einzig und allein übrig. Ich muß reden. (Eine Pauſe)

Dorval. Hören Sie mich. Sie haben mich hier, vor ſechs Monaten, ruhig und glücklich angetroffen. Ich hatte alles Unglück einer übel getroffenen Verbindung erfahren. Nachdem ich von dieſer Verbindung wieder frey geworden, hatte ich mir eine ewige Unabhängigkeit verſprochen, und hatte mein Glück auf den Abſcheu vor allem und jedem Bande, und auf die Sicherheit eines eingezogenen Lebens gegründet.

Nach langen Verdrießlichkeiten, iſt die Einſamkeit ſo reitzend! Man athmet in ihr freyer. Ich genoß meiner ſelbſt. Ich genoß meines vergangenen Elendes. Es ſchien mir meinen Verſtand geläutert zu haben. Leſen, ſpatzieren, mit meinem Bruder mich unterhalten, das waren die Beſchäftigungen meiner immer unſchuldigen und manchmal recht ſüſſen Tage. Clairville ſprach mit mir ohne Unterlaß von ſeinem ſtrengen und erhabnen Freunde. Mit welchem Vergnügen hörte ich ihm zu! Wie begierig ward ich, einen Mann kennen zu lernen, den mein Bruder liebte, den er ſo viel Urſache zu verehren hatte, und der in ſeinem Herzen die erſten Keime der Tugend entwickeln helfen!

Ich muß Ihnen noch mehr ſagen. Fern von Ihnen, trat ich bereits in ihre Fußtapfen; und dieſe junge Roſalia, die ſie hier gefunden, war der Gegenſtand aller meiner Sorge, ſo wie Clairville der Gegenſtand der Ihrigen geweſen war.

Dorval (bewegt und erweicht) Roſalia!

Thereſia. Ich bemerkte, daß Clairville anfing, Geſchmack an ihr zu finden, und ließ mir es angelegen ſeyn, den Geiſt und beſonders den Charakter dieſes Kindes zu bilden, von welchem einſt das Schickſal meines Bruders abhangen ſollte. Es war unbeſonnen, ich machte es bedächtig. Es war heftig, ich ſuchte dem Sanften ſeiner Natur aufzuhelfen. Ich unterhielt mich mit der ſchmeichelhaften Gedanke, daß ich, mit Ihnen zugleich, den Grund zu der glücklichſten Verbindung legte, die vielleicht jemals auf der Welt geweſen. Indem kamen Sie hier an. Ach! —

(Thereſens Stimme wird gefühlvoller, aber ſchwächer.)

Ihre Gegenwart, die mich erleuchten und aufmuntern ſollte, hatte dieſe gehoften Wirkungen nicht. Nach und nach zog ſich meine Sorge von Roſalien ab. Ich unterrichtete ſie nicht mehr, wie man gefallen müſſe; — und die Urſache hiervon blieb mir nicht lange verborgen.

Dorval, ich wußte die völlige Herrſchaft, welche die Tugend über Sie hat, und es ſchien mir, als liebte ich die Tugend darum noch mehr. Ich nahm mir vor, durch ſie in Ihre Seele einzudringen, und glaubte, niemals einen Anſchlag gefaßt zu haben, der ſo ſehr nach meinem Sinne geweſen wäre. Wie glücklich iſt ein Frauenzimmer, ſagte ich bey mir ſelbſt, wenn ſie denjenigen, dem ſie den Vorzug ertheilet hat, durch kein ander Mittel an ſich ziehen kann, als dadurch, daß ſie in der Achtung, die ſie ſich ſelbſt ſchuldig iſt, immer weiter und weiter gehet, und ſich in ihren eigenen Augen ohne Unterlaß erhöhet!

Ein anderes Mittel habe ich nicht angewandt. Daß ich die Wirkung davon aber nicht abwarte, daß ich mich itzt erkläre; daran hat der Mangel der Zeit, nicht der Mangel meiner Zuverſicht Schuld. Ich habe nie daran gezweifelt, daß die Tugend nicht die Liebe erzeugen ſollte, wenn der Augenblick nur erſt gekommen iſt. (Eine kleine Pauſe; das Folgende muß einem Frauenzimmer, wie Thereſia, nicht leicht fallen, zu ſagen.)

Soll ich Ihnen geſtehen, was mir das meiſte gekoſtet hat? Dieſes: jene zärtlichen und ſo wenig willkührlichen Bewegungen vor Ihnen zu verbergen, die faſt immer ein Frauenzimmer, welches liebet, verrathen. Die Vernunft läßt ſich dann und wann hören. Das ungeſtüme Herz ſpricht ohne Unterlaß.

Hundertmal, Dorval, hat das meinem Anſchlage ſo nachtheilige Wort, auf meiner Zunge geſchwebt: Sogar iſt es mir einigemal entfahren; aber Sie haben es nicht gehöret, worüber ich allezeit ſehr froh geweſen bin.

So iſt Thereſia. Wenn Sie ſie fliehen, ſo hat ſie wenigſtens keine Urſache, ſich ihrer ſelbſt zu ſchämen. Von Ihnen entfernt, wird ſie ſich in dem Schooſſe der Tugend wiederfinden. Und anſtatt daß ſo manches Frauenzimmer den Augenblick verwünſchen muß, in welchem der Gegenſtand einer ſtrafbaren Zärtlichkeit ihrem Herze den erſten Seufzer entriß, wird ſich Thereſia Dorvals niemals erinnern, ohne ſich des Glückes, ihn gekannt zu haben, zu freuen. Wenn ſich ja einige Bitterkeit in ihre Erinnerung miſchen ſollte: ſo wird ſie doch immer, ſelbſt in den Empfindungen, die er in ihr erweckt hat, einen ſanften und wirkſamen Troſt finden.

Fünfter Auftritt.

Dorval. Thereſia. Clairville.

Dorval. Madame, ihr Bruder —

Thereſia (ſagt niedergeſchlagen:) Mein Bruder, Dorval verläßt uns. (und gehet ab)

Clairville. Eben habe ich es erfahren.

Sechſter Auftritt.

Dorval. Clairville.

Dorval (zerſtreut, verwirrt, und thut einige Schritte hin und her.) Briefe von Paris — — Eine dringende Angelegenheit — Ein Wechsler, der auf der Kippe ſteht.

Clairville. Liebſter Freund, Sie dürfen nicht fortreiſen, ohne mir noch eine kurze Unterredung zu verſtatten. Ich bin Ihres Beyſtandes nie benöthigter geweſen.

Dorval. Sie haben zu befehlen; aber wenn Sie mir Gerechtigkeit wollen wiederfahren laſſen; ſo werden Sie im geringſten nicht zweifeln, daß ich nicht die allerſtärkſten Gründe haben ſollte —

Clairville. (betrübt) Ich hatte einen Freund, und dieſer Freund verläßt mich. Ich ward von Roſalien geliebt, und nun liebt mich Roſalia nicht mehr. Ich bin voll Verzweifiung — Dorval, wollen Sie mich verlaſſen?

Dorval. Was kann ich für Sie thun?

Clairville. Sie wiſſen, ob ich Roſalien liebe! — Doch nein, Sie wiſſen hiervon nichts. Gegen andere iſt die Liebe meine erſte Tugend; vor Ihnen erröthe ich faſt darüber. — Nun gut, Dorval, ich will erröthen, wenn ich muß; aber ich bete ſie an. — Wenn ich Ihnen alles ſagen könnte, was ich erlitten habe! Mit welcher Behutſamkeit, mit welcher zärtlichen Gewiſſenhaftigkeit ich der allerſtärkſten Leidenſchaft Stillſchweigen auferlegt habe! — Roſalia lebte hier in der Nähe, eingezogen, in der Geſellſchaft einer Muhme. Es war eine ſehr betagte Amerikanerin, eine Freundin von Thereſen. Ich ſahe Roſalien alle Tage, und alle Tage ſahe ich ihre Reitze ſich vermehren; mit ihnen vermehrte ſich zugleich meine Unruhe. Ihre Muhme ſtirbt. In ihren letzten Augenblicken ruft ſie meine Schweſter, ſtrecket ihre ſchwache Hand gegen ſie aus, weiſet auf Roſalien, die neben ihrem Bette troſtlos jammert, und ſiehet ſie ſtarr an, ohne ein Wort zu reden; darauf heftet ſie ihre Augen auf Thereſen; Thränen ſtürzen aus ihren Augen; ſie ſeufzet; und meine Schweſter verſtehet alles. Roſalia ward ihre Geſpielin, ihr Mündel, ihre Schülerin; und ich, ich ward der glücklichſte unter allen Menſchen. Thereſia bemerkte meine Leidenſchaft; Roſalia ſchien davon gerührt zu ſeyn, und meinem Glücke war weiter nichts im Wege, als der Wille einer bekümmerten Mutter, die ihre Tochter wiederforderte. Schon machte ich mich gefaßt, in die entfernte Gegend zu ziehen, wo Roſalia das Licht erblicket: aber ihre Mutter ſtirbt; und ihr Vater faſſet, ſeines hohen Alters ungeachtet, den Entſchluß, zu uns zurück zu kehren.

Ich erwartete ihn, dieſen Vater; um mein

Glück zu vollenden; er kömmt; und er wird mich untröſtlich finden.

Dorval. Noch ſehe ich die Urſache nicht, warum Sie es ſeyn könnten.

Clairville. Dieſe habe ich Ihnen gleich Anfangs entdeckt. Roſalia liebt mich nicht mehr. Je weniger der Hinderniſſen wurden, die ſich meinem Glücke widerſetzten, deſto zurückhaltender, kälter, gleichgültiger ward ſie ſelbſt. Jene zärtlichen Empfindungen, die ihrem Munde mit einer ſo reitzenden, ſo entzückenden Einfalt entfuhren, haben einer Höflichkeit Platz gemacht, die mich noch tödten wird. Alles iſt ihr unſchmackhaft. Nichts beſchäftiget ſie. Nichts vergnügt ſie. Sieht ſie mich; ſogleich iſt ihre erſte Bewegung, ſich zu entfernen. Ihr Vater langt an; und man ſollte ſagen, daß dieſe ſo gewünſchte, ſo lange erwartete Ankunft, ſie im geringſten nicht mehr rühre. Sie hat weiter nichts mehr, als einen finſtern Geſchmack an der Einſamkeit. Thereſen wird nicht beſſer von ihr begegnet, als mir. Und wenn uns Roſalia ja noch ſucht, ſo geſchieht es blos, um, vermittelſt des einen von uns, den andern zu vermeiden. Endlich, was mein Unglück vollkommen macht — ſelbſt meine Schweſter ſcheinet ſich meiner nicht mehr anzunehmen.

Dorval. Ich erkenne Clairvillen! Er beunruhiget ſich, er grämet ſich, und iſt dem Augenblicke ſeines Glückes am nächſten.

Clairville. Ach, liebſter Dorval, Sie glauben es nicht. Sehen Sie nur —

Dorval. Ich ſehe in Roſaliens ganzer Aufführung weiter nichts, als etwas von dem ungleichen Weſen, welchem die wohlerzogenſten Frauenzimmer am meiſten unterworfen ſind, und das, wenn wir es ihnen zu vergeben haben, für uns ſelbſt oft eine Quelle des Vergnügens wird. Es hat ein ſo auserleſenes Gefühl; ſeine Seele iſt ſo empfindlich; ſeine ſinnlichen Werkzeuge ſind ſo fein, daß ein Verdacht, ein Wort, ein Gedanke im Stande iſt, es zu beunruhigen. Ihre Seelen, liebſter Freund, gleichen dem Kriſtalle eines reinen und durchſichtigen Waſſers, in welchem ſich die ruhige Scene der Natur mahlet. Nur ein Blatt darf fallen, und die Fläche noch ſo leicht bewegen, ſo gleich ſchwanken alle Gegenſtände.

Clairville. (betrübt) Sie tröſten mich; Dorval — ich bin verloren! Ich fühle es nur allzu ſehr, — daß ich ohne Roſalien nicht leben kann; aber was für ein Schickſal auch immer auf mich warten mag, ich muß, noch vor Ankunft ihres Vaters, wiſſen, woran ich bin.

Dorval. Worinn kann ich Ihnen dienen?

Clairville. Sie müſſen mit Roſalien ſprechen.

Dorval. Ich mit ihr ſprechen!

Clairville. Ja, liebſter Freund. Sie ſind der einzige auf der Welt, der ſie mir wieder zuführen kann. Die Hochachtung, welche ſie für Sie hegt, läßt mich alles hoffen.

Dorval. Clairville, was verlangen Sie von mir? Roſalia kennt mich kaum, und ich bin dergleichen Dinge auszumachen, ſo wenig geſchickt —

Clairville. Sie vermögen alles, und Sie müſſen mir es nicht abſchlagen. Roſalia verehret ſie. Ihre Gegenwart erfüllet ſie mit Ehrerbietung; das hat ſie ſelbſt geſtanden. Sie wird es nimmermehr wagen, vor Ihren Augen ungerecht, unbeſtändig, undankbar zu ſeyn. Das iſt das groſſe Vorrecht der Tugend: ſie herrſchet über alles, was ſich ihr nahet. Dorval, zeigen Sie ſich Roſalien, und ſie wird bald wieder das für mich ſeyn, was ſie ſeyn ſoll, was ſie war.

Dorval (indem er Clairvillen die Hand auf die Schulter legt) Ach, Unglücklicher!

Clairville. Liebſter Freund, wenn ich es bin!

Dorval. Sie fordern —

Clairville. Ich fordere —

Dorval. Sie ſollen befriediget werden.

Siebender Auftritt.

Dorval (allein.)

Welche neue Verwirrung! — Der Bruder — — die Schweſter — — Grauſamer Freund, blinder Liebhaber, was verlangeſt du von mir! — „Zeigen Sie ſich Roſalien!„ Ich, ich mich Roſalien zeigen? und ich wollte, daß ich mich vor mir ſelbſt verbergen könnte. — Wie dann, wenn mich Roſalia erräth? und wie werde ich meinen Augen, meiner Stimme, meinem Herzen gebieten können? — Wer ſteht mir für mich? — Die Tugend? — Habe ich noch Tugend? —

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Roſalia. Juſtine.

Roſalia. Juſtine, gieb mir meine Arbeit!

(Juſtine rückt den Nährahmen zu ihr. Roſalia ſtützet ſich traurig auf den Rahmen. Juſtine ſitzet auf der andern Seite: Sie arbeiten. Roſalia unterbricht ihre Arbeit, um ſich die Thränen, die ihr aus den Augen fallen, abzutrocknen: Alsdenn arbeitet ſie weiter. Des Stillſchweigen dauert einen Augenblick, indem läßt Juſtine ihre Arbeit ſinken und betrachtet ihr Fräulein.)

Juſtine. Iſt das die Freude, mit welcher Sie ihren Herrn Vater erwarten? Sind das die Entzückungen, die Sie ihm bereiten? Seit einiger Zeit weis ich mich in ihre Seele gar nicht zu finden Es muß etwas Unrechtes darinn vorgehen: denn Sie verbergen mir es, und Sie thun ſehr wohl daran.

Roſalia (antwortet mit nichts, als mit Seufzern und Thränen.)

Juſtine. Verläßt Sie denn ganz ihr Verſtand, Mademoiſelle? Itzt, da wir alle Augenblicke einem Vater entgegen ſehen! Itzt, den Tag vor ihrer Vermählung! Ich wiederhohle es: verläßt Sie denn ganz ihr Verſtand?

Roſalia. Nein, Juſtine.

Juſtine. (nach einer Pauſe) Iſt etwa ihrem Herrn Vater ein Unglück begegnet?

Roſalia. Nein, Juſtine. (Zwiſchen allen dieſen Fragen verſtreichet eine kurze Zeit, in der Juſtine ihre Arbeit ſinken läßt und wieder vornimmt.)

Juſtine. (nach einer etwas längern Pauſe) Sollte wohl gar — lieben Sie vielleicht gar Clairvillen nicht mehr?

Roſalia. Nein, Juſtine.

Juſtine (bleibet ein wenig erſtaunt und ſagt hierauf) Iſt das alſo die Urſache dieſer Seufzer, dieſes Stillſchweigens, dieſer Thränen? — O nunmehr, nunmehr mögen die Mannsperſonen nur immer ſagen, daß wir nicht wohl geſcheut ſind; daß wir uns heut in einen Gegenſtand vernarren, den wir morgen tauſend Meilen von uns zu ſeyn wünſchen. Mögen ſie doch nun von uns ſagen, was ſie wollen; ich will des Todes ſeyn, wenn ich ein Wort darwider einwende. — Sie haben doch wohl nicht gehoft, Mademoiſelle, daß ich dieſen Eigenſinn billigen würde? — Clairville liebt ſie außer Maaſſen; über alles. Sie haben keine Urſache, ſich über ihn zu beklagen. Hat ſich jemals ein Frauenzimmer ſchmeicheln können, eines zärtlichen, getreuen, rechtſchaffnen Liebhabers gewiß zu ſeyn; ſich einem Manne von Verſtande, von Bildung, von Sitten ergeben zu haben: ſo ſind Sie es. Einem Manne von Sitten, Mademoiſelle, von Sitten! — Es hat mir nie in den Kopf gewollt, daß man aufhören könne zu lieben; noch weniger, daß man ohne Urſache aufhören könne. Dahinter muß etwas ſtecken, was über meine Begriffe geht.

(Juſtine hält einen Augenblick inne. Roſalia fähret fort zu arbeiten und zu weinen. Juſtine fängt in einem heuchleriſchen und beſänftigtern Tone wieder an, arbeitet aber dabey, und ſagt, ohne die Augen von ihrer Arbeit aufzuſchlagen:)

Bey dem allen; wenn Sie Clairvillen nicht mehr lieben, freylich iſt es ärgerlich. — — Aber deswegen doch auch ſo untröſtlich zu ſeyn, als Sie— Wie? Auſſer ihm wäre in der Welt keine Perſon zu finden, die Sie lieben könnten?

Roſalia. Nein, Juſtine.

Juſtine. Ha, der! Deſſen waren wir uns nicht vermuthend.

(Dorval tritt herein; Juſtine geht ab. Roſalia ſteht von ihrem Rahmen auf, ſucht ſich geſchwind die Augen abzutrocknen und ein ruhiges Geſicht anzunehmen. Vorher hat ſie geſagt:)

Roſalia. Himmel! Es iſt Dorval.

Zweyter Auftritt.

Roſalia. Dorval.

Dorval. (Sein Ton verräth einigermaaſſen ſeine innere Bewegung.) Erlauben Sie, Mademoiſell, daß ich vor meiner Abreiſe (Roſalia ſcheinet bey dieſen Worten beſtürzt) noch einem Freunde gehorche, und ihm bey Ihnen einen Dienſt zu leiſten ſuche, den er für ſehr wichtig hält. Niemand in der Welt kann an Ihrem Glücke und an dem ſeinigen, mehr Antheil nehmen, als ich; Sie wiſſen es. Vergönnen Sie mir alſo zu fragen, worinn Ihnen Clairville hat mißfallen können, und warum Sie ihm, wie er ſagt, ſo außerordentlich kaltſinnig begegnen?

Roſalia. Darum, — weil ich ihn nicht mehr liebe.

Dorval. Sie lieben ihn nicht mehr?

Roſalia. Nein, Dorval.

Dorval. Und wodurch hat er ſich dieſes ſchreckliche Unglück zugezogen?

Roſalia. Durch nichts. Ich liebte ihn. Ich habe aufgehört. Ich war ohne Zweifel leichtſinnig, ohne daß ich es gedacht hätte.

Dorval. Haben Sie es vergeſſen, daß Clairville der Liebhaber iſt, den ihr Herz gewählet hat? — Bedenken Sie auch, daß ſeine Tage höchſt unglücklich ſeyn würden, wenn ihm die Hofnung, Ihre Zärtlichkeit wieder zu erlangen benommen würde? — — Glauben Sie, Mademoiſelle, daß es einem rechtſchaffenen Frauenzimmer erlaubt iſt, mit dem Glücke eines rechtſchaffnen Mannes ihren Scherz zu treiben? —

Roſalia. Ich weis alles, was man mir hierüber ſagen kann. Ich überhäuffe mich ohne Unterlaß mit Vorwürfen. Ich bin untröſtlich. Ich wollte lieber todt ſeyn!

Dorval. Sie ſind nicht ungerecht.

Roſalia. Ich weis nicht mehr, was ich bin. Ich achte meiner nicht mehr.

Dorval. Aber warum lieben Sie Clairvillen nicht mehr? Es muß doch alles ſeine Urſache haben.

Roſalia. Weil ich einen andern liebe.

Dorval. Roſalia! Sie! (in einem mit Vorwürfen vermiſchten Erſtaunen.)

Roſalia. Ja, Dorval. — Clairville wird ſattſam gerochen werden.

Dorval. Roſalia! — Wenn es das Unglück wollte — daß ihr überraſchtes Herz — von einer Neigung hingeriſſen wäre, — die Ihnen Ihre Vernunft als ein Verbrechen anrechnen müßte — Ich habe dieſen grauſamen Zuſtand kennen lernen! — Wie würde ich Sie betauern.

Roſalia. Betauern Sie mich alſo.

Dorval (antwortet ihr blos mit einer mitleidigen Gebehrde.) . .

Roſalia. Ich liebte Clairvillen. Ich bildete mir nicht ein, daß ich einen andern lieben könnte, als ich auf die Klippe ſtieß, an welcher meine Beſtändigkeit und unſer Glücke ſcheiterte — Die Züge, der Geiſt, der Blick, der Ton der Stimme, alles ſchien mir in dieſem angenehmen und ſchrecklichen Gegenſtande, ich weis ſelbſt nicht welchem Bilde zu entſprechen, das die Natur in mein Herz geprägt hat. Ich ſah ihn. Ich glaubte in ihm die Wirklichkeit aller der Einbildungen, die ich mir von der Vollkommenheit gemacht hatte, zu erblicken, und ſogleich erhielt er mein Vertrauen — Wenn ich es hätte vorherſehen können, daß ich mich gegen Clairvillen ändern würde! — Aber ach! ich ſchöpfte deswegen noch kaum den erſten Verdacht, als es mir ſchon ganz zur Gewohnheit geworden war, ſeinen Nebenbuhler zu lieben. — — Und wie wäre es möglich geweſen, ihn nicht zu lieben? — Alles was er ſagte, war ſo, wie ich es dachte. Er verwarf unfehlbar alles, was mir mißfiel. Ich lobte nicht ſelten im voraus, was er im Begriff war, zu billigen. Wenn er eine Empfindung ausdrückte, ſo glaubte ich, er habe die meinige errathen. — Kurz, was ſoll ich Ihnen ſagen? In andern erblickte ich kaum einige Aehnlichkeiten von mir: (ſie ſchlägt die Augen nieder, und ſetzt mit einer leiſern Stimme hinzu) in ihm fand ich mich ohne Unterlaß ganz und gar.

Dorval. Und weis dieſer ſelige Sterbliche ſein Glück?

Roſalia. Wenn es ein Glück iſt, ſo muß er es wiſſen.

Dorval. Wenn Sie lieben, ſo werden Sie ohne Zweifel wieder geliebt?

Roſalia. Dorval, das wiſſen Sie!

Dorval (lebhaft) Ja, ich weis es und mein Herz fühlt es — Was habe ich gehört? — Was habe ich geſagt? — Wer wird mich vor mir ſelber retten? —

(Dorval und Roſalia ſehen einander einen Augenblick ſtillſchweigend an. Roſalia weinet bitterlich. Clairville wird angemeldet.)

Sylveſter (zu Dorval) Mein Herr, Clairville verlangt Sie zu ſprechen.

Dorval. Roſalia! — — Aber er kömmt — Bedenken Sie doch! — Es iſt Clairville. Es iſt mein Freund. Es iſt ihr Liebhaber.

Roſalia. Leben Sie wohl, Dorval. (Sie reichet ihm die Hand. Dorval nimmt ſie, und läßt ſeinen Mund traurig auf die Hand fallen, und Roſalia ſetzt hinzu) Leben Sie wohl! — Welch ein Wort!

Dritter Auftritt.

Dorval (allein)

Wie ſchön ſchien ſie mir in ihrem Schmerze! Wie rührend waren ihre Reitze! Ich hätte mein Leben darum gegeben, wenn ich eine von den Thränen, die aus ihren Augen floſſen, hätte aufſammeln können. — „Dorval, das wiſſen Sie.„ — Dieſe ſe Worte ertönen noch in dem Innerſten meines Herzens. — — Sie werden mir ſobald nicht aus dem Gedächtniſſe kommen.

Vierter Auftritt.

Dorval. Clairville.

Clairville. Verzeihen Sie meiner Ungeduld. Nun, Dorval! —

Dorval (verräth Unruhe. Er will ſich faſſen; es gelingt ihm aber übel. Clairville, der in ſeinen Augen zu leſen ſucht, bemerkt es; allein er irret ſich damit, und ſagt:)

Clairville. Sie ſind in Verwirrung! Sie ſagen mir nichts! Ihre Augen ſchwimmen in Thränen! Ich verſtehe Sie, ich bin verloren! (Indem Clairville dieſes ſagt, wirft er ſich ſeinem Freunde in die Arme. Er verbleibt darinn einen Augenblick, ohne zu reden. Dorval vergießt einige Thränen über ihm, und Clairville, ohne ſich aus ſeiner Stellung zu bewegen, ſagt mit ſchwacher und ſtammelnder Stimme:) Was hat ſie geſagt? Worinn beſteht mein Verbrechen? Ich flehe, liebſter Freund, machen Sie mir mein Ende!

Dorval. Ich ihm ſein Ende machen!

Clairville. Sie ſtößt mir den Dolch in die Bruſt; und Sie, der Einzige, der ihn vielleicht heraus reiſſen könnte, Sie entfernen ſich! Sie überlaſſen mich meiner Verzweiflung! Von meiner

Ver-

Geliebten verrathen! Von meinem Freunde verlaſſen! Was ſoll aus mir werden! Dorval, Sie ſagen mir nichts?

Dorval. Was ſoll ich Ihnen ſagen? — — Ich fürchte mich, zu reden.

Clairville. Ich fürchte mich weit mehr, Sie zu hören. Dem ohngeachtet reden Sie; wenigſtens wird meine Marter mit einer andern abwechſlen. — Ihr Stillſchweigen dünket mich, in dieſem Augenblicke, die grauſamſte von allen.

Dorval (ſich beſinnend) Roſalia —

Clairville (in eben dem Tone) Roſalia —

Dorval. Sie haben mir es wohl geſagt — ſcheinet wenig mehr von der zärtlichen Ungeduld zu haben, die Ihnen ein ſo nahes Glück verſprach.

Clairville. Sie hat ſich geändert! — Was wirft ſie mir vor?

Dorval. Sie hat ſich nicht geändert, wenn Sie es ſo nehmen wollen — Sie wirft Ihnen nichts vor, — aber ihr Vater —

Clairville. Hat ihr Vater ſeine Einwilligung wiederruffen?

Dorval. Nein. Aber ſie erwartet ſeine Zurückkunft. Sie fürchtet — Sie wiſſen es ja beſſer als ich, daß ein wohlerzogenes Frauenzimmer nie ohne Furcht iſt.

Clairville. Was für Furcht kann hier noch Statt finden? Alle Hinderniſſe ſind gehoben. Es war ja einzig ihre Mutter, die ſich unſern Wünſchen widerſetzte; ſie iſt nicht mehr, und ihr Vater langet bloß darum an, unſere Verbindung zu vollziehen, ſich unter uns niederzulaſſen, und ſeine Tage in ſeinem Vaterlande, in dem Schooſſe ſeiner Familie, mitten unter ſeinen Freunden, ruhig zu beſchlieſſen. Nach ſeinen Briefen zu urtheilen, wird ſich der alte, verehrungswürdige Mann nicht viel weniger kränken, als ich. Bedenken ſie nur, Dorval; nichts hat ihn aufhalten können; er hat ſeine liegenden Gründe verkauft; er hat ſich in einem Alter von — achtzig Jahren, glaube ich — mit allen Habſeligkeiten eingeſchift, obgleich die Meere von feindlichen Schiffen bedeckt ſind.

Dorval. Clairville, Sie müſſen ihn erwarten. Sie können ſich von der Gütigkeit des Vaters, von der rechtſchaffnen Denkungsart der Tochter, von ihrer Liebe, von meiner Freundſchaft, alles verſprechen. Der Himmel wird es nicht zugeben, daß Weſen, die er zum Troſt und zur Aufmunterung der Tugend ausdrücklich gebildet zu haben ſcheinet, alle insgeſamt, ohne ihr Verſchulden, unglücklich ſeyn ſollen.

Clairville. Sie wollen alſo, ich ſoll noch leben?

Dorval. Ob ich es will! — Wenn Clairville in dem Innerſten meiner Seele leſen könnte! — — Allein ich habe Ihrem Verlangen ein Gnüge geleiſtet.

Clairville. Wie ungern höre ich das! Reiſen Sie nur, liebſter Freund! Da Sie mich in den traurigen Umſtänden, in welchen ich mich befinde, verlaſſen können, ſo müſſen die Urſachen, welche Ihre Abreiſe verlangen, wohl ſehr wichtig ſeyn. Nur um einen einzigen Augenblick muß ich Sie noch bitten. Meine Schweſter iſt, auf verſchiedene nachtheilige Gerüchte, die ſich von Roſaliens Glücksumſtänden, und von der Zurückkunft ihres Vaters verbreitet haben, wider ihren Willen ausgegangen. Ich habe ihr verſprechen müſſen, Sie ſo lange aufzuhalten, bis ſie wieder nach Hauſe gekommen. Sie werden mir die Gefälligkeit erzeigen, und ſie erwarten.

Dorval. Was iſt in der Welt, das Thereſia nicht von mir erhalten könnte!

Clairville. Thereſia! Ach! ich ſchmeichelte mir zuweilen — Aber laſſen Sie uns dieſe Anſchläge auf eine glücklichere Zeit verſparen! — Ich weis, wo ſie iſt; ich will ihre Rückkunft beſchleunigen.

Fünfter Auftritt.

Dorval allein.

Bin ich wohl der Unglückſelige! — Ich ſtöſſe der Schweſter meines Freundes eine geheime Leidenſchaft ein — Ich laſſe mich von einer ſinnloſen Leidenſchaft gegen ſeine Geliebte überraſchen; ſie desgleichen gegen mich — Was thue ich noch in einem Hauſe, das ich mit Verwirrungen erfülle? Wo iſt die Rechtſchaffenheit? Iſt eine Spur von ihr in meinem Betragen? (Er ruft, wie raſend) Carl! Carl! — Es kömmt niemand. — Alles verläßt mich. (Er wirft ſich in einen Lehnſtuhl. Er vertieft ſich in Gedanken. Er bricht von Zeit zu Zeit in folgende Worte aus.) — Wenn das noch die Erſten wären, an deren Unglücke ich Schuld bin! — Aber nein, ich ſchleppe überall das Unglück nach mir — Traurige Sterbliche, bejammernswürdiges Spiel des Zufalles! — — Trotzet nur recht auf euer Glück, auf eure Tugend! — Ich komme hierher, ich bringe ein reines Herz mit — ja; denn es iſt noch rein. — Ich finde drey vom Himmel beglückte Weſen; eine tugendhafte und ruhige Frau; einen feurigen und beglückten Liebhaber; eine junge vernünftige und empfindliche Geliebte. — Die tugendhafte Frau hat ihre Ruh verloren. Sie nähret eine Leidenſchaft in ihrem Herzen, die ſie peiniget. Der Liebhaber iſt volle Verzweiflung. Seine Geliebte wird unbeſtändig und wird dadurch nur unglücklicher. — Hätt

ei

ein Böſewicht mehr Unheil ſtiften können! — O du, der du alles lenkeſt, der du mich hierher geführet, wirſt du geruhen, deine Wege zu rechtfertigen? — Ich weis nicht wo ich bin. (Er ſchreiet nochmals) Carl! Carl!

Sechſter Auftritt.

Dorval. Carl. Sylveſter.

Carl. Mein Herr, es iſt angeſpannt. Es iſt alles fertig. (Hiermit geht er gleich wieder ab)

Sylveſter. (tritt herein) Madame iſt eben wieder nach Hauſe gekommen. Sie wird gleich herunter kommen.

Dorval. Thereſia?

Sylveſter. Ja, mein Herr. (Hiemit geht er ab)

Carl (kömmt wieder herein und ſagt zu ſeinem Herrn, der ihn, mit übereinander geſchlagenen Armen, anhört und betrachtet.) Mein Herr, — (indem er in ſeinen Taſchen ſucht) ich werde über ihre Ungedult ſelbſt ganz verwirrt. — Es ſcheinet, die geſunde Vernunft hat dieſes Haus ganz und gar verlaſſen. — Gott gebe, daß wir ſie unterwegens wieder finden. — Ich dachte gar nicht mehr daran, daß ich einen Brief habe; und nun, da ich wieder daran denke, kann ich ihn nicht finden. (Nach vielem Suchen findet er endlich den Brief und giebt ihn Dorvaln)

Dorval. So gieb doch! (Carl tritt ab)

Siebender Auftritt.

Dorval allein. (Er lieſet)

„Scham und Gewiſſensbiſſe verfolgen mich. — „Dorval, Sie kennen die Geſetze der Unſchuld. — — „Bin ich ſtrafbar? — Retten Sie mich! — Ach, „iſt hierzu noch Zeit? Wie beklage ich meinen Va„ter! — meinen Vater! — Und Clairville? ich „wollte mein Leben für ihn laſſen — Leben Sie „wohl, Dorval; für Sie wollte ich tauſend Leben „laſſen — — Leben Sie wohl! — Sie fliehen, „und ich werde für Schmerz ſterben,,

(Nachdem er dieſes mit einer oft unterbrochnen Stimme und in der äuſſerſten Unruhe geleſen, wirft er ſich in den Lehnſtuhl. Er ſchweigt einen Augenblick ſtill. Hierauf blickt er mit verkehrten und zerſtreuten Augen auf den Brief, den er mit zitternder Hand hält, wiederhohlt verſchiedene Worte daraus, und ſagt:)

„Scham und Gewiſſensbiſſe verfolgen mich,, — Ich, ich ſollte erröthen; mich, mich ſollten ſie nagen. — „Sie kennen die Geſetze der Unſchuld,, — Sonſt kannte ich ſie! — „Bin ich ſtrafbar?,, — Nein, ich, ich bin es. — „Sie fliehen, und ich „werde ſterben,, — O Himmel! das iſt mehr als ich ertragen kann! (Indem er aufſpringt) Fort, den Augenblick fort von hier! — Ich will — ich kann nicht — Es wird finſter in meinem Verſtande — Welche Nacht iſt um mich her! — O Roſalia! o Tugend! o Marter!

(Nachdem er einen Augenblick geſchwiegen, richtet er ſich, nicht ohne Mühe, auf. Er nähert ſich langſam dem Tiſche. Er ſchreibet mit Noth einige Zeilen; mitten unter ſeinem Schreiben aber ſtürzet Carl herein und ſchreiet:)

Achter Auftritt.

Dorval. Carl.

Carl. Mein Herr, zu Hülfe! — Mörder! — Clairville!

(Dorval ſpringt von dem Tiſche, an welchem er geſchrieben, auf, läßt ſeinen Brief halb fertig liegen, rennet nach ſeinem Degen, den er auf einem Lehnſtuhl findet, und eilet ſeinem Freunde zu Hülfe. Unter dieſen Bewegungen kömmt Thereſia dazu, und iſt nicht wenig betroffen, da ſie ſich ſowohl von dem Herrn, als von dem Bedienten allein gelaſſen ſiehet.)

Neunter Auftritt.

Thereſia, (allein.)

Was ſoll dieſe Flucht bedeuten? — Er hat mich ſollen erwarten. Ich komme; er verſchwindet. — Dorval, Sie kennen mich ſchlecht. — Ich kann von der Schwachheit geneſen — (Sie nähert ſich dem Tiſche und wird den halbfertigen Brief gewahr) Ein Brief! (Sie nimmt ihn und lieſet)

„Ich liebe Sie, und ich fliehe — ach, viel zu „ſpät! — Ich bin Clairvillens Freund. — Die

„Pflichten der Freundſchaft, die heiligen Geſetze
„der Gaſtfreyheit„ —

Himmel! wie groß iſt mein Glück! — Er liebt mich! — Dorval, Sie lieben mich — (Sie gehet in einer freudigen Unruhe auf und ab.) Nein, Sie dürfen nicht abreiſen — Ihre Furcht iſt eine eitele Furcht; — Ihre Gewiſſenhaftigkeit iſt nichtig. — Sie haben meine ganze Zärtlichkeit. — Sie kennen weder Thereſien, noch ihren Freund! — Nein, Sie kennen ihn nicht — Aber vielleicht entfernt er ſich ſchon, vielleicht flieht er den Augenblick, da ich hier rede — (Sie verläßt die Scene nicht ohne Eilfertigkeit.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Sie treten mit dem Hute auf dem Kopfe herein. Dorval legt ſeinen Hut und Degen wieder auf den Lehnſtuhl.)

Clairville. Glauben Sie mir, was ich gethan habe, würde jeder andrer an meiner Stelle gethan haben.

Dorval. Ich glaube es. Aber ich kenne Clairvillen. Er iſt hitzig.

Clairville. Ich war allzubetrübt, als daß ich leicht zu beleidigen geweſen wäre. — Aber was denken Sie von dem Gerüchte, das Thereſien auszugehen veranlaßte.

Dorval. Hiervon iſt itzt nicht die Rede.

Clairville. Verzeihen Sie mir. Die Namen kommen überein; man ſpricht von einem weggenommenen Schiffe, von einem Alten, Namens Merian —

Dorval. Ich bitte Sie, laſſen Sie uns einen Augenblick dieſes Schifs, dieſes Alten vergeſſen, um zu Ihrer Sache zu kommen. Warum wollen Sie mir etwas verſchweigen, wovon bereits jedermann ſpricht, und das ich alſo doch erfahren muß?

Clairville. Ich wollte lieber, daß es Ihnen ein andrer ſagte.

Dorval. Aber ich will keinem andern glauben, als Ihnen.

Clairville. Weil Sie mich denn durchaus zu reden nöthigen; es betraf Sie.

Dorval. Mich?

Clairville. Sie. Es ſind zwey der boshafteſten und feigſten Seelen, gegen welche Sie mir zu Hülfe kamen. Dem einen hat Thereſia, wegen der ſchändlichſten Streiche, das Haus verbieten müſſen; und der andere hatte eine Zeit lang Abſichten auf Roſalien. Ich finde ſie bey der Freundin, von welcher ſich meine Schweſter eben wieder wegbegeben hatte. Sie ſprachen von ihrer Abreiſe; denn hier weis man alles. Sie zweifelten, ob Sie mir dazu Glück wünſchen, oder mich deswegen beklagen ſollten. Sie waren beyde gleich erſtaunt.

Dorval. Warum erſtaunt?

Clairville. Weil, wie der eine ſagte, meine Schweſter in Sie verliebt wäre.

Dorval. Viel Ehre für mich!

Clairville. Und der andere, weil Sie es ſelbſt in die Geliebte Ihres Freundes wären.

Dorval. Ich?

Clairville. Sie.

Dorval. In Roſalien?

Clairville. Zu Roſalien.

Dorval. Clairville, Sie ſollten denken —

Clairville. Ich denke, daß Sie keiner Verrätherey fähig ſind. (Dorval verräth Unruhe) Noch nie hat ſich in Dorvals Seele eine niederträchtige Geſinnung, noch in Clairvills Seele ein ſchimpflicher Verdacht geſchlichen.

Dorval. Verſchonen Sie mich, Clairville.

Clairville. Ich laſſe Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren. — Dafür warf ich auch Blicke des Unmuths und der Verachtung auf ſie. (Clairville betrachtet Dorvaln mit ſolchen Blicken, und Dorval kann ſie nicht aushalten. Er wendet den Kopf weg, und bedeckt ſich das Geſicht mit den Händen.) Ich gab ihnen zu verſtehen, daß man den Samen der Niederträchtigkeit in ſich ſelber hägen müße, derenwegen man einen andern ſo leicht in Verdacht haben könne; daß ich von meiner Geliebten, von meiner Schweſter, von meinem Freunde, überall wo ich mich befände, nicht anders als mit Achtung wollte geſprochen wiſſen — Sie billigen doch wohl mein Betragen?

Dorval. Ich kann es nicht mißbilligen — Nein — Aber —

Clairville. Ein Wort gab hierauf das andere. Sie gehen fort. Ich folge. Sie fallen mich an —

Dorval. Und es wäre um Sie geſchehen geweſen, wenn ich nicht zu Hülfe gekommen wäre! —

Clairville. Gewiß, ich habe Ihnen mein Leben zu danken.

Dorval. Das will ſo viel ſagen: einen Augenblick ſpäter, ſo wäre ich ſelbſt Ihr Mörder geworden.

Clairville. Wie können Sie ſo reden? Sie hätten ihren Freund verlohren, aber Sie wären doch geblieben, wer Sie ſind. Konnten Sie ſelbſt einem ſo unwürdigen Verdachte vorbeugen?

Dorval. Vielleicht.

Clairville. So ſchimpfliche Nachreden verhinderen?

Dorval. Vielleicht.

Clairville. Wie ungerecht ſind Sie gegen ſich ſelbſt!

Dorval. Wie groß ſind Unſchuld und Tugend, und wie dunkel und klein iſt dargegen das Laſter!

Zweyter Auftritt.

Dorval. Clairville. Thereſia.

Thereſia. Dorval — mein Bruder — in welche Unruhe ſtürzen Sie uns. — Ich zittere noch über und über, und Roſalia iſt halb todt.

Dorval und Clairville. Roſalia! (Dorval hält plötzlich wieder an ſich)

Clairville. Ich gehe, ich fliehe —

Thereſia (die ihn bey dem Arme zurückhält) Juſtine iſt bey ihr. Ich habe ſie geſehen. Ich komme eben von ihr. Sey unbeſorgt!

Clairville. Ich bin um ſie — ich bin um Dorvaln äuſſerſt beſorgt. — Er iſt ſo finſter, ſo unbegreiflich finſter! — In dem Augenblicke, da er ſeinem Freunde das Leben rettet! — Liebſter Freund, wenn ſie irgend einen Kummer haben, warum wollen Sie ihn nicht in den Schooß eines Menſchen ausſchütten, der alle Empfindungen mit Ihnen theilet; der, wenn er glücklich wäre, nur für ſeinen Dorval, nur für Roſalien leben wollte.

Thereſia (indem ſie einen Brief aus dem Buſen ziehet, und ihn ihrem Bruder giebt) Da, mein Bruder, lies ſein Geheimniß, lies das meinige, und allem Anſehen nach, die Urſache ſeiner Melancholie.

(Clairville nimmt den Brief und lieſet ihn. Dorval ſiehet, daß es der Brief iſt, den er an Roſalien geſchrieben hat, und ruft:)

Dorval. Gerechter Himmel! Es iſt mein Brief!

Thereſia. Ja, Dorval. Sie dürfen nicht abreiſen. Ich weis alles. Es iſt alles beſorgt — Welche Bedenklichkeiten machten Sie zu einem Feinde unſers Glückes? — Sie liebten mich! — Sie ſchrieben es mir! — Sie fliehen!

(Bey jedem dieſer Worte erſchüttert und quälet ſich Dorval)

Dorval. Das mußte ich. Das muß ich noch. Ein grauſames Schickſal verfolgt mich. Madame, dieſer Brief — (leiſe) Himmel, was wollte ich ſagen!

Clairville. Was habe ich geleſen? Mein Freund, mein Erretter wird mein Bruder! Wie ſehr wird dadurch mein Glück, wie ſehr meine Erkenntlichkeit wachſen!

Thereſia. O ſo erkennen Sie doch aus dieſen ſeinen freudigen Entzückungen, die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen und die Ungerechtigkeit Ihrer Beſorgniß! Aber welche geheime Urſache vermag noch, Ihre Freude zurück zu halten? Dorval, wenn ich Ihre Zärtlichkeit beſitze, warum beſitze ich nicht auch Ihr Vertrauen?

Dorval (in einem traurigen Tone und mit niedergeſchlagenen Gebehrden) Clairville.

Clairville. Liebſter Freund, Sie ſind traurig.

Dorval. Das bin ich.

Thereſia. Reden Sie, zwingen Sie ſich nicht länger! — Dorval, ſetzen Sie doch einiges Vertrauen auf Ihren Freund. (Dorval ſchweigt noch immer und Thereſia fügt hinzu:) Aber ich ſehe, daß Ihnen meine Gegenwart zur Laſt iſt. Ich laſſe Sie mit ihm allein.

Dritter

Dritter Auftritt.

Dorval. Clairville.

Clairville. Dorval, wir ſind allein. — Haben Sie einen Augenblick zweifeln können, ob ich ihre Verbindung mit Thereſien billigen würde? — Warum haben Sie mir ein Geheimniß aus Ihrer Neigung gemacht? Thereſien halte ich es zu gute; ſie iſt ein Frauenzimmer — aber Sie! — Sie antworten mir nicht.

(Dorval höret mit niederhangendem Haupte und über einander geſchlagenen Armen zu)

Sollten Sie wohl befürchtet haben, daß meine Schweſter, wenn ſie die Umſtände Ihrer Geburt erführe —

Dorval. (ohne ſich aus ſeiner Stellung zu rühren, den Kopf blos gegen Clairvillen gekehret) Clairville, Sie beleidigen mich. Ich habe einen zu ſtolzen Geiſt, dergleichen Beſorgniſſen Raum zu geben. Wenn Thereſia dieſes Vorurtheils fähig wäre, ſo würde ſie, ich unterſtehe mich es zu ſagen, — meiner nicht würdig ſeyn.

Clairville. Verzeihen Sie mir, liebſter Dorval; die hartnäckige Traurigkeit, in die ich Sie verſenkt ſehe, da alles Ihre Wünſche zu begünſtigen ſcheinet —

Dorval. (leiſe und mit Bitterkeit) Ja, ja, es gelingt mir alles ausnehmend ſchön.

Clairville. Dieſe Traurigkeit beunruhiget, verwirret mich, und macht, daß ich mit meinen Gedanken auf allerley Dinge verfalle. Ihrer Seits ein wenig mehr Vertrauen, würde mir eine Menge falſche Vermuthungen erſparen. — Liebſter Freund, Sie haben ſich mir nie eröffnet — Dorval weis von den ſüſſen Ausſchüttungen des Herzens nichts; — ſeine in ſich verſchloſſene Seele — Aber ſollte ich Ihre Meinung endlich errathen haben? Sollten Sie wohl befürchtet haben, daß, wenn mich Thereſens zweyte Heyrath der Hälfte eines Vermögens beraubte, das in der That gar nicht anſehnlich iſt, das mir aber nicht entgehen zu können ſchien, — daß ich alsdenn nicht reich genug ſeyn möchte, Roſalien zu heyrathen?

Dorval (traurig) Da kömmt ſie, dieſe Roſalia! — Clairville, bemühen Sie ſich den Eindruck zu unterhalten, den die Gefahr, in der Sie ſich befunden, bey ihr machen müſſen.

Vierter Auftritt.

Dorval. Clairville. Roſalia. Juſtine.

Clairville. (indem er Roſalien entgegen zu gehen eilet) Iſt es wirklich wahr, daß mich Roſalia zu verlieren befürchtet hat? Daß ſie für mein Leben gezittert hat? Wie theuer würde mir der Augenblick, welcher meinen Untergang drohte, wie theuer würde er mir ſeyn, wenn er den geringſten Funken der Zuneigung in ihr wieder angefacht hätte!

Roſalia. Es iſt wahr, Ihre Unvorſichtigkeit hat mich in die ſchrecklichſte Angſt geſetzet.

Clairville. Wie glücklich bin ich! (Er will Roſalien die Hand küſſen, die ſie zurück zieht.)

Roſalia. Halten Sie, mein Herr. Ich ſehe es ein, wie ſehr wir Dorvaln verbunden ſind. Aber ich weis auch, daß dergleichen Vorfälle, ſie mögen ſich auf Seiten der Mannsperſonen endigen wie ſie wollen, für ein Frauenzimmer doch immer verdrießliche Folgen haben.

Dorval. Mademoiſelle, wir haben den Handel nicht geſucht, wir ſind ſo dazu gekommen, und die Ehre hat ihre Geſetze.

Clairville. Ich bin voll Verzweiflung, Roſalia, daß ich Ihnen mißfallen habe. Aber ſchlagen ſie den ergebenſten, den zärtlichſten Liebhaber nicht ganz nieder. Oder wenn Sie es beſchloſſen haben, ſo betrüben Sie wenigſtens einen Freund nicht länger, der ohne Ihre Ungerechtigkeit glücklich ſeyn würde. Dorval liebt Thereſien. Er wird wieder geliebt. Er wollte abreiſen. Ein aufgegriffener Brief hat alles entdeckt. — Sprechen Sie ein Wort, Roſalia; und ſogleich vereinet uns alle ein ewiges Band, Dorvaln mit Thereſien, Clairvillen mit Roſalien; ein einziges Wort, und der Himmel wird mit Segen auf dieſen Tag herabſehen.

Roſalia. (indem ſie in den Lehnſtuhl zurückfällt.) Ich vergehe!

Dorval und Clairville. O Himmel! ſie ſtirbt!

Clairville. (fällt Roſalien zu Füſſen)

Dorval (ruft die Bedienten) Carl! Sylveſter! Juſtine!

Juſtine. (um ihr Fräulein beſchäftiget) Da ſehen Sie es nun, Mademoiſelle — Sie wollten ſich durchaus nicht inne halten — Ich habe es wohl vorher geſagt —

Roſalia (kömmt wieder zu ſich, ſtehet auf und ſagt:) Komm, Juſtine!

Clairville (will ihr den Arm reichen und ſie führen) Roſalia!

Roſalia. Laſſen Sie mich — Sie ſind mir verhaßt — Laſſen Sie mich, ſage ich.

Fünfter Auftritt.

Dorval. Clairville.

(Clairville läßt Roſalien gehen. Er iſt wie unſinnig. Er geht, er kömmt, er bleibt ſtehen. Er ſeufzet vor Schmerz und Wuth. Er ſtützet ſich mit dem Ellebogen auf die Rücklehne eines Stuhls, die Hände ſo vor dem Geſichte, daß die Ballen in den Augen liegen. Er ſchweigt einen Augenblick. Endlich bricht er aus:)

Clairville. Iſt das ſo genug? — Das war alſo der Dank für meine Bekümmerniß? Das war der Lohn meiner Zärtlichkeit? „Laſſen Sie mich! Sie ſind mir verhaßt!„ Ach! (Er bricht in unarticulirte Töne der Verzweiflung aus; er geht in äuſſerſter Bewegung auf und nieder, und wiederhohlt mit verſchiedenen, aber allezeit heftigen Veränderungen der Declamation, die Worte:) „Laſſen Sie mich! Sie ſind mir verhaßt!„ (Er wirft ſich in einen Lehnſtuhl. Er bleibt darinn einen Augenblick ohne zu reden, worauf er in einem hohlen und leiſen Tone ſagt:) Sie haßt mich. Und warum haſſet ſie mich? Was habe ich verbrochen? Ich habe ſie zu ſehr geliebt. (Er ſchweigt abermals einen Augenblick. Er ſteht auf. Er gehet hin und wieder. Er ſcheinet ſich ein wenig beruhiget zu haben, und ſagt:) Ja; ich bin ihr verhaßt. Ich ſehe es. Ich fühl es. Dorval, Sie ſind mein Freund. Soll ich mich ihrer entſchlagen — und ſterben? Reden Sie. Entſcheiden Sie mein Schickſal. (Carl kömmt herein. Clairville geht auf und ab)

Sechſter Auftritt.

Dorval. Clairville. Carl.

Carl (zitternd zu Clairvillen, den er in ſolcher Bewegung erblickt.) Mein Herr —

Clairville (ſieht ihn über die Achſel an.) Was giebts?

Carl. Es iſt unten im Hauſe ein Unbekannter, der mit jemand zu ſprechen verlangt.

Clairville. (anfahrend) Laß ihn warten!

Carl. (noch immer zitternd und ſagt) Es iſt ein Unglücklicher, und er hat ſchon lange gewartet.

Clairville. (ungeduldig) Laß ihn hereinkommen!

Siebender Auftritt.

Dorval. Clairville. Juſtine. Sylveſter.
Arnold.

und andere Bediente aus dem Hauſe, die aus Neugierde dazu kommen und auf der Bühne verſchiedentlich zerſtreut ſind. Juſtine kömmt etwas ſpäter als die andern.

Clairville. (ein wenig anfahrend) Wer ſeyd ihr? was wollt ihr?

Arnold. Mein Herr, ich heiſſe Arnold. Ich diene bey einem rechtſchaffnen alten Manne. Ich bin der Mitgenoſſe ſeines Unglücks geweſen, und ich komme ſeiner Tochter ſeine Zurückkunft zu melden.

Clairville. Roſalien?

Arnold. Ja, mein Herr.

Clairville. Neues Unglück! Wo iſt euer Herr? Wo habt ihr ihn gelaſſen?

Arnold. Beruhigen Sie ſich, mein Herr. Er lebt. Er wird bald hier ſeyn. Ich will Ihnen alles erzehlen, wenn ich anders ſo viel Kräfte habe, und Sie mir gütigſt zuhören wollen.

Clairville. Redet.

Arnold. Wir gingen, mein Herr und ich, auf dem Schiffe l'Apparent, von der Rhede vor Fortroyal, den ſechſten des Monats Julius, ab. Nie war mein Herr geſünder geweſen; nie habe ich ihn freudiger geſehen. Bald wandte er ſeine Augen nach der Gegend, der uns die Winde zuzuführen ſchienen, hob ſeine Hände gen Himmel und bat um eine geſchwinde Reiſe. Bald ſahe er mich mit hoffnungsvollen Augen an, und ſagte: Noch vierzehn Tage, Arnold, ſo ſehe ich meine Kinder wieder, ſo umarme ich ſie wieder, und bin wenigſtens einmal glücklich, ehe ich ſterbe.„

Clairville. (gerührt gegen Dorvaln) Hören Sie? Er gab mir bereits den ſüſſen Namen: Sohn. — Nun weiter, Arnold?

Arnold. Was ſoll ich Ihnen ſagen, mein Herr? Wir hatten die glücklichſte Fahrt von der Welt. Schon hatten wir die Küſten von Frankreich im Geſichte. Den Gefahren des Meeres ſo glücklich entgangen, begrüßten wir das feſte Land mit tauſend freudigen Ausruffungen, und umarmten uns alle unter einander, Befehlshaber, Officiere, Reiſende, Matroſen und wer wir alle waren: als uns plötzlich verſchiedene Schiffe, unter dem beſtändigen Zuruffe: Freunde! Freunde! näher kamen, ſich unſerer, unter Begünſtigung dieſes Geſchreys, bemächtigten und uns gefangen nahmen.

Dorval und Clairville. (indem ſie ihre Beſtürzung und ihren Schmerz, jeder durch die ſeinem Charakter zukommende Gebehrden zu erkennen geben) Gefangen!

Arnold. Wie ward es nun mit meinem Herrn! Thränen floſſen ihm aus den Augen. Er brach in tiefſe Seufzer aus. Er wandte ſeine Augen gegen das Ufer, von welchem man uns nun entfernte, er ſtreckte ſeine Arme darnach aus, und ſeine ganze Seele ſchien ihren Flug dahin nehmen zu wollen. Kaum aber hatten wir es aus dem Geſichte verloren, als ſeine Augen wieder trocken wurden. Sein Herz verſchloß ſich. Sein Blick heftete ſich auf die Fläche des Waſſers, und er verfiel in eine finſtere Traurigkeit, bey der ich für ſein Leben zitterte. Ich reichte ihm verſchiedenemal Brod und Waſſer, aber er wollte nichts annehmen.

(Arnold hält hier einen Augenblick inne, um zu weinen)

Unterdeſſen langten wir in dem feindlichen Hafen an. — Schenken Sie mir die übrige Erzehlung. — Nein, es iſt mir nicht möglich.

Clairville. O fahret fort —

Arnold. Man ziehet mich aus. Man legt meinen Herrn in Feſſeln. Nun konnte ich mich des Schreyens nicht länger enthalten. Ich rufte ihn zu verſchiedenenmalen: „Mein Herr, mein liebſter Herr.„ Er hörte mich, er blickte mich an, er ließ ſeine Arme traurig ſinken, er wandte ſich um, er folgte den Leuten, die ihn umringten, ohne ein Wort zu reden. — Unterdeſſen wirft man mich halb nackt in den allertiefſten Raum eines Schiffes, wo ich, unter einer Menge von Unglücklichen, ohne Barmherzigkeit, aller Martern des Hungers und des Durſtes und der Krankheiten, Preis gegeben wurde. Und Ihnen mit einem Worte alle Schrecken dieſes Orts zu ſchildern, muß ich Ihnen ſagen, daß ich in einem einzigen Augenblicke alle Töne des Schmerzes, alle Stimmen der Verzweiflung auf einmal hörte, und daß ich auf allen Seiten, wo ich meine Augen nur hinwarf, Raube des jämmerlichſten Todes erblickte.

Clairville. Das iſt nun das Volk, deſſen Weisheit man uns ſo rühmet, das man uns ohne Unterlaß zum Muſter vorſtellet! So geht man bey ihm mit Menſchen um!

Dorval. Wie ſehr hat ſich der Geiſt dieſer großmüthigen Nation geändert!

Arnold. Drey Tage war ich in dieſem Gedränge von Todten und Sterbenden, lauter Landesleuten, lauter Opfern der Verrätherey, als ich herausgezogen ward. Man bedeckte mich mit zerriſſenen Lumpen und führte mich, nebſt noch einigen von meinen unglücklichen Gefährten, in die Stadt, mitten durch den ausgelaſſenſten Pöbel, der die Straſſen erfüllte und uns mit Schimpfworten und Verwünſchungen überhäufte, da unterdeſſen eine ganz andere Art von Menſchen, welche der Lerm an die Fenſter gelocket hatte, Geld und Hülfe gleichſam auf uns regnen ließ.

Dorval. Welche unglaubliche Vermiſchung von Menſchlichkeit, Milde und Barbarey!

Arnold. Ich wußte nicht, ob man uns unſerer Freyheit entgegen führte, oder uns zu unſrer Hinrichtung ſchleppte.

Clairville. Und euer Herr, Arnold?

Arnold. Ich ward zu ihm geführt; es war dieſes der erſte Dienſt eines alten Correſpondenten, dem er unſer Unglück hatte wiſſen laſſen. Ich langte bey einem von den Gefängniſſen der Stadt an. Man öffnete die Thüren eines dunkeln Kerkers, und ich ſtieg herab. Ohne zu wiſſen, wohin ich mich wenden ſollte, blieb ich in dieſer Finſterniß unbeweglich ſtehen, als ich von einer ſterbenden Stimme durchdrungen ward, die noch kaum die Worte hervorbringen konnte: „Biſt du es, Arnold? Ich „warte ſchon lange auf dich. Ich lief auf dieſe Stimme zu, und traf auf nackte Arme, die in der Dunkelheit herumtappten. Ich ergriff ſie. Ich küßte ſie. Ich benetzte ſie mit Thränen. Es waren die Arme meines Herrn. (Eine kleine Pauſe)

Er war nackt. Er lag auf der feuchten Erde ausgeſtreckt — „Die Unglücklichen, die hier um „mich ſind, ſagte er mit leiſer Stimme, „haben mein

„Alter und meine Schwachheit gemißbraucht, mir „das Brod aus der Hand zu reiſſen, und mein „Stroh mir wegzunehmen.„

(Hier brechen alle Bediente in verſchiedne Laute des Schmerzes aus. Clairville iſt ſeines Schmerzes nicht länger Meiſter. Dorval giebt Arnolden ein Zeichen, einen Augenblick inne zu halten. Hierauf fährt er ſchluchzend fort)

Unterdeſſen ziehe ich meine Lumpen ab, und lege ſie meinem Herrn unter, der mit ſterbender Stimme die Güte des Himmels pries —

Dorval. (leiſe, ſeitab, und mit Bitterkeit) Der ihn in dem Innerſten eines Kerkers, auf den Lumpen ſeines Bedienten ſterben ließ!

Arnold. Ich erinnerte mich zu rechter Zeit des Allmoſens, das ich bekommen hatte. Ich rief um Hülfe, und ich brachte meinen alten, ehrwürdigen Herrn wieder zu ſich. Als er ein wenig zu Kräften gekommen war, ſagte er: „Arnold, ſey „gutes Muths! Du wirſt hier nicht bleiben. Ich „aber, ich merke es an meiner Schwachheit, werde „wohl hier ſterben müſſen.„ Hier ſchlang er ſeine Arme um meinen Hals, ſein Geſicht näherte ſich dem meinigen, und ſeine Thränen floſſen auf meine Wangen herab. „Freund, (ſprach er, und dieſen Namen gab er mir ſehr oft) „bald werde ich dir „meine letzten Seufzer vertrauen, und dir meine „letzten Worte überliefern, die du meinen Kindern

„wieder ſagen ſollſt. Ach, ſie hätten ſie von mir „ſelbſt hören ſollen!„

Clairville. (gegen Dorvaln, weinend) Seinen Kindern!

Arnold. Er hatte mir auf der Reiſe entdeckt, daß er ein gebohrner Franzoſe ſey, daß er nicht Merian heiſſe; daß er, als er ſein Vaterland verlaſſen, ſeinen Geſchlechtsnamen, gewiſſer Urſache wegen, die ich einmal erfahren würde, vertauſcht habe. Ach, er glaubte nicht, daß dieſes Einmal ſo nahe ſey! Er ſeufzte und wollte mir eben mehr ſagen, als wir den Kerker ſich öffnen hörten. Man rufte uns; es war der alte Correſpondent, der uns wieder zuſammengebracht und nun in Freyheit geſetzt hatte. Wie groß war ſein Schmerz, als er ſeine Blicke auf einen alten Mann warf, der ihm weiter nichts als ein athmend Cadaver zu ſeyn ſchien. Die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen. Er riß ſich ſeine Kleider ab. Er bedeckte ihn damit und nahm uns mit ſich in ſein Haus, wo uns alle mögliche Liebe und Gefälligkeit erwieſen ward. Man hätte ſagen ſollen, daß dieſe rechtſchaffene Familie ſich heimlich der Grauſamkeit und Ungerechtigkeit ihres Volkes ſchämte.

Dorval. Nichts alſo erniedriget ſo ſehr, als die Ungerechtigkeit.

Arnold (trocknet ſich die Augen und nimmt wieder eine ruhigere Mine an.) Es währte nicht lange, ſo kam mein Herr wieder zu Geſundheit und Kräften. Man bot ihm Hülfe an, und ich vermuthe, daß er ſie angenommen hat; denn als wir den Kerker verlieſſen, hatten wir nicht ſo viel, uns ein Stück Brodt zu kauffen.

Es war zu unſrer Reiſe ſchon alles fertig und wir wollten eben abfahren, als mich mein Herr bey Seite nahm, — nein, ich werde es Zeit meines Lebens nicht vergeſſen! — und zu mir ſagte: „Arnold, haſt du nichts mehr hier zu thun?„ Nein, mein Herr; antwortete ich ihm — „Und an unſere Landesleute, die wir in dem Elende, aus welchem uns der Himmel geriſſen, zurückgelaſſen haben, an dieſe denkeſt du nicht mehr? Da nimm das, und geh und nimm von ihnen Abſchied!„ — Ich lief! Ach! von ſo viel Unglücklichen, war nur noch eine kleine Anzahl übrig, die ſo ausgemergelt, ihrem Ende ſo nahe waren, daß die meiſten kaum noch ihre Hand nach der Gabe ausſtrecken konnten.

Das, mein Herr, iſt die umſtändliche Erzählung von unſrer unglücklichen Reiſe.

(Man beobachtet hier ein etwas längeres Stillſchweigen, worauf Arnold noch folgendes hinzuſetzt. Dorval gehet unterdeſſen, zu hinterſt in dem Saale, in Gedanken auf und ab.)

Ich habe meinen Herrn zu Paris gelaſſen, um ein wenig auszuruhen. Er hatte gehoft, einen Freund daſelbſt wieder zu finden:

(Hier wendet ſich Dorval gegen Arnolden, und iſt aufmerkſam.)

Allein dieſer Freund iſt ſeit verſchiedenen Monaten abweſend; und mein Herr wollte mir daher ſogleich nachfolgen.

(Dorval gehet noch in Gedanken auf und nieder.)

Clairville. Habt ihr Roſalien geſehen?

Arnold. Nein, mein Herr; ich bringe ihr nichts als Leid, und habe es nicht wagen wollen, vor ihr zu erſcheinen.

Clairville. Gehet und ruhet aus, Arnold. Sylveſter, ich empfehle dir ihn — Laß es ihm an nichts fehlen.

(Die Bedienten alle ſind um Arnolden her, und führen ihn ab.)

Achter Auftritt.

Dorval. Clairville.

(Nach einigem Stillſchweigen, während welchem Dorval, mit geſenktem Haupte, mit tiefſinniger Mine, und mit übereinandergeſchlagenen Armen, welches bey nahe ſeine gewöhnliche Stellung iſt, unbeweglich da geſtanden, und Clairville unruhig auf und niedergegangen, ſagt Clairville:)

Clairville. Wie nun, liebſter Freund? Iſt dieſer Tag nun ſo der Redlichkeit fatal genug? Glauben Sie wohl, daß itzt, in dem Augenblicke, da ich mit Ihnen rede, ein einziger ehrlicher Mann auf der ganzen Welt glücklich iſt?

Dorval. Sie wollen ſagen: ein einziger Böſewicht. Aber, Clairville, laſſen Sie uns die Moral bey Seite ſetzen. Man urtheilet in Dingen, die ſie betreffen, ganz verkehrt, wenn man Urſache zu haben glaubt, ſich über die Vorſicht zu beſchweren. — Was iſt nunmehr Ihr Entſchluß?

Clairville. Sie ſehen den ganzen Umfang meines Unglücks. Ich habe Roſaliens Herz verloren. Ach! es iſt das einzige Gut, deſſen Verluſt ich bedaure!

Ich kann ſie unmöglich in dem Verdachte haben, daß meine mittelmäßigen Glücksumſtände die heimliche Urſache ihrer Unbeſtändigkeit ſind. Wenn ſie es aber ſind, wie vielweniger kann ich itzt auf ſie rechnen, itzt, da ſich ihre eigenen Glücksumſtände ſo ſehr verringert haben? Wird ſie ſich wohl für einen Mann, den ſie nicht mehr liebt, allen den Folgen eines nur kümmerlichen Auskommens unterwerfen wollen? Ich ſelbſt, werde ich ſie darum anſprechen können, und dürfen? Ihr Vater wird ihr zu einer beſchwerlichen Ueberlaſt werden. Es iſt ungewiß, ob er mir ſeine Tochter noch geben wird. Es iſt faſt augenſcheinlich, wenn ich ſie annähme, daß ich ſie vollends zu Grunde richten würde. Ueberlegen Sie nun, und entſcheiden Sie!

Dorval. Dieſer Arnold hat meine Seele in die äuſſerſte Verwirrung geſezt. Wenn Sie wüßten, was für Gedanken mir bey ſeiner Erzehlung eingefallen ſind! — Dieſer Alte — dieſe ſeine Reden — ſein Charakter — dieſe Vertauſchung ſeines Namens — Aber laſſen Sie mich einen Argwohn, der mir nicht aus dem Kopfe will, zerſtreuen, und über ihre Angelegenheit nachdenken.

Clairville. Bedenken Sie, Dorval, daß Clairvills Schickſal in Ihren Händen iſt.

Neunter Auftritt.

Dorval allein.

Welch ein Tag der Unruhe und der Trübſal! Welch eine Mannichfaltigkeit von Martern! Es ſcheinet, als ob dichte Finſterniſſe ſich rund um mich zuſammenzögen, und dieſes mit tauſend ſchmerzlichen Empfindungen überhäufte Herz bedeckten! — Himmel! ſo ſoll ich nie eines ruhigen Augenblicks genieſſen! — Lügen und Verſtellung ſind mir ein Abſcheu; und doch hintergehe ich, in einem und ebendemſelben Nu, meinen Freund, ſeine Schweſter, und Roſalien. — Was wird ſie von mir denken?

ken? — Was ſoll ich ihres Liebhabers wegen beſchlieſſen? — Wie ſoll ich mich gegen Thereſien bezeigen? — Dorval, willſt du aufhören, oder willſt du fortfahren, ein ehrlicher Mann zu ſeyn? — Ein unvermutheter Zufall hat Roſalien zu Grunde gerichtet. Sie iſt arm. Ich bin reich. Ich liebe ſie. Ich werde von ihr wieder geliebt. Clairville kann ſie nicht erhalten — Fort aus meiner Seele, entfernet euch aus meinem Herzen, ſchimpfliche Vorſtellungen! Ich kann der allerunglücklichſte unter den Menſchen ſeyn; aber nie will ich mich zu dem niederträchtigſten machen. — Tugend, ſüſſe und grauſame Idee! Theuere und barbariſche Pflichten! Und du, Freundſchaft, die mich feſſelt und mich zerfleiſcht, euch ſoll allen gnug geſchehen! Was wäreſt du, o Tugend, wenn du kein Opfer begehrteſt? Du biſt nichts, als ein eitler Schall, o Freundſchaft, wann du uns keinen Geſetzen unterwirfſt! — — Clairville muß Roſalien, er muß ſie haben!

(Er fällt, wie ohne Empfindung, in einen Lehnſtuhl, richtet ſich bald wieder auf, und ſagt:) Nein, ich will meinem Freunde ſeine Geliebte nicht rauben. So tief will ich mich nicht erniedrigen. Mein Herz ſtehet mir dafür. Wehe dem, der der Stimme ſeines Herzens nicht gehorcht! — Aber Clairville hat kein Vermögen. Roſalien fehlt es gleichfalls. — Dieſe Hinderniſſe müſſen aus dem Wege geräumet werden. Ich kann es. Ich will es. — Was kann uns ſo ſchwer, ſo ſchmerzlich fallen, wofür uns das Vergnügen einer großmüthigen Handlung nicht ſchadlos hielte? Ach, ich erhohle mich wieder! — —

Wozu brauche ich Vermögen, wenn ich Roſalien nicht heyrathe? Wie kann ich es würdiger gebrauchen, als wenn ich es zum Beſten zweyer Weſen, die mir ſo werth ſind, verwende? Ach, wenn ich es recht bedenke, dieſes ſeltene Opfer iſt nichts. — Clairville wird mir ſein Glück zu danken haben! Roſalia wird mir ihr Glück zu danken haben! Roſaliens Vater wird mir ſein Glück zu danken haben! — Und Thereſia? — Sie ſoll die Wahrheit von mir hören. Sie ſoll mich ganz kennen lernen. Sie ſoll für das Frauenzimmer zittern, die es wagen dürfte, ihr Schickſal mit dem meinigen zu verbinden. — Indem ich ſo allem, was mich umgiebt, die Ruhe wieder ſchenke, ſo wird auch mich hoffentlich die Ruhe nicht länger fliehen. — (Er ſeufzet) Dorval, was peiniget dich alſo noch? Warum wird mein Innerſtes noch zerriſſen? O Tugend, habe ich noch nicht genug für dich gethan!

Aber Roſalia wird ſich weigern, ihr Glück von meiner Hand anzunehmen. Sie kennet den Werth dieſer Gütigkeit zu wohl, als daß ſie einen Mann, den ſie haſſen, den ſie verachten muß, derſelben fähig machen ſollte. — Ich muß ſie alſo betriegen! — Und wenn ich mich dazu entſchlieſſe, wie muß ich es anfangen? — Der Ankunft ihres Vaters zuvorkommen? — Durch die öffentlichen Blätter verbreiten laſſen, daß das Schif, auf welchem ſie ihre Reichthümer gehabt, aſſecurirt geweſen? — Ihr durch einen Unbekannten ſo viel wieder zuſtellen laſſen, als ſie verloren hat? Warum nicht? — Dieſes Mittel iſt das natürlichſte. Es gefällt mir. Nur wird Beſchleunigung dazu nöthig ſeyn. (Er ruft Carln) Carl! (Er ſetzet ſich an den Tiſch und ſchreibt)

Zehnter Auftritt.

Dorval. Carl.

Dorval (giebt ihm einen Zettel und ſagt:) Nach Paris, zu meinem Banquier.

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Roſalia. Juſtine.

Juſtine. Nun, Mademoiſell? Sie haben Arnolden ſehen wollen. Sie haben ihn geſehen. Ihr Herr Vater langt an. Aber wie ſteht es um Ihr Vermögen?

Roſalia. (mit einem Schnupftuche in der Hand.) Was vermag ich wider das Schickſal? Mein Vater lebt noch. Wenn der Verluſt ſeines Vermögens nur ſeiner Geſundheit nicht nachtheilig geweſen, ſo iſt das übrige nichts.

Juſtine. Wie, das übrige iſt nichts?

Roſalia. Nein, Juſtine. Ich werde den Mangel kennen lernen. Aber es giebt noch weit gröſſere Uebel.

Juſtine. Betriegen Sie ſich nicht ſelbſt, Mademoiſelle. Keines, als der Mangel, wird uns geſchwinder unerträglich.

Roſalia. Würde ich bey dem gröſten Reichthume weniger zu beklagen ſeyn? — Die Glückſeligkeit wohnet nur in einer unſchuldigen und ruhigen Seele; und dieſe, Juſtine, dieſe hatt' ich!

Juſtine. Als Clairville noch darinn herrſchte.

Roſalia. (ſitzend und weinend) Geliebter, der mir damals ſo theuer war! Clairville, den ich hochſchätze und zur Verzweiflung bringe! O du, dem ein viel minder Würdiger alle meine Zärtlichkeit geraubet hat, wie wohl biſt du gerochen! Ich weine, und man lacht über meine Thränen.

Juſtine, was denkſt du von dieſem Dorval? — Dieſem ſo zärtlichen Freunde, dieſem ſo aufrichtigen Manne, dieſem ſo tugendhaften Sterblichen? Er iſt nichts beſſer als andere; er iſt ein Nichtswürdiger, der des Allerheiligſten, der Liebe, der Freundſchaft, der Tugend, der Wahrheit ſpottet! — Wie ſehr beklage ich Thereſien! Er hat mich betrogen. Er kann ſie leicht auch betriegen. — (Indem ſie aufſpringt) Aber ich höre jemanden. — Juſtine, wenn er es wäre.

Juſtine. Mademoiſelle, es iſt niemand.

Roſalia (ſetzet ſich wieder nieder und ſagt:) Wie boshaft ſind dieſe Mannsbilder! und wie einfältig ſind wir! — Sieh nur Juſtine wie nahe in ihren Herzen die Wahrheit mit dem Meineide gränzet; das Erhabene mit dem Niederträchtigen! — Dieſer Dorval, der ſein Leben für ſeinen Freund wagt, iſt eben derſelbe, der ihn betriegt, der ſeine Schweſter betriegt, und gegen mich Zärtlichkeit hägen darf. Aber warum werfe ich ihm Zärtlichkeit vor? Zärtlichkeit iſt mein Verbrechen. Seine Zärtlichkeit war eine Falſchheit, die nie ihres gleichen gehabt hat.

Zweyter Auftritt.

Roſalia. Thereſia.

Roſalia (gehet Thereſen entgegen.) Ach, Madame, in welchem Zuſtande überraſchen Sie mich!

Thereſia. Ich komme, an Ihrem Schmerze meinen Antheil zu nehmen.

Roſalia. Der Himmel laſſe Sie immer glücklich ſeyn!

Thereſia (ſetzet ſich nieder, läßt Roſalien neben ſich niederſetzen, und faßt ſie bey beyden Händen.) Roſalia, ich verlange weiter nichts, als die Freyheit, mich mit Ihnen betrüben zu dürfen. Ich habe die Unbeſtändigkeit der Dinge dieſes Lebens viele Jahre lang erfahren, und Sie wiſſen, ob ich Sie liebe.

Roſalia. Alles hat ſich verändert. Alles hat ein Augenblick vernichtet.

Thereſia. Thereſia bleibt Ihnen — und Clairville.

Roſalia. Ich kann mich nicht geſchwind genug von einem Aufenthalte entfernen, wo meine Betrübniß überläſtig ſeyn muß.

Thereſia. Mein Kind, bedenken Sie ſich wohl! Das Unglück macht ſie ungerecht und grauſam. Doch Ihnen, Ihnen muß ich dieſen Vorwurf nicht machen. Ich vergaß im Schooſſe des Glücks, Sie auf Unfälle vorzubereiten. Ich Glückliche hatte das Unglück ganz aus den Augen verloren. Ich bin dafür geſtraft; Sie müſſen mir Vorwürfe deswegen machen — Aber ihr Vater?

Roſalia. Ich habe ihm ſchon manche Thräne gekoſtet! — Madame, wenn Sie einſt Mutter werden — Wie ſehr beklage ich Sie!

Thereſia. Roſalia erinnern Sie ſich des Willens ihrer Muhme. Ihre letzten Worte vertrauten mir die Sorge für Roſaliens Wohl. — Doch ich will itzt nicht von meinem Rechte ſprechen; ich erwarte einen Beweis, ob Sie mich werth halten: urtheilen Sie alſo, wie ſehr mich eine abſchlägliche Antwort beleidigen würde. — Roſalia, o trennen Sie ja nicht ihr Schickſal von dem meinigen! Sie kennen Dorvaln. Er liebt Sie. Ich will mir Roſalien von ihm ausbitten. Ich werde ſie erhalten, und dieſes Pfand wird das erſte und ſüſſeſte Pfand ſeiner Zärtlichkeit ſeyn.

Roſalia (windet nicht ohne Gewalt ihre Hände aus Thereſens Händen los, ſtehet mit einer Art von Unwillen auf, und ſagt:) Dorval!

Thereſia. Sie haben ſeine völlige Hochachtung.

Roſalia. Ein Fremder! — Ein Unbekannter! — Ein Menſch, der ſich kaum einige Augenblicke unter uns gezeiget hat! — Deſſen Aeltern man nie zu nennen gewußt hat! — Deſſen Tugend vielleicht Verſtellung iſt! — Verzeihen Sie, Madame — Ich vergaß — Sie kennen ihn ohne Zweifel beſſer? —

Thereſia. Ich muß es Ihnen vergeben. Um Sie iſt Nacht. Aber erlauben Sie, daß ich Ihnen einen Strahl von Hoffnung darf leuchten laſſen.

Roſalia. Ich habe gehoft. Ich bin betrogen worden. Ich will nicht mehr hoffen.

Thereſia (lächelt traurig.)

Roſalia. Ja, wenn Thereſia allein geblieben wäre, in der ehemaligen Eingezogenheit; vielleicht — Und auch das iſt weiter nichts als ein eitler Gedanke, der uns beyde würde betrogen haben. Unſre Freundin wird unglücklich. Man fürchtet zu wenig für ſie zu thun. Die erſte Hitze der Grosmuth bemeiſtert ſich unſrer. Aber die Zeit! die Zeit! — — Madame, die Unglücklichen ſind ſtolz, überläſtig, argwöhniſch. Nach und nach gewöhnet man ſich an den Anblick ihrer Betrübniß. Bald drauf wird man ihrer überdrüßig. Wir wollen uns lieber der Gefahr nicht ausſetzen, gegen einander ungerecht zu werden. Ich habe alles verloren; laſſen Sie uns wenigſtens unſere Freundſchaft von dem Schifbruche retten. — Es ſcheinet, als ob ich dem Unglücke ſchon etwas zu danken hätte. — Noch hat Roſalia, von Thereſiens Rathe nur immer unterſtützt, nichts gethan, worauf ſie in ihren eigenen Augen ſtolz ſeyn könnte. Es iſt Zeit, daß ſie es erfahre, weſſen ſie Thereſiens und des Unglücks Lehren fähig gemacht haben. Wollen Sie ihr das einzige Glück, das ihr noch übrig iſt, das Glück ſich ſelbſt kennen zu lernen, beneiden?

Thereſia. Roſalia, Sie ſind in einem Stande von Entzückung; trauen Sie dieſem Stande nicht zu viel. Die erſte Wirkung des Unglücks iſt dieſe, daß es die Seele verhärtet; und die letzte, daß es ſie bricht. — Sie, die Sie für ſich und für mich, alles von der Zeit beſorgen, beſorgen Sie denn nichts von derſelben für ſich allein? — Bedenken Sie, Roſalia, daß das Unglück Sie heiliget. Wenn es mir jemals begegnen ſollte, daß ich der ſchuldigen Achtung gegen das Unglück, vergäſſe: ſo erinnern Sie mich meiner ſelbſt, reden Sie, machen Sie, daß ich mich meiner zum erſtenmale ſchäme. — Mein Kind, ich habe gelebt. Ich habe ausgeſtanden. Ich glaube das Recht erlangt zu haben, mir etwas zutrauen zu dürfen; gleichwohl erſuche ich Sie nur, ſich auf meine Freundſchaft eben ſo ſehr, als auf ihren Muth zu verlaſſen. — Wenn Sie ſich alles von ſich ſelbſt verſprechen, und wenn Sie nichts von Thereſien erwarten, ſind Sie alſo denn nicht ungerecht? — Oder ſollten Sie wohl vor den Begriffen von Wohlthat und Dankbarkeit erſchrecken? Schenken Sie meinem Bruder ihre Zärtlichkeit wieder, und Sie werden mir nichts, ich werde Ihnen alles zu danken haben.

Roſalia. Madame, hier iſt Dorval — Erlauben Sie, daß ich mich entferne. — Ich würde ſeinen Triumph nur um ein ſehr weniges verherrlichen können. (Dorval tritt herein)

Dritter Auftritt.

Thereſia. Dorval.

Dorval. Wir wollen ihr immer, Madame, das traurige Vergnügen laſſen, ihrer Betrübniß ohne Zeugen nachhängen zu können.

Thereſia. Sie werden Roſaliens Schickſal ändern können. Dorval, der Tag meines Glücks, kann der Anfang ihrer Ruhe werden.

Dorval. Erlauben Sie, Madame, daß ich frey mit Ihnen reden darf. Dorval will Ihnen ſeine geheimſten Gedanken anvertrauen, um ſich dadurch, wo möglich, deſſen, was Sie für ihn gethan haben, werth zu machen, oder wenigſtens von Ihnen beklagt und bedauert zu werden.

Thereſia. Wie, Dorval? Aber reden Sie.

Dorval. Ich will reden. Ich bin es Ihnen ſchuldig. Ich bin es Ihrem Bruder ſchuldig. Ich bin es mir ſelbſt ſchuldig — Sie wollen Dorvals Glück; aber kennen Sie ihn denn auch recht, dieſen Dorval? — Geringe Dienſte, deren Werth ein junger wohlerzogener Menſch übertrieben hat; ſeine Entzückungen bey dem Anſcheine einiger Tugenden; ſeine Empfindlichkeit für einige von meinen Unglücksfällen; alles dieſes hat in Ihnen gewiſſe Vorurtheile veranlaſſet, welche mir die Wahrheit zu vernichten gebietet. Clairvillens Geiſt iſt noch ſehr jung; Thereſia muß ein reiferes Urtheil von mir fällen. (Eine Pauſe.)

Ich habe von dem Himmel ein aufrichtiges Herz erhalten; der einzige Vorzug, den es ihm gefallen hat, mir zu ertheilen. — Aber dieſes Herz iſt entſtaltet, und ich bin, wie Sie ſehen — finſter und melancholiſch. Ich habe — Tugend, aber es iſt eine verdrießliche Tugend; ich habe Sitten, aber nur gute rohe Sitten; — eine zärtliche Seele, die aber durch anhaltende Unglücksfälle erbittert worden. Ich kann noch Thränen vergieſſen, aber ſie ſind ſelten und es ſind grauſame Thränen. — Nein, ein Mann von dieſem Charakter iſt kein Gemahl für Thereſien.

Thereſia. Dorval, beruhigen Sie ſich. Als mein Herz den Eindrücken ihrer Tugenden nachgab, ſahe ich Sie nicht anders, als Sie ſich ſelbſt mahlen. Ich erkannte das Unglück und ſeine ſchrecklichen Wirkungen. Ich bedauerte Sie, und mit eben dieſer Empfindung fing vielleicht meine Zärtlichkeit an.

Dorval. Das Unglück hat aufgehöret, Sie zu verfolgen; aber mich drückt es immer ſchwerer und ſchwerer. — Wie unglücklich bin ich, und wie lange bin ich es! Gleich nach meiner Geburt ward ich an einen Ort verſchleidert, der die Grenze zwiſchen Einöde und Geſellſchaft heiſſen kann; und als ich die Augen aufthat, mich nach den Banden umzuſehen, die mich mit den Menſchen verknüpften, konnte ich kaum einige Trümmer davon erblicken. Dreyßig Jahre lang, Madame, irrete ich unter ihnen einſam, unbekannt und verabſäumet umher, ohne die Zärtlichkeit irgend eines Menſchen empfunden, noch irgend einen Menſchen angetroffen zu haben, der die meinige geſucht hätte; als das Glück mir ihren Bruder zuführte. Meine Seele erwartete die ſeinige. In ſeinen Schooß goß ich nun endlich einen Strom von Empfindungen aus, der ſchon ſo lange ſich auszubreiten geſucht hatte; und ich bildete mir nicht ein, daß ich in meinem ganzen Leben einen ſüſſern Augenblick haben könnte, als dieſen, da ich mich des langen Verdruſſes, allein zu exiſtiren, entladete. — Wie theuer iſt mir dieſer

ſer glückliche Augenblick zu ſtehen gekommen! — Wenn Sie wüßten —

Thereſia. Sie ſind unglücklich geweſen; aber alles hat ſein Ziel; und ich darf glauben, daß Sie dem Augenblicke einer glücklichen und dauerhaften Veränderung nahe ſind.

Dorval. Wir haben einander ſo ziemlich auf die Probe geſtellt, das Schickſal und ich. Von Glückſeligkeit iſt gar nicht mehr die Frage. — Ich haſſe den Umgang mit Menſchen, und fühle es, daß mich die Ruhe fern von ihnen, und fern ſogar von denjenigen, die mir ſo werth ſind, erwartet. — Wollte doch der Himmel, auf Sie, Madame, alle den Seegen legen, den er mir verweigert, und Thereſien zu der glücklichſten ihres Geſchlechts machen! — (ein wenig gerührt) Vielleicht höre ich es einſt in meiner Einſamkeit, und freue mich darüber.

Thereſia. Dorval, Sie irren ſich. Um ruhig zu ſeyn, muß man den Beyfall ſeines Herzens und vielleicht auch den Beyfall der Menſchen haben. Dieſen werden Sie nicht erhalten, und jenen werden Sie ſchwerlich mit wegbringen, wenn Sie den Poſten, der Ihnen angewieſen iſt, verlaſſen. Sie haben die allerſeltenſten Talente erhalten, und Sie ſind der Geſellſchaft dafür Rechenſchaft ſchuldig. Mag ſich doch jene Menge unnützer Weſen, die ohne Endzweck in ihr herumirren, und die ihr nur hinderlich ſind, daraus entfernen, wenn ſie will. Aber Sie, und das getraue ich mir zu behaupten, Sie können es ohne Verbrechen nicht thun. Einer Frau, die Sie liebet, kömmt es zu, Sie unter den Menſchen zurück zu halten. Thereſien kömmt es zu, der unterdrückten Tugend eine Stütze; dem übermüthigen Laſter eine Geiſſel; allen Rechtſchaffnen einen Bruder; ſo viel Unglücklichen einen Vater, den ſie in Ihnen erwarten; dem menſchlichen Geſchlechte ſeinen Freund; und tauſend rühmlichen, nützlichen und groſſen Unternehmungen, dieſen von Vorurtheilen freyen Geiſt und dieſe ſtarke Seele zu erhalten, die dazu nöthig iſt und die Sie beſitzen. — Sie, Sie ſollten die Geſellſchaft verlaſſen! Ich berufe mich auf Ihr eigenes Herz; fragen Sie es, und es wird Ihnen ſagen, daß der rechtſchaffne Mann in der Geſellſchaft lebt, und daß nur der Böſewicht ſich ihr zu entziehen ſucht.

Dorval. Aber das Unglück verfolgt mich, und verbreitet ſich auf alles, was um mir iſt. Wenn der Himmel ſchon will, daß ich in Unmuth leben ſoll, will er darum auch, daß ich andere darein ſtürzen ſoll? Vor meiner Ankunft war man hier glücklich.

Thereſia. Der Himmel verdunkelt ſich dann und wann; und wenn wir unter der Wolke ſind, ſo kann ſie ein Augenblick eben ſowohl wieder zerſtreuen, als ſie ein Augenblick zuſammengezogen hat. Es komme aber wie es will, der Weiſe bleibet allezeit auf ſeiner Stelle, und auf dieſer erwartet er das Ende ſeines Ungemachs.

Dorval. Aber muß er nicht befürchten, dieſes Ende zu entfernen, wenn er die Gegenſtände ſeiner Zuneigung vermehret? — Thereſia, der ſo allgemeine und ſo ſüſſe Hang, der alle Weſen mit ſich fortreißt, und ſie zur Verewigung ihres Geſchlechts antreibet, iſt mir nicht fremd. Ich habe es in meinem Herzen wohl empfunden, daß ohne eine Gehülfin, die Glück und Unglück mit mir theile, dieſe ganze Welt für mich nichts als eine weite Einöde ſeyn würde. — In meinen Anfällen der Melancholie habe ich ſie oft gerufen, dieſe Gehülfin —

Thereſia. Und der Himmel ſendet ſie Ihnen.

Dorval. Zu meinem Unglücke, viel zu ſpät. Er hat die gute einfältige Seele, die ſich bey ſeinen geringſten Gunſtbezeugungen würde glücklich geſchätzt haben, ſcheu und wild gemacht. Er hat ſie mit Furcht und Schauder und einem geheimen Schrecken erfüllet. — Dorval ſollte es wagen, ſich noch mit dem Schickſale einer Gattin zu beladen! — Vater zu werden! — Kinder zu bekommen! — Kinder! — Wenn ich bedenke, in welches Chaos von Vorurtheilen, von Ausſchweifungen, von Laſter und Elend, wir gleich mit unſrer Geburt verſenkt werden, ſo macht mir der bloſſe Gedanke davon Entſetzen.

Thereſia. Sie ſind von Geſpenſtern umringet, und ich bin darüber gar nicht erſtaunt Die Geſchichte des Lebens iſt ſo wenig bekannt; die Geſchichte des Todes iſt ſo dunkel; und der Anſchein des Uebels in der Welt iſt ſo klar — Dorval, Ihre Kinder ſind nicht dazu beſtimmt, in das Chaos, welches Sie für ſie fürchten, zu verſinken. Sie werden die erſten Jahre ihres Lebens unter Ihren Augen leben, und das kann Ihnen für die folgenden hinlängliche Gewähr leiſten. Sie werden von Ihnen lernen denken, und denken wie Sie. Ihres Vaters Neigungen, Leidenſchaften und Vorſtellungen werden in ſie übergehen. Von ihm werden ſie die richtigen Begriffe bekommen, die er von der wahren Gröſſe und Niedrigkeit, von dem wahren Glücke und dem anſcheinenden Elende hat. Es wird nur auf ihn ankommen, daß ſie vollkommen eben daſſelbe Gewiſſen haben, als Er. Ihn werden ſie handeln ſehen. Mich werden Sie dann und wann reden hören. — (Mit einem anſtändigen Lächeln ſetzet ſie hinzu:) Dorval ihre Töchter werden tugendhaft und ſittſam ſeyn. Ihre Söhne werden edel und groß ſeyn. Ihre Kinder insgeſamt werden liebenswerth ſeyn.

Dorval (nimmt Thereſien bey der Hand, die er zwiſchen ſeinen beyden Händen drücket, lächelt ſie mit einer gerührten Mine an, und ſagt:) Wenn, zum Unglücke, ſich Thereſia betröge — Wenn ich Kinder hätte, dergleichen ich ſo viele ſehe, elende, laſterhafte Kinder. Ich kenne mich. Ich würde für Schmerz ſterben.

Thereſia (in einem pathetiſchen Tone, ganz durchdrungen.) Aber würden ſie dieſe Furcht haben, wenn Sie bedächten, daß die Wirkung der Tugend auf unſere Seele nicht minder nothwendig und mächtig iſt, als die Wirkung der Schönheit auf unſere Sinne? Wenn Sie bedächten, daß ſich in dem menſchlichen Herze ein Geſchmack an Ordnung findet, der weit älter als alle Ueberlegung iſt; daß wir durch dieſen Geſchmack zur Scham empfindlich werden, zur Scham, die uns die Verachtung ſogar jenſeit des Todes zu fürchten gewöhnet; daß die Nachahmung uns angebohren iſt, und daß unter allen Beyſpielen das Beyſpiel der Tugend am ſtärkſten feſſelt, weit ſtärker als ſelbſt das Beyſpiel des Laſters? — Ach Dorval, wie viele Mittel hat man nicht, die Menſchen gut zu machen!

Dorval. Ja, wenn wir ſie zu brauchen wüßten! — Und geſetzt auch, daß wir bey glücklichen Naturellen, durch unſere unabläßliche Sorgfalt, ſie wirklich vor dem Laſter bewahren können, werden ſie darum vielweniger zu beklagen ſeyn? Wie wollen Sie das Schrecken und die Vorurtheile von ihnen abhalten, die gleich bey dem Eintritte in die Welt auf ſie warten, und ihnen bis in das Grab folgen? Die Thorheit und das Elend des Menſchen, machen mir Grauen. Welche Menge ungeheurer Meinungen, deren Urheber und Opfer er wechſelsweiſe iſt! Ach Thereſia! wer ſollte nicht zittern, die Zahl der Unglücklichen zu vermehren, die man mit Uebelthäter verglichen hat *, welche in ihrem traurigen Kerker, anſtatt einander beyzuſpringen, gegen einander ergrimmen und mit den Ketten um ſich ſchlagen, die ſie gefeſſelt halten.

Thereſia. Ich weis wohl, wie viel Unglück der Fanatismus geſtiftet hat, und wie ſehr er noch zu fürchten iſt. — Aber wenn izt — unter uns — ein Ungeheuer aufſtände, dergleichen die Zeiten der Finſterniß hervorbrachten, da durch ſeine Wuth und durch ſeine Verblendung dieſes Land mit Blut getränket ward, — wenn man dieſes Ungeheuer auf das allergrößte Verbrechen, unter Anrufung des Beyſtandes vom Himmel, los eilen ſähe, — wie es in der einen Hand das Geſetz ſeines Gottes, und in der andern den Dolch hielte, den Völkern eine lange ſchreckliche Reue zu bereiten: — glauben Sie mir, Dorval, es würde eben ſo viel Erſtaunen als Abſcheu erwecken. — Es giebt freylich wohl noch Barbaren, und wenn wird es dergleichen nicht mehr geben? Aber die Zeiten der Barbarey ſind vorbey. Das Jahrhundert hat ſich aufgeklärt. Die Vernunft hat ſich geläutert. Die

---

* Voltaire.

Werke der Nation ſind voll von ihren Gebothen; und diejenigen Werke, in welchen man den Menſchen die allgemeine Liebe einzuflöſſen ſucht, ſind faſt die einzigen, welche geleſen werden. Dieſe allgemeine Liebe betreffen die Lehren, von welchen unſere Bühnen ertönen, und von welchen ſie nicht oft genug ertönen können. Der Weltweiſe ſelbſt, deſſen Vergleichung ſie erwähnet haben, danket den erhaltenen Beyfall vornehmlich den menſchlichen Geſinnungen, die in ſeinen Schriften herrſchen, und der Gewalt, die ſie auf unſere Seelen haben. Nein, Dorval, ein Volk, das täglich hingehet, ſich durch die unglückliche Tugend rühren zu laſſen, kann weder boshaft noch wild ſeyn. Sie, Sie ſind es; Männer von ihrer Art, welche die Nation ehret, und welche die Regierung izt mehr als jemals ſchützen ſollte, dieſe Männer ſind es, die unſere Kinder von den ſchrecklichen Ketten befreyen können, mit welchen Ihre Melancholie ihre unſchuldigen Hände gefeſſelt ſiehet.

Und was wird meine Pflicht, was wird Ihre Pflicht anders ſeyn, als ſie in dem Urheber aller Dinge ſelbſt, nur diejenigen Eigenſchaften bewundern zu lehren, die ſie in Uns lieben werden? Wir wollen ihnen ohne Unterlaß vorſtellen, daß die Geſetze der Menſchlichkeit unveränderlich ſind, daß uns nichts von ihnen losſprechen kann; und ſo werden wir in ihren Seelen jene Empfindung des allgemeinen Wohlwollens, das ſich auf die ganze Natur erſtrecket, aufkeimen ſehen. — Sie haben mir hundertmal geſagt, daß eine zärtliche Seele ſich das groſſe Syſtem der empfindlichen Weſen nicht vorſtellen könne, ohne das Glück derſelben eifrigſt zu wollen, ohne daran Theil zu nehmen; und ich fürchte nicht, daß unter meinem Herzen und von Ihrem Blute eine grauſame Seele gebildet werden könnte.

Dorval. Thereſia, eine Familie verlangt beträchtliche Glücksgüter, und ich darf Ihnen nicht bergen, daß mein Vermögen ſeit kurzem bis auf die Hälfte geſchmolzen iſt.

Thereſia. Die wirklichen Bedürfniſſe haben ihre Grenzen; die eingebildeten ſind unendlich. Sie mögen noch ſo ein groſſes Vermögen zuſammenbringen, Dorval; Ihre Kinder werden doch immer arm ſeyn, wenn ihnen die Tugend fehlt.

Dorval. Die Tugend? Man ſpricht viel davon.

Thereſia. Die Tugend iſt das, was auf der ganzen Welt am beſten gekannt und am meiſten verehret wird. Aber Dorval, ſie wird uns durch die Opfer, die wir ihr bringen, weit werther, als durch alle die Reize, die wir an ihr zu finden glauben. Und wehe dem, der ihr nicht genug aufgeopfert hat, ſie allem andern vorzuziehen, nur für ſie zu leben und zu athmen, ihrer Süßigkeiten voll zu werden, und in dieſer Trunkenheit das Ende ſeiner Tage zu finden.

Dorval. Welch eine Frau! (Er iſt erſtaunt. Er ſchweigt einen Augenblick ſtill und ſagt hierauf:)

Anbetungswürdige und grauſame Frau, wozu bringen Sie mich! Sie entreiſſen mir das Geheimniß meiner Geburt. Wiſſen Sie dann, daß ich kaum meine Mutter gekannt habe. Eine junge unglückliche, allzuzärtliche, allzuempfindliche Perſon gab mir das Leben, und ſtarb kurz darauf. Ihre erbitterten und mächtigen Freunde hatten meinen Vater gezwungen, nach Amerika zu fliehen. Daſelbſt erfuhr er den Tod meiner Mutter, eben da er ſich nun ſchmeicheln durfte, ihr Gemahl werden zu können. Dieſer Hofnung alſo beraubt, ließ er ſich in Amerika nieder; doch vergaß er des Kindes nicht, das er von einer ſo theuren Gattin hatte. Thereſia, ich bin dieſes Kind. — Mein Vater hat verſchiedene Reiſen nach Frankreich gethan. Ich habe ihn geſehen. Ich hoffte ihn noch einſt zu ſehen, aber ich hoffe es nicht mehr. Sie ſehen; meine Geburt iſt in den Augen der Menſchen verworfen, und mein Glück iſt dahin.

Thereſia. Die Geburt wird uns gegeben; aber unſere Tugenden ſind unſer eigen. Und was die immer beſchwerlichen und oft ſchädlichen Reichthümer anbelangt, ſo hat der Himmel, indem er ſie auf die Fläche der Erde verſtreuet, und ſie ohne Unterſchied ſowohl dem Guten als dem Böſen zufallen laſſen, das Urtheil, welches wir von ihnen fällen ſollen, uns vorgeſprochen. Geburt, Würden, Hoheit, Reichthümer, alles kann der Laſterhafte haben, nur die Gnade des Himmels nicht.

Dieſes, Dorval, hatte mich ein wenig Vernunft lange Zeit vorher gelehret, ehe man mir Ihr Geheimniß vertraute; und es war mir weiter nichts übrig zu erfahren, als den Tag meines Glücks und meiner Ehre.

Dorval. Roſalia iſt unglücklich. Clairville iſt voller Verzweiflung.

Thereſia. Dieſer Vorwurf macht mich erröthen. Dorval, ſprechen Sie meinen Bruder. Ich will Roſalien ſprechen; uns kömmt es zu, dieſe zwey Weſen, die es ſo ſehr verdienen, vereiniget zu werden, einander wieder näher zu bringen. Wenn es uns damit gelingt, ſo hoffe ich, wird der Erfüllung unſrer Wünſche weiter nichts fehlen.

Vierter Auftritt.

Dorval allein.

Das iſt die Frau, von der Roſalia erzogen worden! Das ſind die Grundſätze, die ſie ihr beygebracht hat!

Fünfter Auftritt.

Dorval. Clairville.

Clairville. Dorval, was ſoll aus mir werden? Was haben ſie mit mir beſchloſſen?

Dorval. Daß Sie ſich Roſalien mehr als jemals ergeben ſollen.

Clairville. Das rathen Sie mir?

Dorval. Das rathe ich Ihnen.

Clairville (der ihm um den Hals fällt.) Ach, liebſter Freund, Sie ſchenken mir das Leben. Ich habe es Ihnen zweymal in einem Tage zu danken. Ich kam zitternd her, mein Schickſal zu hören. Wie viel habe ich ausgeſtanden, ſeit ich Sie verlaſſen! Nie habe ich es ſtärker empfunden, daß ich beſtimmt bin, Roſalien zu lieben, ſo ungerecht ſie auch immer iſt. In dem Augenblicke der Verzweiflung, faßt man einen gewaltſamen Vorſatz; aber der Augenblick gehet vorüber, der Vorſatz verfliegt, und die Leidenſchaft bleibt.

Dorval. (lächelnd) Ich wußte das alles. Aber ihr weniges Vermögen? und Roſaliens mäßige Umſtände?

Clairville. Der elendeſte Zuſtand iſt in meinen Augen der, ohne Roſalien zu leben. Ich habe es bedacht, und mein Entſchluß iſt gefaßt. Wenn es jemanden erlaubt iſt, den Mangel ungern zu ertragen, ſo iſt es den Verliebten, den Hausvätern und allen wohlthätigen Menſchen erlaubt; auch giebt es immer Mittel, ſich daraus zu reiſſen.

Dorval. Was wollen ſie in dieſer Abſicht thun?

Clairville. Ich will handeln.

Dorval. Ohngeachtet ihres Namens? Hätten Sie wohl den Muth?

Clairville. Was nennen Sie Muth? Ich finde nicht, daß dazu Muth gehöret. Bey der ſtolzen Seele, bey dem unbiegſamen Charakter, den ich habe, iſt es ſehr ungewiß, ob ich von der Gnade des Hofes das Glück erhalten dürfte, das ich nöthig habe. Das Glück, das man durch Ränke macht, iſt geſchwind, aber ſchimpflich; das man durch die Waffen macht, rühmlich, aber langſam; das man durch ſeine Talente macht, allezeit ſchwer und mittelmäßig. Es giebt andere Stände, welche geſchwind zu Reichthümern führen; die Handelſchaft aber iſt faſt der einzige, wo die groſſen Glücksgüter der Arbeit, der Emſigkeit und den Gefahren gleichkommen, die uns den Beſitz derſelben rühmlich machen. Ich will handeln, ſage ich Ihnen; es fehlet mir blos an Einſicht und Anſchlägen, und dieſe hoffe ich in Ihnen zu finden.

Dorval. Sie denken richtig. Ich ſehe, die Liebe iſt ohne Vorurtheile. Aber denken Sie nur darauf, Roſalien zu bewegen, und Sie ſollen Ihren Stand nicht ändern dürfen. Wenn das Schiff, auf welchem ihr Vermögen war, auch ſchon dem Feinde in die Hände gefallen iſt, ſo war es doch aſſecurirt, und der Verluſt will nichts ſagen. Die Nachricht davon ſtehet in den öffentlichen Blättern, und ich rathe Ihnen, ſie Roſalien zu hinterbringen.

Clairville. Ich fliehe.

Sechſter Auftritt.

Dorval. Carl noch geſtiefelt.

Dorval. (geht auf und ab) Er wird ſie nicht bewegen. — Nein. — Wenn ich aber doch wollte? — Ein Beyſpiel der Rechtſchaffenheit, des Muths — die Anwendung meiner äuſſerſten Gewalt über mich ſelbſt — über ſie —

Carl (tritt herein und bleibt, ohne ein Wort zu ſagen, ſtehen, bis ihn ſein Herr gewahr wird. Alsdenn ſagt er:) Mein Herr, ich habe das Roſalien einhändigen laſſen, —

Dorval. Ich verſtehe wohl.

Carl. Hier iſt der Schein darüber. (Er giebt ſeinem Herrn Roſaliens Quittung.)

Dorval. Gut, gut. (Carl geht ab. Dorval geht noch auf und nieder, und nach einer kurzen Pauſe ſagt er:)

Siebender Auftritt.

Dorval allein

So hätte ich denn alles aufgeopfert? Mein Vermögen? (er wiederhohlt mit Verachtung das Wort) Vermögen! Meine Liebe! Meine Freyheit! — Aber dieſe Aufopferung meiner Freyheit, iſt denn dieſe ſchon beſchloſſen? — O Vernunft, wer kann dir widerſtehen, wenn du die bezaubernde Stimme des reitzenden Weibes annimſt! — Kleiner und kurzſichtiger Menſch, der du einfältig gnug biſt, dir einzubilden, daß deine Irrthümer und dein Unglück in dem Ganzen von einiger Wichtigkeit ſind; daß eine Verbindung unendlicher Zufälle, die dein Unglück von Ewigkeit her zubereitet hat; daß deine Verknüpfung mit einem andern Weſen die Ketten ſeines Schickſals lenket: komm, höre Thereſien, und erkenne die Eitelkeit deiner Gedanken! — Ach, wenn ich dieſe Gewalt der Vernunft, dieſe Ueberlegenheit an Einſichten, mit welcher ſich dieſe Frau meiner ganzen Seele bemeiſterte und ſie beherrſchte, auch in mir finden könnte: ſo wollte ich Roſalien ſprechen, ſie ſollte mich hören, und Clairville würde glücklich ſeyn. — Aber warum ſollte ich über dieſe zärtliche und biegſame Seele, nicht eben die

Macht gewinnen können, welche Thereſia über mich zu gewinnen wußte? Seit wenn hat die Tugend ihre Herrſchaft verloren? — So will ich ſie denn ſehen, und ſprechen, und alles von ihrer aufrichtigen Gemüthsart, und von den Empfindungen, die mich beleben, hoffen. Ich bin es, der ihre unſchuldigen Schritte irre geführet hat; ich bin es, der ſie in Schmerz und Traurigkeit geſtürzet; mir alſo kömmt es zu, ihr die Hand zu reichen, und ſie wieder auf die Pfade des Glücks zu führen.

Ende des vierten Aufzuges.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Roſalia. Juſtine.

(Roſalia iſt niedergeſchlagen, und gehet hin und her, oder bleibt unbeweglich ſtehen, ohne auf Juſtinens Reden Acht zu geben.)

Juſtine. Ihr Vater entgehet tauſend Gefahren! Ihr Glück iſt wieder hergeſtellt! Sie werden aufs neue Meiſter Ihres Schickſals! Und nichts rühret Sie. Wahrhaftig, Mademoiſelle, ſie verdienen ſo viel Gutes nicht, als Ihnen begegnet.

Roſalia — Ein ewiges Band wird ſie vereinigen! — Juſtine, iſt Arnold unterrichtet? Iſt er fort? Kömmt er bald wieder?

Juſtine. Mademoiſelle, was wollen Sie thun?

Roſalia. Meinen Willen. — Nein, mein Vater ſoll in dieſes unglückliche Haus nicht kommen! — Ich will der Zeuge ihrer Freude nicht ſeyn. — Wenigſtens entgehe ich ihren mich tödtenden Freundſchaftsbezeugungen.

Zweyter Auftritt.

Roſalia. Juſtine. Clairville.

Clairville (tritt eilig herein, und wirft ſich Roſalien ſogleich, als er ihr näher kommt, zu Füſſen, und ſagt:)

Nun wohl, Grauſame, ſo nehmen Sie mir nur das Leben! Ich weis alles. Arnold hat mir alles geſagt. Sie wollen Ihren Vater von hier entfernen. Und von wem wollen Sie ihn entfernen? Von einem Manne, der Sie anbetet, der ohne Reue ſein Vaterland, ſeine Familie, ſeine Freunde verließ, ſich dem Meere anvertraute, um ſich ihren unerbittlichen Aeltern zu Füſſen zu werfen, und da entweder zu ſterben, oder Sie zu erhalten. — Damals nahm die zärtliche, empfindliche, treue Roſalia, an allem meinem Kummer Theil; itzt, iſt ſie es allein, die ihn verurſacht.

Roſalia (bewegt und ein wenig betroffen.) Dieſer Arnold hat nicht die geringſte Ueberlegung. Sie ſollten meinen Anſchlag nicht wiſſen.

Clairville. Sie wollten mich alſo hintergehen!

Roſalia. (lebhaft) Ich habe noch niemanden hintergangen.

Clairville. So ſagen Sie mir denn, warum Sie mich nicht mehr lieben? Mir Ihr Herz entziehen, heißt, mich zum Tode verurtheilen. Sie wollen meinen Tod. Sie wollen ihn. Ich ſehe es.

Roſalia. Nein, Clairville. Ich wollte Sie ſehr gern glücklich wiſſen.

Clairville. Und Sie verlaſſen mich!

Roſalia. Aber könnten Sie denn nicht ohne mich glücklich ſeyn?

Clairville. Sie durchbohren mir das Herz. (Er liegt noch immer Roſalien zu Füſſen, und indem er die letzten Worte ſagt, ſinkt er mit dem Kopf auf ihren Schooß, und ſchweigt einen Augenblick ſtill.) Sie hätten ſich nie ändern müſſen! Sie ſchworen es mir! — Ich Sinnloſer, ich glaubte Ihnen. Ach, Roſalia, wo iſt ſie hin, dieſe jeden neuen Morgen mit neuen Entzückungen gegebene und empfangene Treue? Wo ſind ſie hin, Ihre Eidſchwüre? — Mein Herz, das dazu erſchaffen ward, den Eindruck Ihrer Tugenden und Ihrer Reitze ewig zu bewahren, hat von ſeinen Empfindungen nichts verloren; von den Ihrigen iſt keine Spur mehr vorhanden — Was habe ich verbrochen, daß ſie ſo ganz erloſchen?

Roſalia. Nichts.

Clairville. Und doch ſind ſie erloſchen; und doch ſind die ſüſſen Augenblicke nicht mehr, da ich meine Empfindungen in Ihren Augen las; da dieſe Hände (er ergreift eine) meine Thränen abzutrocknen würdigten, meine bald bittern bald ſüſſen Thränen, die mir Furcht und Zärtlichkeit wechſelsweiſe auspreßten. — Roſalia, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung — Haben Sie Mitleiden mit ſich ſelbſt. Sie kennen Ihr Herz nicht. Nein, Sie kennen es nicht. Sie wiſſen es nicht, wie viel Gram Sie ſich ſelbſt zubereiten.

Roſalia: Ich habe des Grams ſchon zu viel gehabt.

Clairville. Ich werde in dem Innerſten Ihrer Seele ein ſchreckliches Bild hinterlaſſen, das alle Ruhe und Freude daraus verbannen wird. Ihre Ungerechtigkeit wird Sie verfolgen.

Roſalia. Clairville, erſchrecken Sie mich nicht! (indem ſie ihn ſteif anſieht) Was wollen Sie von mir?

Clairville. Sie erweichen, oder ſterben.

Roſalia. (nach einer Pauſe) Iſt Dorval ihr Freund?

Clairville. Er weis meinen Schmerz. Er nimmt Theil daran.

Roſalia. Er betriegt Sie.

Clairville. Ihre Grauſamkeit hätte mir das Leben gekoſtet. Sein Rath hat mich erhalten. Ohne Dorvaln wäre ich nicht mehr.

Roſalia. Er betriegt Sie, ſage ich. Es iſt ein Nichtswürdiger!

Clairville. Dorval, ein Nichtswürdiger? Roſalia, bedenken Sie es auch? Es ſind zwey Weſen in der Welt, die ich in dem Innerſten meines Herzens trage; Dorvaln, und Roſalien. In dieſem geheiligten Schutzorte ſie angreifen, heißt, mir den tödtlichſten Schmerz verurſachen. Dorval ein Nichtswürdiger! Und das ſagt Roſalia! Sie! — Was war ihr auch ſonſt noch übrig, um mich ganz zu Boden zu ſchlagen, als dieſe Beſchuldigung meines Freundes! (Dorval tritt herein)

Dritter Auftritt.

Roſalia. Juſtine. Clairville. Dorval.

Clairville. Kommen Sie, liebſter Freund, kommen Sie. Dieſe Roſalia, dieſe ſonſt ſo fühlende, itzt ſo grauſame Roſalia, verklagt Sie ohne Grund, und verdammet mich zu einer ewigen Verzweiflung; mich, der ich lieber ſterben, als ihr den allergeringſten Verdruß verurſachen wollte.

(Nachdem er das geſagt, verbirgt er ſeine Thränen; er entfernt ſich und wirft ſich auf das Canapee, das zu hinterſt in dem Saale ſtehet, in der Stellung eines völlig niedergeſchlagenen Menſchen.)

Dorval (weiſet ihr Clairvillen und ſagt:) Betrachten Sie da, Mademoiſelle, Ihr Werk, und das meinige! Iſt das das Schickſal, das er von uns zu erwarten hatte? Eine ſchreckliche Verzweiflung iſt alſo die bittere Frucht meiner Freundſchaft, und Ihrer Zärtlichkeit? Und ſo wollen wir ihn umkommen laſſen?

(Clairville ſpringt auf, und gehet als ein verrückter Menſch ab. Roſalia ſieht ihm nach, und Dorval, nachdem er ein wenig nachgedacht, fähret in einem leiſen Tone fort, ohne Roſalien anzuſehen.)

Wenn er ſich betrübet, ſo kann er es doch wenigſtens ohne Zwang thun. Seine rechtſchaffene Seele kann allen ihren Schmerz zeigen. — Aber wir, die wir uns unſerer Empfindungen ſchämen müſſen, dürfen ſie keiner lebendigen Seele vertrauen; wir verbergen ſie vor uns ſelber. — Vielleicht iſt es Dorvaln und Roſalien genug, dem Verdachte entgangen zu ſeyn; vielleicht ſind ſie klein genug, ſich heimlich darüber zu freuen. — (Hier wendet er ſich plötzlich gegen Roſalien) Ah, Mademoiſelle, ſind wir dazu gemacht, uns ſo weit zu erniedrigen? Wollen wir ein ſo verworfenes Leben länger zu führen begehren? Ich für mein Theil könnte unmöglich mich unter den Menſchen dulden, wenn auf der ganzen Fläche, die ſie bewohnen, ein einziger Ort wäre, wo ich mich verachtungswürdig gemacht hätte.

Ich bin der Gefahr entronnen und komme Ihnen nun zu Hülfe. Ich muß Sie wieder auf die Stuffe erheben, auf welcher ich Sie gefunden habe, oder für Reue ſterben.

(Er hält ein wenig inne, und ſagt hierauf:)

Antworten Sie mir, Roſalia. Hat die Tugend bey Ihnen einigen Werth? Lieben Sie die Tugend noch?

Roſalia. Sie iſt mir werther, als das Leben.

Dorval. Ich will mich alſo über das einzige Mittel erklären, wie ſich Roſalia mit ſich ſelbſt verſöhnen, und der Geſellſchaft, darinn ſie lebt, würdig werden kann; wie ſie würdig werden kann, Thereſiens Schülerin und Freundin zu heiſſen, und der Gegenſtand aller Verehrung und Zärtlichkeit ihres Clairville zu ſeyn.

Roſalia. Reden Sie. Ich höre.

(Roſalia ſtützet ſich auf die Rücklehne eines Stuhls, und läßt den Kopf auf die eine Hand ſinken. Dorval fährt fort:)

Dorval. Bedenken Sie, Mademoiſelle, daß eine einzige verdrießliche Idee, die uns verfolgt, unſer ganzes Glück zu vernichten vermögend iſt; und daß das Bewußtſeyn einer böſen Handlung die allerverdrießlichſte von allen Ideen iſt. (lebhaft und ſehr geſchwind) Das Böſe, wenn wir es einmal begangen haben, verläßt uns nie wieder; es ſetzt ſich in dem Innerſten unſerer Seele zugleich mit der Scham und der Reue feſt; wir tragen es mit uns herum, und es peiniget uns unaufhörlich.

Wenn Sie einer unbilligen Neigung nachhängen wollen, ſo müſſen wir uns gewiſſen Augen auf ewig entziehen; den Augen derjenigen zwey Perſonen, die wir auf Erden am meiſten verehren. Wir müſſen uns entfernen, vor ihnen fliehen, und mit hängendem Haupte in der Welt umherſchleichen. (Roſalia ſeufzet.)

Und wenn wir uns von Clairvillen und von Thereſien entfernen müßten, wohin wollten wir uns wenden? Was ſollte aus uns werden? Welchen Umgang würden wir haben? — Wer böſe iſt, verdammet ſich, mit den Böſen zu leben, und es ſich mit ihnen gefallen zu laſſen; muß Willens ſeyn, ſich unter einer Menge von Weſen ohne Grundſätze, ohne Sitten, ohne Charakter zu verlieren; in einer ununterbrochenen Lügen ein ungewiſſes und unruhiges Leben zu leben; die Tugend, die er verlaſſen hat, nicht ohne Erröthen loben zu können; aus anderer Munde ſeine Handlungen tadeln zu hören; die Ruhe in Lehrgebäuden zu ſuchen, die der rechtſchaffene Mann mit einem einzigen Hauche umſtürzet; ſich auf ewig die Quelle aller wahren Freuden, nehmlich aller ehrbaren, ſtrengen und erhabenen Freuden, zu verſchlieſſen; und um ſich ſelber zu entfliehen, ſich dem Ueberdruſſe aller der nichtigen Zeitverkürzungen zu überlaſſen, unter welchen ein Tag nach dem andern, in der Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt, verſtreicht und das Leben verſchwindet. — Ich übertreibe nichts, Roſalia. Wenn der Faden des Labyrinths reiſſet, ſo iſt man ſeines Schickſals nicht mehr Meiſter; man weis nicht, wie weit und tief man ſich verirren kann.

Sie ſind beſtürzt, und ſie kennen nur kaum ein Theil Ihrer Gefahr.

Roſalia, Sie ſind auf dem Punkte geweſen, das allergrößte Gut, das ein Frauenzimmer auf Erden beſitzen kann, ein Gut zu verlieren, das es ohne Unterlaß von dem Himmel, der ſehr ſparſam damit iſt, erbitten ſollte; einen tugendhaften Gatten! Sie waren in Gefahr, den feyerlichſten Tag Ihres Lebens mit einer Ungerechtigkeit zu bemerken, ſo daß Sie in Zukunft an den Augenblick nie ohne Erröthen hätten dencken können, deſſen man ſich nicht anders als mit der ſüſſeſten Empfindung erinnern ſollte. — Bedenken Sie, daß Sie bis an den Fuß des Altars, an welchem Sie meinen Schwur würden übernommen und ich den Ihrigen würde gefordert haben, daß Sie bis dahin die Idee des verrathenen und in Verzweiflung geſtürzten Clairville würde verfolgt haben. Sie würden geſehen haben, welchen ernſten Blick Thereſia auf Sie geheftet hätte. Dieſes würden die ſchrecklichen Zeugen unſrer Vereinigung geweſen ſeyn! — Und dieſes Wort, das ſo ſüß auszuſprechen und ſo ſüß zu vernehmen iſt, wenn es das Glück zweyer Weſen verſichert und vollendet, die durch Unſchuld und Tugend ihre Begierden heiligen; dieſes fatale Wort hätte auf immer unſere Ungerechtigkeit und unſer Unglück verſiegelt — Ja, Mademoiſelle, auf immer. Die Trunkenheit gehet vorüber. Man erblickt ſich, wie man iſt. Man verachtet ſich. Man verklaget ſich ſelber, und das Elend fängt an. (Hier entſchieſſen Roſalien einige Thränen, die ſie unbemerkt abzutrocknen ſucht.)

Und in der That, wie kann man ſich auf ein Frauenzimmer verlaſſen, das ihren Liebhaber verrathen können? Wie auf einen Mann, der ſeinen Freund hintergehen können? — Mademoiſelle, wer es wagen darf, ſich mit unauflöslichen Banden binden zu laſſen, der muß in ſeiner Gattin die größte von allen Weibern zu erkennen glauben; und in mir würde Roſalia, wider ihren Willen, den niedrigſten von allen Mannsperſonen erkennen müſſen — Das kann ſo nicht ſeyn. — Ich würde die Mutter meiner Kinder nicht gnug verehren können; und ich müßte von ihr nicht gnug geachtet werden können.

Sie erröthen. Sie ſchlagen die Augen nieder. — Wie? Sollten Sie ſich dadurch beleidiget glauben, daß in der Natur für mich noch etwas heiligeres ſey, als Sie? Würden Sie mich wohl noch in den erniedrigenden und grauſamen Augenblicken ſehen wollen, wenn Sie mich ohne Zweifel verachteten, wenn ich mich haßte, wenn ich Sie anzutreffen fürchtete, wenn Sie mich zu hören zitterten, und unſere zwiſchen dem Laſter und der Tugend ſchwimmende Seelen zerriſſen würden? —

Wie unglücklich ſind wir geweſen, Mademoiſelle! Aber mein Unglück hörte auf, ſobald ich gerecht zu ſeyn anfing. Ich habe den allerſchwerſten, aber auch den allervollkommenſten Sieg über mich davon getragen. Ich habe meinen Charakter wieder angenommen. Roſalia iſt mir nicht mehr fürchterlich; und ich könnte ihr ohne Bedenken den wilden Tumult bekennen, den ſie in meiner Seele erregte, als ich in der äuſſerſten Verwirrung aller meiner Empfindungen und Begriffe, ihr antwortete – — Aber ein unerwarteter Zufall, Thereſiens Irrthum, Roſaliens Irrthum, meine äuſſerſte Anſtrengung haben mich wieder in Freyheit geſetzt. — Ich bin frey —

(Bey dieſem Worte ſcheinet Roſalia gänzlich niedergeſchlagen. Dorval wird es gewahr, wendet ſich gegen ſie, betrachtet ſie mit einem ſanftern Blicke und fähret fort.)

Aber was habe ich gethan, das Roſalia nicht noch tauſendmal leichter thun könnte! Ihr Herz [illegible] zum empfinden, ihr Geiſt iſt zum denken erſchaffen; und ihr Mund, alles, was rechtſchaffen und edel iſt, auszudrücken Wenn ich noch einen Augenblick verweilet hätte, ſo würde ich von Roſalien alles das gehört haben, was ſie itzt von mir höret. Ich würde ſie vernommen haben. Ich würde ſie als eine wohlthätige Gottheit betrachtet haben, die mir die Hand reiche meine wankenden Schritte zu leiten.

Auf ihre Stimme hätte ſich die Tugend in meinem Herzen wieder entflammet. —

Roſalia. (mit zitternder Stimme) Dorval —

Dorval. (freundlich) Roſalia —

Roſalia. Was muß ich thun?

Dorval. Wir haben der Hochachtung unſerer ſelbſt einen theuern Preis geſetzet.

Roſalia. Wollen Sie, daß ich verzweifle?

Dorval. Nein. Aber es giebt Gelegenheiten, wo wir uns einzig und allein durch eine tapfre That wieder aufrichten können.

Roſalia. Ich verſtehe Sie. Sie ſind mein Freund — Ja, ich werde das Herz haben — Ich brenne, Thereſien zu ſprechen — Ich weis es endlich, wo das Glück meiner wartet.

Dorval. Ah, Roſalia, nun erkenne ich Sie. Sie ſind es, aber weit ſchöner, weit rührender in meinen Augen, als jemals! Nun ſind ſie Thereſiens Freundſchaft, Clairvillens Zärtlichkeit, und aller meiner Hochachtung würdig; denn nun darf ich es wagen, mich zu nennen.

Vier-

Vierter Auftritt.

Roſalia. Juſtine. Dorval. Thereſia.

Roſalia. (läuft Thereſen entgegen) Kommen Sie, Thereſia. Kommen Sie, von der Hand ihres Mündels den einzigen Sterblichen zu empfangen, der ihrer würdig iſt.

Thereſia. Und Sie, Mademoiſelle, eilen Sie, ihren Vater zu empfangen. Da iſt er.

Fünfter und letzter Auftritt.

Roſalia. Juſtine. Dorval. Thereſia. Der alte Lyſimond, von Clairvillen und Arnolden bey den Armen geführet. Carl. Sylveſter und das ganze Haus.

Roſalia. Mein Vater!

Dorval. Himmel, wen ſehe ich! Es iſt Lyſimond! Es iſt mein Vater!

Lyſimond. Ja, mein Sohn. Ja, ich bin es. (zu Dorvaln und zu Roſalien) Kommt, meine Kinder, kommt in meine Arme! — Ach, meine Tochter! Ach, mein Sohn! — (Er betrachtet ſie) Wenigſtens habe ich ſie geſehen. — (Dorval und Roſalia ſind erſtaunt. Lyſimond merkt es.) Mein Sohn, das iſt deine Schweſter. — Meine Tochter, das iſt dein Bruder. —

Roſalia. Mein Bruder!
Dorval. Meine Schweſter!
Roſalia. Dorval!
Dorval. Roſalia!

Dieſe Worte werden mit aller Geſchwindigkeit des Erſtaunens geſagt, und beynahe zugleich in einem Augenblicke gehöret.

Lyſimond. (ſie ſetzen ihn nieder) Ja, meine Kinder, ihr ſollt alles erfahren. — Kommt, laſſet euch noch einmal umarmen. — (Er hebet ſeine Hände gen Himmel) Der Himmel, der mich euch wiederſchenkt, der euch mir wiederſchenkt, der Himmel ſeegne euch — ſeegne euch alle! — (zu Clairvillen) Clairville, (zu Thereſien) Madame, verzeihen Sie einem Vater, der ſeine Kinder wiederfindet. Ich glaubte ſie für mich verloren. — Ich habe hundertmal zu mir ſelbſt geſagt: Nein, ich werde ſie niemals wiederſehen. Sie werden mich niemals wiederſehen. Und ach! vielleicht werden ſie einander niemals kennen lernen! — Als ich abreiſete, meine liebe Roſalia, war meine ſüſſeſte Hoffnung dieſe, dir einen Sohn, der meiner würdig iſt, dir einen Bruder zu zeigen, der aller deiner Zärtlichkeit würdig iſt, der dir zur Stütze diene, wenn ich nun nicht mehr ſeyn werde — und mein Kind, die Zeit wird bald da ſeyn. — Aber, meine Kinder, warum erblicke ich auf euern Geſichtern die Entzückungen noch nicht, die ich mir verſprochen hatte? — Mein Alter, meine Schwachheit, mein naher Tod betrübet euch. — Ach, meine Kinder, ich habe ſo viel gearbeitet, ſo viel erlitten! — Dorval, Roſalia — (Mit dieſen Worten ſtrecket der Alte ſeine Hände gegen ſeine Kinder aus, die er eines um das andere anſiehet, und einander zu erkennen aufmuntern will.)

(Dorval und Roſalia ſehen ſich an, fallen einander in die Arme, und werfen ſich beyde zugleich ihrem Vater zu Füſſen, mit den Worten.)

Dorval und Roſalia. Ach, mein Vater!

Lyſimond (legt ſeine Hände auf ſie und ſagt mit gen Himmel gewandten Augen:) O Himmel! ich danke dir! Meine Kinder haben ſich geſehen; ſie werden ſich lieben, hoffe ich, und ich werde vergnügt ſterben. — Clairville, Sie hielten Roſalien werth. — Roſalia, du liebteſt Clairvillen. Du liebſt ihn noch immer. Tretet näher, ich will euch vereinigen.

(Clairville will es nicht wagen, näher zu treten, ſondern ſtrecket bloß gegen Roſalien, mit aller Bewegung de[illegible] Verlangens und der Liebe, die Arme aus. Er wartet. Roſalia betrachtet ihn einen Augenblick, und tritt naher. Clairville wirft ſich nieder, und Lyſimond vereiniget ſie.)

Roſalia. (in einem fragenden Tone) Mein Vater? —

Lyſimond. Mein Kind?

Roſalia. Thereſia — Dorval — ſie ſind einer des andern ſo würdig.

Lyſimond (zu Thereſien und Dorvaln) Ich verſtehe dich. Kommt, meine geliebten Kinder. Kommt. Ihr verdoppelt mein Glück.

(Thereſia und Dorval nahen ſich geſetzt dem Lyſimond. Der gute Alte nimmt Thereſiens Hand, küßt ſie, und reichet ihr die Hand ſeines Sohnes, die ſie annimmt.

Lyſimond (ſagt weinend, mit der Hand ſich die Thränen abtrocknend) Das ſind Thränen der Freude, und es werden die letzten ſeyn. — Ich laſſe euch große Glücksgüter. Genieſſet ihrer, wie ich ſie erworben habe. Mein Reichthum hat meiner Redlichkeit nie das geringſte gekoſtet. Meine Kinder, ihr könnt ihn ohne Gewiſſensbiſſe beſitzen. — Roſalia, du betrachteſt deinen Bruder, und nun wendeſt du deine naſſen Augen wieder auf mich. — Mein Kind, du ſollſt alles erfahren; ich habe dir ſchon geſagt — Aber erſpare immer dieſes Geſtändniß deinem Vater, erſpare es einem zärtlichen und empfindlichen Bruder. — Der Himmel, der mein ganzes Leben mit Bitterkeiten vermiſchte, hat mir allein den reinen Genuß dieſer letzten Augenblicke aufbehalten. Liebſtes Kind, gönne mir ihn. — Ich habe alles zwiſchen euch zur Richtigkeit gebracht. — Hier, meine Tochter, iſt das Verzeichniß meines Vermögens —

Roſalia. Mein Vater —

Lyſimond. Nimm, mein Kind. Ich habe gelebt. Es iſt Zeit, daß ihr auch lebt; wie es Zeit iſt, daß ich zu leben aufhöre; morgen, wenn es der Himmel will, ohne Murren — Da nimm, mein Sohn; es iſt der Inhalt meines letzten Willens. Du wirſt ihn befolgen. Beſonders vergeßt Arnolden nicht. Ihm muß ich es danken, daß ich mitten unter euch ſterben kann. Roſalia, ich werde mich Arnolds noch erinnern, wenn du mir die Augen zudrücken wirſt. — Ihr werdet ſehen, meine Kinder, daß ich blos meine Zärtlichkeit zu Rathe gezogen habe, und daß ich euch beyde gleich ſtark liebte. Der Verluſt, den ich erlitten habe, will wenig ſagen. Ihr mögt ihn gemeinſchaftlich tragen.

Roſalia. Was höre ich, mein Vater? — Dieſes hat man mir gleichwohl eingehändiget — (Sie überreicht ihrem Vater die Brieftaſche, die ihr Dorval geſchickt.)

Lyſimond. Dir eingehändiget? Laß ſehen. — (Er öffnet die Brieftaſche und unterſucht die darinn befindlichen Papiere) — Dorval, du allein kannſt dieſes Geheimniß aufklären. Dieſe Verſchreibungen und Zettel haben dir zugehöret. Rede doch, ſage uns doch, wie ſie in die Hände deiner Schweſter kommen?

Clairville. (lebhaft) Ich begreiffe alles. Er wagte ſein Leben für mich; er opferte mir ſein Glück auf.

Roſalia. Und ſeine Liebe! (zu Clairvillen)

Thereſia. Und ſeine Freyheit! (zu Clairvillen)

Dieſe Worte werden ſehr geſchwind geſagt, und faſt zu gleicher Zeit gehört.

Clairville. Ach, mein Freund — (Er umarmet ihn)

Roſalia. (Die ſich ihrem Bruder in die Arme wirft, und die Augen niederſchlägt) Mein Bruder! —

Dorval. (lächelnd) Ich war nicht bey Sinnen. Und du wareſt ein Kind.

Lyſimond. Was wollen ſie von dir, mein Sohn? Du mußt ihnen irgend einen großen Anlaß zur Bewunderung und Freude gegeben haben, wovon ich nichts begreiffe, und woran dein Vater nicht Theil nehmen kann.

Dorval. Mein Vater, die Freude Sie wieder zu ſehen, hat uns alle außer uns gebracht.

Lyſimond. Wolle doch der Himmel, der die Kinder durch die Aeltern, und die Aeltern durch die Kinder ſeegnet, euch Kinder ſchenken, die euch ähnlich ſind, und die eure Zärtlichkeit gegen mich mit gleicher Zärtlichkeit belohnen!

Ende des fünften Aufzugs und des Stücks.

* * *

Ich habe die Urſache zu ſagen verſprochen, warum ich den letzten Auftritt nicht hören können; ſie war dieſe: Lyſimond war nicht mehr. Man hatte einen von ſeinen Freunden, der ohngefehr von ſeinem Alter war, und der ſeine Geſtalt, ſeine Stimme und ſeine weiſſen Haare hatte, ſeine Stelle in dem Stücke zu vertreten, vermocht.

Dieſer Alte trat in den Saal, ſo wie Lyſimond das erſtemal hineingetreten war, von Clairvillen und Arnolden bey den Armen geführet, und in den Kleidern, die ſein Freund mit aus dem Gefängniſſe gebracht hatte. Aber kaum erſchien er, kaum brachte dieſer Schritt der Handlung der ganzen Familie einen Mann wieder vor die Augen, den ſie erſt kürzlich verloren hatte, und der ihr ſo theuer und verehrungswürdig geweſen war, als ſich kein einziger von ihnen der Thränen enthalten konnte. Dorval weinte. Thereſia und Clairville weinten. Roſalia erſtickte ihr Schluchzen, und wandte ihre Augen weg. Der Alte, der den Lyſimond vorſtellte, ward aus ſeiner Faſſung gebracht, und fing auch an zu weinen. Der Schmerz verbreitete ſich von den Herren auf die Bedienten und ward allgemein, und das Stück kam nicht zu Ende.

Als ſie nun alle wieder aus dem Saale waren, kam ich aus meinem Winkel hervor, und ging den Weg wieder heim, den ich gekommen war. Unterwegens trocknete ich mir die Augen, und ſagte zu mir ſelbſt, um mich zu tröſten, denn meine ganze Seele war traurig: „Ich muß wohl ſehr gutherzig „ſeyn, daß ich mich ſo betrüben kann. Es war ja „weiter nichts, als eine Komödie. Dorval hat den „Inhalt aus ſeinem Kopfe genommen. Er hat ihn „nach ſeiner Phantaſie in Geſpräche gebracht, und „heute machte man ſich das Vergnügen, es aufzuführen.

Gleichwohl ſetzten mich einige Umſtände in Verlegenheit. Die Geſchichte des Dorvals war in dem Lande bekannt. Man hatte alles mit ſo vieler Wahrheit vorgeſtellt, daß ich bey verſchiednen Stellen es faſt vergeſſen hätte, wie ich weiter nichts als ein Zuſchauer, und noch dazu ein unbewußter Zuſchauer ſey, und beynahe im Begriffe geweſen war, meinen Platz zu verlaſſen, und die Bühne mit einer wirklichen Perſon durch mich zu vermehren. Und wie ſollte ich den letzten Zufall mit meinen Gedanken vergleichen? Wenn dieſes Stück weiter nichts als eine Komödie war, warum konnten ſie die Schlußſcene nicht ſpielen? Woher entſtand die tiefe Betrübniß, von der ſie, bey Erblickung des Alten, der den Lyſimond vorſtellte, ſämtlich durchdrungen wurden?

Einige Tage darauf kam ich zu Dorvaln, ihm für den ſüſſen und grauſamen Abend, den mir ſeine Gefälligkeit verſchaft hatte, zu danken.

„Sie ſind alſo damit zufrieden geweſen?

Ich ſage gern die Wahrheit. Dieſer Mann hört ſie gern ſagen, und ich antwortete ihm, daß mich das Spiel der Acteurs ſo eingenommen gehabt, daß ich von dem Uebrigen unmöglich urtheilen können; übrigens wüßte ich auch nichts von der Auflöſung, weil ich die letzte Scene nicht hören können; wenn er mir aber ſein Werk geſchrieben mittheilen wollte, ſo wollte ich ihm meine Meinung davon ſagen.

„Ihre Meinung! Weis ich denn nicht ſchon ſo viel davon, als ich wiſſen will? Ein Schauſpiel iſt nicht ſowohl gemacht, geleſen, als vielmehr vorgeſtellt zu werden; und die Vorſtellung von dieſem hat Ihnen gefallen. Mehr brauche ich nicht. Unterdeſſen hier iſt es. Leſen Sie es, und wir wollen davon ſprechen.

Ich nahm das Werk. Ich las es mit ruhigen Gedanken; und den Tag darauf, und die zwey folgenden Tage unterhielten wir uns davon.

Hier ſind unſere Unterredungen. Aber welcher Unterſchied zwiſchen dem, was mir Dorval

val ſagte, und dem, was ich ſchreibe! — Es ſind vielleicht noch eben dieſelben Gedanken, aber das Genie des Mannes iſt nicht mehr darinn. — Vergebens ſuche ich in mir ſelbſt den Eindruck wieder, den der Anblick der Natur und Dorvals Gegenwart auf mich machten. Ich finde ihn nicht. Ich ſehe Dorvaln nicht mehr. Ich höre ihn nicht mehr. Ich bin allein, unter ſtaubigten Büchern, in einem düſtern Studierzimmer. — Was ich ſchreibe, iſt ſchwach, traurig und kalt.

Dorval und Ich.

Erſte Unterredung.

Dorval hatte an dieſem Tage vergebens verſucht, einen Rechtshandel gütlich beyzulegen, der ſchon lange zwey benachbarte Familien trennte, und gar leicht beyde zu Grunde richten konnte. Er war darüber verdrieſslich, und ich ſahe, daß die Verfaſſung ſeiner Seele einen dunkeln Schatten über unſere Unterredung verbreiten würde. Demohngeachtet ſagte ich zu ihm:

„Ich habe Sie geleſen. Allein ich irre mich ſehr, „oder Sie haben es ſich eben nicht angelegen ſeyn laſ„ſen, den Abſichten ihres Herrn Vaters allzu ge„wiſſenhaft zu folgen. Er hatte ihnen, ſo viel ich „mich erinnere, empfohlen, alles ſo vorzuſtellen, „wie es ſich wirklich zugetragen habe; und gleich„wohl habe ich verſchiednes bemerkt, was das Zei„chen der Erdichtung an der Stirne trägt, und das „uns nur auf der Bühne zu täuſchen vermag, wo „es, wie man ſagen könnte, eine gewiſſe Täuſchung, „und einen gewiſſen Beyfall giebt, über die man „vorher einig geworden iſt.

„Vors erſte, haben Sie ſich dem Geſetze der „Einheiten unterworfen. Gleichwohl iſt es unglaub„lich, daß ſich ſo viele Begebenheiten an Einem

„Orte zugetragen; daß ſie nur einen Zeitraum von „vier und zwanzig Stunden eingenommen; und daß „ſie in ihrer Geſchichte ſo auf einander gefolgt, wie „ſie in ihrem Werke mit einander verbunden ſind.

Sie haben Recht. Aber wenn die Geſchichte vierzehn Tage gedauert hat, glauben Sie, daß man auch der Vorſtellung dieſe Dauer geben müßte? Daß wenn die Begebenheiten durch andere Begebenheiten getrennet werden, man auch dieſe Verwirrung mit Nutzen beybehalten könne? Und daß, wenn ſie ſich an verſchiednen Orten des Hauſes zugetragen haben, ich ſie auch wieder an dieſe verſchiedene Orte hätte verſtreuen ſollen!

Die Geſetze der Einheiten ſind ſchwer zu beobachten, aber ſie ſind vernünftig.

In dem menſchlichen Leben iſt die Dauer einer Begebenheit mit einer Menge kleiner Zwiſchenfälle durchwebt, die zwar einen Roman wahrſcheinlich machen, die aber einem dramatiſchen Werke alles Unterhaltende nehmen würden. Dort theilet ſich unſere Aufmerkſamkeit unter unendlich viel verſchiedene Gegenſtände; auf dem Theater hingegen, wo man nur beſondere Augenblicke des wirklichen Lebens vorſtellet, muß uns nur eine einzige Sache ganz beſchäftigen.

Ich will lieber ein einfaches als ein mit Zwiſchenfällen überhäuftes Stück. Unterdeſſen ſehe ich doch mehr auf ihre Verbindung, als auf ihre Vielheit. Ich bin weniger geneigt, zwey Begebenheiten zu glauben, die ſich durch einen bloſſen Zufall neben einander oder auf einander zutragen, als eine ganze Menge von Begebenheiten, die aber, wenn man ſie mit der täglichen Erfahrung, der unwandelbaren Regel aller dramatiſchen Wahrſcheinlichkeiten, vergleicht, ſo genau mit einander verknüpft ſind, daß es ſcheinet, die eine habe die andere nothwendig veranlaſſen müſſen.

Die Kunſt zu verwickeln beſtehet darinn, daß man die Begebenheiten ſo mit einander verbindet, daß ein vernünftiger Zuſchauer beſtändig einen Grund dabey gewahr wird, der ihn befriedigen kann. Dieſer Grund muß um ſo viel ſtärker ſeyn, je ſonderbarer die Begebenheiten ſind. Man muß ihn aber nicht bloß in Abſicht auf ſich beurtheilen. Die handelnde Perſon und die zuſchauende, ſind zwey ganz verſchiedene Weſen.

Es ſollte mir ſehr leid ſeyn, wenn ich mir einige Freyheiten genommen hätte, die mit dieſen allgemeinen Grundſätzen von der Einheit der Zeit, und der Einheit der Handlung ſtritten. Und in Anſehung der Einheit des Orts, glaube ich, kann man nicht ſtrenge gnug ſeyn. Ohne dieſe Einheit, iſt der Verfolg des Stücks faſt immer verwirrt und zweydeutig. Ja, wenn wir Bühnen hätten, wo ſich die Verzierung eben ſo oft änderte, als ſich der Ort der Scene verändern ſoll!

„Und was für groſſe Vortheile würden da„bey ſeyn?

Der Zuſchauer würde die ganze Bewegung eines Stücks ohne Mühe verfolgen können. Die Vorſtellung würde dadurch weit mannichfaltiger, weit einnehmender, und weit deutlicher werden. Die Verzierung kann ſich nicht verändern, ohne daß die Scene leer bleibt. Die Scene aber darf nur bey dem Schluſſe eines Aufzuges leer bleiben. So oft alſo zwey Zwiſchenfälle eine andere Verzierung erforderten, würden ſie in zwey verſchiednen Aufzügen vorgehen. Man würde keine Verſammlung des Senats, eine Verſammlung von Verſchwornen ablöſen ſehen; die Scene müßte denn groß gnug ſeyn, um ganz verſchiedene Orte darauf unterſcheiden zu können. Was ſoll aber bey kleinen Theatern, ſo wie die unſrigen ſind, ein vernünftiger Menſch denken, wenn er Hofleute, die es doch ſo wohl wiſſen, daß die Mauern Ohren haben, an eben demſelben Orte ſich wider ihren Monarchen verſchwören höret, wo dieſer ſich den Augenblick zuvor mit ihnen über eine ſehr wichtige Sache, über die Niederlegung ſeines Regiments, berathſchlaget hat? Weil die Perſonen nicht weggehen, ſo muß er, allem Anſehen nach, annehmen, daß der Ort weggehet.

Was ich übrigens von allen dieſen angenommenen theatraliſchen Regeln halte, läuft dahin aus. Wer die poetiſche Urſache davon nicht weis, wer alſo den Grund der Regel nicht weis, der wird ſie weder zur rechten Zeit zu befolgen noch zu verlaſſen wiſſen. Er wird entweder zu viel Ergebenheit, oder zu viel Verachtung gegen ſie haben; zwey einander entgegengeſetzte Klippen, die aber beyde gleich gefährlich ſind. Der eine ſetzet die Bemerkungen und die Erfahrung aller vergangenen Jahrhunderte auf nichts herab, und führet die Kunſt zu ihrer Kindheit zurück. Der andere hält ſie auf der Stuffe, auf welcher ſie ſich befindet, ſchlechterdings auf, und verhindert ſie, ſich weiter zu erheben.

Es war in Roſaliens Zimmer, wo ich mich mit ihr unterhielt, als ich die ungerechte Neigung, die ſie gegen mich gefaßt hatte, in ihrem Herzen zerſtörte, und ihre Zärtlichkeit gegen Clairvillen wieder erweckte. Ich ging mit Thereſien in der groſſen Allee, unter den alten Maulbeerbäumen, die Sie dort ſehen, ſpatzieren, als ich mich überzeugen ließ, daß ſie in der ganzen Welt die einzige Frau für mich ſey. Für mich! der ich mir zu eben der Zeit vorgenommen hatte, ihr zu beweiſen, daß ich kein Gatte für ſie ſey. Auf die erſte Nachricht von der Ankunft meines Vaters kamen wir alle herunter, lieſen wir alle herzu, und der letzte Auftritt ging an eben ſo viel verſchiednen Orten vor, als Per-

ſon

ſen dieſer ehrliche Alte, von der Hausthüre an bis in den Saal machte. Ich ſehe ſie noch dieſe verſchiednen Orte! — — Wenn ich die Handlung in einem einzigen Ort eingeſchloſſen habe, ſo that ich es deswegen, weil es, ohne dem Verlaufe des Stücks Gewalt anzuthun, und ohne den Begebenheiten ihre Wahrſcheinlichkeit zu nehmen, geſchehen konnte.

„Das iſt alles recht gut. Aber wenn Sie auch
„ſchon die Zeit, den Ort, und die Folge der Bege-
„benheiten nach den dramatiſchen Bedürfniſſen be-
„handelt hätten, ſo hätten Sie doch wenigſtens zu
„den letztern nichts hinzudichten ſollen, was weder
„mit unſern Sitten, noch mit ihrem Charakter
„übereinkömmt.

Ich glaube das auch nicht gethan zu haben.

„Sie wollten mich wohl alſo bereden, daß Sie
„die zweyte Scene des erſten Aufzuges mit ihrem
„Bedienten wirklich gehabt hätten? Wie? er wäre
„nicht gleich gegangen, als Sie ihm ſagten: *Mei-*
„*nen Wagen! Laß anſpannen!* Er hätte Ihnen
„nicht gehorcht? Er hätte Ihnen Vorſtellungen ge-
„macht, die Sie ruhig angehöret? Der ernſte Dor-
„val, dieſer ſelbſt gegen ſeinen Freund Clairville
„ſo zurückhaltende Mann, hätte ſich gegen ſeinen
„Bedienten Carl ſo weit herabgelaſſen? Das iſt
„weder wahrſcheinlich noch wahr.

Ich muß es zugeſtehen. Ich ſagte mir das ohngefehr ſelbſt, was ich Carlen in den Mund gelegt habe. Aber dieſer Carl iſt ein guter Menſch, der mir ſehr ergeben iſt. Er würde im Fall der Noth eben das für mich thun, was Arnold für meinen Vater gethan hat. Er hatte es doch einmal mit angeſehen. Uebrigens konnte es ja nichts ſchaden, ihn einen Augenblick in dem Stücke mit einzuführen; und er hat ſo viel Freude darüber gehabt? — Weil ſie unſere Bediente ſind, ſind ſie deswegen keine Menſchen mehr? — Sie dienen uns, und wir dienen einem andern.

„Allein, wenn Sie für das Theater arbeiteten„ —

So würde ich meine Moral bey Seite ſetzen, und mich wohl in Acht nehmen, Weſen auf der Bühne wichtig zu machen, die im gemeinen Leben für nichts geachtet werden. Die Davi waren die Stützen der alten Komödie, weil ſie wirklich die Triebräder aller häuslichen Unruhen waren. Soll man die Sitten, die man vor zwey tauſend Jahren hatte, oder ſoll man unſre Sitten nachahmen? Unſere Bediente in der Komödie ſind allezeit luſtig; ein deutlicher Beweis, daß ſie froſtig ſind. Wenn ſie der Dichter in dem Vorzimmer läßt, wohin ſie gehören, ſo wird die Handlung, indem ſie nunmehr nur unter den Hauptperſonen vorgehet, deſto intereſſanter und ſtärker ſeyn. Moliere, der ſie ſo wohl zu nutzen wußte, hat ſie aus ſeinem Tartüffe und aus ſeinem Menſchenfeinde ausgeſchloſſen. Die Intriguen der Bedienten und Mädchen, mit welchen man die Haupthandlung unterbricht, ſind das ſicherſte Mittel, das Intereſſe des Stücks zu ſchwächen: Die theatraliſche Handlung muß nirgends ſtille ſtehen; und zwey Intriguen mit einander vermengen, heißt beyde wechſelsweiſe aufhalten.

„Wenn ich dürfte, würde ich für die Mädchen „um Gnade bitten. Es ſcheinet, als könnten junge „Frauenzimmer, bey dem Zwange, dem ſie in ihrer „Aufführung und in ihren Reden unterworfen ſind, „ihr Herz nur gegen dieſe Perſonen ausſchütten, „und nur ihnen die Empfindungen vertrauen, die „ſie aus Gewohnheit, aus Anſtändigkeit, aus Furcht, „aus Vorurtheilen, in ihrer Seele verſchloſſen halten müſſen.

Sie mögen alſo ſo lange auf der Bühne bleiben, bis unſere Erziehung beſſer wird, und die Väter und Mütter die Vertrauten ihrer Kinder werden. — Was haben Sie ſonſt noch angemerkt?

„Thereſiens Erklärung?„ —

Nun?

„Die Frauenzimmer thun dergleichen ſelten„ —

Ich leugne es nicht. Aber ſetzen Sie, daß ein Frauenzimmer Thereſiens Seele, Erhabenheit und Charakter hat, daß es ſich einen rechtſchaffenen Mann zu wählen gewußt, und Sie werden ſehen, daß

Sie ihre Empfindungen ohne Bedenken bekennen wird. Thereſia ſetzte mich in Verlegenheit; — und das recht ſehr. Ich betauerte Sie, und verehrte Sie um ſo vielmehr.

„Das iſt nicht wenig zu bewundern! Sie waren auf einer andern Seite eingenommen —

Und war kein eitler Geck; ſetzen Sie hinzu.

„Man wird in dieſer Erklärung verſchiedene „Stellen finden, die nicht behutſam gnug behandelt „worden. — Die Frauenzimmer werden es ſich „angelegen ſeyn laſſen, dieſen Charakter lächerlich zu machen —„

Was für Frauenzimmer, wenn ich bitten darf? Die ehrloſen, die eine ſchändliche Neigung geſtehen, ſo oft ſie ſagen: ich liebe Sie. Aber hier haben wir Thereſien vor uns; und die menſchliche Geſellſchaft würde ſehr zu beklagen ſeyn, wenn Thereſia die einzige ihrer Art wäre.

„Aber dieſer Ton iſt auf der Bühne ſehr außerordentlich! —„

Laſſen Sie doch die Bühne. Kommen Sie wieder in den Saal, und bekennen Sie, daß Ihnen Thereſiens Rede nicht anſtößig geweſen, als Sie ſie da hörten.

„Nein.„

Das iſt genug. Ich muß Ihnen aber doch alles ſagen. Als das Werk fertig war, gab ich es allen theilhabenden Perſonen zu leſen, damit jede zu ihrer Rolle, was ſie nöthig glaubte, entweder hinzuſetzen, oder daraus weglaſſen könne, um ſich noch mehr nach dem Leben zu ſchildern. Allein es ereignete ſich etwas, worauf ich nicht gedacht hatte, und was gleichwohl ſehr natürlich war. Sie ſahen nehmlich mehr auf ihren gegenwärtigen Zuſtand, als auf ihre vergangene Stellung. Hier machten ſie den Ausdruck ſanfter; da bemäntelten ſie eine Empfindung; dort bereiteten ſie einen Zwiſchenfall mehr vor. Roſalia wollte in Clairvillens Augen weniger ſträflich erſcheinen. Clairville wollte ſich vor Roſalien noch verliebter zeigen. Thereſia wollte einem Manne, der itzt ihr Gemahl iſt, ein wenig mehr Zärtlichkeit merken laſſen; und die Wahrheit der Charaktere hat dadurch an verſchiednen Stellen gelitten. Thereſiens Erklärung iſt eine von dieſen Stellen. Ich ſehe wohl, die übrigen werden Ihrem feinen Geſchmack auch nicht entgehen.

Dieſe Worte des Dorval waren mir um ſo viel ſchmeichelhafter, je weniger es ſonſt ſeine Sache iſt, zu loben. Um etwas darauf zu verſetzen, mutzte ich eine Kleinigkeit auf, die ich ſonſt würde übergangen haben.

„Und der Thee in eben dieſem Auftritte? ſagte ich zu ihm.

Ich verſtehe Sie. Das iſt hier zu Lande nicht üblich. Ich räume es ein. Aber ich habe mich lange Zeit in Holland aufgehalten. Ich bin viel mit Fremden umgegangen. Ich habe dieſen Gebrauch von ihnen angenommen; und ich habe mich ſelbſt ſchildern wollen.

„Aber auf dem Theater!„

Nicht auf dem Theater, in dem Saale müſſen Sie mein Stück beurtheilen. — Uebergehen Sie unterdeſſen keine einzige von den Stellen, wo Sie glauben, daß ich wider den Gebrauch des Theaters geſündiget habe. — Ich möchte doch gern ſehen, ob Ich Unrecht habe oder der Gebrauch.

Indem Derval dieſes ſagte, ſuchte ich die Striche, die ich an dem Rande ſeines Manuſcripts mit dem Bleyſtifte überall gemacht hatte, wo mir etwas anſtößig vorgekommen war. Ich ward eines von dieſen Zeichen, zu Anfange des zweyten Auftritts im zweyten Aufzuge, gewahr, und ſagte zu ihm:

„Als Sie Roſalien ſprachen, ſo wie Sie es ihrem Freunde verſprochen hatten, ſo wußte Sie es „entweder, daß Sie abreiſen wollten, oder Sie „wußte es nicht. Wußte ſie es, warum ſagt ſie gegen Juſtinen nichts davon? Iſt es natürlich, daß „ihr nicht das geringſte Wort über einen Zufall entfähret, der ihr nichts weniger als gleichgültig ſeyn „konnte? Sie weinet; aber ſie weinet über ſich ſelbſt.

„Ihre Betrübniß iſt die Betrübniß einer zärtlichen Seele über gewiſſe Empfindungen, die wider ihren Willen entſtanden ſind, und die ſie auf keine Weiſe billigen kann. Nein; werden Sie ſagen; Sie wußte von meiner Abreiſe nichts. Sie ſchien darüber beſtürzt. Ich habe es geſchrieben, und Sie müſſen es geleſen haben. Das iſt wahr. Aber wie konnte ihr etwas unbekannt geblieben ſeyn, das man in dem ganzen Hauſe wußte?“

Es war früh. Ich glaubte einen Aufenthalt, den ich mit Unruhe erfüllte, nicht eilig genug verlaſſen, und mich nicht geſchwind genug des allerunerwartetſten und grauſamſten Auftrags entladen zu können. Ich ging alſo zu Roſalien, ſobald es bey ihr Tag war. Der Auftritt hat den Ort verändert, aber ohne etwas von ſeiner Wahrheit zu verlieren. Roſalia lebte eingezogen. Sie glaubte ihre geheimen Gedanken vor Thereſiens durchdringendem Blicke und vor Clairvillens Liebe nicht anders verbergen zu können, als durch beyder Vermeidung. Sie kam nur erſt aus ihrem Zimmer herunter, und hatte noch niemanden geſprochen, als ſie in den Saal hineintrat.

„Aber warum meldet man, während ihrer Unterredung mit Roſalien, Clairvillen an? Es iſt nicht Brauch, ſich in ſeinem Hauſe anmelden zu laſſen; und dieſes Anmelden ſiehet einem vorbereiteten Theaterſtreiche vollkommen gleich.“

Nein, es iſt wirklich ſo geſchehen; und es konnte nicht anders geſchehen. Wenn Sie einen Theaterſtreich darinn wahrnehmen; meinetwegen. Er iſt von ſich ſelber gekommen.

Clairville weis, daß ich mit ſeiner Gebieterin ſpreche. Es iſt nicht natürlich, daß er ſo gerade zu eine Unterredung unterbricht, die er ſelbſt verlangt hat. Gleichwohl kann er ſeiner Ungeduld, das Reſultat derſelben zu erfahren, nicht widerſtehen. Er läßt mich ruffen. Würden Sie es anders gemacht haben?

Hier hielt Dorval einen Augenblick inne; und fuhr darauf fort: Ich wollte weit lieber Gemälde auf der Bühne wiſſen, wo es ſo wenig Gemälde giebt, und wo ſie doch eine ſo angenehme und ſo ſichere Wirkung haben würden, als dieſe Theaterſtreiche, die man auf eine ſo gezwungene Art vorbereitet, und die ſich auf ſo viel ſonderbare Vorausſetzungen gründen, daß für eine von dieſen Verknüpfungen zufälliger Begebenheiten, die glücklich und natürlich iſt, ſich immer tauſend finden, die einem Manne von Geſchmack mißfallen müſſen.

„Aber welchen Unterſchied machen Sie zwiſchen „einem Theaterſtreiche und einem Gemälde?„

Ich werde Ihnen geſchwinder Beyſpiele, als Erklärungen davon geben können. Der zweyte Aufzug

zug öffnet ſich mit einem Gemälde, und ſchließt mit einem Theaterſtreiche.

„Ich verſtehe Sie. Ein unvermutheter Zufall, „der ſich durch Handlung äußert, und die Umſtände der Perſonen plötzlich verändert, iſt ein Theaterſtreich. Eine Stellung dieſer Perſonen auf der „Bühne, die ſo natürlich und ſo wahr iſt, daß ſie „mir in einer getreuen Nachahmung des Malers, „auf der Leinwand gefallen würde, iſt ein Gemälde.„

Ohngefehr.

„Ich wollte faſt wetten, daß in dem vierten „Auftritte des zweyten Aufzuges, kein Wort iſt, „das nicht wahr wäre. Sie hat mich in dem Saale aufs äußerſte gerührt, und ich habe ſie mit unendlichem Vergnügen geleſen. Welch ein ſchönes „Gemälde! Denn ein Gemälde iſt es doch wohl, „wenn der unglückliche Clairville in den Armen ſeines Freundes, als dem einzigen Schutzorte liegt, „der ihm noch übrig iſt.“

Sie denken wohl an ſeinen Schmerz; aber Sie vergeſſen den meinigen. Wie grauſam war dieſer Augenblick für mich!

„Ich weis es. Ich weis es. Ich erinnere mich „gar wohl, daß ſie unter ſeinen traurigen Klagen „Thränen über ihn vergoßen. Das ſind keine Umſtände, die ſich leicht vergeſſen laſſen.„

Geſtehen Sie nur, daß dieſes Gemälde auf der Bühne nicht würde Statt gefunden haben; daß es die zwey Freunde nicht würden haben wagen dürfen, einander ins Geſicht zu ſehen, dem Zuſchauer den Rücken zu kehren, ſich zu gruppiren, ſich zu trennen, und ſich wieder zu vereinigen; daß ihre ganze Action ſehr abgemeſſen, ſehr zierlich und ſehr froſtig würde geweſen ſeyn.

„Ich glaube es.“

Wird man es denn nicht einmal empfinden, daß das Unglück die Menſchen einander näher bringt, und daß es beſonders in den tumultuöſen Augenblicken, wenn die Leidenſchaften aufs höchſte geſtiegen ſind, und die Action am heftigſten wird, lächerlich iſt, ſich in einem halben Zirkel zu halten, und in einer gewiſſen Entfernung, nach einer ſymmetriſchen Ordnung von einander ab zu ſtehen.

Die theatraliſche Action muß noch ſehr unvollkommen ſeyn, weil man auf der Bühne faſt keine einzige Stellung ſiehet, aus welcher ſich eine erträgliche Compoſition für die Malerey machen ließe. Iſt denn die Wahrheit hier weniger unentbehrlich, als auf der Leinewand? Sollte es ein Grundſatz ſeyn, daß man ſich von der Sache ſelbſt um ſo viel weiter entfernen müſſe, je näher ihr die Kunſt iſt, und daß man in einen lebenden Auftritt, wo man wirkliche Men-

ſchen

ſchen handeln ſiehet, weniger Wahrſcheinlichkeit leiſten müſſe; als in einen gemalten Auftritt, wo man ſo zu reden, nur die Schatten von ihnen erblickt?

Ich meines Theils glaube, die Bühne müßte dem Zuſchauer, wenn ein dramatiſches Werk gut gemacht und gut aufgeführet würde, eben ſo viel wirkliche Gemälde darſtellen, als brauchbare Augenblicke für den Maler in der Handlung vorkommen.

„Aber die Wohlanſtändigkeit! Die Wohlanſtändigkeit!„

Ich höre nur immer dieſes Wort wiederhohlen. Barnevelts Geliebte kömmt, mit zerſtreuten Haaren, in das Gefängniß ihres Geliebten. Die zwey Freunde umarmen ſich und werfen ſich zur Erde. Philoktet wälzte ſich ehemals vor dem Eingange ſeiner Höhle. Sein Schmerz brach in ein unarticulirtes Geſchrey aus. Dieſes Geſchrey machte einen eben nicht wohlklingenden Vers. Aber die Zuſchauer fühlten ihr Innerſtes zerriſſen. Haben wir mehr Feinheit, haben wir mehr Genie als die Athenienſer? — Wie? die Action einer Mutter, deren Tochter man opfern will, ſollte heftig gnug ſeyn können? Sie lauffe immer auf der Bühne als ein verrücktes und raſendes Weib umher; ſie laſſe den Pallaſt von ihrem Geſchrey ertönen; ſogar in ihrer Kleidung zeige ſich ihre Verwirrung: das alles kömmt der Verzweiflung zu. Iphigeniens Mutter dürfte ſich nur einen Augenblick als Königin von Argos, als Gemahlin des oberſten Anführers der Griechen zeigen, und ſie würde mich das allernichtswürdigſte Geſchöpf dünken. Die wahre Würde, die mich einzig und allein rühret, die mich niederſchlägt, iſt das Gemälde der mütterlichen Liebe in aller ihrer Wahrheit.

Ich blätterte in dem Manuſcripte und fand einen kleinen Strich mit dem Bleyſtifte, den ich übergangen hatte. Er war an der Stelle des zweyten Auftritts in dem zweyten Aufzuge, wo Roſalia, von dem Gegenſtande, der ſie verführet, ſagt: ſie habe in ihm die **Wirklichkeit aller der Einbildungen, die ſie ſich von der Vollkommenheit gemacht, erblickt.** Dieſe Betrachtung war mir für ein Kind ein wenig zu ſtark vorgekommen, und dieſe **Einbildungen von Vollkommenheit** hatten mir mit ihrer ungekünſtelten Sprache zu ſtreiten geſchienen. Ich theilte Dorvaln meine Anmerkung mit. Statt aller Antwort verwies er mich auf das Manuſcript. Ich betrachtete es genauer, ich fand, daß dieſe Worte erſt nachher von Roſaliens eigner Hand dazu geſetzt worden, und wendete mich zu andern Dingen.

„Sie ſind kein Liebhaber von Theaterſtreichen? „fragte ich ihn.„

Nein.

„Hier iſt gleichwohl einer, und einer von den „ausgeſuchteſten.„

Ich weis es; und ich habe ſeiner ſchon gegen Sie gedacht.

„Es iſt der Grund von ihrer ganzen Verwicklung.„

Ich räume es ein.

„Und iſt das ſchlecht? —

Ohne Zweifel.

„Warum haben Sie es gleichwohl gebraucht?„

Weil es keine Erdichtung, ſondern eine wahre Begebenheit iſt. Es wäre freylich zum Beſten des Stücks zu wünſchen, daß ſich die Sache anders zugetragen hätte.

„Roſalia entdeckt Ihnen ihre Liebe. Sie erfährt, „daß ſie geliebt wird. Sie hoffet nicht mehr; ſie „wagt es nicht, Sie noch einmal zu ſehen; ſie „ſchreibt Ihnen„ —

Das iſt ganz natürlich.

„Sie antworten ihr„

Ich mußte ja wohl.

„Clairville hat ſeiner Schweſter verſprochen, „Sie vor derſelben Zurückkunft nicht abreiſen zu „laſſen. Thereſia liebte Sie. Sie hat es Ihnen „geſtanden. Sie kennen ihre Geſinnungen.„

Sie muß begierig ſeyn, die meinigen genauer zu kennen.

„Ihr Bruder geht, ſie bey einer Freundin abzuhohlen, zu der ſie auf die nachtheiligen Gerüchte, die ſich von Roſaliens Glücksumſtänden und von der Zurückkunft ihres Vaters ausgebreitet hatten, gegangen war. Man wußte daſelbſt ihre Abreiſe. Man iſt darüber erſtaunt. Man giebt Ihnen Schuld, ſeiner Schweſter Zärtlichkeit eingeflößt zu haben, und dergleichen ſelbſt gegen ſeine Geliebte zu empfinden.

Die Sache iſt wahr.

„Aber Clairville glaubt nichts davon. Er vertheidiget Sie lebhaft. Er ziehet ſich einen Handel zu. Man ruft Sie ihm zu Hülfe, indem ſie eben begriffen ſind, auf Roſaliens Brief zu antworten. Sie laſſen ihre Antwort auf dem Tiſche liegen —

Sie würden es nicht anders gemacht haben, glaube ich.

„Sie eilen ihrem Freunde zu Hülfe. Thereſia kömmt dazu. Sie glaubt, daß ſie von Ihnen erwartet werde. Sie ſieht ſich allein gelaſſen. Dieſe Aufführung iſt ihr unbegreiflich. Sie wird den Brief gewahr, den Sie an Roſalien zu ſchreiben angefangen. Sie lieſet ihn, und deutet ihn auf ſich ſelbſt.“

Es würde jede andere eben ſo gut betrogen haben.

„Ohne Zweifel. Sie hat nicht den geringſten Argwohn wegen Ihrer Liebe gegen Roſalien, noch wegen Roſaliens Liebe gegen Sie; der Brief beantwortet eine Erklärung, und ſie hatte dergleichen gethan.“

Setzen Sie noch hinzu, daß Thereſia von ihrem Bruder das Geheimniß meiner Geburt erfahren hatte, und daß der Brief in der Denkungsart eines Mannes geſchrieben iſt, der Clairvillen zu beleidigen glaubt, wenn er nach dem Beſitze des geliebten Gegenſtandes trachte. Thereſia glaubte es alſo, und muß es glauben, daß ſie geliebt werde; und daher entſtehen denn nothwendig alle die Verwirrungen, in welchen Sie mich geſehen haben.

„Was finden Sie denn alſo hieran auszuſetzen? Es iſt gar nichts falſch —

Aber auch nichts wahrſcheinlich genug. Sehen Sie denn nicht, wie viel Zeit man braucht, eine ſolche Menge von Umſtänden zu verbinden? Die Künſtler mögen ſich wegen ihrer Gabe, dergleichen Zufälle zu bereiten, immerhin glücklich ſchätzen. Ich werde ihnen Erfindung zugeſtehen, aber keinen wahren Geſchmack. Je einfacher der Verlauf eines Stücks iſt, deſto ſchöner iſt es. Ein Dichter, der dieſen Theaterſtreich und die Stellung in dem fünften Aufzuge erdacht hätte, wo ich zu Roſalien trete, und ihr Clairvillen zu hinterſt in dem Saale, auf einem Canapee, in der Faſſung eines verzweifelnden Menſchen zeige, würde wenig Verſtand beweiſen, wenn er den Theaterſtreich dem Gemälde vorzöge. Jenes iſt beynahe ein Kinderſpiel. Dieſes iſt ein Zug des Genies. Ich rede ohne Partheylichkeit davon. Ich habe beydes nicht erfunden. Der Theaterſtreich iſt eine wahre Begebenheit. Das Gemälde iſt ein glücklicher Umſtand, der ſich von ohngefehr eräugnete, und den ich zu nutzen wußte.

„Da Sie aber Thereſiens Mißverſtändniß wußten, warum lieſſen Sie Roſalien nichts davon „wiſſen? Das Mittel war natürlich, und es half „allem ab.

Ja, wenn Sie ſo fragen wollen! Wie weit verlieren Sie auf einmal das Theater aus den Augen! Sie unterſuchen mein Werk mit einer Strenge, die, ſo viel ich weis, kein Stück in der Welt aushalten kann. Ich will es Ihnen danken, wenn Sie ein einziges anführen können, das bis auf den dritten Aufzug kommen würde, wenn ein jeder darinn dasjenige thäte, was er nach der Schärfe thun ſollte. Aber dieſe Antwort, die für einen Künſtler hinlänglich gut wäre, taugt für mich nichts. Es iſt hier die Rede von einer Begebenheit, und nicht von einer Erdichtung. Sie wollen nicht von einem Verfaſſer die Urſache eines Zwiſchenfalls wiſſen, ſondern Sie wollen hören, wie Dorval ſein Betragen rechtfertigen kann.

Ich entdeckte Roſalien darum weder Thereſiens noch ihren eigenen Irrthum, weil dieſer Irrthum meinen Abſichten bequem war. Da ich den Entſchluß gefaßt hatte, der Rechtſchaffenheit alles aufzuopfern, ſo betrachtete ich dieſes Mißverſtändniß, das mich von Roſalien trennte, als eine Begebenheit, die mich von der Gefahr entfernte. Ich wollte freylich nicht gern, daß ſich Roſalia eine falſche Vorſtellung von meinem Charakter machte: aber daran mußte mir noch weit mehr gelegen ſeyn, daß ich dem, was ich mir ſelbſt und was ich meinem Freunde ſchuldig war, nachzukommen ſuchte. Es ging mir nahe, daß ich ſie betriegen mußte, daß ich Thereſien betriegen mußte; aber ich mußte.

„Ich fühle es. An wen hätten Sie ſonſt geſchrieben, wenn Sie nicht an Thereſien geſchrieben hätten?„

Uebrigens verſtrich, zwiſchen dieſem Augenblicke und der Ankunft meines Vaters, eine ſo kurze Zeit, und Roſalia lebte ſo eingeſchloſſen. Ihr zu ſchreiben war gar nicht Rath. Es iſt ſehr ungewiß, ob ſie meinen Brief hätte annehmen wollen; und es iſt ganz gewiß, daß ein Brief, der ſie von meiner Unſchuld überzeugt hätte, ohne ihr wegen der Unbilligkeit unſerer Empfindungen die Augen zu öffnen, das Uebel nur würde vergröſſert haben.

„Unterdeſſen mußten Sie, aus Clairvillens Munde, tauſend marternde Reden hören. Thereſia giebt ihm ihren Brief. Nicht genug, daß Sie ihre wirkliche Neigung verbergen müſſen; Sie müſſen ſich ſtellen, eine ganz andere zu haben. Man bringt ihre Verbindung mit Thereſien zur Richtigkeit, ohne daß Sie ſich widerſetzen können. Man hinterbringt Roſalien dieſe angenehme Neuigkeit, ohne daß Sie ſie läugnen dürfen. Sie will vor ihren Augen vergehen. Und ihr Liebhaber, den ſie mit der unglaublichſten Härte mißhandelt, fällt in einen Zuſtand, der der Verzweiflung ſehr nahe iſt.

Alles das iſt wahr; aber was konnte ich machen?

„Gut, daß wir auf dieſe Verzweiflungsſcene kommen. Sie iſt ſonderbar. Sie rührte mich in dem Saale ungemein. Nun denken Sie, wie betroffen ich bey dem Leſen war, als ich weiter nichts als Gebehrden und keine Reden darinn fand“.

Laſſen Sie ſich hiebey eine Anekdote erzehlen, die ich Ihnen gewiß nicht erzehlen würde, wenn ich dieſem meinen Werke einigen Werth beylegte, oder mir ſehr viel darauf einbildete, es gemacht zu haben. Als ich nehmlich auf dieſe Stelle unſerer Geſchichte und des Stücks kam, und in mir weiter nichts als einen tieffen Eindruck, ohne der geringſten Idee von den dabey geführten Reden, fand, ſo beſann ich mich auf verſchiedene Reden in dieſer und jener Komödie, nach welchen ich aus Clairvillen einen, ſehr beredten Verzweifelten machte. Indem Er aber ſeine Rolle flüchtig durchlief, ſagte er zu mir: Das, Bruder, taugt gar nichts. In dieſer ganzen Rhetorik iſt kein einziges wahres Wort. „Ich weis wohl. Aber ſehen Sie, ob Sie es beſ„ſer machen können.“ Das wird nicht ſchwer ſeyn. Ich muß mich nur wieder in die Stellung ſetzen, und mir ſelber zuhören. Dieſes muß er ohne Zweifel gethan haben. Den Tag darauf brachte er mir die bewußte Scene, ſo wie ſie iſt, Wort vor Wort. Ich las ſie, und las ſie mehr als einmal. Ich erkannte den Ton der Natur darinn; und wenn Sie wollen, ſo will ich Ihnen morgen verſchiedne Anmerkungen mittheilen, die ſie über die Leidenſchaften, über den Accent, über die Declamation, über die Pantomime bey mir veranlaßt hat. Ich will Sie dieſen Abend bis an den Fuß des Hügels begleiten, der zwiſchen unſern Wohnungen mitten inne liegt, und wir wollen den Ort ausmachen, wo wir uns wieder treffen wollen.

Unterwegens bemerkte Dorval die natürlichen Erſcheinungen, die auf den Untergang der Sonne folgen, und ſagte: Sehen Sie doch, wie die beſondern Schatten immer ſchwächer werden, ſo wie der allgemeine Schatten ſtärker und ſtärker wird. —

Dieſe breiten Striche von Purpur, verſprechen uns einen ſchönen Morgen. — Sehen Sie, welch Violet ſich über den Himmel, der untergehenden Sonne gegen über, verbreitet. — Man höret in dem Gebüſche nur noch einige Vögel, deren ſpater Geſang die Dämmerung belebet. — Das Geräuſche der flieſſenden Waſſer, ſondert ſich allmälig aus dem allgemeinen Geräuſche, und verkündiget uns, daß man an den meiſten Orten mit der Arbeit aufgehöret habe, und daß es ſpät iſt.

Indem gelangten wir an den Fuß des Hügels. Wir machten den Ort aus, wo wir uns treffen wollten, und begaben uns von einander.

Zweyte Unterredung.

Des Tages darauf fand ich mich an dem Fuße des Hügels ein. Der Ort war einſam und wild. Vor ſich ſahe man einige Dörfer, die in der Ebene zerſtreut lagen; hinter ihnen eine Kette von ungleichen und zerriſſenen Bergen, welche den Horizont zum Theil umſchloſſen. Hohe Eichen warfen ihre Schatten umher; und von einem unterirdiſchen Waſſer, welches in der umliegenden Gegend floß, vernahm man das dumpfe Geräuſch. Es war die Jahreszeit, da die Erde mit den Gütern bedeckt iſt, die ſie der Arbeit und dem Schweiſſe der Menſchen gewähret. Dorval war ſchon hier. Ich nahte mich ihm, ohne von ihm wahrgenommen zu werden. Er hatte ſich dem Anſchauen der Natur ganz überlaſſen. Seine Bruſt flog hoch. Er athmete mit Macht. Seine aufmerkſamen Augen giengen alle Gegenſtände durch. Ich folgte auf ſeinem Geſichte den verſchiedenen Eindrücken, die ſie auf ihn machten, und ich fieng an, an ſeiner Entzückung Theil zu nehmen, als ich, faſt wider Willen, ausrief: „Er iſt bezaubert!„

Er hörte mich, und antwortete mir mit einer heiſern Stimme: Es iſt wahr. Hier, hier läßt ſich die Natur ſehen. Hier iſt der heilige Aufenthalt der Begeiſterung. Hat ein Menſch Genie erhalten: ſo verläßt er die Stadt und ihre Einwohner. Ihn ſtreuet, ſo wie ſein Herz ihn reizet, bald ſeine Thränen mit dem Kryſtalle einer Quelle zu miſchen; bald Blumen auf ein Grab zu tragen; bald mit leichten Füſſen das zarte Gras der Wieſen niederzutreten; bald mit langſamen Schritten fruchtbare Felder durchzuwandern; bald die Arbeit des Landmannes mit anzuſehen; bald in das Innerſte der Wälder zu fliehen. Er liebt ihre geheime Schauder. Er irret umher. Er ſucht eine Höhle, die ihn begeiſtre. Wer ſonſt als er, läßt ſeine Stimme zu dem Rauſchen des Stromes, der von dem Berge ſtürzet, ertönen? Wer ſonſt als er, empfindet das Erhabene eines einſamen Ortes? Wer ſonſt als er, höret ſich in der Stille der Einöde? Niemand als er. Unſer Dichter wohnet an dem Ufer einer See. Er wirft ſeine Blicke über die Fläche der Waſſer, und ſein Genie erweitert ſich. Hier iſt es, wo er von dem bald ruhigen bald heftigen Geiſte ergriffen wird, der ſeine Seele nach Willkühr izt empöret, izt beruhiget. — O Natur, alles was gut iſt, iſt in deinem Schooße verſchloſſen! Du biſt die reiche Quelle aller Wahrheiten. — Nichts als Tugend und Wahrheit iſt in dieſem Augenblicke würdig, mich zu beſchäftigen. — Die Begeiſterung entſpringet aus einem Gegenſtande der Natur. Hat ihn die Seele von mehrern und von den helleſten Seiten geſehen, ſo bemeiſtert er ſich ihrer, und ſezt ſie in Bewegung und Aufruhr. Die Einbildungskraft wird hitziget. Die Leidenſchaften werden rege.

Man iſt, eines ums andere, erſtaunt, gerührt, geärgert, erzürnt. Ohne die Begeiſterung findet ſich der wahre Gedanke entweder gar nicht ein; oder wenigſtens, wenn man ihn ja von ohngefehr trift, kann man ihn doch nicht verfolgen. — Der Dichter empfindet den Augenblick der Begeiſterung. Er folget auf ſein Nachdenken. Er kündiget ſich bey ihm durch eine Erſchütterung an, die in ſeiner Bruſt den Anfang nimmt, und ſich, auf die ſüſſeſte und ſchnelleſte Weiſe, bis in die äuſſerſten Theile des Körpers fortpflanzet. Bald aber iſt es keine Erſchütterung mehr. Es iſt eine ſtarke und anhaltende Hitze, die ihn entzündet, die ihn verzehret, die ihn tödtet; die aber allem, womit er ſich abgiebt, Seele und Leben ertheilet. Wenn dieſe Hitze noch ſteiget, ſo werden auch der Erſcheinungen vor ihm mehr. Seine Leidenſchaft würde bis zur Staffel der Wuth ſteigen. Er würde von keiner andern Erleichterung wiſſen, als einen Strom von Ideen, die ſich drengen, ſich ſtoſſen und ſich jagen, auszuſchütten.

Dorval befand ſich dieſen Augenblick ſelbſt in dem Zuſtande, den er ſchilderte. Ich antwortete ihm nicht. Es entſtand unter uns eine Stille, während welcher er ſich, wie ich ſage, beruhigte. Bald darauf fragte er mich, wie ein Menſch, der aus einem tiefen Schlafe erwacht: was habe ich geſagt? Was hatte ich Ihnen zu ſagen? Ich habe es ganz vergeſſen.

„Einige Gedanken, die die Scene des verzweifelnden Clairvills bey Ihnen über die Leidenſchaften, über den Accent, über die Declamation, über die Pantomime veranlaßt hatte.„

Der erſte iſt dieſer: daß man ſeinen Perſonen keinen Witz geben, ſondern ſie in ſolche Umſtände zu ſetzen wiſſen muß, die ihnen welchen geben. —

Dorval merkte aus der Geſchwindigkeit, mit welcher er dieſe Worte vorbrachte, daß ſich der Aufruhr in ſeiner Seele noch nicht ganz gelegt habe; er hielt inne; und um ſich Zeit zu laſſen, wieder ruhig zu werden, oder vielmehr um ſeiner Unruhe eine noch heftigere aber geſchwinder überhin gehende Bewegung entgegenzuſetzen, erzehlte er mir folgendes:

Eine Bäuerin aus dem Flecken, den Sie da zwiſchen den beyden Bergen liegen ſehen, und deſſen Häuſer ihre Giebel über die Bäume erheben, ſchickte ihren Mann zu ihren Aeltern, die in einem benachbarten Dorfe wohnen. Und da ward dieſer Unglückliche von einem ſeiner Schwäger erſchlagen. Des Tages darauf ging ich in das Haus, wo ſich der Fall zugetragen hatte. Ich erblickte ein Bild, und hörte eine Rede, die ich noch nicht vergeſſen habe. Der Todte lag auf einem Bette. Die nackten Beine hingen aus dem Bette heraus. Seine Frau lag, mit zerſtreuten Haaren, auf der Erde.

Sie hielt die Füſſe ihres Mannes, und ſagte unter Vergieſſung von Thränen, und mit einer Action, die allen Anweſenden Thränen auspreßte: „Ach, als ich dich hieher ſchickte, hätte ich wohl geglaubt, daß dieſe Füſſe dich zum Tode trügen? — Glauben Sie, daß ſich eine Frau von anderm Stande würde pathetiſcher ausgedrückt haben? Nein. Einerley Umſtände würden ihr einerley Rede einflößen. Ihre Seele würde ganz von dem Augenblicke abgehangen haben; und was der Künſtler finden muß, iſt eben das, was alle Welt in dergleichem Falle ſagen würde; was niemand anhören würde, ohne es ſogleich in ſich ſelbſt wahrzunehmen.

„Groſſe Anliegen: groſſe Leidenſchaften. Das iſt die Quelle aller großen und aller wahren Reden. Faſt alle Menſchen reden, wenn ſie nun ſterben ſollen, gut."

Was mir an Clairvillens Scene vornehmlich gefällt, iſt dieſes, daß ſie durchaus weiter nichts enthält, als das, was die Leidenſchaft, wenn ſie aufs äuſſerſte geſtiegen iſt, eingiebt. Die Leidenſchaft heftet ſich an eine Hauptidee. Sie ſchweigt; und ſie kömmt auf dieſe Hauptidee, faſt immer durch Ausrufungen, wieder zurück.

Die Pantomime, die von uns ſo vernachläßiget wird, iſt in dieſer Scene angebracht; und wie glücklich, das haben Sie ſelbſt erfahren!

Wir reden in unſern Schauſpielen zu viel, und folglich ſpielen unſere Acteurs nicht genug. Wir haben die Kunſt, welche die Alten ſo vortreflich zu nutzen wußten, ganz verloren. Der Pantomime ſpielte ehemals alle Stände, Könige, Helden, Reiche, Arme, Städter und Landleute; und wählte aus jedem Stande das, was ihm eigenthümlich war, und aus jeder Action das, was am meiſten in die Augen fiel. Der Philoſoph Timocrates, der dieſem Schauſpiele, von welchem ihn ſein ſtrenger Charakter ſonſt entfernt hatte, endlich einmal mit beywohnte, ſagte: Quali ſpectaculo me philoſophiae verecundia privavit. „Timocrates ſchämte ſich ganz „zur Unzeit. Und ſeine unzeitige Scham, hat den „Philoſophen eines groſſen Vergnügens beraubt. Der Cyniker Demetrius ſchrieb alle Wirkung davon den Inſtrumenten, den Stimmen, der Verzierung, in Gegenwart eines Pantomimen, zu, der ihm aber antwortete: „Sieh mich erſt ganz allein ſpielen, „und alsdenn ſage von meiner Kunſt, was du willſt.„ Die Flöten ſchweigen. Der Pantomime ſpielt, und der entzückte Philoſoph ruft aus: Ich ſehe dich nicht blos. Ich höre dich. Du ſprichſt mir mit den Händen.

Welche Wirkung müßte dieſe Kunſt vollends haben, wenn ſie mit der Rede verbunden würde? Warum haben wir Dinge getrennt, welche die Natur verbunden hatte? Begleitet nicht die Geberde die Rede alle Augenblicke? Ich habe es nie ſo deutlich empfunden, als bey Verfertigung dieſes Werks. Ich ſuchte das, was ich geſagt hatte, das, was man mir geantwortet hatte, und weil ich nichts als Bewegungen fand, ſo ſchrieb ich die Namen der Perſonen hin, und ihre Action darunter. Ich ſagte zu Roſalien: (im zweyten Auftritte des zweyten Aufzuges) *Wenn es das Unglück wollte — daß Ihr überraſchtes Herz — von einer Neigung hingeriſſen wäre —, die Ihnen Ihre Vernunft als ein Verbrechen anrechnen müßte — Ich habe dieſen grauſamen Zuſtand kennen lernen! — Wie ſehr würde ich Sie bedauern.* — Sie antwortet mir: — *Bedauern Sie mich alſo.* — Ich bedauerte ſie, aber blos mit einer mitleidigen Gebehrde; und ich glaube nicht, daß ein Menſch von Empfindung es anders würde gemacht haben. — Und wie viel andere Umſtände giebt es, wo das Stillſchweigen unvermeidlich iſt? Es fragt Sie jemand um ihren Rath, und ihr Rath iſt von der Beſchaffenheit, daß der, dem er ertheilet wird, wenn er ihm folget, das Leben, und wenn er ihm nicht folget, die Ehre zu verlieren waget. Sie ſind weder grauſam noch niederträchtig. Sie geben ihre Verlegenheit durch eine Gebehrde zu verſtehen, und laſſen ihren Mann greifen, wozu er will.

Was ich bey dieſer Scene ſonſt noch anmerkte, war dieſes, daß es Stellen giebt, die man faſt gänz und gar dem Schauſpiele überlaſſen ſollte. Ihm käme es zu, ſich die geſchriebene Scene bequem zu machen, gewiſſe Worte zu wiederhohlen, auf gewiſſe Ideen wieder zurückzukommen, einige wegzulaſſen, und andere hinzuzuſetzen. In der Singſtimme, läſſet der Muſikus einem groſſen Sänger die freye Anwendung ſeines Geſchmacks und ſeiner Fähigkeit. Er begnügt ſich, ihm die vornehmſten Intervalle eines ſchönen Geſanges vorgeſchrieben zu haben. Der Dichter ſollte es eben ſo machen, wenn er ſeinen Schauſpieler hinlänglich kennet. Was rührt uns bey dem Anblicke eines Menſchen, der von gewaltigen Leidenſchaften beſtürmet wird, am meiſten? Sind es ſeine Reden? Zuweilen. Aber das, was allezeit rühret, ſind Schreye, unarticulirte Töne, abgebrochene Worte, einzelne Sylben, die ihm dann und wann entfahren, und ich weis ſelbſt nicht, was für ein Murmeln in der Kehle und zwiſchen den Zähnen. Indem die Heftigkeit der Empfindung das Athemholen unterbricht, und den Geiſt in Aufruhr ſetzet, trennen ſich die Sylben der Wörter, und der Menſch fällt von einer Idee auf die andere. Er fängt eine Menge Reden an. Er endiget keine, und auſſer einigen Empfindungen, die er bey dem erſten Anfalle auslässt, und auf die er ohne Unterlaß wieder zurückkömmt, iſt alles Uebrige weiter nichts als ein ſchwaches und verwirrtes Getöſe, eine Folge ſterbender Töne und erſtickter Accente, welche der Schauſpieler beſſer verſteht, als der Dichter. Die Stimme, der Ton, die Gebehrde, die Action, alles das gehört dem Schauſpieler zu; und das iſt es eben, was uns an heftigen Leidenſchaften am meiſten rühret. Der Schauſpieler allein kann der Rede allen ihren Nachdruck ertheilen. Denn Er macht dem Gehöre die Stärke und die Wahrheit des Accents empfindlich.

„Ich habe oft gedacht, daß die Reden feuriger „Liebhaber nicht ſowohl Dinge zum leſen, als „Dinge zum hören ſind. Denn, ſagte ich bey mir „ſelbſt, nicht der Ausdruck. Ich liebe Sie iſt es, „was über die Strenge einer Spröden, über die „Anſchläge einer Buhlerin, über die Tugend eines „empfindlichen Frauenzimmers triumphirt. Es iſt „vielmehr das Zittern der Stimme, mit welchem „es ausgeſprochen ward, es ſind die Thränen, es „ſind die Blicke, womit es begleitet ward. Dieſe „Idee kömmt auf die Ihrige heraus.“

Es iſt eben dieſelbe. Ein Strom von ſchallenden Worten, der dieſen wahren Tönen der Leidenſchaft ganz entgegengeſetzt iſt, ſind unſere ſogenannten Tiraden. Nichts erhält mehr Beyfall, und nichts verräth einen ſchlechtern Geſchmack. Bey einer dramatiſchen Vorſtellung muß man ſich eben ſo wenig um den Zuſchauer bekümmern, als ob ganz und gar keiner da wäre. Richtet ſich das geringſte an ihn: ſo hat der Verfaſſer ſeinen Vorwurf verlaſſen, ſo iſt der Schauſpieler aus ſeiner Rolle geſetzt, und ſie ſteigen beyde von der Bühne herab. Ich ſehe ſie im Parterre; und ſo lange die Tirade dauert, iſt die Handlung für mich unterbrochen und die Bühne bleibt leer.

Es giebt bey Verfertigung eines dramatiſchen Stücks eine Einheit der Rede, welche einer Einheit des Accents in der Declamation entſpricht. Beyder Syſteme ändern ſich nicht blos von Komödie zu Tragödie, ſondern von einer Komödie und von einer Tragödie zu der andern. Verhielte es ſich anders, ſo müßte entweder in dem Gedichte, oder in der Vorſtellung ein Fehler liegen. Die Perſonen müßten die gehörige Verbindung unter einander nicht haben; es müßte ihnen die Uebereinſtimmung fehlen, die ſie, auch ſogar in den Contraſten, haben ſollen. In der Declamation würde man die widerlichſten Diſſonanzen bemerken. Man würde in dem Gedichte ein Weſen wahrnehmen, das für die Geſellſchaft, in die man es einführen wollen, ganz und gar nicht gemacht ſey.

Dieſe Einheit des Accents zu empfinden, iſt des Schauſpielers Werk. Das iſt die Arbeit ſeines ganzen Lebens. Fehlt ihm dieſes Gefühl, ſo wird ſein Spiel bald ſchwach, bald übertrieben, ſelten richtig, ſtellenweiſe gut, und im Ganzen zuſammen ſchlecht ſeyn.

Wenn ſich die Sucht, beklatſcht zu werden, eines Schauſpielers bemeiſtert, ſo übertreibt er. Das Fehlerhafte ſeiner Action, ſtecket die Action der andern an. Es iſt keine Einheit mehr in der Declamation ſeiner Rolle. Es iſt keine mehr in der Declamation des Stücks. Und bald erblicke ich auf der Scene weiter nichts als eine lermende Verſammlung, in der jeder den Ton hält, der ihm beliebt; ich fange an, Langeweile zu haben; meine Hände faſſen von ſelbſt nach den Ohren, und ich mache mich davon.

Ich wollte Ihnen gern etwas von dem Accente ſagen, der jeder Leidenſchaft eigenthümlich zukömmt. Aber dieſer Accent ändert ſich auf ſo verſchiedene Weiſe ab; es iſt ein ſo feiner und flüchtiger Gegenſtand, daß ich keinen einzigen wüßte, bey welchem ſich der Mangel aller itzigen und aller ehemals vorhandenen Sprachen deutlicher ſpüren lieſſe. Von der Sache hat man den richtigſten Begrif; ſie iſt dem Gedächtniſſe gegenwärtig. Aber ſucht man den Ausdruck, ſo findet man ihn nicht. Man verbindet die Worte: hoch und tief; geſchwind und langſam; ſanft und ſtark. Allein das Netze iſt zu weit, und es bleibt nichts hangen. Wer iſt im Stande die Declamation dieſer zwey Verſe zu beſchreiben?

Hat man ſie oft vertraulich ſprechen? oft
ſich ſuchen?
Sich oft ins Innerſte des Hains verlieren
ſehen?

Es iſt eine Vermiſchung von Neugierde, von Unruhe, von Schmerz, von Liebe, und von Scham, die mir das allerſchlechteſte Gemälde weit beſſer ſchildern würde, als die ausgeſuchteſte Rede.

„Wir haben alſo um ſo viel mehr Urſache, die „Pantomime zu ſchreiben.„

Unſtreitig. Der Ton und die Gebehrde beſtimmen einander wechſelsweiſe.

„Aber der Ton läßt ſich nicht in Noten ſetzen, „und die Gebehrden kann man ſo leicht aufſchreiben.„

Dorval machte bey dieſer Stelle eine Pauſe. Hierauf ſagte er:

Zum Glück wird eine Schauſpielerin, wenn auch ihre Beurtheilungskraft ganz eingeſchränkt, und ihre Einſicht ganz gemein iſt, wenn ſie nur eine groſſe Empfindlichkeit beſitzt, gar leicht die Stellung einer Seele faſſen, und ohne daran zu denken, den Accent finden, der den verſchiednen Empfindungen gemäß iſt, welche hier zuſammen treffen und die Stellung eben ausmachen, die der Philoſoph mit aller ſeiner Scharfſinnigkeit wohl unzergliedert laſſen muß.

Die Dichter, die Schauſpieler, die Muſiker, die Mahler, die Sänger von der erſten Claſſe, die groſſen Tänzer, die zärtlichen Liebhaber, die wahren Andächtigen, alles dieſes feurige und enthuſiaſtiſche Volk, empfindet ſehr lebhaft und überlegt ſehr wenig.

Sie werden nicht durch Regeln, ſondern durch etwas ganz anders, das weit unmittelbare, weit inniger, weit dunkler und weit gewiſſer iſt, geführet und erleuchtet. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie viel ich aus einem groſſen Schauſpieler, aus einer groſſen Schauſpielerinn mache! Wie ſtolz ich auf dieſes Talent ſeyn würde, wenn ich es beſäſſe. Als ich vor dieſem auf der ganzen Welt noch niemanden etwas anging, Herr von meinem Geſchicke und frey von allen Vorurtheilen war, wollte ich einſt Komödiant werden; und man gebe mir nur die Verſicherung, daß ich es ſo weit damit bringe als Quinault Dufresne, und ich werde es noch morgen. Nur das Mittelmäßige verekelt uns das Theater; und nur die ſchlechten Sitten ſind es, die uns in dieſem ſo wie in jedem andern Stande, Schande bringen. Gleich unter Racinen, und unter Corneillen ſtehet bey mir ein Baron, eine Deſmares, eine de Seine; und gleich unter Regnard und Molieren, der ältere Quinault und ſeine Schweſter.

Ich ward ärgerlich, ſo oft ich in den Schauplatz ging und die Nützlichkeit des Theaters gegen die wenige Sorgfalt hielt, die man auf die Einrichtung der Schauſpielergeſellſchaften wendet. Und da rief ich denn: Ach, meine Freunde, wenn wir jemals nach Lampedouſe * ziehen, und da, fern von dem feſten Lande, mitten in den Wellen des Meeres, ein kleines glückliches Volk ſtiften, ſo ſollen das unſere Prediger ſeyn, und wir wollen

---

* Lampedouſe iſt eine kleine wüſte Inſel auf dem Africaniſchen Meere, von der Küſte von Tunis und der Inſel Maltha ohngefehr gleich weit ab. Der Fiſchfang daſelbſt iſt vortreflich. Sie iſt mit wilden Oelbäumen bedeckt. Der Boden würde ſehr fruchtbar ſeyn. Korn und Wein würden da ungemein gerathen. Und gleichwohl iſt ſie noch von niemanden bewohnet worden, als von einem Marabou, und von einem elenden Prieſter. Der Marabou hatte die Tochter des Bay von Algier entführet, und war mit ſeiner Geliebten dahin geflüchtet, an dem gemeinſchaftlichen Werk ihres Heils zu arbeiten. Der Prieſter, mit Namen Bruder Clement, hat zehn Jahr auf Lampedouſe zugebracht, und er war vor kurzer Zeit noch am Leben. Er hatte Vieh. Er baute das Land. Er verbarg ſeinen Vorrath in einen Keller unter der Erde, und den Reſt verkaufte er auf den nächſten Küſten, wo er ſich ſo lange luſtig machte, als ſein Geld währte. Auf der Inſel iſt eine in zwey Kapellen getheilte Kirche, welche die Mahometaner als den Begräbnißort des heiligen Marabou und ſeiner Geliebten verehren. Bruder Clement hatte die eine Kapelle dem Mahomet, und die andere der heiligen Mutter Gottes geweihet. Sahe er ein chriſtliches Schif kommen, ſo ſteckte er die Lampe der heiligen Mutter Gottes an. War es aber ein mahometaniſches Schif, geſchwind blies er die Lampe der heil. Mutter Gottes aus, und ſteckte für den Mahomet an.

wollen ſie gewiß, der Wichtigkeit ihres Amtes gemäß, ausſuchen! Alle Völker haben ihre Sabbate, und wir würden dergleichen auch haben. An dieſen feyerlichen Tagen wollten wir ein gutes Trauerſpiel vorſtellen laſſen, woraus die Menſchen ſich vor den Leidenſchaften hüten lernten; ein gutes Luſtſpiel, das ſie in ihren Pflichten unterrichtete, und ihnen Geſchmack daran einflößte.

„Wird es Ihnen da auch gleich viel ſeyn, Dorval, daß die Rolle der Schönheit von der Häßlichkeit geſpielet wird?

Ich glaube nicht. Denn giebt es in einem dramatiſchen Werke nicht ſchon ſonderbare Vorausſetzungen genug, nach welchen ich mich bequemen muß? Soll die Illuſion auch durch Vorausſetzungen, die meinen Sinnen widerſprechen und ihnen unangenehm fallen, noch mehr verhindert werden?

„Ihnen die Wahrheit zu geſtehen, ich habe es „manchmal bedauert, daß die Masken der Alten „nicht mehr im Gebrauche ſind; und es würde „mir, glaube ich, weit erträglicher geweſen ſeyn, „eine ſchöne Maske, als ein häßliches Geſicht loben zu hören.

Und der Widerſpruch zwiſchen den Sitten des Stücks und den Sitten der wirklichen Perſon, iſt der Ihnen weniger anſtößig geweſen?

„Nicht ſelten hat ſich der Zuſchauer des Lachens dabey unmöglich enthalten können; und die Schauſpielerin ſelbſt iſt darüber roth geworden.

Nein, ich wüßte keinen Stand, der ausgeſuchtere Geſtalten und ehrbarere Sitten verlangte, als das Theater.

„Unſere thörigten Vorurtheile aber verhindern „es allein, daß wir nicht ernſtlicher darauf dringen „können.

Doch wir ſind ſehr weit von meinem Stücke abgekommen. Wo waren wir?

„Bey dem Auftritte mit Arnolden.„

Ich bitte für dieſen Auftritt um Gnade. Denn ich liebe ihn, weil die alleraufrichtigſte und zugleich die allergrauſamſte Unpartheylichkeit darinn herrſchet.

„Allein er unterbricht den Fortgang des Stücks, „und ſchwächt das Intereſſe.

Ich werde ihn nie ohne Vergnügen leſen. Möchten ihn doch unſre Feinde zu ſehen bekommen, und ſchätzen lernen! Möchten ſie ihn doch nie ohne Scham leſen können! Wie glücklich wäre ich, wenn ich bey der Gelegenheit, einen unglücklichen Bedienten zu ſchildern, zugleich die Schmähungen eines eiferſüchtigen Volks auf eine Art hätte ablehnen können, an der ſich meine Nation erkenne, und die der feindlichen Nation auch nicht einmal die Freyheit ließe, darüber ungehalten zu werden.

„Die Scene iſt pathetiſch, aber lang„

Sie würde noch pathetiſcher und noch länger geworden ſeyn, wenn ich hätte Arnelden folgen wollen. Mein Herr, ſagte er zu mir, als er ſie geleſen hatte, das iſt alles recht gut; aber nur iſt ein kleiner Fehler darinn; dieſer nehmlich, daß nicht alles der Wahrheit vollkommen gemäß iſt. Sie ſagen, zum Exempel, als wir in dem feindlichen Hafen angekommen wären, und man mich von meinem Herrn getrennt hätte, habe ich ihm zu verſchiedenenmalen zugerufen, mein Herr, mein liebſter Herr; er habe mich ſteif angeſehen, ſeine Arme ſinken laſſen, und ſich umgekehret; und ſey den Leuten, die ihn umringet gehabt, ohne ein Wort zu reden, nachgefolgt.

So war es nicht ganz. Sie hätten ſagen ſollen, als ich ihm zugerufen, mein Herr, mein liebſter Herr, habe er mich vernommen, ſich umgekehret und mich ſteif angeſehen; ſeine Hände hätten von ſelbſt in die Taſchen gegriffen; und als er nichts darinn gefunden, (denn der gierige Engländer hatte ſie ihm rein ausgeleeret) habe er ſeine Arme traurig ſinken laſſen; habe mir mit einem Kopfnicken ein kaltes Mitleid zu verſtehen gegeben; habe ſich wieder umgewandt, und ſey denen, die ihn umringt gehalten, ohne ein Wort zu reden, nachgefolgt. Denn ſehen Sie, ſo war es eigentlich.

Nächſt dem übergeben Sie etwas, was von dem guten Herze ihres verſtorbenen Herrn Vaters am meiſten zeiget. Und davon haben Sie ſehr übel gethan. Als er in dem Gefängniſſe ſeine nackten Arme von meinen Thränen benetzt fühlte, ſagte er zu mir: Du weineſt, Arnolo! Verzeihe, mein Freund. Ich bin es, der dich hieher gebracht hat. Ich weis wohl. Das Unglück hat dich betroffen, weil du Mir zugehöreſt. — Da ſehen Sie, Sie weinen ſelbſt. Das hätten Sie alſo doch ſetzen ſollen.

An einer andern Stelle machen Sie es noch ſchlimmer. Als er zu mir geſagt hatte: „Sey gutes Muths, mein Sohn; du wirſt hier „nicht bleiben. Ich aber, ich merke es an meiner „Schwachheit, werde wohl hier ſterben müſſen: überließ ich mich ganz meinem Schmerze, daß das Gefängniß von meinem Geſchrey wiederhallte. Und da ſagte ihr Vater zu mir: Arnelo, höre auf zu klagen. Verehre den Willen des Himmels, und das Unglück derer, die um und neben uns ſind, und in der Stille leiden. — Wo haben Sie denn das gelaſſen?

Und die Stelle mit dem Correſpondenten! Sie haben ſie ſo vortreflich verwirrt, daß ich gar nichts mehr davon verſtehe. Ihr Vater ſagte mir, — und das haben Sie zwar angebracht, — daß dieſer Mann ſich ſeiner angenommen habe, und daß meine Gegenwart ohne Zweifel die erſte Wirkung ſeines Dienſteifers ſey. Aber er ſetzte noch hinzu: O mein Sohn, wenn mir auch Gott nur dieſen einzigen Troſt gewähret hätte, dich in dieſen grauſamen Augenblicken um mich zu haben, wie ſehr würde ich ihm nicht ſchon zu danken ſchuldig ſeyn! — Davon finde ich in Ihrem Papiere auch nichts. Mein Herr, iſt es etwa verboten, den Namen Gottes auf der Bühne auszuſprechen; dieſen heiligen Namen, den ihr Vater ſo oft im Munde führte! — Ich glaube nicht, Arnold. — — Oder wollen Sie es etwa nicht gern wiſſen laſſen, daß ihr Vater ein guter Chriſt geweſen iſt? — Nichts weniger, Arnold. Die chriſtliche Moral iſt ſo ſchön! Aber wozu dieſe Frage? — Unter uns, man ſagt — Nun? — Sie wären — ein wenig — ein Freygeiſt; und nach den Stellen zu urtheilen, die Sie weggelaſſen haben, könnte wohl was daran ſeyn. — Arnold, wenn das wäre, ſo würde ich verbunden ſeyn, mich als einen deſto beſſern Bürger und deſto rechtſchafnern Mann zu zeigen. — Mein Herr, Sie ſind gut; bilden Sie ſich aber ja nicht ein, daß Sie ſo gut ſind, als Ihr Herr Vater war. Es wird vielleicht mit der Zeit werden — Arnold, iſt das alles? — Ich hätte wohl noch ein Wort zu erinnern, aber ich darf michs nicht wohl unterſtehen. — Redet immer, Arnold. — Weil Sie mir es denn erlauben, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ſie bey den guten Dienſten des Engländers, der uns zu Hülfe kam, ein wenig gar zu kurz ſind. Mein Herr, es giebt überall ehrliche Leute. — Aber Sie müſſen ſich ſehr geändert haben; wenn es anders wahr iſt, was man ſonſt noch von Ihnen ſagt. — — Und was ſagt man noch ſonſten von mir? — Daß Sie ehemals in das Volk vernarrt geweſen; — Arnold! — daß Sie ſein Land als den Schutzort der Freyheit, als das Vaterland der Tugend, der Erfindung, der Urſprünglichkeit betrachtet — — Arnold! — Itzt wollen Sie nichts mehr davon hören. Nun gut, wir wollen auch nicht mehr davon reden. Sie haben geſagt, der Correſpondent, als er ihren Herrn Vater ganz nacket geſehen, habe ſich ausgezogen, und ihn mit ſeinen Kleidern bedeckt. Das iſt recht gut. Aber Sie hätten nicht vergeſſen ſollen, daß einer von ſeinen Leuten für mich ein gleiches that. Dieſes Stillſchweigen, mein Herr, dürfte man mir zur Laſt legen: man ſollte mich wohl gar einer Undankbarkeit beſchuldigen; und das will ich nicht, durchaus nicht.

Sie ſehen, daß Arnold nicht völlig Ihrer Meinung war. Er wollte die Scene ſo haben, wie ſie wirklich vorgefallen war. Und Sie wollen ſie ſo, wie ſie ſich in das Werk ſchickt. Ich allein habe alſo Unrecht, weil ich es Ihnen beyden nicht recht gemacht habe.

„Der ihn in dem Innerſten eines Kerkers, „auf den Lumpen ſeines Bedienten ſterben „ließ! Das iſt hart.

Wie die Laune ſich ausdrückt! Es entfährt einem Schwermüthigen, der Zeit ſeines Lebens die Tugend ausgeübet, der noch keinen einzigen glücklichen Augenblick gehabt, und dem man die Unglücksfälle eines rechtſchaffnen Mannes erzehlt.

„Setzen Sie noch hinzu, daß dieſer rechtſchaffne „Mann vielleicht ſein Vater iſt, und daß dieſe Un„glücksfälle die Hofnung ſeines Freundes vernichten, „ſeine Geliebte ins Elend ſtürzen, und ihm ſelbſt „zu einem neuen bittern Verdruſſe gereichen. Das „wird alles wahr ſeyn. Aber ihre Feinde?„

Wenn ſie jemals mein Werk zu ſehen bekommen, ſo wird das Publicum zwiſchen ihnen und mir Richter ſeyn. Man wird ihnen hundert Stellen aus dem Corneille, dem Racine, dem Voltaire, dem

Crebillon anführen, die dem Charakter und der Stellung zu Folge noch weit härtere Dinge enthalten, und doch niemanden geärgert haben. Sie werden hierauf nichts zu antworten wiſſen, und man wird es deutlich ſehen, was ſie ſelbſt ſo wenig zu verbergen ſuchen, daß ſie nicht von der Liebe des Beſten belebt, ſondern von dem Haſſe gegen die Perſon verzehret werden.

„Aber wer iſt denn dieſer Arnold? Ich finde, „daß er für einen Bedienten allzugut ſpricht; und „ich muß Ihnen geſtehen, daß in ſeiner Erzehlung „Stellen ſind, die Ihrer nicht unwürdig wären.„

Ich habe es Ihnen ſchon geſagt. Nichts macht ſo beredt, als das Unglück. Arnold iſt ein Menſch, der Erziehung gehabt hat, der aber in ſeiner Jugend, wie ich glaube, ein wenig locker mag geweſen ſeyn. Man ſchickte ihn nach Amerika, wo ihn mein Vater, der ſich auf Menſchen verſtand, zu ſich nahm, ihn ſeinen Angelegenheiten vorſetzte, und recht gut mit ihm fuhr. Aber laſſen Sie uns in unſeren Anmerkungen fortfahren. Ich glaube bey der Monologe, welche den Aufzug beſchließt, einen kleinen Strich wahrzunehmen.

„Sie haben Recht.“

Was bedeutet er?

„Daß die Monologe ſchön, aber unausſtehlich lang iſt.“

Gut, wir wollen ſie kürzer machen. Laſſen Sie ſehen. Was wollen Sie daraus weglaſſen?

„Ich wüßte nicht, was.“

Gleichwohl iſt ſie zu lang.

„Setzen Sie mich, einer Antwort wegen, ſo „ſehr in Verlegenheit, als Sie wollen. Sie werden mir mein Gefühl doch nicht ausreden.„

Vielleicht.

„Es ſollte mir ſehr lieb ſeyn.“

Ich will Sie bloß fragen, wie Ihnen die Monologe in dem Saale vorgekommen iſt?

„Gut. Aber nun will auch ich Sie etwas fragen. Wie kömmt es, daß mir das, was mir „bey der Vorſtellung kurz geſchienen hat, bey dem „Leſen lang vorkömmt?„

Dieſes kömmt daher, weil ich die Pantomime nicht dazu geſchrieben habe, und ſie Ihnen nicht wieder beygefallen iſt. Wir wiſſen es noch gar nicht, wie viel Einfluß die Pantomime auf die Verfertigung und auf die Vorſtellung eines dramatiſchen Werks haben kann.

„Das kann wohl ſeyn.„

Und dazu wollte ich wohl wetten, daß Sie mich abermal in Gedanken auf der franzöſiſchen Bühne, auf dem Theater ſehen.

„Sie glauben alſo, daß Ihr Werk auf dem Theater nicht zum beſten ausfallen würde?

Schwerlich. Man müßte entweder das Geſpräch an verſchiednen Stellen lichter machen, oder die theatraliſche Handlung und die Bühne verändern.

„Was nennen Sie, die Bühne verändern?„

Alles wegſchaffen, was einen ohnedem ſchon engen Ort, noch enger macht. Verzierungen anbringen. Im Stande ſeyn, andere Gemälde auszuführen, als die man ſeit hundert Jahren gewohnt iſt; mit einem Worte Clairvillens ganzen Saal, ſo wie er iſt, auf das Theater zu bringen.

„Es iſt alſo wohl ſehr wichtig, eine eigentliche Bühne zu haben?“

Ohne Zweifel. Ueberlegen Sie nur, daß das Schauſpiel eben ſo vieler Verzierungen fähig iſt, als die Lyriſche Bühne; und daß es noch weit angenehmere an die Hand geben würde, weil die bezauberte Welt zwar Kinder vergnügen, der Vernunft aber nur die wirkliche Welt gefallen kann. — So lange uns noch eine Bühne fehlt, werden wir nichts neues erfinden. Leuten von Genie wird dafür eckeln; und mittelmäßige Verfaſſer werden, durch eine knechtiſche Nachahmung, Beyfall erhalten. Man wird ſich je mehr und mehr an kleine Anſtändigkeiten binden, und der Nationalgeſchmack wird vertrocknen. — — Haben Sie den Saal zu Lyon geſehen? Man ſtifte nur ein ähnliches Denkmahl in der Hauptſtadt, und es werden eine Menge Gedichte ans Licht kommen, unter welchen ſich leicht auch einige neue Gattungen finden dürften.

„Ich verſtehe Sie nicht. Sie werden mir den „Gefallen erweiſen, ſich näher zu erklären.“

Das will ich.

Schade, daß ich nicht alles, was mir Derval ſagte, und daß ich es nicht ſo, wie er mir es ſagte, werde wieder vorbringen können! Er fing geſetzt an. Er ward nach und nach feurig. Seine Gedanken drengten ſich; und endlich ging er mit ſolcher Schnelligkeit immer weiter und weiter, daß ich ihm kaum folgen konnte. Folgendes habe ich behalten.

Ich möchte gar zu gern (ſagte er gleich anfangs) dieſe furchtſamen Geiſter, die ſich außer dem, was ſie wirklich vor ſich haben, nichts einbilden können, übetreden, daß wenn die Sachen ganz anders wären, ſie doch nichts weniger damit zufrieden ſeyn würden; daß ſie alsdenn, da das Anſehen der Vernunft bey ihnen nichts gilt, dasjenige billigen würden, was ſie itzt tadeln, ſo wie ſie oft gnug das getadelt haben, was ſie vorher billigten. — In den ſchönen Künſten richtig zu urtheilen, muß man verſchiedne ſeltene Eigenſchaften verbinden —. Ein groſſer Geſchmack ſetzet einen groſſen Verſtand voraus, eine lange Erfahrung, eine rechtſchaffne und empfindliche Seele, einen erhabnen Geiſt, ein etwas melancholiſches Temperament, und feine ſinnliche Werkzeuge. —

Nach einem kurzen Stillſchweigen ſetzte er hinzu. Der dramatiſchen Dichtungsart eine neue Geſtalt zu geben, brauchte ich blos ein recht groſſes Theater, auf dem man, wenn es der Inhalt des Stücks erforderte, einen groſſen Platz mit den anliegenden Gebäuden, als dem Vorhofe eines Pallaſts, der Halle eines Tempels, und verſchiedene Orte zeigen könnte, die ſo vertheilt wären, daß zwar der Zuſchauer die ganze Handlung ſehen könnte, vor den ſpielenden Perſonen aber ein Theil davon verborgen bliebe.

So war, oder ſo konnte ehemals die Scene der Eumeniden des Aeſchylus ſeyn. Auf der einen Seite war ein Platz, wo die wüthenden Furien den Oreſt ſuchten, der ſich ihren Verfolgungen, während daß ſie geſchlummert, entzogen hatte. Auf der andern Seite ſahe man den Schuldigen, mit umbundener Stirne, die Füſſe einer Bildſäule der Minerva umfaſſen, und ſie um Hülfe anflehen. Hier wendet ſich Oreſt mit ſeinen Klagen an die Göttin. Dort toben die Furien; ſie gehen, ſie kommen, ſie laufen. Endlich ruft eine von ihnen: „Hier, hier „iſt die Spur des Blutes, daß der Mörder in ſeinen „Fußtapfen gelaſſen! — Ich ſpür es. — Ich ſpür es. — Sie gehet. Ihre unerbittlichen Schweſtern folgen ihr. Sie gelangen von dem Platze, auf welchem ſie ſich befanden, in den Schutzort des Oreſt. Sie umringen ihn, und ſchreyen, und knirſchen vor Wuth, und ſchütteln ihre Fackeln. Welcher Augenblick des Schreckens und Mitleids, die Bitten und das Winſeln des Unglückſeligen zugleich mit dem Geſchrey und dem fürchterlichſten Toben grauſamer Weſen, die ihn aufſuchen, zu vernehmen! Wenn werden wir jemals auf unſern Theatern ſo etwas ausführen können? Wir können niemals mehr als eine Handlung darauf zeigen, da es in der Natur doch faſt beſtändig begleitende Handlungen giebt, die, wenn ſie neben einander vorgeſtellet würden, einander wechſelsweiſe unterſtützen könnten, und ſo die ſchrecklichſten Wirkungen hervorbringen müßten. Alsdann würde man in den Schauplatz zu gehen zittern, und doch gleichwohl ſo ſchwer daraus wegbleiben können; alsdenn würde der Dichter, ſtatt der kleinen überhin gehenden Rührungen, ſtatt der froſtigen Beyfallsbezeugungen, und den wenigen und ſeltenen Thränen, womit er ſich itzt begnügen muß, die Seelen ganz erſchüttern, und mit Aufruhr und Schrecken erfüllen können; alsdenn würden wir jene Erſcheinungen der alten Tragödie, die ſo ſehr möglich ſind, und doch ſo wenig geglaubt werden, ſich wieder eräugnen ſehen. Sie erwarten hierzu blos einen Mann von Genie, der die Pantomime mit der Rede zu verbinden, eine redende Scene mit einer ſtummen abzuwechſeln, und aus der Verbindung dieſer beyden Scenen, beſonders aber aus der ſchrecklichen oder komiſchen Annäherung, die vor dieſe Verbindung beſtändig vorher gehen würde, den rechten Nutzen zu ziehen weis. Nachdem die Eumeniden auf der Scene herumgewüthet, gelangen ſie in das Heiligthum, wohin der Schuldige ſeine Zuflucht genommen, und nun machen beyde Scenen nur eine.

„Zwey wechſelsweiſe redende und ſtumme Scenen. Ich verſtehe Sie. Aber die Verwirrung“ —

Eine ſtumme Scene iſt ein Gemälde, eine belebte Verzierung. Streitet denn auf dem lyriſchen Theater das Vergnügen zu ſehen, mit dem Vergnügen zu hören?

„Nein — Aber meinen Sie, daß es ſo zu verſtehen ſey, was man uns von jenen alten Schauſpielen erzehlet, wo die Muſik, die Declamation, „die Pantomime bald verbunden, und bald getrennt „waren?

Zuweilen. Allein dieſe Unterſuchung würde uns zu weit abführen. Wir wollen bey unſerer

Sache bleiben. Laſſen Sie einmal ſehen, was noch itzt möglich wäre, und laſſen Sie uns ein häußliches und gemeines Exempel dazu wählen.

Ein Vater hat ſeinen Sohn in einem Zweykampfe verloren. Es iſt Nacht. Ein Bedienter, der dieſen Zweykampf mit angeſehen hat, langt mit dieſer Nachricht an. Er tritt in das Zimmer des unglücklichen Vaters; und dieſer ſchläft. Er gehet hin und her. Das Geräuſche eines gehenden Menſchen, weckt den Vater auf. Er fragt: wer iſt da? — Ich bin es, mein Herr; antwortet ihm der Bediente, mit einer heiſern Stimme. — Nun, was giebt es? — Nichts. — Wie, nichts? — Nein, mein Herr. — Das kann nicht ſeyn. Du zitterſt. Du wendeſt das Geſicht weg. Du ſuchſt meinen Blick zu vermeiden. Sage, was giebt es? Ich will es wiſſen. Rede. Ich befehle es dir. — Ich ſage es Ihnen ja, mein Herr, daß es nichts iſt; antwortet ihm der Bediente nochmals, und vergießt Thränen. — Ach, Unglückſeliger! ruft der Vater, und ſpringt von ſeinem Bette auf. Du betriegſt mich. Es muß ſich ein groſſes Unglück ereignet haben. — Iſt meine Frau todt? — Nein, mein Herr. — Meine Tochter? — Nein, mein Herr. — So iſt es mein Sohn? — Der Bediente ſchweigt. Der Vater verſteht ſein Schweigen, und wirft ſich zur Erde. Sein Schmerz und ſein Geſchrey erfüllen das Zimmer. Er thut, er ſagt alles, was die Verzweiflung einem Vater eingiebt, der ſeinen Sohn, die einzige Hofnung ſeines Hauſes verlieret.

Der nehmliche Bediente läuft zur Mutter. Sie ſchlief auch. Er reißt die Vorhänge mit Gewalt auf, und ſie erwacht. Was iſts? fragt ſie. — Madame, das allergrößte Unglück. Izt wird es ſich zeigen, ob Sie eine wahre Chriſtin ſind. Ihr Sohn iſt dahin! — Ach Gott! ruft die gebeugte Mutter. Sie faßt ein Crucifix, das neben ihrem Kopfküſſen ſtand, und drückt es an ihre Bruſt. Sie heftet ihren Mund darauf. Ihre Augen ergießen ſich. Und ihre Thränen benetzen ihren gekreuzigten Heiland.

Das iſt das Gemälde der frommen Frau. Bald wollen wir auch das Gemälde der zärtlichen Gattin, und der jammernden Mutter ſehen. Eine Seele, in welcher die Religion die Regungen der Natur beherrſcht, bedarf einer ſtärkeren Erſchütterung, um ihr die wahre Stimme auszupreſſen.

Unterdeſſen hatte man den Leichnam des Sohnes in das Zimmer des Vaters gebracht, wobey eine Scene der Verzweiflung vorgefallen war, indem bey der Mutter eine Pantomime von Gottesfurcht vorging.

Sie ſehen, wie die Pantomime und die Declamation wechſelsweiſe den Ort verändern. Und das iſt es, was man anſtatt unſerer Seitab einführen ſollte. Doch der Augenblick der Vereinigung beyder Scenen erſcheinet. Die Mutter, von dem Bedienten geführet, nahet ſich dem Zimmer ihres Gemahls. — Ich frage Sie, wie wird es während dieſer Annäherung mit dem Zuſchauer ausſehen? — Es iſt ihr Gemahl, es iſt der Vater, der auf dem Leichnam ſeines Sohnes liegt, der der Mutter auf einmal in die Augen fallen wird! — Nun hat ſie den Raum, der beyde Scenen trennet, zurückgelegt. Ein klägliches Geſchrey iſt in ihren Ohren erſchollen. Sie hat geſehen. Sie wirft ſich zurück. Die Kraft verläßt ſie, und ſie fällt ohne Empfindung ihrem Begleiter in die Arme. Bald wird ihr Mund ſich mit Aechzen und Schluchzen erfüllen. Tum verae voces.

Es fallen bey dieſer Handlung wenig Reden vor; ein Mann von Genie aber, der die leeren Zwiſchenräume ausfüllen ſollte, würde blos einige Monoſyllaba einſtreuen. Hier wird er eine Ausrufung, und da eine angefangene Redensart hinwerfen. Selten wird er ſich eine zuſammenhangende Rede erlauben, wenn ſie auch noch ſo kurz wäre.

Das heißt Tragödie! Allein zu dieſer Gattung gehören Verfaſſer, gehören Schauſpieler, gehöret ein Theater, und vielleicht auch ein Volk.

„Wie? Sie wollten in einer Tragödie ein Ruhebette haben; einen ſchlafenden Vater, eine ſchla-

„ſende Mutter; ein Crucifix: einen Leichnam; zwey „abwechſelnd ſtumme und redende Scenen! Und „die Wohlanſtändigkeit!“ —

Ah, grauſame Wohlanſtändigkeit, wie geziemend machſt du unſere dramatiſche Werke, und wie klein! — Aber, ſetzte Dorval mit einem kalten Blute hinzu, das mich ganz ſtutzig machte, ſo läßt ſich das, was ich vorſchlage, itzt nicht mehr thun?

„Ich glaube nicht, daß wir es jemals dahin „bringen werden.„

Nun wohl, ſo iſt alles verloren! Corneille, Racine, Crebillon, Voltaire haben den allerhöchſten Beyfall erhalten, auf welchen ein Mann von Genie Anſpruch machen kann; und die Tragödie iſt unter uns zu den höchſten Stuffen der Vollkommenheit gelangt.

Indem Dorval dieſes ſagte, machte ich eine ſehr ſonderbare Anmerkung; darüber nehmlich, daß er, bey Gelegenheit eines häußlichen Zufalls, den er in eine Komödie verwandelt, zwar Regeln feſtgeſetzet, die allen dramatiſchen Gattungen gemein ſind, von ſeiner Melancholie aber dahingeriſſen, ſie blos auf das Trauerſpiel angewendet habe.

Nachdem er einen Augenblick inne gehalten, fuhr er weiter fort:

Eine Hoffnung iſt unterdeſſen noch übrig. Vielleicht nehmlich, daß ein Mann von Genie einma mal die Unmöglichkeit fühlet, ſeine Vorgänger auf dem gebahnten Wege zu übertreffen, und aus Verdruß darüber einen andern Weg einſchlägt. Das iſt der einzige Zufall, der uns von verſchiedenen Vorurtheilen befreyen könnte, welche die Philoſophie vergebens beſtritten hat. Wir brauchen keine Gründe mehr; wir brauchen ein Muſter.

„Wir haben eines.„

Und das wäre? —

„Sylvia, ein proſaiſches Trauerſpiel in einem Aufzuge.“

Ich kenne es. Es iſt der Eiferſüchtige, tragiſch bearbeitet. Es iſt das Werk eines Mannes, welcher denkt und empfindet.

„Die Scene öfnet ſich mit einem vortreflichen „Gemälde. Es iſt das Innerſte eines Zimmers, „von welchem man weiter nichts, als die Mauern „ſieht. Zu hinterſt des Zimmers ſtehet auf einem „Tiſche ein Licht, ein Krug mit Waſſer, und ein „Brod. Das iſt der Aufenthalt, das iſt die Nahrung, die ein eiferſüchtiger Ehemann ſeiner unſchuldigen Frau, deren Tugend er in Verdacht „hat, auf ihre ganze übrige Lebenszeit beſtimmet.

„Nun ſtellen Sie ſich dieſe Frau in Thränen, „vor dieſem Tiſche vor — Stellen Sie ſich Mademoiſelle Gauſſin vor —

Und Sie, ſchlieſſen Sie nun von dieſem Gemälde, auf die Wirkung der Gemälde überhaupt. Das Stück hat noch andere dergleichen Züge, die mir gefallen haben. Es iſt hinreichend, einen Menſchen von Genie zu erwecken; allein das Volk zu bekehren, dazu bedürfte es noch eines andern Werks.

Bey dieſer Stelle rief Dorval aus: O du, der du noch alle Hitze des Genies in einem Alter beſitzeſt, in welchem andern kaum eine froſtige Vernunft mehr übrig iſt, warum kann ich nicht an deiner Seiten, warum kann ich nicht deine Eumenide ſeyn? Ich wollte dir ohne Unterlaß zuſetzen; du müßteſt dieſes Werk machen: ich wollte dich an die Thränen erinnern, die uns die Scene des verſchwendriſchen Sohnes mit ſeinem Bedienten ausgepreßt hat; und wenn du uns dann verlieſſeſt, ſo würdeſt du uns wenigſtens nicht das ungeſtillte Verlangen noch einer Gattung hinterlaſſen, deſſen Urheber du ſeyn könnteſt.

„Und dieſe Gattung, wie würde ſie heiſſen?„

Das häusliche oder bürgerliche Trauerſpiel. Die Engländer haben den Kaufmann von London und den Spieler, beydes proſaiſche Trauerſpiele. Die Tragödien des Shakeſpear ſind halb in Verſen, halb in Proſa. Der erſte Dichter, der uns in Proſa zu lachen machte, führte die Proſa in der Komödie

die ein. Der erſte Dichter, der uns in Proſa wird zu weinen machen, wird die Proſa in die Tragödie einführen.

In der Kunſt aber hängt alles, ſo wie in der Natur, zuſammen; ſo bald man ſich dem Wahren auf einer Seite nähert, nähert man ſich ihm zugleich auf verſchiednen andern. Alsdenn werden wir auf der Scene eine Menge natürlicher Stellungen erblicken, welche die Wohlanſtändigkeit, dieſe Feindin des Genies und aller groſſen Wirkungen, davon verbannt hat. Ich will unſern Franzoſen unabläſſig zurufen: die Wahrheit! die Natur! die Alten! Sophokles! Philoktet! Der Dichter hat ihn vor dem Eingange ſeiner Höhle liegend, und mit zerriſſenen Lumpen bedeckt, auf der Bühne gezeigt. Er läßt ihn ſich herumwälzen. Er läßt ihn einen Anfall ſeiner Schmerzen bekommen. Er läßt ihn ſchreyen. Er läßt ihn unarticulirte Töne von ſich geben. Die Verzierung war wild; keine von den artigen Ausſtaffirungen, in dem ganzen Stücke. Wahre Kleider; wahre Reden; eine einfache und natürliche Verwicklung. Unſer Geſchmack müßte ſehr verderbt ſeyn, wenn uns dieſer Anblick nicht weit mehr rührte, als der Anblick einer reichgekleideten, ausgeſchmückten Perſon —

„Die nur eben von ihrem Putztiſche zu kommen ſcheinet —„

Und mit gemeſſenen Schritten auf der Bühne hin und her ſpazieret, und mit nichts, als was Horaz ampullas & ſesquipedalia verba nennet, mit nichts als Sentenzen, Blaſen und ellenlangen Worten um ſich wirft.

Wir haben es an nichts fehlen laſſen, das Drama aus dem Grunde zu verderben. Wir haben von den Alten die volle prächtige Verſification beybehalten, die ſich doch nur für Sprachen von ſehr abgemeſſenen Quantitäten, und ſehr merklichen Accenten, nur für weitläuffige Bühnen, nur für eine in Noten geſetzte und mit Inſtrumenten begleitete Declamation ſo wohl ſchicket; ihre Einfalt aber in der Verwicklung und dem Geſpräche, und die Wahrheit ihrer Gemälde haben wir fahren laſſen.

Die groſſen Socken, die hohen Halbſtiefel, die rieſenmäßigen Kleider, die Masken, die Sprachröhre will ich zwar nicht wieder auf die Bühne bringen, obgleich alle dieſe Dinge nichts als nothwendige Theile eines gewiſſen theatraliſchen Syſtems waren. Aber ſollte denn dieſes Syſtem keine andere ſchätzbare Seiten haben? Und hielten Sie es wohl für dienlich, daß man einem Genie itzt noch Feſſeln anlegte, da ihm ohnedem ſchon eine von den gröſſen Aufmunterungen fehlet?

„Was für eine Aufmunterung?“

Der Zulauf von unzähligen Zuſchauern.

Eigentlich zu reden, haben wir ganz und gar keine öffentlichen Schauſpiele mehr. Welche Vergleichung zwiſchen unſern Verſammlungen in dem Schauplatze, auch wenn ſie am allerzahlreichſten ſind, und den Verſammlungen des Volks zu Athen und zu Rom? Die alten Theater faßten an die vier und zwanzig tauſend Bürger. Die Bühne des Scaurus war mit drey hundert und ſechzig Säulen, und mit drey tauſend Statuen ausgezieret. Man brachte bey Aufführung dieſer Gebäude alle mögliche Hülfsmittel an, daß ſich die Inſtrumente und die Stimmen mehr ausnehmen ſollten. Man hatte die Idee dazu von einem groſſen Inſtrumente genommen. Uti enim organa aeneis laminis aut corneis &c. ad chordarum, ſonituum claritatem perficiuntur. Sic theatrorum per harmonicen, ad augendam vocem, ratiocinationes ab antiquis ſunt conſtitutæ.

Hier unterbrach ich Dorvaln, und ſagte zu ihm: ich hätte Ihnen ein kleines Abentheuer, unſere Schauplätze betreffend, zu erzehlen.

Ich will Sie daran erinnern, antwortete er mir und fuhr fort.

Schlieſſen Sie die Gewalt einer groſſen Menge Zuſchauer aus dem, was Sie von der wechſelſeitigen Wirkung eines Menſchen auf den andern, und von der Mittheilung der Leidenſchaften bey einem

Aufruhre des Pöbels, von ſelbſt wiſſen werden. Vierzig bis funfzig tauſend Menſchen halten ſich nicht aus Anſtändigkeit in Schranken. Und wenn es geſchähe, daß einer von den größten Männern des Staats eine Thräne fallen lieſſe, was meinen Sie wohl, welche Wirkung ſein Schmerz auf die übrigen Zuſchauer haben würde? Kann in der Welt etwas pathetiſcheres ſeyn, als der Schmerz eines ehrwürdigen Mannes?

Der Menſch, deſſen Empfindung durch die groſſe Anzahl derjenigen, die daran Theil nehmen, nicht ſteiget, muß irgend ein heimliches Laſter haben; es findet ſich in ſeinem Charakter etwas, ich weis ſelbſt nicht, wie ich es nennen ſoll, etwas einſiedleriſches, das mir nicht gefällt.

Wenn aber der Zulauf einer groſſen Menge Menſchen ſchon die Rührung des Zuſchauers vermehret, welchen Einfluß ſollte er nicht vollends auf die Verfaſſer, auf die Schauſpieler haben? Welcher Unterſchied, zwiſchen heut oder morgen einmal, ein Paar Stunden, einige hundert Perſonen, an einem finſtern Orte zu unterhalten; und die Aufmerkſamkeit eines ganzen Volks, an ſeinen feyerlichſten Tagen, zu beſchäftigen, im Beſitz ſeiner prächtigſten Gebäude zu ſeyn, und dieſe Gebäude mit einer unzählbaren Menge umringt und erfüllt zu ſehen, deren Vergnügen oder Langeweile von unſern Talenten abhangen ſoll?

„Sie ſchreiben bloſſen Umſtänden des Orts ſehr „viel Wirkung zu.“

Nicht mehr, als ſie auf Mich haben würden; und ich glaube, meine Empfindung iſt richtig.

„Ihre Reden aber ſollten einen faſt auf die Ge„danken bringen, dieſen Umſtänden eben müſſe man „es zuſchreiben, daß ſich die Poeſie und das Em„phatiſche auf dem Theater erhalten haben, wo ſie „ihnen nicht gar ihre Einführung auf demſelben „ſchuldig ſind.“

Ich verlange nicht, daß man dieſe Muthmaſſung einräumen ſoll. Ich wollte nur, daß man ſie unterſuchte. Iſt es nicht wahrſcheinlich, daß die groſſe Menge Zuſchauer, die alle hören ſollten, ohngeachtet des verwirrten Getöſes, das ſie beſtändig, auch wenn ſie am aufmerkſamſten ſind, machen, daß dieſes, ſage ich, vornehmlich Anlaß gegeben, die Stimmen zu erheben, die Sylben abzuſetzen, die Ausſprache zu unterſtützen, und die Nützlichkeit der Verſification zu merken? Horaz ſagt von dem dramatiſchen Verſe: Vincentem ſtrepitus & natum rebus agendis. Er ſchickt ſich ſehr wohl zur Hitze der Handlung, und man kann ihn, trotz allem Geräuſche, deutlich hören. Mußte ſich aber die Uebertreibung nicht nothwendig zu gleicher Zeit, und aus der nehmlichen Urſache, auf den Gang, auf die Gebehrden und auf die übrigen Theile der Handlung erſtrecken? Und daher entſtand denn die Kunſt, die man Declamation hieß.

Dem ſey nun wie ihm wolle; die Poeſie mag die theatraliſche Declamation veranlaßt haben; oder die Nothwendigkeit dieſer Declamation mag die Poeſie und das Emphatiſche auf der Bühne eingeführet haben; oder das ganze Syſtem mag nach und nach entſtanden ſeyn, und ſich durch die Erſprießlichkeit ſeiner Theile erhalten haben: ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß alles, was die dramatiſche Action ungeheueres hat, zugleich mit einander entſtehet, und zugleich mit einander verſchwindet. Der Schauſpieler muß auf der Scene entweder nichts, oder er muß alles übertreiben.

Es giebt eine Art von Einheit, die man ſuchet, ohne es ſelbſt zu wiſſen, und bey der man feſt hält, wenn man ſie einmal gefunden hat. Dieſe Einheit beobachtet man in der Kleidung, in dem Tone, in den Gebehrden, in dem ganzen Betragen, von der Kanzel an bis auf die Gaucklerbuden. Betrachten Sie einmal einen Zahnarzt auf dem Dauphinenplatze; er hat alle mögliche Farben um und an ſich; ſeine Finger ſtrotzen von Ringen; eine groſſe rothe Feder wallet um ſeinen Hut; er führet einen Affen oder einen Bär mit ſich herum; er ſtehet in ſeinen Steigbügeln; er ſchreiet aus vollem Halſe; er geſticulirt auf die allerübertriebenſte Art: und das alles iſt dem Orte, dem Redner, und ſeinen Zuhörern angemeſſen. Ich habe das dramatiſche Syſtem der Alten ein wenig ſtudieret. Ich denke Sie einmal davon zu unterhalten; Ihnen ohne Partheylichkeit ſein Weſen, ſeine Mängel und ſeine Vortheile vor Augen zu legen; und Ihnen zu zeigen, daß ſeine Beſtreiter es nicht hinlänglich genug erwogen haben. — Aber das Abentheuer, das Sie mir, unſere Schauplätze betreffend, erzählen wollten?

„Es war dieſes. Ich hatte einen Freund, der „ein wenig ein Wildfang war. Er zog ſich in der „Provinz einen ernſtlichen Handel zu; er mußte „ſich vor den Folgen, die er nach ſich ziehen konnte, „in Acht nehmen, und nahm ſeine Zuflucht in die „Hauptſtadt, wo er ſich bey mir aufhielt. Eines „Tages, da geſpielet ward, ſchlug ich meinem Gefangenen, um ihn ein wenig aufzuheitern, vor, „den Schauplatz zu beſuchen. Ich weis nicht mehr, „welchen von den dreyen. Es thut zu meiner Geſchichte nichts. Mein Freund ließ ſich den Vorſchlag „gefallen. Ich führe ihn. Wir langen an: bey Erblickung aber der hin und wieder geſtellten Wachen, „der kleinen dunkeln-Pförtchen, die ſtatt des Einganges dienen, und des mit einem eiſernen Gatter verwahrten Loches, aus welchem die Billets „gegeben werden, bildete ſich der junge Menſch „ein, er ſey bey einem Zuchthauſe und man habe „den Befehl, ihn da einſchlieſſen zu laſſen, ausgewirkt. Da es ihm nicht an Herz fehlt, ſo blieb „er feſten Fuſſes ſtehen; grif mit der Hand nach

„ſeinem Degen; warf einen zornigen Blick auf mich, „und rief mit einem Tone, der Wuth und Verach„tung verrieth: Ah, mein Freund! Ich verſtand „ihn. Ich beſänftigte ihn wieder; und Sie müſ„ſen bekennen, daß ſein Irrthum nicht übel ange„bracht war. —

Aber wie weit ſind wir in unſerer Unterſuchung? Da Sie mich beſtändig abbringen, ſo werden Sie mich hoffentlich auch wieder ins Gleis lenken.

„Wir ſind in dem vierten Aufzuge, bey Ihrer „Scene mit Thereſien. — Ich erblicke nur einen „einzigen Strich mit dem Bleyſtifte; er geht aber „von Anfange bis zu Ende. —

Was hat Ihnen daran mißfallen?

„Vors erſte, der Ton. Er ſcheinet mir für ein „Frauenzimmer zu hoch.

Für ein gemeines Frauenzimmer; ich glaube es. Aber Sie werden Thereſien kennen lernen, und vielleicht werden Sie die nehmliche Scene alsdenn noch unter ihr finden.

„Es kommen Ausdrücke und Gedanken darinn „vor; die ſich mehr von Ihnen, als von ihr „herſchreiben.

Das kann nicht anders ſeyn. Wir entlehnen unſere Ausdrücke, unſere Ideen, von denjenigen Perſonen, mit welchen wir umgehen und leben.

Nach dem wir ſie mehr oder weniger hochachten (Thereſiens Hochachtung aber beſaß ich ganz), nimmt unſere Seele auch mehr oder weniger von der ihrigen an. Mein Charakter hat ſich freylich in ihrem Charakter ſpiegeln müſſen; ſo wie ihrer ſich in Roſaliens.

„Und die Länge?

Mit einmal ſind Sie wieder auf der Bühne! Das iſt Ihnen lange nicht begegnet. Sie ſehen uns, mich und Thereſien, in Gedanken auf dem hölzern Gerüſte, wo wir fein gerade neben einander ſtehen, uns von der Seite anſchielen, und Frage und Antwort wechſelsweiſe herſagen. Ging es denn aber ſo in dem Saale zu? Bald ſaſſen wir; bald ſtanden wir. Manchmal gingen wir auch herum. Nicht ſelten hielten wir inne, und eilten mit einem Auftritte, der uns beyde gleich ſehr intereſſirte, nichtsweniger als zu Ende. Was ſagte ſie mir nicht alles? Was antwortete ich ihr nicht alles? Wenn Sie wüßten, was ſie alles für Wendungen genommen, dieſe widerſpänſtige Seele, die ſich vor der Vernunft verſchloß, zu überreden und zu beruhigen!

„Dorval, Ihre Töchter werden tugendhaft und „ſittſam ſeyn. Ihre Kinder insgeſamt werden lie„benswerth ſeyn." — Ich kann es Ihnen unmöglich beſchreiben, welche Zauberkraft in dieſen Worten und in dieſem damit verknüpften Lächeln lag, das ſo voller Zärtlichkeit, ſo voller Würde war!

„Ich verſtehe Sie. Ich höre dieſe Worte aus „dem Munde der Mademoiſelle Clairon; ich ſehe ſie.

Nein, niemand als das Frauenzimmer beſitzet dieſe geheime Kunſt. Wir ſind nichts als harte und trockene Vernünftler.

Iſt es nicht beſſer, ſagte Sie unter andern, Undank zu veranlaſſen, als gar nicht wohl zu thun!

Manche Aeltern tragen zu ihren Kindern eine unruhige und kleinmüthige Liebe, durch die ſie verdorben werden. Es giebt aber eine andere aufmerkſame und ruhige Liebe, die ſie zu rechtſchaffnen Leuten macht; und das iſt die wahre väterliche Liebe.

Der Eckel an allem, woran die Menge ihr Vergnügen findet, iſt eine Folge des wirklichen Geſchmacks an der Tugend.

Es giebt ein moraliſches Gefühl, das ſich auf alles erſtreckt, und das der Laſterhafte nicht hat.

Der glücklichſte Menſch iſt derjenige, der die mehreſten glücklich macht.

Ich wollte, daß ich todt wäre: iſt ein gewöhnlicher Wunſch, der es wenigſtens manchmal beweiſet, es müſſe ſich noch etwas koſtbarers, als das Leben, finden.

Ein ehrlicher Mann, wird ſelbſt von denen, die es nicht ſind, verehret, und wenn er ſchon in einem andern Planeten wäre.

Die Leidenſchaften zernichten mehr Vorurtheile als die Weltweisheit. Und wie könnte ihnen die Unwahrheit auch widerſtehen? Sie erſchüttern ja wohl manchmal die Wahrheit ſelbſt.

Sie ſagte mir noch einen andern Gedanken, der in der That zwar ganz ſimpel, meiner gegenwärtigen Verfaſſung aber ſo angemeſſen war, daß ich darüber erſchrack.

Daß es nehmlich keinen Menſchen in der Welt gäbe, er möge ſo rechtſchaffen ſeyn, als er wolle, der, bey dem gewaltſamen Anfalle einer Leidenſchaft, nicht in dem Innerſten ſeines Herzens, die Ehre der Tugend und die Vortheile des Laſters begehre.

Ich erinnerte mich dieſer Gedanken ſehr wohl; allein auf ihre Verbindung konnte ich mich nicht beſinnen, und ſo mußte ich ſie aus dem Auftritte weglaſſen. Was ſich unterdeſſen noch darinn findet, und was ich Ihnen izt davon geſagt habe, wird hoffentlich gnugſam zeigen können, daß Thereſia zu denken gewohnt iſt. Sie feſſelte mich auch ganz; indem ihre Vernunft alles, was ich ihr in meiner Laune entgegenſetzte, wie Staub zerſtreute.

„Ich ſehe in dieſer Scene eine Stelle, die ich
„unterſtrichen habe; ich weis aber nicht mehr,
„weswegen.

Leſen Sie doch die Stelle.

„Ich las: Unter allen Beyſpielen feſſelt
„das Beyſpiel der Tugend am ſtärkſten, weit
„ſtärker, als das Beyſpiel des Laſters.

Ich merke wohl. Die Maxime hat Ihnen falſch geſchienen.

„So iſt es.“

Ich übe die Tugend nur wenig aus, ſagte mir Dorval, aber niemand wird ſich leicht eine höhere Vorſtellung davon machen. Ich betrachte die Wahrheit und die Tugend, als zwey groſſe auf der Fläche der Erden errichtete Bildſäulen, die, mitten unter den Verwüſtungen und den Trümmern aller Dinge um ſie her, unerſchüttert ſtehen geblieben. Dieſe groſſen Figuren ſind oft in Wolken verhüllet. Und dann tappen die Menſchen in der Finſterniß herum. Es ſind dieſes die Zeiten der Unwiſſenheit, des Laſters, des Fanatismus und der Eroberungen. Allein der Augenblick kömmt, da ſich das Gewölke zertheilet, und dann fallen die Menſchen nieder, erkennen die Wahrheit und beten die Tugend an. Alles vergehet; nur Tugend und Wahrheit bleiben.

Ich erkläre die Tugend durch den Geſchmack an Ordnung in ſittlichen Dingen. Der Geſchmack an Ordnung überhaupt, beherrſchet uns von unſerer zarteſten Kindheit an. Er iſt weit älter in unſerer Seele, ſagte Thereſia zu mir, als alle Ueberlegung: und ſo ſetzte ſie mich mir ſelbſt entgegen. Er wirket in uns, ohne daß wir es merken. Er iſt der Keim der Rechtſchaffenheit, und des guten Geſchmacks. Er führet uns zum Guten an, ſo lange ihn keine Leidenſchaft im Zwange hält. Er folgt uns bis in unſere Ausſchweifungen nach; denn auch da richtet er die Mittel nach ihrem Zwecke ein, nur daß dieſer Zweck ein Uebel iſt. Wenn er jemals erſtickt werden könnte, ſo würde es Menſchen geben, welchen die Tugend Gewiſſensbiſſe machte, dergleichen bey andern das Laſter verurſachet. So oft ich einen Böſewicht ſehe, der einer heroiſchen That fähig iſt, ſo oft werde ich aufs neue überzeugt, daß die Böſen bey weitem nicht wirklich ſo böſe ſind, als die Guten wirklich gut ſind; daß die Güte unzertrennlicher mit uns verbunden iſt, als die Bosheit; und daß, überhaupt zu reden, mehr Güte in der Seele eines Böſewichts, als Bosheit in der Seele eines Guten, übrig bleibt.

„Uebrigens merke ich wohl, daß man die Moral eines Frauenzimmers nicht ſo unterſuchen muß, „als die Maximen eines Philoſophen. —

Ach, wenn Thereſia das hörte!

„Aber iſt dieſe Moral für die dramatiſche Dichtungsart nicht ein wenig zu ſtark?“

Horaz verlangte, ein Poet ſolle ſeine Wiſſenſchaft aus den Werken des Sokrates ſchöpfen: Rem tibi Socraticæ poterunt oſtendere chartæ. Nun glaube ich, daß man in jedem Werke, es mag von einer Art ſeyn von welcher es will, den Geiſt des Jahrhunderts müſſe wahrnehmen können. Wenn die Moral ſich reiniget; wenn die Vorurtheile abnehmen; wenn die Geiſter einen Hang zum allgemeinen Wohlwollen bekommen; wenn der Geſchmack an nützlichen Dingen ſich ausbreitet; wenn das Volk ſich um die Angelegenheiten des Staats bekümmert: ſo muß man Spuren davon, auch ſogar in einer Komödie, finden.

„Dem allen, was Sie mir hier ſagen, ohngeachtet, beſtehe ich auf meinem Sinne. Ich finde den Auftritt ſehr ſchön, und ſehr lang. Ich verehre Thereſien darum nichts weniger. Ich bin entzückt, daß es in der Welt eine Frau giebt, wie ſie, und daß dieſe Frau die Ihrige iſt. —

„Die Striche mit dem Bleyſtifte verſchwinden nach und nach. Hier ſehe ich gleichwohl noch einen.

„Clairville hat ſein Schickſal in Ihre Hände gegeben. Er hat Ihren Entſchluß nunmehr erfahren. Die Aufopferung Ihrer Leidenſchaft iſt geſchehen. Die Aufopferung Ihres Vermögens iſt

„beſchloſſen. Clairville und Roſalia werden durch Ihre Großmuth wieder reich. Verhehlen Sie dieſen Umſtand vor ihrem Freunde, ich bin es zufrieden; aber warum peinigen Sie ihn noch durch ihre Vorſtellung von Hinderniſſen, die keine Hinderniſſe mehr ſind? Ich weis wohl, das bringt Sie auf das Lob der Handelſchaft. Dieſes Lob iſt ſehr vernünftig. Es erweitert den Unterricht und die Nützlichkeit des Werks. Allein es verlängert auch, und ich würde es daher unterdrücken. Ambitioſa recidet ornamenta.

Ich ſehe, antwortete mir Dorval, daß Sie ſehr glücklich geboren ſind. Es giebt nach einer heftigen Anſtrengung eine Art von Erhohlung, die man ſich unmöglich verweigern kann, und die auch Ihnen gewiß nicht unbekannt ſeyn würde, wenn Ihnen die Ausübung der Tugend jemals ſchwer geworden wäre. Sie haben niemals nöthig gehabt, wieder zu Athem zu kommen. — Ich genoß meines Sieges. Ich lockte aus dem Herzen meines Freundes die allerrechtſchaffenſten Geſinnungen hervor. Er erſchien mir deſſen, was ich für ihn gethan hatte, immer würdiger. Und gleichwohl kömmt Ihnen mein Betragen dabey nicht natürlich vor? Erkennen Sie an dieſen Merkmahlen vielmehr den Unterſchied zwiſchen einer erdichteten, und einer wirklich geſchehenen Begebenheit.

„Sie können Recht haben. Aber ſagen Sie „mir, ſollte Roſalia dieſe Stelle in dem erſten Auftritte des vierten Aufzuges, nicht erſt nach der „Hand hinzugeſetzt haben? Geliebter, der mir „ehemals ſo theuer war! Clairville, den ich „noch immer hochſchätze ꝛc.

Sie haben es errathen.

„Faſt iſt mir nun nichts mehr übrig, als Ihr „Lob. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie zufrieden ich mit der dritten Scene des fünften Aufzuges bin. Ehe ich ſie las, ſagte ich zu mir ſelbſt: „Er nimmt ſich vor, Roſalien anderes Sinnes zu „machen. Der Vorſatz könnte nicht toller ſeyn; „aber er iſt ihm mit Thereſien nicht gelungen, und „wird ihm mit der andern noch weniger gelingen. „Was kann er ihr ſagen, wodurch ihre Hochachtung „und ihre Zärtlichkeit nicht noch zunehmen müßte? „Ich will unterdeſſen doch ſehen. Ich las; und ich „blieb überzeugt, daß jedes andere Frauenzimmer, „in der noch einige Spuren der Rechtſchaffenheit „übrig geweſen wären, eben ſo gut als Roſalia, „ihren Sinn hätte ändern und ihren erſten Geliebten wieder annehmen müſſen. Und ſo begriff ich, „daß man das menſchliche Herz, durch Wahrheit, „durch Rechtſchaffenheit, und durch Beredſamkeit „zu allem in der Welt bringen könne.

„Aber wie kömmt es, da der Inhalt Ihres „Stückes nicht erdichtet iſt, daß gleichwohl die allerkleinſten Zufälle darinn vorbereitet ſind?

Die dramatiſche Dichtkunſt bereitet die Zufälle blos vor, um ſie mit einander zu verbinden; und ſie verbindet ſie blos darum in ihren Werken, weil ſie in der Natur verbunden ſind. Die Kunſt erſtreckt ſich mit ihrer Nachahmung ſogar bis auf die Feinheit, mit welcher die Natur die Verbindung ihrer Wirkungen vor unſern Augen verbirgt.

„Die Pantomime, wie mich dünkt, würde „manchmal auf eine ſehr natürliche und ungezwungene Weiſe vorbereiten.

Ohne Zweifel; und es findet ſich ein Beyſpiel hiervon in dem Stücke. Indem uns Arnold die Unglücksfälle ſeines Herrn erzehlte, fiel mir mehr als hundertmal der Gedanke ein, er müſſe von meinem Vater reden; und ich verrieth dieſe Unruhe durch Bewegungen, aus welchen ein aufmerkſamer Zuſchauer leicht den nehmlichen Verdacht hätte ſchöpfen können.

„Dorval, ich muß Ihnen nichts verſchweigen. „Ich habe von Zeit zu Zeit Ausdrücke bemerkt, die „auf dem Theater nicht gebräuchlich ſind.

Die ſich aber niemand aufzumutzen unterſtehen würde, wenn ſie ein angeſehener Schriftſteller gebraucht hätte.

„Andere führet zwar die ganze Welt im Munde,
„ſie kommen in den Werken unſrer beſten Verfaſſer
„vor, und würden ſich unmöglich verändern laſſen,
„ohne den Gedanken zu verderben; aber Sie wiſſen
„wohl, daß die Sprache des Schauſpiels ſich immer
„mehr und mehr reiniget, je mehr ſich die Sitten
„eines Volks verſchlimmern; und daß ſich das La-
„ſter eine eigene Mundart macht, die ſich nach und
„nach ausbreitet, und die man wiſſen muß, weil
„man die Ausdrücke, deren es ſich einmal bemäch-
„tiget hat, nicht ohne Gefahr gebrauchen kann.

Was Sie da ſagen, iſt ſehr wohl angemerkt. Nur möchte ich noch gern wiſſen, wie weit ſich dieſe Gefälligkeit gegen das Laſter erſtrecken ſoll. Wenn die Sprache der Tugend immer ärmer wird, je weiter ſich die Sprache des Laſters ausbreitet, ſo wird man bald kein Wort mehr reden können, ohne etwas anſtößiges zu ſagen. Ich, meines Theils glaube, daß es tauſend Gelegenheiten giebt, bey welchen die Verachtung dieſer Art von Eingriffen, deren ſich das Laſter unterfängt, dem Geſchmacke und den Sitten eines Mannes Ehren machen würde.

Ich merke ſchon in dem gemeinen Leben, daß wenn es ſich jemand einkommen läßt, ein gar zu zärtliches Ohr zu zeigen, man ſtatt ſeiner roth wird. Soll die franzöſiſche Bühne dieſem Exempel nicht eher folgen, als bis ihr Wörterbuch eben ſo eingeſchränkt iſt, als das Wörterbuch des lyriſchen Theaters,

ters, und die Anzahl der anſtändigen Ausdrücke eben ſo klein geworden iſt, als die Anzahl der muſikaliſchen?

„Und das ſind die Anmerkungen alle, die ich
„Ihnen über die ſtückweiſe Ausführung Ihres Werkes
„zu machen hatte. In Anſehung des Planes
„aber, finde ich einen Fehler. Vielleicht iſt er von
„dem Inhalte nicht zu trennen. Sie mögen darüber
„urtheilen. Es herrſchet ein doppeltes, ganz verſchiedenes
„Intereſſe darinn. Vom erſten Aufzuge
„bis zu Ende des dritten, herrſchet das Intereſſe
„der unglücklichen Tugend; und in den beyden letzten,
„das Intereſſe der ſiegenden Tugend. Von
„Rechts wegen, wie es ſich denn auch ganz leicht
„würde haben thun laſſen, hätte der Tumult unterhalten
„und die Probe und das Ungemach der
„Tugend verlängert werden müſſen.

„Zum Exempel. Vom Anfange des Stücks bis
„zum vierten Auftritte des dritten Aufzuges, bliebe
„alles, wie es iſt. Itzt erfährt Roſalia, daß Sie
„Thereſien heyrathen; ſie fällt für Schrecken in
„Ohnmacht, und ſagt in ihrem Verdruſſe zu Clairville:
„Laſſen Sie mich — Sie ſind mir verhaßt
„— Und nun müßte Clairville Verdacht
„ſchöpfen; Sie müßten gegen einen ungeſtümen
„Freund, der Ihnen, ohne es zu wiſſen, das Herz
„durchbohret, unwillig werden; und ſo müßte ſich
„der dritte Aufzug ſchlieſſen.

„Hören Sie nunmehr, wie ich den vierten Aufzug einrichten würde. Den erſten Auftritt laſſe ich ohngefehr, ſo wie er iſt. Nur hinterbringt Juſtine Roſalien, daß ein Bothe von ihrem Vater angekommen ſey, der mit Thereſien insgeheim geſprochen habe, und daß er allem Anſehen nach, ſchlimme Nachrichten bringen müſſe. Nach dieſem Auftritte ſchalte ich den zweyten Auftritt des dritten Aufzuges ein, wo ſich Clairville Roſalien zu Füſſen wirft, und ſie zu erweichen ſucht. Thereſia kömmt dazu. Sie bringt Arnolden mit. Man fragt ihn. Roſalia erfährt das ihrem Vater zugeſtoſſene Unglück. Sie ſehen leicht, wie das Uebrige ohngefehr lauffen würde. Indem Clairvillens und Roſaliens Leidenſchaft immer mehr und mehr gereitzet und aufgebracht würde, würden auch Sie immer in größere und größere Verwirrungen gerathen. Sie würden von Zeit zu Zeit verſucht werden, alles zu geſtehen. Und vielleicht hätten Sie es auch endlich geſtanden.“

Ich verſtehe Sie. Aber das iſt unſere Geſchichte nicht mehr. Und was würde mein Vater dazu geſagt haben? Sind Sie es denn übrigens auch ganz gewiß überzeugt, daß das Stück dadurch gewonnen hätte? Indem Sie mich ſo zu den ſchrecklichſten Extremitäten gebracht hätten, würden Sie aus einer ganz einfachen Begebenheit ein ſehr verwickeltes Stück gemacht haben. Ich würde theatraliſcher geworden ſeyn —

„Und mehr nach dem gemeinen Schlage; es „iſt wahr. Aber das Stück würde ſich einen gewiſ„ſen Beyfall haben verſprechen können„ —

Von ſo einem kleinen Geſchmacke es auch gezeigt hätte; ich glaube wohl. Es wäre ganz gewiß viel leichter geweſen, hätte aber auch, wie ich glaube, weniger Wahrheit und wirkliche Schönheit gehabt, die Verwirrung fortzuſetzen, als ſich in der Ruhe zu erhalten. Bedenken Sie, daß alsdenn erſt die Opfer der Tugend anfangen, und eines das andere nach ſich ziehet. Betrachten Sie, wie gut die erhabenen Reden und die ſtarken Scenen, auf die pathetiſchen Stellungen folgen. Unterdeſſen bleibet, mitten in dieſer Ruhe, Thereſiens, Clairvillens, Roſaliens Schickſal, und mein Schickſal noch immer ungewiß. Man weiß, was ich mir vornehme. Es hat aber gar nicht das Anſehen, daß es mir gelingen werde. Mit Thereſien gelingt es mir auch wirklich nicht; und es iſt noch weit unwahrſcheinlicher, daß ich mit Roſalien glücklicher ſeyn ſollte. Welche wichtige Begebenheit würde in dem Plane, den Sie mir vorſchlagen, dieſe zwey Scenen erſetzt haben? Ich wüßte keine.

„Noch eine einzige Frage habe ich an Ihnen zu thun. „Sie betrift die Gattung, unter welche ihr „Stück gehöret. Es iſt keine Tragödie. Es iſt keine „Komödie. Was iſt es denn alſo? Und was für einen „Namen ſoll man ihm beylegen?

Was Sie für einen wollen. Doch, wenn es Ihnen nicht zuwider iſt, ſo können wir es morgen unterſuchen, welcher ſich dazu am beſten ſchicken würde.

„Und warum nicht heute?“

Ich muß Sie verlaſſen. Ich habe zwey Pächter aus der Nachbarſchaft rufen laſſen, die vielleicht ſchon ſeit einer Stunde auf mich zu Hauſe warten.

„Giebt es wieder einen Proceß beyzulegen?“

Nein. Es betrift dasmal etwas anders. Der eine von dieſen Pächtern hat eine Tochter. Der andere hat einen Sohn. Dieſe Kinder lieben ſich. Allein das Mädchen iſt reich; und der junge Menſch hat nichts.

„Und Sie? Sie wollen die Aeltern vergleichen „und die Kinder zufrieden ſtellen? Leben Sie wohl, „Dorval. Morgen, an dem nehmlichen Orte.

Dritte Unterredung.

Des Tages drauf umzog ſich der Himmel. Eine Wolke, die das Wetter heranführte, und den Donner in ihrem Schooſſe trug, blieb über dem Hügel ſtehen, und deckte ihn mit Dunkel. Aus dem Geſichtspunkte, in welchem ich mich befand, ſchienen die Blitze in dieſem Dunkel zu entſtehen, und ſich wieder darein zu verlieren. Die Wipfel der Eichen waren in Bewegung. Das Getöſe der Winde miſchte ſich in das Geräuſche der Waſſer. Der zürnende Donner wandelte zwiſchen den Bäumen. Meine Einbildungskraft, die durch geheime Aehnlichkeiten gelenket ward, zeigte mir, mitten in dieſer dunkeln Scene, Dorvaln, ſo wie ich ihn, den Abend vorher, in den Entzückungen ſeines Enthuſiasmus geſehen hatte; und ich glaubte ſeine harmoniſche Stimme ſich über Winde und Donner erheben zu hören.

Unterdeſſen verzog ſich das Ungewitter. Die Luft ward um ſo viel reiner, der Himmel um ſo viel heiterer; und ich würde Dorvaln unter den Eichen aufgeſucht haben, wenn ich nicht bedacht hätte, daß die Erde daſelbſt allzuweich und der Raſen allzufeucht ſeyn müßte. Der Regen hatte zwar nicht angehalten, aber er war ſtark geweſen. Ich begab mich nach ſeinem Hauſe. Er erwartete mich;

denn es war ihm ſeiner Seits gleichfalls beygefallen, daß ich mich wohl ſchwerlich nach dem Orte, wo wir des Abends vorher beyſammen geweſen waren, verfügen würde. Es war alſo in ſeinem Garten, auf dem ſandigten Ufer eines breiten Kanals, an welchem er zu ſpazieren gewohnt war, wo er mir vollends ſeine Gedanken entwickelte. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die Handlungen des Lebens, und über die Art, wie man ſie auf dem Theater nachahmet, erklärte er ſich folgender Geſtalt:

Man unterſcheidet, in jedem ſittlichen Gegenſtande, ein Mittel und die zwey äuſſerſten Enden. Es ſcheinet daher, da jede dramatiſche Handlung ein ſittlicher Gegenſtand iſt, daß es auch hier eine mittlere und zwey äuſſere Gattungen geben müſſe. Die beyden letztern haben wir; das Luſtſpiel nehmlich und das Trauerſpiel. Der Menſch aber iſt nicht immer betrübt, oder immer fröhlich. Es muß alſo eine Grenze geben, welche die komiſche Gattung von der tragiſchen ſcheidet.

Terenz hat ein Stück gemacht, deſſen Inhalt dieſer iſt. Ein junger Menſch verheyrathet ſich. Kaum iſt er verheyrathet, ſo rufen ihn Angelegenheiten in die Ferne. Er iſt abweſend. Er kömmt wieder heim. Er glaubet an ſeiner Gattin die gewiſſeſten Merkmahle der Untreue zu bemerken. Er geräth darüber in Verzweiflung. Er will ſie zu ihren Aeltern zurück ſchicken. Man urtheile, in welcher Verfaſſung ſich Vater und Mutter und Tochter befinden müſſen. Unterdeſſen iſt doch ein Davus dabey, eine ſchon für ſich ſelbſt luſtige Perſon. Was macht der Dichter damit? Er entfernt ihn während den vier erſten Aufzügen von der Bühne, und ruft ihn nur am Ende wieder zurück, um die Auswickelung ein wenig munterer zu machen.

Nun frage ich: von welcher Gattung iſt dieſes Stück? Von der komiſchen Gattung? Es giebt nichts zu lachen darinn. Von der tragiſchen Gattung? Schrecken und Mitleid und die übrigen groſſen Leidenſchaften, bleiben darinn unerweckt. Gleichwohl fehlt es ihm nicht an Intereſſe; und es wird überhaupt keinem dramatiſchen Stücke, wenn es gleich nichts Lächerliches, nichts Schreckliches enthält, daran fehlen, wenn nur ſonſt der Inhalt wichtig iſt; wenn nur der Dichter den Ton zu treffen weis, den wir bey ernſthaften Angelegenheiten halten; wenn nur die Handlung durch neue Verwicklungen und Verwirrungen immer wächſt. Da nun, wie mich dünkt, dergleichen Handlungen am allerhäufigſten in dem gemeinen Leben vorkommen, ſo müßte die Gattung, deren Gegenſtand ſie wäre, auch wohl die nützlichſte und weitläuftigſte ſeyn. Ich will dieſe Gattung, die ernſthafte Gattung nennen.

Und wenn dieſe Gattung feſtgeſetzt iſt, ſo wird ſich weiter kein Stand in der menſchlichen Geſellſchaft, keine wichtige Handlung in dem menſchlichen Leben finden, die man nicht zu irgend einem Theile des dramatiſchen Syſtems rechnen könnte.

Wollen Sie dieſem Syſteme allen möglichen Umfang geben, wollen Sie Wahrheit und Chimäre, die eingebildete und wirkliche Welt mit einſchlieſſen: ſo fügen Sie noch das Burleske und das Wunderbare hinzu; jenes unter die komiſche, und dieſes über die tragiſche Gattung.

„Ich verſtehe Sie. Das Burleske — die „komiſche Gattung — die ernſthafte Gat„tung — die tragiſche Gattung — das „Wunderbare.

Ein Stück bleibt niemals, aufs ſtrengſte, in den Grenzen einer einzigen Gattung. Es giebt kein einziges Werk in den komiſchen und tragiſchen Gattungen, in dem man nicht Stellen finden ſollte, die ſich vollkommen für die ernſthafte Gattung ſchickten; und wiederum wird es in dieſer an andern Stellen nicht fehlen, die in einer von den beyden andern Gattungen ſtehen könnten.

Und das iſt eben der Vortheil bey der ernſthaften Gattung, daß, da ſie zwiſchen den beyden andern inne liegt, es ihr an Zufluß nicht fehlen kann, ſie mag ſich erheben, oder herablaſſen wollen. In der komiſchen und tragiſchen Gattung iſt es ſo nicht. Alle Abänderungen des Komiſchen ſind in dieſer und der ernſthaften Gattung enthalten, ſo wie alle Abänderungen des Tragiſchen in der ernſthaften Gattung und der Tragödie. Das Burleske und das Wunderbare ſind beyde gleich auſſer der Natur, und es läßt ſich nichts geſundes daraus entlehnen. Die Mahler und die Dichter haben das Recht, alles wagen zu dürfen; allein dieſes Recht erſtreckt ſich nicht bis auf die Freyheit, verſchiedene Arten in ein und eben daſſelbe Individuum zu ſchmelzen. Ein Mann von Geſchmacke findet es gleich ungereimt, ob Caſtor unter die Götter verſetzt, oder der bürgerliche Edelmann zum Mamamouchi gemacht wird.

Die komiſche und die tragiſche Gattung ſind die wirklichen Grenzen des Drama. Wenn aber die komiſche Gattung unmöglich das Burleske zu Hülfe nehmen kann, ohne ſich zu erniedrigen; und wenn die tragiſche Gattung unmöglich auf die Stelzen des Wunderbaren ſteigen kann, ohne von ihrer Wahrheit zu verlieren; ſo folgt daraus, daß dieſe beyden Gattungen, die auf den beyden äuſſerſten Grenzen ſtehen, am meiſten in die Augen fallen, zugleich aber die ſchwerſten ſeyn müſſen.

Die ernſthafte Gattung iſt es, in welcher ſich jeder Gelehrter, der ſich einiges Talents für die Bühne bewußt zu ſeyn glaubt, vorher üben muß. Einen jungen Menſchen, den man zur Mahlerey aufziehen will, lehret man vor allen Dingen, das

Nackte zeichnen. Hat er es in dieſer Grundlage der Kunſt zu einer Fertigkeit gebracht, ſo kann er ſich einen Gegenſtand ausſuchen. Er kann ihn aus den gemeinen Ständen, oder aus einer höhern Ordnung nehmen. Er kann ſeine Figuren kleiden wie er will, nur daß man das Nackte niemals unter dem Gewande ganz verliere. So mag auch der, der den Menſchen in den Uebungen der ernſthaften Gattung lange genug ſtudiret hat, nach ſeinem Genie, entweder den Kothurn oder die Sokken anlegen; er mag ſeinen Perſonen einen königlichen Mantel, oder den Rock einer Gerichtsperſon umwerfen: nur daß der Menſch niemals unter der Kleidung verſchwindet!

Wenn die ernſthafte Gattung die leichteſte von allen iſt, ſo iſt ſie auch dafür den Veränderungen der Zeit und des Orts am wenigſten unterworfen. Man bringe das Nackte an einen Ort der Welt, an welchen man will; es wird überall die Aufmerkſamkeit an ſich ziehen, wenn es gut gezeichnet iſt. Wer in der ernſthaften Gattung vortreflich iſt, der wird zu allen Zeiten und bey allen Völkern gefallen. Die kleinen Schattirungen, die er aus einer von den benachbarten Gattungen entlehnet, werden viel zu ſchwach ſeyn, ihn zu verſtellen. Es ſind bloſſe Zipfel von einem Gewande, die nur einige Oerter bedecken und die gröſſeren Theile nacket laſſen.

Sie ſehen, daß die Tragikomödie nothwendig eine ſchlechte Gattung ſeyn muß, weil man zwey entfernte und durch einen, von der Natur ſelbſt feſtgeſetzten, Rain getrennte Gattungen, darinn vermengt. Man gehet da nicht durch unmerkliche Schattirungen fort. Man verfällt bey jedem Schritte in Contraſte, und die Einheit verſchwindet.

Auch ſehen Sie, daß dieſe Gattung des Drama, wo die allerluſtigſten Züge der komiſchen Gattung neben den allerrührendſten Zügen der ernſthaften Gattung ſtehen, und wo man wechſelsweiſe aus einer Gattung in die andere ſpringt, in den Augen eines ſtrengen Kunſtrichters nicht ohne Fehl ſeyn kann.

Wollen Sie aber vollkommen überzeugt ſeyn, wie gefährlich es iſt, die Grenzſcheidung, welche die Natur zwiſchen den Gattungen gemacht hat, zu überſchreiten: ſo treiben Sie nur die Sache ſo weit als möglich, und bringen zwey ganz entfernte Gattungen zuſammen, als etwa die Tragödie und das Burleske; und bald werden Sie einen ernſthaften Senator zu den Füſſen einer Buhlerin die Rolle des lüderlichſten Wollüſtlings ſpielen, bald Verſchworene auf den Untergang einer Republik denken ſehen. *

---

* Man ſehe Otways befreytes Venedig; Shakeſpears Hamlet, und die meiſten dramatiſchen Stücke der Engländer.

Das Poſſenſpiel, die Parade, und die Parodie ſind keine Gattungen, ſondern Arten des Komiſchen und des Burlesken, die ihre beſondere Gegenſtände haben.

Die Dichtkunſt der komiſchen und der tragiſchen Gattung iſt mehr als hundertmal vorgetragen worden. Die ernſthafte Gattung hat auch ihre Dichtkunſt, die gleichfalls ziemlich weitläuftig ſeyn würde. Ich will Ihnen aber itzt nur ſo viel davon ſagen, als mir während der Zeit, da ich an meinem Stücke arbeitete, eingefallen iſt.

Da es dieſer Gattung an der lebhaften Colorite der beyden äuſſern Gattungen, zwiſchen welchen ſie inne liegt, fehlet, ſo muß man es an nichts mangeln laſſen, wodurch ſie mehr und mehr Stärke erhalten kann.

Der Inhalt muß wichtig, und die Verwicklung muß einfach und häuslich ſeyn, und dem gemeinen Leben ſo nahe als möglich kommen.

Ich will keine Bediente darinn haben. Denn ehrbare Leute halten ihre Angelegenheiten vor ihnen verborgen, und wenn alle Auftritte nur unter der Herrſchaft vorgehen, ſo werden ſie um ſo viel intereſſanter ſeyn. Spricht ein Bedienter auf der Bühne ſo, wie er wirklich im gemeinen Leben ſpricht, ſo iſt er plump; ſpricht er anders, ſo iſt er falſch.

Sind die aus der komiſchen Gattung entlehnte Schattirungen allzuſtark: ſo wird das Stück zu lachen und zu weinen machen; es wird weder Einheit des Intereſſe, noch Einheit des Colorits haben.

Die ernſthafte Gattung erlaubet die Monologen. Und daher ſchlieſſe ich, daß ſie mehr den Hang nach der Tragödie, als nach der Komödie hat; in welcher letztern Gattung ſie ſehr ſelten und kurz ſind.

Es würde gefährlich ſeyn, in eben demſelben Stücke ſowohl Schattirungen aus der komiſchen als aus der tragiſchen Gattung zu entlehnen. Man muß wiſſen, wohin der Inhalt und die Charaktere des Stücks ihren Hang haben, und dieſem muß man folgen.

Die Moral muß allgemein und ſtark ſeyn.

Keine epiſodiſche Perſon! Oder wenn die Verwicklung ja eine erfordert, ſo ſey ihr Charakter ſonderbar, damit ſie ſich dadurch hebe.

Der Pantomime befleißige man ſich mit Ernſt. Mit den Theaterſtreichen gebe man ſich nicht ab, denn ihre Wirkung dauert nur einen Augenblick; ſondern dafür denke man auf Gemälde. Je mehr man ein ſchönes Gemälde betrachtet, je mehr gefällt es.

Die Bewegung iſt der Würde faſt immer nachtheilig. Die vornehmſte Perſon ſey alſo ſelten die Triebfeder des Stücks.

Und vor allen Dingen vergeſſe man nicht, daß es keinen allgemeinen Grundſatz giebt. Von allen den Grundſätzen, die ich jetzt angeführt habe, wüßte ich keinen einzigen, den ein Mann von Genie nicht glücklich übertreten könnte.

„Sie ſind meinem Einwurfe zuvorgekommen.“

Die komiſche Gattung hat Arten, und die tragiſche hat Individua. Ich will mich erklären. Der Held einer Tragödie iſt der und der Menſch. Es iſt Regulus, oder Brutus, oder Cato, und ſonſt kein anderer. Die vornehmſte Perſon einer Komödie hingegen muß eine groſſe Anzahl von Menſchen vorſtellen. Gäbe man ihr von ohngefehr eine ſo eigene Phyſiognomie, daß ihr nur ein einziges Individuum in der Welt ähnlich wäre; ſo würde die Komödie wieder in ihre Kindheit zurücktreten und in Satyre ausarten.

Terenz ſcheinet mir einmal in dieſen Fehler gefallen zu ſeyn. Sein Heavtontimorumenos iſt ein Vater, der ſich über den gewaltſamen Entſchluß grämet, zu welchem er ſeinen Sohn durch übermäſſige Strenge gebracht hat, und der ſich deswegen nun ſelbſt beſtraft, indem er ſich in Kleidung und Speiſe kümmerlich hält, allen Umgang fliehet, ſein

Geſinde abſchaft, und das Feld mit eigenen Händen bauet. Man kann gar wohl ſagen, daß es ſo einen Vater nicht giebt. Die größte Stadt würde kaum in einem ganzen Jahrhunderte Ein Beyſpiel einer ſo ſeltſamen Betrübniß aufzuweiſen haben.

„Horaz, der einen ganz beſonders zärtlichen Geſchmack hatte, ſcheinet mir dieſen Fehler eingeſehen, und im Vorbeygehen, aber faſt unmerklich, „getadelt zu haben.

Ich kann mich auf die Stelle nicht beſinnen.

„Sie iſt in der erſten oder zweyten Satyre des „erſten Buchs, wo er zeigen will, daß die Narren „aus einer Uebertreibung in die andere entgegengeſetzte zu fallen pflegen. Fuſidius, ſagt er, fürchtet für einen Verſchwender gehalten zu werden. „Wißt ihr, was er thut? Er leihet monatlich für „fünf Procent, und macht ſich im voraus bezahlt. „Je nöthiger der andre das Geld braucht, deſto „mehr fordert er. Er weis die Namen aller jungen „Leute auswendig, die von gutem Hauſe ſind, und „itzt in die Welt treten, dabey aber über harte Väter zu klagen haben. Vielleicht glaubt ihr, daß „dieſer Menſch wieder einen Aufwand mache, der „ſeinen Einkünften gemäß iſt. Weit gefehlt. Er „iſt ſein grauſamſter Feind, und der Vater in der „Komödie, der ſich wegen der Entweichung ſeines „Sohnes beſtraft, kann ſich nicht ſchlechter quälen: „non ſe pejus cruciaverit.

Ja. Es iſt dem Charakter dieſes Dichters vollkommen gemäß, einen doppelten Sinn mit dieſem ſchlechter zu verbinden, ſo daß es einmal auf den Terenz, und einmal auf den Fuſidius gehet.

In der ernſthaften Gattung werden die Charaktere oft eben ſo allgemein ſeyn, als in der komiſchen Gattung; ſie werden aber allezeit weniger individuell ſeyn, als in der tragiſchen.

Man ſagt manchmal, es hat ſich bey Hofe ein ſehr luſtiges Abentheuer, es hat ſich in der Stadt eine ſehr tragiſche Begebenheit eräugnet. Hieraus folgt alſo, daß die Komödie und Tragödie für alle Stände gehöret; nur mit dieſem Unterſchiede, daß Schmerz und Thränen weit öfter unter den Dächern der Unterthanen, als Munterkeit und Freude in den Palläſten der Könige wohnen. Was ein Stück komiſch, ernſthaft oder tragiſch macht, iſt nicht ſowohl der Inhalt, als der Ton, als die Leidenſchaften, die Charaktere, das Intereſſe. Die Wirkungen der Liebe, der Eiferſucht, des Spiels, des unordentlichen Lebens, des Ehrgeizes, des Haſſes, des Neides, können eben ſowohl Lachen, als Nachdenken, als Erſchrecken verurſachen. Ein Eiferſüchtiger, der Maaßregeln nimmt, wie er ſich am beſten von ſeiner Schande überzeugen kann, iſt lächerlich; ein rechtſchaffner Mann, der ſie argwohnet und dabey doch liebt, iſt niedergeſchlagen; ein

Raſender, der davon überzeugt iſt, wird leicht ein Verbrechen begehen. Der eine Spieler wird das Bildniß ſeiner Geliebten bey einem Wuchrer verſetzen; der andere wird ſich um ſein Vermögen bringen, wird ſein Weib und ſeine Kinder ins Elend ſtürzen, und wird verzweifeln. Was ſoll ich hiervon viel ſagen? Das Stück, über welches wir reden, iſt beynahe nach allen drey Gattungen bearbeitet worden.

„Wie das?„

Ja.

„Das wäre beſonders.„

Clairville iſt von einem rechtſchaffnen, aber ungeſtümen und leichtſinnigen Charakter. Kaum hatte er ſeine Wünſche erreicht, und war in dem ruhigen Beſitze ſeiner Geliebten: ſo dachte er an ſeine vergangene Trübſale nicht mehr. Er ſahe in unſerer Geſchichte weiter nichts, als eine ganz gemeine Begebenheit. Er ſcherzte darüber. Er ging gar ſo weit, daß er den dritten Aufzug des Stücks parodierte. Sein Werk war vortrefflich. Er hatte meine Verwirrung in ein ſehr komiſches Licht geſetzt. Ich lachte darüber; heimlich aber verdroß es mich doch, daß Clairville eine von den wichtigſten Handlungen unſers Lebens lächerlich gemacht hatte; denn wie viel fehlte, ſo hätte es ihm ſein Glück und ſeine Geliebte, ſo hätte es Roſalien ihre

Unſchuld und ihre Aufrichtigkeit, ſo hätte es Thereſien ihre Ruhe, ſo hätte es mir meine Redlichkeit, und vielleicht mein Leben gekoſtet. Ich rächte mich alſo an Clairvillen, und verwandelte die drey letzten Aufzüge des Stücks in Tragödie; und ich verſichere Ihnen, daß ich ihn länger zu weinen machte, als er mich zu lachen gemacht hatte.

„Und könnte ich es wohl zu ſehen bekommen?„

Nein. Es iſt keine bloſſe Verweigerung; ſondern Clairville hat ſeinen Aufzug verbrannt, und von meinem, habe ich nur blos noch den Entwurf.

„Und dieſer Entwurf?„

Sie ſollen ihn zu ſehen bekommen, wenn Sie es verlangen. Aber bedenken Sie ſich. Sie haben eine zärtliche Seele. Sie lieben mich; was Sie leſen würden, könnte Eindrücke in Ihnen zurück laſſen, die Sie ſo leicht nicht wieder los werden dürften.

„Geben Sie mir ihn nur, den tragiſchen Entwurf; Dorval, geben Sie mir ihn nur.“

Dorval zog einige fliegende Blätter aus der Taſche, die er mir mit abgewandtem Geſichte, als ob er die Augen nicht darauf werfen dürfte, überreichte. Sie enthielten folgendes.

„Nachdem Roſalia im dritten Aufzuge Dorvals und Thereſiens Heyrath erfahren hat, und ganz gewiß

wiß glaubt, daß Dorval ein treuloſer Freund, ein Mann ohne Glauben iſt: ſo greift ſie zu einem gewaltſamen Entſchluſſe. Nehmlich, alles zu entdecken. Sie ſpricht Dorvaln, und begegnet ihm mit der äuſſerſten Verachtung.

Dorval. Ich bin kein treuloſer Freund, kein Mann ohne Glauben. Ich bin Dorval. Ich bin ein Unglücklicher.

Roſalia. Sage, ein Nichtswürdiger. — Ließ er mich nicht glauben, er liebe mich?

Dorval. Ich liebte Sie, und ich liebe Sie noch.

Roſalia. Er liebte mich! Er liebt mich noch! Er heyrathet Thereſien! Er hat ihrem Bruder ſein Wort gegeben! Und dieſe Verbindung wird heute vollzogen! — Gehen Sie, verkehrte Seele! Weg von mir! Beſtehen Sie nicht länger darauf, die Unſchuld aus dieſen Wohnungen zu verbannen. Ruhe und Tugend werden wieder einziehen, ſobald Sie weg ſind. Fliehen Sie. Scham und Gewiſſensbiſſe, die das gewiſſe Theil des Boshaften ſind, erwarten Sie an der Thüre.

Dorval. Man drückt mich zu Boden! Man jagt mich fort! Ich bin ein Böſewicht! O Tugend! Iſt das deine letzte Belohnung!

Roſalia. Er hatte ohne Zweifel geglaubt, ich würde ſchweigen. — Nein, nein. — Man ſoll alles erfahren. — Thereſia wird mit meiner Unerfahrenheit, mit meiner Jugend Mitleiden haben. — In ihrem eigenen Herze wird ſie meine Entſchuldigung und meine Verzeihung finden. — O Clairville! wie ſehr werde ich Sie lieben müſſen, meine Ungerechtigkeit und die Pein, die ich Ihnen verurſache, wieder gut machen! — Aber bald, bald ſoll man den Nichtswürdigen kennen.

Dorval. Halten Sie, junge Unvorſichtige; oder Sie werden ſich des einzigen Verbrechens ſchuldig machen, das ich in meinem Leben begangen habe; wenn es anders ein Verbrechen iſt, eine unerträgliche Laſt von ſich abzuwerffen. — Noch ein Wort, und ich glaube, daß die Tugend weiter nichts als ein Schatten iſt; daß das Leben weiter nichts iſt, als ein unſeliges Geſchenk des Schickſals; daß die Zufriedenheit nirgends zu finden iſt; daß die Ruhe jenſeits dem Grabe wohnet; und ich habe gelebt.

Roſalia iſt fortgegangen. Sie hört ihn nicht mehr. Dorval ſieht ſich von dem einzigen Frauenzimmer verachtet, das er liebet und jemals geliebt hat; er ſieht ſich Thereſiens Haſſe, und Clairvillens Erbitterung ausgeſetzt; er ſieht ſich auf dem Punkte, die einzigen Weſen, die ihn mit der Welt verknüpfen, zu verlieren, und wieder in ſeine alte Einſamkeit zu verſinken. Wohin ſoll er gehen? — An wen ſoll er ſich wenden? — Wen ſoll er lieben? —

ben? — Von wem ſoll er geliebt werden? — Die Verzweiflung bemeiſtert ſich ſeiner Seele. Das Leben wird ihm zuwider. Er bekömmt Neigung zum Tode. Und das iſt der Inhalt einer Monologue, welche den dritten Aufzug ſchließt. Von dem Ende dieſes Aufzuges an, redet er mit ſeinen Bedienten nicht weiter. Er befiehlt ihnen mit der Hand, und ſie gehorchen.

Roſalia vollziehet, zu Anfange des vierten Aufzuges, ihren Vorſatz. Wie ſehr erſtaunen Thereſia und ihr Bruder! Sie wagen es nicht, Dorvaln zu ſehen; Dorval wagt es nicht, einen von ihnen zu ſehen. Alle vermeiden, alle fliehen einander; und Dorval befindet ſich auf einmal, ganz natürlicher Weiſe, in der allgemeinen Verlaſſenheit, die er ſo ſehr fürchtete. Sein Schickſal eilet zu Ende. Er merkt es, und entſchließt ſich plötzlich, dem Tode entgegen zu gehen. Sein Bedienter Carl, iſt das einzige Weſen in der ganzen Welt, das ihm übrig bleibt. Carl erräth den erſchrecklichen Entſchluß ſeines Herrn. Er verbreitet ſeine Beſtürzung durch das ganze Haus. Er läuft zu Clairvillen, zu Thereſien, zu Roſalien. Er redet. Sie erſchrecken. Sogleich verlieret jeder ſein beſonderes Intereſſe aus den Augen. Man ſucht ſich Dorvaln wieder zu nähern. Aber es iſt zu ſpät. Dorval liebt niemand mehr, und haßt niemand mehr; er ſpricht nicht, er ſieht nicht, er hört nicht. Seine betäubte Seele iſt

keiner

keiner einzigen Empfindung mehr fähig. Er kämpfet zwar noch ein wenig mit dieſer traurigen Verfaſſung, aber ganz ſchwach, und nur durch kurze Rucke, ohne Nachdruck und Wirkung. Und ſo iſt er zu Anfange des fünften Aufzuges.

Dieſen Aufzug eröfnet Dorval. Er iſt allein, und gehet auf und nieder, ohne ein Wort zu reden. Der Vorſatz das Leben zu verlaſſen, zeigt ſich in ſeiner Kleidung, in ſeinen Gebehrden, in ſeinem Stillſchweigen. Clairville tritt herein; er beſchwört ihn, zu leben; er wirft ſich ihm zu Füſſen; er umfaßt ſie; er ſetzt ihm mit den beſten und zärtlichſten Gründen zu, Roſalien anzunehmen. Dorval wird immer grauſamer, und dieſe Scene bringt ihn ſeinem Schickſale näher. Clairville kann nichts als einzelne Sylben aus ihm bringen. Dorvals übrige Action iſt ſtumm.

Thereſia kömmt dazu. Sie vereiniget ſich mit ihrem Bruder. Sie ſagt Dorvaln alles, was ihr von der Ergebung in ſein Schickſal, von der Macht des höchſten Weſens, der ſich entziehen zu wollen, das größte Verbrechen iſt, von Clairvillens Anerbieten u. ſ. w. nur pathetiſches einfallen will. Indem Thereſia ſpricht, hat ſie einen von Dorvals Armen in den ihrigen; und ſein Freund hat ihn mitten um den Leib gefaßt, als ob er fürchte, er möchte ihm entwiſchen. Doch Dorval, ganz in ſich verſenkt, fühlt ſeinen Freund nicht, der ihn umfaßt hält, hört Thereſien nicht, die mit ihm ſpricht. Dann und wann nur neigt er ſich über ſie, um zu weinen. Aber die Thränen verſagen ſich ihm. Nun geht er zurück; ſeufzet tief; macht verſchiedene langſame und ſchreckliche Geſtus; auf ſeinen Lippen zeigt ſich die Bewegung eines flüchtigen Lachens, das weit ſchrecklicher, als ſeine Seufzer und ſeine Gebehrden iſt.

Roſalia kömmt. Thereſia und Clairville treten ab. In dieſer Scene herrſchen Furchtſamkeit, Naivität, Thränen, Schmerz, Reu. Roſalia ſiehet nun alle das Uebel, das ſie angerichtet hat. Sie iſt untröſtlich. Bey der Liebe, die ſie empfindet, bey dem Mitleiden, das ſie mit Dorvaln hat, bey der Hochachtung, die ſie Thereſien ſchuldig iſt, bey der Zuneigung, die ſie Clairvillen nicht verweigern kann: wie viel rührendes hat ſie nicht zu ſagen! Dorval ſcheinet ſie Anfangs weder zu ſehen, noch zu hören. Roſalia ſchreyet, ergreift ſeine Hände, hält ihn; und endlich kömmt ein Augenblick, da Dorval ſeine ſtarren Augen auf ſie heftet. Seine Blicke ſind die Blicke eines Menſchen, der aus einem Todtenſchlafe erwacht. Dieſe Anſtrengung koſtet ihm den Reſt ſeiner Kräfte. Er fällt, als vom Blitze gerühret, in den Lehnſtuhl. Roſalia geht ab, ächzet laut, iſt untröſtlich, reiſſet ſich die Haare aus.

In dieſem Stande des Todes bleibt Dorval einige Augenblicke. Carl ſtehet vor ihm, ohne ein

Wort zu ſagen. — Seine Augen ſind halb geſchloſſen. Seine langen Haare hängen zu hinterſt über den Stuhl. Der Mund ſtehet offen; er hohlet tief Athem; die Bruſt fliegt. Nach und nach gehet dieſer Todeskampf vorüber. Er kömmt mit einem langen und ſchmerzlichen Seufzer, mit einer kläglichen Stimme wieder zu ſich. Er ſtützet den Kopf auf die Hände, und die Ellbogen auf die Kniee. Er hat Mühe aufzuſtehen. Er irret mit langſamen Schritten umher. Er ſtößt auf Carlen. Er ergreift ihn bey dem Arme, betrachtet ihn einen Augenblick, zieht ſeinen Beutel und ſeine Uhr heraus, giebt ſie ihm nebſt einem verſiegelten Papiere ohne Aufſchrift, und giebt ihm mit einem Zeichen zu verſtehen, daß er fortgehen ſoll. Carl wirft ſich ihm zu Füſſen, und liegt mit dem Geſichte auf den Boden. Dorval läßt ihn liegen, und irret noch immer umher. Indem trift er mit ſeinen Füſſen auf Carln, der noch nicht aufgeſtanden iſt. Er wendet ſich weg. — Und nun ſpringt Carl plötzlich auf, läßt Beutel und Uhr auf der Erde liegen, und läuft Hülfe zu ruffen.

Dorval folgt ihm langſam. — Er lehnet ſich ohne Abſicht gegen die Thüre. — Er wird einen Riegel gewahr. Er betrachtet ihn; — er ſtößt ihn zu; — zieht ſeinen Degen; — ſetzet den Knopf gegen die Erde; — richtet die Spitze gegen ſeine Bruſt; — neiget ſich ſeitwärts mit dem Körper darüber; — richtet die Augen gen Himmel; — ſchlägt ſie wieder auf ſich ſelbſt nieder; — bleibt einige Augenblicke ſo; — er ſeufzet tief, und — ſtürzt.

Carl kömmt. Er findet die Thüre verſchloſſen. Er ruft. Man kömmt dazu. Man bricht die Thüre auf. Man findet Dorvaln in ſeinem Blute und todt. Carl tritt unter dem ſchmerzlichſten Geſchrey herein. Die übrigen Bedienten bleiben um den Leichnam ſtehen. Thereſia kömmt. Dieſer Anblick rühret ſie, gleich einem Blitze; ſie ſchreyet; ſie läuft wild auf der Bühne umher, ohne recht zu wiſſen, was ſie ſagt, was ſie thut, wohin ſie will. Man hebt Dorvals Leichnam auf. Thereſia, die ſich gegen den blutigen Ort der Scene gekehrt hat, ſitzet ohne Bewegung in einem Lehnſtuhle, und hat ihr Geſicht mit den Händen bedeckt.

Clairville und Roſalia kommen. Sie finden Thereſien in dieſer Stellung. Sie fragen ſie. Sie ſchweigt. Sie fragen ſie aufs neue. Statt aller Antwort, nimmt ſie die Hände vom Geſichte, wendet den Kopf weg und zeiget ihnen mit der Hand die mit Dorvals Blut befleckte Stelle.

Sie ſchreyen und weinen; ſie ſchweigen und ſchreyen wieder.

Carl giebt Thereſien das verſiegelte Papier. Es iſt Dorvals Leben und letzter Wille. Kaum aber hat ſie die erſten Zeilen geleſen, ſo läuft Clairville als raſend ab; Thereſia folgt ihm. Juſtine und die

Bedienten tragen Roſalien weg, die ſich nicht wohl befindet, und das Stück ſchließt.

„Ah, rief ich aus, das, das iſt Tragödie, oder „ich verſtehe gar nichts davon. Es iſt in der That „zwar nicht mehr die Probe der Tugend, ſondern „ihre Verzweiflung. Vielleicht iſt es ſogar gefährlich, den ehrlichen Mann zu dieſem ſchrecklichen „Entſchluſſe gebracht zu zeigen; deswegen aber merkt „man doch gar wohl die Stärke der Pantomime, „ſowohl allein, als mit der Rede verbunden. Und „das ſind die Schönheiten, deren wir aus Mangel „einer Bühne, und aus Mangel der Kühnheit entbehren müſſen, indem wir nur immer unſere Vorgänger knechtiſch nachahmen, und Natur und „Wahrheit bey Seite ſetzen. — Aber Dorval ſpricht „nicht? — Aber wo kann eine Rede ſo ſtark rühren, als ſeine Action und ſein Stillſchweigen rühren? — Man laſſe ihn dann und wann ein Wort „ſagen. Das geht gar wohl an. Nur muß man „nicht vergeſſen, daß ſich ein Menſch, der viel „ſpricht, ſelten ermordet.

Ich ſtand auf. Ich ging zu Dorvaln. Er irrte unter den Bäumen und ſchien mir in ſeine Gedanken ganz vertieft. Ich hielt für gut, ſein Papier zu behalten, und er forderte mir es auch nicht ab.

Wenn Sie alſo überzeugt ſind, ſagte er zu mir, daß das Tragödie iſt, und daß es eine Mittelgattung zwiſchen der Komödie und der Tragödie giebt: ſo haben wir zwey Aeſte der dramatiſchen Dichtkunſt, die ganz und gar nicht bearbeitet ſind, und nur Köpfe erwarten. Machen Sie Luſtſpiele in der ernſthaften Gattung. Machen Sie bürgerliche Tragödien, und ſeyn Sie verſichert, daß es einen Beyfall und eine Ewigkeit giebt, die Ihnen vorbehalten ſind. Vor allen Dingen geben Sie ſich mit den Theaterſtreichen nicht ab. Suchen Sie Gemälde. Nähern Sie ſich dem wirklichen Leben, und wählen Sie gleich Anfangs ein Feld, wo ſich die Pantomime in ihrem ganzen Umfange zeigen kann. — Man ſagt, es gebe keine groſſe tragiſche Leidenſchaften mehr zu erregen; man könne die erhabenen Geſinnungen unmöglich auf eine neue und rührende Art vortragen. Das kann in der Tragödie wahr ſeyn, ſo wie ſie die Griechen, die Römer, die Franzoſen, die Italiäner, die Engländer und alle Völker auf der Welt gemacht haben. Die bürgerliche Tragödie aber wird eine andere Handlung, einen andern Ton, und ein Erhabenes haben, das ihr eigenthümlich zugehöret. Ich empfinde es, dieſes Erhabene. Es findet ſich in den Worten eines Vaters, der zu ſeinem Sohne, welcher ihn im Alter ernährte, ſagte: *Mein Sohn, wir rechnen ab. Ich habe dir das Leben gegeben; und du giebſt mir es wieder.* Es findet ſich in der Rede eines andern Vaters, der gleichfalls zu ſeinem Sohne ſagte: *Rede allezeit die Wahrheit. Verſprich nichts,* was du nicht halten wollteſt. Ich beſchwöre dich bey dieſen Füſſen, die ich mit meinen Händen erwärmte, als du noch in der Wiege lageſt.

„Aber wird uns dieſe Tragödie intereſſiren?“

Das frage ich Sie. Sie iſt uns näher; ſie iſt das Gemälde der Unglücksfälle, die uns umgeben. Wie? Sie begreiffen nicht, wie ſtark eine wirkliche Scene, wie ſtark wahre Kleidungen, einfache Handlungen, und dieſen Handlungen angemeſſene Reden, wie ſtark Gefahren auf Sie wirken würden, ob welchen Sie nothwendig zittern müßten, wenn Ihre Anverwandte, Ihre Freunde, oder Sie ſelbſt ihnen ausgeſetzt wären? Eine gänzliche Glücksveränderung, die Furcht vor der Schande, die Folgen des Elends, eine Leidenſchaft, die den Menſchen ins Verderben, von dem Verderben zur Verzweiflung, von der Verzweiflung zu einem gewaltſamen Tode bringt, ſind keine ſeltene Begebenheiten: und doch glauben Sie, daß Sie weniger dabey fühlen würden, als bey dem fabelhaften Tode eines Tyrannen, bey der Opferung eines Kindes? — Aber Sie ſind zerſtreut. — Sie ſind in Gedanken. — Sie hören mich nicht. —

„Ihr tragiſcher Entwurf will mir nicht aus dem „Sinne. — Ich ſehe Sie auf der Bühne umher „irren, — Ihren Fuß von Ihrem auf dem Boden „liegenden Bedienten zurückziehen, den Riegel zu

„ſchieben, — Ihren Degen blöſſen. — Die Idee „dieſer Pantomime erweckt mir Schauder. — Ich „glaube nimmermehr, daß man den Anblick aushalten könnte; und dieſe ganze Handlung gehöret „vielleicht zu denen, die man erzehlen muß. Sehen Sie!„

Ein unwahrſcheinliches Factum, glaube ich, muß man dem Zuſchauer weder erzehlen noch zeigen; und unter den wahrſcheinlichen Handlungen laſſen ſich diejenigen leicht unterſcheiden, die man den Augen vorſtellen, und die man hinter die Scene verweiſen muß. Ich muß meine Gedanken auf die bekannte Tragödie anwenden; denn wie kann ich meine Exempel aus einer Gattung nehmen, die unter uns noch nicht vorhanden iſt?

Wenn eine Handlung einfach iſt, ſo muß man ſie, glaube ich, lieber vorſtellen, als erzehlen. Der Anblick des Mahomets, der den Dolch auf Irenen gezogen hat, ungewiß, ob er dem Ehrgeitze, der ihm den Stoß befiehlt, oder der Liebe gehorchen ſoll, die ſeinen Arm zurückhält, iſt ein rührendes Gemälde. Das Mitleid, das uns allezeit an die Stelle des Unglücklichen, und nie an die Stelle des Böſewichts ſetzt, wird meine ganze Seele erſchüttern. Nicht gegen Irenens, ſondern gegen meine eigene Bruſt werde ich den drohenden Stahl ausgeſtreckt glauben. — Dieſe Handlung iſt allzueinfach,

als daß ſie übel nachgeahmet werden könnte. Wenn ſich aber die Handlung verwickelt, wenn der Zwiſchenfälle zu viel werden: ſo kann es gar leicht einige darunter geben, die mich daran erinnern, daß ich im Parterr bin, daß alle dieſe Perſonen Komödianten ſind, und daß es keine ſich wirklich eräugnende Begebenheit iſt. Die Erzehlung hingegen bringt mich aus dem Schauplatze heraus. Ich verfolge alle Umſtände. Meine Einbildung bringt jeden, ſo wie ich ihn in der Natur geſehen habe, zur Wirklichkeit. Nichts verräth ſich. Sagt der Dichter:
„Indem nahet ſich Kalchas,

Die Miene finſter, wild der Blick, das Haar gethürmt,
Voll Wuth, voll von dem Gott, der ihm im Buſen ſtürmt.

Oder

— — — — an allen Dornen klebt
Sein blutig Haupthaar — —

Wo iſt der Schauſpieler, der mir den Kalchas ſo zeigen kann, wie er in dieſen Verſen iſt? Grandval tritt mit einem edeln und ſtolzen Schritte einher. Seine Miene iſt finſter; ſein Blick vielleicht auch wild. Sein Betragen, ſeine Geſtus zeugen von der innern Gegenwart des Gottes, der ihn begeiſtert. Aber er ſey noch ſo ſchrecklich, ſo wird ſich doch nicht das Haar auf ſeinem Kopfe thürmen. So weit kann die dramatiſche Nachahmung nicht gehen.

Eben ſo iſt es mit den meiſten übrigen Bildern, welche dieſe Erzehlung beleben. Ein von Pfeilen verdunkelter Himmel. Ein Kriegesheer im Aufruhr. Die Erde mit Blut getränkt. Eine junge Prinzeſſin, den Stahl in der Bruſt. Die entfeſſelten Winde. Der hoch in den Wolken brüllende Donner. Der von Blitzen erleuchtete Himmel. Das ſchäumende und brauſende Meer. Alle dieſe Dinge hat der Dichter gemahlt. Die Einbildungskraft ſieht ſie. Aber die Kunſt vermag ſie nicht nachzuahmen.

Und noch mehr: der herrſchende Geſchmack an der Ordnung, von welchem ich Sie bereits unterhalten habe, zwingt uns, Verhältniſſe unter den Weſen anzunehmen. Wird ein Umſtand gegeben, der über die gewöhnliche Natur iſt, ſo vergröſſert er in unſern Gedanken alle übrige. Der Dichter hat von der Statur des Kalchas nichts geſagt. Aber ich ſehe ſie. Ich denke mir ſie ſeiner Action gemäß. Die Uebertreibung ſeiner geiſtigen Eigenſchaften greift weiter um ſich, und verbreitet ſich auf alles, was dieſen Gegenſtand angehet. Die wirkliche Scene würde klein, ſchwach, armſelig, falſch, verfehlt geweſen ſeyn. In der Erzehlung wird ſie groß, ſtark, wahr, und ſogar ungeheuer. Auf der Bühne würde ſie weit unter der Natur geweſen ſeyn; ſo aber denke ich mir ſie noch über die Natur. Auf gleiche Weiſe werden in der Epover die poetiſchen Menſchen immer etwas gröſſer, als die wirklichen ſind.

Das wären die Grundſätze. Nun wenden Sie ſie auf die Handlung meines tragiſchen Entwurfs an. Iſt die Handlung nicht einfach?

„Das iſt ſie.“

Findet ſich ein einziger Umſtand dabey, den man auf der Bühne nicht nachahmen könnte?

„Kein einziger.“

Wird die Wirkung nicht ſchrecklich ſeyn?

„Vielleicht nur allzuſchrecklich. Wer weis, ob „man in dem Schauplatze dergleichen ſtarke Ein„drücke lieben würde? Man will gerührt, bewegt, „in Schrecken geſetzt ſeyn; aber nur bis auf einen „gewiſſen Grad.“

Um richtig urtheilen zu können, müſſen wir uns näher erklären. Was iſt die Abſicht eines dramatiſchen Stücks?

„Den Menſchen, glaube ich, Liebe zur Tugend und Abſcheu vor dem Laſter einzuflöſſen —„

Folglich ſagen, daß man ſie nur bis auf einen gewiſſen Grad rühren müſſe, heißt verlangen, daß ſie aus einem Schauſpiele nicht allzueingenommen für die Tugend, nicht allzuaufgebracht gegen das Laſter, kommen ſollen. Für ein Volk, das ſo kleinmüthig wäre, würde es ganz und gar keine Dichtkunſt geben. Was würde der Geſchmack ſeyn? Was würde aus der Kunſt werden, wenn man ihrer Energie ausweichen, wenn man ihren Wirkungen willkührliche Schranken ſetzen wollte?

„Ich hätte Ihnen noch einige Fragen über das „Weſen des häuslichen und bürgerlichen Tragiſchen, „wie Sie es nennen, zu thun; aber ich ſehe Ihre „Antwort voraus. Wenn ich Sie z. E. fragte, „warum ſich in dem Beyſpiele, das Sie mir davon „gegeben haben, keine wechſelsweiſe ſtumme und „redende Scenen befinden: ſo würden Sie mir oh„ne Zweifel antworten, daß nicht alle Stoffe dieſer „Art von Schönheiten fähig ſind.

Das iſt wahr.

„Welches aber werden die Stoffe zu dem ernſt„haften Komiſchen ſeyn, das ſie für einen neuen „Zweig der dramatiſchen Gattung halten? Es giebt „in der menſchlichen Natur aufs höchſte nur ein „Dutzend wirklich komiſche Charaktere, die groſſe „Züge haben.

Das denke ich.

„Die kleinen Verſchiedenheiten, die man unter „den menſchlichen Charakteren wahrnimmt, können „ſo glücklich nicht bearbeitet werden, als die reinen „unvermiſchten Charaktere.“

Das denke ich. Aber wiſſen Sie, was daraus folgt? — Daß man, eigentlich zu reden, nicht mehr die Charaktere, ſondern die Stände auf die Bühne bringen muß. Bisher iſt in der Komödie der Charakter das Hauptwerk geweſen; und der Stand war nur etwas Zufälliges: nun aber muß der Stand das Hauptwerk, und der Charakter das Zufällige werden. Aus dem Charakter zog man die ganze Intrigue. Man ſuchte durchgängig die Umſtände, in welchen er ſich am beſten äuſſert, und verband dieſe Umſtände unter einander. Künftig muß der Stand, müſſen die Pflichten, die Vortheile, die Unbequemlichkeiten deſſelben, zur Grundlage des Werks dienen. Dieſe Quelle ſcheinet mir weit ergiebiger, von weit gröſſerm Umfange, von weit gröſſerm Nutzen, als die Quelle der Charaktere. War der Charakter nur ein wenig übertrieben, ſo konnte der Zuſchauer zu ſich ſelbſt ſagen: das bin ich nicht. Das aber kann er unmöglich leugnen, daß der Stand, den man ſpielt, ſein Stand iſt; ſeine Pflichten kann er unmöglich verkennen. Er muß das, was er hört, nothwendig auf ſich anwenden.

„Mich dünkt, man hat ſchon verſchiedene von
„dieſen Stoffen bearbeitet.

Nicht doch. Sie irren ſich.

„Haben wir keine Rentmeiſter in unſern
„Stücken?

Ohne Zweifel haben wir welche. Und doch iſt der Rentmeiſter noch nicht gemacht.

„Schwerlich wird man ein Stück anführen können, „in welchem nicht ein Hausvater wäre.

Ich gebe es zu; und doch iſt der Hausvater noch nicht gemacht. Mit einem Worte; ſagen Sie mir, ſind die Pflichten der Stände, ihre Vortheile, ihre Unbequemlichkeiten, ihre Gefahren, auf die Bühne gebracht worden? Iſt das die Grundlage zu der Intrigue, zu der Moral unſerer Stücke? Oder zeigen uns vielleicht dieſe Pflichten, dieſe Vortheile, dieſe Unbequemlichkeiten, dieſe Gefahren, die Menſchen nicht täglich in den größten Verlegenheiten?

„Sie wollten alſo, daß man den Gelehrten, den „Philoſophen, den Kaufmann, den Richter, den „Sachwalter, den Staatsmann, den Bürger, den „groſſen Herren, den Statthalter ſpiele?

Setzen Sie hierzu noch alle Verwandtſchaften; den Hausvater, den Ehemann, die Schweſter, die Brüder. Den Hausvater! Welch ein Stoff zu unſern itzigen Zeiten, wo man kaum die geringſte Idee mehr hat, was ein Hausvater iſt!

Bedenken Sie, daß täglich neue Stände entſtehen. Bedenken Sie, daß uns vielleicht nichts unbekannter iſt, als die Stände, und daß nichts ſtärker intereſſiren ſollte, als ſie. Jeder hat ſeinen gewiſſen Stand in der bürgerlichen Geſellſchaft; jeder hat mit Menſchen aus allerley Ständen zu thun.

Die Stände! Wie viel wichtige Ausführungen, wie viel öffentliche und häußliche Verrichtungen, wie viel unbekannte Wahrheiten, wie viel neue Situationen ſind aus dieſer Quelle zu ſchöpfen. Und giebt es unter den Ständen nicht eben ſowohl einen Contraſt, als unter den Charakteren? Kann ſie der Dichter einander nicht eben ſowohl entgegen ſetzen?

Aber dieſe Stoffe gehören der ernſthaften Gattung nicht einzig und allein. Sie können komiſch oder tragiſch werden, nach dem das Genie iſt, das ſich damit abgiebt.

Uebrigens iſt die Abwechſelung der Lächerlichkeiten und Laſter ſo groß, daß man, glaube ich, alle funfzig Jahre einen neuen Miſanthropen machen könnte. Und iſt es mit viel andern Charaktern anders?

„Dieſe Gedanken mißfallen mir gar nicht. Ich bin
„bereit, die erſte Komödie in der ernſthaften Gattung,
„oder die erſte bürgerliche Tragödie, die man
„aufführen wird, mit anzuhören. Ich ſehe es gern,
„daß man die Sphäre unſers Vergnügens erweitert.
„Ich laſſe mir die neuen Quellen, die Sie uns anweiſen,
„gefallen; nur nehmen Sie uns die nicht
„gar,

„gar, die wir bereits haben. Ich geſtehe Ihnen,
„daß mir die wunderbare Gattung am Herzen liegt.
„Es geht mir nahe, ſie mit der burlesken Gattung
„vermiſcht, und aus dem Syſteme der Natur und
„des Drama verwieſen zu ſehen. Den Quinault
„mit dem Scarron und Daſſouci in eine Reihe ſtel-
„len; ah Dorval, den Quinault! —

Niemand kann den Quinault mit mehr Vergnügen leſen, als ich. Es iſt der Poet der Grazien, der immer leicht und zärtlich, und oft erhaben iſt. Ich hoffe Ihnen ein andermal zu zeigen, wie wohl ich die Talente dieſes einzigen Mannes kenne, und wie hoch ich ſie ſchätze, und welchen Gebrauch man von ſeinen Tragödien, ſo wie ſie ſind, hätte machen können. Allein hier iſt die Frage von ſeiner Gattung, und dieſe finde ich ſchlecht. Sie überlaſſen mir willig die burleske Welt; und iſt Ihnen denn die bezauberte Welt beſſer bekannt? Womit vergleichen Sie die Gemälde aus derſelben, wenn ſie kein feſtes Muſter in der Natur haben?

Die burleske Gattung und die wunderbare Gattung haben keine Dichtkunſt, und können keine haben. Wenn man auf der lyriſchen Bühne etwas neues wagt, ſo iſt es eine Ungereimtheit, die ſich nur durch mehr oder weniger entfernte Verbindungen mit einer alten Ungereimtheit behaupten kann. Der Name und die Talente des Verfaſſers thun dabey auch etwas. Moliere zündet Lichter rings um den Kopf des bürgerlichen Edelmanns an; es iſt der lautere Unſinn; man giebt es zu, und doch lacht man darüber. Ein andrer erdichtet Menſchen, die immer kleiner werden, nachdem ſie mehr und mehr Thorheiten begehen; es liegt in dieſer Erdichtung eine vernünftige Allegorie; und doch wird er ausgepfiffen. Angelica macht ſich vor ihrem Liebhaber unſichtbar, Kraft eines Ringes, der ſie vor keinem einzigen Zuſchauer verbirgt, und niemanden iſt dieſe lächerliche Maſchine anſtößig. Man gebe einem Boshaften einen Dolch in die Hand, mit dem er nach ſeinen Feinden ſtößt, allezeit aber nur ſich ſelbſt damit verwundet, ſo wie es der Bosheit gemeiniglich ergeht; und nichts iſt ungewiſſer, als daß dieſer wunderbare Dolch Beyfall finden wird.

Alle dieſe dramatiſche Erfindungen kommen mir wie die Mährchen vor, mit welchen man die Kinder einwieget. Können dieſe wohl ſo verſchönert werden, daß ſie Wahrſcheinlichkeit genug erhalten, vernünftigen Leuten zu gefallen? Die Heldin des Blaubarts ſtehet oben auf dem Turme. Unten am Turme vernimmt ſie die ſchreckliche Stimme ihres Tyrannen. Es iſt um ſie geſchehen, wenn ihr Befreyer nicht bald kömmt. Neben ihr ſtehet ihre Schweſter. Ihre Blicke ſuchen dieſen Befreyer von weiten. Iſt dieſe Situation nicht eben ſo ſchön, als nur eine auf der lyriſchen Bühne ſeyn kann? Und iſt die Frage: Liebe Schweſter, ſiehſt du noch nichts kommen, nicht pathetiſch? Warum rührt ſie gleichwohl keinen vernünftigen Menſchen, ſo wie ſie kleinen Kindern Thränen auspreßt? Das macht, weil ein Blaubart dabey iſt, der ihre Wirkung vereitelt.

„Und Sie meinen, es gäbe kein einziges Werk, weder in der burlesken noch in der wunderbaren Gattung, worinn ſich nicht einige Haare von dieſem Blaubarte fänden?“

Das meine ich; aber ihr Ausdruck mißfällt mir. Er iſt burlesk, und das Burleske kann ich nirgends leiden.

„Ich will dieſen Fehler durch eine ernſthafte Anmerkung gut zu machen ſuchen. Sind die Götter der lyriſchen Bühne nicht eben die Götter, die in der Epopée vorkommen? Warum ſollte ſich Venus nicht auf der Bühne über den Tod des Adonis betrüben dürfen? Darf ſie doch in der Iliade über den kleinen Ritz, den ihr die Lanze des Diomedes beygebracht hat, jammern, und bey Erblickung des Flecks in ihrer ſchönen weiſſen Hand, wo die verwundete Haut ſchwarz zu werden anfängt, ſeufzen. Iſt es in dem Gedichte des Homers nicht ein ſehr reizendes Gemälde; dieſe weinende Göttin, an dem Buſen ihrer Mutter Dione? Warum ſollte dieſes Gemälde in einem lyriſchen Werke weniger gefallen?„

Wer ſtrenger wäre als ich, würde Ihnen antworten, daß die Auszierungen der Epopee, wie ſie ſich für die Griechen, für die Römer, für die Italiäner des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts ſchickten, heut zu Tage völlig verbannt ſind; daß die Götter der Fabel, die Orakel, die unverwundbaren Helden, die romanenhaften Abentheuer, ganz aus der Mode ſind.

Ich aber will blos anmerken, daß es ein groſſer Unterſchied iſt, meiner Einbildung etwas vorſchildern, und es vor meinen Augen zur Wirklichkeit bringen. Meine Einbildungskraft läßt ſich alles, was man will, gefallen; man darf ſie nur einzunehmen wiſſen. Mit meinen Sinnen hingegen, iſt es ganz anders. Erinnern Sie ſich nur deſſen, was ich den Augenblick, ſo gar von den wahrſcheinlichen Dingen ſagte, die man bald zeigen, bald den Augen des Zuſchauers entziehen müſſe. Der nehmliche Unterſchied, den ich da machte, läßt ſich noch weit ſtrenger auf die wunderbare Gattung anwenden. Mit einem Worte, wenn dieſem Syſtem die Wahrheit fehlt, die der Epopee zukömmt, wie kann es uns auf der Scene intereſſiren?

Die erhabenen Stände pathetiſch zu machen, muß man den Situationen ſo viel Stärke als möglich geben. Nur durch dieſes Mittel kann man dieſen kalten und gezwungenen Seelen, die Stimme der Natur auspreſſen, ohne die ſich keine groſſe Wirkungen hervorbringen laſſen. Dieſe Stimme wird immer ſchwächer, je höher dieſe Stände ſind. Man höre nur den Agamemnon:

> Wie glücklich, wenn mein Stand mir dieſen Troſt vergönnte,
> Daß ich bey meinem Gram in Freyheit weinen könnte!
> Wir armen Könige! Des falſchen Glückes Ball
> Und Sklaven des Gerüchts! belagert überall
> Mit Zeugen! ſind wir nicht, wenn wir am meiſten leiden,
> Gezwungen, auch ſogar die Thränen zu vermeiden?

Müſſen die Götter auf ihre Würde weniger achten, als die Könige? Wenn Agamemnon, deſſen Tochter geopfert werden ſoll, ſeinem Range etwas unanſtändiges zu begeben, ſich ſcheuet; wie ſtark wird die Situation ſeyn müſſen, die den Jupiter zwingen kann, ſeiner Würde das geringſte zu vergeben?

„Aber die alte Tragödie iſt gleichwohl voller „Götter; und Herkules iſt es, der die Auflöſung in „der berühmten Tragödie Philoktet macht, in der, „wie Sie ſagen, kein Wort weder zu viel noch zu „wenig iſt.

Die erſten, die ſich dem Studio der menſchlichen Natur widmeten, bemühten ſich vor allen Dingen,

gen, die Leidenſchaften zu unterſcheiden, zu kennen, und zu charakteriſieren. Der eine machte ſich abſtracte Begriffe davon, und das war der Philoſoph. Ein anderer gab ſeiner Idee Körper und Bewegung, und das war der Dichter. Ein dritter haucte einen Marmor aus, bis er dieſer Idee ähnlich ward, und das war der Bildhauer. Ein vierter machte, daß der Bildhauer vor ſein Werk niederknicte, und das war der Prieſter. Die Götter des Heidenthums ſind nach dem Bilde des Menſchen gemacht. Was ſind die Götter des Homers, des Aeſchylus, des Euripides, des Sophokles? Laſter und Tugenden der Menſchen, groſſe Erſcheinungen der Natur, in Perſonen verwandelt. Das iſt die wahre Theogonie. Das iſt der Geſichtspunkt, aus welchem man den Saturnus, Jupiter, Mars, Apollo, die Venus, die Parzen, den Amor und die Furien betrachten muß.

Wenn ein Heide Gewiſſensbiſſe fühlte, ſo glaubte er wirklich, daß eine Furie ihn innerlich peinige; und welches Schrecken mußte ihn nicht überfallen, wenn er dieſes Phantom, mit einer Fackel in der Hand, und mit Schlangenhaaren, auf der Bühne hin und her rennen, und den Augen des Schuldigen mit Blut befleckte Hände vorhalten ſahe! Aber wir, die wir von der Eitelkeit dieſes Aberglaubens überzeugt ſind; wir!

„Nun wohl, ſo dürfen wir nur unſere Teufel an
„die Stelle der Eumeniden ſetzen.

Der Glaube iſt auf der Welt gar zu ſelten — Und übrigens haben unſere Teufel eine ſo gothiſche Figur, — ſind von ſo ſchlechtem Geſchmacke — Iſt es zu verwundern, daß Herkules in dem Philoktet des Sophokles die Auflöſung macht? Die ganze Verwicklung des Stücks beruhet auf ſeinen Pfeilen; und dieſer Herkules hatte Bildſäulen in ſeinen Tempeln, vor welchen das Volk täglich niederfiel.

Wiſſen Sie aber, was aus dieſer Vereinigung des Nationalaberglaubens mit der Poeſie folgte? Der Dichter konnte ſeinen Helden keinen reinen, unvermiſchten Charakter beylegen. Denn ſo würde er die Weſen verdoppelt haben. Er würde einerley Leidenſchaft unter der Geſtalt eines Gottes, und unter der Geſtalt eines Menſchen gezeigt haben.

Und das iſt die Urſache, warum die Helden des Homers faſt nichts, als hiſtoriſche Perſonen ſind.

Als aber die chriſtliche Religion den Glauben an die heidniſchen Götter aus den Gemüthern der Menſchen vertrieb, und den Künſtler zwang, andere Quellen der Illuſion zu ſuchen, ſo änderte ſich das poetiſche Syſtem. Die Menſchen traten an die Stelle der Götter, und man gab ihnen einen entſchiedenen Charakter.

„Aber iſt die Einheit des Charakters, wenn man „ſie ein wenig ſtrenge nimmt, nicht eine Grille?

Ohne Zweifel.

„Man weicht alſo von der Wahrheit ab?

Ganz und gar nicht. Bedenken Sie nur, daß es auf der Bühne nur eine einzige Handlung betrift; nur einen einzigen Umſtand des Lebens; nur eine ſehr kurze Zeit, während der ein Menſch gar wohl ſeinen Charakter behaupten kann.

„Und in der Epopee, die einen groſſen Theil des „Lebens, eine wunderbare Menge verſchiedner Be„gebenheiten, Situationen von allerley Art enthält, „wie wird man da die Menſchen mahlen müſſen?

Mich dünkt, es iſt immer vortheilhaft, die Menſchen ſo zu ſchildern, wie ſie ſind. Das, was ſie ſeyn ſollten, iſt ein allzuſyſtematiſches, ein allzuſchwankendes Ding, als daß es einer nachahmenden Kunſt zum Grunde dienen könne. Nichts iſt ſeltener, als ein vollkommen boshafter Menſch, es wäre denn ein vollkommen guter. Als Thetis ihren Sohn in den Styx tauchte, ſo kam er doch dem Therſites an dem Knöchel ähnlich wieder heraus. Thetis iſt das Bild der Natur.

Hier hielt Dorval inne. Hernach fuhr er fort. Es giebt keine dauerhafte Schönheiten, als die ſich auf Verhältniſſe mit den Weſen der Natur gründen.

Wenn man ſich die Weſen in einer beſtändigen ſchnellen Abwechſelung dächte, und jedes Gemälde nur einen flüchtigen Augenblick verſtellte, ſo würde alle Nachahmung überflüßig ſeyn. Die Schönheiten haben in den Künſten den nehmlichen Grund, den die Wahrheiten in der Philoſophie haben. Was iſt die Wahrheit? Die Uebereinſtimmung unſerer Urtheile mit den Dingen. Was iſt die Schönheit der Nachahmung? Die Uebereinſtimmung des Bildes mit der Sache.

Ich fürchte, daß bisher weder die Dichter, noch die Tonkünſtler, noch die Verzierer, noch die Tänzer einen richtigen Begriff von ihrem gemeinſchaftlichen Theater gehabt haben. Iſt die lyriſche Gattung ſchlecht, ſo iſt ſie die ſchlechteſte von allen Gattungen. Iſt ſie gut, ſo iſt ſie die beſte von allen. Aber wie kann ſie gut ſeyn, wenn man ſich nicht die Nachahmung der Natur, und zwar der allerſtärkſten Natur, darinn vorſetzt? Wozu dient es, etwas in Poeſie zu bringen, das nicht werth war, gedacht zu werden? Etwas ſingbar zu machen, was nicht werth war, in Mund genommen zu werden? Je mehr man Unkoſten auf etwas verwendet, deſto beſſer muß es nothwendig ſeyn. Heiſt das nicht die Philoſophie, die Poeſie, die Muſik, die Mahlerey, die Tanzkunſt ſchänden, wenn man ſie mit einer Ungereimtheit beſchäftiget? Jede von dieſen Künſten insbeſondere, hat die Nachahmung der Natur zur Abſicht; und wenn man ſich ihrer vereinten Zauberkräfte bedienen will, ſo wählt man eine Fabel! Iſt die Illuſion etwa noch nicht entfernt genug? Was hat die allgemeine Ordnung der Dinge, auf die ſich die poetiſchen Erdichtungen gründen müſſen, mit der Verwandlung, mit der Hexerey zu thun? Männer von Genie haben in unſern Tagen die Philoſophie aus der geiſtigen Welt in die wirkliche Welt herüber geholt. Will ſich niemand finden, der der lyriſchen Poeſie den nehmlichen Dienſt erzeige, und ſie aus den bezauberten Gegenden auf die Erde, die wir bewohnen, herabbringe?

Alsdenn wird man von einem lyriſchen Gedichte nicht mehr ſagen, daß es ein edles, ſinnloſes Werk ſey; in Anſehung ſeines Stoffs, der auſſer der Natur iſt; in Anſehung ſeiner vornehmſten Perſonen, die eingebildete Weſen ſind; in Anſehung ſeines Verlaufs, der öfters weder Einheit der Zeit, noch Einheit des Orts, noch Einheit der Handlung beobachtet, und wobey alle Künſte der Nachahmung nur deswegen verbunden zu ſeyn ſcheinen, damit der Ausdruck der einen durch den Ausdruck der andern geſchwächt werde.

Der Weiſe war ehedem Philoſoph, Poet und Muſikus. Dieſe Talente ſind nach ihrer Trennung aus der Art geſchlagen. Die Sphäre der Philoſophie iſt enger geworden. Der Poeſie haben Gedanken gefehlt. Dem Geſange haben Stärke und Nachdruck gemangelt; und die Weisheit, die dieſer ihrer Organen beraubt ward, konnte ſich den Völkern nicht mehr ſo reizend hören laſſen. Ein groſſer Muſikus und ein groſſer lyriſcher Dichter, könnten dieſem Uebel abhelfen.

Und das wäre wieder eine neue Bahn. Er erſcheine nur dieſer Mann von Genie, der die wahre Tragödie, die wahre Komödie auf das lyriſche Theater bringen ſoll; er ruffe nur, wie der Prophet des hebräiſchen Volks in ſeiner Begeiſterung rief, Adducite mihi pſaltem, man gebe mir einen Tonkünſtler: und er wird ihn erwecken, dieſen Tonkünſtler.

Die lyriſche Gattung unſerer Nachbaren hat ohne Zweifel Mängel, aber weit wenigere, als man denkt. Wenn ſich der Sänger das Geſetz machte, in den Arien, wo Gefühl herrſcht, nur den unarticulirten Accent des Affects, und in den Arien, die Gemälde enthalten, nur die vornehmſten Erſcheinungen der Natur auszudrücken; und der Dichter wüßte nur, daß ſeine Arie die Schlußrede ſeiner Scene ſeyn ſoll: ſo würde es mit der Verbeſſerung ſchon weit gekommen ſeyn.

„Und was würde aus unſern Tänzen werden?„

Der Tanz? Auch der Tanz erwartet noch einen Mann von Genie. Er taugt überall nichts, weil man es ſich kaum träumen läßt, daß er eine Art der Nachahmung ſey. Der Tanz verhält ſich zur Pantomime, wie die Poeſie zur Proſa, oder vielmehr wie die natürliche Declamation zum Geſange. Er iſt eine abgemeſſene Pantomime.

Ich möchte wohl wiſſen, was alle die Tänze ſagen ſollten, wobey man nur immer einerley Linien hält, als die Menuet, das Paſſepied, der Rigaudon, die Allemande, die Sarabande. Dieſer Menſch braucht ſeine Glieder mit unendlicher Anmuth. Er macht keine einzige Bewegung, die nicht leicht, und ſanft und edel wäre; aber was ahmt er denn nach? Das heißt nicht ſingen, das heißt trillern.

Ein Tanz iſt ein Gedicht. Dieſes Gedicht ſollte alſo ſeine beſondere Vorſtellung haben. Es iſt eine Nachahmung durch Bewegungen, welche die vereinigte Hülfe des Dichters, des Mahlers, des Muſikus und des Pantomimen erfordert. Es hat ſeinen Stoff. Dieſer Stoff kann in Aufzüge und Auftritte eingetheilet werden. Der Auftritt hat ſein Recitativ, ſein Arioſo, und ſeine Arie.

„Ich muß Ihnen bekennen, daß ich Sie nur „halb verſtehe, und daß ich Sie vielleicht gar nicht „verſtehen würde, wenn ich nicht zum Glücke ein „fliegendes Blatt geleſen hätte, das vor einigen „Jahren herauskam. Der Verfaſſer war mit dem „Ballette, das eine gewiſſe komiſche Oper beſchloß, „unzufrieden, und ſchlug ein anderes vor. Ich

„müßte mich ſehr irren, wenn ſeine Gedanken von „Ihren ſehr unterſchieden wären.

Das kann wohl ſeyn.

„Ein Beyſpiel würde mir die Sache vollends „ins Licht ſetzen."

Ein Beyſpiel? Ja. Man kann eines erfinden; und ich will darauf denken.

Wir gingen die Allee einigemal ſtillſchweigend auf und nieder. Dorval ſann auf ein Beyſpiel des Tanzes, und ich wiederhohlte in Gedanken einige von ſeinen Ideen. Das Beyſpiel, das er mir gab, war ohngefehr dieſes. Es iſt ganz gemein, ſagte er; aber es laſſen ſich meine Gedanken eben ſowohl darauf anwenden, als wenn es ausgeſuchter und neuer wäre.

Entwurf.

Ein junger Bauer und eine junge Bäuerin kommen gegen Abend vom Felde. Sie treffen einander in einem Buſche, der nicht weit von ihrem Dorfe iſt; und nehmen ſich vor, einen Tanz zu probieren, den ſie künftigen Sonntag, unter der groſſen Ulme, mit einander tanzen ſollen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt. Ihre erſte Bewegung iſt eine angenehme Ueberraſchung. Sie bezeigen einander dieſe angenehme Ueberraſchung durch eine Pantomime.

Sie kommen näher. Sie grüſſen ſich. Der junge Bauer ſchlägt der jungen Bäuerin vor, ihre Lection zu probieren. Sie antwortet ihm, daß es ſchon ſpät iſt. daß ſie ausgeſcholten zu werden fürchtet. Er dringt in ſie. Sie williget ein. Sie legen die Werkzeuge ihrer Arbeit auf die Erde. Das wäre das Recitativ. Die gegangenen Schritte, und die unabgemeſſene Pantomime ſind das Recitativ des Tanzes. Sie probieren den Tanz. Sie beſinnen ſich auf die Bewegung und auf die Schritte; ſie tadeln ſich; ſie fangen von vorne an; es geht beſſer; ſie loben ſich; ſie kommen heraus; ſie werden verdrüßlich darüber. Das wäre ein Recitativ, das mit einer Arie voll Unwillen unterbrochen werden könnte; was dabey zu reden wäre, müßte das Orcheſter reden; dieſes müßte das Geſpräch führen, und die Handlung nachahmen. Der Dichter hat dem Orcheſter dictiert, was es ſagen ſoll; der Muſikus hat es aufgeſchrieben; der Mahler hat die Gemälde erfunden; und der Pantomim muß die Schritte und Bewegungen dazu machen. Hieraus können Sie leicht einſehen, daß wenn der Tanz nicht wie ein Gedicht niedergeſchrieben iſt; wenn der Dichter die Reden übel abgefaßt hat; wenn er keine angenehme Gemälde finden können; wenn der Tänzer nicht das Spiel verſteht; wenn das Orcheſter nicht zu reden weis: daß alsdenn alles verloren iſt.

Zweyter Auftritt. Indem ſie ſich ſo üben, läßt ſich ein Geräuſch vernehmen. Unſere Kinder erſchrecken darüber. Sie halten inne. Sie horchen. Das Geräuſch iſt vorüber. Sie faſſen ſich wieder. Sie fahren fort. Plötzlich werden ſie durch das nehmliche Geräuſch aufs neue unterbrochen und erſchreckt. Das iſt ein Recitativ, das mit ein wenig Geſang vermiſcht iſt. Darauf folgt eine Pantomime von der jungen Bäuerin, die davon lauffen will, und von dem jungen Bauer, der ſie zurückhält. Er ſagt ihr ſeine Gründe. Sie will ihn nicht hören, und es fällt unter ihnen ein ſehr lebhaftes Duett vor.

Vor dieſem Duette ging ein Stückchen Recitativ her, das aus kleinen Geſichtszügen, aus kleinen Bewegungen der Körper und Hände dieſer Kinder beſtand, womit ſie ſich einander den Ort wieſen, wo das Geräuſch hergekommen war.

Die junge Bäuerin hat ſich endlich überreden laſſen, und ſie ſind mit dem Verſuche ihres Tanzes aufs neue beſchäftiget, indem zwey ältere Bauern, auf eine ſeltſame und ſchreckliche Weiſe verkleidet, mit langſamen Schritten ihnen näher kommen.

Dritter Auftritt. Dieſe verkleidete Bauern machen, unter dem Schalle einer gedämpften Symphonie, alle mögliche Bewegungen und Grimaſſen, die die Kinder erſchrecken können. Ihre Annäherung iſt ein Recitativ. Ihr Geſpräch iſt ein Duett. Die Kinder fürchten ſich. Sie zittern an allen ihren Gliedern. Je näher die Geſpenſter kommen, je gröſſer wird ihre Angſt. Endlich wollen ſie aus allen Kräften davon fliehen. Aber ſie werden verfolgt und zurückgehalten, und die verkleideten Bauern und die erſchrockenen Kinder machen ein ſehr lebhaftes Quatuor zuſammen, das ſich mit der Flucht der Kinder ſchließt.

Vierter Auftritt. Nunmehr nehmen die Geſpenſter ihre Masken ab. Sie fangen an zu lachen. Sie machen alle die Pantomime, die ſich für ſchadenfrohe Böſewichter ſchickt, wünſchen ſich zu ihrem ſo wohlgelungenen Streich in einem Duette Glück, und gehen ab.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt. Der junge Bauer und die junge Bäuerin hatten ihre Taſchen und Stäbe auf der Bühne gelaſſen; ſie kommen und wollen ſie hohlen. Der junge Bauer zuerſt. Anfangs ſteckt er nur kaum die Naſe hervor. Dann einen Schritt weiter. Und dieſen geſchwind wieder zurück. Er horcht. Er ſieht ſich um. Er kömmt näher. Er kehrt wieder um. Endlich wird er nach und nach kühner. Er geht zur Rechten, zur Linken. Seine Furcht iſt vorüber. Dieſer Monolog iſt ein Arioſo.

Zweyter Auftritt. Die junge Bäuerin kömmt dazu; ſie bleibt aber von weitem ſtehen. Vergebens winkt ihr der Kleine; ſie will ſich nicht näher wagen. Er wirft ſich ihr zu Füſſen. Er will ihr die Hand küſſen. Und die Geſpenſter? fragt ſie ihn. „Sind fort. — Sind fort.“ Auch das iſt ein Recitativ. Es folgt aber ein Duett darauf, worinn ihr der junge Bauer ſein Verlangen auf die feurigſte Art zu verſtehen giebt. Nach und nach läßt ſich die junge Bäuerin überreden, und kömmt wieder vor auf die Bühne, um ihren Tanz aufs neue vorzunehmen. Dieſes Duett wird durch ſchreckhafte Bewegungen unterbrochen. In der That zwar hören ſie kein Geräuſch, aber ſie glauben es zu hören. Sie halten inne. Sie horchen. Sie beruhigen ſich wieder, und ſetzen ihr Duett fort.

Aber diesmal iſt es kein blinder Schrecken. Der fürchterliche Lerm hat wieder angefangen; die junge Bäuerin iſt nach ihrer Taſche und nach ihrem Stabe gelauffen; der junge Bauer desgleichen.

Sie wollen fliehen.

Dritter

Dritter Auftritt. Allein ein Schwarm Geſpenſter umringt ſie, und ſchneidet ihnen überall den Weg ab. Sie laufen unter dieſen Geſpenſtern hin und her. Sie ſuchen ein Schlupfloch. Sie finden keines. Und das, wie Sie ſich leicht vorſtellen können, macht ein Chor.

Endlich, nachdem ihre Beſtürzung aufs höchſte gekommen iſt, nehmen die Geſpenſter ihre Larven ab, und laſſen den jungen Leuten lauter bekannte und freundſchaftliche Geſichter ſehen. Die Naivität ihres Erſtaunens, macht ein ſehr angenehmes Gemälde. Jedes von ihnen nimmt eine Larve. Sie betrachten ſie. Sie vergleichen ſie mit dem Geſichte. Die junge Bäuerin hat eine häßliche Mannslarve, und der junge Bauer eine häßliche Weibslarve. Sie machen ſich dieſe Larven vor. Sie beſehen ſich darinn. Sie machen ſich einander Grimaſſen, und auf dieſes Recitativ folgt ein allgemeines Chor. Der junge Bauer und die junge Bäuerin erweiſen ſich unter dieſem Chore tauſend kleine Neckereyen, und das ganze Stück ſchließt mit dieſem Chore.

„Ich habe von einem dergleichen Schauſpiele reden hören, das ſo vollkommen ſeyn ſoll, als man es ſich nur immer vorſtellen kann.“

Sie meinen gewiß die Bande des Nicolini?

„Eben die.“

Ich habe ſie nicht geſehen. Und nun? Meinen Sie noch, daß das Alterthum unſern Zeiten nichts weiter zu thun übrig gelaſſen habe?

Die häusliche und bürgerliche Tragödie, zu ſchaffen.

Die ernſthafte Gattung, mehr zu bearbeiten.

Die Stände der Menſchen an die Stelle ihrer Charaktere zu ſetzen, und dieſes vielleicht in allen Gattungen.

Die Pantomime mit der dramatiſchen Handlung genauer zu verknüpfen.

Die Scene zu verändern, und die Gemälde anſtatt der Theaterſtreiche einzuführen; als welches eine neue Quelle der Erfindung für den Dichter, und Gelegenheit zu einer ernſtlichern Befleißigung für den Schauſpieler ſeyn würde. Denn nur vergebens wird der Dichter Gemälde erfinden, wenn der Schauſpieler nur immer bey ſeinen ſymmetriſchen Vertheilungen, bey ſeiner abgemeſſenen Action bleiben will.

Ferner, die wirkliche Tragödie auf das lyriſche Theater zu bringen.

Endlich, dem Tanze die Form eines wirklichen Gedichts zu geben, ihn nieder zu ſchreiben, und von allen übrigen Künſten der Nachahmung abzuſondern.

„Aber welche Tragödie wollten Sie auf der ly„riſchen Bühne einführen?“

Die alte.

„Und warum nicht die bürgerliche?“

Weil die Tragödie, und überhaupt jedes für die lyriſche Scene beſtimmte Werk, abgemeſſen ſeyn muß; das bürgerliche Trauerſpiel aber, wie mich dünkt, die Verſification nicht vertragen will.

„Glauben Sie aber auch, daß dieſe Gattung für „die Tonkunſt fruchtbar genug iſt? Jede Kunſt hat „ihre Vortheile. Es ſcheinet, es iſt mit ihnen, wie „mit den Sinnen. Die Sinne alle, ſind nur ein „Gefühl; die Künſte alle, ſind nur eine Nachah„mung. Aber jeder Sinn hat ſeine beſondere Art „des Gefühls; jede Kunſt ihre beſondere Art der „Nachahmung.“

Es giebt in der Muſik zweyerley Style; den ſimpeln, und den figürlichen. Was würden Sie ſagen, wenn ich Ihnen in unſern tragiſchen Dichtern Stellen zeigte, bey welchen der Muſikus, nach ſeinem Gutbefinden, entweder alle die Energie des einen, oder allen den Reichthum des andern, anbringen kann? Wenn ich ſage der Muſikus, ſo verſtehe ich einen Mann, der das Genie ſeiner Kunſt hat; einen ganz andern Mann als den, der weiter nichts als Modulationen einfädeln und Noten zuſammen ſetzen kann.

„Eine von dieſen Stellen, Dorval, wenn ich „bitten dürfte?“

Sehr gern. Man ſagt, Lulli ſelbſt habe die, die ich Ihnen anführen will, bemerkt. Und daraus würde ſich vielleicht ſchlieſſen laſſen, daß es dieſem Künſtler nur an Gedichten von einer andern Gattung gefehlt, und er ſich ein Genie zugetrauet hat, das zu weit gröſſeren Dingen fähig geweſen.

Man hat der Klytemneſtra ihre Tochter entriſſen; ſie ſoll geopfert werden; ſchon glaubt die Mutter, das heilige Meſſer in ihrer Bruſt zu ſehen, ihr Blut flieſſen zu ſehen, den Prieſter zu ſehen, der den Willen der Götter in ihrem ſchlagenden Herzen zu leſen ſucht. In dieſer kläglichen Verwirrung, ruft ſie:

— — — — Ich Unglückſelige!
Wie? meine Tochter, als ein Opfer ausgeſchmücket,
Beut ihre Bruſt dem Stal, den ſelbſt ihr Vater zücket!
Der Prieſter eilt, ihr Blut — Laßt ab, Barbaren! Wißt,
Daß es das reinſte Blut des Donnergottes iſt!

Hört, wie ſein Donner rollt! Wie Meer und Erde zittern!
Ein Gott der Rache zürnt aus dieſen Ungewittern!

Ich wüßte keine lyriſchen Verſe, keine Situation, die zur muſikaliſchen Nachahmung ſo geſchickt wären, weder bey dem Quinault, noch bey ſonſten einem Dichter zu finden. Der Umſtand, in welchem ſich Klytemneſtra befindet, muß ihr die wahre Stimme der Natur aus ihrem Innerſten auspreſſen; und der Muſikus hat überflüßige Gelegenheit, mir ſie nach allen ihren Abänderungen vernehmlich zu machen.

Componiert er dieſe Stelle in dem ſimpeln Style, ſo wird er ſich von dem Schmerze und der Verzweiflung der Klytemneſtra ganz zu erfüllen ſuchen, und wird nicht eher anfangen zu arbeiten, als bis ihn die ſchrecklichen Bilder, welche die Klytemneſtra belagerten, gleichſam dazu zwingen. Wie vortreflich ſchicken ſich die erſten Zeilen zu einem Arioſo! Wie wohl! laſſen ſich die verſchiednen Glieder derſelben durch ein klägliches Ritournell unterbrechen. — Himmel, ah! Ich Unglückſelige! — erſter Abſchnitt für das Ritournell. — Wie? meine Tochter, als ein Opfer ausgeſchmücket, — zweyter Abſchnitt — Beut ihre Bruſt dem Stal, den ſelbſt ihr Vater zücket! — dritter Abſchnitt — Selbſt ihr Vater! vierter Abſchnitt. — Der Prieſter eilt, ihr Blut — fünfter Abſchnitt. Welcher Charaktere wäre dieſe Symphonie nicht fähig? —

big? — Mich dünkt, ich höre ſie. — Sie mahlet mir den Jammer, — den Schmerz, — den Schreck, — das Entſetzen, — die Wuth. —

Die Arie fängt an mit, Laßt ab, Barbaren! Dieſes Barbaren, dieſes laßt ab, declamiere mir der Muſikus auf ſo vielerley Weiſe, als er nur will; er muß erſtaunlich unfruchtbar ſeyn, wenn dieſe Worte für ihn nicht eine unerſchöpfliche Quelle von Melodieen ſind.

Lebhaft: Laßt ab! Laßt ab! Barbaren! Barbaren! — Wißt, daß es das reinſte Blut des Donnergottes iſt! — Es iſt das Blut — es iſt das reinſte Blut des Donnergottes! Der Gott hört euch — hört euch; — er droht euch, Barbaren — Laßt ab! — Hört, wie ſein Donner rollt! — Wie Meer und Erde zittern! — Laßt ab! — Ein Gott, ein Gott der Rache zürnt aus dieſen Ungewittern. — Laßt ab, Barbaren! Sie laſſen nicht ab! — Ah, meine Tochter! — Ich unglückſelige Mutter! — Ah, Barbaren! — Welche mannichfaltige Empfindungen und Gemälde!

Man gebe dieſe Zeilen der Mademoiſell Dumesnil; und das wird, wenn ich mich nicht ſehr irre, die feurige Unordnung ſeyn, die ſie hineinlegt; ſo werden die Empfindungen in ihrer Seele auf einander folgen: Das wird ſie ihr eigenes Genie lehren; und dieſe ihre Declamation darf der Muſikus ſich nur denken, und zu Papiere bringen. Man mache nur die Erfahrung, und man wird ſicherlich ſehen, daß die Natur dieſe Schauſpielerin und den Muſikus auf einerley Gedanken bringt.

Wählt aber der Muſikus den figürlichen Styl: ſo entſtehet eine andere Declamation; ſo kommen andere Ideen; eine andere Melodie. Er wird das durch die Stimme ausführen laſſen, was der andere für die Inſtrumente beſtimmt hatte. Er wird den Donner rollen laſſen. Er wird die Blitze ſchmetterend umher ſchleidern. Er wird mir die Mutter zeigen, wie ſie die Mörder ihrer Tochter mit dem Bilde des Gottes ſchreckt, deſſen Blut ſie vergieſſen wollen. Und dieſes Bild wird er meiner Einbildungskraft, die durch das Pathetiſche der Poeſie und Situation ohnedem ſchon erſchüttert worden, mit aller Wahrheit und Stärke, der er nur immer fähig iſt, einprägen. Jener hatte ſich gänzlich mit den Tönen der Klytemneſtra beſchäftiget; dieſer beſchäftiget ſich mehr mit ihrem Ausdrucke. Es iſt nicht mehr Iphigeniens Mutter, die ich höre; es iſt der rollende Donner; es iſt die zitternde Erde; der weit ertönende Himmel.

Ein dritter wird vielleicht die Vortheile beyder Style zu verbinden ſuchen. Er wird die gewaltſame, unarticulirte Stimme der Natur zu treffen ſuchen, und dieſe zur Grundlage ſeiner Melodie machen. Auf den Seiten dieſer Melodie wird er den Donner brüllen, den Bliz ſchieſſen laſſen. Vielleicht wagt er es, den rächenden Gott ſelbſt zu zeigen; doch wird er mitten durch die verſchiedenen Züge dieſes Gemäldes, das Geſchrey einer jammernden Mutter dringen laſſen.

Wenn dieſer Künſtler aber auch ein noch ſo wunderbares Genie hätte, ſo würde er doch nie den einen dieſer Zwecke erreichen können, ohne ſich von dem andern zu entfernen. So viel er auf die Gemälde verwendet, ſo viel wird dem Pathetiſchen abgehen. Das Ganze wird ſtärker auf das Gehör, aber ſchwächer auf die Seele wirken. Dieſen Componiſten werden mehr die Künſtler, als Leute von Geſchmack bewundern.

Und glauben Sie ja nicht, daß es die Lieblingswörter des lyriſchen Styls, rollen — zittern, — zürnen, — ſind, die das Pathetiſche dieſer Stelle ausmachen. Der Affect iſt es, der ſie belebt. Und wenn der Muſikus die Stimme des Affects verabſäumte, und ſeine Töne bloß nach Maaßgebung dieſer Wörter combinirte; ſo würde ihn der Dichter eine grauſame Schlinge gelegt haben. Wird die wahre Declamation mehr Nachdruck auf die Wörter, rollen, zittern, zürnen, oder auf die Wörter, Barbaren — laßt ab — es iſt das Blut — das reinſte Blut des Gottes — des Donnergottes, legen?

Aber hier iſt noch eine andere Stelle, an welcher es der Muſikus nicht weniger zeigen kann, ob er Genie hat; und worinn weder rollen, noch zürnen, noch Donner, noch ſonſt ein einziges von den Lieblingswörtern vorkömmt, die ewig die Marter des Dichters ſeyn werden, ſo lange ſie die einzige, armſelige Hülfe des Muſikus ſind.

Arioſo.

Ein Prieſter, rund umringt von einem Henkerſchwarm,
Legt an mein theures Kind den Vatermörderarm?
Zerfleiſchet ihre Bruſt? forſcht, was die Götter ſagen?
Und läßt ihr blutend Herz in ſeinen Händen ſchlagen?
Und ich, die ich mit ihr, als im Triumphe kam,
Ich kehre jetzt zurück verlaſſen und voll Gram?

Und ſeh die Blumen noch, der Thäler junge Beute,
Mit welchen vor ihr her das Volk den Weg beſtreute?

Arie.

Nein, nein, ich führte ſie nicht her zum Mordaltar!
Du bringſt den Griechen ſonſt ein doppelt Opfer dar.
Nicht Menſchen halten mich, nicht Götter! Du mußt wiſſen,
Sie wird aus dieſem Arm nicht ohne Blut geriſſen.
Barbar und nicht Gemahl! nicht Vater, Tiegerthier!
Komm, wag es, wenn du darfſt, nimm meine Tochter mir!

Nein, ich führte ſie nicht her zum Mordaltar. — Nein, nein — Barbar und nicht Gemahl! — Nicht Vater, Tiegerthier! — Nein, nein! — Komm, wag es, nimm meine Tochter mir! meine Tochter mir! — Komm, wag es, wenn du darfſt! — wenn du darfſt, nimm meine Tochter mir! — Das ſind die vornehmſten Ideen, mit welchen die Seele der Klytemneſtra ganz erfüllt war; mit welchen der Muſikus ganz erfüllt ſeyn muß.

Und ſo hätte ich Ihnen meine Gedanken willig mitgetheilt. Sind ſie nicht nützlich, ſo können ſie doch auch nicht ſchädlich ſeyn, wenn es wahr iſt, was einer von den größten Männern unſrer Nation behauptet, daß faſt alle Gattungen der Litteratur erſchöpft ſind, und auch einem Manne von Genie nichts Groſſes mehr auszuführen übrig gelaſſen iſt.

Es mögen andere urtheilen, ob dieſe Art von Dichtkunſt, die Sie mir gleichſam entriſſen haben, viel gründliches enthält, oder ob es nichts als Grillen ſind. Ich wollte mich willig der Meinung des Herrn von Voltaire unterwerfen, aber mit dem Bedinge, daß er ſein Urtheil mit einigen Gründen unterſtüzte, welche die Sache in ein beſſeres Licht ſezten. Wenn ich jemanden auf der Welt in dergleichen Dingen für unfehlbar hielte, ſo würde Er es ſeyn.

„Wenn Sie wollen, ſo kann man ihm ihre Ge„danken mittheilen.

Ich bin es zufrieden. Das Lob eines geſchickten und aufrichtigen Mannes, iſt mir ſchmeichelhaft; nie aber wird mich ſein Tadel, ſo bitter er auch ausfällt, kränken. Ich habe ſchon längſt angefangen, meine Glückſeligkeit in gründlichern Dingen zu ſuchen, die mehr in meiner Gewalt ſtehen, als der gelehrte Ruhm. Dorval wird ſehr zufrieden ſterben, wenn er hoffen kann, nach ſeinem Tode den Lobſpruch zu verdienen: So ein rechtſchafner Mann auch ſein **Vater war**, ſo **war er doch nicht rechtſchafner als Er.**

„Wenn Sie aber die gute oder ſchlechte Aufnahme eines Werks mit ſo gleichgültigen Augen betrachten, welche Bedenklichkeit können Sie noch haben, „es ans Licht treten zu laſſen?

Keine. Es iſt auch ſchon ſo manche Abſchrift davon gemacht worden. Thereſia verweigert ſie niemanden. Doch wollte ich nicht, daß man mein Stück den Komödianten anböte.

„Warum nicht?“

Es iſt ungewiß, ob ſie es annehmen würden. Es iſt noch ungewiſſer, ob es Beyfall finden würde. Man lieſet nicht gern ein Stück, das auf der Bühne geſcheitert hat. Und ſo könnte es leicht kommen, daß dieſes Stück ganz ohne Nutzen bliebe, weil man ſeinen Nutzen gar zu groß hätte machen wollen.

„Was denken Sie gleichwohl — Wir haben einen Prinzen *, der die Wichtigkeit der dramatiſchen

---

* Der Herzog von Orleans.

„Poeſie einſiehet, und ſich die Beförderung des
„Nationalgeſchmacks angelegen ſeyn läßt — Wie
„wenn man dieſen erſuchte, und von dieſem
„erhielte —

Ich glaube wohl, aber laſſen Sie uns lieber ſeinen Schutz auf den Hausvater verſparen. Er wird ihn uns nicht weigern; Er, der es ſo frey gewagt hat — — Dieſer Stoff liegt mir beſtändig in Gedanken; ich werde mich ſchon, über lang oder über kurz, dieſer Grille entledigen müſſen; denn eine Grille iſt es, ſo wie alle Menſchen in der Einſamkeit ihre Grillen haben. — Welch ein vortreflicher Stoff, der Hausvater! — Es iſt der allgemeine Beruf der Menſchen. — Unſere Kinder ſind die Quelle unſerer größten Freude, unſers größten Kummers. — Ich werde bey dieſem Stoffe beſtändig meinen Vater vor Augen haben können. — Meinen Vater! — Ich werde ihn vollends ſchildern, den guten Lyſimond. — Ich werde dabey manche Lehre für mich ſelbſt finden. — Und wenn ich einmal Kinder bekomme, ſo kann es nicht ſchaden, wenn man ſiehet, wozu ich mich in voraus anheiſchig gemacht habe.

„Und von welcher Gattung wird der Hausvater ſeyn?“

Ich habe es überlegt; und mich dünkt, daß dieſer Stoff mit dem natürlichen Sohne nicht völlig nach einer Seite hängt. Der natürliche Sohn hat tragiſche Schattierungen; der Hausvater dürfte vielleicht komiſche bekommen.

„Sind Sie ſchon ſo weit, daß Sie das wiſſen „können?“

Ja. Kehren Sie nur wieder nach Paris. — Stellen Sie den ſiebenten Band der Encyklopädie ans Licht. — Kommen Sie alsdenn wieder, und ruhen hier aus. — Und ſeyn Sie verſichert, der Hausvater wird entweder gar nicht gemacht, oder er iſt fertig, ehe ihre Ferien zu Ende gehen. — Aber, habe ich recht gehört? Sie wollen bald fort?

„Uebermorgen.

Wie? Uebermorgen?

„Ja.

Das kömmt ein wenig ſehr geſchwind. — Machen Sie es unterdeſſen, wie Sie wollen, — nothwendig müſſen Sie doch noch vorher Thereſien, Clairvillen und Roſalien kennen lernen. — Hätten Sie wohl Luſt, ſich heute Abend bey Clairvillen zu Gaſte zu bieten?

Dorval ſahe, daß ich es zufrieden war, und ſogleich machten wir uns auf den Weg nach ſeinem Hauſe. Konnte ein Menſch, den Dorval einführte, anders als ſehr wohl aufgenommen werden? Es war den Augenblick, als ob ich in die Familie gehörte. Man ſprach vor und nach dem Abendeſſen von Neuigkeiten, von Staatsſachen, von Religion, von ſchönen Wiſſenſchaften, von Philoſophie; es mochte aber die Rede ſeyn, wovon es wollte, ſo erkannte ich immer den Charakter, den Dorval jeder von ſeinen Perſonen beygelegt hatte. Er hatte den Ton der Melancholie; Thereſia den Ton der Vernunft; Roſalia den Ton der Freymüthigkeit; Clairville den Ton des Affects, und ich den Ton des guten ehrlichen Mannes.

Ende des erſten Theils.

Theater
des
Herrn Diderot.

Aus dem Franzöſiſchen überſezt
von
Gotthold Ephraim Leſſing.

Zweyter Theil.

Zweyte, verbeſſerte Ausgabe.

Berlin, 1781.
bey Chriſtian Friedrich Voß und Sohn.

n
18 35/

Der

Hausvater.

Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen.

Aetatis cuiusque notandi ſunt tibi mores,
Mobilibusque decor naturis dandus & annis.

Horat. de arte poet.

Perſonen.

Herr d'Orbeſſon, der Hausvater.

Herr d'Aulnoi, Commthur, und Schwager des Hausvaters.

Saint-Albin. Sohn des Hausvaters.

Cäcilia, des Hausvaters Tochter.

Sophia, eine junge Unbekannte.

Germeuil, Sohn des verſtorbenen Herrn von **, ein Freund des Hausvaters.

Le Bon. Haushofmeiſter.

Jungfer Clairet, Kammerfrau der Cäcilia.

La Brie und Philipp, Bediente des Hausvaters.

Deschamp. Bedienter des Germeuil.

Fr. Hebert, Sophiens Wirthin.

Fr. Papillon; Putzhändlerin.

Eine von den Arbeitsmädchen der Fr. Papillon.

M*** ein verſchämter Arme.

Ein Bauer. Ein Gefreyter. Nebſt andern Bedienten aus dem Hauſe.

Die Scene iſt zu Paris, in dem Hauſe des
Herrn d'Orbeſſon.

Der

Hausvater.

Ein Schauſpiel.

Das Theater ſtellt einen Geſellſchaftsſaal vor, der mit Tapeten, Spiegeln, Gemälden, Uhren ꝛc. ausgezieret iſt. Es iſt der Saal des Hausvaters.

Es iſt tief in der Nacht; zwiſchen fünf und ſechs Uhr des Morgens.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Hausvater. Der Commthur. Cäcilia. Germeuil.

Zuvörderſt des Saales erblickt man den Hausvater, der mit langſamen Schritten auf und nieder gehet. Er läßt den Kopf hängen, hat die Arme in einander geſchlagen, und ſcheinet in ſehr tiefen Gedanken zu ſeyn.

Tiefer hinein, neben dem Camine, der an einer andern Seite des Saales iſt, ſitzen der Commthur und ſeine Nichte, und ſpielen im Brete.

Hinter dem Commthur, dem Feuer ein wenig näher, ſitzet Germeuil ganz nachläßig in einem Lehnſtuhle, und hat ein Buch in der Hand. Er unterbricht ſein Leſen von Zeit zu Zeit, und wirft zärtliche Blicke auf Cäcilien, wenn ſie eben mit ihrem Spiele beſchäftiget iſt, und auf ihn nicht Acht haben kann.

Der Commthur merkt, was hinter ihm vorgehet; und dieſer Argwohn hält ihn in einer beſtändigen Unruhe, die ſich aus ſeinen Bewegungen wahrnehmen läßt.

Cäcilia. Was iſt Ihnen, Herr Commthur? Sie ſcheinen mir unruhig.

Der Commthur. Nichts, Mühmchen, nichts. (Die Lichter wollen eben ausbrennen, der Commthur ſagt daher zu Germeuil:) Mein Herr, wolltet Sie wohl klingeln?

(Germeuil gehet klingeln. Der Commthur bedienet ſich dieſes Augenblicks, den Lehnſtuhl des Germeuil anders zu rücken, und ihn mehr gegen das Bret zu kehren. Germeuil kömmt wieder, rückt ſeinen Lehnſtuhl wieder an die alte Stelle, und der Commthur ſagt zu dem hereintretenden Bedienten:) Lichter!

(Das Spiel geht unterdeſſen ſeinen Gang. Der Commthur und ſeine Nichte werfen eines ums andere, und nennen ihre Würfe)

Der Commthur. Sechſe, fünfe.

Germeuil. Das iſt nicht ſchlimm.

Der Commthur. Mit dieſem binde ich. Und dieſen muß ich verlauffen.

Cäcilia. Und ich, lieber Vetter, ſtrafe Sie um drey. Denn ſechſe, und fünfe ſechſe —

Der Commthur. (zu Germeuilen) O mein Herr, müſſen Sie denn auch immer ins Spiel reden?

Cäcilia. Das ſind drey! —

Der Commthur. So was zerſtreuet mich; und daß man mir da über die Achſeln guckt, das kann ich auch nicht wohl leiden.

Cäcilia. (wirft) Picke, drey. Iſt zu. Zwey fürs Zumachen; und vorhin drey, macht fünfe.

Der Commthur. (noch immer zu Germeuilen) Haben Sie doch die Güte, mein Herr, und ſetzen Sie ſich anders. Sie werden mir einen groſſen Gefallen erweiſen.

Zweyter Auftritt.

Der Hausvater. Der Commthur. Cäcilia.
Germeuil. La Brie.

Der Hausvater. Sind ſie zu unſerm, ſind ſie zu ihrem Glücke geboren? — Ach, vielleicht zu keinem von beyden.

(La Brie bringt friſche Lichter, und ſtellt ſie hin, wo ſie fehlen. Indem er wieder heraus gehen will, ruft ihn der Hausvater:)

La Brie. Mein Herr?

Der Hausvater (nach einer kleinen Pauſe, während welcher er noch nachgeſonnen und auf und nieder gegangen.) Wo iſt mein Sohn?

La Brie. Er iſt ausgegangen.

Der Hausvater. Wenn?

La Brie. Ich weis nicht, mein Herr.

Der Hausvater (abermals eine Pauſe) Und ihr wißt auch nicht, wo er hingegangen iſt?

La Brie. Nein, mein Herr.

Der Commthur. Der Schurke weis ſein Tage nichts. Alle dreyen.

Cäcilia. Lieber Herr Weller, Sie geben auf Ihr Spiel nicht Acht.

Der Commthur. (ſpöttiſch und auffahrend) Mühmchen, geben Sie doch nur auf Ihres Acht.

Der Hausvater. (zum La Brie, noch immer nachſinnend und auf und nieder gehend) Hatte er euch verbothen, ihm nachzufolgen?

La Brie (thut als ob er es nicht verſtanden hätte.) Mein Herr?

Der Commthur. Darauf will er nichts antworten. Alle As.

Der Hausvater. Dauert das ſchon lange ſo?

La Brie (Der nochmals thut, als ob er es nicht verſtanden hätte.) Mein Herr?

Der Commthur. Auch darauf antwortet er nichts. Wieder alle Aß. Nichts als verdammte kleine Dubletten!

Der Hausvater. Wie lang wird mir dieſe Nacht!

Der Commthur. Noch einen ſolchen Wurf, und ich bin weg. Da iſt er! (zu Germeuilen) Lachen Sie immer, mein Herr. Zwingen Sie ſich nicht.

(La Brie iſt fort gegangen. Das Spiel iſt aus. Der Commthur, Cäcilia und Germeuil treten näher zu dem Hausvater.)

Dritter Auftritt.

Der Hausvater. Der Commthur. Cäcilia. Germeuil.

Der Hausvater. In welche Unruhe ſetzt er mich! Wo iſt er? Was mag ihm begegnet ſeyn?

Der Commthur. Und wer weis das? — Aber für dieſen Abend haben Sie ſich nun gequält genug. Wenn Sie mir folgen, ſo gehen Sie zur Ruhe.

Der Hausvater. Mit der Ruhe iſt es für mich gethan.

Der Commthur. Wenn es für Sie damit gethan iſt, ſo iſt es ein wenig Ihre Schuld, mehr aber noch die Schuld meiner Schweſter. So eine vortreffliche Frau, die Kinder zu verderben, Gott habe ſie ſelig! war auf der Welt nicht.

Cäcilia. (peinlich) Lieber Herr Vetter. —

Der Commthur. Ich möchte euch beyden ſo oft zurufen, als ich wollte: Nehmt euch in Acht, ihr verzieht ſie —

Cäcilia. Herr Vetter —

Der Commthur. Itzt ſeyd ihr in ſie vernarrt, da ſie noch klein ſind. Laßt ſie nur groß werden, und ihr werdet ſchon dafür leiden müſſen.

Cäcilia. Herr Commthur —

Der Commthur. Ja! Ja! Hört ein Menſch hier auf mich?

Der Hausvater. Er kömmt noch nicht.

Der Commthur. Was hilft das Seufzen, das Aechzen? Itzt müſſen Sie zeigen, wer Sie ſind. Die Zeit des Verdrußes iſt gekommen. Haben Sie ihm nicht vorbauen können, ſo laſſen Sie wenigſtens ſehen, ob Sie ihn zu ertragen wiſſen — Unter uns geſagt, ich zweifele noch ſehr daran — (die Uhr ſchlägt ſechs) Aber das ſchlägt ſchon ſechs? — O ich bin müde. — Es reißt mich in den Füſſen, als ob ich mein Podagra wieder bekommen ſollte. Ich kann Ihnen nichts helfen. Ich will mich in meinen Schlafbelz einwickeln, und mich ſo in einen Lehnſtuhl werfen. Guten Morgen Herr Bruder — Hören Sie nicht?

Der Hausvater. Guten Morgen Herr Commthur.

Der Commthur (im Abgehen.) La Brie!

La Brie (von innen) Mein Herr.

Der Commthur. Leuchte mir! Und wenn mein Vetter endlich zu Hauſe iſt, ſo komm und melde mirs.

Vierter Auftritt.

Der Hausvater. Cäcilia. Germeuil.

Der Hausvater (nachdem er noch einigemal traurig auf und nieder gegangen.) Meine Tochter, es iſt wider meinen Willen geſchehen, daß du die ganze Nacht ausgeblieben biſt.

Cäcilia. Ich habe meine Schuldigkeit gethan, mein Vater.

Der Hausvater. Ich danke dir für dieſe Aufmerkſamkeit; aber ich fürchte, ſie wird dir übel bekommen. Geh, lege dich nieder.

Cäcilia. Es iſt ſehr ſpät, mein Vater. Wenn Sie mir erlauben wollten, für Ihre Geſundheit eben ſo beſorgt zu ſeyn, als Sie für die meinige zu ſeyn, die Gütigkeit haben —

Der Hausvater. Ich will aufbleiben. Ich muß ihn durchaus ſprechen.

Cäcilia. Mein Bruder iſt ja kein Kind mehr.

Der Hausvater. Wer weis, wie viel Unglück ſich in einer Nacht kann zugetragen haben?

Cäcilia. Mein Vater —

Der Hausvater. Ich will ihn erwarten. Er ſoll mich ſehen. (Indem er ſeine Hände zärtlich auf die Schultern ſeiner Tochter legt.) Geh, meine Tochter, geh. Ich weis, daß du mich liebſt.

(Cäcilia geht ab. Germeuil macht ſich gefaßt, ihr zu folgen; der Hausvater aber hält ihn zurück und ſagt:) Verzeihen Sie, Germeuil.

Fünfter Auftritt.

Der Hausvater. Germeuil.

(Dieſe Scene gehet langſam.)

Der Hausvater (als ob er allein wäre, indem er Cäcilien nachſiehet.) Ihr Charakter hat ſich ganz geändert. Alle ihre Munterkeit, ihre Lebhaftigkeit iſt weg — Ihre Reitze verſchwinden. — Sie leidet. — Ach, ſeit dem ich meine Frau verloren habe, und ſeit dem der Commthur bey mir eingezogen iſt, hat ſich alles Glück von mir entfernt! — Wie theuer läßt er meinen Kindern das Glück zu ſtehen kommen, das er ihnen verſpricht! — Seine ehrgeitzigen Abſichten, und das Anſehen, das er ſich in meinem Hauſe genommen hat, werden mir von Tag zu Tag unerträglicher. — Wir lebten in Friede und Einigkeit. Die unruhige und tyranniſche Gemüthsart dieſes Mannes hat uns alle entzweyet. Man fürchtet ſich vor einander; man vermeidet einander; man verläßt mich, und mitten in dem Schooſſe meiner Familie möchte ich vor Einſamkeit umkommen — Aber eben wird der Tag anbrechen, und mein Sohn kömmt noch nicht. — Germeuil, meine Seele iſt voll der bitterſten Leiden. Ich kann meinen Stand nicht länger ertragen.

Germeuil. Sie, mein Herr?

Der Hausvater. Ja, Germeuil.

Germeuil. Wenn Sie nicht glücklich ſind, welcher Vater iſt es jemals geweſen?

Der Hausvater. Keiner. -- O mein Freund, die Thränen eines Vaters flieſſen oft in geheim. -- (Er ſeufzet; er weinet.) Du ſiehſt die meinigen. — Ich zeige dir meinen Schmerz.

Germeuil. Mein Herr, was ſoll ich thun?

Der Hausvater. Ich glaube, du wirſt ihn lindern können.

Germeuil. Befehlen Sie.

Der Hausvater. Ich will nicht befehlen. Ich will bitten. Ich will ſagen: Germeuil, wenn ich mich deiner einigermaſſen angenommen habe; wenn ich dir, von deiner zarteſten Kindheit an, einige Zärtlichkeit bewieſen habe, und wenn du dich deſſen erinnerſt; wenn ich zwiſchen dir und meinem Sohne nie einen Unterſchied gemacht habe; wenn ich das Andenken eines Freundes in dir verehret habe, der mir immer gegenwärtig iſt, und mir es immer ſeyn wird — Ich betrübe dich; verzeihe; es iſt das erſtemal in meinem Leben, und es ſoll das letztemal ſeyn. — Wenn ich es an nichts fehlen laſſen, dich von dem Elende zu retten und die Stelle eines Vaters bey dir zu vertreten; wenn ich dich, auch wider Willen des Commthurs, dem du mißfällſt, bey mir behalten habe; wenn ich dir itzt mein ganzes Herz eröffne: ſo erkenne meine Wohlthaten und erwiedere mein Vertrauen.

Germeuil. Befehlen Sie, mein Herr, befehlen Sie.

Der Hausvater. Weißt du nichts von meinem Sohne? — Du biſt ſein Freund; aber du mußt auch der meinige ſeyn. — Rede! — Schenke mir meine Ruhe wieder, oder nimm mir ſie ganz. — Weißt du nichts von meinem Sohne?

Germeuil. Nein, mein Herr.

Der Hausvater. Du biſt ein wahrheitliebender Mann, und ich glaube dir. Aber nun bedenke, wie ſehr deine Unwiſſenheit meine Unruhe vermehren muß. Wie muß die Aufführung meines Sohnes ſeyn, wenn er ſie vor einem Vater verbirgt, deſſen Nachſicht er ſo oft erfahren hat; und wenn er dem einzigen Menſchen, den er liebet, ein Geheimniß daraus macht? — Germeuil, ich zittere; das Kind wird mir —

Germeuil. Sie ſind Vater; ein Vater macht ſich leicht ſchlimme Gedanken —

Der Hausvater. Du weißt nicht, aber du ſollſt es gleich erfahren, und ſelbſt urtheilen, ob meine Furcht übereilt iſt. — Sage mir, haſt du nicht bemerkt, wie ſehr er ſich ſeit einiger Zeit verändert hat?

Germeuil. Ja; aber zu ſeinem Beſten. Er macht ſich weniger mit ſeinen Pferden, mit ſeinen Leuten, mit ſeiner Equipage zu thun; er denket weniger auf ſeinen Putz. Er hat keine von den Grillen mehr, die Sie ihm nicht ſelten vorwarffen. Er hat an allen Zerſtreuungen ſeines Alters einen Eckel bekommen. Er fliehet ſeine gefälligen, kleinen Freunde. Er bleibt gern ganze Tage in ſeinem Cabinet. Er lieſſet; er ſchreibt; er denket. Deſto beſſer. Er hat das von ſelbſt angefangen, was Sie doch einmal, über lang oder über kurz, von ihm würden gefordert haben.

Der Hausvater. Was du mir da ſagſt, das ſagte ich mir ſelbſt; aber ich wußte noch nicht, was du eben erfahren ſollſt. — Höre nur. — Dieſe Veränderung, zu der ich mir, deiner Meynung nach, Glück wünſchen müßte, und dieſes nächtliche Auſſenbleiben, das mir ſo viel Angſt macht —

Germeuil. Nun? Dieſes Auſſenbleiben und dieſe Veränderung?

Der Hausvater. Haben zu gleicher Zeit angefangen. (Germeuil ſcheinet beſtürzt) Ja, mein Freund, zu gleicher Zeit.

Germeuil. Das iſt ſonderbar.

Der Hausvater. Ja wohl. Und leider habe ich dieſe Unordnung nur erſt kürzlich erfahren. Aber ſie hat ſchon lange gedauert. — Zu gleicher Zeit ſich zwey ganz verſchiedne Plane zu machen, und beyden zu folgen; des Tages über einem blendenden Plane der Ordnung, und des Nachts einem Plane der Ausſchweiſſung: das, das ſchlägt mich nieder. — Daß er ſich, ſeines natürlichen Stolzes ungeachtet, bis zur Beſtechung der Bedienten erniedriget hat; daß er ſich von den Thüren meines Hauſes Meiſter gemacht hat; daß er wartet, bis ich zur Ruhe bin; daß er ſich insgeheim darnach erkundiget; daß er ganz allein, zu Fuſſe, alle Nächte, das Wetter mag ſeyn, wie es will, zu dieſer oder jener Stunde, aus dem Hauſe entwiſcht: das iſt ohne Zweifel mehr, als irgend ein Vater leiden kann; und mehr, als irgend ein Kind von ſeinem Alter ſich unterſtehen muß. — Aber bey ſo einer Aufführung gleichwohl ſich auf die geringſte ſeiner Pflichten aufmerkſam ſtellen, ſtrenge Grundſätze zu haben ſcheinen, ſich zur Rückhaltung im Reden, zum Geſchmacke an der Eingezogenheit, zur Verachtung aller Zerſtreuungen zwingen — Ah, mein Freund! — Was kann man von einem jungen Menſchen erwarten, der ſich auf einmal ſo verſtellen, ſich auf einmal ſo viel Gewalt anthun kann? — Ich ſehe in die Zukunft, und was ich darinn erblicke, macht mich vor Schrecken erſtarren. — Wenn er weiter nichts als laſterhaft wäre, ſo würde ich noch nicht verzweifeln. Aber ſpielt er zugleich den Geſitteten und Tugendhaften! —

Germeuil. In der That, ich verſtehe von dieſer Aufführung nichts; aber ich kenne Ihren Sohn. Die Falſchheit iſt unter allen Laſtern gleich dasjenige, das mit ſeinem Charakter am allermeiſten ſtreitet.

Der Hausvater. Welches iſt das Laſter, das man nicht durch den Umgang mit Böſen endlich an ſich nimmt? Und mit wem glaubſt du, daß er itzt umgeht? — Alle ehrliche Leute ſchlafen, wenn er wacht. — Ah, Germeuil! — Aber mich deucht, ich höre jemanden — Er iſt es vielleicht. — Entferne dich

Sechſter

Sechſter Auftritt.

Der Hausvater allein.

(Er gehet nach dem Orte, wo er gehen gehöret. Er horcht, und ſagt traurig:)

Ich höre nichts weiter. (Er gehet ein wenig auf und nieder und ſagt hierauf:) Ich will mich nur ſetzen. (Er ſuchet zu ruhen, und kann nicht; und ſagt:) Ich kann nicht — Welche Ahndungen erheben ſich, eine nach der andern, in dem Innerſten meiner Seele! Wie ſtürmen ſie! — O allzuzärtliches Vaterherz, kannſt du keinen Augenblick ruhen! — Itzt am frühen Morgen; — vielleicht geht es über ſeine Geſundheit, — über ſein Vermögen, — über ſeine Tugend. — Was weis ich? Sein Leben, ſeine Ehre, — meine Ehre — (Er ſteht eiligſt auf und ſagt) Welche Gedanken verfolgen mich!

Siebender Auftritt.

Der Hausvater. Ein Unbekannter.

(Indem der Hausvater in der tiefſten Traurigkeit umhergehet, tritt ein Unbekannter herein, der als ein gemeiner Menſch gekleidet iſt, in Weſte und Rockelor. Er hat die Arme unter den Rockelor verſteckt und den niedergekrämpten Hut in die Augen gedrückt. Er gehet mit langſamen Schritten. Er ſcheinet ſehr betrübt und nachſinnend. Er gehet durch den Saal, ohne jemand gewahr zu werden.)

Der Hausvater (ſieht ihn kommen, erwartet ihn, hält ihn bey dem Arme und ſagt:) Wer ſeyd ihr? Wohin wollt ihr?

Der Unbekannte (antwortet nichts.)

Der Hausvater. Wer ſeyd ihr? Wohin wollt ihr?

Der Unbekannte (antwortet noch nicht.)

Der Hausvater (rückt dem Unbekannten den Hut aus der Stirne, erkennt ſeinen Sohn und ruft:) Himmel! — Er iſt es! — Er iſts! — So ſind ſie denn erfüllt, meine traurigen Ahndungen! — Ah! — (Er bricht in klägliche Töne aus; er entfernt ſich, er kömmt wieder, und ſagt:) Ich will mit ihm ſprechen. — Ich zittere, ihn zu hören. — Was werde ich erfahren! — Ich habe zu lange, zu lange gelebt!

St. Albin (indem er ſich von ſeinem Vater entfernt, und traurig ſeufzet.) Ah!

Der Hausvater (indem er ihm nachgeht.) Wer biſt du? Wo kommſt du her? — Sollte ich wohl das Unglück haben? —

St. Albin (der ſich noch weiter entfernt.) Ich bin voll Verzweiflung.

Der Hausvater. Groſſer Gott, was muß ich hören!

St. Albin (kömmt wieder zurück und wendet ſich an ſeinen Vater.) Sie weinet. Sie ſeufzet. Sie will ſich entfernen; und wenn ſie ſich entfernet, ſo bin ich verloren.

Der Hausvater. Wer? Sie?

St. Albin. Sophia. — Nein, Sophia, nein. — Ich will eher umkommen —

Der Hausvater. Wer iſt dieſe Sophia? — Was hat dieſe Sophia mit den Umſtänden, in welchen ich dich ſehe, und mit der Angſt, die du mir machſt, zu thun?

St. Albin (indem er ſich ſeinem Vater zu Füſſen wirft.) Sie ſehen mich zu ihren Füſſen, mein Vater. Ihr Sohn iſt ihrer nicht unwürdig. Aber er iſt ſeinem Verderben nahe; er ſoll die verlieren, die er mehr als ſein Leben liebt. Sie allein können ſie ihm erhalten. Hören Sie mich; verzeihen Sie mir; helfen Sie mir.

Der Hausvater. Rede, grauſames Kind; und habe Mitleiden mit der Marter, die du mich ausſtehen läſſeſt.

St. Albin (noch immer auf den Knieen.) Habe ich jemals Ihre Gütigkeit erfahren; habe ich Sie, von meiner Kindheit an, als meinen zärtlichſten Freund betrachten können; ſind Sie immer der Vertraute aller meiner Freuden, aller meiner Schmerzen geweſen: ſo verlaſſen Sie mich itzt nicht. Erhalten Sie mir Sophien; laſſen Sie mich Ihnen das Koſtbarſte auf der Welt zu danken haben. Beſchützen Sie ſie. — Sie will uns verlaſſen; nichts kann gewiſſer ſeyn. — Sprechen Sie mit ihr; reden Sie ihr dieſes Vorhaben aus — Das Leben Ihres Sohnes hängt davon ab. — Ja, ſprechen Sie ſie; und ich werde der Glücklichſte unter allen Kindern, Sie werden der Glücklichſte unter allen Vätern ſeyn!

Der Hausvater. Welche Wahnſinnigkeit hat ihn befallen? — Wer iſt ſie denn, dieſe Sophia, wer iſt ſie denn?

St. Albin. (ſtehet auf, gehet hin und her, und ſagt voller Begeiſterung:) Sie iſt arm; ſie iſt unbekannt; ſie wohnet in einem finſtern elenden Winkel: aber es iſt ein Engel, es iſt ein Engel, und dieſer Winkel iſt der Himmel. Ich habe ihn nie verlaſſen, ohne beſſer geworden zu ſeyn. Ich finde in meinem zerſtreuten und unruhigen Leben nichts, was ſich mit den unſchuldigen Stunden, die ich daſelbſt zugebracht habe, vergleichen ließe. Ich wollte da leben und ſterben, wenn ich ſchon von der ganzen übrigen Welt verkannt, verachtet ſeyn müßte. — Ich glaubte geliebt zu haben. Ich betrog mich. — Itzt erſt liebe ich — (Indem er die Hand ſeines Vaters ergreift) — Ja. Ich liebe zum erſtenmale.

Der Hausvater. Du ſpotteſt meiner Nachſicht und meiner Marter. Höre auf mit deinen Ausſchweifungen, Unglücklicher! Betrachte dich, und antworte! Was ſoll dieſe unwürdige Verkleidung? Was will ſie ſagen?

St. Albin. Ah, mein Vater! Dieſer Kleidung habe ich mein Glück, meine Sophia, mein Leben zu danken.

Der Hausvater. Wie das? Rede.

St. Albin. Ich mußte mich zu ihrem Stande herablaſſen; ich mußte meinen Rang vor ihr verbergen, und ihres gleichen werden. Hören Sie nur. Hören Sie nur.

Der Hausvater. Ich höre, ich warte —

St. Albin. Neben dieſer abgelegenen Wohnung, die ſie vor den Augen der Welt verbirgt — Es war mein letztes äuſſerſtes Mittel —

Der Hausvater. Nun?

St. Albin. Gleich neben dieſem armſeligen Behältniſſe, — ſtand noch eines leer.

Der Hausvater. So rede doch fort.

St. Albin. Das miethe ich. Ich laſſe Möbeln hinbringen, wie ſie ſich für einen geringen Menſchen ſchicken. Ich ziehe ein, und werde, unter dem Namen Sergi, und in dieſer Kleidung, ihr Nachbar.

Der Hausvater. Ah! Ich komme wieder zu mir! — Gott ſey Dank, ich ſehe weiter nichts als einen Unſinnigen in ihm.

St. Albin. Urtheilen Sie ſelbſt, ob ich liebte! — O, wie theuer wird es mir zu ſtehen kommen! — Ah!

Der Hausvater. Komm wieder zu dir, und ſuche durch das aufrichtigſte Geſtändniß die Verzeihung deiner Aufführung zu verdienen.

St. Albin. Sie ſollen alles erfahren, mein Vater. Denn ach, ich habe nur dieſes einzige Mittel, Sie zu bewegen! — Ich ſahe ſie zum erſtenmale in der Kirche. Sie kniete an dem Fuſſe eines Altars, neben einer betagten Frau, die ich Anfangs für ihre Mutter hielt. Sie zog aller Blicke auf ſich. — Ah, mein Vater, welche Beſcheidenheit! Welche Reitze! — Nein, ich kann Ihnen den Eindruck nicht beſchreiben, den ſie auf mich machte! Welche Unruhe ich empfand! Wie heftig mein Herz ſchlug! Was ich alles fühlte! Was auf einmal aus mir ward! — Seit dieſem Augenblicke dachte ich nur an ſie, träumte ich nur von ihr. Ihr Bild folgte mir des Tages, belagerte mich des Nachts, und ließ mir nirgends Ruhe. Ich verlor meine Munterkeit, meine Geſundheit darüber. Ich konnte nicht leben, ohne ſie wieder aufzuſuchen. Ich begab mich überall hin, wo ich ſie anſichtig zu werden hoffen konnte. Ich ward ſchwach; ich verfiel; Sie wiſſen ſelbſt, wie ſehr. Endlich entdeckte ich, daß die betagte Frau, die ſie begleitet hatte, Frau Hebert heiſſe; daß Sophia ſie *Meine liebe* nenne, und daß ſie beyde in einem vierten Stocke wohnten, wo ſie ein ſehr armſeliges Leben führten. — Darf ich Ihnen geſtehen, was für Hofnung ich mir damals machte, was für Anträge ich thun ließ, auf was für Anſchläge ich alles fiel. Wie viel Urſache fand ich, darüber zu erröthen, als mir der Himmel eingab, mich neben ihr einzumiethen! — Ah, mein Vater, alles, was ſich ihr nahet, muß rechtſchaffen werden, oder ſich entfernen. — Sie wiſſen nicht, wie viel ich Sophien zu danken habe; Sie wiſſen es nicht. — Sie hat mich ganz verändert. Ich bin der nicht mehr, der ich war. — Von dem erſten Augenblicke an, fühlte ich alle ſchändliche Begierden in meiner Seele verlöſchen, und Hochachtung und Bewunderung an ihre Stelle treten. Ohne mich abgewieſen, ohne mich zurückgehalten zu haben, vielleicht gar ohne noch ein Auge auf mich gerichtet zu haben, machte ſie mich furchtſam; ich ward es von Tag zu Tag immer mehr; und nicht lange, ſo war es mir eben ſo unmöglich nach ihrer Tugend, als nach ihrem Leben zu ſtehen.

Der Hausvater. Und wer ſind dieſe Weibsperſonen? Wovon leben ſie?

St. Albin. Ah, wenn Sie wüßten, wie dieſe Unglücklichen leben! Denken Sie nur; ihre Arbeit fängt noch vor Tage an, und oft bringen ſie ganze Nächte dabey zu. Die gute Alte ſitzt am Spinnrade; und Sophia hat eine grobe harte Leinwand unter ihren zarten Händen. Bey dem Scheine einer Lampe verdirbt ſie ſich ihre Augen, die ſchönſten Augen von der Welt. Sie wohnet unter dem Dache, zwiſchen vier leeren Wänden. Ein hölzerner Tiſch, zwey Strohſtühle, ein ſchlechtes Bette; das ſind ihre Möbeln. — O Himmel, als du ſie bildeteſt, war das das Schickſal, das du ihr beſtimmteſt?

Der Hausvater. Und wie erhielteſt du Zutritt? Geſtehe die Wahrheit.

St. Albin. Es iſt unerhört, was ſich alles für Hinderniſſe zeigten, was ich alles that. Als ich neben ihnen eingezogen war, ſuchte ich ſie nicht ſogleich zu ſehen; aber wenn ich ſie, im Heraufkommen, oder im Heruntergehen antraf, grüßte ich ſie ehrerbietig. Wenn ich des Abends heim kam, (denn des Tags über, glaubte ſie, wäre ich auf meiner Arbeit,) bochte ich ganz leiſe an ihre Thüre, und bat ſie um dieſe oder jene kleine Gefälligkeit, die ſich Nachbaren einander erweiſen, als um Waſſer, um Feuer, um Licht. Nach und nach wurden ſie mich gewohnt. Sie fingen an, Vertrauen in mich zu ſetzen. Ich erbot mich, ihnen in Kleinigkeiten zu dienen. Sie gingen, zum Exempel, des Abends nicht gern aus, ich that alſo die nöthigen Gänge für ſie.

Eines Tages hörte ich an meine Thüre klopfen. Es war die gute Alte. Ich mache auf. Sie tritt herein, ohne ein Wort zu reden, ſetzt ſich nieder, und fängt an zu weinen. Ich frage ſie, was ihr fehlt. Um mich, Serai, ſagte ſie, um mich weine ich nicht. Ich bin im Elende gebohren, und alſo dazu gewöhnt; aber dieſes Kind macht mir das Herz ſchwer. — Was fehlt ihr? Was iſt ihr widerfahren? Ach, verſetzte die Alte, wir haben ſeit acht Tagen keine Arbeit mehr, und bald werden wir keinen Biſſen Brod haben. Himmel! rief ich. Hier nehme Sie, gehe Sie, lauffe Sie! — Und hierauf — verſchloß ich mich, und ließ mich nicht mehr ſehen.

Der Hausvater. Ich höre wohl. Das iſt die Frucht von den Empfindungen, die man ihnen beybringt! Wozu taugen ſie, als ihre Gefahr zu vergröſſern?

St. Albin. Man merkte mein Innebleiben, und das eben erwartete ich. Die gute Frau Hebert machte mir deswegen Vorwürffe. Ich faßte Herz. Ich fragte ſie nach ihren Umſtänden. Ich beſchrieb ihr meine Umſtände, wie ich es für gut fand. Ich that ihr den Vorſchlag, unſere Armuth zuſammen zu bringen, und zu beyderſeitiger Erleichterung, gemeinſchaftlich zu leben. Man machte Schwierigkeiten. Ich beſtand darauf, und endlich war man es zufrieden. Urtheilen Sie von meiner Freude.

Ach, ſie hat leider nur ſehr kurz gedauert, und wer weis, wie lange meine Marter dauern wird!

Geſtern kam ich zu meiner gewöhnlichen Zeit nach Hauſe. Sophia war allein; den Arm auf den Tiſch geſtützt, und den Kopf in der Hand. Ihre Arbeit war neben ihr zur Erde gefallen. Ich trat herein, ohne daß ſie mich wahrnehm. Sie ſeufzte. Thränen lieſſen ihr durch die Finger, und rollten den Arm herab. Ich hatte ſie, ſchon ſeit einiger Zeit, immer traurig gefunden. — Warum weinte ſie? Was betrübte ſie? Der Mangel war es nicht mehr. Ihre Arbeit und meine Aufmerkſamkeit, lieſſen es an nichts fehlen. — Da ich mich nur für ein einziges Unglück zu fürchten hatte, ſo ſtand ich nicht länger an. Ich warf mich zu ihren Füßen. Wie beſtürzt ward ſie! Sophia, ſagte ich zu ihr, Sie weinen! Was fehlt Ihnen? Verbergen Sie mir ihren Kummer nicht. Reden Sie doch; ich bitte, reden Sie doch. Sie ſchwieg. Ihre Thränen rollten noch immer. Ihre Augen, in welchen keine Heiterkeit mehr war, die in Zähren ſchwammen, ſuchten mich, wandten ſich von mir ab, ſuchten mich wieder. Sie ſagte weiter nichts, als: Armer Sergi! unglückliche Sophia! Unterdeſſen hatte ich mein Geſicht auf ihre Kniee ſinken laſſen, und weinte. Da kam die Alte herein. Ich ſpringe auf. Ich lauffe auf ſie zu. Ich frage ſie. Ich wende mich wieder zu Sophien. Ich beſchwöre ſie. Sie beharrt bey ihrem Stillſchweigen. Die Verzweiflung bemeiſtert ſich meiner. Ich gehe in der Stube auf und nieder, ohne zu wiſſen, was ich thue. Ich rufſe ſchmerzlich: Es iſt um mich geſchehen! Sophia, Sie wollen uns verlaſſen; es iſt um mich geſchehen! Bey dieſen Worten verdoppeln ſich ihre Thränen, und ſie fällt wieder in die nehmliche Stellung, in der ich ſie gefunden hatte. Der blaſſe und dunkle Schimmer einer kleinen Lampe erhellte dieſe betrübte Scene, die die ganze Nacht hindurch gedauert hat. Als es endlich Zeit war, daß ich mich an meine Arbeit zu gehen ſtellen mußte, ging ich fort, und kam unter der empfindlichſten Marter hier an —

Der Hausvater. Aber an meine Marter dachteſt du nicht.

St. Albin. Mein Vater.

Der Hausvater. Und was willſt du nun? Was für Hofnung machſt du dir?

St. Albin. Die Hofnung, daß Sie dem, was ich Ihnen ſeit meinem Daſeyn zu danken habe, noch dieſe größte aller Wohlthaten beyfügen, und Sophien ſehen, und ſie ſprechen werden; daß Sie —

Der Hausvater. Unbeſonnener Jüngling! — Und weißt du denn, wer ſie iſt?

St. Albin. Das iſt ihr Geheimniß. Aber ihre Sitten, ihre Geſinnungen, ihre Reden haben durchaus nichts, was ihrem gegenwärtigen Stande gemäß wäre. Es leuchtet ein ganz andrer Stand durch ihre armſelige Kleidung durch. Alles verräth ſie; ſogar der edle Stolz, den man ihr beygebracht hat, und der ſie, in Anſehung ihres Standes, ſo verſchwiegen macht. — Wenn Sie ihre offne Unſchuld, ihre Holdſeligkeit, ihre Beſcheidenheit ſehen werden — Sie erinnern ſich noch wohl Mammas? — Sie ſeufzen! Nun da; es iſt ihr vollkommenes Ebenbild. — O Papa, ſprechen Sie ſie immer; und wenn Ihnen ihr Sohn ein einziges Wort geſagt hat, das nicht —

Der Hausvater. Und auch von der Frau, die bey ihr iſt, haſt du nichts erfahren können?

St. Albin. Auch ſie, leider, iſt eben ſo zurückhaltend als Sophia! Alles, was ich aus ihr habe bringen können, iſt, daß das Kind aus der Provinz hierher gekommen, um bey einem ihrer Anverwandten Hülfe zu ſuchen, der ſie aber weder ſehen, noch ihr beyſpringen wollen. Dieſe Nachricht war mir dazu gut, daß ich ihr Elend erleichtern könnte, ohne ihre zärtliche Denkungsart zu beleidigen. Ich habe dem Gegenſtande meiner Liebe Gutes erzeigt, und niemand weis davon, als ich.

Der Hausvater. Haſt du ihr deine Liebe entdeckt?

St. Albin. (lebhaft) Ich mein Vater? — Ich konnte den Augenblick, da ich es endlich wagen dürfte, noch gar nicht abſehen.

Der Hausvater. Du glaubſt alſo wohl nicht, daß du wieder geliebt wirſt?

St. Albin. Verzeihen Sie mir — Ach, dann und wann habe ich es geglaubt! —

Der Hausvater. Und aus welchem Grunde?

St. Albin. Ich ſchlos es aus Kleinigkeiten, die ſich beſſer empfinden, als ſagen laſſen. Zum Exempel, ſie nimmt an allem, was mich betrift, Antheil. So oft ich ehedem kam, heiterte ſich ihr Geſicht auf; ihr Blick ward lebhafter; ihre Munterkeit ſtieg. Es ſchien mir, als hätte ſie mich erwartet. Oft hat ſie mich wegen meiner Arbeit, die mir den ganzen Tag wegnehme, beklagt. Oft hat ſie die ihrige bis ſpät in die Nacht verzögert, um mich deſto länger aufzuhalten. —

Der Hausvater. Du haſt mir doch alles geſagt?

St. Albin. Alles.

Der Hausvater. (nach einer Pauſe) Geh, zur Ruhe. — Ich will ſie ſehen.

St. Albin. Sie wollen ſie ſehen? — Ach, mein Vater, Sie wollen ſie ſehen? — Aber bedenken Sie, daß es keinen Verzug leidet.

Der Hausvater. Gehe, und erröthe, daß du dich um die Unruhe, die mir deine Aufführung gemacht hat, und noch machen kann, ſo wenig bekümmerſt.

St. Albin. Ich werde Ihnen keine mehr machen.

Achter Auftritt.

Der Hausvater allein.

Ehrlich, tugendhaft, arm, jung, reitzend — alles, was wohlerzogene Seelen zu feſſeln vermag. — Kaum bin ich von einer Unruhe befreyt, ſo falle ich in eine andere. — Welch Schickſal! — — Doch vielleicht beunruhige ich mich zu früh. — Ein hitziger, eingenommener, junger Menſch vergröſſert, übertreibt alles. — Ich muß ſehen. — Ich muß das Mädchen hohlen laſſen: ich muß ſie hören, und mit ihr ſprechen. — Iſt ſie ſo, wie er ſie abmalt, ſo kann ich ſie vielleicht auf meine Seite bringen, es ihr ſo nahe legen — Was weis ich?

Neunter Auftritt.

Der Hausvater. Der Commthur, im Schlafrocke und in der Nachtmütze.

Der Commthur. Nun, Herr d'Orbeſſon, Sie haben Ihren Sohn geſprochen? Wie iſts mit ihm?

Der Hausvater. Sie ſollen alles erfahren, Herr Commthur. Kommen Sie herein.

Der Commthur. Noch ein Wort, wenn Sie ſo gut ſeyn wollen. — Was gilts, Ihr Sohn hat ſich in ein Abentheuer eingelaſſen, das Ihnen Verdruß über Verdruß machen wird? Nicht wahr?

Der Hausvater. Herr Bruder —

Der Commthur. Und damit Sie ſich künftig einmal nicht mit der Unwiſſenheit entſchuldigen können, ſo melde ich Ihnen fein, daß ihre liebe Tochter und der Germeuil, den Sie wider meinen Willen im Hauſe behalten, es bald auch nicht werden fehlen laſſen, Ihnen, wenn Gott will, ſo viel Aergerniß zu machen, als nur immer —

Der Hausvater. Herr Bruder, wollen Sie mir denn keinen Augenblick Ruhe gönnen?

Der Commthur. Sie lieben ſich: das ſage ich Ihnen nur.

Der Hausvater. (ungeduldig) Je nun, das wollte ich. —

Der Commthur. So wünſche ich Glück! Sie können ſich beyde weder leiden, noch meiden. Sie zanken ſich ohne Unterlaß, und ſtehen doch immer gut zuſammen. Sie wollen ſich oft über ein Nichts die Augen auskratzen, und haben ſich doch, zum Schutze und zum Trutze, wider alle und jede mit einander verbunden. Wage es einer einmal, und tadele an einem von ihnen die Fehler, die ſie ſich unzähligmal ſelbſt vorwerffen: er wird ankommen! — Machen Sie ja, daß die Leutchen von einander kommen; ich ſage es Ihnen. —

Der Hausvater. Kommen Sie, Herr Commthur, kommen Sie! Kommen Sie herein, Herr Commthur!

Ende des erſten Aufzuges.

Zweyter Aufzug.

Der Hausvater. Cäcilia. Jungfer Clairet. Herr le Bon. Ein Bauer. Frau Papillon, eine Putzhändlerin, mit einer von ihren Arbeiterinnen. **La Brie. Philipp,** Bediente die zur Aufwartung hereintreten. **Ein Mann in ſchwarzem Kleide,** der das Anſehen eines verſchämten Armen hat, und es wirklich iſt.

(Alle dieſe Perſonen kommen eine nach der andern herein. Der Bauer ſteht, und hat ſich vorwärts auf ſeinen Stock gelehnt. Frau Papillon ſitzt in einem Lehnſtuhle, und wiſcht ſich das Geſichte; ihr Ladenmädchen ſteht neben ihr, und hält eine kleine Pappenſchachtel unter dem Arme. Herr le Bon hat ſich nachläßig aufs Canapee geworfen. Der ſchwarz gekleidete Mann hat ſich bey Seite gemacht, und ſteht in einem Winkel neben dem Fenſter. La Brie iſt in der Weſte und in Haarwickeln. Philipp iſt angekleidet. La Brie geht um ihn herum, und ſieht ihn ein wenig ſpöttiſch an; da unterdeſſen Herr le Bon das Ladenmädchen der Frau Papillon mit ſeinem Fernglaſe unterſucht.

Der Hausvater tritt herein, und alle ſtehen auf.

Ihm folgt ſeine Tochter, und vor ſeiner Tochter geht ihre Kammerfrau her, die das Frühſtück ihrer Gebietherin trägt. Jungfer Clairet nickt im Vorbeygehen gegen die Frau Papillon, auf eine gnädige Art. Sie ſetzt das Frühſtück auf einem kleinen Tiſche auf. Cäcilia läßt ſich auf der einen Seite dieſes Tiſches nieder. Der Hausvater ſitzet an der andern Seite deſſelben. Jungfer Clairet ſtehet hinter dem Lehnſtuhle ihrer Gebietherin.

(Dieſe Scene beſtehet aus zwey zugleich mit einander lauffenden Scenen. Cäciliens Scene wird mit leiſer Stimme geſprochen.)

Der Hausvater. (zum Bauer) Ah, ſeyd ihr der, der meinen Pachter zu Limeuil überbietet? Ich bin mit ihm zufrieden. Er iſt ein ordentlicher Mann. Er hat Kinder. Es iſt mir gar nicht unangenehm, daß man bey mir etwas vor ſich bringt. Ihr könnt nur wieder gehen.

(Jungfer Clairet winkt der Frau Papillon näher zu kommen.)

Cäcilia. (zur Frau Papillon leiſe) Bringt Sie mir was hübſches?

Der Hausvater. (zu ſeinem Haushofmeiſter) Nun, Herr le Bon? Was iſt vorgefallen?

Frau Papillon. (leiſe zu Cäcilien) Sie ſollen gleich ſehen, Mademoiſelle.

Le Bon. Der Schuldner, deſſen Verſchreibung ſchon ſeit einem Monate gefällig iſt, bittet noch um eine kurze Nachſicht.

Der Hausvater. Die Zeiten ſind ſchwer: ſehe er ihm immer noch nach. Wir wollen lieber eine kleine Summe zu verlieren wagen, als ihn zu Grunde richten.

(Während dem Verfolge dieſer Scene legen Frau Papillon und ihr Mädchen, die fremden Stoffe und Zeuge auf den Stühlen aus. Cäcilia trinkt ihren Caffee, betrachtet, billiget, verwirft, läßt bey Seite legen ꝛc.)

Le Bon. Die Handwerksleute, die an ihrem Hauſe zu Orſigny arbeiten, ſind da.

Der Hausvater. Mache Er ihre Rechnung.

Le Bon. Ich glaube nicht, daß ſo viel in Caſſe iſt.

Der Hausvater. Dem ohngeachtet; ihre Bedürfniſſe ſind dringender als meine, und es iſt beſſer, daß ich mich behelſe, als ſie. (zu Cäcilien) Cäcilia, vergiß meine Mündel nicht. Vielleicht iſt unter dieſen Waaren etwas für ſie.

(Hier wird er des verſchämten Armen gewahr. Er ſtehet eilfertig auf, gehet ihm entgegen, und ſagt leiſe zu ihm:)

Verzeihen Sie, mein Herr; ich habe Sie nicht geſehen. — Häußliche Angelegenheiten haben mich verhindert. — Ich habe Sie ganz vergeſſen. —

(Indem er das ſagt, zieht er einen Beutel heraus, den er ihm heimlich zuſteckt; und unterdeſſen, daß er ihn begleitet, und wieder kömmt, ruckt die andre Scene weiter.)

Jungfer Clairet. Das Muſter iſt allerliebſt.

Cäcilia. Wie theuer das Stück?

Frau Papillon. Zehn Louisdor, aufs genauſte.

Jungfer Clairet. Das laß ich gelten.
(Cäcilia bezahlt)

Der Hausvater. (indem er wieder kömmt, leiſe, und in einem mitleidigen Tone:) Eine Familie zu erziehen; ſeinem Stande ſich gemäß zu halten, — und nichts dazu zu haben!

Cäcilia. Was iſt in der Schachtel?

Das Ladenmädchen. Es ſind Spitzen drinn.
(Sie macht die Schachtel auf)

Cäcilia. (lebhaft) Nein, nein, ich will ſie nicht ſehen. Adieu, Frau Papillon.

(Jungfer Clairet, Frau Papillon, und das Ladenmädchen gehen ab.)

La Bon. Der Nachbar, der auf das Stücke Landes die Anſprüche wider Sie macht, würde vielleicht abſtehen, wenn —

Der Hausvater. Ich will mich nicht berauben laſſen. Ich will meinen Kindern, einem geizigen und ungerechten Manne zu gefallen, nichts vergeben. Alles, was ich thun kann, iſt, daß ich ihm, wenn er will, ſo viel abtrete, als mich der Proceß ohngefehr koſten könnte. Sehe Er zu.

(Herr le Bon geht ab. Der Hausvater ruft ihn wieder zurück und ſagt:)

Weil ich daran denke, Herr le Bon. Er vergißt doch nicht die Leute aus der Provinz? Ich höre, daß

daß ſie eines von ihren Kindern hierher geſchickt haben. Suche Er doch zu erfahren, wo es iſt.

(Zu la Brie, der in dem Saale aufräumt.)

Ihr könnt nicht länger in meinen Dienſten ſeyn. Ihr habt von dem unordentlichen Leben meines Sohnes gewußt. Ihr habt mich belogen. In meinem Hauſe muß man nicht lügen.

Cäcilia. (die für ihn bitten will) Mein Vater —

Der Hausvater. Es iſt freylich ſonderbar. Wir verſchlimmern ſie ſelbſt. Wir machen ſie ſelbſt zu ſchlechten Leuten; und wenn wir ſie als ſolche finden, ſind wir noch ungerecht genug, uns darüber zu beklagen. (zu La Brie) Ich laſſe euch eure Kleidung, und gebe euch noch einen Monat Lohn. Geht. (zu Philippen) Seyd ihr es, von dem man mir geſprochen hat?

Philipp. Ja, mein Herr.

Der Hausvater. Ihr habt es gehört, warum dieſer ſeinen Abſchied erhalten hat. Denkt daran. Geht, und laßt niemanden herein.

Zweyter Auftritt.

Der Hausvater. Cäcilia.

Der Hausvater. Nun, meine Tochter, haſt du dich bedacht?

Cäcilia. Ja, mein Vater.

Der Hausvater. Und was haſt du beſchloſſen?

Cäcilia. Mich in allem nach Ihrem Willen zu richten.

Der Hausvater. Dieſe Antwort verſprach ich mir.

Cäcilia. Wenn ich mir gleichwohl einen Stand wählen dürfte —

Der Hausvater. Welchen würdeſt du vorziehen? — Du ſtehſt bey dir an. — Rede, meine Tochter.

Cäcilia. Ich würde den einſamen Stand vorziehen.

Der Hausvater. Was meineſt du? Ein Kloſter?

Cäcilia. Ja, mein Vater. Wo könnte ich eine beſſere Zuflucht gegen den Verdruß und Kummer, der mir vielleicht bevorſtehet, finden?

Der Hausvater. Du ſprichſt von Verdruß und Kummer, und denkeſt an den Kummer und Verdruß nicht, den du mir machen würdeſt? So wollteſt du mich verlaſſen? So wollteſt du das Haus deines Vaters mit einem Kloſter vertauſchen? Die Geſellſchaft deines Oheims, deines Bruders, meine Geſellſchaft, mit der Knechtſchaft? Nein meine Tochter, das muß nicht geſchehen! Ich verehre den Beruf zum geiſtlichen Leben; aber es iſt nicht dein Beruf.

ruf. Die Natur hat dir geſellige Eigenſchaften gegeben, und ſie kann ſie dir nicht umſonſt gegeben haben. — Cäcilia, du ſeufzeſt. — Ah, wenn dieſer Vorſatz aus irgend einer geheimen Urſache entſpränge, — welch Schickſal würdeſt du dir zubereitet haben! Du haſt das Winſeln der Unglücklichen nie gehört, deren Anzahl du zu vermehren kämeſt. Es dringet durch die nächtliche Stille ihrer Kerker. Dann, dann, mein Kind, flieſſen bittere Thränen, an denen niemand Antheil nimmt, und netzen das einſame Lager. — Cäcilia, nicht ein Wort mehr vom Kloſter. — Ich will keinem Kinde das Leben gegeben haben, ich will kein Kind erzogen und ohn Unterlaß an der Befeſtigung ſeines Glücks gearbeitet haben, um es lebendig in das Grab herabſteigen zu laſſen, und ſo meine Hofnung und die Hofnung der Geſellſchaft betrogen zu ſehen. — Und wer ſoll der Welt tugendhafte Bürger liefern, wenn ſich gleich diejenigen Frauenzimmer, die es am meiſten verdienten, Hausmütter zu ſeyn, dieſer Sorge entziehen wollen?

Cäcilia. Ich habe Ihnen geſagt, mein Vater, daß ich mich in allem nach Ihrem Willen richten will.

Der Hausvater. So rede mir denn nichts weiter vom Kloſter.

Cäcilia. Ich darf aber doch hoffen, daß Sie Ihre Tochter zu keiner Veränderung des Standes zwingen werden; daß Sie ihr erlauben werden, ihre Tage ruhig und frey an der Seite Ihres Vaters zu verleben?

Der Hausvater. Wenn ich blos auf mich ſehen wollte, ſo könnte ich mit dieſem Vorſatze gar wohl zufrieden ſeyn. Aber ich muß dir die Zeit zu Gemüthe führen, da ich nicht mehr ſeyn werde. — Cäcilia, die Natur hat ihre Abſichten; und wenn du Achtung geben willſt, ſo wirſt du finden, daß ſie ſich an allen rächet, die ihr dieſe Abſichten fehl ſchlagen laſſen; die Mannsperſonen ſtrafet ſie, wegen des eheloſen Standes, durch das Laſter, und das Frauenzimmer durch Verachtung und Langeweile. — Du kenneſt die verſchiedenen Stände; ſage mir, giebt es einen traurigern, einen ungeachtetern Stand, als den Stand einer betagten Jungfer? Mein Kind, man vermuthet, ein Mädchen müſſe entweder Gebrechen des Körpers oder der Seele haben, wenn ſie dreyßig Jahr alt geworden iſt, ohne eine Perſon gefunden zu haben, die mit ihr die Mühſeligkeiten des Lebens zu ertragen, geneigt geweſen wäre. Dem aber ſey wie ihm wolle; das Alter kömmt heran; die Reitze verſchwinden; die Mannsperſonen entfernen ſich; die üble Laune nimmt überhand; man verlieret ſeine Aeltern, ſeine Bekannte, ſeine Freunde. Eine alte Jungfer hat niemanden um ſich, als Gleichgültige, die ſie verabſäumen, oder Eigennützige, die ihre Tage zählen. Sie empfindet es; ſie betrübt ſich darüber; ſie lebt, ohne daß ſie jemand tröſtet, und ſtirbt, ohne daß ſie jemand beweinet.

Cäcilia. Das iſt wahr. Aber welcher Stand iſt ohne Beſchwerden; und hat der eheliche Stand nicht auch die ſeinigen?

Der Hausvater. Wer weis das beſſer, als ich? Ihr lehret es mich alle Tage. Allein es iſt ein Stand, den die Natur uns aufleget. Es iſt der Beruf aller lebenden Weſen. — Meine Tochter, wer ſich auf eine unvermiſchte Glückſeligkeit Rechnung macht, der kennet weder das Leben des Menſchen, noch die Abſichten, welche der Himmel mit ihm hat. — Setzet der Eheſtand uns grauſamen Schmerzen aus, ſo iſt er doch auch die Quelle der ſüſſeſten Freuden. Wo findet man Beyſpiele des reinſten und aufrichtigſten Antheils, der wirklichen Zärtlichkeit, der innigſten Vertraulichkeit, des ununterbrochenen Beyſtandes, der wechſelſeitigen Zufriedenheit, des getheilten Kummers, der vernommenen Seufzer, der vermiſchten Thränen, wo findet man ſie ſonſt als in der Ehe? Giebt es etwas, was ein rechtſchafner Mann ſeiner Frau vorzöge? Findet ſich etwas in der Welt, das ein Vater mehr liebte, als ſeine Kinder? — O heilige Bande der Ehe, wenn ich an euch denke, entbrennet meine Seele und erhebt ſich! — O zärtliche Namen des Sohnes und der Tochter, euch ſprach ich nie aus, ohne daß mein Herz nicht innigſt gerühret ward, ohne daß es vor Freuden nicht hüpfte. Nichts iſt ſüſſer in meinen Ohren; an nichts nimmt meine ganze Seele mehr Antheil. — Cäcilia, denke an das Leben deiner Mutter. Kann ein ſüſſeres Leben ſeyn, als das Leben einer Frau, die ihre Tage in Erfüllung der Pflichten einer aufmerkſamen Gattin, einer zärtlichen Mutter, einer mitleidigen Gebietherin, zubringet? — Welchen Stof zu den ſüſſeſten Betrachtungen trägt ſie in ihrem Herzen mit weg, wenn ſie ſich des Abends zur Ruhe begiebt!

Cäcilia. Ja wohl, mein Vater. Aber wo ſind die Frauen, die ihr, wo ſind die Männer, die Ihnen gleichen?

Der Hausvater. Es giebt deren noch, mein Kind; und es wird nur von dir abhangen, eben das Schickſal zu haben, das ſie hatte.

Cäcilia. Wenn es auf weiter nichts ankäme, als um ſich zu ſehen, ſeine Vernunft, ſein Herz zu hören —

Der Hausvater. Cäcilia, du ſchlägſt die Augen nieder. Du zitterſt. Du fürchteſt dich, zu reden. — Mein Kind, laß mich in deiner Seele leſen. Du kannſt kein Geheimniß vor deinem Vater haben; und wenn ich dein Vertrauen verloren hätte, ſo müßte es meine eigene Schuld ſeyn. — Du weineſt —

Cäcilia. Ihre Gütigkeit betrübt mich. Wenn Sie ſtrenger gegen mich ſeyn könnten?

Der Hausvater. Sollteſt du es wohl verdient haben? Sollte dir dein Herz wohl Vorwürfe machen?

Cäcilia. Nein, mein Vater.

Der Hausvater. Was fehlt dir denn alſo?

Cäcilia. Nichts.

Der Hausvater. Du betriegſt mich, meine Tochter.

Cäcilia. Ihre Zärtlichkeit ſchlägt mich darnieder. Ich wollte ſie gern erwiedern können.

Der Hausvater. Sollte dein Herz wohl jemand gewählt haben? Sollte es wohl lieben?

Cäcilia. Wie ſehr würde ich zu beklagen ſeyn!

Der Hausvater. Rede. — (vertraulicher und zärtlicher) Rede doch, mein Kind. Wenn du nicht mehr Strenge bey mir vermutheſt, als ich mir jemals bewußt geweſen bin, ſo laß dieſes unzeitige Zurückhalten. Du biſt kein Kind mehr. Warum ſollte ich dich wegen einer Empfindung tadeln, die ich einſt in dem Herzen deiner Mutter erweckte? — O du, die du itzt in meinem Hauſe ihre Stelle vertrittſt, die du mir ſie vorſtelleſt, ahme ihr in der Freymüthigkeit nach, die ſie gegen den bezeugte, der ihr das Leben gegeben hatte, der Sie und mich glücklich zu ſehen wünſchte. — Du antworteſt mir nicht, Cäcilia?

Cäcilia. Das Schickſal meines Bruders macht mich zittern.

Der Hausvater. Dein Bruder iſt ein Narr.

Cäcilia. Vielleicht würden Sie mich nicht klüger finden, als ihn.

Der Hausvater. Nein, ſolchen Verdruß wird mir Cäcilia nicht machen. Ihre Klugheit iſt mir bekannt; und ich erwarte blos das Bekenntniß ihrer Wahl, um ſie zu billigen.

(Cäcilia ſchweigt. Der Hausvater wartet einen Augenblick; darauf fährt er in einem ernſthaften und gar ein wenig ärgerlichem Tone fort:)

Es würde mir angenehm geweſen ſeyn, deine Geſinnungen von dir ſelbſt zu vernehmen; doch auf was Art du mir ſie auch ſonſt eröffnen willſt, es ſoll mir gleich viel ſeyn. Es geſchehe durch den Mund deines Oheims, oder deines Bruders, oder durch Germeuilen; wie geſagt, es ſoll mir gleich angenehm ſeyn. — Germeuil iſt unſer gemeinſchaftlicher Freund. — Es iſt ein geſetzter und verſtändiger Mann. — Er hat mein Vertrauen. — Mich dünkt, er verdiene auch dein Vertrauen zu haben —

Cäcilia. Ich habe die nehmlichen Gedanken von ihm.

Der Hausvater. Ich bin ihm viel ſchuldig. Es iſt Zeit, daß ich mich mit ihm abfinde.

Cäcilia. Ihre Kinder werden weder Ihrer Gewalt, noch Ihrer Erkenntlichkeit jemals einige Grenzen ſetzen. — Bisher hat er Sie als einen Vater verehret, und Sie haben ihn als eines Ihrer Kinder gehalten.

Der Hausvater. Wüßteſt du nicht etwa, was ich wohl für ihn thun könnte?

Cäcilia. Hierinn, glaube ich, muß man ihn wohl ſelbſt zu Rathe ziehen. — Vielleicht hat er Gedanken. — Vielleicht — Bin ich im Stande, Ihnen zu rathen?

Der Hausvater. Der Commthur hat mir etwas geſagt. —

Cäcilia. (lebhaft) Ich weis nicht, was es iſt; aber Sie kennen ja unſern Vetter. — Ach, glauben Sie es ja nicht, mein Vater. —

Der Hausvater. Ich werde wohl alſo ſterben müſſen, ohne eines von meinen Kindern glücklich zu ſehen. — Cäcilia — Grauſame Kinder, was habe ich euch gethan, daß ihr mich ſo kränket? Ich habe das Vertrauen meiner Tochter verloren. Mein Sohn hat ſich in ein Band verſtricket, das ich unmöglich billigen kann, und das ich zerreiſſen muß — —

Dritter

Dritter Auftritt.

Der Hausvater. Cäcilia. Philipp.

Philipp. Mein Herr, zwey Frauenzimmer verlangen Sie zu ſprechen.

Der Hausvater. Laßt ſie herein kommen.

(Cäcilia geht ab. Ihr Vater ruft ſie zurück und ſagt traurig:)
Cäcilia!

Cäcilia. Mein Vater!

Der Hausvater. So liebſt du mich nicht mehr?

(Die angemeldeten Frauenzimmer treten herein, und Cäcilia geht ab, mit dem Tuche vor den Augen.)

Vierter Auftritt.

Der Hausvater. Sophia. Fr. Hebert.

Der Hausvater (erblickt Sophien, und ſagt in einem Tone, und mit einer Art von Erſtaunen:) Er hat mich nicht betrogen. Welche Reitze! Welche Beſcheidenheit! Welche Holdſeligkeit! — Ach! —

Fr. Hebert. Mein Herr, wir kommen auf Ihren Befehl —

Der Hausvater. Sind Sie es, Mademoiſelle, die ſich Sophia nennen?

Sophia. (zitternd und verſtört) Ja, mein Herr.

Der Hausvater. Meine liebe Frau, ich hätte der Mademoiſelle ein Wort zu ſagen. Ich habe von ihr reden hören; ich will ihr Beſtes.

(Fr. Hebert tritt bey Seite.)

Sophia (zittert noch immer und hält ſie bey dem Arme zurück:) Meine liebe —

Der Hausvater. Mein Kind, faſſen Sie ſich. Ich werde Ihnen nichts unangenehmes ſagen.

Sophia. Ach!

(Fr. Hebert ſetzet ſich zu hinterſt im Saale nieder, und ziehet ihre Arbeit hervor, um nicht müßig zu ſeyn.)

Der Hausvater (führet Sophien zu einem Stuhle, und läßt ſie neben ſich niederſetzen.) Wo ſind Sie her, Mademoiſelle?

Sophia. Ich bin aus einer kleinen Stadt in der Provinz.

Der Hausvater. Sind Sie ſchon lange in Paris?

Sophia. Nicht lange; und wollte Gott, daß ich niemals hergekommen wäre!

Der Hausvater. Was machen ſie hier?

Sophia. Ich nähre mich von meiner Arbeit.

Der Hausvater. Sie ſind ſehr jung.

Sophia. Deſto länger werde ich zu leiden haben.

Der Hausvater. Haben Sie Ihren Herrn Vater noch?

Sophia. Nein, mein Herr.

Der Hausvater. Und Ihre Frau Mutter?

Sophia. Die hat mir der Himmel erhalten. Aber ſie hat ſo viel Kreutz; ihre Geſundheit iſt ſo hinfällig, und ihr Elend ſo groß!

Der Hausvater. Ihre Frau Mutter iſt alſo wohl ſehr arm?

Sophia. Sehr arm! Und doch iſt niemand in der Welt, deren Tochter ich lieber ſeyn wollte.

Der Hausvater. Ich lobe Sie, dieſer Geſinnung wegen. Sie ſcheinen, das beſte Herz zu haben. — Und wer war ihr Herr Vater?

Sophia. Mein Vater war ein rechtſchaffner Mann. Er hörte keinen Unglücklichen, ohne Mitleiden mit ihm zu haben. Er verließ ſeine Freunde in ihrem Elende nicht, und ward arm. Er hatte viel Kinder mit meiner Mutter; und als er ſtarb, ließ er uns alle ohne Hülfe. — Ich war damals noch ſehr jung — Ich kann mich kaum erinnern, ihn geſehn zu haben. — Meine Mutter mußte mich auffaſſen und an ſein Bette heben, daß ich ihn umarmen und ſeinen Seegen erhalten konnte. — Ich weinte. Ach, ich wußte nicht, wie viel ich alles verlor!

Der Hausvater. Sie rühret mich. — Und aus was Urſache haben Sie das Haus Ihrer Aeltern, und Ihre Provinz verlaſſen?

Sophia. Ich kam mit einem meiner Brüder hierher, einen Anverwandten um Beyſtand zu bitten, der aber ſehr hart gegen uns geweſen iſt. Er hatte mich ehedem in der Provinz geſehen. Es hatte geſchienen, als habe er mich lieb gewonnen, und meine Mutter glaubte, daß er ſich deſſen wieder erinnern würde. Allein er verſchloß ſeine Thüre vor meinem Bruder, und mir ließ er ſagen, daß ich ihm nicht unter die Augen kommen ſollte.

Der Hausvater. Und was iſt aus Ihrem Bruder geworden?

Sophia. Er hat königliche Dienſte genommen. Ich aber bin mit der guten Frau allein geblieben, die Sie da ſehen, und die Liebe hat, mich als ihr Kind zu achten.

Der Hausvater. Sie ſcheinet nicht in den beſten Umſtänden zu ſeyn.

Sophia. Sie theilet mit mir, was ſie hat. . .

Der Hausvater. Und von Ihrem Anverwandten haben Sie weiter nichts gehört?

Sophia. Verzeihen Sie mir, mein Herr. Ich habe einigen Beyſtand von ihm erhalten. Aber was hilft das meiner Mutter?

Der Hausvater. Ihre Frau Mutter hat Sie alſo wohl vergeſſen?

Sophia. Meine Mutter that ihr äuſſerſtes, uns nach Paris zu ſchicken. Ach, Sie hoffte, dieſe Reiſe würde glücklichere Folgen haben. Würde Sie ſich wohl ſonſt haben entſchlieſſen können, mich von ſich zu laſſen? Seit dem hat ſie nicht gewußt, wie Sie mich wieder nach Hauſe bekommen ſoll. Doch ſchreibt ſie mir nun, daß man mich in kurzem abhohlen und wieder zu ihr bringen werde. Sie muß eine mitleidige Seele gefunden haben. — O wir ſind wohl recht ſehr zu beklagen!

Der Hausvater. Und Sie kennen hier keinen Menſchen, der Ihnen beyſtehen könnte?

Sophia. Keinen Menſchen.

Der Hausvater. Und Sie leben von Ihrer Hände Arbeit?

Sophia. Ja, mein Herr.

Der Hausvater. Und leben ganz allein?

Sophia. Ganz allein.

Der Hausvater. Aber was iſt denn das für ein junger Menſch, von dem man mir geſagt hat, Namens Sergi, der neben Ihnen an wohnen ſoll?

Fr. Hebert (lebhaft, indem ſie ihre Arbeit ſinken läßt:) Ach, mein Herr, es iſt der ehrlichſte Menſch —

Sophia. Es iſt ein Unglücklicher, der ſein Brod verdienen muß, wie wir, und der ſein Elend zu dem unſrigen gebracht hat.

Der Hausvater. Weiter wiſſen Sie von ihm nichts?

Sophia. Nein, mein Herr.

Der Hausvater. Nun wohl, Mademoiſelle, dieſer Unglückliche —

Sophia. Kennen Sie ihn?

Der Hausvater. Ob ich ihn kenne! — Es iſt mein Sohn.

Sophia. Ihr Sohn!

Fr. Hebert. (zu gleicher Zeit) Sergi!

Der Hausvater. Ja, Mademoiſelle.

Sophia. Ach, Sergi, ſo haben Sie mich betrogen!

Der Hausvater. Tugendhaftes, ſchönſtes Kind, erkennen Sie die Gefahr, in der Sie geweſen ſind.

Sophia. Sergi iſt Ihr Sohn!

Der Hausvater. Er verehret Sie, er liebt Sie; aber ſeine Leidenſchaft, wenn Sie ihr Raum gäben, würde Sie und ihn unglücklich machen.

Sophia. Warum bin ich doch in dieſe Stadt gekommen? Warum bin ich nicht wieder fortgereiſet, ſobald mir mein Herz es ſagte!

Der Hausvater. Es iſt noch Zeit. Sie müſſen nicht länger von einer Mutter bleiben, die ſich nach Ihnen ſehnet, und der ihr hieſiger Aufenthalt groſſe Unruhe machen muß. Wollen Sie das, Mademoiſelle?

Sophia. Ah, meine Mutter, was werde ich Ihnen ſagen können!

Der Hausvater. (zur Fr. Hebert.) Sie, meine gute Frau, ſollen das Kind nach Hauſe bringen, und ich will Sorge tragen, daß Sie Ihre Mühe nicht bereuen ſollen.

(Fr. Hebert macht eine Verbeugung.)

Der Hausvater. (fährt gegen Sophien fort:) Aber, Mademoiſelle, wenn ich Sie ihrer Mutter wiederſchenke, ſo müſſen Sie mir auch meinen Sohn wiedergeben. Sie müſſen ihn lehren, was man ſeinen Aeltern ſchuldig iſt; Sie wiſſen das ja ſo wohl.

Sophia. Ah, Sergi, warum —

Der Hausvater. Sie müſſen machen, daß er über ſeine Abſichten erröthet, ſo ehrlich ſie auch immer mögen geweſen ſeyn. Sie müſſen ihm ihre Abreiſe ankündigen. Sie müſſen ihm befehlen, meinem Schmerze und der Unruhe ſeiner Familie ein Ende zu machen.

Sophia. (zur Hebert) Meine liebe —

Fr. Hebert. Mein Kind.

Sophia. (die ſich an ſie anlehnet) Ich vergehe —

Fr. Hebert. Wir wollen abtreten, mein Herr, und Ihre Befehle erwarten.

Sophia. Armer Sergi! Unglückliche Sophia!

(Sie gehet, an die Frau Hebert gelehnet, ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Hausvater allein.

O Geſetze der Welt! O grauſame Vorurtheile! — Es giebt ſo ſchon wenig Frauenzimmer gnug für einen Mann, der denket und empfindet. Warum muß die Wahl derſelben noch ſo eingeſchränkt ſeyn! — Aber mein Sohn wird bald da ſeyn. — Ich muß mich des Eindrucks entſchlagen, den dieſes Kind auf meine Seele gemacht hat. — Wie kann ich ihm, meiner Pflicht gemäß, vorſtellen, was er mir ſchuldig iſt, was er ſich ſelbſt ſchuldig iſt, wenn mein Herz mit dem ſeinigen eins iſt? —

Sechſter Auftritt.

Der Hausvater. St. Albin.

St. Albin. (im Hereintreten, und lebhaft) Mein Vater.

(Der Hausvater gehet auf und nieder, und ſchweigt)

St. Albin. (gehet ſeinem Vater nach, und ſagt in einem bittenden Tone:) Mein Vater.

Der Hausvater. (bleibt auf einmal ſtehen, und ſagt in einem ernſthaften Tone:) Mein Sohn, wenn du noch nicht in dich gekehret biſt, wenn die Vernunft ihre Macht über dich, noch nicht wieder erlangt hat: ſo wage es nur nicht, dein Unrecht und meinen Verdruß zu vergröſſern.

St. Albin. Sie ſehen mich davon durchdrungen! Ich nahe mich Ihnen mit Zittern. — Ich will ruhig und vernünftig ſeyn. — Ja, ich will es gewiß ſeyn. — Ich habe mir es vorgenommen.

(Der Hausvater gehet noch auf und nieder)

St. Albin. (nahet ſich ihm furchtſam, und ſagt mit leiſer und zitternder Stimme:) Sie haben Sie nun geſehen?

Der Hausvater. Ja, ich habe ſie geſehen. Sie iſt ſchön, und ich halte ſie für tugendhaft. Aber was denkſt du aus ihr zu machen? Einen Zeitvertreib? Das werde ich nicht zugeben. Deine Frau? Sie ſchickt ſich nicht für dich.

St. Albin. (der an ſich hält) Sie iſt ſchön, ſie iſt tugendhaft, und ſie ſchickt ſich nicht für mich! Was ſchickt ſich denn alſo für eine Frau für mich?

Der Hausvater. Eine ſolche, die durch ihre Erziehung, durch ihre Geburt, durch ihren Stand, durch ihr Vermögen dein Glück befeſtigen, und meinen Hoffnungen ein Genüge leiſten kann.

St. Albin. Aus meiner Heyrath ſoll alſo ein Band des Eigennutzes und des Ehrgeitzes werden? Mein Vater, Sie haben nur Einen Sohn; opfern Sie ihn nicht Abſichten auf, welche die Welt mit unglücklichen Ehemännern erfüllen. Ich brauche eine rechtſchaffene, empfindliche Gattin, die mich die Mühſeligkeiten des Lebens ertragen lehre; und keine reiche, betittelte Frau, die ſie vermehre. Ah, wünſchen Sie mir eher den Tod, und der Himmel gewähre mir ihn eher, als eine Frau, ſo wie ich ſie ſehe —

Der Hausvater. Ich ſchlage dir keine vor; aber ich werde es auch niemals zugeben, daß du derjenigen zu Theil werdeſt, an die du dich ſo närriſcher Weiſe gehangen haſt. Ich könnte mich meiner Gewalt bedienen und zu dir ſagen: St. Albin, das mißfällt mir; daraus kann nichts werden; denke weiter nicht daran. Allein ich habe nie etwas von dir verlangt, ohne dir den Grund davon zu zeigen. Ich habe deinen bloſſen Gehorſam, ohne deinen Beyfall zu haben, niemals begehrt; und ich will bey dieſer Herablaſſung auch noch itzt bleiben. Mäßige dich, und höre mich.

Mein Sohn, es ſind nunmehr bald zwanzig Jahr, als ich die erſten Thränen, die du mir auspreßteſt, über dich weinte. Mein Herz zerſchmolz, als ich in dir einen Freund erblickte, den mir die Natur ſchenkte. Ich nahm dich aus dem Schooſſe deiner Mutter in meine Arme; ich hob dich gen Himmel, miſchte meine Stimme in dein Schreyen, und ſprach zu Gott: O Gott, der du mir dieſes Kind gegeben, wenn ich die Sorge verſäumen ſollte, die du mir an dieſem Tage auflegeſt, oder wenn dieſes Kind meiner Sorge nicht würdig werden ſollte, ſo ſiehe nicht auf die Freude ſeiner Mutter; nimm es zurück!

Das war das Gelübde, welches ich für dich und für mich that. Es iſt mir nie aus den Gedanken gekommen. Ich habe dich nicht der Sorge eines Miethlings übergeben. Ich habe dich ſelbſt gelehret reden, denken, und empfinden. So wie du an Jahten zunahmeſt, habe ich deine Neigungen ausgeforſcht; dieſen gemäß habe ich den Plan deiner Erziehung entworffen, und ihn ohn Unterlaß befolgt. Wie viel Mühe habe ich mir gegeben, um dir Mühe zu erſparen? Ich habe dein künftiges Schickſal, deinen Fähigkeiten und deinem Geſchmacke zu Folge, feſtgeſetzt. Ich habe nichts verſäumet, dich mit ſo vielen Vorzügen, als möglich, in die Welt einzuführen. Und da ich mich endlich dem Augenblick, die Früchte meiner Sorgfalt einzuſammeln, nähere; da ich mir ſchon Glück wünſche, einen Sohn zu haben, der ſeiner Geburt, die ihn zu den beſten Verbindungen beſtimmt, der ſeinen perſönlichen Eigenſchaften, die ihn zu wichtigen Aemtern ruffen, entſpricht: ſoll eine unſinnige Leidenſchaft, ſoll eine plötzliche, ſchwärmriſche Entzückung, alles zu nichte gemacht haben? Ich ſoll ſehen, daß ſeine ſchönſten Jahre verloren gehen, daß er ſeines Glückes verfehlt, daß meine Erwartung betrogen wird; das ſoll ich ſehen, und es zugeben? Wie haſt du dir ſo etwas einbilden können?

St. Albin. Wie unglücklich bin ich!

Der Hausvater. Du haſt einen Vetter, der dich liebt, und dir ein anſehnliches Vermögen zugedacht hat; du haſt einen Vater, der dir ſein Leben aufgeopfert hat, und dir in allem ſeine Zärtlichkeit zu beweiſen ſucht; du haſt einen Namen, du haſt Anverwandte, Freunde, die ſchmeichelhafteſten und gegründetſten Anſprüche: und du biſt unglücklich? Was fehlt dir denn noch?

St. Albin. Sophia, Sophiens Herz, und die Einwilligung meines Vaters.

Der Hausvater. Was unterſteheſt du dich, mir vorzuſchlagen? Ich ſollte an deiner Thorheit, an dem allgemeinen Tadel, den ſie dir zuziehen muß, Theil nehmen? Vätern und Kindern ein ſolches Exempel geben? Ich ſollte, durch eine ſchimpfliche Schwachheit, die Verwirrung der Geſellſchaft, die Vermiſchung des Bluts und der Stände, die Erniedrigung der Familien gut heiſſen?

St. Albin. Wie unglücklich bin ich! Wenn ich diejenige nicht haben kann, die ich liebe, ſo werde ich einmal diejenige nehmen müſſen, die ich nicht liebe. Denn ich werde in meinem Leben keine, als Sophien lieben. Ich werde ohne Unterlaß jede andere mit ihr vergleichen. Und dieſe andere wird unglücklich ſeyn; ich werde es gleichfalls ſeyn; Sie werden es ſehen, und werden für Gram ſterben.

Der Hausvater. Ich werde meine Schuldigkeit gethan haben, und wehe dir, wenn du deine nicht thuſt!

St. Albin. Mein Vater, entziehen Sie mir Sophien nicht!

Der Hausvater. Höre auf, ſie von mir zu verlangen.

St. Albin. Sie haben mir hundertmal geſagt, daß eine rechtſchaffne Frau das größte Geſchenk ſey, welches der Himmel geben könne. Ich habe ſie gefunden, und Sie, Sie wollen mich ihrer berauben! Entziehen Sie mir ſie nicht, mein Vater! Da ſie nun weis, wer ich bin, was muß ſie itzt nicht von mir erwarten? Soll St. Albin weniger großmüthig ſeyn, als Sergi? Entziehen Sie mir ſie nicht! Sie iſt es, die die Tugend in mein Herz zurückgeruffen hat. Sie allein kann ſie darinn erhalten.

Der Hausvater. Das iſt: was mein Beyſpiel nicht vermögend geweſen, wird das ihrige ausrichten.

St. Albin. Sie ſind mein Vater, und Sie befehlen. Sie wird meine Frau ſeyn, und das iſt eine andere Herrſchaft.

Der Hausvater. Welcher Unterſchied zwiſchen einem Liebhaber und einem Ehemanne! Zwiſchen einer Frau, und einer Geliebten! Unerfahrner Menſch, du weißt das nicht.

St. Albin. Ich hoffe es auch nie zu erfahren.

Der Hausvater. Wo iſt der Liebhaber, der ſeine Geliebte mit andern Augen anſähe? Der anders ſpräche?

St. Albin. Sie haben Sophien geſehen! — Wenn ich ſie für Hoheit, für Würden, für Hoffnungen,

nungen, für Vorurtheile verlaſſe, ſo verdiente ich ſie nicht zu kennen. Mein Vater, verachten Sie wohl Ihren Sohn ſo ſehr, daß Sie das glauben ſollten?

Der Hausvater. Sie hat ſich nicht ſo weggeworffen, und deiner Leidenſchaft Raum gegeben. Ahme ihr nach.

St. Albin. Ich würfe mich weg, wenn ich ihr Gemahl würde?

Der Hausvater. Frage nur die Welt.

St. Albin. In gleichgültigen Dingen will ich mir die Welt, ſo wie ſie iſt, gern gefallen laſſen; aber wenn es das Glück oder Unglück meines Lebens betrift, wenn es die Wahl meiner Gattin betrift —

Der Hausvater. Du wirſt den Menſchen keine andere Gedanken beybringen. Richte dich alſo darnach.

St. Albin. Sie ſollten alles verkehrt, alles verdorben haben; ſie ſollten die Natur ihren elenden Verabredungen unterworffen haben: und ich ſollte es ſo zufrieden ſeyn?

Der Hausvater. Oder ſie werden dich verachten.

St. Albin. So will ich ſie fliehen.

Der Hausvater. Ihre Verachtung wird dir nachfolgen; und dieſe Frau, die dich darein geſtürzt hätte, würde nicht weniger zu beklagen ſeyn, als du. — Du liebſt ſie?

St. Albin. Ob ich ſie liebe!

Der Hausvater. So höre und erſchrick über das Schickſal, das du ihr bereiteſt. Es kömmt ein Tag, da du den Werth alles deſſen, was du ihr aufgeopfert haſt, empfinden wirſt. Du wirſt dich mit ihr allein ſehen, ohne Stand, ohne Vermögen, ohne Anſehen; Langeweile und Verdruß werden ſich deiner bemeiſtern. Du wirſt ſie haſſen; du wirſt ſie mit Vorwürfen überhäuſſen. Ihre Geduld, ihre Sanftmuth wird dich vollends erbittern; du wirſt ſie nur deſto mehr haſſen; du wirſt die Kinder haſſen, die du von ihr bekömmſt; und endlich wirſt du ſie vor Herzeleid in die Grube bringen.

St. Albin. Ich!

Der Hausvater. Du!

St. Albin. Nimmermehr, nimmermehr!

Der Hausvater. Der Leidenſchaft dünket alles ewig; aber die Natur will, daß alles ein Ende nehme.

St. Albin. Ich ſollte jemals aufhören, Sophien zu lieben! Wenn ich dazu fähig wäre, ſo würde ich auch zweifeln müſſen, ob ich meinen Vater liebte.

Der Hausvater. Willſt du es gewiß wiſſen, ob du dieſen liebſt, und willſt du mir es beweiſen: ſo thue, was ich von dir verlange.

St. Albin. Ich wollte gern; aber umſonſt. Ich kann nicht. Es ſteht nicht in meiner Macht. Ich kann nicht, mein Vater.

Der Hausvater. Unſinniger, du willſt Vater werden? Kenneſt du die Pflichten eines Vaters? Und wenn du ſie kenneſt, ſprich, würdeſt du deinem Sohne das zugeſtehen, was du von mir erwarteſt?

St. Albin. Ah, wenn ich antworten dürfte!

Der Hausvater. Antworte.

St. Albin. Sie erlauben es mir?

Der Hausvater. Ich befehle es dir.

St. Albin. Als Sie auf meiner Mutter beſtanden; als ſich die ganze Familie wider Sie empörte; als mein Großvater Sie ein undankbares Kind nennte, und Sie ihn in dem Innerſten ihrer Seele einen grauſamen Vater nennten: wer von ihnen beyden hatte Recht? Meine Mutter war tugendhaft und ſchön, wie Sophia; ſie war ohne Vermögen, wie Sophia; Sie liebten ſie, wie ich Sophien liebe. Litten Sie es, daß man ſie Ihnen raubte, mein Vater; und habe ich nicht auch ein Herz?

Der Hausvater. Ich wußte, wie ich mir helffen konnte, und deine Mutter war von Stande.

St. Albin. Wer weis, was Sophia iſt?

Der Hausvater. Einbildungen!

St. Albin. Sie wußten, wie Sie ſich helffen konnten? Liebe und Mangel werden mir ſchon auch Mittel an die Hand geben, wie ich mir helffen ſoll.

Der Hausvater. Betrachte das Unglück, das deiner wartet, und zittere!

St. Albin. Sie nicht beſitzen, iſt das einzige Unglück, wovor ich zittere.

Der Hausvater. Und der Verluſt meiner Zärtlichkeit? —

St. Albin. Ihre Zärtlichkeit werde ich wieder erlangen.

Der Hausvater. Wer hat dir das geſagt?

St. Albin. Sie werden Sophien weinen ſehen; ich werde ihre Knie umfaſſen; meine Kinder werden ihre unſchuldigen Hände gegen Sie ausſtrecken: und Sie werden ſie gewiß nicht von ſich ſtoſſen.

Der Hausvater. Er kennet mich nur allzuwohl! —

(Nach einer kleinen Pauſe, ſagt er in dem ſtrengſten Tone, und mit der härteſten Art:)

Mein Sohn, ich ſehe, daß ich dir umſonſt zurede; daß die Vernunft nichts mehr bey dir gilt; und daß mir einzig das Mittel übrig bleibt, deſſen ich mich nie gern bedienen wollte. Nun muß ich es brauchen; denn du zwingſt mich dazu. Gieb dein Vorhaben auf. Ich will es, und ich befehle es dir bey aller der Gewalt, die ein Vater über ſeine Kinder hat.

St. Albin. (mit einer verbiſſenen Heftigkeit) Gewalt, Gewalt; weiter wiſſen ſie auch nichts.

Der Hausvater. Hüte dich!

St. Albin. (im hin und her gehen) So ſind ſie alle. Das iſt ihre Liebe gegen uns. Was könnten ſie mehr thun, wenn ſie unſere Feinde wären?

Der Hausvater. Was ſagſt du? Was murmelſt du?

St. Albin. (noch immer ſo) Sie dünken ſich weiſe, weil ſie andere Leidenſchaften haben, als wir.

Der Hausvater. Schweig.

St. Albin. Sie geben uns das Leben, um nach ihrem Gutbefinden, damit zu ſchalten.

Der Hausvater. Schweig.

St. Albin. Sie erfüllen es mit dem bitterſten Verdruſſe. Und wie ſollten ſie unſere Schmerzen rühren? Sie haben ſich daran gewöhnt.

Der Hausvater. Du vergißt, wer ich bin, und mit wem du ſprichſt. Schweig, oder du wirſt den ſchrecklichſten Zorn auf dich ziehen, deſſen ein Vater fähig iſt.

St. Albin. Ein Vater! Ein Vater! Es giebt keine Väter. — Es giebt nichts als Tyrannen.

Der Hausvater. O Himmel!

St. Albin. Ja, nichts als Tyrannen.

Der Hausvater. Gehe mir aus den Augen, undankbares, ungerathenes Kind! Ich gebe dir meinen Fluch. Fort! fliehe mich!

(Der Sohn gehet fort. Kaum aber hat er einige Schritte gethan, als ihm ſein Vater nachläuft und ſagt:)
Wo willſt du hin, Unglücklicher?

St. Albin. Mein Vater.

Der Hausvater. (wirft ſich in einen Lehnſtuhl und ſein Sohn fällt ihm zu Füſſen.) Ich, dein Vater? Du, mein Sohn? Du geheſt mir nichts mehr an. Du biſt mir niemals etwas angegangen. Du vergifteſt mein Leben. Du wünſcheſt meinen Tod. Ah, warum hat er ſo lange verweilet? Warum liege ich nicht ſchon längſt an der Seite deiner Mutter? Sie iſt dahin; und meine unglücklichen Tage wurden verlängert!

St. Albin. Mein Vater.

Der Hausvater. Entferne dich. Verbirg mir deine Thränen. Du zerreiſſeſt mein Herz, und doch kann ich dich nicht daraus vertreiben.

Siebender Auftritt.

Der Hausvater. St. Albin. Der Commthur.

(Der Commthur tritt herein. St. Albin, der ſeinem Vater zu Füſſen lag, ſtehet auf, und der Hausvater bleibt in ſeinem Lehnſtuhle, den Kopf auf die Hand geſtützet, in einer äuſſerſt betrübten Stellung.)

Der Commthur. (zeiget ihn dem St. Albin, der, ohne zu hören, auf und nieder geht) Da! da ſiehe! Siehe, in welchen Zuſtand du ihn ſetzeſt. Ich habe es ihm prophezeyt, daß du ihn für Leid in die Grube bringen würdeſt; und du machſt meine Prophezeyung wahr.

(Indem der Commthur ſpricht, ſtehet der Hausvater auf und gehet fort. St. Albin macht ſich gefaßt, ihm zu folgen.)

Der Hausvater (indem er ſich gegen ſeinen Sohn umkehret:) Wo willſt du hin? Höre deinen Vetter. Ich befehle es dir.

Achter Auftritt.

St. Albin. Der Commthur.

St. Albin. Reden Sie alſo nur, mein Herr; ich höre — Wenn es ein Unglück iſt, zu lieben;

nun ſo iſt das Unglück geſchehen, und ich kann nicht helfen. — Wenn man mir ſie verweigert, ſo lehre man mich ſie erſt vergeſſen. — Sie vergeſſen! Wen? Sie? Ich? Ich könnte, ich wollte ſie vergeſſen? Der Fluch meines Vaters werde an mir erfüllt, wenn ich mir es jemals einkommen laſſe.

Der Commthur. Was verlangt man denn nun von dir? Eine Kreatur fahren zu laſſen, um die du dich kaum im Vorbeygehen hätteſt bekümmern ſollen; die ohne Vermögen, ohne Aeltern, ohne allen Anhang iſt; eine Kreatur, die ich weis nicht woher iſt, ich weis nicht wem angehört, und lebt, ich weis nicht wie. Es giebt dergleichen Mädchen. Es giebt auch Narren, die ſich ihretwegen ruiniren; aber ſie heyrathen! ſie heyrathen!

St. Albin (heftig) Herr Commthur!

Der Commthur. Sie gefällt dir? Nun gut, ſo behalte ſie. Obs die iſt, oder eine andere, das gilt mir gleich viel. Nur laß uns zu ſeiner Zeit das Ende von dieſem Handel hoffen.

(St. Albin will fortgehen.)

Wo willſt du hin?

St. Albin. Fort.

Der Commthur. (hält ihn) Haſt du vergeſſen, daß ich im Namen deines Vaters mit dir rede?

St. Albin. Nun gut, mein Herr, reden Sie nur. Peinigen Sie mich immer; bringen Sie mich nur immer zur Verzweiflung. Ich habe weiter nichts zu antworten, als das: Sophia ſoll doch meine Frau werden.

Der Commthur. Deine Frau?

St. Albin. Ja, meine Frau.

Der Commthur. So ein nichtswürdiges Mädchen!

St. Albin. Die mich alles verachten gelehret hat, was Sie zu Ihrer Schande feſſelt.

Der Commthur. Haſt du keine Scham?

St. Albin. Scham?

Der Commthur. Du, der Sohn des Herrn d'Orbeſſon, der Neffe des Commthurs d'Aulnoi!

St. Albin, Ich, des Herrn d'Orbeſſon Sohn! Ich, Ihr Neffe!

Der Commthur. Das ſind die Früchte der bewunderungswürdigen Erziehung, auf die dein Vater ſo ſtolz war! Da ſehe einer nun, das Muſter aller jungen Leute bey Hofe und in der Stadt! — Aber du denkſt vielleicht, du biſt reich?

St. Albin. Nein.

Der Commthur. Weißt du, wie viel du von deiner Mutter haſt?

St. Albin. Ich habe daran niemals gedacht, und ich mag es auch gar nicht wiſſen.

Der Commthur. Höre nur. Sie war von ſechs Kindern, die wir zuſammen waren, die jüngſte, und das noch dazu in einer Provinz, wo man den Mädchen nichts mitgiebt. Dein Vater, der nicht viel klüger war als du, vernarrte ſich in ſie, und nahm ſie. Tauſend Thaler Renten, wovon die Hälfte deiner Schweſter gehört, das macht für jeden fünf hundert; und das iſt alles, was du haſt!

St. Albin. Wie? Ich habe jährlich fünf hundert Thaler?

Der Commthur. So lange als es währet.

St. Albin. Ah Sophia, ſie ſollen nicht mehr unter dem Dache wohnen dürfen! Das Elend ſoll Ihnen nichts mehr anhaben! Ich habe jährlich fünfhundert Thaler.

Der Commthur. Aber du haſt einmal von deinem Vater jährlich mehr als ſo viel Tauſende, und von mir noch einmal ſo viel zu erwarten. St. Albin, man begeht wohl Thorheiten, aber ſo theure Thorheiten zu begehen!

St. Albin. Was hilft mir der Reichthum, wenn ich die nicht beſitze, mit der ich ihn zu theilen wünſchte?

Der Commthur. Du biſt raſend!

St. Albin. Ich weis wohl. So nennt man die, welche eine junge, tugendhafte, ſchöne Frau allem vorziehen; und ich mache mir eine Ehre daraus, an der Spitze dieſer Raſenden zu ſtehen.

Der Commthur. Du renneſt in dein Unglück!

St. Albin. Ich aß Brod, und trank Waſſer an ihrer Seite; und ich war glücklich.

Der Commthur. Du renneſt in dein Unglück!

St. Albin. Und ich habe jährlich fünf hundert Thaler?

Der Commthur. Was willſt du denn damit machen?

St. Albin. Dafür will ich ſie einmiethen, kleiden, unterhalten; davon wollen wir leben.

Der Commthur. Wie Bettler.

St. Albin. Mags doch.

Der Commthur. Da wird es noch Vater, Mutter, Brüder, Schweſtern geben, und die willſt du alle mit heyrathen?

St. Albin. Ich bin es feſt entſchloſſen.

Der Commthur. Und wenn endlich gar Kinder kommen?

St. Albin. Alsdenn will ich mich an mitleidige Seelen wenden. Man wird mich ſehen. Man wird die Genoßin meines Unglücks ſehen. Ich werde meinen Namen ſagen, und werde Hülfe finden.

Der Commthur. Du kenneſt die Menſchen gut.

St. Albin. Sie halten ſie für böſe.

Der Commthur. Und habe wohl groß Unrecht?

St. Albin. Recht oder Unrecht; zwey Dinge werden mir noch immer übrig bleiben, mit welchen ich der ganzen Welt trozen kann; die Liebe, die alles zu unternehmen, und der Stolz, der alles zu ertragen weis. — Nur daher kömmt es, daß man ſo viele Klagen in der Welt höret, weil der Arme nicht Muth genug hat, und der Reiche — keine Menſchlichkeit kennet.

Der Commthur. Ich höre wohl. — Nun gut, nimm ſie, deine Sophia. Tritt den Willen deines Vaters, tritt die Geſetze des Wohlſtandes, tritt alles, was dein Stand von dir fodert, mit Füſſen. Ruinire dich; wirf dich weg; welze dich im Kothe: ich will mich nicht weiter widerſetzen. Du wirſt allen Kindern zum Beyſpiel dienen, die vor der Stimme der Vernunft ihre Ohren verſtopfen, ſich in ſchimpfliche Verbindungen einlaſſen, ihre Aeltern betrüben, und ihrem Namen einen Schandfleck anhängen. Du ſollſt ſie haben deine Sophia, weil du ſie mit aller Gewalt haben willſt; aber keinen Biſſen Brod ſollſt du ihr zu geben haben, keinen Biſſen Brod deinen Kindern, die alsdenn meine Thüre belagern werden —

St. Albin. Dafür fürchten Sie ſich auch nur.

Der Commthur. Bin ich nicht recht zu beklagen? — Seit vierzig Jahren habe ich mir alles abgedarbt. Ich hätte mich verheyrathen können, und ich habe mir es ſo gut nicht werden laſſen. Ich habe die Meinigen hintangeſetzt, und habe mich einzig an dieſe Undankbaren gehalten. Das iſt der Dank dafür! — Was wird die Welt nun ſagen? — O, ich werde mich vor keinem Menſchen dürfen ſehen laſſen. Oder wenn ich mich werde wo ſehen laſſen, und jemand fragt: wer iſt das alte Gnadenkreutz, das ſo verdrüßlich ausſieht? ſo wird man ganz ſachte antworten: es iſt der Commthur d'Aulnoy, der Vetter von dem jungen Narren, der da die geheyrathet hat. — So? — Und denn wird man ſich was ins Ohr ſagen. Man wird mich anſehen. Scham und Verdruß werden ſich meiner bemeiſtern. Ich werde aufſtehen. Ich werde meinen Stock nehmen, und mich davon machen. — Nein, ich wollte mein ganzes Vermögen drum geben, wenn dir vor St. Philipp, als du da die Wälle herankrochſt, ein braver Engländer das Bajonnet in die Rippen geſtoſſen hätte, daß du in den Graben herunter geſtürzt, und da mit andern begraben worden wäreſt. So würde man doch wenigſtens ſagen: es iſt Schade; es war ein guter Menſch. Und ich würde bey dem König, zur Ausſtattung deiner Schweſter, um eine Gnade anſuchen dürfen — Nein, eine ſolche Heyrath iſt in einer Familie nicht erhört.

St. Albin. So wird es die erſte ſeyn.

Der Commthur. Und ich lieſſe es geſchehen?

St. Albin. Wenn Sie ſo gut ſeyn wollen.

Der Commthur. Das glaubſt du?

St. Albin. Ganz gewiß.

Der Commthur. Nun gut. Das wollen wir ſehen.

St. Albin. Es iſt da nichts mehr zu ſehen.

Neunter Auftritt.

Saint Albin. Sophia. Fr. Hebert.

(Indem St. Albin ſo fortfährt, als ob er allein wäre, treten Sophia und ihre Alte herein, und reden zwiſchen den Intervallen, die St. Albin in ſeinem Monolog macht.)

St. Albin. Nein, es iſt da nichts mehr zu ſehen. — Sie haben ſich wider mich verſchworen. — Ich merke es —

Sophia. (in einem ſanften und kläglichen Tone) Man will es. — Komm Sie, meine liebe —

St. Albin. Es iſt das erſtemal, daß mein Vater mit dieſem grauſamen Vetter einerley Sinnes iſt.

Sophia. (ſeufzend) Ah, welcher Augenblick.

Fr. Hebert. Es iſt wahr, mein Kind.

Sophia. Mein Herz iſt voll Angſt.

St. Albin. Ich muß keine Zeit verlieren. Ich muß zu ihr hin.

Sophia. Da iſt er, meine liebe. Da iſt er.

St. Albin. Ja, Sophia, ja, ich bin es. Ich bin Sergi.

Sophia. Nein, Sie ſind Sergi nicht. — (Sie wendet ſich gegen Frau Hebert) Wie unglücklich bin ich! Wer doch todt wäre! Ach, meine liebe! Wozu habe ich mich verſtanden! Was wird er von mir hören! Was wird aus ihm werden! — Habe Sie Mitleiden mit mir. Sage Sie ihm, ſtatt meiner —

St. Albin. Fürchten Sie nichts, Sophia. Sergi liebte Sie; Saint Albin betet ſie an; und Sie ſehen den aufrichtigſten Mann, den zärtlichſten Liebhaber in ihm.

Sophia. (ſeufzet tief) Ach!

St. Albin. Glauben Sie, daß Sergi ohne Sie nicht leben kann; nicht leben kann ohne Sie.

Sophia. Ich glaube es; aber wozu hilft das?

St. Albin. Sagen Sie ein Wort.

Sophia. Was für ein Wort?

St. Albin. Daß Sie mich lieben. Lieben Sie mich, Sophia?

Sophia. (mit einem tiefen Seufzer) Ah, wenn ich Sie nicht liebte!

St. Albin. So geben Sie mir ihre Hand. So empfangen Sie die meinige, und zugleich den Schwur, den ich hier vor den Augen des Himmels und vor dieser rechtſchaffenen Frau thue, die uns an Mutter ſtatt geweſen iſt, daß ich nie einer andern, daß ich der ihrige ſeyn will.

Sophia. Ah! Sie wiſſen wohl, daß ein tugendhaftes Mädchen dergleichen Schwur nur vor dem Altare thut und annimmt. — Und dahin werden Sie mich nicht führen. — Ach Sergi! Jzt empfinde ich es, welche eine Kluft zwiſchen uns iſt.

St. Albin. (heftig) Sophia, und auch Sie?

Sophia. Ueberlaſſen Sie mich meinem Schickſale, und ſchenken Sie einem Vater, der Sie liebt, die Ruhe wieder.

St. Albin. Sie ſind es nicht, die das ſagt. Das ſagt Er. Daran erkenne ich ihn, den harten und grauſamen Mann.

Sophia. Das iſt er nicht. Er liebt Sie.

St. Albin. Er hat mich verflucht. Er hat mich von ſich gejagt. Das fehlte nur noch, daß er ſich auch Ihrer bediente, mir das Leben zu nehmen.

Sophia. Leben Sie, Sergi!

St. Albin. So ſchwören Sie, daß Sie die meinige, ihm zum Trotze, ſeyn wollen.

Sophia. Ich Sergi? Ich ſollte einem Vater ſeinen Sohn rauben? — Ich ſollte in eine Familie treten, die mich verwirft?

St. Albin. Und was geht Ihnen mein Vater, mein Vetter, meine Schweſter, was geht Ihnen meine ganze Familie an, wenn Sie mich lieben?

Sophia. Sie haben eine Schweſter?

St. Albin. Ja, Sophia.

Sophia. Wie glücklich iſt ſie!

St. Albin. Sie bringen mich zur Verzweiflung!

Sophia. Ich gehorche Ihren Anverwandten. Der Himmel ſchenke Ihnen einſt eine Gattin, die Ihrer würdig iſt, und Sie eben ſo ſehr liebt, als Sophia.

St. Albin. Und das wünſchen Sie?

Sophia. Ich muß es.

St. Albin. Wehe dem, der Sie gekannt hat, und ohne Sie glücklich ſeyn kann!

Sophia. Sie werden es ſeyn. Sie werden alle des Segens theilhaſt werden, welcher den Kindern verſprochen iſt, die den Willen ihrer Aeltern verehren. Und ich, ich werde den Segen ihres Vaters davontragen. Ich werde allein zu meinem Elende zurückkehren, und Sie werden an mich denken.

St. Albin. Ich werde vor Gram ſterben: und das werden Sie gewollt haben. — (Indem er ſie traurig anſieht) Sophia —

Sophia. Ich fühle es, wie viel Pein ich Ihnen verurſache.

St. Albin. (der ſie noch immer anſiehet) Sophia — —

Sophia (zur Fr. Hebert ſchluchzend.) O meine liebe, wie weh thun mir ſeine Thränen! — Sergi, drücken Sie meine ſchwache Seele nicht ſo nieder. — Ich habe an meiner Marter gnug. — (Sie bedeckt ſich die Augen mit ihren Händen.) Leben Sie wohl, Sergi.

St. Albin. Sie verlaſſen mich?

Sophia. Ich werde es nicht vergeſſen, was Sie für mich gethan haben. Sie haben mich wahrhaft geliebt. Und das haben Sie bewieſen, nicht dadurch, daß Sie ſich von Ihrem Stande herablieſſen; ſondern dadurch, daß Sie gegen mein Unglück und meine Dürftigkeit Achtung trugen. Ich werde oft an den Ort gedenken, wo ich Sie habe kennen lernen. — Ah, Sergi! —

St. Albin. Sie wollen meinen Tod.

Sophia. Ich nur, ich bin zu beklagen.

St. Albin. Sophia, wo wollen Sie hin?

Sophia. Mich meinem Schickſale unterziehen, Noth und Trübſal mit meinen Schweſtern theilen, und meinen Kummer vor meiner Mutter ausſchütten. Ich bin die jüngſte von ihren Kindern. Sie liebt mich. Ich will ihr alles ſagen, und Sie wird mich tröſten.

St. Albin. Sie lieben mich, und wollen mich verlaſſen?

Sophia. Warum habe ich Sie kennen lernen! — Ah! — (ſie entfernt ſich)

St. Albin. Nein, nein. — Ich kann nicht. — Halte Sie ſie, Frau Hebert. — Habe Sie Mitleiden mit uns.

Fr. Hebert. Armer Sergi!

St. Albin. (zu Sophien) Nein, Sie dürfen nicht fort. — Ich gehe — Ich folge Ihnen. — Verziehen Sie, Sophia. — Ich will Sie nicht bey mir, nicht bey Ihnen beſchwören. — Sie haben mein und ihr Unglück beſchloſſen. — Ich beſchwöre Sie bey dieſen grauſamen Anverwandten. — Wenn ich Sie verliere; ſo werde ich jene weder ſehen noch hören können; ſie werden mir unerträglich ſeyn. — Wollen Sie, daß ich ſie haſſen ſoll?

Sophia. Lieben Sie Ihre Anverwandten. Gehorchen Sie ihnen. Vergeſſen Sie mich.

St. Albin. (hat ſich ihr zu Füſſen geworffen, ruft, und hält ſie an den Kleidern zurück.) Sophia, hören Sie. — Sie kennen den Saint Albin nicht.

Sophia. (zur Frau Hebert, welche weinet) Komm Sie, meine liebe, komm Sie. Bringe Sie mich von hier weg.

St. Albin. (indem er aufſteht) Er iſt alles zu wagen im Stande. — Sie führen ihn zu ſeinem Verderben. — Ja, dahin führen Sie ihn.

(Er geht. Er beklagt ſich. Er verzweifelt. Er nennet dann und wann Sophiens Namen. Darauf ſtützt er ſich auf die Rücklehne eines Stuhls, und bedeckt ſich die Augen mit ſeinen Händen.)

Zehnter Auftritt.

St. Albin. Cäcilia. Germeuil.

(Indem er noch in dieſer Stellung iſt, treten Cäcilia und Germeuil herein.)

Germeuil. (bleibt zu hinterſt der Bühne ſtehen, betrachtet ſeinen Freund traurig und ſagt zu Cäcilien) Da iſt er, der Unglückliche! Er iſt ganz niedergeſchlagen, und weis nicht, daß in dieſem Augenblicke — Wie beklage ich ihn! — Mademoiſelle, reden Sie doch mit ihm.

Cäcilia. Saint Albin.

St. Albin (der ſie nicht ſiehet, der ſie aber kommen hört, ruft ihnen zu, ohne ſich nach ihnen umzuſehen) Wer ihr das auch ſeyd, geht nur wieder hin zu den Barbaren, die euch ſchicken! Fort von mir!

Cäcilia. Ich bin es, mein Bruder; es iſt Cäcilia, die deinen Kummer weis, und dir zu Hülfe kömmt.

St. Albin (noch immer in der nehmlichen Stellung.) Fort von mir!

Cäcilia. Wenn ich dich kränke, ſo will ich wieder gehen.

S. Albin. Du kränkeſt mich.

(Cäcilia gehet fort; ihr Bruder aber ruft ſie mit einer ſchwachen und ſchmerzlichen Stimme wieder zurück.)

Cäcilia!

Cäcilia (die ihrem Bruder wieder näher tritt.) Mein Bruder.

St. Albin (nimmt ſie bey der Hand, ohne ſonſt aus ſeiner Stellung zu kommen, oder ſie anzuſehen) Sie liebte mich. Man hat ſie mir geraubt. Sie fliehet mich.

Germeuil. (vor ſich ſelbſt) Das wolle der Himmel!

St. Albin. Ich habe alles verloren. — Ah!

Cäcilia. Doch bleibt dir noch eine Schweſter, ein Freund.

St. Albin. (richtet ſich geſchwind auf) Wo iſt Germeuil?

Cäcilia. Da iſt er.

St. Albin. (er gehet einen Augenblick ſtillſchweigend auf und nieder, und ſagt darauf:) Liebe Schweſter, laß uns—

Eilfter Auftritt.

St. Albin. Germeuil.

St. Albin (im auf und niedergehen und ruckweiſe) Ja. — Das einzige Mittel iſt mir übrig; — und ich bin: es entſchloſſen. — Germeuil, es hört uns doch niemand?

Germeuil. Was haben Sie mir zu ſagen?

St. Albin. Ich liebe Sophien, und ſie liebet mich. Sie lieben Cäcilien und Cäcilia liebet Sie.

Germeuil. Ich! Ihre Schweſter!

St. Albin. Sie, meine Schweſter. Aber die nehmliche Verfolgung, die ich izt ausſtehen muß, wartet auch auf Sie. Wenn Sie Muth haben, ſo laſſen Sie uns zuſammen davongehen; Sophia, Cäcilia, Sie und ich; laſſen Sie uns alle die fliehen, die uns hier umringen und tyranniſiren.

Germeuil. Was habe ich gehört? — Dieſer Antrag fehlte mir noch! — Was wollen Sie unternehmen? Und was rathen Sie mir? Soll ich ſo die Wohlthaten erwiedern, mit welchen mich ihr Vater ſeit meiner Geburt überhäuffet hat? Für ſeine Zärtlichkeit ſoll ich ſeine Seele mit Schmerz und Angſt erfüllen! Soll ihn, unter Verwünſchung des Tages, an welchem er mich aufnahm, in die Grube bringen?

St. Albin. Sie machen ſich ein Gewiſſen; wir wollen nicht weiter davon ſprechen.

Germeuil. Die That, die Sie mir vorſchlagen, und die That, welche Sie ſelbſt vorhaben, ſind zwey Verbrechen. — — (lebhaft) Laſſen Sie Ihr Vorhaben fahren, Saint Albin — Sie haben ſich Ihres Vaters Ungnade zugezogen, und ſie ſind auf dem Punkte, ſie zu verdienen; den Tadel der ganzen Welt auf ſich zu laden; ſich der Verfolgung der Geſetze bloß zu ſtellen; die, die Sie lieben, in Verzweiflung zu ſtürzen. — Wie viel Jammer bereiten Sie ihr! — In welche Verwirrung ſetzen Sie mich!

St. Albin. Wenn ich auf Ihre Hülfe nicht rechnen darf, ſo erſparen Sie mir Ihren Rath.

Germeuil. Sie rennen in Ihr Verderben.

St. Albin. Die Würfel liegen!

Germeuil. Sie machen auch mein Verderben; Sie machen auch meines. — Was ſoll ich Ihrem Vater ſagen, wenn er mir ſeinen Schmerz klagen wird? — Was Ihrem Oheim? Grauſamer Oheim! Noch grauſamerer Neffe! — Warum mußtet ihr mir beyde euern Anſchlag entdecken? — Sie wiſſen nicht — Was hatte ich auch hier zu thun? — Warum habe ich Sie ſehen wollen?

St. Albin. Leben Sie wohl, Germeuil. Umarmen Sie mich. Ich verlaſſe mich auf Ihre Verſchwiegenheit.

Germeuil. Wo lauffen Sie hin?

St. Albin. Mich des größten Gutes, das ich ſchätze, zu verſichern; und mich auf ewig von hier zu entfernen.

Zwölfter Auftritt.

Germenil allein.

Kann mir es das Schickſal noch näher legen? Er iſt entſchloſſen, ſeine Geliebte zu entführen, und weis nicht, daß ſein Oheim zu gleicher Zeit ſich Mühe giebt, ſie einſperren zu laſſen. Ich werde, Schlag auf Schlag, beyder Vertrauter und beyder Mitſchuldige. — In welcher Verlegenheit ſehe ich mich! Ich darf weder reden, noch ſchweigen; weder thun, noch nicht thun. — Gerathe ich in den Verdacht, dem Oheim behülflich geweſen zu ſeyn, ſo bin ich in den Augen des Neffen ein Verräther, und mache mir Schimpf bey ſeinem Vater. — Wenn ich mich dieſem noch vertrauen dürfte! — Aber ſie verlaſſen ſich beyde auf meine Verſchwiegenheit. — Ich kann, ich darf mein Wort nicht brechen. — Und das hat der Commthur wohl vorausgeſehen, als er ſich wegen Vollziehung des ungerechten Befehls, um den er anhält, an mich wandte, an mich, den er ſo ſehr verabſcheuet. — Indem er mir ſein Vermögen und ſeine Nichte anbietet; zwey Lockſpeiſen, denen man, wie er glaubt, unmöglich widerſtehen kann: iſt ſeine eigentliche Abſicht, mich in einen

Handel zu verwickeln, der mir zum Verderben gereichen könne. — Er hält es auch ſchon für ſo gut als geſchehen, und wünſchet ſich Glück dazu. — — Kömmt ihm hingegen ſein Neffe zuvor, ſo lauffe ich auf einer andern Seite Gefahr. Er wird glauben, ich habe ihn zum beſten gehabt; er wird raſend werden; er wird losbrechen. — Aber Cäcilia weis alles; ſie kennet meine Unſchuld. — Und doch — was wird ihr Zeugniß gegen das Geſchrey einer ganzen wider mich aufgebrachten Familie vermögen? — Man wird nur dieſe hören, und ich werde dennoch der Gehülfe einer Entführung heiſſen müſſen. — In welche Verwirrung haben ſie mich geſtürzt, der Neffe aus Unbeſonnenheit, und der Oheim aus Bosheit! — Und du, arme Unſchuldige, deren ſich niemand annehmen will, wer wird dich vor zwey der heftigſten Menſchen retten, die deinen Untergang beyde beſchloſſen haben? — Der eine wartet auf mich, die letzte Hand daran zu legen; der andere läuft darauf los; und ich habe nur einen Augenblick — Aber warum verliere ich ihn noch? — Vor allen Dingen muß ich mich des Befehls zur Haft bemächtigen. — Und dann — Ich muß ſehen. —

Ende des zweyten Aufzuges.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Germeuil. Cäcilia.

Germeuil (in einem bittenden Tone) Mademoiſell.

Cäcilia. Laſſen Sie mich.

Germeuil. Mademoiſell.

Cäcilia. Was wagen Sie von mir zu verlangen? Ich ſollte meines Bruders Liebſte bey mir aufnehmen? Bey mir! In meinem Zimmer! In dem Hauſe meines Vaters! Laſſen Sie mich, ſage ich! ich mag Sie gar nicht hören.

Germeuil. Es iſt der einzige Zufluchtsort, der ihr übrig iſt; der einzige, der ihr nicht nachtheilig ſeyn kann.

Cäcilia. Nein, nein, nein.

Germeuil. Ich verlange es nur auf einen Augenblick; damit ich mich wieder beſinnen und ſehen kann, wo ich bin.

Cäcilia. Nein, nein. — Eine Unbekannte!

Germeuil. Eine Unglückliche, mit der Sie gewiß Mitleiden haben müßten, wenn Sie ſie ſehen ſollten.

Cäcilia. Was würde mein Vater ſagen?

Germeuil. Verehre ich ihn weniger als Sie? Sollte ich mich weniger fürchten, ihn zu beleidigen.

Cäcilia. Und der Commthur?

Germeuil. Das iſt ein Mann ohne Grundſätze.

Cäcilia. Er hat deren wohl, wie alle ſeines Gleichen, ſobald es aufs Anklagen und aufs Verſchwärzen ankömmt.

Germeuil. Er wird ſagen, daß ich ihn zum beſten gehabt habe; oder ihr Bruder muß glauben, daß ich ihn verrathen habe. Ich werde mich in Ewigkeit nicht rechtfertigen können. — Zwar, was iſt Ihnen daran gelegen?

Cäcilia. Sie ſind an allem meinen Jammer Schuld.

Germeuil. Es iſt Ihr Bruder; es iſt Ihr Oheim, die ich Sie, bey dieſem ſchweren Vorfalle, zu betrachten bitte; erſparen Sie, dem einen ſowohl als dem andern, eine ſchändliche That.

Cäcilia. Meines Bruders Liebſte! Eine Unbekannte! — Nein, mein Herr; mein Herz ſagt mir, daß das Unrecht iſt, und es hat mich noch nie betrogen. Reden Sie mir nicht mehr davon. Ich fürchte, man hört uns —

Germeuil. Fürchten Sie nichts. Ihr Vater hängt ganz ſeiner Betrübniß nach. Der Commthur und ihr Bruder ſind auf ihre Unternehmungen aus. Die Bedienten ſind bey Seite geſchaft. Ich habe ihre Weigerung vorhergeſehen.

Cäcilia. Was haben Sie gethan?

Germeuil. Der Augenblick ſchien mir geneigt, und ich habe ſie hergebracht. Sie iſt da. Hier kömmt ſie. Schicken Sie ſie wieder fort, Mademoiſelle.

Cäcilia. Germeuil, was haben Sie gethan?

Zweyter Auftritt.

Germeuil. Cäcilia. Sophia. Jungfer Clairet.

(Sophia tritt als eine Perſon auf, die nicht recht bey ſich iſt. Sie ſieht nicht. Sie hört nicht. Sie weis nicht, wo ſie iſt. Cäcilia iſt ihrer Seits in der äuſſerſten Unruhe.)

Sophia. Ich weis nicht, wo ich bin; — wohin ich gehe. — Mich dünkt, ich tappe im Finſtern. — Werde ich niemanden antreffen, der mich leite? — O Himmel, verlaß mich nicht!

Germeuil (ruft ſie.) Mademoiſelle, Mademoiſelle.

Sophia. Wer ruft mich?

Germeuil. Ich bin es, Mademoiſelle, ich bin es.

Sophia. Wer ſind Sie? Wo ſind Sie? Helfen Sie mir, wer Sie auch ſind. Retten Sie mich —

Germeuil (geht und nimmt ſie bey der Hand und ſagt zu ihr:) Kommen Sie — mein Kind. — Hier durch. —

Sophia. (thut einige Schritte und ſinkt auf ihre Kniee) Ich kann nicht. — Meine Kraft verläßt mich. — Ich ſinke. —

Cäcilia. O Himmel! (zu Germeuil) Ruffen Sie doch um Hülfe! — Nein, ruffen Sie nicht!

Sophia (mit verſchloſſenen Augen, und als in einer wahnſinnigen Ohnmacht) Die Grauſamen! — Was habe ich Ihnen gethan? (Sie ſiehet ſich ſchüchtern und erſchrocken um)

Germeuil. Faſſen Sie ſich. Ich bin Saint Albins Freund, und Mademoiſelle iſt ſeine Schweſter.

Sophia. (nachdem ſie einen Augenblick ſtille geſchwiegen) Mademoiſelle, was ſoll ich Ihnen ſagen? Sie ſehen meinen Jammer. Er überſteigt meine Kräfte. — Ich liege zu Ihren Füſſen; und ich muß da ſterben, oder Ihnen alles zu danken haben. — Ich bin eine Unglückliche, die Zuflucht ſucht. —

Vor Ihrem Oheim, vor Ihrem Bruder fliehe ich. — Vor Ihrem Oheime, den ich nicht kenne; den ich niemals beleidiget habe; vor Ihrem Bruder — Ah, von ihm hätte ich mein Leiden am wenigſten erwartet! Was wird aus mir werden, wenn Sie mich verlaſſen? — Sie werden ihre Anſchläge gegen mich ausführen. Stehen Sie mir bey. Retten Sie mich — Retten Sie mich vor ihnen. Retten Sie mich vor mir ſelbſt. — Sie wiſſen nicht, was ſo eine wagen kann, die ſich vor der Schande fürchtet, und die man in die Nothwendigkeit ſetzt, das Leben zu haſſen. — Ich habe mein Unglück nicht geſucht; ich habe mir nichts vorzuwerfen. — Ich arbeitete; ich hatte Brod, und ich lebte ruhig. — Die Tage des Schmerzes ſind gekommen. Es ſind die Ihrigen, die ſie über mich gebracht haben; und ich werde Zeit Lebens weinen müſſen, weil ſie mich gekannt haben.

Cäcilia. Wie ſchmerzt Sie mich! — O wie boshaft müſſen die ſeyn, die ſie plagen können!

(Hier tritt in dem Herzen der Cäcilia das Mitleiden an die Stelle der Unruhe. Sie neigt ſich, neben Sophien, über die Lehne eines Stuhls, und dieſe fährt fort.)

Sophia. Ich habe eine Mutter, die mich liebt. — Wie werde ich wieder vor ihr erſcheinen? — Mademoiſelle, erhalten Sie einer Mutter ihre Tochter; ich beſchwöre Sie bey der Ihrigen, wenn Sie noch eine haben. — Als ich ſie verließ, ſagte Sie: Engel des Himmels, nehmt dieſes Kind unter euern Schutz und begleitet es! — Wenn Sie Ihr Herz vor dem Mitleiden verſchlieſſen, ſo hat der Himmel ihr Gebet nicht erhöret, und ſie wird vor Gram ſterben. — Reichen Sie einer Unterdrückten die Hand, und ſie wird Sie Zeit ihres Lebens ſegnen. — Ich vermag nichts, aber es iſt ein Weſen, welches alles vermag, und bey welchem die Werke der Erbarmung nicht verloren ſind. — Mademoiſelle.

(Cäcilia nähert ſich ihr, und reichet ihr die Hände.)

Cäcilia. Stehen Sie auf — —

Germeuil. (zu Cäcilien) Ihre Augen ſchwimmen in Thränen. Die Unglückliche hat Sie gerühret.

Cäcilia. (zu Germeuil) Was haben Sie gethan!

Sophia. Gott ſey gelobet, es ſind nicht alle Herzen verhärtet!

Cäcilia. Ich kannte mein Herz. Ich wollte Sie darum weder ſehen noch hören — Liebenswürdiges und unglückliches Kind, wie heiſſen Sie?

Sophia. Sophia.

Cäcilia. (umarmt ſie) Kommen Sie, Sophia.

(Germeuil wirft ſich Cäcilien zu Füſſen, ergreift ihre Hand, und küſſet ſie, aber ohne etwas zu ſagen.)

Cäcilia. Was wollen Sie noch von mir? Thue ich nicht alles, was Sie verlangen?

(Cäcilia gehet mit Sophien zu hinterſt des Saales, und übergiebt ſie da ihrer Kammerfrau.)

Germenil. (indem er aufſtehet) Ich Unbeſonnener! — Was wollte ich ihr ſagen! —

Jgfr. Clairet. Ich verſtehe ſchon, Mademoiſelle. Verlaſſen Sie ſich auf mich.

Dritter Auftritt.

Germenil. Cäcilia.

Cäcilia (nachdem Sie einen Augenblick ſtille geſchwiegen, ärgerlich:) Dank ſey Ihnen, daß ich nunmehr der Gnade meiner Leute leben muß.

Germenil. Ich habe Sie nur um einen Augenblick gebeten, um einen gemäſſen Zufluchtsort für ſie ausfündig zu machen. Was für ein Verdienſt würde es ſeyn, gutes zu thun, wenn keine Ungemächlichkeiten dabey wären?

Cäcilia. Wie gefährlich ſind die Männer! Will man glücklich ſeyn, ſo kann man ſie nicht weit genug von ſich abhalten! — Mann, weg von mir! — Ich glaube gar, Sie gehen?

Germenil. Ich gehorche Ihnen.

Cäcilia. Vortrefflich! Nachdem Sie mich in die grauſamſten Umſtände geſetzt haben, fehlt nur noch dieſes, daß Sie mich auch darinn laſſen. Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie.

Germeuil. Wie unglücklich bin ich!

Cäcilia. Ich glaube gar, Sie beklagen ſich?

Germeuil. Ich kann nichts thun, was Ihnen nicht mißfiele.

Cäcilia. Sie machen mich ungeduldig — — Bedenken Sie, daß ich in einer Verwirrung bin, die mich an nichts wird denken laſſen. Ich werde mir in nichts zu helfen wiſſen. — Wie werde ich es wagen können, meine Augen gegen meinen Vater aufzuſchlagen? Wird er meine Unruhe gewahr, und er fragt mich: ſo kann ich unmöglich lügen. Wiſſen Sie wohl, daß einem Mann, wie der Commthur iſt, ein einziges unbedächtiges Wort, Licht geben kann? — Und mein Bruder? — Ich fürchte mich ſchon im voraus vor dem Anblicke ſeines Schmerzes. Was wird er anfangen, wenn er Sophien nicht findet? — Mein Herr, verlaſſen Sie mich ja keinen Augenblick, wenn Sie nicht alles entdeckt haben wollen. — Aber es kömmt jemand. Gehen Sie. — Bleiben Sie. — Nein, gehen Sie. — Himmel, in welchem Zuſtande befinde ich mich!

Vierter Auftritt.

Cäcilia. Der Commthur.

Der Commthur. (nach ſeiner Art) Biſt du ſo allein, Cäcilia?

Cäcilia. (mit heiſerer Stimme) Ja, lieber Herr Vetter. Das iſt ſo meine Art.

Der Commthur. Ich glaubte, der gute Freund wäre bey dir.

Cäcilia. Wer? der gute Freund?

Der Commthur. Je nu, Germeuil.

Cäcilia. Er ging eben fort.

Der Commthur. Was ſprachſt du mit ihm? Was ſagte er dir?

Cäcilia. Lauter unangenehme Dinge; wie ſeine Gewohnheit iſt.

Der Commthur. Ich kann mich in euch nicht finden. Ihr könnt euch keinen Augenblick vertragen. Das verdrießt mich. Er hat Verſtand, und Einſicht und Fähigkeiten; er weis zu leben, und ich mache recht ſehr viel aus ihm. Arm iſt er, das iſt wahr; aber er iſt doch von ſehr guter Familie. Gewiß, ich ſchätze ihn recht hoch, und ich habe ihm gerathen, auf dich zu denken.

Cäcilia. Auf mich zu denken? Was heißt das?

Der Commthur. Das verſteht ſich ja wohl. Du haſt doch nicht beſchloſſen, ewig Jungfer zu bleiben?

Cäcilia. Verzeihen Sie mir, mein Herr. Das iſt allerdings mein Wille.

Der Commthur. Cäcilia, ſoll ich offenherzig mit dir reden? Ich habe mich deines Bruders ganz und gar entſchlagen. Es iſt eine harte Seele, ein halsſtarriger Kopf; und itzt den Augenblick hat er mir auf eine ſo unwürdige Art begegnet, daß ich es ihm Zeit meines Lebens nicht vergeben werde — Er mag ihr nun nachlauffen, der Kreatur, die er ſich in den Kopf geſetzt hat, ſo lange als er will; ich will mich im geringſten nicht mehr darum härmen. — Man wird es endlich überdrüßig, ſo gut zu ſeyn. — Alle meine Zärtlichkeit ſchränket ſich nunmehr auf dich ein, mein liebes Mühmchen. — Wenn du ein wenig auf dein Glück, auf das Glück deines Vaters, und auf mein Glück bedacht wäreſt —

Cäcilia. Das ſollten Sie vorausſetzen.

Der Commthur. Aber du fragſt mich ja nicht, was du alsdenn thun müßteſt?

Cäcilia. Das werden Sie mir doch wohl ſagen.

Der Commthur. Du haſt Recht. Nun gut, ich meine, du ſollteſt dich ein wenig mehr zu Germeuilen halten. Du kannſt dir leicht vorſtellen, daß das eine Heyrath iſt, die dein Vater nicht anders als mit dem äuſſerſten Widerwillen billigen wird. Doch ich will mit ihm reden. Ich will die Hinderniſſe ſchon aus dem Wege räumen. Wenn du willſt, ſo nehme ich es auf mich.

Cäcilia. Sie rathen mir alſo, an einen Mann zu denken, den ſich mein Vater nicht gefallen laſſen könnte?

Der Commthur. Er iſt nicht reich. Das iſt der ganze Knoten. Aber ich habe dir ſchon geſagt, dein Bruder geht mich nichts mehr an, und ich verſpreche dir mein ganzes Vermögen. Das verdient doch noch wohl überlegt zu werden, Cäcilia?

Cäcilia. Wie? Ich ſollte meinen Bruder berauben?

Der Commthur. Was nennſt du berauben? Ich bin euch ja nichts ſchuldig. Mein Vermögen gehört mir; es iſt mir ſauer gnug geworden; und ich muß damit anfangen können, was ich will.

Cäcilia. Herr Vetter, ich will nicht unterſuchen, wie weit Anverwandte Herren ihres Vermögens ſind, und ob ſie es, ohne Ungerechtigkeit, geben können, wem ſie wollen. So viel aber weis ich, daß ich mich ſchämen müßte, Ihr Vermögen anzunehmen; und das iſt gnug für mich.

Der Commthur. Glaubſt du, daß Saint Albin für ſeine Schweſter eben das thun würde?

Cäcilia. Ich kenne meinen Bruder; und wenn er hier wäre, ſo würden wir ganz gewiß nur eine Sprache führen.

Der Commthur. Und was würdet ihr mir denn ſagen?

Cäcilia. Dringen Sie nicht in mich, Herr Commthur. Ich bin offenherzig.

Der Commthur. Deſto beſſer. Rede. Ich liebe die Offenherzigkeit. Du würdeſt alſo ſagen?

Cäcilia. Daß es eine unerhörte Unmenſchlichkeit iſt, arme, nothleidende Anverwandte in der Provinz zu haben, denen mein Vater, ohne ihr Wiſſen, unter die Arme greift, und denen Sie ein Vermögen entziehen wollen, das ihnen zukömmt, und das ſie ſo höchſt nöthig brauchen; daß weder ich noch mein Bruder Güter zu haben verlangen, die wir doch denjenigen wieder herausgeben müßten, welchen ſie die Geſetze der Natur und der Geſellſchaft beſtimmen.

Der Commthur. Nun gut, ſo ſoll ſie keines von euch haben. Ich will euch alle verlaſſen.

Ich will mich aus einem Hauſe fort machen, wo nicht ein Funcken geſunde Vernunft iſt; aus einem Hauſe, wo nichts über die Unverſchämtheit der Kinder geht, es wäre denn der Unverſtand des Hausherren. Ich will mein Leben genieſſen; ich will mich nicht mehr für Undankbare plagen.

Cäcilia. Sie werden recht wohl thun, lieber Herr Vetter.

Der Commthur. Ihr Beyfall, Mademoiſelle, iſt überflüßig. Ich rathe Ihnen nur, geben Sie auf ſich ſelbſt Acht. Ich weis gar wohl, was in ihrer Seele vorgehet; ich laſſe mich ihre Uneigennützigkeit nicht blenden, und ihre kleinen Geheimniſſe ſind nicht ſo verborgen, als Sie vielleicht glauben. Doch gnug; — ich weis was ich weis.

Fünfter Auftritt.

Cäcilia. Der Commthur. Der Hausvater. St. Albin.

(Der Hausvater tritt zuerſt herein. Sein Sohn folgt ihm.)

St. Albin. (heftig, äuſſerſt bekümmert, und auſſer ſich, ſowohl hier als in der ganzen Scene.) Sie ſind nicht mehr da. — Man weis nicht, wo ſie hingekommen ſind. — Sie ſind verſchwunden. —

Der Commthur. (bey Seite) Gut. Mein Befehl iſt vollzogen.

S. Albin. Mein Vater, hören Sie die Bitte eines verzweifelnden Sohnes. Schenken Sie ihm Sophien wieder. Er kann unmöglich ohne ſie leben. Sie machen alles, was um Sie iſt, glücklich. Soll ihr Sohn der einzige ſeyn, den Sie unglücklich gemacht hätten? — Sie iſt nicht mehr da. — Sie ſind verſchwunden. — Was ſoll ich anfangen? — Was wird aus mir werden?

Der Commthur. (bey Seite) Er iſt geſchwind geweſen.

St. Albin. Mein Vater.

Der Hausvater. Ich habe an ihrer Entfernung keinen Antheil. Ich habe dir es ſchon geſagt. Glaube mir.

(Nachdem er das geſagt, geht der Hausvater langſam auf und nieder, läßt den Kopf ſinken, und ſieht ärgerlich aus. St. Albin kehret ſich gegen die Vertiefung der Bühne und ruft:)

St. Albin. Sophia, wo ſind Sie? Wo ſind Sie hingekommen? — Ah! —

Cäcilia. (bey Seite) Das habe ich vorausgeſehen.

Der Commthur. (bey Seite) Nun die letzte Hand angelegt! Friſch!

(Zu ſeinem Neffen, in einem mitleidigen Tone)
Saint Albin!

St. Albin. Mein Herr, laſſen Sie mich. Es reuet mich nur allzuſehr, daß ich Sie angehöret habe. — Ich wollte ihr nachfolgen. — Ich hätte Sie erweicht. — Und ich habe ſie verloren.

Der Commthur. Saint Albin.

St. Albin. Laſſen Sie mich.

Der Commthur. Ich habe dir dieſen Schmerz verurſacht; und es thut mir leid.

St. Albin. Wie unglücklich bin ich!

Der Commthur. Germeuil ſagte mir es wohl. Aber wer konnte ſich immer und ewig einbilden, daß dir ein Mädchen, dergleichen es unzähliche giebt, ſo erſchrecklich nahe gehen würde?

St. Albin. (erſchrocken) Was ſagen ſie von Germeuil?

Der Commthur. Ich ſage — Nichts. —

St. Albin. So ſollte mir alles an Einem Tage entſtehen? So ſollte mir das Unglück, das mich verfolgt, auch meinen Freund genommen haben? — Heraus damit, Herr Commthur!

Der Commthur. Germeuil und ich — Ich darf dir es wirklich nicht geſtehen. — Du würdeſt es uns ewig nicht vergeben.

Der Hausvater. Was haben Sie gethan? Sollte es möglich ſeyn? — Herr Bruder, erklären Sie ſich.

Der Commthur. Cäcilia — Germeuil wird dir es wohl vertrauet haben. — Sage es für mich. —

St. Albin. (zum Commthur) Sie tödten mich.

Der Hausvater. (ernſthaft) Cäcilia, du entfärbſt dich?

St. Albin. Schweſter!

Der Hausvater (noch immer in dem ſtrengen Tone.) Cäcilia! — Doch nein, die That wäre gar zu ſchändlich. — Meine Tochter und Germeuil ſind ihrer nicht fähig.

St. Albin. Ich zittere. — Ich knirſche. — O Himmel, was drohet mir!

Der Hausvater. (mit allem möglichen Ernſte) Herr Commthur, ſage ich, erklären Sie ſich, und martern Sie mich nicht länger durch den Verdacht, den Sie über alles, was um mich iſt, verbreiten.

(Der Hausvater gehet auf und nieder; er iſt unwillig. Der heuchleriſche Commthur ſcheinet beſchämt, und ſchweigt. Cäcilia iſt niedergeſchlagen. St. Albin hat die Augen auf den Commthur, und erwartet ſeine fernere Erklärung mit Entſetzen.)

Der Hausvater. (zum Commthur) Sind Sie entſchloſſen, dieſes grauſame Stillſchweigen noch lange zu beobachten?

Der Commthur. (zu ſeiner Nichte) Weil du nicht reden willſt, ſo muß ich wohl reden. (Zu St. Albin) Deine Liebſte —

St. Albin. Sophia —

Der Commthur. Iſt eingeſperrt.

St. Albin. Groſſer Gott!

Der Commthur. Ich habe den Befehl zur Haft ausgewirkt. — Und Germeuil hat das Uebrige auf ſich genommen.

Der Hausvater. Germeuil!

St. Albin. Er!

Cäcilia. Glaube es doch nicht, lieber Bruder.

St. Albin. Sophia! — Und das that Germeuil!

(Er wirft ſich in einen Lehnſtuhl, mit allen Merkmahlen der Verzweiflung)

Der Hausvater. (zum Commthur) Und was hat Ihnen dieſe Unglückliche gethan, daß Sie ihr Elend noch mit dem Verluſte ihrer Ehre und ihrer Freyheit vermehren müſſen? Was hatten Sie für ein Recht über ſie?

Der Commthur. Sie iſt in keiner unehrlichen Verwahrung.

St. Albin. Ich ſehe ſie. — Ich ſehe ihre Thränen. Ich höre ihr Geſchrey; und ich ſterbe nicht. (zum Commthur) Barbar, ruffen Sie ihren nichtswürdigen Gehülfen. Kommen ſie beyde; erbarmen ſie ſich; tödten ſie mich! — Sophia! — Helfen Sie mir, mein Vater! Laſſen Sie mich nicht verzweifeln! (Er wirft ſich ſeinem Vater in die Arme)

Der Hausvater. Beruhige dich, Unglücklicher!

St. Albin (in den Armen ſeines Vaters, und in einem kläglichen und ſchmerzlichen Tone.) Germeuil! — Er! — Er!

Der Commthur. Er hat nichts gethan, als was ein jeder an ſeiner Stelle würde gethan haben.

St. Albin. (noch immer an dem Buſen ſeines Vaters, und in dem nehmlichen Tone) Er, der ſich meinen Freund nannte! Der Treuloſe!

Der Hausvater. Auf wen ſoll man ſich künftig verlaſſen!

Der Commthur. Er ging ſchwer daran; aber ich verſprach ihm mein Vermögen und meine Nichte.

Cäcilia. Mein Vater, Germeuil iſt weder niederträchtig noch treulos.

Der Hausvater. Was iſt er denn?

St. Albin. Sie müſſen ihn ſprechen, und Sie werden es erfahren. — Ah, der Verräther! Gedrückt von ihrem Zorne, durch dieſen unmenſchlichen Vetter erbittert, von Sophien verlaſſen, —

Der Hausvater. Nun?

St. Albin. Ging ich voller Verzweiflung, mich ihrer zu verſichern, und mit ihr an das äuſſerſte Ende der Welt zu fliehen. — Nein, ſo niederträchtig iſt nie einem Menſchen mitgeſpielet worden. — Er kömmt zu mir. — Ich eröffne ihm mein Herz. — Ich vertraue ihm meinen Anſchlag, als meinem Freunde. — Er tadelt mich. — Er räth mir es ab. — Er hält mich auf, und das alles um mich zu verrathen, mich zu Grunde zu richten. — — Es ſoll ihm das Leben koſten.

Sechſter Auftritt.

Der Hausvater. Der Commthur. Cäcilia. Saint Albin. Germeuil.

Cäcilia (die ihn zuerſt wahrnimmt, läuft ihm entgegen und ruft ihm zu:) Germeuil, wo wollen Sie hin?

St. Albin (gehet auf ihn los und ſchreyet wüthend) Verräther, wo iſt Sie? Gieb mir ſie wieder, und mache dich gefaßt, dein Leben zu vertheidigen.

Der Hausvater (läuft dem Saint Albin nach.) Mein Sohn.

Cäcilia. Mein Bruder — Halt! — Ich vergehe — —

(Sie fällt in einen Lehnſtuhl)

Der Commthur (zum Hausvater) Geht es ihr nun nichts an? Was ſagen Sie dazu?

Der Hausvater. Germeuil, gehen Sie fort.

Germeuil. Erlauben Sie, mein Herr, daß ich bleiben darf.

St. Albin. Was hat dir Sophia gethan? Was habe ich dir gethan, mich ſo zu verrathen?

Der Hausvater. (noch immer zu Germeuil) Sie haben eine häßliche That begangen.

St. Albin. Wenn dir meine Schweſter werth iſt; wenn du Sie haben wollteſt, war es nicht beſſer? — Ich ſchlug dir es ja vor. — Aber du wollteſt ſie nicht anders als durch einen niederträchtigen Streich beſitzen. — Du haſt dich betrogen, Nichtswürdiger. — Du kennſt weder Cäcilien, noch meinen Vater, noch dieſen Commthur, der dich erniedriget hat, und ſich nun an deiner Verwirrung weidet. — Du antworteſt nicht. — Du ſchweigeſt.

Germeuil (kalt und geſetzt) Ich höre Ihnen zu; und ich ſehe, daß man hier die Achtung in einem Augenblicke verlieren kann, die man zu verdienen ſein ganzes Leben hindurch bemüht geweſen iſt. Ich erwartete ganz etwas anders.

Der Hausvater. Vergröſſern Sie die Schuld Ihrer Treuloſigkeit nicht noch durch Falſchheit. Gehen Sie.

Germeuil. Ich bin weder falſch noch treulos.

St. Albin. Welche Frechheit!

Der Commthur. Guter Freund, es brauchts der Vorſtellung nicht mehr. Ich habe alles bekannt.

Germeuil. Ich verſtehe Sie, mein Herr. Es ſieht Ihnen ähnlich.

Der Commthur. Was willſt du damit? Ich habe dir mein Vermögen und meine Nichte verſprochen. Das iſt unſer Contract; und es bleibt dabey.

St. Albin. (zum Commthur) Wenigſtens habe ich Ihrer Bosheit ſo viel zu danken, daß ſie nunmehr keinen andern Mann bekommen kann, als mich.

Germeuil. (zum Commthur) Ich achte den Reichthum ſo hoch nicht, daß ich meine Ehre dafür aufopfern ſollte; und Ihre Nichte braucht nicht der Lohn einer Treuloſigkeit zu ſeyn. — Da iſt Ihr Befehl zur Verhaft.

Der Commthur. (nimmt ihn) Der Befehl zur Verhaft? Laß ſehen. Laß ſehen.

Germeuil. Er müßte in andern Händen ſeyn, wenn ich Gebrauch davon gemacht hätte.

St. Albin. Was habe ich gehört? Sophia iſt frey!

Germeuil. Saint Albin, der Schein betriegt. Laſſen Sie künftig einem ehrlichen Mann Gerechtigkeit wiederfahren. — Herr Commthur, ich bin Ihr Diener. (Er geht ab.)

Der Hausvater. (reuend) Ich habe mich in meinem Urtheile übereilet. Ich habe ihn beleidiget.

Der Commthur. (der wie verſteinert den Befehl anſiehet) Das iſt er. — Er hat mich angeführt.

Der Hausvater. Sie verdienen dieſe Demüthigung.

Der Commthur. Vortrefflich! Friſchen Sie ſie nur noch auf, ihre Schuldigkeit gegen mich aus den Augen zu ſetzen. Sie ſind von ſelbſt nicht geneigt genug dazu.

St. Albin. Sie mag ſeyn, wo ſie will, ihre Alte muß wieder zurückgekommen ſeyn. — Ich will gehen. Ich will ihre Alte ſprechen. Ich will mich entſchuldigen. Ich will ihre Kniee umfaſſen. Ich werde weinen; ich werde ſie erweichen, und hinter dieſes Geheimniß kommen. (Er gehet ab.)

Cäcilia. (die ihm nachfolgt) Mein Bruder!

St. Albin. Laß mich. Dir liegen andere Dinge am Herzen, als mir.

Siebender Auftritt.

Der Hausvater. Der Commthur.

Der Commthur. Sie haben es doch gehört?

Der Hausvater. Ja, Herr Bruder.

Der Commthur. Wiſſen Sie, wo er hingeht?

Der Hausvater. Ich weis es.

Der Commthur. Und Sie halten ihn nicht auf?

Der Hausvater. Nein.

Der Commthur. Und wenn er das Mädchen nun wieder findet!

Der Hausvater. Ich verlaſſe mich auf ſie. Sie iſt ein Kind; aber ſie hat das beſte Herz; und in ſolchen Umſtänden kann ſie mehr ausrichten, als ich und Sie.

Der Commthur. Vortrefflich ausgedacht!

Der Hausvater. Mein Sohn iſt izt nicht in der Verfaſſung, daß die Vernunft etwas bey ihm vermöchte.

Der Commthur. Und alſo mag er nur in ſein Verderben rennen? Ich möchte raſend werden. Sie ſind ein Hausvater? Sie?

Der Hausvater. Wollten Sie mich wohl lehren, wie ich es ſonſt machen müßte?

Der Commthur. Wie Sie es ſonſt machen müßten? Sie müſſen Herr in ihrem Hauſe ſeyn; als ſolchen müſſen Sie ſich vor allen Dingen zeigen; und dann, als Vater, wenn ſie es anders verdienen.

Der Hausvater. Und, wenn Sie erlauben wollen, wider wen ſoll ich denn verfahren?

Der Commthur. Wider wen! Eine ſchöne Frage! Wider alle. Wider den Germeuil, der ihren Sohn in ſeiner Ausſchweiffung beſtärkt, der gern ſo eine Kreatur in die Familie bringen möchte, damit er ſich ſelbſt den Eingang dazu eröffne, und den ich längſt aus meinem Hauſe gejagt hätte: Wider eine Tochter, die von Tage zu Tage frecher wird, die alle ſchuldige Achtung gegen mich aus den Augen ſetzt, die bald auch auf Sie nichts mehr geben wird, und die ich in ein Kloſter einſperren würde: Wider einen Sohn, der alle Empfindungen der Ehre verloren hat, der uns mit ſich zugleich lächerlich und verächtlich machen wird, und dem ich das Leben ſo ſauer machen wollte, daß es ihm gewiß nicht wieder einkommen ſollte, mir ungehorſam zu ſeyn: Wider die Alte, die ihn zu ſich gelockt hat: Wider die Junge, in die er ſich vernarrt hat, und mit denen ich bald hätte fertig werden wollen. Mit dieſen würde ich den Anfang gemacht haben; und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ſo würde ich mich ſchämen, daß ein andrer dieſen Einfall eher gehabt hätte, als ich. — Aber dazu brauchts Ernſt, und der fehlt uns.

Der Hausvater. Ich verſtehe Sie. Das iſt: ich ſoll einen Menſchen aus meinem Hauſe jagen, den ich aus ſeiner Wiege zu mir genommen habe, bey dem ich Vaterſtelle vertreten habe; einen Menſchen, der, ſo lange er ſich zu erinnern weis, an allem, was mich angegangen, Theil genommen hat, der ſeine beſten Jahre bey mir verloren hätte, der nicht wüßte, was er anfangen ſollte, wenn ich ihn verließ, dem meine Freundſchaft nothwendig höchſt nachtheilig ſeyn muß, wenn ſie ihm nicht nützlich wird: und das, unter dem Vorwande, als gäbe er meinem Sohne böſe Rathſchläge, deſſen Unternehmen er doch gemißbilliget hat; als hielt er es mit einer Kreatur, die er vielleicht niemals mit Augen geſehen hat; in der That aber, weil er das Werkzeug zu ihrem Verderben nicht hat ſeyn wollen.

Ich ſoll meine Tochter ins Kloſter ſperren; ich ſoll machen, daß man von ihrer Aufführung oder von ihrem Charakter böſes denken muß; ich ſelbſt ſoll ihren guten Namen ſchänden: und das, weil ſie dem Herrn Commthur manchmal gleiches mit gleichem vergolten hat; weil ſie, durch ſeine verdrießliche Gemüthsart aufgebracht, dann und wann, ihrem eignen Charakter zuwider, ein nicht gnugſam überlegtes Wort gegen ihn ausgeſtoſſen hat.

Ich ſoll mich bey meinem Sohne verhaßt machen; ich ſoll alle kindliche Empfindungen in ſeiner Seele erſticken; ich ſoll das Feuer ſeines ungeſtümen Charakters vollends anſchüren; ich ſoll ihn zu einem Schritte bringen; der ihn bey ſeinem erſten Eintritte in die Welt entehre: und das, weil er eine Unglückliche angetroffen hat, die ſchön und tugendhaft iſt; weil ſeine jugendliche Empfindlichkeit, die bey dem allen doch von einem guten Herzen zeugt, ſich mehr von ihr rühren laſſen, als mir lieb iſt.

Schämen Sie ſich Ihres Raths nicht? Sie ſollten meine Kinder bey mir vertreten, und Sie klagen

gen ſie an; Sie ſuchen ihre Fehler auf; Sie vergröſſern die, die ſie haben; und nichts würde Sie mehr verdrieſſen, als wenn Sie keine an ihnen fänden.

Der Commthur. Den Verdruß habe ich nun eben nicht oft.

Der Hausvater. Und dieſe Weibsperſonen, wider die Sie den Befehl zur Haft ausgewirkt haben?

Der Commthur. Das fehlte Ihnen noch, daß Sie auch dieſe vertheidigten. Gehen Sie doch, gehen Sie!

Der Hausvater. Ich habe Unrecht. Es giebt Dinge, die es eine Thorheit wäre, Ihnen beybringen zu wollen. Doch ſollte ich meynen, die Sache wäre mich nahe genug angegangen, daß Sie mir wohl ein Wort davon hätten ſagen können.

Der Commthur. Nicht doch, ich habe Unrecht; und Sie, Sie haben allezeit Recht.

Der Hausvater. Nein, Herr Commthur, Sie ſollen weder einen ungerechten und grauſamen Vater, noch einen undankbaren und böſen Mann aus mir machen. Ich will keine Gewaltthätigkeit begehen, weil ſie mir vortheilhaft ſeyn kann; ich will meine Hoffnungen darum nicht aufgeben, weil ſich Hinderniſſe eräugnen, die ſie weiter hinausſetzen; ich will keine Einöde aus meinem Hauſe machen, weil Dinge darinn vorgehen, die mir eben ſo ſehr miſſfallen, als Ihnen.

Der Commthur. Darüber hätten wir uns alſo erklärt. Recht auf, behalten Sie ihr liebes Töchterchen; lieben Sie ihren theuern Sohn recht ſehr; laſſen Sie die Kreaturen, die ihn in ihren Stricken haben, unbeunruhiget: Sie handeln daran viel zu weiblich, als daß man ſich Ihnen widerſetzen ſollte. Was aber ihren Germeuil anbelangt, ſo muß ich Ihnen nur ſagen, daß ich und Er nicht länger unter Einem Dache wohnen können. — Entweder, oder. Entweder er muß noch heute fort, oder ich ziehe morgen aus.

Der Hausvater. Herr Commthur, es ſtehet bey Ihnen.

Der Commthur. Das dachte ich. Es ſollte Ihnen wohl recht lieb ſeyn, wenn ich meiner Wege ginge; nicht wahr? Aber ich bleibe; ja, ich bleibe; und wenn es auch nur geſchähe, Ihnen Ihre Thorheiten unter die Naſe zu reiben, und Sie darüber beſchämt zu machen. Ich will doch gern ſehen, wie das ablauffen wird!

Ende des dritten Aufzuges.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Saint Albin allein.

(Er tritt wüthend herein)

Nun iſt alles klar. Der Verräther iſt entlarvt! Weh ihm! Weh ihm! Er iſt es, der Sophien weggebracht hat. Von meinen Händen ſoll er ſterben. (Er ruft) Philipp!

Zweyter Auftritt.

Saint Albin. Philipp.

Philipp. Mein Herr.

St. Albin (indem er ihm einen Brief giebt) Bringt das.

Philipp. An wen, mein Herr?

St. Albin. An Germeuil. — Habe ich ihn nur aus dem Hauſe! So ſtoſſe ich ihm den Degen durch die Bruſt, dringe ihm das Bekenntniß ſeines Verbrechens und das Geheimniß ihres Aufenthalts ab, und eile dahin, dorthin, überall hin, wo ich ſie wiederzufinden hoffen kann. — (Er wird Philippen gewahr, der ſtehen geblieben iſt.) Biſt du nicht fort? Noch nicht wieder da?

Philipp. Mein Herr —

St. Albin. Nun?

Philipp. Es ſteht doch nichts darinn, worüber Ihr Herr Vater ungehalten werden könnte?

St. Albin. Gleich geh!

Dritter Auftritt.

Saint Albin. Cäcilia.

St. Albin. Er, der mir alles zu danken hat? — Deſſen ich mich hundertmal gegen den Commthur angenommen habe! Dem ich — (Indem er ſeine Schweſter gewahr wird) Unglückliche, was für einem Menſchen haſt du dich ergeben!

Cäcilia. Was ſagſt du? Was willſt du? Du erſchreckſt mich, mein Bruder.

St. Albin. Der Treuloſe! der Verräther! — Sie iſt mit ihm gegangen, in der Zuverſicht, daß er ſie hierher führe. — Er hat deinen Namen gemißbraucht —

Cäcilia. Germeuil iſt unſchuldig.

St. Albin. Er hat beyde weinen ſehen, beyde ſchreyen ſchweren gehöret, und ſie doch trennen können! Der Barbar!

Cäcilia. Er iſt kein Barbar; er iſt dein Freund.

St. Albin. Mein Freund? — Ich wollte es. — Es kam nur auf ihn an, Glück und Unglück mit mir zu theilen; — ſo wäre Er und ich, du und Sophia —

Cäcilia. Was höre ich? — Du hätteſt ihm vorgeſchlagen? — Er, du, ich, deine Schweſter?

St. Albin. Was ſagte er mir nicht alles! Was ſtellte er mir nicht alles vor! Mit welcher Falſchheit —

Cäcilia. Germeuil iſt ein ehrlicher Mann; ja, Saint Albin, und das, was du ihm zur Laſt legeſt, überzeugt mich davon vollends.

St. Albin. Was unterſteheſt du dich zu ſagen? — Zittere! Zittere! — Ihn vertheidigen heißt meine Wuth verdoppeln. — Geh! Flieh mich!

Cäcilia. Nein, mein Bruder; du mußt mich hören. Du ſollſt Cäcilien zu deinen Füſſen ſehen. — Germeuil —. Laß ihm Gerechtigkeit widerfahren. — Kennſt du ihn nicht mehr? — Ein Augenblick ſollte ihn ſo verändert haben? Du beſchuldigeſt ihn, — du! Ungerechter Menſch!

St. Albin. Wehe dir, wenn du noch einige Zärtlichkeit für ihn hegeſt! — Ich weine. — Bald wirſt du auch weinen. —

Cäcilia. (erſchrocken und mit zitternder Stimme) Welchen Vorſatz haſt du!

St. Albin. Habe Mitleiden mit dir ſelbſt, und frage mich nicht.

Cäcilia. Du haſſeſt mich.

St. Albin. Ich bedauere dich.

Cäcilia. Du wirſt doch unſern Vater erwarten?

St. Albin. Ich fliehe ihn. Ich fliehe die ganze Welt.

Cäcilia. Ich ſehe es. Du willſt Germeuilen ins Verderben ſtürzen. — Du willſt mich ins Verderben ſtürzen. — Nun gut, ſchone keines von beyden. — Sage dem Vater, —

St. Albin. Ich habe ihm nichts weiter zu ſagen. — Er weis alles.

Cäcilia. Ah, Himmel!

Vierter Auftritt.

Saint Albin. Cäcilia. Der Hausvater.

(Saint Albin bezeugt ſich Anfangs bey Annäherung ſeines Vaters ungeduldig; nachher bleibt er unbeweglich ſtehen.)

Der Hausvater. Du fliehest mich, und ich kann dich nicht verlaſſen. — Ich habe keinen Sohn mehr, und du haſt noch immer einen Vater! — Saint Albin, warum fliehest du mich? — Ich komme nicht, dich aufs neue zu kränken, und mein Anſehen neuen Verachtungen auszuſetzen. — Mein Sohn, mein Freund, du willſt doch nicht, daß ich vor Gram ſterben ſoll? — Wir ſind allein. Hier ſtehet dein Vater! Hier deine Schweſter! Sie weinet, und meine Thränen erwarten nur die deinigen ſich mit ihnen zu vermiſchen. — Wie ſüß kann dieſer Augenblick ſeyn, wenn du willſt! — Du haſt deine Geliebte verloren; du haſt ſie durch die Treuloſigkeit eines Menſchen verloren, der dir werth war —

St. Albin (indem er die Au[illegible] äthend gen Himmel kehret) Ah!

Der Hausvater. Triump[illegible] er dich und ihn! Bezähme eine Leidenſchaf[illegible] ich erniedriget. Zeige dich meiner werth[illegible] ſchenke mir meinen Sohn wieder, Saint Albin.

(St. Albin entfernet ſich. Man ſiehet es, daß er die Geſinnungen ſeines Vaters gern erwiedern wollte, aber nicht kann. Sein Vater verſtehet ſeine Gebehrden unrecht, folgt ihm nach, und ſagt:)

Gott! Empfängt man einen Vater ſo! Er entfernet ſich von mir. — Undankbares Kind, unge rathener Sohn! Und wohin wirſt du gehen, dahin ich dir nicht nachfolgen ſollte? — Ich werde dir überall nachfolgen. Ueberall werde ich meinen Sohn von dir fordern. —

(Saint Albin entfernt ſich noch mehr, und ſein Vater folgt ihm und ſchreyet heftig:)

Gieb mir meinen Sohn wieder! — Gieb mir meinen Sohn wieder!

(St. Albin gehet und ſtützet ſich gegen die Mauer, die Arme in die Höhe, und den Kopf zwiſchen dem Ellbogen. Der Vater fährt fort.)

Er antwortet mir nicht. Meine Stimme reichet nicht mehr an ſein Herz. Eine unſinnige Leidenſchaft hält es verſchloſſen. Sie hat alles verheeret. Sie hat ihn dumm und wild gemacht.

(Er wirft ſich in einen Lehnſtuhl und ſagt:)

O unglücklicher Vater! Die Hand des Höchſten hat mich geſchlagen. Sie züchtiget mich in dieſem Gegenſtande meiner Schwachheit. — Es iſt mein Tod! — Grauſame Kinder, und ich wünſche es; — denn ihr wünſchet es

Cäcilia. (die ſich ſchluchzend ihrem Vater nähert) Ah! — Ah! —

Der Hausvater. Tröſtet euch. — Der Anblick meines Jammers ſoll euch nicht lange zur Laſt ſeyn. —

ſeyn. — Ich will mich der Welt entziehen. — Ich will mich an einen unbekannten Ort verweiſen, und da das Ende eines Lebens erwarten, das euch zu lange dauert.

Cäcilia. (ſchmerzlich, indem ſie die Hände ihres Vaters ergreift) Was ſoll aus ihren Kindern werden, wenn Sie ſie verlaſſen?

Der Hausvater. (nach einem kleinen Stillſchweigen) Cäcilia, ich hatte meine Abſichten mit dir. — Und mit Germeuilen. — So oft ich euch beyde ſahe, ſagte ich zu mir ſelbſt: das iſt Er, der das Glück meiner Tochter machen ſoll; — und Sie, ſie wird das Haus meines Freundes wieder empor bringen.

Cäcilia. (beſtürzt) Was habe ich gehört!

St. Albin (kehret ſich wüthend um.) Er ſollte meine Schweſter geheyrathet haben? Ich ſollte ihn meinen Bruder nennen! Ihn!

Der Hausvater. Alles ſchlägt mich nieder; alles auf einmal. — Es iſt nicht weiter daran zu denken.

Fünfter Auftritt.

St. Albin. Cäcilia. Der Hausvater.
Germeuil.

St. Albin. Da iſt er; da iſt er. Geht fort, geht alle fort.

Cäcilia (die Germeuillen entgegen läuft.) Halten Sie, Germeuil. Kommen Sie nicht näher. Halten Sie.

Der Hausvater (faſſet ſeinen Sohn mitten um den Leib und zieht ihn aus dem Saale.) Saint Albin, — mein Sohn.

(Unterdeſſen kömmt Germeuil mit feſten und ruhigen Schritten näher)

(Saint Albin wendet ſich, ehe er abgeht, mit dem Kopf um, und giebt dem Germeuil ein Zeichen.)

Cäcilia. Könnte ich unglücklicher ſeyn!

(Der Hausvater kömmt wieder herein, und trift zu hinterſt im Saale auf den Commthur, der ſich einen Augenblick ſehen läßt.)

Sechſter Auftritt.

Cäcilia. Germeuil. Der Hausvater. Der Commthur.

Der Hausvater. Herr Bruder, ich will den Augenblick bey Ihnen ſeyn.

Der Commthur. Das heißt, Sie wollen mich itzt nicht haben. Ihr Diener.

Sieben-

Siebender Auftritt.

Cäcilia. Germeuil. Der Hausvater.

Der Hausvater. (zu Germeuilen) Trennung und Unruhe herrſchen in meinem Hauſe, und die Urſache davon ſind Sie. — Germeuil, ich bin unzufrieden. Ich werde Ihnen nicht vorwerfen, wie viel ich für Sie gethan habe. Vielleicht wollten Sie es gern. Aber nach dem Vertrauen, das ich heute gegen Sie bezeigte; denn weiter will ich nicht hinausgehen: hätte ich mir von Ihrer Seite ganz etwas anders verſehen. — Mein Sohn nimmt ſich eine Entführung vor, er vertraut es Ihnen, und Sie ſagen mir nichts davon. Der Commthur macht einen andern häßlichen Anſchlag; er vertrauet es Ihnen, und auch davon ſagen Sie mir nichts.

Germeuil. Sie hatten es beyde ausdrücklich verlangt.

Der Hausvater. Hätten Sie es Ihnen verſprechen ſollen? — Unterdeſſen iſt das Mädchen doch weggekommen, und Sie ſind überführt, daß Sie ſie fortgebracht haben. — Wo iſt ſie hin? — Was ſoll ich aus Ihrem Stillſchweigen ſchlieſſen? — Doch, ich mag Ihnen keine Antwort abdringen. Es herrſchet eine Dunkelheit in dieſem Betragen, die mir aufzuklären nicht geziemen möchte. Es ſey aber wie ihm wolle; genug, ich nehme mich des

Mädchens an, und will, daß ſie wieder zum Vorſchein kommen ſoll.

Cäcilia, ich mache mir weiter keine Rechnung auf den Troſt, den ich unter euch zu finden hoffe. Der Kummer ahnet mir, der auf mein Alter wartet, und ich will euch den Schmerz erſparen, die Zeugen davon zu ſeyn. Ich habe, glaube ich, nichts verſäumet, was zu euerm Glücke erforderlich wäre, und ich werde es mit Freuden hören, wenn es meinen Kindern wohlgehet.

Achter Auftritt.

Cäcilia. Germeuil.

(Cäcilia wirft ſich in einen Lehnſtuhl, und läßt den Kopf traurig in ihre Hand ſinken.)

Germeuil. Ich ſehe Ihre Unruhe, und erwarte Ihre Vorwürfe.

Cäcilia. Ich bin in Verzweiflung. — Mein Bruder ſtehet Ihnen nach dem Leben.

Germeuil. Seine Ausfoderung hat nichts zu ſagen. Er hält ſich für beleidiget; aber ich bin unſchuldig und ruhig.

Cäcilia. Warum habe ich Ihnen geglaubt? Warum bin ich meiner Ahnung nicht gefolgt? — Haben Sie ihn gehört, meinen Vater?

Germeuil. Ihr Vater iſt ein gerechter Mann, und ich befürchte mir von ihm nichts.

Cäcilia. Er liebte Sie. Er ſchätzte Sie hoch.

Germeuil. Wenn er dieſe Geſinnungen gegen mich gehabt hat, ſo werde ich ſie wieder erlangen.

Cäcilia. Sie ſollten das Glück ſeiner Tochter machen. — Cäcilia hätte das Haus ſeines Freundes wieder empor bringen ſollen.

Germeuil. Himmel! Iſt es möglich!

Cäcilia. (als zu ſich ſelbſt) Ich getraute mir nicht, ihm mein Herz zu eröffnen. — Die Leidenſchaft meines Bruders hatte ihn zu ſehr niedergeſchlagen, und ich befürchtete, ſeinen Kummer zu vermehren. — Konnte ich mir einbilden, daß er der Widerſetzung und dem Haſſe des Commthurs ungeachtet? — Ah, Germeuil! Ihnen beſtimmte er mich, Ihnen!

Germeuil. Und Sie liebten mich! — Ah — Aber ich habe meine Schuldigkeit gethan. — „Die Folgen mögen ſeyn wie ſie wollen, ich werde mich den Entſchluß, zu dem ich gegriffen, niemals reuen laſſen. — Mademoiſelle, Sie müſſen alles wiſſen —

Cäcilia. Was giebt es denn noch?

Germeuil. Die Frau —

Cäcilia. Welche Frau?

Germeuil. Die gute alte Frau von Sophien.

Cäcilia. Nun?

Germeuil. Sitzet an der Hausthüre. Das ganze Geſinde iſt um ſie her. Sie verlangt eingelaſſen und gehöret zu werden.

Cäcilia (ſtehet eiligſt auf, und will fortgehen.) O Gott! — Ich lauffe —

Germeuil. Wohin?

Cäcilia. Mich meinem Vater zu Füſſen zu werffen.

Germeuil. Bleiben Sie. Bedenken Sie —

Cäcilia. Nein, mein Herr.

Germeuil. Hören Sie mich.

Cäcilia. Ich höre nicht mehr.

Germeuil. Cäcilia — Mademoiſelle —

Cäcilia. Was wollen Sie von mir?

Germeuil. Ich habe meine Maasregeln genommen. Man hält die Alte zurück. Sie wird nicht hineinkommen; und wenn man ſie auch hineinläßt, nur aber ſie nicht zu dem Commthur führet, was kann ſie den andern ſagen, was ſie nicht ſchon wüßten!

Cäcilia. Nein, mein Herr, ich will nicht länger in Furcht und Zittern leben. Mein Vater ſoll alles wiſſen. Mein Vater iſt gut; er wird meine Unſchuld erkennen; er wird den Bewegungsgrund Ihrer Aufführung einſehen, und ich werde meine und Ihre Verzeihung erhalten.

Germeuil. Und die Unglückliche, die Sie bey ſich aufgenommen haben? — Sie haben ſie einmal ihres Schutzes gewähret, und dürfen nichts ohne ihre Einwilligung mit ihr vornehmen.

Cäcilia. Mein Vater iſt gut.

Germeuil. Da iſt ihr Bruder.

Neunter Auftritt.

Cäcilia. Germeuil. St. Albin.

(St. Albin tritt mit langſamen Schritten herein; er ſiehet finſter und wild aus; den Kopf zur Erde; die Arme kreutzweis in einander geſchlagen; und den Hut in die Augen gedruckt.)

Cäcilia (wirft ſich zwiſchen ihn und Germeuilen, und ſchreyet:) Saint Albin! — Germeuil.

St. Albin. (zu Germeuil) Ich glaubte Sie allein zu finden.

Cäcilia. Germeuil, es iſt Ihr Freund; es iſt mein Bruder.

Germeuil. Ich werde es nicht vergeſſen, Mademoiſelle. (Er ſetzet ſich in einen Lehnſtuhl)

St. Albin (wirft ſich in einen andern.) Gehen Sie, oder bleiben Sie; von nun an verlaſſe ich Sie nicht wieder.

Cäcilia. (zu Saint Albin) Unſinniger! — Undankbarer! — Was haſt du beſchloſſen! — Du weißt nicht —

St. Albin. Ich weis nur allzuviel.

Cäcilia. Du betriegſt dich.

St. Albin. (indem er aufſteht) Geh, laß mich! Laß uns!

(und ſich gegen Germeuilen wendet, und die Hand an den Degen legt.)

Germeuil —

(Germeuil ſpringt auf.)

Cäcilia (kehret ſich mit dem Geſichte gegen ihren Bruder, und ruft ihm zu:) O Gott! — Halt! Vernimm — Sophia —

St. Albin. Nun? Sophia?

Cäcilia. Was ſoll ich ihm ſagen?

St. Albin. Was hat er mit ihr gemacht? Rede. Rede.

Cäcilia. Was er mit ihr gemacht hat? — Er hat ſie deiner Raſerey entrückt. — Er hat ſie

vor den Verfolgungen des Commthurs in Sicherheit gebracht. — Er hat ſie hierher gebracht — Ich habe ſie aufnehmen müſſen. — Sie iſt hier, und ſie iſt wider meinen Willen hier —
(ſchluchzend und weinend.)
Nun geh; und lauf, und ſtoß ihm den Degen durch die Bruſt.

St. Albin. O Himmel! Darf ich es glauben! Sophia iſt hier! — Und er iſt es? — Du biſt es? — Ah, meine Schweſter! Ah, mein Freund! — Ich Unglücklicher! Ich Sinnloſer!

Germeuil. Sie ſind verliebt.

St. Albin. Cäcilia, Germeuil, — euch habe ich alles zu danken. — Werdet ihr mir verzeihen? — Ja; ihr ſeyd gerecht, ihr liebet auch; ihr werdet euch an meine Stelle ſetzen und mir gewiß verzeihen. — Aber ſie hat von meinem Anſchlage gewußt; ſie weinet, ſie will verzweifeln, ſie verachtet mich, ſie haſſet mich. — Cäcilia, willſt du dich rächen? Willſt du mich unter der Laſt meines Unrechts erdrücken? Vollende deine Güte! — Laß mich ſie ſehen. — Laß mich ſie einen Augenblick ſehen.

Cäcilia. Was wagſt du von mir zu verlangen?

St. Albin. Liebe Schweſter, ich muß ſie ſehen. Ich muß —

Cäcilia. Bedenke doch nur —

Germeuil. Wir bekommen ihn doch nicht anders vernünftig.

St. Albin. Cäcilia.

Cäcilia. Und mein Vater? Und der Commthur?

St. Albin. Was liegt mir daran? — Ich muß ſie ſehen; ich lauffe —

Germeuil. Bleiben Sie.

Cäcilia. Germeuil.

Germeuil. Wir werden ruffen müſſen, Mademoiſelle.

Cäcilia. Welch ein grauſames Leben!

(Germeuil gehet ruffen, und kömmt mit Jungfer Clairet wieder. Cäcilia geht zu hinterſt der Bühne.)

St. Albin. (ergreift im Vorbeygehen ihre Hand, und küßt ſie mit Entzückung. Er kehret ſich hierauf gegen Germeuilen, umarmt ihn und ſagt:) Nun ſehe ich ſie wieder!

Cäcilia. (nachdem ſie mit Jungfer Clairet leiſe geſprochen, fährt ſie laut und in einem verdrießlichen Tone fort:) Bring Sie ſie. Aber geb Sie ja wohl Acht.

Germeuil. Hab Sie ja die Augen wohl auf den Commthur.

St. Albin. Nun ſehe ich Sophien wieder!

(Er gehet gegen die Seite, wo Sophia herkommen ſoll, horcht und ſagt:)

Ich höre ſie kommen. — Sie kömmt näher. — Ich zittere. — Mich ſchaudert. — Es iſt mir, als wolle mein Herz davon, als fürchte es ſich, ihr entgegen zu gehen. — Ich werde die Augen nicht aufſchlagen können. — Ich werde kein Wort mit ihr ſprechen können.

Zehnter Auftritt.

Cäcilia. Germeuil. St. Albin. Sophia. Jungfer Clairet in dem Vorzimmer, bey dem Eingange des Saales.

Sophia (ſobald ſie den Saint Albin gewahr wird, läuft erſchrocken auf Cäcilien zu, wirft ſich in ihre Arme und ſchreyet:) Mademoiſelle.

St. Albin (folgt ihr nach.) Sophia.

(Cäcilia hält Sophien in ihren Armen, und drückt ſie zärtlich an ſich.)

Germeuil (ruft.) Jungfer Clairet.

Jgfr. Clairet (von innen.) Gleich!

Cäcilia. (zu Sophien) Fürchten Sie nichts. Faſſen Sie ſich. Setzen Sie ſich.

(Sophia ſetzt ſich. Cäcilia und Germenil gehen zu hinterſt der Bühne, wo ſie von dem, was zwiſchen Sain Albin und Sophien vorgehet, Zuſchauer abgeben. Germenil ſieht ernſthaft und nachdenkend aus. Er blickt dan und wann traurig auf Cäcilien, die ihrer Seits Verdruß, und von Zeit zu Zeit Unruhe verräth.)

St. Albin (zu Sophien, die die Augen niedergeſchlagen hat und ſich ungehalten und ſtrenge bezeigt.) Sie ſind es. Sie ſind es. — Ich habe Sie wieder, — Sophia. O Himmel! Welcher Ernſt! Welches Stillſchweigen! — Sophia; einen einzigen Blick! Verſagen Sie mir ihn nicht! — Jc habe ſo viel ausgeſtanden! — Sagen Sie doc nur ein einziges Wort zu dieſem Unglücklichen!

Sophia (ohne ihn anzuſehen) Verdienen Sie es

St. Albin. Fragen Sie nur.

Sophia. Was kann man mir noch ſagen Weis ich nicht ſchon genug? Wo bin ich? Was mache ich hier? Wer hat mich hierher gebracht? — Was wollen Sie mit mir, mein Herr?

St. Albin. Sie lieben; ſie beſitzen; der Jhrig ſeyn, Trotz aller Welt, Trotz Ihnen —

Sophia. Sie laſſen mich die Verachtung nu allzuſehr empfinden, die man gegen Unglückliche ha Man hält ſie für nichts. Man erlaubt ſich gege ſie alles. Aber, mein Herr, ich habe auch Anverwandte.

St. Albin. Ich werde ſie kennen lernen. Ich will gehen. Ich will mich zu ihren Füſſen werffen; von ihnen will ich Sophien erhalten.

Sophia. Hoffen Sie es nur nicht. Sie ſind arm; aber ſie halten auf Ehre. — Mein Herr, geben Sie mich meinen Anverwandten wieder. Geben Sie mich mir ſelbſt wieder. Schicken Sie mich fort.

St. Albin. Verlangen Sie eher mein Leben. Es iſt Ihre.

Sophia. O Gott, was wird aus mir werden!

(Zu Germeuilen und Cäcilien, in einem traurigen und bittenden Tone.)

Mein Herr. Mademoiſelle —

(Indem ſie ſich wieder gegen den Saint Albin wendet.)

Schicken Sie mich fort, mein Herr. — Schicken Sie mich fort. — Grauſamer Menſch, ſoll ich Ihnen zu Füſſen fallen? Hier liege ich.

(Sie wirft ſich dem Saint Albin zu Füſſen.)

St. Albin (fällt zu den ihrigen und ſagt:) Sie zu meinen Füſſen? Mir kömmt es zu, mich zu Ihren Füſſen zu werffen, und da zu ſterben.

Sophia. (aufgeſtanden) Sie ſind ohne Mitleid. — Ja, Sie ſind ohne Mitleid. — Schändlicher Entführer, was habe ich dir gethan? Welch Recht haſt du auf mich? — Ich will gehen. — Wer darf ſich unterſtehen, mich zu halten? — Sie lieben mich? — Sie haben mich geliebt? — Sie?

St. Albin. Laſſen Sie dieſe reden.

Sophia. Sie haben mein Verderben beſchloſſen. — Ja, Sie haben es beſchloſſen; Sie werden es vollenden. — Ah Sergi!

(Indem ſie dieſe letzten Worte nicht ohne Wehmuth ſagt, ſinkt ſie in einen Lehnſtuhl, wendet ihr Geſicht von ihm ab, und fängt an zu weinen.)

St. Albin. Sie wenden Ihre Augen von mir. — Sie weinen. — Ah, ich habe den Tod verdient. Ich Unglückſeeliger! Was habe ich gewollt? Was habe ich geſagt? Weß habe ich mich erkühnt? Was habe ich gethan?

Sophia. (als zu ſich ſelbſt) Arme Sophia, wozu hat dich der Himmel verſparet! — Das Elend reiſſet mich aus den Armen meiner Mutter. — Ich komme nebſt einem von meinen Brüdern hier an. — Wir kommen, hier Barmherzigkeit zu ſuchen, und finden nichts als Verachtung und Härte. — Weil wir arm ſind, will man uns nicht kennen, und ſtößt uns zurück. — Mein Bruder verläßt mich. — Ich bleibe allein. — Eine ehrliche Frau ſieht meine Jugend, und erbarmt ſich der Verlaſſenen. — Aber mein Unglücksſtern läßt dieſen Menſchen meiner gewahr werden, läßt ihn den Grund zu meinem Verderben legen. — Ich weine vergebens. — Sie wollen mich verderben, und ſie werden mich verderben. — Iſt Er es nicht, ſo iſt es ſein Oheim. — (Sie ſtehet auf) Und was will denn dieſer Oheim von mir? — Warum verfolgt er mich ſo? — Kann er ſagen, daß ich ſeinen Neffen geruffen habe? — Da ſteht er. — Er mag reden. — Er mag ſich ſelbſt anklagen — Betrieger, Feind meiner Ruhe, rede —

St. Albin. Mein Herz iſt unſchuldig. Sophia, haben Sie Mitleiden mit mir. — Vergeben Sie mir. —

Sophia. Wer würde ihm nicht getrauet haben? — Er ſchien ſo zärtlich, und ſo gut! — Ich hielt ihn für ſo ſanftmüthig! —

St. Albin. Vergeben Sie mir, Sophia.

Sophia. Ich ſollte Ihnen vergeben?

St. Albin. Sophia. (Er will ihre Hand ergreiffen)

Sophia. Zurück! Ich liebe Sie nicht mehr. Ich achte Sie nicht mehr. Nein.

St. Albin. O Gott, was wird aus mir werden! Liebe Schweſter, Germeuil, ſprecht, ſprecht doch für mich. — Vergeben Sie mir, Sophia.

Sophia. Nein.

(Cäcilia und Germeuil treten näher.)

Cäcilia. Mein Kind.

Germeuil. Es iſt ein Menſch, der ſie anbetet.

Sophia. Nun gut, ſo beweiſe er es mir. Er vertheidige mich gegen ſeinen Oheim; er gebe mich meinen Anverwandten wieder; er ſchicke mich fort, und ich verzeihe ihm.

Eilfter Auftritt.

Germeuil. Cäcilia. St. Albin. Sophia.
Jungfer Clairet.

Jgfr. Clairet. Mademoiſelle, es kömmt jemand; es kömmt jemand.

Germeuil. Geſchwind alle fort!

(Cäcilia giebt Sophien wieder in die Hände der Jgfr. Clairet; und ſie gehen alle von verſchiedenen Seiten aus dem Saale.)

Zwölfter Auftritt.

Der Commthur. Fr. Hebert. Deschamps.

(Der Commthur tritt haſtig herein. Ihnen folgen Fr. Hebert und Deschamps.)

Fr. Hebert (auf den Deschamps weiſend.) Ja, mein Herr, das iſt er. Er war bey dem böſen Manne, der mir ſie geraubt hat. Ich habe ihn den Augenblick erkannt.

Der Commthur. Schurke! Was hält mich, daß ich nicht gleich die Wache hohlen laſſe, um dich zu lehren, was es einbringt, wenn man ſich zu ſolchen Bubenſtücken brauchen läßt?

Deschamps. Machen Sie mich nicht unglücklich, mein Herr. Sie haben mir es ja verſprochen.

Der Commthur. Nu, nu. Und alſo iſt ſie hier?

Deschamps. Ja, mein Herr.

Der Commthur (bey Seite) Sie iſt hier? Commthur, und das haſt du nicht gerochen? (Zu Deſchamps) Und ohne Zweifel bey meiner Nichte im Zimmer?

Deschamps. Ja, mein Herr.

Der Commthur. Und der Schurke, der dem Wagen nachfolgte, warſt du?

Deschamps. Ja, mein Herr.

Der Commthur. Und der andere, der drinnen ſaß, das war Germeuil?

Deschamps. Ja, mein Herr.

Der Commthur. Germeuil?

Fr. Hebert. Er hat es Ihnen ſchon geſagt.

Der Commthur. (bey Seite) Gut! Nunmehr habe ich ſie!

Fr. Hebert. Als ſie mir ſie wegnahmen mein Herr, reichte ſie mir noch die Hand und ſagte: Lebe Sie wohl, meine liebe; ich werde Sie nicht wiederſehen; bete Sie für mich. — Laſſen Sie mich ſie ſehen, mein Herr; laß Sie mich ſie ſprechen; ich will ſie tröſten.

Der Commthur. Das geht nicht an. — Welche Entdeckung!

Fr. Hebert. Ihre Mutter und ihr Bruder haben ſie mir anvertrauet. Was ſoll ich ihnen antworten, wenn Sie ſie wiederfordern werden? Geben Sie mir ſie wieder, mein Herr, oder laſſen Sie mich mit ihr entſchlieſſen.

Der Commthur. (zu ſich ſelbſt) Das ſoll geſchehen, hoffe ich. (zur Fr. Hebert) Itzt geht nur, geht geſchwind. Und vor allen Dingen, laſſet euch nicht wieder ſehen. Wo man euch wieder erblickt, ſo ſtehe ich für nichts.

Fr. Hebert. Ich werde ſie aber doch wieder bekommen, und ich kann mich darauf verlaſſen?

Der Commthur. Ja doch, ja, verlaßt euch darauf und geht.

Der

Deſchamps. (indem er ſie herausgehen ſieht.) Verflucht ſey die Alte, und verflucht der Thürſteher, der ſie hereingelaſſen hat!

Der Commthur. (zu Deſchamps) Und du, Schurke, geh, — und begleite die Frau wieder heim. — Und das ſage ich dir, kömmt es aus, daß ſie mit mir geſprochen hat, oder ſie läßt ſich wieder hier ſehen, ſo iſt es dein Unglück.

Dreyzehnter Auftritt.

Der Commthur allein.

Meines Neffen Liebſte in dem Zimmer meiner Nichte! — Welche Entdeckung! — Ich dachte es wohl, daß die Bedienten darunter ſtecken müßten! — Sie gingen; ſie kamen; ſie machten ſich Zeichen; ſie redten leiſe; bald gingen ſie mir nach; bald lieffen ſie vor mir. — Und da iſt das Kammermädchen, das mich eben ſo wenig verläßt, als mein Schatten. — Das iſt alſo die Urſache von allen den Bewegungen, die ich nicht begreiffen konnte? — Commthur, das kann dich lehren, künftig ſein auch auf das allergeringſte zu merken. Wo Lermen iſt, da giebt es immer was zu erfahren — Sie wollten die Alte nicht hereinlaſſen, und ſie hatten hohe Urſache dazu. — Die Schurken! — Ich mußte, recht zu meinem Glücke, dazukommen. — Nun laß ſehen, was wir weiter zu thun haben. — Vorerſte, ganz leiſe zu gehen, um ſie in ihrer Sicherheit nicht zu ſtören. — Und wie, wenn ich mich gerade zu an den alten Narren wendte? — Nein. Was würde das helffen? — D'Aulnoy, izt mußt du zeigen, was du kannſt! — Aber ich habe ja meinen Befehl zur Haſt! Sie haben mir ihn wiedergegeben! — Da iſt er! — Ja. — Das iſt er. Wie glücklich bin ich. — Dasmal ſoll er mir gewiß nutzen. Noch einen Augenblick Geduld, und ich bin ihnen über dem Halſe. Ich bemächtige mich der Kreatür. Ich jage den Schurken, der alles das angeſponnen hat, aus dem Hauſe. — Ich zerreiſe auf einmal zwey Heyrathen. — Mein Mühmchen, mein ſprödes Mühmchen, ſoll daran denken, hoffe ich. — Und du, guter alter Narre, nun kömmt die Reyhe an mich. — Kurz ich räche mich an dem Vater, an dem Sohne, an der Tochter, an dem guten Freunde. — O Commthur, welch ein Tag für dich!

Ende des vierten Aufzuges.

Fünfter

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Cäcilia. Jungfer Clairet.

Cäcilia. Ich ſterbe noch vor Unruhe und Furcht. — Iſt Deschamps wieder zum Vorſchein gekommen?

Jgfr. Clairet. Nein Mademoiſelle.

Cäcilia. Wo muß er hingegangen ſeyn?

Jgfr. Clairet. Ich habe es nicht erfahren können.

Cäcilia. Und was iſt denn vorgegangen?

Jgfr. Clairet. Anfangs hörte ich ein groſſes Lermen. Ich weis nicht wie viel ihrer waren. Sie gingen und kamen. Auf einmal hörte die Bewegung und das Lermen auf. Geſchwind ſchlich ich mich auf den Zehen herzu, und horchte aus allen Kräften; ich konnte aber weiter nichts, als hier und da ein Wort vernehmen. Unter andern hörte ich den Commthur, in einem drohenden Tone ſchreyen: die Wache.

Cäcilia. Sollte ſie wohl jemand geſehen haben?

Jgfr. Clairet. Nimmermehr, Mademoiſelle.

Cäcilia. Oder ſollte Deschamps geplaudert haben?

Igfr. Clairet. Das iſt etwas anders. Er iſt wie ein Blitz davongegangen.

Cäcilia. Und mein Vetter?

Igfr. Clairet. Den ſahe ich. Er machte Grimaſſen. Er ſprach mit ſich ſelbſt. Die Schadenfreude ſahe ihm aus den Augen.

Cäcilia. Wo iſt er?

Igfr. Clairet. Er iſt ganz allein und zu Fuſſe ausgegangen.

Cäcilia. Geh Sie, lauf Sie. — Erwarte Sie ſeine Zurückkunft; und verliere ſie ihn nicht einen Augenblick aus den Augen. — Auch müſſen wir ſehen, wo Deschamps ſteckt. Wir müſſen wiſſen, was er geſagt hat.

(Igfr. Clairet gehet fort; Cäcilia ruft ſie zurück und ſagt ihr noch:)

Sobald Germeuil wieder heim kömmt, ſo ſage Sie ihm, daß ich hier bin.

Zweyter Auftritt.

Cäcilia. St. Albin.

Cäcilia. Wozu bin ich gebracht! — Ah, Germeuil! — Die Unruhe verfolgt mich. — Alles ſcheinet mir zu drohen. — Alles erſchreckt mich.

(Saint Albin tritt herein, und Cäcilia gehet auf ihn zu.)

Bruder, Deschamps iſt verſchwunden. Der Himmel weis, was er geſagt hat, und wo er hingekommen iſt. Der Commthur iſt in geheim und ganz allein ausgegangen. — Es zieht ſich ein Wetter auf. Ich ſehe es. Ich empfinde es. Und ich will es durchaus nicht abwarten.

St. Albin. Nachdem du ſo vieles für mich gethan haſt, willſt du mich nun verlaſſen?

Cäcilia. Ich habe nicht recht gethan. Ich habe nicht recht gethan. — Das Kind will nicht länger bleiben; wir müſſen ſie gehen laſſen. Mein Vater hat meine Unruhe gemerkt. Sein Kummer iſt ſo groß, und ſeine Kinder verlaſſen ihn. Was kann er anders denken, als daß ſie aus Scham über irgend einer unbedachtſamen Handlung, ſeine Gegenwart fliehen und ihn in ſeiner Betrübniß verabſäumen? — Wir müſſen uns wieder näher zu ihm halten. Von Germeuilen hat er alle gute Meinung verloren; von Germeuilen, dem er beſchloſſen hatte — Du biſt großmüthig, mein Bruder; ſchlage nicht länger deinen Freund, deine Schweſter, die Ruhe und das Leben deines Vaters in die Schanze.

St. Albin. Nein, es iſt einmal ausgemacht; ich ſoll keinen Augenblick Ruhe haben.

Cäcilia. Wenn die Alte hereingekommen wäre! — Wenn der Commthur wüßte — Ich kann ohne Schauder nicht daran denken. — Mit wie vieler Wahrſcheinlichkeit, mit wie vielem Vortheile würde er uns angreiffen! Welchen Anſtrich würde er unſerer Aufführung geben können! Und das zu einer Zeit, da die Seele unſers Vaters allen Eindrücken frey und offen ſtehet.

St. Albin. Wo iſt Germeuil?

Cäcilia. Er iſt für dich, er iſt für mich in Furcht. Er iſt zu der Alten gegangen —

Dritter Auftritt.

Cäcilia. St. Albin. Jgfr. Clairet.

Jgfr. Clairet (läßt ſich zu hinterſt des Theaters einen Augenblick ſehen und ruft: Der Commthur iſt wieder zu Hauſe.

Vierter

Vierter Auftritt.

Cäcilia. Saint Albin. Germeuil.

Germeuil. Der Commthur weis alles.

Cäcilia und Saint Albin. (erſchrocken) Der Commthur weis alles?

Germeuil. Die Alte hat ſich durchgedrungen. Sie hat den Deschamps erkannt. Dieſer hat ſich durch die Drohungen des Commthurs ſchrecken laſſen, und hat alles geſtanden.

Cäcilia. Ah!

St. Albin. Was wird aus mir werden?

Cäcilia. Was wird mein Vater ſagen?

Germeuil. Die Gefahr iſt dringend. unſere Klagen können hier nichts helffen. Wenn wir den Streich, der uns drohet, nicht haben abwenden, ihm nicht zuvorkommen können, ſo finde er uns wenigſtens beyſammen und gefaßt, ihn zu empfangen.

Cäcilia. Ah, Germeuil, was haben Sie gethan!

Germeuil. Bin ich noch nicht unglücklich genug?

Fünfter

Fünfter Auftritt.

Cäcilia. St. Albin. Germeuil. Igfr. Clairet.

Igfr. Clairet (zeiget ſich wieder zu hinterſt der Bühne, und ruſt ihnen zu:) Da kömmt der Commthur.

Germeuil. Dem müſſen wir aus dem Wege gehen.

Cäcilia. Nein, ich muß meinen Vater erwarten.

St. Albin. Um des Himmels willen, was willſt du thun?

Germeuil. Kommen Sie, mein Freund.

St. Albin. Kommen Sie, Sophien zu retten.

Cäcilia. Ihr verlaßt mich?

Sechſter Auftritt.

Cäcilia allein.

(Sie läuft hin und her, und ruft:)

Ich weis nicht, was ich anfangen ſoll. — (Sie wendet ſich gegen den hinterſten Theil des Saales und ruft:) Germeuil! — Saint Albin! — O mein Vater, was ſoll ich Ihnen antworten! — Und was ſoll ich meinem Vetter antworten? — Aber da iſt er. — Ich will mich ſetzen. — Ich will meine Arbeit vornehmen. — So werde ich ihn wenigſtens nicht anſehen dürffen. —

(Der Commthur tritt herein. Cäcilia ſtehet auf, und grüßt ihn mit niedergeſchlagenen Augen.)

Siebender Auftritt.

Cäcilia. Der Commthur.

Der Commthur (drehet ſich um, ſiehet gegen das Hintertheil der Bühne und ſagt:) Du haſt da ein Kammermädchen, meine liebe Nichte, das ganz vortrefflich aufpaßt. — Man kann keinen Schritt ohne ſie thun. — Aber wie biſt du denn ſo ganz verlaſſen, und ſo vertieft? — Es ſcheinet doch, als ob alles wieder ruhig werden wollte.

Cäcilia. (ſtotternd) Ja — ich glaube — ich glaube es auch — Ah! —

Der Commthur (ſtehet vor ihr und ſtützet ſich auf ſeinen Stock.) Stimme und Hände zittern dir. — Ein unruhiges Herz iſt ein grauſames Ding. — Dein Bruder ſcheinet mir ein wenig gelaſſener. — Und ſiehſt du, ſo ſind ſie alle. Anfangs wollen ſie verzweifeln und drohen mit nichts geringerm als mit hängen und erſäuffen. Aber ehe man eine Hand umwendet, huſch, ſo iſt alles weg. — Du wirſt ſo nicht ſeyn, oder ich müßte mich ſehr betriegen. Wenn dein Herz einmal Feuer fängt, das wird eine Weile brennen.

Cäcilia (die mit ihrer Arbeit ſpricht.) Daß dich!

Der Commthur. (ſpöttiſch) Es will mit deiner Arbeit nicht recht fort.

Cäcilia. Gar nicht.

Der Commthur. Wie ſtehen denn itzt Germeuil und dein Bruder mit einander? — Mich dünkt, ſo ziemlich? — Das Ding hat ſich ohne Zweifel aufgekläret. — Denn endlich klärt ſich alles auf, und dann iſt man wegen ſeiner ſchlechten Aufführung ſo beſchämt, ſo beſchämt! — O, du zwar weißt davon nichts; denn du, du biſt beſtändig ſo behutſam, ſo vorſichtig geweſen.

Cäcilia. (bey Seite) Das kann ich nicht länger aushalten. (Sie ſtehet auf) Ich glaube, ich höre meinen Vater.

Der Commthur. Nicht doch, du höreſt nichts. — Es iſt ein ſeltſamer Mann, dein Vater. Immer beſchäftiget, ohne zu wiſſen, womit. Niemand in der Welt hat ſo eine Gabe, die Augen auf alles, auf alles zu haben, und doch nichts zu ſehen. — Aber wieder auf unſern Freund Germeuil zu kommen. — Wenn du nicht um ihn ſeyn kannſt, ich weis, ſo hörſt du gern von ihm reden. — Es bleibt doch ſeinetwegen noch feſt dabey? Bey mir wenigſtens.

Cäcilia. Herr Vetter, —

Der Commthur. O bey dir gewiß auch. Nicht wahr? Ich entdecke alle Tage neue Eigenſchaften an ihm, und ich habe ihn noch nie ſo gut gekannt. — Es iſt ein ganz unvergleichlicher Burſche. — (Cäcilia ſtehet auf) Aber du biſt ja ſo eilfertig?

Cäcilia. Ich muß wohl.

Der Commthur. Was ruft dich denn?

Cäcilia. Ich wollte auf meinen Vater warten. Aber er kömmt nicht, und ich bin ſo unruhig.

Achter Auftritt.

Der Commthur allein.

Unruhig? Das rathe ich dir auch zu ſeyn. Du weißt noch nicht, was deiner wartet. — Du magſt weinen, wehklagen und ächzen ſo viel du willſt; es wird nichts helfen; Freund Germeuil muß fort. — Auf ein oder zwey Jahre ins Kloſter — Ha, ich bin auch ſehr albern geweſen. Der Name dieſer Clairet hätte ja recht gut noch in meinem Befehle zur Verhaft ſtehen können; es hätte keinen Heller mehr gekoſtet. — Aber der alte Träumer kömmt nicht. — Ich habe nichts mehr zu thun, und die Zeit wird mir lang. — (Er kehret ſich um, ſiehet den Hausvater kommen und ſagt zu ihm:) Komm doch, guter Alter, komm doch!

Neunter Auftritt.

Der Commthur. Der Hausvater.

Der Hausvater. Was haben Sie mir denn ſo nothwendiges zu ſagen?

Der Commthur. Sie werden es gleich hören. — Aber noch einen Augenblick Geduld.

(Er gehet ſachte zu hinterſt in den Saal, und ſagt zu der Kammerfrau, die er auf der Lauer ertappt:)

Komm Sie näher, Jungfer. Mache Sie ſichs ſo ſauer nicht. Deſto beſſer kann ſie hören.

Der Hausvater. Was giebts denn? Mit wem ſprechen Sie?

Der Commthur. Mit der Kammerfrau Ihrer Tochter, die uns behorcht.

Der Hausvater. Das iſt die Wirkung von dem Mißtrauen, daß Sie meinen Kindern gegen ſich beygebracht haben. Sie haben ſie von mir entfernt; Sie haben ſie genöthiget, ſich mit ihrem Geſinde zu verſtehen.

Der Commthur. Nein, Herr Bruder, ich bin es nicht, der ſie von Ihnen entfernet hat; die

Furcht, Sie möchten hinter ihre Streiche kommen, hat ſie entfernt. Wenn ſie ſich mit ihrem Geſinde verſtehen, ſo kömmt es daher, weil ſie zu ihrer ſchlechten Aufführung Helfershelfer brauchen. Begreiffen Sie das, Herr Bruder? — Was um und neben Ihnen vorgehet, davon wiſſen Sie nichts. Indeß daß Sie in einer unbegreiflichen Sicherheit ſchlaffen, oder ſich einer unnützen Betrübniß überlaſſen, nimmt die Unordnung in Ihrem Hauſe überhand. Sie ſteckt alles an, Bediente, Kinder und was ihnen anhängt. — Gehorſam iſt in dieſem Hauſe niemals geweſen, und nun iſt auch weder Zucht noch Tugend darinn.

Der Hausvater. Noch Tugend?

Der Commthur. Noch Tugend.

Der Hausvater. Erklären Sie ſich, Herr Commthur. — Doch nein, verſchonen Sie mich. —

Der Commthur. Das iſt mein Wille nun eben nicht.

Der Hausvater. Ich habe der Trübſale ſchon ſo viel, als ich ertragen kann.

Der Commthur. Von Ihrem weichherzigen Charakter darf ich freylich nicht hoffen, daß es Ihnen ſo empfindlich und ärgerlich ſeyn wird, als es Ihnen als Vater wohl ſeyn ſollte. Aber es ſchader nichts: ich werde wenigſtens meine Schuldigkeit gethan haben, und die Folgen mögen Sie ſich ſelbſt zuſchreiben.

Der Hausvater. Sie erſchrecken mich. Was haben ſie denn gethan?

Der Commthur. Was ſie gethan haben? Schöne Dinge. Hören Sie nur. Hören Sie nur.

Der Hausvater. Ich warte —

Der Commthur. Das kleine Mädchen, derenwegen Sie ſo in Sorgen ſind —

Der Hausvater. Nun?

Der Commthur. Wo glauben Sie, daß ſie iſt?

Der Hausvater. Ich weis nicht.

Der Commthur. Sie wiſſen nicht? — So erfahren Sie es denn von mir: ſie iſt bey Ihnen.

Der Hausvater. Bey mir?

Der Commthur. Bey Ihnen. Ja, bey Ihnen. — Und was meinen Sie wohl, wer ſie hergebracht hat?

Der Hausvater. Germeuil?

Der Commthur. Und wer ſie aufgenommen hat?

Der Hausvater. Halten Sie, Herr Bruder. Cäcilia — meine Tochter —

Der Commthur. Ja, Cäcilia; ja, Ihre Tochter hat ihres Bruders Liebſte bey ſich aufgenommen. Iſt das nicht löblich? Was ſagen Sie dazu?

Der Hausvater. Ah!

Der Commthur. Der Germeuil dankt Ihnen für alle die Wohlthaten, die Sie ihm erwieſen haben, unvergleichlich.

Der Hausvater. Ah, Cäcilia, Cäcilia! Was haben Sie nun gefruchtet, die guten Lehren deiner Mutter?

Der Commthur. Ihres Sohnes Liebſte, in Ihrem Hauſe, in dem Zimmer ihrer Tochter! Bedenken Sie doch! Bedenken Sie doch!

Der Hausvater. Ah, Germeuil! — Ah, mein Sohn! — Wie unglücklich bin ich!

Der Commthur. Wenn Sie unglücklich ſind, ſo iſt es Ihre eigene Schuld. Laſſen Sie ſich Gerechtigkeit wiederfahren.

Der Hausvater. Ich verliere alles auf einmal; meinen Sohn, meine Tochter, einen Freund.

Der Commthur. Es iſt Ihre eigene Schuld.

Der Hausvater. Blos ein grauſamer Bruder bleibt mir übrig, der ſich eine Luſt daraus macht, mich die Laſt meines Jammers recht fühlen zu laſſen. — Grauſamer Mann, weg von mir. Laſſen Sie meine Kinder kommen. Ich will meine Kinder ſehen.

Der Commthur. Ihre Kinder? Ihre Kinder haben itzt beſſere Dinge zu thun, als Ihre Klagelieder anzuhören. Ihres Sohnes Liebſte, — an ſeiner Seite, — in dem Zimmer Ihrer Tochter — Glauben Sie, daß ſie Langeweile haben?

Der Hausvater. Halten Sie inne, grauſamer Bruder. — Doch nein; tödten Sie mich nur vollends.

Der Commthur. Wollte ich doch allem dieſem Verdruſſe vorbauen. Aber ich durfte ja nicht. Nun mögen Sie es auch haben.

Der Hausvater. O meine verlorene Hoffnungen!

Der Commthur. Sie haben ſie mit ihren Fehlern laſſen aufwachſen; und wenn man ſie Ihnen dann und wann zeigte, ſo machten Sie die Augen zu. Sie haben ſie ſelbſt gelehret, Ihr väterliches Anſehen verachten. Was hätten ſie ſich nicht erkühnen ſollen, da ſie es ungeſtraft thun durften?

Der Hausvater. Wie wird es um den Reſt meines Lebens ſtehen! Wer wird mir das Elend meiner letzten Jahre erleichtern? Wer wird mich tröſten?

Der Commthur. Wenn ich zu Ihnen ſagte: Geben Sie auf ihre Tochter Acht; ihr Sohn ſchlägt um; Sie haben einen Schurken in Ihrem Hauſe: ſo war ich ein harter, böſer, ungeſtümer Mann.

Der Hausvater. Es iſt mein Tod. Es iſt mein Tod. — Und dann, nach wem werde ich mich umſehen! — Ah! — Ah! (Er weinet.)

Der Commthur. Sie haben meinen Rath verachtet. Sie haben darüber gelacht. Weinen Sie nunmehr! Weinen Sie!

Der Hausvater. Ich werde Kinder gehabt haben. Ich werde unglücklich gelebt haben; und werde einſam ſterben müſſen. — Was wird mir es helffen, Vater geweſen zu ſeyn? — Ah! —

Der Commthur. Weinen Sie nur!

Der Hausvater. Grauſamer Mann, ſchonen Sie mich! Bey jedem Worte, das aus ihrem Munde gehet, fühle ich eine Erſchütterung durch meine ganze Seele; meine ganze Seele wird zerriſſen. — Aber nein; nein, meine Kinder haben ſich ſo nicht vergangen; ſie haben das nicht gethan, was

Sie ihnen Schuld geben. Sie ſind unſchuldig. Unmöglich können ſie ſich ſo ſehr weggeworffen, meiner ſo ſehr vergeſſen haben! — Saint Albin! — Cäcilia! — Germeuil! — Wo ſind ſie? — Wenn ſie ohne mich ſchon leben können, ſo kann ich doch nicht ohne ſie leben. — Ich habe ſie verlaſſen wollen. — Ich, ich ſollte ſie verlaſſen? — Laßt ſie kommen! — Laßt ſie alle kommen, und ſich mir zu Füſſen werffen. —

Der Commthur. Kleinmüthiger Mann. Schämen Sie ſich nicht?

Der Hausvater. Laßt ſie kommen. Und wenn ſie ſich ſelbſt anklagen; wenn ſie Reue bezeugen —

Der Commthur. Nun ſo wollte ich nur, daß ſie irgendwo verſteckt wären, und das mit anhörten.

Der Hausvater. Und was würden ſie hören, was ſie nicht ſchon wüßten?

Der Commthur. Und was ſie nicht mißbrauchten?

Der Hausvater. Ich muß ſie ſehen, ich muß ihnen verzeihen; oder ich muß ſie haſſen —

Der Commthur. Nun gut, ſo ſehen Sie ſie. Verzeihen Sie ihnen. Lieben Sie ſie; und laſſen

Sie ſich Zeitlebens von ihnen plagen und beſchimpfen. Ich will gehen, ſo weit ich kann, damit ich weder von Ihnen noch von ihren Kindern weiter etwas höre.

Zehnter Auftritt.

Der Commthur. Der Hausvater. Fr. Hebert
Herr Le Bon. Deschamps.

Der Commthur. (indem er die Fr. Hebert erblickt) Verdammte Frau! (zu Deschamps) Und du, Schurke, was machſt du hier?

Fr. Hebert, Herr Le Bon und Deschamps (zum Commthur, alle zugleich.) Mein Herr.

Der Commthur. (zu Fr. Hebert) Was ſucht Sie hier? Gleich geh Sie Ihre Wege. Ich weis, was ich Ihr verſprochen habe, und ich werde mein Wort halten.

Fr. Hebert. Mein Herr — Sie ſehen meine Freude — Sophia —

Der Commthur. Geh Sie, ſag ich Ihr.

Herr Le Bon. Mein Herr, mein Herr, hören Sie ſie doch nur.

Fr. Hebert. Meine Sophia — mein Kind — iſt nicht, was man denkt. — Herr Le Bon — reden Sie doch; — ich kann nicht.

Der Commthur. (zu Le Bon) Wiſſen Sie denn nicht, wie ſolche Weiber ſind, und was ſie für Mährchen zu erzehlen wiſſen? — Herr Le Bon, Sie ſind ſo alt und können ſolch Zeug glauben?

Fr. Hebert. (zum Hausvater) Mein Herr, Sie iſt in Ihrem Hauſe.

Der Hausvater. (bey Seite und ſchmerzlich) So iſt es doch wahr!

Fr. Hebert. Ich verlange nicht, daß man mir auf mein Wort glaubt. — Laſſen Sie ſie herkommen.

Der Commthur. Es wird irgend eine Anverwandte von dem Germeuil ſeyn, die keinen Strumpf anzuziehen hat.

(Hier vernimmt man ein Lermen und ein verwirrtes Geſchrey.)

Der Hausvater. Ich höre Lermen.

Der Commthur. Es iſt nichts.

Cäcilia. (von innen) Philipp, Philipp, ruft meinen Vater.

Der Hausvater. Es iſt meiner Tochter Stimme.

Fr. Hebert. (zum Hausvater) Ich bitte Sie, mein Herr, laſſen Sie das Kind herkommen. —

St. Albin. (von innen) Nicht näher. Wenn euch euer Leben lieb iſt, nicht näher.

Fr. Hebert und Herr Le Bon. (zum Hausvater) O gehen Sie doch! Sehen Sie doch!

Der Commthur. (zum Hausvater) Es iſt nichts, ſage ich Ihnen.

Eilfter Auftritt.

Der Commthur. Der Hausvater. Fr. Hebert. Herr Le Bon. Deschamps.
Jgfr. Clairet

Jgfr. Clairet (erſchrocken, zum Hausvater.) Bloße Degen, ein Gefreyter, Wache — Kommen Sie geſchwind, mein Herr, wenn Sie nicht wollen, daß ein Unglück geſchehen ſoll.

Zwölfter und letzter Auftritt.

Der Hausvater. Der Commthur. Fr. Hebert. Herr Le Bon. Deschamps. Jgfr. Clairet. Cäcilia. Sophia. St. Albin, Germeuil. Ein Gefreyter. Philipp.
Bediente. Das ganze Haus.

(Cäcilia, Sophia, der Gefreyte, Saint Albin, Germeuil und Philipp ſtürmen auf einmal herein. St. Albin hat den Degen gezogen, und Germeuil hält ihn zurück.)

Cäcilia. (kömmt ſchreyend herein) Mein Vater.

Sophia (läuſt auf den Hausvater zu und ſchreyet:) Mein Herr.

Der Commthur (zum Gefreyten, ſchreyend.) Gefreyter, thue Er ſeine Pflicht.

Sophia und Fr. Hebert (die ſich beyde an den Hausvater wenden; die erſtere zu ſeinen Füßen.) Mein Herr.

St. Albin (den Germeuil noch immer hält.) Erſt muß man mir das Leben nehmen. Germeuil, laſſen Sie mich.

Der Commthur. (zum Gefreyten) Thu Er ſeine Pflicht.

Der Hausvater, St. Albin, Fr. Hebert und Hr. Le Bon (alle zugleich zum Gefreyten.) Halt!

Fr. Hebert und Hr. Le Bon (zum Commthur, indem ſie Sophien, die noch immer auf den Knieen liegt, nach ihm hinwenden.) Betrachten Sie ſie doch nur, mein Herr.

Der Commthur (ohne ſie anzuſehen.) Im Namen des Königs, Herr Gefreyter, thu Er ſeine Pflicht.

St. Albin. (ſchreyet) Halt!

Fr. Hebert und Hr. Le Bon (ſchreyen dem Commthur, zugleich mit St. Albinen, nochmals zu:) Betrachten Sie ſie doch.

Sophia (die ſich gegen den Commthur wendet.) Mein Herr.

Der Commthur (kehret ſich um, betrachtet ſie, und ſchreyet, wie vom Blitze gerührt.) Ah!

Fr. Hebert und Hr. Le Bon. Ja, mein Herr, das iſt ſie. Es iſt ihre Nichte.

St. Albin, Cäcilia, Germenil, Jgfr. Clairet. Sophia, des Commthurs Nichte!

Sophia (noch immer auf ihren Knieen zum Commthur) Lieber Herr Vetter.

Der Commthur. (anfahrend) Was machen Sie hier?

Sophia. (zitternd) Machen Sie mich nicht unglücklich.

Der Commthur. Warum konnten Sie nicht in Ihrer Provinz bleiben? Warum reiſeten Sie nicht wieder heim, da ich es Ihnen ſagen ließ?

Sophia. Ich will reiſen, lieber Herr Vetter. Ich will wieder heim reiſen. Machen Sie mich nicht unglücklich.

Der Hausvater. Kommen Sie, mein Kind. Stehen Sie auf.

Fr. Hebert. Ah, Sophia!

Sophia. Ah, meine liebe!

Fr. Hebert. Ich umarme Sie wieder.

Sophia. Ich ſehe Sie wieder.

Cäcilia. (die ſich ihrem Vater zu Füſſen wirft) Mein Vater, verdammen Sie ihre Tochter nicht, ohne ſie zu hören. Cäcilia iſt, dem Anſcheine ohngeachtet, nicht ſtrafbar. Sie hat ſich weder beſinnen, noch Sie um Rath fragen können.

Der Hausvater (mit einer ernſten aber gerührten Mine) Meine Tochter, du biſt in eine groſſe Unvorſichtigkeit gefallen.

Cäcilia. Mein Vater.

Der Hausvater. (zärtlich) Steh auf!

St. Albin. Sie weinen, mein Vater.

Der Hausvater. Und das über dich, über deine Schweſter. Warum flohet ihr mich, meine Kinder? Seht ihr, daß ihr euch von mir nicht entfernen könnt, ohne euch zu verirren?

St. Albin und Cäcilia. (indem ſie ihm die Hände küſſen.) Ah, mein Vater.

(Indeß ſcheinet der Commthur ganz verwirrt.)

Der Hausvater (nachdem er ſich die Thränen abgetrocknet, giebt ſich ein Anſehen, und ſagt zum Commthur:) Herr Commthur, Sie hatten vergeſſen, daß Sie in meinem Hauſe waren.

Der Gefreyte. Iſt der Herr nicht Beſitzer vom Hauſe?

Der Hausvater. (zum Gefreyten) Darnach hätte Er ſich erkundigen ſollen, ehe Er hereinkam. Geh Er, ich ſtehe für alles.

(Der Gefreyte geht ab.)

St. Albin. Mein Vater.

Der Hausvater. (zärtlich) Ich verſtehe dich.

St. Albin (indem er Sophien dem Commthur vorſtellet.) Herr Vetter.

Sophia (zum Commthur, der ſich von ihr wegkehret.) Verſtoſſen Sie doch das Kind ihres Bruders nicht.

Der Commthur. (ohne ſie anzuſehen) Ja, eines Mannes, der kein Wirth war, der ſich nicht aufzuführen wußte, der mehr hatte, als ich, der alles verthan hat, und der euch in dieſe armſeligen Umſtände geſtürzt hat.

Sophia. Ich erinnere mich noch wohl; als ich ein Kind war; da hatten Sie die Güte mich zu liebkoſen. Ich hätte ihre Gunſt, ſagten Sie. Wenn ich Sie itzt ärgere, ſo will ich gehen; ich will wieder heimreiſen, ich will wieder zu meiner Mutter, zu meiner armen Mutter, die alle ihre Hoffnung auf Sie geſetzt hatte. —

St. Albin. Herr Vetter.

Der Commthur. Ich will ſie weder ſehen noch hören.

Der Hausvater, St. Albin, Herr Le Bon. (indem ſie um ihn herumtreten) Herr Bruder. — Herr Commthur. — Herr Vetter.

Der Hausvater. Es iſt Ihre Nichte.

Der Commthur. Was hat ſie hier zu ſuchen gehabt?

Der Hausvater. Es iſt Ihr Blut.

Der Commthur. Das iſt mir verdrießlich genug.

Der Hausvater. Sie führet Ihren Namen.

Der Commthur. Das ärgert mich eben.

Der Hausvater. (indem er ihm Sophien zeigt) Betrachten Sie ſie. Wo ſind die Anverwandte, die nicht auf ſie ſtolz ſeyn würden?

Der Commthur. Sie hat nichts, das will ich Ihnen nur ſagen.

St. Albin. Sie hat alles.

Der Hausvater. Sie lieben ſich.

Der Commthur. (zum Hausvater) Sie wollen Sie zu Ihrer Tochter?

Der Hausvater. Sie lieben ſich.

Der Commthur. (zum St. Albin) Du willſt ſie zu deiner Frau?

St. Albin. Ob ich ſie will!

Der Commthur. So nimm ſie. Ich bin es zufrieden; denn wenn ich es auch nicht zufrieden wäre, ſo würde es doch gleich viel ſeyn. —

Aber (zum Hausvater) mit einer Bedingung.

St. Albin. (zu Sophien) Ah, Sophia, nun wird uns niemand mehr trennen.

Der Hausvater. Herr Bruder, völlige Gnade! Keine Bedingung!

Der Commthur. Nein. Ich muß durchaus, ihrer Tochter und dieſes Menſchen wegen, Gnugthuung haben.

St. Albin. Gnugthuung! Und wofür? Was haben ſie gethan? Ich berufe mich auf Sie, mein Vater.

Der Hausvater. Cäcilia denkt und empfindet. Sie hat eine zärtliche Seele. Sie wird es ſich ſchon ſelbſt ſagen, wie ſie mir, vor einem Augenblicke, hat vorkommen müſſen. Ich will ihren eigenen Vorwürfen nichts hinzufügen.

Germeuil, — Ihnen verzeih ich. — Meine Hochachtung und meine Freundſchaft bleiben Ihnen unentzogen; meine Wohlthaten ſollen Ihnen überall nachfolgen; aber —

(Germeuil gehet traurig fort, und Cäcilia ſiehet ihm nach.)

Der Commthur. So laß ichs noch gelten.

Jgfr. Clairet. Nun kömmt die Reihe an mich. Ich will immer gehen, und mein Bündel zurecht machen.

(Sie geht ab.)

St. Albin. (zu ſeinem Vater) Hören Sie mich, mein Vater. — Germeuil, bleiben Sie. — Er iſt es, der Ihnen Ihren Sohn erhalten hat. — Ohne ihm hätten Sie keinen Sohn mehr. Was würde aus mir geworden ſeyn? — Er iſt es, der mir Sophien erhalten hat. — Was ich ihr drohete, was ihr mein Vetter drohete, das hat Germeuil, das hat Cäcilia von ihr abgewandt. — Sie hatten, ſich zu beſinnen, nur einen Augenblick. — Es gab nur eine einzige Freyſtatt, die ihrer anſtändig war. —

Sie haben ſie meiner Gewaltthätigkeit entriſſen. — Und ſie ſollten für meinen Fehler geſtraft werden? — Komm, Cäcilia. Wir müſſen den beſten Vater erweichen.

(Er führt ſeine Schweſter zu den Füſſen des Vaters, und wirft ſich mit ihr vor ihm nieder.)

Der Hausvater. Ich habe dir verziehen, meine Tochter; was willſt du noch von mir?

St. Albin. Ihr Glück, mein Glück, unſer aller Glück auf ewig zu befeſtigen. Cäcilia, — Germeuil. — Sie lieben ſich, ſie beten ſich an. — Ueberlaſſen Sie ſich ganz ihrer Gütigkeit, mein Vater. Es werde dieſer Tag der ſchönſte unſeres Lebens!

(Er läuft zu Germeuilen, und ruft Sophien.)

Germeuil, Sophia, — kommen Sie, kommen Sie. — Kommen Sie, wir wollen uns ihm alle zu Füſſen werfen.

Sophia (die ſich gleichfalls zu den Füſſen des Hausvaters wirft, deſſen Hände ſie, ſo lange die Scene noch dauert, faſt nicht wieder verläßt.) Mein Herr.

Der Hausvater (der ſich über ſie neiget, und ſie aufhebt.) Meine Kinder — o meine Kinder! — Cäcilia, du liebeſt Germeuilen?

Der Commthur. Habe ich es Ihnen nicht vorhergeſagt?

Cäcilia. Verzeihen Sie mir, mein Vater.

Der Hausvater. Warum mußte mir das verborgen bleiben? — O meine Kinder, ihr kennet euern Vater nicht. — Treten Sie näher, Germeuil. Was Sie mir verhielten, hat mich gekränkt; aber ich habe Sie allezeit als meinen zweyten Sohn betrachtet. Ich hatte Ihnen immer meine Tochter beſtimmt. So werde ſie denn mit Ihnen die glücklichſte der Weiber!

Der Commthur. Unvergleichlich! Das fehlte noch! Ich ſahe es voraus, daß es zu dieſer Narrheit kommen würde. Aber wenigſtens war es beſchloſſen, daß ſie wider meinen Willen geſchehen ſollte; und Gott ſey Dank, ſie iſt geſchehen. Luſtig! Seyd alle luſtig! Wir ſehen uns itzt zum letztenmale.

Der Hausvater. Sie irren ſich, Herr Commthur.

St. Albin. Herr Vetter.

Der Commthur. Geh du! Ich gelobe deiner Schweſter den vollkommenſten Haß, der nur ſeyn kann; und du ſollſt hundert Kinder kriegen, ich will bey keinem einzigen ſtehen! Lebt wohl.

(Er geht ab.)

Der Hausvater. Kommt, meine Kinder. Laßt ſehen, wer von uns den Kummer, den er verurſacht hat, am beſten gut machen wird.

St. Albin. Liebſter Vater, liebſte Schweſter, liebſter Freund, ich habe Sie alle betrübt. Aber betrachten Sie ſie; und dann verklagen Sie mich, wenn Sie können.

Der Hausvater. Kommt, meine Kinder. Herr Le Bon, hohle er meine Mündel. Fr. Hebert, ich werde für Sie ſorgen. Wir wollen alle glücklich ſeyn.

(Zu Sophien.)

Meine Tochter, ihre Glückſeligkeit wird von nun an die ſüſſeſte Beſchäftigung meines Sohnes ſeyn. Lehren Sie ihn, die Stürme ſeines heftigen Charakters beſänftigen. Er lerne, daß man unmöglich glücklich ſeyn kann, wenn man ſein Schickſal ſeinen Leidenſchaften überläßt! Er nehme Ihre Unterwürfigkeit, Ihre Sanftmuth, Ihre Geduld, alle die Tugenden, die Sie an dieſem Tage gezeigt haben, auf immer zum Muſter ſeiner Aufführung, und zum Gegenſtande ſeiner zärtlichſten Hochachtung!

St. Albin. (lebhaft) O ja, mein Vater; o ja!

Der Hausvater. (zu Germeuilen) Mein Sohn, mein theurer Sohn! Kaum habe ich es erwarten können, Sie ſo zu nennen.

(Hier küßt Cäcilia ihrem Vater die Hand.)

Sie werden meiner Tochter glückliche Tage machen. — Und ich hoffe, Sie ſollen keinen einzigen mit ihr zubringen, der es nicht auch für Sie ſey. — Ich will, wenn ich kann, euch alle glücklich machen. — Sophia, Sie müſſen Ihre Mutter, Ihre Brüder herkommen laſſen. Wenn ihr vor dem Altare den Schwur, euch ewig zu lieben, ableget, könnt ihr nicht Zeugen genug dabey haben. —

Kommt, meine Kinder, — kommen Sie, Germeuil, — kommen Sie, Sophia.

(Er giebt ſeine vier Kinder zuſammen und ſagt:)

Eine ſchöne Frau, ein rechtſchaffner Mann, ſind die zwey rührendſten Weſen der Schöpfung. Schaffet der Welt zweymal an Einem Tage dieſen Anblick. — Der Himmel ſegne euch, meine Kinder, wie Ich euch ſegne!

(Er breitet ſeine Hände über ſie, und ſie beugen ſich, ſeinen Segen zu empfangen.)

Der Tag, der euch vereinigen wird, wird der feyerlichſte Tag eures Lebens ſeyn. O möge er auch der glücklichſte ſeyn! — Kommt, meine Kinder! —

O wie grauſam — wie ſüß iſt es, Vater zu ſeyn!

(Indem ſie aus dem Saale gehen, führet der Hausvater ſeine zwey Töchter; Saint Albin hat die Arme um ſeinen Freund Germeuil geſchlagen; Herr Le Bon giebt der Frau Hebert die Hand; die andern folgen, wie ſie kommen, und alle ſind vor Freuden auſſer ſich.)

Ende des fünften Aufzuges und des Stücks.

Von der

dramatiſchen Dichtkunſt.

An meinen Freund Herrn Grimm.

Von der
dramatiſchen Dichtkunſt.
An Herrn Grimm.

> Vice cotis, acutum
> Reddere quae ferrum valet, exſors ipſa ſecandi.

Wenn ein Volk nie eine andere, als muntere und luſtige Art von Schauſpielen gehabt hätte, und man ſchlüge ihm eine ernſthafte und rührende Gattung vor, wiſſen Sie wohl, mein Freund, was es davon denken würde? Ich irre mich ſehr, oder ſelbſt Leute von Verſtande würden, wenn ſie auch die Möglichkeit davon eingeſehen hätten, dennoch ſagen: Wozu dieſe Gattung? Hat das Leben nicht wirkliche Unluſt genug, daß man uns noch mit erdichteten Uebeln täuſchen muß? Warum ſollten wir die Traurigkeit ſogar bis in unſere Ergetzungen dringen laſſen? — Kurz, ſie würden als Leute reden, denen das Vergnügen gerührt zu werden, und Thränen zu vergieſſen, völlig fremd iſt.

Gewohnheit feſſelt. Stehet ein Menſch auf, der Funken vor Genie zeigt, und irgend ein Werk ans Licht bringt: ſo iſt das die erſte Wirkung, daß er die Gemüther in Erſtaunen ſetzt und theilet. Nach und nach macht er ſie wieder einig: nun folgen ihm eine Menge Nachahmer; der Muſter werden mehr; man macht häuffige Anmerkungen; man ſetzt Regeln feſt; die Kunſt entſtehet; man giebt ihr Grenzen und thut den Ausſpruch, daß alles, was nicht in dem engen Bezirke, den man gezeichnet hat, enthalten iſt, widerſinnig und ſchlecht ſey: es ſind die Säulen des Herkules, über die man ſich nicht hinaus wagen kann, ohne ſich zu verirren.

Doch wider die Wahrheit iſt kein Vorurtheil ſtark genug. Das Schlechte fällt Trotz den Lobſprüchen, die es von der Einfalt erhalten hat; und das Gute begleibt Trotz der Unentſchließigkeit der Unwiſſenden, Trotz dem Geſchrey des Neides. Das verdrießlichſte dabey iſt dieſes, daß den Menſchen nicht eher Gerechtigkeit widerfährt, als bis ſie nicht mehr ſind. Erſt muß man ihnen ihr Leben ſauer gemacht haben, ehe man eine Handvoll geruchloſer Blumen auf ihr Grab ſtreuet. Was iſt zu thun? Entweder die Hände in den Schooß zu legen, oder ſich einem Geſetze zu unterwerffen, das ſich beſſere, als wir, haben müſſen gefallen laſſen. Wehe jedem, der ſich beſchäftiget, wenn ſeine Arbeit nicht die Quelle ſeiner ſüſſeſten Augenblicke iſt; wenn er ſich nicht mit dem Beyfalle weniger befriedigen kann! Die Anzahl guter Richter iſt ſehr klein. O Freund, laſſe ich etwas ans Licht treten, es ſey der Entwurf eines Schauſpiels, oder eine philoſophiſche Idee, oder ein Stück aus der Moral oder Litteratur, denn mein Geiſt ruhet ſich durch die Abwechslung aus: ſo komme ich zu Ihnen. Fällt Ihnen meine Gegenwart nicht zur Laſt; eilen Sie mir mit einer vergnügten Mine entgegen: ſo will ich geduldig warten, bis Zeit, bis Billigkeit, welche ſich mit der Zeit beſtändig äuſſert, den Ausſpruch über mein Werk thun.

Iſt Eine Gattung vorhanden: ſo iſt es ſchwer eine neue einzuführen. Iſt dieſe eingeführt: ſo hat man ein ander Vorurtheil zu beſtreiten. Man bildet ſich ein, daß die zwey angenommenen Gattungen mit einander grenzen.

Zeno leugnete die Wirklichkeit der Bewegung. Statt aller Antwort, ging ſein Gegner auf und nieder; und wenn er auch gehinkt hätte, er würde doch geantwortet haben.

Mit meinem natürlichen Sohne habe ich den Verſuch eines Schauſpiels machen wollen, das zwiſchen der Komödie und der Tragödie ſtehe.

Der Hausvater, den ich damals verſprach und den beſtändige Zerſtreuungen zurückgehalten haben, ſtehet zwiſchen der ernſthaften Gattung des natürlichen Sohnes und der Komödie.

Und wenn ich einmal Zeit und Muth bekomme, ſo hoffe ich ein drittes Schauſpiel zu verfertigen, das zwiſchen der ernſthaften Gattung und der Tragödie zu ſtehen kommen ſoll.

Nun mag man dieſen Werken einiges Verdienſt zugeſtehen, oder man mag ihnen keines zugeſtehen: ſo werden ſie doch immer ſo viel beweiſen, daß es mit dem Abſtande, den ich zwiſchen den beyden angenommenen Gattungen bemerkt habe, ſeine Richtigkeit hat.

Das dramatiſche Syſtem, nach ſeinem ganzen Umfange wäre alſo dieſes: Die luſtige Komödie, welche das Laſter und das Lächerliche zum Gegenſtande hat; die ernſthafte Komödie, welche die Tugend und die Pflichten des Menſchen zum Gegenſtande hat; das Trauerſpiel, das unſer häußliches Unglück zum Gegenſtande hätte; und die Tragödie, welche zu ihrem Gegenſtande das Unglück der Großen und die Unfälle ganzer Staaten hat.

Aber wo iſt Er, der uns die Pflichten der Menſchen mit Nachdruck male? Welches ſind die Eigenſchaften des Dichters, der ſich dieſes Werk vornehmen wollte?

Er ſey Philoſoph; er ſey in ſich ſelbſt herabgeſtiegen; er habe die menſchliche Natur kennen lernen; er ſey von den geſellſchaftlichen Ständen auf das genaueſte unterrichtet; er kenne ihre Beſchäftigungen und ihre Wichtigkeit, ihre Vortheile und Unbequemlichkeiten.

„Aber wie ſoll man alles, was zu dem Stande „eines Menſchen gehöret, in die engen Grenzen eines Schauſpiels bringen? Wo iſt die Verwicklung, „die dieſen ganzen Gegenſtand faſſen könnte? Man „wird in dieſer Gattung Stücke machen müſſen, „die aus lauter epiſodiſchen Auftritten beſtehen, die „unter ſich keine Verbindung haben, oder nur aufs „höchſte vermöge einer kleinen Intrigue, die ſich „durch ſie ſchlinget, zuſammenhangen *: aber da „wird an keine Einheit, an keine Handlung, an „kein Intereſſe zu denken ſeyn. Jede Scene für ſich „wird vielleicht die zwey Punkte, die Horaz ſo ſehr „empfiehlt, verbinden; aber etwas zuſammen werden ſie nicht ausmachen, und das Ganze wird ohne Feſtigkeit und Kraft ſeyn.“

Wenn uns die Stände der Menſchen auch nur Stücke ſchaffen, ſo wie die Ueberläſtigen des Moliere ſind, ſo iſt es doch ſchon etwas: ich glaube aber, daß man ſie noch weit beſſer nutzen kann. Die Verbindlichkeiten und Ungemächlichkeiten eines Standes, ſind nicht alle gleich wichtig. Mich dünkt alſo, man könnte ſich bloß an die vornehmſten halten, dieſe zu der Grundlage des Stückes machen,

und

---

* Die Franzoſen nennen dergleichen Stücke, des pieces à tiroir.

und die übrigen in die Ausführung verſparen. Und ſo habe ich es in dem Hausvater gemacht, wo die Verſorgung eines Sohnes und einer Tochter meine zwey Hauptſtützen ſind. Vermögen, Geburt, Erziehung, was Aeltern ihren Kindern, was Kinder ihren Aeltern ſchuldig ſind, Heyrath, eheloſes Leben, alles, was mit dem Stande eines Hausvaters in Verbindung ſtehet, davon wird gelegentlich, ſo wie es der Faden des Geſprächs erlaubet, gehandelt. Es betrete nur ein anderer, der die mir fehlenden Talente beſitzet, dieſen Pfaad, und man wird bald ſehen, was aus dieſer Gattung von Schauſpielen werden kann.

Was man wider ſie einwirft, beweiſet nur ſo viel: daß ſie ſehr ſchwer zu bearbeiten iſt, daß ſie nicht das Werk eines Kindes ſeyn kann, und daß ſie mehr Kunſt, mehr Einſicht, mehr Ernſt und Stärke des Geiſtes erfordert, als man in den Jahren gemeiniglich hat, in welchen man ſich dem Theater widmet.

Um von einer Geburt des Geiſtes richtig zu urtheilen, muß man ſie nicht gegen eine andere halten. Das war der Fehltritt, den einer von unſern erſten Kunſtrichtern that. Er ſagte: Die Alten haben keine Opern gehabt, folglich iſt die Oper eine Gattung, die nichts taugt. Wäre er vorſichtiger, oder beſſer unterrichtet geweſen, ſo hätte er vielleicht geſagt: Die Alten hatten blos eine Oper, und folglich kann unſere Tragödie nicht gut ſeyn. Hätte er hingegen eine richtigere Logik inne gehabt, ſo würde er weder ſo, noch ſo geſchloſſen haben. Es mögen Muſter vorhanden ſeyn, oder nicht, daran iſt nichts gelegen. Es giebt eine Regel, die älter als alles iſt; und die poetiſchen Gründe waren, ehe noch Poeten waren: denn wie hätte man ſonſt von dem erſten Gedichte urtheilen können? War es gut, weil es gefiel? Oder gefiel es, weil es gut war?

Die Pflichten des Menſchen ſind für den dramatiſchen Dichter eine eben ſo reiche Grube, als ihre Lächerlichkeiten und Laſter; und die ehrbaren und ernſthaften Stücke werden überall Beyfall finden, unfehlbarer aber bey einem verderbten Volke, als ſonſt wo. Hier wird der rechtſchaffne Mann in den Schauplatz gehen, um ſich der Geſellſchaft der Böſen, mit welchen er umgeben iſt, zu entſchlagen; um diejenigen zu finden, mit welchen er zu leben wünſchte; um das menſchliche Geſchlecht zu ſehen, wie es iſt, und ſich mit ihm wieder auszuſöhnen. Die rechtſchaffnen Leute ſind ſelten; aber es giebt deren doch. Wer anders denkt, klaget ſich ſelbſt an, und verräth, wie unglücklich er mit ſeiner Frau, mit ſeinen Anverwandten, mit ſeinen Freunden, mit ſeinen Bekannten iſt. Es ſagte einſt jemand, nachdem er ſo ein ehrbares Werk geleſen und ſich auf das ſüßeſte damit unterhalten hatte: Mich dünkt, ich bin wieder allein. Das Werk verdiente dieſen Lobſpruch, aber ſeine Freunde verdienten dieſe Satyre nicht.

Nur die Tugend und die Tugendhaften muß man zu ſeinem beſtändigen Augenmerke haben, wenn man ſchreibt. Sie, mein Freund, Sie ruffe ich mir zu Sinne, wenn ich die Feder ergreiffe; Sie ſtelle ich mir vor Augen, wenn ich handele. Sophien, Sophien will ich gefallen. Haben Sie mir zugelächelt, hat ſie eine Thräne vergoſſen, lieben Sie mich beyde darum ſo vielmehr: ſo bin ich belohnt genug.

Als ich die Scenen des Bauers in dem Fälſchlich Grosmüthigen hörte, ſagte ich: Ganz gewiß, das muß in der ganzen Welt, das muß zu allen Zeiten gefallen; dabey wird man in Thränen zerflieſſen. Die Wirkung hat mein Urtheil beſtätiget. Dieſe Epiſode iſt völlig aus der ehrbaren und ernſthaften Gattung.

„Das Beyſpiel einer glücklichen Epiſode, wird
„man ſagen, kann nichts beweiſen. Und wenn Sie
„das einförmige Geſpräch von Tugend nicht durch
„einige lächerliche und wohl gar, wie es mehrere
„gethan haben, durch ein wenig übertriebene Cha-
„raktere unterbrechen: ſo fürchte ich ſehr, Ihre
„ehrbare und ernſthafte Gattung, Sie mögen davon
„ſagen was Sie wollen, wird zu nichts als froſti-

„gen und unſcheinbaren Scenen, zu einer langweiligen und traurigen Moral, zu einer Art von „dialogiſchen Predigten verhelffen.“

Laſſen Sie uns die verſchiednen Stücke eines Drama durchgehen, und zuſehen. Iſt es der Inhalt, nach welchem man es beurtheilen muß? In der ehrbaren und ernſthaften Gattung iſt der Inhalt nicht weniger wichtig, als in der luſtigen Komödie, und iſt dabey mit mehr Wahrheit behandelt. Oder muß man es nach den Charakteren beurtheilen? Sie können hier eben ſo verſchieden, eben ſo original ſeyn, und der Dichter iſt noch dazu gezwungen, ſie mit mehrerer Stärke zu zeichnen. Oder nach den Leidenſchaften? Dieſe werden ſich um ſo viel wirkſamer zeigen, je größer das Intereſſe ſeyn wird. Oder nach dem Style? Dieſer wird hier weit nachdrücklicher, weit ernſthafter, weit erhabener, weit gewaltiger, und deſſen, was man Empfindung nennet, (eine Eigenſchaft, ohne welche kein Styl ans Herz redet,) weit fähiger ſeyn. Oder nach dem Mangel des Lächerlichen? Als ob thörichte Handlungen und Reden, die durch ein übelverſtandenes Intereſſe, oder durch heftige Leidenſchaften veranlaßt werden, nicht das wahre Lächerliche der Menſchen und des Lebens wären.

Ich beruffe mich auf die ſchönen Stellen im Terenz; und frage, nach welcher Gattung die Auftritte der Väter und Liebhaber abgefaßt ſind?

Habe ich, in dem Hausvater, der Wichtigkeit meines Inhalts nicht gleich kommen können; iſt der Verlauf froſtig; ſind die Leidenſchaften geſchwätzig und moraliſirend; fehlet den Charakteren des Vaters, des Sohnes, des Commthurs, Cäciliens, Sophiens, Germeuils, das komiſche Leben: ſo iſt es ganz ſicher meine Schuld und nicht die Schuld der Gattung.

Es nehme ſich nur ein guter Kopf vor, den Stand des Richters auf die Bühne zu bringen; er verwickele ſeinen Inhalt auf eine ſo intereſſante Weiſe, als er es nur immer leiden will, und ich mir es ohngefehr vorſtelle; die Perſon werde durch die Pflichten ihres Standes gezwungen, entweder der Würde und Heiligkeit ihres Amtes zu entſtehen, und ſich in ihren und anderer Augen zu entehren, oder ihre Leidenſchaften, alles was ihr am liebſten iſt, Vermögen, Geburt, Weib und Kinder, dem Amte aufzuopfern: und dann thue man, wenn man will, den Ausſpruch, ob die ernſthafte und ehrbare Gattung ohne Feuer, ohne Glanz, ohne Nachdruck iſt.

So oft Gewohnheit oder Neuheit mich in meinem Urtheile ungewiß machen, (denn beyde haben dieſe Wirkung:) ſuche ich mich vermittelſt folgender Art zu entſchlieſſen, mit der es mir meiſtentheils ſehr wohl gelungen iſt. Ich präge mir den Gegenſtand wohl ein, und bringe ihn in Gedanken von der Natur auf die Leinewand, und unterſuche ihn in dieſer

ſer Entfernung, in welcher er mir weder zu nahe noch zu weit iſt.

Laſſen Sie uns dieſes Hülfsmittel hier brauchen. Laſſen Sie uns zwey Komödien nehmen, eine von der ernſthaften, und eine von der luſtigen Gattung; laſſen Sie uns von beyden, Scene vor Scene, zwey Gallerieen von Gemälden aufſtellen; und laſſen Sie ſehen, in welcher von beyden wir uns am längſten, am willigſten verweilen werden, wo wir die ſtärkſten und angenehmſten Empfindungen haben werden, wo wir am liebſten wieder hingehen werden.

Ich wiederhohle es alſo: zu der ehrbaren, zu der ehrbaren. Das Ehrbare rühret uns auf eine weit innigere, auf eine weit ſüſſere Art, als dasjenige, was unſere Verachtung und unſer Lachen erweckt. Ihr Dichter, die ihr Gefühl und Zärtlichkeit habet, dieſe Saite berühret, und ihr werdet ſie in aller Herzen wiedertönen hören.

„Die menſchliche Natur iſt alſo gut?“

Ja, mein Freund, und ſehr gut. Waſſer, uft, Erde, Feuer, alles iſt in der Natur gut; er Orkan, der ſich zu Ende des Herbſtes erhebt, ie Wälder erſchüttert, Bäume gegen Bäume ſchlägt, nd ſo die todten Aeſte bricht und abſondert; der turm, der die Waſſer des Meeres durchwühlet, und ſie ſäubert; der Aetna, der aus ſeiner offnen Seite brennende Ströme gießt, und einen Dampf in die Luft ſendet, durch den ſie gereiniget wird: alles iſt gut.

Die elenden willkührlichen Satzungen ſind es, die den Menſchen verderben; dieſe muß man anklagen und nicht die menſchliche Natur. Und in der That, was rührt uns ſtärker, als die Erzehlung einer großmüthigen Handlung? Wo iſt der Unſelige, der die Klagen eines rechtſchaffnen Mannes mit Gleichgültigkeit anhören könnte?

Der Schauplatz iſt der einzige Ort, wo ſich die Thränen des Tugendhaften und des Böſen vermiſchen. Hier läßt ſich der Böſe wider Ungerechtigkeiten aufbringen, die er ſelbſt begangen hätte; hier hat er bey Unglücksfällen Mitleiden, die er ſelbſt veranlaßt hätte; hier ergrimmt er gegen Perſonen von ſeinem eigenen Charakter. Aber der Eindruck iſt geſchehen, und er bleibt, auch wider unſern Willen; der Böſe gehet alſo aus dem Schauplatze weit weniger geneigt, übels zu thun, als wenn ihm ein ernſter und ſtrenger Redner eine Strafpredigt gehalten hätte.

Der Dichter, der Romanenſchreiber, der Schauſpieler dringen verſtohlner Weiſe ans Herz, und treffen es um ſo viel gewiſſer und ſtärker, je weniger es den Streich vermuthet, je mehr Blöſſe es folglich giebt. Die Unglücksfälle, durch die man mich rühret, ſind erdichtet: was thut das? Sie rühren mich doch. Jede Zeile in dem Ehrlichen Manne, der ſich der Welt entzogen, im Dechant von Killerine, im Cleveland, erregt in mir ein zärtliches Theilnehmen an den Unglücksfällen der Tugend, und koſtet mich Thränen. Könnte es eine unſeligere Kunſt geben, als die, die mich zum Mitſchuldigen des Laſterhaſten machte? Aber wo iſt auch eine ſchätzbarere Kunſt als die, die mich unvermerkt für das Schickſal des rechtſchaffnen Mannes einnimmt, die mich aus der ruhigen und ſüſſen Faſſung, in der ich mich befand, reiſſet, um mich mit ihm umher zu treiben, mich in die Höhlen zu verſetzen, in die er flüchten muß, mich zum Mitgenoſſen der Unfälle zu machen, durch die es dem Poeten beliebt, ſeine Beſtändigkeit auf die Probe zu ſtellen.

O wie ſehr erſprieslich würde es für die Menſchen ſeyn, wenn ſich alle Künſte der Nachahmung einen gemeinſchaftlichen Gegenſtand wählten, und ſich einmal mit den Geſetzen dahin verbänden, uns die Tugend liebenswürdig und das Laſter verhaßt zu machen! Des Philoſophen Pflicht iſt es, ſie dazu einzuladen; er muß ſich an den Dichter, an den Mahler, an den Tonkünſtler wenden, und ihnen auf das nachdrücklichſte zuruffen: O ihr von höhern Fähigkeiten, warum hat euch der Himmel begabt?

Wird er gehört, ſo werden gar bald die Mauern unſrer Palläſte nicht mehr von Gemälden der ſchändlichſten Wolluſt bedeckt ſeyn; unſere Stimmen werden nicht länger die Verkündigerinnen des Laſters ſeyn, und Geſchmack und Tugend werden dabey gewinnen. Glaubt man denn wirklich, daß die Action zweyer blinden Eheleute, die einander noch im hohen Alter ſuchten, die ſich mit thränenden Augen zärtlich die Hände drückten, die ſich, ſo zu reden, an dem Rande des Grabes noch liebkoſten, nicht eben ſo viel Geſchicklichkeit erfordere, mich nicht weit mehr rühren würde, als der Anblick der heftigen Wolluſt, in der ſich ihre noch ganz neuen Sinne in der Jugend betaumelten.

Ich habe manchmal gedacht, daß man gar wohl die wichtigſten Stücke der Moral auf dem Theater abhandeln könnte, ohne dadurch dem feurigen und reiſſenden Fortgange der dramatiſchen Handlung zu ſchaden.

Und worauf würde es ankommen? Das Gedicht ſo einzurichten, daß die Sachen, nach Art der Niederlegung des Regiments im Cinna, eingeflochten würden. Auf dieſe Weiſe könnte der Dichter die Frage von dem Selbſtmorde, von der Ehre, vom Duell, vom Reichthume, und hundert andere abhandeln. Unſere Gedichte würden dadurch eine Würde bekommen, die ihnen fehlt. Wenn eine ſolche

Scene nothwendig iſt, wenn ſie mit dem Stoffe zuſammenhängt, wenn ſie vorbereitet iſt, wenn ſie der Zuſchauer erwartet: ſo wird er ihr ſeine ganze Aufmerkſamkeit ſchenken, und wird ganz anders davon gerührt werden, als von den kleinen niedlichen Sentenzen, aus welchen unſere neuere Werke zuſammengeſtoppelt ſind.

Nicht Worte, ſondern Eindrücke will ich aus dem Schauplatze mitnehmen. Wer von einem dramatiſchen Stücke, aus welchem man viele abgeſonderte Gedanken anzuführen weis, das Urtheil fällt, es müſſe ein mittelmäßiges Werk ſeyn, der wird ſich ſelten betriegen. Das vortrefflichſte Gedicht iſt dasjenige, deſſen Wirkung am längſten in mir dauert.

O dramatiſche Dichter, der wahre Beyfall, nach dem ihr ſtreben müßt, iſt nicht das Klatſchen der Hände, das ſich plötzlich nach einer ſchimmernden Zeile hören läßt, ſondern der tiefe Seufzer, der nach dem Zwange eines langen Stillſchweigens aus der Seele dringt, und ſie erleichtert. Ja es giebt einen noch heftigern Eindruck, den ſich aber nur die vorſtellen können, die für ihre Kunſt gebohren ſind, und es voraus [illegible], wie weit ihre Zauberey gehen kann: dieſen nehmlich, das Volk in einen Stand der Unbehäglichkeit zu ſetzen; ſo daß Ungewißheit, Bekümmerniß, Verwirrung in aller Gemüthern herrſchen, und euere Zuſchauer den Unglücklichen gleichen, die in einem Erdbeben die Mauern ihrer Häuſer wanken ſehen, und die Erde ihnen einen feſten Tritt verweigern fühlen.

Es giebt eine Art von Schauſpielen, wo man die Moral gerade zu, und doch glücklich vortragen könnte. Hier iſt ein Beyſpiel. Man gebe wohl darauf Achtung, was unſere Richter davon ſagen werden, und wenn es ihnen froſtig vorkömmt, ſo glaube man nur gewiß, daß es ihnen an Energie der Seele, an der Idee der wahren Beredtſamkeit, an Gefühl und Empfindlichkeit fehlet. Ich wenigſtens halte dafür, wenn ſich ein Genie dieſes Stoffes bemächtigte, es würde unſern Augen nicht Zeit laſſen, trocken zu werden, und wir würden ihm das allerrührendſte Schauſpiel, die allerlehrreichſte und angenehmſte Schrift, die man nur leſen kann, zu danken haben. Ich meyne den Tod des Sokrates.

Die Scene iſt im Gefängniſſe. Man erblickt den Philoſophen in Ketten und auf Stroh liegend. Er ſchläft. Seine Freunde haben die Wache beſtochen, und kommen mit anbrechendem Tage, ihm ſeine Befreyung anzukündigen.

Ganz Athen iſt in Aufruhr, aber der Gerechte ſchläft.

Von einem unſchuldigen Leben. Wie ſüß es iſt, wohl gelebt zu haben, wenn man nun ſterben ſoll! Erſter Auftritt.

Sokrates erwacht; er erblickt ſeine Freunde, und wundert ſich, ſie ſo früh zu ſehen.

Der Traum des Sokrates.

Sie hinterbringen ihm; was ſie ausgerichtet haben. Er unterſucht mit ihnen, was ſich für ihn zu thun ſchicke.

Von der Achtung, die man ſich ſelber ſchuldig iſt, und von der Heiligkeit der Geſetze. Zweyter Auftritt.

Die Wache kömmt: man nimmt ihm ſeine Ketten ab.

Die Fabel von Schmerz und Luſt.

Die Richter treten herein; mit ihnen zugleich die Ankläger des Sokrates und eine Menge Volks. Er wird angeklagt, und vertheidiget ſich.

Die Schutzrede. Dritter Auftritt.

Man muß ſich hier nach den griechiſchen Sitten richten; die Klagen müſſen geleſen werden; Sokrates muß ſich bald an ſeine Richter, bald an ſeine Ankläger, bald an das Volk wenden; er muß in ſie dringen; er muß ſie fragen; er muß ihnen antworten.

ten. Man muß die Sache zeigen, wie ſie wirklich vorgefallen iſt; und das Schauſpiel wird um ſo viel wahrer, um ſo viel in die Augen fallender, um ſo viel ſchöner werden.

Die Richter treten ab; die Freunde des Sokrates bleiben; die Verdammung hat ihnen geahnet. Sokrates unterhält ſie, und tröſtet ſie.

Von der Unſterblichkeit der Seele. Vierter Auftritt.

Er iſt verurtheilt. Man kündiget ihm den Tod an. Er ſpricht ſeine Frau und ſeine Kinder. Man bringt den Giftbecher. Er ſtirbt. Fünfter Auftritt.

Es iſt ein einziger Aufzug, der aber, wenn er wohl ausgearbeitet würde, die Länge eines gewöhnlichen Stücks haben dürfte. Welche Beredtſamkeit wird dazu erfordert! Welche tiefe Einſicht in die Weltweisheit! Welch Naturell! Welche Wahrheit! Man faſſe den feſten, einfältigen, ruhigen, heitern und erhabnen Charakter des Philoſophen nur recht, und man wird bald merken, wie ſchwer er zu ſchildern iſt. Alle Augenblicke werden ſich die Lippen lächelnd verziehen, und die Augen voll Thränen ſtehen! Ich würde vergnügt ſterben, wenn ich dieſes Werk ſo ausgeführet hätte, als ich mir es vorſtelle. Und ich wiederhohle es; wenn die Kunſtrichter

ter hier weiter nichts als eine Folge von philoſophiſchen und froſtigen Unterredungen erblicken: die armen Leute! Wie ſehr betauere ich ſie!

Ich meines Theils mache weit mehr aus einem Affecte, aus einem Charakter, der ſich nach und nach entwickelt und ſich endlich in aller ſeiner Stärke zeiget, als aus allen den künſtlichen Verwickelungen, aus denen man Stücke zuſammenſetzt, in welchen die Zuſchauer eben ſo ſehr hin und her geworfen werden, als die Perſonen. Mich dünkt, der gute Geſchmack kann dergleichen Stücke nicht vertragen, und groſſe Wirkungen können ſie unmöglich haben. Und das iſt es gleichwohl, was wir Leben und Bewegungen nennen. Die Alten hatten einen ganz andern Begriff davon. Der einfältigſte Verlauf; eine Handlung, mit der man kurz vor ihrem Ende anfängt, damit alles bereits aufs äuſſerſte gebracht ſey; eine Entwickelung, die alle Augenblicke ausbrechen will und doch immer durch einen ganz ſchlechten, aber wahren Umſtand verſchoben wird; nachdrückliche Reden; heftige Leidenſchaften; Gemälde; ein oder zwey meiſterhaft gezeichnete Charaktere: das war ihre ganze Kunſt. Mehr brauchte Sophokles nicht, aller Gemüther unter ſich zu bringen. Wer keinen Gefallen an den Alten gefunden hat, der wird nie erfahren, wie viel unſer Racine dem alten Homer zu danken hat.

Sie werden es eben ſowohl als ich angemerkt haben, daß faſt kein Zuſchauer iſt, der nicht von dem allerverwickeltſten Stücke, wenn er es ſchon nur zum erſtenmale aufführen geſehen, Beſcheid zu geben wüßte. Man kann ſich weit leichter der Begebenheiten, als der Reden erinnern; und wenn die Begebenheiten einmal bekannt ſind, ſo hat das verwickelte Stück alle ſeine Wirkung verloren.

Wenn ein dramatiſches Werk nur einmal aufgeführt, und niemals gedruckt werden ſollte, ſo wollte ich zu dem Dichter ſagen: Verwickele, ſo ſehr als du willſt; du wirſt unfehlbar erregen und beſchäftigen; aber ſey einfach, wenn du geleſen zu werden, wenn du auf der Bühne zu bleiben wünſcheſt.

Eine ſchöne Scene enthält mehr Gedanken, als ein ganzes Drama Begebenheiten enthalten kann; und nur auf Gedanken kömmt man gern wieder zurück. Die wird man nie zu hören müde; die hören nie auf zu rühren. Die Scene des Rolands in der Höhle, wo er der treuloſen Angelica vergebens wartet; Luſignans Rede mit ſeiner Tochter; die Rede der Klytemneſtra an den Agamemnon, ſind mir beſtändig neu.

Wenn ich erlaube, ſo ſehr zu verwickeln, als man nur immer will, ſo verſtehe ich es von einer und eben derſelben Handlung. Es iſt faſt unmöglich zwey Intriguen ſo fortzuführen, daß nicht die eine zum Nachtheil der andern intereſſiren ſollte. Wie viel neuere Beyſpiele könnte ich hiervon anführen! Aber ich will niemanden beleidigen.

Was kann feiner ſeyn, als die Art, mit welcher Terenz die Liebshändel des Pamphilus und des Charinus in ſeiner Andria durch einander geſchlungen hat? Hat er es dem ohngeachtet ohne Nachtheil gethan? Glaubt man nicht zu Anfange des zweyten Aufzuges ein neues Stück anzufangen? Und ſchließt ſich der fünfte intereſſant genug?

Wer zwey Intriguen zugleich fortzuführen unternimmt, legt ſich die Nothwendigkeit auf, beyde in einem Augenblick zu entwickeln. Wenn die Hauptintrigue zuerſt zu Ende kömmt, ſo wird die andere unerträglich. Wird hingegen die epiſodiſche Intrigue eher aus, ſo äuſſert ſich eine andere Unbequemlichkeit: dieſe und jene Perſonen verſchwinden entweder auf einmal, oder treten ohne Urſache auf; das ganze Werk wird entweder verſtümmelt, oder wird froſtig.

Was würde aus dem Stücke werden, das Terenz Heavtontimorumenos, oder den Selbſtpeiniger betitelt hat, wenn der Dichter nicht, durch einen glücklichen Fund ſeines Genies, die In-

Intrigue des Klinia, die ſich im dritten Aufzuge ſchließt, wieder vorzunehmen und ſie mit der Intrigue des Klitophon aufs neue zu verbinden gewußt hätte?

Terenz verlegte die Intrigue der Perinthia des Menanders in die Andria des nehmlichen griechiſchen Dichters, und machte aus zwey einfachen Stücken ein zuſammengeſetztes. Ich that in dem unehelichen Sohne das Gegentheil. Goldoni hatte den Geizigen des Moliere, und die Charaktère des wahren Freundes in ein Luſtſpiel von drey Aufzügen zuſammengeſchmolzen. Ich trennte dieſen doppelten Stoff und machte ein Stück von fünf Aufzügen daraus. Dieſes Stück mag nun gut oder ſchlecht geworden ſeyn; genug, in dieſem Punkte hatte ich Recht.

Terenz behauptet, weil er den Inhalt des Heavtontimorumenos verdoppelt habe, ſo ſey ſein Stück neu. Es mag ſeyn; ob es darum aber auch beſſer iſt, das wäre eine andere Frage.

Wenn ich mich in dem Hausvater einiger Geſchicklichkeit ſchmeicheln dürfte, ſo würde ich ſie darinn ſetzen, daß ich Germeuilen und Cäcilien eine Leidenſchaft gegeben habe, die ſie einander in den erſten Aufzügen nicht entdecken können, und daß ich dieſe Leidenſchaft der Liebe des Saint Albin gegen Sophien, durchs ganze Stück, ſo untergeordnet habe, daß ſich Germeuil und Cäcilia, auch nach geſchehener Erklärung, von ihrer Neigung nicht unterhalten können, ob ſie gleich alle Augenblicke bey einander ſind.

Hier giebt es keine Mittelſtraſſe: ſo viel man auf der einen Seite gewinnt, ſo viel verlieret man auf der andern. Soll das Stück durch vielfältige Zwiſchenfälle intereſſant und feurig werden: ſo können keine Reden Statt finden; kaum daß die Perſonen Zeit haben, einander zu ſprechen; ſie handeln, anſtatt ſich zu entwickeln. Ich rede aus der Erfahrung.

Einem Poſſenſpiele kann man nicht Handlung und Bewegung genug geben: denn was könnte man erträgliches darinn ſagen? Weit weniger braucht man in der luſtigen Komödie; noch weniger in der ernſthaften Komödie; und am allerwenigſten in dem Trauerſpiele.

Je unwahrſcheinlicher eine Gattung iſt, deſto leichter kann man gedrungen und feurig darinn ſeyn. Man ſchaft ſich Feuer auf Unkoſten der Wahrheit und des Wohlſtandes. Das allerabgeſchmackteſte Ding iſt eine froſtige Burleske. In den ernſthaften Gattungen macht es die Wahl der Zwiſchenfälle ſchwer, beſtändig feurig zu bleiben.

Deswegen aber iſt ein vortreffliches Poſſenſpiel kein Wort eines gemeinen Kopfs. Es erfordert eine eigene Luſtigkeit; ſeine Charaktere ſind wie die Grotesken des Calot, in welchen noch immer die vornehmſten Züge der menſchlichen Figur zu erkennen ſind. Es iſt nicht allen Leuten gegeben, ſo zu verſtümmeln. Wenn man glaubt, daß es mehr Köpfe gebe, die einen Paurceaugnac, als die einen Menſchenfeind machen könnten, ſo betriegt man ſich.

Was iſt Ariſtophanes? Ein originaler Poſſenreiſſer. Ein Schriftſteller von dieſer Gattung muß der Regierung ſehr ſchätzbar ſeyn, wenn ſie ihn zu brauchen weis. Denn ihm darf man nur alle Enthuſiaſten übergeben, die von Zeit zu Zeit das gemeine Weſen ſtören. Wenn man ſie in den Buden lächerlich macht, ſo braucht man die Gefängniſſe nicht mit ihnen anzufüllen.

Ob nun gleich Bewegung und Leben nach den verſchiedenen Gattungen, in welchen man arbeitet, verſchieden iſt, ſo gehet die Handlung doch darum immer fort. Sie muß nicht einmal in den Zwiſchenaufzügen ſtehen bleiben. Sie iſt ein Bruchſtück, das ſich von dem Gipfel eines Felſen losreiſſet: je weiter es fällt, deſto geſchwinder fällt es, und die Hinderniſſe, auf die es von Zeit zu Zeit aufſchlägt, vermehren ſeine Gewalt.

Wenn dieſe Vergleichung richtig iſt; wenn es wahr iſt, daß des Redens um ſo viel weniger werden muß, je mehr der Handlung wird: ſo muß man in den erſten Aufzügen mehr reden als handeln und in den letzten mehr handeln, als reden laſſen.

Iſt es ſchwerer, den Plan zu entwerfen, als das Geſpräch auszuführen? Ich habe ſehr oft über dieſe Frage ſtreiten hören, und es iſt mir immer vorgekommen, als ob jeder mehr ſeiner Fähigkeit, als der Wahrheit der Sache gemäß antworte.

Ein Mann, der viel Umgang hat, der ſich leicht ausdrückt, der die Menſchen kennet, der ſie gehöret und ſtudieret hat, und der zu ſchreiben weis, findet den Plan ſchwer.

Ein andrer, deſſen Verſtand ausgebreiteter iſt, der über die Dichtkunſt nachgedacht hat, der das Theater kennt, den Erfahrung und Geſchmack die intereſſanten Stellungen kennen gelehrt, der Begebenheiten zu verbinden weis, wird ſeinen Plan ohne viel Mühe machen. Dieſer aber wird mit ſeiner Arbeit um ſo viel weniger zufrieden ſeyn, je genauer er mit den beſten Schriftſtellern in ſeiner und den todten Sprachen bekannt iſt; er wird ſie ohne Unterlaß mit den Meiſterſtücken vergleichen, die er beſtändig vor Augen hat. Kömmt es auf eine Erzehlung an: ſo wird ihm die Erzehlung in der Andria beyfallen. Kömmt es auf eine affectvolle Scene an: ſo wird ihm der Evnuchus ſtatt einer zehne darbieten, die ihn zur Verzweiflung bringen werden.

Uebrigens iſt ſowohl das eine als das andere ein Werk des Genies; aber das Genie iſt nicht eben daſſelbe. Durch den Plan muß ſich ein verwickeltes Stück erhalten; bey einem einfachen Stücke kömmt es auf die Reden und das Geſpräch an, wenn man es mit Vergnügen leſen ſoll.

Doch iſt dabey anzumerken, daß es überhaupt mehr Stücke giebt, in welchen das Geſpräch, als in welchen der Plan gut iſt. Das Genie, welches die Zufälle zu ordnen vermag, ſcheinet weit rarer, als das Genie, welches die gehörigen Reden zu finden weis. Wie viel ſchöne Scenen hat Moliere! Aber ſeine glücklichen Entwickelungen ſind zu zählen.

Der Plan iſt das Werk der Einbildungskraft; das Geſpräch beruhet auf der Nachahmung der Natur.

Man kann von einerley Stoffe, nach einerley Charakteren, verſchiedene Plane machen. Wenn aber die Charaktere einmal gegeben ſind, ſo giebt es nur eine Art, ſie reden zu laſſen. Die Perſonen haben das oder das zu ſagen, nachdem die Situationen ſind, in welche man ſie geſetzt hat: da es aber in allen dieſen Situationen immer eben dieſelben Menſchen ſind, ſo können ſie ſich niemals widerſprechen.

Man ſollte faſt glauben, daß ein Drama das Werk zweyer Menſchen von Genie ſeyn müßte, deren

ren einer den Plan ordene, und der andere die Perſonen reden laſſe. Aber wer wird ſie, nach dem Plane eines andern, können reden laſſen? Das Genie, welches zum Geſpräche erfordert wird, iſt nicht allgemein: jeder greift in ſeinen Buſen, und fühlt, wozu er aufgelegt iſt; und, ohne es ſelbſt zu merken, ſucht er, bey Verfertigung des Planes, nur immer ſolche Situationen, mit welchen er fertig zu werden denket. Man ändere dieſe Situationen, und ſein Genie wird ihn verlaſſen zu haben ſcheinen. Der eine braucht muntere Situationen; der andere moraliſche und ernſthafte; ein dritter redneriſche und pathetiſche. Man gebe Corneillen einen Plan vom Racine, und dem Racine einen Plan vom Corneille, und ſehe, was ſie machen werden.

Bey dem empfindlichen und aufrichtigen Charakter, mit welchem ich gebohren bin, habe ich mich nie, ich geſtehe es Ihnen, mein Freund, vor einer Stelle gefürchtet, mit der ich durch Hülfe der Vernunft und Rechtſchaffenheit zu Stande zu kommen hofte. Das ſind die Waffen, die mich meine Aeltern bey guter Zeit zu führen gelehrt haben; und ich habe ſie ſo oft gegen andere, und gegen mich elbſt gebraucht!

Sie wiſſen, daß ich mich, von langer Zeit her, an die Kunſt des Selbſtgeſprächs gewöhnt habe. Wenn ich die Geſellſchaft verlaſſe und traurig und verdrießlich nach Hauſe komme, ſo ſchlieſſe ich mich in mein Cabinet ein, und da frage und verhöre ich mich: Was fehlt dir? Biſt du launiſch? — Ja. — Biſt du etwa krank? — Nein. — So gehe ich weiter, bis ich mir ſelbſt die Wahrheit auspreſſe. Und da dünkte ich mich eine muntere, ruhige, rechtſchaffene und heitere Seele zu haben, welche eine andere befragt, die ſich einer begangenen Thorheit ſchämt, und ſie nicht gern geſtehen will. Das Geſtändniß kömmt aber doch. Iſt es eine Thorheit, die ich begangen habe, wie ich deren denn oft begehe, ſo ſchenke ich mir ſie. Iſt es eine, die man mir erwieſen hat, wie ſich denn das gar leicht zuträgt, ſo oft ich unter Leute gerathe, die meinen gutwilligen Charakter mißbrauchen, ſo verzeihe ich. Die Traurigkeit verfliegt; ich komme wieder zu meiner Familie als ein guter Ehemann, als ein guter Vater, als ein guter Herr; wenigſtens bilde ich mir es ein, und niemand merkt den Verdruß, der ſich vor einem Augenblicke über alles um mich herum zu verbreiten drohte.

Ich rathe dieſe geheime Prüfung allen, welche ſchreiben wollen; ſie werden unfehlbar rechtſchaffnere Leute, und beſſere Schriftſteller dadurch werden.

Habe ich einen Plan zu machen, ſo werde ich, ohne es zu merken, Situationen ſuchen, die zu meinem Talente und zu meinem Charakter paſſen.

„Wird aber dieſer Plan der beſte ſeyn?„

Ohne Zweifel wird er mir es ſcheinen.

„Und auch andern?

Das iſt eine andere Frage.

Die Menſchen hören, und ſich oft mit ſich ſelbſt unterhalten, das ſind die Mittel, ſich zum Geſpräche geſchickt zu machen.

Eine ſchöne Einbildungskraft haben; die Ordnung und Verbindung der Dinge zu Rathe ziehen; weder die ſchweren Scenen, noch die lange Arbeit ſcheuen; ſich ſogleich in den Mittelpunkt ſeines Stoffs verſetzen; den Augenblick wohl zu treffen wiſſen, da die Handlung angehen muß; ſich darauf verſtehen was am beſten wegbleiben kann; die rührenden Situationen kennen: darinn beſtehet das Talent, das zu Anlegung eines guten Planes erfordert wird.

Vor allen Dingen muß man ſich das Geſetz machen, nicht das geringſte von der Ausführung eher nieder zu ſchreiben, als bis man mit dem Plane völlig zu Stande iſt.

Da der Plan viel Mühe koſtet, und er lange und wohl überlegt ſeyn will, wie geht es denen, die ſich der dramatiſchen Dichtkunſt widmen, bloß weil ſie viel Leichtigkeit Charaktere zu ſchildern, bey ſich verſpüren? Sie überſehen ihren Stof ungefehr im

Ganzen, ſie wiſſen ungefehr die Situationen, und haben die Charaktere feſt geſetzt; und wenn ſie einmal bey ſich ausgemacht haben, daß dieſe Mutter verbuhlt, dieſer Vater hart, dieſer Liebhaber freygebig, dieſes junge Mädchen empfindlich und zärtlich ſeyn ſoll: ſo überfällt ſie die Wuth, Scenen zu machen. Sie ſchreiben und ſchreiben; ſie finden feine, artige, auch wohl ſtarke Gedanken; ſie haben vortreffliche Stellen ſchon ganz fertig. Wenn ſie nun aber lange gearbeitet haben, und endlich auf den Plan kommen, denn auf dieſen muß man doch endlich kommen: ſo ſuchen ſie die vortrefflichen Stellen anzubringen; ſie können ſich nicht entſchlieſſen, dieſen und jenen feinen oder ſtarken Gedanken zu verlieren; ſie thun alſo von dem, was ſie thun ſollten, gerade das Gegentheil und machen den Plan nach den Scenen, anſtatt daß ſie die Scenen nach dem Plane machen ſollten. Dadurch wird denn nicht allein der Verfolg, ſondern auch das Geſpräch gezwungen, viel Zeit und Mühe gehet verloren, und eine Menge Spåne bleiben auf dem Holzhofe liegen. Wie verdrießlich iſt das, beſonders wenn das Stück in Verſen iſt!

Ich habe einen jungen Dichter gekannt, dem es nicht an Genie fehlte, und der mehr als drey bis vier tauſend Verſe zu einer Tragödie gemacht hatte, die er nicht zu Stande bringen konnte, auch niemals zu Stande bringen wird.

Man ſchreibe alſo in Verſen, oder man ſchreibe in Proſa: vor allen Dingen mache man den Plan, und denke alsdenn auf die Scenen.

Allein wie ſoll man den Plan machen? Es findet ſich in der Dichtkunſt des Ariſtoteles hierüber eine ſehr ſchöne Idee. Sie iſt mir nützlich geweſen; ſie kann auch andern nützlich ſeyn, und ſie iſt folgende.

Unter den unzehlichen Schriftſtellern von der Dichtkunſt, ſind vornehmlich dreye berühmt: Ariſtoteles, Horaz und Boileau. Ariſtoteles iſt ein Philoſoph, der methodiſch verfährt, allgemeine Regeln feſtſetzt, und Folgerungen daraus ziehen und Anwendungen davon machen läßt. Horaz iſt ein Mann von Genie, der ſich der Unordnung recht zu befleiſſigen ſcheinet, und mit den Dichtern als Dichter ſpricht. Boileau iſt ein Meiſter, der ſeinen Schülern, zugleich mit der Vorſchrift, das Exempel zu geben ſucht.

Ariſtoteles ſagt irgendwo in ſeiner Dichtkunſt: Man mag einen bekannten Stoff bearbeiten, oder man mag einen ganz neuen erfinden, ſo muß man in beyden Fällen vor allen Dingen die Fabel entwerffen, und alsdenn erſt auf die Epiſoden oder Umſtände, die ſie erweitern können, denken. Iſt es eine Tragödie, ſo ſage man: Eine junge Prinzeßin wird zu dem Altare geführet, um geopfert zu werden; plötzlich aber verſchwindet ſie vor den Augen der Zuſchauer, und wird in ein Land verſetzt, wo man die Gewohnheit hat, alle Fremde einer daſelbſt verehrten Göttin zu opfern. Hier wird ſie Prieſterinn. Einige Jahre nachher kömmt der Bruder der Prinzeßin in dieſes Land; er wird von den Einwohnern ergriffen, und ſoll eben jetzt von den Händen ſeiner Schweſter geopfert werden. Indem ruft er aus: So war es nicht genug, daß meine Schweſter geopfert wurde; ich muß es auch werden? Durch dieſe Worte wird er erkannt und gerettet.

Aber warum war die Prinzeßin verurtheilet worden, auf dem Altare zu ſterben?

Warum opfert man die Fremden in dem barbariſchen Lande, wo ihr Bruder ſie antrift?

Wie iſt er ergriffen worden?

Er kömmt, einem Orakel zu gehorſamen. Und wozu dieſes Orakel?

Er wird von ſeiner Schweſter erkannt. Aber warum konnte dieſe Erkennung nicht auf eine andere Weiſe geſchehen?

Alle dieſe Dinge ſind auſſer dem Inhalte. In der Fabel muß man ſie ergänzen.

Der Inhalt gehöret jedem. Mit dem übrigen aber verfähret der Dichter nach ſeinem Gutdünken;

und derjenige, der ſein Werk auf die einfachſte und othwendigſte Art zu Stande bringt, kann ſagen, aß es ihm am beſten gelungen iſt.

Die Idee des Ariſtoteles ſchickt ſich zu allen dramatiſchen Gattungen; und auf folgende Weiſe ha- e Ich mir ſie zu Nutze gemacht.

Ein Vater hat zwey Kinder, einen Sohn und ine Tochter. Die Tochter liebt insgeheim einen ungen Menſchen, der in dem Hauſe wohnet. Der Sohn iſt von einer Unbekannten eingenommen, die r in ſeiner Nachbarſchaft geſehen hat. Er hat ſie ergebens zu verführen geſucht. Er hat ſich verklei- et, und unter erborgtem Namen neben ihr einge- niethet. Man hält ihn da für einen geringen Menhen, der irgend einem Handwerke nachgehet. Weil nan glauben muß, daß er des Tages über bey ſei- er Arbeit iſt, ſo kann er ſeine Geliebte nur des lbends ſehen. Der Vater aber, der auf alles, was n ſeinem Hauſe vorgehet, aufmerkſam iſt, merkt, aß ſein Sohn alle Nächte auſſer dem Hauſe bleibt. Diese Aufführung, die ein unordentliches Leben zu errathen ſcheinet, macht ihn unruhig. Er wartet uf ſeinen Sohn.

Hier fängt ſich das Stück an.

Wie gehet es weiter? Es findet ſich, daß das nbekannte Mädchen ſich für ſeinen Sohn ſchickt;

er entdecket zugleich, daß ſeine Tochter den jungen Menſchen liebt, dem er ſie beſtimmt hatte; er giebt ſie ihm alſo, und ſchlieſſet zwey Heyrathen wider Willen ſeines Schwagers, der ganz andere Abſichten hatte.

Aber warum hält die Tochter ihre Liebe geheim?

Warum iſt der junge Menſch, den ſie liebt, im Hauſe? Was macht er da? Wer iſt er?

Wer iſt die Unbekannte, in die ſich der Sohn verliebt hat? Wie iſt ſie in die armſeligen Umſtände gerathen, in welchen ſie ſich befindet?

Woher iſt ſie? Da ſie aus der Provinz gebürtig iſt, was hat ſie nach Paris gebracht? Was hält ſie da zurück?

Wer iſt der Schwager?

Woher kömmt ihm das Anſehen, das er ſich in dem Hauſe des Vaters giebt?

Warum widerſetzt er ſich den Verbindungen, die der Vater gut befindet?

Aber da die Scene nicht an zwey verſchiedenen Orten ſeyn kann, wie wird die junge Unbekannte in das Haus des Vaters zu bringen ſeyn?

Wie entdeckt der Vater die Liebe ſeiner Tochter zu dem jungen Menſchen, den er bey ſich hat?

Was für Urſachen hat er, ſeine Abſichten zu verbergen?

Wie kömmt es, daß die junge Unbekannte ſich für ſeinen Sohn ſchickt?

Welches ſind die Hinderniſſe, die der Schwager ſeinen Abſichten in den Weg ſtellt?

Wie kömmt die doppelte Heyrath, dieſer Hinderniſſe ungeachtet, zu Stande?

Wie viel Dinge bleiben noch unbeſtimmt, nachdem der Dichter ſeinen Entwurf gemacht hat! Das iſt unterdeſſen der Stoff und die Grundlage. Hieraus muß die Eintheilung der Aufzüge, die Zahl der Perſonen, ihr Charakter und der Stoff zu jeder Scene gezogen werden.

Ich ſehe, dieſer Entwurf iſt ſo, wie ich ihn brauche: denn der Vater, deſſen Charakter ich mir zu ſchildern vornehme, wird ſehr unglücklich ſeyn. Er wird die Heyrath, die ſich ſein Sohn in den Kopf geſetzt hat, nicht zugeben wollen; von der andern Heyrath, die er gern vollzogen wüßte, wird ihm ſeine Tochter eine Abneigung zu haben ſcheinen, und beyde werden ſeine Bedenklichkeiten haben, einander ihre wahre Geſinnung zu eröffnen.

Die Zahl meiner Perſonen iſt alſo feſt geſetzt.

Ich bin wegen ihrer Charaktere nicht weiter ungewiß.

Der Vater wird den Charakter ſeines Standes halten. Er wird gut, wachſam, ſtandhaft und zärtlich ſeyn. Da ich ihn in die bedenklichſten Umſtände ſeines Lebens ſetze, ſo wird ſeine Seele hinlängliche Gelegenheit haben, ſich ganz zu entwickeln.

Sein Sohn muß heftig ſeyn. Je unvernünftiger eine Leidenſchaft iſt, deſto unwillkührlicher muß ſie ſeyn.

Seine Schöne wird nicht liebenswürdig genug ſeyn können. Ich habe ſie zu einem unſchuldigen, ehrbaren und empfindlichen Kinde gemacht.

Der Schwager, der mein Triebrad iſt, muß einen engen Kopf voller Vorurtheile haben, muß hart, ſchwach, boshaft, ungeſtümm, verſchlagen, zankſüchtig, die Unruhe des Hauſes, die Geiſſel des Vaters und der Kinder, und der Abſcheu der ganzen Welt ſeyn.

Wer iſt der Germeuil? Sein Vater war ein Freund des Hausvaters, gerieth aber in ſchlechte Umſtände, und hinterließ ſeinem Sohne nichts. Der Hausvater hat ihn, nach dem Tode ſeines Freundes, zu ſich genommen, und wie ſein eigen Kind erziehen laſſen.

Cäcilia, die ſich nimmermehr vorſtellen kann, daß der Vater ihr dieſen Menſchen zum Manne geben

ben ſollte, wird ihn in einer ziemlichen Entfernung von ſich halten, und ihm oft hart begegnen; und Germeuil, den dieſes Betragen und die Furcht, ſich gegen ſeinen Wohlthäter, den Hausvater, zu vergehen, zurückhält, wird ſich in die Grenzen der Ehrfurcht einſchrenken. Doch werden ſie auf beyden Seiten nicht ſo ſehr auf ihrer Hut ſeyn, daß ihre Zuneigung nicht dann und wann aus ihren Reden und Handlungen, obgleich immer nur ganz ſchwach und ungewiß, hervorleuchten ſollte.

Germeuil wird alſo von einem ſtandhaften, ruhigen und ein wenig zurückhaltenden Charakter ſeyn müſſen.

Und Cäcilia wird eine Miſchung von Stolz, Lebhaftigkeit, Eingezogenheit und Empfindlichkeit haben müſſen.

Die Art von Verſtellung, welche die Verliebten gegen einander beobachten, wird auch den Hausvater betriegen. Dieſe verſtellte Antipathie wird ihn von ſeinem Vorhaben abwendig machen, und er wird es nicht wagen wollen, ſeiner Tochter einen Mann vorzuſchlagen, der ganz und gar keine Neigung zu ihr blicken läßt, und vor dem ſie einen Abſcheu zu haben ſcheinet.

Der Vater wird zu ſich ſagen: Iſt es nicht genug, daß ich meinen Sohn plage, indem ich ihm die

Ver-

Perſon, die er liebt, nehmen will; ſoll ich auch noch meine Tochter verfolgen, und ihr einen Menſchen zum Manne vorſchlagen, den ſie nicht liebt?

Die Tochter wird zu ſich ſagen: Iſt es nicht genug, daß die Liebe meines Bruders dem Vater und dem Vetter ſo vielen Verdruß macht; ſoll ich ſie durch ein Bekenntniß, das jedermann befremden müßte, noch mehr kränken?

Auf dieſe Weiſe wird die Intrigue der Tochter und des Germeuil verhohlen bleiben, und der Intrigue des Sohnes und ſeiner Liebſte nicht ſchaden, ſondern blos dienen, die ärgerliche Laune des Vetters und den Gram des Vaters zu vermehren.

Kann ich es vollends dahin bringen, daß dieſe zwey Perſonen an der Liebe des Sohnes ſo viel Antheil nehmen, daß ſie nicht Zeit haben, ſich mit der ihrigen zu beſchäftigen, ſo wird es mir auſſerordentlich gelungen ſeyn. Ihre Neigung wird das Intereſſe alsdenn nicht theilen; ſondern ihre Scenen nur deſto ſchmackhafter machen.

Ich habe den Vater zu der Hauptperſon machen wollen. Der Entwurf würde einerley geweſen ſeyn, aber die Epiſoden hätten ganz anders ausfallen müſſen, wenn ich den Sohn, oder den Freund, oder den Vetter zu meinem Helden gemacht hätte.

Wenn es dem Dichter nicht an Einbildungskraft fehlet, und er ſich auf ſeinen Entwurf verlaſſen kann, ſo wird er ihn ſchon fruchtbar machen, und ſo viele Zwiſchenfälle daraus entſpringen ſehen, daß ihm nichts als die Wahl dabey ſchwer ſeyn wird.

Er muß aber in dieſem Punkte ſtrenge ſeyn, wenn ſein Inhalt ernſthaft iſt. Daß ein Vater mit einer Mauleſelſchelle einen Pedanten verjagt, oder daß ſich ein Mann unter den Tiſch verkriecht, um es ſelbſt mit anzuhören, was man ſeiner Frau ſagen wird: ſolche Dinge gehören in das Poſſenſpiel, und ſind heut zu Tage auſſer demſelben nicht mehr zu dulden.

Wenn eine junge Prinzeſſin zum Altare geführet wird, um da geopfert zu werden, ſo wird man eine ſo groſſe Begebenheit nicht gern auf den bloſſen Irrthum eines Bothen, der die Prinzeſſin mit ihrer Mutter auf dem Wege verfehlt hat, gegründet ſehen.

„Aber läßt das Schickſal, das mit uns ſpielt, „nicht wohl noch wichtigere Begebenheiten von „geringern Urſachen abhängen?

Es iſt wahr. Allein dergleichen Fälle muß der Dichter nicht nachahmen. Wenn die Geſchichte ihm einen ſolchen Zufall an die Hand giebt, ſo wird er ihn brauchen; aber erfinden wird er ihn nie.

Ich werde ſeine Wege ſchärfer beurtheilen, als die Wege des Himmels.

Er ſey in der Wahl der Zwiſchenfälle ſtrenge, und mäßig in ihrem Gebrauche; er mache ſie der Wichtigkeit ſeines Stoffs gemäß, und ſuche ſie in eine ſo viel möglich nothwendige Verbindung zu bringen.

„Je dunkler und ſchwächer die Mittel ſind, wo-
„durch der Wille des Himmels über die Menſchen
„vollzogen wird, deſto beſtürzter werde ich über ihr
„Schickſal ſeyn.

Ich gebe es zu. Aber ich muß dabey gewiß überzeugt ſeyn, daß es der Himmel, und nicht bloß der Dichter ſo haben wollen.

Die Tragödie verlangt, daß ihre Mittel wichtig; die Komödie, daß ſie fein ſind.

Iſt ein Liebhaber wegen der Geſinnungen ſeines Freundes ungewiß? Terenz wird einen Davus auf der Bühne laſſen, der die Reden dieſes Freundes hört, und ſie ſeinem Herrn hinterbringt. Itzo verlangt man, daß ſich der Dichter ſeiner zu helffen wiſſen ſoll.

Ein eingebildeter alter Narr hat ſeinen bürgerlichen Namen Arnolph in den Namen Herr de la Souche verwandelt; und auf dieſem ſinnreichen Auswege kann die ganze Verwickelung beruhen, und die Auflöſung kann ſo ungezwungen und unerwartet daraus herflieſſen, daß alle Zuſchauer ruffen werden: vortrefflich! Und darinn werden ſie Recht haben. Aber wenn man ihnen, ohne alle Wahrſcheinlichkeit, fünf bis ſechsmal hinter einander, dieſen Arnolph als den Vertrauten ſeines Nebenbuhlers zeigt, wie ihn ſein Mündel hinter das Licht führet, daß er in eins fort von Valeren zu Agnes, und von Agnes zu Valeren gehen muß: ſo iſt es kein Drama mehr; es iſt eine Erzählung. Und wer nicht alle den Witz, alle die Luſtigkeit, das ganze Genie des Moliere hat, dem wird man ganz gewiß den Mangel an Erfindung vorwerffen, dem wird man mehr als einmal hören laſſen: das iſt ein Mährchen, darüber man einſchlaffen möchte!

Hat man wenig Zwiſchenfälle, ſo braucht man wenig Perſonen. Man habe ja keine überflüßige Perſonen; und verbinde alle Zwiſchenfälle eben ſo fein als genau.

Beſonders ſpinne man keinen Faden vergebens an. Denn wenn man dem Zuſchauer eine Verwirrung voraus zeigt, die ſich nicht eräugnet, ſo zerſtreuet man ſeine Aufmerkſamkeit.

Dieſe Wirkung, wenn ich mich nicht irre, hat die Rede der Euphroſine in dem Geizigen. Sie macht ſich anheiſchig, den Geizigen von dem Vorſatze, die Mariane zu heyrathen, vermittelſt einer

Gräfin aus Niederbretagne abzubringen, von der ſie ſich Wunderdinge verſpricht, und der Zuſchauer mit ihr. Gleichwohl endet ſich das Stück, ohne daß ſich Euphroſine wieder ſehen läßt, ohne daß die Gräfin aus Niederbretagne, die man alle Augenblicke erwartet, im geringſten zum Vorſchein kommt.

Ein Plan, wider den man nichts einzuwenden hätte, welche ein Werk würde das ſeyn! Giebt es wohl einen? Je verwickelter er iſt, deſto weniger wahr wird er ſeyn. Allein es iſt die Frage: iſt der Plan zu einer Komödie, oder iſt der Plan zu einer Tragödie ſchwerer?

Es finden ſich hier drey Stuffen. Die Hiſtorie, wo das Factum gegeben iſt. Die Tragödie, wo der Dichter zur Hiſtorie dasjenige hinzuthut, wodurch er ſie intereſſanter zu machen glaubt. Die Komödie, wo der Dichter alles erfindet.

Hieraus kann man ſchlieſſen, daß der komiſche Dichter vorzüglicher Weiſe den Namen Dichter verdienet. Denn Er iſt es, der erdichtet. Er iſt in ſeiner Sphäre das, was der Allmächtige in der Natur iſt. Er ſchaffet, er ziehet aus dem Nichts hervor; und zwar mit dieſem Unterſchiede, daß wir in der Natur weiter nichts als eine beſtändige Kette von Wirkungen wahrnehmen, deren Urſachen uns unbekannt ſind, da hingegen der Verlauf des

Drama nirgends dunkel iſt, und der Dichter, wenn er uns von ſeinen Triebfedern ſchon ſo viel verbirgt, als unſere Neubegierde zu reitzen vermögend iſt, uns doch immer ſo viel davon muß ſehen laſſen, als uns befriedigen kann.

„Da aber die Komödie in allen ihren Theilen „eine Nachahmung der Natur iſt, hat der Dichter „denn kein Muſter, nach welchem er ſich auch bey „Verfertigung des Planes richten könnte?

Allerdings.

„Und welches iſt dieſes Muſter?

Ehe ich antworte, muß ich fragen: was iſt ein Plan?

„Ein Plan iſt eine wunderbare Geſchichte, die „nach den Regeln der dramatiſchen Dichtkunſt ver„theilt iſt; eine Geſchichte, die der tragiſche Dich„ter zum Theil, und der komiſche Dichter ganz „und gar erfindet.

Recht wohl. Was iſt alſo die Grundlage des Drama?

„Die Geſchichte.

Das iſt unwiderſprechlich. Man hat die Dichtkunſt mit der Mahlerey verglichen, und man hat ſehr wohl gethan; aber eine noch weit nützlichere und an Wahrheiten fruchtbarere Vergleichung, würde die Vergleichung der Geſchichte mit der Dichtkunſt geweſen ſeyn. Auf dieſe Weiſe würde man ſich richtige Begriffe von dem Wahren, dem Wahrſcheinlichen und dem Möglichen gemacht, und den Begriff von dem Wunderbaren feſtgeſetzt haben, als welches allen Gattungen der Dichtkunſt gemein iſt, und das nur wenige Dichter wohl zu erklären im Stande ſind.

Nicht aus allen hiſtoriſchen Begebenheiten laſſen ſich Tragödien machen; auch können nicht alle häusliche Vorfälle Stoffe zu Komödien abgeben. Die Alten ſchränkten die tragiſche Gattung auf die Familien des Alkmäons, des Oedipus, des Oreſt, des Meleagers, des Telephus, und des Herkules ein.

Horaz will nicht leiden, daß man eine Perſon auf die Bühne bringe, die einer Lamia ein lebendiges Kind aus dem Eingeweide reiſe. So etwas, ſagt er, könne er weder ſehen, noch für möglich halten. Welches iſt denn alſo die Grenze, wo die Ungereimtheit einer Begebenheit aufhöret, und die Wahrſcheinlichkeit anfängt? Wie kann es der Dichter fühlen, was und wie viel er wagen darf?

Es verbindet manchmal auch die natürliche Ordnung der Dinge, ganz auſſerordentliche Zufälle.

Und eben dieſe Ordnung iſt es, die das Wunderbare von dem wirklichen Wunder unterſcheidet. Seltene Fälle ſind wunderbar. Natürlicher Weiſe unmögliche Fälle, ſind Wunder. Die dramatiſche Dichtkunſt verwirft die Wunder.

Wenn die Natur niemals auf eine auſſerordentliche Weiſe Begebenheiten verbände, ſo würde alles, was der Dichter über die bloſſe, froſtige Einförmigkeit des gemeinen Lauffes erdächte, unglaublich ſeyn. Aber das iſt nicht. Was thut der Dichter alſo? Entweder er macht ſich dieſe auſſerordentlichen Verbindungen zu Nutze, oder er erdichtet ähnliche. Anſtatt aber, daß ſich in der Natur die Verknüpfung der Begebenheiten oft unſern Augen entziehet, und wir, weil wir die Dinge nicht im Ganzen überſehen können, oft weiter nichts als eine ungefehre Zuſammentreffung der Vorfälle wahrnehmen: will der Dichter, daß in dem ganzen Verfolge ſeines Werkes eine merkliche und in die Sinne fallende Verbindung herrſche; ſo daß er weniger Wahrheit, aber mehr Wahrſcheinlichkeit hat, als der Geſchichtſchreiber.

„Da aber die bloſſe Coexiſtenz der Begebenheiten hinreichend iſt, das Wunderbare in der Hiſtorie hervorzubringen, warum ſoll ſich nicht auch der Dichter damit begnügen?

Er begnügt ſich auch wirklich manchmal damit; beſonders der tragiſche Dichter. Dem komiſchen Dichter hingegen iſt die Vorausſetzung ſich zu gleicher Zeit eräugnender Vorfälle, nicht ſo wohl erlaubt.

„Und warum das?

Weil der Theil, den der tragiſche Dichter aus der Geſchichte entlehnet, macht, daß man das, was aus ſeiner Erfindung gefloſſen iſt, gleichfalls für hiſtoriſch annimmt. Die Dinge, die er erdichtet, werden durch die, die ihm gegeben ſind, wahrſcheinlich. Dem komiſchen Dichter aber wird durchaus nichts gegeben; und folglich iſt es ihm weniger vergönnt, ſich auf die Simultaneität der Begebenheiten zu gründen. Uebrigens iſt die Fatalität, oder der Wille der Götter, ob welchem die Menſchen ſo ſehr erzittern, wenn ſie ihr Schickſal in der Gewalt höherer Weſen ſehen, denen ſie nicht entgehen können, und deren Hand ſie oft in dem Augenblicke, wenn ſie am allerſicherſten ſind, ergreift, in der Tragödie ungleich nöthiger. Wenn irgend in der Welt etwas rührendes iſt, ſo iſt es der Anblick eines Menſchen, der wider ſeinen Willen ſtrafbar und unglücklich geworden iſt.

In der Komödie müſſen die Menſchen die Rolle ſpielen, welche in der Tragödie die Götter ſpielen.

Hier iſt die Fatalität, und dort die Bosheit die Grundlage des dramatiſchen Intereſſe.

„Worinn beſteht alſo das Romanenhafte, das
„man verſchiedenen von unſern Stücken vorwirft?

Das Stück iſt romanenhaft, wenn das Wunderbare aus der Simultaneität der Begebenheiten entſpringt; wenn die Götter oder Menſchen entweder allzuböſe oder allzugut darinn erſcheinen; wenn die Fälle und die Charaktere faſt ganz und gar nicht ſo ſind, als wir ſie aus der Erfahrung und aus der Geſchichte kennen; und vor allen Dingen, wenn die Verbindung der Begebenheiten allzuauſſerordentlich, und allzuverwickelt iſt.

Hieraus läßt ſich ſchlieſſen, daß der Roman, aus welchem man ein gutes Drama machen kann, darum nicht ſchlecht iſt; daß es aber kein gutes Drama giebt, aus welchem man einen vortrefflichen Roman machen könnte. Die Regeln ſind es, durch die ſich dieſe zwey Gattungen der Poeſie unterſcheiden.

Die Illuſion iſt ihr gemeinſchaftlicher Zweck: wovon aber hängt die Illuſion ab? Von den Umſtänden. Die Umſtände ſind es, die ſie leichter oder ſchwerer zu erreichen machen.

Man erlaube mir einen Augenblick, die Sprache des Analyſten zu führen. Man weis, was eine

Gleichung heißt. Auf der einen Seite iſt die Illuſion ganz allein. Sie iſt eine unveränderliche Gröſſe, die einer Summe von Gliedern gleich iſt, deren einige poſitiv und andere negativ ſind, deren Zahl und Verbindung unendlich verſchieden ſeyn kann, deren totale Geltung aber immer eben dieſelbe iſt. Die poſitiven Glieder ſind die gemeinen Umſtände; und die negativen ſind die auſſerordentlichen. Beyde müſſen ſich durch einander aufheben können.

Die Illuſion iſt nicht freywillig. Sagen: ich will mich täuſchen laſſen, iſt eben ſo viel als ſagen: ich habe eine Erfahrung von dem, was in dem menſchlichen Leben vorfällt, auf die ich nicht achten will.

Wenn ich ſage, die Illuſion ſey eine unveränderliche Gröſſe, ſo verſtehe ich es von Einem Menſchen, der von verſchiednen Werken urtheilet, und nicht von verſchiednen Menſchen. Es ſind vielleicht auf der ganzen Welt nicht zwey Individua, die einerley Maaß der Gewißheit hätten, und gleichwohl iſt der Dichter gehalten, ſie alle gleich ſehr zu täuſchen. Der Dichter bedient ſich der Vernunft und der Erfahrung eines verſtändigen Menſchen, ſo wie eine Wärterin ſich der Einfalt eines Kindes bedienet. Ein gut Gedicht iſt ein Mährchen, das werth iſt, vernünftigen Leuten erzehlt zu werden.

Der Romanenſchreiber hat die Zeit und den Raum, der dem dramatiſchen Dichter fehlet. Ich werde daher immer, wenn beyde gleich gut ſind, ein theatraliſches Stück höher ſchätzen, als einen Roman. Uebrigens iſt keine Schwierigkeit zu finden, der jener nicht ausweichen könnte. Er ſpricht z. E. „Auf die ſchweren Augenlieder, durch den ermatte„ten Körper des müden Wandrers, fließt ſüſſer nicht „der Balſam des Schlaſes, als die ſchmeichelnden „Worte der Göttin floſſen; doch immer widerſtand „ihr eine geheime Macht, und vereitelte ihre Rei„ze. — Aber Mentor, in ſeinen weiſen Rath„ſchlägen unveränderlich, lies vergebens in ſich „dringen; manchmal zwar ließ er ſie hoffen, als ſetz„ten ihn ihre Fragen in Verlegenheit: doch wenn „ſie nun eben ihre Neugierde zu befriedigen glaubte, „verſchwand ihre Hoffnung wieder auf einmal. „Was ſie feſt zu halten glaubte, war ihr entwiſcht, „und eine kurze Antwort ſtürzte ſie in ihre erſte Un„gewißheit zurück. — Und damit hat ſich der Romanſchreiber glücklich aus dem Handel gezogen. So ſchwer aber ein dergleichen Geſpräch auszuführen iſt, ſo muß dennoch der dramatiſche Dichter, entweder ſeinen ganzen Plan verändern, oder die Schwierigkeit überwinden. Welch ein Unterſchied zwiſchen, eine Wirkung beſchreiben, und ſie hervorbringen!

Die Alten hatten Tragödien, in welchen alles von der Erfindung des Dichters war. Die Geſchichte hatte nicht einmal die Namen der Perſonen dazu geliehen. Und was liegt auch daran, wenn der Dichter das wahre Maaß des Wunderbaren nur nicht überſchreitet?

Wenige Perſonen wiſſen, wie viel in dem Drama aus der Geſchichte entlehnt worden; wenn alſo das Gedicht nur ſonſt gut iſt, ſo wird es alle und jede gleich ſtark intereſſiren, und vielleicht den unwiſſenden Zuſchauer noch ſtärker, als den unterrichteten. Denn für jenen hat alles einerley Wahrheit, anſtatt daß für dieſen die Epiſoden nur wahrſcheinlich, nur mit Wahrheiten ſo künſtlich vermiſchte Lügen ſind, daß er ſie ohne Widerwillen annehmen kann.

Die häusliche Tragödie würde die Schwierigkeiten von beyden Gattungen haben; denn ſie müßte eben dieſelbe Wirkung hervorbringen, welche die heroiſche Tragödie hervorbringt, und der Plan müßte, wie in der Komödie, ganz und gar erfunden ſeyn.

Ich habe mich manchmal gefragt, ob man die häusliche Tragödie in Verſen ſchreiben könnte; und ohne eigentlich zu wiſſen warum, habe ich mir allezeit mit Nein geantwortet. Gleichwohl wird die gewöhnliche Komödie, gleichwohl wird die heroiſche Tragödie in Verſen geſchrieben. Und was kann man ſonſt nicht in Verſen ſchreiben! Sollte dieſe Gattung wohl einen eignen Styl verlangen, von dem ich noch ſelbſt keinen Begriff habe? Sollte wohl die Wahrheit des Stoffs, ſollte wohl das ſtärkere Intereſſe keine abgemeſſene Sprache leiden wollen? Oder iſt vielleicht der Stand der Perſonen unſerm Stande allzunahe, als daß er die höhere Harmonie des Verſes verſtatten könne?

Ich komme zurück. Wenn man die Geſchichte Carls des zwölften in Verſe brächte, ſo würde ſie darum nichts weniger eine Geſchichte bleiben. Wenn man die Henriade in Proſa brächte, ſo würde es doch noch immer ein Gedicht ſeyn. Allein der Geſchichtſchreiber hat die Begebenheiten blos ſo, wie ſie vorgefallen ſind, aufgezeichnet: und daher nehmen ſich die Charaktere nicht immer ſo aus, als ſie ſich wohl ausnehmen könnten; daher werde ich nicht ſo ſtark intereſſirt, nicht ſo ſtark bewegt, als ich wohl intereſſirt und bewegt werden könnte. Der Dichter hingegen würde alles ſo beſchrieben haben, wie es am rührendſten iſt. Er würde Fälle dazu erdichtet, er würde Reden dazu erſonnen, er würde die ganze Begebenheit fruchtbarer gemacht haben. Er würde überall auf das Wunderbare bedacht geweſen ſeyn, ohne das Wahrſcheinliche dabey aus den Augen zu ſetzen: und dieſes würde ihm gelungen ſeyn, wenn er ſich genau nach der Natur gerichtet hätte, die, ſo oft ſie auſſerordentliche Vorfälle zuſammen verbindet, dieſe auſſerordentlichen Vorfälle von ganz gemeinen Umſtänden begleiten läßt.

Und dieſes iſt eigentlich das Geſchäfte des Dichters. Welcher Unterſchied iſt zwiſchen ihm und dem Verſificateur! Glauben Sie unterdeſſen ja nicht, daß ich dieſen verachte; ſein Talent iſt ſelten. Wenn Sie aber aus dem Verſificateur einen Apollo machen, ſo wird mir der Dichter ein Herkules ſeyn. Nun geben ſie immerhin dem Herkules eine Leyer in die Hand, er wird dadurch doch nicht zu einem Apollo werden. Stüzen Sie desgleichen immerhin den Apollo auf eine Keule, und werffen ihm die Löwenhaut über die Schulter, Sie werden doch keinen Herkules aus ihm machen.

Hieraus ſieht man, daß eine Tragödie in Proſa eben ſo wohl ein Gedicht iſt, als eine Tragödie in Verſen; daß es mit der Komödie und mit dem Roman gleiche Bewandniß hat; daß aber die Abſicht der Dichtkunſt weit allgemeiner iſt, als die Abſicht der Geſchichte. Man lieſet in der Geſchichte, was ein Mann von dem Charakter Heinrichs des vierten, gethan und gelitten hat. Wie viel Umſtände aber ſind möglich, in welchen er auf eine ſeinem Charakter gemäſſe und weit wunderbarere Art hätte handeln können, als uns die Geſchichte meldet; und dieſe wunderbarere Art eben iſt es, welche die Poeſie erdichtet.

Sie, die Einbildungskraft, iſt die groſſe Fähigkeit, ohne welche man weder Dichter, noch Philoſoph, weder ein witziger Kopf, noch ein vernünftiges Weſen, noch ein Menſch iſt.

„Was iſt denn aber dieſe Einbildungskraft? werden Sie mich fragen.

O mein Freund, welche Schlinge legen Sie mir izt, da ich Sie von der dramatiſchen Dichtkunſt unterhalten will. Komme ich einmal ins philoſophiren, ſo iſt es um meine Materie gethan.

Die Einbildungskraft iſt das Vermögen, ſich der gehabten Bilder zu erinnern. Ein Menſch, dem dieſe Eigenſchaft gänzlich fehlte, würde ein Dummkopf ſeyn, deſſen geſammte Seelenkräfte ſich auf das einzige Vermögen einſchränkt, die Töne, die er in ſeiner Jugend hat verbinden lernen, wieder hervorzubringen, und ſie bey vorfallenden Gelegenheiten anzuwenden.

Das iſt der elende Stand des gemeinen Volks, und manchmal auch des Weltweiſen. Wenn dieſen die Geſchwindigkeit der Rede fortreißt und ihm nicht Zeit läßt, von den Worten auf die Bilder zu kommen, was thut er alsdenn anders, als daß er ſich gelernter Töne erinnert, und ſie in einer gewiſſen Ordnung wieder vorbringt? O wie ſehr iſt auch der Menſch, der am meiſten denket, noch Maſchine!

Welches aber iſt der Augenblick, da er ſein Gedächtniß zu üben aufhört, und ſeine Einbildungskraft zu brauchen anfängt? Dieſes erfolgt alsdenn, wenn man ihn von Frage zu Frage, ſich Bilder zu machen, das iſt, von den abgezogenen und allgemeinen Tönen, auf weniger abgezogene und allgemeine Töne zu kommen zwingt, bis er endlich auf eine ſinnliche Vorſtellung gelangt, welche das letzte Ziel und der Ruhepunkt ſeines Verſtandes iſt. Und was wird er alsdenn? Mahler oder Dichter.

Man frage ihn zum Exempel: was iſt die Gerechtigkeit? und man wird bald ſehen, daß er ſich ſelbſt nicht eher verſteht, als bis er ſeine Kenntniß auf eben dem Wege zu den Gegenſtänden wieder zurück führt, auf welchem ſie in ſeine Seele gekommen iſt, und ſich etwa zwey Menſchen vorſtellet, welche der Hunger zu einem Baume voll Früchte führet; der eine ſteigt herauf und ſammelt, und der andre bemächtiget ſich deſſen, was jener geſammelt hat, mit Gewalt. Nun erſt wird er uns die Bewegungen, die ſich in ihnen äuſſern, zeigen können; auf der einen Seite die Zeichen der Rache, auf der andern die, Symptomata der Furcht; wie ſich der eine für beleidiget hält, und der andre ſich ſelbſt mit dem häßlichem Namen des Beleidigers belegen muß.

Legt man einem andern die nehmliche Frage vor, ſo wird ſich ſeine letzte Antwort in ein anderes Gemälde auflöſen. So viel Köpfe, ſo viel verſchiedene Gemälde vielleicht: alle aber werden zwey Menſchen vorſtellen, die zu gleicher Zeit ganz widrige Eindrücke empfinden, folglich auch ſich auf eine ganz widrige Weiſe betragen, und unarticulirte und wilde Töne herausſtoſſen, die mit der Zeit in der Sprache des geſitteten Menſchen, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit bedeuten und ewig bedeuten werden.

Das Gefühl, das in der belebten Natur ſo unendlich vieler Grade und Abänderungen fähig iſt, und in dem Menſchen bald ſehen, bald hören, bald riechen, bald ſchmecken, bald empfinden heißt, das Gefühl iſt es, durch welches er die Eindrücke empfängt, die ſich in ſeinen Organen erhalten, die er hernach durch Worte ausdrückt und deren er ſich entweder durch dieſe Worte, oder durch Bilder, wieder erinnert.

Sich einer nothwendigen Reihe von Bildern erinnern, ſo wie ſie in der Natur aufeinander folgen, heißt nach gewiſſen Factis denken. Sich einer Reihe Bilder erinnern, ſo wie ſie in der Natur nothwen-

Menſchen geſchehen ſeyn. Recht gut; nur fort! Häuffe nur immer einen ſeltſamen Umſtand auf den andern; ich bin es zufrieden. Deine Fabel wird ganz gewiß wunderbar ſeyn. Nur vergiß nicht, daß du alles dieſes Wunderbare mit einer Menge gemeiner Umſtände verſetzen und ſo zurichten mußt, daß es mich täuſchen kann.

Folglich würde es mit der Dichtkunſt viel beſſer ausſehen, wenn das Werk von der hiſtoriſchen Gewißheit ſchon geſchrieben wäre. Es würden ſich die nehmlichen Gründe auf das Mährchen, auf den Roman, auf die Oper, auf das Poſſenſpiel, auf alle Arten von Gedichten, nicht einmal die Fabel ausgenommen, anwenden laſſen.

Wenn es bey irgend einem Volke ein Glaubensartikel wäre, daß die Thiere ehedem geredt hätten: ſo würde die Fabel unter ihm einen Grad der Wahrſcheinlichkeit haben, den ſie unter uns nicht haben kann.

Hat der Dichter ſeinen Plan gemacht, hat er ſeinem Entwurfe die erforderliche Ausführlichkeit gegeben, iſt ſein Drama in Aufzüge und Auftritte vertheilet: ſo kann er anfangen zu arbeiten. Aber er fange bey dem erſten Auftritte an, und höre mit dem letzten auf. Er betriegt ſich, wenn er glaubt, daß er ſich ungeſtraft ſeinem Eigenſinne überlaſſen, von einer Stelle auf die andre ſpringen, und ſich, ſo wie es ſeinem Genie einfällt, bald dahin, bald dorthin wenden könne. Er weis nicht, wie viel Mühe er ſich zubereitet, wenn ſein Werk anders ein Ganzes ausmachen ſoll. Wie viel unrecht angebrachte Gedanken wird er von ihrer Stelle müſſen wegnehmen, und anders wohin verſetzen! Umſonſt wird er den Inhalt einer jeden Scene feſtgeſetzt haben; er wird ihn doch verfehlen.

Die Scenen haben einen Einfluß in einander, den er ſo nicht bemerken wird. Hier wird er zu weitläuftig, dort wird er zu kurz ſeyn; bald wird er froſtig, bald wird er allzufeurig ſeyn. Die Unordnung, nach welcher er arbeitet, wird ſich durch ſein ganzes Werk verbreiten, und Spuren hinterlaſſen, die er mit aller ſeiner Mühe nicht auszulöſchen vermag.

Ehe man von einer Scene auf die folgende fortſchreitet, muß man ſich alle vorhergehende ganz wieder ins Gedächtniß ruffen.

„Das iſt aber eine ſehr mühſame Art zu arbeiten.“

Allerdings.

„Und was ſoll der Dichter thun, wenn ihn zu „Anfange ſeines Gedichts das Ende am meiſten begeiſtert?“

Er ſoll warten.

„Aber in dieſer Stelle, wovon er izt ganz voll „iſt, würde ſich ſein ganzes Genie gezeigt haben."

Wenn er wirklich Genie hat, ſo ſey ihm nur nicht bange. Die Gedanken, die er zu verlieren fürchtet, werden wieder kommen. Sie werden mit einer Verſtärkung von verſchiednen andern wiederkommen, die aus dem, was er bereits gemacht hat, entſprungen ſind, und ſeiner Scene mehr Feuer, mehr Glanz, und mehr Verbindung mit dem Ganzen geben werden. Er wird alles ſagen, was er wird ſagen können. Aber kann man ſich das auch alsdenn von ihm verſprechen, wenn er in ſeiner Arbeit lauter Sprünge macht?

So habe ich wenigſtens nie arbeiten mögen; ſondern meine Art zu arbeiten hat mir immer die ſicherſte und bequemſte geſchienen.

Der Hausvater hat drey und funfzig Aufzüge. Den erſten habe ich zuerſt, und den letzten zuletzt geſchrieben; und ohne eine Reihe ganz beſonderer Umſtände, die mir das Leben verdrießlich und die Arbeit eckel machten, würde dieſe Beſchäftigung nur ein Zeitvertreib auf wenig Wochen für mich geweſen ſeyn. Aber wie kann man ſich in verſchiedene Charaktere verwandeln, wenn uns Widerwärtigkeiten nöthigen, nur immer an uns ſelbſt zu denken?

Wie kann man ſich vergeſſen, wenn ein beſtändiger Verdruß uns an unſer Daſeyn erinnert? Wie kann man andere erleuchten und erhitzen, wenn die Lampe der Begeiſterung verloſchen iſt, und die Flamme des Genies nicht mehr auf der Stirne glänzet?

Wie viel Mühe hat man ſich nicht gegeben, mich in der Geburt zu erſticken? Glauben Sie wohl, mein Freund, daß ich nach der Verfolgung, die der natürliche Sohn erfahren müſſen, viel Luſt hätte haben können, mich mit dem Hausvater zu beſchäftigen? Hier iſt er gleichwohl. Sie verlangten es, daß ich ihn zu Stande bringen ſollte, und ich habe Ihnen dieſe Befriedigung nicht verſagen können. Erlauben Sie mir zur Vergeltung ein Paar Worte von dieſem natürlichen Sohne zu ſagen, den man ſo ſchändlich verfolgt hat.

Carl Goldoni hat im Italiäniſchen eine Komödie, oder vielmehr ein Poſſenſpiel in drey Aufzügen geſchrieben, das er den aufrichtigen Freund nennet. Es iſt ein Miſchmaſch von den Charakteren des wahren Freundes, und des Geizigen vom Moliere. Die Caſſette und der Diebſtahl kommen darinn vor; und die Hälfte der Scenen ſpielen in dem Hauſe eines geizigen Vaters.

Dieſes ganze Theil der Intrigue ließ ich weg; denn ich habe in dem natürlichen Sohne weder Geitzhals, noch Vater, noch Diebſtahl, noch Caſſette.

Aus dem andern Theile, glaubte ich, lieſſe ſich etwas Erträgliches machen; ich bemächtigte mich alſo ſeiner, als ob es das Meinige wäre. Goldoni ſelbſt war nicht gewiſſenhafter geweſen. Er hatte ſich den Geitzigen eigen gemacht, ohne daß jemand das geringſte dawider einzuwenden gefunden; und noch war niemand auf den Einfall gekommen, Molieren oder Corneillen eines Diebſtahls zu beſchuldigen, weil ſie die Idee zu dieſem oder jenem Stücke von einem italiäniſchen Verfaſſer, oder von dem ſpaniſchen Theater entlehnet haben.

Aber dem ſey wie ihm wolle; genug, ich machte aus dieſem Theile eines Poſſenſpiels in drey Aufzüge, das Luſtſpiel der natürliche Sohn in fünf Aufzügen; und weil ich gar nicht geſonnen war, mein Stück auf das Theater zu bringen, ſo fügte ich einige Gedanken über die Dichtkunſt, die Muſik, die Declamation und die Pantomime bey, und machte aus allem zuſammen eine Art von Roman, den ich den natürlichen Sohn oder die Probe der Tugend, nebſt der wahren Geſchichte des Stücks, nennte.

Wie würde es ohne die Vorausſetzung, daß ſich die Begebenheit des natürlichen Sohnes wirklich

lich zugetragen habe, mit der Illuſion dieſes Romans, und mit allen den Anmerkungen, die ich in den Unterredungen, über den Unterſchied zwiſchen einem wahren und erdichteten Facto, zwiſchen wirklichen und erdichteten Perſonen, zwiſchen in der That gehaltenen und nur in den Mund gelegten Reden, eingeſtreuet habe; kurz, mit der ganzen Dichtkunſt ſtehen, wo die Wahrheit mit der Erdichtung in eine beſtändige Parallel geſetzt wird?

Aber laſſen Sie uns den wahren Freund des italiäniſchen Dichters mit dem natürlichen Sohne ein wenig ſtrenger vergleichen.

Welches ſind die vornehmſten Theile eines Drama? Die Verwicklung, die Charaktere und die Ausführung.

Die uneheliche Geburt des Dorval iſt die Grundlage des natürlichen Sohnes. Ohne dieſen Umſtand, bleibt die Flucht ſeines Vaters nach Amerika ohne hinlängliche Urſache. Ohne dieſen Umſtand kann es Dorvaln nicht unbekannt ſeyn, daß er eine Schweſter hat und an ihrer Seite lebt. Er würde alſo nicht in ſie verliebt werden; er würde ſeines Freundes Nebenbuhler nicht werden. Dorval muß reich ſeyn, und ſeyn Vater würde weiter keine Urſache haben, ihn reich zu machen. Warum würde er Bedenken tragen, ſich Thereſien zu entdecken? Die Scene mit Arnolden müßte gleichfalls wegfallen.

Da würde kein Vater, der aus Amerika zurückkömmt, der unter Wegens gefangen genommen wird, der die ganze Auflöſung macht, mehr Statt finden. Weg iſt die Verwicklung! Weg iſt das Stück!

Nun frage ich: kömmt von allen dieſen Dingen, ohne welche der natürliche Sohn nicht beſtehen kann, in dem aufrichtigen Freunde auch nur das geringſte vor? Nicht das geringſte. So ſteht es mit der Verwicklung.

Laſſen Sie uns auf die Charaktere kommen. Kömmt ein ſtürmiſcher Liebhaber, wie Clairville, darinn vor? Nein. Ein unverſtelltes, naives Mädchen, wie Roſalia? Nein. Eine Frau, von ſolcher Gemüthsart, von ſo erhabnen Geſinnungen, als Thereſie? Nein. Ein Mann von ſo düſterm und wildem Charakter, als Dorval? Nein. Alſo findet ſich in dem aufrichtigen Freunde kein einziger von meinen Charaktern? Kein einziger; auch nicht einmal Arnolden ausgenommen.

Endlich die Ausführung. Habe ich von dem fremden Dichter auch nur einen einzigen Gedanken, den man anführen könnte, entlehnet? Keinen einzigen.

Was iſt ſein Stück? Ein Poſſenſpiel. Und der natürliche Sohn wäre ein Poſſenſpiel? Ich glaube nicht.

Folglich kann ich behaupten:

Wer da ſagt, die Gattung, in welcher ich den natürlichen Sohn geſchrieben, ſey eben die Gattung, in welcher Goldoni den aufrichtigen Freund geſchrieben, der ſagt eine Lügen.

Wer da ſagt, daß meine Charaktere mit den Charakteren des Goldoni die geringſte Aehnlichkeit haben, der ſagt eine Lügen.

Wer da ſagt, daß ſich in der Ausführung ein einziges wichtiges Wort befinde, das man von dem aufrichtigen Freunde zu dem natürlichen Sohne geborgt habe, der ſagt eine Lügen.

Wer da ſagt, daß die Einrichtung des natürlichen Sohnes mit der Einrichtung des aufrichtigen Freundes einerley ſey, der ſagt eine Lügen.

Dieſer Schriftſteller hat an die ſechzig Stücke geſchrieben. Wenn jemand zu einer ähnlichen Arbeit Luſt hat, ſo erſuche ich ihn, ſich eines von den übrigen auszuleſen, und zuzuſehen, ob er etwas daraus machen kann, das uns gefallen wird.

Ich wünſchte von Herzen, daß man mir ein Dutzend dergleichen Diebſtähle vorzuwerffen hätte; und ich bin ſehr ungewiß, ob der Hausvater

dader Geitzhals, noch Vater, noch Diebſtahl, noch Caſſette.

Aus dem andern Theile, glaubte ich, lieſſe ſich etwas Erträgliches machen; ich bemächtigte mich alſo ſeiner, als ob es das Meinige wäre. Goldoni ſelbſt war nicht gewiſſenhafter geweſen. Er hatte ſich den Geitzigen eigen gemacht, ohne daß jemand das geringſte dawider einzuwenden gefunden; und noch war niemand auf den Einfall gekommen, Molieren oder Cornellen eines Diebſtahls zu beſchuldigen, weil ſie die Idee zu dieſem oder jenem Stücke von einem italiäniſchen Verfaſſer, oder von dem ſpaniſchen Theater entlehnet haben.

Aber dem ſey wie ihm wolle; genug, ich machte aus dieſem Theile eines Poſſenſpiels in drey Aufzüge, das Luſtſpiel *der natürliche Sohn* in fünf Aufzügen; und weil ich gar nicht geſonnen war, mein Stück auf das Theater zu bringen, ſo fügte ich einige Gedanken über die Dichtkunſt, die Muſik, die Declamation und die Pantomime bey, und machte aus allem zuſammen eine Art von Roman, den ich *den natürlichen Sohn oder die Probe der Tugend*, nebſt der wahren Geſchichte des Stücks, nennte.

Wie würde es ohne die Vorausſetzung, daß ſich die Begebenheit des *natürlichen Sohnes* wirklich

lich zugetragen habe, mit der Illuſion dieſes Romans, und mit allen den Anmerkungen, die ich in den Unterredungen, über den Unterſchied zwiſchen einem wahren und erdichteten Facto, zwiſchen wirklichen und erdichteten Perſonen, zwiſchen in der That gehaltenen und nur in den Mund gelegten Reden, eingeſtreuet habe; kurz, mit der ganzen Dichtkunſt ſtehen, wo die Wahrheit mit der Erdichtung in eine beſtändige Parallel geſetzt wird?

Aber laſſen Sie uns den wahren Freund des italiäniſchen Dichters mit dem natürlichen Sohne ein wenig ſtrenger vergleichen.

Welches ſind die vornehmſten Theile eines Drama? Die Verwicklung, die Charaktere und die Ausführung.

Die uneheliche Geburt des Dorval iſt die Grundlage des natürlichen Sohnes. Ohne dieſen Umſtand, bleibt die Flucht ſeines Vaters nach Amerika ohne hinlängliche Urſache. Ohne dieſen Umſtand kann es Dorvaln nicht unbekannt ſeyn, daß er eine Schweſter hat und an ihrer Seite lebt. Er würde alſo nicht in ſie verliebt werden; er würde ſeines Freundes Nebenbuhler nicht werden. Dorval muß reich ſeyn, und ſeyn Vater würde weiter keine Urſache haben, ihn reich zu machen. Warum würde er Bedenken tragen, ſich Thereſien zu entdecken? Die Scene mit Arnolden müßte gleichfalls wegfallen.

Da würde kein Vater, der aus Amerika zurückkömmt, der unter Wegens gefangen genommen wird, der die ganze Auflöſung macht, mehr Statt finden. Weg iſt die Verwicklung! Weg iſt das Stück!

Nun frage ich: kömmt von allen dieſen Dingen, ohne welche der natürliche Sohn nicht beſtehen kann, in dem aufrichtigen Freunde auch nur das geringſte vor? Nicht das geringſte. So ſteht es mit der Verwicklung.

Laſſen Sie uns auf die Charaktere kommen. Kömmt ein ſtürmiſcher Liebhaber, wie Clairville, darinn vor? Nein. Ein unverſtelltes, naives Mädchen, wie Roſalia? Nein. Eine Frau, von ſolcher Gemüthsart, von ſo erhabnen Geſinnungen, als Thereſie? Nein. Ein Mann von ſo düſterm und wildem Charakter, als Dorval? Nein. Alſo findet ſich in dem aufrichtigen Freunde kein einziger von meinen Charaktern? Kein einziger; auch nicht einmal Arnolden ausgenommen.

Endlich die Ausführung. Habe ich von dem fremden Dichter auch nur einen einzigen Gedanken, den man anführen könnte, entlehnet? Keinen einzigen.

Was iſt ſein Stück? Ein Poſſenſpiel. Und der natürliche Sohn wäre ein Poſſenſpiel? Ich glaube nicht.

Folglich kann ich behaupten:

Wer da ſagt, die Gattung, in welcher ich den natürlichen Sohn geſchrieben, ſey eben die Gattung, in welcher Goldoni den aufrichtigen Freund geſchrieben, der ſagt eine Lügen.

Wer da ſagt, daß meine Charaktere mit den Charakteren des Goldoni die geringſte Aehnlichkeit haben, der ſagt eine Lügen.

Wer da ſagt, daß ſich in der Ausführung ein einziges wichtiges Wort befinde, das man von dem aufrichtigen Freunde zu dem natürlichen Sohne geborgt habe, der ſagt eine Lügen.

Wer da ſagt, daß die Einrichtung des natürlichen Sohnes mit der Einrichtung des aufrichtigen Freundes einerley ſey, der ſagt eine Lügen.

Dieſer Schriftſteller hat an die ſechzig Stücke geſchrieben. Wenn jemand zu einer ähnlichen Arbeit Luſt hat, ſo erſuche ich ihn, ſich eines von den übrigen auszuleſen, und zuzuſehen, ob er etwas daraus machen kann, das uns gefallen wird.

Ich wünſchte von Herzen, daß man mir ein Dutzend dergleichen Diebſtähle vorzuwerfen hätte; und ich bin ſehr ungewiß, ob der Hausvater da-

dadurch viel gewonnen hat, daß er mir ganz und gar zugehöret.

Da man mich übrigens eben der Vorwürffe gewürdiget hat, die gewiſſe Leute ehemals dem Terenz machten, ſo verweiſe ich meine Tadler auf die Prologos dieſes Dichters. Die mögen ſie leſen, und ich will mich unterdeſſen in meinen Erhohlungsſtunden mit Verfertigung eines neuen Stücks beſchäftigen. Da meine Abſichten gut und rein ſind, ſo werde ich mich ihrer Bosheit wegen leicht tröſten können, wenn es mir noch einmal gelingen ſollte, rechtſchaffene Leute zu rühren.

Die Natur hat mir Geſchmack an der Einfalt gegeben, und ich bemühe mich, dieſen Geſchmack durch das Leſen der Alten vollkommner zu machen. Das iſt mein Geheimniß. Wer den Homer mit ein wenig Genie lieſet, wird bey ihm die Quelle, woraus ich ſchöpfe, mit mehr Zuverläſſigkeit finden.

O mein Freund, wie ſchön iſt die Einfalt! Wie übel haben wir gethan, uns davon zu entfernen!

Wollen Sie hören, was der Schmerz einem Vater eingiebt, der itzt ſeinen Sohn verloren hat? Hören Sie den Priamus.

Entfernt euch, meine Freunde; laßt mich allein; euer Troſt iſt mir zur Laſt. — Ich will zu den Schiffen der Griechen gehen; ja, ich will gehen. Ich will den fürchterlichen Mann ſehen; ich will ihn bitten. Vielleicht erbarmt er ſich meiner Jahre, und hat Achtung für mein Alter. — Er hat einen Vater, der alt iſt, wie ich. — Ah, dieſer Vater hat ihn zur Schande und zum Unglücke unſrer Stadt erzeugt! — Wie viel Böſes hat er uns allen zugefügt! Aber wem mehr, als mir? Wie viele Kinder hat er mir nicht geraubt, und in der Blüthe ihrer Jugend! — Sie waren mir alle lieb! — Ich habe ſie alle beweint. Aber der Verluſt dieſes letztern ſchmerzet mich vor allen, und ich werde meinen Schmerz mit zur Hölle nehmen. — Ah! warum iſt er nicht in meinen Armen geſtorben! — So würden wir uns doch über ihn ſatt geweinet haben, ich und die unglückliche Mutter, die ihm das Leben gab.

Wollen Sie wiſſen, wie ſich ein Vater ausdrückt, der dem Mörder ſeines Sohnes fußfällig flehet? Hören Sie eben den Priamus zu den Füſſen des Achilles.

Achill, erinnere dich deines Vaters; er iſt von meinem Alter, und wir ſeufzen beyde unter der Laſt der Jahre. — Ah, vielleicht fällt auch ihm itzt ein feindlicher Nachbar ſchwer, und er hat niemanden um ſich, der die drohende Gefahr von ihm abwende. — Hat er aber vernommen, daß du noch lebſt, ſo fließt Hoffnung und Freude in ſein Herz, und ſeine Tage verlauffen in der ſüſſen Erwartung, ſeinen Sohn bald wieder zu ſehen. — Wie verſchieden iſt ſein Schickſal von dem meinigen! — Ich hatte Kinder, und ich bin, als ob ich ſie alle verloren hätte! — Von funfzigen, die ich um mich her zählte, als die Griechen ankamen, war mir nur noch einer übrig, der uns vertheidigen konnte, und dieſer eine iſt von deinen Händen, iſt vor den Mauern dieſer Stadt gefallen. — Gieb mir ſeinen Leichnam wieder; nimm meine Geſchenke an; ſcheue die Götter; erinnere dich deines Vaters, und habe mit mir Erbarmung! — Sieh', wie weit ich gebracht bin! — Sah' je ein Monarch ſich ſo tief erniedriget! War je ein Menſch ſo ſehr zu beklagen! Ich liege zu deinen Füſſen, und küſſe deine Hände, die von dem Blute meines Sohnes noch befleckt ſind.

So ſprach Priamus: und der Sohn des Peleus fühlte, bey der Erinnerung ſeines Vaters, in dem Innerſten ſeines Herzens Erbarmung. Er hob den

Alten auf, und hielt ihn mit einem ſanften Stoſſe von ſich ab.

Was iſt in dieſen Reden? Kein Witz, aber ſo viel Wahrheit, daß man faſt glauben ſolte, man würde eben ſowohl als Homer darauf gefallen ſeyn. Wir aber, die wir die Schwierigkeit und das Verdienſt, ſo einfältig zu ſeyn, ein wenig kennen, mögen dieſe Stellen nur leſen, mögen ſie mit Bedacht leſen, und hernach alle unſere Schreibereyen nehmen und ins Feuer werffen. Das Genie läßt ſich fühlen, aber nicht nachahmen.

In den verwickelten Stücken iſt das Intereſſe mehr die Wirkung des Plans, als der Reden; in den einfachen Stücken hingegen iſt es mehr die Wirkung der Reden, als des Plans. Allein worauf muß ſich das Intereſſe beziehen? Auf die Perſonen? Oder auf die Zuſchauer?

Die Zuſchauer ſind nichts als Zeugen, von welchen man nichts weis.

„Folglich ſind es die Perſonen, die man vor Augen haben muß.“

Ich glaube. Sie laſſe man den Knoten ſchürzen, ohne daß ſie es wiſſen; für ſie ſey alles undurchdringlich; ſie bringe man, ohne daß ſie es merken, der Auflöſung immer näher und näher. Sind Sie nur in Bewegung, ſo werde ich den nehmlichen

Bewegungen ſchon auch nachhängen, ſie ſchon auch empfinden müſſen.

Weit gefehlt, daß ich mit den meiſten, die von der dramatiſchen Dichtkunſt geſchrieben haben, glauben ſollte, man müſſe die Entwicklung vor dem Zuſchauer verbergen. Ich dächte vielmehr, es ſollte meine Kräfte eben nicht überſteigen, wenn ich mir ein Werk zu machen vorſetzte, wo die Entwicklung gleich in der erſten Scene verrathen würde, und aus dieſem Umſtande ſelbſt das allerſtärkſte Intereſſe entſpränge.

Für den Zuſchauer muß alles klar ſeyn. Er iſt der Vertraute einer jeden Perſon; er weis alles, was vorgeht, alles, was vorgegangen iſt; und es giebt hundert Augenblicke, wo man nichts beſſers thun kann, als daß man es ihm gerade voraus ſagt, was noch vorgehen ſoll.

O ihr Verfertiger allgemeiner Regeln, wie wenig verſtehet ihr die Kunſt, und wie wenig beſitzt ihr von dem Genie, das die Muſter hervorgebracht hat, auf welche ihr ſie bauet, und das ſie übertreten kann, ſo oft es ihm beliebt!

Meine Gedanken mögen ſo paradox ſcheinen als ſie wollen: ſo viel weis ich gewiß, daß es für Eine Gelegenheit, wo es nützlich iſt, den Zuſchauer einen wichtigen Vorfall ſo lange zu verhehlen, bis er ſich eräugnet, immer zehn und mehrere giebt, wo das Intereſſe gerade das Gegentheil erfordert.

Der Dichter bewerkſtelliget durch ſein Geheimniß eine kurze Ueberraſchung; und in welche anhaltende Unruhe hätte er uns ſtürzen können, wenn er uns kein Geheimniß daraus gemacht hätte!

Wer in Einem Augenblicke getroffen und niedergeſchlagen wird, den kann ich auch nur Einen Augenblick betauern. Aber wie ſteht es alsdenn mit mir, wenn ich den Schlag erwarte, wenn ich ſehe, wie ſich das Ungewitter über meinem oder eines andern Haupte zuſammenziehet und lange Zeit darüber verweilet?

Luſignan weis nicht, daß er ſeine Kinder wiederfinden ſoll; der Zuſchauer weis es auch nicht. Zaire und Nereſtan wiſſen nicht, daß ſie Geſchwiſter ſind; der Zuſchauer weis es auch nicht. So pathetiſch aber dieſe Erkennung iſt, ſo weis ich doch ganz gewiß, ihre Wirkung würde noch weit gröſſer geweſen ſeyn, wenn der Zuſchauer vorher einen Wink bekommen hätte. Was würde ich, bey der Zuſammenkunft dieſer vier Perſonen, nicht alles zu mir ſelbſt geſagt haben! Mit welcher Erwartung, mit welcher Unruhe würde ich nicht jedes ihrer Worte angehöret haben! In welche Unbehäglichkeit würde mich nicht der Dichter verſetzt haben! Izt fließſen meine Thränen nur in dem Augenblicke der Erkennung; ſo würden ſie ſchon lange vorher gefloſſen ſeyn.

Wie verſchieden iſt das Intereſſe zwiſchen dieſer Situation, wo ich von dem Geheimniſſe nichts weis, und jener, wo ich alles weis, wo ich den Orosman, mit einem Dolche in der Hand, die Zaire erwarten, und dieſe Unglückliche dem Streiche entgegen kommen ſehe? Welche Bewegungen würde der Zuſchauer empfunden haben, wenn der Poet die Freiheit gehabt hätte, die völlige Wirkung, die dieſer Augenblick haben konnte, zu nutzen? Wenn ihm unſere Bühne, die allen groſſen Wirkungen zuwider iſt, erlaubt hätte, Zairens Stimme im Finſtern hören zu laſſen, und ſie nur ganz von weitem zu zeigen?

In der Iphigenia zu Tauris weis der Zuſchauer den Zuſtand der Perſonen. Man ſetze aber, daß er ihn nicht wüßte, und ſehe, ob man das Intereſſe vermehrt oder vernichtet haben wird.

Wenn ich nicht weis, daß Nero die Unterredung des Britannicus und der Junia mit anhört, ſo empfinde ich kein Schrecken mehr.

Wenn Luſignan und ſeine Kinder ſich nun erkannt haben, werden ſie darum weniger intereſſant? Ganz und gar nicht. Aber was unterſtützt und befeſtifeſtiget hier das Intereſſe? Gleich das, was der Sultan nicht weis, die Zuſchauer aber gar wohl wiſſen.

Meinetwegen mögen die Perſonen alle einander nicht kennen; wenn ſie nur der Zuſchauer alle kennt.

Ja, ich wollte faſt behaupten, daß der Stoff, bey welchem die Verſchweigungen nothwendig ſind, ein undankbarer Stoff iſt; daß der Plan, in welchem man ſeine Zuflucht zu ihnen nimmt, nicht ſo gut iſt, als der, in welchem man ſie hätte entübrigen können. Sie werden nie zu etwas Starkem Anlaß geben. Immer werden wir uns mit Vorbereitungen beſchäftigen müſſen, die entweder allzudunkel, oder allzudeutlich ſind. Das ganze Gedichte wird ein Zuſammenhang von kleinen Kunſtgriffen werden, durch die man weiter nichts als eine kurze Ueberraſchung hervorzubringen vermag. Iſt hingegen alles, was die Perſonen angehet, bekannt: ſo ſehe ich in dieſer Vorausſetzung die Quelle der allerheftigſten Bewegungen. Der griechiſche Dichter, der die Erkennung des Oreſt und der Iphigenia bis in die letzte Scene verſchob, war ein Mann von Genie. Oreſt iſt gegen den Altar gelehnet. Seine Schweſter hat das heilige Meſſer ſchon gegen ſeine Bruſt ausgeſtreckt. Itzt ſoll er umkommen; aber er ruft: So war es nicht genug, daß die Schweſter ge-

geopfert wurde? Muß es der Bruder auch werden? Und das iſt der Augenblick, den mich der Dichter ganze fünf Aufzüge hindurch hat erwarten laſſen.

„Das Drama mag ſeyn wie es will, ſo iſt der „Knoten bekannt. Denn er wird in Gegenwart „der Zuſchauer geſchürzt. Oft verräth auch ſchon „der Titel einer Tragödie die Entwickelung. Es „iſt ein hiſtoriſches Factum; es iſt der Tod des Cä„ſars; es iſt die Opferung der Iphigenia. Allein „mit der Komödie iſt es anders.“

Und warum denn? Darf mir der Dichter von ſeinem Stoffe nicht ſo viel wiſſen laſſen, als er für gut befindet? Ich wenigſtens würde mir ſehr viel darauf zu gute gethan haben, wenn ich in dem Hausvater (das aber alsdenn nicht mehr der Hausvater, ſondern ein Stück mit einem andern Namen geweſen wäre) alle Verfolgungen des Commthurs gegen Sophien hätte zuſammenbringen können. Um wie viel würde das Intereſſe nicht gewachſen ſeyn, wenn man gewußt hätte, daß das junge Mädchen, von der er ſo übel ſpricht, die er ſo hitzig verfolgt, die er will einſchlieſſen laſſen, ſeine eigene Nichte iſt? Mit welcher Ungeduld würde man nicht den Augenblick der Erkennung erwartet haben, der in meinem Stücke nichts als eine geſchwind überhingehende Ueberraſchung hervorbringt? Es würde der triumphirende Augenblick einer Unglücklichen ſeyn, an deren Schickſale wir ſo viel Antheil genommen; es wird der beſchämende Augenblick eines harten Mannes ſeyn, der ſich uns ſo verhaßt gemacht hat.

Warum iſt die Ankunft des Pamphilus in der Hekyra weiter nichts, als ein gemeiner Zufall? Darum, weil es der Zuſchauer nicht weis, daß ſeine Frau ſchwanger iſt, daß ſie es nicht von ihm iſt, daß in dem nehmlichen Augenblicke, da er zurückkömmt, ſeine Frau entbunden wird.

Warum haben gewiſſe Monologen eine ſo groſſe Wirkung? Darum, weil ſie mir die geheimen Anſchläge einer Perſon vertrauen, und dieſe Vertraulichkeit mich den Augenblick mit Furcht der Hoffnung erfüllet.

Wenn der Zuſtand der Perſonen unbekannt iſt, ſo kann ſich der Zuſchauer für die Handlung nicht ſtärker intereſſiren, als die Perſonen. Das Intereſſe aber wird ſich für den Zuſchauer verdoppeln, wenn er Licht genug hat und es fühlet, daß Handlungen und Reden ganz anders ſeyn würden, wenn ſich die Perſonen kennten. Alsdenn nur werde ich es kaum erwarten können, was aus ihnen werden wird, wenn ich das, was ſie wirklich ſind, mit dem, was ſie thun oder thun wollen, vergleichen kann.

Der Zuſchauer ſey von allem unterrichtet, und die Perſonen mögen einander ſo unbekannt ſeyn, als es thulich iſt; man mache mich nur immer mit dem Gegenwärtigen zufrieden, und auf das Folgende begierig; die eine Perſon erwecke in mir nur immer ein Verlangen nach der andern; ein Zufall bringe mich nur immer dem andern, der aus ihm entſpringt, näher; eine Scene jage nur immer die andere; keine enthalte nichts, als was der Handlung weſentlich iſt: und das Stück wird mich gewiß intereſſiren.

Je mehr ich übrigens über die dramatiſche Dichtkunſt nachdenke, deſto ungehaltener werde ich gegen die, die davon geſchrieben haben. Es iſt ein Zuſammenfluß beſonderer Regeln, die man zu allgemeinen Vorſchriften gemacht hat. Man hat wahrgenommen, daß gewiſſe Zwiſchenfälle groſſe Wirkungen hervorbringen, und ſogleich hat man dem Dichter die Nothwendigkeit auferlegt, ſich zur Erreichung eben derſelben Wirkungen, eben derſelben Mittel zu bedienen. Hätte man dafür die Sache genauer unterſucht, ſo würde man gefunden haben, daß man noch weit gröſſere Wirkungen durch ganz entgegengeſetzte Mittel hervorbringen könne. So aber iſt die Kunſt mit Regeln überhäuſt worden, und die Verfaſſer, weil ſie ſich ihnen knechtiſch unterworffen, haben ſich nicht ſelten viel Mühe gegeben,

ben, es lange nicht ſo gut zu machen, als ſie es ſonſt würden gemacht haben.

Wenn man eingeſehen hätte, daß, ob das Drama ſchon in der Abſicht, vorgeſtellt zu werden, gemacht wird, gleichwohl der Verfaſſer und der Schauſpieler den Zuſchauer vergeſſen müſſe; daß alles Intereſſe ſich auf die Perſonen beziehen müſſe: ſo würde man nicht ſo oft in den Lehrbüchern der Dichtkunſt leſen, „wenn du das und das thuſt, ſo wird bey deinem Zuſchauer dieſe und dieſe Bewegung erfolgen.“ Vielmehr würde man darinn leſen: wenn du das und das thuſt, ſo wird es auf deine Perſonen dieſe und dieſe Wirkung haben.

Die von der dramatiſchen Dichtkunſt geſchrieben haben, gleichen einem Menſchen, der, indem er auf Mittel ſänne, wie er eine ganze Familie in Unruhe ſtürzen könne, dieſe Mittel nicht nach dieſer Unruhe ſelbſt, ſondern nach dem abwägen wollte, was die Nachbarn davon ſagen würden. O kümmert euch doch nicht um die Nachbaren; peiniget nur eure Perſonen recht, und ſeyd verſichert, daß dieſe keinen Verdruß haben werden, an dem jene nicht Antheil nehmen!

Wären andere Muſter vorhanden geweſen, ſo würde man andere Regeln vorgeſchrieben haben, und vielleicht hätte man gebothen: die Entwickelung ſey bekannt, und ſey es bey Zeiten; und der Zuſchauer ſchwebe in der beſtändigen Erwartung des Strahls, der alle Perſonen in Anſehung ihrer Handlungen und ihrer Vehältniſſe erleuchten wird.

Iſt es nothwendig, daß das Intereſſe gegen das Ende des Drama ſteiget: ſo ſcheinet mir dieſes Mittel hierzu eben ſo dienlich, als das entgegengeſetzte. Unwiſſenheit und Ungewißheit erregen und unterhalten die Neugierde des Zuſchauers; hingegen müſſen es bekannte und immer erwartete Dinge ſeyn, die ihn rühren und bewegen ſollen. Und in dieſer Abſicht iſt es gut, wenn man die Kataſtrophe beſtändig in Gedanken hat.

Wenn der Dichter, anſtatt einzig und allein unter ſeinen Perſonen zu bleiben, anſtatt den Zuſchauer ſo viel errathen zu laſſen, als er kann, aus der Handlung herausſpringt, und ſich zu dem Zuſchauer in das Parterr begiebt: ſo wird ſein Plan leiden; ſo wird er den Mahlern gleich werden, die, anſtatt ſich einer ſtrengen Nachahmung der Natur zu befleiſſigen, die Natur aus dem Geſichte verlieren, und ſie nicht ſo, wie ſie iſt, und wie Sie ſie ſelbſt ſehen, zu zeigen, ſondern vielmehr ihren techniſchen Bedürfniſſen gemäß einzurichten ſuchen.

Sind nicht alle Punkte des Raums verſchiedentlich erleuchtet? Nimmt ſich nicht einer vor dem andern

dern aus? Stechen ſie nicht alle eben ſo wohl in der dürren und wüſten Ebene, als in der mannigfaltigſten Landſchaft hervor? Folget der Dichter dem Schlendrian des Mahlers, ſo wird es ihm mit ſeinem Drama nicht anders als dieſem mit ſeinem Gemälde gehen. Hier werden einige ſchöne Stellen, und dort einige ſchöne Augenblicke ſeyn. Damit aber iſt es nicht gethan; das Gemälde ſoll nach ſeinem ganzen Umfange, das Drama ſoll nach ſeiner ganzen Dauer ſchön ſeyn.

Und was wird aus dem Schauſpieler, wenn ſich der Dichter mit dem Zuſchauer abgegeben hat? Wird es der Schauſpieler nicht fühlen, daß das, was hier oder da ſtehet, nicht für ihn erſonnen worden? Der Dichter hat ſich an den Zuſchauer gewendet; er wird ſich auch an ihn wenden. Der Dichter hat gewollt, daß man ihm klatſchen ſoll; er wird auch wollen, daß man ihm klatſchen ſoll: und wo endlich die Illuſion bleiben wird, weiß ich nicht.

„ Ich habe bemerkt, daß die Schauſpieler alles das ſchlecht vorſtellen, was der Dichter für den Zuſchauer geſchrieben hat; und hätte dieſer ſeine Rolle mitgeſpielt, ſo würde er zu der Perſon geſagt haben: „Mit wem ſprichſt du? Warum mit mir? Was „gehen mich deine Händel an? Bleib für dich.“ Und hätte auch der Dichter ſeine Rolle mitgeſpielt, ſo würde er hinter der Scene hervorgekommen ſeyn, und dem Parterre geantwortet haben: „Verzeihen „Sie, meine Herren, die Schuld iſt meine: ein andermal wollen ich und er es beſſer machen.“

Man denke alſo, ſowohl während dem Schreiben, als während dem Spielen, an den Zuſchauer eben ſo wenig, als ob gar keiner da wäre. Man ſtelle ſich an dem äuſſerſten Rande der Bühne eine groſſe Mauer vor, durch die das Parterr abgeſondert wird. Man ſpiele, als ob der Vorhang nicht aufgezogen würde.

„Aber der Geizige, der ſeine Caſſette verloren hat, ruft gleichwohl den Zuſchauern „zu: Iſt mein Dieb etwa unter euch, meine „Herren?„

O man laſſe doch dieſen Verfaſſer in Ruhe! Die Ausſchweiſſung eines Mannes von Genie beweiſet gegen die geſunde Vernunft nichts. Man ſage mir nur, iſt es möglich, daß man ſich einen Augenblick an den Zuſchauer wenden kann, ohne die Handlung aufzuhalten? Und ſind nicht alle die kleinen Stellen, wo man auf ihn geſehen hat, eben ſo viel Ruhepunkte, die den Verlauf des Drama langſamer machen und hemmen?

Ein verſtändiger Verfaſſer darf in ſeinem Werke gar wohl Züge anbringen, die der Zuſchauer auf ſich anwenden kann; er darf gar wohl im Schwange gehende Laſter und Lächerlichkeiten anſtechen; er darf gar wohl auf öffentliche Begebenheiten anſpielen, und eben ſo wohl zu unterrichten, als zu gefallen ſuchen; nur muß alles das im Vorbeygehen, ohne Vorſatz geſchehen. Sobald er ſeinen Zweck merken läßt, verfehlt er ihn; ſeine Perſonen hören auf zu reden, und er prediget.

Das erſte Stück des Plans, ſagen die Kunſtrichter, iſt die Expoſition.

In der Tragödie, wo das Factum bekannt iſt, geſchiehet die Expoſition mit einem Worte. Wenn meine Tochter den Fuß nach Aulis ſetzt, ſo muß ſie ſterben. In der Komödie geſchiehet ſie, dürfte ich faſt ſagen, durch den Anſchlagzettel. Wo iſt z. E. im Tartüffe eine Expoſition? Meinem Bedünken nach könnte man eben ſowohl von dem Dichter verlangen, ſeine erſten Auftritte ſo einzurichten, daß ſie einen kurzen Entwurf des ganzen Stückes enthielten.

Alles, was ich hiervon begreiffe, iſt dieſes, daß es einen gewiſſen Augenblick geben muß, da die dramatiſche Handlung anfängt; und hat der Dichter dieſen Augenblick übel gewählt, ſo wird er der Kataſtrophe entweder zu nahe, oder zu weit von ihr entfernt ſeyn. Iſt er ihr zunahe, ſo wird es ihm an Materie gebrechen, und vielleicht iſt er gezwungen, ſeinen Stoff durch eine epiſodiſche Intrigue zu erweitern. Iſt er zu weit entfernt, ſo wird der Verfolg ſchläfrig ſeyn, ſo werden ſeine Aufzüge lang und mit einer Menge Begebenheiten und Erzehlungen überhäuft ſeyn, die nicht im geringſten intereſſiren.

Die Deutlichkeit will, man ſoll alles ſagen. Die Dichtungsart will, man ſoll forteilen. Wie aber kann man alles ſagen und doch forteilen?

Der Augenblick, den man zu dem erſten erwählt hat, ſey der Inhalt der erſten Scene. Dieſem wird der zwente folgen, dem zwenten der dritte, und ſo wird der Aufzug fertig. Das wichtigſte hierbey iſt, daß die Handlung an Geſchwindigkeit beſtändig wachſen und doch deutlich ſeyn muß: nur in dieſem einzigen Stücke muß man an den Zuſchauer denken. Und hieraus ſieht man, daß die Expoſition nicht anders als während dem Verlauffe des Stückes und nach Maaßgebung deſſelben geſchehen kann, und daß der Zuſchauer nicht eher alles weis und alles geſehen hat, als bis der Vorhang fällt.

Je mehr Dinge bey dem erſten Augenblicke zu ſagen übrig bleiben, deſto mehr Materie hat man zu Ausführung der folgenden Aufzüge. Je ſchneller und reicher der Dichter iſt, deſto aufmerkſamer wird er ſeyn müſſen. Er kann ſich nur bis auf einen gewiſſen Punkt an die Stelle des Zuſchauers ſetzen.

Seine Intrigue iſt ihm ſo bekannt, daß er ſich gar leicht für deutlich halten kann, wenn er ſehr dunkel iſt. Hiervon muß ihn ſein Beurtheiler unterrichten; denn einen Beurtheiler muß der Dichter haben, wenn er auch noch ſo viel Genie beſitzt. Glücklich iſt er, mein Freund, wenn er einen findet, der aufrichtig iſt, einen, der mehr Genie hat, als er ſelbſt. Von ihm kann er lernen, daß die geringſte Vergeßlichkeit hinreichend iſt, alle Illuſion zu vernichten; daß der kleinſte übergangene oder falſch vorgeſtellte Umſtand die Lüge verräth; daß das Drama für das Volk gehöret, und daß man ſich das Volk weder zu einfältig noch zu fein vorſtellen muß.

Man muß ihm alles erklären, was er erklärt haben will; aber auch nichts mehr.

Es giebt Kleinigkeiten, die der Zuſchauer gar nicht begierig iſt zu hören, die er ſich ſchon ſelbſt erklären wird. Hat ein Zufall nur eine Urſache, und dieſe Urſache fällt nicht ſogleich in die Augen: ſo iſt es ein Räthſel, deſſen Auflöſung man verſchweigt. Hat ſich ein Zufall auf eine ganz einfältige, natürliche Art eräugnen können: ſo würde, ihn erklären, ſo viel ſeyn, als ſich bey einem Umſtande aufhalten, an dem unſerer Neugierde nichts gelegen iſt.

Nichts iſt ſchön, was keine Einheit hat; und der erſte Augenblick wird das Colorit des ganzen Stücks beſtimmen.

Fängt man mit einer ſtarken Situation an, ſo wird alles übrige von der nehmlichen Stärke ſeyn müſſen, oder es wird uns matt dünken. Wie viel Stucke giebt es, die durch ihren Anfang verunglückt ſind. Der Dichter hat ſich gefürchtet kalt anzufangen, und hat daher ſo ſtarke Situationen genommen, daß er die erſten Eindrücke, die er auf mich gemacht hat, nicht zu unterhalten im Stande iſt.

Wenn das Werk gut angelegt iſt; wenn der Dichter ſeinen erſten Augenblick gut zu wählen gewußt hat; wenn er ſogleich in die Mitte ſeiner Handlung eingedrungen iſt; wenn er ſeine Charaktere gut gezeichnet hat: wie kann es ihm an Beyfall fehlen? Die Beſtimmung der Charaktere aber, hängt von den Situationen ab.

Der Plan eines Drama kann gemacht, und gut gemacht ſeyn, ohne daß der Dichter noch im geringſten weis, was für einen Charakter er ſeinen Perſonen geben will. Man ſiehet alle Tage, daß Leute von ganz verſchiedenem Charakter einerley Zufällen ausgeſetzt ſeyn können. Ein Vater, der ſeine Tochter opfert, kann ehrgeitzig, kann ſchwach, kann

kann wild ſeyn. Einer, der ſein Geld verloren hat, kann arm oder reich ſeyn. Einer, der um ſeine Geliebte beſorgt iſt, kann ein Bürger oder ein Held, kann zärtlich oder eiferſüchtig, kann ein Prinz oder ein Bedienter ſeyn.

Alsdenn ſind die Charaktere gut getroffen, wenn die Situationen dadurch verwirrter und ſchwieriger werden. Man ſtelle ſich vor, daß die vier und zwanzig Stunden, welche die Perſonen itzt zubringen, die allerunruhigſten und grauſamſten Stunden ihres Lebens ſind. Und alſo mache man ſie ihnen auch ſo ſauer, als möglich. Man laſſe alle Situationen ſtark ſeyn; man ſetze ſie den Charaktern entgegen; man ſetze Intereſſe dem Intereſſe entgegen. Keine Perſon müſſe zu ihrem Zweck gelangen können, ohne den Abſichten einer andern hinderlich zu ſeyn; eine einzige Begebenheit halte alle zugleich beſchäftiget, aber jeder verlange dieſe Begebenheit anders, als der andere.

Der wahre Contraſt iſt der, den die Charaktere mit den Situationen machen; iſt der, den das Intereſſe mit dem Intereſſe macht. Muß Alceſt verliebt ſeyn, ſo ſey er es in eine Buhlerin; muß Harpagon verliebt ſeyn, ſo ſey er es in ein armes Mädchen.

„Aber warum ſollte man dieſen zwey Arten von „Contraſt, nicht auch den Contraſt der Charaktere „beyfügen dürfen? Er iſt ein ſo vortreffliches Hülfs„mittel für den Dichter.“

Und zugleich ein ſo abgenutztes, als nur immer der Gebrauch der Mahler ſeyn kann, einen ſtarken Vorgrund zu machen, damit die übrigen Gegenſtände des Gemäldes beſſer zurückweichen.

Ich verlange, daß die Charaktere verſchieden ſeyn ſollen; an ihrem Contraſte aber, muß ich Ihnen geſtehen, habe ich keinen Gefallen. Hören Sie meine Gründe, und urtheilen Sie.

Vors erſte bemerke ich, daß der Contraſt in dem Style eine üble Wirkung thut. Wollen Sie, daß die größten, einfältigſten, und edelſten Gedanken auf Nichts hinaus lauffen ſollen, ſo dürfen Sie ſie nur unter ſich, oder im Ausdrucke contraſtieren.

Soll ein muſikaliſches Stück ohne Ausdruck, ohne Genie ſeyn, ſo dürffen Sie nur Contraſt hineinbringen, und Sie werden weiter nichts als eine abwechſelnde Folge von ſtarken und ſanften, von hohen und tiefen Tönen haben.

Soll die Compoſition eines Gemäldes widerwärtig und gezwungen ſeyn, ſo verachte man nur die Klugheit des Raphaels, und ſtrapaſiere, und contraſtiere die Figuren.

Die Baukunſt liebet die Gröſſe und Einfalt. Ich will nicht ſagen, daß ſie den Contraſt verwirft. Sie verſtattet ihn gar nicht.

Nun ſagen Sie mir, worum der Contraſt im allen Gattungen der Nachahmung ein ſo armſeliges Ding iſt, nur in der dramatiſchen Poeſie nicht?

Das ſicherſte Mittel aber, ein Drama zu verderben, und es jedem Manne von Geſchmack unerträglich zu machen, wäre dieſes, daß man die Contraſte vervielfältigte.

Ich weis nicht, was man von dem Hausvater urtheilen wird; iſt er aber weiter nichts als ſchlimm, ſo würde ich ihn gewiß abſcheulich gemacht haben, wenn ich den Commthur mit dem Hausvater, Germeuilen mit Cäcilien, Saint Albinen mit Sophien, und ihre Kammerfrau mit einem von den Bedienten in Contraſt gebracht hätte. Urtheilen Sie, was aus dieſen Antitheſen kommen würde. Ich ſage Antitheſen, denn der Contraſt der Charaktere iſt in dem Plane eines Drama nichts anders, als was dieſe Figur in der Rede iſt. Es iſt eine glückliche Figur, aber ſie muß mit Mäſſigung gebraucht werden; und wer nur im geringſten einen erhabnen Ton hat, wird ſich ihrer allezeit enthalten.

Iſt nicht eines von den wichtigſten und zugleich ſchwerſten Stücken der dramatiſchen Kunſt, die Verbergung der Kunſt? Was aber verräth mehr Kunſt, als der Contraſt? Was ſcheinet ausſtudierter? Was iſt abgenutzter? Wo iſt die Komödie, in der er nicht gebraucht wäre? Und wenn eine ungeduldige und haſtige Perſon auf der Bühne erſcheinet, ſteckt wohl in einem Winkel des Parterr ein ſo unerfahrner Schulknabe, der nicht zu ſich ſelbſt ſagte: die gelaſſene und ſanftmüthige Perſon wird nicht weit ſeyn?

Aber hat die dramatiſche Gattung nicht dadurch ſchon unglücklicher Weiſe romanenhaften Anſtrichs genug, daß ſie den gemeinen Lauf der Dinge nur in ſolchen Fällen nachahmen darf, wo es der Natur gefallen hat, auſſerordentliche Begebenheiten zu combinieren, und muß zu dieſem der Illuſion ſo hinderlichen Anſtriche, noch eine Wahl von Charakteren kommen, ſo wie ſie ſich faſt niemals beyſammen finden? Was kömmt in dem gemeinen Leben öfter vor; Geſellſchaften, wo die Charaktere verſchieden, oder Geſellſchaften, wo ſie contraſtiert ſind? Für eine, wo ſich der Contraſt der Charaktere ſo abſtechend zeigt, als ihn der komiſche Dichter verlangt, werden ſich immer hundert tauſend finden, wo ſie weiter nichts als verſchieden ſind.

Der Contraſt der Charaktere hingegen mit ihren Situationen, und der mancherleyen Intereſſe unter ſich, kömmt alle Augenblicke vor.

Warum iſt man darauf gefallen, einen Charakter mit dem andern zu contraſtieren? Ohne Zweifel, damit einer von beyden deſto mehr hervorſtechen ſoll. Allein dieſe Wirkung läßt ſich nur alsdenn erhalten, wenn dieſe Charaktere zugleich erſcheinen. Und welche Monotonie in dem Geſpräche entſpringt daraus? Wie gezwungen wird der ganze Verlauf des Stücks? Wie kann ich die Begebenheiten natürlich verknüpfen, und die Auftritte in eine ſchickliche Folge bringen, wenn ich beſtändig mit der Nothwendigkeit beſchäftiget bin, dieſe oder jene Perſon mit dieſer oder jenen zuſammen zu bringen? Wie oft wird es ſich nicht eräugnen, daß der Contraſt eine Scene verlangt, indem die Wahrheit der Fabel eine ganz andere erfordert?

Sind übrigens die zwey contraſtierten Perſonen mit gleicher Stärke gezeichnet, ſo werden ſie den eigentlichen Gegenſtand des Drama zweydeutig machen.

Laſſen Sie uns ſetzen, der Miſanthrop wäre nicht angeſchlagen worden, und man hätte ihn ohne Ankündigung geſpielt: was würde daraus geworden ſeyn, wenn Philint ſeinen Charakter eben ſo behauptet hätte als Alceſt. Würde der Zuſchauer nicht haben fragen können, (wenigſtens in der erſten Scene, wo ſich die Hauptperſon noch durch nichts unterſcheidet) welchen von beyden man eigentlich ſpiele, den Philanthropen oder den Miſanthropen? Und wie vermeidet man dieſe Unbequemlichkeit? Man opfert einen von den beyden Charakteren auf: den einen läßt man alles ſagen, was er für ſich ſagen kann, und den andern macht man zu einem ungeſchickten, albern Geck. Aber merkt der Zuſchauer etwa dieſen Fehler nicht, beſonders wenn der laſterhafte Charakter, ſo wie in dem angeführten Exempel, der Hauptcharakter iſt?

„Die erſte Scene des Miſanthropen iſt gleichwohl „ein Meiſterſtück.

Ja: allein es mache ſich nur ein Mann von Genie darüber, und gebe dem Philint ſo viel kaltes Blut, ſo viel Standhaftigkeit, Beredſamkeit, Rechtſchaffenheit, und Menſchenliebe, ſo viel Nachſicht gegen die Fehler, und ſo viel Mitleiden mit den Schwachheiten ſeines Nächſten, als ein wahrer Freund des menſchlichen Geſchlechts haben muß, und ſogleich wird, ohne an den Reden des Alceſt das geringſte zu ändern, der Gegenſtand des Stücks ungewiß werden. Warum aber iſt er es nicht? Hat Alceſt etwa Recht? Und hat Philint etwa Unrecht? O nein; ſondern der eine vertheidiget ſeine Sache gut, und der andere ſchlecht.

Wollen Sie ſich, mein Freund, von der ganzen Stärke dieſer Anmerkung überzeugen: ſo ſchlagen Sie die Brüder des Terenz auf. Sie werden da zwey contraſtierte Väter finden, die beyde mit gleicher Stärke gezeichnet ſind; und können kühnlich dem feinſten Kunſtrichter Trotz bieten, Ihnen die

Hauptperſon zu nennen, ob es Micion oder ob es Demea iſt? Fällt er ſein Urtheil vor dem letzten Auftritte, ſo dürfte er leicht mit Erſtaunen wahrnehmen, daß der, den er ganzer fünf Aufzüge hindurch für einen verſtändigen Mann gehalten hat, nichts als ein Narr iſt, und daß der, den er für einen Narren gehalten hat, wohl gar der verſtändige Mann ſeyn könnte.

Man ſollte zu Anfange des fünften Aufzuges dieſes Drama faſt ſagen, der Verfaſſer ſey durch den beſchwerlichen Contraſt gezwungen worden, ſeinen Zweck fahren zu laſſen, und das ganze Intereſſe des Stücks umzukehren. Was iſt aber daraus geworden? Dieſes, daß man gar nicht mehr weis, für wen man ſich intereſſiren ſoll. Von Anfange her iſt man für den Micion gegen den Demea geweſen, und am Ende iſt man für keinen von beyden. Beynahe ſollte man einen dritten Vater verlangen, der das Mittel zwiſchen dieſen zwey Perſonen hielte und zeigte, worinn ſie beyde fehlten.

Wenn man glaubt, daß ein Drama ohne contraſtierte Perſonen, darum leichter iſt, ſo betriegt man ſich. Wenn der Dichter ſeine Rollen nur durch ihre Verſchiedenheit kann geltend machen: ſo wird er ſie deſto ſtärker zeichnen, deſto kräftiger colorieren müſſen; ſo wird er, um nicht eben ſo froſtig zu ſeyn, als ein Mahler, der weiſſe Gegenſtände auf einen weiſſen Grund leget, ſeine Augen beſtändig auf die Verſchiedenheit der Stände, des Alters, der Situationen und des Intereſſe haben müſſen; ſo wird er, anſtatt in der Nothwendigkeit zu ſeyn, den einen Charakter zu ſchwächen, um dem andern deſto mehr Stärke zu geben, ſich bemühen müſſen, ſie alle ſtark und kräftig zu machen.

Je ernſthafter die Gattung iſt, deſto weniger ſcheinet ſie mir den Contraſt erlauben zu wollen. In der Tragödie iſt er ſehr ſelten. Wenn man ihn ja braucht, ſo braucht man ihn nur unter den Perſonen vom zweyten Range. Der Held ſtehet allein. Es iſt kein Contraſt im Britannicus; keiner in der Andromacha; keiner im Cinna; keiner in der Iphigenia; keiner in der Zaire; keiner im Tartüff.

In den Komödien mit Charakteren iſt der Contraſt nicht nöthig. In den andern iſt er weniger überflüßig.

Corneille hat eine Tragödie gemacht, ich glaube, es iſt Nicomedes, wo die Großmuth die herrſchende Eigenſchaft aller Perſonen iſt: und welch Verdienſt hat man ihm nicht aus dieſer Fruchtbarkeit, und zwar mit allem Rechte, gemacht!

Terenz contraſtiert wenig. Plautus contraſtiert noch weniger. Moliere öftrer. Aber wenn bey Molieren der Contraſt oft das Hülfsmittel eines Mannes von Genie iſt, muß man ihn deswegen auch andern Dichtern vorſchreiben? Hätte man nicht vielmehr Urſache, eben deswegen ſie davor zu warnen?

Aber was wird aus dem Geſpräche zwiſchen contraſtierten Perſonen? Ein Zuſammenfluß von kleinen Ideen und Antitheſen; denn nothwendig müſſen die Reden einander eben ſo entgegengeſetzt ſeyn, als die Charaktere. Und nun frage ich Sie, mein Freund, und frage jeden Mann von Geſchmack, ob ihnen das einfältige und natürliche Geſpräch zweyer Perſonen, die ein verſchiedenes Intereſſe, verſchiedene Leidenſchaften, ein verſchiednes Alter haben, nicht weit beſſer gefallen würde?

Ich kann den Contraſt in der Epopee nicht leiden, er müßte denn unter Geſinnungen und Bildern ſeyn. Er mißfällt mir in der Tragödie. In dem ernſthaften Komiſchen iſt er überflüßig. In der luſtigen Komödie kann man ihn entbehren. Ich werde ihn alſo dem Poſſenſpieler überlaſſen. Dieſer mag ihn in ſeinem Werke ſo ſehr vervielfältigen, ſo ſehr übertreiben, als er nur will; es iſt da nichts zu verderben.

Fragt man mich aber, was jener Contraſt der Geſinnungen oder Bilder iſt, den ich in der Epopee, in der Ode und einigen andern Gattungen der höhern Poeſie liebe, ſo antworte ich: daß es eines von den deutlichſten Kennzeichen des Genies iſt; daß es die Kunſt iſt, die Seele mit ganz verſchiedenen und widrigen Geſinnungen zu erfüllen, ſie von entgegengeſetzten Seiten zugleich zu erſchüttern, und ein von Unluſt und Vergnügen, von Widrigkeit und Anmuth, von Behäglichkeit und Schrecken vermiſchtes Gefühl in ihnen hervorzubringen.

Dieſe Wirkung hat jene Stelle in der Jlias, wo mir der Dichter den Jupiter auf dem Jda zeiget; am Fuſſe des Berges würgen ſich die Trojaner und Griechen, mitten in der Nacht, die er um ſie verbreitet hat; doch ſind die unachtſamen und heitern Blicke des Gottes gegen die unſchuldigen Gefielde der Aethioper gewendet, die von Milch leben. Und ſo gewährt er mir auf einmal den Anblick der Glückſeligkeit und des Elendes, des Friedens und der Unruhe, der Unſchuld und des Laſters, des Schickſals der Menſchen und der Gröſſe der Götter. Jch ſehe an dem Fuſſe des Jda nichts als einen Hauffen Ameiſen.

Setzet eben derſelbe Dichter für ſeine Kämpfer Preiſe auf, ſo ſind es Waffen, ein Stier, der mit den Hörnern drohet, ſchöne Weiber und Stahl.

Auch Lucrez hat es ſehr wohl gewußt, wie kräftig das Schreckliche dem Wollüſtigen entgegengeſetzt werde, wenn er die zügelloſe Entzückung der Liebe, wie ſie ſich aller Sinne bemeiſtert, ſchildert, und die Vorſtellung eines Löwen bey mir rege macht, der von einem tödlichen Pfeile getroffen, wüthend auf den Jäger, der ihn verwundet hat, ſtürzet, ihn niederreißt, nicht anders als auf ihm ſterben will, und ihn ganz mit ſeinem eigenen Blute bedeckt läßt.

In den vorzüglichſten Oden des Horaz und in den ſchönſten Liedern des Anakreon, ſtehet das Bild des Todes neben dem Gemälde des Vergnügens.

Und konnte dem Catull die Zauberkraft dieſes Contraſts unbekannt ſeyn, wenn er rief:

Vivamus, mea Lesbia, atque amemus,
Rumoresque ſenum ſeveriorum
Omnes unius æſtimemus aſſis.
Soles occidere & redire poſſunt;
Nobis cum ſemel occidit brevis lux,
Nox eſt perpetua una dormienda.
Da mihi baſia mille —

Und der Verfaſſer der natürlichen Geſchichte, wenn er, nach der Schilderung eines jungen Thieres, das ruhig in den Wäldern wohnet, und durch ein plötzliches noch nie vernommenes Geräuſch in Schrecken geſetzt wird, folgenden Gegenſatz des Sanften und Erhabenen hinzufügt: Bleibt aber das Geräuſch ohne Wirkung, ſo erkennet das Thier wieder die gewöhnliche Stille der Natur; es beruhiget ſich, es hält ein, und verfügt ſich mit gleichen Schritten wieder zu ſeinem ruhigen Lager.

Und der Verfaſſer des Werks über den Geiſt, wenn er ſinnliche und wilde Ideen mit einander vermiſcht, und durch den Mund eines ſterbenden Schwärmers ausruft: Ich ſterbe, und ich fühle eine unglaubliche Süßigkeit im Sterben! Ich höre die Stimme des Odin, die mich ruft. Schon öffnen ſich die Thore ſeines Pallaſts. Halbnackte Jungfrauen treten aus ihnen hervor. Eine azurene Schärpe umgürtet ihre Lenden; und erhöhet die Weiſſe ihres Buſens. Sie nahen ſich, und reichen mir ein liebliches Bier in dem blutigen Hirnſchädel meiner Feinde.

Pouſſin hat eine Landſchaft gemalt, wo man junge Schäferinnen nach dem Schalle einer Feldſchalmey tanzen ſiehet, in einem Winkel aber ein Grabmahl, mit der Ueberſchrift erblickt: Auch ich lebte in dem glücklichen Arkadien. Dieſe Bezauberung des Styls, wovon hier die Rede iſt, hängt manchmal von einem einzigen Worte ab, das meinen Blick von dem Hauptgegenſtande ablenkt, und mir ſeitwerts, wie in dem Gemälde des Pouſſin, den Raum, die Zeit, das Leben, den Tod, oder eine andere groſſe und melancholiſche Idee zeigt, die mitten unter die Bilder der Freude geworffen worden.

Das ſind die einzigen Contraſte, die mir gefallen. Uebrigens giebt es unter den Charakteren drey Arten des Contraſts. Einen Contraſt der Tugend, und einen Contraſt des Laſters. Wenn eine Perſon geizig iſt, ſo kann eine andere mit ihr, entweder vermittelſt der Sparſamkeit oder vermittelſt der Verſchwendung contraſtieren; und ſowohl der Contraſt der Tugend, als der Contraſt des Laſters, kann entweder wirklich oder nur verſtellt ſeyn. Von dieſer letzten Art wüßte ich kein Exempel: ich muß aber auch geſtehen, daß ich das Theater wenig kenne. Mich dünkt, daß er in der luſtigen Komödie keine unangenehme Wirkung haben müßte; aber nur einmal. Ein dergleichen Charakter wäre mit dem erſten Stücke abgenutzt. Ich möchte wohl ſo einen Menſchen ſehen, der von einem ganz entgegengeſetzten Charakter als ein anderer, nicht wirklich wäre, ſondern ſich nur zu ſeyn ſtellte. Er würde ein Original ſeyn, dieſer Charakter; ob er aber neu ſeyn würde, das weis ich nicht.

Wir machen alſo den Schluß, daß es nur eine Urſache giebt, die Charaktere zu contraſtieren; und daß es weit mehr als eine giebt, ſie blos verſchieden zu zeigen.

Man leſe aber auch die Lehrbücher der Dichtkunſt, und man wird kein Wort von dieſen Contraſten finden. Ich glaube alſo, es iſt mit dieſer Regel gegangen, wie mit vielen andern; man hat ſie dem Werke eines Genies zu Folge gemacht, wo der Contraſt eine groſſe Wirkung gehabt hat, und ſogleich hat man geſchloſſen: Hier iſt der Contraſt gut, folglich kann ohne Contraſt nichts gut ſeyn. Das iſt der meiſten ihre Logik, die ſich unterſtanden haben, einer Kunſt Schranken zu ſetzen, in der ſie ſich niemals geübt hatten. Das iſt aller unerfahrnen Kunſtrichter ihre Logik, die uns nach dieſen Autoritäten beurtheilen.

Ich weis nicht, mein Freund, ob nicht das Studium der Philoſophie mich wieder zu ſich zurückruffen wird, und ob der Hausvater mein letztes Drama ſeyn, oder nicht ſeyn wird. So viel aber weis ich, daß ich den Contraſt der Charaktere gewiß in keinem brauchen würde.

Iſt der Entwurf gemacht und gefüllt; ſind die Charaktere feſtgeſetzt: ſo ſchreitet man zur Abtheilung der Aufzüge.

Die Aufzüge ſind die Theile des Drama; die Auftritte ſind die Theile der Aufzüge.

Der Aufzug iſt ein Stück der totalen Handlung eines Drama, und enthält einen oder mehrere Vorfälle.

Nachdem ich die einfachen Stücke den zuſammengeſetzten vorgezogen habe, würde es ſehr ſeltſam ſeyn, wenn ich einen mit mehrern Vorfällen erfüllten Aufzug einem Aufzuge, der nur einen enthielte, vorziehen wollte.

Man hat verlangt, die vornehmſten Perſonen ſollen alle in dem erſten Aufzuge zum Vorſchein kommen, oder doch genannt werden; die Urſache weis ich ſo recht nicht. Es giebt dramatiſche Handlungen, wo man weder das eine noch das andere thun müßte.

Man hat verlangt, eben dieſelbe Perſon ſoll in eben demſelben Aufzuge nicht mehr als einmal auf die Bühne kommen: und warum hat man das verlangt? Wenn er das, was er zu ſagen kömmt, nicht damals ſagen können, als er das erſtemal auf der Bühne war; wenn das, was ihn zurückbringt, während ſeiner Abweſenheit vorgefallen iſt; wenn er den, den er ſucht, auf der Bühne zurückgelaſſen hat; wenn dieſer wirklich da iſt, oder, wenn er nicht da iſt, er ihn nirgend anders zu finden weis;

wenn ihn der Augenblick erheiſcht; wenn ſeine Zurückkunft das Intereſſe verſtärkt; kurz, wenn er in der Handlung eben ſo natürlich wieder erſcheinet, als es uns täglich im gemeinen Leben begegnet: ſo mag er nur immer wieder kommen, ich bin bereit, ihn zum zweyten und drittenmale zu ſehen und zu hören. Der Kunſtrichter mag Autoritäten anführen ſo viel als er will; genug, daß der Zuſchauer meiner Meinung ſeyn wird.

Man verlangt, daß die Aufzüge ungefehr von gleicher Länge ſeyn ſollen. Weit vernünftiger wäre es, wenn man verlangte, daß ihre Dauer allezeit dem Umfange der darinn enthaltenen Handlung gemäß ſey.

Jeder Aufzug wird zu lang ſeyn, der leer an Handlung und überhäuft mit Reden iſt; und jeder wird kurz genug ſeyn, dem es weder an Reden noch an Vorfällen fehlt, die den Zuſchauer auf ſeine Dauer Acht zu geben, verhindern. Sollte man nicht ſagen, man höre ein Drama, mit der Uhr in der Hand? Es kömmt aufs Empfinden an, und du zähleſt die Seiten und Zeilen.

Der erſte Aufzug des Eunuchus hat nicht mehr als zwey Auftritte und eine kleine Monologe; und der letzte Aufzug hat deren zehne. Beyde aber ſind gleich kurz, weil dem Zuſchauer weder in dem einen noch in dem andern die Zeit zu lang geworden iſt.

Der erſte Aufzug eines Drama iſt vielleicht das ſchwerſte Stück deſſelben. Er muß anſpinnen; er muß fortrücken; oft muß er von dieſem und jenen Licht geben; und immer muß er verbinden.

Wenn dieſes Lichtgeben, dieſe Expoſition, nicht einem wichtigen Anlaſſe zu Folge geſchieht, oder nicht etwas Wichtiges nach ſich zieht, ſo wird der Aufzug froſtig ſeyn. Man ſehe, welcher Unterſchied zwiſchen den erſten Aufzügen der Andria oder des Eunuchus, und dem erſten Aufzuge der Hekura iſt.

Man nennet Zwiſchenaufzug, die Dauer, die einen Aufzug von dem folgenden trennet. Dieſe Dauer iſt veränderlich; weil aber die Handlung nie ſtill ſtehen darf, ſo muß die Bewegung, wenn ſie auf der Bühne aufhört, hinter derſelben fortdauern. Da muß keine Ruhe, kein Anhalten ſeyn. Wenn die Perſonen wieder zum Vorſchein kämen, und die Handlung wäre, die Zeit ihrer Abweſenheit über, nicht weiter gerückt, ſo müßten ſie alle geſchlaffen haben, oder von andern Geſchäften ſeyn abgehalten worden; zwey Vorausſetzungen, die wo nicht der Wahrheit, doch dem Intereſſe entgegen ſind.

Der Dichter hat das Seinige gethan, wenn er mich in der Erwartung eines wichtigen Vorfalls läßt, und die Handlung, welche ſeinen Zwiſchenaufzug anfüllen ſoll, meine Neugierde reizet und den vorläuffigen Eindruck ſtärket. Denn es ſollen nicht verſchiedene Bewegungen in der Seele erregt werden, ſondern die, welche einmal darinn herrſcht, ſoll erhalten werden, und ohne Unterlaß wachſen. Es iſt ein Pfeil, den man von der Spitze bis an das andere Ende eindrücken ſoll: und dieſe Wirkung darf man ſich von einem verwickelten Stücke nicht verſprechen, wenn ſich nicht wenigſtens alle Zufälle auf eine einzige Perſon beziehen, wenn ſie nicht alle dieſe einzige Perſon beſtürmen, zerſchmettern, zermalmen. Alsdenn befindet ſich dieſe Perſon in einer wirklich dramatiſchen Situation. Sie ſeufzet und iſt leidend; ſie nur ſpricht, und die übrigen alle handeln.

In den Zwiſchenaufzügen eräugnen ſich beſtändig, und während dem Verlauffe des Stücks ſelbſt eräugnen ſich nicht ſelten Vorfälle, die der Dichter den Augen des Zuſchauers entzieht, und die vorausſetzen, daß ſich ſeine Perſonen in dem Innern des Hauſes darüber beſprechen. Ich verlange eben nicht, daß er ſich mit dieſen Scenen ſo beſchäftigen, und ſie ſo aufs reine bringen ſoll, als ob ich ſie hören ſollte. Wenn er ſich aber gleichwohl einen Entwurf davon machte, ſo würde er deſto voller von ſeinem

Stoffe und ſeinen Charakteren werden: und wollte er dieſen Entwurf auch dem Schauſpieler mittheilen, ſo würde er ihn dadurch deſto beſſer in dem Geiſte ſeiner Rolle und in der Hitze ſeiner Handlung unterhalten. Es iſt dieſes ein neuer Zuwachs von Arbeit, dem ich mich manchmal unterzogen habe.

Zum Exempel wenn der verkehrte Commthur Germeuilen aufſucht, um ihn in ſeinen Anſchlag, Sophien einſchlieſſen zu laſſen, mit zu verwickeln, und dadurch unglücklich zu machen: ſo dünkt mich, ich ſehe ihn mit bedachtſamen Schritten, mit einem heuchleriſch freundlichen Geſichte, daher kommen, und höre ihn in einem einſchmeichelnden und drolligten Tone, folgendes ſagen:

Der Commthur. Germeuil, ich ſuchte dich.

Germeuil. Mich, Herr Commthur?

Der Commthur. Ja, dich, dich.

Germeuil. Das iſt ja ganz was ſeltenes.

Der Commthur. Wohl wahr; aber einen Mann, wie Germeuil, muß man über lang oder kurz endlich doch ſuchen. Ich habe über deinen Charakter nachgedacht; ich habe alle die guten Dienſte, die du dem Hauſe erwieſen haſt, überlegt; und weil ich, wenn ich allein bin, manchmal mit mir ſelber rede, ſo habe ich mich unter andern auch gefragt: woher kömmt es doch immer und ewig, daß wir beyden Leute ſo einen Abſcheu vor einander haben! Wir ſind ja beydes brave, rechtſchaffene Leute. Und ſieh, da habe ich entdeckt, daß die Schuld an mir liegt. Ich habe Unrecht; und eben itzt komm ich zu dir, dich zu bitten, das Vergangene zu vergeſſen. Ja, ja; dich zu bitten. Und wenn du willſt, ſo wollen wir von nun an Freunde ſeyn.

Germeuil. Wenn ich will, mein Herr! Können Sie daran zweifeln!

Der Commthur. Germeuil, wenn ich haſſe, ſo haſſe ich von Herzens Grunde.

Germeuil. Das weis ich.

Der Commthur. Wenn ich aber auch liebe, ſo liebe ich auch nicht anders, und das ſollſt du ſehn.

Hier giebt der Commthur Germeuilen zu verſtehn, daß ihm das Abſehen, das er auf ſeine Nichte haben könne, nicht verborgen ſey. Er billiget es, und bietet ihm ſeine Dienſte an. — Du ſuchſt meine Nichte; das wirſt du nicht leugnen, ich kenne dich. Doch dir bey ihr, und bey ihrem Vater das Wort zu reden, was brauche ich dazu dein Geſtändniß? Du wirſt mich ſchon zu finden wiſſen, wenn es Zeit iſt.

Germeuil kennt den Commthur zu wohl, als daß er nicht wiſſen ſollte, wie viel er von ſeinem Anerbieten zu halten hätte. Er merkt gleich, daß dieſe verbindliche Vorrede eine Tücke ankündigen müſſe, und ſagt zu dem Commthur.

Germeuil. Und nun, Herr Commthur, was iſt Ihr Begehren?

Der Commthur. Vor allen Dingen, daß du mich für aufrichtig halten ſollſt, ſo wie ich es bin.

Germeuil. Das kann wohl ſeyn.

Der Commthur. Und hernach möchte ich auch gern überzeugt ſeyn, daß dir unſere Ausſöhnung, und meine Freundſchaft nicht gleichgültig iſt.

Germeuil. Recht gern.

Nunmehr rückt der Commthur, nach einem kurzen Stillſchweigen, ſo ganz, als ob ihm nichts darum wäre, mit der Frage heraus: Du haſt doch meinen Vetter geſehen?

Germeuil. Er ging eben aus.

Der Commthur. Du weißt nicht, was man ſpricht.

Germeuil. Und was ſpricht man denn?

Der Commthur. Daß du ihn in ſeiner Thorheit beſtärkteſt. Aber das iſt falſch.

Germeuil. Gewiß falſch, mein Herr.

Der Commthur. Und du nimmſt dich des kleinen Mädchens auch gar nicht an?

Germeuil. Gar nicht.

Der Commthur. Auf Ehre?

Germeuil. Wie ich ſage.

Der Commthur. Und wenn ich dir den Antrag thäte, daß du mir helffen ſollteſt, der ganzen Verwirrung auf einmal ein Ende zu machen, würdeſt du dich wohl dazu verſtehen?

Germeuil. Ganz gewiß.

Der Commthur. Und ich könnte mich dir vertrauen?

Germeuil. Wenn Sie es gut befinden.

Der Commthur. Und du wollteſt verſchwiegen ſeyn?

Germeuil. Wenn Sie es verlangen.

Der Commthur. Germeuil — was könnte uns alſo hindern? — Kannſt du mich nicht errathen?

Germeuil. Als ob man ſie errathen könnte.

Der Commthur entdeckt ihm ſeinen Anſchlag, Germeuil erkennet mit Einem Blicke die ganze Gefahr dieſer Vertraulichkeit; er wird darüber unruhig. Er ſucht den Commthur vergebens auf andere Wege zu bringen. Er führt ihm zu Gemüthe, wie unmenſchlich es ſeyn würde, eine Unſchuldige ſo zu verfolgen. — Wo bleibt das Mitleid? Wo bleibt die Gerechtigkeit? — Das Mitleid! Auf das kömmts auch an. Die Gerechtigkeit aber, die verlangt es, daß man die Creaturen in Verwahrung bringen ſoll, die weiter zu nichts in der Welt nütze ſind, als die

Kinder zu verführen, und die Aeltern zu betrüben. — — Und ihr Neffe? — Ha, anfangs wird es ihm ein wenig ärgern; aber wie lange wird es währen, so ist dieſe Grille von einer andern verdrängt! In zwey Tagen iſt alles vorüber; und wir haben ihm einen wichtigen Dienſt geleiſtet. Und die gerichtlichen Befehle, die man dazu nöthig hat, glauben Sie, daß man die ſo leicht erhalten kann? — Einen werde ich bald haben; und in einer oder zwey Stunden können wir anfangen. — Herr Commthur, wozu verleiten Sie mich? — Er beißt an; ich habe ihn. Dich meinem Bruder gefällig, und mich dir auf immer verbindlich zu machen. — Saint Albin — Nun gut, Saint Albin; Saint Albin iſt dein Freund, aber er iſt doch nicht Du. Sey du erſt Du, erſt Germeuil; und hernach die andern, wo möglich. — Mein Herr — Adieu, ich will ſehen, ob mein Verhaftbefehl ſchon gekommen iſt. Ich bin gleich wieder bey dir. — Nur noch ein Wort, wenn es Ihnen gefällig iſt. — Schon genug gehört. Schon genug geſagt. Mein Vermögen und meine Nichte.

Der Commthur, der voller Freuden iſt, und ſie kaum verbergen kann, macht ſich geſchwind davon.

von. Er glaubt Germeuilen verſtrickt, und ohne Hülfe verloren. Er fürchtet, ihm Zeit zur Reue zu laſſen. Germeuil ruft ihn zurück, aber er geht immer ſeinen Gang, und dreht ſich nur noch einmal um, ihm von weiten zuzuruffen: **Mein Vermögen und meine Nichte.**

Ich müßte mich ſehr irren, oder die Nützlichkeit ſolcher entworffnen Scenen wird den Verfaſſer wegen der geringen Mühe, die er damit gehabt hat, Schadlos halten.

Wenn der Dichter ſeinen Stoff gut durchgedacht, und ſeine Handlung wohl zertheilt hat, ſo wird er jedem von ſeinen Aufzügen einen beſondern Namen geben können: und ſo wie man in dem Epiſchen Gedichte ſagt, die Herabſteigung zur Hölle, die Leichenſpiele, die Zählung des Heeres, die Erſcheinung des Geiſtes, ſo würde man auch in dem dramatiſchen Gedichte ſagen können, der Aufzug des Argwohns, der Aufzug der Wuth, der Aufzug der Erkennung oder des Opfers. Ich wundere mich ſehr, daß die Alten nicht darauf gefallen ſind; es würde vollkommen in ihrem Geſchmacke geweſen ſeyn. Wenn ſie ihren Aufzügen Namen gegeben hätten, ſo würden ſie den Neuern einen Dienſt gethan haben; denn dieſe würden ihnen hierinn nachgeahmet haben, und wenn der Charakter des Aufzugs beſtimmt geweſen wäre, ſo hätte ſich der Dichter anſtrengen müſſen, ihm Genüge zu leiſten.

Hat der Dichter ſeinen Perſonen die ſchicklichſten, das iſt ſolche Charaktere gegeben, die mit ihren Situationen am meiſten ſtreiten, ſo wird er ſich unfehlbar, wenn er nur ein wenig Einbildungskraft beſitzt, gewiſſe Bilder davon machen. Es begegnet uns dieſes alle Tage, in Anſehung ſolcher Perſonen, von welchen wir viel reden hören. Ich kann nicht ſagen, ob ſich zwiſchen den Phyſiognomieen und den Handlungen irgend eine Analogie findet; aber das weis ich, ſo bald uns Leidenſchaften, Reden und Handlungen bekannt werden, ſo gleich bilden wir uns ein Geſicht dabey ein, dem wir ſie beylegen; Und wenn es ſich zuträgt, daß wir den Menſchen, dem es angeht, wirklich zu ſehen bekommen, und er dem Bilde nicht ähnlich iſt, das wir uns von ihm gemacht haben, ſo möchten wir lieber gar zu ihm ſagen, daß wir ihn nicht dafür erkennen, ob wir ihn gleich niemals geſehn haben. Jeder Mahler, jeder dramatiſche Dichter, wird ſich auf die Phyſiognomie verſtehen.

Und dieſe Bilder, die man ſich den Charakteren zu Folge gemacht hat, werden auch auf die Reden und auf die Bewegung der Scene einen Einfluß haben, beſonders wenn ſie der Dichter ſehr lebhaft denkt, beſtändig vor Augen behält, und auf alle ihre Veränderungen Acht hat.

Ich wenigſtens kann mir nicht vorſtellen, wie der Dichter eine Scene anfangen kann, wenn er ſich nicht die Action und Bewegung der Perſon, die er darinn einführt, vorſtellet; wenn ihm ihr Gang, ihre Tracht nicht vor Augen ſchwebt. Dieſes Bildniß muß ihm das erſte Wort eingeben; und das erſte Wort giebt das Uebrige.

Wenn dem Dichter dieſe eingebildeten Phyſiognomieen gleich zu Anfange nützlich ſeyn können: wie viele Vortheile wird er nicht vollends aus den geſchwinden und überhingehenden Eindrücken ziehen können, nach welchen ſich dieſe Phyſiognomieen in dem Verlauffe des ganzen Stückes, ja auch oft in dem Verlauffe einer einzigen Scene, abändern? — Du entfärbſt dich — Du zitterſt. — Du hintergeheſt mich. — Spricht man im gemeinen Leben mit jemand, ſo merkt man genau auf ihn, und ſucht aus ſeinen Augen, aus ſeinen Bewegungen, aus ſeinen Zügen, aus ſeiner Stimme, was in dem Innerſten ſeines Herzens vorgehet, zu errathen. Aber ſelten geſchieht das auf dem Theater. Und warum? Ohne Zweifel, weil wir noch weit von der Wahrheit entfernt ſind.

Nothwendig muß die Perſon feurig und pathetiſch ſeyn, die ſich die gegenwärtige Situation ihrer Nebenperſonen zu Nutze machen kann.

Man gebe ſeinen Perſonen eine gewiſſe Phyſiognomie, aber nie die Phyſiognomie der Schauſpieler. Der Schauſpieler muß ſich nach der Rolle, und nicht die Rolle nach dem Schauſpieler bequemen. Man laſſe ja nie von ſich ſagen, daß man, anſtatt ſeine Charaktere in den Situationen zu ſuchen, ſeine Situationen nach dem Charakter und der Fähigkeit des Schauſpielers eingerichtet habe.

Müſſen Sie nicht erſtaunen, mein Freund, daß ſich unſere Vorfahren manchmal zu dieſer Schwachheit haben verleiten laſſen? Nur dann krönte man den Dichter und den Komödianten. Und war ein Acteur bey der Bande, an dem das Publicum einen beſondern Wohlgefallen hatte, ſo ſchaltete der gefällige Dichter ſeinem Drama eine Epiſode ein, die es zwar gemeiniglich verdarb, aber doch den geliebten Acteur auf die Bühne brachte.

Zuſammengeſetzte Auftritte, heiſſe ich ſolche Auftritte, in welchen zu gleicher Zeit einige Perſonen mit dieſer, und andere, entweder mit einer andern Sache, oder zwar auch mit ebenderſelben, aber doch vor ſich ins beſondere, beſchäftiget ſind.

In einem einfachen Auftritte läuft das Geſpräch ohne Unterbrechung fort. Die zuſammengeſetzten Auftritte ſind entweder ganz Geſpräch, oder Pantomime und Geſpräch, oder ganz Pantomime.

Sind ſie Pantomime und Geſpräch, ſo füllet die Rede die Intervallen der Pantomime, und es läuft außerordentlich. Allein es gehöret Kunſt dazu, ſich dieſe Intervalle auszuſparen.

Hiervon habe ich einen Verſuch gemacht in dem erſten Auftritte des zweyten Aufzuges im Hausvater; und in dem vierten Auftritte des nehmlichen Aufzuges hätte ich dieſen Verſuch abermals machen können. Frau Hebert, die da eine pantomimiſche und ſtumme Perſon iſt, hätte von Zeit zu Zeit einige Worte können einflieſſen laſſen, die der Wirkung gar nicht geſchadet haben dürften; allein dieſe Worte zu finden, war nichts leichtes. Eben ſo würde es mit der Scene im vierten Aufzuge geweſen ſeyn, wo Saint Albin ſeine Geliebte, in Gegenwart des Germeuil und der Cäcilia, wiederſieht. Hier hätte ein geſchickterer als ich, zwey zugleich fortlaufende Scenen angebracht; die eine vorne auf der Bühne zwiſchen Saint Albin und Sophien; die andere zu hinterſt, zwiſchen Cäcilien und Germeuil, die in dieſem Augenblicke vielleicht ſchwerer zu ſchildern wären als jene: doch verſtändige Schauſpieler werden dieſe Scene ſchon zu ſchaffen wiſſen.

Wie viel Gemälde wüßte ich noch aufzuſtellen, wenn ich nur dürfte, oder vielmehr, wenn ich bey der Gabe ſie zu erfinden, auch die Geſchicklichkeit ſie auszuführen beſäße!

Es iſt dem Dichter ſchwer, dieſe mit einander laufenden Scenen zugleich auf einmal zu ſchreiben: da ſie aber ganz verſchiedene Gegenſtände haben, ſo kann er ſich anfangs mit der vornehmſten von ihnen beſchäftigen. Ich nenne die vornehmſte die, welche die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers am meiſten auf ſich ziehen ſoll, ſie mag Geſpräch oder Pantomime ſeyn.

Ich habe die zwey mit einander lauffenden Scenen der Cäcilia und des Hausvaters, welche den zweyten Aufzug anfangen, ſo abzuſondern geſucht, daß man ſie auf zwey Seiten, einander gegenüber, drucken könnte, da man denn deutlich ſehen würde, wie ſich Geſpräch und Pantomime wechſelsweiſe auf einander beziehen. Dieſe Theilung würde für die Leſer ſehr bequem ſeyn, und beſonders für ſolche, die der Vermiſchung der Reden und der Bewegungen nicht ſonderlich gewohnt ſind.

Es giebt eine Art epiſodiſcher Scenen, wovon wir wenig Beyſpiele bey unſern Dichtern finden, die mir aber ſehr natürlich ſcheinen. Sie beſtehen aus Perſonen, dergleichen es in der Welt und in den Familien ſehr viele giebt, die ſich überall ungeruffen eindrängen; und, es ſey aus guter oder aus böſer Meinung, aus Eigennutz oder aus Neugierde, oder aus ſonſt einem Grunde, ſich in unſere Händel miſchen, und ſie, wider unſern Willen, entweder ſchlichten oder noch mehr verwirren. Solche Scenen, wohl angebracht, würden das Intereſſe gar nicht hemmen, und die Handlung, anſtatt aufzuhalten, vielmehr beſchleunigen. Man könnte dieſen epiſodiſchen Perſonen einen Charakter geben, welchen man wollte; es würde ſogar nicht ſchaden, wenn man ſie contraſtierte. Denn ſie bleiben zu kurze Zeit, als daß ſie ermüden könnten; und würden gleichwohl den Charakter, dem man ſie entgegen ſetzte, heben helfen. Von der Art iſt Frau Pernelle im Tartüffe und Antiphon im Eunuchus. Antiphon läuft dem Chärea nach, der die Beſorgung eines Schmauſes über ſich genommen hatte; er trift ihn als einen Verſchnittenen verkleidet, da er eben aus dem Hauſe der Buhlerin herauskömmt, und gar zu gern einen Freund antreffen möchte, gegen den er die bübiſche Freude, mit der ſeine ganze Seele erfüllt iſt, auslaſſen könnte. Nichts kann alſo natürlicher, nichts ihm gelegener ſeyn, als dieſe Erſcheinung des Antiphon. Nach dieſer Scene bekömmt man ihn auch nicht wieder zu ſehen.

Wir können unſere Zuflucht zu dieſen Perſonen um ſo viel eher nehmen, da uns die Chöre mangeln, die in den alten Schauſpielen das Volk vorſtellten, und unſere Stücke meiſtentheils in dem Innerſten unſrer Häuſer ſpielen, wo ihnen, ſo zu reden, der Grund fehlt, auf welchen ſie projectiert werden könnten.

Jeder Charakter hat, in dem Schauſpiele ſowohl als in der Welt, ſeinen eigenen Ton. Die Niederträchtigkeit, die boshafte Hetzerey, das gute ehrliche Herz, haben gemeiniglich einen bürgerlichen und alltäglichen Ton.

Es iſt ein groſſer Unterſchied zwiſchen dem Spaſſe auf dem Theater und dem Spaſſe im gemeinen Leben. Dieſer würde auf der Bühne viel zu ſchwach, und ohne Wirkung ſeyn. Jener würde im gemeinen Leben allzuhart ſeyn, und beleidigen. Die cyniſche Freymüthigkeit, die im gemeinen Leben ſo verhaßt und unerträglich iſt, iſt auf der Bühne vortrefflich.

Ein anderes iſt die Wahrheit in der Poeſie, ein anderes in der Philoſophie. Um wahr zu ſeyn, muß der Philoſoph ſeine Rede mit der Natur der Gegenſtände übereinſtimmend machen; der Dichter, mit der Natur ſeiner Charaktere.

Den Leidenſchaften und dem Intereſſe gemäß ſchildern, muß ſeine vorzügliche Geſchicklichkeit ſeyn.

Daher iſt er alle Augenblicke genöthiget, die allerheiligſten Dinge mit Füßen zu treten, und die abſcheulichſten Handlungen heraus zu ſtreichen.

Für den Dichter iſt nichts heilig; nicht einmal die Tugend; auch die wird er lächerlich machen, ſobald es die Perſon und der Augenblick erfordern. Er iſt weder gottlos, wenn er ergrimmte Blicke gen Himmel kehret, und in ſeiner Wuth wider die Götter redet; noch fromm, wenn er ſich vor ihre Altäre niederwirft, und ein demüthiges Gebet an ſie ergehen läßt.

Er hat einen Böſewicht eingeführt: aber dieſer Böſewicht iſt uns verhaßt; ſeine groſſen Eigenſchaften, wenn er dergleichen hat, haben uns gegen ſeine Fehler nicht verblendet; wir haben ihn nie geſehen, wir haben ihn nie gehört, ohne ihn zu verabſcheuen, ohne ſeines Schickſals wegen zu erzittern.

Warum will man den Verfaſſer in ſeinen Perſonen ſuchen? Was hat Racine mit der Athalie, was hat Moliere mit dem Tartüff gemein? Es ſind Männer von Genie, die die verſteckteſten Falten des menſchlichen Herzens durchſucht, und da alles das gefunden haben, was in ihren Werken wahr und rührend iſt. Ihre Gedichte wollen wir beurtheilen, und um ihre Perſonen uns unbekümmert laſſen.

Weder ich noch Sie, werden den lebenden, denkenden, handelnden und unter ſeines gleichen ſich umherbewegenden Menſchen, mit dem enthuſiaſtiſchen Menſchen verwechſeln, der die Feder, oder den Meiſſel, oder den Pinſel ergreift, oder die Bühne beſteigt. So lang er auſſer ſich iſt, iſt er alles, was ihn die Kunſt, von der er begeiſtert wird, will ſeyn laſſen. Aber ſind die Augenblicke der Begeiſterung vorüber, ſo kehret er wieder in ſich hinein, ſo wird er wieder, was er war, und nicht ſelten ein ganz gemeiner Menſch. Denn hierinn unterſcheidet ſich der Witz von dem Genie; der Witz iſt faſt immer gegenwärtig; aber das Genie oft abweſend.

Man muß eine Scene nicht als ein Geſpräch betrachten. Ein witziger Kopf wird ſich leicht aus einem einzelnen Geſpräche wickeln. Eine Scene hingegen iſt allezeit das Werk des Genies. Jede Scene hat ihre Bewegung und ihre Dauer. Die wahre Bewegung läßt ſich ohne Anſtrengung der Einbildungskraft, und das eigentliche Maaß der Dauer, ohne Erfahrung und Geſchmack nicht finden.

Dieſe ſo ſchwere Kunſt des dramatiſchen Geſprächs, hat vielleicht niemand in einem ſo hohen Grade beſeſſen, als Corneille. Seine Perſonen ſetzen einander rechtſchaffen zu; ſie parieren und ſtoſſen zu gleicher Zeit; es ſind wirkliche Ringer. Die Antwort bleibt nicht an dem letzten Worte der vorhergehenden Rede hangen, ſondern gehet auf die Sache, auf den Grund der Sache. Man bleibe ſtehen, wo man will: derjenige, der zuletzt ſpricht, wird immer Recht zu haben ſcheinen.

Als ich den ſchönen Wiſſenſchaften noch gänzlich oblag, und den Corneille las, machte ich oft mitten in einem Auftritte das Buch zu, und dachte ſelbſt auf die Antwort. Ich brauche es wohl nicht zu ſagen, daß meiſtentheils alle meine Anſtrengung zu weiter nichts diente, als mich über die Logik und über den Kopf des Dichters in Erſtaunen zu ſetzen. Ich könnte tauſend Beyſpiele davon anführen: unter andern aber erinnere ich mich itzt eines, das aus dem Cinna genommen iſt. Aemilia hat den Cinna ſo weit gebracht, daß er den Auguſtus ermorden will. Cinna hat ſich dazu anheiſchig gemacht; er geht. Allein mit eben dem Dolche, mit dem er ſie wird gerächet haben, will er ſich ſelbſt durchſtoſſen. Aemilia bleibt mit ihrer Vertrauten zurück. In ihrer Verwirrung ruft ſie: Eile ihm nach, Fulvia — — Was ſoll ich ihm ſagen? — Sage ihm — daß er ſein Wort erfülle, und dann —

was er wolle, mich oder den Tod wähle. Und ſo beobachtet er den Charakter; ſo weis er der Hoheit einer römiſchen Seele, der Rache, dem Ehrgeitze, der Liebe, mit Einem Worte Genüge zu thun. Alle Scenen des Cinna, des Maximus, und des Auguſtus ſind unbegreiflich.

Leute unterdeſſen, die ſich eines feinern Geſchmacks beſtreben, behaupten, daß dieſe Art zu dialogieren zu ſchwerfällig ſey; daß ſie zu viel Declamatoriſches habe, und mehr in Erſtaunen ſetze, als bewege. Sie wollen lieber Auftritte haben, wo man ſich ſo ſcharf nicht unterhält; Auftritte, in welchen mehr Empfindung als Dialektik herrſchet. Man kann ſich leicht einbilden, daß dieſe Leute in den Racine vernarrt ſind; und ich muß nur geſtehen, daß ich es auch bin.

Ich wüßte nichts ſchwerers als ein Geſpräch, wo alles, was geſagt und geantwortet wird, durch ſo feine Empfindungen, durch ſo flüchtige Gedanken, durch ſo ſchnelle Bewegungen der Seele, durch ſo unmerkliche Beziehungen verbunden iſt, daß es ganz ohne Verbindung, und beſonders für diejenigen ohne Verbindung zu ſeyn ſcheinet, die nicht dazu gemacht ſind, in den nehmlichen Umſtänden das Nehmliche zu empfinden. — Sie werden ſich nie wiederſehen. Sie werden ſich ewig lieben — Du wirſt dabey ſeyn, meine Tochter.

Und die Rede der wahnwitzigen Clementine: Meine Mutter war eine gute Mutter. Aber ſie iſt fortgegangen; oder ich bin fortgegangen. Ich weis ſelbſt nicht. —

Und der Abſchied des Barnevel von ſeinem Freunde.

Barnevel. Du glaubſt nicht, wie raſend ich für ſie eingenommen war! — Wie ſehr der Affect alle gute Empfindung in mir erſtickt hatte! — Glaube mir — wenn ſie mir befohlen hätte, dich umzubringen, dich! — — ich weis nicht, ob ich es nicht gethan hätte.

Der Freund. Liebſter Freund, vergrößre deine Schwachheit doch nicht ſo ſehr.

Barnevel. Ja, ich glaube gewiß, — ich hätte dich umgebracht.

Der Freund. Wir haben uns noch nicht umarmt. Komm —

Wir haben uns noch nicht umarmt: welch eine Antwort auf: ich hätte dich umgebracht.

Wenn ich einen Sohn hätte, der hier die Verbindung nicht fühlte, ſo wollte ich lieber, daß er nicht gebohren wäre. Ganz gewiß; ich würde ihn ärger verabſcheuen, als Barneveln, wenn er ſeinen alten Vetter umbringt.

Und der ganze Auftritt der wahnwitzigen Phädra.

Und die ganze Epiſode der Clementine.

Unter den Leidenſchaften ſind diejenigen, die man ſich am leichteſten zu haben ſtellen kann, auch die leichteſten zu ſchildern. Dahin gehöret die Großmuth; die überall etwas Erlogenes und Uebertriebenes verträgt. Wenn man ſeine Seele zu der Höhe der Seele eines Cato ſchraubet, ſo läßt ſich ein erhabener Gedanke wohl noch finden. Aber der Dichter, bey dem Phädra ſagt:

O würf ich mich doch jetzt im Buſch auf Raſen nieder! —
Ihr Götter! wann verfolgt mein Blick den Wagen wieder,
Der durch die Rennbahn fleucht, in edeln Staub gehüllt?

dieſer Dichter ſelbſt hat ſich dieſe Stelle nicht eher verſprechen können, als bis er ſie gefunden hatte; und ich bilde mir mehr darauf ein, daß ich ihre Schönheit einſehe, als ich mir Zeit Lebens auf irgend etwas von meiner eigenen Arbeit einbilden werde.

Wie man mit vieler Arbeit eine Scene machen kann, wie ſie Corneille gemacht hat, ohne ſelbſt ein Corneille zu ſeyn, das kann ich begreiffen: aber nie habe ich es begreiffen können, wie man eine Raciniſche Scene machen kann, ohne ſelbſt ein Racine zu ſeyn.

Moliere iſt öfters unnachahmlich. Er hat Scenen von vier bis fünf Perſonen, die aus lauter einſylbigten Wörtern beſtehen, und wo jede Perſon nur ein einziges ſolches Wort ſagt; allein dieſes Wort iſt ihrem Charakter gemäß, und ſchildert ihn. Es giebt in ſeinen gelehrten Frauenzimmern Stellen, worüber einem die Feder aus der Hand fällt. Hat man ein wenig Genie, ſo verſchwindet es da. Man bleibt ganze Tage, ohne das geringſte zu machen. Man mißfällt ſich ſelber. Der Muth kömmt nicht eher nach und nach wieder, als bis man das Geleſene nach und nach vergißt, bis ſich der Eindruck, den es auf uns gemacht hat, nach und nach verlieret.

Auch ſogar da, wo es dieſem wunderbaren Mann nicht gelegen war, ſein ganzes Genie zu zeigen, läßt es ſich ſpüren. Elmire würde ſich dem Tartüff auf die plumpſte Art antragen, und Tartüff würde ein Dummkopf ſcheinen, der ſich in die augenſcheinlichſte Falle locken lieſſe, wenn Moliere dem nicht vorzubeugen gewußt hätte. Und man ſehe nur, wie. Elmire hat die Erklärung des Tartüff ohne Unwillen angehört. Sie hat ihrem Sohne Stillſchweigen auferlegt. Sie macht die Anmerkung, daß ein verliebter Menſch leicht zu verführen ſey. Und auf dieſe Weiſe betriegt der Dichter den Zuſchauer, und bereitet ſich eine Scene, die, ohne dieſe Vorſicht, weit mehr Kunſt erfordert hätte, als er ſo dabey angewendet hat. Aber wenn Dorine, in eben demſelben Stücke, mehr Witz, mehr Verſtand, feinere Begriffe, und ſogar edlere Ausdrücke hat, als ihre Herrſchaft insgeſammt: wenn ſie ſagt:

Sie mögen allzugern durch eines andern That,
Die gleichen Auſſenſchein, die gleichen Anſtrich hat,
Ihr Thun beſchönigen, ihr Unternehmen ſchmücken;
Sie wollen, durch den Schein der Gleichheit, ihre Tücken
Zu Tugenden erhöhn; auch wollen ſie der Welt
Gerechten Tadel, der gleich Pfeilen auf ſie fällt,
Zum Theil von ihrem Haupt auf andre wälzen — —

ſo werde ich nimmermehr eine Magd zu hören glauben.

Terenz iſt beſonders in ſeinen Erzehlungen unvergleichlich. Es iſt ein reines und helles Waſſer, das immer einerley fortrinnt, immer mit der nehmlichen Geſchwindigkeit, immer mit dem nehmlichen Geräuſche, als es ſein Abſchuß und ſein Boden veranlaſſen. Kein Witz, keine ausgekramte Geſinnungen, keine epigrammatiſche Sentenz, keine von den Erklärungen, die ſich eher in die moraliſchen Werke eines Nicole oder Rochefaucauld ſchicken. Wenn er einen allgemeinen Lehrſatz einflieſſen läßt, ſo geſchicht es auf eine ſehr einfältige und gemeine Art; man ſollte glauben, er führe weiter nichts, als ein bekanntes Sprüchwort an; weiter nichts, als was ſich unmittelbar aus ſeinem Stoffe ergebe. Heut zu Tage ſind wir ſo lehrreiche Schwätzer geworden, daß uns eine Menge Scenen des Terenz nicht anders als leer vorkommen können.

Ich habe dieſen Dichter mehr als einmal mit der größten Aufmerkſamkeit geleſen, und nie eine überflüßige Scene, nie das geringſte Ueberflüßige in irgend einer Scene, gefunden. Es wäre denn, daß man die erſte Scene des zweyten Aufzuges im Evnuchus angreiffen wollte. Thraſo hat der Buhlerin Thais ein junges Mädchen geſchenkt. Der Schmarutzer Gnatho ſoll ſie ihr bringen. Indem er ſie hinführt, hält er gegen die Zuſchauer eine ſehr angenehme Lobrede auf ſeine Profeſſion. Aber ſchickte ſich das itzt? Wenn noch Gnatho das junge Mädchen, das er führen ſoll, auf der Bühne erwartete: ſo möchte er mittlerweile plaudern, was er wollte; ich würde nichts dawider haben.

Terenz giebt ſich eben nicht viel Mühe die Scenen zu verbinden. Er läßt das Theater wohl dreymal hinter einander leer; und das mißfällt mir, beſonders in den letzten Aufzügen, ganz und gar nicht.

Dieſe Perſonen, die einander ablöſen, und gleichſam nur im Vorbeygehen ein Paar Worte fallen laſſen, ſcheinen eine groſſe Verwirrung anzuzeigen.

Kurze, ſchnelle, einzelne, theils geſprochene, theils pantomimiſche Scenen, würden in der Tragödie, wie mich dünkt, von noch gröſrer Wirkung ſeyn. Zu Anfange eines Stücks wäre nur zu befürchten, daß ſie der Handlung gar zu viel Geſchwindigkeit ertheilen, und dadurch Dunkelheiten veranlaſſen dürften.

Je verwickelter der Stoff iſt, deſto leichter iſt das Geſpräch. Die vielen Vorfälle geben jeder Scene ihren beſondern und beſtimmten Inhalt. Iſt hingegen das Stück einfach, und muß ein einziger Vorfall verſchiedene Scenen füllen, ſo bleibt für jede insbeſondere der Inhalt unbeſtimmt. Einen gemeinen Verfaſſer ſetzt das in Verlegenheit; aber einem Mann von Genie ſchaft es deſto mehr Anlaß, ſich zu zeigen.

Je feiner die Faden ſind, welche die Scene mit dem Stoffe verbinden, deſto mehr Mühe hat der Dichter. Man gebe eine von ſolchen unbeſtimmten Scenen hundert Perſonen; jede wird ſie auf eine andere Art ausführen; und doch kann nur eine die beſte ſeyn.

Gemeine Leſer ſchätzen die Fähigkeit eines Dichters nach den Stellen, die ſie am meiſten rühren. Ueber die Rede eines Rebellen an ſeine Mitverſchworene, über eine Erkennung, und dergleichen, ſchreyen ſie Wunder. Sie dürfen aber den Dichter wegen ſeines Werks nur ſelbſt befragen, und ſie werden bald hören, daß ſie die Stelle, zu der er ſich am meiſten Glück wünſcht, unbemerkt gelaſſen haben.

Die Scenen des **natürlichen Sohnes** ſind faſt alle von dem Schlage derjenigen, deren unbeſtimmter Inhalt den Dichter in Verlegenheit ſetzen kann. Der mit ſich ſelbſt unzufriedene Dorval, der das Innerſte ſeiner Seele gegen ſeinen Freund, gegen Roſalien, gegen Thereſien verbirgt; Roſalia und Thereſia, die faſt in eben derſelben Verfaſſung ſind, konnten in der Ausführung faſt nicht die geringſte Stelle veranlaſſen, die nicht weit beſſer, oder weit ſchlechter hätte behandelt werden können.

In dem Hausvater ſind dergleichen Scenen ſeltner, weil ungleich mehr Bewegung darinn iſt.

Es giebt in der Dichtkunſt wenig allgemeine Regeln. Von einer unterdeſſen wüßte ich doch nicht, daß ſie eine Ausnahme litte. Von dieſer nehmlich, daß die Monologe für die Handlung ein Augenblick der Ruhe, und für die Perſon ein Augenblick der Unruhe iſt. Das iſt ſogar auch von der Monologe wahr, die ein Stück anfängt. Iſt ſie eines gelaſſenen Inhalts, ſo iſt ſie wider die Wahrheit; denn der Menſch ſpricht nur in den Augenblicken der Verwirrung mit ſich ſelbſt. Iſt ſie lang, ſo ſündiget ſie wider die Natur der dramatiſchen Handlung, die ſie allzuſehr aufhält.

Ich kann weder die Carricaturen ins Schöne, noch die Carricaturen ins Häßliche vertragen; denn das Gute und das Schlimme kann gleich ſehr übertrieben werden; und wenn uns der eine von dieſen Fehlern weniger mißfällt als der andere, ſo kömmt es von unſerer Eitelkeit her.

Man will, daß auf der Bühne die Charaktere ſich gleich bleiben ſollen. Dieſe falſche Forderung läßt ſich nur durch die kurze Dauer des Drama rechtfertigen; denn wie viele Umſtände eräugnen ſich nicht in dem Leben, die einen Menſchen von ſeinem Charakter abbringen?

Das Schwache iſt der Gegenſatz des Uebertriebenen. Pamphilus in der Andria dünkt mich ſchwach. Davus hat ihn verleitet, in eine Heyrath zu willigen, die er verabſcheuet. Seine Geliebte kömmt nieder. Er hat hundert Urſachen, verdrüßlich zu ſeyn. Gleichwohl nimmt er alles ganz ſanftmüthig auf. So iſt ſein Freund Charinus nicht; ſo iſt auch Clinia in dem Heavtontimorumenos nicht. Dieſer kömmt von ferne her, und indem er noch ſeine Reiſekleider ablegt, befiehlt er ſchon dem Davus, ſeine Geliebte zu hohlen. Es iſt wenig Galanterie in dieſen Sitten; aber weit mehr Kraft iſt darinn, als in unſern, und der Dichter kann einen weit beſſern Gebrauch davon machen. Es iſt die bloſſe Natur, die ſich ihren ungezähmten Begierden überläßt. Unſere kleinen madrigaliſirten Complimente, würden in dem Munde eines Clinia oder Chärea von beſondrer Anmuth ſeyn. Wie froſtig ſind die Rollen unſrer Liebhaber!

Was mir auf der alten Bühne am meiſten gefällt, das ſind die Liebhaber und die Väter. Die Davi hingegen kann ich nicht leiden; und ich hoffe, daß wir uns ihrer nie mehr bedienen werden; es müßte denn der Stoff des Stücks die alten Sitten erfordern, oder nach unſern Sitten ein ſchändlicher Stoff ſeyn.

Ein jedes Volk hat Vorurtheile zu beſtreiten, Laſter zu verfolgen, Lächerlichkeiten verächtlich zu machen. Ein jedes Volk muß alſo Schauſpiele, aber ſeine eigenen Schauſpiele haben. Welch ein vortrefliches Hülfsmittel könnten ſie der Regierung ſeyn, wenn es darauf ankäme, die Veränderung eines Geſetzes, oder die Abſchaffung eines Gebrauchs vorzubereiten!

Die Komödianten wegen ihrer perſönlichen Sitten angreiffen, heißt allen Ständen zu Leibe wollen.

Das Schauſpiel wegen ſeiner Mißbräuche angreiffen, heißt ſich wider alle Arten des öffentlichen Unterrichts auflehnen; und alles, was man bisher darüber geſagt hat, iſt ſo ungerecht als falſch, weil man nur immer die Dinge ſo, wie ſie ſind, oder geweſen ſind, und nicht ſo, wie ſie ſeyn könnten, in Betrachtung gezogen.

Ein Volk kann nicht in allen Gattungen des Drama gleich vortrefflich ſeyn. Die Tragödie ſcheinet mir mehr nach dem Geiſte der Republik, und die Komödie, beſonders die luſtige, nach dem Charakter der Monarchie zu ſeyn.

Unter Leuten, die einander keine Achtung ſchuldig ſind, wird die Spötterey hart ſeyn. Sie muß nach der Höhe zielen, wenn ſie leicht werden ſoll;

und das wird in einem Staate geſchehen, in welchem die Menſchen von verſchiedenem Range ſind, und den man mit einer hohen Pyramide vergleichen kann, wo diejenigen, die auf dem Grunde liegen, auf denen die ganze ſie erdrückende Laſt ruhet, gezwungen ſind, auch ſogar in ihren Klagen beſcheiden zu ſeyn.

Eine ſehr gewöhnliche Unbequemlichkeit iſt dieſe, daß man aus einer lächerlichen Hochachtung für gewiſſe Stände, endlich nur die Sitten dieſer Stände allein ſchildert; daß auf dieſe Weiſe die Nützlichkeit der Schauſpiele eingeſchränkt wird, und ſie wohl gar der Kanal werden, durch welche ſich die Thorheiten der Gröſſen unter die Geringern ausbreiten.

Bey einem ſklaviſchen Volke verlieret alles ſeine Würde. Man muß ſich eines niedrigen Tones, niedriger Gebehrden befleißigen, um der Wahrheit allen Nachdruck und alles Anſtößige zu benehmen. Und da ſind die Dichter nichts beſſer als die Hofnarren der Könige; nur weil man ſie verachtet, läßt man ſie reden, was ſie wollen. Oder ſie gleichen vielmehr gewiſſen Schuldigen, die vor Gerichte gezogen, und ſchwerlich würden ſeyn losgeſprochen worden, wenn ſie ſich nicht unſinnig zu ſtellen gewußt hätten.

Wir haben Komödien. Die Engländer haben nichts als Satyren, die zwar in der That ſehr ſtark und munter; aber ohne Sitten und Geſchmack ſind. Dem Italiäner kann man weiter nichts, als das burleske Drama einräumen.

Ueberhaupt, je geſitteter und geſchliffener ein Volk iſt, deſto unpoetiſcher ſind ſeine Sitten. Alles, was feiner wird, wird ſchwächer. Wenn hingegen bildet die Natur Muſter für die Kunſt? In denjenigen Zeiten ohne Zweifel, wenn ſich die Kinder um dem Bette des ſterbenden Vaters die Haare ausrauffen; wenn eine Mutter ihren Buſen entblöſſet, und ihren Sohn bey den Brüſten, die er geſogen hat, beſchwöret; wenn ſich ein Freund das Haupthaar abſchneidet, und es auf den Leichnam ſeines Freundes ſtreuet, oder ihn in ſeinen Armen auf den Holzſtoß trägt, und die Aſche deſſelben in eine Urne ſammelt, die er an gewiſſen Tagen mit ſeinen Thränen zu benetzen kömmt; wenn ſich die Wittwen, in fliegendem Haare, das Geſicht mit ihren Nägeln zerkratzen, weil ihnen der Tod einen geliebten Gatten geraubet; wenn die Häupter des Volks bey allgemeinen Landplagen ihre gedemüthigte Stirne in den Staub legen, ihre Kleider zerreiſen, und jammernd ſich an die Bruſt ſchlagen; wenn ein Vater ſeinen neugebohrnen Sohn in die Arme nimmt, ihn gen Himmel hält, und die

Götter über ihn aufſiehet; wenn das erſte, was ein Kind, das ſeine Aeltern nach einer langen Abweſenheit wiederſiehet, dieſes iſt, daß es ihre Kniee umfaſſet und fußfällig um ihren Segen bittet; wenn die Gaſtmale heilige Opfer ſind, die ſich mit Bächern voll Weins, auf die Erde gegoſſen, anfangen und enden; wenn das Volk mit ſeinen Gebietern ſpricht, und die Gebieter es anhören und ihm antworten; wenn ein Menſch mit umwundener Stirne vor einem Altare liegt, und eine Prieſterin mit aufgehabenen Händen über ihn betet, und die heiligen Gebräuche der Verſöhnung und Reinigung an ihm vollziehet; wenn eine ſchäumende Pythia, in deren Buſen ein Gott ſtürmet, auf dem Dreyfuße ſitzet, die Augen verkehret, und von ihrem prophetiſchen Geheule dunkle Höhlen ertönen läßt; wenn grauſame Götter nicht anders als durch Menſchenblut zu verſöhnen ſind; wenn mit dem Thyrſus gerüſtete Bachantinnen in den Wäldern herumſchwärmen, und den Unheiligen, der ſich auf ihren Wegen treffen läßt, in Schrecken ſetzen; wenn andere Weiber ſich ohne Scham entblöſſen, dem erſten dem beſten die Arme öffnen, und ſich ihm Preis geben ꝛc.

Ich ſage nicht, daß dieſe Sitten gut, ſondern daß ſie poetiſch ſind.

Was braucht der Dichter? Eine rohe, oder eine gebildete Natur? Eine ruhige, oder eine wilde? Wird er die Schönheit eines klaren und heitern Tages, dem Schrecken einer dunkeln Nacht vorziehen, wenn das unterbrochene Brauſen der Winde ruckweiſe unter das hohle anhaltende Geräuſche eines entfernten Donners ſtürmet, und er den Himmel ſich über ſeinem Haupte entzünden ſiehet? Wird er den Anblick des ruhigen Meeres, dem Anblicke der tobenden Wellen vorziehen? Die ſtumme und kalte Beſchauung eines Pallaſtes, dem Wandeln unter Ruinen? Ein aufgeführtes Gebäude, eine von Menſchen Händen bepflanzte Gegend, der Dunkelheit eines alten Haynes, der unbekannten Grotte in einem wüſten Felſen? Waſſerbehältniſſe, ſpringende Brunnen, dem Anblicke einer Katarakte, die über zerriſſene Felſen daher ſtürzet, daß ihr Geräuſche der auf dem fernen Gebirge weidende Hirte mit Grauſen höret?

Die Poeſie verlangt etwas Ungeheuers, Barbariſches und Wildes.

Alsdann wenn die Wuth des bürgerlichen Krieges, oder des Fanatiſmus, die Menſchen mit Dolchen bewafnet, und Blut in Strömen flieſſet, alsdann treibet und grünet der Lorbeer des Apollo. Mit Blut will er begoſſen ſeyn. Er verwelkt in den Zeiten des Friedens und der Muſſe. Das güldene Weltalter hätte vielleicht ein Lied, oder eine Elegie hervorgebracht. Die epiſche und dramatiſche Poeſie verlangen andere Sitten.

Wenn wird man Dichter aufſtehen ſehen? Wenn ſonſt, als nach den Zeiten des Elendes und groſſer Unfälle, da die gezüchtigten Völker ſich wieder zu erhohlen anfangen? Alsdenn wird die Einbildungskraft derer, die Zeugen von ſo viel ſchrecklichen Scenen geweſen ſind, denen, die nichts davon geſehen haben, ganz unbekannte Dinge ſchildern. Haben wir nicht bey verſchiednen Umſtänden eine Art von Schrecken empfunden, die uns ganz fremd war? Warum hat ſie nichts gewirkt? Haben wir kein Genie mehr?

Genie findet ſich zu allen Zeiten; aber die Menſchen, in denen es liegt, bleiben tief unter dem Schutte vergraben, wenn dieſen nicht auſſerordentliche Begebenheiten ſo erſchüttern, daß ſie ans Licht kommen können. Alsdenn häuffen ſich die Empfindungen in der Bruſt, und ſchwellen ſie auf, und zwingen die, die einen Mund haben, daß ſie ihn öffnen, und ſich erleichtern.

Was wird alſo der Dichter unter einem Volke thun, deſſen Sitten ſchwach, klein und gekünſtelt ſind; wo die ſtrenge Nachahmung des gewöhnlichen Umganges nichts als ein Zuſammenhang, falſcher, ſinnloſer und niedriger Ausdrücke ſeyn würde; wo weder Freymüthigkeit noch Gutherzigkeit iſt; wo der Vater ſeinen Sohn Mein Herr nennt, und die Mutter ihre Tochter Mademoiſelle ruft; wo die öffentlichen Ceremonien nichts Groſſes, das häusliche Leben nichts Rührendes und Ehrbares, die feyerlichen Handlungen nichts Wahres haben? Er wird die Sitten dieſes Volks verſchönern; er wird die Umſtände ſorgfältig aufſuchen, die ſeiner Kunſt am zuträglichſten ſind, die andern wird er übergehen; und hier und da wird er einige erdichtete einzuſchieben wagen.

Welch einen feinen Geſchmack aber muß er haben, wenn er es fühlen ſoll, in wie weit ſich ſowohl die öffentlichen als beſondern Sitten verſchönern laſſen? Wenn er das Maaß im geringſten überſchreitet, ſo wird er falſch und romanenhaft werden.

Wenn die Sitten, die er annimmt, vormals im Schwange geweſen ſind, und dieſe Zeit eben nicht ſehr lange verſtrichen iſt; wenn ein Gebrauch abgekommen, in der Sprache aber ein metaphoriſcher Ausdruck davon übrig geblieben iſt; wenn dieſer Ausdruck etwas Gutes und Rechtſchaffenes bemerkt; wenn er von einer alten Frömmigkeit, von einer guten einfältigen Gewohnheit, von der zu wünſchen wäre, daß ſie noch beſtünde, zeiget; wenn die Väter darinn ehrwürdiger, die Mütter werther, die Könige gefälliger erſcheinen: ſo mache er ſich nur kein Bedenken; anſtatt, daß man ihm, wider die Wahrheit geſündiget zu haben, vorwerfen wird, wird man vielmehr annehmen, daß ſich ohne Zweifel dieſe alten, guten Sitten in dieſer Familie ſo lange erhalten haben. Nur vermeide er alles das, was nach dem gegenwärtigen Gebrauche irgend eines benachbarten Volkes ſeyn würde.

Aber man denke nur, wie wunderlich die geſitteten Völker ſind. Ihre Feinheit geht oft ſo weit, daß ſie dem Dichter auch ſo gar den Gebrauch vieler in ihren Sitten gegründeter Umſtände, die einfältig, ſchön und wahr ſind, unterſagt. Wer dürfte es unter uns wagen, auf der Bühne Stroh auszubreiten, und ein neugebornes Kind auf demſelben wegzuſetzen? Wenn der Dichter eine Wiege anbrächte, würde ſich nicht im Parterre mehr als ein Geck finden, der wie ein kleines Kind zu ſchreyen anfänge? Logen und Amphitheater würden darüber lachen, und um das Stück wäre es gethan. O poſſirliches und leichtſinniges Volk, wie ſehr ſchränkeſt du die Kunſt ein! Welchen Zwang legſt du deinen Künſtlern auf! Wie vieler Vergnügen beraubet dich dein verzärtelter Geſchmack! Alle Augenblicke würdeſt du auf der Bühne Dinge auspfeiffen, die dich im Gemälde rühren und bezaubern würden. Weh dem Genie, dem es einkommen dürfte, dir ein Schauſpiel zu zeigen, das zwar mit der Natur, aber nicht mit deinen Vorurtheilen beſtehen könnte!

Terenz hat das neugeborne Kind auf der Bühne wegſetzen laſſen. Er hat noch mehr gethan. Er hat die Zuſchauer das Geſchrey der greiſſenden Mutter, die es zur Welt brachte, aus dem Hauſe her vernehmen laſſen. Das iſt ſchön; aber wem würde es itzt gefallen?

Der Geſchmack eines Volkes muß ſehr ungewiß ſeyn, wenn er in der Natur der Dinge etwas leiden kann, deſſen Nachahmung er dem Künſtler verbietet; oder wenn er gewiſſe Wirkungen der Kunſt bewundert, die ihm in der Natur mißfallen. Wir würden von einem Frauenzimmer, das einer von den Bildſäulen gliche, die uns in der Tuileries bezaubern, ſagen, daß ſie einen ganz hübſchen Kopf, aber plumpe Füſſe, und ganz und gar keine Taille habe. Das Frauenzimmer, das der Bildhauer auf einem Sopha ſchön findet, iſt in ſeiner Werkſtatt häßlich. Wir ſind voll von dergleichen Widerſprüchen.

Was es aber am meiſten zeiget, daß wir von dem guten Geſchmacke und von der Wahrheit noch weit entfernt ſind, das ſind unſere armſeligen und falſchen Verzierungen des Theaters, nebſt der üppigen Kleiderpracht der ſpielenden Perſonen.

Man verlangt von dem Dichter, daß er ſich der Einheit des Orts unterwerffen ſoll, und die Bühne überläßt man der Unwiſſenheit eines ungeſchickten Verzierers.

Wollte man nun, daß ſich unſere Dichter, ſowohl in dem Verfolge ihrer Stücke, als in dem Geſpräche, mehr der Wahrheit nähern ſollten; daß ſich unſre Schauſpieler eines natürlichern Spieles, einer wahrern Declamation befleißigen ſollten: ſo dürften die Zuſchauer nur mit der Sprache herausgeben, und den Ort der Scene ſo, wie er wirklich ſeyn ſollte, zu ſehen verlangen.

Wenn Natur und Wahrheit auf unſern Bühnen nur einmal in dem allergeringſten Stücke die Oberhand gewännen, ſo würde ſich gar bald Ungereimtheit und Eckel auf alles übrige, was ihnen zuwider wäre, verbreiten.

Das am übelſten verſtandene dramatiſche Syſtem würde dasjenige ſeyn, das halb wahr und halb falſch wäre. Es würde einer ungeſchickten Lüge gleichen, wo uns gewiſſe Umſtände die Unmöglichkeit des Uebrigen verrathen. Eher wollte ich die Vermiſchung ganz verſchiedener Gattungen vertragen; denn wenigſtens iſt darinn nichts falſches. Der Fehler des Shakeſpear iſt nicht der größte, in welchen ein Dichter fallen kann. Er zeigt bloß von wenig Geſchmack.

Der Dichter, deſſen Werk man für würdig erkannt hat, öffentlich vorgeſtellt zu werden, ſchicke nach dem Verzierer. Er leſe ihm ſein Drama vor; und dieſer ſuche den Ort der Scene aufs beſte zu faſſen, zeige ihn uns, wie er wirklich iſt, und bedenke, daß die theatraliſche Mahlerey weit ſtrenger, weil wahrer, als irgend eine andere Gattung der Mahlerey ſeyn muß.

Die theatraliſche Mahlerey wird ſich vieler Dinge enthalten, die ſich die gewöhnliche Mahlerey erlaubt. Wenn der Staffeleimahler eine Hütte vorſtellen ſoll, ſo wird er ſie vielleicht gegen eine zerbrochene Säule lehnen, und ein umgeſtürztes corinthiſches Geſimſe zum Sitze an der Thüre machen. In der That iſt es auch nicht unmöglich, daß itzt da eine Hütte ſtehet, wo ehedem ein Pallaſt geſtanden hat. Dieſer Umſtand erregt in mir einen rührenden Nebenbegriff, indem er mich an die Hinfälligkeit der menſchlichen Dinge erinnert. Bey der theatraliſchen Mahlerey aber kömmt es hierauf nicht an. Sie leidet keine Zerſtreuung, keine Vorausſetzung, die einen andern Eindruck in meiner Seele veranlaſſen könnte, als den ſich der Dichter vorgeſetzt hat.

Zwey Dichter können ſich nicht beyde auf einmal gleich vortheilhaft zeigen. Das untergeordnete Talent muß zum Theil dem herrſchenden Talente aufgeopfert werden. Ginge jeder ſeinen Weg vor ſich, ſo würde er vielleicht etwas allgemeines vorſtellen. Da ihn aber ein andrer führet, ſo muß er ſich mit einem einzeln Falle befriedigen. Man ſehe nur, wie verſchieden die Serausſichten, die Vernet aus ſeiner Idee, und die er nach der Natur gemahlet hat, an Kraft und Leben ſind. Der Theatermahler iſt auf die Umſtände eingeſchränkt, die zur Illuſion dienen. Alle zufällige Zierrathen, die dieſer zuwider ſeyn könnten, ſind ihm unterſagt. Auch ſogar derer muß er ſich mit Mäßigkeit bedienen, die weiter nichts thun, als ohne Nachtheil verſchönern. Denn wenigſtens zerſtreuen ſie doch.

Und das iſt der Grund, warum die ſchönſte Verzierung des Theaters doch weiter nichts als ein Gemälde von der zweyten Ordnung ſeyn kann.

In der lyriſchen Gattung iſt das Gedicht für den Muſikus gemacht, ſo wie die Verzierung für den Dichter. Das Gedicht wird daher ſo vollkommen nicht ſeyn, als wenn der Dichter ſeine völlige Freyheit gehabt hätte.

Iſt ein Saal vorzuſtellen; ſo ſey es der Saal eines Mannes von Geſchmack. Nichts Barokes; wenig Verguldung; die Möbeln ſchlecht und recht: es wäre denn, daß der Stoff ausdrücklich das Gegentheil verlange.

Der Stolz verdirbt alles. Der Anblick des Reichthums iſt kein ſchöner Anblick. Der Reichthum hat zu viel Grillen; er kann das Auge blenden, aber die Seele nicht rühren. Unter einem koſtbar verbrämten oder geſtückten Kleide, erblicke ich weiter nichts, als einen Reichen; und ich ſuche einen Menſchen. Wen die Edelgeſteine, mit welchen eine ſchöne Frau geſchmückt iſt, bezaubern, der iſt nicht werth, eine ſchöne Frau zu ſehen.

Die Komödie will in häuslicher Kleidung geſpielt ſeyn. Man muß auf der Bühne weder geputzter, noch nachläßiger erſcheinen, als bey ſich zu Hauſe.

Wenn ihr der Zuſchauer wegen ſo viel Geld an Kleider verſchwendet: ſo habt ihr keinen Geſchmack, ihr Schauſpieler. Ihr vergeßt, daß euch der Zuſchauer gar nichts angeht.

Je ernſthafter die Gattungen ſind, deſto geſetzter muß die Kleidung ſeyn.

Mitten in einer verwirrten Handlung ſollten die Menſchen Zeit haben, ſich wie an einem Feſte oder Freudentage zu putzen? Iſt das wahrſcheinlich?

Wie viel haben nicht unſere Komödianten auf die Vorſtellung der Chineſiſchen Wayſe verwandt?

Wie viel haben ſie ſich es koſten laſſen, dieſes Stück um einen Theil ſeiner Wirkung zu bringen? Wahrhaftig nur Kinder, dergleichen man auf den Gaſſen, wo bunte Tapeten ausgehangen ſind, mit offenen Mäulern ſtehen ſiehet, nur ſolchen Kindern kann die üppige Pracht der theatraliſchen Kleidung gefallen. O Athenienſer, ihr ſeyd Kinder?

Ein ſimples Gewand, von einer geſetzten Farbe, hätte es ſeyn müſſen; und keine Stückerey, kein Flittergold. Man befrage nur auch hierüber die Mahlerey. Welcher Artiſt iſt ſo gothiſch, der euch in ſeinem Gemälde eben ſo ſtarr und ſteif, eben ſo glänzend vorgeſtellet hätte, als wir euch auf der Bühne geſehen haben?

O Schauſpieler, wenn ihr euch wollt kleiden lernen, wenn ihr den falſchen Geſchmack an Pracht ablegen wollt, wenn ihr euch der Einfalt nähern wollt, die den groſſen Eindrücken, die euern Glücksumſtänden, die euern Sitten ſo ſehr zuträglich ſeyn würde: ſo beſucht unſere Gallerien.

Wenn man einmal den Einfall bekommen ſollte, den Hausvater auf dem Theater zu verſuchen, ſo glaube ich, dieſe Perſon könnte nicht ſimpel genug gekleidet ſeyn. Cäcilia brauchte weiter nichts als die Hauskleidung eines reichen Mädchens. Dem Commthur würde ich allenfalls ein Kleid mit einer glatten Dreſſe, und einen Stock mit einem Schnabelknopfe geben. Wenn er zwiſchen dem erſten und zweyten Aufzuge ein andres Kleid anlegte, ſo würde es mich von einem ſo eigenſinnigen Manne eben nicht ſehr befremden. Vor allen Dingen aber müßte Sophia in Siamoiſe, und Frau Hebert, als eine gute Bürgersfrau am Sonntage, gekleidet ſeyn: oder es wäre alles verdorben. Saint Albin iſt der einzige, dem ſein Alter und ſein Stand im zweyten Aufzuge Putz und Pracht erlauben könnte. Im erſten Aufzuge braucht er weiter nichts als einen Surtout, mit einer ſchlechten Weſte, zu haben.

Das Publicum weis nicht immer das Wahre zu verlangen. Wenn es einmal an dem Falſchen hänget, ſo kann es ganze Jahrhunderte daran hangen bleiben. Es iſt aber gegen das Natürliche empfindlich, und wenn es die Eindrücke deſſelben einmal angenommen hat, wird es ſie nie gänzlich wieder verlieren.

Eine muthige Schauſpielerin hat den Reifrock abgelegt; und niemand hat es gemißbilliget. Sie wird weiter gehen; ich ſtehe dafür. Ah, wenn ſie es einmal wagte, ſich völlig in der edeln und einfältigen Kleidung, die ihre Rollen verlangen, auf der Bühne zu zeigen; laſſen Sie mich noch mehr ſagen, wenn ſie es einmal wagte, ſich in aller der Un-

Unordnung zu zeigen, in die eine Frau bey einem ſo ſchrecklichen Zufalle, als der Tod eines Gemahls, oder der Verluſt eines Sohnes, oder eine andere Kataſtrophe der tragiſchen Bühne iſt, nothwendig gerathen muß: wie würde es neben einer ſolchen Frau in zerſtreuten Haaren, mit allen den gepuderten, gekräuſelten, geſchniegelten Püppchen werden? Ueber lang oder über kurz, würden ſie ſich nach ihr richten müſſen. Denn die Natur, die Natur; wer kann ihr widerſtehen? Man muß ſie entweder verbannen, oder ihr gehorchen.

An Sie, o Clairon, wende ich mich wieder. Verſtatten Sie nicht, daß Sie das Vorurtheil und die Mode unterdrücke. Ueberlaſſen Sie ſich Ihrem Geſchmack und Ihrem Genie; zeigen Sie uns die Natur und die Wahrheit: denn das iſt die Pflicht derer, die wir lieben, und deren Talente uns geneigt gemacht haben, alles was ſie wagen wollen, willig aufzunehmen!

Ein Paradoxon, deſſen Wahrheit wenige einſehen werden, und das vielen anſtößig ſeyn wird, (Aber was liegt Ihnen und mir daran? Unſer Wahlſpruch iſt: vor allen Dingen die Wahrheit zu ſagen) ein ſolches Paradoxon, ſage ich, iſt dieſes, daß unſere italiäniſche Komödianten, in den italiäniſchen Stücken, weit freyer ſpielen, als unſere franzöſiſche Komödianten. Sie bekümmern ſich weit weniger um den Zuſchauer. Es giebt hundert Augenblicke, wo ſie ſeiner gänzlich vergeſſen. Es findet ſich in ihrer Action etwas Leichtes und Originales, das mir gefällt, und der ganzen Welt gefallen würde, wenn es nicht durch die albern Reden, durch die abgeſchmackte Intrique, entſtellet würde. Mitten aus ihrer Narrheit leuchten Leute hervor, die ſich zu erluſtigen ſuchen, die ſich allem Muthwillen ihrer Einbildungskraft überlaſſen; und dieſe Trunkenheit liebe ich weit mehr, als das Starre, Steife, Schwerfällige.

„Allein ſie extemporieren; die Rolle, die ſie ſpielen, iſt ihnen nicht vorgeſchrieben.

Das merke ich wohl.

„Und wenn Sie ſie eben ſo abgemeſſen, eben
„ſo gezwungen, und noch kälter als andere ſehen
„wollen, ſo geben Sie ihnen nur ein geſchriebenes
„Stück.„

Ich geſtehe es, daß ſie ſich alsdenn nicht mehr ähnlich ſind. Aber woher kömmt das? Iſt ihnen das, was ſie auswendig gelernt haben, bey der vierten Vorſtellung nicht eben ſo geläuffig, als ob ſie es ſelbſt erfunden hätten?

„Nein. Was aus dem Stegreiſe geſagt wird,
„hat einen Charakter, den etwas, worauf

„man ſich gefaßt gemacht hat, nimmermehr haben wird.

Es ſey. Gleichwohl werden ſie vornehmlich nur alsdenn ſo ſteif und ſchwerfällig, wenn ſie nachahmen wollen, und eine andere Bühne, andere Schauſpieler vor Augen haben. Was thun ſie alsdenn? Sie ſetzen ſich in Poſitur; treten mit gezählten und abgemeſſenen Schritten einher; ſuchen beklatſcht zu werden; gehen aus der Handlung heraus; wenden ſich an das Parterr; ſprechen mit ihm, und werden gezwungen und falſch.

Auch habe ich die Anmerkung gemacht, daß unſere ſchalen, untergeordneten Perſonen weit eher in ihrer demüthigen Rolle bleiben, als die Hauptperſonen. Und das, dünkt mich, kömmt daher, weil ſie durch die Gegenwart eines andern, der ſie beherrſcht, zurückgehalten werden: an dieſen andern wenden ſie ſich; auf dieſen andern laſſen ſie alle ihre Action ſich beziehen. So würde auch alles gut gehen, wenn nur die vornehmſten Rollen eben ſo viel Achtung gegen die Sache hätten, als die untergeordneten Rollen gegen ihre Abhängigkeit bezeugen.

Es giebt viel Pedanterie in unſerer Dichtkunſt; es giebt viel Pedanterie in unſern dramatiſchen Werken; wie ſollte es keine in der Vorſtellung derſelben geben?

Dieſe Pedanterie, die ſonſt überall dem leichten Chararakter der Nation ſo zuwider iſt, wird den Fortgang der Pantomime, dieſes ſo wichtigen Theiles der dramatiſchen Kunſt, noch lange Zeit aufhalten.

Ich habe geſagt, die Pantomime ſey ein Stück des Drama; der Verfaſſer müſſe ſich ihrer ernſtlich befleißigen; er werde, wenn ſie ihm nicht geläuffig und immer gegenwärtig iſt, keine Scene, ſo wie es die Wahrheit erfordert, weder anzufangen, noch fortzuführen, noch zu endigen wiſſen. Ich habe geſagt, der Geſtus müſſe oft anſtatt der Rede hingeſchrieben werden.

Ich füge noch hinzu, daß es ganze Scenen giebt, wo es unendlich natürlicher iſt, daß ſich die Perſonen bewegen, als daß ſie reden; und ich will es beweiſen.

Es gehet in der Welt nichts vor, was nicht auf der Bühne ſeinen Platz finden könnte. Nun nehme man zwey Perſonen, die nicht recht wiſſen, ob ſie mit einander zufrieden, oder unzufrieden ſeyn ſollen, und die einen dritten erwarten, der ihnen Licht geben ſoll. Was werden die ſich bis zu der Ankunft dieſes dritten, ſagen? Nichts. Sie werden gehen, und kommen, und ſich ungeduldig erweiſen, aber kein Wort reden. Sie werden ſich wohl hüten, einander etwas zu ſagen, was ſie vielleicht hernach bereuen müßten. Das wäre der Fall einer ganz, oder doch faſt ganz pantomimiſchen Scene; und dergleichen Fälle giebt es mehr.

Pamphilus iſt mit dem Chremes und Simo auf der Bühne. Chremes hält alles, was ihm ſein Sohn ſagt, für Unwahrheiten eines lockern Jünglings, der ſeine Thorheiten gern entſchuldigen möchte. Der Sohn bittet ihn, einen Zeugen ſtellen zu dürfen. Chremes läßt ſich endlich von ihm und dem Simo bewegen, dieſen Zeugen zu hören. Pamphilus geht ihn aufzuſuchen; Simo und Chremes bleiben da. Nun frage ich, was machen ſie mittlerweile, da Pamphilus bey der Glycerium iſt, mit dem Crito ſpricht, ihm die Sache erklärt, ihm ſagt, was er von ihm erwarte, und ihn bewegt mitzugehen, um ſelbſt mit ſeinem Vater dem Chremes zu ſprechen? Entweder muß man glauben, ſie ſind unbeweglich und ſtumm; oder man muß annehmen, daß Simo den Chremes zu unterhalten fortfähret; daß Chremes, mit niedergeſchlagenen Augen, das Kinn auf die Hand geſtützet, ihn bald geduldig, bald zornig anhört; und daß eine völlig pantomimiſche Scene unter ihnen vorfällt.

Das iſt aber nicht das einzige Exempel, das ſich bey dieſem Dichter hiervon findet. Als: was macht einer von den Alten auf der Bühne, mittlerweile der andere ſeinem Sohne ſagt, daß ſein Vater alles weis, daß er ihn enterben und alle ſein Vermögen ſeiner Tochter geben will?

Wenn ſich Terenz die Mühe genommen hätte, die Pantomime aufzuſchreiben, ſo würden wir aus aller Ungewißheit ſeyn. Aber was liegt daran, ob er ſie aufgeſchrieben hat oder nicht; ſie ergiebt ſich hier von ſelbſt. Immer iſt es aber nicht ſo. Wer würde ſie zum Exempel im Geizigen errathen haben? Harpagon iſt wechſelsweiſe luſtig und traurig, nach dem Euphroſine bald von der Armuth, bald von der Zärtlichkeit der Mariane mit ihm ſpricht. Das Geſpräch iſt hier zwiſchen der Rede und den Gebehrden.

Man muß die Pantomime niederſchreiben, ſo oft ſie ein Gemälde macht; ſo oft die Rede dadurch nachdrücklicher, oder deutlicher wird; ſo oft ſie charakteriſiert; ſo oft ſie in einem feinen Spiele beſteht, das ſich nicht errathen läßt; ſo oft ſie ſtatt der Antwort dienet; und faſt beſtändig zu Anfange des Auftritts.

Sie iſt ſo weſentlich, daß zwey Stücke, wovon die eine mit Abſicht auf die Pantomime, und die andere ohne Abſicht auf ſie gemacht worden, ſo verſchieden ausfallen müſſen, daß die, wobey die Pantomime als ein Stück des Drama in Betrachtung gekommen, nicht ohne Pantomime, und die, bey welcher die Pantomime vernachläßiget worden, nicht mit Pantomime wird geſpielet werden können. Dem Gedichte, das damit verſehen iſt, wird man ſie bey der Vorſtellung nicht nehmen, und demjenigen, dem ſie mangelt, nicht geben können. Sie iſt es, die die Länge der Auftritte beſtimmt, und dem ganzen Drama ſeine Colorite giebt.

Moliere hat ſie des Aufſchreibens gewürdiget: was kann man ſtärkeres für ſie ſagen?

Aber wenn ſie Moliere auch nicht aufgeſchrieben hätte, würde deswegen ein anderer Unrecht thun, wenn er darauf bedacht wäre? O ihr Kunſtrichter, ihr engen, ſchalen Köpfe, wie lange wollt ihr noch, nichts nach ſich ſelbſt beurtheilen, ſondern nur alles nach ſeinem gegenwärtigen Zuſtande billigen oder mißbilligen?

Wie viel Stellen giebt es, wo Plautus, Ariſtophanes und Terenz, die geſchickteſten Ausleger blos dadurch in Verlegenheit geſetzt haben, weil ſie die Bewegung der Scene anzuzeigen unterlaſſen. Terenz fängt ſeine Brüder folgender Geſtalt an: „Storax. So iſt Aeſchinus dieſe Nacht nicht nach „Hauſe gekommen?“ Was heißt das? Spricht Micio mit dem Storax? Nein. Es iſt itzt kein Storax auf der Bühne. Es kömmt in dem ganzen Stücke keine ſolche Perſon vor. Was will er alſo?

Dieſes: Storax iſt einer von den Bedienten des Aeſchinus; Micio ruft ihn, und da Storax nicht antwortet, ſo ſchließt er daraus, daß Aeſchinus nicht nach Hauſe gekommen. Ein einziges Wort, das hier die Pantomime bemerkt hätte, würde dieſe Stelle deutlich gemacht haben.

Beſonders entzückt uns das Gemälde der Bewegungen, in den häuslichen Romanen. Man ſehe nur, wie gern der Verfaſſer der Pamela, des Grandiſon und der Clariſſe dabey verweilt? Man ſehe nur, wie ſtark, wie bedeutend, wie pathetiſch ſeine Reden dadurch werden. Ich ſehe die Perſon; ich ſehe ſie, ſie mag reden oder mag ſchweigen; und ihre Action rührt mich mehr, als ihre Reden.

Wenn ein Dichter den Oreſt und Pilades auf der Bühne zeigte, wie ſie einander den Tod ſtreitig machen, und er hätte die Annäherung der Eumeniden auf dieſen Augenblick verſpart, in welches Schrecken würde er mich nicht ſetzen, wenn den Oreſt, indem er mit ſeinem Freunde ſpricht, die Gedanken nach und nach verlieſſen; wenn er ſeine Augen verkehrte; wild um ſich ſchaute; innehielte; wieder fortführe; aufs neue innehielte; wenn die Verwirrung in ſeinen Bewegungen und Reden ſich immer ſtärker und ſtärker äuſſerte; wenn die Furien ſich ſeiner bemächtigten und ihn quälten; wenn er unter dieſen grauſamen Qualen erläge; wenn er zu Boden fiele; wenn Pilades ihn aufrichtete, ihn hielte, ihm mit der Hand das Geſicht und den Mund abtrocknete; wenn der unglückliche Sohn der Klytemneſtra in dieſem Stande der Todesangſt einen Augenblick bliebe; wenn er dann die Augen wieder aufſchlüge, wie ein Menſch, der aus einem tiefen Schlafe erwacht, und fühlte, daß er in den Armen ſeines Freundes wäre, und ſein Haupt gegen ihn ſinken lieſſe, und mit ſchwacher Stimme zu ihm ſagte: Und du, Pilades, ſollteſt ſterben! Welche Wirkung müßte dieſe Pantomime nicht haben? Könnte mich eine Rede in der Welt ſo rühren, als die Action des Pilades, wenn er den Oreſt aufhebt und ihm mit der Hand das Geſicht und den Mund abtrocknet? Man trenne hier einmal die Pantomime von dem Geſpräche, und man wird beyde vernichtet haben. Der Dichter, der dieſe Scene erfände, würde ſein Genie beſonders dadurch zeigen, daß er die Raſerey des Oreſt auf dieſen Augenblick verſparte. Der Grund, den Oreſt aus ſeiner Situation hernimmt, iſt ohne Widerſpruch.

Aber ich bekomme Luſt Ihnen die letzten Stunden des Sokrates zu entwerffen. Es iſt eine Reihe von Gemälden, die zum Beſten der Pantomime mehrbeweiſen werden, als alles, was ich noch hinzufügen könnte. Ich werde faſt ganz und gar bey der Geſchichte kleiden. Welch ein Stoff für einen Dichter!

Seine Schüler fühlten den Schmerz nicht, den man ſonſt an dem Bette eines ſterbenden Freundes empfindet. Der Mann ſchien ihnen glücklich. Alle ihre Rührung war eine auſſerordentliche Empfindung, die aus dem Vergnügen über ſeine Reden, und aus dem Mißvergnügen über den Gedanken, daß ſie ihn nun bald verlieren würden, zuſammengeſetzt war.

Sie treten zu ihm hinein, da man ihn eben losgebunden hatte. Xantippe ſitzt neben ihm, und hat eines von ihren Kindern in den Armen.

Der Philoſoph ſpricht wenig mit ſeiner Frau. Aber wie viel Zärtliches hatte nicht ein weiſer Mann, dem das Leben gleichgültig war, über ſein Kind zu ſagen!

Die Philoſophen treten herein. Kaum erblickt ſie Xantippe, als ſie zu ſchreyen und ſich untröſtlich zu ſtellen anfängt, ſo wie die Gewohnheit der Weiber in dergleichen Fällen iſt. Sokrates, ſchreyt ſie, heut ſprechen dich deine Freunde zum leztenmale. Zum leztenmale umarmeſt du izt deine Frau; zum leztenmale dein Kind.

Sokrates kehret ſich gegen den Crito und ſagt: Freund, laß dieſe Frau nach Hauſe bringen. Und das geſchieht.

Man zieht Xantippen fort; Xantippe will mit Gewalt noch einmal auf den Sokrates zu, reicht ihm den Arm, ruft ihn, zerreißt ſich das Geſicht mit ihren Händen, und erfüllt das Gefängniß mit ihrem Geſchrey.

Unterdeſſen ſagt Sokrates noch ein Wort über das Kind; und man trägt es weg.

Nunmehr nimmt der Philoſoph ein heiteres Geſicht an, ſetzet ſich auf ſein Bette, ziehet den Fuß an ſich, von dem man ihm die Feſſel abgenommen hatte, reibet ihn ſanft, und ſagt:

Wie nahe grenzen Schmerz und Vergnügen an einander! Wenn Aeſop daran gedacht hätte, welche ſchöne Fabel hätte er davon machen können! — Die Athenienſer wollen, ich ſoll abgehen, und ich gehe ab. — Sagt dem Evenus, wenn er weiſe iſt, ſoll er mir folgen.

Dieſes Wort giebt Gelegenheit zu der Scene über die Unſterblichkeit der Seele.

Wer will, verſuche dieſe Scene. Ich eile zu meinem Zwecke. So wie ein Vater mitten unter ſeinen Kindern ſtirbt, ſo war das Ende des Sokrates mitten unter den Weltweiſen, ſeinen Schülern.

Als er aufgehört hatte zu reden, blieb es einen Augenblick ſtill, und Crito ſagt zu ihm:

Crito.

Was haſt du uns noch zu befehlen?

Sokrates.

Daß ihr euch beſtrebet, ſo viel als möglich, den Göttern gleich zu werden, und alles andere ihrer Vorſorge überlaſſet.

Crito.

Wie ſoll man nach deinem Tode mit dir verfahren?

Sokrates.

Crito, wie ihr wollt; wenn ihr mich anders habt.

Hierauf blickt er lächelnd auf die Philoſophen und ſetzt hinzu:

Ich mag machen was ich will, ich werde unſern Freund doch nie überreden, den Sokrates von ſeiner Hülle zu unterſcheiden.

Indem tritt der Trabante der Eilfmänner herein, und nahet ſich ihm ohne zu reden. Sokrates fragt ihn:

Sokrates.

Was willſt du?

Der Trabante.

Dich auf Befehl der Obrigkeit erinnern — —

Sokrates.

Daß es Zeit iſt, zu ſterben. Mein Freund, wenn das Gift bereitet iſt, ſo bring es her, und ſey mir willkommen.

Der Trabante.

(indem er ſich umkehret und weinet)

Andere fluchen mir, und dieſer ſegnet mich.

Crito.

Die Sonne glänzet noch auf den Bergen.

Sokrates.

Nur der würde zaudern, der mit dem Leben alles zu verlieren glaubte. Ich hoffe zu gewinnen.

Nunmehr tritt der Sklave mit dem Becher herein. Sokrates nimmt ihn und ſagt:

Sokrates.

Guter Mann, was muß ich thun? Du wirſt das wiſſen.

Der Sklave.

Trinken, und auf und niedergehen, bis du fühleſt, daß dir die Beine ſchwer werden.

Sokrates.

Dürfte ich nicht einige Tropfen, als ein Dankopfer für die Götter, vergieſſen?

Der Sklave.

Es iſt gleich ſo viel, als nöthig.

Sokrates.

So mag es bleiben. — Aber ein Gebet kann ich doch an ſie richten.

Er hält den Becher in der einen Hand, richtet die Augen gen Himmel, und ſagt:

Die ihr mich ruffet, o Götter, verleihet mir eine glückliche Reiſe!

Hierauf ſchwieg er, und trank.

Bis hieher waren ſeine Freunde ſtark genug geweſen, ihren Schmerz zu verbergen; aber indem er den Becher an den Mund ſetzet, können ſie ſich länger nicht halten.

Einige verhüllen ſich in ihre Mäntel. Crito iſt aufgeſtanden, irret in dem Gefängniſſe hin und her, und ſchreyet. Andere ſtehen unbeweglich, betrachten ſtarr und ſchweigend den Sokrates, und Thränen rollen ihre Wangen herab. Apollodorus hat ſich an dem Fuſſe des Bettes niedergeſetzt, den Rücken gegen den Sokrates gekehret, und den

Mund in der Hand, ſich des Schluchzens zu erwehren.

Mittlerweile gehet Sokrates auf und nieder, ſo wie es ihm der Sklave gerathen hat, und in dem Herumgehen wendet er ſich an jeden von ihnen, und tröſtet ſie alle.

Zu dem einen ſagt er: Wo bleibt die Standhaftigkeit? Die Weisheit? Die Tugend? — Zu dem andern: Deswegen ſchickte ich die Weiber weg. Zu allen: Was haben wir nun Anytus und Melitus Böſes thun können? — Wir werden uns wiederſehen, meine Freunde. — Wenn ihr euch ſo betrübt, ſo müßt ihr daran zweifeln.

Unterdeß werden ihm die Beine ſchwer, und er legt ſich auf das Bette nieder. Darauf empfielt er ſeinen Freunden ſein Andenken, und ſagt mit ſchwachwerdender Stimme:

Sokrates.

Bald werde ich nicht mehr ſeyn. — Nach euch werden ſie mich richten. — Werffet meinen Tod den Athenienſern nicht anders vor, als durch die Heiligkeit eures Lebens.

Seine Freunde wollen ihm antworten; aber ſie können nicht; ſie weinen und ſchweigen.

Der Sklave, der unten an dem Bette ſtehet, faſſet ſeine Füſſe, und drücket ſie. Sokrates ſieht ihn an, und ſagt:

Ich fühle ſie nicht mehr.

Einen Augenblick darauf faßt er ihn an die Schenkel, und drückt ſie. Sokrates ſieht ihn an, und ſagt:

Ich fühle ſie nicht mehr.

Nunmehr fangen ſeine Augen an zu verlöſchen, ſeine Lippen und Naſenlöcher ſich einzuziehen, ſeine Glieder zu erſtarren; der Schatten des Todes liegt auf ihn verbreitet. Sein Athem wird ſchwach; kaum vernimmt man ihn mehr. Er ſpricht zum Crito, der hinter ihm ſtehet:

Crito, richte mich ein wenig auf.

Crito richtet ihn auf. Seine Augen erhohlen ſich, ſein Geſicht wird heiter, er macht eine Bewegung gegen den Himmel, und ſagt:

Itzt bin ich zwiſchen der Welt und Elyſium.

Einen Augenblick darauf fallen ihm die Augen zu, und er ſpricht zu ſeinen Freunden:

Ich ſehe euch nicht mehr. — Sprecht doch. — Iſt das nicht die Hand des Apollodorus?

Man antwortet ihm mit ja, und er drückt ſie.

Nunmehr folgen Zuckungen, von denen er mit einem tiefen Seufzer wieder zu ſich kömmt. Er ruft den Crito. Crito beugt ſich gegen ihn nieder, und Sokrates ſagt zu ihm: — (welches ſeine letzten Worte ſind)

Crito — bringe dem Gott der Geſundheit ein Opfer — ich geneſe.

Auf dem Cebes, der dem Sokrates gegen über ſaß, blieben ſeine letzten Blicke hangen; und Crito drückte ihm den Mund und die Augen zu.

Das wären die Umſtände, die man brauchen müßte. Man brauche ſie, wie man will, aber man brauche ſie. Denn alle andere, die man an ihre Stelle ſetzen wollte, werden falſch und ohne Wirkung ſeyn. Wenig Reden, aber viel Bewegung.

Wenn der Zuſchauer im Theater gleichſam vor einem Vorhange ſteht, auf welchem ein Zauberer verſchiedene Gemälde, eines nach dem andern, darſtellet: warum ſollte der Philoſoph, der an dem Bette des Sokrates ſitzet, und ihn ſterben zu ſehen fürchtet, nicht eben ſo pathetiſch auf der Bühne ſeyn, als es die Frau und die Tochter des Eudamidas in dem Gemälde des Pouſſin ſind?

Man wende die Regeln der mahleriſchen Compoſition auf die Pantomime an, und man wird finden, daß beyde einerley Regeln haben.

Bey einer wirklichen Handlung, wo ſich verſchiedne Perſonen zuſammen finden, ſtellen ſich alle von ſelbſt auf die wahreſte Weiſe; aber dieſe Weiſe iſt nicht immer weder die vortheilhafteſte für den Mahler, noch die ausnehmendſte für den Zuſchauer. Daher iſt der Mahler genöthiget, den natürlichen Stand zu verändern, und in einen künſtlichen Stand zu verwandeln. Wird es auf der Bühne nicht eben ſo ſeyn?

Wenn das iſt, was für eine Kunſt iſt die Declamation! Wenn jeder, Herr von ſeiner Rolle iſt; was kann da feſtgeſetztes ſeyn? Man muß die Perſonen zuſammenſetzen, ſie trennen oder zerſtreuen, ſie vereinzeln oder grupieren, und eine Reihe von Gemälden daraus machen, die alle von einer groſſen und wahren Compoſition ſind.

Wie nützlich könnte der Mahler nicht dem Schauſpieler, und der Schauſpieler dem Mahler ſeyn! Das wäre ein Mittel, zwey wichtige Talente zugleich vollkommener zu machen. Aber ich verliere mich in Ausſichten, die vielleicht nur Sie und mich vergnügen. Ich bedenke nicht, daß wir das Schauſpiel

ſpiel viel zu wenig lieben, als daß wir uns ſo ernſtlich damit abgeben ſollten.

Worinn ſich der häusliche Roman von dem Drama vornehmlich mit unterſcheidet, iſt dieſes, daß der Roman die Gebehrden und Pantomime bis tief ins Kleine verfolgt; daß ſich ſein Verfaſſer vornehmlich angelegen ſeyn läßt, die Bewegungen und Eindrücke zu mahlen; anſtatt daß ſie der dramatiſche Dichter nur im Vorbeygehen mit einem Worte berühret.

„Aber dieß eine Wort unterbricht, hemmet und „verwirrt das Geſpräch.“

Ja, wenn es übel angebracht, oder falſch ge-
rählt iſt.

Unterdeſſen geſtehe ich, wenn die Pantomime
uf der Bühne zu einer recht hohen Stufe der Voll-
mmenheit gebracht wäre, ſo könnte man es oft
erhoben ſeyn, ſie niederzuſchreiben; und das iſt
lleicht die Urſache, warum die Alten ſie nicht
geſchrieben haben. Aber wie kann einer von
ſern Leſern, wenn er ſchon mit dem Theater nicht
bekannt iſt, ſie ſich während dem Leſen ſelbſt den-
, wenn er ſie niemals in dem Spiele unſerer
mödianten geſehen hat? Müßte er nicht ſelbſt ein
ſrer Schauſpieler ſeyn, als der Komödiant von
feſſion?

Da die Pantomime alſo auf unſern Theatern noch nicht eingeführt iſt, ſo muß wohl der Dichter, der ſeine Stücke nicht vorſtellen läßt, das Spiel beyſchreiben, wenn er nicht oft kalt und unverſtändlich ſeyn will. Ja, iſt es nicht für den Leſer ein Vergnügen mehr, wenn er ſieht, wie ſich der Dichter ſelbſt das Spiel dabey vorgeſtellt hat? Und da wir an eine ſo abgemeſſene, ſo gezwungene und von der Wahrheit ſo entfernte Declamation gewöhnt ſind, werden wohl viel Perſonen unter uns ſeyn, für die es unnöthig ſeyn dürfte?

Die Pantomime iſt das Gemälde, das in der Einbildungskraft des Dichters, als er ſchrieb, exiſtierte, und das, nach ſeiner Meinung, die Bühne bey der Vorſtellung alle Augenblicke zeigen ſoll. Es iſt der einfältigſte Weg, dem Publico zu ſagen, was es von ſeinen Komödianten zu fordern berechtiget iſt. Der Dichter ſagt zu ihm: vergleiche dieſes Spiel mit dem Spiele deiner Schauſpieler, und richte.

Wenn ich übrigens die Pantomime dabey ſchreibe, ſo iſt es, als ob ich mich mit dieſen Worten an den Komödianten wendete: So declamiere Ich; ſo ſtellte ſich Meine Einbildungskraft, unter der Arbeit die Sache vor. Ich bin aber ſo eitel nicht, daß ich glauben ſollte, es könne niemand beſſer declamieren als ich; auch bin ich ſo unverſtändig nicht, daß ich einen Mann von Genie zu einer Maſchine machen wollte.

Man gebe einerley Stoff mehrern Künſtlern zu mahlen; jeder wird ihn nach ſeiner Art ausführen; und unter den verſchiednen Gemälden, die daraus entſtehen, wird jedes ſeine beſondere Schönheiten haben.

Ich ſage noch mehr. Man lauffe unſre Bilderſäle durch, und laſſe ſich die Stücken zeigen, die
der Künſtler nach den Gedanken und der Anlage
eines Liebhabers gemacht hat. Unter ihrer groſſen
Menge wird man kaum zwey oder drey finden, wo
die Gedanken des einen, der Fähigkeit des andern
o angemeſſen geweſen wären, daß das Werk nicht
abey gelitten hätte.

Genieſſet alſo eurer Rechte, ihr Schauſpieler;
hut, was euch der Augenblick und euer Talent ein-
iebt. Seyd ihr von Fleiſch, habt ihr Gefühl, ſo
ird alles gut gehen, ohne daß ich mich darein
enge; ſeyd ihr aber von Holz oder von Stein, ſo
ird alles übel gehen, wenn ich auch noch ſo viel
bey thäte.

Der Dichter mag die Pantomime dabey geſchrie-
, oder nicht dabey geſchrieben haben: ich will es
h den Augenblick ſehen, ob er nach ihr gearbei-
hat, oder nicht. Der Verfolg ſeines Stücks
n in beyden Fällen nicht einerley ſeyn; die Sce-
können nicht einerley Wendung haben; man
es an dem Geſpräche merken. Wenn es eine
ſt iſt, Gemälde zu erdenken, wie darf man ſie

allen Menſchen zutrauen? Und haben alle unſere dramatiſche Dichter dieſe Kunſt beſeſſen?

Um eine Erfahrung zu haben, dürfte man nur ein dramatiſches Werk ausarbeiten, und die Pantomime dazu von denen ſchreiben laſſen, die dieſe Sorgfalt für überflüſſig halten. Wie viel abgeſchmackte Fehler würden ſie begehen?

Es iſt leicht, richtig urtheilen; es iſt ſchwer, auch nur mittelmäßig ausführen. Wäre es denn alſo ſogar unvernünftig, wenn man verlangte, unſere Richter ſollten durch irgend ein wichtiges Werk vorher zeigen, daß ſie wenigſtens eben ſo viel davon verſtänden, als wir?

Die Reiſebeſchreiber gedenken einer Art wilder Menſchen, die auf die Vorbeygehenden giftige Nadeln blaſen. Sie ſind das Ebenbild unſerer Kunſtrichter.

Oder ſcheinet Ihnen dieſe Vergleichung übertrieben? Geſtehen Sie wenigſtens, daß ſie jenem Einſiedler gleichen, der in einem Thale wohnte, das auf allen Seiten von Hügeln eingeſchloſſen war. Wenn er ſich auf einem Beine umdrehte, und mit Einem Blicke ſeinen engen Horizont überſchaute, ſo rief er: Ich weis alles; ich habe alles geſehen. Einsmals aber bekam er Luſt, ſich auf den Weg zu machen, um gewiſſe Gegenſtände in der Nähe zu ſehen, die ſich ſeinem Blicke entzogen. Er ſtieg alſo auf die Spitze von einem ſeiner Hügel; und wie groß war ſein Erſtaunen, als er ſahe, welch ein unermeßlicher Raum ſich um ihn und über ihn verbreitete. Er änderte nunmehr ſeine Rede, und ſagte: ich weis gar nichts; ich habe gar nichts geſehen.

Ich habe geſagt, unſere Kunſtrichter gleichen dieſem Manne. Ich habe mich geirrt. Sie bleiben tief unten in ihrer Hütte, und verlieren die hohe Meinung, die ſie von ſich gefaßt haben, nie.

Die Rolle eines Autors iſt eine ſehr eitele Rolle; es iſt die Rolle eines Menſchen, der ſich für fähig hält, das Publicum zu unterrichten. Und die Rolle eines Kunſtrichters? Die iſt noch weit eitler. Es iſt die Rolle eines Menſchen, der ſich für fähig hält, denjenigen zu unterrichten, der das Publicum unterrichten zu können glaubt.

Der Autor ſagt: Hört mich, ihr Herren; denn ich bin euer Meiſter. Und der Kunſtrichter: Nein, hört mich, ihr Herren; denn ich bin der Meiſter eurer Meiſter.

Das Publicum unterdeſſen läßt ſich nicht irren. Iſt das Werk des Autors ſchlecht, ſo ſpottet es eben ſo gut darüber, als über die Anmerkungen des Kunſtrichters, wenn ſie falſch ſind.

Der Kunſtrichter ruft alsdenn: O Zeiten! O Sitten! Der Geſchmack iſt verdorben. — Und damit hat er ſich getröſtet.

Der Autor ſeines Theils, beklagt ſich über die Zuſchauer, über die Schauſpieler, über den Neid. Er beruft ſich auf ſeine Freunde; er hat ihnen ſeine Stücke vorgeleſen, ehe er es auf die Bühne bringen laſſen; ſie hatten geglaubt, es würde bis an den Himmel erhoben werden. — In der That aber hätten ſie dir ſagen müſſen, daß es gar nichts tauge, daß weder die Anlage, noch die Charaktere, noch die Schreibart darinn gut ſey; wenn ſie entweder mehr Einſicht, oder mehr Freymüthigkeit beſeſſen hätten. Glaube mir, das Publicum betriegt ſich ſelten; dein Stück iſt gefallen; weil es ſchlecht iſt.

„Aber fand denn der Miſanthrop ſoglcich „Beyfall?“

Es iſt wahr. Und o wie ſüß iſt es, wenn man ſich bey ſeinem Unglücke mit einem ſolchen Beyſpiele tröſten kann! Wenn ich jemals auf die Bühne trete, und herunter gepfiffen werde, ſo will ich mir es gewiß auch zu Gemüthe führen.

Die Critik verfährt mit den Lebendigen ganz anders, als mit den Toden. Iſt ein Autor tod: ſo ſucht ſie ſeine guten Eigenſchaften ins Licht zu ſetzen, und ſeine Fehler zu bemänteln. Lebt er noch: ſo geſchieht das Gegentheil; ſie ſetzt ſeine Fehler ins Licht, und vergißt ſeine guten Eigenſchaften. Dieſes Verfahren hat gewiſſermaſſen ſeinen Grund: die Lebenden können ſich beſſern, aber mit den Todten iſt es gethan.

Der ſtrengſte Richter eines Werks unterdeſſen, iſt der Verfaſſer. Wie viel Mühe giebt er ſich, bloß für ſich ſelber? Er kennet ſeine heimliche Gebrechen; und dieſe berühret der Kunſtrichter faſt nie. Ich habe mich hierbey oft der Rede jenes Weltweiſen erinnert: Sie reden Böſes von mir? Ah, wenn ſie mich ſo genau kennten, als ich mich ſelbſt kenne! —

Die alten Schriftſteller und Kunſtrichter unterrichteten ſich vor allen Dingen ſelbſt; ſie begaben ſich nicht eher auf die Bahn der ſchönen Wiſſenſchaften, als bis ſie aus den Schulen der Weltweisheit kamen. Und wie lange behielt der Autor nicht ſein Werk bey ſich, ehe er es ans Licht treten ließ? So wurde es denn auch reif; und Rath und Zeit und Feile machten es vollkommen.

Wir wollen uns gar zu bald zeigen, und haben, wenn wir die Feder ergreiffen, doch weder Einſicht noch Redlichkeit genug.

Iſt das moraliſche Syſtem verdorben, ſo kann der Geſchmack nicht anders als falſch ſeyn.

Wahrheit und Tugend ſind die Freundinnen der ſchönen Künſte. Wer ein Schriftſteller, wer ein Kunſtrichter werden will, der fange erſt an, ein ehrlicher Mann zu werden. Was kann man ſich viel von dem verſprechen, der ſich ſelbſt nicht ſtark genug zu rühren weis? Und was kann mich ſtärker rühren, als Wahrheit und Tugend, dieſe zwey mächtigſten Dinge in der Natur?

Wenn man mich verſichert, daß ein Menſch geizig iſt, ſo werde ich mir kaum einbilden können, daß er im Stande ſey, etwas Groſſes hervor zu bringen. Dieſes Laſter macht den Geiſt klein, und das Herz enge. Die öffentlichen Unglücksfälle ſind dem Geizigen nichts. Oft erfreuet er ſich darüber. Er iſt hart. Wie ſoll er ſich zu etwas Erhabenem ſchwingen können? Er liegt beſtändig gekrümmt auf ſeinem Geldkaſten. Er kennt weder die Geſchwindigkeit der Zeit, noch die Kürze des Lebens. Unbekannt mit dem allgemeinen Wohlwollen, ſchränkt er ſich nur auf ſich ſelbſt ein. Die Wohlfahrt ſeines Nächſten iſt in ſeinen Augen, in Vergleichung mit einem kleinen Stückchen gelben Metalls, nichts. Er hat nie das Vergnügen empfunden, dem Dürftigen mitzutheilen, dem Nothleidenden beyzuſpringen, und mit dem Weinenden zu weinen. Er iſt ein ſchlechter Vater, ein ſchlechter Sohn, ein ſchlechter

ter Freund, ein ſchlechter Bürger. Um ſein Laſter gegen ſich ſelbſt zu entſchuldigen, hat er ſich ein Lehrgebäude machen müſſen, nach welchem er ſeinen Leidenſchaften alle Pflichten aufopfern darf. Wenn er das Mitleiden, die Freygebigkeit, die Gaſtfreyheit, die Liebe des Vaterlandes, oder die Liebe des menſchlichen Geſchlechts ſchildern müßte, wo ſollte er die Farben dazu hernehmen? Er hält in ſeinem Herzen alle dieſe Eigenſchaften für nichts, als verkehrte Thorheiten.

Nach dem Geitzigen, der ſich überall kleiner und nichtswürdiger Mittel bedienet, der ſich nicht einmal eines groſſen Verbrechens, um Geld zu bekommen, erkühnen würde, iſt das kleinſte Genie, der Aufgelegteſte zu groſſen Verbrechen, dem das Wahre, das Gute und das Schöne am wenigſten rühret, ein Abergläubiſcher.

Nach dem Abergläubiſchen, kömmt der Heuchler. Bey dem Abergläubiſchen iſt der Verſtand verfinſtert; bey dem Heuchler iſt das Herz böſe.

Hat man ſich über die Natur nicht zu beklagen, at man von ihr einen aufrichtigen Geiſt und ein mpfindliches Herz bekommen, ſo fliehe man eine eitlang die menſchliche Geſellſchaft, und ſtudiere ch ſelbſt. Wie kann das Inſtrument die gehörige armonie ertönen laſſen, wenn es verſtimmt iſt?

Man

Man ſuche ſich von allen Dingen richtige Begriffe zu machen; man vergleiche ſeine Aufführung mit ſeinen Pflichten; man beſtrebe ſich ein ehrlicher Mann zu werden, und glaube ja nicht, daß dieſe für den Menſchen ſo wohl angewandte Zeit, für den Schriftſteller verloren ſey. Es wird von der moraliſchen Vollkommenheit, zu der man ſeinen Charakter und ſeine Sitten erhoben hat, ein Schimmer von Gröſſe und Gerechtigkeit ausflieſſen, der ſich auf alles, was man ſchreibet, verbreitet. Hat man das Laſter zu ſchildern, ſo präge man ſich nur ein, wie ſehr es mit der allgemeinen Ordnung, der öffentlichen und der beſondern Wohlfahrt, ſtreitet, und man wird es mit Nachdruck ſchildern. Iſt es hingegen die Tugend: wie kann man ſie andern liebenswürdig zeigen, wenn man ſelbſt nicht von ihr bezaubert iſt? Kehrt man dann wieder unter die Menſchen zurück, ſo höre man denen fleißig zu, die gut zu reden wiſſen, und ſpreche fleißig mit ſich ſelber.

Mein Freund, Sie kennen Ariſten. Von ihm habe ich das, was ich Ihnen itzt erzehlen will. Er war damals vierzig Jahr alt. Er hatte ſich vornehmlich auf die Weltweisheit gelegt. Man nennte ihn auch nur den Philoſophen; weil er ohne Ehrgeiz gebohren war, und ein rechtſchaffnes Herz beſaß, das nie kein Neid beunruhiget hatte. Uebrigens

gens war er geſetzt in ſeinem Betragen, ſtreng in ſeinen Sitten, ernſt und einfältig in ſeinen Reden. Der Mantel eines alten Philoſophen war faſt das einzige, was ihm fehlte; denn er war arm, und mit ſeiner Armuth zufrieden.

Einsmals, als er ſich vorgenommen hatte, einige Stunden bey ſeinen Freunden zuzubringen, und ſich mit ihnen von den Wiſſenſchaften oder von der Moral zu unterhalten; denn von Staatsneuigkeiten zu reden, war ſeine Sache nicht: ſo fand er ſie nicht zu Hauſe, und entſchloß ſich alſo, ganz allein ſpatzieren zu gehen.

Die Oerter, wo ſich Menſchen verſammeln, beſuchte er ſehr wenig. Abgelegene Gegenden gefielen ihm mehr. Er gieng, und dachte, und ſprach Folgendes mit ſich ſelbſt:

Ich bin vierzig Jahr. Ich habe viel ſtudiert. Man nennt mich den Philoſophen. Wenn gleichwohl jetzt jemand käme, und zu mir ſagte: Ariſt, was nenneſt du wahr, was gut, was ſchön? Würde ich ſogleich wiſſen, was ich antworten ſollte? Nein. Wie, Ariſt? Du weißt nicht, was Wahrheit, was Güte, was Schönheit iſt; und läſſeſt dich den Philoſophen nennen?

Nach einigen Betrachtungen über die Eitelkeit der Lobſprüche, die man ohne Einſicht verſchwendet, und ohne Scham annimt: fing er an, dem Urſprunge dieſer Grundideen unſerer Aufführung und unſerer Urtheile nachzuſpüren; und fuhr folgender Geſtalt bey ſich zu ſchlieſſen fort.

Es giebt vielleicht unter dem ganzen menſchlichen Geſchlechte nicht zwey Individua, die mit einander übereinkämen. Die allgemeine Organiſation, die Sinne, die äuſſerliche Geſtalt, die Eingeweide, haben ihre Verſchiedenheit. Die Faſern, die Muskeln, die feſten und flüßigen Theile, haben ihre Verſchiedenheit. Der Witz, die Einbildungskraft, das Gedächtniß, die Gedanken, die Wahrheiten, die Vorurtheile, die Nachahmung, die Uebung, die Kenntniſſe, die Stände, die Erziehung, der Geſchmack, das Glück, die Talente, haben ihre Verſchiedenheit. Die Gegenſtände, die Himmelsſtriche, die Sitten, die Geſetze, die Gewohnheiten, die Gebräuche, die Regierungsformen, die Religionen, haben ihre Verſchiedenheit. Wie wäre es alſo möglich, daß zwey Menſchen vollkommen ebendenſelben Geſchmack, oder ebendieſelben Begriffe von Wahrheiten, Güte und Schönheiten haben könnten? Die Verſchiedenheit der Lebensart und der zuſtoſſenden Begebenheiten, wäre ſchon allein hinlänglich, auch unſere Urtheile verſchieden zu machen.

Das iſt noch nicht genug. In jedem Menſchen ins beſondere, iſt alles in einer beſtändigen Abwechſelung; man mag das Phyſiſche oder das Moraliſche an ihm betrachten; der Schmerz folgt dem Vergnügen, das Vergnügen dem Schmerze; die Geſundheit der Krankheit, der Krankheit die Geſundheit. Blos dem Gedächtniſſe iſt es zuzuſchreiben, daß wir, ſowohl in Anſehung anderer, als unſerer ſelbſt, das nehmliche Individuum bleiben. In dem Alter, da ich itzt bin, habe ich vielleicht nicht das geringſte Stäubchen mehr von dem Körper, den ich mit auf die Welt brachte. Ich weis nicht, wie weit das Ziel meiner Dauer noch entfernt iſt; wenn aber der Augenblick kommen wird, daß ich nun dieſen Körper der Erde wiedergeben ſoll, ſo iſt ihm vielleicht von allen den kleinſten Theilchen, aus welchen er itzt beſtehet, kein einziges mehr übrig. Eben ſo wenig gleichet ſich die Seele in verſchiednen Perioden ihres Lebens. Ich ſtammelte in meiner Kindheit. Itzt glaube ich vernünftig zu denken. Aber mitten unter dieſem vernünftigen Denken, verfliegt die Zeit; und ich komme wieder zu dem Stammeln zurück. So iſt es mit mir, ſo iſt [illegible] mit allen beſchaffen. Wie wäre es alſo möglich, daß ein einziger von uns, ſeine ganze Lebenszeit hindurch, immer einerley Geſchmack behalten, immer einerley Urtheil von dem, was wahr, was gut, was ſchön iſt, fällen könnte? Die Veränderungen, welche der Gram und die Bosheit der Menſchen in uns verurſachen, wären ſchon allein hinlänglich, auch unſere Urtheile zu verändern.

Iſt denn alſo der Menſch dazu verdammt, daß er, über die wichtigſten Gegenſtände ſeiner Erkenntniß, über Wahrheit, Güte und Schönheit, weder mit ſeines gleichen, noch mit ſich ſelbſt einig ſeyn ſoll? Sind es weiter nichts als Dinge, die von der Zeit, vom Orte, von unſerer Willkühr abhangen? Sind es Worte ohne Sinn? Giebt es nichts, was wirklich ſo ſey? Iſt etwas wahr, gut und ſchön, weil es mich ſo dünkt? Und ſollten alle unſere Streitigkeiten über den Geſchmack endlich auf dieſen Satz hinauslauffen: Ich und Du, wir beyde ſind zwey verſchiedene Weſen, und ich ſelbſt bin in dem Augenblick nicht mehr der, der ich dem vorigen war?

Hier hielt Ariſt inne. Darauf fuhr er fort:

Das iſt gewiß, unſere Streitigkeiten können kein Ende haben, ſo lange ſich jeder ſelbſt zum Muſter und Richter nehmen will. So viel Menſchen, ſo viel Maaſſe wird es geben; und jeder Menſch ins beſondere wird ſo viel verſchiedene Muſter haben, als es merklich verſchiedene Perioden in ſeiner Lebenszeit giebt.

Hieraus, dünkt mich, kann ich hinlänglich abnehmen, wie nöthig es ſey, einen Maaßſtab, ein Muſter auſſer mir zu ſuchen. So lange ich hiermit noch nicht zu Stande bin, ſo lange werden meine Urtheile größten Theils falſch, und durchgängig ungewiß ſeyn.

Aber wovon ſoll ich dieſes unwandelbare Maaß, das mir fehlet, und das ich ſuche, nehmen? — Von einem idealiſchen Menſchen, den ich mir bilde, dem ich die Gegenſtände vorlege, den ich darüber urtheilen laſſe, und deſſen getreues Echo ich bloß bin? — Aber dieſer Menſch wird mein eignes Werk ſeyn. — Das ſchadet nicht; wenn ich ihn nur aus unveränderlichen Elementen ſchaffe. — Aber wo ſind dieſe unveränderlichen Elemente? — In der Natur? — Gut; aber wie ſoll ich ſie zuſammenbringen? — Die Sache iſt ſchwer; aber iſt ſie darum unmöglich? — Wenn ich auch ſchon nicht hoffen dürfte, mir ein vollkommnes Muſter machen zu können, wäre ich deswegen weniger verbunden, es zu verſuchen? — Nein. — Ich v[illegible]he es alſo. — Aber wenn das Muſter der Schönheit, auf welches die alten Bildhauer hernach alle ihre Werke bezogen, ihnen ſo viel Aufmerkſamkeit, ſo viel

Nachdenken, ſo viel Mühe koſtete: wozu mache ich mich anheiſchig? — Doch muß ich: oder ich werde ewig erröthen müſſen, ſo oft man mich den Philoſophen nennet.

Hier hielt Ariſt zum zweytenmale inne, und etwas länger als zum erſtenmale; und fuhr darauf fort.

Da der idealiſche Menſch, den ich ſuche, eben ſowohl ein zuſammengeſetztes Ding ſeyn muß, als ich: ſo ſehe ich ſogleich, daß die alten Bildhauer, indem ſie die Verhältniſſe, die ihnen die ſchönſten geſchienen, feſtgeſetzt, einen Theil meines Muſters bereits gemacht haben. — Ja. Dieſe Bildſäule alſo will ich nehmen, und beleben. Ich will ihr die vollkommenſten ſinnlichen Werkzeuge geben, die der Menſch nur haben kann. Ich will ihr alle Eigenſchaften geben, die ein Sterblicher nur immer beſitzen kann! Und mein idealiſches Muſter wird fertig ſeyn. — Ohne Zweifel. — Aber welches Stadium! Welche Arbeit! Wie viel phyſiſche und moraliſche Kenntniſſe werden dazu erfordert! Ich müßte keine Wiſſenſchaft, keine Kunſt, die ich nicht aus dem Grunde verſtehen müßte. — Dafür werde ich aber auch das idealiſche Muſter von aller Wahrheit, von aller Güte, von aller Schönheit haben. — Aber wie werde ich mit dieſem allgemeinen idealiſchen Muſter zu Stande kommen, wenn mir die Götter wenigſtens nicht ihren Verſtand leihen, wenigſtens nicht ihre Ewigkeit verſprechen? Ah, ich falle in die Ungewißheit, aus der ich mich reiſſen wollte, wieder zurück.

Hier hielt der traurige und nachdenkende Ariſt abermals inne.

Aber, fuhr er, nachdem er einen Augenblick geſchwiegen hatte, wieder fort, warum mache ich es nicht auch, wie es die Bildhauer machen? — Sie haben ſich ein Muſter gemacht, wie es ihr Stand erfordert; und ich habe ja auch meinen Stand. — Der Gelehrte mache ſich ein idealiſches Muſter von einem vollkommenen Gelehrten; und durch den Mund dieſes Menſchen urtheile er von ſeinen und andrer Werken. Eben ſo mache es der Philoſoph. — Alles, was dieſem Muſter gut und ſchön ſcheinen wird, das wird es ſeyn. Alles, was ihm ſchlecht, falſch und ungeſtalten ſcheinen wird, das wird es ſeyn. — Dieſes Muſter wird aus ſeinen Entſcheidungen ſprechen. — Und dieſes idealiſche Muſter wird um ſo viel gröſſer, um ſo viel ſtrenger ſeyn, je mehr man ſeine Kenntniſſe erweitert. — Es giebt keinen Menſchen in der Welt, und es kann keinen geben, der von dem, was wahr, was gut, was ſchön iſt, überall gleich richtig urtheile. [illegible] und wenn man unter einem Menſchen von Geſchmack einen ſolchen Menſchen verſteht, der das allgemeine idealiſche Muſter der Vollkommenheit in ſich ſelbſt hat: ſo iſt es eine Grille.

Aber wozu ſoll ich dieſes idealiſche Muſter, das, nach meinem Stande eines Philoſophen (weil man mich doch einmal ſo nennt) eingerichtet iſt, wozu ſoll ich es brauchen, wenn ich es haben werde? Eben dazu, wozu die Mahler und Bildhauer das ihrige brauchen. Ich muß es, nach Erforderung der Umſtände, modificieren. Das iſt das zweyte Studium, auf das ich mich zu legen habe.

Das Studieren krümmet den Gelehrten. Durchs Exercieren lernt der Soldat einen feſten Schritt thun, und den Kopf in die Höhe halten. Das viele Tragen macht die Lenden des Laſtträgers ſtark. Die ſchwangere Frau ſchlägt den Kopf zurück. Der Bucklichte ſetzet ſeine Glieder anders, als der Gerade. Dieſe, und dergleichen Anmerkungen unzählige mehr, machen den Bildhauer, und lehren ihn, wie er ſein idealiſches Muſter aus dem natürlichen Stande in jeden andern ihm beliebigen Stand verändern ſoll, indem er es bald ſtärker, bald ſchwächer macht; bald mehr oder weniger, bald ſo oder ſo vorſtellet.

Den Maler lehret das Studium der Leidenſchaften, der Sitten, der Charaktere, der Gebräuche, ſein idealiſches Muſter abändern, und den Menſchen überhaupt in einen guten oder böſen, in einen ruhigen oder zornigen Menſchen verwandeln.

Und ſo wird aus einem einzigen Muſterbilde, eine unendliche Menge verſchiedner Vorſtellungen auf der Bühne und auf den Gemälden entſpringen. Iſt es ein Dichter? Iſt es ein Dichter, der izt arbeitet? Macht er eine Satyre oder eine Hymne? Iſt es eine Satyre: ſo iſt ſein Auge wild; der Kopf ſteckt zwiſchen den Schultern; die Zähne zuſammengeknirſcht: der Mund verſchloſſen; der Athem kurz und ſchwer; ganz wie ein Raſender. Iſt es eine Hymne: ſo trägt er den Kopf hoch; den Mund halb offen; die Augen gen Himmel gekehret; auſſer ſich, entzückt; der Athem, als ob er wegbliebe; ganz wie ein Enthuſiaſt. Und die Freude dieſer beiden Männer, wenn ihnen ihre Arbeit gelungen iſt, wird auch ſie nicht von ganz verſchiedner Art ſeyn?

So ſprach Ariſt mit ſich ſelbſt, und ſahe, daß er noch ſehr vieles zu lernen habe. Er ging nach Hauſe; verſchloß ſich funfzehn Jahre; legte ſich auf die Geſchichte, auf die Weltweisheit, auf die Moral, auf die Wiſſenſchaften und Künſte; und ward in ſeinem fünf und funfzigſten Jahre ein ehrlicher Mann, ein gelehrter Mann, ein Mann von Geſchmack, ein groſſer Schriftſteller, ein vortrefflicher Kunſtrichter.

Ende des zweyten Theils.

4006,

Gotthold Ephraim Leſſings

Leben,

nebſt

Meyers Buchhandl.

ſeinem noch übrigen

litterariſchen Nachlaſſe.

Meyers Leihbibliothek.

Herausgegeben

von

K. G. Leſſing.

L 36.

Erſter Theil.

Berlin, 1793.

In der Voſſiſchen Buchhandlung.

UNIVERSITÄTS- U. L… BIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

1117 K 1844

1.

Das Schickſal und der Charakter eines Menſchen hangen ſo ſehr von ſeiner Geburt und ſeinen Familienverhältniſſen ab, daß man dem Gemälde deſſelben eine weſentliche Schattirung rauben würde, wenn man gar nichts davon erwähnte. Darum ſtehen hier einige kurze Nachrichten von Leſſings Vorfahren.

Der erſte derſelben, deſſen handſchriftliche Nachrichten gedenken, iſt Clemens Leſſigk, Pfarrer in Churſachſen, im Erzgebirgiſchen Kreiſe, unter der Chemnitzer Inſpektion.

Ob ſie gleich von ihm nichts, nicht einmal den Ort wiſſen, wo er Pfarrer geweſen, ſo erzählen ſie doch mit einer ſichtbarlichen Zufriedenheit, daß dieſer Clemens Leſſigk 1580 die bekannte Eintrachtsformel, zufolge aller gedruckten Ausgaben davon, mit unterſchrieben.

Einer ſeiner Söhne, Matthäus Leſſing, Diakonus zu Skenditz, einem Städtchen im

Stiſte Merſeburg, zwiſchen Leipzig und Halle, hatte unter andern einen Sohn, mit Namen Chriſtian, der, wie es in einem alten geſchriebenen Lebenslaufe heißt, ein Litteratus und Pachtinhaber unterſchiedlicher hochadlicher Güter war. Soll wohl weiter nichts ſagen, als ein ehrlicher Pächter, der, ehe er zu pachten anfing, auf Schulen und Univerſitäten geweſen war.

Einer von deſſen Söhnen hieß auch Chriſtian, wollte nicht treiben, was ſeines Vaters war, lernte rechten und richten, und ward Bürgermeiſter in dem nehmlichen Skendiß.

Von dieſes Mannes Söhnen that aber einer, Namens Theophilus, der Großvater von Gotthold Ephraim Leſſing, was ſein Vater that, und ward Bürgermeiſter zu Kamenz, einer von den ſo genannten Sechsſtädten der Oberlauſitz.

Von ihm muß man ſchon, etwas weitläufiger zu ſeyn, ſich erlauben. Er erblickte, ſo heißt es in ſeinem Lebenslaufe: Perſonalia betitelt, bey annoch währendem dreyßigjährigen Kriege, 1647 das Licht der Welt, kam 1659 nach Merſeburg auf das damals ſehr berühmte fürſtliche Gymnaſium, wo er ſich bey dem Rektor deſſelben, Doktor Georg Möbius, durch Fleiß und gute Aufführung ſehr empfahl. Kurz vorher ehe er auf die Univerſität nach Leipzig gehn wollte, brannten ſeine Eltern und ſeine Vaterſtadt ganz ab. Sie konnten ihm deshalb auf die hohe Schule nicht mehr als zwey Rthlr. mitgeben. Dieſes Unglück wurde aber ſein Glück. Der Rektor Möbius empfahl ihn den beyden Bürgermeiſtern daſelbſt: wodurch er ein Stipendium auf 3 Jahr erhielt, in das Haus und an den Tiſch des einen Bürgermeiſters Wagner kam, und den Vortheil hatte, den angeſehenſten Einwohnern bekannt zu werden. Er informirte dafür Wagners beyde jüngſte Söhne, von denen einer, wegen ſeines ungemein fähigen Gedächtniſſes und frühzeitigen Verſtandes, ſchon im 14ten Jahre mit großem Ruhme Magiſter werden konnte.

Dieſer Theophilus Leſſing hielt 1670, nach Vollendung ſeiner philoſophiſchen Collegien, eine Disputation de Religionum tolerantia.

Nicht von der Duldung der drey Religionen im Römiſchen Reiche, ſondern von der allgemeinen Duldung aller Religionen. Vier und zwanzig Jahr vor der Geburt des weltlichen Toleranzpredigers Voltaire, in einem Lande, das an Geſchmack, Aufklärung und Frömmigkeit mit Frankreich wetteifern kann. Er könnte der Vorläufer Voltairens heißen, hätte er nur ſonſt etwas von ſeinen Fehlern und Tugenden. So aber weiß man nicht einmal, ob er dieſe Disputation drucken laſſen.

1676 ward er in dem Churfürſtlich-Sächſiſchen Amte Stolpen Aktuarius, und kam 1681, nach der Peſt in Kamenz, in den daſigen Rath, wo er zehn Jahr Rathsherr und Scabinus oder Gerichtsſchöppe, zehn Jahr Stadtſchreiber oder Syndikus, zehn Jahr Stadtrichter, und vier und zwanzig Jahr Bürgermeiſter war. Bey den erſten Rathsämtern, verwaltete er auch viele Gerichtshaltereyen in der daſigen Gegend, und war über achtzig Jahr alt, als er ſtarb.

Daß ihn ſeine Toleranzideen nicht auf heterodoxe Religionsgedanken gebracht, beweiſet eine Bibel in Folio, die er für ſeine Mühwaltung bey einem Erbſonderungsgeſchäfte geſchenkt bekommen. Man findet darin, wie oft er ſie zu leſen angefangen und beendiget, und wie viele Kinder und Freuden ihm Gott beſcheret.

In ſolchen frommen Geſinnungen erzog er auch ſeine Kinder. Einer davon, der erſte aus der zweyten Ehe, Johann Gottfried, war unſers Leſſings Vater, geboren den 24ten November 1693.

Er zeigte frühzeitig ein ſtarkes Gedächtniß, außerordentlichen Hang zum Geſchichtsſtudium, und machte als Knabe ſo große Fortſchritte darin, daß ſeine Lehrer ſolche, gegen die wenigen Progreſſen in der Lateiniſchen Sprache, für zu unverhältnißmäßig hielten. Eine Lateiniſch geſchriebene Grammatik hatte Schuld. Die trocknen Sprachregeln ekelten ihm ſchon an; nun kam dazu, daß er ſie nicht ganz verſtand, und ſein Lehrer ſie ihm auch nicht ganz deutlich machen konnte. Der Vater merkte dieſes, und gab ihm eine Deutſche Grammatik; ließ ihn nicht die Regeln von Anfang bis zu Ende auswendig lernen, ſondern las ſogleich einen

Lateiniſchen Geſchichtſchreiber mit ihm, und nahm das Grammatikaliſche nur gelegentlich nach und nach mit.

Bald ſchickte er ihn auf das Gymnaſium zu Görlitz, wo Großer, ein guter Hiſtoriker und Philologe, Rektor war. Hier fand ſich die Liebe zur Lateiniſchen und Griechiſchen Sprache noch mehr, und ſein Fleiß darin war ſo anhaltend, daß ihn ſeine Lehrer im neunzehnten Jahre ſeines Alters für fähig erklärten, auf die Univerſität Wittenberg zu gehn.

Er ſtudirte zwar Philoſophie und Theologie mit Ernſt, legte ſich aber doch dabey auf die Orientaliſchen Sprachen, wie nicht weniger auf die Franzöſiſche und Engliſche, am meiſten aber auf die letztere.

Gleich im erſten Jahre ſeines akademiſchen Lebens vertheidigte er Planeri novam ſententiam de affectibus, und hielt die folgenden Jahre noch mehrere Disputationen. In dieſer Art von gelehrten Streiten erwarb er ſich ſolchen Beyfall, daß ihm der damalige Dekanus Brendel umſonſt die Magiſterwürde antrug, und der Hofrath und Leibarzt von Berger, ſein Eraminator, ein churfürſtliches Stipendium verſchaffte. Er hatte gewiß weder Familienanhang noch ſonſtige Empfehlungen, die manchmal die Stelle des Fleißes und Talents vertreten müſſen. Sein Benehmen war anſpruchlos, aber bieder und ſittſam.

Ob er gleich 1716 nach Dreßden ging, um ſich bey dem Oberconſiſtorium examiniren zu laſſen, ſo war doch ſeine Abſicht, auf der Univerſität zu bleiben und Profeſſor zu werden. Deshalb reiſete er 1717 wieder nach Wittenberg, opponirte und reſpondirte daſelbſt nicht wenig, und weil in dieſem Jahre die zweyhundertjährige Gedächtnißfeyer der Lutheriſchen Kirchenveränderung einfiel, ſchrieb er Vindicias Reformationis Lutheri a nonnullis novatorum praejudiciis.

Nach Endigung dieſer Schrift erhielt er, ohne alle ſein ſchriftliches oder mündliches Geſuch, den Ruf als Prediger und Katechet in ſeiner Vaterſtadt. Auf einmal verſchwand das ganze Univerſitätspländchen, das er ſich entworfen. Er hielt dieſen magiſtraliſchen Ruf für einen göttlichen, dem er gehorchen müſſe.

Er kam alſo 1718 als Prediger und Katechet in ſeine Vaterſtadt. Unermüdet in ſeinen Pflichten, glaubte er nicht, daß das Amt für ihn, ſondern er für das Amt ſey; und merkte, was wir nur jetzt zu merken glauben, daß, wenn die Menſchen moraliſcher und beſſer werden ſollen, man mit dem vernünftigen Unterrichte der Jugend anfangen müſſe. Er ſchrieb daher ſelbſt einen Katechismus, der unter die beſten der damaligen Zeit gerechnet wurde. Was die neuen pädagogiſchen Aufklärer dabey ausſetzen könnten, würde er als Theologe mißbilligen, als Philoſoph vielleicht beherzigen; aber nie zugeben, daß der Philoſoph Lehrer chriſtlicher Kinder würde.

So angelegen er ſich aber das beſſere Katechiſiren ſeyn ließ, ſo rückte er doch auch mit ſeinen Zeitgenoſſen in den übrigen theologiſchen Wiſſenſchaften fort, und vermehrte vorzüglich ſeine Kenntniſſe in der Geſchichte. Sein Amt war nicht das Ende ſeines Studirens, ſondern nur die Richtung deſſelben. Größerer Würden werth zu ſeyn, war ihm rühmlicher, als ſie zu bekleiden, und die Vermehrung ſeiner Einſichten ſchien ihm Belohnung genug.

Dieſe Genügſamkeit, ſich nur ſelbſt zu vervollkommen, und ſich zu nichts zuzudrängen, aber was ihm die Vorſehung angewieſen, nach allen ſeinen Kräften zu bearbeiten, iſt ein Hauptzug in ſeinem Charakter, den er bey allen ſeinen häuslichen Sorgen nie verleugnete, wenn es auch die Erhaltung ſeiner zahlreichen Familie nöthig zu machen ſchien.

Er hatte einen ziemlichen Briefwechſel mit den damals angeſehenſten Theologen, einem Marperger, Löſcher, Mosheim, Rambach, Neumeiſter, Pluske; aber, als dieſe Männer ſtarben, machte er keine neue ſchriftliche Bekanntſchaften, ob er gleich unermüdet fort las, was Theologie und Geſchichte betraf.

Dieſe Männer würden ihm, zum Theil gewiß, in einem Geſuche zu ſeiner weiteren Beförderung behülflich geweſen ſeyn; aber ſich ſelbſt anzutragen, den beſcheidnen Ausrufer ſeiner Verdienſte mit gutem Anſtande ſelbſt zu machen, verſtand er auch nicht im mindeſten, und mochte es wohl für niedriger halten, als es manchmal nach Zeiten und Umſtänden ſeyn mag.

1724 wurde er Diakonus, und 1733 erſter Prediger, oder, wie es in Kamenz heißt, Paſtor primarius: Aemter, die bey den vielen Kindern, die er nach und nach bekam, kaum hinreichten, ihn vor dem leidigen Hunger zu ſchützen. Sie änderten und mehrten ſeine Arbeiten; ſeine Denkart und ſeinen unermüdeten Fleiß, der ihm zur andern Natur geworden, änderten ſie nicht. Auch da noch war ſeine Erholung Studiren, und die Anwendung ſeiner Muße, dem Publikum ſeine Gedanken über Materien mitzutheilen, die freylich jetzt minder wichtig ſcheinen. Er gieng ſelten ſpazieren, und noch ſeltner machte er Beſuche, wenn nicht ſeine Amtspflicht ſie ihm auflegte.

Er heirathete 1725 die älteſte Tochter ſeines Vorgängers, des Paſtor Primarius Feller, und bekam mit ihr zehn Söhne und zwey Töchter; als er aber ſtarb, waren nur noch vier Söhne und eine Tochter am Leben.

Es giebt wohl wenig oder gar keine Eltern, die nicht von ganzem Herzen das Beſte ihrer Kinder zum Augenmerk hätten, ſo verkehrt und widerſprechend es auch manchmal ſeyn mag.

Aber die Sorge und Zärtlichkeit der Eltern Leſſings vereinigte ſich ſichtbarlich auf dieſen einzigen Punkt. Ob ſie gleich auch wußten, daß den Neigungen ihrer Kinder freye Wahl bleiben müſſe, und ihr dunkles Gefühl, wozu ſie ſich ſchicklich glaubten, oder Luſt bezeigten, beſſer ſey, als elterliches Raffinement und Erfahrung: ſo konnte doch der Vater ſeine Abſicht nicht genug verbergen, aus ſeinen Kindern Gelehrte zu machen, wenn ſie Fähigkeiten dazu beſäßen; und die Mutter, die von der großen Welt nichts wußte, war eine zu fromme Frau, als daß ſie nicht gebetet und gewünſcht hätte, daß wenigſtens der älteſte Sohn, Gotthold Ephraim, ein Gottesmann werden möchte.

Je älter aber Leſſings Vater wurde, je mehr entfernte er ſich von der Lieblingsidee mit ſeinen Kindern, und an ſeinem Ende bereuete er ſie ganz und gar. Er opferte ſich mit der Mutter dem Vorſatze, ſie alle auf Univerſitäten und Schulen zu ſchicken, mit faſt unbegreiflicher Verleugnung alles Selbſtgenuſſes, deſſen der dürftigſte Handwerksmann theilhaft wird. Und wenn es dennoch nirgends zulangen wollte, ſo ſuchte er ſich nur mehr einzuziehn und ſich ſelbſt abzudarben. Ob er gleich von etwas heftigem Temperamente war, ſo ward er doch über dieſes kümmerliche Leben nie ungeduldig. Seine höchſte Klage war: Wir armen Geiſtlichen haben es jetzt gar zu ſchlimm, und vollends wir, die wir viele Kinder haben. Er gab, ſo zu ſagen, den letzten Heller für ſie hin, mit einer Willigkeit, die kaum ihres gleichen hat. Und nicht bloß für ſeine Kinder; für alle Arme und Bedrängte! Er kannte die Maxime nicht: von ſeinem Ueberfluſſe mitzutheilen; denn er hatte in ſeinem Leben nicht erfahren, was Ueberfluß ſey, ſondern hielt es für ſeine erſte Pflicht, auch von ſeiner Armuth den Armen geben zu müſſen. In ſeinem Hauſe war es Geſetz und Gewohnheit, keinen Bettler von der Thüre ohne eine kleine Gabe abzuweiſen. Und man kann verſichern, daß damals allen möglichen Landſtreichern die Thore der Sechsſtadt Kamenz offen ſtanden: von Prinzen an, die um der Religion vertrieben worden, oder aus dem entfernteſten Winkel der Erde kamen, ſie anzunehmen, bis auf die fechtenden Handwerksburſchen, die weder arbeiten wollten, noch konnten.

Was ihm die Vorſehung an Glücksgütern verſagte, das erſetzte ſie reichlich mit einem geſunden Körper, heiterm und zufriednem Gemüthe, mit Gelaſſenheit und Standhaftigkeit Sich durch alle Mühſeligkeiten dieſes Lebens durchdringen müſſen, hatte etwas tröſtliches für ihn, ohne darauf ſtolz zu ſeyn, oder über die Undankbarkeit der Welt zu klagen, daß ſie ſein Verdienſt nicht genug belohne. Er erfüllte ſo ſtill als eifrig die Pflichten des Vaters, des Mannes und des Predigers, und ſah ganz andern Belohnungen entgegen, als die ſind, wornach wir hienieden ſtreben. Er ſtarb 1770 im 77ſten Jahre ſeines Lebens, und im 53ſten Jahre ſeines Amtes.

Wenn Streben nach vollkommenen Einſichten, und daraus geleitetes Handeln, Aufklärung iſt: ſo gehört er gewiß mit unter die aufgeklärteſten Theologen ſeiner Zeit. Er eiferte wider viele Vorurtheile des Chriſtenthums, und fing an, es mit dem edelſten Vorſatze zu läutern. Was er für wahr hielt, behauptete er mit ganzem Ernſte, und war nicht klein genug, auf Nebenumſtände Rückſicht zu nehmen. Es iſt ein mißliches Ding zu beſtimmen, wie weit er damit gekommen, und wie weit er habe kommen können. Schien er Einigen ein zu ſtrenger Theologe, ſo war gewiß nicht angeborne Fühlloſigkeit der Grund; und wo ſein Herz mit ſeinem theologiſchen Verſtande kämpfte, blieb immer ſein Herz Sieger. Von Verſtellung wußte er ſo wenig, daß man ihm lieber die größte Unbekanntſchaft mit der Welt aufbürdete; und ſeine anſcheinende Rohigkeit gegen verfeinerte Weltkinder, war bloß der unverſtellte Drang, für die chriſtliche Religion zu leben und zu ſterben.

Das Verzeichniß ſeiner Schriften, wird hier nicht ganz am unrechten Orte ſeyn, da es wohl ſchwerlich ſonſt wo vollſtändig anzutreffen iſt. Sie ſind folgende:

Sonderbare Hausandacht, die in einem Gebete und vier Liedern beſteht, zur Zeit der großen Theurung. Dresden 1720. (Die Lieder wurden hernach in das Kamenziſche Geſangbuch eingerückt.)

Allgemeine Erinnerungen bey Beurtheilung der Beſeſſenen, Geſpenſter, Zauberey und Hexerey. Dresden 1720.

Die rechte Geſtalt des chriſtlichen Glaubens, nebſt einer Vorrede, in welcher die Mängel der damaligen meiſten katechetiſchen Bücher gezeigt werden. Leipzig 1724. Zwickau 1743.

Vorſchläge zu zwey theologiſchen Schriften, davon die erſte: Die Zurückweiſung unbußfertiger Sünder vom Gebrauche des heiligen Nachtmahls; die andere: Das unbenommene Recht der Kinderzucht; betrift. Dresden 1725.

Luthers Tröſtungen, an die Chriſten zu Halle, über Winklers Ermordung. Halle 1726.

Kurze Anzeige von einigen Mängeln der gemeinen Communionbücher. 1727.

Zweyhundertjähriges Gedächtniß von der 1727 an Oſtern gehaltenen erſten evangeliſchen Predigt, mit einer kurzen Reformationsgeſchichte, und Entwurf von einer ausführlichen Geſchichte ſeiner Vaterſtadt Kamenz. Leipzig bey Heinſius 1727.

Unpartheyiſches Urtheil über einen in Budiſſin erhobenen Liederſtreit. 1727.

Kurze Fragen von der Wiedergeburt und dem göttlichen Gerichte der Verſtockung. Kamenz 1728.

Disquiſitio hiſtorica de confeſſione fidei quam Proteſtantes Hiſpaniæ ejecti 1559 Londini ediderunt. 1729.

Hiſtoriſches Religionsgeſpräch, von der merkwürdigen Geſchichte der Augsburgiſchen Confeſſion, bey Gelegenheit des zweyhundertjährigen evangeliſchen Jubelfeſtes vorgeſtellt. Leipzig und Kamenz 1730.

Von den ſubtilen Weibermördern. Kamenz.

Unpartheyiſche Gedanken, von einer jährlichen Gedächtnißfeyer der Augsburgiſchen Confeſſion. Leipzig 1731.

Von der Liebe zu den Wunden Jeſu. Dresd. 1731.

Ueberſetzt hat er

Geiſtreiche Betrachtungen vom heiligen Abendmahl, aus dem Franzöſiſchen.

Johann Tillotſons Grundlegung der vornehmſten Wahrheiten in Predigten, aus dem Engl. mit D. Marpergers Vorrede. Dresden 1728.

Johann Tillotſons Glaubensregel, aus dem Engl. Dresden 1731.

Johann Tillotſons Vorſtellung der Lehre und Gebräuche der Römiſchen Kirche, aus dem Engl. Dresden 1732.

Auch ſchrieb er, außer vielen Gelegenheitspredigten, Abhandlungen, die nicht beſonders gedruckt worden ſind.

In den Weimariſchen Anmerkungen aus der Theologie, Kirchen- und Gelehrten-Hiſtorie:

Schriftmäßige Gedanken von der augenblicklichen Buße. 1 Band 2te Samml.

Betrachtungen über die bedenkliche Redensart vom geiſtlichen Tode Chriſti. 1. Band 3te Samml.

Animadverſa hiſtorica in Crypto-Socinianorum Collegia Biblica. 1. B. S. 44. u. f.

In den Oberlauſitziſchen Beyträgen zur Gelahrheit und derſelben Hiſtorie:

Gedanken über das Bekenntniß der allervornehmſten Gelehrten, von der Schwäche des menſchlichen Verſtandes in den allerwichtigſten Materien. 1738.

Gedanken über die Heyrath mit ſeiner verſtorbenen Frauen leiblichen Bruders leiblichen Tochter. 2 B. 26 – 30 Stück.

In den frühaufgeleſenen Früchten der Sammlungen, von Alten und Neuen:

Exegetiſche Betrachtung über die Worte Amos V. 26. und Apoſtelgeſ. VII, 3.

In den Heſſiſchen Hebopfern:

Ueber die Hochachtung der Arndtſchen Schriften.

Auch war er ein ſehr fleißiger Mitarbeiter an der auserleſenen theologiſchen Bibliothek.

Ein faſt ausgearbeitetes Manuſcript, das er in ſeinen letzten drey Jahren geſchrieben, kann man unmöglich ganz mit Stillſchweigen übergehen. Nach ſeiner Vorrede dazu ſollte es den Titel haben: Meine Gedanken über die vor funfzig Jahren von mir widerlegten ſiebenzehn Vorurtheile, (*) die man nach einem Zeitlaufe von zweyhundert Jahren zum Nachtheil

---

(*) Oben S. 7. Vindiciae Reformationis &c.

der Kirchenbeſſerung auf die Bahn gebracht. Die Vorrede fängt damit an:

„Die unverdiente Güte meines Gottes hat mich gegen das 74ſte Jahr meines Lebens und gegen das 50te Jahr meines Predigtamts leben laſſen. In dieſer verfloſſenen Zeit haben ſich unzählige Veränderungen zugetragen, welche den Zuſtand der Menſchen in und außer der Chriſtenheit, obſchon anders, jedoch nicht viel beſſer gemacht. Gewiſſenszwang und Verfolgungsgeiſt iſt zwar nach und nach ziemlich verloſchen; die unerhörten Grauſamkeiten in Religionsſachen ſind abgekommen: aber dagegen hat nun eine ungemeſſene Freyheit und unverſchämte Frechheit, von göttlichen und geiſtlichen Dingen zu reden und zu ſchreiben was man will, überhand genommen. Der um ſich gefreſſene Unglaube hat ſich auf den Thron des Aberglaubens geſetzt. Die heilige Schrift hat jedermann leſen, aber auch ſchänden dürfen. Gute und löbliche Anſtalten in Kirchen- und Polizeyſachen ſind gemacht und anbefohlen worden; aber Ungerechtigkeit, Unbarmherzigkeit, Unwiſſenheit und Ungehorſam iſt dadurch nicht weniger geworden. Die Wiſſenſchaften ſind geſtiegen, aber die Sitten der Menſchen nicht gebeſſert. Durch Gelehrſamkeit, nicht durch Gottesfurcht, will man berühmt werden.“

„So denke ich, wenn ich eine Vergleichung mit den vorigen und jetzigen Zeiten und Leuten anſtelle. Jene verachte ich nicht, und dieſe kann ich nicht allzuſehr erheben. Vieles wird unter den Menſchen wohl anders, aber nicht beſſer. Das Alte ſieht man auf der ſchlimmen, und das Neue nur auf der guten Seite an.“

„Die Vertheidigung der Glaubenswahrheiten, die in Gottes Wort gegründet, und einen unſtreitigen Einfluß in das thätige Chriſtenthum haben, iſt für ein Hauptwerk eines ächten Gottesgelehrten beynahe zu aller Zeit gehalten worden; aber niemals iſt dieſe Pflicht ſo enge eingeſchränkt geweſen, als jetzt, da nichts ſo ſehr als die Gleichgültigkeit in Religionsſachen bey denen, die Chriſten heißen, überhand genommen; auf die nun gar Verachtung zu folgen ſcheint. Wer redet und ſchreibt gern von Religion? Wer lieſt gern theologiſche

Bücher? Bey den berühmteſten Gelehrten in dieſen Tagen ſind ſie ſo verhaßt und übel angeſchrieben, daß ſie es für Strafe halten, ſie zu leſen, und wenn ſie ja endlich leſen, nichts Geſcheidtes darin finden.“

„Ein anders iſt es, etwas ohne Urſache verachten, und ein anders, etwas mit gutem Grunde widerlegen. Lege et judica, ſagt ja die geſunde Vernunft. Wie kann ich aber richtig urtheilen, wenn ich ohne Fleiß und Aufmerkſamkeit leſe?“

„Kennt der wohl Luthers, und ſeines vornehmſten Beyſtands Philipp Melanchthons Schriften; kennt der wohl was Spalatin, Johann Bugenhagen, Juſtus Jonas, Brentius Suepſius, Urbanus Rhègius Aquila (*)

(*) Jöchers gelehrtes Lexicon erzählt von dieſem Aquila oder Adler, daß er unter andern auch auf dem Franz von Sickingiſchen Schloſſe Ebernburg in großer Lebensgefahr geweſen ſey. Die darin zur Beſatzung liegenden Soldaten hätten nehmlich von ihm verlangt, eine Stückkugel zu taufen, und da er ſolches abgeſchlagen, hätten ſie ihn in einen großen meſſingenen Feuermörſer geſteckt, in der Meynung, ihn ſo über die Mauer hinauszuſchießen. Als aber das Zündkraut etlichemal, ohne und Myconius gethan und geſchrieben: der behaupten kann, daß die Gelehrten, welche in und außer Deutſchland die Reformation angehoben, Männer von ſehr mittelmäßiger Geſchicklichkeit geweſen, und daher viel niedergeriſſen, wenig aber erbauet hätten?"

„Da ich vor 50 Jahren zu Wittenberg Vindiciae Reformationis Lutheri ſchrieb und auf das Katheder brachte, war mir dieſes Vorurtheil nicht bekannt, weil man noch nicht auf eine offenbar falſche Art die Kirchenbeſſerung beſtritten, und nur diejenigen alſo davon urtheilen, die beſagte Theologen ſehr wenig oder gar nicht geleſen, und doch ihre innerliche Beſchaffenheit vollkommen wiſſen wollen. So weit iſt es mit den ſtolzen Freygeiſtern unſrer Zeit gekommen!"

Die von ihm widerlegten Vorurtheile gegen die Lutheriſche Reformation ſind folgende.

1) Luthers Reformation in den Lehr- und Glaubensartikeln ſey nicht ſo nöthig geweſen, als man vorgegeben, und die Kirchen-

---

das inwendige Pulver anzuzünden, abgebrannt, habe ihn einer der Befehlshaber mit den Beinen wieder herausziehen laſſen.

verbeſſerer hätten nicht Chriſti, ſondern ihre Lehre und Ehre zum Augenmerk gehabt.

2) Die Kirchenverbeſſerung ſey mit allzu großem und noch dazu fleiſchlichem Eifer angefangen worden.

3) Luthers erſte Schriften hätten mehr Nutzen geſtiftet als ſeine letztern, weil jene mit mehr Demuth und Sanftmuth abgefaßt wären, als dieſe.

4) So ſey er auch Anfangs beſcheiden geweſen, habe Widerſpruch und Andersgeſinnte vertragen können, hernach habe ihn der Hochmuth eingenommen, er habe geſchimpft, verketzert und in keiner Kirchengemeinſchaft ſtehen wollen.

5) Er ſey von den Hohen im Lande unterſtützt worden.

6) Man habe auf einige Glaubenslehren geſehen, nicht aber auf wahres und thätiges Chriſtenthum.

7) Luther und ſeine Gehülfen hätten die Lehrer und Zuhörer mehr verſchlimmert als gebeſſert; und

8) Bey der Kirchenverbeſſerung nicht auf die Verbeſſerung der Polizey Rückſicht genommen.

9) Er ſey Schuld, daß die Kirchenzucht und der Kirchenbann gänzlich abgeſchafft worden.

10) Er habe auf die Erhaltung und Ehre des Predigtamts wenig geſehen, und beydes geſchwächt.

11) Er habe lieber Anfangs allen öffentlichen Gottesdienſt und äußerliche Ceremonien abſchaffen, als ſich mit denſelben lange aufhalten wollen.

12) Er habe von der Würde, dem Anſehen und der Nothwendigkeit beyder Sacramente, der Taufe und des Abendmahls, im Anfange ganz andere Gedanken als hernach gehabt.

13) Er habe die unverſchämte Frechheit eingeführt, von Religionsſachen alles zu predigen und zu ſchreiben, was man wolle.

14) Er habe mit der vorgenommenen Kirchenverbeſſerung unſägliche Streitigkeiten, ohne allen Nutzen, aber mit vielem Schaden, auf die Bahn gebracht.

15) Er ſey von Zwingli und Calvinus in ſeiner Kirchenverbeſſerung nicht gehindert worden.

16) Unſere Evangeliſche Kirche habe nach der Lutheriſchen Reformation vieles noch aus dem Papſtthume beybehalten.

17) Das was Lutherus gethan, ſey nur als Vorbote und Morgenröthe der zu hoffen ſtehenden allgemeinen und vollkommenen Kirchenverbeſſerung anzuſehn.

18) Luthers Perſon, Gelehrſamkeit und Gemüthsbeſchaffenheit, ſey Urſache, daß ſeine Kirchenverbeſſerung ſchlechten Fortgang gehabt.

19) Man habe bey der Kirchenverbeſſerung das Beſte der hohen, mittlern und niedrigen Schulen nicht vor Augen gehabt;

20) Nicht für die Armuth geſorgt, und die Einkünfte der eingegangenen Klöſter, die dazu hätten angewendet werden ſollen, zu andern Abſichten verſchleudert.

21) Die Reformation ſey ein aus ſittlichen und politiſchen Urſachen zuſammengekommenes Menſchenwerk.

Endlich 22) wäre es zwar kein bloßes Vorurtheil, daß Gelehrſamkeit und verbeſſerte Staatskunſt vom Reformationswerke befördert worden; allein da die gelehrteſten Staatsleute nach Religion nicht viel fragten, ſo müßte man doch die dabey waltende göttliche Fügung und Regierung erkennen, ohne welche alle menſchliche Klugheit und Gelehrſamkeit nichts zu Stande gebracht haben würde.“

Ob Leſſings Vater dieſe Vorurtheile alle glücklich und hinlänglich widerlegt, kommt bloß auf die Frage an: Iſt die Bibel nach den Buchſtaben oder nach der geſunden Vernunft zu verſtehn, oder kann man ſie bald nach der erſten, bald nach der andern Weiſe erklären? Und da nichts der Mode ſo unterworfen iſt, als die chriſtliche Theologie: ſo würde der Druck dieſes Buchs eben ſo geſucht werden, wie ein Magazin von Alonge-Perucken damaliger Zeit.

2.

Aus dem bisher Erzählten ergiebt ſich alſo ganz klar, daß Gotthold Ephraim Leſſing nicht, wie Voltaire, aus einer poetiſchen und weltlich geſinnten, ſondern aus einer frommen, ächt Lutheriſchen Familie entſproſſen iſt, worin keiner die ſymboliſchen Bücher in Zweifel gezogen, noch wegen einer ſonſtigen Heterodoxie in Anſpruch genommen worden.

Leſſing, der älteſte ſeiner lebenden Geſchwiſter, aber nicht der Erſtgeborne, iſt zu Kamenz, und nicht zu Paſewalk in Pommern, wie in dem Meuſelſchen gelehrten Deutſchlande von 1776 ſteht, den 22. Januar 1729 geboren, und den 24. eben deſſelben Monats in der daſigen Lutheriſchen evangeliſchen Pfarrkirche getauft.

Was dabey für allerhand fromme Betrachtungen gemacht worden, und ſonſt Merkwürdiges vorgefallen, kann man ſo gründlich nicht angeben, wie Herr Conſiſtorial-Rath Büſching von ſeiner Geburt und Taufe *). Aber verſichern kann man, daß Leſſing, ſo bald er nur etwas lallen konnte, zum Beten angehalten wurde, und den erſten mündlichen Unterricht in der Religion von ſeinem Vater ſelbſt erhielt. Im vierten und fünften Jahre wußte er ſchon, was, warum und wie er glauben ſollte. Zugleich mußte er in der Bibel und in des Vaters

---

*) In ſeinem Leben S. 30.

Katechismus leſen, welchen ihm der Vater zugleich erklärte. Bey den Betſtunden, die Morgens und Abends allezeit mit der Familie gehalten wurden, lernte Leſſing bey Zeiten viele Lieder; und vielleicht ſchreibt ſich daher ſeine erſte Luſt zur Deutſchen Poeſie. Einige Jahre weiter hin hatte er einen Privatlehrer, mit Namen, Mylius: deſſen jüngſter Bruder derjenige Mylius iſt, welcher ein beſonderer Freund von ihm in Leipzig und Berlin war, und auf ſeiner gelehrten Reiſe in London ſtarb. Deſſen ungeachtet aber unterrichtete ihn der Vater doch noch ſelbſt, vornehmlich im Chriſtenthum.

Als ein Maler ihn im fünften Jahre mit einem Bauer, in welchem ein Vogel ſaß, malen wollte, hatte dieſer Vorſchlag ſeine ganze kindiſche Mißbilligung. Mit einem großen, großen Haufen Bücher, ſagte er, müſſen Sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt ſeyn. Der Maler that es, und wer das Gemälde ſah, erfuhr dieſe Anekdote. Es war eben der Mahler, der ihn nachher im Zeichnen unterrichtete, und ihm frühzeitig Geſchmack an den bildenden Künſten beybrachte. Denn, wie Leſſing oft erzählte, war er kein ganz ſchlechter Künſtler, und beſaß ſogar etwas Kunſtgelehrſamkeit. Wie er ſich aber nach Kamenz verirrt hatte, weiß Gott!

Seine Eltern erzählten oft ihren übrigen Kindern, daß Leſſing von Kindheit an mit eben ſo großer Luſt als Leichtigkeit gelernt, und nichts lieber gethan, als, ſogar zum Zeitvertreibe, in Büchern geblättert, wenn er auch nicht immerfort darin geleſen. Das Beyſpiel des fleißigen Vaters, der faſt nicht von ſeiner Studierſtube kam, und die beſondre Hochachtung, die er für Gelehrte unwillkührlich äußerte, nicht affektirte, trug ohne Zweifel ihren Theil zu dieſer Bücherluſt bey.

Als ſein Privatlehrer Rektor zu Königsbrück bey Kamenz wurde, ſchickte ihn der Vater in die öffentliche Stadtſchule, unter dem damaligen Rektor Heinze.

Je älter er wurde, je mehr zeigten ſich Fähigkeit und Luſt, alles zu lernen, was ihm nur vorkam. Dieſe beyden Erforderniſſe zu einem hoffnungsvollen Jünglinge machten den Eltern nicht wenig Freude.

Sie beſchloſſen, ihren Sohn auf die Fürſtenſchule zu Meiſſen zu bringen. Die Ausſicht, daß er daſelbſt allen Unterricht und alle Verpflegung umſonſt hatte, bis auf die Kleidung, und der vorzügliche Ruf, worin die fürſtlichen Landſchulen damals ſtanden, waren wohl die größten Bewegungsgründe.

Ehe er aber dahin ging, nahm ihn einer ſeiner Verwandten zu ſich, der damalige Paſtor Lindner zu Putzkau, einem Dorfe eine kleine Meile von Biſchofswerda, wo der Vater des ſel. Geheimenraths Kloß Superintendent war. Lindner hatte auf derſelben Fürſtenſchule ſtudirt, und wußte am beſten, was zur Annahme eines ſolchen Jünglings erfordert würde. Er fand ihn dazu tüchtig, und im Junius 1741 ward er dahin gebracht. Man mußte ihn aber um ein Jahr älter machen, weil keiner unter dem 13ten und über dem 16ten Jahr angenommen werden ſoll.

Dieſe Fürſtenſchule hat freylich das ganze Gepräge ihrer Stiftungszeit, und es wäre äuſerſter Blödſinn, zu behaupten, ſie könne nicht beſſer ſeyn. Aber wo iſt eine Schulanſtalt ohne ſichtbare Mängel?

Das Erſte und Schätzbarſte iſt, daß man da von keinen Nahrungsſorgen etwas wußte; des Armen und Vornehmen, wie des Reichen und Geringen Söhne gleiche Koſt, gleiche Wohnung und gleichen Unterricht genoſſen; daß hundert und zwanzig Jünglinge mit einander lebten und ſich freuten, und keiner dem andern lange verborgen blieb. Man wußte und hörte von keinen Zerſtreuungen und Abhaltungen, die in mittleren und vornehmlich großen Städten der brauſenden und unbefangnen Jugend ſo nachtheilig werden. Man bekümmerte ſich weder um die Armſeligkeiten der großen noch der kleinen Welt; redete mehr von Griechenland und Latium als von Sachſen; ſprach mehr Lateiniſch als Franzöſiſch; betete ſehr viel, ſchwärmte aber doch ſehr wenig, und, wer mehr vom Studiren als vom Beten hielt, ſtudirte ohne zu beten. Freylich mußte er die Vorſicht gebrauchen, ſich auf keiner ſolchen Sünde ertappen zu laſſen. Es geſchah auch ſelten, und wenn es geſchah, war es bloß durch Verrätherey; denn unter hundert und zwanzig Jünglingen werden ſich doch wohl ein Paar Anſchwärzer, Intoleranten oder Einfaltspinſel befinden, die nicht durch Fleiß und Rechtſchaffenheit, ſondern durch Nebendinge die Gunſt ihrer Vorgeſetzten erſchleichen? Es wären ja ſonſt nicht Menſchenkinder.

Der Fleißige, der Fähige, der Gutmüthige, ward ſelten von ſeinen Mitſchülern verkannt; eher von ſeinen Lehrern, die man aber deshalb nicht immer niederer Partheylichkeit beſchuldigte. Man freute ſich nur im Stillen, ein Fleckchen zu ſehn, das ſie nicht recht ſahen.

Freylich bey dem erſten flüchtigen Anblick ſchien es, als könnte man da nur Griechiſch und Lateiniſch lernen; aber wer mit der Verfaſſung dieſer Schule ein wenig genauer bekannt iſt, findet dieſen Vorwurf ungerecht.

Wurde das Lateiniſche und Griechiſche Sprachſtudium zu hoch angeſchlagen, und bey Erklärung der alten Griechen und Römer mehr auf die Worte, als auf die Sache geſehen, ſo war das Zufälligkeit, lag gar nicht in der Einrichtung der Schule, ſondern in der Unwiſſenheit, oder in dem Eigenſinn dieſes oder jenes Lehrers, der beydes nicht verbinden wollte.

Selbſt die philoſophiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften wurden ernſtlich getrieben, und es fehlte nicht an Unterricht in der Franzöſiſchen und Italiäniſchen Sprache, im Zeichnen, in der Muſik und im Tanzen.

War es Geſetz, oder vielleicht mehr Gewohnheit, dieſen letzteren nur in den ſo genannten Freyſtunden zu ertheilen, ſo nahmen es doch die wenigſten Lehrer ſo buchſtäblich, ſondern wollten nur den alten Sprachen und Humanioribus, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, den Vorzug vor der Franzöſiſchen Sprache und den belles lettres bewahren.

In dieſer Kloſterſchule brachte Leſſing fünf ganze Jahre zu; und, wie er oft verſicherte, ihr allein verdankte er es, wenn ihm etwas Gelehrſamkeit und Gründlichkeit zu Theile geworden.

Er war noch nicht drey Jahre darin, ſo überſchickte er ſeinem Vater eine Glückwunſchrede, in welcher er die Gleichheit eines Jahres mit dem andern bewies. Sie iſt das einzige, was ſich ganz und unverſehrt von ſeinen Schularbeiten unter den Papieren ſeines Vaters vorgefunden hat. Man kann ſich nicht entbrechen, ſie am Ende ganz beyzufügen. Sie hat freylich alle Steifigkeit und Gelehrſamkeitsſucht eines Jünglings, die damals unter dem Namen der Regelmäßigkeit noch ſehr genährt wurde. Aber trotz allen dieſen Jugendfehlern, bricht darin ſo viel geſunder Verſtand und Aufmerkſamkeit auf alles um und neben ihm hervor, daß man Leſſingen mit Recht unter die frühzeitigen Köpfe zählen kann. Man bedenke, er hatte noch nicht funfzehn Jahr, und der Inhalt dieſer Rede war von ihm, ſo zu ſagen, nicht aus der Luft gegriffen, ſondern paſſend gewählt. Der Vater äußerte mit der Mutter bey allen Gelegenheiten: daß die Welt ſchlimmer würde. Wenn alte, kränkliche Leute dergleichen ſagen, ſo nimmt es freylich weniger Wunder. Daß aber ſein Vater im funfzigſten Jahre ſchon ſo dachte, wunderte den Sohn, der es für Vorurtheil hielt, und es ihm zu benehmen ſich getrauete. Eine Schrift dieſer Art, von einem geliebten Sohne, war freylich dem Vater ſehr willkommen, und er hob ſie zum Andenken auf.

Sie war ihm der beſte Beweis, daß ſich ſein Sohn glücklich fühle, und das Unglückliche ſeiner Lage weder kenne, noch mit einer glücklichern vergleiche. O, wenn man ſein ganzes Leben hindurch ſo Jüngling ſeyn könnte! Schade, daß die Antwort des Vaters auf dieſe Rede des Sohns verloren gegangen iſt! Er wird ihm gewiß darin Gegengründe aus ſeinem beklemmten Herzen und aus der Erfahrung ſeines kleinen Geſchäftskreiſes vorgehalten, und ihn auf die Zukunft, wenn er die Welt beſſer kennen werde, verwieſen haben. Die Wahrheit war freylich auf des Sohnes Seite; aber die eigne individuelle Erfahrung ſprach für den Vater.

Der junge Leſſing ſtudirte ſogar in denjenigen Stunden, welche zur Ruhe und Erholung ausgeſetzt waren, und las für ſich ſehr viele Claſſiker, die in den öffentlichen Lektionen nicht traktirt wurden, und die vornehmlich nach ſeinem Geſchmacke waren. „Theophraſt, Plautus und Terenz, ſagt er*), waren meine Welt,

---

*) In der Vorrede zum 3ten Theil ſeiner kleinen Schriften. Berlin 1754. Sämtl. Schriften. Th. VIII. S. 44.

die ich in dem engen Bezirke einer kloſtermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit ſtudirte. — Wie gern wünſchte ich mir dieſe Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.“ Auch las er den Anakreon ſehr fleißig, und machte einige Nachahmungen davon ſchon auf der Schule. Sie geriethen ihm ſo wohl, daß er ſie nachher mit in ſeine Gedichte aufnahm.

Obgleich die Lateiniſche Poeſie zu den officiis perfectis eines Fürſtenſchülers, die Deutſche aber zu den imperfectis gehörte, ſo trieb er die letztere doch mehr als die erſtere, und beſang die Keſſelsdorfer Schlacht in Deutſchen Verſen. Es iſt freylich die Arbeit eines Schülers, und die Funken des Genies liegen noch ganz ſparſam in dieſer gereimten Proſe.

Er machte ſie aber nicht auf eignen Antrieb, ſondern auf Verlangen des Vaters, dem er darüber den erſten Februar 1746 Folgendes ſchrieb: „Das Lob, das Sie mir wegen des „verfertigten poetiſchen Sendſchreibens an den „Herrn Oberſtlieutnant von Carlowitz“ (von dem er eben eine Freyſtelle in dieſer Fürſtenſchule erhalten hatte) „unverdient ertheilt haben, ſoll mich, ob ich gleich wenig Luſt habe, „dieſe Materie noch einmal vorzunehmen, an„reitzen, nach Dero Verlangen ein kürzeres, „und wo möglich, ein beſſeres zu machen. „Zwar, Ihnen es frey zu geſtehen, wenn ich „die Zeit, die ich damit zugebracht, und noch „zubringen muß, überlege, ſo muß ich mir „ſelbſt den Vorwurf machen, daß ich ſie auf „eine unnütze Weiſe verſplittert habe. Der „beſte Troſt dabey iſt, daß es auf Ihren Be„fehl geſchehen.“

So lange er mit unermüdetem Fleiße die Griechiſchen und Lateiniſchen Claſſiker ſtudirte, und ſeine Gedanken in dieſen beyden Sprachen zur Uebung aufſetzte, war er ein Günſtling des Conrektors Höre, der ein ganzer Philolog, und ein exemplariſcher frommer Mann war, von den übrigen Dingen der Welt aber nichts wußte, und nichts hielt. Einen Deutſchen Vers machte er wohl mit, und alle ſeine Deutſchen Erklärungen der Bibel ſchloß er mit einem Denkreime. Gottſched würde ihn ſogar für einen ganz guten Dichter erklärt haben, obgleich einer oder der andere Schüler ſich des Lachens dabey nicht allezeit enthalten konnte, ſo ruhig es auch in ſeinen Stunden ſeyn mußte. Daher konnte er es auch an ſeinen Schülern leiden, wenn ſie Deutſche Reimerey nebenher trieben.

Als aber der junge Leſſing ſah, daß er auch einige lebendige Sprachen nothwendig lernen, und in den mathematiſchen Wiſſenſchaften einen guten Grund legen müſſe, ließ er mit den erſten Uebungen etwas nach, und ward in den Augen des Conrektors unfleißig.

Klemm *), der damalige Mathematikus an dieſer Schule, war gewiß der Gelehrteſte und Scharfſinnigſte ſeiner Kollegen; aber von keinem Anſehn: denn er hatte das Unglück, keinen guten Vortrag zu haben; doch erſetzte er dieſes durch ſeine unbegränzte Bereitwilligkeit, außer den geſetzten Stunden, jeden, der beſonders Luſt und Fähigkeit zur Mathematik bewies, mündlich zu belehren. Leſſing ergriff natürlich dieſe Gelegenheit, und lernte aus

*) Joh. Aug. Müllers Verſuch einer Geſchichte der churſächſiſchen Fürſten- und Landſchule zu Meiſſen. Leipzig 1789. II. B. S. 180. und 181.

ſeinem Umgange, wie wenig Reelles er wiſſe, und wie viel er noch zu lernen habe. Von ihm hörte er, daß Lateiniſch, Griechiſch, Franzöſiſch, Engliſch und Italiäniſch, nur Werkzeug zur Gelehrſamkeit, nicht die Sache ſelbſt ſey. Klemm verſtand dieſe Sprachen alle, und ſprach auch einige davon ziemlich. Ohne Philoſophie und Mathematik wäre ein Gelehrter nicht viel, ſagte er ihm hundertmal, und mochte wohl zuweilen mit auf den gelehrten Herrn Conrektor zielen. Dieſe Wahrheiten leuchteten dem wißbegierigen Leſſing bald ein, und nun fing er an, vornehmlich Mathematik mit Eifer zu ſtudiren. Zwey Manuſcripte, die ſich noch unter ſeinen Papieren gefunden, ſind Beweiſe davon. Das erſte iſt eine Deutſche Ueberſetzung des 2ten, 3ten und 4ten Buchs des Euklides, und das andere betrifft die Geſchichte der Mathematik. Man ſieht aus dem letztern zugleich, daß er auch die gelehrten Zeitungen auf der Schule geleſen, und ſich manche Anekdote daraus gezogen.

Die Zeugniſſe von den letztern Jahren ſeines Schullebens, welche die Lehrer für jeden ihrer Schüler nach jedem halbjährigen Examen ausſtellten, beſtätigten ſeinen Fleiß in den mathematiſchen Wiſſenſchaften.

Als der Vater ſich einſtmals bey dem Rektor Grabner erkundigte, der ſich auf die Kenntniß der jungen Leute beſſer verſtand, und ihren Fähigkeiten mehr Spielraum erlaubte, gab dieſer ihm folgendes derbe Lob: „Es iſt ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektiones, die andern zu ſchwer werden, ſind ihm kinderleicht. Wir können ihn faſt nicht mehr brauchen.“

Dieſes Lob war vielleicht Urſach, daß ihn der Vater ein Jahr eher als gewöhnlich aus dieſer Schule nahm. Die Bitten des Sohnes, der ſie mit dem fünften Jahre ſatt hatte, trugen dazu auch nicht wenig bey, und eine kleine Schulpedanterey war vielleicht die dritte Urſache. Sie zeigt ſeine jugendliche Freymüthigkeit und Liebe zur Wahrheit, die ihm über alles ging, und freylich mehr Feinde als Freunde erweckte.

In dieſer Schule iſt der Gebrauch, daß von den Lehrern, die alle außer dem Schulbezirke wohnen, wöchentlich einer nach dem andern Tag und Nacht bey den jungen Leuten ſeyn, und die Früh-, Nachmittags- und Abend-Betſtunden mit ihnen halten muß. Man benennt dieſen wöchentlichen Inſpektor mit dem Mönchgriechiſchen Namen: **Hebdomadarius.** Sonabends kommen alle Lehrer zuſammen, um ſich über das Beſte der Schule zu berathſchlagen. Nachher werden die Tiſch-, Tabulat- und Hof-Inſpektores, welches allezeit die erſten zwölf Schüler ſind, hereingerufen, die nicht nur anzeigen, was etwa die Woche vorgefallen, ſondern auch vernehmen müſſen, was weiter beobachtet werden ſoll. In einer ſolchen Verſammlung, die man die Cenſur hieß, war der junge Leſſing auch als Inſpektor zugegen, und der Rektor fragte, warum die Schüler in dieſer Woche (da der Conrektor Höre Hebdomadarius geweſen) ſo ſpät ins Gebet gekommen. Alles ſchwieg, nur Leſſing nicht, der voreilig genug war, einem ſeiner Cameraden neben ihm zuzufliſtern: Das weiß ich. Der Rektor, der es hörte, befahl ihm, es laut zu ſagen. Anfangs wollte er nicht; endlich platzte er heraus: Der Herr Conrektor kommt nicht gleich mit dem Schlage; daher denket jeder, das Gebet gehe nicht ſogleich an.

Der Herr Conrektor mochte es wohl nicht mit gutem Gewiſſen in Abrede ſeyn können, und rief nur aus: Admirabler Leſſing! Seit der Zeit hießen dieſen ſeine Schulkameraden nicht anders.

Man muß jenen Mann gekannt haben, um ſeine Empfindlichkeit aus ſeiner Antwort ermeſſen zu können. Er war der ehrlichſte und rechtſchaffenſte Mann, voll Hebräiſcher, Griechiſcher und Lateiniſcher Gelehrſamkeit, hielt viel auf Bibel und Bibelleſen, verſteht ſich, in den Grundſprachen; hatte aber nicht das Geringſte von der Urbanität, die er bey Erklärung der Griechiſchen und Lateiniſchen Autoren empfahl und über die Galanterie und Höflichkeit ſeiner Zeitgenoſſen weit erhob. Der erſte Ausbruch ſeiner Mißbilligung waren Demoſtheniſche Komplimente, wie ſie uns der brave Reiske verdeutſcht hat, mit einer etwas kräftigen Bewegung der Hände. Wurde er aber in Ernſt böſe, ſo fing er an zu ſatyriſiren und höhnen.

Als nachher Leſſings Bruder, der jetzige Conrektor in Chemnitz, auf eben die Schule kam, und ſich bey dem Höre, der nun Rektor geworden war, meldete, entließ der ihn folgendergeſtalt: „Nun geh in Gottes Namen; ſey fleißig, aber nicht ſo naſeweis wie dein Bruder.“ — Der ehrliche Mann konnte der Wirkung der Rache gebieten, aber nicht der Aeußerung der Empfindlichkeit.

Man findet darüber noch Folgendes in einem von Leſſings Briefen an ſeinen Vater. „Das Lob; welches der Bruder in Meiſſen „hat, erfreut mich ausnehmend. Ich wün„ſche, daß er den Beyfall, den er in der Schule „erhalten, auch in der Welt haben möge. „Dem guten Herrn Rektor hat es gefallen, „ſeinen Groll gegen mich auch in dieſem Briefe „ein wenig zu verrathen. Er kann aber nichts „deſto weniger verſichert ſeyn, daß ich alle „Hochachtung für ihn habe: ob es mich „gleich gar nicht gereuet, ihm nicht in allem „gefolgt zu haben. Ich weiß wohl, daß „es ſeine geringſte Sorge iſt, aus ſeinen „Untergebenen vernünftige Leute zu machen,

„wenn er nur wackre Füſtenſchüler aus ihnen „machen kann, d. i. Leute, die ihren Lehrern „blindlings glauben, ununterſucht, ob ſie nicht „Pedanten ſind.“

Und es ſcheint einmal in unſrer Natur zu liegen, die unbedeutendſte Erinnerung von einem Untergebenen nicht gut aufnehmen zu können. Der Jüngling ſollte daher um ſeines Beſten willen nichts weniger thun als dieſes, und Leſſing that um ſeiner jugendlichen Eitelkeit willen nichts lieber, als dieſes. Für Eine Gelegenheit, wo es ihm gefrommt, ſind zehn, wo es ihm geſchadet hat. Doch das hat man unſrer Jugend umſonſt geprediget, und ich hoffe zur Menſchheit, man wird es auch der künftigen umſonſt predigen.

Einige erzählen die Sache etwas anders. Der Rektor, ein ſchlauer und feiner Mann, habe dem Conrektor wegen ſeines Spätkommens zum Gebet eine Erinnerung thun wollen, und darauf gerechnet, daß unter zwölf Jünglingen ſchon einer ſeyn würde, den mehr Wahrheit als Klugheit leitete, und daher dieſe Frage gethan. Als der Rektor Leſſingen zum Schein eine Strafe diktiren wollen, habe ſich der Conrektor aus allen Kräften dagegen geſetzt.

Zu Ende des Junius 1746 nahm Leſſing öffentlich von der Schule Abſchied, und handelte bey dieſer Gelegenheit de Mathematica Barbarorum. Es konnte nicht fehlen, daß er mit einem guten Zeugniſſe nach Hauſe kam. Wäre er aber auch damit nicht verſehn geweſen, ſo hätte der Vater doch gefunden, daß der Sohn die fünf Jahre gut angewendet hatte. Er behielt ihn auch nur einige Wochen zu Hauſe, und ſchickte ihn dann auf die Univerſität nach Leipzig.

3.

Hier kam er freylich in eine ganz andere Welt, und in Rückſicht ſeiner in eine große. Dieſe Stadt hat für Reiche und Arme manches Anziehende, und iſt gegen der Letzteren keimende Schuleitelkeit ein herrliches Präſervativ. Nur dem Studirenden von mittelmäßigem Vermögen ſollte dahin zu gehen nicht gerathen werden. Leſſing war mehr unter die Armen zu rechnen. Aber hatte er auch die Eigenſchaften eines armen Studenten? Er, der zu

Hauſe die Sorge der Eltern nicht fühlte, und auf einer Schule gelebt hatte, wo weder Mangel noch Ueberfluß, noch Ueppigkeit, noch alle möglichen Zerſtreuungen der reichen Jugend herrſchten. Nun fielen ſie ihm auf einmal in die Augen, und mußten auf ihn um deſto mehr wirken, je neuer ſie ihm waren, und je mehr Jugend und Feuer zu dieſem Genuß einluden. Er kannte den Grundſatz ſehr wenig, ſich in die Leute zu ſchicken, ſich zu ſchmiegen und zu biegen, um in der Welt fortzukommen; war von dem herrlichen Sittenſpruche aufgeblaſen, daß Weisheit und Tugend mehr ſey als Reichthum und Ehrenſtellen. Sollte man nicht zittern, einen ſolchen Jüngling ohne Führer und Leiter auf einmal in die wirkliche Welt geſtoßen zu ſehen? Deſſen ungeachtet konnten ſeine Eltern nichts weiter thun, als ſich auf den Schutz Gottes und die Führung der heiligen Engel verlaſſen; das heißt mit profanen Worten: ſie ließen der Sache ihren natürlichen Lauf, und bauten nicht auf Menſchen, ſondern auf die Menſchheit, thaten aber alles, was ſie nach ihren Umſtänden thun konnten.

Der Vater, noch mehr aber die Mutter, hatten wohl Anfangs alles darauf angelegt, daß der Sohn Theologie ſtudiren ſollte. Als dieſer aber nicht die geringſte Neigung, ſondern vielmehr alle mögliche Abneigung dagegen bezeugte, und offenherzig verſicherte, daß ihm zu dieſem Beruf Sprache, Körper und Denkart fehlten: ſo glaubte der Vater in Hinſicht ſeiner Fähigkeiten noch weiter mit ihm gehen zu können, und ſchmeichelte ſich ſchon Gelegenheit zu finden, ihn auf die damals eben geſtiftete Göttingiſche Univerſität als Profeſſor zu brinbringen, wenn er vier bis fünf Jahr ſo fleißig zu Leipzig ſtudirte, als er zu Meiſſen gethan. Der Sohn ſchien auch dieſem Plane nicht ganz entgegen; nur das Unvermögen der Eltern, ihn nicht einmal drey Jahre hinlänglich unterſtützen zu können, vereitelte ihn.

Er hatte ſich in Leipzig kaum umgeſehen, ſo erwachte ſeine Liebe zur Dichtkunſt, und vornehmlich zum Theater. Auch ward er bald inne, was ihm zum geſelligen Menſchen fehle, und daß er ſeinen Körper bisher ganz vernachläſſiget habe. Er lernte alſo reiten, tanzen, fechten und voltigiren: nicht um davon Profeſſion zu machen, oder Bewunderung einzuerndten, ſondern um nicht länger im Umgange ſo ſteif und hölzern zu bleiben. Setzt ein Theil Menſchen auf dieſe Bildung zu viel Werth, ſo macht auch gewiß ein anderer Theil zu wenig daraus. Seine Eltern, und viele ehrliche Leute mehr, würden ſie an ihm nicht vermißt haben. Die Mutter hielt ſie ſogar für etwas ſehr Weltliches und Sündliches, der Vater für etwas ſehr Ueberflüſſiges, das bloß der reiche Cavalier zur Parade mitmachen könne. Der Sohn betrachtete ſie aber von der rechten Seite, und ruhete nicht eher, als bis er dadurch die, welche ihn über das Linke ſeiner Manieren mit Recht geneckt, zum Schweigen gebracht hatte.

Herr Kreisſteuer-Einnehmer Weiße war zu Leipzig einer ſeiner erſten und vorzüglichſten Freunde, und blieb es bis an ſein Ende. Er war ihm in den ſchönen Wiſſenſchaften ungefähr das, was ihm Moſes Mendelsſohn zu Berlin in der Philoſophie war. Sie wurden mit einander durch Johann Heinrich Schlegel, den nachmaligen Däniſchen Hiſtoriographen, bekannt, welcher mit Leſſingen in Meißen ſtudirt hatte, und zu gleicher Zeit auf die Univerſität kam. Sie hatten ſich kaum geſehn und geſprochen, ſo öffneten ſich ihre Herzen gegen einander, und Jünglinge wie ſie, durch gleichen Eifer für die ſchönen Wiſſenſchaften getrieben, wurden bald vertraute Freunde. Kein Tag verſtrich, wo ſie einander nicht beſuchten: wenigſtens gingen ſie im Sommer des Abends mit einander ſpazieren, und des Winters in das Schauſpiel.

Leſſing hatte zwar einen Stubenburſchen, mit dem er ſogar auf Einer Schule geweſen, und der ein ſehr geſchickter und fleißiger Mann war; ſie paßten aber übrigens gar nicht für einander. Dieſer behauptete mit etwas zu großer Zuverſicht und diktatoriſcher Freundſchaft: man müſſe ſo ordentlich und fleißig ſtudiren, wie er, oder es könne nicht gut gehn. Leſſing, der den Vorwurf des Unfleißes und der Liederlichkeit zwar nicht verdiente, aber ganz anders ſtudirte und lebte, ſpottete über ſeinen mechaniſchen Fleiß; und unbärtige Mentoren können dieſes noch weniger vertragen, als bärtige: folglich war immer Streit und Zank unter ihnen, welchem Leſſing durch ſeine Entfernung am beſten auszuweichen glaubte. Und wohin konnte er da anders flüchten, als zu einem Freunde, deſſen Denkart und Neigung mit der ſeinigen ſich beſſer vertrug?

Herr Weiße und Leſſing hörten anfänglich mit einander einerley Collegia. Es währte aber nicht lange, ſo lief Leſſing aus einem ins andere. Kein Lehrer that ihm Genüge: alle ſchienen ihm ſeicht, und gaben ſeinem Leichtſinn oft Gelegenheit zum Spotte; den einzigen Erneſti ausgenommen, den er dann und wann über die Römiſchen Alterthümer, über die Griechiſchen Klaſſiker, und über die Univerſalgeſchichte, doch ſparſam genug, hörte. Oft ſchwatzte er ſeinen Freund Weiße noch vor Erneſti's Thüre weg, und auf die Promenade.

Eines Tages kam er zu ihm, und ſagte: er wolle Medicin ſtudiren; er habe ein Paar Collegia gefunden, in denen er etwas Neues gehört zu haben glaube. Dies waren Chemie und Botanik bey dem D. Hundertmark.

Sein Eifer erkaltete aber auch hier geſchwind denn es war ihm nie rechter Ernſt damit. Und wenn er erzählte: das erſte Collegium, welches er gehört, ſey über die Geburtshülfe geweſen; ſo war es Laune und Scherz, den einige ſeiner Freunde zu buchſtäblich nahmen. Indeß trug er allenthalben Bücher zuſammen, und las viel, beſonders die Deutſchen Wolfiſchen Schriften, die er deshalb auch ſeinem Freunde mit vieler Wärme anpries.

Herr Naumann, der jetzt noch zu Görlitz privatiſiren ſoll, und vornehmlich durch ſein Heldengedicht, Nimrod, den Kunſtrichtern viel Vergnügen gemacht hat, ſchrieb ſchon dazumal in allen möglichen Gattungen der Poeſie, vom Epigramm bis zum Heldengedichte, und in Proſa alles, was man haben wollte. Er war ein Unſterblicher der damaligen Deutſchen ſchöngeiſteriſchen Welt. Die Schweizer nannten ihn in ihrer Zürcher Zeitung nur den kleinen Bauzener, weil er aus Bauzen in der Oberlauſitz gebürtig iſt. Uebrigens der beſte Schlag von Menſchen, nicht ohne Witz und drollige, poſſierliche Einfälle. Dieſer vermehrte bald ihre Abendgeſellſchaften. Seine Lebhaftigkeit, Gutmüthigkeit, und Mangel an Beurtheilungskraft gaben Blößen die Menge. Stets brachte er einen ganzen Stoß ſelbſt verfertigter Gedichte mit, die er vorlas, und ihre Kritik mit der komiſcheſten Art abwies. Gerade ein Mann, wie Leſſing ſich damals zum Umgange wünſchte! Denn er hatte immer Leute mit gewiſſen Eigenheiten, wenn es auch Schwachheiten waren, lieber, als ſolche, die den gebahnten Weg in Wiſſenſchaften ſchlichen, und einer ſklaviſchen Pünktlichkeit der Moral anzuhängen ſchienen; weil das, genau betrachtet, meiſtens Sinnenſtumpfheit und Heucheley iſt.

Wenn ihm, wie man behauptet hat, in Leipzig der Umgang des ſeligen Gellert und der Verfaſſer der Bremiſchen Beyträge nie behagte, ſo kann man wohl jenes nicht zur Urſache angeben. Hatte aber Gellert von je her ſo etwas Weinerliches und Aengſtliches, wie in den letzten Jahren ſeines Lebens, ſo war er allerdings kein Mann für einen geſunden und unbefangnen Jüngling, der die Welt genießen will, wenn auch alle Glücksumſtände es ihm zu verbieten ſcheinen. Als ihn Leſſing ſpäterhin einmal in ſeiner Krankheit, welches die gewöhnliche Hypochondrie war, beſuchte, und in einem chriſtlichen Tröſter leſend fand, gab er ihm auf das freundſchaftlichſte zu verſtehn, daß ſolche Lektüre für ihn nicht ſey, und er ſich mit ganz andern Dingen aufheitern müſſe. Gellert fuhr wider ſeine Gewohnheit darüber auf, mit den Worten: Stören Sie mich nicht in meinem Glauben, in dem einzigen Troſt meiner Krankheit! Leſſing empfahl ſich darauf mit guter Manier, und wünſchte in ſeinem Herzen, daß die Aerzte mit ihm glücklicher ſeyn möchten.

Unter Herrn Hofrath Käſtner, damaligem Profeſſor zu Leipzig, übten ſich einige Studirende im Diſputiren, als Chriſtoph Mylius, Joh. Heinrich und Joh. Adolph Schlegel, Zachariä und Andere, die nachher rühmlichſt bekannt wurden. Zu dieſen geſellte ſich auch Leſſing ſchon 1746, und blieb dabey bis im September 1748. Das einzige Collegium, das er ſo lange ausgehalten, und der einzige Profeſſor, der aus ſeinem Lehrer ſein Freund geworden, und bis an den Tod geblieben. Die vom

Diſputiren nicht viel halten, werden vielleicht da den Grund zu Leſſings gelehrter Streitſucht gelegt finden; aber man vergeſſe nicht, daß dies zugleich der eindringendſte Unterricht iſt: und wird auch da keine Wahrheit ausgemacht, welches überhaupt bey einem ſolchen Collegio eine ſehr verkehrte Abſicht wäre, ſo wird doch der Verſtand mehr geübt, als durch zehnmal ſo vieles Leſen und Hören, Präpariren und Repetiren, wo ſo leicht das bloße Gedächtniß arbeitet.

Mit keinem von denen, welche dieſes Collegium hörten, wurde er vertrauter Freund, als mit Chriſtoph Mylius, der aber zu Leipzig in keinem guten Rufe ſtand. Man ließ zwar ſeinen Talenten und Kenntniſſen alle Gerechtigkeit widerfahren; in Anſehung ſeines moraliſchen Charakters aber dachte Leſſing weit vortheilhafter von ihm, als alle ſeine übrigen damaligen Freunde, welche ihn für einen ſchmutzigen, leichtſinnigen und lockern Menſchen hielten. Leſſing mochte dieſe Fehler ſogar nicht in Abrede ſeyn können; aber was mehr? Dafür fand er bey ihm, was er an vielen der wohlgezogenſten Jünglinge nicht fand: Unterhaltung und Nahrung für ſeinen Geiſt. Ging Mylius in niedergetretenen Schuhen, durchlöcherten Strümpfen, und zerriſſenem Kleide, zum Aergerniß der galanten Leipziger Welt, ſo ahmte Leſſing ihm darin niemals nach. Bey ſo viel verſprechenden Geiſtesgaben *), wie Leſſing an ihm bemerkte, wovon ſeine Schriften nicht einmal der größte Beweis ſind, glaubte er indeß dieſe Nachläſſigkeiten überſehen zu müſſen.

Aber dieſer Mylius paſſirte ſchon damals für einen Freygeiſt. Dies ſchreckliche Wort hört man itzt faſt gar nicht mehr, um einen Menſchen zu bezeichnen, der ohne poſitive Religion lebt, oder zu leben ſcheinen will. Er hatte das Zurückgehen des Schattens an dem Sonnenzeiger Ahas für eine ganz natürliche Sache erklärt, und auf die Widerlegung einiger großen Gottesgelehrten weder widerufen, noch ihre Erklärung annehmen wollen. Er hatte auch ein Wochenblatt: der Freygeiſt, geſchrieben, in welchem zwar nicht das Geringſte gegen chriſtliche Tugend und Religion zu finden

---

*) Siehe die Vorrede zu Mylius Schriften.

war; aber von da an war der Name: Mylius und Freygeiſt, eben ſo unzertrennlich, als Edelmann und Religionsſpötter *).

Mit einem ſolchen, ohne ganze Schuhe, Strümpfe und Rock, ging Leſſing vertrauter um, als mit den ordentlichſten akademiſchen Bürgern, die den Schneider und Schuſter weder in Verlegenheit ſetzten, noch von ihnen in Verlegenheit geſetzt wurden.

Sein zweyter verdächtiger Umgang in Leipzig war mit der Schauſpielergeſellſchaft, die bey einer gewiſſen Art Menſchen damals weder kaufmänniſchen noch moraliſchen Kredit hatte. Die Prinzipalin, oder wie es jetzt heißt, die Theaterdirektrice, Neuberin, hatte zweyerley Beſucher. Einige ſchätzten an ihr die Künſtlerin; andere das Frauenzimmer. Daß aber Leſſing außer der Kunſt und ihrem geiſtreichen Umgange noch etwas an ihr geſchätzt habe, iſt ſchwerlich zu glauben; denn er war bey den übrigen Prieſterinnen Melpomenens und Thaliens eben ſo gern geſehen, und die vorzüglichen Schauſpieler, Heydrich, Koch, Bruck und Brückner, hatten nicht weniger Antheil

---

*) Siehe die Vorrede zu Mylius Schriften.

an ſeiner Geſellſchaft. Er hielt es nicht für klein, von ihnen zu lernen, was man aus keinem Buche lernt, und doch wiſſen muß, wenn man von der Aufführung eines Stücks richtig urtheilen will. Nur nahm er ihre Ausſprüche nicht für richterliche Urtheile, von denen an den Menſchenverſtand oder an beſſere Einſichten zu appelliren verwehrt iſt; und ſo ward bald aus dem Lernenden der Lehrer.

Brückner *), der immer viele Achtung und Freundſchaft für Leſſingen hatte, auch da noch,

---

*) Man erlaube mir hier eine Anekdote von ihm anzubringen, die freylich nicht eigentlich hierher gehört. Er wurde nachher der blindeſte Verehrer von dem berüchtigten Schröpfer, und ging mit ſeinem Vertrauen auf ihn ſo weit, daß er ihm ſeine von ſeinem Gehalt mühſam erſparte Barſchaft lieh. Ob er gleich davon nicht einen Pfennig wieder ſah, obgleich deſſen Schurkereyen ſich alle entdeckten, womit er die ganze Stadt Leipzig eine Weile geäfft: ſo war Brückner doch nicht von ſeiner Enthuſiaſteten gegen ihn abzubringen, und hoffte ſteif und feſt, er werde wieder lebendig werden und Wunder thun. Mit zehn ſolchen Anhängern hätte ein verſchmitzter Kopf, im rechten Winkel der Erde, zum Erſtaunen der Seher und Leſer, eine große Sekte ſtiften können. Uebrigens hatte Brückner geſunden

als ihm Eckhof von Leſſingen weit vorgezogen wurde, verſicherte mit vieler Aufrichtigkeit, daß er Leſſingen oft bey den ſchwierigſten Rollen zu Rathe gezogen, und von niemanden beſſer belehrt worden ſey, als von ihm. Leſſing habe ihm ſogar die ſchwerſten Stellen ſelbſt vordeklamirt und geſtikulirt, und er, Brückner, ſey von deſſen Richtigkeit und Eindringlichkeit in die Rolle anſchaulich überführt worden; nur den Anſtand hätte er an Leſſingen zuweilen dabey vermißt. Man weiß aber wohl, daß dieſes ein Steckenpferd der Franzöſiſchen Schauſpieler iſt, welches die Deutſchen unter dem Namen: Schlendrian, dreſſiren.

Hieraus erhellet nun freylich zur Genüge, daß Leſſing auf der Univerſität keine der ſo genannten Brotwiſſenſchaften im Ernſte ſtudirte. Aber müßig war er deshalb nicht. Aeſthetik, Philoſophie, Naturlehre und Mathematik umfaßte ſein wißbegieriger Geiſt; allein es war nur Koſterey: und die Collegia, die er darüber zu hören anfing, behagten ihm auf keine Weiſe.

Verſtand, ziemliche Kenntniß der Menſchen, und war nichts weniger als Schwärmer in ſeinem Metier und ſeinen übrigen Handlungen.

Unmöglich konnte dieſes an den Lehrern und ihrer Lehrart liegen. Leipzig hat immer verdiente Männer in allen Fächern gehabt. Und wahrhaftig! ſo ein Wunder war er nicht, daß ſie ihn nichts mehr lehren können. Eigendünkel und Liederlichkeit war es auch nicht von ſeiner Seite. Und was denn?

Es giebt eine Art guter Köpfe, die in der Jugend vornehmlich verkannt werden; und unter dieſe gehörte auch Leſſing. Auch die beſten Vorſchriften ſind für ſie nicht; ſie müſſen durchaus ihrem eignen Gange ganz überlaſſen werden. Ihrem Studiren eine andere, und wie man glaubt, eine beſſere Richtung geben, iſt ſo viel, als ſie davon abwendig machen; und wenn ſie ſich ſogar aus eigner Ueberzeugung nach fremder Vorſchrift zwingen wollen, ſo fühlen ſie doch das für ſie nicht paſſende Joch. Fallen ſie aber auf etwas von freyen Stücken, ſo leben und weben ſie ganz darin, und laſſen nicht eher ab, als bis ſie es ziemlich erſchöpft zu haben glauben. Unterdeſſen nehmen ſie aber nichts anders vor; ſelbſt ihre Erholungen haben darauf Beziehung. Je größer der Umfang ihrer

Kenntniſſe wird, je länger hält ihr Fleiß an. Dabey ſind ſie aber doch ſehr der Zerſtreuung ausgeſetzt, und können leicht auf einen andern Gegenſtand mit eben der Hitze und Anhaltung gebracht werden. Das Planmäßige fällt alſo ganz bey ihnen weg, das jeder andere Studirende beobachten muß, wenn er die Univerſität nicht vergebens beſucht haben will.

Das Hören der Collegien, welches ſonſt ſo viel Vorzüge vor dem Buchunterrichte hat, iſt bey ihnen von keinem großen Nutzen, der Profeſſor beobachte auch alles, was von ihm gefordert werden kann. Das allermittelmäßigſte Buch leiſtet ihnen mehr Nutzen, welches ſie weglegen, ſo bald ſie ſich nicht mehr aufmerkſam fühlen. Sie können nach Belieben ungewöhnlich weit fortrücken, wo es ihnen ſchon bekannt, oder ſehr leicht ſcheint, und ſich deſto länger bey dem aufhalten, was für ſie mehr Erklärung braucht. Im Collegio müßten ſie fort hören, und könnten nur nach Endigung deſſelben das thun, was ſie ſogleich bey dem Leſen vernehmen. Der mündliche Unterricht iſt nach dem Bedarf der größten Menge eingerichtet; jene können aber den ſchriftlichen durch Bücher ihren individuellen Fähigkeiten anmeſſen.

Leſſing ward bald inne, wie ſehr die ſchönen Wiſſenſchaften, wider alles ſein Erwarten, auf dieſem Muſenſitze geſchätzt wurden. Ungereimte und gereimte Sächelchen machten Aufſehen, die auf der Schule weder Rektor noch Konrektor gelobt, deren Schlechtheit der Mathematiker a priori demonſtrirt, und ſeine Mitſchüler wohl gar parodirt hätten: denn ſpotten iſt von jeher leichter geweſen, als beſſer machen. Natürlich mußte in ihm der Gedanke entſtehen, Dichter und Schriftſteller zu werden.

Die Seichtheit der Gottſchediſchen Schule war vielleicht der größte Sporn dazu, und folglich der damalige ſchlechte Geſchmack das Mittel zum beſſeren. Leſſing ſah, daß er noch lange ſtudiren müſſe, ehe er dem mittelmäßigſten Philologen, Philoſophen und Mathematiker gleich käme; aber dem damaligen beſten Deutſchen Dichter, Kunſtrichter und Bellettriſten gleich zu kommen, oder ihn gar zu übertreffen, konnte ihm ſo ſchwer nicht dünken.

Hierzu kam die Noth, die Erfinderin und Beförderin aller Künſte und Wiſſenſchaften. Die Eltern thaten zwar alles, was ſie konnten; es war aber zu wenig, und im ökonomiſchen Raffiniren beſtand Leſſings Stärke nie. Wenn er ſie auch beſeſſen hätte, ſein Herz hätte ſie nie zur Ausübung kommen laſſen. Die Natur liefert den Menſchen oft zu gut, um ihn für dieſe Welt fehlerfrey zu bilden.

In den Ermunterungen, einer Hamburgiſchen Wochenſchrift*), ſoll er die erſten Schriftſtellerproben abgelegt haben. Die zwey Luſtſpiele: Damon oder die Freundſchaft, und die alte Jungfer, welche hernach bey ſeinem Leben, aber wider ſein Wiſſen und Willen, beſonders gedruckt worden, befinden ſich nebſt einigen Liedern und Sinngedichten darin.

Um den Winter über das Schauſpiel frey beſuchen zu dürfen, forderte er ſeinen Freund Herrn Weiße auf, mit ihm das einzige Trauerſpiel von Marivaux, Hannibal betitelt, zu überſetzen. Jeder übernahm die Hälfte, und ſie überſetzten es in gereimte Alexandriner *): wie es dazumal die Theatermode wollte, als ein Trauerſpiel ſo wenig ohne dergleichen Verſe, als ohne eine große, rothe oder grüne Decke und Fiſchbeinröcke ſeyn durfte. Jetzt würde man freylich darüber lachen; dazumal lachte man über unſere jetzige Mode.

---

*) Nach Herrn Weiße waren nicht Fuchs und Mylius, wie die Chronologie des Deutſchen Theaters und der Leſſingſche Analektenſammler ſagen, ſondern ein gewiſſer M. Agrikola der Herausgeber, mit dem Leſſing aber in keiner beſondern Verbindung ſtand.

Es wurde auch aufgeführt; ob ſie aber ihren Zweck erreichten, weiß ich nicht. Vermuthlich wohl: denn Leſſing ergab ſich immer mehr und mehr dem Theater, und beredete auch Herrn Weiße zu ſeinem erſten theatraliſchen Stücke, der Matrone von Epheſus; die ſogleich auf dem Neuberiſchen und andern Theatern aufgeführt ward, und auf dem Kochiſchen, noch nach dem ſiebenjährigen Kriege, in Leipzig und Berlin vielen Beyfall hatte, wo ich ſie oft mit Vergnügen geſehen. Leſſing machte ſich auch über dieſe Petroniſche Schnurre,

---

*) In dem Theatraliſchen Nachlaß, 2 B. Vorrede, Seite 27. habe ich es für ein Original ausgegeben. Herr Kreis-Steuer-Einnehmer Weiße hat aber die Güte gehabt, mich eines Beſſern zu belehren.

und zeigte ſeinen Entwurf dazu Herrn Weiße, der darüber ſeine Matrone ins Feuer werfen wollte. Leſſing rettete ſie aber, und gab ſie einem gewiſſen Menſchen, der ſie an Schönemann nach Hamburg ſchickte, wo ſie nach etlichen Jahren gedruckt zum Vorſchein kam, nachdem ſie der Verfaſſer ſchon längſt vergeſſen hatte. Leſſing wollte den bittern Spott des Herrn Weiße über das ſchöne Geſchlecht mildern. Da aber ſeine Milderung doch noch Spott bleibt, ſo iſt es eine Frage, ob er ſich vielen Dank damit verdient habe. Er hat den unwahrſcheinlichen Spott nur wahrſcheinlich machen wollen; und auf ſolche Art möchte Herr Weiße doch den Vorzug bey dem ſchönen Geſchlechte behalten: wenigſtens bey denen, die über Komplimente gegen ihr Geſchlecht raffiniren.

Außerdem gab Leſſing auch zu der Wochenſchrift, welche Mylius unter dem Titel: Der Naturforſcher, vom 1. Julius 1747. bis December 1748. in Leipzig ſchrieb, Gedichte; daher ihn Mylius nur ſeinen anakreontiſchen Freund nannte. Die meiſten davon nahm er in ſeine

Kleinigkeiten auf, und daraus in ſeine Schriften; allein viele hat er nie wieder drucken laſſen. Das Gedicht über die Alten und Neuen, worin er ſich weder ganz für die Erſten noch für die Letzten erklärt, (welches wohl auch die beſte Partie iſt) fand einen poetiſchen Gegner, deſſen Gedicht Leſſing im Naturforſcher mit gereimten Anmerkungen begleitete.

Es iſt zu verwundern, daß er dieſer Wochenſchrift in ſeiner Vorrede zu Mylius Schriften mit keinem Worte gedenkt, wo er doch deſſen übrige Arbeiten der Reihe nach durchgeht und beurtheilt; vermuthlich, weil er Mitarbeiter daran war, und von ſich ſelbſt zu ſprechen ſo viel als möglich vermied.

Das erſte theatraliſche Stück, welches er unter ſeinem Nahmen herausgab, war: Der junge Gelehrte. Leſſing hatte es ſchon auf der Fürſtenſchule angefangen, und alles hineingebracht, was er in der kleinen Schulwelt beobachten konnte. Ein wirklicher Vorfall machte, daß er es wieder vornahm.

Ein junger Gelehrter in Leipzig beeiferte ſich um einen Preis, den die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin damals ausgeſetzt hatte. Er ſchickte ſeine Abhandlung ein, und äußerte viel Erwartung und Zuverſicht gegen ſeine vertrauten Freunde. Als er einmal mit ihnen beyſammen war, kam die niederſchlagende Nachricht, ſeine Abhandlung ſey für die ſchlechteſte gehalten worden.

So etwas diente in Leſſings Plan; dieſen Zug konnte er herrlich gebrauchen! Er ging ſein Stück noch einmal durch, und brachte ihn an. Seine Freunde, denen er es in der Handſchrift mittheilte, (denn vorgeleſen hat er wohl nie eins von den ſeinigen) fanden es ſchön.

Die Veranlaſſung dazu wird aber auch auf eine andere Art erzählt. Die Neuberin gab, außer extemporirten Stücken und theatraliſchen Ueberſetzungen, auch ſo genannte regelmäßige Stücke, Deutſche Originale aus der Gottſchedlſchen Schule. Sie fanden oft mehr Beyfall, als die ſchlechten Ueberſetzungen der beſten ausländiſchen. Ein dergleichen Deutſches Original hatte bald nach ſeiner Ankunft in Leipzig, erzählt man, großen Beyfall: Leſſingen ſchien es aber höchſt kahl und mager. Er ſtimmte alſo nicht mit dem aufgeklärten Publikum, ſpottete vielmehr über deſſen Aufklärung: ein großes Verbrechen für einen Studenten! und man ſtopfte ihn dem tadelſüchtigen Mund mit dem wahren Gemeinſatze: Tadeln ſey leichter, als beſſer machen. Mehr brauchte es nicht, um ihn zu einem Deutſchen Nationalſchriftſteller zu erheben, und ſeine Schulgeburt hervorſuchen zu laſſen.

Vielleicht gaben beyde Vorfälle in verſchiedenen Zirkeln ſeiner Freunde dazu Anlaß. Es ſey aber, wie es ſey; um dieſe Zeit arbeitete er ſeinen jungen Gelehrten von neuem um, und gab ihn der Madam Neuberin, ob ſie ihn auf ihrem Theater aufzuführen werth halte? Anſtatt dieſe Ehre ſchwer zu machen, bezeugte ſie ihm ihre vollkommene Bewunderung, und bekomplimentirte ihn mit dem Zuruf eines theatraliſchen Genies, einer Sonne der aufkeimenden Nationalbühne; und ob er gleich das alles nicht buchſtäblich nahm, ſo freute es ihn doch im Herzen, von einer Schauſpielerin, wie das Deutſche Theater ſeit dem keine wieder gehabt, des gewiſſen Beyfalls des Publikums verſichert zu werden.

Nun war ſein ganzes Geſchäft, ſein ganzes Vergnügen das Theater, und Herr Weiße hatte nicht eher vor ihm Ruhe, als bis er eine zweyte Theaterarbeit unternahm, nehmlich ſein Luſtſpiel: Der Leichtgläubige. Leſſing, dem er es in der Handſchrift mittheilte, ſchrieb mit Bleyſtift ſeine Bemerkungen dazu, welches Manuſcript Herr Weiße noch in ſeinem Pulte verwahrt. Es iſt eine ſo genannte pièce à tiroir, d. i. ein Stück ohne ordentliche Fabel, wo der Hauptcharakter durch bloße Situationen lächerlich gemacht wird. Es wurde auf dem Kochiſchen Theater zu verſchiedenen Malen aufgeführt; der Verfaſſer hat es aber nie drucken laſſen, noch weniger in die Sammlungen ſeiner Luſtſpiele aufgenommen.

Dem allen ungeachtet brachte es eine Nacheiferung bey Leſſingen hervor. Er machte einen Plan zu einer Komödie gleiches Inhalts, und borgte dazu viel von dem Charakter des Horner aus Wicherley's Country Wife. Herr Weiße beſitzt noch das Exemplar, wo Leſſing ſich die

Stellen angeſtrichen, die er dabey zu nutzen dachte. „Ueberhaupt, ſetzt Herr Weiße hinzu, „hatte er die Gewohnheit, ſeine theatraliſchen „Arbeiten von Akt zu Akt, und Scene für „Scene aufs genaueſte zu entwerfen, und „dann zu ſagen, daß er ſie fertig habe. Erſt, „wenn er ſie in Druck geben wollte, arbeitete „er ſie nach ſeinem Entwurfe langſam und mit „vieler Bedachtſamkeit für die Preſſe, welches „ihm nie leicht wurde, ſondern die äußerſte „Anſtrengung koſtete.“

Wer war nun glücklicher als Leſſing? Er vergaß dabey, was ſeine guten Eltern dazu ſagen würden. Er hatte ſich wohl eine Philoſophie gemacht, wonach die theatraliſchen Arbeiten eben ſo nützlich, und etwas unterhaltender werden könnten, als die geiſtlichen Reden, ohne dazu berufen und ordinirt zu ſeyn: aber der Vater wußte von dieſer Philoſophie nichts, und die Mutter verdammte ſie gerade zu. Freylich mochte ſich Leſſing einbilden, daß ſie von ſeinem theatraliſchen Lebenswandel nichts erführen; aber auf einmal ward er aus dieſem Irrthum geriſſen. Er erhielt einen Brief von ſeinem Vater, dem man des Sohnes Lebenswandel zu Leipzig in Carikatur geſchildert hatte. Der Brief enthielt natürlich eine väterliche Strafpredigt über die Vernachläſſigung ſeines Zweckes, über den niederträchtigen Umgang mit Komödianten, über die gottloſe Freundſchaft gegen den Freygeiſt Mylius; und eine ſehr wohlgemeinte Vorſtellung, daß er ſeine Liebhaberey dem die cur hic nicht aufopfern müſſe. Der Vater mochte ihm wohl dabey noch vorſtellen, daß der Magiſtrat zu Kamenz, von dem er ein Stipendium erhielt, welches eigentlich für Befliſſene der Gottesgelahrtheit beſtimmt war, es ihm bey ſolcher Lebensart entziehen könne, oder wohl gar wolle. Genug, es brachte Leſſingen ſehr auf. Daraus iſt ſchon abzunehmen, daß er dem Vater nicht ganz unrecht gab, und die Vorurtheile, oder die Gleichgültigkeit, womit derſelbe des Theaters und der Poeſie immer erwähnte, und die Anpreiſung der nützlicheren Studien, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nicht ganz ohne Eindruck blieben: denn Leſſing getrauete ſich nicht, ſeine Lebensart zu rechtfertigen, oder dem Vater offenherzig zu bekennen, daß er zu jenen Neigung und Talent habe, und dieſen natürlichen oder göttlichen Beruf allen andern vorziehe.

Mit dem Briefe kam er zu ſeinem Freunde Herrn Weiße; voller Wuth warf er ihn auf den Tiſch, mit den Worten: Leſen Sie einmal den — Brief, den ich eben von meinem Vater erhalte! In der Hitze wollte er den Komödienzettel, worauf die Ankündigung des jungen Gelehrten, mit Beyſetzung ſeines Namens, Gotthold Ephraim Leſſing, kommen ſollte, an alle Herren des Raths zu Kamenz ſchicken. Herr Weiße rieth es ihm freylich ab, und er folgte dieſesmal, ob er gleich ſonſt nicht gewohnt war, ſich von dergleichen Vorſätzen abbringen zu laſſen. Denn er erzählte ſie gewöhnlich nicht um Rath darüber einzuziehn, ſondern ſeinen Charakter zu zeigen. Vermuthlich hat Leſſing ſeinem Vater geantwortet, und die Apologie des Theaters und der Komödianten mag wohl nicht der kleinſte Theil der Antwort geweſen ſeyn. Unterdeſſen wurde ſein junger Gelehrter aufgeführt, und der Beyfall, gen er erhielt, hätte den Kummer erſetzt, den ihm die Unzufriedenheit ſeines Vaters verurſachte, wenn nicht noch ein unangenehmer Zufall dazu gekommen wäre.

Man pflegt in Sachſen, und wahrſcheinlich in der ganzen rechtgläubigen Chriſtenheit, zu Weyhnachten Geſchenke an die Kinder zu vertheilen, worunter ein ſo genannter Butterſtritzel iſt, welcher an andern Orten Wecken oder Stolle heißt. Dergleichen ſchickte die Mutter durch einen Bekannten, der auf die Leipziger Neujahrsmeſſe ging, auch an den Sohn, vermuthlich mit dem Auftrage, ſich unter der Hand nach ſeiner Aufführung zu erkundigen. Der Bekannte mochte aber viel zu chriſtlich ſeyn, um es bey Schriftſtellern und Schauſpielern zu thun, die ihm Leſſings Lob gewiß nicht vorenthalten hätten. Er erfuhr, daß des Paſtors Sohn nicht bloß ein Komödienſchreiber geworden ſey, ſondern auch mit lauter Komödianten umgehe. Kurz, er brachte die tragiſche Nachricht nach Hauſe, daß er ſogar den Weyhnachtsſtritzel bey einer Bouteille Wein mit einigen Komödianten verzehrt habe.

War er von ungefähr dazu gekommen; oder hatte er es nur erzählen hören, oder ſchien es ihm etwa Leſſings Charakter angemeſſen?

Alles dreyes kann möglich ſeyn; und zu einer glaubwürdigen Erzählung iſt ſchon ein Fall hinreichend.

Die Mutter weinte bitterlich, und gab ihren Sohn zeitlich und ewig verloren. Der Vater ſah ihn am Rande des Verderbens, woraus er ihn plötzlich zu reißen für das Beſte hielt. Er ſchrieb alsbald dem ausſchweifenden Jünglinge: „Setze dich, nach Empfang dieſes, ſogleich auf „die Poſt, und komme zu uns. Deine Mutter „iſt todtkrank, und verlangt dich vor ihrem „Ende noch zu ſprechen.“ Leſſing ohne Bedenken macht ſich auf, wie er ſteht und geht, und ſiehe! es fällt ein ſtarker Froſt ein. Die Zärtlichkeit der Mutter erwacht; ſie wünſcht, ſo ſehr ſie ſeine Zurückberufung betrieben, daß er dieſesmal nicht gehorchen möge: denn nun fällt ihr ſein gutes, weiches Herz, ſein Gehorſam und die Unbeſorgtheit für ſich ſelbſt ein, mit der er ſich auf den Weg begeben werde. Sie macht ſich die bitterſten Vorwürfe, und fühlt, daß es doch beſſer geweſen ſey, er wäre mit Freygeiſtern und Komödianten weiter umgegangen, als auf dem Poſtwagen erfroren. Sie kann die Zeit nicht erwarten, in der er kommen ſoll; tauſendmal des Tages ruft ſie angſtvoll ſich tröſtend aus: „Er wird nicht kommen! „Ungehorſam lernt ſich in böſer Geſellſchaft!“ Aber er kommt, tritt in die Stube halb erfroren. Man freuet ſich, den zweymal verloren gegebnen Sohn wieder zu ſehen, und iſt nur beſorgt, daß ihm der ausgeſtandene Froſt nachtheilig werden möge. Mit noch immer bekümmertem Herzen kann die Mutter den Gedanken nicht bey ſich behalten: Warum biſt du auch in der Kälte gekommen? Liebſte Mutter, Sie wollten es ja, antwortet er ganz harmlos, und klappert dabey an Händen und Füßen. Es ahndete mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber. Kurz, aus dem Verweiſe, der ihm zugedacht war, ward eine herzliche Unterredung, wobey kein andrer Wortwechſel vorfiel, als den der verſchiedene Geſichtspunkt verurſachte, aus welchem beyde Theile das Theater betrachteten. Der

Vater ſah auf die Wirklichkeit der damaligen Bühne; der Sohn auf die Möglichkeit einer beſſeren, wovon er ſo voll war, daß er, wie er oft erzählt, ſelbſt mit zu ſpielen Luſt hatte, wenigſtens in ſeinen eignen Stücken. Einige wollen gar behaupten, er hätte kurz vor ſeiner Abreiſe nach Hauſe, mit einem andern Bekannten auf das Hamburgiſche Theater gehen wollen. Dieſes kann ſeine Richtigkeit haben; nachdem er aber einmal wieder bey ſeinem Vater war, änderte ſich ſeine Denkungsart gar ſehr. Nicht daß er Poeſie und Theater ganz aufgegeben hätte, aber ſein Enthuſiasmus dafür kühlte ſich doch ab. Alles, was ſich dagegen ſagen läßt, mußte er alle Tage hören; und nur ein ganz Fühlloſer, welches ein junger Schriftſteller am ſeltenſten iſt, nimmt nichts von den Meinungen ſeiner Eltern, Freunde und Bekannten an. Der Entſchloſſenſte und Hartnäckigſte ſtimmt ſich ein wenig um, wenn er gar keinen Gleichdenkenden findet. Lacht und ſpottet er auch des Vorurtheils; nach und nach bequemt er ſich doch unbemerkt darnach, und findet am Ende, was er dabey Anfangs nicht ganz erwogen.

Sein Witz und ſeine muntre Laune vertrieben oft den Ernſt, den der Vater einmiſchte, welcher ſeines Sohnes Gründe ganz und gar nicht billigte, aber doch zu viel Einſicht beſaß, ſie unvernünftig zu nennen. Dabey ſahe der Alte, daß des Jünglings ſittlicher Charakter noch immer unverdorben geblieben war, und er in den übrigen Kenntniſſen nicht geringe Fortſchritte gethan hatte. Um ſeiner Mutter willen, bey welcher Leſſing ſich zu rechtfertigen ſchon mehr Mühe hatte, machte er eine Predigt, und zeigte, daß er alle Tage ein Prediger werden könne. Hätte er einen ſchwarzen Rock angezogen, eine geiſtliche Perükke aufgeſetzt, die Kanzel beſtiegen, und ſie gehalten, dann wäre er eher zu ſeinem Zweck bey ihr gekommen. Aber ſo konnte er die heilige Stätte nicht beflecken, da das ganze Städtchen wußte, daß er Komödien geſchrieben, und da viele gar gute Freunde und Bekannte ihr herzliches Mitleiden über dieſen freygeiſteriſchen Sohn durch Mienen und Worte äußerten: denn es war noch zweifelhaft, ob die Mutter ſich mehr über ſeine Freundſchaft mit dem Freygeiſt Mylius, oder über den Umgang mit Schauſpielern und Schauſpielerinnen, kümmerte.

Er blieb bis Oſtern zu Hauſe, und war in der Zeit nicht müßig. Ob er gleich nichts von theatraliſchen Arbeiten daſelbſt unternahm, ſo machte er doch manches anakreontiſche Lied von Liebe und Wein. Gott weiß es, daß er in ſeines Vaters Hauſe zu beyden ſelbſt keine Gelegenheit hatte; und vielleicht, wenn er dieſe gehabt, hätte er keine ſolche Lieder gemacht!

Eines Tages kam ſeine fromme Schweſter auf ſeine Stube, da er eben ausgegangen war, ſah dieſe Lieder, las ſie, ärgerte ſich nicht wenig darüber, und entſchloß ſich auch auf der Stelle, ſie in den Ofen zu werfen, wo ſie ſich an der poetiſchen Flamme recht ſehr ergötzte. Die kleinen Brüder verriethen es ihm, als er ſeine Papiere vermißte. Der erſte Unwille war auch alles. Er nahm eine Handvoll Schnee, und warf ihn ihr in den Buſen, um ihren frommen Eifer abzukühlen. Ob eine Schweſter jedes andern jungen Dichters ſo gut weggekommen wäre, ſteht dahin. Er war aber gleich wieder mit ihr gut, und bezeigte weder gegen ſie, noch gegen Eltern oder Geſchwiſter deshalb jemals die geringſte Empfindlichkeit.

Seines Vaters Büchervorrath, der für einen armen Prediger ſehr anſehnlich war, aber doch hauptſächlich nur in das Fach der Theologie und Gelehrten-Geſchichte einſchlug, ließ er gleichwohl nicht ungenutzt. Alles dieſes ſah der Vater mit ſeinen Augen, und unterhielt ſich mit ihm darüber. Er ſah, daß er nicht, wie andere Dichter, die übrigen Wiſſenſchaften gering ſchätzte, oder ſie zu erlernen Abneigung bezeigte, ſondern vielmehr mit ſeinem Vater ſo gern von Litteratur und Theologie redete, wie mit einem Andern vom Theater. Erklärte er auch frey ſeine Abneigung gegen Theologie, ſo verſprach er doch, ſich dem akademiſchen Leben zu widmen.

In dieſer Geſinnung reiſete er wieder nach Leipzig. Er fand keinen Grund, ſeine alten Bekanntſchaften nicht wieder zu erneuern. Die Abweſenheit von einigen Monaten, wo er von der theatraliſchen Welt nichts geſehn, und nur leider! mit dem Wahren zu viel Unwahres gegen ſie gehört, belebte ſeine Luſt aufs neue. Er war früh bey den Proben, und Abends bey den Vorſtellungen. Er ſtudirte die Schauſpielerkunſt mit ſolchem Eifer, als wenn ein Lehrſtuhl darüber in Leipzig für ihn errichtet werden ſollte. Zum Glück verlor die Neuberin einige gute Mitglieder ihres Theaters, vernachläſſigte es durch ihren Umgang mit einem gewiſſen Amtmann aus Oſchatz, und brachte es in Abnahme. Dadurch wurde ihm Leipzig gleichgültig, zumal, da Mylius auch weg und nach Berlin gegangen war, um die Rüdigerſche, jetzt Voſſiſche, Zeitung zu ſchreiben.

An Gelde fehlte es Leſſingen ſtets, und jetzt fühlte er dieſen Mangel doppelt, da er für einige ſeiner nach Wien gegangenen theatraliſchen Freunde gut geſagt hatte. Er vertraute aber Herrn Weiße nur wenig davon. Als dieſer ihn nach einigen Tagen in ſeinem Logis beſuchen wollte, erfuhr er von der Aufwärterin, Leſſing ſey auf ein paar Tage verreiſt. Er kam aber gar nicht wieder, und Hr. Weiße erhielt von ihm ein Billet aus Wittenberg, wo er auf ſeiner Reiſe nach Berlin krank geworden, und ſich einige Wochen bey einem Vetter aufhalten mußte, der mit ihm zu Hauſe aufgewachſen war, und zum Glück daſelbſt ſtudirte.

Viele erzählen zwar, er ſey zuerſt nach Wien der Schauſpielerin Lorenzin nachgegangen, und von da nach Berlin gereiſet. Allein das ſind nur ſinnreiche Muthmaßungen, die eine Art müßiger Menſchen ſeinem Charakter gemäß glaubte. Die theatraliſchen Talente dieſer Frau *) hielt er keiner ſolchen Reiſe werth. Ja, ſagen einige geſetzte und exemplariſche Leute, es geſchah nicht aus Liebe zur theatraliſchen Kunſt, ſondern aus Liebe zur ſchönen Künſtlerin. Ein Scharfblick der Selbſterfahrung! Die Wahrheit ſieht er nicht.

4.

Daß Herr Weiße von dieſer Reiſe nach Berlin nichts erfuhr, lag ganz in Leſſings Charakter, der nun einmal weiter in die Welt wollte, und die Gründe dazu ſelbſt nicht hinlänglich fand.

Daß er an einem Orte ſo viel, als an dem andern für ſich ſah; daß, wie Mylius, der nach Berlin gegangen, ihm vielleicht geſchrieben haben

---

*) Leſſings Briefwechſel mit ſeiner Frau. 1 Th. S. 347 und 348.

ſen mochte, in Berlin für ihn beſſere Ausſichten und mehr Gelegenheiten zur Schriftſtellerey wären; würde ſein aufrichtiger Freund bezweifelt haben, und er hätte Herrn Weiße mit aller ſeiner, bey ſolcher Gelegenheit nicht fehlenden Spitzfindigkeit, Recht geben müſſen.

Ein General, der nicht Luſt zu ſchlagen hat, hält Kriegesrath; und ein Student, der nicht von der Akademie will, überlegt mit ſeinen guten Freunden.

Seinen Eltern ſchrieb er ſogar nichts eher davon, als bis nach ſeiner Ankunft in Berlin, die für ſie ein größeres Schrecken war, als die Nachricht, daß er Komödien geſchrieben, oder gar bald ſelbſt Komödien ſpielen werde. Was will er an einem ſtockfremden, an einem ſo gefährlichen Orte, hieß es, wo er allen Zerſtreuungen und Verführungen ausgeſetzt iſt?

Sie erkundigten ſich daher in Leipzig nochmals bey Bekannten, und jeder meldete etwas Unfrommes und Leichtſinniges von ihm. Wahres, und noch mehr Unwahres wurde von ihm geglaubt, nur das nicht, was er ſeiner Mutter ſelbſt ſchrieb.

Ein Auszug aus einem ſeiner Briefe an ſie, wird ſein ganzes Univerſitätsleben, und die Urſache warum er nach Berlin gegangen, am beſten entwickeln.

„Ich beſorge,“ ſchrieb er ihr den 20ſten Jenner, „daß ich bey Ihnen in dem Verdacht „einer allzugeringen Liebe und Hochachtung, „die ich Ihnen ſchuldig bin, ſtehe. Ich beſorge, daß Sie glauben werden, meine jetzige „Aufführung komme aus lauter Ungehorſam „und Bosheit. Dieſe Beſorgniß macht mich „unruhig. Und wenn ſie gegründet ſeyn ſollte, „ſo würde es mich deſto ärger ſchmerzen, je „unſchuldiger ich mich weiß. Erlauben Sie mir „deshalb, daß ich nur mit wenig Zügen Ihnen meinen ganzen Lebenslauf auf Univerſitäten abmalen darf: ich bin gewiß verſichert, „Sie werden alsdann mein jetziges Verfahren „gütiger beurtheilen. Ich komme jung von „Schulen, in der gewiſſen Ueberzeugung, daß „mein ganzes Glück in den Büchern beſtehe. „Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo „man die ganze Welt im Kleinen ſehen kann. „Ich lebte die erſten Monate, ſo eingezogen,

„als ich in Meiſſen nicht gelebt hatte. Stets bey den Büchern, nur mit mir ſelbſt beſchäftiget, dachte ich eben ſo ſelten an die übrigen Menſchen, als vielleicht an Gott. Dieſes Geſtändniß kömmt mir etwas ſauer an, und mein einziger Troſt dabey iſt, daß mich nichts Schlimmeres als der Fleiß ſo närriſch machte. Doch es dauerte nicht lange, ſo gingen mir die Augen auf. Soll ich ſagen, zu meinem Glücke, oder zu meinem Unglücke? Die künftige Zeit wird es entſcheiden. Ich lernte einſehn, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menſchen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meines gleichen. Guter Gott! was für eine Ungleichheit wurde ich zwiſchen mir und Andern gewahr? Eine bäueriſche Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwiſſenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus welchen jedermann ſeine Verachtung zu leſen glaubte; das waren die guten Eigenſchaften, die mir, bey meiner Beurtheilung, übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich

„niemals empfunden habe. Und die Wirkung
„derſelben war der feſte Entſchluß, mich hierin
„zu beſſern, es koſte, was es wolle. Sie wiſſen
„ſelbſt, wie ich es anfing. Ich lernte tanzen,
„fechten und voltigiren. Ich will in dieſem
„Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen,
„ich kann alſo auch das Gute von mir ſagen.
„Ich kam in dieſen Uebungen ſo weit, daß mich
„diejenigen ſelbſt, die mir im voraus alle Geſchicklichkeit
„darin abſprechen wollten, einigermaßen
„bewunderten. Dieſer gute Anfang
„ermunterte mich heftig. Mein Körper war
„ein wenig geſchickter geworden, und ich ſuchte
„Geſellſchaft, um nun auch leben zu lernen.
„Ich legte die ernſthaften Bücher eine Zeitlang
„auf die Seite, um mich in denjenigen umzuſehen,
„die weit angenehmer, und vielleicht
„eben ſo nützlich ſind. Die Komödien kamen
„mir zuerſt in die Hand. Es mag unglaublich
„vorkommen, wem es will; mir haben ſie ſehr
„große Dienſte gethan. Ich lernte daraus eine
„artige und gezwungene, eine grobe und
„natürliche Aufführung unterſcheiden. Ich
„lernte wahre und falſche Tugend daraus ken-

„nen, und die Laſter eben ſo ſehr wegen ihres
„Lächerlichen, als wegen ihres Schändlichen
„fliehen. Habe ich alles dieſes nur in eine
„ſchwache Ausübung gebracht, ſo hat es gewiß
„mehr an andern Umſtänden als an meinem
„Willen gefehlt. Doch bald hätte ich den
„vornehmſten Nutzen, den die Luſtſpiele bey
„mir gehabt haben, vergeſſen. Ich lernte mich
„ſelbſt kennen, und ſeit der Zeit habe ich gewiß
„über niemanden mehr gelacht und geſpottet,
„als über mich ſelbſt. Doch ich weiß nicht,
„was mich damals für eine Thorheit überfiel,
„daß ich auf den Entſchluß kam, ſelbſt Komödien
„zu machen. Ich wagte es, und als ſie
„aufgeführt wurden, wollte man mich verſichern,
„daß ich nicht unglücklich darin wäre.
„Man darf mich nur in einer Sache loben,
„wenn man haben will, daß ich ſie mit mehrerem
„Ernſte treiben ſoll. Ich ſann daher Tag
„und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke
„zeigen möchte, in der, wie ich glaubte,
„noch kein Deutſcher ſich ſehr hervorgethan
„hat. Aber plötzlich ward ich in meinen Bemühungen
„durch Ihren Befehl, nach Hauſe

„zu kommen, geſtört. Was daſelbſt vorgegangen, können Sie ſelbſt noch allzuwohl wiſſen, als daß ich Ihnen durch eine unnütze Wiederholung verdrießlich falle. Man legte mir beſonders die Bekanntſchaft mit gewiſſen Leuten, in die ich zufälliger Weiſe gerathen war, zur Laſt. Doch hatte ich dabey Ihrer Gütigkeit zu danken, daß mir andere Verdrießlichkeiten, an denen einige Schulden Urſache waren, nicht ſo heftig vorgerückt wurden. Ich blieb ein ganzes Vierteljahr in Kamenz, wo ich weder müßig noch fleißig war. Gleich von Anfange hätte ich meiner Unentſchloſſenheit, welches Studium ich wohl erwählen wollte, wehren ſollen. Man hatte derſelben nun über Jahr und Tag nachgeſehn. Und Sie werden ſich zu erinnern belieben, wozu ich mich auf Ihr dringendes Anhalten erklärte. Ich wollte Medicin ſtudiren. Wie übel Sie aber damit zufrieden waren, will ich nicht wiederholen. Bloß Ihnen zu Gefallen zu leben, erklärte ich mich noch überdies, daß ich mich nicht wenig auf Schulſachen legen wollte, und daß es mir gleich ſeyn würde, ob ich

„einmal durch dieſes oder jenes fortkäme. In „dieſem Vorſatz reiſete ich wieder nach Leipzig. „Meine Schulden waren bezahlt, und ich hätte „nichts weniger vermuthet, als wieder darein „zu verfallen. Doch meine weitläuftige Be„kanntſchaft, und die Lebensart, die meine „Bekannten an mir gewohnt waren, ließen „mich an eben dieſer Klippe nochmals ſcheitern. „Ich ſahe allzudeutlich, wenn ich in Leipzig „bliebe, ſo würde ich niemals mit dem, was „mir beſtimmt iſt, auskommen können. Der „Verdruß, den ich hatte, Ihnen neue Ungele„genheiten zu verurſachen, brachte mich auf „den Entſchluß, von Leipzig wegzugehen. „Ich erwählte gleich Anfangs Berlin zu mei„ner Zuflucht. Es mußte ſich wunderlich „ſchicken, daß mich zu der Zeit Herr Leſſing „aus Wittenberg beſuchte. Ich reiſete mit „ihm nach kurzer Zeit dahin ab, einige Tage „mich daſelbſt aufzuhalten, und umzuſehen, „und alsdann noch zur Sonnenfinſterniß in „Berlin zu ſeyn. Aber ich ward krank. Ich „bin mir niemals zu einer unerträglichern Laſt „geweſen, als damals. Doch ich hielt es eini-

„germaßen für eine göttliche Schickung; wenn „es nicht unanſtändig iſt, auch in ſolchen „kleinen und geringen Sachen ſich auf ſie „zu berufen. Nach meiner Geneſung beſchloß „ich mit des Vaters Einwilligung, in Witten„berg den Winter über zu verbleiben, und „hoffte gewiß, dasjenige wieder zu erſparen, „was ich in Leipzig zugeſetzt hatte. Doch ich „wurde bald gewahr, daß das, was in mei„ner Krankheit und durch andere Umſtände, „die ich aber jetzt verſchweigen will, aufgegan„gen war, mehr, als ein Quartal Stipen„dium ausmachte. Der alte Vorſatz alſo „wachte bey mir wieder auf, nach Berlin zu „gehen. Ich kam und bin noch da; in was „für Umſtänden, wiſſen Sie ſelbſt am beſten.“

Ein väterlicher Brief mit bittern Vorwürfen und dem Befehle, ſogleich nach Hauſe zu kommen, erging ſogleich an ihn nach Berlin. Seine Antwort, und noch zwey andere Briefe, die ſich erhalten haben, ſchildern zur Genüge ſein Verhältniß mit dem Vater, und ſeine Beſchäftigungen.

„Sie verlangen durchaus," ſchrieb er an ſeinen
Vater, „daß ich nach Hauſe kommen ſoll.
„Sie fürchten, ich möchte in der Abſicht nach
„Wien gehen, um daſelbſt ein Komödienſchreiber
„zu werden. Sie wollen für gewiß wiſſen,
„ich müſſe hier Herrn Mylius zu Frohne arbeiten
„und dabey Hunger und Kummer ausſtehn.
„Sie ſchreiben mir ſogar ganz unverholen:
„es wären lauter Lügen, was ich Ihnen
„von unterſchiedenen Gelegenheiten, hier
„unterzukommen geſchrieben hätte. Ich bitte
„Sie inſtändigſt, ſetzen Sie ſich an meine
„Stelle, und überlegen, wie einen ſolche ungegründete
„Vorwürfe ſchmerzen müſſen, deren
„Falſchheit, wenn Sie mich nur ein wenig
„kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen
„muß. Doch muß ich mich am meiſten
„wundern, wie Sie den alten Vorwurf von
„den Komödien wieder aufwärmen können.
„Daß ich Zeitlebens keine mehr machen oder
„leſen wollte, habe ich Ihnen niemals verſprochen,
„und Sie haben ſich viel zu vernünftig
„gegen mich bezeigt, als daß Sie es je im Ernſte
„verlangt hätten. Wie können Sie ſchreiben,

„daß ich in Wittenberg nichts als Komödien
„gekauft hätte? da doch unter den daſelbſt
„befindlichen Büchern, nicht mehr als aufs
„höchſte zwey, ſich befinden können. Der
„größte Theil derſelben beſteht aus ſtatiſtiſchen
„Schriften, die Sie ganz natürlicher Weiſe
„hätten können ſchlieſſen laſſen, daß ich künftig
„geſonnen wäre, eben ſo viel in der Welt,
„und im Umgange der Menſchen zu ſtudiren, als
„in Büchern. Meine Correſpondenz mit Komödianten
„iſt ganz anders, als Sie ſich einbilden.
„Nach Wien habe ich an den Baron
„Seiller geſchrieben, welches der Direktor von
„allen Oeſtreichiſchen Theatern iſt; ein Mann,
„deſſen Bekanntſchaft mir keine Schande macht,
„und mir noch zeitig genug nützen kann. Ich
„habe nach Danzig und Hannover an gleiche,
„oder wenigſtens ſehr geſchickte Leute, geſchrieben;
„und ich glaube, es könne mir kein Vorwurf
„ſeyn, wenn man mich auch an mehreren
„Orten als in Kamenz kennt. Werfen Sie
„mir nicht dagegen ein, es kennten mich nur
„Komödianten. Wenn mich dieſe kennen, ſo
„müſſen mich nothwendig auch alle kennen, die

„meine Arbeiten von ihnen aufführen ſehen.
„Ich könnte Ihnen aber auch Briefe, z. E.
„aus Kopenhagen, zeigen, die nicht von Komödianten
„geſchrieben ſind, zum Zeugniſſe,
„daß meine Briefe nicht bloß die Schauſpiele
„zum Grunde haben. Und ich mache mir ein
„Vergnügen daraus, dieſen Briefwechſel alle
„Tage zu erweitern. Ich werde eheſtens nach
„Paris an Herrn Crebillon ſchreiben, ſo bald ich
„mit der Ueberſetzung ſeines Catilina zu Stande
„bin. Sie ſagen, daß Ihnen meine Manuſcripte
„zeigten, daß ich viel angefangen, wenig
„aber fortgeſetzt hätte? Iſt das ſo ein
„großes Wunder?

„Muſae ſeceſſum ſcribentis et otia quaerunt:
„aber nondum Deus nobis haec otia fecit. Und
„wenn ich gleichwohl alles nennen wollte, was
„hier und da von mir zerſtreut iſt, (ich will
„meine Schauſpiele nicht dazu rechnen, weil
„ſich doch die Meiſten einbilden, das wären
„Sachen, die eben ſo wenig Mühe erforderten,
„als Ehre brächten) ſo würde es bey
„alle dem doch noch etwas austragen. Ich
„werde mich aber wohl hüten, Ihnen das ge-

„ringſte davon zu nennen, weil es Ihnen vielleicht
„noch weniger, als meine Schauſpiele,
„anſtehen möchte. Ich wollte nur, daß ich
„beſtändig Komödien geſchrieben hätte; ich
„würde jetzt in ganz andern Umſtänden ſeyn.
„Die von mir nach Wien und Hannover gekommen
„ſind, habe ich ſehr wohl bezahlt bekommen.
„Doch haben Sie die Gütigkeit,
„ſich noch wenige Monate zu gedulden, ſo ſollen
„Sie ſehen, daß ich in Berlin nicht müßig
„bin, oder nur für Andere arbeite. Glauben
„Sie denn nicht, daß ich weiß, von wem Sie
„ſolche Nachrichten bekommen haben? daß
„ich weiß, an wen, und wie oft Sie meinetwegen
„an Perſonen geſchrieben, die nothwendig
„ein ſehr übles Concept haben von
„mir bekommen müſſen. Doch ich will glauben,
„daß Sie es zu meinem Beſten gethan
„haben, und Ihnen den Schaden und Verdruß
„nicht Schuld geben, der mir daraus
„entſtanden iſt. Was die Stelle in dem Seminario
„philologico in Göttingen anbelangt, ſo
„bitte ich Sie inſtändigſt, ſich alle erſinnliche
„Mühe deswegen zu geben. Ich verſpreche

„es Ihnen, bey Gott, daß, ſo bald es gewiß „iſt, ich ſogleich nach Hauſe kommen, oder „von hieraus dahin gehen will. Wiſſen „Sie aber gar nichts Gewiſſes für mich, ſo „iſt es ja beſſer, daß ich hier bleibe, an einem „Orte, wo ich mein Glück machen kann, geſetzt, ich müßte auch warten. Was ſoll ich „zu Hauſe? — — Erlauben Sie mir, daß ich „Ihnen die Rede eines Vaters bey dem Plautus mittheile, welcher gleichfalls mit ſeinem „Sohne nicht durchaus zufrieden war.

„Non optume haec ſunt, neque ego ut aequum
cenſeo;
„Verum meliora ſunt, quam quae deterrima:
„Sed hoc unum conſolatur me atque animum
meum,
„Quia, qui nihil aliud, niſi quod ſibi ſoli placet,
„Conſulit adverſum filium, nugas agit;
„Miſer ex animo fit; ſecius nihilo facit,
„Suae ſenectuti is acriorem hyemem parat &c.

„Die Gedanken ſind ſo vernünftig, daß die „Ihrigen nothwendig damit übereinſtimmen „müſſen. Was hat die Frau Mutter Urſache, „ſich ſo über mich zu betrüben? Es muß ihr

„ja gleichviel ſeyn, ob ich hier oder da mein „Glück finde, wenn ſie mir es wirklich gönnt, „wie ich gewiß glaube. Und wie haben Sie „ſich denn vorſtellen können, daß ich, wenn „ich auch nach Wien gegangen wäre, daſelbſt „meine Religion würde verändert haben? „Daraus kann ich ſchließen, wie ſehr Sie „wider mich eingenommen ſeyn müſſen. Doch „Gott, hoffe ich, ſoll mir Gelegenheit geben, „ſo wohl meine Liebe gegen meine Religion, „als gegen meine Eltern deutlich genug an den „Tag zu legen.“

In dem einen Briefe vertheidigt er ſeinen Hang zum Theater und zur anakreontiſchen Poeſie.

„Ich bitte, heißt es, mir auch das vor„nehmſte von meinen Manuſcripten aus; auch „die einigen Bogen: Wein und Liebe. Es „ſind freye Nachahmungen des Anakreon, „wovon ich ſchon einige in Meiſſen gemacht „habe. Ich glaube nicht, daß ſie mir der „ſtrengſte Sittenrichter zur Laſt legen kann.

„Vita verecunda eſt, Muſa jocoſa mihi.

„So entſchuldigte ſich Martial in gleichem „Falle, und man muß mich wenig kennen, „wenn man glaubt, daß meine Empfindungen „im geringſten damit harmoniren. Sie ver„dienen auch nichts weniger, als den Titel, „den Sie ihnen, als ein allzu ſtrenger Theo„loge geben. Sonſt würden die Oden und „Lieder des Herrn von Hagedorn einer viel „ärgeren Benennung werth ſeyn. In der „That iſt nichts als meine Neigung, mich in „allen Arten der Poeſie zu verſuchen, die Ur„ſache ihres Daſeyns. Wenn man nicht ver„ſucht, welche Sphäre uns eigentlich zukommt, „ſo wagt man ſich öfters in eine falſche, wo „man ſich kaum über das Mittelmäßige er„heben kann, da man ſich in einer andern „vielleicht bis zu einer bewunderungswürdigen „Höhe hätte ſchwingen können. Sie werden „aber auch vielleicht gefunden haben, daß ich „mitten in dieſer Arbeit abgebrochen habe, „und es müde geworden bin, mich in ſolchen „Kleinigkeiten zu üben.

„Wenn man mir mit Recht den Titel eines „Deutſchen Molieres beylegen könnte, ſo könnte

„ich gewiß eines ewigen Nahmens geſichert
„ſeyn. Die Wahrheit zu ſagen, ſo habe ich
„zwar ſehr große Luſt, ihn zu verdienen, aber
„ſein Umfang, und meine Ohnmacht ſind zwey
„Dinge, die auch die größte Luſt erſticken
„können. Seneca giebt den Rath: Omnem
„operam impende, ut te aliqua dote notabilem
„facias. Aber es iſt ſehr ſchwer, ſich in einer
„Wiſſenſchaft notabel zu machen, worin
„ſchon allzuviele excellirt haben. Habe ich
„denn alſo ſehr übel gethan, daß ich zu meinen
„Jugendarbeiten etwas gewählt, worin
„noch ſehr wenige meiner Landsleute ihre
„Kräfte verſucht haben? Und wäre es nicht
„thöricht, eher aufzuhören, als bis man
„Meiſterſtücke von mir geleſen hat? Den
„Beweis, warum ein Komödienſchreiber kein
„guter Chriſt ſeyn könne, kann ich nicht ergründen.
„Ein Komödienſchreiber iſt ein
„Menſch, der die Laſter auf ihrer lächerlichen
„Seite ſchildert. Darf denn ein Chriſt über
„Laſter nicht lachen? Verdienen Laſter ſo viel
„Hochachtung? Und wenn ich Ihnen nun gar
„verſpreche, eine Komödie zu machen, die
„nicht

„die Herrn Theologen nicht nur leſen, ſon„dern auch loben ſollen? Halten Sie mein „Verſprechen für unmöglich? Wie, wenn ich „eine auf die Freygeiſter und auf die Verächter „Ihres Standes machte? Ich weiß gewiß, „Sie würden vieles von Ihrer Schärfe fahren „laſſen, ꝛc. ꝛc.“

In dem zweyten wurde er etwas empfindlicher, als man gegen ſeine Eltern ſeyn ſoll, wenn ſie aus Unkunde und bloßer Liebe ihren Kindern Verdruß und Kränkung verurſachen. Denn von welchem ehrlichen Manne ſie nur glaubten, er wiſſe etwas von ihrem ins Verderben rennenden Sohne, dem ſchrieben ſie, den ſprachen ſie; und es konnte nicht fehlen, der Sohn mußte alles wieder erfahren. Ihr größter Kummer, und die größte Unwahrheit war, daß er ganz blindlings ſeinem Freunde, dem Freygeiſt Mylius anhinge, daß er nach Wien gehn und die Religion verwechſeln wollte, Komödien und Verſe zu ſchreiben fortführe, und nichts thäte, wodurch er ſeine Frömmigkeit und Gelehrſamkeit nach ihren Begriffen bewieſe. Nun ſey er gar in dem freygeiſteriſchen

Berlin, ſcheine da bleiben zu wollen, wo man an heiligen Abenden und erſten Feyertagen Komödien und Opern ſpiele, exercire, paradire, manöuvrire, wo man alle Religionen dulde und keine herrſchen laſſe, wo die Lutheriſchen Geiſtlichen nichts von der Eintrachtsformel wüßten, und nach eines Menſchen Geſchicklichkeit und guter Aufführung, nie aber nach ſeiner Religion gefragt würde, wo ſogar der gottloſe Edelmann ungeſtört eſſen und trinken könne, was er habe. Dieſe Kümmerniſſe kamen freylich mehr von der Mutter, als vom Vater; aber ſo viel iſt auch gewiß, daß Beyde mit der Zeit aufgeklärter dachten.

Hier iſt das Wichtigſte aus gedachtem Briefe. „Ich habe den Koffer, ſchrieb er am 30. May, „mit den ſpecificirten Sachen richtig erhalten. „Ich danke Ihnen für dieſe große Probe Ihrer Gütigkeit, und würde in meinem Danke „weitläuftiger ſeyn, wenn ich nicht leider aus „allen Ihren Briefen gar zu deutlich ſchließen „müßte, daß Sie eine Zeitlang her gewohnt „ſind, ſich überreden zu laſſen, das allerniedrigſte von mir zu gedenken. Nothwen-

„dig muß Ihnen alſo auch der Dank eines „Menſchen, von dem Sie ſo unvortheilhafte „Meynungen hegen, nicht anders als verdächtig ſeyn. Was ſoll ich aber dabey thun? „Soll ich mich weitläuftig entſchuldigen? „Soll ich meine Verläumder beſchimpfen, „und zur Rache ihre Blöße aufdecken? Soll „ich mein Gewiſſen, ſoll ich Gott zum Zeugen „anrufen? Ich müßte weniger Moral in „meinen Handlungen anzuwenden gewohnt „ſeyn, als ich in der That bin, wenn ich „mich ſo weit vergehen wollte. Aber die Zeit „ſoll Richter ſeyn. Die Zeit ſoll es lehren, ob „ich Ehrfurcht gegen meine Eltern, Ueberzeugung in meiner Religion, und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit ſoll lehren, ob der ein beſſerer Chriſt iſt, der die „Grundſätze der chriſtlichen Lehre im Gedächtniſſe, und, oft ohne ſie zu verſtehen, im „Munde hat, in die Kirche geht, und alle „Gebräuche mitmacht, weil ſie gewöhnlich „ſind; oder der, der einmal klüglich gezweifelt „hat, und durch den Weg der Unterſuchung zur „Ueberzeugung gelangt iſt, oder ſich wenig-

„ſtens noch dazu zu gelangen beſtrebt. Die chriſtliche Religion iſt kein Werk, das man von ſeinen Eltern auf Treue und Glauben annehmen ſoll. Die meiſten erben ſie zwar von ihnen ſo wie ihr Vermögen; aber ſie zeigen durch ihre Aufführung auch, was für rechtſchaffene Chriſten ſie ſind. So lange ich nicht ſehe, daß eins der vornehmſten Gebote des Chriſtenthums, *ſeinen Feind zu lieben*, beſſer beobachtet wird, ſo lange zweifle ich, ob diejenigen Chriſten ſind, die ſich dafür ausgeben.

„Herr **** hätte etwas wahrhafter ſeyn können in ſeinen Nachrichten. Hier haben ſie die ganze Geſchichte Ihres Briefes an den alten Herrn R****, wie ich ſie vor wenig Wochen gehört habe. Dieſer Mann iſt viel zu alt, als daß er ſich mit Briefſchreiben abgeben könnte; er hat alſo ſeine ganze Correſpondenz ſeinem Schwiegerſohn dem Herrn — aufgetragen. Dieſem iſt der Brief nothwendig in die Hände gefallen; dieſer hat ihn erbrochen. Warum ſoll ihn Herr Mylius erbrochen haben? Damit man viel

„leicht in Kamenz das Recht haben möge,
„noch nachtheiliger von ihm mit einigem
„Schein des Rechts zu reden? Herrliche
„Urſache! Mylius war mit — ſehr ſpeciell
„bekannt; denn er iſt ſein Verleger. Weil
„ſich alſo im benannten Briefe auch vieles auf
„ihn bezog, ſo hat — ihm denſelben gewieſen.
„Der Brief wäre fähig genug geweſen, ihm
„bey dem alten R**** den größten Verdacht
„zuzuziehn. Wem haben Sie es alſo zuzuſchreiben,
„daß der Brief unterdrückt worden?
„Niemanden, als ſich ſelbſt, da Sie eine
„Perſon mit ins Spiel gemiſcht, die mit
„meinen Angelegenheiten gar nichts zu thun
„hat. Auf das aber, was mich betroffen,
„hat — ich weiß nicht, ob ſelbſt oder durch
„ſeinen Diener, oder durch jemand andern
„antworten laſſen.

„Werde ich niemals des Vorwurfs los
„werden können, den Sie mir wegen Mylius
„machen? Sed facile ex tuis querelis querelas
„matris agnoſces, quae, licet alias pia et integra, in
„hunc nimio flagrat odio. Noſtra amicitia nihil
„unquam aliud fuit, adhuc eſt, et in omne tem-

„pus erit, quam communicatio ſtudiorum. Illane „culpari poteſt? Rarus immo nullus mihi cum ipſo „ſermo intercedit, de parentibus meis, de officiis, „quae ipſis vel praeſtanda, vel deneganda ſint, de „cultu Dei, de pietate, de fortuna hac vel illa via „amplificanda, ut habeas, quem in illo ſeducto„rem et ad minus justa inſtigatorem meum timeas. „Cave ne de muliebri odio nimium participes. Sed „virum te ſapientem ſcio, iuſtum aequumque: et „ſatis mihi conſtat, te illud, quod ſcripſiſti, amori „in uxorem, amore tuo digniſſimam, dediſſe. „Veniam dabis, me haec paucula latino ſermone „litteris mandaſſe; ſunt enim, quae matrem ad „ſuſpicionem nimis proclivem offendere poſſint. „Deum tamen obteſtor, me illam maximi facere, „amare et omni pietate colere.“

Man kann ſich hierbey nicht der Frage erwehren: ob Leſſing wohl, nach Berlin zu gehn ganz unterlaſſen haben würde, wenn ihn die Eltern auf der Univerſität unterhalten, oder auf eine andre Art verſorgen können?

Großer ſo genannter Genieſtreiche war er zwar nicht fähig; aber den Weg, der ihm ganz ſeiner Neigung entgegen vorgeſchrieben wäre, hätte er wohl nicht lange ausgehalten. Er würde unter der Wahl, entweder in Berlin dürftig zu leben, oder nach der Eltern Willen zu ſtudiren, der ſich alsdann auch etwas poſitiver und unbiegſamer geäußert hätte, gewiß eine Mittelſtraße getroffen haben. Um alle ſeine theatraliſchen und poetiſchen Arbeiten wäre es aber wohl geſchehen geweſen. Hätte ihn auch manchmal der poetiſche Drang dazu verleitet, ſo wäre doch gewiß davon nichts gedruckt worden. Sein Geiſt, der ſich in ſo mancherley Arten von Beſchäftigung finden konnte, würde ſich gar bald in den theologiſchen Labyrinthen verloren haben. Prediger wäre er zwar wohl ſchwerlich jemals geworden; aber Lehrer, Erklärer eines Buchs, das ſchon millionenmal erklärt worden, und ſinnreicher Muſterer und Flicker des theologiſchen Syſtems, in welchem er erzogen und geboren war. Er hätte nur in die Bekanntſchaft eines und des andern ſcharfſinnigen Theologen, à la Leibnitz, kommen dürfen, und ſiehe, er wäre in einem Winkel von Deutſchland angebetet, und in dem andern verdammt worden! Aber ſo brachte ihn die Armuth nach einer Stadt, und unter Freunde, wo der geſunde Menſchenverſtand die Hypotheſen der menſchlichen Schlauigkeit und Einbildungskraft mit zu den übrigen bewundernswürdigen Träumen des philoſophiſchen Scharfſinns, in aller Ehrfurcht, aber ohne allen Einfluß auf das bürgerliche Leben, zu ſtellen wußte.

Im Oktober fingen er und Mylius an, eine Quartalſchrift herauszugeben, die den Titel führt: Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters. Stuttgard 1750.

Ihr Plan war, nicht nur die theatraliſchen Werke, ſondern auch die Vorſtellungskunſt derſelben zu beurtheilen, und ein Gemälde von dem ganzen Europäiſchen Theaterweſen zu geben, woran es damals noch ſehr fehlte.

Daß ſie aber ſchon mit dem vierten Stücke aufhörte, hatte wohl ſeinen Grund hauptſächlich darin, daß Mylius nicht der beſte Mitarbeiter dazu war. Deſſen ungeachtet war ſie für die damalige Zeit unterrichtend, und die erſte ihrer Art. Sie kann auch noch jetzt für einen theatraliſchen Katechismus paſſiren, ungeachtet man in vielen Stücken weiter gekommen, und aufgeklärter iſt.

Uebrigens ſind dieſe Beyträge eben keiner ſcharfen Kritik zu beſchuldigen; und doch verurſachten ſie manche Klage, die bey dem Vater angebracht, und dem Sohne nachdrücklich verwieſen, auch zu einem höchſt wichtigen Grunde gemacht wurde, warum ſeine Eltern nicht mit ihm zufrieden ſeyn könnten.

Z. B. ein gewiſſer Landsmann, Magiſter Jm. Fr. Gr., hatte Samuel Werenfelſens Vertheidigung der Schauſpiele aus dem Lateiniſchen ſo elend verdeutſcht, daß man im dritten Stücke dieſer Beyträge ſeine Klugheit rühmt, auf dem Titel geſagt zu haben: Jns Deutſche überſetzt. Denn man könnte es auch für Wendiſch halten. Ferner werden Beweiſe angeführt, daß er weder Sprache noch Sache verſtanden, und von dieſer Lateiniſchen Schrift ſich ſchon eine beſſere Deutſche Ueberſetzung in den kritiſchen Beyträgen finde.

Der Vater dieſes Magiſiers nahm das ſehr übel, und beſchwerte ſich bitterlich bey Leſſings Vater, welcher ſeinem Sohne einen derben Verweis darüber gab, und vermuthlich die Schrift zu ſehen verlangte, worin der arme Herr Magiſter getadelt war. Leſſing ſchickte ſie auch ſeinem Vater ſogleich, mit den Worten: „Die Recenſion iſt von mir, und es dauert mich nur, ſie nicht noch ärger gemacht zu haben. Sollte Gr. ſich über die Ungerechtigkeit meines Urtheils beſchweren, ſo gebe ich ihm die Freyheit, mit meinen Sachen auf gleiche Art zu verfahren.“ — Hierauf ſchrieb ihm der Vater wieder, daß dieſer Magiſter Gr. nicht ſo ſchlecht ſey, als er glaube; der Magiſtrat zu L. habe ihn ſogar zum Conrektor berufen. Leſſing erwiederte: „Wenn Herr Magiſter Gr. glaubt, daß die Welt ſeinen Herrn „Sohn verläſtere, ſo thut er der Welt Unrecht. „So lange der neue Conrektor mit einer unglaublichen Unwiſſenheit gleichwohl einen ſo „ausſchweifenden Stolz verbinden wird, ſo „lange verläſtert er ſich ſelbſt. Der Artikel, „den ich nur heute Abends in den Hamburgi-

„ſchen Nachrichten von ihm geleſen habe, muß
„ihn bey allen Vernünftigen lächerlich machen.
„Ich möchte doch wiſſen, was er auf die
„Schuljungenſchnitzer antworten könnte, die
„ich ihm in dem dritten Stücke der theatrali-
„ſchen Beyträge gezeigt habe? Der Magiſtrat
„zu L. iſt derjenige eben nicht, deſſen Wahl
„ich zum Währmann meiner Verdienſte haben
„wollte.“

Die Nachricht von einem in Freyberg aufgeführten Schulſchauſpiele des Rektors Biedermann, die von dort eingeſchickt war, und die Mylius vermuthlich ohne Leſſings Wiſſen einrückte, tadelte ſein Vater nicht weniger; denn er war ein Freund von dieſem gelehrten Schulmanne. Leſſing zeigte aber auch hierin, daß er für jedes Verdienſt Achtung habe, wenn er auch etwas Lächerliches bey demſelben finde, und antwortete: „Wider den Herrn Bieder-
„mann iſt hier mehr als Eine Kritik zum Vor-
„ſchein gekommen: ſo wohl in hieſigen beyden
(nehmlich Berliniſchen) „Zeitungen hat man
„ihn herumgenommen, als auch in beſon-
„ders gedruckten Blättern. Man hat ihm zu

„viel gethan, und hätte nicht vergeſſen ſollen, „daß er ein Mann iſt„, der ſonſt Verdienſte „hat.“

Als Leſſing dem alten Buchhändler R. ein Verzeichniß von ſeinem großen Vorrath gebundener Bücher gemacht, hörte der Vater davon, und beklagte nur, daß die Sache nicht lange gewährt; worüber der Sohn folgende Auskunft gab: „Wer Ihnen geſchrieben, daß „es mir ſchlecht ginge, weil ich bey Hrn. R. „nicht mehr den Tiſch und andere Einnahme „hätte, der hat Ihnen eine große Lüge geſchrieben. Ich habe mit dieſem alten Manne nie „länger etwas wollen zu thun haben, als bis „ich mir ſeine große Bibliothek recht bekannt „gemacht hätte. Der Tiſch bekümmert mich „in Berlin am allerwenigſten. Ich kann für „1 Sgr. 6 Pf. eine ſtarke Mahlzeit thun.“

Ein gewiſſer Baron von Dobreslaw, dem der König von Preußen, Friedrich Wilhelm, die Bibliothek ſchenkte, welche der in Frankfurt, ſo wohl wegen ſeiner Gelehrſamkeit als ſeiner Narrheit, bekannte Profeſſor Ebertus beſeſſen, und dem Könige von Spanien vermacht haben wollte, that Leſſingen für ſeine damaligen Umſtände folgenden Vorſchlag:

Unter den Handſchriften dieſer Bibliothek befand ſich eine Lateiniſche Ueberſetzung der Bibliotheque orientale des Herbelot. Dieſe wollte von Dobreslaw drucken laſſen, weil das Original ſich ſehr ſelten gemacht, und oft mit dreyßig Thaler bezahlt wurde. Sie war aber ſehr unleſerlich geſchrieben, und der Sinn des Originals darin oft ſehr falſch ausgedrückt. Leſſing ſollte ſie verbeſſern, oder vielmehr ganz neu umſchmelzen. Er wies es aber bedächtlich von ſich, weil es ihn ſo lange und ganz allein mit Einem Gegenſtande beſchäftiget haben würde, daß er weiter gar nichts dabey vornehmen können, und folglich viele angefangene Sachen liegen laſſen müſſen.

Die Herausgabe ſeiner Gedichte, wovon er den größten Theil hernach in ſeine kleinen Schriften aufnahm, lag ihm mehr am Herzen. Sie erſchienen zum erſtenmale ohne ſeinen Namen, unter dem Titel: Kleinigkeiten, bey eben dem Verleger, wo die Beyträge zum Theater herauskamen. Jetzt würden ſie ſo viel Aufſehen ſchwerlich machen, wo man bloß auf Correktheit und poetiſche Sprache ſieht, die bey einem mittelmäßigen Reimer fehlerfreyer ſeyn kann. Allein die Empfindung einer unbefangenen, gutmüthigen, obgleich auch muthwilligen, aber nicht rohen und ungebildeten Jugend, und der ganze Anakreontiſche Geiſt ſtechen ſo hervor, daß ſie noch heute den ſchärfſten Kunſtrichter einnehmen könnten. Die geringe Meynung, die Leſſing davon hatte, da er ſie nicht einmal unter ſeinem Namen erſcheinen laſſen wollte, bezeichnet Beſcheidenheit, Unpartheylichkeit gegen ſeine Arbeiten, und Selbſterkenntniß, die man ſo ſelten bey angehenden Dichtern findet, und die, wo ſie iſt, keinen ſchlechten Beweis der Beurtheilungskraft giebt. Der Beyfall, den er wenigſtens nicht in ſo hohem Grade erwartete, verblendete ihn nicht, und er ließ allen ſeinen Nachfolgern, die ihn übertraffen, volle Gerechtigkeit widerfahren.

Er legte ſich auch in dieſer Zeit auf die Spaniſche Sprache, und glaubte dabey, ſie würde ihm mit der Zeit nützliche Dienſte leiſten, da ſie damals, und vielleicht auch jetzt, in Deutſchland nicht ſehr betrieben ward. Aber von dieſem Nutzen für ihn hat man wohl nichts gehört, außer folgende Anekdote.

Er ſpazierte einmal mit ſeinem Freunde Mylius unter den Linden, und plauderte mit ihm zur Uebung Spaniſch. Ein Spanier ging hinter ihnen her, freute ſich herzlich, wo nicht Landsleute, doch Kundige ſeiner Mutterſprache, zu finden, und redete ſie an. Sie verſtanden ihn aber kaum, und konnten ihn noch weniger Spaniſch unterhalten, weil die Unterhaltung vermuthlich von Dingen aus dem gemeinen Leben, und nicht von Wiſſenſchaften, ſeyn mochte. So geht es gewöhnlich Gelehrten, die keinen Lehrmeiſter einer fremden Sprache haben, als ſich ſelbſt.

Bey allen dieſen Beſchäftigungen vergaß er nicht, was er ſeinem Vater verſprochen, das unchriſtliche Berlin mit dem chriſtlichen Göttingen zu verwechſeln.

Er ſchrieb ihm einmal: „Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß ich meine Meynung wegen Göttingen ſchon wieder geändert

„hätte.“ Ich verſichere Sie nochmals, daß ich „morgen dahin abreiſen wollte, wenn es möglich wäre. Nicht weil es mir jetzt eben ſchlecht „in Berlin geht, ſondern, weil ich es Ihnen „verſprochen habe. Denn in der That ich habe große Hoffnung, daß ſich mein Glück bald „hier ändern werde. Bis hieher habe ich zwar „vergebens darauf gehofft; allein ich muß geſtehn, daß vielleicht auch einige Fehler auf „meiner Seite mit untergelaufen ſind. Mit „Schaden wird man klug. Die Bekanntſchaft „des Herrn B. v. d. G.“ (der ſeine Güter in Polen hatte, ſich damals einige Zeit in Berlin wegen eines Proceſſes aufhalten mußte, und tagtäglich mit ihm und Mylius zuſammen war) „hat mir nicht wenig genutzt, „mich hier auf einen ſichern Weg zu bringen. „Er hat mir bey unterſchiedenen von ſeinen „Freunden Zutritt verſchafft, welche mir wenigſtens eine Menge Verſprechungen machen. Auch dieſe ſind nicht zu verwerfen, „wenn ſie nur nicht immer Verſprechungen „bleiben. Ich mache keine Rechnung darauf, „und habe meine Sache ſo eingerichtet, daß ich

„auch ohne ſie dieſen Winter gemächlich in Berlin leben kann. Gemächlich, heißt bey mir, was ein Anderer vielleicht zur Noth nennen würde. Allein, was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe, oder nicht, wenn ich nur lebe? Ich will unterdeſſen, da ich es noch in Berlin mit anſehe, meine Zeit ſo anzuwenden ſuchen, daß ich ſie nicht für verloren ſchätzen darf, wenn meine Hoffnung auch fehlſchlägt; und vor allen Dingen will ich mich bemühen, das fertig zu machen, wodurch ich mich in Göttingen zu zeigen gedenke.“

Der Vater ſchien ihm aber nicht recht zu glauben, und ſchrieb daher: „Er merke wohl, es ſey ihm bey dem allen doch kein rechter Ernſt; Berlin habe ihn gefeſſelt, und er mache nur Ausflüchte.“ Denn in des Vaters Augen war es kein Ort von gründlicher und gottſeliger Gelehrſamkeit. Er bildete ſich ein, und traf es wohl auch in etwas, nur ein witziger Franzoſe könne da ſein Glück machen. Jene weltberühmten Männer, von Voltairen bis auf den Abbé de Prades, waren ihm keine Gelehrten, ſondern Weltleute mit mannichfaltigen aber oberflächlichen Kenntniſſen und tiefſinniger Theiſterey oder gar Atheiſterey.

„Es iſt wahr, antwortete Leſſing darauf,
„in Berlin ſind Gelehrte die Menge, und unter
„dieſen erhalten allezeit die Franzoſen den Vorzug.
„Allein ich glaube, daß auch Göttingen
„keinen Mangel leidet, und daß ein Menſch,
„wie ich bin, auch da aus einem großen Haufen
„hervorzudringen hat, wenn er will bekannt
„werden. Ich glaube alſo, daß es von mir eben
„nicht allzuklug gehandelt ſeyn würde, wenn ich
„einen großen Ort mit einem andern vertauſchte,
„wo ich als ein Unbekannter eine Menge
„Hinderniſſe von neuem überſteigen müßte,
„die ich hier zum Theil überſtiegen habe. Das
„Wenige, was ich in Göttingen zu hoffen hätte,
„kann in keine Betrachtung kommen, weil
„ich hier in Berlin das Jahr über wenigſtens
„auf noch einmal ſo viel gewiſſe Rechnung
„machen kann. Meynen Sie aber, daß ich
„dieſen Verdienſt auch in Göttingen beybehalten
„könne, ſo irren Sie unmaßgeblich. Er
„hängt von verſchiedenen Perſonen ab, von
„welchen ich hernach allzuweit entfernt ſeyn

„würde, als daß ihnen an meiner Arbeit viel „gelegen ſeyn ſollte. Ehe ich in Göttingen dergleichen „Perſonen wieder auftreibe, würden „alle die Verdrießlichkeiten mich nochmals überfallen, „die mich hier oft bis zur Verzweiflung „gebracht haben. — Und ſind die 50 Rthlr. „und der freye Tiſch ſchon ganz gewiß? Ich „bin ſchon allzuoft angeführt worden, als daß „ich mich auf bloße Verſprechungen verlaſſen „ſollte. Sie haben Recht, Gottes Vorſorge „muß bey meinem Glücke das Beſte thun; allein „dieſe kann hier eben ſo viel als anderwärts „für mich thun. Ich habe überzeugende Beweiſe „davon, für die ich dem Himmel insbeſondere „danken würde, wenn ich glaubte, daß „man ihm nur für das Gute danken müßte."

Eine der erſten Bekanntſchaften Leſſings in Berlin, war Herr Richier de Louvain. Sie waren ſo ziemlich von gleichem Schickſale und gleichem Alter, und daher bald gute Freunde. Was Richiern an Geiſtesgaben fehlte, erſetzte er durch ſein gutes Herz. Zwar mußte er ſich oft über Leſſingen ärgern, wenn er der Franzöſiſchen Litteratur nicht Weyhrauch genug ſtreute, oder Lafontaine nicht für den größten Fabeldichter, und Corneille und Racine nicht für die größten Tragiker in der Welt hielt. Ihre Unterredungen waren mehr beluſtigend als belehrend. Wenn aber Richier endlich nicht weiter konnte, und ausrief: Es iſt doch nur von Ihnen lauter Widerſpruchslaune! ſo ſagte Leſſing ihm wohl in allem Ernſte, was er darüber dachte. Dem allen ungeachtet blieben ſie ſtets gute Freunde, und Richier lernte dabey von der Deutſchen Litteratur ſo viel, daß er in Geſellſchaften dieſelbe in Schutz nehmen konnte, wozu freylich nicht viel gehören ſoll. Das Luſtigſte dabey war, daß er es meiſtens gegen Deutſche thun mußte, die im Grunde von einer ſo viel, als von der andern verſtanden, und durch dreiſte Herabwürdigung der Deutſchen ſich Anſehn gaben. Er ſoll manchmal der ſiegende Theil geblieben ſeyn, und ſeine Deutſchen Gegner oft in Erſtaunen geſetzt haben.

Richier wurde 1750 aus einem Franzöſiſchen Sprachmeiſter Sekretair bey Voltairen, und war es kaum vier Wochen, als er Gelegenheit hatte, Leſſingen dieſem großen Manne mit dem kleinen Orden zu empfehlen.

Die Veranlaſſung dazu war, daß Voltaire einen Deutſchen Ueberſetzer zu jenen Memorialen ſuchte, welche er gegen den Juden Hirſch, mit dem er in den bekannten Proceß verwickelt war, für das Kammergericht verfertigte. Voltaire lud ihn alle Tage zu ſich zu Tiſche; ſprach auch von Litteratur und Wiſſenſchaften, doch immer in ſo zurückhaltendem und ernſtem Tone; daß den Tiſchgenoſſen wenig Spielraum ihres Witzes blieb. Voltaire war nur gegen die Großen ungenirt und ausgelaſſen: wie die feinen Spieler, die nur Höfe und große Herren ſuchen, ſelten aber, oder mit der äußerſten Vorſicht, ihre Kollegen. Zu dieſer Zeit lachte das Berliniſche Publicum über Voltairen; der König verehrte ihn. Sein Proceß gab zu vielen luſtigen Einfällen Anlaß. Leſſing wollte auch das Seinige dazu beytragen. Aus ſeinem Sinngedichte auf dieſen Proceß aber ward eine Beleidigung, und mit Recht unterdrückte er es, als er ſeine kleinen Schriften wieder herausgab.

Es iſt zwar nicht zu läugnen, Voltaire machte in Berlin ein wenig den Wucherer, und fand an Abraham Hirſch einen noch größeren; oder eigentlicher: ein dritter Gauner machte ihm den Hirſch verdächtig. Allein man heißt das in der honetten Sprache: ſpekuliren. Nach Herrn Klein *), ſcheint Voltaire ſo wenig wie Abraham Hirſch reine Sache gehabt zu haben. Beyde glaubten wohl, daß es mit Himmel und Hölle nicht viel zu ſagen hätte, daß aber die Landesgeſetze keinen Spaß verſtänden, wenn es herauskäme.

Philoſoph Voltaire dachte vielleicht: Wirſt du ertappt; der ſouveraine Verehrer der Voltairiſchen Schriften wird dir deine Sünde wider das Geſetz vergeben, ohne dein Profitchen zu Waſſer werden zu laſſen: ſo wie du ihm oft ſeine Deutſchen Solöcismen corrigireſt, ohne ſeine ſchönen Gedanken zu verderben. Es träumte ihm nicht einmal, daß ein königlicher Günſtling zu Berlin weniger gelte, als zu Paris. Etwas Ehrfurcht hatte zwar die unbeſtechliche Juſtiz für den Franzöſiſchen Apoll: ſie wich von

---

*) Kleins Annalen der Geſetzgebung 1. B. S. 115 — 117.

ihrer gewöhnlichen ſtrengen Form des Prozeſſes ab; aber nur ſo lange, bis ſich der unjuriſtiſche Friedrich darüber erklärt hatte. Der Jude dachte von Voltairen: Schuſter bleib bey deinem Leiſten; die Speculation mit den Steuerſcheinen iſt eine zu reelle Calculation für einen ſchönen Geiſt und Dichter. Er muß gewitzigt werden, und das kann ich ohne alle Gefahr thun. Verklagen kann er mich nicht, wenn er ſich ſelbſt nicht mit anklagen will.

Herrn M**** unrichtige Geſchichtserzählung davon *) iſt mit dem Marquis von Condorcet, oder wie es nun richtiger nach der Franzöſiſchen Nationalentadelung heißen muß, mit dem Condorcet **), hierdurch genug widerlegt.

Nach dieſem Vorfalle ging Voltaire mit ſeinem Sekretair nach Potsdam, und vollendete ſein Siècle de Louis XIV. Als ſie im December wieder nach Berlin kamen, beſuchte Leſſing ſei-

---

*) La vie de Voltaire par M. 1787. in 8vo. — M.... nennt den Juden Abraham Hirſch oder Hirſchel: Hirschel, c'est à dire le beau cerf.

**) Oeuvres complettes de Voltaire T. 71. à Gotha S. 71. und 72.

nen Freund Richier, und fand ihn mit dieſem ebengedruckten Voltairiſchen Werke beſchäftigt. Vier und zwanzig Exemplare ſollten an das Königliche Haus verſchenkt werden, ehe eine andere Seele eine Zeile davon zu leſen bekäme. Natürlich mußten dieſes ausgeſuchte Exemplare ſeyn, und der Verleger Henning hatte zu ſolchem Behuf eine größere Anzahl abgeliefert. Aus dieſen wählte Richier die beſten. Leſſings Neugier ward nicht wenig gereitzt, hin und wieder darin zu leſen. Da er hörte, daß dieſes Ausſuchen keinen Verzug leide, ſo erbot er ſich zu helfen. Richier, hiermit ſehr zufrieden, mußte ihm dafür verſprechen, wenn ſich aus den Defektbogen etwa der erſte Theil zuſammenbringen ließe, ihm denſelben auf einige Tage zu leihen. Sie wurden mit dem Ausſuchen fertig, und fanden auch unter den Ausſchußbogen den erſten Theil bis auf einen Bogen zuſammen. Dieſen las Leſſing gleich auf Richiers Stube, und die übrigen nahm er mit nach Hauſe. Ehe er aber wegging, mußte er heilig verſprechen, dieſe Ausſchußbogen längſtens in drey Tagen wieder zu ſchicken, und ja keinem andern Menſchen zu zeigen. Als Leſſing den andern Tag mit Leſung dieſes Theils eben zu Ende war, beſuchte ihn einer ſeiner Landsleute, Hofmeiſter bey einem Herrn von Schulenburg. Dieſer drang mit Bitten ſo lange in Leſſingen, bis er ihm erlaubte, die Bogen mitnehmen zu dürfen. Ihm hatte es wohl gethan, daß Richter ſeine Neugier befriedigte: er glaubte alſo, ſeinem Landsmanne auch nichts abſchlagen zu dürfen, zumal da dieſer verſprach, das Werk noch denſelben Tag wiederzubringen. Drechſel, ſo hieß dieſer Landsmann, ging damit nach Hauſe. Zum Unglück machte die Gräfin von Bentink, Voltairens beſondere Freundin, um dieſe Zeit einen Beſuch bey der Frau von Schulenburg. Drechſel, ſeines Verſprechens nicht mehr eingedenk, wollte ſich gern beyden Damen mit einer Neuigkeit empfehlen, oder kamen ſie von ungefähr auf ſeine Stube, und fanden das Werk bey ihm. Genug, Frau von Bentink, welche ſich von Voltairen unlängſt ein Exemplar ausgebeten, aber es unter dem Vorwande nicht erhalten hatte, weil das Königl. Haus damit noch nicht verſehen ſey, fuhr in eigner Perſon zu Voltairen, und erzählte ihm, was ſie geſehn und geleſen. Unterdeſſen hatte aber Drechſel das Exemplar ſchon an Leſſingen wieder abgegeben. Der Franzöſiſche Geſchichtſchreiber gerieth außer ſich, tobte und wüthete, und ließ ſeinen Sekretair rufen. Der geſtand die ganze Sache, und bat, ihm die Freundſchaft gegen Leſſingen zu Gute zu halten. Aber ohne Gnade und Barmherzigkeit mußte er ſogleich zu ſeinem Freunde gehen, und ihm die Bogen abfordern. Leſſing war zu allem Unglück verreiſet. Traurig kam der arme Sekretair zurück, und klagte dieſen von ihm gar nicht vermutheteten Vorfall. Darüber ward Voltaire Feuer und Flamme, ſagte dem beſtürzten Richier auf den Kopf zu: es ſey klar, er und Leſſing hätten ihm ein ganzes Exemplar entwendet, ob er ſie gleich alle bis auf dieſe Defektbogen des erſten Theils richtig bekommen; ſie wollten ſein Werk nachdrucken oder überſetzen. Eins war ihm aber ſo ungelegen, wie das andere. *) Es hieß damals, Voltaire hätte mit ſeinem Buchdrucker Henning

---

*) Oeuvres compl. de Voltaire à Gotha Tom. 58. S. 465.

ſchon eine Deutſche Ueberſetzung verabredet, die zu Frankfurt an der Oder herauskommen ſollte. Er mißhandelte ſeinen Sekretair auf eine Art, die er an einem andern ſehr ſarkaſtiſch gerügt haben würde. Dieſer mußte ſich gleich hinſetzen, und einen Brief an Leſſingen ſchreiben, den Voltaire ſelbſt wörtlich diktirte. Daß er voll grober oder feiner Kunſtgriffe, und ungegründeter Beſchuldigungen geweſen ſeyn mag, da er im Nahmen ſeines bey ihm in Ungnade gefallenen Sekretairs abging, iſt aus Leſſings Antwort zu ermeſſen, die gleich darauf Richier, ſamt dem aus Verſehn mitgenommenen erſten Theile, erhielt. Schade, daß man die ſchöne Voltairiſche Briefſammlung nicht damit vermehren kann. Es iſt verlohren gegangen, dies deutliche Beyſpiel, wie verſchieden ein Menſch von dem andern denkt, in deſſen Namen er den Brief diktirt; wir können alſo den philoſophiſchen Dichter, oder den dichteriſchen Philoſophen, in ſeinem nicht ganz ſaubern Schlafrocke der praktiſchen Moral, nicht überraſchen. Leſſings Franzöſiſche Antwort an Richier kann man aber doch zum Beſten geben. Ob man deshalb bey ſeinem Schatten, oder bey dem Publicum um Vergebung zu bitten hat, beurtheile man nach Belieben. Leſſing konnte nicht umhin, ſeinem Freunde Franzöſiſch zu ſchreiben, weil Voltaire es auch leſen ſollte; und dieſer verſtand nur ſo viel Deutſch, als zur Unterhaltung mit Pferden und Bedienten nöthig iſt *). Mit der Lateiniſchen Sprache hätte Leſſing vielleicht bey ſeinem Freunde Richier angeſtoßen. Er ſchrieb daher in einer Sprache, in der er wohl nicht mit Andern ſich zu unterhalten pflegte. Hier iſt ſein Brief in der Ueberſetzung **):

---

*) Oeuvres compl. de Voltaire à Gotha Tom. 58. S. 381.

**) Im Original lautet er alſo:

Vous me croyez donc capable, Monſieur, d'un tour des plus traitres? et ie Vous parais aſſez mépriſable, pour me traiter comme un voleur, qui est hors d'atteinte? On ne lui parle raiſon, que parceque la force n'est pas de miſe.

Voila l'exemplaire dont il s'agit. Je n'ai iamais eu le deſſein de le garder. Je Vous l'aurois même renvoyé ſans Votre lettre, qui est la plus ſinguliere du monde. Vous m'y donnez des vues, que ie n'ai pas. Vous Vous imaginez, que ie m'etais mis a traduire un livre, dont Mr. Henning a annoncé, il y a long tems, la traduction, comme étant deja ſous preſſe. Sachez, mon ami, qu'en fait des occupa-

„Sie müſſen mich doch der gröſten Betrügerey fähig halten? Sie behandeln mich nicht beſſer, als einen Dieb, dem man nicht beykommen kann. Man redet mit ihm durch Vernunftgründe, weil Gewalt nicht Statt findet.

„Da haben Sie Ihr Exemplar. Ich habe es nie behalten wollen. Ich hätte es Ihnen ohne Ihren Brief wieder geſchickt, der der ſonderbarſte von der Welt iſt. Sie bilden ſich ein, ich hätte ein Buch zu überſetzen an-

---

tions literaires, je n'aime pas à me rencontrer avec qui que ce ſoit. Au reſte, j'ai la folle envie de bien traduire, et pour bien traduire Mr. de Voltaire, je ſais, qu'il ſe faudroit donner au Diable. C'eſt ce que je ne veux pas faire. — — — C'eſt un bon mot que je viens de dire: trouvez-le admirable, je vous prie; il n'eſt pas de moi.

Mais au fait. Vous Vous attendez à des excuſes, et les voilà. J'ai pris ſans Votre permiſſion avec moi, ce que Vous ne m'aviez preté qu'en cachette. J'ai abuſé de votre confiance; j'en tombe d'accord. Mais eſt-ce ma faute, ſi contre ma curioſité ma bonne foi n'eſt pas la plus forte? En partant de Berlin, j'avois encore à lire quatre feuilles. Mettez Vous à ma place, avant que de prononcer contre moi. Mr. de Voltaire pourquoi n'eſt il-pas un Limiers ou un autre compilateur, les ouvrages deſquels on peut

„gefangen, deſſen Ueberſetzung, nach Herrn „Hennings Ankündigung, ſchon längſt unter der „Preſſe iſt? Nein, lieber Freund, im litterariſchen Fache gehe ich niemanden gern ins „Gehege. Auch möchte ich gern gut überſetzen, „wenn ich einmal überſetze. Und um Herrn „von Voltaire gut zu überſetzen, muß man des „Teufels werden, was ich nun eben nicht werden möchte. — Bewundern Sie immer dieſen Einfall ein wenig; er iſt nicht von mir.

„Aber zur Sache. Sie erwarten Entſchuldigung, und die meinige iſt dieſe. Was Sie mir „nur verſtohlner Weiſe geliehen, nahm ich gar „ohne Ihre Erlaubniß mit. Das iſt freylich

---

finit partout, parceque ils nous ennuyent partout?

Vous dites dans Votre lettre: Mr. de Voltiare ne manquera pas de reconnoitre ce ſervice, qu'il attend de Votre probité. Par ma foi voila autant pour le brodeur. Ce ſervice eſt ſi mince, et je m'en glorifierai ſi peu, que Mr. de Voltaire ſera aſſez reconnoiſſant, s'il veut bien avoir la bonté de l'oublier. Il Vous a fait beaucoup de reproches, que Vous ne meritez pas? J'en ſuis au deſeſpoir; dités lui donc que nous ſommes amis, et que ce n'eſt qu'un excés d'amitié, qui Vous a fait faire cette faute, ſi c'en eſt une de Votre part. Voilà aſſez pour gagner les pardons d'un Philoſophe. Je ſuis &c.

„nicht der beſte Gebrauch Ihres gütigen
„Vertrauens. Aber was kann ich dafür,
„wenn mein Gewiſſen nicht ſtärker als meine
„Neugier iſt? Als ich von Berlin reiſete,
„hatte ich noch vier Bogen zu leſen. Setzen
„Sie ſich an meine Stelle, ehe Sie mich
„richten. Herr von Voltaire iſt kein Limiers,
„kein Zuſammenſtoppler, deſſen Werke man
„überall ausgeleſen hat, weil ſie überall lange
„Weile machen

„Sie ſagen in Ihrem Briefe: Herr von
„Voltaire werde nicht ermangeln, für
„dieſen Dienſt, den er von meiner
„Rechtſchaffenheit erwarte, dankbar
„zu ſeyn. Wozu ſo viel Umſtände?
„Dieſer Dienſt iſt ſo gering an ſich ſelbſt,
„und ich werde mich deſſen ſo wenig rühmen,
,daß Herr von Voltaire dankbar genug iſt,
„wenn er die Güte hat, ihn zu vergeſſen.
„Er hat Ihnen aber viel unverdiente Vorwürfe
„gemacht, und das geht mir nahe.
„Sagen Sie ihm doch, wir wären Freunde,
„und nur aus zu großer Freundſchaft hätten
„Sie dieſes Vergehn begangen, wenn es an-

„ders ein Vergehn iſt. Das wäre doch hinlänglich, dächt' ich, die Verzeihung eines
„Philoſophen zu erlangen?"

Dieſer Leſſingiſche Brief gerieth zwar in Voltairens Hände, der nicht für gut fand, ſeinem Exſecretair davon die geringſte Nachricht zu geben; allein ſo ſpät, daß Voltaire unterdeſſen an Leſſingen ſelbſt zu ſchreiben für nöthig fand. Es iſt ein zu ſchönes Original, als daß ich es nicht ſammt der Addreſſe einrücken ſollte *). Im

---

*) „à Monſieur
„Monſieur Leſſing, Candidat en Medicine.
à Vittemberg.
„et s'il n'est pas à Vittemberg, renvoyez à Leipzig.
„pour etre remis à ſon pere, miniſtre du St. Evan-
„gile, à deux miles de Leipzig, qui ſaura ſa demeure.
Saxe."

à Berlin de 1. Janvier.

„On Vous a deja ecrit, Monſieur, pour Vous prier
„de rendre l'exemplaire qu'on m'a derobé, et qu'on
„a remis entre vos mains. Je ſais, qu'il ne pouvoit
„etre confié à un homme moins capable d'en abu-
„ſer, et plus capable de le bien traduire. Mais
„comme j'ai depuis corrigé beaucoup cet ouvrage,
„et que j'y ai fait inferer plus de quarante cartons,
„Vous me feriez un tort conſiderable de le traduire
„dans

Im Deutſchen klingt es etwa ſo:

Aufſchrift:

„Herrn,

Herrn Leſſing, Candidaten der Medicin,
zu Wittenberg;

und wenn er nicht zu Wittenberg iſt, ſo ſchicke man den Brief nach Leipzig, damit ihn ſein Vater erhält, der zwey Meilen von Leipzig Lutheriſcher Prediger iſt, und ſeinen Aufenthalt ſchon wiſſen wird.

Sachſen.“

„dans l'état, où Vous l'avez. Vous m'en feriez un beaucoup plus grand encore, de ſouffrir, qu'on imprimât le livre en français. Vous ruineriez Mr. de Francheville, qui eſt un très honnête homme, et qui eſt l'éditeur de cet ouvrage. Vous ſentez qu'il ſeroit obligé de porter ſes plaintes au public, et aux Magiſtrats de Saxe. Rien ne pourroit Vous nuire d'avantage, et Vous fermer irrévocablement le chemin de la fortune. Je ſerais très affligé, ſi la moindre négligence de Votre part dans cette affaire mettoit Mr. de Francheville dans la cruelle neceſſité, de rendre ſes plaintes publiques. Je Vous prie donc, Monſieur, de me renvoyer l'exemplaire, qu'on Vous a deja redemandé en mon nom. C'eſt un vol, qu'on m'a fait. Vous avez trop de probité, pour ne pas reparer le tort, que j'eſſuie. Je ſerois très ſatisfait, que non ſeulement Vous tra-

Der Brief ſelbſt.

Berlin, den erſten Jenner.

„Man hat Sie, mein Herr, ſchon ſchrift-
„lich erſucht, das mir geſtohlne und in Ih-
„re Hände gekommene Exemplar wieder her-
„aus zu geben. Ich weiß, bey Ihnen iſt
„es wohl aufgehoben. Sie können keinen
„ſchlechten Gebrauch davon machen, und
„ſind der Mann es am beſten zu überſetzen.
„Da ich aber ſeitdem dieſes Werk ſehr ver-
„beſſert, und mehr als vierzig Blätter ein-

„[illegible] le livre en Allemand, mais que vous le faſ-
„ſiez paroitre en Italien, ainſi que vous l'avez dit
„au precepteur des enfans de Mr. de Schulenbourg.
„Je Vous renverrai l'ouvrage entier, avec tous les
„cartons et tous les renſeignements neceſſaires, et je
„recompenſerai avec plaiſir la bonne foi, avec la-
„quelle Vous m'aurez rendu ce que je vous rede-
„mande. On ſait malheureuſement dans Berlin, que
„c'eſt mon ſecretaire Richier, qui a fait ce vol. Je
„ferai ce que je pourrai, pour ne pas perdre le cou-
„pable, & je lui pardonnerai même, en faveur de la
„reſtitution, que j'attends de vous. Ayez la bonté
„de me faire tenir le paquet par les chariots de
„poſte, et comptez ſur ma reconnoiſſance, étant
„entierement à Vous

Voltaire
Chambellan du Roi."

„gelegt habe, ſo geſchähe mir ein großer Nach-
„theil, wenn Sie es ſo überſetzten, wie Sie es
„haben, und noch ein viel größerer, wenn Sie
„es ſo Franzöſiſch drucken ließen. Sie würden
„den ehrlichen Francheville dadurch ins Unglück
„bringen, welcher der Verleger dieſes Werks iſt.
„Er müßte Sie bey dem Publikum und bey der
„Juſtiz in Sachſen belangen, wie Sie begreifen.
„Nichts würde Ihnen mehr Schaden thun, und
„auf immer den Weg zu Ihrem Glück verſper-
„ren. Mir würde es ſehr leid ſeyn, wenn die ge-
„ringſte Verſäumniß von Ihrer Seite in dieſer
„Sache, Herrn Francheville in die grauſame
„Nothwendigkeit ſetzte, öffentlich ſich zu be-
„ſchweren. Haben Sie alſo die Güte, mein
„Herr, ſchicken Sie mir das Exemplar zurück,
„das man Ihnen ſchon in meinem Nahmen
„abgefordert hat. Es iſt mir entwendet. Sie
„ſind ein zu ehrlicher Mann, als daß Sie nicht
„mein erlittenes Unrecht wieder gut machen
„wollten. Ich bin zufrieden, daß Sie es
„nicht nur verdeutſchen, ſondern auch in Ita-
„liäniſcher Sprache herausgeben, wie Sie
„zum Schulenburgiſchen Informator geſagt

„haben. Ich werde Ihnen das ganze Werk „mit allen Einſchaltungen und nöthigen Erklärungen übermachen, und mit Vergnügen die „Rechtſchaffenheit belohnen, mit der Sie mir „das wiedergeben, was ich zurückfordere. „Zum Unglück weiß man in Berlin, daß mein „Sekretair Richier mir es geſtohlen hat. Ich „will thun was ich kann, um den Verbrecher „nicht ganz unglücklich zu machen, und ihm „ſogar verzeihen, wenn Sie ſich zur Rückgabe „entſchließen. Schicken Sie mir das Paket „mit der fahrenden Poſt, und rechnen Sie „auf meine Erkenntlichkeit. Ich bin ganz der „Ihrige

Voltaire,

Königlicher Kammerherr. *)

---

*) Richier ſchrieb mir noch im Jahre 1784, als ich ihm die beyden angeführten Briefe in Abſchrift mittheilte, Folgendes:

„Nach Verlauf von zwey und dreyßig Jahren „und darüber, ſeit der unglücklichen Geſchichte, „die mich, durch Ihres Bruders Verſehen, um „Brot, und, ſo viel es an Voltairen lag, um „Ehre brachte, iſt dieſes das erſtemal, daß mir „der Inhalt der zwey eingeſandten Abſchriften „zu Geſichte kommt. Die an mich gerichtete iſt

Bemerkt man in dieſem Voltairiſchen Briefe nicht ganz etwas Außerordentliches? Jedermann weiß freylich, daß der König von Preußen ihn zum Kammerherrn machte, und mit dem Orden für das Verdienſt beehrte. Aber von dieſen herrlichen Brelocken, (magnifiques bagatelles, oder wie ſie Voltaire auch ſonſt nannte: anciennes breloques.) von dem Titel Königl. Kammerherr, hat Voltaire ſonſt nie Gebrauch gemacht; wenigſtens iſt davon in ſeinen Werken, durch ſiebzig Bände, keine Spur zu finden. Ein Philoſoph thut nichts ohne Urſache. Hielt er etwa Leſſingen für einen Deutſchen, der einen Voltaire nicht kenne,

---

„eine Antwort auf einen Brief an Ihren Bruder, den mir Voltaire in der erſten Hitze ſelbſt diktirt hat; weswegen er auch Ihrem Bruder ſo fremd vorkam. Da ich nun gleich darauf den Dienſt des Herrn von Voltaire verlaſſen mußte, ſo iſt dieſer Brief, nebſt dem Buche, in Voltairs Hände gerathen, und er hat mir nicht die Ehre erwieſen, es mich wiſſen zu laſſen. Den andern Brief hat Voltaire ſelbſt geſchrieben, vermuthlich, weil die Antwort Ihres Bruders nicht gleich auf den erſten Poſttag erfolgt iſt. Da kam wohl aber den Rang eines Königl Kammerherrn?

Was auch immer bey Friedrich dem Zweyten ein Kammerherr gegolten haben mag, dieſer Brief kann einen diplomatiſchen Beweis abgeben, daß Voltaire es nicht allein war, ſondern ſich auch ſo nannte, wenn er ſein Anſehn gegen Deutſche geltend machen wollte.

Ungeachtet Voltaire nun überzeugt war, Leſſing wolle ihn weder überſetzen noch nachdrucken, und Richier ſey ganz unſchuldig, ſo vergaß er doch, was er an den Grafen von Argental ſchrieb: *) il ne faut pas ſe facher contre ceux qui ne peuvent pas nuire.

„aber Dero ſel. Bruder dieſe beyden Briefe aufbe„wahrt hat, ſo muß ſich unter ſeinen Papieren „auch mein erſter Brief finden, nebſt einem an„dern, in welchem ich ihm die traurigen Folgen „ſeines Verfahrens melde; auch das Concept einer „Lateiniſchen Antwort an Voltairen, von welcher „mir Ihr Bruder nachher geſagt: Voltaire würde „ſie gewiß nicht an das Fenſter geſteckt haben. „Das ſind ſeine eignen Worte.“

*) Oeuvres de Voltaire à Gotha T. 58. S. 339.

Gegen Richier, der Anfangs gute Worte gab, trieb er Vorwüſe und Beleidigungen ſo weit, daß er ihm ſogar mit dem Fortjagen drohete. Dadurch ward endlich Richier aus ſeiner nachgebenden Geduld gebracht, und nahm das für das Beſte bey dieſem Handel an, was Voltaire wohl für das größte Unglück hielt. Wäre er bey Voltairen zeitlebens geblieben, ſo hätte er aufs höchſte das Schickſal des Paters Adam gehabt, nicht des erſten, wie Voltaire meynt, und wie alle übrige Menſchen glauben, nicht des glücklichſten Menſchen. So kam Richier in die Dienſte des Prinzen Heinrich, in denen er als Bibliothekar und Ordensrath ſtarb.

Was ſagt man zu dieſem Betragen des Vertheidigers von Calas, de la Barre und den funfzehn tauſend Leibeignen auf dem Berge Jura, gegen zwanzig bepelzte Domherren? Richier, der Voltairens brauſende Hitze kannte, entſchuldigte ſie mit dem liebreichſten Herzen; und Leſſing ſchwieg ganz, weil er ſich ärgerte, mit ſeiner Neugier einem Freunde wider Willen geſchadet zu haben. — Richier dachte edel:

müthig gegen Voltairen; er ſprach nie bitter von ihm, ſondern immer mit der größten Ehrfurcht, mit einer Anhänglichkeit, die heuchleriſche Affectation nicht äußern kann; nie erwähnte, noch weniger ſpottete er der Schwachheiten, welche große Genies den Mittelmenſchen tagtäglich in ziemlicher Sorgloſigkeit aufzutiſchen pflegen. Er war mit ſeinem Freunde Leſſing nie unzufriedner, als da dieſer die Dramaturgie herausgab. Wer große Männer auch dann noch, wenn ſie ihm ſelbſt Unrecht gethan haben, nicht tadeln laſſen kann, und ſie gegen ſeine Freunde ſogar in Schutz nimmt, der verdient ſicherlich das Lob, daß er Verdienſt zu ſchätzen wiſſe.

Mylius ſchrieb aus Berlin an Leſſing nach Wittenberg: „Ihre Sache mit Voltairen hat hier viel Aufſehns gemacht. Sie ſind nach Ihrer Abreiſe bekannter geworden, als Sie es bey Ihrem Daſeyn waren.“

Der Handel ward aber auch ſehr verſchieden erzählt. Einige ſagten: Leſſing habe ein Exemplar von Voltairens Siècle de Louis XIV. aus der Druckerey unter der Hand erhalten;

und man habe es bey ihm eher leſen können, als Voltaire es an den König und das Königl. Haus geſendet. Aus Furcht vor böſer Ahndung und Verfolgung des Voltaire habe er ſich nach Wittenberg begeben.

Risbeck*) verſtellt es noch häßlicher, wenn er ſagt: Bloß dieſe warme Theilnehmung an allem, was auf unſer Vaterland einigen Bezug hat, verleitete mich, an einem meiner hieſigen Freunde ein kleines Schelmſtück zu begehen. Es iſt ungefähr das nehmliche, welches Leſſing, durch die Ueberſetzung des Jahrhunderts von Ludwig dem Vierzehnten, an Voltaire begangen hat. —

So viele Unwahrheiten, als Worte! Er konnte doch in jedem Buchladen erfahren, wer dieſes Jahrhundert verdeutſcht habe; und ein Risbeck hätte nur in dieſe Verdeutſchung hinein ſehen dürfen, um ſich zu überzeugen, daß ſie nicht von Leſſingen ſeyn könne!

---

*) Briefe eines reiſenden Franzoſen über Deutſchland an ſeinen Bruder zu Paris, überſetzt von K. R. In der Vorrede zum 1. Theile.

Iſt es denn ſo etwas Geringes, einem ehrlichen Manne ein kleines Schelmſtück nachzuſagen? Oder hat ein gelehrtes Schelmſtück nicht ſo viel auf ſich, wie jedes andere? Es iſt wahr, ſo bald man weiß, daß Risbeck der Verfaſſer der Briefe eines reiſenden Franzoſen iſt, ſo fällt ein Schelmſtück weg; aber nur das Risbeckiſche. Das Leſſingiſche bleibt; und das Andenken deſſelben wird durch Risbecks Erdichtung nur erneuert. Es iſt nicht gleichgültig, wenn ſich ein viel geleſener Schriftſteller eine übereilte Behauptung erlaubt.

Warum ging aber Leſſing ſo unvermuthet von Berlin nach Wittenberg? — Wahrlich nicht aus Furcht vor Voltairen; ſondern hauptſächlich aus Gehorſam gegen ſeinen Vater, der, wie man geſehn, ſeinen Aufenthalt zu Berlin höchſt mißbilligte, aus Gründen, deren einige dem Sohne ſelbſt nicht unwichtig ſchienen.

Hätte der Vater ſo viel geben können, als Leſſing auf der Univerſität ein oder zwey Jahre zu ſeiner Habilitirung noch brauchte, ſo wäre er entweder gar nicht nach Berlin gegangen, oder nur einige Wochen dort geblieben. So aber konnte ihm der Vater nicht füglich vorſchreiben, wo, und wie er leben ſollte, da er nur leben mußte, wie er konnte. Blieb aber der väterliche Befehl aus, ſo wirkte doch der väterliche Rath.

Hierzu mochte kommen, daß ihm der Bekanntſchaften in Berlin zu viel wurden, und mehr Zerſtreuungen verurſachten, als er wünſchte. Ein Gelehrter, wie er werden ſollte, mußte ſeine Zeit mehr unter den Todten als den Lebenden verbringen, und die vergangenen Thorheiten und Tugenden mehr, als die Narrheit und Weisheit ſeiner Zeit ſtudiren. Beydes in gleichem Maaße zu verbinden, ſchien ihm zwar das Klügſte. Aber wo zuerſt anfangen? Je mehr er ſtudirte, je mehr ſah er, daß er zu ſtudiren hätte. Eine alltägliche Mittelmäßigkeit in Beyden ſich erwerben, und dann ſie zu ſeinem und ſeines Nächſten Frommen anwenden — ſo klein oder ſo klug dachte er nicht. Dieſer Genieflug hat ihn nachher oft gereuet. Der Adler, der am höchſten ſteigt, muß doch ein Neſt haben, weil er in der Nähe der Sonne ſeine Nahrung ſo wenig findet, wie der Menſch in der Gelehrſamkeit. Die Buchwelt, wo man das Gold und Silber der Weisheit gleich gediegen beyſammen findet, hatte freylich zu der Zeit mehr Reitz und Anziehung für ihn, als die wirkliche, die aus den entſetzlichſten Teufen nur Erz und Steine födert, wovon die Zugutmachung manchmal kaum der Mühe und Koſten lohnt. Die Süßigkeit bey dem Aufſuchen und Scheiden leuchtete ihm damals nicht genug ein.

5.

In Wittenberg ſtudirte er ſehr emſig, und ſo gar etwas nach dem Plane ſeines Vaters. Seinen Eltern zu gefallen wurde er daſelbſt Magiſter, und that dadurch den erſten Schritt zum Univerſitätsleben, nach welchem er ſich aber nie ſehnte, und nur ſeinen eigentlichen Plan verſteckte, mit dem er gegen ſeinen Vater nach und nach hervorkam. Ob ihn dieſer Univerſitätsrang Geld gekoſtet, bin ich nicht im Stande zu ſagen: ich vermuthe aber nicht; wenigſtens war es nicht viel: denn er hatte kaum ſelbſt zur Stillung des Hungers und Durſtes. Er ſah es nie gern, wenn man ihn Magiſter nannte; ſo gar ſeinen Vater bat er, die Aufſchriften ſeiner Briefe an ihn damit nicht zu verbrämen. Einige hießen dies Eigenſinn, andere Stolz; aber Verachtung dieſes Ranges war es nie, und Klotz *), der ihn damit demüthigen wollte, erfuhr am beſten, daß Leſſing den wahren Werth davon wohl kannte.

Leſſings Bruder, der jetzige Conrektor zu Chemnitz, ſtudirte zu eben der Zeit in Wittenberg Theologie. Beyde bezogen eine Stube zuſammen; und hatte der jüngere wenig, ſo hatte der ältere noch weniger. Das aber kümmerte ſie nicht im mindeſten. Sie ſtudirten deſto fleißiger, und waren vergnügter und aufgeräumter, als wenn ſie Glücksgüter vollauf gehabt hätten. So viel ſie auch zu Hauſe ſaßen, ſo bekamen ſie doch bald einige Freunde, unter andern den zu Leipzig verſtorbenen Profeſſor der Theologie D. Schwarz, welcher damals in Wittenberg Bibliothekar bey der Univerſitätsbibliothek war.

---

*) Leſſings antiquariſche Briefe 1. Th. Sämtliche Schriften. Th. XII. S. 165.

Dieſer ſollte einmal bey dem Begräbniſſe eines Studenten, der ein Meißniſcher Fürſtenſchüler geweſen, eine Parentation halten, ward aber die Nacht zuvor unvermuthet ſo krank, daß er ſich nicht aus dem Bette regen konnte. Von allen Bekannten wollte keiner dieſen Freundſchaftsdienſt über ſich nehmen; endlich bat Schwarz Leſſingen, ſein Concept bey der Leichenbeſtattung abzuleſen. Leſſing zog alſo einen ſchwarzen Rock an, extemporirte aber eine eigne Rede, die vielen Beyfall, nur den ſeinigen nicht hatte. Auf dieſen Vorfall, oder auf ſich ſelbſt, machte er das bekannte Epigramm *):

O Redner! dein Geſicht zieht jämmerliche Falten,
Indem dein Mund erbärmlich ſpricht.
Eh' du mir ſollſt die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber ſterb' ich nicht!

Ueberhaupt theilte er damals ſeine Gedanken gern in Epigrammen mit. Er machte auf einige ſeiner daſigen Freunde, und auf alles, was in Wittenberg Aufſehn erregte, Sinngedichte;

---

*) Leſſings ſämtliche Schriften, Berlin 1771. 1. Th. S. 62. (105.)

ſelbſt auf die Profeſſoren und ihre ſchönen Töchter. Mag ſich aber wohl damit nicht ſehr beliebt gemacht haben! Allein das war nur zum Zeitvertreib, und gleichſam wider ſeinen Willen, zur Erholung und Entſchädigung für ſeinen kümmerlichen Zuſtand.

Es ſcheint Erfahrung zu ſeyn, daß die guten Köpfe nie ſatiriſcher ſind, als in Armuth und Unglück. Sie thun dann mit Reichthum beſſerer Art groß. Leſſing war von dieſen braven Jünglingen; er läugnete gleichſam durch ſeine luſtige Laune, was ſonſt auf keine Art zu läugnen geweſen wäre.

Seinem Freunde, Hrn. Weiße, ſchrieb er nach Jahr und Tag eine lange poetiſche Epiſtel in ſo polirten Reimen, als er vielleicht ſonſt in ſeinem Leben kaum gemacht hat. Herr Weiße bewahrte ſie auch ſorgfältig. Leſſing erinnerte ſich derſelben bey ſeinem letzten Daſeyn zu Leipzig, als er nach Italien ging, und bat ſie ſich zu leſen aus. Nach vieler Weigerung verſprach Herr Weiße ſie zu ſuchen; wollte ſie ſich aber vorher abſchreiben. Allein Leſſing kam darnach zu ſchnell, als dieſer kaum mit der vierzehnten oder achtzehnten Zeile fertig war, und verlangte ſie mit dem ausdrücklichen Verſprechen, ſie ihm nach ſeiner Rückreiſe wieder einzuhändigen. Herr Weiße gab ſie in dieſer Hoffnung heraus, ohne ſie vollends abzuſchreiben, erhielt ſie aber nicht wieder.

Zu ſeinen damaligen wichtigeren Beſchäftigungen, gehört ſeine Ueberſetzung des Huarte von Prüfung der Köpfe, aus dem Spaniſchen. Ein Buch, das Ungereimtheiten mit Ungereimtheiten, und einſeitige Erfahrungen mit andern einſeitigen Erfahrungen widerlegt und vertheidigt, das λίνον λίνῳ συνάπτει. Freylich konnte es zu der Zeit, da es zumal in Spanien ungefähr 1566 erſchien, dem Leſer nicht ſo auffallen, als jetzt, und vielleicht gar Bewunderung erregen. Die Hirngeſpinnſte des Galenus, Hippokrates, und Ariſtoteles, ſind ſo herrlich mit des Verfaſſers eigenen verwebt, daß ſich die leidigen Syſtemmacher daran ſpiegeln können. Von den Temperamenten oder verſchiedenen Vermiſchungen der Wärme, Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit läßt der Spanier, mit ſeinem Ariſtoteles und Galenus, alle geiſtigen Fähigkeiten des Menſchen, ja ſogar Tugend und Laſter entſtehen. Die Menſchen, ſagt er, ſind nach Beſchaffenheit der Wärme, Kälte, Trockenheit oder Feuchtigkeit des Landes, nach Beſchaffenheit des Waſſers und der Luft, bald dumm, bald klug, bald tapfer, bald feige, bald grauſam, bald offenherzig, bald lügenhaft, bald aufrichtig, u. ſ. w.

So ein Buch könnte man immer mit einem ſechsfach dickeren Commentar begleiten, und Leſſing hat nicht Eine Anmerkung dazu gefügt! War er denn damals ſo kenntnißarm? Das wäre ein wenig zu arm! Ueberſetzte er es bloß, um ſich im Spaniſchen zu üben und ſeinen dringendſten Bedürfniſſen dadurch abzuhelfen? Auch kein Verbrechen! Aber die Belehrung, die es ihm bey dem allen gewährte, war wohl die Haupturſache, obgleich jenes mitgewirkt haben mag.

Belehrung? und ſyſtematiſche Grillen und Vorurtheile! wie reimt ſich das? Gar gut! Wer es ſich nicht verdrießen läßt, die tückiſcheſten und verwildertſten Pferde zu reiten, wird ein viel beſſerer Reiter, als wer Tag für Tag, auf der ſchönſten Bahn, die Schulen alle durchmacht. Und das grillenhafteſte Buch übt den menſchlichen Verſtand weit mehr, als eins, welches die ausgemachteſte Wahrheit in der größten Ordnung vorbringt.

Jeder mittelmäßige Kopf kann jetzt ein nützlicheres Buch ſchreiben, und zu klug ſeyn, um auf ſolche Vorſchriften zu fallen, als das funfzehnte Hauptſtück giebt. Nur Huarte's Einbildungskraft konnte ſich ſo verſteigen. Und dieſes Verſteigen intereſſirte Leſſingen, weil es zugleich ſo viel Stoff zum Nachdenken und Lachen gab; und er glaubte, es würde auch einen und den andern intereſſiren, der eben darum nicht erſt Spaniſch lernen wollte.

Einem ſolchen Buche waren nicht viele Leſer zu verſprechen; und doch iſt die Leſſingiſche Ueberſetzung in einer neuen Ausgabe, und zwar mit des Herrn Profeſſor Eberts Anmerkungen, erſchienen *).

---

*) Johann Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften. Aus dem Spaniſchen überſetzt von Gotth. Ephr. Leſſing. Zweyte verbeſſerte, mit Anmerkungen und Zuſätzen vermehrte Auflage, von Joh. Jakob Ebert, Prof. der Mathem. Wittenberg und Zerbſt 1785—1787.

Leſſings zweyte Beſchäftigung war die Kritik der Meſſiade, und die Lateiniſche poetiſche Ueberſetzung derſelben, die er mit ſeinem Bruder anfing. Die allgemeine Aufmerkſamkeit, womit Deutſchland dieſe Epopee des Herrn Klopſtock aufnahm, erregte Lob und Tadel, und wie gewöhnlich, waren die Tadler vorlauter, als die Lober. Ein neues Unternehmen ohne beyde verſpricht ſelten viel. Der größte damalige Vorwurf war Dunkelheit, und daß der Hexameter, deſſen Schöpfer Klopſtock in Deutſchland war, obgleich ſchon einige Verſuche damit vorhergegangen, der Deutſchen Poeſie nicht angemeſſen ſey; auch Versarten ohne Reime im Deutſchen überhaupt barbariſche Neuerungen wären. Es iſt gewiß kein kleines Zeichen von dem Fortgange unſrer Poeſie, daß man jetzt dieſe Vorwürfe gar nicht mehr hört, und wenn ſie ja noch vorkommen ſollten, nur der Unwiſſenheit zuſchreibt.

Auch noch ein andrer Vorwurf hat aufgehört, den zwar nicht die Dichter, ſondern die Theologen damaliger Zeit, Herrn Klopſtock machten; nehmlich, es ſey höchſt unchriſtlich, ſo eine heilige Sache, wie das Erlöſungswerk, nach dem Muſter einer heidniſchen Iliade oder Odyſſee zu beſingen; und noch ſündlicher, Dinge hineinzubringen, die ſich weder nach der Augsburgiſchen Konfeſſion, noch nach der Eintrachtsformel beſchwören laſſen. Kaum unter den Stillen im Lande, und den Urlſpergern im Ackerwerke Gottes wird man dergleichen Profanität mehr gerügt finden.

Vielleicht ſind die Theologen nun überzeugt, daß die Muſendiener den Gottesdienern unverkennbaren Nutzen verſchaffen, und daß ihre Beyträge Dank verdienen, nicht aber unter die Eingriffe in ihr heiliges, von Gott verliehenes Monopolium gehören. Dieſen Gang der Dinge kann man auch Aufklärung nennen, wenn man ſich und ſeine Zeitgenoſſen zu bekomplimentiren Luſt hat.

Leſſing wollte durch die Lateiniſche Ueberſetzung beweiſen, daß die Gedanken in der Meſſiade gar nicht ſo dunkel und unverſtändlich wären, als ſie im Deutſchen Einigen ſchienen. Ob ſie aber einem Virgil, oder Ovid, oder überhaupt einem Lateiner verſtändlich geweſen wäre, darf man freylich hier nicht fragen. Lateiner haben wir ſchon lange nicht mehr gehabt, wohl aber Menſchen und Nationen, die ihre, in ihrer Mutterſprache gefaßten Gedanken mit Lateiniſchen Worten ausgedrückt; und ſolchen Deutſch-Lateiniſchen Chriſten war ſie beſtimmt. Recht ſehr gut, daß es damals hieß, ein gewiſſer Däniſcher Legationsprediger zu Madrit habe ſchon dergleichen Ueberſetzung fertig; wodurch beyde Leſſinge bewogen wurden, von einer undankbaren Arbeit abzuſtehen, zu der ſie ſchon einen Titel in Quart drucken laſſen *).

Noch mehr Zeit verwendete Leſſing auf die Berichtigung und Verbeſſerung des Jöcherſchen Gelehrtenlexikons, welches in vier Quartbänden 1750 und 1751 erſchien. Von der Gelegenheit dazu und von ſeinem Briefwechſel mit Jöchern iſt ſchon anderswo geredet worden **). Zur Vollſtändigkeit dieſer Sache aber muß man anführen, daß damals in Leipzig von Leſſingen

---

*) Leſſings ſämmtliche Schriften, Berlin 1785. 4. Theil. S. 68.

**) Eben daſelbſt Vorrede S. 16. und weiter.

ausgeſtreuet wurde, er habe an D. Jöchern geſchrieben: wofern er nicht eine gewiſſe Summe Geldes, die etwa funfzig oder ſechzig Rthlr. betrug, unverzüglich überſchickte, ſo wolle er ihn vor der ganzen gelehrten Welt durch eine Kritik über ſein Gelehrtenlexikon äußerſt lächerlich machen. Herr Weiße, dem dieſe Klätſcherey weder unbekannt noch gleichgültig bleiben konnte, meldete ſie Leſſingen nach Wittenberg. Leſſing ſchenkte ihm darauf klaren Wein ein, und geſtand, in dieſem mit ſo großen Lobſprüchen ausspoſaunten Buche allerdings ſo viele lächerliche Fehler gefunden zu haben, daß er es für Pflicht gehalten, Jöchern in ſeiner Blöße darzuſtellen. Seine Kritik, die er verfertiget und der damalige Dekanus Ritter nicht die Cenſur paſſiren laſſen wollen, habe er deshalb auf ſeine Koſten drucken zu laſſen angefangen. D. Jöcher, der dies ſogleich durch Rittern erfuhr, bat aber Leſſingen in einem ſehr höflichen Briefe *), davon abzuſtehen, und ihm lieber ſeine Bemerkungen freundſchaftlich zu überlaſſen, um ſolche bey einer künfti-

---

*) Leſſings ſämmtliche Schriften 4. Theil. Vorrede S. 18 – 28.

gen Ausgabe zu benutzen. Leſſing ſoll ſich gleich dazu gern verſtanden, doch geäußert haben, daß man ihm nicht zumuthen könne, die Koſten für die ſchon gedruckten Bogen zu tragen; genug, daß er ſeine Arbeit vergebens gehabt *). Ob die Entſchädigung geſchehen, iſt ſehr zu bezweifeln. Man hätte es wenigſtens nicht unerinnert gelaſſen, als Leſſing einige Bogen davon in den zweyten Theil ſeiner kleinen Schriften 1753, wo Jöcher noch lebte, einrückte. Wären die Leſſingiſchen Briefe eben ſo gut aufgehoben worden, als die Jöcherſchen, ſo würde nichts weiter einem Zweifel unterworfen ſeyn.

Was iſt aber daran gelegen? Nur die moraliſche Kleinigkeit in Leſſings Charakter, ob er, ein junger Menſch, einen Jöcher ohne Schuld und Urſache beleidigen, oder gar ſchnellen,

---

*) Nach Jöchers drittem Briefe iſt es vielmehr offenbar, daß Leſſing von freyen Stücken die Verbeſſerung des gelehrten Lexikons aufgab, und gar keine Entſchädigung verlangte. Jöcher bot ſie ihm nur an, wenn dieſe Bogen nicht auf des Verlegers, ſondern auf Leſſings eigne Koſten, gedruckt worden wären.

oder nur die Unrichtigkeiten und Irrungen des Jöcherſchens Schriftſteller-Lexikons anzeigen und berichtigen wollte. Der erſte Brief von Jöchern enthält Dinge, die Leſſing gewiß nicht unbeantwortet gelaſſen; und Jemand aus Gleditſchens Handlung muß wahrſcheinlich zu dieſer ausgeſtreuten Lüge Anlaß gegeben haben. Warum, und wie, läßt ſich kaum errathen.

Bey der Streitigkeit mit dem Paſtor Lange, die in eben dieſem Jahre den Anfang nahm, und von der man an demſelben Orte *) das Meiſte angeführt findet, wurde Leſſing nicht weniger beleidigt; und daß es der Gegner ſelbſt zu thun ſich nicht ſchämte, brachte Leſſingen eben auf, ſich die gehörige Genugthuung an ihm ſelbſt zu nehmen. Sein Vademecum an Paſtor Langen würde ſich ſonſt ſchwerlich ganz vertheidigen laſſen.

Er wollte auch des Aldretes Varias antiguedades de Eſpanna Africa y otras provincias überſetzen. Allein es fand ſich kein Verleger dazu. Selbſt Baumgarten in Halle glaubte, dies

---

*) In erwähnter Vorrede S. 7 – 18.

Werk ſey zu gelehrt geſchrieben, als daß es Leſer genug in Deutſchland finden würde.

Es iſt wohl kaum der Mühe werth, zu erwähnen, daß Leſſing in dieſem Jahre zum Ehrenmitgliede der Geſellſchaft von Freunden der ſchönen Wiſſenſchaften zu Halle aufgenommen wurde, die damals ein Deutſches Lexikon herausgeben und Leſſingen zum Mitarbeiter haben wollte.

6.

Wundern wird es wohl niemanden, daß Leſſing in Jahr und Tag Wittenberg überdrüßig war, und gerades Weges nach Berlin zurückging, wo er ſeine alten Bekannten wieder antraf, (unter andern auch Herrn M. Naumann, welcher ſich aus Leipzig ebenfalls dahin begeben) und wo Leſſing ſich bald wichtigere Freunde für ſeine ganze Lebenszeit machte. Es geſchah aber auch, wie das erſtemal, ohne Bewilligung des Vaters, welcher den Freygeiſt Mylius in Verdacht hatte, daß er ihn wieder nach dem böſen Berlin gelockt hätte. Es war aber nicht ſo.

Leſſing ſchrieb ſeinem Vater im May 1753: „Ich muß die Bekanntſchaft mit dem Herrn

„Mylius noch immer hören. Sie ſchreiben „nur: Sie ſähen wohl, daß ich der Nachfolger des Herrn Mylius hätte ſeyn ſollen und „müſſen. Ich verſtehe dieſes ganz und gar „nicht. Nicht im geringſten Stücke bin ich es, „welches ich Ihnen deutlich zeigen könnte, „wenn es ſich der Mühe lohnte. Es kömmt „aber daher, weil Sie weder eigentlich wiſſen, „was Herr Mylius hier gemacht hat, noch „was ich hier mache. Ich würde wieder nach „Berlin zurück gezogen ſeyn, wenn Herr „Mylius auch da geblieben wäre, wie er denn „auch wirklich noch ganzer drey Monate da „geweſen iſt.“

In Berlin war er faſt eben ſo fleißig, wie zu Wittenberg, nur mit etwas uneigennützigerem Fleiße. Er behielt ſein Pfund nicht im Schweißtuche, ſondern nutzte es ſo gut er konnte, um nicht zu darben; und lernte einſehn, daß nichts anders thun, als geiſtige Schätze ſammeln, auch Geitz ſey, und zwar eben ſo thörichter als der Geldgeitz.

Sein Freund Mylius, der bisher die Voſſiſche Zeitung geſchrieben, verließ Berlin.

Leſſing übernahm den gelehrten Artikel darin, und daher entſtand die Rede, er ſey Zeitungsſchreiber geworden, und an Mylius Stelle gekommen. Der Vater, welcher es erfuhr, war damit nichts weniger als zufrieden. Er hielt einen Zeitungsſchreiber für nichts erbaulicher, als einen Komödianten oder Komödienſchreiber, ob er gleich für ſein Leben gern gelehrte und politiſche Zeitungen las. Einem Prediger damaliger Zeit ſind ſolche Vorurtheile zu vergeben, die er in ſeinem kleinen Wirkungskreiſe auf Treue und Glauben annimmt, bis er in die Nothwendigkeit geſetzt wird, ſie ſelbſt zu prüfen. Und da fand er denn wohl, daß ſolche Beſchäftigungen eben ſo nützlich wären, und Achtung verdienten, als die übrigen Beförderungen des Wohlſtandes und der Bequemlichkeit, die wir oft zu unſerm Beſten entbehren, noch öfter mißbrauchen.

Je mehr aber der Vater ſeine Einſichten berichtigte, je mehr mäßigte er ſeine Mißbilligung, und ſah ein, daß, da alles von Zeit und Umſtänden abhinge, der Sohn zu ſeinem Glücke den beſten Weg nur ſelbſt wählen könne, am wenigſten aber auf der Stube ſeiner Eltern etwas für ihn ausgegrübelt würde. Er ließ ihn daher von nun an ſeinen eigenen Weg wandeln, der, nach aller Strenge genommen, niemals unmoraliſch war. Denn je weiſer wir werden, je mehr enthalten wir uns des Willkührlichen in unſern Vorſchriften.

Leſſing gab 1753. den erſten und zweyten Theil, 1754. den dritten und vierten Theil ſeiner kleinen Schriften in Duodez heraus. Ein wahres Mancherley für Gelehrte und Ungelehrte, für Stutzer und Graubärte; ſo zugerichtet, daß jeder davon zu koſten verleitet ward.

Von den Gedichten fand man damals ſelten, in ihrer Art, ſo viel Gutes beyſammen. Der Stoff war Liebe: nicht die Leidenſchaft und Ausgelaſſenheit, ſondern nur der Reitz davon, der auch dem ernſten Alten nicht ganz mißfällt; und Wein und Fröhlichkeit.

Die Briefe waren natürlich, aber nicht ſo kindiſch und ſpielend; freymüthig und einleuchtend, aber nicht ſo gedankenleer und kahl, wie die damaligen von ſo genanntem guten Geſchmack.

Der Inhalt ſelbſt mannigfaltig, und, nach damaliger allgemeiner Denkart, neu, und wohl gar paradox. Von einer Seite zog ihm dieſes freylich ſchele Geſichter zu; auf der andern nahm man es für Zuthat auf, welche die gewöhnlichſte Koſt auch dem feinſten Gaumen genießbar macht.

Seine Rettungen ſchienen nicht ſowohl einen Freymüthigen, als einen Unbedachtſamen anzukündigen. Er vertheidigte darin lauter Todte, und griff lauter Lebende an, die in nicht geringem Anſehn ſtanden. Da er aber dieſe Betrachtung in der Vorrede ſelbſt machte, ſo kann es wohl weniger auf Rechnung ſeiner Unklugheit, als vielmehr ſeiner dreiſten Geradheit gebracht werden.

Seine Komödien waren Muſter für die damalige Deutſche Bühne; und es iſt nicht zu viel behauptet: nur von dieſer Zeit an, durfte ein Vernünftiger ſich derſelben nicht ſchämen.

Selbſt das Aeußerliche davon, Papier, Druck und Verzierungen, zeigten von beſſerem Geſchmack, als bisher dabey gewöhnlich geweſen war.

Der Vater, der ſehr fleißig Journale und Zeitungen las, fand nun häufig ſeinen Sohn gelobt und getadelt; und was iſt natürlicher, als daß ihm das Erſtere gerechter däuchte, als das Letztere?

Als er um dieſe Zeit einmal nach Dresden kam, und in einem Hauſe, für das er viele Hochachtung hatte, manches Schmeichelhafte von ſeinem Sohne hörte, und ſogar verſichert wurde, daß deſſen kleine Schriften auf den Toiletten der vornehmen Damen zu finden wären: ſo konnte er trotz aller Einwendung, daß der Sohn ſeine Talente beſſer gebrauchen möchte, doch ſeine herzliche Freude nicht bergen; und eiferte fortan nicht ſowohl gegen das Theater überhaupt, als vielmehr gegen das Schlechte und Unſittliche, woran es die herumziehenden Truppen in kleinen Städten nicht ermangeln laſſen. Er warnte hernach vor dem Mißbrauche, nicht mehr vor der Sache ſelbſt.

Leſſing überſetzte auch den erſten Theil von Marigny's Geſchichte der Araber. Sie beſteht im Franzöſiſchen aus vier, im Deutſchen nur aus drey Theilen. Er wollte noch einen vierten, von der Geſchichte der Maraviden in Spanien, als eigene Arbeit, dazu fügen, welches aber unterblieb. Die Vorrede iſt von ihm, obgleich darunter die Buchſtaben M. L. A. ſtehn. Er hätte ſich auch genannt, wenn er darin den D. Baumgarten in Halle nicht widerlegt hätte, der die Marignyſche Geſchichte in den Halliſchen Zeitungen von 1751. zu ſehr, und mit Unrecht getadelt, und wohl ſchwerlich mehr als die Vorrede geleſen hatte. Vielleicht wollte Baumgarten dadurch auf eine beſſere Hiſtorie dieſes Volks in der allgemeinen Weltgeſchichte weiſen, deren Ueberſetzung unter ſeiner Aufſicht herauskam. Dieſe ſchriftſtelleriſche Partheylichkeit witterte Leſſing vermuthlich; man kann aber auch ſehn, mit welcher Hochachtung und Beſcheidenheit er ſeine Meynung gegen dieſen Gelehrten ſagt.

Marigny nahm, wie bekannt, den jetzt bey uns noch nicht ganz vergeſſenen Rollin zum Vorbilde, und iſt kein unglücklicher Nachbilder. Die Ueberſetzung ſcheint aber doch keine freye Wahl, ſondern eine gewöhnliche Meßſpekulation geweſen zu ſeyn. Denn Leſſing geſteht aufrichtig, ſo wie der Verfaſſer, nicht ein Wort Arabiſch zu können, und giebt bey dieſer Gelegenheit die Fälle an, wo es ein Geſchichtſchreiber der Araber nur nöthig habe. Doch, ehrlich von der Sache zu reden, iſt es ſehr mißlich, die Geſchichte eines Volks zu ſchreiben, oder zu überſetzen, deſſen Sprache man nicht im geringſten verſteht. In ſpäteren Jahren hätte Leſſing gewiß gefragt: iſt denn eine Geſchichte der Araber, deren Verfaſſer und Ueberſetzer der Arabiſchen Sprache ganz unkundig ſind, den Franzoſen und Deutſchen nothwendig? Es wäre beſſer, man kennte ein Volk gar nicht, als auf dieſe Art. Das Nichtwiſſen iſt lange nicht ſo nachtheilig, als das Falſchwiſſen.

Leſſing verdeutſchte auch, wie man aus einem Briefe an ſeinen Vater ſieht, Friedrichs des Zweyten drey Schreiben an das Publikum, die Begierde nach geheimen Nachrichten betreffend, imgleichen eine Schrift des großen Königs über den damaligen Streit zwiſchen England und Preußen.

Ferner ſammelte er die Schriften ſeines Freundes Mylius, welcher in London auf ſeiner

ner Reiſe nach Amerika geſtorben war, und begleitete ſie mit einer Vorrede, die einen Beweis von Unpartheylichkeit und aufrichtiger Schätzung des Myliusſchen Werthes abgeben kann. Und wer mißbilligt wohl die Freymüthigkeit, womit er diejenigen beurtheilt, auf deſſen Koſten Mylius reiſete, wenn gleich ein Haller an deren Spitze war? Es ſollte lauter Uneigennützigkeit ſeyn, und es war gewöhnliche Selbſtſucht, die an und für ſich nichts Tadelnswürdiges hatte, als daß man ſich dabey der alten Beſchönigungsleyer bediente, die Naturkunde zu befördern und die Ehre Gottes auszubreiten.

Er gab auch das erſte und zweyte Stück ſeiner theatraliſchen Bibliothek 1754 heraus.

Hier iſt nicht der unſchicklichſte Ort, anzuführen, was er um dieſe Zeit noch alles thun wollte: es überſtieg allerdings die Kräfte des einzelnen Menſchen.

So wollte er Beckers bezauberte Welt mit Berichtigungen und Vermehrungen herausgeben, und hatte ſchon viele Materialien in Wittenberg dazu geſammelt; desgleichen eine Wochenſchrift: Der Blinde; eine andere:

Meine Brieftaſche; und eine dritte: Kleine Romane und Erzählungen, deren jegliches Stück, wo möglich, ein Roman ſeyn ſollte; ferner ein Journal unter dem Titel: Verſchiedenes von verſchiedenen Verfaſſern verſchiedenen Inhalts; ein anderes mit Mendelsſohn: Das Beſte aus ſchlechten Büchern. Einen ziemlichen Vorrath dazu hatte der letztere ſchon geſammelt; allein, es fand ſich kein Verleger, weil man glaubte, (welche ſonderbare Einbildung!) das gebe ein unendliches Werk. Er wollte endlich aus den Schriften des Jordanus Brunus, Hieronymus Cardanus und Thomas Campanella die merkwürdigſten Stellen ausziehen und ſeine Betrachtungen darüber machen.

Es befindet ſich noch unter ſeinen Papieren ein Zettel, worauf er Folgendes geſchrieben: „In meinen jüngeren Jahren wollte ich eine periodiſche Schrift, unter dem Titel: Das Beſte aus ſchlechten Büchern, mit dem Lemma aus dem Ambroſius: (Commentar. in S. Luc. prooem.) Legimus aliqua ne legantur, herausgeben, Das erſte Stück war ſchon fertig, und mein Freund Moſes hatte mir ein paar ſchöne Beyträge, aus einigen ſchlechten Compendien der Carteſianiſchen Philoſophie gegeben, von welchen ich bedaure, daß ich ſie nicht mehr zu finden weiß. Doch weil ich voraus ſah, daß mir die Fortſetzung zu ſchwer werden würde, ſo unterblieb ein Vorhaben, zu welchem ich mir kaum jetzt Kräfte genug zutraue."

Eine Poſſe erſchien zu Leipzig unter dem Titel: Gniſſel, dem rückwärts geleſenen Namen: Leſſing. Es war Rache eines Gottſchedianers wegen der Kritik über die Aeſthetik in einer Nuß, die Leſſing in die Voſſiſche Berliniſche Zeitung eingerückt; aber eine ſo kahle und geſchmackloſe Rache, daß Leſſing nichts Boshafteres thun konnte, als ſie zu Berlin nachdrucken, und gratis austheilen zu laſſen. Die Würde des Mannes verliert nie durch Unwahrheit, ſie ſey von ihm gut oder ſchlecht, plump oder hämiſch geſagt.

Es konnte nicht fehlen, daß ein ſolcher Fleiß nicht Leſſings äußerliche Umſtände etwas verbeſſert hätte. Und wenn jede Beſſerung unſeres Zuſtandes, ſo gering ſie auch an und für ſich iſt, in uns Freude erweckt, ſo war es für ihn doch keine, ſich allein zu freuen. Er lud daher ſeinen Bruder, mit dem er zu Wittenberg ſtudirt und gehungert hatte, zu ſich, welcher auch kam. Der Vater ſah es aber nicht gern, und ſchien zu argwöhnen, er wolle ſeinen Bruder von der theologiſchen Laufbahn abwendig machen.

Er rechtfertigte ſich daher in einem Briefe an ſeinen Vater folgendergeſtalt: „Es iſt gar „nicht mein Wille geweſen, meinen Bruder „aus Wittenberg hieher zu ziehen. Ich habe um „nichts gebeten, als ihm die Erlaubniß zu geben, mich auf einige Wochen zu beſuchen. „Es ſind jetzt Ferien in Wittenberg, und er „hat nicht nöthig, hier etwas zu verzehren. „Sein kurzer Aufenthalt könnte ihm auch auf „verſchiedene Art nützlich ſeyn; wenn es auch „nur in Anſehung der orientaliſchen Sprachen „wäre. Es muß Ihnen nothwendig angenehm „ſeyn, daß er darin etwas beſonders thun will; „und es iſt gewiß, daß er ein größeres Glück

„dadurch machen kann, als durch die bloße Theologie. In Holland gelten die orientaliſchen Sprachen ungemein viel; und da ich an dem Herrn Profeſſor König im Haag einen großen Gönner habe, welcher bey der Statthalterin, deren Bibliothekar er zugleich iſt, viel vermag: ſo würde es etwas leichtes ſeyn, ihn auf eine vortheilhafte Art dahin zu bringen. Doch Sie haben ihn zu etwas anderem beſtimmt. Er ſoll predigen. Ich habe nichts dawider zu ſagen; dieſes aber weiß ich aus Erfahrung, daß ſeine Leibeskonſtitution gar nicht dazu iſt, weil er nicht eine Viertelſtunde, geſchweige eine ganze, ohne Verletzung zu reden vermag. Doch vielleicht giebt ſich dieſes; und wenn er auch ſchon mehr Zeit auf die orientaliſchen Sprachen, als auf die Theologie ſelbſt verwendet hätte, ſo würde er doch noch zehnmal eher im Stande ſeyn, zu predigen, als ein ****, oder ein andrer Candidat in Kamenz. Ich glaube nicht, daß Sie ſonſt die geringſte Klage ſeinetwegen führen können.“

Hernach nahm Leſſing, zur Erleichterung ſeiner Eltern, einen andern Bruder zu ſich. Aber, wie dieſer ſelbſt mit vieler Laune erzählt, er kam in ein zu gutes Leben. Alles was er ſah, bezauberte ihn. Er konnte ſich an den ſchönen Straßen nicht ſatt ſehn. Die Wachtparaden, die Komödien, die Spaziergänge feſſelten ihn ſo, daß er darüber Schule und Studiren vergaß. Sein älterer Bruder merkte es, und glaubte, daß dieſer heftige Eindruck, der bey einem vierzehnjährigen Knaben aus einem kleinen Orte ganz natürlich ſey, ſich nach und nach legen werde. Aber nichts weniger als das! Er wurde ein Beweis, daß bequeme Tage nicht ſtets zum Studiren aufmuntern, ſondern davon abziehen. Er brauchte zu ſeiner Bildung einen ganz andern Ort: das fromme Pädagogium zu Halle, wo man Gottesfurcht und Fleiß mit eben ſo kräftigen Mitteln erweckte, als Diſciplin und Exerciren.

Die Freundſchaft, welche Leſſing 1754 mit Moſes Mendelsſohn *) und Herrn Nikolai

---

*) Die erſte Bekanntſchaft mit ihm ſoll durch das Schachſpiel entſtanden ſeyn. Ein gewiſſer Iſaak, der es mit Leſſingen zuweilen ſpielte, rühmte auch Moſes

ſtiftete, war für alle drey wohl von gleicher Wichtigkeit, zur Bildung ihres gelehrten Charakters. Ganz verſchieden an Erziehung und anfänglicher Denkungsart, und doch ſo ganz einig an Eifer für ihre geiſtige Selbſtvervollkommung und Beförderung der Wiſſenſchaften, theilten ſie einander ihre fruchtbarſten Ideen mit. Da Jeder die des Andern zu berichtigen und zu verbeſſern aufgefordert wurde, und Keiner doch für ſeine eigne eine ſo unbezwingliche Vorliebe hatte; daß das Gegentheil davon bey ihm keinen Eindruck machen konnte, ſo mußten ihre Aeußerungen, wenn ſie ſie zu Papiere brachten, immer viel Richtigkeit und Neuheit haben. Sechs Augen ſehen freylich mehr, als zwey; zumal, wenn das eine Paar für die Ferne, das zweyte für die Nähe, und das dritte für die Schärfe vorzüglich iſt. Bey Andern wirken gemeiniglich die Gegengründe, die Jeder mit ſeiner beſten Kraft darſtellt, Kälte, Mißtrauen und wohl gar Neid oder Gering-

---

Mendelsſohn darum, und brachte ihn darauf zu Leſſingen. Sie mögen aber wohl in der Folge wenig mit einander geſpielt haben.

ſchätzung: daher nimmt die feine Welt auch das lebhafte Diſputiren für Ungezogenheit. Bey ihnen machte es aber die Freundſchaft nur vertrauter und inniger, und diente ihr gleichſam zur Nahrung. Nicht Gleichheit ihrer Denkart, die ſehr verſchieden war, ſondern ihr ſcharfer und richtiger Blick, den jeder von jeder Sache faſt anders nahm, war der Grund ihres vertrauten Umgangs. Sie lernten mehr aus ihren freundſchaftlichen Streitigkeiten, als aus Büchern und Kollegien, wo der Lehrende in einem fort ſpricht, der Lernende aber zuhört, bewundert, oder ſchläft. Leſſing hatte die Nützlichkeit davon ſchon aus dem Käſtneriſchen Diſputatorium einſehen lernen; und da dieſe freundſchaftlichen, offenen Unterredungen weder an Ort noch Zeit gebunden waren, noch der Anſchlagezettel oder anderer Feyerlichkeiten bedurften, ſo war alles vollkommen nach ſeinem Sinne.

Schade, daß Moſes und Leſſing nicht manche dieſer gelehrten Diſputen aufgeſchrieben! Ihr gedruckter Briefwechſel giebt einigen Vorſchmack davon. Doch wir haben von Herrn

Nikolai darüber noch etwas zu erwarten; ein ſo gelehrter und genauer Beobachter vergaß gewiß nicht, das Vorzüglichſte davon aufzuſchreiben.

Leſſing kannte ſchon gelehrtere und gebildetere Juden, als Moſes Mendelsſohn damals war; aber es waren Kaufleute oder Medickner, die ihre Philoſophie nach chriſtlicher Weiſe umgeformt, oder wenigſtens doch zwiſchen ihr und den jüdiſchen Kenntniſſen eine eben ſo große Scheidewand gezogen hatten, wie vor einem halben Jahrhundert noch zwiſchen unſrer Theologie und Philoſophie Statt fand. Sie hatten alle ihre erlangten Einſichten nur zur Vervollkommung ihres Metiers gebraucht; alles was nicht gerade dahin paßte, wurde nach und nach aufgegeben, und gleich einem tauben Gebirge verlaſſen.

Jene drey jungen Männer aber, ſo bald ſie ſich ein wenig genauer kennen lernten, entſchloſſen ſich, wenn man ſich bergmänniſch ausdrücken darf, den alten Mann wieder zu bebauen. Sie merkten gar bald, daß die Gehaltigkeit nicht ſchlecht ſey, ſondern nur der bis herige Bau nicht ſehr ernſtlich und verſtändig getrieben worden. Freylich ſahen ſie dabey nicht ſehr auf eine Förderung des Goldes und Silbers für ſich; denn dazu wußten ſie beſſere Gänge, die Leſſing aber am ſchlechteſten nutzte.

Die erſte Frucht von Leſſings und Moſes Mendelsſohns geſellſchaftlichem Studiren, iſt wohl die Schrift: **Pope ein Metaphyſiker**, welche ſie bey Gelegenheit einer Aufgabe der Berliniſchen Akademie über das Popiſche Syſtem mit einander aufſetzten, und in welcher ſie zeigten, daß ein philoſophiſcher Dichter, oder vielmehr vortrefflicher Verſifikateur, noch kein Philoſoph ſey; ferner, daß Pope der Dichter kein Syſtem habe, ſondern aus allen Syſtemen ſich nehme, was zur lebhafteſten, oder ſinnlich vollkommenſten Darſtellung gut ſey. Ob gleich Leibnitz, wie Pope, ſagt: Alles iſt gut, was iſt; ſo meynten doch Beyde eine ganz verſchiedene Vollkommenheit.

Warum dieſe Schrift nicht in Berlin gedruckt zu ſeyn das Anſehen haben ſollte, iſt ein wahres Räthſel, wenn die Verfaſſer damals die philoſophiſche Freymüthigkeit nicht für weniger ausübbar hielten, als die theologiſche.

Obgleich Herr Profeſſor Ramler in dieſes gelehrte Kleeblatt ſo eigentlich nicht gehört, ſo war doch Leſſings Umgang und Freundſchaft mit ihm gewiß nicht geringe, und muß ſich um dieſe Zeit gleichfalls angefangen haben. Herr Ramler, der nur allein für ſchöne Wiſſenſchaften, und vornehmlich für die lyriſche Dichtkunſt lebte, war viel zu begeiſtert, um ſich die Beſchaffenheit ſeiner Begeiſterung zu entwickeln; er dachte viel für ſich, raiſonnirte aber nur wenig über ſeinen Gegenſtand mit Andern, weil er wohl wußte, ſo viel Gutes er auch darüber hören könnte, daß ſie ihm immer ſeinen Geſichtspunkt verrücken würden. Und von dieſem allein hängt doch die Stärke und Lebhaftigkeit der poetiſchen Darſtellung ab. Man kann wohl philoſophiren, was ein hoher und ſchöner Sprung überhaupt ſey; aber nur beſtimmen, welcher der leichteſte und glücklichſte für den Künſtler iſt, wenn er ihn gethan hat. Er wollte entweder ein Ramler ſeyn, oder gar nichts. Schwerlich wird ein großes dichteriſches Genie eine Aeſthetik ſchreiben; höchſtens eine Horaziſche Poetik. Und doch hat einen Theil der Kritik niemand in der Dichtkunſt höher gebracht, als Herr Ramler; und Leſſing, der alles zu ehren und zu nutzen wußte, nahm dieſe von ihm mit vielem Danke an, anſtatt daß andere ſeine Feile geringſchätzten oder gar verachteten.

Mit ſeinem Freunde, Herrn Joh. Wilhelm Meil, unterhielt er ſich ſehr oft von den bildenden Künſten, und ſchätzte ſeine Wiſſenſchaft darin eben ſo ſehr, wie ſein Kunſttalent. Hr. Meil trat mit Leſſingen ſeine Laufbahn an; ſeine Vignetten zu deſſen kleinen Schriften ſind von ſeinen erſten Arbeiten.

Premontval, Sulzer, König, Süßmilch, Kirnberger und viele andere verdiente Männer gewährten ihm oft lehrreiche Unterredungen, und wenn man die übrigen Bekanntſchaften dazu rechnet, bey denen er als Freund angeſehn und geachtet wurde: ſo hätte man glauben ſollen, er würde Berlin zu ſeinem beſtändigen Aufenthalte wählen; aber nichts weniger als das! Theils war es Temperament und Verlangen, in der Welt ſich herumzutreiben, weil das auf die angenehmſte und leichteſte Art Menſchenkenntniß verſchafft; wenn auch nicht die tiefſte, doch gewiß die mannichfaltigſte: theils auch Nothwendigkeit. Was iſt hinreiſſender, als gute Geſellſchaft? und ein Mann, der von ſeinem Kopfe, wie ein Taglöhner von ſeiner Hände Arbeit lebt, muß dieſes Kleinod des glücklichen Lebens mehr beſchreiben und rühmen, als genieſſen.

Den Plan zu ſeiner Miß Sara wollte er gern ungeſtört und hinter einander, in Einem Feuer ausarbeiten. Er ging daher auf einige Zeit nach Potsdam, dachte an nichts weiter, als an dieſe Tragödie, die er auch da vollendete, und ſprach keine lebendige Seele, auſſer einen einzigen Bekannten, den Faktor der daſigen Voſſiſchen Buchhandlung, welcher ſehr leicht etwas bewunderte und oft die gewöhnlichſte Sache ſehr ſonderbar fand. Leſſing bediente ſich zu ſeiner Erholung deſſen Schwäche, und ein Gedanke, den der ehrliche Mann nicht in ſeinem Katechismus fand, gab oft dazu Stoff vollauf. Es kam endlich ſo weit, daß er gegen alle Freunde in Ernſt behauptete, Leſſing habe ſich überſtudirt.

Jenes bürgerliche Trauerſpiel," das erſte in Deutſchland, aber keine Nachahmung des Kaufmanns von London, noch weniger eine Ueberſetzung aus dem Engliſchen, wurde zuerſt in Frankfurt an der Oder, wohin Leſſing deshalb ſelbſt reiſete, (eine Aufmerkſamkeit, die er vor- und nachher keinem ſeiner theatraliſchen Stücke erwieſen hat) mit großem Beyfall aufgeführt, und eben ſo, bald in mehreren Städten. So gar in Wien, der Hauptſtadt von Deutſchland, wo der wahre große Weltton allein herrſcht, wie Gebler und Sonnenfels bald nach dieſer Zeit als große Weltmänner verſicherten; es verſteht ſich, mit Verbeſſerungen, vornehmlich was die Kenntniß der großen Welt anbelangt, welche Provinzialſtädte, wie Berlin, Leipzig, und dergleichen, wo Leſſing damals ſich aufhielt, niemals haben können. Sara z. E. heißt den Hanswurſt der als Mellefonts Bedienter darin erſcheint, nicht du, ſondern Ihr. Aber das ſind nur Kleinigkeiten von Verbeſſerungen. Wollte man ſie alle ausheben, man müßte einige Bogen anfüllen; und welcher Leſer würde ſie verſtehn, außer ein geborner Wiener, d. i. ein Weltmann?

Vom Titel und der Perſonenliſte kann man auf das Ganze der Verbeſſerungen ſchließen. Hier iſt beydes von Wort zu Wort:

Neues bürgerliches Trauerſpiel von fünf Handlungen, aus dem Engliſchen gezogen, betitelt: Miſſara und Sirſampſon, mit Hanswurſt des Mellefonts getreuem Bedienten; dargegeben von Chriſtiana Friderika Huberin, gebohrne Lorenzin; (eben derſelben, deren man oben erwähnte.)

Agirende Perſonen: **Sirſampſon**, Vater der **Miſſara**, eine tugendhafte Liebhaberin des **Mellefont**, erwählten Bräutigams derſelben.

Waitwel, ein alter Diener des Sirſampſon.

Marwood, ehemalige Liebhaberin des Mellefont.

Betty, der Miſſara Kammermädel.

Hanna, der Marwood Kammermädel.

Arabella, der Marwood Tochter.

Hanswurſt, des Mellefonts Bedienter.

Ein Bedienter der Marwood.

Ein Wirth.

Die Aktion ſpielt in einem Gaſthof ohnweit der Stadt London.

Es wurde auch mit vielen, aber doch nicht ſo ſchönen, Veränderungen in das Franzöſiſche und Däniſche überſetzt, und die erſtere Ueberſetzung ſogar zu St. Germain bey dem Herzoge von Noailles, vor dem Herzoge von Choiſeul und einem Theil des Königlichen Hofes, mit großem Beyfall aufgeführt. Alles Ehre, die nichts ſagt; aber, daß Diderot es mit den beyden Engliſchen bürgerlichen Trauerſpielen, dem Spieler und dem Kaufmann von London, Franzöſiſch herausgeben wollte, war etwas.

Auf den Theatern Deutſchlands mußte es ſeiner Länge wegen verkürzt werden; und dadurch glaubten die Verkürzer, die Langweiligkeiten, die allerdings dieſes Stück hatte, vertilgt zu haben. Was Leſſing darüber in ſeiner Dramaturgie ſagt, iſt wohl alles, was man mit Grunde ſagen kann *).

So großen und ſo allgemeinen Beyfall es aber auch hatte, ſo gab es doch einige, die es weit unter ſeinen wahren Werth zu bringen ſuchten. Sie erwieſen auf eine gelehrte Art und bloß zur Beförderung des guten Geſchmacks,

---

*) Erſter Theil. St. XIII. und XIV.

ſchmacks, daß es das unregelmäßigſte und untauglichſte Ding, und oben drein aus Engliſchen Romanen und Tragödien zuſammengeſtoppelt ſey. Zuſchauer und Leſer, denen der gelehrte Diebſtahl ſehr gleichgültig iſt, ſchienen doch nicht recht Luſt zu haben, das, was ihnen einmal gefallen hatte, nun elend zu finden; und ſo blieb es beliebt, bis die neuen tragiſchen Kraft- und Drangſtücke kamen, über die es vergeſſen wurde.

Mit dieſer theatraliſchen Beſchäftigung erwachte in Leſſingen zugleich wieder das Verlangen nach theatraliſchem Umgange, den er zu Berlin nicht hatte, und nach Freunden, die ſich für die Deutſche Bühne mehr intereſſirten, als die Berliniſchen.

7.

Er reiſete 1755 nach Leipzig, ohne alle Berathſchlagung darüber mit einem ſeiner Freunde. Moſes, der am meiſten damit unzufrieden war, glaubte doch, er werde dieſer Laune nicht lange nachhängen, und dann gewiß wieder Berlin wählen. Denn ſeine Philoſophie hatte vom

Deutſchen Theater eben keine große Idee, und hielt es faſt für Schade, daß Leſſing dieſe Zeit, ſo kurz ſie auch ſeyn möchte, der Philoſophie raubte. Aber Leſſingen lag damals die Verbeſſerung des Theaters ſehr am Herzen: er ſchien nur zu philoſophiren, um es deſto mehr veredeln zu können. Moſes hatte wohl nicht eigentlich die Abſicht, ihm ſeinen Plan auszureden; allein, er brauchte alle Gründe mit allem freundſchaftlichen Nachdrucke, ihm zu beweiſen, daß ſein Geiſt nach etwas Größerem und Beſſerem ſtreben müſſe. Dergleichen ſchmeichelhafte Vorſpiegelungen bleiben ſelten ohne Wirkung; und damit Moſes ſolche durch Leſſings That nicht widerlegt glauben ſollte, ſo meldete ihm der letztere, daß er den Goldoni zwar fleißig leſe, nach welchem er ein Stück l'Erede fortunata *) ſchon angefangen, und zu Oſtern 1756. noch fünf andere, die er theils im Kopfe, theils auf dem Papiere ſchon fertig habe, in einem Bande herausgeben, aber dann das Theater in Ruhe laſſen werde **).

*) Theatraliſcher Nachlaß 1. Th. S. 199—208.

**) Gelehrter Briefwechſel 1. Th. S. 22 und 23.

Man kann dabey nicht unbemerkt laſſen, wie gut Moſes ſchon damals Leſſings Schwächen kannte. Er rügte gar wacker ſeine Verbeſſerungen zum Jöcherſchen Gelehrten Lexicon, ſeine Bücherſucht, ſein unſtätes Leben, ſeinen Kitzel, manchem eingebildeten Hochgelahrten nicht wie einem Fuder Heu aus dem Wege zu gehn, ſondern muthwillig mit ſeinen Beobachtungen in den Weg zu treten. Leſſing mutzte ihm aber ſeine Schwachheiten nicht ſo auf, nicht weil er deren an ihm keine bemerkt hätte, ſondern weil er fühlte, daß ſie der Welt philoſophiſcher ſchienen. Mit ſeinem Schickſal zufrieden ſeyn; auf nichts Anſpruch machen, als ungeſtört philoſophiren zu können, wenn man des Tages genug die Welſche Praktika geübt; an den Umgange von einem Paar vernünftigen Freunden genug haben, ohne tauſend Narren kennen lernen zu wollen, wie Moſes ſich ſelbſt ausdrückt *), um ſich von noch größeren Narren auslachen zu laſſen: das iſt ſo philoſophiſch, daß es für einen jungen Mann zu philoſophiſch ſcheint.

---

*) Gelehrter Briefwechſel 1. Theil S. 17.

Selbſt ſeine Luſt zu reiſen hätte ihm Moſes ausgeredet, wenn ſie nicht ſo gar groß geweſen. Profeſſor Sulzer hatte ſchon in Berlin für Leſſingen eine Gelegenheit dazu; aber er ſollte den Hofmeiſter dabey machen, und das war die Urſache, warum er es ausſchlug. In Leipzig fand er eine beſſere, und dieſe war Schuld, daß er weder die glückliche Erbin vollendete, noch die übrigen fünf theatraliſchen Stücke erſchienen.

Winkler, eines ſehr reichen Kaufmanns Sohn, der in ſeiner Vaterſtadt Leipzig ſtudirt hatte, wollte reiſen, und verlangte dazu von Herrn Weiße einen Begleiter. Er ſchlug Leſſingen vor, welcher es ohne Bedenken annahm, ſo wenig auch ſonſt dieſer Reiſende nach ſeinem Wunſche war. Es war nur ein reicher Reiſender, von dem man ſagen konnte, er hatte alles und nichts, was zum Reiſen erfordert wird; aber ſein Geld ſicherte ihn gegen Jedermanns abſchlägige Antwort, dem er ſeine Reiſegeſellſchaft antrug. Hatte er auch eigentlich keine andere Abſicht, als die Küchen und Keller der Ausländer kennen zu lernen, ſo konnte doch ſein Gefährte noch andere ausführen, und aus Dankbarkeit ihm manches Gute in ſeinen Verdauungsſtunden beybringen. Neugierde iſt der erſte Grund alles unſers Wiſſens; nur nach langer Erfahrung werden wir inne, daß, ſo wie ihre Befriedigung die extenſive Größe unſrer Kenntniſſe mehrt, ſie die intenſive mindert. In der großen Welt, in die ſich jeder junge Reiche ſo gern drängt, wird auf die erſte mehr geſehn, als auf die letzte, welche die Vorſehung den Glückskindern meiſtens vorenthält. Die Idee von dem Nutzen einer ſolchen bequemen Durchſtreichung der Länder war ſelbſt bey Leſſingen damals unverhältnißmäßig groß: er achtete des Bedenklichen dabey nicht, und war froh, daß er eine Gelegenheit gefunden, wie er an Moſes Mendelſohn ſelbſt ſchrieb, die *) ungleich vortheilhafter für ihn ſey, als der Sulzeriſche Vorſchlag. Er reiſe nicht als Hofmeiſter, nicht unter der Laſt eines ihm auf die Seele gebundenen Knaben, nicht nach den Vorſchriften einer eigenſinnigen Familie, ſondern als bloßer Geſellſchaf-

---

*) Gelehrter Briefwechſel 1. Th. S. 24.

rer eines Menſchen, welchem es weder an Vermögen noch am Willen fehle, ihm die Reiſe ſo nützlich und angenehm zu machen, als er ſie ſich ſelbſt werde machen wollen.

Er ging dabey ſo unbeſorgt zu Werke, daß er mit Winklern nicht einmal einen ſchriftlichen Contrakt gemacht haben würde, wenn ſein Freund, der Acciſinſpektor Saal zu Leipzig, ihn nicht noch dazu vermocht hätte. Laut dieſer Urkunde wollten ſie vier Jahre reiſen, und Leſſing ſollte jährlich ein Gehalt von 200 Rtlr. und ganz freye Stationen haben.

Vor dieſer großen Reiſe ging er erſt auf einige Wochen nach Dresden *), und traf unverhofft auch ſeine Eltern daſelbſt an, die dahin gekommen waren, um mit einem Freybergiſchen Prediger die Sühne zu pflegen; deſſen Paſto-

---

*) Auch reiſete er mit Herrn Weiße nach Gera. Ich erwähne dieſes nur darum, weil ſich ſogar ein von ihm mit Bleyſtift beſchriebenes Quartblatt über dieſe Reiſe vorgefunden, woraus ſehr wahrſcheinlich wird, daß er noch vor Herrn Büſching den ſinnreichen Einfall zu ſolchen jetzt ſo beliebten Reiſebeſchreibungen gehabt. Warum er ihn aber nicht zuerſt ausgeführt, davon kann man ſich eine beliebige Urſache angeben, nachdem man günſtig oder ungünſtig von ihm denke.

ralklugheit ſie um eine ganz anſehnliche Erbſchaft, ihre einzige Hoffnung in ihren armen Umſtänden, ziemlich plump gebracht, aber doch Mittel gefunden hatte, vor der Welt das zu bleiben, was er war.

Leſſing mußte mit ſeinen Eltern auf ein paar Tage nach Hauſe reiſen, wo ſeine unerwartete Ankunft in der Familie ſo viel Freude verurſachte, daß man den zu Gottes Ehren getroffenen magern Vergleich nicht fühlte. Denn man hatte bloß aus dem Grunde darein gewilligt, weil die Betrügerey eines Geiſtlichen gar zu offenbar geworden wäre, und dadurch der ganze geiſtliche Stand bey Unverſtändigen leicht in ein nachtheiliges Licht kommen können.

Was der Sohn zu dieſer weiſen Vorſicht ſagte, weiß man nicht. Er hielt es vielleicht für eine ſehr gewöhnliche Sache, zu deren Bezüchtigung ſich ſein Witz eben nicht berufen fühlte, oder begriff wohl gar nicht die juriſtiſche Nachgiebigkeit gegen die Theologie, die, um dem Heidenthume nicht gleich zu werden, alles mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe deckt.

Den 10ten May 1756. trat er ſeine Reiſe mit Winklern an, ging von Leipzig über Magdeburg, Halberſtadt, Braunſchweig, Hildesheim, Hannover, Zelle, Lüneburg, Hamburg, Bremen, Oldenburg, Embden, Gröningen, Leuwarden, Franecker, Harlingen; und von Lemmer aus, nachdem ſie von Harlingen wieder zurück nach Leuwarden über Ylſt und Schneck gefahren waren, über die Süder-See nach Amſterdam, wo ſie den 29. Julius ankamen.

Von dort ſchrieb Leſſing ſeinem Vater: Wir haben uns an jedem dieſer Orte, nachdem es ſich der Mühe verlohnte, einige Tage oder Wochen aufgehalten; und ſo bald wir von hier aus die übrigen vereinigten Provinzen beſehen haben, werden wir nach England übergehn, welches wohl zu Anfange des Oktobers geſchehen dürfte *).

Allein daraus wurde nichts. Der König von Preußen fiel im Monat Auguſt in Sachſen

---

*) Auch von dieſer Reiſe hat er ſich ein ordentliches Tagebuch gehalten, woraus man Eins und das Andere bey der Skizze ſeiner Italiäniſchen Reiſe anführen wird.

ein, und Leipzig bekam Preußiſche Beſatzung. Ihr Commandant, der General von Hauſen, nahm ſein Quartier in der Feuerkugel auf dem Neumarkt, welches Haus Winklern gehörte, mit dem Leſſing reiſete. Schrecken und Erſtaunen über unerwartete Gäſte, die ohne allen Zwang grade herausſagen, wie ſie es gern haben möchten, und nicht immer auf Anbieten warten, mochte in der erſten Nachricht an Winklern die Sache ein wenig übertrieben und ſchrecklicher gemacht haben, als ſie an und für ſich war. Er wollte daher nicht nur nicht weiter reiſen, ſondern ſogleich zurückgehn; und Leſſing mochte es wohl auch für das Beſte für ihn halten, und es ihm nicht einmal abrathen; ob man gleich verſichern wollen, Winkler hätte beſſer gethan, er wäre nicht zurückgegangen. Man hätte in ſeinem Hauſe weiter nichts thun können, als ſich einquartieren. Nachdem er aber ſich ſelbſt zeigte, mußte er ſeiner eignen reichen Perſon und der Leipziger Commandantenwürde Ehre machen. Es waren ja ſo faſt die Reichſten in Leipzig bey dem erſten Schreck ausgetreten, und fanden ſich nur nach und nach wieder ein, ſo wie ſie die Gelegenheit erſahen, mit ihrem Durchlauchtigſten Depoſitarius und ſeinen Helden Geſchäfte zu machen, die ſie wegen der etwas ſtarken Contribution ein wenig ſchadlos hielten.

Winkler und Leſſing waren alſo in Leipzig eher zurück, als es ſich ihre Freunde und Bekannten verſahen, und Winkler beſchloß ſogleich mehr weiter zu reiſen. Dieſen patriotiſchen Vorſatz konnte ihm Leſſing nicht ausreden; er ſchickte ſich alſo in ſeine Laune, und erwähnte dabey nur der gütigen Erfüllung ſeines Contrakts mit ihm. Winkler aber hielt dieſen durch den Krieg für aufgehoben, und meynte, der Preußen Viſiten würden ihm ſchon ſo genug koſten, ohne das Vergnügen zu haben, ſie in ihrer Heimath einmal wieder beſchmauſen zu können. Leſſing konnte gegen dieſen letzten Grund nichts einwenden, und verſicherte ihn: er habe weder mittelbar noch unmittelbar an dieſem Beſuche Schuld, glaube aber in völligem Ernſte, Keiner von der ganzen Preußiſchen Armee werde es ihm übel nehmen, wenn er ſein Kontingent nicht in eigner Perſon abtrüge und fortreiſete. Kurz, ſie konnten ſich darüber in Güte nicht verſtändigen, und beyde ſahen ſich nach einem rechtlichen Beyſtande um, der die Gründe eines Jeden am beſten vor der unpartheyiſchen Gerechtigkeit zu Leipzig entwickelte. Im Jahr 1765. war dieſer Proceß völlig 56 zu Ende, und der Advokat, welcher Leſſingen beyſtand, ſiegte *).

---

*) Als ich 1764 als Student, im Namen meines Bruders, dieſen humoriſtiſchen kranken Sachwalter deshalb beſuchen mußte, that er ſich nicht wenig noch auf ſeinem Sterbebette zu gute, daß er dieſen Prozeß nicht ſo wohl gewonnen, als in ſo kurzer Zeit beendiget hätte. Ich konnte zwar dieſe Schnelligkeit damals nicht recht begreifen; aber mit den Jahren wird man klüger, und ich danke es dieſem Rechtsmanne in der Grube noch, vor den Augen der ganzen Welt, d. i. derjenigen, denen dieſes Büchlein oder dieſer Bogen davon von ungefähr in die Hände fällt, daß er Mittel und Wege gewußt, dieſen Prozeß nicht erſt im künftigen neunzehnten Jahrhunderte mit einem Vergleiche beenden zu müſſen, den jedes unjuriſtiſche Menſchenkind ſchon 1756 machen können. Ich bin von der Möglichkeit einer ſolchen Verzögerung ſo überzeugt, daß ich das frühere Ende für eine beſondere Freundſchaft anſehe, die er meinem Bruder erwies. Hat noch einer und der andere Freund an dieſer Beſchleunigung Antheil gehabt, ſo verſteht ſich unſer Dank von ſelbſt.

Es giebt Leute, die Proceſſe mit einander führen, und doch recht herzlich gute Freunde bleiben: ſie wollen einander eigentlich nicht um das Geringſte beeinträchtigen, aber ſich auch nicht das Geringſte nehmen laſſen, was das Glück ihnen nach der Meynung Unpartheyiſcher zugewendet. Beyde ſehen, daß der Ausgang, wie er auch ſeyn mag, ſie nicht drückt. *Das war aber hier der Fall nicht.* Sie waren ſchon unterweges über einander höchſt mißvergnügt geworden, und mochten ſchon manchen unfreundlichen Auftritt mit einander gehabt haben. Leſſing machte die Erfahrung, daß, der Begleiter eines Reichen zu ſeyn, eben ſo ſehr ſeine Schwierigkeiten habe, als eine Hofmeiſterſtelle eines reiſenden Unmündigen. Er hatte zwar dieſe kurze Reiſe zu ſeinem Vortheil genutzt: mit Winklern verſchiedene Kunſtkabinetter beſucht, ſich mit einer guten, zumal hiſtoriſchen Kenntniß von Kupferſtichen bereichert, und ſeinen Gefährten veranlaßt, davon einen ziemlichen Vorrath zu ſammeln; aber Winkler wollte reiſen, wie es ihm beliebte und behagte, und Leſſing, wie es Beyden nützte. Das Geld, das Winklern dieſe Reiſe koſtete, ſollte nicht weggeworfen ſeyn, und Winkler wollte es wegwerfen, um ſagen zu können, er ſey gereiſet. Leſſing hatte allerdings Unrecht, ihm dieſes wehren zu wollen, und Winkler mußte die Ehre ſeines Reichthums retten, um Leſſingen zu zeigen, daß er Herr ſey. Die Gelegenheit, mit ihm völlig zu brechen, fand ſich nach ihrer Zurückkunft gar bald.

An dem Tiſche, wo ſie in Leipzig beyde aßen, ſpeiſeten viele Kaufleute mit, die über der Mahlzeit ihr Herz einander eröffneten, und die Preußiſchen Forderungen an die Stadt für die härteſten Kriegserpreſſungen hielten, die nur ein freygeiſtiger König einer Evangeliſch chriſtlichen Stadt thun könne. Sie klagten, ſchmälten und verdammten. Leſſing der keine Kontribution zu erlegen hatte, und auf keine Weiſe etwas verlor, ob der König von Polen, oder der König von Preußen Sachſen inne hatte, war viel zu unpartheyiſch, um alles zu billigen, was dieſen Herren über den Krieg einfiel; und da jeder redete, wie er ſich die Sache dachte, ſo billigte er vieles an dem Könige von Preußen, was ſie natürlich mißbilligen mußten. Selbſt daß er es mit Witz und Laune that, vermehrte ſeine Feinde. Dabey beging er die Unvorſichtigkeit, daß er ſeinen Freund, den Major Kleiſt, und noch einige andere Officiere in dieſe Tiſchgeſellſchaft brachte. Die Kaufleute glaubten auf dieſe Art ihr Herz nicht mehr einander eröffnen zu können, und blieben weg, denn ſie waren unbillig genug, keinen Preußiſchen Officier für ſo billig zu halten, daß er dem leidenden Theile alle harten und bittern Worte über das, was Politik und Kriegesrecht mit ſich bringt, zu gute halten würde. Die Wirthin, die dieſe Tiſchgeſellſchaft hielt, machte daher Winklern Vorwürfe, daß er ſie um die beſten Kunden brächte. Anſtatt Leſſingen ſeine Verlegenheit dieſerwegen freundſchaftlich zu eröffnen, ſchickte er ihm ein Billet, worin er ihm gerade zu ſagte, daß ſie geſchiedene Leute wären, und er noch den nehmlichen Tag von ihm ziehen müſſe; denn er wohnte bey ihm in der Feuerkugel. Eine Impertinenz, die nur ein Menſch, wie Winkler, zu begehen fähig war! Leſſing hätte es eben nicht gleich thun dürfen; aber er that es doch: nur drang er deſto ernſtlicher auf die Erfüllung des Contrakts. Hatte auch Winkler alle Urſache zur ſchleunigen Trennung von ihm, ſo ſieht man doch ſchon, daß Großmuth, oder nur die Manier davon, Winklers Erbtheil nicht war. Bloß Menſchen ohne alle Sitten, von ſchmutzigem Geize und Bauernſtolze betragen ſich ſo.

Freund Weiße wollte zwar Ausſöhnung und Vergleich ſtiften; allein er fand von beyden Seiten kein Gehör: und bey Leſſingen hätte es Niederträchtigkeit ſcheinen können, wenn er eine ſolche Ungezogenheit mit Nachgiebigkeit erwiedern wollen.

Der Proceß ging alſo, wie geſagt, vor ſich, und Winkler mußte endlich 800 Rthlr. bezahlen. In einer Stadt, wo der Reiche den Ton angiebt, wie in den Reichsſtädten der Patricier, konnte Leſſing dadurch nicht ſehr beliebt werden; zumal, da es an Schwachköpfen nicht fehlte, die Winklers Betragen billigten, und verſicherten: es würde nicht zur Trennung gekommen ſeyn, wenn Leſſing nicht ſo offenbar die Preußiſche Partie als ein gebohrner Lauſitzer, und folglich Churſächſiſches Landeskind, genommen hätte. Schade, daß ein ſolcher herrlicher Vorwand nicht rechtlich ſeyn kann!

Dem allen ungeachtet blieb er in Leipzig, und ſein Umgang war nicht mehr ſo ausgebreitet, aber deſto angenehmer und lehrreicher.

Der Dichter Kleiſt war mit dem Hauſiſchen Regimente als Major in Leipzig eingerückt. Leſſing, der mit ihm ſchon als Hauptmann bey dem Prinz Heinrichſchen Regimente freundſchaftlichen Umgang gehabt, wollte dieſe unverhoffte Freude mit ſeinem Freunde Weiße theilen, und brachte dieſen alſo gleich zu Kleiſten, der am hitzigen Fieber krank lag. Die drey waren faſt alle Tage beyſammen. Nach ſeiner Geneſung ritten ſie mit einander ſehr oft aus, und brachten die meiſten Abende auf Kleiſts Zimmer zu. Zu ihnen geſellte ſich Herr von Brawe, der ſeit anderthalb Jahren von der Schulpforte gekommen war, und in Leipzig ſtudirte: ein junger Mann von ungemeinen Fähigkeiten, und der nach den Trauerſpielen, die wir von ihm haben, zu urtheilen, ein großer tragiſcher Dichter geworden wäre, wenn ihn nicht das allgemeine Schickſal der Deutſchen theatraliſchen Dichter getroffen hätte, zu Anfang ſeiner Laufbahn zu ſterben. Er war freylich nicht das, was wir jetzt Genie nennen, und hielt zu ſeinem Lieblingsſtudium die Philoſophie für ſo nöthig, daß er ſie nicht nur bey dem D. Cruſius hörte, ſondern ſich in deſſen theologiſch philoſophiſche Subtilitäten ganz hineinſtudirte, und davon überzeugte *).

Leſſing, der gern über alles disputirte, oder vielmehr ſich über alles mit ſeinen Freun-

---

*) Cruſius, wie bekannt, galt damals, und auch nachher, in Leipzig bey Einigen für den größten und ſcharfſichtigſten Philoſophen nicht bloß ſeines Zeitalters, ſondern aller Zeiten; bey Andern aber nur für einen philoſophirenden eifrigen Bengelianer. Mir ſchien er ein ſehr ſonderbarer Mann zu ſeyn, der ſich auf ſeiner Stube verſpekulirt hatte, und vor lauter Scharfſinn den geſunden Menſchenverſtand nicht wieder fand. Er lächelte über die Schwächen und Lücken der Leibnitz-Wolfiſchen Philoſophie mit vielem Behagen, und ahndete die ſeinigen nicht. Spötter ſagen indeß: er hätte nur über ſeine Zuhörer gelächelt, die ihm mit ſo vieler Bewunderung zugehört....

den und Bekannten unterhielt, machte die Cruſiuſſiſche Philoſophie bald zu dem Gegenſtande ihrer Unterredungen. Denn man mag das erſte beſte Buch von ſeiner Philoſophie aufſchlagen, ſo hat man etwas zu denken oder zu lachen, wie bey dem Huart, nur auf eine ganz andre Manier. Will man dieſes an Leſſingen für Ungezogenheit, oder gar Verführung ausgeben, ſo wäre zu wünſchen, daß wir viel Ungezogne und Verführer hätten. Lernen iſt nicht Studiren, ſondern Denken: und wie kann derjenige denken lernen, welcher das Für und Wider nur aus dem Buche hat, oder vom Katheder hört?

Je unverdauter Brawe ſeine Cruſianismen vorbrachte, und ſich mehr mit Cruſiuſſiſcher Terminologie, als mit dem, was ſie Richtiges lehrte, verſchanzte, je mehr ward er in die Enge gebracht, ſo daß Weiße und Kleiſt ihm oft zu Hülfe kommen mußten, wenn Leſſing ihn mehr zu beſiegen als zu belehren ſchien. Das Undeutliche und Schwerfällige, was die Cruſiuſſiſche Philoſophie erhöhet oder erniedriget, war öfters die Veranlaſſung zu Leſſings Spott;

und wo auch Cruſius Recht haben mochte, fiel er doch wegen zu großer Anhänglichkeit ſeines Schülers durch. Denn die philoſophiſchen Jünger ſind wie die Jünger Chriſti: ſie machen aus dem Plane ihres Lehrers oft ganz etwas anders, und erweitern ihn gerade da, wo ſie ihn verengen ſollten. Cruſius ging von der Bibel bloß als theologiſcher Philoſoph aus, und nahm für allgemein geltende Wahrheit, was Leuten von Vernunſt, die eben ſo viel von der Bibel, als vom Koran wiſſen und halten, ganz und gar nicht dafür einleuchtet. Er wollte vielleicht nur mit Stockchriſten zu thun haben und dieſe zu Cruſiuſſiſchen Philoſophen machen. Sein Schüler Brawe aber glaubte, Leuten von Leſſings Schlage die Härtigkeit ihres Herzens, und die Verblendung ihres Verſtandes, nicht predigen, ſondern vernunſtmäßig erweiſen zu müſſen. Dieſe gelehrten Zwiſtigkeiten hinderten indeß nicht, daß ſie nicht recht herzliche gute Freunde geblieben, oder daß Leſſing Brawens Werth nicht anerkannt hätte.

Doch alles dieſes war nur Erholung von ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, deren er in Leipzig noch mehr, als in Berlin übernahm.

Auf dieſem Muſenſitze ſind Ueberſetzen und Hofmeiſtern die einzigen Hülfsquellen für junge Gelehrte. Erſtere wählte er nur aus Noth, ob es gleich die Kenntniſſe des Schriftſtellers ſehr erweitern und vervollkommen kann, wenn er ſelbſt wählt und vorſchlägt, was er überſetzen will. An eignen Schriften ununterbrochen arbeiten, greift den Kopf zu ſehr an, als daß die Arbeit immer mit Kopf geſchehen könnte. Der lebhafte Geiſt hat zwiſchen Erholung und ſcharfem Nachdenken gern ein Mittelding, wobey ſeine Seele Nahrung hat und thätig iſt.

Hofmeiſtern war aber auch in der höchſten Noth ſeine Sache nicht. Es hatte für ihn zu vielen Zwang und Schwierigkeit. Iſt es köſtlich geweſen, ſo iſt es Mühe und Arbeit geweſen, die zur Belehrung unſers künftigen Geſchäftslebens ſo viel als nichts beyträgt, wenn man ſich nicht ganz dem Erziehungsweſen widmet. Aus dieſer Urſache ſchlug er alles aus, was ihm von dieſer Art angeboten wurde und manchmal ſehr vortheilhaft war.

Hutcheſons Sittenlehre der Vernunft, welche in England 1754 erſchien, und viel Aufſehn machte, gründet ſich bloß auf das innerliche Gefühl. Leſſing, und vornehmlich ſein Freund Moſes fanden dieſes Buch im Einzelnen ſchön und vortrefflich, allein ſeinen Grundſatz eines moraliſchen Syſtems ſchwankend und unbeſtimmt. Leſſing überſetzte es aber doch, um es zugleich ſtudiren zu können. Und was hätte ein komiſcher Dichter wohl mehr zu ſtudiren, als die Sittenlehre, welche ſich auf Erfahrungen der menſchlichen Gefühle, Neigungen und Leidenſchaften gründet?

In eben dieſer Hinſicht verdeutſchte er aus dem Engliſchen: Richardſons, des berühmten Romanendichters, Sittenlehre für die Jugend in den auserleſenſten Aeſopiſchen Fabeln. Die Geſchichte dieſes Fabelbuchs für Kinder erzählt er in der Vorrede dazu, und es muß in Deutſchland nicht weniger als in England Leſer gefunden haben; denn ich habe ſchon die vierte Auflage von 1783 vor mir. Jede

Fabel iſt nicht bloß mit einer Lehre, ſondern auch mit einer weitläuftigern Betrachtung begleitet; und um es nicht an typographiſchen Verſchönerungen fehlen zu laſſen, iſt auch bey jeder Fabel ein Kupferchen, das freylich jetzt in manchem Abcbuche beſſer iſt. Wenn ſich der gute Geſchmack der Deutſchen Künſtler an den Fibeln geſättigt haben wird, vielleicht fällt er dann auf ein ſolches Fabelbuch.

Die Ueberſetzung dieſes letzten Werkes ward eine Veranlaſſung zu ſeinen Aeſopiſchen Fabeln. Wenigſtens hat Leſſing ſchon damals einige Herrn Weiße gewieſen. An der Ueberſetzung der Thomſonſchen Trauerſpiele hatte er wohl keinen andern Antheil, als daß er Vorredner dazu wurde.

Wer ſollte aber wohl glauben, daß er auch ein Gebetbuch überſetzt habe? Im Grunde freylich nur vier bis fünf Bogen davon; doch war ſein Vorſatz es ganz zu überſetzen. Die Aufforderung dazu kam von ſeiner Schweſter, welche von Romanen, Komödien und allen weltlichen Gedichten eine abgeſagte Feindin iſt, aber Predigten, Erbauungsbücher, in Proſe und in Verſen, deſto mehr liebte. Sie wünſchte von Herzen, ihr Bruder möchte doch einmal nach ihrem Sinne ſchreiben. Dieſes verurſachte oft manchen Spaß unter ihnen, und er verſprach ihr immer, ſchon noch ein Buch zu finden, das ihren ganzen Beyfall haben ſollte. Und ſiehe! Laws ernſthafte Ermunterungen an alle Chriſten zu einem frommen und heiligen Leben, fiel ihm vermuthlich in der vortheilhaften Beurtheilung eines Engliſchen Journals auf. Er entdeckte Herrn Weiße, daß er wohl Luſt hätte, dieſes Buch zu überſetzen, wenn er einen Verleger dazu fände. Der Buchhändler Reich wollte es übernehmen. Leſſing fing auch an zu überſetzen, und Reich zu drucken; aber Leſſings erwähnte Reiſe nach Dresden kam dazwiſchen. Er wollte nur zehn bis zwölf Tage ausbleiben; es wurden ſechs Wochen daraus, und an die Ueberſetzung dachte er gar nicht. Wollte Herr Weiße ſeinen Freund bey Reichen nicht in Mißkredit bringen, ſo mußte er ſich ſelbſt zur Vollendung dieſer Ueberſetzung bequemen. Und will man Leſſings Frömmigkeit nicht in Zweifel ziehn, ſo muß man ſich vorſtellen, er habe es zuvor mit vieler Andacht in der Originalſprache geleſen.

Die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, welche 1757 erſchien, war eine gemeinſchaftliche Unternehmung von Leſſing, Moſes Mendelsſohn und Herrn Nikolai, und gewiß eine ganz uneigennützige! Das Honorarium, das ſie ſich dafür ausgemacht, verwendeten ſie auf einen Preis, den ſie 1756 in einer vorläufigen Nachricht davon, auf die beſte Tragödie ſetzten. Man ſagt zu ihrem Lobe nicht zu viel, wenn man ſie die erſte gute Zeitſchrift in ihrem Fache nennt, wo von den ekelhaften Ausfällen der Schweizeriſchen und Gottſchediſchen Schule nichts mit eingeflochten wurde; wo Unpartheylichkeit und Freymüthigkeit ſo ſichtbar waren, daß nur die gezüchtigten ſchlechten Autoren dagegen ſchrieen. Ihre Fortdauer bis jetzt, unter dem Titel: Neue Bibliothek, iſt ein nicht kleiner Beweis dafür.

Herr Nikolai gab wohl den erſten Gedanken dazu, und hatte über die erſten vier Bände die Direktion und Beſorgung der Materialien. Moſes Mendelsſohn *) diente dabey mit Rath und That; Leſſing regulirte den Druck, und revidirte alles noch einmal, was dazu beſtimmt wurde. Herrn Nikolai's Abhandlung vom Trauerſpiele, womit das erſte Stück den Anfang machte, veranlaßte einen großen Theil ihres Briefwechſels. Sie kritiſirten einander ihre Kritiken und Abhandlungen ſchärfer, als ſie gegen andere Schriftſteller waren. Leſſing nahm ſich ſogar die Freyheit, ſeiner Freunde Urtheile, wenn ſie ihm nicht gefielen, zu kaſſiren.

Nikolai wollte ganz verborgen bleiben **); aber dieſes Geheimniß verrieth nicht Leſſing, ſondern das Geheimniß verrieth ihn, wie er Herrn Nikolai ſchrieb.

Sonderbar war es, daß die beyden jungen Dichter, welchen der Preis für ihre eingeſchickten Tragödien zuerkannt wurde, in einem Jahre, nehmlich 1758 ſtarben: der Verfaſſer des Codrus, von Kronegk, ſogar noch eher, als er von dem Preiſe Nachricht haben konnte,

---

*) Leſſings gelehrter Briefwechſel, 1. Band S. 191 u. 192.

**) Ebendaſelbſt S. 63 u. 64.

im 28ſten Jahre ſeines Alters. Er hatte in dem dabey gelegten Zettel verfügt: die Verfaſſer der Bibliothek möchten, wenn er den Preis erhielte, ihn auf ein zweytes Stück ſchlagen. Von Brawe erlebte zwar die Krönung ſeines Freygeiſtes, ſtarb aber auch kurz darauf im zwanzigſten Jahre ſeines Alters.

Leſſing war mit dem Codrus nicht ganz zufrieden, und arbeitete davon ſelbſt einen Plan aus, der ſich aber unter ſeinen Papieren nicht gefunden hat. Um dieſe Zeit gieng er ſchon an ſeine Virginia, die er hernach unter dem Titel: Emilia Galotti, herausgab. Er ſonderte alles das ab, was ſie für den Römiſchen Staat intereſſant machte. Er glaubte, das Schickſal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther iſt, als ihr Leben, ſey an und für ſich ſchon tragiſch, und fähig genug, die ganze Seele zu erſchüttern, wenn auch gleich kein Umſturz einer Saatsverfaſſung darauf erfolge. Er machte aber alle ſieben Tage nur ſieben Zeilen; erweiterte unaufhörlich ſeinen Plan, und ſtrich unaufhörlich etwas von dem ſchon Ausgearbeiteten wieder aus. Seine Anlage war damals nur in drey Akten, und er bediente ſich aller Freyheiten der Engliſchen Bühne. Schade, daß ſich auch von dieſem Plane *) nichts vorgefunden, um ihn mit ſeiner vollendeten Tragödie beſagten Inhalts zu vergleichen! Es ſcheint doch an manchen Stellen und Ausdrücken merklich, daß er faſt zu lange das Beſte geſucht. Davor braucht man keinen unſrer jetzigen Dichter zu warnen: ſie wollen dichteriſche Genies, nicht Dichter ſeyn.

Nach der Schlacht bey Roßbach, welche den 5ten November 1757 vorfiel, wurde Kleiſt über das Lazareth geſetzt. So viel Gutes er auch dabey ſtiften konnte und ſtiftete, ſo wäre er doch lieber mit zu Felde gegangen. Sein edler Geiſt wollte glänzende Thaten thun, und ſchien zuweilen zu vergeſſen, daß ſein perſönlicher Werth nicht von dem Ungefähr des Berufs, ſondern von der Art und Weiſe, wie er

---

*) Was er davon gegen Moſes Mendelsſohn (Leſſings gelehrter Briefwechſel 1. Th. S. 259—261) anführt, iſt noch ein wenig zu kahl, um darüber ein Urtheil zu fällen. Nicht zu rechnen, daß dasjenige, was Moſes dagegen einwendet, (ebend. S. 267) ſehr gegründet zu ſeyn ſcheint.

ihn erfülle, abhange. Leſſing tröſtete ihn daher immer mit einer Stelle aus Xenophons Cyropädie, daß die tapferſten Männer immer auch die mitleidigſten wären, wie auch die Erfahrung beſtätige. Die acht Pilgrimme aus Bremen und Lübeck, welche gegen den Feind zu ſtreiten ausgezogen wären, hätten ſich zuerſt im gelobten Lande der Kranken und Verwundeten angenommen.

Kleiſt wurde ſeines Wunſches nicht eher theilhaftig, als im Frühjahr 1759, da er zu der Armee des Prinzen Heinrich kam.

Leſſing ging ſchon einige Zeit vorher nach Berlin, und hätte es längſt gethan, wenn ihn Kleiſt nicht in Leipzig zurückgehalten *).

Da auch Herr Weiße nach Paris gehen wollte, ſo war wohl nichts mehr im Stande, ihn von ſeinem Vorhaben abzuhalten.

8.

In Berlin ſchränkte er ſich auf ſeine alten Freunde ein. Moſes Mendelsſohn, Nikolai, Ramler, Voß, Meil, und einige wenige

---

*) Leſſings gelehrter Briefwechſel 1. Th. S. 141.

Andere erſetzten ihm Kleiſt, Weiß und noch ein paar Leipziger Freunde. Uebrigens ſchien er aber nur hieher gekommen zu ſeyn, um noch ungeſtörter zu arbeiten, als in Leipzig. Was hat er nicht alles in der kurzen Zeit, ehe er von da nach Breslau ging, geſchrieben!

Sein Trauerſpiel, Philotas: ein Kriegsſtück, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, das alle Prinzen auswendig lernen, und ihnen früh ein alter Staatsmann, und Nachmittags ein alter General erklären ſollte. Was iſt rührender, anziehender in der Natur, als ein junger Kronerbe, der ganz Soldat iſt, ganz Held werden will, nicht auf Koſten, ſondern zum Frommen ſeines Vaterlandes, der nach dem erſten verunglückten Verſuche das Staatswohl ſeinem Leben vorzieht? Es iſt ein edler jugendlicher Enthuſiasmus, von dem man freylich ſelten hört, den man deshalb wohl für unnatürlich halten mag. Die aber gar ſagen, das Stück ſey bloß ein verunglückter Verſuch einer Tragödie ohne Frauenzimmer, ſo wie er einen ähnlichen mit einer Komödie gemacht; muß man denen nicht allen Sinn für das wahre

Tragiſche abſprechen? Nicht ganz unwahrſcheinlich haben die Unterredungen mit Kleiſten über den ſiebenjährigen Krieg, wo ſo mancher edle hoffnungsvolle junge Krieger gleich mit der erſten Probe endete, Leſſingen den Urſtoff dazu gegeben. Es war bey ihm eine Zeit, wo er aus allem ein Sinngedicht machte, und wieder eine, wo er jeden wichtigen Vorfall in Tragödie oder Komödie brachte. Daß er nicht alles, was er wollte, vollendete, lag in ſeiner Menſchlichkeit; denn oft wollte er mehr, als ſeine Kräfte vermochten. Oft hätten ſie auch vermocht, was er gewollt; aber er floh zuweilen Mühſamkeit und Anſtrengung mit der unmuthsvollen Frage: wozu das alles?

Die Litteraturbriefe, zu denen Leſſing die erſte Idee gegeben haben ſoll, verdanken wir nebſt ihm den Herren Mendelsſohn und Nikolai. Warum ſie alle drey die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften mit dem vierten Bande aufgegeben, ſcheint nicht bekannt geworden zu ſeyn. Vielleicht drohete man ihnen in Leipzig unter der Hand, daß, wenn ſie ihre Freymüthigkeit nicht herabſtimmten, man ihnen ihre

Kritik ganz verbieten würde. Vielleicht vermutheten ſie es nur aus dem Lärmen, den einige der beurtheilten Schriftſteller erregten. In Berlin, wo damals Preßfreyheit, trotz ihrem Mißbrauche, nicht ſo leicht beeinträchtigt wurde, glaubten ſie ihre Meynungen ungeſtörter gangbar machen zu können.

Den Verdruß, der für ihre Aufrichtigkeit, wie ſie wohl ſahen, ihrer wartete, hielten ſie für Aufmunterung, die ſich freylich mit der gewöhnlichen nicht recht reimt; und ohne Zweifel wären ſie in der damaligen Stimmung Märtyrer der Kritik geworden, wenn nur Jemand eine Märtyrerkrone austheilen wollen. Es ließ ſich auch ein Jahr nach der Entſtehung dieſer Briefe faſt dazu an. Der Dichter zu Sansſouci hatte von der Unſterblichkeit der Seele und der göttlichen Vorſorge nicht ſo gedichtet, wie er nach dem Syſteme des Einen von den drey Mitarbeitern ſollte. Dieſer machte ſeine philoſophiſchen Betrachtungen darüber, und ſchob alles auf die leidige Nachahmung des Lukrez, um ſich oder dem Dichter zu ſchmeicheln, welches man ſo eigentlich nicht errathen kann. Der königliche Dichter — nein, Gott bewahre! der Generalfiskal glaubte ex officio der Frechheit eines bloß geduldeten kleinen Juden (denn er hatte damals noch nicht das chriſtliche Generalprivilegium) Einhalt thun zu müſſen; verbot bis nach ausgemachter Sache den Verkauf der Litteraturbriefe, und forderte den Frechen vor ſich. Dieſer erſchien, und vertheidigte ſich ungefähr auf folgende Art: Wer Verſe macht, ſchiebt Kegel; und wer Kegel ſchiebt, er ſey wer er wolle, König oder Bauer, muß ſich gefallen laſſen, daß der Kegeljunge ſagt, wie er ſchiebt. Das Gleichniß gefiel, und man erſtaunte ob der Beſcheidenheit der Poeſie und Philoſophie, und hatte gar keine Luſt, es weder dem dichteriſchen König, noch dem königlichen Dichter anzuzeigen: nicht aus Furcht, eine unangenehme Wahrheit zu ſagen, ſondern aus Furcht, ausgelacht zu werden. O gute Zeit, wenn die Geſchäftsleute noch das Auslachen ſcheuen! Eine gelehrte oder philoſophiſche Uneinigkeit dem Kammergerichte zur Schlichtung zu übergeben, war damals nicht Mode. Folglich hatten die Litteraturbriefe wieder ihren ungeſtörten Fortgang. Wer Wunden durch ſie bekam, ſchrie oder verbiß ſie; und man könnte faſt ſagen, mancher heilte ſie ſich.

Schon in Leipzig beſchäftigte ſich Leſſing mit Fabeln, nicht mit verſificirten, ſondern wahren äſopiſchen. Lafontaine und Gellert hatten das Publicum ſo verwöhnt, daß es nur von verſificirten hören mochte. Leſſing hatte auch ſelbſt in ſeinen kleinen Schriften einige nicht unglückliche Verſuche davon gegeben, die ſehr gut aufgenommen wurden. Deſſen ungeachtet fand er bey reifer Ueberlegung dieſe launige und ſchnurrige Schwatzhaftigkeit, oder wie der Franzöſiſche Ueberſetzer der Leſſingiſchen Fabeln d'Antelmy ſagt, dieſe poetiſchen Pompons, der wahren Abſicht einer Fabel ganz zuwiderlaufend. Es iſt nicht viel anders, als in einem ernſten Stücke einen Poſſenreißer mitunter auftreten zu laſſen, um die Zuſchauer aufmerkſamer zu machen. Sie werden es auch; nur nicht auf das, worauf ſie ſollen.

Die unäſopiſchen Fabeln des ſel. Bodmers ſollten eine witzige und beißende Satire auf Leſſings Fabeltheorie ſeyn, und waren eher alles, als das. Gute, derbe Wahrheit, die auch der unbefangene Hirte in den Schweizeriſchen Gebirgen nicht verkennt, war Bodmers Erbtheil; was weiter hinauslag, damit hätte er ſich nicht befaſſen müſſen, wenn er für ſeinen Nachruhm ſorgen wollen.

Noch einer Art wunderlicher Gegner von Leſſings Fabeltheorie muß man erwähnen; derjenigen, die da meynen, es ſey gar keine Kunſt, ſolche Fabeln zu machen. Es ſey ein bloßer witziger Einfall, den jeder Menſche habe, und leicht haben könne. Man würde überſchwemmt damit werden. Lehrt die Erfahrung, daß wir es mehr ſind, als mit jeder andern Art Gedichte? Die guten davon ſind noch zu zählen.

Ohne die genaue Freundſchaft, worin Leſſing und Herr Profeſſor Ramler ſtets mit einander lebten, die ſogar ihre Erholungsſtunden der Beförderung der Deutſchen Litteratur widmeten, und dazumal die Bildung und Bereicherung der Deutſchen Sprache zu ihrem beſondern Gegenſtande nahmen, hätten wir Logau's Sinngedichte nicht. Sie beyde waren allein im Stande, einen alten, faſt ganz vergeſſenen Dichter zu ihrer Zeit mit Ehren und Bewunderung auftreten zu laſſen. Vielen, die Gelehrſamkeit dazu gehabt, hätte es doch an Geſchmack gefehlt, und Andern, die dieſen in einem großen Grade beſeſſen, wieder an Gelehrſamkeit.

Wenn man noch hinzufügt, daß Leſſing an Sophokles Leben zu dieſer Zeit zu arbeiten anfing: ſo kann man ſich leicht von ſeinem Fleiße eine Idee machen. Man könnte auch hinzuſetzen, daß er nicht unbelohnt blieb; aber es iſt doch ſchicklicher, bloß anzuführen, daß er im Oktober 1760 Ehrenmitglied der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin wurde. Probſt Süßmilch ſchlug ihn dazu vor; Profeſſor Sulzer ſetzte ſich dagegen aus dem philoſophiſchen Grunde: man wiſſe ja nicht, unter welchem Titel man ihn wählen ſolle. Er war doch Magiſter aller ſieben freyen Künſte, und Ehrenmitglied gelehrter Geſellſchaften. Was heißt denn der Titel Akademiſt, wenn ein Magiſter, und das Mitglied gelehrter Geſellſchaften keinen Anſpruch darauf machen darf?

Daß beyde Würden etwas gemein und wohlfeil geworden, iſt freylich nicht zu leugnen. Aber iſt es der Titel Profeſſor weniger? Oder meynte Sulzer nur, Leſſing ſey weder Theologe, noch Juriſt, noch Mediciner, noch Mathematiker, noch Chemiker von Profeſſion, folglich einer ſolchen Geſellſchaft nicht anpaſſend? Zu des ehrlichen Schweizers Ehre: dieſe Ausflucht war nur ein Vorwand. Er wußte wohl, daß in der Akademie nicht von Titeln und Profeſſionen, ſondern von Kenntniſſen die Rede ſeyn könne. Er hätte gern an Leſſings Stelle einen Andern gehabt, einen Landsmann, oder einen gelehrten Schutzverwandten, der bey phyſikaliſchen Unterſuchungen ſein Handlanger zu ſeyn ſich zur Unſterblichkeit rechnete. Es ging aber nicht. Die Akademie wählte für ſich, nicht für ihn. Süßmilch vertraute dieſes Leſſingen ſelbſt, mit der Bitte, daß er ſich deshalb nie an Sulzern rächen möchte. Und Leſſing hielt Wort. Sulzer machte aus Shakeſpears Cymbeline ein Ding, worin alle unweſentlichen theatraliſchen Regeln, mit gänzlicher Vernachläſſigung aller weſentlichen, beobachtet waren.

In ſeinem Wörterbuch entwiſchten ihm manche Blößen und Partheylichkeiten, die aufzudecken, gar keine Mühe koſtete. Und Leſſing machte nicht auch nur von fern die geringſte Anſpielung darauf. Ohne dieſen Vorfall hätte Sulzer wahrſcheinlich Leſſings Kritik einmal gefühlt. Klotz muß dieſe Anekdote entweder nicht zeitig genug, oder gar nicht gewußt haben.

Sulzern muß man aber auch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er keine Feindſchaft gegen Leſſing hegte, und ſich für ſein Glück ſogar intereſſirte, wie man weiter unten ſehen wird. Nur ſein treues Herz gegen andere Freunde ſchlug manchmal zu partheyiſch, und verzählte ſich in den Graden der Würdigkeit. Warum ſollte es auch in der gelehrten Welt anders ſeyn, als in der politiſchen? Da dankt man Gott und der Publicität, wenn nur gerade nicht der Unwürdigſte ſtatt des Würdigſten genommen wird. Das letzte war auch gewiß bey Sulzern nicht der Fall.

Leſſingen machte freylich die Sache keine Freude, weil es hieß: man habe ihn auf ſein Anſuchen aufgenommen. Er unterließ es deswegen ſogar, ſeinem alten Vater Nachricht davon zu geben, dem ſie zu hohen Vergnügen gereicht hätte.

Aber iſt es nicht zu verwundern, daß ein aufgeklärter Theolog Leſſingen zu dieſer Ehrenbezeugung verhalf, ein Philoſoph dagegen kämpfte, und unter Akademiſten der Theolog gegen den Philoſophen Recht behielt? Möchte man nicht gar erſtaunen, wenn man dazu weiß, daß Leſſing im ſiebenjährigen Krieg unter ſeinen Freunden ganz laut und ernſtlich die Parthey der Orthodoxen und Sachſen in Berlin nahm? Dem allen ungeachtet wurde er Mitglied der Königlichen Akademie, und kurz darauf Sekretair bey einem General, der dem Könige von Preußen ſo zugethan war, daß Leſſing zu ſagen pflegte: wäre der König ſo unglücklich geworden, ſeine Armee unter einem Baum verſammeln zu können, General Tauenzien hätte gewiß unter dieſem Baume geſtanden.

9.

Dieſe neue Laufbahn in Breslau trug zu ſeiner Weltkenntniß nicht wenig bey. Eigentlich war er Sekretair des Generals, des Gouverneurs, und des Generalmünzdirektors;

wozu der König den General Tauenzien gleichfalls machte: nicht um ſeine münzwiſſenſchaftlichen, ſondern ſeine militairiſchen Verdienſte zu belohnen. Wer Leſſingen aber dem General empfohlen, hat man nicht erfahren.

Sein Freund Moſes Mendelsſohn erzählte oft: Leſſing ſey nach Breslau gegangen, ohne ſeinen vertrauten Berliniſchen Freunden ein Wort davon zu ſagen. Auch erſieht man ſolches aus einem Briefe *); aber das Sonderbarſte bey der ganzen Sache war, daß Moſes, der es ſonſt gern ſah, wenn Gelehrte nicht bloß von Gelehrſamkeit lebten, Leſſings Entſchluß mißbilligte. Die Gefährlichkeit der Lage, in welche er dadurch kam, und das Nachgeben gegen gewiſſe Perſonen, wozu ihn vielleicht Gutherzigkeit und Unkunde der Sache verleiten könnte, waren die geringſte Urſache. Moſes hielt das Münzweſen, wie es damals betrieben wurde, für den unmoraliſchſten und unpolitiſchſten Unfug, ſo ſehr ſich deſſen Chriſten und Juden, Türken und Heiden, in alten und neuen Zeiten, in aufgeklärten und unaufge-

---

*) Gelehrter Briefwechſel 1. Theil S. 176.

klärten Staaten theilhaftig gemacht *). Leſſing aber fragte bey ſolchem Schritte nie um Rath: wenn er auch noch ſo gewagt und mißlich ſchien, ſo that er ihn für ſich. Er gab aber auch nicht gern guten Rath, weil auf das Ungefähr, das niemand nur wahrſcheinlich beſtimmen kann, ſehr viel, ja faſt alles ankommt, und

---

*) Man hat dabey von Moſes Mendelsſohn eine Anekdote erzählt. Wäre ſie auch nur erdichtet, ſo iſt ſchon dieſes, daß man ſie ihm angedichtet, ein Beweis ſeines edlen Charakters. Die damaligen Münzunternehmer hätten ihn nehmlich zu ihrem Disponenten machen wollen, und ihm ein ſehr großes jährliches Gehalt angeboten. Er hätte es aber aus der Urſache ausgeſchlagen, weil er eine dem allgemeinen Beſten ſchadende Sache, die er nicht hindern könne, wenigſtens um ſeines Privatnutzens willen nicht fördern helfen wolle. Für die Wahrheit der Anekdote ſteht man nicht; daß ſie ſeiner wahren Geſinnung gemäß ſey, iſt ausgemacht. Doch von ſeiner Münzketzerey an einem andern Orte, wo auch gezeigt werden ſoll, daß Leſſing auf die Hauptſache in ſeinem Amte nicht unaufmerkſam geweſen. Wenn Spötter daraus beweiſen wollen, daß er ſich zu einem wackern Geſchäftsmanne nicht ſchickte, ſo haben ſie nicht ganz Unrecht. Der und ein Mousquetier in Reih und Glied haben freylich einerley Beſtimmung, und beyde werden noch höher geſchätzt, wenn ſie auch außer Reih und Glied nicht raiſonniren.

der Menſch wagen muß. Wer den guten Ausgang ſeiner Wagerey für eine Wirkung ſeiner Klugheit und Vorſicht hält, macht ſich bloß ein Compliment.

Leſſings einziger Wunſch war damals, unabhängig zu leben und bloß nach ſeinem Hange zu ſtudiren. Bis jetzt hatte er die Schätze der Weisheit geſucht, die jeder zu haben glaubt, der weiter nichts hat. In der Schule hatte er freylich zur Gnüge gehört, daß der ein König ſey, der nichts brauche. Er fühlte aber von Jugend auf ſchon, daß er mehr brauche, als er habe, und daß ein König wohl ein großes Ding ſeyn möge, nur kein unabhängiges, was er für das höchſte Gut dieſes irdiſchen Irrhauſes anſah. Wenn er die Mittel zur Unabhängigkeit erhalten, ob er dann glücklich geweſen, iſt eine Frage, die man faſt mit Nein beantworten könnte. Genug, damals hatte er ſich eine Idee von einem unabhängigen Schlaraffenleben gemacht, um deſſentwillen man wohl ein Paar Jahre Zwang und Unterwürfigkeit opfern könne. Er hatte dabey alles ſehr weislich kalkulirt, nur die Launen ſeines

Herzens nicht. Einen und den andern, der auf die Art reich geworden, wie er es ungefähr werden wollte, hätte er etwas genauer ſtudiren ſollen, und er würde gefunden haben, daß er eher den Stein der Weiſen, und den richtigen Verſtand der Offenbarung Johannis finden, als ſo ſich einen kleinen Vorrath von Geld ſammeln würde. Zu dem mochten ihm Dinge vorgeſpiegelt worden ſeyn, die in der Ferne gar löblich ſich ſchauen laſſen, aber in der Nähe ganz etwas anders ſind. Manches ſcheint unſchuldig, was im Grunde eine ſo widrige und gefährliche Knifferey iſt, daß man dazu erſt alles Gefühl des Anſtändigen und Redlichen in ſich erſtickt haben muß. Wer nicht die entlegenſten Schikanen zuſammen überſehen kann, wird das Opfer des gröbſten Eigennutzes, indem er die erlaubteſte Sache beabſichtiget.

Doch mögen die auch nicht ganz Unrecht haben, die von ihm ſagen: Er ſaß an der Quelle, ſah ſchöpfen, und lachte manchmal über die Art des Schöpfens, verſäumte aber darüber ſelbſt zu ſchöpfen *). Und daher ſcheint es, daß er das Sammeln und Sparen, ſo nothwendig er es zu ſeinem künftigen unabhängigen Leben erachtete, doch nicht ſeinen einzigen Hauptzweck ſeyn ließ, dem die andern alle nachſtehen müßten. Er wollte folglich nur die Maxime durch ſein Beyſpiel beweiſen, daß ein Gelehrter nicht immer gelehrte Geſchäfte haben müſſe; ja daß ſie, je disparater ſie oft wären, deſto nützlicher und lehrreicher für ſeine Hauptabſicht würden.

---

*) Man gab es ihm einmal im Vertrauen zu verſtehn, und er ſagte ganz unverholen: er habe es Anfangs nicht verſtanden, und als er es verſtanden, ſey es zu ſpät geweſen. Es war eine ganz unſchuldige Sache, was man meynte. Um die neuen Geldauflagen, (ſo könnte man am beſten die damaligen Münzfüße nennen) wovon er immer die erſte Nachricht haben konnte, und welche die Münzunternehmer in den Tag hinein aus lauter Unwiſſenheit, die aber Gott ſegnete, machten, hätte er ſich nur eben ſo ſehr bekümmern ſollen, als um die neuen und alten Bücherauflagen; und, hielt er jene ſeiner Aufmerkſamkeit nicht für werth, den erſten beſten Judenjungen zu Rathe ziehn, oder in Compagnie nehmen müſſen, wenn der etwa zu klug geweſen wäre, einem Gelehrten um des Brotes willen zu dienen.

Leute, die faſt die ganze Welt durchreiſten, aber nie andre Menſchen, als die von ihrem Metier, aufſuchten, haben in ihrem ganzen Thun und Betragen ſo etwas Aengſtliches und Ungewandtes, daß ein Anderer, der kaum zehn Meilen von ſeinem Geburtsorte geweſen, aber bald mit der, bald mit jener fremden Sache zu thun gehabt, ihnen in allem mächtiglich überlegen iſt, und als ein weit beſſer erfahrner Menſchenkenner erſcheint.

Leſſing lebte in vielem Betracht in Breslau ſehr angenehm. Er fand ſich bald in ſeinen General, der einer von den großen Edelſteinen war, die Friedrich nicht verkannte, obgleich ſie nicht geſchliffen waren. Er lernte faſt alle Offiziere der Preußiſchen Armee kennen, und darunter manchen vortrefflichen Mann, der von der Kriegsfama nicht auspoſaunt, noch dem Könige ſo bekannt wurde, als er es verdiente. Er ſah, wie die größten Begebenheiten ohne Abſicht entſtanden; wie Zufall oft ſchlechte Sachen gut, und gute ſchlecht machte; wie den Großen oft Dinge zugeſchrieben werden, die ſie dem Verſtande und der Herzensgüte ihrer Untergebenen zu verdanken haben.

Dieſer große Guckkaſten der Welt, in den er jetzt ſah, war ſo poſſierlich-und verworren, als der kleine, vor dem er bisher geſtanden; nur daß das Poſſierliche, um ſeiner Größe willen, ſchrecklich wurde. Er gewöhnte ſich aber bald daran, wie der Fuchs an den grimmigen Löwen, und ſah ein, daß es auf dem großen politiſchen Schauplatze der geiſtigen Kräfte ſehr wenig, der körperlichen aber deſto mehr bedürfe.

Er verbrachte ſeine Erholungszeit nach ſeinen Berufsgeſchäften nicht bloß unter den Büchern, ſondern auch am Spieltiſche. Die übrigen unnützen Zeitvertreibe, die die große Welt zur Abwehrung der langen Weile erfunden hat, verachtete er auch nicht. Allein ſeinen Freunden iſt doch nichts ſo aufgefallen, wie ſeine Spielſucht, die in Breslau ihren Anfang, und zu Wolfenbüttel ihr Ende genommen haben ſoll.

Sein liebſtes Spiel war Pharao, das ſeinen ganzen Reitz vom hohen Gewinne zu haben ſcheint. Was man dabey denken könnte, iſt ſchwer anzugeben. Wie vielmal eine Karte gewonnen oder verloren? welche nun am wahrſcheinlichſten zu erwarten? Dem, der es nicht ſelbſt geſpielt, muß es der fadeſte Zeitvertreib dünken; und wer gar nur pointirt, um zu gewinnen, wird das Gegentheil von dem bezwecken, worauf er ausgeht.

Was vermochte Leſſingen alſo dazu? Die Sorge für ſeine Geſundheit. – Wird man nicht lachen? Und noch mehr, wenn man bedenkt, daß er mit großer Leidenſchaft ſpielte.

Einer ſeiner Freunde, der ihn bey dem Pharaotiſche beobachtete, ſah einmal, wie ihm die Schweißtropfen vom Geſichte herunterliefen. Er ſah auch, daß er nicht im Unglücke war, ſondern dieſen Abend ſehr glücklich ſpielte. Als ſie mit einander nach Hauſe giengen, tadelte er ihn, daß er nicht bloß ſeine Verſe, ſondern noch etwas Wichtigeres, ſeine Geſundheit, ruiniren würde. Gerade das Gegentheil, antwortete Leſſing. Wenn ich kaltblütig ſpielte, würde ich gar nicht ſpielen; ich ſpiele aber aus Grunde ſo leidenſchaftlich. Die heftige Bewegung ſetzt meine ſtockende Maſchine in Thätigkeit, und bringt die Säfte in Umlauf; ſie befreyet mich von einer körperlichen Angſt, die ich zuweilen leide. — Dem Boshaften wird dabey der ehrliche Baſedow einfallen, welcher ſeine Trunkenheit faſt eben ſo vertheidigte. Spielte Leſſing zum Zeitvertreibe und gleichgültig, ſo mußte der Schweiß, den man an ihm bemerkte, aus ganz andern Urſachen entſtehn; entſtand er durch die Gefahr des Spiels, ſo konnte er, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, wohl nicht zur Geſundheit gereichen. Es ſcheint vielmehr, daß dieſen Schweiß das warme Zimmer, welches voller Menſchen und Tabacksraucher war, veranlaßt habe.

Seine Spielſucht beſtand aus der ganz ſimpeln Urſache, daß er aus größeren Uebeln das kleinſte wählen wollte. Einmal ſah er ſich genöthiget, einen größern und weitläuftigern Umgang zu haben, als in Berlin und Leipzig; zweytens war es auch ſein Vorſatz, nicht bloß die gelehrte, ſondern die übrige Welt zu ſtudiren, da er einmal ſo gute Gelegenheit dazu hatte. Was ſollte er nun in den öffentlichen

Geſellſchaften thun? Nur ſolche aufſuchen, wo er philoſophiren, oder von ſchönen Wiſſenſchaften plaudern konnte? Nun, da wäre er nicht einen Schritt weiter geweſen, als in Leipzig und Berlin, oder wohl gar einen zurück. Unter politiſchen Kannengießern durfte er vollends wegen ſeiner Lage nicht laut werden. Was blieb ihm alſo übrig, als Spiel, wobey er noch immer die Geſellſchaft um ſich beobachten konnte? Und daher mochte wohl auch der Vorwurf kommen, daß er nicht den rechten Spielgeiſt habe, der ganz mit ſeiner Partie beſchäftigt ſeyn müſſe.

Die Klugheit befahl ihm auch über die gewöhnlichen Dinge, nach ſeiner wahren Einſicht, ſich nicht heraus zu laſſen. Denn wenn er ſie mit ſeinen eignen Augen betrachtete, ſo ward er immer eine Seite gewahr, die man gewöhnlich überſah, und wurde daher bald des Widerſpruchs und der Paradoxie beſchuldiget. Geſellſchaften, wo Convenienz das erſte Vernunftgeſetz iſt, haſſen nichts ſo ſehr, als das Abweichen von den meiſten und vornehmſten Stimmen. Der Kluge ſagt lieber nichts, wozu er nichts nach ſeiner wahren Einſicht ſagen kann.

Iſt Leſſings eigne Ausſage von Gewicht, ſo geſtand er, in Breslau oft und hoch geſpielt, aber im Durchſchnitte wenig oder gar nichts verloren zu haben. Sein General habe ihm ſogar ſein hohes Spielen vorgehalten; er habe ihm aber ſtets erwiedert: es ſey einerley, ob man hoch oder niedrig ſpiele; ja, das hohe Spiel habe den Vortheil, daß es die Aufmerkſamkeit erhalte, das kleine aber zerſtreue ſehr leicht. Freylich hätte Leſſing beſſer gethan, dem Beyſpiele ſeines Generals zu folgen; aber er mußte ja zeigen, daß er ein Gelehrter und ſchöner Geiſt ſey, die ganz eigne Wege zum Reichwerden einſchlagen.

Die zweyte Sünde, deren er in Breslau von ſeinen Freunden beſchuldigt wurde, war das viele Bücherkaufen. Es war Spekulation und Liebhaberey. Die Bücher gingen damals im ſchlechten Gelde faſt wohlſeiler weg, als ſonſt im guten; er wußte, daß er Bücher beſſer verwahren konnte, als Baarſchaften, die ihm der erſte beſte Dürftige abjammerte, und ſie waren auch das Einzige von Erheblichkeit, das er aus Breslau nach Berlin zurückbrachte.

Sein dritter Fehler war, er wollte den edlen und großmüthigen Reichen machen, ehe er es war; er wollte es nicht einen Augenblick nicht ſeyn, wo er es ſeyn konnte. Das Sprichwort: Geben iſt ſeliger, als Nehmen, ſtand nicht bloß in ſeiner Bibel, ſondern lag in ſeinem Herzen viel zu tief, als daß Erfahrung dagegen etwas vermochte. Er borgte ſogar, um ſeinen Eltern und Geſchwiſtern beyſtehen zu können; und ſchwerlich wird er es jemals dem vertrauet haben, dem er abborgte.

Er hätte aber noch mehr thun können, wenn er keine Bücher gekauft, und keine Karte angerührt hätte. — Dite bene, parlate bene, ſoll in Italien jeder Fuhrmann zu ſeinem Collegen ſagen, ehe er ſein Aber vorbringt. Und ſo erlaube man es hier! — Aber alsdann hätte ſich die Idee von Sparen und Sammeln in ſeinem Kopfe und in ſeinem Herzen ſo ſehr eingeniſtet, daß er eher eine rührende Tragödie geſchrieben, als eine rührende That gethan; daß er das menſchliche Elend, anſtatt es zu kleiden und zu ſpeiſen, mit weiſen Sittenſprüchen aus einem Seneka oder Epiktet beſchenkt hätte. Kurz, es ſtand nicht bey ihm, was er ſeyn wollte. Er mußte entweder ein ſchmutziger Sparer, oder ein gutherziger Verſchwender ſeyn.

Du moraliſcher, regelmäßiger Mann, der du von Jugend auf alle Pfennige zuſammen hältſt; der du anders keine Karte anrührſt, als wenn du darin leichte Dukaten an deine Correſpondenten zur Saldirung ſendeſt; kein anderes Buch kaufeſt, als auf dem Trödel, Poſtille, Bibel oder Geſangbuch, und doch ſo manchen Friedrichsd'or in den Gotteskaſten legſt, und an deinem Geburts- und Namenstage die Armen ſpeiſeſt und tränkeſt, ſtatt mit deinen Freunden zu ſchmauſen und zu brauſen: danke Gott, daß du nicht biſt, wie er; erlaube aber mir, meinem Gott zu danken, daß er nicht war, wie du!

Seine gelehrten Freunde, mit denen er am vertrauteſten umging, waren der ſelige Rektor Arletius, und der noch lebende Herr Rektor Kloſe: Männer vom biederſten Charakter und unſchätzbarer Gelehrſamkeit.

Es iſt wahr, daß jener durch ſeine Unterredungen mit dem verſtorbenen Könige nachher erſt recht bekannt wurde, und ſie auch ſelbſt für die Vollendung ſeines Ruhmes hielt. Der König ſah in ihm das leibhafte Bild eines Deutſchen Gelehrten, d. i. einen geraden rohen Biedermann, der von jedem Griechiſchen und Lateiniſchen Worte Rechenſchaft geben kann, und deſto unbekannter mit der übrigen ganzen Welt iſt. Man mußte alle Ernſthaftigkeit zuſammennehmen, um über Arletius nicht zu lachen, wenn er erzählte, wie er den König aus ſeinen eignen Gedichten überführt, daß er keine Unſterblichkeit der Seele glaube, oder wie er die Königliche Frage: ob er noch ein Junggeſelle ſey, mit Ja beantwortet hätte. Er hegte nicht den geringſten Argwohn gegen ſeinen König, der die Gnade hatte, mit ihm bisweilen ein wenig Spaß zu treiben. Sonſt ließ er nicht leicht mit ſich ſcherzen, ſo gar wenn er auf ſeine Geſpenſter- und Goldmacher-Geſchichtchen kam, deren er einen großen Vorrath mit unverſtelltem Glauben beſaß. Nach ſeinem Tode bezeigte der König wieder Verlangen nach einem Deutſchen Gelehrten, und man ſtellte ihm den Rektor Kloſe vor. An dieſem fand er freylich das Gegentheil, bis auf die Gelehrſamkeit und Rechtſchaffenheit; und vielleicht hätte Kloſe von Deutſchen Gelehrten eine beſſere Idee mit veranlaſſen können. Aber ſo ſprach ihn der König nur einmal, als er das letztemal in Breslau war.

Mit Herrn Kloſe beſuchte Leſſing unter andern die Bibliotheken und Klöſter ſehr fleißig; und doch bereut er in einem ſeiner Collectaneen, zu Breslau die ſchönen Kapellen in der Domkirche, und andere Monumente der Baukunſt und Mahlerey daſelbſt, nicht aufmerkſam genug betrachtet zu haben. Es iſt überhaupt zu verwundern, da es daſelbſt Liebhaber und Kenner der Künſte giebt, (iſt ihre Zahl in Verhältniß gegen andere Städte auch geringer,) daß noch keine Beſchreibung von dem jetzigen Zuſtande und den noch vorhandenen Sehenswürdigkeiten dieſer Stadt, außer der vergriffenen abgeſchmackten Gomolkiſchen, erſchienen iſt. Man hat doch von andern weit unbeträchtlichern Städten recht gute. Schle:

ſien hat eine hohe Demuth; es ſcheint immer geringer als es iſt, und der Himmel erhalte es dabey! Mit dem Reichen, der nichts mehr hat als was alle Leute von ihm wiſſen, iſt es nicht weit her.

Mit dem verſtorbenen Profeſſor Straube, der von Vielen zu ſehr verkannt wurde, war er nicht weniger Freund: ob wegen ſeiner Gottſchediſchen Schöngeiſterey, oder wegen der Beſonderheiten ſeines Charakters, das iſt wohl nicht erſt zu ſagen. Straube, ein ganz unbehülflicher Körper dem Aeußern nach, hatte in den Alltags-Dingen, die der große Kopf manchmal zu ſehr vernachläſſiget, Schlauigkeit und Scharfſinn, worauf er ſich mit vieler Drolligkeit und Naivetät verließ, und dadurch viel zur luſtigen Geſellſchaft beytrug. Den Rektor an der Marien-Magdalenen-Schule beſuchte er zuweilen auf der Bibliothek. Leuſchner hatte eine Commentatio ſuper Elpiſticis rectius explicandis zu Hirſchberg 1750. herausgegeben, die Leſſing irgendwo kritiſirt hatte. Mit dieſer Kritik war aber der Verfaſſer unzufrieden, und Leſſing erfuhr es. Was hatte er zu thun?

Er kam einſt mit ſeinem Freunde Kloſe auf die Bibliothek, und zog einen Folianten und Quartanten nach dem andern hervor, um ihm daraus ſein Urtheil über ihn zu beweiſen. Leuſchnern, einem ſanften gefälligen Manne, der nach keiner Art von Streit mit Leſſingen ſich ſehnte, ward kalt und warm darüber. Sie haben Recht; es iſt nicht zu leugnen, ſagte er bey jedem Buche, und trug es mit eben ſo großer Geſchwindigkeit an Ort und Stelle, als es Leſſing hervorzog.

Man übergeht alle übrigen Bekanntſchaften, zu denen ihn ſeine damalige Lage und Geſchäfte brachten. Waren ſie auch nicht immer freywillig gewählt, ſo zeichneten ſie ſich doch ſtets durch eine oder die andere hervorſtechende Eigenſchaft aus. Was nur den unbeſcholtenen alltäglichen Gang ging, war nicht ſo recht für ihn. Der Menſch ſollte nicht bloß ein ſich nährendes Thier ſeyn, das außer ſeiner Weide nichts denkt. Er ſchätzte dieſe Leute, als nützliche; er liebte ſie aber nicht als umgängliche Bürger.

wird ſich bey ſeiner Befreyung nicht zum Vergnügen wieder hineinſpannen. Freylich mochte ihm zuweilen einfallen, wie viele Zeit er verſchwende, die er nach ſeines Freundes Denkart beſſer anwenden könne. Aber da er ſich bewußt war, daß er ſie nur als Schriftſteller nicht, als Menſch aber wohl nütze, ſo beruhigte er ſich um deſto mehr, weil er ſich vorgenommen, in dieſer Laufbahn nicht lange zu bleiben.

Es iſt zu zweifeln, ob wir eine Minna von Barnhelm von ihm hätten, wenn er nicht dieſen Poſten angenommen. Bey allen ſeinen Zerſtreuungen machte er ſich Plane zu Komödien

---

Die Spötter ſagen: Rufe laut! Er dichtet, hat zu ſchaffen, iſt über Feld, oder ſchläft vielleicht, daß er erwache! — O nein! Dichten kann er, aber leider! will ja nicht; Reiſen möchte er, aber das kann er nicht. Zum Schlafen iſt ſein Geiſt zu munter, und zu Geſchäften zu faul. Sonſt war ſein Ernſt das Orakel der Weiſen, und ſein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber itzt iſt das Orakel verſtummt, und die Narren trotzen ungezüchtiget. Er hat ſeine Geißel Andern übergeben, aber ſie ſtreichen zu ſanft, denn ſie fürchten Blut zu ſehen. — Und er,

„Wenn er nicht hört, noch ſpricht, nicht fühlt,
„Noch ſieht; was thut er denn? — Er ſpielt.

und Tragödien, und ſeine Luſt zu theatraliſchen Arbeiten verleidete ihm nicht der ſonderbare Geſchmack, der damals in Breslau herrſchte. Schuch, der berühmte Hanswurſt, den man ſich jetzt noch oft zurückwünſcht, ſpielte damals zu Breslau, vornehmlich den Winter durch, mit ſeiner Geſellſchaft, muß ich ſchon ſagen, ob ſie gleich wahrem Lumpengeſindel ähnlich ſah, daß Schuch auch nach Verdienſt zu behandeln wußte; ein paar Perſonen ausgenommen, die weder vor ſeinen Schnurren aufkamen, noch lange bey ihm blieben. Er gab ſeine Haupt- und Staatsaktionen und ſeine Burlesken mit mehr Beyfall, als die regelmäßigen Stücke, die er nicht dem ſo genannten ſich aufklärenden Publicum zu gefallen aufführte, ſondern weil er alle Tage ſelbſt zu ſpielen nicht aushalten konnte. Wer beyde Arten von Vorſtellungen damals geſehen, wird es gar nicht ſonderbar finden, wenn Leſſing ſelbſt die letztern weniger beſuchte, als die erſtern; dieſe zwangen ihn doch manchmal zum Lachen, die regelmäßigen Stücke aber nur zum Gähnen und Herausgehn. Daß zuweilen eine oder die andere

Aktriße ihre Rolle erträglich herbetete, widerlegt das Allgemeine der Bemerkung nicht. Leſſing dachte wie das Publikum, und affektirte nicht das Gegentheil, zur Aufrechthaltung der theatraliſchen Regelmäßigkeit, welche man damals lieber eine theatraliſche Magerkeit nennen ſollen. Das Plumpe, Gemeine, Unpolirte, die oft wiederkommenden Lazzi und Schnurren jenes meiſterhaften Poſſenreißers waren deshalb nicht weniger, was ſie waren; aber blieben doch etwas aus der wahren alltäglichen Natur. Das Leere, Unreife, Schielende und Unnatürliche, welches der unkundige Schriftſteller in ſeinen vier Pfählen mit allen ſeinen Kruditäten ausheckt, findet ſich weder in der verfeinerten, noch in der rohen Welt. Er iſt ein behämmerter Kieſel gegen jenen ungeſchliffenen Diamant, wenn auch nur ein Tafelſtein daraus zu machen iſt.

Leſſing war weit entfernt, zu glauben, ſchon theatraliſche Meiſterſtücke gemacht zu haben, obgleich damals die ſeinigen zu den beſten Deutſchen Originalen gehörten. Er wußte, was ihr hauptſächlicher Fehler ſey; ſie hatten alle noch etwas von der Studirſtube. **Diderots** Theater, das er noch zu Berlin überſetzt hatte, in keiner andern Abſicht, als das Deutſche Publicum auf edlere und richtigere Begriffe vom Theater zu bringen, veranlaßte auch ſelbſt in ihm eine ganz andere Stimmung, und ganz neue Ideen, ſogar ſeine Geringſchätzung des Franzöſiſchen Theaters. Darum fand auch Diderot damit in Paris gar keinen Beyfall, und die eitlen Schauſpieler daſelbſt wollten den Hausvater gar nicht aufführen.

Leſſing hatte einen Stand kennen lernen, über deſſen glänzende Thaten ſeine Zeitgenoſſen erſtaunten, ohne dadurch glücklicher zu werden. Es iſt ſonderbar, daß Glieder aus dieſem Stande immer auf dem Theater karricaturirt worden waren. Der unpolirte und polirte Komiker der Römiſchen Republik, wo die Krieger gewiß im größten Anſehen ſtanden, Plautus und Terenz, ſtellten ihre Soldaten, die ſie auf das Theater brachten, jederzeit in ein lächerliches, meiſtens in ein verächtliches Licht. Kaum wird vor Leſſings Minna ein Deutſches Luſtſpiel zu finden ſeyn, wo ſie anders geſchildert worden wären. Bey den Spaniern, Franzoſen, Engländern und Italiänern, deren Bühnen uns etwas bekannt geworden, iſt die Rolle der Soldaten poſſenhaft, und die Ausnahmen können in keinen Betracht kommen, weil deren zu wenige ſind. Schon genug, Leſſingen zu dem Entſchluſſe zu bringen, ſie einmal von der guten und wahren Seite zu ſchildern. Was ihn aber vollends darin beſtärkte, war das Schickſal der Preußiſchen Freyparthie, welche nach dem ſiebenjährigen Kriege abgedankt wurde. Es war freylich im Ganzen der Abſchaum der Europäiſchen Menſchheit; aber wie jede Sache ihre Ausnahme hat, ſo war es auch unter dieſer Art Truppen. Eine Menge ſehr edler Menſchen hatten ſich aus Ehrgeitz, Lernbegierde oder ſchuldloſem Leichtſinn dazu begeben, und verdienten an der Seite der würdigſten Preußiſchen Krieger zu ſtehn. Nur wenige Freybataillone hatten das Glück, der Preußiſchen Armee einverleibt zu werden; die übrigen alle mußten das Gewehr ſtrecken, ehe ſie ſichs verſahen, und die Officiere konnten hingehen, wo ſie hergekommen waren. Was hörte man nicht für Geſchichtchen! Da hatte ein Mühlknappe, der ſich bis zum Major geſchwungen, nach ſeiner Verabſchiedung dem Könige den Orden für das Verdienſt zurückgeſchickt, damit dieſes ſchöne Ehrenzeichen nicht ſtaubig würde, weil er wieder in der Mühle ſein Brot ſuchen müſſe. Dort hatte ein alter General im Spazierenreiten bey einer Schmiede einen verabſchiedeten wackern Rittmeiſter, deſſen er ſich mit großer Achtung erinnerte, Pferde beſchlagen ſehn, der nun wieder gewordene Schmidt aber ſich weder des Generals, noch des thatenreichen Krieges, noch ſeiner Würde, erinnern wollen. Was auch davon wahr oder nicht wahr ſeyn mag; genug, daß der Weitzen mit dem Unkraut ausgerottet wurde, und ſelbſt die Krieger mit ſechzehn Ahnen die braven aber unglücklichen Kriegesmänner mit und ohne Ahnen beklagten.

Leſſing entwarf in Breslau nur den Plan zur Minna, den er erſt in Berlin ausarbeitete. Sie erſchien auch nicht eher, als 1767 im Druck, und wurde 1768 nach vielen dagegen gemachten Schwierigkeiten in Berlin aufgeführt. Wieder ein Beweis, daß man auf dem Deutſchen Theater das wirkliche Deutſche Leben nicht oft ſah! Denn alle Einwendungen gegen die Aufführung liefen dahin aus: man könne zwar über Gott raiſonniren und dramatiſiren, aber nicht über Regierung und Polizey.

Welche Menge Nachahmer hat dieſes Stück erweckt! Was nur im Militairſtande vorkommen kann, hat man nachher auf der Bühne geſehen: Kriegs- und Standrecht, Arquebuſiren und Ehrlichmachen, Spießruthen und Prügel, Trommel und Pfeifen, Inſubordination und Deſertion, Marquetender und Spione! Eine Theatergarderobe glich nun einer Montirungskammer, und in der Stadt, wo keine Beſatzung war, konnte manche Truppe ihre gangbarſten Stücke nicht aufführen.

Dank den ſinnreichen Schöpfern der Operetten und Ritterdramen, die dem militairiſchen Unfuge ein wenig geſteuert! Nun hat doch die zärtliche Dame Nahrung für ihren Geiſt, und der Deutſche Krieger Beyſpiele von Tapferkeit und Patriotismus aus der Zeit ſeiner Ahnen!

Die Nachricht, welche der Herr Rektor Kloſe mir von Leſſings Aufenthalte in Breslau, zu geben die Freundſchaft gehabt hat, würde verlieren, wenn ich ſie nicht ganz unverändert hier mittheilte.

„Nun ſah ich," ſchreibt Herr Kloſe, „einen meiner erſten Wünſche erfüllt. Leſſing kam nach Breslau, um ſeine Geſundheit, die durch anhaltendes Studiren gelitten hatte, wieder herzuſtellen und ſeinem Geiſt und Körper Erholung zu verſchaffen. Als Gouvernements-Sekretair beym General Tauenzien erreichte er dieſe Abſicht, welche tauſend Andere zweckwidrig würden gefunden haben. Er widmete die Stunden, welche ihm ſeine Amtsgeſchäfte, die er Vormittags verrichtete, übrig ließen, der Geſellſchaft und den Wiſſenſchaften. So bald er vom General von Tiſche kam, welches gewöhnlich um vier Uhr war, ging er entweder in einen Buchladen oder in eine Auktion, meiſtentheils aber nach Hauſe. Hier kamen gewöhnlich Perſonen, in Angelegenheiten, ſeiner Hülfe und Unterſtützung bedürftig, zu ihm, die er bald abfertigte, um ſich durch Unterredungen, die Litteratur und Wiſſenſchaften betreffend, zu erholen. Zuweilen fand ich den Profeſſor Straube, zuweilen den Münzrendanten Langner, auch manchmal den Rektor Arlet bey ihm. Dieſem las er einſt aus des Andreas Skultetus Gedichten vor, und wunderte ſich, daß dieſer große Litterator einen der beſten Dichter aus Opitzens Schule nicht kannte. Schon damals äußerte er, daß er ſeine aufgefundenen Gedichte wieder drucken laſſen würde; und weil Skultetus dieſelben als Gymnaſiaſt in Breslau geſchrieben, ſo glaubte Leſſing, daß hier der Ort wäre, wo man zuverläſſig einige biographiſche Nachrichten von ihm ſich versprechen könnte. Alles, was Rektor Arlet ihm verſchaffen konnte, war die Schulmatrikel, aus welcher er das Jahr erſah, in welchem Skultetus nach Breslau gekommen. Als er einſt auf der Marien-Magdalenen-Bibliothek ſich befand, zeigte ich ihm die erſte Ausgabe von Logau's Sinngedichten, die er nie vorher geſehen. Seine Freude war ſo groß, daß er auch Herrn Profeſſor Ramler daran Theil nehmen zu laſſen beſchloß, daher er ſie ihm gleich zuſchickte. Obſchon ſein Geiſt alles Wiſſenswerthe umfaßte, wozu ihm ſeine auserleſene Bibliothek, die er ſich hier geſammelt, Veranlaſſung und Nahrung gab; ſo beſchäftigte er ſich doch in den erſten Jahren hier am liebſten mit kritiſchen, antiquariſchen, dramatiſchen und litterariſchen Gegenſtänden. Er machte ſich Entwürfe zu mehreren Stücken, worunter auch Alcibiades war. Die Skizze zu ſeiner Minna von Barnhelm ſchrieb er in heitern Frühlingsmorgenſtunden im Neldnerſchen Garten im Bürgerwerder. Auch dachte er zuweilen an ſeinen Dr. Fauſt, und war geſonnen, einige Scenen aus Noels Satan zu nutzen. Ein hitziges Fieber unterbrach dieſe ſeine Lieblingsbeſchäftigungen. Er litt dabey viel; am meiſten aber quälten ihn die Unterhaltungen ſeines Arztes, des alten Dr. Morgenbeſſer, wovon Gottſched das Hauptthema war, der ihm auch in ſeinen geſunden Tagen anekelte. Als die Krankheit aufs Höchſte geſtiegen, lag er ganz ruhig mit einer bedeutenden Miene da. Dieſe fiel ſeinem Freunde ſo auf, daß er vertraulich fragte: Was er denn jetzt dächte? Eben bin ich begierig zu erfahren, was in meiner Seele beym Sterben vorgehen wird. Da ihm nun gezeigt wurde, daß dieſes unmöglich ſey, ſo verſetzte er ganz abgebrochen: Sie intriguiren mich."

„Nachdem er wieder geneſen, bekam ſein Geiſt eine ſonderbare Spannung, die er mehrere Jahre vorher nicht empfunden. Er fing an Verſe zu machen, und zwar komiſche Erzählungen, worunter auch die war: Der oben wird für dich ſorgen; ingleichen verſifizirte er verſchiedene Fabeln. Ihm waren Erzählungen von dem Gehalt, wie in der Sammlung Gesta Romanorum, ingleichen Schimpf und Ernſt, mehrere ſtehen, ſehr willkommen; er äußerte dabey öfters den Wunſch, daß ſich ein Gelehrter finden möchte, der ihre Entſtehung und weitere Fortpflanzung kritiſch unterſuchte. Wenn er auf die Bibliothek zu St. Bernhardin in der Neuſtadt kam, hielt er ſich meiſtens bey dem Repoſitorio auf, wo eine beträchtliche Anzahl von Sammlungen der Art ſtehet, die aus dem vorhergehenden Jahrhundert, und, wie man leicht denken kann, itzt auch nicht einmal dem Titel nach mehr bekannt ſind; als: der Scheerenſchleifer ꝛc. Er durchlief ſie, um Goldkörner darin aufzufinden, welchen er das ſchönſte Gepräge zu geben wußte. Auch wünſchte er, daß manche vergeſſene Romane wieder gedruckt würden, wohin er beſonders den Ritter vom goldnen Faden rechnete.“

„Er hatte nun verſchiedene kritiſche und antiquariſche Aufſätze in ſeinem Pulte liegen, die er hier in Breslau niedergeſchrieben; nun war er um einen Titel beſorgt. Anfangs glaubte er nicht, ſie in ein Ganzes verweben zu können; daher wollte er ſie unter der Aufſchrift Hermäa drucken laſſen. Da aber Winkelmanns Geſchichte der Kunſt ihm ſo viel Stoff zu Unterſuchungen und Berichtigungen darbot, und Laokoon ganz vorzüglich ſeinen Forſchungsgeiſt aufgereitzt hatte, wobey er die Beſchreibungen des Virgil, Petron und Sadoletus verglich; ſo leitete ihn dieſes auf allgemeine Ausſichten über die Beſtimmung der Gränzen der Poeſie und Malerey, welche er nun zuſammengeſtellt dem Publiko unter dem Titel: Laokoon, vorlegte. Er äußerte bey der Gelegenheit oft ſeine Beſorgniß wegen des Styls, da er mehrere Jahre kein großes zuſammenhangendes Ganze geſchrieben hatte. Und gerade dieſes Werk zeichnet ſich durch ſeine klaſſiſche Energie, Präciſion und Eleganz vor allen andern aus. In den letzten Jahren ſeines Aufenthalts zu Breslau fing er an, mit theologiſchen Unterſuchungen ſich zu befaſſen. Er machte einen Entwurf zu einer großen Abhandlung von den Verfolgungen und Märtyrern der Chriſten, und that einem ſeiner Freunde den Vorſchlag, die Kirchenväter gemeinſchaftlich zu leſen. In Juſtin dem Märtyrer fand er, nach ſeiner Verſicherung, ganz andere Religionsſätze, als in den neueren Zeiten im Gange waren. Imgleichen wurde Spinoza's Philoſophie der Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen. Er las diejenigen, welche ihn hatten widerlegen wollen, worunter Bayle nach ſeinem Urtheil derjenige war, welcher ihn am wenigſten verſtanden hatte. Dippel war ihm der, welcher in des Spinoza wahren Sinn am tiefſten eingedrungen. Doch hat er hier nie das mindeſte, wie gegen Jakobi, auch gegen ſeine Vertrauteſten geäußert."

„Nach dem Hubertsburger Frieden, welchen er hier öffentlich mit großer Feyerlichkeit ausgerufen, dachte er nun Breslau zu verlaſſen, ob ihn gleich der General erſuchte, noch länger zu bleiben, auch ihm eine vortheilhaſte Bedienung anbot, die er aber von ſich wies, weil nach ſeiner Verſicherung der König von Preußen keinen ohne abhängig zu ſeyn und zu arbeiten bezahle. Aus eben dem Grunde hatte er die Profeſſur in Königsberg, die ihm vor einigen Jahren angeboten wurde, ausgeſchlagen; beſonders, weil der Profeſſor der Beredſamkeit alle Jahr einen Panegyrikus zu halten verpflichtet wäre.“

„Sein Entwurf, den er ſich ſchon einige Jahre vor ſeiner Abreiſe von Breslau gemacht, war: zuerſt nach Wien zu gehen und daſelbſt die Kayſerliche Bibliothek zu nützen; von da wollte er nach Italien reiſen, und die Antiken ſtudiren, vor allen Dingen aber war ſein Lieblingsgedanke Griechenland, um die klaſſiſchen Gegenden und die noch übrig gebliebenen Denkmahle dieſes in ſeiner Art einzigen Volks näher kennen zu lernen. Dieſe Ausſichten erheiterten ihm manche Stunde in Breslau. Das Beſte, was er von hier mitnahm, war ſeine auserleſene Bibliothek.“

„Burke's Werk vom Erhabnen hatte er angefangen zu überſetzen; weil aber eine vollſtändigere Ausgabe davon erſcheinen ſollte, ſo war er entſchloſſen, dieſelbe abzuwarten, und es alsdann mit ſeinen eignen Abhandlungen bereichert herauszugeben.“

„Wenn von Dichtern die Rede war, ſo behauptete er, daß nur der epiſche den Namen in der eigentlichen Bedeutung verdiene, und daß der dramatiſche in keine Vergleichung mit ihm komme. Klopſtock ſchätzte er vorzüglich; nach ihm ſeine Freunde Ramler und Gleim.“

„Faſt täglich ging er nach ſechs gegen ſieben Uhr in das Theater, und von da mehrentheils, ohne das Stück ausgehört zu haben, in die Spielgeſellſchaft, von wo er ſpät nach Hauſe zurückkehrte, und den andern Tag nicht vor acht oder neun Uhr aufſtand. Ich habe ihn ſogar noch gegen zehn Uhr im Bette gefunden.“

Und dies wäre wohl das unverdächtigſte Zeugniß eines zwar jungen, aber eben ſo aufrichtigen Freundes, daß Leſſing auch in Breslau für die Wiſſenſchaften nicht müßig geweſen, ſondern wie eine fleißige Biene Honig von Blumen zuſammengetragen hat.

10.

Weder Mißmuth über ſeine Lage, noch verminderte Zufriedenheit ſeines Generals mit ihm, noch ein ſonſtiger unangenehmer Vorfall veranlaßte ihn, ſeinen Abſchied zu nehmen. Es iſt vielmehr am Tage, daß er deſſen Schutz und Vorſprache zuverläſſig zu gewärtigen hatte, wenn er in Preußiſche Dienſte treten wollte. Leſſing hatte aber nun einmal eine zu fürchterliche Idee von des Königs von Preußen Maxime: dat paullulum, ut faciat multum; und würde doch, wenn er ſich nur in der Preußiſchen Oekonomie hätte recht umſehen wollen, manchmal gerade das Gegentheil gefunden haben. Doch, wie geſagt, er haßte nicht Arbeiten, ſondern vorgeſchriebene Arbeiten, und wollte lieber von der unerbittlichen Nothwendigkeit, als von der Menſchen Willkühr und Einrichtungen, abzuhangen ſcheinen.

Er ſchlug auch die gelehrten Beſchäftigungen viel zu hoch an, als daß er ſie gegen bürgerliche vertauſchen konnte. Zwey Briefe an ſeine Eltern beweiſen dieſes ſehr deutlich.

So ſchrieb er unter dem 30. Novbr. 1763: „Meine wertheſten Eltern betrachten mich, als wenn ich hier in Breslau ſchon etablirt wäre; und dieſes bin ich doch ſo wenig, daß ich gar leicht meine längſte Zeit hier geweſen ſeyn dürfte. Ich warte nur noch einen einzigen Umſtand ab, und wenn dieſer nicht nach meinem Willen ausfällt, ſo kehre ich zu meiner alten Lebensart wieder zurück. Ich hoffe ohnedies nicht, daß Sie mir zutrauen werden, als hätte ich mein Studiren an den Nagel gehängt, und wollte mich bloß elenden Beſchäftigungen de pane lucrando widmen. Ich habe mit dieſen Nichtswürdigkeiten nun ſchon mehr als drey Jahr verloren. Es iſt Zeit, daß ich wieder in mein Geleiſe komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensart intendirte, das habe ich erreicht; ich habe meine Geſundheit ſo ziemlich wieder hergeſtellt, ich habe ausgeruhet, und mir von dem wenigen, was ich erſparen können, eine treffliche Bibliothek angeſchafft, die ich mir nicht umſonſt angeſchafft haben will. Ob ich ſonſt einige hundert Thaler übrig behalten werde, weiß ich ſelbſt nicht. Wenigſtens werden ſie mir nebſt dem, was ich aus meinem gewonnenen Proceſſe erhalte, ſehr wohl zu Statten kommen, daß ich ein Paar Jahr mit deſto mehr Gemächlichkeit ſtudiren kann. Indeſſen ſoll mich dieſes nicht hindern, für meine Brüder mein Aeußerſtes zu thun." — Und in einem andern vom 13ten Junius 1764. ſagt er: „Es ſollte mir leid thun, wenn ſich meine liebſten Eltern, durch unrichtig eingezogene Nachrichten, von meinen bisherigen Umſtänden einen falſchen Begriff gemacht hätten. Ich habe meines Theils gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, ſondern mehr als einmal geäußert, daß mein jetziges Engagement von keiner Dauer ſeyn könne, daß ich meinen alten Plan zu leben nicht aufgegeben, und daß ich mehr als jemals entſchloſſen ſey, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach meinem Sinne iſt, zu abſtrahiren. Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzeren Reſt deſſelben noch zum Sklaven zu machen. — Ich ſchreibe Ihnen dieſes, liebſter Vater, und muß Ihnen dieſes ſchreiben, damit es Sie nicht befremde, wenn Sie mich in Kurzem wieder von allen Hoffnungen und Anſprüchen auf ein fixirtes Glück, wie man es nennt, weit entfernt ſehen ſollten. Ich brauche nur noch einige Zeit, mich aus allen den Rechnungen und Verwirrungen, in die ich verwickelt geweſen bin, herauszuſetzen, und alsdann verlaſſe ich Breslau ganz gewiß. Wie es weiter werden wird, iſt mein geringſter Kummer. Wer geſund iſt, und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umſtände befürchten, die außer Stand zu arbeiten ſetzen können, zeigt ein ſchlechtes Vertrauen auf die Vorſehung. Ich habe ein beſſeres, und habe Freunde.“

Oſtern 1765 verließ Leſſing Breslau ganz, und ging über ſeine Vaterſtadt Kamenz nach Leipzig, um ſeine daſigen alten Freunde zu beſuchen. Mit ſeinen Büchern und übrigen Meublen hatte er ſeinen Bedienten vorausgeſchickt, welcher auch einige Wochen eher in Berlin ankam, und, weil er immer mehr brüderlich als knechtiſch behandelt worden war, ſich faſt zu brüderlich betrug. Er gab ſich nicht nur bey dem Hauswirth ſeines Herrn für deſſen Bruder aus, ſondern bediente ſich ſogar ſeiner Wäſche und Kleider, um deſto leichter Glauben und Credit zu finden. Verkleidungen auf dem Theater waren niemals Leſſings Geſchmack; noch weniger außer dem Theater. Daher entließ er ihn, ſo bald er nach Berlin kam, ohne ihm ſeine ſchlechte Komödie ſehr zu kritiſiren. Denn nach der erſten Hitze war ihm dergleichen doch nur Komödie. Als ihm einſtmals ein guter Freund erzählte, daß einer ſeiner Bedienten, den er in Breslau gehabt, ſich bey ihm etwas geſchafft, und nun ein Haus mit einem Kaffeeſchanke gekauft habe, antwortete er: der hat es doch gut angewendet!

In Kurzem fand er ſich zu Berlin wieder ſo reich, wie vor fünf Jahren, aber ſeine Ausgaben ziemlich vergrößert. Er hatte ſeinen jüngſten Bruder zu ſich genommen. Daher war er genöthigt, deſto fleißiger zu ſeyn, und, ob er gleich dieſes immer geweſen, doch vorzüglich ſeinen Fleiß auf die baldige Vollendung einiger Werke zu richten, die er in Breslau ſchon angefangen. Gott weiß, ob wir ohne dieſen äußeren Drang noch ſo zeitig den Laokoon und die Minna von Barnhelm erhalten hätten.

Laokoon, oder über die Gränzen der Poeſie und Malerey, erſchien 1766 noch vor der Minna von Barnhelm, nachdem man in fünf Jahren nichts Gedrucktes von Leſſing geſehn hatte. Er verſprach ſich nicht viele Leſer, und bat deshalb ſeinen Freund und Verleger, nur eine kleine Auflage zu machen. Aber er irrte ſich. Ward der Laokoon auch nicht ſo ſehr gekauft, ſo wurde er doch ſtark geleſen, und noch mehr darüber geſprochen und geſchrieben.

Winkelmann hatte es mit ſeinen Schriften, und mit ſeinen kräftigen Beweiſen, daß man außer Rom weder wahren Geſchmack noch Kunſteinſicht erlangen könne, dahin gebracht, daß damals die gelehrte und galante Welt von nichts als Antiken ſprach, daß ſie von Rom redete, um ſich zu bilden, und daß jedem die Griechiſchen und Lateiniſchen Autoren ohne das Antikenſtudium ganz unverſtändlich und ungenießbar ſchienen. Der Eifer ging ſo weit, daß man in den geringſten Schulen, wo man eigentlich gute Bäcker, Schneider, Schuſter und dergleichen nothwendige Bürger erziehet, Lipperts Daktyliothek empfahl und einzuführen ſuchte. Natürlich waren es die großen Männer in dieſem Fache nicht ſelbſt, die dieſe verkehrte Anwendung machten, ſondern nur die läſtigen Nachahmer, die poſſierlichen Modemitmacher, die eine Sache entweder gar nicht oder übermäßig ſchätzen; die alles verderben, weil ſie es allgemein machen wollen; die mit dem Zimmermann oder Anſtreicher eben ſo gut vom alten Griechiſchen Styl ſchwatzen, wie mit dem Bildhauer und Maler.

Auch Leſſing billigte dieſen Enthuſiasmus nicht; denn er wirkte nichts, als alberne Anhänger und unnützes Geſchrey. Er ſchätzte Winkelmanns Talente und Verdienſte, und ſtudirte deſſen Schriften; aber da ſeine Verehrung nicht blind tappte, ſo mußte er Manches finden, wo Winkelmann nicht recht zu Hauſe war. Die

Herren vom Metier, die allein competente Richter zu ſeyn glaubten, weil ſie allein dafür beſoldet wurden, nahmen es ſehr ungnädig, daß Leſſing mit ſeinem Laokoon gleichſam zu verſtehen geben wolle: anch'io son pittore. Sie erklärten ihn im Stillen für einen Pfuſcher, da er weder bey ihnen gelernt, noch ſich in ihre Lade gekauft hatte, und verwieſen ihn bloß in die Zunft der Dichter und ſchönen Geiſter. Doch Winkelmann ſelbſt war unpartheyiſcher; und das iſt man immer, je größer man in ſeinem Fache iſt.

Er ſchrieb einem ſeiner Freunde: „Die Auszüge aus Herrn Leſſings Schrift, welche mir ein Beweis nicht gemeiner Freundſchaft ſind, verdienen mehr als die Beſchreibung der Villa des Cardinals. Aber irren Sie Sich nicht, wenn Sie glauben, dieſelbe von mir verlangt zu haben? Ich weiß es nicht. Den Werth dieſer Auszüge vermindert es nicht, daß ich das Buch ſelbſt zuvor aus Dresden bekommen habe. Leſſing, von dem ich leider nichts geſehn hatte, ſchreibt, wie man geſchrieben zu haben wünſchen möchte; und wenn ich nicht ſeine Reiſe von Ihnen erfahren hätte, ſo wäre ich demſelben mit einem Schreiben zuvorgekommen. Es verdient derſelbe alſo, wo man ſich vertheidigen kann, eine würdige Antwort. Wie es rühmlich iſt, von würdigen Leuten gelobt zu werden, ſo kann es auch rühmlich werden, ihrer Beurtheilung würdig geachtet zu ſeyn."

Herr Gleim, der, wenn gleich nicht in einem großen, doch immer ſehr freundſchaftlichen Briefwechſel mit Leſſing ſtand, ſchrieb ihm ſolches, da er eben zu Leipzig gehört hatte, Winkelmann ſey gegen Leſſing aufgebracht, und werde ſich gegen den Laokoon heftig vertheidigen.

An der allgemeinen Deutſchen Bibliothek, die 1765 ihren Anfang nahm, hat Leſſing nie Antheil gehabt, ob er gleich über eine oder die andere Recenſion, die dem Schriftſteller zu unglimpflich ſchien, zur Rede geſtellt, und wacker ausgehunzet wurde. Das geſchah in gedruckten und ungedruckten Briefen, und darüber war er immer ſehr luſtig, und ſcherzte mit ſeinem Freunde Nikolai, den die Sache eigentlich anging.

So erſchien unter andern poſſierlichen Verweiſen: Sendſchreiben an den Herrn Magiſter Leſſing die allgemeine Deutſche Bibliothek betreffend: ein Ergänzungsſtück des 3ten Bandes insbeſondere. Leipzig, zu finden bey Chr. Gottl. Hilſchern. 1768.

Es herrſcht darin ſo komiſche Bitterbosheit, daß der Hochgeehrteſte Herr Magiſter, wie Leſſing immer heißt, unmöglich böſe werden konnte, wenn der Sendſchreiber in allem Ernſte behauptete: die Welt ſetze nun einmal als bekannt voraus, Leſſing und ſeine Freunde wären die vornehmſten Arbeiter an dieſem kritiſchen Werke. Geſetzt Leſſing wolle es gar nicht Wort haben, ſo thue dieſes auch nichts zur Sache. Er habe in dieſem Falle nichts zu verantworten, und könne, was ihm zur Laſt gelegt werde, leicht von ſich ablehnen. Die Pſalmen und Threnodien wären mit ſo vielen Lobeserhebungen aufgenommen worden; nur der Recenſent der allgemeinen Deutſchen Bibliothek (V. B. 2. St. S. 263) fände ſie kaum mittelmäßig, und nenne ſie gar ein ſchwülſtiges, froſtiges, affektirtes und mattes Geſchwätzt. Der Sendſchreiber kommt darüber ſo gar in poetiſche Wuth, und ſingt:

Du kritiſch Thier, willſt du die Zähne bläcken?
O! geh und lerne nur an den Parnaß dich ſtrecken,
Um an den Füßen der Hippokrene zu lecken.
Dann werden dir die Pſalmen beſſer ſchmecken.
Wärſt du geſcheut, du würdeſt wie die Schnecken
Dich in dich ſelbſt ſo lang verſtecken,
Bis du könnt'ſt beſſere Recenſionen hecken.
Soll Momus ſtets dir Luſt erwecken
Nur immer Fehler zu entdecken?
Gewiß das können alle Gecken.
Was? du willſt noch die Zähne bläcken?
Meynſt du, man ſoll vor dir erſchrecken?
O nein, du magſt vor Grimm verr . . . . —

Doch er kommt wieder zu ſich ſelbſt, und beweiſet in Proſa, aber aus dem Homer, daß dieſer Recenſent der allgemeinen Deutſchen Bibliothek ein Bulle und ein Eſel ſey.

Ueberhaupt muß man anmerken, daß Leſſing von dieſer Zeit an die Fertigkeit zu kritiſiren entweder verlernt, oder wenigſtens Grundſätze angenommen hatte, die derſelben ganz entgegen ſtanden. Es war ſein Vorſatz, ſich nur auf Ein oder zwey Fächer einzuſchränken, um darin deſto vorzüglichere Werke zu liefern, und mehr mit Beyſpielen vorzugehn, als Lehren zu geben, die allein die Ausführung immer mißlich machen. Es war auch Bequemlichkeit, nicht gleich alles niederzuſchreiben, was ihm bey dem Leſen eines neuen Buches eingefallen war. Das wird deſto wahrſcheinlicher, da er ſich wirklich an das ungeſunde Stubenhüten und ununterbrochene Arbeiten nicht recht gewöhnen konnte, ſo ſüß und leicht er es ſich auch in Breslau vorgeſtellt hatte.

Man merkte, und er läugnete es ſeinen Freunden nicht, daß ſeinem etwas ſtärker gewordenen Körper die ſitzende Lebensart nicht mehr behage. Die Breslauiſche, die er für Sklaverey anſah, war viel geſunder. War er auch da nicht ſein eigner Herr; mußte er gleich bald dies bald jenes thun, das ſchwerlich zur Erweiterung weder ſeiner noch der menſchlichen Kenntniſſe überhaupt etwas beytrug: ſo war es doch meiſtens mechaniſche Beſchäftigung: ſo griff es doch ſeine Seelenkräfte nicht ſo an, und gab ſeiner Maſchine allen möglichen Umtrieb, nicht einzuroſten.

Er glaubte ausgeruhet zu haben, und, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, er hatte ſich verſtanden. Nun fühlte er erſt recht die Nothwendigkeit und die Laſt, ununterbrochen, und in gleich großer Anſtrengung zu arbeiten. Zerſtreuungen und Abhaltungen hatte er nun nicht mehr außer, ſondern in ſeiner Studierſtube. Wenn er in der beſten Arbeit auf und nieder ging, fiel ihm der Titel eines Buches in die Augen. Er ſah hinein, fand einen Gedanken, der auf ſeine jetzige Meditation zwar ganz und gar keine Beziehung hatte, aber doch ſo herrlich, ſo vortrefflich war, daß er ſich ihn wenigſtens aufſchreiben mußte; und im Aufſchreiben konnte er ſeine Gedanken dabey nicht mit Stillſchweigen übergehen. Dieſe bezogen ſich wieder auf etwas Anderes, dem er ſogleich nachzuforſchen nicht unterlaſſen konnte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, es gar nicht zu finden, wenn er es brauchte. — Welche neue Entdeckung! welch ein ſchöner Aufſchluß! Nun hatte die Sache ein ganz anderes Anſehn! —

Der Buchdruckerjunge aber klopfte und verlangte Manuſcript. Ja, das war wohl fertig, nur mußte es noch einmal durchgeſehen werden; und deswegen hatte er ſich auch heute früh recht zeitig hingeſetzt. Allein er ſtand von ſeiner Arbeit auf, und das Aufſtehn hatte ihm zwar Stoff zu einem neuen Buche gegeben, aber das zu drucken angefangene Manuſcript war deshalb nicht weiter durchgeſehn. Der Burſche kam, wie befohlen, wieder; und mit genauer Noth hatte Leſſing ſeine Gedanken aufs neue ſammeln können. Er ſah ſelbſt ein, es werde nicht weit reichen; aber er wollte nicht eher einen Fuß aus der Stube ſetzen, bis er ganz mit dem Manuſcripte fertig wäre. Lieber Gott! gegen Abend war ſeine ganze Seele von dem Stubendunſt beklemmt; er mußte friſche Luft ſchöpfen. Er ging nur auf eine Stunde zu einem Freunde. Der Freund unterhielt ihn von einer ſchönen Materie; ſie kamen ins Plaudern. Zwar ging er zeitig genug nach Hauſe; aber für heute war das Manuſcript vergeſſen. Er ſaß aber doch bis zwölf Uhr. Des Freundes Meynung hatte viel Anziehendes, mußte aber durch einen gewiſſen Umſtand berichtigt werden. War der nicht außer Zweifel, ſo war es ſchöner Schein ohne Realität.

Er legte ſich zu Bette, ſtand auf, war nicht heiter, und mochte lieber alles thun als ſitzen und ſeine eigne Arbeit durchleſen, die ihm gar nicht gefiel. — Bruder, ſagte er wohl endlich, die Schriftſtellerey iſt die ekelhafteſte, die abgeſchmackteſte Beſchäftigung. Nimm dir ein Beyſpiel an mir! — Endlich war er wieder im Geleiſe; aber wie lange! Er durfte nur wegſehen, und die Bücher ſpielten ihm einen neuen Streich. Wenn er nur keine Bücher hätte!

Ob er nun gleich mit dieſer freywillig gewählten Lebensart unzufrieden war, ſo wollte er doch von nichts als von ſo genannten litterariſchen Beſchäftigungen wiſſen. Er hatte vielerley Plane; und wäre er nur entſchloſſen genug geweſen, einen in Ernſt durchzuſetzen, ſo wäre es vielleicht nach ſeinem Wunſche ausgeſchlagen. Bald wollte er von Berlin weg, da das, wovon er zu leben gedachte, ihm jeder

Ort gewährte; bald nach Dresden; bald auf das Land, um einige Jahre da nichts als Komödien auszuarbeiten, deren Aufführung er dann, mit einer eigenen Truppe von Ort zu Ort ziehend, auf ſeine Gefahr unternehmen wollte. Allein auf einmal fiel ihm wieder das Schlüpfrige dieſer Lebensart ein, und man hätte geglaubt, Göze, oder ein anderer orthodoxer Lehrer, habe ſein Herz gerührt. Doch gab ihm die üble Laune nie ſolche unrichtige Begriffe von Schauſpielern, wie Johnſonen.

Herr von Brenkenhof, jetzt Major in Preußiſchen Dienſten, der damals in Berlin ſeinen Hofmeiſter eben ſatt hatte, wählte ſich Leſſingen zu ſeinem Geſellſchafter, und zog ſogar zu ihm. Sie wurden einander zu gut, um einander viel zu genieren, und ihre Freundſchaft verlor weder durch den Umgang, noch durch die Trennung. Sie reiſeten mit einander nach Pyrmont: Herr von Brenkenhof, um ſeiner Geſundheit willen; Leſſing zur Geſellſchaft.

Bald nachher als der Letztere von dort zurückkam, erhielt er eine Einladung nach Hamburg, wohin er im December 1766 ging.

Eine Geſellſchaft Theaterliebhaber daſelbſt übernahm die Schaubühne für ihre Rechnung, und hatte zu Leſſingen das Vertrauen, er werde ihren guten Zweck mit befördern können. Daß ihre Hauptabſicht war, ihren Mitbürgern ein beſſeres Schauſpiel zu geben, als ſie bisher gehabt, war in der That eben ſo wenig zu leugnen, als die Wahrheit, daß das Hamburgiſche Theater immer eins der beſten in Deutſchland geweſen. Ihre untergeordnete Abſicht mußte freylich ſeyn, ſo wenig als möglich dabey Schaden zu leiden, und nach Zeit und Umſtänden ſogar zu gewinnen. Aber, leider! lehrt die tägliche Erfahrung, daß dergleichen Theaterunternehmungen bloß darum ſcheitern, weil es nicht umgekehrt iſt.

Und woher kommt dieſes? Männer, die ihren Geſchmack gebildet, oder durch Erziehung und andere Umſtände vom Moraliſchen und Schönen richtigere und feinere Begriffe bekommen, als der große Haufe haben kann, nehmen nur auf ihren Geſchmack Rückſicht, ſorgen nur für einen guten Zeitvertreib nach ihrem Geſchmacke; und weil ihnen der ihrige der beſſere dünkt, und es wohl auch ſeyn mag, ſo meynen ſie, daß er für das Publicum auch der gewünſchteſte ſeyn müſſe. Sie merken zwar zeitig genug, daß es anders iſt, zumal in einer Republik; aber, anſtatt das Publicum zu ſtudiren und nach und nach zu verbeſſern, glauben ſie, es liege bloß an den Schauſpielern, welche die Feinheiten der Kunſt nicht fühlbar genug machen könnten. Sie werden ſogar gegen diejenigen ungerecht, die ſich nach der Menge richten. Das Sprichwort: Beſſer iſt beſſer, iſt kein Maßſtab für den theatraliſchen Beyfall; und machen ſie ihn mit Gewalt dazu, ſo ſchreibt und ſpricht das Publicum für ſeine Meynung zwar nicht viel, behauptet ſie aber ernſtlicher: es bleibt weg, und ſeine geringſte Sorge iſt, was die Damen und Herren von ſeinem Geſchmacke dazu ſagen. Spotten ſie über daſſelbe; ſo ſpottet es auch nach ſeiner Art über ſie. Alsdann bleibt das Theater leer; und ein leeres Theater, wenn man auch auf die Koſten nicht ſehen wollte, die doch in der Fortdauer ein zu beträchtlicher Gegenſtand werden, iſt ein jämmerliches Ding. Die beſte

Vorſtellung eines Stücks gefällt dann nur halb, oder wir glauben das wenigſtens, weil die Theilnahme am Vergnügen ſchon Vergnügen erregt. Wäre das nicht, die Großen hätten längſt Mittel gefunden, das unadelige Publicum zumal von ſolchen Schauſpielen auszuſchließen, die ſie auf ihre Koſten geben.

Kommen nun aber dazu noch andere Menſchlichkeiten von Seiten der Unternehmer, und von Seiten des Publicums gar Mißtrauen und Vorſatz, die gute Sache zu hindern, ſo wird alle Bemühung umſonſt. Alles aufgeben, heißt dann, ſich gut aus dem Wirrwarr ziehen.

Leſſing, dem ziemlich vortheilhafte Bedingungen gemacht, und alle Bedenklichkeiten, die er dabey hatte, gehoben waren, ſchloß mit den Unternehmern einen Contrakt zu ſeiner Zufriedenheit, und kam zurück nach Berlin, wo er nur noch bis zum März 1767 blieb. Den beſten Theil ſeiner Bücher nahm er nach Hamburg mit; den übrigen aber, der vornehmlich in die Philologie und Kritik einſchlug, worunter ſich auch die erſten Abdrücke der Lateiniſchen und Griechiſchen Autoren befanden, ließ er verauktioniren. So wenig er daraus löſete, ſo würde es doch noch weniger geweſen ſeyn, wenn nicht aus Warſchau für die Zaluskiſche Bibliothek Beſtellungen eingelaufen wären; denn in Berlin war niemand, der den ſeltenen Schund erſtanden hätte.

II.

Bey ſeiner zweyten Ankunft zu Hamburg fand er die Lage der Sache ſchon ganz anders. Es waren eine Menge Dinge dabey vorgegangen, die ihm nicht gefielen. Es herrſchte unter den Unternehmern Uneinigkeit, und niemand wußte, wer Kellner oder Koch war. Sein Wochenblatt, die Dramaturgie, fing er aber doch an zu ſchreiben, und ſelbſt zu drucken.

Denn da ihm das Theater keine ſolide Ausſicht gewährte, ſo wollte er auf eine andere Art in Hamburg feſten Fuß faſſen. Herr Legationsrath Bode hatte damals daſelbſt einen Buchhandel und eine Buchdruckerey, und ſuchte dazu einen Compagnon, weil er mit einem Ruſſiſchen Officier auf Reiſen gehen wollte.

Leſſing wurde bald mit ihm einig, und ſie ſchloſſen deshalb mit einander einen Vertrag auf Schaden und Vortheil zu gleichen Theilen. Es iſt dabey auf alle mögliche Fälle, die einen ſolchen Geſellſchaftshandel treffen können, Rückſicht genommen; ſogar feſtgeſetzt, daß die Druckerey das angenommene Zeichen einer Mayblume, mit der Umſchrift: ex unli gloria, behalten ſolle. Alle Exceptionen oder Rechtsbehelfe ſind namentlich angeführt, und wenn der Vertrag noch zwanzig Jahr aufgehoben wird, ſo braucht wenigſtens ein Preußiſcher Juriſt einen Antiquar, ihn zu verſtehen.

Aus einer Abſchrift, die ſich unter Leſſings Papieren gefunden, erſieht man, daß ſie auch gemeinſchaftlich um Privilegium und Cenſurfreyheit für die Dramaturgie und alle dramatiſchen Stücke, die ſie zum Gebrauche des Hamburgiſchen Theaters einzeln oder in Sammlungen drucken laſſen würden, angehalten haben. Es verſteht ſich, daß beyde Geſuche abgeſchlagen worden, und der Magiſtrat bey dieſer Gelegenheit eine allergnädigſte Kayſerliche Hinweiſung auf die Reichsſatzungen, in Anſehung der Büchercenſur, zum Beſten der freyen Reichsſtadt Hamburg, erhalten hat, wenn man anders die Orakelſprache der Deutſchen Reichs-Themis recht verſteht. Damit der Leſer von geſetztem Geiſte auch eine reelle Nahrung bey einer ſo winzigen Lektüre habe, wie die Lebensgeſchichte eines Deutſchen Gelehrten iſt, ſo wird dieſes Reſcriptum oder Concluſum Caeſareum gewiſſenhaft und vollſtändig angeführt.

Es lautet alſo:

Lunae 29. Februarii 1768.

Bode, Bürger in Hamburg, und Gotthold Ephraim Leſſing daſelbſt, puncto Privilegii Impreſſorii, 1^{mo}) über die Hamburgiſche Dramaturgie und deren Beyträge, 2^{do}) alle dramatiſche Stücke, welche ſie zum Gebrauch des Hamburgiſchen Theaters einzeln oder in Sammlungen drucken laſſen; ſive impetrantiſcher Anwald von Fier ſub praeſ. 4ten hujus überreichet allerunterthänigſte Anzeige ad Concluſum Caeſareum de 22. Decembris 1767 ſammt Bitte: pro clementiſſime de ſuper reflectendo impertiendoque privilegio impreſſorio absque inſerta clauſula. appon. Concluſum.

1mo) Hat das Begehren nicht ſtatt, ſed

II^{do}) cum Incluſione Exhibiti reſcribatur ex officio dem Magiſtrat der Reichsſtadt Hamburg: da Ihro Kayſerl. Majeſtät der in dem Anſchluſſe enthaltenen Anzeige einer dortſelbſtigen gänzlichen Hintanſetzung deſſen, was die Reichsgeſetze in puncto der Büchercenſur ſo ernſtgemeſſen verordnen, zur Zeit keinen Glauben beyzumeſſen vermöchten, ſo habe Magiſtratus darüber zu Faſſung weiterer Kayſerlichen Verordnung in termino duorum menſium ſeinen allerunterthänigſten Bericht zu erſtatten, dabey aber beſonders, wie es zeithero mit der Reichsgeſetzmäßigen Aufſtellung der Büchercenſuren und Verpflichtung der Drukker auf die Reichsſatzungen gehalten worden, beſcheinigt anzuzeigen, immittelſt auch weder Impetrantibus noch ſonſt Jemanden einigen Druck oder Verkauf ohne Cenſur zu verſtatten.

IIIio) Injungatur dem Reichshofraths-Thürhüter, die Inſinuation obigen Reſcripti zu bewirken, und darüber effluxo termino Anzeige zu thun.

Andreas Edler von Stock ꝛc.

Doch auch dieſe Verbindung hatte bald, im Februar 1769, ein Ende. Leſſing mochte wohl nicht mit Unrecht glauben, zu dergleichen Geſchäften gehöre weder großes Raffinement des Geiſtes, noch beſondere Weltkenntniß. Es erfordert aber wenigſtens Emſigkeit und ruhiges Beharren, welche er nicht ſehr beſaß. Kleine Vortheile, ſo unbedeutend und niedrig ſie einzeln ſcheinen, werden zuſammen beträchtlich. Dies mochte er wohl wiſſen, und ſich ſchmeicheln, ſie nutzen zu können, wenn er wolle. Allein er irrte in ſich ſelbſt, und hoffte auf das Glück, das ſo oft in dergleichen Fällen mehr thut, als alle Speculation des unermüdeten Eifers. Das Glück aber hatte ſeinen Scherz mit ihm.

Was die Veranlaſſung zu dieſer Trennung geweſen, hat man nicht erfahren: genug, Herr

Legationsrath Bode ſetzte hernach dieſes Werk noch eine Zeitlang allein fort, und man weiß nicht, daß ihr freundſchaftliches Verſtändniß darunter gelitten hätte.

Was Leſſings Wochenſchrift, die Dramaturgie, ſelbſt anbelangt, ſo ſollte ſie etwas mehr werden, als ſie geworden iſt. Sie ſollte eine unpartheyiſche aber ſcharfe Beurtheilung der Dichter und Schauſpieler zugleich werden; und — ſie ward bloß eine Kritik der dramatiſchen Schriftſteller.

Dies ging ſo zu. Das Schauſpielvölkchen, das ſich gern, auch abgeſchmackt, loben, aber nicht zurecht weiſen, noch weniger tadeln läßt, erregte Himmel und Hölle, ſo bald er damit vorkam; ſo vorſichtig er es auch anzuſtellen gleich in der Ankündigung ſeines Wochenblatts ſich angelegen ſeyn ließ. In dem erſten Stücke läßt er den guten Schauſpielern, und vornehmlich den Schauſpielerinnen, ſo viel Gerechtigkeit widerfahren, daß ſie faſt zur Schmeicheley wird, um nur anzubringen, daß Eins und das Andere hätte beſſer gemacht werden können. Ueber dieſe Verwegenheit ſetzten ihn die theatraliſchen Damen gleich zur Rede, vermuthlich in Aſſiſtenz ihrer rechtlichen oder theatraliſchen Kuratoren; und weil er des Streitens ſchon genug hatte, oder einen theatraliſchen Streit für noch unedler hielt, als einen Klotziſchen, brach er lieber von der ganzen Materie ab. Man ſah Leſſingen bey dem Theater für einen Mann an, der nach dieſer Hamburgiſchen Unternehmung ziemlich gäng und gebe geworden, für einen Theaterdichter, der Prologe und Epiloge der Dame oder dem Herrn, der ſie halten ſollte, hübſch anpaſſen, und in andern Dingen, wo das Anpaſſen ſich nicht recht thun ließ, ihre Ungeſchicklichkeit, oder manchmal ihre Mimenkaprice durch ſein eignes Anſehn vertheidigen und lobpreiſen ſollte. Dafür werde er beſoldet. Und es iſt ja ſo in allen Ständen und bey allen Künſtlern!

Von Voltairen hätte er lernen können, ſich mit Klugheit bey ſolchen kritiſchen Fällen zu betragen; aber er hatte nun einmal den Tik, von dem nichts lernen zu wollen. Ein chriſtlicher Leichenprediger würde ihm das ſehr hoch anrechnen, wenn er keine Fragmente herausgegeben hätte. Ich weiß wahrhaftig nicht, ob es zu ſeinem Lobe oder zu ſeinem Tadel gereicht. Für was man es aber auch halten will; wahr iſt es! Wo tadelte dieſer Franzöſiſche Theaterpatriarch einen Akteur oder eine Aktrice? Wie himmelhoch erhob er nicht jede ziemlich gute, wenn ſie zumal in ſeinen Stücken die Hauptrolle machte! Ihre ganze Atmoſphäre war dann von ſeinem Rauchfaſſe ſo wohlriechend, daß einer geſunden Naſe nicht wohl dabey ward.

Wer für eine gute Sache arbeiten will, ſcheint es, muß ſich nicht für die Sache ſelbſt, ſondern nur für ihre Partheynehmer verwenden, und für die erſte eigentlich Gott ſorgen laſſen. Leſſing ging, als ein plumper Deutſcher, einen ganz andern Weg: ihm war es bloß um die Sache zu thun, und die Herren und Damen waren ihm nur dann ſchätzbar, wenn ſie zur Vollkommenheit dieſer Sache beytrugen. Verdarben ſie ſie aber, oder thaten ſie wenigſtens nach ihren Kräften nicht genug, ſo wollte er warnen, tadeln und zurecht weiſen. Das hießen ſie aber, der Kunſtliebe, der Ehrliebe und dem Patriotismus in die Augen ſchlagen.

Es iſt wahr, die Dramaturgie fand im Ganzen großen Beyfall; das aber, was Leſſing vom Franzöſiſchen Theater behauptete, allgemeine Mißbilligung. Man wollte gar Neid gegen Voltairen darin finden. Leſſing hatte dieſes vorausgeſehn, und deshalb fiel es ihm nicht ſehr auf. Aber andere Unannehmlichkeiten, die man aus dieſer Wochenſchrift klaubte, waren ihm deſto unerwarteter.

Zum Beyſpiel: Leſſing war die Oſtermeſſe 1768 zu Leipzig, und fand ſeinen Freund, Hrn. Weiße nicht daſelbſt. Gleich wußte man, warum? Er war über Leſſings Kritik in der Dramaturgie böſe, und wollte von ihm gar nichts mehr wiſſen. Beyde aber waren zu verſtändige und zu herzliche Freunde, und fühlten ihren innern Werth zu gut, um ſich durch ſolche Klätſchereyen irre führen zu laſſen.

Herr Weiße ſchrieb Leſſingen unter dem 9ten Auguſt 1768: „Noch kann ich es gar nicht vergeſſen, liebſter beſter Leſſing, daß ich Sie bey Ihrem letzten Aufenthalte in Leipzig gar nicht genoſſen habe. Sagen Sie nicht, daß es meine eigne Schuld geweſen ſey. Die Woche nach der Meſſe iſt wegen ausgeleerter Kaſſen faſt die einzige Zeit, wo ich ruhig die Stadt verlaſſen kann, und mein Arzt, der wegen einiger vorhergegangenen Anfälle von Steckflüſſen meinetwegen beſorgt war, trieb mich fort, eine kleine Waſſerkur, ſo bald als möglich, zu gebrauchen. Den Dienſtag darauf kam ich zurück, und fand Sie zu meiner größten Kränkung nicht mehr. Vielleicht machte ich bey meinem erſten und älteſten Freunde, der mein Herz, ſo wie das ſeinige kennen muß, nicht dieſe Entſchuldigung, wenn ich nicht gehört hätte, daß ein gewiſſer Dummkopf Sie bereden wollen, ich ſey über Ihre Kritik meiner theatraliſchen Poſſen in der Dramaturgie verdrüßlich. Da wäre ich in der That nicht werth, daß Sie mich beurtheilt hätten, wenn ich ſo klein dächte, oder Sie mir eine ſo kindiſche Aufführung zutrauen könnten. Mit Freuden gebe ich Ihnen alle meine theatraliſchen Tändeleyen Preis, und ein Freund, wie Sie, iſt mir lieber, als meine ganze Autorſchaft. Genug hiervon!“

Ein andrer junger Mann, dem die Leſſingiſche Kritik über die Voltairiſchen Tragödien ſehr gefiel, war dreiſt oder boshaft genug, dieſe theatraliſche Wochenſchrift Voltairen ſelbſt zu überſchicken, und ſich eine Antwort darauf auszubitten. Weil er glaubte, ſein Franzöſiſch auch zu verſtehen, ſo ſchrieb er Voltairen in dieſer Sprache, welcher ihm folgendergeſtalt antwortete: „Ich bin zu alt, noch Deutſch zu lernen, um meine Gegner zu verſtehen. Sie melden mir, daß Herrn Leſſings Blätter gut geſchrieben ſind. In der That, wenn er ſo gut Deutſch ſchreibt, wie Sie Franzöſiſch, ſo müſſen ſie ganz vortrefflich ſeyn.“

Die Dramaturgie fand auch bald einen Nachdrucker. Leſſingen konnte das um deſto weniger erfreuen, da er nicht bloß Verfaſſer, ſondern auch Verleger war; und die Verleidung des erſten Probeſtücks ſeines Verlags erbitterte ihn auch. Daß ſeine eignen ſchlechten Vorkehrungen mit Schuld hatten, möchte man faſt glauben. So viel iſt gewiß, in der Oſter-

und Michaelismeſſe zu Leipzig 1769 war kein Exemplar von der Originaldramaturgie zu bekommen, und der Nachdruck, den Dodsley und Compagnie unter der Hand vertrödelte, hatte natürlich ſtarken Abgang; denn er war zu haben.

Um dieſe Zeit hieß es, die angeſehenſten Buchhändler in Deutſchland hätten ſich unter einander verbunden, einem Nachdrucker allen ſeinen guten Verlag nachzudrucken, und um den halben Preis, und noch geringer zu verkaufen, damit er die Wahrheit des Spruchs aus Erfahrung lerne: Was du nicht willſt, daß dir die Leute thun ſollen, thue ihnen auch nicht.

Manchen ſchien das Projekt nichts anders als das: den Stehlern und Hehlern das Ihrige zu rauben. Schade nur, daß dergleichen Leute ſelten viel haben, und, Böſes mit vielfachem Böſen zu vergelten, weder politiſche noch moraliſche Beſſerung hervorbringt!

Leſſing hatte gehört, die Nachdrucker der Dramaturgie hätten in einer gedruckten Nachricht behauptet: ſo müſſe man es den Schriftſtellern machen, die ihre Werke ſelbſt verlegten und dadurch den Buchhändlern ihre Nahrung nähmen. Er glaubte etwas zu voreilig*), dieſe hätten mit jenen gemeinſchaftliche Sache, und er müſſe ſo eine Ungerechtigkeit in ihr wahres Licht ſetzen. Aber er irrte ſich ganz. Dodsley und Compagnie waren Büchertrödler, mit denen ſich kein rechtſchaffner Buchhändler abgab: eine Art Menſchen, die nur der Hunger kühn machte. Er lernte, wie übel es iſt, Leute, die keine Rechtſchaffenheit haben, bey der Rechtſchaffenheit anzugreifen. Seine bitterſte und beißendſte Widerlegung, die er ſeiner Ausgabe der Dramaturgie anfügte, druckten ſie ganz gegen ſein Vermuthen ungeſcheut von Wort zu Wort nach, und fügten eine Rechtfertigung bey, die ein Muſter von Grobheit und Unverſchämtheit ſeyn kann. Doch ſie wurden bald zum Schweigen und zur Unthätigkeit gebracht, nicht von Leſſingen, ſondern von denen, deren Beſtes ſie zu verfechten glaubten.

---

*) Siehe allgemeine deutſche Bibliothek X. Band 1tes Stück S. [illegible]

Es entſtehen jährlich dergleichen verkehrte Speculanten; aber ſie bewirken doch ſelten etwas mehr, als einigen Schaden für den rechtlichen Mann, und für ſich und ein Paar Schwindler deſto zeitigeren Bankerutt. Und daraus werden ſie vielleicht am beſten belehrt, daß aus dem Nachdruck nichts kommt, wenn ihn die Regenten aus einſeitiger Politik nicht ganz offenbar in Schutz nehmen. Doch auch in dieſem Falle wird der Nutzen nicht groß ſeyn.

Der Streit mit Klotzen machte ſchon mehr Aufſehn, und Leſſing kam anfangs bey ſehr unpartheyiſchen Leſern in Verdacht der gelehrten Mißgunſt, woran er gewiß nicht kränkelte.

Doch Klotz, wie Hauſen ihn aufrichtig ſchildert, beſaß mehr Ruhmſucht als Genie, und mehr Scheelſucht als Nacheiferung, wenn vom Ruhme eines Gelehrten die Rede war. Es galt ihm im Grunde gleich, durch welche Mittel er berühmt wurde, wenn er es nur wurde. Sein gelehrter Charakter taugte nicht viel; ſein moraliſcher gar nichts. Er liebte das luſtige Gelag, nicht freymüthige Geſellſchaft; er war in ſeinem Umgange nicht grade und dreiſt, ſondern ungezogen. Er wollte kein Pedant ſeyn, und wurde ein Geck. Und an dieſer ganzen verfehlten Bildung hatte zu frühes Lob Schuld, mit dem man vielleicht die beſte Abſicht hegte. Er war in Görlitz ein Wunderkind, und in Halle ein Wunderſtudent, obgleich da der Profeſſor als Geheimer Rath figurirte. So lange er Opuscula philologica und poëtica, Mores Eruditorum, Ridicula litteraria und dergleichen, Lateiniſch ſchrieb, war ſein Ruf freylich ſehr groß. Denn jedermann bewunderte die hübſchen Exercitia eines muthwilligen Humaniſten, der aus der ſkandalöſen Chronik mit ſo ſchönen Phraſen, über deren Erlernung man nicht wenig geſchwitzt, plaudern konnte.

Nun aber erkühnte er ſich, in einer lebendigen Sprache zu ſchreiben, über Wiſſenſchaften, in denen er ſich ſeit heute und geſtern erſt umgeſehn, mit einer Flüchtigkeit, die auch das größte Genie nicht weit gebracht hätte, und mit einer Zuverſicht, die den beſcheidenſten Mann verdroß. Er zeigte ſich in eben dem Jahre, da der Laokoon erſchien, mit ſeiner Schrift: Ueber das Studium des Alterthums im folgenden mit der: Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittenen Steine und ihrer Abdrücke. Waren ſie elend in Anſehung des Styls, ſo waren ſie noch magerer an antiquariſchen Kenntniſſen. Die erſte war mit Einem Worte unter aller Kritik; die zweyte gedankenloſe Zuſammenſtoppelung: ſie hatte das einzige Gute, daß ſie für den ehrlichen Profeſſor Lippert mit einem dienſtſchuldigen Kratzfuße Käufer zu ſeinen Glaspaſten und Abdrücken zuſammenſchrie. Lippert, der ſich einen Kunſtkenner und einen Gelehrten zugleich dachte, wie Friedrich Wilhelm einen Soldaten und Gelehrten, machte ihm ſeine dankbare Gegenverbeugung, worüber Klotz glaubte, Herr und Meiſter aller antiquariſchen Künſte geworden zu ſeyn. An Leſſingen, der ihm große Kenntniſſe hierin abſprach, aber doch einen feinen und richtigen Geſchmack *) zugeſtand, wollte er ſeine Meiſterſchaft beweiſen, oder vielmehr Leſſings Arbeit tadeln, damit man glauben ſollte, er könne ein Meiſterſtück machen.

---

*) Leſſings ſämmtliche Schriften Th. XII. S. 107.

So gern man Herrn Hauſen *) einräumt, daß Leſſing Klotzens freymüthiges Urtheil über den Laokoon nicht verbat, ſo unbezweifelt muß auch Herr Hauſen einräumen, daß Europäiſche Höflichkeit Leſſingen dazu zwang. Klotz hatte ihn Lateiniſch gelobt, das iſt: übertrieben. Darüber möchte ein Verſchämter eine Injurienklage anſtellen. Leſſing konnte daraus nicht viel vortheilhaftes ahnden. Was hätte es aber geholfen, wie Leſſing ſelbſt ſagt, wenn er es ihm auch nicht erlaubt hätte?

Zu dem, was man nicht ändern kann, wenn es kein Unrecht iſt und eine Verbindlichkeit ſcheint, muß man ſchon ſagen: Viel Ehre! viel Güte! Und auch das liegt nicht einmal in Leſſings Antwort an Klotzen. Er ſagt ihm vielmehr die Urſache, warum er wenig oder gar keine kompetenten Richter erwarte. Hätte Klotz nur etwas alltägliche Weltkenntniß beſeſſen, ſo hätte er daran genug gehabt.

Doch wie Herr Hauſen weiter ganz recht erinnert: was hätte Leſſing dagegen haben kön-

---

*) Klotzens Leben von Hauſen S. 31.

nen, wenn Klotz am Laokoon dasjenige beurtheilte, was er zu beurtheilen im Stande war? Man ſetze noch hinzu, wenn ihm Klotz ſeinen ganzen Laokoon, gründlich oder nicht gründlich, verworfen hätte. Zu was konnte Leſſing mehr berechtigt ſeyn, als es zu widerlegen?

Leſſing that es aber mit ſo vieler Bitterkeit, mit ſo weniger Schonung, und mit ſo ſichtbarem Vorſatze, ihn dem Gelächter und der Verachtung Preis zu geben. Leſſings Einſichten und Scharfſinn erſchienen dabey auf Koſten ſeines Herzens. Er kam wenigſtens in Verdacht, lieber ein grundgelehrter Kunſtkenner, als ein edler Mann ſeyn zu wollen. — Dachte er ſo verkehrt, ſo lohnte es nicht der Mühe, ihn aus dem Wuſte der übrigen Grundgelehrten hervorzuziehn. Mit ſeinen Schriften oder Werken hat die Welt den ganzen Gelehrten oder Künſtler.

Aber Leſſing wurde nicht bitter, weil Klotz ihn mit Aeußerung der größten Unwiſſenheit widerlegte, und der unverzeihlichſten Fehler beſchuldigte. Ein vernünftiger Schriftſteller muß ſich dergleichen Vorwürfe von Unwiſſenden gefallen laſſen. Die Schreibfreyheit iſt ein kleines Uebel, und ein großes Gut. Nimmt man ſie dem Narren, ſo nimmt man ſie auch dem Weiſeſten.

Leſſing dachte von der gelehrten Welt, wie einſt die edlen Ritter von ihrem Stande, und glaubte, bloß Weisheit und Gelehrſamkeit müſſe darin Anſehn geben. Er hätte allerdings gut gethan, wenn er manchen Sancho Panſa darüber gehört hätte, der oft ſonderbares Geſindel darin bemerkte, welches Leſſing freylich auszurotten ſuchte, ſo bald er ſich nicht ſtellen konnte, als ob er es nicht ſehe.

Er erfuhr alle die niederen Ränke und Streiche, womit ſich Klotz in der Deutſchen Gelehrten Republik zum Diktator aufwerfen wollte. Das Tückiſchſte dabey war, daß er Leſſingen und ſeine Freunde eben deſſen beſchuldigte, was er allein that, und damit ſeine poſſierliche Eitelkeit nothwendig zu machen glaubte. Leſſing, der von allem dieſem ſo weit entfernt war, daß er nichts lächerlicher fand, als gelehrte Sektirerey, wußte, daß Klotz ſeine meiſte Beleſenheit, die er von geſchnittenen

Steinen ausgekramt, aus einem ſchlecht nachgeſchriebnen Collegio des Prof. Chriſt de gemmis genommen, und zwar ſo fehlerhaft genommen, als es ein Unkundiger nur abſchreibt. Leſſing wußte, daß Klotz ſich ſogar mit den ſchönen Federn des Herrn Hofraths Heyne lächerlich brüſtete, welcher ein Collegium über die Archäologie geleſen, woraus Klotz ganze Stellen ausgeſchrieben, als z. E. daß Hygins Fabeln bloße Stoffe zu Tragödien wären. Ueber die ganze Geſchichte Amors auf Steinen, ließ ſich Klotz noch dazu unverſchämt loben. Dieſe und dergleichen Sächelchen brachten Leſſing gegen Klotz auf. Er wußte noch geringere Talente und größere Unwiſſenheit zu ertragen, wenn kein Anſpruch dabey gemacht wurde, und wenn affektirte Höflichkeit nicht einſichtsvollere Männer verdrängen wollte. Kamen aber Praktiken und Kabalen dazu, um bey Pinſeln Bewunderung, und bey Blöden Furcht zu erregen, dann hackte Leſſing auf die Krähe ſo lange, bis ihr auch nicht die unbedeutendſte Pfauenfeder blieb.

Hätte er aber bey dem allen nicht beſſer gethan, wenn er dem Löwen nachgeahmt, der ſich mit ſchwächeren Thieren nicht abgiebt? Warum den Löwen machen, wenn Marder und Iltiſſe zu jagen ſind? — Kann ihre Menge nicht auch Löwen nachtheilig werden? Und war auch die Gefahr ſo groß nicht; iſt es billig jede nützliche Handlung, der moraliſchen Splitterichterey auszuſetzen: ſie könnte noch beſſer ſeyn?

Leſſings Streit mit Klotzen hatte ſeinen Nutzen. Die gelehrten Gecken traten nicht mehr ſo in den Weg, und trieben ihr Weſen weniger öffentlich. Die antiquariſchen Briefe und die Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet, wären ohne dieſen Streit ſchwerlich erſchienen. Das Schlechteſte iſt nicht ſo ſchlecht, daß es nicht etwas Gutes bewirkte.

Klotz war über den Verleger der Briefe, Herrn Nikolai, ſo aufgebracht, daß er ihm in einem Briefe alle Freundſchaft aufkündigte, und ihn zu verklagen drohte. Wie mag er nicht erſt auf den Verfaſſer gezürnt haben, der zugleich der Drucker war! Gleichwohl bekam Herr Nikolai kurz darauf einen Brief ohne Ort und Datum, bloß v. N. unterſchrieben. Dieſer N. hatte Klotzen und Burmann verſöhnt, und wollte auch Herrn Nikolai, wenn der erſt die Hand dazu böte, mit Klotz verſöhnen, der freylich nicht den Anfang machen würde. Da Herr Nikolai dieſe Gnade verwarf, ſo erlebte er das Unglück, daß Klotz eine Stelle aus einem Nikolaiſchen Briefe an ihn drucken ließ, und Herr Nikolai wartete dagegen mit dem gedruckten Verzeichniß der Klotziſchen Recenſionen in der allgemeinen Deutſchen Bibliothek auf. Doch das findet man alles daſelbſt ausführlicher, und wer der Gedemüthigte iſt, wird nicht ſchwer zu errathen. Kurz, Klotz fiel immer tiefer hinein, je mehr er ſich herauswinden wollte, und ſein Anſehn endigte faſt, wie das Schröpferiſche, nur daß Klotz aus der Welt gerufen wurde, und Schröpfer ſich mit einem Piſtolenſchuſſe hinaus ſtahl. Die Anhänger Beyder wurden ſogleich überzeugt, daß ſie ſich ihrer Anhänglichkeit zu ſchämen hatten.

Außer dieſem Streite, über deſſen Unanſtändigkeit ſich niemand mehr ärgerte, als die, welche die derbe Kraftſprache zur Bildung der feinen Welt kurz hernach aufbrachten, entſtand in den Hamburgiſchen Zirkeln, die Leſſing beſuchte, ein Aergerniß für die Aufklärer und Aufgeklärten; und es kam von Leſſingen! Freylich erzeugte es mehr lebhafte Unterhaltung unter Freunden und Bekannten, als öffentliche Streitſchriften.

Göze, damaliger Senior, oder, nach der Bahrdtiſchen religiöſen Vernunftſprache, Kapitalhengſt der rechtgläubigen Heerde zu Hamburg, bekam einige Beſuche von Leſſingen, in denen ſie freylich nicht die kanoniſchen Bücher des alten und neuen Teſtaments, oder den Werth des alten und neuen Hamburgiſchen Theaters feſtſetzten, aber von andern gelehrten Sachen ſprachen. Der lutheriſche Eiferer, der nun einmal ſich ohne Kraft fühlte, ihm die Kirchenbuße aufzulegen *), verſtand ſo gut,

---

*) Von Gözens Eifer gegen die Andersgeſinnten in der Religion dachte Leſſing ziemlich richtig. Er ſchrei einmal Folgendes von ihm: (es iſt ein Büchelch in 8vo, worin er ſich vielerley aufgezeichnet) „Da

einen profanen Gelehrten zu unterhalten, wie Chriſtus mit Zöllnern und Sündern zu ſpeiſen. Leſſing, dem jeder geſcheidte Mann gefiel, in was für einer Kappe er auch ſteckte, fand Behagen an Gözens Gelehrſamkeit; und die aufgeklärten Schandmäuler ſetzen hinzu: an ſeinem Rheinwein. Er beſuchte ihn oft, ohne Se. Hochwürden in die Verlegenheit einer Gegenviſite zu ſetzen. Leſſings Bekannte und Freunde erfuhren dieſes gar bald, und wollten ihn damit

---

Göze für das Verbrennen der Ketzer und Heterodoxen ſtimmen ſollte, glaube ich nicht. Dazu iſt er wirklich wohl noch zu weichherzig. Aber daß er darauf beſtehen würde, daß Semler, Baſedow und Teller, ein Reisbündel auf dem Rücken, vor ſeiner Kanzel erſcheinen und ſo widerrufen müßten, das bin ich vollkommen überzeugt. Weiter trieb Heinrich VIII in England, wenn er gnädig war, ſeinen Eifer wider die Ketzer auch nicht. Wohlverſtanden, wenn er gnädig war; denn mit unter ließ er einen doch auch wirklich verbrennen: z. E. einen gewiſſen Johann Lambert, einen Schulhalter in London um 1538, der die körperliche Gegenwart Chriſti im heil. Abendmahl leugnete. Und das that Heinrich, als er ſelbſt kaum mit dem Reisbündel losgekommen wäre, wenn ihm der Pabſt das Urtheil hätte ſprechen ſollen."

in Schimpf und Ernſt aufziehn. Sie waren aber ganz betroffen, als er ihnen unverholen geſtand: er mache daraus kein Geheimniß, daß er Gözens Gelehrſamkeit, und ſogar ſeine Theologie, ſchätze. Die Feinen hielten es für Widerſpruchgeiſt, und die Ueberfeinen für Spötterey. Jedermann glaubte, wenn Leſſing ja Parthey nehme, ſo müſſe er mit Leib und Seele dem Prediger an der St. Katharinenkirche, Alberti, zugethan ſeyn. Dies war der vernunftvollſte, toleranteſte und artigſte Prediger in Hamburg. Alle, die aufgeklärt ſeyn wollten, hingen ihm an, ſo wie der gemeine Mann ſeinem frommen Senior Göze. Leſſing war mit Alberti'n ſehr oft in Geſellſchaft, und wollte auch da ſeine Anhänglichkeit an Gözen nicht verhehlen, ungeachtet er Alberti'n nicht weniger ſchätzte. Warum dieſe beyden Gottesmänner in Streit geriethen, kann man am beſten aus der allgemeinen Deutſchen Bibliothek erſehn*).

Es iſt wahr, Göze predigte wider Alberti, und machte es ſo arg, daß der Magiſtrat für gut fand, es ihm zu verbieten. Alberti erwähnte Gözens gar nicht auf der Kanzel. Aber ſo hoch man ihm dieſe Gezogenheit auch anrechnet, ſo war es doch mehr Nothwendigkeit. Sein kleines Häufchen, wenn es auch alle Vernünftige in ganz Hamburg umfaßte, war taub, und wenn es alles hörte, ſo prüfte es auch alles, und behielt ſich nur das Beſte; das Beſte bezweckt aber weniger Anhänglichkeit an der Perſon, als an der Wahrheit.

---

*) Siebzehnter B. 2. Stück S. 612—729.

Göze hingegen redete zu ſeinem Volke, das aus einem bibliſchen Schnickſchnack bald eine Rede Gottes macht, und ſeinen Worten ungeſäumt Hände und Füße folgen läßt. Man nenne dieſe größte Menge immer Pöbel; ſie iſt die Stütze der Kanzel und des Throns. Nichts macht eine erbärmlichere Figur, als die reine geſunde Vernunft. Wer allenfalls die jämmerlichſte dabey machen könnte, wäre vielleicht der, welcher glaubt, der Pöbel verkenne in Allem ſein wahres Intereſſe, weil er gern davon hört, wovon der Dümmſte ſo viel weiß, wie der Weiſeſte, und der Weiſeſte doch ſo gern überzeugen will. Es iſt menſchliches Bedürfniß, ein Steckenpferd zu haben; und da es uns in der Jugend ſo wohl behagt, warum ſollte man ſich deſſen im Alter ſchämen?

Die Predigt, wovon uns Herr Nikolai in der Berliniſchen Monatſchrift *) Nachricht gegeben, beweiſet Leſſings gerade und edle Geſinnung hierin am meiſten, und es iſt Schade, daß ſie niemand aufgehoben hat.

Bey Gelegenheit der Göziſchen Unterſuchung über die Sittlichkeit der Bühne warf man Leſſingen, zur Neckerey vermuthlich, die Frage auf: Ob ein Geiſtlicher Komödien, und ein Komödiant Predigten ſchreiben dürfe? Leſſing antwortete darauf ganz trocken: der erſte, wenn er kann, und der andere, wenn er will.

Er wollte auch eine Monatſchrift ſchreiben, drucken und verlegen. Sie ſollte den Titel führen: Deutſches Muſeum. Der Plan war ſchon dazu entworfen, und vielen Freunden mitgetheilt, die er um Beyträge und Mitarbeitung erſuchte. Hr. Weiße verſprach ihm ſeinen Beyſtand mit der guten Ermahnung: Ich zweifle nicht, daß die Projekte, die Sie machen, vortrefflich ſind; nur laſſen Sie es nicht

---

*) Januar 1791. S. 30—45. S. auch Leſſings ſämmtliche Schriften. Th. VII. S. 103.

bloße Projekte bleiben. Auch Hr. Nikolai ließ es nicht an einer guten Warnung fehlen.

„Für Ihr neues Journal,“ ſchrieb er ihm, habe ich allen Reſpekt, wenn Sie lauter ſolche Sachen einrücken, wie diejenigen, die in das erſte Stück kommen ſollen. Es wird alle, die jemals geweſen, übertreffen. Befleißigen Sie ſich nur auf Vorrath; das iſt die Hauptſache, wenn die Fortſetzung ununterbrochen erfolgen ſoll.“

Zum Ueberfluß wurde er in Hamburg endlich gar Freymaurer. Warum? Die wahre Weisheit auf einmal zu ſchauen? oder gar zu beſitzen? Sollte er jemals ſo ſchwach geweſen ſeyn, ſie in etwas anderem zu ſuchen, als im Nachdenken? Oder hielt er die Freymaurerey für ein Mittel des weitern und beſſern Fortkommens im Auslande?

Dieſes wäre noch der wahrſcheinlichſte und beſte Grund, da er zu dieſer Zeit feſt entſchloſſen war, alles zu verkaufen und nach Italien zu gehen. Allein er wird dadurch ſehr unwahrſcheinlich, daß Leſſing alle Empfehlungen ſeiner Freunde ernſtlich verbat, die ihm ſehr anſehnſiche und wichtige verſchaffen wollten. Sollte er die freymaureriſchen Bekanntſchaften allen andern vorgezogen haben? Das kann wohl nur ein Stockfreymaurer ſich denken.

Und wenn er nun damit weder erlaubte noch unerlaubte Abſichten auszuführen geſucht, weder Geld noch Fürſtengunſt, noch Protektion, noch Beförderung, noch ſonſt das Geringſte für ſich erlangen wollen: warum ließ er ſich denn in dieſe geheime Geſellſchaft aufnehmen? Die Menſchheit zu ſtudiren?

Allerdings giebt es in der wirklichen Welt viele Dinge, die der Scharfſinnigſte, und in vielen und wichtigen Sachen ganz Unterrichtete deſto verkehrter ſieht, je aufmerkſamer er ſie in der Ferne betrachtet. Darauf zugegangen, und er erblickt das Johanniswürmchen. Geht er nun wieder davon, ſo iſt er manchmal neidiſch, und verlangt, daß ein Anderer ſelbſt darnach gehe, wie er; oder iſt ſchadenfroh genug, etwas Lächerliches, oder Wichtiges darüber zu erzählen, um die Schwachheiten der Menſchen belachen, beſchelten oder beklagen zu können; noch unedlerer Abſichten nicht zu gedenken. Dieſes alles ſpannt die allgemeine Neugier noch mehr. Aber ich dächte, die Geheimniſſe dieſer Geſellſchaft wären ſo ventilirt worden, wie jemals die religiöſen der alten und neueren Zeit. Wer von beyden noch nicht weiß, was er davon denken ſoll; wer dieſe in der Nähe mit Glas oder ohne Glas noch erſt beäugeln will: dem verwandelt gewiß der Taſchenſpieler ſeine Perücke in Mäuſe, und bringt ihm ein Schloß an den Mund. Weicht er aber dieſem Schabernack ſchlau genug aus, ſo weiß ich nicht, wo ſeine Ehrlichkeit, ſeine Geradheit, ſeine Menſchenliebe bleibt, wenn er ruhig und ſtillſchweigend den unſchuldigen Nächſten, er ſey Quer- oder Schwachkopf, noch ferner damit täuſchen ſieht.

Vielleicht ging es aber Leſſingen, wie es gewöhnlich manchem geſchäftigern Wanderer geht. Es entſteht ein Auflauf; er weiß, daß es nichts ſeyn wird, tritt aber doch mit hin, und lacht und ärgert ſich zugleich über ſeine Neugier. Leſſing war in Hamburg von einigen Freunden umgeben, die vielleicht, wie die Chriſten von einem vernünftigen Juden ſagen: Schade, daß er kein Chriſt iſt! eben ſo zu ihm ſprachen: Schade, daß Sie kein Freymaurer ſind! — O, Sie müſſen einer werden. Und er ward es!

Man ſoll ihm auch einen ehrenvollen Vorzug bey ſeiner Annahme angeboten haben, der gewöhnlichen Candidaten ſo leicht nicht gewährt wird, worunter wohl Fürſten und Prinzen nach freymaureriſcher Klugheit nicht gerechnet werden, mit denen es der Orden vermuthlich zu halten pflegt, wie der Europäiſche Kriegsdienſt.

Dieſe ſchmeichelhafte Aufnahme zu Gunſten ſeiner beſtand darin, ihn ſogleich durch alle Grade hindurchzuführen, wenn er die Fortſetzung ſeines Ernſt und Falk unterdrücken, und ſich aller weitern Unterſuchung enthalten, oder ſie wenigſtens nur für ſich anſtellen wolle, ohne etwas darüber drucken zu laſſen. Man ſetzt hinzu, er hatte die Wahrheit zu lieb, als daß er eine ſolche Bedingung eingegangen wäre.

An der Richtigkeit dieſer Anekdote iſt noch zu zweifeln, weil er dieſe Geſpräche erſt zu Wolfenbüttel vollendete, ob er ſie gleich in Hamburg angeſangen haben mochte. Denn er pflegte ſelten, zumal zu dieſer Zeit, aus ſeinen unvollendeten Handſchriften ſeinen Bekannten vorzuleſen.

Iſt ſie aber gegründet, ſo war der angebotene Preis ſo gering, daß es wunderlich bleibt, wie man jemals hoffen dürfen, Leſſing werde um deſſentwillen ſeinen Charakter verläugnen. Nicht zu gedenken, daß die Liebe zu geiſtigen Kindern wie zu leiblichen ſteigt, wenn ſie ohne ihr Verſchulden unterdrückt werden!

Am Tage ſeiner Aufnahme, führte ihn ſein Freund —, ein eifriger Freymaurer, mit dem er nie in Begeiſterung von dieſer Art Geſellſchaft geſprochen, in ein Nebenzimmer, und fragte ihn: Nicht wahr, Sie finden nichts wider Staat, Religion und Sitten bey uns? Nein, antwortete Leſſing mit vieler Lebhaftigkeit. Wollte der Himmel! ich fände etwas der Art, ſo fänd' ich doch etwas!

Moſes Mendelsſohn erinnerte ſich im Zirkel ſeiner Freunde auch einer Unterredung mit Leſſingen darüber mit vielem Vergnügen. Als er ihn nehmlich auf ſeiner Rückreiſe von Hannover in Wolfenbüttel beſuchte; fragte er ihn:

Sie ſind auch, wie ich gehört habe, Freymaurer geworden? Iſt das wahr, Freund?

Leſſing. O ja, lieber Moſes; wohl bin ich's geworden.

Moſes. Nun?

Leſſing. Was nun? Nun ſoll ich offenbaren? Nicht? Aber das darf ich nicht, kann ich wahrlich nicht. — Ich habe geſchworen. —

Moſes. Sie ſcherzen, lieber Leſſing. Glauben Sie wirklich, mein unſchuldiges Nun, das doch auch einen andern Sinn haben kann, ginge dahin, Ihnen die Geheimniſſe des Ordens zu entlocken? Das ſey fern! — Aber wie? Von früher Jugend ſuchen wir die Wahrheit; ſeit unſerer Bekanntſchaft ſuchen wir ſie gemeinſchaftlich mit aller Anſtrengung, mit aller Treue, mit welcher ſie geſucht ſeyn will. Und nun könnte es Wahrheiten geben, die Leſſing, ſeinem fünf und zwanzigjährigen Freunde nicht zu offenbaren, geſchworen — feierlich geſchworen? Und ich ſollte dieſe Wahrheiten zu wiſſen nicht neugierig ſeyn können? Sind es aber nicht Wahrheiten, die der

Orden ſeinen Jüngern mittheilt, ſo werden Sie noch vielmehr geſtehen, daß ich — — —

Leſſing lachte herzlich über Moſes Eifer, und ſagte: Hören Sie auf, lieber Moſes. Da habe ich meinen Orden für nichts und wider nichts compromittirt.

Mehr braucht es wohl für den Leſer nicht, um ihm zu beweiſen, was Leſſing von der Unbedeutſamkeit, aber auch Unſchädlichkeit dieſes Ordens für einen vernünftigen Mann, gedacht und erfahren hat. Man bringt es nicht hier an, um Einen oder den Andern davor zu warnen; da ſey Gott vor! Eine Loge iſt ein ſo unſchädlicher Ort, wie jeder anderer, wo man Kränzchen, Tabagie, Klub, Aſſemblee und dergleichen hält, um ſich durch Poſſen außer ſeinem Beruf zu zerſtreuen, wenn Berufs- und Hausgoſſen einem den Kopf ein wenig zu warm gemacht haben. Denn die Erfüllung wahrer Pflichten iſt keine Laſt, die man ſich aus den Gedanken zu ſchlagen trachtet.

So mannichfaltige Zerſtreuungen, die Leſſing in Hamburg hatte, und ſo vielerley Beſchäftigungen, denen er ſich freywillig unterzog, fingen doch nun an, ihn nicht mehr vor übler Laune zu ſchützen. Er war aber aufmerkſam genug, ſie nur wenigen Freunden merken zu laſſen. Anfang von Hypochondrie war es nicht; der wußte er mit ſeinem geſunden und feſten Körper vorzukommen: wohl aber ein wenig Unmuth über ſeinen äußerlichen Zuſtand.

Er arbeitete und arbeitete, und kam immer weiter herunter; war nichts weniger als Verſchwender, aber ſtets wollte er mehr leiſten, als er konnte. Seine Projekte, die gar nicht aus der Luft gegriffen waren, um ſeinen Bedürfniſſen, worunter freylich die Unterſtützung der Seinigen mit gehörte, abzuhelfen, gewährten ihm zuweilen gute Ausſichten; allein er hatte nicht Kaltblütigkeit genug, ſie mit Beharrlichkeit durchzuſetzen, und das Geringſte, das ihm in den Weg gelegt wurde, war im Stande, die ganze Sache zu vereiteln.

Er, der ſo viele Sprichwörter wußte, hatte das ganz gewöhnliche vergeſſen: aller Anfang iſt ſchwer. Er kannte die Menſchen ſehr gut; aber wenn er mit ihnen zu thun hatte, ſo nahm er ſich mit ihnen nicht nach ſeiner eigenen Kenntniß, ſondern nach ſeinem eignen Charakter. Und das iſt die einzige Urſache, warum ſo viele Leute von Weltkenntniß ohne alle Weltkenntniß in Geſchäften erſcheinen; aber auch deſto beliebter und größer werden, wenn ſie auf edle Gemüther treffen.

In dieſer mißmuthigen Stimmung der Seele beſchloß er, alle ſeine Habſeligkeiten loszuſchlagen, und nach Italien zu gehen, um daſelbſt ganz für ſich zu leben und zu ſtudiren. Rom ſchien ihm hierzu der beſte Ort zu ſeyn. Er verkaufte deshalb ſeine Bücher, und fand, ſo ziemlich gut er ſie auch verkaufte, doch am Ende, daß ihm nicht einmal für ein Jahr in Rom zu leben, übrig blieb.

Doch das hätte ihn von ſeinem Vorhaben nicht abgebracht; noch weniger die verkehrte Auslegung, die man davon *) aus Höhnerey machte, und die einer ſeiner Freunde aus Wohlmeynen treuherzig genug war, nachzuſchreiben, um ihm ein Kompliment zu machen.

Ein Deus ex machina erſchien gleichſam zu ſeiner Rettung. Der Herr Profeſſor Ebert,

---

*) Leſſings gelehrter Briefwechſel 1. Th. S. 194 u. 195.

der dem jetzt regierenden Herzoge von Braunſchweig, damaligem Erbprinzen, einige Leſſingſche Briefe an ſich und Klotzen vorgeleſen, bemerkte, daß ſie dem gefallen hätten, dem ſie gefallen ſollten; und rieth Leſſingen, wenn er nach Caſſel und Göttingen reiſete, wo er noch vor ſeiner Reiſe nach Italien einige Monate bleiben wollte, den Weg über Braunſchweig zu nehmen, weil ihn der Erbprinz kennen lernen, und bey der Wolfenbüttelſchen Bibliothek angeſetzt wiſſen wolle. Die antiquariſchen Briefe wirkten doch etwas Gutes. Der Braunſchweigiſche Hof gehörte zu den wenigen, die damals der Deutſchen Litteratur nicht bloße Toleranzfreyheit, wie den Juden, ſondern auch alle jura Christianorum, wie der Franzöſiſchen Litteratur, und noch dazu umſonſt, zugeſtanden. War es ein Glück, von einem Hofe gekannt zu werden, ſo mußte es bey dieſem ſchmeichelhaft ſeyn. Leſſing verſäumte daher die Gelegenheit nicht, reiſete ſchon im November 1769 dahin, und kam zu Ausgange des Decembers wieder zurück nach Hamburg. Die Beſorgniß, nicht den vortheilhafteſten

Eindruck gemacht zu haben, und die dabey gegebne Schilderung von ſich ſelbſt ſind Beweiſes genug, wie hoch er die erhaltene Einladung ſchätzte. Er ſah hier nicht ſo wahl auf die Größe des äußerlichen Glücks, das er machte, als auf die Art, wie er es machte. Man verlangte an ihm nicht einen Mann, um gleichſam die Rotte zu füllen, ſondern dem Verdienſte Gelegenheit zu noch größeren Verdienſten zu geben.

Seinem Vater, der kurz vor ſeinem Tode ihn über eins und das andere befragte, ſchrieb er Folgendes: „Eigentlich iſt es der Erbprinz, welcher mich hierher gebracht. Er ließ mich auf die gnädigſte Art zu ſich einladen, und ihm allein habe ich es zu danken, daß die Stelle des Bibliothekars, welche gar nicht leer war, für mich eigentlich leer gemacht ward. Auch der regierende Herzog hat mir hierauf alle Gnade erwieſen, deren ich mich von dem geſammten Hauſe zu rühmen habe, welches aus den leutſeligſten und beſten Perſonen von der Welt beſteht. Ich bin indeß der Menſch nicht, der ſich zu ihnen drängen ſollte: vielmehr ſuche ich mich von allem, was Hof heißt, ſo viel möglich zu entfernen, und mich lediglich in den Zirkel meiner Bibliothek einzuſchränken.“

„Die Stelle ſelbſt iſt ſo, als ob ſie von jeher für mich gemacht wäre, und ich habe es um ſo viel weniger zu bedauern, daß ich bisher alle andere Anträge von der Hand gewieſen. Sie iſt auch einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann. Das allerbeſte aber dabey iſt die Bibliothek, die Ihnen ſchon dem Ruhme nach bekannt ſeyn muß, die ich aber noch weit vortrefflicher gefunden habe, als ich mir ſie jemals eingebildet hatte. Ich kann meine Bücher, die ich aus Noth verkaufen müſſen, nun ſehr wohl vergeſſen. Ich wünſchte in meinem Leben noch das Vergnügen zu haben, Sie hier herumführen zu können, da ich weiß, was für ein großer Liebhaber und Kenner Sie von allen Arten von Büchern ſind.“

„Eigentlich Amtsgeſchäfte habe ich dabey keine andere, als die ich mir ſelbſt machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf geſehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen ſoll. Indeß werde ich beydes zu verbinden ſuchen: oder eigentlich zu reden, folgt ſchon eins aus dem andern.“

Leſſing kam dadurch auf einmal aus einem Sumpfe, in den er immer tiefer hinein gerathen war, je mehr er ſich herausarbeiten wollen.

Er konnte ſich nun ohne Verdruß ſeines Büchervorraths entſchlagen, da er den völligen Gebrauch einer der beſten Bibliotheken in Deutſchland erhielt. Er durfte ſogar ſeine damalige Lieblingsidee, nach Italien zu gehen und die Schätze des Alterthums weiter zu ſtudiren, nicht aufgeben: man hatte die Gnade, ihm die gelegentliche Erfüllung ſeines Wunſches zu verſprechen, und erfüllte ihn auch. Was ihm aber die meiſte Freude machte, war, daß es ſo ganz nach dem Wunſche ſeines Vaters ausfiel, dem alles, was ſich bisher mit dieſem Sohne zugetragen hatte, zwecklos ſchien.

Durch ſeinen Ruf nach Wolfenbüttel wurde der Vaterwunſch erfüllt, ſeine Söhne alle verſorgt zu ſehen. Er wußte am beſten, was ſein mit Recht geliebteſter Sohn für ein Bücherwurm ſey, bey aller ſeiner Lebhaftigkeit und

Laune zu ſchwärmen und zu reiſen. Er ſchloß von ſich auf ſeinen Sohn, daß ihm ein ſolcher Poſten erwünſcht ſeyn müſſe.

In dieſer Zeit machte Leſſing noch eine ihm ſehr wichtige Bekanntſchaft und Freundſchaft mit dem jetzigen Vicepräſidenten Herrn Herder, der aus Frankreich zurückkam, und den zu ſchätzen und zu lieben ihm freylich ſehr leicht ward.

Leſſing verweilte ſich in Hamburg länger, als er verſprochen hatte. Sein Freund Herr Hofrath Ebert wünſchte damals, daß ſich die Urſache davon mehr auf eine verlobte Braut im eigentlichen Verſtande beziehen möchte, als auf die figürliche, die Bibliothek; ſetzte aber hinzu: leider ſind Sie vor dieſem Verdachte nur zu ſicher! Allein er war es nicht. Er hatte daſelbſt die Bekanntſchaft der verwittweten Madame König gemacht: einer Frau von vielem Geiſt und Verſtande, die bey ihrer Weiblichkeit männliche Thätigkeit und Entſchloſſenheit beſaß, und bey der Sorge für ihr und ihrer Kinder Glück nie das feinere Gefühl des edlen Herzens gegen Andere erſtickte. Selbſt die Zärtlichkeit gegen Leſſingen beruhete auf ihrer

Mutterpflicht, und ſie würde mit ihm nie eine Verbindung eingegangen ſeyn, wenn ſie nicht dieſer Pflicht mehr als ſich ſelbſt Genüge leiſten können. Leſſing war aber auch unter allen der, welcher ihrer Abſicht vollkommen entſprach: ein Kinderfreund; und das Glück der ihrigen zu machen, oder nach allen Kräften dazu beytragen, hielt er für wahre Beweiſe ſeiner Liebe gegen die Mutter.

Die Leidenſchaft Liebe, wie ſie einige unſerer großen Dichter geſchildert haben, ſah er zwar gern in der meiſterhaften Darſtellung, war aber überzeugt, ſie ſey in der wirklichen Welt fehlerhaft und unſtatthaft. Wer erfahrungslos genug war, ſie in das gemeine Leben hinüber verpflanzen zu wollen, begann nach Leſſings Meynung mehr eine Unmöglichkeit als Lächerlichkeit. Auch muß man bedenken, daß er ſchon in den Jahren war, wo die glücklichen und unglücklichen Wertheriaden nicht mehr kleiden, und der brave und nützliche Mann allein Werth hat. Leſſing war Schriftſteller und Dichter nur auf ſeiner Studierſtube; in Geſellſchaft und den übrigen Verhältniſſen des

Lebens ſtets geſelliger Menſch; und Sonderling, oder ſtreitſüchtig ſchien er nur in der unbefangenen Betrachtung der mannigfaltigen Seiten eines Gegenſtandes, womit er nicht allezeit zurückzuhalten die Gabe hatte. Dieſe Eigenheit verdient freylich einen ſo harten Nahmen nicht; aber nicht immer theilen Sachverſtändige die Nahmen aus.

Den Beweis von dem vortrefflichen Charakter dieſer Frau könnte man ſchon aus Leſſings Wahl führen, der ſo manches ſchätzbare Frauenzimmer kennen lernte, und doch nur von dieſer gefeſſelt wurde. Aber dieſer Beweis iſt trüglich, und widerſpricht der täglichen Erfahrung. Die Inconſequenz unſeres Verſtandes zeigt ſich nirgends ſo ſehr wie beym Heirathen. Wer die Briefe, welche Leſſing mit ihr bis zur Verheirathung gewechſelt, mit Aufmerkſamkeit, nicht bloß zum Zeitvertreibe lieſt, wird eine beſſere Urſache finden, ſie hoch zu ſchätzen.

Man tadelt dieſe Briefe als unintereſſant, alltäglich und anzüglich gegen Unſchuldige. Auf das erſte kann der Herausgeber nichts antworten, als die Einwendung jenes Bauern, der ſeine Ackerpferde zu Markt brachte, und dem ein Stallmeiſter mitleidig zu verſtehen gab, daß ſie weder als Schulpferde, noch als Reitpferde taugten: „Wunderlicher Herr! Habe ich ſie denn dafür ausgegeben? oder ausgeben können? Sie ſtehen zur Nachfrage da für Leute, wie ich bin.“

Das Anzügliche oder Beleidigende aber weiß der Herausgeber bis dieſe Stunde nicht zu finden. Er bekennt, daß ihm die Leſſingiſchen Freundſchaftszirkel in Hamburg nicht bekannt ſind, und daß er viele Stellen dieſer Briefe nicht verſteht; glaubte aber nicht, daß Andere etwas Nachtheiliges daraus verſtehen würden. Konnte er vermuthen, daß ſie einen Unſchuldigen oder Schuldigen ſchaden möchten, ſo hätte die Welt ſie nicht zu ſehen bekommen.

Zu Ende des Aprils verließ Leſſing endlich Hamburg ganz. Nachdem er ſich einige Tage in Braunſchweig aufgehalten, begab er ſich an ſeinen Beſtimmungsort Wolfenbüttel.

Hier mußte er natürlich ſehr fleißig werden. Er traf daſelbſt gar keine Freunde an, ob er ſich gleich nachher einige erwarb. Der Ort iſt an und für ſich leer und ſtille, und hat alle die herrlichen Dinge nicht, die Leſſingen zuweilen zerſtreuen konnten. Die Bibliothek war das Einzige, was ihn beſchäftigte und vergnügte. Natürlich befriedigte er alſo mit großem Eifer ſeine Neugier auf derſelben; und gleich die erſten Tage entdeckte er nicht, ſondern fand (denn wie er ſelbſt ſagt: Man entdeckt was man ſucht, und findet woran man nicht denkt) ein Manuſcript, von dem man bisher glaubte, daß es gar nicht exiſtire; welches Conring und Leibnitz ſo gar überſehen; (vielleicht, weil dieſen Herren die euchariſtiſchen Trakaſſerieen im Grunde nicht ſehr behagten) kurz, das Manuſcript des Exſubſtantiators Berengarius von Tours, worin er das wichtige Werk des Transſubſtantiator Lanfrankus von Wort zu Wort widerlegt. Welch ein Aufſchluß in der Theologie! Nunmehr durften ſich die Katholiken nicht mehr rühmen, ihr Lanfrankus habe den Ketzer Berengarius mit Gründen ſo in die Enge gebracht, daß er nicht darauf antworten können. Berengarius hat ſeinem Feinde nachdrücklich zugeſetzt, und man muß glauben, daß die Transſubſtantiatoren nichts mehr dagegen vorbringen können, da ſie in der Verzweiflung beſchloſſen, es zu unterdrücken; ſonſt würden ſie ihn ja wohl widerlegt haben. Aber dies iſt nicht der einzige Triumph. Berengarius iſt in der Lehre vom heiligen Abendmahl kein Zwinglianer, kein Reformirter; er iſt Lutheraner. Er glaubt weder Transſubſtantiation, noch bloßen Tropus; ſondern hält wirklich das Brot und den Wein im Abendmahl nach der Weihung für den Leib und das Blut des Herrn. Iſt das nicht noch unglaublicher als die Transſubſtantiation, Impanition, Conſubſtantiation, Aſſumtion, Augmentation? Was ſchadet es dem, der Glauben hat? Es iſt die reine, wahre, orthodoxe Meynung des großen Luthers, der es billigte, daß der arme Berengarius um ſeiner Ketzerey willen verdammt wurde, weil man damals von ihm in den Gedanken ſtand, er habe die Wörtchen: τουτ' ἐστι für: das bedeutet, und nicht für:

das iſt es wirklich, angenommen [*]. Und nun ſage man, daß Leſſing nicht dem frommen Fähnlein der Lutheraner mit Eifer gefolgt ſey; daß er nicht ſeine geſunde Vernunft gefangen nehmen können, und hier auch genommen habe! Er thut ſich gegen ſeinen Freund, den verſtorbenen Profeſſor Schmid zu Braunſchweig [**], der die Ergänzung des Adelmann eben herausgegeben, auch nicht wenig zu gute auf den Dienſt, den er der Lutheriſchen Kirche mit Ankündigung ſeines Berengarius Turonenſis leiſte. Wer darin Schalkheit finden will, dem wird man es ſchwerlich ausreden können; aber vor der unpartheyiſchen Gerechtigkeit kommt er mit ſeinen Gloſſen nicht fort.

Wie ſehr Leſſingen dieſer Fund erfreute, ſieht man aus ſeinem letzten Brief an ſeinen Vater. „Gleich Anfangs,“ ſagt er, „habe „ich unter den hieſigen Manuſcripten, deren „an 6000 vorhanden ſind, eine Entdeckung

---

[*] Berengarius Turonenſis, oder Ankündigung eines wichtigen Werks aus der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, von G. Ephr. Leſſing, Braunſchweig 1770. S. 7 und 8.

[**] Ebendaſelbſt S. 1 und 2.

„gemacht, welche ſehr wichtig iſt und in die „theologiſche Gelehrſamkeit einſchlägt. Sie „kennen den Berengarius, welcher ſich im „eilſten Jahrhundert der Lehre der Transſub„ſtantiation widerſetzte. Von dieſem habe ich „nun ein Werk aufgefunden, von dem, wie „ich ſagen darf, noch kein Menſch etwas weiß; „ja deſſen Exiſtenz die Katholiken ſchlechter„dings geleugnet haben. Es erläutert die „Geſchichte der Kirchenverſammlungen in ge„dachtem Jahrhundert, die wider den Be„rengarius gehalten wurden, ganz außeror„dentlich, und enthält zugleich die unwider„ſprechlichſten Beweiſe, daß Berengarius voll„kommen den nachherigen Lehrbegriff Lutheri „vom Abendmahl gehabt hat, und keinesswe„ges einer Meynung zugethan geweſen, die „der Reformirten ihrer beykäme. Ich werde „das ganze Manuſcript herausgeben, und laſſe „bereits vorläufig eine Ankündigung drucken, „die ich Ihnen nächſtens ſenden will.“

Aber der gute Vater erlebte ſeines Sohns Ankündigung dieſes Berengariſchen Manuſcripts nicht; erfuhr auch nicht, wie vortheil häſt ſie Erneſti in Leipzig aufgenommen, und daß er erklärt hatte, Leſſing verdiene deshalb zum Doktor Theologiä kreirt zu werden. Er ſtellte ſogar in ſeinen Collegiis dieſen Doctorandum zum leibhaften Exempel dar, daß, wer Humaniora gründlich verſtehe, alles in der Welt mit Ehren behandeln könne.

Ob dieſes Lob Leſſingen etwas ſtolz gemacht, ergiebt ſich aus dem, was er ſeiner nachherigen Frau nach Wien ſchrieb. „Gott ſey Dank! *) nun bin ich damit zu Stande; und in dem nächſten Wiener Verzeichniſſe von verbotenen Büchern werden Sie wohl den Titel angezeigt finden. Sie glauben nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bey unſern Lutheriſchen Theologen geſetzt habe. Machen Sie ſich nur gefaßt, mich für nichts geringeres, als für die Stütze unſerer Kirche, ausgeſchrieen zu hören. Ob das mich aber ſo recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren.“

---

*) Leſſings freundſchaftlicher Briefwechſel 1. Th. S. 16.

Und das hat ſie allerdings gelehrt. Faſt möchte man glauben, er habe ſich auf dieſen Fund im Ernſt etwas zu Gute gethan. Wäre er ſeines Vaters Vater geweſen, ſo hätte er gar ſtolz darauf ſeyn können. Aber die gottloſe allgemeine Deutſche Bibliothek! Die war Schuld, daß ſich der Leſer nicht mehr in die Denkart jener Zeiten ſetzen wollte, wenn ſich auch ſchon der Schriftſteller dazu herabließ. Niemand verlangte nach dem Berengariſchen Manuſcripte; kein Schmid erſchien bis auf den heutigen Tag, der es, wie das Lanfrankiſche Buch vom Leibe und Blute des Herrn, herausgegeben hätte! Doch wir müſſen das Beſte hoffen. Vielleicht erweckt Gott noch einen katholiſchen Geiſtlichen, der dieſen Dienſt zur Ehre der Lutheraner über ſich nimmt. Leſſing hielt ſich dazu für unwürdig, und ſcheint ſogar gegen manches Lob darüber argwöhniſch geweſen zu ſeyn.

Sein jüngſter Bruder ſchrieb ihm aus Berlin: „Deinen Berengarius habe ich noch nicht geſehen. Ob ich gleich ſo wenig vom Abendmahle als vom Mittagsmahle verſtehe, ſo bin ich doch begierig zu wiſſen, was dieſer Archidiakonus Andegavenſis davon geſagt hat. Ich hätte hundert Jahr in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek ſeyn, und tauſendmal das Manuſcript ſehen können; mir wäre es wie Deinen Vorgängern gegangen." — Wer ſieht nicht, daß er ihm wegen ſeiner Aufmerkſamkeit und Entdeckungsgabe ein Kompliment machen wollte?

Er nahm es aber in einem ganz andern Sinne, und antwortete: „Ich habe es, Gott weiß, nie nöthig gehabt, um Geld zu ſchreiben als jetzt; und dieſe Nothwendigkeit hat natürlicher Weiſe ſogar Einfluß auf die Materien, wovon ich ſchreibe. Was eine beſondere Heiterkeit des Geiſtes, was eine beſondere Anſtrengung erfordert, was ich mehr aus mir ſelbſt ziehen muß, als aus Büchern, damit kann ich mich jetzt nicht abgeben. Ich ſage Dir dieſes, damit Du Dich nicht wunderſt, wenn ich, Deines Mißfallens ungeachtet, etwa gar noch einen zweyten Theil zum Berengarius ſchreibe. Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnſten iſt: wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen.“

Moſes Mendelsſohn, der ihn zu Wolfenbüttel im Oktober eben dieſes Jahrs beſuchte, gratulirte ihm zu ſeiner Entdeckung, mit den Worten: daß er ſie ihm nicht beneide. Dies ſchien Leſſing in dem Sinne zu nehmen, als wenn ſein Freund über ſeine Beſchäftigung lächle. Freylich pflegte Moſes oft ſeine Freunde zu fragen, wenn ſie etwas vornahmen oder vornehmen wollten: wird dadurch die Kenntniß der Menſchen berichtiget, oder vermehrt? das Nachdenken geſtärkt? und der Weg zur Glückſeligkeit gebahnter und ſicherer? Einen Zweck muß doch die Arbeit haben.

Bey dieſem Beſuche zeigte ſich die verſchiedene Denkungsart der beyden Freunde noch auf eine andere Weiſe. Leſſing führte, wie leicht zu ermeſſen iſt, Moſes in die Bibliothek, und wollte ihn nun mit allen ihren Seltenheiten bekannt machen. Aber der Verfaſſer des Phädon war, als er hineintrat, wie vor Verwunderung verſteinert, und rief nach einer Pauſe aus: Welche erſtaunliche Menge von Büchern, und wie wenig weiß man! Dem Bibliothekar mochte dieſe Betrachtung wohl nicht willkommner ſeyn, als dem Luſtwandler der Kirchhof; aber der Freund erkannte daran ſeinen Philoſophen, zumal da er noch hinzuſetzte: Ich bin zu Ihnen nicht darum, ſondern um Ihretwillen gekommen. Nur Ihre Meynungen will ich wiſſen, nicht was in dieſen ſchönen Särgen iſt.

Und nun unterhielten ſie einander deſto herzlicher und vertrauter. Freylich wohl auch wenig von Moſes Talmudiſcher Gottesgelahrtheit, und ſeiner Ausgabe der Hebräiſchen Bibel. Denn beyde erbten ihr Lieblingsſtudium von ihren guten Vätern, und kannten deſſen Wichtigkeit im Stillen nur zu wohl; aber die στοργὴ ſpiegelte es ihnen immer als eine Sache vor, die man nicht ſo leichtſinnig verwerfen müſſe; ja, jeder glaubte, an dem ſeinigen etwas Beſſeres zu haben, als der andere. Leſſing ſchien am Ende ſich nichts Erbauliches davon zu verſprechen; Moſes Mendelsſohn aber mehr, als jemals dadurch bewirkt werden kann. Beyde hatten die edelſte Abſicht. Moſes wollte uns

Mittel zur Glückſeligkeit in die Hände ſpielen, Leſſing in die Hände geben. Natürlich, daß der erſte mehr Beyfall fand, als der letztere. Moſes war zu ängſtlich beſorgt, daß bey zu vielem Lichte ein Nichts daraus werden möchte, und Leſſing zu zuverſichtlich, als daß ihm je eingefallen wäre, Unterſuchung könne die Wahrheit zu Nichts machen. Sie werden nun wohl Beyde wiſſen, woran ſie ſind. Da wir aber davon nichts erfahren können, ſo wäre das Beſte, wir thäten wie ſie; wir gingen jeder unſern Weg, blieben im Grunde herzliche Freunde, und ließen verfinſtern und erleuchten, wer mit gnädigſter Erlaubniß einer hohen Obrigkeit Luſt und Belieben dazu hätte. An Zulauf wird es keiner Parthey fehlen, wenn ſie nur ſonſt ihr Werk recht verſteht.

Außer dieſer theologiſchen Arbeit, fing er auch an, ſeine kleine Schriften umzuſchmelzen, kam aber damit nicht weiter als bis zum fünften Bogen des zweyten Theils. Der erſte Theil erſchien zu Berlin 1771 unter dem Titel: Vermiſchte Schriften.

Sein Freund, Herr Ramler, hatte die Güte, nicht bloß die Correktur von dieſen vermiſchten Schriften zu übernehmen, ſondern die Gedichte ganz durchzuſehn, davon auszuſtreichen, was ihm nicht gefiel, und hinzuzuſetzen oder zu verändern, wie es ihm beſſer däuchte. Niemals mißbilligte Leſſing dies, ſondern bewunderte allezeit Ramlers feines, richtiges Gefühl, und nahm daher Ramlers Verbeſſerungen in ſeinen Gedichten mit Dank auf.

Die ſitzende Lebensart, die mit dieſen Arbeiten verbunden war, wollte Leſſingen in die Länge nicht bekommen. Er ward krank, und wußte zu ſeiner Wiederherſtellung nichts Beſſeres vorzunehmen, als eine Reiſe nach Hamburg und Berlin.

Und in Berlin war es, wo er zuerſt ſeinen Freunden das Manuſcript zeigte, woraus die berüchtigten Fragmente genommen ſind. Er hatte die Abſicht, es daſelbſt ganz drucken zu laſſen. Sein Freund Voß wollte es auch verlegen, wenn es die Berliniſche Cenſur paſſirte. Man übergab es daher dem theologiſchen Cenſor. Dieſer hatte nichts dagegen; aber das

Imprimatur wollte er nicht darauf ſchreiben. Der Druck unterblieb alſo.

Leſſing war kaum von Berlin nach Wolfenbüttel zurück, ſo erhielt der Profeſſor Sulzer einen Auftrag, (vermuthlich von dem damaligen Oeſtreichiſchen Geſandten) ſich zu erkundigen, ob Leſſing wohl Luſt hätte, unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien zu gehen. Seine Erklärung darauf war ungefähr dieſe:

„Ob er ſchon nicht eigentlich Urſache hätte, mit ſeiner gegenwärtigen Situation unzufrieden zu ſeyn, und es auch nicht wäre, ſo ſähe er doch voraus, daß ſeine Beruhigung dabey in die Länge nicht dauern könne. Beſonders würde er die Einſamkeit, in der er zu Wolfenbüttel nothwendig leben müſſe, und den gänzlichen Mangel des Umgangs, wie er ihn an andern Orten gewohnt geweſen ſey, auf mehrere Jahre ſchwerlich ertragen können. Er würde, ſich gänzlich ſelbſt überlaſſen, an Geiſt und Körper krank; immer unter Büchern vergraben zu ſeyn, dünke ihn wenig beſſer, als im eigentlichen Verſtande begraben zu ſeyn. Folglich wenn er vorausſähe, daß eine Veränderung mit ihm

[illegible]

endlich nothwendig ſeyn würde: ſo wäre es freylich gut, wenn er je eher je lieber dazu thäte; beſonders, wenn dieſe Veränderung wirkliche Verbeſſerung ſeiner äußerlichen Umſtände ſeyn könnte, die nach dem, was ihm alles auf dem Halſe läge, viel zu kümmerlich wären. — Aber ein Vorſchlag nach Wien? Was könnte das für einer ſeyn? Wenn er das Theater beträfe, ſo möchte er gar nichts davon wiſſen. Das Theater überhaupt würde ihm von Tage zu Tage gleichgültiger, und mit dem Wiener Theater, welches unter einem eigennützigen Impreſſarius ſtände, möchte er vollends nichts zu thun haben. Die ſchönſten Verſprechungen, die bündigſten Verabredungen, die er da fordern und erwarten könnte, würden doch nur Verſprechungen und Verabredungen von und mit einem Partikulier ſeyn, und ſeine Freunde würden es ihm ſehr verdenken, wenn er eine gewiſſe dauerhafte Verſorgung ungewiſſen Ausſichten aufopfern wollte. Doch vielleicht beträfe der Vorſchlag nicht das Theater, wenigſtens nicht unmittelbar; und in dieſem Falle, geſtehe er, würde er ſich nicht ſehr bedenken, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauſchen. Er ſetze voraus, daß er bey dieſem Tauſche in allem Betracht gewinne.

Als man ihm nochmals verſicherte, daß der Antrag von keinem Theaterimpreſſarius noch Partikulier, ſondern von einem Kayſerlichen Miniſter käme, und er wohl thäte, wenn er Forderungen mache; erwiederte er: — Was kann ich für Forderungen machen, da ich nicht weiß, was man von mir verlangt? Denn durch ungewiſſe Hoffnungen möchte ich mich nicht gern an dieſem oder jenem hindern laſſen, was ich gleichwohl auch nicht unternehmen und anfangen möchte, wenn mich eine gänzliche Veränderung außer Stand ſetzte, es zu vollenden. Endlich erfuhr er von Sulzern, man werde ihn von Wien aus einladen, dahin zu kommen, und wenn es ihm daſelbſt gefiele, ſeine Bedingungen gern erfüllen. Dieſe Einladung erfolgte aber nicht; und wenn ſie auch erfolgt wäre, ſo hätte doch daraus nichts werden können. Denn es wäre für ihn ſo wohl unanſtändig als unſicher geweſen, ſich von ſeinem Herzoge dazu Urlaub auszubitten. Sagte er nicht die

Wahrheit: was für einen Vorwand konnte er brauchen, der wahrſcheinlich genug geweſen wäre, daß man nicht ſogleich hindurch ſehen können? Und ſagte er ſie, daß er nehmlich Wien beſehen wolle, ob es ihm daſelbſt zu einem beſtändigen Aufenthalte gefiele: was konnte er wohl für eine Antwort erwarten?

„Ich ſehe nun überhaupt wohl, ſchrieb er endlich ſeinem Bruder in Berlin unter dem 31ten December 1771, was es mit dem ganzen Dinge iſt. Es ſteht in öffentlichen Blättern ja genug davon, und in den Erfurter Gelehrten Zeitungen leſe ich, daß Prof. Riedel mit einer ſehr anſehnlichen Beſoldung nach Wien zu der Stelle eines K. K. Raths berufen, auch ihm dabey die freye Uebung der proteſtantiſchen Religion geſtattet worden. Er werde im Anfang des künftigen Jahrs ſeine Stelle antreten, und in ſolchen Geſchäften gebraucht werden, die für die Litteratur unſers Vaterlandes von der größten Wichtigkeit ſeyn würden.“

„Aber, lieber Gott! ſetzte Leſſing hinzu, wenn die guten Wiener mit Riedeln den Anſang machen: was kann man ſich viel davon verſprechen? Und wenn ſie Riedeln auf ſeine famam, und auf Treu und Glauben Anderer, ſo fort berufen können: warum wollen ſie mich denn erſt ſehen? warum muthen ſie denn mir erſt eine Reiſe auf Beſichtigung zu? Man wird ſagen, die Beſichtigung ſey für mich. Aber es kommt mir ganz vor, daß ſie eben ſo wohl für die Wiener ſeyn ſoll, als für mich. — Kurz, ohne alle Gewißheit zu haben, thue ich keinen Schritt. Und wenn Riedel ſeinen ganzen Anhang nach ſich zieht, wie er ohne Zweifel zu thun ſuchen wird, ſo ſoll es mir lieb ſeyn, wenn man mich läßt, wo ich bin. — Die Zeit wirds lehren.“

Riedel war aber wirklich nur ein Nothnagel. Man hatte viele andere Gelehrte nach Wien berufen, von allen aber abſchlägige Antwort erhalten. Von Leſſingen vermuthete man ſie ſich deſto eher, da er in ſeiner jetzigen Lage noch ganz neu war. Und er möchte ſie auch wohl gegeben haben, wenn ſeine Freundin, Madame König, nicht zwey Fabriken in Wien gehabt hätte, die ſie auch bald darauf dahin zugen, und wenn Leſſingen, ſo wie ihr, im Grunde ein großer Ort nicht lieber als ein kleiner geweſen wäre. Was ſie aber hernach von Wien abwandte, war die fürchterliche, vielleicht übertriebene Vorſtellung, daß man der Gnade des Hofes nicht lange gewiß bleiben könne, wenn man ſich nicht in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche begebe. Der aufgeklärte Joſeph ſelbſt könne nicht ſchützen, wie er wünſche, und ſeiner edlen Mutter ſey nur von dieſer Seite beyzukommen. Nun hätten ſich Leſſing und ſeine Freundin wohl entſchloſſen, aus Ehrfurcht für eine ſo große Dame, für die edelſte, gerechteſte und gutherzigſte Regentin, die Ceremonien der Römiſchen Kirche mitzumachen, die doch auch die Chriſtliche Kirche iſt. Dem widerſprach aber ein andres Vorurtheil. Man darf nicht, um ſein Glück zu machen, den herrſchenden Gottesdienſt eines Landes, eines Regenten eben ſo harmlos annehmen, als man ſich in ſeine übrigen Sitten und Gebräuche findet, wenn man auf die Achtung rechtſchaffener Zuſchauer Anſpruch machen will. Man darf in dieſem Einen Punkt nicht aufgeben, was man zu vertheidigen ſich nicht berufen fühlt. So lange einer Religion nicht gleiche Vorzüge mit der andern eingeräumt werden, kann es mit aller Duldung nicht weit her ſeyn. Die iſt nur eine gute Miene bey böſem Spiele. Darin waren Griechen und Römer weiter als wir!

Doch der ganze Plan, den ein Großer des Hofes mit Genehmigung des Kayſers entwarf, eine Akademie der Wiſſenſchaften in Wien zu errichten, zerſchlug ſich. Die Akademie iſt nicht errichtet, und die nachtheiligſten der Folgen, die man vielleicht von ihr befürchtete, ſind ohne ſie erfolgt. Dem Geiſt des Jahrhunderts wehrt man nicht. Wohl dem Jahrhundert, deſſen Geiſt der Geiſt der Menſchlichkeit iſt!

Im März wurde Leſſing mit ſeinem Trauerſpiel Emilia Galotti fertig. Das Sujet davon war eins ſeiner älteſten, das er ſchon einmal in Hamburg auszuarbeiten anfing. Aber weder die alte, noch die Hamburgiſche Ausarbeitung brauchte er, weil jene nur in drey Aufzügen abgetheilt, und dieſe ſo angelegt war, daß ſie zwar vorgeſtellt, aber nicht gedruckt werden ſollte. Das neue Trauerſpiel ward zum erſtenmal am 13. März 1772 zum Geburtstage der verwittweten Herzogin von Braunſchweig aufgeführt *), und kurz darauf in Hamburg, Berlin, Wien und an vielen andern Orten.

---

*) Andere Dichter ſcheuen ſich nicht, ihre Dedikationen, die ſie bey ſolchen Gelegenheiten machen, wenn ſie zumal an hohe Perſonen ſind, ihrem Stücke beyzufügen. Leſſing machte zwar keine Dedikation dazu; aber wohl befürchtete er, daß Döbbelin, der damals mit ſeiner Truppe am Braunſchweigiſchen Hofe ſpielte, damit anſtößig werden könnte, und ſchrieb daher folgenden Brief an den regierenden Herzog:

„Ich unterſtehe mich, eine große Kleinigkeit an Ew. Durchlaucht zu bringen, die jedoch für mich darum keine Kleinigkeit iſt, weil ich nicht gern das Geringſte thun oder geſchehen laſſen wollte, was Ew. Durchlaucht wünſchen könnten, daß es gar nicht oder anders geſchehen wäre.“

„Döbbelin hatte erfahren, daß eine neue Tragödie von mir, die ich aber bereits vor einigen Jahren ausgearbeitet, gegenwärtig in Berlin gedruckt werde. Er bat mich, ihm das Manuſcript davon zukommen zu laſſen, um ſie auf den bevorſtehenden Geburtstag der Herzoginn Königl. Hoheit aufzuführen. Ich konnte ihm ſolches nicht wohl verweigern. Doch nahm ich mir ſogleich dabey vor, ſo bald ein Abdruck in meinen Händen ſeyn würde, durch Vorlegung deſſelben vor allen

Die Zuſchauer lachten oft, wo ſie weinen ſollten, und weinten, wo man ihnen ein bitteres Lächeln nicht übel nehmen können. Den Vornehmen war der Kammerherr anſtößig, den Maitreſſen die Orſina; Allen aber der Angelo keine tragiſche Perſon. Die Franzöſiſche Kritik nannte es ein witziges Ungeheuer; die Deutſche ein tägliches Studium, das man immer gern bey der Hand hat.

Dingen mich der Genehmigung Ew. Durchlaucht zu verſichern.“

„Ich thue ſolches hiermit, ob ſchon das ganze Stück noch nicht gänzlich abgedruckt iſt, und ich Ew. Durchlaucht nur die Bogen bis in den vierten Aufzug vorlegen kann. Indeß werden auch ſchon dieſe hinlänglich ſeyn, einen Begriff von dem Ganzen zu machen, welches weiter nichts als die alte Römiſche Geſchichte der Virginia in einer modernen Einkleidung ſeyn ſoll.“

„Ich weiß nicht, ob es überhaupt ſchicklich iſt, an einem ſo erfreulichen Tage eben ein Trauerſpiel aufzuführen; noch weniger weiß ich, ob Ew. Durchlaucht an dieſem Tage nicht etwas ganz anders zu ſehen wünſchen könnten. Sollte dieſes ſeyn: ſo iſt es zu einer Abänderung noch immer Zeit; und falls Ew. Durchl. dem Döbbelin nicht unmittelbar Dero Willensmeynung darüber wiſſen zu laſſen geruhen wollen: ſo erwarte ich nur einen Wink, um unter irgend einem leicht zu findenden

Von dieſem herrlichen Beyfalle genoß Leſſing wenig, und ſah nicht Eine Aufführung dieſes Stücks zu Braunſchweig. Er war faſt wieder da, wo er ein Jahr früher war: nicht eigentlich krank, aber ſchlimmer als krank, in einer ſolchen Zerrüttung, daß er nicht hätte beurtheilen können, was an ſeiner eigenen Arbeit gut oder ſchlecht ſey. Schale Urtheile oder ſchale Lobeserhebungen mit dem Hute unter dem Arme anzuhören, war nie ſeine Sache.

Von dieſer Zeit an fühlte er etwas in ſich, das man Spleen nennen könnte. „Sie haben,

---

Vorwande die Aufführung dieſes neuen Stücks zu hintertreiben.“

Die Antwort aber war, daß es gar füglich geſchehen könne. Doch dieſer Einwilligung ungeachtet wäre die Aufführung faſt zurückgegangen. Der Tag dazu kam immer näher, und Döbbelin hatte noch nicht die letzten Scenen dieſes Trauerſpiels, welches in Berlin gedruckt wurde. Leſſing hätte ſie vielleicht auch nicht ſo bald gemacht, Döbbelin aber drohete, ſie aus ſeinem Kopfe hinzuzufügen; und das wirkte ſo viel, daß Leſſing das Stück zeitig genug vollendete, um ſchon am Tage der Vorſtellung ein Exemplar davon durch den ſel. Zachariä der verwittweten Herzogin überreichen zu laſſen.

ſchrieb er an ſeine nachherige Gattin *), doch weiter nichts als Sorgen, deren Ende Sie abſehen können, auf eine oder die andere Weiſe. Mir aber iſt jetzt nicht ſelten das ganze Leben ſo ekel — ſo ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich ſie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umgangs — (denn den Umgang, welchen ich haben könnte, mag ich nicht haben) — unerträglich wird; eine Ausſicht in das ewige liebe Einerley: — Das alles ſind Dinge, die einen ſo nachtheiligen Einfluß auf meine Seele, und von da auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder geſund bin. Wer mich ſieht, macht mir ein Kompliment wegen meines geſunden Ausſehens, und ich möchte dieſes Kompliment lieber mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch ſo geſund ausſehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines geſunden Menſchen unfähig fühle? Kaum daß ich noch die Feder führen kann.“

---

*) Leſſings freundſchaftlicher Briefwechſel 1. Theil. S. 391 u. 396.

Desgleichen an ſeinen Bruder nach Berlin:
„Du weißt es ja wohl ſchon längſt, wie es mit mir ſteht, wenn ich in langer Zeit nichts von mir hören laſſe, nehmlich, daß ich ſodann äußerſt mißvergnügt bin. Wer wird durch Mittheilung und Freundſchaft die Sphäre ſeines Lebens auch zu erweitern ſuchen, wenn ihn beynahe des ganzen Lebens ekelt? Oder wer hat auch Luſt, nach vergnügten Empfindungen in der Ferne umher zu jagen, wenn er in der Nähe nichts um ſich ſieht, was ihm deren auch nur Eine gewähren kann?“

Ungeachtet dieſes hypochondriſchen Unmuths, der vielleicht der Anfang ſeiner Krankheit war, die kein Arzt errieth und an der er ſtarb, war er doch ſehr fleißig; und vornehmlich in ſeinem Berufe. Aber für den Schriftſteller iſt das immer die undankbarſte Arbeit; er geht dabey viel zu grade zu, als daß er nicht unabſichtlich anſtoßen ſollte. Kann man es nicht zu einem Subordinationsverbrechen machen, ſo merkt man es ſich doch für die Folge, und macht unterdeſſen den Patron und Freund. Es iſt freylich der gewöhnliche Lauf des großen und kleinen, des politiſchen und gelehrten Dienſts; aber Leſſing fußte ein wenig zu ſehr auf die beſondere Gnade, in der er bey dem regierenden Herzog zu ſtehen glaubte, um dies ganz zu beherzigen.

Er brachte die Bibliothek in eine ganz andere und beſſere Ordnung. Wird man nicht fragen: Wie konnte er dadurch anſtoßen? O, gar ſehr! Die Oberaufſicht dieſer Bibliothek hatte der damalige Geheime Rath und Kanzler von Praun. Leſſing durfte ohne deſſen Wiſſen und Genehmigung dergleichen eigen[illegible] nicht vornehmen, und that es doch: ind[illegible] bloß den Herzog unmittelbar und m[illegible] den Kanzler gar nicht, um Erlaubn[illegible] bat. Diesmal war es Leſſings Abſicht [illegible] deſſen Uebergehung weniger mißfäll[illegible]erden. Die alte Ordnung, welche er in eine beſſere verwandeln zu müſſen glaubte, war ein Werk dieſes gelehrten Geheimen Raths, welchem mit edler Dreiſtigkeit das Mangelhafte der alten, und das Beſſere der neuen Ordnung zu zeigen, Leſſingen ein wenig zu dreiſt ſchien. Auch dachte er durch Vorwendung des höchſten Befehls aller Gründe überhoben zu ſeyn, wenn es ſeinem Miniſter einfallen ſollte, ihn zur Rede zu ſtellen. Er hoffte, bald Gelegenheit zu haben, ihm einen tieferen Reverenz zu machen, und machte ihn auch. Aber die neue Rangirung in der Bibliothek blieb doch ein Merkmahl der inſubordinirten Kühnheit, obgleich Herr von Praun nicht für gut fand, Leſſingen darüber klaren Wein einzuſchenken.

Da Herr von Praun zugleich ein frommer und orthodoxer Geheimer Rath war, ſo verſah es Leſſing vielleicht nicht weniger damit, daß er die Cenſurfreyheit für ſeine herauszugebenden Schriften ſuchte. Der Herzog ertheilte ſie ihm unter den gewöhnlichen Bedingungen, ohne ſeinen Kanzler darüber zu befragen, weil er deſſen Meynung ſich wohl vorſtellen konnte, und die Großen manchmal herzlich über das lachen, was ihre eifrigen Räthe beginnen.

In einer ſolchen Lage ſah ſich Leſſing, ehe er, ſo zu ſagen, in Wolfenbüttel warm geworden war. Man konnte ihn freylich nicht deshalb unterdrücken, weil er ein zu großes Gegengewicht dafür hatte. Aber eine gewiſſe Beſorgniß einer nicht günſtigen Erwähnung ſeiner, wo es anſchlagen könnte, vermochte er ſich doch nicht ganz auszureden.

Jetzt muß man eines kleinen antiquariſchen Fundes Erwähnung thun, den Leſſing in der Bibliothek machte, den aber weder Profane noch Fromme für ſo wichtig hielten, als Berengars Lutheriſche Meynung vom Nachtmahle Chriſti.

Leſſing entdeckte, daß eine Statue, die ſich unter den Alterthümern zu Dresden befindet, und von jeher den Namen Agrippine geführt, einmal in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek geſtanden habe, doch ohne Kopf und Arme, ſo wie ſie in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Rom ausgegraben worden.

Er machte den Schluß ſeiner Anzeige davon in den Braunſchweigiſchen Zeitungen etwas räthſelhaft, nachdem er ſeine Verwunderung über Herrn Caſanova und Winkelmann geäußert, daß ſie Beyde dieſe Statue nach dem Kopfe beurtheilt hätten, welcher doch mit den Armen neu und erſt nachher angeſetzt ſey.

„Sollte es möglich ſeyn, ſchloß er, daß man dieſes in Dresden nie gewußt hätte? Und doch ſcheint es faſt. Denn nur bloß vergeſſen können weder die Gelehrten noch die Künſtler daſelbſt einen Umſtand haben, auf den bey allen Vermuthungen, was die Statue vorſtellen ſoll, es einzig und allein ankömmt.“

„Indeß habe ich weder dieſen noch jenen nöthig, meine Behauptung weitläuftig zu erweiſen. Herr Caſanova und die Künſtler haben das Werk ſelbſt vor ſich, das ſie nach ihrer Kenntniß des Alten und Neuen nur etwas genauer prüfen dürfen. Die Gelehrten werden mir leicht auf die Spur kommen, und es bald heraus haben, worauf ich mich gründe. Denn wahrlich verlohnt es ſich kaum die Mühe, daß ich es ihnen ſage: ob es ſich ſchon ſehr der Mühe verlohnt, die Sache ſelbſt wieder allgemein bekannt zu machen.“

Als dieſe Leſſingiſche Anzeige erſchien, befand ſich ein Dresdner Künſtler gerade in Berlin, welcher von dieſer Agrippine gegen Leſſings Freunde urtheilte: ihr Kopf könne zwar antik ſeyn, wie Herr Caſanova behauptet hätte, aber dieſer Agrippine nicht zukommen, und er müſſe von einer andern Antike auf dieſelbe geſetzt ſeyn. Er wäre zu dem übrigen Körper viel zu klein; ſonſt aber ein zu ſchöner Kopf für einen neuen Künſtler. Leſſing habe alſo in ſo weit Recht gehabt, daß der Kopf zu dieſer Statue nicht gehöre; aber nicht gleich folgern ſollen, er ſey neu.

Hatte er dazu aber nicht eben ſo viel Grund, als der Künſtler, welcher behauptete, der Kopf ſey zu ſchön, um neu ſeyn zu können? Scheint es nicht eine zu beſcheidne Kühnheit, was man ſich oder Andern, deren Kunſt man kennt, nicht zutrauet, allen möglichen Künſtlern in der Welt abzuſprechen? Die Unmöglichkeit an und für ſich iſt doch nicht behauptlich? Leſſing konnte ſich vielleicht nicht vorſtellen, daß man aus zwey Ueberbleibſeln zweyer ſchönen Statuen Eine gemacht hätte, wo Kopf und Rumpf nicht zuſammen paßten. Hätte aber der Dresdner Künſtler nicht recht geſehen, und Kopf und Rumpf paßten wirklich zuſammen; warum will man denn nicht ſagen, wie man zu dem Kopfe gekommen: ob es der dazu gehörige oder ein nur dazu paſſender ſey? Dergleichen ſinnreiche Zuſammenſetzungen finden ſonſt bloß unter Antikenhändlern Statt. Aber wer keine Antwort bekam, war Leſſing; und auch die Philoſophen ſchwiegen, wofür ſie von jedermann bewundert wurden, der Leſſings garſtige Streitſucht kannte. Endlich aber kam er ſelbſt nach Dresden, ſah die Statue, und — ſoll ſein Urtheil ganz zurückgenommen haben. — Ganz? Nicht doch, nur einen Theil ſeines Urtheils! Nehmlich den, daß der Kopf neu ſey! Wahrſcheinlich! Aber auch den, daß er angeſetzt ſey, daß er zu dem Torſo eigentlich nicht gehöre? Wo iſt Wahrſcheinlichkeit dazu? Der Kunſtrichter in der allgemeinen Deutſchen Bibliothek *), ſetzt noch hinzu, er habe den gelehrten Antiquar, Hrn. Inſpektor Wacker **), der ſie ihm zeigte, gefragt: warum ſchrieben Sie damals nicht gegen mich? und die mehr als freymüthige Antwort darauf wäre geweſen, weil er es nicht der Mühe werth gefunden. Dieſe (ja wohl mehr als freymüthige)

---

*) Band CII. S. 613.

**) Leſſings ſämmtliche Schriften 10. Theil. Vorrede S. XIII.

Antwort hätte Leſſingen nicht beleidigt, der jeden Widerſpruch vertragen können, wenn er gründlich geweſen wäre.

Um aller Gründlichkeit willen, wo iſt hier das Gründliche? Das Verächtliche, das Stolze, das Selbſtſüchtige, wenn man ſich betroffen fühlt, nichts ſagen kann und doch etwas ſagen will, das ſieht man wohl. Ein Alterthumsforſcher, ein Inſpektor einer Alterthümerſammlung, ſoll es nicht der Mühe werth finden, eine Aeußerung dieſer Art über eine der ſchönſten Antiken unter ſeiner Verwahrung in das gehörige Licht zu ſtellen? Hätte er ſich entſchuldigt: dazu bliebe ihm nicht Zeit genug; der neugierigen Gaffer wären zu viel, die ihn abhielten; was könnte man dagegen einwenden? Leſſing hätte ihn bedauert, daß er auch zu denen gehöre, die zu viele kleine Pflichten auf ſich haben, um die großen erfüllen zu können.

Oder hätte Leſſing aus Unbedachtſamkeit die Frage an einen ſehr beſchäftigten großen Staatsminiſter gethan, der aus Liebhaberey die Antiquitätenſammlung mit ihm beſah; ſo würde es Leute genug geben, die eine ſolche Antwort darauf bewunderten: wenigſtens könnte man ſie eben nicht tadeln, obgleich unter Hunderten nicht Einer wäre, der ſie geradezu gegeben hätte.

Das wovon ich lebe, was meines Berufs iſt, ſoll nicht der Mühe einer Berichtigung werth ſeyn? Was würde man wohl zu einem Schuſter ſagen, in deſſen Laden man ein Paar Schuhe fände, die man für zwey einzelne hielte, und der auf eine ſolche Bemerkung erwiederte: es ſey nicht der Mühe werth, davon zu reden?

Aber Leſſingen hat es doch nun einmal nicht beleidigt. Woher weiß das der Recenſent? Doch daher nicht, daß Leſſing darauf nichts erwiederte? Was ſoll ein Fremder machen, dem eine Plumpheit an einem Orte widerfährt, wo er ſich Artigkeit gewärtigt.

Aber warum ſchrieb er nichts weiter von dieſer Agrippine? Sein theologiſcher Kampf, ſeine Kränklichkeit und vielleicht gar die Ausſicht, die er damals hatte, nach Dresden zu kommen, könnten ihn abgehalten haben.

Man hat unter ſeinen Papieren nichts davon gefunden? Wie viel iſt von denen nicht ſonſt verloren gegangen? *) Und wie oft hat er nicht ſolchen armſeligen Stolz gezüchtiget? Beantwortete Klotz Leſſings antiquariſche Briefe etwa anders, nachdem er alle ſeine elenden Waffen gegen ihn verbraucht hatte? Was iſt leichter und bequemer, als Beſchuldigung der Kleinigkeitsſucht? Manchem ſchmeckt ſie auch beſſer, als die beſten Gründe der Sache.

Man verzeihe dieſe etwas weitläuftig ſcheinende Erörterung. Ich habe nichts dawider,

---

*) Einen kleinen Zettel ausgenommen, worauf ſich über dieſen Inhalt Folgendes aufgezeichnet befindet: (Schade, daß Einiges davon ſo verwiſcht iſt, daß man es nicht leſen kann!)

„Statue d'Agrippine . . . . . im Palais des Tuileries unter den Statues & Bustes antiques des Maisons royales (à Paris 1677) f. VIII. Dieſe Statue war ehedem in dem Kabinette des Kardinals Mazarini, und ſie iſt es, welche die Dresdner, Agrippine, taufen helfen. Denn weil ſich dieſe eben ſo auf den rechten Arm ſtützet und faſt in einer eben ſo gedankenvollen Stellung da ſitzt, wie die Dresdner, ſo hat man ohne Zweifel die eine nach der andern genannt. Mich däucht ſo gar, daß der daß man der Sache ein ſchönes Mäntelchen umhängt; nur muß Leſſing nicht dadurch beſchämt werden ſollen. Apelles ſagte zum kritiſchen Schuſter nicht: das iſt eine Kleinigkeit; ſondern er nahm ſtillſchweigend ſein Gemälde hinein, und beſſerte es. Apelles!

Aber hier parodirte, wird man vielleicht ſagen, Herr Inſpektor Wacker Apelles Antwort an den weiter gehenden Schuſter: ne ſutor ultra crepidam! In der That? Paßt die Antwort?

Eine zweyte Bemühung ſeinem Amte zu genügen, waren Leſſings Beyträge zur Ge-

Kopf der Dresdner von dieſer Franzöſiſchen entlehnt iſt; wenigſtens ſind die . . . . . Augendaare an beyden die nehmlichen. Die Franzöſiſche aber iſt nur vier Fuß hoch.

Del Muſeo Capitolino Tom. VI. Tab. 63. Die Agrippina di Germanico ſitzt mit über einander geſchlagenen Beinen an der Lehne eines Stuhls zurückgelehnt, über welchen ſie den linken Arm . . . zurückgeſchoben. Hat mit der Dresdner Agrippine allerdings nichts gemein.

Hiſt. de l'Acad. Royal. des Inſcript. T. XXIX. p. 166. ſur un moyen d'incorporer la couleur &c.

T. XXVIII. . . . . . Germanicus & Agrippine qui ne reſſemble pas mal à celle de Dresde."

ſchichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Aus ſeiner Vorrede zum erſten Beytrage, der 1773 erſchien, kann man ihre ganze Abſicht erkennen. Daß er nicht lauter antiquariſche und philologiſche Seltenheiten aus dieſer Bibliothek fördern wollen, wozu eben keine Cenſurfreyheit nöthig geweſen, ſieht man freylich; und er mag wohl gleich vom Anfange auf die allmählige Einrückung der ſo berufenen Fragmente Hinſicht genommen haben.

Das Manuſcript, aus dem er dieſe geliefert, hat verſchiedene Erzählungen veranlaßt, und noch getrauet ſich niemand zu ſagen, wer der Verfaſſer davon eigentlich iſt. Daß Leſſing ihn zuverläſſig wußte, aber nicht bekannt machen durfte, leidet keinen Zweifel.

War der Verfaſſer ein Theologe, ſo iſt es kein Wunder, daß er damit nicht herausrückte. Und fürchtet ſich ſeine Familie noch jetzt, ihn für den Verfaſſer dieſes Werkes anerkennen zu laſſen, ſo muß ſie wohl glauben, daß der Geiſt unſers philoſophiſchen und freymüthigen Jahrhunderts noch mächtigen Gegenwirkungen unterworfen ſey. Ihr Vorfahr ſchonte der Schwachheit ſeiner Zeitgenoſſen, ertrug ſie, faßte ſich mit Geduld und Standhaftigkeit, und blieb doch nicht ohne Hoffnung, für die vernünftige Zukunft zu arbeiten.

Widerſprechend handeln und reden müſſen, iſt eine nicht geringe Anſtrengung der Seele; und für alle dieſe Anſtrengung und Mühe nichts anders zur Belohnung ſuchen, als unerkannt, mit der Zeit und ohne Störung, ſeinen Nachkommen nützlich zu ſeyn, ein großmüthiger Zweck.

Der Verfaſſer der Fragmente ſey, wer er wolle, er war ein zweyter Collins. Beſcheiden, ſanftmüthig, weiſe und rechtſchaffen, ſchwor er auf die Bibel, ging zum Abendmahl, und blieb bis in den Tod Mitglied einer Kirche, der ſeine Vernunft nicht in allem gewogen ſeyn konnte. Er folgte ihr, wo Pflicht und Moral einſtimmten, ſchrieb gegen ſie das, was ſeine Vernunft an ihr ausſetzte, handelte aber nie gegen ſie. Denn er hätte ihr ein Anſehn genommen, das ſie einmal hatte, und das ihr niemand unter dem Vorwande, daß ſie es mit

Unrecht beſitze, rauben mag, ohne die Sicherheit des Eigenthums zu verletzen. Er wollte nur vernünftige Menſchen machen, und dann jedem überlaſſen, was er zu glauben für das Beſte hielte. Unſere Aufklärer hingegen wollen die politiſche Lage verrücken, und der Vernunft dabey ſo viel einräumen, wie ſie für dienlich halten.

Wer lieblos genug iſt, jenes unerlaubte Heucheley zu nennen, hat von Vorſicht und Freymüthigkeit nicht die beſten Begriffe. Wer ſich für Wahrheit aufopfert, ohne ſie auf dem einzigen rechten Wege der Ueberzeugung durch Vernunftgründe annehmlich zu machen, wird zwar in den Augen ſeiner Anhänger ein Märtyrer der Wahrheit; aber dem Unpartheyiſchen bleibt er nichts, als ein Don Quichote. Man gehe die ganze Religionsgeſchichte durch, und man wird finden, daß immer Vorurtheil gegen Vorurtheil kämpfte, und die geſunde Vernunft nur einen unbedeutenden Beyläufer machte. Man will den Beyfall nicht erwarten, ſondern erzwingen; man will ſiegen, nicht überzeugen. Jener aber wollte nur überzeugen, nie ſiegen, und lieber vergeſſen ſeyn, als blenden und gaukeln. Brachte Leſſing dieſes Manuſcript noch zu zeitig ans Licht, ſo kann man ihn, aber nicht den Verfaſſer, tadeln. Man widerlege es ſcharf, beißend, ſpöttiſch, burlesk, ernſthaft, pathetiſch: das iſt erlaubt, und kann auch löblich ſeyn. Man wird genug damit ausrichten, und ſich bey den Seinigen berühmt machen. Aber gegen Feder und Vernunft, zuſammen oder allein angewandt, brauche man nicht Knittel und Verbot. Wer das thut, iſt der Aufrührer im Staate, der Verführer des Volks, und der Vergifter ſeines Regenten. Er will mehr ſeyn, als Ordnung und Gerechtigkeit erlaubt. Erwehrt er ſich auch aller ſchlimmen Folgen für ſich; der Verachtung des vernünftigen Mannes wird er nicht entgehn.

In den drey erſten Beyträgen, die Leſſing vor ſeiner Reiſe nach Italien herausgab, finden ſich zwar ſchon einige theologiſche Sachen, als Leibnitzens Vorrede zu Soners Beweiſe von der Ungerechtigkeit der ewigen Höllenſtrafe, nebſt Leſſings Gedanken darüber mit Rückſicht auf das, was Herr Profeſſor Eberhard in Halle in ſeiner Apologie des Sokrates über Leibnitzen urtheilt; eben dieſes großen Weltweiſen defenſio trinitatis per nova reperta logica, und endlich das erſte Fragment aus dem erwähnten Manuſcript: von Duldung der Deiſten. Das ſind aber nur Proben, aus welchen man noch nicht recht merken konnte, ob Leſſing ſich mehr zu den Orthodoxen als den Heterodoxen ſchlagen wolle, wiewohl es ſonſt genug unter ſeinen Freunden bekannt war, daß er den Erſtern geneigter ſey, als den Letztern, im Grunde aber von beyden nicht ſehr erbauet werde.

Ich nehme keinen Anſtand, eine Stelle aus einem ſeiner Briefe an mich anzuführen, die ſeine Denkungsart hierin noch mehr aufklärt. „Freylich, ſchrieb er im Februar 1774, wird ſo viel angefangen, und wenig vollendet. Aber was ſchadet das? Wenn ich auch nichts in meinem Leben mehr vollendete, ja nie etwas vollendet hätte: wäre es nicht eben das? — Vielleicht wirſt Du auch dieſe Geſinnung ein wenig miſanthropiſch finden, welches Du mich in Anſehung der Religion zu ſeyn in Verdacht haſt.

Ohne nun aber zu unterſuchen, wie viel oder wie wenig ich mit meinen Nebenmenſchen zufrieden zu ſeyn Urſache habe, muß ich Dir doch ſagen, daß Du Dir hierin wahrlich eine ganz falſche Idee von mir machſt, und mein ganzes Betragen in Anſehung der Orthodoxie ſehr unrecht verſteheſt. Ich ſollte es der Welt mißgönnen, daß man ſie mehr aufzuklären ſucht? Ich ſollte es nicht von Herzen wünſchen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabſcheuen, wenn ich ſelbſt bey meinen Schreibereyen irgend einen andern Zweck hätte, als jene großen Abſichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieſes thun zu können glaube. Und was iſt ſimpler, als dieſe Art? Nicht das unreine Waſſer, welches längſt nicht mehr zu brauchen, will ich beybehalten wiſſen. Ich will es nur nicht eher weggegoſſen *wiſſen, als bis man weiß, woher reines zu* nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und ſollte man auch das Kind hernach in Miſtjauche baden. Und was iſt ſie anders unſere neumodiſche Theologie gegen die Orthodoxie, als Miſtjauche gegen unreines Waſſer? Mit der Orthodoxie war man, Gott ſey Dank! ziemlich zu Rande; man hatte zwiſchen ihr und der Philoſophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt dieſe Scheidewand nieder, und macht uns, unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen. Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich doch nur nach dieſem Punkte genauer, und ſieh etwas weniger auf das, was unſere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was ſie dafür an die Stelle ſetzen wollen. Darin ſind wir einig, daß unſer altes Religionsſyſtem falſch iſt; aber das möchte ich nicht mit Dir ſagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen ſey. *Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem* ſich der menſchliche Scharfſinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen iſt das Religionsſyſtem, welches man jetzt an die Stelle des alten ſetzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philoſophie ſetzen will, als ſich das alte anmaßt. Und doch verdenkſt Du es mir, daß ich dieſes alte vertheidige? Meines Nachbars Haus droht ihm den Einſturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, ſo will ich ihm redlich Hülfe leiſten. Aber er will es nicht abtragen, ſondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauſes ſtützen und unterbauen. Das ſoll er bleiben laſſen; oder ich werde mich ſeines einſtürzenden Hauſes ſo annehmen, wie meines eigenen." —

Was Leſſing über Herrn Adelungs Deutſches Lexikon zu dieſer Zeit geſchrieben, iſt gänzlich verloren gegangen. Auch hat man nichts von dem gefunden, was er gegen Semlers freye Unterſuchung unter dem Titel: Eine noch freyere Unterſuchung des Canons des Alten Teſtaments, herausgeben wollte. Die Hauptſache darüber war ein Fragment aus dem oft angeführten Manuſcripte.

Er fing vieles an, vollendete aber nichts, außer was er vom Alter der Oelmalerey herausgab. Denn ſeine hypochondriſche Laune nahm von Tage zu Tage zu. Es war nie ſein Wille geweſen, an einem Orte, wie Wolfenbüttel, von allem Umgange wie er ihn brauchte entfernt, Zeit ſeines Lebens Bücher zu hüten. Er empfand nur allzuſehr, daß er trockener und ſtumpfer an Geiſt und Sinnen wurde; ſo ſehr ſich auch ſeine hiſtoriſchen Kenntniſſe erweiterten. Etwas mochte wohl zu dieſem Unmuthe beytragen, daß man ihm von freyen Stücken zur weiteren Beförderung, oder wenigſtens zur Verbeſſerung ſeiner häuslichen Umſtände, Hoffnung gemacht. Vielleicht hatte er dies aus einer oder der andern freundlichen Aeußerung nur zu leicht geſchloſſen, und nun wieder aus einem eben ſo unwichtigen Umſtande ſich zu leicht das Gegentheil eingebildet. Daß er die Braunſchweigiſchen Dienſte den Wieneriſchen und allen andern vorzog, war ſichtbar. Dem regierenden Herzoge, oder wenigſtens dem damaligen Erbprinzen, durch deſſen freye Wahl allein er an die Bibliothek gekommen, und der ihn in beſondern Schutz nahm, mochte aber doch von Leſſingen in aller unmaßgeblichſter Demuth inſinuirt worden ſeyn, daß er noch immer der alte Sperling auf dem Dache wäre, daß er nur einen ſchicklichen Vorwand ſuche, auf gute Art wegzukommen, wenn er etwas erlange, wonach er unter der Hand ſehr emſig ſtrebe; und wie dergleichen wirkende Empfehlungen weiter lauten.

Aber daran dachte Leſſing doch im Ernſte nicht mehr, ſondern nur, wie er Gelegenheit finden ſollte, wichtigere Dienſte zu leiſten, damit er aus dieſem Grunde um Verbeſſerung bitten könnte. Denn er war feſt entſchloſſen, zu heirathen, und nicht verliebt genug, geradezu eine Unbeſonnenheit zu begehen, welches freylich nicht Liebhaberſitte iſt. Nur nachdem er glaubte, alle Hoffnung zur weiteren Beförderung im Braunſchweigiſchen aufgeben zu müſſen, wies er andere Vorſchläge, die ihm gemacht wurden, nicht mehr gerade von ſich.

Was ihn hauptſächlich in dieſem Betragen beſtärkte, war, daß er des Erbprinzen Gnade verloren zu haben glaubte. Dieſer ließ ihn im Jahr 1779 aus eigener Bewegung nach Braunſchweig zu ſich rufen, und eröffnete ihm: der regierende Herzog wünſchte, er möchte ſich auf die Geſchichte und Rechte des Braunſchweigiſchen Hauſes legen, da der Probſt Lichtenſtein zu Helmſtädt verſtorben ſey, welcher bisher dieſes Fach gehabt. Leſſingen war dieſes freylich willkommner, und der Erbprinz mit ſeiner Bereitwilligkeit ſo zufrieden*), daß er ihm befahl, ſogleich mit dem Geheimen Rath Schl.. weiter von der Sache zu ſprechen, weil dieſer ihn dem regierenden Herzoge dazu vorgeſchlagen hätte. Leſſing that es, und alles wurde richtig, bis auf den kleinen Umſtand, dem Geheimen Rath von Praun auf eine unanſtößige Art das Erforderliche beyzubringen. Mit dieſer Nachricht wollte er dem Erbprinzen aufwarten; der war aber beſchäftigt, und ließ ihm ſagen, daß er ihn einen der nächſten Tage rufen laſſen würde. Vergnügt ging Leſſing nach Wolfenbüttel zurück, und legte ein halbes Jahr alles bey Seite, um ſich zu ſeiner künftigen Beſtimmung vorzubereiten. Es ging noch ein halbes Jahr vorbey, und er ward nicht gerufen; man tröſtete ihn aber damit, daß der

---

*) Siehe Leſſings freundſchäftliche Briefe 1. Theil. S. 71 und 72.

Herr Geh. Rath v. Schl. die Sachen auf die lange Bank zu ſchieben pflege. Dieſer ſtarb zum Unglück; und Leſſing erhielt dennoch weder Nein noch Ja. Je mehr er ſeine Hoffnung damit genährt, deſto mehr kränkte es ihn. Von einem Fürſten, den er mehr aus Ueberzeugung, als aus Pflicht verehrte, von dem gekannt und geſchätzt zu ſeyn ihm ſo ſchmeichelhaft war, ſah er ſich auf einmal ſo kalt behandelt. Nun fing er an, ſich zu fühlen; das heißt: er wurde eigenſinnig, und that gerade, was er nicht thun ſollte.

Anſtatt ſich zu bemühen, vor den Erbprinzen zu kommen, oder dem regierenden Herzoge die Sache vortragen zu können, nahm er ſich feſt vor, ſich vor dem erſtern gar nicht ſehen zu laſſen, und zu warten, bis er gerufen würde *). Er wartete auch wirklich bis zum März 1775 in ziemlichem Aerger fort. Die Liebe hatte ein wenig ſeinen Charakter geändert, und ihm zu warmes Blut gemacht. Seine übrigen Umſtände trugen auch das ihrige bey. Zu einer andern Zeit würde er höchſtens darüber gloſſirt haben.

---

*) Leſſings freundſchaftliche Briefe. 2. Th. S. 73 bis 75.

Endlich entſchloß er ſich zu einer Reiſe, deren Abſicht nicht ſowohl ſeine, als Anderer Abſicht mit ihm war. Er ging auf vierzehn Tage nach Berlin. Da erkundigte man ſich unter der Hand, ob er wohl Wolfenbüttel mit Berlin vertauſchen, und bey der Regie einen Poſten annehmen wolle, wenn auch zwey Stellen in Eine geſchmolzen werden müßten. Mit zu vieler Arbeit, die wider ſeine Neigung ſey, würde man ihn wohl zu verſchonen wiſſen. Aber das Anerbieten kam ihm jetzt ſo oft, daß er ſich gar nicht mehr recht darüber erklärte. Zudem lag ihm der damalige Kayſerliche Geſandte ſehr an, nach Wien zu reiſen, und gab ihm eine Menge Empfehlungsſchreiben mit, die er aber für ſich gar nicht nutzen wollte, vielleicht eher für ſeine Freundin, um derentwillen er eigentlich dahin ging. Er nahm ſeinen Weg über Dresden, wo er ſich einige Tage aufhielt, und über Prag. Zu Ende des März war er in Wien. Da fand er über ſein Vermuthen eine ſo ſchmeichelhafte Aufnahme, und ſo wahrſcheinliche Vorſpiegelungen, ſein Glück machen zu können, daß er gegen die Wenigen, die nach den Klotziſchen Briefen ihm daſelbſt nicht wohl wollten, hätte ſtolziren dürfen, wenn dieſe Eitelkeit je ſeine Sache geweſen wäre. Zu ſeiner noch größern Zufriedenheit traf der Prinz Leopold von Braunſchweig, der eine Reiſe nach Italien machen wollte, auch in Wien ein. Daß Leſſing davon kein Wort wußte, ſcheint ſonderbar, verhielt ſich aber wirklich ſo. Der Urlaub, den er ſich genommen, war nur auf Berlin, und erſt von Dresden aus bat er um die Erlaubniß, auch nach Wien gehen zu dürfen. Hätte ihn der Prinz eher in ſein Reiſegefolge nehmen wollen: warum würde er nicht gleich Anfangs gethan haben, was er nun that? Er bat ſich ihn bey ſeinem Vater, dem regierenden Herzog aus, und erhielt auch ohne Schwierigkeit die Genehmigung. Ueber dieſen Zufall war Leſſing ſehr erfreut: er gewährte ihm einen Theil ſeines Wunſches, da er ſich deſſen Erfüllung am wenigſten verſah; und hätte er ſeine eheliche Verbindung in Wien nicht ſchon in völlige Richtigkeit gebracht gehabt, ſo wäre er zwar mit dem Prinzen zurückgekommen, aber gewiß nur ſo lange noch in Deutſchland geblieben, als er gebraucht hätte, um auf beſtändig nach Italien zu ziehen.

Er hielt, wie Riesbeck *), die päpſtliche Regierung für ſanfter als alle übrigen von Europa. Das kann auch wahr ſeyn, ohne eben viel für ihre übrige Güte zu beweiſen. Ein Land, deſſen Wohlſeyn ſich auf die Albernheit andrer Nationen gründet, hat immer eine jämmerliche Regierung, ſie ſey ſanft oder grauſam. Die Müßiggänger mit ihrer Schalkheit haben ein beſſeres Loos, als der ehrliche, arbeitſame, und tugendhafte Mann, dem alle gute Unternehmungen zu Waſſer werden müſſen. Wäre das jetzige Rom nicht eine ausgeartete Tochter, der nichts als ihr Pflichttheil, der ſchöne Himmel und die alten Ueberbleibſel der Beherrſcherin der Welt, geblieben iſt: was hätte der Kirchenſtaat wohl?

Die Reiſe war freylich viel zu ſchnell, und viel zu vornehm, um ſehr unterrichtend ſeyn zu können. Die Annehmung und Erwiederung der allenthalben erhaltenen Ehrenbezeugungen

---

*) Briefe eines reiſenden Franzoſen, 2. Bd. 1784. S. 258.

koſtete auch dem Zeit, dem ſie nicht galten; und Leſſing mußte an vielen Dingen Theil nehmen, die er ſich zur Erſparung der Zeit und Erreichung ſeines Zwecks verſagt hätte. Auch nannte er dies bloß einen Vorſchmack, den er von Italien bekommen, und der ihn begieriger auf den völligen Genuß mache. Er hielt ein ordentliches Tagebuch darüber, welches er wenigſtens dann herauszugeben hoffte, wenn er eine zweyte Reiſe dahin angeſtellt haben würde *).

Ehe er Wien verließ, beehrte ihn die Kayſerin Maria Thereſia mit einer Unterredung. Sie fragte ihn unter andern: wie er mit Wien, mit den öffentlichen Anſtalten daſelbſt, mit dem Theater und mit den Verdienſten der Wiener Gelehrten um die Deutſche Litteratur zufrieden ſey. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie auch der offenherzigſte, unpartheyiſchſte Deutſche dieſe Fragen beantworten können. Weder die

---

*) Es erfolgt, ſo wie es aus ſeinen Papieren zuſammengetragen worden, am Ende ganz vollſtändig. Haben die unvollendeten und nur zu eigenem Gebrauch entworfenen Zeichnungen eines Künſtlers ihren Werth, ſo wird man auch die Bekanntmachung eines ſolchen Manuſcripts nicht unnütz finden.

Wahrheitsliebe, noch die Klugheit verſtattete etwas anders, als allgemeine beyfällige Ausdrücke, die ſo wenig als möglich der alltäglichen Schmeicheley glichen. Feine treffende Erinnerungen würden übel angebracht geweſen ſeyn, wo ſie unhöflich und ſelbſtſüchtig ſcheinen mußten. Zum Glück durfte Leſſing hinzuſetzen, daß er ſich bey einem ſo kurzen Aufenthalte nicht anmaßen könne, darüber zu urtheilen.

Die Kayſerin, wie alle Großen dieſer Erde, und man ſollte vielmehr ſagen, wie alle Menſchen, gewohnt bey ſolchen Gelegenheiten wenigſtens Eine angenehme Wahrheit zu hören, (denn an einer Stadt, wie Wien, laſſen ſich doch aus hunderten ihrer Annehmlichkeiten und Vorzüge wohl ein Paar herausheben, ohne daß man in den Ton der Hofſprache zu verfallen braucht) nahm dieſes einfache Geſtändniß für einen verſteckten Tadel. „Ich glaube, „Ihn zu verſtehen,“ ſagte ſie. „Ich weiß „wohl, daß es mit dem guten Geſchmacke „nicht recht fort will. Sage Er mir doch, „woran die Schuld liegt? Ich habe alles

„gethan, was meine Einſichten und Kräfte „erlaubten. Aber oft denke ich, ich ſey nur „ein Frauenzimmer; und eine Frau kann in „ſolchen Dingen nicht viel ausrichten."

Als die Kayſerin nachher auf den Prinzen von Braunſchweig zu ſprechen kam, fragte ſie: ob er auch nach Mayland gehn würde; und als Leſſing es bejahte, erwiederte ſie mit heiterm Blicke: da werde ich Ihm einen Brief an den Grafen Firmian mitgeben; ich weiß, Er wird mir dieſe Bekanntſchaft verdanken. Bey der Abreiſe des Prinzen ſchickte ſie Leſſingen auch wirklich ein eigenhändiges Empfehlungsſchreiben zu.

Die Abreiſe nach Italien geſchah den 25. April, und in der Mitte des Decembers war der Prinz mit ſeinem Gefolge ſchon wieder in München, wo Leſſing ſich von ihm trennte, und noch einmal nach Wien ging; doch nicht, ſo ſehr es ihm dort auch gefallen hatte, um irgend etwas für ſich auszurichten *).

Den 10. Januar 1776 war er in Dresden, und wurde dem Churfürſten vorgeſtellt, der ihn ſehr gnädig empfing. Nachdem er eins und

---

*) Leſſings freundſchaftliche Briefe Th. II. S. 196.

das andere über ſeine Italiäniſche Reiſe geſprochen, fragte er ihn, was für ein Landsmann er wäre; und als Leſſing antwortete, daß er die Ehre habe, ſein geborner Unterthan zu ſeyn, erwiederte er: Das habe er wohl gewußt, auch daß er ſein Glück außer ſeinem Vaterlande gefunden. Wollte er aber einmal wieder zurück kommen, ſo ſollte ihn dieſer Schritt nicht gereuen, wenn er bey einem ſolchen Falle ſich des Churfürſten erinnerte. In dieſer Rückſicht wurde ihm die Stelle des ſel. Hagedorn angetragen *), der dazumal ſchon ſehr alt und ſchwach war.

Von Dresden kam er nach Berlin, und hielt ſich dort über drey Wochen auf, ob er ſich gleich nur ein Paar Tage verweilen wollte. An guten Ausſichten fehlte es ihm auch da nicht. Allein er ſah nur zu wohl, daß in den Preußiſchen Staaten für den Deutſchen Gelehrten bloß Schulen und Univerſitäten wären, und Profeſſoriren doch nie ſeine Sache werden könne. Ja, hätten nicht ſchon die Braunſchweigiſchen Dienſte ſeine Vorliebe entſchieden, ſo würde er jedes andre Amt daſelbſt eher angenommen ha-

---

*) Leſſings freundſchaftliche Briefe Th. II. S. 197.

ben, als ein ſo genanntes gelehrtes. Denn nun erkannte er wohl, daß man, um ſein Brot zu verdienen, eben kein Gelehrter, ſondern ſonſt nur ein guter dummer Teufel ſeyn müſſe, wie er ſich gegen einen ſeiner Brüder ſchriftlich herausließ. Er wäre ganz offenherzig geweſen, wenn er zugleich geſtanden hätte, daß er in ſeinem gelehrten Wirkungskreiſe endlich die goldne Regel begriffen: Man müſſe nicht zu viel, oder vieles beſſer wiſſen. Gelehrſamkeit und Kenntniſſe erhöhen wohl den Werth des Menſchen, erleichtern aber ſeine Beförderung nicht. Damit prahlen geht an; damit beſcheiden ſeyn, iſt ſchon kitzlicher; aber davon Gebrauch machen, wie ſehr es auch Pflicht ſcheint, bringt oft an den Bettelſtab: und damit den Ruhm eines gelehrten und weiſen Mannes erkaufen wollen, iſt Verſchwendung oder Uebermuth.

Endlich kam Leſſing zu Ende des Februars nach Braunſchweig zurück, und ſchien ſehr willkommen zu ſeyn. Nur der Erbprinz ließ ihn nicht vor ſich; wodurch Leſſings ganze Unzufriedenheit wieder erwachte. Von ungefähr begegnete er dem Prinzen bald nachher auf der Straße; und ſiehe! er war nicht gemeldet worden, und erhielt die Verſicherung, in Kurzem gerufen zu werden. Aber das erfolgte nicht. Nun entſchloß ſich Leſſing zu einem Schritte, den er ſchon vor drey Jahren thun ſollen, und der ihn ſchon damals aller Beſorgniſſe überhoben hätte. Er ſchrieb an den Erbprinzen, und erhielt eine Antwort, die ihn zwar befriedigte, aber auch beſchämte. Er hatte ſich an dieſem großen Fürſten geirrt. Zwar erhielt er über das Vergangene keinen Aufſchluß, erkannte aber doch, daß keine Hofkabale im Stande geweſen ſey, ihm die Gnade des Erbprinzen zu entreißen. Der ganze Handel glich manchem Schauſpiel, deſſen drey erſte Aufzüge völlig überflüſſig wären, wenn man gleich Anfangs thäte, was erſt im vierten geſchieht. Leſſing, der nicht nur in ſeiner gegenwärtigen Lage verbeſſert wurde, ſondern auch die vortheilhafteſten Ausſichten in die Zukunft erhielt, ſollte durch einen glücklichen Umſtand, der in dieſem Schauſpiele gar nicht vorbereitet war, erfreuet werden.

Dieſer Umſtand machte damals in den Zeitungen großes Aufſehn, und ward, wenn nicht ein Triumph für die ſchönen Wiſſenſchaften ſelbſt, doch ein großer Troſt für die, welche ſich ihnen ganz ergaben.

In Manheim wurde ein Nationaltheater errichtet. Einige der Angeſehenſten daſelbſt glaubten, Leſſing würde dabey gute Dienſte leiſten, und hatten den Einfall, ihn dem Churfürſten in Vorſchlag zu bringen, der ſich den Antrag auch gern gefallen ließ. Die erſte Abſicht war wohl, ihn mit Ausſichten, die man für beſſer als ſeine gegenwärtige Lage hielt, ganz und gar in Pfälziſche Dienſte zu ziehen. Doch ließ man davon in der Ferne nichts laut werden.

Der Buchhändler Herr Schwan in Manheim, kam zu Anfange des Septembers 1776 nach Wolfenbüttel, und erwähnte des Nationaltheaters gar nicht, weil man wohl ſchon wiſſen mochte, wie herzlich ſatt Leſſing dieſe Laufbahn hatte. Er überbrachte Leſſingen nur das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der Manhaimer Akademie, mit dem Fürſtlichen Anerbieten einer Penſion von hundert Louisd'or, wenn er an den Arbeiten der Akademie Theil nehmen und jährlich eine Abhandlung einſchicken, auch wenigſtens alle zwey Jahre einmal den öffentlichen Verſammlungen in Manheim perſönlich beywohnen wollte: doch mit jedesmaliger Entſchädigung für die Reiſekoſten und dortiger Freyhaltung. Welche ſchöne Anerbietung, und welche herrliche Ausſicht bey ſeiner vorhabenden Heyrath *)! Endlich findet doch das Verdienſt ſeine Belohnung! hieß es damals. Leſſing eilte auch gleich, ſeinem Fürſten davon Nachricht zu geben, und um Erlaubniß zu bitten, dieſes annehmen zu dürfen. War er noch nicht vergnügt, ſo mußte er es durch die gnädige Antwort werden, die er erhielt. Der regierende Herzog erlaubte es ihm nicht nur, ſondern verſprach ihm auch den Urlaub zu ſeinen ihm obliegenden Manheimer Reiſen gern zu ertheilen; ſo weit derſelbe, wie voraus zu ſehn, bey ſeinen jetzigen, und dermaleinſt ihm noch zu beſtimmenden Geſchäften Statt haben könne. Den Beyfall des Erbprinzen dazu hatte er auch: was fehlte zu ſei-

---

*) Leſſings freundſchaftlicher Briefwechſel Th. II. S. 271. bis 273.

nem Glücke? Seine Braut, eine geborne Pfälzerinn, lobte ſeinen Entſchluß, die Herzoglichen Dienſte nicht mit den Churfürſtlichen zu vertauſchen, doch aber zur Ehre ihres Vaterlandes beyzutragen.

Leſſing war alſo an dem Ziele, womit ſich alle Romane ſchlieſſen, und wo die Leſer das errungene Glück des Helden ſich ſelbſt denken und malen können. Mit ſeiner Frau traf er wirklich ein gutes Loos: nicht deswegen, weil ſie kaum drey Monathe über das Flitterjahr lebte, ſondern weil ſie eine Frau war, welche die Welt kannte, ohne die groſſe Dame zu affektiren, und ſich aus der reichen und thätigen, in der ſie bisher gelebt, ſehr gut und gern in die ſtille Eingeſchränktheit eines Gelehrten fand, der deſto einſamer lebt, je mehr die Zeitungen von ihm aus Mangel anderer Klätſchereyen ſchwatzen.

In einer getreuen Lebensbeſchreibung kann man es aber wohl nicht auf die ſtarke oder ſchwache Einbildungskraft ankommen laſſen, ſondern muß ſchon erzählen, wie dieſes Glück wirklich geweſen iſt.

Herr Schwan hatte kaum Leſſings Entſchluß nach Schwetzingen überbracht, ſo ſchrieb ſchon der Pfälziſche Miniſter Herr v. Hompeſch unter dem 18ten Septembr. an Leſſingen: wie angenehm dem Churfürſten dieſer Entſchluß ſey, und wie ſehr er ſelbſt deſſen perſönliche Bekanntſchaft wünſche. Er bat auch dringendſt: Leſſing möchte ſeine Reiſe nach Manheim ſo viel wie möglich beſchleunigen, weil das Manheimer Nationaltheater noch dieſen Winter zu Stande kommen und eröffnet werden müſſe. Da es aber an Schauſpielern fehle, ſo erſuche er ihn zugleich, dergleichen zu engagiren, und ſie im November nach Manheim zu ſchicken.

Leſſing antwortete: er befürchte ſehr, ſich gleich dieſes erſten Auftrags nicht allzugut entledigen zu können. Es ſey nehmlich bey den Schauſpielern eine unverbrüchliche Sitte, daß ſie alle ihre Veränderungen nur gegen die Adventszeit oder die Faſten vornehmen dürften, und bis dahin ſchlechterdings gebunden wären. Von jetzt (den 27ſten Septbr.) bis zum November nur einigermaßen erträgliche Subjekte zu finden, würde ſehr ſchwer halten, indem es lauter ſolche ſeyn würden, die ganz und gar müßig lägen, und ſich außer allem Engagement befänden; welches denn, wie natürlich, immer die allerelendeſten oder ſchlimmſten zu ſeyn pflegten.

Unter dem 13ten Oktober meldete ihm dieſer nehmliche Miniſter: da man in Manheim auf ſeine mitwirkende Einſicht und Kenntniß rechne, ſo wolle man ihm auch die zweckmäßigen Mittel überlaſſen, und er möchte alſo nur nach eigenem Gutbefinden die Bedingungen der von ihm anzunehmenden Schauſpieler beſtimmen. Zu dem Ende nahm Leſſing einige an, ſo gut er ſie in der Eil bekommen konnte. Ein Theil davon fand keinen Beyfall. Einer kam auch gar nicht, ob er gleich Reiſegeld erhalten hatte; und Leſſing wurde deshalb ziemlich ernſtlich von den Muſikintendanten, den Grafen P. u. S., angegangen, dieſen Vorſchuß beyzutreiben: ſo daß man faſt glauben muß, dieſe beyden Herren hätten dem Churfürſten nicht den Anſchlag gegeben, Leſſingen nach Manheim zu berufen.

In der Mitte des Januars 1777 reiſete er endlich ſelbſt dahin ab, mit einer ſo ſchlechten

Zuverſicht, daß er wünſchte, ſchon wieder zurück zu ſeyn. Ihm ſchauderte vor dem bloßen Gedanken, ſich wieder mit dem Theater abgeben zu müſſen. Er hatte es ſich auch ausdrücklich verbeten; allein das Verlangen des Churfürſten, und ein zweyter Brief des Miniſters v. H. hatten der Sache gleich eine Wendung gegeben, bey der er dieſe Unannehmlichkeit nicht ganz ablehnen konnte.

An einem Hofe, wie ihn Risbeck ſchildert *), iſt die Beförderung der menſchlichen Kenntniſſe und des guten Geſchmacks das Werk der politiſchen Oekonomie. Es lag dem Miniſter wenig daran, an Leſſingen ein würdiges Mitglied der Akademie ins Land zu ziehn, oder das neue Nationaltheater bey dem beſſeren, aber kleineren Theile des Publikums ſchätzbar zu machen, wenn nur der größere Theil fleißig hineinkam. Seine ganze Correſpondenz mit Leſſing erwähnt der Akademie nicht mit einem Worte, und nur des Theaters, das in einem halben Jahre zur Verwunderung der ganzen Deutſchen Welt,

---

*) Risbecks Briefe eines reiſenden Franzoſen über Deutſchland 2. B. S. 331 bis 337.

in der größten Vollkommenheit da ſtehen ſollte. In ſo einer kurzen Zeit kann viel Geſchrey, aber keine wirkliche Verbeſſerung gemacht werden, welche nur nach und nach entſteht, und zwar deſto unmerklicher, je reeller ſie iſt.

Der Miniſter wollte einen Schreyer für das Manheimer Theater haben, und für ſich ein Mittel mehr, die Gunſt ſeines Fürſten zu behaupten, der in der beſten Abſicht ein Deutſches Nationaltheater wünſchte. Gütig und billig von Natur, ſah er gar nicht darauf, ob es viel oder wenig koſte. Der Miniſter freylich, auch des großmüthigſten Herrn, wird ſich immer ein Verdienſt daraus machen, viel mit wenigem beſchicken zu können: damit ihn wenigſtens das Publikum über Erſparniß lobe, wenn auch ſeines Fürſten Lob nur der Vollkommenheit zu Theil wird.

Leſſing war kaum ein Paar Tage in Manheim, ſo erkannte er die Abſicht des Miniſters. Sie verdroß ihn, ob er gleich ſeinem beſten Freunde nichts darüber geſtand. Nicht daß er ſie an und für ſich getadelt hätte; nur fand er keinen Bewegungsgrund für die Auszeichnung, daß man gerade an ihm Sparſamkeit beweiſen wolle, und hielt ſie für ein Zeichen heimlicher Geringſchätzung.

Die Vorſchläge, welche der Miniſter v. H. Leſſingen that, klangen zwar ganz gut; aber es waren bloße Anerbietungen. Man hielt Leſſingen für zu gelehrt, um im Leben Schein von Wahrheit zu unterſcheiden; und er hielt vielleicht manches für Schein, was Hr. v. H. ſelbſt kaum dafür erkannte. Wären dies die erſten Schmeicheleyen geweſen, die ihm ein Miniſter gemacht, ſie hätten ihn leicht zu einer Uebereilung verleiten können; aber der Eitelſte wird ſie gewohnt, wie der Hofmann die tiefſten Verbeugungen.

Es iſt wahr, Leſſing wurde von dem Churfürſten ſehr gnädig aufgenommen, und fand einen und den andern Freund, der ihn gern in Manheim geſehen hätte; aber die Gegenparthey war zu groß, und lauerte nur auf Leſſings Erklärung und wirkliche Entſchließung, um alles zu vereiteln. Anſtatt Leſſingen dieſes merken zu laſſen, und zur Bedachtſamkeit zu rathen, vermäntelte der Miniſter vielmehr ſeine

Ohnmacht, und drang auf einen poſitiven Entſchluß. Leſſing ſah aber keinen Grund, warum er ſich von dem feſten Stuhle, auf dem er ſaß, auf einen wankenden, wenn gleich koſtbaren, Armſtuhl ſetzen ſollte. Die Gegenparthey, die davon ganz wohl unterrichtet ſeyn mochte, beredete alſo den wackern Fürſten: Leſſing ſey gegen die Pfalz zu gleichgültig, und lache über alles was Pfälziſch heiße; ſey unduldſam, eigenſinnig, ſtolz, zurückhaltend, und was er ſonſt nicht war. Hatte er ſich in Heidelberg, wohin er auf einige Tage ging, um einige Verwandten ſeiner Frau zu beſuchen, weit offenherziger herausgelaſſen, als in Manheim, ſo war es ganz natürlich, und konnte wahr ſeyn, weil man dort offenherziger mit ihm ſprach.

Als er ſchon wieder aus Manheim zurück war, trug Herr v. H. ihm noch an, außer den akademiſchen Beſchäftigungen, die Oberkuratel der Heidelberger Univerſität mit einem Gehalt von 1000 Rthlrn. und dem Charakter eines Churfürſtlichen Regierungsraths zu übernehmen. Leſſing ſchlug es aber nun ab. Das Concept des Briefes, den er dem Miniſter darüber ſchrieb, iſt zu undeutlich und zu abgekürzt, als daß man ſeine Gründe daraus recht angeben könnte.

Herr v. H. wies dieſen Brief dem Churfürſten, welcher ſich folgendergeſtalt darüber ausgelaſſen haben ſoll: „Man ſieht wohl, Leſſingen gefällt die Pfalz nicht; man iſt ihm ja ſo weit als möglich entgegen gegangen. Es ſcheint ein wunderbarer Mann zu ſeyn, der ſich gegen Niemanden erklären will; man muß ihm deswegen in generalen, aber gnädigen Ausdrücken antworten.“ — Das that denn der Miniſter, und er verſtand ſo gar noch etwas mehr; nehmlich, auf eine feine Art Leſſingen um das zu bringen, was ihm der Churfürſt von freyen Stücken angeboten, und Leſſing auch angenommen hatte: um die Penſion von 500 Rthlrn.

Der Brief des Miniſters v. H. lautet alſo:

„Manheim, den 7. April 1777.

„So patriotiſch das Verlangen war, einen Leſſing für die Pfalz auf eine dauerhafte Art zu gewinnen; ſo gegründet die Hoffnung ſeyn möchte, dadurch unſern Muſen ein neues Leben, und unſerm Nationaltheater das gehörige Anſehen und die nöthige Conſiſtenz zu geben, damit es auf die Sitten und den Geſchmack Deutſchlands wirken könne: ſo einleuchtend iſt hingegen Ihrer Seits die Bedenklichkeit, Ihre dermalige günſtige Lage mit einer andern zu vertauſchen; und wir müſſen uns ſchon mit dem Welſchen Sprichwort verbeſcheiden: Chi ſta bene non ſi move. Indeſſen freuet es mich doch, daß Sie uns nicht ganz unſerem Schickſal überlaſſen, ſondern wenigſtens von Zeit zu Zeit beſuchen, und zur Beförderung der Wiſſenſchaften und Künſte in Manheim das Gehörige beytragen wollen. Dieſes kann und wird nicht umſonſt oder zu Ihrem eigenen Nachtheil gefordert werden. Da ſie aber eine ſtete Penſion mit Verbindlichkeit jährlich hierher zu reiſen, ausgeſchlagen, und zu wünſchen geſchienen haben, Ihre Freyheit unbeſchränkt beyzubehalten; ſo bleibet mir nichts weiter mehr übrig, auf Ihr geehrtes Schreiben vom 20ſten März zu erwiedern, als Sie zu verſichern, daß, ſo oft es Ihnen gefällig ſeyn wird, Ihr Verſprechen in Erfüllung zu bringen, Se. Churfürſtl. Durchlaucht gewiß nicht entſtehen werden, Sie nicht allein ſchadlos zu halten, ſondern auch Ihre Bemühungen auf eine Höchſtderoſelben und Ihrer würdige Art zu erkennen. Da nun ſolchergeſtalten die Ihnen anſtößig geſchienene Bedingung einer beſtimmten jährlichen Reiſe in ſo weit hinwegfiele, ohne daß Sie etwas dabey verlören, ſo verhoffe ich, daß Ew. Wohlgeb. auch in dieſer Aeußerung des Miniſters, die aufrichtige Geſinnung des Freundes nicht mißkennen werden, der mit wahrer Hochachtung beſtehet

Ewr. Wohlgeboren
gehorſamer Diener,

FhE. v. Hompeſch.

Leſſings Antwort nach ſeinem Concepte war dieſe:

„Ich darf Ewr. Excellenz meine Antwort auf Dero Letztes vom 7ten April nicht länger ſchuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Auskunft über die Seilerſche Angelegenheit warte, welche vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten könnte.

Wahrlich bedürfte ich auch eines ſolchen Lichts recht ſehr, um weder gegen Ew. Excellenz ungerecht zu werden, noch mir den Vorwurf zuzuziehen, daß ich mich muthwillig durch Vorſpiegelung und Intrigue als ein Kind behandeln laſſe.

Denn nur einem Kinde, dem man ein gethanes Verſprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja ſelbſt freywillig von dieſem Verſprechen losſage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind iſt, weiß es das Unrecht nicht auseinander zu ſetzen.

Wenn mich denn aber Ew. Excellenz nur für kein ſolches Kind halten: ſo bin ich ſchon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinanderſetzung eines ſo geringfügigen Handels jemanden beſchwerlich zu fallen. Nur eins muß ich mir dabey vorbehalten.

Ich bin nicht ohne Vorwiſſen des Herzogs von Braunſchweig, in deſſen Dienſten ich ſtehe, nach Manheim gereiſet. Ich habe ihm ſagen müſſen, was für Verſprechungen mir von dort aus gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen. — Wenn er nun erfährt, daß aus dieſen Verſprechungen nichts geworden, was ſoll ich ſagen? —

Ihm Schritt für Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? — ihm Schwans, Ewr. Excellenz, und alle anderen gewechſelten Briefe vorlegen — und ihn urtheilen laſſen was er will?

Doch ſo neugierig wird der Herzog ſchwerlich ſeyn; und ich beſorge ganz ein anderes. — Da zur Zeit ſo manches von dem Deutſchen Theater geſchrieben wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Einrichtung des Manheimiſchen Theaters, ohne mich dabey zu vergeſſen, bereits gedacht worden: ſo kann es nicht fehlen, daß man der Fortſetzung derſelben nicht ferner gedenken und mich dabey ins Spiel bringen dürfte.

Hier muß ich Ewr. Excellenz meine Schwäche geſtehen. Ich vergebe tauſend geſprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erſte Sylbe, die ſich jemand über meinen

Antheil an dem Manheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es ſich in der Wahrheit verhält, ſage ich dem Publico alles rein heraus.

Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu ſcherzen: daß ich demohngeachtet die Manheimer Bühne nicht ganz ihrem Schickſale überlaſſen und von Zeit zu Zeit beſuchen würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet ſie mich zuerſt geſucht, mir dennoch nicht zum beſten begegnen wollen oder können, — mich ſolchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich ſeyn.

Verzeihen Ew. Excellenz meine Freymüthigkeit. Ich verharre in allem Uebrigen mit der vollkommenſten Verehrung

Ewr. Excellenz"
ꝛc. ꝛc.

Der Miniſter ließ Leſſingen darauf durch einen Freund wiſſen: ob er ihm gleich auf Befehl des Churfürſten ſo abſchlägig ſchreiben müſſen, ſo wären doch Seine Durchlaucht noch aufs wärmſte für ihn geſinnt, und es käme nur auf Leſſingen an, das Herz des Churfürſten umzuſtimmen, das bloß Leſſings Gleichgültigkeit verſtimmt hätte; wozu freylich das Geſchwätz derer, die ihn nicht gern in der Pfalz ſähen, das Ihrige auch beygetragen. Würde er aber nur das Geringſte verfertigen, entweder für die Akademie oder für das Theater; ſo würde gleich alles wieder gut ſeyn: er würde dann fordern und erhalten können, was er ſich nur wünſche; und wollte er ſich dann ihm, dem Miniſter, anvertrauen, ſo ſollte er ſehen! Es wäre nun einmal in der Pfalz ſo: der Churfürſt böte nicht gern an, wo er abſchlägige Antwort befürchten könne!" —

Selbſt aus dieſer Erklärung ſieht man zur Genüge, daß die Gegenparthey zu viel gegen Herrn v. H. vermochte, und Leſſing ihren Ränken immer ausgeſetzt geblieben wäre, wie er ſich auch dabey genommen hätte. Gewiſſen Leuten iſt ein Vernünftiger ein größerer Anſtoß, als der erklärteſte Nichtswürdige.

Für Leſſing war alſo das ganze Geſchrey, das in der belletriſtiſchen Welt davon erregt wurde, nichts, als ein koſtbarer Zeitverluſt, der das Bißchen Kenntniß von Hofleuten, das er dabey erhielt, nicht aufwog. Selbſt was er für das Theater bey ſeinem ſechswöchentlichen Aufenthalte in Manheim that, oder vielmehr vorſchlug, vernichtete die Kabale.

Der Churfürſt hatte die beſte und edelſte Abſicht mit dem Deutſchen Theater; und obgleich mancher große Fürſt zu dieſer Zeit auf eine ſo genannte Deutſche Nationalbühne ſein Augenmerk richtete: ſo zeichnete ſich doch dieſes Churfürſten Gedanke dadurch vor allen andern aus, daß man mit der Zeit lauter junge talentvolle Pfälzer anziehen wollte, die dabey auf eine lebenslängliche Verſorgung rechnen könnten. Aber wie es ſcheint, braucht der Regent, der eine gute Sache vereitelt haben will, weiter nichts zu thun, als ſie ſeinen Hofleuten treuherzig zu überlaſſen.

Leſſing ſchlug dem Miniſter v. H. vor, die Seylerſche Geſellſchaft nicht ſo, wie ſie war, ganz anzunehmen, ſondern es ſo einzurichten, daß die beſten Mitglieder derſelben der Stamm würden, auf welchen man ſo viele der Pfälziſchen jungen Zöglinge pfropfen könnte, als deren vorzügliches Talent zeigen würden. Der Miniſter ſollte Seylern und den beſten Schauſpielern ſeiner Geſellſchaft die Sache von der rechten Seite vorſtellen und ihnen desfalls ſchickliche Anträge zum Grunde legen, ſo würde es wohl gehen. Zum Beyſpiel: man ſolle Seylern und ſeiner Frau, welche mit ihrer Geſellſchaft, ſo zu reden, den Fonds hergäben, ein anſtändiges Auskommen verſichern. Seyler wäre zwar nicht ſelbſt Akteur, aber ein Mann von Geſchmack und dabey von großen Handels-Einſichten, der alſo auch außer dem Theater gar wohl einen Platz finden und da Seiner Durchlaucht erſprießliche Dienſte leiſten könnte. Seine Frau wäre eine der beſten Schauſpielerinnen geweſen, die Leſſing je geſehen; ſie ſey noch ſehr gut, und habe dabey ein ganz eignes Talent, junge Perſonen ihres Geſchlechts zu bilden. Die übrigen, auf welche man vornehmlich zu ſehen hätte, wären Borchers, Brandes und ſeine Frau, Thering und Großmann. Dieſen allen könnte man das Gehalt, das ſie bey Seylern hätten, auf Lebenslang verſichern, mit dem Verſprechen einer dieſem Gehalte gemäßen Penſion, im Falle des Alters und Unvermögens. Das Abonnement, welches ſich auf acht- bis neuntauſend Gulden beliefe, würde dazu hinlänglich ſeyn.

Die baaren Einkünfte jeder Vorſtellung würden ſodann vermuthlich zur Belohnung und Aufmunterung der Manheimiſchen Zöglinge zureichen, die freylich nicht gleich Anfangs als gebildete Schauſpieler beſoldet werden könnten, aber die Ausſicht hätten, mit der Zeit an die Stelle von jenen zu kommen.

Es wäre unnöthig, aus den jetzt ſpielenden Perſonen mehr als ſieben oder acht der beſten beyzubehalten; denn es wäre überhaupt überflüſſig, die Geſellſchaft höher, als auf zwölf bis vierzehn Perſonen, anwachſen zu laſſen. Fünf Frauenzimmer und ſieben bis acht Mannsperſonen könnten alle gute Stücke beſetzen, welche aufgeführt zu werden geſchrieben wären.

Da aber hiermit doch nur die Hälfte von dem Gedanken Sr. Durchlaucht in Erfüllung käme, indem bloß für das Gegenwärtige geſorgt, und dadurch noch kein Schauſpieler auf die Zukunft angezogen würde: ſo wäre es nöthig, mit den ganz jungen Leuten von Zeit zu Zeit Proben zu machen, indem man ſie nicht bloß unter die Erwachſenen mit einſchöbe, ſondern von ihnen allein ganze kleine Stücke aufführen ließe, welches dem Publicum gewiß nicht unangenehm ſeyn würde. Hierzu wäre der Balletmeiſter Lanz noch immer ganz brauchbar, und die erforderlichen Koſten ließen ſich aus dem Ueberſchuſſe des Abonnements, oder der baaren täglichen Einnahme hoffentlich gleichfalls beſtreiten.

Auf dieſe Art bliebe die ganze Sache vom Hofe abhängig, und doch als ein Inſtitut betrachtet, das der Churfürſt befördert wünſchte: anſtatt daß das Publicum einen Unternehmer, von dem es glauben müſſe, daß er nichts als ſeinen Vortheil ſuche, bald mit ſeiner Unterſtützung verlaſſen würde.

Die politiſch-bürgerliche Aufſicht über das ganze Werk bliebe noch immer dem Kammerherrn, den Se. Churfürſtliche Durchlaucht dazu ernennen würden. Die ökonomiſche Verwaltung könnte Seylern aufgetragen werden.

Die Aufſicht aber von Seiten der Kunſt und Moral ſollte der Churfürſt der Deutſchen Akademie anvertrauen, woraus ſowohl das Theater als dieſe Akademie nicht geringen Vortheil ziehen könnte. Zu dem Ende müßte ſie erſtens die neu herauskommenden Stücke leſen und prüfen, und diejenigen davon vorſchlagen, die der Aufführung am würdigſten wären; zweytens über die Sprache der Schauſpieler wachen, und durch ihre Erinnerungen ſo viel wie möglich verhindern, daß weder üble Ausſprache, noch grammatiſche Fehler, ſich in dem Publicum verbreiteten. Auf dieſe Art allein könnte die Manheimer Deutſche Geſellſchaft mehr auf das Publicum wirken, als noch eine gewirkt zu haben ſich rühmen dürfte. Es verſtände ſich, daß man ihr zu dieſem Behuf eine eigne Loge im Theater einräumte. Drittens, die Deutſche Geſellſchaft müſſe zu dieſer Abſicht einen Ausſchuß von ſechs oder ſieben Gliedern ernennen, die von jeder Vorſtellung dasjenige vor ſie brächte, was einer allgemeinen Berathſchlagung würdig wäre.

Würde nun ſodann ſich etwas finden, worüber die Geſellſchaft, mit der er ohnehin in Verbindung zu ſtehen die Ehre habe, ſeine Meynung verlange, ſo werde er ſich ein Vergnügen daraus machen, ſie gern zu ertheilen. Das ſey aber auch der ganze Einfluß, den er dabey zu haben wünſche; denn eine nähere unmittelbare Aufſicht über das Theater habe er, wie der Miniſter v. H. wiſſe, gleich Anfangs verbeten. Sollte man ſich gleichwohl von ihm mehr verſprochen haben, als er zugeſagt, ſo müſſe er ſich gefallen laſſen, daß man ſich zu dem allen nicht gehalten glaube, was Herr Schwan, auch außerdem ihm verſprechen zu dürfen, mündlich und ſchriftlich verſichert habe. Er ſähe wohl, daß es, ungeachtet aller großen Verheißungen im Namen Sr. Churfürſtlichen Durchlaucht, auf nichts weiter angeſehen ſey, als auf eine etwanige Schadloshaltung der Reiſekoſten und ſeines Zeitverluſts; und wenn die Reiſen und die verlaufene Zeit, mit der er allerdings ein wenig ſparſam zu ſeyn Urſache habe, wegfielen, er auch nichts zu erwarten befugt ſey. Ja, er würde ſich ſchämen, unter dieſem Titel das Geringſte anzunehmen.

Dieſer Vorſchlag ſchmeckte zu ſehr nach Billigkeit, und war für keine Parthey. Gleichwohl nahm der Miniſter ihn an, oder ſchien ihn vielmehr anzunehmen. Seyler, der deshalb in Dresden keinen neuen Contrakt geſchloſſen, kam auch wirklich nach Manheim, fand aber alles ganz anders, als man es ihm zugeſagt. Den Churfürſten hatte die Gegenparthey ganz wider ſeine Geſellſchaft eingenommen, und niemand wollte von ihm etwas wiſſen. Leſſing, den man ſchon ſo gut als weggebiſſen, hatte ihn empfohlen; und von deſſen Empfehlung ſollte in die Pfalz nichts kommen. Seyler wollte ſich über dieſe ungerechte Behandlung beſchweren. Aber Fürſten und Prinzen, Miniſter und Räthe hielten Wache vor dem Zimmer des Churfürſten, dem Seyler eine Supplik zu Füßen zu legen ſuchte. Man nahm lieber Marchands Geſellſchaft, und gab dieſem noch einmal ſo viel als man Seylern angeboten. Lachen Sie, ſchrieb einer ſeiner Freunde an Leſſingen, Marchand erhält 18000 Fl., damit er die dicke Amme ſey, welche das mächtige Wiegenkind, die Deutſche Nationalbühne, womit die Pfalz ſo lange ſchwanger ging, zur Geburt helfe. Heiliger Gott! was muß man erleben! Mit Leſſingen fängt man an, und mit Marchand hört man auf! —

Bey dieſer offenbaren Mißhandlung, der ſich Seyler ausgeſetzt ſah, und die ihn in großen Schaden brachte, nahm er zu einer unſchuldigen Liſt ſeine Zuflucht. Er ließ dem Juſtizminiſter, der ihn eben ſo wenig vor ſich ließ, und auch ſeine Supplik an den Churfürſten nicht annehmen wollte, gerade heraus ſagen: wofern man ihm nicht hinlängliche Genugthuung gäbe, ſo wäre er entſchloſſen, mit Leſſingen über das erlittene Unrecht gemeinſchaftliche Sache zu machen, und das unbillige Verfahren des Pfälziſchen Hofes der ganzen Welt aufzudecken. Von Leſſings Seite wäre man wohl davor ſicher geweſen: denn er ließ ſeine Gegner nicht gern merken, daß ihm weh geſchehen ſey; man mußte aber dergleichen, nach einem Schreiben, das er an den Miniſter von H. für Seylern ergehen laſſen, doch vermuthet haben. In dieſem Schreiben hatte er unter andern geſagt: „Ich könnte meines Theils mit einem kleinen

Desappointement (das iſt der gelindeſte Name, den ich dem Betragen gegen mich geben kann,) ſchon vorlieb nehmen; aber ich möchte nicht gern auch noch ſo wenig beygetragen haben, wenn es auch nur durch eine bloße Empfehlung geweſen wäre, daß ehrliche Leute in Verlegenheit geſetzt würden, wovon ſich die Großen freylich keinen Begriff machen können.“ Kurz, Seiller erhielt zu ſeiner Schadloshaltung 1000 Reichsthaler! Und Leſſing nichts? — Bey Leibe! Mit einem Billet des Miniſters ein Geſchenk zur Vergütung der Reiſekoſten, und ein ſchön vergoldetes und mit Leder überzogenes Käſtchen mit dreyßig kupfernen Medaillen *). Man weiß, daß die Kunſt ſich in Kupfer eben ſo gut ausnimmt, wie in Silber oder Gold, wodurch ſie, vornehmlich bey einem Gelehrten, der Gefahr ausgeſetzt wird, in dem Tiegel verloren zu gehen!

---

*) Es iſt eine Folge von Medaillen, die ſich mit dem erſten Pfalzgrafen der Bayerſchen Herzoge, Ludwig, anfängt, und bis auf den jetzigen Churfürſten Carl Theodor geht, welcher dieſe Medaillen durch ſeinen Münzrath und Graveur Schäfer den Sohn 1758 hat ſchneiden laſſen. Sie ſind vortrefflich gearbeitet, und gewiß das Meiſterſtück dieſes Künſtlers.

Von dieſem Handel, den man vielleicht ein wenig zu offenherzig erzählt, (weshalb man den Leſer um Vergebung bitten muß, der die Begebenheiten nicht ſo plan und gradezu haben will, wie ſie in der Welt vorfallen) redete Leſſing ſehr wenig; und ſelbſt ſeinem Freunde Herrn Nikolai, als er ſich dieſerwegen bey ihm erkundigte, ſchrieb er weiter nichts, als dieſes: „Von wegen der Nationalſchaubühne hätte Ihnen einfallen ſollen, was Chriſtus von den falſchen Propheten ſagt, die ſich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden. So alsdenn jemand zu Euch ſaget, hier iſt Chriſtus, oder da, ſo ſollt ihrs nicht glauben. Werden ſie euch ſagen, ſiehe er iſt in Wien, ſo glaubets nicht! ſiehe, er iſt in der Pfalz, ſo gehet nicht hinaus. Wenigſtens wenn mir dieſer Spruch zu rechter Zeit beygefallen wäre, ſo ſollte ich noch nach Manheim kommen. Dieſes iſt alles, was ich Ihnen von einer Sache ſagen kann und mag, mit der ich mich lieber gar nicht abgegeben hätte.“

Nach dieſer in den Zeitungen ſo ausposaunten theatraliſchen Aufklärung und Reformation, die Leſſing ſich aber nach ſeiner Zurückkunft von Manheim ganz aus dem Sinne ſchlug, beſchäftigte er ſich hauptſächlich mit der polemiſchen Theologie, deren lächerliche Seite ihn bald ſo ſehr anzog, daß ihm alle theatraliſche Arbeiten dagegen ſchal und wäſſerig ſchienen. An Verbeſſerung der Theologie dachte er dabey vermuthlich nicht, wohl aber an Aufrechthaltung des geſunden Menſchenverſtandes. Er hielt die modiſche Aufklärung für die abſcheulichſte Inconſequenz, deren ſich die Lutheriſchen Gottesmänner jemals ausgeſetzt, und glaubte, ſie führten nichts geringeres im Schilde, als die geſunde Vernunft aus der Philoſophie zu verjagen, und Theologie und Philoſophie ſo zuſammen zu kneten, daß beyde nur Eins wären, aber deſto widerwärtiger.

Leſſing zog, wie ſchon oben bemerkt iſt, die alte orthodoxe, im Grunde tolerante Theologie, der neuen, im Grunde untoleranten vor, weil jene mit dem geſunden Menſchenverſtande nichts zu thun hat, und dieſe ihn gern beſtechen möchte. Er wollte ſich mit ſeinem offenbaren Feinde vertragen, um gegen ſeinen heimlichen deſto beſſer auf ſeiner Hut ſeyn zu können. Er entfernte ſich aber, wie es im Streiten zu geſchehen pflegt, von dieſer Abſicht: nicht, als ob er im Grunde anderer Meynung aus Ueberzeugung geworden wäre, ſondern weil der übertriebene Eifer der Orthodoxen ſeine Vernunft ein wenig zu ſehr erwärmte, ſo daß er jene Schwächen mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zuzudecken vergaß. Das meiſte davon iſt ſchon in der Vorrede zum theologiſchen Nachlaſſe angeführt, und man wird hier nur dasjenige nachholen, was darin übergangen worden.

Bekanntlich verlor Leſſing in Braunſchweig über die Herausgabe der oft erwähnten Fragmente die Cenſurfreyheit, welche er von dem Herzoge, zur Herausgabe ſeiner Beyträge aus der Wolfenbüttelſchen Bibliothek, erhalten hatte.

Die Gründe dazu waren wichtig und einleuchtend. Der regierende Herzog von Braunſchweig war abgelebt und hinfällig; die Reſcripte wurden nicht mehr von ihm eigenhändig unterſchrieben, ſondern nur mit einem nachgeſchnittenen Stempel, auf ſeine mündliche Einwilligung, ſignirt. Der Erbprinz lag zu Felde, und die ganze Regierungslaſt ruhete auf dem geheimen Miniſterium. Der Miniſter Hr. v. Praun hatte Leſſings gelehrtem Unfuge bisher mit großer Nachſicht mehr zuſehen müſſen, als zugeſehn; aber zu ſeinem theologiſchen, den er beſonders mit der Herausgabe des 3ten Theils ſeiner Beyträge, und des Fragments: vom Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger anrichtete, erlaubte ſein Gewiſſen ihm nicht, länger zu ſchweigen.

Die Wayſenhausbuchhandlung zu Braunſchweig, von der Leſſing ſeine damaligen theologiſchen Sachen verlegen ließ, erhielt unter dem 6ten Jul. 1778 den Befehl, nicht das Geringſte von ihm mehr zum Drucke anzunehmen, es ſey denn zuvor die Handſchrift an das fürſtliche Miniſterium eingeſandt, und von demſelben gebilligt worden, noch viel weniger, wenn dergleichen etwa wirklich unter der Preſſe ſich befinden ſollte, es auszugeben, vielmehr aber ein genaues Verzeichniß von den vorräthigen Exemplaren des 3ten und 4ten Theils der Beyträge und der darauf ſich beziehenden Stücke, nebſt einer Note über den Betrag deſſen, was bisher daraus gelöſet worden, einzureichen, und kein Exemplar mehr davon zu verkaufen.

Zur Urſache dieſer genommenen Cenſurfreyheit gab das fürſtl. Reſcript an, daß Leſſing die noch zum Ueberfluß ausdrücklich beygefügte Klauſel, nichts drucken zu laſſen, was die Religion und die guten Sitten beleidigen könne, höchſt muthwillig übertreten habe. Er rechtfertigte ſich zwar in ſeiner Verantwortung damit: er habe ſie nur ſo verſtehen können, daß er in ſeiner Perſon, aus ſeinem Kopfe, in einem dogmatiſirenden, affirmativen Tone nichts ſolle drucken laſſen, was beſonders der Religion entgegen ſey; und in dieſem Verſtande wäre ihm nichts heiliger geweſen, als dieſe Klauſel. Wenn aber der Concipient dieſes Reſcripts ſie nun auch dahin ausdeuten wolle, als ob ihm dadurch unterſagt worden, daß ſelbſt von dem, was er von fremder Arbeit aus Manuſcripten bekannt machen würde, nichts die Religion betreffen müſſe, ſo könne er unmöglich glauben, daß dieſes des Herzogs Meynung ſey. Es wäre ja von jeher erlaubt geweſen, die Einwürfe der Ungläubigen gegen die Religion bekannt zu machen, damit man den Rechtgläubigen Gelegenheit verſchaffe, ſie beantworten zu können, und unſer Glaube nicht den Vorwurf erhalte, daß man irgend etwas, was dagegen geſagt werde, unterdrücke. Er würde eher die ganze Herausgabe ſeiner Beyträge aufgegeben, als ſich einer ſo unchriſtlichen Einſchränkung unterworfen haben, die dem regierenden Herzoge gar nicht ähnlich ſehe. Er ſelbſt habe ja die Fragmente mit einer Widerlegung begleitet, die von unverdächtigen Lutheriſchen Theologen mehr gelobt worden, als ihm die Beſcheidenheit nachzuſagen zulaſſe. Er werde aber deſſen ungeachtet gehorchen, und von den Fragmenten nichts mehr drucken laſſen, ehe er es nicht einem Fürſtl. Miniſterium zur Unterſuchung vorgelegt; doch hoffe er, daß Es der Wayſenhausbuchhandlung bedeuten werde; unter das Verbot der Fragmente nicht ſeine Antigöziſchen Blätter mit zu rechnen: denn dieſe bitte er, nach wie vor, ohne Cenſur in dem Verlage derſelben drucken laſſen zu dürfen. Er wäre in dieſem Streite der angegriffene Theil. Das Bitterſte, was er gegen Gözen bisher vorgebracht, wären nur Complimente gegen das, womit Göze ihn beleidigt; und der ganze Streit hätte auf die chriſtliche Religion keinen Einfluß.

Auf ſeine Verantwortung erfolgte aber nichts, ſondern unter dem 13ten Jul. ein Reſcript an ihn ſelbſt, das der regierende Herzog zu ſigniren Anſtand genommen, aber auf Zureden des Miniſters endlich doch ſignirt hatte. Es war des noch ſchärfern Inhalts: die Handſchrift des Ungenannten, woraus die Fragmente entlehnt, integraliter, nebſt den etwa genommenen Abſchriften, binnen acht Tagen unfehlbar einzuſchicken, und ſich aller fernern Bekanntmachung dieſer Fragmente und anderer ähnlichen Schriften, bey Vermeidung ſchwerer Ungnade und ſchärfern Einſehens, gänzlich zu enthalten. Auch ſey ſeine Diſpenſation von der Cenſur hiermit aufgehoben, und das Original davon von ihm zurückzuliefern.

Dieſem Befehle gehorchte Leſſing ungeſäumt, und gab das Original der Diſpenſation von der Cenſur zurück. Er war verſichert, daß er durch den Gebrauch derſelben mehr Gutes als Böſes geſtiftet habe, und ſehr gleichgültig, ob dieſes jetzt oder hier (in Wolfenbüttel und Braunſchweig nehmlich) einige Theologen begriffen oder nicht. Er überreichte zugleich das oft erwähnte Manuſcript in aller Vollſtändigkeit, nur in etwas beſſerer Ordnung, als er es gefunden. Es fehlten zwar daran einige Bogen; er zeigte aber an, daß der Erbprinz ſie bey ſich hätte. Das, was er ablieferte, betrug 335 beſchriebene Oktavſeiten. Er bat um ein Recepiſſe, mit dem er ſich einmal über das Abkommen dieſes Manuſcripts von der Bibliothek legitimiren könne; und ſchloß endlich damit, daß der kleine Theil davon, der in den Fragmenten des erſten Entwurfs, in der Herzoglichen Bibliothek geſtanden, ganz und völlig ausgearbeitet bereits in mehreren Abſchriften exiſtire und von Hand in Hand gehe. Käme das ganze Werk ans Licht, als wozu die vom Conſiſtorio zu Wolfenbüttel ſo unbedachtſam eingeleitete Confiskation einiger Stücke deſſelben leicht Gelegenheit geben könnte, ſo möchte man ihn außer Verdacht eines Antheils daran haben.

Unter dem 3ten Auguſt bekam er darauf zur Reſolution, (die man wohl, um dem kranken Herzoge nicht zu läſtig zu fallen, ohne ſein Wiſſen ſignirt haben mochte) daß ſein Geſuch nicht Statt habe, und er ohne Vorwiſſen des Miniſteriums auch auswärts nichts drucken laſſen dürfe. Zugleich wurde ihm ernſtlich verwieſen, daß er das fürſtliche Conſiſtorium bey Ausübung der dieſem Landescollegio obliegenden theuren Pflichten, einer Unbedachtſamkeit zu beſchuldigen ſich nicht zu viel ſeyn laſſen.

So viel darf wohl ein Laye dem andern ins Ohr fliſtern, daß, wenn eine Schrift wider die chriſtliche Religion viel geleſen werden ſoll, ein Conſiſtorium nur den weltlichen Arm dagegen zu Hülfe rufen darf. Dieſe Fragmente ſind ein Beweis mehr davon. Ehe das Braunſchweigiſche Miniſterium ſein Verbot dagegen ergehen ließ, wurden die Beyträge wenig geleſen, hoch geprieſen und vergeſſen. Nachdem ſie aber confiſcirt waren, wollte jedermann wiſſen was es wäre, daß ſo viele chriſtliche

Goliathe und Davide ſich aufmachten, dem Herausgeber einem Felſen oder ein Steinchen an den Kopf zu ſchleudern. Die Fragmente wurden alſo nachgedruckt, und ſogar von Leuten geleſen, die außer ihrer Poſtille und ihrem Kubach kein Buch anſehen. Die chriſtlichen Conſiſtoria machen mit ihren Verfügungen Unchriſten. Sie wollen Wölfe und Füchſe auch zu Schafen haben. Verſtänden ſie ſich auf die Natur dieſer Thiere, die ſich bey allem dieſem Beginnen nicht ändert, ſo verfielen ſie nicht immer in denſelben Fehler, und verbreiteten die Freygeiſterey wider Willen.

Man will ſogar verſichern, daß Leſſing über die wenige Senſation, die das erſte Fragment im Publico gemacht, ärgerlich geweſen, und die nachherige Confiscation derſelben unter der Hand mehr betrieben, als öffentlich zu verhindern geſtrebt habe. Die Confiscation wäre ſein einziger Wunſch geweſen, und der einzige Liebesdienſt, den ihm der ſelige Miniſter von Praun erwieſen. Die Sache klingt ein wenig zu boshaft; doch iſt ſie möglich. Denn er ſchrieb ſeinem jüngſten Bruder nach Berlin: Ich habe meine Urſachen, warum ich die Confiscation des neuen Fragments (vom Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger) recht gern geſchehen laſſe. Nur ſoll man meine Schriften nicht zugleich mit confisciren; und darüber beiße ich mich noch gewaltig herum: feſt entſchloſſen, die Sache aufs äußerſte ankommen zu laſſen, und eher meinen Abſchied zu nehmen, als mich dieſer vermeynten Demüthigung zu unterwerfen.“ —

Der Bruch des Hauptpaſtors Göze mit Leſſingen ſoll daher entſtanden ſeyn. Göze, der ſeinen Sohn in Helmſtädt beſuchen wollte, oder ihn dahin brachte, reiſete durch Braunſchweig, und von da aus nach Wolfenbüttel, um Leſſingen zu ſprechen, der an eben dem Tage mit einigen Hamburgiſchen Freunden nach Braunſchweig gegangen war. Da ſie einander alſo verfehlt hatten, ſo ging Leſſing, der es erfuhr, mit dem Herrn Profeſſor Eſchenburg in das Wirthshaus, wo Göze in Braunſchweig abgeſtiegen, aber von Wolfenbüttel noch nicht zurück war. Sie gaben alſo Karten ab. Den Morgen darauf reiſete Göze in aller

Frühe wieder fort. Nicht lange hernach ſchrieb er an Leſſingen, und erſuchte ihn, eine in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek befindliche Bibelausgabe, wegen einer gewiſſen Stelle, zu collationiren, und, wenn dieſe ſich ſo verhielte, wie er auf einem Zettel bemerkt hätte, bloß das Wort: concordat, darunter zu ſchreiben. Leſſing verſäumte, ihm zu antworten. Göze beklagte ſich darüber in der ſchwarzen Zeitung, nannte ihn aber nicht bey ſeinem Nahmen, ſondern nur den berühmten Bibliothekar einer berühmten Bibliothek, und fügte hinzu: er habe ſich darauf an einen berühmten Geiſtlichen eben dieſes Orts, den ſel. Generalſuperintendenten Knittel, gewendet, der ihm ſogleich mit umgehender Poſt alle erwünſchte Auskunft gegeben habe. Leſſing, da er dieſes las, wollte an Gözen ſchreiben und ſich entſchuldigen; aber auch das vergaß er, und Göze der ein beſſeres Gedächtniß hatte, nicht. Er erzählte dieſen Vorfall der Welt *), und blies darauf in den ſchwarzen Zeitungen gegen die Fragmente, wie es einem Wächter Zions gebührt.

---

*) Leſſings Schwächen S. 18.

Allein ehe dieſer theologiſch-komiſche Streit recht ausbrach, ſtarb Leſſingen ſeine Frau im Kindbette. Dieſes Unglück, dem er noch wenige Tage vorher zu entgehen glaubte, drückte ihn ſehr nieder, und war vielleicht Schuld, daß er bey Gözen eine Gefälligkeit unterließ, die er dem unbekannteſten Gelehrten nicht ſo leicht zu verſagen pflegte, ſo geringfügig die Sache an und für ſich ſelbſt ſeyn mochte. Hätten ſich aber alle dieſe kleinen Umſtände auch nicht ereignet; Göze hätte wahrſcheinlich doch gegen die Fragmente und ihren Herausgeber zu ſchreiben nicht unterlaſſen: denn es war einmal bey ihm unumſtößlicher Grundſatz, über alles, was er in das Verhältniß mit Gott zwingen konnte, die menſchlichen Verhältniſſe zu vergeſſen. Leſſing hätte ſonach einen Streit nicht vermeiden können, der eine heilſame Erſchütterung des Zwerchfells auch für denjenigen war, der wohl wußte, was dem Eifer eines Göze entgegen zu ſtellen ſey; und für die, welche nicht ſo weit ſind, ward er ſogar unterrichtend.

Vielleicht hatte Göze für ſich ſelbſt ein inniges Wohlgefallen an dem Antigöze, und würde nur giftig, als der Streit ernſthaft werden ſollte. So ſcheint auch das Braunſchweigiſche Miniſterium im Grunde gedacht zu haben. Es ließ eilf Stücke Antigöze geruhig in die Welt gehn; nur als Leſſing den Streit auf eine wichtige und ernſthafte Seite lenkte, nahm es ihm Schreib- und Druckfreyheit.

Jetzt that Leſſing einen Schritt, von dem er ſich ſehr ſchlimme Folgen verſprach. Er ließ nehmlich einen Bogen gegen Göze unter dem Titel: Nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Göze, zu Berlin drucken, obgleich Wolfenbüttel darauf ſtand, und zeigte es dem Braunſchweigiſchen Miniſterio ſelbſt an.

Dieſes verwies ihm ſeinen Schritt unter dem 17ten Auguſt, und verbot ihm nochmals, etwas in Religionsſachen ſo wenig im Braunſchweigiſchen als im Auslande, unter ſeinem, noch andern angenommenen Nahmen, ohne Genehmigung des Fürſtlichen Geheimen Miniſteriums drucken zu laſſen.

Deſſen ungeachtet blieb Leſſing feſt entſchloſſen, Gözen nichts unbeantwortet zu laſſen, und ließ in Hamburg, wohin er in Angelegenheiten ſeiner Stiefkinder im Sommer reiſete, auf das dritte Stück ſeiner Schwächen, die Göze ziemlich ſtark werden ließ, eine Antwort drucken. Das Braunſchweigiſche Miniſterium nahm aber weder davon Notiz, noch verfügte es das Geringſte weiter dagegen. Es mochte wohl einſehn, daß der Miniſter von Praun in dieſer Sache ſchon zu viel verfügen laſſen, und der Beyfall des abweſenden Erbprinzen ſchwerlich zu erwarten ſtehe: denn der dritte und vierte Theil der Leſſingiſchen Beyträge wurde wieder zum Verkauf frey gegeben, und Leſſing ſchrieb, was ihm beliebte; nur wagte er nicht, es im Braunſchweigiſchen drucken und verlegen zu laſſen.

Auf dieſe gerechte und weiſe Klemme, in die ihn ein wachſames Conſiſtorium zu nehmen endlich Mittel und Wege gefunden, bekam Leſſing das Heimweh nach dem freyen Felde des Theaters, und kündigte ſeinen Nathan an, den er ſchon vor drey Jahren, gleich nach ſeiner Zurückkunft aus Italien, ins Reine bringen und drucken laſſen wollte. Er glaubte dadurch dem Feinde (nicht dem böſen Feinde) in die Flanken zu fallen, und da er keine Fragmente mehr herausgeben durfte, wenigſtens ein Stück zu liefern, auf das die Orthodoxen und Unorthodoxen zwar heimlich kräftig ſchimpfen, gegen das aber die Letztern ſich öffentlich zu erklären, wohl unterlaſſen würden.

Anfangs ſtand man in den Gedanken, es würde ein ſatiriſches Stück werden, um den theologiſchen Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlaſſen; deshalb waren Leſſings Freunde, vornehmlich Moſes Mendelsſohn, damit gar nicht zufrieden. Nur als Leſſing erklärte, daß es nichts weniger als etwas dergleichen, ſondern ein ſo rührendes Stück werden ſolle, als er nur jemals gemacht, billigte es Moſes um deſto mehr, weil er hoffte, daß es Leſſingen von dem Streite mit Gözen abbringen würde, an dem Moſes nicht viel Geſchmack zu haben ſchien. Es war wirklich eine ſonderbare Eigenheit dieſes philoſophiſchen Freundes, daß er ſolche Dinge mit der größten Feyerlichkeit und unverſtelltem Ernſte behandelt wiſſen wollte. Auch war Leſſing ſo ziemlich dieſer

Meynung: nur glaubte er ſich berechtigt, unter dem, was eigentlich dazu gehörte, und dem, was Liſt und Heucheley dazu erhoben, einen nicht kleinen Unterſchied zu machen. Weder Voltaire, noch der Philoſoph von Sansſouci, noch ſonſt ein vernünftiger Mann ohne poſitive Religion, haben je die Moral lächerlich machen wollen: dazu hatten ſie zu viel Weltkenntniß; nur alle alberne Mährchen, welche abgeſchmackte Ammen für erzählbar erachteten, und die vergangene Zeit in Dunkel gehüllt hat, ſahen ſie nicht für heilige Dinge an.

Wie das Publicum den Nathan aufgenommen, wie er auch zum Theil kritiſirt worden, kann ein ſchönes Capitel in der Kirchenhiſtorie abgeben. In der Geſchichte der Vernunft wird das Stillſchweigen davon das beſte ſeyn. Nicht als wenn es gar keine Kunſtrichter noch Leſer gegeben, die den Geiſt dieſes Gedichts durchdrungen, und die Abſicht des Dichters erkannt hätten: ſo ſehr fällt das Gute nie; ſondern, weil es deren ſo wenige gab und giebt, die bloß vernünftige Menſchen zu ſeyn ſich nicht ſchämen, und dieſe wenigen ſich mehr des Abſcheus oder wenigſtens der Verachtung gewärtigen, als der grimaſſirten Duldung.

Leſſingen hinderte ſeine Krankheit, den Nathan mit einer Vorrede in die Welt zu ſchicken, worin er die gebrauchten Arabiſchen Worte und Nahmen erklären wollte. Der Derwiſch, ein Nachſpiel zum Nathan, und eine Abhandlung über die dramatiſche Interpunktion ſollten der zweyte Theil dazu werden. Von den letzten beyden Stücken hat ſich gar nichts unter ſeinen Handſchriften gefunden, und von ſeiner Vorrede nur zwey Blätter, die aber ſehr unleſerlich geſchrieben ſind. Hier iſt, ſo viel man davon herausbringen können. Auf einem Quartblatte ſteht dieſes:

„Es iſt allerdings wahr, und ich habe keinem meiner Freunde verhehlt, daß ich den erſten Gedanken zum Nathan im Dekameron des Boccaz gefunden. Allerdings iſt die dritte Novelle des erſten Buchs, dieſer ſo reichen Quelle theatraliſcher Produkte, der Keim, aus dem ſich Nathan bey mir entwickelt hat. Aber nicht erſt jetzt, wohl erſt nach der Streitigkeit, in welche man einen Layen, wie

„mich, nicht bey den Haaren hätte ziehen ſol„len. Ich erinnere dieſes gleich Anfangs, da„mit meine Leſer nicht mehr Anſpielungen ſu„chen mögen, als deren noch die letzte Hand „hineinzubringen im Stande war.“

„Nathans Geſinnung gegen alle poſitive „Religion iſt von jeher die meinige gewe„ſen. Aber hier iſt nicht der Ort, ſie zu recht„fertigen.“

Auf einem andern Blatte ſteht Folgendes:

„Vorrede.

„Wenn man ſagen wird, dieſes Stück lehre, „daß es nicht erſt von geſtern her unter aller„ley Volke Leute gegeben, die ſich über alle „geoffenbarte Religion hinweggeſetzt hätten, „und doch gute Leute geweſen wären; wenn „man hinzufügen wird, daß ganz ſichtbar mei„ne Abſicht dahin gegangen ſey, dergleichen „Leute in einem weniger abſcheulichen Lichte „vorzuſtellen, als in welchem der chriſtliche „Pöbel ſie gemeiniglich erblickt: ſo werde ich „nicht viel dagegen einzuwenden haben.“

„Denn beydes kann auch ein Menſch leh„ren und zur Abſicht haben wollen, der nicht „jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz „verwirſt. Mich als einen ſolchen zu ſtellen, „bin ich nicht verſchlagen genug: doch dreiſt „genug, mich als einen ſolchen nicht zu ver„ſtellen.“ —

„Wenn man aber ſagen wird, daß ich wi„der die poetiſche Schicklichkeit gehandelt, und „jenerley Leute unter Juden und Muſelmän„nern wolle gefunden haben: ſo werde ich zu „bedenken geben, daß Juden und Muſelmän„ner damals die einzigen Gelehrten waren; „daß der Nachtheil, welchen geoffenbarte Re„ligionen dem menſchlichen Geſchlechte brin„gen, zu keiner Zeit einem vernünſtigen Manne „müſſe auffallender geweſen ſeyn, als zu den „Zeiten der Kreuzzüge, und daß es an Winken „bey den Geſchichtſchreibern nicht fehlt, ein „ſolcher vernünſtiger Mann habe ſich nun eben „in einem Sultane gefunden.“

„Wenn man endlich ſagen wird, daß ein „Stück von ſo eigner Tendenz nicht reich genug „an eigner Schönheit ſey: — ſo werde ich

„ſchweigen, aber mich nicht ſchämen. Ich bin „mir eines Ziels bewußt, unter dem man auch „noch viel weiter mit allen Ehren bleiben „kann.“

„Noch kenne ich keinen Ort in Deutſchland, „wo dieſes Stück ſchon jetzt aufgeführt wer„den könnte. Aber Heil und Glück dem, wo „es zuerſt aufgeführt wird.“ –

Vielleicht vollendete Leſſing dieſe Vorrede nicht, weil ihn, noch vor Beendigung des Nathan, die Semleriſche Beantwortung der Fragmente in die Hände fiel. Dadurch ward er auf einmal wieder in den theologiſchen Streit gezogen. Alle heitre Stunden, die ihm ſeine Kränklichkeit ließ, verwendete er auf Leſung ſeiner theologiſchen Gegner, und auf Entwerfung von Briefen an verſchiedene Theologen, denen es an ſeinen theologiſchen Streitigkeiten Antheil zu nehmen beliebt hatte. Der Anfang derſelben findet ſich im Theologiſchen Nachlaſſe.

Endlich kam der Erbprinz zurück, und trat bald darauf die Regierung an. Von dem ganzen miniſterialiſchen Verbote wurde nichts mehr erwähnt, und Leſſing genoß bis an ſein Ende der Gnade des neuen Herzogs, auf eine vorzügliche Art.

Der Miniſter von Praun war ſogar nicht im Stande, mitzuwirken, als das Corpus Evangelicorum im Herbſte 1780, der Fragmente wegen, den Reichsfiſkal wider Leſſingen excitiren wollte. Der Herzog ließ dieſen ſelbſt rufen, und eröffnete es ihm, mit der großmüthigſten Verſicherung ſeines Schutzes. Ein Anderer würde über dieſen Vorfall deſſen ungeachtet betreten geweſen ſeyn; Leſſing aber freuete ſich herzlich, daß die Fragmente und ſein Nathan endlich Aufſehn erregten, welches ſie ihm Anfangs nicht genug machten. Aber leider kränkelte er nach Vollendung ſeines Nathans in Einem fort.

Daß der Nathan, dieſes herrliche Lobgedicht auf die Vorſehung *), Leſſings letzte Tage verbittert, wo nicht gar am Ende ſein Leben abgekürzt habe; daß die Kabale aus den Studierſtuben und Buchläden in die Privathäuſer ſeiner Freunde und Bekannten gedrungen

---

*) Moſes Mendelsſohns Morgenſtunden. Berlin 1786. S. 269 — 273

ſey; daß Leſſing, der allenthalben willkommene Freund und Bekannte, allenthalben trockne Geſichter, zurückhaltende, froſtige Blicke, kalte Bewillkommung und frohe Abſchiede gefunden; daß er ſich endlich von ſeinen Freunden und Bekannten verlaſſen, und allen Nachſtellungen ſeiner Verfolger bloß geſtellt geſehn: das iſt eine unrichtige Vorſtellung des kranken Moſes, die nicht Partheylichkeit oder zu große Freundſchaft, ſondern nur die täglich ſteigende Siechheit ſeines Körpers hervorbrachte. Denn an dem ſah man am beſten, wie wenig die Seele in einem ungeſunden Körper iſt. Leſſing verlor ſeine jovialiſche Laune, und ward eine ſchläfrige, gefühlloſe Maſchine, nicht weil viele Kleine und Große zu ſeinem theologiſchen Streite und ſeinem Nathan ſcheel ſahen, ſondern weil in ſeinem Körper etwas war, das an ſeiner übrigen geſunden Conſtitution nagte, wie man aus der Beſchreibung der Zergliederung ſieht, die mit ſeinem Leichname *) angeſtellt wurde.

---

*) Dieſer Aufſatz aus dem Göttingiſchen Magazin der Wiſſenſchaften und Litteratur iſt weiter unten beygefügt, weil er dem theilnehmenden Leſer dieſe Nachrichten unentbehrlich iſt.

Bey dem allen, daß er ſich Feinde gemacht haben konnte, hatte er auch Beſchützer und Freunde. Der jetzt regierende Herzog von Braunſchweig, deſſen Gnade er, wie man geſehn, verloren zu haben ſich einige Zeit einbildete, zeigte nachher gegen ihn die huldreichſten Geſinnungen, und Leſſing ward davon durch die ſichtbarſten Aeußerungen des ganzen Hofes bis an ſeinen Sterbetag gänzlich überzeugt. Selbſt nach ſeinem Tode gab der Herzog den unläugbarſten Beweis ſeiner Zufriedenheit mit ihm. Er ließ ihm auf ſeine eigne Koſten, und von freyen Stücken, ein ſehr anſtändiges Begräbniß veranſtalten.

Wem ein ganzer Hof mit Achtung begegnet, dem entziehen ſich ſeine Bekannten nicht ſo leicht. Sollte es aber ja einen Freund gegeben haben, der Leſſingen über ſeine theologiſchen Streitigkeiten oder gar über ſeinen Nathan ſein Herz entzogen hätte, der kann gewiß glauben, daß Leſſing dieſes mit unter das Glück rechnete, das ihm die Herausgabe der Fragmente oder des Nathans machte. Moſes Mendelsſohn ſah in ſeinen letzten Tagen die

Sache der poſitiven Religion mit ganz andern Augen an, als der vernünftige Weltmann, der jeden gern bey der Meynung läßt, die er ſich gemacht, oder machen laſſen, wenn nur ſonſt alles in der menſchlichen Ordnung bleibt. Er hielt dafür, es ſey um die Moral und die ganze Tugend des Menſchen geſchehen, wenn die poſitive Religion in ihrem wahren Lichte betrachtet werde. Auch konnte er gegründete Urſache haben, wegen ſeiner Glaubensgenoſſen ſo beſorgt zu ſeyn. Leſſing aber hegte von den Chriſten eine größere Idee. Er glich einem Generale, der einen forcirten Marſch thun muß, und nicht darauf ſehen kann, ob einer und der andre Schwache darüber liegen bleibt. Mit ſolchen menſchenfreundlich ſcheinenden Betrachtungen könnte man aller Wirkſamkeit ein Ende machen. Aergerniß hin, Aergerniß her! Iſt jemals ein orthodoxes Buch verboten worden, weil ſich der vernünftige Mann daran ärgerte?

In dem, was Leſſing in der noch übrigen Zeit ſeines Lebens drucken ließ, kann man vielleicht hier und da eine Spur zu entdecken glauben, daß die Kränklichkeit ſeines Körpers nicht ohne allen Einfluß auf ſeinen Geiſt geblieben ſey.

Unter dem 23ſten November 1779 ſtand im Wiener Diarium ungefähr Folgendes: „Leſſing, deſſen Verdienſte ſchon ſo allgemein berühmt und bekannt wären, daß ſie nicht erſt nöthig hätten, durch einen ſchwachen Federzug der Zeitungsſchreiber erhoben zu werden, habe wegen einiger Fragmente von der Judenſchaft zu Amſterdam ein Geſchenk von 1000 Dukaten erhalten. Belohnungen dieſer Art, hieß es weiter, verdienten allerdings öffentlich angemerkt zu werden, weil ſie zugleich die Ueberzeugung wirkten, daß ächte Verdienſte und wahre Gelehrſamkeit nie unbelohnt blieben, und jedes Genie zur unverdroſſenen Nacheiferung aufmuntern müßten.“ —

Der Artikel war aus einer fremden Zeitung überſetzt, und wohl gar ohne böſe Abſicht von jemand verbreitet worden, der die Fragmente nicht kannte. Aber unter dem 27ſten eben dieſes Monats hieß es in demſelben Diarium: „Wir haben in unſrer letzten Zeitung No. 85. einfließen laſſen, daß Leſſing wegen Herausgabe einiger Fragmente von der Amſterdammer Judenſchaft mit 1000 Dukaten ſey beſchenkt worden. Die Sache iſt zwar vollkommen wahr; da wir aber durch eine noch beſſere Hand, als jene war, ſo uns dieſe Neuigkeit mittheilte, verſichert worden ſind, daß eben dieſe Fragmente wider die chriſtliche Religion höchſt anſtößig wären, und Leſſing auch ſchon ſchwere Ahndungen empfunden habe: ſo widerruft man hiermit alles auf das feyerlichſte, was man bey dieſer Gelegenheit zu Leſſings Lobe geſagt hat; je gewiſſer es iſt, daß Aufſätze, welche das Heilige der Religion antaſten, ſie mögen auch mit dem ſchönſten Prunk der Gelehrſamkeit prangen, nicht lobens-, — nein, ſondern im höchſten Grade verabſcheuungswürdig wären."

Dieſer mit Lügen geſtopften Albernheit wollte Leſſing erſt in eben derſelben Zeitung durch ſeinen Stiefſohn, der ſich damals gerade in Wien befand, widerſprechen laſſen; aber dieſe politiſche Zeitung nahm wohl Unwahrheiten und Verläumdungen gegen einen ehrlichen Mann an, doch keine Rechtfertigung deſſelben.

Leſſing wollte nun einen beſondern Bogen drucken laſſen; allein die Cenſur in Wien war auch dagegen viel zu wachſam. Endlich wurde ein Bogen: *Noch nähere Berichtigung des Mährchens von 1000 Dukaten, oder Judas Iſcharioth der Zweyte* im November 1779, zu Regensburg ohne Cenſur gedruckt, und einige hundert Exemplare davon in Wien eingeſchwärzt, damit Leſſings Freunde und alle Unpartheyiſche die Sache ſelbſt beurtheilen möchten.

Wenn eine Abſicht bey der erſten Ausbreitung dieſes Mährchens war, ſo konnte es wohl ſchwerlich eine andere ſeyn, als die, daß ein Schalk über Chriſten lachen wollte, welche glaubten, daß es Juden gäbe, die ihre Dukaten ſo verſchleuderten; Leſſings Demüthigung oder Verkleinerung läßt ſich dabey nicht recht denken. Gleichwohl aber beantwortete er dieſe Poſſe mit einem Ernſte, mit dem kein Mährchen betrachtet zu werden verdient.

Eine gewiſſe Art Menſchen im Ernſt oder Scherz belehren, iſt vergeblich. Indem man ſich ganz in ihre Denkart verſetzt, wird man ihden wider Willen gleich, oder ſcheint es wenigſtens.

Göze mochte ſich wohl unter der Hand Mühe gegeben haben, Leſſingen in Wien als einen Menſchen anzugeben, der keiner von den drey im Römiſchen Reiche geduldeten Religionen zugethan wäre, und den man einzuſperren, oder wenigſtens des Landes zu verweiſen, vor Gott nicht übel thun würde. Wie vergilt Leſſing dieſe Paſtoralempfehlung? Er giebt zu verſtehn, daß Göze ihn nur darum verfolge, weil er einen Theil des katholiſchen Religionsſyſtems gegen den blinden Eifer dieſes Lutheraners in Schutz genommen. Göze wolle eigentlich die Katholiken und Reformirten vertilgen, um ſein Lutherthum einzig und allein herrſchen laſſen zu können. Dies war allerdings eine höchſt erlaubte Diverſion, die Leſſing Gözen zu machen ſuchte; aber man konnte den edlen Streiter doch auch mißverſtehn, als wolle er den Reichshofrath ernſtlich gegen Gözen verhetzen, und nicht bloß ein unſinniges Verlangen abwehren, das Göze an den Reichshofrath gebracht hatte.

Der Satz, welcher der Schrift über die Erziehung des Menſchengeſchlechts zum Grunde liegt, kann zu Folgerungen Anlaß geben, die der Lehrer ohne Zweifel nicht bezweckte. Offenbarung, behauptet dieſer, iſt Erziehung, die dem Menſchengeſchlechte geſchehen, und noch geſchieht. Einige Gedanken und Winke ſeiner Abhandlung gehören zu den ſchönſten Ausſichten des menſchlichen Geiſtes, und verdienen die Bewunderung einer Zeit, wie ſie kommen muß, die mancher von uns gefundenen Wahrheit jene falſchen Folgerungen entziehen wird, welche leider oft mit der Wahrheit jung, aber hoffentlich nie ſo alt werden als ſie.

Noch möchte es ſcheinen, als habe Leſſing bey zerrütteten Geſundheitsumſtänden mehr Arbeiten übernommen, als bey völligen Kräften; denn er machte mit der Hamburgiſchen Theaterdirektion noch unter dem 9. Auguſt 1780 den Contrakt, ihr von zwey neuen Schauſpielen, die er jährlich zu verfertigen verſprach, (ob ihm gleich die Fortſetzung ſeines theologiſchen Streits ſchon alle Hände voll zu thun gab,) den alleinigen Gebrauch auf ſechs Monate zu laſſen. Sie ſtipulirte ihm funfzig Stück Louisd'or für jedes Schauſpiel. Dieſer Contrakt hieß indeß nichts mehr, als ein Verſprechen, dem Hamburgiſchen Publikum, welches ſich eines beſondern Rechts auf Leſſing ſchmeichelte, und ihn ſo ſehr liebte, daß es wohl Gegengunſt von ihm verdiente, ſeine Stücke eher zukommen zu laſſen, als jedem andern. Die Zeit der Verfertigung blieb immer in Leſſings Willkühr, da er nicht nach Maßgabe dieſer Zeit, ſondern für jedes Stück bezahlt werden ſollte. Die Unternehmer des Hamburgiſchen Theaters hofften, Leſſing würde ihnen jährlich zwey Stücke ſchaffen können, weil ſie ſich ſchmeichelten, ſein Pult enthalte deren eine ganze Menge faſt vollendeter; und Leſſing mochte mit ihnen über den unbedeutenden Ausdruck dieſer Hoffnung nicht zanken. Ein gutmüthiger Mann, der in der Menſchenkenntniß alt geworden iſt, legt keiner unſchädlichen Freude gern etwas in den Weg.

Was Leſſings häusliches Leben in Wolfenbüttel die letzte Zeit anbelangt, ſo war es ganz einfach und eingeſchränkt. Er liebte überhaupt keine großen Geſellſchaften, aber einen freyen offenen Umgang, der ihm ein nothwendiges Bedürfniß des Lebens geworden, das er Anfangs zu Wolfenbüttel gänzlich entbehrte. Doch währte es nicht lange, ſo hatte er auch da Freunde und Bekannte. Die erſten Jahre waren es der jetzige Geheimerath von Hoym, der Geheimerath von Praun, ſo lange Leſſing an deſſen Bücherordnung in der Bibliothek nichts änderte; der damalige Droſt, jetzt Däniſche Kammerherr, von Döring, Rektor Heuſinger, Profeſſor Leiſte, Abt Häſeler und einige andere, vornehmlich aber der ſelige junge Jeruſalem, und die letzten Jahre ſein Arzt, der Doktor Topp, der bald nach ihm ſtarb. Da dieſe Männer theils viele Berufsgeſchäfte hatten, theils für ſich fleißig ſtudirten, ſo hatte Leſſing freylich an keinem Orte, wenn ich Wittenberg ausnehme, ſo wenig Zerſtreuung, als zu Wolfenbüttel; und dieſes war wohl eine Miturſache, daß er der Theologie ſo viel Zeit ſchenkte, als wolle er wirklicher Doktor der Theologie werden, wozu er doch von niemanden Genehmigung hatte, außer von dem ſeligen Erneſti.

Seine größten Erholungen und Zerſtreuungen machte er ſich wohl in Braunſchweig, wo er ſchon vertraute Freunde hatte und mehrere nach und nach bekam. Zu den erſteren gehörten Zachariä, der Konſiſtorialrath Schmidt, (von dem er zu ſagen pflegte, er wiſſe ſelbſt nicht, was er wiſſe, und den er ganz vorzüglich liebte) Herr Hofrath Ebert, und Herr Hofrath Eſchenburg; zu den letztern der damalige Kammerherr von Kuntſch, der Graf Marſchall, der damalige Oberſt, jetzige General, von Warnſtedt, (welcher Hofmeiſter des Prinzen Leopold war, und ihn auch nach Italien führte) und Leiſewitz, deſſen Julius von Tarent Gelegenheit zu ihrer Freundſchaft gab. Leſſing war die Oſtermeſſe 1776 mit Herrn Eſchenburg im Buchladen, um ſich das Neueſte und Merkwürdigſte auszuſuchen. Dieſes Trauerſpiel war mit darunter. Leſſing las es, und fand es vortrefflich. Er glaubte, es ſey von dem Herrn Geheimenrath Göthe. Herr Eſchenburg äußerte dagegen einige Zweifel. Deſto beſſer! ſagte Leſſing; ſo giebt es außer Göthen noch Ein Genie, das ſo etwas machen kann.

So bald alſo Herr Leiſewitz von Hannover, wo er damals lebte, nach Braunſchweig kam, brachte ihn Herr Eſchenburg zu Leſſingen. Seit der Zeit beſuchten ſie einander oft, und wurden bald Freunde.

Vor und nach ſeiner Verheirathung war Leſſing nicht ſelten ganze Wochen lang in Braunſchweig. Arbeiten nahm er nie daſelbſt vor; deſto fleißiger und eingezogener lebte er dafür in Wolfenbüttel. Es war ihm zur Gewohnheit, und dadurch zum Bedürfniß geworden, eine Zeitlang ohne Unterbrechung zu arbeiten, und dann wieder eine Zeitlang ununterbrochen nichts zu thun, das heißt, nichts zu ſchreiben, aber nichts deſto weniger zu denken, und wie die Bienen einzuſammeln. Wenn man ihn bloß als Schriftſteller betrachtet, ſo that er das Letzte viel zu unverhältnißmäßig, und war unfleißig. Und hätten ihn aus ſeiner gelehrten Muße nicht manchmal äußerliche Umſtände gebracht; er hätte noch manches nicht geſchrieben. So lange er aber verheirathet war, kam er wenig nach Braunſchweig, und ging in Wolfenbüttel noch weniger aus.

Dieſe Eingezogenheit war nicht bloßer Vorſatz und häusliche Verabredung, ſondern entſprang aus ſeinem damaligen Temperamente. Seine Freunde Hr. Eſchenburg und Hr. Leiſewitz haben von 1777 an eine gewiſſe Schwere und Schlaffſucht an ihm bemerkt. In den heiterſten Zirkeln ſeiner Freunde, wenn dieſe Abends um ihn her laut wurden, überfiel ihn ein unüberwindlicher Trieb zum Schlummer, aus dem er ſich endlich, angeregt oder von ſelbſt, gewöhnlich mit der Frage: Nun, was giebts? wieder aufraffte. Selbſt in ſeinen vertrauteſten Briefen liegt ſeit dieſer Zeit etwas ſo Mißmüthiges und Gleichgültiges, daß es ſcheint, als ſey alle Hoffnung auf dieſer Welt nicht von ihm aufgegeben, ſondern ihm ganz verſchwunden geweſen. Kein Muth mehr, wie ſonſt, Schwierigkeiten zu überwinden, ſondern eine unthätige Gelaſſenheit, ohne Murren zu leiden. Da bloß körperliche Uebel dieſe Stimmung der Seele erzeugten, die ſich Anfangs nicht häufig äußerte; ſo machte man damals ein gelehrtes Uebel daraus, und hieß es Einbildung und Faulheit. Seine letzte

Reiſe, die er nach Hamburg that, ſchien ihn einigermaßen kurirt zu haben; aber das war nur Schein: das Uebel verſchlimmerte ſich bald wieder von Tag zu Tage. Er wurde dabey äußerſt engbrüſtig, und war nicht im Stande, zwanzig Schritte zu gehen, ohne ſehr müde zu werden und ausruhen zu müſſen. Das Feuer ſeiner Augen verloſch, und die Lebhaſtigkeit ſeiner Unterhaltung wurde immer ſeltner. Er hatte faſt keine einzige heitere Stunde mehr. Doch wagte er es, ſich in Braunſchweig erholen zu wollen.

„Den 3ten Febr. 1781 *), ſagt Hr. Hofrath Leiſewitz, wie er Abends in Geſellſchaft geſpeiſet hatte, kommt er höchſt engbrüſtig zu Hauſe, und hat ſogar die Sprache verloren. Demungeachtet will er zu keinem Arzt ſchicken, und befiehlt auch dem Bedienten, ihn allein zu laſſen, und das Zimmer zu verſchließen. Er hat eine höchſt üble Nacht gehabt, und gleichwohl trifft ihn einer ſeiner Bekannten den andern Morgen unter den Händen des Friſeurs an, weil er feſt entſchloſſen iſt, nach Wolfenbüttel

---

*) Göttingiſches Magazin ꝛc. von Lichtenberg und Forſter, 2ter Jahrgang 1ſtes St. S. 147.

zu fahren, das er wahrſcheinlich nicht erreicht hätte. Es koſtete Mühe, ihn davon abzubringen, und ihn zu überreden, den Leibmedikus Bruckmann kommen zu laſſen. Dieſer ließ ihm ſogleich eine Ader ſchlagen, und Zugpflaſter legen. Er fing nun auch an, Blut auszuwerfen, ſchien ſich doch aber gleich den folgenden Tag ziemlich erholt zu haben.“

„Während ſeiner Krankheit war er ſehr ruhig, gelaſſen, und zuweilen munter, oft und lange außer Bette, nahm viele Beſuche an, und ließ ſich vorleſen. Zu einer Zeit ſchien er ſich ſeinen Tod ſehr nahe, zu einer andern ſehr entfernt zu denken. Auf ſeine gänzliche Geneſung hoffte er unterdeſſen nicht, und erklärte einmal, er ſey auf Leben oder Tod gefaßt.“

„Er hatte in ſeinem ganzen Leben einen ungemein folgſamen Schlaf, der ſogleich kam, wenn es ihm nur einfiel, die Augen zu ſchließen, und verſicherte oft, nie geträumt zu haben. Dieſes Glück behielt er bis an ſein Ende, und ſagte noch kurz vorher: wenn er den ganzen Tag geſchlafen hätte, freue er ſich doch auf die Nacht.“

„Unterdeſſen kamen die Anfälle der Engbrüſtigkeit immer von neuem wieder, und es war umſonſt, daß ſeine Aerzte, Hr. Leibmedikus Bruckmann, und Hr. Hofrath Sommer, alles anwandten, was die Freundſchaft fordern, und die Kunſt leiſten konnte.“

„Am letzten Tage, den 15ten Febr. 1781, glaubte er, ſich außerordentlich wohl zu befinden; wie er ſich aber Abends ins Bette legen ließ, befiel ihn die Engbrüſtigkeit ſo heftig, daß er nach wenigen Minuten, ſich und den Umſtehenden unvermuthet, ſtarb.“

Ich habe Leſſings Tod lieber mit den Worten eines ſeiner ganz unpartheyiſchen Freunde, der dabey gegenwärtig war, erzählen wollen, als mit meinen eigenen. Denn man hat auch zuverläſſige Briefe, die der Kirchenbote für Religionsfreunde aller Kirchen *) über Leſſings Tod abgegeben hat. Man weiß zwar nicht von Wem noch an Wen; aber ſie ſind nun einmal da, und erzählen mit vieler Umſtändlichkeit.

Die Geſellſchaft, heißt es daſelbſt, die Leſſing vor ſeinem Ende bey ſich hatte, beſtand

---

*) Fünftes Stück 1781. S. 576 – 581.

aus Chriſten und Juden. Wohl wahr! und wenn es in Braunſchweig vernünftige Heyden und Türken gäbe, ſo würden auch davon einige nicht gefehlt haben. So etwas fällt nur einem Kirchenboten auf! — Wenn der ſelige Jeruſalem dafür nicht gleich von Leſſingen bey ſeinem Sterben angenommen wurde, ſo geſchah es vielleicht, weil er ihn in der Reverende vermuthete; nachher, da er als Freund kam, iſt er gewiß gut aufgenommen worden. Denn Jeruſalem war ein Mann, der auch noch von andern Dingen, als von ſeinem Berufe, ſprechen konnte; und man kann in Wahrheit verſichern, er war Leſſings Freund: nicht eben von ſeinen vertrauteſten, aber doch von denen, die Leſſingen ſehr achteten. Der Scherz des D. B., wie ſich Leſſing begraben laſſen ſollte, iſt eben nicht von den feinſten; aber was denn nun mehr, lieber Kirchenbote, wenn er auch wahr wäre?

Auch kann es wahr ſeyn, daß Leſſing, als man erzählte, daß der Geiſtliche von St. Sulpiz ſich unterfangen, den ſterbenden Voltaire noch zu ſtören, ganz unwillig zu einem Freunde geſagt habe: „Wenn Sie mich im Sterben ſehn, rufen Sie mir den Notar herbey; ich will mich gegen ihn erklären, daß ich in keiner der herrſchenden Religionen ſterbe.“

Alles übrige ſind offenbare Erfindungen, die einen Kirchenboten völlig charakteriſiren, der unter Weges in eine Schenke einkehrt, und betrunkenen Bauern Wunderdinge erzählt. Niemand beneidet ihm die Schenke und ſeine Zuhörer. Noch weniger wird Jemand wünſchen, daß die Preßfreyheit nicht wäre, weil der Kirchenbote hinzuſetzt: das Volk glaube, der Teufel habe Leſſingen geholt. In dem Fall hätte der Teufel eine beſſere Acquiſition gemacht, als er machen würde, wenn er alle fromme Seelen bekäme, die den Kirchenboten geſchrieben haben! Wer nicht dieſer Meynung iſt, kann auch ein guter Mann ſeyn, und noch mehr, ein guter Chriſt! Leſſing, wie er als Lutheraner und Deutſcher geboren ward, ſtarb auch als Lutheraner und Deutſcher. Seine Aſche ruhe!

Hier mag noch die ſchon erwähnte Zergliederung ſeines Leichnams, ſo wie der Hofrath Sömmer ſie aufgeſetzt hat *), folgen.

„Aeußerlich war nichts am Körper zu ſehen, außer daß ſich auf dem Rücken einige blaue Flecken befanden, die durch das Liegen nach dem Tode entſtanden waren.“

„Die Haut ſelbſt war wenigſtens drey Linien dick.“

„Merkwürdig war eine dicke und ſtarke Fettſtreiſe, die längs der weißen Linie bis zum Schambeine heruntergieng, oberwärts breiter und nach unten allmählig ſchmäler zulief, ſo daß ſie wohl bey ihrem Anfange drey Zoll und am Ende einen Zoll breit war. Sie entſtand durch eine Duplicatur des Bauchfells unter dem ſchwertförmigen Knorpel des Bruſtbeins und den benachbarten Rippen eines Theils, und andern Theils formirte ſie die über den äußern Rand der Leber verlängerte Membrane, wodurch daſelbſt eine Falte 1½ Zoll entſtand. Dieſe Fettſtreiſe war, zwiſchen dem ſchwertförmigen Knorpel und dem Nabel, beſonders feſt mit

---

*) Göttingiſches Magazin der Wiſſenſchaften und Litteratur. Zweyten Jahrg. Erſtes Stück. S. 150.

dem übrigen Bauchfelle verwachſen, unterhalb des Nabels aber freyer und für ſich beſtehend.“

„Das Bauchfell war hin und wieder mit dem Netze vermittelſt weißer feſter und glänzender Faſern, die gleichſam ſehnicht zu ſeyn ſchienen, zuſammengewachſen.“

„Das Netz war ungewöhnlich dick und fett; es bedeckte alle Gedärme des Unterleibes vollkommen, und erſtreckte ſich tief in das Becken; mit dem Blinddarm war es durch eine ſtarke Membran verwachſen.“

„Die dünnen Gedärme waren größtentheils leer und entzündet, das Ileum aber am mehrſten. So war auch an dem Grimdarme eine nicht geringe Entzündung wahrzunehmen.“

„Der linke herunterſteigende Grimdarm war äußerſt dünn, weit dünner als die ſogenannten dünnen Gedärme, und aus ſeiner Lage weg und in das Becken gepreßt.“

„Der Magen war weit und dünne, links nach ſeinem Grunde ſtark entzündet, und enthielt eine mäßige Menge vorher genoſſener dünner Speiſen.“

„Die Leber ſchien auch entzündet zu ſeyn, der vordere Rand derſelben war ſehr dünn.“

„Die Gallenblaſe ragte mit ihrem Grunde faſt auf einen Zoll über dieſen Rand hervor, und enthielt ſehr wenig rother ſafranfarbiger Galle.“

„Die Urinblaſe war klein und zuſammengezogen, und die Nieren, ſo wie auch die übrigen Theile des Unterleibes, als Milz, Pankreas ꝛc. geſund.“

„Bey Eröffnung der Bruſthöhle fand man folgendes.“

„Die Rippenknorpel waren alle durchaus verknöchert und mußten durchgeſägt werden.“

„An der erſten rechten wahren Rippe und an der ſechſten linken waren da, wo die Knochen ſonſt mit den Rippen vereinigt ſind, ſpitzige Knochenauswüchſe.“

„Der ſchwertförmige Knorpel war ebenfalls Knochen und unbiegſam.“

„Auf beyden Seiten waren acht wahre Rippen.“

„Das Mediaſtinum war ſehr fett.“

„In jeder Bruſthöhle befand ſich eine große Menge röthlichen Waſſers, das man faſt zu einem hieſigen Quartier (etwa zu zwölf Unzen) anſchlagen konnte.“

„Die linke Lunge war vorzüglich entzündet, mit einem ſchäumigen Blute angefüllt, die rechte war es weniger. Sie waren nicht mit dem Bruſtfelle verwachſen, auch frey von Eitergeſchwüren.“

„Im Herzbeutel befanden ſich wohl zwey Unzen röthlichen Waſſers.“

„Die vordere Fläche des Herzens war beſonders mit Fett bewachſen.“

„In der rechten Herzkammer befand ſich etwas Polypöſes, das ſich bis in die Lungenſchlagader erſtreckte, ſonſt war ſie von Blut leer.“

„Die rechte enthielt auch kaum einen Theelöffel voll Blut.“

„Die großen Gefäße des Herzens waren alle von Blut entlediget.“

13.

Dies wäre das Vorzüglichſte aus Leſſings Leben, ſo weit das gelehrte und bürgerliche nicht von einander getrennt ſeyn konnten. Leſſing war, ſo zu ſagen, nicht ganz Stockgelehrter; er beſaß Biegſamkeit und Menſchenkenntniß, auch in der bürgerlichen Welt eine wichtige Rolle zu ſpielen, wenn er Glück gehabt hätte. Aber das hatte er nur ruckweiſe; es ſchien ihn nur zuweilen zu necken, um ihn ſeine Entfernung deſto peinlicher empfinden zu laſſen. Hätte er das Breslauiſche bürgerliche Verhältniß, in welches ihn das Glück ſetzte, nicht ganz und gar aufgegeben, und es wieder mit dem Buchladen vertauſcht: vielleicht hätte er ein ſo genanntes großes bürgerliches Glück gemacht; doch vielleicht auch nicht. Er ſah vermuthlich, daß im bürgerlichen Zuſtande alles aufs Glück ankommt, welches den Spruch des weiſeſten Königs bewährt: Zum Laufen hilft nicht ſchnell ſeyn, zum Streit nicht ſtark ſeyn; zur Nahrung nicht geſchickt ſeyn; zum Reichthum nicht klug ſeyn; zum angenehm ſeyn nicht, ein Ding wohl kennen: ſondern alles liegt an Zeit und Glück." Glaubte er nun darauf nicht rechnen zu dürfen, ſo handelte er wie ein kluger Arzt, der lieber den Kranken ganz aufgiebt, als ſeine

Schande an ihm kurirt. In der gelehrten Welt kommt auch viel auf Glück an; aber mit überwiegenden Kräften des Geiſtes wird doch endlich der Zweck, Beyfall und Nachruhm, nicht ſo leicht verfehlt. Iſt auch Mangel und Dürftigkeit das Loos des Lebenden, ſo entſchädigen ihn doch die Nachkommen, deren Gerechtigkeit weder von Leidenſchaft, noch von Eigennutz, oder Egoismus mehr verkümmert wird. Die Ausſicht, auf eine Zeitlang in die Zukunft zu wirken und bewundert zu werden, hält was ſie verſpricht; und wie viel das werth ſey, was ſie hält, entſcheidet die beſondere Schätzung eines Jeden.

Abentheuer und Wunderdinge, die flüchtige Neugier und die unerſättliche Einbildung des Leſers zu nähren, konnte man nicht aufnehmen, ohne die Wahrheit bey Seite zu ſetzen. Wer an Romanen und romanhaften Lebensgeſchichten Vergnügen findet; wer nur aus Großthaten, die der erfahrnen und kalten Vernunft unleidliche Schimmer ſind, Unterhaltung oder Erweiterung ſeiner Kenntniſſe ſchöpft: wird Leſſings Leben nicht dazu gebrauchen können.

Unpartheylichkeit und Offenherzigkeit wird man wohl nicht ſehr vermißt haben, aber deſto mehr Vollſtändigkeit, und Gabe, gut und treffend zu erzählen, mit raffinirter Hinſicht auf das, was jetzt allgemein geltend iſt.

Sollte es aber doch ſcheinen, daß zu oft der Bruder erzähle, ſo wäre es freylich ein Fehler, den er, bey allem ſeinen feſten Vorſatze ihn zu vermeiden, nicht vermieden, und den zu entſchuldigen, der unverzeihlichſte wäre.

Leſſing war theilnehmenden Herzens an allem, was ſeine Eltern und Geſchwiſter betraf, bereitwillig zu allen ihren Wünſchen: nicht mit künſtlichen Wendungen und herzrührenden Aeußerungen, die ſo ſüß klingen, daß ſie auf den Erfahrnen gar keine Wirkung thun: es war nicht Raiſonnement: bloße Natur, und faſt Unbewußtheit, anders handeln zu können. Nie war er launiſch oder ärgerlich, als wenn er nicht konnte, wie man wünſchte: nicht gegen den Wünſchenden, ſondern gegen ſich ſelbſt. Er hatte andere Begriffe von den ſo genannten menſchlichen und göttlichen Dingen, als ſeine Eltern und Geſchwiſter; aber das dämpfte das

Band der Eintracht und der kindlichen und brüderlichen Liebe nur feſter; machte ihn nur thätiger zu Pflichten, welche ihm die kaltblütige Ueberlegung erlaſſen hätte. Und ſo wie er Bruder war, war er auch Freund, Gatte und Vater!

Die Vertheidigung des Unglücklichen trieb er faſt bis zur Sophiſterey, und eine nur etwas ſcharfe Beurtheilung deſſelben ſchalt er den liebloſeſten Stolz, deſſen ſich rohe Eigenliebe ohne Selbſterkenntniß ſchuldig machen könne. Sein gröbſter Beleidiger war, in Noth, vor der geringſten Miene ſeines Tadels ſicher. Sein Zorn oder Widerwille ward dann wie abgeſchnitten. Unglück war in ſeinen Augen ein Altar, an dem man auch den Schuldigen unangegriffen laſſen muß.

Kurz, den Grund alles Edlen und Geſelligen hatte die Natur ſo tief in ihn gelegt, daß er einer von den chriſtlichen Schwärmern zu ſeyn ſchien, welche die guten Werke ſehr ſtreng und eifrig ausüben, aber keinen groſſen Werth darauf ſetzen. Von Seiten ſeines Herzens ließe ſich nichts tadeln, als ein Uebermaß von Großmuth. Dieſen Fehler wagten ſeine abgeſchmackteſten und armſeligſten Gegner nicht zu rügen. Sie beſchuldigten ihn zwar der ſchlimmen Folgen, die ein zu gutes Herz nach ſich zieht; aber ſie verſtanden ſich zu gut auf die Kunſt, durch böſen Leumund zu wirken, um übertriebene Herzensgüte als Urſache dieſer Folgen anzugeben. Ihnen zwar war dieſe Herzensgüte fremd; aber ſelten wird das menſchliche Gefühl ſo ſtumpf, und der Witz ſo aberwitzig, daß der, welcher hart wie Stein iſt, nicht immer eine heimliche Ehrfurcht gegen die Großmuth behielte, und ſeine Mißbilligung derſelben unterdrückte.

Man hat Leſſingen daher lieber als Spieler und Verſchwender ausgeſchrieen. Er war aber beydes im eigentlichſten Verſtande nicht. Er war von Jugend auf zur frugalſten Lebensart gewöhnt, und was man Vergnügungen der großen und kleinen Welt nennt, erweckte ihm gar bald Ueberdruß und Mißbehagen. Fand man ihn aber ja darin, ſo war es Neugierde und Verlangen, nicht aus Beſchreibungen, ſondern aus Erfahrung alles kennen zu lernen, was den geſelligen Menſchen beträfe. Daher ſagte er einmal zu Kleiſten in Leipzig: Sie müſſen alle Tage ſpazieren gehn, und ich alle Tage auf das Kaffeehaus, wenn wir unſere Erholungsſtunden zweckmäßig anwenden wollen.

Von ſeiner Spielſucht hat man ſchon geredet. Leidenſchaft war ſie gewiß nicht: man kann bloß ſagen, daß er ſich ohne rechten Spielgeiſt zuweilen in ein zu hohes Spiel einließ. Vielleicht betrug ſein ganzer Spielverluſt in ſeinem Leben nicht mehr, als was Voltaire in ſeiner Jugend in einem Augenblicke im Biribi verlor *). Bey Voltairen machte dieſer Verluſt, daß er gar nicht mehr ſpielte. Leſſing blieb ſich bey Gewinn und Verluſt gleich, und darum ſpielte er weder mehr noch weniger. Ob Beyde darüber Bewunderung verdienen, entſcheide der Leſer.

Streben und nicht Streben nach Reichthum iſt eine Wurzel manches Uebels und manches Guten. Viele edle Handlungen Voltairens unterblieben, wäre er nicht reich geweſen; und manche Schrift von Leſſingen wäre bey mehr

---

*) Düſaulx Gedanken über die Leidenſchaften beym Spiele. Breslau 1781. S. 114.

Sorge für Reichthum ausgeblieben. Wir wollen geradezu bekennen, daß die praktiſche Moralität der Menſchen ſehr zufällig und aus den vielen Nebendingen nicht ganz rein herauszufinden iſt. Beyder theoretiſche Moralität war gewiß ſo ſchätzbar, daß ſich keine poſitive Religion derſelben ſchämen darf. Beyder Denk- und Handlungsarten waren freylich höchſt verſchieden.

„Als ehrbarer Heide, als Philoſoph mag er hingehen,“ wird die aufgeklärte und orthodoxe Chriſtenheit ſagen; „aber ein ächter Chriſt, ein Lutheraner war er nicht: der Pantheiſt! der Spinoziſt!“ — Barmherzigkeit, liebe Chriſten, liebe Lutheraner! er war wirklich ein ehrlicher Chriſt, ein ehrlicher Lutheraner, in allem möglichen Sinne, in dem man dieſe Benennungen nehmen kann. Sein Verſtand war freylich ſein Verſtand, ſeine Vorſtellungen ſeine Vorſtellungen, und ſein ganzes Erkennen immerwährende Ebbe und Fluth. Alles das wirkt, wie es einmal wirkt; darüber können weder unſere Pathen für uns, noch wir ſelbſt für uns, etwas verſprechen, angeloben und beſchwören. Das iſt ein Ding für ſich: und man kann eher ſeinen ganzen Verſtand verſchwören, als Beybehaltung einer unveränderten Richtung deſſelben beſchwören. Der Geiſt des wahren Chriſtenthums hat mit dieſem Verſtande nichts zu thun, und kann ihn auch nicht feſſeln wollen. Die Angelobung ſeiner Pathen und ſeiner ſelbſt nachher, gleicht einem Bürgereide. Man bleibt immer ein treuer ehrlicher Bürger, wenn man gleich ſagt und ſchreibt, wie die gute Bürgereinrichtung ſeyn ſollte, wie ſie war, und wie ſie geworden iſt. Man will damit nicht Störung, nicht Unruhe erregen; man will nur dem Hochedlen Magiſtrat Anlaß geben, auf Bürgerverbeſſerung zu denken, nicht eigenmächtige Selbſtverbeſſerungen erſchleichen, aufdringen oder anzetteln. Leſſing wollte weder Theismus, noch Pantheismus, noch Seelenwanderung, noch Heidenthum, noch Judenthum ſtatt des Chriſtenthums einführen; er wollte nur nach ſeiner Einſicht von allem dieſem richtige Begriffe geben. Er vertheidigte das Chriſtenthum weder wie Göze, noch wie Semler: er vertheidigte es nach ſeiner Art; und in ſeinem Fragmentiſten ſah er weder einen Dummkopf, noch einen Böſewicht. War er nicht immer gravitätiſch genug, ſo halte man es ſeinem jovialiſchen Temperamente zu gut, und bedenke, daß Luther ſelbſt manchmal unter Schwänken und Schnurren ſeinen Gegnern bittre Pillen gab.

Eltern, Vaterland und Religion ſind Dinge, die wir uns nicht geben; aber an allen dreyen ererben wir viel Gutes, ob es gleich vielleicht beſſer und mehr ſeyn könnte. Leſſing war kein undankbarer Sohn; er wäre es geweſen, wenn er einem alten Erbſtück kein Plätzchen mehr vergönnen wollen: einem Erbſtück, das ſein Vater ſo werth hielt! Es war ja deſſen ganzer Reichthum, deſſen ganze Glückſeligkeit; und Leſſings geliebte Verwandtſchaft ſieht es vielleicht noch dafür an. Leſſing war weit entfernt es für neumodiſche Waare umtauſchen zu wollen, wie man ſie auf den Märkten der Philoſophie zum Kauf herumträgt. Er ſelbſt zimmerte ſich nichts neues, und wäre ſchwach genug geweſen, ſeine Arbeit auf Koſten der väterlichen geltend machen zu wollen? Wo iſt in ſeinem Leben eine Spur von dieſer ſelbſtſüchtigen Eitelkeit?

Wären die Lutheraner verfolgt worden, und hätte ſich kein Verdienterer zu ihrer Vertheidigung aufgeworfen, Leſſing hätte ſich an ihre Spitze geſtellt, und ſein Leben für ſie hinzugeben nicht zu viel geachtet; er hätte es für die Freyheit ihrer Meynung hingegeben, wenn er ſie auch für die wunderlichſte in der Welt gehalten. Die Seele muß ſo frey denken, als der Körper athmen: beyde machen den Menſchen aus, ob wir gleich von der erſtern weniger wiſſen, als von dem letztern. Wir können die Luft verdicken, verpeſten, verdünnen und reinigen, aber den Menſchen darum nicht in ein Behältniß ſperren, weil die reinſte Luft darin iſt. Er wird ohne Einſperren darin bleiben, wenn er keine reinere findet. Das muß er ſelbſt fühlen; da kann er ſich auf keinen künſtlichen Luftmeſſer verlaſſen.

Männer ſind keine Kinder; und wenn auch ihr Verſtand oft ſehr kindiſch ſcheint, ſo ſind doch die Theologen oder Geiſtlichen keine Väter, ob ſie gleich mit unter Patres und Beichtväter genennet werden. Sie ſind auch keine Hirten; denn die Menſchen können keine Schafe werden, ob ſie wohl zuweilen die Scheere fühlen. Was ſind ſie denn? Rathgeber, Regiſtratoren, Aufbewahrer und Vorträger deſſen, was die Vorfahren von Moralität, Gott und Welt erzählt, gedacht, und wie ſie es gedacht und erzählt haben. Sie werden beſoldet, weil ſie ihre ganze Zeit, ihre ganze Seelenkraft darauf verwenden ſollen, ihre Gedanken darüber zu ſagen, das Gute davon in dem vortheilhafteſten Lichte darzuſtellen, und es ſo nützlich und erbaulich zu machen, als es den Eltern war und den jetzigen Zeitgenoſſen noch immer ſeyn kann. Aber ſie müſſen keinen Unterſchleif mit der Philoſophie treiben, oder aus der Taſche ſpielen. Sie müſſen aus dem alten Vorrathe das Beſte herausſuchen, aber nichts vertilgen, und neues hinzuſetzen, ohne mit aller Offenherzigkeit eines Biedermanns zu Werke gegangen zu ſeyn.

Eine gelehrte Akademie konnte die Frage aufwerfen: ob man das Volk zu ſeinem Beſten täuſchen könne? Ein ehrlicher Mann wird es belehren, aber nie täuſchen. Es iſt nur Scheingut, was aus Täuſchung entſteht. Leſſing war von ganzem Herzen wider eine ſolche Beförderung des menſchlichen Wohls, ſie möge auf Zwang oder Täuſchung hinauslaufen; er wollte nur ſeine Mitchriſten auf die geiſtlichen Väter und Hirten in philoſophiſchen Schaf-Kleidern aufmerkſam machen. Die im orthodoxen Ornate daher wandelten, glaubte er, wären ſeinen Mitchriſten bekannt genug, und von ihnen hätte die wahre Philoſophie nichts zu fürchten. Uebrigens war er der Gemeinde, die ſich Lutheraner nennet, aufrichtig zugethan; denn er war in ihr geboren und erzogen, und hätte zu ihrem Beſten gern alles beygetragen, wenn er dazu am rechten Orte geſtanden. Er hätte ſeinen Lutheranern keine Kirche, keine Glocke, oder ein ſonſtiges Vorrecht, oder bloß einen Putz, aus falſcher Toleranz vergeben oder nehmen laſſen, aber auch keiner andern Religion oder Sekte etwas genommen. Suum cuique war ihm gar zu heilig!

Und ſo, glaube ich, kann jeder Gelehrte, jeder denkende Kopf, vom König bis zum Bettler, ſein väterliches Teſtament ehren und lieben, ohne ſein ganzes Leben durch ein bevormundetes Kind zu bleiben, das die Ruthe bekommt, ſo bald es hört und ſieht, oder gar ſpricht, was es nicht ſoll. Er kann ſich aber auch auf immer dieſer ſeligen Ruthe unterwerfen, wenn ſie ihm behagt, ohne an ſeinen übrigen Gerechtſamen eines Majorennen zu verlieren.

Wenn man alſo von Leſſingen verbreitete, er werde ſeine Religion ändern, ſo war es hämiſche Verläumdung und boshafter Wunſch, daß er ſo eigennützig handeln möchte. Er ſchämte ſich weder ſeiner Eltern und Vorfahren, weil ſie nicht Grafen und Fürſten waren, noch ſeiner Religion, weil ſie nicht vollkommner war; viel weniger war er abgeſchmackt genug, beydes für etwas anders auszugeben. Ein Künſtler, der bey einem Stümper gelernt, begeht nie die Albernheit, ſeinem Lehrer zu einem Dädalus zu machen; aber er ſpricht ihm auch das wenige Gute nicht ab, das er hatte.

Leſſing zweifelte nicht, daß man ſich mit jeder poſitiven Religion behelfen könne, wohl aber gar ſehr, daß man eine fehlerfreye und ganz vernunftmäßige für alle Zeiten erdenken werde. Fehlerfreyheit und ewige Dauer ſind keine Eigenſchaften eines Menſchenwerks.

Sein moraliſcher Charakter iſt alſo immer ſchätzbar und liebenswürdig, und unter den guten einer der vorzüglichſten, wenn auch jeder nach ſeiner Denkweiſe Flecken darin bemerkt. Leſſing affektirte weder einen Engel in menſchlicher Geſtalt, noch einen gelehrten Bravo, der ſich über alle geſellſchaftliche Sitten und Concurrenz wegſetzt. So wie ſein ganzes äußerliches Betragen bis auf die Kleidung, nichts Hervorſtechendes, nichts Zurückſtoßendes hatte, ſo war auch ſein Geiſt. Man gewann ihn lieb, je länger man mit ihm umging. Selbſt die, welche keine Gelehrte, noch witzige Köpfe waren, oder ſeyn wollten, fanden in ihm den verſtändigen und gutmüthigen Mann; und Viele, die ihn am dritten Orte zufällig kennen lernten, verwunderten ſich daher, daß er Leſſing ſey. Denn die Sucht, bey allen Gelegenheiten zu glänzen, den Gelehrten auch da, wo es nicht nöthig iſt, hervorſchimmern zu laſſen, wie ein gefallſüchtiges Mädchen den Buſen unter ihrem Flortuche, war ſeine Sache nicht. Er richtete ſich gern nach jeder Geſellſchaft, oder vermied diejenige ganz, worin er keine Unterhaltung für ſich vermuthete. Er drängte ſich auch zu nichts, noch weniger machte er ſich koſtbar, und ließ ſich ſuchen. Er ſtrebte nicht, Eitelkeit zu verbergen, ſondern keine Eitelkeit zu haben. Er hatte keinen Stolz; er konnte aber auch keinen vertragen. Er war leutſelig, freundlich, gütig und dienſtfertig, aber das alles auf eine männliche Weiſe, wenn gleich oft mit vieler Luſtigkeit und Schalkheit.

Einen Theil deſſen, was wir hier über ſeinen Charakter geſagt haben, beſtätigt einer ſeiner vertrauteſten Freunde, Moſes Mendelsſohn. Dieſer ſchrieb bald nach Leſſings Tode an deſſen jüngeren Bruder Folgendes:

„Nicht ein Wort, mein Beſter, von unſerm Verluſte, von der groſſen Niederlage, die unſer Herz erlitten. Das Andenken des Mannes, den wir verloren, iſt mir jetzt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erſcheinet mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenſtände verbreitet. Nein! ich rechne nicht mehr, was ich durch ſeinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen dank' ich der Vorſehung für die Wohlthat, daß ſie mich ſo früh, in der Blüthe meiner Jugend, hat einen Mann kennen laſſen, der meine Seele gebildet hat, den ich bey jeder Handlung, die ich vorhatte, bey jeder Zeile, die ich hinſchreiben ſollte, mir als Freund und Richter vorſtellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorſtellen werde, ſo oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. Wenn ſich in dieſe Betrachtung noch etwas Melancholiſches mit einmiſchet; ſo iſt es vielleicht die Reue, daß ich ſeine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach ſeinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachläſſigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! ſeine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen ſchöpfen konnte, die er wie gemeines Waſſer von ſich ſprudelte, zu jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er ſeine Einſichten mittheilte, ſetzte mich zuweilen in Gefahr, das

Verdienſt zu verkennen; denn ſie ſchien ihn in keine Unkoſten zu ſetzen, und zuweilen ſchob er ſie den meinigen ſo mit unter, daß ich ſie nicht mehr unterſcheiden konnte. Ueberhaupt war ſeine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen laſſen, daß ſie Almoſen ausſpenden; ſondern er ſpornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab.

Alles wohl überlegt, mein Liebſter, iſt Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen. Nicht nur in dem Plane des Weltalls zur rechten Zeit: denn da geſchiehet eigentlich nichts zur *Unzeit*; ſondern auch in unſerer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmeſſer hat, *zur rechten Zeit*. Fontenelle ſagt von Kopernikus: er machte ſein neues Syſtem bekannt, und ſtarb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anſtande ſagen können: er ſchrieb *Nathan den Weiſen*, und ſtarb. Von einem Werke des Geiſtes, das eben ſo ſehr über *Nathan* hervorragte, als dieſes Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geſchrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher ſteigen, ohne in eine Region zu kommen, die ſich unſern ſinnlichen Augen völlig entzieht; und dies that er. Nun ſtehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und ſtaunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verſchwand. Noch einige Wochen vor ſeinem Hintritte hatte ich Gelegenheit ihm zu ſchreiben: er ſolle ſich nicht wundern, daß der große Hauſe ſeiner Zeitgenoſſen das Verdienſt dieſes Werks verkenne; eine beſſere Nachwelt werde noch funfzig Jahre nach ſeinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. Er iſt in der That mehr als Ein Menſchenalter ſeinem Jahrhunderte zuvorgeeilt.“

Ende des Erſten Theils.

2007.

Gotthold Ephraim Leſſings

Leben,

nebſt

Meyers
Buchhandl.

ſeinem noch übrigen

litterariſchen Nachlaſſe.

Herausgegeben

von

K. G. Leſſing.

037.

Zweiter Theil.

Berlin, 1795.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

HALLE
SAALE

1912 A 591

Inhalt.

Ueber Leſſings Philoſophie und Theologie. Seite

Anzeige ſeiner philoſophiſchen und theologiſchen Bruchſtücke. [illegible]

Die Bruchſtücke ſelbſt. [illegible]

Ueber Leſſings poetiſches und vorzügliches theatraliſches Verdienſt. [illegible]

Der Gelehrte, oder vielmehr der Schriftſteller, ſo geringen Einfluß er auch gewöhnlich in das bürgerliche Leben hat, wirkt doch immer auf ſeine Zeitgenoſſen und Nachkommen. Der Nutzen, den er ſtiftet, iſt mehr dauerhaft, als glänzend, mehr ausgebreitet, als wichtig. Oft ſcheint er ſo gar weniger geleiſtet zu haben, als er nach ſeinen Talenten konnte, weil er alle zeitlichen Ausſichten aufopferte, und ſich bloß der ſtillen Betrachtung der Wahrheit widmete. Es ſchadet aber ſeinem Verdienſte nichts, wenn er bei ſeinem Leben weder großen Anhang noch mächtige Autorität dadurch bekam; wenn er gar verfolgt und verhöhnt wurde; oder — da man immer an beidem etwas Schuld hat — wenn er nicht geſchätzt wurde, wie er es verdiente, und ſich unter den gewöhnlichen Menſchen gleichſam verlor.

Verkannt und ſchief beurtheilt zu werden, iſt immer das allgemeine Schickſal des denkenden Kopfes. Es kann auch nicht anders ſeyn. Er befindet ſich meiſtens außer dem gelehrten Geleiſe ſeines Zeitalters, und ſucht ſich im Stillen einen andern Weg, über deſſen Beſchwerlichkeit er weder ermüdet, noch durch poſſierliche Sprünge und Wendungen ſich Mitſchlenderer zu verſchaffen ſucht. Die ihm aus der großen Heerſtraße mitleidig nachgaffen und belauern, erregen oft Lärmen über ihn, welcher ihn mehr bekannt, als berühmt macht. Nach und nach verlieren ſich einige ihm höchſt nachtheilige Vorurtheile, und ſein Gutes kommt an den Tag. Dieſe ſpäte Gerechtigkeit hilft freilich ihm nichts, aber der Welt.

Es giebt zwar auch eine andere Art Denker unter den Schriftſtellern, die in ihren Kenntniſſen nicht zurück bleiben, zuweilen auch wohl weiter kommen, als die erſtern. Allein ihr Ruhm und Nachruhm liegt ihnen ſo ſehr am Herzen, daß ſie entweder die große Heerſtraße nie verlaſſen, wo ſie neue Geleiſe, aber keinen beſſern Weg machen; oder wenn ſie ja eine neue Bahn brechen, ſo iſt ſie ſo nahe an dem alten Wege, und ziehet ſo viele ſechsſpännige Karoſſen nach ſich, daß der übrige bunte Haufen voll Neugier um alles in der Welt willen nicht zurück bleiben würde. Bewunderung über Bewunderung ertönt von allen Seiten, bis die alte Straße ganz leer iſt. Der Weiſe, von der Menge mit fortgeſtoßen, fühlt das Gedränge ſo gut wie zuvor; und wer allein auf einem einſamen entfernten Wege wandelt, ruft bei Erblickung dieſer Wunderdinge: was ein Menſch mit Menſchen nicht machen kann!

Von welcher Art Gelehrter Leſſing war, iſt nicht ſchwer zu ſagen. Er trieb Anfangs mit Willen, und am Ende wider ſeinen Willen, Polyhiſtorie. Jeweniger er wußte, deſto zuverläſſiger glaubte er, mit der Zeit alles zu erforſchen, und gleichſam aus allen Brunnen die Wahrheit zu ſchöpfen. Allein je mehr er darauf ausging, und je weiter er kam, deſto unergründlicher wurden ihm die Quellen, und er ſahe wohl, daß der Mann von Kopf mehr viel als Vieles thun kann. So kam er auf den Weg der Gründlichkeit, indem ihn der Hang zur Vielwiſſerei davon abzubringen ſchien.

Bei ſeinem Studieren gab er keiner Wiſſenſchaft aus Ueberlegung und Wahl den Vorzug, ſondern hielt ſie alle für gleich wichtig, überließ ſich folglich ganz dem Zufalle und dem gelegentlichen Eindrucke. Denn er hatte keinen andern Hauptzweck als die Wahrheit; und ſah mehr auf den allgemeinen Nutzen als auf den ſeinigen, mehr auf das Verdienſt, als auf den Verdienſt. Die Theologie war ihm eben ſo wichtig, als die Antiquität, die Vorſtellung der alten Griechen und Römer von dem Tode eben ſo forſchenswerth, als die Vorſtellung der Chriſten von der Dreieinigkeit. Sobald eine Sache für ihn nicht mehr Reitz hatte, ſobald ein gewiſſer quälender Ueberdruß ſich dabei einſchlich, ſtand er mitten unter der Arbeit davon ab, und überließ ſich einer andern Beſchäftigung mit eben ſo viel Theilnahme und Eifer. Freilich ging es ihm bei ſeinem Unterſuchen oft wie dem Tantalus: er ſchwamm gleichſam in der Wahrheit herum, und wenn er ſie ganz gewiß zu haben glaubte, verſchwand ſie ihm wie der Traum eines ſüßen Schlafes. Sein Hunger und Durſt wurde zwar nie geſtillt, verurſachte ihm aber auch nicht Marter und Schmerz, ſondern eine Behaglichkeit, welche der Forſchungsgeiſt ohne allzu heftige Leidenſchaft ſtets gewährt. Er fühlte ſich glücklich, indem er die Menſchheit fühlte, und träumte ſich keine höheren Anſprüche. Mitunter überlud er ſich allerdings ſeine Seele, verſäumte die gehörige Verdauung, und wollte die Folgen dann durch Mittel heilen, die in den gewöhnlichen Diſpenſatorien der Philoſophie nicht ſtehen. Die philoſophiſchen Apotheker kreuzten und ſegneten ſich deshalb, oder ſpielten die Großmüthigen und Gleichgültigen; er aber rief bei einer ſolchen Königlich Salomoniſchen Ueberladung wohl aus: es iſt alles eitel!

Bloß ſtudieren um zu ſtudieren; bloß zu ſchreiben um zu ſchreiben, oder ſeinen Unterhalt daraus zu machen, oder zu vermehren: iſt wohl eben ſo niedrig, als bloß zu eſſen, um zu eſſen, und zu ſchlafen, um wieder zu eſſen. Ich kenne keinen größeren Schimpf als dieſe Beſchuldigung, obgleich darauf weder im alten noch im neuen Geſetzbuche eine Strafe ſteht. Leſſings übliche Laune damit verdächtig zu machen, befleckt nicht ſeinen guten Nahmen, ſondern beleuchtet nur den armſeligen Geiſt desjenigen, der nichts Erhebliches zu Leſſings Nachtheile vorbringen kann. Er hatte gewiß die edle Abſicht, der Welt mit ſeinen Arbeiten nützlich zu ſeyn, die Maſſe ihrer Glückſeligkeit zu vermehren, und die Laſt ihres Elendes und Kummers zu vermindern. Wie bejammernswürdig wäre nicht der geringſte Menſch, wenn er bei ruhiger Betrachtung nicht ſagen könnte: auch ich habe zum allgemeinen Stoffe der Glückſeligkeit beigetragen. Ich vergelte die Wohlthaten der Vorfahren mit meinen Wohlthaten für die Nachkommen!

Aufklärung mußte alſo bei ſeinen ſchriftſtelleriſchen Bemühungen der Hauptzweck ſeyn; und ich glaube, daß ihn Wenige ſo vor

Augen gehabt haben als er, vornehmlich wenn er ſich der neuen Aufklärungsſucht ſtandhaft widerſetzte. Viele Quellen der Wahrheit ſind leider, beim Lichte beſehen, nichts als alte Pfützen, welche die Sinne, trotz allen angewendeten Bemühungen, ſehr ſtark beleidigen. Sie zu vernichten, iſt kein großes Verdienſt, und noch ein geringeres, das verdorbene Waſſer für kein beſſeres auszugießen. Aber ſie ſäubern und reines hineinleiten, und dafür ſorgen, daß weder aus Nachläſſigkeit noch mit Vorſatz neuer Moder hinein komme, iſt Pflicht, deren ſtille Erfüllung Leſſing für ſein größtes Verdienſt hielt.

Daher war es ihm ſo wenig um Anhang und freundſchaftlichen Beifall zu thun. Bloß Nothwendigkeit der unumſtößlichſten Gründe ſollte den Freund nöthigen. Er war zu reich an Gedanken und Planen, um einen und den andern nicht fahren laſſen zu können, der bei der Feuerprobe unecht befunden wurde. Die erſte Würde eines Aufklärers ſollte ſeyn, ſich bloß auf ſeine gute Sache zu verlaſſen, und ohne Geräuſch, wie ein ehrbarer ſtiller Bürger, einherzuwandeln, ohne zurück oder vor ſich zu ſehen, ob ihm Kleine oder Große nachgaffen, ob Viele oder Wenige ihm nachfolgen; alle Gewalt und Liſt nebſt aller armſeligen Politik zu verſchmähen, wenn ſie auch noch ſo heilſam ſchiene, und an einen noch ſo hohen Standort bringen könnte. Nur der Muthwillige oder Boshafte, der vorſetzlich Steine in den Weg wirft oder Löcher darin macht, müßte die Geißel der Satire und Verhöhnung fühlen. Auch hierin war Leſſing ein Muſter: nie klagte er über Mangel an Unterſtützung, an Beifall, an Patriotismus. Er wollte aufklären ohne zu blenden oder aufzudringen, ohne direkte Abſicht nach Belohnung. Er ſuchte dieſer durchaus würdig zu werden, ohne ſie eben gerade zu verlangen. Ueberſchritt er hierin die Regeln der Klugheit, ſo ſchadete er doch niemanden als ſich ſelbſt; und war es gar ein Fehler, ſo ſieht man, daß zu einem vortrefflichen gelehrten Charakter auch Fehler gehören. Ganz Beſcheidenheit oder Achtung für die Kenntniſſe und Verdienſte Anderer war er auch da, wo er mit etwas

Unbeſcheidenheit den Gecken und Prahler abwies.

Er unterredete ſich gern über das, womit er ſich beſchäftigte, oder ziemlich weit zu ſeyn glaubte; aber nicht in der ſtolzen Abſicht, ſich Verbreiter und Jünger zu machen: nicht an den Tafeln der Hohen der Erde, oder in den großen Cirkeln, wo man nur glänzen und hervorſtechen, nicht ſich freundſchaftlich mittheilen will. Er ſuchte ſich gern gründliche Gegner, um dieſe mit allen ſeinen Gründen, und auch mannigmal bloß mit Witz und Scharfſinn, in die Enge zu treiben; und wer ihn ausparirte und ihm wacker zuſetzte, verlor ſein Vertrauen und ſeine Achtung nicht. Nur mußte er ſich keiner andern Waffen, als gelehrter bedienen; denn gegen unedle und hämiſche Kunſtgriffe war er ein wenig ausgelaſſen. Verachtung und Bettelſtolz wies er mit ziemlichen Sarkasmen ab. Bitterkeit entſtand mannigmal auch von der unangenehmen Lage ſeiner häuslichen Angelegenheiten, über die er ſich zwar ſtets hinaus zu ſetzen, aber ihrer ſich nicht ganz zu entſchlagen verſtand. Sie wirkte, ohne daß er es wußte.

So voll und überzeugt er auch von ſeinen Meinungen war, ſo wurde ſein Enthuſiasmus doch nie ſo mächtig, daß er je vergeſſen hätte, wie viel den größten und beſten Einſichten fehlt, um ſie zu den einzigen, richtigſten und unfehlbarſten zu machen. Viele glaubten daher, er habe für nichts Intereſſe, weil das ſeinige weder überſpannt noch egoiſtiſch war. Andere, die es beſſer zu treffen glaubten, hielten ſein Grübeln gegen allgemein angenommene Meinungen, und ſeine Anhänglichkeit und Aufſuchung des Guten an gewiſſen Sonderheiten in Gedanken und Handlungen für bloße Streitſucht, die nicht Belehrung und Berichtigung ſeiner Geſinnungen, ſondern bloß einen rohen Widerſpruchsgeiſt zum Grunde hätte, nach der ſcharfſinnigen Weiſe derer, welche behaupten, daß die Menſchen bloß aus Vergnügen am Böſen böſe wären. Man kann ſich wohl keine kopfloſere Aufbürdung denken als dieſe. Es ſind nicht immer Leute ohne Einſicht und Weltkenntniß, die Leſſing damit beehren; aber ſie halten Wahrheit für Modekram, an dem ſeyn kann, was da will, wenn er nur nicht verlegen iſt.

Leſſing hat von Seiten ſeines Styls gewiß alle Vorzüge, welche die Engländer ihrem Johnſon mit Recht zuſchreiben. Und ich glaube, er erlangte ſie auf eben dieſem Wege; denn er gab ſich, wie Johnſon, bei jeder Gelegenheit die äußerſte Mühe, alles was er ſchrieb und redete, ſo ſtark und eindringlich als möglich einzukleiden, ſich keine Nachläſſigkeit zu erlauben und keinen ſchielenden oder unbeſtimmten Ausdruck ſtehen zu laſſen. Ja, je älter er wurde, deſto ſtrenger und ſorgfältiger wurde ſeine Schreibart. In Wolfenbüttel hat er ſich von allen Briefen, die er ſchrieb, Concepte gemacht; ſogar finden ſich dergleichen von Briefen an ſeine Geſchwiſter. Je mehr ſein ſchriftſtelleriſcher Ruhm wuchs, deſto ſaurer machte er ſich jede Zeile. Er hatte nicht den lächerlichen Stolz, lauter bewundernswürdige neue Sachen herauszugeben, ſondern immer etwas Beſſeres als ſein letztes war. In der Wahl des Ausdrucks wüßte ich keinen Deutſchen über ihn. Wir haben größere Philoſophen, größere Dichter, aber keinen größern Styliſten. Wem dieſes mein offenherziges Bekenntniß zu partheiiſch ſcheint, deſſen Gründe möchte ich wohl zu meiner Belehrung wiſſen; und wenn es auch nur idealiſche wären. — Schon deshalb allein verdienten Leſſings zurückgelaſſene Bruchſtücke den Druck.

Niemand hätte wohl ſeinen gelehrten Charakter beſſer geſchildert als Moſes Mendelsſohn, der ſich vorgenommen, ſein Leben zu beſchreiben. Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, ſeinen dazu entworfenen Plan, der mir glücklicher Weiſe in die Hände gerathen iſt, hier einzuſchalten: von Wort zu Wort, wie er ſich auf einem beſondern halben Bogen befindet.

„Hauptzüge."

„Liebe zum Forſchen. Dieſer konnte er
„alle ſeine übrigen Neigungen aufopfern (a).
„Lieblingsneigung ſich der ſchwächern Seite

„anzunehmen. Scharfſinn, der an Sophiſterei
„gränzte. Scharfſinn mit reichhaltigem
„Witze verbunden. Dieſer führte ihn durch
„alle Fächer der Litteratur mit gleichem Fortgang,
„und machte ſie ihm alle gleich angenehm.
„Das Jagen behagte ihm mehr,
„als das gejagte Wildbret. — Vernünftige,
„nicht ſinnliche Einbildungskraft. Mehr
„Fähigkeit ſich in Leidenſchaft zu denken, als
„zu verſetzen. Daher das Gekünſtelte, faſt
„Verkünſtelte, ſeiner verliebten Auftritte.
„Daher ſein aufrichtiges Geſtändniß, er habe
„mehr Kritik als Genie. Am glücklichſten
„war er in ſolchen Charakteren, die an den
„ſeinigen gränzten. Tellheim und der Tempelherr
„werden mit den Jahren Odoardos.
„Juſt wird durch Religion zum Kloſterbruder.

„Beſcheiden in einem hohen Grade. —
„Mangel an äußerlicher Höflichkeit. Unfähigkeit
„mit den Großen umzugehen. Eindruck
„den d'Alemberts Abhandlung ſur le
„commerce de gens de lettres avec les
„Grands auf ihn machte. Entfernung vom

„aller Gleißnerei, von Eigennutz und Eigendünkel. Nahm Tadel und Verbeſſerung von „Freunden mit der größten Bereitwilligkeit an. „Mildthätigkeit mit äußerlichem und innerlichem Vermögen. Unverdroſſenheit ſich zu „allen Zeiten in Unterſuchungen einzulaſſen, „und von ſeinen Einſichten mitzutheilen. „Ohne Ruhmredigkeit, ſo daß man ſich ſelbſt „weiſer dünkte, ob man gleich deſſen Ueberlegenheit nur allzuſehr empfand.

„Iſt es Reichthum oder Beſcheidenheit, „daß er es nie ſich merken ließ, wenn er beſtohlen ward? — Ein Exempel hiervon ſeine „Gedanken vom Lachen und Weinen. „Ich hatte die Abſicht nicht zu plündern; „ſondern war vielmehr einem unordentlichen „Hauswirthe zu vergleichen, der Sachen in „Verwahrung nimmt, ohne Buch darüber zu „führen, und daher in Gefahr kommt, ſich „fremdes Gut anzumaßen.

„Die Beſtimmung des Menſchen, mehr „Forſchen als Finden. Das Finden ſoll Abſicht ſeyn; aber die Mittel ſelbſt ſind Endzweck: ſo wie beym Wohlwollen. Wahr-

„heit wie Münze zugezählt, ohne Unterſuchung des Schrots und Korns, iſt ſchädlich. Daher der beſtändige Zirkel in Wiſſenſchaften und Künſten. Weg der Vorſehung! Nutzen der Vorurtheile. Die Vorſehung, ſagt man, habe den Menſchen Wohlwollen ins Herz gelegt, damit ſie ſich bei ihrer Schwachheit behülflich ſeyn mögen. Ich würde ſagen, die Vorſehung hat den Menſchen Schwäche zugetheilt, damit Wohlwollen einen Gegenſtand habe.

„Alles Beſtreben der Menſchen hat das Erlangen eines gewiſſen Guts zur Abſicht, und den Beſitz deſſelben zum Ziele. Der Beſitz aber macht ſelten ſo glücklich, als das Erlangen. Auch kann das Beſtreben ſelbſt unſere Kräfte zuweilen auf eine unſeren Neigungen angemeſſene Weiſe beſchäftigen, daß wir uns dabei wohl befinden; und in dieſem Falle kann ſogar Beſtreben ohne zu erhalten, glücklicher machen, als Beſitz ohne Beſtreben. Nur muß die Hoffnung des Erhaltens mit in Anſchlag kommen; indem ſie den Genuß vermehrt. Zuweilen aber

„giebt uns der Beſitz mehr Gelegenheit unſere Kräfte thätig zu erhalten, oder auf eine unſern Neigungen angemeſſene Weiſe zu beſchäftigen, als das Beſtreben. In dieſem Falle kann das Beſtreben bloß als Mittel begehrlich ſeyn, und, in Ermangelung des Endzweckes, als ein Uebel angeſehn werden. Z. B. der Bau eines Hauſes, die Cur einer Krankheit.

„Geſundene Wahrheit hat einen doppelten Nutzen: einen theoretiſchen und einen praktiſchen. Die überlieferte Wahrheit iſt ſteril an theoretiſchem Nutzen. Daher kann der ſpekulative Kopf ſie gar wohl dem Forſchen nachſetzen.

„Mit der Stelle aus dem Spinoſa haben Sie recht, ſchreibt er den 14. Sept. 1757 *). Ein abermaliger Beweis, wie obenhin ich alles anzuſehen gewohnt bin. Wenn Ihnen mehr aufſtoßen ſollte, was mit meiner (oder vielmehr Ihrer) Erklärung des Lachens ꝛc.

---

*) Leſſings gelehrter Briefwechſel, I. Theil S. 228. Sämmtl. Schriften. Th. XXVIII.

„(Dec. 1760. *). Sie gehen auf Ihrem
„Pfade fort ꝛc. Welche Beſcheidenheit!
„Und vollends der vom Aug. 1761 **). Wahrer Ausdruck ſeiner innern Empfindungen!

„Derſelbe Inhalt im ſchaurigen Tone an
„Herrn Nicolai Oct. 1762.

„Klopſtock und Gerſtenberg (Auguſt 1767.)

„Wohlthätigkeit und Milde (Oct. 1768.)

„Forſchen nach Wahrheit — Vorurtheile —
„(Jan. 1771.)

„Ueber Emilia Galotti (April 1772.)

„Ueber Leibnitz und das Geheimniß der
„Dreieinigkeit (May 1774.)

„Beſſer eine unphiloſophiſche Sache, philoſophiſch vertheidigen ꝛc.

„**Ueber Phyſiognomik** (Julius 1776.)

„**Ueber Buckel** (März 1779.)“

Nach dieſem ganz flüchtigen Plane konnte nur ein Moſes Mendelsſohn arbeiten, und ein Meiſter wird aus der bloßen Skizze den Meiſter erkennen.

---

*) Leſſings gelehrter Briefwechſel, I. Th. S. 176.

**) Ebend. S. 288.

Ueber Leſſings Philoſophie und Theologie.

War Leſſing wirklich Spinoziſt? Alles zu erzählen, was gleich nach ſeinem Tode zwiſchen Herrn geheimen Rath Jakobi und dem ſeligen Moſes Mendelsſohn vorgefallen, wäre unnütze Wiederholung. Sie waren beide Leſſings Freunde, glaubten beide, ihn zu kennen, und kannten ihn hierin nicht ganz. Beide hatten Schranken geſetzt, in denen er ſich nothwendig finden laſſen ſollte. Jeder aber bemerkte ziemlich richtig, daß er da nicht war, wo ihn der Andere mit Gewißheit vermeinte.

Herr Jakobi drang in Spinozens Syſtem mit vieler Gründlichkeit, und fand, daß es den Denker mehr befriedige, als der Theismus. Das mochte er wohl Leſſingen im Vertrauen eröffnet und Leſſing ihm ein Gleiches von ſich wieder vertrauet haben; aber nicht, daß er für rathſam fände, es in die Welt zu ſchreiben. Doch wenn Herr Jakobi weiter kein Verſehen gemacht, ſo werden ihn Zehn tadeln und

Hundert loben. Was aber den Theiſten oder den gläubigen Aufgeklärten in der Chriſtenheit höchſt auffiel, war Herrn Geh. Rath Jakobi's Salto mortale aus dem lückenhaften Pantheismus in den Abgrund des Glaubens und der Offenbarung. Natürlich erſchraken darüber Chriſt und Jude, und ahndeten, er müßte ſich den Kopf zerſchmettert haben. Arzt und Wundarzt liefen eilig hinzu, ihn, wo nicht zu heilen, doch mitleidig zu verbinden. Aber als ſie ihm nahe kamen, war er nicht geſprungen, nicht gefallen, und befand ſich ziemlich wohl. Es war eine von den gewöhnlichen Gaukeleien, die man ſeit Leibnitzens Zeiten ſchon oft geſehen: mehr amüſirend, als ſcharfſinnig; aber für einen großen Theil Menſchenkinder gar philoſophiſch.

Glaube war ihm Lernen, und Offenbarung Erfahrung, oder, wie es Herr Jakob in die Seele des Herrn Geh. Raths Jakobi denkt, ſinnliche Evidenz oder anſchauende Erkenntniß.

Herr Vicepräſident Herder *) ſagt gleichfalls zu Jakobis Vertheidigung viel **Wahres**, kann aber nicht in Abrede ſeyn, daß kein Menſch das Wort Offenbarung in dieſem Verſtande nehmen könne, ohne in eine babyloniſche Verwirrung der Sprachen zu gerathen, ſo wenig als die ewigen Höllenſtrafen der Chriſten in dem Sinne, den ihnen Leſſing beilegt. So oft ich dergleichen leſe, kann ich mich der Empfindung nicht erwehren, daß man den Leſer täuſchen, perſifliren, oder wenigſtens mit ihm Sokratiſchen Scherz treiben wolle.

Dieſen metaphyſiſchen Sprung des Herrn Geh. Raths Jakobi hätte man belachen oder bewundern ſollen. Denn was kann man mit einem Philoſophen machen, der den Thurm einen Stall, und den Stall einen Thurm wider allen Sprachgebrauch nennen will? Der kaltblütige Moſes aber machte ſich auf, dieſe Jakobiſchen Fortſchritte in der Philoſophie zu beleuchten. Denn Herr Jakobi blieb dabei, daß er nicht zu ſpringen, ſondern zu gehen pflege.

---

*) Gott; einige Geſpräche. Gotha 1787. S. 147-152.

Freilich hatte die Erzählung, daß Leſſing die Hypotheſe des Pantheismus conſequenter gefunden, als die theiſtiſche, Moſes Mendelsſohnen ſehr gekränkt.

Warum doch? War Leſſings älterer Freund empfindlich, daß der jüngere etwas wußte, was der ältere nur allein von ihm wiſſen wollte? Oder wußte er es gar nicht? und ſollte es Niemand wiſſen? Glaubte er wirklich, es würde mit Leſſings bekannt gewordener Anhänglichkeit am Spinozismus um die ganze Vernunftreligion oder Moral geſchehen ſeyn, die niemand lauterer und reiner gelehrt, als der Verfaſſer des Nathans, und der Fragmentiſt?

Lieber Gott! beruhet ſie auf armſeligen Beweiſen a priori; hat der Menſch nicht ſtündlich und augenblicklich Ueberzeugungen, daß er nur durch ſie glücklich ſeyn kann, daß er, ſo viel er von ihr abgeht, an ſeiner Behaglichkeit und an ſeiner Hoffnung, wie er ſie ſich träumet oder muthmaßt, verlieren muß: o ihr Mufti, Rabbi und Superintendenten, flieht in die Wälder, damit euch die, welche ihr geſtern noch ſo pathetiſch um ihrer Frömmigkeit willen ſegnetet, nicht heute knebeln oder ſpießen! Sie iſt in den menſchlichen Herzen zu tief, und die einzige Stütze eurer Moralen und Religionen. Ohne ſie hörte man auf eure metaphyſiſchen und theologiſchen Spitzfindigkeiten nicht einmal. Der täglichen Erfahrung entgegen prahlen, iſt wahrlich nicht politiſch.

Moſes Mendelsſohn ſah dieſes wohl ein; er erblickte aber Herrn Jakobi's Aeußerungen von einer zu gefährlichen Seite, und glaubte nichts geringeres, als daß nun die chriſtliche Religion zu lauter Glauben und Offenbarung im gewöhnlichen Sinne ſchmelzen würde. Indem er die Jakobiſche Philoſophie mißbilligte, ſchmeichelte er ihr mit einer großen Wirkung, die im Stande ſeyn könnte, die Aufklärung zu hindern, welche in der jüdiſchen und chriſtlichen Religion glimmte. Und (ſoll ich meine Meinung ganz heraus ſagen?) Moſes Mendelsſohn war mehr um die ſeinige, als die unſrige bekümmert. Er hoffte nur, bei der größern Vernünftigkeit der unſrigen, an der

Verbeſſerung der ſeinigen mit Glück arbeiten zu können. Konnte er alſo anders handeln? er als ein bedrückter Jude mit allen ſeinen bedrückten Religionsbrüdern, die doch ſo gut Menſchen von innen und außen ſind, als Leſſings Religionsbrüder, ihren Werth auch ſo fühlen, aber ſich ihn täglich abſprechen laſſen müſſen! Konnte er ſchicklich in Voltairens Fußſtapfen treten, ſeine Brüder aufgeben, lachen und ſpotten, wo Wahrheit und Ernſt nichts mehr vermag? Faſt iſt kein beſſeres Mittel.

Aber ſeine Religionsbrüder ſind unglücklich! Der edle Mann kann wohl des glücklichen Bruders vergeſſen, wenn er nicht handelt, wie er ſoll; allein ſeinen unglücklichen Bruder im Stiche laſſen, nicht retten, nicht auch mit glücklich zu machen ſuchen: kann das ein edler Bruder? Lieber macht er ſich ſelbſt mit unglücklich. Geht er da zu weit; überſieht er Fehler über Fehler, und beſchönigt ſie, wo er nicht ſollte: du Kaltblütiger, ehe du ihn tadelſt, lerne erſt Bruder werden!

Das philoſophiſcheſte Mittel zur Aufklärung ſeiner Nation ergriff Moſes dabei vielleicht nicht, gewiß aber das heilſamſte, das thunlichſte. Er wollte in ſeiner Nation kein erklärter Reformator ſeyn, weil reformiren nicht allezeit beſſer aufklären zur Hauptabſicht hat, und der Nutzen dem Gelärm und der Trennung, die es macht, ſelten entſpricht.

Das Beiſpiel einiger von unſeren jetzigen proteſtantiſchen Geiſtlichen, die auf den glücklichen oder unglücklichen Einfall gekommen waren, aus unſerer ganz poſitiven Religion ohne vieles Geräuſch, mehr mit Connivenz als Erlaubniß einer hohen Obrigkeit, eine ziemlich reine Vernunftreligion zu machen, hatte er vor ſich, war dafür ganz eingenommen, und wollte es in ſeiner Religion nachahmen. Dort iſt es aber nicht ſo leicht; er mußte daher gänzlich der ſeinigen anzuhangen ſcheinen, und ſie für vernunftmäßiger ausgeben als ſie ſeyn mag, um das hinein zu bringen, was nach ſeiner Angabe ſchon darin ſeyn ſollte.

Es iſt eine herrliche Sache, aus Kupfer Gold zu machen; oder vielmehr dem Kupfer immerfort Gold zuzuſetzen, bis vor lauter Gold kein Kupfer mehr ſichtbar wird. Aber eine kalte Vergoldung macht noch keine goldene Maſſe; und zu was auch lauter reines Gold? Eine kluge Beſchickung iſt keine Betrügerey; man muß nur nicht darauf ſetzen: aurum purum, und die Leute anfahren, die es ſelbſt probiren wollen, und es bloß nach ihrer eigenen Probe anzunehmen erklären. Ob ſie das Probiren eben verſtehen oder nicht, iſt gleichgültig. Probiren ſie fleißig, ſo werden ſie ſchon mit Schaden klug werden. Man kann es mit oder ohne Meiſter lernen. Wer ſich auf eines Andern Probe verläßt, iſt nicht zu beneiden.

Die Moral oder die Vernunftreligion ſollte alſo, nach Moſes Mendelsſohns Grundſätzen, dem Aufklärer des Chriſtenthums und Judenthums das ſeyn, was dem Maler das Ideal iſt. Doch konnte er nie erwarten, daß man aus Hrn. Kants Kritik der reinen Vernunft Kügelchen machen und damit nach ſeinen Morgenſtunden werfen würde. Der Talmud und Luthers Katechismus können nicht verſchiedener ſeyn, als die Kantiſche und Moſes Mendelsſohniſche Philoſophie. Beyde haben eine ſehr gute Seite; aber auch das Gepräge der menſchlichen Schwachheit. Es hat keine etwa Urſache, auf die andere mitleidig herab zu ſehen, woraus ohnehin nichts weiter als Erbitterung entſteht, die wie die Enthuſiaſterey das Waſſer zwar trübt, aber ſich nie ruhig ſetzen läßt.

Drey Hypotheſen über die mögliche Exiſtenz Gottes und der Welt ſind von jeher gangbar geweſen, und aus ihnen entſtehen wohl alle übrigen. Jede hat ihre ſtarke und ſchwache Seite; keine iſt unüberwindlich; obgleich immer eine beliebter geweſen iſt, als die andere. Anſtatt daß der Anhänger die ſeinige zu einem Inbegriffe von unumſtößlichen Wahrheiten a priori zu erheben geſucht, hat er lieber die beiden andern zu Ungereimtheiten herabzuwürdigen geſtrebt. Gerade ſo machen es die aufgeklärten Staaten; anſtatt ihre innerliche Kraft zu vermehren, ſuchen ſie nur die andern zu ſchwächen, und dünken ſich dadurch immer ſtärker zu werverläſſig erfahren könne; daß Verſtand und Vernunſt zu weiter nichts dienen und dienen ſollen, als die ſinnlichen Kenntniſſe zu berichtigen; daß von dem Denkbaren auf das wirklich Exiſtirende eben ſo ſicher zu ſchließen ſey, als von einer entzückenden Romanheldin auf ein wirkliches Mädchen.

Iſt das unbezweifelt nun ausgemacht? ſind alle Erinnerungen dagegen nur Folgen des Neides und des Vorurtheils? Oder iſt es mit ſeiner Hypotheſe, wie mit einem ſchönen Saatfelde, worauf neben Weizen auch Dornen und Diſteln wachſen?

Nicht zu gedenken, daß eine Philoſophie, die uns ſagt, „daß ein Gegenſtand, der da iſt, uns in die Sinne fällt, und der uns in die Sinne fällt, da iſt, das Uebrige aber bloße Träummerei oder Grübelei ſey," das Feld des Nachdenkens eben nicht ſehr erweitern kann.

Woher aber erweiſt man, daß der Menſch bloß und allein durch ſeine Sinne oder Empfindungen ſich von dem Daſeyn der Dinge verſichert, und ſeine Vernunſt mit dieſen Dingen zuſammen gleichſam nur ein ens completum, dem Weſen und der Subſiſtenz nach, ausmache, und zu weiter nichts als zur Berichtigung der Erfahrungen diene? Da wir von keinem Dinge an und für ſich etwas wiſſen: wie können wir von uns an und für ſich etwas wiſſen?

Wo iſt denn das Unphiloſophiſche, das Vernunftwidrige in der Muthmaßung, daß man auf die Gewißheit der Dinge außer der Sinnenwelt noch kommen, oder mit ganz befriedigenden Gründen ihr Nichtſeyn mit der Zeit auf einmal oder nach und nach erweiſen werde? Daß es noch nicht geſchehen, iſt doch kein Beweis, daß es nie geſchehen könne. Wer kann ſagen, daß aus den metaphyſiſchen Grübeleien nichts gekommen, noch kommen werde? Wer die bekannten Wege der Metaphyſik verläßt und einen neuen gefunden, der wandele ihn; aber er laſſe ſich nicht einfallen, vor den alten Schlagbäume anzulegen, wenn auch ſein neuer Weg hundertmal beſſer und ſicherer wäre. Dem Verdachte der Partheiſucht kann er nicht entgehen. Die verſchiedenen Wege zum Ziele ſind keine Hinderung zum Ziele. Lieber Wanderer, ſieh nicht auf deinen Nebenwanderer mit Cruſianiſch lachender Miene; noch weniger mache, wie ein Zauberer, einen Kreis um dich her, aus dem ſich der menſchliche Verſtand nicht wagen [illegible] Der Knabe bewundert es, und der Mann lacht. Ich möchte in einer Welt nicht ſeyn, wo alles ſo ausgemacht und unumſtößlich wäre, als zweymal zwey iſt vier. Man müßte dir weiſem Manne, entweder beſtändig zuhören, oder vor langer Weile närriſch werden.

Die Gränzen unſeres Wiſſens, die Erkenntnißkraft nicht Eines Menſchen, nicht Einer Generation, nicht Eines Landes, ſondern aller Länder, aller Menſchen und aller Zeiten, wie ein Tapezierer eine Stube ausmeſſen und mit ewig dauerhaften Möbeln ausputzen zu wollen: welch ein Einfall! Soll man zu dieſer ungeheuren Unternehmung lachen oder die Achſeln zucken? Könnte ein Leibnitz oder Newton auch auf ſo einen Einfall kommen? Ich möchte wohl das non plus ultra einer der unbedeutendſten Künſte oder Wiſſenſchaften kennen, damit ich ein ſolches Unternehmen nur nicht ſo gar paradox fände. Anmaßungen dieſer Art macht die tägliche Erfahrung bald zu nicht. Ich befürchte, nicht die Nachwelt, ſondern wir ſelbſt noch werden dieſe Herrlichkeiten unter die Raritäten von der Quadratur des Zirkels, dem perpetuum mobile, und wie die tiefſinnigen Nebenſachen alle heißen, mit aller möglichen Verwunderung über uns ſelbſt zeitig genug ſetzen. Wie viel gehört nicht dazu, nur ungefähr zu beſtimmen, was bis in unſere Zeit der menſchliche Verſtand bewirkt; aber wer kann die künftigen Gränzen des Menſchenverſtandes feſtſetzen? Wie vieles heißen wir nicht Fortſchritte, was nur Seitenſprünge unſerer Erkenntniß ſind; und ſo wieder umgekehrt. Die Wahrheit, das Ziel des Menſchen, ſehe ich eben ſo gut, als die Stadt Prag, die mir der Führer auf der Schneekuppe zeigte. Da, wohin er mit dem Finger wies, und bei hellem Tage den heiligen Nepomuk auf der Brücke mit ſeinem ſcharfen Auge zu ſehen wähnte, mag ungefähr Prag liegen. Jeder giebt dies auch zu, welcher der Wege dahin kundig iſt. Wer hat aber noch zur Zeit ein ſo gutes Fernrohr, daß er von der Schneekuppe den heiligen Nepomuk wirklich ſieht? Doch die Macht oder Ohnmacht des menſchlichen Vorſtellungs- und Erkenntnißvermögens zu beſtimmen, iſt no[illegible] etwas mehr, und führt nicht zu Skepticismus, ſondern zum unausſtehlichen Dogmatismus, den die kritiſche Philoſophie ſammt dem Skepticismus in Banden gelegt zu haben ſich beſcheiden rühmt.

Wenn Plinius etwas ſtark ſagt: furor eſt, profecto furor, egredi ex eo (mundo), et tanquam interna ejus cuncta plane jam ſint nota, ita ſcrutari externa: quaſi vero menſuram ullius rei poſſet agere, qui ſui neſciat: aut mens hominis videre, quae mundus ipſe non capiat *); ſo meint er doch

---

*) Damit aber der Heide Plinius (Hiſt. nat. Tom. I. lib. 2. p. 70. edit. Harduin.) den rechtgläubigen Chriſten nicht etwa verführe, ſagt der eben ſo fromme als grundgelehrte Jeſuit auf der vorhergehenden Seite (69.) in einer Note: demonſtrabat

nur, daß wir erſt recht die ſinnliche Welt gleichſam ausſtudieren, ehe wir uns über dieſelbe hinausſchwingen; behauptet aber nicht, daß außer derſelben für uns gar nichts ſey.

Eine Philoſophie, durch welche die Fehler in dem Gebäude der Theiſten und Pantheiſten ſehr deutlich werden, aber welche ſelbſt keinen tadelfreien Grund hat, hätte Leſſing allerdings ſtudiert und benuzt; nur ſie von einer Seite zu eingeſchränkt und von der andern zu praleriſch gefunden. Er hätte ſich

---

vir omni ſcientiarum genere eximie eruditus, e ſocietate noſtra, P. Joannes Matthaeus Mahoudeau **(deſſen weder Jöcher noch Moreri gedenkt, und den die gottloſe Encyklopedie mit Vorſatz im Artikel der Zimmerei und Maurerei verſchwiegen hat)** ex Kalendario Judaico, quod Moſem vel Adamum habet auctorem, creatum eſſe mundum a Deo ante Chriſtum 4008, die 4. Novembris Jul. eademque die 1. Octobris Greg. ab antecedente veſpera, die quae nobis Dominica, littera Dom. Jul. G. Gregor. A. Quoniam ita ſtatui exigunt notati a Moſe in Diluvio et in Exodo dies, quos ex ejusdem Kalendarii legibus perquam accurate aſſignavit in inſigni opere nondum edito de Kalendario Judaico. **Wer nicht Theiſt noch Pantheiſt ſeyn kann, der ſei Mahoudeaniſt!**

gefreut, daß eine Schule entſtanden, welche ſich über gewiſſe Gränzen nicht hinauswagt, aus Beſorgniß, auf offne See ohne Kompaß und andere nöthigen Kenntniſſe zu gerathen.

Freilich würde die Schiffahrt nicht viel Vortheil haben, wenn lauter ſolche ſichere philoſophiſche Köpfe Seekapitäne wären. Und dieſe Philoſophie hat noch die ſtolze Anmaßung, alle übrigen philoſophiſchen Syſteme durch das ihrige entweder ſchon verdrängt zu haben, oder verdrängen zu wollen.

Die Weisheit gleicht einem Mädchen, die nicht bei dem Klügſten, ſondern oft bei dem Unbeſonnenen, ihre Rechnung findet. Ihres Vaters oder ihres Vormunds Strenge wird in den Augen der Unpartheiiſchen Tyrannei, und dadurch entſteht ſogar auf eine gewiſſe Zeit Verkennung des Guten in dieſer Philoſophie.

Im Grunde iſt ſie das Häuschen des Skepticismus, welches die witzigen und nicht witzigen Architekten mit lächerlichen Abzeichnungen beehrt, und die eifrigen Beförderer der Tugend und Wahrheit mit Koth beworfen oder gar zu zerſtören geſucht. Herr Kant hat es nur angeſtrichen; die Aner und Iſten haben es mit neuen Thüren und Fenſtern verſehn und in das philoſophiſche Kataſter unter Zeichen und Nahmen, zum Muſter aller philoſophiſchen Häuſer, bloß des Unterſchiedes wegen eingetragen.

Leſſing hätte Pantheismus und Theismus ſchwerlich ſo weit erhoben, hätte er auch ſeine ganze Lebenszeit ganz allein darauf verwendet. Er ſpann gern philoſophiſche und theologiſche Gewebe, aber faſt keines aus. Er wurde das Nichtige davon zu ſchnell inne, und hatte einen zu lebhaften und mannigfachen Geiſt, um für ſeine Arbeiten in einem hohen Grade eingenommen bleiben zu können.

So wie Herr Profeſſor Kant mit ſeiner Hypotheſe ſeine Zeitgenoſſen in vielen Stükken aufgeklärt und noch aufklärt; ſo haben es auch Leibnitz, Spinoza, Bayle, Hume und Mendelsſohn gethan. Leſſing, der ſich für kein Syſtem entſcheidend beſtimmte, ſondern ein gewiſſes Uebereinkommen zwiſchen Pantheismus und Theismus gleichſam witterte, welches Moſes Mendelsſohn den geläuterten Pantheismus nennt, hat auch ſein Theil zur Aufklärung der Welt gegeben. Alle metaphyſiſchen Syſteme, die noch kommen können, werden ſich ſtets auf eine der drei Haupthypotheſen gründen, und immer neue Aufſchlüſſe, wenn auch zuweilen mit Verſchlüſſe, machen. Gott bewahre nur ihre Erfinder und Anhänger, vor dem zwar bürgerlich ganz verzeihlichen, aber höchſt unphiloſophiſchen Wahne, das ihrige für das einzige apodiktiſche, evidente Syſtem zu halten, in welchem die Wahrheit nur allein zu finden ſey! Der menſchliche Geiſt hat Schranken: eine Erfahrung, die kein Menſch in Abrede ſeyn kann; doch wer ſie beſtimmen will, macht ſichere und ehrliche Boten, die jedes Steinchen auf der Landſtraße kennen, aber keine Jäger, die Berg und Thal, Wald und Feld mit allem was da lebt und webt, finden und entdecken. Man ſey immer für ſeine geiſtigen Erfindungen eingenommen und ſuche ſie zu nichts geringerem, als zum Syſtem der einzigen Weisheit zu erheben; man mache Jedem, der ein gleiches wagt, jeden Schritt ſchwer, nicht mit ſchriftſtelleriſchen Ungezogenheiten oder mit frommen religiöſen Conſequenzen, ſondern mit Scharfſinn, Feſtigkeit und Unerſchrockenheit des Geiſtes. Einen Philoſophie- oder Religions-Verein wünſchen ſich nur die Trägen, die, wie arbeiten, auch für ſich denken laſſen möchten. Höchſtens wollen ſie aus dieſen Wiſſenſchaften eine Troſtbäckerei für ihre begangenen Thorheiten haben, die ſie bisweilen zu Ehren und Würden erhoben, zuweilen auch davon gebracht.

Philoſophiſche und theologiſche Streitigkeiten müſſen nicht aufhören, ſondern nur jedem Staatsbürger unnachtheilig werden. Wer ein Monopolium oder nur eine Mode, nicht mehr frei davon zu reden, unter welchem Vorwand es iſt, bei der philoſophiſchen oder bürgerlichen Macht bezweckt, macht ſeinen eignen Waaren ſchlechten Kredit, und entgeht dem Verdachte nicht, den Blödſinnigen damit betrügen zu wollen.

So dachte Leſſing; und ſo denken vielleicht, obgleich mit großer Verſchiedenheit, Alle, welche keine verkehrten Begriffe von Ruhe, Zufriedenheit und menſchlicher Gewißheit haben und nicht in dem Wahne ſtehen, daß man arbeite, um einmal nicht mehr arbeiten zu dürfen, und denke, um einmal nicht mehr denken zu dürfen.

Theismus und Pantheismus ſind darin einig, daß ein nothwendiges, für ſich beſtehendes Etwas ſeyn muß; nur die eigentliche Beſchaffenheit davon iſt nach jedem Syſtem anders: beide laſſen ſich denken, ſind vernunftmäßig, dabei aber voller Unerklärbarkeiten.

Gott und Welt! Gott und Natur! Geiſt und Materie! Unbedingte, nothwendige und unendliche Kraft, und unbedingte nothwendige und unendliche Wirkung! Subſtanz und Accidenz oder Modifikation oder Attribut! Denkende Kraft und Ausdehnung! Urſache und Wirkung! Gott oder das einige Geſetz aller Subſtanzen, aller Kräfte oder unendlicher Eigenſchaften: was iſt aller dieſer philoſophiſcher Wortpomp anders, als Kinderpröbchen, armſelige Kenntniſſe, womit der lallende Knabe den Anfang ſeines Bewußtſeyns nach und nach zu äußern pflegt? Er will damit zu verſtehen geben: ich und alles an, in und außer mir exiſtirt oder ſcheint zu exiſtiren, iſt entweder von Ewigkeit her, von ſich ſelbſt nothwendig, ohne Anfang und Ende, ohne Vermehrung und Verminderung. Alles iſt Eins oder die einzige Subſtanz.

Oder es kommt von einem Weſen, das dieſe nothwendige und unendliche Kraft hat, alles zu bewirken; und dieſe Kraft iſt von ſeiner Wirkung verſchieden, wobei wir freilich weniger denken oder uns die Vorſtellung ſchwieriger machen.

Wir können und müſſen hier in Bildern und Gleichniſſen aus unſerer armſeligen Erfahrung reden. Da iſt eins immer in gewiſſer Rückſicht beſſer, als das andere: und der Scharfſinnigſte hat ſtets das beſte, nicht an und für ſich, ſondern in Anſehung der Betrachter und Beobachter.

Freilich ſollten Pantheiſt und Theiſt brüderlich zu einander ſagen: wir beide wiſſen es nicht, und wir werden noch ziemlich vieles lernen müſſen, ehe wir uns darüber beſſer verſtändigen können. Doch darin ſind wir einig, daß wir ein nothwendiges für ſich beſtehendes Weſen, als exiſtirend, nicht bloß als möglich, denken und vorausſetzen müſſen; oder wir ſind unſer ſelbſt nicht bewoſſt. Du denkſt dir alles, Gott und Welt, Urſache und Wirkung, das vielleicht nur eine Idee in uns iſt und das auf einander Folgende und neben einander Beſtehende bedeutet, in Einem, in einer Subſtanz beiſammen; ich mir jedes beſonders. Ob nun mein Gedankengebäude oder das deinige der wirklichen Exiſtenz entſpricht, kann keiner dem andern apodiktiſch erweiſen. Aber eins von beiden muß in der Exiſtenz ſeyn. Sollte es eine dritte Art zu exiſtiren geben, ſo wäre ſie ja gar nicht für uns begreiflich und für uns ſo gut als gar nicht. Wir wären nicht beſſer daran, als an einer Tafel, wo für höhere und niedere Weſen, nur für Menſchen nicht, die herrlichſten Speiſen an und für ſich aufgetragen wären.

Kann man nicht bald Theiſt, bald Pantheiſt, ohne Widerſpruch ſeyn? Und was ſchadet es denn der Güte von Leſſings philoſophiſchem Charakter, wenn er bald als ſpeculirender Philoſoph, die Grundſätze und Wege des Pantheismus verfolgte, bald als populairer Schriftſteller die Principien des Theismus annahm und darnach philoſophirte und moraliſirte? Iſt der ein Heuchler, oder ein Zweiächsler, oder ein Ptolemäer, welcher mit dem gewöhnlichen Ausdrucke ſagt: die Sonne geht auf, geht unter; ob er gleich vom Kopernikaniſchen Syſtem völlig überzeugt iſt? Der Ptolemäer und der Kopernikaner ſagen doch durch dieſen Ausdruck gewöhnlich weiter nichts, als, wir Erdenbewohner empfinden unmittelbar die Strahlen der Sonne zu einer Zeit, und zur andern wieder nicht. Das rechte, wie es geſchieht, will ſelten jemand ausgemacht wiſſen.

Spinoza, der die pantheiſtiſche Hypotheſe in ein völliges Syſtem brachte, worauf er ſeine ganze Lebenszeit verwendete, wollte damit weder eine Schule errichten, noch ſich ſonſt Anſehen und Anhänger machen; wollte nur ungeſtört an ſeinem Gewebe ſpinnen, ohne ein anderes zu zerſtören oder herabzuwürdigen. Dieſer ſtille vernünftige Weltbürger Spinoza, der ohne alle gelehrte und philoſophiſche Anſprüche war, wurde ein allgemeiner Gegenſtand des Haſſes, der Verfolgung und des Abſcheus, des gelehrten und ungelehrten, des angeſehenen und unangeſehenen Pöbels, hauptſächlich nach ſeinem Tode. Noch vor vierzig Jahren war kein Schulwinkel, in welchem man nicht Abſcheu! Abſcheu! ſchrie; kein ſchöner Geiſt, der ihn nicht für närriſch erklärte; und kein Theologe, der nicht bei Spinoza den Teufel dachte, der im Finſtern die armen Seelen zu verſchlingen ſucht.

Ein Pantheiſt und ein Atheiſt waren ſogar Baylen gleichbedeutende Wörter! Er nannte den Spinoza nur den ſyſtematiſchen Atheiſten. Freilich ſagte man ſchon bei jenes Leben, er habe den Spinoza nicht recht verſtanden; welches er aber in ſeinem Dictionnaire recht ſehr übel nimmt. Hier iſt nicht der Ort, auszumachen, ob die, welche ihn deſſen beſchuldigen, Spinozens Syſtem beſſer durchdrungen, und wer ihn eigentlich recht eingeſehen habe. Der Verfaſſer des Artikels Spinoza in der Franzöſiſchen Encyclopédie (Pariſer Ausgabe des 5ten Theils in Neufchatel 1765) nennt ihn zwar keinen ſyſtematiſchen Atheiſten, um Baylen nicht nachzuahmen; aber doch einen Atheiſten, der zuerſt den Atheismus in ein Syſtem gebracht, und von demſelben un corps de doctrine lié et tiſſu ſélon la méthode des géomètres verfertigt.

Die Folioweisheit mit damaliger Franzöſiſcher Aufklärung und großem Welttone, iſt nicht immer Nahrung des unbefangenen Denkers; und der Encyklopediſt hat ganz Recht zu ſagen: ceux qui cenſurent le plus dedaigneuſement les penſées des autres, ſont fort indulgens envers eux mêmes. Ein Motto für alle philoſophiſche Syſteme, und auch für dieſe Encyclopedie.

Obgleich aber die Beſchuldigung der Atheiſterei auf hundert Jahre lang den guten Namen des armen Spinoza beſchmitzte, ſo iſt doch das Ende davon, daß ihm deſto mehr

Recht widerfährt, je weniger von der Modeaufklärung zu erwarten war. Es beſteht nicht in einem Monumente, zu dem ein gutmüthiger Laie das Geld von allen Enden der Welt, und aus den Taſchen der Reichen und Armen, mit und ohne Anſtand, barmherzig und unbarmherzig, zu praktiziren ſucht, um uns ehrliche Deutſchen der Dankbarkeit oder der Undankbarkeit zeihen zu können. Es iſt die unbefangene Unterſuchung ſeiner Schriften, die man aufs neue anzuſtellen für gut befunden; die ziemliche Geradheit, mit der man das Richtige und Unrichtige ſeines Syſtems angiebt, ohne Rückſicht auf diejenigen, welche Philoſophie und Religion zu einem Beſchönigungsſyſtem uralter nahrhafter Thorheiten, freilich auch ohne Arges, machen möchten. Ich habe zwar keine Pausbacken, und beklage es auch nicht, um in die Poſaune der Fama damit ſtoßen zu können; aber ich will nicht bergen, daß ich Herrn Profeſſor Heydenreichs Natur und Gott nach Spinoza (Leipz. 1781. 1. Th.) und des Herrn Vicepräſidenten Herders Gott (Einige Geſpräche, Gotha 1787.)

mit Vergnügen und Belehrung geleſen. So wenig das von mir ſagen will, ſo gern ſage ich es doch.

Jener ſchrieb es an einem Orte, wo weder Handelsjude noch Spinoziſtiſcher Philoſoph ſonſt gelitten war. Der Geiſt der Weisheit und des Handels ſchreiet zwar nach Freiheit, aber duldet keine; denn die Freiheit, intolerant zu ſeyn, iſt auch Freiheit: und dieſe ganze unbeſchränkte Freiheit verzögert doch nicht die Vollendung ſeiner Schrift?

Dieſer wird der Dunkelheit beſchuldigt, zwar nur von Recenſenten der allgemeinen deutſchen Bibliothek. Ich wünſchte es nicht geleſen zu haben; ich ward darüber Viſionair, und ſah den Glanz des aufgeklärten Theismus im Klugheitsröckchen der ſanftmüthigen Intoleranz; ich fiel nicht vor Entzückung in eine Betäubung, ſondern der ganze Stoß von Inkonſequenzen, viel größer, als wenn ich dieſe Bibliothek auf einen Haufen bringe, lag vor meinen Augen, und eine Stimme vom Himmel rief: „das iſt Aufklärung! weg mit Herders Helldunkel!“

Ihm wäre es doch leicht geweſen, zwei groſſe Folianten, den einen von den Sottiſen der aufgeklärten Theiſten, und den zweiten von den Sottiſen der unaufgeklärten Theiſten gegen den Pantheismus zu ſchreiben; und er thut es nicht: er redet nur von einer weiſen Nothwendigkeit, vom höchſten Daſeyn. Die alten Philoſophen hatten ein Wort fatum, welches in blinde Nothwendigkeit zu überſetzen, eben keine himmliſche Weisheit verräth. Herr Herder mag weder von Pantheiſten noch Atheiſten wiſſen; er thut gleichſam nur die Frage: iſt meine Vorſtellung vor dem göttlichen Weſen auch eine würdige Vorſtellung? Wird dadurch ein allerhöchſtes nothwendiges Weſen geläugnet? Er will aufräumen, aber nicht ausräumen. Es iſt ihm um Ausdruck deſſen zu thun, was in eines Jeden Herz und Verſtand geſchrieben zu ſeyn ſcheint. Jedes ſeiner Worte ſagt einen groſſen Gedanken; aber alle zuſammen erſchöpfen den Begriff nicht, am wenigſten Eins. Hier wird Scharſſinn immer Dunkelheit, wenn wir nicht die hohe Weisheit lehren: wir wiſſen nichts von den Dingen an und für ſich. Eine Entdeckung, auf die kein Menſchenverſtand ſtolz geweſen. Wer auf die Jagd gehet, weiß noch nicht das Wildbret, das er ſchießen wird; aber als guter Jäger weiß er, daß er gewiß etwas ſchießt.

Warum verdenkt man es Herrn Herder, daß er bei ſeinen philoſophiſchen Reiſen einmal im Gaſthofe zum Pantheismus eingekehrt iſt? Es iſt ein ſtattliches Gebäude, und der Wirth behandelt ſeine Gäſte nach Würden. Das neidiſche Hotel Theismus mag nun darüber gloſſiren, wie es will. Bloß, wenn es gegen ihn billig iſt, wird der Gaſthof das Hotel nicht um allen Zuſpruch bringen.

Compromittire ich hier wider meine Abſicht, ſo bin ich zur demüthigſten Abbitte bereit. Ich habe den Wein gerühmt, der mir wohl geſchmeckt, ohne ihn aus Eifer dem Leſer in den Hals gießen zu wollen.

Möchte man doch von nun an von der abſcheulichen Anſchuldigung der Atheiſterei nie hören! Dem Menſchen, dem Ebenbilde Gottes, dem Abdrucke Gottes, dem Gedanken oder Theilchen Gottes, dem Geſchöpfe Gottes, oder wie nur der menſchliche Witz und Scharfſinn das Verhältniß oder die Abhängigkeit des Menſchen von dem All aller Dinge bezeichnen kann, mit metaphyſiſchen oder theologiſchen Brocken das Leben zu erſchweren, iſt barbariſcher, als ſeinen überwundenen Feind gebraten auftiſchen.

Gelehrter, ſcharfſinniger Bayle, was dachteſt du wohl, da du den armen Spinoza einen Atheiſten nannteſt?

Iſt es derjenige, welcher nichts Nothwendiges, nichts für ſich Beſtehendes zugiebt; welcher kein Weſen, das die abſolute Bedingung alles übrigen enthält, oder keine nothwendige Exiſtenz und Ordnung aller Dinge anerkennt; iſt der ein Atheiſt: ſo giebt es keinen, und kann keinen mit fünf geſunden Sinnen geben. Aderlaß, nicht Gründe, bedarf es bei ihm!

Soll aber ein Atheiſt auch derjenige ſeyn, welcher in dieſes abſolut nothwendige Etwas nicht die abſtrakten Begriffe der menſchlichen Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Vollkommenheit in endloſem Maße hineinlegt, der nicht, wie Hans Sachſe, ſinnreichen Andenkens, dieſe nothwendige für ſich und alle Menſchen nie ganz zu ergründende Subſtanz mit Doctor Luthers oder eines neuern aufgeklärtern Theologen Katechismus in der Hand, examinirend und züchtigend ſich denkt: ſo ſind alle Philoſophen, alle nach Wahrheit ſtrebende Menſchen, Atheiſten. Denn ſie alle proteſtiren feierlich gegen Anthropopathie und Anthropomorphismus.

Gott ſich auch in der allergrößten Vollkommenheit perſonificirt denken, oder ſein Wirken mit den menſchlichen Handlungen und Gedanken meſſen, nur Anfang und Ende dabei ins Unendliche verlangen, iſt Abgötterei; und wenn ich ja reſpektvoll reden muß, feine Abgötterei, ſo feine, als wenn der Liebhaber das Portrait ſeiner Schöne, in Ermangelung ihrer ſelbſt, mit zu Bette nimmt. Einen ſonſt tauglichen Menſchen ohne dieſe fromme Zärtlichkeit aus der tugendhaften Geſellſchaft zu ſtoßen, charakteriſirt unſer philoſophiſches Jahrhundert ſo leibhaft, als die Intoleranz mit Feuer und Schwert gegen die Aufklärung in der poſitiven Religion, nur die unaufgeklärten Zeiten bezeichnen kann.

Das Wort Atheiſt könnte alſo füglich aus der philoſophiſchen und menſchlichen Geſellſchaft bleiben. Soll aber Leſſing ja mit Spinoza dieſes Abzeichen haben, wer kann wider den Strom ſchwimmen?

Als ich das erſtemal in einer Geſellſchaft von lauter Juden war, wollte ich das Wort Jude nicht gern brauchen. Ein Jude mit einem langen langen Barte bemerkte meine Verlegenheit, und ſagte mir, meine Hand drückend: „Sagen Sie immer: Jude! Dieſes Wort iſt bei uns ſo ehrwürdig, als bei Ihnen das Wort Chriſt.“

Wie kann man aber Theiſt und Pantheiſt zugleich ſeyn? Die Endung Iſt bezeichnet, nach Herrn Hofrath Adlung, eine männliche Perſon von gewiſſer Beſchaffenheit. Zum Exempel Blumiſt, ein Liebhaber der Blumen, Glockeniſt, der ein Glockenſpiel ſpielt. Folglich auch Spinoziſt, der Spinozens Gedankenreihe über Gott und

Welt inne hat, und dieſes Syſtem, oder vielmehr dieſe Hypotheſe, zur Aufklärung der Menſchen ſo gut anwendet, als er kann. Verdrängt eine nicht kenntnißloſe Billigung dieſes Syſtems nothwendig eine andere des Theismus, Skepticismus, und was für Ismus noch möglich iſt?

Kann man aber alles zugleich ſeyn? Von dem einen wie von dem andern behaupten, daß es die einzige wahre und richtige Vorſtellung der Sache ſelbſt ſey; das übrige Irrthum und Unkunde, Wirkung des geringen Verſtandes und verkehrten Willens? Nein, man kann nicht ein philoſophiſcher Geck ſeyn, und niemanden iſt es eingefallen, Leſſingen ſo zu bezeichnen.

Aber von dieſen beiden Hypotheſen, wenn man die Gründe unpartheiiſch zuſammenſtellt, vergleicht und unterſucht, muß doch eine die wahrſcheinlichere ſeyn? Allerdings, da es ein wahres und richtiges Syſtem für uns gewiß giebt. Nur daß wir, leider! bis jetzt es noch nicht kennen. Folglich mag es mit dem mehr oder weniger Wahrſcheinlichem jetzt noch ſo eine Sache ſeyn.

Leſſing ſagte nicht zu ſeinem Freunde: nun habe ich die reine einzige Wahrheit gefunden; nun weiß ich, wie weit die menſchliche Vorſtellungskraft geht, was ſie vermag und nicht vermag, wie es mit der Wirklichkeit der Dinge an ſich ſelbſt iſt; und auf keinem andern Wege kann man zur rechten Wahrheit kommen. Er ſagte nur, bald ſcherzweiſe, bald ernſtlich: der Spinozismus hat mir mehr Grund, als meine vorhergehende Meinung. Ob aber ſeine letztere oder ſeine erſte der objektiven Wirklichkeit ſich mehr nähere, darüber zu entſcheiden dünkte er ſich zu wenig Philoſoph [illegible] und wer ihn dafür gehalten, würde ihm ſo angenehm geweſen ſeyn, als der ihm bei ſeiner Krankheit verſicherte, daß er ſehr geſund und wohl ausſähe, ob er ſich gleich ganz anders fühlte. Höchſtens konnte er gegen ſeine Freunde behaupten: wenn es nur zwei Vorſtellungsarten gäbe, daß eine die richtige ſeyn müſſe; welche aber? konnte er ſo wenig ſagen, als ſein Freund Moſes Mendelsſohn, der ſich in das Syſtem einer außerweltlichen Gottheit und einer außergöttlichen Welt wider ſeinen Willen zu ſehr vertieft hatte. Beides läßt ſich weder a priori noch a poſteriori beweiſen; und doch ſcheinen beide metaphyſiſche Denkarten ſehr fruchtbar und die älteſten Meinungen zu ſeyn, ſo viele Unterabtheilungen man auch von jeder Gattung hat. Wenn wir beiden mit aller Strenge und fortdauerndem Eifer nachgrübeln, vielleicht ergrübeln wir etwas Sicheres. Etwas müſſen wir doch haben, wonach wir unſere Ideen ordnen und reihen.

Man kann, leider! ſeine Gedanken einander unmöglich ohne Gleichniſſe, ſinnliche Bilder und ohne Sprache aus der Sinnenwelt mittheilen; oder man müßte gar nicht davon reden. Und daher wohl die meiſten Schwierigkeiten, welche von dieſen Hypotheſen unzertrennlich bleiben.

Was der Theismus gegen den Spinozismus an Conſequenz verliert, gewinnt er wieder an dem herrlichen trefflichen Bilde, das er veranlaßt. Gott, der Schöpfer und Regierer der Welt! Ein unendliches, allwiſſendes, allgütiges und allmächtiges Weſen, vor dem keiner meiner Gedanken, noch die geringſte meiner Handlungen verborgen bleibt, der mich unendlich väterlich belehrt, und nur väterlich beſtraft, oder eigentlich beſſer, der keinen Wohlgefallen an meinem Verderben, wohl aber Wohlgefallen an meiner endloſen Vervollkommnung hat! Wenn ein ſolcher Gott nicht iſt, ſo muß man ihn dichten, ſagte ſchon Voltaire. Und klingt unſers großen Philoſophen Hrn. Kants Nothwendigkeit eines a priori nicht zu erweiſenden Gottes anders? Anders, aber nichts beſſer! Ob man dabei gehüpft und gepfiſſen, oder mit dem Zeigefinger an der Naſe tiefſinnig einhergegangen, thut zur Sache nichts. Es iſt kein Tadel, daß er nicht weiter gekommen. Denn wer iſt weiter gekommen? und kann man zuverläſſig ſagen, daß man weiter kommen werde, ehe man nicht ſchon weiter iſt? Sondern es iſt nur

Zuruf an jeden philoſophiſchen Triumphator unſerer Zeit: reſpice poſt te!

Moſes Mendelsſohn wollte allerdings durch ſeine Morgenſtunden nichts mehr, als eine moraliſche Nothwendigkeit eines Gottes beweiſen, und gleichſam die Jugend vor allen metaphyſichen Zweifeln mit allen möglichen Künſten der Rhetorik und Dialektik bewahren. Gilt das ihnen Philoſophie, deſto beſſer! Wer getröſtet ſeyn will, nimmt es nicht ſo genau; und wer mehr als leidige ungewiſſe Ausſichten des Troſtes verlangt, dem kann man zwar ſeinen Verſtand ſchärfen, aber nicht befriedigen. Jener Küſter ſagte: Troſt die Menge; aber Hülfe nicht! Der ſolide Mann ſagt: Noth die Menge, aber Geld nicht; und der Philoſoph: Syſteme die Menge, aber kein ganz wahres!

Leſſing blieb daher nicht weniger in allen ſeinen moraliſchen Schriften, und ich möchte ſagen, in allem, was er für die Welt ſchrieb und that, bei der unwiderſprechlich ſchönen Idee von Gott, ſo wie ſein Freund Herr Ramler als Dichter bei der Griechiſchen und

Römiſchen Mythologie, obgleich Dichter aufſtanden, welche die nordiſchen Mythen vorzogen. Tadeln kann man das letztere nicht; nur den Zweck bei ſeinen Zeitgenoſſen verfehlt man, ohne des Geſchmacks der Nachkommen daran gewiß zu ſeyn.

Trockene Denker und Grübler, trug er aber Bedenken, mit einer auf dem Deſtillirkolben der Metaphyſik abgezogenen Moral, als mit der einzigen richtigen, in Ernſt abzuweiſen, wenn er ſich nicht damit ſelbſt zu begnügen das Anſehen hatte. Gegen ſeinen Freund, Herrn Geheimenrath Jakobi, welcher den Geiſt des Spinozismus einſah und eben nicht nachzubeten pflegte, war er in Scherz und Ernſt offenherzig, und war bald Stock-, bald geläuterter Pantheiſt. Ein Stäubchen, ein Gedanke, ein wirkliches Theilchen der nothwendig für ſich beſtehenden Subſtanz, oder des Alls zu bleiben ſtreben, oder Gott ähnlich zu werden ſuchen; iſt das nicht, als wenn ich ſagte: ein edler Mann zu bleiben ſtreben, oder ein edler Mann zu werden ſuchen? Beides ſetzt Nothwendigkeit moraliſcher Handlungen voraus; und wenn Moral oder Vernunftreligion gerettet iſt, um derentwillen Moſes Mendelsſohn den Pantheismus mit dem Theismus verdrängen zu wollen ſchien, ſo hat es ja nichts zu ſagen, ob der Chriſt einen Juden, und der Jude einen Chriſten zum Führer und Begleiter in ſeinem Grübeln nimmt. Leibnitz und Spinoza ſind ein Paar ehrwürdige Männer, deren ſich kein Philoſoph zu ſchämen hat; obgleich der eine ein gutbeſoldeter Hofmann, und der andere ein armer Glasſchleifer war.

Von Leſſings ſpinoziſtiſchen Grundſätzen findet ſich unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren nur das wenige, welches im Anhange Nro. IV. beigebracht iſt. Es kann wohl ſeyn, daß vieles davon verloren gegangen. Allein ſo ſehr Leſſing den Spinoza ſtudierte, und am Ende ſich ſeinen Meinungen um ſo mehr näherte, als Mendelsſohn ſich davon entfernte: ſo kann man doch nicht behaupten, daß er Spinozens Syſtem unbedingt angenommen. Nichts ſieht ihm unähnlicher.

In ſeiner Jugend, wo Anhänglichkeit und zu großes Vertrauen auf gewiſſe Lehrſätze nicht allein zu entſchuldigen, ſondern gar zu loben ſeyn könnte, that er nichts lieber, als die Rückſeiten der geltendſten Lehrſätze hervorziehen und betrachten. Er ſollte als freier Denker in ſeinen letzten Jahren anders gehandelt haben? Er nahm ſich vielleicht dieſes Syſtems nur eifriger an, weil die Aufklärer ſolchem eben ein ſtatthaftes Leichenbegängniß, unter Begleitung der Staatswagen der Toleranz und Menſchenliebe, zu halten und Spinozens Büſte dann in Weſtminſterhall zu London aufzuſtellen vorhatten. Welch ein glänzendes Opfer der Aufklärung! Und der ſtreitſüchtige Leſſing wollte nur es beſſer ſtudiert wiſſen, ohne es eben nach Verdienſten feierlich zu begraben.

Er ſtudierte den Leibnitz eben ſo wohl als den Spinoza, und weit fleißiger, wenn nach den Auszügen und Papieren zu urtheilen iſt, die ſich in ſeiner Verlaſſenſchaft vorgefunden: wie denn ſein ganzer Geiſt und ſeine ganze Beſchäftigungsweiſe mit der Leibnitziſchen ſchon mehr Aehnliches hat.

Jaucourt ſagt von Leibnitz, daß er von Jugend an keine herrſchende Neigung für eine Art von Wiſſenſchaften mehr, als für eine andere gezeigt, und ſich vielen mannigfachen Wiſſenſchaften mit einerlei Leidenſchaft gewidmet; und Fontenelle: daß er, wie die Alten, welche acht Pferde neben einander ſpannten und zu führen wußten, eben ſo viel Wiſſenſchaften zuſammen und gemeinſchaftlich getrieben. Dies kann man auch von Leſſing ſagen. Beide wollten das Vorzüglichſte ihrer Zeit nicht bloß wiſſen, ſondern ſtudieren, erweitern und läutern. Leibnitz war mehr Hofmann und richtete ſich nach dem allgemein Geltenden unter den Groſſen; Leſſing, der kein ſolches Glück hatte, lebte mehr nach ſeiner Laune und unbemerkt. Doch je mehr er in die Welt kam und den Großen ſich zu nähern Gelegenheit hatte, deſto ähnlicher ſchien er Leibnitzen zu werden.

Zu des letztern Zeiten ſtanden die Mathematik und das rohe oder orthodoxe Chriſtenthum in ungekränktem Anſehen: zu Leſſings Zeiten die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, und die Vernunftmoral, wozu die Aufklärer die Religionen machen wollen. Philoſophen und Theologen waren ſie beide, und zu ihrem Glücke das letztere nur theoretiſch.

Leibnitzens Philoſophie konnte allen Religionsmeinungen angepaßt werden, oder war vielmehr die reſpektvolle Küſterinn des Chriſtenthums. Es gab keine theologiſche Ungereimtheit, welche er nicht mit ſeinem Scharfſinn meiſterlich, und ich möchte faſt ſagen, marktſchreieriſch, bediente. Die ihn mit dem Ruſſiſchen Kaiſer Peter dem Erſten vertraulich ſprechen gehört, behaupten zwar, daß er in ſeinem Herzen ganz anders gedacht. Es ſey wahr oder nicht wahr, ſo bleibt es doch immer eine Satire auf ſeinen Verſtand oder ſein Herz.

Leſſing wollte Religion und Philoſophie für ſich beſtehn und jede dieſer Wiſſenſchaften ihren Gang beſonders gehen laſſen. Keine ſollte ſich auf Koſten der andern verſtärken oder ſchwächen. Ob ſie gleich, genau genommen, nur Einen Stamm ausmachen, ſo ſah er ſie doch für zwei Pfropfreiſer an, die ganz verſchiedene Früchte tragen ſollen. Er wollte weder frommen Prinzeſſinnen hofieren, noch freigeiſteriſchen Fürſten ſich empfehlen. Leibnitzens Scharfſichtigkeit verliert dadurch nichts; noch wird Leſſings Gefälligkeit dadurch zur Ungeſchliffenheit. Wo Leibnitz lebte, war die Lateiniſche, Franzöſiſche und Deutſche Sprache gäng und gebe; die Lateiniſche in der gelehrten, die Franzöſiſche in der galanten Welt, die Deutſche bei denen, welche weder zur einen, noch zur andern gehören wollten.

Wer drei Sprachen ſchreibt, ſchreibt keine beſonders, wenn gleich verſtändlich; und dies war der Fall mit Leibnitzen. Sein Deutſch iſt abſcheulich, ſein Latein ſo ſo, und ſein Franzöſiſch „für einen Deutſchen gut!" habe ich Viele urtheilen hören.

Leſſing, ob er gleich Lateiniſch, Griechiſch, Spaniſch, Franzöſiſch, Italiäniſch, Engliſch und Holländiſch verſtand, einige Sprachen davon auch etwas radebrechte, ſchrieb doch nur in ſeiner Mutterſprache, und wird immer einer von den Männern bleiben, der ſie dem Gelehrten und dem Weltmanne angenehm gemacht; nur müſſen ſie davon etwas mehr als gewöhnlich wiſſen.

Man hat weder von Leibnitzen, noch von Leſſingen ein völlig ausgearbeitetes Syſtem der Metaphyſik oder der Theologie. Beide wurden nach dem hannöveriſchen Dialekt für Lövenix (Glaubenichts) gehalten. Man ſchmunzelte zuweilen über ihre Gelehrſamkeit, die ihnen in jener Welt nicht viel hülfe, und in dieſer ſelten weiter brächte, als ein goldenes Handwerk. Vox populi iſt zwar nie vox Dei, aber zuweilen vox veritatis. Doch hat man nicht gehört, daß das Volk ſie gehaßt hätte; denn ſie verachteten die chriſtlichen Glaubensübungen und Ceremonien nicht, ob ſie gleich ihnen ſelten beiwohnten: noch weniger entſagten ſie ihnen gänzlich oder öffentlich, ſondern wendeten gar oft ihren Scharfſinn auf die Vernünftigung religiöſer Satzungen an *).

---

*) Leibnitz ging freilich darin weiter, als Leſſing; denn des erſtern lebendes Publikum war vorneh-

Leibnitz ſtellte ſie nie in ein verächtliches oder lächerliches Licht, ſondern ließ den ehrwürdigen Schleier über der Sache ſelbſt, den Leſſing in dem Streite mit Göze ſchon ein wenig

mer und gelehrter, des letzteren aber verſtändiger, und ſonderte ſchon Grillen von Wahrheiten eines großen Mannes. Könnte wohl jetzt ein Gelehrter ſo ſchreiben, wie Leibnitz an ſeinen Herzog? (Böhmers Magazin 1ter Band, 1tes Stück, S. 141. und folgende) „In theologia revelata, ſagt Leibnitz, übernehme ich mich zu demonſtriren, nicht zwar veritatem, denn die fleußt a revelatione, ſondern poſſibilitatem myſteriorum, contra inſultus infidelium et Atheorum, dadurch ſie von allen contradictionibus vindiciret werden, nehmlich poſſibilitatem Trinitatis, Incarnationis, Euchariſtiae. Und in ſpecie de Euchariſtiae realitate contra ſignificatores zu gedenken, ſo hat nun Monſieur Arnaud ex perpetua veterum traditione realitatem gegen Mr. Claude zur Genüge erwieſen; aber es wird alles vergebens ſeyn, dafern nicht die einige clava impoſſibilitatis et contradictionis ex manibus horum Herculum extorquirt wird. Denn ſie bleiben dabei, es ſey eine unmögliche ſich ſelbſt contradicirende, alle Vernunft derogirende Sache, die nothwendig figurate müßte verſtanden werden, ſowohl, als Herodes eſt vulpes, agnus eſt paſcha. Und wenn tauſend loca patrum und ſcripturae angeführt würden, ſo iſt doch zu ſehr zurückſchob. Daher waren die Theologen nicht ſo ſehr gegen ſie aufgebracht, als gegen Voltairen und ſeines Gleichen. Der gewöhnliche Menſch, oder das Volk, worun-

---

„dieſe Replique unbenommen. Und darin werden ſie conformirt per philoſophiam hodiernam, a Galilaeo, Bacone, Gaſſendo, Carteſio, Hobbeſio etc. emendatam. Denn ſolche philoſophia cum univerſali applauſu bey allen curioſis angenommen wird, weil ſie alles Körperliche per magnitudinem, figuram et motum mechanice ohne fictitiis entibus erkläret. Allein ſo ſehr die Philoſophie von Politicis geliebt, ſo ſehr wird ſie von eifrigen Theologis catholicis gefürchtet, dieweil auf einmal alle die wunderlichen notiones tenebroſae fallen, damit die Scholaſtici Euchariſtiam ſtützen wollen. Und iſts Carteſio, Magnano, Dighaeo, und Thomae Anglo, Borello, Bonarti und etlichen andern gar übel gangen, die Euchariſtiae myſteria cum Philoſophia emendata conciliren wollen. Daher Arnoldus, ob er wohl Philoſophiae emendatae ſcientiſſimus iſt, ſich doch nicht daran wagen dürfen, wie oft ihm gleich Claudo impoſſibilitatem und contradictionem objecirt.

„Ich aber bin endlich durch dieſe Unterſuchungen dahin gekommen, daß ich poſſibilitatem Euchariſtiae, wie ſie im Concilio Tridentino erklärt werden, ſalva Philoſophia emendata, welches vieter ich jeden vernünftigen Mann mitzähle, der nicht Aufklärer oder Schriftſteller ex profeſſo ſeyn will, iſt viel zu gutmüthig und duldſam, als daß er nicht Jeden nach ſeiner Phantaſie reden, ſchreiben und thun laſſen

„len unglaublich vorkommen wird, zu demonſtriren mit getraue. Ich will weiſen, vi principiorum Philoſophiae emendatae neceſſe eſſe, ut detur in omni corpore principium ultimum incorporeum, ſubſtantiale, a mole diſtinctum, et hoc illud eſſe, quod veteres, quod Scholaſtici ſubſtantiam dixerunt, etſi nequiverint ſe diſtincte explicare, multo minus ſententiam ſuam demonſtrare.

„Ich will ferner weiſen, daß dieſes principium zugleich an mehr Orten, ja unter weit entlegenen unterſchiedenen Speciebus zugleich ſeyn können. Dadurch nicht allein der praeſentiae realis, transſubſtantiationis ſelbſt, davon zu reden auch Arnoldus ſich ſcheut, Möglichkeit klar gemacht wird. An welchen Dingen allen gewiſſenhaften Menſchen, ſonderlich hohen Potentaten, denen vieler Menſchen Wohlfahrt zu verantworten, höchſtlich gelegen."

Ich kann es nicht läugnen, daß mir hierbei die Taſchenſpieler und Marktſchreier eingefallen ſind. Man ſieht daraus, was für Rollen auch ein Leibnitz ſpielen müſſen, um bei den Großen beliebt zu werden. Oder hat er ſeinem Herzog bloß hofieren oder ihn narriren wollen?

ſollte, wodurch Keinem an Eigenthum und Behaglichkeit abgeht. Wenn aber die Seelenhirten ihr Anſehn und ihre nicht geringen Talente zur hinreißendſten Vorſpiegelung brauchen, daß Hunger und Durſt, Peſtilenz und Feuer, wo nicht ſchon noch in dieſem Leben, doch gewiß in jenem, über diejenigen kommen müſſe, welche dem Unfug eines philoſophiſchen Grillenfängers, den ſie freilich zugleich zum größten Böſewicht und zum öffentlichen Störer der häuslichen und politiſchen Ruhe machen, länger in Geduld zuſähen: ja, dann iſt es etwas anders; dann giebt es ſehr Wenige, die ſich auf die Kantiſche Verdeutlichung des Unterſchiedes zwiſchen Idee und Objekt beſönnen, ſondern alle nehmen eins für das andere, und das endigt ſich nothwendig mit einer Art von geläuterter Guillotinirung.

Leibnitz und auch Moſes Mendelsſohn verſtanden ſich alſo ſehr wohl auf das allmähliche Verbeſſern der Menſchen, und machten die Philoſophie zu einer artigen Hofdame, in deren Munde auch das Unphiloſophiſche recht philoſophiſch klingt: Leſſing ſchon weniger, Spinoza am allerwenigſten. Von Voltairen kann hier nicht die Rede ſeyn, weil dieſer faſt allein die Lächerlichkeiten der allein ſeligmachenden und der übrigen nicht weniger ſeligmachenden Kirchen nicht bloß ohne Schonung aufdeckte, ſondern alles, was ſie Gutes hatten und bewirkten, verachtete, und zu Abſurditäten und Lächerlichkeiten witzelte. Von Bahrdten und ſeines Gleichen gleichfalls nicht, die ſogar auf Koſten ihres eigenen Wohls und Anſehens nur Lachen erregen, und, damit ſie vom Volke nicht der Steinigung würdig erklärt werden, zugleich Volksbibeln und Volkslieder ſchreiben.

Hume, und die in ſeine Fußſtapfen treten, ſcheinen die einzigen zu ſeyn, die keine Rückſicht nehmen, was dabei aus der moraliſchen Welt werden würde; ſie ſcheinen faſt zu glauben, (und das iſt wohl ihr einziger Glaube) daß aus der Strenge der Wahrheit auch für die Moral nichts Nachtheiliges folgen kann. Herrn Kants Syſtem, der ſeines Lehrers Skepticismus zu einem Dogmatismus geformt, trotz ſeinem natürlichen Widerwillen gegen alles übrige Dogmatiſiren, iſt noch zu wenig außer der Schulwelt durchdacht worden. Ein Aeneſidemus möchte den Werth davon wohl am beſten beſtimmen.

Unter allen dieſen großen Männern, den eigentlichen Schöpfern unſerer Aufklärung, tritt Spinoza mit einer Eigenheit auf, die mit ſeinem übrigen ſanftmüthigen und nachſichtigen Charakter mir nicht recht zu ſtimmen ſcheint, wofern es wahr iſt, was der undeutſche Brucker in ſeinen zuſammengerafften Fragen (7ter Theil, Ulm 1736. S. 820.) dem Basnage nacherzählt. Die Juden ſollen ihm eine jährliche Penſion von tauſend Livres angeboten haben, wenn er bei ihnen bleiben und ſich nur äußerlich in den Ceremonien und dem Gottesdienſte nach ihrer Weiſe halten wolle. Allein, mit den eigenen Worten des Herrn Bruckers nachzuſchwatzen: „Spinoza war „nicht nur dergleichen Verſtellung feind, ſondern „fand auch ſo viel Unanſtändiges und „ſeinem ingenio geometrico zuwideres in

„dem Judenthume, daß er ſich nicht dazu „entſchileßen konnte.“

Der duldſame und alles Aufſehen meidende Spinoza, der ſo freundſchaftlich ſeine chriſtlichen Hausleute zum Kirchengehn ermahnte, ja wohl gar mit ihnen die Predigten wiederholte, der ſollte ſo mürriſch gegen eine ganze Nation geweſen ſeyn, in der er erzogen worden? Nein wahrhaftig, wenn ſeine Apologie, worin er ſein Scheiden aus dem Judenthume rechtfertiget, gedruckt wäre, wir würden darin finden, daß er nicht eher ausſchied, als nachdem ein Jude heimtückiſcher Weiſe gegen ihn in der Schule den Dolch gezogen, und man dieſen Unſinnigen nicht darauf einſperren wollte.

Dieſe großen Philoſophen, und auch Leſſing, konnten daher nie die Abſicht haben, die geltende poſitive Religion ihres Vaterlandes zu zerſtören, ſondern ſtrebten vielmehr, ihre Nützlichkeit zu verbreiten und zu befördern. Welcher Vernünftige wird dem Lahmen eine Maſchine rauben, weil er ein friſches geſundes Bein doch nie bekommen kann?

Und es iſt nicht ſowohl Störung der öffentlichen Ruhe (denn dieſe hängt von ganz andern Dingen ab), ſondern Ungezogenheit, gegen einen andern, als den Arzt, davon zu reden, und in einer andern Abſicht, als die Maſchine zu verbeſſern.

Alle die Aufſätze und Auszüge aus dem Leibnitz, welche man zur Philoſophie und Theologie rechnen kann, habe ich unter Nr. V. beigebracht.

Locke, vom menſchlichen Verſtande, war nicht weniger Leſſings Studium, und er wollte ſogar eine Schrift unter dem Titel: Neue Verſuche vom menſchlichen Verſtande, herausgeben, wie man aus dem Anfang eines Vorberichts erſieht, der ſo lautet:

„Da der Verſuch vom menſchlichen Verſtande, den wir einem berühmten Engländer zu danken haben, eins der ſchönſten und ſchätzbarſten Werke dieſer Zeit iſt, ſo habe ich mich entſchloſſen, Anmerkungen darüber zu machen, indem ich über eben denſelben Gegenſtand und über

„die meiſten darin berührten Dinge ſeit „langer Zeit ſehr viel nachgedacht habe, „und glaube, daß dieſes eine gute Gelegenheit ſeyn könnte, etwas davon, unter dem „Titel: Neue Verſuche vom menſchlichen Verſtande, bekannt zu machen, „und meinen Gedanken in ſo guter Geſellſchaft eine deſto geneigtere Aufnahme zu „verſchaffen. Auch habe ich geglaubt, daß „ich mich der Arbeit eines Andern gar wohl „bedienen könne, nicht allein um mir die „Mühe zu erleichtern, ſondern auch um „demjenigen, was er uns gegeben hat, etwas beizufügen, welches weit leichter iſt, „als von friſchem anzufangen und auf eigene Koſten alles umzuarbeiten. Wahr „iſt es, ich bin nicht ſelten einer andern Meinung, als er. Aber weit gefehlt, daß „ich ſeinen Verdienſten darum das Geringſte entziehen ſollte: ich ſetze ſie vielmehr „dadurch in ihr völliges Licht.“ —

In den letzten Jahren ſeines Lebens war auch eine ſeiner Lieblingsideen die Seelenwanderung. Vermuthlich ſollte das Bruchſtück von der Möglichkeit mehrerer Sinne Nro. VI. gleichſam Vorbereitung und Einleitung zu ſeiner Abhandlung von der Seelenpräexiſtenz und Metempſychoſe ſeyn. Denn auf der letzten Seite dieſes ſeines handſchriftlichen Bruchſtückes ſteht Folgendes:

„Dieſes mein Syſtem iſt gewiß das älteſte aller philoſophiſchen Syſteme. Denn „es iſt eigentlich nichts als das Syſtem von „der Seelenpräexiſtenz und Metempſychoſe, „welches nicht allein ſchon Pythagoras und „Plato, ſondern auch vor ihnen Aegyptier „und Chaldäer und Perſer, kurz alle Weiſen des Orients, gedacht haben.

„Und ſchon dieſes muß ein gutes Vorurtheil dafür wirken. Die erſte und älteſte Meinung iſt in ſpekulativen Dingen „immer die wahrſcheinlichſte, weil der geſunde Menſchenverſtand ſofort darauf „verfiel.

„Es ward nur dieſes älteſte, und wie „ich glaube, einzig wahrſcheinliche Syſtem „durch zwei Dinge verſtellt. Einmal — “

Was dieſes für zwei Dinge geweſen, davon iſt unter allen ſeinen Papieren nichts zu finden. Aus ſeinen mündlichen Unterredungen erinnere ich mich nur ſo viel. Die menſchliche Seele, glaubte er, wäre ſchon in viele Körper gewandert und immer aus dem letztern vollkommener gekommen, als aus dem vorhergehenden; es könnte ſeyn, daß ſie auch Anfangs gar in thieriſchen Körpern geweſen und durch Verlaſſung endlich in menſchliche übergegangen, aus denen ſie noch in weit edlere Weſen wandern würde, wenn ſie nicht vorſetzlich dieſer Veredlung entgegen arbeitete *).

Wer dieſe Meinung für eine ganz eigene Sonderbarkeit in Leſſings Denkart erklärt, gegen den habe ich nichts. Jeder Menſch hat Eigenes, und dieſes Eigne unterſcheidet ihn von andern. Will man aber damit hochgelahrt zu verſtehen geben, er habe wider ſeine

---

*) Das Neueſte, was ich darüber kenne, iſt Helim, oder über die Seelenwanderung, von Karl Groſſe. Zittau und Leipzig 1789. Aber vor lauter Zucker kann ich nicht ſchmecken, ob ich ſtarken Thee oder ſchwachen Kaffee genieße.

Ueberzeugung ſo etwas nur auf das Tapet gebracht, um von Andern angegriffen, oder wegen ſeines Scharfſinns, womit er dieſe Meinung ſtützte, bewundert oder wohl gar berühmt zu werden: ſo wird das Manchem wieder ſehr wahrſcheinlich ſeyn, ob ich gleich geſtehen muß, daß es, nach meinem Sinne, ihn eben nicht ſehr erheben kann.

Leſſing machte es wie der Arme, der in dem Kehricht des Reichen ſucht und ſich freuet, wenn er darin zuweilen Sachen findet, die der Letztere aus Unwiſſenheit oder Nachläſſigkeit verworfen. Er geht nach Hauſe, ſäubert ſie und ſtutzt ſie ſo gut auf, als es ihre Beſchaffenheit verſtattet, und freuet ſich, zu ſeinem reichen Nachbar zu ſagen: da habe ich auch etwas, was ſo gut iſt, wie eine deiner Herrlichkeiten. Du haſt es zwar auf die Straße geworfen; aber ſieh nur, ob es dich nicht gereuet! Der Reiche lacht über ihn, und er über den Reichen; und es ſteht dahin, wer mehr Mitlacher hat.

Von den Meiſtern und Herren, von den Kennern und Beurtheilern dieſer hohen Naritäten des Alterthums und der neuern Zeiten ſollte zwar die Entſcheidung abhängen; ſie ſind aber auch Menſchen, welche mehr nach Mode als wahrſcheinlichen Gründen den Ausſpruch thun. Sie nehmen uns Alltagsmenſchen die Gefangennehmung unſrer kleinen Vernunft nicht ſo übel, als die nichtinconſequenten Forderungen, welche zuweilen die Gottesmänner an ſie ergehen laſſen. Zur Luſt nur ein Pröbchen!

Die weltberühmte Encyclopedie, (mis en ordre et publié par Mr. Diderot et Mr. d'Alembert, à Paris 1751. Tom. X. p. 444.) die gewiß kein geſchmackvoller Bibliothekar ſeinem gnädigen Herrn in ſeine Handbibliothek zu ſetzen vergeſſen wird, ſchließt den Artikel Metempsychose: mais on a beau vouloir adoucir un dogme monstrueux au fond, tout ce qu'on gagne par cettes sortes d'adoucissemens, c'est de le rendre plus monstrueux. Und damit entläßt der Encyklopädiſt den lehrbegierigen Leſer, der mit deutlichen Worten hört, daß die Seelenwanderung im Grunde ein ungeheurer Lehrſatz iſt. Un dogme monstrueux au fond, wollte ich ſagen!

In dem deutſchen Gelehrten-Kehricht (um mich bei den Herren guten Tons in Gunſt zu ſetzen), in dem Zellerſchen großen vollſtändigen Univerſal-Lexikon aller Wiſſenſchaften und Künſte (36. Band) wird der Artikel Seelenwanderung doch ſo geſchloſſen:

„Betrachtet man die Sache nach der „Vernunft, ſo ſieht man die Seelenwanderung für eine leere Einbildung an. So „viel erkennet man wohl, daß ſie nichts „Unmögliches ſey, und alſo nichts Widerſprechendes in ſich halte, man mag die „Sache auf Seiten der Seelen oder auf „Seiten Gottes anſehen. Denn da die „Seele ein Geiſt iſt, ſo kann ſie ſich auch „wohl mit andern Körpern vereinigen, „und da Gott einmal ſelbige mit einem „Leibe verknüpft, ſo kann er dieſes noch „mehrmal thun. Allein eine Möglich-

„lichkeit iſt noch keine Wirklichkeit, und wenn man gleich denken kann, es ſey möglich, daß die Seele von einem Körper zum andern wandere, ſo folgt dieſes doch nicht daraus, daß dieſes auch wirklich geſchehe. Und weil diejenigen, die dergleichen vertheidigen, nicht den geringſten Grund ihrer Meinung angeben können, indem ſie ſolche weder aus der Natur der Seelen, noch aus gewiſſen Wirkungen durch die Erfahrung leiten können, ſo hält man ſie billig für eine leere Einbildung *). Sie iſt auf das genaueſte mit der Meinung von der Prä-

---

*) Nur Schade oder gut, daß man damit die Unſterblichkeit der Seele und die ganze Leibnitziſche Metaphyſik abweiſen könnte. Und doch muß der Menſch gute Romane leſen, wenn er keine gute Geſchichte hat. Durch die Wirklichkeit kann der Menſch ſelten in ſeinen Betrachtungen beruhiget werden; aber oft durch Möglichkeit oder Einbildung! und dieſe der Wirklichkeit ſo nahe bringen

„exiſtenz der Seelen verknüpft; und wie
„man wider dieſelbe einwenden kann, es
„erinnere ſich gleichwohl die Seele niemals
„ihres Zuſtandes, alſo läßt ſich auch dieſes
„wider die Wanderung einwenden. So
„viel erkennet man daraus, daß die Hei-
„den durch ſolche Metempſychoſie zu ver-
„ſtehen gegeben, wie die Seele nach dem
„Tode noch übrig bleibe; wenn man aber
„darauf ihre Unſterblichkeit gründet, ſo
„iſt dieſes ein irriges Concept von der-
„ſelben.“

Welchen Artikel, den Franzöſiſchen oder den Deutſchen, wollte man wohl lieber gemacht haben?

Nimmt man alles zuſammen, was Leſſing bei ſeinem Leben über Theologie und Philoſophie ſchrieb, und man nach ſeinem

---

als möglich, wäre keine üble Beſchäftigung der Philoſophen, dächte ich; unbeſchadet deſſen, was Andere darüber anders dächten.

Tode aus ſeinen Papieren zuſammengeleſen und in dieſem Anhange noch beigebracht: ſo muß man bei aller uns angeborner Partheilichkeit, die durch kaltes Blut und großen Scharfſinn ſtark gemindert, aber nie ganz unterdrückt wird, geſtehn, daß er oft aus Quellen ſchöpfte, deren Untiefe dem Wahrheitsgefühle mehr auffällt, als erklärbar iſt. Läugnen kann man aber nicht, daß er mehr ein kritiſcher als ein ſyſtematiſcher Philoſoph und Theologe war, daß er mehr erfand, als ausführte, mehr die ſchwachen und gefährlichen Stellen entdeckte, als die ſichern vertheidigte und behauptete. Seine Mannigfaltigkeit machte ihn mehr zum philoſophiſchen Partheigänger, als zum General der ſkeptiſchen oder dogmatiſchen Philoſophie. Er wollte mehr den Unterdrückten zu Hülfe kommen, als mit den Siegenden den Triumph halten. Er wollte keine Autorität für ſich, aber eben ſo wenig ſie auch einem andern laſſen. Er würde bei weniger Einſicht den Oſtracismus in der gelehrten Welt einzuführen nicht unterlaſſen haben.

Wer unter der Maske der Freiheit und Unpartheilichkeit das Ruder ein wenig nach Willkühr lenkte (und wer thäte das nicht?), gegen den rüſtete er ſich bald; und da war er dann mehr ſinnreich und gewandt, als unwiderſtehlich und hinreißend. Der freie Unterſuchungsgeiſt machte ihn in den Augen des Schwachen ſtreitſüchtig, und bei den Weiterſehenden niederreißend: ihn, der im Grunde gegen das Niederreißen war, und ede elende und einfallende Hütte zu gründen und zu ſtützen ſuchte, wenn man ſie für ein Muſter der menſchlichen Baukunſt den Marktſchreiern überließ. Er ſpottete gern; aber er wollte auch den Einfältigen nicht ei der Naſe herumgeführt wiſſen: Niemanden Reichthum einreden, aber auch Keinen um Bettler herabwürdigen. Bei ihm brauchte es weder Zeugniß noch Empfehlung, um en guten Kopf gelten zu laſſen, was er erdiente; und der Verkannte erhielt Achtung über ſein Verdienſt. Er war ein Pleejoner, und ſuchte den Werth der echten

Patricier zu erhalten, nicht durch tanzmäſige Kratzfüße, ſondern durch Abwehrung der läſtigen Aufklärer und Verfinſterer, welche auf dem gelehrten Theater große Rollen ſpielen, und ſich Beklatſcher durch Freibillette oder kriechende Bettelei in der größten Stille aufſuchen und den zufälligen Beifall für verdienten anſehn.

Um ſeinen philoſophiſchen Charakter ganz zu haben, darf man einige Aeußerungen nur von ihm ſelbſt beherzigen, vornehmlich was er in ſeiner Ankündigung des Berengarius S. 17 und 18 ſagt:

„Ich weiß nicht, ob es Pflicht iſt, „Glück und Leben der Wahrheit aufzu„opfern: wenigſtens ſind Muth und Ent„ſchloſſenheit, welche dazu gehören, keine „Gaben, die wir uns ſelbſt geben kön„nen. Aber das, weiß ich, iſt Pflicht, „wenn man Wahrheit lehren will, ſie „ganz oder gar nicht zu lehren; ſie

„klar und rund, ohne Räthſel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit [*]) zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, ſtehn in unſrer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder wenn er ſie erworben, nicht brauchen will, der macht ſich um den menſchlichen Verſtand nur ſchlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, deſto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit

---

[*]) Das möchte doch nicht ſo ganz allgemein behauptet werden können. Zu vieles und zu großes Vertrauen auf ſeine Kräfte und die Nützlichkeit ſeiner Beſchäftigung iſt eben ſo nachtheilig, als das Gegentheil. Hier Vertrauen und Mißtrauen mit Durchſetzung zu verbinden, mußte wohl des praktiſchen Philoſophen größtes Erbtheil ſeyn.

„entfernt halten kann, je ſchwerer es uns „einleuchtet, daß es Irrthum iſt. — Der „Mann, der bei drohender Gefahr der „Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch ſehr lieben, und die Wahrheit „vergiebt ihm ſeine Untreue um ſeiner „Liebe willen.“

Anzeige
seiner
# philoſophiſchen und theologiſchen Bruchſtücke.

Anzeige der Aufſätze und Skizzen philoſophiſchen und theologiſchen Inhalts aus Leſſings nachgelaſſenen Papieren.

1. Glückwünſchungsrede bei dem Eintritt des 1743ſten Jahres, von der Gleichheit eines Jahres mit dem andern.

Er war 14 Jahr, da er dieſes ſchrieb, und als einen Beweis ſeines frühzeitigen Denkens und Beobachtens wird der Druck deſſelben gewiß Entſchuldigung finden. Das Kindiſche und Schulmäßige darin weglaſſen oder abändern, hieße ihm die Authenticität nehmen.

2. Ueber die Elpiſtiker.
   1) Entwurf zur Abhandlung.
   2) Der Anfang der Abhandlung ſelbſt.

Man ſehe, was ſchon in den Leſſingſchen Kollektaneen 1 B. S. 221 bis 224. davon angeführt wird; und doch iſt der ganze Stoff dazu nichts als folgendes Gleichniß bei dem Plutarch, Quaest. Conviral.

Lib. IV. quaest. 4. p. 656. edit. Reiskii. ὥσπερ ὖν οἱ προσαγορευθέντες ἐλπιστικοὶ φιλόσοφοι συνεκτικώτατον εἶναι τȣ βίȣ τὸ ἐλπίζειν ἀποφαίνονται; und nirgends weiter wird auch der Elpiſtiker gedacht.

Die Veranlaſſung dazu war des verſtorbenen Breslauiſchen Rektors Leuſchner Abhandlung de Secta Elpisticorum Variorum opuscula. Lips. 1755. in 4to, welche Leſſing in der Berliniſchen Voſſiſchen Zeitung kritiſirt hatte. Wahrſcheinlich ſetzte er dieſen Entwurf hernach zu Breslau auf; denn Doktor Heumann, welchen er darin noch einen würdigen Veteran unter unſern jetztlebenden Gelehrten nennt, ſtarb 1764.

Die Leuſchneriſche Abhandlung, worin die Meinungen des Heumann, Brucker, und Jöcher über dieſen Gegenſtand beurtheilt werden, iſt ganz und mit weißem Papier durchſchoſſen, und mit vielen Anmerkungen von Leſſingen begleitet, welche er alle zu ſeiner Abhandlung nutzen wollte.

Da Leſſing unter den Elpiſtikern nichts anders, als die Pſeudomanten verſtand, und Lucians Alexander, wie Herr Wieland ſagt, ein Virtuos in theurgiſchen Betrügereien war', ſo hat ſogar Leſſing zu dieſem Behuf dieſes Stück, nebſt noch vielen andern ſich dahin beziehenden Stellen aus dem Lucian, zu überſetzen angefangen.

3. Ueber eine zeitige Aufgabe, welche in dem deutſchen Merkur ſtand, und ſo hieß:

> Wird durch die Bemühung kaltblütiger Philoſophen und Lucianiſcher Geiſter gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böſes als Gutes geſtiftet? Und in welchen Schranken müſſen ſich die Antiplatoniker halten, um nützlich zu ſeyn?

4. **Spinoziſterei.** Es ſind zwei kleine unvollendete Aufſätze, die von Leſſings ſpinoziſtiſcher Denkungsart zeugen könnten. Sie ſind an Moſes Mendelsſohn gerichtet. Aus beiden würde aber noch nicht folgen, daß Leſſing Spinozens Syſtem ganz angenommen, noch weniger daß Moſes Mendelsſohn es gewußt habe, welchem es gar nicht

auſfiel, daß Leſſing ſich des Pantheismus gegen den Theismus annahm. Niemand könnte ſich auch einfallen laſſen, daraus ihn zum Spinoziſten zu machen.

Der eine Aufſatz iſt ein Anfang von ſeiner Betrachtung über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott. Er würde ſehr bündig ſeyn, wenn nur nicht vorausgeſetzt wäre, daß Gott gerade Vorſtellungen, und ſolche, wie die Menſchen, haben müſſe. Von dem Göttlichen kann man freilich nur nach menſchlicher Weiſe reden; aber muß man denn aus dieſem menſchlichen unvollkommenen Bilde Schlüſſe machen?

Der zweite iſt gleichfalls an Moſes Mendelsſohn gerichtet. Als dieſer ſeine Schriften 1771 von neuem herausgab, wollte Leſſing ihm nicht allein ſein Urtheil darüber ſchreiben, ſondern ihm auch die Gegenmeinungen in aller Stärke angeben, damit ſie Moſes Mendelsſohn eben ſo männiglich abwieſe. Davon iſt dieſes der Anfang einer Probe, worin Leſſing behauptet, daß Leibnitz ſeine vorherbeſtimmte Harmonie unmöglich aus dem Spinoza genommen haben könne, welchem die Seele nichts anders, als der ſich ausdehnende Körper, und der Körper nichts anders, als die ſich ausdehnende Seele iſt.

5. Leibnitziſterei.

1) Chronologiſche Umſtände ſeines Lebens.

Es iſt nicht das Verzeichniß der vornehmſten Umſtände nach der Ordnung der Jahre, ſo wie es vor der Deutſchen Ueberſetzung des Leibnitziſchen Lebens von Jaucourt ſteht. Bei der flüchtigſten Gegeneinanderhaltung wird man den Unterſchied gleich finden; und obſchon Leſſings chronologiſche Umſtände nichts Neues enthalten, ſo beweiſen ſie doch, daß er nicht bloß einen ſehr ausführlichen Lebenslauf hat ſchreiben wollen, ſondern daß er ſich auch

2) Auszüge aus Leibnitzens Schriften zur Schilderung ſeines philoſophiſchen Geiſtes gemacht. Das übrige von Leibnitzen wird bei einem ſchicklichen Orte mit angebracht werden. Sonderbar iſt es aber doch, daß

er des Zuſammenſtopplers Ludovici Hiſtorie der Leibnitziſchen Philoſophie und Lebensbeſchreibung nicht zu kennen ſcheint.

6. Daß mehr als fünf Sinne für den Menſchen ſeyn können.

7. Notiones directrices in den vornehmſten menſchlichen Wiſſenſchaften, Künſten und Kenntniſſen.

8. Bemerkungen über Burke's philoſophiſche Unterſuchungen über den Urſprung unſerer Begriffe vom Erhabenen und Schönen.

Man weiß, daß Leſſing nicht bloß mit einer Ueberſetzung dieſes Werkes umging, ſondern auch vornehmlich Anmerkungen dazu ſchreiben wollte. Dieſer Vorſatz, mit dem er auch ſtarb, war vielleicht Schuld, daß erſt 1773 eine deutſche Ueberſetzung, Riga bei Joh. Fr. Hartknoch, erſchien. Sie iſt von einem Philoſophen, der ſowohl der Sache als der Sprache mächtig iſt: nur Schade, daß er ſeine Bemerkungen zurückbehalbehalten, die ihm unter der Ueberſetzung nicht haben fehlen können.

Aus dem, was von Leſſings Ueberſetzung vorhanden iſt, erſieht man, daß er nicht von Abſchnitt zu Abſchnitt, ſondern wie ihn die Luſt angewandelt, bald dieſes bald jenes verdeutſcht hat. Ich trage kein Bedenken zu geſtehn, daß ich, wo ich ſie mit der gedruckten verglichen, der letztern den Vorzug geben müſſen. Ganz wahrſcheinlich aber würde er ſie auch nicht ſo gelaſſen haben, wenn er mit ſeinem eigenen Stoffe, den ihm die Burkeſche Unterſuchung darbot, nur erſt ins Reine gekommen wäre. Er war von den Lateiniſchen und Griechiſchen Autoren her zu ſehr gewohnt, im Original immer mehr zu ſuchen und zu finden, als wahrſcheinlich hineingelegt ſeyn mochte.

Der Verluſt ſeiner Ueberſetzung wäre daher wohl erſetzt, nur ſeine Bemerkungen nicht. Leſſing ſchrieb im Oktober 1768 an ſeinen jüngſten Bruder nach Berlin: „Die Ueberſetzung dieſes Engliſchen Werkes habe ich ſelbſt noch nicht aufgegeben. „Es iſt mir lieb, daß ich damit gezaudert; ich würde mit den eigenen Abhandlungen, die ich dazu machen wollen, jetzt „ſicherlich unzufrieden ſeyn." — Moſes Mendelsſohn hatte ihm über dieſes Werk eine völlige Recenſion zugeſchickt, und ſie ſteht als ein Geſchenk für ihn hier am rechten Platze. Leſſings Abhandlungen begleitete ſein Freund mit eigenen Bemerkungen, woraus man am beſten ſehen kann, daß ſie nicht zuſammen kamen, noch einander ſchrieben, wie Voltaire den Vierzigern der Pariſer Akademie nachzuſagen die Schalkheit hat.

9. Daß man die Menſchen eben ſo von ihrer Begierde, ihr Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, abhalten ſolle, als man ihnen abräth zu forſchen, was ihr Schickſal in dieſem Leben ſey.

10. Betrachtung über die geiſtliche Beredſamkeit.

11. Anfang eines Geſprächs über Soldaten und Mönche.

12. Meines Arabers Beweis, daß nicht die Juden, ſondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams ſind.

13. Womit ſich die geoffenbarte Religion am meiſten weiß, macht mir ſie gerade am verdächtigſten, nehmlich mit der völligen Verſicherung von der Unſterblichkeit der Seele.

14. Eine Stelle aus dem Tertullian gegen die Ketzer kann man auf die Schriften wider die Religion ſehr gut anwenden.

15. Der Philoſoph auf der Kirchenverſammlung.

16. Wiclef.

17. Manuscripta latina theologica.

18. Von des Papſtes Hadrians des Zweiten Auszügen aus den Briefen Papſt Gregorius des Erſten.

Dieſe beiden letzten Nummern ſind freilich mehr ein Pröbchen von ſeiner patriſtiſchen Beleſenheit und bibliothekariſchen Kenntniß, als ſeiner philoſophiſch-theologiſchen.

Die Bruchſtücke ſelbſt.

I.

Glückwünſchungsrede,

bey dem Eintritt des 1743$^{\text{ſten}}$ Jahres, von der Gleichheit eines Jahrs mit dem andern.

Die meiſten alten Poeten und Weltweiſen, hochzuehrender Herr Vater, haben geglaubt, daß die Welt von Jahren zu Jahren ſchlimmer würde, und in einen unvollkommenern Zuſtand verfiele. Wir können hieran nicht zweifeln, wenn wir uns erinnern, was ein Heſiodus, ein Plato, ein Virgil, ein Ovid, ein Seneca, Salluſt und Strabo von den vier Altern der Welt geſchrieben haben, und wie bemüht ſie geweſen mit den lebhafteſten Farben die goldenen Zeiten unter dem Saturn, die ſilbernen unter dem Jupiter, die kupfernen unter den Halbgöttern, die eiſernen aber unter den jetzigen Menſchen abzubilden. Es iſt zwar ſchwer, die eigentliche Quelle dieſes ſinnreichen Gedichts zu entdecken; es kann ſeyn, daß dieſe

Männer etwas vom Stande der Unſchuld im Paradieſe gehört haben; es kann ſeyn, daß ſie ſelbſt einmal die heilige Schrift zu ſehen bekommen haben, welche ihnen Gelegenheit zu ihren Fabeln geben müſſen. Das iſt aber gewiß, daß ihre ganze Erzählung, ſo artig ſie auch klingt, ohne Grund iſt, und kaum einer Möglichkeit, geſchweige Wahrſcheinlichkeit ähnlich ſieht. Denn erſtlich erzählen ſie uns ſolches ohne Grund, ohne Beweis, ohne Zeugniß. Hernach iſt auch die Erzählung ſelbſt ſo beſchaffen, daß ſie von der Wahrheit ſehr entfernt und keines Beifalls würdig zu ſeyn ſcheint. Ihre hochgeprieſenen goldenen Zeiten ſind ein bloßes Hirngeſpinſt. Wir ſollen glauben, daß eitle und verderbte Menſchen ohne alle Geſetze, welche doch die Seele aller menſchlichen Geſellſchaften ſind, weiſe, tugendhaft und glücklich gelebt haben. Sollte dies wohl möglich ſeyn? Wir ſollen uns überreden laſſen, daß eine tiefe Unwiſſenheit, eine rauhe Lebensart, wilde Sitten, eine unachtſame und faule Muße, unangebaute Felder und Gärten, wüſte Einöden, armſelige Hütten und Höhlen, nackende Leiber, eine elende und harte Koſt, ein Mangel alles Umganges, aller Bequemlichkeiten und aller Annehmlichkeiten, die wahren Merkmahle der glückſeligen und goldenen Zeiten geweſen ſind.

Wir ſollen uns einbilden, als lebten wir jetzt in den eiſernen, ſchlimmſten und elendeſten Zeiten, da wir doch ganz offenbar an unſern Jahren mehrere Merkmahle der goldenen Zeiten wahrnehmen, als jene Alten gehabt haben. Denn dieſes iſt unſtreitig eine goldene, oder die glückſeligſte Zeit, in welcher man die meiſten und beſten Mittel, und die wenigſten Hinderniſſe findet, die wahre Zufriedenheit der Menſchen, die allgemeine Wohlfahrt und die vollkommene Glückſeligkeit Aller nach Wunſche zu befördern. Sie dürfen aber nicht meynen, H. V., als wenn dieſe kindiſchen Vorurtheile und abgeſchmackten Irrthümer mit unſeren uralten Vorfahren alle wären begraben worden. Nein! wir finden auch unter uns einfältige, ſchwermüthige, mißvergnügte und undankbare Leute, welche ihnen ſelbſt und andern mit den ungerechten und ungegründeten Klagen beſchwerlich fallen, daß die Menſchen wirklich jetzt in den eiſernen Zeiten lebten, daß die Menſchen von Jahre zu Jahre ſchlimmer würden, daß die Welt ſich zu ihrem völligen Untergange neigte. So vieles Mitleiden ich mit den kindiſchen Klagen der Schwachheit habe, ſo gewiß getraue ich mir doch jetzt bei meinen ſchwachen Kräften zu erweiſen, daß eigentlich eine Zeit vor der andern keinen Vorzug habe, ſondern, daß ein Jahr dem andern völlig gleich ſey. Die Zeit iſt eine Ordnung der Dinge, die in der Welt auf einander folgen; ſie wird durch die Ordnung unſerer Gedanken begriffen, welche ſich die Sachen bald als vergangene, bald als gegenwärtige, bald als zukünftige vorſtellen. Alles was nach und nach geſchiehet, geſchieht in der Zeit. Ein Jahr iſt ein Theil der Zeit; dieſer Theil der Zeit wird bald nach ſeiner Größe, bald nach ſeiner Beſchaffenheit betrachtet, nachdem es entweder von der Meßkunſt, oder von der Naturlehre, oder Sittenlehre beſchrieben wird. Bei den Meßkünſtlern heißt ein Jahr diejenige Zeit, da die Sonne die ganze Sommerſtraße durchlaufen hat, oder eine gewiſſe Reihe auf einander folgender Tage, Wochen und Monathe. Sie hören gleich, H. V., daß die Meßkünſtler das Jahr nur nach ihrer Größe betrachten; hier aber werde ich nicht den geringſten Widerſpruch beſorgen dürfen, wenn ich ſage, daß ein Jahr bis auf einen geringen Unterſchied ſo groß ſey, wie das andere. Ein Naturverſtändiger hingegen verſteht durch ein Jahr diejenigen Wirkungen, welche die Natur einen Frühling, Sommer, Herbſt und Winter hindurch hervorzubringen pflegt. Ein Sittenlehrer aber redet im verblümten Verſtande, wenn er ein

Jahr gut oder böſe, gleich oder ungleich nennet. Er verſteht dadurch die guten und böſen Zufälle, die guten und böſen Handlungen der Menſchen, welche die zwölf Monathe hindurch geſchehen ſind. Sie können leicht ermeſſen, H. B., daß ich hier die Jahre als ein Naturkündiger und Sittenlehrer anſehe, wenn ich zu behaupten ſuche, daß eins dem andern gleich ſey. Sie können auch leicht einſehen, daß in dieſem Verſtande ein Jahr dem andern gleich ſey, wenn es einerley Kräfte und Wirkungen, einerlei Zufälle, einerlei Handlungen, einerlei Abſichten und Mittel mit dem andern aufzuweiſen hat. Und, o! wie leicht wird mir es ſeyn, die Gleichheit der Jahre zu erweiſen, da ich den deutlichen Ausſpruch der geſunden Vernunft, das göttliche Zeugniß der heiligen Schrift, und den unverwerflichen Beifall der Erfahrung auf meiner Seite habe. Niemand läugnet, daß Gott der Schöpfer dieſer Welt ſey; niemand läugnet, daß Gott die Welt ſehr gut erſchaffen habe; niemand läugnet, daß ſehr gut ſeyn, eben ſo viel heiße, als in ſeiner Art die gröſte Vollkommenheit beſitzen. Hat aber die Welt in ihrer Art die gröſte Vollkommenheit, ſo werde ich ohne Bedenken ſagen können, daß alles was in der Welt zugleich iſt und auf einander folget, mit einander übereinſtimmen müſſe; und daß die Welt, ſo lange ſie nach des Schöpfers Willen Welt bleiben ſoll, keine Hauptveränderung leiden könne. Denn hierin beſtehet eben die weſentliche Vollkommenheit eines Dinges. Geſchiehet nun in der Welt keine Hauptveränderung; ſtimmt in derſelben alles mit einander überein: ſo iſt nichts leichter, als den Schluß zu machen, daß auch die Jahre in der Welt mit einander übereinſtimmen, daß eins dem andern gleich ſeyn müſſe. Eben ſo, wie man nur diejenige Uhr vollkommen zu nennen pflegt, in welcher eine Minute, eine Stunde, ein Tag mit dem andern genau und richtig übereinſtimmt. Dieſer Beweis führet mich unvermerkt zu einem andern. Wir wiſſen und empfinden es, daß Gott nicht allein der Schöpfer, ſondern auch der Erhalter aller Dinge iſt. Es erhält aber derſelbe die Welt durch eine Menge gewiſſer Kräfte, welche er derſelben anerſchaffen hat. Allein dieſe Kräfte ſind noch in eben der Menge und Beſchaffenheit vorhanden, als ſie im Anfange der Welt geweſen ſind. Sie ſind noch in eben der Menge da, ſonſt müßten ſie ſich entweder ſelbſt vermindert haben, oder Gott müßte ſie durch ſeine Allmacht in ihr voriges Nichts verwandelt haben. Das erſte iſt nicht möglich, weil dieſe Kräfte nicht die Allmacht haben, die zu ihrer Zernichtung nöthig wäre. Das andere aber iſt nicht glaublich, weil man nicht den geringſten Grund der Wahrſcheinlichkeit angeben kann, daß Gott dieſelben vermindern wollen, und aus was für einer Abſicht er ſolches gethan hätte. Sie ſind auch noch in eben der Beſchaffenheit vorhanden; ſonſt würden ſie andere Wirkungen hervorbringen müſſen, welches der Erfahrung widerſpricht. Sind alſo alle Kräfte, wodurch Gott die Welt in ihrem Weſen erhält, ſowohl in ihrer Menge als Beſchaffenheit annoch vorhanden, ſo müſſen ſie auch wirken. Sonſt wären ſie ohne Nutzen und ohne Abſicht da, welches der Weisheit Gottes zuwider liefe. Ja ſie müſſen auch Wirkungen hervorbringen, die ihnen gleich ſind; ſonſt hätte ſich ihre Beſchaffenheit verändert. Zweifelt alſo niemand daran, daß vom Anfange der Welt bis auf unſere Tage einerlei Kräfte und einerlei Wirkungen derſelben geweſen ſind: o! wer wollte doch Bedenken tragen, ſicher zu ſchlieſſen, es müſſe auch ein Jahr dem andern gleich ſeyn: weil eins wie das andere einerlei Wirkungen, einerlei Kräfte der Natur aufzuweiſen hat.

Sie belieben nunmehr mich mit Dero gütiger Aufmerkſamkeit weiter zu begleiten. Die Menſchenhaben ihre Natur, ihre Menſchlichkeit niemals verändert und abgelegt; die heutigen Einwohner der Welt befinden ſich in eben den Hauptumſtänden, in welchen ihre erſten Väter vor fünftauſend Jahren ſtanden. Sie haben noch eben die weſentlichen Theile, eben die Seele, eben den Leib, eben den Verſtand und Willen, eben die Hauptneigungen, eben die Mängel und Vollkommenheiten, eben die Abſichten, warum ſie der Schöpfer in die Welt geſezt, eben die Mittel, die ihnen Gott zur Erlangung derſelben gegeben, eben die Hinderniſſe und das Verderben, eben die Wege zur Weisheit und Thorheit, zur Tugend und zum Laſter, zur Ruhe und zur Unruhe, zur Glückſeligkeit und Verderben, welche jene erſten Beſizer der Erde hatten. Iſt es auch glaublich, H. V., daß einerlei Samen unterſchiedene Früchte trage, daß einerlei Quellen unterſchiedene Waſſer hervorbringen, und iſt es auch wahrſcheinlich, daß aus einerlei guten und böſen Herzen, aus einerlei guten und böſen Abſichten und Mitteln, aus einerlei guten und böſen Bewegungsgründen, unterſchiedene gute und böſe Handlungen, und aus dieſen wiederum unterſchiedene gute und böſe Zufälle entſpringen können? Ich weiß es, Sie geben mir gerne Beifall, wenn ich ſage, daß die Handlungen und Zufälle unſerer jezt lebeyden Brüder und unſerer uralten Vorfahren bis auf einige ſehr geringe Nebenumſtände eine ſehr genaue Gleichheit haben, wir wollten uns denn bereden laſſen, die Menſchen hätten jezt aufgehört, Menſchen zu ſeyn. Sie erlauben alſo, daß ich weiter ſchließe. Sind die guten und böſen Umſtände, Neigungen, Handlungen, und Zufälle aller Menſchen, ſie mögen leben wo ſie wollen, einander gleich; ſo werden auch die Jahre, in denen ſie leben, und in welchen ſie geſchehn, einander gleich ſeyn. Ich behaupte dieſes um ſo viel mehr, da ich einen Zeugen auf meiner Seite habe, welchen Dero Glaube und Frömmigkeit nicht verwerfen kann. Ein Zeuge, durch den der Geiſt der Wahrheit redet, der König, deſſen Weisheit nicht nur ehemals die Welt bewunderte, ſondern welchen auch noch jezt Juden und Chriſten in tiefer Ehrerbietung verehren, ein Salomo, durch welchen uns Gott den Prediger aufzeichnen laſſen, verſichert uns eben dieſes *). Was iſt es, ſpricht er, das geſchehen iſt? Eben das, das hernach geſchehen wird. Was iſt es, das man gethan hat? Eben das, was mancher noch wieder thun wird; und es geſchiehet nichts neues unter der Sonnen. Geſchiehet auch etwas, davon man ſagen möchte:

---

*) Prediger Sal. 1, 9. 10.

Siehe, das iſt neu? Denn es iſt zuvor auch geſchehn in den vorigen Zeiten, die vor uns geweſen ſind. Kann ich nicht hieraus recht ſicher ſchließen? geſchiehet nichts neues unter der Sonnen, geſchiehet in unſeren Zeiten nichts, das nicht ſchon in den vorigen Zeiten geſchehen wäre; thut man in unſern Tagen nichts, das man nicht ſchon in den vorigen Tagen der Welt gethan hätte: ſo müſſen auch die Jahre, in welchen es geſchieht und gethan wird, einander gleich ſeyn. Doch ſollte ſich auch iemand finden, welcher ſich nicht ſcheuete, Vernunft und Schrift in Zweifel zu ziehen, ſo würde ſich doch niemand getrauen können, der Stimme der Erfahrung zu widerſprechen. Man leſe nur die alten und neuen Geſchichten, welche geſchickte und redliche Männer mit Sorgfalt aufgezeichnet haben; man halte ſie gegen einander, und man urtheile unpartheiiſch. Wird man nicht geſtehen müſſen, daß uns in beiden einerlei Bewegungen und Wirkungen der Natur, einerlei gute und böſe Handlungen der Menſchen, einerlei glückliche und unglückliche Zufälle und Begebenheiten vorgeſtellt werden? Werden wir nicht mit Ueberzeugung ausrufen müſſen, es geſchiehet nichts neues unter der Sonnen; darum iſt ein Jahr dem andern gleich! Ja ich frage euch, ihr Brüder, die ihr jezt durch Gottes Gnade ein neues Jahr zu leben anfangt, ſprecht ſelbſt, ob in dem vergangenen Jahre etwas vorgefallen, geſchehen und gethan ſey, welches nicht auch in den vorigen Tagen geſchehen, und in den künftigen Jahren ſich zutragen wird? Wenn es gleich nicht in unſerm Vaterlande, in unſerm Welttheile geſchehen iſt; denn bei dieſer Betrachtung müſſen wir die Welt als einen Ort anſehen. Wird man alſo nicht aufrichtig geſtehen müſſen, ein Jahr ſey dem andern gleich, weil Vernunft, Schrift und Erfahrung hier zuſammen treten, und ſolches einſtimmig verſichern. Doch ich kann leicht vorausſehen, daß meine Meinung bei Einigen Widerſpruch finden wird. Man wird mir einwenden, daß nicht ein Jahr dem andern gleich seyn könne. Man wird mir die Wunder der göttlichen Allmacht entgegenſetzen, welche gewiſſe Jahre von den andern unendlich unterſcheiden. Man wird die Landplagen zu Beweiſen anführen; man wird ſich auf die Zeiten der Barbarei berufen. Man wird den Ausſpruch eines erleuchteten Paulus entgegenſetzen, welcher vorher geſagt *), daß in den lezten Tagen gräuliche Zeiten kommen werden. Allein alle dieſe Zweifel werden wegfallen, wenn

---

*) 2. Timoth. 3, 1.

man erwägt, daß ich hier nicht von den außerordentlichen Wirkungen der Allmacht Gottes, welche ſelten geſchehen, ſondern von den ordentlichen Wirkungen der Natur rede. Wenn man vorausſetzt, daß ich nicht von einzelnen Theilen des Erdbodens, ſondern von der ganzen Welt überhaupt ſpreche. Und ich rede mit der Erfahrung, wenn ich behaupte, daß faſt kein Jahr zu finden, in welchem man nicht in einem Theile der Welt den Anfall der Landplagen empfunden habe. Denn auch dieſe ſind Mittel, wodurch die weiſeſte Vorſehung Gottes die Welt in ihrer Vollkommenheit zu erhalten pflegt. Die Barbarei hat auch keine Hauptveränderung in der Zeit gemacht. Die Erfahrung behauptet, daß dieſelbe nur in gewiſſen Theilen der Welt geherrſcht, ſo lange faſt die Welt ſteht. Was endlich das Zeugniß des heiligen Paulus anlangt, ſo widerſpricht daſſelbe meinem Satze nicht. Denn der heilige Geſandte Gottes ſaget nichts mehr, als daß die Tage des neuen Bundes eben ſo wenig als die Tage des alten Teſtaments von allen Irrthümern, Laſtern und böſen Menſchen frei ſeyn würden. Er führet auch lauter ſolche Laſter an, die nicht neu, ſondern alt ſind, und welche er ſchon in dem Anfange ſeines Briefes an die Römer beſtrafet. Kurz, Timotheus wird von ihm ermahnet, dergleichen laſterhafte Menſchen zu meiden. Darum müſſen ſie zu Timotheus Zeiten gelebt haben. Es bleibt alſo dabei, daß ein Jahr dem andern gleich ſey. Iſt dieſes wahr, o wie wenig Grund bleibt uns noch übrig, die Tage unſerer Väter als die goldenen, die beſten, die glückſeligſten mit neidiſchen Augen anzuſehen und mit ſeufzender Stimme andern anzupreiſen! Warum ſcheuen wir uns nicht, mißvergnügte Verläumder und undankbare Verächter unſerer Jahre zu ſeyn? Warum ſchreien wir dieſelben als eiſerne, als ſchlimme, als unglückſelige Zeiten aus? Warum ſeufzen wir ſo ängſtlich voller Unzufriedenheit nach beſſern Zeiten? da doch unſere Tage durch Gottes weiſe Güte beſſer ſind, als wir ſie verdienen, und es nur an uns liegt, daß wir dieſelben nicht beſſer gebrauchen und uns zu Nutze machen. Warum hoffen wir ohne genugſamen Grund? Warum laſſen wir uns endlich nicht als vernünftige Menſchen den heiligen Willen Gottes, ſeine weiſe Einrichtung der Welt, ſeine weiſe Regierung der Zeit in zufriedener Gelaſſenheit gefallen, und bedienen uns der Jahre, die uns die weiſe Vorſehung gönnet und die für uns allezeit die beſten ſind? So wie es unſere Gemüthsruhe, die allgemeine Wohlfahrt und unſere

Glückſeligkeit erfordert. Kluge Chriſten, glückliche Seelen, die ſich in die Zeit zu ſchicken wiſſen; unglückliche Thoren, welche ohne Noth klagen und ohne Grund hoffen! Sie, H. W., haben nunmehr wiederum ein Jahr geendet, das dem vorigen gleich iſt. Sie haben durch Gottes Gnade ein neues angefangen, bei dem ich ſchon im Voraus ſo viel Aehnlichkeit mit dem vergangenen und zukünftigen erblicke, daß ich faſt Bedenken trage, daſſelbe ein neues Jahr zu nennen. Das alte Jahr war voll von den ehrwürdigen Wundern der Weisheit, Macht und Güte Gottes, deren Sie und alle die Unſrigen erfreute Zeugen ſind, und das neue wird daran nicht leer ſeyn, wie wir ſicher hoffen können. Die Kräfte der Natur ſind auf den Wink der höchſten Vorſehung im vergangenen Jahre geſchäftig geweſen, alles reichlich hervorzubringen, was zur Erhaltung der Welt, unſeres Weſens und Wohlſeyns dient. Und ſie werden in dem gegenwärtigen, wenn es Gott gefällt, nicht Muße haben. Das zwei und vierzigſte Jahr dieſes Jahrhunderts hat uns überflüßige Mittel angeboten, die hohen Abſichten unſeres Schöpfers, weswegen wir leben und da ſind, zu erfüllen. Und das drei und vierzigſte wird gegen uns Unwürdige eben ſo freigebig ſeyn, wenn wir es erkennen wolken, und es an nichts fehlen laſſen, was zu unſerm und der ganzen menſchlichen Geſellſchaft Beſten dienet. Hatte das vorige Jahr ſeine Plagen, die uns der ſtarke Arm des Höchſten überwinden half, ſo wird auch das jetzige zu unſerer Prüfung ſeine Uebel haben. Doch getroſt, wir ſind in Gottes Hand! Jezt verehre ich die allerhöchſte Maieſtät in tiefſter Demuth, und danke ihr mit der reineſten Regung meiner Seele für alles das Gute, das ſie die Welt und uns hat genieſſen laſſen, und welches ſie uns fernerhin, wie mich mein Glaube verſichert, erzeigen wird. Ich preiſe nebſt Ihnen die weiſe und mächtige Liebe des höchſten Regenten, die Zeit, und auch unſere Tage, die gegen uns ſtets neu iſt, und niemals alt wird, mit vergnügtem und zufriedenem Herzen. Ich wünſche endlich mit der Redlichkeit und mit dem Eifer, der Chriſten gebührt, der Geiſt des Höchſten wolle uns alſo regieren, daß wir uns Gottes Willen allezeit gefallen laſſen, daß wir die beſtändige Miſchung des Guten und Böſen von ſeiner Hand alſo annehmen, daß wir dabei weder übermüthig noch kleinmüthig werden, daß wir die Kräfte und Wirkungen der Welt alſo gebrauchen, daß wir ſie nicht mißbrauchen, daß wir die Mittel zu unſrer Seelenruhe und unſrer Glückſeligkeit und der allgemeinen Wohlfahrt ſo anwenden, wie es die Ehre unſers Herrn erfordert. Mir wünſche ich von Ihnen in dieſem Jahre gleiche Liebe, gleiches Gebet, gleiche Vorſorge, gleiche Treue und gleichen Beiſtand. Ich verſpreche Ihnen dafür gleiche Dankbefliſſenheit, gleiche Ehrerbietung, gleichen Gehorſam, gleiche Begierde, Ihnen gefällig zu werden, gleichen Eifer, Gott für Dero Wohlſeyn anzuflehn. So werden wir in der That erfahren, daß wir in den goldenen Zeiten leben, daß ein Jahr dem andern gleich iſt.

II.

Ueber die Elpiſtiker.

Ornari res ipsa nequit, contenta doceri.
HORAT.

Abriß der Abhandlung von den Elpiſtikern.

Plutarch iſt der einzige Wehrmann dieſer Anekdote, die man ſich lange Zeit bloß zu wiſſen begnügt, bis endlich ihre Muthmaßungen darüber geäußert a) Heumann, b) Brucker, c) Jöcher. Einiger geringen Lichter nicht zu gedenken.

I. Antitheſis.

1. Wider Heumann, daß die Elpiſtiker keine Chriſten geweſen.

   a) Bruckers Gründe, aus dem Namen der Philoſophen, der ihnen vom Plutarch beigelegt wird.

   Unzulänglichkeit dieſes Grundes.

b) Meine Gedanken.

a) Die Hoffnung des zukünftigen Lebens war kein unterſcheidendes Kennzeichen des Chriſtenthums.

1. Ohne dieſe Hoffnung kann keine Religion gedacht werden. Warburton würde hinzuſetzen, ohne dieſe Hoffnung kann nicht einmal ein Staat menſchlicher Einrichtung beſtehen.

2. Außer daß dieſe Hoffnung in der gemeinen Religion der Heiden nicht fehlen konnte, war ſie das Hauptwerk ihrer geheimen. Alle ihre Myſterien lieſſen auf ſie hinaus. (S. Diog. Laërt. lib. VI. p. m. 319. Die Antwort des Antiſthenes, conf. in vita Diogenis, p. m. 334.)

3. Hätte ſie aber auch ſchon der heidniſchen Religion gemangelt, ſo war ſie doch in den Schulen der Philoſophen viel zu bekannt und angenommen, als daß ſie den Heiden an den Chriſten etwas Unerhörtes oder Lächerliches hätte ſeyn können.

b) Will man aber unter dieſer Hoffnung gar ungezweifelte Gewißheit verſtehn, in der nur ein Chriſt von ſeiner künftigen Seligkeit ſeyn kann: ſo ſage ich, daß dieſe unter die geheimen Lehren des Chriſtenthums gehörte, und aus dieſem Grunde der Anlaß zu einer allgemeinen Benennung der Chriſten unmöglich ſeyn konnte.

2. Wider Bruckern, daß die Elpiſtiker nicht die Stoiker ſeyn können. Denn

   1) die Stoiker waren nicht die einzigen Philoſophen, welche die Hoffnung eines künftigen Lebens annahmen. Dieſes bekennt Brucker ſelbſt; aber er ſagt, ſie wären diejenigen, welche das meiſte Gerede davon machten.

   2) Doch auch das waren ſie nicht, und bloße Stellen aus dem Seneca können dieſes nicht beweiſen. Die übrigen Stoiker alle reden weit ſeltner davon und Epiktet zum Exempel faſt gar nicht. S. Lipsii Physiol. Stoicorum, lib. III. p. 170. Auch Antoninus redet niemals anders als zweifelhaft davon. Siehe lib. IV. p. 107. wo Gataker auch den Wankelmuth des Seneca hierin zeigt, und ſehr richtig anmerkt, daß alle die Stellen, wo Seneca poſitiv davon re-

det, nicht aus ſeiner Ueberzeugung, ſondern aus den veranlaſſenden Umſtänden zu beurtheilen. Conf. Anton. lib. XII. p. 350.

3) Es hätte aus ihrem Syſteme ſelbſt bewieſen werden können, nach welchem aber die Hoffnung jenes Lebens einen ſehr zweideutigen Anblick erhält. Denn ſie glaubten, daß die Seele von langer Dauer, unſterblich aber darum nicht ſey. S. Lips. l. c. Sie werde mit der Welt untergehn, und ob ſie ſchon nach dieſer allgemeinen Verbrennung wieder hergeſtellt werden würde, ſo würde es dennoch geſchehen, ohne ſich ihres vorigen Zuſtandes zu erinnern. Veniet iterum qui vos in lucem reponat dies, quem multi recusarent niſi oblitos reduceret. Epiſt. 36. Welche Unſterblichkeit!

4) Und wenn auch dieſe Hoffnung, nach dem ſtoiſchen Syſtem, ſo zweideutig nicht wäre, ſo würde ſie doch ſchon als Hoffnung mit der Apathie der Stoiker ſtreiten.

5) Ja ihr nachzuhangen, würde auch aus dem Grunde keinem ſtoiſchen Weiſen geziemet haben, da ſie doch immer noch keine apodiktiſche Wahrheit iſt, ſondern nur eine Wahrſcheinlichkeit, eine Vermuthung, von

welcher der ſtoiſche Weiſe ſeinen Beifall zurückhalten mußte. S. Lipsii Manuduct. p. 161.

Und aus dieſem Geſichtspunkte muß die Ungewißheit betrachtet werden, mit welcher ſich Seneca darüber ausdrückt. Er glaubte weder das eine, noch das andere, weil keines Gewißheit, beides nur Vermuthung war. Aber er hält ſich auf beides gefaßt. Es ſey, daß die Seele untergeht, es ſey, daß ſie fortdauert: und wo er ſich für das erſte mehr, als für das andere erklärt, als Epiſt. 54., da iſt er ſo wenig mit ſich in Widerſpruch, wie Brucker glaubt, oder ſpricht ſeine wahren Geſinnungen vor Angſt über den annahenden Tod, wie Gataker meynt, (p. 108.) aufrichtiger; daß er alsdann nur kleinmüthiger würde geſprochen haben, wenn er in dem Tone jener Troſtſchriften geblieben wäre, und daß er eben hier der Stoiker in ſeiner Größe iſt, wenn er zeigt, daß er auch auf das Allerſchlimmſte, auf den gänzlichen Untergang, gefaßt ſey.

Dieſes mußten die Epikureer wiſſen, und konnten daher den Stoikern aus dieſem anſcheinenden Widerſpruche keinen Vorwurf machen. Wie konnten ſie, wie durften ſie hiernächſt den Skeptikern etwas Lächerliches anheften, welches auf die herrſchende Religion zurückgefallen wäre?

3. Wider Heumann und Bruckern zugleich. Beide nehmen ohne Grund an, daß die Hoffnung des künftigen Lebens darunter zu verſtehen ſey. Es erhellt aber aus dem Zuſammenhange und aus dem συνεκτικωτατον τω βιω allzudeutlich, daß bloß die Hoffnung dieſes Lebens gemeint ſey. Denn jene iſt vielmehr eine Zerſtöhrerin dieſes Lebens, welches gezeigt wird

α) an den erſten Chriſten, deren Verachtung des Todes aus jener Hoffnung vornehmlich entſprang. Sie ließ nicht allein die wahren Bekenner, wenn der Heide ihre Gewiſſensfreiheit kränken und ſie zur Verleugnung der erkannten Wahrheit zwingen wollte, alle Martern dulden und verachten, ſondern ſie war es auch, welche ſo viel falſche Märtyrer machte, die für nichts beſſer als für Selbſtmörder zu halten ſind. Und die Heiden ſelbſt ſchrieben dieſe Bereitwilligkeit zu dem ſchmerzlichſten Tode nicht bloß dem Ehrgeize zu, ſo wie Asklepiades bei dem Prudentius in Romano L

Hymno περὶ στεφ. XIV. Populare quiddam sub colore gloriae illiterata credidit frequentia, ut se per aevum consecrandos autumnat, welches auch die Meinung des Julianus war (v. Greg. Nazianzenii invect. I. in Jul. apud Kortholtum, p. 175.), auch nicht bloß einer anſteckenden und zur Gewohnheit gewordenen Raſerei, wie Arrianus ad Epict. lib. IV. cap. 7. nicht einer bloßen Halsſtarrigkeit, wie Antoninus *), ſondern vornehmlich der Hoffnung eines ewi-

---

*) Lib. XI. §. 3. p. m. 319. Wenn anders παράταξις daſelbſt, woran ich aber zweifle, Halsſtarrigkeit bedeutet. Denn es kann gar wohl ſeine gewöhnliche Bedeutung behalten und durch vitae institutum erklärt werden, ſo daß es ſo viel als das ὑπὸ ἔθους beim Arrian bedeutet. Denn wirklich war es auch der Vorwurf der Heiden, daß ſich die Chriſten durch ihre ſtrenge Lebensart zu dieſer Verachtung des Todes angewöhnten. Tertull. de spectaculis c. 1. sunt qui existiment, Christianum expeditum morti genus ad hanc obstinationem abdicatione voluptatum erudiri etc. Am beſten würde τάξις durch disciplina zu überſetzen ſeyn, welches Tertullian ſelbſt in dem Folgenden braucht. Oder es ſind überhaupt ihre kirchlichen διαταγαὶ oder διατάξεις darunter zu verſtehen, vermöge welcher die Verleugnung des Namens Chriſti und

gen und beſſern Lebens, v. Lucianus in Peregrino, Tom. III. p. 337. Euseb. lib. V. cap. 1. wo das Nehmliche von der Hoffnung, beſonders der Auferſtehung der Körper, geſagt wird.

b) An den Philoſophen. 1) Das Exempel des Cleambrotus beim Callimachus, 2) das Exempel des Hegeſias und die Stellen im Somnio Scipionis und Senec. Epist. 102. Und wie natürlich dieſe Art zu denken ſey, erkennet man aus der oben angeführten Antwort des Antiſthenes.

c) An ganzen Völkern, worunter die alten Deutſchen vornehmlich gehören. Siehe die Stelle des Appianus in Lipsii Physiol. Stoic. p. 173.

4. Wider Jöchern: daß die Elpiſtiker nicht die Cyniker ſeyn können.

Die einzige Sentenz des Diogenes beweiſet nichts. Was er darin von der Hoffnung ſagt, kann jeder Weltweiſe ſagen. Wäre ſie aber eine beſondere Stütze der cyniſchen prak-

die Weigerung, ſeinetwegen ſich allen Verfolgungen und dem Tode ſelbſt auszuſetzen, für das gräßlichſte, abſcheulichſte, unverzeihlichſte Verbrechen erkläret wird. S. Const. Apost. lib. V. c. 4.

tiſchen Weltweisheit geweſen, ſo hätte dieſes aus ihrem Syſtem ſelbſt gezeigt werden müſſen. Nun aber kann gerade das Gegentheil daraus gezeigt werden. Beweis

a) aus den Lehrſätzen der Stoiker, welche die Cyniker durchaus annahmen. Denn die Cyniker waren nur eine Art von Stoikern.

b) Aus der ganzen Schilderung des Cynikers beim Arrianus, lib. III. cap. 5.

II. Uebergang zu meiner Erklärung.

Ehe ich dieſe vortrage, wird es dienlich ſeyn

1) Derjenigen zu gedenken, die ſich für eine der angeführten Meinungen erklären, und beſonders für die Jöcheriſche.

a) Leuſchner.

1. Die von ihm gehäuften Stellen des N. T., wo der Hoffnung gedacht wird, beweiſen nichts. Die damalige Fortpflanzung der chriſtlichen Religion war ganz anders, als die erſten Predigten derſelben. Wie wir ſchon oben geſehn.

2. Er hätte die Heumanniſche Meinung auf die bloße Auferſtehung der Leiber einſchließen ſollen. Aber auch das hat er unterlaſſen, und überhaupt nichts hinzu-

gefügt, wodurch die Heumanniſche Meinung wahrſcheinlicher würde.

NB. Was er von der Wahrſcheinlichkeit ſagt, daß es zu vermuthen, Paulus werde ſich näher um die Chriſten bekümmert haben, iſt ſchimäriſch. Bei dieſer Gelegenheit

1) von dem Vorgeben des Theodor Victor, welcher den Plutarch mit einem viel ſpätern dieſes Namens, den Origines zum Chriſtenthum bekehrte, vermengt. Conf.

2) Die gute Meinung des Franz. Balduinus (Comment. ad Edicta principum Roman. de Christo), welcher ſchreibt: scripsit eo tempore Plutarchus librum περὶ δεισιδαιμονίας: impietatem et superstitionem recte notat. Sed religionem quam in medio collocat, non videt. Fortasse ad Christianos accessisset, sed principem suum Trajanum reformidat.

3) Die Mosheimiſche Anmerkung von dem Gebrauche des Wortes δαίμων beim Plutarch. Sie iſt falſch, weil dieſes daſelbſt von einem weit ältern

Weiſen gebraucht wird: weil die Anmerkung, die Thales in dem Folgenden darüber macht, damit ſtreitet. Siehe Warburtons göttliche Sendung Moſis, 1 B. S. 179-223.

4) Von den Wiſſenſchaften und den Geſinnungen gegen das Chriſtenthum überhaupt zu urtheilen.

a) Ein Mann, der ſo unrichtige Begriffe von der jüdiſchen Religion hat, konnte unmöglich richtige von der chriſtlichen haben, die ſich auf jene gründet, v. Sympos. lib. IV. quaest. 5. Es iſt indeß doch merkwürdig, daß dieſes Buch juſt da verſtümmelt iſt, wo man das Beſte von dem Gotte der Juden zu erfahren vermuthen mußte; denn die 6te Frage,*) ſollte handeln: quis apud Judaeos deus? Wie man Dinge darin gefunden, welche den erſten Chriſten nicht anſtanden.

b) Ein Mann, der ſich wider alle barbariſche Gottesdienſte und Gebräuche, das iſt, wider alle ausländiſche erklärt; der in der Religion auf nichts mehr dringt, als τὸ δεῖον καὶ πάτριον ἀξίωμα τῆς εὐσεβείας beizubehalten, (Siehe ſein Buch περὶ δεισιδαιμονίας. Edit. Henr. Steph. pag. 288.): iſt es wahrſcheinlich, daß der von der chriſtlichen anders ſollte gedacht, und nur die chriſtliche heimlich ſeiner heidniſchen ſollte vorgezogen haben?

---

*) In der Reiskiſchen Ausgabe des Plutarchs finde ich ſie nicht.

c) Ein Mann, der alles für Aberglauben hält, was uns die Gottheit als einen Richter, als einen Rächer, als etwas anders, als das allermenſchenfreundlichſte Weſen betrachten läßt (l. c.), muſte der auch nicht die chriſtliche Religion zu dem Aberglauben zählen, ſie, die einen Gott predigt, der ſeinen eignen Sohn hinrichten laſſen, um ſeiner Gerechtigkeit genug zu thun? Man verſuche es, ob die chriſtliche Religion in die *) der Plutarchiſchen Ungötterei und Deiſidämonie paßt: und ich will es ſodann glauben, daß er von der chriſtlichen ein heimlicher Anhänger geweſen.

---

*) Hier iſt ein Wort im Originale, das ich fur Mitteleie, das mir aber hier nicht recht zu paſſen

f) Von dem Zeugniſſe des Julians in Myſopog. pag. 58. der Franzöſiſchen Ueberſetzung.

b) Stiebritz.

a) Zu zeigen, welche Wendung man der Heumanniſchen Meinung, noch außer ihrer bloßen Einſchränkung auf die Auferſtehung der Leiber, geben könne, um ſie soutenable zu machen.

1. Auf das Vorurtheil der alten Chriſten, daß Chriſtus nochmals im Fleiſche erſcheinen werde. Conf. Origines d. Ur. p. 351. Lucianus in philopatris.

2. Auf einige Ketzer, die ihren Anhängern ein wirkliches ewiges Leben auf dieſer Welt verſprachen, als den Menander und ſeinen Anhang. Euseb. Hist. Eccl. lib. III. c. 26. oder auf den Cerinthus und deſſen Lehre vom tauſendjährigen Reiche.

b) Zu zeigen, auf welche Religion oder philoſophiſche Sekte man ſonſt die Chriſtianer deuten könne.

1. Der Stiebritziſche Einfall von den Juden.

α) Die von ihm angeführte Stelle des Auguſtinus würde wenig ſagen.

ſcheint. Vielleicht können die kritiſchen Ödipi errathen, was ich armer Davus nicht kann. Der H.

b) Aber die Beſchaffenheit der jüdiſchen Religion ſelbſt, die ihre Hoffnung auf kein künftiges Leben, ſondern auf Glückſeligkeit dieſes Lebens gründet, auf die Ankunft eines irdiſchen Meſſias.

c) Und viele Stellen aus dem Philo würden dieſen Einfall ziemlich wahrſcheinlich machen können.

d) Ja man würde vielleicht ſeine Therapevſie dazu brauchen können.

e) Wenn dieſe Vermuthung ſich nur ſonſt mit der Zeit des Plutarchs und andern Umſtänden reimen wollte.

f) Betrachtungen über die Hoffnungen der Juden überhaupt. Ob es wahrſcheinlich, daß ſie durch ſie (nehmlich die Hoffnung) wieder die Oberhand gewinnen werden.

2. Die Pythagoriker. Nach Veranlaſſung der Stelle des Clemens Alexandrinus, wo die Hoffnung ausdrücklich zu dem letzten Zwecke ihrer Philoſophie gemacht wird.

3. Die Skeptiker, deren Erwartung, daß gewiſſe Erſcheinungen, ſo wie ſie ein- und mehrmal auf einander gefolget, auch wiederum auf einander folgen werden, in weit-

künftigem Verſtande gar wohl Hoffnung genannt werden könnte.

4. Vornehmlich die Erklärung, welches ſich aus den zwei Hauptlehren ihres Syſtems zeigen läßt.

a) Aus der Leugnung einer göttlichen Vorſicht. Da ſie ſich auf dieſe nicht verlaſſen konnten, was konnte ſie anders im Unglücke aufrecht erhalten, als die Hoffnung, daß der Zufall vielleicht noch ein gutes Glück für ſie im Vorrath habe.

b) Aus ihrer Geringſchätzung des Todes, an den ſie ſo wenig als möglich zu denken ſich bemühten. Die merkwürdige Stelle in dem Prometheus des Aeſchylus, und was der Scholiaſt darüber anmerkt.

4) Verwerfung aller dieſer Vermuthungen, ſo wahrſcheinlich auch die eine oder die andere gemacht werden könnte.

III. Theſis. Meine Meinung, daß die Elpiſtiker Pſeudomanten geweſen, die ſich den Namen der Philoſophen angemaßt. Dieſe Meinung will ich in der Ordnung vortragen, ſo wie ich ſelbſt nach und nach darauf gekommen bin.

1. Es iſt aus dem Vorigen klar, daß die Elpiſtiker keine von den bekannten Secten ſeyn können.
2. Sollen ſie aber deſſen ungeachtet Philoſophen ſeyn, ſo müſſen ſie eine eigne Sekte, die ihre eigne beſondere Lehrſätze gehabt, ausgemacht haben.

   Unwahrſcheinlichkeit dieſer Vermuthung aus dem Stillſchweigen aller Scribenten, und beſonders des Diogenes Laertius.

   Einwurf, den man wider das Stillſchweigen des Diogenes daher nehmen können, daß er mehrerer Sekten gar nicht gedacht, z. E. der Sextiner.

   Beantwortung dieſes Einwurfes. Die Sextiner waren eine bloß Römiſche, die außer Rom vielleicht wenig oder gar nicht bekannt war. Zudem macht ſie Seneca vielleicht nur zu einer bloßen Sekte; denn ſie ſelbſt gaben ſich für Pythagoräer aus.

   Was das Stillſchweigen des Diogenes von noch größerem Gewichte macht, iſt dieſes, daß man zeigen kann, daß Diogenes den Plutarch geleſen. Er citirt ihm zu verſchiedenenmalen; die Elpiſtiker, wenn ſie Philoſophen geweſen wären, würden ihm alſo nicht unbekannt geweſen ſeyn.

3. Was können ſie alſo geweſen ſeyn, als Leute, die ſich den Namen der Philoſophen anmaßten. Hierin beſtärken mich die Worte des Plutarchs ſelbſt, in welchen ich glaube, daß man das προσαγορευω nicht in ſeiner völligen Stärke verſtanden hat.

Denn αγορευειν, προσαγορευειν heißt nicht bloß nennen, ſondern aus Höflichkeit nennen, eingeführter Weiſe nennen, fälſchlich nennen.

1) Siehe die Stelle in dem Kühniſchen Indice zu dem Aelian unter προσαγορευω.

2) Eine Parallelſtelle beim Origines, lib. V. contra Celsum, § 61. p. m. 624. obſchon daſelbſt αναγορευω ſteht.

4. Waren es alſo Leute, welche ſich den Namen der Philoſophen nur anmaßten, ſo iſt die Frage: was waren ſie eigentlich? Beweis, daß die Wahrſager und Pſeudomanten ſich den Namen der Philoſophen angemaßt.

a) Aus dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Philoſtratus vom Nero.

b) Aus den damaligen Verfolgungen der Philoſophen.

5. Zugegeben, daß ſich die Pſeudomanten Philoſophen genennet; aber warum Chriſtliche Philoſophen?

Weil die Hoffnung und der allen Menſchen natürliche Hang zu derſelben der ganze Grund iſt, auf welchem ihre Künſte beruhen.

Erläuterungen dieſes Satzes aus dem Leben des Pſeudomanten Alexanders, wie ihn Lucian ſelbſt vorträgt.

6. Aber vielleicht iſt dieſes ein bloßer Einfall des Lucians. Man müßte zeigen, daß dieſe Pſeudomanten wirklich ſelbſt die Hoffnung außerordentlich erhoben, um dadurch ihren Künſten den Eingang in die Herzen offen zu halten.

Die merkwürdige Stelle aus dem Dio Chryſoſtomus.

7. Einwurf, welcher daher genommen, daß ſich die Wahrſagerei nicht auf die bloße Hoffnung, ſondern eben ſowohl auf die Furcht ſtütze.

Beantwortung deſſelben: ἐλπις bedeutet beides, und heißt überhaupt bloß die Erwartung des Zukünftigen.

Zu zeigen, in wie weit auch die Furcht συνεκτικωτατον τῳ βιῳ ſey.

8. Endlich die Stelle des Ariſtoteles: die Wahrſagung hieß wirklich bei den Griechen die Elpiſtik. Will man alſo noch zweifeln, was Elpiſtiker waren?

Die Abhandlung ſelbſt.

Plutarch gedenket, im Vorbeigehn, gewiſſer Philoſophen, die man von dem griechiſchen Namen der Hoffnung Elpiſtiker genennt habe; weil ſie die Hoffnung für das feſteſte Band des menſchlichen Lebens, und dieſes ohne jene für durchaus unerträglich erklärt hätten.

Mehr ſagt uns Plutarch von ihnen nicht; und da die beleſenſten Gelehrten, Lipſius, Menage, Fabricius, ihrer auch ſonſt bei keinem andern Alten erwähnt fanden: ſo ging es mit dieſer Anekdote der philoſophiſchen Geſchichte, wie mit allen

Nachrichten, die ſich bloß auf das Zeugniß eines Einzigen gründen. Man begnügt ſich, ſie zu wiſſen, ſie zu wiederholen, und wenn ſie tauſendmal wiederholt werden, ſo haben ſie gleich noch eben ſo viel Licht, als ihnen ihr erſter Währmann ertheilen können oder wollen. Endlich aber findet ſich denn wohl ein Kopf, in dem ſich ſolche vermeinte Inſeln an irgend ein feſtes Land ſchließen. Er weiß nicht mehr als ſeine Vorgänger, aber er vermuthet mehr. Seine Vermuthung erzeugt eine andere; dieſe eine dritte; und iſt die Sache nur einigermaßen wichtig genug, um Nacheiferung zu erwecken, ſo ſind in kurzem der Vermuthungen ſo viele, daß ihre Verſchiedenheit und Menge einen treuherzigen Leſer weit verlegener macht, als er nimmermehr bei dem gänzlichen Mangel derſelben geweſen wäre. Leider werden auf dieſe Weiſe die Gegenſtände der Gelehrſamkeit unendlich vermehrt. Jede Monade von Wahrheit wandert aus einem ungeſtalteten Körper von Meinungen in den andern, belebt den einen mehr, den andern weniger; den kürzer, den länger; und wer die ganze Geſchichte aller dieſer hinfälligen Erſcheinungen nicht inne hat, nicht an den Fingern zu erzählen weiß, wird von der Sache ſelbſt ſo viel als gar nichts zu wiſſen geachtet. Muthmaßungen und

Wahrſcheinlichkeiten erfüllen das Gehirn des Litterators; wo ſoll der Platz darin für die Wahrheit herkommen?

Glücklich genug, wenn dieſe Ausſchweifungen des Witzes und der Eitelkeit, die uns von dem geraden Pfade ablenken, ein bloßer Schneckengang ſind, der, nachdem er uns um alle Gegenden herumgeführt, wieder in die Richtungslinie der Wahrheit hineinfällt, wenn aus allen den Muthmaßungen endlich eine Entdeckung entſpringt. Alsdann hat doch wenigſtens unſre wahre Wiſſenſchaft Einen Schritt weiter gethan; die nach uns kommen, ſehen den labyrinthiſchen Ausweg, laſſen ihn ſeitab liegen und gehen geradezu.

Der erſte, der ſeine Vermuthung über die Elpiſtiker äußerte, war D. Heumann, ein würdiger Veteran unter unſern jetzt lebenden Gelehrten. Er glaubte, Plutarch könne wohl die Chriſten gemeint haben. Seine Gründe ſchienen einem Manne nicht erheblich genug, der von ſolchen Sachen zu urtheilen das erſte Recht hatte. Brucker widerlegte ihn, und behauptete, daß die Stoiker darunter zu verſtehen wären. Darauf trat ein Dritter (es war D. Jöcher) ins Mittel, widerſprach beiden, und brachte die Cyniker in Vorſchlag.

Unter dieſe Hypotheſen haben ſich die Gelehrten getheilt. Ich weiß aber nicht, wie es gekommen, daß die Heumanniſche noch immer die meiſten Anhänger erhalten, ob ſie ſchon gleich die ſonderbarſte iſt. Doch vielleicht hat eben dieſes Sonderbare ſie empfohlen.

Wer bloß beitritt, kann die öffentliche Ertheilung ſeiner Stimme erſparen. Nur eine uns eigne Meinung berechtigt, daß wir auch gehört zu werden verlangen können; beſonders da in Unterſuchungen von dieſer Art nicht immer der Gelehrteſte den rechten Punkt trifft, ſondern oft das gute Glück *) die Entdeckung der Wahrheit einem aufhebt, der ſeinem Mitbewerber um dieſen Preis an Beleſenheit und Scharfſinn weit nachſtehet.

Dieſes zu meiner Entſchuldigung; indem ich es wagen will, Männern von unſtreitigen Verdienſten zu widerſprechen, und mich vermeſſe, eine Kleinigkeit beſſer zu wiſſen, als ſie, die mich ſo oft in wichtigern Dingen unterrichtet haben.

Die Elpiſtiker, will ich erweiſen, waren weder Chriſten, noch Stoiker, noch Cyniker; man hat die Worte des Plutarchs nicht gehörig erwogen;

---

*) Ευτυχια, ἡν συμπασης εγω της εν ανθρωποις δεινοτητος και σοφιας ὁρω κρατουσαν.

Demosth.

man hat die zeitverwandten Schriftſteller zu wenig um Rath gefragt; man hätte ſich erinnern ſollen, was Elpiſtik bei den Alten war; und was wäre natürlicher geweſen, als zu vermuthen, daß die Elpiſtiker Leute ſeyn mußten, welche die Elpiſtik trieben. — Eins nach dem andern!

Erſtes Hauptſtück.

Wider D. Heumann, daß die Elpiſtiker keine Chriſten geweſen.

Meine Gründe wider Heumann ſind von zweierlei Gattung. Einige kann ich nur gegen ihn allein, andere gegen ihn und Bruckern zugleich brauchen. Dieſes Hauptſtück iſt den erſten beſtimmt.

Ich will zuvörderſt die Meinung des Doctors, ſo viel möglich, mit ſeinen eignen Worten vortragen *). Er ſchließt ſo: „Weil weder Cicero noch „Seneca, noch Diogenes Laertius, noch ſonſt ein „Alter außer dem Plutarch, der Elpiſtiker gedenkt, „ſo können ſie ſchwerlich eine philoſophiſche Sekte „geweſen ſeyn. Aber eine beſondere Art von Leu„ten muß es doch gegeben haben, die dieſen Na„men geführt, und da die Chriſten, ſagt er, „von den damals florirenden Heiden auch hierin

---

*) Act. Philoſoph. XVIII. Stück S. 911 u. f.

„unterſchieden waren, daß, da die Heiden nach „dieſem Leben keine Hoffnung hatten, ſie hingegen „durch den Tod in das ewige Leben einzugehen „hofften, und durch dieſe Hoffnung, zum größten „Erſtaunen ihrer Verfolger, alle Martern glücklich „überwanden: ſo muthmaße ich, daß Plutarch nie„mand anders als ſie unter den Elpiſtikern ver„ſtanden habe.“

Man ſieht leicht, daß es hier auf zwei Stücke ankommt: einmal, ob wirklich die Heiden ohne Hoffnung eines Lebens nach dem Tode geweſen; zweitens, ob die Chriſten ſich durch dieſe Hoffnung ſo ausgezeichnet, daß ſie einen beſondern Namen davon tragen können. Das Letzte ſucht H. durch verſchiedene Stellen aus dem Minutius Felix, aus dem Theophilus, aus dem Tertullianus zu beſtätigen; das Erſte aber? — Es wird fremd ſcheinen, wenn ich ſage, daß er das Erſte gleichſam als unſtreitig vorausſetzt und kaum der Mühe werth achtet, in einer kleinen Note ſich deshalb auf eine Stelle des Apoſtels Paulus an die Theſſalonicher *), und auf den Ausſpruch des Julius Cäſar beim Salluſt **) zu beziehen.

---

*) I. 4, 13.

**) De Bello Catilinar. cap. 51. mortem cuncta mortalium mala diſſolvere, ultra neque curae neque gaudio locum eſſe.

Der Stelle des Apoſtels werde ich weiter unten gedenken. Aber der Ausſpruch des Julius Cäſar, was ſoll dieſer beweiſen? Ich will nicht ſagen, daß es Kunſtrichter giebt, die für gaudio darin gladio oder cladi leſen wollen, welches einen weit unſchuldigern Sinn geben würde. Ich gebe es zu, daß die Unſterblichkeit der Seele dem Julius Cäſar ein unglaubliches Hirngeſpinſt geweſen *); eine Denkungsart, die mehrern Helden gemein iſt. Allein wie Cäſar hiervon dachte, ſo dachten nicht alle Römer, ſo dachten nicht alle Heiden. Aus der Freidenkerei eines einzeln Mannes folgt auf die Rechtgläubigkeit des ganzen Volks nichts. Oder was meint man, wenn nach ſechzehnhundert Jahren aus der ähnlichen Stelle eines neuen Cäſars der nehmliche Schluß gemacht werden ſollte? Weil dieſer geſchrieben **):

Ne voyons dans la mort qu'un tranquille sommeil
A l'abri des malheurs sans songe sans reveil.
Hélas! tout est égal pour notre cendre éteinte,
Il n'est aucun objet ni d'espoir ni de crainte.

Haben wir alle ſeine Zeitverwandten mit ihm eingeſtimmt? War er der Mund ſeines ganzen

---

*) Er ſagt von den Druiden (lib IV. B g. c.): Imprimis hoc volunt persuadere, non interire animas.

**) Poesies diverses. Epit. XVIII.

Volks? — Auch ließ M. Porcius Cato in ſeiner Gegenrede dem Cäſar dieſen ſeinen Unglauben nicht ſo hingehen; und wenn er ihn ſchon nicht mit dem Eifer eines Orthodoxen widerlegte, ſo gab er doch deutlich genug zu verſtehen, daß er die Bekennung deſſelben im öffentlichen Rathe für ſehr ungeziemend halte.

Man häufe aber auch, ſtatt dieſer einen Stelle, tauſend auf tauſend, und man wird darum nicht mehr gewinnen. Denn entweder man muß den Heiden alle Religion abſprechen, oder man muß zugeben, daß ſie ein künftiges Leben, eine künftige Belohnung und Strafe geglaubt haben. Ohne dieſen Glauben kann keine Religion beſtehn; Warburton würde hinzuſetzen: ſelbſt keine bürgerliche Geſellſchaft, kein Staat kann ohne ihn beſtehn. Dieſer Gelehrte hat mir die Mühe erſpart, eine ſchon an ſich ſo unwiderſprechliche Sache durch Zeugniſſe zu beweiſen. Man leſe das zweite Buch des erſten Theils ſeiner göttlichen Sendung Moſis; man blättere in den erſten den beſten alten Schriftſtellern, und überall werden die deutlichſten Spuren von der Unſterblichkeit der Seele, von ihrer Glückſeligkeit oder Unglückſeligkeit nach dem Tode auch in das flüchtigſte Auge fallen.

Wem aber dieſe Spuren, mit ſo abgeſchmackten Fabeln vermiſcht, daß Juvenal *) ſie zu ſeiner Zeit nur noch kaum von Knaben, qui nondum aere lavantur, geglaubt ſahe, zu unwerth, zu elend ſcheinen, als daß ſich den Heiden eine Hoffnung der Zukunft daraus zuſchreiben ließe, die den Namen einer gegründeten Hoffnung nur einigermaßen verdiene: der erinnere ſich, daß außer der öffentlichen Religion ſie auch noch ihre geheimere hatten, deren hauptſächlichſter Gegenſtand ein höherer und zuverläſſiger Grad dieſer Hoffnung war. Nihil melius illis mysteriis, ſagt Cicero **), quibus ex agresti immanique vita, exculti ad humanitatem et mitigati sumus: Initiaque, ut appellantur, ita re vera principia vitae cognovimus, neque solum cum laetitia vivendi rationem accepimus, sed etiam cum spe meliore moriendi. Man ſehe da, worauf dieſe Geheimniſſe abzielen; auf nichts geringers als auf ein fröhliches Leben und auf einen hoffnungsvollen Tod. Dieſer beſſern Hoffnung rühmten ſich die Eingeweihten auch ungeſcheut und ſo zuverſichtlich, daß ſie die ſchwachen Seelen der Uneingeweihten mit Angſt und Schrecken erfüllten.

---

*) Sat. II, 149.

**) De Legibus, lib. II. cap. 14. Wie ich dieſe Stelle anführe, ſo wird ſie in allen Ausgaben geleſen, die ich zu Rathe ziehen können. Deſſenungeachtet ſcheinen mir die Worte: Initiaque ut appellantur, ita re vera principia vitae cognovimus eine verborgene Wunde zu haben, und ich vermuthe, daß es eigentlicher geheißen: initia, ut appellantur itaque vera principia vitae, cognovimus. Wenigſtens iſt dieſe Leſart dem Sinne gemäßer. Denn Cicero will nicht ſowohl ſagen, daß die Geheimniſſe der wirkliche Anfang des Lebens, ſondern vielmehr, daß ſie der Anfang des wahren Lebens geweſen, welches er dem wilden rohen Leben des ungeſitteten Weltalters entgegenſetzt.

— — ὡς τρισολβιοι
Κεινοι βροτων, ὁι ταυτα δερχθεντες τελη,
Μολωσ' ες ἁδυ· τοισδε γαρ μονοις ἐκει
Ζην ἐστι, τοις δε ἀλλοισι παντ' ἐκει κακα.

O dreimal glückliche Sterbliche, die dieſer Geheimniſſe kundig herabfahren! Denn ſie allein werden dort leben, da die andern nichts als Elend erwartet. So hatte ſich Sophokles darüber ausgedrückt, und Plutarch, der uns dieſe Stelle aufbehalten *), merkt ausdrücklich an, daß viele tauſend Men-

---

*) In dem Traktate Wie die Poeten mit der Jugend zu leſen. Er ſagt nicht, aus wel-

ſchen dadurch unruhig und ſchwermüthig gemacht werden. (πολλας ανθρωπων μυριαδας εμπεπληκεν αθυμιας περι των μυστηριων ταυτα γραψας.) Er hält daher auch für nöthig, ſie der Jugend nie ohne einen Gegenſatz, der das Uebertriebene derſelben mildere, vorzuleſen, und ſchlägt jene Antwort des Diogenes dazu vor. Wie? ſagt der Cyniker *), als er eine ähnliche Anpreiſung der Geheimniſſe hörte, ſo ſollte es der diebiſche **Patäcion, weil er eingeweiht iſt, dort beſſer treffen, als Epaminondas?** Der Philoſoph, ſo ein Spötter er ſonſt war, läßt die Hoffnung einer künftigen Glückſeligkeit in ihrem Werthe, und behauptet nur, daß ſie ſich mehr auf ein tugendhaftes Leben, als auf den Antheil, den man an den Geheimniſſen habe, gründen müſſe.

---

chem Stücke die Stelle genommen; ohne Zweifel aber hat ſie ſich im Triptolemus befunden, wo dieſen Ceres, der die Eleuſiniſchen Geheimniſſe heilig waren, in ihren Erfindungen unterrichtete.

*) Τι λεγεις; κρειττονα μοιραν ἑξει Παταικιων ὁ κλεπτης αποθανων η Επαμεινονδας ὁτι μεμυηται.

III.

Ueber eine zeitige Aufgabe:

Wird durch die Bemühung kaltblütiger Philoſophen und Lucianiſcher Geiſter gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böſes als Gutes geſtiftet? Und in welchen Schranken müſſen ſich die Antiplatoniker halten, um nützlich zu ſeyn?

(Deutſcher Merkur.)

Ich habe lieber ſagen wollen: über eine zeitige Aufgabe; als: über eine Aufgabe der Zeit. Einmal, weil dieſes mir zu Franzöſiſch klingt: und dann, weil eine Aufgabe der Zeit nicht immer eine zeitige Aufgabe iſt. Das iſt: eine Aufgabe, welche zu gegenwärtiger Zeit auf dem Tapete iſt, iſt nicht immer eine Aufgabe, die der gegenwärtigen Zeit beſonders angemeſſen, und eben jetzt zur Entſcheidung reif wäre. Ich wollte aber gern, daß man mehr dieſes als jenes bei meinem Titel denken möchte.

Da ſtand vor einiger Zeit eine Aufgabe im Deutſchen Merkur, über die jetzt ſo manches geſchrieben wird. Ich muß doch auch ein wenig darüber nachdenken. Nur Schade, daß ich nicht nachdenken kann, ohne mit der Feder in der Hand! Zwar was Schade! Ich denke nur zu meiner eigenen Belehrung. Befriedigen mich meine Gedanken am Ende: ſo zerreiße ich das Papier. Befriedigen ſie mich nicht: ſo laſſe ich es drucken. Wenn ich beſſer belehrt werde, nehme ich eine kleine Demüthigung ſchon vorlieb.

Die Aufgabe heißt: Wird durch die Bemühung kaltblütiger Philoſophen und Lucianiſcher Geiſter gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böſes als Gutes geſtiftet? Und in welchen Schranken müſſen ſich die Antiplatoniker halten, um nützlich zu ſeyn?

Eine ſonderbare Aufgabe! dünkt mich bei dem erſten allgemeinen Blicke, mit dem ich ſie anſchaune. Wenn ich doch wüßte, was dieſe Aufgabe veranlaßt hat, und worauf ſie eigentlich zielt!

Weiß man wenigſtens nicht, wer ſie aufgegeben? Ein kaltblütiger Philoſoph und Lucianiſcher Geiſt? Oder ein Enthuſiaſt und Schwärmer?

Der Wendung nach zu urtheilen, wohl ein Enthuſiaſt und Schwärmer. Denn Enthuſiasmus und Schwärmerei erſcheinen darin als der angegriffene Theil, — den man auch wohl verkenne, — gegen den man zu weit zu gehen in Gefahr ſey.

Doch was kümmern mich Veranlaſſung und Abſicht und Urheber? Ich will ja nicht zu dieſes oder jenes Gunſten, mit der oder jener Rückſicht die Aufgabe entſcheiden: ich will ja nur darüber nachdenken.

Wie kann ich aber einer Aufgabe nachdenken, ohne ſie vorher durchzudenken? Wie kann ich die Auflöſung zu finden hoffen, wenn ich von der Aufgabe und ihren Theilen keinen deutlichen, vollſtändigen, genauen Begriff habe? Alſo Stück für Stück, und πρωτον απο των πρωτων.

Kaltblütige Philoſophen? — Iſt das nicht ſo etwas, als ein ſtählerner Degen? Freilich giebt es auch hölzerne Degen; aber es iſt doch nur eigentlich den Kindern zu gefallen, daß man einen hölzernen Degen einen Degen nennt.

Nicht alle Kaltblütige ſind Philoſophen. Aber alle Philoſophen, habe ich gedacht, wären doch kaltblütig.

Denn ein warmer Philoſoph! — was für ein Ding! — Ein warmer philoſophiſcher Kopf, das begreife ich wohl. Aber ein philoſophiſcher Kopf iſt ja noch lange nicht ein Philoſoph. Ein philoſophiſcher Kopf gehört zu einem Philoſophen: ſo wie Muth zu einem Soldaten. Nur gehöret beides nicht allein dazu. Es gehöret noch weit mehr als Muth zum Soldaten, und noch weit mehr als natürlicher Scharfſinn zum Philoſophen.

Wortgrübelei! wird man ſagen. — Wer mit Wortgrübelei ſein Nachdenken nicht anfängt, der kommt, wenig geſagt, nie damit zu Ende. — Nur weiter.

Kaltblütige Philoſophen und Lucianiſche Geiſter — das ſollen doch wohl nicht die nehmlichen Weſen ſeyn? — Lucian war ein Spötter, und der Philoſoph verachtet alle Spötterei. — Philoſophiſche Köpfe, weiß ich wohl, mochten einmal, und möchten noch gern die Spötterei zum Probierſteine der Wahrheit machen. — Aber eben darum waren und ſind ſie auch keine Philoſophen, ſondern nur philoſophiſche Köpfe.

Folglich, ſind kaltblütige Philoſophen und Lucianiſche Geiſter zwei verſchiedene Klaſſen von Geiſtern: ſo iſt auch die Aufgabe doppelt.

Einmal fragt man: wird durch die Bemühung der kaltblütigen Philoſophen gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böſes als Gutes geſtiftet?

Und einmal: wird durch die Bemühung der Lucianiſchen Geiſter gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böſes als Gutes geſtiftet?

Unmöglich kann auf dieſe doppelte Frage nur Eine Antwort zureichen. Denn nothwendig haben verſchiedene Geiſter auch ein verſchiedenes Verfahren. — Und wenn die Bemühung der kaltblütigen Philoſophen mehr Gutes als Böſes, oder nichts als Gutes ſtiftete: ſo könnte leicht die Bemühung der Lucianiſchen Geiſter mehr Böſes als Gutes, oder nichts als Böſes ſtiften. Oder umgekehrt.

Wie können nun die Schranken des einen auch die Schranken des andern ſeyn?

Ich will geſchwind den Weg links, und den Weg rechts ein wenig vorauslaufen, um zu ſehen, wohin ſie beide führen. Ob es wahr iſt, daß beide an der nehmlichen Stelle wieder zuſammentreffen? — Bei Enthuſiasmus und Schwärmerei.

Enthuſiasmus! Schwärmerei! — Nennt man dieſe Dinge erſt ſeit geſtern? Haben dieſe Dinge erſt ſeit geſtern angefangen, ihre Wirkungen in der Welt zu äußern? Und ihre Wirkungen — ihre ſeligen und unſeligen Wirkungen — ſollten nicht längſt dem ruhigen Beobachter ihr innerſtes Weſen aufgeſchloſſen haben?

O freilich weiß iedermann, was Enthuſiasmus und Schwärmerei iſt; und weiß es ſowohl, daß der genaueſte Schattenriß, das ausgemahlteſte Bild, welches ich hier von ihnen darſtellen wollte, ſie in den Gedanken eines jeden gewiß nur unkenntlicher machen würde.

Erklärungen bekannter Dinge ſind wie überflüßige Kupferſtiche in Büchern. Sie helfen der Einbildung des Leſers nicht allein nicht; ſie feſſeln ſie; ſie irren ſie.

Aber was will ich denn? Es iſt ja in der Aufgabe auch nicht einmal die Rede davon, was Enthuſiasmus und Schwärmerei wirklich iſt. Es iſt ja nur die Rede von dem, was die kaltblütigen Philoſophen und Lucianiſchen Geiſter für Enthuſiasmus und Schwärmerei halten.

Und was halten ſie denn dafür? — Das was wirklich Enthuſiasmus und Schwärmerei iſt? oder was es nicht iſt?

Wenn das, was es wirklich iſt: ſo ſind wir wieder im Geleiſe. Wenn aber das, was es nicht iſt, und ihnen *tauſenderlei* Dinge Enthuſiasmus und Schwärmerei ſcheinen können, die es nicht ſind: ſo mag Gott wiſſen, auf welches von dieſen tauſenderlei Dingen ich fallen muß, den Sinn des Aufgebers zu treffen! Der Aufgabe fehlt eine Beſtimmung, ohne welche ſie unendlicher Auflöſungen fähig iſt.

Z. E. Dieſe Herren, die ich nicht kenne und nicht kennen mag, hielten Wärme und Sinnlichkeit des Ausdrucks, inbrünſtige Liebe der Wahrheit, Anhänglichkeit an eigne beſondere Meinungen, Dreiſtigkeit zu ſagen was man denkt, und wie man es denkt, ſtille Verbrüderung mit ſympathiſirenden Geiſtern — hielten, ſage ich, dieſer Stücke eins oder mehrere, oder alle, für Enthuſiasmus und Schwärmerei: ei nun! deſto ſchlimmer für ſie. — Iſt es aber ſodann noch eine Frage, ob ihre Bemühungen gegen dieſe verkannten Eigenſchaften, auf welchen das wahre philoſophiſche Leben des denkenden Kopfes beruht, mehr Böſes als Gutes ſtiften?

Doch wie können ſie das? Wie können, wenigſtens kaltblütige Philoſophen, ſo irrig und abgeſchmackt denken? — Philoſophen! — Den Lucianiſchen Geiſtern ſieht ſo etwas noch eher ähnlich: weil Lucianiſche Geiſter nicht ſelten ſelbſt Enthuſiaſten ſind, und in ihrer gedankenloſen Luſtigkeit einen Einfall für einen Grund, eine Poſſe für eine Widerlegung halten.

Aber, wie geſagt, Philoſophen! — Philoſophen ſollten nicht beſſer wiſſen, was Enthuſiasmus und Schwärmerei iſt? Philoſophen ſollten in Gefahr ſeyn, durch ihre Bemühungen gegen Enthuſiasmus und Schwärmerei, mehr Böſes als Gutes zu ſtiften? Philoſophen?

Denn was thut denn der Philoſoph gegen Enthuſiasmus und Schwärmerei? — Gegen den Enthuſiasmus der Darſtellung thut er nicht allein nichts; ſondern er pflegt ihn vielmehr auf das allerſorgfältigſte. Er weiß zu wohl, daß dieſer die ἀκμὴ, die Spitze, die Blüthe aller ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften iſt, und daß einem Dichter, einem Mahler, einem Tonkünſtler den Enthuſiasmus abrathen, nichts anders iſt, als ihm anrathen, zeitlebens mittelmäßig zu bleiben. — Aber gegen den Enthuſiasmus der Spekulation? was thut er gegen den? Gegen den, in welchem er ſich ſelbſt ſo oft befindet? — Er ſucht bloß zu verhüten, daß ihn dieſer Enthuſiasmus nicht zum Enthuſiaſten machen möge. So wie der feine Wollüſtling, dem der Wein ſchmeckt, und der gern unter Freunden ſein Gläschen leeret, ſich wohl hüten wird, ein Trunkenbold zu werden. Was nun der Philoſoph, an ſich, zu ſeinem eignen Beſten thut, das ſollte er nicht auch an Andern thun dürfen? Er ſucht ſich die dunkeln lebhaften Empfindungen, die er während des Enthuſiasmus gehabt hat, wenn er wieder kalt geworden, in deutliche Ideen aufzuklären. Und er ſollte dieſes nicht auch mit den dunkeln Empfindungen Andrer thun dürfen? Was iſt denn ſein Handwerk, wenn es dieſes nicht iſt? Trift er endlich, der Philoſoph, auf den doppelten Enthuſiasmus, das iſt, auf einen Enthuſiaſten der Speculation, welcher den Enthuſiasmus der Darſtellung in ſeiner Gewalt hat, was thut er dann? Er unterſcheidet. Er bewundert das Eine, und prüft das Andere.

Das thut der Philoſoph gegen den Enthuſiasmus! Und was gegen die Schwärmerei? — Denn beides ſoll hier doch wohl nicht Eins ſeyn? Schwärmerei ſoll doch wohl nicht bloß der überſetzte Ekelname von Enthuſiasmus ſeyn?

Unmöglich! Denn es giebt Enthuſiaſten, die keine Schwärmer ſind. Und es giebt Schwärmer, die nichts weniger als Enthuſiaſten ſind; kaum, daß ſie ſich die Mühe nehmen, es zu ſcheinen.

Schwärmer, Schwärmerei kommt von Schwarm, ſchwärmen; ſo wie es beſonders von den Bienen gebraucht wird. Die Begierde, Schwarm zu machen, iſt folglich das eigentliche Kennzeichen des Schwärmers.

Aus was für Abſichten der Schwärmer gern Schwarm machen möchte, welcher Mittel er ſich dazu bedienet: das giebt die Klaſſen der Schwärmerei.

Nur weil diejenigen Schwärmer, welche die Durchſetzung gewiſſer Religionsbegriffe zur Abſicht haben, und eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgeben, (ſie mögen Betrüger oder Betrogene, betrogen an ſich ſelbſt oder von Andern ſeyn,) um zu jener Abſicht zu gelangen, die vielleicht wiederum nur das Mittel iſt, eine andere Abſicht zu erreichen: nur weil dieſe Schwärmer, ſage ich, leider die zahlreichſte und gefährlichſte Klaſſe der Schwärmerei ausmachen, hat man dieſe Schwärmer κατ' ἐξοχὴν Schwärmer genennt.

Daß manche Schwärmer aus dieſer Klaſſe durchaus keine Schwärmer heißen wollen, weil ſie ſeine eignen göttlichen Triebe und Offenbarungen vorgeben, thut nichts zur Sache. So klug ſind die Schwärmer alle, daß ſie ganz genau wiſſen, welche Maske ſie zu jeder Zeit vornehmen müſſen. Jene Maske war gut, als Aberglaube und Tyrannei herrſchten. Philoſophiſchere Zeiten erfordern eine philoſophiſchere Maske. — Aber umgekleidete Maske, wir kennen euch doch wieder! Ihr ſeid doch Schwärmer; — weil ihr Schwarm machen wollt. Und ſeid doch Schwärmer von dieſer gefährlichſten Klaſſe; weil ihr das nehmliche, weswegen ihr ſonſt eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgabt, blinde Anhänglichkeit, nun dadurch zu erhalten ſucht, daß ihr kalte Unterſuchung verſchreiet, ſie für unanwendbar auf gewiſſe Dinge ausgebt, und ſie durchaus nicht weiter getrieben wiſſen wollt, als ihr ſie ſelbſt treiben wollet und könnet.

Gegen dieſe Schwärmerei im allerweiteſten Verſtande, was thut der Philoſoph? — Der Philoſoph! — Denn um den Lucianiſchen Geiſt bekümmere ich mich auch hier nicht. Wie deſſen Bemühungen gegen den Enthuſiasmus nicht weit her ſeyn können, weil er ſelbſt Enthuſiaſt iſt: ſo können auch ſeine Bemühungen gegen die Schwärmerei von keinem wahren Nutzen ſeyn, weil er ſelbſt

Schwärmer iſt. Denn auch Er will Schwarm machen. Er will die Lacher auf ſeiner Seite haben. Ein Schwarm von Lachern! — Der lächerlichſte, verächtlichſte Schwarm von allen.

Weg mit den Fratzengeſichtern! — Die Frage iſt: was der Philoſoph gegen die Schwärmerei thut?

Weil der Philoſoph nie die Abſicht hat, ſelbſt Schwarm zu machen, ſich auch nicht leicht an einen Schwarm anhängt; dabei wohl einſieht, daß Schwärmereien nur durch Schwärmerei Einhalt zu thun iſt: ſo thut der Philoſoph gegen die Schwärmerei — gar nichts. Es wäre denn, daß man ihm das für Bemühungen gegen die Schwärmerei anrechnen wollte, daß wenn die Schwärmerei *ſpekulativen Enthuſiasmus* zum Grunde hat, oder doch zum Grunde zu haben vorgiebt, er die Begriffe, worauf es dabei ankommt, aufzuklären und ſo deutlich als möglich zu machen bemüht iſt.

Freilich ſind ſchon dadurch ſo manche Schwärmereien zerſtoben. Aber der Philoſoph hatte doch keine Rückſicht auf die ſchwärmenden Individua; ſondern ging bloß ſeinen Weg. Ohne ſich mit den Mücken herumzuſchlagen, die vor ihm herſchwärmen, koſtet ſeine bloße Bewegung, ſein Stillſitzen ſogar, nicht wenigen das Leben. Die wird von ihm zertreten; die wird verſchluckt; die verwickelt ſich in ſeinen Kleidern; die verbrennet ſich an ſeiner Lampe. Macht ſich ihm eine durch ihren Stachel an einem empfindlichen Orte gar zu merkbar — Klapp! Trifft er ſie, ſo iſt ſie hin. Trifft er ſie nicht — reiſe, die Welt iſt weit!

Im Grunde iſt es auch nur dieſer Einfluß, welchen die Philoſophen auf alle menſchlichen Begebenheiten, ohne ihn haben zu wollen, wirklich haben. Der Enthuſiaſt und Schwärmer ſind daher gegen ihn ſo ſehr erbittert. Sie möchten raſend werden, wenn ſie ſehen, daß am Ende doch alles nach dem Kopfe der Philoſophen geht, und nicht nach ihrem.

Denn was die Philoſophen ſogar ein wenig nachſehend und partheiiſch gegen Enthuſiaſten und Schwärmer macht, iſt, daß ſie, die Philoſophen, am allermeiſten dabei verlieren würden, wenn es gar keine Enthuſiaſten und Schwärmer mehr gäbe. Nicht bloß, weil ſodann auch der Enthuſiasmus der Darſtellung, der für ſie eine ſo lebendige Quelle von Vergnügungen und Beobachtungen iſt, verloren wäre; ſondern weil auch der Enthuſiasmus der Spekulation für ſie eine ſo reiche Fundgrube neuer Ideen, eine ſo luſtige Spitze für weitere Ausſichten iſt, und ſie dieſe Grube ſo gern befahren, dieſe Spitze ſo gern beſteigen; ob ſie gleich unter zehnmalen das Wetter nicht einmal da eben treffen, was zu Ausſichten nöthig iſt. Und unter den Schwärmern ſieht der Philoſoph ſo manchen tapfern Mann, der für die Rechte der Menſchheit ſchwärmt, und mit dem er, wenn Zeit und Umſtände ihn aufforderten, eben ſo gern ſchwärmen, als zwiſchen ſeinen vier Mauern Ideen analyſiren würde.

Wer war mehr kaltblütiger Philoſoph, als Leibnitz? Und wer würde ſich die Enthuſiaſten ungerner haben nehmen laſſen, als Leibnitz? Denn wer hat ie ſo viel Enthuſiaſten beſſer genutzt, als eben er? — Er wußte ſogar, daß wenn man aus einem deutſchen Enthuſiaſten auch ſonſt nichts lernen könne, man ihn doch der Sprache wegen leſen müſſe. So billig war Leibnitz! — Und wer iſt den Enthuſiaſten gleichwohl verhaßter, als eben dieſer Leibnitz! Wo ihnen ſein Name nur aufſtößt, gerathen ſie in Zuckungen; und weil Wolf einige von Leibnitzens Ideen, manchmal ein wenig verkehrt, in ein Syſtem verwebt hat, das ganz gewiß nicht Leibnitzens Syſtem geweſen wäre: ſo muß der Meiſter ewig ſeines Schülers wegen Strafe leiden. — Einige von ihnen wiſſen zwar ſehr wohl, wie weit Meiſter und ſeine eignen göttlichen Triebe und Offenbarungen vorgeben, thut nichts zur Sache. So klug ſind die Schwärmer alle, daß ſie ganz genau wiſſen, welche Maske ſie zu jeder Zeit vornehmen müſſen. Jene Maske war gut, als Aberglaube und Tyrannei herrſchten. Philoſophiſchere Zeiten erfordern eine philoſophiſchere Maske. — Aber umgekleidete Maske, wir kennen euch doch wieder! Ihr ſeid doch Schwärmer; — weil ihr Schwarm machen wollt. Und ſeid doch Schwärmer von dieſer gefährlichſten Klaſſe; weil ihr das nehmliche, weswegen ihr ſonſt eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgabt, blinde Anhänglichkeit, nun dadurch zu erhalten ſucht, daß ihr kalte Unterſuchung verſchreiet, ſie für unanwendbar auf gewiſſe Dinge ausgebt, und ſie durchaus nicht weiter getrieben wiſſen wollt, als ihr ſie ſelbſt treiben wollet und könnet.

Gegen dieſe Schwärmerei im allerweiteſten Verſtande, was thut der Philoſoph? — Der Philoſoph! — Denn um den Lucianiſchen Geiſt bekümmere ich mich auch hier nicht. Wie deſſen Bemühungen gegen den Enthuſiasmus nicht weit her ſeyn können, weil er ſelbſt Enthuſiaſt iſt: ſo können auch ſeine Bemühungen gegen die Schwärmerei von keinem wahren Nutzen ſeyn, weil er ſelbſt

Schwärmer iſt. Denn auch Er will Schwarm machen. Er will die Lacher auf ſeiner Seite haben. Ein Schwarm von Lachern! — Der lächerlichſte, verächtlichſte Schwarm von allen.

Weg mit den Fratzengeſichtern! — Die Frage iſt: was der Philoſoph gegen die Schwärmerei thut?

Weil der Philoſoph nie die Abſicht hat, ſelbſt Schwarm zu machen, ſich auch nicht leicht an einen Schwarm anhängt; dabei wohl einſieht, daß Schwärmereien nur durch Schwärmerei Einhalt zu thun iſt: ſo thut der Philoſoph gegen die Schwärmerei — gar nichts. Es wäre denn, daß man ihm das für Bemühungen gegen die Schwärmerei anrechnen wollte, daß wenn die Schwärmerei ſpekulativen Enthuſiasmus zum Grunde hat, oder doch zum Grunde zu haben vorgiebt, er die Begriffe, worauf es dabei ankommt, aufzuklären und ſo deutlich als möglich zu machen bemüht iſt.

Freilich ſind ſchon dadurch ſo manche Schwärmereien zerſtoben. Aber der Philoſoph hatte doch keine Rückſicht auf die ſchwärmenden Individua; ſondern ging bloß ſeinen Weg. Ohne ſich mit den Mücken herumzuſchlagen, die vor ihm herſchwärmen, koſtet ſeine bloße Bewegung, ſein Stillſitzen

Schüler von einander noch abſtehen; aber ſie wollen es nicht wiſſen. Es iſt doch ſo gar bequem, unter der Eingeſchränktheit und Geſchmackloſigkeit des Schülers den ſcharfen Blick des Meiſters zu verſchreien, der es immer ſo ganz genau anzugeben wußte, ob und wie viel jede unverdaute Vorſtellung eines Enthuſiaſten Wahrheit enthalte, oder nicht!

„O dieſes verwüſtenden, tödtenden, unſeligen „Blickes!“ ſagt der Enthuſiaſt. „Da macht der „kalte Mann einen kleinen lumpigen Unterſchied, „und dieſes Unterſchieds wegen ſoll ich alles aufgeben? Da ſeht ihr nun, was das Unterſcheiden „nutzt! Es ſpannt alle Nerven ab. Ich fühle mich „ja gar nicht mehr, wie ich war. Ich hatte ſie „ſchon ergriffen die Wahrheit; ich war ganz im Beſitz derſelben: — wer will mir mein eignes Gefühl „abſtreiten? — Nein, ihr müßt nicht unterſcheiden, „nicht analyſiren; ihr müßt das, was ich euch ſage, „ſo laſſen, nicht wie ihr es denken könnt, ſondern „ſo wie ich es fühle; wie ich gewiß machen will, „daß ihr es auch fühlen ſollt, wer euch Gnade und „Segen giebt.“

Nach meiner Ueberſetzung: — wenn euch Gott Gnade und Segen giebt, den einzigen ungezweifelten Segen, wie der Gott, den Menſchen ausgeſtellet, zu verkennen, mit Füßen zu treten!

Freilich was konnte der ehrliche Mann in dem Hafen zu Athen, deſſen ſchönen Enthuſiasmus ein alter Arzt, ich weiß nicht, ob durch eine Purganz oder durch Nieſewurz verjagte, anders antworten, als: Giftmiſcher!

Alſo ſo, nur ſo beträgt ſich der Philoſoph gegen Enthuſiasmus und Schwärmerei. Iſt das alles nicht gut, was er thut? Was könnte denn Böſes darin ſeyn? Und was will nun die Frage: Kann was Böſes in dem ſeyn, was er thut?

IV.

Spinoziſterei.

Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott.

Durch Spinoza iſt Leibnitz nur auf die Spur der vorherbeſtimmten Harmonie gekommen.

Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott.

Ich mag mir die Wirklichkeit der Dinge außer Gott erklären, wie ich will, ſo muß ich bekennen, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann.

Man nenne ſie das Complement der Möglichkeit; ſo frage ich: iſt von dieſem Complemente der Möglichkeit in Gott ein Begriff, oder keiner? Wer wird das Letztere behaupten wollen? Iſt aber ein Begriff davon in ihm; ſo iſt die Sache ſelbſt in ihm; ſo ſind alle Dinge in ihm ſelbſt wirklich.

Aber, wird man ſagen, der Begriff, welchen Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, hebt die Wirklichkeit dieſes Dinges außer ihm nicht auf. Nicht? So muß die Wirklichkeit außer ihm etwas haben, was ſie von der Wirklichkeit in ſeinem Begriffe unterſcheidet. Das iſt: in der Wirklichkeit außer ihm muß etwas ſeyn, wovon Gott keinen Begriff hat. Eine Ungereimtheit! Iſt aber nichts dergleichen, iſt in dem Begriffe, den Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, alles zu finden, was in deſſen Wirklichkeit außer ihm anzutreffen: ſo ſind beide Wirklichkeiten Eins, und alles, was außer Gott exiſtiren ſoll, exiſtirt in Gott.

Oder man ſage: die Wirklichkeit eines Dinges ſey der Inbegriff aller möglichen Beſtimmungen, die ihm zukommen können. Muß nicht dieſer Inbegriff auch in der Idee Gottes ſeyn? Welche Beſtimmung hat das Wirkliche außer ihm, wenn nicht auch das Urbild in Gott zu finden wäre? Folglich iſt dieſes Urbild das Ding ſelbſt, und ſagen, daß das Ding auch außer dieſem Urbild exiſtire, heißt, deſſen Urbild auf eine eben ſo unnöthige als ungereimte Weiſe verdoppeln.

Jch glaube zwar, die Philoſophen ſagen, von einem Dinge die Wirklichkeit außer Gott beiahen, heiße weiter nichts, als dieſes Ding bloß von Gott unterſcheiden, und deſſen Wirklichkeit von einer andern Art zu ſeyn erklären, als die nothwendige Wirklichkeit Gottes iſt.

Wenn ſie aber bloß dieſes wollen, warum ſollen nicht die Begriffe, die Gott von den wirklichen Dingen hat, dieſe wirklichen Dinge ſelbſt ſeyn? Sie ſind von Gott noch immer genugſam unterſchieden, und ihre Wirklichkeit wird darum noch nichts weniger als nothwendig, weil ſie in ihm wirklich ſind. Denn müßte nicht der Zufälligkeit, die ſie außer ihm haben ſollte, auch in ſeiner Jdee ein Bild entſprechen? Und dieſes Bild iſt nur ihre Zufälligkeit ſelbſt. Was außer Gott zufällig iſt, wird auch in Gott zufällig ſeyn, oder Gott müßte von dem Zufälligen außer ihm keinen Begriff haben. — Jch brauche dieſes außer ihm, ſo wie man es gemeiniglich zu brauchen pflegt, um aus der Anwendung zu zeigen, daß man es nicht brauchen ſollte.

Aber, wird man ſchreien: Zufälligkeiten in dem unveränderlichen Weſen Gottes annehmen! — Nun?

Bin ich es allein, der dieſes thut? Ihr ſelbſt, die ihr Gott Begriffe von zufälligen Dingen beilegen müßt, iſt euch nie beigefallen, daß Begriffe von zufälligen Dingen zufällige Begriffe ſind?

Durch Spinoza iſt Leibnitz nur auf die Spur der vorherbeſtimmten Harmonie gekommen.

(An Moſes Mendelsſohn.)

Ich fange bei dem erſten Geſpräche an. Darin bin ich noch Ihrer Meinung, daß es Spinoza iſt, welcher Leibnitzen auf die vorherbeſtimmte Harmonie gebracht hat. Denn Spinoza war der erſte, welchen ſein Syſtem auf die Möglichkeit leitete, daß alle Veränderungen des Körpers bloß und allein aus deſſelben eigenen mechaniſchen Kräften erfolgen könnten. Durch dieſe Möglichkeit kam Leibnitz auf die Spur ſeiner Hypotheſe. Aber bloß auf die Spur; die fernere Ausſpinnung war ein Werk ſeiner eigenen Sagacität.

Denn daß Spinoza die vorherbeſtimmte Harmonie ſelbſt, geſetzt auch nur ſo, wie ſie in dem göttlichen Verſtande antecedenter ad decretum exiſtirt, könne geglaubt, oder ſie doch wenigſtens von weitem im Schimmer könne erblickt haben: daran heißt mich alles zweifeln, was ich nur kürzlich von ſeinem Syſteme gefaßt zu haben vermeynte.

Sagen Sie mir, wenn Spinoza ausdrücklich behauptet, daß Leib und Seele ein und eben daſſelbe einzelne Ding ſind, welches man ſich nur bald unter der Eigenſchaft des Denkens, bald unter der Eigenſchaft der Ausdehnung vorſtelle, (Sittenlehre, Th. II. S. 125.) was für eine Harmonie hat ihm dabey einfallen können? Die größte, wird man ſagen, welche nur ſeyn kann; nehmlich die, welche das Ding mit ſich ſelbſt hat. Aber, heißt das nicht mit Worten ſpielen? Die Harmonie, welche das Ding mit ſich ſelbſt hat! Leibnitz will durch ſeine Harmonie das Räthſel der Vereinigung zweier ſo verſchiedener Weſen, als Leib und Seele ſind, auflöſen. Spinoza hingegen ſieht hier nichts Verſchiedenes, ſieht alſo keine Vereinigung, ſieht kein Räthſel, das aufzulöſen wäre.

Die Seele, ſagt Spinoza an einem andern Orte (Th. II. S. 163.), iſt mit dem Leibe auf eben die Art vereiniget, als der Begriff der Seele von ſich ſelbſt mit der Seele vereiniget iſt. Nun gehöret der Begriff, den die Seele von ſich ſelbſt hat, mit zu dem Weſen der Seele, und keines läſt ſich ohne das andere gedenken. Alſo auch der Leib läſt ſich nicht ohne die Seele gedenken, und nur dadurch, daß ſich keines ohne das andere gedenken läſt, dadurch, daß beide eben daſſelbe einzelne Ding ſind, ſind ſie nach Spinoza's Meinung mit einander vereiniget.

Es iſt wahr, Spinoza lehrt: „die Ordnung „und die Verknüpfung der Begriffe ſey mit der Ordnung und Verknüpfung der Dinge einerlei." Und was er in dieſen Worten bloß von dem einzigen ſelbſtſtändigen Weſen behauptet, bejahet er anderwärts und noch ausdrücklicher insbeſondere von der Seele (Th. V. §. 581.): „So wie die Gedanken „und Begriffe der Dinge in der Seele geordnet und „unter einander verknüpft ſind: eben ſo ſind auch „aufs genaueſte die Beſchaffenheiten des Leibes oder „die Bilder der Dinge, in dem Leibe geordnet und „unter einander verknüpft." Es iſt wahr, ſo drückt ſich Spinoza aus, und vollkommen ſo kann ſich auch Leibnitz ausdrücken. Aber wenn beide ſodann einerlei Worte brauchen, werden ſie auch einerlei Begriffe damit verbinden? Unmöglich! Spinoza denkt dabei weiter nichts, als daß alles, was aus der Natur Gottes, und der zu Folge, aus de Natur eines einzelnen Dinges, formaliter folge, in göttlichen Verſtande antecedenter ad decretum exiſtirt, könne geglaubt, oder ſie doch wenigſtens von weitem im Schimmer könne erblickt haben: daran heißt mich alles zweifeln, was ich nur kürzlich von ſeinem Syſteme gefaßt zu haben vermeyne.

Sagen Sie mir, wenn Spinoza ausdrücklich behauptet, daß Leib und Seele ein und eben daſſelbe einzelne Ding ſind, welches man ſich nur bald unter der Eigenſchaft des Denkens, bald unter der Eigenſchaft der Ausdehnung vorſtelle, (Sittenlehre, Th. II. §. 126.) was für eine Harmonie hat ihm dabei einfallen können? Die größte, wird man ſagen, welche nur ſeyn kann; nehmlich die, welche das Ding mit ſich ſelbſt hat. Aber, heißt das nicht mit Worten ſpielen? Die Harmonie, welche das Ding mit ſich ſelbſt hat! Leibnitz will durch ſeine Harmonie das Räthſel der Vereinigung zweier ſo verſchiedener Weſen, als Leib und Seele ſind, auflöſen. Spinoza hingegen ſieht hier nichts Verſchiedenes, ſieht alſo keine Vereinigung, ſieht kein Räthſel, das aufzulöſen wäre.

Die Seele, ſagt Spinoza an einem andern Orte (Th. II. §. 163.), iſt mit dem Leibe auf eben die Art vereiniget, als der Begriff der Seele von ſich ſelbſt mit der Seele vereiniget iſt. Nun gehöret der Begriff, den die Seele von ſich ſelbſt hat, mit zu dem Weſen der Seele, und keines läßt ſich ohne das andere gedenken. Alſo auch der Leib läßt ſich nicht ohne die Seele gedenken, und nur dadurch, daß ſich keines ohne das andere gedenken läßt, dadurch, daß beide eben daſſelbe einzelne Ding ſind, ſind ſie nach Spinoza's Meinung mit einander vereiniget.

Es iſt wahr, Spinoza lehrt: „die Ordnung „und die Verknüpfung der Begriffe ſey mit der Ordnung und Verknüpfung der Dinge einerlei." Und was er in dieſen Worten bloß von dem einzigen ſelbſtſtändigen Weſen behauptet, bejahet er anderwärts und noch ausdrücklicher insbeſondere von der Seele (Th. V. §. 581.): „So wie die Gedanken „und Begriffe der Dinge in der Seele geordnet und „unter einander verknüpft ſind: eben ſo ſind auch „aufs genaueſte die Beſchaffenheiten des Leibes oder „die Bilder der Dinge, in dem Leibe geordnet und „unter einander verknüpft." Es iſt wahr, ſo drückt ſich Spinoza aus, und vollkommen ſo kann ſich auch Leibnitz ausdrücken. Aber wenn beide ſodann einerlei Worte brauchen, werden ſie auch einerlei Begriffe damit verbinden? Unmöglich! Spinoza denkt dabei weiter nichts, als daß alles, was aus der Natur Gottes, und der zu Folge, aus de Natur eines einzelnen Dinges, formaliter folge, in ſelbiger auch objective, nach eben der Ordnung und Verbindung, erfolgen müſſe. Nach ihm ſtimmet die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele, bloß deswegen mit der Folge und Verbindung der Veränderungen des Körpers überein, weil der Körper der Gegenſtand der Seele iſt; weil die Seele nichts als der ſich denkende Körper, und der Körper nichts als die ſich ausdehnende Seele iſt. Aber Leibnitz — Wollen Sie mir ein Gleichniß erlauben? Zwei Wilde, welche beide das erſtemal ihr Bildniß in einem Spiegel erblicken. Die Verwunderung iſt vorbei, und nunmehr fangen ſie an, über dieſe Erſcheinung zu philoſophiren. Das Bild in dem Spiegel, ſagen beide, macht eben dieſelben Bewegungen, welche ein Körper macht, und macht ſie in der nehmlichen Ordnung. Folglich, ſchließen beide, muß die Folge der Bewegungen des Bildes, und die Folge der Bewegungen des Körpers ſich aus einem und eben demſelben Grunde erklären laſſen *).

---

*) Hiermit ſtimmt auch Herr Heidenreich (ſ. deſſen Natur und Gott nach Spinoza, 1. Th. Leipzig 1789. S. 90 bis 102.) Aber dieſer ſonſt ſo unpartheiiſche als gründliche Philoſoph, geht er nicht zu weit, wenn er behauptet, Moſes Mendelsſohn habe den Spinoziſmus nur aus Compendien gekannt, oder Spinozens Schriften höchſtens flüch-

tig geleſen? Joachim Lange, der ſchon Leibnitzen beſchuldigte, ſeine vorherbeſtimmte Harmonie aus dem Spinoza genommen zu haben, möchte wohl nie des Aufhebens, geſchweige des aufmerkſamen Durchleſens von Moſes Mendelsſohn gewürdigt worden ſeyn. Von dieſem Lange hätte er auf ſein Wort gewiß nicht ſo etwas angenommen. Bloß weil er es behauptete, wäre er der Sache an der Quelle weiter nachgegangen.

Auch war Moſes Abſicht nicht, Leibnitzen eines Plagiats verdächtig zu machen, ſondern die Urſache anzugeben, warum Leibnitz nicht ſagen wollen, woher er die vorherbeſtimmte Harmonie habe. Viele Leſer, ſagt Moſes ganz recht, beurtheilen die Wahrheit nur nach einer gewiſſen Genealogie, und brauchen nur zu wiſſen, daß ſie bei dem oder jenem Schriftſteller in einer Verwandtſchaft mit einem Irrthume geſtanden habe, um ſie zu verwerfen. Ueberhaupt ſind die philoſophiſchen Geſpräche zwar das Erſte, was Moſes geſchrieben, aber nicht das Vorzüglichſte; er iſt da etwas zu Leibnitziſch-Wolfiſch, und ſieht vor lauter Bäumen den Wald nicht. Anmerk. des H.

V.

Leibnitziſterei.

Chronologiſche Umſtände von Leibnitzens Leben.

Einige Auszüge aus Leibnitzens Schriften, die er vermuthlich zu deſſen Lebensbeſchreibung brauchen wollen.

Leibnitz.

Chronologiſche Umſtände ſeines Lebens.

Er hat ſein Leben ſelbſt beſchreiben wollen, wie aus ſeinem Briefe an Peliſſon sur la Tolerance zu erſehen. Geboren 1646.

Zu Leipzig profitirte er das Meiſte von Jacob Thomaſio, und in Jena von Erhard Weigeln.

1664 wurde er Magiſter Philosophiae zu Leipzig, nachdem er vorher de principio individui diſputirt.

1666 diſputirte er zu Leipzig pro facultate de complexionibus, nachdem er vorher über quaestiones ex jure collectas und de conditionibus diſputirt hatte.

1666 erſchien auch ſeine ars combinatoria. Dieſer war beigefügt: demonstratio existentiae Dei ad mathematicam certitudinem exacta.

1666 ward er in Altorf Doctor Juris, nachdem er in Leipzig Repuls bekommen, und diſputirte de casibus perplexis in jure.

1666 ging er von da nach Nürnberg, und ſchaffte ſich auf die bekannte Art Zutritt bei der alchymiſtiſchen Geſellſchaft, wie Brucker ſagt.

Der Prediger daſelbſt, Juſtus Jacob Leibnitz, der Memorabilia Bibliothecae Norimbergensis geſchrieben, und deſſen Freundſchaft ſich Leibnitz erwarb, war kein Verwandter von ihm, ſondern nur ein bloßer Namensvetter.

Zu Nürnberg lernte er auch Boineburgen kennen, welcher ihm Hoffnung machte, in die Dienſte des Churfürſten von Mainz zu kommen, weswegen er ſich nach Frankfurt begab, um da in der Ruhe zu ſeyn.

1668 gab er heraus novam methodum docendae discendaeque jurisprudentiae cum catalogo desideratorum in jurisprudentia, und bald darauf: Corporis juris reconcinnandi rationem. Um eben dieſe Zeit wollte er auch Alstedii Encyclopaediam verbeſſern und vermehren, bei welcher Arbeit ihm Haſenthaler helfen ſollte. Auf dieſes Projekt kam er auch noch in ſeinem Alter wieder zurück.

1669 ſchrieb er für den Prinzen von Pfalz-Neuburg das Specimen demonstrationum politicarum pro eligendo rege Polonorum, nachdem Johannes Caſimirus abgedankt hatte.

In eben dem Jahre gab er den Nizelium de veris principiis et vera ratione philosophandi contra Pseudophilosophos heraus.

1670 ward er Hofrath des Churfürſten von Mainz.

1671 kam er zuerſt in die Bekanntſchaft des Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg, Johann Friedrichs, Kalenbergiſcher Linie, und ſchrieb die defensionem logicam S. S. Trinitatis, desgleichen Hypothesin physicam novam seu theoriam motus concreti. Das letztere hat Chriſtian Knorr, der Verfaſſer der fabulae denudatae, unter dem Nahmen Chriſt. Peganius Deutſch überſetzt, und ſeiner Ueberſetzung von Brown Pseudoxia epidemica beigefügt.

Erſt nachher erſchien ſeine Theoria motus abstracti, in welcher ſchon mancher Samen zu ſeiner ihm nachher eigenen Philoſophie enthalten iſt: das omne corpus esse mentem momentaneam seu carentem recordatione etc. Ungefähr aus dieſer Zeit iſt ſeine Notitia opticae promotae.

1672 ſchickte ihn Boineburg mit ſeinem Sohne nach Frankreich. Hier gab ihm die Bekanntſchaft mit Huygens Anlaß, daß er ſich erſt recht auf die Mathematik legte. Doch ließ er ſich auch bereden, den Martianus Capella in usum Delphini auszuarbeiten *), ob er ſchon überhaupt das koſtbare Unternehmen dieſer Ausgaben mißbilligte, und glaubte, daß man das Geld beſſer für die Wiſſenſchaften anwenden könnte, beſonders zur nähern Kenntniß der Natur.

---

*) Ludowici ſagt in Leibnitzens Leben, daß er zwar die Arbeit mit ſolchem glücklichen Fortgange angegriffen, daß er die Herausgabe deſſelben bewerkſtelligen können, aber einige loſe Leute hätten ihm alles entwendet, was er darüber zu Papiere gebracht. In der Note dazu berufe er ſich auf das Elogium in den actis eruditorum, führt aber dabei an (S. 68.), daß Feller in supplementis vitae Leibnitianae es anders erzähle, und man daraus ſchließen müſſe, daß Leibnitz dieſe Arbeit gar nicht übernommen habe. Anmerk. d. H.

1673 ging er von Frankreich nach England, nachdem Boineburg geſtorben, und man ihn vergebens in Frankreich zu behalten ſuchte, weil er die Religion nicht ändern wollte.

Hier in England beſchäftigte er ſich ſchon mit ſeiner Rechenmaſchine. Aber in eben dem Jahre ſtarb der Churfürſt zu Mainz, und Leibnitz kam außer Dienſt und Penſion. Er ging alſo wieder nach Paris zurück, und begab ſich von da aus in des Herzogs Johann Friedrichs Dienſte, der ihn zu ſeinem Hofrath und Bibliothekar machte, mit Erlaubniß, ſo lange in Paris zu bleiben, bis er ſeine Rechenmaſchine zu Stande gebracht.

1675 wurde er zu Paris auswärtiges Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften.

1675 ging er wieder nach England, und von da 1676 nach Holland, wo er mit dem Bürgermeiſter Hudden Bekanntſchaft machte.

1677 kam er nach Hannover. Die Bibliothek daſelbſt ward durch den Zukauf der Bibliothek des Hamburgiſchen Medici und Profeſſors, Martini Fogelii, auf ſeinen Rath vermehrt. In dieſe Zeit ſollen auch die Bemühungen, das Waſſer aus den Bergwerken auf dem Harz zu bringen.

Desgleichen ſchrieb er um dieſe Zeit, als die Franzöſiſchen Geſandten auf dem Nimwegiſchen Frieden

den keinen Geſandten der deutſchen Fürſten, außer der Churfürſten, zulaſſen wollten, unter dem Namen Caeſarini Furſtenarii de jure ſuprematus ac legationis principum Germaniae, wozu er ſich aber doch niemals bekennen wollen, um ſich an den Königl. und Churfürſtlichen Höfen, an welchen er gelitten war, nicht in Mißgunſt zu ſetzen.

1677 überſchrieb er an Newton zuerſt etwas von ſeinem Calculo differentiali, nachdem ihm dieſer vorher ſeinen calculum fluxionum nur in einem Räthſel übermacht hatte *).

1679 ſtarb ſein Herzog Johann Friedrich, auf deſſen Tod er das ſchöne lateiniſche Gedicht machte. Ernſt Auguſt aber, deſſen Bruder, der ihm in der Regierung folgte, beſchenkte ihn mit einer Penſion von 600 Rthlr. als Hofrath: obſchon Leibnitz ſelbſt kaiſerl. Dienſte ſuchte und an Lambecii Stelle Bibliothekar werden wollte.

---

*) Leibnitzens Verſuche in der Phyſik und Chymie gedenkt er gar nicht, da doch Leibnitz in dieſem Jahre ſich ſehr viele Mühe gab, den von Kraft erfundenen Phosphorus nachzumachen. Auch von Leibnitzens Bemühungen um beſſere und bequemere Kutſchen ſchweigt er.

Anmerk. des H.

1681 und 82 correſpondirte Leibnitz mit Schelhammern über die Entſtehung und Fortpflanzung des Schalls.

1683 machte Leibnitz in den Actis eruditorum ſeine Gedanken von der Interuſur-Rechnung bekannt,

1684 ſein Specimen de dimenſionibus figurarum inveniendis, und gerith darüber mit Tſchirnhaus und Craig in Streit; publicirte aber in dieſem Jahre den methodum tangentium und den de maximis & minimis.

In eben dieſem Jahre unternahm er ſeine gelehrte Reiſe zur Erläuterung der Braunſchweigiſchen Geſchichte. Er reiſete beſonders Deutſchland durch, und ging von da nach Italien.

Nach dieſer Reiſe, bei der ihn aber Eccard beſchuldigt, daß er πάρεργα, nehmlich ſeine Mathematik und Philoſophie, dem ἔργῳ vorgezogen, fallen ſeine theologiſchen Streitigkeiten mit Peliſſon.

1686 ſchrieb Leibnitz über die Geſetze der Bewegung, und bekam darüber mit Catelan und Papin Streit.

1690 fand Leibnitz die Auflöſung der Ketten- und Stricklinie.

1691 machte ihn Anton Ulrich, Herzog zu Braunſchweig-Wolfenbüttel, auch zu ſeinem Hofrath und Bibliothekar in Wolfenbüttel.

1692 ward ſein Herr Ernſt Auguſt Churfürſt; welches Geſchäft Platen trieb, dem Leibnitz in Beiſchaffung aller Rechte und Vorzüge des Hauſes aus der Geſchichte ſehr behülflich war. Um dieſe Zeit ſchrieb er auch ſeine Protogaea.

1693 erſchien ſein Codex juris gentium diplomaticus, der größtentheils aus Wolfenbütteliſchen Handſchriften genommen war.

1694 beſchäftigte er ſich wieder mit metaphyſiſchen Speculationen, und ſchrieb ſeine Abhandlungen de notione ſubſtantiae und de ipſa natura ſive vi inſita in den Actis eruditorum.

1695 erſchien in den Actis eruditorum ſein Specimen dynamicum.

In eben dieſem Jahre machte er in dem Journal des Savans ſein Syſtem von der harmonia praeſtabilita bekannt.

1696 ward er Geheimer Juſtizrath und Hiſtoriograph des Churfürſten von Hannover.

1697 machte er ſeine Dyadik bekannt, die er als ein Bild creationis ex nihilo atque uno, id eſt creatore, wollte betrachtet wiſſen *).

Auch kamen in dieſem Jahre ſeine noviſſima Sinica heraus.

1698 kamen ſeine monumentorum hiſtoricorum nondum hactenus editorum Tomi II. heraus.

1700 brachte er die Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin zu Stande.

1703 war er einige Monathe in Berlin krank.

1704 wollte er auch zu Dresden eine ähnliche Akademie anzulegen verſuchen. Aber das gieng nicht, und er gab ſich mit den Irenicis ab, die damals in Berlin betrieben wurden.

1705 ſtarb die Königin Sophie Charlotte.

---

*) Der Entwurf zu einer Medaille, welche Leibnitz ſeinem Herzoge 1697 zum Neujahrsgeſchenk machte, iſt gezeichnet und beſchrieben, in Leibnitzens Leben von Ludowici S. 13 . Die ausführliche Erklärung aber von dieſer Rechnung Eins und Null machte er 1703 der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris bekannt mit der Schrift: Explication de l'Arithmetique binaire, qui ſe ſert des ſeuls caracteres 0 et 1, welche in deren Geſchichte von 1703 auch gedruckt iſt.

Anmerk. d. H.

1707 erſchien der erſte Tomus ſeiner collectionum hiſtoricarum antiquit. Bruswicienſes illuſtrantium; die übrigen 2 Tomi folgten 1710 und 1711.

In eben dieſem Jahre brachte er auch ſeine Theodicée zu Stande.

1708 beſchäftigten ihn zum Theil die Werke des Cludeverth und Puffendorff.

1710 erſchien der erſte Band von den Miſcellaneis Berolinenſibus, desgleichen die Theodicée zum erſtenmale im Druck.

In eben dieſem Jahre ſchaffte er die Gudeiſchen Reſte nach Wolfenbüttel.

1711 ſprach er Peter den Großen zu Torgau, der ihn auch mit einer Penſion von 1000 Rthlr. zu ſeinem Juſtizrathe ernannte.

Zu Ende dieſes Jahres machte ihn der Kaiſer Karl VII. zum Reichshofrath und Baron.

1713 reiſete er nach Wien, und ward in der Unterhandlung des Utrechter Friedens gebraucht. Der Kaiſer gab ihm 2000 Fl. und freie Tafel, mit dem Verſprechen die Penſion zu verdoppeln, wenn er in Wien bleiben wollte.

In Wien gab er ſich auch viel Mühe, eine Akademie der Wiſſenſchaften anzulegen. Er verließ es aber noch in dieſem Jahre, weil die Peſt da ausbrach und ihn ſein Hof zurück forderte. Der Churfürſt von Hannover war König in England geworden, und Leibnitz ſchrieb ſeinen Anti-Jacobite, den er aber nie für ſeine Arbeit erkennen wollte.

Um dieſe Zeit, weil ſein Hof mit ihm nicht vergnügt war, daß er ſo oft an fremden Höfen ſich aufhalte und das Geſchäft der Braunſchweigiſchen Geſchichte vernachläſſige, wollte er nach Frankreich gehen, und Eccard ward Braunſchweigiſcher Hiſtoriograph, um das von ihm angefangene Werk fortzuſetzen.

1715 erſchien ſein Aufſatz de origine Francorum.

In dieſe Zeit fallen auch ſeine Streitſchriften mit Clarken, die aber erſt nach ſeinem Tode heraus kamen.

Er ſtarb 1716.

Einige Auszüge aus Leibnitzens Schriften, die Leſſing zu deſſen Lebensbeſchreibung gebrauchen wollen.

De la *ſpecieuſe generale* qu'il a voulu donner, où toutes les verités de raiſon ſe ſoient réduites à une façon de calcul. Ce pourroit être en même tems une manière de langue ou d'écriture univerſelle, Tom. V. p. 7. *).

---

*) Leibnitzii Opera omnia ſtudio Lud. Dutens. Colon. Allobr. et Berolini 1789. Edit III. Es ſcheint ſonderbar, daß Leſſing aus einem Buche anführen können, das lange nach ſeinem Tode erſt herausgekommen; aber es iſt nur ein neugedruckter Titel der Leibnitziſchen Werke, welche zu Genf 1768 erſchienen ſind. Hieher kann man auch rechnen, was Leibnitz an ſeinen Herzog (Böhmers Magazin 1 B. 1 St. S. 136) darüber geſchrieben. In Philoſophie, ſagt er, habe ich ein Mittel funden, dasjenige, was Carteſius und andre per Algebram et analyſin in Arithmetica et Geometria gethan, in allen Scientien zu wege zu bringen per

Les études a l'an de 15 ans p. 8.

Er bekennt, daß er in die Tiefe der Mathematik nicht eher eingedrungen, als bis er Huygens zu Paris kennen lernen. Ebend.

Formaliſten und Materialiſten. Dieſe leztern wollen alles in der Natur mechaniſch erklären. Jene, die Formaliſten, wohin die Platoniker und Ariſtoteliker gehören, nehmen die cauſas ſimiles mit zu Hülfe. Doch haben einige von dieſen die wirkenden Urſachen cauſas efficientes et materiales zu ſehr vernachläſſiget, wie Henr. Morus in England, welche glaubten qu'il y a des Phéno-

---

artem combinatoriam, welche Lullius und Kircherus zwar excoliret, bei weitem aber in ſolcher deren intimo nicht geſehen; dadurch alle notiones compoſitae in der ganzen Welt in wenig ſimplices, als deren Alphabet, reduciret und aus ſolches Alphabets Combination wiederum alle Dinge ſammt ihren theorematibus und was uns von ihnen zu inventiren möglich, ordinata methodo, mit der Zeit zu finden ein Weg gebahnt wird. Welche Invention, daferne ſie, wills Gott! zu Werke gerichtet, als Mater aller Inventionen von mir vor das importanteſte gehalten wird, ob ſie gleich das Anſehn noch zur Zeit nicht haben mag. Ich habe dadurch alles, was erzählt werden ſoll, gefunden, und hoffe noch ein Mehreres zu Wege zu bringen.

Anmerk. des H.

mènes qui ne peuvent être appliqués mecaniquement p. 11. Huygens verachtete die Infiniteſimalrechnung des Leibniz, bis er aus Beiſpielen ſah, von welchem erſtaunlichen Nutzen ſie ſey; und da legte er ſich kurz vor ſeinem Tode noch darauf. Leibniz ſagt von ihm: lui a qui un mérite tout à fait eminent donnoit quaſi droits de mépriſer tout ce qu'il ne ſavoit pas. p. 11.

Eben ſo wollte auch der Marquis de l'Hôpital von Leibnizens ſpecioſa generalis nichts wiſſen, oder konnte ſich vielmehr keinen Begriff davon machen. Und Leibniz ſahe wohl, daß alles dabei darauf ankommen würde, daß er in einigen handgreiflichen Exempeln den Nutzen davon zeigte. Allein um dieſes thun zu können, hätte er erſt ſeine Charakteriſtik erfinden müſſen, wozu er ſich 1714 nicht beſonders mehr aufgelegt fühlte. Ibid.

Leibniz hatte die hinterlaſſenen Werke des Paſcal ſur les coniques in Ordnung gebracht. Ob ſie hernach herausgekommen? p. 12.

Das Leibniziſche Syſtem dürfte wohl am leichteſten und beſten aus der Abhandlung zu erlernen ſeyn, die er für den Prinzen Eugen ſchrieb, (T. II. Pars. I. p. 20.) weil dieſe ſo abgefaßt iſt, daß ſie auch von denen verſtanden werden kann, die weder in der Sprache der Schulphiloſophie noch der Carteſianiſchen Philoſophie geübt ſind. Denn nach der erſten bequemte er ſich in den Aufſätzen, die in den Actis eruditorum eingerückt wurden, und nach letzterer in denen, welche in das Journal des Savans und andere Franzöſiſche Journale kamen, wie er ſelbſt erinnert p. 12-13.

Ueber Chriſt. Wolf, daß er nicht viel Verbindung mit ihm gehabt und alſo keinen nähern Unterricht von ſeiner Philoſophie erhalten können. p. 15.

Seinen Optimismus hat Leibnitz p. 19 in wenig Worten vortrefflich ausgedrückt: Tous les desordres particuliers sont redreſſés avec avantage dans le total, même en chaque monade.

Erfinden.

Saepius aliquid novi invenit, qui artem non intelligit. Item αυτοδιδακτος quam alius. Irrumpit enim per portam viamque aliis non tritam, aliamque rerum faciem invenit. Omnia nova miratur, in ea inquirit, quae alii quasi comperta praetervolant.

Dies ſind merkwürdige Worte von Leibnitz (Misc. Leibn. p. 147.), über welche ſich ein ſehr lehrreicher Commentar ſchreiben ließe. Es folgt unter andern daraus, wie wenig nothwendig ein allzuſorgfältiger, allzumethodiſcher Unterricht, auf den unſere neuern Pädagogen dringen, im Grunde für die menſchliche Seele iſt *).

Ideae innatae.

In wie fern dieſe Leibnitz behauptet und von Locken darin abgegangen, ſieht man am beſten aus einer Stelle an Bierling (Oper. Tom. V. p. 358.):

In Lockio sunt quaedam particularia non male exposita, sed in summa longe aberravit a janua, nec naturam mentis veritatisque intellexit. Si discrimen inter veritates necessarias, seu demonstratione perceptas, et eas, quae nobis sola inductione utcunque innotescunt, satis considerasset, animad-

---

*) So ſchreibt Leibnitz auch von ſich ſelbſt an den Herzog Johann Ernſt von Braunſchweig-Lüneburg (Böhmers Magazin 1 B. 1 St. S. 135): Weil mir meine Eltern zeitlich geſtorben und ich faſt ohne einige Direktion meiner Studien geweſen, habe ich das Glück gehabt, vor mich über Bücher von allerhand Sprachen, Religionen und Scientien zu gerathen, wie wohl ohne gebührende Ordnung und ſolche Anfangs nur aus Trieb der Delektation zu leſen, davon ich aber unempfindlich den Nutzen geſchöpft, daß ich von gemeinen Präjudiciis befreiet worden und auf viele Dinge kommen, woran ich ſonſt nimmermehr gedacht hätte.

Anmerk. des H.

vertisset, necessarias non posse comprobari, nisi ex principiis mentis insitis; cum sensus quidem doceant, quid fiat, sed non quid necessario fiat. Idem non satis animadvertit, ideas entis, substantiae unius et ejusdem, veri, boni, aliasque multas menti nostrae ideo innatas esse, quia ipsa innata est sibi, et in se ipsa haec omnia deprehendit. Nempe nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu, nisi ipse intellectus. Multa alia in Lockium animadverti possent, cum etiam immaterialem animae naturam per cuniculos subruat. Inclinavit ad Socinianos, (quemadmodum et amicus eius Clericus) quorum paupertina semper fuit de Deo et mente philosophia.

Nouveaux Essais sur l'entendement humain par Leibnitz *).

La Comtesse Connaway, Platonicienne, p. 27. Les avantages du Systeme de Leibnitz. Ibid.

Le Système paroit allier Platon avec Democrite, Aristote avec Descartes, les Scholastiques

---

*) Oeuvres philoſophiques latines et françoiſes de feu Mr. Leibnitz tirées de ſes MSS. qui ſe conſervent dans la Bibliothèque royale à Hanovre et publiées par Mr. Rud. Eric Raspe avec une préface de Mr. Käſtner. à Amſterd. et Leipzig 1765. 4.

avec les Modernes, la théologie et la morale avec la raison. Il semble qu'il prend le meilleur de tous cotés et que puis apres il va plus loin qu'on n'est allé encore. J'y trouve une explication intelligible de l'union de l'ame et du corps, chose dont j'avois desesperé auparavant. Je trouve les vrais principes des choses dans les unités des substances que ce système introduit et dans leur harmonie préétablie, par la substance primitive. J'y trouve une simplicité et une uniformité surprenantes en sorte qu'on peut dire que c'est par tout et toujours la même chose aux degrés de perfection près. Je vois maintenant ce que Platon entendoit, quand il prenoit la matière pour un être imparfait et transitoire; ce que Aristôte vouloit dire par son Entelechie; ce que c'est la promesse que Democrite même faisoit d'une autre vie chez Pline; comme les animaux sont des automates suivant Descartes, et comment ils ont pourtant des ames et du sentiment selon l'opinion du genre humain; comment il faut expliquer raisonnablement ceux qui ont donné de la vie et de la perception à toutes choses comme Cardan, Conquanella et mieux qu'eux feue Madame la Comtesse de Connaway, Platonicienne et notre ami feu Mr. François Mercure van Helmont (quoique d'ailleurs herissé de paradoxes inintelligibles) avec son ami feu Mr Henry Morus; comment les loix de la nature (dont une bonne partie étoit ignorée avant ce systéme) tirent leur origine des principes superieurs à la matiére, quoique pourtant tout se fasse mecaniquement dans la matiére, en quoi les autres spiritualismes, que je viens de nommer, avoient manqué avec ... et mêmes les Cartesiens, en croyant que les substances immaterielles changeoient si non la force au moins la direction ou determination des mouvemens des corps, au lieu que l'ame et le corps gardent parfaitement leurs loix, chacun les siennes selon le nouveau systéme et que neanmoins l'un obéit à l'autre autant qu'il le faut.

La philosophie de Leibnitz est fort peu connue; mais sa Théologie l'est encore moins. Je ne parle pas de cette Théologie, qui fait partie de la Philosophie; mais de cette autre d'origine celeste, en un mot, de la chretienne. La maniére comment celle-ci a existé dans la tête de notre Philosophe, comment elle s'est arrangée avec les principes de pure raison, quelle influence elle a eu, partant sur sa vie que sur ses raisonnements, et sur sa façon de les proposer: c'est là ce que j'appelle sa Théologie, dont je dis qu'elle

est très inconnue, tout digne qu'elle est d'être bien eclairci.

Leibnitz nimmt in ſeinen Protogaeis *) mit Burnet an, daß die Berge durch die Sündfluth entſtanden. Ob das wahr ſey, mag Gott wiſſen. Aber der Einwurf, den Schmidt **) dagegen, in der Vorrede zu dieſem von ihm herausgegebenen Werke des Leibnitz, macht, iſt herzlich elend. Nehmlich, daß die Berge von der Weisheit und Allmacht Gottes allzudeutlich zeigten, als daß ſie ein Werk der Sündfluth ſeyn könnten. Als ob beides nicht beiſammen beſtehen könnte; und als ob die Zerſtörungen der Sündfluth, um ſie ſo zu nennen, dem blinden Zufalle überlaſſen geweſen wären. Leibnitz und Burnet haben weiter nichts ſagen wollen, als daß ſich Gott der Sündfluth bedient, die Berge ſo und ſo, zu der und zu jener Abſicht hervorzubringen.

---

*) Acta eruditorum anni 1693. p. 40-42. Opera Leibnitzii per Dutens Tom. VI. p. 215.

**) Ob dieſes der Profeſſor zu Helmſtädt Johann Andreas Schmid oder ein anderer iſt, und wo Leibnitzens Protogaea von dieſem Schmid herausgekommen, habe ich nirgends finden können.

Anmerk. des H.

VI.

Daß mehr als fünf Sinne für den Menſchen ſeyn können.

1) Die Seele iſt ein einfaches Weſen, welches unendlicher Vorſtellungen fähig iſt.

2) Da ſie aber ein endliches Weſen iſt, ſo iſt ſie dieſer unendlichen Vorſtellungen nicht auf einmal fähig, ſondern erlangt ſie nach und nach in einer unendlichen Folge von Zeit.

3) Wenn ſie ihre Vorſtellungen nach und nach erlanget, ſo muß es eine Ordnung geben, nach welcher, und ein Maß, in welchem ſie dieſelbe erlanget.

4) Dieſe Ordnung und dieſes Maß ſind die Sinne.

5) Solcher Sinne hat ſie gegenwärtig fünfe. Aber nichts kann uns bewegen zu glauben, daß ſie Vorſtellungen zu haben ſo fort mit dieſen fünf Sinnen angefangen habe.

6) Wenn die Natur nirgends einen Sprung thut, ſo wird auch die Seele alle unteren Staffeln durchgegangen ſeyn, ehe ſie auf die gekommen, auf welcher ſie ſich gegenwärtig befindet. Sie wird erſt jeden dieſer fünf Sinne einzeln, hierauf alle zehn Amben, alle zehn Ternen und alle fünf Quaternen derſelben gehabt haben, ehe ihr alle fünfe zuſammen zu Theil geworden.

7) Dieſes iſt der Weg, den ſie bereits gemacht; auf welchem ihrer Stationen nur ſehr wenige können geweſen ſeyn, wenn es wahr iſt, daß der Weg, den ſie noch zu machen hat, in ihrem jetzigen Zuſtande ſo einförmig bleibt. Das iſt, wenn es wahr iſt, daß außer dieſen fünf Sinnen keine andern Sinne möglich, daß ſie in alle Ewigkeit nur dieſe fünf Sinne behält, und bloß durch die Vervollkommung derſelben der Reichthum ihrer Vorſtellungen anwächſt.

8) Aber wie ſehr erweitert ſich dieſer ihr zurückgelegter Weg, wenn wir den noch zu machenden auf eine des Schöpfers würdige Art betrachten. Das iſt, wenn wir annehmen, daß weit mehrere Sinne möglich, welche die Seele ſchon alle einzeln, ſchon alle nach ihren einfachen Complexionen (das iſt jede zwey, jede drey, jede viere zuſammen) gehabt hat,

ehe ſie zu dieſer jetzigen Verbindung von fünf Sinnen gelangt iſt.

9) Was Grenzen ſetzt, heißt Materie.

10) Die Sinne beſtimmen die Grenzen der Vorſtellungen der Seele (§ 4); die Sinne ſind folglich Materie.

11) Sobald die Seele Vorſtellungen zu haben anfing, hatte ſie einen Sinn, war ſie folglich mit Materie verbunden.

12) Aber nicht ſo fort mit einem organiſchen Körper. Denn ein organiſcher Körper iſt die Verbindung mehrerer Sinne.

13) Jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu einem Sinn dienen. Das iſt, die ganze materielle Welt iſt bis in ihre kleinſten Theile beſeelt.

14) Stäubchen, die der Seele zu einerley Sinne dienen, machen homogene Urſtoffe.

15) Wenn man wiſſen könnte, wie viel homogene Maſſen die materielle Welt enthielte: ſo könnte man auch wiſſen, wie viele Sinne möglich wären.

16) Aber wozu das? Genug, daß wir zuverläſſig wiſſen, daß mehr als fünf dergleichen homo-

gene Maſſen exiſtiren, welchen unſere gegenwärtigen fünf Sinne entſprechen.

17) Nehmlich, ſo wie der homogenen Maſſe, durch welche die Körper in den Stand der Sichtbarkeit kommen, (dem Lichte) der Sinn des Geſichts entſpricht: ſo können und werden gewiß, z. E. der elektriſchen Materie, oder der magnetiſchen Materie ebenfalls beſondre Sinne entſprechen, durch welche wir es unmittelbar erkennen, ob ſich die Körper in dem Stande der Elektricität, oder in dem Stande des Magnetismus befinden, welches wir jezt nicht anders als aus angeſtellten Verſuchen wiſſen können. Alles was wir jezt noch von der Elektricität oder von dem Magnetismus wiſſen, oder in dieſem menſchlichen Zuſtande wiſſen können, iſt nicht mehr als was Saunderſon von der Optik wußte. — Kaum aber werden wir den Sinn der Elektricität oder den Sinn des Magnetismus ſelbſt haben: ſo wird es uns gehen, wie es Saunderſon würde ergangen ſeyn, wenn er auf einmal das Geſicht erhalten hätte. Es wird auf einmal für uns eine ganz neue Welt voll der herrlichſten Phänomene entſtehen, von denen wir uns jezt eben ſo wenig einen Begriff machen können, als er ſich von Licht und Farben machen konnte.

18) Und ſo wie wir jezt von der magnetiſchen und elektriſchen Kraft, oder von dem homogenen Urſtoffe (Maſſen), in welchem dieſe Kräfte wirkſam ſind, verſichert ſeyn können, ob man gleich irgend einmal wenig oder gar nichts von ihnen gewußt: eben ſo können wir uns von hundert, von tauſend andern Kräften in ihren Maſſen verſichert halten, ob wir gleich von ihnen noch nichts wiſſen, welchen allen ein beſonderer Sinn entſpricht.

19) Von der Zahl dieſer uns noch unbekannten Sinne iſt nichts zu ſagen. Sie kann nicht unendlich ſeyn, ſondern ſie muß beſtimmt ſeyn, ob ſie ſchon von uns nicht beſtimmbar iſt.

20) Denn wenn ſie unendlich wäre, ſo würde die Seele in alle Ewigkeit auch nicht einmal zum Beſitze zweier Sinne zugleich haben gelangen können.

21) Eben ſo iſt auch nichts von den Phänomenen zu ſagen, unter welchen die Seele im Beſitz jedes einzeln Sinnes erſcheint.

22) Wenn wir nur vier Sinne hätten, und der Sinn des Geſichts uns fehlte, ſo würden wir uns von dieſem eben ſo wenig einen Begriff machen können, als von einem ſechſten Sinne. Und alſo darf man an der Möglichkeit eines ſechſten

Sinnes und mehrerer Sinne eben ſo wenig zweifeln, als wir in jenem Zuſtande an der Möglichkeit des fünften zweifeln dürften. Der Sinn des Geſichts dient uns, die Materie des Lichts empfindbar zu machen, und alle dieſelben Verhältniſſe gegen andere Körper. Wie viel andere dergleichen Materie kann es nicht noch geben, die eben ſo allgemein durch die Schöpfung verbreitet iſt!

VII.

Notiones directrices in den vornehmſten menſchlichen Wiſſenſchaften, Künſten und Kenntniſſen.

Notiones directrices in der Naturlehre.

1 Von der Größe des Weltgebäudes.

a) Eine Meile = 24000 Fuß.

b) Umfang der Erde = 5400 Meilen.

c) Durchmeſſer derſelben = 1720 Meilen.

d) Entfernung des Mondes = 30 Erddiameter = 51600 Meilen.

e) Entfernung der Sonne = 900 Erddiameter, alſo dreyßigmal weiter als der Mond.

f) Der nächſte Fixſtern = mehr als 450,000,000 Erddiameter, alſo mehr denn 50,000 mal weiter als die Sonne.

II. Von der Geſchwindigkeit.

a) Ein guter gewöhnlicher Mannsgang = 120 Schritt in einer Minute, der Schritt zu 2½ Fuß, alſo 300 Fuß Weges in einer Minute.

b) Ein mittelmäßiger Wind macht 10 Fuß in einer Secunde, oder 600 Fuß in einer Minute.

c) Ein Wind, der 20 Fuß in einer Secunde durchläuft, alſo 1200 Fuß in einer Minute, iſt ſchon ziemlich ſtark.

d) Der 50 Fuß in einer Secunde macht, ſehr heftig.

e) Auf die Geſchwindigkeit des Windes folgt die Geſchwindigkeit des Schalles, der in einer Secunde 1000 Fuß macht, alſo 2½ Meile in einer Minute.

f) Ungefähr eben ſo geſchwind bewegt ſich auch eine Kanonenkugel.

g) Wenn man aber die ſtärkſte Ladung nimmt, ſo rechnet man, daß ſie 2000 Fuß in einer Secunde, und alſo 120,000 Fuß in einer Minute durchlaufen könnte, das iſt in einer Minute 5 Meilen. Dieſe Geſchwindigkeit, welche die größte iſt, die man auf der Erde antrift, ſcheint ungeheuer, und doch iſt ſie nur

400mal größer, als der unter a) beſtimmte Mannsgang.

b) Aber weit größere Geſchwindigkeiten giebt es an dem Himmel.

a) Die Erde um ihre Axe 5400 Meilen in 24 Stunden, welches nur 300mal geſchwinder als der Mannsgang iſt, und alſo um ¼ weniger geſchwind, als die größte Geſchwindigkeit der Kanonenkugel.

b) Auf den Weg der Erde um die Sonne aber kommen in 24 Stunden 128,250 Meilen, das iſt 18mal geſchwinder als eine Kanonenkugel.

c) Die größte Geſchwindigkeit, die wir kennen, iſt die Geſchwindigkeit des Lichts, das in jeder Minute 2,000,000 Meilen durchläuft, alſo 400000mal geſchwinder, als eine Kanonenkugel ſchießt.

III. Von dem Schalle.

VIII.

Bemerkungen über Burke's philoſophiſche Unterſuchungen über den Urſprung unſerer Begriffe vom Erhabenen und Schönen.

I. Von Moſes Mendelsſohn.

Anmerkungen über das Engliſche Buch: On the sublime and beautiful.

Sect. I.

Die Neubegierde iſt eine unmittelbare Folge von der Vorſtellungskraft der Seele; denn dieſe führet ein Beſtreben nach neuen Vorſtellungen mit ſich. In dieſem allgemeinen Verſtande betrachtet, iſt ſie nicht ſo leicht zu befriedigen, als der Verfaſſer behauptet. Wenn ſie aber, wie öfters zu geſchehen pflegt, auf unerhebliche Gegenſtände verfällt, als dann iſt ſie bald geſättigt. Die Luſt verſchwindet, und man beſtrebt ſich ſogleich nach einem neuen Gegenſtande. Wo ich nicht irre, ſo drücken die Deutſchen dieſen Unterſchied der Empfindungen durch Neubegierde und Neugier aus.

Daß aber ein gewiſſer Grad der Neuheit erfordert wird, wenn uns ein Gegenſtand Luſt oder Unluſt gewähren ſoll, läßt ſich aus der Natur der Seelenkräfte ſehr leicht erklären. Wir werden vielleicht in der Folge Gelegenheit bekommen, dieſes weitläuftiger aus einander zu ſetzen.

Sect. II.

Pain and pleasures are simple ideas, incapable of definition. Nicht weil ſie einfache, ſondern weil ſie dunkle Begriffe ſind. Uebrigens, wenn ſich ſchon die Empfindungen in ihren beſondern Arten nicht erklären laſſen, ſo kann man doch überhaupt ſehr deutlich erklären, was Luſt, Unluſt u. ſ. w. ſey.

Daß die Unluſt etwas mehr vorausſetze, als die Beraubung der Luſt, hat ſchon Wolf erinnert. (S. deſſen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele.)

Sect. III. et IV.

Gaudium ortum ex eo, quod malum sit praeteritum vel metus mali evanuerit, dicitur Hilariten. Wolfii Psychol. empyr. § 815. Und in der Note, Germani dicunt. Ich bin froh, daß das Unglück vorbei iſt. Wolf meint, das Subſtantivum von froh, ſey Fröhlichkeit. Mich dünkt aber, es ſey ein Unterſchied zwiſchen fröhlich und froh. Vielleicht kann man ſagen: Frohheit. Baumgart. Met. Ed. IV. § 682. ſagt das Frohſeyn. Prop. § 856. ebendaſelbſt ſcheint mir ſehr richtig zu ſeyn. Es läßt ſich daraus erklären, warum dasjenige, was unſer Engländer delight nennet, nothwendig entweder Gleichgültigkeit und Gemüthsruhe, oder mit einer unangenehmen Empfindung vermiſcht ſeyn müſſe.

Sect. VI. bis XI.

Hätte der Verfaſſer des Cartes Erklärung vom Vergnügen gewußt; ſo würde er ſich nicht Schwierigkeiten gemacht haben, wo keine ſind. Am Ende des 10ten Abſchnittes z. B. weiß er die Endabſicht nicht, warum dem Menſchen eine Liebe zum ſchönen Geſchlecht eingepflanzt worden ſey. Von der Luſt an gewiſſen lebloſen Dingen redet der Verfaſſer noch gar nicht, und man ſiehet durchgehends, daß ihm das Wort Vollkommenheit in ſeinem ganzen Umfange unbekannt geweſen.

Gefahr und Schmerz ſind ihm Quellen des Erhabenen, und unter dem Wort Erhaben verſieht er die heftigſten Gemüthsbewegungen, deren die Seele fähig iſt. Meines Erachtens kann dieſes bloß von einer gewiſſen Gattung des Erhabenen geſagt werden, nehmlich von dem Erhabenen in den Leidenſchaften; und auch alsdann müßten die heftigen Gemüthsbewegungen, aus welchen die Erhabenheit entſtehen ſoll, nicht bloß auf die Selbſterhaltung abzielen. Der körperliche Schmerz iſt nur alsdann eine Quelle des Erhabenen, wenn er mit ſtandhaftem Muthe beſiegt wird. Ja ich würde dieſes auch von dem Schrecken, der aus der Gefahr entſpringt, behaupten. Hingegen ſind die heftigen Gemüthsbewegungen, die aus geſellſchaftlichen Neigungen entſpringen, weit fruchtbarere Quellen des Erhabenen.

Was der Verfaſſer von der Liebe zum andern Geſchlechte ſagt, verdient geleſen zu werden. Wenn er aber p. 18 um Addiſon zu widerlegen ſagt, and this we may fairly conclude from this apparent want of choice u. ſ. w.; ſo beweiſet dieſes gar nichts wider Addiſon: denn es werden unſtreitig weit deutlichere Begriffe erfordert, die vorzügliche Schönheit eines einzelnen Dinges in ſeiner Art zu erkennen, als wenn ihm bloß vor Geſchöpfen von einer andern Art ein Vorzug gegeben werden ſoll. Indeſſen ſcheint Addiſons Meinung nicht völlig ausgemacht zu ſeyn. Vielleicht thut die Uebereinſtimmung der Neigungen bey den Thieren mehr als die Schönheit.

Sect. XIII. Sympathy.

Was der Verfaſſer hiervon ſagt, klingt ziemlich paradox. Indeß ſind die Bemerkungen, die er anführt, richtig. Ich habe hierbey einen Einfall gehabt, auf welchen mich eigentlich ein gewiſſer Brief von Herrn Leſſing gebracht hat. Ich finde einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen den unangenehmen Empfindungen über die Unvollkommenheiten des Körpers, und den unangenehmen Empfindungen über die Unvollkommenheiten der Seele. Die Vorſtellung einer Unvollkommenheit in dem Körper iſt uns zuwider, ſowohl subjective, in ſo weit eine Unvollkommenheit in dem Körper iſt, als objective, in ſo weit dieſe Unvollkommenheit ein Gegenſtand unſers Bewußtſeyns iſt. Daher wünſchen wir bey einem körperlichen Mangel entweder ihm abhelfen zu können, oder uns deſſelben nicht bewußt zu ſeyn. Die Unvollkommenheiten der Seele hingegen ſind uns nur unangenehm, qua imperfectio, aber nicht qua objectum cognitionis nostrae. Die Vorſtellung der Unvollkommenheiten ſcheint, in ſo weit ſie eine Erkenntniß der Schranken iſt und in ſo weit ſie die Fähigkeit der Seele Unvollkommenheiten zu verabſcheuen, beſchäftigt, eine Vollkommenheit des Geiſtes zu ſeyn. Daher wünſchen wir z. E. bey der Reue die Abweſenheit der moraliſchen Unvollkommenheit, aber nicht die Abweſenheit des Bewußtſeyns derſelben. Bey mitleidigen Empfindungen ſind noch weit mehr angenehme Empfindungen mit den unangenehmen vermiſcht. Die moraliſche Vollkommenheit des bemitleideten Gegenſtandes, welche durch den Contraſt der phyſiſchen Unvollkommenheit deſſelben noch mehr erhoben wird und unſere Bereitwilligkeit an ſeinem Schickſale Theil zu nehmen, vermehren die Quelle der angenehmen Empfindung, indem ſie anſchauende Erkenntniſſe der Vollkommenheit ſind. Bey der Erdichtung und Nachahmung gehet dieſes noch weiter, indem die Schönheit der Erdichtung, der Nachahmung, und der Geſchicklichkeit des Künſtlers die angenehme Empfindung vermehren, indeſſen daß die Ueberzeugung, die Geſchichte ſey eine bloße Erdichtung, die unangenehme Empfindung einigermaßen verringert. Es iſt ſchwer ſich über dergleichen Subtilitäten deutlich genug auszudrücken. Indeſſen wird dieſes, wie ich hoffe, hinreichend ſeyn, verſchiedene Schwierigkeiten aufzulöſen. Man hat ſich nur überhaupt vor dem Fehler einiger Weltweiſen zu hüten, welche glauben die Erſcheinungen in der Geiſterwelt aus eben ſo einfachen Urſachen herleiten zu können, als die Erſcheinungen in der Körperwelt. Die Seele iſt ungemein geſchäftig, und zwar niemals ſo ſehr als in dem Augenblicke des Affects. Alles was ihr die Einbildungskraft, die Vorherſehung, die Vernunft u. ſ. w. Angenehmes oder Unangenehmes darſtellen, fließet in dieſem Augenblicke zuſammen, und aus der Vermiſchung und Verwirrung deſſelben entſtehet der Affect, den wir a potiori bald angenehm bald unangenehm nennen; und ich weiß nicht, ob man nicht behaupten kann, es gebe durchaus keine Empfindung, die ganz rein angenehm oder unangenehm ſey. Ich bitte dieſen Punkt reiflich zu erwägen.

Sect. XIV.

Die Worte S. 24. When ever we are formed — let the ſubject be what it will [*]), ſind merkwürdig.

---

[*]) Herr Prof. Garve überſetzt dieſe Stelle ſo: allenthalben, wo die Natur die Abſicht hat, daß wir handeln und thätig ſeyn ſollen, da hat ſie die Leidenſchaft, die uns dazu antreibt, mit irgend einer Art von Wohlgefallen oder Luſt verbunden, der Gegenſtand derſelben mag ſeyn, welcher er wolle.

Der Verfaſſer iſt ein ſehr guter Beobachter der Natur.

Sect. XV.

S. 26. Man ſetze aber die Umſtände in beiden Fällen gleich. Man laſſe nehmlich die Gelegenheit Trauerſpiele aufführen zu ſehn, ſo ſelten ſeyn, als die Gelegenheit, einen Staatsverbrecher hinrichten zu ſehen. Man nehme Zuſchauer von gutem Geſchmack, die das Theater ſo gut verſtehen als der Pöbel das Schaffot, man laſſe übrigens den Zuſchauer weder mit der hinzurichtenden Perſon, noch mit ihrem Verbrechen in einiger Relation ſtehen: alsdann mag man wählen laſſen.

Das Exempel p. 27 beweiſet, daß uns zwar der Untergang einer großen volkreichen Stadt subjective betrübt; allein die Kenntniß von ihrem Untergange und von den großen Veränderungen, die dabey vorgefallen ſind, wie nicht weniger das menſchliche Gefühl, das bey Erblickung der Ruinen in uns rege wird, objective als Vollkommenheiten Vergnügen erwecken.

Sect. XVI. Imitation.

Welch ein Sprung! wir ſind aus Sympathie geneigt nachzumachen, was andere Menſchen thun; daher vergnügen wir uns an der Nachahmung eines Miſthauſens oder eines Küchengeräthes.

Das Geſetz, das hier p. 29 vorgeſchrieben wird, um zu unterſcheiden ob das Vergnügen aus der Nachahmung oder aus der Schönheit des Gegenſtandes ſelbſt entſpringe, hat den Mangel, daß der Verfaſſer aus einer einzigen Urſache herleiten will, was bloß dem Zuſammenfluſſe vieler Urſachen zuzuſchreiben iſt. Warum ſoll unſer Vergnügen nicht, ſo wie die Vollkommenheit ſelbſt, aus der Nachahmung der Schönheit des Gegenſtandes und der Geſchicklichkeit des Künſtlers zuſammengeſetzt ſeyn?

Part. II.

Sect. I.

Die Betrachtung, daß das Erhabene ein Erſtaunen zuwege bringen kann, hätte leichtlich den Verfaſſer auf die Folge leiten können, daß die Bewunderung die Quelle des Erhabenen ſey: denn das Erſtaunen iſt bloß ein höherer Grad von Bewunderung.

Sect. II.

Eine Schlange iſt weder an ſich noch in der bloßen Nachahmung des Bildhauers oder Malers, ein erhabener Gegenſtand; die Abbildung deſſelben in einem Gleichniſſe kann erhaben werden und in der Geſchichte des Laokoon kann ſie zum Erhabenen etwas beytragen.

Sect. III.

Iſt unvergleichlich.

Sect. IV.

Daß uns die Gemälde und Bilder überhaupt durch Worte nicht ſo klar geſchildert werden können, als in der Malerey, kömmt vielleicht daher, daß uns die Worte eigentlich dasjenige in der Folge auf einander vorſtellen, was in dem Gegenſtande neben einander exiſtirt. Aus keiner andern Urſache glaube ich, werden durch die Muſik und Poeſie heftigere Leidenſchaften erregt, als durch die Malerey und Bildhauerkunſt. Der erſte Augenblick entdeckt uns in einem Gemälde alles Rührende, das darin anzutreffen iſt, und man muß Nachdenken und Betrachtungen mitbringen, wenn man in dem zweiten Augenblicke etwas Neues entdecken will.

Sect. V.

Nunmehr wird man auch die beyden Verſe des Horaz beſſer verſtehen. Wenn die oculis subjecta fidelibus nicht weniger in der Folge auf einander vorgeſtellt werden, als die demissa per aures, wie ſolches auf dem Theater geſchieht, ſo muß die Rührung deſto heftiger ſeyn. Dubos hat alſo Unrecht und unſer Verfaſſer auch.

Was der Verfaſſer von undeutlichen Begriffen ſagt, hat zwar überhaupt ſeine Richtigkeit, und es iſt leicht, ſolches ſowohl aus der Natur der Schönheit als aus der Natur der Leidenſchaften zu beweiſen. Indeſſen thut dieſes hier nichts zur Sache, indem diejenige Vorſtellung, aus welcher die Leidenſchaft entſpringt, in der Malerei öfters durch weniger Zeichen und folglich undeutlicher ausgedrückt wird, als in der Poeſie.

Es giebt Gegenſtände, welche in der Malerei ſtärker rühren, als die Poeſie. Nach unſern Begriffen wird dies alsdenn geſchehen müſſen, wenn die Vorſtellung nicht mehr als einen einzigen Augenblick anfüllt. Mentor, welcher den Telemach von einer ſteilen Klippe ins Meer ſtürzet, und ſelbſt hineinſpringt, muß nothwendig in einem Gemälde ſtärker rühren, als in der Poeſie.

Man begehet gemeiniglich den Fehler, daß man die Wirkungen zweier Kräfte vergleicht, ohne dasjenige in Betrachtung zu ziehen, was eine jede Kunſt in ihrer Art beſtimmt. Soll die Malerei mit der Poeſie verglichen werden, ſo muß man den Unterſchied beſtändig vor Augen haben, daß iene in der Folge neben einander, dieſe hingegen in der Folge auf einander wirkt.

Sect. VI.

Einſam in nächtlichem Dunkel durchſtreichen ſie todte Gefilde, öde düſtere Reiche, grauſe Wohnungen der Schatten.

Sect. VII.

Alle dieſe Erſcheinungen haben ihren guten Grund. Wir verbinden mit jeder ungeheuren Höhe den Begriff des Einſturzes, und zwar aus optiſchen Gründen, indem der obere Theil weiter hervorzuragen ſcheinen muß. Daher hört die Vorſtellung auf ſchrecklich zu ſeyn, wenn die Höhe mit der Baſis auf der andern Seite einen ſpitzen Winkel macht. Der Verfaſſer hat anzumerken vergeſſen, daß die Höhe deſto ſchrecklicher iſt, wenn ſie mit der Baſis auf der abgewendeten Seite einen ſtumpfen Winkel ausmacht. Der Schwindel, welcher uns überfällt, wenn wir in eine ungeheure Tiefe hinabſehen, beweiſet die Furcht hineinzuſtürzen, in welche wir durch die Einbildungskraft geſetzt werden.

Die Schönheit dieſer Vorſtellung beſteht in ihrer Größe, in ihrer Mannigfaltigkeit, d. i. in ihrer äſthetiſchen Vollkommenheit.

Sect. X.

Eine krumme Linie iſt ſchöner als eine gerade, wegen ihrer großen Mannigfaltigkeit; denn alle Theile einer geraden Linie ſind per definitionem der ganzen ähnlich, und nur der Größe nach davon zu unterſcheiden. Bey einer regelmäßigen krummen Linie aber findet man ſowohl Mannigfaltigkeit als Einheit.

Die Urſache, welche von dem Verfaſſer angeführt wird, kann zwar auch etwas dazu beitragen; daß ſie aber nicht die einzige ſey, erhellet daraus, weil eine krummlinige Figur auch alsdann noch ſchöner iſt, als eine geradlinige, wenn wir ſie nicht vom Proſpect ſondern in dem Grunde betrachten.

Sect. XII.

Bey der Größe eines Gebäudes kommt es vielleicht hauptſächlich darauf an, daß das Gebäude, in einer mäßigen Entfernung, das ganze Auge anfülle, aber auch ganz überſehen werden könne. Dieſes ſind eben die Gränzen, welche Ariſtoteles für jede Schönheit überhaupt beſtimmt.

Sect. XIII.

Aus dieſer Anmerkung des Verfaſſers wäre eine allgemeine Maxime für alle Virtuoſen zu machen. Sie müſſen niemals die Gränzen ihrer Geſchicklichkeit merken laſſen, und lieber etwas weniger leiſten als ſie leiſten können, als die Schranken ihrer Fähigkeit zu erkennen geben.

Sect. XIV.

Die Schwierigkeit vermehrt die Bewunderung.

Sect. XVIII.

Zur Bewunderung wird kein fröhliches und durch bunte Zierathen ermuntertes Gemüth, ſondern ein ernſthafter und nachdenkender Sinn erfordert. Die bunten Zierathen ſind mit den Vollkommenheiten des äußern Zuſtandes zu vergleichen, deren Verachtung, nach dem Longin, mehr Hohes mit ſich führt als ſie ſelbſt.

Sect. XIX.

Das Plötzliche, das Unerwartete iſt nur in denjenigen Künſten eine Schönheit, welche in der Folge auf einander beſtehen. In der Baukunſt und Malerei ſind ſie häßlich.

Part. III.

Sect. II.

Aus allen dieſen angeführten Beiſpielen kann nichts mehr geſchloſſen werden, als daß die Proportion nicht allezeit die einzige, und auch nicht allezeit die nächſte Urſache der Schönheit iſt. Sie iſt aber die einzige und nächſte Urſache der Schönheit in den Linien und in den Tönen. Dieſes iſt nicht zu läugnen. Bey den ſchönen Gewächſen kommt noch hinzu die Schönheit der Farbe, der Abwechſelung von Licht und Schatten, die idealiſche Schönheit des Endzweckes und des Nutzens eines jeden Theils, in ſo weit dieſe mit der Hauptabſicht des Ganzen übereinſtimmen. Aus den verſchiedenen Gattungen der Vollkommenheiten entſpringen verſchiedene Regeln, deren Colliſionen die Ausnahmen unvermeidlich machen. Man weiß wie dieſe Ausnahmen beſchaffen ſeyn müſſen, und wird daher nicht begreifen, in welchem Falle ſie von Seiten der Proportion gemacht werden müſſen.

Sect. IV.

Der Verfaſſer redet immer von der Proportion der Haupttheile, da er doch auf die Proportion der Schönheitslinien und auf die Schönheit ihrer Zuſammenſetzung zurück gehen müßte.

Sect. V. VI.

Der Verfaſſer konnte mit eben ſo viel Recht beweiſen, daß die Harmonie und ihre Abwechſelung und Fortſchreitung nicht der Grund der Schönheit in der Muſik ſey. Alle ſeine Einwürfe laſſen ſich auch wider dieſe ausgemachte Wahrheit anwenden. Man muß aber eine zuſammengeſetzte Schönheit nicht aus eben dem Grunde beurtheilen als eine einfache.

Wenn der Verfaſſer Sect. VI. Exempel von nützlichen Sachen anführt, welche nicht ſchön ſind, ſo kommt es entweder daher, daß die Nützlichkeit nicht ſinnlich iſt, deswegen das Ding zwar vollkommen, aber nicht ſchön iſt, oder ſie iſt mit ſo viel ſinnlichen Unvollkommenheiten begleitet, daß die Vorſtellung der Häßlichkeit prädominirt. Die männliche Leibesſtärke z. E. kann aus dreierlei Geſichtspunkten betrachtet werden: 1) als eine abſtrakte Eigenſchaft des männlichen Geſchlechts; 2) in ſo weit ſie ſich in dem Contur der Gliedmaßen zeigt; 3) oder wenn ſie in Action begriffen iſt, wie z. B. in einem Kampfe. Aus dem erſten Geſichtspunkte betrachtet, kann ſie nicht ſchön ſeyn, weil ſie nicht ſinnlich iſt. Aus dem zweiten iſt ſie wirklich ſchön, jedoch von der Schönheit einer Venus unterſchieden; bey einem männlichen Contur prädominirt die Stärke, bey einem weiblichen hingegen die Annehmlichkeit, weil der letztere mit mehreren Linien des Reizes untermengt iſt. Endlich aus dem dritten Geſichtspunkte betrachtet, iſt die Leibesſtärke ein fruchtbarer Quell der Schönheit.

Daß aber die Nützlichkeit nicht die einzige Quelle der Schönheit iſt, läßt ſich aus den Conſonanzen der Muſik und aus der Linie der Schönheit leicht beweiſen.

Sect. VII.

Es wäre Sklavenarbeit alle falſchen Schlüſſe des Verfaſſers nach der Reihe zu widerlegen. Was in dieſem Abſchnitte von dem innerlichen Uhrwerk und von dem äußerlichen Gehäuſe geſagt wird, beweiſet bloß, daß nicht eine jede Vollkommenheit, ſondern nur eine ſinnliche Vollkommenheit, ſchön iſt, daß aber die Seele eine jede Vollkommenheit durch das Nachdenken in eine Schönheit verwandeln kann. Ich habe eben das Exempel von der innerlichen Struktur einer Uhr in der Anmerkung zu den Briefen über die Empfindungen angeführt, und in den Briefen ſelbſt gezeigt, wie ein mathematiſches Lehrgebäude ſelbſt in eine Schönheit verwandelt werden könne, wenn ſich der Mathematiker alle abſtrakten Schlüſſe auf einmal in ihrem Zuſammenhange undeutlich vorſtellt.

Sect. IX.

Die Schwachheit die uns öfters bey einem Frauenzimmer gefällt, erregt die Vorſtellung der Zärtlichkeit und der feinen Empfindung.

Eine Schönheit im Unglücke erregt Mitleiden.

Schamröthe und Beſcheidenheit ſind moraliſche Schönheiten, und Anzeigen einer ſanften Gemüthsbeſchaffenheit und zärtlicher Empfindung.

Sect. X.

Iſt vortrefflich; hingegen iſt nichts ungereimters, als die Folge, welche der Verfaſſer Sect. XI aus dieſen Bemerkungen ziehen will.

Sect. XIII.

Kleine Gegenſtände gefallen uns nicht, weil ſie klein ſind, ſondern wenn ein kleiner Gegenſtand eben ſo ſchön iſt, als ein großer, ſo geben wir dem erſtern einen Vorzug, wegen ſeiner Naivetät, weil er mit einer geringern Maſſe eine eben ſo große Quantität der ſinnlichen Vollkommenheit verbindet.

Sect. XIV.

Das Rauhe und Unebene mißfällt uns wegen der ſinnlichen Unordnung in der Diſpoſition der Theile. Wenn aber die Glätte der Mannigfaltigkeit hinderlich iſt, ſo mißfällt ſie uns. Die Folge hiervon iſt, daß die Erhöhungen und Vertiefungen in großen Partien abwechſeln müſſen, damit ſowohl die Mannigfaltigkeit als die Einheit in die Sinne falle. Man bemerkt dieſes bey den Falten in den Gewändern, bey den Landſchaften, bey ſchönen Geſichtsbildungen, u. ſ. w.

Sect. XV.

Dieſer Abſchnitt beſtätigt unſere vorige Anmerkung, und alles was der Verfaſſer hier bemerkt, läßt ſich aus der allgemeinen Erklärung der Schönheit, und aus ihrer Anwendung auf die Schönheitslinie ſo ſehr leicht erklären.

Sect. XVI.

Was hier der Schönheit zugeſchrieben wird, iſt meines Erachtens theils der Linie des Reizes, theils der Naivetät zuzuſchreiben. Der Weinſtock, der Orangenbaum u. ſ. w. ſind lieblich, wegen der Linie des Reizes, die ſie vorſtellen. Der Schoßhund iſt naiv und reizend. Eine Zärtlichkeit der Leibesbeſchaffenheit bringet Schönheit in den Mienen und Bewegungen hervor, die, wie ich bereits anderswo bemerkt, reizend ſind, da hingegen eine ſtarke und robuſte Leibesbeſchaffenheit minder ſchöne

Bewegungen der Gliedmaßen, Mienen und Geſichtsmuskeln hervorbringt.

Sect. XXIII.

Was Eleganz oder Zierlichkeit ſey, hat der Verfaſſer, wie mich dünkt, nicht richtig erklärt. Wenn ich von demjenigen, was man unter einer zierlichen Schreibart zu verſtehen pflegt, abſtrahire; ſo würde ich ſagen, ein Gegenſtand ſey zierlich, wenn alle ſeine Theile einen mittlern Grad der Schönheit haben, ohne jemals weder in das Niedrige noch in das Erhabene merklich auszuſchweifen.

Sect. XXIV.

The touch takes in the pleaſure of ſoftneſs etc. In der Malerei und Bildhauerkunſt giebt es ein Kunſtſtück, die Weichheit des Fleiſches gleichſam dem Auge ſichtbar zu machen.

Sect. XXV. XXVI.

Was der Verfaſſer von der Muſik ſagt, iſt ziemlich ſeicht. Warum ſchweiget er aber gänzlich von dem Unterſchiede der Diſſonanzen und Conſonanzen? Würde ihn die Betrachtung derſelben nicht auf den wahren Begriff der Schönheit gebracht haben? Die Conſonanzen ſind weder kleiner, noch glätter, noch niedlicher, als die Diſſonanzen. Wird es hier zu läugnen ſeyn, daß die Proportion eine Quelle der Schönheit ſey?

Sect. XXVII.

Das Große feſſelt unſere Aufmerkſamkeit und hält ſie bey einem Gegenſtande feſt.

Das Rauhe und Ungeheure erreget Schrecken und Erſtaunen.

Das Unebene in den kleinen Theilen ziehet unſere Aufmerkſamkeit von den Theilen ab, und lenkt ſie auf das Ganze.

Die gerade Linie gefällt nur bey erhabenen Gebäuden, bey welcher Gelegenheit ſie Unachtſamkeit auf äußerliche Zierathen anzeigt.

Der plötzliche Uebergang von Licht zu Finſterniß und umgekehrt, erregt Erſtaunen. .

Die Feſtigkeit und Deutlichkeit gefallen nur in der Baukunſt, wo ſie den Endzweck befördern. Bey andern Gelegenheiten ſind die Gegenſtände deſto größer und ſchrecklicher, wenn ſie einzuſtürzen drohen.

The one (the sublime) being founded on pain. Auf welchen Schmerz gründet ſich ein erhabener Contur, eine erhabene Wahrheit, der erhabene Begriff von Gott, von dem Weltbau, der Ausdruck: Gott ſprach es werde Licht ꝛc.?

Part IV.

Sect. 2. 3. 4. 5.

Sind ſehr philoſophiſch und verdienen mit Aufmerkſamkeit geleſen zu werden.

Sect. VI. VII.

Man kann auch mit dieſen beyden Abſchnitten zufrieden ſeyn, in ſo weit ſie die körperliche Vorſtellung der Leidenſchaften und ihrer Wirkung erklären. Da aber die geiſtigen Vorſtellungen mit den körperlichen auf das genaueſte übereinſtimmen müſſen; ſo muß ſich alles dieſes aus der Natur der Seele und ihrer Fähigkeiten nicht weniger erklären laſſen, als aus der Natur des Körpers. Nach meinen Begriffen hat der Verfaſſer bloß von der ſinnlichen Luſt gehandelt, welche alle angenehme Vorſtellungen begleitet (S. Briefe über die Empfindungen.) Die Veränderungen aber, welche in der Seele vorgehen, wenn wir eine angenehme oder unangenehme Vorſtellung haben, gehören vor den Richterſtuhl der Pſychologie.

Sect. IX.

Große Gegenſtände beſchäftigen die Fiber des Auges faſt bis zur Ermüdung. Dieſes iſt die Erklärung der körperlichen Vorſtellung. Große Gegenſtände enthalten eine groſſe Mannichfaltigkeit, und beſchäftigen die Vorſtellungskraft der Seele faſt bis zur Ermüdung. Dieſes iſt die Erklärung der geiſtigen Vorſtellung. In ſo weit ſie die Fibern bewegen, vermehren ſie die Wirkſamkeit der Nerven, und ſetzen den Körper in einen beſſern Zuſtand; dadurch wird die angenehme Empfindung in der Seele, welche aus der Beſchäftigung ihrer Kräfte entſpringt, mit der ſinnlichen Luſt vermehret, welche in dem dunklen Bewußtſeyn einer verbeſſerten Leibesbeſchaffenheit ihren Grund hat, und daher entſteht die Deutlichkeit und Verwirrung, welche wir bei einer jeden angenehmen Empfindung vermehren.

Sect. III.

Ich komme abermals auf dieſen Abſchnitt zurück, weil ich hier eine Stelle zu flüchtig übergangen bin. S. 122 behauptet der Verfaſſer: die Kennzeichen des Schmerzens und des Schreckens ſeyen einerley. Dieſes willkührlich angenommenen Satzes bedient ſich der Verfaſſer in der Folge, zu beweiſen, daß diejenigen Gegenſtände, deren Vorſtellung mit einigem Schmerze begleitet iſt, in dem Körper alle Merkmahle und Bewegungen des Schreckens hervorbringen. Die Erfahrung ſcheint aber dieſem Satze zu widerſprechen. Wir empfinden bey einem heftigen

Schmerze convulſiviſche Bewegungen in allen Gliedmaßen; bey einem Schrecken hingegen iſt es vielmehr ein convulſiviſches Zittern, welches von der Zuſammenziehung der äußern Haut entſtehet. Die Augen rollen und verdrehen ſich bey einem Schmerze; bey einem Schrecken hingegen ſind ſie ſtarr und unbeweglich. Die vorher erwähnte Zuſammenziehung der äußern Haut iſt auch die Urſache, warum bey einem Schrecken die Haare empor ſtehen, welches aber bey einem Schmerze nie beobachtet worden. Man beobachtet dies auch bey einem heftigen Schmerze, wie es z. B. bey Damiens Hinrichtung beobachtet worden. Die Natur verändert die Bewegungen in dem Körper, nachdem die Gefahr gegenwärtig, inſtehend, oder zukünftig, vorher erwartet, oder plötzlich entſtanden iſt. Es muß alſo ein Schmerz plötzlich entſtehen, wenn er mit dem Schrecken ähnliche Wirkungen haben ſoll. Wenn alſo der Verfaſſer Sect. XI. behauptet, die großen Gegenſtände erregten in den Augen einigen Schmerz, und daher ſolche Bewegungen, die den Bewegungen des Schreckens ähnlich wären, ſo hätte die Einſchränkung hinzugethan werden ſollen, daß die Vorſtellung neu, unerwartet und plötzlich ſeyn müſſe.

Sect.

Sect. X. S. 134.

Wenn es wahr iſt, daß eine Menge kleiner Gegenſtände ohne Einheit die Aufmerkſamkeit zerſtreue, da ſie hingegen durch die Einheit im Mannigfaltigen rege gemacht wird, ſo iſt der Schluß ſehr leicht daraus zu ziehen, daß die Einheit im Mannigfaltigen oder die ſinnliche Vollkommenheit die Quelle der angenehmen Empfindungen ſey.

Ebendaſelbſt S. 134.

But the eye or the mind etc. Iſt es aber das Auge, welches durch die Vorſtellung, daß die Ausdehnung keine Grenzen habe, ermüdet wird, oder iſt es vielmehr die Vorſtellungskraft der Seele? Gewiß das Auge kann auf keine andere Weiſe Schmerzen empfinden, als wenn allzu heftig in daſſelbe gewirkt wird. Die Vorſtellung der Grenzenloſigkeit aber gehört bloß für die Seele. Man muß alſo nothwendig die Urſache der angenehmen und unangenehmen Empfindungen ſowohl in den Seelenkräften (pneumatice) als in den Gliedmaßen des Körpers (physice) ſuchen, und ihre genaue Uebereinſtimmung zeigen, wenn man ſich einen vollſtändigen Begriff von denſelben machen will.

Sect. XII.

Man bemerkt vielmehr, daß eine Folge von rauhen Tönen deſto ſchrecklicher ſey, je unordentlicher ſeine Geſchwindigkeit und Stärke ab- und zunehmen, wie ſolches der Trommelſchlag bey einer Feuersbrunſt bezeugt.

Sect. XIII.

Dieſer Abſchnitt enthält ſehr ſchöne Gedanken. Indeſſen ſcheint mir doch außer allem Zweifel zu ſeyn, daß keine heftige Empfindung in den Fibern des Auges die Erhabenheit verurſache; ſonſt würde eine wiederholte Vorſtellung einer rothen Farbe, oder eine Reihe ähnlicher Gebäude, ſowohl erhaben ſeyn, als eine Reihe von Säulen. Bey einer Colonade ſcheint mir der Umſtand etwas dazu beyzutragen, daß die Säulen ſinnliche Stützen vorſtellen, auf welchen eine Laſt ruhet. Eine Menge ähnlicher Säulen erregt alſo eine ſinnliche Vorſtellung der Wichtigkeit, Laſt und Feſtigkeit des darauf ruhenden Gebäudes. Dieſe Vorſtellung ſetzt uns in Erſtaunen. Daher denn die ſchönſte Colonade, welche nichts trägt, nicht erhaben iſt.

Sect. XVII. S. 148.

Boerhave giebt von dieſem Schrecken im Schlafe eine andere Erklärung (S. deſſen Phyſiologie)

Sect. XIX.

Daß die Liebe eine Erſchlaffung in den feſten Theilen des Körpers verurſachen ſollte, ſcheint wider alle

Erfahrung zu ſtreiten. Der ſchnellere Umlauf des Geblüts und die lebhaftere Bewegung der übrigen flüſſigen Theile ſcheinen vielmehr zu beweiſen, daß ſich die feſten Theile mit mehrerer Kraft zuſammenziehen.

Sect. XX — XXIII.

Alles was der Verfaſſer Relaxation of fibres nennt, iſt bloß eine ſanfte gemäßigte Wirkung in die Nervenwärzchen, die unter der Oberhaut befindlich ſind. Die glatten Körper wirken in alle dieſe Wärzchen in gleichem Verhältniſſe, da hingegen die rauhen und unebenen, einige heftig und die andern gar nicht reizen. Es iſt gar nicht in der Natur des menſchlichen Körpers gegründet, daß uns die Relaxation angenehm ſeyn ſollte, wenn nicht vorher eine ſpasmodiſche Bewegung da geweſen iſt.

Ueberhaupt iſt alles was der Verfaſſer von der Schönheit ſagt, lange ſo gründlich und philoſophiſch nicht, als was er in eben dieſem 4ten Theile von dem Erhabenen behauptet hatte. Ja die Bemerkungen und Erfahrungen ſelbſt, die er von der Schönheit anführt, ſind theils nichtsbedeutend, theils unſicher, theils auch offenbar falſch.

Der fünfte Theil gefällt mir am wenigſten. Weil wir mit gewiſſen abſtracten Worten nicht allezeit deutliche Begriffe verbinden; ſo glaubt der Verfaſſer, wir bedienen uns derſelben bloß als Töne, ohne irgend einen Begriff damit zu verknüpfen. Blacklocks Gedichte habe ich nicht geſehen. Ich weiß alſo nicht, ob er nicht die Gegenſtände geſchildert hat, wie ſie ihm durch das Gefühl bekannt geworden ſind. Saunderſon aber kann eben ſo gut von den Farben philoſophirt haben, wie ich alle Verhältniſſe in der Muſik, die Verſezungen der Accorde, die verſchiedenen Combinationen der Töne u. ſ. w. ausrechnen kann, ohne ein Inſtrument ſpielen, oder die Töne im Singen treffen zu können.

Beſchluß.

Wenn ich jezt, nachdem ich dieſes Werk geleſen, eine Abhandlung vom Erhabenen zu ſchreiben hätte, ſo würde ich ſie ungefähr folgender Geſtalt einrichten.

Ich würde vorläufig bemerken, daß der Schrecken und die Bewunderung eine Beſtimmung mit einander gemein hätten, in einer andern hingegen von einander abgingen. Jene iſt das Plözliche und Unvermuthete; dieſe hingegen die Vollkommenheit oder die Unvollkommenheit des Gegenſtandes unſerer Vorſtellung.

In ihren Wirkungen würde ich ſowohl physice als pnevmatice eben dieſe Beſchaffenheit bemerken.

Die Plötzlichkeit verurſacht physice die Bewegung der flüſſigen Theile gegen die inneren Gliedmaßen, und folglich ein Schauern in den äußern Gliedmaßen, ein Starren, ein Angaffen, u. ſ. w. Dieſes hat die Bewunderung mit dem Schrecken gemein. Pnevmatice wird durch die Plötzlichkeit die Aufmerkſamkeit rege gemacht. Alle übrigen Begriffe verſchwinden, und der Begriff des Schreckens und der Bewunderung herrſcht ganz allein in unſerer Seele.

Da aber der Gegenſtand des Schreckens als unvollkommen, die Bewunderung hingegen als vollkommen vorgeſtellt wird, ſo ſind alle phyſikaliſche und pſychologiſche Veränderungen, welche durch das Schrecken verurſacht werden, unangenehm, durch die Bewunderung aber angenehm.

Ich würde ferner bemerken, daß einige Vorſtellungen primarie erhaben wären, in ſo weit ſie bewundernswürdige Vollkommenheiten darſtellen, andere aber blos secundarie, in ſo weit ſie verurſachen, daß die Vorſtellung heftiger wirkt, und uns plötzlich übereilet, oder in ſo weit ſie irgend auf eine mechaniſche Weiſe ein Schauern in den äußern Gliedmaßen zuwege bringen. Denn da die plötzliche Hinreißung der Aufmerkſamkeit in der Seele, mit dem Schauern in den äußern Gliedmaßen des Körpers verknüpft iſt; ſo müſſen ſie wechſelsweiſe einander hervorbringen, wie ſolches von allen Wirkungen und Urſachen in der animaliſchen Natur bemerkt worden.

Das urſprünglich Erhabene, würde ich, wie in meiner Abhandlung, bloß in der Bewunderung ſuchen.

Das ſecundäre Erhabene, oder die Beförderungsmittel des Erhabenen, würde ich allen Vorſtellungen zuſchreiben, die ſchrecklich, wild, rauh, ungeheuer und dergleichen ſind, und bey dieſer Gelegenheit würde ich mich der vortrefflichen Anmerkungen unſers Verfaſſers bedienen, und ſie mit meinen allgemeinen Grundſätzen zu verbinden ſuchen.

Ich werde nicht nöthig haben zu erinnern, daß der Schrecken zwar in der Natur unangenehm ſey, in der Nachahmung aber das Unangenehme verliere, und bloß diejenige Beſtimmung behalte, welche er mit dem Bewundernswürdigen gemein hat, nehmlich das Plötzliche und Unvermuthete, wodurch die Wirkung des Erhabenen befördert wird.

Als eine Folge aus dieſen Grundſätzen würde ich

1) Den ſchönen Wiſſenſchaften ſowohl das urſprünglich Erhabene von der erſten und zweiten Gattung, als alle möglichen Hülfsmittel des Erhabenen zuſchreiben.

2) Wie nicht weniger die Malerey und Bildhauerkunſt. Die erſtere kann ſich auch des Lichts

und Schattens als eines Beförderungsmittels des Erhabenen bedienen. Hieraus ließe ſich die glückliche Wirkung der Schlagſchatten in der Malerey, wie nicht weniger der kühnen und plötzlichen Abwechſelung des Lichts und Schattens in den Rembrandſchen Stücken erklären. Bey dem lezthin in der Bibliothek recenſirten Kindlein von Dietrich hat ſich der Maler dieſes Beförderungsmittels des Erhabenen ſehr glücklich bedient. Die Größe der Maße und der Ausdehnung trägt in dieſen beyden Künſten nichts zum Erhabenen bey. Der ewige Vater des Michael Angelo würde vermuthlich nichts gewinnen, wenn man ihn auch noch zweymal ſo groß malen wollte Aber er würde verlieren, wenn man ihn halb ſo groß machte. Ich würde dieſes unſerm engländiſchen Schriftſteller zu bedenken geben.

3) Der Muſik würde ich alles urſprünglich Erhabene von der erſten Gattung abſprechen. Das von der zweiten Gattung kommt ihr wirklich zu, und das Hülfsmittel des Erhabenen deſſen ſie ſich bedient, beſtehet in einer langſamern ungeſchmückten Fortſchreitung durch fremde und unerwartete Gänge, die gleichſam durch Mark und Bein dringen, und das Schauern verurſachen, wovon ich oben geredet. Die Muſik beweiſet, daß jede unerwartete Empfindung dieſes Schauern, dieſe Bewegung der

flüßigen Theile gegen die inneren Gliedmaßen verurſacht.

4) In der Baukunſt iſt die Größe der Maße und Ausdehnung das vornehmſte Hülfsmittel des Erhabenen, und wo ich nicht irre, aus keiner andern Urſache, als weil ſie ein ſinnliches Bild von der Wichtigkeit des Gebäudes, von der Feſtigkeit der Stützen, von der Pracht und Würde der Bewohner u. ſ. w. vorſtellet.

Ich habe alles nach der Ordnung oder nach der Unordnung hingeſchrieben, in welcher ich es gedacht habe. Ich werde mich vermuthlich bald zu langweilig, bald zu kurz und zu undeutlich ausgedrückt, und, was noch ſchlimmer iſt, vielleicht öfters widerſprochen haben. Jedoch es ſind bloße Embryonen von Gedanken, die ein Leſſing erſt entwickeln und beſeelen muß. Vielleicht kann er auch einigen von meinen Mißgeburten eine regelmäßige Geſtalt geben und ein Leben einhauchen.

Was Erhaben und Schön heißt.

Alle angenehmen Begriffe ſind undeutliche Vorſtellungen einer Vollkommenheit.

Die Vollkommenheit iſt die Einheit im Mannigfaltigen.

Bey der unendlichen Vorſtellung der Einheit im Mannigfaltigen, iſt entweder der Begriff der Einheit, oder der Begriff der Mannigfaltigkeit der klärſte.

Die undeutliche Vorſtellung einer Vollkommenheit, in welcher der Begriff der Einheit der klärſte iſt, nennen wir ſchön.

Die undeutliche Vorſtellung einer Vollkommenheit, in welcher der Begriff der Mannigfaltigkeit der klärſte iſt, nennen wir erhaben.

Daher heißt in dem ganzen Umfange der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte nichts ſchön, was ſich nicht auf einmal überſehen läßt, und nichts erhaben, was ſich auf einmal aus einem Geſichtspunkte ganz betrachten läßt.

Unfroh.

Man weiß die eigentliche philoſophiſche Bedeutung des Wortes froh, nach welcher es die angenehme Empfindung, die durch die Ausdrung der Unluſt erregt wird, bedeutet. Welch Wort nun aber drückt die unangenehme Empfindung aus, welche durch die Aufhörung einer Luſt erregt wird? Ohne Zweifel unfroh. Und ſo haben es auch wirklich unſere Alten gebraucht. Z. E. der Graf v. Kilchberg, in folgender Apoſtrophe an den Winter.

Hey winter din gewalt
Luot uns aber hure leit
du verderbest uns der blumen schin
du welkest gruenen wald
Und darzuo die linden breit
du geswigest uns die vogellin
Des bin ich unfro — doch so mac sin werden rat
Wil di suesse eine
Die ich mit triuwen meine
Min muot hohestat

Maneſſ. Samml. Th. 1. S. 13.

„Schon wieder, Winter, leiden wir unter deiner Gewalt! du verderbeſt uns den Glanz der Blumen; du welkeſt den Hayn und die breite Linde, du verſtummeſt die Vögel; deß bin ich unfroh! Doch es mag noch hingehen, wenn nur Sie, die Süße, die Eine, die ich ſo innig liebe, mein Gemüth erquicket."

Von der Liebe.

(Erſter Abſchnitt des 4ten Theils)

1.

Wen wir lieben, an deſſen Vergnügen und Mißvergnügen nehmen wir Antheil; wir ſind mit ihm vergnügt und mißvergnügt.

2.

Wir können aber mit niemand vergnügt oder mißvergnügt ſeyn, wenn wir nicht mit ihm, wegen des Gegenſtandes ſeines Vergnügens oder Mißvergnügens einerlei Sinnes ſind. Wer ſich über etwas freuet, das ich für ein Uebel halte *), oder über etwas trauert, was ich für ein Gut halte, mit dem kann ich unmöglich trauern oder mich freuen.

3.

Folglich iſt die Aehnlichkeit der Denkungsart, die Identität der Urtheile, der Grund aller Liebe **).

4.

Wenn wir uns ſelbſt zum Gegenſtande unſerer Betrachtung machen, ſo denken wir uns, als

---

*) Wen geht dieſes etwas näher an? ihn? mich? oder einen dritten?

**) Nicht Aehnlichkeit der Denkungsart überhaupt; ſondern die Aehnlichkeit der Urtheile über Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, die mich außer uns, und haben gleichſam einen confuſen Begriff von einem außer uns exiſtirenden Selbſt *).

5.

Zwiſchen dieſem unſern Selbſt und einer andern Perſon können wir Aehnlichkeiten der Empfindung und der Urtheile wahrnehmen. Je mehrere und größere dergleichen Aehnlichkeiten wir wahrnehmen, deſto ſtärker wird der Grund unſerer Liebe zu dieſer Perſon.

6.

Und je mehrere und größere dergleichen Aehnlichkeiten wir zwiſchen einer andern Perſon und unſerm Selbſt wahrnehmen, deſto ſchwerer wird es uns (beſonders in dem Stande der confuſen Ideen) dieſe Perſon von unſerm Selbſt zu unterſcheiden.

7.

Und aus dieſer Schwierigkeit, dieſe Perſon von unſerm Selbſt zu unterſcheiden, kommt es, daß wir

---

oder ihn anſehen. Dieſe aber iſt nicht die Urſache, ſondern die Wirkung der Liebe.

*) Wir betrachten öfters die Wirkungen unſerer Seele einzeln, als Dinge die außer uns ſind. Sobald wir ſie aber zuſammen nehmen, und ſie als eine Perſon betrachten; ſo fließen alle die Begriffe gleichſam in ein innerliches Selbſt zuſammen.

ihre Empfindungen für die unſrigen, und unſere für die ihrigen halten, daß wir an ihrem Vergnügen oder Mißvergnügen Antheil nehmen, und verlangen, daß ſie es auch an unſerm Vergnügen und Mißvergnügen nehmen ſolle.

8.

Die Schwachheit, ſchon bei geringen und wenigen Aehnlichkeiten, die eine andere Perſon mit uns hat, dieſe Perſon mit uns ſelbſt zu verwechſeln, heißt die **Sympathie** *).

9.

Die Sympathie wirkt daher plötzlich, und verräth allezeit einen ſehr geringen Grad von Scharfſinn **).

10.

Die ganze Liebe der Thiere gegen einander iſt Sympathie. Und man ſollte ſagen, daß man, vermöge der Sympathie, nicht ſowohl ſich an eines andern, als den andern an ſeine Stelle ſetze.

11.

Was hat aber der Genuß der veneriſchen Wolluſt mit der Liebe gemein, daß man ihn des Namens der Liebe gewürdigt hat? Setzt er die wahre Liebe voraus? oder ſollte er ſie doch wenigſtens vorausſetzen? Keins von beiden. Das Weſen der Liebe beſteht darin, daß ich das Vergnügen der geliebten Perſon für das meinige, und mein Vergnügen für das ihrige halte. Nun aber findet ſich eine ähnliche Erſcheinung bei der veneriſchen Wolluſt: die angenehmen Empfindungen der einen Perſon ſind von den angenehmen Empfindungen der andern unzertrennlich; die einen reizen und unterhalten die andern; keins von beiden weiß, ob es mehr Vergnügen erhält oder mittheilt *). Und aus dieſer

---

*) Dieſe Erklärung von der Sympathie macht mich etwas ſtutzen. Ich wünſchte ſie annehmen zu können.

**) Aber einen deſto gröſſern Grad von Witz.

---

*) Ich kann mit dieſer Erklärungsart noch nicht völlig einſtimmen. Folgende Beiſpiele ſcheinen mir ihre Unzulänglichkeit darzuthun.

1) Die Liebe zu den Kindern, die bey vielen Leuten heftiger Affekt iſt. — —

2) Die Freude über die Unwiſſenheit meines Freundes in Anſehung einer Gefahr, die ihm bevorſteht. Wir unterſcheiden uns in dieſem Falle auch allzudeutlich.

3) Wir perſonificiren öfters das menſchliche Geſchlecht, unſer Vaterland u. ſ. w. und ertheilen dem abſtrakten Begriff vom Menſchen überhaupt oder von dem Vaterlande die Individualität, um an deſſen Schickſale Theil zu nehmen. Nach der Moriziſchen Erklärung läßt ſich dieſes leicht begreifen. Wollen Sie aber behaupten, daß wir

ähnlichen Erſcheinung kömmt es, daß man den Beiſchlaf zu einer Art von Liebe gemacht. Er iſt es auch in den kurzen Augenblicken ſeiner Dauer wirklich, und vielleicht die intimſte Liebe in der ganzen Natur.

---

uns von dieſer erdichteten Perſon nicht unterſcheiden können?

4) Der Menſch befindet ſich in dem Zuſtande der verwirrten Begriffe, wenn er ſeine Vorſtellungen zwar von ſich, aber nicht von einander unterſcheiden kann. Er bleibt ſich alsdann ſeiner bewußt, aber die Dinge die er ſich vorſtellt, kann er nicht von einander unterſcheiden. In dem Zuſtande der völlig dunklen Begriffe aber, können wir die Vorſtellungen ſogar von uns ſelbſt nicht unterſcheiden, und das Bewußtſeyn hört auf. Wollen Sie alſo annehmen, daß ſich bey der Liebe alle unſere Vorſtellungen völlig verdunkeln, dergeſtalt, daß ſie ſogar das Bewußtſeyn aufheben? Die allergrößte Aehnlichkeit der Vorſtellungen mit uns ſelbſt hebt das Bewußtſeyn nicht auf, daß wir nicht das innig ſind, was wir uns vorſtellen; ſonſt würde ſie unſere Begriffe völlig verdunkeln, welches doch bey der Liebe nicht geſchieht, wenn ſie nicht mit einer körperlichen Wolluſt verbunden iſt. Iſt aber dieſes, ſo hat die Verdunkelung gewiß einen ganz andern Grund, als die Aehnlichkeit.

Von dem Haſſe.

Die Schwierigkeiten bey der gemeinen Erklärung des Haſſes ſcheinen mir noch weit größer zu ſeyn, als bey der gemeinen Erklärung der Liebe.

Der Haß, ſagt man, iſt das Vermögen (dispositio) der Seele, aus eines andern Unglück Vergnügen zu ſchöpfen [*].

Unglück iſt Unvollkommenheit — Und alſo können wir auch aus der Unvollkommenheit Vergnügen ſchöpfen? und alſo iſt das Vergnügen nicht bloß die anſchauende Erkenntniß einer Vollkommenheit? — Ich weiß gar nicht, was ich hierbey denken ſoll [**].

Unterdeſſen hat mich meine Erklärung der Liebe auf eine ähnliche Erklärung des Haſſes geleitet, bey der ich einen dergleichen Widerſpruch nicht verdauen darf [***].

---

[*] Wolf nennet dispositio die Bereitſchaft.

[**] Dieſer Einwurf iſt zur Gnüge beantwortet worden.

[***] Sie ſollen zugleich an die Urſachen der Feindſchaft gedenken, die Wolf mit gutem Vorbedachte nicht hat wollen in die Definition des Haſſes bringen. Die nächſte Urſache des Haſſes iſt die Betrachtung, daß der Glückſtand dieſes Menſchen mir oder andern Menſchen, die ich liebe, ſchädlich ſeyn kann, und zwar durch Verſchulden, indem ich ihn als moraliſch unvollkommen erkannt habe.

So wie ich mir bey der Liebe, des Unterſchiedes zwiſchen mir und der geliebten Perſon nicht bewußt bin, ſo bin ich mir hingegen dieſes Unterſchiedes zwiſchen mir und der gehaßten Perſon nur allzuſehr bewußt.

Da ich mir nun die Perſon, die ich haſſe, als eine ſolche denke, die von mir völlig unterſchieden iſt, ſo kann es nicht fehlen *), daß nicht der Begriff einer Vollkommenheit in ihr, in mir den Begriff einer Unvollkommenheit, und umgekehrt der Begriff einer Unvollkommenheit in ihr, in mir den Begriff einer Vollkommenheit erwecken ſollte. Geſchähe dieſes nicht, ſo würde ich die gehaßte Perſon mir gleich und nicht von mir unterſchieden denken, welches wider die Vorausſetzung iſt **).

---

*) Wie folgt dieſes? Daraus daß eine andere Perſon von mir unterſchieden iſt, folgt keinesweges, daß ſie mir völlig entgegengeſetzt ſey; und völlig entgegengeſetzt müſſen ſich die Perſonen zweyer Feinde ſeyn, wenn Ihre Erklärung richtig ſeyn ſoll.

**) Ich ſehe nicht ein wie dieſes folgt. Warum kann ich mit meinem Feinde über Recht und Unrecht, über Wahr und Falſch einſtimmig ſeyn? Warum trennen wir uns nur alsdann, wenn es Urtheile über Vollkommenheit oder Unvollkommenheit betrifft, die einen von uns ſelbſt angehen?

Wir freuen uns folglich nicht über des Feindes Unvollkommenheit, ſondern über unſere Vollkommenheit, die wir uns bey jener gedenken. Und ſo auch mit unſerm Verdruſſe über die Vollkommenheit des Feindes.

Wenn meine Erklärung der Liebe den Menſchen erniedriget, ſo erhöht ihn meine Erklärung des Haſſes um eben ſo viel; da ich ihm von einer ſo abſcheulichen Eigenſchaft, an einer Vollkommenheit Mißvergnügen zu finden, weil dieſe Vollkommenheit einem andern gehört, losſpreche. — Der wahre Werth des Menſchen kann bey keiner Wahrheit verlieren *).

---

*) Ihre Erklärung von der Liebe iſt nicht ſo ſehr zu verwerfen, als die vom Haſſe. Denn ich haſſe einen Menſchen, der beſtändig den böſen Vorſatz hat mir zu ſchaden, der alſo in dem Urtheile über meine Vollkommenheit von mir abgehet. Wie kömmt es aber, daß ich zur Vergeltung auch in Anſehung der Urtheile über ſeine Vollkommenheit von ihm abgehe? Worauf gründet ſich dieſes jus talionis? Die Unähnlichkeit zwiſchen zwey Menſchen kann doch unmöglich [illegible] ſeyn. Sie müſſen alſo annehmen, daß in dem Stande der dunklen Vorſtellungen der Begriff der Unähnlichkeit blos vorkömmt. Wir ſind alſo zwey Perſonen, die zwar von einander unterſchieden, aber nicht einander entgegengeſetzt ſind.

IX.

Daß man die Menſchen eben ſo von der Begierde ihr Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, abhalten ſolle, als man ihnen abräth zu forſchen, was ihr Schickſal in dieſem Leben ſey.

So viel fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menſchen mit der Wiſſenſchaft des Zukünftigen wenig gedient ſey; und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menſchen, ihr Schickſal in dieſem Leben vorauszuwiſſen, geeifert. Wenn wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unſerm Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, eben ſo verächtlich, eben ſo lächerlich zu machen?

Die Verwirrungen, die jene Begierde angerichtet hat, und welchen (wie ich am Oedipus zeigen kann) durch ſchickliche Erdichtungen des Unvermeidlichen die Alten vorbeugen mußten, ſind groß; aber noch weit gröſſer ſind die, welche aus den andern entſpringen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben ſo ruhig abwarten, als einen künftigen Tag?

Dieſer Grund gegen die Aſtrologie iſt ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunſt gäbe, das Zukünftige zu wiſſen, ſo ſollten wir dieſe Kunſt lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtete, ſo ſollten wir lieber dieſer Religion kein Gehör geben.

X.

Betrachtung über die geiſtliche Beredſamkeit.

Worte genug, die Bayle über die Beredſamkeit des Pythagoras macht! Er vergleicht ſie mit der kräftigen Beredſamkeit des Capiſtran*) wi-

---

*) Capiſtran, ein Franciſkanermönch im 15ten Jahrhundert, aus Capiſtran in Italien, wurde nach Böhmen geſchickt, die Huſſiten zu bekehren, und predigte den Kreuzzug in Deutſchland, Ungarn und Pohlen. 1451 kam er nach Nürnberg oder Magdeburg, errichtete ſich auf öffentlichem Markte eine Kanzel, und predigte mit ſolcher Kraft gegen die Sünde des Spiels, daß die Nürnberger alle Karten und Würfel auf einen Hauſen zuſammentragen und verbrannten. Das Jahr darauf war er zu Breſlau, und predigte zugleich wider die Juden ſo kräftig, daß man in ganz Schleſien eine große Menge verbrannte, weil ſie gegen die heilige Hoſtie nicht genug Reſpekt bezeugt. War ſeine Be-

der die Spiele, und der ohnmächtigen Beredſamkeit des Conecte gegen den Kopfputz der Frauenzimmer. Er macht Betrachtungen über Betrachtungen. Nur die wichtigſte, die man, wie ich wenigſtens glaube, darüber machen kann, wollte ihm nicht einfallen. Dieſe meine ich: daß alle Wirkungen der Beredſamkeit nur von ſehr kurzer Dauer ſind. Auch war ſie bey den Alten nur ein bloßes Rüſtzeug, wenn in der Geſchwindigkeit, auf der Stelle, ein leichtſinniges Volk, ein gähnender unentſchloſſener Richter, bewegt und gelenkt werden ſollte. Die Kraft, die ſie ſodann äuſſerte, wurde weislich ſogleich in ein Decret, in ein Geſetz, in ein richterliches Urtheil verwandelt, und nur dadurch behielt ſie ihre Fortdauer. Jetzt da ſie bey weitem ſo gewaltig nicht mehr iſt, haben wir ihr gleichwohl weit ſchwerere Dinge aufgetragen. Unſer ganzes moraliſches Leben, alle unſere chriſtliche Pflichten ſoll ſie ordnen und reitzen; aber da iſt kein Geſetz, kein weltlicher Arm der ihr zu Hülfe kommt, der ihre flüchtigen Eindrücke gründe, und ihre angefangene Erſchütterung in eine ſtete Bewegung fortſetze.

---

redſamkeit mächtig, ſo war es ſein Gebet noch mehr. Kein Wunder alſo, daß er vom Papſt Alexander VIII. im October 1690 kanoniſirt wurde!

Ich will ſagen, daß unſere geiſtliche Beredſamkeit, ohne die Kirchengewalt, von der heut zu Tage unter uns kaum die geringſte Spur mehr übrig iſt, nothwendig eine ſehr armſelige Rolle ſpielen muß. Unſere Kanzeln können ſich keiner Siege mehr rühmen; ihre beſten Betreter ſind Sophiſten, und wenn ſie es noch wären!

Conecte predigte damals wider die hohen Hennias, eine Art von Fontangen, die damals Mode waren. So lange er dawider predigte, ſo lange er ſeine Gaſſenjungen und dieſe ihre Steine bey der Hand hatten, ſo lange zog das Frauenzimmer ihre Hennias, wie die Schnecke ihre Hörner bey entſtehendem Geräuſch, ein. Kaum hört das Geräuſch auf, kaum iſt Conecte aus einem Orte weg, ſo kommen die Hennias und die Hörner größer als jemals, wieder zum Vorſchein. Ich habe ſchon geſagt, daß dieſes vielleicht auch der Fall des Pythagoros zu Croton geweſen. Ich gründe dieſe Vermuthung nicht ſowohl auf die Verfolgung, welche kurz darauf über die Schule des Pythagoras zu Croton erging, als vielmehr darauf, daß noch in den nachmaligen Zeiten Croton als ein ſehr üppiger Ort berüchtiget war.

XI.

Geſpräch über die Soldaten und Mönche.

A. Muß man nicht erſchrecken, wenn man bedenkt, daß wir mehr Mönche haben als Soldaten?

B. Erſchrecken? Warum nicht eben ſowohl erſchrecken, daß es weit mehr Soldaten giebt als Mönche? Denn eins gilt nur von dem und jenem Lande in Europa; und nie von Europa überhaupt. Was ſind Mönche? und was ſind denn Soldaten?

A. Soldaten ſind Beſchützer des Staats rc.!

B. Mönche ſind Stützen der Kirche!

A. Mit eurer Kirche!

B. Mit eurem Staate!

A. — — — — —

B. Du willſt ſagen: daß es weit mehr Soldaten giebt als Mönche.

A. Nein, nein, mehr Mönche als Soldaten.

B. In dem und jenem Lande von Europa magſt du Recht haben. Aber in Europa überhaupt? Wenn der Landmann ſeine Saat von Schnecken und Mäuſen vernichtet ſiehet: was iſt ihm dabey das Schreckliche? daß der Schnecken mehr ſind als der Mäuſe? Oder daß es der Schnecken oder der Mäuſe ſo viel giebt?

A. Das verſteh' ich nicht.

B. Weil du nicht willſt. — Was ſind denn Soldaten?

A. Beſchützer des Staats.

B. Und Mönche ſind Stützen der Kirche.

A. Mit eurer Kirche!

B. Mit eurem Staate!

A. Träumſt du? der Staat! der Staat! das Glück, welches der Staat jedem einzelnen Gliede in dieſem Leben gewährt.

B. Die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menſchen nach dieſem Leben verheißt.

A. Verheißt!

B. Gimpel!

XII.

Beweis, daß nicht die Juden, ſondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams ſind.

Meines Arabers Beweis, daß nicht die Juden, ſondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams ſind." Daher weil dieſe von Iſmael, der ganz gewiß der Sohn des Abraham war, und nicht von Iſack abſtammen, der zwar der Sohn der Sara, aber Gott weiß, ob auch der Sohn Abrahams war. Dieſen Verdacht bekräftiget

1) Die Zuſammenſtimmung der Zeit, indem Sara eben darauf mit ihm nieder kam, als ſie bey dem Abimelech geweſen war *).

---

*) Die vorhergeſchickte ſo umſtändliche Verſicherung, daß ſie von dem Abimelech nicht berührt worden, zeigt genugſam, daß der Schreiber ſelbſt die übeln

2) Verſchiedene kleine Umſtände, welche in der Bibel ſelbſt auf dieſen Verdacht zu zielen ſcheinen. Als

a) der Nahme Iſaak, welcher ſo viel bedeutet, **als man wird lachen** 1. Moſ. XVII. 19. Dahinter ſcheint mehr zu ſtecken, als die bloße Verwunderung, daß die betagte Sara ihrem noch betagteren Manne einen Sohn bringt.

b) Die Austreibung des Iſmael, mit ſammt der Hagar, weil Iſmael ſpottete und ſein Gelächter hatte. Worüber ſonſt, als darüber, daß ſich ſein guter Vater ſo gutherzig ein Bankbein unterſchieben ließ. XXI Nach des Michaelis Ueberſetzung kömmt es heraus, als ob Iſmael über das Gaſtmahl gelacht hätte, welches Abraham bey der Entwöhnung des Iſaak angeſtellt. Aber wenn dieſes auch: ſo muß er doch Urſache zu glauben gehabt haben, warum er dieſes Gaſtmahl für lächerlich gehalten.

c) Die Stelle XXI 12. wo Gott zu dem Abraham ſagt: In Iſaak ſoll dir der Same ge-

Folgen vorausgeſehen, die man aus dieſer Zuſammenſtimmung der Zeit ziehen könne. Denn als Sara bey dem Könige der Aegypter war, wird keine dergleichen Verſicherung von ihm gegeben.

nennet werden; von dem Iſmael hingegen es heißt v. 13. Darum, daß er deines Samens iſt.

e) Dürfte nicht vielleicht auch die Bereitwilligkeit Abrahams den Iſaak zu opfern, daraus zu erklären ſeyn? Dieſer Verſuch, aus welchem man hernach eine göttliche Probe gemacht, kam ihm in einem Anfalle von Eiferſucht ein. Die Liebe gegen ſeinen verſtoßenen wahren Sohn wachte auf: er wollte alſo den andern aus dem Wege ſchaffen.

XIII.

Womit ſich die geoffenbarte Religion am meiſten weiß, macht mir ſie gerade am verdächtigſten.

„Die geoffenbarte Religion, ſagt man, gewährt uns allein die völlig ungezweifelte Verſicherung von der Unſterblichkeit der Seele. Die Vernunft ſpeiſet uns hierüber mit bloßen Wahrſcheinlichkeiten ab.“

Ich will, dies einmal ſo wahr ſeyn laſſen. Ich will nicht wiederholen, was man ſo oft erinnert hat: nehmlich, daß eine geoffenbarte Religion, die ſich auf menſchliche Zeugniſſe gründet, unmöglich eine ungezweifelte Verſicherung in irgend etwas gewähren kann; (denn daß die Zeugniſſe worauf ſie ſich gründet, glaubwürdige Zeugniſſe ſind, kann höchſtens doch nur höchſt wahrſcheinlich gemacht werden): ſo iſt ihre Verſicherung doch auch nur eine höchſt wahrſcheinliche Verſicherung. Doch, wie geſagt, ich will es ganz ungezweifelt wahr ſeyn laſſen, daß uns die geoffenbarte Religion allein die völlige Verſicherung von der Unſterblichkeit der Seele gewähret.

Die völlige Verſicherung, die völlige! Eine Verſicherung bey der ſich das Gegentheil gar nicht denken läßt. Ein Widerſpruch, wenn es je einen gegeben hat. — Doch ich will ja von dieſer Seite den Streit nicht ſuchen. — Der Angriff ſcheint mir von einer andern Seite noch leichter.

XIV.

Eine Stelle aus dem Tertullian gegen die Ketzer, kann man auf die Schriften wider die Religion ſehr gut anwenden.

Von den Schriften wider die Religion läßt ſich ſehr wohl ſagen, was Tertullian von den Ketzereyen ſagt: ad hoc sunt, ut fides habendo tentationem, haberet etiam probationem. Und von denen, welche ſich wundern und darüber ärgern, daß dieſe Bücher ſo geleſen werden, kann man eben ſo recht ſagen: Vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur. Denn wahrlich auch dieſe Bücher, wie die Ketzereyen, nihil valebunt, si illos tantum valere non mirentur.

XV.

Der Philoſoph auf der Kirchenverſammlung.

Ich bringe den Philoſophen an keinen Ort, in keine Verſammlung, wo er nie etwas zu ſuchen gehabt hätte.

Denn wenigſtens die Chriſten der erſten Jahrhunderte hielten einen Mann, der bloß bey dem Lichte der Natur ſah und handelte, mit dieſem Lichte ſich völlig begnügen ließ, dieſes Licht nur immer ſo rein und hell als möglich ſich zu machen und zu erhalten ſuchte: die erſten Chriſten, ſage ich, hielten ſo einen Mann, das iſt, einen Philoſophen, für ſo wenig gefährlich, daß ſie ihn nicht nur mehrmalen zum Schiedsrichter ihrer theologiſchen Streitigkeiten freywillig erwählten, ſondern es auch gern geſchehen ließen, wenn einer oder mehrere in öffentlichen Kirchenverſammlungen für diejenigen chriſtlichen Lehrer das Wort führten, deren ungewöhnliche Meynungen zu prüfen dieſe Kirchenverſammlungen angeſtellt waren.

Ob von lezteren mehrere Exempel vorhanden ſind, als das von der erſten allgemeinen Kirchenverſammlung zu Nicäa, weiß ich nun eben nicht; aber auch dieſes einzige Exempel iſt ſchon hinreichend zu erweiſen, auf welchem guten Fuß ehedem zwey Mächte mit einander gelebt haben, die ſich jezt ſo gewaltig anfeinden.

Die Nachricht, welche uns Gelaſius in ſeiner Geſchichte der Nicäiſchen Kirchenverſammlung von dieſen Hülfstruppen der Philoſophie giebt, mit deren Verſtärkung Arius daſelbſt erſchien, iſt äußerſt merkwürdig. Daß ſie alle aus der Schule des Porphyrius geweſen, ſcheint mir daher wahrſcheinlich, weil Conſtantinus ausdrücklich befahl, daß die Arianer von dieſer Zeit an Porphyrianer heißen ſollten.

Beſonders ſpielte einer derſelben eine ganz außerordentliche Rolle, wenn ſich dieſer Ausdruck anders auch dahin beziehen läßt, wo ſich die ſpielende Perſon in der Hauptſache nur leidend verhält. Er hatte nehmlich verſchiedene Tage hinter einander mit den verſammelten rechtgläubigen Vätern unter großem Zulauf ganz bewundernswürdig geſtritten. Die deutlichſten Stellen der Schrift, welche dieſe gegen ihn vorbrachten, vermochten wider ihn nichts; er hatte Ausflüchte über Ausflüchte, und entſchlüpfte durch ſeine Sophiſtereyen meiſtentheils, ſo oft ſie ihn am feſteſten zu haben glaubten. Er ward daher ſo übermüthig, daß er immer mit — — — — Stolz in die ruhige Verſammlung trat und ſich — — — — —

Das Aergerniß ward groß: bis endlich ein ganz ungelehrter Mann aufſtand (einer von den heiligen Bekennern, der mit dem Biſchof zugegen war) und um die Erlaubniß bat, mit dem Philoſophen anbinden zu dürfen. Allein die dieſen guten Mann kannten, und wußten wie einfältig und unwiſſend er ſey, verwehrten es ihm ernſtlich, um ſich nicht den Feinden der Wahrheit zum Geſpötte zu machen. Doch der **Bekenner** beſtand auf ſeinem Verhaben, trat mit eins — — — — und ſprach: Im Namen Jeſu Chriſti des Vaters Gottes, daß — — — der Vater war, höre die Lehre der Wahrheit, o Philoſoph! Es iſt nur ein Gott, der Himmel und Erde und alles was darin iſt erſchaffen hat, den Menſchen aus Staub gebildet, und alles durch ſein Wort und ſeinen heiligen Geiſt erhält. Dieſes Wort, Philoſoph, iſt der Sohn Gottes.

XVI.

Wiclef.

Henric de Knyghton de eventibus Angliae lib. V. unter dem Jahre 1382 ſagt, daß Wiclef zuerſt die Bibel ins Engliſche überſezt habe, wenigſtens das Neue Teſtament *).

> Hic Magister Ioh. Wyclef Evangelium quod Christus contulit clericis et Ecclesiae doctoribus, ut ipsi Laicis et infirmioribus personis secundum temporis exigentiam et personarum indigentiam cum mentis eorum esurie dulciter ministrarent, transtulit de Latino in Anglicam linguam non angelicam.

Die Wicleffſche Ueberſezung des N. T. iſt auch wirklich im Druck erſchienen, aber erſt 1731, da ſie John Lewis in Fol. herausgegeben.

---

*) Hist. Anglicanae script. p. 2644.

Iſt die alte Engliſche Bibel, die wir im MS. haben, die aber auch das A. T. enthält, älter oder neuer? oder iſt es Wiclefs ſelbſt, aus deſſen Zeiten die Schrift zu ſeyn ſcheint?

XVII.

Manuscripto latina theologica in Folio.

1) **Coelii Lactantii Firmiani Opera in membrana.**

Von allen Handſchriften des Lactantius in unſerer Bibliothek iſt zu merken, daß ſie Burmann zu ſeiner Ausgabe (von 1739) nicht ſo brauchen können, wie er wohl gewünſcht, und daß er nur in einzelen Stellen ſie nachſehen dürfen. (ſ. Bunem. **Praefatio** no. 43. 47.) Wenn er aber ſagt, daß die Codices **aus der Gudiusſchen** Verlaſſenſchaft hierher gekommen, ſo iſt dieſes nicht ganz richtig; denn der, welcher in dem Quartcatalogo unter Nummer 3 ſpecificirt iſt, iſt zurückgeblieben.

Dieſer Codex enthält die VII libr. institutionum, die in den Ueberſchriften durchgängig den Zuſatz adversus gentes führen, welches ich nicht finde, daß es Burmann ſonſt aus einem Manuſcript angemerkt habe. Die Eintheilung in Capitel durch alle ſieben Bücher, iſt die nehmliche, die Burmann mit Römiſchen Zahlen angegeben hat, und zu jedem Kapitel iſt der Inhalt mit rother Tinte an den Rand geſchrieben. Dergleichen Inhalte hat Burmann ganz weggelaſſen. Zu den Griechiſchen Stellen war in dem Texte Platz gelaſſen, die aber ebenfalls mit rother Tinte von einer etwas neuern Hand eingetragen worden, wovon jedoch eine Lateiniſche Ueberſetzung bereits von der ältern Hand, die den Text geſchrieben hatte, an den Rand geſchrieben war.

Auf die Institutiones folgen die Bücher de ira und de opificio Dei vel formatione hominis, beide ohne alle Abtheilungen von Kapiteln. Endlich ſchließt das Carmen de Phoenice (welches aber nicht des Lactantius, ſondern des Claudianus ſeines iſt), und von einer neuern Hand die Stelle aus dem zweyten Buche des Plinius von dieſem Vogel.

Die Anfangsbuchſtaben ſind von Gold und illuminirt, und der ganze Codex höchſtens aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts. Er ſcheint in Italien geſchrieben zu ſeyn, wie denn auch der Name Domini Andreae Gritti, welcher auf dem letzten leeren Blatte ſtehet, ohne Zweifel der Name eines ſeiner frühern Beſitzer geweſen.

2. Lactantii quaedam, quorum initia in membrana, maxima autem pars in charta ſcripta.

Dieſer Codex fänget an mit dem Buche de Opificio Dei, in XXI. Kapitel abgetheilt, deren jedes ſeinen übergeſchriebenen Inhalt hat. Am Ende aber findet ſich noch ein anderer, etwas umſtändlicher Inhalt aller 21 Capitel. Die Eintheilung in nur 20 Kapitel beym Burmann iſt etwas verſchieden.

Hierauf folgen die Inſtitutiones, in ihre Bücher, und dieſe in ihre Capitel abgetheilt, meiſtens mit dem übergeſchriebenen Inhalte, wie er in dem vorhergehenden Codice zu leſen. Die Inſtitutiones führen hier gleichfalls den Zuſatz: adverſus gentes *).

Endlich macht das Buch de ira den Beſchluß in 25 Kapitel getheilt, mit überſchriebenem Inhalt **).

Und folglich enthält dieſer Codex eben ſo

---

*) Die Griechiſchen Stellen ſind nicht eingeſchrieben, aber die Lateiniſche Ueberſetzung findet ſich gleichfalls am Rande von der nehmlichen Hand.

**) Die Bücher folgen alſo in dieſem Codice ſehr gut, nehmlich, ſo wie ſie nach einander geſchrieben ſind. G. Hamberger.

wohl die ganzen Werke des Lactantius als der vorhergehende; indem ihm ebenfalls nicht mehr als das Epitome institutionum, und das Buch de mortibus persecutorum fehlen, welche erſt in neueren Zeiten Pfaff *) und Beluzius in bisher noch einzigen Manuſcripten der Königl. Turiniſchen und der Colbertiniſchen Bibliothek zu Paris entdeckt haben.

Die Pergamentblätter dieſes Codicis finden ſich eben nicht zum Anfange der verſchiedenen Bücher, ſondern ſind durch das Ganze ohne Ordnung zerſtreut. Der papierne Theil iſt ſehr ſchönes weiſſes und ſtarkes Papier, welches einen Buchſtaben zum Zeichen hat, der entweder ein p oder b iſt, ſo wie er rechts oder verkehrt ſteht.

Das Ganze iſt durchgehends auf geſpaltenen Columnen geſchrieben, und ſchwerlich wohl älter als aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts. Zum Ende hat der Schreiber folgende vier ſchöne Zeilen angehänget:

Ut laetus ponti spumantis navita lymphas
Munere congaudet summi tranasse potentis,
Sic sacro calamo scriptor sulcasse libellos
Rhetoris geſtit nomen Lactantii est cui.

---

*) Nur vollſtändig, mit dem fehlenden Anfange. Denn das meiſte davon war ſchon längſt vor ihm bekannt und gedruckt.

3. Lactanti nonnulla. In membrana.

Dieſer Codex, wie ſchon angemerkt, iſt nicht in unſere Bibliothek gekommen. Dafür will ich ſogleich die andern Codices Lactantii mitnehmen, die in derſelben vorhanden.

Erſtlich alſo ein chartaceus unter den Gudianis in folio No. 71, den ich in dem gedruckten Verzeichniſſe in 4to nicht finde, und der alſo ohne Zweifel für dieſen fehlenden wird mitgekommen ſeyn. Er enthält aber nur die Institutiones, und iſt, wenn er alt iſt, aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts.

Zweytens ein membranaceus in Quart, in dem gedruckten Quartcatalogo no. 24. p. 546; nach unſerer Zahl aber 240 Gud. Dieſer enthält vom Lactantius:

1. Das Buch de ira, gleichfalls in 25 Kapitel, (alſo anders abgetheilt als beym Burmann, der nur 23 zählt) mit ihren vorgeſetzten Inhalte. Voran ſtehet von der nehmlichen Hand, folgende ſehr vernünftige Erinnerung.

   „Quicunque hunc pulchetrimum Lactantii librum legis, sic sobrie legendum esse curaveris, ut non omnia de dei ira dicta credas esse approbanda, sed ducem ac praeceprorem habeas beatum Augustinum, qui in eius Enchiridio ait:

Cum autem Deus irasci dicitur, non eius perturbatio significatur: qualis est in animo irascentis hominis. Sed ex humanis motibus translato vocabulo: vindicta eius, quae non nisi justa est, irae nomen accipit.

2. Das Buch de Dei opificio, nach der Eintheilung des Codicis No. 2 in 21. Kapitel, mit den nehmlichen Ueberſchriften derſelben; gleichfalls doppelt, wovon die zweyten [illegible] in Lactantium heiſſen.

3. Das Gedicht des Lactantius de Phoenice, dem das Gedicht des Claudians ähnlichen Inhalts, und die Stelle aus dem Plinius beygefügt ſind.

4. L. C. Lactantii Firmiani de sacratissima resurrectione Christi versus.

Iſt das Gedicht de Pascha, in der Bünemanniſchen Ausgabe p. 1515. welches aber wohl mit mehrerem Grunde dem Venectius Fortunatus zugeſchrieben wird, unter deſſen Gedichten es ſich auch lib. III c. 7. befindet.

Das Sonderbare unſerer Handſchrift iſt, daß das Gedicht ſich mit dem 39 und 40 Verſe anfängt.

> Salve festa dies, toto venerabilis aevo,
> Qua deus infernum vicit et astra tenet.

worauf alles in ſeiner Ordnung folgt, bis auf den 100 Vers, mit welchem es ſchließt, ſo daß es von den noch folgenden zehn Verſen, die wegen des Aspera gens ſaxo Auslegens bedurft haben, nichts weiß, die alſo wohl ein fremder und ſpäterer Zuſatz ſeyn können.

Das Alter dieſes Codicis iſt zu Ende des Buchs mit den Worten angegeben:

III. Non. Jan. MCCCCXXXIII.

und dieſes Datum iſt nur deswegen merkwürdig, weil durchgängig der Schreiber das lange ſ zum Schluß der Worte gebraucht hat, und kein kleines s kennet; welches ſonſt von Neuern für das Merkmahl eines höhern Alters angegeben wird.

Drittens ein Chartaceus in folio unter unſern Augusteis No. 6. 7. Er enthält 1. die libros institutionum in ihre Kapitel abgetheilt, mit deren Inhalt. Das 7te Buch iſt nicht de vita beata, ſondern de divino prooemio zu Anfange überſchrieben; zu Ende aber heißt es de divino prooemio i. e. beata vita et ultimo futuro judicio ad Constantinum Imperatorem, daß alſo wohl die gewöhnliche Ueberſchrift die Glossa ſeyn könnte. 2. de opificio Dei gleichfalls in 25 Kapiteln, nebſt den Ueberſchriften, die auch hier gedoppelt ſind, wie ſie in den angegebenen Codicibus vorkommen. 3. de ira Dei ebenfalls in 25 Kapiteln mit den Aufſchriften. 4. de resurrectione Christi versus, welche auch hier mit dem 39 Verſe anfangen, Salve festa dies, und die letzteren zehne nicht haben. 5. Versus de Phoenice, dem ebenfalls noch das Gedicht des Claudians und die Stelle aus dem Plinius beygefügt ſind; mit noch andern ähnlichen Stellen aus den Metamorphoſen des Ovidii, und einer Italiäniſchen aus dem Dante.

Aus letzterer Stelle iſt nicht unwahrſcheinlich zu vermuthen, daß der Codex in Italica geſchrieben worden. Etwa um 1400. Das Papier iſt ſchön weiß und ſtark, und hat ein Zeichen, welches einem Crucifix, das in einen Cirkel eingeſchloſſen iſt, ähnlich ſieht.

Viertens, iſt das Gedicht de resurrectione noch in einem Chartaceo unter den Augusteis No. 53. 1. bald zum Schluſſe zu finden, wo es gleichfalls eben ſo anfängt und aufhört.

4. B. Ambrosii Mediolanensis Hexameron in Membrana.

Der Charakter dieſes Codex iſt ganz Gothiſch, und er kann höchſtens aus dem 14ten Jahrhunderte ſeyn. Wenn noch. Vor jedem Buche iſt das darin abgehandelte Tagewerk in einem kleinen Bilde vorgeſtellt, das Gold und helle Farben genug hat. Was ich darin geleſen habe, iſt ſehr incorrect.

5. B. Hieronymi Epistolae elegantissime scriptae. In membrana.

6. Hieronymi Epistolae. In membrana.

7. Hieronymi Epistolae et alia quaedam opera. In membrana.

Dieſer Codex muß nicht mit in unſere Bibliothek gekommen ſeyn.

8. Hieronymus in Epistolas Pauli ad Ephesos et Galatas. In membrana.

Von wem, und wenn dieſer Codex geſchrieben worden, davon findet ſich auf dem Blatte einige Nachricht. Oben nehmlich, ſteht mit kleiner Schrift: Hoc ego Richmundus feci Clementis alumpnus. Scripsi devote Horberto (oder Norberto) patre jubente. Und darunter mit gröſſerer Schrift einer andern Hand: Liber conventus Monasterii Clementis in Iborgh Ordinis S. Benedicti.

Ibergh aber iſt ein kleiner Ort in Weſtphalen im Stifte Paderborn, der jezt Dreyburg oder Driburg heißt. Es kömmt alſo nur darauf an, zu wiſſen, wenn ein Abt Horbert oder Norbert daſelbſt gelebt hat. Der Codex müßte wenigſtens aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts ſeyn wenn es wahr iſt, was in der Staats- und Reiſegeographie ſteht (VIII. p. 538.), daß das Schloß an Driburg nebſt dem dabey geſtandenen Kloſter ſchon ſeit 1320 wüſt gelegen.

9. D. Aurelii Augustini de sermone Domini in monte libri II. II. Iohannes Cassianus de sexto vitio principali quod Graeci Ἀκηδίαν vocant. III. Ivonis Canonici regularis et Carnotensis Episcopi de statu vitae suae Epistola. IV. Ejusdem Epistola ad Rainaldum. V. Rainaldi Responsio ad praecedentem epistolam. VI. Ejusdem defensio malae causae, in Membrana.

Erſt muß ich von dieſem Codice überhaupt anmerken, wem er ehedem gehört. Es ſteht nehmlich unten auf der erſten Seite: Iste liber est S. Genovefae Parisiens. quicunque eum furatus fuerit vel titulum istum deleverit, anathema sit. Amen.

1. Die Bücher des Auguſtinus de sermone Domini in monte ſtehen Tom. III. Parte II. der Benedictiner Ausgabe, und deren Text möchte wohl ſchwerlich daraus zu verbeſſern ſeyn. Ueber die wenigen darin vorkommenden Griechiſchen Worte, iſt die Ausſprache Buchſtabe für Buchſtabe Lateiniſch geſchrieben.

2. Iſt ein kleines Stück des Caſſianus, nehmlich die ſieben erſten Kapitel des 10ten Buchs de institutis Coenobiorum, welches 10te Buch de spiritu Acediae handelt. Alſo ſollte es nicht ἀδεια ſondern ἀκηδία heißen, welches etwas ganz anders iſt. Dem Wort nach, iſt ἀκηδία ſo viel als Sorgloſigkeit. Verdroſſenheit aber drückt es näher aus, und wenn man alle Symptomata zuſammennimmt, die Cassianus davon angiebt, ſo war es eine Art von Hypochondrie, welche die Mönche und Eremiten gemeiniglich circa horam sextam überfiel; das iſt gegen Mittag: nimirum, dum circa meridiem inedia et labore fatigati, adhuc tribus horis, nempe ad nonam usque pomeridianam, cibum expectarent, abstinentes plerique, infirmiores, non item, quos Ace-

dio superbiat. Inde terrorem, dolorem ac vertiginem illis fuisse generatam, ſagt Alardus Gazaeus in ſeinem Commentar über das Werk des Caſſianus.

3. Ein ungedruckter Brief des Ivo, zu folge der Anmerkung, die Gudius an den Rand geſchrieben. Epistola haec ἀνέκδοτος, neque dubium, quin sit Ivonis Carnotensis Episcopi et regularis Canonici, etiamsi inter editas eius non extat.

Nun iſt allerdings nicht unter den Briefen zu finden, wie ſie in der Ausgabe des Fronto von den ſämmtlichen Werken des Ivo (v. 1647 Fol. Pariſiis) (p. 39. Th. X) vorkommen. Es müßte aber doch auch erſt nachgeſehen werden, ob ihn nicht etwa Dacherius, oder Mabillon, oder Muratori, welche einzelne Briefe des Ivo herausgegeben, ſchon bekannt gemacht. S. Hamberger. IV. p. 72.

Fronto, der Herausgeber der ſämmtlichen Werke, war Canonicus regul. St. Genovevae Pariſ. Und unſer Codex, wie angezeigt, gehörte ehedem dieſem Kloſter. Er mußte alſo wohl zu den Zeiten des Fronto ſchon abhänden gekommen ſeyn; ſonſt würde ihn dieſer ohne Zweifel, ſowohl dieſes als der nachfolgenden Stücke wegen, genutzt haben. (Gudius war gegen 1660 zu Paris.)

Der Brief fängt an: Cum nuper Aurelianis de vita tecum multa colloqueremur, te ipso occasionem dante etc. — und endet ſich: et ne formides ut dura ista ratiocinatur Agalius.

4. Ein Brief des Ivo unter den gedruckten in den ſämmtlichen Werken der 256 an den Bruder Rainald, welcher dies Kloſter verlaſſen und ein Eremit werden wollte. Aber nun folgt

5. die Antwort des Bruder Rainalds darauf, welche nicht gedruckt iſt, und ſich anfängt: Dum dubitas epistolae tuae multo melle pareret absinthioque asperae respondere, und ſich ſchließt: ubi plenius praecepta dominica adimplere potuerit. Vale. Und hierauf endlich folgt

6. ohne alle Ueberſchrift ein neuer Abſatz, welcher ſich anfängt: Quia relicta saepius coenobii talium fratrum societate; — und ſchließt: brevibus ecclesiarum claustris includi sum. Und zu dieſem Zuſatze hat Gudius an den Rand geſchrieben: Ejusd Rainaldi de eadem re,

dis superabat. Inde terrorem, dolorem ac vertiginem illis fuisse generatam, ſagt Alardus Gazaeus in ſeinem Commentar über das Werk des Cassianus.

3. Ein ungedruckter Brief des Ivo, zu folge der Anmerkung, die Gudius an den Rand geſchrieben. Epistola haec ἀνέκδοτος, neque dubium, quin sit Ivonis Carnotensis Episcopi et regularis Canonici, etiamsi inter editas eius non extat.

Nun iſt allerdings nicht unter den Briefen zu finden, wie ſie in der Ausgabe des Fronto von den ſämmtlichen Werken des Ivo (v. 1647 Fol. Parisiis) (70. 39. Th. X.) vorkommen. Es müßte aber doch auch erſt nachgeſehen werden, ob ihn nicht etwa Dacherius, oder Mabillon, oder Muratori, welche einzelne Briefe des Ivo herausgegeben, ſchon bekannt gemacht. S. Hamberger. IV. p. 72.

Fronto, der Herausgeber der ſämmtlichen Werke, war Canonicus regul. St. Genovevae Paris. Und unſer Codex, wie angezeigt, gehörte ehedem dieſem Kloſter. Er mußte alſo wohl zu den Zeiten des Fronto ſchon abhänden gekommen ſeyn; ſonſt würde ihn dieſer ohne Zweifel, ſowohl dieſes als der nachfolgenden Stücke wegen, genutzt haben. (Gudius war gegen 1660 zu Paris.)

Der Brief fängt an: Cum nuper Aurelianis de vita nostra multa colloqueremur, te ipso occasionem dante etc. — und endet ſich: et ne formides si dura tibi vaticinetur Agabus.

4. Ein Brief des Ivo unter den gedruckten in den ſämmtlichen Werken der 256 an den Bruder Rainald, welcher dies Kloſter verlaſſen und ein Eremit werden wollte. Aber nun folgt

5. die Antwort des Bruder Rainalds darauf, welche nicht gedruckt iſt, und ſich anfängt: Diu dubitavi epistolae tuae nostro melle pariter absinthioque aspersae respondere, und ſich ſchließt: ubi plenius praecepta dominica adimplere potuerit. Vale. Und hierauf endlich folgt

6. ohne alle Ueberſchrift ein neuer Abſatz, welcher ſich anfängt: Quia relicta saepius coenobii talium fratrum societate; — und ſchließt: brevibus ecclesiarum claustris includi sum. Und zu dieſem Zuſatze hat Gudius an den Rand geſchrieben: Ejusd. Rainaldi de eadem re,

disquisitio alia itidem ἀνέκδοτος. Alſo de eadem re, nicht de alia causa, wie der Catalogus ſagt.

11. Aurelii Prudentii Opera. In membrana.

Eine Handſchrift vom Prudentius in Fol. iſt in unſerer ganzen Bibliothek nicht. Auch weiſt unſer Verzeichniß bey dieſer Nummer auf einen Band in Octav. N. 202., welcher Prudentii opera enthält auf Pergament; er iſt aber von vorn herein defect, und fängt mit der 44ſten Zeile des 4ten Hymnus der Cathemerinon an.

Nil est dulcius ac magis saporum.

Die Hymni Cathemerinon hören mit dem 10. auf, bey deſſen Schluſſe ausdrücklich ſteht: Finit liber qui praetitulatur Cathemerinos grece, cotidianus latine; es fehlt alſo der 11te und 12te.

Hierauf kommt: Liber Peristephanon, aber ohne die Vorrede. Die Hymni folgen auch nicht in der nemlichen Ordnung, z. E. der XI in der Ausgabe des Weizii, in honorem Quirini, iſt der dritte. Zum Schluſſe der Peristephanon, kommen die zwey folgenden Hymni der Cathemerinon.

Sodann die Apotheosis, Hamartigenia, Psychimachia.

In dieſer findet man die 27 erſten Verſe doppelt, und zu Anfange der erſtern ſtehet:

Aurelius Prudens virtutum praelia Clemens
Cum viciis cecinit, metrica scolasticus arte.

Zu Ende dieſes Gedichts lieſt man die Zeilen:

Hic libri statuit metam Prudentius auctor
Laudans virtutes quas sanctos decet habere
Excutiensque pius de mentibus vicia cuncta.

Ferner folgen die zwey Bücher contra Symmachum; und endlich das Diptychon, vor welchem an zwanzig Zeilen ſtehen, zu denen Gudius an den Rand geſchrieben: Non est in editione Theodori Pulmanni; und in Weizii Ausgabe (von 1618) ſtehen ſie auch nicht. Sie fangen an:

Immolat deo patri pius, fidelis, innocens, prudens
dona conscientiae, quibus beata mens habundat intus. *)

---

*) Ich finde nun, daß dieſe Zeilen die fehlende Vorrede zu dem Briefe Peristephanon ſind, die auch in einem andern Codice des Prudentius, welcher ſich unter den Augusteis befindet, ebenfalls an dieſem Orte ſtehen. Wie man ſie aber beym Weitzius an jenem Orte findet, ſo werden ſie wohl auch in Pulmanns Ausgabe daſelbſt ſtehen, nur daß Gudius dieſes nicht bemerkt hatte.

Hinten an dem Diptychon ſind noch folgende Stücke: eine Anmerkung über die 10 Namen Gottes im Hebräiſchen, quae quicunque super se habuerit nec in aqua, nec in armis unquam peribit, und ein Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, welches anfängt:

Hos in laude tua cano versus Virgo Maria
Atque Dei genitrix tali cognomine felix etc.

Der größte Theil davon iſt verloſchen.

Dieſer Codex gehörte ehedem **Bernhard Rotterdorfen**. Er ſcheint aus dem 13ten Jahrhunderte zu ſeyn, und hat faſt durchgängig Gloſſen zwiſchen den Zeilen am Rande.

12. Gregorii M. Epistolarum lib. XII. In membrana.

In der Ausgabe der Benedictiner (von Paris 1705, vier Bände in Fol., in welcher die Briefe in dem zweyten Bande ſtehn) ſind die Briefe in 14 Bücher eingetheilet. Aber man glaube nicht, daß dieſer Codex etwa die ſämmtlichen Briefe, oder doch wenigſtens die 12 erſten Bücher in ſich begreife. Er enthält bey weitem nicht die Hälfte derſelben, und iſt am Ende defect.

Das erſte Buch Indiction. IX. hat zwar auch 85 Briefe, die aber weder nach der alten, noch nach der von den Benedictinern beſtimmten Ordnung auf einander folgen.

Hierauf kommen 78 hinter einander numerirte Briefe, die mit den erſten zweyen des zweyten Buchs Indiction. X. anfangen, welches 2te Buch aber nur 34 Briefe bey den Benedictinern enthält.

Und endlich folgen 41 Briefe, die gar nicht numerirt ſind, wovon der letzte der 60ſte Brief des 6. Buches iſt, an den Eulogius, Biſchof zu Alexandria, welcher ſich anfängt: mater et custos bonorum omnium charitas. Darauf kommen die erſten Zeilen eines Briefes, der anfängt: Quamvis fraternitatem vestram bonis esse intentam operibus —

Ein ebenfalls unvollſtändiger Codex von des Gregorii Briefen, welcher mit dem 8ten Buche anhebt, iſt unter den Weiſſenburgiſchen Mscr. No. 71, der 293 Briefe enthält, die aber gar nicht numerirt ſind. Beide Codices wird ſich vielleicht der Mühe lohnen, bey mehrerer Muſe, Brief für Brief zu conferiren. Ein weit beſſerer und älterer Codex aber von den Epistolis Gregorii, in welchem ſie ſämmtlich in 12 Bücher vertheilt ſind, iſt unter den Augusteis No. 75, welche Eintheilung darum merkwürdig iſt, weil die Benedictiner in ihrer Vorrede zu den Epiſteln ſagen: Etsi enim nonnulli sunt

Msti codices, in quibus absque ulla librorum distinctione laudatae repraesentantur epistolae, nulli tamen occurrerunt nobis, qui eas in libros dividendo, in pauciores quam quatuordecim partiantur.

Doch ſehe ich nun aus dem gleich darauf Folgenden, daß dieſes die epistolae decretales Gregorii ſind, welche der Papſt Hadrianus aus allen ausziehen, und in zwey Bücher vertheilen laſſen. Der Weiſſenburgiſche Codex fängt bey dem 2ten Buche dieſer decretalium an.

XVIII.

Von des Papſtes Hadrians des I. Auszuge aus den Briefen Papſt Gregorius I.

Papſt Gregorius I. zugenannt der Große, beſtieg den päpſtlichen Stuhl 590 den 3ten September, und ſtarb den 12ten März 604, nachdem er alſo 13 Jahre, 6 Monate und 10 Tage regiert hatte.

Die Briefe, welche er während ſeiner Regierung in Geſchäften des Stuhls geſchrieben, hatte er fleißig nach den Jahren geſammelt, und er ſtarb alſo ehe er das 14te Jahr derſelben vollendet hatte.

Dieſes bezeugt Iohannes Diaconus, welcher ſein Leben in 4 Büchern beſchrieben, das er Iohann VIII. zugeeignet (alſo zwiſchen 872 — 882), aber lib. IV. §. 72 ſchreibt:

> „Licet Longobardorum perfidia saeviente, post Ezechielis tractatus ab expositione librorum destiterit, ab exponendis tamen epistolis, quamdiu vivere potuit, nunquam omnino cessavit, quarum videlicet

> tot libros in scrinio dereliquit, quot annos advixit. Unde quartum decimum epistolarum librum septimae indictionis terminum non peregit.“

Die Benedictiner, welchen wir die neueſte Ausgabe der Werke dieſes Papſtes von 1705 in 4 Folianten zu danken haben, hatten alſo recht, die Briefe deſſelben, welche bisher nur in 12 Bücher abgetheilt waren, nach dieſer genauern Eintheilung in 14 Bücher der Zeitfolge nach zu ordnen.

Aber Iohannes Diaconus fährt nach angezogener Stelle fort:

> „Ex quorum multitudine primi Hadriani Papae temporibus quaedam epistolae decretales per singulas indictiones excerptae sunt, et in duobus voluminibus, sicut modo cernitur, congregatae.“

Dieſes bekräftiget Sigebertus Gemblacencis de script. eccles. cap. 79. wenn er ſchreibt:

> „Adrianus Papa libros epistolarum primi Gregorii Papae abbreviavit, et utiliora quaeque decerpens tredecim libros ad duos redegit.

Deßgleichen Trithemius cap. 254. de Sc. Eccl.:

> „libros XIII epistolarum S. Gregorii Papae abbreviavit in duos, utiliora decerpens.

Liber Primus.

1. Venantio Lunensi Episcopo scribit ut subsidium a se missum Abbatissae et adjutorium in omnibus praeberet - X. 41.
2. Cyridano, qui censum tritici quod in horreis ecclesiae susceptum fuerat, restituere jubebat et in speciem praeparare, omnino interdixit sub hujusmodi dispendio Ecclesiam subjacere. XII. 24.
3. Theodoro Curatori de susceptione conjugis Iohannis Praefecti urbis. X. 6.
4. Mariniano Episcopo Ravennatis de eadem Iohannis conjuge benigne suscipienda. X. 7.
5. Romano defensori Vitum quendam collaudat quem in defensorum schola praesentari voluit. - - XI. 29.
6. Fantino defensori injungit causam, ut habitam inter Maurentium, Magistrum militum, et Victorem, Panormitanum Episcopum, determinaret. - - XII. 4.
7. Savino Subdiacono mandat ut adjutorium Proculo Episcopo ad suam ecclesiam revertenti praeberet. - XIII. 24.
8. Anthemio Subdiacono de pecunia quae apud Benenatum Episcopum remansisse dicebatur,

quam pro construendo susceperat, perquirere praecepit. - - IX. 51.

9. Per Sabinum subdiaconum Palumbum Episcopum eo quod res vel ministeria Ecclesiae remisse servaverit clementer arguit XII. 26.

10. Vituli defensori per Bonifacium notarium scripsit, ut in utilitatem Parochiae Barbaricina mancipia comparari debuisset. XI. 23.

11. Maurencium magistrum militum oratur ut Arogi duci suaderet ut Savino Subdiacono ad deducendas S. Petri ecclesiae trabes opem ferret. - - XII. 2[illegible]

12. Gregorio Expraefecto scripsit ut solatium Silvio Subdiacono ad deducendas trabes supradictas praestaret. - XII. 22.

13. Arogi duci mandat ut solatium Savio Subdiacono ad deducendas ad mare easdem trabes exhiberet. - - XII. 21.

14. Stephano injunxit auxiliari Savio Subdiacono in jam dicto negotio. XII. 23.

15. Romano defensori commendat, ut Petrum, quem ipse defensorem fecerat, qui de massa juris romanae ecclesiae fuerat, admoneret, ne filios suos alicubi in conjugium, nisi in ea massa de qua fuerat, sociare non praesumeret. - - XII. 25.

16. **Savino Subdiacono** ut causam quam Clerus Regitanae Ecclesiae contra Episcopum suum habere questus est, cum aliis reverendissimis viris diffiniret, praecepit. - IX. 47.

17. Romano defensori injungit ut Laurentio de pecunia quam Bonifacius reliquerat, satisfacere deberet. - - XII. 15.

18. Mariniano Episcopo Ravennae suadet ut Maurentio vel missis suis adjutorium ferri deberet. - - XII. 5.

19. Hilario Notario, navem in qua Vitalis navigarat Deo datae Abbatissae transmissam esse innotescit, atque ei praecipit ut eam ab omni onere vel angaria, ac si sua fuisset, l. exc. accurreret. - *X. 67.*

20. Theodoro Curatori scribit ut Maurentii magistri militum missis solatium ferre deberet. - - XII. 6.

21. Paulino, Proculo, Palumbo, Venereo, ac Marciano Episcopis injungit ut inter Bonifacium Episcopum et Clerum suum causas, habita summa aequitate, discuterent, perscrutatasque sibi diligenter innotescere jussit. - - IX. 48.

22. Anastasium Antiochenum pro rectae fidei tenore collaudat, fundamentum unum esse

Christum secundum apostolum commemoret, ipsum vero pastorem esse, per hostium id est Christum ingreditur, ostendit, exemplum Jacobi servientis inducit pro vita piissimi Imperatoris qui haereticorum ora concludat orandum esse innotuit, exemplar primae Ephesinae ecclesiae, ut inviolata permaneret, inquirere iubet, eosque qui per praemia ad sanctum ordinem pervenerint, errorem Symoniacae haereseos incurrere manifestat. IX. 49.

23. Anthemio Subdiacono permandat ut Matthaeo Scholastico XII. dare solidos festinaret. - - - XII. 2.

24. Bonam Abbatissam ad possidendam Ecclesiam, quam Iohannes Presbyter construxit, clementer invitat. - - III. 37.

25. Venantio Episcopo Lunensi scribit, ut Agrippino Presbytero Ferolano quaedam debita ad reparationem ecclesiarum solvere procuraret. - - X. 44.

26. Anthemio Subdiacono Campaniae praecipit ut Gallo Manclero qui pro susceptione servi publici juris in monasterium constrictus erat, auxilium praestaret.

27. Romano defensori injungit ut Fausto res suas, quae a Syracusanae ecclesiae actionariis

subtractae erant eius cuius fuerant dominio reformaret. - - XI. 47.

28 Iohanni episcopo Syracusano de eiusdem Fausti rebus violenter ablatis. XI. 42.

29. Pulcherrimum exhortatorium ad Secundinum, servum Dei, in quo dulcedinem epistolae illius collaudat, infirmitatis suae et curarum secularium molestiam inducit, vitam solitariam ducentes frequentioribus inimici jaculis patere denunciat, mentem poenitentis ad mala transacta cogitando recurrendo sub cicatricis specie partim exponit, St. Leonis papae fidem et sanctam Chalcedonensem synodum Orientis ecclesias custodire fortiter, eumque salubriter sub specie Moysis supra petram salutis in unitate catholicae ecclesiae producit, animum autem perversorum hominum, qui tria capitula in sancta synodo refutabant, accusat, epistolam vero quae in fine synodi adjacebat, qua Nestorium defendere nitebatur et S. Cyrillum refutabat, auctoritate sanctae synodi damnet, quaestionem utilem de animabus parvulorum, qui sine baptysmo moriuntur, introducit, sequiturque salutatio ipsius ad eundem venerabilem virum. IX. 52.

30. Romano, Defensori Siciliae, scribit, ut solatium quibusdam de Histriae partibus suum Episcopum in Sicilia requirentibus praeberet, et eundem Episcopum ad se venire volentem cum suo adjutorio destinaret. IX. 94.

31. Andreae Scholastico suggerit, ut Castorio Cartulario ab eo misso solatium in omnibus ferat. - - V. 45.

32. Habitantes insulam Capracacam *) qui pertinaciam schismatico **) collaudat, introducens vigilantiam domini super electos et titubantis palmitis in radice haeri, permanentis virentiam exponit. - IX. 97.

33. Pro Basilio qui Isticorum schisma contempserat, eumque ut Castorio Cartulario subsidium praestet, ammonet. V. 46.

34. Desiderio Episcopo Pancratium diaconum commendat, suadens ei, quamvis suae ecclesiae militare debuerit, ne illum a Monachi proposito segregaret, sed patria ammonitione in sancto voto tempesceret, roboraret. XII. 25.

35. Marcellinum, Proconsulem Dalmatiae, eo quod de causa Maximi et expoliatione illius

---

*) i. e. insula Caprae.

**) i. e. Schismaticorum refutatione.

mali auctor extiterit, acrius corripit, asserens suam relationem (l. relaxationem) vel gratiam ita sibi prodesse, si prius domino pro talibus gestis satisfacere per poenitentiam contenderet. - - IX. 5.

36. Maurentium, magistrum militum, hortatur, ut si alii navigarent cuiusdam etiam Domitii filium navigare permitteret. XII. 26.

37. Gulfarem, magistrum militum, pro zelo catholicae fidei cum gratiarum actione salutat, hortans eum, ut infatigabiliter pro animarum lucris in unitate ecclesiae a Schismaticorum errore quantos poterit revocaret, confirmansque pro hoc labore deum et felicitatem praesentis vitae et gaudia aeterna concessurum - - IX. 93.

38. Mastaloni quoque grates refert, quod pro unitate sanctae Ecclesiae fideliter desudaret, eumque ne in hoc forte deficeret paterna ammonitione corroborat, talenti absconditi et erogati exemplum inducit, studii, quod coeperat fructum ſine carere denunciat, ad ultimum Theodosium eiusdem certaminis cooperatorem collaudat. - V. 47.

39. Maurentio Theodorium commendat, suggerens ei ut eum a murorum vigiliae pondere levigaret. - IX. 73.

40 Anthemio Subdiacono Campaniae scribit, ut Benenatum Episcopum cum accusatoribus ad eum subcelerius destinaret, ut causas ipsius districta inquisitione discuteret. IX. 50.

l. II. Dieſer Brief, wie die Benedictiner ſagen, kömmt nur in wenigen Manuſcripten vor. Das ſtreitige Bilannorum heißt in unſerm Codice deutlich Bricinorum. XII. 20.

25. Dieſen Brief, welchen die Benedictiner Libr. X indict. III. haben, ſetzt unſer Codex ausdrücklich menſe Maii Indictione II.

29. Es iſt ein gutes Zeichen für unſern Codex, daß dieſem Briefe, welcher bey den Benedictinern der 52 des IX. Buchs iſt, die zwey verdächtigen Stücke gänzlich fehlen, das nehmlich de clericis lapsis, und das de imaginibus.

Ueber

Ueber
Leſſings
poetiſches
und vorzüglich
theatraliſches Verdienſt.

Ueber Leſſings poetiſches und vorzüglich theatraliſches Verdienſt.

Leſſing fing früher an zu dichten, als zu philoſophiren; er machte es auch um nichts beſſer, als jeder andere junge Dichter, der weder philoſophiren kann, noch philoſophiren will. Er ſah auf die Kritik und die Kritiker mit einiger Verachtung herunter. So brach er zum Beyſpiele in einem Fragmente ſeiner Gedichte *) aus:

> Wird Ariſtoteles nicht ohne Grund geprieſen,
> Dem nie ſich die Natur als unterm Flor gewieſen?
> Ein dunkler Wörterkram von Form und Qualität
> Iſt was er Andern lehrt und ſelber nicht verſteht.
> Zu glücklich, wenn ſie nicht mit ſpitzig ſeichten Grillen
> Die Lücken der Natur durch leere Töne füllen!

Und in einer andern **):

> Wo kömmt die Frechheit her, ſo unbeſtimmt zu
> richten?

---

*) Leſſings Schriften, Th. 2. S. 214 und 215.

**) Leſſings Schriften, Th. 2 S. 127 und 128.

Wer lehrt den gröbſten Geiſt die Fehler ſehn und
dichten?
Iſt nicht, uneins mit ſich, ein Thor des Andern
Feind?
Und fühlt der Künſtler nur ſie all' auf ſich vereint?
Iſt nicht der Grund, weil ſie erſchlichne Regeln
wiſſen,
Und auf gut Glück darnach vom Stock zum Win-
kel ſchließen?
Er iſts. Nun tadle mich, daß ich die Regeln
ſchmäh,
Und mehr auf das Gefühl als ihr Geſchwätze ſeh.
Die Schweſter der Muſik hat mit ihr gleiches Glücke:
Kritiken ohne Zahl und wenig Meiſterſtücke,
Seitdem der Philoſoph auf dem Parnaſſe ſtreift
Und Regeln abſtrahirt und die mit Schlüſſen ſteift.
Der Schüler hat gehört, man müſſe fließend dichten.
Was braucht der Schüler mehr des Schweizers
Lied zu richten?
Grob, Lohenſteiniſch ſchwer, giebt ſeinen Worten
Wucht,
Die Menge lobt den Wahn; das iſt des Wahnes
Frucht.
Ja ſeine Tyranney hat leichte Beſſerungen
Nach langem Weigern und ihm endlich abgedrungen.
Und berſten möcht ich oft, wenn tadelndes Geſchmeiß,

Das kaum mit Müh und Noth die drey Einheiten weiß,
Den Plaut und Molier zu überſehen glaubet,
Das iſt, dem Herkules im Schlaf die Keule raubet,
Und brächt ihm gern damit ſchimpfvolle Wunden an;
Nur Schade, daß kein Zwerg ſie mächtig ſtören kann.
Kunſtwörter müſſen dann der Dummheit Blöße decken,
Und ein gelehrt Citat macht Zierden ſelbſt zu Flecken.
Ach arme Poeſie! anſtatt Begeiſterung
Und Götter in der Bruſt, ſind Regeln jetzt genug.
Noch einen Bodmer nur, ſo werden ſchöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn ſtatt Geiſt und Feuer füllen.
Sein Affe ſchneidert ſchon ein ontologiſch Kleid
Dem zärtlichen Geſchmack zur Maſkeradenzeit.
Sein kritiſch Lämpchen hat die Sonne jüngſt erhellet,
Und Klopſtock ward durch ihn, wie er ſchon ſtand, geſtellet *).

Hätte man daraus wohl den ſtrengen Kunſtrichter prophezeiht? oder den Mann, der den ganzen Ausfluß ſeiner poetiſchen Ader, die, nach dieſen Verſen zu urtheilen, nicht

---

*) Sollte dieſe Stelle nicht mit gewirkt haben, daß Bodmer Leſſings unäſopiſche Fabeln ſchrieb?

ſehr groß war, der kunſtrichterlichen Lanzette einmal verdanken würde? Wer ſieht nicht hier Funken eines Genies, und eben keines poetiſchen, welches ſich am wenigſten von der Kritik Feſſeln will anlegen laſſen? Allein es war nichts weniger als das, ſondern der unwillkührliche Ausbruch ſeiner bittern Laune. Er fühlte ſchon die großen Forderungen des Kunſtrichters, und belachte den kritiſchen Pedanten in ihm. Damals gab er in ſeinen Gedichten ſo manche Blößen, die man trotz dem Beifalle, welchen zu der Zeit jeder kahle Reim erhielt, nicht unaufgedeckt gelaſſen hatte.

Daß er ſich faſt in allen Dichtungsarten verſuchte, war freylich von ihm Lernbegierde, aber auch Unkunde der dabey zu überwindenden Schwierigkeiten. Auch ſieht man wohl, daß er in allem, wo es mehr auf Deutlichkeit, Richtigkeit und Präciſion der Gedanken ankam, wo die Wirkungen der höhern Seelenkräfte der dichteriſchen Phantaſie mit zu Statten kommen — daß er darin viel glücklicher war, als in einer bilderreichen Darſtellung dieſer abſtrakten Gedanken. Bis auf Reim und Sylbenmaß war zu ſeiner Zeit für die poetiſchen Bedürfniſſe wenig oder gar nicht geſorgt. Und wie konnte es alſo auch bey Leſſingen anders ſeyn, da Vater und Lehrer ſich auf die eigentliche Poeſie ſo wenig, und ſo zu ſagen nur auf Verſifikation für das Haus, verſtanden? Jeder, der reimte und ſkandirte, war ihnen ein Poet. Sie hatten nicht einmal von dem Unterſchiede des proſaiſchen und poetiſchen Styls hinlängliche Begriffe. Mithin konnten ſie ihm nichts, als einige unbedeutende Regeln des mechaniſchen Versbaues beybringen. Folglich hatte er bald von der Poeſie mehr Begriffe als ſie, und ſie bewunderten ihn ſchon, als ſie ihn noch ſcharf richten ſollten. Dies war vielleicht die Urſache mit, daß ſeine Luſt zu Verſen in ſeinen Jünglingsjahren ſo außerordentlich ſich verbreitete. Als er aber nach und nach zu größern theoretiſchen Kenntniſſen in der Poeſie kam, nahm ſein Fleiß ab. Er verſificirte nie ſehr leicht; und als er es zu einiger Fertigkeit gebracht hatte, fand er, daß ſie nicht der Mühe lohne, und fing an in einer Art der Poeſie zu dichten, die

Reim und Sylbenmaß, wenigſtens bey dem Deutſchen, ſehr füglich entbehrt.

Seine Lieder waren das Erſte, was er unter dem Titel: Kleinigkeiten, in die Welt ſchickte. Sie erſchienen zu Stuttgard bey Metzler 1751 zum erſtenmale, aber nicht ſo gefeilt und polirt, wie ſie in dem erſten und zweiten Theile ſeiner jetzt herausgekommenen ſämmtlichen Schriften ſich befinden. Man darf jene nur mit dieſen zuſammen halten, um ſich zu überführen, was für Vortheile die letzte Feile einem Liedchen gewährt. Ich habe die vierte Auflage der Kleinigkeiten von 1769 vor mir, und finde, daß viele kleine Gedichte hernach von ihm nicht einmal einer Beſſerung gewürdigt worden ſind, obgleich manche hübſche Wendung darin iſt. Sie athmen keine große Zärtlichkeit noch tiefes Gefühl der Liebe, welche in ſchwärmerſche Leidenſchaft oder in ſchmachtende Klagen ausbräche; ſie haben aber das Feuer und den Geiſt eines unbefangenen Jünglings von geſundem Blute, deſſen Laune und Zufriedenheit alles um ſich aufheitert und vergnügt. Er iſt mehr vom Weine als von Mädchen begeiſtert; muthwillig, aber nie auf die entfernteſte Weiſe zotenhaft. Seine Empfindung ſcheint oft Witz zu ſeyn, weil der Geiſtreiche ſein Gefühl mit lachender und witziger Munterkeit äußert, wo der Liebetrunkne winſelt und den vier leeren Wänden ſein Herzeleid klagt.

Daß uns eine Manier mehr behagt, als die andre, iſt noch kein Beweis von ihrem Vorzuge. Wenn man ihn aber einer und der andern Dichtungsart giebt, ſo urtheilt man einſeitig, obgleich ſehr natürlich. Daher haben Leſſings Lieder eben ſo viel Tadler als Lobpreiſer gefunden; und, was das ſonderbarſte iſt, man hat gerade das Unſchuldige und Gute ſeiner Lieder angegriffen. Freilich als ſie erſchienen, war vieles, was jetzt vernünftige Aufklärung heißt, noch Sünde. Nichts als Wein und Liebe! nichts als Freude und Genuß! Wie kann ein ernſthafter Menſch, geſchweige ein Chriſt, ſich damit zeigen oder empfehlen wollen? Für den Frohſinn der Menſchen überhaupt, nicht etwa der Chriſten, oder der allein gewiß in den Himmel kommenden Lutheraner arbeiten, iſt die erſte Stufe zur

Hölle. So ſprach der moraliſche Tadler, und kreuzte und ſegnete ſich über die ausſchweifenden Zeiten, und daß die aufgeklärten Conſiſtorien nicht ernſtere und gottgefälligere Mittel dagegen vorſchlugen. Der Poetiſchkritiſche hingegen rief: es erhebt nicht, es entzückt nicht; es iſt alles zu natürliche, zu ſchwache Empfindung, um dichteriſch ſeyn zu können. Jedermann hat ſolche Einfälle, und die Gewalt der Liebe fühlt faſt ein jeder beſſer; denn es ſcheint, als wenn manche ſogenannte gefühlvolle Muſenliebhaber den poetiſchen Ausdruck der Liebe auf den Geſchlechtstrieb reducirten, oder die platoniſchen Uebertreibungen für den höchſten Grad der feinen Liebe hielten. Sie ſind entweder zu geſund oder zu krank, um die Mittelſtraße halten zu können. Doch allen dieſen hochweiſen und die Welt beſſern ſollenden Kritiken zum Trotz, ſang man ſo häufig die Lieder: O Jüngling ſey ſo ruchlos nicht; und: Geſtern, Brüder, könnt ihrs glauben; als man jetzt ſingt: Blühe liebes Veilchen; und: Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher. In dem glücklichen Zuſtande, in der Empfindung unſers geſunden Daſeyns und in der heitern Empfänglichkeit der Eindrücke der Natur beurtheilen wir den Werth ſolcher Lieder am beſten und richtigſten. Nur Leute in dieſer Lage des Lebens ſingen; und meiſtens unter einem Zuſammenfluſſe von andern Umſtänden kritiſirt man. Ich höre nicht gern den Weiſen in der Unpäßlichkeit über ſeinen geſunden ungelehrten Mitbruder urtheilen.

Freilich haben ſich ſeit der Zeit mehrere lyriſche Dichter gefunden, und vornehmlich iſt das Mechaniſche der Deutſchen poetiſchen Sprache ſo vorzüglich bearbeitet worden, daß auch der mittelmäßige Sänger hierin Leſſingen gleich kömmt, oder ihn wohl gar übertrifft. Aber wird darum ein Gericht ſchlechter, weil man es auf vielen andern Tafeln findet?

Seine Oden ſind ſchon von geringerm Werthe als ſeine Lieder. Er glüht, er ſchäumet nicht; er hat nichts von der Begeiſterung und dem Schwunge Pindars, dem ſich oft die Bilder zuſammen drängen, ſo daß der kalte Leſer davon ganz ſchwindlicht wird. Daher ſo viele gelehrte Erklärer und keine Empfinder! Er ſieht alles auf Einmal und bezeichnet es nur mit wenigen Worten: die Augen eines Begeiſterten ſind eine laterna magica. Leſſings Phantaſie iſt mehr ſtark, tiefſinnig, als lebhaft: voll ſeines Stoffs ſieht er zu deutlich und klar. Seine Bilder ſind nicht bloß empfunden, ſondern ſtudiert, und etwas kritiſch, nicht poetiſch, ausgemalt. Er verfertigte ſeine Oden meiſtens auf gewiſſe Gelegenheiten, ſetzte ſich nicht, ſondern dachte ſich nur in Begeiſterung. Wo Mißmuth und Unwillen losbricht, iſt er ganz Leben, wie zum Beiſpiel in der vierten und achten ſeiner Oden. Seine ganze Jugend, wenn er über ſein Schickſal nachſann, war unverdienter Mangel und Kummer. So groß ſein Stolz war, dieſe Lage zu verbergen, ſo konnte er doch zuweilen dem Sturme ſeiner Empfindungen nicht gebieten. Seine Heiterkeit war nur Vergeſſenheit ſeines Zuſtandes und ſtudierte Verachtung alles deſſen, was der Menſch zu ſeiner Behaglichkeit haben muß. So ſehr er ſich in ſeiner Jugend brüſtete, es entbehren zu können, ſo nagt es ihn doch innerlich, es entbehren zu müſſen.

In ſeinen Adern tobte juvenaliſch Feuer;
Der Unmuth reichte ihm die ſcharfgeſtimmte
Leyer.

Mit der Zeit wird man freilich auch des Elendes gewohnt; und dieſen Troſt genoß er ſo gut, als der Galeerenſklav.

Sein paar nachgelaſſene Entwürfe zu Oden in Proſa, enthalten ungekünſtelteres Feuer und mehr Fülle des Herzens; nur Orpheus *) ſcheint eine zu epigrammatiſche Bitterkeit zu haben. Doch kann man bei Oden von Entwürfen auf die Ausarbeitung ſchließen?

* * *

Die Fragmente von ſeinen Lehrgedichten zeigen mehr Fertigkeit im Verſificiren und Denken, als Spuren eines ächten poetiſchen Genies. Es iſt freilich die Dichtungsart, welche ſich der Proſa am meiſten nähert, weil darin Ergötzung dem Unterrichte nachſteht, und Annehmlichkeit der Richtigkeit ſich auf-

---

*) Leſſings Schriften, Th. 2. S. 16 u. 19.

opfern ſoll. Nach meiner Empfindung iſt das Lehrgedicht weder kalt noch warm; weder recht lehrreich noch recht ergötzend: es iſt entweder für den Knaben, oder für den Mann, der nicht weiß, was er will. Zum Gefühle iſt es zu philoſophiſch, und zur Philoſophie zu ſpieleriſcher Lehrpunkt. Wenn unſere Sinne ſo abgeſtumpft ſind, daß ſie von nichts mehr gerührt werden, ſo will man ihren Genuß gleichſam durch das Denken würzen; und ſo weit man es würzt, denkt man auch. Man reizt den Appetit und ſtärkt die Seele nicht. Man ißt mit Appetit, und verträgt doch keine ſtarke Speiſe. Doch man verſtehe recht: die Rede iſt hier bloß von den philoſophiſchen Gegenſtänden, welche das Lehrgedicht dem Leſer erſt recht verſinnlichen ſoll. Sagt man aber, daß jeder Gegenſtand ſo lange poetiſch iſt, ſo lange das Verſinnlichen die Hauptſache und ſcharf und richtig denken nur Nebenſache iſt; hingegen philoſophiſch, ſo bald ſich das Gegentheil findet: ſo, dächte ich, ſpielt man mit den Worten.

Allgemeine Wahrheiten, Grundſätze, Maximen und Regeln, wenn ſie es wirklich ſind, werden durch die Verſinnlichung weder allgemeiner, noch richtiger, noch gründlicher. Ihre poetiſche Zuſammenfügung iſt für den Unterrichteten eine angenehme Wiederholung, für den Unwiſſenden aber ein angreifendes Studium, wobei alle Ergötzung wegfällt. Und wenn er nun endlich ein ſolches poetiſches Lehrgedicht gefaßt hat, ſo glaubt er ſchon die ganze Sache gefaßt zu haben, und jedes angenehme Bildchen, jede launichte Wendung, um einem Gedanken Leben und Nachdruck zu geben, nimmt ein ſolcher Leſer für ausgemachte und erwieſene Wahrheit. Das Lehrgedicht, wenn es gut iſt, betäubt und überredet, aber belehrt eigentlich nicht; wenigſtens nicht mehr als jede Ode, jede Fabel, jedes Schauſpiel. Es hat den Namen von dem, was es gerade nicht thut, nicht thun ſoll. Lehrgedicht iſt ein eben ſo paſſender Name, als geheimer Juſtizrath. Geheimniß und Juſtiz iſt nicht viel weniger, als Unrecht und Recht, und als Lehren und Dichten. Kurz, wo das Lehrgedicht belehrt, iſt es kein Gedicht, und wo es Gedicht iſt, belehrt es nicht. Wein und Waſſer mit einander vermiſcht, iſt weder für den geſunden Magen, noch für den geſunden Geſchmack; und wenn es gleich nicht ſchadet, ſo iſt es doch nur für kränkelnde Damen, die mit dem gemeinen Weine nicht gern Waſſer trinken wollen: obgleich aus dem beſten Weine Waſſer genug deſtillirt werden kann.

In den Fragmenten von Leſſings Lehrgedichten findet man den Denker, aber höchſt ſelten den Dichter, ob man ihm gleich gar nicht die Verlegenheit des Reims anmerkt. Zuweilen nimmt ſeine Verſifikation ſo ein, daß wir ſie für Poeſie halten. Seine guten geſunden Gedanken haben zwar kein poetiſches Kleid, noch weniger Lappen aus der poetiſchen Lumpenlade, wohl aber ein paſſendes und zierliches Gewand. Es fehlt ihm nicht an Tropen, Bildern und Wendungen; aber alles hat eine zu philoſophiſche Nüchternheit. Sylbenmaß und Reim abgezogen, iſt es eine gedankenreiche Proſe.

Seine Sinngedichte haben den durchgängigen Tadel erlitten, welcher wohl das größte

Lob enthält, daß ſie zu ſpitzig, zu beißend wären. Das iſt eben ſo, als wenn man ſagte, die Säure iſt zu ſauer. So viel ſie des poetiſchen Ausdrucks bedürfen, haben ſie. Sie können den beſten von den neuern und alten Sinngedichten aller Nationen an die Seite geſtellt werden. Viele Epigrammatiſten haben eine größere Menge verfertigt; aber in Verhältniß keine Anzahl ſo vortrefflicher. Martial, den Leſſing ſich zum Muſter nahm, hat ſo manches Unſittliche und Schmutzige, das dem keuſchen Ohre anſtößig wird, wenn es auch das beſte Lateiniſche Ohr iſt; das Deutſche iſt freilich ſchon verwöhnter: und doch hat er ihn auf keine Weiſe darin nachgeahmt.

Wo Theorie ſonſt gut iſt, da taugt Praxis ſelten viel; Leſſing aber iſt ganz Ausnahme. Er hat ſich ſelbſt Geſetze vorgeſchrieben, und ſie aufs genauſte befolgt. Freilich ſcheint er ſich den Begriff des Epigramms *) ſehr verengt und die eben ſo guten, wo nicht beſſern Arten kleiner Gedichte, als ſeine Sinngedichte, ver-

---

*) Herders zerſtreute Blätter, zweite Sammlung, S. 105 — 170.

worfen oder doch wenigſtens aus ſeiner Gränze verwieſen zu haben, wodurch er denen hauptſächlich anſtößig wird, welche die epigrammatiſchen Spitzen oder Pointen bei dem beißenden Witz eben ſo ſehr ſcheuen, als eine gewiſſe Art Theologen die uneingeſchränkte Vernunft. Von allen möglichen Gedichten iſt ihnen keine Gattung ſo unbedeutend, geringfügig und verächtlich, als diejenige, worin der Witz das Hauptwerk iſt, wenn er auch vom größten Tiefſinn zeugte. Sie finden nichts leichter und einem angeſehnen Mann unanſtändiger, als zu witzeln. Räſonniren und treffende Epigramme machen, ſind Sünden wider den heiligen Geiſt, das iſt, wider ihren verſchobnen Geiſt. Denn das Anſehn bei dem Volke gründet ſich ſtets auf Unfehlbarkeit; und wenn auf keine religiöſe mehr, ſo doch auf eine politiſche. Der Witz aber iſt immer naſeweis, und findet vornehmlich an den Götzen des Pöbels, des Volks und der Gekrönten Schwächen über Schwächen, und wird nie bitterer, als wo er ſich in tiefſter Ehrfurcht vor den Sottiſen der dummen Gewalt beugen ſoll. Allein Leſſingen war es nie eingefallen, die übrigen kleinen Gedichte, die Herder in ſeine Definition von dem Epigramm hinein gebracht hat, zu verdrängen oder gar zu vernichten: er wollte ſie nur abgeſondert, nicht einmal geringer geachtet wiſſen; wollte nur diejenige Art kleiner Gedichte, welche Herder die raſche und flüchtige nennt, wo zwei Gedanken unerwartet zuſammentreffen und einander auflöſen, unter Epigramm verſtehen und das eigentliche Sinngedicht nennen. Unter dieſen beiden Gedanken verſtand Leſſing Erwartung und Aufſchluß; Herder billigt das aber nicht, weil dieſe von Leſſing herkommenden Wörter einander nicht entſprechen. Allein thun die, welche er dafür vorſchlägt, Darſtellung und Befriedigung, oder alle lateiniſche Benennungen, welche er in einer Note anführt, es mehr? Doch dieſes wäre am Ende Wortklauberei. Was Herder weiter anführt, ſcheint mir von größerer Wichtigkeit. „Ueberdem, ſagt er, ſind Erwar„tung und Aufſchluß dem Epigramm nicht ausſchließend eigen; ſie müſſen bei einem jeden Worte, das die menſchliche Seele unterhalten ſoll, Statt finden. Wehe der Epopee, dem Drama, ja ſelbſt wehe der Geſchichte, der philoſophiſchen Abhandlung, ſogar dem mathematiſchen Lehrſatze, der keine Erwartung zu erregen weiß, oder dieſe *nicht durch einen völligen Aufſchluß befriedigt!* Wehe aber auch einem jeden Werke der Kunſt und Dichtkunſt, oder des Unterrichts und der Lehre, das nur Erwartunng erregen, und in ihr die Neugier befriedigen wollte; denn überall müſſen dieſe Empfindungen nur Ingredienzien ſeyn und bleiben. Sie ſind das weiche lockere Band, das bald länger, bald kürzer gehalten, das mehr oder minder angeſtrengt, ſowohl die Theile des Werkes als unſrer Empfindungen zwar verbindet, aber ſie nicht ausmacht." — Dieſes was er gegen Leſſingen weiter ſagt, ſchien mir ſehr ſcharfſinnig und paſſend, und ich war nach nichts geſpannter, als nach der Herderſchen Erklärung. Die fand ich endlich folgendergeſtalt: „Das Epigramm iſt nichts als die

„poetiſche Expoſition eines gegenwärtigen oder
„als gegenwärtig gedachten Gegenſtandes zu
„irgend einem genommenen Ziel der Lehre oder
„der Empfindung.“ —

„O daß Leſſing lebte! ſetzt er hinzu. Er
„ſollte der erſte ſeyn, der dieſen Abſchnitt läſe,
„und der unpartheiiſche Forſcher des Wahren,
„der gegen ſich ſelbſt am ſtrengſten war, würde
„auch in dieſer Kleinigkeit unpartheiiſch ent-
„ſcheiden.“

Er würde es allerdings. Aber würde er nicht auch erwiedern: Poetiſche Expoſition eines gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Gegenſtandes, und genommenes Ziel der Lehre oder der Empfindung ſind dem Epigramm nicht ausſchließend eigen; ſie müſſen bei einem jeden poetiſchen Werke Statt finden. Wehe der Epopee, dem Drama, ja ſelbſt der Fabel und dem Lehrgedichte, wenn ſie keine Expoſition und kein Ziel haben! Das ſind Dinge, ohne die ſich gar kein Gedicht denken läßt. Wo bleibt denn das eigenthümliche Charakteriſtiſche des Epigramms? Nicht zu erwähnen, daß ein undeutſches Wort, eine Expoſition, eben keine große Deutlichkeit macht, und eine Wort- oder Sach-Erklärung doch ſo etwas bewirken ſoll. Bedeutet Expoſition hier ſo viel als Erklärung, Erzählung oder alles zuſammen, Darſtellung? Wenn das letzte, warum denn dieſes Wort nicht gebraucht?

Leſſing wollte bloß von dem Worte Epigramm die Regeln des jetzigen oder Martialiſchen Sinngedichts abziehen, oder vielmehr daraus folgern. Denn das Ding, ſagt er, dem der Sprachgebrauch einen gewiſſen Namen zu geben fortfährt, fährt unſtreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu haben, für welches dieſer Name eigentlich erfunden war. Und was wiſſen wir denn nun viel mehr, wenn das Epigramm aus Darſtellung und Befriedigung, und nicht, wie Leſſing will, aus Erwartung und Aufſchluß beſteht? Andere Worte machen in Erklärungen nicht allezeit einen andern Sinn. Das Fehlerhafte der Leſſingiſchen Meinung möchte man daher wohl zugeſtehn, wenn man nur die eigentliche Herderſche Verbeſſerung recht ſehn könnte.

Uebrigens ging Leſſing vom Martial aus, und Herr Herder von der Griechiſchen Blumenleſe, deren Sammler wohl ſchwerlich an des Erſtern beſchränkte Idee vom Sinngedichte, noch an des Zweiten große und viel umfaſſende Erklärung dachten, womit alle in den Anthologieen ſich befindende kleine Gedichte unter Eine Gattung gebracht ſeyn ſollen. Meleager, Philippus Kephalos, Planudes, und wie ſie alle geheißen haben, ſammelten die Gedichte Griechiſcher Poeten mit eben ſo viel Scharfſinn und Wahl, als unſere Herausgeber der Muſenalmanache die Verſe und Reime unſrer Dichter und Dichterlinge. Und was können unſere Zeitgenoſſen dafür, wenn ihre Sammlungen nicht ſo gehaltreich ſind, als der Griechen ihre? Man bedenke auch, daß jene alle Jahre eine Anthologie zu Markte zu bringen haben. Wäre es aber nicht ein ſonderbarer Einfall, wenn ein ſcharfſinniger Nachkomme ſie alle unter einerley Gattung kleiner Gedichte bringen wollte? Daß Leſſing mehrere verſchiedene kleine Gedichte kannte und zugab, aber nicht ſo hochſchätzte, als die Martialiſchen Epigramme, liegt mehr in der Individualität ſeines poetiſchen Charakters. In dem zweiten Theile ſeiner Schriften befinden ſich ja ſolche, welche nach ſeiner eigenen Definition keine Martialiſche Sinngedichte ſeyn können. Herr Herder hätte alſo nur erwieſen, daß es noch mehrere Arten, und nach ſeinem Geſchmack beſſere Arten kleiner Gedichte gebe, als Leſſingliche Sinngedichte. Daran hat aber Leſſing nicht gezweifelt und wohl kein Menſch; nur Herr Herder hat verſucht, ſie unter Eine Gattung zu zwingen: wobei er vortreffliche Beobachtungen anbringt. Das Zugemüſe iſt mehr werth, als das Fleiſch. Auf das Klaſſificiren und Definiren der Gedichte überhaupt muß man nicht zu viel bauen. Es iſt wie mit den Religionen und Sekten. Jede hat freilich charakteriſtiſche Kennzeichen genug; aber ſie ſo haarklein aus einander zu ſetzen, hält ſchon ſchwer, da man heute das dazu rechnet, was man morgen verwirft: und dann wird man oft manches von einer behaupten müſſen, was man der andern unmöglich abſprechen kann. Alle gründen ſich auf Moral; und je mehr ſie davon abweichen, deſto tauglicher ſind ſie für die Welt als Religionen und Sekten. Und ſo iſt es auch mit den mannigfaltigen Gedichten; je mehr ſie von der lebhafteſten oder ſinnlichſten Darſtellung abweichen, je weniger ſind ſie Gedichte. Das Uebrige, wird Leſſing ſagen, ſind Tonnen für die gelehrten Wallfiſche, damit zu ſpielen.

Um die Fabel und Erzählungen hat Leſſing noch mehr Verdienſt. Ueber La Fontaine und Gellert haben wir faſt den Aeſop ganz vergeſſen, oder wir beurtheilten wenigſtens die Aeſopiſchen Fabeln darnach. Leſſing ſelbſt gab einige recht gute gereimte mit aller angenehmen Geſchwätzigkeit heraus, worunter aber doch einige ſind, welche für wirklich äſopiſche gelten könnten, als die zweite und dritte *). Er konnte alſo deſto unverdächtiger Richter von beiden Arten ſeyn. Sein unpartheyiſcher und ſcharfſinniger Geiſt erklärte ſich am Ende für die Aeſopiſche, ob er

---

*) Leſſings ſämmtliche Schriften Th. 1. S. 30 u. 40.

gleich die Gellertſche nicht geradezu, noch ganz verwarf: nur für zweckmäßiger erklärte er die erſte. Wenn man glaubt, daß ihn die Leichtigkeit der Aeſopiſchen, da ſie in Proſa ſind, zu ſeiner Behauptung mit bewog, ſo trifft man es wahrlich am wenigſten. Er hatte ſeine Aeſopiſchen Fabeln, ſo wie wir ſie jetzt in Proſa haben, faſt alle verſificirt und das für ſie gethan, was Phädrus für die Aeſopiſchen, ohne ſie eben an manchen Stellen zu verſchlechtern. Allein ſie ſind alle mit denen, welche er neu dazu erfunden hatte, in einer Kiſte verloren gegangen, deren ſchon in der Vorrede zum zweiten Theile ſeiner ſämmtlichen Schriften erwähnt worden iſt.

Man hat oft die Frage aufgeworfen, warum er ſich dieſe Mühe mit ſeinen Fabeln gegeben, da ſie doch in Proſa ſo gut erzählt ſind, und er nicht der Mann war, welcher die Sache nach dem Schweiße, den ſie koſtete, und nach dem Oele, das man dabei verbrannte, beurtheilte. Hätte er ſie etwa zum Singen beſtimmen wollen, ſo wäre die Urſache leicht zu finden; auch da noch, wenn ſie gereimt geweſen wären. Denn es giebt noch Deutſche Leſer genug, die von keiner andern Poeſie wiſſen wollen, als von gereimten Verſen. Was noch ſo poetiſch, aber reimlos iſt, deucht ihnen ſchwülſtige Proſa. Ihr Ohr kitzelt wohl das Wiederkommen zweier Worte, die nur einen oder zwei verſchiedne Anfangsbuchſtaben haben, und etwas ganz Verſchiednes bezeichnen. Aber bei der Abwechſelung kurzer und langer Sylben fühlen ſie nichts. Freilich wollte Leſſing für ſolche feine Kenner wohl nicht ſchreiben, und natürlich zum beſſern Geſchmack etwas beitragen; ſollte man aber Dem mit Recht den guten Geſchmack abſprechen, der die Theorie der Ohrenkitzelung nicht inne hatte und noch weniger ſie ausübte? Reim und Sylbenmaß macht doch keine Poeſie, wie Gottlob! nun alle Lehrbücher nicht mehr in Zweifel ziehn. Die Hebräiſche Poeſie iſt ein leibhaftes Beiſpiel davon. Sie hat weder eigentliches Sylbenmaß noch Reim; wohl aber ſehr ausgeſuchten Rhythmus und Zeilenmaß. Gleichwohl iſt im Deutſchen jede Poeſie, welcher Reim und

Silbenmaß, wenigſtens letzteres fehlt, wenn ſie auch noch ſo darſtellend, noch ſo ſinnlich und bildlich wäre, und an das Herz redete, eine mangelhafte Poeſie. Der Einfall, daß die prächtigſte Tafel mit den beſten und ſeltenſten Gerichten und Weinen, ohne Tiſchtuch und Serviette kein Gaſtmahl ſey, wo man ſich mehr zu vergnügen als ſatt zu eſſen (ob man gleich das letztere oft nur zu ſehr thut) geladen wird, iſt ein Einfall, den Europäiſche Damen und wohl auch Herren richtig finden werden, aber nicht einer, welcher von unſern Gewohnheiten gar nichts weiß und es vermuthlich für einen unnützen Luxus halten möchte, der einzuſchränken wäre, weil dadurch ſelbſt kein Geſchmack weder gereitzt noch befriedigt wird. Sollte das Sylbenmaß zur Poeſie ſich ungefähr ſo verhalten: ſo wäre es als Hülfsmittel zum Ausdrucke und zur Erzeugung der lebhafteſten Vorſtellung nicht ſehr weit her; ſo wäre es am beſten, man ſagte gleich, es iſt eine Gewohnheit, an der wir uns je mehr und mehr gewöhnen, je mehr wir ſie mit machen. Es gab eine

Zeit in Deutſchland, wo keine langen und kurzen Sylben, wohl aber ein Reim bemerkt wurde, und man hieß es die barbariſche Zeit, weil unſer Ohr etwas kitzelte, was das Lateiniſche und Griechiſche Ohr nicht kitzelte. Als man das Sylbenmaß ohne Reim einführte, ſchrie man lange Zeit: der Poeſie fehle etwas Weſentliches. Nach und nach gewöhnte man ſich daran, und nun iſt man ſchon ſo weit, daß der Reim wenigſtens in den Luſt- und Trauerſpielen uns Deutſchen, wo nicht anſtößig, doch höchſt entbehrlich ſcheint. Soll man nun rufen: Triumph, ihr aufgeklärten Zeiten! oder: heute an dem, morgen an jenem?

Ich bekenne, daß ich von Leſſings Verſificiren ſeiner Fabeln keinen Grund finden kann, zumal da ſein Vorbild, Aeſop ſelbſt, nur Proſaiker iſt. Der Welt zu zeigen, daß ihm Verſe ſo leicht wären als Proſa, oder er ſie wenigſtens ſo gut machen könne, als ein anderer Dichter, ſcheint mir, ihm aufzubürden, als habe er einer zu kleinlichen Eitelkeit einen Theil ſeiner Zeit aufopfern wollen. Giebt es wohl etwa viele, denen der verſificirte Adam beſſer ſchmeckt, als der proſaiſche?

Hätte er es bloß darum gethan, damit Bodmer inskünftige nicht mehr Leſſingiſche unäſopiſche Fabeln ſchreiben könne? Iſt auch nicht ſehr wahrſcheinlich! Bodmer, der fromme Bodmer *), der zwar die Thiere zu der Fähigkeit der menſchlichen Natur, aber nicht zu der Würde und den Hoffnungen der Chriſten, und ich ſetze hinzu eines lutheriſch evangeliſch orthodoxen Chriſten, der ſtandhaft bei der Eintrachtsformel geblieben, erhöhet wiſſen wollte, ſchrieb ungereimte Epopeen und reimloſe Verſe die Menge, daß Leſſing unmöglich glauben konnte, Bodmer würde ſeinen Rappen ungeſattelt laſſen, um dem Fuchs oder Eſel nicht das Vorrecht eines Chriſten ſtreitig zu machen.

Daß es Eigenſinn und Laune geweſen ſey, ſo wie er ſie in vielen andern Dingen bewieſen, iſt freilich ein ſo tiefſinniger Aufſchluß in ſeinem Charakter, als der metaphyſiſche Satz, daß alles ſeinen Grund hat, in der Phyſik, wo

---

*) Leſſings unäſopiſche Fabeln S. 2[illegible]

wir von ſo wenigen Dingen den rechten Grund wiſſen oder angeben können. Ein Einſichtsvollerer kann daher allein beſtimmen, was die poetiſche Welt durch Leſſings verlorne verſificirte Fabeln für einen Verluſt gehabt. Von denen, die neu hinzu gekommen, und gar noch nicht gedruckt waren, iſt hier die Rede nicht.

So viel man ihm aber in dieſer Gattung der Poeſie Verdienſt laſſen will, ſo glaube ich doch, daß er um das Deutſche Theater noch größeres hat. Was auf demſelben gut iſt, dazu trug er ſehr viel, wo nicht das meiſte, bey. So unleidlich auch die Schauſpieler, nicht die Deutſchen allein, ſondern alle ohne Ausnahme, gegen jede Kritik ſind, ſo iſt ſie doch das Einzige, was ſie bildet. Der Tadel, der ſie trifft, ſchmerzt ſie deſto mehr, je mehr er Einfluß auf ihre Kunſt hat, und ſie ihn zu verwerfen ſcheinen wollen. Die ſtolzeſten Schauſpieler, wenn ſie nicht ganz am Kopfe verwahrloſet ſind, treiben ſich zwar, um ihres Ruhmes willen, in den Vorzimmern der Großen herum, und haben zuweilen das Glück, auf eine oder die andere Art einen gnädigen Blick wegzugaukeln; allein ſie fühlen doch zeitig genug, daß es nicht Achtung für die Kunſt, folglich auch nicht für ſie, ſondern eine ſie demüthigende Herablaſſung iſt. Die Deutſche Nationalbühne, wie ſich jedes winzige Theater eines Fürſten oder einer Stadt zu betiteln pflegt, wenn es ſich nicht mit extemporirten, ſondern ſtudierten Deutſchen Originalſtücken oft mehr lächerlich als berühmt macht, lebt jetzt allein von dem fleißigen Beſuche des Publikums; und wenn ihr, nach der Sprache der Anſchlagezettel, der hochgeneigte Zuſpruch fehlt, ſo kann ihr der gnädige nicht viel helfen. Sie kann alſo die Stimme der Einſichtsvollen nicht ſo ganz von ſich weiſen, und muß ſie wenigſtens ſo reſpektiren, wie der ſchlaue Rechtsmann die Geſetze. Es kömmt freilich ſehr oft keine Beſſerung, ſondern nur eine Veränderung heraus; denn vox populi iſt öfters eines ſehr abgeſchmackten, aber doch eines allgemein geltenden Dei vox, und das Uebel iſt, ſo lange dieſe allgemeine Stimmung währt, nur ein Uebel für die paar Vernünftigen, die ſich vor Scham verkriechen und ſchweigen. Es mag Deus oder populus regieren, ſo oft jeder allein regiert, ſo oft iſt es eine ſehr tolle Regierung. Und wohl dem, der einem davon zu mißfallen das Unglück hat, oder, ſo zu ſagen, mit Leib und Seele nicht ganz Eines derſelben Meinung iſt, oder, mit der deutlichen Sprache der Offenbarung zu reden, lau befunden wird, und weder kalt noch warm iſt; er wird aus dem Klub der Aufklärung ausgeſpieen, und findet ſein Ende in dem bürgerlichen Leben durch die Guillotine oder durch den Strick; und in dem gelehrten, wohin auch das theatraliſche wie der Küſter zu dem Prediger gehört, durch Journal oder Zeitung. Es ſcheint einmal das Loos der Menſchheit zu ſeyn, aus einem Extrem in das andere zu fallen, und mit Schaden nicht klug zu werden, ſondern nur aufzuhören.

Allein von Leſſings Verdienſt als theatraliſcher Kunſtrichter will man hier eigentlich nicht reden, ſondern von dem als theatraliſcher Dichter. Auch dieſes, glaube ich, iſt nicht gering. Von wenigen kann man ſagen, was man von ihm mit Recht behauptet: ſein erſtes Stück war ſein ſchlechteſtes, und ſein letztes ſein beſtes. Fleiß und Mühe ohne Talent iſt freilich etwas Erbärmliches; doch Talent ohne Fleiß und Mühe mag rühmlicher klingen, ſagt aber eben ſo wenig. Wo eins davon allein iſt, da ſcheint wohl beides nicht viel zu taugen. Freilich iſt nichts ohne Ausnahme; aber hier möchten wohl der Ausnahme große Täuſchungen unterliegen, und die ganze Sache auf eine Schmeichelei hinauslaufen, die ſich der Müßiggänger ſelbſt macht. So viel bleibt aber unſtreitig, daß ein ſchöner Keim, aus dem ein herrlicher Baum hätte werden können, und nicht geworden, gegen einen mittelmäßigen Baum aus einem gewöhnlichen Keime ſo viel als nichts iſt.

Leſſing machte ſeine erſten Luſtſpiele in einer Zeit, wo man in Deutſchland ein vernünftiges Theater unter die Paradoxen zählte, nehmlich von 1747 bis 1750, ungefähr in einem Zeitraume von vier Jahren. Was er von 1750 bis 1763, bis auf ſeine Minna von

Barnhelm, für das komiſche Theater ſchrieb, iſt nichts Vollendetes, wie ſein theatraliſcher Nachlaß weiſet. Schlegels, Krügers und Gellerts Stücke waren zu damaliger Zeit das non plus ultra theatraliſcher Kunſt. War gleich dieſer Anfang nicht ganz zu verachten, ſo ſtach er doch gegen den ausländiſchen Reichthum der Stücke ganz ab, welche durch Deutſche Einkleidung und ſchülerhafte Dolmetſchung wahrhaftig nichts gewannen, wohl aber ſehr verloren. Kein Wunder daher, daß die Deutſche Bühne damals äußerſt verachtet war und ſich ihr kein guter Kopf, den nicht das Glück ganz verloren gegeben, weder als Schriftſteller noch als Schauſpieler widmen wollte. Zur Bekämpfung dieſes damals über alle Begriffe herrſchenden Vorurtheils gehört nicht allein Einſicht in die Sache, ſondern auch Feſtigkeit der Seele, die ſich nicht allezeit bei den Jünglingen von Talenten findet. Man weiß aus Leſſings Leben, wie ſehr man ſeine Neigung zum Theater zu unterdrücken ſuchte; und deſſen ungeachtet konnte man mit ihm nicht ganz zum Zwecke kommen. Ob nicht ſogar dieſes Gegenſtreben zu ſeinem damaligen Fleiße beytrug, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Wenigſtens machte ihn die nachherige Aufmunterung ſeiner Freunde und der zunehmenden Theaterliebhaber nicht fleißiger.

Und wie alt war Leſſing damals? Achtzehn bis zwey und zwanzig Jahr. Was können die meiſten Jünglinge in dieſem Alter? Ein albernes Collegium noch alberner nachſchreiben, und in allen den Sprachen, die ſie erlernt zu haben ſich rühmen, ſelbſt in ihrer Mutterſprache, ſich kaum dem Becker, Schneider und Schuſter ohne Fehler mittheilen. Und unter wen kommen ſie auch? und unter wen kam Leſſing vollends? Er war noch nicht ein Jahr in Leipzig, und hatte, ſo zu ſagen, kaum in die Welt gerochen; denn die Schule, aus der er geſchieden, war mehr ein Kloſter, wo Knaben gefüttert und dreſſirt werden, auch vieles lernen, was ſie als Weltleute eben nicht ſehr brauchen können. Und doch hatte er ſchon da den jungen Gelehrten zu entwerfen angefangen. Gewiß gaben ihm die Veranlaſſung dazu nicht ſein Vater und ſeine Lehrer, denen dieſe Art Poeſie ein Gräuel war. Das Genie brach durch zufällige Nahrung wie ein Strom hervor, gegen den alles Dämmen vergeblich iſt. Man erklärte den Terenz wohl am wenigſten in der Abſicht, ihm Geſchmack an der theatraliſchen Kunſt beyzubringen. Vielleicht verglich aber der Lehrer manche Stellen mit dem Plautus. Leſſing bekam dadurch das erſte Verlangen nach dem letztern, las ihn, und fand ein beſonderes Behagen an ihm. Denn Plautus iſt lebhafter, witziger und weit komiſcher als Terenz, ob er ihm gleich an Feinheit ſehr nachſteht. Mit dem Jünglinge von Kopf iſt es ja gerade ſo. Den Moliere mochte ihm wohl der Franzöſiſche Sprachmeiſter empfohlen haben, um ihn daraus das Franzöſiſche zu lehren; und ſiehe! er lernte dieſes und noch etwas mehr: denn er ſtudierte auch die Menſchen, die um ihn waren. Pedanten und Gecke von Gelehrten und Gelehrtlingen waren das Vornehmſte und Wichtigſte, was ihm vorkam; die übrigen Menſchen, die er nachher ſchilderte, dachte ſich ſein Kopf nach dem Plautus und Moliere, und dadurch wurden viele Perſonen in ſeinen Stücken, (ich meyne beide Theile der Luſtſpiele, mit gänzlicher Ausnahme der Minna von Barnhelm aber) allerliebſte witzige Geſchöpfe, wie ſie weder im Lateiniſchen, noch im Franzöſiſchen, und Deutſchen ſind. Sie waren Kopieen von fremden Kopieen, und hatten Kenntniſſe und Erfahrungen auf eben die Art und Weiſe, wie der Dichter ſelbſt. Ich bin gewiß, mit Erlaubniß aller aufgeklärten Schuldirektoren und ihrer ganz bewundernswürdigen Einrichtungen zur Vorbereitung des Jünglings auf ſein künftiges Leben, daß Shakeſpear bey dem Pferdehalten an dem Komödienhauſe, wo nicht mehr Welt, doch mehr Herzenskenntniſſe ſammeln, und folglich ſich zum theatraliſchen Dichter beſſer bilden konnte, als Leſſing in ſeiner Lage auf der Fürſtenſchule. Denn dafür, daß Shakeſpear keinen Plautus, Terenz und Moliere kannte, beharrte er ohne falſch geleitete und geſchwächte Aufmerkſamkeit bey allem, was vorzüglich ſeinen Sinnen auffiel und ſeiner Phantaſie Nahrung gab. Freilich wurde er dadurch höchſt unregelmäßig, das heißt, er bekümmerte ſich am wenigſten, wie Andere es gemacht hatten und Andere glaubten, daß man es machen müſſe, ſondern machte es bloß nach ſeinem Kopfe. Aber was eigner Kopf vorbringt, überwiegt allezeit, was die Regeln erzeugen, welche ſelten mehr ſind, als einſeitige hingeworfene Betrachtung über den und jenen guten Kopf und den einfältigen Schluß, daß man es eben ſo machen müſſe, wenn man es gut machen wolle. Shakeſpear mußte alſo ganz neu ſcheinen, wo Leſſing mit allem ſeinem Studieren nur gewöhnlicher Schöngeiſt ſchien.

Man werfe nur einen flüchtigen Blick auf Leſſings theatraliſche Arbeiten. Faſt in jeder Scene wird man beſtätigt finden (ich nehme nochmals aber die Minna aus), daß gerade ſeine Anhänglichkeit an Moliere, Terenz und Plautus, worüber ihm die wenigen, die von dieſem Fache mit ſprechen zu können glaubten, viele Lobeserhebungen machten, ihm alle Originalität raubte, und von dem eigentlichen Deutſchen Charakter, womit ſich ſeine Perſonen auszeichnen ſollten, nicht nur entfernte, ſondern ſeine Feile vollends alles das wegnahm, was ſich im erſten Feuer wider ſeinen Willen eingedrungen hatte.

Seine beiden erſten Stücke, Damon und die alte Jungfer, ſind ein Beweis ſeiner Jugend, Unerfahrenheit, und ſeiner flachen, wenig geläuterten Kenntniſſe. Ja, man möchte ſagen, ſobald er ſeine theatraliſchen Muſter nicht nachahmte, oder aus dem einzigen Zirkel ſeiner Bekanntſchaft gerieth, war er äuſſerſt niedrig und faſt anſtößig für die feine Welt. Aber hätte er ſich an das Urtheil der feinen und gar gelehrten Welt nicht gekehrt, wäre den in dieſen beiden Stücken angetretenen Weg nur dreiſt fortgegangen, und hätte ſich mehr auf den Kaffeehäuſern und an allen den Oertern, wo die Menſchen ſich keinen Zwang anthun, als in den Bibliotheken eingefunden; vermuthlich hätten wir von ihm keinen Berengarius, keine Erziehung des Menſchengeſchlechts, aber Komödien, deren Unregelmäßigkeit jeder Schulmann usque ad oculos erwieſen und das gereiſte und ungereiſte Närrchen von Geſchmack und Weltton, wie die

Peſt gemieden hätte, welche aber ein Spiegel unſrer wahren Sitten und noch bis jetzt eine Lieblingslektüre des Deutſchen Mannes wären. Man ſollte zwar jener beiden Stücke gar nicht erwähnen; denn er hat ſie nie unter ſeinem Namen herausgegeben, und ſie noch weniger in die Sammlung ſeiner Luſtſpiele aufgenommen; allein die Anekdotenhummeln unterdrückten nun ihren natürlichen Trieb nicht, und ſumſeten damit ſo gut ſie konnten. Leſſing hatte Recht ſie zu verwerfen, und wir haben jetzt das Recht, daraus zu lernen, ohne daß es ſeinem erworbenen Ruhme ſchadet oder frommt.

Damon, oder die Freundſchaft, erſchien zu allererſt und noch eher gedruckt, als der junge Gelehrte. Es iſt wirklich das Unausgearbeitetſte und Kahleſte, was er für das Theater geſchrieben. Käme jetzt ein ſolches Stück zum Vorſchein, wir würden ſchwerlich einen Verfaſſer der Minna von Barnhelm daraus prophezeihen. Außer dem fließenden und verſtändlichen Dialog und ein paar guten, den Perſonen aber nichts weniger als paſſenden Einfällen, wüßte ich nichts daran zu rühmen; und gleichwohl wäre aus dem Stoffe viel zu machen. Eine reiche Wittwe wählt ſich aus einer großen Menge Freier gerade nur zwei zu ihren Freunden, welche Herzensfreunde unter einander zu ſeyn ſcheinen, der eine in der That, der andere nur mit Worten, und will abwarten, bis einer von dieſen Beiden in allem Ernſt ſich für ihren Anbeter und Freier erklärt. Der wahre Freund bemerkt, daß ſein Wortfreund Neigung zu ihr hat, und aus Freundſchaft unterdrückt er die ſeinige. Allein die kluge Liſette, das Kammermädchen der Wittwe, hat der Verfaſſer auf ſeiner Studierſtube gehabt, und ſie ſo von dem ganzen Gange ſeines Stücks unterrichtet, als er es nur immer ſelbſt ſeyn kann. Sie macht oft die Rolle eines Präſes, unter dem der Reſpondent mit dem Opponenten von der Freundſchaft diſputirt; nur daß ſie witziger iſt, und des geſunden Verſtandes ſo viel hat, als der rechte Präſes meiſtens Gelehrſamkeit. Die Rolle des Oronts würde noch das Komiſchſte ſeyn, wenn ſeine Schelmerei durch das beſtändige: verſteh er mich, dem Leſer und Zuſchauer nicht zu bald zum Ekel würde.

In dieſem Stücke hätten ſich die geheimen und verſchlungenen Nüancen der Liebe und Freundſchaft durch Handlungen der Wittwe und der Freunde entwickeln müſſen; aber der ganze Knoten beruhet auf der glücklichen Zurückkunft der Schiffe, welche die Freunde ausgerüſtet, nicht auf dem Betragen und den Leidenſchaften und Sitten der Perſonen. Sturm und Wellen aber ſind ſo philoſophiſch und moraliſch, daß ſie das Schiff des ächten Freundes glücklich in den Hafen bringen, und das Werkzeug zu ſeyn geruhen wollen, den Biedermann für ſeine Freundſchaft und Treue, die man weder zu tadeln noch zu loben Grund hat, belohnen zu können. Hier konnten ihm alle Beiſpiele, alle Dichter von allen Nationen nichts helfen; noch weniger ſein Fleiß und ſein Witz. Was weiß ein achtzehnjähriger Jüngling von den mannigfachen Falten der Liebe und Freundſchaft? Es konnte nichts Kluges werden, oder es mußte etwas ganz anders werden. Einen ächten jungen Gelehrten kann es geben, aber keinen ächten jungen komiſchen Schriftſteller. Je mehr er davon aus Büchern weiß, je weniger weiß er eigentlich davon. Es kommt dabei nicht auf das Gedächtniß, ſondern auf unſere gehabten ähnlichen Empfindungen und Leidenſchaften an. Ja ſie müſſen in uns ſchon ſo abgeſtumpft ſeyn, daß wir ſie in uns ſelbſt und bei Andern ruhig beobachten, und mit unſern ſelbſt gehabten Leidenſchaften und Empfindungen vergleichen können. Wo das nicht iſt, da wird es angenehme Witzelei oder wohlklingendes Gewäſch. Aber, lieber Gott! ſind wir ſo weit, ſo haben wir ſelten mehr Luſt zu ſchreiben, und wenn ſich dieſe zuweilen auch fände, nicht Muße und Zeit genug. Leſſings Leben iſt ein ſprechender Beweis davon.

In ſeinem zweiten ausgeſetzten Kinde: die alte Jungfer, findet man ſchon die Perſonen charakteriſirter und hervorſtechender; ſie haben auch ſchon ihre eignere und angemeßnere Sprache: es iſt aber alles das Triviale, Pöbelhafte und Verſchobene, das ſich zwar in allen Klaſſen der Menſchen findet, aber in keiner weder gefallen, noch belehren kann. Die Handlung geht raſch und iſt voll burlesker Situationen. Eine alte Jungfer von ſechs und funfzig Jahren kann freilich gewöhnlich nichts anders erwarten, wenn ſie dergleichen erwartet, als um des Geldes willen geheirathet zu werden, und muß ſich allen Bedingungen unterwerfen, ſo abgeſchmackt und entehrend ſie ſie auch ſelbſt fühlt. Iſt das keine neue, ſo iſt es doch eine nützliche Lehre für unentſchloßne Mädchen.

Herr Oront und Frau Oront ſind ein zärtliches Ehepaar, wie man ſie in jedem ehrbaren Bürgerhauſe eines kleinen Städtchens findet, man mag zur Rechten oder zur Linken aus ſeinem Quartiere gehn. Sie ſind ſo herzlich einig, wo ſie es ſind, und ſchimpfen und ärgern ſich ſo herzlich, wo ſie es nicht ſind, und das wird kaum des Tages zehnmal ſeyn. Krauſel, ein Gelegenheitsreimer, und ein Schneider, welche die alte Jungfer verkennt und daher einen für den andern nimmt, jeder es aber für eine Beſchimpfung hält, geben eine ſehr drollige Scene. Nur die folgende wo ſich dieſer Verſifex ſelbſt aus ſeinem Quodlibet vorlieſet, und bei der alten Jungfer zu betteln anfängt, fällt ein wenig in ekle Carricatur, die ein Poſſenſpiel, wie dieſes, doch nicht ganz verſtellt. Was kann ein bittrerer Spott für eine alte Jungfer ſeyn, als der Gebacknißjunge Peter, welcher ſich in ihren Freier, einen abgedankten lahmen und verſchuldeten Officier, verkleiden ſoll, und bei der alten Jungfer ſeine Rolle gar zu gut zu ſpielen befürchtet, ſo daß ſie ihm wohl im Ernſte auf dem Halſe bleiben könnte und deshalb Sicherheit dafür verlangt? Vermuthlich machte Leſſing dieſes Stück in ſeiner Vaterſtadt; wenigſtens hatten ihn einige Charaktere, die er daſelbſt beobachtete, zu dieſer Schnurre veranlaßt. Wenn ein theatraliſcher Dichter nicht gleich von Jugend auf eine ſolche Aufmerkſamkeit beweiſet, ſo wird er ſie gewiß in größern Zirkeln des Umgangs und bei reifern Jahren und mehrerer Kenntniß ganz unterlaſſen. Die Neſſel muß gleich brennen, oder ſie brennt nie.

Ich gehe nun zu ſeinen zwei Bänden Luſtſpiele, die unter ſeinem Namen ſtets erſchienen.

Erſt von ſeinen fünf Stücken darin, welche, ich wiederhole es noch einmal, in ſeinem achtzehnten bis zwei und zwanzigſten Jahre geſchrieben worden ſind. Minna von Barnhelm, als das ſechſte Stück, verfertigte er dreizehn Jahre darauf, und es hat freilich entſchiedene Vorzüge, die andere Deutſche Dichter noch bis auf dieſen Tag ſehr wenig erreicht haben, ungeachtet ich nicht in Abrede ſeyn will, daß nicht größere Genies entſtanden wären.

Aller Beifall eines Luſt- und Trauerſpiels, oder eines jeden Dramas oder Schauſpiels kömmt entweder von dem Dialog her, oder von ſeinem Roman und ſeiner Geſchichte, oder von der Schilderung der darin handelnden Perſonen. Man ſieht freilich, daß eins ohne die beiden andern nicht vollkommen ſeyn kann, und nur daraus zuſammen ein befriedigendes Ganze entſpringt.

Die Theaterpolitik wäre zwar die vierte Nothwendigkeit, welche zur Aufrechthaltung eines Stücks oft mehr beiträgt, als die Erfüllung der drei erwähnten Erforderniſſe; ich meyne das Intrigiren zwiſchen Zuſchauer und Schauſpieler, die Haſchung nach Aufmunterung der Großen und Kleinen, welche Schreier und Auspoſauner ſind, und ſich in der Tonne herumwälzen, wenn ihre fleißigen Nebenmenſchen eigentlich arbeiten. Sie iſt mit der Staatspolitik Eines Gelichters, wenn man den höhern Gegenſtand ausnimmt. Wer darin etwas Vorzügliches leiſten will, muß mit allen erſinnlichen Betteleien, mit allen niedrigen Kunſtgriffen und mit den offenbarſten Niederträchtigkeiten eine ausgemachte Schamloſigkeit verbinden, und ſich alles erlauben, was der feine und kluge Mann verſchmähet, weil es gar zu plump iſt, und die kopfloſeſten Menſchen vorausſetzt. Die erfahrnen Taſchenſpieler behaupten zwar, daß man bloß dadurch eine unbegränzte Bewunderung erhalte; und ob ich gleich die Möglichkeit davon nicht recht einſehe, ſo habe ich doch an der Wirklichkeit keinen Zweifel. Und alſo bewundere wer da will von dieſer Seite den Staat oder das Theater!

Leſſings Dialog war eine ganz neue Erſcheinung. Die beſten Stücke der damaligen theatraliſchen Dichter waren in dieſem Punkte kaum zum Ausſtehn. Alle Kunſt der Schauſpieler reichte nicht zu, das Schleppende, Schielende und Schiefe, das Unpaſſende und von dem Deutſchen Sprachgenie Abweichende zu verſtecken. Anſtatt dem Spieler ſeine Mühe zu erleichtern, fand er lauter neue Schwierigkeiten. Es werden in Leſſings Luſtſpielen wenige Stellen ſeyn, wo der Ausdruck die Pantomime des Spielers in Verlegenheit ſetzt, oder wobei er nicht gleich wüßte, was er zu thun hätte. Alles ſo munter, ſo lebhaft, ſo ungezwungen darſtellend! Könnte man etwas daran tadeln, ſo wäre es dieſes, daß Leſſing die Bedienten und Mädchen und alle, die nicht weit über dieſe Menſchenklaſſe ſind, oft zu kräftig, zu klug und zu fein ſprechen läßt. Fehlerhaft reden, ſchimpfen wie die Hökerweiber, und fluchen wie die Fuhrknechte, oder gar Zoten reißen, wie Geſindel ohne Scham und Zucht, muß dieſe Art Menſchen auf dem Theater nicht, ob das gleich ſehr natürlich und wahr wäre. Garrick vergleicht dieſe Natürlichkeit mit einem Theile des menſchlichen Körpers, den man nicht gern in Geſellſchaft nennt, doch unter vier Augen, wenn er recht ſchön iſt, vor Entzückung küßt. Dieſe Perſonen brauchen bei Leſungen zuweilen Wendungen und Redensarten, die aus dem Auslande entlehnt worden, aber das Bürgerrecht ſchon ſo haben, daß ſie ſogar Herr Adelung in ſein Deutſches Wörterbuch aufgenommen, wofür er ihnen hätte ſolche in den Mund legen ſollen, welche den Provinzen eigen ſind, in denen ſie geboren worden oder doch leben. Ich meyne nicht, daß ſie vom Anfange bis zu Ende in ihrem Dialekte reden, ſondern nur hin und her ſolche Solöcismen oder Provinzialismen und Ortseigenheiten und Wendungen einſtreuen möchten, wofür ſich im Hochdeutſchen nichts ſo Kräftiges und Eigentliches ſagen läßt, und das doch dem gemeinen Manne, wenn er nach ſeiner Art richtig und gut ſpricht, zur rechten Zeit und leichter einfällt, als dem Gelehrten und Weltmanne. Die Sache iſt von Seiten des Verfaſſers allerdings ſehr ſtudiert und mühſam, aber deſto natürlicher und wahrer an den Perſonen ſelbſt. Freilich muß man es nicht übertreiben; noch weniger aus der Uebertreibung die Anklage dagegen machen. Es iſt auch das ſchicklichſte Mittel, unſere Buchſprache zu bereichern; denn die freye Annahme des gebildeten Publikums entſchiede. In ſeiner Minna von Barnhelm findet man ſolche Spuren, wenn zum Exempel die Franziska ſagt: „Im Wagen muß der Herr Major Katz aushalten; ich verdiene den Biß;“ und der Wachtmeiſter: „nehmen Sie doch der Weile mein Geld.“ Ich will auch damit gar nicht ſagen, als wenn ſich davon in ſeinen vorhergehenden Stücken nichts fände.

Bei Erſcheinung des jungen Gelehrten fiel freilich der Vorzug des Dialogs ſo ſtark in die Augen, daß ihn niemand leugnen oder abſtreiten konnte; aber man zog auch daraus einen ſcheinbaren Tadel, daß die Lebhaftigkeit, die Präciſion und der Nachdruck deſſelben dem Stande und dem Charakter der Perſonen gar oft nicht entſpräche. Es herrſche darin einerley Scherz, Rede und Spott, ungefähr wie im Marionettenſpiele, nehmlich desjenigen allein, der den hölzernen Figuren die Bewegung gäbe. Das Beſſere macht hier die Sache nicht natürlicher. Es iſt wahr, man könnte dieſes aus Leſſings fünf erſten Komödien erweiſen; aber dadurch haben diejenigen nichts gewonnen, welche behaupten, daß dergleichen Perſonen gerade ſo reden müßten, wie ſie in der Natur reden. Es iſt hierbei eine Mittelſtraße zu beobachten, die ſich im Allgemeinen nicht gut vorſchreiben läßt. Alles iſt noch ſo unbeſtimmt, und hat ſo viele und mancherlei Seiten; auch beweiſen einzelne Wörter und Redensarten, wie nicht weniger manchmal ganze Wendungen und Reden, für die Natürlichkeit der Rolle eben das, was ein einzelner Ziegel oder Stein für die Gründlichkeit und Schönheit eines ganzen Gebäudes. Man kann hierüber viel diſputiren, kritiſiren und reguliren, ohne das Geringſte auszumachen. Der Beifall des Leſers mehr als des Zuſchauers muß entſcheiden, ſo ein armſeliger Gewährsmann er auch für die Güte des Dialogs iſt. Genug, Leſſing war der erſte, welcher deshalb gefiel und das deutſche Theater dadurch auf einmal hob, auch die beſſere Sorte von wohlgezogenen Menſchen nach und nach hinein lockte. Nothwendig mußte daraus für ihn Beifall erfolgen, welcher um deſto größer war, je weniger man damals von einem theatraliſchen Dichter forderte. Da ſo etwas aber ihn niemals einſchläferte oder aufblies, ſondern vielmehr nur anſpornte: ſo hatte ſein letztes Stück vor ſeinem vorhergehenden immer Vorzüge; und dieſes verlangte er auch von jedem guten Dichter. So ſchön dieſe Regel für ihn war, und ſie ſich jeder zum unverbrüchlichſten Geſetz machen ſollte: ſo weiß ich doch nicht, ob ſie ſich bei dem Kritiker auf die gründliche Kenntniß des Genies mancher Art, und auf die Billigkeit überhaupt gründet.

Der Roman, die Geſchichte, die Handlung, die Fabel ſeiner Stücke, oder wie man es nennen will, iſt verſchiednen Werths. Bei manchem, das iſt nicht zu leugnen, hat er ſich erſt den Hauptcharakter gedacht, und dann die Fabel nebſt allen Umſtänden, unter welchen er am ſtärkſten und beſten hervor ſticht, dazu erfunden. Er wird aber dadurch ſehr überladen und folglich unnatürlich; ob gleich jeden Zug davon die tägliche Erfahrung beſtätigt und dazu das Original aufweiſen kann. Der Leſer und Zuſchauer hat Recht, eine ſolche Behandlung des Charakters zu tadeln; denn ſie bringt ihn um ſeine Täuſchung, und macht die Wahrheit durch Häufung der Wahrheit zur Unwahrheit. Eine ſolche Bearbeitung des Charakters, wo alle andere Perſonen bloß für dieſen da ſind und handeln, nützt zur Kenntniß des Charakters, wenn ſie ja was nützet, nichts mehr, als eine wortreiche Paraphraſe eines Autors. Man will die Güte des Feldes aus einem reichen Kornmagazine erweiſen.

Sein junger Gelehrter und ſeine Juden, wo nicht ſo gar ſeine beſſeren Stücke, als ſein Freygeiſt und ſein Miſogyn, ſind auf dieſe Art entſtanden. Aber der junge Gelehrte iſt doch noch etwas zu roh gerathen, ob gleich ganz wahr. Die Liebe fühlt er nicht; von der weltlichen Eitelkeit der Gelehrten beweiſet er eine gar zu unweltliche Kenntniß; kennt nur, heiſcht nur den gar zu unbedeutenden, und jezt wo nicht verächtlich, doch zu gemein werdenden Wirkungskreis eines Gelehrten der Schriftſtellerey. Bediente und Mädchen im Hauſe haben ihn ein wenig zu ſehr zum Beſten: der junge Gelehrte ſoll kein dummer, ſondern nur durch Gedächtnißwerk verſchobener Kopf ſeyn. Er ſoll zu viel gelernt und zu wenig gedacht haben; ſelbſt die Wahrheit iſt in ſeinem Kopfe noch Vorurtheil: kurz, er iſt mehr ein gelehrtes Kind, als ein Gelehrter. Leſſing hat die Erfahrung der gelehrten Unarten aus ſich ſelbſt genommen. Auf der Fürſtenſchule zu Meißen, wo man andere Thoren weder ſah noch hörte, war er ſelbſt ſo ein Stückchen von jungem Gelehrten. Er wollte der Welt einen Triumph ſeiner Selbſterkenntniß geben. Das Stück würde paſſender: der gelehrte Student von der Univerſität, heißen.

Die Juden. Dieſe Komödie ſollte eigentlich heißen: das chriſtliche Vorurtheil gegen die

Juden. Es tritt ja in dieſem Stücke gar kein Jude auf. Der Reiſende und ſein Reitknecht ſollen Juden ſeyn! So biſt du, lieber Leſer, auch ein Mahomedaner. Sein Vater kann einer geweſen ſeyn; aber daß er ſelbſt einer iſt, äußert er nur in einem Monologe, und endlich dem Baron, dem er das Leben gerettet, als dieſer ſeine Räuber, die ihn auf der Straße angefallen, aus der kahlen Urſache für Juden hält, weil ſie Bärte gehabt hätten. Sein Reitknecht ruft nur dabei aus: Drum habe ich nicht gewußt, warum der Herr auf der Reiſe kein Schweinefleiſch eſſen wollte, und ſonſt hundert Alfanzereyen machte. Mehr kommt doch von ihrem Judenthume im ganzen Stücke nicht vor, wenn nicht etwa die Stelle noch dazu gehören ſoll, wo das Kammermädchen den Reitknecht zum Schluſſe fragt: Und wenns dazu kömmt, iſt Er wohl gar auch ein Jude, ſo ſehr Er ſich verſtellt? und dieſer antwortet: Das iſt zu neugierig für eine Jungfer gefragt. Solche Unbeſtimmtheiten des Hauptcharakters paſſen in ein Märchen von Juden, das in ein Geſpräch gekleidet iſt, aber in keine Komödie. Wenn ſie noch hieße: Die Vernunftjuden, ſo wie wir Vernunftchriſten ſagen; ſo wäre es doch allenfalls etwas geſagt: wenigſtens nach der Sprache unſerer aufgeklärten lutheriſchen Theologen, denen ein Vernunftchriſt ein ſolcher Chriſt iſt, welcher alles was von jeher den Chriſten von Juden, Heiden und Mahomedanern unterſchied, für Irrthum und Albernheit aus der Vernunft erklärt. Einen dergleichen Vernunftjuden hatte auch Leſſing im Sinne: er kannte vielleicht auch keinen andern, und wollte durch ſein Nachſpiel beweiſen, daß ein vernünftiger Mann unter den Juden, ſo wie unter allen Religionen, auch ein rechtſchaffner, in der Noth beiſtehender und ganz uneigennütziger Mann ſeyn könne, wenn er an und für ſich zumal ſchon reich geweſen ſey. Freilich ein ſehr unnöthiger Beweis, der durch eine Komödie am allerwenigſten mehr Kraft erhält, als er ſchon an und für ſich hat. Denn eine Komödie iſt nun einmal keine wörtlich vorgefallene Begebenheit, ſondern eine höchſtwahrſcheinliche, wie ſie ungefähr alle Tage vorkommen kann.

Die, welche an der höchſten Wahrſcheinlichkeit eines biedern Juden oder Chriſten, er ſey nun ein Vernunftjude oder ein Stockjude, ein Vernunftchriſt oder Stockchriſt, nur Miene machen zu zweifeln, die belehre man weder mit Komödien und Tragödien noch mit Satyren, noch weniger mit Abhandlungen, und wenn Gott will, mit tiefſinnigen Beweiſen a priori oder a poſteriori. Liebt jemand etwa das Wort **Stock** vor ſeinem Religionsnahmen, wie der neugebackne Edelmann das Wort **Von** vor ſeinem Geſchlechtsnamen, ſo gehe er in ſein Kämmerlein, und ſchließe die Thüre hinter ſich zu, laſſe ſie aber ja nicht auf, daß man hineinſehen kann, oder ſchreie und ſinge ſo ſehr, daß man es hört *), und bete zu ſeinem

---

*) Wie etwa meine frommen chriſtlichen Nachbaren in dem Pohlniſchen Herrgott, einem Bierhauſe, oder wie es zu Breslau heißt, einem Kretſcham, der gerade an die Münze ſtößt, wo ich dieſe Vernunft- oder Stock-chriſtliche Betrachtung niederſchreibe. Ich denke, daß dieſes ein beſſerer Beweis von frommen Chriſten zu Breslau iſt, als wenn ich erſt mich in die Koſten ſetzen, und eine Komedie davon machen wollte, weil es etwa ein paar witzigen oder unwitzigen Köpfen einfallen konnte, an der Exiſtenz frommer gläubiger Chriſten in großen Städten zu zweifeln.

Gott und Vater für ihn im Verborgnen. Iſt er aber ein Vernunftchriſt, welchen der Stockchriſt gewiß von ſeinen Würden abſetzt, wenn es ſonſt Zeit und Umſtände erlauben und der Vernunftchriſt mit dem Zuvorkommen nicht hindern kann, ſo erbarme er ſich des unter die Mörder gefallnen Nächſten, welchen ſie geſchlagen, ausgezogen und ohne Vernunft und Religion nackend liegen gelaſſen; gieße in ſeine Wunden Oel und Wein, hebe ihn auf ſein Thier, und bringe ihn in ſein Haus, und pflege ihn, bis er geſund wird. Oder wenn er dazu nicht Gelegenheit hat, ſo übergebe er ihn der Kur eines Vernunft-Arztes, aber keines Stockarztes, für den ich übrigens allen Reſpekt habe, wenn er mich nicht kuriren darf.

Der ſelige Ritter Michaelis, welcher dieſes Nachſpiel in den Göttingiſchen gelehrten Zeitungen recenſirte, äußerte damals eine Meinung, welche man heut zu Tage ſchwerlich mehr anderswo, als in Schul- und Univerſitätswinkeln, höchſtens, aber doch nur ſehr ſelten, auf einer Dorfkanzel, unbelacht äußert, nehmlich dieſe: „Der unbekannte

„Reiſende in Leſſings Juden ſey in allen Stükken ſo vollkommen gut, ſo edelmüthig, ſo beſorgt, ob er auch ſeinem Nächſten Unrecht thue, und ihn durch ungegründeten Verdacht beleidigen möchte, daß es zwar nicht unmöglich, aber doch allzu unwahrſcheinlich ſey, daß unter einem Volke, wie das Jüdiſche, ein ſolches edles Gemüth ſich gleichſam ſelbſt bilden könne.“ Der übrigen theatraliſch-theologiſch-politiſchen Saalbadereien, die Michaelis dabei auskramt, nicht zu gedenken.

Man erwarte ja nicht, daß ich dergleichen, als vernünftiger Menſch, widerlegen zu können oder gar zu wollen Miene mache. Ich frage nur als Stockchriſt, als Stocklutheraner, und ungeheuchelter Befolger unſers neuen Religionsedikts, für deſſen geſegneten Einfluß man Gott nicht genug danken kann: ob wir von Vernunfttheologen zu Göttingen oder Halle das Judenthum ſo weit erniedrigen laſſen können, ohne unſerer allerheiligſten und ſeligmachenden Religion etwas zu vergeben? Chriſtus war ſelbſt ein Jude, und die Juden laſſen ſichs nicht ausreden, daß er als

Jude gekreuzigt und geſtorben ſey *). Er bildete ſich unter den Juden, und wurde ein ſo

---

*) Selbſt unſer jüdiſch frommer Moſes Mendelsſohn gehörte darunter. Ein aufgeklärter, und wenn ich mich noch recht erinnere, ein Franzöſiſcher Vernunfttheologe zu Berlin wollte ſich von freien Stücken ſeiner armen Seele erbarmen und ihm zur chriſtlichen Seligkeit, ich weiß nicht mehr, ob nach Kantiſchen oder nach Hegelſchen Grundſätzen und Manieren, helfen; aber der in dieſem Kapitel etwas verſtockte Moſes fühlte ſeinem vernunftvollen Proſelytenmacher auf den Zahn, und fragte ihn unter andern um die Stellen im neuen Teſtamente, worin Chriſtus dem Judenthum öffentlich und feyerlich entſagt, welche nach ſeiner Einſicht nur in der jüdiſchen Religion aufklären, ſie aber keinesweges aufheben wollen. Der Bekehrer hatte ſich auf alle Einwendungen eines jüdiſchen Gelehrten gefaßt gemacht, nur auf dieſe nicht. Moſes, mit einem ſchalkhaften Lächeln, welches er mit vieler Demuth gegen eine menſchenfreundliche Hochwürden verſtecken konnte, folgerte aus dem Stillſchweigen, daß der Herr Prediger eigentlich ein heimlicher Vernunftjude ſey, gegen welchen den Talmudes und er wenig einzuwenden hatten. Denn zwiſchen einem Vernunftjuden und einem Vernunftchriſten ſey kein andrer Unterſchied, als daß ſich der Letztere ſchäme des Erſtern Namen zu führen, und der erſtere ihn beibehalte, ſo ſehr er auch deshalb mit Verachtung und Abgaben über die Gebühr von der weiſen Staatspolitik belaſtet werde. Gleich

vollkommner Menſch, als ein Gottes Sohn nur werden kann. Eine Religion, die einen Chriſtum gebildet, ſollte nicht mehr einen ſo kahlen Reiſenden, als der Leſſingiſche incognito reiſende Jude iſt, hervorbringen? Wer das behauptet, der läſtert den Vater und den Sohn, die jüdiſche und die chriſtliche Religion. Wäre es nicht bey einer ſo profanen Sache, als eine Komödie, ſo würde ich dieſen raſchen und unbedachten theologiſchen Eifer, ſo alt er auch iſt, bei einer hohen Commiſſion der reinen Glaubenslehre anhängig zu machen mich hiemit erkühnen. Doch ſo viel kann ich nicht unterlaſſen zu ſagen: **Ritter Michaelis, Gott hab ihn ſelig! hätte beſſer gethan, wenn er ſtatt ſeiner unorthodoxen Aeußerung die Erinnerung gemacht, daß Leſſing eigentlich keinen Juden, ſondern nur einen reichen vernünfti-**

---

lag kein Spott, kein Tadel von Moſes: er als ein ernſter Anhänger und Bekenner des Optimismus wußte wohl, daß alle dieſe Leiden zur beſten Welt des Judenthums gehören. Und ſo viel er ſich auf dieſen philoſophiſchen Troſtgrund zu Gute that, ſo wenig wollte er damit den jüdiſchen und chriſtlichen Troſtgründen den Rang ſtreitig machen.

gen Mann, unter den Juden geboren, geſchildert habe. Nun ſind die vernünftigen Leute in allen Religionen ſich gleich; folglich erweiſet dieſes Stück für die jüdiſche Religion gar nichts. Zweifelt auch der Rabbi an einem vernünftigen Manne in ſeiner Religion nicht, ſo will er doch, daß er ſich mit ſeiner armſeligen Vernunft nicht zu breit mache, und ſie fein, wie ſein raſches Pferd, im Zaume halte; im gegenſeitigen Falle wird er ihn ſeinen jüdiſch-geiſtlichen Druck zu ſeiner Seelen Heil ſo ſtark fühlen laſſen, als es der chriſtliche ſegensvolle Druck zum allgemeinen Heil der Juden erlaubt: denn die Feſtigkeit einer Mauer beruhet auf dem ſenkrechten Drucke der Steine über einander, und Gott hat nun ſein auserleſenes Volk zum unterſten oder zum Grundſteine der ewigen Seligkeit nach dieſem Leben auserſehn. Das kann kein Jude leugnen, oder er bringt ſich um alle Welten, die ihm nach dieſem Leben erb- und eigenthümlich verſprochen ſind. Hält es eine erleuchtete theologiſche Fakultät zu Göttingen oder andern berühmten Orten, oder nur ein von Gott beſeeltes Mitglied daraus, wo nicht für ganz unmöglich, doch für höchſt unwahrſcheinlich, daß unter den Juden ein guter ehrlicher Mann ſeyn kann, ſo ſey der Rabbi ja behutſam, ehe er ihn geiſtlicher Injurien belangt. Denn ein chriſtlicher Gottesmann iſt kein Engliſcher Juriſt; er nimmt die Worte nicht buchſtäblich, ſondern nach dem beſten und weiteſten Sinne, der ihm zuträglich iſt. Wie wenn der ſelige Michaelis noch lebte und ſagte: ich habe das nicht als eine Beſchimpfung gegen die jüdiſche Religion behauptet, ſondern nur als den einzigen Vorzug, worin ſie uns übertrifft, worin wir ihr nachahmen müſſen; denn wir ſollen das Gute auch an unſern Feinden rühmen. Was will der Rabbi dagegen ſagen? Nichts, als daß unſere Toleranzprinzipien die Weiſen dieſer Welt zu Schanden machen. Hätte Liſette den Mantelſack, worin die Bücher des reiſenden Juden waren, anſtatt ſich darauf zu ſetzen und zu plaudern, nur eröffnet, ſo würden ſich gewiß darin philoſophiſche Erweiſe des Chriſtenthums gefunden haben, die eine ſo ſchöne jüdiſche Bildung wahrſcheinlich machen, und wir orthodoxen Chriſten für Unkraut in den Weizen geſäet halten. Denn die Zeit der Ernte iſt da, wo wir das Unkraut in Bündeln ſammeln und verbrennen, den Weizen aber in unſre Scheuern ſammeln *).

Ob aber das Wort Vernunft in Religionsſachen zu dulden ſey; oder ob es nicht damit gehalten werden ſollte, wie es der große Friedrich eine Zeitlang mit dem Kaffee machte, welchen der gemeine Mann aus den allgemeinen Kaffeebrennereyen nehmen und ſo theuer kaufen mußte, als die von Gott und dem Könige verordneten Diener des Staats es heilſam fanden, die Eximirten aber ſich brennen, wie ihnen beliebte, und ſo wohlfeil kaufen konnten, als es nur möglich war: das iſt eine zu hohe Frage, über welche nur Concilien und Conſiſtorien in pleno zu entſcheiden zukömmt, aber kein naſeweiſer mit und ohne Ruhm rüſtiger Schriftſteller vernünfteln muß.

---

*) Solches alles redete Jeſus durch Gleichniſſe zu dem Volke, und ohne Gleichniſſe redete er nicht zu ihnen. Matth. 13, 34.

Kurz, Leſſings Juden ſind gerathen, wie alle Arbeiten eines Jünglings, welcher Talente, aber nicht Bekanntſchaft genug mit den Verhältniſſen ſeines Gegenſtandes zur Welt beſitzt.

Ob gleich das Luſtſpiel der Miſogyn noch ein Jahr eher verfertigt wurde, als die Juden, ſo erſchien es doch erſt im letzten Theile ſeiner kleinen Schriften 1755 in einem Akte, und 1767 in der Sammlung ſeiner Luſtſpiele in drey Aufzügen. Ich habe die erſte Ausgabe nicht, um ſie mit der neueſten zu vergleichen: auch kann dieſes Stück, wie es jetzt vermehrt und verbeſſert iſt, unter ſeine Jugendarbeiten nicht ganz gerechnet werden.

Der Freygeiſt, in fünf Aufzügen, iſt vortrefflich, und das ausgearbeitetſte von ſeinen jugendlichen Stücken. Plautus und Moliere, die Leuchtthürme nach ſeiner damaligen theatraliſchen Vollkommenheit, haben kein beſſeres gemacht. Es ſchmeckt zwar noch hier und da nach Schule und Gelehrſamkeit; der Inhalt iſt aber auch noch daraus: ob es gleich ſchon mehr Seiten des bürgerlichen Lebens hat, als der junge Gelehrte.

Liſidor, Adraſt, Theophan und gar Juliane reden zuweilen wie ein Buch. Dieſes Lob ſchließt ſchon im gemeinen Leben einen feinen Tadel in ſich; und um ſo mehr iſt dies der Fall an den Perſonen auf dem Theater. Die Menſchen müſſen da zwar kräftiger und charakteriſirter ſprechen, als im täglichen Umgange, wenn man ſie nicht eben ſogleich überdrüßig werden ſoll, als in dieſem; aber es muß alles aus dem Innern des vorzuſtellenden Charakters genommen und ſo entfernt vom Studierten ſeyn, als es aus den Tiefen des Menſchen und ſeinen täglichen Lebensverhältniſſen herausſtudiert iſt. Das Theater gleicht einer reichen Porcellainniederlage, wo ich alles ſehr bequem beyſammen finde, was bildende Kunſt und Fleiß hervorzubringen im Stande iſt; aber von den Beſchwerlichkeiten und mannigfachen Bearbeitungen des armen Tagelöhners bis zu dem ſogenannten Arkaniſten und Maler dabei nichts erfahre. Der Genuß iſt die Belehrung, und die Belehrung iſt der Genuß. Ich kann ſo wenig vor dem Theater allein ein Schauſpieldichter werden, als im Porcellainmagazine ein Arkaniſt und Maler; und doch wäre es für beide ſehr ſchlimm, wenn ſie dergleichen gar nie geſehen hätten.

Adraſt, der Freigeiſt, und Theophan, der junge Geiſtliche, ſind vortrefflich durchgeführt: Philoſophie und Religion ſind nur der Vorwand ihrer Uneinigkeit, und mögen im thätigen Leben wohl ſelten viel mehr ſeyn, höchſtens auf Univerſitäten in Handwerksneid ausarten. Der Freigeiſt würde gegen den Geiſtlichen zu brutal ſcheinen, wenn man nicht wüßte, daß er von andern Geiſtlichen angeführt und betrogen worden und vom Anfange gleich in Theophan nur einen begünſtigten Nebenbuhler ſähe. Es liegt keinesweges in der menſchlichen Natur, ſeinen Nebenmenſchen um ſeines Standes, um ſeines Vaterlandes und um ſeiner Religion willen zu haſſen; es iſt nur nichtswürdiger Kunſtgriff der Liſt und Tyranney, vermittelſt Verleumdung und allerhand andrer erbaulicher patriotiſcher Künſte den rohen Menſchen, der ſich mehr dem blinden Inſtinkte als der Vernunft überläßt, unter dem Bilde ſeiner Sicherheit und Wohlfahrt dahin zu verleiten. Einem vernünftigen Menſchen gilt es offenbarer Widerſpruch.

Hätte Leſſing nichts anders geſchrieben, als dieſes Stück, ſo müßte er der größte Verehrer des geiſtlichen Standes ſcheinen, in welchem er zwar bis in ſeinen Tod Freunde fand, aber keinen, welcher ihn nicht einer zu großen Geringſchätzigkeit gegen denſelben geziehen hätte. Vielleicht wollte er ſich damit rechtfertigen und das Gegentheil beweiſen. Zu dieſer Zeit war es noch ſehr nöthig, wenn er nicht in Gefahr kommen wollte, den Namen eines Gelehrten zu verlieren.

Mancher kritiſcher Leſer ſetzt an dieſem Luſtſpiele aus, daß es ſchon mit dem 7ten Auftritte des 4ten Aufzugs ſein Ende erreichte, wenn Adraſt dem Theophan, der ihm ſein ganzes Herz entdecken wollte, ſtille gehalten und ihm nicht davon gewiſcht wäre. Wenigſtens ſollte es Theophan ihm vorhalten, (im 3ten Auftritte des 5ten Aufzugs) als Adraſt ausruft: „o Theophan! Theophan! ich würde

Ihre ganze Aufführung mit einem andern Auge angeſehen haben!“ anſtatt daß er bloß ſagt: „Keine Entſchuldigungen, Adraſt! Vorurtheile und eine unglückliche Liebe ſind zwei Stücke, deren eins ſchon hinreicht, einen Mann zu etwas ganz anderm zu machen, als er iſt.“ Doch dieſer Tadel iſt von keinem großen Belange, und auch dadurch gerechtfertigt, daß Adraſt vor allen Dingen ſuchte, ihm nichts zu verdanken zu haben.

Weit unwahrſcheinlicher und für dieſes Stück etwas zu unnatürlich und poſſenhaft ſcheint der Spaß der horchenden Liſette, welche dem Johann (S. 60) auf die Worte: „ich will — ich will — auf der Stelle verblinden, wenn ein Teufel iſt,“ — die Augen zuhält, und als Johann im Ernſte glaubt, er ſey blind geworden und ſagt: „ich will mich gern bekehren! Ach! was bin ich für ein Böſewichte geweſen“ — ihm eine Ohrfeige giebt. Allein zu dieſer Zeit vertrug man ſolche gekünſtelte Lazzi der in Livrey gekleideten Hanswürſte. Das ganze Theaterſpiel iſt bei dem allen doch ein burlesker Pendant zu dem Freigeiſt, welcher, nach dem Gellert, ſich auf dem Sterbebette von ſeiner Magd bekehren ließ. Wenigſtens hielten es die Theologen für einen Beweis ad hominem; und wenn ein komiſcher Schriftſteller deren Beifall hat, ſo iſt die Nützlichkeit ſeiner Kunſt erwieſen.

Der Schatz, ein Nachſpiel voller komiſchen luſtigen Situationen und Züge, die gar nicht aus dem Lachen kommen laſſen, iſt ganz nach dem Trinummus des Plautus. Wenn es den Reichthum des Lateiners an Witz, drolligen Einfällen und Streichen beweiſet, ſo iſt dieſe Verdeutſchung davon das beſte und redendſte Muſter, wie man den Plautus für unſer Theater benutzen muß. Ihn und den ſarkaſtiſchen Schnurrenmacher Ariſtophanes von Scene zu Scene zu überſetzen, wäre nicht ſowohl eine zu unkluge Geißel für die keuſchen Ohren, vornehmlich des weiblichen Publikums, das zwey Drittel der Theaterliebhaber ausmacht, als vielmehr eine ganz unnütze Mühe, oder höchſtens die einzige nützliche Bemühung, dem Deutſchen dieſe ausländiſche Theaterruthe zu verleiden.

So viele höchſt beißende Anſpielungen und Durchhechelungen und ſo wohl paſſende und natürliche Wortſpiele können wohl eben in der Deutſchen Sprache ſeyn, wenn Deutſche Plautus und Ariſtophanes darin ſchreiben, aber nur nicht gerade da, wo ſie in Griechiſche Sitten und Thorheiten eingreifen. Wer aus dieſen alten Komikern für Unkundige des Lateiniſchen und Griechiſchen, gute Ueberſetzungen oder Nachahmungen macht, der kann auch ein ſolches Original machen, und verſteht ſich auf mehr als ſeine Vorbilder; denn er kennt ſein und ihr Volk. Wer in der theatraliſchen Kunſt ſich hervorthun will, macht ſie aber gern zu ſeinem Studium.

Daß der Schatz, ſo oft ich ihn aufführen geſehn, nicht ſo volle Zufriedenheit bei den Zuſchauern erregte, als er mir es ſtets beim Leſen gethan, kam hauptſächlich daher, daß ſich die damaligen Deutſchen Schauſpieler damit nicht ſo viel Mühe gaben, als mit den Moliereſchen Farſen und andern gangbaren Schnurren, und man ſchon anfing, im Theater mehr für ſeine romanhafte Phantaſie als für Scherz und Lachen Nahrung zu ſuchen. Ich will eben nicht ganz dieſe Richtung des Geſchmacks des Publikums verwerfen; aber ſo viel iſt doch gewiß, daß daher ein Publikum entſtand, welches für nichts Sinn hat, als für Lermen machende Märchen in unnatürlichen Dialog verwebt. Wir haben keine Moliere, keine Shakeſpeare, ſogar keine Goldoni; und doch ſind wir auf der höchſten Stufe des Geſchmacks! O Wunder des Geſchmacks!

Zu dieſer Zeit war kein theatraliſcher Dichter, welcher mit Leſſingen gewetteifert, oder ihm nur in Anſehung des Fleißes, viel weniger des Genies, gleich gekommen wäre. Die armſeligſten Produkte erſchienen und verloſchen ſogleich wie Lampen ohne gutes und ſchlechtes Oel. Sie machten weder auf das Publikum, noch auf die Schauſpieler, noch auf die Schriftſteller den geringſten Eindruck, außer daß ſie in einer und der andern Tageſchrift Gelegenheit gaben, die Vervollkommnung, oder wenigſtens die Aufklärung, der Deutſchen Bühne mit lächerlichen Pausbacken auszupoſaunen.

Es iſt wahr, der Beyfall dieſer Leſſingiſchen Luſtſpiele war ſichtbar, allein gegen den Mangel, den die Deutſche Bühne damals litt, doch ſehr gering. Sie wurden zu zeitig von viel ſchlechterm Machwerk verdrängt und ſind, ſo viel ich weiß, auf keinem Theater mehr im Gange. Was hülf' auch eine Unterſuchung, ob ſie dieſe Vergeſſenheit ſchon verdienen? An theatraliſchen Früchten fehlt es jetzt nicht, und neu iſt neu; denn das Publikum denkt wahrſcheinlich davon, wie von den wirklichen Baumfrüchten, die kaum Einen Herbſt durch ſich halten können, und gleich mit Stumpf und Stiel verzehrt werden müſſen.

Man wird es oft beklagen gehört haben, daß Leſſing nicht ſo fortfuhr, wie er anfing, und ſich nicht ganz dem Theater widmete. Wenn er es gethan, was wäre wohl daraus gekommen? Lange das nicht, was er doch für daſſelbe geworden! Wir hätten wahrſcheinlich von ihm eine Menge Bände und Ausgaben auf holländiſchem Poſt, geglättetem Schweizer- und engliſchem Velin-Papier, mit Kupfern und ohne Kupfer, mit Didotſchen oder Ungerſchen Lettern, von Komödien und Tragödien, von Dramen und Monodramen, von Familiengemälden, Operetten tragiſchen, komiſchen, auch närriſchen und leeren Inhalts, und was alles der menſchliche Witz zur Aufklärung des Verſtandes und Beutels erfindet. Darunter wären aber kaum Ein oder Zwei vortreffliche Meiſterſtücke; das übrige gewöhnliches Machwerk, worunter hier und da eine gute Scene und dann und wann eine herrliche und neue Situation. Es ähnelte ſich alles und lebte auch ſo lange als die Kinder jenes reichen Kaufmannsſohns, deſſen Vater gerne bei ſeinem Leben noch eine reiche Nachkommenſchaft ſehen wollte, und alſo dem einzigen Sohne zu jeder Taufe tauſend Stück Friedrichsd'or gab. Der ließ taufen, daß es Hebamme, Prieſter und Küſter nicht genug bewundern, aber ganz zuverläſſig darauf rechnen konnten. Nur Schade, daß für jede Leiche der Vater nicht eben ſoviel ausgemacht hatte!

Die Vorſehung erwies dem Deutſchen Theater die größte Wohlthat, daß ſie damals keinen Fürſten erweckte, welcher Leſſingen ſeinem Deutſchen Theater vorſetzte. Er hätte nun aus Pflicht und aus dankbarer Begierde dem Fürſten zu gefallen geſchrieben, was er nur glauben können, daß es gefalle, wenn es auch eigentlich nicht gefallen ſollte. Er wäre bey dem Fürſten und ſeinem Publikum ſo beliebt geworden, daß an Leſſings Beſſerung und Weiterſchreitung gar nicht zu denken geweſen wäre. Vor lauter Einſchlucken des Weihrauchs hätte er ſich bei Zeiten eine Engbrüſtigkeit zugezogen, oder wäre des ewigen Einerleys vom theatraliſchen Bettel überdrüſſig geworden und hätte, in Gnaden oder Ungnaden, wie man es nehmen will, ſeinen Abſchied erhalten. Denn mit der Faulheit der Deutſchen Gelehrten macht man nicht ſo viel Federleſen, als mit der geſchmackvollen Muße eines Ausländers. Der Deutſche muß lernen, daß das erſte Kennzeichen eines ſchlechten Geſchmacks die Faulheit iſt, und nur bey Hofe für ** *) gehört, deren S** S. dummes Zeug genug machen, ohne daß ſie ſich erſt ſelbſt bemühen dürfen.

---

*) Hier hat der Cenſor ein paar Seiten ausgeſtrichen, und daran ſehr wohl und weislich gethan. Man

Leſſing ſah in der That ſeine Verſuche, wenn er ſie gleich nicht ſo nannte, mit weit ſtrengern Augen an, als der Kunſtrichter und Leſer. Sie waren einmal in der Welt, und man hatte nichts Beſſeres; folglich wollte er daran nicht mehr feilen, ſondern neue beſſere liefern. Dazu, glaubte er, gehöre ſo wohl genaue Durchſuchung der alten Schätze des Ein- und Auslandes, als auch eine Weltkenntniß, welche man nicht, wie eine Profeſſion, in gewiſſen Jahren erlernt, ſondern ſo lange man lebt, lernen muß. Man lernt ſie auch nie aus, und hat ſie am meiſten gelernt, wenn man ſo viel als nichts gelernt zu haben ſagen möchte. Man kann zu gelehrt und zu ungelehrt ſeyn, wenn man für das Vergnügen des Publikums ſchreiben will. Es giebt keine Regel, als die einzige Regel: keine für unumſtößlich und ohne Ausnahme zu halten. Wenn man der innern Stimme ſeiner eignen Nei-

---

muß niemanden beleidigen, noch weniger Stände und Perſonen bey Namen nennen, denen gar nichts daran liegt, ſich gedruckt zu leſen. Religion, Staat und gute Sitten leiden, wenn dem Glanze des Staats die Folie genommen wird.

gung getroſt folgt, ſo legt man wohl den beſten Beweis ab, daß man zum Schriftſteller geboren iſt.

Es war nicht Stolz von ihm, ſondern ein natürlicher Trieb, eine Zeit lang ſeine Kunſt mit dem Publikum zu ſtudieren, ſo daß es ihm ſeine darauf verwendete Zeit bezahle, gewiß nicht theurer, als er ſeinen Schuſter und Schneider. Und wie ſollte er es auch anders machen? Er war arm und glaubte vom Schickſal zu einem Gelehrten beſtimmt zu ſeyn. Was man heißt, ein bürgerliches Amt ſuchen, ſchien ihm in ſeinen Umſtänden, ohne vermögende Gönner und Freunde, welche an eines jungen Mannes Fähigkeiten, wie man zu ſagen pflegt, zuweilen den Narren gefreſſen, nur kriechen und ſich ſklaviſch ſchmiegen zu müſſen, welches ſein Jugendfeuer für eben ſo niedrig als betteln hielt. Wie weit eine ſolche Denkart zu loben oder zu tadeln ſey, gehört nicht hieher; auch würde dieſe Unterſuchung für unbeſcholtene gute Köpfe, welche nicht jeden Graubart für einen Weiſen halten, höchſt unerbaulich ausfallen. Es war auch gar nichts Neues und

Sonderbares, und geſchieht in unſern Zeiten noch weit mehr. Die berühmteſten Theologen ſtudierten auf dieſe Art ihre Religion und wohl auch diejenige, deren allgemeine Seligkeit ſie etwas ausſchneiden zu müſſen glauben, damit die ihrige auch wachſen und gedeihen könne. Sind auch dieſe von Gott mit ganz beſondern Nahrungsgewerben privilegirt, ſo ſieht man doch, daß es der Philoſoph, der Kunſtrichter und der Politiker eben ſo gut und wohl noch beſſer zu nutzen weiß. Sie machen aus ihren Vorbereitungen und Sammlungen zu ihren Geſchäften und ihren anfänglichen Uebungen gleich Bücher, und werden ſchon durch die Hoffnung, die man daraus ſchöpft, oft ſo berühmt, daß ſie ihren wahren Ruhm zu gründen vergeſſen. Leſſing aber konnte nicht einmal ſo glücklich oder unglücklich ſeyn. Seine Beiträge zum Theater und ſeine theatraliſche Bibliothek fanden wenig Beifall und noch wenigere Käufer. Und es ging ganz natürlich zu. Fehler und Schwachheiten theatraliſcher Schriftſteller berührt er wohl manchmal; aber wo findet man darin ein Gedicht auf eine göttliche Thalia, das heißt, auf eine junge Aktriſſe? Und er konnte reimen und war etwa 24 Jahr! Oder einen Kupferſtich einer Scene, wo A. Z. ihre puderigen Haare ſich zerzauſet, ihre von Baumwolle geſchwellte Bruſt öffnet, und mit dem Dolchſtoße ſo wonnereich zur Erde fällt, als je eine Dulcinea ſich ihrem Adonis auf den ſchönen Sofa geworfen hat. Wo rühmt er das Verdienſt eines Fürſten um die Deutſche Bühne oder um den verfeinerten Geſchmack? Immer redet er freilich etwas zu trocken von ſeinem Handwerke, und legt uns die ausländiſchen Muſter vor, ohne uns zu erweiſen, daß ihnen die Deutſchen gleich kommen, oder ſie gar übertreffen. Weder Dilettant, noch der Mann von Metier will immer lernen, wenn er lieſt; er will, wie bei den heiligen Sakramenten, mit wohlriechendem Weihrauch in eine ſüße Betäubung gebracht werden. Und was vollends die theatraliſchen Kenntniſſe anbelangt, ſo glaubt ſie jeder zu haben, der ein Parterr- oder Logen-Billet bezahlen kann. Er dünkt ſich ſogar etwas mehr, als Ariſtoteles und Diderot, wenn er vollends aus einer großen Abfütterung*) kömmt, und vor vollem Magen und ausgeſtandenem Etikettenzwang nicht ſchlafen noch ſpielen, wohl aber vor der Bühne ſeinen Nachbar mit ſeinen kunſtrichteriſchen Ausſprüchen verjagen kann.

Daß die theatraliſche Bibliothek zum Ladenhüter geworden, erfuhr Leſſing ſelbſt nicht eher, als bis er ſie durch ſeinen Bruder unter ſeiner Aufſicht fortſetzen laſſen wollte. Es geſchah, als er von Berlin nach Hamburg zum Theater ging. Sie gleicht an Werthe und Einſicht freilich nicht ſeiner Dramaturgie; aber ſie war doch eine Zeitſchrift, und wenn ich nicht irre, nebſt ſeinen Beiträgen die erſte, welche die Kenntniſſe in dieſem Fache verbreitete und ſichtete. Unter ſeinen Papieren haben ſich noch ſo manche Auszüge, Anmerkungen, Verſuche, Urtheile und Plane gefunden, daß man leicht mit einem Bändchen ſeinen theatraliſchen Nachlaß vermehren könnte. Da er aber kein Vermächtniß iſt, wie man mit Recht geurtheilt, ſo mag das Erſchienene genug ſeyn, daraus den Mann im Schlafrocke kennen zu lernen.

---

*) So nannte man ſonſt in Berlin (ich weiß aber nicht, ob noch jetzt) auf Deutſch ein Diner, wozu z. E. eine Excellenz, oder ſonſt eine große Herrſchaft, adliche und unadliche Eximierte und andere Männer bei der Stadt zugleich, mit Ausſchluß des andern Geſchlechtes, einlud.

In allen Deutſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen, Spaniſchen, Holländiſchen, ja ſogar in den Engliſchen Gängen des Theatergebirges, die er öfters und faſt täglich eine Zeitlang beſuhr, fand er mehr taubes Geſtein; und was ja Erz war, ſo mager, als die Reichenſteiner Arſenikalſchliche nur immer an Gold *) ſeyn können. Er hatte ſchon angefangen, ſie aufzulaſſen, und dem Publikum keine Kuxe davon mehr zu verkaufen, als Diderot ſein Theater in Frankreich zu Tage föderte.

Dieſes Werk, welches Leſſing überſetzte, brachte ihn auf ganz neue und wichtigere Betrachtungen, wie man aus der Vorrede zur erſten und zweiten Auflage ſeiner Deutſchen Ueberſetzung am beſten erſehen kann. Unſre Deutſchen Schauſpieler betrugen ſich dabei

---

*) Man rechnet auf den Berliniſchen Centner im Durchſchnitte noch nicht ganz einen Dukaten Gold.

klüger, als die Franzöſiſchen; ob ſie es aber mehr nützten, ungeachtet ſie die Diderotſchen Stücke ſogleich aufführten und der Hausvater noch vor zehn Jahren großen Beifall in Deutſchland fand: das iſt mehr zu wünſchen, als zu erweiſen. Auf unſere Schriftſteller ſcheint Diderot doch nicht ganz umſonſt gewirkt zu haben. Er fand zwar nicht ſo erklärte und geblendete Nachahmer, als gewiß das größere Genie, der Verfaſſer des Götz von Berlichingen, hatte; aber ſtille und langſame Verbeſſerungen ſind immer heilſamer als Revolutionen, die weder in der gelehrten noch in der politiſchen Welt des Schreibens und Redens werth ſind, das ſie verurſachen. Das Gute, das allezeit mit ihnen kömmt, begleitet eine närriſche und in der politiſchen Welt ganz zerſtörende Trunkenheit, welche man Enthuſiasmus und Patriotismus tauft, und iſt bei der eingetretenen Nüchternheit ſo viel als ein Nichts, oder, wenn es ja reell iſt, ſo etwas, woran noch kein Vernünftiger je gezweifelt hat. Es geziemt mir nicht, mich hier weiter über die Fortſchritte zur Verbeſſerung unſers Theaters auszulaſſen: denn das Urtheil des Zeitgenoſſen iſt immer partheiiſch, ſo bald er ſelbſt daran Theil nimmt, wäre er auch weiter nichts dabei, als der Lichtputzer bei einer Deutſchen Nationalbühne; oder ſcheint es doch wenigſtens zu ſeyn, wenn er nicht ganz ausführlich die Gründe angeben kann, welches hier zu weitläuftig wäre.

Von Leſſings Seite trug das Studium dieſes Franzöſiſchen Philoſophen zur Schönheit ſeiner bald darauf erſchienenen Minna von Barnhelm bei, ob ſie gleich nichts von dem Zuſchnitte der Diderotſchen Stücke hat. Er ſchrieb auch nicht dem Schauſpieler alle Pantomime vor, die er dabei anbringen würde, wenn er alle Rollen mit ſeiner Perſon beſetzte. Er glaubte, wären ſie ſchlechtere Schauſpieler, als er ſeyn würde, ſo würden ſie es auch ſchlechter befolgen; und wären ſie beſſere, ſo könnte er ſie durch eine ſolche zu ſehr detaillirte einſeitige Vorſchrift von dem Beſſern, was ſie dabei anbringen könnten, ableiten; und wenn ſie es doch beſſer machten, ſtatt alles Danks, dem ungerechten Tadel des Publikums ausſetzen, worunter man immer die plurima, nicht die ſapientiora vota, meynt. Denn die Menge will immer Stoff zum Widerſpruch, nicht zur Beſſerung haben, deren Unfähigkeit ſie blindlings ahnet; und dieſes iſt das einzige Wahre, was man bei ihr ſuchen muß. Bei dem allen aber ſchmeichelt uns doch der Beifall dieſer Menge, und wer in dieſem Beſitze iſt, glaubt nicht allein der weiſeſte Schriftſteller und Schauſpieler, ſondern auch der weiſeſte Sterbliche zu ſeyn. Damit möchte ich aber doch nicht ſagen, daß Leſſing mehr Vertrauen in die Geſchicklichkeit ſeiner Schauſpieler geſetzt, als Diderot in die ſeinigen, ſondern vielmehr glauben, daß die unſrigen mit ein wenig zu viel Vertrauen aufgemuntert, und die Franzöſiſchen mit Strenge und Wahrheit, und ohne Voltairiſche Hätſchelei gezüchtigt und belehrt zu werden verdienten.

Es iſt ſonderbar, daß er nach ſeiner Minna weiter kein komiſches Stück vollendete. An dem Schlaftrunke hat er einigemal angeſetzt; und das, was er davon fertig gemacht, ſind

Schilderungen aus dem wohlhabenden Bürgerſtande, den unſere theatraliſchen Schriftſteller noch am wenigſten kennen. Der Ton iſt in dieſem Bruchſtücke viel niedriger, als in der Minna, ohne in das Matte oder Pöbelhafte zu fallen. Die unvollendete Matrone von Epheſus läßt uns aber noch mehr ſeine Abneigung gegen das Luſtſpiel beklagen, welche er in ſeinen reifern Jahren nicht ganz ohne Vorſatz äußerte, nachdem er eine haltreichere Teufe ergründet, und zu der beneidenswürdigſten Beute gewiſſe Hoffnung gegeben. Hatte er als Philoſoph Unrecht, daß er mit dieſem Pfunde nicht beſſer wucherte, ſo war er doch als Menſch zu entſchuldigen, welcher ſeine Selbſterhaltung dabei aufopfern müſſen. Ruhm und Ehre der Zukunft iſt überhaupt für den denkenden Kopf eine ſehr mißliche und verbrauchte Aufmunterung, aber in unſrer Zeit für den theatraliſchen Schriftſteller eine lächerliche, da er zu deutlich ſieht, daß das Publikum alles iſt, was nur friſch gekocht iſt, und den größten Appetit bezeigt, wenn es hübſch nach der Garküche ſchmeckt, und einem artigen Leipziger Allerley gleicht, das man zum Ueberfluß noch brav mit Syrup und Zwiebeln gewürzt hat.

Ich komme nun zu ſeinen Trauerſpielen, welche nach der Epopee für die ſchwerſte und mühſamſte Gattung von Gedichten gehalten werden. Damit iſt gar nicht gemeynt, daß ein elender Tragiker vor einem mittelmäßigen Komiker den Vorzug habe; noch weniger will man dasjenige wiederholen, was Leſſing in ſeiner Dramaturgie ſchon geäußert: daß das Genie ohne viele Menſchenkenntniß ein vortreffliches Trauerſpiel, aber kein Luſtſpiel hervorbringen könne.

Ein gutes tragiſches Stück beruht auf dem Drange der ſtärkſten Empfindungen und heftigſten Leidenſchaften. Ihre ſtille und ſanfte Wirkung gehört mehr für die Komödie. Wo ſind ſie nun in ſtärkerer Kraft und unverletzterer Reinheit, als bei dem Jüngling und jungen Mann? Er nimmt den Stoff ſeiner Tragödie nicht aus den ſcharfſinnigen ruhigen Beobachtungen an ſich oder Andern, ſondern ſie iſt aus den Bewegungen ſeines eignen Herzens ein ganz unmittelbarer Stoff. Er fängt ſo leicht, ſo gern Feuer, ſo wenig er mit Maß und Ziel aller Empfindungen bekannt iſt: er ſtürzt ſich ſo unbefangen aus einer Leidenſchaft in die andere, und macht den Roman eines Andern ſo unvorſetzlich zu ſeinem eignen. Ein Leben ohne Leidenſchaft ſcheint ihm ſchon unbehaglich genug, und jeder Roman, jede Geſchichte wird in ſeiner Vorſtellung Feuer und Flamme. Erfahrung muß freilich die Empfindungen berichtigen, leiten und richten; aber kann ſie ſie verſtärken? Die Verſchönerung der Empfindung, ohne die nach und nach ſteigende höchſte Stärke, iſt eine meiſterhafte Marionette gegen eine Schauſpielerin: ſie hat alles, nur das Leben nicht. Ja, wenn es der Mechanik möglich wäre, der Marionette eine Sprache zu geben, die ſonoriſcher, als die ſchöne weibliche Stimme iſt; es wäre doch darin kein menſchliches Leben. Hat man wohl den Flötenſpieler mit der künſtlichen Flötenuhr vertauſcht, oder des Erſtern Spiel mit dem Spiele des Letztern für einerlei gehalten, ob man gleich die ganz natürliche Nachahmung dabei bewundert? Das was den Unterſchied macht, wird leicht gehört, und von dem befangenſten Kopfe gefühlt. Die gewöhnliche Eſelsbrücke der Kunſtrichter, daß ſich ein ſolcher Unterſchied zwar fühlen, aber weder beſchreiben noch erklären laſſe, kann man bey unſerer, wie man glaubt, aufs höchſte getriebenen Kritik noch nicht ganz in den Winkel werfen.

Wenn daher Einige Leſſings Miß Sara ſeiner Emilia Galotti vorziehen, ſo gründet es ſich auf dieſes dunkle Gefühl, auf das wahre lateiniſche Sprichwort: ignoti nulla cupido. Die geſichtete, die meiſterhafte Naturſprache, der ſo durchgängig angemeſſene gedrungene Ausdruck aller agirenden Perſonen iſt uns Zuſchauern zu ungewöhnlich; wir haben noch nicht bei wenigen Worten viel denken gelernt. Unſere Schauſpieler glauben natürlich zu ſeyn, wenn ſie auf dem Theater wie in Geſellſchaft, wie auf Kaffeehäuſern plappern. Der bisweilen treffende Einfall und Ausdruck des Jünglings, ſein Brauſen und Gähren, ſein Wittern der Empfindungen ſtatt der Empfindung ſelbſt, hat unendlichen

Reiz für diejenigen, welche an Kenntniß und Erfahrung Zeitlebens Jünglinge bleiben; und daraus beſteht die aufgeklärte Welt am meiſten. Sie überhüpfen das wahre männliche Alter, und ſind ſchon Greiſe, wo ſie thätige Männer ſeyn ſollten. Die bloße Jugend mit allen ihren Fehlern kann uns beſtechen; und die Beſtechung muß doch irgend worin beſtehn? Eine bucklichte Mutter wird an ihrem geſunden bucklichten Kinde eben die Augenweide haben, welche eine ſchön gewachſene Mutter an ihrer ſchlanken Tochter hat. Die mittelmäßigſten Schauſpieler können die Miß Sara gut vorſtellen, wenn ſie nicht ganz an Herzen und Sinnen verdorben ſind; die Emilia Galotti aber wird von allen verhunzt, die nicht die feinſten Ausſpäher jedes Wortes ſind.

Kein beſſeres Zeugniß ſeines jugendlichen und männlichen Alters hätte Leſſing der Welt vorlegen können, als dieſe beiden Trauerſpiele. Das kritiſche Für und Wider, welches bei Erſcheinung derſelben entſtand, zeigte ſchon von ihrer innern Güte. Nicht als wenn wir nicht in beiden herzlich weinen könnten: die

Emilia Galotti redet aber mit dem Verſtande zum Herzen; die Miß Sara mit lauter Empfindung, und daher ſcheint ſie hin und her zu geſchwätzig. Dieſer letztern Tragödie wird Jedermann Gerechtigkeit widerfahren laſſen; aber nur ganz Gebildete, die ſelten ſo gebildet ſind, daß ſie nichts zur größten Vollkommenheit der Leſſingiſchen Manier von der ihrigen anbieten ſollten. In der Emilia ſcheinen viele Züge und Schilderungen aus der feinen Komödie zu ſeyn; aber ſie ſind es eigentlich nicht, ſondern werden es nur durch die unrichtige Darſtellung des Schauſpielers. Die Vergehungen der Miß Sara würden mit unſern Herzen ſich auch in einer beſſern Welt, als die unſrige, finden; aber die mannigfachen bekleiſterten Bubenſtücke in der Emilia Galotti können ſich nur in einer ſo verfeinerten aufgeklärten Halunkenwelt zutragen, in der zu leben wir der Vorſehung danken müſſen. Wir Deutſchen ſchmeicheln uns zwar, daß Leſſing bloß Italieniſche Sitten, mit Deutſchen etwas verſetzt, geſchildert habe, um unſerm tugendhaften Publikum ſie nicht ſo gar abſchreckend zu malen: allein ich dächte, die Höfe, und was ſich ſonſt dahin rechnet, hätten in Europa nur Eine Sitte; vom höchſten bis zum kleinſten ſähen ſie ſich wie ein Ey dem andern ähnlich, ſo verſchieden auch ihr Ceremoniell und ihre Etikette ſeyn mag. Wer in der Geſchichte nur ein wenig bewandert iſt, muß es ziemlich gut documentiren können. Es geſchieht zwar alles auf Italieniſchem Grund und Boden; aber es geſchieht am Hofe, unter den Augen des Fürſten. Es iſt zwar ein ſehr kleiner Hof; aber an Ränken, Intriguen, Vorurtheilen, Poliſſonerien und Grauſamkeiten giebt er keinem großen in der Welt nach. Nicht Italieniſche, ſondern Europäiſche vornehme Sitten wollte Leſſing malen.

Wer lernen will, was Dialog iſt, muß ihn in der Emilia Galotti ſtudieren, wie der Bildner und Maler die Antiken. Gedrungen ohne dunkel und ſchwerfällig, erhaben ohne ſchwülſtig, natürlich ohne gemein und niedrig zu ſeyn, vermiſcht mit bitterm Spott und giftiger Perſiflage, dem täglichen Hofbrodte, mit einer ſolchen gekünſtelten Offenheit, daß der Befangene und Harmloſe nie weiß, woran er iſt.

So lange die vortreffliche Schauſpielerin, Madame Starkin, die Claudia zu Berlin machte, ſchien dieſe Tragödie mit Ende ihrer Rolle, das iſt, mit dem Ende des dritten Aufzugs, an Energie zu verlieren, da doch nachher erſt recht das Intereſſe zu wachſen und das Schickſal der Emilia ſich zu entwickeln anfängt. Der Fehler liegt nicht am Dichter, ſondern in dem Mangel der guten Schauſpieler: ſie war die einzige, die in ihrer Rolle nichts verloren gehen ließ und alles darſtellte, was ſich die erwärmte Einbildungskraft denken kann; anſtatt daß die übrigen nur hier und da dem vollen Sinne ihrer Rolle genügten. Eine ſolche Aktriße iſt dem Ganzen, das ein mittelmäßiger Schauſpielertrupp ſonſt macht, ein wahrer Nachtheil: man vergißt ſogar darüber die jungen Schönen, welche vermittelſt des Friſeurs und der Putzhändlerin doch alle ihre Kräfte aufbieten.

So wenig man aber übrigens an den Vorſtellungen und dem Dialoge auszuſetzen ſchien, ſo viel hatte man doch an der Hauptſache ſelbſt zu erinnern. Wie bekannt, iſt die Emilia eine moderniſirte Römiſche Virginia, und es konnte nicht fehlen, daß die Kunſtrichter ſie damit in Parallele ſtellten. Sie meynten, nach Leſſings Anlage habe der Vater der Emilia nur eine einfache Urſache, ſein Kind zu ermorden: nehmlich die Abwendung ihrer Entehrung; nach des Livius Erzählung aber Virginius zwei: Abwendung der Entehrung und Sklaverei. Und da man einſah, daß es nicht auf die Menge der Beweggründe, ſondern vielmehr auf ihre Stärke und Lebhaftigkeit ankäme, ſo wollte man erweiſen, des Virginius Beweggrund ſey entſcheidend, der des Odoardo nicht. Denn Virginius hätte gar kein anderes Rettungsmittel gehabt, als das, ſein Kind zu ermorden. Hat es aber Odoardo? Ein alter Degen, bieder und gut, welcher den Prinzen und ſeinen Kammerherrn aus Ueberzeugung flieht; der zwar kein Hofmann iſt, aber wohl weiß, was ein Marinelli vermag, ſieht ein, daß der Prinz eine ſolche Beſchimpfung an ſeiner Tochter ungeahndet begehen kann. Er hat ein Ehr- und Tugendgefühl, nicht ganz von Land- und Sitten-Vorurtheilen frei, aber auch nicht ſo verfeinert, daß er es ſich für Ehre hielte, ſeine einzige Tochter einem Prinzen zu ſo etwas hinzugeben. Alle die verfeinerten Wörter: Mätreſſe, Geliebte, Gebieterin, oder nach dem neuen Preußiſchen Geſetzbuche, Frau an der linken Hand, denkt er ſich unter einem einzigen Worte — halten Sie ſich alle die Ohren zu — unter dem Worte: Hure *). Eine ſolche Ausſicht mit ſeiner Tochter iſt ihm der größte Schandfleck ſeiner Familie, der größte Schimpf, den man ſeinen grauen Haaren anthun kann. Er würde noch ſehr anſtehn, dem Prinzen ſeine Tochter zur Gemahlin an die rechte Hand zu geben; denn er will ſie glücklich, nicht glänzend verheirathen. Dieſer einzigen geliebten Tochter, der er eben einen Ge-

---

*) Emilia ſcheint auch kein anderes Wort zu haben, und alle treue Mädchen und Frauen möchten davon wohl nicht viel feiner denken. Denn ſie ſagt zu ihrem Vater, indem ſie die Roſe aus ihren Haaren rauft: herunter mit dir! du gehörſt nicht in das Haar einer — wie mein Vater will, daß ich werden ſoll.

mahl nach ſeinem Herzen gegeben, und die ihn auch von ganzem Herzen lieben will, wird der Bräutigam vor ihren Augen meuchelmörderiſch erſchoſſen. Und durch dieſe nichtswürdige Art findet der Vater ſeine Tochter in des Wollüſtlings Händen; aber ſie auch in der Stimmung der Seele (7ter Auftritt des 5ten Aufzugs), wie ſie zu der ſeinigen paßt. Wenn das alles kein entſcheidender Beweggrund iſt, ſo giebt es keinen. Bald möchte ich ſagen, der Kunſtrichter war kein Vater, hatte keine Tochter; war am Hofe, und, was noch ſchlimmer iſt, äffte Hofſitten nach; hieß Galanterie, was der unbeſcholtene Menſch Buhlerei und Hurerei nennt.

Man hat bei dieſer Gelegenheit auch die Antwort des Odoardo: „Kind, es iſt keine Haarnadel,“ für zu witzig, und daß Emilia die Roſe aus ihren Haaren nimmt und zerreißt, für ihre Situation zu ruhig gefunden.

Diderot bemerkte ſchon, daß der natürliche und wahre Schmerz zuweilen ſich mit Witz ausdrückt. Freilich wenn der Verfaſſer hier nicht Leſſing geweſen wäre, ſo würde Odoardo ſeiner Tochter eine Predigt gehalten haben, worin viel grimaſſirt werden können, aber Leſer und Zuhörer gewiß nicht ſo viel gedacht hätten, als dieſe Worte zu denken geben. Daß ein Mädchen, welches ihre Roſe, mit der ſie ihrem Geliebten zuerſt gefallen, aus den Haaren rauft, in einer ruhigen Lage zu ſeyn ſcheint, liegt bloß an unſerer wenigen Einbildungskraft dabei. Wer die Worte der Emilia für ihre Lage zu ruhig findet, hat Döbbeliniſche Begriffe von der Tragödie. Sonderbar, daß Einige Stellen für Meiſterſtücke halten, welche Andere gerade fehlerhaft finden! Doch über das Mehr und Weniger von Würze wird man wohl nie übereinſtimmen. Zum Glück hat dieſes Stück, ſo viel es auch Beifall fand, keine unmittelbare Nachahmer gehabt. Denn weder der Fleiß allein, noch das Genie allein, kann dergleichen hervorbringen; nur wenn beides mit der ſtrengſten Auswahl des Stoffs verbunden wird, iſt es möglich: und wie ſelten iſt dieſes beiſammen! Man hat zwar Orſinen, Angelos und Contis auf das Theater gebracht: aber es ſind unter andern Händen Ungeheuer und Pinſel geworden.

Die meiſten Dichter glauben, wenn ſie nur ihre Einbildungskraft brav in Koſten geſetzt, wenn ſie nur darüber recht entzückt ſind und ſich bis in den Himmel verſetzt fühlen, ſo haben ſie alles gethan, was ihr Gedicht unſterblich macht. Die Mittel, den andern in gleichen Zuſtand zu ſetzen, ſind die Schwierigkeiten, an die ſie nicht denken. Sie verwechſeln immer ihre wollüſtige Stunden der Empfängniß des Plans mit den Geburtsſchmerzen und der Erziehung ſelbſt. Sollen nun die herrlichen Bilder unſerer ſchwellenden Phantaſie auf das Papier kommen, ſo ſind die Worte ſolche armſelige Repräſentanten, daß ſie kaum die Erinnerung unſerer eigenen Begeiſterung erwecken, zumal wenn wir uns ſchon etwas abgekühlt haben. Dann ſoll der Vorleſer oder Schauſpieler heraus grimaſſiren, was der Dichter nicht geſagt, wohl aber ſich dunkel gedacht haben mag. Als wenn nicht alles aus des Dichters innerem Sinn in den unſrigen hauptſächlich durch Rede gehen müßte! Wir winſeln über den wenigen Geſchmack des Publikums, über den Mangel an Luſt und Liebe, und wir verſtehen die Kunſt zu wenig, ſie zu erregen. Leſſing war ein Genie, welches ſeine Begeiſterung ſehr mindern mußte, um die Darſtellung, woraus wir eigentlich des Dichters poetiſche Fülle beurtheilen, deſto lebhafter und vollkommner zu machen. Das Geſpinſt einer Handlung koſtete ihm wenig Mühe, aber deſto mehr das Aufwickeln deſſelben auf ſeinen eignen Knaul. Die Fäden waren ihm bald zu grob, bald zu fein, und oft ſo in einander verfitzt, daß ſich freilich die meiſten begnügt hätten, ſie zu zerſchneiden, und ſo gut ſie ohne große Mühe gekonnt, zuſammen zu knöteln. Er aber legte und wendete und probierte, bis ſich alle Fäden ohne Schnitzeln natürlich zu ſeinem Gebrauche gaben. Und wenn das ja zuweilen ganz unmöglich war, ſo geſchah es doch ſo fein, daß es kein gewöhnliches Auge entdeckte. Iſt das auch Spitzfindigkeit und kleinliche Künſtelei, welcher man Mühe und Fleiß nicht gleich anſieht, aber durch Grübeln und Forſchen auf die Spur kömmt: ſo kann doch Leſſings Emilia Galotti nicht, mit dem Malerausdrucke, als geleckt getadelt werden.

Nach Vollendung dieſer Arbeit, fühlte er ſeine Seele abgeſpannt, und faßte den Vorſatz, ſie nie wieder ſo anzuſtrengen. Allein wie eine Ueberſättigung von einer Speiſe, welche unſerm Gaumen vorzüglich ſchmeckt, nach völliger Verdauung und wieder eingefundenem Hunger, nur deſto größern Appetit macht, ſo ging es auch Leſſingen. Mitten in ſeinen theologiſchen Kreuzzügen, wo es ſo manche Komödie poſſierlichen und ärgerlichen Inhalts gab, widmete er ſeine Erholungsſtunden ſeinem Lieblingsſtudium: gleich einem Verliebten, welcher ſein Mädchen wieder zu ſehen verredet hat, aber es doch für Gewiſſensſache hält, es ganz verderben zu laſſen. Menſchenliebe war es, und Mädchenliebe wird es.

Es iſt noch ſehr die Frage: ob wir ohne die heilloſen Fragmente Nathan den Weiſen hätten. Es war damit gar nicht Leſſings Abſicht, wie Herr Geheime Rath Jacobi meynt, den Geiſt aller Offenbarung verdächtig zu machen. Jede ſeyn ſollende göttliche Offenbarung, ſie mag auf wahrhafte Geſchichte oder auf Wunder ſich gründen, und mehr heilſam oder mehr ſchädlich in ihren Folgen ſeyn, iſt nicht ein geoffenbarter, ſondern ein offner Widerſpruch der geſunden Vernunft. Das Verdächtigmachen aller metaphyſiſchen Grübler, und das Glaubwürdigmachen aller geiſtlichen Staatsperücken, aller philoſophiſchen Masken und Larven, die mit ſo vielem Behagen den Saal füllen, thut dazu nichts. Es thut es bloß und allein die ſinnreiche Einrichtung, das arme Gehirnchen des Kindes an ſolche übervernünftige Märchen mit aller Feyerlichkeit und Klugheit in Führung der Ruthe zu gewöhnen und bey reifern Jahren die freye und unbefangene Unterſuchung von Dingen, wovon wir nichts Zuverläſſiges und Poſitives wiſſen und vielleicht nie viel wiſſen werden, mit Verluſt oder Verminderung der bürgerlichen Ehre zu brandmarken. Laßt die Regenten alle Philoſophen von Sansſouci ſeyn: es wird nicht an Schaaren von Sekten, Religionen und dergleichen mangeln; aber es wird ihnen die bürgerliche Unterſtützung fehlen, daß ſie mehr vermögen, als ihre Kräfte. Der unbefangene Mann wird es für verſchiedne Theater halten, wo man ſeine Zeit ganz nützlich zubringen kann, wenn man es einmal verſteht, ſie gut anzuwenden. In ſolcher Rückſicht verdienen ſie allein des Staats Huld und Schutz; in jeder andern ſind ſie ein Wurm in den Pfeilern deſſelben. Deſto gefährlicher, je unmerkbarer iſt.

Noch weniger war Leſſings Abſicht dabey, jedes Syſtem von Religion ohne Unterſchied, als Syſtem, in ein verhaßtes Licht zu ſtellen. Gerade das Gegentheil! Er wollte jede poſitive Religion, als ein weiſes menſchliches Syſtem, das durch Zeit und Umſtände verändert worden, und noch oft verändert werden wird, in dem gebührenden Reſpekte erhalten. Göttliches Syſtem iſt ſo viel als ein Gott von Fleiſch und Bein; und wer davon etwas wiſſen will, ſagt die albernſte Prahlerey. Sie führt zu lichtem Aberglauben, und giebt nur Stricke her, den harmloſen Menſchen, als Schlachtvieh, ſie um den Hals zu werfen.

Was war denn aber ſeine Abſicht? Uns Chriſten einmal in einen reinen Spiegel ſehn zu laſſen.

> Der Aberglauben ſchlimmſter iſt, den ſeinen
> Für den erträglichern zu halten.

Natürlich, daß diejenigen, welche ſich darin nicht hübſch finden, ihn wegwerfen, und, wenn ſie können, zerſchlagen: eine Freyheit, die man ſchon dem Menſchen laſſen muß, in der Hoffnung, daß der Menſch doch nicht aufhört, ſo Menſch zu ſeyn, daß er nicht zuweilen hineinzuſehn verlange. Leſſing wollte zeigen, daß der vernünftige, denkende und gute Mann, in welcher Religion er auch geboren worden, in welchen Orden ihn Zufall und andere Umſtände auch geſetzt, immer über alle politiſche und blinde Anhänglichkeit an einer Religion ſey, und Religionsvorzug als die heilloſeſte Grille verabſcheue.

Darum nahm er ſeinen Helden aus dem jetzt verachtetſten, einſtmals von Gott ſelbſt erwählten Volke, aus dem jüdiſchen; und der Werth aller Perſonen in dieſem Stücke kömmt nicht daher, welcher Religion ſie anhangen, ſondern wie ſie ihr anhangen.

Aber war es nicht von Leſſing die abgefeimteſte Bosheit gegen das Chriſtenthum, daß er in dieſem dramatiſchen Gedichte gerade deſſen Anhänger allein abgeſchmackt und ſchurkiſch malte, weit unter den Mameluken ſelbſt?

Nicht alle ſeine Anhänger! Aus der Religion der Daja und des Patriarchen ſind auch der Tempelherr und der Kloſterbruder. Jene beyden ſind nur die verächtlichen Perſonen, welche die Geſetze der Vernunft und Menſchheit ihren Religionsgrillen aufzuopfern im Stande ſind. Die Verwandten aller übrigen Religionen erſcheinen doch alle vernünftig, wenn auch mit Fehlern, und können trotz denſelben herzlich geliebt und herzlich geſchätzt werden. Wer wollte nicht gegen ſie den Spruch: vertragt einander in Liebe, ausüben? Aber wer kann es gegen den Patriarchen? Möchte man nicht dem ſtolzen Schuft ins Geſicht ſpeyen, ſobald man ihn nur aus den Kreuzgängen kommen ſieht? Und wenn man die häusliche Daja, die aus Liebe die arme Recha mit ihren Grillen quält, um dieſer herzlichen Liebe willen nicht haſſen kann, ſo flieht man doch ein ſolches hirnverbranntes Religionsſtück, ſobald es ſich uns naht. Des Derwiſchs Alhafi Ordensgelübde werden an Ungereimtheiten den chriſtlichen nichts nachgeben; und was für ein herrlicher Menſch iſt das! Möchte man nicht mit ihm am Ganges zu den Ghebern nackend wandern, wäre auch dort in dem brennenden Sande keine andere Erholung als Schachſpielen?

Leſſing dachte von den Chriſten überhaupt weit edler als ſie von ſich ſelbſt zu denken im Stande ſind. Daß wir Chriſten einer Beſſerung bedürfen, haben auch die blindeſten Orthodoxen nicht abgeleugnet. Und was gehört dazu? Sich ſelbſt, nicht bloß von der guten Seite, ſondern auch von der ſchlechten, zu kennen; ſich über ſich ſelbſt zu ſchämen und zu ärgern. Wo kann man dieſes beſſer als im Nathan? Was würden wir zu einem Arzte ſagen, der den Brand bis zum geſunden Fleiſche, wo es ſo ſehr ſchmerzt, raſch und muthig auszuſchneiden anſtehn wollte, weil der Patient ſein Freund iſt und große Schmerzen dabey leiden muß? Deſto mehr, deſto eher muß er es thun! Er läßt ihn gern in ſeinen Schmerzen die beleidigendſten Vorwürfe und Namen gegen ſich brauchen. Aber wenn ſein Freund doch darauf ginge? — Auch alsdann noch, wenn er ſich auf das Zeugniß aller ſeiner verſtändigen Collegen berufen könnte, daß dieſer ſchmerzende Schnitt manchmal geholfen. So ein moraliſcher Dichter war Leſſing, und ſo edel dachte er von Welt und Nachwelt, daß man am Ende doch das rechte Gute einſehn, und über die mancherlei Gleißnerei, womit man dagegen arbeite, die Augen eröffnen werde. Noch eröffnen wir das linke bloß, wenn wir das rechte feſt zudrücken. Noch ſchielen wir bloß mit dem einen Auge ſo abſcheulich, und blinzeln mit dem andern, daß uns die Gegenſtände nur halb und zerbrochen erſcheinen. Wollen wir mit beiden zugleich nicht ſehn, ſondern nur mit Einem: ſo ſind wir freilich beſſer daran als Stockblinde. Aber Gott gab uns zwei Augen weder zum Blinzeln noch zum Schielen, ſondern zum Sehn!

Jeder andre Dichter, deſſen Imagination ſchwelgender, deſſen Lebhaftigkeit ſtärker und größer ſeyn kann, blinzelt und ſchielt doch beiher mit, um ſeine unſterblichen Werke auch von ſeinen Zeitgenoſſen bewundert und begafft zu ſehn. Leſſing aber nicht. Sollte ihm die unpartheiiſche Welt auch ewig fehlen, ſo wüßte ich doch nicht, um was ich meinen Bruder mehr beneiden könnte, als um ſeinen Nathan. Wer ihn für keinen großen lyriſchen Dichter hält, zu dem ſage ich: können wir alles ſeyn? Wer in ihm aber den dramatiſchen und didaktiſchen Dichter verkennt, dem zeige ich den Nathan!

Druckfehler zu verbeſſern.

Seite 68 Zeile 17: valitate, lies: validitate.

— — — 25: derigirende, l: derogirend

— 124 — 9: συνετικωτατον, l: συνετι
τατον.

— 125 — 4: rumnat, l: ruinat.

— — — 17: ἄδης, l: ἅδης.

— — — —: Chriſtianum, l: Chriſtian

— 126 — 7: Cleambrotus, l: Cleombrot

— 128 — 11: gnuns, l: gnuus.

— 130 — 2: Εασον, l: Ιασον.

— 131 — 2: Meſopag. l: Miſopog.

— — — 11: Origines, l: Origenes.
ſo auch an andern Orten m

— 146 — 13: οὐ, l: ᾧ.

— — — 16: ὁ, l: ὃ

— 147 letzte Zeile: μιμισεται, l: μιμουνται

— 147 Zeile 15: an, l: von.

— 168 — 6: Hierbey ſollte eine Note b
men, worin geſagt wird, daß alles
bis zu S. 170 Z. 9, das erſte Wort
in einem Briefe Leſſings an Moſes M
delsſohn ſteht, Bd. 27, S. 297 —

— 174 — 12: Nizelium, l: Nizolium

— — letzte Zeile: Browur Pſeudoxia,
Brown Pſeudod

— 177 Zeile 2: Fürſtenam, l: Furſteng

— 181 — 8: Cluderorth, l: Cudwort

— 184 — 1: a Van, l: à l'age.

— 188 — 2: mentis, l: menti.

— 189 — 7 von unten: genie, l: g

— 190 — 6: ſpiritualiſmes, l: ſpiritual

— 191 — 6: Schmidt, l: Scheid.
ſo fällt die, durch Leſſings Schreibfehler
anlaßte, Note ** des Herausgebers

— 244 — 3: mußten, l: zu wiſſen.

— 261 — 2: Manuſcripto, l: Manuſc

— — — 7 u. 8: Burmann, l: Bünem
So auch in der letzten Zeile u. a. St

— 272 — 11: Nun, l: Er.

2008,

Gotthold Ephraim Leſſings

Leben,

nebſt

Meyer's Buchhandl:

ſeinem noch übrigen

litterariſchen Nachlaſſe.

Herausgegeben

von

K. G. Leſſing.

038.

Dritter Theil.

Berlin, 1795.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

1927 k 1899

G. E. Leſſings

Nachlaß

r Deutſchen Sprache, alten Literatur,
Gelehrten- und Kunſt-Geſchichte;

geordnet
von
Georg Guſtav Fülleborn.

Vorrede.

Der hieſige Herr Münzdirector Leſſing übergab mir die nachgelaſſenen Papiere ſeines Bruders, um daraus noch vollends das Brauchbare zur Bekanntmachung auszuheben. Wenn das Publicum Urſache finden ſollte, mit Herrn Leſſings getroffner Wahl unzufrieden zu ſeyn; ſo will ich gern einen Theil dieſes Unwillens auf mich leiten, weil ich nicht leugnen kann, dieſen Auftrag mit ziemlich dreiſter Bereitwilligkeit übernommen zu haben. Unterdeſſen darf ich ſo viel im voraus verſichern, daß ich bey der Behandlung dieſes Nachlaſſes möglichſt vorſichtig und gewiſſenhaft verfahren bin.

Auf den erſten Anblick ſchien mir der geſammte Vorrath überaus beträchtlich; aber er ſchwand mir unter den Händen zuſammen, als ich ihn näher unterſuchte, und alles Unbrauchbare bey Seite zu legen anfing.

Ich rechne dazu erſtens diejenigen Sammlungen von allerhand Notizen, welche ſich Leſſing in ſehr frühen Jahren zu ſeinem eignen Gebrauche angelegt hat, als er anfing, ſich in dieſer oder jener Wiſſenſchaft umzuſehen. Welchen Nutzen würde es haben, wenn ich z. B. die Titel von Morhofs Polyhiſtor, Baylens Wörterbuch, Jöchers Gelehrten-Lexicon und ähnliche, oder die, noch dazu unvollſtändig, angemerkten Ausgaben alter Claſſiker mit abdrucken ließe? Ferner glaubte ich auch die Auszüge unterdrücken zu müſſen, welche Leſſing ebenfalls zu ſeinem Gebrauche — angefangen hatte, denn beynahe keiner iſt vollendet. Auszüge z. B. aus Gesners Mithridates, aus der Dacier Anmerkungen über Homer, aus Fabricius Griechiſcher Bibliothek, aus Morhofs Polyhiſtor, aus Creſollii Vacationes Autumnales (in Betreff der Declamation), aus Beuthems Holländiſchem Kirchen- und Schulen-Staat von 1698, aus Köhlers Abhandlung über den Theuerdank, und andern bekannten Werken. Alle dieſe Auszüge enthalten entweder nur Verzeichniſſe der Rubriken, von welchen in jenen Büchern gehandelt wird, oder Dinge, die Leſſingen in frühern Jahren noch neu und unbekannt waren, die aber jetzt jeder Gelehrte ſich ſchämen würde nicht zu wiſſen. Ich weiß wohl, wie lehrreich ein guter Auszug, ſelbſt aus den bekannteſten Schriften, ſeyn kann, wenn er aus einer beſtimmten Abſicht angelegt wird: aber das iſt hier der Fall nicht. Oder was könnte uns z. B. ein Auszug der Stücke Griechiſcher Tragiker und Komiker aus Fabricius Bibliothek nützen? Eben ſo unnütz und zwecklos ſchien mir eine Mittheilung der Ueberſetzungen aus den Alten zu ſeyn, dergleichen Leſſing in ſeiner Jugend mehrere angefangen hat. So fand ich hin und wieder auf einzelnen Blättern Perioden aus Ariſtoteles Poetik überſetzt, welche er in der Folge weit richtiger und Deutſcher in ſeiner Dramaturgie gegeben hat. Ein Anfang einer Ueberſetzung von Seneca's Briefen iſt ſo holpricht, daß er gewiß unter die allererſten Jugendarbeiten Leſſings gehört. Einen beſſern Fund hoffte ich an zwey Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, von Cerceau's Geſprächen über die Beredſamkeit, und eines Ungenannten Schreiben über den Charakter der Italiäner, zu thun; aber ich konnte nur wenige Blätter davon auffinden, und auch in dieſen zeigte ſich der Anfänger. Mit ihnen zugleich legte ich einen angefangnen Index zu Politians Epiſteln, auch aus Leſſings Jugendzeit, bey Seite. Endlich glaubte ich auch, alle Entwürfe zu nachher ausgearbeiteten oder ganz aufgegebenen Abhandlungen, dem Publicum vorenthalten zu dürfen. Der erſtern ſind nur wenige; ein Entwurf zu dem Aufſatze über das Alter der Oelmalerey, zu der Ergänzung der Flandriſchen Chronik, zu der Auskunft über den Theodulus, und zu einer Abhandlung über die Freymaurerey oder Maſſoney, wie ſie Leſſing lieber nennen wollte, worin er entweder daſſelbe weiter auszuführen gedachte, was er in Ernſt und Falk (5tes Geſpräch) äußert, oder da in dieſem Entwurfe kein Wort mehr geſagt iſt, als wir in gedachtem Geſpräche finden, ſo war vielleicht dieſer Aufſatz die Grundlage jenes Geſprächs. (Vergl. Leſſings Kollectaneen, herausgegeben von Eſchenburg. Art. Freimäurer.) Außer dieſen fand ich einen Plan zu einem Aufſatze über die Entſtehung der veneriſchen Krankheit, denſelben, deſſen Hr. H. Eſchenburg in den Kollectaneen Art. Venusſeuche gedenkt. Eben derſelbe bemerkt zugleich, daß Leſſing den ganzen Plan, über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben, nachher aufgegeben habe; und da ſeit der Zeit von gelehrten Aerzten genauere Unterſuchungen darüber angeſtellt worden ſind, und der Leſſingiſche Entwurf ſich nicht einmal durch den Styl empfiehlt, (denn er hat nur kurze Anmerkungen und Citate): ſo hat das Publicum in keinem Falle dabey etwas verloren. Von allen übrigen zurückgelegten Leſſingiſchen Papieren werde ich bey den einzelnen Rubriken, zu welchen ſie gehören, genaue Nachricht geben.

Die meiſte Aufmerkſamkeit ſchienen mir diejenigen Papiere zu verdienen, welche zur Geſchichte, Literatur und Kritik der Deutſchen Sprache, zur alten Literatur, zur Gelehrten-Geſchichte, und zur Geſchichte der Kunſt Beyträge lieferten.

Was zuvörderſt den Leſſingiſchen Nachlaß zur Deutſchen Sprache betrifft; ſo glaube ich, den Freunden der vaterländiſchen Literatur eine nicht unwichtige Mittheilung zu machen. Hier iſt das Verzeichniß deſſen, was ich gefunden habe, und in gegenwärtigem Bande liefere:

1. Fragmente einer Unterſuchung Ueber das Heldenbuch. Sie ſtehen in einem dicken Hefte, und ſind vom 23ſten

Februar 1759 datirt. Dieſes Heft iſt, wie aus der Handſchrift und Jahrzahl erhellt, daſſelbe, welches Hr. Nicolai *) und Eſchenburg **) für verloren halten. Vielleicht hat Leſſing ſelbſt es verloren gegeben, weil er in der Folge nichts mehr zur ausführlicheren Verarbeitung der geſammelten Materialien gethan hat. Die Handſchrift iſt beynahe durchaus gleich, das heißt alſo, aus Einer Periode, (denn Leſſings Hand änderte ſich ſehr oft) und die Materialien ſelbſt ſind noch in ihrem rohen Zuſtande, wenige Paragraphen ausgenommen, die er auf der Stelle ausgearbeitet hat. Was verloren ſeyn kann, iſt vielleicht ein vollſtändiger Auszug aus dem Heldenbuche geweſen; wenigſtens fand ich zwey halbdurchgeriſſne

---

*) S. Leſſings ſämmtliche Schriften 27. Th. S. 68.

**) S. Leſſings Kollectaneen, Art. Nicolaus. Die von Leſſing dort citirte Anmerkung über den Nicolaus oder Nix findet ſich in dieſem Hefte über das Heldenbuch, unter den Anmerkungen zum dritten Theile.

Blätter, auf welchen Stellen aus dem Heldenbuche mit untermiſchten proſaiſchen Erzählungen des Inhalts ſtanden. Es iſt wahrſcheinlicher, daß Leſſings Bedienter ſolche einzelne Blätter verbraucht hatte. — Ueber den Werth dieſer Fragmente habe ich in einer Nachſchrift einige Anmerkungen gewagt.

2. Ein Band, mit der Aufſchrift: Zur Geſchichte der Deutſchen Sprache und Literatur, von den Minneſingern bis auf Luther, größtentheils aus Handſchriften der Herzoglichen Bibliothek; vom Jahr 1777.

Er enthält freylich nur einzelne Data, und die vielen zwiſchen jeder Anmerkung befindlichen leeren Blätter zeigen, wie viel Leſſing noch zu ſammeln, oder über das Geſammelte zu ſagen gedachte. Aber auch das Wenige, was wir hier finden, iſt für den Literator ſehr wichtig, und beſonders ein guter Leitfaden für den, der die Wolfenbüttelſche Bibliothek in dieſer Abſicht benutzen kann.

3. Eine Abſchrift des **Renners**, die ich nur habe bey einzelnen Citaten benutzen, aber wegen ihrer Unvollſtändigkeit noch nicht ganz mittheilen können. In einer Anmerkung bey No. 2. habe ich ſie genauer beſchrieben.

4. Fragmente: **Ueber Thomas Murner.** Ich habe nur dasjenige ausgehoben, was von andern Literatoren überſehen oder falſch angegeben iſt.

5. Viele Bändchen, Blätter und Papierſchnitze, mit altdeutſchen Wörtern, alten Dichterſtellen, Redensarten und Nachweiſungen, die ich zuſammen alphabetiſch geordnet, und **Beyträge zu einem Deutſchen Gloſſarium** genannt habe.

Da hin und wieder von dem Vorhaben Leſſings, ein **Deutſches Wörterbuch** zu ſchreiben, Erwähnung geſchehen iſt: ſo will ich hier anzeigen, was ich in Betreff deſſelben unter dem Nachlaſſe gefunden habe. Ein mit Foliobogen durchſchoßnes Deutſch-Lateiniſches Lexicon, und dreyzehn kleine Quartbücher, die nach dem Alphabete eingetheilt ſind, enthalten eine Menge Deutſcher Wörter, bey deren einigen neuere Dichterſtellen ausgezeichnet ſind; nur bey ſehr wenigen ſteht eine etymologiſche oder kritiſche Anmerkung. Wenn ich alle dieſe Wörter mit dem, was dabey ſteht, ausſchreiben wollte: ſo würde ich kaum zwey Bogen zuſammen bringen, und in dieſen zwey Bogen würde ſehr wenig zu finden ſeyn, was nicht ſchon in Adelungs Wörterbuche ſtände. Ich habe das letztere ſorgfältig verglichen, und bin ſo glücklich geweſen, einige Leſſingiſche Anmerkungen darüber im Entwurf aufzufinden, die uns ſehr bedauern laſſen, daß wir nicht mehr haben bekommen ſollen. Ein Leſſingiſches Wörterbuch aber kann ich nicht liefern.

6. Dieſe Anmerkungen über Adelungs Wörterbuch, ſo wie einige andre Sprachbemerkungen in den gedachten Büchern, theile ich unter der Rubrik: Grammatiſch-kritiſche Anmerkungen, mit, in welcher ich noch verſchiedne Leſſingiſche Papiere zuſammengenommen habe.

7. Verſchiedne Anmerkungen zu einem Dictionnaire comparé, wie wir es nennen könnten. Ich gebe ſie unter dem Titel: **Vergleichung Deutſcher Wörter und Redensarten mit fremden.**

Es befinden ſich darunter mehrere Vergleichungen Deutſcher Redensarten mit **Griechiſchen.** Leſſing hatte nemlich in frühern Zeiten den Plan, nach dem Beyſpiele einiger Franzöſiſchen Gelehrten, etwas über die Analogie der Deutſchen und Griechiſchen Sprache zu ſchreiben. Ein dazu gehöriges Manuſcript iſt 1759 angefangen, und hat die Ueberſchrift: **Ueber die Aehnlichkeit der Griechiſchen und Deutſchen Sprache, zur Erleichterung der erſtern, und Verbeſſerung der letztern.** Leſſing ſcheint bey dieſer Idee von keinem beſtimmten Princip ausgegangen zu ſeyn: denn bald leitet er Griechiſche Wörter von Deutſchen, z. B. δεινα von **den,** bald Deutſche von Griechiſchen, z. B. Ehre von ερος, ab. Ueberall aber giebt er zu viel auf die Aehnlichkeit des Klanges der Wörter. In der Folge hat er ſelbſt die Hand von dieſem Plane abgezogen, und das Publicum würde durch die Mittheilung dieſer wenigen Anmerkungen nichts gewinnen.

8. Etliche Bändchen, Bogen und Blätter mit Denkverſen u. dergl. glaubte ich am beſten unter die Rubrik: **Altdeutſcher Witz und Verſtand**, zuſammen zu ordnen. Denn ſo ſagt **Eſchenburg** im 5ten Beytrage **Zur Geſchichte und Literatur aus den Schätzen** ꝛc. S. 185.

> „Unter dieſer Aufſchrift war der
> „ſel. Leſſing ſeit mehreren Jah-
> „ren Willens, eine Sammlung
> „von Sprichwörtern, Apophtheg-
> „men und Denkverſen altdeutſcher
> „Schriftſteller zu veranſtalten, die
> „er zum Theil aus verſchiednen
> „Handſchriften der Wolfenbüttel-
> „ſchen Bibliothek, zum Theil aus
> „gedruckten Büchern des funfzehn-
> „ten

„ten und ſechszehnten Jahrhun-
„derts zu wählen gedachte."

Es befanden ſich unter den Papieren beynahe alle die Priameln, welche Eſchenburg in dem angeführten Beytrage, und neuerlich in Gräters Bragur Th. 2. S. 332. f. mitgetheilt hat. Nur acht Priameln erſcheinen hier zum erſtenmal.

Das Lehmannſche Florilegium politicum (Lübeck 1639. 8.), aus welchem mehrere Apophthegmen genommen ſind, wollte Leſſing wahrſcheinlich beſonders bearbeitet herausgeben, wie ich aus einem rein und zierlich geſchriebnen Titelblatte vermuthe, welches ſo lautet:

> Chriſtoph Lehmanns Blumengarten, friſch ausgejätet, aufgeharkt und umzäunt von einem Liebhaber alter Deutſcher Sprache und Weisheit. Erſtes Beet. 1770.

Noch fand ſich ein Band, in welchem Leſſing die Namen der Minneſinger aus der Maneſſiſchen Sammlung in alphabetiſcher Ordnung eingetragen hat. Nur bey vier Namen ſtehen einige genealogiſche Anmerkungen, und auch dieſe habe ich nicht erſt aufgenommen, weil ſie nichts Mehreres und Beſſeres enthalten, als was **Adelung** im zweyten Bande ſeines Magazins darüber beygebracht hat.

Dies iſt der ſämmtliche Leſſingſche Nachlaß zur Geſchichte, Literatur und Kritik der Deutſchen Sprache.

Mit demſelben liefre ich zugleich alle vorgefundene Anmerkungen über **Griechiſche und Römiſche Schriftſteller**, und **antiquariſche** Gegenſtände, in denen Leſſings Scharfſinn und Gelehrſamkeit unverkennbar iſt. Man hat zwar an Leſſingen als Philologen manche Blößen entdeckt*); aber wem ſollte nicht, bey dem Durchleſen dieſes philologiſchen Nachlaſſes, die Menge verſchiedner Auctoren, die Leſſing geleſen hat, die Aufmerkſamkeit, der feine Geſchmack, womit er ſie las, und die Bündigkeit und Präciſion der Anmerkungen, die er darüber machte, eine gerechte Bewunderung dieſes großen Kopfes abnöthigen? Wenn er zuweilen, beſonders bey kritiſchen Bemerkungen, gefehlt hat, ſo geſchah es nicht aus Unwiſſenheit, ſondern aus allzu großem Scharfſinn. Er wollte überall auch in den Alten die Genauigkeit und Präciſion finden, die ihm ſelbſt eigen war.

---

*) S. Allgemeine Literatur-Zeitung. Sept. 1794. No. 305. (Recenſion der Reichenbachſchen Ueberſetzung von Leſſings Anmerkungen über Klaſſiker.)

Das philologiſche Publicum hat noch einen wichtigen Beytrag zur alten Literatur aus Leſſings Nachlaſſe zu hoffen, eine Handſchrift der Aeſopiſchen Fabeln, von der Madame Reiske abgeſchrieben, und von Leſſing mit einigen Anmerkungen begleitet *), welche ein gelehrter Philolog überarbeiten wird.

---

*) Die Abſchrift iſt von dem Augſpurgiſchen Codex genommen. Leſſing ſelbſt geſtand, daß er darin alle ſeine Erwartungen übertroffen gefunden. S. Romulus ꝛc. im Erſten Beytrage Zur Geſchichte und Literatur ꝛc. S. 72. Anmerk.

Die dritte Abtheilung des gegenwärtigen Bandes liefert, zum Theil in alphabetiſcher Ordnung, alle die Anmerkungen von Wichtigkeit, welche Leſſing auf Veranlaſſung des Jöcherſchen Gelehrtenlexicons oder Bayle's und andrer literariſchen Werke zur Gelehrten-Geſchichte und Literatur entworfen hat. Was ſich weder hier, noch ſonſt irgendwo füglich unterbringen ließ, wird künftig unter dem Titel: Nachtrag zu Leſſings Kollectaneen, aus ſeinem Nachlaſſe, mitgetheilt werden.

Einige Beyträge zur Geſchichte der Kunſt und Künſtler enthält die vierte Abtheilung. Zurückgelegt habe ich etliche angefangne Verzeichniſſe der Stücke von Rembrand und andern Künſtlern, welche lauter bekannte Sachen enthalten. Zur Empfehlung des Mitgetheilten brauche ich nichts hinzuzuſetzen.

Verſchiedne Philoſophumena, Selbſtbetrachtungen, launichte Einfälle, mehrere Nachrichten über die Wolffenbüttelſche Bibliothek und deren Schätze, einige

Inedita aus derſelben, Auszüge aus Leſſings Reiſe-Journalen, und verſchiedne ſtatiſtiſche Fragmente bleiben, nebſt dem gedachten Nachtrage zu den Kollectaneen, für eine andre Gelegenheit aufbehalten.

Ich kann dieſe Anzeige nicht beſchließen, ohne mir ſelbſt einige Betrachtungen zu wiederholen, wozu ich beym Durchſtudieren dieſes Leſſingſchen Nachlaſſes häufig veranlaßt wurde.

Leſſing ſagte einſt bey Gelegenheit der Meſſiade: es ſey beynahe noch lehrreicher zu wiſſen, was ein Dichter ausgeſtrichen, als was er ſtehen gelaſſen habe. Etwas Ähnliches kann man von ſeinen nachgelaſſenen Papieren ſagen. Sie zeigen, wie viel ſpecielle und dem Anſchein nach unwichtige Unterſuchungen vorher gehen müſſen, ehe man in irgend einer Wiſſenſchaft etwas Großes wagen kann, und wie gewiſſenhaft Leſſing war, vorher ſelbſt zu lernen, ehe er ſich zu lehren getraute. Dieſe Aufmerkſamkeit auf die unbedeutendſten Bücher oder Nachrichten, dieſe Sorgfalt, alles genau aufzuzeichnen, was ihm bey der Lectüre oder auf dem Wege ſeiner Unterſuchung nebenher aufſtieß, dieſes Beſtreben, überall auf die Tiefe zu dringen, wovon die mitgetheilten rohen Materialien auf jeder Seite Beweiſe geben: das war es, was Leſſingen zu dem weiſen Mißtrauen in die geprieſenſten Schriftſteller, zu der Theilnahme an jedem Zweige des menſchlichen Wiſſens, und zu der Feſtigkeit ſeiner Anſichten und zu ſeiner durchdringenden Scharfſichtigkeit verhalf. In völlig ausgearbeiteten Abhandlungen wird man den kleinen Fleiß ihres Verfaſſers weniger gewahr, beſonders bey Leſſing, der ſeine Leſer gleichſam bey der Hand von Idee zu Idee führt, und ihnen alle Hülfsmittel, deren Aufſuchung ihm oft große Mühe koſtete, ganz leicht und unbemerkt in die Hände zu ſpielen weiß. Aber hier in dieſen unverbundnen Sammlungen, deren Zweck man nur ſelten errathen kann, und die eben darum meiſtens ſehr unwichtig ſcheinen, zeigt ſich der mühſame Fleiß und die Beurtheilungskraft ihres Urhebers in ihrem vollen Lichte.

Die Gleichgültigkeit, oder, ich möchte ſagen, Uneigennützigkeit, womit Leſſing ſo manche wichtige Bemerkung, die er niedergeſchrieben hatte, in der Folge vergaß und unbenutzt ließ, zeugt mehr, als alles, von dem Reichthume ſeines Genies, eben ſo, wie von ſeiner Gewiſſenhaftigkeit und Achtung gegen das Publicum. Wie ſehr würden manche von unſern heutigen Schriftſtellern eilen, Bemerkungen, wie deren im Leſſingiſchen Nachlaſſe ſo viele vorkommen, ſogleich mit Pomp und Lärm unter das Publicum zu bringen! Wie viel ſchrieb Leſſing, um es wieder zu vergeſſen; und wie viel vergaß er gern, weil er keine Gelegenheit fand, es zum Nutzen der Wiſſenſchaften an den Mann zu bringen! Es iſt ganz der Ton des uneigennützigen Reichen, worin er auf einem Blättchen in dem Nachlaſſe über ſeine Kollectaneen ſich ausläßt:

Ich weiß nicht, — ſagt er bey Gelegenheit einer Anmerkung über den maleriſchen Wohlklang in den Dichtern — wo die Blätter meiner ehemaligen Sammlungen hingekommen. Mir geht es mit allen meinen Kollectaneis, wie der Virgilianiſchen Sybille. Ich ſchreibe dergleichen Dinge meiſtens auf einzelne Blätter, die ich dann wohl hinlege, und erſt endlich aufzuheben denke; aber weht auch nur der kleinſte Wind darunter, und treibt er ſie einmal aus einander:

Nunquam deinde cavo volitantia
prendere ſaxo
Nec revocare ſitus, aut jungere
carmina curo.

Eine Menge gründlicher Notizen verdankte Leſſing, wie man auch aus dieſem Nachlaſſe ſieht, den Vorreden und Dedicationen der Bücher. Ein Wink für jeden Literator! Jöcher und Bayle ſelbſt haben dieſen Kunſtgriff nicht ſonderlich verſtanden.

Zu Betrachtungen über Leſſings moraliſchen Charakter und ſeine beſonders gegen das Ende ſeines Lebens ungewöhnlich verdüſterte Stimmung wird mir ein andrer Theil ſeines Nachlaſſes Gelegenheit geben.

Ich habe hier in Rückſicht meines Antheils an der Herausgabe noch ſo viel zu erinnern, daß ich, außer dem Geſchäfte des Aufſuchens und Anordnens, nur einige Anmerkungen und Nachweiſungen auf neuere Schriften hinzugeſetzt, und hin und wieder mir eine kleine Einwendung gegen Leſſings Meynung erlaubt habe: und ich gebe gern zu, daß ich bey weitem nicht alle die Forderungen erfüllt habe, welche man an einen Herausgeber des Leſſingiſchen Nachlaſſes machen kann. Das Publicum muß damit zufrieden ſeyn, denſelben unverfälſcht und in einiger Ordnung zu erhalten. Man dankt ja wohl auch für den bloßen Abdruck eines Textes, und die Philologen machen es zum Geſetz, einen Text mit allen Fehlern und Lücken abdrucken zu laſſen, damit der Kenner deſto richtiger über deſſen Beſchaffenheit urtheilen könne.

Ich kann nicht paſſender ſchließen, als mit den Worten Leſſings, womit er einſt den Nachlaß eines ſeiner Freunde empfahl. „Man ſtößt ſich nicht an einige unförmliche Poſten, welche der Bildhauer in einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, müſſen ſtehen laſſen. Man ſchätzt ihn nach dem, was der Vollendung darin am nächſten kommt.“

Breslau,
im November
1794.

Georg Guſtav Fülleborn,
Profeſſor am Eliſabetaniſchen
Gymnaſium.

Inhalt.

I.

Leſſings Nachlaß zur Geſchichte, Literatur und Kritik der Deutſchen Sprache.

Seite
I. Ueber das Heldenbuch — — 3
II. Zur Geſchichte der Deutſchen Sprache und Literatur — — — 76
III. Ueber Thomas Murner — — 136
IV. Beyträge zu einem Deutſchen Gloſſarium — — — — 142
V. Grammatiſch-kritiſche Anmerkungen — 177
VI. Vergleichung Deutſcher Wörter und Redensarten mit fremden — 201
VII. Altdeutſcher Witz und Verſtand — 220

II.

Leſſings philologiſcher Nachlaß.

I. Anmerkungen über Griechiſche und Römiſche Schriftſteller — — 251
II. Vermiſchte Anmerkungen — — 307

III.

Leſſings Nachlaß zur Gelehrten-Geſchichte und Literatur.

Seite

I. Anmerkungen zur Gelehrten-Geſchichte — — — — 315

II. Vermiſchte literariſche Anmerkungen — — — — 371

IV.

Leſſings artiſtiſcher Nachlaß.

I. Anmerkungen über Fueßlin und Heinike — — — — 387

II. Vermiſchte Anmerkungen und Nachrichten über Künſtler, Kunſtwerke u. dergl. — — — — 391

I.

Leſſings Nachlaß zur Geſchichte, Literatur und Kritik der deutſchen Sprache.

I.

Ueber das Heldenbuch.

Angefangen den 25ſten Februar 1758.

§. 1.

Ueber die verſchiednen Ausgaben dieſes Heldenbuchs will ich mich nicht einlaſſen. Grabener *) hat alles geſammelt, was Köhler,

---

*) Grabener gab als Rector der Schule zu Neuſtadt bey Dresden ſechs Programme über das Heldenbuch heraus, in den Jahren 1751 — 57, wovon das zweyte über die Ausgaben handelt.

Die erſte von Hagenau 1509 fol. S. Gottsched de temporibus Teuton. vatum mythicis.

Die zweyte zu Francfurt 1545.

Die dritte ebend. 1560.

Die vierte ebend. 1579.

Die neueſte ebend. 1590. Grabner zweifelt, ob dieſe Ausgabe exiſtire. Allein ich habe ſie ſelbſt zum Gebrauche. Sie iſt in Quart, und hat den Titel: „Heldenbuch, darinn viel ſeltzame Geſchichten und kurtzweilige Hiſtorien, von den groſſen Helden und Ryſen, Wie ſie ſo ritterlichen umb eines Königs Tochter geſtritten haben, Und wies ihnen zu Wormbs im groſſen und kleinen Roſen-

Placcius, Vogt, Horn und Andre davon angemerkt haben. Ich habe mich bey meiner Unterſuchung der Ausgabe von 1560 in klein Folio bedient. Hier iſt ihr Titel:

> Das Heldenbuch. Welchs auffs new corrigirt und gebeſſert iſt, mit ſchönen Figuren geziert. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Weygand Han und Sygmund Feyerabend.

Sie hat 187 Blätter, und jede Seite zwey Spalten. Ich wäre vielleicht begieriger geweſen, eine ältere aufzutreiben, wenn nicht verſchiedne Stellen, die ich aus der allererſten hier und da angeführt geleſen, mich genugſam hätten erkennen lernen, daß die alte ſchwäbiſche Sprache auch in der allererſten ſchon große Veränderungen erlitten habe.

§. 2.

Es muß noch eine andre alte Sammlung von Heldenliedern unter dieſem Titel exiſti-

---

garten ergangen iſt. Jetzunde durchauß mit newen Figuren gezieret und in viel underſchiedliche Bücher abgetheilet, deßgleichen zuvor nie Getruckt iſt. Francf. am M. in Verlegung Sigmund Feyrabendts (der auch die Vorrede dazu gemacht hat.) Nach derſelben Ausgabe citiret auch Hr Häßlein im Bragur Th. I. S. 281. Die meiſten Figuren paſſen in dieſer Ausgabe beſſer, als die in der von 1560, welche offenbar alle in ein anderes Werk gehören.

Vergl. die Schriftſteller, welche Koch im Compend. S. 67. anführt.

Anm. d. Herausg.

ren; denn Köhler in der Unterſuchung vom Theuerdank ſagt: Aliam collectionem heroicarum cantionum, a priori prorſus diverſam, vulgo tamen ignoratam, ex bibliotheca ſua inſtructiſſima nobis obtulit D. Godofredus Thomaſius Archiater Norimb., anno 1477 absque loci mentione excuſam.

§. 3.

Morhof, Köhler, Friſch, Wachter, Gottſched, welche dieſes unſers Heldenbuches gedenken, machen uns alle ſo verwirrte und undeutliche Begriffe davon, daß ſie ſich ſchwerlich die Mühe können genommen haben, es ganz zu leſen.

§. 4.

Der Herausgeber hat es in vier Theile getheilet, deren Ueberſchriften dieſe ſind:

Erſter Theil ſagt von Keyſer Ottnitten und dem kleinen König Elberich, wie ſie mit groſſer Gefahr über Meer in der Heydenſchaft eim König ſeine Tochter abgewunnen (und wie er Sie ihm zu einem Ehelichen Gemahl vermähelen lieſſe.)

Ander Theil meldet von Herr Hugdieterichen und ſeinem Sohn Wolffdieterichen, wie die umb der Gerechtigkeit willen, offt den troſtloſen Leuten haben hülff mit ihren trefflichen Thaten gethan, neben andern kühnen

Helden, ſo ihnen in nöthen beygeſtanden ſeyn.

Dritt Theil zeigt an, vom Roſengarten zu Worms, der durch Crimhilten, König Gibichs Tochter ward gepflantzt, dardurch nachmals der mehrer theil Helden und Riſen zu abgang kommen, unnd erſchlagen ſind worden.

Im vierdten Theil wird gemelt, von dem kleinen König Laurin, dem Gezwerge, wie er ſeinen Roſengarten mit ſo groſſer mannheit und mit Zauberey umbgienge, biß er zuletzt von den Helden bezwungen ward und ihr Gaukelmann ſeyn mußt, (Mit ſampt andern kurtzweiligen Hiſtorien, Im andern Theil dieſes Heldenbuchs verfaßt, welches auch in ſein ſonderliche beſchreibungen underſchiedlich iſt geordnet worden.)

§. 5.

Allein der Herausgeber iſt ein höchſt unwiſſender Mann geweſen. Er hat drey Gedichte, die alle drey völlig von einander unterſchieden ſind, und allem Anſehen nach auch drey unterſchiedne Verfaſſer haben, in eins zuſammengeworfen. Die erſten zwey Theile machen ein beſondres Gedicht aus, der dritte ein beſondres, und der vierte desgleichen.

Der einzige Goldaſt unterſcheidet die Verfaſſer, wie es ſich gehört. Die erſtern zwey Theile führt er allezeit unter dem Namen Eſchilbachs an; wenn er von dem dritten Buche redet, ſagt er: (S. 363) incertus auctor partis III Heldebuch. Doch ſagt er auch S. 406: Anonymus, aut fortean idem auctor partis III Heldebuch, nemlich Eſchilbach. Das vierte Buch aber führt er unter dem Namen Heinrichs von Offterdingen an.

Grabener vermuthet, daß Offterdingern auch von dem dritten Verfaſſer ſey; welche Vermuthung weniger kritiſche Einſicht in den Styl verräth, als Goldaſts.

Das erſte Gedicht, welches in den zwey erſten Theilen enthalten iſt, ſollte alſo den Titel führen:

Von Kaiſer Ottnitt und Wolffdieterich.

§. 6.

Von dem Alter der Verfaſſer dieſes Heldenbuchs ſagt

Eccard. in hiſt. Gener. Princip. Saxoniae ſup. Cap. V. §. 9. p. 174. 59.

Liber hic de heroibus veteribus a Wolframo Eſchenbachio et Henrico Efftertingio compoſitus eſt tempore Friederici

Barbaroſſae, et quidem ante Canoniſationem Caroli III. et promulgationem Pſeudo-Turpini, ut pluribus argumentis in Hiſtoria Poëſeos Germanicae demonſtrabo.

Dieſe Beweiſe iſt Eccard mit ſammt dem Buche ſchuldig geblieben. Und ich hätte um ſo viel lieber ſehen mögen, wie ſie ausgefallen wären, je unwiderſprechlicher man dieſes Vorgeben widerlegen kann.

Die Canoniſation Carls des Großen geſchah mit Genehmhaltung Papſt Paſchalis III, wie Friedericus I ſelbſt bezeugt in ſeinem Diplomate bey Jac. Andr. Cruſio de vita et rebus geſtis Witekindi c. XV. p. 116. Ballando T. II. Act. 55. Menſ. Jan. p. 888. und andern.

Paſchalis aber ſtarb 1168, und gleichwohl gedenkt der Dichter der Herzoge von Merane, die Friedrich I erſt im Jahre 1180 creirt hat. Hätte dieſes ohne einen prophetiſchen Geiſt geſchehen können? Wenn Grabener dieſen Widerſpruch bemerkt hätte, ſo würde er ſich auf dieſen Conſenſum celeberrimi Eccardi nichts zu gute gethan haben.

Vor 1180 kann der Verfaſſer alſo nicht geſchrieben haben. Allein ich vermuthe, daß er auch nicht vor 1248 geſchrieben habe, und zwar eben deswegen, weil der Herzoge von Meranie gedacht wird, die 1248 ſchon wieder ausgingen. Würde es der Dichter gewagt haben, würde es nicht wider ſeinen Plan geweſen ſeyn, ein noch lebendes Geſchlecht zu nennen, wo er lauter falſche Namen brauchte?

§. 7.

Goldaſt (Tom. III. Conſtitut. Imperial. Praefat. ad Regem Britann. Jacobum p. 3. 4 & 5.) will, daß unter dem Kayſer Ottnitt Odoacer, der Heruler König, und unter Wolfdieterich Theodoricus Veronenſis zu verſtehen ſey; doch ohne die geringſten Gründe dieſer ſeiner Muthmaßung anzuführen.

Allein einem Manne, wie Goldaſt, muß man auch da Gründe zutrauen, wo er keine angiebt. Und ihn widerlegen wollen, ohne dieſe vorher aufzuſuchen, heißt ſich ein leichtes Spiel machen.

Die bloße Aehnlichkeit des Schalles, und aufs höchſte der Ableitung, welche die Namen Ottnit und Odoacer, Theodoricus und Dietrich haben, kann ſein einziger Grund nicht geweſen ſeyn. Er muß größere Aehnlichkeiten zwiſchen den Begebenheiten, die uns der Dichter von beyden meldet, und denen, die uns die Geſchichtſchreiber von ihnen aufgezeichnet, entdeckt haben.

Und dieſe finden ſich auch wirklich.

Ottocar hatte ſich zum Herrn desjenigen Theils von Italien gemacht, welcher in den folgenden Zeiten den Namen der Lombardey bekam. Ottnitt iſt König von Lombarten, und iſt es durch das Recht der Waffen.

Wolffdieterich iſt der Sohn eines Königs von Conſtantinopel.

Theodoricus ward von dem Kayſer Zeno an Kindesſtatt angenommen *).

Wolffdietrich kommt, dem Kayſer Ottnit ſein Reich ſtreitig zu machen. Theodoricus kam mit ſeinen Gothen nach Italien, in der Abſicht, die Heruler zu verdrängen. Seine Abſicht gelang; er ſchlug den Odoacer bey Verona, und belagerte ihn drey ganzer Jahre in Ravenna **).

Eben da Wolffdietrich dem Ottnitt am ſtärkſten zuſetzt, da er ihn faſt überwunden hat, ändert ſich die Scene auf einmahl: Ottnitt und Wolffdietrich werden Freunde, und unzertrennliche Freunde, **Geſellen**. **Theodoricus**, wie geſagt, hatte den **Odoacer** ſchon drey Jahre in Ravenna belagert, und ſchon hatte ſich ihm ganz Italien unterworfen. Dennoch ließ Theodoricus von dem Rechte des Siegers ſo viel nach, daß er den Odoacer zum Mitgenoſſen ſeines neuen Reiches annahm.

---

*) Man ſehe den Brief des Atalaricus, ſeines Enkels, an den K. Juſtinian, beym Caſſiodor B. 8. Ludewig (im Leben Juſtinians S. 403) erklärt dieſe Adoption für weiter nichts, als eine formulam curialem. Aber, wäre ſie nichts als ein leerer Titel geweſen, ſo macht doch Atalaricus offenbar zu viel Aufhebens davon.

**) Jornandes de reb. Get. p. 140.

Wolffdietrich kommt in den Verdacht, ſeinen treuen Genoſſen, den **Ottnitt**, umgebracht zu haben. **Theodoricus** brachte den Odoacer wirklich mit eigner Hand um.

Wolffdietrich folgte dem **Ottnitt** in allen ſeinen Reichen und Rechten. So folgte **Theodoricus** dem **Odoacer**.

Dieſe Aehnlichkeiten ſind nicht gering, wenigſtens hinlänglich, Goldaſten von dem Vorwurfe eines unüberdachten Vorgebens loszuſprechen.

§. 8.

Aber ſie werden von unzähligen und offenbaren Unähnlichkeiten unendlich überwogen.

Ottnitt heißt Römiſcher Kayſer, und Procopius ſagt ausdrücklich, daß ſich Odoacer dieſen Titel nie angemaßt. Procop. de bello Goth. lib. I. c. 1. ἀλλα ΡΗΞ διεβιω καλȣμενος.

Rom und auch Lateran, ſagt der Dichter, habe dem Ottnitt gedient. Und wie wenig hatte Odoacer in Rom zu ſagen! Er wagte es nicht einmal, ſeinen Sitz da zu nehmen.

Kurz: Ottnitt iſt ein ſehr mächtiger Herr, dem alle deutſche Reiche und alle Reiche in dem Lande der Walhen unterthan ſind. Odoacer hingegen herrſchte bloß über Italien, deſſen dritten Theil er ſeinen Herulern zu Lehen gab.

Und das waren die anſehnlichen Lehnsträger nicht, welche Ottnitt um ſich hat, und die er anredet:

> Ihr Fürſten und ihr Herren,
> Groſſen Freyen Dienſtmann.

Lehnsträger alſo von allen Heerſchilden *)! Was wußte man aber von dieſen zu einer Zeit, in welcher verſchiedene Gelehrte nur den allererſten Urſprung der Lehne gefunden zu haben glauben?

---

*) Den niedrigſten Heerſchild ungerechnet, deren älteſte Spuren man erſt unter Heinrich IV findet, obgleich eine ähnliche Eintheilung des Adels lange vorher üblich geweſen ſeyn muß.

§. 9.

Grabener führt an, daß Marqu. Freherus (Origin. Palat. P. I. c. 10.) Joh. Deckherrus (beym Placcius in Theatro Anon.) und Petr. Dahlmannus, im Schauplatz der masquirten und demasquirten Gelehrten Num 57.) das ganze Heldenbuch für nichtswürdige Fabeln gehalten. Morhof und andre glauben, daß Fabeln nur untermischt sind.

Grabener selbst bemerkt, daß nichts im ganzen Heldenbuche sey, woraus man schliessen könne, daß man die darin enthaltnen Fabeln höher, als in das zwölfte Jahrhundert setzen dürfe. Sein Beweis ist vornehmlich dieser, daß der Herzoge von Merane darin gedacht werde, deren ersten doch Friedrich I creirt habe.

§. 10.

Gottscheds Meynung, die nicht leicht abgeschmackter seyn könnte, ist diese, daß

Ottnitt, Odoacer der Heruler König,

Wolffdietrich, der Westgothen König Theodoricus,

Dietrich von Bern, der Ostgothen König Theodoricus Veronensis sey.

Nur etwas zum Beweiſe:

Im J. 490 belagerte Theodoricus den Odoacer in Ravenna, und drey Jahr darauf ward Odoacer umgebracht. Wie kann nun aber eben dieſer Theodoricus, nach mehr als achtzig Jahren nach dem Tode des Odoacer (Ottnitts) die dem Wolffdietrich entflohnen Würme vollends erſchlagen haben? (denn drey Jahr, nachdem die Würme Ottnit verſchlungen, ſchlug ſie erſt Wolffdietrich, und 80 Jahr nach Wolffdietrichen, die übrigen Dietrich von Bern.)

Der Anhang des Heldenbuchs ſagt gar: Demſelben Kaiſer Ottnitt dienet Reuſſen und das Land zu Bern, darnach über 200 Jahr warde das Landt Bern Herrn Dietrich von Bern.

Dietrich von Bern kann alſo der Theodoricus Veronenſis nicht ſeyn, der Odoacern überwand, oder Ottnit kann Odoacer nicht ſeyn.

§. 11.

Meine Erklärung:

Der Dichter hat unter dem Ottnit, die beyden Gegenkayſer Ottos des Vierten, nemlich Philipp und Friedrich II verſtanden, und verſchiedne von ihren vornehmſten Thaten in dieſem ſeinem Roman von Ottnit, in ein Ganzes verbunden.

§. 11.

Von den Herzogen von Merane.

Ge. Dav. Koeleri Diſſert. de Ducibus Maraniae ex Comitibus de Audechs ortis. Altorf. 1729.

In dem Leben Notkeri c. XVI. T. 1. ſcript. rer. Aleman. Gold. p. 396. wird bereits eines Cuononis Ducis Meraniae gedacht, wobey Goldaſt die Anmerkung macht: Ego, qui Ducatus ſit, aeque cum ignariſſimis ſcio, niſi Moravia ſit, quae adhuc Alemannis Meran, interim Merenland. Köhler, der dieſe Stelle §. 1. anführt, fährt fort: Si Goldaſtus in ea annotatione loqueretur de Ducatu Maraniae ab Imp. Friderico conſtituto, omnino Planerus (in hiſtor. Variſciae p. 34.) Goldaſto ignorantiam Ducatus Meranii attribuere poſſet, ſed cum reſpiciat Ducatum Meraniae tempore imperatoris Ottonis I. iam extantem, qui omnino eo aevo incognitus erat, Goldaſtus ab hac ignorantiae culpa immunis eſſe videtur.

Wenn nun aber zu Otto's I Zeiten bereits Herzoge von Merane exiſtirt haben, wie würde es mit unſern Beweiſen ausſehen?

Unterdeſſen löſet Köhler dieſen Knoten ſehr wohl. Er ſagt: Ekkehard (im Leben Notkeri) habe unter Fried. II geſchrieben, und nenne den Cunonem, generum Ottonis M. nur deswegen einen Herzog von Merane, quoniam etiam forte praefuit Carentanis, quemadmodum eius filius Otto (vid. Ditmarus lib. V. p. 370 apud Leibn.) Ad Carinthiam vero olim etiam pertinuiſſe Tirolenſem ditionem teſtatur Megiſerus Annal. Carint. l. I. c. 2. p. 14., cujus pars potior aevo ipſius Ekkehardi dicebatur Ducatus Meraniae. Ex ſui ergo ſeculi uſu et notitia dixit Ekkehardus Cunonem Ducem Meraniae.

(Es war, wie man ſieht, dem kritiſchen Leſſing mit dieſer Anmerkung nur darum zu thun, einem möglichen Einwurfe gegen ſeine Hypotheſe zu begegnen. Und wer die, häufig von Geſchichtſchreibern und Dichtern benutzte, Freyheit der Anticipation kennt, wird mit ihm eingeſtehen müſſen, daß durch Köhlers Bemerkung die Schwierigkeit vollkommen gehoben ſey. Weiter durfte ſich wohl Leſſing nur auf das beziehen, was §. 6. und 8. über das Alter der Herzoge von Merane beygebracht iſt, und was mit ſeiner Hypotheſe auf das Beſte zuſammenſtimmt.)

Anm. d. H.

§. 13.

Die Saracenen.

Die Saracenen waren unter Friedrich II noch nicht in Sicilien unterdrückt. Friedrich hatte noch im Jahr 1221 viel mit ihnen zu ſchaffen. Die Verheerungen, die ſie in dieſem Königreiche angerichtet hatten, bewogen den Kayſer, wider ſie in das Feld zu ziehen. Bey ſeiner Annäherung zogen ſie ſich auf die Gebirge, und hier war es nicht möglich, ihnen beyzukommen. Friedrich faßte den Entſchluß, ſie zu belagern und auszuhungern. Und weil ſie Mangel an Lebensmitteln litten, wurden ſie bald auf das Aeußerſte gebracht, und gezwungen, ſich an den Kayſer zu ergeben. Viele baten um Erlaubniß, daß ſie ſeine Staaten verlaſſen dürften, und erhielten ſie ganz leicht. Die Uebrigen, die unter ſeiner Herrſchaft bleiben wollten, wurden nach Nocera in Apulien gebracht; man verbot ihnen bey ſchwerer Strafe, daß ſie keine Waffen in ihren Häuſern haben ſollten.

Barre IV. S. 12.

Collenut. Lib. IV. hiſt. Neap.

Hiſt. de Reb. geſt. Fred. apud Murator. T. VIII.

Friedrich II bediente ſich auch der Saracenen bey ſeinen Armeen. So beſtand z. E. das Heer, mit welchem Rainald (den der Kayſer, als er 1228 endlich nach dem gelobten Lande ging, als ſeinen Statthalter hinterlaſſen hatte) in das Erbgut des h. Petrus eindrang, um den Papſt Gregorius IX zu bekriegen, aus Deutſchen und Saracenen aus Sicilien.

Die Saracenen aus Nocera oder Luceria thaten auch Manfreden gute Dienſte, und nahmen ihn in ihre Stadt auf, wie Jamſilla (apud Murat. T. VIII. p. 537.) und Saba Malaſpina (Hiſt. lib. I. c. 4.) mit Mehrerem berichten. Sie intereſſirten ſich für den jungen Conradin. (Monachus Patav. Chron. ap. Murat. T. VIII. p. 728.) Sie waren ſogar die letzten, mit welchen Carolus fertig werden konnte, bis er endlich 1269 Noceria nach einer langwierigen Belagerung einnahm, wobey die meiſten Saracenen elend verhungert waren. S. den angeführten Monachus, und Saba Malaſp. zu Ende des 4ten Buches.

(Dieſe Anmerkungen ſollen offenbar auf die Erzählungen, welche das Heldenbuch von Ottnits Vaſallen dem Heyden Zacharis macht, Beziehung haben. — Rieſe oder Ryß heißt ein Saracene. Rais oder Reis iſt der Name, den die Türken den Capitains ihrer Galeeren beylegen. Es iſt ein Arabiſches Wort, und heißt ſo viel als Befehlshaber. S. Ricaut de l'empire Ottomann. Friſch nimmt es für Rieſe, und ſagt, das Wort ſey vor Alters, beſonders von den Poeten, für einen großen Herrn gebraucht worden.)

Anm. d. H.

§. 14.

Anwendung der Leſſingiſchen Hypotheſe I. auf verſchiedne Prädicate, die der Dichter dem Ottnit giebt und die auf Friedrich II paſſen *):

A. Ottnit wohnt in Italien.

Friedrich II war in Deutſchland weder geboren, noch erzogen Anno 1212 kam er nach Deutſchland, 1220 ging er wieder nach Italien, und kam erſt 1235 auf kurze Zeit wieder nach Deutſchland, bey Gelegenheit der Empörung ſeines älteſten Sohnes Henrici. Das Jahr darauf war er ſchon wieder in Italien. Zwar rief ihn die Empörung

---

*) Alles, was hier Leſſing von Friedrich anführt, findet man ſehr richtig und ſchön erzählt in der Geſchichte Friedrichs des Zweyten. Züllichau, 1792.

Friedrichs des Streitbaren, Herzogs von Oeſtreich, zu Ende 1236 nach Deutſchland; doch war er das folgende Jahr 1237 im Auguſt ſchon wieder in Italien. 1238 ging er abermals auf eine kurze Zeit nach Deutſchland, kam aber noch eben daſſelbe Jahr nach Italien zurück. Und von der Zeit an findet man nicht, daß er wieder nach Deutſchland gekommen ſey.

Es ſaß da in Lamparten
Ein edler König reich,
Auff einer Burg hieß Garden.

Heldenb. S. 1.

Lamparten, Lombardey.

Die Longobarden überſchwemmten Italien um das Jahr 586. Der Name der Lombardey iſt alſo noch ſpäter zu ſetzen. Die Anticipation, welche Gottſched hier will gelten laſſen, iſt lächerlich.

Deſiderius, der letzte König der Longobarden, ward gefangen 744.

Karl der Große, nachdem das Lombardiſche Reich ein Ende genommen, hatte in den meiſten Städten Grafen geſetzt, deren einige den fürſtlichen Titel führten, und nachmals die Länder größtentheils an ſich zogen u. ſ. w. S. Bünaus Leben Friedr. I. S. 32—33.

Garden.

Azo Marchio Eſtenſis ward von den Einwohnern von Mantua mit gewafneter Hand wieder in Verona eingeſetzt. Eccelius II wäre bey dieſer Gelegenheit bald gefangen worden. Illo namque die, ſagt Gerard Mauriſius ap. Murat. VIII. p. 16., vix evaſit Dominus Eccelinus etc. Fugerunt ergo contrarii Marchionis ad arcem Gardae — Arcem autem Gardae — undique per terram et aquam ſtrictiſſime (Marchio) obſidebat.

B. Ottnit iſt des Sternlaufs kundig.

Ueber die Aſtrologie Friedrichs II S. Antonius Godius Chron. Vicent. beym Murat. T. VIII. p. 83. (Beyde Geſchichtchen mit den Aſtrologen ſind indeſſen verdächtig.) Mehr beweiſt Rolandinus lib. IV. c. 12. Nichts iſt entſcheidender, als das Zeugniß des Saba Malaſpina hiſt. Sic. l. I. cap. 2. bey Murat. T. VIII. p. 788. Vergl. Ricobaldus Ferrarienſis Hiſtor. Imper. p. 1120. bey Murat. IX. Matthaeus Paris in hiſt. Mai. p. 285. F. Franciſci Pipini Chron. l. 2. Murat. T. IX. p. 670. (de Scotto Friederici Aſtrologo.)

C. Rom und Lateran.

Unter Lateran iſt der päpſtliche Stuhl, und unter Rom die weltliche Gewalt dieſer Stadt zu verſtehen, durch welche Trennung ganz deutlich auf Zeiten gewieſen wird, in welchen die Päpſte über den Rath und die Bürgerſchaft in Rom nichts zu ſagen hatten. Und dieſes iſt von den Zeiten der Schwäbiſchen Kayſer wahr.

Schon Friedrich I muſte in dem Vergleiche, den er mit Papſt Eugenius III auf dem Reichstage zu Coſtnitz 1152 oder 53 einging, verſprechen, er wolle, ohne des Papſtes Einwilligung, weder mit König Rogerio, noch mit den rebelliſchen Römern jemals Frieden machen, ſondern, dieſelben unter den päpſtlichen Gehorſam zu bringen, allen Fleiß anwenden. Baronii Annal. anno 1152.

Arnold, ein Schüler Abälards, der kühne Feind aller weltlichen Macht und Güter der Biſchöfe und Geiſtlichen, ſoll ſogar Willens geweſen ſeyn, die Römiſche Republik wieder in den vorigen Stand zu ſetzen, das Capitolium von Neuem zu erbauen, den Bürgermeiſtern und der Röm. Ritterſchaft das ehemalige Anſehen wieder zu verſchaffen, hingegen die Stadt der päpſtlichen Obrigkeit gänzlich zu entziehen.

Otto Friſ. L. II. c. 20.

Im J. 1228 verjagten ſogar die Römer den Papſt Gregorius IX aus Rom, als er den Kayſer Friedrich II auf eine ſo übereilte und ärgerliche Weiſe in den Bann gethan hatte.

D. Von der Wahlen Land.

Wie kann man ſagen, daß den Schwäbiſchen Kayſern alle Könige in Deutſchland und der Wahlen Land gedient hätten?

Saxo Grammat. L. XIII. p. 242 und L. XIV. p. 262 leugnet, daß Dännemark dem Deutſchen Reiche jemals unterwürfig geweſen ſey.

Aber Friedrich I ſetzte den König Waldemar in Dännemark aus ſeinen Staaten, und verlangte, daß er ihm huldigen ſollte. S. Barre III. S. 600. vergl. den daſelbſt angeführten Brief Conrads III an Johannes von Conſtantinopel. Eben ſo gewiß iſt es, daß König Friedrich auf dem Reichstage zu Merſeburg 1152 den Däniſchen Prinzen-Streit entſchied. Der neubeſtätigte Däniſche König wurde in Friedrichs Gegenwart gekrönt, und von ihm durch das Schwert belehnt, wie er denn auch dem Deutſchen Könige den Lehnseid abgelegt, und das

Reichsſchwert vorgetragen. **Bünau** im Leben Fried. S. 14.

§. 15.

II. Auf verſchiedne Facta ſelbſt.

1. Von ſeiner verdächtigen Geburt.

Friedrich II war Heinrichs VI und der Conſtantia Sohn, 1194 geboren, zu Aſiſi, einer Neapolit. Stadt. Das Gerücht, daß er untergeſchoben ſey, war allgemein; (Struv. in Synt. Hiſt. Germ. Diſſ. XX de Fried. II und in Corp. hiſt. Ger. VII. Sect. VI. §. 1.) ob es gleich erdichtet ſcheint. **Facell** Geſch. von Sicilien, und **Pandolph** Geſch. von Neapolis.

2. Von ſeiner Gemahlin aus Syrien.

Friedrich II mußte ſich dem Papſt Honorius III verbindlich machen, die Jolanta, nach andern Iſabella, eine Tochter des Königs von Jeruſalem Johannes, zu heurathen. Die Verbindung ward in Rom vollzogen.

3. Von dem Haſſe ſeines Schwiegervaters.

Friedrich verlangte Jeruſalem zur Morgengabe. Johann mußte ſich dazu bequemen, und ward, ungeachtet der Fürbitte des Papſtes, von ſeinem Eidam unwürdig behandelt.

Barre IV. p. 36. 37.
Platina in Hon. III.
Sanut. L. III. P. II. c. 10.
Ap. Rain. ad an. 1226.

4. Von der Verwüſtung ſeiner Länder durch das Kriegesheer des Papſtes, den er ſelbſt einen Drachen genennt.

Als Friedrich ſeinen Kreuzzug angetreten hatte, bekriegte Reinhold, der Statthalter in Italien, ohne ſein Verwiſſen, den Papſt. Die päpſtlichen Truppen commandirte Johannes, der mit außerordentlicher Grauſamkeit den Krieg führte. S. Barre. Johannes wollte durchaus Kayſer werden, und ſtreute ſogar, um ſich Parthey zu machen, ein Gerücht von Friedrichs Tode aus.

5. Von ſeinem doppelten Banne.

Gregorius IX that ihn das erſtemal in Bann, als er von ſeinem angetretenen Kreuzzuge zurück kam, weil er die See nicht vertragen konnte. Unter dem zweyten ſtarb er (am 13ten December 1250).

Verſchiedne Meynungen über ſeinen Tod.

§. 16.

Der Name Ottnit oder Ottenit.

(Hier hat Leſſing nichts, als eine Stelle aus Barre III. S. 916 über den Beynamen Primiſlavs, **Ottocar**, d. h. der dem Otto ergeben iſt, ausgezeichnet.)

§. 17.

Erklärung der Perſon Wolfdietrichs.

(Hier iſt kein Wort weiter angemerkt. Auf einem andern Blättchen ſteht: Ueber Wolfdietrich S. pag. 929.

Ich ſuchte dieſe Seite im Barre, und fand daſelbſt: daß Kayſer Philipp die Prinzeſſin Irene geheurathet habe, und ihrem Vater, den ſein Bruder Alexis vom Throne geſtoßen, beyzuſtehen ſuchte. Der junge Alexis ſollte durch Hülfe der Kreuzfahrer auf den Thron geſetzt werden.

Vielleicht ſuchte Leſſing unter dieſer Geſchichte die Geſchichte des vertriebnen Wolfdietrichs.)

§. 18.

Einige andre Punkte.

1. Vom Elephanten.

Das Memoriale Poteſtatum Regienſium (Murat. T. VIII. S. 1110) merkt als etwas Beſondres an, daß Friedrich 1237 in ſeinem Heere gegen die Mayländer einen Elephanten gehabt. Er hatte ihn vom Sulkan bekommen. S. Murat. Geſch. von It. Th. VII. S. 469. Vergl. Richardus in Chron. apud Murat. T. VII. S. 1024 unter dem Jahre 1223.

2. Von den Heyden.

Die Schriftſteller des 13ten Jahrhunderts haben es durchgängig im Gebrauch, auch den Mahomedanern den Namen Heyden zu geben. S. Memoriale Poteſt. R. (Murat. T. VIII. p. 1099.) und Anon. Vatican. (ap. Mur. T. VIII. p. 761.)

3. Von den Römerzügen.

Die Anſtalten zu der Erpeb[illegible], welche Ottnit vor hat, ſehen den [illegible]n ſehr ähnlich, die bey den ſogenannt[illegible]merzügen beobachtet wurden.

4. Von Friedrichs Kr[illegible]n.

S. Monachus Patav. i[illegible]m. ap. Murat. T. VIII. p. 672. Ricobaldus Ferrar. (ap. Mur. T. IX. p. 127.)

(Hat Leſſing hierbey vielleicht an die Stelle im Heldenbuche gedacht, wo Ottnit ſagt:

Welcher Chriſt dort erſtirbet,
Dem geb ich guten Troſt,
Das er Gotts Huld erwürbet,
Und auch ſein Seel erlöſt.

und weiter:

Das wir den Heyden dringen
Von der ungerechtigkeit,

Und wie die Jungfraw bringen
Zur werden Chriſtenheit.

ferner:

Und tauffen Heyden Blinde
Die noch nit Chriſten ſind.

Ottnit ſagt, daß er Feinde zurücklaſſen wird, die ſich ſeine Abweſenheit zu Nutze machen werden.

Gut iſt der Freunde Rath,
So das die Burg zu Garten
So manchen Ritter hat,
Wo man mich wolt vertreiben u. ſ. w.

Unter ähnlichen Beſorgniſſen trat Friedrich II den Kreuzzug an.

Ottnit iſt ſehr hitzig auf die Prinzeſſin:

Die Jungfraw alters eine
Ihn alſo ſehre zwank,
Sie hat dem Held geheure
Genommen Muth und ſinn ꝛc.

Und Friedrich II war ſehr verliebt.)

Anm. d. H.

5. Vom Heyden Zacharies, der im Heldenbuche ſagt:

— — in der Stadt Meſſyn
In meinem Konigreiche *).

---

*) Gegen dieſen Heyden iſt Ottnit ſehr tolerant, und der Heyde ſelbſt ein treuer ehrlicher Mann. Auch Friedrich II war ſehr tolerant, wider Willen des Papſtes. Und wie treu die Saracenen in Nocera Friedrichen waren, iſt ſchon oben von Leſſing bemerkt worden.

Anm. d. H.

Die Saracenen in Sicilien hatten ihre Regulos. Richard. ap. Murat. T. VII. p. 920. Vielleicht Mirabeltus, der im Jahr 1222 Unruhen in Sicilien erregte. S. c. l. S. 995.

6. **Luders.** (Gerwarts Herzogthum, S. Held. Bl. 4.)

Iſt eine Stadt in Oberelſaß, an den Burgundiſchen Grenzen. Doch könnte Luders vielleicht auch ſo viel heißen, als Lothringen; Lotharius, Luderus und Lutherus ſind dieſelben Namen.

7. **Friedrich ein Freund der Jagd.**

S. Rolandinus lib. IV. c. 9.

8. **Von Friedrichs ſcharfſinnigen Reden.**

Ricobaldus Ferrar. ap. Murat. T. IX. p. 131.

9. **Von der Pflicht der Kayſer, Wittwen und Wayſen zu beſchützen.** (S. Held. Bl. 3. b)

S. Barte III. S. 969.

ebend. IV. p. 52.

Conc. gener. T. II. p. 413.

Act. ap. Rain. anno 1228. p. 1

10. **Vom Panner-Amte.**

S. Abrecht Diſſert. de Vexillis Imperii.

Ottnit macht den Elligas zum Fendrich. (Bl. 4)

11. Von Terſis.

Es iſt ohne Zweifel Tarviſium. S. von einem daſelbſt veranſtalteten Turniere Rolandin. lib. I. c. 13. (Vergl. Held. Bl. 141. b.)

(Bey dem Durchſuchen des Barre fielen mir auch folgende Punkte auf:

S. 498. Von den Brüdern des Hoſpitals zum h. Johannes zu Jeruſalem. Dieſer Brüder wird auch im andern Theile des Heldenbuchs gedacht.

S. 916. Primislav, Markgraf von Mähren, mußte in Regenſpurg aus Noth am Brückenbau arbeiten. Etwas ähnliches erzählt der Anhang des Heldenbuchs vom König Frathelle.

S. 902. Kayſer Heinrichs VI Anforderungen an die Morgenländiſchen Kayſer. S. 903. Die Deutſche Abgabe, welche ſehr wohl in das Heldenbuch paßt.

Kann man nicht auch Reinold S. 623. Manfred und Eccelin III, den Schwiegerſohn Friedrichs II, einrangiren?)

Anm. d. H.

Anmerkungen
zum dritten Theile des Heldenbuchs.

Vom Roſengarten.

Das Buch George Roſts (aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts):

„Heldenbuch vom Roſengarten oder gründlicher Bericht von den neuen Propheten, Roſenkreuzern, Chiliaſten und Enthuſiaſten," handelt alſo von etwas ganz anderm.

Erich VII, König von Dännemark, ſtellte im Jahre 1311 zu Roſtock ein Turnier an. Weil die Roſtocker die fremden Herren nicht aufnehmen wollten, lagerte man ſich an einem benachbarten Orte, genannt der Roſengarten. u. ſ. w. S. Barre IV. p. 473.
Kranz Vandalia L. VII. c. 89 ſeq.
Herm. Corneri Chron. col. 976. ap. Eccard. T. II.

Vom Nix.

Chron. F. Franciſci Pipini lib. II. c. 48. apud Murat. T. IX. p. 669. (de Nicolao Piſce.)

(S. Leſſings Kollectaneen, her. von Eſchenburg, unter dem Worte Nicolaus.)
Anm. d. H.

Die Stelle lautet ſo: Nicolaus Piſcis hoc etiam tempore in Regno Siciliae eſt natus. Hic enim, dum puer eſſet, delectabatur eſſe in aquis aſſiduus; cujus mater ob hoc indignata, maledictionem illi imprecata eſt, ut ſcilicet ſemper delectaretur eſſe in aquis, ut extra eas non

poſſet vivere; quod ſiquidem contigit, nam ſemper ex tunc in aquis maris vixit, ut piſcis. Diu extra aquas eſſe non poterat; nautis apparebat, et cum eis in navibus aliquamdiu erat, maris aeſtus illis praedicens, et ſecreta quae viderat in profundo. Anguillam maximum piſcium eſſe dixit, et inter Siciliam et Calabriam pelagum profundiſſimum eſſe. Imperator Fridericus cum eo ſermonem habuit, et projecto in fundo vaſe argenteo, inſtitit illi, ut deſcenderet in profundum, ac vas illud afferret. Ille vero ait, ſi deſcendero in profundum, non revertor: experiri tamen promiſit, et cum deſcendiſſet, ultra non comparuit hominum viſui. Reminiſcor, quod dum puer eſſem, audire conſuevi matres, dum puerulis vagientibus terrorem vellent incutere, hunc eis Nicolaum ad memoriam reducebant.

(Ich finde keinen Nicolaus im Heldenbuche gedacht.)

Vom Mönch Ilſar.

Der erſte Papſt, der die Turniere verbot, ſcheint Innocentius II geweſen zu ſeyn, nemlich in Synodo Romana c. 10.

Ihm folgte hierin Eugenius III in Concilio Rhem. can. 22

Ferner Alexander III in Concil. Later. ao. 1179. S. Jus Can. (X de Torneam. c. 1. et 2.)

Dann folgte das Verbot Honorii IV. S. Em. Gonzalez Tellez lib. V. Dec. Tit. XIII de Torneam.

Eben ſo Clemens V.

Johannes XXII.

Im Kriege wider den Eccelin führte der Prediger-Mönch Johannes die Bologneſer an. S. Murat. T. IX. p. 29. beym Jahre 1256.

Vom König Tyrol von Schotten.

Deſſen Paraeneſis in Tom. I. Par. Vet. Goldaſt. p. 273. Man kennt dieſen König nicht.

In des Matthaei Spinelli Ephemer. Neapol. (ap. Murat. VII. p. 1088) finde ich eines Ducis Scotiae gedacht; aber ich weiß nichts Beſtimmtes über ihn.

(S. Fragmente von ihm in der Maneſſ. Sammlung II. 248. überſetzt in Gräters Bragur Th. I. S. 223 f. Ich weiß nicht, warum Leſſing dies hier angemerkt hat.)

Anm. d H.

Nachſchrift des Herausgebers.

Das hier Mitgetheilte iſt alles, was ſich in dem Leſſingiſchen Manuſcripte über das Heldenbuch findet. Einige andre Citate, die ſich Leſſing noch nebenher angemerkt hat, betreffen das Werk des Barre, und die darin vorkommenden Unrichtigkeiten; ſie ſind an ſich nicht von beſondrer Wichtigkeit, und gehen das Heldenbuch nichts an.

Allerdings bleiben in Rückſicht des Heldenbuches noch viele Fragen unbeantwortet, noch viele Perſonen, Begebenheiten und Namen unerklärt. Selbſt über den Verfaſſer hat Leſſing nichts angemerkt, außer daß derſelbe nicht vor 1248 könne geſchrieben haben.

Ich ſage, durch die Leſſingiſche Hypotheſe iſt dennoch vieles unerklärt geblieben. Aber muß denn alles erklärt werden? Gewiß würde Leſſing ſelbſt, wenn er dieſe geſammelten Materialien verarbeitet hätte, vieles unerklärt gelaſſen haben.

In den alten Deutſchen Epopöen nemlich iſt allerdings eine hiſtoriſche Grundlage vorhanden; aber dieſe iſt gemeiniglich durch erdichtete Namen ſo unkenntlich gemacht, und durch eingewebte Fictionen ſo ſehr verändert, daß ſie ſich ſchwer erkennen läßt. Ein auffallendes Beyſpiel giebt der bekannte Theuerdank. Doch warum berufe ich mich auf die alten Deutſchen Epopöen? Es iſt der Fall bey allen, bey Homers Iliade wie bey Klopſtocks Meſſiade. Es ſoll und kann nicht alles Factum ſeyn, es ſoll und kann nicht alles erklärt werden. So viel wird indeſſen jeder Kenner zugeben, daß die Leſſingiſche Hypotheſe *) über die hiſtoriſche Grundlage der beyden erſten Bücher des Heldenbuchs, unter allen die wahrſcheinlichſte iſt. Rieſen, Drachen, Zwerge, Zauberer und Liebes-Abentheuer ſind die gewöhnlichen Zuthaten der Rittergedichte, und bedürfen alſo keiner Deutung.

Das dritte Buch iſt keine Fortſetzung des zweyten, und vielleicht nicht von demſelben Verfaſſer. Das vierte, von Heinrich von Oſterdingen (ſonſt Offterdingen) verfaßt, iſt in einer ganz andern Versart, und hängt mit jenen gar nicht zuſammen, außer daß einige Helden darin vorkommen, deren im zweyten und dritten Buche ſchon gedacht wird.

Ueberhaupt bedarf die ganze Sammlung, die den Titel Heldenbuch führt, noch einer ſehr ſtrengen Kritik; vielleicht erhalten wir einen guten Beytrag dazu im Bragur, in deſſen zweytem Theile S. 289 eine Abhandlung über das Heldenbuch verſprochen wird.

Daß Wolfram von Eſchenbach der alleinige Verfaſſer deſſelben nicht ſeyn könne, haben ſchon andere aus der Stelle (Blatt 111, Seite 6) geſchloſſen, wo es heißt:

Solchs iſt mir gar wol kund
Mit Wolfram dem werden
Meiſter von Eſchenbach.

---

*) S. §. 10. und wegen [illegible] §. 16.

Aber aus dieſer Stelle folgt eben ſo wenig, daß Eſchenbach Mitarbeiter daran geweſen ſey. Er kann ja in einem andern Gedichte Wolfdietrichs Abentheuer beſungen haben, auf welches ſich unſer Verfaſſer hier eben ſo, wie ſonſt auf andre Dichter, beruft, wenn er z. B. Blatt 98 Seite b. ſagt:

Als ich geſchrieben finde
Das laſſen wir betagen
Und höret von eim Kinde
Gar groſſes wunder ſagen
Das hetten die Wölffe wilde
Getragen in ein Hol
In einem groſſen Gefilde
Das wiſſen die „Meiſter" wol.

Aber wer auch immer Verfaſſer der Erzählung von Ottnit und Wolfdietrich geweſen ſeyn mag: ſo iſt er, wie ſchon die jetzt angeführte Stelle zeigt, nicht der erſte geweſen, der dieſen Stoff behandelte. Wir finden häufig Berufungen auf andre Werke:

Daß Buch daß ſagt uns hie

oder:

Hier nach des Buches ſage

oder:

Wie da geſchrieben ſteht.

Beſonders wird Blatt 36. Seite b. eines Buches gedacht, welches im Kloſter zu Tagmunden gelegen hatte und dann einem Biſchof zu Erſtete zugeſchickt ward, der es bis an ſein Ende las,

Nach ſeinem Todt zehen Jahre
Laß es ſein Capellan,

und dieſer verehrte es dem Kloſter Sanct Walpurg zu Eyſtete, wo es von der Aebtiſſin und den Frauen geleſen ward.

Zween Meiſter bey ihn blieben
Die bath ſie allezeit
Daß ſie das Buch abſchrieben
Zu Teutſch der Chriſtenheit.

Doch können dieſe Bücher auch Chroniken geweſen ſeyn, aus welchen unſer Dichter den Stoff entlehnte. Eben das iſt vielleicht der Fall mit dem Buche, welches gleich im erſten Verſe beſchrieben wird:

Ein Buch daz ward ſich funden
Zu Surders in der Stadt
Das hette zu den ſtunden
Geſchrifft viel manches Blatt
Und das die wilden Herden
Hetten allda begraben u. ſ. w.

Ich kann mich nicht tiefer in dieſe Unterſuchung einlaſſen, weil es mir an Hülfsmitteln fehlt. Unterdeſſen glaubte ich keine unnütze Arbeit zu übernehmen, wenn ich, zum beſſern Verſtändniß der Leſſingiſchen Anmerkungen, einen körnichten Auszug aus dieſer wirklich ſchönen alten Epopöe lieferte. Hier iſt er, und zwar nach der bey §. 1. beſchriebnen Ausgabe von 1590 in Quart angefertigt. Vielleicht findet ein neuerer Dichter hier Stoff zu einem zweyten Oberon oder Doolin.

Auszug
des erſten Gedichts im Heldenbuche:
Von Kayſer Ottnitt und Wolffdietrich.

(Zuſatz zu den Leſſingiſchen Sammlungen,
vom Herausgeber.)

Erſtes Buch.

Der Hauptheld deſſelben iſt Kayſer Ottenit.

Blatt 1. In Lamparten wohnte auf der Burg Garten ein König Namens Ottnit. Er war ein mächtiger Herr,

Er hat die Land bezwungen
Vom gbürg biß an das Meer
Sie zinßten ihm all jahre —
— — —
Allandt biß zehn Lamparten
Die waren ihm underthan,
Die dienten ihm ab Garten
Wol zwen und ſibentzig Mann.
— — —
Bl. 1. b. Drum dient im mit gewalt
Rom und auch Lateran.

Für ſeine Perſon war er ein ſchöner Mann, beſaß die Stärke von zwölf Mann, und war ein guter Aſtrolog,

Himmelslauf was er weiß.

Er ſollte nun darauf bedacht ſeyn, ſich nach ſeines Standes Würde zu beweiben. Hierüber zog er ſeine Vaſallen (Dienſtmann) zu Rathe, und verlangte, daß ſie ihm eine Jungfrau vorſchlagen ſollten.

Sie dachten hin und her
Bis an den fünften Tag,

aber vergebens. Hellenot, geboren von Tuſcan, geſteht, daß er nicht wiſſe, auf wen er fallen ſolle, da dem Ottnit alle Könige

In allen teutſchen Reichen
Und in der Walhen landt

unterthan wären. Endlich beſinnt ſich Eligas von Reuſſen auf eine ſchöne und hochgeborne Jungfrau, um die aber noch Niemand geworben habe, ohne ſein Leben zu verlieren. Er ſagt:

Ihrn Vatter ich dir nenne
Der heiſſet Machahol
Den ich gar wohl erkenne
Sein Leib iſt Mordes voll
Ihm dienet mehr der Lande
Denn dir der Chriſtenheit
Er iſt der ohne Schande
Die Heydniſche Krone treit.
Zu Suders in Syrien
lieget ſeine Hauptſtatt — (Muntebur)

Die Zinnen von Muntebur, erzählt er, wären von einer Menge Köpfe beſteckt, die dieſer blutgierige Heyde allen abgeſchlagen, die um ſeine Tochter angehalten. Er hätte im geringſten keine Luſt, ſie zu verſorgen, denn

Er meynt ohn alle Scham
Wenn im ſein Fraw ſtirbet
Er wöll dann ſeyn ihr Mann.
Das wolle Gott nicht, ſpricht Ottnit,
Bl. 2. b Ich wil vor mit ihm ſtreiten
Eh denn ſie bey ihm liegt.

Kurz, er beſchließt, über das Meer zu gehen, und dem Heyden ſeine Tochter zu entführen, zu welcher Fahrt ihm denn ſeine Freunde und Vaſallen allen möglichen Beyſtand und Hülfe verſprechen. Eligas, als ſeiner Mutter Bruder, verſpricht, ihn nebſt 5000 kühnen Helden zu begleiten und ſein Leben für ihn zu wagen. Auch jeder von ſeinen 72 Vaſallen verſpricht, ihn mit 100 Rittern zu begleiten. Eben ſo viel verſpricht auch Hellenot von Tuſcan, und will die Anzahl noch vermehren, wenn er den Kayſer in Perſon begleiten dürfe. Aber Ottnit nimmt ihn nicht mit, ſondern überträgt ihm die Regierung ſeiner Lande und die Vorſorge für ſeine Mutter. Zum Mitgehülfen giebt ihm Ottnit den Herzog Gerwart, welcher gleichfalls ein Contingent von 5000 Helden zu ſtellen verſpricht. Bl. 4. b Herzog Zacheris, ein Heyde, erbietet ſich zu zwölf Kielen, mit guter Speiſe und den beſten Weinen beladen, und zu 20000 Mann, die den Kayſer über das Meer begleiten ſollen. Dieſe Schiffe, ſagt er, ſollen in dem guten Hafen

— in der Stadt Meſſyn
In meinem Königreiche

warten. Ottnit freuet ſich über dieſe Macht; bey dieſer Gelegenheit ſagt er:

Wenn ich mit meiner Reyſen
Nun wil von hinnen fahren
So muß Witwen und Wayſen
Gott in meim Landt bewaren.

Er verlangt, daß die Hülfsvölker wohl bewaffnet ſeyn ſollen,

Wißt daß ich keinen nehme
Iſt eim ein Finger bloß.

Die Lehnsträger verſprechen es ihm, und die Fahrt wird auf den künftigen May feſtgeſetzt, nachdem Ottnit den **Eligas** vorher zum Fähnrich erkohren. Die Vaſallen und Lehnsträger beurlauben ſich von Ottnit, um in ihren Ländern die verſprochnen Anſtalten zu machen. Und hiemit

Ottnites abenthewr
Iſt nun die erſte bin.

Unterdeſſen, da Ottnit den May noch kaum erwarten kann, will er auf Abentheuer ausreiten. Seine ſorgſame Mutter iſt dawider; weil er ſich aber nicht will abhalten laſſen, ſo giebt ſie ihm einen Ring, deſſen Stein von ganz beſonderer Kraft ſey, und ihm zu Abentheuern verhelfen, und dabey die beſten Dienſte leiſten werde. Um ihn zu verſuchen, heißt ſie ihn nach einer gewiſſen großen Linde reiten,

Fünfhundert Ritter kühne
Die Linde Schatten trept.

Er reitet ohne alle Begleitung dahin, und findet die Linde. Dieſe hatte

Von Laub ein ſchweren Laſt
Und hett auf ihrem Reyſe
Viel manchen werthen Gaſt
Bl. 7. Die Vögel mit gebrächte
Sie ſungen widerſtreit —

Unter derſelben findet er ein kleines Kind liegen; dafür ſieht er es wenigſtens an. Er entſchließt ſich, das Kind mitzunehmen; wie er es aber forttragen will, bekommt er einen gewaltigen Streich vor die Bruſt. Endlich fängt das Kind an, mit ihm zu ringen, und entdeckt ihm, daß es ein mächtiger König ſey. Ottnit bezwingt ihn, und **Elbrich**, ſo heißt dieſes Weſen, bittet um ſein Leben. Er verſpricht Bl. 8. ihm dafür eine vortreffliche **Brinne**, ein **Schwerdt**, das Gold und Stahl ſchrote, Namens Almary, auch

iſt es geheiſſen Roſſe,

zwey gute **Beingewandt**, ein gutes **Haupttach**, (Helm) und einen **Schild**, der gegen alle Waffen die Probe halte.

Bl. 9. Jetzt bittet Elbrich den Ottnit
Durch aller Frauwen Ehre,

um den Ring; Ottnit aber ſträubt ſich dagegen. Endlich, nach vielen ſehr artigen Wechſelreden, zeigt er ihm denſelben. Kaum iſt der Ring vom Finger, ſo verſchwindet der Zwerg. Nach langem Bitten und Drohen giebt ihm Elbrich den Ring wieder, und entdeckt ihm, daß er (El-

brich) ſein Vater ſey. Ottnit tobt zwar Anfangs über die Untreue ſeiner Mutter; da ihm
aber Elbrich ſagt, daß die Sache geſchehen Bl. 12.
ſey, weil ſein (Ottnits) vermeynter Vater
keine Kinder habe erzeugen konnen:

Da ſprach der Ehren ſtete
So muß ich überſehen
Was ich darzu nun thete
So were es doch geſchehen.

Elbrich beſchreibt ihm ſeine Macht, und holet ihm hierauf die Wapen auß dem holen Berg, die er ihm geredt hatte. Als ſich Ottnit auf ſein Roß ſchwingt, da

wollt Elbrich der Kleine
Heben den Stegereiff;

allein Ottnit ließ es durchaus nicht geſchehen.

In den goldnen Waffen, die er von Elbrich bekommen hatte, ſchien er von Füßen bis aufs Haupt zu brennen. Der Glanz ſeines Helms wird ſehr dichteriſch beſchrieben:

Der Morgenſtern frölichen Bl. 13. b.
Durch die Wollen herbrach
Dem ſchein auch gar geleiche
Sein liechtes haubet Tach

Nachdem er drey Tage umſonſt nach Aben- Bl. 14.
theuern ausgeritten, kommt er am vierten an
ſeine Burg. Die Seinigen wollen ihn nicht erkennen, es kommt zum Kampfe. Endlich entdeckt er ſich und ſie nehmen ihn freudig auf.

Als das Jahr um war, kommen Bl. 14. b.
die Lehnsträger, und ſchwören ihm Treue. Er

ging mit dem Heere nach Meſſyn, wo ihn der heydniſche Mann Zacheris empfängt. Sie gehen an Bord. Nach einer Fahrt von ſechs Wochen ruft der Marner, daß er Suders, die Hauptſtadt des Heyden, ſehe. Elbrich war insgeheim mit zu Schiffe gegangen, und hilft ihnen bey allen vorkommenden Gefahren. So räth er zum Beyſpiele, als Ottnits Flotte auf ein heydniſches Heer ſtößt, daß ſich Ottnit für einen Kaufmann ausgeben ſoll; er verehrt ihm auch einen Stein, der ihn alle Sprachen lehrt. Ottnit bekommt von den Heyden ein ſicheres Geleit. Ellrich
Bl. [illegible] übernimmt die Botſchaft an den König. Erſt ſucht er ihn zum chriſtlichen Glauben zu bereden, und dann verkündigt er ihm die Abſicht des Ottnit, um ſeine Tochter zu freyen, worüber der König ſehr ergrimmt; aber er faßt ſich bald:

Apollo und Machmete
Die ſollen uns nit lahn.

Alles ſticht auf Elbrich los, aber Niemand ſieht ihn. Elbrich kommt mit der Nachricht zu Ottnit, daß er die Jungfrau durchaus mit Gewalt gewinnen müſſe. Durch ſeine Hülfe kommen ſie an das Land, und es hebt ein gewaltiges Gemetzel zwiſchen Ottnit und den Heyden an. Ottnit aber

Bl. 10. b. — macht mannichen ſchlafen
Ohn allen ſeinen Dank
Viel manchem Saracenen
Nam er dießmal ſein Leben.

Nach kleinen Kämpfen, worin beſonders Eligas ſich ſehr grauſam zeigt, kommt Ottnit in ein Gemach mit tauſend Frauen, die er mit Elbrichs Hülfe tauft. Sie verweilen hier eine Nacht, und ziehen dann unter Elbrichs Anführung nach Muntebur. Sie ſchlagen das Lager nah an der Burg auf, und Elbrich wirft alles Geſchütz, das auf der Mauer ſteht, in den Graben. Die Gemahlin des Heiden ſetzt ihm zu, die Tochter dem Ottnit zu geben; aber der Heyde beſchließt, ſich zu wehren, Bl. 22.

Ich hab ſibentzig tauſent Mann
So will ich jhn mit ſtreiten
An dem Burggraben beſtahn.

Elbrich hört es, und redet ungeſehen mit ihm, und zieht ihm eben ſo ungeſehen den Bart aus. Bl. 25.

Am andern Tage beginnt ein blutiges Treffen. Des Heyden Tochter ſah zu, und grämte ſich ſehr. Eine ſehr dichteriſche Beſchreibung ihrer Perſon:

Ihr Hertz brann alſo ſchone Bl. 2. b. f.
Recht als ein rot Rubein
Gleich dem vollen Mone
Gaben ihr äuglein ſchein.
Sich hett die Maget reine
Mit Roſen wol bekleid
Und auch mit Berlin kleine
Niemand da tröſt die Neid.

Sie war ſchön an dem leibe
Und zu den ſeiten ſchmahl

Recht als ein Kertze Scheibe
Wohlgeſchaffen überall
Ihr beyden Händ gemeine
Daß ihr gantz nichts gebrach
Ihre Näglein ſchön und reine
Daß man ſich darinn beſach.

Ihr Har war ſchön umbfangen
Mit edler Seiden fein
Das ließ ſie nieder hangen
Das hübſche Mägdlein
Sie trug ein Kron mit Steinen
Sie war von Gold ſo rot
Elberich dem viel Kleinen
War zu der Magte not.

Da vornen in der Kronen
Lag ein Karfunkelſtein
Der in dem Pallaſt ſchone
Recht als ein Kertz erſchein
Auf irem Haupt das Hare
War lauter und auch fein
Es leuchtet alſo klare
Recht als der Sonnenſchein.

Die Magd die ſtund alleine
Gar trawrig war ir Muth
Ihr Farb und die war reine
Lieblich als Milch und Blut
Her durch ir zöpffe reinen
Schien ir Halß als der Schnee.

Elberich dem viel Kleinen
Thet der Maget Jammer weh.

Elbrich tröſtet ſie unſichtbar, und ſagt ihr:

Der König im Lamparten
Der iſt der Herre mein
Bey dem ſolt du auf Garten
Ein edle Königin ſeyn.

Zwar weigert ſie ſich lange; aber da ihr Elbrich den Ottnit in der Ferne zeigt, ſprach ſie mit ſchalle,

Mein Hertz gantz ſein begehrt,

und ſchickte ihm durch Elbrich ihren Ring, unter der Bedingung, daß er ihres Vaters ſchone. Die Heyden ziehen ſich bald in die Burg zurück. Elbrich bringt durch Liſt die Jungfrau zum Ottnit, der voll Entzücken ausruft:

Ich lob Gott immermehre Bl. 28. b.
Wol an derſelben Stundt
Er kußt ſie minniglichen
An iren roten Mundt.

Nicht lange, ſo ſetzt ihm der Heyde nach. Eligas rettet den Ottnit aus der Gefahr. Ein artiges Geſpräch Ottnits mit der Jungfrau, in Bl. 30. welchem dieſe ihre kindliche Liebe beweiſt. Endlich tauften Eligas und Elbrich die Königin, und Ottnit fuhr mit ihr und dem Reſte ſeiner Leute frölich davon,

Sie kamen nach Meſſyn Bl. 32. b.
Sie wurden wohl empfangen
Man hieß ſie willkomb ſeyn.

Ottnit ſtellt ſeine Gemahlin dem Hofe vor, und hält großes Turnier, Stechen und Rennen. Auf vieles Bitten der Kayſerin und Ottnits, zeigt ſich Elbrich ſichtbar in ſeiner Pracht,

Gar manniche Fraw milde
Auß jrem Munde ſprach
Daß ſie kein ſchöner bilde
Mit augen ie geſach.

Die Kayſerin wird im Chriſtenthum unterrichtet,

Wer je gelehrt war worden
Die ſagten ir Gottes Wort
Der Heydeniſche Orden
Ward gantz an ir zerſtört.

Bl. 14. Der Heyde, der unterdeſſen gewaltig tobte,

Er hett ſein Sinn verlohren
Acht Wochen und ein Tag
Daß er von rechtem Zoren
Da keiner rühen pflag,

findet an ſeinem Jäger einen Rathgeber, wie er ſich an Ottnit rächen könne. Dieſer Jäger, genannt Welle, hat zwey junge ungehewre Würme in einer Höhle gefunden, und ſchlägt vor, dieſe in einen Schrein zu packen, und mit einem freundlichen Briefe an Ottnits Gemahlin zu ſenden. Dieſe Würme, meynt er, würden dort großen Schaden anrichten, und wenn Ottnit mit ihnen dran ginge, ihn tödten. Der Jäger wird abgeſandt, kommt bey Ottnit an, und, nachdem er ſeine Beſtellung gemacht, wird er von dieſem nach Bl. 16. Triend geſandt, um dort, wie er gelogen hatte, eine Aberhemſche Kröte, die Edelſteine gebiert, und einen ſchönen Elephanten groß zu ziehen, welche zum Geſchenke für Ottnit beſtimmt wären. In Kurzem läßt der Jäger die Würme los, und dieſe machen eine fürchterliche Verwüſtung.

Hier wird die Geſchichte Ottnits abgebrochen und ein andrer Held, **Wolfſdietrich**, tritt auf die Bühne.

Ich will ſeine erſte Geſchichte kurz zuſammenfaſſen. — Sein Vater war **Hugdietrich**, König von Conſtantinopel. Dieſer wollte ſich nach dem Tode ſeines Vaters, des Königs **Attenus** oder **Atnus**, verheirathen, und da ſagt man ihm von der **Hilburg**, des Königs **Waligund** zu **Salneck** Tochter; man ſagt ihm aber auch zugleich, daß ihr Vater bey den Heiligen geſchworen habe, ihr keinen Mann zu geben, und ſie deswegen zwiſchen vier Mauern eingeſchloſſen halte. Doch Hugdietrich faßt ſogleich ſeinen Entſchluß darnach: er lernt Weiberarbeit nähen, ſtricken, ſticken und dergleichen, verkleidet ſich als ein Frauenzimmer, nimmt verſchiedene Dirnen zur Begleitung mit, und kommt ſo vor die Burg zu Salneck. Hier giebt er ſich bey dem Könige Waligund für die Schweſter des Hugdietrichs aus, und ſagt, ſie wäre von ihrem Bruder vertrieben worden. Waligund verſpricht ihm ſogleich einen Zufluchtsort an ſeinem Hofe, bis zur Ausſöhnung mit dem Bruder. Er, oder vielmehr die vermeynte Sie, macht ſich gar bald durch ihre ſchöne Frauenzimmer-Arbeit ſo beliebt, daß

Von Bl. 37 bis 57.

man ſie erſucht, die junge Hilburg darin zu unterrichten. Er wird alſo zu ihr in das Schloß gelaſſen, und man kann leicht denken, was er ſie da lehrt. Er macht ſie ſchwanger, und begiebt ſich unter dem Vorwande, daß er mit ſeinem Bruder verſöhnt ſey, wieder fort. Hilburg kommt bald darauf mit einem Sohne nieder, der nach ſeinem Vater Dietrich genannt wurde. Als ſie einsmals von ihrer Mutter beſucht werden ſollte, läßt ſie, aus Furcht, daß dieſe das Geſchrey des Kindes hören möchte, das Kind in den Schloßgraben herab. Hier ſchleppt es eine Wölfin mit ſich fort, und bringt es in die Höhle zu ihren Jungen. Der König jagt kurz darauf, und ſeine Jäger finden den jungen Dietrich, welchen er als ſein Kind will auferziehen laſſen. Endlich geſteht Hilburg ihrer Mutter den ganzen Handel, und dieſe bringt es dem alten Waligund auf eine Weiſe bey, daß er die Einwilligung in die Verbindung ſeiner Tochter mit Hugdietrichen giebt. Dieſer holt die Hilburg ab, und bringt ſie in ſein Königreich, wo er mit ihr außer dem Dietrich, der wegen der Begebenheit mit dem Wolfe, nun Wolfdietrich hieß, noch zwey andre Söhne zeugte, Namens Wegen und Waßmuth.

Nun kommt das Heldenbuch wieder auf den Kayſer Ottnit zurück.

Dieſer will nichts geringeres, als die ganze Welt bezwingen, und ſchickt daher auch an Hugdietrichen, mit dem Begehren, daß er ihm ſein Land verzinſen ſolle. Dieſe Zumuthung empfindet der junge Wolffdietrich weit übler als der Vater, und läßt dem Otnit ſagen:

Daß er ſein ſolle warten
Bis daß er werd ein Mann
So woll er je zu Garten
Umb ſein eigen Landt beſtahn.

Bald darauf ſtirbt Hugdietrich, läßt ſeinem Sohne W. das Königreich Conſtantinopel, und giebt den beyden andern Söhnen eigne Länder. Wolffdietrich wird von Bechtung unterrichtet. Bl. 59. a. b.

Die andern Brüder wollen den Wolffdietrich nicht für ihren Bruder erkennen, und geben vor, daß ihn ihre Mutter mit einem Grafen Wölffelein erzeugt habe, und jagen ihn von Land und Leuten. Auf ſeiner Flucht hat er verſchiedene Abentheuer mit Rieſen, denen er ohne Erbarmen das Haupt abſchlägt, wenn ſie ſich nicht wollen taufen laſſen. Einer darunter iſt der Heyde Belmund. Ein rauches Weib wünſcht den Wolfdietrich zum Gemahl zu bekommen; ſie hat ihn geſucht Bl. 62.

Wol ſieben gantze Jahr. Bl. 70. b.

Endlich findet ſie ihn, und macht ihm ſelbſt den Antrag.

Das iſt nicht in mein ſinnen
So ſprach Wolffdieterich
Daß ich dich wöll gewinnen
Du wilde Valdin reich
Fahr hin zur heilen under
Du biſt des Teufels genoß

Mich nimmet immer wunder
Dein ungefüger Doß.

Aber ſie bezaubert ihn, macht ihn taub, und nimmt ihm Wehr und Waffen. Wolfdietrich verlangt das Geraubte zurück; aber ſie macht ihm die obigen Anträge, und Wolffdietrich bleibt trotzig.

Bl. 71. b. Ich beger nicht deines Leibes
Der Teuffel ſchlaff bey dir
Eins ſolchen rauhen Weibes
Ich warlich wol embir.

Die Bezauberung wird noch ſchlimmer, und Wolffdietrich wahnwitzig,

Sie macht auß im ein Thoren.

Bl. 73 Endlich legte ſich ein Engel vom Himmel drein, und auf deſſen Befehl entzaubert ſie ihn wieder. Nachdem ſie ihm geſagt hat, daß ſie eine Königin von Troy ſey, und daß ſie ſich will tauffen laſſen, entſchließt er ſich, ſie zu heirathen.

Bl. 74. Sie ſteigt in einen Brunnen, und
Da in deß Brunnen wage
Hett ſie die Haut gelahn
Es ſah auch nie kein Auge
Kein Weib ſo wol gethan.

Auch Wolffdietrich ſteigt hinein, und
Als er nun kam herwieder
Da war er wunneſan
Mit ſenfften ſüßem ſinne
Er an ein Beth da lag
Mit Frawe Sigeminne (ſo war ihr Taufnahme)
Er da viel freuden pflag.

Nach einiger Zeit erinnerte er ſich an das, was er dem Kayſer Ottnit ehemals drohen laſſen. Seine Gemahlin giebt ihm allerley Sachen zum Schutze mit auf den Weg,

Sanct Jörgen Hemmat ſeidin fein Bl. 76. b.
Und weiß recht als der Schnee
Und Sanct Beatrix Heylthumb
Darinn verſiegelt was
Das halff den Herrn Unguentum
Daß er gar wohl genaß.

Wolffdietrich macht ſich auf, kommt vor Ottnits Burg, und begehrt mit ihm zu ſtreiten. Ottnit weigert ſich deſſen nicht, zieht aber in dem Kampfe den Kürzern, worauf ſich beyde ausſöhnen und eine genauere Freundſchaft errichten. Wolffdietrich reiſet hierauf wieder zu ſeiner Bl. 79. b. Elſe nach Troy, die ihm bald darauf von einem Rieſen entführt wird. Er errettet ſie aus deſſen Gewalt, erlegt den Rieſen und des Rieſen Schweſter, genieſt aber ſeiner Elſe nicht lange, weil ſie bald darauf ſtirbt. Kayſer Ottnit ſelbſt Bl. 82 war als Pilgrim mit ihm gegangen, die Elſe zu ſuchen. Der Rieſe, der ſie entführt hatte, hieſ Treſſan.

Wol zu denſelben zeiten Bl. 91.
Da im (Wolffdietrichen) ſein Fraw
war todt
Da hub ſich bey Ottniten
Groß jammer und groß not.

Die Würme, die Machabol ihm ins Land geſchickt hatte, richteten nemlich ſchreckliche Verwüſtung an.

Er nimmt ſich vor, ſie zu beſtreiten,

Lieber ich wer nie geborn
Daß ich in meinem Lande
Wolte den ſchaden han.

Seine Gemahlin verſucht alles, ihn davon abzuhalten,

Mit Armen und mit Hande
Sie in da umbeſchloß,

aber er bleibt feſt, und nimmt von ihr Abſchied.
Bl. [illegible] Wenn er ſterben ſollte, ſchlägt er ihr vor,
den Wolffdietrich, als den würdigſten, zu
heirathen.

Er trifft auf den Rieſen Welle, der die Wür-
Bl. [illegible] me ins Land gebracht hatte, und nach
ſchwerem Kampfe erlegt er ihn und ſein Weib
Ruß. Weil er indeſſen ſeinen Ring vergeſſen hat,
ſo kehrt er noch einmal zurück, und muß noch
Bl. [illegible] einmal die zärtliche Abſchiedsſcene von
ſeiner Gemahlin beſtehen.

Sie ſprach mit trawrigen Muhte
Ich muſt euch urlaub geben
Gott vom Himmel der gute
Behüt euch ewwer Leben.

Unterweges triſt er den kleinen Elbrich, der ihm ebenfalls dieſe Unternehmung widerräth; doch Ottnit bleibt entſchloſſen,

Bl. 95. Ich hab michs angenommen
Es geh mir wie Gott wölle
Zu ſchaden oder frommen.

Er reitet fort, und unter einer verzauberten Linde überfällt ihn der Schlaf. Ein Wurm kommt;

und da Ottnit, trotz dem Bellen ſeines Hundes, nicht erwacht, verſchlingt ihn der Wurm; denn ſein Maul

Das was in ſeiner weite Bl. 86.
Recht als ein groſſe Thür.

Zur rechten Zeit kommt die Zauberin, entreißt ihn dem Wurm, und nimmt ihn mit in ihre Wohnung in einen hohlen Berg,

Er ward gar ſchön empfangen
Das thet manch kleiner Zwerg.

Der Bracko kommt allein zurück, und es erhebt ſich alſo ein großes Wehklagen, weil man den Kayſer für todt hält. Die Kayſerin Bl. 96 b. wird von ihren Unterthanen gehaßt und verſtoßen, und muß ſich mit ihrer Hände Arbeit ernähren; nur der Burgherr nimmt ſich ihrer an.

Unterdeſſen befahl ein Engel von Bl. 97. Gott geſandt, der Zauberin, den Ottnit heim ziehen zu laſſen. Sie gehorchte, und Ottnit kam in Begleitung des Elbrich, den er unter der grünen Linde fand, fröhlich nach Lamparten. Hier iſt alles voll Freude, und die Kayſerin ſelbſt was ihr

Zu leyde ſe geſchach
Das hett ſie alls vergeſſen
Wie ſie den Herren ſach

Eligas und der kleine Elbrich ziehen in ihre Heimath. Bl. 99. b. b. Ruhig lebte Ottnit in Garten eilf Jahre und drey Monathe. Die Würme mehrten ſich und fingen von neuem an, zu morden. Da beſchloß Ottnit, gegen den Rath El brichs und ſeiner Gemahlin, abermals gegen ſie auszuziehen.

D Auf dem erſten Zuge findet er einen Elephanten mit einem Wurme in Streit, und befreyt jenen. Der Elephant geht mit ihm. Aber unglücklicher Weiſe ſchläft Ottnit abermals unter einer verzauberten Linde ſo feſt ein, daß weder der Elephant, noch das Roß und die Hunde ihn erwecken können, und der Wurm, Namens Schadeſan, verſchlingt ihn, und

Bl. 101. Legt ihn für die Jungen
Die ſugen ihn durch das Werk.

Neues Wehklagen der Kayſerin, als ſie ſeinen Tod erfährt; ſie will keinen Mann nehmen,

Er hab denn die Würm erſchlagen
Und das vor werd gerochen
Der liebe Herre mein.

Das geſchieht, wie das Heldenbuch voraus ſagt, und

Bl. 102. Nun hat Ottnitt ein ende
Und hebt Wolffdietrich an.

Zweytes Buch

Von Wolffdietrich.

Wolffdietrich ſchickt ſich an zu einer Reiſe
Bl. 104 nach dem heiligen Grabe; gleich Anfangs beſteht er ein Abentheuer mit zwölf Straßenräubern, die er alle niedermacht. Unterweges kehrt er in eine Burg ein, wo man ihn ſehr wohl auf-

nimmt; beſonders thut des Ritters ſchönes Töchterlein, die hieß Treutlein, ſehr ſchön mit ihm,

Sie hieß den Held ellende (fremden) Bl. 105.
Wol Gottwillkommen ſeyn
Mit ihr ſchnee weiſſen Hände
Führt in das Mägetlein
So recht und tugentliche
Auff ein Pallaſt hindann
Sie blickt in minnigliche
Mit hübſchen äuglin an.

Aber Wolffdietrich muß leider fort, und ritt Bl. 106.

Auff gegen Oſterreiche
Biß er gehn Bullen kam
Schwaben zu der rechten hände
Ließ ligen der kühn Wergandt
Da kehrte er behende
Hin in Lamparten Land.

Bey der Stadt Meſſrit fert er über die See. Es fehlt nicht an Abentheuern mit heydniſchen Schiffen, und nicht an Bekehrungen. Unter andern packt er einen Heyden liſtiglich, und ſtieß ihn

Bald in das Meer hindann Bl. 109. b
Da ward der Heyde wilde
Zuhand ein Chriſten Mann
Wernher ward er genennet
Im Tauffe ſicherlich.

Von hier kommt W. nach Ackes, und eilt zu dem Teutſchen Hauſe, deſſen Hauptherren ihn hoch aufnahmen.

Sie erzählen ihm, was ſie von den Saracenen leiden müſſen, und Wolffdietrich verſpricht ihnen, mit vierzig Brüdern die Herden zu ſchlagen. Am andern Tage macht er ſich mit dieſen vierzig Brüdern auf, und ſchlägt die Heyden,

Bl. 111. Daß man da in dem Blute
Biß über die Sporen ging.

— — — —

Da wurden von den Griechen (ſo heißen
Wolfdietrich und ſeine Leute)
Und von den Brüdern klar
Wol achzig tauſendt ſiechen
Welch da verdurben gar
Die andern wurden ertränket
Wol in dem wilden Meer
Alſo ward gar verſenket
Der Heyden wildes Heer.

Bl. 112. b Nach ſieben Tagen kommt Wolfdietrich von da bis gegen Jeruſalem; aber noch vorher beſteht er ein fürchterliches Abentheuer mit Saracenen. Der König Merzigan erfährt,

Wie daß ihm groſſe ſchwere
Ein Chriſte hett gethan,

Bl. 114. und läßt die Ritter, unter Anführung des Terſis, ausziehen, den Wolfdietrich zu ſchlagen. Die Heyden nehmen ihn, nach ſtarker Gegenwehr, gefangen, und führen ihn vor den König, der ihm den Strick zuerkennt, und ihn ins Gefängniß werfen läßt. Ein Herde hilft ihm aus demſelben, und Wolfdietrich wird von neuem mit andern Chriſten Sieger über die Heyden,

Wolfdieterich der freche
Der war der Heyden Hagel

— — —

Er fellt ſie auf der Heyde
Gleich als der Wind das Laub.

Er kehrt vom heiligen Grabe zurück, ſo Bl. 117. b. ſehr ihn auch die Brüder bitten, dort zu bleiben. Auf der Rückreiſe findet er eine Burg, auf deren Zinnen lauter Todtenköpfe ſteckten, lauter Köpfe von Chriſten, die der Heyde Belligan durch ſeine Tochter verlockt und dann getödtet hatte.

Wolfdietrich faßt Muth, und bittet Bl. 118 um Einlaß. Der Beſitzer nimmt ihn dem Scheine nach freundlich auf, macht ihm aber ſo bange, daß er wieder fort reiten will. Doch er muß umkehren, weil ein bezauberter See im Wege iſt. Belligan nimmt ihn wieder auf, und die Jungfrau wird beordert, ihn, wie gewöhnlich, zur Liebe zu verführen, damit ihn Belligan bey dieſer Gelegenheit tödten kann.

Es wird ein köſtlich Mahl gehalten, Bl. 120, (deſſen Beſchreibung ſehr poetiſch iſt) und Wolfdietrich mit der Jungfrau zu Bette geführt. Aber er weigert ſich, bey ihr zu liegen. Ich bin ein Chriſt, ſagt er, und ihr eine Heydin,

Beſchlaff ich euch zur Stunde
Jungfrawe hochgeboren
Mein Seel im Hellegrunde
Müßt ewig ſeyn verloren
Jr würdet denn ein Chriſte
Und wölten euch tauffen lahn.

Sie ſetzt ſeiner Einbildungskraft und Bl. 123. b. ſeiner Sinnlichkeit aufs heftigſte zu, zeigt ihm ih-

ren ſchönen nackten Leib, (den das Heldenbuch et-
was ſehr üppig beſchreibt), macht ſich über ihn her;
aber der Held betete und rührte ſie nicht an, ſo
ſehr ihm auch die Luſt ankam. Jezt kam Belligan
in das Schlafgemach, und forderte den Wolfdie-
Bl. 124. trich zum Kampfe. Statt deſſen muß er
zwey andre Proben mit dem Heyden beſtehen, über
einen breiten Graben ſpringen, und ſich mit ihm
mit ſcharfen Meſſern werfen. Mit der Hülfe Got-
tes und Sanct Jörgens Hemde bleibt Wolfdietrich
unverſehrt, und wirft den Heyden todt, ſchlägt ſich
mit fünfhundert Mann, und erſticht auch die Hey-
Bl. 129. din. — Zweyhundert Heyden ließen ſich
von ihm taufen, nachdem er aus einem harten
Steine, zum Zeichen, Waſſer hervorkommen ließ.
Die Todtenköpfe werden abgenommen. Wolfdie-
Bl. 130. trich nimmt die Jungfrau mit. Sie ver-
wandelt ſich in eine Krähe, und fliegt auf einen
hohen Baum.

Bl. 131. Jezt beſteht er ein Abentheuer mit ſie-
ben und zwanzig Höllenhunden (Teufeln) und
fünfhundert Heyden. Endlich ſpringt er vor Angſt
ins Meer, aber ein Zwerg rettet ihn.

Bl. 133. Von dieſem erfährt er, daß ſein Kö-
nigreich eingenommen iſt, und ſeine elf Dienſt-
mann in Feſſeln liegen. Er muß vor ſeinen Brü-
dern fliehen,

Er dorfft des tages ſchein
In Griechen nit erbeiten,

daher geht er über das Meer nach Sicilien. Hier
ſtößt er auf einen fürchterlichen Rieſen Baldemar,

und überwindet ihn. Dafür wird er von dem Könige Marſilan gütig aufgenommen und Bl. 135. von deſſen Gemahlin und ihren Frauen köſtlich ausgeputzt. Unter andern giebt man ihm ein Hemde von Seide, und

Ein Borte der war breit Bl. 138
— — —
Manch Berlin klein und groſſe

Waren geführt darein.
Saphir von Oriente
Und manch edel Geſtein
Von hoher Preſidente
Schön under einander ſchein
Viel Türkel und Jochande
Sach man erleſen gar
Wer Edelgeſtein erkannte
Und liechte Rubin klar.

So ſehr man ihn bittet da zu bleiben, ſo zieht er doch davon. In dem nächſten Walde erſcheint ihm Bl. 140.

Ein Weib von wilder arte
Ueber all Baum ſie gieng
— — —
Zwey wundergroße Brüſte
Sie an dem Leibe trug —
— — —
Ihr Naſe gehn dem Kinne
Gieng ihr da völliglich
Ihr Augen ſach man brinne
Des Strauſſen Augen gleich

Ihr Mundt die beyde Ohren
Mit weite gar beſchloß u. ſ. w.

Bl. 141. Dieſes Weib, Königin Runy, pflegt ſeiner vier Tage, und trägt ihn dann, als wäre er ein Eichhorn, 22 Meilen an einem Tage, bis nach Lamparten. Vor Terſis giebt es Turniere, worin ſich Wolfdietrich brav hält, und den Preis, die Tochter eines reichen Bürgers (Burgherrn) mit Land und Leuten, ausſchlägt. Hier erfährt er die Nachricht von Ottnits Tode, und beſchließt, gegen die Würme zu ziehen, um der Kayſerin Hand zu verdienen. Er reitet nach Ottnits Burg, und unterhält ſich mit der Kayſerin, die auf der Zinne ſteht, und ihm in den Graben einen Ring zum Un-
Bl. 150. terpfand ihrer Treue herabläßt. Er reitet fort.

Im Walde findet er einen von den Würmen erſchlagenen Ritter, und nicht weit von da eine kreißende Frau. Wolfdietrich will ihr bey der Geburt beyſtehn, aber, aus Delicateſſe, mit verbundenen Augen,

Zerzerret Fraw das Hembde
Verbindt mir die Augen mein
Und laſt mich eure Amme
Zu dieſen Zeiten weſen

Während er nach Waſſer läuft, hat ſie geboren, und er findet ſie und das Kind todt. Nachdem er den Ritter und dieſe beyden begraben hat, zieht er weiter, die Würme zu ſuchen. Ein Löwe findet ſich zu ihm, (wie zu Ottnit der Elephant). Das erſte Abentheuer mit einem Wurme läuft nicht zum beſten ab. Aber der Wurm war auch ſehr ſchrecklich,

Sein Haupt und ſein Genicke Bl. 152
Von Horne harte war
Da mitten ſpannen dicke
Und leuter als ein Gleß
Zwiſchen ſchuldern und üchſen
War er zwölff elen lang
Auf vier und zweintzig Füſſen
War gar freylich ſein Gang.

Wolfdietrichs Schwert ward von der Hitze weicher, denn Bley, und endlich zerbrach es ganz, und der Wurm trug den Löwen im Munde, und den Wolfdietrich mit dem Schwanze zu ſeinen Jungen: aber ſie können ihn nicht verzehren, weil Sanct Jörgens Hemde ihn beſchützt, Bl. 154 ſondern werfen ſich ihn, wie einen Ball, einander in den Rachen. Wolfdietrich findet unter den Leichnamen, die in der Höhle liegen, ein Schwert, und mit dieſem entflieht er, nachdem er den Wurm erlegt hat. Ein andrer Wurm verfolgt ihn; aber auch dieſen tödtet er Bl. 156. b. mit ſeinen zehn Jungen. Zum Beweiſe nimmt er ſich die Zungen mit. Ottnits Geiſt erſcheint, und ſchenkt ihm das Land und die Kayſerin.

Herzog Gerwart iſt unterdeſſen auch ausgezogen, die Würme zu erlegen. Er findet ſie todt, und will ſich den Ruhm dieſer That fälſchlich beylegen. Aber Wolfdietrich, den er unterweges antrifft, und mit dem er darüber ins Handgemenge kommt, ſchlägt ihn nieder. — Die Kayſerin welche nun erfährt, daß Wolfdietrich Sieger iſt, läßt ihn zu Hof einladen; aber er will nicht eher Bl. 162 kommen, als bis er die zwey noch übrigen Würme erlegt hat. Nach einigen Abentheuern kommt er ſiegreich zur Kayſerin, die ihn mit Freuden, aber zuerſt heimlich, empfängt.

Plötzlich rückt der Burggraf heran, um den Wolfdietrich zu tödten. Er verſteckt ſich Anfangs; Bl. 167. b. aber zuletzt muß er in einem Kampf mit drey hundert Mann entweichen. Die Kayſerin legt die Sache bey, indem ſie vorſchlägt, in Begleitung des Wolfdietrichs in den Wald zu ziehen, um die todten Würme mit Augen zu ſehn. Hier erſcheinen abermals Würme. Die andern Begleiter flüchten auf die Bäume; aber Wolfdietrich erlegt ſie tapfer, und empfängt die Hand der Kayſe- Bl. 170. rin. Beſchreibung des Hochzeitmahles.

Wolfdietrich kann ſeiner elf Dienſtmann nicht vergeſſen, und erregt den Unwillen der Kayſerin, ſeiner Gemahlin. Ich bin euch feind, ſagt ſie,

Bl. 171. b. Daß euch nur eylff Dienſtknechte
Sind lieber denn ein Keyſerin.

Sie klagt es ihren Vaſallen, und dieſe befragen Wolfdietrich um die Lage der Sachen. Dieſer legt ihnen die Frage vor:

Hetten ihr ſechszehn Sönhere
Und auch vier tauſent Mann
— — —
Würdet ihr denn beraubet
Mit Streit vier tauſent Mann
Wolten ihr denn nicht erlaubet
Die Kind führen von dann --

Sie antworten, ja. Nun fährt W. fort:

Mir was ein Fürſte reyne
Mit Dienſte underthan
Der verlor durch mich alleyne
Vier tauſent kühner Mann
Ich hieß ihn dannen rheiten
Er wolte nicht verzagen
Biß ihm mit härtem ſtreitten
Sechs Sön wurden erſchlagen.
Es was Bechtung der reiche
Geboren von Meran
Er zog mich tugentleiche —

Ich muß ihn befreyen, da er mir ſo werth iſt. Die Kayſerin erkennt jetzt Wolfdietrichs edlen Sinn, und bittet ihn fußfällig um Vergebung. Sie ſöhnen ſich aus.

Wolfdietrich zieht mit anſehnlicher Bl. 173. Macht nach Conſtantinopel, wo er binnen zwanzig Tagen anlangt. Mit zwölf Mann geht er in Wallers Weiſe (als Pilgrimm) vor das Schloß, worin ſeine Dienſtmann gefangen lagen, und giebt ſich ihnen zu erkennen. Aber er kam in Gefahr, und auf ein Zeichen erſchienen andre ſeiner Leute ihm zu Hülfe: nach einigen Treffen aber erobert er Conſtantinopel wieder, und läßt ſich huldigen. Seine Brüder, für welche die Kayſerin beym Abſchiede gebeten hatte, verſchont er; aber Bechtung war beym Kampfe gefallen.

Wolfdietrich kommt mit ſeinen Leuten und den gefangenen Brüdern zurück, und ent- Bl. 183.

läßt die letztern großmüthig in ihre Länder, nachdem ſie ihm Treue geſchworen haben.

Er wird in Rom gekrönt, und ſtellt nachher zu Garten Turniere und Stechen an. Hier erinnert er ſich der Jungfrau in Terſis, der er einen Mann verſprochen hatte; er läßt ſie nach Garten holen, und vermählt ſie mit Herebrandt. Dieſer erzeugt mit ihr drey Söhne, Hiltebrandt, Nergar, und den nachherigen Münch Ilſan. Wolfdietrich vertheilt unter Bl. 185. ſeine Dienſtmann Land und Leute, eben ſo, wie unter die Herren von Lamparten. Graf Hartmann und Hermann bekommen Weſterreiche, die Burg zu Garten Herebrandt, Hach empfängt Briſach, ein Bechtung wird mit Meran, ein andrer mit Kernterlandt beſchenkt. Sachſen und Brabant bekommen die Helden Bechter und Allibrant; vier ſendet er nach Griechenlandt. So entläßt er ſie.

Wolfdietrich ſelbſt erzeugt mit der Kayſerin Bl. 186. b. eine Tochter, Namens Sidrate, und einen Sohn Hugdietrich, den er bey Herebrandt erziehen läßt. Als Hugdietrich zwölf Jahr alt war, ſtarb die Kayſerin, ſeine Mutter. Wolfdietrich ging vor Gram in das Kloſter Tuſtkal in den Sanct Jörgen Orden; das Reich übergab er ſeinem Sohne Hugdietrich.

Bl. 180. b. Im Kloſter ſah er bald, daß die Mönche ſehr ungerecht handelten, und, eingedenk ſeiner alten Sitten, band er ſie einſt alle zuſammen mit den Bärten, und hängte ſie ſo lange auf, bis ſie Beſſerung gelobten. — Nach einiger Zeit ließ der heydniſche König Tharigas dem Kloſter Fehde ankündigen. Wolfdietrich übernimmt die Vertheidigung des Ordens, und ſchickt zu ſeinem Sohne Hugdietrich um Hülfe. Dieſer kommt ſelbſt mit einem Heere, in Bl. 191. b. Begleitung des jungen Hiltebrandt, und hilft die Serabenen ſchlagen. Tharigas wird gefangen, und läßt ſich taufen.

Der fromme Wolfdietrich empfindet Gewiſſensbiſſe über ſeine Thaten, und läßt ſich Bl. 196. eine Buße auflegen. Man befiehlt ihm, eine Nacht auf der Baare zuzubringen. Hier erſcheinen ihm alle die Geiſter derer, die er erſchlagen hat, und er kämpft mit ihnen. Dadurch wird er aller Sünden frey, und lebt noch ſechzehn Jahre in der Brüderſchaft.

Die Engel an ſein Ende Bl. 195. b.
Führten ſein Seel hindan
Für Gott ohn miſſewende
Alſo ſoll es uns auch gahn
Sprechet Amen geleiche
Solchs werd uns allen war
Daß uns Gott von Himmelreiche
Helff an der Engelſchar.

Auszug
des zweyten Gedichts im dritten Buche.

Abentheuer Dietrichs von Bern, im Roſengarten zu Worms, der König Gibich und deſſen Tochter Crimhilde gehörte

In Worms am Rhein lebte ein König Gi-
Bl. 197. bich, der hatte drey Söhne und eine Tochter Crimhilde, die Braut des ſtarken Ritters Seyfried aus Niederland. Dieſe hörte von dem von Bern und ſeinen Thaten, daß ſie begierig ward, ihn mit dieſem Seifried ſich meſſen zu ſehn. Sie hatte einen Anger voll Roſen, anderthalb Meilen breit,

Darumb ſo ging ein maure
Ein ſeÿdin faden ſein
Da gedorfft den Fürſten ſaure
Keiner kommen darein.

Dieſen bewachte ſie ſelbſt mit zwölf kühnen Helden. Wer da hinein wollte, den würde man
mit Streit beſtahn.

Bl. 198. Crimhilde verſpricht einem Herzog von Brabant die ſchöne Saba zur Gemahlin, wenn er den von Bern zu einem ritterlichen Spiel einladen
Bl. 199. will. Er übernimmt die Botſchaft, und reiſt ab mit 500 Rittern.

Die erſte Nacht geſchwinde
Mußt er zu Heydelberg ſein.
An dem andern Morgen
Die Recken hoch genannt
Kamen all on ſorgen
Gen Hall in Schwaben landt
An deß dritten Tags ſcheine
Spat kamen ſie geritten
Dahin gen Nörling eine
Nach ritterlichen ſitten.
Wol an dem vierdten morgen
Kamen ſie zu abendt do
Gen Augſpurg one ſorgen,

und ſo weiter nach Bern. Der Berner erfährt ihre Ankunft, und beſchließt, ſich mit zehen hundert Rittern zu waffnen. Aber die Herzogin von Bern,

Die was zu Giſſel geſeſſen
Wol in Lampartin Land,

erkennt die Fremden aus dem Fenſter, und erzählt dem Sabin, Herzog von Brabant, die Abſicht des Berner. Sie verſpricht, ihn dem Berner vorzuſtellen. Es geſchieht, und Sabin über- Bl. 201.
reicht das Aufforderungsſchreiben der Crimhilde, welches der Capellan ablieſt. Dieterich von Bern iſt Anfangs unentſchloſſen; aber die tapfre Aeußerung des alten Hiltebrandts von Garten muntert ihn auf, die Aufforderung anzunehmen. Indeſſen da der Capellan aus dem Briefe noch ſehr trotzige Drohungen vorlieſt,

Der Brief war grob und feſte,

ſo will der Berner die Boten niederhauen. Doch
Bl 204. auf Bitte der Herzogin, nimmt ſich
Wolffhart ihrer an, und Berner bewirthet ſie
freundlich, und entläßt ſie mit Geleit, und mit
der Zuſage, daß er an den Rhein kommen werde.
Bl. 206. Nun hebt der Berner diejenigen Helden aus, mit welchen er ziehen will, und zwar
Wolffhart, Sigeſtab, Heyme, Wittich,
Ortwein, Eckardt, Helmſchrot, Amelolt, den Münch Ilſan, Eyſenburg,
Dietlieb von Steyr und Hiltebrandt.
Siegeſtab wird abgeſandt, den Dietlieb von
Steyr einzuladen, und bringt ihn mit. Der
Bl. 209. Münch Ilſan waffnet ſich gegen die Ritter, die ihn einladen wollen; aber Hiltebrandt belehrt ihn eines Beſſern. Er will mitziehn, wenn
man vom Abte Erlaubniß auswirkte. Aber

Bl. 210. Da ſprach der Abt vermeſſen
Es iſt nicht unſer recht
Mit Beten und mit Meſſen
So ſind wir Gottesknecht
Wir ſollen tag und nachte
Zu dienen ſeyn bereyt
Gott der uns hat gemacht
Der Bruder ſey euch verſeyt.

Aber der von Bern droht dem Kloſter, und der Abt läßt ihn ziehen, und bittet ſich auch einen Kranz aus dem Roſengarten aus.

Sie ziehen nun, 60000 Mann ſtark, gen
Bl. 210, Worms. — Am Rhein haben ſie noch

ein luſtiges Abentheuer mit dem Fährmann Ruprecht, der ſie Anfangs nicht überſetzen will.

Bl. 211. b. König Gibich empfänget die Fremden höflich; eben das thut Crimhilde. Doch kommen ſie bald zu Zank, und der Wettſtreit beginnt.

Bl. 213. b. Des Berners Ritter beſiegen die Ritter der Crimhilde, und bekommen jeder von ihr

Ein Roſenkränzelein
Ein helſſen und ein küſſen;

der alte Hiltebrandt aber verbittet ſich die Küſſe. Bl. 228. Dietrich von Bern überwindet den König Seifried.

Bl. 229. Der Münch Ilſan erlegt 52 Helden und bekommt 52 Kränzlein und ſo viel Helſſen und Küſſen.

König Gibich ſchwört dem Dietrich von Bern Lehnsunterthänigkeit, und dieſer reitet mit ſeinen Leuten nach Hauſe. Münch Ilſan bringt den München die Kränze mit, und drückt ſie ihnen auf die Platten,

Daß ihn das rote blute Bl. 230.
Hin über die Oren rann,

wobey er ſie ein wenig auslacht. Einige hängt er an den Bärten auf, bis ſie zahm werden.

Sie halſſen im ſein Sünd tragen
Mit ſingen und mit leſen.

Und dieſer Geſang ſchließt ſich:

Alſo nam das ſtreitten ein ende Bl. 231.
Das von der Frawen kam
Gott unſern kummer wende
Und Maria lobeſan.

Auszug
des dritten Gedichts im vierten Buche.

Abentheuer Dietliebs von Steyermark und Dietrichs von Bern mit dem Zwergen-Könige Laurin.

Dietlieb von Steyermark hatte eine
Bl. 232. schöne Schwester Similt, die auf
einem Spaziergange in seiner Gesellschaft auf einmahl unter einer grünen Linde verschwand, entführt von dem Zwergen-Könige Laurin. In der Verlegenheit reitet er nach Garten zu Hiltebrandt, um sich Raths zu erholen. Dieser entschließt sich sogleich, mit ihm auszuziehen, um die Schwester aufzusuchen.

Auf dem Wege treffen sie einen wilden Mann, den Laurin verzaubert hat, und der ihnen von diesem Zwerge Nachricht giebt. Auch Laurin hat, wie dieser erzählt,

Bl. 234. — ein köstlichen Anger
Darbey ein schönes Gärtelein
Darumb geht ein seydin Fadem
Das bringt gar manchen Mann in noht
Der da vergeust sein Blut so roth.
Vier Porten an dem Garten sind
Und wenn man sie beschlossen sind

So ſahe ich nie ſo kühnen Mann
Er muſt die Roſen laſſen ſtahn.

Dieſer mächtige König, erzählt der Waldmann,

— Tyrolt heiſt der Than
Da wohnet er auch mit Hauſe.

Jetzt reiſt Dietlieb mit ſeinem Gefolge nach Bern und verweilt dort ein halbes Jahr. Hier lebte der berühmte Dietrich, und da einmahl von dem Laurin die Rede iſt, beſchließt Dietrich, gegen ihn auszuziehn. Ihn begleitet der kühne Wittich.

Beyde kommen an Laurins Garten, Bl. 235. b zerſchlagen die Pforten, und zerſtören alle Roſen. Auf einmahl erſchien König Laurin, in prächtiger Rüſtung, ſo daß ihn Wittich Anfangs für den Engel Michael hält. Aber der kleine Mann fängt an zu ſchelten,

Ihr Holzböck und ir wilden Affen
Was habt ir in dem mein zu ſchaffen
— — —
Ihr müßt geben ſchwere pfandt
Den linken Fuß die rechte handt;

und Dietrichen wird ſo bange, daß er jämmerlich ausruft:

Ich wolt daß ich zu Beren wär.

Aber Wittich beſteht mit ihm ein Gefecht, Bl. 238. worin er den Kürzern zieht. Zu rechter Zeit rücken Hiltebrandt, Wolffhart und Dietlieb heran, und Dietrich wagt einen Strauß mit dem Kleinen, worin dieſer viel leidet, und zuletzt, um den Schlägen zu entgehn, verſchwindet. Un-

ſichtbar prügelt er nun auf die Helden los, bis
Dietrich ihn zum Ringen auffordert, wobey der
Zwerg ſo ſehr mitgenommen wird, daß er um ſein
Leben bittet. Aber Dietrich iſt hart, und Dietlieb,
der um ſeiner Schweſter willen, ſich für den
Bl. 240. Zwerg verwendet, entreißt dieſen, muß
aber dafür mit dem Berner und Hiltebrandt ſich
herumſchlagen. Zuletzt machen ſie Frieden, und
Laurin verſpricht, die Helden in ſeinen wundervollen
Berg zu führen.

Die fünf Ritter gehen mit ihm, und nachdem
Bl. 243. ſie unterweges bey einem andern
Zwerge eingekehrt ſind, kommen ſie endlich in den
hohlen Berg, der der Tugendtberg heißt.
Auf einmal macht er ſie, einen dem andern unſichtbar.
Aber Geſang, Muſik und Ritterſpiel
Bl. 245. machten ſie froh. Endlich erſcheint die
Königin ſelbſt, und empfängt die Gäſte. Ihrem
Bruder erzählt ſie von ihrem guten Leben; aber
ſie ſehnt ſich dennoch weg: denn, ſagt ſie,

Dieß iſt ein ungetauftes gebiet
Sie glauben an Chriſt von Himmel nit
Ihr glaub der iſt mir gar unwert
Mein Gemüt heim zu landt begert.

Saus und Schmaus beginnt; aber ſo wie dies
vorbey iſt, werden ſie einander wieder unſichtbar.
Laurin klagt der Königin ſeinen erlittenen Schaden;
doch ſie beruhigt ihn, und nöthigt ihm das
Verſprechen ab, die Ritter unbeſchädigt heim zu
bringen. Aber Laurin hält ſein Wort nicht; er
Bl. 247. läßt ihnen einen Schlaf machenden Trank

geben, und als ſie feſt ſchliefen, wurden ſie gebunden in einen Kerker geworfen. Dietlieb war in einer beſondern Kammer eingeſperrt, aus der ihn ſeine Schweſter befreyt. Sie zeigt ihm Bl. 248 den Kerker der Ritter, und verhilft ihm zu den Waffen. Dietlieb wirft die Waffen in den Kerker. Die Ritter rüſten ſich, und fangen Streit mit Laurin und ſeinen Zwergen an. Dietrich nahm dem Zwerge ſeinen magiſchen Ring, und Laurin kommt ſo ſehr ins Gedränge, daß er in ein Horn ſtoßen läßt, auf welches Signal fünf ſtarke Rieſen zu Hülfe kommen. Aber auch dieſe Bl. 251. werden erſchlagen; und die Ritter ziehen mit Dietliebs Schweſter und reicher Beute nach Hauſe. Den König Laurin nahmen ſie als Gefangnen mit,

Der mußt zu Bern ein gauckler ſein.

Und hiermit iſt dieſe Geſchichte aus.

Heinrich von Oſterdingen Bl. 273. b.
Dieſe Abentheuwr geſungen hat
Deß waren im die Fürſten holdt
Sie gaben im Silber und Golt
Darzu auch Pfenning und reiche wath
Hiemit das Buch ein ende hat
Wol von den außerwölten Degen
Gott geb uns allen ſeinen Segen.
A M E N.

II.

Zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Literatur,

von den Minneſängern bis auf Luthern.

Gröſstentheils aus Handſchriften
der Herzoglichen Bibliothek.

Angefangen den 1ſten Auguſt 1777.

> „Von den Minneſängern bis zu Luthern iſt ein weiter Weg. Ich hatte nie der Muße genug, um zu ſehen, ob dort auch Roſen an den Dornen wären. Du mußt ihn auf deiner Wanderſchaft gehen."
>
> Klopſtock an den, welcher
> die Geſchichte unſrer Sprache ſchreiben wird.
> Gelehrtenrep. S. 170.

Ich fange mit dem vierzehnten Jahrhunderte an, als der Stamm der ſogenannten Minneſänger bereits geraume Zeit abgeſtorben war.

Wann hörten die Minneſinger eigentlich auf?

Und was war die Urſache ihres Aufhörens?

1. Die Frage iſt von den Minneſingern, und nicht von den Dichtern überhaupt. Daß die Dichter überhaupt von der Epoche der Minneſinger an bis auf Luthern nie aufgehört haben, iſt eben zu erweiſen; aber wohl jene erotiſche.

2. Sie hörten nicht nach und nach auf, wie alle Dinge in der Welt, ſondern gleichſam durch eine plötzliche Unterbrechung.

3. Welche die Aufnahme der Dichtkunſt nur in der Ermunterung und dem Beyſpiele der Großen ſuchen, und daher die Regierung der Schwäbiſchen Kayſer auch hier zur Triebfeder machen, werden ſagen, daß der Untergang eben dieſes Hauſes mit dem Tode Conradins 1268 auch den Untergang der Deutſchen Poeſie veranlaßt habe. Aber es iſt noch gar nicht erwieſen, daß ein Schwäbiſcher Kayſer irgend etwas für Deutſche Dichter und Dichtkunſt gethan habe *),

---

*) Denſelben Zweifel hegt Leſſing im Fünften Beytr. zur Geſch. und Lit. S. 31. A. d. H.

oder gar ſo viel gethan habe, daß der aufhörende Einfluß deſſelben in Deutſchland ſo allgemeine Folgen hätte haben können.

4. Es muß alſo ein andrer Umſtand dazu gekommen ſeyn, der die erotiſche Muſe in Deutſchland ſchweigen machte; unter mehreren z. B. das Interregnum, welches auf die Schwäbiſchen Kayſer folgte, und ganz Deutſchland in die äußerſte Zerrüttung ſetzte.

5. Es iſt zu vermuthen, daß vielleicht auch die erſte Erſcheinung der Geißelbrüder um 1260, die ſich ſehr bald aus Italien nach Deutſchland verbreiteten, eine von den mitwirkenden Urſachen geweſen ſey. Wenigſtens hatte dieſe abergläubiſche Sekte in Italien ſelbſt dieſe Wirkung. Denn der Monachus Paduanus (beym Urſtiſio T. I.) ſagt ausdrücklich: Siluerunt tunc temporis omnia muſicae inſtrumenta et amatoriae cantilenae. Sola cantio poenitentiae lugubris audiebatur ubique tam in civitatibus quam in villis. Es käme darauf an, auch bey Deutſchen Geſchichtſchreibern eine ähnliche Stelle aufzufinden.

1300.

Und hier ſtößt mir ſogleich **Trimberg** auf, der ſeinen **Renner** um 1300 oder 1303 ſchrieb. — Aus ihm voraus die Stelle, wo die guten Dichter des vergangenen Jahrhunderts genannt werden, die damals ſchon anfingen, vergeſſen zu werden; berichtiget aus unſern Handſchriften des Renners.

1175. Geilikeit luber und unkeuſch
Mutwill und unzimlich teuſch
Haben mangen herren alſo beſeſſen
Das ſi der weis gar haben vergeſſen
In der hievor edel herren ſungen
1180. Von **Botenlaub** und von **Morungen**
Von **Limpurk** und von **Windeſpek**
Von **Reiff** **Wildome** und von **Braunek**

1180. **Botenlaub**, Graf Otto von Botenlaube, von dem einige Strophen in den Maneſſ. Minneſingern T. I. 15. 16. **Heinrich von Morungen**, deſſen Fragmente ebend. I. 49—57.

1181. **Von Limpurk**, der Schenke von Limburg. Ebend. 57—59 Windeſpek oder **Winsbeck** iſt bekannt. (S. **Bragur** Th 2. S. 215 f.)

1182. **Reiff** iſt ohne Zweifel **Gottfried von Niffen**, deſſen Fragmente ebend. S. 22. 23.

Wildome iſt ſicherlich **der von Wildonie**, (ein undeutſcher Name) deſſen Fragmente ebend. S. 193. Im Frankfurter Druck ſteht ſtatt Reiff Wildome, **Nieſerrauwe**. Von dem von **Braunek** konnte Leſſing nichts finden. (Iſt es vielleicht der Brunek, auf welchen ein Gedicht vorhanden war, deſſen im Renner gedacht wird?)

Her Walter von der Vogelweid
Wer des vergeß des wer mir leid
1185. Allein er war nit reich des gutes
Doch was er ſinniges Mutes
Her Reimar und Her Peterlein
Müzen diß Genoß an ſinn wol ſein
Deſſelben wil ich dem Marner jehen
(ſagen)
1190. Wer maiſter Cunraden hat geſehen
Von Wirzburg oder ſein gedicht
Der ſetz in wol zu der pflicht
Wan er volgt ir aller ſpor
Doch rennet in allen der Marner vor
1195. Der luſtig teutſch und ſchön latein
Als friſchen brunnen und ſtarken wein

1183. Her Walter von der Vogelweid. S. Minneſ. I. S. 101—142.

1187. Her Reimar. In den Minneſ. kommen zwey Reinmar vor. Einer iſt Reinmar der Vidiller, deſſen Fragmente Th. 2. S. 110 ſtehen; und der andre Reinmar von Zweter, Th. 2. S. 122—155, (eben der, deſſen der Marner 2. 169 nicht zum Beſten gedenkt.) „Her Peterlein kenne ich noch nicht.“ L. — Unter den zwölf alten Meiſtern wird ein Peterlein Sachs genannt. S. Tenzels Monatl. Unt. 1691. S. 911. Anm. d. H.

1189. Marner. Minneſ. Th. 2. S. 166—177. ein Schüler Walters von der Vogelweide, S. 178.

1190. Conrad von Würzburg. Minneſ. Th. 2. S. 199—207.

1195. Iſt noch ein Lob des Marners, aus welchem man ſchließen ſollte, daß er Deutſch und Latein unter einander gemengt habe. Gleichwohl iſt dieſes

Gemiſchet hatt in ſüß gedön.
Meiſter Conrad iſt worten ſchön
Die er gar verr hat gewechſelt
1200. Und von latein alſo gedrechſelt
Das lützel (wenig) layen ſie vernemen
An teutſchen puchen die nit zemen
Wer dichten wil der dicht alſo
Das weder zu niedrig noch zu hoh
1205. Seines ſinnes flieg, das mittel halte
So wirt er wert bey jungen und alten.
Was der menſch nich verſtet
Treg es im in die oren get.
Des hör ich mangen toren vernichten
1210. Meiſter Conrads meiſterliches dichten,
Ich hör aber ſein gedicht ſelten
Wol gelert pfaffen ſchelten.
Wer gar ſich fleiſt an ſelzam reim
Der wil auch, das ſeines ſinnes leim
1215. Auſſen an ſchönen worten kleb
Und lützel nuz darinne ſweb.

Von Trimbergs Perſon.

Außer einer Anmerkung über einen Hugo Poëta Bamberg., deſſen Engelhuſen in ſeinem Chronicon gedenkt, unter dem Papſte Nicolaus III, (vergl. Leibnit. Scrippt. Brunsvic. To. II. p. 1121.) hat L. nichts beygebracht.

Flögel hat Folgendes: Hugo blühte um das Ende des 13ten und den Anfang des 14ten Jahrhunderts. Er hat ſeinen Zunamen von ſeinem

---

ein Fehler, den er gleich darauf an Conrad von Würzburg (zum Theil) tadelt.

Geburtsort Trimberg, welches ein Dorf an der Saale im Hochſtift Würzburg, im Fränkiſchen Kreiſe gelegen, iſt. — Ob Hugo, der von ſich ſagt, daß er 40 Jahr zu Turſtadt (einer Vorſtadt zu Bamberg) Schulmeiſter geweſen, ein wirklicher Schulmeiſter oder ein Vorſteher der Meiſterſänger geweſen, kann wegen Entfernung der Zeit nicht wohl ausgemacht werden. S. Geſch. der kom. Lit. 3. B. S. 17.

Von deſſen früheren Gedichten, welche verloren gegangen.

Anm. des Herausg.

I. Die Einleitung zum Renner ſagt:

Dichtens het ich mich verlaubt *)
Von der zeit her, ſeit mein haupt
Mangerley Dône gewann.
Sieden, dieſſen, ſeuſen, ſingen,
5. Zwitzern, grellen, ſnurren, klingen,
Die dôn ich gelernet han
Seit ich werd ein alter man **).
Sie mir vor gar unkunt waren
Bis ich kam gen ſunſzig iaren,
10. Do hub ſich ihr ampte an.

---

*) Das gedruckte Exemplar läßt den Dichter eine ziemliche Albernheit ſagen. Dichtens hat ich mir erleubet, von der Zeit her, ſint u. ſ. w. Das hieße: Ich habe nicht eher zu dichten angefangen, als ſeitdem ich verdrüßliche Zufälle habe. Und der gute Mann ſagt doch eigentlich: Seit dem 50ſten Jahre hatte ich aufgehört zu dichten, ich hatte Urlaub, Abſchied, vom Dichten genommen.

**) V. 7. fehlt im Drucke.

Anmerkungen d. H.

Und weiter hin:

25. Vor het ich ſiben püchelein
Jn teutſch gemacht, und in latein
Fünfthalbes, das halben wil ich laſſen bleiben
Und wil das zu erſte ſchreiben.

Eins dieſer Bücher erwähnt Hugo im Renner, (S. Flögel S. 16.) genannt der Sammler.

Jch hatte vor vier und dreiſſig jaren
Meinen Geſellen *), die da bei mir waren,
Gemacht ein kleines büchelein —
Das war der Sameler genannt,
Ehe das kam von meiner hand,
Da ward ſein ein Quintern verloren.

II. Um die Stellen, welche Leſſing aus Engelhuſen angemerkt hat, nicht ganz unbenutzt zu laſſen, wage ich hier eine Vermuthung: ob nicht vielleicht der Hugo Bambergenſis, von welchem Engelhuſen ſpricht, unſer Trimberg, und das von jenem genannte Buch eins von Trimbergs Büchlein in Latein ſeyn kann? Die Stelle bey Engelhuſen lautet ſo:

Hoc tempore floret Bambergae Poëta, dictus Hugo, qui omnes Poëtas in unum redegit, ſub pulchra proſa tempus et materiam ipſorum pertractans, cujus hoc eſt epitaphium (Schluß):

Mille ſimul cum ducentis annis copulatis
Octoginta ſimul, praeſens ſit arte Regiſtrum.

---

*) Schulcollegen? Anm. d. H.

Ein Manuſcript des Engelhuſen, welches Leibnitz verglichen hat, ſagt:

> in unum collegit, tempus et materiam eorum pertractans breviter, quaſi duobus verſibus comprehendens.

Könnte nicht dieſes Regiſtrum, welches 1280 geſchrieben war, unſerm Hugo, Schulmeiſter zu Turſtadt vor Bamberg, zugehören?

III. Flögel führt noch eine Nachricht über ein andres Werk unſers Trimberg, genannt Ren ins Land, an. S. 15. Aber das ſcheint mir kein beſondres Werk zu ſeyn. Denn abgerechnet, daß der von Flögels Währsmann angegebne Inhalt dieſes Buchs vollkommen derſelbe iſt, den unſer Renner hat; ſo veranlaßte mich auch eine Stelle in dem letztern, zu muthmaßen, daß man ſtatt Ren ins Land, richtiger leſen würde: Ren ins Land. Im Renner heißt es nehmlich:

Renner iſt diß buch genannt
Wanne es ſoll rennen durch die land.

Flögels Währsmann will dieſes Gedicht bloß im erſten Manuſcript, und zwar nur ſtückweiſe, geſehen haben: vielleicht hatte Trimberg damals den Titel ſo gefaßt, oder der gedachte Währsmann ihn nicht recht behalten.

Vom Renner insbeſondre.

Leſſing hat hier nicht ein Wort angemerkt. Anſtatt nun Flögeln oder einen andern Literator abzuſchreiben, will ich hier, als am ſchicklichſten Orte, etwas über die Abſchrift einſchalten, welche Leſſing vom Renner gemacht und hinterlaſſen hat.

Er hat ſie betitelt:

Der Renner
Hangs- von Trimberg.
Aus drey Handſchriften
der Herzoglichen Bibliothek zu Wolffenbüttel wieder hergeſtellt.

I.

V. 1—4366.

Sie iſt rein und ſauber geſchrieben, enthält aber, wie man ſieht, nicht den ganzen Renner.

Von der Idee, wornach er ſie angefertigt, hat er ſelbſt im fünften Beytrage zur Geſchichte und Literatur S. 19 einiges beygebracht. Vergl. ebend. Eſchenburg S. 252.

Die eine Handſchrift iſt, wie er unten beym Jahre 1472 gelegentlich anmerkt, vom Jahre 1388, und wie ich auf einem andern Blättchen beyläufig gefunden habe, von einem Michel von Wirtzpurk gecorrigirt, rechtfertigt und capitelirt und geregiſtrirt. Von den andern beyden hat er nirgends etwas angemerkt.

In einem Briefe an Herder (S. Leſſings ſämmtliche Schriften. 29. Th. S. 493.) ſagt er, unter dem 10. Jan. 1779:

> „Mit dem Renner iſt mir nur kürzlich ein beſondres glückliches Unglück begegnet. Ich

„hatte aus drey Manuſcripten, welche unſre Bibliothek beſitzt, (die Ihnen bekannte Gudenſche Abſchrift iſt nicht darunter; dieſe war ſchon vorher veräußert worden, ehe Leibnitz die übrigen Gudenſchen Handſchriften kaufen ließ) einen Renner zuſammengeſchrieben, wie ich glaubte, daß er wohl könne geweſen ſeyn; und wollte ihn eben bey Weygand drucken laſſen, als mir unvermuthet ein viertes Manuſcript in Hamburg zu Händen kommt, welches ſo gut und ſo alt iſt, daß ich alles aufs neue durchgehen muß. Wenn ich aber Zeit dazu finden werde u. ſ. w."

Ich weiß nicht, was das für ein Hamburgiſches Manuſcript iſt: wenn es das Ebelingſche ſeyn ſollte, wovon unter dem Jahre 1309 Erwähnung geſchicht, ſo hat er es auf einem andern Blatte gelegentlich für ſchlechter, als das Wolffenbüttelſche auf Pergament, erklärt. Oder vielleicht gehört hieher eine Anmerkung, die ich unter Leſſings Collectaneen-Blättern fand:

„Ein ſchönes Manuſcript vom Renner hatte auch Anderſon, welches er Diet. von Reden communicirt hatte."

Da wir ein ſo elendes gedrucktes Exemplar vom Renner haben, und dieſes noch obendrein äußerſt ſelten iſt; ſo wäre es ſehr verdienſtlich, wenn ein Gelehrter, der die Wolffenbüttelſche Bibliothek benutzen kann, die von Leſſing angefangne Arbeit vollendete.

Proben aus dieſem Gedichte.

1) Die Stelle, wo die alten Deutſchen Romane genennt werden, die damals allgemein geleſen wurden.

(Ich finde in Leſſings Abſchrift keine weiter, als folgende:)

1217. Alſo ſein bekannt durch teutſche lant
Erke, Iwan und Triſtrant
Künk Rucher und Her Parzifal
1220. Wygolais, der groſſen ſchal
Hat bejait' und hohen preis.

Ich habe keine gedruckte Ausgabe des Renner, und das Leſſingiſche Manuſcript iſt, wie erwähnt, nicht vollſtändig. Ich kann daher nicht wiſſen, ob nicht folgende Stelle, die ich auf einem beſondern Blättchen von Leſſing aufgezeichnet fand, eigentlich hierher gehört. Iſt ſie nicht aus dem Renner, wie ich jedoch vermuthe: ſo betrifft ſie wenigſtens denſelben Gegenſtand, die alten Romane. Das Bl. bezeichnet wahrſcheinlich die gedruckte Ausgabe.

Erke kenne ich nicht.
Iwan; iſt es vielleicht der Iwain des Hartmann von der Aue?
Triſtrant, von Eylhart von Hobbergen.
Künk (König) Rucher kenne ich nicht.
Parzifal und Titurell, von Wolfram von Eſchenbach. Gedruckt 1477. S. Koch Compend S. 66.
Wygolais, von Wirich von Grafenberg. S. Koch. S. 67. (Leſſing ſelbſt hat über dieſe Romane nirgends etwas angemerkt.)

Bl. 82.

So ſprichet eyner ich höre gern
Von Hern Diederich von Bern
Und auch von den alten Recken
Und ander wil von Hern Ecken
Der dritte wil die Reuſſen ſtürmen
Der vierdte wil ſich friedes wörmen
Der fünffte wil Hern Triſtrant
Dem ſechſten iſt Hern Eckes haß bekandt
Der ſiebente wil Hern Partzeval
Der acht die taſel ründe überal
Der neunte Kremelden mort
Der zehende der Nabelungen hort
Den eylften gehnt in meine wort
Als der mit bley Marmel bort
Der zwölffte wil Rücker beſunder
Der dreyzehende König Alexanders wunder
Dieſer wil den Ritter mit dem rathe
So wil eyner gehn zu dem bade
Dieſer wil ſummen yener geigen ꝛc.

Seite XCVI. b.
des Pergamentnen Codex.

So ſpricht einer ich horte gern
Von hern Dietrichen von beren
Und auch von den alten reken
Der ander wil von hern ecken
Der drut wil von hern rüzzen ſturm *)
Der vierd wil ſeifrieds wurm
Der fünfft wil hern triſterant
Dem ſechſten iſt **) ek baz bekant
Der ſibent wil hern parziſal
Der acht die ***) tafelraun überal
Der neunt wil kriemhilden mort
Der zehent der nyblung hort
Dem eylften gen ein meine wert
Als der mit pley marmel pert
Der zwölft wil rükern beſunder
Der dreyzehent künk alexanders wunder
Der wil den ritter mit dem rad
So wil yener gen zu bad
†) Der wil ſummen dirr wil geigen

2) Die Stelle von den verſchiednen Deutſchen Mundarten und ihrem Gebrauche.

In Leſſings Abſchrift habe ich eine ſolche Stelle nicht gefunden. Statt derſelben will

---

Lesarten des Codex auf Papier Bl. CIIII. b.
*) von der reuſſen ſturm.
**) iſt erck wol bekant.
***) die tafelrunde.
†) pauken jener wil geigen.

ich eine andre herſetzen, zur Probe von Hugos Art zu philoſophiren:

Wie könnt ein man getun allain,
Das aller werlt geviel gemain?
Das kont got ſelber nit getun.
Ein vater wil anders dann ſein ſun,
2245. Ein tochter wider ir muter ſtrebt,
Und das die werlt in werren lebt,
Davon iſt ſie werlt genannt.
Got in der werlt nimmer vand,
Dann acht menſchen, die er lies
2250. Uf erden leben, da er hies
Die archen beſlieſſen über all.
Da was der ſeinen zal vil ſchmal
Von der wir all ſein bekummen,
Reich und arm, bös mit den frummen.
2255. Zürnen wir arm immer und immer,
Herren und vögt zerrint uns nimmer.
Doch vellet ir manger in den dorn,
Von welchem geſchlecht er iſt geborn.

V. 2246—47. Etymologiſche Künſteleyen, wie wir ſie in den Dichtern jener Zeiten häufig antreffen. „Werolt, ſo heißt das alte Wort, iſt aus Wer, „vir, und old (quod in priſca Danorum lingua eſt „aetas) zuſammengeſetzt, und bedeutet eigentlich ein „Mannsalter. So wird der Hebräer Olam und der „Griechen αἰων für ganze Welt genommen. „Wachter merkt indeß an, daß Otfridus der einzige „ſey, der das Wort in der Bedeutung von Mundus „brauche." Eine Anmerkung von Leſſing, die ich auf einem beſondern Blättchen fand.

Anm. d. H.

3) Die eingeſtreuten Fabeln und Erzählungen.

In Gräters Bragur Th. 2. S. 189 hat Eſchenburg deren fünf aus der gedruckten Ausgabe mitgetheilt; wovon ich die erſtere, die beiden Hunde, hier zur Vergleichung einrücke, wie ſie in L. Abſchrift ſteht:

Ein veiſter Hund vom hofe lief
Ein mager hund do gen im rief:
715. Geſelle, wann kumſt du ſo ſatt.
Er ſprach, ich was an einer ſtat
Da as ich manik vaiſtes ſtük
Ein ſtek hat aber mir den rük
So gar zepert und auch zeplawen
720. Das die vart mich hat gerowen.
Wann ich über hoh mauer ſprank
Des mus mein leip ſein immer krank.
Zo hof möcht mangen wol gelingen
Müſt er nit tieff und verr ſpringen.
725. Süſer Slik hat ſauren ſlak
Wol im der ſich generen mak
On ſopten laben und ſopten traben
Do leibs und ſel man angſt mus haben
Wer ſo lang zu hof wart
730. Unz er gewinnet groen part

Gen, gegen, zu. Wann von wannen. Was, war. Manik, manch. Zepert, gebohrt. Zeplawen, zerklaut. Gerowen, gereut. Wann, ſeitdem. Verr, ſehr. Slik, Schluk. Sopten, ſolchen. Bey Eſchenburg: Ohne ſolches Umhertraben. Unz, bis. Groen part, grauen Bart.

Hat er allein ſein gut geſpart
Und nicht dabei ſein ſel bewart
So hat er ſorg und groſſ arbeit
Leider nicht wol angelait
735. Hoffart, geitikeit und unkeuſch
Lert hofleut vil manik geteuſch.

Eine andre:

Der Fuchs und der Rabe.

Einen fuchs hievor der hunger twank,
2410. Des nam er mangen krummen gank.
Je doch ze jüngſt ſah er, das
Ein rab uf einem baum ſas,
Der het einen kes in ſeinem mund.
Der fuchs ſprach zu derſelben ſtund:
2415. O rab ſchön und edelleich,
Den weiſſen ſwanen biſtu geleich:
Vor allen vogeln man dich ſol
Preiſen, ob du ſingeſt wol.
Mit lob er in betaubt,
2420. Der rab im des gelaubt
Und ſank, das es im wol gefiel,
Der Kes im aus dem mund da fiel,
Den zukt der fuchs und lief hindan,
Mit falſchem lob er in gewan.

Angelait, angelegt. Geitigkeit, Geiz. Getauſch, Täuſchung.

In der gedruckten Ausgabe fehlen alſo V. 721—724, und 732.

Anm. d. Herausg.

Nu wiſſet das wir noch der raben
Vil manger in der werelt haben
Die frumm ſich dünken und ſchön,
Solt man di nach ir tugend krön,
Man ſezt in auf einen eſels ſattel
Oder ein gehüren das ein batel
Weilent auf irem haupt trug —
Damit ſei der red genug.

Noch um 1300 ſetzt die Helvetiſche Bibliothek (2tes St.) den Richtebrief der Bürger von Zürich, oder das Municipialgeſetz dieſer Stadt, ehe Brun das Bürgermeiſterthum und die Zünfte eingeführt hat. Dieſes Geſetz iſt daſelbſt abgedruckt, mit Erläuterungen über die alte Sprache, in welchen viel Gutes iſt. Unter andern ſieht man daraus, daß die Schreibart, Swenne für wenn, ſwer für wer, welche man zum Theil auch in der Maneſſiſchen Sammlung findet, die damalige Schreibart und Ausſprache der Züricher geweſen iſt.

Anmerkung. Alle Gedichte und andre Werke, welche etwas für die unbefleckte Empfängniß der Maria ſagen, müſſen nach 1290 geſchrieben ſeyn. Denn primus pro illibata Conceptione privatim ſcripſit Pariſiis Raymundus Lullus, Beatus et Martyr dictus, videlicet Saec. II. Scholaſtico et Chriſti anno 1290, et ſecundus Richardus de Media Villa Minorita, qui eodem anno florebat, ſchreibt Gesner in ſeiner Theol. dogm. ſchol. T. I. p. 26. Unter dieſe Dichter gehört z. B. auch Heinrich Frauenlob, ſ. das Jahr 1317.

1307.

Markgraf Friedrichs von Meiſſen (Dietzmanns Bruder) Strophe in Spangenbergs Sächſiſcher Chronik S. 472.

1309.

Unter dieſes Jahr ziehe ich den Steyerſchen Ottokar von Hornek, weil deſſen gereimte Chronik, die vom Jahr 1250 anfängt, mit dieſem Jahre ſich endet. P. Hieron. Petz hat ſie zum erſtenmal im Jahr 1745 aus drey Manuſcripten des 15ten Jahrhunderts herausgegeben, und ſie macht bey ihm den dritten Theil der Scriptt. Rer. Auſtr. aus.

(S. von Khautz Verſuch einer Geſch. der Oeſter. Gelehrten S. 18—26. Vergl. Koch Comp. S. 34.)

Von eben dieſem Jahre iſt eine Abſchrift des Renners, von einem Johann Trinhart zu Bamberg, die Herr Ebeling in Hamburg beſitzt, und verglichen zu werden verdient, weil ſie vermuthlich noch bey Lebzeiten des Dichters, und vielleicht unter ſeinen Augen gemacht iſt. Das Gedicht ſelbſt heißt darin Centiloquium Magiſtri Hugonis de Trimberg. Sie iſt auf Papier.

Leſſing hat die Ebelingiſche Handſchrift des Renners bey ſich gehabt und gebraucht. Aber er muß ſie nicht ſo wichtig gefunden haben, weil er ihrer nicht mit beſonderm Ruhm gedenkt. S. oben Art. Renner. Anm. d. H.

1314.

Bis zum Antritt der Regierung Kayſer Ludwigs IV von Bayern.

Wenn es auch nicht wahr ſeyn ſollte, daß bereits 1235 Kayſer Friedrich II den zu Maynz damals errichteten Landfrieden in Deutſcher Sprache aufſetzen laſſen;

wenn es auch nicht wahr ſeyn ſollte, daß Kayſer Rudolph I 1279 verordnet, daß forthin alle Geſetze, Edicte und gerichtliche Acten in Deutſcher Sprache abgefaßt werden ſollten, wie Aventinus, Cruſius und Spangenberg behaupten: *)

---

*) Ich weiß nicht, warum L. ſo ungewiß darüber iſt. In Khautz Geſch. der Oeſter. Gel. S. 110 finde ich folgende Stelle:

„Man weiß, wie K. Maximilian I. auf dem Kölniſchen Reichstage d. Jahrs 1512 Friedrichs des „II. im J. 1236 und Rudolphs I im J. 1274 gemachte Verordnung erneuert und geboten, „daß alle Staatsſchriften, alle Reichsgeſetze, „Rathsbeſcheide, Verträge und Briefe inskünftig ſo iſt doch wenigſtens gewiß, daß Kayſer Ludwig von Bayern der erſte geweſen, der ſeine Geſetze, Privilegia und Belehnungen in Deutſcher Sprache gegeben.

Anm. Es gab auch ſchon vor Ludovico Bavaro Deutſche Inſtrumenta und Diplomata.

1315.

Der erſte ewige Bund der Eidgenoſſen. S. Waldkirch I. S. 152.

1317.

Starb Heinrich Frauenlob, von welchem das Chronicon Alberti Argentinenſis apud Urſtiſium T. II. p. 108. nachzuſehen iſt. Er heißt darin magnus dictator, und cantica canticorum dictavit Teutonice.

Dictare, ſagt Leibnitz Scr. Br. To. III. p. 677. Note, illis temporibus ſignificabat epiſtolam ſcribere. Vergl. Hahnii Collect. To. I. und die Vorrede, worin er über das Wort Dictamen handelt. Leibnitz hat wohl Unrecht. Kommt dictare von dichten, oder dichten von dictare *)?

Seine

„in deutſcher Sprache abgefaßt und geſchrieben „worden." Anm. d. H.

*) Adelungen ſcheinen die Wörter dictare, Dictator und dictamen aus dem Deutſchen gebildet zu ſeyn. Man

Seine Ueberſetzung des hohen Liedes habe ich vielleicht in dem geſchriebenen Auszuge der Geſchichten des A. T. entdeckt. 81. 32. fol. S. d. J. 1458.

(Fragmente von ihm in der Maneſſ. Sammlung.)

1323.

Ludwigs von Bayern Landfriede zu Nürnberg. S. Ohlenſchlagers Samml. der R. Abſch. Th. I. S. 43.

Um 1325.

Barthelom Regenbog, ſeines Handwerks ein Schneider (zu Ulm). Von einem ſeiner Lieder, worin er Frauenlob als todt gedenkt ſ. Spangenberg in Hanemanns Anmerk. über Opitz Dichtkunſt. S. 162.

Einige ſeiner Fragmente in der Maneſſ. Sammlung Th. II. S. 197.

1331.

Eine Reiſebeſchreibung nach dem gelobten Lande, in Niederſächſiſcher Sprache, von

---

Man weiß zwar oder nimmt mit vieler Wahrſcheinlichkeit an, daß dictare bey den Alten auch ſchon in der Bedeutung von dichten vorkommt, z. B. Horaz Sat. 1. 4. 10. und Briefe 1. 10. u. m.; aber den Subſtantivis ſieht man das Nachgebildete zu ſehr an. Am meiſten ſprechen für Adelungs Meynung die beygebrachten etymologiſchen Gründe. Es wäre ſonderbar, wenn die Deutſchen von der ſeltnen Bedeutung eines Lateiniſchen Wortes ein eignes Wort gebildet hätten. Anm. d. H.

einem gewiſſen Ludolphus. (41. Msc. Blankenb. fol.)

In ihr kommt eben die Aufſchrift auf den Pyramiden in Aegypten vor, die ich in einer Lateiniſchen Reiſebeſchreibung nach dem heiligen Grabe in den Weiſſenburgiſchen Mss. gefunden.

1333.

Kayſer Ludwigs Reichsabſchied zu Eſſlingen, wodurch die Pfahlbürger aufgehoben werden. S. Ohlenſchlager.

1336.

Fängt die Limpurgiſche Chronik an, welche Fauſt von Aſchaffenburg 1617 zuerſt herausgab.

Es iſt die älteſte Deutſche Chronik *), ſo viel ich weiß, äußerſt merkwürdig, weil

*) Lievers Chronik ausgenommen, welcher bereits im 9ten Jahrhunderte ſoll gelebt haben. Wenigſtens muß der, welcher ſie zuerſt Deutſch aufgeſetzt und abgeſchrieben, um 1133 gelebt haben, vermöge ſeiner eignen Erinnerung unter dieſem Jahre. A. von L.

Anm. Die Nachricht von dem Maler Wilhelm unter 1380 (Limp. Chr.) iſt, glaub' ich, einzig. Doch ich ſehe, daß ſie die Annales Francf. Domin. auch haben.

A. des Herausg.

ſie ſo viele beſondre Kleinigkeiten mitnimmt, daß ſie auch fleißig der Lieder gedenkt, die jedes Jahr am meiſten geſungen wurden, und ſie alſo noch oft von mir wird angeführt werden müſſen. Der Verfaſſer war Notarius oder Schreiber der Stadt Limpurg an der Lahn, und 1317 geboren. Sie geht bis 1398.

1337.

Conrad von Amenenhuſen hat das Lat. Buch Jacob de Caſallis vom Schachſpiel *) in Deutſche Reime gebracht. S. Schilter Catal. Auct. Germ. p. 36. Ein MS. hiervon von einem Ulricus Berner geſchrieben iſt in unſrer Bibl. No. 81. 25. fol.

In den Collectaneis der Gottſchedin ein Lied über die Ausſchaffung der Juden von Regenſpurg. Der Dichter nennt ſich Hieronym El, und war ein Nagler zu Regenſpurg.

1347.

Gerlach, edler Herr zu Limburg. Von ihm ſagt die vorbenannte Chronik S. 4.

„Auch was er der klugſte Dichter von „Teutſchen und Lateiniſchen, als einer „ſeyn mocht in allen teutſchen Landen.“

---

*) S. Leſſings Collectaneen. Art. Schach; und Clodius biblioth. lusoria ſ. v. Ceſollis.
Anm. d. H.

Reichard, Herr zu Weſterburg oder Weſſerburg, ein tapfrer Ritter. Die Limpurgiſche Chronik ſchreibt:

„Da wurden die von Coblenz jämmer„lich geſchlagen und niedergeworfen bey „Grenſauw, und verblieben ihrer todt „172 Mann, und wurden ihrer dazu „7 gefangen. Das thete Reinhard „Herr zu Weſterburgk. Derſelbe war „zwar ein edler Ritter von Sinn, Leib „und Geſtalt, und ritt dem vorgenann„ten Kayſer Ludewig nach, und machte „dieß Lied:

Ich dorfte den Hals zu brechen
Wer rechet mir den Schaden dann?
So hett ich niemand der Mich reche,
Ich bin ein ungefreundter Mann.
Uff Ihre Gnad acht ich kleine Sach,
Das laſe ich Sie verſtehn ꝛc.

„Da der vorgenannte Kayſer Ludwig „das Lied hörte, ſtrafte er den Herrn „von Weſterburg, und ſagte, er ſollte „es der Frauwen gebeſſert haben. Da „name der von Weſterburg ein kurze „Zeit, und ſagte, Er wolte es der Frau„wen beſſern, und ſang dieß Lied.

In Jammer nöten Ich gar verdirbe
Durch ein Weib ſo minniglich ꝛc.

„Da ſprach Kayſer Ludewig, Maßer„burg hat es nun wohl gebeſſert.“

Dieſe beyden, Gerlach und Reinhard, ſind alſo ein Beweis, daß, ſobald Deutſchland wieder ruhiger und glücklicher war, die Dichtkunſt unter den Großen wiederum mehr Freunde gewann.

Ich will alſo in dieſe erſte Hälfte des 14ten Jahrhunderts verſchiedene Dichter bringen, die wenigſtens nicht ſpäter können gelebt haben, und die ich für älter anzunehmen keinen Grund habe. Als:

1. Otto (Ulrich?) von Thürheim; deſſen zwey Heldengedichte, durch die er ein drittes von Wolfram von Eſchenbach von vorn und von hinten erweiterte und fortſetzte. S. 30 12. MS. fol.

S. Leſſings B. zur Geſch. und Lit. Band 5. S. 79. von Eſchenburg.

Andre kann man aus Kochs Comp. und a. W. leicht zuſetzen. Anm. d. H.

1349.

Wiedererſcheinung der Geißler. Von ihren Geſängen, welche in der Limp. Chronik Laiſen heißen, ſ. auch Cramers Pommerſche Kirchenhiſtorie S. 67. (240. 1. Hist. fol.)

Friſch leitet das Wort Laiſen von Eleiſon. Sollte es nicht vielmehr das alte Fran zöſiſche Lais ſeyn, welches auch im Italiäniſchen und Franzöſiſchen vorkommt, und von welchem der neueſte Engl. Herausgeber des Chaucer Vol. IV. S. 164. nachzuſehen iſt

1350.

„In derſelbigen Zeit ſung man ein neues
„Lied in Teutſchen Landen, das war gemein
„zu pfeiffen und zu trommeln und zu allen
„Freuden:

Wiſſet wer den ſeinen ie auserkieſet
Und ohn alle ſchuld ſeinen treuen Freund verlieſet
Der wird viel gerne ſiegelos
Getreuwen freund den ſoll niemand laſen
Wenn man das vergelten nit en kan."

Limp Chr. S. 18.

Die Chronik in Niederſächſiſcher Mundart 83. 12. fol., worin noch manches Gute iſt.

„Auf dieſes ſang man aber ein gut Lied
„von Frauwenzuchten und ſonderlich auf ein
„Weib zu Straßburg, die hieſe Agnes, und
„was aller Ehren werth, und trift auch alle
„gute Weiber an. Das Lied ging alſo:

Eines reinen guten Weibes angeſicht
Und frelich zucht dabey
Die ſeind warlich gut zu ſehn
Zu guten Weiben han ich pflicht
Wenn ſie ſeind alles Wandels frey.

Limp. Chron. S. 18.

„Darnach nit lang ſang man aber ein gut „Lied von Weiß und Worten durch ganz „Teutſchland alſo:“

Ach reines Weib von guter Art

Gedenk an alle Stetigkeit
Daß man auch nie von dir ſait
Das reinen Weiben übel ſtrit.
Daran ſoltu nun gedenken
Und ſolt von mir nit wenken
Dieweil das ich das Leben han.

Noch iſt mir eine Klage not
Von der liebſten Frauwen mein,
Das ihr zartes Mündlein rot
Wil mir ungenädig ſein.
Sie wil mich zu Grund verderben
Unterſt wil ſie vor mich erben
Dazu en weiß ich keinen rat

Ebend. S. 19.

Um 1350 lebte auch Conrad von Mayenberg, Conradus de monte Puellarum, Canonicus Ratisbonensis, deſſen verſchiedene Lateiniſche Werke bekannt genug ſind. Er ſoll aber auch das Buch von der Natur ins Deutſche überſetzt haben, nach dem Zeugniſſe der alten Drucke, die wir davon in der Bibliothek haben. Einer Augſp. bey Bänder, 1478. fol. Wir haben ein Mspt von 1474., in welchem er ſelbſt (50. 5. fol.) der

Verfaſſer davon heißt, und daß er es urſprünglich Deutſch geſchrieben. S. Baumgartens Nachrichten ꝛc. B. 2. S. 181.

1352.

Das Buch von den neun Felſen. MS. 78. f. ein Werk von Taulern.

(S. bey Koch im Comp. S. 37 die Literatur über Tauler.)

„In denſelbigen Zeiten ſang man dis „Liedgen:

Ach Gott daß ich ſie meiden muß
Die ich mir zu der frauwen hatt erkoren,
Das thut mir wahrlich allzumal wehe
Mocht mir noch werden ein freundlicher Gruß
Des ich ſo lange hab entberen.

Limp. Chron. S. 30.

1356.

„In dieſer Zeit ſang man das Taglied „von der heil. Paſſion, und war neu, und „machte es ein Ritter:

O ſtarker Gott
All unſer Noth
Befehlen wir Herr in dein Geboth,
Laß uns den Tag mit Gnaden überſcheinen,
Die Namen drey,
Die ſtehend uns bey,
In allen Nöthen wo wir ſein,
Die Nägel und das Sper und auch die Crone.

Ebend.

Güldne Bulle abgefaßt.

1357.

„In demſelben Jahre ſang und pfiff man
„in allen dieſen Landen dis Lied:

Mancher went, daß niemand beſſer ſey,
denn he,
Dieweil das ihm gelingen,
Dem wil ich wünſchen, daß ihm nimer
Heil geſcheh
Und wil des frölich ſingen
Lieb, kehr dich an ſein klaffen nicht,
Des bitt ich durch die Treuwe blos
Iſt an ihm klein ihr gut geloß
Gar wol ihr ſtat das Angeſicht.

Chron. S. 32.

1359.

„In derſelbigen Zeit ſang und pfeiff man
„dis Lied:

Gott geb ihm ein verderben Jahr,
Der mich macht zu einer Nonnen
Und mir den ſchwarzen Mantel gab,
Den weiſſen Rok darunden.
Sol ich ein Nonn gewerden
Den wider meinen Willen,
So wil ich auch ein Knaben jung
Seinen Kumer ſtillen.
Und ſtillt er mir den meinen nit
Daran mag he verlieſen.

Chron. S. 34.

1360.

„In demſelbigen Jahre verwandelten ſich
„die Carmina und Gedichte in Teutſchen
„Landen. Denn man bißhero lange Lieder
„geſungen hatte, mit fünf oder ſechs Geſet-
„zen. Da machten die Meiſter neuwe Lieder,
„das hieſe Wiederſang mit drey Geſetzen.
„Auch hatte es ſich alſo verwandelt mit dem
„Pfeiffenſpiel, und hatten aufgeſtiegen in
„der Muſica, daß die nicht alſo gut war biß-
„hero, als nun ausgangen iſt. Denn wer
„vor fünf oder ſechs Jahren ein guter Pfeif-
„fer war im Land, der dauchte jetzund nit
„ein Flihen.

„Da ſang man dieſe Wiederſang:
Hoffen helt mir das Leben
Trauren thet mir anders wohl.

In den Annal. Dominican. Francf. beym Senkenberg Select. To. II. p. 14. heißt es ebenfalls:

Eodem anno (1360) muſica ampliata eſt, nam novi cantores ſurrexere et componiſta et figuriſta inceperunt alios modos aſſerere, fiſtulatores quoque ſe in multum emendaverunt, et magiſtralia carmina meliorata ſunt.

Heinrich von Mugeln. Deſſen Ungariſche Chronik unter den Handſchriften unſrer Bibl. 19. 26. 4. eine zweyte 20. 4.

Er ſchrieb alle ſeine Werke und Gedichte zu Ehren Rudolphs IV von Oeſtreich.

1361.

„Jn dieſer Zeit ſang man das Lied:

Aber ſcheiden ſcheiden das thut wehe,
Von einer die ich gern anſehe
Und iſt das nit unmüglich.

Limp. Chr. S. 40.

1363.

Verordnung Kayſer Carls IV gegen die ungehorſamen Ritter des Teutſchen Ordens. S. Schenner Samml. hiſt. Schr. 1. Th.

1364.

„Jn dieſen Zeiten pfeiff und ſang man „dis Lied und Wiederſang.

Ich wil in Hoſnung leben fort
Ob mir ichts Heil mocht geſchehen
Von derli ebſten Frauwe mein.

Sprech ſie zu mir ein freundlich Wort
So müſt trauwern von mir fliehen
Ich hoffe Ihr Gunſt mich ie mit heil
Bekehre. Ach Gott, daß ich ſie ſolte ſehen,
Ich wolt in Hoſnung leben.

Limp. Chron. S. 43.

1366.

„Da ſang man und pfeiff dis Lied:

Schach Tafelſpiel
Ich nunmehr beginnen wil.

1367.

„Da ſang und pfeiff man dis Lied:

Mit laß ab alſo ein Weil.
Ach Ich, Ich will dir immer in ganzer Treu leben
Ich hoff ich find daſſelb in dir.

Limp. Chr. S. 48.

1368.

Fragmente eines Lieds beym Senkenberg Sel. T. III. S. 301, oder deſſen Thüring. Chron. Kap 50 und 52.

1370.

Der ſogenannte Pfaffenbrief. S. Waldkirch I. S. 178.

1371.

Das Niederſächſiſche Lied (in der Lüneburg. Chron. bey Leibnitz To. III. p. 185) auf die unglückliche Ueberrumpelung der Stadt Lüneburg von Herzog Magnus dem Jüngern.

S. Pfeffinger, Th. I. S. 263.

1374.

„Umb dieſe Zeit pfeiff und ſang man dis „Lied:

Geburt rein und ſeuberlich
Weis ich ein Weib gar minniglich
Die iſt mit zuchten wol bewart
Ach daß es wüſt die rein und zart.

„und dis Lied:

Wie mocht mir immer baß geſein?
In ruh ergrünt mir das Herze mein
Als auf einer Auwen
Daran gedenke
Mein lieb und nit wenke.

Limp. Chron. S. 64.

Zum Schluſſe dieſes Jahrs ſagt dieſelbe Chronik S. 75:

„Zu dieſer Zeit, fünf oder ſechs Jahr „davor, war auf dem Mayn ein Münch „Barfüßer Ordens, der war von den „Leuten ausſetzig und war nicht rein. „Der machte die beſten Lieder und Reihen in der Welt von Gedicht und Melodeyen, daß ihm niemand auf Rheinesſtrom oder in dieſen Landen wol „gleichen mochte. Und was er ſunge, „das ſungen die Leute alle gern, und „alle Meiſter pfiffen, und andre Spielleute fürten den Geſang und das Gedicht. Er ſang das Lied:

Ich bin ausgezehlet,
Man weiſet mich Armen vor die Thür
Untreu ich ſpür
Nun zu allen Zeiten.

„Item ſang er:

May, May, May, die wunnigliche Zeit
Menniglichen Freude geit
Ohne mir. Wer meinte das?

„Item ſang er:

Der Untreu iſt mir geſpielt.

Daſſelbe erzählen die Annales Dominican. Francf. bey Senkenberg To. II. S. 16.

1376.

Das Stadtrecht von Pettau (in Nieder-Steyermark, dem Biſchof von Salzburg gehörig) unter unſern Handſchriften 55. 2. 4.

In dieſe Zeit gehört vielleicht eine Deutſche geſchriebne Chronik MSS. 83. 15. fol.

1379.

„In dieſer Zeit ſang und pfeiff man dis „Lied:

Die Widerfart ich gänzlich jage
Das prüf ich Jäger an der Spor
Hoho! ſie iſt davor
Der ich ſo lang gewartet han.

Limp. Chron. S. 80.

1380.

Verlangen ich will mich nit begeben
Nacht und Tag zu keiner Zeit.

Ebend. S. 82.

1386.

Das alte Lied von der Sempacher Schlacht. Bey Senkenberg Sel. To. IV. S. 147. S. Waldkirch I. 181.

Der Verfaſſer dieſes Lieds heißt Halbſutter, wie er ſich in der letzten Strophe nennt. Er war ſelbſt bey der Schlacht geweſen. (Das Exemplar des alten Drucks zu Zürich bey Auguſtin Frieß war in der Thomaſiusſchen Bibliothek.)

In dieſem Jahre endigte Otto von Paſſau, ein Franciskaner, ſein Buch, genannt die 24 Alten oder der güldne Thron. Eine Abſchrift in Deutſcher Sprache vom J. 1425 unter unſern MSS. I. 13. fol. Eine Holländiſche Ausgabe, Harlem 1484.

1390.

Jacobus Twinger Presb. Argent. Verfaſſer eines Deutſchen Vocabular. S. Schilter Catal. Auct. Germ. p. 36.

1394.

Der Schildtberger (aus München geb.) trat in dieſem Jahre ſeine Reiſe an, deren Beſchreibung im 16ten Jahrhundert gedruckt wurde.

Zu merken darin beſonders

1. Die Sperberburg zur Erläuterung des kleinen Romans in Capellani Eroticis. Kommt auch in der Meluſina vor.
2. Der große Rieſe.

1397.

Ein langes Gedicht auf die Schlacht bey Berchtheim, die Biſchof Gerhard ſeinen Bürgern zu Würzburg lieferte, haben wir unter den MSS. Blankenb. N. 76. in einer neueren Abſchrift.

Es iſt gedruckt in Reinhards Beytr. zur Hiſtorie Frankenlandes, Theil II. S. 259.

Von der Schlacht ſ. Strohmayers Collectaneen, die ich unter 1399 anführe.

Aus der letztern Hälfte dieſes Jahrhunderts iſt vermuthlich auch das Leyen Doctrinal, in niederſächſiſchen Verſen 41. MSS. Blankenb. fol. Es iſt aus dem Brabantiſchen überſetzt, und das Brabantiſche Original iſt einem Herzoge Johannes von Brabant (aber welchem?) zugeſchrieben.

1399.

Zu dieſem verlaufnen Jahrhundert gehören Ulmann Strohmayers eines Nürnbergers Collectanea. MS. 19. 4. Sie betreffen zwar nur größtentheils ſein Geſchlecht, doch ſind auch von 1368 bis 1401 verſchiedne andre Nachrichten eingeſtreuet, die man nicht überall findet. Z. B. von der vorgehabten Vergiftung des Kayſers Rudolph durch ſeinen Arzt Hermann, auf Anſtiften eines Arztes zu Mayland. Jener ward in Nürnberg geradebrecht, den Mittwoch vor Pfingſten 14-1.

1400.

Von dieſem Jahre haben wir ein großes Gedicht eines Ungenannten, welches Grüninger 1500 fol. gedruckt hat, unter dem Titel:

„Von eines Künigs Tochter von Frankreich, ein hübſches Leſen, wie der Künig ſie ſelb zu der Ehe wolt han, des ſie doch Got vor im behüt, und darub ſie vil trübſal und net erlidt, zuletzt ein Künigin von Engelland ward.“

1401.

Das Lied von Stürzebecher. S. luſtige Geſellſchaft S. 182.

(Canzler und Meißn. Quart. Jahrg. 2. St. 1.)

1408.

Die Fragen, welche Kayſer Rupertus dem Vehm-Gerichte vorlegen laſſen, (welche Datt de pace publica ſchon edirt,) verdienen aus unſerm beſſern Exemplare noch einmal edirt zu werden. 64. 7. MS. 4.

Von dieſem Jahre iſt auch de ordinarius des Rodes to Brunswick beym Leibnitz To. III. p. 446. vergl. deſſen Introd.

1410.

Petrus Dresdenſis, Verfaſſer des Liedes In dulci jubilo. Daß er nicht Erfinder dieſer Art von Baſtardpoeſie geweſen, erhellt aus der Stelle des Renner (über Conrad von Wirzburg.):

Thomaſius Diſſert de Petro Dresdenſi.

1414.

Eine Niederſächſiſche Chronik (41. MSS. Blankenb.) von 785 bis auf dieſes Jahr. Vielleicht ſchon gedruckt.

1415.

Der Spruch auf die Eroberung des Feyaw von den Eidgenoſſen. S. Senkenberg Select. IV. p. 61.

1420.

Johannes Simon. Von ihm ein langes Gedicht vom Leben Johannis II Biſch. von Würzburg. Stellen daraus bey Lorenz Frieß nach Ludew. Ausgabe, S. 702. 727. 771. 777.

1421.

Bis auf dieſes Jahr geht die Lüneburgiſche Chronik, bey Leibnitz To. III. p. 172.

1424.

Rhythmi de doloſa oppreſſione civium Aquisgranenſium, in Eberh. Windeks Hiſtoria Imper. Sigism. bey Menken Script. rer. ger. To. I. p. 1210.

1432.

Um dieſe Zeit war zu Würzburg ein Dichter oder Meiſterſänger mit Namen Bernkopf. S. Lorenz Frieß, Ludw Ausg. S. 728. Er nannte ſich Frauwenzucht.

1435.

Johann Weilers Chronik MSS. 83. 15 fol. ſcheint etwas älter; denn ſie geht nur bis auf Papſt Urban VI und Biſchof Friedrich von Blankenheim zu Strasburg, der es 1375 ward. Merkwürdig das Kapitel S. 199, wie Deutſche Sprache ſich erhub.

Des Bürgers von Aſchersleben Lied vom Magdeburgiſchen Kriege, nur in der hochdeutſchen Ueberſetzung vorhanden in Spangenbergs Sächſ. Chron. S. 538.

1437.

Unſer MS. vom Lucidarius oder aurea gemma. 78. 4. fol.

Ebend. eine Ueberſ. von St. Bernhards Epiſtel an Raimundum.

Ebend. die Lehre, wie ſich die Prälaten halten ſollen, von Henricus Hagennaue,

Eine proſ. Ueberſetzung von den Fabeln des Avianus, in d. J. geſchrieben 81. 16. fol. dabey auch der Anonymus des Nevelet.

(S. Fünfter Beytrag zur Geſch. und Lit. S. 3. f. und S. 45. f.)

1439.

Friedrich von Landskron, der die Reformatio Sigismundi untergeſchoben. S. Hardt. Conſ. Conſt. T. I. p. 27. praef.

1440.

Johann Rothe. Bis auf dieſes Jahr geht ſeine Thüringiſche Chronik, bey Menken To. II. p. 1634.

1442.

In dieſem Jahre iſt zu Marienburg die Regel des Teutſchen Ordens gegeben worden, von welcher wir eine ſchöne Abſchrift haben von 1585. 5. 6. 4.

1448.

Andreas Riedler, eine Beſchreibung der Kirchen zu Rom. 16. MS. 1. 4.

Um 1450.

Eliſabeth, Gemahlin des Grafen von Naſſau-Sarbrück, Tochter des Gr. Friderici von Vaudemont, überſetzte die Hiſtorie von Hug Schaplern; franz. ausgezogen von ihrem Sohne Johann von N. S. zu Paris. Dieſelbe zuſammengezogen von Conrad Heydendörſer, Straßb. 1500. fol.

1452.

Volkslieder von gutem Regiment. S. Spangenb. S. Chr. S. 557.

Schnepper Hans Roſenblüt. Seine Beſchreibung der Schlacht bey Hembach in Reinhards Beytr. 1. Th. S. 225. Seine Priameln.

(S. Eſchenburg im 5ten Beytrage S. 187 f. Vergl. Koch im Comp. S. 88.)

1453.

Von dieſem Jahre iſt die Mörin Hermanns von Sachſenheim.

Baumgarten, Nachr. 2. B. S. 237, hat dieſelbe Ausgabe fol. von 1538 (lies 1539) vor ſich gehabt. (Die unſrige, Hiſt. 251.)

(S. Bibl. der Romane, Th. 7. im Auszuge.)

1454.

Von dieſem Jahre ein MS. eines Deutſchen und Lateiniſchen Pſalters, 17. 4. 4.

1455.

Das Lied auf den Sächſiſchen Prinzenraub. S. Triller Vorr. ſeines Prinzenraubes.

1456.

Eine Ueberſetzung in Deutſchen Reimen von dem Speculo humanae ſalvationis MS. 81. 15. fol.

Eben dahin vielleicht die Ueberſ. in Niederſächſ. Verſen, 41. MS. Blank. fol., hinten daran noch andre Niederſ. Gedichte.

Ueberſetzung der Hiſtorie der Meluſina, von M. Thüringen (von Ringeltlingen gelegen bey Bern im Uchtlande) Straßb. bey Knobloch 1516.

1457.

Lied auf den Tod König Ladislaus Poſthumus von Ungarn und Böhmen. Senkenberg Selecta T. V. p. 42. Deutſches Muſ. 1778. Novemb.

1458.

Ein Deutſcher Auszug der Geſchichten des A. T. in MS.

1461.

Von Herz. Wilhelms zu Sachſen Reiſe nach dem heiligen Grabe ſoll eine Hiſtorie vorhanden ſeyn. S. Spangenberg Sächſ. Chr. S. 563.

1462.

Von 1462 oder 67 die erſte Deutſche gedruckte Bibel? Baumgarten Nachr. 1. B. S. 99.

Michel Beheim, ein Gedicht von der Zwietracht Kayſer Friedrichs und ſeines Bruders Herzogs Albrecht. MS. in Gotha.

1466.

Die Reime auf den Liebling Biſchof Johannes III zu Würzburg, Namens Hars.

S. Frankens Geſch. des Frankenlandes S. 194.

1467

Starb Hartung, Kammermeiſter des Raths zu Erfurt, welcher Rothens Chronik von 1440 bis auf dieſes Jahr fortgeſetzt und fortſetzen laſſen. S. Menke T. III. 1186.

1468.

Von der Hand eines Conrad von Oettingen, und von dieſem Jahre, haben wir in der Bibl. einen Band 75. 10., der Folgendes enthält:

1. Die Hiſtorie vom König Apollonius.
2. Die Hiſtorie von Gryſel.
3. Die Hiſtorie von Guiscardo und Sigismunda.
4. Der Ackermann von Beheim, der mit dem Tode eifert, daß er ihm ſeine Frau genommen.

1. Die Geſchichte des Apollonius gedruckt ſ. l. e: a. in 4. Dieſen erſten Druck haben wir 64. 20. Quodl. 4.; aus ihm iſt Welſuers Ausgabe 1595 ſehr zu verbeſſern. Ueberſ. in ottave rime Venedig 1535. 8. und 1598. 8. Eine alte Deutſche Ueberſ. Straßburg 1516.

2. Die Geſchichte der Gryſel iſt, wie bekannt, aus dem Lateiniſchen des Pe-

trarch, der ſie aus dem Ital. des Boccaz genommen. Eine Deutſche Ueberſ. davon iſt mehrmalen gedruckt, als zu Straßb. 1520. 4. (welche genau mit unſerm MS. ſtimmt.)

1470.

Hier will ich der geiſtlichen Brüderſchaft St. Urſula gedenken, weil ſie St. Urſulä Schifflein hieß, und dieſe Benennung gutes Licht auf Brands Narrenſchiff wirft.

Eine Nachricht davon iſt gedr. zu Nürnb. 1513, doch nicht zum erſtenmal.

Ein Lied zu Ehren derſelben von Johann Goſſler, Prediger zu Regenſpurg. S. die genannte Nachricht.

D. Thüring Frickards Beſchreibung der Streitigkeit zwiſchen der Stadt Bern und den Twingherrn. S. Helvetiſche Bibl. 3tes St.

1471.

Johann Calmund Ord. Praedic., zwey geiſtliche Schriften, die chriſtliche Weisheit, und vom chriſtlichen Leben. 86. 3. fol.

Ich vermuthe, daß dieſe Tractate älter ſind, welche Br. Kalmund bloß abgeſchrieben; denn die zwey Stücke, Ich die Jugend und Ich das Alter, im erſten Tractate, finden ſich in unſrer beſten

Abſchrift des Renners vom J. 1388, wo auch das nehmliche Lateiniſch vorkommt.

Das Uebrige in dieſem Bande von Kalmunds Hand nicht zu vergeſſen.

Anmerkung.

Ich habe dieſe beyden Stücke auf einem andern Blatte von Leſſing abgeſchrieben gefunden, und rücke ſie hier mit ein:

Ducta per eventus tranſit male ſtulta Juventus.

Ich pins di iugent
Di di tugent
Und untugent vehet an
Mein gemüte
Stet in plüte
Di veil ich nit ſorgen kan
Lachen ſingen
Tanzen ſpringen
Ler ich frauwen unde man
Er iſt weis
Der nach preis
Sich bei mir behalten kan
Wil er ſehen
Und durchſphehen
Wi gar ich unſtete bin
Zu ſteten dingen
Sol er twingen
Leip ſel port werk unde ſin

Tut er das
So geſchiht im bas
Denn ob er mir volget nach
Wer mein ſpil
Nit meiden wil
Den meid ich oder tun im ſchach.

Triſte gerens pectus frigeſcit cana Senectus.

Ich pins das alter
Das von kalter
Art ſich mus wermen hie
Got erparme
Das mein arme
Sein ſo kalt und meine knie
Weilent ſang ich
Weilent ſprang ich
Und ſah frölich hin und her
Nun hat taugen
Mut und augen
Di zeit das iar gemacht mir ſwer
Für das ſchimpfen (ſcherzen)
Mus ich rimpfen
Augen und die wangen mein
Alſus geklumphet
Und gerumphet
Mus ich leider lange ſein
Genuk mir wirret
Das mich irret
Wen ich ſol gehn aus und ein

Gottes güte
Mich behüte
Und wend von mir der helle pein.

Dieſe wohlklingenden Zeilen müſſen noch älter, als von 1388 ſeyn. Die Lateiniſchen Verſe nehmlichen Inhalts und Sylbenmaßes, die dabey ſtehen, verlohnt ſich nicht der Mühe abzuſchreiben. Beyſatz von Leſſing.

1473.

Handſchrift von der Ueberſetzung der Reiſen Mandevills, verfaßt von Otto von Diemeringen, Thümherr zu Metz, MS. 14. 10. 4.

Eine Handſchrift: dat prologus von dem hilgen Lande. In wat iare iohan mandevil toch over mer, führt Koch an. S. 37.

1474.

Hans von Wollheim Reiſebuch. MS. 17. 2. 4. Er trat in dieſem Jahre ſeine Reiſe nach dem gelobten Lande an.

Das Regiment der jungen Kinder. Bey Bämlern zu Augſp. in dieſem Jahre gedruckt.

Desgl. der Bom der geſipten Freundtſchafft aus J. Andreä ebend.

1475.

Albrecht von Eybe, ſtirbt. S. Vorr. zu deſſen Spiegel der Sitten, gedr. 1511.

Sein Tractat: Ob einem Manne ſey zu nehmen ein ehelich Weib oder nit, gedr. 1472.
(S. bey Koch. S. 40.)

1476.

Die alte Deutſche Chronik von allen Kayſern und Königen, gedr. bey Bämler. Merkwürdig wegen der eingeſchalteten Reformation Sigismundi.
(Hernach gedr. 1480 bey Sorg in Augſpurg.)

1477.

Eberhard von Schüren. Von deſſen Teutoniſta ſiehe Richey hinter dem Idioticon Hamb.

1479.

Hans Tucher von Nürnberg, der in dieſem Jahre ſeine Reiſe antrat. Die Beſchreibung gedr. Augſp. 1482. fol. Wir haben ein MS. davon. 18. 14. 4 In dem nemlichen Bande eine Pilgerſchaft nach dem gelobten Lande von Felix Faber unter Papſt Sixtus IV.

Teutſche Ueberſ. vom Lucidarius, ſonſt Aurogemma genannt, gedr. bey Bämler, Augſp.

1480.

Die erſte gedr. Ausgabe vom Schwabenſpiegel. ſ. Senkenberg vom Gebr. d. d. R. S. 216.

Ludwig Hohenwang von Tal Elchingen, Ueberſetzer des Vegetius, (in d. J. gedruckt). Die Ueberſ. iſt Johanſen Grafen zu Lüpffen, Landgr. zu Stirlingen und Herrn zu Hewen, zugeeignet. Viel Holzſchnitte.

1486.

Der erſte Druck von Lievers Schwäb. Chronik.

1487.

Marcus von Weida.

Unter dieſes Jahr bringe ich dieſen Deutſchen Dominikaner, Leſemeiſter der h. Schrift und Prediger des Kloſters St. Paul zu Leipzig; denn von dieſem Jahre beſitzt die Bibl. ein Werk von ihm in MS., das vom ehelichen Stande handelt und an Churfürſt Friedrich gerichtet iſt. (Er kann alſo wohl nicht, wie Jöcher aus dem Eckard anmerkt, bis 1520, oder gar 1550, gelebt haben) 23. 35. MS. 4.

Es finden ſich auch noch verſchiedene gedr. Bücher von ihm in der Bibl., unter welchen er das Buch geiſtlicher Gnaden, welches 1503 zu Leipzig in 4. gedruckt iſt, weder ſelbſt gemacht, noch ſelbſt überſetzt hat. Das Original iſt Lateiniſch, und er hat nur den Druck beſorgt; die Ueberſetzung, ſagt er, ſey von trefflichen Prälaten, deren Namen nicht Noth ſey zu nennen. Der Inhalt iſt das wunderbare und beſchauliche Leben der h. Jungfrauen Mathildis und Gertrudis, im Kloſter Helffede.

Unter den Geſichten der h. Gertrud iſt eins, wenigſtens mit feiner Ueberlegung erdichtet, das ich als ein Exempel der Deutſchen Sprache dieſes Werks herſetzen will. (B. 5. Kap. 18.)

„Gebeten von eynen Bruder, fragte ſie den herren ym gebete: wo do weren dy ſelen Salomonis, Sampſonis, Origenis und Trayani? Darzu der herr antwort: Was ich barmherzigkeit gethon hab mit der ſelen Salomonis, wil ich das den Menſchen verborgen ſey, auff das fleiſchliche Sunde von den Menſchen deſto mehr vermiden werde. Was auch meyn gutikeit mit der ſele Sampſonis gemacht hat, wil ich das is unbekannt ſey, auff das ſich die Menſchen hynfur an yren fynden zu rechen forchten. Was aber mein gutikeit mit der ſelen Origenis vorbracht hat, wil ichs verborgen ſeyn, auff das ſich keyner thue erheben vertrauwend in ſeyne Kunſt. Was darvber mein mildikeit von der ſele Trayani geheiſſen hat, wil ich das dy Menſchen nicht wiſſen, auff das der chriſtliche Glaub darumb mehr erhoben werd, wen dieſer wy wol er ſcheyn in allen Togenden, emper er doch des chriſtlichen Glauben und der Tauff."

Einige orthographiſche Beſonderkeiten:

Das Punctum iſt die einzige Interpunction, und dient auch ſtatt des Comma. Nur wenn es ein itzt gebräuchliches Punctum vorſtellt, folgt ein großer Buchſtabe darauf, den die Subſtantiva ſonſt nicht haben.

Das z nie ohne vorhergehendes c; als czu, Barmherczigkeit.

Ein ů gar nicht, ſondern dafür bloß u oder v, als Sunde, darvber.

Qv für k, als qvam.

In der Handſchrift vom Eheſtande ebenſo, (vielleicht alſo das Autographum des Verf.) außer daß das c hinter z ſteht, als zcum.

1489.

Ueberſetzung von den Geſtis Romanorum Mit dieſem Jahre endet die Chroneke der Saſſen. (S. bey Koch. S. 41. n. 9.)

Ueber die Geſta Romanorum.

Es ſcheint mir hier der beſte Ort zu ſeyn, das Wenige, was Leſſing über dieſes Buch auf verſchiedenen Blättchen angemerkt hat, anzubringen.

Der Schweizeriſche Herausgeber der ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger hat ihnen einige proſaiſche

Fabeln beygefügt, die ſein Dichter gleichfalls erzehlt hatte, um die eigne Ausbildung deſſelben darnach beurtheilen zu können.

> „Sie (nemlich jene proſaiſchen Stücke)
> „ſind aus einer alten Handſchrift in
> „Folio, die in der Stiftsbibliothek all-
> „hier verwahrt wird, und den Titel
> „hat Geſta Romanorum. Es ſind
> „hundert derſelben, deren einige Boc-
> „caz gebraucht hat. Das Alter der
> „Handſchrift ſcheinet von der Mitte des
> „vierzehnten Jahrhunderts.“

Sollte dem Schweizer wohl nicht bekannt geweſen ſeyn, daß auch dieſes Werk längſt gedruckt iſt? Sollte er wohl geglaubt haben, daß er uns da wirklich etwas aus einer unbekannten Handſchrift mittheile?

Dieſe Geſta Romanorum ſind eine ſehr bekannte Sammlung kleiner Geſchichten, mit geiſtlichen Anwendungen zum Nutzen der Prediger im 14 und 15ten Seculo veranſtaltet. Sie iſt eigentlich in Lateiniſcher Sprache abgefaßt, in welcher ſie auch in den erſten 100 Jahren der Druckerey mehr als einmal gedruckt worden iſt. Sie iſt aber auch ſchon im 15ten Jahrhunderte in einer Deutſchen Ueberſetzung erſchienen. Augſp. 1489 in klein Folio (hat nur 93 Kapitel.)

*) Die älteſte Ausgabe 1473. S. Marchand p. 63. De geſten van Romen. tot Zwol 1484. fol.

Ex geſtis Romanorum Hiſtoriæ volubiles moralizatæ, per Girard. Leen. Goudæ 1480. 4.

Geſta Rom. cum applicationibus moralisatis ac myſticis. ſ. l. et typ. 1489. fol. (hat 181 Kap.)

Geſta Rom. cum appl. mor. ac myſt. Par. 1499. 4.

Unter eben dem Titel, impenſis Ryman de Oringaw in offic. Henr. Gran in Hagenau 1508. fol.

Franzöſ. Ueberſ. 1525.

Lateiniſche. Lugd. 1519. (181. Kap.)

Es werden darin citirt c. 154. [illegible] 162. des Gervaſii Otia imperialia, der um 1211 ſchrieb.

Anmerkungen darüber

nach der alten Deutſchen Ausgabe.

Sehr anmuthig im Geſchmacke der Feenmährchen iſt No. 8.

desgleichen No. 2[illegible].

— — — 25.

— — — 45.

---

*) Dieſe Notizen ſcheinen zum Theil aus Maittaire genommen zu ſeyn.

desgleichen No. 57.
— — — 76.

Sehr artig die Erzählung von Diogenes und Alexander No. 15.

Aus Quintilians oder Senecas Declamationen ſcheint mir zu ſeyn No. 19. Stoff zu einer Tragödie.

Hannibal, ein Kayſer zu Rom No. 43.

Virgilius ein Zauberer Bl. 8. No. 18., (umſtändlicher Blatt 43.)

Kayſer Phocas ein Schmid No. 29.

Von einer Bildſäule Friedrichs II. No. 52.

Nr. 66. Das Süjet von Shakeſpeares Kaufmann von Venedig.

No. 77. hat ganz die Form eines kleinen romantiſchen Heldengedichts und eine der Odyſſee ähnliche Auflöſung.

Das Lat. Original hat weit mehr Geſchichten, als die Deutſche Ueberſetzung, und alle in einer ganz andern Ordnung. Im Deutſchen fehlen Kap. 8. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 18. 19.

No. 79. eine ſeltſame Weiſe, die Echtheit eines Sohnes zu prüfen.

No. 55. Kayſer Claudius, Alexander und Sokrates zuſammen.

1490.

Anton Sorg, einer der erſten gelehrten Buchdrucker, überſetzte die Vitas Philos. &

Poetarum. bey ihm gedr. Augſ. ſ. d. Jahr 1476.

1493.

Friedrich Riedrer Rhetoriſcher Spiegel gedruckt in d. J.

Um 1495.

Johannes Gottfried de Odernheim, Paſtor zu Oppenheim.

> Multos veterum auctorum tractatus in vernaculam linguam de latino ſermone convertit — Vidi ex his Tallium de Nat. Deorum, quem tranſtulit ad inſtantiam ſtrenui militis Frederici Camerarii Dalburgii, non minus eleganter, quam docte. Auguſtinum quoque de Civitate Dei ad eundem Fredericum transferre incepit & 12 ferme libros iam conſumavit. Trithem. de V. Germ. i.

Pamphilius Gegenbach, ein Dichter zu Baſel.

1. die 10 Alter dieſer Welt, ein Faſtnachtsſpiel.

Zwey andre von ihm ſ. bey Koch S. 216.

2. der welſche Fluß.
3. der alte Eydgenoß, ein Lid in der Weiß, als die Böhmer Schlacht.

Johann Camerarius von Dalburg, Biſchof zu Worms. ſ. Tritheim. Spangenb Sächſ. Chron. S. 12. von 1585.

1496.

In d. J. gedr. Breydenbachs Reiſe. (S. Baumgarten Nachr. Th. 2. S. 233—36.)

1497

Das andächtige Zeitglöggleyn des Lebens und Leidens Chriſti, gedr. zu Baſel. 8. Beygebunden Sanct Brigitten Gebetly.

1499.

Niclas Schradin von Lucern beſingt den Krieg der Eidgenoſſen mit Kayſer Maximilan ꝛc. Dieſe gereimte Chronik iſt gedruckt 1500 zu Surſee. S. Waldkirch 1. S. 250.

Ein Gedicht auf Biſchof Bechtold von Maynz.

Das (vielleicht einzige) Deutſche Buch, das zu Rom gedruckt worden, für die Deutſchen Pilgrimme, die auf das Jubeljahr zogen. Hierin kommt die Päbſtin Johanna als wirklich vor. f. 3. b. (Bibl. 1282. 17. Theol. 8.)

Die geiſtliche Romfart von Geilern von Kayſersberg gepredigt, in demſ. Bande.

1504.

Johann Hug von Schleſtadt Pfarrer zu St. Stephan in Straßburg. Wagen für die h. Kirche und des R. Reichs.

1507.

Gemma gemmarum. Colon. 4. Ein Lat. Deutſches Wörterbuch.

1512.

Jacob Köbel, Stadtſchreiber zu Oppenheim. Glaubliche Offenbarungen ꝛc.

1513.

Die Brüderſchaft St. Urſulä. Nürnb.

1515.

Dietrich von Pleningen Ueberſ. des Panegyricus von Plinius. 19. Ethic. fol. gedr. zu Landshut in Bayern. Murners verd. Aeneis.

1516.

Vertomanns Reiſe.

Frau Untreue von dem Ritter Johann von Morßheim. gedr. in d. J. Eine andre Ausg. Straßb. 1534. 4.

(S. Koch S. 107.)

Das Büchlein von den drey Dingen zu Rom.

1518.

Kayſer Maximilian ſtirbt. Verdienſte um die Deutſche Sprache. (Doctor Staubitz nicht zu vergeſſen.)

1518.

Von Erfindung des Turniers. Augſp. (von Marx Würſung.)

1519.

Murners Verdeutſchung der Inſtitutionen Juſtinians. Das Lied über die ſogenannte Stifts-Fehde, ſ. bey Leibnitz To. III. S. 254.

III.

Ueber Thomas Murner.

Thomas Murner.

Berichtigung dieſes Artikels beym Marchand Dictionnaire Hiſtorique etc. à la Haye 1758. To. 2.

Einige Seiten Text und verſchiedne Blätter mit Anmerkungen. Es war nur Leſſings Abſicht, den Marchand zu berichtigen. Ausführlicher und genauer iſt unſtreitig die neuere Schrift über dieſen merkwürdigen Mann,

> Nachrichten von Thomas Murners Leben und Schriften, geſammelt von Georg Ernſt Waldau, Hoſpitalprediger zu Nürnberg. Nürnberg bey Hauſſe 1775. 112. S. 8.

zu welcher Panzer in den Annalen der ältern Deutſchen Literatur S. 347. f. eine kleine Nachleſe geliefert hat *).

---

*) S. auch Vorrede zur neuen Ausgabe von Murners Schelmenzunft. Halle bey Gebauer 1788.
Anm. d. H.

*

Waldau führt S. 50. einige Schriftſteller an, welche Murnern für den Verfaſſer vom Eulenſpiegel halten, und wünſcht darüber eine nähere Belehrung *). Leſſing hat Folgendes angemerkt.

Ich war lange begierig geweſen, den eigentlichen Verfaſſer dieſes ſinnreichen Werkes zu kennen, welches zu den wenigen Deutſchen Schriften gehört, die faſt in alle Europäiſche Sprachen überſetzt worden, als ich es von ungefähr in der neueſten Ausgabe des Jöcherſchen Gelehrten-Lexicons für eine Geburt unſers Murners angegeben fand. Ich glaubte der Angabe, ohne zu unterſuchen, welchem von ſeinen Gewährsmännern Jöcher ſie nachgeſchrieben habe. Auch noch itzt mag ich mir nicht die Mühe nehmen, der Sache auf den Grund zu gehen: genug, ich weiß, daß ſie falſch iſt. Denn aus einer alten Ausgabe des Eulenſpiegels, die ſich in der (Wolfenbüttelſchen) Bibliothek befindet, (25 Ethic. 4°) habe ich gelernt, 1) daß er bereits gegen 1483 geſchrieben worden; 2) daß er in Sächſiſcher Sprache, das iſt, auf Plattdeutſch geſchrieben worden; und 3) daß ſein Verfaſſer ein Laye geweſen, der ganz und

---

*) Koch im Compendium der Deutſch. Lit. G. S. 91. hat dieſen Wunſch überſehen. Anm. d. H.

gar kein Lateiniſch verſtanden. Alle dieſe drey Punkte aber paſſen ganz und gar nicht auf unſern Murner. Denn Murner konnte 1483 unmöglich ſchon Bücher ſchreiben, da er ſich 1499 noch einen Pariſer Studenten nennt *), der vielleicht nur eben Magiſter geworden war. Noch weniger konnte Murner Plattdeutſch ſchreiben; denn er war ein gebohrner Strasburger. Auch würde es mehr als Beſcheidenheit, es würde Lüge geweſen ſeyn, wenn er ſich für einen unſtudierten Leyen ausgegeben hätte, der kein Lateiniſch könnte, ſo ſchlecht und barbariſch auch ſchon ſein Latein ſeyn mochte. Die alte Ausgabe des Eulenſpiegels, woraus ich dieſe Nachrichten habe, iſt in Quart, gedruckt zu Augspurg durch Alexander Weiſſenhorn, im Jahr 1540, und führt den Titel:

> Eyn wunderbarliche und ſeltzame Hiſtory von Dyll Ulnſpiegel, bürtig aus dem Lande Brunſchweig, wie er ſein Leben verbracht hatt, neulich aus Sächſiſcher Sprach auff gut Teutſch verdolmetſchet, ſer kurzweilig zu leſen mit ſchönen Figuren.

Hier iſt die Verſicherung von dem zweyten Punkte, die Grundſprache betreffend, in

---

*) S. die innere Aufſchrift der [illegible] Fr. Th. Murner [illegible] literarum [illegible] Pariſienſis.

welcher der Eulenſpiegel geſchrieben worden. Die andern beyden Punkte aber finden ſich in der Vorrede beſtätiget, die nach ihrem größten Theile, der hieher gehört, folgendermaßen lautet: Als man zalt u. ſ. w.

Er hat die Stellen nicht abgeſchrieben.

*

Von Murners Invectiva contra Aſtrologos, die Waldau nicht näher kennt S. 40., und Marchand falſch beurtheilt, indem er ſie für eine Satire auf Murner hält, giebt er folgende Nachricht. Es hatten, als Kayſer Maximilian 1499 den Krieg mit den Schweizern anfing, einige Aſtrologen, ohne Zweifel um ihn von dieſem Kriege abzuſchrecken, prophezeyt, daß er ſelbſt ſeinen Tod und Untergang darin finden würde, und dieſe Prophezeyung iſt es, gegen welche Murner loszieht, und deren Ungrund er aus allen Gründen, die ihm die damalige Philoſophie an die Hand gab, in vollem Ernſte beſtreitet. Die ganze Schrift beſteht aus 6 Blättern in Quart, auf deren erſtem unter dem Titel ein Holzſchnitt befindlich, wo ein doppelter Adler zu ſehen, mit einem Paar Zwillinge auf der einen, und einem alten Manne, der einen Topf auf einer Scheibe dreht, auf der andern Seite. Die Zwillinge waren das

Zeichen, unter welchem der Kayſer geboren war, und der alte Töpfer ſoll ohne Zweifel den bedeuten, in deſſen Händen allein unſer Schickſal iſt. Murner heißt auf dem Titel liberalium artium magiſter, nicht, wie Leich ſagt, *) liberalium artium ſtudii Pariſienſis magiſter. Das Ganze iſt in Form eines Briefes an Werner von Mörsperg, und datirt ex Argentina octavo die Maii Anno Domini MCCCCLXXXXIX. Drucker und Druckort iſt nicht bekannt.

*

Dem fleißigen Waldau iſt ein Werk von Murner entgangen, welches unter dem Titel: Nova Germania wahrſcheinlich ſchon 1502 gedruckt geweſen ſeyn muß, und welches, wie Leſſing vermuthet, gegen Jacob Wimphelingii Germania cis Rhenum 1502 (neu herausgegeben von Moſcherosch Straßb. 1649) gerichtet war. Leſſing kennt es nur aus der Abfertigung, welche einige Schüler Wimphelings gegen Murnern ausgehen ließen, Defenſio Germaniæ Jacobi Wimphelingii &c, Friburg. 1502 oder 3 in 4. **) Murner hatte dem alten Wimpheling mündlich und ſchriftlich verſprochen, ſein Buch nicht drucken zu laſſen; er hatte aber nicht Wort gehalten, worüber in der Apologie ein eigner Brief Wimphelings an Murner zu leſen iſt.

---

*) De origine et incrementis Typographiae Lipſ. p. 140.

**) S. Waldau S. 18. Anm. d. V.

*

Schriften Murners, von denen ich zweifele, ob ſie wirklich gedruckt ſind.

1) Ein Buch von der Perſpective, welches M. in dem Tractat de Pythonico contractu anführt, mit dieſen Worten:

> Sicut nec ſol cauſat alium et alium radium in aëre & in aqua niſi propter diverſitatem recipientium, quod in perſpectivis noſtris conclamatum eſt.

2) Ein Werk betitelt Quadripartitum majus, wider die Aſtrologen, deſſen er eben daſelbſt gedenkt:

> Hoc autem cum ſit contra Aſtrologos, clarius de hoc loquar in Quadripartito meo majori.

Dieſes Werks gedenkt er auch zum Schluſſe ſeiner Invectiva contra Aſtrologos.

*

Wer die Sitten der damaligen Zeit kennen will, wer die Deutſche Sprache in allem ihrem Umfange ſtudieren will, dem rathe ich, die Murneriſchen Gedichte fleißig zu leſen.

Was die Sprache Nachdrückliches, Derbes, Anzügliches, Grobes und Plumpes hat, kann er nirgends beſſer zu Hauſe finden, als in ihnen.

*

Er verſpricht, Murnern gegen den Vorwurf, als habe er bloß des Geldes wegen geſchrieben, zu vertheidigen, und zu beweiſen, daß ihn ſein Drucker und Verleger herzlich ſchlecht bezahlte. Die Anmerkung dazu iſt aber nicht vorhanden.

IV.

Beyträge zu einem Deutſchen Gloſſarium.

Erklärung der abgekürzten Bücher-Titel.

P. bedeutet: Pauli Schimpf und Ernſt; eine Sammlung kleiner Erzählungen, an der Zahl 541. Eine nähere Auskunft fand ich unter den Papieren nicht. Das B. bedeutet hier, wie ſonſt, Blatt.

Seb. Fr. bedeutet: Sebaſtian Franke Sprichwörder Schöne Weis u. ſ. w. wahrſcheinlich nach der Ausg. Frankf. a. M. 1541. 2. Th.

Eyr. bedeutet: Eyring Proverbiorum Copia u. ſ. w. (S. Adelungs Magazin, J. I. St. 2. S. 554.) Eisleben 1601 — 3.

H. Sen. bedeutet: Herrs Seneca, wahrſcheinl. nach MS. citirt.

F. Sen. bedeutet: Fuchs Seneca.

Pant. bedeutet: Pantaleons Ueberſetzung von Cardans Offenbarung der Natur. Baſel,

G. R. bedeutet: Die alte Ueberſetzung der Geſta Romanorum.

Scher. bedeutet: Barthol. Scheräus Geiſtl. weltliche und häusliche Sprachen-Schule ꝛc. Wittenb. 1619. 4.

Werd. bedeutet: Werders Taſſo, Gottfried od. erlöſtes Jeruſalem. Frankf. a. M. 1651.

Teuerd. bedeutet: Theuerdank.

Kriemh. bedeutet: Kriemhilden Rache, nach Bodmers Ausg. Zürch. 1757. 4.

Morh. bedeutet: Morhof Unterricht der deutſchen Sprache und Poeſie, ſammt deſſen deutſchen Gedichten. Zweyte Ausgabe. 1702.

Meyers T. bedeutet: Rudolf Meyers Todten-Tanz. Zürich. 1650.

Tſchern. bedeutet: Andr. Tſcherning Deutſcher Gedichte Frühling. Breslau. 1642. 8.

Opitz bedeutet: Opitzens verdeutſchte Argenis.

Lohenſt. bedeutet: Lohenſteins Sophoniſbe.

Heldenb. bedeutet: Das Heldenbuch, nach der Ausg. Frankf. a. M. 1560. fol.

Br. bedeutet: Brandts Narrenſchiff. Kayſ. Geiler von Kayſersberg.

M. S. bedeutet: Maneſſ. Sammlung der Minneſänger.

Andere Citate ſind ausgeſchrieben. Bey vielen Wörtern hat Leſſing die Quellen nicht angemerkt.

A.

Ab, ſo viel als gegen. Er thät fremd ab ihr. Pauli Bl. 30.

— ſo viel als von, unde. Er kam ab ſeinem Schloß. Bl. 33.

Abdachig, was allmählig abfällt. Schottel von der D. Hauptſprache, S. 617.

Abdüſen, etwa das Franz. debetiſer? Schottel ebend.

Abe'ntheurer, ſchon bey Pauli Bl. 2. Aus ihm ſcheint es Hans Sachs genommen zu haben. Jſt damit etwa das alte ananterer verwandt, welches das Vocabul. teuton. erklärt, ſcenicus, qui recitat geſta et mores de hominibus mala? Aber iſt dieſe Erklärung richtig?

Abeſpern, Friſch kennt es nicht. Es müßte von Aas, Lockſpeiſe, herkommen. Der Spate hat es auch unter eſſen, S. 897.

Abgeilen, Schottel S. 617. von geilen, betteln; durch unverſchämtes Betteln erlangen.

Abgeſellen, ſich, Schottel S. 617, ſich von einem geſellſchaftlichen Umgange entziehen.

Abſchrenzen oder abſchränzen, durch Liſt und Rank um etwas bringen. Stumpf 2, 24. (Schrantz: der Riß, die Spalte.)

Abtheil, das Franz. Appanage.

Abtiſch, vom Tiſche. Gefordert abtiſch. P. Bl. 48.

Abzug, Rudolph hatte viel Abzugs von ſeinen Freunden. Stumpf 2, 24. Er ließ ihnen viel zufließen.

Accommodiren, ſich, „ſo heiſt man heutiges Tags Katholiſch werden.“ Zinkgräf Apophthegmen Th. 2, S. 84.

Aehren, **Nachähren**, **Nachährer**, alte gute Wörter für Nachleſe. Geb. Fr.

Aene und **Uräne**, avus, proavus. P. B. 53.

Affenwerk, nugae. Opitz Arg. 93.

Alchmeyer, Chymiſten. P. B. 65.

Amey, **Ampe**, aus dem franz. Amie. Geliebte.

Amme, Hebamme. Heldenb. S. 110.

Ammeln, Kinder warten. Gurinus.

Ampel, Lampe. Tſcherning S. 97.

An dem Tode liegen, wofür wir itzt ſehr abgeſchmackt ſagen: auf den Tod liegen.

Andt, ſo viel als weh

Und wer lang Zeit
Nach Ehren ſtreit
Muß dannen weit
Das thut mir andt
Mein treuer Dienſt bleibt unbekannt.

Bey Zinkgräf Apophthegm. I. S. 181.

Anerſtorbnes Gut, geerbtes. Opitz Arg. 104.

Angſter, der, ein Gefäß, Flaſche. (von ἀγγος?)

Anken, Butter. Pant. S. 7.

Anſichtig, anſehnlich. P. Bl. 7.
„Der Griech achtet ihn für einen hochgelehrten Mann, wann er anſichtig was."

Anſiegen, obſiegen. Heldenb. S. 25.

Anſtellen, einem Mädchen ein Kind. (machen) Zinkgräf Ap. 2, S. 130.

Arbeit, Geburtsſchmerzen. Heldenb. S. 34.

So dich die Zeit nun finde
Und du zu arbeit ſolt gahn
Mit unſerm lieben Kinde.

Argwille, animus infeſtus. Alt und gut. S. Haltaus Gloſſ.

Arzneien, ſich laſſen, für: ſich operiren laſſen.

Atz, der, Jus albergariae. Zinkgräf Apopht I, S. 214.

Aucke, was iſt das für ein Wort? G. R. Bl. 92. Im Lateiniſchen ſteht bufo. (Mir ſcheint es dem Tone nachgebildet, wie Unke.)

Aufgeſtabt, aufgeſchrieben. (Buchſtab.) Heldenb. S. 140.

Jhr ſchwert denn mit der Hand
All aufgeſtabte Erde.

Aufwarten, Jemanden aufpaſſen. Opitz 1, 1.

Augenſpiegel, Brille. P. B. 97.
„Etliche können es auswendig, und bedürfen keiner Augenſpiegel."

Ausbeißen, Jemanden aus dem Credit bringen. Zinkgräf Apopht. 1, S. 154.

Ausbieten, herausfordern.
„Zween Meiſter hätten etwas mit einander zu ſprechen, deß einer den andern ausbot zu kämpfen." P. B. 62.

Ausbündige Männer, treffliche, eximii. Opitz S. 69.

B.

Bar, vir illuſtris. Heldenb. S. 95.

Barhaupt, chapeau-bas. Ein gutes Werk.

Bärmig, barmherzig. Jrand. 14.

Bärtling, ein Mann mit einem Barte, Capuziner. Aventinus B. Chron. B. 280.

Bauen, bewohnen. Einen Wald bauen. Held. 75.

Bed, Steuer, Abgabe. Daher Bed im Spiele.

Bedacht, Bedenkzeit. Teuerd. Hauptſt. 1.

Begangenſchaft, Handel, Gewerbe. Stumpf 2, 3.

Begeben, ſich, aus der Welt ſich zurückziehn. Haltaus Gloſſ.

Begnügig, continuus. H. Sen. 37. „daß „der Weiſe an ihm ſelbſt begnügig iſt.“

Beiten und peytten, warten. Teuerd. Hp. 8. Held. S. 7. Siehe Wachter.

Beizen, herabſteigen. Heldenb. S. 86.

Bekürzen, etwas; „damit ich's bekürze,“ kurz mache. P. B. 72.

Beliß, muß nächſt dem Marſchall ein anſehnliches Hofamt verwaltet haben.

Beſcheidenheit, Mäßigung. Teuerd. Hp. 3.

Beſtäten, zur Erde beſtatten. Held. S. 85.

Betrangen, martern. Werd. 2.

Bill, das Unbill, indignatio, Unwillen.

Bisbern, wiſpern, leiſe reden. **Werd.** 3. **Gewiſbel.** ital. bisbiglio.

Blicke, Funken. **Heldenb.** S. 43.

Blind, erdichtet. Blinde Namen.

Blinzen, das Geſicht blinzt, titubat acies. **Fuchs Sen.** S. 272.

Blinzlingen, mit verſchloſſnen Augen. P.

Bocken, mit der Stirne gegen einander ſtoſſen, **Seb. Fr.** „Beck dich nicht mit einem „Widder."

Bozhür, daß uns der **Bozhür** ſchänd, ein Fluch. P. B. 27.

Brack, Leydhund, ein Hund. **Heldenb.** S. 67.

Bremſe, muß auch ſo viel bedeuten, als ein Maulkorb.

Bücherey, Bibliothek. **Morh.** S. 253. Tſcherning hat das Wort Liberey, von liber. S. 187.

Büſſen, die Haare, kräuſeln, locken. P. B. 41. auch rudern. S. **Brand.** Mit Schwefelbar; büſſen das Haar. Crocei coloris crines efficere, ſagt **Kayſersberg.**

Büne, für Decke. P. B. 33.

„Seine (Domitians) Diener hätten gern ge„wußt, was er doch die Zeit thät, ſo er allein „war, und bohrten ein Loch oben durch die „**Büne**, und lugten, was er thät."

Buſmen.

Des nahm die Königin wenig wahr,

Und ſah heiſſe untuoendlich
Recht ſam ein Faß der buſmet ſich.
Herm. v. Sachſ. VIII.

ohne Zweifel ſo viel als ſich aufblaſen, (ſich buſen hat Friſch) wovon auch Busnarr.

D.

Danken, Gedanken. **Teuerd.** Hr. 2.

Daren, dürfen. Oſt.

Daube, die, woraus die Fäſſer zuſammengeſetzt werden. **Deutſch. Rabelais.** Kap. 5.

Deheiner ſlahte, auf keine Art. **Kriemh.** Sp. 4.

Diet, Volk. **Heldenb.** S. 25.

Da hub er ſich mit Schalle
Uf die heidniſchen Diet.

(Herr Häßlein nimmt es für **Geſchlecht**. **Bragur** II. S. 292.)

Doß, Getoſe. **Heldenb.** S. 13.

Drehſeln, wohlklingender und der Ableitung gemäßer, als **drechſeln**.

Drommer, ein Wort, welches ich in Fabers Lexico unter helvolus, von helvus, für gleichbedeutend mit **Schieler** gebraucht finde. Ich finde es beym Friſch nicht erklärt. Iſt Drommer und Schieler und Bleicher völlig einerley?

Dunkeln. **Heldenb.** S. 176.

Die Nacht die fieng zu dunkeln an

Durchächten, verfolgen, durchziehen. H. Sen. 58. **Durchächtung** der Chriſten. P. B. 33.

> „Der Muckenſtecher (Domitian) hat die
> „andre Durchechtung vollbracht in dem
> „Chriſten-Glauben."

E.

Ehrengrempeln. Durch dieſes Wort überſetzt Aventinus Simonie.

> „Der Biſchoff von Bamberg wurde des
> „Geitzes und Ehrengremplens verklagt."
> Chron. V. Bl. 347. b.

Ehrengrempler. Ebend.

Ehrgrembſen.

> „Sie wurden alle drey des Laſters Ambitus, genannt das Ehrgrembſen, ſo einer über die maß mit unrechter Weiß nach Ehren trachtet, und die kauft" ꝛc. Avent. B. V. Bl. 344.

Eichen, meſſen. „Eine Eiche iſt ein gewiß Maas flüſſiger Dinge, gleich einem Eymer." Gurinz.

Eilende Fälle, wo eine ſchleunige Hülfe erfordert wird. S. Haltaus Gloſſar.

Einleiben für einverleiben.

Eintweders, eins von beyden. Pant. S. 2.

Ellendthaft, virtus, robur. Held. S. 84.

Entliden, entgliedern, ſchwächen. Kommt oft vor.

Entſchlag, das Franzöſiſche Decharge, Quittung. Haltaus Gloſſar.

Entſchönen, deformare. Haltaus Gloſſar.

Eräugen, ſich, ſichtbar werden. Morh. Ged. S. 16.

Erbarmde, Erbarmung. Meyers T. in der Zuſchrift.

Ergötzlichkeit, für Geſchenk. Zinkgräf Ap. 1, 186.

Erlaſſen ſich, eines Dinges, ſich deſſen begeben. Zinkgräf Ap. 1, 54.

Ernſten, ein gutes altes Zeitwort, ernſthaft ſeyn.

Erſchellen, ein Horn, in ein Horn blaſen. Heldenb.

Erſchnarchen ſich etwas, ſich etwas durch Drohungen erpreſſen. Opitz. Arg. 109.

Erſte, der, ſtatt zuerſt. Er brach das Bündniß der erſte. Zinkgräf Apopht. 1, S. 87. Er rennte der erſte. Ebend. 118.

Etwan, ehedem, vorzeiten. Brand, öfters.

F.

Fahrende Schüler, „als man ſie nennt erfahrene Schüler“ P. B. 46. B. 76. 89. wo dieſe farne Schüler immer als Magiſter vorkommen. (Gewöhnlich nimmt man fahrend für herumziehend.)

Fahrt, wofür wir itzt Mahl brauchen. Ein fahrt oder zwier. Luther.

Fahrum, ein ſchwärmender Bienenſchwarm.

Falſcher Liebe pflegen. „Landgraf Friedrich ließ ſich nicht begnügen an ſeinem Gemahl, ſondern pflegte falſcher Liebe mit einer Kunigunde ꝛc." Meißn. Chron. von Krauß. S. 80.

Farm, fehlt bey Friſch. Das Vocabul. teut. erklärt es durch cymba, nomen navis, ampla et haud profunda. (In Schleſien Pram.)

Faſeln, gedeihen. Seb. Fr. „Pfaffengut faſelt nicht."

Federklauber, Schmarotzer. Seb. Fr.

Feickiſch, kleinmüthig. Vocab. teut.

Feigen. „Er zeigt ihr die Feigen, nach Gewohnheit der Walhen, da ſie den Taumen durch zwen Finger ſtoſſen, das heißt ein Feig." P. B. 85.

Felbern, Erlen.

Feler, eine Weide, ſalix. Vocab. teut.

Ferge, ein Fährmann. Held. S. 154.

Ferr, fern.

Ferte, Ort, Stelle. Heldenb. S. 110.

Fillen und villen, ſchinden. G. R. Bl. 12. „Das ſy in ſchunden oder vilten."

Fiſel, das männliche Glied. „Libenter heißt ein Pfaffenfiſel; ſemper ein Wolfsmagen." Deutſch. Rabelais Kap. 4.

Flaſir, am Schuh; liripipium. Vocab. t.

Flins, ein hartes Geſtein. „Stahel, Flinſe und Stein." Ulr. von Turh. MS.

Folant, von Rieſen. Heldenb. S. 78. Wachter leitet es von voler, ſtehlen.

Freislich, ſchrecklich.

Frevel für Straſe. **Zinkgräf** Apophth. 2, S. 86.

Frey, ein Freyherr. **Brand.**

Fuduz. **Utz Eckſtein.** Vulva.

Füdrige Wörter, ſesquipedalia verba.

Fug, Nutzen.

Fund, neue Fünde, ſo viel als neue Moden. **Brand** Kap. 4.

Funſiger, Stultus. Vocab. teut.

G.

Gahen, eilen. **Kriemh.** S. 1. Gäh, verſchnell.

Gäſſeln, herumgaſſen. **Brand.** 32.

Gänge, geläufig: gänge Zunge.

Garten, was heißt es? **Betteln, garten und terminiren.** **Seb. Fr.**

Gaufleute, artiſices ſcenici. **H. Sen.** 59. was heißt hier Gauf?

Gefüll, Pelzwerk. **Avent. Chron.** 289.

Geheuer, groß. Oſt.

Geißel, Executor. P. B. 44. ein Geißelmahl. (nicht obſes.)

Geiſter, ein Enthuſiaſt. **Luther.**

Geleben, eines Gnade leben. **Seb. Fr.** „Man gelebt eines Gottes, nicht eines Menſchen.“

Gelegenheit, Lage eines Orts. **Opitz** 1, 2.

Gemach, was zu einem anſtändigen Unterhalt ausgeſetzt wird. Hennenberger vom Deutſchen Orden.

Genoß, gleich, genoß am Adel. Teuerd. Hp. 5.

Geren, ſinus veſtis, Heldenb. (S. auch Luthers Bibelüberſ. Haggai 2, v. 13.)

Gerner, das Beinhaus, Knochenhaus. P. B. 41.

Geſchmack, für Geruch. Held. S. 171. Die Roſen verlorn irn geſchmack.

Geſtrüttich, Geſträuch. Otfr. 1. B. 1. K.

Gienen, das Maul aufgienen, für aufſperren. P. B. 72. Seb. Fr.

Ginnen, bey den alten Dichtern für beginnen.

Glatzet, glatzig, kahl. Brand. 42.

Glenz, der Lenz. (alſo von Glanz?) P. B. 41.

Glimpf, eine weibliche Mode. „Den Glimpf „werfen ſie über die Achſeln uß an den Ru„cken." P. B. 73. (Die andre Bedeutung für Beſcheidenheit iſt bekannt.)

Glückhaft, wer oft und viel Glück hat. Alſo mehr, als glücklich.

Gluff, ſ. darüber Zinkgräf Apopht. 1, S. 35. (eine Art Griffel, Nadel u. dergl.)

Goller, Kragen am Rocke, Kappe. Auch ſo viel als Halsband.

Grind, oft ſo viel als Kopf.

Güder, ein Verthuer, Verſchwender. P. B. 35. „Allwegen muß ein Sparer einen Güder haben." (Daher vergeuden.)

Gugel, cucullus.

Gumpen, ſpringen. P. B. 47. **Seb. Fr.**

Gunkel, ein Spinnrocken. Seb. Fr. (Wir ſchreiben jetzt Kunkel.)

Gurr, ein Pferd. **Heldenb.** S. 171.

Gutzgauch, Gukguk. P. B. 58.

H.

Habdruß, quaedam peſtis circa genitalia, vel Heydruß. Vocab. Teuton. (welches gewiß noch vor 1490 gedruckt iſt.) S. bey Friſch **Druß-Sucht.**

Haftig, ſeverus. Vocab. teuton.

Halber, zur Hälfte. **Heldenb.** S. 124.

Hallig, hällig, proclivis. **Thalhellig**, prono loco. **H. Sen.**

Hälmlein einem durch das Maul ſtreichen, einem ſchmeicheln. P. B. 32.

> „Und dankte ihnen — und ſtrich ihnen
> „das Hälmlein durch das Maul."

Halsperge, Rüſtung. Kriemh. S. Friſch unter **Hals. Heldenb.** S. 10.

Hämmerling, Meiſter, ein Beyname des böſen Geiſtes. **Scher.**

Helb, ein Stiel, z. B. an der Axt. B. **Waldis**, IV. 83.

Helffant, Elephant. **Heldenb.** Daher vielleicht unſer Elfenbein.

Heimlich, zahm, von Thieren.

Heinacht, heute Nacht. **Heldenb.** S. 53.

Hemling, ſo iſt in einer alten Ueberſetzung des Terenz, Ulm 1486, das Wort Eunuchus gegeben. Von Hammel leitet es Gottſched. S. Vorrath S. 39.

Hemmat, Hemde. Heldenb. S. 50.

Herbſten, erndten. P. B. 41.

Herr, ſo viel als bitter. Brand 84. Davon Herling, oder Herrling. S. Friſch.

Heumarder, ein ſchlechtes Pelzfutter. P. B. 81.

„Es trägt etwa einer eine marderne Schauben da fornen, und dahinden iſt ſie mit Hewmarder gefuttert — ſeyn alte rüdige Schafe.“

Hinterred, Nachrede. Br.

Hinterſtändig, für rückſtändig. Zinkgräf Ap. 2, S. 134.

Hirz, für Hirſch. Bey Pauli öfters.

Hochzeit, ein großes Gaſtgebot. Heldenb. S. 33.

Höne, Rieſe. Held. S. 60.

Sie hat geführet der höne
Auff ein burg, die iſt gut.

Hofferig, buklicht. Hoffer, Buckel. P. B. 61.

Horden, ſo viel als Harren?

Hort. Was heißt es?

Von Büchern hab ich groſſen Hort. Kayſ.

Hotzeln. „Er lacht, daß er hotzelt.“ P. B. 94.

Hübſchheit. Zinkgräf Apopht. 1, S. 222.

Hulder, Courmacher, Liebhaber.

Huſch, ein vorübergehender Platzregen. D. Rabelais.

I

Imbiß, Frühſtück. P. B. 67. (Auch Imbs.)
„An dem Morgen danken ſie zu Gott,
„nach dem Imbiß laufen ſie zum Teufel."

Inner, für innerhalb. Opitz Arc. 99.

Joch, auch, ſogar. Brand.

Irrig, unentſchloſſen. Teuerd. Hp. 2.

Der König, als er ſie gehört hätt,
Saß er klein Weil ungeredt
Und bedacht der Sach gar wohl
Wie dann ein weiſer Mann thun ſoll
Dann er in der Wahl irrig was.

Jüngſte Tag, Sterbetag. Heldenb.

Jungfrau, auch von Männern. P. Bl. 16.
„Der böſe Geiſt ſprach, er wollt nit weichen,
man hätte dann einen Prieſter, der
„ein Jungfrau wäre, der drey Meſſen celebrirte."

K

Kamben, Querbretter in den Mühlrädern. Kön. Tyrol. Vitruvio pinna, ſunt aſſamenta in tympano, quæ aquæ impetu impelluntur. Goldaſt.

Karthaunen, Deutſcher als Kanonen. Zinkgräf Apopht. 2, S. 106.

Kauffen, oft ſo viel als heurathen.

Käufig, was Käufer findet. P. B. 82.
„Die Roßtäuſcher, wenn ein Pferd kein
„Schwanz mehr hat, ſo binden ſie ihm
„einen an, der macht es dann käufig.

Kemnate, vielleicht ein Zimmer, Kommer. Held. S. 62. (Herr Häßlein erklärt es durch Streitthurm, Hochwarte, Landſchloß. Bragur II., S. 293.)

Ketſchen, ſchleppen, tragen.

Kieb, Zank. „Lieb wächſt durch Kieb.“ Deut. Rabelais, Kap. 5. (Daher wohl auch keiffen, kieffen.)

Kirchhofblumen, ſehr artig für graue Haare. P. B. 32.

Klaffer, Verleumder, ital. abbaiatore; **klaffen**, unverſchämt reden. Heldenb. **Verklaffen**, verrathen. Heldenb. S. 39.

Klappern, klatſchen, ausplaudern. H. Sen. 54. **Klappernarren**, Suſurrones. Br.

Klieben, **chlieben**, ſpalten. **Klobe**, ein großes Scheit Holz.

Klitzer, Dintenfleck. Zinkgräf Ap. 1. 230.

Klünſeln, fovere infantes. H. Sen.

Knellen, entzweyplatzen. Br.

Kobel, ein elendes Pferd. Kommt öfters vor.

Koppen; er koppt mir nach in die Art. Br. Er folgt mir nach, hat die neue Ausgabe.

Kopf, Becher. Held. 81. Daher unſer **Köpfchen**, vom Obertheile der Theeſchalen.

Kotze, **Pilgrams-Kotzen**, Rock, ital. ſchiavina. S. auch Heldenb. S. 54. (In Schleſien ſagt man Pferdekotze für Decke.)

Krachen, ſie fängt an zu krachen, für: ſie bekommt Geburtsſchmerzen. Deut. Rabelais Kap. 9. (Aber mehr ſcherzweiſe.)

Krank, ſchlecht, krankes Brod. Held. S. 52.

Kräutlein, ein ſchlimmer Menſch. Luthers Hans Worſt. (Noch jetzt üblich.)

Kröpfen, den Kropf füllen. B. Waldis IV. 82.

Kröſe, das Eingeweide. Heldenb. S. 98.

Kuder, eine Art Werg, ſtupa. P. B. 33.
„ſtack ein Pfund Werks oder Kuder darin.“

Kugelechtig, rund. Pant. S. 2. (Unſer kuglicht.)

Kumpf, klein, eng, ſchmal. P. B. 33.
„Jetzt ſo kann man die Schuh nicht kumpf
„genug machen, und mehr einem Kalbsmaule
„gleich, denn einem Schuh.“

Kunft, Ankunft.

Du viel liebe kunft des meien.
Gr. von Kilchberg M. S. 12.

Kürren, knarren.

L

Laichen, betrügen. G. R. Bl. 9.
„Da laichet ſi in gleich darumb, als ſi in
„vor um das ringlin gelaichet.“
S. auch Vocab. Teuton.

Laidig, häßlich, von laide. Zinkgräf Ap. 2. 108.

Leibſchütz, Trabant. Zinkgräf Ap. 1. 62.

Lesmeiſter, Prediger. P. B. 86.
„In einem Prediger-Kloſter war ein Lesmeiſter,
„Prädicant.“

Letner, Lectionarium, ein erhabner Ort in den alten Kirchen. P. B. 66.

Liebt, es liebt, für beliebt. P. B. 62.
„Wann man uns ein Ding verbietet, ſo
„liebt es uns erſt."

Limbde, Leumund, Leimat. Bey Luther oft.

Loben, oft ſo viel als geloben. Kriemh.

Loſen, lauſchen, hören. Loß Geſell. P. B. 17.
„Loſa, Loſa, wie die Vogel ſingent."
Gr. von Kilchberg M. S. 1, 14.

Lüften, heben, erheben.
„Du lerche luſtet ihr gedöne".
Gr. von Kilchberg M. S. 12.

Lugen, ſehen. Heldenb. S. 8. Engl. to look. Daher eine Luche, Loch. Vielleicht auch Lucke oder Licke, Spalte. (In Schleſien ſagt man: er lauft fort, wenn er nur einen Luck hat.)

Lupfen, erlupfen, erheben. P. B. 37.
„Die lupften ihn auf als leicht als ein Fe-
„derlein."

Lützel, wenig. Oſt.

M

Maßen, mäßigen. Flemming. S. 60.

Mancherhand, mancherley. H. Sen. 53.
„Das Leſen vieler und mancherhand Bücher,
„omnis generis."

Mannen, einen Mann nehmen. P. B. 43.
„Es iſt ſorglich, mannen oder weiben."

Manneszeitig, nubilis. Oſt.

Markten, handeln, dingen.

Mas, **Maſen**, ein Flecken, ein Mahl. P. B. 87.

Masleidig, faſtidiens, vom Magen. H. Sen. 13.

Meuchliſch, liſtig. Oſt.

Michel, viel, groß. Heldenb. S. 48.

Sein klagen das war grimme
Michel und auch ſehr groß.

Milchzins, Abgabe der Prieſter, die ſich Mädchen hielten. Utz Eckſtein. S. 16.

Mißgehen, unglücklich gehen. Held. S. 45.

Mißlungen iſt der Frau, ſie hat abortirt. P. B. 76.

Mitleidenheit, gleichförmige, Sympathie, widerwärtige, Antipathie. Pant. S. 1.

Mornig, morgend, mornigen Tags. H. Sen. 60.

Mühen, für affligere und affligi.

Des thet gar ſehre mühen
Den Held Wolfdieterich. Heldenb.

Muſig, Muße habend. Fiſchart *).

Mutternackt, ganz nackt. Morh. Ged. 93. Tſchern. S. 175.

Mutzen, ſich aufmutzen, für aufputzen. P. B. 4. eben ſo Brand 59.

---

*) Könnte man nicht dieſes Wort wieder aufnehmen, um den Begriff der guten Muße damit auszudrücken, zum Unterſchiede von dem Müßigen? Das otioſum des Lateiners kommt öfter in jenem Sinne vor, und wir müſſen es dann jedesmal umſchreiben. Anm. d. H.

Myet, Lehn. „Die nehmen Gaben, Schenk und Myet." Brand 45.

N.

Nakt, unbewaffnet. Oft im Heldenb.

Namen, mit Namen, ſo viel als nehmlich.

Nindert, nirgends. Theuerd. Hp. 8.

Nötern, nothzüchtigen. Oeſters.

Nützſüchtig, ein ſchönes Wort, intereſſirt, auf ſeinen Nutzen bedacht. Zinkgräf Apophth. 1. S. 47.

Nym, nicht mehr.

O.

O, für oder. Brand 42.

Oleib, Ueberbleibſel. H. Sen. 197. „Und ſo ſie den Oleiben entgangen". Et cum reliquias effugerint.

Ort, Spitze der Schwerter. Kriemh. 123. Heldenb. S. 43.

P.

Pfell und Pell, ein prächtiges Gewand. Heldenb. S. 44. 148.

Pfennig. P. B. 30.
„Und redet jedermann ſeinen Pfennig werth „dazu". (Son ſou.)

Pfuh dich, pfuy. Held. 10.

Pfuch und Pfach, Schimpf und Spott. Held. S. 48.

Potzenhut, ein Eunuchus. Auch **Frauenhut**. Das erſtere Wort hat Luther gemacht, um den Ton des Worts **nachzuahmen**, „womit man, wie er ſagt, das bezeichnet, „wovon ſie Frauen heißen."

R.

Rag, ſteif. **Ragtodt**, roide mort.

Rätherſch, Räthſel. P. Bl. 4.

Räthlichkeit, parsimonia. H. Sen. 96.

Räucheln, nach Rauche riechen.

Rappier, jeder Degen ehedem.

Rauſſen, ſchnarchen. P. B. 54.

„Und ſchlief der Biſchof ſo ſanft, daß er an„fieng zu rauſſen oder ſchnarchen".

Recke, Held, daher das Schimpfwort **Reckel**. S. **Heldenb.** S. 51.

Rechten, in den Rechten mit einander liegen. P. Bl. 15. (Iſt noch jetzt im Bücherſtyl üblich; doch hat es mehr den allgemeinen Begriff von **zanken**, **ſtreiten**.)

Reichen, reich werden. Seb. Fr. „Wer „gern bezahlt, der reicht."

Reiſe. So viel als Feldzug, Campagne. P. Bl. 8.

Retſcher, Verräther, index. H. Sen. 58.

Ringen, abnehmen, weniger werden.
„Sie ſwere begunde ringen."
Ulrich von Turheim Alex. MS.

Roller, ein Fuhrmann, P. B. 70.
„Und wie es der Roller oder Fuhrmann an„ſchlug, alſo gieng es".

Rüde, Hunde. Brand 72. (Wir ſagen im Maſculinum, ein Rüdel, männlicher Hund.)

Ruochen, geruhen. Kriemh. S. 2.

Rülzen, was heiſst es? Waldis Fab. 4. 83.
Und ſern die Pfaffen iht gar hülzen
Und gar viel gröber denn die Rülzen.

Rür, die letzten Rür der Liebe, die höchſte Gunſtbezeigung. Von einander die letzten Rür der Liebe nehmen.

S.

Samieren, was ſind das für Inſtrumente? Im Heldenb.
Zitterlen, Fidlen, Samieren,
Das es gar laut erhall.
(Mir fiel das Lat. Sambuca ein.)

Schachtmann, Straßenräuber. Heldenb. S. 75.

Schamper, ſchandbar. Schamperlieder.

Scharſaſſe, Schermeſſer. Held. S. 92. von Sachs, culter. S. Wachter.

Scheißling, divaricatis cruribus. P. B. 62.
„ſcheißling auf dem Pferde ſitzen."

Schel, ſchielend. Scherz.

Schelten, in gutem Sinn. Lohenſtein Soph. 365. „Die Rom für Afrikas Penthäſilea ſchilt."

Schembart, **Schönbart**, Larve. Brand.

Schirmen, fechten, pugillare. Heldenb. S. 41.

Schlafen, für: jemanden ſchlafen machen, tödten. Held. S. 128.

Schlamp, Schmauß, Gelag. H. Sen. 60. (Im Lateiniſchen Text ſteht coena.)

Schlecht, eſt ſo viel als **grade**, nicht **krumm**.

Schleckerhaftig. P. M. 3. leckerhaft.

Schlemmen, aufeſſen. P. M. 3.

Schlempe, eine weibliche Tracht, Schleppe. P. B. 77. „Und treiben ſie viel Hoffart mit „den Schlempen."

Schlich, ein Schleicher. P. M. 10.
„Und wie dem Juden ſeine Verdrießt iſt ſo „noch worden, daß ihm ein Schlich iſt unten „aus entfahren,

Schliefen, ſchlüpfen.

Schlinden, von Schlund, richtiger als unſer ſchlingen:

Swenne er den ſuzen Got enpfat, er ſlindet vipper untern gift,

ſagt **König Tyrol** von einem laſterhaften Prieſter. — (Das Heldenbuch ſagt **verſchlunden** für verſchlingen. S. 27.)

Schmarren, **Jßſchmarren**, Eiszapfen. P. B. 41.

Schmucken ſich, ſich ſchmiegen. Heldenb. S. 23.

Schnaphan, ein Petit-Maitre. P. B. 41.
„Haſt du ein hübſch Weib, ſo darfſt du ihr
„nicht fürchten vor den Schnaphanen, die —
„ihr haar büſſen und ihr hofiren.“

Schnatten; Striemen von Schlägen, Brand. 33.

Schnur, für Zone, Erdſtrich. Brand 65. (Etwas anders in Luthers Bibelüberſetzung: Ihre Schnur geht aus in alle Lande.)

Schuldbothen, Executores. P. Bl. 17.

Schupfen, aus dem Sattel heben. Heldenb. S. 42.

Schweiſig, blutig. Heldenb. S. 60. (Schweiß in der Jägerſprache für Blut des Haſen.)

Schwind, für geſchwind. Werd. 3.

Sedelhaft, ſeßhaft.

Sehrer, ſagten die Alten im Comparativ von ſehr.

Serben, ein Schweiz. Wort, ſchwinden, ſich verzehren. Meyers Todt.

Daß nicht verderbſt,
Stirb eh'du ſterbſt
Genad erwerbſt
Nicht ewig ſerbſt
Im Höllenreich
Im Schwefelteich.

Sibilit. Ich verſtehe dieſes Wort des B. Waldis nicht. Fab. IV. 11.

Ein großer Sturm hub ſich bey Gothland
Und nahm auch plötzlich überhand,
Und dreuet uns ſo mächtig ſehr,
Wurfen viel Güter naus ins Meer
Zubſt wollts beſſer werden nit.
Der Schiffer blies ins Sibilit.

Sidel, ein Siz. Daher Einſiedler. Held.

Siech, ein Kranker. Brand öfters.

Sigeſſe, eine Senſe. P. B. 78.

Sinn, ein Anſchlag, einen Sinn erdenken. P. B. 42.

Sippe, ein Verwandter. „Jeſus der iſt unſer Sippe.“ Eſchenb. Rennwart MS. (Daher Sippſchaft.)

Sodern, quellen.

Spahn, Zank, Streit. Zinkgräf. Apophth. 1. S. 8. (Hängt damit die Redensart: jemanden einen Spahn einhauen, zuſammen?)

Spehen, ſpähen, erfahren. Heldenb. S. 144.

Speidel, Keile, cunei. P. B. 48.

„Auf einmahl ging Milo durch einen Wald,
„da lag ein Eichbaum, da hätt ein Bauer
„eichene Speidel darein geſchlagen.“

Spötzlich, etwas weniger als ſchimpflich. Opitz. S. 22.

Sprachhaus, Sprachhäuſel, Abtritt (Prophey, Privät.) P. Bl. 75.

„Wie ers verſah, daß er in ein Sprachhuß

„ſiel, oder in ein Vrorhev, wie mans „dann nennt“.

Stadel, ein finſtrer Murrkopf. Seb. Fr.

Stegreif, Steigbügel. Oſt.

Stehlin, ſtählern. Held. S. 48.

Steifer Stern, ein Fixſtern. Pant. S. 3.

Stecken, erſtecken, ſuffocare. Brand 30.

Stenderling halten, ſtill halten, ſtehen bleiben. Seb. Fr.

Stete Augen, unverwandte. Orig. S. 44.

Steuren, regieren. Heldenb. S. 86.

Strauchen, ſtraucheln. Heldenb. S. 158.

Strelen, ſtreicheln. Seb. Fr.

Streymen, Striemen, für Strahlen. Pant.

Stulreuber Spring. Es muß reiber geſchrieben werden, von reiben, ſicare, und bedeutet Handwerker, die ihre Arbeit ſitzend verrichten. Sellularii im Lateiniſchen.

Stund, ſo viel als Mahl. Heldenb.

Und wer er drey ſtund minder,
Er wer mir noch groß gnug.

Sturmbar ſchießen die Mauern, ſagt Zinkgräf ganz vortrefflich für: breche ſchießen. Apophth. 1. S. 130.

Stutzen, ſtolziren. Tſchern. 296.

Sunder, ſo viel als Süden, bey den alten Dichtern. Oſten, Weſten, Norden, Sunder.

T.

Tagen, ſchweigen. Heldenb. S. 29.

Wer gern hört dieſe Märe
Der ſoll gar ſtille tagen.

Tageweiß, „eine Tageweiſ von Pyramo und „Thisbe“ vielleicht ſo viel als das Spaniſche Jornada.

Thädingen, für ſchwatzen.

Deutſch. Rabelais. „Sie thädinget ihn „ins Bett.“

Thal, zu thal, herab. Heldenb. S. 29.

Sein har was minnigliche
Schön kraus und dazu fahl
Es ſchwang im ſicherliche
Ueber die hüfft zu Thal.

Theilen Worte, für, wechſeln. P. B. 32.

Thor, ein groſſer kühner Mann. Heldenb. S. 51.

Tochter, ſo viel als Mädchen überhaupt.

Tödlich, ſterblich, ein tödtlicher Menſch.

Todtenbaum, ein Sarg, nicht bloß Bahre, wie Friſch meynt. P. B. 41.

„Da ſtat mein Nachbar in einem Todten„baum, und iſt geſtorben. — Und ſtieß „den Deckel ab, und zu dem Baum „hinaus“.

Todtenheim, das Land der Todten. Brand.

Tracht, Schüſſel, Speiſe.

„Denn das iſt einem Ehrenmann genug, „der da Gäſte hat, wenn er einer Trach„ten mehr hat.“

Träher der, die Thräne. P. Bl. 8.

Trom, ein Balken. P. B. 60.

Trummen, Trommel. P. B. 74.

Trüſſel, Rüſſel, Maul. P. B. 29. „Man ſoll ſie auf die Scheid ſchlagen, auf „den Trüſſel, daß ſie das Schwerdt (die „Zunge) darinn läßt".

Trutnine, Gemahlin. Kriemh. 3.

Tummheit, Taubheit. Pant. S. 5.

U.

Ueberherren, überwältigen.

Ueberrauſchen, jezt überraſchen. — (Die alte Sprache hat viele glückliche Zuſammenſetzungen mit Ueber. Dahin gehört: das Glück überböſen, bey Sebaſt. Frank.)

Ueberſchreiben ſich, wie wir ſagen, überſchreyen. Luther: haſt du mich überſchrieben ꝛc.

Ueberweiben ſich. Seb. Fr.; eben ſo Brand, für, unglücklich heurathen.

Uerte, Zeche. P. B. 73. „Wenn ſie zuſammenkommen, was ſollen ſie ſonſt thun, als „um die Uerte im Brette ſpielen?" Bey Seb. Fr. Urte.

Umſtand der, Umſtänder, für Umſtehende. Zinkgräf. Ap. 1. S. 77.

Unehe, für Concubinatus. Oſt. Die Redensart heißt: an der Unehe ſitzen.

Unerbärmlich jemanden ſeyn, unbarmherzig.

Ungefelle, Unfall. Heldenb.

Ungefüge, die, eine unbillige That. Held.

Ungeheuer, ein Wunder, prodigium. Der Schönheit Ungeheuer. Tſchern. 166.

Ungeſchaffen, häßlich. P. B. 29. „Ein ungeſchaffen Weib."

Ungeſchicht, von ungefähr. P. B. 18.
„Da begab es ſich, daß etliche Edelleute auch
„darzu kamen ungeſchicht."

Ungethüm, ein Geſpenſt. **Scherz** leitet es von domus; daher Ungedom, Unhäuslich, unheimlich, wo ſich nicht domen, hauſen, heimen läßt. S. 27.

Ungewinn, lucrum ceſſans. **Meluſ.** MS.

Unz, wie auch uß, ſo viel als bis.

Unzucht, Grobheit, Ungebührliches Betragen. P. B. 31. S. auch **Heldenb.** S. 100.

V.

Vagant, eine Singſtimme, viell. Contrabaſs. **Scher.** 53.

Verarzen, vermediciniren. P. B. 55.

Verböſen, verſchlimmern, böſe machen.
„Denn itzt in dieſer böſen Zeit
„Da der Satan verböſt die Leut."
B. Waldis 4, 83.

Vergönnen, mißgönnen.

Verlauben, ſich, Urlaub nehmen, aufhören. **Renner.**

Vermächtigen, ſich, zu Macht gelangen. F. **Gen.** S. 271.

Verreitzen, debaucher quelqu'un. (Verlocken.)

Verſorgen, nicht mehr ſorgen.

Verſprechen ſich, für entſchuldigen, ausreden. Zinkgräf Ap. 1. S. 129.

Verthunheit, prodigalitas. Seb. Fr.

Verweſen jemanden, ſeine Stelle vertreten. P. B. 94.

Verwillkühren, ſeinen Leib zum Tode. Kayſerrecht 1, Kap. 34—40. Es heiſt alſo, ſich der Willkühr entäußern. (Die Geſchichte des Juden von Venedig muß ſich alſo aus einer Zeit herſchreiben, wo das Verwillkühren des Leibes noch erlaubt war.)

Veland, ein Beyname des böſen Geiſtes; a valendo oder volando. Scher. S. 25. (Iſt es vielleicht einerley mit dem Worte Folant, welches ſo oft im Heldenbuche vorkommt?)

Voegeln oder **vogeln**, fleiſchlich beywohnen. „Da vögelte ſich di ſterkiim mit einem „andern ſtarken.“ G. R. Bl. 6.

Vortheil, alles, wodurch man ſich auf ein Pferd hilft. So kommt es bey den Alten oft vor.

W.

Wäger, ſo viel als beſſer. Brand. Im deutſch. Rabelais Kap. 4. ſteht es bloß mit dem e, Weger.

Wage, Wiege. P. B. 17.

Wämme, für Mutterleib. Eſchenbach im Alex. MS.

Wankelbar, beſſer als wandelbar *). **Teuerd. Zueign.**

Wahl, Niederlage. Daher Wahlſtatt. **Held.** S. 47.

War, wohin. P. Bl. 18.

Warner und **Röner**, gerichtliche Beyſtände, die ſich der Beklagte wählen durfte, damit ſie ihn **warnten** und ihm guten Rath **zuraunten**. **Mörin von Sachſ.** Bl. XI.

Waſſerlauf, Aquaeductus. **Krauß. Meißn. Chron.** S. 95.

Waſſerſtelze, Bachſtelze. B. 56.

Wath, ein Gewand. **Heldenb.** S. 30.

Wehrknopf, Degenknopf. **Zinkgräf** Ap. 1, 10.

Weidlich, bonae indolis. H. Sen. B. 59.

Weinſüll, ein, Säufer. P. B. 56.

„Ein Weinſüll hatte ſich übertrunken.“

Weiſe, ein Edelſtein. **Walter von der Vogelw.**

Wetſcher, Geldbeutel. P. Bl. 24. (In Schleſien Watſcher.)

Wevein, ein Weiher. P. Bl. 58.

Wehl, ein Haus, vielleicht von vallum. **Scher.**

Widerſpännig, ſagten die Alten wohlklingender und der Ableitung gemäßer, als unſer **widerſpänſtig**.

---

*) **Wankelbar** drückt eigentlich wohl etwas anders aus, als **wandelbar**. Eben darum ſollte das Wort nicht untergehen.

Anm. d. Herausg.

Wierig, dauernd, diuturnus. H. Sen.

Widt, ein Strang, Strick. Seb. Fr.

Winkelzehrer, die im Verborgnen eſſen, um Niemanden einladen zu durfen. Seb. Fr. Ein ſchönes Wort. Man könnte die heutigen Italiäner große Winkelzehrer nennen.

Winzeln, winſeln. „Dein Gewiſſen winzelt wider dich.“ P. B. 35.

Wirſch. Herm. v. Sachſ. 1. „Sie theten weder wirſch noch boß.“ (Weder freundlich noch böſe.)

Witzbold, ein ſchönes Wort, ſo viel als Klügling, „der zu frühzeitig in der Witz anſetzt.“ Seb. Fr. Auch Klügelmeiſter.

Wonweiß, wahnwitzig.

Wortler, der nichts als Worte macht, mehr Worte als Sinn hat. Luther.

Würſe, weh, ſchmerzlich. P. B. 91. „es thut ihnen würſer.“

Wuth, erwadete. Heldenb. S. 43.

Z.

Zeit, für bey Zeiten. Seb. Fr.

Zeſem, dexter.

„Dein zeſem Hand die Hell entſloß.“
Eſchenb. Rennwart MS.

Zinſtag, für Dienſtag. P. B. 28.

Zierredner, ein guter Styliſt. Zinkgräf Ap. 1, 98.

Zungenkrämer, ſo viel als Zungendreſcher. P. Bl. 26.

„Es iſt um die Zungenkrämer und Fürſprecher gleich als umb eine Wage."

Es ſteht hier für eigennützige Advocaten, Rabuliſten.

Zwagen, waſchen. **Heldenb.** S. 35.

Zweyhändler, Schweitzeriſch ein Schlachtſchwert. **Zinkgr.** Ar. 1, S. 209.

Zwölfbothe, ein altes Wort für Apoſtel.

Grammatiſche Anmerkungen.

1. Die Alten ſagten **Herr der Abt**, Franz. Monſieur l'Abbé.

   Pauli. B. 32. „Herr der Abt, man ſieht wohl an euren Schuhen."

2. Bey dieſem Schriftſteller haben alle Perſonen des Pluralis, desgleichen die Imperativi einerley Endung, nehmlich die Endung des Infinitivus, wie im Engliſchen.

   „Herr haben ihr gepredigt?" Bl. 37.
   „Als ihr izt haben gethan." Bl. 38.
   „Sehen ihr, daß kein ſchnödder Amt iſt,
   „denn Wucherey treiben?" Bl. 58.

3. Fürchten eines, ſtatt: wegen eines in Furcht ſtehen. **Pauli** Bl. 41.

4. Manche Wörter braucht er unzertrennt, die wir trennen.

   „Warum anfechteſt du den Menſchen?" Bl. 18.

5. **Wundſch** ſchreiben die Alten, und mit Recht. Denn wir laſſen bey der Ausſprache immer ein d mit hören.

6. **Eilen** wird oft mit dem Accuſativ gebraucht, wie properare.

„Eile die Sachen." **Werders Taſſo** Bl. 3.

So braucht Tſcherning das Wort **ſcherzen**, für: Scherz mit etwas treiben.

So kann ein Weibesbild
Der Männer Liebe ſcherzen.

V.

Grammatiſch-kritiſche Anmerkungen.

Ueber das Wörtlein Thatſache.

Mit Recht ſage ich: Wörtlein; denn es iſt noch ſo jung. Ich weiß mich der Zeit ganz wohl zu erinnern, da es noch in Niemands Munde war. Aber aus weſſen Munde oder Feder es zuerſt gekommen, das weiß ich nicht. Noch weniger weiß ich, wie es gekommen ſeyn mag, daß dieſes neue Wörtlein ganz wider das gewöhnliche Schickſal neuer Wörter in kurzer Zeit ein ſo gewaltiges Glück gemacht hat; noch, wodurch es eine ſo allgemeine Aufnahme verdient hat, daß man in gewiſſen Schriften kein Blatt umſchlagen kann, ohne auf eine Thatſache zu ſtoßen.

Man fand in Lateiniſchen und Franzöſiſchen Büchern bey wackern Männern, die an der Grundfeſte des Chriſtenthums flicken, daß es ganz unwandelbar gegründet ſey, weil es auf Facta, ſur des Faits, beruhe, die kein Menſch in Zweifel ziehen könne.

Nun heißen Facta und des Faits weiter nichts, als geſchehene Dinge, Begebenheiten, Thaten, Ereigniſſe, Vorfälle, deren hiſtoriſche Gewißheit ſo groß iſt, als hiſtoriſche Gewißheit nur ſeyn kann.

Dieſe Deutſchen Ausdrücke bedeuten alle etwas Beſonderes mit, und man müßte nach Schicklichkeit bald dieſen, bald jenen brauchen — — *)

---

*) Was mag Leſſing eigentlich über dieſes Wort haben ſagen wollen? Wahrſcheinlich etwa Folgendes: daß das Wort Thatſache 1. gar nicht das Lateiniſche Facta und das Franzöſiſche Faits ausdrückt, da es nichts anders bedeutet, als eine gethane Sache, alſo nur Einen Begriff aus den vielen, welche unter jenen fremden Wörtern zuſammengefaßt ſind. 2. Wenn es aber aus That und Sache zuſammengeſetzt iſt, ſo iſt das angehängte Sache überflüſſig, und das ganze Wort bedeutet nichts mehr, als das einzelne That. 3. Die Zuſammenſetzung ſelbſt iſt in dem letztern Falle nicht analogiſch gebildet, oder doch hart, weil man in dem Worte That keinen Genitivus erkennt. Vielleicht iſt es alſo nur gemacht, um des rundern Klanges willen, oder damit es ausſehe, als wolle man etwas mehr ſagen, als man wirklich ſagt.

Die Endung Iren

bey den Zeitwörtern iſt nicht neu. Luther ſagt ſchon ſtolzir'en. Statt buchſtabiren, ſagt er indeß buchſtaben.

Ueber Aber und Sondern.

Aber, ſondern, allein, ſind alles dreyes conjunctiones adverſativae, die der Franzoſe mit ſeinem einzigen mais ausdrückt. Vor aber und allein muß zwar, vor ſondern (meiſtens) nicht nur, vorhergehen. „Sie iſt zwar nicht ſo ſchön als dieſe und jene, aber ſie iſt doch hübſch.“ Elle n'eſt pas ſi belle, qu'une telle, mais enfin elle eſt jolie. „Ich habe es zwar verſprochen, allein das und das hindert mich, mein Verſprechen zu halten.“ Folglich braucht man aber und allein, wenn man etwas zwar einräumt, aber an die Stelle des Eingeräumten etwas anderes ſetzt, wodurch es eingeſchränkt wird. Sondern hingegen braucht man, wenn man das eingeräumte nicht einſchränkt, ſondern vielmehr durch einen Zuſatz vermehrt. Er iſt nicht allein gut, ſondern auch brav. Non ſeulement il eſt bon, mais encore il eſt brave. Alſo würden aber und allein conjunctiones ſtrictivae, und ſondern conjunctio augmentationis ſeyn. Und nur in dem Falle iſt ſondern eine conjunctio adverſativa, wenn gar keine andere Partikel vorhergeht, auf welche es ſich bezieht. Z. B. Es iſt nicht roth, ſondern grün.

NB. Hempels und Aichingers Regel, daß ſondern auf eine Negation folge, iſt wahr, aber nicht allgemein. Denn es folgt auch auf nicht nur, welches nichts weniger als negirt.

Aber fängt auch nicht ſelten den Perioden an, und alsdann iſt der ganze Vorderſatz mit Zwar ausgelaſſen. Als: Aber werden Sie denn nicht einmal aufhören, hiervon zu reden? Mais ne ceſſerez vous jamais de parler de cette choſe la? Hier iſt gleichſam vorher ausgelaſſen: Sie haben zwar Grund hiervon zu reden, aber ꝛc. Desgleichen: Aber laſſen Sie uns wieder auf unſere erſte Rede kommen, mais revenons à notre propos. Hier iſt ausgelaſſen: Das iſt zwar gut, was Sie hier ſagen, aber ꝛc. *)

---

*) Dieſe Anmerkungen über Aber befinden ſich zwar eigentlich auf den Blättern, worauf die Vergleichungen Deutſcher Redensarten mit fremden ſtehen; aber ſie ſcheinen mir vornehmlich durch Adelungs Wörterbuch veranlaßt zu ſeyn. Daſſelbe iſt, dünkt mich, mit mehreren Bemerkungen der Fall, welche

Grammatiſch-kritiſche Anmerkungen über einige Dichter.

Klopſtock.

Und durch die er Adams Geſchlechte die Liebe
der Gottheit
— — — von neuem geſchenkt hat.
Klopſt. Meſſ. 1.

Es wäre zu wünſchen, daß alle unſre Subſtantive in den Caſibus obliquis das e finale hätten,. um ſie in dieſen Caſibus ohne Artikel brauchen zu können, welches bey denen, die das e nicht haben, ſich nicht thun läßt.

Adams Geſchlechte iſt der Dativus, welches aus dem e finale klar wird, und der Dichter hat den Artikel ohne Zweydeutigkeit auslaſſen können. Aber würde er wohl haben ſagen können, z. E. Als Gott Adams Hand die neugeſchaffne Schöne überlieferte? Ohne Dunkelheit nicht.

Von neuem geſchenkt hat. Iſt von neuem wohl Deutſch? Oder iſt es nicht vielmehr nach dem Lateiniſchen oder Franzöſiſchen de novo, de nouveau gemacht? Und würde es nicht Deutſcher hei-

---

lich unter der genannten Rubrik zuſammengenommen habe.

ßen: **Aufs neue?** denn man ſagt **aufs** erſte (mal), zweyte (mal).

Voller Entzückung. Kl. Meſſ. 1, 11.

Iſt voller aus **voll der** contrahirt, oder was iſt es? Wann muß ich **voller** Entzückung, wann **voll** Entzückung ſagen? Oder iſt beydes einerley?

Hagedorn.

Die Hofſtaat.

Es hatte Sulimann
Der ganzen Hofſtaat Zug —

Wenn es ein Femininum ſeyn ſoll, glaube ich, muß es **Hofſtadt** heißen: die Stadt, der Ort, wo der Herr des Landes Hof hält. **Hofſtaat** aber muß ein Maſculinum ſeyn; denn wir ſagen: der Staat, respublica oder pompa.

Gute Wörter ſind: **Heldenheer, Leyrer** (Apollo), **Unglücksnacht, ewigbange Wüſte, die Eile, gekappte Bäume, ſchulgelehrt, Wunderbau** (der Biber), **dichtverzäunt.**

Wieland.

Hinwegſcherzen.

Sein Leben unter den Roſen der Venus unrühmlich hinwegſcherzen. Agathon 2, S. 40.

Hinwegſcherzen iſt noch etwas anders, dünkt mich, als verſcherzen; obgleich hinwegplaudern und verplaudern, und andre dergleichen Compoſita völlig einerley ſeyn dürften. Hinwegſcherzen heißt: unter lauter Scherz verbringen. Verſcherzen heißt dieſes auch, aber zugleich, ſich durch eine Nichtswürdigkeit einer wichtigen Sache verluſtig machen; in welchem Verſtande Scherz in der figürlichen Bedeutung genommen wird.

Für Eins ſagt Wiel. S. 101 für pro primo, und läßt darauf folgen fürs Andre. Es muß nothwendig heißen, fürs Erſte.

Salbaderey nimmt Wiel. S. 124. für die Gegenſtände eines abgeſchmackten Geſchwätzes, und ich glaube, es bedeutet das Geſchwätz ſelbſt.

Nur nicht, ſagt Wieland nicht richtig für ne quidem *). Dieſer Entſchluß koſtete ihm — nur nicht einen Seufzer. S. 37.

Noch hat er ſich aus Agathon angemerkt die Wörter: Erſchweren, das Selbſt, gelbſüchtige Vorſtellung, Fiebriſch, emporarbeiten, Vorſpiegelung, Jahrtauſend, entgöttern, hinwegbuhlen, vorüberblitzen, begründet zu Gunſten, Au-

*) Wieland braucht es aber für tantum non, beynahe.

genſcheit, verzetteln, der Hofſchranze, geeigenſchaftet, eigenſt, Schlauheit, bildſam, der erſte beſte, Wickelkind, zottelbärtig, Räthe (conſilia), Lohe für Flamme, bälder.

Raſch, ſcheint mir, wird nur von dem geſagt, was ſich ſchnell in Bewegung ſetzt. Ein raſches Pferd iſt nicht ſowohl ein geſchwindes, als ein ſolches, das ſehr leicht in Lauf zu ſetzen iſt. (Daher heißt raſch in der figürlichen Bedeutung ſo viel, als übereilt; als: ein raſches Maul.) Wieland würde alſo nicht zum Beſten geſagt haben:

Der Ocean, der das Schiff
In raſchen Wirbeln dreht.

Zünden, für ſtrahlen; leuchten, ſehr gezwungen.

Wenn bey verwölkter Nacht kein ſichres
Licht uns zündet.

Verwölkt, dafür beſſer: umwölkt.

Begierdenlos.

Des armen Craſſus Gold begierdenlos beſehn.

So ſollte man Horazens oculo irretorto überſetzen.

Am fleißigſten muß Leſſing Wielands Amadis ſtudiert haben. Aus dieſem hat er ſich eine große Menge Wörter ausgezeichnet, die damals noch neu waren; und ſehr oft ſpricht er von Wielands glücklicher Wörterfabrik.

Ueber das Plattdeutſche *).

Die Niederſachſen haben ſehr Unrecht, wenn ſie die Verdrängung ihrer Mundart der Reformation Schuld geben. Die Reformation war die Veranlaſſung, aber die Schuld iſt lediglich ihr eigen. Denn thaten die erſten Wiederherſteller der Religion das geringſte mit Vorſatz, was der Oberſächſiſchen Mundart das Uebergewicht hätte geben ſollen? Thaten ſie nicht vielmehr alles, um der Niederſächſiſchen mit gleichem Schritte fortzuhelfen? Ward nicht ſogleich die Bibel völlig in ſie übergetragen, ſo daß die Niederſachſen faſt noch früher eine überſetzte Bibel hatten, und ſogar mehr als eine? Schrieben nicht Bugenhagen in Pommern, Johann Arpinus erſter Superintendent in Hamburg, und Andre, verſchiedene ihrer geiſtlichen Schriften niederſächſiſch? Woran lag es denn alſo, daß ſie auf dieſem Wege nicht fortgingen? Freylich mit daran, daß es Anfangs nicht geſchickte Niederſachſen ge-

---

*) Zur Erläuterung dieſes Abſchnittes dient am beſten die Abhandlung vom O. C. R. Gedike in den Beyträgen zur Deutſchen Sprachkunde. Erſte Samml. S. 292. f. und die von Kinderling in der Schrift Für Deutſche Sprache ꝛc. von der D. Geſellſchaft zu Berlin. 1. St. S. 67. f.

Anm. d. H.

nug gab, mit welchen alle die neuen Predigerſtellen zu beſetzen waren, und alſo die meiſten dazu aus Oberſachſen verſchrieben werden mußten. Aber auch das war ja die Schuld der Niederſachſen und nicht der Reformation. Und daß ſie ſogleich die Oberſächſiſchen Prediger in der fremden Mundart ſo gern hörten, ſie nicht nöthigten, ſich in der Mundart des Landes ausdrücken zu lernen: iſt denn das nicht ſchon Beweiſes genug, daß ſie ſelbſt ſchon damals der Oberſächſiſchen Mundart den Vorzug gaben, und ſie für beſſer, für würdiger, für ſchicklicher hielten? Und in der That mußten ſie wohl. Denn hatten ſie denn vor der Reformation das geringſte Erträgliche, was in ihrer Mundart wäre geſchrieben geweſen? Einige gute hochdeutſche Bücher hatten ſie überſetzt, als das Narrenſchiff, u. ſ. w; aber eigne kenne ich kein einziges. Es wäre denn Reineke Fuchs, der Eulenſpiegel und dergleichen, welche niedrige und poſſierliche Werke vielleicht gerade mit Schuld waren, daß man ſich nichts, als ſolche Dinge, darin auszudrücken getraute.

Zudem hat ſich wirklich die Niederſächſiſche Mundart noch bis in die erſte Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts einigermaaßen in ihren Kirchen erhalten. Denn bis dahin verſichert Terkell (Geſamml. Briefwechſel der Gelehrten von 1750, S. 202.), Gebetbücher und andre geiſtliche Schriften in dieſer Mundart geſehen zu haben, die in Hamburg und andern Niederſächſiſchen Städten gedruckt worden.

Es war alſo nicht die Reformation, ſondern ihr eigner Geſchmack, der die Veränderung verurſachte.

*

1) Beweis, daß die kritiſchen Bemühungen und Verbeſſerungen auch in der plattdeutſchen Sprache nützlich und nöthig ſind. Eine Abhandlung von J. P. C. Decker, in den Braunſchweigiſchen Anzeigen 1748. 42ſtes Stück.

Er beweiſet dieſe Nützlichkeit

1. aus der Erforderniß einer gründlichen und vollſtändigen Kenntniß der plattdeutſchen Sprache zur Geſchichte und Diplomatik.
2. Aus der Nothwendigkeit, daß ein Prediger an ſolchen Orten, wo man das Hochdeutſche wenig oder gar nicht verſtehe, ſeinen öffentlichen Vortrag in plattdeutſcher Sprache verrichte.

3. Aus dem Gebrauche, den man von ihr ſelbſt zur Kenntniß und Ausbeſſerung der hochdeutſchen Sprache machen könne, wobey er ſich auf ein Beyſpiel in dem 58. St. des Jahrs 1745 dieſer Anzeigen beruft.
4. Aus ihrer Schicklichkeit zur ländlichen Poeſie und Nachahmung des Dorflebens *).

2) Verſuch einiger philologiſchen Grundſätze, nach welchen die Mundarten in einer jeden Sprache können verbeſſert werden. Eine Abhandlung von Kn. (ich vermuthe **Knittel**) in den Braunſchw. Anz. des Jahres 1750. St. 25.

Sie iſt größtentheils mit in Abſicht auf die plattdeutſche Sprache geſchrieben, in welcher uns der Verfaſſer einen Theokrit wünſcht.

3) In den Braunſchw. Anz. Jahr 1745, St. 2. war die Frage vorgelegt worden: Welches von beyden iſt älter, das Plattdeutſche oder das Hochdeutſche?

Und auf dieſe Frage findet ſich in dem 102. Stück des Jahres 1746 eine ſehr

---

*) Man kann ſich davon in **Voſſens** Gedichten überzeugen. **Anm. d. H.**

curieuſe Antwort, deren völlig ungenannter Verfaſſer das Plattdeutſche ziemlich jung und zu einer Tochter des Holländiſchen macht, bey Gelegenheit der Holländiſchen Coloniſten nehmlich, welche in dem 11. und 12. Jahrhunderte das von den Obotriten verheerte Sachſen und beſonders das verlaſſene Holſtein, als von wannen ſich allein über 600 Familien im Jahre 1066 nach dem Harz gewendet hatten, wieder anzubauen und zu bevölkern kamen. Er meinet alſo, auch die Benennung komme von den Holländern her, die damals aus dem Platten, oder, wie wir itzt ſagen, aus den Niederlanden nach Sachſen kamen.

*

Probe des plattdeutſchen Dialekts um Goslar. Ein Gedicht auf das Goslariſche Bier, in den Epiſt. itinerariis Brückm. Cent. I, 38.

Des Braunſchweigiſchen. Das Mummenlied aus der Oper Heinrich der Vogler. Brückm. I, 52.

*

Glau iſt ein Niederſächſiſches Wort, welches wir auf alle Weiſe in unſre Bücherſprache aufnehmen ſollten. Es heißt ſo viel als hell, ſcharf, und wird beſonders von den Augen gebraucht. S. Richey. Ohne Zweifel iſt es mit Glauch und Glär verwandt, welches erſtre Friſch durch glaucus, ſo wie das zweyte Heniſch durch caeſius überſetzt. Und da dieſer das Compoſitum gläräugig davon hat, ſo ſehe ich nicht, warum wir nicht das Homeriſche Epitheton der Minerva γλαυκωπις entweder durch dieſes gläräugig oder durch glauäugig überſetzen ſollten. Hagedorn hätte Gelegenheit gehabt, das Glau bekannter zu machen, wenn er anſtatt

Eine die mit blauen Augen
Mehr als Männerwitz verband,

geſagt hätte: mit glauen Augen.

Ueber Provinzialismen.

Die Provinzialismen, welche der Schriftſteller brauchen kann, müſſen nächſt ihren andern zu beſtimmenden Eigenſchaften auch dieſe haben: daß man ihren Stamm in einer von den Quellen der Sprache zeigen, und ſonach gewiß ſeyn kann, daß ſie keine Aftergeburten des Dialects in neuern Zeiten ſind. So ſind z. B. Krume und Kruſte für den äußern harten und innern weichen Theil des Brodtes gut Engliſch. Shakeſp. Lear. Act. 1. ſc. 4.

— he that keeps nor cruſt nor crum.

Anmerkungen über Adelungs Wörterbuch der Hochdeutſchen Mundart.

A.

Aber, als ein Nebenwort der Zeit, iſt ſo völlig veraltet nicht, und ſelbſt in Oberſachſen im gemeinen Leben noch ſehr gebräuchlich. Warum ſollte man es alſo nicht in Schriften brauchen, welche die Sprache des gemeinen Lebens nachahmen? Da es hiernächſt in Luthers Bibelüberſetzung oft vorkommt, ſo hat es, wie faſt alle ungewöhnlichere Wörter derſelben, etwas Feyerliches, das der Dichter auch in ernſthaften Stellen ſehr gut zu nutzen weiß. Und aber erklang die Trommete — Und aber ſchoß ein Strahl herab — Und aber rief das Geſpenſt ihm zu. In allen ſolchen Exempeln würde das gewöhnlichere

Abermahl höchſt ſchleppend ſeyn, und das gleichbedeutende Wiederum ſehr kahl klingen. Ja vielleicht iſt zwiſchen Aber und Abermahl ſogar ein kleiner Unterſchied. Nehmlich dieſer, daß Aber iterum, und Abermahl iterumque bedeutet. Denn eben ſo wie das Lateiniſche iterum iterumque, braucht Luther aber und abermahl.

Ab. Die Bedeutungen, welche dieſe Partikel den mit ihr verbundenen Wörtern giebt, ſind ſehr wohl entwickelt. Nur N. 9. iſt falſch. Ab zeigt bloß die Entziehung, das Aufhören, die Verneinung deſſen an, womit es verbunden iſt, aber lange noch nicht das Gegentheil deſſelben. Wir werden es bey den Worten ſelbſt ſehen.

Abgott. Es iſt nicht zuverläſſig, was es mit der Vorſylbe ab in dieſem Worte für eine Bewandniß habe. Helwig meynt, es ſey vielleicht das Hebr. Aph, quod viſum et vultum ipſum ſignificat, ut ſit quaſi Deus adſpectabilis. Ich glaube, die Bedeutung iſt richtig, daß es nicht ſowohl einen falſchen Gott, einen Götzen, als nur vielmehr ein Bild von Gott bedeuten ſoll. Doch darum iſt es nicht nöthig, die Zuflucht zum Hebräiſchen zu nehmen. Unſer eignes ab, welches nicht allein von, ſondern auch nach bedeutet, kann dieſe Bedeutung ſchon genugſam erhärten: abmahlen, abzeichnen, heißt bloß nach etwas mahlen, zeichnen; Abglanz iſt gleichſam ein zweyter, ein von einem dunkeln, erleuchteten Körper zurückgeworfner Glanz; z. E. der Glanz des Mondes iſt nichts als ein Abglanz der Sonne.

Abgunſt, die Abnahme, die Entziehung der Gunſt, an deren Stelle das Gegentheil noch nicht eingetreten ſeyn darf, deſſen Daſeyn das Wort Mißgunſt andeutet. Die verſchiedenen Staffeln wären alſo Gunſt, Abgunſt, Mißgunſt, Neid, welches auch von den Beywörtern gilt. „Er, der ſonſt ſo vielen Antheil an mei„nem Wohlergehen nahm, fängt an, mir „ſehr abgünſtig zu werden; ja, ich darf „ſagen, daß ich ſchon mehr als Eine Pro„be ſeiner Mißgunſt habe erfahren müſſen.“ Ich berufe mich auf eines jeden feines Gefühl, daß es auffallen würde, wenn Mißgunſt hier vor, und Abgunſt nach ſtände. Neid, wenn es nicht ausdrücklich auf etwas Einzelnes eingeſchränkt wird, iſt allgemeine Mißgunſt. Auch der beſte Menſch kann mißgünſtig ſeyn, gegen den und jenen, der ihm ein Glück nicht zu verdienen ſcheint; aber darum heißt er noch nicht neidiſch.

Abbild iſt nicht bloß Bild oder Abriß, ſondern das Bild von einem Bilde. Und ſo braucht es auch wirklich der Dichter, der Abbild dem Urbilde entgegenſetzt.

(Wie angenehm iſt doch die Liebe!
Erregt ihr Abbild zarte Triebe,
Was wird das Urbild ſelber ſeyn? Hall.)

Wenn wir auch Abbild nicht, wie die Holländer, für Portrait brauchen könnten, indem ſchon Bild im Gegenſatz des Gemäldes ein Portrait zu bedeuten pflegt; ſo könnten wir es doch ſehr wohl für die Copie brauchen, die ein guter Meiſter oft von einem ſeiner Stücke zu machen erſucht wird. So würde ich in der Emilia Galotti, anſtatt: „die Schilderey ſelbſt, wo„vor ſie geſeſſen, hat ihr abweſender Va„ter bekommen. Aber dieſe Kopie" — gar wohl haben ſagen können: „das Bild ſelbſt — Aber dieſes Abbild;" wenn es im Dramatiſchen nicht mehr darauf ankäme, der Perſon ihr angemeſſene, als gute Worte in den Mund zu legen.

Abbinden. Ehedem brauchte man dieſes Zeitwort, in der angegebenen Bedeutung für zu Stande bringen, völlig fertig binden, auch figürlich, und etwas abbinden hieß auch, capita rerum expedire. Damit ich es kurz abbinde, war ſo viel als: damit ich es kurz mache, daß ich endlich mit Wenigem anzeige, worauf die Sache hauptſächlich und allein ankommt. Ich führe dieſe Redensart an, nicht ſowohl, weil ſie für ſich ſelbſt werth wäre, wieder in Gang gebracht zu werden, ſondern weil ſie mir eine andre zu erklären ſcheint, welche ſehr gewöhnlich iſt. Nehmlich man ſagt von einem Manne, der wenig Worte macht, der ſeinen Entſchluß auf der Stelle faßt: er iſt kurz angebunden. Was heißt dieſes anders, als: er bindet in Allem kurz ab? Nur weil man dieſe Bedeutung von abbinden zu vergeſſen anfing, machte man daraus anbinden, und indem Leute, die den ganzen Sinn der Redensart nicht faßten, vielleicht an einen Hund dachten, den man um ſo kürzer anzubinden pflegt, je böſer er iſt, brauchte man die Redensart von einem Jähzornigen.

Abbitten, ſich etwas, für ſich etwas verbitten, braucht Wieland. Wo ein ſolcher Schriftſteller von dem Gewöhnlichen abweicht, wird er gewiß ſeinen Grund haben; und die Abweichungen deſſelben anmerken, heißt Gelegenheit geben, über die Sprache zu denken.

Abend. Friſchens und Wachters Ableitung von dem veralteten Zeitworte **Aben**, abſteigen, abnehmen, mag freylich wohl nicht die wahre ſeyn; aber Herrn Ihrens Ableitung von dem Isländiſchen aptan, nach, möchte ich doch auch nicht vorziehen. Das Hebräiſche ob und uphen, er hat verfinſtert, läßt mich vermuthen, daß hier noch ein ganz andres Stammwort verloren gegangen ſeyn werde.

Wenn Abend figürlich das Ende von etwas bedeutet; ſo geſchieht es mehr nach einer fremden, oder nach unſrer jetzigen Art zu reden, als nach der Altdeutſchen. Denn bey unſern Vorfahren, welche die Zeit ſo angaben, ut *nox ducere diem videatur*, wie Tacitus ſagt; d. i., welche den bürgerlichen Tag von einem Abend zum andern rechneten, muß Abend vielmehr der Anfang von etwas geheißen haben. Und in dieſem Verſtande ſteht es vielleicht noch in dem Sprichworte: Gewinnen iſt der Abend von Verlieren, d. i. wenn man lange gewonnen, muß man ſich gefaßt halten zu verlieren. Freylich kann es aber auch heißen: Wenn man lange verloren, hat man Hoffnung, endlich zu gewinnen. Das Sprichwort kann ſehr alt ſeyn, angenommen den beſondern Spieleifer unſerer lieben Urältern.

Alle Zuſammenſetzungen von Abend, beſonders die poetiſchen, mitzunehmen, dürfte wohl eben ſo ſchwer, als unnöthig ſeyn. Die einen verdienen es indeß eben ſo wohl, als die andern. Und ſo fehlen z. E. Abendglocke, für: das Abendläuten der Glocke; Abendgefilde, gegen Abend liegende Gefilde. Zach.

Aebicht, das Wort iſt gut, und wohl beyzubehalten. Man braucht es auch von der verwandten oder umgekehrten Hand. So hört man oft in Sachſen: Geh, oder ich will dir mit der äbichten eins geben. Ein andres Wort, das gleichfalls ſo viel als äbicht bedeutet, klingt nicht ſo fein; nehmlich:

Aerſchlich, ärſchlings; es iſt aber auch Hochdeutſch. Adelung hat es nicht. Und man ſollte, mein' ich, in einem Wörterbuche dieſer Mundart auch dergleichen Feinheiten mit anmerken, wenn man nicht das Anſehen haben will, dem übrigen Deutſchlande weis machen zu wollen, daß dieſe Mundart allein ſich immer anſtändig und edel ausdrücke.

Noch einige fehlende Wörter:

Aalen, das Zeitwort für Aale fangen, hat Schottel ausdrücklich. (Von der T. Haupt-Spr. S. 1277.) Und warum nicht? Wir machen ja nicht allein von Fiſch fiſchen, ſondern auch von Krebs krebſen. Noch erinnere ich mich, aalen als ein Kunſtwort unſerer Röhrmeiſter gefunden zu haben; für: eine verſchlemmte Röhre luften, indem man einen lebendigen Aal durchſchlüpfen läßt.

Abbangen, durch bange machen einem etwas abliſten, abpreſſen. Ich weiß keine gedruckte Auctorität; aber ich habe ſagen hören: Er hat mir mein Haus mehr abgebangt, als abgekauft.

Abbilligen, ein gutes und nöthiges Wort, eine beſondre Art des Aberkennens auszudrücken. Aberkennen iſt das Allgemeine; abbilligen und abſprechen ſind das Beſondere. Dieſes bezieht ſich auf den Spruch des Geſetzes, jenes auf die Billigkeit; abbilligen iſt Sache des Schiedsmanns, abſprechen des Richters. „Leider ſind die Geſetze oft ſo, daß der Richter einem etwas abſprechen muß, was er ihm nicht abbilligen würde.“

*

Aefern iſt noch nicht ſo lange veraltet, wie Adelung meynt. Denn noch in dem Eſelskönige, einem meiſterhaften Buche des vorigen Jahrhunderts, kommt es S. 147 vor.

Ein gutes Franzöſiſches Sprichwort.

Ich wünſchte, daß wir Deutſchen diejenigen Sprichwörter, die aus dem Franzöſiſchen zur Zeit noch nicht geborgt ſind, noch borgten.

Wenn wir z. B. von Dingen, deren es nur wenige giebt, ſagen, daß ſie ſich an den Fingern zählen laſſen; warum ſollte man nicht von Dingen, die faſt einzig in ihrer Art ſind, im Scherze ſagen dürfen: daß ſie ſich an der Naſe zählen laſſen? Denn im Franzöſiſchen: Choſes, qu'on peut compter avec le nez, ſe dit de celles qui ſont très rares et presqu' uniques en leur eſpèce. Duchatiana p. 487. Part. 2.

VI.

Vergleichung Deutſcher Wörter und Redensarten mit fremden.

Faſſen machen. Ob dieſes nicht mit dem Griechiſchen αμφαζονειν eine Verwandtſchaft haben ſollte, von welchem Worte nachzuſehen Erasmi Adagia p. m. 21.

Himmelweit von etwas verſchieden ſeyn, nach dem Lateiniſchen toto coelo diſtare ebend. p. 20.

Von ſelbſt, ſo viel als freywillig. Dieſem Ausdrucke iſt der Lateiniſche ab ſe für ſponte ſua ſehr ähnlich, welcher beſonders bey Plautus vorkommt, z. E. Ab ſe exit. Menæchm. I. 2. 66. Man ſehe die Anmerkung Taubmanns über dieſe Stelle, die ſich der neue Herausgeber von Giſmii Obſervat. Lat. L. p. m. 3. zugeeignet hat.

Es kann nicht fehlen, für: es iſt nothwendig. Der Lateiner: abeſſe non poteſt, quin. S. Giſan. l. c. p. m. 4.

Aufs höchſte. Cic. p. Mil. c. 12. ad ſummum.

Jemanden den Daumen halten, premere pollicem. Er. Adag. p. 148.

Wohlbeſprecht, welches Logau braucht, iſt ohne Zweifel das Engliſche fine ſpoken, der gut zu reden, ſich auszudrücken weiß.

Aus der Hand ins Maul. Engliſch: They have but from hand to mouth.

Topffreundſchaft, nach dem Griechiſchen χυτρας φιλια Erasm. p. 122.

Hölzern, abgeſchmackt, albern. Griechiſch: ὑποξυλον. Erasm. p. 98.

Einem etwas ins Maul ſchmieren, einkäuen, præmanſum in os inſerere. Erasm. p. 145.

Gepfeffert, was ſehr theuer iſt. Auch die Franzoſen haben einen ſprichwörtlichen Ausdruck, cher comme poivre. (Duchasiana P. 2. p. 531.) Beyde Ausdrücke ſchreiben ſich ohne Zweifel noch aus den Zeiten her, da der Pfeffer ungleich theurer war, als er jetzt iſt.

Man muß Hundshaar auflegen. Il faut prendre du poil de la bête.

Die Katze im Sacke kaufen. Acheter chat en poche.

Abgeben, für: etwas ſeyn, einen Soldaten abgeben. Das Engl. give off, z. E. beym

Wicherley (Love in a Wood Act. 4. p. 81.) no man breathing would give off a Loſer, as ſhe ſays.

Vorboten. Dieſes Wort brauchen wir öfters gewiſſe prognoſtiſche, ominöſe Zufälle auszudrücken. Z. E. Vorboten des Todes ꝛc. Und die gemeine Ableitung iſt von Bote, nuntius; Vorläufer gleichſam, welche die Annäherung dieſer oder jener wichtigen Begebenheit anſagen. Ich will dieſe Erklärung auch nicht platterdings verwerfen; aber ein Engliſches Wort, welches Deutſchen Urſprungs iſt, und ſowohl im Klange, als in der Bedeutung viel Aehnlichkeit mit dieſem Vorboten hat, ſollte mich faſt vermuthen laſſen, daß ſeine Wurzel weit tiefer liege; to bode nemlich, oder abode, heißt: vorbedeuten; und bodement oder abodement die Vorbedeutung. Z. E. This bodes ſome ſtrange eruption to our ſtate. Hamlet.

Es wäre nicht das einzige Exempel, wo aus unſrer jetzigen Sprache der alte Stamm eines Wortes ſo gänzlich verloren gegangen, daß man ſich gedrungen geſehen, es zu der figürlichen Bedeutung eines ganz andern gleichlautenden Wortes zu machen.

Ich werde in dieſer Muthmaßung noch mehr beſtärkt, da ich ſehe, daß man auch ſogar to forebode und foreboder in eben dieſer Bedeutung im Engliſchen ſagt, boder aber nichts weniger, als Bote, nuntius, heißt.

Knäuel leitet Friſch von glomus her. Ich glaube aber, daß es urſprünglich Deutſch und mit dem Engliſchen coil verwandt iſt, welches nicht allein Tumult, Verwirrung bedeutet, ſondern auch, wie es Johnſon erklärt: a rope wound into a ring; und das iſt ein Knäuel.

Fehlen, in der unbeſtimmten Bedeutung, da es nicht ſowohl einen wirklichen Mangel, als nur eine gewiſſe Diſpoſition anzeigen ſoll: als z. E. was fehlt ihm? für: was iſt ihm, daß er ſo unſinnig lacht, ſo kläglich weint? In dieſer Bedeutung iſt es das Engliſche to ail. Als: What ails the man, that he laughs without reaſon?

Allerliebſt. Die Engländer, wenigſtens Shakeſpear, haben dieſes Wort offenbar unſerer Sprache abgeborgt, alderlieveſt.

With you, mine allderlieveſt ſovereign.
Henry VI.

Und Johnſon glaubt ganz unrichtig, daß es von ald, alder, old, elder und lieve, dear, beloved zuſammengeſetzt ſey, in welcher Meinung er es denn auch durch which has hold the longeſt poſſeſſion of the heart umſchreibt.

All, wird von uns, und beſonders in dem plattdeutſchen Dialekte, auch öfters als ein Adverbium gebraucht, und heißt alsdann ſo viel, als gänzlich, völlig. Z. E. Es iſt all fertig; es war all fünf Uhr. In dieſem und dergleichen Fällen ſagen wir auch wohl: es war allbereits fünf Uhr; und ſodann bedeutet dieſes allbereits, welches man eigentlich als zwey Wörter ſchreiben ſollte, ſo viel als ſchon völlig.

Auch die Engländer brauchen ihr all auf dieſe Weiſe, und ſagen Z. E. he is all read &c.

Allweiſe, all-wiſe, preſence of infinite wiſdom u. ſ. w. allſehend, allwiſſend, allmächtig.

Alloh, oder allo, dieſe anreitzende, aufriſchende Interjection kommt zwar allem Anſehn nach von dem Franzöſiſchen allons; da ſie aber einmal ſo allgemein üblich iſt, ſo glaube ich, daß wir eben daſſelbe Recht haben, bey ihrer Rechtſchreibung von der Etymologie abzuweichen, und ſie bloß nach der Ausſprache zu ſchreiben, welches die Engländer haben: to alloo, to incite a dog, by crying alloo.

Allein kommt faſt durchgängig mit dem Engliſchen alone überein. Nur zweifle ich, daß man eine einzige Redensart anführen kann, wo es ein Adjectivum wäre, welches nach dem Johnſon alone faſt immer iſt.

Längſt, die Länge hin, alongſt; als alongſt the ſea-coaſt, längſt der See-Küſte.

Mang, dermang, wovon das Zeitwort mengen. Engl, among, amongſt.

Sich belaufen, to amount, in der Hauptſumme ausmachen. Als: die Defecte, die man ihm gezogen hat, belaufen ſich auf —

Belauf der, amount; das Total von verſchiedenen Summen.

Aergern, einen, **Aergerniß**. Wenn man dieſe Worte von arg, ärger ableitet, ſo weiß ich gar nicht, wie ſie zu der Bedeutung gekommen ſind, welche ſie eigentlich haben. Ich bin daher auf den Einfall gerathen, ob ſie nicht vielleicht mit dem Engliſchen anger, to anger verwandt ſeyn, und alſo vielmehr änger, Aengerniß heißen ſollten. Wenigſtens drücken die Engliſchen Worte gerade das nemliche aus.

Perenius leitet es von dem Gothiſchen angun, anguſtus her; welches unſer *enge* wäre, daß es alſo auch ſonach eigentlich Aengerniß heißen müßte.

Rathen, to aread, oder areed. But mark what I aread thee now. Aber merke, was ich dir nun *rathe*. Milton.

Ars. Auch die Engländer haben dieſes Wort: Arſe; es bedeutet bey ihnen aber nur the buttoks, or hind part of an animal. Sie brauchen es alſo nicht von dem Menſchen, von welchem es bey uns faſt nur allein gebraucht wird.

Als, mit dem Engliſchen as in ſeinen verſchiedenen Bedeutungen zu vergleichen.

Eſche oder **Aeſche**, Fraxinus. Engl. aſh.

Aſchgrau, heißt unſtreitig, grau wie Aſche, cinis. Die Engländer ſagen ash coloured, und Johnſon erklärt dieſes Wort, coloured between brown and grey like the bark af an aſhen branch; wie die Borke oder Rinde eines Eſchen-Aſtes. Er hat aber wohl gewiß unrecht, und aſh iſt hier unſer Aſche. Ohne Zweifel aber iſt Johnſon dadurch irre gemacht worden, daß das Engliſche Wort, welches cinis bedeutet, in ſeiner Sprache nur ein plurale tantum iſt, aſhes. Allein wird die Termination des Pluralis es nicht eben ſo auch in Ashwednesday, Aſchermittewoch, weggeworfen?

Ahle die, ein Inſtrument Löcher zu ſtechen. Engl. awl.

Bä, Bäh, bähen, von Schafen, nach derſelben Laute formirt. Engl. to baa.

Bube, ohne Zweifel iſt das Engliſche babe und baby, ein kleines Kind, damit verwandt.

Puppe, Engliſch baby, ſcheint folglich von Bube herzukommen ꝛc.

Bückelein, Buckel, Engliſch back, der Rücken. Auch bedeutet es oft überhaupt den Rücken, als: einem den Buckel voll prügeln. Beſonders aber heißt es ſo viel als gibbus; und iſt vielleicht ein Diminutivum von Buck, backe. Denn was iſt der Höcker anders, als gleichſam noch ein kleiner Rücken auf dem großen?

Pack, ſarcina, **packen**, colligere in ſarcinam, leitet Friſch von pango, πηγνυω her. Ich wollte es faſt lieber von back, Buckel, der Rücken, herleiten, weil es auf dem Buckel eigentlich genommen wird. Einem etwas aufpacken, dem Pferde aufpacken, heißt nichts anders, als etwas auf eines Rücken legen. So iſt auch das Engliſche bag, ein Sack, vielleicht mit back verwandt.

Rückwerts, backwards. Wäre es alſo vielleicht nicht beſſer, wir ſchrieben rückwärts?

Vorwerts, forwards.

Bockspfeife, Engliſch bagpipe. Johnſon derivirt es von bag und pipe; the wind being received in a bag. Man ſagt auch wohl ſchlechtweg: der Bock, oder der polniſche Bock.

Scheckig, vielleicht von Schach, Engliſch Check (tſcheck), weil es würflich und bunt iſt. In dieſer Sprache wenigſtens fällt die Ableitung leichter in die Augen, da Check ein Schach und checky ſcheckig heißt. Checker-board, ein Schachbrett, und to checker, eingelegte Arbeit machen, etwas mit vielen Farben unterſcheiden.

Dottend, dotticht, Engliſch to dote, kindiſch, aberwitzig werden; a Dotard, ein alter, aberwitziger Geck. Hiervon iſt auch das Franzöſiſche radoter abzuleiten, wovon beym Richelet (Ausgabe Amſt. 1732. 4to) zwey ſeltſame Derivationen zu finden. Mr. de la Mothe le Vayer, heißt es da, dit dans ſon Jugement d'Herodote, que Caſaubon a cru que les hiſtoires fabuleuſes d'Herodote avoient donné lieu à former le mot radoter, prenant pour une etimologie, ce qui n'eſt vraiſemblablement qu'une ſimple alluſion. Radoter a été fait de readdubitare; ce qui le confirme, c'eſt la remarque de Mr. Menage, qui raporte, que le petit peuple du Bleſois & de Normandie dit encore aujourd'hui, il redoute pour il radote.

Meerrettig, ſo viel als Pferderettig, von Mähre, ein Pferd; welches zum Theil auch aus dem Engliſchen erhellt, wo Meerrettig, horſe-radish heißt. Maire, Engl., eine Stute, ein Mutterpferd.

Qualm, ſo viel als Dampf; mit dieſem Worte würde man vielleicht am beſten das Franzöſiſche vapeurs, (welches Richelet durch fumée d'un ſang echauffé qui monte au cerveau erklärt), ausdrücken. Die Engländer nennen wenigſtens das Herzweh, oder eine kleine Uebelkeit Qualm, welches ſie Kwohm ausſprechen.

Queckſilber, Engl. quick, geſchwind, lebhaft, zur Erklärung der erſten Silbe. Es heißt auch im Engliſchen quick-ſilver; ſo wie quick-ſand Triebſand. Vielleicht könnte man alſo auch ſagen, Triebſilber, um ein ganz Deutſches Wort zu haben. Triebſand iſt ſo viel als Treibſand, ſable mouvant.

Racker, Schinder, Peiniger. Engl. to racke, foltern, peinigen; racker, ein Peiniger. Wir haben auch noch das Wort abrackern, welches gemeiniglich von Pferden gebraucht wird.

Hammel, Hammer. Vielleicht iſt das Stammwort Hamm (ein Widder) geweſen; Engl. ram, und daher Hammel und Hammer, etwas, womit man etwas ſchlägt oder ſtößt. Von dem Stammwort ram haben wir in unſrer Sprache die Ramme, rammeln oder rammen, einrammeln; Engl. to ram. Das Stammwort Hamm iſt noch alsdann gebräuchlich, wenn man einem Bocke zuruft: Hamm, Hamm!

Der **Gaden**, ſo viel als Stockwerk; ſ. deutſch-engliſches Lexicon von Ludwig.

Gaudieb, Gau, heißt ſchnell, behend; ſ. Ludwig ſ. B.

Denke, oder **Gedenkzettel**, iſt das mehr Deutſche Wort für ein promemoria. Man will es aber jetzt nur im figürlichen Verſtande brauchen, und noch dazu im gemeinen Styl.

Die **Gehre**, ſo viel als Falte oder Zipfel. Ludwig ſ. deutſch-engliſch Lexicon.

Geigenharz, Colophonium. Ludwig ibid.

Geilen, unverſchämt um etwas betteln, id. ibid. wovon auch das Subſt., ein Geiler.

Schutzgeiſt. Ludwig ſagt auch Schirmgeiſter, und Frohngeiſter, welches letztere allenfalls von Koboldeu zu brauchen wäre.

Das **Gelag**, a club, wo jeglicher von der Geſellſchaft ſeine Zeche bezahlt. Ein Kränzchen, wenn die Bewirthung in der Geſellſchaft die Reihe herumgeht.

Geldklemme Zeiten, dieſer Ausdruck wäre zu dulden; aber nicht das Subſt.: die Geldklemme, weil das beſſere Wort **der Geldmangel** vorhanden iſt. Ludwig hat beydes.

Geleit, convoy, train. Ein Geleit von Kriegesſchiffen. Er iſt unter einem großen **Geleit** von Kutſchen eingeholt worden.

Ein **Miniaturgemälde** nennt Ludwig ein getüpftes Gemählde. S. deutſch-engliſch Lexicon. Gemälde.

Gemeinſam, mit dieſem Worte würde man nicht übel das Lateiniſche popularis oder plebejus ausdrücken. **Gemeinſamkeit**.

Genießrecht; uſufructus. Ludwig ibid.

Gern, ein Gerngroß, ein Gerngelehrter ꝛc.

Schagrin, Ludwig nennt es geſtipſt Leder.

Der und die **Gölte**, Ludwig ibid. für Gevatter.

Tater, ſoviel als Zigeuner, (Ludwig), vielleicht ſoviel als Tartar, wofür dieſe Leute gehalten werden. Shakeſpear in den Merry Wives of W. p. m. 240. ſagt: Bohemian-Tartar, wie mich dünkt, in gleichem Verſtande.

Rauſch, beym Shakeſpear kömmt das Wort rouſe in dieſem Verſtande vor. Othello &c. II. S. XI. p. m. 218.

> Fore heav'n, they have give me a rouſe already.

Das Gloſſarium bey der kleinen Ausgabe ſagt zwar, daß rouſe ſo viel ſey als carouſe, Fr. carouſſe, Deutſch Kehraus oder Garaus; allein der Zuſammenhang zeigt in der angeführten Stelle, daß es bloß Rauſch bedeuten kann.

Stocken, für einen ſtocken, im Spiele, d. i.

für einen ſetzen. Der Stock würde alſo der Satz im Spiele heißen, (Engliſch ſtake) und überhaupt ſehr wohl für das Franzöſiſche fond zu brauchen ſeyn; wie es denn auch noch in dem zuſammengeſetzten Worte: **Armenſtock**, vorkömmt.

Barfuß, **Barfüßer**, Engl. bare, bloß, nackend. Vielleicht iſt das Wort baar (baar Geld) ebendaſſelbe, obgleich einige es von parata pecunia ableiten wollen.

Flinte. In dem Engliſchen hat man das Wort Flint, ein Feuerſtein, und vielleicht muß man die Bedeutung des Deutſchen Wortes Flinte daher nehmen, daß es nemlich ein Schießgewehr bedeutet, welches durch Hülfe eines Feuerſteins losgebrannt wird, anſtatt daß es bey den andern mit Lunte geſchieht. So wie im Franzöſiſchen fuſil, beydes ein Feuergewehr, und den Stahl, womit man Feuer ſchlägt, bedeutet.

Ausſchänden einen, nicht ausſchändiren; denn warum ſollte ein gutes Deutſches Wort die Endung derjenigen Zeitwörter haben, die wir aus dem Franzöſiſchen borgen? Engliſch to ſhent. We ſhall all be ſhent: Shakeſpear Merry Wives of Windſor p. m. 194.)

Mumme, Engliſch Mum. Es kömmt in den Merry Wives of Windſor vor, p. m. 198. Und in einer andern Ausgabe ſtehen die Worte darunter: flattering liquor much in uſe among the **Flemings**.

Meyerey. Kömmt ohne Zweifel von meyern, mähen, her. Ein Ort für die Mäher.

Maſchine. Wir haben dieſes Wort nicht ſowohl von dem Lateiniſchen Machina, als von dem daher abgeſtammten Franzöſiſchen machine entlehnt. Daher kömmt es auch, daß wir nicht Machine, ſondern Maſchine ſprechen, und es auch ſo ſchreiben müſſen. Bey dem Verbum hingegen behalten wir die Lateiniſche Ausſprache bey, und ſagen *machiniren*, nehmlich in der figürlichen Bedeutung, für verderbliche Anſchläge gegen einen machen.

Hufſchmidt, figürlicher Weiſe nennt man einen Hufſchmidt jeden, der in ſeinem Handwerke oder Profeſſion grob und plump arbeitet. So wie die Franzoſen in dieſem Verſtande ihr Maçon brauchen, ce n'eſt pas un tailleur, ce n'eſt pas un cordonnier, c'eſt un vrai maçon.

Maculatur, ein Kunſtwort der Buchdrucker und Buchhändler für gedruckte Bogen, welche nicht gut abgezogen ſind, oder ſonſt keinen Werth mehr haben, und die man folglich zu nichts als zum Einpacken brauchen kann. Wir haben es zum Neutrum gemacht, und im Franzöſiſchen iſt es weiblichen Geſchlechts. C'eſt une maculature.

Maſche, maille.

Eine Maſche aufheben, das iſt eine Maſche, welche aufgegangen iſt, wieder zuziehen; reprendre une maille.

Windel, von winden. Er lag noch in der Windel, il etoit encore au maillot.

Windeln.

Einwindeln, emmailloter.

Aufwindeln, desmailloter.

Hand, für eines jeden beſonderer Zug im Schreiben. Ich kenne ſeine Hand; er ſchreibt eine ſchöne Hand. Auch die Franzoſen brauchen ihr la main in dieſem Verſtande; reconnoitre la main de quelqu'un, pour dire, reconnoitre ſon ecriture.

Handſchreiben, im Stylo curiæ von königlichen Briefen, oder andern hohen Perſonen gebräuchlich. So nennen auch die Franzoſen lettres de la main, Briefe, welche der König ſelbſt geſchrieben, oder doch unterzeichnet hat.

Hand.

Aus der erſten Hand etwas kaufen, d. i. von dem kaufen, der es zuerſt verkauft. Der Franzoſe bedient ſich des nehmlichen Ausdrucks; prendre, acheter une marchandiſe de la première main.

Nach der Hand etwas verkaufen, d. i. ohne es zu wägen; eben ſo der Franzoſe, acheter de la viande à la main.

Bey der Hand, etwas haben, ſeyn, d. i. gleich in Bereitſchaft haben, oder ſeyn, daß man nur darnach langen darf. Vous avez là toutes choſes à la main.

Unter Händen, etwas haben, d. i. in Arbeit.

Unter den Händen wegkommen, ſich verlieren, d. i. da man es noch den Augenblick vorher in den Händen gehabt, indem man die Hände gleichſam noch darüber gehalten.

Hand an etwas legen, mettre la main à quelque choſe.

Unter der Hand, ſoviel als heimlich, wie das Franzöſiſche ſous main. Faitez lui dire cela ſous main. Laßt ihm unter der Hand ſagen.

Vorhand, im Spiele, ſo viel als Vorzug. Ich habe die Vorhand, d. i. ich bin der erſte, der dieſes thun darf; ich habe das erſte Recht darauf. Der Franzoſe braucht hier das bloße main, nicht avant-main, welches, wie arrière-main, in dem Ballſpiele Schläge bedeutet, die entweder mit der rechten oder der verkehrten Seite der Raquette geſchehen, il joue mieux que vous au piquet, il vous donneroit dix & la main.

Leſe die. Im Kartenſpiel ſo viel als Stich; un levé de cartes. Wofür der Franzoſe aber auch ſagt main: Combien avez vous mains? Wie viel Stiche haben Sie?

Buch, ein Buch Papier, d. i. eine Lage Papier von 24 Bogen. Main de papier; welches bey den Franzoſen aber aus 25 Bogen beſteht.

Patſche, Patſchchen, jenes eine große plumpe, dieſes eine kleine Hand, une menotte.

Aermel, etwas aus dem Aermel ſchütteln, etwas ohne die geringſte Schwierigkeit hervorbringen; als ob man es ganz fertig in dem Aermel verborgen gehalten, daß man es nur herausſchütteln dürfe. So ſagt der Franzoſe: avoir une choſe, une perſonne dans ſa manche, pour dire, en diſpoſer, en être aſſuré. „S'il joue contre cet homme là, il tient en partie dans la manche.“

Manſchette; man muß es vergeſſen, daß dieſes aus dem Franzöſiſchen entlehnte Wort von main abſtammt, um unſere gemeine Eintheilung in **Hand-** und **Stiefelmanſchette**, nicht abgeſchmackt zu finden.

Manier, die, von dem Franzöſiſchen manière, Art, Weiſe. Es iſt ein Wort, das in gutem und böſem Verſtande gebraucht werden kann. Hingegen wird das davon abgeleitete Adjectivum, **manierlich**, nur in gutem gebraucht.

Manier, als ein Kunſtwort der Malerey, heißt die beſondere Art, das Eigenthümliche eines jeden Malers, es ſey in der Zeichnung oder im Colorit.

Geſprächweiſe, heißt

1) ſo viel als dialogiſch. „Dieſes Buch iſt geſprächweiſe abgefaßt.“
2) ſo viel als das Franzöſiſche par manière d'entretien.

Haus, für Familie, Geſchlecht. Er iſt von gutem Hauſe. Il eſt de bonne maiſon. Dieſes Haus iſt erloſchen, vollkommen wie der Franzoſe: cette maiſon eſt eteinte.

Gotteshaus, für Kirche, la maiſon de Dieu.

Stadthaus, für Rathhaus, ſcheint mir mehr Holländiſch als Deutſch zu ſeyn. Auch der Franzoſe ſagt maiſon de ville.

Häuschen, maiſonnette.

Meiſter. In dem Verſtande, in welchem die Franzoſen auch ihr maitre brauchen, da es einen bedeutet, der Bedienten, Hausgeſinde, Sklaven hat, brauchen wir es nicht; ſondern in dieſem Verſtande brauchen wir Herr. Bey uns zeigt Meiſter einen Mann an, der etwas lehret, oder das Recht hat, etwas zu lehren. Tanzmeiſter, Maitre à danſer, Schreibemeiſter, Fechtmeiſter, Maitre d'armes. Und bey den Handwerkern iſt es zu einer Art von Titel geworden, da es denjenigen anzeigt, der ſein Handwerk gehörig erlernt, und nunmehr die Freiheit erlangt hat, es für ſich zu üben, und wieder andere zu lehren; als Meiſter-Schuſter, Meiſter-Schneider. In dem komiſchen Style würde man auch vielleicht nicht übel ſagen: Meiſter Gaudieb zu einem Erzbetrüger, ſo wie das Franzöſiſche Maitre Gonin. Ferner bedeutet es einen, der zu befehlen hat. Sie ſind Meiſter und Herr. Vous etez le maitre. Als noch die Franzoſen Meiſter von dieſer Stadt waren.

meiſtern, einen, heißt nicht ſowohl, wie das Franzöſiſche maitriſer quelqu'un, einen unumſchränkt beherrſchen (c'eſt injuſtice de vouloir maitriſer ſes égaux) als einen tadeln, einem zeigen, worin er es hätte beſſer machen können.

Uebel, böſe Uebel, das, für Epilepſie; le haut mal, le mal caduc. Uebel, das, wird auch manchmal überhaupt für Krankheit, und beſonders für eine anſteckende Krankheit gebraucht. Er iſt es, der das Uebel in die Stadt gebracht hat, c'eſt un tel qui a apporté le mal dans cette ville.

kränklich, was leicht und oft krank wird. Das Franzöſiſche maladif.

Krampf, tenſio ſpaſtica. Friſch ſagt nichts von der Abſtammung oder Verwandtſchaft dieſes Worts. Ich finde aber, daß die Franzoſen das Wort crampes haben, welches nichts anders bedeuten kann. Z. E. in der [illegible] tenebreuſe (p. 42.) heißt es von der ſchönen Roſanie: pour s'exemter de cette occupation de filer qui lui etoit ſi inſupportable, elle dit qu'elle avoit des crampes dans les doigts. —

Den Anfang nehmen, αρχην λαμβανειν. Ael. V. H. 2, 28.

Auf Jemanden ſehen, mit Bewunderung, βλεπειν εις τινα.

Ein Doppelmann, (S. Wörterbuch zum Logau) διπλους ανηρ.

Einhändigen, in eines Hände geben, εγχειριζειν, und εγγυαλιζειν.

Außer der Maaßen, εξω του μετρου.

Sich einer Sache **unterziehen**, ὑποζευγνυμι Soph. Aj. 24. (der Zug ζευγος, jugum.)

Schadenfroh, ein Wort, welches vielleicht ſonſt keine Sprache mit Einem Worte wieder zu geben weiß. Der Grieche hat κακοχαρτος, Heſ. Op. et D. 28.

Auf den Tod krank ſeyn, νοσειν επι θανατω. Ael. V. H. 8. 14.

Die Augen auf etwas werfen, τω οφθαλμω παραβαλλειν εις τι. Ariſtoph. Eq. 173.

Vorfallen, ſich ereignen, zutragen. Eben ſo προςπιπτειν im Griechiſchen. Pythag. Aur. Carm. 21.

> πολλοι δ'ανθρωποισι — λογοι προςπιπτουσι, es fallen unter den Menſchen vielerley Reden vor. (Heißt es hier nicht vielmehr ſo viel, als einfallen; aufſtoßen?)

Noth, für nöthig: es iſt Noth. So die Griechen ihr χρέων. Pythag. ib. 30.

Es iſt noch nicht ſieben Jahr, ουπω ετη εστιν επτα.

Aufheben, z. B. die Geſetze. Eben ſo das Griechiſche αναιρειν τους νομους.

Nicht ſo viel jemanden trauen, für gar nicht. Eben ſo der Engländer: I care not this for you.

VII.

Altdeutſcher Witz und Verſtand.

1.

Priameln.

1.

Welcher Prieſter ſich des vermeß
Der ein Jahr ob dem **Scholder** ſeß,
Und ein Jahr in **Freyheiten**-Weis umlief,
Und ein Jahr all Nacht in der Badſtuben ſchlief,
Und (wär) ein Jahr eines Bubenvaters Knecht,
Und ein Jahr ein Büttel und **Pul fur recht**,
Und daſelbſt allerley Recht ſpüret,
Und ein Jahr einen Blinden führet,
Und wär ein Wirt in einem Frauenhaus,
Da würd erſt ein guter Beichtvater draus.

Scholder, wahrſcheinlich Schuld-Thurm. Alſo keine Perſon, wie es Friſch erklärt.

Freyheit, freye Knecht im Kriege, die ſich wahrſcheinlich vom Raube nährten. **Pul fur recht** verſteh' ich nicht.

2.

Wer Frauen die Köpf ſtößt an einander,
Wenn eine heimlich redt mit der ander,
Und ſcharfe Meſſer haut in Stein,
Und an ein Tanz ſtreut ſpitzige Bein,
Und in ein Eſſen riert Aſchen,
Und Löcher bohrt in Beutel und Taſchen,
Und den Frauen hinten auf die langen Mängel
tritt:
Der arbeit auch gern, des man ihm nicht bitt.

3.

Nebel, übrige Kält und heiſſe Glut,
Taubenmiſt und auch ihr Brut,
Winrran ſtechen und Augen reiben,
So Blattern und Roth darinn thut bleiben,
Geſtöber, Bliz, Sunn und auch Rauch,
Groß Trünk, Zwiſſel und Knoblauch,
Weiſſer Schnee und auch heiſſe Bad:
Die Ding ſeyn all den Augen ſchad.

4.

Ein alter Jagdhund, der nimmer mag jagen,
Und ein alter Eſel, der nimmer Säck mag
tragen,
Und ein alte Bubin ungeſchaffen,
Die ſich lang genehrt unter Pfaffen,
Und ein Taſche ohne Fach,
Und ein alter Dienſtknecht krank und ſchwach

Und ein altes Schaf, das nimmer tregt Wollen,
Und ein alt Mann, der nimmer mag nollen,
Und ein altes blindes hinkes Pferd:
Die ſeyn im Alter alleſampt unwerth.

Nollen, was es hier heißt, ſieht man leicht.
Friſch erklärt es durch ſchütteln.

5.

Welcher Mann an Freuden iſt erloſchen,
Und unten gar hat ausgedroſchen,
Und ſchwach und krank iſt an ſeinem Leib,
Und hat ein ſchönes junges Weib,
Die unter dem Gürtel iſt hungrig und geitig,
Dem ſeyn die Kiſſarbeit über Jahr zeitig.

Kiſſarbeit, vielleicht ſo viel als Sarg.

6.

Wer ab will löſchen der Sunnen Glanz,
Und ein Geiß will nöthen, daß ſie tanz,
Und einen Stummen will zwingen, daß er hör,
Und ein Kuh will jagen durch ein Nadelsör,
Und geiſtlich Münch will machen aus Schälken,
Und aus einem Eſel Met will melken,
Und an ein Ketten will binden ein Fiſt:
Der arbeit gert das unnütz iſt.

7.

Ein junge Maid ohn Lieb,
Und ein groſſer Jahrmarkt ohn Dieb,
Und ein alter Jud ohn Gut,
Und ein junger Mann ohn Mut,

II.

Leſſings
philologiſcher Nachlaß.

I.

Anmerkungen über alte Schriftſteller.

A. Griechen.

Dichter.

Homer.

1. Odyſſee.

V. 10. Da Homer ſagt εἰπὲ καὶ ἡμῖν; auch uns, o Muſe, ſage ein Theil von allen dieſen Dingen; ſcheint er nicht andeuten zu wollen, daß ſchon vor ihm oder mit ihm zugleich auch andre Dichter die Abentheuer des Ulyſſes beſungen? (die Odyſſee gehört allerdings unter die Νοστους.)

V. 32. 33. 34. Ueber dieſe Verſe iſt die erſte Unterredung beym Perſona (Noctes ſolitariae, ſive de iis, quae ſcientifice ſcripta ſunt ab Homero in Odyſſea, auctore Jo. Bapt. Perſona. Venet. 1613. 4.) Er philoſophirt nach dem Maaße ſeiner Zeit und am unrechten Orte. Denn wahrlich, Homer hat nicht daran gedacht, ob unſre Sünden Folgen unſrer Irrthümer ſind oder nicht. Denn obſchon ατασθαλια von ατη error mentis und θαλλω germino herkommt, ſo heißt es doch eben ſo oft Unbeſonnenheit, Bosheit, als Unverſtand und Thorheit.

V. 44. Die zweyte Unterredung über das Wort γλαυκωπις. Er behauptet unter andern, daß dieſe Farbe der Augen ein Zeichen von derjenigen Temperatur des Gehirns ſey, die einen weiſen und klugen Mann mache. Daher heiße die Minerva γλαυκωπις. Er führt große Männer an, die alle dergleichen Augen gehabt, worunter auch Franc. Piccolomineus iſt. Selbſt der H. Thomas und Scotus hatten in ihren Gemälden dergleichen Augen.

2. Batrachomyomachie.

Das Gedicht führt in dieſer Handſchrift *), ſo wie in mehreren, den Titel: Μυοβατραχομαχια.

---

*) Leſſing hat nirgends angemerkt, von welcher Handſchrift die Rede ſey. Anm. d. H.

Folgendes ſind diejenigen Lesarten, die mir die beträchtlichſten geſchienen haben.

V. 8. heißt es: Ὡς ἔπος ἐν θνητοῖσιν ἔην, anſtatt ὡς λόγος. Aber die gemeine Lesart iſt die beſſere.

(Es kommt, dünkt mich, auf Eins hinaus.
Anm. d. H.)

Aber mit der gewöhnlichen Interpunction, welcher auch Erneſti folgt, bin ich nicht zufrieden, nach welcher das Punctum nach ἔην geſetzt, und folglich das ganze: *Wie vordem die Rede ging*, zu dem Vorhergehenden gezogen wird. Ich wollte, daß das Punctum voran ſtände, und es hieße: *Wie vordem die Rede unter den Sterblichen ging, ſo war der Anfang dieſer.* In der That hat es auch ſo einen weit ſchicklichern Sinn; denn die Rede ging nicht, daß die Mäuſe die Fröſche angeſetzet und die Thaten der Rieſen nachgeahmt. Dieſes war die Handlung, die der Dichter als außer allem Zweifel geſetzt annimmt. Aber der Urſprung derſelben konnte ſo ungezweifelt nicht ſeyn. Ὡς heißt nicht ſic, ſondern ut. Wenn es ſic heißt, hat es den Accent. S. Philoponus de differentia vocum graecarum *).

---

*) Wirklich haben mehrere ſo interpungirt, wie Leſſing will, z. B. Camerarius in ſeiner Ausgabe Baſil. 1551, und Caſtalio. Anm. d. H.

V. 12. hat die Handſchrift ſtatt πολυφημος den Beynahmen des Königs πολυφωνος. Und dieſes ziehe ich auch vor, als poetiſcher, und der Würde des Königs anſtändiger. Der vielſtimmige Froſch iſt weit ſchöner, als der geſchwätzige. Doch iſt Lycii Anmerkung über dieſe Stelle auch nicht übel.

Aber ich habe ſonſt noch eine Vermuthung, die von den übelſten nicht iſt. τὸν δὲ κατεῖδε λιμνοχαρὴς πολύφημος, hier ſind zwey Adjectiva ohne ein Subſtantivum Iſt das wohl Homeriſch? *) iſt das wohl Griechiſch? Einige Ueberſetzer machen λιμνοχαρης zum Nomen proprium. Allein was für Recht haben ſie dazu? Aus dem 17ten Verſe iſt ja unwiderſprechlich, daß der Froſchheld, der hier ſpricht, Phyſignathus heißt, und nicht Limnocharis. Kurz alſo, meine Vermuthung iſt: es iſt anſtatt λιμνοχαρης zu leſen λιμνοκρατης oder λιμνοκρατας, der Herrſcher des Pfuhls. Dieſe Benennung kommt ihm zu; denn bald darauf ſagt er von ſich ſelbſt v. 17.

> εἰμὶ δ' ἐγὼ βασιλεὺς Φυσίγναθος, ὃς κατὰ
> λίμνην τιμῶμαι.

V. 25.

---

*) So wenig die Batr. von Homer iſt: ſo wenig iſt gleichwohl dieſe Art zu reden unhomeriſch. Was iſt denn περικλυτος ἀμφιγυηεις anders, als zwey Adjective, wovon eins als Subſt. gilt? A. d. H.

V. 25. fehlt die Anrede φίλε und er heißt, ſtatt:

τίπτε γένος τοὐμὸν ζητεῖς, φίλε δῆλον ἅπασιν

ſo: — — — ζητεῖς, δῆλον δ᾽ ἐν ἅπασιν

Das Leipziger Manuſcript hat die nemliche Lesart. S. Erneſti.

V. 84. Auch dieſe Handſchrift lieſt ἐβώστρει für ἐβόα.

V. 89. Für ἀμπετάσας lieſt ſie ἐμπετάσας *). Wie wenn man hinter βάτραχος ein Punctum machte, und ἀμπετάσας αὐχὲν δέμας ὕδατι λευκῷ zu dem folgenden auf die Maus zöge? Das ἐν αὐτῷ v 90, macht dieſe Conſtruction nothwendig.

V. 110. lieſet anſtatt ἡ μοῖρα mors, ἡ πεῖρα dolus. Und ich ziehe dieſes vor; denn er redet nur von den Uebeln, die ihn ſelbſt betreffen, worunter der Tod noch nicht war **).

V. 119. ſtatt

ἀλλ᾽ ἄγεθ᾽ ὁπλισόμεθα καὶ —

ἀλλ᾽ ἄγετε πλήσωμεθα καὶ —

Und dieſes iſt unendlich beſſer; denn das

---

*) In der Wolfiſchen Ausgabe ſteht ὑψώσας.

**) Μοῖρα heißt nicht immer der Tod, ſondern oft das Schickſal, μοῖρα κακὴ alſo Unglück.

Anm. d. H.

Waffnen folgt erſt in der folgenden Zeile *). Laßt uns uns verſammeln.

Aeſchylus.

Ich habe den Agamemnon des Aeſchylus geleſen, und folgende Anmerkungen darüber gemacht:

1) Dieſes Stück ſündigt ſehr gröblich wider die Einheit der Dauer, indem Agamemnon faſt eben ſo geſchwind von Troja da iſt, als die Einnahme dieſer Stadt durch das Wachtfeuer kund gemacht werden konnte. Doch man müßte annehmen, die erſte Rede des Wächters ſey ein bloßer Prologus, der nicht zu dem eigentlichen Faden des Stückes gehöre, und daß ſich das Stück nicht eher, als mit dem Chor anfange.

2) So einförmig der Ausdruck des Aeſchylus iſt, und ſo wenig ſich die Perſonen bey ihm durch die Art zu ſprechen unterſcheiden: ſo braucht er doch oft auch hierin kleine Unterſchiede und Nuancen, durch die er die Rede einer geringern Perſon bezeichnet. Der Wächter z. E. braucht Sprichwörter, die ſich ſchwerlich in einen andern Mund ſchi-

---

*) Solche Tautologieen ſind jedoch ganz homeriſch.
Anm. d. Herausg.

cken dürften, v. 33. τρις ἑξ v. 36. βȣς επι γλωσσῃ.

3) Der Charakter der Klytemneſtra iſt darin vortrefflich gezeichnet, daß durch ihre gefälligſten Reden und durch die größten Schmeicheleyen, die ſie dem Agamemnon macht, ihre Falſchheit durchſcheinet. Das Geſuchte, das Uebertriebne, das Schwatzhafte, zeigt genugſam, daß ſie nicht aus dem Herzen ſpricht. Er läßt ſie bis ins Komiſche fallen. Z. E. v. 900. In ſomniis vero a tenui culicis excitabar murmurantis metu, de te plures clades videns, quam tempus ſerebat, quo dormiebam.

Euripides.

Ich habe den Jon des Euripides wieder geleſen.

1) Der junge Jon kehret mit Lorbeerzweigen die Schwellen des Tempels, und verſcheucht die Vögel, daß ſie die aufgehängten geweihten Geſchenke nicht beſchädigen ſollen. Eine ſchöne aber eben nicht ſolenne Oeffnung der tragiſchen Bühne! Aber ſo iſt der Geſchmack des Euripides: er liebt die Ausſichten in das niedre gemeine Leben, und

nähert ſeine Perſonen ſehr gern dem Stande des größten Theils ſeiner Zuſchauer.

Die Zeilen ſelbſt, wie Jon die Vögel verſcheucht, ſind ungemein naif, und zeigen deutlich, daß der Adler, der Schwan wirklich zu ſehen geweſen. Die Alten waren alſo keine Feinde von den Maſchinen, die wir jetzt in die Oper verwieſen haben.

NB. Sonſt hätte ich in dieſen Zeilen noch eine kleine Veränderung vorzuſchlagen. Ich glaube nehmlich, daß die 169ſte Zeile verrückt iſt und gleich nach der 164ſten geleſen werden muß. Denn die wohlſtimmigen Lieder blutig machen, iſt wohl ſehr hart geſagt; da hingegen nach meiner Verſetzung der Accuſativus τας καλλιφθογγους ᾠδας von συμμολπος regiert wird, und der ſchöne Verſtand herauskommt, daß die Cither des Phöbus die ſchönſtimmigen Lieder des Schwans begleite *).

2) Die letzte Hälfte des 224ſten und die erſte des 225ſten Verſes ſcheint ganz auszuſtreichen zu ſeyn **).

---

*) Dieſe Conjectur iſt meines Erachtens überaus glücklich.

**) Die Gründe zu dieſer Vermuthung kann ich nicht errathen; ich finde in dieſer Stelle durchaus nichts Schwieriges. Anm. d. H.

3. Daß Euripides zur Unzeit moraliſirt, iſt bekannt genug, und das will ich ihm als einem Freunde des Sokrates vergeben. Aber daß er zur Unzeit malt, das verzeihe ich ihm nicht. Man ſehe ein ſehr merkwürdiges Exempel davon V. 1141 — 1165. Creuſa iſt verrathen, und das aufgebrachte Volk ſucht ſie überall, um ſie zu ſteinigen. Ein Bedienter kommt und meldet dieſes dem Chore, welcher aus den Sklavinnen der Creuſa beſtehet. Sie erſchrecken und laſſen ſich den ganzen Verlauf der Sache erzählen. Dieſes hätte ſo kurz als möglich geſchehen ſollen. Aber nichts weniger. Die Beſchreibung des Zeltes, unter welchem die That geſchehen, und der Tapeten, mit welchen er ausgeziert worden, nimmt an die 30 Verſe ein. Verdammter Erzähler! Du ſelbſt zitterſt für deine Gebieterin; die dich hören, zittern für ſie, und zittern zugleich für ſich ſelbſt, weil ſie das ergrimmte Volk zugleich mit ihrer Gebieterin dürfte hinrichten laſſen; die Zuſchauer zittern: und du malſt uns das Gewirke der Tapeten, den ganzen geſtirnten Himmel von Seide!

Man ſagt ſo viel von den Fehlern des Shakeſpear. Man nenne mir nur Einen, der dieſem das Gewicht halte. Von Shakeſpears Fehlern getraue ich mir faſt immer einen Grund angeben zu können. Er begeht ſie, um die Hauptſache zu befördern, und die Zuſchauer deſto lebhafter zu rühren. Aber dieſer Fehler des Euripides läuft juſt wider die Hauptſache; die ganze Action ſteht auf einmal ſtill, der Zuſchauer wird wieder kalt, und ſeine Einbildungskraft, die ihm nichts als die Gefahr der Creuſa ſchildern ſollte, wandert unter den Sternen.

4. Noch giebt dieſes Stück zwey merkwürdige Exempel, wie vielen Unbequemlichkeiten der Chor bey den Alten unterworfen geweſen. Das erſte iſt dieſes: Der Chor erfährt, daß ſeine Gebieterin in Lebensgefahr iſt. Sollte er nicht ſogleich ſich auf alle Seiten zerſtreuen, und ſie ſuchen? Das zweyte iſt gegen das Ende des Stücks. Minerva erſcheint in Gegenwart des Chors. Sie entdeckt das Geheimniß, daß Jon nicht der Sohn des Xanthus, wofür ihn dieſer hält, ſondern der Creuſa und des Apollo ſey. Gleichwohl ſoll Xanthus nichts davon erfahren v. 1601. Zu verlangen, daß etwas geheim bleiben ſoll, was in Gegenwart ſo vieler, und noch dazu Frauensperſonen, eröffnet wird, heißt eine Unmöglichkeit verlangen.

5. Zeile 1171. kommt ein ſchönes Exempel vom Lächerlichen vor. Ein alter Mann, der kaum gehen und einen Fuß vor den andern ſetzen kann, wie er Zeile 740 erſcheint, übernimmt es, bey der Tafel aufzuwarten und den Gäſten einzuſchenken, welches ſonſt das Amt eines jungen rührigen Jünglings iſt. Daher er auch γελων ἐθηκε συνδειπνοις πολυν. Aber worüber die Gäſte lachen, darüber würden die Zuſchauer gezittert haben. Denn der Zuſchauer weiß es, aus welchem grauſamen Vorſatze ſich der Alte dieſem Amte unterzieht.

6. Die Sitten in dieſem Stücke würden itzt auf vielerley Weiſe anſtößig ſeyn. Eine Frau, die ſo kläglich *αι αι αι* (V. 765.) ſchreyet, weil ſie keine Kinder bekommen ſoll; ein Mann, dem ein Bankbein von ſeiner lieben Frau ſo künſtlich untergeſchoben wird, ſollten unſern Zuſchauern ſehr luſtig vorkommen.

Aber der Alte, der der Creuſa ſolche raſende Anſchläge giebt, den Tempel anzuzünden und ihren Gemahl umzubringen, der ſich ſelbſt zur Ausführung der ſchändlichſten That gebrauchen läßt, iſt eine wahre Mißgeburt des Dichters. Was war es nöthig, einen Alten dazu zu nehmen? Vielleicht zwar, daß es bey den Griechen genug der gleichen Alte gab, die ehemals Sklaven geweſen, und aus blinder Dankbarkeit gegen ihre Herren dergleichen Rollen zu ſpielen fähig waren. — Aber es ſey, wie ihm wolle: es iſt widerwärtig, einen Greis zu ſehen, der das grauſame Werkzeug einer vor Eiferſucht wüthenden Frau wird.

7. Die Götter und die damals angenommene Religion mißhandelt Euripides gewaltig. S 339. 341. beſonders 436 f. Ich kann mir kaum einbilden, wie das Volk dieſes Raiſonnement ohne den größten Unwillen hat anhören können.

Und was ſpielt Apollo für eine klägliche Rolle am Ende v. 1558. Er ſchickt die Minerva, weil er ſich, ſelbſt zu kommen und den Knoten aufzulöſen, ſchämt.

Μη των παροιθε μεμψιν εις μεσον μολη.

NB. Sollten nicht dergleichen Stellen auf die Rechnung des Sokrates ſeyn geſchrieben worden?

8. Von dem Prolog dieſes Stücks muß ich noch anmerken, daß das Stück ohne ihn vollkommen beſtehen kann, und vollkommen verſtändlich iſt. Warum hat ihn Euripides gleichwohl für nöthig erachtet? Wenn wir aus ihm nicht gelernt hätten, wer

Jon eigentlich wäre, würde unſre Neugierde nicht weit beſſer unterhalten werden? Würden wir nicht weit ſtärker überraſcht werden, wenn ihn Creuſa nun endlich für ihren Sohn erkennt? Recht. Aber dafür würden wir uns auch weniger entſetzt, weniger für den Jon und die Creuſa gezittert haben, wenn wir nicht gewüßt hätten, daß dieſe in jenem ihren eignen Sohn umzubringen Gefahr laufe? Dem Euripides war es alſo weit wichtiger, und das mit Recht, das Herz des Zuſchauers zu beſchäftigen, als ſeine Neugierde.

Muſäus.

V. 151.

Σοι δε με Κυπρις ἐπεμψε, και ȣ σοφος ἠγαγεν Ἑρμης.

Die Ausleger haben dieſe Zeile nicht verſtanden. Dir führt mich nicht der weiſe Hermes zu; nicht die Weisheit alſo, ſondern die blinde Liebe. Eine ſchöne Schmeicheley! Hermes iſt aber auch der Gott des Zufalls. (Hermäa, glücklicher ungefährer Fund). Die Stelle heißt alſo, die Liebe führte mich zu dir, nicht ein glückliches Ungefähr. σοφος iſt ſo viel als glücklich, ſchicklich, wie ἐυλογως Aeſch. Septem c.

Theb. 514. — (Agam. 691 wo von einer unſichtbaren Macht geredet wird, gehört wohl auch zu dieſem Amte Merkurs; eben dahin vielleicht der Beyname καιρος Pauſan. lib. V. p. m. 413. vergl. lib. VII. p. 579.)

Proſaiker.

Xenophons Cyropädie.

*

Man kann vielleicht mit Recht ſagen, daß Xenophon von dem Fehler nicht völlig frey iſt, den man bey den Malern Manier nennt, indem er vielen von ſeinen Perſonen den Sokratiſchen Dialogismus beylegt, z. E. dem jungen Cyrus, wenn er bey ſeinem Großvater um die Erlaubniß anhalten will, auf die Jagd zu gehn, (Lib. I. c. 4. 13.) desgleichen dem Cambyſes (Lib. I. c. 6. 7. ſq.)

*

Der Charakter des Artabazes hat mich nicht wenig befremdet, weil ich mir nichts weniger vermuthete, als bey einem Alten einen Charakter anzutreffen, der vollkommen das Individuelle hat, was die Engländer Humor nennen. (Lib. I. c. 4. 27. Lib. VI. c. 1. 9.)

*

Der luſtige aufgeräumte Ton, in welchem ſich Cyrus und ſeine Feldherren unterhalten, kann dienen, die fünfte Scene meines Philotas zu rechtfertigen.

*

Iſt es erhabner, oder delicater, was Xenophon die Gemahlin des Tigranes antworten läßt, als dieſer ſie fragt, was ſie von der Geſtalt des Cyrus halte? (Lib. III. c. 1. 41.

*

Die Schlachtgeſänge, welche Xenophon die Perſer ſingen läßt. Lib. III. c. 3. 58.

*

Die Tapferſten, ſagt X., ſind die Mitleidigſten und Hülfbegierigſten. Lib. V. c. 4. 17. Die Bemerkung iſt ſehr richtig. Ich tröſtete damit den ſel. Kleiſt, als er 1757 in Leipzig bleiben und die Beſorgung des Lazareths übernehmen mußte.

*

Die Aegyptier, welche von der Kriegskunſt weniger verſtanden als alle andre Feinde des Cyrus, waren gleichwohl die einzigen, die er nicht ſchlagen konnte. Lib. VII. c. 1.

*

Die erſte Spur von Dragonern, d. i., Reitern, die nöthigen Falls zu Fuße ſtreiten. Lib. IV. c. 3.

Lucian.

*

(Halcyon ed. Reitz. T. I. p. 179.)

Hier thut mir weder die Ueberſetzung des Benedictus noch des Hemſterhuis Genüge. Wie wenn man läſe: δοκιμαζομεν γαρ δη κατα δυναμιν ανθρωπινην αγνωστον ὀκαν το (für και) ἀπιστον και ἀορατον? Wir ſchätzen das Unglaubliche und nie Geſehne nach dem menſchlichen Vermögen, welches doch auch unbekannt iſt.

*

(Dialogi Deorum ib. pag. 219.)

Den Schluß dieſes Geſprächs, welchen Hemſterhuis erklärt oder verbeſſert zu haben wünſcht, würde ich ſo leſen: δικην διδως της μεγαλαυχιας; ȣ̓ γαρ δεινον τȣτο γε ἀπο τȣ ἐρωτος. Verſetzungen der Art ſind ſehr gewöhnlich. Jupiter will ihn nicht wegen ſeiner Liebe, ſondern wegen ſeiner Prahlerey ſtrafen; denn dieſe iſt ein Verbrechen, welche nicht von der Liebe herkommt; ἀπο heißt hier ἐκ.

(Ibid. p. 246.
Και το θεαμα ἡδιϛον ἐμοι ἐδοξε μονονουχι αυτο γιγνομενον το ἐργον.)

Wenn man das Wörtchen μονονουχι genauer erklärt, ſo wird ſich ein ſehr guter und richtiger Verſtand ergeben, nemlich: nichts häte mir angenehmer ſeyn können als dieſer Anblick, es wäre denn die That ſelbſt geweſen.

Plutarch.

1. περι του τα ἀλογα λογῳ χρησθαι.

Dieſer Tractat wird unter dem Titel Gryllus citirt. Das iſt der Name eines von den Gefährten des Ulyſſes, die Circe verwandelt hat. Gryllus beweiſt dem Ulyß, daß die Thiere den Menſchen an Tapferkeit, Mäßigkeit und Klugheit bey weitem übertreffen. Dieſer Tractat iſt leider nicht ganz. Es fehlt verſchiednes da, wo Gryllus von der Mäßigkeit auf die Klugheit kommt; das Ende fehlt auch, wornach ich ſehr begierig geweſen wäre.

2. περι πολυφιλιας.

Ἡ μεν γαρ περι ψαλμους και φορμιγγας ἁρμονια — — σωμασι. Iſt dieſe Stelle nicht offenbar wider diejenigen, welche behaupten, daß die Alten keine Harmonie gehabt haben?

3. περι τυχης.

Eine ſchöne Stelle von den Künſten überhaupt: Και μην αἱ τεχναι, μικραι τινες ειναι λεγονται φρονησεις, μαλλον και απορροιαι και προστριμματα ενδιεσπαρμενα ταις χρειαις περι τον βιον.

4. περι αρετης και κακιας.

Scheinet ein bloßes Fragment zu ſeyn. Der Schluß iſt vortrefflich.

5. Leben des Solon.

Και καταλαβων αυτοθι πασας τας γυναικας etc. überſetzt **Kind**: er hat das Frauenzimmer **weggenommen**! καταλαβων weggenommen! (angetroffen).

Vom Theſpis heißt es daſelbſt: αρχομενων δε των περι Θεσπιν ηδη την τραγωδιαν κινειν etc. **Kind** überſetzt: Theſpis fing damals an mit ſeinen Trauerſpielen **herumzuziehen**. Aber iſt es denn nicht weit vernünftiger, κινειν in der Bedeutung für mutare zu nehmen? κινειν τους νομους iſt ſo viel als μεταβαλλειν, ändern. Und das that Theſpis wirklich: er **änderte** die Tragödie, und machte etwas ganz anderes daraus, als ſie war. — Aus derſelben Stelle ſehen wir auch, daß Thespis ſich nicht ſehr an die hiſtoriſche Wahrheit gebunden haben muß. Denn das war eben das, was dem Solon mißfiel.

6. Apophtegmen.

Vom ältern Dionyſius. Er kam einsmals in das Zimmer ſeines Sohnes, και θεασαμενος εκπωματων χρυσων και αργυρων πληθος, ανεβοησεν: Ουκ εστιν εν σοι τυραννος· ὁς αφ' ων λαμβανεις απ' εμου ποτηριων τοσουτων, φιλον ουδενα σεαυτῳ πεποιηκας. Dieſes Geſchichtchen iſt hundertmal ſchöner, als die Gellertſche Fabel von dem Beutel mit Golde, den der Vater nicht auf die Gaſſe wirft.

Ageſilaus, τουδε μιμουμενου την της αηδονος φωνην ακουσαι παρακαλουμενος. Αυτας, ἐφη, ἀκηκοα πολλακις. Er ſchien alſo das Vergnügen der Nachahmung nicht kennen zu wollen. Und doch iſt es ein Vergnügen von ganz andrer Art, als das, welches das nachgeahmte Ding ſelbſt gewährt.

Mimas.

(Deſſen Fragmente in Gale Opuſc. Myth. mit der Ueberſetzung und den Anmerkungen des Joh. Norths.)

Die letzten Worte bedürfen einer Verbeſſerung. Mimas redet von der Gedächtnißkunſt, und ſagt: wie man ſich die Behaltung der Namen durch Bilder erleichtern könne; wenn man z. E. Chryſippus behalten wolle, ſolle man χρυσος und ἱππος denken. Darauf fährt er fort: ταδε μεν περι των ονοματων· τα δε πραγματα ὥτας· περι ανδρειας, επι τον Αρη και τον Ἀχιλλεα· περι χαλκειας δε επι τον Ἡφαιστον· περι δειλιας επι τον Επειον. Was iſt das für ein Epeus, der wegen ſeiner Furchtſamkeit ſo berüchtiget wäre? Ich kenne keinen. Aber einen Epeus kenne ich wohl, der als großer Künſtler bekannt iſt; ihn, der jenes

> Inſtar montis equum, divina Palladis arte,

baute,

> — ipſe doli fabricator Epeus.

Und er baute dieſes Pferd nicht allein, er war Mannes genung, ſich auch ſelbſt darein verſchließen zu laſſen. Ich rette ſeine Ehre und leſe ſo: Περι χαλκειας δε, επι τον Ἡφαιστον και τον Επειον· περι δειλιας επι — — Das Folgende fehlt. Im Fache der χαλκεια ſtehen Vulcan und Epeus an der Spitze. Die Namen der Anführer in dem Fache der δειλια ſind verloren gegangen. Hätte es doch nur die Zeit mit den Namen aller Schurken ſo geſchehen laſſen!

Heraklitus.

(Thom. Gale Opuſc. Mythol. p. 70.)

Atlas ȣ̓τος παραδεδοται φερων τον ȣ̓ρανον ἐπι των ὠμων· ὁ ἀδυνατον, ὑπο ȣ̓ρανȣ και αὐτον ὀντα. Aber muß er nicht unter dem Himmel ſeyn, wenn er den Himmel tragen ſoll? Ich glaube, die Worte ſind verſetzt, und es muß heißen: ὑπο και αὐτου ȣ̓ρανον ὀντα, weil auch noch Himmel unter ihm iſt. Und nun iſt die Unmöglichkeit klar. Atlas kann den Himmel nicht tragen, weil der Himmel nicht allein über ihm, ſondern auch unter ihm iſt.

Diogenes Laertius.

Lib. VI. Cap. I. n. 2. in vita Antiſthenis.

Φησι δ'Ερμιππος οτι προειλετο εν τη των Ισθμιων πανηγυρει ψεξαι τε και επαινεσαι Αθηναιους, Θηβαιȣς, Λακεδαιμονιȣς. ειτα μεν τοι παραιτησασθαι ἰδοντα πλειςȣς ἐκ των πολεων αφιγμενȣς.

Dieſe Stelle bedarf offenbar eine Verbeſſerung. — Wenn Antiſthenes die Athenienſer, Thebaner und Lacedämonier zugleich loben und tadeln wollen, ſehe ich nicht, warum ihn die Gegenwart derjenigen, die ſeine Rede gerade das Meiſte anging, davon hätte abhalten können. Poſſen! Diogenes will ſagen, **Hermippus** melde, daß Antiſthenes bey den Iſthmiſchen Spielen einſt die Athenienſer in einer öffentlichen Rede habe tadeln und beſtrafen, die Thebaner und Lacedämonier aber loben wollen: da er aber geſehen, daß von den beyden letztern allzu viele zugegen geweſen, ſo habe er es unterlaſſen, aus Beyſorge ohne Zweifel, nicht ſowohl für einen Sittenrichter der erſtern, als vielmehr für einen Schmeichler der letztern gehalten zu werden. Dieſe neue Auslegung gründet ſich darauf, daß, wie man aus Laertius ſieht, Antiſthenes mit den Athenienſern ſehr unzufrieden geweſen; da ſich hingegen die Lebensart der Spartaner und Thebaner zu der ſeinigen viel beſſer ſchickte. Sein Schüler Diogenes war der nehmlichen Geſinnungen.

Ebend. n. 3. Ερωτωμενος δια τι ολιγους εχει μαθητας; εφη, ότι άργυρεια αυτους εκβαλλω ραβδω.

Dieſes heißt in der lat. Ueberſetzung: interrogatus cur paucos haberet diſcipulos?

Quod inquit, argentea illos virga non ejicio. Caſaubonus billigt die Negation. Ich finde auch ohne ſie einen ſehr guten Verſtand. Ich glaube nehmlich, Antiſthenes hat weiter nichts damit ſagen wollen, als: weil ich ſie wegprügle. Daß er dieſes wirklich that, erhellt aus dem Exempel des Diogenes (S. Laertius in deſſen Leben 21.) Aber warum mit einem ſilbernen Stecken? Sollte er wohl auf den Caduceus des Mercur alludirt haben? Er war es, der zuerſt den philoſophiſchen Mantel, den Stecken und die Taſche aufbrachte (n. 7.). Und ſo wie Diogenes dieſen Stecken mit einem Scepter vergleicht; ſo wollte ihn Antiſthenes vielleicht im Scherze mit der Ruthe Mercurs vergleichen, von dem auch Horaz ſagt: (Lib. I. Od. 10.)

— — virgaque levem coërcet
Aurea turbam —

χρυσοῤῥαπις war daher ein Beynahme des Mercurs.

Ebend. n. 5.

Αυταρκη την αρετην ειναι προς ευδαιμονιαν, μηδενος προσδεομενης ὁτι μη Σωκρατικης ισχυος.

Ich weiß nicht, ob ὁτι μη allezeit niſi heißt. Vigerius ſagt nur paſſim pro ει μη accipitur. Heißt es durchaus niſi, ſo wollte ich lieber anſtatt ὅτι μεν entweder ȣδε oder μηδε, ne quidem Socratis viribus. Die Tugend braucht nichts, auch nicht einmal die Stärke des Sokrates. Denn man überlege nur, ob dieſes nicht von der Tugend abſchrecken heiße, wenn man behaupten wolle, daß man nicht tugendhaft ſeyn könne, ohne die Stärke des Sokrates zu beſitzen. Antiſthenes am wenigſten konnte dies lehren.

Demetrius Phalereus.

περι Ἑρμηνειας.

Das Mſpt. Gudianum hat noch einen Zuſatz auf dem Titel: ὁ ἐϛι περι φρασεως, und Φαληρεως wird mit dem doppelten λ geſchrieben. (Das Mſpt. ſteht Fol. nu. 14.)

Suidas.

Unter Marcellinus kommt ein Umſtand von dem Philoſophen Salluſtius vor, aus welchem ſeine Lebenszeit zu beſtimmen iſt: ᾧ συνην Σαλȣϛιος ὁ φιλοσοφος, ſcil. Marcellino.

Ζησαι δις λεγȣσι και αναβιωναι τον Ἡρακλεα και Τυνδαρεων και τον Γλαυκον· τινες δε και

Αισωπον. Das leẞtre geht wahrſcheinlich auf einen gewiſſen Patäcus, der ſich rühmte, την Αισωπȣ ψυχην εχειν. S. Plutarch. Vita Solon.

*

Hierokles. Von dem Schüler dieſes Weltweiſen, dem Theoſebius, kommt ein ſehr merkwürdiges Exempel vor, wie wenig auch die heydniſchen Weltweiſen die grauſamen Verfolgungen der Chriſten billigten.

*

Unter Θ' αφυηπτυς kommt das Sprichwort vor ἁμ' επος, ἁμ' εργον, das Lat. dictum factum.

Themiſtius.

Petavius hat Orat. 4. p. m. 59 θορυβεισθαι falſch durch turbari animo überſeẞt. Er hätte weiter nichts, als tumultuari ſagen ſollen. Bewegungen der Zuhörer, die Einfluß auf den Vortrag des Redners haben. S. Plato Apolog. Socr. S. eben davon Them. Orat. XXVI. p. m. 315.

*

Wenn Themiſtius Orat. XXIII. p. m. 295 von demjenigen Philoſophen ſpricht, den die Bewunderung ſeiner Schriften von weitem zu ihm herzog, ſo überſeẞt Petavius die

Worte: ἀκουστης μεν γεγονως του Χαλκιδεως πρεσβυτου, θεραπευων δε ου την νεην ωδην etc. folgendergeſtalt: fueratque is Chalcidenſis ſenis auditor, non novi illius ſed a majoribus traditi cantus ſectator, et jam diu olim ex Academia et Lyceo profecti. Ich möchte wiſſen, was das für ein Cantus ſey. Poſſen! Man muß offenbar für ωδην leſen ὁδον. Themiſtius will nehmlich ſagen, daß dieſer Philoſoph ein Anhänger der Akademie und des Lycei nach ihrer alten erſten Lauterkeit geweſen ſey, und nicht nach den Veränderungen, welche in neuern Zeiten damit vorgenommen worden:

(Auch im Neuen Teſtamente heißt ὁδος ſecta, z. B. Act. 9, 2. u. ſ. w. Anm. d. H.)

Jn den beyden Zeilen, welche Themiſtius Orat. XXIV. p. m. 307 aus Sophokles Oedipus anführt, wird παιανων ganz unrecht vom Petavius durch clamoribus überſetzt; eben ſo unrecht, als in den gewöhnlichen Ueberſetzungen durch precibus. So fällt der Contraſt weg, den der Dichter intendirte. Es ſind die eigentlichen Loblieder auf den Apollo zu verſtehen, zur Verſöhnung deſſelben, als Urhebers der Peſt. Preces dürfte es deswegen nicht überſetzt werden, weil es nicht erlaubt war, den Apollo in traurigen Begebenheiten anzurufen. Aeſch. Agam. 368.

Orat. II. p. m. 27. Και ἐςι Σωκρατει προοιμιον πεποιημενον ἐν τονῳ ἐξαμετρῳ προς τον Θεον. Ich möchte dieſe Worte für ein Gloſſem halten, dergleichen es beym Themiſtio nicht wenige giebt. Iſt ἐν τονῳ ἐξαμετρῳ wohl Griechiſch? iſt ſonſt wo τονος für metrum gebraucht? Ueberdies ſagt ſchon Diogenes Laertius, daß Dionyſodorus dieſen Lobgeſang des Sokrates für untergeſchoben gehalten habe.

Euſtathius.

In libr. Iliad. A. 198. ſetzt er den Sokratiſchen Dämon mit Achills Minerva in Eine Klaſſe. Das beſtärkt mich in meiner Meynung von dieſem Dämon. (Aber Sokrates ſelbſt giebt ihn doch für mehr aus, als für eine bloße Ueberlegung. Anm. d. H.)

Ebend. V. 217. Ein merkwürdiger Beynahme der Sokratiker, βλεπεδαιμονες (nicht ſchielend, ſondern Seher.) Die Bemerkung hat Euſtathius aus dem Pauſanias, wahrſcheinlich ἐν τῳ κατα ςοιχειον ῥητορικῳ αὐτȣ λεξικῷ, deſſen Euſt. öfter erwähnt, z. B. zu Ilias B. 103.

Il. B. 475—79. Euſtathius erwähnt ein zweytes Rhetoriſches Wörterbuch: ἐν δὲ ἑτέρῳ ῥητορικῷ λεξικῷ. Sollte dieſes wohl das ungedruckte Etymologicum ſeyn, welches ſich unter den MSS. Gudianis befindet, und welches man gewöhnlich dem Photius beylegt. S. die Beſchreibung davon im VI Supplement-Bande der Act. Erudit. p. 253. Oder vielmehr das ungedruckte Lexicon, welches Thomas Gale beſeſſen, und ſich jetzt in der Bodlejaniſchen Bibliothek befindet?

B. Römer.

Dichter.

Lucretius.

Lucrez verſteht das Kunſtſtück des maleriſchen Wohlklangs in einem hohen Grade; z. B. wenn er das Zittern der Glieder ausdrückt.

Lib. 6. v. 1188. In manibus vero nervi
trahier, tremere artus.

— — v. 1213. Das allmählige Sterben.

Languebant pleraque morbo
Et moriebantur.

Virgil.

Aen. VII. 76. Die Bewegung der Zunge ahmt die Bewegung der beſchriebenen Sache nach:

— — tunc fumida lumine fulvo
involvi —

Der langſame Gang nachgeahmt 634.

aut leves ocreas lento ducunt argento.

Ovid.

Metamorphos. I. 343.

Jam mare littus habet: planos capit alveus amnes:
Flumina ſubſidunt: colles exire videntur:
Surgit humus: creſcunt loca decreſcentibus undis,
Poſtque diem longam nudata cacumina ſylvæ
Oſtendunt —

Dieſe Stelle iſt ſchön und maleriſch; ſie würde aber noch weit maleriſcher ſeyn, wenn der Dichter ſeine Züge auch ſo geordnet hätte, wie die Dinge ſelbſt in der Natur auf einander folgen. Die Hügel müſſen eher wieder hervorzukommen ſcheinen, als die Flüſſe in ihr Bette zurücktreten. Jenes iſt das Zeichen der abnehmenden Ueberſchwemmung, und in dieſem iſt ſchon keine Spur mehr davon. Dieſes iſt der Fehler, den Ovid faſt in allen ſeinen Gemälden hat. Er iſt reich an wahren und ſchönen Zügen; aber er wirft dieſe Züge unter einander, und entkräftet ſie durch ſein hyſteron proteron.

V. 361. Namque ego (crede mihi) ſi te modo pontus haberet,
Te ſequerer coniux: & me quoque pontus haberet.
und 324. Et ſuperaſſe videt de tot modo millibus unum,
Et ſuperaſſe videt de tot modo millibus unam.

Die Alten und beſonders Homer drückten eben daſſelbe Ding mit eben denſelben Worten aus. Aber Ovid macht aus dieſer nachdrücklichen Simplicität öfters ein Spielwerk.

V. 559. — — — ſemper habebunt
Te coma, te citharæ, te noſtræ, Laure, pharetræ.

ſagt Apollo. Die Schläfe und Cither deſſelben findet man in den alten Denkmählern mit Lorbeer umwunden. Aber auch den Köcher? Es würde gelehrt ſeyn, wenn es ein neuer Künſtler thäte, und gewiß eine beſondre Wirkung thun.

*

V. 729. Ein ſchönes Gemälde der bittenden Jo am Ufer des Nils:

Quem (Nilum) ſimul ac tetigit, poſitis in margine ripæ
Procubuit genibus, reſupinoque ardua collo.
Quos potuit, ſolos tollens ad ſidera vultus
Et gemitu & lacrymis & luctiſono mugitu
Cum Jove viſa queri eſt finemque orare malorum.

Die Gemälde der Action ſind nicht ſowohl Gemälde des Körpers, als der Handlung dieſes Körpers, und kommen dem Dichter alſo ſehr wohl zu. Nur iſt dabey zu beobachten, daß ſie nicht mehr Zeit wegnehmen, als in der Natur ſelbſt dazu erfordert wird; welchen Fehler Richardſon ſehr oft begeht, wenn er die Geſtus ſeiner Perſonen malt. Es müſſen dieſe Geſtus' auch anhaltend ſeyn, in welchen die Perſon eine Weile verharret, wenn es ſich der Mühe verlohnen ſoll, ſie zu ſchildern.

*

V. 738. f. Ich merke bey dieſer Stelle an, daß auch ſelbſt im Ovid, in dieſem Handbuche der Maler, die Maler dasjenige, was bey dem Dichter das Maleriſchſte iſt, ungemalt laſſen müſſen. Dieſes ſind die Verwandlungen, welche der Maler nur als geſchehen zeigen kann, da ſie der Dichter vor unſern Augen vorgehen läßt, und uns beyde Geſtalten zugleich, aus welcher und in welche die Verwandlung geſchieht, zeiget. Es würde ein häßlicher widriger Anblick ſeyn, eine Figur zu ſehen, die halb Vieh halb Menſch iſt.

Lib. III. 245.

Arſurus iterum Xanthus.

Der Dichter deutet prophetiſcher Weiſe an, was dem Xanthus bey der Belagerung von Troja geſchehen ſollte. Cloſanus macht alſo in ſeiner Anmerkung einen ſeltſamen Fehler, den Phaetontiſchen Brand jünger zu machen, als die Belagerung von Troja. Und gleichwohl hat Burmann dieſe Anmerkung ohne die geringſte Verbeſſerung wieder abdrucken laſſen.

V. 786. Minerva entfernt ſich geſchwind, und hilft ſich mit dem Speere von der Erde auf; ein ſchönes Bild.

impreſſa tellurem repulit haſta.

Einen ähnlichen Zug hat der Dichter vom Perſeus, Lib. IV. v. 710. — — pedibus tellure repulſa.

*

V. 789. Kommt ein ſchönes Attribut des Neides vor, von welchem ich nicht weiß, ob die Künſtler davon Gebrauch gemacht haben.

— baculumque capit, quod ſpinea totum
Vincula cingebant — — — —

Die neuern Emblematiſten geben ihm ſehr ekelhaft ein Herz in die Hände, welches er zerreißt.

*

Lib. III. V. 97.

— — Quid, Agenore nate, parentum
Serpentem ſpectas? & tu ſpectabere ſerpens.

Glückliche Wiederholung von einerley Worten für einerley Sachen.

*

V. 106. Ein vortreffliches fortſchreitendes Gemälde von den Kriegern, die aus den geſäeten Schlangenzähnen aufwachſen.

*

V. 303. Jupiters Blitz iſt nicht immer Werkzeug der Rache; auch wäre es dem Gotte der Götter unanſtändig, dieſe Werk-

zeuge der Rache nie wegzulegen. Sein Bliz in der Rechten iſt auch ein wohlthätiger.
Eſt aliud levius fulmen u. ſ. w.

*

V. 517. Ein gemalter Geſtus:
— — — ille movens albentia tempora canis &c.

*

Lib. IV. 354.
— — — ut eburnea ſignis
Signa tegat claro, vel candida lilia, vitro.

Die Alten ſchloſſen alſo die kleinen aus Elfenbein geſchnitzten Bilder in ein gläſernes Gehäuſe.

*

V. 472. Ein gemalter Geſtus:
Tiſiphone canos, ut erat, turbata capillos
Movit, & obſtantes rejecit ab ore colubras.

*

V. 425. Das Ungeheuer, von welchem Perſeus die Andromeda rettete, war nicht ganz Fiſch, wie ich es öfters abgebildet geſehen habe. Nur das Hintertheil war Fiſch.
— — — tenuiſſima cauda
Deſinit in piſcem.

*

V. 771. Zu merken der Anachronismus, welchen der Dichter mit dem Atlas macht.

*

V. 791. Es iſt unrecht, den Kopf der Meduſa mit lauter Schlangen ſtatt der Haare zu umgeben. Die Schlangen müſſen nur den Haaren untermiſcht ſeyn.

> Geſſerit alternis immixtos crinibus angues.

*

Lib. V. 83.

Ein ſehr maleriſcher Geſtus eines Sterbenden.

> Et reſupinus humum moribundo vertice pulſat.

*

V. 339. Vorſpiel des Inſtruments:

> Calliope querulas prætentat pollice chordas:
> Atque hæc percurſis ſubjungit carmina nervis.

*

V. 383. Geſtus des Amor, der den Bogen ſpannt:

> Oppoſitoque genu curvavit flexile cornu.

Seneca's Tragödien.

(Einige Lesarten zweyer Manuſcripte, die ſich auf der Rhedigerſchen Bibliothek in Breslau befinden.)

Cod. XXVI. apud Kranzium *)

Herc. Fur. 22. Gronovius lieſt aus einer bloßen Muthmaßung ſtatt locum: torum. Nun lieſet zwar dieſer Codex auch locum; man ſieht aber, daß dieſes Wort corrigirt iſt, und es ſcheint vorher lectum geheißen zu haben. Lectum aber leidet der Vers nicht, und es ſcheint alſo Gloſſe für torum geweſen zu ſeyn, wodurch Gronovii Vermuthung gewiſſermaßen beſtätigt wird.

Dieſer Codex hat verſchiedene Lücken. So fehlen z. E. im Herc. Fur. V. 123—161. incl.

Cod. XXIX.

Herc. Fur. 19. Sed vetera querimur:
una me dira ac fera,

iſt die Lesart des Gronovius, da die gemeinen, und auch der vorige Codex, alle leſen: Sed

---

*) Wahrſcheinlich das nachgeſchriebene Collegium von Kranzens Beſchreibung der Codicum dieſer Bibliothek, welches man häufig antrifft.

Anm. d. H.

Sed vetera ſero querimur, una me
dira ac ſera.

Dieſer Codex hingegen lieſt:

Sed vetera ſero querimur, una me
dira.

Da aber dira die erſte Sylbe lang hat, ſo wird beſſer ſeyn, daß dira ac ausgelaſſen und geleſen wird, ſo wie Fabricius:

Sed vetera ſero querimur, una me
ſera.

Genug, daß durch dieſe Lesart beſtätiget wird, daß eins von beyden Epithetis überflüßig iſt.

*

V. 61. lieſet er anſtatt providum ſolem, ſehr ſchön: pallidumque ſolem.

Man ſieht zwar deutlich, daß es eine neuere Correctur iſt, doch iſt ſie offenbar der alten Lesart vorzuziehen.

*

V. 527. Anſtatt bella per omnia, welches hier keinen beſondern Verſtand macht, lieſet der Codex weit richtiger:

— — — regna per omnia.

Auch das Folgende, wo die verſchiednen Länder, in welchen Hercules ſeine Heldenthaten gethan, beſchrieben werden, zeiget, daß regna hier unendlich vorzuziehen iſt.

*

Thebais v. Phoeniſſa 316. Anſtatt mitte violentum lieſet dieſer Codex: Arce violentum. Und aus dieſer richtigern Lesart iſt die unrichtige in den beyden andern ſchlechtern Mſcrpten entſtanden: Ante violentum. Ueberhaupt aber wird dieſe Rede der Antigone im gegenwärtigen Mſpte weit ſchicklicher dem Nuntio zugeſchrieben, indem es zuletzt heißt:

> Auctorque placidæ liberis pacis veni.

Veni konnte Antigone nicht ſagen, welche beſtändig bey dem Vater geweſen war.

*

Troades V. 159. Anſtatt tutis lieſt er und Codex XXVI. tutus, welches mir in der That beſſer gefällt, da es mit dem folgenden felix eine Beziehung bekommt, und nicht alle Subſtantive mit Epithetis behangen werden.

*

V. 50. Er beſtätiget die Lesart ſiccus.

*

V. 142. Für alio lacrimas lieſt er nicht übel: Ilio lacrimas.

*

Dem Codex iſt eine Tragoedia Gregorii Corrarii Veneti cui Titulus Progne angebunden. Dieſer Corrarius iſt ohne Zweifel der, deſſen Ughellinus unter den Biſchöfen von Vincenz gedenkt Tom. V. Ital. ſacr. p. 1143. Notarius Pius des II, Pius in Commentar. l. II. p. m. 44. Wenn er nicht von Vincenz weiter verſetzt worden, ſo muß er im Jahre 1465 geſtorben ſeyn, als in welchem Jahre Marcus Burbo in dem Bisthume gefolgt.

Dem Codex XXIX iſt eine Evidentia Tragoediarum beygefügt, (eine kahle Erklärung der von Seneca gebrauchten Metrorum, von einem gewiſſen Muſatus, in Geſprächsform mit einem Lovatus Paduanus vates, von welchem Fabricius Bibl. med. æt.) und an Marſilius Patavinus (nicht wie in dem Kranziſchen Manuſcript ſteht Ficinus) gerichtet.

Martial.

In dem Epigramm des Martialis auf den im Fieber declamirenden Matho wollte ich gegen das Ende eine kleine Verbeſſerung vorſchlagen. Im Fieber declamiren, ſagt Martial, iſt wahre Raſerey; es wäre denn, daß man ſich nicht anders in den Schweiß bringen könnte. Aber doch iſt es etwas Großes, läßt er den Matho einwenden. Nein, erwiedert er hierauf, in der Hitze des Fiebers ſchweigen können, iſt etwas Großes:

Magna tamen res eſt, errans cum viſcera febris
Exurit, res eſt magna tacere, Matho.

Die erſten Worte Magna tamen res eſt, ſind der unterbrochene Einwurf des Matho, worin ich mit allen Auslegern überein komme. Nur das errans kann ich nicht ſo gut vertragen, wie ſie. Nicht, als ob errans febris keiner Bedeutung fähig wäre: ſondern weil dieſes Beywort hier nichts ſagt. Denn das Fieber mag ſeine geſetzte Zeit halten oder nicht; die Kunſt in der Hitze deſſelben ſchweigen zu können, iſt einmal ſo groß, wie das andere. Beſſer alſo, man lieſet:

„Magna tamen res eſt“ — Erras! cum viſcera febris
Exurit, res eſt magna tacere, Matho.

*

Die Alten legten ihre Kleider, wie wir oft die Wäſche, in Kleiderpreſſen. II. 46.

— tua ſuppoſitis pellucent præla lacernis.

*

Die Aerzte ließen auch bey dem Fieber baden. II. 40. (wo morbus hemitritæus ſo viel iſt, als febris ſemitertiana). Wie befremdend iſt das itzt!

*

Ob unſre Aerzte mehr verſtehen, als die alten, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ſie ehrlichere Leute ſind. Sie mauſen nicht. Bey den Alten hingegen war ein Arzt und ein Dieb gar öfters in Einer Perſon. S. auch Martial. lib. 9. 97. Harduin ad Plin. 34. Sect. 3. p. m. 640. hat den wahren Witz in dieſem Epigramm nicht eingeſehen.

Clinicus Herodes trullam ſubduxerat ægro:
Deprenſus dixit: Stulte quid ergo bibis.

(Dieſer Herodes war ohne Zweifel ein Jude).

Proſaiker.

Cicero.

Rhetor. ad Herenn. lib. I.

*

Es iſt eine feine Bemerkung des Verfaſſers, wenn er räth, daß man in dem Falle, wenn die Aufmerkſamkeit der Zuhörer bereits ermüdet wäre, ſeine Rede mit der Verſicherung anfangen ſolle: aliter ac parati fuerimus, nos eſſe dicturos.

*

Epiſt. ad Atticum I. 10.

Frontem ferire ein Zeichen des überraſchenden Unwillens. Dieſe Geſticulation iſt nicht mehr nach unſerm feinen Geſchmacke. Mongault hat ſich nicht einmal getrauet, ſie wörtlich zu überſetzen, ſondern ſagt überhaupt: afin de pouſſer notre patience à bout. — Derſelbe Geſtus kommt auch bey andern alten Schriftſtellern vor.

*

Die Anmerkung, wenn und wo bey den Lateiniſchen Nominibus propriis die Endung beyzubehalten, oder zu verändern, iſt auch ſehr wohl für die Deutſche Sprache zu brauchen.

Livius.

Lib. XXX. Kap. 34.

Wenn Livius daſelbſt die Schlacht zwiſchen dem Scipio und Hannibal beſchreibt, ſo ſagt er unter andern:

> Igitur primo impetu extemplo movere loco hoſtium aciem Romani.

> Ala deinde & umbonibus pulſantes, in ſummotos gradu illato, aliquantum ſpatii, velut nullo reſiſtente, incuſſere, urgentibus & noviſſimis primos, ut ſemel motam aciem ſenſere.

Alles iſt hier deutlich, bis auf die Worte: Ala & umbonibus pulſantes. Was heißt hier ala? Die gewöhnliche militäriſche Bedeutung kann ihm hier nicht zukommen, ſondern man ſieht aus ſeiner Verbindung mit umbo, daß es nicht der Flügel der Schlachtordnung, ſondern ſo etwas heißen müſſe, das eben ſowohl ein Theil des Schildes geweſen, als umbo. Und was war es denn? Ich weiß nicht mehr, als einen einzigen Kritikus, der ſeine Vermuthung darüber geäußert hat, Giſanius Obſervat. Latinæ linguæ ſingul. p. 25. ed. Altenb. 1762. Ala, ſagt er, ſtehe hier pro ea parte loricæ aut ſcuti, quæ eſt ad humeros, ni fallor. Wie elend! Für denjenigen Theil des Schildes oder Panzers. Ein vortreffliches Oder! Schild oder Panzer, die Dinge ſind ja ſo weit nicht aus einander. Aber wie muß ſich Giſanius vorgeſtellt haben, daß ſich die Feinde mit demjenigen Theile des Panzers, der zunächſt am Halſe iſt, haben aus der Stelle treiben laſſen? Das möchte ich wiſſen!

Aber zur Sache. Ich habe geſagt, ala müſſe hier eben ſowohl einen Theil des Schildes bedeuten, als Umbo. Welchen wohl? Polybius, wenn er das Römiſche Schild beſchreibt *), ſagt unter andern: Εχει δε περι την ιτυν ἐκ των ανωθεν και κατωθεν μερων σιδηρουν σιαλωμα, δι' ὁ τας τε καταφορας των μαχαιρων ασφαλιζεται και τας προς την γην ἐξερεισεις.

Es iſt die Rede von dem Scuto, d. i. von dem länglichen Schilde. Der oberſte und unterſte ſchmale Rand deſſelben war mit Eiſen beſchlagen, damit es weder durch die Hiebe ſo leicht geſpalten, noch durch das Niederſetzen auf die Erde abgenutzt werden konnte. Und wie, wenn dieſe beſchlagenen ſchmalen Ränder bey den Römern ala geheißen hätten? Sie waren allerdings gleichſam die ala des Schildes. Und durch dieſe Annehmung kann die Stelle des Livius auch ſehr deutlich erklärt werden. Sie erheben die Schilde nemlich ſo horizontal, daß der unterſte eiſerne Theil derſelben gegen den Feind kam, den ſie ſolchergeſtalt aus der Stelle trieben.

---

*) Bey dem Lipſius de militia Romana Dial. II. p. m. 107.

Ja noch weiter. Dieſer eiſerne Beſchlag hieß bey den Griechen σιαλωμα. Könnte nicht gar das Lateiniſche ala daraus entſtanden ſeyn? Wenigſtens eben ſo gut als aus ομφαλος umbo. Denn daß es, wie Lipſius ſagt, von ἄμβων herkomme, werde ich ihm alsdann glauben, wenn man mir eine Stelle zeigt, in welcher ἄμβων grade dies bedeutet.

Ich habe überhaupt die Vermuthung, daß Umbo nur bey dem Clypeo Statt gefunden, bey den Scutis aber nicht. Gewiſſermaßen ſcheint es auch, daß es in Anſehung der Figur nicht anders geweſen ſeyn kann. Wäre dieſes, ſo wäre noch deutlicher, warum Livius ala & umbonibus geſagt hat: nemlich die Soldaten, welche clypeum hatten, ſtießen umbonibus, die, welche ſcutum hatten, ala.

Seneca.

Quæſtiones Naturales.

Iſt denn noch von Niemanden angemerkt worden, daß die Bücher 1 und 2 verſetzt ſind? Das zweyte muß ſchlechterdings das erſte ſeyn, als in deſſen erſtem Kapitel er die Haupteintheilung der ganzen Naturlehre macht. Es wäre ganz närriſch, erſt von den feurigen und gefärbten Luft-Phänomenen zu handeln, (wie in dem bisher für das erſte angenommenen Buche geſchieht) ehe jene Eintheilung vorausgeſchickt worden, unter welcher beſagte Phänomene ſelbſt begriffen ſind, in den Worten: quæcunque aër facit patiturque.

Præf. Quæſt. Natur.

Tunc contemnit domicilii prioris anguſtias. Fontenelle, Hugens, Lambert, Schmid, und wie ſie alle heißen, welche uns jene ingentia ſpatia, in quorum poſſeſſionem animus admittitur, beſchreiben, müßten die beſte Lectüre auf dem Sterbebette ſeyn. Tunc contemnit &c.

Lib. I. cap. 1.

Stramenta (oder nach Rubenius Ramenta) ſulphure adſperſa ignem ex intervallo trahunt. Ich zweifle, ob dieſe Erſcheinung ſich ſo ſchlechtweg nachmachen läßt. Denn der Schwefel ſchwitzt zwar in einiger Entfernung vom Feuer; aber daß er ſich entzünden ſollte, wüßte ich nicht.

Ebend.

Stella eine feurige Lufterſcheinung, wie allenfalls der Stern der Weiſen aus dem

Morgenlande könnte geweſen ſeyn, wenn der Weg nicht ein wenig zu weit wäre.

Lib. I. cap. 3.

Daß Linea auch die in einander laufende Gränze zweyer Farben bedeuten kann, das ſehe ich nunmehr aus einer Stelle des Seneca, wo von dem Regenbogen die Rede iſt: Videmus in eo aliquid flammei, aliquid lutei, aliquid cærulei, & alia in picturæ modum ſubtilibus lineis ducta. Eine ſolche Gränze hieß auch Commiſſura. Es verlohnt ſich der Mühe, die ganze Stelle mit unſerm guten Manuſcripte zu vergleichen.

Ebend.

Bey den Alten muß der Fall nicht ungewöhnlich geweſen ſeyn, daß ſich Leute ſelbſt ſahen; aber ſie erklärten ihn aus einer Krankheit der Augen. Quidam, ſagt Seneca, hoc genere valetudinis laborant, ut ipſi ſibi videantur occurrere, ut ubique imaginem ſuam cernant. Das Raiſonnement aber, wie er dieſe Krankheit erklärt, will ſich mit unſrer Optik nicht mehr reimen, und man müßte ihm eine ganz andre Wendung zu geben ſuchen, wenn man von dieſer Krankheit ſelbſt richtige und ſichere Erfahrungen hätte, und ſie aus dem Sehen ſelbſt erklären wollte.

Ebend. cap. 5.

Was Seneca hier vom Tyriſchen Purpur ſagt, erinnre ich mich nicht ſonſt wo geleſen zu haben, und es gilt, glaube ich, von unſrer heutigen Purpurfarbe auch nicht. Purpuram Tyriam, quo melior ſaturiorque eſt, eo oportet altius teneas, ut fulgorem ſuum oſtendat.

Lib. II. cap. I.

Ein merkwürdiges Beyſpiel, wie ſehr ſich die guten Scribenten der Alten vor den Kunſtwörtern der Schule gehütet haben: woraus man zugleich ſieht, daß ein großer Theil der Lateiniſchen philoſophiſchen Terminologie ohne Zweifel verloren gegangen, und Wolf manches barbariſche Wort nicht hätte machen dürfen, wenn wir die Schulhefte der alten Philoſophen übrig hätten. Ergo concedas oportet, ex his quoque quæ ſenſum effugiunt, ceterum ratione prenduntur, eſſe in quibusdam unitatem corporum. Vide quomodo auribus tuis parcam. Expedire me poteram, ſi philoſophorum lingua uti voluiſſem, ut dicerem unita corpora &c.

Plinius.

Hiſtoria Naturalis.

Lib. XXXIV. Sect. 5.

Bos æreus inde captus in foro Boario eſt Romæ.

Dieſe Stelle iſt mir verdächtig: inde captus müßte heißen, daß dieſer eherne Ochſe aus der Inſel Aegina nach Rom gebracht worden. Aber wer würde in dieſem Verſtande captus ſagen? Ich glaube alſo, es ſoll heißen inde dicto, und Plinius will anzeigen, daß der ganze Markt von dieſem ehernen Ochſen den Namen bekommen, und es alſo kein Viehmarkt geweſen. Bey dem Stoſch iſt eine Gemme, worauf ein liegender Ochſe; vielleicht, daß es eine Nachbildung von dieſem Ochſen auf dem foro boario war.

Lib. XXXIV. Sect. 6.

Leſe ich eine Ableitung des Worts Candelabri, von der ich nicht finde, daß ſie ein einziger gehörig verſtanden hat. Ipſum nomen candelabri a candelarum lumine impoſitum apparet. Ich vermuthe mit der größten Wahrſcheinlichkeit, daß er durch lumine anzeigen wolle, daß das ganze Wort von candela und dem griechiſchen ἀβρὸς zuſammengeſetzt ſey, welches, wie bekannt, ſo viel als glänzend bedeutet.

Lib. XXXV. Sect. 2. Not. 25.

Es kann kein abgeſchmackterer Fehler ſeyn, als den Harduin begeht, wenn er ein Werk des Atticus zu einem Werke des Cicero macht, welches den Titel Atticus geführt habe.

Ebend. Sect. 35.

Ich wollte anſtatt vulgatis lieber leſen vulgatarum, und es auf das vorhergehende Statuarum beziehen, in dem Verſtande nemlich, daß man auch ſogar diejenigen Bildſäulen nicht verſchont, welche von Dichtern beſungen worden.

Lib. XXXVII. Sect. 2.

Vom Steine des Polykrates. Sardonychem eam gemmam fuiſſe conſtat: oſtenduntque Romæ, ſi credimus, Concordiæ delubro, cornu aureo Auguſti dono incluſam, & noviſſimum prope locum tot prælatis obtinentem. Der Ueberſetzer hat aus dieſer Stelle Unſinn gemacht. Unter dem Horn iſt das Attribut der Concordia gemeynt, welches, wie man ſieht, von Golde, und mit Edelſteinen beſetzt war, unter welchen jener Sardonyx den letzten Platz einnahm.

Ibid. Sect. 6.

Plinius hat Exempel angeführt, wie weit der Luxus der Römer in den Perlen gegangen, und fährt fort:

> Quin imo etiam jus videmur perdidiſſe corripiendi gemmata potoria & varia ſupellectilis genera, annulos tranſeuntes. Quæ enim non luxuria innocentior exiſtimari poſſit?

Zu dem Worte annulos macht Harduin die Umſchreibung: Quando de annulis ſilemus. Quæ enim non luxuria præ illis innocentior videatur? Er nimmt es alſo ſo, als ob Plinius die Ueppigkeit mit den Ringen für die größte gehalten hätte. Ganz falſch! Plinius will ſagen: Nach dieſem eben gedachten Mißbrauche der Perlen ſcheinen wir gar kein Recht mehr zu haben, uns über die Trinkgeſchirre und andern Hausrath aus Edelſteinen zu beſchweren, geſchweige über die Ringe. Denn welche andere Ueppigkeit iſt nicht weit unſchuldiger? (als jene mit den Perlen.)

Ibid. Sect. 7.

T. Petronius Conſularis moriturus, invidia Neronis Principis, ut menſam eius exheredaret, trullam murrhinam trecentis talentis emptam fregit. Harduin erklärt exheredaret durch heredi auferret, wem? weſſen? Man ſieht, Harduin hat den Zuſammenhang nicht gefaßt. Die Rede iſt von der Tafel des Nero. Um dieſe, wie der witzelnde Plinius ſagt, zu enterben, zerbrach Petron die Schale; er wollte nicht, daß Nero auf ſeiner Tafel damit prahlen ſollte.

Lib. XXXV. c. 6.

Hier iſt die Stelle, die bey Papias unter Colores ſo vorkommt: Colores naſcuntur aut fiunt. Naſcuntur ut Synopis, rubrica, paritonium, melinum, frecia &c. Wenn Dufresne dies gewußt hätte, ſo würde er ſich nicht den Kopf zerbrochen haben, was frecia ſeyn ſoll. Beym Plinius ſtehet ſtatt deſſen Eretria. Plinius ſagt, terræ ſuæ nomen habet, und fügt hinzu: daß ſich Parrhaſius und Nicomachus ihrer bedient. Welcher Farbe ſie aber geweſen, läßt ſich aus ihm nicht ſchließen.

Lib. XXXVII. c. 2.

Iſmeniam choraulem multis fulgentibusque uti ſolitum, comitante fabula vanitatem eius, indicato in Cypro ſex aureis denariis ſmaragdo — juſſiſſe numerari, & cum duo relati eſſent, imminuto pretio, male hercules curatum dixiſſe: multum enim detractum gemmæ dignitati. Harduin ſupplirt bey duo: ſmaragdi. Aber man ſieht, relati muß auf etwas gehen, was Iſmenias wieder bekam; und das waren zwey Denare. Wie hätte denn der Verkäufer ſogleich zwey Smaragde für Einen geben können? Auch war es ja ein geſchnittener Smaragd. — Alſo der Unterhändler hatte dem Iſmenias zu wohlfeil gekauft, & cum duo denarii relati eſſent, iſt er ärgerlich, weil ihn der Stein wegen ſeiner ſeiner Wohlfeilheit nun ſchlechter dünkt.

Ueber eine alte Ausgabe der Diſtichorum Catonis.

Sie iſt in klein Quart auf drey Ternionen, ohne Titel. Zum Schluſſe ſtehet blos Finit moraliſſimus Cato 94. Wahrſcheinlicher Weiſe iſt dieſe Zahl für das Jahr anzunehmen; und darauf folgen noch drey Seiten

Lateiniſcher Sittenſprüche, unter der Aufſchrift: Medii verſus pro juvenibus confecti. Im Texte fällt mir eine Leeart in die Augen, die ich mir merken will. Es findet ſich nehmlich unter den vorläufigen kurzen Regeln auch eine, welche nach des Opitz Ausgabe die 6te iſt und Foro pare heißt. Opitz überſetzt ſie: Richte dich nach dem Markte. Er glaubt nemlich mit Scaliger, daß es eben das heiße, was bey dem Terenz Phorm. I. 2. 29. uti foro bedeutet. Aber warum hätte ſich nicht Cato eben ſo ausgedrückt, wenn er eben das hätte ſagen wollen, da uti foro, wie Donatus anmerkt, ſchon einmal ein ſehr gewöhnlicher proverbialiſcher Ausdruck war? Faſt möchte ich es alſo lieber mit meiner alten Ausgabe halten, welche Foro te para! lieſet. Der Sinn iſt klar und gut. Seneca der Redner drückt ſich eben ſo aus: foro & honoribus ſe parant. Prooem. lib. II. Controv. Wollte man einwenden, Cato könne hier nicht die Zubereitung, Rechtshändel zu führen, verſtehen, weil erſt die 34te Regel Literas diſce heiße: ſo weiß man ja, daß alle Regeln in keiner Ordnung ſtehen, und eben ſo ſtark verworfen, als interpolirt ſind. Die letztre findet ſich in der alten Ausgabe gar nicht.

II.

Vermiſchte Anmerkungen.

Polyphemus.

Die genaueren Philologen unterſcheiden nur zwey Polypheme: den Cyklopen und den Argonauten. Allein auch unter den Argonauten waren zwey dieſes Namens, welche weder mit einander, noch mit dem Cyklopen verwechſelt werden müſſen. Der eine war der Polyphemus Elatides aus Lariſſa in Theſſalien a). Der zweyte war der Sohn des Neptunus und der Europe, der Tochter des Tityrus und Tänarus, der von ſolcher Geſchwindigkeit war, daß er auf den Wellen des Meeres einherlaufen konnte, und kaum die Fußſohlen be-

---

a) Siehe Apollon. Rhod. Argon. I. 40–44. (Vergl. Iliad. I. 264.)

feuchtete b). Der erſte war es, welcher von den Argonauten in Myſien zurückgelaſſen wurde. Und von dem andern muß es verſtanden werden, was Valerius Flaccus ſagt, daß er zwar mit den Uebrigen wieder zurückgekommen, aber eben ſeinen todten Vater auf den Scheiterhaufen gefunden habe.

> Et tibi Palladia pinu, Polypheme, revecto
> Ante urbem ardentis reſtat deprendere patris

---

b) Auch dieſes ſagt Apollonius, und unterſcheidet alſo dieſen Polyphem umſtändlich. l. 179–184. Natalis Comes hält dieſen P. für den Cyklopen; aber weder die Beſchreibung, die Homer und Theokrit von dem Cyklopen machen, paßt auf dieſen Tänariſchen Polyphem, noch die Beſchreibung, die Apollonius von dieſem giebt, auf jenen. Der Homeriſche P. hatte die Gabe gewiß nicht, daß er auf den Wellen des Meeres laufen konnte; ſonſt dürfte ihm Ulyſſes wohl nicht ſo leicht entkommen ſeyn. Die Redensart: auf den Wellen des Meers einher laufen, iſt ein poetiſches Bild der äußerſten Schnelligkeit. Virgil hat ſich deſſen ebenfalls bedient, von der Camilla Aen. VII. 808. Er und Apollonius hatten den Homer vor Augen, der von den Füllen des Erichthonius ſo ſagt, Iliad. Y. 226–29. Man lerne indeſſen auch hier, wie unglücklich öfters der beſte Nachahmer iſt. Homers Füllen waren Kinder des Boreas, und Apollonius Polyphem war ein Sohn Neptuns. Allein wer war Virgils Camilla? Volsca de gente, eine gemeine Sterbliche; und ſo wird das Wunderbare der Griechen bey dem Römer zu Lügen.

Reliquias: multum famulis pia juſſa moratis
Si venias c).

Myrmidonier.

Myrmidonia, Myrmidonier, ein Beynahme der Inſel Aegina und ihrer Einwohner, wovon ſowohl die wahre als fabelhafte Urſache bey dem Strabo nachzuſehen a). Als Peleus aus Aegina flüchtig werden mußte, wandte er ſich mit ſeinen Gefährten nach Theſſalien; ſie ließen ſich in Phthia nieder, und von ihnen bekamen die Phthier den Namen Myrmidonier, unter welchem dieſe, als ein Theil der Truppen des Achilles, bey dem Homer vorkommen b). Die

---

c) Argonaut. I. 4[illegible]
Burmann hätte daher ſeine ganze Note über dieſe Stelle erſparen können, und nicht ſo viel gezwungene Auslegungen und Verbeſſerungen machen dürfen, wenn er nur dieſes doppelten Polyphems unter den Argonauten eingedenk geweſen wäre. Er würde keine Schwierigkeit gefunden haben, das von dem zweyten Polyphem gelten zu laſſen, was auf den erſten freylich nicht paſſen will.

a) Geogr. VIII p. m. 430.

b) Z. B. Iliad. B v. 684.

Dacier hat ſich in ihrer Ueberſetzung dieſes Dichters nur ein einzigesmal dieſen Namen beyzubehalten getrauet, nemlich da, wo Agamemnon von dem Achilles und ſeinen Völkern in dem Tone der Verachtung ſpricht: aus Urſache, weil im Franzöſiſchen Myrmidon ein lächerliches Spottwort iſt, das einen kleinen unanſehnlichen Menſchen bedeutet c). Man kann ihr Verfahren nicht mißbilligen. Aber man wird wiſſen wollen; woher dieſes Franzöſiſche Myrmidon komme. Iſt es wirklich das nemliche Wort, mit welchem Homer die tapfern Unterthanen ſeines größten Helden benannte? Wie hat es denn bey den Franzoſen eine ſo verächtliche Bedeutung bekommen können? Man wird umſonſt den Menage und Andre hierüber zu Rathe ziehen. — Ich ſage, das Franzöſiſche Myrmidon kommt nicht von dem Griechiſchen Beynamen der Aegineten her, ſondern es ſollte eigentlich Myrmillon heißen. Myrmillones aber wurden bey den Römern diejenigen Fechter genannt, die ſich einer Art von Galliſcher Rüſtung bedienten, und daher auch Anfangs den Namen Gallier

---

c) Nemlich Iliad. A. v. 180.

fährten d). Nun muß man wiſſen, wie ſich die Myrmillones bey ihrem Fechten anſtellten. Sie ſetzten ſich in eine ſehr niedrige Lage, um ihrem Gegner den Stoß von unten auf beyzubringen. Man ſehe die klaſſiſchen Stellen beym Lipſius e), nebſt der Abbildung, die er davon machen laſſen. Wenn denn aber durch eine niedrige Lage der größte Körper in einen Zwerg zuſammengezogen wird: was hat leichter geſchehen können, als daß man davon den Nahmen Myrmillo auf jede zwergichte Figur, von einem gewiſſen lächerlichen unternehmenden Weſen, angewendet hat, daß dieſer Spottname unter den Landsleuten der Myrmillonen am längſten ge-

---

d) Feſtus in v. Retiario. — in quorum galeis piſcis effigies inerat. Von dieſem Fiſche iſt auch der Name gekommen. Μορμυρος ἰχθυς θαλασσιος. Heyſch.

e) Saturnal. Ser. lib. II, c. 10. Ich kann zwar nicht bergen, daß die vornehmſten dieſer Stellen dem Lipſius können ſtreitig gemacht werden, z. B. Tacitus Annal. III. c. 43. Auſon. praef. Cent. nupt. p. 375. (in uſum Delph.) vergl. die Ausgabe des Floridus. Doch hat Lipſius Recht, wie aus andern Stellen, beſonders dem ἐπιβαινειν beym Artemidorus, erhellt.

blieben, und endlich aus Myrmillon Myrmidon gemacht worden f)?

---

f) Dieſe Verwechſelungen des l und d ſind den Franzoſen, wie den Spaniern und Italiänern, in den Wörtern, die ſie von dem Lateiniſchen und Griechiſchen geborgt haben, ganz gewöhnlich. S. Les principes de l'art des Etymologies, vor dem Wörterbuche des Menage. Aus dieſem Grunde wollte ſchon Turnebus Adverſ. II. c. 4. den Namen der Myrmillonen von den Myrmidoniern ableiten. Man ſieht wohl, daß ich mich des nehmlichen Grundes, aber zu einer andern Sache, bediene.

III.

Leſſings Nachlaß
zur
Gelehrten-Geſchichte
und
Literatur.

I.

Anmerkungen zur Gelehrten-Geſchichte.

Peter von Abano.

(Notizie ſtoriche et critiche intorno alla vita di Pietro d'Abano, dette dal Co. Gian-Maria Mazzuchelli in una Letteraria Converſazione. Im 23. Tom. der Raccolta Opuſ. ſc. et filolog. 1741.)

Aus dieſer Vorleſung des Mazzuchelli wird man leicht alle Fehler des Bayle, des Niceron, und andrer, bemerken und verbeſſern können. Ich bringe alſo nur das bey, was ſelbſt dem Mazzuchelli unbekannt geblieben, oder nicht recht bekannt geworden. Es wird zugleich eine gute Ergänzung ſeines Artikels beym Element ſeyn.

1. Das Buch de Venenis iſt auch 1500 zu Leipzig bey Jacob Thannern in 4. gedruckt worden, und zwar per venerabilem virum Wilhelmum Haldenhoff de Thorn, artium et Medic. Doctorem, Magni magiſtri Pruſſiae divi ordinis Theutonicorum Phyſicum, verbeſſert; (nicht überſetzt, wie es bey Haller Bibl. Botanica T. II. p. 659. heißt.) Der Papſt, an welchen Albano das Buch dedicirte, heißt daſelbſt nicht Xyſtus, wie in andern Ausgaben, ſondern wird durch ein bloßes N angegeben. (64. 11. Quodl. 4to.)

2. Hippocratis de Medicorum Aſtrologia libellus, welches Albano überſetzt, iſt zwar, wie Mazzuchelli angiebt, 1485 in 4to zu Venedig gedruckt, aber nicht als eine beſondre Schrift, ſondern zum Schluſſe eines Buches ähnlichen Inhalts, welches Opuſculum repertorii pronoſticon in mutationes aëris tam via aſtrologica, quam meteorologica etc. welches in dem nehmlichen Jahre zu Venedig von Erhard Ratdolt gedruckt worden. Noch hätte Mazz. anmerken ſollen, daß dieſen vermeynten Traktat des Hippokrates Tomaſo Bovio Zeſi-

riels, in ſeinem Melampigio 1583 wieder auflegen laſſen, in deſſen Opere von 1626 er ebenfalls vorkommt.

Pet. Abälard.

Der Abt Gervaiſe *), und aus ihm Niceron **), haben unter andern, nach Baylen, das Leben des Abälard beſchrieben. Auf jene verweiſe ich, wem dieſer nicht Genüge leiſtet. Nur zwey Anmerkungen laſſe man mich hier beyfügen.

1. Die erſte betrifft den Namen Abälard. Wie bekannt, war Abälard keinesweges der Geſchlechtsname, ſondern ein Schmeichelname, den, wie Gervaiſe meynt, die zärtliche Mutter dem kleinen Peter, par un preſentiment qu'elle avoit de ſon eloquence future, beygelegt hätte. Er leitet alſo Abälard von Abeille ab, und beruft ſich desfalls auf eine Stelle des h. Bernhard, wo dieſer den Abälard Apis de Francia nenne. Doch das Zeugniſs dieſer Stelle, ſo wie die ganze Vermuthung des Gervaiſe, wird beym Niceron mit Grunde verwor-

---

*) La vie d'Abelard et celle d'Heloiſe. Paris 1720. 2 Voll. 12.

**) Mem. T. IV.

ſen; mit dem Zuſatze, daß in der Mundart von Bretagne der Name Abälard ja wohl etwas andres heißen könne. Abélard n'a-t-il pas d'autre ſignification dans le bas Breton? J'abandonne cela aux chercheurs d'etymologie. — Wenn es nun aber nach einer Nachricht gehen ſollte, die in der Folge B. Pez [*] aus einem alten Codice beybrachte, aus welchem er des Abälard Sittenlehre oder ſcito te ipſum abdrucken ließ: ſo wäre die Bedeutung des Namens Abälard nichts weniger, als in der Bretanniſchen Mundart zu ſuchen, ſondern Abaelardus hieße ſo viel als Habelardus, quaſi qui haberet artium apud ſe ſummam et adipem. Doch wer ſieht das Lächerliche dieſer Ableitung nicht, und wird nicht lieber bey jener Quelle bleiben wollen? Allerdings wird Abälard in der Bretanniſchen Mundart ſeine gute Bedeutung haben: und was hindert uns, bey der Uebereinſtimmung, welche dieſe Mundart noch jetzt in vielen Stücken mit dem Holländiſchen und Plattdeutſchen haben ſoll, zu glauben, daß es die nehmliche ſeyn werde, die es in dieſem hat. In dieſem aber iſt das Wort abel für munter, witzig, ſinnreich, ſehr bekannt, und **Kilian** *) erkläret Abelaert ausdrücklich durch homo bellus, concinnus. Auch unſer alter Theutoniſta hat das Wort **Abel** als ein im Cleviſchen gebräuchliches Wort. Und wenn dieſes wäre: warum ſollten wir **Abälard**, und nicht lieber gleich **Abelart**, ſchreiben?

---

[*] Anecdot. T. III. diſſ. iſagog. p. XXII.

2. Wegen der Verſchiedenheit, die ſich auf den Titeln der Exemplare der geſammelten Werke des Abelard zeigt, da auf einigen Franc. **Amboeſius**, auf andern Andreas **Quercetanus** als Herausgeber genannt wird, merke ich an, daß die Art, wie man beym Bayle (Art. Fr. **Amboiſe** Anm. F.) das Räthſel löſen will, ganz und gar nicht wahrſcheinlich iſt; nehmlich, daß **Quercetanus** (oder du Chesne) der wahre Herausgeber ſey, der aber die Ehre dem Herrn d'**Amboiſe** laſſen wollen, der damals im Stande geweſen, ein ſolches Opfer mit Dank zu erkennen. Es ſcheinet mir gerade das Gegentheil geweſen zu ſeyn, daß nehmlich d'Amboiſe den du **Chesne** vorgeſchoben, als die Theologen ſowohl über die Werke des Abelard ſelbſt, als über die Praef. Apolog. pro Abaelardo, die er

---

*) Etym. Teut. ling.

ihnen vorgeſetzt hatte, Lermen machten. Denn daß ein dergleichen Lermen entſtanden, bezeugt nicht allein **Roullior**, in einer Stelle, die Bayle (Anmerk. C.) ſelbſt anführet: ſondern noch mehr erſehe ich es aus einer Cenſura Doctorum Pariſienſium, die auf drey Blättern einigen Ausgaben vorgeſetzet iſt. Sie befindet ſich in dem ſonſt ganz defecten Exemplare unſrer Bibliothek N. 47. 6., nicht aber in dem vollſtändigen 47. 7. In dieſer Cenſur, wie es heißt, quid in quoque Operum ejus loco ſalebroſum foret, a quibusdam Theologis Pariſienſibus diligenter adnotatum et indigitatum eſt; ſingulisque periculoſioribus dictis praeſens eſt adhibitum amuletum. Und hierauf folgen die anſtößigen Stellen, worunter das ganze Buch adverſus Haereſes aus den Schriften des Abälard herausgeworfen wird. Liber hic, ut in Codice MS. nomen Abaelardi haud prae ſe gerit, ita neque ejus loquendi morem, ſtilum aut mentis acumen ſapit. Beym Bayle, wo die verſchiednen Stücke angegeben werden, welche die ſogenannte Quercetaniſche und Amboiſiſche Ausgabe von einander unterſcheiden, wird dieſe Cenſura doct. Par. weder bey der einen noch bey der andern genennt,

nennt, und vermuthlich wird Amboeſius haben zugeben müſſen, daß ſie in der Folge den Exemplaren beygelegt worden.

3. Endlich kann ich nicht unangemerkt laſſen, daß, obſchon nach der Sammlung des Amboeſius, noch verſchiedene Werke des Abelard ans Licht gezogen worden, — als vom Marteno, (Tomo V. Anecdot.) Theologiae chriſtianae libri V. und Expoſitio in Hexameron, ſo wie vom B. Pez (T. III. Theſ.) deſſen Scito te ipſum — uns dennoch das intereſſanteſte Werk des Abälard noch fehlt, und vielleicht auf immer fehlen wird. Denn es iſt ein groſſes Glück, wenn es Dürand und Martene, die das Manuſcript davon beſaßen, nicht vernichtet haben. Eſt penes nos (ſagen ſie in der Vorrede zum 5ten Tomo ihres Theſ.) ejusdem Abaelardi liber, in quo genio ſuo indulgens, omnia chriſtianae religionis myſteria in utramque partem verſat, negans quod aſſeruerat, et aſſerens quod negaverat: quod opus aliquando publici juris facere cogitaverat noſter Acherius, verum ſerio examinatum aeternis tenebris potius quam luce dignum de virorum eruditorum conſilio exiſtimavit. Und ſo ha-

ben ſie uns auch nicht einmal den Titel davon wollen wiſſen laſſen. Joly muthmaßt, daß es von denen Manuſcripten ſeyn werde, die beym Niceron unter Nummer 35 vorkommen, und alſo noch in einer Bibliothek zu Oxford vorhanden ſeyn dürften.

Baldus Angelus Abbatius oder de Abbatibus.

Von Gubio gebürtig, woher er ſich beſtändig Eugubinum nannte. **Käſtner** hat ſich alſo wohl geirrt, wenn er glaubt, daß er den Namen Abbatius von ſeinem Vaterlande habe. Er war Medicus bey dem Franciscus Maria II, Herzog von Urbino, dem er auch eins von ſeinen Werken zugeeignet hat *). Man könnte ihn mit Recht den Schlangendoctor nennen.

*) Nemlich das kleine Werk de admirabili Viperae natura et de mirificis ejusdem facultatibus. Die Dedication iſt Piſauri Calend. Januar. 1589 unterſchrieben. Die erſte Ausgabe von eben dieſem Jahre in 4. zu Urbino, wird für ſehr rar gehalten (Clement. Bibl. curieuſe T. I. p. 10.) Die vierte Ausgabe, die Clement anführt, habe ich vor mir; ſie

beſteht aus 185 Seiten ohne Regiſter und Vorreden. Das Werk iſt ziemlich gelehrt geſchrieben und hat verſchiedne Kupfer. Vornemlich handelt es von den Giften und Gegengiften, die aus dem Fleiſche der Natter zu machen ſind *).

Ein anderes Werk von ihm nennt **König**, Diſcuſſarum concertat. opus. Piſ. 1594.

Noch kann ich aus dem kleinen Vorberichte, welchen Venturas Canciolus, ein Medicus in Urbino, dem Werkchen de Viperae natura vorgeſetzt hat, anführen: daß Angelus noch ein anderes Werk περι των θηριακων herauszugeben im Begriffe geweſen ſey. Ob es aber jemals zum Vorſchein gekommen, kann ich nicht ſagen.

Nicolaus Abraham.

Jöcher ſchreibt **Baylen** einen Fehler nach: Abraham ſolle eine Paraphraſin in omnia opera Virgilii herausgegeben haben, da man doch über den Virgil nichts von ihm hat, als einen kleinen Commentar über die

---

*) In der Dedication ſagt er unter andern: Illud unum mihi venit in mentem vehementer admirandum, ſerpentis afflatu in orbem terrarum mortem intuliſſe; illud etiam mirum ex viperae ſerpentis peſte et eius carne ab omnibus gravioribus morbis atque venenis curari et in priſtinum reſtitui, ſed continuato viperinae carnis uſu ab omnibus morbis praeſervari.

Aeneis, zum erſtenmal 1632 zu Pont a Mouſſon in 8. herausgekommen. Fabric. Bibl. lat. T. I. p. 216.

Was ich über dieſes hier anmerken will, betrifft ſeine Ausgabe des Nonnius, theils wider Jöcher, theils wider Clement in ſeiner Bibl. curieuſe. Der erſte ſagt: er habe einige Anmerkungen über des Nonnius Paraphraſin edirt. Das heißt einer Ausgabe, die er ergänzt und mit reichlichen Anmerkungen herausgegeben hat, ſehr unvollſtändig gedenken. Clement kann das Buch unmöglich geſehen haben. Gleich den Titel führt er nicht genau an; er heißt:

> Νοννȣ πανοπολιτȣ μεταβολη τȣ κατα Ιωαννην ἁγιȣ Ευαγγελιȣ. Nonni Panopolitani Paraphraſis ſancti ſecundum Joannem Evangelii. Acceſſerunt Notae P. Nicolai Abrami, Soc. Jeſu. Pariſ. ſumptibus Seb. Cramviſy, 1623. 8.

Des Abrams Name iſt alſo nicht, wie Clement ſagt, bloß durch P. N. A. angedeutet. Eben ſo falſch iſt es, was er von der eingeſchobnen Geſchichte von der Ehebrecherin ſagt. Dieſer Zuſatz des Abrams von der Ehebrecherin hat nicht mehr als 73 (nicht wie Clement ſagt 373) Verſe.

Bey dem Nanſius iſt dieſer Zuſatz 105 Verſe lang, und mit veränderten Lettern in den Text eingeſchoben. Abraham theilt den ſeinigen nur in der Anmerkung mit p. 30, und beyde haben nicht die mindeſte Aehnlichkeit. Hier ſind die erſten Verſe:

Τοιαδε λεξαμενα ἱεροις επεεσσιν ανακτες
Ηελιος πυματην διεμετρει νυσσαν ολυμπω
Ειλαπινης οχετηγος, αγων επιδορπιον
ὡρην etc.

Ob ſich übrigens Bayle eben mit Recht verwundert, daß dieſer gelehrte Jeſuit bey den Ausländern ſo wenig bekannt ſey, weiß ich nicht. Wenigſtens iſt er den lutheriſchen Theologen nicht unbekannt geweſen, da unter andern Bechmann in ſeinen Annot. uber. in compendium Hutteri p. 248 ſq. ſeine beſondre Meynung, die er in ſeinem Pharo von der Schöpfung vorträgt, widerleget.

Cornelis Adrianſen.

Von dieſem unverſchämten Franciscaner, der die Confeſſion gegen ſeine weiblichen Beichtkinder ſo mißbrauchte, ſ. Marchand im Artikel Louis de Bourbon. Seine Geſchichte und ſeine Predigten ſind Holländiſch in unſrer Bibliothek.

Claudius Baduellus.

Aus Einem Buche deſſelben werden beym Jöcher zwey gemacht. Nemlich de conjugio litteratorum und de ratione vitae ſtudioſae ac litteratae in matrimonio collocando et degendo, iſt eins und eben daſſelbe. Gedruckt Lugduni apud Gryphium 1544. 4.

Caſpar Barth.

Ein ziemlich groſſes Verzeichniß der nachgelaſſenen ungedruckten Schriften dieſes Gelehrten findet ſich in dem XI. Theile der Deutſchen Act. Erud. S. 925. Man ſagt aber nicht, ob es aus ſeinen gedruckten Schriften bloß zuſammengetragen, oder wirklich unter ſeiner Verlaſſenſchaft gefunden worden, noch weniger, in weſſen Händen dieſe ſich damals befunden. — Gegenwärtig ſo viel ich weiß, iſt D Stemler in Leipzig Beſitzer der beyden letzten Theile von Barths Adverſariis. S. auch Unſchuldige Nachr. Jahr 1709. S. 379 und 645.

(Vergl. Leſſings Kollectaneen, herausg. von Eſchenburg. (Art. Barth. S. 101.) Noch beſtimmtere Nachricht von Reiske, in Leſſ. ſämmtl. Schriften. 28. Th. S. 460.)

P. J. Veronicius.

Einer der ſonderbarſten Gelehrten der neuern Zeiten, um 1677. Ein wahrer Cyniker, hielt ſich zuletzt in Seeland auf, wo er in einem Moraſte erſtickte; in der Trunkenheit ohne Zweifel. Er machte aus dem Stegereif ſehr gute Lateiniſche und Griechiſche Verſe. S. Ant. Borremanſius Var. lection. c. 6. Seine Georgarchontomachia iſt ein komiſches Heldengedicht in zwey Geſängen, deſſen Duſch hätte erwähnen müſſen, wenn er es gekannt hätte. P. Rabus hat es mit einer holländiſchen Ueberſetzung 1691. 8. zu Rotterdam, mit einigen andern Gedichten des Verfaſſers herausgegeben. Man hat nie erfahren können, was Veronicius für ein Landsmann geweſen; denn er ſprach, außer dem Holländiſchen, Franzöſiſch, Engliſch und Italiäniſch gleich fertig. Als man ihm einsmals ſagte, er verdiene Profeſſor zu ſeyn, antwortete er, non placere ſibi umbraticam iſtam vitam. Er lebte von den ſchmutzigſten Verrichtungen eines Tagelöhners, vom Kaminfegen, Holzſpalten und dergl.

Lucius Domitius Bruſonius.

Conturſinus Lucanus (nach ſeinem Geburtsorte).

Er hat Facetiarum Exemplorumque libros VII. geſchrieben, die zuerſt in Rom 1518 in fol. herausgekommen (impreſſ. per Jacob. Mazochium Rom. Acad. Bibliop.) Er hat es dem Cardinal Colonna zugeeignet. Es enthält nichts als Apophthegmata aus den alten Schriftſtellern, deren manches unter mehr als Einem Titel vorkommt. Unter den vorgeſetzten Lobgedichten der Freunde des Bruſonius befinden ſich auch zwey von dem M. Antonius Caſanova, (ob ſie unter ſeinen Sinngedichten beym Gruter vorkommen?) wovon das eine alludens ad caput de Miraculis artig genug iſt:

Inter tot Domiti miracula miror amice
Tantum unum, ingenii te tacuiſſe tui.

Joſeph de Caceres.

Wird beym Jöcher mit ſeinem jüdiſchen Vornamen Jacob genennt. Sein Werk iſt eine Spaniſche Ueberſetzung des Bartas.

Aloy. de Cademoſte.

Beym Jöcher heißt er de Cada Morto.

Cäſarinus Arelat.

Ob ſeine Exhortatio ad Monachos Lyrinenſes, die wir im MS. haben, (78. fol.) ſchon gedruckt iſt?

Dom. Cäſarius.

Den Jöcher ſo gut als gar nicht kennt, den man aber näher kennen lernen kann aus ſeinen Epiſt. ſelectis 477. 3. Quodl. 8.

Janus Cäſarius.

Dieſer Mann iſt ziemlich unbekannt. Jöcher hat ihn gar nicht, und höchſtens kennt ihn der Deutſche Literator nur noch aus den Gedichten, die in den Deliciis Poët. Ital. von ihm ſtehen. Er hat aber auch andre Dinge geſchrieben, worunter ein Commentar über die 32 Oden des erſten Buchs des Horaz vornehmlich zu merken, weil er nicht ſchlecht iſt, und weil ihn ſelbſt Fabricius nicht gekannt hat. (Rom. 1566. 8.) Er hatte, als er dieſen Commentar herausgab, ſchon viele Jahre in Rom die ſchönen Wiſſenſchaften gelehrt, aber ohne im geringſten dadurch ſein Glück zu machen. Er klagt darüber ſehr in dem vorgeſetzten Briefe an ſeinen Bruder Petronius Cäſarius. Eine Oratio von ihm in funere Joannis Arragoniae. Ein Carmen in Catellum Gonzagae. Caſtigationes ad Celſum, und andre Sachen in der Bibliothek.

Cäſarius Heiſterbach.

Kennt Jöcher nur aus dem Eckard, und als den Verfaſſer des einzigen regiſtri boni. Aber in unſrer Bibliothek ſind eine Menge andrer Werke von ihm vorräthig.

Cäſius Baſſus.

Beym Jöcher unter Baſſus, wo es heißt: ſoll de metris und Commentarium in Aratum geſchrieben haben. Warum ſoll? Beyde Schriften ſind in unſrer Bibliothek 4. 1. Grammat. 4. Beſonders 56. 1. Hiſt. fol. p. 207. und 227.

Belmonte Cagnoli.

Aquilea diſtrutta. 29. 1. Quodl. 4. verdient gekannt zu werden.

Pomp. Caimo.

Parallelo politico delle Repb. antiche e moderne. 107. 31. Pol. 8. und 115. 3. Pol. 8. Ob es eben dieſer iſt, von dem beym Jöcher nur mediciniſche Werke vorkommen?

Joann. Caius.

Hat de canibus britannicis, und andere Dinge geſchrieben. S. unſern Catalogus.

Calamon.

Variorum Epiſt. graecanicae. 78. Quodl. fol. Iſt kein Gelehrter, ſondern der erdichtete Name eines Bauern, den Theophylactus einen kleinen Brief ſchreiben läßt. p. 409.

Caſpar Caldora.

Sein Tractat de peſte, quae anno 1649 Hiſpalenſem civitatem corripuit, den Jöcher nicht hat, und woraus ſeine Lebenszeit näher zu beſtimmen.

Henning Caldruſius.

Dialogus contra impudicas feminas cum ſabulis. 82. 15. Quodl. 4. — De vita et paſſ. S. Agnetis. 82. 19. Quodl. 4.

Ja. Calfhillus.

Von Ausgrabung Catharinae D. P. Martyros Hausfrau. 236. 33. Theol. 4. in unſrer Bibliothek.

Rex Calib.

Warum Rex beym Jöcher, wenn er nur ein Rabbi iſt?

l'Abbé Camuſat.

Welcher die Gedichte des la Jaſe und Chaulieu herausgegeben, ſtarb zu Amſterdam im 32ſten Jahre, um 1734. Er wollte noch viel ſchreiben, unter andern ein Werk de re futuria Veterum und ein Syſtème de la Religion Chretienne, welche doppelte Arbeit wegen ihres Contraſts zu merken. Jordan Voy. litt. p. 187.

Bapt. Caſalius.

Er ſtarb zu Rom 1525, welches aus einem Briefe des Erasmus an Pirkhaimer vom September dieſes Jahrs zu erſehen.

Claubergius.

Dixit, ſe noſſe modum eloquendi naturam mentis, ſed noluit indicare. Saepe in profundam quandam ecſtaſin abripiebatur cogitando. Unde aliquando ſic obiit. Miſcell. Leibnit. p. 148.

Pandolfo Collenuccio.

Was man von dieſem Manne weiß, weiß man vom P. Jovius. (Elogiorum Part. II. p. 92. Edit. Baſ. fol.) Die ſeiner nachher erwähnen, wiſſen wenig oder nichts hinzuzuſetzen. Nur Papadopoli (Hiſt. Gymn. Patavini T. II. p. 30.) meldet uns, daß er zu Padua ſtudiert, wo er ſich unter dem Namen Marcus Muſurus der Griechiſchen Sprache, und unter dem Barthol. Capella der Rechte befliſſen, von welchem letztern er auch die Würde eines Doctors der Rechte erhalten. Gleichwohl, ob ſchon alle aus der Quelle des Jovius geſchöpft, hat ſich dennoch in die Erzählung von ſeinem Tode eine Verſchiedenheit eingeſchlichen, die eine Erörterung verdient. Jovius erzählt, daß ihn Johann Sfortia, der ſich damals die oberſte Gewalt in Peſaro angemaßt hatte, habe umbringen laſſen; das Gelehrtenlexicon aber will, daß er auf Befehl Alexanders VI im Gefängniſſe ſtrangulirt worden. Schon Fabricius (Bibl. med. et inf. Lat. Lib. III.) hatte dieſes gerügt. Aber man hat auf dieſe Erinnerung auch in der vierten Ausgabe nicht geachtet. Der Zuſammenſchreiber des Lexicons hat eine Stelle des Moreri gebraucht: P. Jove ajoute que Jean Sforze, Tyran de Peſaro, le fit etrangler en priſon: mais Pierius Valerianus dit que ce fut Ceſar Borgia, Duc de Valentinois, qui fit mourir Collenuccio. Was nun hier dem Cäſar Borgia Schuld gegeben wird, hat man eben ſowohl auf ſeines Vaters

Rechnung ſchreiben zu dürfen geglaubt. Allein auch Moreri, oder wer dieſer nachgeſchrieben, hat ſich geirrt, und die Stelle des Pierius ganz falſch verſtanden. Sie lautet ſo: *) Sed incidit (Collenuccio) in res novas et rerum, quae ſub Valentino Caeſare evenerunt, viciſſitudines, ſuſpectusque Principi, quod adverſae factionis eſſet, laqueo vitam finire juſſus. Dieſes Principi bezieht ſich auf den Sfortia, nicht auf Valentino Caeſari, wie Moreri geglaubt hat, und der Verſtand iſt dieſer: daß Collenuccio bey ſeinem Fürſten in Verdacht gerathen, als halte er es mit dem Borgia **). Wenn wir alſo aus dem Jovius bloß lernen, daß er wegen aufgefangner Briefe bey dem Sforzia in Ungnade gefallen: ſo ſehen wir aus dem Pierius, was dieſe Briefe betrafen, ein Verſtändniß nemlich mit dem Borgia.

---

*) Ex edit. Car. Tolli p. 150.

**) Welcher ſich mehrerer Italiäniſchen Staaten damals zu bemeiſtern ſuchte.

Georg Cſipkes.

Verfaſſer der Hungaria illuſtrata, brevis ſed methodica naturae et genii linguae Hungaricae explicatio. Ultraj. ex offic. Jo. a Waesberge 1655. 5 Bogen in 12. Er hat den Beynamen Comarinus, d. h. aus dem Comorrer Comitat. Wie kann nun das Gelehrtenlexicon ſagen, daß er aus Raab gebürtig geweſen? Raab hat ja ſeinen eignen Comitat, und nach dieſem hätte er ſich Jaurinenſem nennen müſſen. Er ſelbſt nennt ſich auf dem Titel Theologiae Doctorem et ejusdem Facultatis in illuſtri Schola Debrecina Profeſſorem, verſtehe, an dem reformirten Gymnaſio zu **Debretzen**. Aus der Vorrede erſehe ich, daß ſchon vor ihm ein Molnar, und ein Stephanus Gelei, Eccleſiaſtes Albenſis, Ungariſche Grammatiken geſchrieben, deren letztere er nicht einmal geſehen. Sie muß folglich ſehr rar ſeyn.

Jo. Cuſpinianus.

Das 1526ſte Jahr war ſehr unglücklich für ihn. In dem großen Brande Wiens litt er 6000 Gulden Schaden, weil zwey Häuſer von ihm mit verbrannten. Seine Bücher rettete er noch. Drey Tage nach dieſem Unfall verheerte das Wetter ſeine Weinberge, und den 8ten Tag darauf brach er das Bein. Sich ein wenig zu erholen, beſchloß er ſein Werk de Caeſaribus herauszugeben, wovon er den Entwurf Bilibaldo in einem Briefe mittheilt. — — Sie ſind erſt nach ſeinem Tode herausgekommen. Daß er ein beſondres Werk de Turcis geſchrieben habe, wie Jöcher ſagt, daran zweifle ich: denn die Geſchichte der Türken hat er in ſeinem benannten Buche mit abgehandelt. Aus dem Entwurfe iſt zu erſehen, daß er ſeine Werke de Conſulibus und de Caeſaribus als Eins hat herausgeben wollen. Es ſollten die Bildniſſe der Kayſer hinzugefügt werden, wovon er ſchon eine Anzahl hatte ſtechen laſſen. Die übrigen ſollte Heinrich Dürer verfertigen.

Den 25ſten Januar 1527 ſchreibt er von ſich: Supergreſſus quinquageſimum aetatis annum, parvi facio quid reliquum reſtet vitae, woraus ſein Geburtsjahr zu ſchließen.

Edelfried.

Ein Mönch im Kloſter Augiae majoris um 790, libris aliquot Saxonico ſermone a ſe conſcriptis famam ad poſteros nomenque celebre miſit.

S. de Viris illuſtr. Aug. apud Pezium T. I. P. III. p. 645.

Paul von Eitzen.

Ein Schüler Luthers und Melanchthons, der zuletzt Generalſuperintendent zu Schleßwig war, und 1598 ſtarb. — Ich würde bey dem Leben dieſes Mannes, das beym Moller umſtändlich zu finden iſt, nicht anzumerken vergeſſen, daß vornehmlich mit auf ſein Zeugniß ſich das Mährchen von dem ewigen Juden *) gründet. Er ſoll ihn 1574 ſelbſt geſehen und geſprochen haben; ſo wie ein gewiſſer Chryſoſtomus Duduläus Weſtphalus verſichert, der zu Ravel 1634 eine Relation von beſagtem Wundermanne ausgehen laſſen, die 1661 in 8., ich weiß nicht wo, wieder gedruckt worden.

*) Dieſes Mährchen vom ewigen Juden, Namens Ahasverus, iſt allgemein bekannt. Man hat ihm auch einen Genoſſen gegeben, den man den ewigen Heyden nennen könnte. Er ſoll Cartephilus heißen, und in dem Richthauſe Pilati Thürhüter geweſen ſeyn. Seiner gedenkt mit mehrerem Matthäus Pariſienſis unter den Jahren 1228 und 1252.

Wolfram von Eſchenbach.

Eines Gedichts von ihm De caede R. Philippi, ſoll Matthaeus Mareſcalcus Pappenheimius, doctor juris et Canonicus Auguſtanus, qui latine 1495 ſcripſit de genere Calatinorum, ex quo Pappenheimi deſcendunt; quod opus 1554 germanice fuit Auguſtae excuſum a Philippo Ulhardo, gedenken. S. Cruſius Annal. Suevic. lib. XII. Part. II. p. 557. welcher über dieſen Pappenheim p. 570 das Angeführte beybringt.

Ein Seifried von Eſchenbach kommt mit ſeiner Mutter, einer Rilinde von Eſchenbach, beym Schannat in einer Urkunde von 1230 vor, unter den Dienſtleuten des Grafen von Bodenlauben, die dieſer dem Stifte Würzburg ſchenkte. Das Geſchlecht derer von Eſchenbach iſt alſo für ein Fränkiſches anzunehmen, welches im Würzburgiſchen oder Hennebergiſchen ſeßhaft geweſen.

Heinrich Fitzner.

So heißt der Verfaſſer des **Flüchtigen Paters aus Rom**. Er war ein Gärtner zu Quedlinburg, und blind. Mehrere Nachrichten von ihm und ſeinen Schriften ſtehen Braunſchw. Anzeigen 1745. p. 558 und 718.

Folard.

Dieſer berühmte Commentator des Polybius ward in ſeinem Alter einer von den unſinnigſten Convulſionairs, wovon Jordan Voy. litt. p. 132. zu leſen. Und doch wird man aus dieſer Beſchreibung ſchwerlich klug werden, ob Folard ein Betrüger oder ein wahnwitziger Kranker war. War er das letztere, ſo iſt ſein Fall doch noch immer ſehr merkwürdig.

William Freke Eſq.

Fehlt beym Jöcher.

Er hat 1693 zu London in 8. drucken laſſen: Select Eſſays tending to the univerſal Reformation of Learning: concluded with the art of war, or a Summary of the martial Precepts neceſſary for an Officer; worin mancherley gute Gedanken vorkommen.

Aus dem Verſuche wider die Aſtrologie will ich mir die zwey alten Verſe merken, in welchen die Bedeutung und Kraft der zwölf Häuſe (?) eingeſchloſſen iſt:

> Vita lucrum fratres genitór nati valetudo
> Uxor mors pietas regnum bonefactaque carcer.

Petrus Gregorius Tholoſanus.

Was Bayle von ihm weiß, hat er dem Doujat abgeborgt. In einem Stücke macht er die Genauigkeit dieſes ſeines Währmanns verdächtig; aber er iſt es ſelbſt, deſſen Genauigkeit man dabey vermißt. Doujat nehmlich hat die Berufung des Gregorius nach Pontamouſſon in das Jahr 1582 geſetzt. **Bayle** hingegen findet, daß Gregorius bereits 1574, vor der Zueignungsſchrift ſeiner Syntaxis Artis mirabilis, Profeſſor der Rechte zu Pontamouſſon genennet werde, und ſchließt daraus, daß ſich Donjat irre. Allein, wie geſagt, Bayle irrt ſich, und er muß eine ſpätere Ausgabe z. E. die von 1583 in 12. vor ſich gehabt haben, in welcher Gregorius durch einen Zuſatz des Buchhändlers Profeſſor zu Pontamouſſon genennet wird, weil er es damals war, als das Buch wieder aufgelegt ward. Denn in der Zueignungsſchrift an Heinrich III König von Frankreich, die vor dem erſten Theile dieſes Werkes ſteht, und von eben dieſem Jahre iſt, ſagt er ſelbſt ausdrücklich, daß er damals zu Cuhors die Rechte gelehret. — Dieſe Syntaxis verdient näher beſchrieben zu werden, weil ſie Morhof ſelbſt nur halb gekannt zu haben ſcheint. Polyh. T. I. lib. I. cap. 1, 30. Die Commentare müſſen ihm unbekannt geblieben ſeyn *). Zu merken, daß er beydes, ſeine Syntaxis und ſeine Bücher de Republica, Gott dedicirt hat; beſonders die erſte Dedication klingt ſehr ſonderbar.

---

*) Sie ſind auf der Eliſabeth-Bibliothek in Breslau.

Hadrianus.

Der Cardinal dieſes Namens, aus dem Geſchlechte der Caſtelleſi. In Anſehung ſeines Buches de ſermone latino hat Morhof einen groben Fehler begangen. Er giebt vor (Polyh. T. I. lib. IV. cap. 9. §. 20.), der Verfaſſer dieſes Werks ſey der Lehrmeiſter Karls des V, der Papſt Hadrianus der VI, und tadelt Simlern, welcher dieſes nicht gewußt. Allein Simler hat ganz recht gethan, und Morhof „verwechſelt auf eine lächerliche „Weiſe einen Italiäner mit einem Holländer, „einen Grammatiker mit einem Theologen, und einen ſehr zierlichen Schriftſteller in Proſa und in Verſen mit einem „Scholaſtiker, einem Feinde der reinern Latinität und Poeſie.“

Mit dieſen Worten hatte ſchon la Monnoie in ſeiner Ausgabe der Menagiana dieſen Fehler des Morhof gerügt. Allein die ganze Stelle blieb in dem Abdrucke dieſes Werkes weg, und findet ſich bloß in den Cartons, die uns Salengre in ſeinen Mémoires de Litterature Tom. I. p. 233. aufbehalten hat.

Harduin.

Le Pere eternel des petites Maiſons, wie ihn Banduri nennte. Jordan Voy. litt. p. 105.

Helvetius.

Der Verfaſſer des Eſprit, iſt aus Deutſchem Geblüte. Denn ſein Vater, ſo viel ich weiß, war Joh. Claud. Adr. Helvetius, der die Idée generale de l'oeconomie animale geſchrieben, und erſter Leibmedicus bey der Königin von Frankreich geweſen. Deſſen Vater aber war Adrian Helvetius, Leibmedicus des Regenten von Orleans, welcher den Gebrauch der Hypekakuana in Frankreich einführte; und dieſes Vater war Johann Friedrich Helvetius, welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Haag prakticirte, von Geburt aber ein Deutſcher war. Denn er war aus Cöthen, wie ich aus ſeinem Kupfer ſehe, welches vor ſeinem Schauplatze der arzeneyiſchen Geſichtkunſt, Heydelb. 1660. in 8., ſtehet, und unter welchem er Anhaltinus Cöthönenſis heißt, ſeines Alters damals, 1661, 30 Jahr: als woraus denn auch ſein Geburtsjahr zu beſtimmen. Er heißt alſo beym Jöcher nur halb recht ein Holländiſcher Medicus.

Huart.

Mort à Genève, etoit l'auteur de la traduction des Hypotypoſes de Sextus Empiricus, publiée en Hollande 1725. (Jordan Voy. litt. p. 148.)

Henning Huthmann.

Rector in Ilefeld um *1690*, welches Amt er aber ſeiner Heterodoxie wegen verlaſſen mußte. Die Erbſünde, meynte er unter andern, habe ihren Sitz im Körper. S. Burkh. H. B. A. T. II. p. 320.

Theodor de Juges oder Jugeus.

Hat ſich um verſchiedne Lateiniſche Schriftſteller verdient gemacht. Gleichwohl finde ich nirgends einige Nachricht von ihm. Er war D. U. J., wie ich aus dem Titel ſeiner Ausgabe des Seneca ſehe; und da dieſe zu Geneve auf ſeine Koſten gedruckt worden, ſo hat er wahrſcheinlich auch daſelbſt gelebt.

Außer dem Seneca hat er auch den Petron herausgegeben, welche Ausgabe ich aber nie geſehen, und bloß aus Burmanns Nachricht kenne, der in der Vorrede ſeiner Ausgabe ſagt:

Genevae Theodorus aliquis de Juges (1629) collegit fere omnes notas, quas Erhardus in unum volumen conjecerat et ſingulis capitibus, in quae an primus digeſſerit Petronium, neſcio: de ſe vero nihil addidit.

Das aliquis in dieſer Stelle zeigt, daß auch Burmannen dieſer Mann ganz unbekannt geweſen.

Von ſeiner Ausgabe des Apulejus, wovon das Manuſcript in unſerer Bibliothek —

M. Balthaſ. Kindermann.

In dem Schwanen-Orden, deſſen Mitglied er war, zugenannt Kurander. Auch dieſer Mann iſt kein ſo ſchlechter Deutſcher Dichter, daß er nicht bekannter zu ſeyn, wenigſtens in meinem Wörterbuche angezogen zu werden verdiente. Sein Buch der Redlichen, welches aus allerley Gelegenheitsgedichten beſtehet, die er durch eine Art von Erzählung an einander gehängt, iſt zu Cüſtrin 1663 in 8. gedruckt.

Johann Läzius.

War aus Rochelle, und lebte um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts zu Löwen, wo er als ein junger Menſch ein kleines

Werk de poëticorum ſtudiorum utilitate verfertigte, und zu Antwerpen 1560 (in offic. Chriſt. Plantini) drucken ließ. Dieſes Werkchen iſt eigentlich ein Commentar über die Rede des Cicero pro Archia, die er auf benannter Univerſität öffentlich erklärt hatte. Er verſprach ein weitläuftiges Werk de Studiis poëticis, von welchem ich nirgends die geringſte Spur finde, ſo daß ihn ohne Zweifel von deſſen Vollendung und Herausgabe ſeine häuslichen verdrießlichen Umſtände abgehalten, über die er zum Schluſſe ſeines Commentars p. 61. klagt.

Caſpar Laurentius.

Ein reformirter Gottesgelehrter zu Genf, lebte zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, und machte ſich außer einigen Theologiſchen Schriften, A) durch eine neue Ausgabe des **Hermogenes** bekannt, der er einen guten Commentar beygefügt, an deſſen Exiſtenz Fabricius zu zweifeln ſcheint. B)

A) Als: Obſervatio de publicis diſputationibus et controverſiis de religione. Gen. 1602. 8. deren der ältere **Walch** Biblioth. Theol. Sel. Tom. I. p. 564. gedenkt. Ein andres Werk, de conjunctione cum Chriſto in ſacramentis, bringt **Jöcher** bey, mit dem abgeſchmackten Zuſatze: daß man ihn mit dem **Caſpar du**

Laurens, welcher 1630 als Erzbiſchof zu Arles geſtorben, für einerley halte. Einen reformirten Theologen mit einem katholiſchen Erzbiſchofe!

B) Ausgabe des Hermogenes. Biblioth. Graeca lib. IV. c. 31. p. 432. Sie iſt zu Genf 1614 in 8. gedruckt. Fabricius muß ein verſtümmeltes Exemplar gehabt haben; in meinem findet ſich dieſer Commentar, und nimmt, hinter dem Index über die Bücher des Hermogenes, 229 Seiten ein. Laurentius hat die ſämmtlichen Bücher des Hermogenes aufs neue überſezt, weil die Sturmiſche Ueberſetzung nicht zum Beſten ausgefallen war. S. die Zueignungsſchrift an den Parlamentsrath Bouivon in Paris. — Wenn indeſſen Laurentius den Traktat des Hermogenes περι μεθοδου δεινοτητος praetermiſſum hactenus nennet; ſo ſcheint ihm unbekannt geweſen zu ſeyn, daß auch dieſer von Johanne Cocino aus den Sturmiſchen Vorleſungen herausgegeben worden.

Jaques Lenfant.

Er hat nicht allein zu ſeiner Hiſtoire du Concile de Conſtance und du Concile de Basle unſre Bibliothek ſehr genutzt: ſondern auch beſonders bey ſeinen Poggianis, die er 1720 zwiſchen beyden hiſtoriſchen Werken herausgab, den Band geſchriebene Briefe von Poggius, der unter unſern Manuſcripten ſich findet, beſonders in Ausarbeitung des Lebens dieſes Gelehrten, welches den erſten Theil der Poggianorum ausmacht. Er wollte, was von dieſen Briefen noch nicht gedruckt iſt, in der Grundſprache den Poggianis beyfügen; es iſt aber nicht geſchehen. Denn man findet nur vier Lateiniſche Stücke beygefügt, wovon nur allein das dritte, Cincii Epiſtola ad Poggium, aus unſerm Manuſcripte genommen iſt. Das erſte und zweyte hatte ſchon Krauſe aus einer Handſchrift der Pauliner Bibliothek zu Leipzig drucken laſſen, wie Lenfant ſagt, in ſeiner bibliotheque litteraire Allemande. (Welches Werk von Krauſen iſt das?) Und das vierte Stück, Andreæ Juliani pro Manuele Chryſolora Oratio funebris, iſt gleichfalls aus einem Mſpte der Pauliner Bibliothek genommen, wovon Börner dem Lenfant eine Abſchrift zukommen laſſen. Alſo, was Lenfant in dem Leben des Poggius ſonſt noch aus unſern Manuſcripten anführt, iſt wirklich noch ungedruckt.

Jacob Locher.

War ein Schwabe von Geburt, und ſtudierte zu Strasburg unter Sebaſtian Brand, worauf er nach Italien ging, und unter andern auch den Philippus Beroaldus hörte. Als er wieder zurück kam, hielt er ſich Anfangs zu Freyburg auf, wo er das Narrenſchiff ſeines Lehrers ins Lateiniſche überſetzte.

S. die Zueignungsſchrift dieſer Ueberſetzung an Brand.

Er nennte ſich auch oft mit Weglaſſung ſeines Geſchlechtsnamens, Jacobus Philomuſus, unter welchem Namen er beym Baillet, als ein Pſeudonymus vorkommt. Nach dem Lippenius Biblioth. Ph. I. p. 437. findet ſich unter dieſem Namen eine Margarita Philoſophica, Encyclopædiam exhibens. Argent. 1508. 4., die von Jöchern nicht mit angeführt iſt.

George von Logau.

Oder, wie er ſich auf Lateiniſch nannte, Logus, einer von den Ahnen unſers Deutſchen Dichters. — Man vergißt durchgängig unter ſeinen Schriften mit anzumerken, daß er auch Lucii Petrei Zanchi Poëmata varia herausgegeben, die wir wahrſcheinlich ohne ihn nicht haben würden. Sie ſind auf 6 Bogen in Quart zu Wien 1533 gedruckt, und zwar auf Koſten des Georg. Laxani, der mit dem Herausgeber verwandt, und König Ferdinands Secretair war, und dem ſie Logau daher auch zugeſchrieben.

Joh. Mandevill.

Jöcher ſagt von ihm, daß er aus unbekannten Urſachen auch ad barbam genennet werde. Ich weiß nicht, welchem ſeiner Währmänner er dieſes nachſchreibt; aber ich weiß, daß es nicht wahr iſt, und daß Johannes ad barbam ein vom Johann Mandevill ganz verſchiedner Mann geweſen. Dieſes ſehe ich aus des Mandevills Reiſebeſchreibung, die ich in Lateiniſcher Sprache (nach einer ſehr alten Ausgabe ſine l. e. a., aber offenbar aus dem 15ten Jahrhunderte) vor mir habe. Nemlich in dem letzten Kapitel ſagt er, daß er dieſes Werk zu Lüttich (Leodii) aufgeſetzt habe, wo er auf der Rückreiſe nach ſeinem Vaterlande, im Jahre 1355, krank liegen geblieben. Und zwar habe er es auf Anſuchen und Ermunterung eines ſeiner daſigen Aerzte aufgeſetzt, qui ibi dicebatur Johannes ad Barbam. — Noch will ich anmerken, daß in meiner Lateiniſchen Ausgabe Mandeville auch nicht Magnovillanus, ſondern Johannes de Montevilla heißt.

Jacob Mennel, lat. Manlius.

Jöcher ſagt, er habe zwiſchen 1540 und 1590 gelebt. — Ich ſage, es iſt viel, wenn er noch 1540 gelebt hat. Denn 1507 ſchrieb er bereits ein Deutſches Gedicht vom Schachſpiele, deſſen erſte Ausgabe ich zwar nicht kenne, das aber Chriſt. Egenolff 1536 zu Frankfurt am Mayn wieder in Druck ausgehen laſſen.

(Vergl. Leſſings Kollect. herausg. von Eſchenburg. Art. Schach. No. 17.)

George Möbius.

Ich würde dieſes Mannes ſchwerlich gedenken, wenn ihn nicht Paw auf die unverſchämteſte Weiſe verleumdet hätte.

Er war um 1660 Rector der Schule zu Merſeburg, und Licentiatus Theologiæ.

Er ſchrieb einen Tractat de Oraculorum Ethnicorum origine, propagatione & duratione, welcher zu Leipzig 1660 zum zweytenmale, mit zwey neuen Anhängen vermehrt, gedruckt ward. Der erſte dieſer Anhänge handelt de ſacrificiorum origine, und der zweyte unterſucht, an Evangelium ab apoſtolis etiam Americanis fuerit annunciatum?

Ueber dieſe letztere Frage nun erklärt er ſich freylich nach den kurzſichtigen Vorurtheilen eines lutheriſchen orthodoxen Pedanten. Er ſetzt nehmlich voraus, daß Amerika den Alten allerdings bekannt geweſen; und ob er gleich nicht glaubt, daß es unter dem Ophir des Salomon, auch nicht unter der Atlantis des Plato, verſtanden werden könne, ſo meynt er dennoch, daß man andere weit ſtärkere Beweiſe davon habe. Und welches ſind denn nun dieſe Beweiſe? Er hat deren vornehmlich zwey, wovon der eine ganz lächerlich iſt, geſetzt auch, daß es mit der Sache ſelbſt ſeine Richtigkeit gehabt hätte, der andere aber auf einem Grunde beruhet, der wunderſam genug ſeyn würde, wenn er gehörig erwieſen wäre, oder erwieſen werden könnte *).

---

*) Seine Worte ſind: Habemus autem multo firmiora indicia, quæ hanc terram olim cognitam fuiſſe demonſtrant. Nimirum ſcribunt ipſi Hiſpani, teſte Lauſio in India

Da nun alſo, ſchließt Möbius weiter, Amerika den Römern bekannt geweſen, und nur, wie auch Neander geglaubt, bey dem Verfalle des Römiſchen Reiches aus dem Gedächtniſſe und der Gemeinſchaft

Occidentali, in valle, quae Canten dicitur, in Provincia Chili, oppidum eſſe, quod imperiale ob hanc cauſam nominant, quoniam in pleriſque domibus ac portis repererunt aquilas bicipites, formatas ut hodie videmus in Romani imperii ſignis. Unde vero iſtæ bicipites aquilæ niſi ab Europæis? Et corroborat valide conjecturam, quod nulla iis in locis avis biceps inveniatur, quam potuerint adumbrare. Præterea in aurifodinis Americæ, quod ſcribit Marinus Liculus l. XV. **Hiſt. Hiſpan.** aureus nummus inventus fuit, in quo effigies Auguſti Cæſaris conſpecta fuit. Confirmat hoc etiam Abr. Ortelius in theatro orbis terr,. additque ibidem quod nummus ille ob admirabilitatem rei miſſus fuerit ad ſummum Pontificem. Quæ ſane res indicium ſat firmum nobis ſuppeditat, Indiam Occidentalem olim Romanis non incognitam fuiſſe. Nam ex quo loco, quæſo, iſte nummus aureus eo deportatus fuiſſet, niſi ex Europa, ubi cuſus fuit? &c.

ſchaft der alten Welt gekommen: warum ſollten nicht auch die Apoſtel, entweder ſelbſt, oder doch der Schall ihrer Predigt dahin gedrungen ſeyn können? und auf dem Wege dahin gedrungen ſeyn können, auf welchem die erſten Menſchen und die erſten Thiere dahin gelangten? Nun geſchah dieſes nicht zu Waſſer, ſondern zu Lande; und es muß folglich wahr ſeyn, daß Amerika mit den übrigen Theilen der Welt irgendwo zuſammengehangen hat, und wohl noch jetzt zuſammenhängt. Die Vermuthungen desfalls waren zu des Möbius Zeiten für Oſtindien und Grönland. Da er es nun für ausgemacht hielt, daß die Apoſtel wirklich nach Oſtindien gekommen: warum ſollte der gute Mann ſie auf dieſem Wege nicht weiter reiſen laſſen, um den wörtlichen Verſtand jenes an ſie ergangenen Befehls, das Evangelium unter aller Creatur, die unter dem Himmel iſt, zu predigen, auf dieſe Weiſe zu retten?

Dieſes, und nichts anders, behauptet Möbius. Und nach dem, was er war, nach dem, was er ſonſt behaupten und lehren mußte: was konnte er denn viel beſſeres behaupten? Aber nun ſehe man, was ihn Paw behaupten läßt *). Le docte Moebius, ſagt er, dans ſon Traité des Oracles, dit poſitivement, que les Apôtres allerent à pied, par la route des Indes Orientales, en Amerique, pour y prêcher leur religion, mais qu'ils trouverent ce pays déſert, & n'y rencontrerent qu'une femme Grœnlandoiſe egarée, avec laquelle ils peuplerent la Canada, & le Seigneur bénit cette action méritoire.

Kann man ſich ſo etwas einbilden? Und kann es erlaubt ſeyn, auf Rechnung auch des nichtswürdigſten Gelehrten eine ſolche Unwahrheit zu erdichten?

Möbius behauptet ſo wenig, daß die Apoſtel Amerika wüſte gefunden, daß er vielmehr diejenigen ausdrücklich und umſtändlich widerlegt, welche vorgeben wol-

---

*) Rech. phil. ſur les Americains. I. Partie p. 31. wo er der verſchiedenen theol. Hypotheſen gedenkt, wie Amerika wohl bevölkert worden. Die unmittelbar vorhergehende eines ungenannten Theologen, dürfte wohl auch weiter nichts als eine ſinnreiche Erfindung des Hrn. Paw ſeyn. Wenigſtens berechtigt mich ſein Verfahren gegen Möbius, dieſes ſo lange zu vermuthen, bis er ihn wirklich nahmhaft macht.

len, daß Amerika zur Zeit der erſten Verkündigung des Evangeliums, von Menſchen noch nicht bewohnt geweſen *). Was nun vollends Paw von der Grönländerin hinzuſetzt, und von dem verdienſtlichen Werke, deſſen ſich der Apoſtel mit ihr unterzogen, iſt die ſchändlichſte Lüge, die ſich ein Franzöſiſcher Witzling jemals erlaubt hat, um ſeine Leſer lachen zu machen.

Alex. Paganini.

Ein ziemlich unbekannter Buchdrucker zu Venedig um 1515, der darum merkwürdig iſt, weil er die in den Manuſcripten befindlichen Abbreviaturen auch im Drucke einführen wollte, und wirklich in den Werken, die er druckte, brauchte, als in einem Cornucopiæ des Perotti (S. Geſammelte Briefe von 1750. S. 218.) und einer Vulgata (S. Ebend. von 1751.)

Camillus Paleotus.

War 1482 den 21 May geboren, und erſt 1530 den 21ſten Julii geſtorben. Er

---

*) Namentlich den Joh. Hein. Urſinus der in ſeinen Analectis ſacris (cap. 24. p. 378) dieſe Meynung zu erhärten geſucht.

kann alſo nicht, wie andre ſagen, im 25ſten Jahre ſeines Alters geſtorben ſeyn.

Philipp Pareus.

Freher, und nach ihm Witte ſagen, daß Pareus 1643 geſtorben ſey. Allein das iſt falſch, wie Bayle bereits angemerkt hat, zu deſſen Datis, mit welchen er dieſes Vorgeben widerlegt, ich noch dieſes hinzuſetze, daß er auch ſeinen Commentar de particulis linguæ latinæ im Jahr 1647 herausgegeben, und ſolchen Joh. Friedrich Gronoven unter dem 16ten Jan. deſſelben Jahres zugeeignet. Er unterſchreibt ſich Johann Philipp Pareus, ætat. 72. Auf dem Titel ſelbſt aber heißt er ſchlechtweg Philippus, ſo wie auch auf andern ſeiner Werke. Indeſſen iſt Johann doch auch wirklich ſein Vorname geweſen, den er unter andern auch vor ſeinem Symmacho, den Electis und Lexico Symmach. führet, daß ihm alſo denſelben Freher, Witte und Bayle wohl hätten geben ſollen. Ob er gleich gedachten Commentar in ſeinem hohen Alter herausgab, ſo war er doch ein Werk ſeiner Jugend, wie er in der angezogenen Vorrede ſelbſt ſagt, welche Stelle ich auch deswegen mit anführen will, weil ſie noch eines

Werks gedenkt, das ihm ohne Zweifel der Tod herauszugeben nicht vergönnet:

> Ante annos præter propter quinquaginta huncCommentariolum — adornavi, quem nuper inter literaria mea cum fortuna reperiſſem, ſenili abreptus erga juvenilem meam operam amore, exiſtimavi, in hac Muſarum deſolatione aliquid ſubſidii quoque aut auxilii adferre poſſe fatiscenti juventuti, per bellicos furores miſere diſſipatæ. Pari diligentia elaboravi quoque Commentarium de particulis linguæ Græcæ, quem huic, ſi vivo, brevi ſubmittam.

L'Abbé Pernetti.

Verfaſſer der Repos de Cyrus *), eines Romans, der mir in meiner Jugend ſehr gefallen. Wir haben eine Deutſche Ueberſetzung deſſelben von Bärmann in Wittenberg. Er muß den Namen ſeines Autors nicht gekannt haben, ſo wie auch wohl wenige wiſſen, daß er der Verfaſſer der Ueberſetzung iſt.

---

*) S. Jordan Voyage litt. p. 26.

Nicol. Petreius.

Von dem ich weder beym Jöcher, noch Käſtner, und nirgends Nachricht finde, war aus Corfu, und 1486 den 15ten Januar geboren. Außer ſeiner Lateiniſchen Ueberſetzung des Meletius von der Natur des Menſchen, und des Hippokratiſchen Tractats gleicher Aufſchrift, deren Fabricius Lib. II. cap. 24. p. 856. bibl. gr. gedenkt, hat er auch des Johannis Philoponi Comment. in Ariſtotelis de Animal. Generat. libros Griechiſch und Lateiniſch herausgegeben. Ferner des Polemonis Opus phyſiognomicum, und den Melampus de Nervulis corporis.

Petrus Picherell.

Er ward geboren gegen 1510 zu Ferte Gaucher in der Landſchaft Brie in Champagne (Firmitas Auculphi).

Jöcher ſagt, es ſey Ferte ſous Jouarre; und nicht in dieſem Orte, ſondern unweit demſelben. Ohne Zweifel hat er dieſes aus dem Pope Blount gezogen, wo es von Picherell heißt: Firmitate Auculphi in proximo natus. Allein das iſt ein Fehler; denn Blount hat dieſe Worte ohne Ueberlegung aus dem geriſſen, was Thuanus in ſeinem Leben (Lib. IV. de vita ſua an. 1589). vom Picherell ſagt. Thuanus aber will ſagen, daß Ferte Gaucher, wo Picherell geboren, nicht weit von Chateau Thierry (Theodorici Caſtrum) liege, wo er damals eintraf. Aus dem, was weiter folgt, ſieht man, daß Picherell gerade an dieſem Tage 79 Jahr alt geweſen, und nicht lange darauf geſtorben. Er muß alſo im 80ſten Jahre geſtorben ſeyn, nicht im 79ſten, wie Blount ſagt.

Jöcher ſagt: Man will auch, daß er den Lehren der proteſtantiſchen Kirche nicht ganz abgeneigt geweſen ſey. Dieſes man will iſt eine ziemliche Gewißheit. Denn ob er ſchon in der Gemeinſchaft der kathol. Kirche geſtorben: ſo iſt er doch von ſeinen eignen Glaubensgenoſſen für einen Abtrünnigen erklärt, und ſeine hinterlaſſene Schriften von der Sorbonne als ketzeriſch verdammt worden.

> Unter dieſen beſonders ſeine Auslegung der Einſetzungs = Worte beym Matthäus und ſeine Diſſ. de Sacrificio Miſſæ. S. d'Argentre Collect. Judic. de novis Erroribus. II. p. 285. 86.

Wenn Jöcher ſagt: ſeine Schriften wären in Cosmopociam Paraphraſis und Opuſcula theologica: ſo heißt dieſes, ich weiß ſelbſt nicht, ob zu viel oder zu wenig ſagen. Denn eben dieſe Paraphraſis iſt ein Theil der Opuſculorum.

Michael Roſſal.

Fehlt in dem Gelehrten-Lexicon. Er war zu Anfange dieſes Jahrhunderts Profeſſor extraord. der Griechiſchen Sprache zu Gröningen, und ſchrieb Diſquiſitio de Epicteto. Phil. Sto. qua probatur eum non fuiſſe Chriſtianum. Groningæ 1708. 8., welcher ſeine Antrittsrede de Præſtantia linguæ græcæ &c. von 1708 beygedruckt worden. (Sie ſteht auch in Kappii Clariſſimorum virorum Oration. ſel. Lipſ. 1722. p. 178).

Richard Simon.

Glaubte überhaupt von der chriſtlichen Religion ſo viel, als nichts. Jordan Voy. litt. p. 160.

Joh. Chriſt. Spamberger.

Doctor und Profeſſor Medicinæ zu Leipzig. Er war in ſeiner Jugend als Barbiergeſelle in Oſtindien, und hatte in Dienſten des großen Moguls viele Reichthümer erworben. Wie er dieſe herausgebracht, und ſeine ganze Geſchichte ſiehe im Geſammelten Briefwechſel von 1750 S. 322 von Brückmann beſchrieben.

Leonh. Chr. Sturm.

Humbert hat ſein Leben recht gut beſchrieben Bibl. Germ. T. XXVII. p. 62., wo auch gute Nachrichten von **Goldmann** p. 64. und von **Schlütern** eingeſtreut ſind p. 73. Seine Sciagraphia Templi Hieroſolym. hat Humbert nicht geſehen. Sie iſt nicht in Fol. ſondern in 4to herausgekommen, und nicht 1695, ſondern 1694, als Sturm ſich nicht in Wolfenbüttel, ſondern in Leipzig befand, und den Goldmann noch nicht herausgegeben hatte.

Unter den neuern Mſpten unſerer Bibliothek befindet ſich ein Lateiniſcher Aufſatz von dieſes jungen Sturms Leben, bis auf 1708, in welchem viel Merkwürdiges.

Octavius de Strada.

Mit ſeinem Werke de vitis Imperatorum a Julio Cæſare uſque ad Matthiam una cum eorum effigiebus & ſymbolis, welches ſein Sohn gleiches Namens 1615 in fol. herausgegeben, iſt mehr als ein Buchhändlerkniff vorgegangen, oder was es ſonſt geweſen; wovon Freytag, der das Buch weitläuftig recenſirt (App. lib. T. III. p. 274.) nichts weiß. Denn außer dieſer, wie ich vermuthe, ächten Ausgabe von ſeinem Sohne, welche dem Matthias dedicirt iſt, iſt es in dem nemlichen Jahre auch mit einem Titel erſchienen, auf welchem es cura & impenſis Laurentii Franci herausgegeben heißt, worauf eine Dedication an einen Herzog von Braunſchweig folgt. Wiederum erſcheinet das nemliche Werk hinter der Genealogia Ducum & Archiducum Auſtriæ. — Götze (Merkwürd. der Dresdner Bibl.) vermuthet, daß er Proteſtantiſch müſſe geworden ſeyn, und vielleicht daß dieſes den Schlüſſel zu dem oft veränderten Titel und den verſchiednen geſchriebnen Werken giebt, die in ſo manchen Bibliotheken von dem Octavius de Strada vorhanden, von welchen Freytag T. II. p. 1046. nachzuſehen. Ohne Zweifel ſchacherte der lutheriſch gewordene Strada damit, und verkaufte und dedicirte, wie es ihm zuträglich war. Ueberhaupt verdient das Leben beyder Strada, ſo wie des Großvaters Jacobi a Strada, mehr unterſucht und genauer beſchrieben zu werden, als es in dem **Jöcherſchen** Gelehrten-Lexicon oder ſonſt wo geſchehen.

Uffenbach.

Ueber den Verkauf ſeiner Bibliothek bey ſeinen Lebzeiten und über die Preiſe, die er ſeinen Büchern ſetzt, Spötterey des **Marchand** unter dem Artikel Caſa.

Valerianus Magnus.

Dieſer Capuziner iſt beſonders durch ſeine Bekehrung des Landgrafen Ernſt von Heſſen, und durch ſeine Händel mit den Jeſuiten bekannt. Wegen der erſtern, glaube ich, iſt es falſch, wenn in einer Stelle des Paſcal, die **Bayle** unter **Magni** anführt, **Ernſt** Landgraf von Darmſtadt heißt; er war von Heſſen Rheinfels, und nicht Darmſtadt. Wegen der zweyten, und ſeiner daraus erfolgten Gefangenſchaft zu Rom, verdient ein Brief bekannt gemacht zu werden, den Valerianus an einen Capuziner **Ludovicus de Salice**, in Antwort auf verſchiedne ihm vorgelegte und ſeine Gefangenſchaft betreffende Fragen geſchrieben, und der ſich unter den Manuſcripten unſerer Bibliothek befindet. Eine von dieſen Fragen iſt: Cur, Valeriane, diſponebas deficere a fide catholica, tranſiturus ad hæreticos? und Valerianus antwortet darauf, daß er es allerdings im Sinne gehabt, aber ſich eines beſſern beſonnen, indem er freywillig von Prag wieder nach Wien zurückgekehrt, und ſich dem päpſtlichen Nuntius zur Verantwortung geſtellt, der ihn aber ins Gefängniß werfen laſſen. Von dieſer Miturſache ſeiner Gefangenſchaft weiß weder Bayle noch Jöcher. Der Brief ſteht in einem Bande von Miſcellaneis. Extrao. Fol. 32, 1.

Zanchus.

Logau in der Zuſchrift von Zanchi Poemata varia ſagt: Julius Zanchus ſey Verfaſſer des Werks de Orobiorum ſive Cenomanorum Origine. Falſch! Sein Bruder Johannes Chryſoſtomus Zanchus hat es geſchrieben, unter deſſen Namen Schottus und Grävius es ihren Sammlungen einverleibt haben. Es iſt in Form von Geſprächen abgefaßt, und Julius iſt bloß eine von den ſich unterredenden Perſonen. Die Orobii oder Cenomani ſind die Bergamasker, deren letztern Namen ich, wegen ſeiner ſodann entſtehenden Uebereinſtimmung mit Orobii, (Bergbewohner) doch noch lieber von dem Worte Berg, welches eben auch in der alten Celtiſchen Sprache kann geweſen ſeyn, herleiten wollte, als mit dem Zanchus aus dem Hebräiſchen.

Anhang.

Einige Materialien zu einem Lateiniſchen Aufſatze über Johann Huart.

(Wahrſcheinlich die Grundlage ſeiner Vorrede zur Ueberſetzung von **Huarts** Prüfung der Köpfe 1752. S. Leſſ. ſämmtliche Schriften Achter Theil. S. 3. f.)

De nomine.

De ipſius nomine monendum erit, falſo illum a Morhofio aliisque Janum nominari.

Hiſpanicum Juan idem eſſe quod Johannes, cum ex Lexicis tum ex inſcriptione Evangelii St. Johannis, qualis in Hiſpanorum bibliis extat, apparet.

Qua ratione ex verbo Joannes fieri potuiſſet Juan, Grammatici docent. Abjecta terminatione es, o in u mutatur, quæ ſane mutatio Hiſpanis admodum vulgaris eſt.

Hiſpanum eſſe.

Huartum noſtrum Hiſpanum eſſe, ex eo probare, quod Hiſpanico idiomate

uſus fuerit, ficulneum ſane eſſet argumentum, niſi ipſe Huartus Hiſpaniam linguam ſuam dixiſſet.

Cap. 8. p. 130.

Quo terrarum natus fuerit.

Natus in ſano S. Joannis Pedeportuenſis, Gallicæ ditionis urbe, quæ tamen neutiquam de ipſius gente ſcrupulum movere valet, quod ſane conjectura non inepta doceri poteſt.

Quod ipſius pueritiæ indicium dederit.

P. 6. Entramos tres &c.

Quibus operam dederit ſtudiis et quæ neglexiſſe videatur.

P. 72. Poëta que ſe nomo Pindaro &c. Sane quidem ſi verum eſt, quod Tannonium Pudentem in ſua Apuleji accuſatione dixiſſe idem ille Apulejus cum riſu affirmat (in apol. p. 333.): Philoſophum tam græce quam latine diſertum eſſe citra reprehenſionem non poſſe: noſtrum certe iſta ratione nec minimam in ſe commeruiſſe culpam contendo.

Philoſophorum more non comta oratione, non floſculis diligenter quæſitis, ſed rebus notatu quam digniſſimis audientiam ſibi facit. Cic. de. Sen. c. 9.

Non niſi unum compoſuiſſe librum.

Qua ætate ſcribere coeperit.

Variæ editiones.

En Baeça anno 1575.
En Bilbao 1580.

In varias linguas translationes.

Gallicam hujus libri translationem triplicem habemus. Prima prodiit 1580 auctore Gabriele Chappuis, iterum impreſſa 1588. Secunda, quam Baylius ignoravit, auctorem habet Carolum Vionium a Delibray impr. 1650 & 1661. Tertia tandem illa eſt, cujus cum prima Baylius mentionem facit.

Latinam Baylio tantum ex Catalogo Oxonienſi cognitam fuiſſe miror, cum ſæpius typis exſcripta ſit *).

---

*) Beym Placcius de Anon. p. 472. wird einer Deutſchen Ueberſetzung des Huart gedacht, welches aber gewiß die Lateiniſche ſeyn ſoll.

Varia de ipſo eruditorum judicia.

Baelius Medicum noſtrum Huartum dicit, non unum e multis, ſed inter multos propemodum ſingularem.

Seligmanni de auctore commentum. Conf. ejus Sciagraphia virium imaginationis, exercitatt. acad. XI., Dresd. 1711. 8. §. 13.

Præſertim, qui illum inverecundum auctorem eſſe contendunt, refellendi.

De iſtius argumenti libris ea valeant, quæ Apulejus in Apol. minori fortaſſis jure de carminibus amatoriis affirmat: tanto ſanctiores ſunt, quanto apertiores, tanto pudicitius compoſiti, quanto ſimplicius profeſſi.

Argumenti præſtantia.

Ex veteribus leviter attigerat hoc inſtitutum Quintilianus, qui 3 cap. lib. I. Inſt. Orat. de ratione agit, qua puerorum ingenia dignoſcantur.

Conf. Tranſlat. lat. Prooem. p. 4.

At noſter ſolus repertus eſt ex omni memoria, qui hoc argumentum ex inſtituto pertractaverit.

Deſertæ equidem doctrinæ & jam pridem relictæ patrocinium in me ſuſcipere nolo; illud tamen ingenue fateor, me hoc philoſophandi genere non leviter delectari, licet medicorum aſſenſione id temporis plane deſtituatur.

Multa habet præclara, inter quæ

1. miraculorum doctrina —

Minus vera.

De fortitudine.

Illa neutiquam approbata eſſe judico, quæ de malitia & militia profert. An quidquam ſtultius, quam ex nominum propinquitate vim ſimilem rerum conjectari? Apulejus in Apol.

De foeminarum ingenio.

Judicia ingeniorum quæ Huartus ab externa petit forma, nullius pretii ſunt; quamplurimis enim nobis natura oſtendit exemplis: poſſe ingenium fortiſſimum ac beatiſſimum ſub qualibet cute latere. Sen. ep. *66*.

Exemplum Nicolai Riccardii Lythr. Pinac. p. 43

Quosdam itaque videtur mihi in hoc natura tales generare, ut approbet, virtutem omni loco naſci. Si poſſet per ſe nudos edere animos, feciſſet; nunc quod amplius eſt, facit: quosdam enim edit corporibus impeditos, ſed nihilo minus perrumpentes obſtantia. Seneca. l. c.

Multa habet ridenda, immo arguenda, quæ nos in Senecæ ſententiam ire jubent, nullum magnum ingenium ſine mixtura dementiæ fuiſſe.

Opiniones ſingulares,

1. de arbore vitæ, in Prooem. lat. tr. p. 18,

II.

Vermiſchte literariſche Anmerkungen.

Scamophylax Scarani.

Der Scamophylax des Lucius Scaranus, gedr. Vened. 1601. 4. iſt ein Werk, das bey uns wenig bekannt iſt, und deſſen Gründe für den Gebrauch des Verſes in der Tragödie und Komödie wohl unterſucht zu werden verdienen. Das Jöcherſche Lexicon weiß von dieſem Manne nichts, als was man aus dem Titel dieſes ſeines Buches erſehen kann, und auch das nicht recht. Denn ſo viel ich mich noch erinnere, nennt er ſich auf ſelbigem einen Medicus.

Celadon von der Donau.

Wer iſt der Dichter, der unter dieſem Namen 1657: Der deutſche dreyßig-

jährige Krieg, poetiſch erzählt, in 8. herausgegeben hat? Das Gedicht beſteht aus zwölf Büchern oder Theilen, wie er ſie nennt, und verdient bekannter zu ſeyn.

Unter dem Namen Celadon hat ſich ſonſt George Greiflingen, ein Hamburgiſcher Notarius, der gleichfalls um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte, verſteckt, und verſchiedne poetiſche Sammlungen ausgehen laſſen, wie ich bey dem Placcius finde. Aber da ſich dieſer mein Celadon von der Donau ſchreibt, ſo kann es der Hamburgiſche Greiflingen wohl nicht ſeyn.

Lope de Vega's Kunſt, neue Komödien zu machen.

Dieſes Werkchen, woraus ich in der Dramaturgie eine Stelle überſetzt habe, hat der Abt Archimbaud, Franzöſiſch überſetzt, ſeinen Pieces fugitives Part. II. p. 248. mit eingerückt.

Pets de Nonne.

Duchat *) glaubte, der 47ſte Brief unter den Epiſtolis obſcurorum virorum

---

(*) Ducatiana. Part I. p. 57.

datirt 1537, müſſe von einem Franzoſen ſeyn, weil ſich verſchiedne Gallicismen darin befänden, worunter auch der, daß monialis crepitus in der Bedeutung der kleinen runden Küchelchen vorkomme, welche auf Franzöſiſch pets de Nonne hießen, und welche keine andre Sprache ähnlich benenne. — Doch wenn es mit den übrigen Gallicismis nicht beſſer ausſieht, als mit dieſem Exempel, ſo iſt der Antheil, welchen Duchat daraus einem Franzoſen an unſern Epiſt. obſ. vir. erzwingen will, ſehr ſchlecht gegründet. Denn auch die Deutſche Sprache nennet eine Art von Gebäcke Nonnenfürzel, nemlich die kleinen Kügelchen von Pfefferkuchenteige, die man mit dem beſcheidnern Namen Pfeffernüßchen nennt. Wenigſtens iſt in Sachſen und in der Lauſitz der Name Nonnenfürzel im Munde aller Kinder.

Nachtrag zu Joh. Arnold Ballenſtädts Vita Althameri.

Ballenſtädt hat, als Rector der Schule zu Wolfenbüttel, aus Nachrichten in unſrer Bibliothek herausgegeben Andreae Althameri Vita. Wolfenb. 1740. in 4. Und dieſem Leben iſt, aus Handſchriften ebenderſelben, von ihm beygefüget worden:

1. Althameri Hiſtoria Monaſterii Etal, item Biga Epiſtolarum et de Sueviae laudibus Epiſtola.

   Etal oder Ethal iſt ein Benedictinerkloſter in dem Bisthum Freyſingen.

2. Jo. Hornburg de ſitu Gundelfingae.

   Gundelfingen, verſtehe das in Schwaben, nicht das in dem Herzogthume Neuburg.

3. Epiſtolae XXX. ad Althamerum.

Es war unrecht, daß Ballenſtädt nicht gleich auf dem Titel angab, woher er dieſe Sachen habe. In der Zueignungsſchrift an den Rathsherrn Andrian Steger zu Leipzig ſagt er es nur: e Codice in Bibliotheca Auguſta exſtante, ipſius Althameri manum prae ſe ferente. Dieſer Codex iſt eingebunden Hiſt. 17, 8. in 4. und es iſt ſchlecht genug, daß Ballenſtädt ſogar kein Wort in Beſchreibung deſſelben verlor. Er enthält aber:

I. pag. 25—75. Epiſtolas aliquot doctorum hominum ad Palaeosphyram, von welchen Althammer nur 30 herausgegeben. Es ſind folgende mit ihren Anfangsworten:

1. Jo. Reuſchii. Etſi nullius mihi mali etc.

(III.) 2. Jo. Boemius. Salve mi Palaeoſphyra. Bey Ballenſtädt No. III.

(IV.) 3. Ejusd. Licet Palaeoſphyra — No. IV.

(V.) 4. Ejusd. Quanti exiſtimas — No. V.

(VI.) 5. Ejusd. Quid, mi Palaeoſphyra — No. VI.

(VII.) 6. Ejusd. Contuliſti nobis — No. VII.

(VIII.) 7. Ejusd. Fuit die ſecundo — No. VIII.

8. Joan. Piniciani. Si ex unico duntaxat etc. — —

9. Ejusd. Non ſinunt amoris plenae — —

(XXX.) 10. Joan. Braſſicani. Miror Andrea —

(II.) 11. Erasmi Stellae. Multum laudis tibi vindicas — Beym Ballenſtädt No. II.

12. Franc. Fabri Nunc tandem ſentio —

13. Andreae reſponſ. ad praeced. Non eſt quod mireris —

14. Chriſt Hegendorpi-- veriſſimum illud experior.

15. Ejusd. An recte valeas — Nach welchem ſich verſchiedene Gedichte des Hegendorps befinden.

(XI.) 16. Hornburgii. Facis tu quidem mihi injuriam.

(XII.) 17. Ejusd. Salve, Palaeosphyra,

(XIII.) 18. Ejusd. Jam dudum

(XIV.) 19. Ejusd. Salve, mi Palaeosphyra.

(XV.) 20. Ejusd. Accedit te —

21. Chriſt. Hegendorp. Erras, mi Andrea,

(I.) 22. Phil. Melanchthonis. Diligentia et ſtudium — Beym Ballenſtädt No. I.

23. Georgii Dondes. Legi —

24. Joannis Amaldi. Equidem non poſſum

25. Ejusd. Quod ſuperiori tempore.

26. Jo. Reuſchii. Benefacis, qui

27. Ejusd. Salve in Chriſto; eſt ut ſcribis.

(XVII.) 28. Wolfg. Capito. Hiceſt puer —

(IX.) 29. Joannis Boemi. Me benigne.

(XVIII.) 30. Jo. Cornarii. Quod ad me ſcribis

(X.) 31. Jo. Boemi. Quum Paleosphyra ſuaviſſime

(XIX.) 32. Ch. Hegendorfi. Mi Palaeosphyra,

(XX.) 33. Ejusd. En nova —

(XXI.) 34. — — Quod tu cauſaris —

35. Reuſchii. Heri veſperi —

36. Wolf. Froſii. Excepta virtute —

(XXII.) 37. Joa. Oeconomi. Etſi nulla mihi unquam —

(XXIII.) 38. Caſp. Crucigeri. Epiſtolam tuam.

39. Leonardi Nateri. Nec tu homo es —

(XVI.) 40. Hornburgii. De Fabricio Capitone —
(XXV.) 41. Hier. Noppi. Bene facis.
(XXVI.) 42. Ejusd. Et valetudini et acceſſui
(XXIV.) 43. Caſp. Crucigeri. Salutem in domino. Apprimo gratus —
(XXIX.) 44. Leon. Natteri. Quam tu ex animo —
(XXVII.) 45. Joannis Pellio. Chariſſime Andrea, ſi bene vales.
(XXVIII.) 46. Ejusd. Salutem plurimam. Etſi plurimum
47. Hornburgi. Hic breve habes —
48. Jo. Hipper. Agnum paſchalem —
49. Georgii Hausneri. Si vales eſt ut opto.
50. Palaeosphyrae ad Joannem Arnoldum — Quod rarius ad te ſcribo.
51. Georgii Hausneri. Haud miror —
52. Ejusd. Nec tu plane homo es feſtivus

53. Georgii Hausneri. Non facile dixerim.

54. Chriſt. Hegendorpii. (ut puto) Etſi tu.

55. Petri Storlei. Ne omnino ἄφωνος

56. Pauli Felzeri. Petiiſti nuper. —

57. Ejusd. Quomodo tu valeres una cum tuis bonis —

58. Arnoldi. Quod hactenus nullas —

59. Petri Schorleri — Οὐχ ἄτοπον εἶναι νομίζω.

II. Nach 75 bis zu Ende p. 308. folget Antiquitatum Germanicarum Theſaurus, welcher aber nichts als Collectanea enthält, und das Adverſarien-Buch des Verfaſſers geweſen, worin außer der Geſchichte des Kloſters Etal, dem Hornburgiſchen Gedichte *), und

---

*) Von dieſem Gedicht aber muß ich noch anmerken, daß es unter dieſen Materialien zweymal vorkömmt; und einmal weit verbeſſerter mit einem Briefe an Althammer, nehmlich p. 133. Das Unglück hat aber gewollt, daß B. gerade auf die ſchlechtere Abſchrift

dem Briefe an den Pellio, nur wenige von ihm ſelbſt ausgearbeitete Capitel, die Geſchichte und Alterthümer des Schwabenlandes betreſſend, zu finden; aus welchen Ballenſtädt das de ingeniorum ubertate in Suevia p. 17. gezogen. — Dagegen aber kömmt Verſchiednes von fremder Arbeit in dieſen Collectaneis vor, von welchem wohl manches noch unbekannt und ungenutzt ſeyn dürfte. Als:

1. Fragmenta quaedam Chronicorum ex vetuſto quodam Codice deſcripta 1520 Lipſiae, in Bibliotheca Coenobii apud divum Thomam.

   Dieſe Chronik geht von der Geburt Chriſti bis 1410, und iſt von einem Frater Andreas, einem Regensburgiſchen Auguſtiner. Es verlohnt ſich der Mühe, nachzuſehen, ob Menke oder ſonſt einer dieſe Chronik herausgegeben.

2. Antiquitates terrae Miſinenſis, Auctore Eraſmo Stella Liba-

---

p. 267. gefallen, und das Gedicht nach dieſer abdrucken laſſen.

Anm. d. H.

nothano. Und zwar enthalten dieſe:

- I. Molbius, carmine heroico (Mulden) welches Menke Tom. III. herausgegeben.
- II. De rebus ac populis priſcis orae inter Albim et Salam Germaniae flumina Commentarius I. et II. worauf noch ein ziemlich langes Corollarium des Verfaſſers folgt. Nach dem Kreyſig (p. 266) ſind dieſe Commentarii noch unedirt; und es wäre nachzuſehen, was das für Paralipomena unſers Verfaſſers wären, die Menke ebendaſelbſt, faſt von der nemlichen Materie handelnd, herausgegeben*):

3. Eines Ungenannten Tractat. de Theutonia, mit einer ſogenannten Circumloquutio Sueviae.

---

*) Abgedruckt im 2ten Beytrage zur Geſch. ꝛc. S. 427. u. f. Vergl. über die Literatur dieſes Werks ebend. und Leſſings Sämmtl. Schr. 14. Th. S. 2. f. Einige nähere Notizen in Leſſings Sämmtl. Schr. 29 Th. S. 250 und 275. (im Briefwechſel mit Eſchenb.)
Anm. d. H.

Ueber eine Elegie in Barths Adverſariis.

Die Elegie, quod diverſi ad diverſa ſtudia nati ſunt, die Barth lib. XLV. Cap. 26. zuerſt bekannt gemacht, iſt das nicht, wofür er ſie ausgiebt. Er nennt ſie Elegiam piam, cordatam, eloquentem, comtam nec malorum temporum. Er nennt ſie Elegiam veterem, und mir ſcheint ſie Spuren der allerneueſten Zeiten zu haben. z. E.:

Ille genethliacam praedicit fata per artem
Et manibus pingues tractat Ephemerides.
Illis non alia eſt regio foecundior ulla,
Quam quae de Franco nomine nomen habet.

Heißt das nicht, die Zeiten Heinrichs III und da herum ſehr deutlich bemerken, in welchen die Aſtrologen und Nativitätſteller in Frankreich noch in ſo großem Werthe waren?

Auch wird der Realiſten und Nominaliſten gedacht:

Eſt, quem per totum dialectica ſanciat aevum,
Cui lis de rebus nominibusque placet.

Desgleichen des Kryſtallſehens:

Ille videt vitroque docet praeviſa futura

Wie auch des Punktirens, oder der Chiromantie:

Eſt qui fortunis praedicat tempora punctis
Quemque tenet glabra linea ducta vola.

Ja ſogar die gekrönten Poeten ſcheine ich mir darin zu finden:

Eſt alius nomen qui geſtit habere poëtae
Nominibusque tribus nobilis eſſe cupit.

Dieſe nomina tria können Poëta Laureatus Caeſareus gar wohl bedeuten. Barth ſieht hier zwar eine Nachahmung des Juvenal; aber die tria nomina bedeuten bey dieſem einen Freygelaſſenen. Und was ſoll hier der Freygelaßne?

Ueber ein Epigramm des Scarron.

Das Epigramm des Scarron auf die Gewalt der Zeit und ſeine zerriſſenen Hoſen, welches Bayle ſo ſehr lobt, ſcheint eine Nachahmung eines alten Epigramms zu ſeyn, welches Barth Adverſ. lib. XXXV. cap. 11. bekannt gemacht, und für laſcivum latinum vernileque non monachicum erkannte:

In ſenectutem.

Utilis es nulli, cunctis ingrata, Senectus
Te ſtygio peperit, cana Megaera deo.
Ipſa mihi, pugnas quae nectere mille ſolebat,
Languida coeruleo mentula victa ſitu eſt.

Caſaubonus Anmerkungen zum Laertius.

Die Noten des Iſ. Caſaubonus über den Laertius, ſo wie ſie in der Stephaniſchen Edition von 1593 und auch der Wettſteinſchen Ausgabe einverleibt ſind, ſind viel vermehrter und verbeſſerter, als wie ſie einzeln herauskamen, Morgiis 1583, als Caſaubonus ſich noch auf Lateiniſch Hortibonus nannte. Nur habe ich gefunden, daß demungeachtet dieſer erſte einzelne Abdruck auch verſchiedne ganze Anmerkungen mehr hat, deren ſich Caſaubonus ohne Zweifel hernach ſchämte. Und auch das iſt von einem ſo gelehrten Manne angenehm zu wiſſen, was er nach erlangter mehrerer Einſicht in der Folge in ſeinen eigenen Schriften gemißbilligt hat.

Ueberſetzung des Charron.

Was iſt daran, daß die Herzogin Sophia Eliſabeth, Herzog Auguſts Gemahlin, den Charron überſetzt habe? S. Placcius de Anon. p. 469.

IV.

Leſſings artiſtiſcher Nachlaß.

I.

Anmerkungen zum Fueßlin und Heinike.

Anmerkungen zu Fueßlins Künſtler-Lexikon.

Donat Raſcicotti

Nicht Raſciotti, wie er beym Fueßlin heißt, war ein Kupferſtecher zu Venedig, um 1559. Dieſe Data finde ich auf einer Sammlung von Octavblättern, an der Zahl 14, welche wollüſtige Figuren enthalten, lauter nackte Nymphen und Weiber aus der Fabel und Bibel, zum Theil unter den Händen geiler Satyrn. Nach wem Raſcicotti dieſe Blätter geſtochen, wird nicht angegeben; ſie ſind aber von ſehr richtiger und ſchöner Zeichnung.

Crispin de Pas.

Den ich beym F. gar nicht finde, ob er gleich ſo vieles nach ſeiner und andrer Zeichnung geſtochen. Itzt merke ich nur ſeine Blätter, an der Zahl 60 in klein länglich Octav an, welche Geſchichten aus dem Alten Teſtamente vorſtellen: und beſonders wegen eines Einfalles, der artig genug iſt. Nemlich, die Stücke ſind auf die gewöhnliche Kupferſtecherart ſchraffirt und behandelt; nur in verſchiednen von den erſtern, wo Gott vorkommt, iſt dieſe Figur Gottes mit bloßen Punkten, nach Art des Opus Mallei, ausgedrückt, um die mehr dem Geiſte als den groben Sinnen empfindbare Gegenwart des Schöpfers auszudrücken. — Criſpin de Pas, oder wie er auch auf ſeinen Kupfern heißt, Paſſäus, ja auch van de Paſſe, arbeitete zu Cölln, wo er unter andern die vier Evangeliſten nach Geldorpius Gortzius auf 4 Folioblättern, jeden in halber Figur, herausgegeben.

Abr. Bloemaert.

Auf ſeinem Bildniſſe nach P. Morelſen, das J. Mathan geſtochen, ſiehet, daß er 1610, 43 Jahr alt geweſen. Er muß alſo

1567, nicht 69, wie das Fueßlinſche Lexicon ſagt, geboren ſeyn.

Gio. Ghirardini.

Ein Maler, der 1698 nach China reiſte, und ſeine Reiſe Franzöſiſch, mit untergemengten Italiäniſchen und Franzöſiſchen Verſen, beſchrieben hat. Sie iſt 1700 gedruckt, und unter den Reiſebeſchreibungen in unſerer Bibliothek.

David Vinckboons oder Vinkboens.

Nicht Winckenbooms, wie ihn F. ſchreibt, welcher auch ganz gewiß fälſchlich von ihm ſagt: daß er ungefähr 22 ſchöne Kupferſtiche verfertiget. Ich wüßte nicht, daß er in Kupfer geſtochen: wohl aber haben Nic. de Bruyn, Joh. Londerſeel, G. Swanenbuſch, ſehr große und ſchöne, desgleichen Mathan, P. Serwouter, Heſſel und C. J. Viſſher kleinere Stücke nach ihm geſtochen. Und zwar Mathan eine Folge von 12 kleinen mythologiſchen Stücken, und P. Serwouter 10 kleine längliche Jagdſtücke, die zu Amſterdam bey C. J. Viſſher herausgekommen. Sein Zeichen iſt DVB.

Chevalier Berenni.

Finde ich bey F. nicht. Er ſoll an dem Monument des Kardinals Friedrich, Landgrafen zu Heſſendarmſtadt, in einer Kapelle der Domkirche zu Breslau gearbeitet haben. S. die Reiſe nach Breslau in der Bibl. German. T. X. p. 120. **Bernini** kann es nicht ſeyn, welcher bereits 1680 geſtorben war. Die andern Mitarbeiter, **Hercule Ferretta** und **Dominico Guidi**, ſtarben, jener 1686, dieſer 1701.

Anmerkung zu Heineke'ns Idée generale d'une Collection compl. d'Eſtampes.

Daniel, Hieronymus und Lambertus Hopfer.

Wie Heinike (Idée gener. p. 491.) dieſe alten Meiſter, die um 1527 und folgende Jahre gelebt und gearbeitet, unter die Holzſchneider ſetzen können, kann ich nicht begreifen. Ich habe von keinem einzigen Holzſchnitte geſehen, wohl aber ein Paar hundert in Kupfer geſtochene, meiſt radirte Blätter, unter welchen ſich verſchiedne Nachahmungen und Copien von Dürern befinden.

II.

Vermiſchte Anmerkungen und Nachrichten.

Gemälde von der Hölle.

Ich erinnere mich, daß ich mich ehedem über ein altes Gemälde, ich weiß nicht mehr in welchem Kloſter zu Hildesheim, gewundert habe, welches lange vor der Reformation gemacht war, und auf welchem die Hölle zu ſehen, in der geiſtliche Perſonen von allem Range ſich fanden. Jetzt ſehe ich aus einer Stelle beym Luther, in ſeinem HansWorſt, daß dieſes nichts beſonders, ſondern die gewöhnliche Weiſe geweſen, die Hölle zu malen: „Vorzeiten da die Maler das jüngſte „Gerichte maleten, bildeten ſie die Hellen „einen großen Trachen-Kopf, mit ſehr „weitem Rachen, darinn mitten in der

„Glut, ſtunden der Papſt, Cardinal, Biſchove, Pfaſſen, Münche, Kaiſer, Könige, Fürſten, allerley Mann und Weiber, doch kein Jung Kind.“

Gratiana le Wright.

So hieß die Engliſche Malerin, welche zu London 1664 den Prinzen Ferdinand Albrecht von Braunſchweig und Lüneburg gemalt. Sie ſcheint von Geburt eine Italiänerin geweſen zu ſeyn, und die Frau vom Michael Wright, die er ohne Zweifel bey ſeinem erſten Aufenthalte in Italien geheirathet. Es iſt aber doch ſonderbar, daß Walpole nichts von ihr weiß.

Lodovico Dolce (Dulcius).

Weder Ghilini *) noch Papadopoli **) ſagen etwas von dem Plagio, welches Dolce an dem Camillo Leonardo begangen; ſondern beyde zählen ſeinen Trattato delle Gemme nicht unter ſeine Ueberſetzungen, ſondern unter ſeine eignen Werke. Er iſt zuerſt gedruckt zu Venedig 1565 in 8 Ich habe einen ſpätern Druck ebendaher von 1617 vor mir.

*) Theatro d'Huomini letterati. Milano 8. p. 284.

**) Hiſtor. Gym. Paravini T. II. p. 221. Venet. 1726. fol.

Camillo Maſſimi.

Ein Römer von Geburt, und Cardinal von der erſten Promotion Clemens des X, im Jahr 1670. Er war einige Zeit Nuntius in Spanien, und ſtarb den 12ten September 1677. Er ſammelte ein großes Werk de Picturis Veterum, für welches er alle Ueberbleibſel von alten Gemälden durch geſchickte Hände in Waſſerfarben genau kopiren ließ. Einen großen Theil davon hatte Pietro Santi Bartoli gemalt, beſonders die Gemälde aus dem Naſoniſchen Grabmale A), die nunmehr bis auf wenige Stücke verſchwunden, ſo daß man ſich jetzt nur allein aus dieſem Werke des Cardinals Maſſimi einen Begriff von ihrem wahren Colorit machen könnte. Von den Gemälden in den Ruinen der Bäder des Titus fand er in der Bibliothek des Eſcurials ſehr ſchöne colorirte Zeichnungen, die er copiren ließ und ſeinem Werke einverleibte B). Er beſaß ſelbſt verſchiedne alte Gemälde, die nach ſeinem To-

---

A) Bellorius de ſcript. ſepulchri Naſoniorum Tab. V. ap. Graevium Theſ. Antiq. Rom. T. XII. p. 1039. Quisquis autem cupidus eſt etc.

B) Bellorius l. cit. p. 1039. [illegible] picturarum earum, quae in [illegible] etc.

de in die Hände des Marquis Maſſimi ſeines Anverwandten kamen, und die de la Chauſſe ſtechen laſſen C). Die ganze

---

C) In den Pitture antiche delle Grote di Roma. Bellor. l. c. Inter picturas, quae aſſervantur in bibliotheca Cardinalis Maximi ſunt et hae: Nativitas Adonidis, ex ſtipite Myrrhae editi, quae offertur Veneri a Nympha genua flectente; idem Adonis retentus a Venere, cum venatum iturus eſſet et chorea trium Nympharum: quae reliquiae e terra fuerant erutae in Exquiliis, prope Amphitheatrum. Es iſt alſo ſo gar genau nicht, wenn Du Bos ſagt, daß dieſe Gemälde aus den Bädern des Titus genommen worden. Sie wurden nur in der Gegend dieſer Bäder ausgegraben. (Réflexions crit. ſur la Poeſie et la Peint. T. I. p. 348.) Selten wird ein Franzoſe nicht etwas mehr ſagen, als ihn ſein Währmann ſagen laſſen ſollte. Und des Du Bos Währmann kann hier Niemand anders ſeyn, als Bellorius. Man vergleiche z. E. dieſe Stelle des Franzoſen mit der in der Note B) citirten Stelle des letztern. Le Cardinal Maſſimi avoit fait un très beau recueil de ces deſſeins, et par une avanture biſarre, c'etoit d'Eſpagne, qu'il avoit rapporté à Rome les plus grandes richeſſes de ſon recueil. Durant ſa Nonciature il y avoit fait copier un porteſeuille qui

Sammlung von den Zeichnungen aber iſt nachher nach England an den D. **Mead** gekommen D).

étoit dans le cabinet du Roi d'Eſpagne et qui contenoit le deſſein de pluſieurs peintures antiques, qui furent trouvées à Rome, lorſqu' on commença durant le ſeizième ſiecle à fouiller avec ardeur dans les ruines etc. (l. c. p. 350.) Es waren bloß die Gemälde aus den Bädern des Titus, wovon der Cardinal in Spanien colorirte Abzeichnungen fand. Und was iſt das denn für eine avanture biſarre? Die Spaniſchen Abzeichnungen waren früher, und ohne Zweifel zu einer Zeit gemacht, da die Colorite der Gemälde von der Luft noch nicht ſo ausgebleicht waren. Vielleicht, daß zu des Cardinals Zeiten verſchiedne ſchon gar nicht mehr zu ſehen waren.

D) Dieſes lerne ich aus dem Du Bos (l. c. p. 349). Ce recueil de deſſeins eſt paſſé depuis peu en Angleterre, et eſt entre les mains de Mr. le Docteur Mead.

Rizzus und Charadoſſus.

In der Piazz. Univerſ. des Garzoni p. 404, Deutſche Ueberſetzung, wird einiger neuern Steinſchneider gedacht, als des Paulus Rizzus zu Venedig, und des Ambr.

Charadoſſus von Pavi, der für Papſt Julius II. Diamante geſchnitten.

J. de la Jove.

Ein neuer Franzöſiſcher Maler, peintre ordinaire du Roi en ſon Academie Royale de Peinture & Sculpture, welcher Trophäen, Cartouches und andre dergleichen Verzierungen gemalt, die von G. Huquier zu Paris in beſondern kleinen Büchern geſtochen worden.

Mondon le fils.

Ein neuer Franz. Maler, hat Trophäen, chineſiſche Verzierungen und andere dergleichen Dinge erfunden und gezeichnet, welche von Antoine Aveline 1736 in ſechs kleinen Büchern geſtochen worden.

Ueber die älteſten Deutſchen Maler.

Eine von den zuverläſſigſten Quellen der wenigen Nachrichten, die wir von den älteſten Deutſchen Malern haben, iſt ohne Zweifel das Kapitel beym Wympfeling *), um 1502 geſchrieben. Ich ziehe es mir daher ganz aus.

Noſtrates quoque Pictores eſſe omnium præſtantiſſimos vel ipſa experientia (quæ rerum magiſtra eſt) apertiſſimè docet. Icones Iſraelis Alemanni per

---

*) Epitome Rerum Germanicarum, Cap. 68. de pictura & Plaſtice.

univerſam Europam deſiderantur, habenturque a pictoribus in ſummo pretio. Quid de Martino Schön Colmarienſi dicam, qui in hac arte fuit tam eximius, ut ejus depictæ tabulæ in Italiam, in Hiſpanias, in Galliam, in Britanniam, & alia mundi loca abductæ ſint. Extant Colmariæ in templo divi Martini & Sancti Franciſci, præterea Seletſtadii apud Prædicatores in ara quæ divino Sebaſtiano ſacra eſt, imagines hujus manu depictæ, ad quas effingendas exprimendasque pictores ipſi certatim confluunt, & ſi bonis artificibus & pictoribus fides adhibenda eſt, nihil elegantius, nihil amabilius, a quoquam depingi reddique poterit. Ejus diſcipulus Albertus Durer & ipſe Alemannus hac tempeſtate excellentiſſimus eſt, & Nurenbergæ imagines abſolutiſſimas depingit, quæ a mercatoribus in Italiam tranſportarentur, & illic a probatiſſimis pictoribus non minus probantur quam Parhaſii aut Apellis tabulæ. Joannes Hirtz Argentinenſis non eſt omittendus, qui dum in humanis eſſet, apud pictores omnes in magna fuit veneratione, cujus in pictura peritiam clariſſimæ ac ſpecioſiſſimæ imagines

tum alibi, tum Argentinæ in natali ſolo depictæ teſtantur. In Plaſtica (hoc eſt figulina arte quæ ex terra ſimilitudines itidem fingit) Germani præſtantes ſunt, quod ipſa figulina vaſa & plurima vaſorum fictilium genera, quæ modo humanæ vitæ uſui ſunt, indicant & demonſtrant. Hic ſunt quos vel Corebus Athenienſis figulinæ artis inventor admirari poſſit & laudare.

Ich habe dieſe Stelle abgeſchrieben nach dem Abdrucke der ſich von Wympfelings Werke in dem Baſelſchen Opere hiſtorico *) findet, das 1574 gedruckt iſt. In der Original-Ausgabe, von 1505 zu Strasburg, lautet ſie nicht völlig ſo: doch ſind die Verſchiedenheiten eben von keinem Belang. Vom Iſrael von Mecheln, vom Martin Schön und von Dürern enthält ſie nichts, als was überall bekannt iſt. Nur von dem Strasburger Maler, Johann Hirtz, den ſie uns kennen lehrt, finde ich ſonſt nirgends die allergeringſte Erwähnung.

Alte Deutſche Baukunſt.

Die Deutſchen Maler mochten zu und vor Wympfelings Zeiten wohl eben ſo gut ſeyn, als ſie in irgend einem Lande waren. Ob aber auch die Deutſchen Baumei-

---

*) T I. p. 349.

ſter damals das Lob verdienten, das ihnen Wympfeling giebt *), iſt eine andere Frage. In Architectura Germani excellentiſſimi ſunt, quorum ædificia Aeneas Silvius mirari ſe potuiſſe ſcribit non commendare. Sunt meo, inquit, judicio Theutonici mirabiles Mathematici, omnesque gentes in Architectura ſuperant. Hoc homo Italus de Germanis teſtatur, nec falſa loquutus eſt, quod ut cætera ædificia (quæ paſſim in Germania magnificentiſſime extructa ſunt) omittam, Argentinenſe templum & turris in eo ædificata abunde demonſtrant. — Wenn nur aber, wie ich fürchte, die Worte des Aeneas Sylvius nicht auch dieſe Auslegung leiden, daß man die Gebäude der Deutſchen eher bewundern als loben könne. Und es wäre auch gerade, was ſich von der damals üblichen Gothiſchen Bauart ſehr eigentlich ſagen ließ. Ungeheure Maſſen von Stein, ohne Geſchmack, oder wenigſtens in einem ſehr kleinen Geſchmacke aufgethürmt.

Von den älteſten Italiäniſchen Kupferſtechern.

Marc' Antonio Bologneſe.

S. Vaſari Pa. III. Vol. I. p. 299.

Felſina Pittrice del C. Malvaſia T. I. p. 63.

---

*) Cap. 79.

Sein Geſchlechtsname war Raimondi. — Sein Zeichen iſt NF und, wie Chriſt ſagt p. 392 das leere Reißtäflein.

Das Verzeichniß beym Malvaſia von ſeinen Kupfern iſt äußerſt mangelhaft.

Die Stücke, die er nach Dürern machte, und worüber Dürer ſo ungehalten ward, weil er ſein Zeichen darauf geſetzt hatte, war die aus 36 Stücken beſtehende Paſſion in 4to, und Holzſchnitten, welche mit dem Fall Adams anfängt und mit der Sendung des h. Geiſtes aufhört. Und dieſe machte er nicht in Holz, ſondern in Kupfer nach. Ob wohl noch Exemplare davon vorhanden?

Hierauf arbeitete er meiſtens nach Raphael, jedoch nach deſſen Tode auch nach Julio Romano, der aus Beſcheidenheit, ſo lange ſein Meiſter lebte, nichts von ſich wollte ſtechen laſſen.

Chriſt ſagt p. 300, daß ſich ſchon Stükke mit der Jahrzahl 1508 von ihm fänden.

Anmerkung. Den Anfang des Kupferſtechens führt Vaſari l. c. von Manſo Finiguerra Fiorentino, der um 1460 ſeine niellirte Arbeit in Silber auf feuchtes Papier abzudrucken den Einfall gehabt; worin ihm ein andrer Goldſchmied zu Florenz Baccio Baldini gefolgt. Dieſes habe Andre Mantegna zu Rom erfahren, und daher Anlaß genommen, viele von ſeinen Werken zu ſtechen, und von ihm ſey die Erfindung nach Flandern gekommen, wo ſie ein berühmter Maler zu Antwerpen Namens Martine (der ſich auf ſeinen Werken mit M. C. bezeichnet) in Uebung gebracht und verſchiedne Stücke nach Italien geſchickt.

Was er hier von dem Mantegna ſagt, hatte er in deſſen Leben Part. II. p. 395. auch ſchon verſichert, daß er nehmlich verſchiedne Kupferſtiche gemacht, e fra l'altre coſe fece i ſuoi trionfi.

Auch, ſagt er, habe das Nemliche Antonio Pallainolo, ein Maler und Goldſchmid zu Florenz, gethan.

Aber haben denn die Italiäner das geringſte von dieſen Leuten und ihren Arbeiten aufzuweiſen? Und wenn nicht; bleibt es nicht immer der Niederländer Martin, der ohne Zweifel Martin Schön ſeyn ſoll, der nach dem Vaſari die Kunſt zuerſt geübt.

2. Marco da Ravenna.
Ein Schüler des Marc' Antonio, che ſegnò le ſue ſtampe col ſegno di Rafaelle RS., Vaſari Pa. III. V. 1. p. 306.
3. Agoſtino Venetiano.
Auch ein Schüler des Marc' Antonio, che ſegnò le ſue opere in queſta maniera A. V. Vaſari l. c.
Er und Marco da Ravenna, haben zuſammen gearbeitet, wie Vaſari ſagt.

Polidoro da Caravaggio.

Ohne Lehrmeiſter und ohne Schüler. Denn ob er ſchon unter den Schülern des Raphael, denen er den Mörtel zutrug, zur Malerey Luſt bekam und ſeinen Beruf erkannte, ſo kann er doch im geringſten nicht unter die Schüler des Raphael gerechnet werden. Er malte mit ſeinem Freunde und Gehülfen dem Maturino, faſt nichts, als große Freskogemälde, meiſtens auf die Außenſeiten der Häuſer, grau in grau. Mit Farben zu malen, wollte ihnen nicht gelingen. Doch hat Polidoro in den letzten Jahren einige gute Staffeleygemälde in Oel gemacht. In jenen ſeiner größern Gemälde brachte er häufig Alterthümer an, wodurch er allerdings der gelehrteſte von allen Römiſchen Malern zu ſeyn ſcheint. Nur, denke ich, muß man mit dieſen Alterthümern in ſeinen Gemälden nichts beweiſen wollen, weil die feurige Einbildungskraft des Meiſters ſie ſo wenig in ihrer urſprünglichen Einfalt ließ, daß ſie vielmehr alles verſchönerte und übertrieb. Man ſehe nur die acht Gottheiten, die Golzius nach ihm geſtochen. — Polidoro verließ Rom nach der Plünderung von 1527, und ward in Meſſina, wo er die Triumphbogen zu dem Einzuge Carls des V., der von Tunis zurückkam, gemalt hatte, von ſeinem Bedienten, indem er nach Rom zurückkehren wollte, umgebracht. Vaſari P. III. V. I. p. 262.

Rittrare alla macchia

Sagen die Maler, wenn die Perſon nicht ſitzen und ſich malen laſſen will, und ſie ihr Bild ſtehlen müſſen. So wollte ſich Magliabechi durchaus nicht malen laſſen, und mußte ihn daher Dandini Pittore Fiorentino, formarlo, come ſi ſuol dire, alla macchia.

Marmi im Leben des Magliab. Giornale de Letter. d'Ital. T. 33. p. 29.

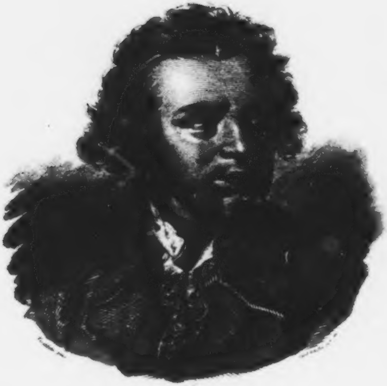
Apollo als Hirt.

Ich erinnere mich, ich weiß nicht von welchem Meiſter, in Kupfer eine Verbannung des Apoll, den Gott nemlich als Hirten des Admetus, geſehen zu haben. Der Meiſter hatte dem Gott die gewöhnliche Leyer oder Cither in die Hand gegeben. Aber das iſt falſch, und Apollo muß in dieſer Situation ein Haberrohr haben. Denn Tibullus läßt ihn lib. III. el. 4. 67. ſelber ſagen:

> Me quondam Admeti niveos paviſſe juvencos
> Non eſt in vanum fabula ficta jocum.
> Tunc ego nec cithara poteram gaudere ſonora,
> Nec ſimiles chordis reddere voce ſonos:
> Sed perlucenti cantus meditabar avena,
> Ille ego Latonæ filius atque Jovis.

Leſſing's

ſämmtliche Werke.



Lessing.

Verlag der G. J. Göschen'schen Buchhandlung in Leipzig

Leſſing's

ſämmtliche Werke

in

Einem Bande.

Mit dem Bildniß des Verfaſſers.

Leipzig.
Verlag der G. J. Göſchen'ſchen Buchhandlung.
1841.

Inhalt.

Seite

Sinngedichte. 1753. 1771.

1. Die Sinngedichte an den Leſer 1
2. Ebendieſelben 1
3. Auf den neuern Theil dieſer Sinngedichte . . 1
4. Der Stachelreim 1
5. Nikander 1
6. An den Marull 1
7. Merkur und Amor 1
8. Thrax und Stax 1
9. Der geizige Dichter 1
10. Auf Lucinden 1
11. Auf die Europa 1
12. Pompils Landgut 2
13. Widerruf des Vorigen 2
14. An die Herren X und Y 2
15. Die Ewigkeit gewiſſer Gedichte 2
16. Auf das Jungfernſtift zu ** 2
17. An den Doktor Sp** 2
18. Auf den Mnemon 2
19. Bavs Gaſt 2
20. Auf den Rufus 2
21. Auf Dorinden 2
22. An das Bild der Gerechtigkeit in dem Hauſe eines Wucherers, nebſt der Antwort . . . 2
23. Auf einen adeligen Dummkopf 2
24. An eine würdige Privatperſon 2
25. Auf die Iris 2
26. Auf Frau Trix 2
27. Auf Lukrins Grab 2
28. Im Namen eines gewiſſen Poeten, dem der König von Preußen eine goldene Doſe ſchenkte . . 3
29. Auf den falſchen Ruf von Nigrins Tode . . 3
30. Auf den Gargil 3
31. Die Flucht 3
32. Die Wohlthaten 3
33. An einen Geizigen 3
34. Hinz und Kunz 3
35. Auf eine lange Naſe 3
36. Auf Stipſen 3
37. Auf den Sanktulus 3
38. An Grillen 3
39. An den Salomon 3
40. Auf ebendenſelben 3
41. Das böſe Weib 3
42. An den Aemil 3
43. Trux an den Sabin 4
44. Antwort des Sabin 4
45. An einen Lügner 4
46. Auf Trill und Troll 4
47. Entſcheidung des Vorigen 4
48. An die ** 4
49. Auf Alandern 4
50. Auf einen Brand zu ** 4
51. An Einen 4
52. Grabſchrift des Nitulus 4
53. Auf den Kodull 4
54. An den Pompil 4
55. Auf den Tod eines Affen 4
56. Grabſchrift auf ebendenſelben 4
57. Auf die Phaſis 4
58. Auf Nickel Fein 4
59. Auf eine Liebhaberin des Trauerſpiels . . . 4
60. Auf ein Schlachtſtück von Hugtenburg . . . 4
61. Auf den Hablador 4
62. Auf den Miſon 5
63. Der reiche Freier 5
64. Auf den Rufinus 5
65. Hänschen Schlau 5
66. An die Dorilis 5
67. Grabſchrift eines Unglücklichen, welcher zuletzt in einem Schiffbruche umkam 5
68. An einen ſchlechten Maler 5
69. Auf eine Bildſäule des Amor 5
70. Auf ebendieſelbe 5
71. Auf ebendieſelbe 5
72. Auf ebendieſelbe 5
73. Auf ebendieſelbe 5
74. Auf den Fabull 5
75. An den trägen Y 5
76. Entſchuldigung wegen unterlaſſenen Beſuchs . 5
77. An den Paul 5
78. Velt und Polt 5
79. Der kranke Stax 6
80. Die blaue Hand 6
81. Der Schuſter Franz 6
82. Das Mädchen 6
83. Auf den Fell 6
84. An den Herrn D* 6
85. An einen geizigen Vater 6
86. Auf den Kauz 6
87. Auf den Lupan 6
88. An den Leſer 6
89. An den Herrn von Dampf 6
90. An ebendenſelben 6

Seite
91. Auf einen gewiſſen Dichter 6
92. An den Weix 6
93. An den Trill 6
94. An ebendenſelben 7
95. An die Fuſka 7
96. Auf den Tod des D. Mead 7
97. Auf die ſchöne Tochter eines ſchlechten Poeten 7
98. Auf ebendieſelbe 7
99. Auf den Sextus 7
100. Kunz und Hinz 7
101. Auf den Bav 7
102. Auf Dorinden 7
103. Auf die Galathee 7
104. Auf die Hütte des Irus 7
105. Auf einen gewiſſen Leichenredner 7
106. Das ſchlimmſte Thier 7
107. Auf die Magdalis 7
108. Auf Lorchen 7
109. Klimps 7
110. Der ſpielſüchtige Deutſche 7
111. Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin 8
112. Auf die feige Mumma 8
113. Eine Geſundheit auf die Geſundheiten . . . 8
114. Auf einen unnützen Bedienten 8
115. Der Schwur 8
116. Themis über ihr Bildniß in dem Hauſe eines Richters 8
117. Der Furchtſame 8
118. An den Herrn B. 8
119. Auf die Geneſung einer Buhlerin 8
120. An zwei liebenswürdige Schweſtern 8
121. An den Silius 8
122. Auf den D. Klyſtill 8
123. Auf Muffeln 8
124. An ein Paar verwaiste Mädchen 8
125. An den Max 8
126. Auf den Cythariſt 8
127. Der beſte Wurf. An ein Paar Brettſpieler . 8
128. Auf den Maler Klecks 9
129. Auf einen Zweikampf 9
130. Auf den Urſin 9
131. Auf den Veit 9
132. Die Vorſpiele der Verſöhnung 9
133. Auf den Pfriem 9
134. Auf den Avar 9
135. Seufzer eines Kranken 9
136. Auf den Laar 9
137. Ihr Wille und ſein Wille 9
138. Grabſchrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe ſtarb 9
139. Auf den Marius 9
140. Auf den einäugigen Spieler Pfiff 9
141. An einen Autor 9
142. Auf den Ley 9
143. Die Sinngedichte über ſich ſelbſt 9
144. Abſchied an den Leſer 9

Anhang.

Warum ich wieder Epigramme mache 10
Ueber das Bildniß eines Freundes 10
In ein Stammbuch 10
Auf die Katze des Petrarch 10
Grabſchrift auf Voltairen 10
Die Verleumdung 10
In ein Stammbuch 10
Lobſpruch des ſchönen Geſchlechts 10
Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnons ſpielte 10
Seite
In eines Schauſpielers Stammbuch 10
In ein Stammbuch 10
Sittenſprüche 10
In ein Stammbuch, deſſen Beſitzer verſicherte, daß ſein Freund ohne Mängel und ſein Mädchen ein Engel ſey 10

Lieder. 1751. 1753. 1771.

An die Leyer 11
Die Namen 11
Die Küſſe 11
Die Gewißheit 11
Die Betrübniß. Der Dichter und ſein Freund . 11
Antwort eines trunknen Dichters 12
Das aufgehobene Gebot 12
Die Beredſamkeit 12
Die Haushaltung 12
Der Regen 12
Die Stärke des Weins 12
Der Sonderling 12
Der alte und der junge Wein 12
Die Türken 12
Alexander 12
Die Schöne von hinten 13
An eine kleine Schöne 13
Nach der zehnten Ode Anakreons 13
Das Paradies 13
Die Geſpenſter 13
Der trunkne Dichter lobt den Wein 13
Lob der Faulheit 14
Die Faulheit 14
Die Planetenbewohner 14
Der Geſchmack der Alten 14
Die lügenhafte Phyllis 14
Die 47ſte Ode Anakreons 14
Nachahmung dieſer Ode 14
Der Wunſch 14
Der größte Mann 14
Der Irrthum 15
An den Wein 15
Phyllis an Damon 15
Für wen ich ſinge 15
Die ſchlafende Laura 15
Der Donner 16
Der müßige Pöbel 16
Die Muſik 16
An den Horaz 16
Niklas 16
Die Küſſe 16
Der ſchwörende Liebhaber 16
Trinklied 16
Der Verluſt 16
Der Genuß 16
Das Leben 16
Die Biene 17
Die Liebe 17
Der Tod 17
Der Faule 17
Der Flor 17
Die wider den Cäſar verſchworne Helden . . . 17
Die Ente 17
Die drei Reiche der Natur 18
Das Alter. Nach der 11ten Ode Anakreons . . 18
An die Schwalbe. Die 12te Ode Anakreons . . 18
Die Kunſtrichter und der Dichter 18
An die Kunſtrichter 18

Anhang.

Lied aus dem Spaniſchen 19
Die Diebin 19

Seite
Phyllis 19
Bacchus und Helena 19
An Amor 19
Heldenlied der Spartaner 19
Auf ſich ſelbſt 19

Oden. 1753. 1771.

I. Der Eintritt des 1752ſten Jahres 20
II. Auf eine vornehme Vermählung 20
III. Abſchied eines Freundes 21
IV. An den Herrn M** 21
V. Der Tod eines Freundes 21
VI. Der Eintritt des Jahres 1753 in Berlin . . . 22
VII. Der 24ſte Jenner in Berlin 22
VIII. An ſeinen Bruder 22
IX. Der Eintritt des Jahres 1754 in Berlin . . 23
X. Der Eintritt des Jahres 1755 in Berlin . . 23

Fabeln und Erzählungen. 1753. 1772.

I. Der Sperling und die Feldmaus 24
II. Der Adler und die Eule 24
III. Der Tanzbär 24
IV. Der Hirſch und der Fuchs 24
V. Die Sonne 25
VI. Das Muſter der Ehen 25
VII. Das Geheimniß 25
VIII. Fauſtin 25
IX. Die eheliche Liebe 26
X. Die Bären 26
XI. Der Löwe und die Mücke 26
XII. Das Krucifix 26
XIII. Der Eremit 27
XIV. Die Brille 29
XV. Nix Bodenſtrom 30

Fabeln. Drei Bücher. 1759.

Erſtes Buch.

1. Die Erſcheinung 30
2. Der Hamſter und die Ameiſe 30
3. Der Löwe und der Haſe 30
4. Der Eſel und das Jagdpferd 31
5. Zeus und das Pferd 31
6. Der Affe und der Fuchs 31
7. Die Nachtigall und der Pfau 31
8. Der Wolf und der Schäfer 31
9. Das Roß und der Stier 31
10. Die Grille und die Nachtigall 31
11. Die Nachtigall und der Habicht 31
12. Der kriegeriſche Wolf 31
13. Der Phönix 32
14. Die Gans 32
15. Die Eiche und das Schwein 32
16. Die Weſpen 32
17. Die Sperlinge 32
18. Der Strauß 32
19. Der Sperling und der Strauß 32
20. Die Hunde 32
21. Der Fuchs und der Storch 32
22. Die Eule und der Schatzgräber 33
23. Die junge Schwalbe 33
24. Merops 33
25. Der Pelikan 33
26. Der Löwe und der Tiger 33
27. Der Stier und der Hirſch 33
28. Der Eſel und der Wolf 33
29. Der Springer im Schache 33
30. Aeſopus und der Eſel 33

Zweites Buch.

1. Die eherne Bildſäule 34
2. Hercules 34
3. Der Knabe und die Schlange 34
4. Der Wolf auf dem Todbette 34
5. Der Stier und das Kalb 34
6. Die Pfauen und die Krähe 34
7. Der Löwe mit dem Eſel 34
8. Der Eſel mit dem Löwen 34
9. Die blinde Henne 35
10. Die Eſel 35
11. Das beſchützte Lamm 35
12. Jupiter und Apollo 35
13. Die Waſſerſchlange 35
14. Der Fuchs und die Larve 35
15. Der Rabe und der Fuchs 35
16. Der Geizige 35
17. Der Rabe 36
18. Zeus und das Schaf 36
19. Der Fuchs und der Tiger 36
20. Der Mann und der Hund 36
21. Die Traube 36
22. Der Fuchs 36
23. Das Schaf 36
24. Die Ziegen 37
25. Der wilde Apfelbaum 37
26. Der Hirſch und der Fuchs 37
27. Der Dornſtrauch 37
28. Die Furien 37
29. Tireſias 37
30. Minerva 37

Drittes Buch.

1. Der Beſitzer des Bogens 37
2. Die Nachtigall und die Lerche 38
3. Der Geiſt des Salomo 38
4. Das Geſchenk der Feyen 38
5. Das Schaf und die Schwalbe 38
6. Der Rabe 38
7 — 10. Der Rangſtreit der Thiere 38
11. Der Bär und der Elephant 39
12. Der Strauß 39
13. 14. Die Wohlthaten 39
15. Die Eiche 39
16 — 22. Die Geſchichte des alten Wolfs . . . 39
23. Die Maus 40
24. Die Schwalbe 40
25. Der Adler 40
26. Der junge und der alte Hirſch 40
27. Der Pfau und der Hahn 40
28. Der Hirſch 40
29. Der Adler und der Fuchs 41
30. Der Schäfer und die Nachtigall 41

Fragmente. 1753.

Aus einem Gedichte über die menſchliche Glückſeligkeit 41
Aus einem Gedichte an den Herrn Baron von Sp** 42
Aus einem Gedichte über den jetzigen Geſchmack in der Poeſie 42
Aus einem Gedichte an den Herrn M** 43
An den Herrn Marpurg, über die Regeln der Wiſſenſchaften zum Vergnügen, beſonders der Poeſie und Tonkunſt 44
Die Religion. Erſter Geſang 45
Schlußrede zu einem Trauerſpiele, gehalten von Mad. Schuch, 1754 49
Die Juden. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge. 1749 50
Der Freigeiſt. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 1749 61
Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 1763 84
Die glückliche Erbin. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 1756 113
Der Schlaftrunk. Ein Luſtſpiel in drei Aufzügen. 1767 117
Die Matrone von Epheſus. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge 125

Inhalt.

Seite
Werther der beſſere 133
Miß Sara Sampſon. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 1755. 1772 135
Philotas. Ein Trauerſpiel. 1759. 1772 160
Emilia Galotti. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen 168
Nathan der Weiſe. Ein dramatiſches Gedicht in fünf Aufzügen. 1779 191
D. Fauſt 237
Vorrede zum erſten und zweiten Theile der Schriften. 1753 241
Briefe aus dem zweiten Theile der Schriften. 1753 243
Aus der Berliniſchen Zeitung von den Jahren 1751 bis 1755 273
Ein Vade Mecum für den Herrn Samuel Gotthold Lange, Paſtor in Laublingen. 1754 . . . 292
Vorrede zum dritten und vierten Theile der Schriften. 1754 304
Rettungen des Horaz 306
Rettung des Hier. Cardanus 316
Vorbericht zu dem verbeſſerten und vermehrten Abdruck von Wilhelm Hogarths Zergliederung der Schönheit. 1754 325
Aus der theatraliſchen Bibliothek. Ueber das Luſtſpiel: die Juden. 1754 327
Vorrede zu den vermiſchten Schriften des Herrn Chriſtlob Mylius 329
Pope ein Metaphyſiker! 1755 335
Vorrede zu Jacob Thomſons Trauerſpielen. 1756 . 345
Vorbericht zu William Laws ernſthafter Ermunterung an alle Chriſten zu einem frommen und heiligen Leben. 1756 347
Vorbericht zu den preußiſchen Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757, von einem Grenadier. 1758 347
Vorrede zu Friedrichs von Logau Sinngedichten . 349
Wörterbuch zu Logaus Sinngedichten 351
Abhandlungen über die Fabel. 1759 . . . 368
Aus den Briefen, die neueſte Literatur betreffend 388
Sophokles. 1760 426
Das Theater des Herrn Diderot 452
Laokoon oder über die Gränzen der Malerei und Poeſie. 1766 453
Hamburgiſche Dramaturgie. 1767—68 . . 505
Ueber Meuſels Apollodor 640
Briefe, antiquariſchen Inhalts. 1768 641
Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Unterſuchung. 1769. 703
Gedichte von Andreas Scultetus 19
Berengarius Turonenſis 722
Zerſtreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmſten Epigrammatiſten. 1771 735
Zur Geſchichte und Literatur. Aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. 1773 785
Vom Alter der Oelmalerei aus dem Theophilus Presbyter. 1774 844
Theologiſche Streitſchriften 857
Ernſt und Falk. Geſpräche für Freimaurer . . 928
Noch nähere Berichtigung des Mährchens von tauſend Dukaten oder Judas Iſchariot dem Zweiten. 1779 937
Die Erziehung des Menſchengeſchlechts. 1780 . . . . 939.
Briefe von Leſſing 947
Einige Worte über Gotthold Ephraim Leſſing und ſeine Schriften 1020

Sinngedichte.

Ego illis non permisi tam lascive loqui quam solent.
Martial.

1753. 1771.

---

1. Die Sinngedichte an den Leſer.

Wer wird nicht einen Klopſtock loben?
Doch wird ihn jeder leſen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger geleſen ſeyn.

---

2. Ebendieſelben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen:
Nur nicht dem Kritikus vor allen.
Warum? Dem Kritikus vor allen
Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

---

3. Auf den neuern Theil dieſer Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit ſtummer Ungeduld,
Bewahrt', auf Beſſerung, ſie mein verſchwiegnes Pult.
Was ſie nun beſſer ſind, das läßt ſich leicht ermeſſen:
Mein Pult bewahrte ſie; ich hatte ſie vergeſſen.

---

4. Der Stachelreim.

Craſt, der gern ſo neu als eigenthümlich ſpricht,
Nennt einen Stachelreim ſein leidig Sinngedicht.
Die Reime hör' ich wohl; den Stachel fühl' ich nicht.

---

5. Nikander.

Nikandern glückte jüngſt ein trefflich Epigramm,
So fein, ſo ſcharf, als je von Käſtnern eines kam.
Nun ſchwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken.
Vergebens; was er macht, verdirbt.
So ſticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel ſtecken,
Und martert ſich, und ſtirbt.

---

6. An den Marull.

Groß willſt du und auch artig ſeyn?
Marull, was artig iſt, iſt klein.

---

7. Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen
Auf Abenteuer durch das Land.
Einſt wünſcht ſich jener Pfeil und Bogen;
Und giebt für Amors Pfeil und Bogen
Ihm ſeinen vollen Beutel Pfand.
Mit ſo vertauſchten Waffen zogen
Und ziehn noch beide durch das Land.
Wenn jener Wucher ſucht mit Pfeil und Bogen,
Entzündet dieſer Herzen durch das Pfand.

---

8. Thrax und Stax.

Stax.
Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn' ich dumm.
Thrax.
Ja freilich, Stax! ich muß mich ſchämen.
Doch ſieh, ich hielt ſie auch für ſtumm.

---

9. Der geizige Dichter.

Du fragſt, warum Semir ein reicher Geizhals iſt?
Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt lieſt?
Weil, nach des Schickſals ew'gem Schluß,
Ein jeder Dichter darben muß.

---

10. Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde.
Durch nichts wird ſie mehr roth gemacht.
Zweideutigkeit und Schmutz und Schand' und Sünde,
Sprecht was ihr wollt: ſie winkt euch zu und lacht.
Erröthe wenigſtens, Lucinde,
Daß nichts dich mehr erröthen macht!

---

11. Auf die Europa.

Als Zeus Europen lieb gewann,
Nahm er, die Schöne zu beſiegen,
Verſchiedene Geſtalten an,
Verſchieden ihr verſchiedlich anzuliegen.

Als Gott zuerſt erſchien er ihr;
Dann als ein Mann, und endlich als ein Thier.
Umſonſt legt er, als Gott, den Himmel ihr zu Füßen;
Stolz fliehet ſie vor ſeinen Küſſen.
Umſonſt fleht er, als Mann, im ſchmeichelhaften Ton;
Verachtung war der Liebe Lohn.
Zuletzt — mein ſchön Geſchlecht, geſagt zu deinen Ehren! —
Ließ ſie — von wem? — vom Bullen ſich bethören.

12. Pompils Landgut.

Auf dieſem Gute läßt Pompil
Nun ſeine ſechſte Frau begraben.
Wem trug jemals ein Gut ſo viel?
Wer möchte ſo ein Gut nicht haben?

13. Widerruf des Vorigen.

Ich möchte ſo ein Gut nicht haben.
Denn ſollt' ich auch die ſechſte drauf begraben:
Könnt' ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? —
Sechs gute Tage nur erlebet haben.

14. An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Buſen lodern!
Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern.
Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht:
Ihr fodert euch, und ſtellt euch nicht.

15. Die Ewigkeit gewiſſer Gedichte.

Verſe, wie ſie Baſſus ſchreibt,
Werden unvergänglich bleiben: —
Weil dergleichen Zeug zu ſchreiben,
Stets ein Stümper übrig bleibt.

16. Auf das Jungfernſtift zu ***.

Denkt, wie geſund die Luft, wie rein
Sie um dieß Jungfernſtift muß ſeyn!
Seit Menſchen ſich beſinnen,
Starb keine Jungfer drinnen.

17. An den Doktor Sp**.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören;
Herr Doctor ruft es dich. Ich danke dieſer Ehren! —
Die Mutter wollt' es wohl ſo früh nicht lügen lehren?

18. Auf den Mnemon.

Iſt Mnemon nicht ein ſeltner Mann!
Wie weit er ſich zurück erinnern kann!
Bis an die erſten Kinderpoſſen:
Wie viel er Vögel abgeſchoſſen,
Wie manches Mädchen er begoſſen;
Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbruſt,
Iſt, was er litt und that, ihm alles noch bewußt.
Zwar alles glaub' ich nicht; ich glaub' indeſſen,
Die Zeit iſt ihm noch unvergeſſen,
Als ſeine Mutter Dorilis
Noch nicht nach ſeinem Vater hieß.

19. Bavs Gaſt.

So oft Koryll mich ſieht zu Baven ſchmauſen gehen,
Beneidet mich Koryll. Der Thor!
Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer g'nug zu ſtehen:
Er liest mir ſeine Verſe vor.

20. Auf den Rufus.

Weiß ich's, was Rufus mag ſo viel Gelehrten ſchreiben?
Dieß weiß ich, daß ſie ihm die Antwort ſchuldig bleiben.

21. Auf Dorinden.

Iſt nicht Dorinde von Geſicht
Ein Engel? — Ohne Zweifel. —
Allein ihr plumper Fuß! — Der hindert nicht.
Sie iſt ein Engel von Geſicht,
Von Huf ein Teufel.

22. An das Bild der Gerechtigkeit,

in dem Hauſe eines Wucherers, nebſt der Antwort.

Gerechtigkeit, wie kommſt du hier zu ſtehen?
Hat dich dein Hausherr ſchon geſehen?
„Wie meinſt du, Fremder, dieſe Frage?
„Er ſieht und überſieht mich alle Tage."

23. Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn' ich einen Edelmann!
Sein Ur — Ur — Ur — Ur — Elterahn
War älter einen Tag als unſer aller Ahn.

24. An eine würdige Privatperſon.

Giebt einſt der Leichenſtein von dem, was du geweſen,
Dem Enkel, der dich ſchätzt, ſo viel er braucht, zu leſen,
So ſey die Summe dieß: „Er lebte ſchlecht und recht,
„Ohn' Amt und Gnadengeld, und niemands Herr noch Knecht."

25. Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Bruſt
Reizt uns, o D*, zu welcher Luſt!
Doch ihr erbärmliches Geſichte,
O D*, macht Reiz und Luſt zu nichte.
Sieh, Freund, ſo liegen Froſt und Flammen,
Und Gift und Gegengift beiſammen.

26. Auf Frau Trix.

Frau Trix beſucht ſehr oft den jungen Doctor Klette.
Argwohnet nichts! Ihr Mann liegt wirklich krank zu Bette.

27. Auf Lukrins Grab.

Welch tödtender Geſtank hier, wo Lukrin begraben,
Der unbarmherz'ge Filz! — Ich glaube gar, ſie haben
Des Wuchrers Seele mit begraben.

28. Im Namen eines gewiſſen Poeten,

dem der König von Preuſſen eine goldne Doſe ſchenkte.

Die goldne Doſe, — denkt nur! denkt! —
Die König Friedrich mir geſchenkt,
Die war — was das bedeuten muß? —
Statt voll Dukaten, voll Helleborus.

29. Auf den falſchen Ruf von Nigrins Tode.

Es ſagte, ſonder alle Gnade,
Die ganze Stadt Nigrinen todt.
Was that die Stadt in dieſer Noth?
Ein Zehntheil von der Stadt ſprach: Schade!
Doch als man nach und nach erfuhr, daß das Geſchrei
Ein bloßes blindes Lärmen ſey:
So holten, was zuvor das eine Zehntheil ſprach,
Die andern neune nach.

30. Auf den Gargil.

Mit richtriſch ſcharfem Kiel durchackert ſeine Lieder
Gargil. Ins neunte Jahr ſchreibt, löſcht und ſchreibt er wieder.
Sein Lied iſt Lieb' und Wein. Kann man es ihm verdenken,
Daß er der Nachwelt will vollkommne Poſſen ſchenken?

31. Die Flucht.

„Ich flieh, um öfter noch zu ſtreiten!“
Rief Fix, der Kern von tapfern Leuten.
Das hieß: (ſo überſetz' ich ihn)
Ich flieh, um öfter noch zu fliehn.

32. Die Wohlthaten.

Wär' auch ein böſer Menſch gleich einer lecken Bütte,
Die keine Wohlthat hält: dem ungeachtet ſchütte —
Sind beides, Bütt' und Menſch nicht allzu morſch und alt, —
Nur deine Wohlthat ein. Wie leicht verquillt ein Spalt!

33. An einen Geizigen.

Ich dich beneiden? — Thor! Erſpar', ererb', erwirb,
Hab' alles! — Brauche nichts, laß alles hier, und ſtirb!

34. Hinz und Kunz.

Hinz.
Was doch die Großen alles eſſen!
Gar Vogelneſter; eins, zehn Thaler werth.
Kunz.
Was? Neſter? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute freſſen.
Hinz.
Kann ſeyn! kann ſeyn, Gevattersmann!
Bei Neſtern fingen die denn an.

35. Auf eine lange Naſe.

O aller Naſen Naſ'! Ich wollte ſchwören,
Das Ohr kann ſie nicht ſchnauben hören.

36. Auf Stipſen.

Stips iſt, trotz einem Edelmann,
Ein Dummkopf und ein braver Degen;
Borgt, wie ein frecher Edelmann;
Zahlt, wie ein Edelmann, mit Schlägen;
Verpraſſet ſein und anderer Vermögen,
Wie ein geborner Edelmann:
Und doch — wer kann dergleichen Thorheit faſſen? —
Will Stips ſich noch erſt adeln laſſen.

37. Auf den Sanktulus.

Dem Alter nah, und ſchwach an Kräften,
Entſchlägt ſich Sanktulus der Welt
Und allen weltlichen Geſchäften,
Von denen keins ihm mehr gefällt.
Die kleine trübe Neige Leben,
Iſt er in ſeinem Gott gemeint,
Der geiſtlichen Beſchauung zu ergeben,
Iſt weder Vater mehr, noch Bürger mehr, noch Freund.
Zwar ſagt man, daß ein trauter Knecht
Des Abends durch die Hinterthüre
Manch hübſches Mädchen zu ihm führe.
Doch, böſe Welt, wie ungerecht!
Ihm ſo was übel auszulegen!
Auch das geſchieht bloß der Beſchauung wegen.

38. An Grillen.

Sey kürzer! ſprichſt du, Grill. Schweig, Grill! du biſt nicht klug.
Iſt das dir kurz genug?

39. An den Salomon.

Hochweiſer Salomon! dein Spruch,
„Daß unter tauſenden kein gutes Weib zu finden,“
Gehört — gerad' heraus — zu deinen Jugendſünden;
Und jeder Fluch iſt minder Fluch,
Als dieſer ſchöne Sittenſpruch.
Wer ſie bei tauſenden will auf die Probe nehmen,
Wie du gethan, hochweiſer Mann,
Muß ſich bei tauſenden der Probe freilich ſchämen,
Wird drüber wild und läſtert dann.

40. Auf ebendenſelben.

Daß unter tauſenden ein weiſer Mann
Kein gutes Weibchen finden kann:
Das wundert mich recht ſehr.
Doch wundert mich noch mehr,
Daß unter tauſenden ein weiſer Mann
Nicht Eine gut ſich machen kann.

41. Das böſe Weib.

Ein einzig böſes Weib lebt höchſtens in der Welt:
Nur ſchlimm, daß jeder ſeins für dieſes einz'ge hält.

42. An den Aemil.

Mit Unrecht klageſt du, treuherziger Aemil,
Daß man ſo ſelten nur auf deine Worte bauen,
Mit Gleichem Gleiches dir gar nicht vergelten will;
Wer allen alles traut, dem kann man wenig trauen.

43. Truz an den Sabin.

Ich haſſe dich, Sabin; doch weiß ich nicht, weßwegen:
Genug, ich haſſe dich. Am Grund' iſt nichts gelegen.

44. Antwort des Sabin.

Haß' mich, ſo viel du willſt! doch wüßt' ich gern, weßwegen;
Denn nicht an deinem Haß, am Grund iſt mir gelegen.

45. An einen Lügner.

Du magſt ſo oft, ſo fein, als dir nur möglich, lügen:
Mich ſollſt du dennoch nicht betrügen.
Ein einzigmal nur haſt du mich betrogen:
Das kam daher, du hatteſt nicht gelogen.

46. Auf Trill und Troll.

Ob Trill mehr oder Troll mehr zu beneiden iſt,
Trill, der Dorindens Bild, Troll, der Dorinden küßt:
Das möcht' ich wohl entſchieden wiſſen, —
Da beide ſie gemalt nur küſſen.

47. Entſcheidung des Vorigen.

Ich denke, Trill iſt noch am beſten dran:
Weil ihn das Bild nicht wieder küſſen kann.

48. An die **.

Du fragſt: Wer giebt für meinen Sohn
Mir einen Namen an?
Für deinen Sohn, und weſſen Sohn? —
Du ſchweigeſt? — Nenn' ihn Pan.

49. Auf Alandern.

Alander, hör' ich, iſt auf mich gewaltig wild;
Er ſpöttelt, läſtert, lügt und ſchilt.
Kennt mich der gute Mann? — Er kennt mich nicht, ich wette.
Doch was? als ob nicht auch ſein Bruder an der Kette
Auf die am heftigſten, die er nicht kennet, billt.

50. Auf einen Brand zu **.

Ein Hurenhaus gerieth um Mitternacht in Brand.
Schnell ſprang, zum löſchen oder retten,
Ein Dutzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — — bei der Hand.
Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

51. An Einen.

Du ſchmähſt mich hinterrücks? das ſoll mich wenig kränken.
Du lobſt mich ins Geſicht? das will ich dir gedenken!

52. Grabſchrift des Nitulus.

Hier modert Nitulus, jungfräuliches Geſichts,
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub aus Nichts.

53. Auf den Kodyll.

Der kindiſche Kodyll wird keiner Steigrung ſatt,
Läßt keinen Krämer laufen,
Kauft alles, was er ſieht, um alles, was er hat,
Bald wieder zu verkaufen.

54. An den Pompil.

Ich halte Spielen zwar für keine Sünde;
Doch ſpiel' ich eher nicht, Pompil,
Als bis ich keinen finde,
Der mir umſonſt Geſellſchaft leiſten will.

55. Auf den Tod eines Affen.

Hier liegt er nun, der kleine, liebe Pavian,
Der uns ſo manches nachgethan!
Ich wette, was er jetzt gethan,
Thun wir ihm alle nach, dem lieben Pavian.

56. Grabſchrift auf ebendenſelben.

Hier faulet Mimulus, ein Affe.
Und leider! leider! welch ein Affe!
So zahm, als in der Welt kein Affe;
So rein, als in der Welt kein Affe;
So keuſch, als in der Welt kein Affe;
So ernſt, als in der Welt kein Affe;
So ohne Falſch. O welch ein Affe!
Damit ich's kurz zuſammen raſſe:
Ein ganz originaler Affe.

57. Auf die Phaſis.

Von weitem ſchon gefiel mir Phaſis ſehr;
Nun ich ſie in der Nähe
Von Zeit zu Zeiten ſehe,
Gefällt ſie mir — auch nicht von weitem mehr.

58. Auf Nickel Fein.

In Jahresfriſt, verſchwur ſich Nickel Fein,
Ein reicher, reicher Mann zu ſeyn.
Auch wär' es, traun! nach ſeinem Schwur gegangen,
Hätt' man ihn nicht vor Jahresfriſt gehangen.

59. Auf eine Liebhaberin des Trauerſpiels.

Ich höre, Freund, dein ernſtes, ſchönes Kind
Will ſich des Lachens ganz entwöhnen,
Kommt in den Schauplatz nur, wenn ſüße Thränen
Da zu vergießen ſind. —
Wie? fehlt es ihr bereits an ſchönen Zähnen?

60. Auf ein Schlachtſtück von Hugtenburg.

Furchtbare Täuſcherei! Bramarbas ſtand vor ihr,
Ward blaß, und zitterte, und fiel, und rief: Quartier!

61. Auf den Hablador.

Habladors Mund, Ulin, iſt dir ein Mund zum küſſen?
Wie er ſpricht, ſpricht dir niemand nicht? —
Wie ſollte ſo ein Mann auch nicht zu ſprechen wiſſen?
Er thut ja nichts, als daß er ſpricht.

62. Auf den Miſon.

Ich warf dem Miſon vor, daß ihn ſo viele haſſen.
Je nun! wen lieb' ich denn? ſprach Miſon ganz gelaſſen.

63. Der reiche Freier.

Ein Bettler ging auf Freiersfüßen,
Und ſprach zu einer Magd, die er nach Wunſche fand:
Nimm mich! Sie fragt: worauf? „Auf dieſe dürre Hand!
„Die ſoll uns wohl ernähren müſſen!“
Die Magd beſann ſich kurz, und gab ihm ihre Hand.

64. Auf den Rufinus.

Rufinus endet nichts, er fängt nur alles an.
Ob alles? Lesbia, ſprich doch! du kennſt den Mann.

65. Hänschen Schlau.

„Es iſt doch ſonderbar beſtellt,“
Sprach Hänschen Schlau zu Vetter Fritzen,
„Daß nur die Reichen in der Welt
„Das meiſte Geld beſitzen.“

66. An die Dorilis.

Dein Hündchen, Dorilis, iſt zärtlich, tändelnd, rein:
Daß du es alſo leckſt, ſoll das mich wundern? nein!
Allein dein Hündchen lecket dich:
Und dieſes wundert mich.

67. Grabſchrift eines Unglücklichen,

welcher zuletzt in einem Schiffbruch umkam.

Hier warfen mich die Wellen an das Land.
Hier grub mich todt, mit frommer Hand,
Ein Fiſcher in den leichten Sand.
Dein Mitleid, Leſer, iſt bei mir nicht angewandt!
Im Sturme ſcheitern und erſaufen,
Hieß mir Unglücklichen, mit Sturm in Hafen laufen.

68. An einen ſchlechten Maler.

Ich ſaß dir lang' und oft: warum denn, Meiſter Steffen?
Ich glaube faſt, mich nicht von ungefähr zu treffen.

69. Auf eine Bildſäule des Amor.

Hier blieb, als Amor, ſich noch mächtiger zu ſehen,
Eleonora ward, ſein Körper geiſtlos ſtehen.

70. Auf ebendieſelbe.

So lieb euch, Kinder, Ruh und Glück:
Zurück von ihm, dem Schalke! weit zurück! —
(Ich hätte viel für dieſen Rath gegeben!)
Er ſtellt ſich ſo nur ohne Leben.

71. Auf ebendieſelbe.

Kommt dieſem Amor nicht zu nah,
Und ſtört ihn nicht in ſeinem Staunen!
Noch ſteht er ſo, in einem ſüßen Staunen,
Seit er Philinden ſah.

72. Auf ebendieſelbe.

Die Unſchuld naht ſich ihm und bebt:
Sie fühlt, ſie fühlt es, daß er lebt.

73. Auf ebendieſelbe.

O Chloe, halte deinen Blick
Von dieſem Schalke ja zurück!
Geſetzt, er wär' auch ohne Leben:
Was er nicht hat, das kann dein Blick ihm geben.

74. Auf den Fabull.

Fabull verſchließet alle Kiſten
Vor Freunden, Dienern, Weib und Kind,
Damit ſich niemand läßt gelüſten
Zu ſehen, daß ſie ledig ſind.

75. An den trägen Y.

Mit dir und über dich zu lachen,
Soll ich ein Sinngedichte machen?
Gut! daß du ohne Müh kannſt lachen,
So will ich's ſonder Einfall machen.

76. Entſchuldigung wegen unterlaſſenes Beſuchs.

So wahr ich lebe, Freund, ich wollte ganze Tage
Und ganze Nächte bei dir ſeyn,
Um mich mit dir die ganzen Tage,
Die ganzen Nächte zu erfreun.
Doch tauſend Schritte ſind's, die unſre Wohnung trennen,
Und hundert wohl noch oben drein.
Und wollt' ich ſie auch gern, die tauſend Schritte rennen,
Und jene hundert oben drein:
So weiß ich doch, daß ich am Ende
Des langen Wegs dich zwanzigmal nicht fände.
Denn öfters biſt du nicht zu Hauſe,
Und manchmal biſt du's nicht für mich,
Wenn nach dem langen Zirkelſchmauſe
Der kleinſte Gaſt dir hinderlich.
Ich wollte, wie geſagt, gern tauſend Schritte rennen,
Dich, liebſter Freund, dich ſehn zu können;
Doch, allzu weiter Freund, dich nicht zu ſehn,
Verdreußt mich's, Einen nur zu gehn.

77. An den Paul.

Es ſcheinet, daß du Paul der einz'ge Trunkne biſt:
Denn du willſt nüchtern ſeyn, wo keiner nüchtern iſt.

78. Velt und Polt.

Zum Henker! fluchte Polt zu Velten,
Mußt du mich einen Lügner ſchelten?
Zum Henker! fluchte Velt zu Polten,
Ich einen Lügner dich geſcholten?
Das leugſt du, Polt, in deinen Hals.
Das leugſt du als ein Schelm und als . . .
Ha! das hieß Gott dich ſprechen, Velten!
Denn Lügner laß ich mich nicht ſchelten.

79. Der kranke Star.

„Komm' ich vom Lager auf, und giebt Gott Fried' im Staat,"
Gelobt der kranke Star, „ſo werd' ich ein Soldat."

80. Die blaue Hand.

Ein Richter war, der ſah nicht wohl;
Ein Färber kommt, der ſchwören ſoll.
Der Färber hebt die blaue Hand;
Da ruft der Richter: Unverſtand!
Wer ſchwört im Handſchuh? Handſchuh aus!
Nein! ruft der Färber, Brill' heraus!

81. Der Schuſter Franz.

Es hat der Schuſter Franz zum Dichter ſich entzückt.
Was er als Schuſter that, das thut er noch: er flickt.

82. Das Mädchen.

Zum Mädchen wünſcht' ich mir — und wollt' es, ha! recht lieben —
Ein junges, nettes, tolles Ding,
Leicht zu erfreun, ſchwer zu betrüben,
Am Wuchſe ſchlank, im Gange flink,
Von Aug' ein Falk,
Von Mien' ein Schalk;
Das fleißig, fleißig lieſt:
Weil alles, was es lieſt,
Sein einzig Buch — der Spiegel iſt;
Das immer gaukelt, immer ſpricht,
Und ſpricht und ſpricht von tauſend Sachen;
Verſteht es gleich das Zehnte nicht
Von allen dieſen tauſend Sachen:
Genug, es ſpricht mit Lachen,
Und kann ſehr reizend lachen.

Solch Mädchen wünſcht' ich mir! — Du, Freund, magſt deine Zeit
Nur immerhin bei ſchöner Sittſamkeit,
Nicht ohne ſeraphin'ſche Thränen,
Bei Tugend und Verſtand vergähnen.
Solch einen Engel
Ohn' alle Mängel
Zum Mädchen haben:
Das hieß' ein Mädchen haben? —
Heißt eingeſegnet ſeyn, und Weib und Hausſtand haben.

83. Auf den Fell.

Als Fell, der Geiferer, auf dumpfes Heu ſich ſtreckte,
Stach ihn ein Scorpion. Was meint ihr, daß geſchah?
Fell ſtarb am Stich? — Ei ja doch, ja!
Der Scorpion verreckte.

84. An den Herrn D*.

Dein Epigramm, o D*, iſt fein!
Es hat mich trefflich durchgezogen;
Und iſt, vollkommen ſchön zu ſeyn,
Erſtunken und erlogen.

85. An einen geizigen Vater.

Verlangt dein Kind ein Freier,
Der wenig nach der Mitgift fragt;
So denke, was das Sprichwort ſagt:
Sehr wohlfeil iſt ſehr theuer.

86. Auf den Kauz.

Wer ſagt, daß Meiſter Kauz Satyren auf mich ſchreibt?
Wer nennt geſchrieben das, was ungeleſen bleibt?

87. Auf den Lupan.

Des beißigen Lupans Befinden wollt ihr wiſſen?
Der beißige Lupan hat jüngſt ins Gras gebiſſen.

88. An den Leſer.

Du, dem kein Epigramm gefällt,
Es ſey denn lang und reich und ſchwer;
Wo ſahſt du, daß man einen Speer
Statt eines Pfeils vom Bogen ſchnellt?

89. An den Herrn von Dampf.

Dein Diener, Herr von Dampf, ruft: Platz da! vor dir her.
Wenn ich an deiner Stelle wär',
Den Diener wollt' ich beſſer brauchen:
Du kannſt dir freien Weg ja durchs Gedränge — hauchen.

90. An ebendenſelben.

Dem haſt du nur die Hand, und dem den Kuß beſchieden.
Ich, gnäd'ger Herr von Dampf! bin mit der Hand zufrieden.

91. Auf einen gewiſſen Dichter.

Ihn ſingen ſo viel mäß'ge Dichter,
Ihn preiſen ſo viel dunkle Richter,
Ihn ahmt ſo mancher Stümper nach,
Ihm nicht zum Ruhm, und ſich zur Schmach.
Freund, dir die Wahrheit zu geſtehen,
Ich bin zu dumm es einzuſehen,
Wie ſich für wahr Verdienſt ein ſolcher Beifall ſchicket.
Doch ſo viel ſeh ich ein,
Das Singen, das den Froſch im tiefen Sumpf entzücket,
Das Singen muß ein Quaken ſeyn.

92. An den Weſp.

Nur Neues liebeſt du? nur Neues willſt du machen?
Du biſt, mein guter Weſp, ſehr neu in allen Sachen.

93. An den Trill.

Bald willſt du, Trill, und bald willſt du dich nicht beweiben;
Bald dünkt dich's gut, bald nicht, ein Hageſtolz zu bleiben.
Ich ſoll dir rathen? Wohl! Thu, was dein Vater that:
Bleib frei; heirathe nicht! — Da haſt du meinen Rath.

94. An ebendenſelben.

Du nenneſt meinen Rath ein ſchales Sinngedicht?
Trill, einen andern Rath bekommſt du wahrlich nicht.
Zum Hängen und zum Freien
Muß niemand Rath verleihen.

95. An die Fuſka.

Sey nicht mit deinem rothen Haar
So äußerſt, Fuſka, unzufrieden!
Ward dir nicht ſchönes braunes Haar,
So ward dir braune Haut beſchieden.

96. Auf den Tod des D. Mead.

Als Mead am Styx erſchien, rief Pluto voller Schrecken:
Weh mir! nun kommt er gar, die Todten zu erwecken.

97. Auf die ſchöne Tochter eines ſchlechten Poeten.

Der Vater reimt und ſuchet allen,
Nicht wenig Kennern zu gefallen.
Die Tochter buhlt; o' ſtraft ſie nicht!
Das gute Kind will allen,
Wie ihres Vaters Reim, gefallen.

98. Auf ebendieſelbe.

Dein braunes Mädchen, Freund, iſt ſchön:
Das muß ihr auch der Neid geſtehn.
So ſchön, daß man es gern vergißt,
Daß ſie ein wenig buhlriſch iſt;
So ſchön, daß man es gar vergißt,
Daß ihr Papa ein Reimſchmied iſt.

99. Auf den Sextus.

Die, der Ein Auge fehlt, die will ſich Sextus wählen?
Ein Auge fehlet ihr, ihm müſſen beide fehlen.

100. Kunz und Hinz.

Kunz.

Hinz, weißt du, wer das Pulver hat erfunden?
Der leid'ge böſe Geiſt.

Hinz.

Wer hat dir, Kunz, das aufgebunden?
Ein Pfaffe war's, der Berthold heißt.

Kunz.

Sey drum! ſo ward mir doch nichts aufgebunden.
Denn ſieh! Pfaff oder böſer Geiſt
Iſt Maus wie Mutter, wie man's heißt.

101. Auf den Bav.

Ein ſchlechter Dichter Bav? ein ſchlechter Dichter? nein!
Denn der muß wenigſtens ein guter Reimer ſeyn.

102. Auf Dorinden.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß ſie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt;
Daß ſie nicht betet und nicht höret,
Und andre nur im Beten ſtöret.
Sie hat (mein eignes Ohr iſt Zeuge;
Denn ihre Schönheit geht allmählig auf die Neige)
Sie hat mit ernſtlichen Gebärden:
„Laß unſer Angeſicht, Herr, nicht zu Schanden werden!“

103. Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man ſagt, ſie ſchwärz' ihr Haar;
Da doch ihr Haar ſchon ſchwarz, als ſie es kaufte, war

104. Auf die Hütte des Irus.

Vorbei, verwegner Dieb! denn unter dieſem Dache,
In jedem Winkel hier hält Armuth treue Wache.

105. Auf einen gewiſſen Leichenredner.

O Redner! dein Geſicht zieht jämmerliche Falten,
Indem dein Maul erbärmlich ſpricht.
Eh du mir ſollſt die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber ſterb' ich nicht!

106. Das ſchlimmſte Thier.

Wie heißt das ſchlimmſte Thier mit Namen?
So fragt' ein König einen weiſen Mann.
Der Weiſe ſprach: von wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.

107. Auf die Magdalis.

Die alte reiche Magdalis
Wünſcht mich zum Manne, wie ich höre.
Reich wäre ſie genug, das iſt gewiß;
Allein ſo alt! — Ja wenn ſie älter wäre!

108. Auf Lorchen.

Lorchen heißt noch eine Jungfer. Wiſſet, die ihr's noch nicht wißt:
So heißt Luzifer ein Engel, ob er gleich gefallen iſt.

109. Klimps.

Der alte fromme Klimps, bei jedem Biſſen Brod,
Den er genoß, ſprach: Segne Gott!
Den ſchönen Spruch nicht halb zu laſſen, ſprach:
Und ſtirb! ſein frommes Weib mit Hiobs Weib ihm nach.

110. Der ſpielſüchtige Deutſche.

So äußerſt war, nach Tacitus Bericht,
Der alte Deutſch' aufs Spiel erpicht,
Daß, wenn er ins Verlieren kam,
Er endlich keinen Anſtand nahm,
Den letzten Schatz von allen Schätzen,
Sich ſelber, auf das Spiel zu ſetzen.

Wie unbegreiflich raſch! wie wild!
Ob dieſes noch vom Deutſchen gilt?
Vom Deutſchen Manne ſchwerlich. — Doch,
Vom Deutſchen Weibe gilt es noch.

111. Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin.

Ihr bleibet vor Verwundrung ſtehn,
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Laßt meinen Reiter mir die Ferſe geben;
So ſollt ihr ſeh'n!

112. Auf die feige Mumma.

Wie kommt's, daß Mumma vor Geſpenſtern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel ſieht?

113. Eine Geſundheit auf die Geſundheiten.

Weg, weg mit Wünſchen, Reimen, Schwänken!
Trinkt fleißig, aber trinket ſtill!
Wer wird an die Geſundheit denken,
Wenn man die Gläſer leeren will?

114. Auf einen unnützen Bedienten.

Im Eſſen biſt du ſchnell, im Gehen biſt du faul.
Iß mit den Füßen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.

115. Der Schwur.

Ich ſchwöre Lalagen, daß ſonder ihre Küſſe
Kein königliches Glück mein Leben mir verſüße.
Dieß ſchwör' ich ihr im Ernſt, wofern ſie ſich ergiebt;
Und ſchwör' es ihr im Scherz, wofern ſie mich nicht liebt.

116. Themis über ihr Bildniß in dem Hauſe eines Richters.

Womit, o Zeus, hab' ich den Schimpf verſchuldet,
Daß man mein Bild in dieſem Hauſe duldet?

117. Der Furchtſame.

Kaum ſeh ich den Donner die Himmel umziehen,
So flieh ich zum Keller hinein.
Was meint ihr? ich ſuchte den Donner zu fliehen?
Ihr irrt euch; ich ſuche den Wein.

118. An den Herrn B.

Du ladeſt zwanzig Schmauſer ein,
Wovon ich keinen kenn'; und dann mich oben drein.
Doch zürnſt du, und erſtaunſt, warum ich nicht erſcheine?
Ich ſchmauſe, Freund, nicht gern alleine.

119. Auf die Geneſung einer Buhlerin.

Dem Tode wurde jüngſt vom Pluto anbefohlen,
Die Lais unſrer Stadt nach jener Welt zu holen.
Sie war ſo alt doch nicht, und reizte manchen noch
Durch Willigkeit und Scherz in ihr gemächlich Joch.
„Was?“ ſprach der ſchlaue Tod, der ökonomiſch denket,
Und nicht, wie man wohl glaubt, den Wurfpfeil blindlings ſchwenket.
„Die Lais brächt ich her? das wäre dumm genung!
Nein! Aerzt' und Huren — nein, die hol' ich nicht ſo jung!“

120. An zwei liebenswürdige Schweſtern.

Reiz, Jugend, Unſchuld, Freud und Scherz
Gewinnen Euch ein jedes Herz;
Und kurz: Ihr brauchet Eures gleichen,
Den Grazien, in nichts, als an der Zahl, zu weichen.

121. An den Silius.

Mein Urtheil, Silius, von deiner Ueberſchrift,
Dieß Urtheil ſoll nichts gelten,
Weil es die Reimen nur betrifft?
Was kann man ſonſt als Reim' an einem Reimer ſchelten?

122. Auf den D. Klyſtill.

Klyſtill, der Arzt — (der Mörder ſollt' ich ſagen —)
Will niemands frühern Tod mehr auf der Seele tragen,
Und giebt, aus frommer Reu, ſich zum Huſaren an;
Um das nie mehr zu thun, was er ſo oft gethan.

123. Auf Muffeln.

Freund Muffel ſchwört bei Gott und Ehre,
Ich koſt' ihn ſchon ſo manche Zähre. —
Nun? frommer Mann, wenn das auch wäre;
Was koſtet dich denn deine Zähre?

124. An ein Paar arme verwaiſete Mädchen.

Ihr holden Kinder, daß ihr Waiſen ſeyd,
Das iſt mir herzlich, herzlich Leid.
Auch bin ich euch zu dienen gern erbötig
Mit Gut und Blut; euch, die ihr, ohne Streit,
Das beſte Blut des beſten Blutes ſeyd.
Nur, Kinder, daß ihr arme Waiſen ſeyd,
Das ſey euch ſelber ja nicht leid!
Nun habt ihr keines Vormunds nöthig.

125. An den Var.

Du lobeſt Todte nur? Var, deines Lobes wegen
Hab' ich blutwenig Luſt, mich bald ins Grab zu legen.

126. Auf den Cythariſt.

Jahr aus, Jahr ein reimt Cythariſt
Zweihundert Verſ' in Einem Tage;
Doch drucken läßt er nichts. Entſcheidet mir die Frage,
Ob er mehr klug, mehr unklug iſt.

127. Der beſte Wurf.

An ein Paar Brettſpieler.

Zwei Vierer wünſcheſt du, und du verlangſt zwei Einer;
Der beſte Wurf im Brett bleibt darum dennoch — keiner.

128. Auf den Maler Klecks.

Mich malte Simon Klecks ſo treu, ſo meiſterlich,
Daß aller Welt, ſo gut als mir, das Bildniß glich.

129. Auf einen Zweikampf.

Warum zog das erzürnte Paar
Siſtan, und wer ſein Gegner war,
Die Degen? Aller Welt zum Schrecken
Sie — friedlich wieder einzuſtecken.

130. Auf den Urſin.

Urſin iſt ärgerlich, und geht mir auf die Haut,
Daß ich ihm jüngſt mein Buch, den Phädon, weggenommen;
Geleſen hab' er ihn, allein noch nicht verdaut.
Ja, ja! zu Stande wär' er bald damit gekommen:
Sein Windſpiel, oder er, hat ihn ſchon brav gekaut.

131. Auf den Veit.

Veit iſt ein witz'ger Kopf, und zählet ſechzig? — Nein!
Er hat noch lange hin, ein kluger Kopf zu ſeyn.

132. Die Vorſpiele der Verſöhnung.

Korinne ſchwur, mich zu vergeſſen:
Und doch kann ſie mich nicht vergeſſen.
Wo ſie mich ſieht, und wo ſie kann,
Fängt ſie auf mich zu läſtern an.
Doch warum thut ſie das? warum erhitzt ſie ſich?
Ich wette was, noch liebt ſie mich.
Ich ſchwur, Korinnen zu vergeſſen:
Und doch kann ich ſie nicht vergeſſen.
Wo ich ſie ſeh und wo ich kann,
Fang' ich mich zu entſchuld'gen an.
Doch warum thu ich das? und warum ſchweig' ich nie?
Ich wette was, noch lieb' ich ſie.

133. Auf den Pfriem.

Pfriem iſt nicht bloß mein Freund; er iſt mein andres Ich.
Dieß ſagt er nicht allein, dieß zeigt er meiſterlich.
Er ſteckt in ſeinen Sack ein Geld, das mir gehöret,
Und thut mit Dingen groß, die ihn mein Brief gelehret.

134. Auf den Avar.

Avar ſtirbt, und vermacht dem Hoſpital das Seine,
Damit ſein Erbe nicht verſtellte Thränen weine.

135. Seufzer eines Kranken.

Hier lieg' ich ſchwach und ſiech;
Und ach! die liebe Sophilette
Weicht keinen Schritt von meinem Bette.
O! daß der Himmel mich
Von beiden Uebeln bald errette!

136. Auf den Laar.

Daß Laar nur müßig geh, wie kann man dieſes ſagen?
Hat er nicht ſchwer genug an ſeinem Wanſt zu tragen?

137. Ihr Wille und ſein Wille.

Er.

Nein, liebe Frau, das geht nicht an:
Ich muß hier meinen Willen haben.

Sie.

Und ich muß meinen haben, lieber Mann.

Er.

Unmöglich!

Sie.

Was? nicht meinen Willen haben?
Schon gut! ſo ſollſt du mich in Monatsfriſt begraben.

Er.

Den Willen kannſt du haben.

138. Grabſchrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe ſtarb.

Hier lieget, die Beate heißen ſollte,
Und lieber ſeyn, als heißen wollte.

139. Auf den Marius.

Dem Marius ward prophezeiet,
Sein Ende ſey ihm nah.
Nun lebet er drauf los; verſchwelgt, verſpielt, verſtreuet:
Sein End iſt wirklich da!

140. Auf den einäugigen Spieler Pfiff.

Indem der Spieler Pfiff — erzürnte Götter! —
Durch einen ſchlimmen Wurf ein Auge jüngſt verlor:
„Brav, Kamerade!" rief ein Spötter;
„Du giebſt uns jedem nun Ein Auge vor."

141. An einen Autor.

Mit ſo beſcheiden ſtolzem Weſen
Trägſt du dein neuſtes Buch — welch ein Geſchenk! — mir an.
Doch, wenn ich's nehme, grundgelehrter Mann,
Mit Gunſt: muß ich es dann auch leſen?

142. Auf den Ley.

Der gute Mann, den Ley bei Seite dort gezogen!
Was Ley ihm ſagt, das iſt erlogen.
Wie weiß ich das? — Ich hör' ihn freilich nicht:
Allein ich ſeh doch, daß er ſpricht.

143. Die Sinngedichte über ſich ſelbſt.

Weiß uns der Leſer auch für unſre Kürze Dank?
Wohl kaum. Denn Kürze ward durch Vielheit leider! lang.

144. Abſchied an den Leſer.

Wenn du von allem dem, was dieſe Blätter füllt,
Mein Leſer, nichts des Dankes werth gefunden:
So ſey mir wenigſtens für das verbunden,
Was ich zurück behielt.

Anhang.

Warum ich wieder Epigramme mache.

1779.

Daß ich mit Epigrammen wieder ſpiele,
Ich, armer Willebald,
Das macht, wie ich an mehrerm fühle,
Das macht, ich werde alt.

Ueber das Bildniß eines Freundes.

Der mir gefällt,
Gefiel er minder gleich der Welt.

In ein Stammbuch,

in welchem die bereits Verſtorbenen mit einem † bezeichnet waren. 1779.

Hier will ich liegen! denn hier bekomm' ich doch,
Wenn keinen Leichenſtein, ein Kreuzchen noch.

Auf die Katze des Petrarch.

Nach dem Lateiniſchen des Antonio Querci, in den Inscriptionibus agri Patavini.

Warum der Dichter Hadrian
Die Katzen ſo beſonders leiden kann?
Das läßt ſich leicht ermeſſen!
Daß ſeine Verſe nicht die Mäuſe freſſen.

Grabſchrift auf Voltaire. 1779.

Hier liegt — wenn man euch glauben wollte,
Ihr frommen Herrn! — der längſt hier liegen ſollte.
Der liebe Gott verzeih aus Gnade
Ihm ſeine Henriade,
Und ſeine Trauerſpiele,
Und ſeiner Verſchen viele:
Denn was er ſonſt ans Licht gebracht,
Das hat er ziemlich gut gemacht.

Die Verleumdung. 1745.

Du nennſt mich vom geſtrigen Rauſche noch trunken?
Vom geſtrigen Rauſche? Das ſpricht
Ein — — Faſſe dich, ſchimpfe nur nicht!
Ich weiß wohl, du haſt bis am Morgen getrunken.

In ein Stammbuch. 1779.

Wer Freunde ſucht, iſt ſie zu finden werth:
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

Lobſpruch des ſchönen Geſchlechts. 1747.

Wir Männer ſtecken voller Mängel;
Es läugne, wer es will:
Die Weiber gegen uns ſind Engel.
Nur taugen, wie ein Kenner will,
Drei kleine Stück' — und die ſind zu errathen —
An dieſen Engeln nicht gar viel!
Gedanken, Wort' und Thaten.

Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnons, des erſten Feldherrn der Griechen, ſpielte.

1.

Vorſtellen und auch ſeyn
Kann Ferdinand allein.

2.

Stax ſpricht: Er ſpielt ihn ſchlecht!
Auch das wär Recht;
Denn ſeine eigne Rollen
Muß man nicht ſpielen wollen.

3.

Mit Gunſt!
Als Eckhof ſo den Agamemnon ſpielte,
Das, das war Kunſt.
Daß aber Ferdinand ſich ſelber ſpielte,
Hm! was für Kunſt.

In eines Schauſpielers Stammbuch.

Kunſt und Natur
Sey auf der Bühne Eines nur;
Wenn Kunſt ſich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunſt gehandelt.

In ein Stammbuch.

Ein Kirchhof iſt,
Mein frommer Chriſt,
Dieß Büchelein,
Wo bald kann ſeyn
Dein Leichenſtein
Ein Kreuzlein!

Sittenſprüche. 1779.

Man würze, wie man will, mit Widerſpruch die Rede,
Wird Würze nur nicht Koſt, und Widerſpruch nicht Fehde.

Bav ſelbſt hat manchen guten Schauer,
Wär Eſelstrab auch nur von Dauer.

In ein Stammbuch,

deſſen Beſitzer verſicherte, daß ſein Freund ohne Mängel, und ſein Mädchen ein Engel ſey. 1778.

Trau keinem Freunde ſonder Mängel,
Und lieb ein Mädchen, keinen Engel.

Lieder.

Nota leges quaedam, sed lima rasa recenti:
Pars nova major erit: Lector utrique fave!
Martial. 1753.

1751. 1753. 1771.

An die Leyer.

Töne, frohe Leyer,
Töne Luſt und Wein!
Töne, ſanfte Leyer,
Töne Liebe drein!

Wilde Krieger ſingen,
Haß und Rach' und Blut
In die Laute ſingen,
Iſt nicht Luſt, iſt Wuth.

Zwar der Heldenſänger
Sammelt Lorbeern ein;
Ihn verehrt man länger;
Lebt er länger? Nein.

Er vergräbt im Leben
Sich in Tiefſinn ein:
Um erſt dann zu leben,
Wann er Staub wird ſeyn.

Lobt ſein göttlich Feuer,
Zeit und Afterzeit!
Und an meiner Leyer
Lobt die Fröhlichkeit.

Die Namen.

Ich fragte meine Schöne:
Wie ſoll mein Lied dich nennen?
Soll Dich als Dorimene,
Als Galathee, als Chloris,
Als Lesbia, als Doris,
Die Welt der [illegible] kennen?
Ach! Namen [illegible] nur Töne:
Sprach meine holde Schöne.
Wähl' ſelbſt. Du kannſt mich Doris,
Und Galathee und Chloris,
Und — wie du willſt mich nennen;
Nur nenne mich die Deine.

Die Küſſe.

Ein Küßchen, das ein Kind mir ſchenket,
Das mit den Küſſen nur noch ſpielt,
Und bei dem Küſſen noch nichts denket,
Das iſt ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das iſt ein Gruß, der eigentlich
Zum wahren Küſſen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeinter Segenskuß,
Wenn er ſein Söhnchen lobt und liebet,
Iſt etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schweſter Liebe
Steht mir als Kuß nur ſo weit an,
Als ich dabei mit heißerm Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräther ſehen muß,
Und der dem Kuß der Tauben gleichet:
Ja, ſo ein Kuß, das iſt ein Kuß.

Die Gewißheit.

Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht:
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.

Die Betrübniß.

Der Dichter und ſein Freund.

Der Freund.

Freund! welches Unglück, welche Reue
Macht dir ſo bittern Schmerz?

Der Dichter.

Ach Freund! ſie flieht, die Ungetreue!
Und ſie beſaß mein Herz.

Der Freund.

Um eine Falſche dich betrüben?
Du biſt ja klug genug.

Der Dichter.

O ſchweig'! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug.

Antwort eines trunknen Dichters.

Ein trunkner Dichter leerte
Sein Glas auf jeden Zug;
Ihn warnte ſein Gefährte:
Hör' auf! du haſt genug.

Bereit vom Stuhl zu ſinken,
Sprach der: Du biſt nicht klug;
Zu viel kann man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug.

Das aufgehobene Gebot.

Eliſe.

Siehſt du Wein im Glaſe blinken,
Lerne von mir deine Pflicht:
Trinken kannſt du, du kannſt trinken;
Doch betrinke dich nur nicht.

Lyſias.

Wallt dein Blut von Jugendtrieben,
Lerne von mir deine Pflicht:
Lieben kannſt du, du kannſt lieben;
Doch verliebe dich nur nicht.

Eliſe.

Bruder! ich mich nicht verlieben?

Lyſias.

Schweſter! ich mich nicht betrinken?

Eliſe.

Wie verlangſt du das von mir?

Lyſias.

Wie verlangſt du das von mir?

Eliſe.

Lieber mag ich gar nicht lieben.

Lyſias.

Lieber mag ich gar nicht trinken.

Beide.

Geh nur, ich erlaub' es dir.

Die Beredtſamkeit.

Freunde, Waſſer machet ſtumm:
Lernet dieſes an den Fiſchen.
Doch beim Weine kehrt ſich's um:
Dieſes lernt an unſern Tiſchen.
Was für Redner ſind wir nicht,
Wenn der Rheinwein aus uns ſpricht!
Wir ermahnen, ſtreiten, lehren;
Keiner will den andern hören.

Die Haushaltung.

Zankſt du ſchon wieder? ſprach Hans Lau
Zu ſeiner lieben Ehefrau.
„Verſoffner, unverſchämter Mann“ — — —
Geduld, mein Kind, ich zieh' mich an — —
„Wo nun ſchon wieder hin?“ Zu Weine.
Zank' du alleine

„Du gehſt? — — Verdammtes Kaffeehaus!
„Ja! blieb' er nur die Nacht nicht aus.
„Gott! ich ſoll ſo verlaſſen ſeyn? —
„Wer pocht? — — Herr Nachbar? — — nur herein!
„Mein böſer Teufel iſt zu Weine:
„Wir ſind alleine.“

Der Regen.

Der Regen hält noch immer an!
So klagt der arme Bauersmann;
Doch eher ſtimm' ich nicht mit ein,
Es regne denn in meinen Wein.

Die Stärke des Weins.

Wein iſt ſtärker als das Waſſer:
Dieß geſtehn auch ſeine Haſſer.
Waſſer reißt wohl Eichen um,
Und hat Häuſer umgeriſſen:
Und ihr wundert euch darum,
Daß der Wein mich umgeriſſen?

Der Sonderling.

Sobald der Menſch ſich kennt,
Sieht er, er ſey ein Narr;
Und gleichwohl zürnt der Narr,
Wenn man ihn alſo nennt.

Sobald der Menſch ſich kennt,
Sieht er, er ſey nicht klug;
Doch iſt's ihm lieb genug,
Wenn man ihn weiſe nennt.

Ein jeder, der mich kennt,
Spricht: welcher Sonderling!
Nur dieſem iſt's Ein Ding,
Wie ihn die Welt auch nennt.

Der alte und der junge Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken:
Drum mag der junge Wein
Für euch, ihr Alten, ſeyn.
Der Jüngling trinkt, ſich alt und klug zu trinken:
Drum muß der alte Wein
Für mich, den Jüngling, ſeyn.

Die Türken.

Die Türken haben ſchöne Töchter,
Und dieſe ſcharfe Keuſchheitswächter;
Wer will, kann mehr als eine frein:
Ich möchte ſchon ein Türke ſeyn.

Wie wollt' ich mich der Lieb' ergeben!
Wie wollt' ich liebend ruhig leben,
Und — — doch ſie trinken keinen Wein;
Nein, nein, ich mag kein Türke ſeyn.

Alexander.

Der Weiſe ſprach zu Alexandern:
„Dort, wo die lichten Welten wandern,
„Iſt manches Volk, iſt manche Stadt.“
Was thut der Mann von tauſend Siegen?
Die Memme weint, daß dort zu kriegen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Iſt's wahr, was ihn der Weiſe lehret,
Und finden, was zur Welt gehöret,
Daſelbſt auch Wein und Mädchen ſtatt:
So laſſet, Brüder, Thränen fließen,
Daß dort zu trinken und zu küſſen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Die Schöne von hinten.

Sieh Freund! ſieh da! was geht doch immer
Dort für ein reizend Frauenzimmer?
Der neuen Tracht Vollkommenheit,
Der engen Schritte Nettigkeit,
Die bei der kleinſten Hindrung ſtocken,
Der weiße Hals voll ſchwarzer Locken,
Der wohlgewachſ'ne ſchlanke Leib
Verräth ein junges art'ges Weib.
Komm Freund! komm, laß uns ſchneller gehen,
Damit wir ſie von vorne ſehen.
Es muß, trügt nicht der hintre Schein,
Die Venus oder Phyllis ſeyn.
Komm, eile doch! — O welches Glücke!
Jetzt ſieht ſie ungefähr zurücke.
Was war's, das mich entzückt gemacht?
Ein altes Weib in junger Tracht.

An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küſſe mich.
Kleine Schöne, ſchämſt du dich?
Küſſe geben, Küſſe nehmen,
Darf dich jetzo nicht beſchämen.
Küſſe mich noch hundertmal!
Küß' und merk' der Küſſe Zahl.
Ich will dir, bei meinem Leben!
Alle zehnfach wiedergeben,
Wenn der Kuß kein Scherz mehr iſt,
Und du zehn Jahr älter biſt.

Nach der zehnten Ode Anakreons.

Was frag' ich nach dem Großſultan,
Und Mahomets Geſetzen?
Was geht der Perſer Schach mich an,
Mit allen ſeinen Schätzen?

Was ſorg' ich ihrer Kriegesart
Und ihrer Treffen halben?
Kann ich nur meinen lieben Bart
Mit Specereien ſalben.

Kann ich nur mein geſalbtes Haupt
Mit Roſen ſtolz umſchließen,
Und wenn mir ſie ein Mädchen raubt,
Das Mädchen ſtrafend küſſen.

Ein Thor ſorgt für die künft'ge Zeit.
Für heute will ich ſorgen.
Wer kennt, mit weiſer Gründlichkeit,
Den ungewiſſen Morgen?

Was ſoll ich hier, ſo lang' ich bin,
Mich um die Zukunft kränken?
Ich will mit kummerloſem Sinn
Auf Wein und Liebe denken.

Denn plötzlich ſteht er da, und ſpricht,
Der grimme Tod: „Von dannen!
„Du trinkſt, du küſſeſt länger nicht!
„Trink' aus! küß' aus! Von dannen!“

Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben,
O Adam, welche Lüſternheit!
Statt deiner hätt' ich ſollen leben,
So wär' das Paradies noch heut. —
Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht geweſen wär'?
Wie da, mein Freund? — Ei nun, ich glaube —
Das Paradies wär' auch nicht mehr.

Die Geſpenſter.

Der Alte.

O Jüngling! ſey ſo ruchlos nicht,
Und läugne die Geſpenſter.
Ich ſelbſt ſah eins beim Mondenlicht
Aus meinem Kammerfenſter,
Das ſaß auf einem Leichenſtein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

Als meiner Schweſter Sohn verſchied,
(Das ſind nunmehr zehn Jahre!)
Sah ſeine Magd, die trefflich ſieht,
Des Abends eine Bahre,
Und oben drauf ein Todtenbein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

Und als mein Freund im Treffen blieb,
Das Frankreich jüngſt verloren,
Hört' ſeine Frau, wie ſie mir ſchrieb,
Mit ihren eignen Ohren
Zu Mitternacht drei Eulen ſchrein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

In meinem Keller ſelbſt geht's um.
Ich hör' oft ein Geſauſe;
Doch werden die Geſpenſter ſtumm,
Iſt nur mein Sohn zu Hauſe.
Denk' nur, ſie ſaufen meinen Wein:
Das müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich eins davon zu ſeyn.

Der Alte.

Auch weiß ich nicht, was manche Nacht
In meiner Tochter Kammer
Sein Weſen hat, bald ſeufzt, bald lacht;
Oft bringt mir's Angſt und Jammer.
Ich weiß, das Mädchen ſchläft allein;
Drum müſſen es Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich ihr Geſpenſt zu ſeyn.

Der trunkene Dichter lobt den Wein.

Mit Ehren, Wein, von dir bemeiſtert,
Und deinem flüß'gen Feu'r begeiſtert,
Stimm' ich zum Danke, wenn ich kann,
Ein dir geheiligt Loblied an.

Doch wie? in was für kühnen Weiſen
Werd' ich, o Göttertrank, dich preiſen?
Dein Ruhm, hör' ihn ſummariſch an,
Iſt, daß ich ihn nicht ſingen kann.

Lob der Faulheit.

Faulheit, jetzo will ich dir
Auch ein kleines Loblied bringen. —
O .. wie .. ſau .. er .. wird es mir,
Dich .. nach Würden .. zu beſingen!
Doch, ich will mein beſtes thun,
Nach der Arbeit iſt gut ruhn.

Höchſtes Gut! wer dich nur hat,
Deſſen ungeſtörtes Leben — —
Ach! .. ich .. gähn' .. ich .. werde matt ..
Nun .. ſo .. magſt du .. mir's vergeben,
Daß ich dich nicht ſingen kann;
Du verhinderſt mich ja dran.

Die Faulheit.

Fleiß und Arbeit lob' ich nicht.
Fleiß und Arbeit lob' ein Bauer,
Ja, der Bauer ſelber ſpricht,
Fleiß und Arbeit wird ihm ſauer.
Faul zu ſeyn, ſey meine Pflicht;
Dieſe Pflicht ermüdet nicht.

Bruder, laß das Buch voll Staub.
Willſt du länger mit ihm wachen?
Morgen biſt du ſelber Staub!
Laß uns faul in allen Sachen,
Nur nicht faul zu Lieb' und Wein,
Nur nicht faul zur Faulheit ſeyn.

Die Planetenbewohner.

Mit ſüßen Grillen ſich ergötzen,
Einwohner in Planeten ſetzen,
Ob man aus ſichern Gründen ſchließt,
Daß Wein in den Planeten iſt:
Das heißt zu früh bevölkern.

Freund, bringe nur zuerſt aufs reine,
Daß in den neuen Welten Weine,
Wie in der, die wir kennen, ſind:
Und glaube mir, dann kann ein Kind
Auf ſeine Trinker ſchließen.

Der Geſchmack der Alten.

Ob wir, wir Neuern, vor den Alten
Den Vorzug des Geſchmacks erhalten,
Was leſ't ihr darum vieles nach,
Was der und jener Franze ſprach?
Die Franzen ſind die Leute nicht,
Aus welchen ein Orakel ſpricht.

Ich will ein neues Urtheil wagen.
Geſchmack und Witz, es frei zu ſagen,
War bei den Alten allgemein.
Warum? ſie tranken alle Wein.
Doch ihr Geſchmack war noch nicht fein;
Warum? ſie miſchten Waſſer drein.

Die lügenhafte Phyllis.

Mein Damon ſpricht:
Kind, lüge nicht!
Sonſt werd' ich ſtrafen müſſen,
Und dich zur Strafe küſſen.
Er droht mir, ſieht verdrießlich aus,
Und ſtrafet mich ſchon im voraus.

Sonſt log ich nicht.
Nur ſeit er ſpricht:
Du ſollſt mir ſein mit Küſſen
Die loſen Lügen büßen,
Red' ich kein wahres Wörtchen mehr.
Nun, Schweſtern, ſagt, wo kommt das her?

Die ſiebenundvierzigſte Ode Anakreons.

Alter, tanze! Wenn du tanzeſt,
Alter, ſo gefällſt du mir!
Jüngling, tanze! Wenn du tanzeſt,
Jüngling, ſo gefällſt du mir.

Alter, tanze, trotz den Jahren!
Welche Freude, wenn es heißt:
Alter, du biſt alt an Haaren,
Blühend aber iſt dein Geiſt!

Nachahmung dieſer Ode.

Jüngling, lebſt du nicht in Freuden,
Jüngling, o ſo haß' ich dich!
Alter, lebſt du nicht in Freuden,
Alter, o ſo haß' ich dich!

Jüngling, trauerſt du in Jahren,
Wo die Pflicht ſich freuen heißt? —
Schäme dich! ſo friſch an Haaren,
Jüngling, und ſo ſchwach an Geiſt!

Der Wunſch.

Wenn ich, Augenluſt zu finden,
Unter ſchatticht kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe,
Und ein häßlich Mädchen ſehe,
Wünſch' ich plötzlich blind zu ſeyn.

Wenn ich, Augenluſt zu finden,
Unter ſchatticht kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe,
Und ein ſchönes Mädchen ſehe,
Möcht' ich lauter Auge ſeyn.

Der größte Mann.

Laßt uns den Prieſter Orgon fragen:
Wer iſt der größte Mann?
Mit ſtolzen Mienen wird er ſagen:
Wer ſich zum kleinſten machen kann.

Laßt uns den Dichter Kriton hören:
Wer iſt der größte Mann?
Er wird es uns in Verſen ſchwören:
Wer ohne Mühe reimen kann.

Laßt uns den Hofmann Damis fragen:
Wer iſt der größte Mann?
Er bückt ſich lächelnd; das will ſagen:
Wer lächeln und ſich bücken kann.

Wollt ihr vom Philoſophen wiſſen,
Wer iſt der größte Mann?
Aus dunkeln Reden müßt ihr ſchließen:
Wer ihn verſtehn und grübeln kann.

Was darf ich jeden Thoren fragen:
Wer iſt der größte Mann?
Ihr ſeht, die Thoren alle ſagen:
Wer mir am nächſten kommen kann.

Wollt ihr den klügſten Thoren fragen:
Wer iſt der größte Mann?
So fraget mich; ich will euch ſagen:
Wer trunken ſie verlachen kann.

Der Irrthum.

Den Hund im Arm, mit bloßen Brüſten,
Sah Lotte frech herab.
Wie mancher ließ ſich's nicht gelüſten,
Daß er ihr Blicke gab.

Ich kam gedankenvoll gegangen,
Und ſahe ſteif heran.
Ha! denkt ſie, der iſt auch gefangen,
Und lacht mich ſchalkhaft an.

Allein, geſagt zur guten Stunde,
Die Jungfer irrt ſich hier.
Ich ſah nach ihrem bunten Hunde:
Es iſt ein artig Thier.

An den Wein.

Wein, wenn ich dich jetzt trinke,
Wenn ich dich als Jüngling trinke,
Sollſt du mich in allen Sachen
Dreiſt und klug, beherzt und weiſe,
Mir zum Nutz, und dir zum Preiſe,
Kurz, zu einem Alten machen.

Wein, werd' ich dich künftig trinken,
Werd' ich dich als Alter trinken,
Sollſt du mich geneigt zum Lachen,
Unbeſorgt für Tod und Lügen,
Dir zum Ruhm, mir zum Vergnügen,
Kurz, zu einem Jüngling machen.

Phyllis an Damon.

Lehre mich, o Damon ſingen,
Singen, wie du trunken ſingſt.
Laß auch mich dir Lieder bringen,
Wie du mir begeiſtert bringſt.
Wie du mich willſt ewig ſingen,
Möcht' auch ich dich ewig ſingen.

Durch des Weines Feuerkräfte,
Nur durch ſie ſingſt du ſo ſchön.
Aber dieſe Götterſäfte
Darf ich ſchmachtend nur beſehn.
Dir rieth Venus Wein zu trinken,
Mir rieth ſie, ihn nicht zu trinken.

Was wird nun mein Lied beleben,
Kann es dieſer Trank nicht ſeyn? —
Wie? Du willſt mir Küſſe geben,
Küſſe, feuriger, als Wein? —
Damon, ach! nach deinen Küſſen
Werd' ich wohl verſtummen müſſen.

Für wen ich ſinge.

Ich ſinge nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn,
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verſtehn.

Ich ſinge nicht für euch, ihr Richter,
Die ihr voll ſpitz'ger Gründlichkeit
Ein unerträglich Joch dem Dichter,
Und euch die Muſter ſelber ſeyd.

Ich ſinge nicht den kühnen Geiſtern,
Die nur Homer und Milton reizt;
Weil man den unerſchöpften Meiſtern
Die Lorbeern nur umſonſt begeizt.

Ich ſinge nicht durch Stolz gedrungen,
Für dich, mein deutſches Vaterland.
Ich fürchte jene Läſterzungen,
Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich ſinge nicht für fremde Reiche.
Wie käm' mir ſolch ein Ehrgeiz ein?
Das ſind verwegne Autorſtreiche.
Ich mag nicht überſetzet ſeyn.

Ich ſinge nicht für fromme Schweſtern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,
Die, wenn wir munter ſingen, läſtern,
Daß wir nicht alle Schmolken ſind.

Ich ſinge nur für euch, ihr Brüder,
Die ihr den Wein erhebt, wie ich.
Für euch, für euch ſind meine Lieder.
Singt ihr ſie nach: o Glück für mich!

Ich ſinge nur für meine Schöne,
O muntre Phyllis, nur für dich.
Für dich, für dich ſind meine Töne.
Stehn ſie dir an, ſo küſſe mich.

Die ſchlafende Laura.

Nachläſſig hingeſtreckt,
Die Bruſt mit Flor bedeckt,
Der jedem Lüftchen wich,
Das ſäuſelnd ihn durchſtrich,
Ließ unter jenen Linden
Mein Glück mich Lauren finden.
Sie ſchlief, und weit und breit
Schlug jede Blum' ihr Haupt zur Erden,
Aus mißvergnügter Traurigkeit,
Von Lauren nicht geſehn zu werden.
Sie ſchlief, und weit und breit
Erſchallten keine Nachtigallen,
Aus weiſer Furchtſamkeit,
Ihr minder zu gefallen,
Als ihr der Schlaf gefiel,
Als ihr der Traum gefiel,
Den ſie vielleicht jetzt träumte,
Von dem, ich hoff' es, träumte,
Der ſtaunend bei ihr ſtand,
Und viel zu viel empfand,
Um deutlich zu empfinden,
Um noch es zu empfinden,
Wie viel er da empfand.
Ich ließ mich ſanfte nieder,
Ich ſegnete, ich küßte ſie,
Ich ſegnete und küßte wieder:
Und ſchnell erwachte ſie.
Schnell thaten ſich die Augen auf.
Die Augen? — nein, der Himmel that ſich auf.

Der Donner.

Es donnert! — Freunde, laßt uns trinken!
Der Frevler und der Heuchler Heer
Mag knechtiſch auf die Kniee ſinken.
Es donnert! — Macht die Gläſer leer!
Laßt Nüchterne, laßt Weiber zagen!
Zeus iſt gerecht, er ſtraft das Meer:
Sollt' er in ſeinen Nektar ſchlagen?

Der müßige Pöbel.

Um einen Arzt und ſeine Bühne
Stand mit erſtaunungsvoller Miene
Die leicht betrogne Menge
In lobendem Gedränge.
Ein weiſer Trinker ging vorbei,
Und ſchrie: welche Polizei!
So müßig hier zu ſtehen?
Kann nicht das Volk zu Weine gehen?

Die Muſik.

Ein Orpheus ſpielte; rings um ihn,
Mit lauſchendem Gedränge,
Stand die erſtaunte Menge,
Durchs Ohr die Wolluſt einzuziehn.
Ein Trinker kam von ungefähr,
Und taumelte den Weg daher.
Schnell ſetzt' er ſich, blieb horchend ſtehn,
Und ward entzückt, und ſchrie: ſchön!
So ſchön, als wenn bei meinem wackern Wirthe
Das helle Paßglas klirrte!

An den Horaz.

Horaz, wenn ich mein Mädchen küſſe,
Entflammt von unſerm Gott, dem Wein,
Dann ſeh ich, ohne krit'ſche Schlüſſe,
Dich tiefer als zehn Bentley ein.

Dann fühl' ich ſie die ſüßen Küſſe,
Die ein barbar'ſcher Biß verletzt,
Sie, welche Venus, nebſt dem Biſſe,
Mit ihres Nektars Fünftheil netzt.[1]

Dann fühl' ich, mehr als ich kann ſagen,
Die Göttin, durch die Laura küßt,
Wie ſie ſich Amathunts entſchlagen,
Und ganz in mich geſtürzet iſt.[2]

Sie herrſcht im Herzen, ſie gebietet;
Und Laura löſcht die Phyllis aus.
Sie herrſcht im Herzen? nein, ſie wüthet;
Denn Laura hält mich ab vom Schmaus.

Niklas.

Mein Eſel ſicherlich
Muß klüger ſeyn, als ich.
Ja, klüger muß er ſeyn!
Er fand ſich ſelbſt in Stall hinein,
Und kam doch von der Tränke.
Man denke!

Die Küſſe.

Der Neid, o Kind,
Zählt unſre Küſſe:
Drum küß' geſchwind
Ein Tauſend Küſſe;
Geſchwind du mich,
Geſchwind ich dich!
Geſchwind, geſchwind,
O Laura, küſſe
Manch Tauſend Küſſe:
Damit er ſich
Verzählen müſſe.

Der ſchwörende Liebhaber.

Ich ſchwör' es dir, o Laura, dich zu haſſen;
Gerechten Haß ſchwör' ich dir zu.
Ich ſchwör' es allen Schönen, ſie zu haſſen;
Weil alle treulos ſind, wie du.
Ich ſchwör' es dir, vor Amors Ohren,
Daß ich . . ach! daß ich falſch geſchworen.

Trinklied.

Voll, voll, voll,
Freunde, macht euch voll!
Wein, Wein, Wein,
Freunde, ſchenkt ihn ein!
Küßt, küßt, küßt,
Die euch wieder küßt!
Voll von Wein,
Voll von Liebe,
Voll von Wein und Liebe,
Freunde, voll zu ſeyn,
Küßt und ſchenket ein!

Der Verluſt.

Alles ging für mich verloren,
Als ich Sylvien verlor.
Du nur gingſt nicht mit verloren,
Liebe, da ich ſie verlor!

Der Genuß.

So bringſt du mich um meine Liebe,
Unſeliger Genuß? Betrübter Tag für mich!
Sie zu verlieren, — meine Liebe, —
Sie zu verlieren, wünſcht' ich dich?
Nimm ſie, den Wunſch ſo mancher Lieder,
Nimm ſie zurück, die kurze Luſt!
Nimm ſie, und gieb der öden Bruſt,
Der ewig öden Bruſt, die beßre Liebe wieder!

Das Leben.

Sechs Tage kannt' ich ſie,
Und liebte ſie ſechs Tage.
Am ſiebenten erblaßte ſie,
Dem erſten meiner ew'gen Klage.
Noch leb' ich, zauderndes Geſchick!
Ein pflanzengleiches Leben.
O Himmel, iſt für den kein Glück,
Dem du Gefühl und Herz gegeben!
O! nimm dem Körper Wärm' und Blut,
Dem du die Seele ſchon genommen!
Hier, wo ich wein', und wo ſie ruht,
Hier laß den Tod auf mich herab gebeten kommen!

---

[1] — — — dulcia barbare
Laedentem oscula, quae Venus
Quinta parte sui Nectaris imbuit.

[2] — — — in me tota ruens Venus
Cyprum deseruit.

Was hilft es, daß er meine Jahre
Bis zu des Neſtors Alter ſpare?
Ich habe, trotz der grauen Haare,
Womit ich dann zur Grube fahre,
Sechs Tage nur geliebt,
Sechs Tage nur gelebt.

Die Biene.

Als Amor in den goldnen Zeiten
Verliebt in Schäferluſtbarkeiten
Auf bunten Blumenfeldern lief,
Da ſtach den kleinſten von den Göttern
Ein Bienchen, das in Roſenblättern,
Wo es ſonſt Honig holte, ſchlief.

Durch dieſen Stich ward Amor klüger.
Der unerſchöpfliche Betrüger
Sann einer neuen Kriegsliſt nach:
Er lauſcht' in Roſen und Violen;
Und kam ein Mädchen ſie zu holen,
Flog' er als Bien' heraus, und ſtach.

Die Liebe.

Ohne Liebe
Lebe, wer da kann.
Wenn er auch ein Menſch ſchon bliebe,
Bleibt er doch kein Mann.

Süße Liebe,
Mach mein Leben ſüß!
Stille nie die regen Triebe
Sonder Hinderniß.

Schmachten laſſen
Sey der Schönen Pflicht!
Nur uns ewig ſchmachten laſſen,
Dieſes ſey ſie nicht.

Der Tod. 1747.

Geſtern, Brüder, könnt ihr's glauben?
Geſtern bei dem Saft der Trauben,
(Bildet euch mein Schrecken ein!)
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend ſchwang er ſeine Hippe,
Drohend ſprach das Furchtgerippe:
Fort, du theurer Bacchusknecht!
Fort, du haſt genug gezecht!

Lieber Tod, ſprach ich mit Thränen,
Sollteſt du nach mir dich ſehnen?
Sieh', da ſteht Wein für dich!
Lieber Tod verſchone mich!

Lächelnd greift er nach dem Glaſe;
Lächelnd macht er's auf der Baſe,
Auf der Peſt, Geſundheit leer;
Lächelnd ſetzt er's wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreiet,
Als er ſchnell ſein Droh'n erneuet.
Narre, für dein Gläschen Wein
Denkſt du, ſpricht er, los zu ſeyn?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden.
Laß mich: ich verſpreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das iſt, magſt du leben:
Ruft er. Nur ſey mir ergeben.
Lebe, bis du ſatt geküßt,
Und des Trinkens müde biſt.

O! wie ſchön klingt dieß den Ohren!
Tod, du haſt mich neu geboren.
Dieſes Glas voll Rebenſaft,
Tod, auf gute Brüderſchaft!

Ewig muß ich alſo leben,
Ewig! denn beim Gott der Reben!
Ewig ſoll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!

Der Faule.

Rennt dem ſcheuen Glücke nach!
Freunde, rennt euch alt und ſchwach!
Ich nehm' Theil an eurer Müh':
Die Natur gebietet ſie.
Ich, damit ich auch was thu', —
Seh' euch in dem Lehnſtuhl zu.

Der Flor.

O Reize voll Verderben!
Wir ſehen euch, und ſterben.
O Augen, unſer Grab!
O Chloris, darf ich flehen?
Dich ſicher anzuſehen,
Laß erſt den Flor herab!

Die wider den Cäſar verſchwornen Helden.

Caſſius. Decimus. Brutus. Cimber.

Caſſius.

Jetzt, Helden, laßt uns rühmlich ſterben,
Eh' Rom noch Königsfeſſeln trägt.
Wer ſollte nicht mit Luſt verderben,
Wenn ihn der Staat mit niederſchlägt?

Decimus.

Ja, — aber ohne Rache ſterben
Und ohne Nutz dem Vaterland — —
Freund, das heißt pöbelhaft verderben.
Und wozu hätt' ich Muth und Hand?

Caſſius.

O Brutus! voller tiefer Sorgen
Seh' ich dein Herz für Rom zertheilt.
O Freund! noch Einen freien Morgen,
So hat die Knechtſchaft uns ereilt.

Brutus.

Wenn Cäſar Rom will unterdrücken,
Muß Brutus ihn zur Strafe ziehn.
Ich will den Dolch ins Herz ihm drücken:
Mit Zittern zwar, doch drück' ich ihn.

Caſſius.

Du? deinem Freunde? Brutus! Götter!
Rom ſteht, wenn Brutus Brutus iſt.
Schon war ein Brutus Roms Erretter;
Komm! zeige, daß du beide biſt.

Cimber.

Auch ich will alles mit euch wagen;
Auch ich muß ohne König ſeyn.
Denn könnt' ich einen Herrn ertragen,
Ertrüg' ich allererſt den Wein.

Die Ente.

Ente, wahres Bild von mir,
Wahres Bild von meinen Brüdern!
Ente, jetzo ſchenk' ich dir
Auch ein Lied von meinen Liedern.

Oft und oft muß dich der Neid
Zechend auf dem Teiche ſehen.
Oft ſieht er aus Trunkenheit
Taumelnd dich in Pfützen gehen.

Auch ein Thier — — o das iſt viel!
Hält den Satz für wahr und ſüße,
Daß, wer glücklich leben will,
Fein das Trinken lieben müſſe.

Ente, iſt's nicht die Natur,
Die dich ſtets zum Teiche treibet?
Ja, ſie iſt's; drum folg' ihr nur,
Trinke, bis nichts übrig bleibet.

Ja, du trinkſt und ſingſt dazu.
Neider nennen es zwar ſchnadern;
Aber, Ente, ich und du
Wollen nicht um Worte hadern.

Wem mein Singen nicht gefällt,
Mag es immer Schnadern nennen.
Will uns nur die neid'ſche Welt
Als verſuchte Trinker kennen.

Aber, wie bedaur' ich dich,
Daß du nur mußt Waſſer trinken.
Und wie glücklich ſchätz' ich mich,
Wenn mir Weine dafür blinken!

Armes Thier, ergieb dich drein,
Laß dich nicht den Neid verführen.
Denn des Weins Gebrauch allein
Unterſcheidet uns von Thieren.

In der Welt muß Ordnung ſeyn.
Menſchen ſind von edlern Gaben.
Du trinkſt Waſſer, und ich Wein:
So will es die Ordnung haben.

Die drei Reiche der Natur.

Ich trink', und trinkend fällt mir bei,
Warum Naturreich dreifach ſey.
Die Thier' und Menſchen trinken, lieben,
Ein jegliches nach ſeinen Trieben:
Delphin und Adler, Floh und Hund
Empfindet Lieb' und netzt den Mund.
Was alſo trinkt und lieben kann,
Wird in das erſte Reich gethan.

Die Pflanze macht das zweite Reich,
Dem erſten nicht an Güte gleich:
Sie liebet nicht, doch kann ſie trinken,
Wenn Wolken träufelnd niederſinken;
So trinkt die Zeder und der Klee,
Der Weinſtock und die Aloe.
Drum, was nicht liebt, doch trinken kann,
Wird in das zweite Reich gethan.

Das Steinreich macht das dritte Reich;
Und hier ſind Sand und Demant gleich:
Kein Stein fühlt Durſt und zarte Triebe,
Er wächſet ohne Trunk und Liebe.
Drum, was nicht liebt noch trinken kann,
Wird in das letzte Reich gethan.
Denn ohne Lieb' und ohne Wein,
Sprich, Menſch, was bleibſt du noch? — Ein Stein.

Das Alter.

Nach der eilften Ode Anakreons.

Euch, loſe Mädchen, hör' ich ſagen:
„Du biſt ja alt, Anakreon.
„Sieh her! du kannſt den Spiegel fragen,
„Sieh, deine Haare ſchwinden ſchon;
„Und von den trocknen Wangen
„Iſt Blüth' und Reiz entflohn“..
Wahrhaftig! ob die Wangen
Noch mit dem Lenze prangen,
Wie, oder ob den Wangen
Der kurze Lenz vergangen,
Das weiß ich nicht; doch was ich weiß,
Will ich euch ſagen: daß ein Greis,
Sein Biſchen Zeit noch zu genießen,
Ein doppelt Recht hat, euch zu küſſen.

An die Schwalbe.

Die zwölfte Ode Anakreons.

Schwatzhafteſte der Schwalben, ſprich,
Was thu ich dir? wie ſtraf' ich dich?
Soll ich dich um die Schwingen
Mit meiner Scheere bringen?
Soll ich, zu deiner Pein,
Ein andrer Tereus ſeyn?
Und willſt du gern der Progne gleichen?
Mußt du, zu frühe Schwätzerin,
Mußt du von meiner Schäferin
Mir meinen ſchönen Traum verſcheuchen?

Die Kunſtrichter und der Dichter.

Die Kunſtrichter.

Ihr Dichter! ſeyd des Stoffes voll,
Den eure Muſe ſingen ſoll:
Alsdann geräth das Lied euch wohl.

Der Dichter.

Wohl! wohl! ihr Herren Richter, wohl!
Seht her! ich bin des Stoffes voll,
Den meine Muſe ſingen ſoll,
Ich bin, ich bin des Weines voll,
Und doch geräth kein Lied mir wohl.

Die Kunſtrichter.

Du biſt des Stoffes allzu voll,
Den deine Muſe ſingen ſoll,
Darum geräth kein Lied dir wohl.

An die Kunſtrichter.

Schweigt, unberauſchte, finſtre Richter!
Ich trinke Wein, und bin ein Dichter.
Thut mir es nach, und trinket Wein,
So ſeht ihr meine Schönheit ein.
Sonſt wahrlich, unberauſchte Richter,
Sonſt wahrlich ſeht ihr ſie nicht ein!

Admoneo, ante bibas.
Jejunis nil scribo Meum post pocula si quis
Legerit, hic sapiet.
Auſon.

Anhang.

Lied aus dem Spaniſchen.

Geſtern liebt' ich,
Heute leid' ich:
Morgen ſterb' ich.
Dennoch denk' ich
Heut und morgen
Gern an geſtern.

Die Diebin. 1745.

Du Diebin mit der Roſenwange,
Du mit den blauen Augen da!
Dich mein' ich! — wird dir noch nicht bange?
Geſteh' nur, was ich fühlt' und ſah!

Du ſchweigſt? doch deine Roſenwange
Glüht ſchuldig, röther, als vorhin,
O Diebin mit der Roſenwange,
Wo iſt mein Herz, wo kam es hin?

Phillis. 1746.

Wenn der finſtre Damon ſpricht,
Amor ſey ein Ungeheuer,
Seine Gluth ein hölliſch Feuer!
O ſo fürcht' ich Amor nicht.

Aber hebt mein Thirſis an,
Amor ſey ein Kind zum Küſſen,
Schalkhaft ſchmeichelnd und befliſſen!
O wie fürcht' ich Amorn dann!

Bacchus und Helena. 1748.

Ehret, Brüder, meine Schöne,
Ehrt die galliſche Helene!
Bacchus ſelber ehret ſie.
Jüngſt an ihrer ſtolzen Rechte,
Als er mit uns beiden zechte,
Ward er, denn ſie ſchenkt' ihm ein,
Voller noch von Lieb' als Wein.

An Amor.

Amor, ſoll mich dein Beſuch
Einſt erfreuen — —
O ſo lege dein Gefieder
Und die ganze Gottheit nieder.
Dieſe möchte mich erſchrecken,
Jenes möchte Furcht erwecken,
Furcht, nach flatterhaften Küſſen
Meine Phillis einzubüßen.
Komm auch ohne Pfeil und Bogen
Ohne Fackel angezogen . . .
Stelle dich, mir lieb zu ſeyn,
Als ein junger Satyr ein.

Heldenlied der Spartaner.

In drei Chören.

Alle.
Streitbare Männer

Chor der Alten.
Waren wir!

Alle.
Streitbare Männer

Chor der Männer.
Sind wir!

Alle.
Streitbare Männer

Chor der Jünglinge.
Werden wir!

Alle.
Streitbare Männer

Chor der Alten.
Waren wir!

Chöre der Männer und Jünglinge.
Waret ihr!

Chor der Alten.
Das läugne, wer darf!

Alle.
Streitbare Männer

Chor der Männer.
Sind wir!

Chöre der Alten und Jünglinge.
Seyd ihr!

Chor der Männer.
Verſuch uns, wer darf!

Alle.
Streitbare Männer

Chor der Jünglinge.
Werden wir!

Chöre der Alten und Männer.
Werdet ihr!

Chor der Jünglinge.
Noch tapfrer, als ihr!

Auf ſich ſelbſt.

Ich habe nicht ſtets Luſt zu leſen,
Ich habe nicht ſtets Luſt zu ſchreiben,
Ich habe nicht ſtets Luſt zu denken,
Kurzum, nicht immer zu ſtudiren.

Doch hab ich allzeit Luſt zu ſcherzen,
Doch hab ich allzeit Luſt zu lieben,
Doch hab ich allzeit Luſt zu trinken;
Kurz, allezeit vergnügt zu leben.

Verdenkt ihr mir's, ihr ſauern Alten?
Ihr habt ja allzeit Luſt zu geizen;
Ihr habt ja allzeit Luſt zu lehren;
Ihr habt ja allzeit Luſt zu tadeln.

Was ihr thut, iſt des Alters Folge:
Was ich thu, will die Jugend haben.
Ich gönn euch eure Luſt von Herzen.
Wollt ihr mir nicht die meine gönnen?

Oden.

1753. 1771.

I.

Der Eintritt des 1752ſten Jahres.

Im Spiel, dem Huld und Macht
Die Welt zur Bühne gab, das Weisheit ausgedacht,
In dieſem Spiel zur kurzen Scen' erleſen,
Jahr! Zeit, für Sterbliche geweſen!
Für ihn, der eh' du kamſt, dich als gekommen ſah,
Für Gott noch da!

So wie ein Strom, der aus der Erde bricht,
Und wenig Meilen rollt, und wieder ſich verkriecht,
Biſt du, aus der du dich ergoſſen,
Zur Ewigkeit, — die Gott mit aller Welten Laſt
Im Zipfel ſeines Kleides faßt, —
Zur Ewigkeit zurück gefloſſen.

Vom Dürftigen verſeufzt, mit thränenvollen Blicken
Des Reuenden verfolgt, zurück gewünſcht vom Thor,
Vom Glücklichen erwähnt mit trunkenem Entzücken:
Jahr, welche Botſchaft von der Erde —
Jetzt unwerth jenes Rufs: Sie werde! —
Bringſt du dem Himmel vor?

Botſchaft ach! vom Triumph des Laſters über Tugend,
Hier, vordem ihrem liebſten Sitz;
Von Vätern böſer Art; Botſchaft von ſchlimmrer Jugend;
Von Feinden Gottes, ſtolz auf Witz;
Botſchaft von feiler Ehr', womit die Schmach ſich ſchmücket;
Von ungerechtem Recht, das arme Fromme drücket.

Botſchaft, daß die Natur längſt unſrer müde worden,
Die dort mit Flüſſen Feuers ſchreckt,
Das paradieſiſche Gefilde überdeckt,
Und dort, geſchäftig im Ermorden,
Der aufgebotnen Peſt
Die gift'gen Schwingen ſchütteln läßt.

Botſchaft von hingerißnen Göttern
Der einſt durch ſie regierten Welt;
Botſchaft von finſtern Kriegeswettern,
Die hier ein Gott zurücke hält,
Und dort ein Gott, der grauſamer verfährt,
Mit immer neuen Blitzen nährt.

Doch Botſchaft auch von einem Lande,
Wo Friederich den weichen Zepter führt,
Und Ruh' und Glück, im ſchweſterlichen Bande,
Die Schwellen ſeines Thrones ziert;
Des Thrones, ungewiß, ob ihn mehr Vorſicht ſchützt,
Als Liebe ſtützt.

O ihr, die Friedrich liebt, weil er geliebt will ſeyn,
Ihr Völker, jauchzt ihm zu! Der Himmel ſtimmet ein.
Auf! ſtrebt, daß er mit dieſem Jahre,
Wenn er ſie jetzt nicht ſchon erfährt,
Die wicht'ge Botſchaft froh erfahre:
Ihr wäret eures Friedrichs werth.

II.

Auf eine vornehme Vermählung.

Paar, das, vom Glück geliebt, auch Liebe glücklich macht —
Sie, die ein fühlend Herz und nicht die Ahnen ſchätzet,
Und nicht der Würden ſaure Pracht,
Und nicht der Thaten Glanz, die man in Marmor ätzet, —
Er kommt .. hier iſt er ſchon, der ſchönſte deiner Tage,
Der ſchönſte, weil die Lieb' ihn ſchmückt,
Und ihr erfüllter Wunſch der Hoffnung ſüße Plage
Im Wechſelkuß erſtickt.

Dort in Aurorens Reich, am Quell vom ew'gen Licht,
Wo unſre Tage ſteh'n, die Wieg' und Grab umgränzen, —
Ein ſterblich Auge zählt ſie nicht —
Dort ſah, Beglückte glaubt's, der Dichter eure glänzen!
Schnell hob ſich dieſer Tag, kennbar am Roſenkranze,
Aus der gemeinen Tage Schaar.
Es wuchs ſein Glanz, und wuchs und überſtieg am Glanze
Den Tag, der euch gebar.

So wie ein Bach, der in der Wüſte ſchleicht,
Vergebens ſein Kryſtall auf lauten Kieſeln rollet,
Wenn ihn der Wandrer nicht erreicht,
Dem er den ſüßen Trunk und dann das Schlaflied zollet:
So fließt in kalter Still', in ungenoßnen Stunden,
In Tagen, die Verdruß umhüllt,
Das faule Leben fort, die traurigen Secunden, —
Wenn ſie nicht Liebe füllt.

Fühlt ihr es, ſelig Paar? Und ſelig wer es fühlt!
Der Menſch, ſich ſelbſt ein Feind, kehrt oft den blinden Rücken
Der Wolluſt zu, auf die er zielt,
Sucht in Zerſtreuung Ruh', und Ruhm in Bubenſtücken.
Seht ſie, vom Traum getäuſcht, in Sorg' und Lüſten ſchweben,
Dem fräß'gen Strudel unſrer Zeit!
Dann wägt ihr Glück und ſagt: gebt ihr für all ihr Leben
So einen Tag, als heut?

Dort ſinnt, in banger Nacht, ein Sklav von flücht'gem Ruhm
Von Amt auf Aemter hin. Der Märtyrer der Titel,
Des kranken Wahnes Eigenthum,
Schämt ſich, vor lauter Ehr', auch nicht entehrter Mittel.
Hier häuft der bleiche Geiz das Geld zur eignen Plage,
Und athmet kaum vor Hunger mehr.
Sagt, liebend Paar, gebt ihr für ihre ganzen Tage,
So einen Tag, als der?

Er ſelbſt, der kühne Held, wenn er vom Kriegsgott glüht —
Du weißt es, Bräutigam! — ſprich, wenn im blut'gen Streite
Er ſtarr mit Einem Blicke ſieht
Vor ſich den wilden Tod und Ewigkeit zur Seite;
Wenn er, da über ihm die Himmel Namen hören,
Für Friedrichen und durch ihn ſiegt — —
Biſt du — geſteh es nur der Menſchlichkeit zu Ehren —
So ſchön, als jetzt vergnügt?

O Braut, preß' ihm dieß Nein — vermag dein Reiz es doch —
Aus der bewegten Bruſt. Und ja, dir wird er's ſagen.
Der ſanften Lieb' unſchimpflich Joch
Ward auch vom Tapferſten im Lorbeerkranz getragen.
Nur tolle Härte wähnt, es trät' ein zärtlich Herze
Dem Muth, dem ſtählern Muth zu nah.
Er ſelbſt, der Krieger Gott, voll Blut und Staub und Schwärze,
Mars kennt Cytheren ja.

Den Prunk der großen Welt und die verlarvte Stadt
Floh zwar ſeit langer Zeit die Gottheit holder Liebe.
Wo Buhlerei den Tempel hat,
Sind, die Verliebte ſind, Verräther oder Diebe.
Sie floh zur ſtillen Flur, wo, bei gelaßner Jugend,
Die Einfalt Schöne ſchöner macht.
Da brannt' ihr Rauchaltar! — Doch jüngſt hat ſie die Tugend
Zu euch zurück gebracht.

Sie kam. Ich ſah den Zug; ein Dichter ſieht ihn nur.
Der Frühling, vor ihr her, verſcheuchte Froſt und Wetter,
Und Weſte folgten ihrer Spur,
Und in den Weſten lacht' ein Schwarm der Liebesgötter.
Es führten Tugend ſie und Luſt in enger Mitten,
Luſt, welche nie der Liebe fehlt,
Und nie die Tugend haßt; und unter ihren Tritten
Ward auch der Stein beſeelt.

Zu euch, glückſelig Paar, zu euch zog dieſer Zug.
Verbergt die Göttinn nicht! Sie glüht in euren Blicken,
(Die ſind ſie zu verrathen g'nug),
Sie, die euch mehr beglückt als Schätz' und Stand beglücken.
Verbergt die Liebe nicht! Das Laſter mag ſie haſſen,
Denn das ſoll ewig ſich nicht freun.
Wie traurig wird die Flur, die ſie um euch verlaſſen,
Den Schäferinnen ſeyn!

III.

Abſchied eines Freundes.

Schon haſt du, Freund, der letzten letzte Küſſe
Auf naſſe Wangen uns gedrückt;
Schon, ſchon, beim Zaudern unentſchloßner Füße,
Den ſchnellen Geiſt vorweg geſchickt.

Für uns dahin! Doch nein, dem Arm entführet,
Wirſt du dem Herzen nicht entführt.
Dieß Herz, o Freund, einmal von dir gerühret,
Bleibt ewig, trau! von dir gerührt.

Erwarte nicht ein täuſchend Wortgepränge,
Für unſre Freundſchaft viel zu klein.
Empfindung haßt der Reime kalte Menge,
Und wünſcht unauspoſaunt zu ſeyn.

Ein feuchter Blick ſind ihre Zaubertöne;
Ein ſchlagend Herz ihr rührend Lied.
Sie ſchweigt beredt, ſie ſtockt, ſie ſtammelt ſchöne,
Ums ſtärkre Wort umſonſt bemüht.

Es winken dir beneidenswerthe Fluren,
Nur unſers Neides minder werth.
Zieh hin! und find' auch da der Vorſicht goldne Spuren,
Um dich beſorgt, von dir verehrt.

Dort[1] herrſcht die Ruh, dort iſt der Lärm vergangen,
Der hier[2] noch Muſen ſtören darf,
Seit Pallas gern, auf Friederichs Verlangen,
Die ſpitze Lanze von ſich warf.

IV.

An den Herrn R**.

Freund, noch ſind ich und du dem Glücke
Ein leichter Schlenderball.
Und doch belebt auf ſeine Tücke
Kein beißend Lied den Widerhall?

Der Thor gedeiht, der Spötter ſteiget,
Dem Böſen fehlt kein Heil.
Verdienſt ſteht nach, und fühlt gebeuget
Ein lohnend Amt dem Golde feil.

Auf, Freund! die Geißel zu erfaſſen,
Die dort vermodern will.
Seit Juvenal ſie fallen laſſen,
Liegt ſie, Triumph ihr Laſter! ſtill.

Geduld! Schon rauſcht ſie durch die Lüfte,
Blutgierig rauſcht ſie her!
Verbergt, verbergt die bloße Hüfte!
Ein jeder Schmiß ein gift'ger Schwär!

Erſt räche dich, dich Freund der Muſen.
Du rächeſt ſie in dir!
Doch dann auch mich, in deſſen Buſen
Ein Geiſt ſich regt, zu gut für hier.

Vielleicht, daß einſt in andern Welten
Wir minder elend ſind.
Die Tugend wird doch irgends gelten.
Das Gute kömmt nicht gern geſchwind.

V.

Der Tod eines Freundes.

Hat, neuer Himmelsbürger, ſich
Dein geiſtig Ohr nicht ſchon des Klageton entwöhnet,
Und kann ein banges Ach um dich,
Das hier und da ein Freund bei ſtillen Thränen ſtöhnet,
Dir unterm jauchzenden Empfangen
Der beſſern Freunde hörbar ſeyn,
So ſey nicht für die Welt, mit unſerm Schmerz zu prangen,
Dieß Lied: es ſey für dich, für dich allein!

Wann war es, da auch dich noch junge Roſen zierten?
(Doch nein, die Roſen zierteſt du!)
Da Freud' und Unſchuld dich im Thal der Hoffnung führten
Dem Alter und der Tugend zu?
Geſichert folgten wir: als ſchnell, aus ſchlauen Hecken,
Der Unerbittliche ſich wies,
Und dich, den Beſten, uns zu ſchrecken,
Nicht dich zu ſtrafen, von uns riß.

[1] Halle. [2] Wittenberg.

Wie ein geliebtes Weib vom ſteilen Ufer blicket
Dem Schiffe nach, das ihre Kron' entreißt:
Sie ſteht, ein Marmerbild, zu Stunden unverrücket;
In Augen iſt ihr ganzer Geiſt:
So ſtanden wir betäubt und angeheftet
Und ſannen dir mit ſtarren Sinnen nach,
Bis ſich der Schmerz durch Schmerz entkräftet
Und ſtrömend durch die Augen brach.

Was weinen wir? Gleich einer Weiberſage,
Die im Entſtehn ſchon halb vergeſſen iſt,
Flohſt du dahin! — Geduld! noch wenig Tage,
Und wenige dazu, ſo ſind wir was du biſt.
Ja, wenn der Himmel uns die Palme leicht erringen,
Die Krone leicht erſiegen läßt,
So werden wir, wie du, das Alter überſpringen,
Des Lebens unſchmackhaften Reſt.

Was wartet unſer? — Ach! ein unbelohnter Schweiß,
Im Joch des Amts bei reifen Jahren,
Für andrer Wohl erſchöpft, als unbrauchbarer Greis
Hinunter in die Gruft zu fahren.
Doch deiner wartet? .. Nein! was kannſt du noch erwarten
Im Schooß der vollen Seligkeit?
Nur wir, auf blindes Glück, als Schiffer ohne Karten,
Durchkreuzen ihn, den faulen Pfuhl der Zeit.

Vielleicht — noch ehe du dein Glücke wirſt gewohnen,
Noch ehe du es durchempfunden haſt —
Flieht einer von uns nach in die verklärten Zonen,
Für dich ein alter Freund, und dort ein neuer Gaſt.
Wen wird — verborgner Rath! — die nahe Reiſe treffen
Aus unſrer jetzt noch friſchen Schaar?
O Freunde, laßt euch nicht von ſüßer Hoffnung äffen!
Zum Wachſamſeyn verbarg Gott die Gefahr.

Komm ihm, wer er auch ſey, verklärter Geiſt, entgegen,
Bis an das Thor der beſſern Welt,
Und führ' ihn ſchnell, auf dir dann ſchon bekannten Wegen,
Hin, wo die Huld Gerichte hält.
Wo um der Weisheit Thron der Freundſchaft Urbild ſchwebet,
In ſeraphinſchem Glanze ſchwebt,
Verknüpft uns einſt ein Band, ein Band, von ihr gewebet;
Zur ew'gen Dauer feſt gewebt!

VI.

Der Eintritt des Jahres 1753 in Berlin.

Wie zaudernd ungern ſich die Jahre trennen mochten,
Die eine Götterhand
Durch Kränze mancher Art, mit Pracht und Scherz durchflochten,
Uns in einander wand!

So träg, als hübe ſich ein Adler in die Lüfte,
Den man vom Raube ſcheucht:
Noch ſchwebt er drüber her, und witternd fette Düfte,
Entflieht er minder leicht.

Welch langſam Phänomen durchſtreicht des Aethers Wogen,
Dort, wo Saturn gebeut?
Iſt es? Es iſt's, das Jahr, das reuend uns entflogen,
Es fliegt zur Ewigkeit.

Das reuend uns entflog, Dir, Friedrich, zuzuſehen,
Kein Sekulum zu ſeyn;
Mit deinem ganzen Ruhm belaſtet fort zu gehen,
Und ſich der Laſt zu freu'n.

Noch oft ſoll manches Jahr ſo traurig von uns fliegen.
Noch oft, zu unſerm Glück.
Vom Himmel, biſt Du, Herr, zu uns herabgeſtiegen;
Kehr' ſpät! kehr' ſpät zurück!

Laß Dich noch lange, Herr, den Namen Vater reizen,
Und den: menſchlicher Held!
Dort wird der Himmel zwar nach ſeiner Zierde geizen;
Doch hier braucht Dich die Welt.

Noch ſeh' ich mich für Dich mit raſchen Richteraugen
Nach einem Dichter um.
Dort einer! hier und da! Sie taugen viel, und taugen
Doch nichts für deinen Ruhm.

Iſt er nicht etwa ſchon, und ſingt noch wenig Ohren,
Weil er die Kräfte wiegt:
So werd' er dieſes Jahr, der ſeltne Geiſt, geboren,
Der dieſen Kranz erfliegt.

Wenn er der Mutter dann ſich leicht vom Herzen windet,
O Muſe lach' ihn an!
Damit er Feu'r und Witz dem Edelmuth verbindet,
Poet und Biedermann.

Hört! oder täuſchen mich beliebte Raſereien?
Nein, nein, ich hör' ihn ſchon.
Der Heere ziehend Lärm ſind ſeine Melodeien,
Und Friedrich jeder Ton!

VII.

Der 24ſte Jenner in Berlin.

Welch leichter Morgentraum ließ, auf den heil'gen Höhen,
Der Muſen Feſt um Friedrichs Bild
Mich bei Aurorens Glanz mit frommem Schauer ſehen,
Der noch, der noch die Seele füllt.

Ein Traum? Nein, nein, kein Traum. Ich ſah mit wachem Sinne,
Die Muſen tanzten darum her.
Wach ward ich nah dabei Cäſars und Solons inne,
Doch keinen, daß er neidiſch wär'.

Ein ſüßer Silberton durchzitterte die Lüfte,
Bis in des Ohres krummen Gang;
Die Blumen brachen auf, und ſtreuten Balſamdüfte;
Der Berg lag lauſchend; Klio ſang:

„Heil dir! feſtlicher Tag, der unſern Freund geboren.
„Ein König, Schweſtern, unſer Freund!
„Heil dir! uns neues Reich, zum Schauplatz ihm erkoren,
„Dem frommen Krieger, Niemands Feind!

„Laßt freudig um ſein Bild, voll Majeſtät in Blicken.
„Der Tänze Hieroglyphen ziehn!
„Einſt, Schweſtern, tanzen wir, mit trunkenerm Entzücken,
„Einſt, freut euch, tanzen wir um ihn!“ —

Einſt tanzen wir um ihn? Prophetin banger Schrecken!
Nie werde dieſes Wort erfüllt!
Nie mög' ein Morgenroth zu dieſem Glück euch wecken!
Tanzt, Muſen, ewig um ſein Bild!

VIII.

An ſeinen Bruder.

Auch dich hat, da du wardſt geboren,
Die Muſe lächelnd angeblickt;
Auch du haſt dich dem Schwarm der Thoren
Auf jungen Flügeln kühn entrückt!

Ihm nach, dem Liebling des Mäcenen!
Ihm nach, ſein Name ſporne dich!
Er lehrte dich das Laſter höhnen;
Er mache dich ihm fürchterlich!

O! ſchnitten wir mit gleichem Fluge
Die Lüfte durch zur Ewigkeit!
O! ſchilderte mit Einem Zuge
Zwei Brüder einſt die Richterzeit!

„Die zwei, ſo ſoll die Nachwelt ſprechen,
„Betaumelte kein Modewahn,
„Die Sprache ſchön zu radebrechen,
„Zu ſtolz für eine Nebenbahn.“

Betritt der Alten ſichre Wege!
Ein Feiger nur geht davon ab.
Er ſuchet blumenreichre Stege,
Und findet ſeines Ruhmes Grab.

Doch lerne früh das Lob entbehren,
Das hier die Scheelſucht vorenthält.
G'nug, wann verſetzt in höh're Sphären,
Ein Nachkomm' uns ins Helle ſtellt!

IX.

Der Eintritt des Jahres 1754 in Berlin.

Wem tönt dieß kühne Lied? dieß Lied, zu weſſen Lobe
Hört es noch manche ſpäte Welt?
Hier ſteh' ich, ſinne nach, und glüh' und ſtampf' und tobe,
Und ſuche meiner Hymnen Held.

Wer wird es ſeyn? Vielleicht im blut'gen Panzerkleide
Des Krieges fürchterlicher Gott?
Um ihn tönt durch das Feld gedungner Krieger Freude,
Und der Erwürgten lauter Tod.

Wie, oder iſt's vielmehr in fabelloſen Zeiten
Ein neuer, göttlicher Apoll,
Der, ſchwer entbehrt, mit ſchnell zurückberufnen Saiten,
Den Himmel wieder füllen ſoll?

Wo nicht, ſo werde der der Vorwurf meiner Lieder,
Der ſich als Themis Rächer wies,
Und deſſen frommes Schwert der gift'gen Zankſucht Hyder
Nur drei von tauſend Köpfen ließ.

Doch ihn, Apoll und Mars, in Friedrichen vereinet,
Vereine, mein Geſang, auch du!
Wann einſt ein junger Held bei ſeinem Grabe weinet,
So zähl' ihm ſeine Thaten zu!

Fang an von jenem Tag — Doch, welch ein neues Feuer
Reißt mich vom niedern Staub empor?
Auch Könige ſind Staub! Seyd ihnen treu; dem treuer
Der ſie zu beſſerm Staub erkor.

Wer wird, voll ſeines Geiſt's, mir ſeinen Namen melden?
Sein Nam' iſt ihm allein bewußt.
Er iſt der Fürſten Fürſt, er iſt der Held der Helden;
Er füllt die Welt und meine Bruſt.

Er rief ſie aus des Nichts nur ihm folgſamem Schlunde;
Er ruft ſie noch, daß ſie beſteht.
Sie bebt, ſie wankt, ſo oft ein Hauch aus ſeinem Munde
Den Fluch in ihre Sphären weht.

O dreimal Schrecklicher! — — doch voller Quell des Guten,
Du biſt der Schreckliche nicht gern.
Den weiten Orient zerfleiſchen deine Ruthen;
Uns, Vater! zeigſt du ſie von fern.

Wie, daß des Undanks Froſt die trägen Lippen bindet,
Volk, dem er Heil, wie Flocken, giebt!
Ihm dank' es, wenn ein Jahr in ſüßer Ruh' verſchwindet;
Ihm dank' es, daß dich Friedrich liebt.

X.

Der Eintritt des Jahres 1755 in Berlin.

Wunſch, der du in der Bruſt geheimer Lieblingsſünden
Geheimes Werkzeug biſt,
Das oft ein lauter Freund — — wer kann das Herz ergründen? — —
Ein ſtiller Mörder iſt;

Durch Laſter, Thorheit, Wahn zu ſehr, zu ſehr entweihet,
Braucht keine Muſe dich;
Die feile wär' es denn, die um den Pöbel freiet,
Und ſingt ſich lächerlich.

Jüngſt als Kalliope den Hain und Aganippen
Um ihren Helden mied,
Und zog auf Sansſouci, erklang von ihren Lippen
Ein prophezeiend Lied.

„Noch lange wird dieß Land, mit den erfochtnen Staaten,
„Im Schooß des Friedens ruhn;
„Denn ſein Beſchützer trägt die Lorbeern großer Thaten,
„Um größere zu thun.

„Er braucht den Sieg als Sieg, macht Künſt' und Handel rege,
„Und zeichnet Jedes Lauf.“ — —
Sie ſchwieg, und plötzlich ſtieg, zur Linken an dem Wege,
Ein raſcher Adler auf.

Dem ſegnete ſie nach mit heiligem Entzücken
Und aufgehobner Hand,
Bis er, am Ziel des Flugs, vor ihren ſchärfern Blicken,
Dem Thron des Zeus verſchwand.

Fabeln und Erzählungen.

1753. 1772.

I.

Der Sperling und die Feldmaus.

Zur Feldmaus ſprach ein Spatz: Sieh dort den Adler ſitzen!
Sieh, weil du ihn noch ſiehſt! er wiegt den Körper ſchon;
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blitzen,
Zielt er nach Jovis Thron.
Doch wette, — ſeh' ich ſchon nicht adlermäßig aus —
Ich flieg' ihm gleich. — Fleug, Prahler! rief die Maus.
Indeß flog jener auf, kühn auf geprüfte Schwingen;
Und dieſer wagt's, ihm nachzubringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie beide bis zur Höh' gemeiner Bäume trug,
Als beide ſich dem Blick der blöden Maus entzogen,
Und beide, wie ſie ſchloß, gleich unermeßlich flogen.

Ein unbiegſamer F* will kühn wie Milton ſingen.
Nach dem er Richter wählt, nach dem wird's ihm gelingen.

II.

Der Adler und die Eule.

Der Adler Jupiters und Pallas Eule ſtritten.
„Abſcheulich Nachtgeſpenſt!“ — „Beſcheidner, darf ich bitten.
„Der Himmel heget mich und dich;
„Was biſt du alſo mehr als ich?“
Der Adler ſprach: Wahr iſt's, im Himmel ſind wir beide;
Doch mit dem Unterſcheide:
Ich kam durch eignen Flug,
Wohin dich deine Göttinn trug.

III.

Der Tanzbär.

Ein Tanzbär war der Kett' entriſſen,
Kam wieder in den Wald zurück,
Und tanzte ſeiner Schaar ein Meiſterſtück
Auf den gewohnten Hinterfüßen.
„Seht, ſchrie er, das iſt Kunſt; das lernt man in der Welt.
„Thut mir es nach, wenn's euch gefällt,
„Und wenn ihr könnt!“ Geh, brummt ein alter Bär,
Dergleichen Kunſt, ſie ſey ſo ſchwer,
Sie ſey ſo rar ſie ſey,
Zeigt deinen niedern Geiſt und deine Sklaverei.

Ein großer Hofmann ſeyn,
Ein Mann, dem Schmeichelei und Liſt
Statt Witz und Tugend iſt;
Der durch Kabalen ſteigt, des Fürſten Gunſt erſtiehlt,
Mit Wort und Schwur als Komplimenten ſpielt,
Ein ſolcher Mann, ein großer Hofmann ſeyn,
Schließt das Lob oder Tadel ein?

IV.

Der Hirſch und der Fuchs.

„Hirſch, wahrlich, das begreif' ich nicht,“
Hört' ich den Fuchs zum Hirſche ſagen,
„Wie dir der Muth ſo ſehr gebricht;
„Der kleinſte Windhund kann dich jagen.
„Beſieh dich doch, wie groß du biſt!
„Und ſollt' es dir an Stärke fehlen?
„Den größten Hund, ſo ſtark er iſt,
„Kann dein Geweih mit Einem Stoß' entſeelen.
„Uns Füchſen muß man wohl die Schwachheit überſehn;
„Wir ſind zu ſchwach zum widerſtehn.
„Doch daß ein Hirſch nicht weichen muß,
„Iſt ſonnenklar. Hör' meinen Schluß.
„Iſt jemand ſtärker, als ſein Feind,
„Der braucht ſich nicht vor ihm zurück zu ziehen;
„Du biſt den Hunden nun weit überlegen, Freund:
„Und folglich darfſt du niemals fliehen.“

Gewiß, ich hab' es nie ſo reiflich überlegt.
Von nun an, ſprach der Hirſch, ſieht man mich unbewegt,
Wenn Hund' und Jäger auf mich fallen;
Nun widerſteh' ich allen.

Zum Unglück, daß Dianens Schaar
So nah mit ihren Hunden war.
Sie bellen, und ſobald der Wald
Von ihrem Bellen wiederſchallt,
Fliehn ſchnell der ſchwache Fuchs und ſtarke Hirſch davon.

Natur thut allzeit mehr als Demonſtration.

V.

Die Sonne.

Der Stern, durch den es bei uns tagt —
„Ach! Dichter, lern', wie unſer einer ſprechen
„Muß man, wenn du erzählſt,
„Und uns mit albern Fabeln quälſt,
„Sich denkend noch den Kopf zerbrechen?“

Nun gut! die Sonne ward gefragt:
Ob ſie es nicht verdröſſe,
Daß ihre unermeßne Größe
Die durch den Schein betrogne Welt
Im Durchſchnitt' größer kaum, als eine Spanne, hält?

Mich, ſpricht ſie, ſollte dieſes kränken?
Wer iſt die Welt? wer ſind ſie, die ſo denken?
Ein blind Gewürm! Genug, wenn jene Geiſter nur,
Die auf der Wahrheit dunkeln Spur
Das Weſen von dem Scheine trennen,
Wenn dieſe mich nur beſſer kennen!

Ihr Dichter, welche Feu'r und Geiſt
Des Pöbels blödem Blick entreißt,
Lernt, will euch mißgeſchätzt des Leſers Kaltſinn kränken,
Zufrieden mit euch ſelbſt, ſtolz wie die Sonne denken!

VI.

Das Muſter der Ehen.

Ein rares Beiſpiel will ich ſingen,
Wobei die Welt erſtaunen wird.
Daß alle Ehen Zwietracht bringen,
Glaubt jeder, aber jeder irrt.

Ich ſah das Muſter aller Ehen,
Still, wie die ſtillſte Sommernacht.
O! daß ſie keiner möge ſehen,
Der mich zum frechen Lügner macht!

Und gleichwohl war die Frau kein Engel,
Und der Gemahl kein Heiliger;
Es hatte jedes ſeine Mängel.
Denn niemand iſt von allen leer.

Doch ſollte mich ein Spötter fragen,
Wie dieſe Wunder möglich ſind?
Der laſſe ſich zur Antwort ſagen:
Der Mann war taub, die Frau war blind.

VII.

Das Geheimniß.

Hans war zum Pater hingetreten,
Ihm ſeine Sünden vorzubeten.
Hans war noch jung, doch ohne Ruhm,
So jung er war, von Herzen dumm.

Der Pater hört ihn an. Hans beichtete nicht viel.
Was ſollte Hans auch beichten?
Von Sünden wußt' er nichts, und deſto mehr vom Spiel.
Spiel iſt ein Mittelding, das braucht er nicht zu beichten.
„Nun, ſoll das alles ſeyn?
„Fällt, ſprach der Pater, dir ſonſt nichts zu beichten ein?“
„Ehrwürd'ger Herr, ſonſt nichts“ .. „Sonſt weißt du gar nichts mehr?“
„Gar nichts, bei meiner Ehr!“
„Sonſt weißt du nichts? Das wäre ſchlecht!
„So wenig Sünden? Hans, beſinn' dich recht.“
„Ach Herr, mit ſeinem ſcharfen Fragen ..
„Ich wüßte wohl noch was.“
„Nu? Nur heraus!“ .. „Ja das,
„Herr Pater, kann ich ihm bei meiner Treu nicht ſagen.“
„So? weißt du etwa ſchon, worüber junge Dirnen,
„Wenn man es ihnen thut, und ihnen nicht thut, zürnen?“
„Herr, ich verſteh' euch nicht“ ... „Und deſto beſſer; gut.
„Du weißt doch nichts von Dieberei, von Blut?
„Dein Vater hurt doch nicht?“ .. „O meine Mutter ſpricht's;
„Doch das iſt alles nichts.“
„Nichts? Nu, was weißt du denn? Geſteh! du mußt es ſagen!
„Und ich verſprech es dir,
„Was du geſteheſt, bleibt bei mir.“
„Auf ſein Verſprechen, Herr, mag es ein andrer wagen;
„Daß ich kein Narre bin!
„Er darf's, Ehrwürd'ger Herr, nur einem Jungen ſagen,
„So iſt mein Glücke hin.“
„Verſtockter Böſewicht, fuhr ihn der Pater an,
„Weißt du, vor wem du ſtehſt? .. daß ich dich zwingen kann?
„Geh! dein Gewiſſen ſoll dich brennen!
„Kein Heiliger dich kennen!
„Dich kenn' Maria nicht, auch nicht Mariens Sohn!“
Hier wär' dem armen Bauerjungen
Vor Angſt beinah das Herz zerſprungen.
Er weint' und ſprach voll Reu: „Ich weiß“ ... „Das weiß ich ſchon,
„Daß du was weißt; doch was?“ .. „Was ſich nicht ſagen läßt“ ..
„Noch zauderſt du?“ ... „Ich weiß“ ... „Was denn?“ „Ein Vogelneſt.
„Doch wo es iſt, fragt nicht; ich fürchte drum zu kommen.
„Vorm Jahre hat mir Matz wohl zehne weggenommen.“
„Geh, Narr, ein Vogelneſt war nicht der Mühe werth,
„Daß du es mir geſagt, und ich's von dir begehrt.“

Ich kenn' ein drollig Volk[1], mit mir kennt es die Welt,
Das ſchon ſeit manchen Jahren
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann ſie nichts erfahren.
Hör' auf, leichtgläub'ge Schaar, ſie forſchend zu umſchlingen!
Hör' auf, mit Ernſt in ſie zu dringen!
Wer kein Geheimniß hat, kann leicht den Mund verſchließen.
Das Gift der Plauderei iſt, nichts zu plaudern wiſſen.
Und wiſſen ſie auch was, ſo kann mein Mährchen lehren,
Daß oft Geheimniſſe uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wohl ſpricht: war das der Mühe werth,
Daß ihr es mir geſagt, und ich's von euch begehrt?

VIII.

Fauſtin.

Fauſtin, der ganze funfzehn Jahr'
Entfernt von Haus und Hof und Weib und Kindern war,
Ward, von dem Wucher reich gemacht,
Auf ſeinem Schiffe heimgebracht.

---

[1] Die Freimaurer.

„Gott,“ ſeufzt der redliche Fauſtin,
Als ihm die Vaterſtadt in dunkler Fern' erſchien,
„Gott, ſtrafe mich nicht meiner Sünden,
„Und gieb mir nicht verdienten Lohn!
„Laß, weil du gnädig biſt, mich Tochter, Weib und Sohn
„Geſund und fröhlich wieder finden.“
So ſeufzt Fauſtin, und Gott erhört den Sünder.
Er kam, und fand ſein Haus in Ueberfluß und Ruh.
Er fand ſein Weib und ſeine beiden Kinder,
Und — Segen Gottes! zwei dazu.

IX.

Die eheliche Liebe.

Klorinde ſtarb; ſechs Wochen drauf
Gab auch ihr Mann das Leben auf,
Und ſeine Seele nahm aus dieſem Weltgetümmel
Den pfeilgeraden Weg zum Himmel.
„Herr Petrus, rief er, aufgemacht!“
„Wer da?“ — „Ein wackrer Chriſt“ —
„Was für ein wackrer Chriſt?“
„Der manche Nacht,
„Seit dem die Schwindſucht ihn aufs Krankenbette brachte,
„In Furcht, Gebet und Zittern wachte.
„Macht bald!“ — — Das Thor wird aufgethan.
„Ha! ha! Klorindens Mann!
„Mein Freund, ſpricht Petrus, nur herein;
„Noch wird bei eurer Frau ein Plätzchen ledig ſeyn.“
„Was? meine Frau im Himmel? Wie?
„Klorinder habt ihr eingenommen?
„Lebt wohl! habt Dank für eure Müh'!
„Ich will ſchon ſonſt wo unterkommen.“

X.

Die Bären.

Den Bären glückt es nun ſchon ſeit geraumer Zeit,
Mit Brummen, plumpem Ernſt und ſtolzer Frömmigkeit,
Das Sittenrichteramt bei allen ſchwächern Thieren
Aus angemaßter Macht, gleich Wüthrichen, zu führen.
Ein jedes furchte ſich, und keines war ſo kühn,
Sich um die ſaure Pflicht nebſt ihnen zu bemühn;
Bis endlich noch im Fuchs der Patriot erwachte,
Und hier und da ein Fuchs auf Sittenſprüche dachte.
Nun ſah man beide ſtets auf gleiche Zwecke ſehn;
Und beide ſah man doch verſchiedne Wege gehn.
Die Bären wollen nur durch Strenge heilig machen;
Die Füchſe ſtrafen auch, doch ſtrafen ſie mit Lachen.
Dort brauchet man nur Fluch, hier brauchet man nur Scherz;
Dort beſſert man den Schein, hier beſſert man das Herz;
Dort ſieht man Düſternheit, hier ſieht man Licht und Leben;
Dort nach der Heuchelei, hier nach der Tugend ſtreben.
Du, der du weiter denkſt, fragſt du mich nicht geſchwind:
Ob beide Theile wohl auch gute Freunde ſind?
O wären ſie's! Welch Glück für Tugend, Witz und Sitten!
Doch nein, der arme Fuchs wird von dem Bär beſtritten,
Und, trotz des guten Zwecks, von ihm in Bann gethan.
Warum? der Fuchs greift ſelbſt die Bären tadelnd an.

Ich kann mich dießmal nicht bei der Moral verweilen;
Die fünfte Stunde ſchlägt; ich muß zum Schauplatz eilen.
Freund, leg die Predigt weg! Willſt du nicht mit mir gehn?
Was ſpielt man? Den Tartüff. Dieß Schandſtück ſollt' ich ſehn?

XI.

Der Löwe und die Mücke.

Ein junger Held vom muntern Heere,
Das nur der Sonnenſchein belebt,
Und das mit ſaugendem Gewehre
Nach Ruhm geſtochner Beulen ſtrebt,
Doch die man noch, zum großen Glücke,
Durch zwei Paar Strümpfe hindern kann,
Der junge Held war eine Mücke.
Hört meines Helden Thaten an!

Auf ihren Kreuz- und Ritterzügen
Fand ſie, entfernt von ihrer Schaar,
Im Schlummer einen Löwen liegen,
Der von der Jagd entkräftet war.
Seht, Schweſtern, dort den Löwen ſchlafen,
Schrie ſie die Schweſtern gaukelnd an.
Jetzt will ich hin, und will ihn ſtrafen.
Er ſoll mir bluten, der Tyrann!

Sie eilt, und mit verwegnem Sprunge
Setzt ſie ſich auf des Königs Schwanz.
Sie ſticht, und flieht mit ſchnellem Schwunge,
Stolz auf den ſauern Lorbeerkranz.
Der Löwe will ſich nicht bewegen?
Wie? iſt er todt? Das heiß ich Wuth!
Zu mördriſch war der Mücke Degen:
Doch ſagt, ob er nicht Wunder thut?

„Ich bin es, die den Wald befreiet,
„Wo ſeine Mordſucht ſonſt getobt.
„Seht, Schweſtern, den der Tiger ſcheuet,
„Der ſtirbt! Mein Stachel ſey gelobt!“
Die Schweſtern jauchzen, voll Vergnügen,
Um ihre laute Siegerin.
Wie? Löwen, Löwen zu beſiegen!
Wie, Schweſter, kam dir das in Sinn?

„Ja, Schweſtern, wagen muß man! wagen!
„Ich hätt' es ſelber nicht gedacht.
„Auf! laſſet uns mehr Feinde ſchlagen.
„Der Anfang iſt zu ſchön gemacht.“
Doch unter dieſen Siegesliedern,
Da jede von Triumphen ſprach,
Erwacht der matte Löwe wieder,
Und eilt erquickt dem Raube nach.

XII.

Das Krucifix.

Hans, ſpricht der Vater, du mußt laufen,
Uns in der nächſten Stadt ein Krucifix zu kaufen.
Nimm Matzen mit, hier haſt du Geld.
Du wirſt wohl ſehn, wie theuer man es hält.

Hans kommt mit Matzen nach der Stadt.
Der erſte Künſtler war der beſte.
„Herr, wenn Er Krucifixe hat,
„So laß er uns doch eins zum heil'gen Oſterfeſte.“

Der Künſtler war ein ſchalk'ſcher Mann,
Der gern der Einfalt lachte,
Und Dumme gern noch dümmer machte,
Und fing im Scherz zu fragen an:
„Was wollt ihr denn für eines?“

„Je nun, ſpricht Matz, ein wacker feines.
„Wir werden ſeh'n, was ihr uns gebt."

„Das glaub' ich wohl, allein das frag' ich nicht.
„Ein todtes, oder eins, das lebt?"

Hans guckte Matzen und Matz Hanſen ins Geſicht.
Sie öffneten das Maul, allein es redte nicht.
„Nun gebt mir doch Bericht.
„Habt ihr den Pater nicht gefragt?"
„Mein Blut! ſpricht endlich Hans, der aus dem Traum erwachte,
„Mein Blut! er hat uns nichts geſagt.
„Weißt du es, Matz?" — „Ich dachte;
„Wenn du's nicht weißt, wie ſoll ich's wiſſen?"
„So werdet ihr den Weg noch einmal gehen müſſen."
„Das wollen wir wohl bleiben laſſen.
„Ja, wenn es nicht zur Frohne wär'."

Sie denken lange hin und her,
Und wiſſen keinen Rath zu faſſen.
Doch endlich fällt es Matzen ein:
„Je! Hans, ſollt's nicht am beſten ſeyn,
„Wir kauften eins, das lebt? — Denn ſieh',
„Iſt's ihm nicht recht, ſo macht's ja wenig Müh',
„Wär's auch ein Ochs, es todt zu ſchlagen."
„Nun ja, ſpricht Hans, das wollt' ich eben ſagen:
„So haben wir nicht viel zu wagen."

Das war ein Argument, ihr Herren Theologen,
Das Hans und Matz ex tuto zogen.

XIII.
Der Eremit.

Im Walde nah' bei einer Stadt,
Die man mir nicht genennet hat,
Ließ einſt ein ſeltenes Gefieder,
Ein junger Eremit, ſich nieder.

„In einer Stadt, denkt Applikant,
„Die man ihm nicht genannt?
„Was muß er wohl für eine meinen?
„Beinahe ſollte mir es ſcheinen,
„Daß die, — nein die — gemeinet wär'."
Kurz, Applikant denkt hin und her,
Und ſchließt, noch eh' er mich geleſen,
Es ſey gewiß Berlin geweſen.

„Berlin? Ja, ja, das ſieht man bald;
„Denn bei Berlin iſt ja ein Wald."
Der Schluß iſt ſtark, bei meiner Ehre;
Ich dachte nicht, daß es ſo deutlich wäre.

Der Wald paßt herrlich auf Berlin,
Ohn' ihn beim Haar herbei zu ziehn.
Und ob das Uebrige wird paſſen,
Will ich dem Leſer überlaſſen.
Auf Griechiſch weiß ich, wie ſie hieß;
Doch wer verſteht's? Kerapolis.

Hier, nahe bei Kerapolis,
War's, wo ein junger Eremite,
In einer kleinen, leeren Hütte,
Im dickſten Wald ſich niederließ.
Was je ein Eremit gethan,
Fing er mit größtem Eifer an.
Er betete, er ſang, er ſchrie
Des Tags, des Nachts, und ſpät und früh.
Er aß kein Fleiſch, er trank nicht Wein,
Ließ Wurzeln ſeine Nahrung ſeyn,
Und ſeinen Trank das helle Waſſer;
Bei allem Appetit kein Viſſier.
Er geißelte ſich bis aufs Blut,
Und wußte wie das Wachen thut.
Er faſtete wohl ganze Tage,
Und blieb auf Einem Fuße ſtehn;
Und machte ſich rechtſchaff'ne Plage,
In Himmel mühſam einzugehn.
Was Wunder alſo, daß gar bald
Vom jungen Heiligen im Wald
Der Ruf bis in die Stadt erſchallt?

Die erſte, die aus dieſer Stadt
Zu ihm die heil'ge Wallfahrt that,
War ein betagtes Weib.
Auf Krücken, zitternd, kam ſie an,
Und fand den wilden Gottesmann,
Der ſie von weitem kommen ſahe,
Dem hölzern Kreuze knieend nahe.
Je näher ſie ihm kommt, je mehr
Schlägt er die Bruſt, und weint, und winſelt er,
Und wie es ſich für einen Heil'gen ſchicket,
Erblickt ſie nicht, ob er ſie gleich erblicket;
Bis er zuletzt vom Knieen matt,
Und heiliger Verſtellung ſatt,
Vom Faſten, Kreuz'gen, Kloſterleben,
Marienbildern, Opfergeben,
Von Beichte, Salbung, Seelenmeſſen,
Ohn' das Vermächtniß zu vergeſſen,
Von Roſenkränzen mit ihr redte,
Und das ſo oratoriſch ſagt,
Daß ſie erbärmlich weint und klagt,
Als ob er ſie geprügelt hätte.
Zum Schluß bricht ſie von ſeiner Hütte,
Wozu der ſaure Eremite
Mit Noth ihr die Erlaubniß gab,
Sich einen heil'gen Splitter ab,
Den ſie beküſſet und belecket,
Und in den welken Buſen ſtecket.
Mit dieſem Schatz von Heiligkeit
Kehrt ſie zurück begnadigt und erfreut,
Und läßt daheim die frömmſten Frauen
Ihn küſſen, andre nur beſchauen.
Sie ging zugleich von Haus zu Haus,
Und rief auf allen Gaſſen aus:
„Der iſt verloren und verflucht,
„Der unſern Eremiten nicht beſucht!"
Und brachte hundert Gründe bei,
Warum es ſonderlich den Weibern nützlich ſey.

Ein altes Weib kann Eindruck machen;
Zum Weinen bei der Frau, und bei dem Mann zum Lachen.
Zwar iſt der Satz nicht allgemein;
Auch Männer können Weiber ſeyn.
Doch dießmal waren ſie es nicht.
Die Weiber ſchienen nur erpicht,
Den theuern Waldſeraph zu ſehen.
Die Männer aber? — wehrten's nicht
Und ließen ihre Weiber gehen.
Die Häßlichen und Schönen,
Die älteſten und jüngſten Frauen,
Das arme wie das reiche Weib, —
Kurz jede ging, ſich zu erbauen,
Und jede fand erwünſchten Zeitvertreib.

„Was? Zeitvertreib, wo man erbauen will?
„Was ſoll der Widerſpruch bedeuten?"
Ein Widerſpruch? Das wäre viel!
„Er ſprach ja ſonſt von lauter Seligkeiten!" —

O! davon ſprach er noch, nur mit dem Unterſcheide:
Mit Alten ſprach er ſtets von Tod und Eitelkeit,
Mit Armen von des Himmels Freude,
Mit Häßlichen von Ehrbarkeit,
Nur mit den Schönen allezeit
Vom erſten jeder Chriſtentriebe.
Was iſt das? Wer mich fragt, kann der ein Chriſt wohl ſeyn?
Denn jeder Chriſt kommt damit überein,
Es ſey die liebe Liebe.
Der Eremit war jung; das hab' ich ſchon geſagt.
Doch ſchön? Wer nach der Schönheit fragt,
Der mag ihn hier beſehn.
Genug, den Weibern war er ſchön.
Ein ſtarker, friſcher, junger Kerl,
Nicht dicke wie ein Faß, nicht hager wie ein Querl —
„Nun, nun, aus ſeiner Koſt iſt jenes leicht zu ſchließen“
Doch ſollte man auch wiſſen,
Daß Gott dem, den er liebt,
Zu Steinen wohl Gedeihen giebt;
Und das iſt doch kein fett Gerichte!
Ein bräunlich, männliches Geſichte,
Nicht allzu klein, nicht allzu groß,
Das ſich im dichten Barte ſchloß;
Die Blicke wild, doch ſonder Anmuth nicht;
Die Naſe lang, wie man die Kaiſernaſen dicht't.
Das ungebund'ne Haar floß ſtraubicht um das Haupt;
Und weſentlichre Schönheitsſtücke
Hat der zerrißne Rock dem Blicke
Nicht ganz entdeckt, nicht ganz geraubt.
Der Waden nur noch zu gedenken:
Sie waren groß, und hart wie Stein.
Das ſollen, wie man ſagt, nicht ſchlimme Zeichen ſeyn;
Allein den Grund wird man mir ſchenken.

Nun wahrlich, ſo ein Kerl kann Weiber lüſtern machen.
Ich ſag' es nicht für mich; es ſind geſchehne Sachen.
„Geſchehne Sachen? was?
„So iſt man gar zur That gekommen?“
Mein lieber Simpler, fragt ſich das?
Weßwegen hätt' er denn die Predigt unternommen?
Die ſüße Lehre ſüßer Triebe?
Die Liebe heiſchet Gegenliebe,
Und wer ihr Prieſter iſt, verdienet keinen Haß.

O Andacht, mußt du doch ſo manche Sünde decken!
Zwar die Moral iſt hier zu ſcharf,
Weil mancher Menſch ſich nicht beſpiegeln darf,
Aus Furcht, er möchte vor ſich ſelbſt erſchrecken.
Drum will ich nur mit meinen Lehren
Ganz ſtill nach Hauſe wieder kehren.
Kommt mir einmal der Einfall ein,
Und ein Verleger will für mich ſo gnädig ſeyn,
Mich in groß Quart in Druck zu nehmen;
So könnt' ich mich vielleicht bequemen,
Mit hundert engliſchen Moralen,
Die ich im Laden ſah, zu prahlen,
Exempelſchätze, Sittenrichter,
Die alten und die neuen Dichter
Mit witz'gen Fingern nachzuſchlagen,
Und was ſie ſagen und nicht ſagen,
In einer Note abzuſchreiben.
Bringt, ſag' ich noch einmal, man mich gedruckt an Tag;
Denn in der Handſchrift laß ich's bleiben,
Weil ich mich nicht belügen mag.

Ich fahr' in der Erzählung fort —
Doch möcht' ich in der That geſtehn,
Ich hätte manchmal mögen ſehn,
Was die und die, die an den Wallfahrtsort
Mit heiligen Gedanken kam,
Für fremde Mienen an ſich nahm,
Wenn der verwegne Eremit,
Fein liſtig, Schritt vor Schritt,
Vom Geiſt aufs Fleiſch zu reden kam.
Ich zweifle nicht, daß die verletzte Scham
Den Zorn nicht ins Geſicht getrieben,
Daß Mund und Hand nicht in Bewegung kam,
Weil beide die Bewegung lieben;
Allein, daß die Verſöhnung ausgeblieben,
Glaub' ich, und wer die Weiber kennt,
Nicht eher, als kein Stroh mehr brennt.
Denn wird doch wohl ein Löwe zahm;
Und eine Frau iſt ohnedem ein Lamm.
„Ein Lamm? du magſt die Weiber kennen.“
Je nun, man kann ſie doch in ſo weit Lämmer nennen,
Als ſie von ſelbſt ins Feuer rennen.

„Fährſt du in der Erzählung fort?
„Und bleibſt mit deinem Kritiſiren
„Doch ewig an demſelben Ort?“
So kann das Nützliche den Dichter auch verführen.
Nun gut, ich fahre fort,
Und ſag', um wirklich fort zu fahren,
Daß nach fünf Vierteljahren
Die Schelmereien ruchbar waren.
„Erſt nach fünf Vierteljahren? Nu;
„Der Eremit hat wacker ausgehalten.
„So viel trau ich mir doch nicht zu;
„Ich möchte nicht ſein Amt ein Vierteljahr verwalten.
„Allein, wie ward es ewig kund?
„Hat es ein ſchlauer Mann erfahren?
„Verrieth es einer Frau waſchhafter Mund?
„Wie? oder daß den Hochverrath
„Ein alt neugierig Weib, aus Neid, begangen hat?“
O nein; hier muß man beſſer rathen,
Zwei muntre Mädchen hatten Schuld,
Die voller frommen Ungeduld
Das thaten, was die Mütter thaten;
Und dennoch wollten ſich die Mütter nicht bequemen,
Die guten Kinder mit zu nehmen.
„Sie merkten alſo wohl den Braten?“ —
Und haben ihn gar dem Papa verrathen.
„Die Töchter ſagten's dem Papa?
„Wo blieb die Liebe zur Mama?“
O! die kann nichts darunter leiden;
Denn wenn ein Mädchen auch die Mutter liebt,
Daß es der Mutter in der Noth
Den letzten Biſſen Brod
Aus ſeinem Munde giebt;
So kann das Mädchen doch die Mutter hier beneiden,
Hier, wo ſo Lieb' als Klugheit ſpricht:
Ihr Schönen, trotz der Kinderpflicht,
Vergeßt euch ſelber nicht!
Kurz, durch die Mädchen kam's ans Licht,
Daß er, der Eremit, beinah die ganze Stadt
Zu Schwägern oder Kindern hat.

O! der verfluchte Schelm! Wer hätte das gedacht!
Die ganze Stadt ward aufgebracht,
Und jeder Ehmann ſchwur, daß in der erſten Nacht
Er und ſein Mitgenoß, der Hain,
Des Feuers Beute müſſe ſeyn.
Schon rotteten ſich ganze Schaaren,
Die zu der Rache fertig waren.
Doch ein hochweiſer Magiſtrat
Beſetzt das Thor, und ſperrt die Stadt,
Der Eigenrache vorzukommen,
Und ſchicket alſobald
Die Schergen in den Wald,
Die ihn vom Kreuze weg und in Verhaft genommen.

Man red'te ſchon von Galgen und von Rad,
So ſehr ſchien ſein Verbrechen häßlich;
Und keine Strafe war ſo gräßlich,
Die, wie man ſagt, er nicht verdienet hat.
Und nur ein Hageſtolz, ein ſchlauer Advokat,
Sprach: „o! dem kommt man nicht ans Leben,
„Der es unzähligen zu geben
„So rühmlich ſich befliſſen hat."
Der Eremite, der die Nacht
Im Kerker ungewiß und ſorgend durchgewacht,
Ward morgen ins Verhör gebracht.
Der Richter war ein ſchalk'ſcher Mann,
Der jeden mit Vergnügen ſchraubte,
Und doch — (wie man ſich irren kann!)
Von ſeiner Frau das beſte glaubte.
„Sie iſt ein Ausbund aller Frommen,
„Und nur einmal in Wald gekommen,
„Den Pater Eremit zu ſehn.
„Einmal! Was kann da viel geſchehn?"
So denkt der gütige Herr Richter.
Denk' immer ſo, zu deiner Ruh,
Lacht gleich die Wahrheit und der Dichter,
Und deine fromme Frau dazu.
Nun tritt der Eremit vor ihn.
„Mein Freund, wollt ihr von ſelbſt die nennen,
„Die — die ihr kennt, und die euch kennen:
„So könnt ihr der Tortur entfliehn.
„Doch" — „Darum laß ich mich nicht plagen.
„Ich will ſie alle ſagen.
„Herr Richter, ſchreib' Er nur!" Und wie?
Der Eremit entdecket ſie?
Ein Eremite kann nicht ſchweigen?
Sonſt iſt das Plaudern nur den Stutzern eigen.
Der Richter ſchrieb. „Die erſte war
„Kamilla" — „Wer? Kamilla?" „Ja fürwahr!
„Die andern ſind: Sophia, Laura, Doris,
„Angelika, Korinna, Chloris" —
„Der Henker mag ſie alle faſſen,
„Gemach! und eine nach der andern ſein!
„Denn eine nur vorbei zu laſſen" —
Wird wohl kein großer Schade ſeyn.
Fiel jeder Rathsherr ihm ins Wort.
„Hört, ſchrieen ſie, erzählt nur fort!"
Weil jeder Rathsherr in Gefahr
Sein eigen Weib zu hören war.
„Ihr Herren, ſchrie der Richter, nein!
„Die Wahrheit muß am Tage ſeyn;
„Was können wir ſonſt für ein Urtheil faſſen?"
Ihn, ſchrieen alle, gehn zu laſſen.
„Nein, die Gerechtigkeit" — und kurz der Delinquent
Hat jede noch einmal genennt,
Und jeder hing der Richter dann
Ein loſes Wort für ihren Hahnrei an.
Das Hundert war ſchon mehr als voll;
Der Eremit, der mehr geſtehen ſoll,
Stockt, weigert ſich, ſcheut ſich zu ſprechen —
„Nu, nu, nur fort! was zwingt euch wohl,
„So unvermuthet abzubrechen?"
„Das ſind ſie alle!" Seyd ihr toll?
„Ein Held wie ihr! Geſtehet nur, geſteht!
„Die letzten waren, wie ihr ſeht,
„Klara, Pulcheria, Suſanne,
„Charlotte, Mariane, Hanne.
„Denkt nach! ich laß euch Zeit dazu!"
„Das ſind ſie wirklich alle!" „Nu —
„Macht, eh wir ſchärfer in euch dringen!"
„Nein, keine mehr; ich weiß genau" —
„He! he! ich ſeh, man ſoll euch zwingen" — —
„Nun gut, Herr Richter. — Seine Frau." —

Daß man von der Erzählung nicht
Als einem Weibermährchen ſpricht,
So mach' ich ſie zum Lehrgedicht
Durch beigefügten Unterricht:
Wer ſeines Nächſten Schande ſucht,
Wird ſelber ſeine Schande finden!
Nicht wahr, ſo lieſt man mich mit Frucht?
Und ich erzähle ſonder Sünden?

XIV.

Die Brille.

Dem alten Freiherrn von Chryſant,
Wagt's Amor, einen Streich zu ſpielen.
Für einen Hageſtolz bekannt,
Fing um die Sechzig er ſich wieder an zu fühlen.

Es flatterte, von Alt und Jung begafft,
Mit Reizen ganz beſondrer Kraft,
Ein Bürgermädchen in der Nachbarſchaft.
Dieß Bürgermädchen hieß Finette.
Finette ward des Freiherrn Siegerin
Ihr Bild ſtand mit ihm auf und ging mit ihm zu Bette.
Da dacht' in ſeinem Sinn
Der Freiherr: „Und warum denn nur ihr Bild?
„Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch nicht die Arme füllt?
„Sie ſelbſt ſteh' mit mir auf, und geh' mit mir zu Bette.
„Sie werde meine Frau! Es ſchelte, wer da ſchilt;
„Genäd'ge Tant' und Nicht' und Schwägerin!
„Finett iſt meine Frau und — ihre Dienerin."

Schon ſo gewiß? Man wird es hören.
Der Freiherr kommt, ſich zu erklären,
Er greift das Mädchen bei der Hand,
Thut, wie ein Freiherr, ganz bekannt,
Und ſpricht: „Ich, Freiherr von Chryſant,
„Ich habe Sie, mein Kind, zu meiner Frau erſehen.
„Sie wird ſich hoffentlich nicht ſelbſt im Lichte ſtehen.
„Ich habe Guts die Hüll' und Fülle."
Und hierauf las er ihr, durch eine große Brille,
Von einem großen Zettel ab,
Wie viel ihm Gott an Gütern gab;
Wie reich er ſie beſchenken wolle;
Welch großen Wittwenſchatz ſie einmal haben ſolle.
Dieß alles las der reiche Mann
Ihr von dem Zettel ab, und guckte durch die Brille
Bei jedem Punkte ſie begierig an.

„Nun, Kind, was iſt ihr Wille?"
Mit dieſen Worten ſchwieg der Freiherr ſtille,
Und nahm mit dieſen Worten ſeine Brille —
(Denn, dacht' er, wird das Mädchen nun
So wie ein kluges Mädchen thun;
Wird mich und ſie ihr ſchnelles Ja beglücken;
Werd' ich den erſten Kuß auf ihre Lippen drücken:
So könnt' ich, im Entzücken,
Die theure Brille leicht zerknicken!) —
Die theure Brille wohlbedächtig ab.

Finette, der dieß Zeit ſich zu bedenken gab,
Bedachte ſich, und ſprach nach reiflichem Bedenken:
„Sie ſprechen, gnäd'ger Herr, vom Freien und vom Schenken;
„Ach! gnäd'ger Herr, das alles wär' ſehr ſchön!
„Ich würd' in Sammt und Seide gehn —
„Was gehn? Ich würde nicht mehr gehn:
„Ich würde ſtolz mit Sechſen fahren.

„Mir würden ganze Schaaren
„Von Dienern zu Gebote ſtehn.
„Ach! wie geſagt, das alles wär' ſehr ſchön,
„Wenn ich — wenn ich — —“
„Ein Wenn? Ich will doch ſehn
(Hier ſahe man den alten Herrn ſich blähn),
„Was für ein Wenn mir kann im Wege ſtehn!
„Wenn ich nur nicht verſchworen hätte — —“
„Verſchworen? was? Finette,
„Verſchworen nicht zu frein? —
„O Grille, rief der Freiherr, Grille!“
Und griff nach ſeiner Brille,
Und nahm das Mädchen durch die Brille
Nochmals in Augenſchein,
Und rief beſtändig: „Grille! Grille!
„Verſchworen, nicht zu frein!“
„Behüte!“ ſprach Finette,
„Verſchworen nur, mir keinen Mann zu frein,
„Der ſo, wie Ihre Gnaden pflegt,
„Die Augen in der Taſche trägt!“

XV.

Nix Bodenſtrom.

Nix Bodenſtrom, ein Schiffer, nahm —
War es in Hamburg oder Amſterdam,
Daran iſt wenig oder nichts gelegen —
Ein junges Weib.
„Das iſt auch ſehr verwegen,
Freund!“ ſprach ein Kaufherr, den zum Hochzeitſchmauſe
Der Schiffer bat. „Du biſt ſo lang' und oft von Hauſe;
„Dein Weibchen bleibt indeß allein;
„Und dennoch — willſt du mit Gewalt denn Hahnrei ſeyn?
„Indeß, daß du zur See dein Leben wagſt,
„Indeß, daß du in Surinam, am Amazonenfluſſe,
Dich bei den Hottentotten, Kannibalen plagſt:
„Indeß wird ſie — —
„Mit Eurem ſchönen Schluſſe!
Verſetzte Nix. Indeß, indeß! Ei nun!
Das nämliche kann Euer Weibchen thun —
Denn, Herr, was braucht's dazu für Zeit? —
Indeß Ihr auf der Börſe ſeyd.“

Fabeln.

Drei Bücher.

1759.

Erſtes Buch.

1. Die Erſcheinung.

In der einſamſten Tiefe jenes Waldes, wo ich ſchon manches redende Thier belauſcht, lag ich an einem ſanften Waſſerfalle und war bemüht, einem meiner Mährchen den leichten poetiſchen Schmuck zu geben, in welchem am liebſten zu erſcheinen, la Fontaine die Fabel faſt verwöhnt hat. Ich ſann, ich wählte, ich verwarf, die Stirne glühte — — Umſonſt, es kam nichts auf das Blatt. Voll Unwill ſprang ich auf; aber ſieh! — auf einmal ſtand ſie ſelbſt, die fabelnde Muſe, vor mir.

Und ſie ſprach lächelnd: Schüler, wozu dieſe undankbare Mühe? Die Wahrheit braucht die Anmuth der Fabel; aber wozu braucht die Fabel die Anmuth der Harmonie? Du willſt das Gewürze würzen. Genug, wenn die Erfindung des Dichters iſt; der Vortrag ſey des ungekünſtelten Geſchichtſchreibers, ſo wie der Sinn des Weltweiſen.

Ich wollte antworten, aber die Muſe verſchwand. „Sie verſchwand? höre ich einen Leſer fragen. Wenn du uns doch nur wahrſcheinlicher täuſchen wollteſt! Die ſeichten Schlüſſe, auf die dein Unvermögen dich führte, der Muſe in den Mund zu legen! Zwar ein gewöhnlicher Betrug —“

Vortrefflich, mein Leſer! Mir iſt keine Muſe erſchienen. Ich erzählte eine bloße Fabel, aus der du ſelbſt die Lehre gezogen. Ich bin nicht der erſte und werde nicht der letzte ſeyn, der ſeine Grillen zu Orakelſprüchen einer göttlichen Erſcheinung macht.

2. Der Hamſter und die Ameiſe.

Ihr armſeligen Ameiſen, ſagte ein Hamſter. Verlohnt es ſich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein ſo weniges einzuſammeln? Wenn ihr meinen Vorrath ſehen ſolltet! — —

Höre, antwortete eine Ameiſe, wenn er größer iſt, als du ihn brauchſt, ſo iſt es ſchon recht, daß die Menſchen dir nachgraben, deine Scheuren ausleeren, und dich deinen räubriſchen Geiz mit dem Leben büßen laſſen!

3. Der Löwe und der Haſe.

Aelianus de natura animalium lib. I. cap. 38. *Ὀῤῥωδει ὁ ἐλεφας κεραστην κριον και χοιρου βοην.* Idem lib. III. cap. 31. *Ἀλεκτρυονα φοβειται ὁ λεων.*

Ein Löwe würdigte einen drolligten Haſen ſeiner nähern Bekanntſchaft. Aber iſt es denn wahr, fragte ihn einſt der Haſe, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn ſo leicht verjagen kann?

Allerdings iſt es wahr, antwortete der Löwe; und es iſt eine allgemeine Anmerkung, daß wir große Thiere durchgängig eine gewiſſe kleine Schwachheit an uns haben. So wirſt du zum Exempel von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entſetzen erweckt. —

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Haſe. Ja, nun begreif ich auch, warum wir Haſen uns ſo entſetzlich vor den Hunden fürchten.

4. Der Eſel und das Jagdpferd.

Ein Eſel vermaß ſich, mit einem Jagdpferd um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus und der Eſel ward ausgelacht. Ich merke nun wohl, ſagte der Eſel, woran es gelegen hat; ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der ſchmerzt mich noch.

Entſchuldigen Sie mich, ſagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt ſo gründlich und erbaulich nicht geweſen, als man ſie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheims erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heiſern Hals, und den ſchon ſeit acht Tagen.

5. Zeus und das Pferd.

Καμηλον ὡς δεδοικεν ἱππος, ἐγνω Κυρος τε και Κροισος. Aelianus de nat. an. lib. III. cap. 7.

Vater der Thiere und Menſchen, ſo ſprach das Pferd und nahte ſich dem Throne des Zeus, man will, ich ſey eines der ſchönſten Geſchöpfe, womit du die Welt geziert, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber ſollte gleichwohl nicht noch verſchiedenes an mir zu beſſern ſeyn? —

Und was meinſt du denn, daß an dir zu beſſern ſey? Rede; ich nehme Lehre an: ſprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, ſprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger ſeyn, wenn meine Beine höher und ſchmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verſtellen; eine breitere Bruſt würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal beſtimmt haſt, deinen Liebling, den Menſchen, zu tragen, ſo könnte mir ja wohl der Sattel anerſchaffen ſeyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, verſetzte Zeus; gedulde dich einen Augenblick! Zeus, mit ernſtem Geſichte, ſprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband ſich organiſirter Stoff; und plötzlich ſtand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd ſah, ſchauderte und zitterte vor entſetzendem Abſcheu.

Hier ſind höhere und ſchmächtigere Beine, ſprach Zeus; hier iſt ein langer Schwanenhals; hier iſt eine breitere Bruſt; hier iſt der anerſchaffene Sattel! Willſt du, Pferd, daß ich dich ſo umbilden ſoll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zeus fort; dieſesmal ſey belehrt, ohne beſtraft zu werden. Dich deiner Vermeſſenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, ſo daure du fort, neues Geſchöpf — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu ſchaudern.

6. Der Affe und der Fuchs.

Nenne mir ein ſo geſchicktes Thier, dem ich nicht nachahmen könnte! ſo prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiederte: Und du, nenne mir ein ſo geringſchätziges Thier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen.

Schriftſteller meiner Nation! — — Muß ich mich noch deutlicher erklären?

7. Die Nachtigall und der Pfau.

Eine geſellige Nachtigall fand unter den Sängern des Waldes Neider die Menge, aber keinen Freund. Vielleicht finde ich ihn unter einer andern Gattung, dachte ſie, und floh vertraulich zu dem Pfau herab.

Schöner Pfau! ich bewundere dich. — — „Ich dich auch, liebliche Nachtigall!“ — So laß uns Freunde ſeyn, ſprach die Nachtigall weiter: wir werden uns nicht beneiden dürfen; du biſt dem Auge ſo angenehm, als ich dem Ohre.

Die Nachtigall und der Pfau wurden Freunde.

Kneller und Pope waren beſſere Freunde, als Pope und Addiſon.

8. Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grauſame Seuche ſeine ganze Heerde verloren. Das erfuhr der Wolf, und kam ſeine Condolenz abzuſtatten.

Schäfer, ſprach er, iſt es wahr, daß dich ein ſo grauſames Unglück betroffen? Du biſt um deine ganze Heerde gekommen? Die liebe, fromme, fette Heerde! Du dauerſt mich, und ich möchte blutige Thränen weinen.

Habe Dank, Meiſter Iſegrimm; verſetzte der Schäfer Ich ſehe, du haſt ein ſehr mitleidiges Herz

Das hat er auch wirklich, fügte des Schäfers Hylax hinzu, ſo oft er unter dem Unglücke ſeines Nächſten ſelbſt leidet.

9. Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Roſſe floh ſtolz ein dreiſter Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Roſſe zu: Schande! von einem Knaben ließ ich mich nicht regieren!

Aber ich; verſetzte das Roß. Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?

10. Die Grille und die Nachtigall.

Ich verſichere dich, ſagte die Grille zu der Nachtigall, daß es meinem Geſange gar nicht an Bewunderern fehlt. — Nenne mir ſie doch, ſprach die Nachtigall. — Die arbeitſamen Schnitter, verſetzte die Grille, hören mich mit vielem Vergnügen, und daß dieſes die nützlichſten Leute in der menſchlichen Republik ſind, das wirſt du doch nicht läugnen wollen?

Das will ich nicht läugnen, ſagte die Nachtigall; aber deßwegen darfſt du auf ihren Beifall nicht ſtolz ſeyn. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bei der Arbeit haben, müſſen ja wohl die feinern Empfindungen fehlen. Bilde dir alſo ja nichts eher auf dein Lied ein, als bis ihm der ſorgloſe Schäfer, der ſelbſt auf ſeiner Flöte ſehr lieblich ſpielt, mit ſtillem Entzücken lauſcht.

11. Die Nachtigall und der Habicht.

Ein Habicht ſchoß auf eine ſingende Nachtigall. Da du ſo lieblich ſingſt, ſprach er, wie vortrefflich wirſt du ſchmecken!

War es höhniſche Bosheit, oder war es Einfalt, was der Habicht ſagte? Ich weiß nicht. Aber geſtern hört' ich ſagen: dieſes Frauenzimmer, das ſo unvergleichlich dichtet, muß es nicht ein allerliebſtes Frauenzimmer ſeyn! Und das war gewiß Einfalt!

12. Der kriegeriſche Wolf.

Mein Vater, glorreichen Andenkens, ſagte ein junger Wolf zu einem Fuchſe, das war ein rechter Held! Wie fürchterlich hat er ſich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweihundert Feinde nach und nach triumphirt, und ihre ſchwarzen Seelen in das Reich des Verderbens geſandt. Was Wunder alſo, daß er endlich doch einem unterliegen mußte!

So würde ſich ein Leichenredner ausdrücken, ſagte der Fuchs; der trockene Geſchichtſchreiber aber würde hinzuſetzen: die zweihundert Feinde, über die er nach und nach triumphirt, waren Schafe und Eſel; und der eine Feind, dem er unterlag, war der erſte Stier, den er ſich anzufallen erkühnte.

13. Der Phönix.

Nach vielen Jahrhunderten gefiel es dem Phönix, ſich wieder einmal ſehen zu laſſen. Er erſchien, und alle Thiere und Vögel verſammelten ſich um ihn. Sie gafften, ſie ſtaunten, ſie bewunderten und brachen in entzückendes Lob aus.

Bald aber verwandten die beſten und geſelligſten mitleidsvoll ihre Blicke und ſeufzten: Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Loos, weder Geliebte noch Freund zu haben; denn er iſt der einzige ſeiner Art!

14. Die Gans.

Die Federn einer Gans beſchämten den neugeborenen Schnee. Stolz auf dieſes blendende Geſchenk der Natur, glaubte ſie eher zu einem Schwane, als zu dem was ſie war, geboren zu ſeyn. Sie ſonderte ſich von ihres gleichen ab, und ſchwamm einſam und majeſtätiſch auf dem Teiche herum. Bald dehnte ſie ihren Hals, deſſen verrätheriſcher Kürze ſie mit aller Macht abhelfen wollte. Bald ſuchte ſie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdigſte Anſehen eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu ſteif, und mit aller ihrer Bemühung brachte ſie es nicht weiter, als daß ſie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

15. Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräßiges Schwein mäſtete ſich unter einer hohen Eiche mit der herabgefallenen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiß, verſchluckte es bereits eine andere mit dem Auge.

Undankbares Vieh! rief endlich der Eichbaum herab. Du nährſt dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten.

Das Schwein hielt einen Augenblick inne und grunzte zur Antwort: Meine dankbaren Blicke ſollten nicht außenbleiben, wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meinetwegen hätteſt fallen laſſen.

16. Die Weſpen.

Ιππος ἐῤῥιμμενος σφηκων γενεσις ἐστιν. Aelianus de nat. animal. lib. I. cap. 28.

Fäulniß und Verweſung zerſtörten das ſtolze Gebäu eines kriegeriſchen Roſſes, das unter ſeinem kühnen Reiter erſchoſſen worden. Die Ruinen des einen braucht die allzeit wirkſame Natur zu dem Leben des andern. Und ſo floh auch ein Schwarm junger Weſpen aus dem beſchmeißten Aaſe hervor. O, riefen die Weſpen, was für eines göttlichen Urſprungs ſind wir! Das prächtigſte Roß, der Liebling Neptuns, iſt unſer Erzeuger!

Dieſe ſeltſame Prahlerei hörte der aufmerkſame Fabeldichter, und dachte an die heutigen Italiener, die ſich nichts geringers als Abkömmlinge der alten, unſterblichen Römer zu ſeyn, einbilden, weil ſie auf ihren Gräbern geboren worden.

17. Die Sperlinge.

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Neſter gab, ward ausgebeſſert. Als ſie nun in ihrem neuen Glanze da ſtand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu ſuchen. Allein ſie fanden ſie alle vermauert. Zu was, ſchrieen ſie, taugt denn nun das große Gebäude? Kommt, verlaßt den unbrauchbaren Steinhaufen!

18. Der Strauß.

Η στρουθος ἡ μεγαλη λασιοις μεν τοις πτεροις ἐπτερωται, ἀρθηναι δε και εἰς βαθυν ἀερα μετεωρισθηναι φυσιν οὐκ ἐχει· θει δε ὠκιστα, και τας παρα την πλευραν ἑκατεραν πτερυγας ἁπλοι, και ἐμπιπτον το πνευμα κολποι δικην ἱστιων αὐτας· πτησιν δε οὐκ οἰδεν. Aelianus lib. II. cap. 26.

Jetzt will ich fliegen! rief der gigantiſche Strauß, und das ganze Volk der Vögel ſtand in ernſter Erwartung um ihn verſammelt. Jetzt will ich fliegen, rief er nochmals, breitete die gewaltigen Fittige weit aus, und ſchoß, gleich einem Schiffe mit aufgeſpannten Segeln, auf dem Boden dahin, ohne ihn mit einem Tritte zu verlieren.

Sehet da, ein poetiſches Bild jener unpoetiſchen Köpfe, die in den erſten Zeilen ihrer ungeheuren Oden mit ſtolzen Schwingen prahlen, ſich über Wolken und Sterne zu erheben drohen, und dem Staube doch immer getreu bleiben!

19. Der Sperling und der Strauß.

Sey auf deine Größe, auf deine Stärke ſo ſtolz als du willſt, ſprach der Sperling zu dem Strauße. Ich bin doch mehr ein Vogel als du. Denn du kannſt nicht fliegen; ich aber fliege, obgleich nicht hoch, obgleich nur ruckweiſe.

Der leichte Dichter eines fröhlichen Trinkliedes, eines kleinen, verliebten Geſanges, iſt mehr ein Genie, als der ſchwungloſe Schreiber einer langen Hermaniade.

20. Die Hunde.

Λεοντι ὁμοσε χωρει κυων Ινδικος — και πολλα αὐτον λυπησας και κατατρωσας, τελευτων ἡττατι ὁ κυων. Aelianus lib. IV. cap. 19.

Wie ausgeartet iſt hier zu Lande unſer Geſchlecht: ſagte ein gereiſter Pudel. In dem fernen Welttheile, welches die Menſchen Indien nennen, da, da giebt es noch rechte Hunde; Hunde, meine Brüder — — ihr werdet mir es nicht glauben, und doch habe ich es mit meinen Augen geſehen — die auch einen Löwen nicht fürchten, und kühn mit ihm anbinden.

Aber, fragte den Pudel ein geſetzter Jagdhund, überwinden ſie ihn denn auch, den Löwen?

Ueberwinden? war die Antwort. Das kann ich nun eben nicht ſagen. Gleichwohl, bedenke nur, einen Löwen anzufallen! —

O, fuhr der Jagdhund fort, wenn ſie ihn nicht überwinden, ſo ſind deine geprieſene Hunde in Indien — beſſer als wir ſo viel wie nichts — aber ein gut Theil dümmer.

21. Der Fuchs und der Storch.

Erzähle mir doch etwas von den fremden Ländern, die du alle geſehen haſt, ſagte der Fuchs zu dem weitgereiſten Storche.

Hierauf fing der Storch an, ihm jede Lache und jede feuchte Wieſe zu nennen, wo er die ſchmackhafteſten Würmer und die fetteſten Fröſche geſchmauſet.

Sie ſind lange in Paris geweſen, mein Herr. Wo ſpeiſet man da am beſten? Was für Weine haben Sie da am meiſten nach Ihrem Geſchmacke gefunden?

22. Die Eule und der Schatzgräber.

Jener Schatzgräber war ein ſehr unbilliger Mann. Er wagte ſich in die Ruinen eines alten Raubſchloſſes, und ward da gewahr, daß die Eule eine magere Maus ergriff und verzehrte. Schickt ſich das, ſprach er, für den philoſophiſchen Liebling Minervens?

Warum nicht? verſetzte die Eule. Weil ich ſtille Betrachtungen liebe, kann ich deßwegen von der Luft leben? Ich weiß zwar wohl, daß ihr Menſchen es von euren Gelehrten verlangt. —

23. Die junge Schwalbe.

Was macht ihr da? fragte eine Schwalbe die geſchäftigen Ameiſen. Wir ſammeln Vorrath auf den Winter; war die geſchwinde Antwort.

Das iſt klug, ſagte die Schwalbe; das will ich auch thun. Und ſogleich fing ſie an, eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Neſt zu tragen.

Aber wozu ſoll das? fragte endlich ihre Mutter. „Wozu? Vorrath auf den böſen Winter, liebe Mutter; ſammle doch auch! Die Ameiſen haben mich dieſe Vorſicht gelehrt.“

O laß den irdiſchen Ameiſen dieſe kleine Klugheit, verſetzte die Alte; was ſich für ſie ſchickt, ſchickt ſich nicht für beſſere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holderes Schickſal beſtimmt. Wenn der reiche Sommer ſich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieſer Reiſe entſchlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir ohne Bedürfniſſe raſten, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erweckt.

24. Merops.

Ο Μεροψ, το ὀρνεον ἐμπαλιν, φασι, τοις ἀλλοις ἀπασι πετεται· τα μεν γαρ εἰς τουμπροσθεν ἱεται και κατ᾽ ὀφθαλμους· το δε εἰς τουπισω.

Ich muß dich doch etwas fragen, ſprach ein junger Adler zu einem tiefſinnigen, grundgelehrten Uhu. Man ſagt, es gäbe einen Vogel, mit Namen Merops, der, wenn er in die Luft ſteige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehrt, fliege. Iſt das wahr?

Ei nicht doch! antwortete der Uhu; das iſt eine alberne Erdichtung des Menſchen. Er mag ſelbſt ein ſolcher Merops ſeyn; weil er nur gar zu gern den Himmel erfliegen möchte, ohne die Erde auch nur einen Augenblick aus dem Geſichte zu verlieren.

25. Der Pelikan.

Aelianus de natura animal. lib. III. cap. 30.

Für wohlgerathene Kinder können Eltern nicht zu viel thun. Aber wenn ſich ein blöder Vater für einen ausgearteten Sohn das Blut vom Herzen zapft, dann wird Liebe zur Thorheit.

Ein frommer Pelikan, da er ſeine Jungen ſchmachten ſahe, ritzte ſich mit ſcharfem Schnabel die Bruſt auf und erquickte ſie mit ſeinem Blute. Ich bewundere deine Zärtlichkeit, rief ihm ein Adler zu, und bejammere deine Blindheit. Sieh doch, wie manchen nichtswürdigen Guckuck du unter deinen Jungen mit ausgebrütet haſt!

So war es auch wirklich; denn auch ihm hatte der kalte Guckuck ſeine Eier untergeſchoben. — Waren es undankbare Guckucke werth, daß ihr Leben ſo theuer erkauft wurde?

26. Der Löwe und der Tiger.

Aelianus de natura animal. lib. II. cap. 12.

Der Löwe und der Haſe, beide ſchlafen mit offenen Augen. Und ſo ſchlief jener, ermüdet von der gewaltigen Jagd, einſt vor dem Eingange ſeiner fürchterlichen Höhle.

Da ſprang ein Tiger vorbei, und lachte des leichten Schlummers. „Der nichtsfürchtende Löwe! rief er. Schläft er nicht mit offenen Augen, natürlich wie der Haſe!“

Wie der Haſe? brüllte der aufſpringende Löwe, und war dem Spötter an der Gurgel. Der Tiger wälzte ſich in ſeinem Blute, und der beruhigte Sieger legte ſich wieder, zu ſchlafen.

27. Der Stier und der Hirſch.

Ein ſchwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirſch weideten auf einer Wieſe zuſammen.

Hirſch, ſagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen ſollte, ſo laß uns für einen Mann ſtehen; wir wollen ihn tapfer abweiſen. — Das muthe mir nicht zu, erwiederte der Hirſch; denn warum ſollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlaſſen, da ich ihm ſicherer entlaufen kann?

28. Der Eſel und der Wolf.

Ein Eſel begegnete einem hungrigen Wolfe. Habe Mitleiden mit mir, ſagte der zitternde Eſel; ich bin ein armes, krankes Thier; ſieh' nur, was für einen Dorn ich mir in den Fuß getreten habe! —

Wahrhaftig, du dauerſt mich, verſetzte der Wolf. Und ich finde mich in meinem Gewiſſen verbunden, dich von dieſen Schmerzen zu befreien. —

Kaum war das Wort geſagt, ſo ward der Eſel zerriſſen.

29. Der Springer im Schach.

Zwei Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, ſo machten ſie einen überflüſſigen Bauer durch ein Merkzeichen dazu.

Ei, riefen die andern Springer, woher, Herr Schritt vor Schritt?

Die Knaben hörten die Spötterei und ſprachen: Schweigt! Thut er uns nicht eben die Dienſte, die ihr thut?

30. Aeſopus und der Eſel.

Der Eſel ſprach zu dem Aeſopus: Wenn du wieder ein Geſchichtchen von mir ausbringſt, ſo laß mich etwas recht vernünftiges und ſinnreiches ſagen.

Dich etwas ſinnreiches! ſagte Aeſop; wie würde ſich das ſchicken? Würde man nicht ſprechen, du ſeyſt der Sittenlehrer und ich der Eſel?

Zweites Buch.

1. Die eherne Bildſäule.

Die eherne Bildſäule eines vortrefflichen Künſtlers ſchmolz durch die Hitze einer wüthenden Feuersbrunſt in einen Klumpen. Dieſer Klumpen kam einem andern Künſtler in die Hände, und durch ſeine Geſchicklichkeit verfertigte er eine neue Bildſäule daraus; von der erſtern in dem, was ſie vorſtellte, unterſchieden, an Geſchmack und Schönheit aber ihr gleich.

Der Neid ſah es und knirſchte. Endlich beſann er ſich auf einen armſeligen Troſt: „Der gute Mann würde dieſes noch ganz erträgliche Stück auch nicht hervorgebracht haben, wenn ihm nicht die Materie der alten Bildſäule dabei zu Statten gekommen wäre.“

2. Hercules.

Fab. Aesop. 191. edit. Hauptmannianæ. Phædrus lib. IV. Fab. 11.

Als Hercules in den Himmel aufgenommen ward, machte er ſeinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerſt. Der ganze Himmel und Juno erſtaunte darüber. Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegneſt du ſo vorzüglich? Ja, ihr ſelbſt; erwiederte Hercules. Nur ihre Verfolgungen ſind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdient habe.

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno ward verſöhnt.

3. Der Knabe und die Schlange.

Fab. Aesop. 170. Phædrus lib. IV. Fab. 18.

Ein Knabe ſpielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, ſagte der Knabe, ich würde mich mit dir ſo gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen ſeyd die boshafteſten, undankbarſten Geſchöpfe! Ich habe es wohl geleſen, wie es einem armen Landmann ging, der eine, vielleicht von deinen Ureltern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und ſie in ſeinen erwärmenden Buſen ſteckte. Kaum fühlte ſich die Böſe wieder, als ſie ihren Wohlthäter biß; und der gute, freundliche Mann mußte ſterben.

Ich erſtaune, ſagte die Schlange. Wie parteiiſch eure Geſchichtſchreiber ſeyn müſſen! Die unſrigen erzählen dieſe Hiſtorie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange ſey wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, ſo ſteckte er ſie zu ſich, ihr zu Hauſe die ſchöne Haut abzuſtreifen. War das recht?

Ach, ſchweig nur, erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte ſich nicht zu entſchuldigen gewußt!

Recht, mein Sohn; fiel der Vater, der dieſer Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören ſollteſt, ſo unterſuche ja alle Umſtände genau, bevor du einen Menſchen mit ſo einem abſcheulichen Schandflecke brandmarken läſſeſt. Wahre Wohlthäter haben ſelten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menſchheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen, eigennützigen Abſichten, die ſind es werth, mein Sohn, daß ſie Undank anſtatt Erkenntlichkeit einwuchern.

4. Der Wolf auf dem Todtbette.

Fab. Aesop. 144. Phædrus lib. I. Fab. 8.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und ſchickte einen prüfenden Blick auf ſein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, ſagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böſes gethan; aber auch viel Gutes. Einsmals, erinnere ich mich, kam mir ein blöckendes Lamm, welches ſich von der Heerde verirret hatte, ſo nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieſer Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigſten Gleichgültigkeit an, ob ich ſchon keine ſchützende Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen, fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umſtände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine ſo jämmerlich würgteſt, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

5. Der Stier und das Kalb.

Phædrus lib. V. Fab. 9.

Ein ſtarker Stier zerſplitterte mit ſeinen Hörnern, indem er ſich durch die niedrige Stallthüre drängte, die obere Pfoſte. Sieh einmal, Hirte! ſchrie ein junges Kalb; ſolchen Schaden thu ich dir nicht. Wie lieb wäre mir es, verſetzte dieſer, wenn du ihn thun könnteſt!

Die Sprache des Kalbes iſt die Sprache der kleinen Philoſophen. „Der böſe Bayle! wie manche rechtſchaffene Seele hat er mit ſeinen verwegnen Zweifeln geärgert!“ — O ihr Herren, wie gern wollen wir uns ärgern laſſen, wenn jeder von euch ein Bayle werden kann!

6. Die Pfauen und die Krähe.

Fab. Aesop. 188. Phædrus lib. I. Fab. 3.

Eine ſtolze Krähe ſchmückte ſich mit den ausgefallenen Federn der farbigten Pfaue, und miſchte ſich kühn, als ſie genug geſchmückt zu ſeyn glaubte, unter dieſe glänzenden Vögel der Juno. Sie ward erkannt, und ſchnell fielen die Pfauen mit ſcharfen Schnäbeln auf ſie, ihr den betrügeriſchen Putz auszureißen.

Laſſet nach! ſchrie ſie endlich; ihr habt nun alle das eurige wieder. Doch die Pfauen, welche einige von den eigenen, glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, verſetzten: Schweig, armſelige Närrin; auch dieſe können nicht dein ſeyn! — und hackten weiter.

7. Der Löwe mit dem Eſel.

Phædrus lib. I. Fab. 11.

Als des Aeſopus Löwe mit dem Eſel, der ihm durch ſeine fürchterliche Stimme die Thiere ſollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine naſenweiſe Krähe von dem Baume zu: Ein ſchöner Geſellſchafter! Schämſt du dich nicht, mit einem Eſel zu gehen? — Wen ich brauchen kann, verſetzte der Löwe, dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen.

So denken die Großen alle, wenn ſie einen Niedrigen ihrer Gemeinſchaft würdigen.

8. Der Eſel mit dem Löwen.

Phædrus lib. I. Fab. 11.

Als der Eſel mit dem Löwen des Aeſopus, der ihn ſtatt ſeines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Eſel von ſeiner Bekanntſchaft, und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverſchämter! war die Antwort. —

Und warum das? fuhr jener Eſel fort. Biſt du deßwegen, weil du mit einem Löwen gehſt, beſſer als ich? mehr als ein Eſel?

9. Die blinde Henne.

Phædrus lib. III. Fab. 12

Eine blind gewordene Henne, die des Scharrens gewohnt war, hörte auch blind noch nicht auf, fleißig zu ſcharren. Was half es der arbeitſamen Närrin? Eine andere ſehende Henne, welche ihre zarten Füße ſchonte, wich nie von ihrer Seite, und genoß, ohne zu ſcharren, die Frucht des Scharrens. Denn ſo oft die blinde Henne ein Korn aufgeſcharrt hatte, fraß es die ſehende weg.

Der fleißige Deutſche macht die Collectanea, die der witzige Franzoſe nutzt.

10. Die Eſel.

Fab. Aesop. 112.

Die Eſel beklagten ſich bei dem Zeus, daß die Menſchen mit ihnen zu grauſam umgingen. Unſer ſtarker Rücken, ſagten ſie, trägt ihre Laſten, unter welchen ſie und jedes ſchwächere Thier erliegen müßten. Und doch wollen ſie uns durch unbarmherzige Schläge zu einer Geſchwindigkeit nöthigen, die uns durch die Laſt unmöglich gemacht würde, wenn ſie uns auch die Natur nicht verſagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, ſo unbillig zu ſeyn, wenn ſich die Menſchen anders etwas böſes verbieten laſſen. Wir wollen ihnen dienen, weil es ſcheint, daß du uns dazu erſchaffen haſt; allein geſchlagen wollen wir ohne Urſache nicht ſeyn.

Mein Geſchöpf, antwortete Zeus ihrem Sprecher, die Bitte iſt nicht ungerecht; aber ich ſehe keine Möglichkeit, die Menſchen zu überzeugen, daß eure natürliche Langſamkeit keine Faulheit ſey. Und ſo lange ſie dieſes nicht glauben, werdet ihr geſchlagen werden. — Doch ich ſinne, euer Schickſal zu erleichtern. — Die Unempfindlichkeit ſoll von nun an euer Theil ſeyn; eure Haut ſoll ſich gegen die Schläge verhärten und den Arm des Treibers ermüden.

Zeus, ſchrien die Eſel, du biſt allezeit weiſe und gnädig! — Sie gingen erfreut von ſeinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

11. Das beſchützte Lamm.

Fab. Aesop. 137.

Hylax, aus dem Geſchlechte der Wolfshunde, bewachte ein frommes Lamm. Ihn erblickte Lykodes, der gleichfalls an Haar, Schnauze und Ohren einem Wolfe ähnlicher war, als einem Hunde, und fuhr auf ihn los. Wolf, ſchrie er, was machſt du mit dieſem Lamme? —

Wolf ſelbſt! verſetzte Hylax. (Die Hunde verkannten ſich beide.) Geh! oder du ſollſt es erfahren, daß ich ſein Beſchützer bin!

Doch Lykodes will das Lamm dem Hylax mit Gewalt nehmen; Hylax will es mit Gewalt behaupten, und das arme Lamm — treffliche Beſchützer! — wird darüber zerriſſen.

12. Jupiter und Apollo.

Fab. Aesop. 187.

Jupiter und Apollo ſtritten, welcher von ihnen der beſte Bogenſchütze ſey. Laß uns die Probe machen! ſagte Apollo. Er ſpannte ſeinen Bogen und ſchoß ſo mitten in das bemerkte Ziel, daß Jupiter keine Möglichkeit ſah, ihn zu übertreffen. — Ich ſehe, ſprach er, daß du wirklich ſehr wohl ſchießeſt. Ich werde Mühe haben, es beſſer zu machen. Doch will ich es ein andermal verſuchen. — Er ſoll es noch verſuchen, der kluge Jupiter!

13. Die Waſſerſchlange.

Fab. Aesop. 167. Phædrus lib. I. Fab. 2.

Zeus hatte nunmehr den Fröſchen einen andern König gegeben; anſtatt eines friedlichen Klotzes eine gefräßige Waſſerſchlange.

Willſt du unſer König ſeyn, ſchrieen die Fröſche, warum verſchlingſt du uns? — Darum, antwortete die Schlange, weil ihr um mich gebeten habt. —

Ich habe nicht um dich gebeten! rief einer von den Fröſchen, den [illegible] ſchon mit den Augen verſchlang. — Nicht? ſagte die Waſſerſchlange. Deſto ſchlimmer! So muß ich dich verſchlingen, weil du nicht um mich gebeten haſt.

14. Der Fuchs und die Larve.

Fab. Aesop. 11. Phædrus lib. I. Fab. 7.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreißende Larve eines Schauſpielers. Welch ein Kopf! ſagte der betrachtende Fuchs. Ohne Gehirn und mit einem offenen Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwätzers geweſen ſeyn?

Dieſer Fuchs kannte euch, ihr ewigen Redner, ihr Strafgerichte des unſchuldigſten unſerer Sinne!

15. Der Rabe und der Fuchs.

Fab. Aesop. 205. Phædrus lib. I. Fab. 13.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleiſch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen ſeines Nachbars hingeworfen hatte, in ſeinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als ſich ein Fuchs herbeiſchlich, und ihm zurief: Sey mir geſegnet, Vogel des Jupiters! — Für wen ſiehſt du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich anſehe? erwiederte der Fuchs. Biſt du nicht der rüſtige Adler, der täglich von der Rechte des Zeus auf dieſe Eiche herab kömmt, mich Armen zu ſpeiſen? Warum verſtellſt du dich? Sehe ich denn nicht in der ſiegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu ſchicken noch fortfährt?

Der Rabe erſtaunte, und freute ſich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus dieſem Irrthume nicht bringen. — Großmüthig dumm ließ er ihm alſo ſeinen Raub herabfallen und flog ſtolz davon.

Der Fuchs fing das Fleiſch lachend auf, und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte ſich die Freude in ein ſchmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas anderes als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

16. Der Geizige.

Fab. Aesop. 59.

Ich Unglücklicher! klagte ein Geizhals ſeinem Nachbar. Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, dieſe Nacht entwendet und einen verdammten Stein an deſſen Stelle gelegt.

Du würdeſt, antwortete ihm der Nachbar, deinen Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir alſo ein, der Stein ſey dein Schatz; und du biſt nichts ärmer.

Wäre ich auch ſchon nichts ärmer, erwiederte der Geizhals; iſt ein anderer nicht um ſo viel reicher? Ein anderer um ſo viel reicher! Ich möchte raſend werden.

17. Der Rabe.

Fab. Aesop. 132.

Der Fuchs ſah, daß der Rabe die Altäre der Götter beraubte und von ihren Opfern mit lebte. Da dachte er bei ſich ſelbſt: Ich möchte wohl wiſſen, ob der Rabe Antheil an den Opfern hat, weil er ein prophetiſcher Vogel iſt; oder ob man ihn für einen prophetiſchen Vogel hält, weil er frech genug iſt, die Opfer mit den Göttern zu theilen.

18. Zeus und das Schaf.

Fab. Aesop. 119.

Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, ſein Elend zu mindern.

Zeus ſchien willig, und ſprach zu dem Schafe: Ich ſehe wohl, mein frommes Geſchöpf, ich habe dich allzu wehrlos erſchaffen. Nun wähle, wie ich dieſem Fehler am beſten abhelfen ſoll. Soll ich deinen Mund mit ſchrecklichen Zähnen, und deine Füße mit Krallen rüſten? —

O nein, ſagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zeus fort, ſoll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! verſetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja ſo ſehr gehaſſet. —

Nun was ſoll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht ſo ſtößig werden, als der Bock.

Und gleichwohl, ſprach Zeus, mußt du ſelbſt ſchaden können, wenn ſich andere dir zu ſchaden hüten ſollen.

Müßt ich das! ſeufzte das Schaf. O ſo laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, ſchaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Luſt, ſchaden zu wollen; und es iſt beſſer, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zeus ſegnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

19. Der Fuchs und der Tiger.

Fab. Aesop. 159.

Deine Geſchwindigkeit und Stärke, ſagte ein Fuchs zu dem Tiger, möchte ich mir wohl wünſchen.

Und ſonſt hätte ich nichts, was dir anſtünde? fragte der Tiger.

Ich wüßte nichts! — — Auch mein ſchönes Fell nicht? fuhr der Tiger fort. Es iſt ſo vielfärbig als dein Gemüth, und das Aeußere würde ſich vortrefflich zu dem Innern ſchicken.

Eben darum, verſetzte der Fuchs, danke ich recht ſehr dafür. Ich muß das nicht ſcheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauſchen könnte!

20. Der Mann und der Hund.

Fab. Aesop. 25. Phædrus lib. II. Fab. 3.

Ein Mann ward von einem Hunde gebiſſen, gerieth darüber in Zorn und erſchlug den Hund. Die Wunde ſchien gefährlich und der Arzt mußte zu Rathe gezogen werden.

Hier weiß ich kein beſſeres Mittel, ſagte der Empiricus, als daß man ein Stück Brod in die Wunde tauche, und es dem Hunde zu freſſen gebe. Hilft dieſe ſympathetiſche Cur nicht, ſo — Hier zuckte der Arzt die Achſel.

Unglücklicher Jachzorn! rief der Mann; ſie kann nicht helfen, denn ich habe den Hund erſchlagen.

21. Die Traube.

Fab. Aeso[illegible] 136. Phædrus lib. IV. Fab. 2.

Ich kenne einen Dichter, dem die ſchreiende Bewunderung ſeiner kleinen Nachahmer weit mehr geſchadet hat, als die neidiſche Verachtung ſeiner Kunſtrichter.

Sie iſt ja doch ſauer! ſagte der Fuchs von der Traube, nach der er lange genug vergebens geſprungen war. Das hörte ein Sperling und ſprach: Sauer ſollte dieſe Traube ſeyn? Darnach ſieht ſie mir doch nicht aus! Er flog hin, und koſtete, und fand ſie ungemein ſüß, und rief hundert näſchige Brüder herbei. Koſtet doch! ſchrie er; koſtet doch! Dieſe treffliche Traube ſchalt der Fuchs ſauer. — Sie koſteten alle, und in wenig Augenblicken ward die Traube ſo zugerichtet, daß nie ein Fuchs wieder darnach ſprang.

22. Der Fuchs.

Fab. Aesop. 5.

Ein verfolgter Fuchs rettete ſich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herab zu kommen, ergriff er einen nahen Dornenſtrauch. Er ließ ſich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen ſchmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu ſchaden!

23. Das Schaf.

Fab. Aesop. 189.

Als Jupiter das Feſt ſeiner Vermählung feierte, und alle Thiere ihm Geſchenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttin. Warum verſäumt das fromme Schaf, uns ſein wohlmeinendes Geſchenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort und ſprach: Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute geſehen; es war ſehr betrübt, und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die ſchon gerührte Göttin.

Ich ärmſte! ſo ſprach es. Ich habe jetzt weder Wolle, noch Milch; was werde ich dem Jupiter ſchenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erſcheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!

Indem drang mit des Hirten Gebete der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein ſüßer Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die erſte Thräne geweint, wenn Thränen ein unſterbliches Auge benetzten.

24. Die Ziegen.

Phædrus lib. IV. Fab. 15.

Die Ziegen baten den Zeus, auch ihnen Hörner zu geben; denn Anfangs hatten die Ziegen keine Hörner.

Ueberlegt es wohl, was ihr bittet, ſagte Zeus. Es iſt mit dem Geſchenke der Hörner ein anderes unzertrennlich verbunden, das euch ſo angenehm nicht ſeyn möchte.

Doch die Ziegen beharrten auf ihrer Bitte, und Zeus ſprach: So habet denn Hörner!

Und die Ziegen bekamen Hörner — und Bart! Denn Anfangs hatten die Ziegen auch keinen Bart. O wie ſchmerzte ſie der häßliche Bart! Weit mehr, als ſie die ſtolzen Hörner erfreuten!

25. Der wilde Apfelbaum.

Fab. Aesop. 173.

In den hohlen Stamm eines wilden Apfelbaumes ließ ſich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward ſo ſtolz darauf, daß er alle andere Bäume gegen ſich verachtete.

Da rief ihm ein Roſenſtock zu: Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! Iſt deine Frucht darum weniger herbe? In dieſe treibe den Honig herauf, wenn du es vermagſt; und dann erſt wird der Menſch dich ſegnen!

26. Der Hirſch und der Fuchs.

Fab. Aesop. 226. Phædrus lib. I. Fab. 11. et lib. I. Fab. 5.

Der Hirſch ſprach zu dem Fuchſe: Nun wehe uns armen ſchwächern Thieren! Der Löwe hat ſich mit dem Wolfe verbunden.

Mit dem Wolfe? ſagte der Fuchs. Das mag noch hingehen! Der Löwe brüllt; der Wolf heult; und ſo werdet ihr euch noch oft bei Zeiten mit der Flucht retten können. Aber alsdann, alsdann möchte es um uns alle geſchehen ſeyn, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen ſollte, ſich mit dem ſchleichenden Luchſe zu verbinden.

27. Der Dornſtrauch.

Fab. Aesop. 42.

Aber ſage mir doch, fragte die Weide den Dornſtrauch, warum du nach den Kleidern des vorbeigehenden Menſchen ſo begierig biſt? Was willſt du damit? Was können ſie dir helfen?

Nichts! ſagte der Dornſtrauch. Ich will ſie ihm auch nicht nehmen; ich will ſie ihm nur zerreißen.

28. Die Furien.

Suidas in *Ἀειπάρθενος*.

Meine Furien, ſagte Pluto zu dem Boten der Götter, werden alt und ſtumpf. Ich brauche friſche. Geh alſo, Mercur, und ſuche mir auf der Oberwelt drei tüchtige Weibsperſonen dazu aus. Mercur ging. —

Kurz hierauf ſagte Juno zu ihrer Dienerin: Glaubteſt du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwei oder drei vollkommen ſtrenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen ſtrenge! Verſtehſt du mich? Um Cytheren Hohn zu ſprechen, die ſich das ganze weibliche Geſchlecht unterworfen zu haben rühmt. Geh immer, und ſieh, wo du ſie auftreibeſt. Iris ging. —

In welchem Winkel der Erde ſuchte nicht die gute Iris! Und dennoch umſonſt! Sie kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr entgegen: Iſt es möglich? O Keuſchheit! O Tugend!

Göttin, ſagte Iris; ich hätte dir wohl drei Mädchen bringen können, die alle drei vollkommen ſtreng und züchtig geweſen; die alle drei nie einer Mannsperſon gelächelt; die alle drei den geringſten Funken der Liebe in ihren Herzen erſtickt; aber ich kam leider zu ſpät. —

Zu ſpät? ſagte Juno. Wie ſo?

„Eben hatte ſie Merkur für den Pluto abgeholt.“

Für den Pluto? Und wozu will Pluto dieſe Tugendhaften? —

„Zu Furien.“

29. Tireſias.

Antonius Liberalis c. 16.

Tireſias nahm ſeinen Stab und ging über Feld. Sein Weg trug ihn durch einen heiligen Hain, und mitten in dem Haine, wo drei Wege einander durchkreuzten, ward er ein Paar Schlangen gewahr, die ſich begatteten. Da hub Tireſias ſeinen Stab auf und ſchlug unter die verliebten Schlangen. — Aber, o Wunder! Indem der Stab auf die Schlangen herabſank, ward Tireſias zum Weibe.

Nach neun Monden ging das Weib Tireſias wieder durch den heiligen Hain; und an eben dem Orte, wo die drei Wege einander durchkreuzten, ward ſie ein Paar Schlangen gewahr, die mit einander kämpften. Da hub Tireſias abermals ihren Stab auf und ſchlug unter die ergrimmten Schlangen, und — o Wunder! Indem der Stab die kämpfenden Schlangen ſchied, ward das Weib Tireſias wieder zum Manne.

30. Minerva.

Laß ſie doch, Freund, laß ſie, die kleinen hämiſchen Neider deines wachſenden Ruhmes! Warum will dein Witz ihre der Vergeſſenheit beſtimmte Namen verewigen?

In dem unſinnigen Kriege, welchen die Rieſen wider die Götter führten, ſtellten die Rieſen der Minerva einen ſchrecklichen Drachen entgegen. Minerva aber ergriff den Drachen, und ſchleuderte ihn mit gewaltiger Hand an das Firmament. Da glänzt er noch; und was ſo oft großer Thaten Belohnung war, ward des Drachen beneidenswürdige Strafe.

Drittes Buch.

1. Der Beſitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er ſehr weit und ſehr ſicher ſchoß, und den er ungemein werth hielt. Einſt aber, als er ihn aufmerkſam betrachtete, ſprach er: Ein wenig zu plump biſt du doch! Alle deine Zierde iſt die Glätte. Schade! — Doch dem iſt abzuhelfen! fiel ihm ein. Ich will hingehen, und den beſten Künſtler Bilder in den Bogen ſchnitzen laſſen. — Er ging hin, und der Künſtler ſchnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte ſich beſſer auf einen Bogen geſchickt, als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienſt dieſe Zierrathen, mein lieber Bogen!“ — Indem will er ihn verſuchen; er ſpannt, und der Bogen — zerbricht.

2. Die Nachtigall und die Lerche.

Was ſoll man zu den Dichtern ſagen, die ſo gern ihren Flug weit über alle Faſſung des größten Theiles ihrer Leſer nehmen? Was ſonſt, als was die Nachtigall einſt zu der Lerche ſagte: Schwingſt du dich, Freundin, nur darum ſo hoch, um nicht gehört zu werden?

3. Der Geiſt des Salomo.

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Laſt und Hitze, ſein Feld mit eigner Hand zu pflügen und mit eigner Hand den reinen Samen in den lockern Schooß der willigen Erde zu ſtreuen.

Auf einmal ſtand unter dem breiten Schatten einer Linde eine göttliche Erſcheinung vor ihm da! Der Greis ſtutzte.

Ich bin Salomo, ſagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. Was machſt du hier, Alter?

Wenn du Salomo biſt, verſetzte der Alte, wie kannſt du fragen? Du ſchickteſt mich in meiner Jugend zu der Ameiſe; ich ſah ihren Wandel und lernte von ihr fleißig ſeyn und ſammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch. —

Du haſt deine Lection nur halb gelernt, verſetzte der Geiſt. Geh noch einmal hin zur Ameiſe und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen und des Geſammelten genießen.

4. Das Geſchenk der Feyen.

Zu der Wiege eines jungen Prinzen, der in der Folge einer der größten Regenten ſeines Landes ward, traten zwei wohlthätige Feyen.

Ich ſchenke dieſem meinem Lieblinge, ſagte die eine, den ſcharfſichtigen Blick des Adlers, dem in ſeinem weiten Reiche auch die kleinſte Mücke nicht entgeht.

Das Geſchenk iſt ſchön, unterbrach ſie die zweite Feye. Der Prinz wird ein einſichtsvoller Monarch werden. Aber der Adler beſitzt nicht allein Scharfſichtigkeit, die kleinſten Mücken zu bemerken; er beſitzt auch eine edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und dieſe nehme der Prinz von mir zum Geſchenk!

Ich danke dir, Schweſter, für dieſe weiſe Einſchränkung, verſetzte die erſte Feye. Es iſt wahr; viele würden weit größere Könige geweſen ſeyn, wenn ſie ſich weniger mit ihrem durchdringenden Verſtande bis zu den kleinſten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen.

5. Das Schaf und die Schwalbe.

Η χελιδων — ἐπι τα νωτα των προβατων ἱζανει. και ἀποσπᾳ του μαλλου, και ἐντευθεν ταις ἑαυτης βρεφεσι το λεχος μαλακον ἐκποιει. Aelianus lib. III. c. 24.

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle für ihr Neſt auszurupfen. Das Schaf ſprang unwillig hin und wieder. Wie biſt du denn nur gegen mich ſo karg? ſagte die Schwalbe. Dem Hirten erlaubſt du, daß er dich deiner Wolle über und über entblößen darf; und mir verweigerſt du eine kleine Flocke. Woher kömmt das?

Das kömmt daher, antwortete das Schaf, weil du mir meine Wolle nicht mit eben ſo guter Art zu nehmen weißt, als der Hirte.

6. Der Rabe.

Der Rabe bemerkte, daß der Adler ganze dreißig Tage über ſeinen Eiern brütete. Und daher kömmt es ohne Zweifel, ſprach er, daß die Jungen des Adlers ſo allſehend und ſtark werden. Gut! das will ich auch thun.

Und ſeitdem brütet der Rabe wirklich ganze dreißig Tage über ſeinen Eiern; aber noch hat er nichts als elende Raben ausgebrütet.

7. Der Rangſtreit der Thiere.

In vier Fabeln.

(1)

Es entſtand ein hitziger Rangſtreit unter den Thieren. Ihn zu ſchlichten, ſprach das Pferd, laſſet uns den Menſchen zu Rathe ziehen; er iſt keiner von den ſtreitenden Theilen, und kann deſto unparteiiſcher ſeyn.

Aber hat er auch den Verſtand dazu? ließ ſich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinſten, unſere oft tief verſteckten Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war ſehr weislich erinnert! ſprach der Hamſter.

Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, daß der Menſch Scharfſichtigkeit genug beſitzt.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wiſſen es ſchon: Wer ſich auf die Güte ſeiner Sache am wenigſten zu verlaſſen hat, iſt immer am fertigſten, die Einſicht ſeines Richters in Zweifel zu ziehen.

8. (2)

Der Menſch ward Richter. — Noch ein Wort, rief ihm der majeſtätiſche Löwe zu, bevor du den Ausſpruch thuſt! Nach welcher Regel, Menſch, willſt du unſern Werth beſtimmen?

Nach welcher Regel? Nach dem Grade ohne Zweifel, antwortete der Menſch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich ſeyd. —

Vortrefflich! verſetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich alsdann unter dem Eſel zu ſtehen kommen! Du kannſt unſer Richter nicht ſeyn, Menſch! Verlaß die Verſammlung!

9. (3)

Der Menſch entfernte ſich. — Nun, ſprach der höhniſche Maulwurf, — (und ihm ſtimmte der Hamſter und der Igel wieder bei) — ſiehſt du, Pferd? der Löwe meint es auch, daß der Menſch unſer Richter nicht ſeyn kann. Der Löwe denkt wie wir.

Aber aus beſſern Gründen, als ihr! ſagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

10. (4)

Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangſtreit, wenn ich es recht überlege, iſt ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmſten oder für den Geringſten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich! — Und ſo ging er aus der Verſammlung.

Ihm folgte der weiſe Elephant, der kühne Tiger, der ernſthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz, alle, die ihren Werth fühlten oder zu fühlen glaubten.

Die ſich am letzten wegbegaben und über die zerriſſene Verſammlung am meiſten murrten, waren — der Affe und der Eſel.

11. Der Bär und der Elephant.

Aelianus de nat. animal. lib. II. cap. 11.

Die unverſtändigen Menſchen! ſagte der Bär zu dem Elephanten. Was fordern ſie nicht alles von uns beſſern Thieren! Ich muß nach der Muſik tanzen, ich, der ernſthafte Bär! Und ſie wiſſen es doch nur allzuwohl, daß ſich ſolche Poſſen zu meinem ehrwürdigen Weſen nicht ſchicken; denn warum lachten ſie ſonſt, wenn ich tanze?

Ich tanze auch nach der Muſik, verſetzte der gelehrige Elephant, und glaube eben ſo ernſthaft und ehrwürdig zu ſeyn, als du. Gleichwohl haben die Zuſchauer nie über mich gelacht; freudige Bewunderung bloß war auf ihren Geſichtern zu leſen. Glaube mir alſo, Bär, die Menſchen lachen nicht darüber, daß du tanzeſt, ſondern darüber, daß du dich ſo albern dazu anſchickſt.

12. Der Strauß.

Das pfeilſchnelle Rennthier ſah den Strauß, und ſprach: Das Laufen des Straußes iſt ſo außerordentlich eben nicht; aber ohne Zweifel fliegt er deſto beſſer.

Ein andermal ſah der Adler den Strauß, und ſprach: Fliegen kann der Strauß nun wohl nicht; aber ich glaube, er muß gut laufen können.

13. 14. Die Wohlthaten.

In zwei Fabeln.

(1)

Haſt du wohl einen größern Wohlthäter unter den Thieren, als uns? fragte die Biene den Menſchen.

Ja wohl! erwiederte dieſer.

„Und wen?"

Das Schaf! Denn ſeine Wolle iſt mir nothwendig und dein Honig iſt mir nur angenehm.

(2)

Und willſt du noch einen Grund wiſſen, warum ich das Schaf für meinen größern Wohlthäter halte, als dich, Biene? Das Schaf ſchenkt mir ſeine Wolle ohne die geringſte Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig ſchenkſt, muß ich mich noch immer vor deinem Stachel fürchten.

15. Die Eiche.

Der raſende Nordwind hatte ſeine Stärke in einer ſtürmiſchen Nacht an einer erhabenen Eiche bewieſen. Nun lag ſie geſtreckt und eine Menge niedriger Sträuche lagen unter ihr zerſchmettert. Ein Fuchs, der ſeine Grube nicht weit davon hatte, ſah ſie des Morgens darauf. Was für ein Baum! rief er. Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß er ſo groß geweſen wäre!

16. Die Geſchichte des alten Wolfs.

In ſieben Fabeln.

Aelianus lib. IV. cap. 15.

(1)

Der böſe Wolf war zu Jahren gekommen und faßte den gleißenden Entſchluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte ſich alſo auf, und kam zu dem Schäfer, deſſen Horden ſeiner Höhle die nächſten waren.

Schäfer, ſprach er, du nennſt mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur ſatt, und du ſollſt mit mir recht wohl zufrieden ſeyn. Denn ich bin wirklich das zahmſte, ſanftmüthigſte Thier, wenn ich ſatt bin.

Wenn du ſatt biſt? Das kann wohl ſeyn, verſetzte der Schäfer. Aber wann biſt du denn ſatt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg!

17. (2)

Der abgewieſene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

Du weißt, Schäfer, war ſeine Anrede, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willſt du mir überhaupt jedes Jahr ſechs Schafe geben, ſo bin ich zufrieden. Du kannſt alsdann ſicher ſchlafen und die Hunde ohne Bedenken abſchaffen.

Sechs Schafe? ſprach der Schäfer. Das iſt ja eine ganze Heerde! —

Nun, weil du es biſt, ſo will ich mich mit fünfen begnügen, ſagte der Wolf.

„Du ſcherzeſt; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem Pan."

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer ſchüttelte ſpöttiſch den Kopf.

„Drei? — Zwei?" — —

Nicht ein einziges, fiel endlich der Beſcheid. Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachſamkeit ſichern kann.

18. (3)

Aller guten Dinge ſind drei, dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, ſprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grauſamſte, gewiſſenloſeſte Thier verſchrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweiſen, wie Unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein Schaf, ſo ſoll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unſicher macht als ich, frei und unbeſchädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachſt, Schäfer? Worüber lachſt du denn?

O über nichts! Aber wie alt biſt du, guter Freund? ſprach der Schäfer.

„Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebſten Lämmer zu würgen."

Erzürne dich nicht, alter Iſegrim. Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorſchlage einige Jahre zu ſpät kömmſt. Deine ausgebiſſenen Zähne verrathen dich. Du ſpielſt den Uneigennützigen, bloß um dich deſto gemächlicher, mit deſto weniger Gefahr nähren zu können.

19. (4)

Der Wolf ward ärgerlich, faßte ſich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schäfer. Dieſem war eben ſein treuer Hund geſtorben, und der Wolf machte ſich den Umſtand zu Nutze.

Schäfer, ſprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneinigt, und ſo, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen ausſöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten haſt! Wenn du mich aber anſtatt deines verſtorbenen Hundes in Dienſte nehmen willſt, ſo ſtehe ich dir dafür, daß ſie keines deiner Schafe auch nur ſcheel anſehen ſollen.

Du willſt ſie alſo, verſetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beſchützen? —

„Was meine ich denn ſonſt? Freilich."

Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Horden einnähme, ſage mir doch, wer ſollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beſchützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hauſe ſicher zu ſeyn, das halten wir Menſchen — —

Ich höre ſchon, ſagte der Wolf, du fängſt an zu moraliſiren. Lebe wohl!

20. (5)

Wäre ich nicht ſo alt! knirſchte der Wolf. Aber ich muß mich leider in die Zeit ſchicken. Und ſo kam er zu dem fünften Schäfer.

Kennſt du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deines gleichen wenigſtens kenne ich, verſetzte der Schäfer.

„Meines gleichen? Daran zweifle ich ſehr. Ich bin ein ſo ſonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundſchaft wohl werth bin.“

Und wie ſonderbar biſt du denn?

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und freſſen, und wenn es mir das Leben koſten ſollte. Ich nähre mich bloß mit todten Schafen. Iſt das nicht löblich? Erlaube mir alſo immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht —“

Spare der Worte! ſagte der Schäfer. Du müßteſt gar keine Schafe freſſen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht ſeyn ſollte. Ein Thier, das mir ſchon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt und geſunde für krank anſehen. Mache auf meine Freundſchaft alſo keine Rechnung und geh!

21. (6)

Ich muß nun ſchon mein Liebſtes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen! dachte der Wolf, und kam zu dem ſechsten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz? fragte der Wolf.

Dein Pelz? ſagte der Schäfer. Laß ſehen! Er iſt ſchön; die Hunde müſſen dich nicht oft unter gehabt haben.

„Nun ſo höre, Schäfer; ich bin alt, und werde es ſo lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode; und ich vermache dir meinen Pelz.“

Ei, ſieh doch! ſagte der Schäfer. Kömmſt du auch hinter die Schliche der alten Geizhälſe? Nein, nein; dein Pelz würde mich am Ende ſiebenmal mehr koſten, als er werth wäre. Iſt es dir aber ein Ernſt, mir ein Geſchenk zu machen, ſo gieb mir ihn gleich jetzt. — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

22. (7)

O die Unbarmherzigen! ſchrie der Wolf, und gerieth in die äußerſte Wuth. So will ich auch als ihr Feind ſterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn ſie wollen es nicht beſſer!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erſchlagen.

Da ſprach der Weiſeſte von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Aeußerſte brachten und ihm alle Mittel zur Beſſerung, ſo ſpät und erzwungen ſie auch war, benahmen!

23. Die Maus.

Eine philoſophiſche Maus pries die gütige Natur, daß ſie die Mäuſe zu einem ſo vorzüglichen Gegenſtande ihrer Erhaltung gemacht habe. Denn eine Hälfte von uns, ſprach ſie, erhielt von ihr Flügel, daß, wenn wir hier unten auch alle von den Katzen ausgerottet würden, ſie doch mit leichter Mühe aus den Fledermäuſen unſer ausgerottetes Geſchlecht wieder herſtellen könnte.

Die gute Maus wußte nicht, daß es auch geflügelte Katzen giebt. Und ſo beruht unſer Stolz meiſtens auf unſrer Unwiſſenheit!

24. Die Schwalbe.

Glaubet mir, Freunde, die große Welt iſt nicht für den Weiſen, iſt nicht für den Dichter! Man kennt da ihren wahren Werth nicht, und ach! ſie ſind oft ſchwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauſchen.

In den erſten Zeiten war die Schwalbe ein eben ſo tonreicher melodiſcher Vogel, als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einſamen Büſchen zu wohnen, und da von niemand, als dem fleißigen Landmanne und der unſchuldigen Schäferin gehört und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demüthigere Freundin und zog in die Stadt. — Was geſchah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, ſo verlernte ſie es nach und nach, und lernte dafür — bauen.

25. Der Adler.

Man fragte den Adler: Warum erzieheſt du deine Jungen ſo hoch in der Luft?

Der Adler antwortete: Würden ſie ſich, erwachſen, ſo nahe zur Sonne wagen, wenn ich ſie tief an der Erde erzöge?

26. Der junge und der alte Hirſch.

Ein Hirſch, den die gütige Natur Jahrhunderte hatte leben laſſen, ſagte einſt zu einem ſeiner Enkel: Ich kann mich der Zeit noch ſehr wohl erinnern, da der Menſch das donnernde Feuerrohr noch nicht erfunden hatte.

Welche glückliche Zeit muß das für unſer Geſchlecht geweſen ſeyn! ſeufzte der Enkel.

Du ſchließeſt zu geſchwind! ſagte der alte Hirſch. Die Zeit war anders, aber nicht beſſer. Der Menſch hatte da, anſtatt der Feuerrohres, Pfeile und Bogen; und wir waren eben ſo ſchlimm daran als jetzt.

27. Der Pfau und der Hahn.

Einſt ſprach der Pfau zu der Henne: Sieh einmal, wie hochmüthig und trotzig dein Hahn einher tritt! Und doch ſagen die Menſchen nicht: der ſtolze Hahn; ſondern nur immer: der ſtolze Pfau.

Das macht, ſagte die Henne, weil der Menſch einen gegründeten Stolz überſieht. Der Hahn iſt auf ſeine Wachſamkeit, auf ſeine Mannheit ſtolz; aber worauf du? — Auf Farben und Federn.

28. Der Hirſch.

Die Natur hatte einen Hirſch von mehr als gewöhnlicher Größe gebildet und an dem Hals hingen ihm lange Haare herab. Da dachte der Hirſch bei ſich ſelbſt: Du könnteſt dich ja wohl für ein Elend anſehen laſſen. Und was that der Eitele, ein Elend zu ſcheinen? Er hing den Kopf traurig zur Erde und ſtellte ſich, ſehr oft das böſe Weſen zu haben.

So glaubt nicht ſelten ein witziger Geck, daß man ihn für keinen ſchönen Geiſt halten werde, wenn er nicht über Kopfweh und Hypochonder klage.

29. Der Adler und der Fuchs.

Sey auf deinen Flug nicht ſo ſtolz! ſagte der Fuchs zu dem Adler. Du ſteigſt doch nur deßwegen ſo hoch in die Luft, um dich deſto weiter nach einem Aaſe umſehen zu können.

So kenne ich Männer, die tiefſinnige Weltweiſe geworden ſind, nicht aus Liebe zur Wahrheit, ſondern aus Begierde zu einem einträglichen Lehramte.

30. Der Schäfer und die Nachtigall.

Du zürneſt, Liebling der Muſen, über die laute Menge des parnaſſiſchen Geſchmeißes? — O höre von mir, was einſt die Nachtigall hören mußte.

Singe doch, liebe Nachtigall! rief ein Schäfer der ſchweigenden Sängerin an einem lieblichen Frühlingsabende zu.

Ach! ſagte die Nachtigall, die Fröſche machen ſich ſo laut, daß ich alle Luſt zum Singen verliere. Hörſt du ſie nicht?

Ich höre ſie freilich, verſetzte der Schäfer. Aber nur dein Schweigen iſt Schuld, daß ich ſie höre.

Fragmente.

> — — — disjecti membra poetae.
> Horaz.

1753.

Aus einem Gedichte über die menſchliche Glückſeligkeit.

Wie kömmt es, daß ein Geiſt, der nichts als Glauben haßt,
Und nichts als Gründe liebt, den Schatten oft umfaßt,
Wenn er die Wahrheit denkt in ſichern Arm zu ſchließen,
Daß ihm zum Anſtoß wird, was alle Kinder wiſſen?
Wer lehrt mich, ob's an ihm, ob's an der Wahrheit liegt?
Verführet er ſich ſelbſt? Iſt ſie's, die ihn betrügt?
Vielleicht hat beides Grund, und wir ſind nur erſchaffen,
Anſtatt ſie einzuſehn, bewundernd zu begaffen.
Sie, die der Dirne gleicht, die ihre Schönheit kennt,
Und jeden an ſich lockt, und doch vor jedem rennt,
Auch dem, der ſie verfolgt, und fleht und ſchmeicht und ſchwöret,
Wird kaum ein Blick gegönnt, und wird nur halb gehöret.
Verzweifelnd und verliebt wünſcht ſie die Welt zu ſehn;
Stürzt jeden in Gefahr, um keinem beizuſtehn.
Ein Zweifler male ſich ihr Bild in dieſen Zügen!
Nein, ſie betrügt uns nie! . . . Wir ſind's, die uns betrügen.

Ein Geiſt, der auf dem Pfad, den man vor ihm gegangen,
Nicht weiter kommen kann, als tauſend mitgelangen,
Verliert ſich in der Meng', die kein Verdienſt beſitzt,
Als daß ſie redlich glaubt, und was ſie weiß, beſchützt.
Dieß iſt es, was ihn quält. Er will, daß man ihn merke.
Zum Folgen allzu ſtolz, fehlt ihm der Führer Stärke.
Drum ſpringt er plötzlich ab, ſucht kühn, doch ohn' Verſtand,
Ein neues Wahrheitsreich, ein unentdecktes Land.
Ihm folgt ein leichter Schwarm noch zehnmal klein'rer Geiſter.
Wie glücklich iſt er nun; die Rotte nennt ihn Meiſter.
Er wagt ſich in die Welt mit Witz und frecher Stirn.
Und was lehrt uns denn nun ſein göttliches Gehirn?
Dank ſey dem großen Geiſt, der Furcht und Wahn vertrieben!
Er ſpricht's, und Gott iſt nicht zu fürchten, nicht zu lieben.
„Die Freiheit iſt ein Traum; die Seele wird ein Ton,
„Und meint man nicht das Hirn, verſteht man nichts davon.
„Dem Gut und Böſen ſetzt ein blöder Weiſe Schranken,
„Und ihr beglaubtes Nichts wohnt nur in den Gedanken.
„Cartuſch und er, der nie ſein Leid und Neid vergaß,
„Cartuſch und Epictet verdient nicht Ruhm, nicht Haß.
„Der ſtahl, weil's ihm gefiel und weil er ſtehlen mußte;
„Der lebte tugendhaft, weil er nichts beſſers wußte.
„Der ward wie der regiert, und ſeiner Thaten Herr
„War, wie ein Uhrwerk nie, auch nie ein Sterblicher.
„Wer thut was ihm gefällt, thut das, was er thun ſollte;
„Nur unſer Stolz erfand das leere Wort: ich wollte.
„Und eben die, die uns ſtark oder ſchwach erſchafft,
„Sie, die Natur, ſchafft uns auch gut und laſterhaft.“ —
Wer glaubte, daß ein Geiſt, um kühn und neu zu denken,
Sich ſelber ſchänden kann, und ſeine Würde kränken?

Der Menge Beifall iſt zwar nie der Wahrheit Grund,
Und oft liegt ihre Lehr' in eines Weiſen Mund,
Der, alles ſelbſt zu ſehn, in ſich zurückgegangen,
Des Zweifels Gegengift durch Zweifeln zu erlangen.
Doch macht den größern Theil auch das zum Lügner nicht,
Weil der und jener Narr von Gegengründen ſpricht.
Er, der die Wahrheit ſucht, darf nicht die Stimmen zählen;
Doch wenn die Menge fehlt, ſo kann auch einer fehlen.
Ich glaub, es iſt ein Gott, und glaub es mit der Welt,
Weil ich es glauben muß, nicht weil es ihr gefällt.
Doch der, der ſich nicht ſelbſt zu denken will erkühnen,
Der fremdes Wiſſen nutzt, dem andrer Augen dienen,
Folgt klüglicher der Meng als einem Sonderling . . .

G'nug, wer Gott läugnen kann, muß ſich auch läugnen können.
Bin ich, ſo iſt auch Gott. Er iſt von mir zu trennen,
Ich aber nicht von ihm. Er wär, wär ich auch nicht;
Und ich fühl was in mir, das für ſein Daſeyn ſpricht.
Weh dem, der es nicht fühlt und doch will glücklich werden,
Gott aus dem Himmel treibt, und dieſen ſucht auf Erden!

Beklagenswürd'ge Welt, wenn dir ein Schöpfer fehlt,
Deſſ' Weisheit nur das Wohl zum Zweck der Thaten wählt!
Spielt nur ein Ungefähr mit mein und deinem Weſen,
Ward ich nur, weil ich ward, und biſt du nicht erleſen;
Was hält den feigen Arm, daß er beim kleinſten Schmerz
Zu ſeiner Rettung ſich den Dolch nicht drückt ins Herz?
Stirb, weil dein Leiden doch zu keiner Abſicht zwecket,
Und dich in Freud und Leid ein häm'ſcher Zufall necket,
Der dich durch kurze Luſt ruckweiſe nur erquickt,
Daß dich der nächſte Schmerz nicht unempfindlich drückt.
Ein Weiſer ſchätzt kein Spiel, wo nur der Fall regieret,
Und Klugheit nichts gewinnt und Dummheit nichts verlieret.
Verluſt ohn meine Schuld iſt ein zu bittres Gift,
Und Glück ergötzt mich nicht, das auch die Narren trifft.
Stirb und verlaß die Welt, das Urbild ſolcher Spiele,
Wo ich Pein ohne Schuld, und Luſt mit Eckel fühle.
Doch warum eifr' ich ſo? Gott iſt, mein Glück ſteht feſt,
Das Wechſel, Schmerz und Zeit mir ſchmackhaft werden läßt.

Die Wahrheit wird manchmal in Fabeln gern gehöret;
So höre, was mich einſt ein frommer Mönch gelehrt.
Zur gütigen Natur kroch mit Verdruß und Klage
Der Gärten fleiß'ger Feind, der ird'ſche Feind vom Tage.
„Natur, dem Maulwurf nur warſt du ſtiefmütterlich?
„Für alle ſorgteſt du? und ſorgteſt nicht für mich?“
„Was klagſt du?“ . . . O Natur! das ſollteſt du nicht wiſſen?
„Warum ſoll ich allein das Glück zu ſehen miſſen?
„Der Menſch ſieht, ich bin blind. Mein Leben hängt daran;
„Der Falle zu entgehn, gieb, daß ich ſehen kann.“
„Sey ſehend, daß ich auch bei dir entſchuldigt werde!“
Er ſah, und grub ſich gleich in die geliebte Erde.
Hier, wo kein Strahl des Lichts die Finſterniß verjagt,
Was nutzt ihm hier ſein Glück? daß er von neuem klagt.
„Natur, ſchrie er zurück, das ſind unmöglich Augen.“
„Sie ſind's, nur daß ſie nicht für einen Maulwurf taugen.“

Und das, was in mir wohnt, was in mir fühlt und denket;
Das, was zwar mein Gehirn, doch nicht die Welt umſchränket;
Das, was ſich ſelber weiß und zu ſich ſpricht: ich bin,
Was auch die Zeit beherrſcht und was mit der will fliehn,
Durch unſichtbare Macht auf heut und morgen bringet,
Und Morgen, eh es wird, mit weitem Blick durchdringet;
Das mich, dem die Natur die Flügel nicht verliehn,
Vom niedern Staube hebt, die Himmel zu umziehn;
Das, was die Stärk erſetzt, die in dem Löwen wüthet,
Wodurch der Menſch ein Menſch und ihm als Menſch gebietet:
Das wird des Uhrwerks Kraft, das im Gehirne geht,
Und ſeines Körpers Theil, weil man es nicht verſteht.
Doch ſprich, du kluger Thor, wenn es die Körper zeigen,
Verſteht man es dann eh, als wenn es Geiſtern eigen?
Du macheſt Schwierigkeit durch Schwierigkeiten klar,
Vertreibſt die Dämmerung und bringſt die Nacht uns dar.
Wie jetzo meinem Licht, das in den ſtillen Stunden
Mit meinem Fleiße wacht, der noch kein Glück gefunden,
Da ich es putzen will, die unachtſame Hand
Den Dacht zu knapp gekürzt, die Flamme gar verſchwand ꝛc.

Aus einem Gedichte an den Herrn Baron von Sp**.

Die Schule macht den Dichter? Nein.
Er, welchen die Natur zu ihrem Maler wählet,
Und ihn, ein mehr als Menſch zu ſeyn,
Mit jenem Feu'r beſeelet.
Das leider mir! doch nicht von Sp** fehlet;
Dem ſie ein fühlend Herz und ein harmoniſch Ohr,
Und einen Geiſt verlieh, dem Glück und Ehr und Thor
Nie marternd Mißvergnügen macht,
Wenn nur auf ihn die holde Muſe lacht,
Die ſeinen edlern Theil von dem Vergeſſen ſparet,
Wofür kein Titel nicht, nicht Königsgunſt bewahret:
Ein ſolcher dringt hervor, wohin das Glück ihn ſtieß.
Das gern auch Dichter plagen wollte,
Iſt minder das, was es ihn werden ließ,
Als was er werden ſollte.

Und ſchon hat man geſehen
Als zweifach Adams Sohn ihn hinterm Pfluge gehen.
Als fauler Rinder Herr wagt er ein göttlich Lied,
Das Muſen vom Olymp, ihn aus dem Staube zieht;
Er wirft den Zepter weg, den er mit Klatſchen ſchwang,
Singt ſchöner ungelehrt, als G** mühſam ſang.

Noch öfter treibet ihn, für Muſen nur geſchaffen,
Ein neidiſches Geſchick zu ungeliebten Waffen,
Und läßt ihn ſtatt auf Pindus Höh,
Im wühlenden Gelärm des wilden Lagers ſchlafen.
Jedoch umſonſt; ſein rührend Rohr
Schweigt bei Karthaunen nicht und thut Trommeten vor.
Sein Muth erſtickt nicht ſeinen Witz;
Sein zärtliches Gefühl, nicht Gier berühmt zu ſterben;
Und die gefaltne Stirn, des Schreckens finſtrer Sitz,
Vom Einfall aufgeklärt, wird ſeinen Scherz verderben.
Die Muſen ſtaunen ſanft, bei Helden ſich zu finden,
Die ihrer Lorbeern Schmuck in Mavors Lorbeern winden.

Aus einem Gedichte über den jetzigen Geſchmack in der Poeſie.

Noch rollt dein leichter Vers auf leichten Jamben fort;
Noch bringſt du gleichen Schall an den gewohnten Ort;
Noch denkſt du, wie man denkt, eh' man den Witz verwöhnet,
Daß er ſich eckel nur nach ſeltnen Bildern ſehnet;
Noch red'ſt du, wie man red't, eh' man die Zunge bricht,
Daß ſie lateiniſch Deutſch mit ſchönen Stammeln ſpricht.
Noch haſt du nicht gewagt, ein römiſch Lied zu ſpielen,
Das von Gedanken ſtrotzt, doch minder hat zum fühlen.
Noch tönt dein ſchwacher Mund die Götterſprache nicht;
Noch giebſt du jedem Zug ſein ihm gehörig Licht;
Noch trägt Wort und Begriff bei dir nicht neue Banden,
Wer dich geleſen hat, der hat dich auch verſtanden;
Du biſt von kalter Art, die gern vernünftig denkt,
Und ihrem Zweifel mehr als ihrem Witze ſchenkt...
Und willſt ein Dichter ſeyn? . . Geh, laß den ſchweren Namen,
Zum Dichter trägſt du kaum den ungekeimten Samen.

So ſprach ein großer Geiſt, von K** Feu'r erhitzt,
Zu meiner Muſe jüngſt, die noch im Dunkeln ſitzt.
Mitleidig wollt' er mich die kühnen Wege lehren,
Wo uns die Welt nicht hört, doch künft'ge Welten hören.
Nein, ſprach ich, jener Wahn hat mich noch nicht berauſcht,
Der nicht die Feſſeln flieht, die Feſſeln nur vertauſcht,
Die Ketten von dem Fuß ſich an die Hände leget,
Und glaubt, er trägt ſie nicht, weil ſie der Fuß nicht träget.
Du ſiehſt, wo Opitz ging . . . Voll Zorn verließ er mich,
Und donnert hinten nach: Kein Schweizer lobe dich!
Erſchüttert von dem Fluch bis in das Mark der Glieder,
Schlug ich, dem Sünder gleich, die Augen ſchamroth nieder,
Für den die Rache ſchon den Stab gebrochen hat,
Beſtimmt zum Prediger der Tugend auf dem Rad.
Vom kalten Schau'r erloſch in mir das heil'ge Feuer,
Das ſtille Dichter lehrt, auch ſonder einen M**.
Voll Eckel ſah ich mich, und ſahe mich veracht;
Von Enkeln nicht gekannt, die B** ſchwärm'riſch macht;
Ich ſah voll Furcht hinaus auf Scenen künft'ger Dichter;
Die Wage der Kritik hielt ein gewalt'ger Richter,
Der ſeines Beifalls Wucht mit auf die Schale legt,
Die, wie ſein Finger will, ſteigt oder überſchlägt ꝛc.

Aus einem Gedichte an den Herrn M**.

Der lobt die Neuern nur, und der lobt nur die Alten.
Freund, der ſie beide kennt, ſprich, mit wem ſoll ich's halten?
Die Weisheit, war ſie nur verfloſſ'ner Zeiten Ehr'?
Iſt nicht des Menſchen Geiſt der alten Größe mehr?
Wie? oder ward die Welt zu unſrer Zeit nur weiſe?
Und ſtieg die Kunſt ſo ſpät bis zu dem höchſten Preiſe?
Nein, nein; denn die Natur wirkt ſich ſtets ſelber gleich,
Im Wohlthun ſtets gerecht, an Gaben allzeit reich.
An Geiſtern fehlt es nie, die aus gemeinen Schranken
Des Wiſſens ſich gewagt, voll ſchöpf'riſcher Gedanken;
Nur weil ihr reger Sinn nicht allzeit eins geliebt,
Ward von der Kunſt bald der, bald jener Theil geübt.
Das Alter wird uns ſtets mit dem Homer beſchämen,
Und unſrer Zeiten Ruhm muß Newton auf ſich nehmen.
Zwei Geiſter, gleich an Größ' und ungleich nur im Werk,
Die Wunder ihrer Zeit, des Neides Augenmerk.
Wer zweifelt, daß Homer ein Newton worden wäre,
Und Newton, wie Homer, der ew'gen Dichtkunſt Ehre,
Wenn dieſer das geliebt und dieſes der gewählt,
Worinne beiden doch nichts mehr zum Engel fehlt?
Vor dieſem galt der Witz, und durch den Witz der Dichter,
Selbſt Griechen machten ihn zum Feldherrn und zum Richter.
Jetzt ſucht man mehr als Witz; die Zeit wird gründlicher,
Und macht den Weg zum Ruhm dem Weiſen doppelt ſchwer.
Nutz geht Vergnügung vor. Was nur den Geiſt ergötzet,
Den Beutel ledig läßt, verdient das, daß man's ſchätzet?
Ihr weiſen Enkel ſeht der Aeltern Fehl wohl ein:
Sonſt war der Dichter groß, nun wird's ein Schreiber ſeyn.
Schon recht, der nutzt dem Staat. Und müßige Poeten
Hat Plato's Republik, Europa nicht, von nöthen.
Was iſt denn ihre Kunſt, und worauf trotzen ſie?
Der Dummkopf, der ſie ſchmäht, begriff ihr Vorrecht nie.
Ihr Muſter iſt Natur, ſie in belebten Bildern
Mit eignen Farben uns, verſchönert oft, zu ſchildern.
Doch, Dichter, ſage ſelbſt, was ſchilderſt du von ihr?
Der Dinge Flächen nur und Schein gefalle dir,
Wie ſie das Auge ſieht, dem Geiſte vorzumalen.
Bleibſt du den Sinnen treu und machſt aus Geiſtern Schalen.
Ins Inn're der Natur dringt nie dein kurzer Blick;
Dein Wiſſen iſt zu leicht und nur des Pöbels Glück.
Allein mit kühnem Aug' ins Heiligthum zu blicken,
Wo die Natur im Werk, bemüht mit Meiſterſtücken,
Bei dunkler Heimlichkeit, der ew'gen Richtſchnur treu,
Zu unſerm Räthſel wird, und Kunſt ihr kömmt nicht bei;
Der Himmel Kenner ſeyn, bekannt mit Mond und Sternen,
Ihr Gleis, Zeit, Größ' und Licht durch glücklichs Rathen lernen;
Nicht fremd ſeyn auf der Welt, daß man die Wohnung kennt,
Der Herrn ſich mancher Thor, ohn' ſie zu kennen, nennt;
Bald in dem finſtern Schacht, wo Graus und Reichthum thronet,
Und bei dem Nutz Gefahr in hohlen Felſen wohnet,
Der Steine theure Laſt, der Erze hart Geſchlecht,
Der Gänge Wunderlauf, was ſchimmernd und was echt,
Mit mühſamer Gefahr und fährlichen Beſchwerden
Neugierig auszuſpähn, und ſo ihr Herr zu werden;
Bald in der luſt'gen Plän, im ſchauernd dunkeln Wald,
Auf kahler Berge Haupt, in krummer Felſen Spalt,
Und wo die Neubegier die ſchweren Schritte leitet,
Und Froſt und Wind und Weg die Lehrbegier beſtreitet,
Der Pflanzen grünen Zucht gelehrig nachzugehn,
Und mit dem Pöbel zwar, doch mehr als er, zu ſehn;
Bald mehr Vollkommenheit in Thieren zu entdecken,
Der Vögel Feind zu ſeyn und Störer aller Hecken;
Zu wiſſen was dem Bär die ſtarken Knochen füllt,
Was in dem Elend zuckt, was aus dem Ochſen brüllt,
Was in dem Ocean für ſcheußlich Unthier ſchwimmet,
Und welche Schneckenbrut an ſeinem Ufer glimmet;
Was jedem Thier gemein, was ihm beſonders iſt,
Was jedes Reich verbind't, wo jedes March ſich ſchließt;
Bald mit geübtem Blick den Menſchen zu ergründen,
Des Blutes Kreislauf ſeh'n, ſein feſtes Triebwerk finden:
Dazu gehöret mehr, als wenn beim Glaſe Wein
Der Dichter ruhig ſingt, beſorgt nur um den Schein.
O Zeit, beglückte Zeit! wo gründlich ſeltne Geiſter
Gott in der Creatur, im Kunſtſtück ſeinen Meiſter,
Dem Spötter aufgedeckt, der blind ſich und die Welt
Für eine Glücksgeburt des blinden Zufalls hält.
Rühmt eure Dichter nur, ihr Väter alter Zeiten,
Die Meiſter ſchönes Wahns und kleiner Trefflichkeiten,
Durch die Gott und ſein Dienſt ein albern Mährlein ward,
Vom Pöbel nur geglaubt, der Geiſter kleinſten Art.
Die Wahrheit kam zu uns im Glanz herab geflogen,
Und hat im Newton gern die Menſchheit angezogen.
Uns ziert ein Aldrovand, ein Reaumur ziert uns mehr,
Als alle Muſen euch im einzigen Homer.
Was großes iſt es nun, ſich einen Held erdenken,
Und ihn mit eigner Kraft in ſchweres Unglück ſenken,
Woraus ihn bald ein Gott, bald unbeglaubter Muth
Mit großen Thaten reißt, die der Poete thut?
Braucht nicht der Philoſoph mehr Witz und ſtärkre Sinnen,
Der kleine Wunder ſucht, bekannt mit Wurm und Spinnen?
Dem keine Raupe kriecht, der Namen er nicht nennt,
Und jeden Schmetterling vom erſten Urſprung kennt;
Dem Fliegen nicht zu klein, noch Käfer zu geringe,
Und in der Mücke ſieht den Schöpfer aller Dinge;
Dem jeder Eſſigtropf wird eine neue Welt,
Die eben der Gott ſchuf und eben der Gott hält.
Da ſieht er Abenteu'r, die jener nur erfindet,
Und iſt des Staates kund, den Bien' und Ameiſ' gründet.

Ja, wenn ein Molier, der Tugend muntrer Freund,
Der Spötter eiteln Wahns, des Lächerlichen Feind,
Auf Fehler merkſam wird, und lernt aus hundert Fällen
Der Menſchen trotzig Herz und trügriſches Verſtellen;
Wenn ſeiner Spötterei kein alter Hut entgeht,
Und ihm das Laſter nie zu hoch zur Strafe ſteht:
Braucht er ſo viel Verſtand, als wenn aus kleinen Reiſen
Des Schwanzſterns Dörfel uns will ſeine Laufbahn weiſen,
Wenn er aus einem Stück aufs Ganze richtig ſchließt,
Und durch den einen Bug die ganze Krümmung mißt?
Braucht er ſo viele Kunſt, die Winkel zu entdecken,
In die das ſcheue Heer, die Laſter ſich verſtecken,
Als jener, der im Glas entfernte Monden ſieht,
Und ihre Größ' und Bahn in helle Tafeln zieht?
Und als ein andrer, der aus wenigen Minuten
Die Fahrt des Lichts beſtimmt, und rechnet ſie nach Ruthen?
Wer braucht mehr Geiſt und Müh', der, der in fauler Luſt
Den Wein trinkt und erhebt, gelehnt an Phyllis Bruſt?
Wie? oder der ſein Feu'r, wie es die Sonn' erzeuget,
Und wie der Saft im Stock durch enge Röhren ſteiget,
Aus Gründen uns erklärt, und werth iſt, daß der Wein
Ihn einzig nur erfreu', und ſtärk' ihn nur allein?
Der Dichtern nöth'ge Geiſt, der Möglichkeiten dichtet,
Und ſie durch ſeinen Schwung der Wahrheit gleich entrichtet,
Der ſchöpferiſche Geiſt, der ſie beſeelen muß,
Sprich, M***, du weißt's, braucht den kein Phyſikus?
Er, der zuerſt die Luft aus ihrer Stelle jagte,
Und mehr bewies, als man je zu errathen wagte;
Er, der im Sonnenſtrahl den Grund der Farben fand,
Und ihre Aenderung in feſte Regeln band;
Er, der vom Erdenball die platten Pole wußte,
Eh' ein Maupertuis ſie glücklich meſſen mußte;
Hat die kein Schöpfergeiſt bei ihrer Müh beſeelt:
Und iſt es nur Homer, weil ihm ein ältrer fehlt?

Wird Ariſtoteles nicht ohne Grund geprieſen,
Dem nie ſich die Natur, als unterm Flor gewieſen?
Ein dunkler Wörterkram von Form und Qualität
Iſt, was er andre lehrt und ſelber nicht verſteht.
Zu glücklich, wenn ſie nicht mit ſpitzig ſeichten Grillen
Die Lücken der Natur durch leere Töne füllen!
Ein ſelbſt erwählter Grund ſtützt keine Wahrheit feſt,
Als die man, ſtatt zu ſehn, ſich ſelber träumen läßt;
Und wie wir die Natur bei alten Weiſen kennen,
Iſt ſie ihr eigen Werk, nicht Gottes Werk zu nennen.
Vergebens ſucht man da des Schöpfers Majeſtät,
Wo alles nach der Schnur verkehrter Grillen geht.
Wird gleich die Faulheit noch die leichten Lügen ehren,
Genug, wir ſehen Gott in neuern klärern Lehren.
Stagirens Ehr' iſt jetzt den Phyſikern ein Kind,
Wie's unſre Dichter noch bei alten Dichtern ſind ꝛc.

Anmerkung. Daß dieſes Gedicht nicht ganz iſt, und daß ich es an vielen Orten ſelbſt nicht mehr verſtehe, dieſes habe ich dem verſtorbenen Herrn Profeſſor Menz in Leipzig zu danken. Der Freund, an den es gerichtet iſt, ließ es in ein phyſikaliſches Wochenblatt einrucken. Dieſe Ehre kam mir ein wenig theuer zu ſtehen. Herr Menz war Cenſor, und zum Unglücke einer von denen, welche vermöge dieſes Amts das Recht zu haben glauben, die Schriftſteller nach Belieben zu mißhandeln. Er hat unter andern den ganzen Schluß weggeſtrichen, worin man über gewiſſe, wenn Gott will, phyſikaliſche Kindereien lachte, in welchen der und jener Naturlehrer alle ſeine Geſchicklichkeit beſtehen läßt.

An den Herrn Marpurg,

über die Regeln der Wiſſenſchaften zum Vergnügen, beſonders der Poeſie und Tonkunſt.

Der du für dich und uns der Töne Kräfte kennſt,
Der Kunſt und der Natur ihr wahres Amt ernennſt,
Maaß, Gleichheit, Ordnung, Werth im Reich der Schalle lehreſt,
Denkſt, wo man ſonſt nur fühlt, und mit der Seele höreſt,
Dein Ohr nicht kitzeln läßt, wenn du nicht weißt warum?
Dem ſchwere Schönheit nur Luſt bringt und Meiſtern Ruhm;
Freund, ſprich, ſoll die Muſik nicht alle Welt ergötzen?
Soll ſie's; was darf man ſie nach ſtrengen Regeln ſchätzen?
Die grübelnde Vernunft dringt ſich in alles ein,
Und will, wo ſie nicht herrſcht, doch nicht entbehret ſeyn.
Ihr flucht der Orthodox; denn ſie will ſeinem Glauben,
Der blinde Folg' erheiſcht, den alten Beifall rauben.
Und mich erzürnt ſie oft, wenn ſie der Schul' entwiſcht,
Und ſpitz'gem Tadel bald in unſre Luſt ſich miſcht.
Gebieteriſch ſchreibt ſie vor, was unſern Sinnen tauge,
Macht ſich zum Ohr des Ohrs, und wird des Auges Auge.
Dort ſteigt ſie allzuhoch, hier allzutief herab,
Der Sphär' nie treu, die Gott ihr zu erleuchten gab.
Die iſt des Menſchen Herz, wo ſich bei Irrthums Schatten,
Nach innerlichem Krieg, mit Laſtern Laſter gatten,
Wo neues Ungeheu'r ein jeder Tag erlebt,
Und nach dem leeren Thron ein Schwarm Rebellen ſtrebt.
Hier laß, Vernunft, dein Licht uns unſern Feind erblicken,
Hier herrſche ſonder Ziel, hier herrſch' uns zu beglücken.
Hier findet Tadel, Rath, Geſetz und Strafe ſtatt.
Doch ſo ein kleines Reich macht deinen Stolz nicht ſatt.
Du fliehſt auf Abenteu'r ins Elend zu den Sternen,
Und bauſt ein ſtolzes Reich in unermeſſ'nen Fernen,
Spähſt der Planeten Lauf, Zeit, Größ' und Ordnung aus,
Regierſt die ganze Welt, nur nicht dein eignes Haus.
Und ſteigſt du dann und wann, voll Schwindel, aus den Höhen,
Zufrieden mit dir ſelbſt, wie hoch du ſtiegſt, zu ſehen,
So kommſt du, ſtatt ins Herz, in einen Kritikus,
Der, was die Sinne reizt, methodiſch muſtern muß,
Und treibſt durch Regeln, Gründe, Kunſtwörter, Lehrgebäude,
Aus Luſt die Quinteſſenz, rectificirſt die Freude,
Und ſchaffſt, wo dein Geſchwätz am ſchärfſten überführt,
Daß viel nur halb ergötzt und vieles gar nicht rühret;
Das Fühlen wird verlernt, und nach erkieſten Gründen
Lernt auch ein Schüler ſchon des Meiſters Fehler finden,
Und hält, was Körner hat, für ausgedroſchnes Stroh;
Denn Eckel macht nicht ſatt, und Eigenſinn nicht froh.
Iſt der Vergnügen Reich nicht klein genug umſchränket,
Daß unſer eckler Witz auf eng're Marchen denket?
Treibt denn der Baum der Luſt Holz ſo im Ueberfluß,
Daß man gewaltſam ihm die Aeſte rauben muß?
Iſt unſre Freud ein Feu'r, das ſich zu reichlich nähret,
Das uns, ſchwächt man es nicht, anſtatt erwärmt, verzehret?
Iſt das, was uns gefällt, denn lauter ſtarker Wein,
Den man erſt wäſſern muß, wenn er ſoll heilſam ſeyn?
O nein! denn gleich entfernt vom Geiz und vom Verſchwenden,
Floß, was du gabſt, Natur, aus ſparſam klugen Händen.
Was einen Bauer reizt, macht keine Regel ſchlecht;
Denn in ihm wirkt ihr Trieb noch unverfälſchlich echt;
Und wenn die kühne Kunſt zum höchſten Gipfel flieget,
So ſchwebt ſie viel zu hoch, daß ihn ihr Reiz vergnüget.
So wie des Weingeiſts Glut, weil er zu reinlich brennt,
Kein dichtes Holz entflammt, noch ſeine Theile trennt.
Freund, wundre dich nur nicht, daß einſt des Orpheus Saiten
Die Tiger zahm gemacht und lehrten Bäume ſchreiten;

Das iſt: ein wildes Volk, den Thieren untermengt,
Hat, wenn er ſpielte, ſich erſtaunt um ihn gedrängt.
Sein ungekitzelt Ohr fühlt ſüße Zaubereien;
Ihn lehrt die Macht der Kunſt die Macht der Götter ſcheuen,
Und was der Wundermann lobt, rathet und befiehlt,
Hat bei den Rauheiten den Reiz, mit dem er ſpielt.
Die Menſchlichkeit erwacht; der Tugend ſanftes Feuer
Erhitzt die leere Bruſt und wird die Frucht der Leier.
Der Wald ſieht ſich verſchmäht, man ſammelt ſich zu Hauf,
Man herrſcht, man dient, man liebt, und bauet Flecken auf.
So wirft ein Leiermann, und Gott weiß was für einer:
Den Grund zum größten Staat, und macht die Bürger feiner.
Doch, war's ein Wunder? Nein. Dem unverwöhnten Ohr,
Das noch nichts ſchön'res kennt, kömmt alles göttlich vor.
Jetzt aber .. wähle ſelbſt, nimm Haſſen oder Grauen,
Und ſprich, ihr edler Stolz, wird er ſich ſo viel trauen?
Er beſſ're, wenn er kann, das ungeſchliff'ne Land.
Dem Junker und dem Bau'r fehlt noch gleich viel Verſtand.
Er geh' ſind ſie es werth, und lehr' mit Operntönen,
Was ſich nicht lehren läßt, den ohne Murren fröhnen,
Und jenen ohne Stolz ein Bauerkönig ſeyn.
Der Prieſter räumt ihm gern dazu die Kirchen ein.
Doch er wird zehnmal eh die Karpfen in den Teichen,
Als ihren dummen Bau'r und Bauerherren erweichen.
Nicht weil er ſchlecht geſpielt, weil er kein Orpheus iſt,
Deſſ' Kunſt die Billigkeit nach ſeinen Zeiten mißt;
Nein, weil jetzt (güldne Zeit!) der Pöbel auf den Straßen
Ein ekler Ohr beſitzt, als Kenner ſonſt beſaßen.
Erſt drängt er durch die Wach' ſich toll ins Opernhaus,
Urtheilt erbärmlich dann und ſtrömt in Tadel aus.
Die Wendung war zu alt, die kam zu oftmals wieder;
Hier ſtieg er allzuhoch, hier fiel er plötzlich nieder;
Der Einfall war dem Ohr zu unerwartet da,
Und jener taugte nichts, weil man zuvor ihn ſah;
Bald wird das Traurige zum Heulen wüſter Töne,
Bald iſt die Sprach' des Leids zu ungekünſtelt ſchöne,
Dem iſt das Fröhliche zu ſchäckernd poſſenhaft,
Und jenem eben das ein Grablied ohne Kraft;
Das iſt zu ſchwer geſetzt, und das für alle Kehlen;
Und manchem ſcheint es gar ein Fehler, nie zu fehlen;
Das Wort heißt zu gedehnt und das nicht g'nug geſchleift;
Die Loge weint gerührt, wo jene ziſcht und pfeift.
Wo kommt die Frechheit her, ſo unbeſtimmt zu richten?
Wer lehrt den gröbſten Geiſt die Fehler ſehn und dichten?
Iſt nicht, uneins mit ſich, ein Thor des andern Feind?
Und fühlt der Künſtler nur ſie all auf ſich vereint?
Iſt nicht der Grund, weil ſie erſchlich'ne Regeln wiſſen,
Und, auf gut Glück, darnach vom Stock zum Winkel ſchließen?
Er iſt's. Nun tadle mich, daß ich die Regeln ſchmäh,
Und mehr auf das Gefühl als ihr Geſchwätze ſeh.
Die Schweſter der Muſik hat mit ihr gleiches Glücke;
Kritiken ohne Zahl, und wenig Meiſterſtücke,
Seit dem der Philoſoph auf dem Parnaſſe ſtreift,
Und Regeln abſtrahirt, und die mit Schlüſſen ſteift.
Der Schüler hat gehört, man müſſe fließend dichten.
Was braucht der Schüler mehr, des Schweizers Lied zu richten?
Grob, Lohenſteiniſch, ſchwer giebt ſeinen Worten Wucht.
Die Menge lobt den Wahn; das iſt des Wahnes Frucht.
Ja, ſeine Tyrannei hat leichte Beſſerungen
Nach langem Widerſtand ihm endlich abgedrungen.
Und berſten möcht ich oft, wenn tadelndes Geſchmeiß,
Das kaum mit Müh und Noth die drei Einheiten weiß,
Den Plaut und Moliere zu übertreffen glaubet;
Das iſt, dem Hercules im Schlaf die Keule raubet,
Und brächt ihm gern damit ſchimpfsvolle Wunden an;
Nur ſchade! daß kein Zwerg ſie mächtig führen kann.
Kunſtwörter müſſen dann der Dummheit Blöße decken.
Und ein gelehrt Citat macht Zierden ſelbſt zu Flecken.
Ach arme Poeſie! anſtatt Begeiſterung,
Und Göttern in der Bruſt, ſind Regeln jetzt genung.
Noch einen Bodmer nur, ſo werden ſchöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn, ſtatt Geiſt und Feuer, füllen.
Sein Affe ſchneidert ſchon ein ontologiſch Kleid
Dem zärtlichen Geſchmack zur Maskeradenzeit.
Sein kritiſch Lämpchen hat die Sonne jüngſt erhellet,
Und Klopſtock ward durch ihn, wie er ſchon ſtand, geſtellet.
Tonarten, Intervall, Accorde, Diſſonanz,
Manieren, Clauſeln, Takt, Strich, Conterpunkt und Schwanz,
Mit hundert Wörtern mehr, die tauſend nicht verſtehen,
Worauf ſich tauſend doch pedantiſch albern blähen,
Freund, ſey ſo gut, verbräm mein allzudeutſch Gedicht,
Damit man auch von mir als einem Kenner ſpricht.
Doch nein .. Es möchte mich ein Pfau zu rupfen faſſen.
Wobei ich nichts gedacht, mag ich nichts denken laſſen.
Zwar durch Beſcheidenheit ſteigt man nicht Himmel an;
Dem Mädchen ſteht die Scham, und Prahlerei dem Mann.
Die Regeln ſind dazu, daß wir nicht dürfen ſchweigen,
Wenn Meiſter emſig ſind und ſich in Thaten zeigen.
Wer hat ſo müß'ge Zeit und ſitzet mühſam ſtill,
Daß er erſt alles lern, wovon er reden will?
Ein Weiſer braucht den Mund zum Richten und am Tiſche.
Wer ſchweigt, iſt dumm. Drum ſind das dümmſte Vieh die Fiſche.
Bei einem Glaſe Wein kömmt manches auf die Bahn;
Da heißt es: rede hier, daß man dich ſehen kann.
Und reden kann man ja. Vom Setzen, Dichten, Malen,
Lehrt auch das kleinſte Buch, wo nichts verſtehn, doch prahlen.
Der Schwätzer hat den Ruhm, dem Meiſter bleibt die Müh.
Das iſt der Regeln Schuld, und darum tadl' ich ſie.
Doch meinet man vielleicht, daß ſie dem Meiſter nützen?
Man irrt; das hieß die Welt mit Elephanten ſtützen.
Ein Adler hebet ſich von ſelbſt der Sonne zu;
Sein ungelernter Flug erhält ſich ohne Ruh.
Der Sperling ſteigt ihm nach, ſo weit die Dächer gehen,
Ihm auf der Feuereß, wenn's hoch kömmt, nachzuſehen.
Ein Geiſt, den die Natur zum Muſtergeiſt beſchloß,
Iſt, was er iſt, durch ſich; wird ohne Regeln groß.
Er geht, ſo kühn er geht, auch ohne Weiſer ſicher.
Er ſchöpfet aus ſich ſelbſt. Er iſt ſich Schul und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geſchmack iſt der Geſchmack der Welt.
Wer faſſet ſeinen Werth? Er ſelbſt nur kann ihn faſſen.
Sein Ruhm und Tadel bleibt ihm ſelber überlaſſen.
Fehlt einſt der Menſch in ihm, ſind doch die Fehler ſchön.
Nur ſeine Stärke macht, daß wir die Schwäche ſehn.
So kann der Aſtronom die fernen Sonnenflecken
Durch Hülf' des Sonnenlichts und anders nicht entdecken.
Nachahmen wird er nicht, weil eines Rieſen Schritt,
Sich ſelbſt gelaſſen, nie in Kindertappen tritt.
Nun ſaget mir, was dem die knecht'ſche Regel nützet,
Die, wenn ſie feſt ſich ſtützt, ſich auf kein Beiſpiel ſtützet?
Vielleicht, daß Feu'r und Geiſt durch ſie erſticket wird;
Denn mancher hat, aus Furcht zu irren, ſich verirrt.

Wo er ſchon Vorſicht braucht, verliert er ſeinen Adel.
Er ſinget ſonder Reiz, und darum ohne Tadel.
Doch jedes hundert Jahr, vielleicht auch ſeltner noch,
Kommt ſo ein Geiſt empor, und wird der Schwächern Joch.
Muß man, wenn man ſich ſchwingt, ſtets adlermäßig ſchwingen?
Soll nur die Nachtigall in unſern Wäldern ſingen?
Der nebelhafte Stern muß auch am Himmel ſtehn;
Bei vieler Sonnen Glut würd unſre Welt vergehn.
Drum wird dem Mittelgeiſt vielleicht die Regel nützen?
Die Säul' war dort zur Zier und hier iſt ſie zum Stützen.
Doch, Freund, belehre mich, wie den Apollo nennt;
Wenn er die Töne gleich als ſeine Finger kennt,
Beſäß ſein ſchwerer Geiſt Eucliden und Carteſen,
Und Eulern könnt er gar wie ich Talandern leſen;
Allein, er wagte nichts, allein er dächte nie,
Dem Führer allzutreu, und folgte, wie das Vieh;
Und täuſchte nur das Ohr mit künſtlichem Geklimper:
Wie nennt Apollo den? Wenn's hoch kommt: einen Stümper.
Auch Dichter kenn ich g'nug, die nur die Regel macht.
Wer dieſem Gott nicht dient, iſt ihnen in der Acht.
Wagt ſich ihr netter Geiſt in Molierens Sphäre,
So kommt kein Monolog, kein freier Knecht die Quere;
Geſetzt, er machte gleich die Augen thränenvoll,
Wo man nach Sitt' und Recht ſich ſelbſt belachen ſoll.
Was ſchad't das? Hat er doch die Regeln nie verletzet,
Und gar, o ſeltner Ruhm, noch neue zugeſetzet.
Die Richter preiſen ihn und rufen: ſeht, da ſeht!
Wie auch ein großer Geiſt mit Reiz in Feſſeln geht.
Allein, Freund, lachſt du nicht, daß ich von Stümpern ſpreche?
Wer andrer Schwäche zeigt, verberg' erſt ſeine Schwäche.
Doch ja, du lachſt nicht nur; du gähnſt auch über mich.
Gut, ſchlafe nur nicht ein. Ich ſchließ und frage dich:
Wenn der, der wenig braucht und minder noch begehret,
Bei ſeiner Armuth lacht, und Reiche lachen lehret,
Der nichts verdrüßlich find't, auf alles Zucker ſtreut,
Die Freude ſich nie kauft und ſich doch täglich freut:
Wenn der zu preiſen iſt, iſt der nicht auch zu preiſen,
Deß Ohr ſich nicht empört bei mittelmäß'gen Weiſen,
Der bei des Hirten Flöt' und muntern Dorfſchallmei'n
So freudig kann, als du in Grauens Opern, ſeyn?
Dieß Glück, Freund, wünſch ich dir! und willſt du dich bedanken:
So wünſch' mir gleiche Luſt aus Hallern und aus Hanken.

Die Religion.

Erſter Geſang.

Vorerinnerung.

Die Religion iſt ſchon ſeit verſchiedenen Jahren die Beſchäftigung meiner ernſthaftern Muſe geweſen. Von den ſechs Geſängen, die ich größtentheils darüber ausgearbeitet habe, iſt vor einiger Zeit der Anfang des erſten Geſanges zur Probe gedruckt worden. Ich wiederhole hier dieſe Probe, ohne etwas neues hinzuzuthun; einige Verbeſſerungen ausgenommen. Zum Dichten braucht man Bequemlichkeit, und zum Ausarbeiten Zeit. Beides fehlt mir, und vielleicht wird es mir noch lange fehlen — —. Mein Plan iſt groß. Ich entwerfe ihn in den erſten achtzehn Zeilen ſelbſt, von welchen ich im voraus erinnern muß, daß einige von den Prädicaten daſelbſt auf die Religion überhaupt, nicht auf die einzige wahre Religion gehen. Der erſte Geſang iſt beſonders den Zweifeln beſtimmt, welche wider alles Göttliche aus dem innern und äußern Elende des Menſchen gemacht werden können. Der Dichter hat ſie in ein Selbſtgeſprach zuſammengenommen, welches er, an einem einſamen Tage des Verdruſſes, in der Stille geführt. Man glaube nicht, daß er ſeinen Gegenſtand aus den Augen läßt, wenn er ſich in den Labyrinthen der Selbſterkenntniß zu verlieren ſcheint. Sie, die Selbſterkenntniß, war allezeit der nächſte Weg zu der Religion, und ich füge hinzu, der ſicherſte. Man ſchicke einen Blick in ſich ſelbſt; man ſetze alles, was man weiß, als wüßte man es nicht, bei Seite; auf einmal iſt man in einer undurchdringlichen Nacht. Man gehe auf den erſten Tag ſeines Lebens zurück. Was entdeckt man? Eine mit dem Viehe gemeinſchaftliche Geburt; ja unſer Stolz ſage, was er wolle, eine noch elendere. Ganze Jahre ohne Geiſt, ohne Empfindung folgen darauf, und den erſten Beweis, daß wir Menſchen ſind, geben wir durch Laſter, die wir in uns gelegt fanden, und mächtiger in uns gelegt fanden als die Tugenden. Die Tugenden! Vielleicht ein leerer Ton! Die Abwechſelung mit den Laſtern ſind unſere Beſſerungen; Beſſerungen, die die Jahre wirken, die ihren Grund in der Veränderung unſerer Säfte haben. Wer iſt von dieſem elenden Looſe ausgenommen? Auch nicht der Weiſeſte. Bei ihm herrſchen die Laſter nur unter ſchönern Larven, und ſind, wegen der Natur ihrer Gegenſtände, nur minder ſchädlich, aber eben ſo ſtark, als bei der verworfenſten Seele aus dem Pöbel. Der Dichter darf die Beiſpiele nicht in der Ferne ſuchen. Alle ſein Fleiß hat ihm nur die Zeit zum Uebelthun benommen, den Hang aber dazu nicht geſchwächt. Unter andern Umſtänden würde er — — und wer muß nicht ein gleiches von ſich geſtehen? — — vielleicht ein Schaum der Böſewichter, oder das Muſter eines Thoren geworden ſeyn. Welcher Anblick! in dem ganzen Umfange des menſchlichen Herzens nichts als Laſter zu finden! Und es iſt von Gott? Es iſt von einem allmächtigen, weiſen Gott? Marternde Zweifel! — — Doch vielleicht iſt unſer Geiſt deſto göttlicher. Vielleicht wurden wir für die Wahrheit erſchaffen, da wir es für die Tugend nicht ſind. Für die Wahrheit? Wie vielfach iſt ſie? Jeder glaubt ſie zu haben, und jeder hat ſie anders. Nein, nur der Irrthum iſt unſer Theil, und Wahn iſt unſere Wiſſenſchaft. Fügt zu dieſem erbärmlichen Bilde des edelſten Theiles von uns auch eine Abſchilderung des minder edeln, des Körpers. Er iſt ein Zuſammenhang mechaniſcher Wunder, die von einem ewigen Künſtler zeugen. Ja, aber auch ein Zuſammenhang abſcheulicher Krankheiten, in ſeinem Bau gegründeter Krankheiten, welche die Hand eines Stümpers verrathen. Dieſes alles verführt den zweifelnden Dichter zu ſchließen:

Der Menſch? wo iſt er her?
Zu ſchlecht für einen Gott; zu gut fürs Ungefähr.

Man ſtoße ſich hier an nichts. Alles dieſes ſind Einwürfe, die in den folgenden Geſängen widerlegt werden, wo das jetzt geſchilderte Elend ſelbſt der Wegweiſer zur Religion werden muß.

Was ſich der grobe Witz zum Stoff des Spottes wählt;
Womit die Schwermuth ſich in Probetagen quält;
Wodurch der Aberglaub' in trübe Nacht verhüllet,
Die leichtgetäuſchte Welt mit frommen Teufeln füllet;
Das göttlichſte Geſchenk, das aus des Schöpfers Hand
Den ſchwachen Menſchen krönt, noch über dich, Verſtand;
Was du mit Zittern glaubſt, und bald aus Stolz verſchmäheſt,
Und bald, wenn du dich fühlſt, vom Himmel trotzig fleheſt;
Was dein neugierig Wie? in fromme Feſſeln ſchließt;
Was dem zum Irrlicht wird, und dem ein Leitſtern iſt;
Was Völker knüpft und trennt, und Welten ließ verwüſten,
Weil nur die Schwarzen Gott, kein hölzern Kreuze grüßten;
Wodurch, dem Himmel treu, allein ein Geiſt voll Licht
In jene Dunkelheit mit ſichern Schritten bricht,
Die nach der grauſen Gruft, in unerſchaffnen Zeiten,
Auf unſre Seelen harrt, die Nacht der Sterblichkeiten:
Dieß ſey mein rührend Lied!
Dein Feu'r, Religion!
Entflamme meinen Geiſt; das Herz entflammſt du ſchon.
Dich fühl' ich, ehrfurchtsvoll, gleich ſtark als meine Jugend,
Das thörichte Geweb aus Laſter, Fehl und Tugend.
Nach Wahrheit durſtiger, als durſtig nach der Ehr',
Auf Kluger Beifall ſtolz, doch auf den meinen mehr,
Entfernt von Welt und Glück, in unbelauſchten Stunden,
Hab ich den flücht'gen Geiſt oft an ſich ſelbſt gebunden;
Und gab mir kummerlos, da, weil ich Hülfe ſchrie,
Mich niemand kennen mag, mich ſelbſt zu kennen Müh'.

Der ernſten erſter Blick, die ich auf mich geſchoſſen,
Hat mein erſtanntes Herz mit Schwermuth übergoſſen.
Verloren in mir ſelbſt, ſah, hört' und fühlt' ich nicht;
Ich war in lauter Nacht, und hoffte lauter Licht.
Nun zwanzig Jahr' gelebt — — und noch mich nicht geſehen!
Rief ich mit Schrecken aus, und blieb gleich Säulen ſtehen.
Was ich von mir gedacht, iſt falſch, iſt lächerlich;
Kaum glaub' ich, ich zu ſeyn, ſo wenig kenn' ich mich.
Verdammte Schulweisheit! Ihr Grillen weiſer Thoren!
Bald hätt' ich mich durch euch, wie meine Zeit, verloren.
Ihr habt, da Wähnen nur der Menſchheit Wiſſen iſt,
Den ſtolzen Sinn gelehrt, daß er mehr weiß, als ſchließt.
Dem Irrthum in dem Schooß, träumt er von Lehrgebäuden,
Und kann, ſtolz auf den Traum, kein wachſam Zweifeln leiden.
Das Forſchen iſt ſein Gift, Hartnäckigkeit ſein Ruhm;
Wer ihn bekehren will, raubt ihm ſein Eigenthum;
Ihm, der ſtolz, von der Höh' der aufgethürmten Lügen,
Natur und Geiſt und Gott ſieht unverhüllet liegen.
Warum? Wer? Wo bin ich? Zum Glück. Ein Menſch. Auf Erden.
Beſcheide ſonder Licht, die Kindern g'nügen werden!
Was iſt der Menſch? Sein Glück? Die Erd', auf der er irrt?
Erklärt mir, was ihr nennt. Dann ſagt auch, was er wird;
Wenn ſchnell das Uhrwerk ſtockt, das in ihm denkt und fühlet?
Was bleibt von ihm, wenn ihn der Würmer-Heer durchwühlet,
Das ſich von ihm ernähret und bald auf ihm verreckt?
Sind Wurm und Menſch alsdann gleich hoffnungslos geſtreckt?
Bleibt er im Staube Staub? Wird ſich ein neues Leben
Auf einer Allmacht Wink, aus ſeiner Aſche heben?
Hier ſchweigt die Weisheit ſelbſt, den Finger auf den Mund,
Und nur ihr Schüler macht, mehr, als ſie lehrt, uns kund.
Die Einfalt hört ihm zu mit ſtarrverwandten Blicken,
Mit gierig offnem Mund, und beifallsreichen Nicken.
Sie glaubt, ſie höre Gott, denn ſie verſteht ihm nichts,
Und was ſie halb gemerkt, ſtützt ſie auf ein: er ſpricht's.
Auch ich, von ihr verführt, vom Hochmuth aufgeblaſen,
Hielt für die Wahrheit ſelbſt ein philoſophiſch Raſen,
Worin der irre Kopf verwegne Wunder denkt,
Ein Königreich ſich träumt, und ſeinen Traum verſchenkt;
Die Schiff' im Hafen zählt, und alle ſeine heißet,
Bis ihn ein böſer Arzt der Schwärmerei entreißet.
Er wird geſund und arm; erſt war er krank und reich;
Elend zuvor und nun — — Wer iſt, als ich, ihm gleich?
Wer kömmt und lehret mich, was ich zu wiſſen glaubte,
Eh' der einſame Tag Gott, Welt und mich mir raubte?
Durchforſchet, Sterbliche, des Lebens kurzen Raum!
Was kommen ſoll, iſt Nacht. Was hin iſt, iſt ein Traum.
Der gegenwärt'ge Punkt iſt allzukurz zur Freude,
Und doch, ſo kurz er iſt, nur allzulang zum Leide.
Schick, wer es mit mir wagt, den wohlbewehrten Blick
Zum unempfindlichſten, zum erſten Tag zurück.
Dort lag ich, blöder Wurm! Vom mütterlichen Herze
Entbundne, theure Laſt, erzeugt im Schmerz zum Schmerze!
Wie war mir, als ich frei, in nie empfund'ner Luft,
Mit ungeübtem Ton, mein Schickſal ausgeruft?
Wo war mein junger Geiſt? fühlt er die Sonnenſtrahlen,
Das erſte Bild im Aug' mit ſtillem Kitzel malen?
Mein ungelehrtes Schrei'n, hat mich es auch erſchreckt,
Als es zuerſt durchs Ohr den krummen Weg entdeckt?
Die mütterliche Hand, die mich mit Zittern drückte,
Ihr Auge, das mit Luſt, doch thränend nach mir blickte,
Des Vaters fromme Stimm', die Segen auf mich bat,
Der, als ich nichts verſtand, ſchon lehrend zu mir trat,
Der ſein Bild in mir ſah, mit ernſten Liebeszeichen
Mich dann der Mutter wieß, ihn mit mir zu vergleichen:
Ward dieß von mir erkannt, und was dacht' ich dabei?
Fühlt' ich, mir unbewußt, für ſie ſchon Lieb' und Scheu?
Ach! Neigung, Sinn und Witz lag noch in finſtern Banden,
Und was den Menſchen macht, war ohne Spur vorhanden.
Die Bildung nach der Form zum menſchlichen Geſchlecht,
Gab auf den edlern Theil mir kein untrüglich Recht.
Wer ſah durch Haut und Fleiſch das Werkzeug zum Empfinden?
Ob kein unſel'ger Fehl im innern Bau zu finden?
Wer ſah mein Hirn, ob es gedankenfähig war?
Ob meine Mutter nicht ein menſchlich Vieh gebar?
Wie elend kümmerlich wuchs ich die erſten Jahre,
Zum Menſchen noch nicht reif, doch immer reif zur Bahre.
Wie mancher Tag verfloß, eh' vom geſchäft'gen Spiel
Ein lächelnd heitrer Blick ſchief auf die Mutter fiel?
Eh' meine Knorpelhand ſo ſtark zu ſeyn begonnte,
Daß ſie mit Jauchzen ihr das Haar zerzauſen konnte?
Eh' leichter Sylben Schall ins Ohr vernehmlich ſtieß?
Eh' ich mich Stammelnde nachäffend loben ließ?
Eh' meine Wärterin die dunkeln Worte zählte,
Womit den langen Tag die kleine Kehl ſich quälte?
Eh' auf die Leitung kühn, mein Fuß vom Tragen matt,
Mehr Schritte durch die Luft, als auf dem Boden that?
Doch endlich ſollt' ich auch das ſpäte Glück genießen,
Das ſchlechtre Thiere kaum die erſten Stunden miſſen.
Die Lieblings der Natur, vom ſichern Trieb regiert,
Der unverirrlich ſie zum Guten reizt und führt.
Ich hörte, ſah und ging, ich zürnte, weinte, lachte,
Bis Zeit und Ruthe mich zum ſchlimmern Knaben machte.
Das Blut, das jugendlich in friſchen Adern rann,
Trieb nun das leere Herz zu leichten Lüſten an.
Mein Wunſch war Zeitvertreib; mein Amt war Müßiggehen;
Ich floh vom Spiel zum Spiel, und nirgends blieb ich ſtehen.
Nach allem ſehnt' ich mich, und alles ward ich ſatt.
Der Kreiſel wich dem Ball, der Ball dem Kartenblatt.
Zu glücklich, wär' mein Spiel ein bloßes Spiel geweſen,
Zur ſchlauen Larve nicht dem Laſter auserleſen,
Worunter unentdeckt das Herz ihm offen ſtand.
Wer kann dem Feind entflieh'n, eh' er den Feind gekannt?
Stolz, Rachſucht, Eigenſinn hat ſich in Kinderthaten
Des Lehrers ſchärferm Blick oft männlich g'nug verrathen.
Ach! warum wüthete ihr Gift in Mark und Blut
Mit mich verderbender, doch angenehmer Wuth,
Eh' der biegſame Geiſt die Tugend kennen lernte,
Von der ihn die Natur, nicht er ſich ſelbſt entfernte?
Nein, er ſich ſelber nicht; denn in der Seele ſchlief
Vom Gut und Böſen noch der wankende Begriff,
Und als er wache ward, und als ich wollte wählen,
War ich, ach! ſchon beſtimmt, in meiner Wahl zu fehlen.
Ich brachte meinen Feind in mir, mit mir herfür,
Doch Waffen gegen ihn, die bracht' ich nicht mit mir.
Das Laſter ward mein Herr, ein Herr, den ich verfluche,
Den eifrig, doch umſonſt, ich zu entthronen ſuche;
Ein Wüthrich, der es ward, damit ich ſey gequält,
Nicht, weil er mich beſiegt, nicht weil ich ihn gewählt — —
Himmliſche Tugenden! Was hilft es, euch zu kennen,
In reiner Gluth für euch, als unſer Glück, zu brennen,
Wenn auch der kühnſte Schwung ſich ſchimpflich wieder ſenkt,

Und uns das Laſter ſtets an kurzen Banden lenkt?
Ich fühl' es, daß mein Geiſt, wenn er ſich ſtill betrachtet,
Sich dieſer Bande ſchämt, ſich eurer werth nur achtet,
Daß, wenn von ſpäter Reu mein Aug in Thränen fließt,
Da ich ſonſt nichts vermag, mein Wunſch euch eigen iſt.
Du biſt mir Troſt und Pein, und an der Tugend Stelle,
Beweinenswerther Wunſch! Mein Himmel! Meine Hölle!
Du, nur du biſt in mir das einz'ge reiner Art,
Das einzige, was nicht dem Laſter dienſtbar ward.
Solch einen heißen Wunſch, ſolch marternd Unvermögen,
Die kann ein Gott zugleich in eine Seele legen?
Ein mächtig weiſer Gott! Ein Weſen ganz die Huld!
Und richtet Zwang als Wahl und Ohnmacht gleich der Schuld?
Und ſtraft die Laſterbrut, die es mir aufgedrungen,
Die ich nicht müde rang, und die mich lahm gerungen.
O Menſch, elend Geſchöpf! Menſch! Vorwurf ſeiner Wuth!
Und doch ſind, was er ſchuf, du und die Welt ſind gut?
So kenn' ich Gott durch euch, ihr Iſraels Verwirrer,
Und eure Weisheit macht den irren Geiſt noch irrer.
Umſonſt erhebt ihr mir des Willens freie Kraft!
Ich will, ich will . . Und doch bin ich nicht tugendhaft.
Umſonſt erhebt ihr mir des Urtheils ſtreng Entſcheiden.
Die Laſter kenn' ich all'; doch kann ich alle meiden?
Hier hilft kein ſtarker Geiſt, von Wiſſenſchaft genährt,
Und Schlüſſe haben nie das Bös' in uns zerſtört.
Er, der mit ſicherm Blick das Wahrheitsreich durchrennet,
Und kühn zur Sonne ſteigt . . Weg, den kein Adler kennet! . .
Wo er den innern Zug entfernter Welten wiegt,
Der ſie, zur Flucht bereit, in ew'ge Kreiſe ſchmiegt;
Und aus dem Himmel dann ſinkt auf verklärten Schwingen,
Mit gleicher Kraft den Bauch der Erde zu durchdringen,
Und in dem weiten Raum vom Himmel bis zum Schacht
Nichts ſieht, wovon er nicht gelehrte Worte macht;
Er, und der halbe Menſch, verdammt zum ſauern Pflügen,
Auf welchem einzig nur ſcheint Adams Fluch zu liegen,
Der Bauer, dem das Glück, das Feld, das er durchdenkt,
Und das, das er bebaut, gleich eng und karg umſchränkt,
Der ſich erſchaffen glaubt zum Herrn von Ochs und Pferden,
Der, ſinnt er über ſich, ſinnt, wie er ſatt will werden,
Der ſeine ganze Pflicht die Hofedienſte nennt,
Im Reiche der Natur zur Noth das Wetter kennt;
Sie, die ſich himmelweit an ſtolzer Einſicht weichen,
Sie, die ſich beſſer nicht als Menſch und Affe gleichen,
Sind ſich nur allzugleich, ſtiehlt, trotz dem äußern Schein,
In beider Herzen Grund ein kühner Blick ſich ein.
In beiden ſteht der Thron des Uebels aufgethürmet,
Nur daß ihn der gar nicht und der umſonſt beſtürmet,
Nur daß frei ohne Scham das Laſter hier regiert,
Und dort ſich dann und wann mit ſchönen Maſken ziert.
Mein Herz, eröffne dich! Hier in dem ſtillen Zimmer,
Das nie der Neid beſucht, und ſpät der Sonne Schimmer;
Wo mich kein Gold zerſtreut, das an den Wänden blitzt,
An welchen es nicht mehr als ungegraben nützt;
Wo mir kein ſammtner Stuhl die goldnen Arme breitet,
Der nach dem vollen Tiſch zum trägen Schlaf verleitet;
Wo an des Hausraths ſtatt, was finſtern Gram beſiegt,
Begriffner Bücher Zahl auf Tiſch und Dielen liegt;
Hier Herz entwickle treu die tiefſten deiner Falten,
Wo Laſter, ſchlau verſteckt, bei hunderten ſich halten;
Hier rede frei mit mir, ſo wie zum Freund ein Freund.
Der, was er ihm entdeckt, nur laut zu denken meint,
Kein fremder Zeuge horcht, geſchickt dich roth zu machen,
Kein ſeichter Spötter droht ein nichts bedeutend Lachen.
Dich höret, iſt ein Gott, nur Gott und ich allein.
Doch rede; ſollte gleich die Welt mein Zeuge ſeyn!
Seitdem Neugier und Zeit mich aus dem Schlummer weckten,
Die Hände von dem Spiel ſich nach den Büchern ſtreckten,
Und mir das leere Hirn ward nach und nach zur Laſt,
Welch' Bild hab' ich nicht ſchnell und gierig aufgefaßt?
Kein Tag verſtrich, der nicht mein kleines Wiſſen mehrte,
Mit dem der junge Geiſt ſich ſtopfte mehr als nährte.
Der Sprachen ſchwer Gewirr; das Bild vergangner Welt,
Zum ſichern Unterricht der Nachwelt aufgeſtellt;
Der Alterthümer Schutt, wo in verlaßnen Trümmern
Des Kenners Augen noch Geſchmack und Schönheit ſchimmern;
Der Zunge Zauberkunſt, die den achtſamen Geiſt,
Wie leichte Spreu ein Nil, dem Strom nach folgſam reißt;
Und ſie, noch meine Luſt, und noch mein ſtill Bemühen,
Für deren Blicke ſcheu unwürd'ge Sorgen fliehen,
Die Dichtkunſt, die ein Gott zum letzten Anker gab,
Reißt Sturm und Nacht mein Schiff vom ſichern Ufer ab: . .
Die ſind's, worin ich mich fern von mir ſelbſt verirrte,
Mein eigen Koch vergaß, begierig fremder Wirthe.
Indeſſen glimmte ſtill, am unbekannteſten Ort,
Durch Nachſicht angefacht, des Laſters Zunder fort.
Gern wär' er, allzugern, in Flammen ausgeſchlagen,
Die in die Saat des Glücks Tod und Verwüſtung tragen,
Und die kein Thränenmeer mit Reu' zu löſchen weiß:
Doch Zeit zum Uebelthun verſagte mir mein Fleiß.
So ſchien ich, in der Still' um Todte nur bemühet,
Mir tugendhaft und dem, der nicht das Innre ſiehet.
Die Thorheit, die mit Schall die ſtolzen Ohren nährt,
Mit Lob, das, reich an Peſt, aus gift'gen Schmeichlern fährt,
Die Ruh' für Titel giebt und Luſt für Ordensbänder,
Der flücht'gen Königsgunſt vergebne Unterpfänder,
Die groß wird ſich zur Laſt, und wahres Glücke ſcheuet,
Weil dieß ſich ungeputzt in ſtillen Thälern freuet,
Weil es die Höfe flieht, ſein zu gewiſſes Grab,
Das keinen Raub zurück, gleich ihr, der Hölle, gab;
Die Ruhmſucht . . hab' ich ſie nicht oft mit ſpött'ſcher Miene,
Die lächelnde Vernunft auf mir zu bilden ſchiene,
Mit Gründen, friſch durch Salz, für Raſerei erklärt,
Und unter andrer Tracht ſie in mir ſelbſt ernährt?
Mein Lied, das wider ſie aus kühnem Mund ertönte,
Und Fürſten unbeſorgt in ihren Sklaven höhnte,
Das, bei der Lampe reif, die Ruh' des Weiſen ſang,
Von reicher Dürftigkeit, von ſel'ger Still' erklang,
Mein Lied, wenn's ungefähr ein Kreis Bekannter hörte,
Und es der Kenner ſchalt, und es die Dummheit ehrte,
Wie ward mir? Welches Feu'r? Was fühlt' und fühlt' ich nicht?
Was malte den Verdruß im rothen Angeſicht?
O Ruhmſucht, ſchlauer Feind! als ich dich keck verlachte
Lagſt du im Hinterhalt, den Selbſtbetrug dir machte.
Der zürnt, weil man ihn nicht hoch, würdig, gnädig heißt,
Und ihm ein nichtig Wort aus ſeinem Titel reißt;
Ich zürn' . . zum mindeſten, weil unverſorgte Jugend
Die Rennbahn mir verſchließt zu Wiſſenſchaft und Tugend?
Nein . . weil man mir ein Lob, ein knechtiſch Lob verſagt,
Daß ich . . Wer ſchätzt die Müh'? . . die Reime ſchön erjagt.
Nenn' ſicher, ſtolze Schaar, Ruhmträume zu erwiſchen!
Der Spötter ſchweigt von dir, ſich ſelber auszuziſchen!

Ihr Laſter ſtellet euch! Aus eurem wilden Heere,
Unzählbar, wie der Sand, ſchlau zu des Uebels Ehre,
Such' ich die ſchrecklichſten! Euch ſuch' ich, Geiz und Neid,
Die ihr flieht Wärm' und Luſt, des Alters Seele ſeyd!
Doch Jüngling Blüth' und Feu'r, das deine Wangen hitzet,
Schließt ihren Wurm nicht aus, der tief am Kerne ſitzet.
Er wächst und wächst mit dir, bis er ſich aufwärts frißt,
Und der unſel'ge Grund zu zeit'ger Reifung iſt.
Bav kleidet ſich in Gold und trägt an Edelſteinen
Auf ſeiner dürren Hand den Werth von Meiereien;
Sein trotzig Dienerheer bläht ſich am hintern Rad,
Im Feierkleid der Schmach, in ihres Herren Staat.
Wer geht vor ihm vorbei und bückt ſich nicht zur Erde?
Er dankt und lernt die Art von ſeinem ſtolzen Pferde:
Es ſchlägt das ſchöne Haupt zur Bruſt mit ſchielem Blick,
Und ſchnaubend zieht es ſchnell der ſtraffe Zaum zurück.
Sein Reichthum giebt ihm Witz; ſein Reichthum ſchenkt ihm Sitten,
Und macht den plumpen Klotz auch Weibern wohl gelitten.
Des Pöbels Augenmerk! Bav, biſt du meines? Nein.
Sich ſelbſt muß man ein Feind, dich zu beneiden, ſeyn.
Doch wenn der Löwe ſich an keinen Eſel waget,
Hat er drum mindre Wuth, wann er nach Tigern jaget?
Trifft Baven nicht mein Neid, trifft er drum keinen? Ach!
Nacheifrung, wer biſt du? Sprich, mir zur Zier? zur Schmach?
Sinnreich, zur eignen Fall, die Laſter zu verkleiden,
Betrogne Sterbliche, Nacheifern iſt Beneiden.
Nimmt mich, ans Pult geheft, der ewige Geſang,
Durch den der deutſche Ton zuerſt in Himmel drang ..
In Himmel .. frommer Wahn! .. Gott .. Geiſter .. ewig Leben ..
Vielleicht ein leerer Ton, den Dichter kühn zu heben! ..
Nimmt mich dieß neue Lied .. zu ſchön, um wahr zu ſeyn,
Erſchüttert, nicht belehrt, mit heil'gem Schauer ein:
Was wünſcht der innre Schalk, erhitzt nach fremder Ehre,
Und lächerlich erhitzt? .. Wenn ich der Dichter wäre!
Umſonſt lacht die Vernunft, und ſpricht zum Wunſche: Thor!
Ein kleiner Geiſt erſchrickt, ein großer dringt hervor.
Dem Wunſche folgt der Neid mit unbemerkten Schritten,
Auch Weiſen unbemerkt und unbemerkt gelitten.
Was hilft's, daß er in mir bei Unfall ſich nicht freut,
Die Ruh' der Welt nicht ſtört? .. Iſt er drum minder Neid?
Nicht er, der Gegenſtand, die Neigung macht das Laſter,
Stets durch ſich ſelbſt verhaßt, nur durch den Stoff verhaßter.

Auch dich, o Geiz! ..
    Doch wie? was ſtößt den finſtern Blick,
Den redlichſten Spion, vom Grund der Bruſt zurück?
Ich werde mir zu ſchwarz, mich länger anzuſchauen,
Und Neugier kehret ſich in melancholiſch Grauen.
Des Uebels ſchwächſten Theil zog ich ans ſcheue Licht.
Verwöhnter Weichling! Wie? mit ſtärkern wag' ich's nicht?
Doch bleibt nur in dem Schacht, den ihr ſtets tiefer wühlet,
Je näher ihr den Feind, die Selbſterkenntniß, fühlet.
Ihr ſchwärzern Laſter, bleibt! Was die Natur verſteckt,
Zieh Unſinn an das Licht! .. Nichts hab' ich mehr entdeckt,
Wenn ich auch eins vor eins die Muſtrung gehen laſſe,
Als daß ich ſündige und doch die Sünde haſſe.
    Doch wie? das Alterthum, auf Wahn und Moder groß,
Spricht: dein Loos, Sterblicher, iſt nicht der Menſchheit Loos!
Das kleine Griechenland ſtolzirt mit ſieben Weiſen,
Und ſahe Scythen ſelbſt nach ihrer Tugend reiſen.
    Vergebens Alterthum! die Zeit vergöttert nicht!
Und kein Verjähren gilt vor der Vernunft Gericht!
Die ſchöne Schale täuſcht mich nicht an deinen Helden;
Und ſelbſt vom Sokrates iſt Thorheit g'nug zu melden.
Wohin kein Meſſer dringt, das in des Arztes Hand
In Därmen wühlende des Todes Anlaß fand,
Bis dahin ſchick den Blick die Wahrheit auszuſpähen!
Was ich in mir geſeh'n, wirſt du in ihnen ſehen.
Großmuth iſt Ruhmbegier; Keuſchheit iſt kaltes Blut;
Treu ſeyn iſt Eigennutz; und Tapferkeit iſt Wuth;
Andacht iſt Heuchelei; Freigebigkeit Verſchwenden;
Und Fertigkeit zum Tod Luſt ſeine Pein zu enden;
Der Freundſchaft ſchön Geſpenſt iſt gleicher Thorheit Zug;
Und ſeltne Redlichkeit der ſicherſte Betrug!
    Mir unerkannter Feind, und vielen unerkannter,
O Herz, ſchwarz wie der Mohr, und fleckigt wie der Panther!
Pandorens Mordgefäß, woraus das Uebel flog,
Und wachſend in dem Flug durch beide Welten zog!
Es wäre Läſterung, dir Gott zum Schöpfer geben!
Läſtrung, iſt Gott ein Gott, im Tode nicht vergeben ꝛc.

Schlußrede zu einem Trauerſpiele,

gehalten von Mad. Schuch. 1754.

Euch, die Geſchmack und Ernſt und was nur Weiſe rührt,
Die Tugend und ihr Lohn ins Trauerſpiel geführt,
Euch macht Melpomene durch künſtliches Betrügen,
Beklemmtes Herz zur Luſt und Mitleid zum Vergnügen.
Ihr fühlt es, was ein Held, der mit dem Schickſal ficht,
Und mit Affecten kämpft, in ſchweren Worten ſpricht;
Ihr folgt ihm durch den Kampf, mit gleich getheilten Trieben,
Zu haſſen, wenn er haßt, und wenn er liebt, zu lieben.
Ihr hofft, ihr tobt mit ihm; ihr theilt ſein Weh und Wohl,
Und kurz, ihr habt das Herz, wie man es haben ſoll.
    Schämt euch der Wehmuth nicht, die feucht im Auge ſchimmert,
Gönnt ihr, ach! gönnet ihr den Ausbruch! Unbekümmert,
Ob Weſen oder Schein, ob Wahrheit oder Trug
Den Panzer um das Herz mit ſüßer Macht zerſchlug.
Die Gottheit des Geſchmacks zählt jedes Kenners Zähre
Und hebt ſie theuer auf, zu ſein und unſrer Ehre!
Zu unſrer Ehre? — Ja, als Theil an unſerm Lohn,
Durch der Gebärden Reiz, durch Mienen, Tracht und Ton,
Und durch die ganze Kunſt ruhmvoller Heuchlergaben,
Der Tadelſucht zum Trotz! ſie euch erpreßt zu haben.

Die Juden.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Verfertigt im Jahr 1749.

Perſonen.

Michel Stich.
Martin Krumm.
Ein Reiſender.
Chriſtoph, deſſen Bedienter.
Der Baron.
Ein junges Fräulein, deſſen Tochter.
Liſette.

Erſter Auftritt.

Michel Stich. Martin Krumm.

Mart. Kr. Du dummer Michel Stich!

Mich. St. Du dummer Martin Krumm!

Mart. Kr. Wir wollen's nur geſtehen, wir ſind beide erzdumm geweſen. Es wäre ja auf einen nicht angekommen, den wir mehr todt geſchlagen hätten!

Mich. St. Wie hätten wir es aber klüger können anfangen? Waren wir nicht gut vermummt? war nicht der Kutſcher auf unſrer Seite? konnten wir was dafür, daß uns das Glück ſo einen Querſtrich machte? Hab ich's doch viel hundertmal geſagt: das verdammte Glück! ohne das kann man nicht einmal ein guter Spitzbube ſeyn.

Mart. Kr. Je nu, wenn ich's beim Lichte beſehe, ſo ſind wir kaum dadurch auf ein paar Tage länger dem Stricke entgangen.

Mich. St. Ah, es hat ſich was mit dem Stricke! Wenn alle Diebe gehangen würden, die Galgen müßten dichter ſtehen. Man ſieht ja kaum alle zwei Meilen einen; und wo auch einer ſteht, ſteht er meiſt leer. Ich glaube, die Herren Richter werden aus Höflichkeit die Dinger gar eingehen laſſen. Zu was ſind ſie auch nütze? Zu nichts, als aufs höchſte, daß unſer einer, wenn er vorbei geht, die Augen zublinzt.

Mart. Kr. O! das thu ich nicht einmal. Mein Vater und mein Großvater ſind daran geſtorben, was will ich's beſſer verlangen? Ich ſchäme mich meiner Eltern nicht.

Mich. St. Aber die ehrlichen Leute werden ſich deiner ſchämen. Du haſt noch lange nicht ſo viel gethan, daß man dich für ihren rechten und echten Sohn halten kann.

Mart. Kr. O! denkſt du denn, daß es deßwegen unſerm Herrn ſoll geſchenkt ſeyn? Und an dem verzweifelten Fremden, der uns ſo einen fetten Biſſen aus dem Munde geriſſen hat, will ich mich gewiß auch rächen. Seine Uhr ſoll er ſo richtig müſſen da laſſen — — Ha! ſieh, da kömmt er gleich. Hurtig geh fort! ich will mein Meiſterſtück machen.

Mich. St. Aber halbpart! halbpart!

Zweiter Auftritt.

Martin Krumm. Der Reiſende.

Mart. Kr. Ich will mich dumm ſtellen. — Ganz dienſtwilliger Diener, mein Herr, — — ich werde Martin Krumm heißen, und werde auf dieſem Gute hier wohlbeſtallter Vogt ſeyn.

Der Reiſ. Das glaube ich Euch, mein Freund: Aber habt Ihr nicht meinen Bedienten geſehen?

Mart. Kr. Ihnen zu dienen, nein; aber ich habe wohl von Dero preiswürdigen Perſon ſehr viel gutes zu hören die Ehre gehabt. Und es erfreut mich alſo, daß ich die Ehre habe, die Ehre Ihrer Bekanntſchaft zu genießen. Man ſagt, daß Sie unſern Herrn geſtern Abends auf der Reiſe aus einer ſehr gefährlichen Gefahr ſollen geriſſen haben. Wie ich nun nicht anders kann, als mich des Glücks meines Herrn zu erfreuen, ſo erfreu ich mich — —

Der Reiſ. Ich errathe, was Ihr wollt; Ihr wollt Euch bei mir bedanken, daß ich Eurem Herrn beigeſtanden habe — —

Mart. Kr. Ja, ganz recht; eben das!

Der Reiſ. Ihr ſeyd ein ehrlicher Mann —

Mart. Kr. Das bin ich! Und mit der Ehrlichkeit kömmt man immer auch am weiteſten.

Der Reiſ. Es iſt mir kein geringes Vergnügen, daß ich mir durch eine ſo kleine Gefälligkeit ſo viel rechtſchaffne Leute verbindlich gemacht habe. Ihre Erkenntlichkeit iſt eine überflüſſige Belohnung deſſen, was ich gethan habe. Die allgemeine Menſchenliebe verband mich dazu. Es war meine Schuldigkeit; und ich müßte zufrieden ſeyn, wenn man es auch für nichts anders als dafür angeſehen hätte. Ihr ſeyd allzugütig, ihr lieben Leute, daß Ihr Euch dafür bei mir bedankt, was Ihr mir ohne Zweifel mit eben ſo vielem Eifer würdet erwieſen haben, wenn ich mich in ähnlicher Gefahr befunden hätte. Kann ich Euch ſonſt worin dienen, mein Freund?

Mart. Kr. O! mit dem Dienen, mein Herr, will ich Sie nicht beſchweren. Ich habe meinen Knecht, der mich bedienen muß, wenn's nöthig iſt. Aber — — wiſſen möcht ich wohl gern, wie es doch dabei zugegangen wäre? Wo war's denn? Waren's viel Spitzbuben? Wollten ſie unſern guten Herrn gar ums Leben bringen, oder wollten ſie ihm nur ſein Geld abnehmen? Es wäre doch wohl eins beſſer geweſen als das andre.

Der Reiſ. Ich will Euch mit Wenigem den ganzen Verlauf erzählen. Es mag ungefähr eine Stunde von hier ſeyn, wo die Räuber Euren Herrn, in einem hohlen Wege, angefallen hatten. Ich reiſte eben dieſen Weg, und ſein ängſtliches Schreien um Hülfe bewog mich, daß ich nebſt meinem Bedienten eilends herzu ritt.

Mart. Kr. Ei! ei!

Der Reiſ. Ich fand ihn in einem offnen Wagen — —

Mart. Kr. Ei! ei!

Der Reiſ. Zwei vermummte Kerle — —

Mart. Kr. Vermummte? ei! ei!

Der Reiſ. Ja! machten ſich ſchon über ihn her.

Mart. Kr. Ei! ei!

Der Reiſ. Ob ſie ihn umbringen, oder ob ſie ihn nur binden wollten, ihn alsdann deſto ſichrer zu plündern, weiß ich nicht.

Mart. Kr. Ei! ei! Ach, freilich werden ſie ihn wohl haben umbringen wollen; die gottloſen Leute!

Der Reiſ. Das will ich eben nicht behaupten, aus Furcht, ihnen zuviel zu thun.

Mart. Kr. Ja, ja, glauben Sie mir nur, ſie haben ihn umbringen wollen. Ich weiß, ich weiß ganz gewiß — —

Der Reiſ. Woher könnt Ihr das wiſſen? Doch es ſey. So bald mich die Räuber anſichtig wurden, verließen ſie ihre Beute und liefen über Macht dem nahen Gebüſche zu. Ich löſte das Piſtol auf einen. Doch es war ſchon zu dunkel, und er ſchon zu weit entfernt, daß ich alſo zweifeln muß, ob ich ihn getroffen habe.

Mart. Kr. Nein, getroffen haben Sie ihn nicht. — —

Der Reiſ. Wißt Ihr es?

Mart. Kr. Ich meine nur ſo, weil's doch ſchon finſter geweſen iſt, und im Finſtern ſoll man, hör' ich, nicht gut zielen können.

Der Reiſ. Ich kann Euch nicht beſchreiben, wie erkenntlich ſich Euer Herr gegen mich bezeigte. Er nannte mich hundertmal ſeinen Erretter und nöthigte mich, mit ihm auf ſein Gut zurück zu kehren. Ich wollte wünſchen, daß es meine Umſtände zuließen, länger um dieſen angenehmen Mann zu ſeyn; ſo aber muß ich mich noch heute wieder auf den Weg machen. — Und eben deßwegen ſuche ich meinen Bedienten.

Mart. Kr. O! laſſen Sie ſich doch die Zeit bei mir nicht ſo lang werden. Verziehen Sie noch ein wenig. — Ja! was wollte ich denn noch fragen? Die Räuber, — ſagen Sie mir doch — — wie ſahen ſie denn aus? wie gingen ſie denn? Sie hatten ſich verkleidet; aber wie?

Der Reiſ. Euer Herr will durchaus behaupten, es wären Juden geweſen. Bärte hatten ſie, das iſt wahr; aber ihre Sprache war die ordentliche hieſige Baurenſprache. Wenn ſie vermummt waren, wie ich gewiß glaube, ſo iſt ihnen die Dämmerung ſehr wohl zu ſtatten gekommen. Denn ich begreife nicht, wie Juden die Straßen ſollten können unſicher machen, da doch in dieſem Lande ſo wenige geduldet werden.

Mart. Kr. Ja, ja, das glaub' ich ganz gewiß auch, daß es Juden geweſen ſind. Sie mögen das gottloſe Geſindel noch nicht ſo kennen. So viel als ihrer ſind, keinen ausgenommen, ſind Betrüger, Diebe und Straßenräuber. Darum iſt es auch ein Volk, das der liebe Gott verflucht hat. Ich dürfte nicht König ſeyn: ich ließ keinen, keinen einzigen am Leben. Ach! Gott behüte alle rechtſchaffne Chriſten vor dieſen Leuten! Wenn ſie der liebe Gott nicht ſelber haßte, weßwegen wären denn nur vor Kurzem, bei dem Unglücke in Breslau, ihrer bald noch einmal ſo viel als Chriſten geblieben? Unſer Herr Pfarr erinnerte das ſehr weislich in der letzten Predigt. Es iſt, als wenn ſie zugehört hätten, daß ſie ſich gleich deßwegen an unſerm guten Herrn haben rächen wollen. Ach! mein lieber Herr, wenn Sie wollen Glück und Segen in der Welt haben, ſo hüten Sie ſich vor den Juden, ärger als vor der Peſt.

Der Reiſ. Wollte Gott, daß das nur die Sprache des Pöbels wäre!

Mart. Kr. Mein Herr, zum Exempel: ich bin einmal auf der Meſſe geweſen — ja! wenn ich an die Meſſe gedenke, ſo möchte ich gleich die verdammten Juden alle auf einmal mit Gift vergeben, wenn ich nur könnte. Dem einen hatten ſie im Gedränge das Schnupftuch, dem andern die Tabaksdoſe, dem dritten die Uhr und ich weiß nicht was ſonſt mehr, weggeſtipitzt. Geſchwind ſind ſie, ochſenmäßig geſchwind, wenn es aufs Stehlen ankömmt. So behende, als unſer Schulmeiſter nimmermehr auf der Orgel iſt. Zum Exempel, mein Herr: erſtlich drängen ſie ſich an einen heran, ſo wie ich mich ungefähr jetzt an Sie — —

Der Reiſ. Nur ein wenig höflicher, mein Freund! —

Mart. Kr. O! laſſen Sie ſich's doch nur weiſen. Wenn Sie nun ſo ſtehen, — — ſehen Sie, — — wie der Blitz ſind ſie mit der Hand nach der Uhrtaſche, *er fährt mit der Hand anſtatt nach der Uhr in die Rocktaſche und nimmt ihm ſeine Tabaksdoſe heraus.* Das können ſie nun aber alles ſo geſchickt machen, daß man ſchwören ſollte, ſie führen mit der Hand dahin, wenn ſie dorthin fahren. Wenn ſie von der Tabaksdoſe reden, ſo zielen ſie gewiß nach der Uhr, und wenn ſie von der Uhr reden, ſo haben ſie gewiß die Tabaksdoſe zu ſtehlen im Sinne. *Er will ganz ſauber nach der Uhr greifen, wird aber ertappt.*

Der Reiſ. Sachte! ſachte! was hat Eure Hand hier zu ſuchen?

Mart. Kr. Da können Sie ſehen, mein Herr, was ich für ein ungeſchickter Spitzbube ſeyn würde. Wenn ein Jude ſchon ſo einen Griff gethan hätte, ſo wäre es gewiß um die gute Uhr geſchehn geweſen. — — Doch weil ich ſehe, daß ich Ihnen beſchwerlich falle, ſo nehme ich mir die Freiheit, mich Ihnen beſtens zu empfehlen, und verbleibe Zeitlebens für Dero erwieſene Wohlthaten meines hochzuehrenden Herrn gehorſamſter Diener, Martin Krumm, wohlbeſtallter Vogt auf dieſem hochadelichen Rittergute.

Der Reiſ. Geht nur, geht!

Mart. Kr. Erinnern Sie ſich ja, was ich Ihnen von den Juden geſagt habe. Es iſt lauter gottloſes diebiſches Volk.

Dritter Auftritt.

Der Reiſende.

Vielleicht iſt dieſer Kerl, ſo dumm er iſt oder ſich ſtellt, ein boshafterer Schelm, als je einer unter den Juden geweſen iſt. Wenn ein Jude betrügt, ſo hat ihn unter neun malen, der Chriſt vielleicht ſiebenmal dazu genöthigt. Ich zweifle, ob viel Chriſten ſich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu ſeyn; und ſie wundern ſich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten ſucht? Sollen Treu und Redlichkeit unter zwei Völkerſchaften herrſchen, ſo müſſen beide gleich viel dazu beitragen. Wie aber, wenn es bei der einen ein Religionspunkt und beinahe ein verdienſtliches Werk wäre, die andre zu verfolgen? Doch — —

Vierter Auftritt.

Der Reiſende. Chriſtoph.

Der Reiſ. Daß man Euch doch allezeit eine Stunde ſuchen muß, wenn man Euch haben will.

Chriſt. Sie ſcherzen, mein Herr. Nicht wahr, ich kann nicht mehr, als an einem Orte zugleich ſeyn? Iſt es alſo meine Schuld, daß Sie ſich nicht an dieſen Ort begeben? Gewiß, Sie finden mich allezeit da, wo ich bin.

Der Reiſ. So? und Ihr taumelt gar? Nun begreif' ich, warum Ihr ſo ſinnreich ſeyd. Müßt Ihr Euch denn ſchon frühmorgens beſaufen?

Chriſt. Sie reden von beſaufen, und ich habe kaum zu trinken angefangen. Ein paar Flaſchen guten Landwein, ein paar Gläſer Branntwein und eine Mundſemmel ausgenommen, habe ich, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, nicht das geringſte zu mir genommen. Ich bin noch ganz nüchtern.

Der Reiſ. O! das ſieht man Euch an. Und ich rathe Euch als ein Freund, die Portion zu verdoppeln.

Chriſt. Vortrefflicher Rath! Ich werde nicht unterlaſſen, ihn, nach meiner Schuldigkeit, als einen Befehl anzuſehen. Ich gehe und Sie ſollen ſehen, wie gehorſam ich zu ſeyn weiß.

Der Reiſ. Seyd klug! Ihr könnt dafür gehen und die Pferde ſatteln und aufpacken. Ich will noch dieſen Vormittag fort.

Chriſt. Wenn Sie mir im Scherze gerathen haben, ein doppeltes Frühſtück zu nehmen, wie kann ich mir einbilden, daß Sie jetzt im Ernſte reden? Sie ſcheinen ſich heute mit mir erluſtigen zu wollen. Macht Sie etwa das junge Fräulein ſo aufgeräumt? O! es iſt ein allerliebſtes Kind. — Nur noch ein wenig älter, ein klein wenig älter ſollte ſie ſeyn. Nicht wahr, mein Herr? wenn das Frauenzimmer nicht zu einer gewiſſen Reiſe gelangt iſt, — —

Der Reiſ. Geht und thut, was ich Euch befohlen habe.

Chriſt. Sie werden ernſthaft. Nichts deſto weniger werde ich warten, bis Sie mir es das drittemal befehlen. Der Punkt iſt zu wichtig! Sie könnten ſich übereilt haben. Und ich bin allezeit gewohnt geweſen, meinem Herrn Bedenkzeit zu gönnen. Ueberlegen Sie es wohl; einen Ort, wo wir faſt auf den Händen getragen werden, ſo zeitig wieder zu verlaſſen? Geſtern ſind wir erſt gekommen. Wir haben uns um den Herrn unendlich verdient gemacht, und gleichwohl bei ihm kaum eine Abendmahlzeit und ein Frühſtück genoſſen.

Der Reiſ. Eure Grobheit iſt unerträglich. Wenn man ſich zu dienen entſchließt, ſollte man ſich gewöhnen, weniger Umſtände zu machen.

Chriſt. Gut, mein Herr! Sie fangen an zu moraliſiren, das iſt: Sie werden zornig. Mäßigen Sie ſich; ich gehe ſchon — —

Der Reiſ. Ihr müßt wenig Ueberlegungen zu machen gewohnt ſeyn. Das, was wir dieſem Herrn erwieſen haben, verliert den Namen einer Wohlthat, ſobald wir die geringſte Erkenntlichkeit dafür zu erwarten ſcheinen. Ich hätte mich nicht einmal ſollen mit hieher nöthigen laſſen. Das Vergnügen, einem Unbekannten ohne Abſicht beigeſtanden zu haben, iſt ſchon für ſich ſo groß! Und er ſelbſt würde uns mehr Segen nachgewünſcht haben, als er uns jetzt übertriebene Dankſagung hält. Wen man in die Verbindlichkeit ſetzt, ſich weitläuftig und mit dabei verknüpften Koſten zu bedanken, der erweiſt uns einen Gegendienſt, der ihm vielleicht ſaurer wird, als uns unſere Wohlthat geworden. Die meiſten Menſchen ſind zu verderbt, als daß ihnen die Anweſenheit eines Wohlthäters nicht höchſt beſchwerlich ſeyn ſollte. Sie ſcheint ihren Stolz zu erniedrigen; —

Chriſt. Ihre Philoſophie, mein Herr, bringt Sie um den Athem. Gut! Sie ſollen ſehen, daß ich eben ſo großmüthig bin als Sie. Ich gehe; in einer Viertelſtunde ſollen Sie ſich aufſetzen können.

Fünfter Auftritt.

Der Reiſende. Das Fräulein.

Der Reiſ. So wenig ich mich mit dieſem Menſchen gemein gemacht habe, ſo gemein macht er ſich mit mir.

Das Fräul. Warum verlaſſen Sie uns, mein Herr? Warum ſind Sie hier ſo allein? Iſt Ihnen unſer Umgang ſchon die wenigen Stunden, die Sie bei uns ſind, zuwider geworden? Es ſollte mir leid thun. Ich ſuche aller Welt zu gefallen; und Ihnen möchte ich, vor allen andern, nicht gern mißfallen.

Der Reiſ. Verzeihen Sie mir, Fräulein. Ich habe nur meinem Bedienten befehlen wollen, alles zur Abreiſe fertig zu halten.

Das Fräul. Wovon reden Sie? von Ihrer Abreiſe? Wann war denn Ihre Ankunft? Es ſey noch, wenn Sie über Jahr und Tag eine melancholiſche Stunde auf dieſen Einfall brächte. Aber wie? nicht einmal einen völligen Tag aushalten wollen? das iſt zu arg. Ich ſage es Ihnen, ich werde böſe, wenn Sie noch einmal daran gedenken.

Der Reiſ. Sie könnten mir nichts empfindlicheres drohen.

Das Fräul. Nein? im Ernſt? iſt es wahr, würden Sie empfindlich ſeyn, wenn ich böſe auf Sie würde?

Der Reiſ. Wem ſollte der Zorn eines liebenswürdigen Frauenzimmers gleichgültig ſeyn können?

Das Fräul. Was Sie ſagen, klingt zwar beinahe, als wenn Sie ſpotten wollten: doch ich will es für Ernſt aufnehmen, geſetzt, ich irrte mich auch. Alſo, mein Herr, — — ich bin ein wenig liebenswürdig, wie man mir geſagt hat, — und ich ſage Ihnen noch einmal, ich werde entſetzlich, entſetzlich zornig werden, wenn Sie binnen hier und dem neuen Jahre wieder an Ihre Abreiſe gedenken.

Der Reiſ. Der Termin iſt ſehr liebreich beſtimmt. Alsdann wollten Sie mir, mitten im Winter, die Thüre weiſen; und bei dem unbequemſten Wetter — —

Das Fräul. Ei, wer ſagt das? Ich ſage nur, daß Sie alsdann, des Wohlſtands halber, etwa einmal an die Abreiſe denken können. Wir werden Sie deßwegen nicht fort laſſen; wir wollen Sie ſchon bitten — —

Der Reiſ. Vielleicht auch des Wohlſtands halber?

Das Fräul. Ei! ſeht, man ſollte nicht glauben, daß ein ſo ehrliches Geſicht auch ſpotten könnte. — — Ah! da kömmt der Papa. Ich muß fort! Sagen Sie ja nicht, daß ich bei Ihnen geweſen bin. Er wirft mir ſo oft genug vor, daß ich gern um Mannsperſonen wäre.

Sechster Auftritt.

Der Baron. Der Reiſende.

Der Baron. War nicht meine Tochter bei Ihnen? Warum läuft denn das wilde Ding?

Der Reiſ. Das Glück iſt unſchätzbar, eine ſo angenehme und muntre Tochter zu haben. Sie bezaubert durch ihre Reden, in welchen die liebenswürdigſte Unſchuld, der ungekünſteltſte Witz herrſcht.

Der Baron. Sie urtheilen zu gütig von ihr. Sie iſt wenig unter ihres gleichen geweſen, und beſitzt die Kunſt zu gefallen, die man ſchwerlich auf dem Lande erlernen kann, und die doch oft mehr, als die Schönheit ſelbſt vermag, in einem ſehr geringen Grade. Es iſt alles bei ihr noch die ſelbſt gelaßne Natur.

Der Reiſ. Und dieſe iſt deſto einnehmender, je weniger man ſie in den Städten antrifft. Alles iſt da verſtellt, gezwungen und erlernt. Ja, man iſt ſchon ſo weit darin gekommen, daß man Dummheit, Grobheit und Natur für gleichviel bedeutende Wörter hält.

Der Baron. Was könnte mir angenehmer ſeyn, als daß ich ſehe, wie unſere Gedanken und Urtheile ſo ſehr übereinſtimmen? O! daß ich nicht längſt einen Freund Ihres gleichen gehabt habe!

Der Reiſ. Sie werden ungerecht gegen Ihre übrigen Freunde.

Der Baron. Gegen meine übrigen Freunde, ſagen Sie? Ich bin funfzig Jahre alt: — — Bekannte habe ich gehabt, aber noch keinen Freund. Und niemals iſt mir die Freundſchaft ſo reizend vorgekommen, als ſeit den wenigen Stunden, da ich nach der Ihrigen ſtrebe. Wodurch kann ich ſie verdienen?

Der Reiſ. Meine Freundſchaft bedeutet ſo wenig, daß das bloße Verlangen darnach ein genugſames Verdienſt iſt, ſie zu erhalten. Ihre Bitte iſt weit mehr werth, als das, was Sie bitten.

Der Baron. O, mein Herr, die Freundſchaft eines Wohlthäters — —

Der Reiſ. Erlauben Sie, — — iſt keine Freundſchaft. Wenn Sie mich unter dieſer falſchen Geſtalt betrachten, ſo kann ich Ihr Freund nicht ſeyn. Geſetzt einen Augenblick, ich wäre Ihr Wohlthäter: würde ich nicht zu befürchten haben, daß Ihre Freundſchaft nichts, als eine wirkſame Dankbarkeit wäre?

Der Baron. Sollte ſich beides nicht verbinden laſſen?

Der Reiſ. Sehr ſchwer! Dieſe hält ein edles Gemüth für ſeine Pflicht; jene erfordert lauter willkührliche Bewegungen der Seele.

Der Baron. Aber wie ſollte ich — — Ihr allzuzärtlicher Geſchmack macht mich ganz verwirrt. — —

Der Reiſ. Schätzen Sie mich nur nicht höher, als ich es verdiene. Aufs höchſte bin ich ein Menſch, der ſeine Schuldigkeit mit Vergnügen gethan hat. Die Schuldigkeit an ſich ſelbſt iſt keiner Dankbarkeit werth. Daß ich ſie aber mit Vergnügen gethan habe, dafür bin ich genugſam durch Ihre Freundſchaft belohnt.

Der Baron. Dieſe Großmuth verwirrt mich nur noch mehr. — — Aber ich bin vielleicht zu verwegen. — — Ich habe mich noch nicht unterſtehen wollen, nach Ihrem Namen, nach Ihrem Stande zu fragen. — Vielleicht biete ich meine Freundſchaft einem an, der — — der ſie zu verachten — —

Der Reiſ. Verzeihen Sie, mein Herr! — Sie — Sie machen ſich — — Sie haben allzugroße Gedanken von mir.

Der Baron bei Seite. Soll ich ihn wohl fragen? Er kann meine Neugierde übel nehmen.

Der Reiſ. bei Seite. Wenn er mich fragt, was werde ich ihm antworten?

Der Baron bei Seite. Frage ich ihn nicht, ſo kann er es als eine Grobheit auslegen.

Der Reiſ. bei Seite. Soll ich ihm die Wahrheit ſagen?

Der Baron bei Seite. Doch ich will den ſicherſten Weg gehen. Ich will erſt ſeinen Bedienten ausfragen laſſen.

Der Reiſ. bei Seite. Könnte ich doch dieſer Verwirrung überhoben ſeyn! — —

Der Baron. Warum ſo nachdenkend?

Der Reiſ. Ich war gleich bereit, dieſe Frage an Sie zu thun, mein Herr. — —

Der Baron. Ich weiß es, man vergißt ſich dann und wann. Laſſen Sie uns von etwas anderm reden. — Sehen Sie, daß es wirkliche Juden geweſen ſind, die mich angefallen haben? Nur jetzt hat mir mein Schulze geſagt, daß er vor einigen Tagen ihrer drei auf der Landſtraße angetroffen. Wie er ſie beſchreibt, haben ſie Spitzbuben ähnlicher, als ehrlichen Leuten, geſehen. Und warum ſollte ich auch daran zweifeln? Ein Volk, das auf den Gewinnſt ſo erpicht iſt, fragt wenig darnach, ob es ihn mit Recht oder Unrecht, mit Liſt oder Gewaltſamkeit erhält. — Es ſcheint auch zur Handelſchaft, oder deutſch zu reden, zur Betrügerei gemacht zu ſeyn. Höflich, frei, unternehmend, verſchwiegen, ſind Eigenſchaften die es ſchätzbar machen würden, wenn es ſie nicht allzuſehr zu unſerm Unglück anwendete — Er hält etwas inne — Die Juden haben mir ſonſt ſchon nicht wenig Schaden und Verdruß gemacht. Als ich noch in Kriegsdienſten war, ließ ich mich bereden, einen Wechſel für einen meiner Bekannten mit zu unterſchreiben; und der Jude, an den er ausgeſtellt war, brachte mich nicht allein dahin, daß ich ihn bezahlen, ſondern daß ich ihn ſogar zweimal bezahlen mußte. — O! es ſind die allerboshafteſten, niederträchtigſten Leute. — Was ſagen Sie dazu? Sie ſcheinen ganz niedergeſchlagen.

Der Reiſ. Was ſoll ich ſagen? Ich muß ſagen, daß ich dieſe Klage ſehr oft gehört habe. — —

Der Baron. Und iſt es nicht wahr, ihre Geſichtsbildung hat gleich etwas, das uns wider ſie einnimmt? Das Tückiſche, das Ungewiſſenhafte, das Eigennützige, Betrug und Meineid, ſollte man ſehr deutlich aus ihren Augen zu leſen glauben. — Aber warum kehren Sie ſich von mir?

Der Reiſ. Wie ich höre, mein Herr, ſo ſind Sie ein großer Kenner der Phyſiognomie; und ich beſorge, daß die meinige —

Der Baron. O! Sie kränken mich. Wie können Sie auf dergleichen Verdacht kommen? Ohne ein Kenner der Phyſiognomie zu ſeyn, muß ich Ihnen ſagen, daß ich nie eine ſo aufrichtige, großmüthige und gefällige Miene gefunden habe, als die Ihrige.

Der Reiſ. Ihnen die Wahrheit zu geſtehn: ich bin kein Freund allgemeiner Urtheile über ganze Völker. — — Sie werden meine Freiheit nicht übel nehmen. — Ich ſollte glauben, daß es unter allen Nationen gute und böſe Seelen geben könnte. Und unter den Juden — —

Siebenter Auftritt.

Das Fräulein. Der Reiſende. Der Baron.

Das Fräul. Ach! Papa — —

Der Baron. Nu, nu! ſein wild, ſein wild! Vorhin liefſt du vor mir: was ſollte das bedeuten? — —

Das Fräul. Vor Ihnen bin ich nicht gelaufen, Papa, ſondern nur vor Ihrem Verweiſe.

Der Baron. Der Unterſchied iſt ſehr ſubtil. Aber was war es denn, das meinen Verweis verdiente?

Das Fräul. O! Sie werden es ſchon wiſſen. Sie ſahen es ja! Ich war bei dem Herrn — —

Der Baron. Nun? und —

Das Fräul. Und der Herr iſt eine Mannsperſon, und mit den Mannsperſonen, haben Sie befohlen, mir nicht allzuviel zu thun zu machen. — —

Der Baron. Daß dieſer Herr eine Ausnahme ſey, hätteſt du wohl merken ſollen. Ich wollte wünſchen, daß er dich leiden könnte. — Ich werde es mit Vergnügen ſehen, wenn du auch beſtändig um ihn biſt.

Das Fräul. Ach! — es wird wohl das erſte und letzte mal geweſen ſeyn. Sein Diener packt ſchon auf. — — Und das wollte ich Ihnen eben ſagen.

Der Baron. Was? wer? ſein Diener?

Der Reiſ. Ja, mein Herr, ich hab' es ihm befohlen. Meine Verrichtungen und die Beſorgniß, Ihnen beſchwerlich zu fallen —

Der Baron. Was ſoll ich ewig davon denken? Soll ich das Glück nicht haben, Ihnen näher zu zeigen, daß Sie ſich ein erkenntliches Herz verbindlich gemacht haben? O! ich bitte Sie, fügen Sie zu Ihrer Wohlthat noch die andere hinzu, die mir eben ſo ſchätzbar als die Erhaltung meines Lebens ſeyn wird; bleiben Sie einige Zeit — wenigſtens einige Tage bei mir; ich würde mir es ewig vorzuwerfen haben, daß ich einen Mann, wie Sie, ungekannt, ungeehrt, unbelohnt, wenn es anders in meinem Vermögen ſteht, von mir gelaſſen hätte. Ich habe einige meiner Anverwandten auf heute eingeladen laſſen, mein Vergnügen mit ihnen zu theilen, und ihnen das Glück zu verſchaffen, meinen Schutzengel kennen zu lernen.

Der Reiſ. Mein Herr, ich muß nothwendig — —

Das Fräul. Da bleiben, mein Herr, da bleiben! Ich laufe, Ihrem Bedienten zu ſagen, daß er wieder abpacken ſoll. Doch da iſt er ſchon.

Achter Auftritt.

Chriſtoph in Stiefeln und Sporen und zwei Mantelſäcke unter den Armen. **Die Vorigen.**

Chriſt. Nun! mein Herr, es iſt alles fertig. Fort! kürzen Sie Ihre Abſchiedsformeln ein wenig ab. Was ſoll das viele Reden, wenn wir nicht da bleiben können?

Der Baron. Was hindert Euch denn, hier zu bleiben?

Chriſt. Gewiſſe Betrachtungen, mein Herr Baron, die den Eigenſinn meines Herrn zum Grunde und ſeine Großmuth zum Vorwande haben.

Der Reiſ. Mein Diener iſt öfters nicht klug; verzeihen Sie ihm. Ich ſehe, daß Ihre Bitten in der That mehr als Komplimente ſind. Ich ergebe mich, damit ich nicht aus Furcht grob zu ſeyn, eine Grobheit begehen möge.

Der Baron. O! was für Dank bin ich Ihnen ſchuldig!

Der Reiſ. Ihr könnt nur gehen und wieder abpacken! Wir wollen erſt morgen fort.

Das Fräul. Nu! hört Er nicht? Was ſteht Er denn da? Er ſoll gehn und wieder abpacken.

Chriſt. Von rechtswegen ſollte ich böſe werden. Es iſt mir auch beinahe, als ob mein Zorn erwachen wollte; doch weil nichts ſchlimmers daraus erfolgt, als daß wir hier bleiben und zu eſſen und zu trinken bekommen, und wohl gepflegt werden, ſo mag es ſeyn! Sonſt laß ich mir nicht gern unnöthige Mühe machen: wiſſen Sie das?

Der Reiſ. Schweigt! Ihr ſeyd zu unverſchämt.

Chriſt. Denn ich ſage die Wahrheit.

Das Fräul. O! das iſt vortrefflich, daß Sie bei uns bleiben. Nun bin ich Ihnen noch einmal ſo gut. Kommen Sie, ich will Ihnen unſern Garten zeigen; er wird Ihnen gefallen.

Der Reiſ. Wenn er Ihnen gefällt, Fräulein, ſo iſt es ſchon ſo gut als gewiß.

Das Fräul. Kommen Sie nur; — — unterdeſſen wird es Eſſenszeit. Papa, Sie erlauben es doch?

Der Baron. Ich werde euch ſogar begleiten.

Das Fräul. Nein, nein, das wollen wir Ihnen nicht zumuthen. Sie werden zu thun haben.

Der Baron. Ich habe jetzt nichts wichtigers zu thun, als meinen Gaſt zu vergnügen.

Das Fräul. Er wird es Ihnen nicht übel nehmen: nicht wahr mein Herr? Sachte zu ihm. Sprechen Sie doch nein. Ich möchte gern mit Ihnen allein gehen.

Der Reiſ. Es wird mich gereuen, daß ich mich ſo leicht habe bewegen laſſen hier zu bleiben, ſobald ich ſehe, daß ich Ihnen im geringſten verhinderlich bin. Ich bitte alſo — —

Der Baron. O! warum kehren Sie ſich an des Kindes Rede?

Das Fräul. Kind? — — Papa! — — beſchämen Sie mich doch nicht ſo! — Der Herr wird denken, wie jung ich bin! — — Laſſen Sie es gut ſeyn; ich bin alt genug, mit Ihnen ſpazieren zu gehen. — Kommen Sie. — — Aber ſehen Sie einmal: Ihr Diener ſteht noch da und hat die Mantelſäcke unter den Armen.

Chriſt. Ich dächte, das ginge nur den an, dem es ſauer wird?

Der Reiſ. Schweigt! Man erzeigt Euch zu viel Ehre. —

Neunter Auftritt.

Liſette. Die Vorigen.

Der Baron, indem er Liſetten kommen ſieht. Mein Herr, ich werde Ihnen gleich nachfolgen, wenn es Ihnen gefällig iſt, meine Tochter in den Garten zu begleiten.

Das Fräul. O! bleiben Sie ſo lange als es Ihnen gefällt. Wir wollen uns ſchon die Zeit vertreiben. Kommen Sie! Das Fräulein und der Reiſende gehen ab.

Der Baron. Liſette, dir habe ich etwas zu ſagen! —

Liſette. Nu?

Der Baron ſachte zu ihr. Ich weiß noch nicht, wer unſer Gaſt iſt. Gewiſſer Urſachen wegen mag ich ihn auch nicht fragen. Könnteſt du nicht von ſeinem Diener — —

Liſette. Ich weiß, was Sie wollen. Dazu trieb mich meine Neugierigkeit von ſelbſt, und deßwegen kam ich hieher. —

Der Baron. Bemühe dich alſo, — — und gieb mir Nachricht davon. Du wirſt Dank bei mir verdienen.

Liſette. Gehen Sie nur.

Chriſt. Sie werden es alſo nicht übel nehmen, mein Herr, daß wir es uns bei Ihnen gefallen laſſen. Aber ich bitte, machen Sie ſich meinetwegen keine Ungelegenheit; ich bin mit allem zufrieden, was da iſt.

Der Baron. Liſette, ich übergebe ihn deiner Aufſicht. Laß ihn an nichts Mangel leiden. Geht ab.

Chriſt. Ich empfehle mich alſo, Mademoiſelle, Dero gütigen Aufſicht, die mich an nichts wird Mangel leiden laſſen. Will abgehen.

Zehnter Auftritt.

Liſette. Chriſtoph.

Liſette hält ihn auf. Nein, mein Herr, ich kann es unmöglich über mein Herz bringen, Sie ſo unhöflich ſeyn zu laſſen. — Bin ich denn nicht Frauenzimmers genug, um einer kurzen Unterhaltung werth zu ſeyn?

Chriſt. Der Geier! Sie nehmen die Sache genau, Mamſell. Ob Sie Frauenzimmers genug oder zu viel ſind, kann ich nicht ſagen. Wenn ich zwar aus Ihrem geſprächigen Munde ſchließen ſollte, ſo dürfte ich beinahe das letzte behaupten. — Doch dem ſey, wie ihm wolle; jetzt werden Sie mich beurlauben; — — Sie ſehen, ich habe Hände und Arme voll. — Sobald mich hungert oder durſtet, werde ich bei Ihnen ſeyn.

Liſette. So macht's unſer Schirrmeiſter auch.

Chriſt. Der Henker! das muß ein geſcheuter Mann ſeyn: er macht's wie ich!

Liſette. Wenn Sie ihn wollen kennen lernen: er liegt vor dem Hinterhauſe an der Kette.

Chriſt. Verdammt! ich glaube gar, Sie meinen den Hund. Ich merke alſo wohl, Sie werden den leiblichen Hunger und Durſt verſtanden haben. Den aber habe ich nicht verſtanden; ſondern den Hunger und Durſt der Liebe. Den, Mamſell, den! Sind Sie nun mit meiner Erklärung zufrieden?

Liſette. Beſſer als mit dem Erklären.

Chriſt. Ei! im Vertrauen: — Sagen Sie etwa zugleich auch damit ſo viel, daß Ihnen ein Liebesantrag von mir nicht zuwider ſeyn würde?

Liſette. Vielleicht! Wollen Sie mir einen thun? im Ernſt?

Chriſt. Vielleicht!

Liſette. Pfui! was das für eine Antwort iſt! vielleicht!

Chriſt. Und ſie war doch nicht ein Haar anders als die Ihrige.

Liſette. In meinem Munde will ſie aber ganz etwas anders ſagen. Vielleicht, iſt eines Frauenzimmers größte Verſicherung. Denn ſo ſchlecht unſer Spiel auch iſt, ſo müſſen wir uns doch niemals in die Karte ſehen laſſen.

Chriſt. Ja, wenn das iſt! — Ich dächte wir kämen alſo zur Sache. — — Er ſchmeißt beide Mantelſäcke auf die Erde. Ich weiß nicht warum ich mir's ſo ſauer mache? Da liegt! — — Ich liebe Sie, Mamſell.

Liſette. Das heiß ich mit Wenigem viel ſagen. Wir wollen's zergliedern. — —

Chriſt. Nein, wir wollen's lieber ganz laſſen. Doch, — damit wir in Ruhe einander unſre Gedanken eröffnen können; — — belieben Sie ſich nieder zu laſſen! — — Das Stehn ermüdet mich. — — Ohne Umſtände! — Er nöthigt ſie auf den Mantelſack zu ſitzen — — Ich liebe Sie, Mamſell. — —

Liſette. Aber, — — ich ſitze verzweifelt hart. — — Ich glaube gar, es ſind Bücher darinn — —

Chriſt. Dazu recht zärtliche und witzige; — und gleichwohl ſitzen Sie hart darauf? Es iſt meines Herrn Reiſebibliothek. Sie beſteht aus Luſtſpielen, die zum Weinen, und aus Trauerſpielen, die zum Lachen bewegen; aus zärtlichen Heldengedichten, aus tiefſinnigen Trinkliedern und was dergleichen neue Siebenſachen mehr ſind. — — Doch wir wollen umwechſeln. Setzen Sie ſich auf meinen; — ohne Umſtände! — — meiner iſt der weichſte.

Liſette. Verzeihen Sie! — — So grob werde ich nicht ſeyn. — —

Chriſt. Ohne Umſtände, — ohne Komplimente! — Wollen Sie nicht? — So werde ich Sie hintragen. — —

Liſette. Weil Sie es denn befehlen — Sie ſteht auf und will ſich auf den andern ſetzen.

Chriſt. Befehlen? behüte Gott! — Nein! befehlen, will viel ſagen. — — Wenn Sie es ſo nehmen wollen, ſo bleiben Sie lieber ſitzen. — — Er ſetzt ſich wieder auf ſeinen Mantelſack.

Liſette, bei Seite. Der Grobian! Doch ich muß es gut ſeyn laſſen. — —

Chriſt. Wo blieben wir denn? — Ja, — bei der Liebe. — — Ich liebe Sie alſo, Mamſell. Je vous aime, würde ich ſagen, wenn Sie eine franzöſiſche Marquiſin wären.

Liſette. Der Geier! Sie ſind wohl gar ein Franzoſe?

Chriſt. Nein, ich muß meine Schande geſtehen: ich bin nur ein Deutſcher. — Aber ich habe das Glück gehabt, mit verſchiedenen Franzoſen umgehen zu können, und da habe ich denn ſo ziemlich gelernt, was zu einem rechtſchaffnen Kerl gehört. Ich glaube, man ſieht mir es auch gleich an.

Liſette. Sie kommen alſo vielleicht mit Ihrem Herrn aus Frankreich?

Chriſt. Ach nein! — —

Liſette. Wo ſonſt her? Freilich wohl! —

Chriſt. Es liegt noch einige Meilen hinter Frankreich, wo wir herkommen.

Liſette. Aus Italien doch wohl nicht?

Chriſt. Nicht weit davon.

Liſette. Aus England alſo?

Chriſt. Beinahe; England iſt eine Provinz davon. Wir ſind über fünfzig Meilen von hier zu Hauſe. — — Aber, daß Gott! — meine Pferde, — die armen Thiere ſtehen noch geſattelt. Verzeihen Sie, Mamſell! — — Hurtig! ſtehen Sie auf! — — Er nimmt die Mantelſäcke wieder unter den Arm. — — Trotz meiner inbrünſtigen Liebe muß ich doch gehn, und erſt das Nöthige verrichten. — — Wir haben noch den ganzen Tag, und, was das meiſte iſt, noch die ganze Nacht vor uns. Wir wollen ſchon noch eins werden. — — Ich werde Sie wohl wieder zu finden wiſſen.

Eilfter Auftritt.

Martin Krumm. Liſette.

Liſette. Von dem werde ich wenig erfahren können. Entweder er iſt zu dumm, oder zu fein. Und beides macht unergründlich.

Mart. Kr. So, Jungfer Liſette? Das iſt auch der Kerl darnach, daß er mich ausſtechen ſollte!

Liſette. Das hat er nicht nöthig gehabt.

Mart. Kr. Nicht nöthig gehabt? Und ich denke, wer weiß, wie feſt ich in Ihrem Herzen ſitze.

Liſette. Das macht, Herr Vogt, Er denkt's. Leute von Seiner Art haben das Recht, abgeſchmackt zu denken. Drum ärgre ich mich auch nicht darüber, daß Er's gedacht hat, ſondern, daß Er mir's geſagt hat. Ich möchte wiſſen, was Ihn mein Herz angeht? Mit was für Gefälligkeiten, mit was für Geſchenken, hat Er ſich denn ein Recht darauf erworben? — Man giebt die Herzen jetzt nicht mehr ſo in den Tag hinein weg. Und glaubt Er etwa, daß ich ſo verlegen mit dem meinigen bin? Ich werde ſchon noch einen ehrlichen Mann dazu finden, ehe ich's vor die Säue werfe.

Mart. Kr. Der Teufel, das verſchnupft! Ich muß eine Priſe Taback darauf nehmen. — — Vielleicht geht es wieder mit dem Nieſen fort. Er zieht die entwandte Doſe hervor, ſpielt einige Zeit in den Händen damit, und nimmt endlich auf eine lächerlich hochmüthige Art eine Priſe.

Liſette, ſieht ihn von der Seite an. Verzweifelt! wo bekömmt der Kerl die Doſe her?

Mart. Kr. Belieben Sie ein Priſchen?

Liſette. O, Ihre unterthänige Magd, mein Herr Vogt! Sie nimmt.

Mart. Kr. Was eine ſilberne Doſe nicht kann! — — Könnte ein Ohrwürmchen geſchmeidiger ſeyn?

Liſette. Iſt es eine ſilberne Doſe?

Mart. Kr. Wenn's keine ſilberne wäre, ſo würde ſie Martin Krumm nicht haben.

Liſette. Iſt es nicht erlaubt, ſie zu beſehen?

Mart. Kr. Ja, aber nur in meinen Händen.

Liſette. Die Façon iſt vortrefflich.

Mart. Kr. Ja, ſie wiegt ganzer fünf Loth. —

Liſette. Nur der Façon wegen, möchte ich ſo ein Döschen haben.

Mart. Kr. Wenn ich ſie zuſammen ſchmelzen laſſe, ſteht Ihnen die Façon davon zu Dienſte.

Liſette. Sie ſind allzu gütig! — Es iſt ohne Zweifel ein Geſchenk?

Mart. Kr. Ja. — — ſie koſtet mir nicht einen Heller.

Liſette. Wahrhaftig, ſo ein Geſchenk könnte ein Frauenzimmer recht verblenden! Sie können Ihr Glück damit machen, Herr Vogt. Ich wenigſtens würde mich, wenn man mich mit ſilbernen Doſen anfiele, ſehr ſchlecht vertheidigen können. Mit ſo einer Doſe hätte ein Liebhaber gegen mich gewonnenes Spiel.

Mart. Kr. Ich verſteh's, ich verſteh's! —

Liſette. Da ſie Ihnen ſo nichts koſtet, wollte ich Ihnen rathen, Herr Vogt, ſich eine gute Freundin damit zu machen —

Mart. Kr. Ich verſteh's, ich verſteh's!

Liſette ſchmeichelnd. Wollten Sie mir ſie wohl ſchenken? —

Mart. Kr. O um Verzeihung! — Man giebt die ſilbernen Doſen jetzt nicht mehr ſo in den Tag hinein weg. Und glaubt Sie denn, Jungfer Liſette, daß ich ſo verlegen mit der meinigen bin? Ich werde ſchon noch einen ehrlichen Mann dazu finden, ehe ich ſie vor die Säue werfe.

Liſette. Hat man jemals eine dümmere Grobheit gefunden! — — Ein Herz einer Schnupftabacksdoſe gleich zu ſchätzen?

Mart. Kr. Ja, ein ſteinern Herz einer ſilbernen Schnupftabacksdoſe — —

Liſette. Vielleicht würde es aufhören, ſteinern zu ſeyn, wenn — — Doch alle meine Reden ſind vergebens. — — Er iſt meiner Liebe nicht werth. — — Was ich für eine gutherzige Närrin bin! — Will weinen. Beinahe hätte ich geglaubt, der Vogt wäre noch einer von den ehrlichen Leuten, die es meinen, wie ſie es reden —

Mart. Kr. Und was ich für ein gutherziger Narr bin, daß ich glaube, ein Frauenzimmer meine es, wie ſie es redet! — Da, mein Liſettchen, weine Sie nicht! — Er giebt ihr die Doſe. — Aber nun bin ich doch wohl Ihrer Liebe werth? — Zum Anfange verlange ich nichts, als nur ein Küßchen auf Ihre ſchöne Hand! — Er küßt ſie. Ah, wie ſchmeckt das! —

Zwölfter Auftritt.

Das Fräulein. Liſette. Martin Krumm.

Das Fräul. kömmt dazu geſchlichen und ſtößt ihn mit dem Kopfe auf die Hand. Ei, Herr Vogt! — Küß Er mir doch meine Hand auch!

Liſette. Daß doch! — —

Mart. Kr. Ganz gern, gnädiges Fräulein — er will ihr die Hand küſſen.

Das Fräul. giebt ihm eine Ohrfeige. Ihr Flegel, verſteht Ihr denn keinen Spaß?

Mart. Kr. Den Teufel, mag das Spaß ſeyn!

Liſette. Ha! ha! ha! lacht ihn aus. O ich betaure Ihn, mein lieber Vogt — Ha! ha! ha!

Mart. Kr. So? und Sie lacht noch dazu? Iſt das mein Dank? Schon gut, ſchon gut! Geht ab.

Liſette. Ha! ha! ha!

Dreizehnter Auftritt.

Liſette. Das Fräulein.

Das Fräul. Hätte ich's doch nicht geglaubt, wenn ich's nicht ſelbſt geſehen hätte. Du läßt dich küſſen? und noch dazu vom Vogt?

Liſette. Ich weiß auch gar nicht, was Sie für Recht haben, mich zu belauſchen? Ich denke, Sie gehen im Garten mit dem Fremden ſpazieren.

Das Fräul. Ja, und ich wäre noch bei ihm, wenn der Papa nicht nachgekommen wäre. Aber ſo kann ich ja kein kluges Wort mit ihm ſprechen. Der Papa iſt gar zu ernſthaft —

Liſette. Ei, was nennen Sie denn ein kluges Wort? Was haben Sie denn wohl mit ihm zu ſprechen, das der Papa nicht hören dürfte?

Das Fräul. Tauſenderlei! — Aber du machſt mich böſe, wo du mich noch mehr fragſt. Genug, ich bin dem fremden Herrn gut. Das darf ich doch wohl geſtehen?

Liſette. Sie würden wohl gräulich mit dem Papa zanken, wenn er Ihnen einmal ſo einen Bräutigam verſchaffte? Und, im Ernſt, wer weiß, was er thut. Schade nur, daß Sie nicht einige Jahre älter ſind; es könnte vielleicht bald zu Stande kommen.

Das Fräul. O, wenn es nur am Alter liegt, ſo kann mich ja der Papa einige Jahre älter machen. Ich werde ihm gewiß nicht widerſprechen.

Liſette. Nein, ich weiß noch einen beſſern Rath. Ich will Ihnen einige Jahre von den meinigen geben, ſo iſt uns allen beiden geholfen. Ich bin alsdann nicht zu alt, und Sie nicht zu jung.

Das Fräul. Das iſt auch wahr; das geht ja an!

Liſette. Da kömmt des Fremden Bedienter; ich muß mit ihm ſprechen. Es iſt alles zu Ihrem Beſten. — Laſſen Sie mich mit ihm allein. — — Gehen Sie.

Das Fräul. Vergiß es aber nicht wegen der Jahre. — Hörſt du, Liſette?

Vierzehnter Auftritt.

Liſette. Chriſtoph.

Liſette. Mein Herr, Sie hungert oder durſtet gewiß, daß Sie ſchon wieder kommen? Nicht?

Chriſt. Ja freilich! — — Aber wohl gemerkt, wie ich den Hunger und Durſt erklärt habe. Ihr die Wahrheit zu geſtehn, meine liebe Jungfer, ſo hatte ich ſchon, ſo bald ich geſtern vom Pferde ſtieg, ein Auge auf Sie geworfen. Doch weil ich nur einige Stunden hier zu bleiben vermeinte, ſo glaubte ich, es verlohne ſich nicht der Mühe, mich mit Ihr bekannt zu machen. Was hätten wir in ſo kurzer Zeit können ausrichten? Wir hätten unſern Roman von hinten müſſen anfangen. Allein es iſt auch nicht allzu ſicher, die Katze bei dem Schwanze aus dem Ofen zu ziehen.

Liſette. Das iſt wahr! Nun aber können wir ſchon ordentlicher verfahren. Sie können mir Ihren Antrag thun; ich kann darauf antworten. Ich kann Ihnen meine Zweifel machen; Sie können mir ſie auflöſen. Wir können uns bei jedem Schritte, den wir thun, bedenken, und dürfen einander nicht den Affen im Sacke verkaufen. Hätten Sie mir geſtern gleich Ihren Liebesantrag gethan, es iſt wahr, ich würde ihn angenommen haben. Aber überlegen Sie einmal, wie viel ich gewagt hätte, wenn ich mich nicht einmal nach Ihrem Stande, Vermögen, Vaterlande, Bedienungen und dergleichen mehr zu erkundigen Zeit gehabt hätte?

Chriſt. Der Geier! Wäre das aber auch ſo nöthig geweſen? So viel Umſtände? Sie könnten ja bei dem Heirathen nicht mehrere machen? — —

Liſette. O! wenn es nur auf eine kahle Heirath angeſehen wäre, ſo wär' es lächerlich, wenn ich ſo gewiſſenhaft ſeyn wollte. Allein mit einem Liebesverſtändniſſe iſt es ganz etwas anders! Hier wird die ſchlechteſte Kleinigkeit zu einem wichtigen Punkte. Alſo glauben Sie nur nicht, daß Sie die geringſte Gefälligkeit von mir erhalten werden, wenn Sie meiner Neugierde nicht in allen Stücken ein Genüge thun.

Chriſt. Nu? Wie weit erſtreckt ſich denn die?

Liſette. Weil man doch einen Diener am beſten nach ſeinem Herrn beurtheilen kann, ſo verlange ich vor allen Dingen zu wiſſen — —

Chriſt. Wer mein Herr iſt? Ha! ha! das iſt luſtig. Sie fragen mich etwas, das ich Sie gern ſelbſt fragen möchte, wenn ich glaubte, daß Sie mehr wüßten, als ich. —

Liſette. Und mit dieſer abgedroſchenen Ausflucht denken Sie durchzukommen? Kurz, ich muß wiſſen, wer Ihr Herr iſt, oder unſere ganze Freundſchaft hat ein Ende.

Chriſt. Ich kenne meinen Herrn nicht länger, als ſeit vier Wochen. So lange iſt es, daß er mich in Hamburg in ſeine Dienſte genommen hat. Von da aus habe ich ihn begleitet, niemals mir aber die Mühe genommen, nach ſeinem Stande oder Namen zu fragen. So viel iſt gewiß, reich muß er ſeyn; denn er hat weder mich noch ſich auf der Reiſe Noth leiden laſſen. Um was brauch' ich mich mehr zu bekümmern?

Liſette. Was ſoll ich mir von Ihrer Liebe verſprechen, da Sie meiner Verſchwiegenheit nicht einmal eine ſolche Kleinigkeit anvertrauen wollen? Ich würde nimmermehr gegen Sie ſo ſeyn. Zum Exempel, hier habe ich eine ſchöne ſilberne Schnupftabacksdoſe — —

Chriſt. Ja? nu? — —

Liſette. Sie dürften mich ein klein wenig bitten, ſo ſagte ich Ihnen, von wem ich ſie bekommen habe —

Chriſt. O! daran iſt mir nun eben ſo viel nicht gelegen. Lieber möchte ich wiſſen, wer ſie von Ihnen bekommen ſollte?

Liſette. Ueber den Punkt habe ich eigentlich noch nichts beſchloſſen. Doch wenn Sie ſie nicht ſollten bekommen, ſo haben Sie es niemanden anders als ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Ich würde Ihre Aufrichtigkeit gewiß nicht unbelohnt laſſen.

Chriſt. Oder vielmehr meine Schwatzhaftigkeit! Doch, ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, wenn ich dasmal verſchwiegen bin, ſo bin ich's aus Noth. Denn ich weiß nichts, was ich ausplaudern könnte. Verdammt! wie gern wollte ich meine Geheimniſſe ausſchütten, wenn ich nur welche hätte.

Liſette. Adieu! ich will Ihre Tugend nicht länger beſtürmen. Nur wünſch' ich, daß ſie Ihnen bald zu einer ſilbernen Doſe und einer Liebſten verhelfen möge, ſo wie ſie Sie jetzt um beides gebracht hat. *Will gehen.*

Chriſt. Wohin? wohin? Geduld! *Bei Seite.* Ich ſehe mich genöthigt, zu lügen. Denn ſo ein Geſchenk werde ich mir doch nicht ſollen entgehn laſſen? Was wird's auch viel ſchaden?

Liſette. Nun, wollen Sie es näher geben? Aber — — ich ſehe ſchon, es wird Ihnen ſauer. Nein, nein; ich mag nichts wiſſen. —

Chriſt. Ja, ja, Sie ſoll alles wiſſen! — *bei Seite.* Wer doch recht viel lügen könnte! — — Hören Sie nur! — Mein Herr iſt — — iſt einer von Adel. Er kömmt, — — wir kommen mit einander aus — — aus — — Holland. Er hat müſſen — — gewiſſer Verdrießlichkeiten wegen, — — einer Kleinigkeit — — eines Mords wegen — — entfliehen —

Liſette. Was? eines Mords wegen?

Chriſt. Ja, — — aber eines honetten Mords, — — eines Duells wegen, entfliehen. — Und jetzt eben — — iſt er auf der Flucht — —

Liſette. Und Sie, mein Freund? —

Chriſt. Ich bin auch mit ihm auf der Flucht. Der Entleibte hat uns — — will ich ſagen, die Freunde des Entleibten haben uns ſehr verfolgen laſſen; und dieſer Verfolgung wegen — — Nun können Sie leicht das Uebrige errathen. — — Was Geier, ſoll man auch thun? Ueberlegen Sie es ſelbſt; ein junger naſeweiſer Laffe ſchimpft uns. Mein Herr ſtößt ihn übern Haufen. Das kann nicht anders ſeyn! — Schimpft mich jemand, ſo thu ich's auch, — oder — oder ſchlage ihn hinter die Ohren. Ein ehrlicher Kerl muß nichts auf ſich ſitzen laſſen.

Liſette. Das iſt brav! ſolchen Leuten bin ich gut; denn ich bin auch ein wenig unleidlich. Aber ſehen Sie einmal, da kömmt Ihr Herr! Sollte man es ihm wohl anſehn, daß er ſo zornig, ſo grauſam wäre?

Chriſt. O kommen Sie! Wir wollen ihm aus dem Wege gehn. Er möchte mir es anſehn, daß ich ihn verrathen habe.

Liſette. Ich bin's zufrieden — —

Chriſt. Aber die ſilberne Doſe —

Liſette. Kommen Sie nur. *Bei Seite.* Ich will erſt ſehen, was mir von meinem Herrn für mein entdecktes Geheimniß werden wird; lohnt ſich das der Mühe, ſo ſoll er ſie haben.

Fünfzehnter Auftritt.

Der Reiſende.

Ich vermiſſe meine Doſe. Es iſt eine Kleinigkeit; gleichwohl iſt mir der Verluſt empfindlich. Sollte mir ſie wohl der Vogt? — — Doch ich kann ſie verloren haben, — ich kann ſie aus Unvorſichtigkeit herausgeriſſen haben. — — Auch mit ſeinem Verdachte muß man niemanden beleidigen. — Gleichwohl, — er drängte ſich an mich heran; — er griff nach der Uhr; — ich ertappte ihn; könnte er auch nicht nach der Doſe gegriffen haben, ohne daß ich ihn ertappt hätte?

Sechzehnter Auftritt.

Martin Krumm. Der Reiſende.

Mart. Kr. *als er den Reiſenden gewahr wird, will er wieder umkehren.* Hui!

Der Reiſ. Nu, nu, immer näher, mein Freund! — — *Bei Seite.* Iſt er doch ſo ſchüchtern, als ob er meine Gedanken wüßte! — — Nu? Nur näher!

Mart. Kr. *trotzig.* Ach! Ich habe nicht Zeit! Ich weiß ſchon, Sie wollen mit mir plaudern. Ich habe wichtigere Sachen zu thun. Ich mag Ihre Heldenthaten nicht zehnmal hören. Erzählen Sie ſie jemanden, der ſie noch nicht weiß.

Der Reiſ. Was höre ich? Vorhin war der Vogt einfältig und höflich, jetzt iſt er unverſchämt und grob. Welches iſt denn Eure rechte Larve?

Mart. Kr. Ei! Das hat Sie der Geier gelernt, mein Geſicht eine Larve zu ſchimpfen. Ich mag mit Ihnen nicht zanken, — ſonſt — — *Er will fort gehen.*

Der Reiſ. Sein unverſchämtes Verfahren beſtärkt mich in meinem Argwohne. — Nein, nein, Geduld! Ich habe Euch etwas Nothwendiges zu ſagen — —

Mart. Kr. Und ich werde nichts darauf zu antworten haben, es mag ſo nothwendig ſeyn, als es will. Drum ſparen Sie nur die Frage.

Der Reiſ. Ich will es wagen. — Allein, wie leid würde mir es ſeyn, wenn ich ihm Unrecht thäte. — — Mein Freund, habt Ihr nicht meine Doſe geſehen? — Ich vermiſſe ſie. — —

Mart. Kr. Was iſt das für eine Frage? Kann ich etwas dafür, daß man ſie Ihnen geſtohlen hat? — — Für was ſehen Sie mich an? Für den Hehler? Oder für den Dieb?

Der Reiſ. Wer redet denn vom Stehlen? Ihr verrathet Euch faſt ſelbſt — —

Mart. Kr. Ich verrathe mich ſelbſt? Alſo meinen Sie, daß ich ſie habe? Wiſſen Sie auch, was das zu bedeuten hat, wenn man einen ehrlichen Kerl dergleichen beſchuldigt? Wiſſen Sie's?

Der Reiſ. Warum müßt Ihr ſo ſchreien? Ich habe Euch noch nichts beſchuldigt. Ihr ſeyd Euer eigener Ankläger. Dazu weiß ich eben nicht, ob ich groß Unrecht haben würde! Wen ertappte ich denn vorhin, als er nach meiner Uhr greifen wollte?

Mart. Kr. O! Sie ſind ein Mann, der gar keinen Spaß verſteht. Hören Sie's! — — Bei Seite. Wo er ſie nur nicht bei Liſetten geſehen hat. — Das Mädel wird doch nicht närriſch ſeyn, und ſich damit breit machen?

Der Reiſ. O! ich verſtehe den Spaß ſo wohl, daß ich glaube, Ihr wollt mit meiner Doſe auch ſpaſſen. Allein wenn man den Spaß zu weit treibt, verwandelt er ſich endlich in Ernſt. Es iſt mir um Euren guten Namen leid. Geſetzt, ich wäre überzeugt, daß Ihr es nicht böſe gemeint hättet, würden auch andere — —

Mart. Kr. Ach, — andere! — andere! — andere wären es längſt überdrüſſig, ſich ſo etwas vorwerfen zu laſſen. Doch, wenn Sie denken, daß ich ſie habe, befühlen Sie mich, — — viſitiren Sie mich — —

Der Reiſ. Das iſt meines Amts nicht. Dazu trägt man auch nicht alles bei ſich in der Taſche.

Mart. Kr. Nun gut! damit Sie ſehen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin, ſo will ich meine Schubſäcke ſelber umwenden. — Geben Sie Acht! — Bei Seite. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ſie herausfiele.

Der Reiſ. O, macht Euch keine Mühe!

Mart. Kr. Nein, nein; Sie ſollen's ſehen, Sie ſollen's ſehn. Er wendet die eine Taſche um. Iſt da eine Doſe? Brodkrümel ſind drin; das liebe Gut! Er wendet die andere um. Da iſt auch nichts! Ja, — doch! Ein Stückchen Kalender. — Ich hebe es der Verſe wegen auf, die über den Monaten ſtehen. Sie ſind recht ſchnurrig! — Nu, aber daß wir weiter kommen. Geben Sie Acht, da will ich den dritten umwenden. Bei dem Umwenden fallen zwei große Bärte heraus. Der Henker! Was laß ich da fallen? Er will ſie hurtig aufheben, der Reiſende aber iſt hurtiger, und erwiſcht einen davon.

Der Reiſ. Was ſoll das vorſtellen?

Mart. Kr. bei Seite. O verdammt! Ich denke, ich habe den Quark lange von mir gelegt.

Der Reiſ. Das iſt ja gar ein Bart. Er macht ihn vor's Kinn. Sehe ich bald einem Juden ſo ähnlich? — —

Mart. Kr. Ach, geben Sie her! Geben Sie her! Wer weiß, was Sie wieder denken? Ich ſchrecke meinen kleinen Jungen manchmal damit. Dazu iſt er.

Der Reiſ. Ihr werdet ſo gut ſeyn, und mir ihn laſſen. Ich will auch damit ſchrecken.

Mart. Kr. Ach! Vexiren Sie ſich nicht mit mir. Ich muß ihn wieder haben. Er will ihn aus der Hand reißen.

Der Reiſ. Geht, oder — —

Mart. Kr. bei Seite. Der Geier! Nun mag ich ſehen, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hat. — — Es iſt ſchon gut, es iſt ſchon gut! Ich ſeh's, Sie ſind zu meinem Unglück hierher gekommen. Aber, hol' mich alle Teufel, ich bin ein ehrlicher Kerl! Und den will ich ſehn, der mir etwas Schlimmes nachreden kann. Merken Sie ſich das! Es mag kommen zu was es will, ſo kann ich es beſchwören, daß ich den Bart zu nichts Böſem gebraucht habe. — Geht ab.

Siebzehnter Auftritt.

Der Reiſende.

Der Menſch bringt mich ſelbſt auf einen Argwohn, der ihm höchſt nachtheilig iſt. — — Könnte er nicht einer von den verkappten Räubern geweſen ſeyn? — Doch ich will in meiner Vermuthung behutſam gehen.

Achtzehnter Auftritt.

Der Baron. Der Reiſende.

Der Reiſ. Sollten Sie nicht glauben, ich wäre geſtern mit den jüdiſchen Straßenräubern ins Handgemenge gekommen, daß ich einem davon den Bart ausgeriſſen hätte? Er zeigt ihm den Bart.

Der Baron. Wie verſtehn Sie das, mein Herr? — — Allein, warum haben Sie mich ſo geſchwind im Garten verlaſſen?

Der Reiſ. Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit. Ich wollte gleich wieder bei Ihnen ſeyn. Ich ging nur meine Doſe zu ſuchen, die ich hier herum muß verloren haben.

Der Baron. Das iſt mir höchſt empfindlich. Sie ſollten noch bei mir zu Schaden kommen?

Der Reiſ. Der Schade würde ſo groß nicht ſeyn. — — Allein betrachten Sie doch einmal dieſen anſehnlichen Bart!

Der Baron. Sie haben mir ihn ſchon einmal gezeigt. Warum?

Der Reiſ. Ich will mich Ihnen deutlicher erklären. Ich glaube — — Doch nein, ich will meine Vermuthungen zurückhalten. — —

Der Baron. Ihre Vermuthungen? Erklären Sie ſich!

Der Reiſ. Nein, ich habe mich übereilt. Ich könnte mich irren — —

Der Baron. Sie machen mich unruhig.

Der Reiſ. Was halten Sie von Ihrem Vogt?

Der Baron. Nein, nein; wir wollen das Geſpräch auf nichts anderes lenken. — — Ich beſchwöre Sie bei der Wohlthat, die Sie mir erzeigt haben, entdecken Sie mir, was Sie glauben, was Sie vermuthen, worin Sie ſich könnten geirrt haben!

Der Reiſ. Nur die Beantwortung meiner Frage kann mich antreiben, es Ihnen zu entdecken.

Der Baron. Was ich von meinem Vogt halte? — — Ich halte ihn für einen ganz ehrlichen und rechtſchaffenen Mann.

Der Reiſ. Vergeſſen Sie alſo, daß ich etwas habe ſagen wollen.

Der Baron. Ein Bart, — Vermuthungen, — der Vogt, — wie ſoll ich dieſe Dinge verbinden? — Vermögen meine Bitten nichts bei Ihnen? — Sie könnten ſich geirrt haben? Geſetzt, Sie haben ſich geirrt; was können Sie bei einem Freunde für Gefahr laufen?

Der Reiſ. Sie dringen zu ſtark in mich. Ich ſage Ihnen alſo, daß der Vogt dieſen Bart aus Unvorſichtigkeit hat fallen laſſen; daß er noch einen hatte, den er aber in der Geſchwindigkeit wieder zu ſich ſteckte; daß ſeine Reden einen Menſchen verriethen, welcher glaubt, man denke von ihm eben ſo viel Uebles, als er thut; daß ich ihn auch ſonſt über einem nicht allzu gewiſſenhaften — — wenigſtens nicht allzu klugen Griffe ertappt habe.

Der Baron. Es iſt, als ob mir die Augen auf einmal aufgingen. Ich beſorge, — Sie werden ſich nicht geirrt haben. Und Sie trugen Bedenken, mir ſo etwas zu entdecken? — Den Augenblick will ich gehen, und alles anwenden, hinter die Wahrheit zu kommen. Sollte ich meinen Mörder in meinem eigenen Hauſe haben?

Der Reiſ. Doch zürnen Sie nicht auf mich, wenn Sie zum Glücke meine Vermuthungen falſch befinden ſollten. Sie haben mir ſie ausgepreßt, ſonſt würde ich ſie gewiß verſchwiegen haben.

Der Baron. Ich mag ſie wahr oder falſch befinden, ich werde Ihnen allzeit dafür danken.

Neunzehnter Auftritt.

Der Reiſende und hernach Chriſtoph.

Der Reiſ. Wo er nur nicht zu haſtig mit ihm verfährt! Denn ſo groß auch der Verdacht iſt, ſo könnte der Mann doch wohl noch unſchuldig ſeyn. — Ich bin ganz verlegen — — In der That iſt es nichts Geringes, einem Herrn ſeine Untergebenen ſo verdächtig zu machen. Wenn er ſie auch unſchuldig befindet, ſo verliert er doch auf immer das Vertrauen zu ihnen. — Gewiß, wenn ich es recht bedenke, ich hatte ſchweigen ſollen. — Wird man nicht Eigennutz und Rache für die Urſachen meines Argwohns halten, wenn man erfährt, daß ich ihm meinen Verluſt zugeſchrieben habe? — Ich wollte ein Vieles darum ſchuldig ſeyn, wenn ich die Unterſuchung noch hintertreiben könnte —

Chriſt. kommt gelacht. Ha! ha! ha! wiſſen Sie, wer Sie ſind, mein Herr?

Der Reiſ. Wißt Ihr, daß Ihr ein Narr ſeyd? Was fragt Ihr?

Chriſt. Gut! wenn Sie es denn nicht wiſſen, ſo will ich es Ihnen ſagen. Sie ſind einer von Adel. Sie kommen aus Holland. Allda haben Sie Verdrießlichkeiten und ein Duell gehabt. Sie ſind ſo glücklich geweſen, einen jungen Naſeweis zu erſtechen. Die Freunde des Entleibten haben Sie heftig verfolgt. Sie haben ſich auf die Flucht begeben. Und ich habe die Ehre, Sie auf der Flucht zu begleiten.

Der Reiſ. Träumt Ihr oder raſet Ihr?

Chriſt. Keines von beiden. Denn für einen Raſenden wäre meine Rede zu klug und für einen Träumenden zu toll.

Der Reiſ. Wer hat Euch ſolch unſinniges Zeug weiß gemacht?

Chriſt. O dafür iſt gebeten, daß man mir's weiß macht. Allein, finden Sie es nicht recht wohl ausgeſonnen? In der kurzen Zeit, die man mir zum Lügen ließ, hätte ich gewiß auf nichts Beſſeres fallen können. So ſind Sie doch wenigſtens vor weiterer Neugierigkeit ſicher!

Der Reiſ. Was ſoll ich mir aber aus alle dem nehmen?

Chriſt. Nichts mehr, als was Ihnen gefällt; das Uebrige laſſen Sie mir. Hören Sie nur, wie es zuging. Man fragte mich nach Ihrem Namen, Stand, Vaterland, Verrichtungen; ich ließ mich nicht lange bitten, ich ſagte alles, was ich davon wußte; das iſt: ich ſagte, ich wüßte nichts. Sie können leicht glauben, daß dieſe Nachricht ſehr unzulänglich war, und daß man wenig Urſache hatte, damit zufrieden zu ſeyn. Man drang alſo weiter in mich; allein umſonſt: Ich blieb verſchwiegen, weil ich nichts zu verſchweigen hatte. Doch endlich brachte mich ein Geſchenk, welches man mir anbot, dahin, daß ich mehr ſagte, als ich wußte; das iſt: ich log.

Der Reiſ. Schurke! ich befinde mich, wie ich ſehe, bei Euch in feinen Händen.

Chriſt. Ich will doch nimmermehr glauben, daß ich von ungefähr die Wahrheit ſollte gelogen haben?

Der Reiſ. Unverſchämter Lügner, Ihr habt mich in eine Verwirrung geſetzt, aus der — —

Chriſt. Aus der Sie ſich gleich helfen können, ſobald Sie das ſchöne Beiwort, das Sie mir jetzt zu geben beliebten, bekannter machen.

Der Reiſ. Werde ich aber alsdann nicht genöthigt ſeyn, mich zu entdecken?

Chriſt. Deſto beſſer! ſo lerne ich Sie bei Gelegenheit auch kennen. — Allein, urtheilen Sie einmal ſelbſt, ob ich mir wohl, mit gutem Gewiſſen, dieſer Lügen wegen ein Gewiſſen machen konnte? Er zieht die Doſe heraus. Betrachten Sie dieſe Doſe! Hätte ich ſie leichter verdienen können?

Der Reiſ. Zeigt mir ſie doch! — Er nimmt ſie in die Hand. Was ſeh ich?

Chriſt. Ha! ha! ha! Das dachte ich, daß Sie erſtaunen würden. Nicht wahr, Sie lögen ſelber ein Gerſtchen, wenn Sie ſo eine Doſe verdienen könnten?

Der Reiſ. Und alſo habt Ihr mir ſie entwendet?

Chriſt. Wie? was?

Der Reiſ. Eure Treuloſigkeit ärgert mich nicht ſo ſehr, als der übereilte Verdacht, den ich deßwegen einem ehrlichen Mann zugezogen habe. Und Ihr könnt noch ſo raſend frech ſeyn, mich überreden zu wollen, ſie wäre ein — — obgleich beinahe eben ſo ſchimpflich erlangtes — Geſchenk? Geht! kommt mir nicht wieder vor die Augen!

Chriſt. Träumen Sie, oder — — aus Reſpect will ich das andere noch verſchweigen. Der Neid bringt Sie doch nicht auf ſolche Ausſchweifungen? Die Doſe ſoll Ihre ſeyn? Ich ſoll ſie Ihnen salva venia geſtohlen haben? Wenn das wäre, ich müßte ein dummer Teufel ſeyn, daß ich gegen Sie ſelbſt damit prahlen ſollte. — Gut, da kömmt Liſette! — Hurtig komm' Sie! Helf' Sie mir doch meinen Herrn wieder zu Rechte bringen.

Zwanzigſter Auftritt.

Liſette. Der Reiſende. Chriſtoph.

Liſette. O mein Herr, was ſtiften Sie bei uns für Unruhe! Was hat Ihnen denn unſer Vogt gethan? Sie haben den Herrn ganz raſend auf ihn gemacht. Man redet von Bärten, von Doſen, von Plündern; der Vogt weint und flucht, daß er unſchuldig wäre, daß Sie die Unwahrheit redeten. Der Herr iſt nicht zu beſänftigen, und jetzt hat er ſogar nach dem Schulzen und den Gerichten geſchickt, ihn ſchließen zu laſſen. Was ſoll denn das alles heißen?

Chriſt. O, das iſt alles noch nichts. Hör' Sie nur, hör Sie, was er jetzt gar mit mir vorhat — —

Der Reiſ. Ja freilich, meine liebe Liſette, ich habe mich übereilt. Der Vogt iſt unſchuldig. Nur mein gottloſer Bedienter hat mich in dieſe Verdrießlichkeiten geſtürzt. Er iſt's, der mir meine Doſe entwandt hat, derentwegen ich den Vogt im Verdacht hatte; und der Bart kann allerdings ein Kinderſpiel geweſen ſeyn, wie er ſagte. Ich geh, ich will ihm Genugthuung geben, ich will meinen Irrthum geſtehen, ich will ihm, was er nur verlangen kann — —

Chriſt. Nein, nein, bleiben Sie! Sie müſſen mir erſt Genugthuung geben. Zum Henker, ſo rede Sie doch, Liſette, und ſage Sie, wie die Sache iſt. Ich wollte, daß Sie mit Ihrer Doſe am Galgen wäre! Soll ich mich deßwegen zum Diebe machen laſſen? Hat Sie mir ſie nicht geſchenkt?

Liſette. Ja freilich! und ſie ſoll Ihm auch geſchenkt bleiben.

Der Reiſ. So iſt es doch wahr? Die Doſe gehört aber mir.

Liſette. Ihnen? das habe ich nicht gewußt.

Der Reiſ. Und alſo hat ſie wohl Liſette gefunden? und meine Unachtſamkeit iſt an allen den Verwirrungen Schuld? Zu Chriſtoph. Ich habe Euch auch zu viel gethan! Verzeiht mir! Ich muß mich ſchämen, daß ich mich ſo übereilen können.

Liſette bei Seite. Der Geier! nun werde ich bald klug. O! er wird ſich nicht übereilt haben.

Der Reiſ. Kommt, wir wollen — —

Einundzwanzigſter Auftritt.

Der Baron. Der Reiſende. Liſette. Chriſtoph.

Der Baron kömmt haſtig herzu. Den Augenblick, Liſette, ſtelle dem Herrn ſeine Doſe wieder zu! Es iſt alles offenbar; er hat alles geſtanden. Und du haſt dich nicht geſchämt, von ſo einem Menſchen Geſchenke anzunehmen? Nun? wo iſt die Doſe?

Der Reiſ. Es iſt alſo doch wahr? — —

Liſette. Der Herr hat ſie lange wieder. Ich habe geglaubt, von wem Sie Dienſte annehmen können, von dem könne ich auch Geſchenke annehmen. Ich habe ihn ſo wenig gekannt, wie Sie.

Chriſt. Alſo iſt mein Geſchenk zum Teufel? Wie gewonnen, ſo zerronnen!

Der Baron. Wie aber ſoll ich, theuerſter Freund, mich gegen Sie erkenntlich erzeigen? Sie reißen mich zum zweitenmal aus einer gleich großen Gefahr. Ich bin Ihnen mein Leben ſchuldig. Nimmermehr würde ich ohne Sie mein ſo nahes Unglück entdeckt haben. Der Schulze, ein Mann, den ich für den ehrlichſten auf allen meinen Gütern hielt, iſt ſein gottloſer Gehülfe geweſen. Bedenken Sie alſo, ob ich jemals dieß hätte vermuthen können? Wären Sie heute von mir gereist——

Der Reiſ. Es iſt wahr — — ſo wäre die Hülfe die ich Ihnen geſtern zu erweiſen glaubte, ſehr unvollkommen geblieben. Ich ſchätze mich alſo höchſt glücklich, daß mich der Himmel zu dieſer unvermutheten Entdeckung auserſehen hat; und ich freue mich jetzt ſo ſehr, als ich vorher aus Furcht, zu irren, zitterte.

Der Baron. Ich bewundere Ihre Menſchenliebe, wie Ihre Großmuth. O möchte es wahr ſeyn, was mir Liſette berichtet hat!

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Das Fräulein und die Vorigen.

Liſette. Nun, warum ſollte es nicht wahr ſeyn?

Der Baron. Komm, meine Tochter, komm! Verbinde deine Bitte mit der meinigen, erſuche meinen Erretter, deine Hand, und mit deiner Hand mein Vermögen anzunehmen. Was kann ihm meine Dankbarkeit koſtbareres ſchenken, als dich, die ich eben ſo ſehr liebe, als ihn? Wundern Sie ſich nur nicht, wie ich Ihnen ſo einen Antrag thun könne. Ihr Bedienter hat uns entdeckt, wer Sie ſind. Gönnen Sie mir das unſchätzbare Vergnügen, erkenntlich zu ſeyn! Mein Vermögen iſt meinem Stande und dieſer dem Ihrigen gleich. Hier ſind Sie vor Ihren Feinden ſicher, und kommen unter Freunde, die Sie anbeten werden. Allein Sie werden niedergeſchlagen? Was ſoll ich denken?

Das Fräulein. Sind Sie etwa meinetwegen in Sorgen? Ich verſichere Sie, ich werde dem Papa mit Vergnügen gehorchen.

Der Reiſ. Ihre Großmuth ſetzt mich in Erſtaunen. Aus der Größe der Vergeltung, die Sie mir anbieten, erkenne ich erſt, wie klein meine Wohlthat iſt. Allein, was ſoll ich Ihnen antworten? Mein Bedienter hat die Unwahrheit geredet und ich —

Der Baron. Wollte der Himmel, daß Sie das nicht einmal wären, wofür er Sie ausgiebt! Wollte der Himmel, Ihr Stand wäre geringer als der meinige! So würde doch meine Vergeltung etwas koſtbarer, und Sie würden vielleicht weniger ungeneigt ſeyn, meine Bitte ſtattfinden zu laſſen.

Der Reiſ. bei Seite. Warum entdecke ich mich auch nicht? Mein Herr, Ihre Edelmüthigkeit durchdringt meine ganze Seele. Allein ſchreiben Sie es dem Schickſale, nicht mir zu, daß Ihr Anerbieten vergebens iſt. Ich bin — —

Der Baron. Vielleicht ſchon verheirathet?

Der Reiſ. Nein — —

Der Baron. Nun? Was?

Der Reiſ. Ich bin ein Jude.

Der Baron. Ein Jude? grauſamer Zufall!

Chriſt. Ein Jude?

Liſette. Ein Jude?

Das Fräulein. Ei, was thut das?

Liſette. St! Fräulein, ſt! ich will es Ihnen hernach ſagen, was das thut.

Der Baron. So giebt es denn Fälle, wo uns der Himmel ſelbſt verhindert, dankbar zu ſeyn?

Der Reiſ. Sie ſind es überflüſſig dadurch, daß Sie es ſeyn wollen.

Der Baron. So will ich wenigſtens ſo viel thun, als mir das Schickſal zu thun erlaubt. Nehmen Sie mein ganzes Vermögen. Ich will lieber arm und dankbar, als reich und undankbar ſeyn.

Der Reiſ. Auch dieſes Anerbieten iſt bei mir umſonſt, da mir der Gott meiner Väter mehr gegeben hat, als ich brauche. Zu aller Vergeltung bitte ich nichts, als daß Sie künftig von meinem Volke etwas gelinder und weniger allgemein urtheilen. Ich habe mich nicht vor Ihnen verborgen, weil ich mich meiner Religion ſchäme. Nein! Ich ſah aber, daß Sie Neigung zu mir und Abneigung gegen meine Nation hatten. Und die Freundſchaft eines Menſchen, er ſey wer er wolle, iſt mir allezeit unſchätzbar geweſen.

Der Baron. Ich ſchäme mich meines Verfahrens.

Chriſt. Nun komm ich erſt von meinem Erſtaunen wieder zu mir ſelber. Was? Sie ſind ein Jude, und haben das Herz gehabt, einen ehrlichen Chriſten in Ihre Dienſte zu nehmen? Sie hätten mir dienen ſollen. So wär es nach der Bibel recht geweſen. Potz Stern! Sie haben in mir die ganze Chriſtenheit beleidigt. — Drum habe ich nicht gewußt, warum der Herr auf der Reiſe kein Schweinfleiſch eſſen wollte und ſonſt hundert Alfanzereien machte. — Glauben Sie nur nicht, daß ich Sie länger begleiten werde! Verklagen will ich Sie noch dazu.

Der Reiſ. Ich kann es Euch nicht zumuthen, daß Ihr beſſer als der andere chriſtliche Pöbel denken ſollt. Ich will Euch nicht zu Gemüthe führen, aus was für erbärmlichen Umſtänden ich Euch in Hamburg riß. Ich will Euch auch nicht zwingen, länger bei mir zu bleiben. Doch weil ich mit Euren Dienſten ſo ziemlich zufrieden bin, und ich Euch vorhin außerdem in einem ungegründeten Verdacht hatte, ſo behaltet zur Vergeltung, was dieſen Verdacht verurſachte. Giebt ihm die Doſe. Euren Lohn könnt Ihr auch haben. Sodann geht, wohin Ihr wollt!

Chriſt. Nein, der Henker! es giebt doch wohl auch Juden, die keine Juden ſind. Sie ſind ein braver Mann. Topp, ich bleibe bei Ihnen! Ein Chriſt hätte mir einen Fuß in die Rippen gegeben und keine Doſe!

Der Baron. Alles, was ich von Ihnen ſehe, entzückt mich. Kommen Sie, wir wollen Anſtalt machen, daß die Schuldigen in ſichere Verwahrung gebracht werden. O wie achtungswürdig wären die Juden, wenn ſie alle Ihnen glichen!

Der Reiſ. Und wie liebenswürdig die Chriſten, wenn ſie alle Ihre Eigenſchaften beſäßen!

Der Baron, das Fräulein und der Reiſende gehen ab.

Letzter Auftritt.

Liſette. Chriſtoph.

Liſette. Alſo, mein Freund, hat Er mich vorhin belogen?

Chriſt. Ja, und das aus zweierlei Urſachen. Erſtlich, weil ich die Wahrheit nicht wußte, und andern s, weil man für eine Doſe, die man wiedergeben muß, nicht viel Wahrheit ſagen kann.

Liſette. Und wenn's dazu kömmt, iſt Er wohl gar auch ein Jude, ſo ſehr Er ſich verſtellt?

Chriſt. Das iſt zu neugierig für eine Jungfer gefragt! Komm Sie nur!

Er nimmt ſie untern Arm und ſie gehen ab.

Der Freigeiſt.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Verfertigt im Jahre 1749.

Perſonen.

Adraſt, der Freigeiſt.
Theophan, ein junger Geiſtlicher.
Liſidor.
Juliane, } Töchter des Liſidor.
Henriette, }
Frau Philane.
Araſpe, Theophans Vetter.
Johann.
Martin.
Liſette.
Ein Wechsler.

Die Scene iſt ein Saal.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Adraſt. Theophan.

Theophan. Werden Sie es übel nehmen, Adraſt, wenn ich mich endlich über den ſtolzen Kaltſinn beklage, den Sie nicht aufhören gegen mich zu äußern? Schon ſeit Monaten ſind wir in einem Hauſe, und warten auf einerlei Glück. Zwei liebenswürdige Schweſtern ſollen es uns machen. Bedenken Sie doch, Adraſt! können wir noch dringender eingeladen werden uns zu lieben und eine Freundſchaft unter uns zu ſtiften, wie ſie unter Brüdern ſeyn ſollte? Wie oft bin ich nicht darauf beſtanden? — —

Adraſt. Eben ſo oft haben Sie geſehen, daß ich mich nicht einlaſſen will. Freundſchaft? Freundſchaft unter uns? — — Wiſſen Sie, muß ich fragen, was Freundſchaft iſt?

Theophan. Ob ich es weiß?

Adraſt. Alle Fragen beſtürzen, deren wir nicht gewärtig ſind. Gut, Sie wiſſen es. Aber meine Art zu denken, und die Ihrige, dieſe kennen Sie doch auch?

Theophan. Ich verſtehe Sie. Alſo ſollen wir wohl Feinde ſeyn?

Adraſt. Sie haben mich ſchön verſtanden! Feinde? Iſt denn kein Mittel? Muß denn der Menſch eines von beiden, haſſen oder lieben? Gleichgültig wollen wir einander bleiben. Und ich weiß, eigentlich wünſchen Sie dieſes ſelbſt. Lernen Sie wenigſtens nur die Aufrichtigkeit von mir.

Theophan. Ich bin bereit. Werden Sie mich aber dieſe Tugend in aller ihrer Lauterkeit lehren?

Adraſt. Erſt fragen Sie ſich ſelbſt, ob ſie Ihnen in aller ihrer Lauterkeit gefallen würde?

Theophan. Gewiß. Und Ihnen zu zeigen, ob Ihr künftiger Schüler einige Fähigkeit dazu hat, wollen Sie mich wohl einen Verſuch machen laſſen?

Adraſt. Recht gern.

Theophan. Wo nur mein Verſuch nicht ein Meiſterſtück wird. Hören Sie alſo, Adraſt — — Aber erlauben Sie mir, daß ich mit einer Schmeichelei gegen mich ſelbſt anfange. Ich habe von jeher einigen Werth auf meine Freundſchaft gelegt; ich bin vorſichtig, ich bin karg damit geweſen. Sie ſind der erſte, dem ich ſie angeboten habe; und Sie ſind der Einzige, dem ich ſie aufdringen will. — — Umſonſt ſagt mir Ihr verächtlicher Blick, daß es mir nicht gelingen ſolle. Gewiß, es ſoll mir gelingen. Ihr eigen Herz iſt mir Bürge; Ihr eigen Herz, Adraſt, welches unendlich beſſer iſt, als es Ihr Witz, der ſich in gewiſſe groß ſcheinende Meinungen verliebt hat, vielleicht wünſcht.

Adraſt. Ich haſſe die Lobſprüche, Theophan, und beſonders die, welche meinem Herzen auf Unkoſten meines Verſtandes gegeben werden. Ich weiß eigentlich nicht, was das für Schwachheiten ſeyn müſſen (Schwachheiten aber müſſen es ſeyn), derentwegen Ihnen mein Herz ſo wohlgefällt; das aber weiß ich, daß ich nicht eher ruhen werde, als bis ich Sie durch Hülfe meines Verſtandes daraus verdrungen habe.

Theophan. Ich habe die Probe meiner Aufrichtigkeit kaum angefangen, und Ihre Empfindlichkeit iſt ſchon rege. Ich werde nicht weit kommen.

Adraſt. So weit als Sie wollen. Fahren Sie nur fort.

Theophan. Wirklich? — — Ihr Herz alſo iſt das beſte, das man finden kann. Es iſt zu gut, Ihrem Geiſte zu dienen, den das Neue, das Beſondere geblendet hat, den ein Anſchein von Gründlichkeit zu glänzenden Irrthümern dahinreißt und der, aus Begierde bemerkt zu werden, Sie mit aller Gewalt zu etwas machen will, was nur Feinde der Tugend, was nur Böſewichter ſeyn ſollten. Nennen Sie es, wie Sie wollen: Freidenker, ſtarker Geiſt, Deiſt; ja, wenn Sie ehrwürdige Benennungen mißbrauchen wollen, nennen Sie es Philoſoph: es iſt ein Ungeheuer, es iſt die Schande der Menſchheit. Und Sie, Adraſt, den die Natur zu einer Zierde derſelben beſtimmte, der nur ſeinen eigenen Empfindungen folgen dürfte, um es zu ſeyn; Sie, mit einer ſolchen Anlage zu allem, was edel und groß iſt, Sie entehren ſich vorſätzlich. Sie ſtürzen ſich mit Bedacht aus Ihrer Höhe herab, bei dem Pöbel der Geiſter einen Ruhm zu erlangen, für den ich lieber aller Welt Schande wählen wollte.

Adraſt. Sie vergeſſen ſich, Theophan, und wenn ich Sie nicht unterbreche, ſo glauben Sie endlich gar, daß Sie ſich an dem Platze befinden, auf welchem Ihres Gleichen ganze Stunden ungeſtöret ſchwatzen dürfen.

Theophan. Nein, Adraſt, Sie unterbrechen keinen überläſtigen Prediger; beſinnen Sie ſich nur. Sie unterbrechen bloß einen Freund, — — wider Ihren Willen nenne ich mich ſo, — — der eine Probe ſeiner Freimüthigkeit ablegen ſollte.

Adraſt. Und eine Probe ſeiner Schmeichelei abgelegt hat; — aber einer verdeckten Schmeichelei, einer Schmeichelei, die eine gewiſſe Bitterkeit annimmt, um deſto weniger Schmeichelei zu ſcheinen. — Sie werden machen, daß ich Sie endlich auch verachte. — — Wenn Sie die Freimüthigkeit kennten, ſo würden Sie mir alles unter die Augen geſagt haben, was Sie in Ihrem Herzen von mir denken. Ihr Mund würde mir keine gute Seite geliehen haben, die mir Ihre innere Ueberzeugung nicht zugeſteht. Sie würden mich geradeweg einen Ruchloſen geſcholten haben, der ſich der Religion nur deßwegen zu entziehen ſuche, damit er ſeinen Lüſten deſto ſicherer nachhängen könne. Um ſich pathetiſcher auszudrücken, würden Sie mich einen Höllenbrand, einen eingefleiſchten Teufel genannt haben. Sie würden keine Verwünſchungen geſpart, kurz, Sie würden ſich ſo erwieſen haben, wie ſich ein Theolog gegen die Verächter ſeines Aberglaubens und alſo auch ſeines Anſehens erweiſen muß.

Theophan. Ich erſtaune. Was für Begriffe!.

Adraſt. Begriffe, die ich von tauſend Beiſpielen abgeſondert habe. — — Doch wir kommen zu weit. Ich weiß, was ich weiß, und habe längſt gelernt, die Larve von dem Geſichte zu unterſcheiden. Es iſt eine Carnevalserfahrung: Je ſchöner die erſte, deſto häßlicher das andere.

Theophan. Sie wollen damit ſagen — —

Adraſt. Ich will nichts damit ſagen, als daß ich noch zu wenig Grund habe, die Allgemeinheit meines Urtheils von den Gliedern Ihres Standes um Ihretwillen einzuſchränken. Ich habe mich nach den Ausnahmen zu lange vergebens umgeſehen, als daß ich hoffen könnte, die erſte an Ihnen zu finden. Ich müßte Sie länger, ich müßte Sie unter verſchiedenen Umſtänden gekannt haben, wenn — —

Theophan. Wenn Sie meinem Geſichte die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen ſollten, es für keine Larve zu halten. Wohl! Aber wie können Sie kürzer dazu gelangen, als wenn Sie mich Ihres nähern Umganges würdigen? Machen Sie mich zu Ihrem Freunde, ſtellen Sie mich auf die Probe —

Adraſt. Sachte! die Probe käme zu ſpät, wenn ich Sie bereits zu meinem Freunde angenommen hätte. Ich habe geglaubt, ſie müſſe vorhergehen.

Theophan. Es giebt Grade in der Freundſchaft, Adraſt; und ich verlange den vertrauteſten noch nicht.

Adraſt. Kurz, auch zu dem niedrigſten können Sie nicht fähig ſeyn.

Theophan. Ich kann nicht dazu fähig ſeyn? Wo liegt die Unmöglichkeit?

Adraſt. Kennen Sie, Theophan, wohl ein Buch, welches das Buch aller Bücher ſeyn ſoll; welches alle unſere Pflichten enthalten, welches uns zu allen Tugenden die ſicherſten Vorſchriften ertheilen ſoll, und welches der Freundſchaft gleichwohl mit keinem Worte gedenkt? Kennen Sie dieſes Buch?

Theophan. Ich ſehe Sie kommen, Adraſt. Welchem Collin haben Sie dieſen armſeligen Einwurf abgeborgt?

Adraſt. Abgeborgt oder ſelbſt erfunden, es iſt gleich viel. Es muß ein kleiner Geiſt ſeyn, der ſich Wahrheiten zu borgen ſchämt.

Theophan. Wahrheiten! — — Sind Ihre übrigen Wahrheiten von gleicher Güte? Können Sie mich einen Augenblick anhören?

Adraſt. Wieder predigen?

Theophan. Zwingen Sie mich nicht dazu? Oder wollen Sie, daß man Ihre ſeichten Spöttereien unbeantwortet laſſen ſoll, damit es ſcheine, als könne man nicht darauf antworten?

Adraſt. Und was können Sie denn darauf antworten?

Theophan. Dieſes. Sagen Sie mir, iſt die Liebe unter der Freundſchaft, oder die Freundſchaft unter der Liebe begriffen? Nothwendig das letztere. Derjenige alſo, der die Liebe in ihrem allerweiteſten Umfange gebietet, gebietet der nicht auch die Freundſchaft? Ich ſollte es glauben; und es iſt ſo wenig wahr, daß unſer Geſetzgeber die Freundſchaft ſeines Gebotes nicht würdig geſchätzt habe, daß er vielmehr ſeine Lehre zu einer Freundſchaft gegen die ganze Welt gemacht hat.

Adraſt. Sie bürden ihm Ungereimtheiten auf. Freundſchaft gegen die ganze Welt? Was iſt das? Mein Freund muß kein Freund der ganzen Welt ſeyn.

Theophan. Und alſo iſt Ihnen wohl nichts Freundſchaft, als jene Uebereinſtimmung der Temperamente, jene angeborene Harmonie der Gemüther, jener heimliche Zug gegen einander, jene unſichtbare Kette, die zwei einerlei denkende, einerlei wollende Seelen verknüpft?

Adraſt. Ja, nur dieſes iſt mir Freundſchaft.

Theophan. Nur dieſes? Sie widerſprechen ſich alſo ſelbſt.

Adraſt. O! daß Ihr Leute doch überall Widerſprüche findet, außer nur da nicht, wo ſie wirklich ſind!

Theophan. Ueberlegen Sie es. Wenn dieſe ohne Zweifel nicht willkürliche Uebereinſtimmung der Seelen, dieſe in uns liegende Harmonie mit einem andern einzelnen Weſen allein die wahre Freundſchaft ausmacht; wie können Sie verlangen, daß ſie der Gegenſtand eines Geſetzes ſeyn ſoll? Wo ſie iſt, darf ſie nicht geboten werden; und wo ſie nicht iſt, da wird ſie umſonſt geboten. Und wie können Sie es unſerm Lehrer zur Laſt legen, daß die er Freundſchaft in dieſem Verſtande übergangen iſt? Er hat uns eine edlere Freundſchaft befohlen, welche jenes blinden Hanges, den auch die unvernünftigen Thiere nicht miſſen, entbehren kann; eine Freundſchaft, die ſich nach erkannten Vollkommenheiten mittheilt; welche ſich nicht von der Natur lenken läßt, ſondern welche die Natur ſelbſt lenkt.

Adraſt. O Geſchwätz!

Theophan. Ich muß Ihnen dieſes ſagen, Adraſt, ob Sie es gleich eben ſowohl wiſſen könnten, als ich, und auch wiſſen ſollten. Was würden Sie ſelbſt von mir denken, wenn ich den Verdacht nicht mit aller Gewalt von mir abzulenken ſuchte, als mache mich die Religion zu einem Verächter der Freundſchaft, die Religion, die Sie nur allzugern aus einem wichtigen Grunde verachten möchten? — — Sehen Sie mich nicht ſo geringſchätzig an; wenden Sie ſich nicht auf eine ſo beleidigende Art von mir — —

Adraſt bei Seite. Das Pfaffengeſchmeiß! — —

Theophan. Ich ſehe, Sie gebrauchen Zeit, den erſten Widerwillen zu unterdrücken, den eine widerlegte

Lieblingsmeinung natürlicher Weiſe erregt. — Ich will Sie verlaſſen. Ich erfuhr jetzt ohnedem, daß einer von meinen Anverwandten mit der Poſt angelangt ſey. Ich gehe ihm entgegen und werde die Ehre haben, Ihnen denſelben vorzuſtellen.

Zweiter Auftritt.

Adraſt.

— — Daß ich ihn nimmermehr wiederſehen dürfte! Welcher von euch Schwarzröcken wäre auch kein Heuchler? — Prieſtern habe ich mein Unglück zu danken. Sie haben mich gedrückt, verfolgt, ſo nahe ſie auch das Blut mit mir verbunden hatte. Haſſen will ich dich, Theophan, und alle deines Ordens! Muß ich denn auch hier in die Verwandtſchaft der Geiſtlichkeit gerathen? — Er, dieſer Schleicher, dieſer blöde Verläugner ſeines Verſtandes ſoll mein Schwager werden? — Und mein Schwager durch Julianen? — Durch Julianen? — Welch grauſames Geſchick verfolgt mich doch überall! Ein alter Freund meines verſtorbenen Vaters trägt mir eine von ſeinen Töchtern an. Ich eile herbei und muß zu ſpät kommen, und muß die, welche auf den erſten Anblick mein ganzes Herz hatte, die, mit der ich allein glücklich leben konnte, ſchon verſprochen finden. Ach, Juliane! So warſt du mir nicht beſtimmt? du, die ich liebe? Und ſo ſoll ich mich mit einer Schweſter begnügen, die ich nicht liebe? —

Dritter Auftritt.

Liſidor. Adraſt.

Liſidor. Da haben wir's! Schon wieder allein, Adraſt? Sagen Sie mir, müſſen die Philoſophen ſo zu Winkel kriechen? Ich wollte doch lieber ſonſt was ſeyn — — Und, wenn ich recht gehört habe, ſo ſprachen Sie ja wohl gar mit ſich ſelber? Nu, nu! es iſt ſchon wahr, ihr Herren Grillenfänger könnt freilich mit niemand klügerm reden, als mit euch ſelber. Aber gleichwohl iſt unſer einer auch kein Katzenkopf. Ich ſchwatze eins mit, es mag ſeyn, von was es will.

Adraſt. Verzeihen Sie — —

Liſidor. Je, mit ſeinem Verzeihen! Er hat mir ja noch nichts zuwider gethan — — Ich habe gern, wenn die Leute luſtig ſind. Und ich will kein ehrlicher Mann ſeyn, wenn ich mir nicht eine rechte Freude darauf eingebildet habe, den Wildfang, wie ſie Ihn ſonſt zu Hauſe nannten, zu meinem Schwiegerſohne zu haben. Freilich iſt Er ſeitdem groß gewachſen; Er iſt auf Reiſen geweſen; Er hat Land und Leute geſehen. Aber daß er ſo gar ſehr verändert würde wiedergekommen ſeyn, das hätte ich mir nicht träumen laſſen. Da geht Er nun, und ſpintiſirt von dem, was iſt — — und was nicht iſt, — — von dem, was ſeyn könnte, und wenn es ſeyn könnte, warum es wieder nicht ſeyn könnte; — — von der Nothwendigkeit, der halben und ganzen, der nothwendigen Nothwendigkeit und der nicht nothwendigen Nothwendigkeit; — — von den A — A — — wie heißen die kleinen Dingerchen, die ſo in den Sonnenſtrahlen herumfliegen? — — von den A — A — — Sage doch, Adraſt — —

Adraſt. Von den Atomen, wollen Sie ſagen.

Liſidor. Ja, ja, von den Atomen, von den Atomen. So heißen ſie, weil man ihrer ein ganz Tauſend mit Einem Athem hinunter ſchlucken kann.

Adraſt. Ha! ha! ha!

Liſidor. Er lacht, Adraſt? Ja, mein gutes Bürſchchen, du mußt nicht glauben, daß ich von den Sachen ganz und gar nichts verſtehe. Ich habe euch, Ihn und den Theophan, ja oft genug darüber zanken hören. Ich behalte mir das Beſte. Wenn ihr euch in den Haaren liegt, ſo fiſche ich im Trüben. Da fällt manche Brocke ab, die keiner von euch brauchen kann, und die iſt für mich. Ihr dürft deßwegen nicht neidiſch auf mich ſeyn; denn ich bereichre mich nicht von einem allein. Des nehme ich von dir, mein lieber Adraſt, und das vom Theophan; und aus allen dem mache ich mir hernach ein Ganzes —

Adraſt. Das vortrefflich, ungeheuer ſeyn muß.

Liſidor. Wie ſo?

Adraſt. Sie verbinden Tag und Nacht, wenn Sie meine mit Theophans Gedanken verbinden.

Liſidor. Je nu! ſo wird eine angenehme Dämmerung daraus. — — Und überhaupt iſt es nicht einmal wahr, daß ihr ſo ſehr von einander unterſchieden wärt. Einbildungen! Einbildungen! Wie vielmal habe ich nicht allen beiden zugleich Recht gegeben? Ich bin es nur allzuwohl überzeugt, daß alle ehrliche Leute einerlei glauben.

Adraſt. Sollten! ſollten! das iſt wahr.

Liſidor. Nun, da ſehe man! was iſt nun das wieder für ein Unterſchied? Glauben oder glauben ſollen: es kömmt auf eines heraus. Wer kann alle Worte ſo abzirkeln? — — Und ich wette was, wenn ihr nur erſt werdet Schwäger ſeyn, kein Ei wird dem andern ähnlicher ſeyn können. — —

Adraſt. Als ich dem Theophan, und er mir?

Liſidor. Gewiß. Noch wißt ihr nicht, was das heißt, mit einander verwandt ſeyn. Der Verwandtſchaft wegen wird der einen Daumen breit und der einen Daumen breit nachgeben. Und einen Daumen breit, und wieder einen Daumen breit, das macht zwei Daumen breit; und zwei Daumen breit — — ich bin ein Schelm, wenn ihr die auseinander ſeyd. — Nichts aber könnte mich in der Welt wohl ſo vergnügen, als daß meine Töchter ſo vortrefflich für euch paſſen. Die Juliane iſt eine geborne Prieſterfrau, und Henriette — in ganz Deutſchland muß kein Mädchen zu finden ſeyn, das ſich für Ihn, Adraſt, beſſer ſchickte. Hübſch, munter, fix; ſie ſingt, ſie tanzt, ſie ſpielt; kurz, ſie iſt meine leibhafte Tochter. Juliane dagegen iſt die liebe, heilige Einfalt.

Adraſt. Juliane? Sagen Sie das nicht. Ihre Vollkommenheiten fallen vielleicht nur weniger in die Augen. Ihre Schönheit blendet nicht; aber ſie geht ans Herz. Man läßt ſich gern von ihren ſtillen Reizen feſſeln und man biegt ſich mit Bedacht in ihr Joch, das uns andere in einer fröhlichen Unbeſonnenheit überwerfen müſſen. Sie redet wenig; aber auch ihr geringſtes Wort hat Vernunft.

Liſidor. Und Henriette?

Adraſt. Es iſt wahr, Henriette weiß ſich frei und witzig auszudrücken. Würde es aber Juliane nicht auch können, wenn ſie nur wollte und wenn ſie nicht Wahrheit und Empfindung jenem prahlenden Schimmer vorzöge? Alle Tugenden ſcheinen ſich in ihrer Seele verbunden zu haben — —

Liſidor. Und Henriette?

Adraſt. Es ſey ferne, daß ich Henrietten irgend eine Tugend abſprechen ſollte. Aber es giebt ein gewiſſes Aeußeres, welches ſie ſchwerlich vermuthen ließe, wenn man nicht andere Gründe für ſie hätte. Julianens geſetzte Anmuth, ihre ungezwungene Beſcheidenheit, ihre ruhige Freude, ihre — —

Liſidor. Und Henriettens?

Adraſt. Henriettens wilde Annehmlichkeiten, ihre wohllaſſende Dreiſtigkeit, ihre fröhlichen Entzückungen ſtechen mit den gründlichen Eigenſchaften ihrer Schweſter vortrefflich ab. Aber Juliane gewinnt dabei — —

Liſidor. Und Henriette?

Adraſt. Verliert dabei nichts. Nur daß Juliane —

Liſidor. Ho! ho! Herr Adraſt, ich will doch nicht hoffen, daß Sie auch an der Narrheit krank liegen, welche die Leute nur das für gut und ſchön erkennen läßt, was ſie nicht bekommen können. Wer Henker hat Sie denn gedrungen, Julianen zu loben?

Adraſt. Fallen Sie auf nichts Widriges. Ich habe bloß zeigen wollen, daß mich die Liebe für meine Henriette gegen die Vorzüge ihrer Schweſter nicht blind mache.

Liſidor. Nu, nu! wenn das iſt, ſo mag es hingehen. Sie iſt auch gewiß ein gutes Kind, die Juliane. Sie iſt der Augapfel ihrer Großmutter. Und das gute, alte Weib hat tauſendmal geſagt, die Freude über ihr Julchen erhielte ſie noch am Leben.

Adraſt. Ach!

Liſidor. Das war ja gar geſeufzt. Was Geier ficht Ihn an? Pfui! Ein junger, geſunder Mann, der alle Viertelſtunden eine Frau nehmen will, wird ſeufzen? Spare Er ſein Seufzen, bis er die Frau hat.

Vierter Auftritt.

Johann. Adraſt. Liſidor.

Johann. Pſt! Pſt!

Liſidor. Nu? nu?

Johann. Pſt! Pſt!

Adraſt. Was giebt's?

Johann. Pſt! Pſt!

Liſidor. Pſt! Pſt! Mosjeu Johann. Kann der Schurke nicht näher kommen?

Johann. Pſt, Herr Adraſt! Ein Wort im Vertrauen.

Adraſt. So komm' her!

Johann. Im Vertrauen, Herr Adraſt.

Liſidor, welcher auf ihn zugeht. Nun? was willſt du?

Johann, geht auf die andere Seite. Pſt! Herr Adraſt, nur ein Wörtchen, ganz im Vertrauen!

Adraſt. So pack dich her und rede.

Liſidor. Rede! rede! Was kann der Schwiegerſohn haben, das der Schwiegervater nicht hören dürfte?

Johann. Herr Adraſt! Zieht ihn an dem Ermel bei Seite.

Liſidor. Du Spitzbube, willſt mich mit aller Gewalt vom Platze haben. Rede nur, rede! ich gehe ſchon.

Johann. O! Sie ſind gar zu höflich. Wenn Sie einen kleinen Augenblick dort in die Ecke treten wollen, ſo können Sie immer da bleiben.

Adraſt. Bleiben Sie doch! ich bitte.

Liſidor. Nu! wenn ihr meint — — indem er auf ſie zukommt

Adraſt. Nun ſage, was willſt du?

Johann, welcher ſieht, daß ihm Liſidor wieder nahe ſteht. Nichts.

Adraſt. Nichts?

Johann. Nichts, gar nichts.

Liſidor. Das Wörtchen im Vertrauen, haſt du es ſchon wieder vergeſſen?

Johann. Potz Stern! ſind Sie da? Ich denke, Sie ſtehen dort im Winkel.

Liſidor. Narr, der Winkel iſt näher gerückt.

Johann. Daran hat er ſehr unrecht gethan.

Adraſt. Halte mich nicht länger auf und rede.

Johann. Herr Liſidor, mein Herr wird böſe.

Adraſt. Ich habe vor ihm nichts Geheimes; rede!

Johann. So habe ich auch nichts für Sie.

Liſidor. Galgendieb, ich muß dir nur deinen Willen thun. — — Ich gehe auf meine Stube, Adraſt; wenn Sie zu mir kommen wollen —

Adraſt. Ich werde Ihnen gleich folgen.

Fünfter Auftritt.

Johann. Adraſt.

Johann. Iſt er fort?

Adraſt. Was haſt du mir denn zu ſagen? Ich wette, es iſt eine Kleinigkeit, und der Alte wird ſich einbilden, daß es Halsſachen ſind.

Johann. Eine Kleinigkeit? — — Mit Einem Worte, Herr Adraſt, wir ſind verloren. Und Sie konnten verlangen, daß ich es in Gegenwart des Liſidors ſagen ſollte?

Adraſt. Verloren? Und wie denn? Erkläre dich.

Johann. Was iſt da zu erklären? Kurz, wir ſind verloren. — — Aber ſo unvorſichtig hätte ich mir Sie doch nimmermehr eingebildet, daß Sie es ſogar Ihren künftigen Schwiegervater wollten hören laſſen — —

Adraſt. So laß mich es nur hören — —

Johann. Wahrhaftig, er hätte die Luſt auf einmal verlieren können, es jemals zu werden. — — So ein Streich!

Adraſt. Nun? Was denn für ein Streich? Wie lange wirſt du mich noch martern?

Johann. Ein ganz verdammter Streich. — — Ja, ja! wenn der Bediente nicht oft behutſamer wäre als der Herr: es würden artige Dinge herauskommen.

Adraſt. Nichtswürdiger Schlingel — —

Johann. Ho, ho! iſt das mein Dank? Wenn ich es doch nur geſagt hätte, wie der Alte da war. Wir hätten wollen ſehen! wir hätten wollen ſehen —

Adraſt. Daß dich dieſer und jener — —

Johann. Ha, ha! nach dem Dieſen und Jenen wird nicht mehr gefragt. Ich weiß doch wohl, daß Sie den Teufel meinen, und daß keiner iſt. Ich müßte wenig von Ihnen gelernt haben, wenn ich nicht der ganzen Hölle ein Schnippchen ſchlagen wollte.

Adraſt. Ich glaube, du ſpielſt den Freigeiſt? Ein ehrlicher Mann möchte einen Eckel davor bekommen, wenn er ſieht, daß es ein jeder Lumpenhund ſeyn will. — — Aber ich verbiete dir nunmehr, mir ein Wort zu ſagen. Ich weiß doch, daß es nichts iſt.

Johann. Ich ſollte es Ihnen nicht ſagen? Ich ſollte Sie ſo in Ihr Unglück rennen laſſen? Das wollen wir ſehen.

Adraſt. Gehe mir aus den Augen!

Johann. Nur Geduld! — — Sie erinnern ſich doch wohl ſo ungefähr, wie Sie Ihre Sachen zu Hauſe gelaſſen haben?

Adraſt. Ich mag nichts wiſſen.

Johann. Ich ſage Ihnen ja auch noch nichts. — — Sie erinnern ſich doch wohl auch der Wechſel, die Sie an den Herrn Araſpe vor Jahr und Tag ausſtellten?

Adraſt. Schweig', ich mag nichts davon hören.

Johann. Ohne Zweifel, weil Sie ſie vergeſſen wollen? Wenn ſie nur dadurch bezahlt würden. — — Aber wiſſen Sie denn auch, daß ſie verfallen ſind?

Adraſt. Ich weiß, daß du dich nicht darum zu bekümmern haſt.

Johann. Auch das verbeiße ich. — Sie denken freilich: weit davon iſt gut für den Schuß; und Herr Araſpe hat eben nicht nöthig, ſo ſehr dahinter her zu ſeyn. Aber was meinen Sie, wenn ich den Herrn Araſpe — —

Adraſt. Nun was?

Johann. Jetzt den Augenblick vom Poſtwagen hätte ſteigen ſehen?

Adraſt. Was ſagſt du? Ich erſtaune — —

Johann. Das that ich auch, als ich ihn ſah.

Adraſt. Du, Araſpen geſehen? Araſpen hier?

Johann. Mein Herr, ich habe mich auf den Fuß geſetzt, daß ich Ihre und meine Schuldner gleich auf den erſten Blick erkenne; ja, ich rieche ſie ſchon, wenn ſie auch noch hundert Schritte von mir ſind.

Adraſt, *nachdem er nachgedacht*. Ich bin verloren!

Johann. Das war ja mein erſtes Wort.

Adraſt. Was iſt anzufangen?

Johann. Das Beſte wird ſeyn, wir packen auf und ziehen weiter.

Adraſt. Das iſt unmöglich.

Johann. Nun, ſo machen Sie ſich gefaßt, zu bezahlen.

Adraſt. Das kann ich nicht; die Summe iſt zu groß.

Johann. O, ich ſagte auch nur ſo. — — Sie ſinnen?

Adraſt. Doch wer weiß auch, ob er ausdrücklich meinetwegen hergekommen iſt. Er kann andre Geſchäfte haben.

Johann. Je nu! So wird er das Geſchäft mit Ihnen ſo beiher treiben. Wir ſind doch immer geklatſcht.

Adraſt. Du haſt Recht. — — Ich möchte raſend werden, wenn ich an alle die Streiche gedenke, die mir ein ungerechtes Schickſal zu ſpielen nicht aufhört. — Doch wider wen murre ich? Wider ein taubes Ungefähr? Wider einen blinden Zufall, der uns ohne Abſicht und ohne Vorſatz ſchwer fällt? Ha, nichtswürdiges Leben! —

Johann. O, laſſen Sie mir das Leben ungeſchimpft. So einer Kleinigkeit wegen ſich mit ihm zu überwerfen, das wäre was Geſcheutes!

Adraſt. So rathe mir doch, wenn du es für eine Kleinigkeit anſiehſt.

Johann. Fällt Ihnen im Ernſte kein Mittel ein? — — Bald werde ich Sie gar nicht mehr für den großen Geiſt halten, für den ich Sie doch immer gehalten habe. Fortgehen wollen Sie nicht; bezahlen können Sie nicht; was iſt denn noch übrig?

Adraſt. Mich ausklagen zu laſſen.

Johann. O pfui! worauf ich gleich zuerſt fallen würde, wenn ich auch bezahlen könnte — —

Adraſt. Und was iſt denn das?

Johann. Schwören Sie den Bettel ab.

Adraſt *mit einer bittern Verachtung*. Schurke!

Johann. Wie? Was bin ich? So einen brüderlichen Rath — —

Adraſt. Ja wohl ein brüderlicher Rath, den du nur deinen Brüdern, Leuten deines Gleichen, geben ſollteſt.

Johann. Sind Sie Adraſt? Ich habe Sie wohl niemals über das Schwören ſpotten hören?

Adraſt. Ueber das Schwören als Schwören, nicht aber als eine bloße Betheurung ſeines Wortes. Dieſe muß einem ehrlichen Manne heilig ſeyn, und wenn auch weder Gott noch Strafe iſt. Ich würde mich ewig ſchämen, meine Unterſchrift geläugnet zu haben, und ohne Verachtung meiner ſelbſt nie mehr meinen Namen ſchreiben können.

Johann. Aberglauben über Aberglauben! Zu einer Thüre haben Sie ihn herausgejagt, und zu der andern laſſen Sie ihn wieder herein.

Adraſt. Schweig'! Ich mag dein läſterliches Geſchwätze nicht anhören. Ich will Araſpen aufſuchen. Ich will ihm Vorſtellungen thun; ich will ihm von meiner Heirath ſagen; ich will ihm Zinſen über Zinſen verſprechen. — — Ich treffe ihn doch wohl noch im Poſthauſe?

Johann. Vielleicht. — — Da geht er, der barmherzige Schlucker. Das Maul iſt groß genug an ihm; aber wenn es dazu kömmt, daß er das, was er glaubt, mit Thaten beweiſen ſoll, da zittert das alte Weib! Wohl dem, der nach ſeiner Ueberzeugung auch leben kann! So hat er doch noch etwas davon. Ich ſollte an ſeiner Stelle ſeyn. — — Doch, ich muß nur ſehen, wo er bleibt.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juliane. Henriette. Liſette.

Liſette. Vor allen Dingen, meine lieben Mamſells, ehe ich Ihre kleine Streitigkeit ſchlichte, laſſen Sie uns ausmachen, welcher von Ihnen ich heute zugehöre. Sie wiſſen wohl, Ihre Herrſchaft über mich iſt umzechig. Denn weil es unmöglich ſeyn ſoll, zweien Herren zu dienen, ſo hat Ihr wohlweiſer Papa — neigen Sie ſich, Mamſells, neigen Sie ſich! — — ſo hat, ſage ich, Ihr wohlweiſer Papa wohlbedächtig mich damit verſchonen wollen, das Unmögliche möglich zu machen. Er hat jede von Ihnen einen Tag um den andern zu meiner hauptſächlichen Gebieterin gemacht, ſo daß ich den einen Tag der ſanften Juliane ehrbares Mädchen, und den andern der muntern Henriette wilde Liſette ſeyn muß. Aber jetzt, ſeitdem die fremden Herren im Hauſe ſind — —

Henriette. Unſere Anbeter meinſt du — —

Liſette. Ja, ja! Ihre Anbeter, welche bald Ihre hochbefehlenden Ehemänner ſeyn werden — — ſeitdem, ſage ich, dieſe im Hauſe ſind, geht Alles drüber und drunter; ich werde aus einer Hand in die andere geſchmiſſen; und ach! unſere ſchöne Ordnung liegt mit dem Nähzeuge, das Sie ſeit eben der Zeit nicht angeſehen haben, unterm Nachttiſche. Hervor wieder damit! Ich muß wiſſen, woran ich mit Ihnen bin, wenn ich ein unparteiiſches Urtheil fällen ſoll.

Henriette. Das wollen wir bald ausrechnen. — — Du beſinnſt dich doch wohl auf den letzten Feiertag, da dich meine Schweſter mit in die Nachmittagspredigt ſchleppte, ſo gerne du auch mit mir auf unſer Vorwerk gefahren wärſt? Du warſt damals ſehr ſtrenge, Juliane! — — —

Juliane. Ich habe doch wohl nicht einer ehrlichen Seele einen vergeblichen Weg nach ihr hinaus gemacht?

Henriette. Liſette — —

Liſette. Stille, Mamſell Henriette! Nicht aus der Schule geſchwatzt, oder — —

Henriette. Mädchen, drohe nicht! Du weißt wohl, ich habe ein gut Gewiſſen.

Liſette. Ich auch. — — Doch laſſen Sie uns nicht das Hundertſte ins Tauſendſte ſchwatzen. — — Recht! an den Feiertag will ich gedenken! Er war der letzte in unſerer Ordnung; denn noch den Abend kam Theophan an.

Henriette. Und alſo, mit Erlaubniß meiner Schweſter biſt du heute meine.

Juliane. Ohne Widerrede.

Liſette. Juchhei! Mamſellchen. Ich bin alſo heute Ihre. Juchhei!

Juliane. Iſt das dein Loſungswort unter ihrer Fahne?

Liſette. Ohne weitere Umſtände; erzählen Sie mir nunmehr Ihre Streitigkeit. — — Unterdeſſen lege ich mein Geſicht in richterliche Falten.

Juliane. Streitigkeit? Eine wichtige Streitigkeit? Ihr ſeyd beide Schäkerinnen. — — Ich will nichts mehr davon hören.

Henriette. So? Du willſt keinen Richter erkennen? Ein klarer Beweis, daß du Unrecht haſt. — Höre nur, Liſette! Wir haben über unſere Anbeter gezankt. Ich will die Dinger immer noch ſo nennen, mag doch zuletzt daraus werden, was da will.

Liſette. Das dachte ich. Ueber was könnten ſich zwei gute Schweſtern auch ſonſt zanken? Es iſt freilich verdrießlich, wenn man ſein künftiges Haupt verachten hört.

Henriette. Schwure! Mädchen; du willſt ganz auf die falſche Seite. Keine hat der andern Anbeter verachtet; ſondern unſer Zank kam daher, weil eine der andern Anbeter — ſchon wieder Anbeter! — — allzu ſehr erhob.

Liſette. Eine neue Art Zanks! Wahrhaftig eine neue Art!

Henriette. Kannſt du es anders ſagen, Juliane?

Juliane. O, verſchone mich doch damit.

Henriette. Hoffe auf kein Verſchonen, wenn du nicht widerrufſt. — — Sage, Liſette, haſt du unſere Männerchen ſchon einmal gegen einander gehalten? Was dünkt dich? Juliane macht ihren armen Theophan herunter, als wenn er ein kleines Ungeheuer wäre.

Juliane. Unartige Schweſter! Wann habe ich dieſes gethan? Mußt du aus einer flüchtigen Anmerkung, die du mir gar nicht hätteſt aufmutzen ſollen, ſolche Folgen ziehen?

Henriette. Ich ſehe, man muß dich böſe machen, wenn du mit der Sprache heraus ſollſt. — — Eine flüchtige Anmerkung nennſt du es? Warum ſtritteſt du denn über ihre Gründlichkeit?

Juliane. Du haſt doch närriſche Ausdrücke! Fingſt du nicht den ganzen Handel ſelbſt an? Ich glaubte, wie ſehr ich dir ſchmeicheln würde, wenn ich deinen Adraſt den wohlgemachteſten Mann nennte, den ich jemals geſehen hätte. Du hätteſt mir für meine Geſinnungen danken, nicht aber widerſprechen ſollen.

Henriette. Sieh, wie wunderlich du biſt! Was war mein Widerſpruch anders, als ein Dank? Und wie konnte ich mich nachdrücklicher bedanken, als wenn ich den unverdienten Lobſpruch auf deinen Theophan zurückſchob? —

Liſette. Sie hat Recht!

Juliane. Nein, ſie hat nicht Recht. Denn eben dieſes verdroß mich. Muß ſie auf einem ſo kindiſchen Fuß mit mir umgehen? Sah ſie mich nicht dadurch für ein kleines, ſpielendes Mädchen an, das zu ihr geſagt hätte: Deine Puppe iſt die ſchönſte; und dem ſie alſo, um es nicht böſe zu machen, antworten müßte: Nein, deine iſt die ſchönſte?

Liſette. Nun hat ſie Recht!

Henriette. O geh! Du biſt eine artige Richterin. Haſt du ſchon vergeſſen, daß du mir heute angehörſt?

Liſette. Deſto ſchärfer eben werde ich gegen Sie ſeyn, damit ich nicht parteiiſch laſſe.

Juliane. Glaube mir nur, daß ich beſſere Eigenſchaften an einer Mannsperſon zu ſchätzen weiß, als ſeine Geſtalt. Und es iſt genug, daß ich dieſe beſſern Eigenſchaften an dem Theophan finde. Sein Geiſt —

Henriette. Von dem iſt ja nicht die Rede. Jetzt kömmt es auf den Körper an, und dieſer iſt an dem Theophan ſchöner, du magſt ſagen, was du willſt. Adraſt iſt beſſer gewachſen: gut; er hat einen ſchönern Fuß: ich habe nichts dawider. Aber laß uns auf das Geſicht kommen — —

Juliane. So ſtückweiſe habe ich mich nicht eingelaſſen.

Henriette. Das iſt eben dein Fehler. — Was für ein Stolz, was für eine Verachtung aller andern blickt nicht dem Adraſt aus jeder Miene! Du wirſt es Adel nennen; aber machſt du es dadurch ſchön? Umſonſt ſind ſeine Geſichtszüge noch ſo regelmäßig; ſein Eigenſinn, ſeine Luſt zum Spotten hat eine gewiſſe Falte hineingebracht, die ihm in meinen Augen recht häßlich läßt. Aber ich will ſie ihm gewiß herausbringen; laß nur die Flitterwochen erſt vorbei ſeyn. — — Dein Theophan hingegen hat das liebenswürdigſte Geſicht von der Welt. Es herrſcht eine Freundlichkeit darin, die ſich niemals verläugnet. —

Juliane. Sage mir doch nur nichts, was ich eben ſo gut bemerkt habe, als du. Allein eben dieſe ſeine Freundlichkeit iſt nicht ſowohl das Eigenthum ſeines Geſichts, als die Folge ſeiner innern Ruhe. Die Schönheit der Seele bringt auch in einen ungeſtalten Körper Reize; ſo wie ihre Häßlichkeit dem vortrefflichſten Baue und den ſchönſten Gliedern deſſelben, ich weiß nicht was eindrückt, das einen unerklärenden Verdruß erweckt. Wenn Adraſt eben der fromme Mann wäre, der Theophan iſt, wenn ſeine Seele von eben ſo göttlichen Strahlen der Wahrheit, die er ſich mit Gewalt zu verkennen beſtrebt, erleuchtet wäre, ſo würde er ein Engel unter den Menſchen ſeyn, da er jetzt kaum ein Menſch unter den Menſchen iſt. Zürne nicht, Henriette, daß ich ſo verächtlich von ihm rede. Wenn er in gute Hände fällt, kann er noch alles das werden, was er jetzt nicht iſt, weil er es nie hat ſeyn wollen. Seine Begriffe von der Ehre, von der natürlichen Billigkeit ſind vortrefflich. — —

Henriette (ſpöttiſch). O! Du machſt ihn auch gar zu ſehr herunter. — — Aber im Ernſte, kann ich nicht ſagen, daß du mich nunmehr für das kleine ſpielende Mädchen anſiehſt? Ich mag ja nicht von dir ſeinetwegen zufrieden geſtellt ſeyn. Er iſt, wie er iſt, und lange gut für mich. Du ſprachſt von guten Händen, in die er fallen müßte, wenn noch was aus ihm werden ſollte. Da er in meine nunmehr gefallen iſt, wird er wohl nicht anders werden. Mich nach ihm zu richten, wird mein einziger Kunſtgriff ſeyn, uns das Leben erträglich zu machen. Nur die verdrießlichen Geſichter muß er ablegen; und da werde ich ihm die Geſichter deines Theophans zum Muſter vorſchlagen.

Juliane. Schon wieder Theophan, und ſeine freundlichen Geſichter?

Liſette. Stille! Mamſell — —

Zweiter Auftritt.

Theophan. Juliane. Henriette. Liſette.

Henriette (ſpringt dem Theophan entgegen). Kommen Sie doch, Theophan, kommen Sie! — Können Sie wohl glauben, daß ich Ihre Partei gegen meine Schweſter habe halten müſſen? Bewundern Sie meine Uneigennützigkeit. Ich habe Sie bis in den Himmel erhoben, da ich doch weiß, daß ich Sie nicht bekomme, ſondern daß Sie für meine Schweſter beſtimmt ſind, die Ihren Werth nicht kennt. Denken Sie nur, ſie behauptet, daß Sie keine ſo ſchöne Perſon vorſtellten, als Adraſt. Ich weiß nicht, wie ſie das behaupten kann. Ich ſehe doch den Adraſt mit den Augen einer Verliebten an, das iſt, ich mache mir ihn noch zehnmal ſchöner, als er iſt, und gleichwohl geben Sie ihm, meines Bedünkens, nichts nach. Sie ſpricht zwar, auf der Seite des Geiſtes hätten Sie mehr Vorzüge; aber was wiſſen wir Frauenzimmer denn vom Geiſte?

Juliane. Die Schwätzerin! Sie kennen ſie, Theophan; glauben Sie ihr nicht.

Theophan. Ich ihr nicht glauben, ſchönſte Juliane? Warum wollen Sie mich nicht in der glücklichen Ueberzeugung laſſen, daß Sie ſo vortheilhaft von mir geſprochen haben? — — Ich danke Ihnen, angenehmſte Henriette, für Ihre Vertheidigung; ich danke Ihnen um ſo vielmehr, je ſtärker ich ſelbſt überführt bin, daß Sie eine ſchlechte Sache haben vertheidigen müſſen. Allein — —

Henriette. O Theophan, von Ihnen verlange ich es nicht, daß Sie mir Recht geben ſollen. Es iſt eine andere gewiſſe Perſon — —

Juliane. Laſſen Sie dieſer andern Perſon Gerechtigkeit widerfahren, Theophan. Sie werden, hoffe ich, meine Geſinnungen kennen — —

Theophan. Gehen Sie nicht mit mir, als mit einem Fremden um, liebſte Juliane. Brauchen Sie keine Einlenkungen; ich würde bei jeder nähern Beſtimmung verlieren. — — Bei den Büchern, in einer engen, ſtaubigten Studirſtube vergißt man des Körpers ſehr leicht; und Sie wiſſen, der Körper muß eben ſo wohl bearbeitet werden, als die Seele, wenn beide diejenigen Vollkommenheiten erhalten ſollen, deren ſie fähig ſind. Adraſt iſt in der großen Welt erzogen worden; er hat Alles, was bei derſelben beliebt macht —

Henriette. Und wenn es auch Fehler ſeyn ſollten. — —

Theophan. Wenigſtens habe ich dieſe Anmerkung nicht machen wollen. — — Aber nur Geduld! Ein großer Verſtand kann dieſen Fehlern nicht immer ergeben ſeyn. Adraſt wird das Kleine derſelben endlich einſehen, welches ſich nur allzuſehr durch das Leere verräth, das ſie in unſern Herzen zurücklaſſen. Ich bin ſeiner Umkehr ſo gewiß, daß ich ihn ſchon im Voraus darum liebe. — — Wie glücklich werden Sie mit ihm leben, glückliche Henriette!

Henriette. So edel ſpricht Adraſt niemals von Ihnen, Theophan. —

Juliane. Abermals eine recht garſtige Anmerkung, meine liebe Schweſter. — — Was ſuchſt du damit, daß du dem Theophan dieſes ſagſt? Es iſt allezeit beſſer, wenn man es nicht weiß, wer von uns übel ſpricht. Die Kenntniß unſerer Verleumder wirkt auch in dem großmüthigſten Herzen eine Art von Entfernung gegen ſie, die ihre Ausſöhnung mit der beleidigten Perſon nur noch ſchwerer macht.

Theophan. Sie entzücken mich, Juliane. Aber fürchten Sie nichts! Eben darin ſoll über kurz oder lang mein Triumph beſtehen, daß ich den mich jetzt verachtenden Adraſt beſſer von mir zu urtheilen gezwungen habe. Würde ich aber nicht dieſen ganzen Triumph zernichten, wenn ich ſelbſt einigen Groll gegen ihn faſſen wollte? Noch hat er ſich nicht die Mühe genommen, mich näher kennen zu lernen. Vielleicht daß ich ein Mittel finde, ihn dazu zu vermögen. — — Laſſen Sie uns nur jetzt davon abbrechen, und erlauben Sie, daß ich einen meiner nächſten Blutsfreunde bei Ihnen anmelden darf, der ſich ein Vergnügen daraus gemacht hat, mich hier zu überraſchen. —

Juliane. Einen Anverwandten?

Henriette. Und wer iſt es?

Theophan. Araspe.

Juliane. Araspe?

Henriette. Ei! das iſt ja vortrefflich! Wo iſt er denn?

Theophan. Er war eben abgeſtiegen und hat mir verſprochen, unverzüglich nachzufolgen.

Henriette. Weiß es der Papa ſchon?

Theophan. Ich glaube nicht.

Juliane. Und die Großmama?

Henriette. Komm, Schweſterchen! Dieſe fröhliche Nachricht müſſen wir ihnen zuerſt bringen. — — Du biſt doch nicht böſe auf mich?

Juliane. Wer kann auf dich böſe ſeyn, Schmeichlerin? Komm nur!

Theophan. Erlauben Sie, daß ich ihn hier erwarte.

Henriette. Bringen Sie ihn aber nur bald. Hören Sie!

Dritter Auftritt.

Theophan. Liſette.

Liſette. Ich bleibe, Herr Theophan, um Ihnen noch ein kleines großes Kompliment zu machen. Wahrhaftig! Sie ſind der glücklichſte Mann von der Welt! und wenn Herr Liſidor, glaube ich, noch zwei Töchter hätte, ſo würden ſie doch alle viere in Sie verliebt ſeyn.

Theophan. Wie verſteht Liſette das?

Liſette. Ich verſtehe es ſo: daß wenn es alle viere ſeyn würden, es jetzt alle zwei ſeyn müſſen.

Theophan lächelnd. Noch dunkler!

Liſette. Das ſagt Ihr Lächeln nicht. — Wenn Sie aber wirklich Ihre Verdienſte ſelbſt nicht kennen, ſo ſind Sie nur deſto liebenswerther. Juliane liebt Sie, und das geht mit rechten Dingen zu, denn ſie ſoll Sie lieben. Nur Schade, daß ihre Liebe ſo ein gar vernünftiges Anſehen hat. Aber was ſoll ich zu Henrietten ſagen? Gewiß, ſie liebt Sie auch, und was das verzweifeltſte dabei iſt, ſie liebt Sie — aus Liebe. — Wenn Sie ſie doch nur alle beide auch heirathen könnten!

Theophan. Sie meint es ſehr gut, Liſette.

Liſette. Ja, wahrhaftig! alsdann ſollten Sie mich noch obendrein behalten.

Theophan. Noch beſſer! Aber ich ſehe, Liſette hat Verſtand — —

Liſette. Verſtand? Auf das Compliment weiß ich, leider! nichts zu antworten. Auf ein anderes: Liſette iſt ſchön, habe ich wohl ungefähr antworten lernen: Mein Herr, Sie ſcherzen. Ich weiß nicht, ob ſich dieſe Antwort hierher auch ſchickt.

Theophan. Ohne Umſtände! — Liſette kann mir einen Dienſt erzeigen, wenn ſie mir ihre wahre Meinung von Julianen entdeckt. Ich bin gewiß, daß ſie auch in ihren Muthmaßungen nicht weit vom Ziele treffen wird. Es giebt gewiſſe Dinge, wo ein Frauenzimmerauge immer ſchärfer ſieht, als hundert Augen der Mannsperſonen.

Liſette. Verzweifelt! dieſe Erfahrung können Sie wohl nimmermehr aus Büchern haben. — — Aber, wenn Sie nur Acht auf meine Reden gegeben hätten; ich habe Ihnen bereits meine wahre Meinung von Julianen geſagt. Sagte ich Ihnen nicht, daß mir ihre Liebe ein gar zu vernünftiges Anſehen zu haben ſcheine? Darin liegt alles, was ich davon denke. Ueberlegung, Pflicht, vorzügliche Schönheiten der Seele — — Ihnen die Wahrheit zu ſagen, gegen ſo vortreffliche Worte in einem weiblichen Munde mag ein Liebhaber immer ein wenig mißtrauiſch ſeyn. Und noch eine kleine Beobachtung gehört hieher: dieſe nämlich, daß ſie mit den ſchönen Worten weit ſparſamer geweſen, als Herr Theophan allein im Hauſe war.

Theophan. Gewiß?

Liſette nachdem ſie ihn einen Augenblick angeſehen. Herr Theophan! Herr Theophan! Sie ſagen dieſes Gewiß mit einer Art, — — mit einer Art, —

Theophan. Mit was für einer Art?

Liſette. Ja! nun iſt ſie wieder weg. Die Mannsperſonen! die Mannsperſonen! Und wenn es auch gleich die allerfrömmſten ſind — — Doch ich will mich nicht irre machen laſſen. Seit Adraſt im Hauſe iſt, wollte ich ſagen, fallen zwiſchen dem Adraſt und Julianen dann und wann Blicke vor —

Theophan. Blicke? — Sie beunruhigt mich, Liſette.

Liſette. Und das Beunruhigen können Sie ſo ruhig ausſprechen, ſo ruhig — — Ja, Blicke fallen zwiſchen ihnen vor; Blicke, die nicht ein Haar anders ſind, als die Blicke, die dann und wann zwiſchen Mamſell Henrietten und dem Vierten vorfallen —

Theophan. Was für einem Vierten?

Liſette. Werden Sie nicht ungehalten. Wenn ich Sie gleich den Vierten nenne, ſo ſind Sie eigentlich doch in aller Abſicht der Erſte.

Theophan bei ersten Worte bei Seite. Die Schlange! — — Sie beſchämt mich für meine Neubegierde und ich habe es verdient. Nichts deſto weniger aber irret Sie ſich, Liſette; gewaltig irret Sie ſich — —

Liſette. O pfui! Sie machten mir vorhin ein ſo artiges Compliment, und nunmehr gereuet es Sie auf einmal, mir es gemacht zu haben. — Ich müßte gar nichts von dem Verſtande beſitzen, den Sie mir beilegten, wenn ich mich ſo gar gewaltig irren ſollte. — —

Theophan. unruhig und zerſtreut. Aber wo bleibt er denn? —

Liſette. Mein Verſtand? — Wo er will. — So viel iſt gewiß, daß Adraſt bei Henrietten ziemlich ſchlecht ſteht, ſo ſehr ſie ſich auch nach ſeiner Weiſe zu richten ſcheint. Sie kann alles leiden, nur gering geſchätzt zu werden kann ſie nicht leiden. Sie weiß es allzuwohl, für was uns Adraſt anſieht: für nichts, als Geſchöpfchen, die aus keiner andern Abſicht da ſind, als den Männern ein Vergnügen zu machen. Und das iſt doch ſehr nichtswürdig gedacht! Aber da kann man ſehen, in was für gottloſe Irrthümer die ungläubigen Leute verfallen. — — Nu? Hören Sie mir nicht mehr zu, Herr Theophan? Wie ſo zerſtreut? wie ſo unruhig?

Theophan. Ich weiß nicht, wo mein Vetter bleibt? — —

Liſette. Er wird ja wohl kommen. — —

Theophan. Ich muß ihm wirklich nur wieder entgegen gehn. — — Adieu, Liſette!

Vierter Auftritt.

Liſette.

Das heiße ich kurz abgebrochen! — Er wird doch nicht verdrießlich geworden ſeyn, daß ich ihm ein wenig auf den Zahn fühlte? Das brave Männchen! Ich will nur gerne ſehen, was noch daraus werden wird. Ich gönne ihm wirklich alles Gutes, und wenn es nach mir gehen ſollte, ſo wüßte ich ſchon, was ich thäte. — Indem ſie ſich umſieht. Wer kommt denn da den Gang hervor? — Sind die es? — Ein Paar allerliebſte Schlingel! Adraſts Johann und Theophans Martin: die wahren Bilder ihrer Herren von der häßlichen Seite! Aus Freigeiſterei iſt jener ein Spitzbube, und aus Frömmigkeit dieſer ein Dummkopf. Ich muß mir doch die Luſt machen, ſie zu behorchen. Sie tritt zurück.

Fünfter Auftritt.

Liſette, halb verſteckt hinter einer Scene. Johann. Martin.

Johann. Was ich dir ſage!

Martin. Du mußt mich für ſehr dumm anſehen. Dein Herr ein Atheiſt? das glaube ſonſt einer! Er ſieht ja aus, wie ich und du. Er hat Hände und Füße; er hat das Maul in der Breite und die Naſe in der Länge, wie ein Menſch; er redet wie ein Menſch; er ißt wie ein Menſch — — und ſoll ein Atheiſt ſeyn?

Johann. Nun? ſind denn die Atheiſten keine Menſchen?

Martin. Menſchen? Ha! ha! ha! Nun höre ich, daß du ſelber nicht weißt, was ein Atheiſt iſt.

Johann. Zum Henker! du wirſt es wohl beſſer wiſſen. Ei! belehre doch deinen unwiſſenden Nächſten.

Martin. Höre zu! — Ein Atheiſt iſt — eine Brut der Hölle, die ſich, wie der Teufel, tauſendmal verſtellen kann. Bald iſt's ein liſtiger Fuchs, bald ein wilder Bär: — — bald iſt's ein Eſel, bald ein Philoſoph; — — bald iſt's ein Hund, bald ein unverſchämter Poet Kurz, es iſt ein Unthier, das ſchon lebendig bei dem Satan in der Hölle brennt, — — eine Peſt der Erde, — — eine abſcheuliche Kreatur, — — ein Vieh, das dummer iſt als ein Vieh; — — ein Seelenkannibal, — — ein Antichriſt, — — ein ſchreckliches Ungeheuer — —

Johann. Es hat Bocksfüße, nicht? Zwei Hörner? einen Schwanz? — —

Martin. Das kann wohl ſeyn. — — Es iſt ein Wechſelbalg, den die Hölle durch — — durch einen unzüchtigen Beiſchlaf mit der Weisheit dieſer Welt erzeugt hat; — — es iſt — — ja, ſieh, das iſt ein Atheiſt. So hat ihn unſer Pfarr abgemalt; der kennt ihn aus großen Büchern.

Johann. Einfältiger Schöps! — — Sieh mich doch einmal an.

Martin. Nu?

Johann. Was ſiehſt du an mir?

Martin. Nichts, als was ich zehnmal beſſer an mir ſehen kann.

Johann. Findeſt du denn etwas Erſchreckliches, etwas Abſcheuliches an mir? Bin ich nicht ein Menſch wie du? Haſt du jemals geſehen, daß ich ein Fuchs, ein Eſel oder ein Kannibal geweſen wäre?

Martin. Den Eſel laß immer weg, wenn ich dir antworten ſoll, wie du gerne willſt. — Aber warum fragſt du das?

Johann. Weil ich ſelbſt ein Atheiſt bin; das iſt, ein ſtarker Geiſt, wie es jeder ehrliche Kerl nach der Mode ſeyn muß. Du ſprichſt, ein Atheiſt brenne lebendig in der Hölle. Nun! rieche einmal, riechſt du einen Brand an mir?

Martin. Darum eben biſt du keiner.

Johann. Ich wäre keiner? Thue mir nicht die Schande an, daran zu zweifeln, oder — — Doch wahrhaftig, das Mitleiden verhindert mich, böſe zu werden. Du biſt zu beklagen, armer Schelm!

Martin. Arm? Laß einmal ſehen, wer die vergangene Woche das meiſte Trinkgeld gekriegt hat. Er greift in die Taſche. Du biſt ein liederlicher Teufel, du verſäufſt alles — —

Johann. Laß ſtecken! Ich rede von einer ganz andern Armuth, von der Armuth des Geiſtes, der ſich mit lauter elenden Brocken des Aberglaubens ernähren und mit lauter armſeligen Lumpen der Dummheit kleiden muß. — Aber ſo geht es euch Leuten, die ihr nicht weiter als höchſtens vier Meilen hinter den Backofen kommt. Wenn du gereiſt wäreſt, wie ich — —

Martin. Gereiſt biſt du? Laß hören, wo biſt du geweſen?

Johann. Ich bin geweſen — in Frankreich — —

Martin. In Frankreich? Mit deinem Herrn?

Johann. Ja, mein Herr war mit.

Martin. Das iſt das Land, wo die Franzoſen wohnen? — So wie ich einmal einen geſehen habe, — das war eine ſchnurrige Kröte! In einem Augenblicke konnte er ſich ſiebenmal auf dem Abſatze herumdrehen und dazu pfeifen.

Johann. Ja, es giebt große Geiſter unter ihnen! Ich bin da erſt recht klug geworden.

Martin. Haſt du denn auch Frankreichſch gelernt?

Johann. Franzöſiſch, willſt du ſagen, — vollkommen.

Martin. O! rede einmal!

Johann. Das will ich wohl thun. — — Quelle heure est-il, maraut? Le père est la mère une fille des coups de bâton. Comment coquin? Diantre diable carogne à vous servir.

Martin. Das iſt ſchnackiſch! Und das Zeug können die Leute da verſtehen? Sag einmal, was hieß das auf Deutſch?

Johann. Ja! auf Deutſch! Du guter Narr, das läßt ſich auf Deutſch nicht ſo ſagen. Solche feine Gedanken können nur franzöſiſch ausgedrückt werden.

Martin. Der Blitz! — — Nu? wo biſt du weiter geweſen?

Johann. Weiter? in England —

Martin. In England? — Kannſt du auch Engländiſch?

Johann. Was werde ich nicht können?

Martin. Sprich doch!

Johann. Du mußt wiſſen, es iſt eben wie das Franzöſiſche. Es iſt Franzöſiſch, verſteh mich, auf Engliſch ausgeſprochen. Was hörſt du dir dran ab? — — Ich will dir ganz andere Dinge ſagen, wenn du mir zuhören willſt, Dinge, die ihres gleichen nicht haben müſſen. Zum Exempel, auf unſern vorigen Punkt zu kommen: ſey kein Narr und glaube, daß ein Atheiſt ſo ein ſchrecklich Ding iſt. Ein Atheiſt iſt nichts weiter als ein Menſch, der keinen Gott glaubt. —

Martin. Keinen Gott? Je! das iſt ja noch viel ärger! Keinen Gott? Was glaubt er denn?

Johann. Nichts.

Martin. Das iſt wohl eine mächtige Mühe.

Johann. Ei! Mühe! Wenn auch Nichts glauben eine Mühe wäre, ſo glaubten ich und mein Herr gewiß alles. Wir ſind geſchworne Feinde alles deſſen, was Mühe macht. Der Menſch iſt in der Welt, vergnügt und luſtig zu leben. Die Freude, das Lachen, das Kurtiſiren, das Saufen ſind ſeine Pflichten. Die Mühe iſt dieſen Pflichten hinderlich; alſo iſt es auch nothwendig ſeine Pflicht, die Mühe zu fliehen. — — Sieh, das war ein Schluß, der mehr Gründliches enthält als die ganze Bibel.

Martin. Ich wollt's. Aber ſage mir doch, was hat man denn in der Welt ohne Mühe?

Johann. Alles, was man erbt und was man erheirathet. Mein Herr erbte von ſeinem Vater und von zwei reichen Vettern keine kleinen Summen; und ich muß ihm das Zeugniß geben, er hat ſie als ein braver Kerl durchgebracht. Jetzt bekömmt er ein reich Mädel, und wenn er klug iſt, ſo fängt er es wieder an, wo er es gelaſſen hat. Seit einiger Zeit iſt er mir zwar ganz aus der Art geſchlagen; und ich ſehe wohl, auch die Freigeiſterei bleibt nicht klug, wenn ſie auf die Freite geht. Doch ich will ihn ſchon wieder in Gang bringen. — — Und höre, Martin, ich will auch dein Glück machen. Ich habe einen Einfall; aber ich glaube nicht, daß ich ihn anders wohl von mir geben kann, als — — bei einem Glaſe Wein. Du klimperteſt vorhin mit deinen Trinkgeldern, und gewiß, du biſt in Gefahr, keine mehr zu bekommen, wenn man nicht ſieht, daß du ſie dazu anwendeſt, wozu ſie dir gegeben werden. Zum Trinken, guter Martin, zum Trinken: darum heißen es Trinkgelder. —

Martin. Still! Herr Johann, ſtill! — Du biſt mir ſo noch Revanſche ſchuldig. Habe ich dich nicht jenen Abend nur noch frei gehalten? — — Doch, laß einmal hören! was iſt denn das für ein Glück, das ich von dir zu hoffen habe?

Johann. Höre, wenn mein Herr heirathet, ſo muß er noch einen Bedienten annehmen. — — Eine Kanne Wein, ſo ſollſt du bei mir den Vorzug haben. Du verſauerſt doch nur bei deinem dummen Schwarzrocke. Du ſollſt bei Araſten mehr Lohn und mehr Freiheit haben; und ich will dich noch oben drein zu einem ſtarken Geiſte machen, der es mit dem Teufel und ſeiner Großmutter aufnimmt, wenn nur erſt einer wäre.

Martin. Was? wenn erſt einer wäre? Ho! ho! Iſt es nicht genug, daß du keinen Gott glaubſt? willſt du noch dazu keinen Teufel glauben? O! male ihn nicht an die Wand! Er läßt ſich nicht ſo lange herumhudeln, wie der liebe Gott. Der liebe Gott iſt gar zu gut und lacht über einen ſolchen Narren, wie du biſt. Aber der Teufel — — dem läuft gleich die Laus über die Leber, und darnach ſieht's nicht gut aus. — Nein, bei dir iſt kein Aushalten, ich will nur gehen. — —

Johann hält ihn zurück. Spitzbube! Spitzbube! denkſt du, daß ich deine Streiche nicht merke? Du fürchteſt dich mehr für die Kanne Wein, die du geben ſollſt, als für den Teufel. Halt! — — Ich kann dich aber bei dem allem unmöglich in dergleichen Aberglauben ſtecken laſſen. Ueberlege dir's nur: — Der Teufel — — der Teufel — — Ha! ha! ha! — — Und dir kömmt es nicht lächerlich vor? Je! ſo lache doch!

Martin. Wenn kein Teufel wäre, wo kämen denn die hin, die ihn auslachen? — — Darauf antworte mir einmal! den Knoten beiß mir auf! Siehſt du, daß ich auch weiß, wie man euch Leute zu Schanden machen muß?

Johann. Ein neuer Irrthum! Und wie kannſt du ſo ungläubig gegen meine Worte ſeyn? Es ſind die Ausſprüche der Weltweisheit, die Orakel der Vernunft! Es iſt bewieſen, ſage ich dir, in Büchern iſt es bewieſen, daß es weder Teufel noch Hölle giebt. — — Kennſt du Balthaſarn? Es war ein berühmter Bäcker in Holland.

Martin. Was gehen mich die Bäcker in Holland an? Wer weiß, ob ſie ſo gute Pretzeln backen, wie der hier an der Ecke.

Johann. Ei! das war ein gelehrter Bäcker! Seine bezauberte Welt — — ha! — das iſt ein Buch! Mein Herr hat es einmal geleſen. Kurz, ich verweiſe dich auf das Buch, ſo wie man mich darauf verwieſen hat, und will dir nur im Vertrauen ſagen: Der muß ein Ochſe, ein Rindvieh, ein altes Weib ſeyn, der einen Teufel glauben kann. Soll ich dir's zuſchwören, daß keiner iſt? — Ich will ein Hundsfott ſeyn!

Martin. Bah! der Schwur geht wohl mit.

Johann. Nun, ſieh, — — ich will, ich will — — auf der Stelle verblinden, wenn ein Teufel iſt.

Liſette ſpringt geſchwinde hinter der Scene hervor und hält ihm rückwärts die Augen zu, indem ſie dem Martin zugleich winkt.

Martin. Das wäre noch was; aber du weißt ſchon, daß das nicht geſchieht.

Johann ängſtlich. Ach! Martin, ach!

Martin. Was iſt's?

Johann. Martin, wie wird mir? Wie iſt mir, Martin?

Martin. Nu? was haſt du denn?

Johann. Seh ich — oder — — ach! daß Gott — — Martin! Martin! wie wird es auf einmal ſo Nacht?

Martin. Nacht? Was willſt du mit der Nacht?

Johann. Ach! ſo iſt es nicht Nacht? Hülfe! Martin, Hülfe!

Martin. Was denn für Hülfe? Was fehlt dir denn?

Johann. Ach! ich bin blind, ich bin blind! Es liegt mir auf den Augen, auf den Augen. — — Ach! ich zittere am ganzen Leibe — —

Martin. Blind biſt du? Du wirſt ja nicht? — Warte, ich will dich in die Augen ſchlagen, daß das Feuer herausſpringt und du ſollſt bald ſehen — —

Johann. Ach! ich bin geſtraft, ich bin geſtraft. Und du kannſt meiner noch ſpotten? Hülfe! Martin, Hülfe! — — Er fällt auf die Knie. Ich will mich gern bekehren! Ach! was bin ich für ein Böſewicht geweſen! — —

Liſette, welche ihn plötzlich gehen läßt und, indem ſie hervorſpringt, ihm eine Ohrfeige giebt. Du Schlingel!

Martin. Ha! ha! ha!

Johann. Ach! ich komme wieder zu mir. Indem er aufſteht. Sie Rabenaas, Liſette!

Liſette. Kann man euch Hundsfötter ſo ins Bockshorn jagen? Ha! ha! ha!

Martin. Krank lache ich mich noch darüber. Ha! ha! ha!

Johann. Lacht nur! lacht nur! — — — Ihr ſeyd wohl albern, wenn ihr denkt, daß ich es nicht gemerkt habe — Bei Seite. Das Blitzmädel, was ſie mir für einen Schreck abgejagt hat! Ich muß mich wieder erholen. Geht langſam ab.

Martin. Gehſt du? O! lacht ihn doch aus! Je! lach Sie doch, Liſettchen, lach Sie doch! Ha! ha! ha! Das hat Sie vortrefflich gemacht; ſo ſchön, ſo ſchön, ich möchte Sie gleich küſſen. —

Liſette. O! geh, geh, dummer Martin!

Martin. Komm Sie, wirklich! ich will Sie zu Weine führen. Ich will Sie mit der Kanne Wein traktiren, um die mich der Schurke prellen wollte. Komm Sie!

Liſette. Das fehlte mir noch. Ich will nur gehen und meinen Mamſells den Spaß erzählen.

Martin. Ja und ich meinem Herrn. — Der war abgeführt! der war abgeführt!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Theophan. Araſpe.

Araſpe. Was ich Ihnen ſage, mein lieber Vetter. Das Vergnügen, Sie zu überfallen und die Begierde, bei Ihrer Verbindung gegenwärtig zu ſeyn, ſind freilich die vornehmſten Urſachen meiner Anherkunft; nur die einzigen ſind es nicht. Ich hatte den Aufenthalt des Adraſt endlich ausgekundſchaftet, und es war mir ſehr lieb, auf dieſe Art, wie man ſagt, zwei Würfe mit Einem Steine zu thun. Die Wechſel des Adraſt ſind verfallen, und ich habe nicht die geringſte Luſt, ihm auch nur die allerkleinſte Nachſicht zu gönnen. Ich erſtaune zwar, ihn, welches ich mir nimmermehr eingebildet hätte, in dem Hauſe Ihres künftigen Schwiegervaters zu finden; ihn auf eben demſelben Fuße als Sie, Theophan, hier zu finden: aber gleichwohl. — und wenn ihn das Schickſal auch noch näher mit mir verbinden könnte, — —

Theophan. Ich bitte Sie, liebſter Vetter, betheuern Sie nichts.

Araſpe. Warum nicht? Sie wiſſen wohl, Theophan, ich bin der Mann ſonſt nicht, welcher ſeine Schuldner auf eine grauſame Art zu drücken fähig wäre. — —

Theophan. Das weiß ich und deſto eher — —

Araſpe. Hier wird kein deſto eher gelten. Adraſt, dieſer Mann, der ſich auf eine eben ſo abgeſchmackte als ruchloſe Art von andern Menſchen zu unterſcheiden ſucht, verdient, daß man ihn auch wieder von andern Menſchen unterſcheide. Er muß die Vorrechte nicht genießen, die ein ehrlicher Mann ſeinen elenden Nächſten ſonſt gern genießen läßt. Einem ſpöttiſchen Freigeiſte, welcher uns lieber das Edelſte, was wir beſitzen, rauben und uns alle Hoffnung eines künftigen, glückſeligern Lebens zu nichte machen möchte, vergilt man noch lange nicht Gleiches mit Gleichem, wenn man ihm das gegenwärtige Leben ein wenig ſauer macht. — — Ich weiß, es iſt der letzte Stoß, den ich dem Adraſt verſetze; er wird ſeinen Kredit nicht wieder herſtellen können. Ja, ich wollte mich freuen, wenn ich ſogar ſeine Heirath dadurch rückgängig machen könnte. Wenn mir es nur um mein Geld zu thun wäre, ſo ſehen Sie wohl, daß ich dieſe Heirath lieber würde befördern helfen, weil er doch wohl dadurch wieder etwas in die Hände bekommen wird. Aber nein, und ſollte ich bei dem Konkurſe, welcher entſtehen muß, auch ganz und gar ledig ausgehen: ſo will ich ihn dennoch auf das Aeußerſte bringen. Ja, wenn ich alles wohl erwäge, ſo glaube ich, ihm durch dieſe Grauſamkeit noch eine Wohlthat zu erweiſen. Schlechtere Umſtände werden ihn vielleicht zu ernſthaften Ueberlegungen bringen, die er in ſeinem Wohlſtande zu machen nicht werth gehalten hat, und vielleicht ändert ſich, wie es faſt immer zu geſchehen pflegt, ſein Charakter mit ſeinem Glücke.

Theophan. Ich habe Sie ausreden laſſen. Ich glaube, Sie werden ſo billig ſeyn und mich nunmehr auch hören.

Araſpe. Das werde ich. — Aber eingebildet hätte ich mir es nicht, daß ich an meinem frommen Vetter einen Vertheidiger des Adraſts finden ſollte.

Theophan. Ich bin es weniger als es ſcheint, und es kommen hier ſo viel Umſtände zuſammen, daß ich weiter faſt nichts als meine eigene Sache führen werde. Adraſt, wie ich feſt überzeugt bin, iſt von derjenigen Art Freigeiſter, die wohl etwas Beſſeres zu ſeyn verdienten. Es iſt auch ſehr begreiflich, daß man in der Jugend ſo etwas gleichſam wider Willen werden kann. Man iſt es aber alsdann nur ſo lange, bis der Verſtand zu einer gewiſſen Reife gelangt iſt, und ſich das aufwallende Geblüt abgekühlt hat. Auf dieſem kritiſchen Punkte ſteht jetzt Adraſt, aber noch mit wankendem Fuße. Ein kleiner Wind, ein Hauch kann ihn wieder herabſtürzen. Das Unglück, das Sie ihm drohen, würde ihn betäuben; er würde ſich einer wüthenden Verzweiflung überlaſſen und Urſache zu haben glauben, ſich um die Religion nicht zu bekümmern, deren ſtrenge Anhänger ſich kein Bedenken gemacht hätten, ihn zu Grunde zu richten.

Araſpe. Das iſt etwas; aber — —

Theophan. Nein, für einen Mann von Ihrer Denkungsart, liebſter Vetter, muß dieſes nicht nur etwas, ſondern ſehr viel ſeyn. Sie haben die Sache von dieſer Seite noch nicht betrachtet; Sie haben den Adraſt nur als einen verlorenen Mann angeſehen, an dem man zum Ueberfluſſe noch eine disperate Kur wagen müſſe. Aus dieſem Grunde iſt die Heftigkeit, mit der Sie wider ihn ſprachen, zu entſchuldigen. Lernen Sie ihn aber durch mich nunmehr unparteiiſcher beurtheilen. Er iſt in ſeinen Reden jetzt weit eingezogener, als man mir ihn ſonſt beſchrieben hat. Wenn er ſtreitet, ſo ſpottet er nicht mehr, ſondern giebt ſich alle Mühe, Gründe vorzubringen. Er fängt an, auf die Beweiſe, die man ihm entgegenſetzt, zu antworten, und ich habe es ganz deutlich gemerkt, daß er ſich ſchämt, wenn er nur halb darauf antworten kann. Freilich ſucht er dieſe Scham noch dann und wann unter das Verächtliche eines Schimpfworts zu verſtecken; aber nur Geduld! es iſt ſchon viel, daß er dieſe Schimpfworte niemals mehr auf die heiligen Sachen, die man gegen ihn vertheidigt, ſondern bloß auf die Vertheidiger fallen läßt. Seine Verachtung der Religion löſt ſich allmählig in die Verachtung derer auf, die ſie lehren.

Araſpe. Iſt das wahr, Theophan?

Theophan. Sie werden Gelegenheit haben, ſich ſelbſt davon zu überzeugen. — Sie werden zwar hören, daß dieſe ſeine Verachtung der Geiſtlichen mich jetzt am meiſten trifft; allein ich bitte Sie im Voraus, nicht empfindlicher darüber zu werden, als ich ſelbſt bin. Ich habe es mir feſt vorgenommen, ihn nicht mit gleicher Münze zu bezahlen, ſondern ihm vielmehr ſeine Freundſchaft abzuzwingen, es mag auch koſten was es will.

Araſpe. Wenn Sie bei perſönlichen Beleidigungen ſo großmüthig ſind — —

Theophan. Stille! wir wollen es keine Großmuth nennen. Es kann Eigennutz, es kann eine Art von Ehrgeiz ſeyn, kein Vorurtheil von den Gliedern meines Ordens durch mich zu Schanden zu machen. Es ſey aber was es wolle, ſo weiß ich doch, daß Sie viel zu gütig ſind, mir darin im Wege zu ſtehen. Adraſt würde es ganz gewiß für ein abgekartetes Spiel halten, wenn er ſähe, daß mein Vetter ſo ſcharf hinter ihm drein wäre. Seine Wuth würde einzig auf mich fallen, und er würde mich überall als einen Niederträchtigen ausſchreien, der ihm unter tauſend Verſicherungen der Freundſchaft den Dolch ins Herz geſtoßen habe. Ich wollte nicht gerne, daß er die Exempel von hämtückiſchen Pfaffen, wie er ſie nennt, mit einigem Scheine der Wahrheit auch durch mich vermehren könnte.

Araſpe. Lieber Vetter, das wollte ich noch tauſendmal weniger als Sie. — —

Theophan. Erlauben Sie alſo, daß ich Ihnen einen Vorſchlag thue: — — oder nein; es wird vielmehr eine Bitte ſeyn.

Araſpe. Nur ohne Umſtände, Vetter. Sie wiſſen ja doch wohl, daß Sie mich in Ihrer Hand haben.

Theophan. Sie ſollen ſo gütig ſeyn und mir die Wechſel ausliefern, und meine Bezahlung dafür annehmen.

Araſpe. Und Ihre Bezahlung dafür annehmen? Bei einem Haare hätten Sie mich böſe gemacht. Was reden Sie von Bezahlung? Wenn ich Ihnen auch nicht geſagt hätte, daß es mir jetzt gar nicht um das Geld zu thun wäre: ſo ſollten Sie doch wenigſtens wiſſen, daß das, was meine iſt, auch Ihre iſt.

Theophan. Ich erkenne meinen Vetter.

Araſpe. Und ich erkannte ihn faſt nicht. — Mein nächſter Blutsfreund, mein einziger Erbe ſieht mich als einen Fremden an, mit dem er handeln kann? Indem er ſein Taſchenbuch herauszieht. Hier ſind die Wechſel! Sie ſind Ihre; machen Sie damit was Ihnen gefällt.

Theophan. Aber erlauben Sie, liebſter Vetter, ich werde nicht ſo frei damit ſchalten dürfen, wenn ich ſie nicht auf die gehörige Art an mich gebracht habe.

Araſpe. Welches iſt denn die gehörige Art unter uns, wenn es nicht die iſt, daß ich gebe und Sie nehmen? — — Doch damit ich alle Ihre Skrupel hebe: wohl! Sie ſollen einen Revers von ſich ſtellen, daß Sie die Summe dieſer Wechſel nach meinem Tode bei der Erbſchaft nicht noch einmal fordern wollen. Lachend. Wunderlicher Vetter! ſehen Sie denn nicht, daß ich weiter nichts thue, als auf Abſchlag bezahle? —

Theophan. Sie verwirren mich — —

Araſpe, der noch die Wechſel in Händen hat. Laſſen Sie mich nur die Wiſche nicht länger halten.

Theophan. Nehmen Sie unterdeſſen meinen Dank dafür an.

Araſpe. Was für verlorne Worte! Indem er ſich umſieht. Stecken Sie hurtig ein; da kömmt Adraſt ſelbſt.

Zweiter Auftritt.

Adraſt. Theophan. Araſpe.

Adraſt, erſtaunend. Himmel! Araſpe hier?

Theophan. Adraſt, ich habe das Vergnügen, Ihnen in dem Herrn Araſpe meinen Vetter vorzuſtellen.

Adraſt. Wie? Araſpe Ihr Vetter?

Araſpe. O! wir kennen einander ſchon. Es iſt mir angenehm, Herr Adraſt, Sie hier zu ſehen.

Adraſt. Ich bin bereits die ganze Stadt nach Ihnen durchgerannt. Sie wiſſen, wie wir mit einander ſtehen, und ich wollte Ihnen die Mühe erſparen, mich aufzuſuchen.

Araſpe. Es wäre nicht nöthig geweſen. Wir wollen von unſerer Sache ein andermal ſprechen. Theophan hat es auf ſich genommen. — —

Adraſt. Theophan? Ha! nun iſt es klar. — —

Theophan. Was iſt klar, Adraſt? Ruhig.

Adraſt. Ihre Falſchheit, Ihre Liſt — —

Theophan zum Araſpe. Wir halten uns zu lange hier auf. Liſidor, lieber Vetter, wird Sie mit Schmerzen erwarten. Erlauben Sie, daß ich Sie zu ihm führe. — Zum Adraſt. Darf ich bitten, Adraſt, daß Sie einen Augenblick hier verziehen? Ich will den Araſpe nur herauf begleiten; ich werde gleich wieder hier ſeyn.

Araſpe. Wenn ich Ihnen rathen darf, Adraſt, ſo ſeyn Sie gegen meinen Vetter nicht ungerecht. — —

Theophan. Er wird es nicht ſeyn. Kommen Sie nur.

Theophan und Araſpe gehen ab.

Dritter Auftritt.

Adraſt.

Bitter. Nein, gewiß, ich werde es auch nicht ſeyn! Er iſt unter allen ſeines Gleichen, die ich noch gekannt habe, der haſſenswürdigſte! Dieſe Gerechtigkeit will ich ihm widerfahren laſſen. Er hat den Araſpe ausdrücklich meinetwegen kommen laſſen: das iſt unläugbar. Es iſt mir aber doch lieb, daß ich ihm nie einen redlichen Tropfen Bluts zugetraut und ſeine ſüßen Reden jederzeit für das gehalten habe, was ſie ſind.

Vierter Auftritt.

Adraſt. Johann.

Johann. Nun? haben Sie den Araſpe gefunden?

Adraſt. Ja. Sehr bitter.

Johann. Geht's gut?

Adraſt. Vortrefflich.

Johann. Ich hätte es ihm auch rathen wollen, daß er die geringſte Schwierigkeit gemacht hätte! — — — Und er hat doch ſchon wieder ſeinen Abſchied genommen?

Adraſt. Verzieh nur, er wird uns gleich den unſrigen bringen.

Johann. Er den unſrigen? — Wo iſt Araſpe? — —

Adraſt. Beim Liſidor.

Johann. Araſpe beim Liſidor? Araſpe?

Adraſt. Ja, Theophans Vetter.

Johann. Was frage ich nach des Narren Vetter? Ich meine Araſpen. — —

Adraſt. Den meine ich auch.

Johann. Aber — —

Adraſt. Aber ſiehſt du denn nicht, daß ich raſend werden möchte? Was plagſt du mich noch? Du hörſt ja, daß Theophan und Araſpe Vettern ſind.

Johann. Zum erſtenmal in meinem Leben. — — Vettern? Ei! Deſto beſſer; unſere Wechſel bleiben alſo in der Freundſchaft, und Ihr neuer Herr Schwager wird dem alten Herrn Vetter ſchon zureden — —

Adraſt. Du Dummkopf! — Ja, er wird ihm zureden, mich ohne Nachſicht unglücklich zu machen. — Biſt du denn ſo albern, es für einen Zufall anzuſehen, daß Araſpe hier iſt? Siehſt du denn nicht, daß es Theophan muß erfahren haben, wie ich mit ſeinem Vetter ſtehe? daß er ihm Nachricht von meinen Umſtänden gegeben hat? daß er ihn gezwungen hat, über Hals über Kopf eine ſo weite Reiſe zu thun, um die Gelegenheit ja nicht zu verſäumen, meinen Ruin an den

Tag zu bringen, und mir dadurch die letzte Zuflucht, die Gunſt des Liſidors, zu vernichten?

Johann. Verdammt! Wie gehen mir die Augen auf! Sie haben Recht. Kann ich Eſel denn, wenn von einem Geiſtlichen die Rede iſt, nicht gleich auf das Allerboshafteſte fallen? — Ha, wenn ich doch die Schwarzröcke auf einmal zu Pulver ſtampfen und in die Luft ſchießen könnte! Was für Streiche haben ſie uns nicht ſchon geſpielt! Der eine hat uns um manches Tauſend Thaler gebracht; das war der ehrwürdige Gemahl Ihrer lieben Schweſter. Der andere — —

Adraſt. O! fange nicht an, mir meine Unfälle vorzuzählen. Ich will ſie bald geendigt ſehen. Alsdann will ich es doch abwarten, was mir das Glück noch nehmen kann, wenn ich nichts mehr habe.

Johann. Was es Ihnen noch nehmen kann, wenn Sie nichts mehr haben? Das will ich Ihnen gleich ſagen: Mich wird es Ihnen alsdann noch nehmen.

Adraſt. Ich verſtehe dich, Halunke!

Johann. Verſchwenden Sie Ihren Zorn nicht an mir. Hier kommt der, an welchem Sie ihn beſſer anwenden können.

Fünfter Auftritt.

Theophan. Adraſt. Johann.

Theophan. Ich bin wieder hier, Adraſt. Es entfielen Ihnen vorhin einige Worte von Falſchheit und Liſt. — —

Adraſt. Beſchuldigungen entfallen mir niemals. Wenn ich ſie vorbringe, bringe ich ſie mit Vorſatz und Ueberlegung vor.

Theophan. Aber eine nähere Erklärung — —

Adraſt. Die fordern Sie nur von ſich ſelbſt.

Johann, die erſten Worte bei Seite. Hier muß ich hetzen. — — Ja, ja, Herr Theophan! Es iſt ſchon bekannt, daß Ihnen mein Herr ein Dorn in den Augen iſt.

Theophan. Adraſt, haben Sie es ihm befohlen, an Ihrer Stelle zu antworten?

Johann. So? Auch meine Vertheidigung wollen Sie ihm nicht gönnen? Ich will doch ſehen, wer mir verbieten ſoll, mich meines Herrn anzunehmen?

Theophan. Laſſen Sie es ihn doch ſehen, Adraſt.

Adraſt. Schweig!

Johann. Ich ſollte — —

Adraſt. Noch ein Wort! Drohend.

Theophan. Nunmehr darf ich die Bitte um eine nähere Erklärung doch wohl wiederholen? Ich weiß ſie mir ſelbſt nicht zu geben.

Adraſt. Erklären Sie ſich denn gerne näher, Theophan?

Theophan. Mit Vergnügen, ſobald es verlangt wird.

Adraſt. Ei! So ſagen Sie mir doch, was wollte denn Araspe, bei Gelegenheit deſſen, was Sie ſchon wiſſen, mit den Worten ſagen: Theophan hat es auf ſich genommen?

Theophan. Darüber ſollte ſich Araspe eigentlich erklären. Doch ich kann es an ſeiner Statt thun. Er wollte ſagen, daß er mir Ihre Wechſel zur Beſorgung übergeben habe.

Adraſt. Auf Ihr Anliegen?

Theophan. Das kann wohl ſeyn.

Adraſt. Und was haben Sie beſchloſſen, damit zu thun?

Theophan. Sie ſind Ihnen ja noch nicht vorgewieſen worden? Können wir etwas beſchließen, ehe wir wiſſen, was Sie darauf thun wollen?

Adraſt. Kahle Ausflucht! Ihr Vetter weiß es längſt, was ich darauf thun kann.

Theophan. Er weiß, daß Sie ihnen Genüge thun können. Und ſind Sie alsdann nicht auseinander?

Adraſt. Sie ſpotten.

Theophan. Ich bin nicht Adraſt.

Adraſt. Setzen Sie aber den Fall, — — und Sie können ihn ſicher ſetzen, — — daß ich nicht im Stande wäre, zu bezahlen, was haben Sie alsdann beſchloſſen?

Theophan. In dieſem Falle iſt noch nichts beſchloſſen.

Adraſt. Aber was dürfte beſchloſſen werden?

Theophan. Das kömmt auf Araspen an. Doch ſollte ich meinen, daß eine einzige Vorſtellung, eine einzige höfliche Bitte bei einem Manne, wie Araspe iſt, viel ausrichten könne.

Johann. Nach dem die Ohrenbläſer ſind. — —

Adraſt. Muß ich es noch einmal ſagen, daß du ſchweigen ſollſt?

Theophan. Ich würde mir ein wahres Vergnügen machen, wenn ich Ihnen durch meine Vermittelung einen kleinen Dienſt dabei erzeigen könnte.

Adraſt. Und Sie meinen, daß ich Sie mit einer demüthigen Miene, mit einer kriechenden Liebkoſung, mit einer niederträchtigen Schmeichelei darum erſuchen ſolle? Nein, ſo will ich Ihre Kitzelung über mich nicht vermehren. Wenn Sie mich mit dem ehrlichſten Geſichte verſichert hätten, Ihr Möglichſtes zu thun, ſo würden Sie in einigen Augenblicken mit einer wehmüthigen Stellung wiederkommen und es betauern, daß Ihre angewandte Mühe umſonſt ſey? Wie würden ſich Ihre Augen an meiner Verwirrung weiden!

Theophan. Sie wollen mir alſo keine Gelegenheit geben, das Gegentheil zu beweiſen? — — Es ſoll Ihnen nur ein Wort koſten.

Adraſt. Nein, auch dieſes Wort will ich nicht verlieren. Denn kurz, — — und hier haben Sie meine nähere Erklärung: — — Araspe würde, ohne Ihr Anſtiften, nicht hieher gekommen ſeyn. Und nun, da Sie Ihre Mine, mich zu ſprengen, ſo wohl angelegt hätten, ſollten Sie durch ein einziges Wort können bewogen werden, ſie nicht ſpringen zu laſſen? Führen Sie Ihr ſchönes Werk nur aus.

Theophan. Ich erſtaune über Ihren Verdacht nicht. Ihre Gemüthsart hat mich ihn vorher ſehen laſſen. Aber gleichwohl iſt es gewiß, daß ich eben ſo wenig gewußt habe, daß Araspe Ihr Gläubiger ſey, als Sie gewußt haben, daß er mein Vetter iſt.

Adraſt. Es wird ſich zeigen.

Theophan. Zu Ihrem Vergnügen, hoffe ich. — Heitern Sie Ihr Geſicht nur auf, und folgen Sie mir mit zu der Geſellſchaft. — —

Adraſt. Ich will ſie nicht wieder ſehen.

Theophan. Was für ein Entſchluß! Ihren Freund, Ihre Geliebte — —

Adraſt. Wird mir wenig koſten, zu verlaſſen. Sorgen Sie aber nur nicht, daß es eher geſchehen ſoll, als bis Sie befriedigt ſind. Ich will Ihren Verluſt nicht, und ſogleich noch das letzte Mittel verſuchen. —

Theophan. Bleiben Sie, Adraſt. — — Es thut mir leid, daß ich Sie nicht gleich den Augenblick aus aller Ihrer Unruhe geriſſen habe. — — Lernen Sie meinen Vetter beſſer kennen, indem er die Wechſel hervorziehet. und glauben Sie gewiß, wenn Sie ſchon von mir das Allernichtswürdigſte denken wollen, daß wenigſtens er ein Mann iſt, der Ihre Hochachtung verdient. Er will Sie nicht anders, als mit dem ſorgloſeſten Geſichte ſehen, und giebt Ihnen deßwegen Ihre Wechſel hier zurück. Er reicht ſie ihm dar. Sie ſollen ſie ſelbſt ſo lange verwahren, bis Sie ihn nach Ihrer Bequemlichkeit deßwegen befriedigen können. Er glaubt, daß ſie ihm in Ihren Händen eben ſo ſicher ſind, als unter ſeinem eignen Schloſſe. Sie haben den Ruhm eines ehrlichen Mannes, wenn Sie ſchon den Ruhm eines frommen nicht haben.

Adraſt, hitzig, indem er des Theophans Hand zurückſtößt. Mit was für einem neuen Fallſtricke drohen Sie mir? Die Wohlthaten eines Feindes — —

Theophan. Unter dieſem Feinde verſtehen Sie mich; was aber hat Araspe mit Ihrem Haſſe zu thun? Er iſt es, nicht ich, der Ihnen dieſe geringſchätzige Wohlthat erzeigen will; wenn anders eine armſelige Gefälligkeit dieſen Namen verdient. — Was überlegen Sie noch? Hier, Adraſt! nehmen Sie Ihre Handſchriften zurück!

Adraſt. Ich will mich wohl dafür hüten.

Theophan. Ich bitte Sie, laſſen Sie mich nicht unverrichteter Sache zu einem Manne zurückkommen, der es mit Ihnen gewiß redlich meint. Er würde die Schuld ſeines verachteten Anerbietens auf mich ſchieben. Indem er ihm die Wechſel aufs neue darreicht, reißt ſie ihm Johann aus der Hand.

Johann. Ha! ha! Mein Herr, in weſſen Händen ſind die Wechſel nun?

Theophan, gelaſſen. In den deinigen, ohne Zweifel. Immer bewahre ſie, anſtatt deines Herrn.

Adraſt geht wüthend auf den Bedienten los. Infamer! Es koſtet dein Leben — —

Theophan. Nicht ſo hitzig, Adraſt.

Adraſt. Den Augenblick gieb ſie ihm zurück. Er nimmt ſie ihm weg. Geh mir aus den Augen!

Johann. Nun, wahrhaftig! — —

Adraſt. Wo du noch eine Minute verziehſt — — Er ſtößt ihn fort.

Sechster Auftritt.

Theophan. Adraſt.

Adraſt. Ich muß mich ſchämen, Theophan; ich glaube aber nicht, daß Sie ſo gar weit gehen, und mich mit meinem Bedienten vermengen werden. — — Nehmen Sie es zurück, was man Ihnen rauben wollte. — —

Theophan. Es iſt in der Hand, in der es ſeyn ſoll.

Adraſt. Nein. Ich verachte Sie viel zu ſehr, als daß ich Sie abhalten ſollte, eine niederträchtige That zu begehen.

Theophan. Das iſt empfindlich! Er nimmt die Wechſel zurück.

Adraſt. Es iſt mir lieb, daß Sie mich nicht gezwungen, ſie Ihnen vor die Füße zu werfen. Wenn ſie wieder in meine Hände zurück kommen ſollen, ſo werde ich anſtändigere Mittel dazu finden. Finde ich aber keine, ſo iſt es eben das. Sie werden ſich freuen, mich zu Grunde zu richten, und ich werde mich freuen, Sie von ganzem Herzen haſſen zu können.

Theophan. Es ſind doch wirklich Ihre Wechſel, Adraſt? Indem er ſie aufſchlägt und ihm zeigt.

Adraſt. Sie glauben etwa, daß ich ſie läugnen werde? —

Theophan. Das glaube ich nicht; ich will bloß gewiß ſeyn. Er zerreißt ſie gleichgültig.

Adraſt. Was machen Sie, Theophan?

Theophan. Nichts. Indem er die Stücke in die Scene wirft. Ich vernichte eine Nichtswürdigkeit, die einen Mann, wie Adraſt iſt, zu ſo kleinen Reden verleiten kann.

Adraſt. Aber ſie gehören nicht Ihnen. —

Theophan. Sorgen Sie nicht; ich thue, was ich verantworten kann. — — Beſteht Ihr Verdacht noch? Geht ab.

Siebenter Auftritt.

Adraſt.

Sieht ihm einige Augenblicke nach. Was für ein Mann! Ich habe tauſend aus ſeinem Stande gefunden, die unter der Larve der Heiligkeit betrogen; aber noch keinen, der es, wie dieſer, unter der Larve der Großmuth gethan hätte. — — Entweder er ſucht mich zu beſchämen, oder zu gewinnen. Keines von beiden ſoll ihm gelingen. Ich habe mich zu gutem Glücke auf einen hieſigen Wechsler beſonnen, mit dem ich, bei beſſern Umſtänden, ehemals Verkehr hatte. Er wird hoffentlich glauben, daß ich mich noch in ebendenſelben befinde, und wenn das iſt, mir ohne Anſtand die nöthige Summe vorſchießen. Ich will ihn aber deßwegen nicht zum Bocke machen, über deſſen Hörner ich aus dem Brunnen ſpringe. Ich habe noch liegende Gründe, die ich mit Vortheil verkaufen kann, wenn mir nur Zeit gelaſſen wird. Ich muß ihn aufſuchen. — —

Achter Auftritt.

Henriette. Adraſt.

Henriette. Wo ſtecken Sie denn, Adraſt? Man hat ſchon zwanzigmal nach Ihnen gefragt. O! ſchämen Sie ſich, daß ich Sie zu einer Zeit ſuchen muß, da Sie mich ſuchen ſollten. Sie ſpielen den Ehemann zu zeitig. Doch getroſt! Vielleicht ſpielen Sie dafür den Verliebten alsdann, wenn ihn andere nicht mehr ſpielen.

Adraſt. Erlauben Sie, Mademoiſelle; ich habe nur noch etwas Nöthiges außer dem Hauſe zu beſorgen.

Henriette. Was können Sie jetzt Nöthigeres zu thun haben, als um mich zu ſeyn?

Adraſt. Sie ſcherzen.

Henriette. Ich ſcherze? — Das war ein allerliebſtes Kompliment!

Adraſt. Ich mache nie welche.

Henriette. Was für ein mürriſches Geſicht! — — Wiſſen Sie, daß wir uns über dieſe mürriſchen Geſichter zanken werden, noch ehe uns die Trauung die Erlaubniß dazu ertheilt?

Adraſt. Wiſſen Sie, daß ein ſolcher Einfall in Ihrem Munde nicht eben der artigſte iſt?

Henriette. Vielleicht, weil Sie glauben, daß die leichtſinnigen Einfälle nur in Ihrem Munde wohl laſſen? Unterdeſſen haben Sie doch wohl kein Privilegium darüber?

Adraſt. Sie machen Ihre Dinge vortrefflich. Ein Frauenzimmer, das ſo fertig antworten kann, iſt ſehr viel werth.

Henriette. Das iſt wahr; denn wir ſchwachen Werkzeuge wiſſen ſonſt den Mund am allerwenigſten zu gebrauchen.

Adraſt. Wollte Gott!

Henriette. Ihr treuherziges: Wollte Gott! bringt mich zum Lachen, ſo ſehr ich auch böſe ſeyn wollte. Ich bin ſchon wieder gut, Adraſt.

Adraſt. Sie ſehen noch einmal ſo reizend aus, wenn Sie böſe ſeyn wollen; denn es kömmt doch ſelten weiter damit, als bis zur Ernſthaftigkeit, und dieſe läßt Ihrem Geſichte um ſo viel ſchöner, je fremder ſie in demſelben iſt. Eine beſtändige Munterkeit, ein immer anhaltendes Lächeln, wird unſchmackhaft.

Henriette, ernſthaft. O! mein guter Herr, wenn das Ihr Fall iſt, ich will es Ihnen ſchmackhaft genug machen.

Adraſt. Ich wollte wünſchen, — — denn noch habe ich Ihnen nichts vorzuſchreiben. — —

Henriette. Dieſes Noch iſt mein Glück. Aber was wollten Sie denn wünſchen?

Adraſt. Daß Sie ſich ein klein wenig mehr nach dem Exempel Ihrer älteſten Mademoiſelle Schweſter richten möchten. Ich verlange nicht, daß Sie ihre ganze ſittſame Art an ſich nehmen ſollen; wer weiß, ob ſie Ihnen ſo anſtehen würde? —

Henriette. St! Die Pfeife verräth das Holz, woraus ſie geſchnitten iſt. Laſſen Sie doch hören, ob meine dazu ſtimmt?

Adraſt. Ich höre.

Henriette. Es iſt recht gut, daß Sie auf das Kapitel von Exempeln gekommen ſind. Ich habe Ihnen auch einen kleinen Vers daraus vorzupredigen.

Adraſt. Was für eine Art ſich auszudrücken!

Henriette. Hum! Sie denken, weil Sie nichts vom Predigen halten. Sie werden finden, daß ich eine Liebhaberin davon bin. Aber hören Sie nur: — — In ſeinem vorigen Tone. Ich wollte wünſchen, — — denn noch habe ich Ihnen nichts vorzuſchreiben — —

Adraſt. Und werden es auch niemals haben.

Henriette. Ja ſo! — Streichen Sie alſo das weg. — — Ich wollte wünſchen, daß Sie ſich ein klein wenig mehr nach dem Exempel des Herrn Theophans bilden möchten. Ich verlange nicht, daß Sie ſeine ganze gefällige Art an ſich nehmen ſollen, weil ich nichts Unmögliches verlangen mag; aber ſo etwas davon würde Sie um ein gut Theil erträglicher machen. Dieſer Theophan, der nach weit ſtrengern Grundſätzen lebt, als die Grundſätze eines gewiſſen Freigeiſtes ſind, iſt allezeit aufgeräumt und geſprächig. Seine Tugend, und noch ſonſt etwas, worüber Sie aber lachen werden, ſeine Frömmigkeit — — Lachen Sie nicht?

Adraſt. Laſſen Sie ſich nicht ſtören. Reden Sie nur weiter. Ich will unterdeſſen meinen Gang verrichten, und gleich wieder hier ſeyn. Geht ab.

Henriette. Sie dürfen nicht eilen. Sie kommen, wann Sie kommen, Sie werden mich nie wieder ſo treffen. — Welche Grobheit! Soll ich mich wohl darüber erzürnen? — Ich will mich beſinnen. Geht auf der andern Seite ab.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juliane. Henriette. Liſette.

Henriette. Sage was du willſt; ſein Betragen iſt nicht zu entſchuldigen.

Juliane. Davon würde ſich alsdann erſt urtheilen laſſen, wenn ich auch ſeine Gründe gehört hätte. Aber, meine liebe Henriette, willſt du mir wohl eine kleine ſchweſterliche Ermahnung nicht übel nehmen?

Henriette. Das kann ich dir nicht vorausſagen. Wenn ſie dahin abzielen ſollte, wohin ich mir einbilde — —

Juliane. Ja, wenn du mit deinen Einbildungen dazu kömmſt — —

Henriette. O! ich bin mit meinen Einbildungen recht wohl zufrieden. Ich kann ihnen nicht nachſagen, daß ſie mich jemals ſehr irre geführet hätten.

Juliane. Was meinſt du damit?

Henriette. Muß man denn immer etwas meinen? Du weißt ja wohl, Henriette ſchwatzt gerne in den Tag hinein, und ſie erſtaunt allezeit ſelber, wenn ſie von ungefähr ein Pünktchen trifft, welches das Pünktchen iſt, das man nicht gerne treffen laſſen möchte.

Juliane. Nun höre einmal, Liſette!

Henriette. Ja, Liſette, laß uns doch hören, was das für eine ſchweſterliche Ermahnung iſt, die ſie mir ertheilen will.

Juliane. Ich dir eine Ermahnung?

Henriette. Mich däucht, du ſprachſt davon.

Juliane. Ich würde ſehr übel thun, wenn ich dir das Geringſte ſagen wollte.

Henriette. O! ich bitte — —

Juliane. Laß mich!

Henriette. Die Ermahnung, Schweſterchen! — —

Juliane. Du verdienſt ſie nicht.

Henriette. So ertheile ſie mir ohne mein Verdienſt.

Juliane. Du wirſt mich böſe machen.

Henriette. Und ich, — — ich bin es ſchon. Aber denke nur nicht, daß ich es über dich bin. Ich bin es über Niemanden, als über den Adraſt. Und was mich unverſöhnlich gegen ihn macht, iſt dieſes, daß meine Schweſter ſeinetwegen gegen mich ungerecht werden muß.

Juliane. Von welcher Schweſter ſprichſt du?

Henriette. Von welcher? — — von der, die ich gehabt habe.

Juliane. Habe ich dich jemals ſo empfindlich geſehen! — Du weißt es, Liſette, was ich geſagt habe.

Liſette. Ja, das weiß ich; und es war wirklich weiter nichts, als eine unſchuldige Lobrede auf den Adraſt, an der ich nur das auszuſetzen hatte, daß ſie Mamſelle Henrietten eiferſüchtig machen mußte.

Juliane. Eine Lobrede auf Adraſten?

Henriette. Mich eiferſüchtig?

Liſette. Nicht ſo ſtürmiſch! — — So geht's den Leuten, die mit der Wahrheit gerade durch wollen: ſie machen es Niemanden recht.

Henriette. Mich eiferſüchtig? Auf Adraſten eiferſüchtig? Ich werde von heute an den Himmel um nichts inbrünſtiger anflehen, als um die Errettung aus den Händen dieſes Mannes.

Juliane. Ich? Eine Lobrede auf Adraſten? Iſt das eine Lobrede, wenn ich ſage, daß ein Mann einen Tag nicht wie den andern aufgeräumt ſeyn kann? Wenn ich ſage, daß Adraſten die Bitterkeit, worüber meine Schweſter klagt, nicht natürlich iſt, und daß ſie ein zugeſtoßener Verdruß bei ihm müſſe erregt haben? Wenn ich ſage, daß ein Mann wie er, der ſich mit finſterm Nachdenken vielleicht nur zu ſehr beſchäftigt — —

Zweiter Auftritt.

Adraſt. Juliane. Henriette. Liſette.

Henriette. Als wenn Sie gerufen wären, Adraſt! Sie verließen mich vorhin, unhöflich genug, mitten in der Erhebung des Theophan; aber das hindert mich nicht, daß ich Ihnen nicht die Wiederholung Ihrer eigenen anzuhören gönnen ſollte. — Sie ſehen ſich um? Nach Ihrer Lobrednerin gewiß? Ich bin es nicht, wahrhaftig! ich bin es nicht; meine Schweſter iſt es. Eine Betſchweſter die Lobrednerin eines Freigeiſtes! Was für ein Widerſpruch! Entweder Ihre Bekehrung muß vor der Thüre ſeyn, Adraſt; oder meiner Schweſter Verführung.

Juliane. Wie ausgelaſſen ſie wieder auf einmal iſt.

Henriette. Stehen Sie doch nicht ſo hölzern da!

Adraſt. Ich nehme Sie zum Zeugen, ſchönſte Juliane, wie verächtlich ſie mir begegnet.

Henriette. Komm nur, Liſette! wir wollen ſie allein laſſen. Adraſt braucht ohne Zweifel unſere Gegenwart weder zu ſeiner Dankſagung, noch zu meiner Verklagung.

Juliane. Liſette ſoll hier bleiben.

Henriette. Nein, ſie ſoll nicht.

Liſette. Sie wiſſen wohl, ich gehöre heute Mamſell Henrietten.

Henriette. Aber bei dem allem ſieh dich vor, Schweſter! Wenn mir dein Theophan aufſtößt, ſo ſollſt du ſehen, was geſchieht. Sie dürfen nicht denken, Adraſt, daß ich dieſes ſage, um Sie eiferſüchtig zu machen. Ich fühle es in der That, daß ich anfange Sie zu haſſen.

Adraſt. Es möchte Ihnen auch ſchwerlich gelingen, mich eiferſüchtig zu machen.

Henriette. O! das wäre vortrefflich, wenn Sie mir hierin gleich wären. Alsdann, erſt alsdann würde unſere Ehe eine recht glückliche Ehe werden. Freuen Sie ſich, Adraſt! wie verächtlich wollen wir einander begegnen! — — Du willſt antworten, Schweſter? Nun iſt es Zeit. Fort, Liſette!

Dritter Auftritt.

Adraſt. Juliane.

Juliane. Adraſt, Sie werden Geduld mit ihr haben müſſen. — Sie verdient es aber auch; denn ſie hat das beſte Herz von der Welt, ſo verdächtig es ihre Zunge zu machen ſucht.

Adraſt. Allzugütige Juliane! Sie hat das Glück, Ihre Schweſter zu ſeyn; aber wie ſchlecht macht ſie ſich dieſes Glück zu Nutze? Ich entſchuldige jedes Frauenzimmer, das ohne merkliche Fehler nicht hat aufwachſen können, weil es ohne Erziehung und Beiſpiele hat aufwachſen müſſen; aber ein Frauenzimmer zu entſchuldigen, das eine Juliane zum Muſter gehabt hat und eine Henriette geworden iſt: bis dahin langt meine Höflichkeit nicht. —

Juliane. Sie ſind aufgebracht, Adraſt; wie könnten Sie billig ſeyn?

Adraſt. Ich weiß nicht, was ich jetzt bin; aber ich weiß, daß ich aus Empfindung rede. — —

Juliane. Die zu heftig iſt, als daß ſie lange anhalten ſollte.

Adraſt. So prophezeihen Sie mir mein Unglück.

Juliane. Wie? — Sie vergeſſen, in was für Verbindung Sie mit meiner Schweſter ſtehen?

Adraſt. Ach! Juliane, warum muß ich Ihnen ſagen, daß ich kein Herz für Ihre Schweſter habe?

Juliane. Sie erſchrecken mich. — —

Adraſt. Und ich habe Ihnen nur noch die kleinſte Hälfte von dem geſagt, was ich Ihnen ſagen muß.

Juliane. So erlauben Sie, daß ich mir die größere erſpare. Sie will fortgehen.

Adraſt. Wohin? Ich hätte Ihnen meine Veränderung entdeckt, und Sie wollten die Gründe, die mich dazu bewogen haben, nicht anhören? Sie wollten mich mit dem Verdachte verlaſſen, daß ich ein unbeſtändiger, leichtſinniger Flattergeiſt ſey?

Juliane. Sie irren ſich. Nicht ich; mein Vater, meine Schweſter, haben allein auf Ihre Rechtfertigungen ein Recht.

Adraſt. Allein? Ach! — —

Juliane. Halten Sie mich nicht länger —

Adraſt. Ich bitte nur um einen Augenblick. Der größte Verbrecher wird gehört — —

Juliane. Von ſeinem Richter, Adraſt; und ich bin Ihr Richter nicht.

Adraſt. Aber ich beſchwöre Sie, es jetzt ſeyn zu wollen. Ihr Vater, ſchönſte Juliane, und ihre Schweſter werden mich verdammen und nicht richten. Ihnen allein traue ich die Billigkeit zu, die mich beruhigen kann.

Juliane bei Seite. Ich glaube, er beredet mich, ihn anzuhören. — — Nun wohl! ſo ſagen Sie denn, Adraſt, was Sie wider meine Schweſter ſo eingenommen hat?

Adraſt. Sie ſelbſt hat mich wider ſich eingenommen. Sie iſt zu wenig Frauenzimmer, als daß ich ſie als ein Frauenzimmer lieben könnte. Wenn ihre Lineamente nicht ihr Geſchlecht beſtärkten, ſo würde man ſie für einen verkleideten wilden Jüngling halten, der zu ungeſchickt wäre, ſeine angenommene Rolle zu ſpielen. Was für ein Mundwerk! Und was muß es für ein Geiſt ſeyn, der dieſen Mund in Beſchäftigung erhält! Sagen Sie nicht, daß vielleicht Mund und Geiſt bei ihr wenig oder keine Verbindung mit einander haben. Deſto ſchlimmer. Dieſe Unordnung, da ein jedes von dieſen zwei Stücken ſeinen eigenen Weg hält, macht zwar die Vergehungen einer ſolchen Perſon weniger ſtrafbar; allein ſie vernichtet auch alles Gute, was dieſe Perſon noch etwa an ſich haben kann. Wenn ihre beißenden Spöttereien, ihre nachtheiligen Anmerkungen deßwegen zu überſehen ſind, weil ſie es, wie man zu reden pflegt, nicht ſo böſe meint; iſt man nicht berechtigt, aus eben dieſem Grunde dasjenige, was ſie rühmliches und verbindliches ſagt, ebenfalls für leere Töne anzuſehen, bei welchen ſie es vielleicht nicht ſo gut meint? Wie kann man eines Art zu denken beurtheilen, wenn man ſie nicht aus ſeiner Art zu reden beurtheilen ſoll? Und wenn der Schluß von der Rede auf die Geſinnung in dem einen Falle nicht gelten ſoll, warum ſoll er in dem andern gelten? Sie ſpricht mit dürren Worten, daß ſie mich zu haſſen anfange; und ich ſoll glauben, daß ſie mich noch liebe? So werde ich auch glauben müſſen, daß ſie mich haſſe, wenn ſie ſagen wird, daß ſie mich zu lieben anfange.

Juliane. Adraſt, Sie betrachten ihre kleinen Neckereien zu ſtrenge und verwechſeln Falſchheit mit Uebereilung. Sie kann der letztern des Tages hundertmal ſchuldig werden, und von der erſtern doch immer entfernt bleiben. Sie müſſen es aus ihren Thaten und nicht aus ihren Reden erfahren lernen, daß ſie im Grunde die freundſchaftlichſte und zärtlichſte Seele hat.

Adraſt. Ach! Juliane, die Reden ſind die erſten Anfänge der Thaten, ihre Elemente gleichſam. Wie kann man vermuthen, daß diejenige vorſichtig und gut handeln werde, der es nicht einmal gewöhnlich iſt, vorſichtig und gut zu reden? Ihre Zunge verſchont nichts, auch dasjenige nicht, was ihr das Heiligſte von der Welt ſeyn ſollte. Pflicht, Tugend, Anſtändigkeit, Religion, alles iſt ihrem Spotte ausgeſetzt. — —

Juliane. Stille, Adraſt! Sie ſollten der letzte ſeyn, der dieſe Anmerkung machte.

Adraſt. Wie ſo?

Juliane. Wie ſo? — Soll ich aufrichtig reden?

Adraſt. Als ob Sie anders reden könnten. — —

Juliane. Wie, wenn das ganze Betragen meiner Schweſter, ihr Beſtreben leichtſinniger zu ſcheinen, als ſie iſt, ihre Begierde Spöttereien zu ſagen, ſich nur von einer gewiſſen Zeit herſchrieben? Wie, wenn dieſe gewiſſe Zeit die Zeit Ihres Hierſeyns wäre, Adraſt?

Adraſt. Was ſagen Sie?

Juliane. Ich will nicht ſagen, daß Sie ihr mit einem böſen Exempel vorgegangen wären. Allein wozu verleitet uns nicht die Begierde zu gefallen? Wenn Sie Ihre Geſinnungen auch noch weniger geäußert hätten: — — und Sie haben ſie oft deutlich genug geäußert, — — ſo würde ſie Henriette doch errathen haben. Und ſobald ſie dieſelben errieth, ſobald war der Schluß, ſich durch die Annehmung gleicher Geſinnungen bei Ihnen beliebt zu machen, für ein lebhaftes Mädchen ſehr natürlich. Wollen Sie wohl nun ſo grauſam ſeyn und ihr dasjenige als ein Verbrechen anrechnen, wofür Sie ihr, als für eine Schmeichelei, danken ſollten?

Adraſt. Ich danke niemanden, der klein genug iſt, meinetwegen ſeinen Charakter zu verlaſſen; und derjenige macht mir eine ſchlechte Schmeichelei, der mich für einen Thoren hält, welchem nichts als ſeine Art gefalle und der überall gern kleine Kopien und verjüngte Abſchilderungen von ſich ſelbſt ſehen möchte.

Juliane. Aber auf dieſe Art werden Sie wenig Proſelyten machen.

Adraſt. Was denken Sie von mir, ſchönſte Juliane? Ich Proſelyten machen? Raſendes Unternehmen! Wem habe ich meine Gedanken jemals anſchwatzen oder aufdringen wollen? Es ſollte mir leid thun, ſie unter den Pöbel gebracht zu wiſſen. Wenn ich ſie oft laut und mit einer gewiſſen Heftigkeit vertheidigt habe, ſo iſt es in der Abſicht, mich zu rechtfertigen, nicht andere zu überreden, geſchehen. Wenn meine Meinungen zu gemein würden, ſo würde ich der erſte ſeyn, der ſie verließe und die gegenſeitigen annähme.

Juliane. Sie ſuchen alſo nur das Sonderbare?

Adraſt. Nein, nicht das Sonderbare, ſondern bloß das Wahre; und ich kann nicht dafür, wenn jenes, leider! eine Folge von dieſem iſt. Es iſt mir unmöglich zu glauben, daß die Wahrheit gemein ſeyn könne; eben ſo unmöglich als zu glauben, daß in der ganzen Welt auf einmal Tag ſeyn könne. Das, was unter der Geſtalt der Wahrheit unter allen Völkern herumſchleicht und auch von den Blödſinnigſten angenommen wird, iſt gewiß keine Wahrheit, und man darf nur getroſt die Hand, ſie zu entkleiden, anlegen, ſo wird man den ſcheußlichſten Irrthum nackend vor ſich ſtehen ſehen.

Juliane. Wie elend ſind die Menſchen und wie ungerecht ihr Schöpfer, wenn Sie recht haben, Adraſt! Es muß entweder gar keine Wahrheit ſeyn, oder ſie muß von der Beſchaffenheit ſeyn, daß ſie von den meiſten, ja von allen, wenigſtens im Weſentlichſten, empfunden werden kann.

Adraſt. Es liegt nicht an der Wahrheit, daß ſie es nicht werden kann, ſondern an den Menſchen. — — Wir ſollen glücklich in der Welt leben; dazu ſind wir erſchaffen; dazu ſind wir einzig und allein erſchaffen. So oft die Wahrheit dieſem großen Endzwecke hinderlich iſt, ſo oft iſt man verbunden, ſie bei Seite zu ſetzen; denn nur wenig Geiſter können in der Wahrheit ſelbſt ihr Glück finden. Man laſſe daher dem Pöbel ſeine Irrthümer; man laſſe ſie ihm, weil ſie ein Grund ſeines Glückes und die Stütze des Staates ſind, in welchem er für ſich Sicherheit, Ueberfluß und Freude findet. Ihm die Religion nehmen, heißt ein wildes Pferd auf der fetten Weide los binden, das, ſobald es ſich frei fühlt, lieber in unfruchtbaren Wäldern herumſchweifen und Mangel leiden, als durch einen gemächlichen Dienſt alles, was es braucht, erwerben will. — Doch nicht für den Pöbel allein, auch noch für einen andern Theil des menſchlichen Geſchlechts muß man die Religion beibehalten. Für den ſchönſten Theil, meine ich, dem ſie eine Art von Zierde, wie dort eine Art von Zaum iſt. Das Religiöſe ſteht der weiblichen Beſcheidenheit ſehr wohl; es giebt der Schönheit ein gewiſſes edles, geſetztes und ſchmachtendes Anſehen — —

Juliane. Halten Sie, Adraſt! Sie erweiſen meinem Geſchlechte eben ſo wenig Ehre, als der Religion. Jenes ſetzen Sie mit dem Pöbel in Eine Klaſſe, ſo fein auch Ihre Wendung war; und dieſe machen Sie aufs höchſte zu einer Art von Schminke, die das Geräthe auf unſern Nachttiſchen vermehren kann. Nein, Adraſt! die Religion iſt eine Zierde für alle Menſchen, und muß ihre weſentlichſte Zierde ſeyn. Ach! Sie verkennen ſie aus Stolz, aber aus einem falſchen Stolze. Was kann unſere Seele mit erhabenern Begriffen füllen, als die Religion? Und worin kann die Schönheit der Seele anders beſtehen, als in ſolchen Begriffen? in würdigen Begriffen von Gott, von uns, von unſern Pflichten, von unſerer Beſtimmung? Was kann unſer Herz, dieſen Sammelplatz verderbter und unruhiger Leidenſchaften, mehr reinigen, mehr beruhigen, als eben dieſe Religion? Was kann uns im Elende mehr aufrichten, als ſie? Was kann uns zu wahren Menſchen, zu beſſern Bürgern, zu aufrichtigern Freunden machen, als ſie? — — Faſt ſchäme ich mich, Adraſt, mit Ihnen ſo ernſtlich zu reden. Es iſt der Ton ohne Zweifel nicht, der Ihnen an einem Frauenzimmer gefällt, ob Ihnen gleich der entgegengeſetzte eben ſo wenig zu gefallen ſcheint. Sie könnten alles dieſes aus einem beredtern Munde, aus dem Munde des Theophan hören. — —

Vierter Auftritt.

Henriette. Juliane. Adraſt.

Henriette, bleibt an der Scene horchend ſtehen. St!

Adraſt. Sagen Sie mir nichts vom Theophan. Ein Wort von Ihnen hat mehr Nachdruck als ein ſtundenlanges Geplärre von ihm. Sie wundern ſich? Kann es bei der Macht, die eine Perſon über mich haben muß, die ich einzig liebe, die ich anbete, anders ſeyn? — — Ja, die ich liebe. — Das Wort iſt hin! es iſt geſagt! Ich bin mein Geheimniß los, bei deſſen Verſchweigung ich mich ewig gequält hätte, von deſſen Entdeckung ich aber darum nichts mehr hoffe. — Sie entfärben ſich? —

Juliane. Was habe ich gehört? Adraſt! —

Adraſt, indem er niederfällt. Laſſen Sie mich es Ihnen auf den Knieen zuſchwören, daß Sie die Wahrheit gehört haben. — Ich liebe Sie, ſchönſte Juliane, und werde Sie ewig lieben. Nun, nun liegt mein Herz klar und aufgedeckt vor Ihnen da. Umſonſt wollte ich mich und andere bereden, daß meine Gleichgültigkeit gegen Henrietten die Wirkung an ihr bemerkter nachtheiliger Eigenſchaften ſey, da ſie doch nichts als die Wirkung einer ſchon gebundenen Neigung war. Ach! die liebenswürdige Henriette hat vielleicht keinen andern Fehler als dieſen, daß ſie eine noch liebenswürdigere Schweſter hat. — —

Henriette. Bravo! die Scene muß ich den Theophan unterbrechen laſſen. — — Geht ab.

Fünfter Auftritt.

Juliane. Adraſt.

Adraſt, indem er gähling aufſteht. Wer ſprach hier?

Juliane. Himmel! es war Henriettens Stimme.

Adraſt. Ja, ſie war es. Was für eine Neugierde! was für ein Vorwitz! Nein, nein! ich habe nichts zu widerrufen; ſie hat alle die Fehler, die ich ihr beigelegt und noch weit mehrere. Ich könnte ſie nicht lieben, und wenn ich auch ſchon vollkommen frei, vollkommen gleichgültig gegen eine jede andere wäre.

Juliane. Was für Verdruß, Adraſt, werden Sie mir zuziehen!

Adraſt. Sorgen Sie nicht! Ich werde Ihnen allen dieſen Verdruß durch meine plötzliche Entfernung zu erſparen wiſſen.

Juliane. Durch Ihre Entfernung?

Adraſt. Ja, ſie iſt feſt beſchloſſen. Meine Umſtände ſind von der Beſchaffenheit, daß ich die Güte Liſidors mißbrauchen würde, wenn ich länger bliebe. Und über dieſes will ich lieber meinen Abſchied nehmen, als ihn bekommen.

Juliane. Sie überlegen nicht, was Sie ſagen, Adraſt. Von wem ſollten Sie ihn bekommen?

Adraſt. Ich kenne die Väter, ſchönſte Juliane, und kenne auch die Theophane. Erlauben Sie, daß ich mich nicht näher erklären darf. Ach! wenn ich mir ſchmeicheln könnte, daß Juliane — — Ich ſage nichts weiter. Ich will mir mit keiner Unmöglichkeit ſchmeicheln. Nein, Juliane kann den Adraſt nicht lieben: ſie muß ihn haſſen. — —

Juliane. Ich haſſe niemanden, Adraſt. —

Adraſt. Sie haſſen mich; denn hier iſt Haſſen eben das, was nicht Lieben iſt. Sie lieben den Theophan. — — Ha! hier kömmt er ſelbſt.

Sechster Auftritt.

Theophan. Adraſt. Juliane.

Juliane, bey Seite. Was wird er ſagen? was werde ich antworten?

Adraſt. Ich kann mir es einbilden, auf weſſen Anſtiften Sie herkommen. Aber was glaubt ſie damit zu gewinnen? Mich zu verwirren? mich wieder an ſich zu ziehen? — Wie wohl läßt es Ihnen, Theophan und Ihrem ehrwürdigen Charakter, das Werkzeug einer weiblichen Eiferſucht zu ſeyn! Oder kommen Sie gar mich zur Rede zu ſetzen? Ich werde Ihnen alles geſtehen; ich werde noch ſtolz darauf ſeyn. — —

Theophan. Wovon reden Sie, Adraſt? Ich verſtehe kein Wort.

Juliane. Erlauben Sie, daß ich mich entferne. Theophan, ich ſchmeichle mir, daß Sie einige Hochachtung für mich haben; Sie werden keine ungerechte Auslegungen machen, und wenigſtens glauben, daß ich meine Pflicht kenne, und daß ſie mir zu heilig iſt, ſie auch nur in Gedanken zu verletzen.

Theophan. Verziehen Sie doch. — Was ſollen dieſe Reden? Ich verſtehe Sie ſo wenig, als ich den Adraſt verſtanden habe.

Juliane. Es iſt mir lieb, daß Sie aus einer unſchuldigen Kleinigkeit nichts machen wollen. Aber laſſen Sie mich — — Geht ab.

Siebenter Auftritt.

Adraſt. Theophan.

Theophan. Ihre Geliebte, Adraſt, ſchickte mich hierher: Ich würde hier nöthig ſeyn, ſagte ſie. Ich eile und bekomme lauter Räthſel zu hören.

Adraſt. Meine Geliebte? — — Ei! wie fein haben Sie dieſes angebracht! Gewiß, Sie konnten Ihre Vorwürfe nicht kürzer faſſen.

Theophan. Meine Vorwürfe? Was habe ich Ihnen denn vorzuwerfen?

Adraſt. Wollen Sie etwa die Beſtätigung aus meinem Munde hören?

Theophan. Sagen Sie mir nur, was Sie beſtätigen wollen? Ich ſtehe ganz erſtaunt hier. — —

Adraſt. Das geht zu weit. Welche kriechende Verſtellung! Doch damit ſie Ihnen endlich nicht zu ſauer wird, ſo will ich Sie mit Gewalt zwingen, ſie abzulegen. — — Ja, es iſt alles wahr, was Ihnen Henriette hinterbracht hat. Sie war niederträchtig genug, uns zu behorchen. — Ich liebe Julianen und habe ihr meine Liebe geſtanden. —

Theophan. Sie lieben Julianen? —

Adraſt, ſpöttiſch. Und was das ſchlimmſte dabei iſt, ohne den Theophan um Erlaubniß gebeten zu haben.

Theophan. Stellen Sie ſich deßwegen zufrieden. Sie haben nur eine ſehr kleine Formalität übergangen.

Adraſt. Ihre Gelaſſenheit, Theophan, iſt hier nichts beſonderes. Sie glauben Ihrer Sachen gewiß zu ſeyn. — — Und ach! wenn Sie es doch weniger wären! Wenn ich doch nur mit der geringſten Wahrſcheinlichkeit hinzuſetzen könnte, daß Juliane auch mich liebe. Was für eine Wolluſt ſollte mir das Erſchrecken ſeyn, das ſich in Ihrem Geſichte verrathen würde! Was für ein Labſal für mich, wenn ich Sie ſeufzen hörte, wenn ich Sie zittern ſähe! Wie würde ich mich freuen, wenn Sie Ihre ganze Wuth an mir auslaſſen und mich voller Verzweiflung, ich weiß nicht wohin, verwünſchen müßten!

Theophan. So könnte Sie wohl kein Glück entzücken, wenn es nicht durch das Unglück eines andern gewürzt würde? — Ich betaure den Adraſt! Die Liebe muß alle ihre verderbliche Macht an ihm verſchwendet haben, weil er ſo unanſtändig reden kann.

Adraſt. Wohl! an dieſer Miene, an dieſer Wendung erinnere ich mich, was ich bin. Es iſt wahr, ich bin Ihr Schuldner, Theophan, und gegen ſeine Schuldner hat man das Recht, immer ein wenig groß zu thun; — — doch Geduld! ich hoffe es nicht lange mehr zu ſeyn. Es hat ſich noch ein ehrlicher Mann gefunden, der mich aus dieſer Verlegenheit reißen will. Ich weiß nicht, wo er bleibt. Seinem Verſprechen gemäß hätte er bereits mit dem Gelde hier ſeyn ſollen. Ich werde wohl thun, wenn ich ihn hole.

Theophan. Aber noch ein Wort, Adraſt. Ich will Ihnen mein ganzes Herz entdecken. — —

Adraſt. Dieſe Entdeckung würde mich nicht ſehr beluſtigen. Ich gehe und bald werde ich Ihnen mit einem kühnern Geſichte unter die Augen treten können.

Geht ab.

Theophan, allein. Unbiegſamer Geiſt! Faſt verzweifle ich an meinem Unternehmen. Alles iſt bei ihm umſonſt. Aber was würde er geſagt haben, wenn er mir Zeit gelaſſen hätte, ihn für ſein Geſtändniß mit einem andern ähnlichen Geſtändniſſe zu bezahlen? — — Sie kömmt.

Achter Auftritt.

Henriette. Liſette. Theophan.

Henriette. Nun? Theophan, habe ich Sie nicht zu einem artigen Anblicke verholfen?

Theophan. Sie ſind leichtfertig, ſchöne Henriette. Aber was meinen Sie für einen Anblick? Kaum, daß ich die Hauptſache mit Mühe und Noth begriffen habe.

Henriette. O Schade! — Sie kamen alſo zu langſam? und Adraſt lag nicht mehr vor meiner Schweſter auf den Knieen?

Theophan. So hat er vor ihr auf den Knieen gelegen?

Liſette. Leider für Sie alle beide!

Henriette. Und meine Schweſter ſtand da, — — ich kann es Ihnen nicht beſchreiben, — — ſtand da, faſt, als wenn ſie ihn in dieſer unbequemen Stellung gerne geſehen hätte. Sie tauern mich, Theophan! —

Theophan. Soll ich Sie auch betauern, mitleidiges Kind?

Henriette. Mich betauern? Sie ſollen mir Glück wünſchen.

Liſette. Aber nein: ſo etwas ſchreit um Rache!

Theophan. Und wie meint Liſette denn, daß man ſich rächen könne?

Liſette. Sie wollen ſich alſo doch rächen?

Theophan. Vielleicht.

Liſette. Und Sie ſich auch, Mamſell?

Henriette. Vielleicht.

Liſette. Gut! das ſind zwei Vielleicht, womit ſich etwas anfangen läßt.

Theophan. Aber es iſt noch ſehr ungewiß, ob Juliane den Adraſt wieder liebt, und wenn dieſes nicht iſt, ſo würde ich zu zeitig auf Rache denken.

Liſette. O! die chriſtliche Seele! Nun überlegt ſie erſt, daß man ſich nicht rächen ſoll.

Theophan. Nicht ſo ſpöttiſch, Liſette! Es würde hier von einer ſehr unſchuldigen Rache die Rede ſeyn.

Henriette. Das meine ich auch; von einer ſehr unſchuldigen.

Liſette. Wer läugnet das? von einer ſo unſchuldigen, daß man ſich mit gutem Gewiſſen darüber berathſchlagen kann. Hören Sie nur: Ihre Rache, Herr Theophan, wäre eine männliche Rache, nicht wahr? und Ihre Rache, Mamſell Henriette, wäre eine weibliche Rache: eine männliche Rache nun und eine weibliche Rache — — Ja! wie bringe ich wohl das Ding recht geſcheut herum?

Henriette. Du biſt eine Närrinn mit ſammt deinen Geſchlechtern.

Liſette. Helfen Sie mir doch ein wenig, Herr Theophan. — — Was meinen Sie dazu? Wenn zwei Perſonen einerlei Weg gehen müſſen, nicht wahr? ſo iſt es gut, daß dieſe zwei Perſonen einander Geſellſchaft leiſten?

Theophan. Ja wohl; aber vorausgeſetzt, daß dieſe zwei Perſonen einander leiden können.

Henriette. Das war der Punkt!

Liſette, bei Seite. Will denn Keines anbeißen? Ich muß einen andern Zipfel faſſen. — — Es iſt ſchon wahr, was Herr Theophan vorhin ſagte, daß es nämlich noch ſehr ungewiß ſey, ob Mamſell Juliane den Adraſt liebe. Ich ſetze ſogar hinzu: Es iſt noch ſehr ungewiß, ob Herr Adraſt Mamſell Julianen wirklich liebt.

Henriette. O! ſchweig, du unglückliche Zweiflerin. Es ſoll nun aber gewiß ſeyn!

Liſette. Die Mannsperſonen bekommen dann und wann gewiſſe Anfälle von einer gewiſſen wetterwendiſchen Krankheit, die aus einer gewiſſen Ueberladung des Herzens entſpringt.

Henriette. Aus einer Ueberladung des Herzens? Schön gegeben!

Liſette. Ich will Ihnen gleich ſagen, was das heißt. So wie Leute, die ſich den Magen überladen haben, nicht eigentlich mehr wiſſen, was ihnen ſchmeckt, und was ihnen nicht ſchmeckt: ſo geht es auch den Leuten, die ſich das Herz überladen haben. Sie wiſſen ſelbſt nicht mehr, auf welche Seite das überladene Herz hinhängt, und da trifft es ſich denn wohl, daß kleine Irrungen in der Perſon daraus entſtehen. — — Habe ich nicht Recht, Herr Theophan?

Theophan. Ich will es überlegen.

Liſette. Sie ſind freilich eine weit beſſere Art von Mannsperſonen, und ich halte Sie für allzu vorſichtig, als daß Sie Ihr Herz ſo überladen ſollten. — — Aber wiſſen Sie wohl, was ich für einen Einfall habe, wie wir gleichwohl hinter die Wahrheit mit dem Herrn Adraſt und der Mamſell Juliane kommen wollen?

Theophan. Nun?

Henriette. Du würdeſt mich neugierig machen, wenn ich nicht ſchon hinter der Wahrheit wäre. —

Liſette. Wie, wenn wir einen gewiſſen blinden Lärm machten?

Henriette. Was iſt das wieder?

Liſette. Ein blinder Lärm iſt ein Lärm, wohinter nichts iſt, der aber doch die Gabe hat, den Feind — — zu einer gewiſſen Aufmerkſamkeit zu bringen. — — Zum Exempel: Um zu erfahren, ob Mamſell Juliane den Adraſt liebe, müßte ſich Herr Theophan in jemand anders verliebt ſtellen; und um zu erfahren, ob Adraſt Mamſell Julianen liebe, müßten Sie ſich in Jemand anders verliebt ſtellen. Und da es nun nicht laſſen würde, wenn ſich Herr Theophan in mich verliebt ſtellte, noch viel weniger, wenn Sie ſich in ſeinen Martin verliebt ſtellen wollten: ſo wäre kurz und gut mein Rath, Sie ſtellten ſich beide in einander verliebt. — — Ich rede nur von Stellen; merken Sie wohl, was ich ſage! nur von Stellen; denn ſonſt könnte der blinde Lärm auf einmal Augen kriegen. — — Nun ſagen Sie mir beide, iſt der Anſchlag nicht gut?

Theophan, bei Seite. Wo ich nicht gehe, ſo wird ſie noch machen, daß ich mich werde erklären müſſen. — — Der Anſchlag iſt ſo ſchlimm nicht, aber — —

Liſette. Sie ſollen ſich ja nur ſtellen. —

Theophan. Das Stellen eben iſt es, was mir dabei nicht gefällt.

Liſette. Und Sie, Mamſell?

Henriette. Ich bin auch keine Liebhaberin vom Stellen.

Liſette. Beſorgen Sie beide etwa, daß Sie es zu natürlich machen möchten? — Was ſtehen Sie ſo auf dem Sprunge, Herr Theophan? Was ſtehen Sie ſo in Gedanken, Mamſell?

Henriette. O geh! es wäre in meinem Leben das erſtemal.

Theophan. Ich muß mich auf einige Augenblicke beurlauben, ſchönſte Henriette. —

Liſette. Es iſt nicht nöthig. Sie ſollen mir wahrhaftig nicht nachſagen, daß ich Sie weggeplaudert habe. Kommen Sie, Mamſell! —

Henriette. Es iſt auch wahr, dein Plaudern iſt manchmal recht ärgerlich. Komm! — — Theophan, ſoll ich ſagen, daß Sie nicht lange weg ſeyn werden?

Theophan. Wenn ich bitten darf. — —

Henriette und Liſette gehen auf der einen Seite ab. Indem Theophan auf der andern abgehen will, begegnet ihm der Wechsler.

Neunter Auftritt.

Theophan. Der Wechsler.

Der Wechsler. Sie werden verzeihen, mein Herr. Ich möchte nur ein Wort mit dem Herrn Adraſt ſprechen.

Theophan. Eben jetzt iſt er ausgegangen. Wollen Sie mir es auftragen? — —

Der Wechsler. Wenn ich ſo frei ſeyn darf. — Er hat eine Summe Geldes bei mir aufnehmen wollen, die ich ihm auch Anfangs verſprach. Ich habe aber nunmehr Bedenklichkeiten gefunden und ich komme, es ihm wieder abzuſagen; das iſt es Alles.

Theophan. Bedenklichkeiten, mein Herr? Was für Bedenklichkeiten? doch wohl keine von Seiten des Adraſt?

Der Wechsler. Warum nicht?

Theophan. Iſt er kein Mann von Kredit?

Der Wechsler. Kredit, mein Herr, Sie werden wiſſen, was das iſt. Man kann heute Kredit haben, ohne gewiß zu ſeyn, daß man ihn morgen haben wird. Ich habe ſeine jetzigen Umſtände erfahren. —

Theophan, bei Seite. Ich muß mein möglichſtes thun, daß dieſe nicht auskommen. — — Sie müſſen die falſchen erfahren haben. — — Kennen Sie mich, mein Herr? —

Der Wechsler. Von Perſon nicht; vielleicht, wenn ich Ihren Namen hören ſollte. — —

Theophan. Theophan.

Der Wechsler. Ein Name, von dem ich allezeit das beſte gehört habe.

Theophan. Wenn Sie dem Herrn Adraſt die verlangte Summe nicht auf ſeine Unterſchrift geben wollen, wollen Sie es wohl auf die meinige thun?

Der Wechsler. Mit Vergnügen.

Theophan. Haben Sie alſo die Güte, mich auf meine Stube zu begleiten. Ich will Ihnen die nöthigen Verſicherungen ausſtellen, wobei es bloß darauf ankommen wird, dieſe Bürgſchaft vor dem Adraſt ſelbſt geheim zu halten.

Der Wechsler. Vor ihm ſelbſt?

Theophan. Allerdings: um ihm den Verdruß über Ihr Mißtrauen zu erſparen. — —

Der Wechsler. Sie müſſen ein großmüthiger Freund ſeyn. — —

Theophan. Laſſen Sie uns nicht länger verziehen.

Gehen ab.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Wechsler von der einen Seite und von der andern **Adraſt.**

Adraſt, vor ſich. Ich habe meinen Mann nicht finden können. — —

Der Wechsler, vor ſich. So laſſe ich es mir gefallen. —

Adraſt. Aber ſieh da! — — Ei! mein Herr, finde ich Sie hier? So ſind wir ohne Zweifel einander fehlgegangen?

Der Wechsler. Es iſt mir lieb, mein Herr Adraſt, daß ich Sie noch treffe.

Adraſt. Ich habe Sie in Ihrer Wohnung geſucht. Die Sache leidet keinen Aufſchub. Ich kann mich doch noch auf Sie verlaſſen?

Der Wechsler. Nunmehr, ja.

Adraſt. Nunmehr? Was wollen Sie damit?

Der Wechsler. Nichts. Ja, Sie können ſich auf mich verlaſſen.

Adraſt. Ich will nicht hoffen, daß Sie einiges Mißtrauen gegen mich haben?

Der Wechsler. Im geringſten nicht.

Adraſt. Oder, daß man Ihnen einiges beizubringen geſucht hat?

Der Wechsler. Noch viel weniger.

Adraſt. Wir haben bereits mit einander zu thun gehabt, und Sie ſollen mich auch künftig als einen ehrlichen Mann finden.

Der Wechsler. Ich bin ohne Sorgen.

Adraſt. Es liegt meine Ehre daran, diejenigen zu Schanden zu machen, die boshaft genug ſind, meinen Kredit zu ſchmälern.

Der Wechsler. Ich finde, daß man das Gegentheil thut.

Adraſt. O! ſagen Sie das nicht. Ich weiß wohl, daß ich meine Feinde habe —

Der Wechsler. Sie haben aber auch Ihre Freunde. — —

Adraſt. Aufs Höchſte dem Namen nach. Ich würde auszulachen ſeyn, wenn ich auf ſie rechnen wollte. — — Und glauben Sie, mein Herr, daß es mir nicht einmal lieb iſt, daß Sie in meiner Abweſenheit hier in dieſem Hauſe geweſen ſind?

Der Wechsler. Und es muß Ihnen doch lieb ſeyn.

Adraſt. Es iſt zwar das Haus, zu welchem ich mir nichts als Gutes verſehen ſollte; aber eine gewiſſe Perſon darin, mein Herr, eine gewiſſe Perſon — — Ich weiß, ich würde es empfunden haben, wenn Sie mit derſelben geſprochen hätten.

Der Wechsler. Ich habe eigentlich mit niemanden geſprochen; diejenige Perſon aber, bei welcher ich mich nach Ihnen erkundigte, hat die größte Ergebenheit gegen Sie bezeigt.

Adraſt. Ich kann es Ihnen wohl ſagen, wer die Perſon iſt, vor deren übeln Nachrede ich mich einigermaßen fürchte. Es wird ſogar gut ſeyn, wenn Sie es wiſſen, damit Sie, wenn Ihnen nachtheilige Dinge von mir zu Ohren kommen ſollten, den Urheber kennen.

Der Wechsler. Ich werde nicht nöthig haben, darauf zu hören.

Adraſt. Aber doch — — Mit einem Worte, es iſt Theophan.

Der Wechsler, erſtaunt. Theophan?

Adraſt. Ja, Theophan. Er iſt mein Feind — —

Der Wechsler. Theophan Ihr Feind?

Adraſt. Sie erſtaunen?

Der Wechsler. Nicht ohne die größte Urſache. —

Adraſt. Ohne Zweifel, weil Sie glauben, daß ein Mann von ſeinem Stande nicht anders als großmüthig und edel ſeyn könne? — —

Der Wechsler. Mein Herr — —

Adraſt. Er iſt der gefährlichſte Heuchler, den ich unter ſeines Gleichen noch jemals gefunden habe.

Der Wechsler. Mein Herr — —

Adraſt. Er weiß, daß ich ihn kenne, und giebt ſich daher alle Mühe, mich zu untergraben. — —

Der Wechsler. Ich bitte Sie — —

Adraſt. Wenn Sie etwa eine gute Meinung von ihm haben, ſo irren Sie ſich ſehr. Vielleicht zwar, daß Sie ihn nur von der Seite ſeines Vermögens kennen; und wider dieſes habe ich nichts; er iſt reich, aber eben ſein Reichthum ſchafft ihm Gelegenheit, auf die allerfeinſte Art ſchaden zu können.

Der Wechsler. Was ſagen Sie?

Adraſt. Er wendet unbeſchreibliche Ränke an, mich aus dieſem Hauſe zu bringen; Ränke, denen er ein ſo unſchuldiges Anſehen geben kann, daß ich ſelbſt darüber erſtaune.

Der Wechsler. Das iſt zu arg! Länger kann ich durchaus nicht ſchweigen. Mein Herr, Sie hintergehen ſich auf die erſtaunlichſte Art. — —

Adraſt. Ich mich?

Der Wechsler. Theophan kann das unmöglich ſeyn, wofür Sie ihn ausgeben. Hören Sie alles! Ich kam hierher, mein Ihnen gegebenes Wort wieder zurück zu nehmen. Ich hatte von ſicherer Hand, nicht vom Theophan, Umſtände von Ihnen erfahren, die mich dazu nöthigten. Ich fand ihn hier, und ich glaubte, es ihm ohne Schwierigkeit ſagen zu dürfen. —

Adraſt. Dem Theophan? Wie wird ſich der Niederträchtige gekitzelt haben!

Der Wechsler. Gekitzelt? Er hat auf das nachdrücklichſte für Sie geſprochen. Und kurz, wenn ich Ihnen mein erſtes Verſprechen halte, ſo geſchieht es bloß in Betrachtung ſeiner.

Adraſt. In Betrachtung ſeiner? — Wo bin ich?

Der Wechsler. Er hat mir ſchriftliche Verſicherungen gegeben, die ich als eine Bürgſchaft für Sie anſehen kann. Zwar hat er mir es zugleich verboten, jemanden das Geringſte davon zu ſagen; allein ich konnte es unmöglich anhören, daß ein rechtſchaffener Mann ſo unſchuldig verläſtert würde. Sie können die verlangte Summe bei mir abholen laſſen, wann es Ihnen beliebt. Nur werden Sie mir den Gefallen thun, und ſich nichts gegen ihn merken laſſen. Er bezeigte bei dem ganzen Handel ſo viel Aufrichtigkeit und Freundſchaft für Sie, daß er ein Unmenſch ſeyn müßte, wenn er die Verſtellung bis dahin treiben könnte. — Leben Sie wohl! Geht ab.

Zweiter Auftritt.

Adraſt.

— — Was für ein neuer Streich! — Ich kann nicht wieder zu mir ſelbſt kommen! — — Es iſt nicht auszuhalten! — Verachtungen, Beleidigungen, — Beleidigungen in dem Gegenſtande, der ihm der liebſte ſeyn muß: — — alles iſt umſonſt; nichts will er fühlen. Was kann ihn ſo verhärten? Die Bosheit allein, die Begierde allein, ſeine Rache reif werden zu laſſen. — — Wen ſollte dieſer Mann nicht hinter das Licht führen? Ich weiß nicht, was ich denken ſoll. Er dringt ſeine Wohlthaten mit einer Art auf — — Aber verwünſcht ſind ſeine Wohlthaten und ſeine Art! Und wenn auch keine Schlange unter dieſen Blumen läge, ſo würde ich ihn doch nicht anders als haſſen können. Haſſen werde ich ihn, und wenn er mir das Leben rettete. Er hat mir das geraubt, was koſtbarer iſt, als das Leben: das Herz meiner Juliane; ein Raub, den er nicht erſetzen kann, und wenn er ſich mir zu eigen ſchenkte. Doch er will ihn nicht erſetzen; ich dichte ihm noch eine zu gute Meinung an. — —

Dritter Auftritt.

Theophan. Adraſt.

Theophan. In welcher heftigen Bewegung treffe ich Sie abermals, Adraſt?

Adraſt. Sie iſt Ihr Werk.

Theophan. So muß ſie eines von denen Werken ſeyn, die wir alsdann wider unſern Willen hervorbringen, wenn wir uns am meiſten nach ihrem Gegentheil beſtreben. Ich wünſche nichts, als Sie ruhig zu ſehen, damit Sie mit kaltem Blute von einer Sache mit mir reden könnten, die uns beide nicht näher angehen kann.

Adraſt. Nicht wahr, Theophan? es iſt der höchſte Grad der Liſt, wenn man alle ſeine Streiche ſo zu ſpielen weiß, daß die, denen man ſie ſpielt, ſelbſt nicht wiſſen, ob und was für Vorwürfe ſie uns machen ſollen?

Theophan. Ohne Zweifel.

Adraſt. Wünſchen Sie ſich Glück; Sie haben dieſen Grad erreicht.

Theophan. Was ſoll das wieder?

Adraſt. Ich verſprach Ihnen vorhin, die bewußten Wechſel zu bezahlen — Zerreißt. Sie werden es nicht übel nehmen, es kann nunmehr nicht ſeyn. Ich will Ihnen anſtatt der zerriſſenen andere Wechſel ſchreiben.

Theophan, in eben dem Tone. Es iſt wahr, ich habe ſie in keiner andern Abſicht zerriſſen, als neue von Ihnen zu bekommen. —

Adraſt. Es mag Ihre Abſicht geweſen ſeyn oder nicht: Sie ſollen ſie haben. — Wollten Sie aber nicht etwa gern erfahren, warum ich ſie nunmehr nicht bezahlen kann?

Theophan. Nun?

Adraſt. Weil ich die Bürgſchaften nicht liebe.

Theophan. Die Bürgſchaften?

Adraſt. Ja; und weil ich Ihrer Rechten nichts geben mag, was ich aus Ihrer Linken nehmen müßte.

Theophan. bei Seite. Der Wechsler hat mir nicht reinen Mund gehalten!

Adraſt. Sie verſtehen mich doch?

Theophan. Ich kann es nicht mit Gewißheit ſagen.

Adraſt. Ich gebe mir alle Mühe, Ihnen auf keine Weiſe verbunden zu ſeyn; muß es mich alſo nicht verdrießen, daß Sie mich in den Verdacht bringen, als ob ich es gleichwohl zu ſeyn Urſache hätte?

Theophan. Ich erſtaune über Ihre Geſchicklichkeit, alles auf der ſchlimmſten Seite zu betrachten.

Adraſt. Und wie Sie gehört haben, ſo bin ich über die Ihrige erſtaunt, dieſe ſchlimme Seite ſo vortrefflich zu verbergen. Noch weiß ich ſelbſt nicht eigentlich, was ich davon denken ſoll.

Theophan. Weil Sie das Natürlichſte davon nicht denken wollen.

Adraſt. Dieſes Natürlichſte, meinen Sie vielleicht, wäre das, wenn ich dächte, daß Sie dieſen Schritt aus Großmuth, aus Vorſorge für meinen guten Namen gethan hätten? Allein, mit Erlaubniß, hier wäre es gleich das Unnatürlichſte.

Theophan. Sie haben doch wohl Recht. Denn wie wäre es immer möglich, daß ein Mann von meinem Stande nur halb ſo menſchliche Geſinnungen haben könnte?

Adraſt. Laſſen Sie uns Ihren Stand einmal bei Seite ſetzen.

Theophan. Sollten Sie das wohl können? —

Adraſt. Geſetzt alſo, Sie wären keiner von den Leuten, die, den Charakter der Frömmigkeit zu behaupten, ihre Leidenſchaften ſo geheim als möglich halten müſſen, die Anfangs aus Wohlſtand heucheln lernen und endlich die Heuchelei als eine zweite Natur beibehalten; die nach ihren Grundſätzen verbunden ſind, ſich ehrlicher Leute, welche ſie die Kinder der Welt nennen, zu entziehen, oder wenigſtens aus keiner andern Abſicht Umgang mit ihnen zu pflegen, als aus der niederträchtigen Abſicht, ſie auf ihre Seite zu lenken: geſetzt, Sie wären keiner von dieſen: ſind Sie nicht wenigſtens ein Menſch, der Beleidigungen empfindet? Und auf einmal alles in allem zu ſagen: — — Sind Sie nicht ein Liebhaber, welcher Eiferſucht fühlen muß?

Theophan. Es iſt mir angenehm, daß Sie endlich auf dieſen Punkt herauskommen.

Adraſt. Vermuthen Sie aber nur nicht, daß ich mit der geringſten Mäßigung davon ſprechen werde.

Theophan. So will ich es verſuchen, deſto mehrere dabei zu brauchen.

Adraſt. Sie lieben Julianen, und ich — ich — was ſuche ich lange noch Worte? — Ich haſſe Sie wegen dieſer Liebe, ob ich gleich kein Recht auf den geliebten Gegenſtand habe; und Sie, der Sie ein Recht darauf haben, ſollten mich, der ich Sie um dieſes Recht beneide, nicht auch haſſen?

Theophan. Gewiß, ich ſollte nicht. — Aber laſſen Sie uns doch das Recht unterſuchen, das Sie und ich auf Julianen haben.

Adraſt. Wenn dieſes Recht auf die Stärke unſerer Liebe ankäme, ſo würde ich es Ihnen vielleicht noch ſtreitig machen. Es iſt Ihr Glück, daß es auf die Einwilligung eines Vaters und auf den Gehorſam einer Tochter ankömmt. — —

Theophan. Hierauf will ich es durchaus nicht ankommen laſſen. Die Liebe allein ſoll Richter ſeyn. Aber merken Sie wohl, nicht bloß unſere, ſondern vornehmlich die Liebe derjenigen, in deren Beſitz Sie mich glauben. Wenn Sie mich überführen können, daß Sie von Julianen wieder geliebt werden — —

Adraſt. So wollen Sie mir vielleicht Ihre Anſprüche abtreten? — —

Theophan. So muß ich.

Adraſt. Wie höhniſch Sie mit mir umgehen! — — Sie ſind Ihrer Sachen gewiß und überzeugt, daß Sie bei dieſer Rodomontade nichts aufs Spiel ſetzen.

Theophan. Alſo können Sie mir es nicht ſagen, ob Sie Juliane liebt?

Adraſt. Wenn ich es könnte, würde ich wohl unterlaſſen, Sie mit dieſem Vorzuge zu peinigen?

Theophan. Stille! Sie machen ſich unmenſchlicher, als Sie ſind. — — Nun wohl! ſo will ich, — ich will es Ihnen ſagen, daß Sie Juliane liebt.

Adraſt. Was ſagen Sie? — — Doch faſt hätte ich über das Entzückende dieſer Verſicherung vergeſſen, aus weſſen Mund ich ſie höre. Recht ſo: Theophan, recht ſo! Man muß über ſeine Feinde ſpotten. Aber wollen Sie, dieſe Spötterei vollkommen zu machen, mich nicht auch verſichern, daß Sie Julianen nicht lieben?

Theophan, verdrießlich. Es iſt unmöglich, mit Ihnen ein vernünftiges Wort zu ſprechen. Er will weggehen.

Adraſt, bei Seite. Er wird zornig? — Warten Sie doch, Theophan. Wiſſen Sie, daß die erſte aufgebrachte Miene, die ich endlich von Ihnen ſehe, mich begierig macht, dieſes vernünftige Wort zu hören?

Theophan, zornig. Und wiſſen Sie, daß ich endlich Ihres ſchimpflichen Betragens überdrüſſig bin?

Adraſt, bei Seite. Er macht Ernſt. —

Theophan, noch zornig. Ich will mich beſtreben, daß Sie den Theophan ſo finden ſollen, als Sie ihn ſich vorſtellen.

Adraſt. Verzeihen Sie. Ich glaube in Ihrem Trotze mehr Aufrichtigkeit zu ſehen, als ich jemals in Ihrer Freundlichkeit geſehen habe.

Theophan. Wunderbarer Menſch! Muß man ſich Ihnen gleich ſtellen, muß man eben ſo ſtolz, eben ſo argwöhniſch, eben ſo grob ſeyn als Sie, um Ihr elendes Vertrauen zu gewinnen?

Adraſt. Ich werde Ihnen dieſe Sprache, ihrer Neuheit wegen, vergeben müſſen.

Theophan. Sie ſoll Ihnen alt genug werden!

Adraſt. Aber in der That — — Sie machen mich vollends verwirrt. Müſſen Sie mir Dinge, worauf alle mein Wohl ankömmt, mit einem fröhlichen Geſichte ſagen? Ich bitte Sie, ſagen Sie es jetzt noch einmal, was ich vorhin für eine Spötterei aufnehmen mußte.

Theophan. Wenn ich es ſage, glauben Sie nur nicht, daß es um Ihretwillen geſchieht.

Adraſt. Deſto mehr werde ich mich darauf verlaſſen.

Theophan. Aber ohne mich zu unterbrechen, das bitte ich. — —

Adraſt. Reden Sie nur.

Theophan. Ich will Ihnen den Schlüſſel zu dem, was Sie hören ſollen, gleich voraus geben. Meine Neigung hat mich nicht weniger betrogen, als Sie die Ihrige. Ich kenne und bewundere alle die Vollkommenheiten, die Julianen zu einer Zierde ihres Geſchlechts machen; aber — ich liebe ſie nicht.

Adraſt. Sie — —

Theophan. Es iſt gleich viel, ob Sie es glauben oder nicht glauben. — — Ich habe mir Mühe genug gegeben, meine Hochachtung in Liebe zu verwandeln. Aber eben bei dieſer Bemühung habe ich Gelegenheit gehabt, es oft ſehr deutlich zu merken, daß ſich Juliane einen ähnlichen Zwang anthut. Sie wollte mich lieben, und liebte mich nicht. Das Herz nimmt keine Gründe an, und will in dieſem, wie in andern Stücken, ſeine Unabhängigkeit von dem Verſtande behaupten. Man kann es tyranniſiren, aber nicht zwingen. Und was hilft es, ſich ſelbſt zum Märtyrer ſeiner Ueberlegungen zu machen, wenn man gewiß weiß, daß man keine Beruhigung dabei finden kann? Ich erbarmte mich alſo Julianens, — — oder vielmehr, ich erbarmte mich meiner ſelbſt, ich unterdrückte meine wachſende Neigung gegen eine andre Perſon nicht länger, und ſahe es mit Vergnügen, daß auch Juliane zu ohnmächtig oder zu nachſehend war, der ihrigen zu widerſtehen. Dieſe ging auf einen Mann, der ihrer eben ſo unwürdig iſt, als unwürdig er iſt, einen Freund zu haben. Adraſt würde ſein Glück in ihren Augen längſt gewahr geworden ſeyn, wenn Adraſt gelaſſen genug wäre, richtige Blicke zu thun. Er betrachtet alles durch das gefärbte Glas ſeiner vorgefaßten Meinungen, und alles oben hin; und würde wohl oft lieber ſeine Sinne verläugnen, als ſeinen Wahn aufgeben. Weil Juliane ihn liebenswürdig fand, konnte ich mir unmöglich einbilden, daß er ſo gar verderbt ſey. Ich ſann auf Mittel, es beiden mit der beſten Art beizubringen, daß ſie mich nicht als eine gefährliche Hinderung anſehen ſollten. Ich kam nur jetzt in dieſer Abſicht hieher; allein ließ mich Adraſt, ohne die ſchimpflichſten Abſchreckungen, darauf kommen? Ich würde ihn ohne ein weiteres Wort verlaſſen haben, wenn ich mich nicht noch derjenigen Perſon wegen gezwungen hätte, der ich, von Grund meiner Seelen, alles gönne, was ſie ſich ſelbſt wünſcht. — — Mehr habe ich ihm nicht zu ſagen. Er will fortgehen.

Adraſt. Wohin, Theophan? — — Urtheilen Sie aus meinem Stillſchweigen, wie groß mein Erſtaunen ſeyn müſſe! — Es iſt eine menſchliche Schwachheit, ſich dasjenige leicht überreden zu laſſen, was man heftig wünſcht. Soll ich ihr nachhängen? ſoll ich ſie unterdrücken? —

Theophan. Ich will bei Ihrer Ueberlegung nicht gegenwärtig ſeyn. — —

Adraſt. Wehe dem, der mich auf eine ſo grauſame Art aufzuziehen denkt!

Theophan. So räche mich denn Ihre marternde Ungewißheit an Ihnen!

Adraſt, bei Seite. Jetzt will ich ihn fangen. — Wollen Sie mir noch ein Wort erlauben, Theophan? — Wie können Sie über einen Menſchen zürnen, der mehr aus Erſtaunen über ſein Glück, als aus Mißtrauen gegen Sie, zweifelt? —

Theophan. Adraſt, ich werde mich ſchämen, nur einen Augenblick gezürnt zu haben, ſobald Sie vernünftig reden wollen.

Adraſt. Wenn es wahr iſt, daß Sie Julianen nicht lieben, wird es nicht nöthig ſeyn, daß Sie ſich dem Liſidor entdecken?

Theophan. Allerdings.

Adraſt. Und Sie ſind es wirklich geſonnen?

Theophan. Und zwar je eher, je lieber.

Adraſt. Sie wollen dem Liſidor ſagen, daß Sie Julianen nicht lieben?

Theophan. Was ſonſt?

Adraſt. Daß Sie eine andere Perſon lieben?

Theophan. Vor allen Dingen, um ihm durchaus keine Urſache zu geben, Julianen die rückgängige Verbindung zur Laſt zu legen.

Adraſt. Wollten Sie wohl alles dieſes gleich jetzt thun?

Theophan. Gleich jetzt?

Adraſt, bei Seite. Nun habe ich ihn! — Ja, gleich jetzt.

Theophan. Wollten Sie aber auch wohl eben dieſen Schritt thun? Wollten auch Sie dem Liſidor wohl ſagen, daß Sie Henrietten nicht liebten?

Adraſt. Ich brenne vor Verlangen.

Theophan. Und daß Sie Julianen liebten?

Adraſt. Zweifeln Sie?

Theophan. Nun wohl, ſo kommen Sie!

Adraſt, bei Seite. Er will? —

Theophan. Nur geſchwind!

Adraſt. Ueberlegen Sie es recht.

Theophan. Und was ſoll ich denn noch überlegen?

Adraſt. Noch iſt es Zeit. — —

Theophan. Sie halten ſich ſelbſt auf. Nur fort! — Indem er vorangehen will. Sie bleiben zurück? Sie ſtehen in Gedanken? Sie ſehen mich mit einem Auge an, das Erſtaunen verräth? Was ſoll das? —

Adraſt, nach einer kleinen Pauſe. Theophan! — —

Theophan. Nun? — — bin ich nicht bereit?

Adraſt, geſetzt. Theophan! — — Sie ſind doch wohl ein ehrlicher Mann.

Theophan. Wie kommen Sie jetzt darauf?

Adraſt. Wie ich jetzt darauf komme? Kann ich einen ſtärkern Beweis verlangen, daß Ihnen mein Glück nicht gleichgültig iſt?

Theophan. Sie erkennen dieſes ſehr ſpät — aber Sie erkennen es doch noch. — — Liebſter Adraſt, ich muß Sie umarmen — —

Adraſt. Ich ſchäme mich — — laſſen Sie mich allein; ich will Ihnen bald folgen. — —

Theophan. Ich werde Sie nicht allein laſſen. — Iſt es möglich, daß ich Ihren Abſcheu gegen mich überwunden habe? daß ich ihn durch eine Aufopferung überwunden habe, die mir ſo wenig koſtet? Ach! Adraſt, Sie wiſſen noch nicht, wie eigennützig ich dabei bin; ich werde vielleicht alle Ihre Hochachtung dadurch wieder verlieren: — — ich liebe Henrietten.

Adraſt. Sie lieben Henrietten? Himmel! ſo können wir ja hier noch beide glücklich ſeyn. Warum haben wir uns nicht eher erklären müſſen? O Theophan! Theophan! ich würde Ihre ganze Aufführung mit einem andern Auge angeſehen haben. Sie würden der Bitterkeit meines Verdachtes, meiner Vorwürfe nicht ausgeſetzt geweſen ſeyn.

Theophan. Keine Entſchuldigungen, Adraſt! Vorurtheile und eine unglückliche Liebe ſind zwei Stücke, deren eines ſchon hinreicht, einen Mann zu etwas ganz anderm zu machen, als er iſt. — — Aber was verweilen wir hier länger?

Adraſt. Ja, Theophan, nun laſſen Sie uns eilen. — — Aber wenn uns Liſidor zuwider wäre? — — Wenn Juliane einen andern liebte? — —

Theophan. Faſſen Sie Muth. Hier kömmt Liſidor.

Vierter Auftritt.

Liſidor. Theophan. Adraſt.

Liſidor. Ihr ſeyd mir feine Leute! Soll ich denn beſtändig mit dem fremden Vetter allein ſeyn?

Theophan. Wir waren gleich im Begriff zu Ihnen zu kommen.

Liſidor. Was habt ihr nun wieder zuſammen gemacht? geſtritten? Glaubt mir doch nur, aus dem Streiten kömmt nichts heraus. Ihr habt alle beide, alle beide habt ihr Recht. — — Zum Exempel zum Theophan: der ſpricht, die Vernunft iſt ſchwach; und der zum Adraſt: ſpricht, die Vernunft iſt ſtark. Jener beweiſt mit ſtarken Gründen, daß die Vernunft ſchwach iſt, und dieſer mit ſchwachen Gründen, daß ſie ſtark iſt. Kömmt das nun nicht auf eins heraus? ſchwach und ſtark, oder ſtark und ſchwach: was iſt denn da für ein Unterſchied?

Theophan. Erlauben Sie, wir haben jetzt weder von der Stärke, noch von der Schwäche der Vernunft geſprochen —

Liſidor. Nun! ſo war es von etwas anderm, das eben ſo wenig zu bedeuten hat. — Von der Freiheit etwa: Ob ein hungriger Eſel, der zwiſchen zwei Bündeln Heu ſteht, die einander vollkommen gleich ſind, das Vermögen hat, von dem erſten von dem beſten zu freſſen, oder ob der Eſel ſo ein Eſel ſeyn muß, daß er lieber verhungert? — —

Adraſt. Auch daran iſt nicht gedacht worden. Wir beſchäftigten uns mit einer Sache, bei der das Vornehmſte nunmehr auf Sie ankömmt.

Liſidor. Auf mich?

Theophan. Auf Sie, der Sie unſer ganzes Glück in Händen haben.

Liſidor. O! ihr werdet mir einen Gefallen thun, wenn ihr es ſo geſchwind als möglich in eure eigenen Hände nehmt. — Ihr meint doch wohl das Glück in Fiſchbeinröcken? Schon lange habe ich es ſelber nicht mehr gern behalten wollen, denn der Menſch iſt ein Menſch und eine Jungfer eine Jungfer; und Glück und Glas wie bald bricht das!

Theophan. Wir werden zeitlebens nicht dankbar genug ſeyn können, daß Sie uns einer ſo nahen Verbindung gewürdigt haben. Allein es ſtößt ſich noch an eine ſehr große Schwierigkeit.

Liſidor. Was?

Adraſt. An eine Schwierigkeit, die unmöglich voraus zu ſehen war.

Liſidor. Nu?

Theophan und **Adraſt.** Wir müſſen Ihnen geſtehen —

Liſidor. Alle beide zugleich? Was wird das ſeyn? Ich muß euch ordentlich vernehmen. — — Was geſtehen Sie, Theophan? — —

Theophan. Ich muß Ihnen geſtehen, — daß ich Julianen nicht liebe.

Liſidor. Nicht liebe? habe ich recht gehört? — Und was iſt denn Ihr Geſtändniß, Adraſt? —

Adraſt. Ich muß Ihnen geſtehen, — daß ich Henrietten nicht liebe.

Liſidor. Nicht liebe? — Sie nicht lieben und Sie nicht lieben; das kann unmöglich ſeyn! Ihr Streitköpfe, die ihr noch nie einig geweſen ſeyd, ſolltet jetzt zum erſtenmale einig ſeyn, da es darauf ankömmt, mir den Stuhl vor die Thüre zu ſetzen? — — Ach! ihr ſcherzt; nun merke ich's erſt.

Adraſt. Wir? ſcherzen?

Liſidor. Oder ihr müßt nicht klug im Kopfe ſeyn. Ihr meine Töchter nicht lieben? die Mädel weinen ſich die Augen aus dem Kopfe. — — Aber warum denn nicht? wenn ich fragen darf. Was fehlt denn Julianen, daß Sie ſie nicht lieben können?

Theophan. Ihnen die Wahrheit zu geſtehen, ich glaube, daß ihr Herz ſelbſt für einen andern eingenommen iſt.

Adraſt. Und eben dieſes vermuthe ich mit Grund auch von Henrietten.

Liſidor. Ho! ho! dahinter muß ich kommen. — Liſette! he! Liſette! — — Ihr ſeyd alſo wohl gar eiferſüchtig, und wollt nur drohen?

Theophan. Drohen? da wir Ihrer Güte jetzt am nöthigſten haben?

Liſidor. He da! Liſette!

Fünfter Auftritt.

Liſette. Liſidor. Theophan. Adraſt.

Liſette. Hier bin ich ja ſchon! Was giebt's?

Liſidor. Sage, ſie ſollen gleich herkommen.

Liſette. Wer denn?

Liſidor. Beide! Hörſt du nicht?

Liſette. Meine Jungfern?

Liſidor. Fragſt du noch?

Liſette. Gleich will ich ſie holen. Indem ſie wieder umkehrt. Kann ich ihnen nicht voraus ſagen, was ſie hier ſollen?

Liſidor. Nein!

Liſette *geht und kömmt wieder.* Wenn ſie mich nun aber fragen?

Liſidor. Wirſt du gehen?

Liſette. Ich geh. — — *Kömmt wieder.* Es iſt wohl etwas wichtiges?

Liſidor. Ich glaube, du Maulaffe, willſt es eher wiſſen, als ſie?

Liſette. Nur ſachte! ich bin ſo neugierig nicht.

Sechster Auftritt.

Liſidor. Theophan. Adraſt.

Liſidor. Ihr habt mich auf einmal ganz verwirrt gemacht. Doch nur Geduld, ich will das Ding ſchon wieder in ſeine Wege bringen. Das wäre mir gelegen, wenn ich mir ein Paar andere Schwiegerſöhne ſuchen müßte! Ihr waret mir gleich ſo recht, und ſo ein Paar bekomme ich nicht wieder zuſammen, wenn ich mir ſie auch beſtellen ließe.

Adraſt. Sie ſich andere Schwiegerſöhne ſuchen? — Was für ein Unglück drohen Sie uns?

Liſidor. Ihr wollt doch wohl nicht die Mädel heirathen ohne ſie zu lieben? Da bin ich auch euer Diener.

Theophan. Ohne ſie zu lieben?

Adraſt. Wer ſagt das?

Liſidor. Was habt ihr denn ſonſt geſagt?

Adraſt. Ich bete Julianen an.

Liſidor. Julianen?

Theophan. Ich liebe Henrietten mehr, als mich ſelbſt.

Liſidor. Henrietten? — Uph! Wird mir doch auf einmal ganz wieder leicht. — Iſt das der Knoten? Alſo iſt es weiter nichts, als daß ſich einer in des andern ſeine Liebſte verliebt hat? Alſo wäre der ganze Plunder mit einem Tauſche gut zu machen?

Theophan. Wie gütig ſind Sie, Liſidor!

Adraſt. Sie erlauben uns alſo — —

Liſidor. Was will ich thun? Es iſt doch immer beſſer, ihr tauſcht vor der Hochzeit, als daß ihr nach der Hochzeit tauſcht. Wenn es meine Töchter zufrieden ſind, ich bin es zufrieden.

Adraſt. Wir ſchmeicheln uns, daß ſie es ſeyn werden. — Aber bei der Liebe, Liſidor, die Sie gegen uns zeigen, kann ich unmöglich anders, ich muß Ihnen noch ein Geſtändniß thun.

Liſidor. Noch eins?

Adraſt. Ich würde nicht rechtſchaffen handeln, wenn ich Ihnen meine Umſtände verhehlte.

Liſidor. Was für Umſtände?

Adraſt. Mein Vermögen iſt ſo geſchmolzen, daß ich, wenn ich alle meine Schulden bezahle, nichts übrig behalte.

Liſidor. O! ſchweig doch davon. Habe ich ſchon nach deinem Vermögen gefragt? Ich weiß ſo wohl, daß du ein lockrer Zeiſig geweſen biſt und alles durchgebracht haſt; aber eben deßwegen will ich dir eine Tochter geben, damit du doch wieder etwas haſt. — — Nur ſtille! da ſind ſie; laßt mich machen.

Siebenter Auftritt.

Juliane. Henriette. Liſette. Liſidor.
Theophan. Adraſt.

Liſette. Hier bringe ich ſie, Herr Liſidor. Wir ſind höchſt begierig, zu wiſſen, was Sie zu befehlen haben.

Liſidor. Seht freundlich aus, Mädchens! ich will euch etwas Fröhliches melden: Morgen ſoll's richtig werden. Macht euch gefaßt!

Liſette. Was ſoll richtig werden?

Liſidor. Für dich wird nichts mit richtig. — Luſtig, Mädchens! Hochzeit! Hochzeit! — Nu? Ihr ſeht ja ſo barmherzig aus? Was fehlt dir, Juliane?

Juliane. Sie ſollen mich allezeit gehorſam finden; aber nur dieſesmal muß ich Ihnen vorſtellen, daß Sie mich übereilen würden. — — Himmel! morgen?

Liſidor. Und du, Henriette?

Henriette. Ich, lieber Herr Vater? ich werde morgen krank ſeyn, todtſterbenskrank!

Liſidor. Verſchieb es immer bis übermorgen.

Henriette. Es kann nicht ſeyn. Adraſt weiß meine Urſachen.

Adraſt. Ich weiß, ſchönſte Henriette, daß Sie mich haſſen.

Theophan. Und Sie, liebſte Juliane, Sie wollen gehorſam ſeyn? — — Wie nahe ſcheine ich meinem Glücke zu ſeyn, und wie weit bin ich vielleicht noch davon entfernt! — Mit was für einem Geſichte ſoll ich es Ihnen ſagen, daß ich der Ehre Ihrer Hand unwerth bin? daß ich mir bei aller der Hochachtung, die ich für eine ſo vollkommene Perſon hegen muß, doch nicht getraue, dasjenige für Sie zu empfinden, was ich nur für eine einzige Perſon in der Welt empfinden will.

Liſette. Das iſt ja wohl gar ein Korb? Es iſt nicht erlaubt, daß auch Mannsperſonen welche austheilen wollen. Hurtig alſo, Julianchen, mit der Sprache heraus!

Theophan. Nur ein eitles Frauenzimmer könnte meine Erklärung beleidigen; und ich weiß, daß Juliane über ſolche Schwachheiten ſo weit erhaben iſt — —

Juliane. Ach, Theophan! ich höre es ſchon: Sie haben zu ſcharfe Blicke in mein Herz gethan. —

Adraſt. Sie ſind nun frei, ſchönſte Juliane. Ich habe Ihnen kein Bekenntniß weiter abzulegen, als das, welches ich Ihnen bereits abgelegt habe. — Was ſoll ich hoffen?

Juliane. Liebſter Vater! — Adraſt! — Theophan! — Schweſter! — —

Liſette. Nun merke ich alles. Geſchwind muß das die Großmama erfahren. *Liſette läuft ab.*

Liſidor *zu Julianen.* Siehſt du, Mädchen, was du für Zeug angefangen haſt?

Theophan. Aber Sie, liebſte Henriette, was meinen Sie hierzu? Iſt Adraſt nicht ein ungetreuer Liebhaber? Ach! wenn Sie Ihre Augen auf einen getreuern werfen wollten! Wir ſprachen vorhin von Rache, von einer unſchuldigen Rache —

Henriette. Top! Theophan: ich räche mich.

Liſidor. Fein bedächtig, Henriette! Haſt du ſchon die Krankheit auf morgen vergeſſen?

Henriette. Gut! Ich laſſe mich verläugnen, wenn ſie kömmt.

Liſidor. Seyd ihr aber nicht wunderliches Volk! Ich wollte jedem zu ſeinem Rocke egales Futter geben; aber ich ſehe wohl, euer Geſchmack iſt bunt. Der Fromme ſollte die Fromme und der Luſtige die Luſtige haben: Nichts! der Fromme will die Luſtige und der Luſtige die Fromme.

Achter Auftritt.

Frau Philane *mit* **Liſetten** *und* **die Vorigen.**

Frau Philane. Kinder, was höre ich? Iſt es möglich?

Liſidor. Ja, Mama, ich glaube, Sie werden nicht dawider ſeyn. Sie wollen nun einmal ſo — —

Frau Philane. Ich ſollte dawider ſeyn? Dieſe Veränderung iſt mein Wunſch, mein Gebet geweſen. Ach! Adraſt, ach! Henriette! für euch habe ich oft gezittert! Ihr würdet ein unglückliches Paar geworden ſeyn! Ihr braucht beide einen Gefährten, der den Weg beſſer kennt, als ihr. Theophan, Sie haben längſt meinen Segen: aber wollen Sie mehr als dieſen, wollen Sie auch den Segen des Himmels haben, ſo ziehen Sie eine Perſon aus Henrietten, die Ihrer werth iſt. Und Sie, Adraſt, ich habe Sie wohl ſonſt für einen böſen Mann gehalten; doch getroſt! wer eine fromme Perſon lieben kann, muß ſelbſt ſchon halb fromm ſeyn. Ich verlaſſe mich ſeinetwegen auf dich, Julchen. — — Vor allen Dingen bringe ihm bei, wackern Leuten, rechtſchaffnen Geiſtlichen nicht ſo verächtlich zu begegnen, als er dem Theophan begegnet. — —

Adraſt. Ach! Madame, erinnern Sie mich an mein Unrecht nicht. Himmel! wenn ich mich überall ſo irre, als ich mich bei Ihnen, Theophan, geirrt habe: was für ein Menſch, was für ein abſcheulicher Menſch bin ich! — —

Liſidor. Habe ich's nicht geſagt, daß ihr die beſten Freunde werden müßt, ſo bald als ihr Schwäger ſeyd? Das iſt nur der Anfang!

Theophan. Ich wiederhole es, Adraſt: Sie ſind beſſer, als Sie glauben; beſſer, als Sie zeither haben ſcheinen wollen.

Frau Philane. Nun! auch das iſt mir ein Troſt zu hören. — Zum Liſidor. Komm, mein Sohn, führe mich. Das Stehen wird mir zu ſauer und vor Freuden habe ich es ganz vergeſſen, daß ich Araspen allein gelaſſen.

Liſidor. Ja, wahrhaftig! da giebt's was zu erzählen! Kommen Sie, Mama. — — Aber keinen Tauſch weiter! keinen Tauſch weiter!

Liſette. Wie übel iſt unſer eines dran, das nichts zu tauſchen hat!

Minna von Barnhelm
oder
# das Soldatenglück.
Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.
Verfertigt im Jahr 1763.

Perſonen.

Major von Tellheim, verabſchiedet.
Minna von Barnhelm.
Graf von Bruchſall, ihr Oheim.
Franziska, ihr Mädchen.
Juſt, Bedienter des Majors.
Paul Werner, geweſener Wachtmeiſter des Majors.
Der Wirth.
Eine Dame in Trauer.
Ein Feldjäger.
Riccaut de la Marliniere.

Die Scene iſt abwechſelnd in dem Saale eines Wirthshauſes und einem daran ſtoßenden Zimmer.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juſt, ſitzt in einem Winkel, ſchlummert, und redet im Traume.

Schurke von einem Wirth! Du, uns? — Friſch, Bruder! — Schlage zu, Bruder! Er holt aus und erwacht durch die Bewegung. He da! ſchon wieder? Ich mache kein Auge zu, ſo ſchlage ich mich mit ihm herum. Hätte er nur erſt die Hälfte von allen den Schlägen! — — Doch ſieh, es iſt Tag! Ich muß nur bald meinen armen Herrn aufſuchen. Mit meinem Willen ſoll er keinen Fuß mehr in das vermaledeite Haus ſetzen. Wo wird er die Nacht zugebracht haben?

Zweiter Auftritt.
Der Wirth. Juſt.

Der Wirth. Guten Morgen, Herr Juſt, guten Morgen! Ei, ſchon ſo früh auf? Oder ſoll ich ſagen: noch ſo ſpät auf?

Juſt. Sage Er, was Er will.

Der Wirth. Ich ſage nichts, als guten Morgen; und das verdient doch wohl, daß Herr Juſt großen Dank darauf ſagt?

Juſt. Großen Dank!

Der Wirth. Man iſt verdrießlich, wenn man ſeine gehörige Ruhe nicht haben kann. Was gilt's, der Herr Major iſt nicht nach Hauſe gekommen, und Er hat hier auf ihn gelauert?

Juſt. Was der Mann nicht alles errathen kann!

Der Wirth. Ich vermuthe, ich vermuthe.

Juſt, kehrt ſich um und will gehen. Sein Diener!

Der Wirth hält ihn. Nicht doch, Herr Juſt!

Juſt. Nun gut; nicht Sein Diener!

Der Wirth. Ei, Herr Juſt! Ich will doch nicht hoffen, Herr Juſt, daß Er noch von geſtern her böſe iſt? Wer wird ſeinen Zorn über Nacht behalten?

Juſt. Ich; und über alle folgende Nächte.

Der Wirth. Iſt das chriſtlich?

Juſt. Eben ſo chriſtlich, als einen ehrlichen Mann der nicht gleich bezahlen kann, aus dem Hauſe ſtoßen, auf die Straße werfen.

Der Wirth. Pfui, wer könnte ſo gottlos ſeyn?

Juſt. Ein chriſtlicher Gaſtwirth — Meinen Herrn! ſo einen Mann! ſo einen Officier!

Der Wirth. Den hätte ich aus dem Hauſe geſtoßen? auf die Straße geworfen? Dazu habe ich viel zu viel Achtung für einen Officier, und viel zu viel Mitleid mit einem abgedankten! Ich habe ihm aus Noth ein ander Zimmer einräumen müſſen. — Denke Er nicht mehr daran, Herr Juſt. *Er ruft in die Scene.* Holla! — Ich will's auf andere Weiſe wieder gut machen. *Ein Junge kömmt.* Bring ein Gläschen; Herr Juſt will ein Gläschen haben, und was gutes!

Juſt. Mache Er ſich keine Mühe, Herr Wirth. Der Tropfen ſoll zu Gift werden, den — Doch ich will nicht ſchwören; ich bin noch nüchtern.

Der Wirth *zu dem Jungen, der eine Flaſche Liqueur und ein Glas bringt.* Gieb her; geh! — Nun, Herr Juſt; was ganz vortreffliches; ſtark, lieblich, geſund. *Er füllt und reicht ihm zu.* Das kann einen überwachten Magen wieder in Ordnung bringen!

Juſt. Bald dürfte ich nicht! — — Doch warum ſoll ich meiner Geſundheit ſeine Grobheit entgelten laſſen? — *Er nimmt und trinkt.*

Der Wirth. Wohl bekomm's, Herr Juſt!

Juſt, *indem er das Gläschen wieder zurück giebt.* Nicht übel! — Aber, Herr Wirth, Er iſt doch ein Grobian!

Der Wirth. Nicht doch, nicht doch! — Geſchwind noch eins; auf einem Bein iſt nicht gut ſtehen.

Juſt, *nachdem er getrunken.* Das muß ich ſagen: gut, ſehr gut! — Selbſt gemacht, Herr Wirth? —

Der Wirth. Behüte! veritabler Danziger! echter doppelter Lachs!

Juſt. Sieht Er, Herr Wirth; wenn ich heucheln könnte, ſo würde ich für ſo was heucheln; aber ich kann nicht; es muß raus — Er iſt doch ein Grobian, Herr Wirth!

Der Wirth. In meinem Leben hat mir das noch niemand geſagt. — Noch eins, Herr Juſt; aller guten Dinge ſind drei!

Juſt. Meinetwegen! *Er trinkt.* Gut Ding, wahrlich gut Ding! — Aber auch die Wahrheit iſt gut Ding. — Herr Wirth, Er iſt doch ein Grobian!

Der Wirth. Wenn ich es wäre, würde ich das wohl ſo mit anhören?

Juſt. O ja, denn ſelten hat ein Grobian Galle.

Der Wirth. Nicht noch eins, Herr Juſt? Eine vierfache Schnur hält deſto beſſer.

Juſt. Nein, zu viel iſt zu viel! Und was hilft's Ihn, Herr Wirth? Bis auf den letzten Tropfen in der Flaſche würde ich bei meiner Rede bleiben. Pfui, Herr Wirth; ſo guten Danziger zu haben und ſo ſchlechte Mores! — Einem Manne, wie meinem Herrn, der Jahr und Tag bei Ihm gewohnt, von dem Er ſchon ſo manchen ſchönen Thaler gezogen, der in ſeinem Leben keinen Heller ſchuldig geblieben iſt; weil er ein paar Monate her nicht prompt bezahlt, weil er nicht mehr ſo viel aufgehen läßt, — in der Abweſenheit das Zimmer auszuräumen!

Der Wirth. Da ich aber das Zimmer nothwendig brauchte? da ich voraus ſah, daß der Herr Major es ſelbſt gutwillig würde geräumt haben, wenn wir nur lange auf ſeine Zurückkunft hätten warten können? Sollte ich denn ſo eine fremde Herrſchaft wieder von meiner Thüre wegfahren laſſen? Sollte ich einem andern Wirthe ſo einen Verdienſt muthwillig in den Rachen jagen? Und ich glaube nicht einmal, daß ſie ſonſt wo untergekommen wäre. Die Wirthshäuſer ſind jetzt alle ſtark beſetzt. Sollte eine ſo junge, ſchöne, liebenswürdige Dame auf der Straße bleiben? Dazu iſt Sein Herr viel zu galant! Und was verliert er denn dabei? Habe ich ihm nicht ein anderes Zimmer dafür eingeräumt?

Juſt. Hinten an dem Taubenſchlag; die Ausſicht zwiſchen des Nachbars Feuermauern — —

Der Wirth. Die Ausſicht war wohl ſehr ſchön, ehe ſie der verzweifelte Nachbar verbaute. Das Zimmer iſt doch ſonſt galant und tapeziert —

Juſt. Geweſen!

Der Wirth. Nicht doch, die eine Wand iſt es noch. Und Sein Stübchen darneben, Herr Juſt; was fehlt dem Stübchen? Es hat einen Kamin, der zwar im Winter ein wenig raucht —

Juſt. Aber doch im Sommer recht hübſch läßt. — Herr, ich glaube gar, Er vexirt uns noch obendrein? —

Der Wirth. Nu, nu, Herr Juſt, Herr Juſt —

Juſt. Mache Er Herr Juſten den Kopf nicht warm, oder —

Der Wirth. Ich macht' ihn warm? der Danziger thut's! —

Juſt. Einen Officier, wie meinen Herrn! Oder meint Er, daß ein abgedankter Officier nicht auch ein Officier iſt, der Ihm den Hals brechen kann? Warum waret ihr denn im Kriege ſo geſchmeidig, ihr Herren Wirthe? Warum war denn da jeder Officier ein würdiger Mann, und jeder Soldat ein ehrlicher, braver Kerl? Macht euch das bißchen Frieden ſchon ſo übermüthig?

Der Wirth. Was ereifert Er ſich nun, Herr Juſt? —

Juſt. Ich will mich ereifern. — —

Dritter Auftritt.

v. **Tellheim.** **Der Wirth.** **Juſt.**

v. Tellheim, *im Hereintreten.* Juſt!

Juſt, *in der Meinung, daß ihn der Wirth nenne.* Juſt? — So bekannt ſind wir? —

v. Tellheim. Juſt!

Juſt. Ich dächte, ich wäre wohl Herr Juſt für Ihn!

Der Wirth, *der den Major gewahr wird.* St! ſt! Herr, Herr, Herr Juſt — ſehe Er ſich doch um; Sein Herr — —

v. Tellheim. Juſt, ich glaube du zankſt? Was habe ich dir befohlen?

Der Wirth. O, Ihro Gnaden! zanken? Da ſey Gott vor! Ihr unterthänigſter Knecht ſollte ſich unterſtehen mit einem, der die Gnade hat, Ihnen anzugehören, zu zanken?

Juſt. Wenn ich ihm doch eins auf den Katzenbuckel geben dürfte! — —

Der Wirth. Es iſt wahr, Herr Juſt ſpricht für ſeinen Herrn, und ein wenig hitzig. Aber daran thut er recht; ich ſchätze ihn um ſo viel höher; ich liebe ihn darum. —

Juſt. Daß ich ihm nicht die Zähne austreten ſoll!

Der Wirth. Nur Schade, daß er ſich umſonſt erhitzt. Denn ich bin gewiß verſichert, daß Ihro Gnaden keine Ungnade deßwegen auf mich geworfen haben, weil — die Noth — mich nothwendig —

v. Tellheim. Schon zu viel, mein Herr! Ich bin Ihnen ſchuldig; Sie räumen mir in meiner Abweſenheit das Zimmer aus; Sie müſſen bezahlt werden; ich muß wo anders unterzukommen ſuchen. Sehr natürlich!

Der Wirth. Wo anders? Sie wollen ausziehen, gnädiger Herr? Ich unglücklicher Mann! ich geſchlagener Mann! Nein, nimmermehr! Eher muß die Dame das Quartier wieder räumen. Der Herr Major kann ihr, will ihr ſein Zimmer nicht laſſen; das Zimmer iſt ſein; ſie muß fort; ich kann ihr nicht helfen. — Ich gehe, gnädiger Herr — —

v. Tellheim. Freund, nicht zwei dumme Streiche für einen! Die Dame muß in dem Beſitze des Zimmers bleiben —

Der Wirth. Und Ihro Gnaden ſollten glauben, daß ich aus Mißtrauen, aus Sorge für meine Bezahlung — —? Als wenn ich nicht wüßte, daß mich Ihro Gnaden bezahlen können, ſo bald Sie nur wollen. — — Das verſiegelte Beutelchen, — fünfhundert Thaler Louisd'or ſteht darauf, — — welches Ihro Gnaden in dem Schreibpulte ſtehen gehabt, — — iſt in guter Verwahrung. —

v. Tellheim. Das will ich hoffen; ſo wie meine übrige Sachen. — Juſt ſoll ſie in Empfang nehmen, wenn er Ihnen die Rechnung bezahlt hat. — —

Der Wirth. Wahrhaftig, ich erſchrack recht, als ich das Beutelchen fand. — Ich habe immer Ihro Gnaden für einen ordentlichen und vorſichtigen Mann gehalten, der ſich niemals ganz ausgiebt. — — Aber dennoch, — — wenn ich baar Geld in dem Schreibpulte vermuthet hätte — —

v. Tellheim. Würden Sie höflicher mit mir verfahren ſeyn. Ich verſtehe Sie. — Gehen Sie nur, mein Herr; laſſen Sie mich; ich habe mit meinem Bedienten zu ſprechen. — —

Der Wirth. Aber, gnädiger Herr — —

v. Tellheim. Komm Juſt, der Herr will nicht erlauben, daß ich dir in ſeinem Hauſe ſage, was du thun ſollſt. — —

Der Wirth. Ich gehe ja ſchon, gnädiger Herr! — Mein ganzes Haus iſt zu Ihren Dienſten.

Vierter Auftritt.

v. Tellheim. Juſt.

Juſt, der mit dem Fuße ſtampft und dem Wirthe nachſpuckt. Pfui!

v. Tellheim. Was giebt's?

Juſt. Ich erſticke vor Bosheit.

v. Tellheim. Das wäre ſo viel als an Vollblütigkeit.

Juſt. Und Sie, — Sie erkenne ich nicht mehr, mein Herr. Ich ſterbe vor Ihren Augen, wenn Sie nicht der Schutzengel dieſes hämiſchen, unbarmherzigen Rackers ſind! Trotz Galgen und Schwert und Rad hätte ich ihn — hätte ich ihn mit dieſen Händen erdroſſeln, mit dieſen Zähnen zerreißen wollen. —

v. Tellheim. Beſtie!

Juſt. Lieber Beſtie, als ſo ein Menſch!

v. Tellheim. Was willſt du aber?

Juſt. Ich will, daß Sie es empfinden ſollen, wie ſehr man Sie beleidigt.

v. Tellheim. Und dann?

Juſt. Daß Sie ſich rächten, — Nein, der Kerl iſt Ihnen zu gering. —

v. Tellheim. Sondern, daß ich es dir auftrüge, mich zu rächen? Das war von Anfang mein Gedanke. Er hätte mich nicht wieder mit Augen ſehen und ſeine Bezahlung aus deinen Händen empfangen ſollen. Ich weiß, daß du eine Hand voll Geld mit einer ziemlich verächtlichen Miene hinwerfen kannſt. —

Juſt. So? eine vortreffliche Rache! —

v. Tellheim. Aber die wir noch verſchieben müſſen. Ich habe keinen Heller baares Geld mehr! ich weiß auch keines aufzutreiben.

Juſt. Kein baares Geld? Und was iſt denn das für ein Beutel mit fünfhundert Thaler Louisd'or, den der Wirth in Ihrem Schreibpulte gefunden?

v. Tellheim. Das iſt Geld, welches mir aufzuheben gegeben worden.

Juſt. Doch nicht die hundert Piſtolen, die Ihnen Ihr alter Wachtmeiſter vor vier oder fünf Wochen brachte?

v. Tellheim. Die nämlichen, von Paul Wernern. Warum nicht?

Juſt. Dieſe haben Sie noch nicht gebraucht? Mein Herr, mit dieſen können Sie machen, was Sie wollen. Auf meine Verantwortung —

v. Tellheim. Wahrhaftig?

Juſt. Werner hörte von mir, wie ſehr man Sie mit Ihren Forderungen an die Generalkriegscaſſe aufzieht. Er hörte —

v. Tellheim. Daß ich ſicherlich zum Bettler werden würde, wenn ich es nicht ſchon wäre. — Ich bin dir ſehr verbunden, Juſt. — Und dieſe Nachricht vermochte Wernern, ſein bißchen Armuth mit mir zu theilen. — Es iſt mir doch lieb, daß ich es errathen habe. — Höre Juſt, mache mir zugleich auch deine Rechnung; wir ſind geſchiedene Leute. — —

Juſt. Wie? was?

v. Tellheim. Kein Wort mehr; es kömmt Jemand. —

Fünfter Auftritt.

Eine Dame in Trauer. v. Tellheim. Juſt.

Die Dame. Ich bitte um Verzeihung, mein Herr! —

v. Tellheim. Wen ſuchen Sie, Madame? —

Die Dame. Eben den würdigen Mann, mit welchem ich die Ehre habe zu ſprechen. Sie kennen mich nicht mehr? Ich bin die Wittwe Ihres ehemaligen Stabsrittmeiſters —

v. Tellheim. Um des Himmels willen, gnädige Frau! welche Veränderung! —

Die Dame. Ich ſtehe von dem Krankenbette auf, auf das mich der Schmerz über den Verluſt meines Mannes warf. Ich muß Ihnen früh beſchwerlich fallen, Herr Major. Ich reiſe auf das Land, wo mir eine gutherzige, aber eben auch nicht glückliche Freundin eine Zuflucht für's erſte angeboten. —

v. Tellheim zu Juſt. Geh, laß uns allein. —

Sechster Auftritt.

Die Dame. v. Tellheim.

v. Tellheim. Reden Sie frei, gnädige Frau! Vor mir dürfen Sie ſich Ihres Unglücks nicht ſchämen. Kann ich Ihnen worin dienen?

Die Dame. Mein Herr Major —

v. Tellheim. Ich beklage Sie, gnädige Frau! Worin kann ich Ihnen dienen? Sie wiſſen, Ihr Gemahl war mein Freund; mein Freund, ſage ich; ich war immer karg mit dieſem Titel.

Die Dame. Wer weiß es beſſer als ich, wie werth Sie ſeiner Freundſchaft waren, wie werth er der Ihrigen war? Sie würden ſein letzter Gedanke, Ihr Name der letzte Ton ſeiner ſterbenden Lippen geweſen ſeyn, hätte nicht die ſtärkere Natur dieſes traurige Vorrecht für ſeinen unglücklichen Sohn, für ſeine unglückliche Gattin gefordert —

v. Tellheim. Hören Sie auf, Madame! Weinen wollte ich mit Ihnen gern, aber ich habe heute keine Thränen. Verſchonen Sie mich! Sie finden mich in einer Stunde, wo ich leicht zu verleiten wäre, wider die Vorſicht zu murren. — O mein rechtſchaffener Marloff!

Geſchwind, gnädige Frau, was haben Sie zu befehlen? Wenn ich Ihnen zu dienen im Stande bin, wenn ich es bin —

Die Dame. Ich darf nicht abreiſen, ohne ſeinen letzten Willen zu vollziehen. Er erinnerte ſich kurz vor ſeinem Ende, daß er als Ihr Schuldner ſterbe, und beſchwor mich, dieſe Schuld mit der erſten Baarſchaft zu tilgen. Ich habe ſeine Equipage verkauft und komme ſeine Handſchrift einzulöſen. —

v. Tellheim. Wie, gnädige Frau? darum kommen Sie?

Die Dame. Darum. Erlauben Sie, daß ich das Geld aufzähle.

v. Tellheim. Nicht doch, Madame! Marloff mir ſchuldig? das kann ſchwerlich ſeyn. Laſſen Sie doch ſehen. Er zieht ſein Taſchenbuch heraus und ſucht. Ich finde nichts.

Die Dame. Sie werden ſeine Handſchrift verlegt haben, und die Handſchrift thut nichts zur Sache. — Erlauben Sie —

v. Tellheim. Nein, Madame! ſo etwas pflege ich nicht zu verlegen. Wenn ich ſie nicht habe, ſo iſt es ein Beweis, daß ich nie eine gehabt habe, oder daß ſie getilgt und von mir ſchon zurück gegeben worden.

Die Dame. Herr Major! —

v. Tellheim. Ganz gewiß, gnädige Frau. Marloff iſt mir nichts ſchuldig geblieben. Ich wüßte mich auch nicht zu erinnern, daß er mir jemals etwas ſchuldig geweſen wäre. Nicht anders, Madame; er hat mich vielmehr als ſeinen Schuldner hinterlaſſen. Ich habe nie etwas thun können, mich mit einem Manne abzufinden, der ſechs Jahre Glück und Unglück, Ehre und Gefahr mit mir getheilt. Ich werde es nicht vergeſſen, daß ein Sohn von ihm da iſt. Er wird mein Sohn ſeyn, ſobald ich ſein Vater ſeyn kann. Die Verwirrung, in der ich mich jetzt ſelbſt befinde —

Die Dame. Edelmüthiger Mann! Aber denken Sie auch von mir nicht zu klein. Nehmen Sie das Geld, Herr Major; ſo bin ich wenigſtens beruhigt. —

v. Tellheim. Was brauchen Sie zu Ihrer Beruhigung weiter, als meine Verſicherung, daß mir dieſes Geld nicht gehört? Oder wollen Sie, daß ich die unerzogene Waiſe meines Freundes beſtehlen ſoll? Beſtehlen, Madame; das würde es in dem eigentlichſten Verſtande ſeyn. Ihm gehört es, für ihn legen Sie es an. —

Die Dame. Ich verſtehe Sie; verzeihen Sie nur, wenn ich noch nicht recht weiß, wie man Wohlthaten annehmen muß. Woher wiſſen es denn aber auch Sie, daß eine Mutter mehr für ihren Sohn thut, als ſie für ihr eigen Leben thun würde? Ich gehe —

v. Tellheim. Gehen Sie, Madame, gehen Sie! Reiſen Sie glücklich! Ich bitte Sie nicht, mir Nachricht von Ihnen zu geben. Sie möchte mir zu einer Zeit kommen, wo ich ſie nicht nutzen könnte. Aber noch eines, gnädige Frau; bald hätte ich das Wichtigſte vergeſſen. Marloff hat noch an der Kaſſe unſeres ehemaligen Regiments zu fordern. Seine Forderungen ſind ſo richtig wie die meinigen. Werden meine bezahlt, ſo müſſen auch die ſeinigen bezahlt werden. Ich hafte dafür. —

Die Dame. O! mein Herr — Aber ich ſchweige lieber. — Künftige Wohlthaten ſo vorbereiten, heißt ſie in den Augen des Himmels ſchon erwieſen haben. Empfangen Sie ſeine Belohnung und meine Thränen! Geht ab.

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim.

Armes, braves Weib! Ich muß nicht vergeſſen, den Bettel zu vernichten. Er nimmt aus ſeinem Taſchenbuche Briefſchaften, die er zerreißt. Wer ſteht mir dafür, daß eigener Mangel mich nicht einmal verleiten könnte, Gebrauch davon zu machen?

Achter Auftritt.

Juſt. v. Tellheim.

v. Tellheim. Biſt du da?

Juſt, indem er ſich die Augen wiſcht. Ja!

v. Tellheim. Du haſt geweint?

Juſt. Ich habe in der Küche meine Rechnung geſchrieben, und die Küche iſt voll Rauch. Hier iſt ſie, mein Herr!

v. Tellheim. Gieb her.

Juſt. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr. Ich weiß wohl, daß die Menſchen mit Ihnen keine haben; aber —

v. Tellheim. Was willſt du?

Juſt. Ich hätte mir eher den Tod als meinen Abſchied vermuthet.

v. Tellheim. Ich kann dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. Schlägt die Rechnung auf und lieſt. „Was der Herr Major mir ſchuldig: Drei und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht 21 Thaler. Seit dem erſten dieſes an Kleinigkeiten ausgelegt 1 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf.“ — Gut, und es iſt billig, daß ich dieſen laufenden Monat ganz bezahle.

Juſt. Die andere Seite, Herr Major —

v. Tellheim. Noch mehr? Lieſt. „Was dem Herrn Major ich ſchuldig: An den Feldſcheer für mich bezahlt 25 Thlr. Für Wartung und Pflege während meiner Kur für mich bezahlt 39 Thlr. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater auf meine Bitte vorgeſchoſſen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geſchenkt, 50 Thlr. Summa Summarum 114 Thlr. Davon abgezogen vorſtehende 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Bleibe dem Herrn Major ſchuldig 91 Thlr. 16 Gr. 3 Pf.“ — Kerl, du biſt toll! —

Juſt. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koſte. Aber es wäre verlorene Dinte, es dazu zu ſchreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen, und wenn Sie mir vollends die Liverei nehmen, die ich auch noch nicht verdient habe, — ſo wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem Lazarethe krepiren laſſen.

v. Tellheim. Wofür ſiehſt du mich an? Du biſt mir nichts ſchuldig, und ich will dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bei dem du es beſſer haben ſollſt, als bei mir.

Juſt. Ich bin Ihnen nichts ſchuldig, und doch wollen Sie mich verſtoßen?

v. Tellheim. Weil ich dir nichts ſchuldig werden will.

Juſt. Darum? nur darum? — So gewiß ich Ihnen ſchuldig bin, ſo gewiß Sie mir nichts ſchuldig werden können, ſo gewiß ſollen Sie mich nun nicht verſtoßen. — Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major, ich bleibe bei Ihnen; ich muß bei Ihnen bleiben. —

v. Tellheim. Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes, ungeſtümes Weſen gegen Alle, von denen du meinſt, daß ſie dir nichts zu ſagen haben, deine tückiſche Schadenfreude, deine Rachſucht — —

Juſt. Machen Sie mich ſo ſchlimm wie Sie wollen, ich will darum doch nicht ſchlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter ging ich in der Dämmerung an dem Kanale und hörte etwas winſeln. Ich ſtieg herab und griff nach der Stimme, und glaubte ein Kind zu retten und zog einen Pudel aus dem Waſſer. Auch gut, dachte ich. Der Pudel kam mir nach, aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umſonſt; ich prügelte ihn von mir, umſonſt. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thüre auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, ſtieß ich ihn mit dem Fuße; er ſchrie, ſah mich an und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Biſſen Brod aus meiner Hand bekommen, und doch bin ich der Einzige, dem er hört und der ihn anrühren darf. Er ſpringt vor mir her und macht mir ſeine Künſte unbefohlen vor. Es iſt ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger treibt, ſo höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu ſeyn.

v. Tellheim bey Seite. So wie ich ihm! Nein, es giebt keine völlige Unmenſchen! — — Juſt, wir bleiben beiſammen.

Juſt. Ganz gewiß! — Sie wollten ſich ohne Bedienten behelfen? Sie vergeſſen Ihrer Bleſſuren und daß Sie nur eines Armes mächtig ſind. Sie können ſich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich, und bin — — ohne mich ſelbſt zu rühmen, Herr Major — und bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmſte zum Schlimmen kömmt — für ſeinen Herrn betteln und ſtehlen kann.

v. Tellheim. Juſt, wir bleiben nicht beiſammen.

Juſt. Schon gut!

Neunter Auftritt.

Ein Bedienter. v. Tellheim. Juſt.

Der Bediente. Bſt! Kamerad!

Juſt. Was giebt's?

Der Bediente. Kann Er mir nicht den Officier nachweiſen, der geſtern noch in dieſem Zimmer, auf eines an der Seite zeigend, von welcher er herkömmt, gewohnt hat?

Juſt. Das dürfte ich leicht können. Was bringt Er ihm?

Der Bediente. Was wir immer bringen, wenn wir nichts bringen, ein Kompliment. Meine Herrſchaft hört, daß er durch ſie verdrängt worden. Meine Herrſchaft weiß zu leben, und ich ſoll ihn deßfalls um Verzeihung bitten.

Juſt. Nun, ſo bitte Er ihn um Verzeihung. da ſteht er.

Der Bediente. Was iſt er? Wie nennt man ihn?

v. Tellheim. Mein Freund, ich habe Euern Auftrag ſchon gehört. Es iſt eine überflüſſige Höflichkeit von Eurer Herrſchaft, die ich erkenne, wie ich ſoll. Macht ihr meinen Empfehl. — Wie heißt Eure Herrſchaft? —

Der Bediente. Wie ſie heißt? Sie läßt ſich gnädiges Fräulein heißen.

v. Tellheim. Und ihr Familienname?

Der Bediente. Den habe ich noch nicht gehört, und darnach zu fragen, iſt meine Sache nicht. Ich richte mich ſo ein, daß ich meiſtentheils alle ſechs Wochen eine neue Herrſchaft habe. Der Henker behalte alle ihre Namen! —

Juſt. Bravo, Kamerad!

Der Bediente. Zu dieſer bin ich erſt vor wenig Tagen in Dresden gekommen. Sie ſucht, glaube ich, hier ihren Bräutigam. —

v. Tellheim. Genug, mein Freund. Den Namen Eurer Herrſchaft wollte ich wiſſen, aber nicht ihre Geheimniſſe. Geht nur!

Der Bediente. Kamerad, das wäre kein Herr für mich!

Zehnter Auftritt.

v. Tellheim. Juſt.

v. Tellheim. Mache, Juſt, mache, daß wir aus dieſem Hauſe kommen! Die Höflichkeit der fremden Dame iſt mir empfindlicher, als die Grobheit des Wirths. Hier nimm dieſen Ring, die einzige Koſtbarkeit, die mir übrig iſt, von der ich nie geglaubt hätte, einen ſolchen Gebrauch zu machen! — Verſetze ihn! laß dir achtzig Friedrichsd'or darauf geben; die Rechnung des Wirths kann keine dreißig betragen. Bezahle ihn und räume meine Sachen — Ja, wohin? — Wohin du willſt. Der wohlfeilſte Gaſthof der beſte. Du ſollſt mich hier nebenan auf dem Kaffeehauſe treffen. Ich gehe; mache deine Sache gut. —

Juſt. Sorgen Sie nicht, Herr Major!

v. Tellheim kömmt wieder zurück. Vor allen Dingen, daß meine Piſtolen, die hinter dem Bette gehangen, nicht vergeſſen werden.

Juſt. Ich will nichts vergeſſen.

v. Tellheim kömmt nochmals zurück. Noch Eins: Nimm mir auch deinen Pudel mit! Hörſt du, Juſt!

Eilfter Auftritt.

Juſt.

Der Pudel wird nicht zurückbleiben. Dafür laß ich den Pudel ſorgen. — Hm! auch den koſtbaren Ring hat der Herr noch gehabt? Und trug ihn in der Taſche, anſtatt am Finger? — Guter Wirth, wir ſind ſo kahl noch nicht, als wir ſcheinen. Bei ihm, bei ihm ſelbſt will ich dich verſetzen, ſchönes Ringelchen! Ich weiß, er ärgert ſich, daß du in ſeinem Hauſe nicht ganz ſollſt verzehrt werden! — Ah —

Zwölfter Auftritt.

Paul Werner. Juſt.

Juſt. Sieh da, Werner! Guten Tag, Werner! Willkommen in der Stadt!

Werner. Das verwünſchte Dorf! Ich kann's unmöglich wieder gewohnt werden. Luſtig, Kinder, luſtig; ich bringe friſches Geld! Wo iſt der Major?

Juſt. Er muß dir begegnet ſeyn, er ging eben die Treppe herab.

Werner. Ich komme die Hintertreppe herauf. Nun, wie geht's ihm? Ich wäre ſchon vorige Woche bei euch geweſen, aber —

Juſt. Nun? was hat dich abgehalten? —

Werner. — Juſt — haſt du von dem Prinzen Heraklius gehört?

Juſt. Heraklius? Ich wüßte nicht.

Werner. Kennſt du den großen Helden im Morgenlande nicht?

Juſt. Die Weiſen aus dem Morgenlande kenn' ich wohl, die ums Neujahr mit dem Sterne herumlaufen — —

Werner. Menſch, ich glaube, du lieſt eben ſo wenig die Zeitungen, als die Bibel? — Du kennſt den Prinz Heraklius nicht? den braven Mann nicht, der Perſien weggenommen und nächſter Tage die ottomanniſche Pforte einſprengen wird? Gott ſey Dank, daß doch noch irgendwo in der Welt Krieg iſt! Ich habe lange genug gehofft, es ſollte hier wieder losgehen. Aber da ſitzen ſie und heilen ſich die Haut. Nein, Soldat war ich, Soldat muß ich wieder ſeyn! Kurz — indem er ſich vorſichtig umſieht, ob ihn jemand behorcht, im Vertrauen, Juſt, ich wandere nach Perſien, um unter Sr. Königl. Hoheit, dem Prinzen Heraklius, ein paar Feldzüge wider den Türken zu machen.

Juſt. Du?

Werner. Ich, wie du mich hier ſiehſt! Unſere Vorfahren zogen fleißig wider den Türken, und das ſollten wir noch thun, wenn wir ehrliche Kerls und gute Chriſten wären. Freilich begreife ich wohl, daß ein Feldzug wider den Türken nicht halb ſo luſtig ſeyn kann, als einer wider den Franzoſen; aber dafür muß er auch deſto verdienſtlicher ſeyn, in dieſem und in jenem Leben. Die Türken haben dir alle Säbels mit Diamanten beſetzt —

Juſt. Um mir von ſo einem Säbel den Kopf ſpalten zu laſſen, reiſe ich nicht eine Meile. Du wirſt doch nicht toll ſeyn, und dein ſchönes Schulzengericht verlaſſen? —

Werner. O, das nehme ich mit! — Merkſt du was? — Das Gütchen iſt verkauft — —

Juſt. Verkauft?

Werner. St! — Hier ſind hundert Dukaten, die ich geſtern auf den Kauf bekommen; die bring' ich dem Major —

Juſt. Und was ſoll der damit?

Werner. Was er damit ſoll? Verzehren ſoll er ſie; verſpielen, vertrinken, ver — wie er will. Der Mann muß Geld haben, und es iſt ſchlecht genug, daß man ihm das Seinige ſo ſauer macht! Aber ich wüßte ſchon, was ich thäte, wenn ich an ſeiner Stelle wäre! Ich dächte: hol' euch hier alle der Henker, und ginge mit Paul Wernern nach Perſien! — Blitz! — der Prinz Heraklius muß ja wohl von dem Major Tellheim gehört haben, wenn er auch ſchon ſeinen geweſenen Wachtmeiſter Paul Werner nicht kennt. Unſere Affaire bei den Katzenhäuſern —

Juſt. Soll ich dir die erzählen? —

Werner. Du mir? — Ich merke wohl, daß eine ſchöne Diſpoſition über deinen Verſtand geht. Ich will meine Perlen nicht vor die Säue werfen. — Da nimm die hundert Dukaten, gieb ſie dem Major. Sage ihm, er ſoll mir auch die aufheben. Ich muß jetzt auf den Markt, ich habe zwei Wiſpel Roggen herein geſchickt; was ich daraus erlöſe, kann er gleichfalls haben. —

Juſt. Werner, du meinſt es herzlich gut, aber wir mögen dein Geld nicht. Behalte deine Dukaten, und deine hundert Piſtolen kannſt du auch unverſehrt wieder bekommen, ſobald als du willſt. —

Werner. So? Hat denn der Major noch Geld?

Juſt. Nein.

Werner. Hat er ſich wo welches geborgt?

Juſt. Nein.

Werner. Und wovon lebt ihr denn?

Juſt. Wir laſſen anſchreiben, und wenn man nicht mehr anſchreiben will und uns zum Hauſe herauswirft, ſo verſetzen wir, was wir noch haben, und ziehen weiter. — Höre nur, Paul; dem Wirthe hier müſſen wir einen Poſſen ſpielen.

Werner. Hat er dem Major was in den Weg gelegt? — Ich bin dabei.

Juſt. Wie wär's, wenn wir ihm des Abends, wenn er aus der Tabagie kömmt, aufpaßten, und ihn brav durchprügelten? —

Werner. Des Abends? — Aufpaßten? — Ihrer Zwei, Einem? — Das iſt nichts. —

Juſt. Oder, wenn wir ihm das Haus über dem Kopf anſteckten? —

Werner. Sengen und brennen? — Kerl, man hört's, daß du Packknecht geweſen biſt, und nicht Soldat; — pfui!

Juſt. Oder, wenn wir ihm ſeine Tochter zur Hure machten? Sie iſt zwar verdammt häßlich — —

Werner. O, da wird ſie's lange ſchon ſeyn! Und allenfalls brauchſt du auch hierzu keinen Gehülfen. Aber was haſt du denn? Was giebt's denn?

Juſt. Komm nur, du ſollſt dein Wunder hören!

Werner. So iſt der Teufel wohl hier gar los?

Juſt. Ja wohl, komm nur!

Werner. Deſto beſſer! Nach Perſien alſo, nach Perſien!

Zweiter Aufzug.

Die Scene iſt in dem Zimmer des Fräuleins.

Erſter Auftritt.

Minna von Barnhelm. Franziska.

Das Fräulein, im Negligee, nach ihrer Uhr ſehend. Franziska, wir ſind auch ſehr früh aufgeſtanden. Die Zeit wird uns lang werden.

Franziska. Wer kann in den verzweifelten großen Städten ſchlafen? Die Karoſſen, die Nachtwächter, die Trommeln, die Katzen, die Korporals — das hört nicht auf zu raſſeln, zu ſchreien, zu wirbeln, zu mauen, zu fluchen; gerade als ob die Nacht zu nichts weniger wäre, als zur Ruhe. — Eine Taſſe Thee, gnädiges Fräulein? —

Das Fräulein. Der Thee ſchmeckt mir nicht.

Franziska. Ich will von unſerer Chokolade machen laſſen.

Das Fräulein. Laß machen, für dich!

Franziska. Für mich? Ich wollte eben ſo gern für mich allein plaudern, als für mich allein trinken. — Freilich wird uns die Zeit ſo lang werden. — Wir werden vor langer Weile uns putzen müſſen, und das Kleid verſuchen, in welchem wir den erſten Sturm geben wollen.

Das Fräulein. Was redeſt du von Stürmen, da ich bloß herkomme, die Haltung der Kapitulation zu fordern?

Franziska. Und der Herr Officier, den wir vertrieben und dem wir das Kompliment darüber machen laſſen; er muß auch nicht die feinſte Lebensart haben, ſonſt hätte er wohl um die Ehre können bitten laſſen, uns ſeine Aufwartung machen zu dürfen. —

Das Fräulein. Es ſind nicht alle Officiere Tellheims. Die Wahrheit zu ſagen, ich ließ ihm das Kompliment auch bloß machen, um Gelegenheit zu haben, mich nach dieſem bei ihm zu erkundigen. — Franziska, mein Herz ſagt es mir, daß meine Reiſe glücklich ſeyn wird, daß ich ihn finden werde. —

Franziska. Das Herz, gnädiges Fräulein? Man traue doch ja ſeinem Herzen nicht zu viel. Das Herz redet uns gewaltig gerne nach dem Maule. Wenn das Maul eben ſo geneigt wäre, nach dem Herzen zu reden, ſo wäre die Mode längſt aufgekommen, die Mäuler unterm Schloſſe zu tragen.

Das Fräulein. Ha! ha! Mit deinen Mäulern unterm Schloſſe! Die Mode wäre mir eben recht!

Franziska. Lieber die ſchönſten Zähne nicht gezeigt, als alle Augenblicke das Herz darüber ſpringen laſſen!

Das Fräulein. Was? Biſt du ſo zurückhaltend? —

Franziska. Nein, gnädiges Fräulein; ſondern ich wollte es gern mehr ſeyn. Man ſpricht ſelten von der Tugend, die man hat; aber deſto öfter von der, die uns fehlt.

Das Fräulein. Siehſt du, Franziska? da haſt du eine ſehr gute Anmerkung gemacht. —

Franziska. Gemacht? Macht man das, was Einem ſo einfällt?

Das Fräulein. Und weißt du, warum ich eigentlich dieſe Anmerkung ſo gut finde? Sie hat viel Beziehung auf meinen Tellheim.

Franziſka. Was hätte bei Ihnen nicht auch Beziehung auf ihn?

Das Fräulein. Freund und Feind ſagen, daß er der tapferſte Mann von der Welt iſt. Aber wer hat ihn von Tapferkeit jemals reden hören? Er hat das rechtſchaffenſte Herz; aber Rechtſchaffenheit und Edelmuth ſind Worte, die er nie auf die Zunge bringt.

Franziſka. Von was für Tugenden ſpricht er denn?

Das Fräulein. Er ſpricht von keiner; denn ihm fehlt keine.

Franziſka. Das wollte ich nur hören.

Das Fräulein. Warte, Franziska; ich beſinne mich. Er ſpricht ſehr oft von Oekonomie. Im Vertrauen, Franziska, ich glaube, der Mann iſt ein Verſchwender.

Franziſka. Noch Eins, gnädiges Fräulein. Ich habe ihn auch ſehr oft der Treue und Beſtändigkeit gegen Sie erwähnen hören. Wie, wenn der Herr auch ein Flattergeiſt wäre?

Das Fräulein. Du Unglückliche! — Aber meinſt du das im Ernſte, Franziska?

Franziſka. Wie lange hat er Ihnen nun ſchon nicht geſchrieben?

Das Fräulein. Ach! ſeit dem Frieden hat er mir nur ein einzigesmal geſchrieben.

Franziſka. Auch ein Seufzer wider den Frieden! Wunderbar! der Friede ſollte nur das Böſe wieder gut machen, das der Krieg geſtiftet, und er zerrüttet auch das Gute, was dieſer ſein Gegenpart etwa noch veranlaßt hat. Der Friede ſollte ſo eigenſinnig nicht ſeyn! — Und wie lange haben wir ſchon Friede? Die Zeit wird Einem gewaltig lang, wenn es ſo wenig Neuigkeiten giebt. — Umſonſt gehen die Poſten wieder richtig, Niemand ſchreibt, denn Niemand hat was zu ſchreiben.

Das Fräulein. Es iſt Friede, ſchrieb er mir, und ich nähere mich der Erfüllung meiner Wünſche. Aber daß er mir dieſes nur einmal, nur ein einzigesmal geſchrieben —

Franziſka. — Daß er uns zwingt, dieſer Erfüllung der Wünſche ſelbſt entgegen zu eilen; finden wir ihn nur, das ſoll er uns entgelten! — Wenn indeß der Mann doch Wünſche erfüllt hätte, und wir erführen hier —

Das Fräulein, ängſtlich und hitzig. Daß er todt wäre?

Franziſka. Für Sie, gnädiges Fräulein; in den Armen einer andern. —

Das Fräulein. Du Quälgeiſt! Warte, Franziska, er ſoll dir es gedenken! — Doch, ſchwatze nur; ſonſt ſchlafen wir wieder ein. — Sein Regiment ward nach dem Frieden zerriſſen. Wer weiß, in welche Verwirrungen von Rechnungen und Nachweiſungen er dadurch gerathen? Wer weiß, zu welchem andern Regimente, in welche entlegene Provinz er verſetzt worden? Wer weiß, welche Umſtände — Es pocht Jemand.

Franziſka. Herein!

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Die Vorigen.

Der Wirth, den Kopf voranſteckend. Iſt es erlaubt, meine gnädige Herrſchaft? —

Franziſka. Unſer Herr Wirth? — Nur vollends herein!

Der Wirth, mit einer Feder hinter dem Ohre, ein Blatt Papier und Schreibzeug in der Hand. Ich komme, gnädiges Fräulein, Ihnen einen unterthänigen guten Morgen zu wünſchen, — zur Franziska: und auch Ihr, mein ſchönes Kind —

Franziſka. Ein höflicher Mann!

Das Fräulein. Wir bedanken uns.

Franziſka. Und wünſchen Ihm auch einen guten Morgen.

Der Wirth. Darf ich mich unterſtehen zu fragen, wie Ihro Gnaden die erſte Nacht unter meinem ſchlechten Dache geruhet? —

Franziſka. Das Dach iſt ſo ſchlecht nicht, Herr Wirth; aber die Betten hätten können beſſer ſeyn.

Der Wirth. Was höre ich? Nicht wohl geruht? Vielleicht, daß die gar zu große Ermüdung von der Reiſe —

Das Fräulein. Es kann ſeyn.

Der Wirth. Gewiß! gewiß! Denn ſonſt — — Indeß ſollte etwas nicht vollkommen nach Ihro Gnaden Bequemlichkeit geweſen ſeyn, ſo geruhen Ihro Gnaden nur zu befehlen.

Franziſka. Gut, Herr Wirth! gut! Wir ſind auch nicht blöde; und am wenigſten muß man im Gaſthofe blöde ſeyn. Wir wollen ſchon ſagen, wie wir es gern hätten.

Der Wirth. Hiernächſt komme ich zugleich — indem er die Feder hinter dem Ohre hervorzieht.

Franziſka. Nun?

Der Wirth. Ohne Zweifel kennen Ihro Gnaden ſchon die weiſen Verordnungen unſerer Polizei.

Das Fräulein. Nicht im Geringſten, Herr Wirth. —

Der Wirth. Wir Wirthe ſind angewieſen, keinen Fremden, weß Standes und Geſchlechtes er auch ſey, vierundzwanzig Stunden zu behauſen, ohne ſeinen Namen, Heimath, Charakter, hieſige Geſchäfte, vermuthliche Dauer des Aufenthalts, und ſo weiter, gehörigen Orts ſchriftlich einzureichen.

Das Fräulein. Sehr wohl.

Der Wirth. Ihro Gnaden werden alſo ſich gefallen laſſen — indem er an einen Tiſch tritt und ſich fertig macht zu ſchreiben.

Das Fräulein. Sehr gern. — Ich heiße —

Der Wirth. Einen kleinen Augenblick Geduld! — Er ſchreibt. „Dato, den 22. Auguſt a. c. allhier zum Könige von Spanien angelangt" — Nun Dero Namen, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Das Fräulein von Barnhelm.

Der Wirth ſchreibt. „von Barnhelm" — Kommend? woher, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Von meinen Gütern aus Sachſen.

Der Wirth ſchreibt. „Gütern aus Sachſen" — Aus Sachſen! Ei, ei, aus Sachſen, gnädiges Fräulein? aus Sachſen?

Franziſka. Nun? Warum nicht? Es iſt doch wohl hier zu Lande keine Sünde, aus Sachſen zu ſeyn?

Der Wirth. Eine Sünde? Behüte! Das wäre ja eine ganz neue Sünde! — Aus Sachſen alſo? Ei, ei, aus Sachſen! Das liebe Sachſen! — Aber wo mir recht iſt, gnädiges Fräulein, Sachſen iſt nicht klein und hat mehrere — wie ſoll ich es nennen? — Diſtrikte, Provinzen. — Unſere Polizei iſt ſehr exact, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Ich verſtehe: von meinen Gütern aus Thüringen alſo.

Der Wirth. Aus Thüringen! Ja, das iſt beſſer, gnädiges Fräulein, das iſt genauer. — Schreibt und lieſt. „Das Fräulein von Barnhelm, kommend von ihren Gütern aus Thüringen, nebſt einer Kammerfrau und zwei Bedienten" —

Franziſka. Einer Kammerfrau? Das ſoll ich wohl ſeyn?

Der Wirth. Ja, mein ſchönes Kind. —

Franziſka. Nun, Herr Wirth, ſo ſetzen Sie anſtatt Kammerfrau Kammerjungfer. — Ich höre, die Polizei iſt ſehr exact; es möchte ein Mißverſtändniß geben, welches mir bei meinem Aufgebot einmal Händel machen könnte. Denn ich bin wirklich noch Jungfer und heiße Franziſka: mit dem Geſchlechtsnamen Willig; Franziſka Willig. Ich bin auch aus Thüringen. Mein Vater war Müller auf einem von den Gütern des gnädigen Fräuleins. Es heißt Klein-Rammsdorf. Die Mühle hat jetzt mein Bruder. Ich kam ſehr jung auf den Hof und ward mit dem gnädigen Fräulein erzogen. Wir ſind von einem Alter, künftige Lichtmeß einundzwanzig Jahr. Ich habe alles gelernt, was das gnädige Fräulein gelernt hat. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn mich die Polizei recht kennt.

Der Wirth. Gut, mein ſchönes Kind, das will ich mir auf weitere Nachfrage merken. — Aber nunmehr, gnädiges Fräulein, Dero Verrichtungen allhier? —

Das Fräulein. Meine Verrichtungen?

Der Wirth. Suchen Ihro Gnaden etwas bei des Königs Majeſtät?

Das Fräulein. O nein!

Der Wirth. Oder bei unſern hohen Juſtizcollegiis?

Das Fräulein. Auch nicht.

Der Wirth. Oder —

Das Fräulein. Nein, nein. Ich bin lediglich in meinen eigenen Angelegenheiten hier.

Der Wirth. Ganz wohl, gnädiges Fräulein; aber wie nennen ſich dieſe eigenen Angelegenheiten?

Das Fräulein. Sie nennen ſich — Franziſka, ich glaube, wir werden vernommen.

Franziſka. Herr Wirth, die Polizei wird doch nicht die Geheimniſſe eines Frauenzimmers zu wiſſen verlangen?

Der Wirth. Allerdings, mein ſchönes Kind; die Polizei will alles, alles wiſſen; und beſonders Geheimniſſe.

Franziſka. Ja nun, gnädiges Fräulein; was iſt zu thun? — So hören Sie nur, Herr Wirth; — aber daß es ja unter uns und der Polizei bleibt! —

Das Fräulein. Was wird ihm die Närrin ſagen?

Franziſka. Wir kommen, dem Könige einen Officier wegzukapern —

Der Wirth. Wie? was? Mein Kind! mein Kind!

Franziſka. Oder uns von dem Officier kapern zu laſſen. Beides iſt eins.

Das Fräulein. Franziſka, biſt du toll? — Herr Wirth, die Naſeweiſe hat Sie zum Beſten.

Der Wirth. Ich will nicht hoffen! Zwar mit meiner Wenigkeit kann ſie ſcherzen ſo viel, wie ſie will, nur mit einer hohen Polizei —

Das Fräulein. Wiſſen Sie was, Herr Wirth? — Ich weiß mich in dieſer Sache nicht zu nehmen. Ich dächte, Sie ließen die ganze Schreiberei bis auf die Ankunft meines Oheims. Ich habe Ihnen ſchon geſtern geſagt, warum er nicht mit mir zugleich angekommen. Er verunglückte zwei Meilen von hier mit ſeinem Wagen, und wollte durchaus nicht, daß mich dieſer Zufall eine Nacht mehr koſten ſollte. Ich mußte alſo voran. Wenn er vierundzwanzig Stunden nach mir eintrifft, ſo iſt es das längſte.

Der Wirth. Nun ja, gnädiges Fräulein, ſo wollen wir ihn erwarten.

Das Fräulein. Er wird auf Ihre Fragen beſſer antworten können. Er wird wiſſen, wem und wie weit er ſich zu entdecken hat; was er von ſeinen Geſchäften anzeigen muß, und was er davon verſchweigen darf.

Der Wirth. Deſto beſſer! Freilich, freilich kann man von einem jungen Mädchen, die Franziſka mit einer bedeutenden Miene anſieht, nicht verlangen, daß es eine ernſthafte Sache mit ernſthaften Leuten ernſthaft tractire —

Das Fräulein. Und die Zimmer für ihn ſind doch in Bereitſchaft, Herr Wirth?

Der Wirth. Völlig, gnädiges Fräulein, völlig, bis auf das eine —

Franziſka. Aus dem Sie vielleicht auch noch erſt einen ehrlichen Mann vertreiben müſſen?

Der Wirth. Die Kammerjungfern aus Sachſen, gnädiges Fräulein, ſind wohl ſehr mitleidig. —

Das Fräulein. Doch, Herr Wirth, das haben Sie nicht gut gemacht. Lieber hätten Sie uns nicht einnehmen ſollen.

Der Wirth. Wie ſo, gnädiges Fräulein, wie ſo?

Das Fräulein. Ich höre, daß der Officier, welcher durch uns verdrängt worden —

Der Wirth. Ja nur ein abgedankter Officier iſt, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Wenn ſchon! —

Der Wirth. Mit dem es zu Ende geht. —

Das Fräulein. Deſto ſchlimmer! Es ſoll ein ſehr verdienter Mann ſeyn.

Der Wirth. Ich ſage Ihnen ja, daß er abgedankt iſt.

Das Fräulein. Der König kann nicht alle verdiente Männer kennen.

Der Wirth. O gewiß, er kennt ſie, er kennt ſie alle. —

Das Fräulein. So kann er ſie nicht alle belohnen.

Der Wirth. Sie wären alle belohnt, wenn ſie darnach gelebt hätten. Aber ſo lebten die Herren während des Krieges, als ob ewig Krieg bleiben würde; als ob das Dein und Mein ewig aufgehoben ſeyn würde. Jetzt liegen alle Wirthshäuſer und Gaſthöfe von ihnen voll; und ein Wirth hat ſich wohl mit ihnen in Acht zu nehmen. Ich bin mit dieſem noch ſo ziemlich weggekommen. Hatte er gleich kein Geld mehr, ſo hatte er doch noch Geldeswerth, und zwei, drei Monate hätte ich ihn freilich noch ruhig können ſitzen laſſen. Doch beſſer iſt beſſer. — Apropos, gnädiges Fräulein; Sie verſtehen ſich doch auf Juwelen? —

Das Fräulein. Nicht ſonderlich.

Der Wirth. Was ſollten Ihro Gnaden nicht? — Ich muß Ihnen einen Ring zeigen, einen koſtbaren Ring. Zwar gnädiges Fräulein haben da auch einen ſehr ſchönen am Finger, und je mehr ich ihn betrachte, je mehr muß ich mich wundern, daß er dem meinigen ſo ähnlich iſt. — O! ſehen Sie doch, ſehen Sie doch! Indem er ihn aus dem Futteral herausnimmt und dem Fräulein zureicht. Welch ein Feuer! Der mittelſte Brillant allein wiegt über fünf Karat.

Das Fräulein, ihn betrachtend. Wo bin ich? Was ſeh' ich? Dieſer Ring —

Der Wirth. Iſt ſeine fünfzehnhundert Thaler unter Brüdern werth.

Das Fräulein. Franziſka! — Sieh doch! —

Der Wirth. Ich habe mich auch nicht einen Augenblick bedacht, achtzig Piſtolen darauf zu leihen.

Das Fräulein. Erkennſt du ihn nicht, Franziſka?

Franziſka. Der nämliche! — Herr Wirth, wo haben Sie dieſen Ring her? —

Der Wirth. Nun, mein Kind? Sie hat doch wohl kein Recht daran?

Franziſka. Wir kein Recht an dieſem Ringe? — Inwärts auf dem Kaſten muß der Fräulein verzogener Name ſtehen. — Weiſen Sie doch, Fräulein.

Das Fräulein. Er iſt's, er iſt's! — Wie kommen Sie zu dieſem Ringe, Herr Wirth?

Der Wirth. Ich? Auf die ehrlichſte Weiſe von der Welt. — Gnädiges Fräulein, gnädiges Fräulein, Sie werden mich nicht in Schaden und Unglück bringen wollen? Was weiß ich, wo ſich der Ring eigentlich herſchreibt? Während des Krieges hat Manches ſeinen

Herrn, ſehr oft mit und ohne Vorbewußt des Herrn, verändert. Und Krieg war Krieg. Es werden mehr Ringe aus Sachſen über die Gränze gegangen ſeyn. — Geben Sie mir ihn wieder, gnädiges Fräulein, geben Sie mir ihn wieder!

Franziſka. Erſt geantwortet: von wem haben Sie ihn?

Der Wirth. Von einem Manne, dem ich ſo was nicht zutrauen kann; von einem ſonſt guten Manne —

Das Fräulein. Von dem beſten Manne unter der Sonne, wenn Sie ihn von ſeinem Eigenthümer haben. — Geſchwind bringen Sie mir den Mann! Er iſt es ſelbſt, oder wenigſtens muß er ihn kennen.

Der Wirth. Wer denn? Wen denn, gnädiges Fräulein?

Franziſka. Hören Sie denn nicht? unſern Major.

Der Wirth. Major? Recht, er iſt Major, der dieſes Zimmer vor Ihnen bewohnt hat, und von dem ich ihn habe.

Das Fräulein. Major von Tellheim.

Der Wirth. Von Tellheim; ja! Kennen Sie ihn?

Das Fräulein. Ob ich ihn kenne? Er iſt hier? Tellheim iſt hier? Er? er hat in dieſem Zimmer gewohnt? Er! er hat Ihnen dieſen Ring verſetzt? Wie kömmt der Mann in dieſe Verlegenheit? Wo iſt er? Er iſt Ihnen ſchuldig? — — Franziſka, die Schatulle her! Schließ auf! Indem ſie Franziſka auf den Tiſch ſetzt und öffnet. Was iſt er Ihnen ſchuldig? Wem iſt er mehr ſchuldig? Bringen Sie mir alle ſeine Schuldner. Hier iſt Geld. Hier ſind Wechſel. Alles iſt ſein!

Der Wirth. Was hör' ich?

Das Fräulein. Wo iſt er? wo iſt er?

Der Wirth. Noch vor einer Stunde war er hier.

Das Fräulein. Häßlicher Mann, wie konnten Sie gegen ihn ſo unfreundlich, ſo hart, ſo grauſam ſeyn?

Der Wirth. Ihro Gnaden verzeihen —

Das Fräulein. Geſchwind, ſchaffen Sie mir ihn zur Stelle.

Der Wirth. Sein Bedienter iſt vielleicht noch hier. Wollen Ihro Gnaden, daß er ihn aufſuchen ſoll?

Das Fräulein. Ob ich will? Eilen Sie, laufen Sie; für dieſen Dienſt allein will ich es vergeſſen, wie ſchlecht Sie mit ihm umgegangen ſind. —

Franziſka. Fix, Herr Wirth, hurtig, fort, fort! Stößt ihn heraus.

Dritter Auftritt.

Das Fräulein. Franziſka.

Das Fräulein. Nun habe ich ihn wieder, Franziſka! Siehſt du, nun habe ich ihn wieder! Ich weiß nicht, wo ich vor Freuden bin! Freue dich doch mit, liebe Franziſka. Aber freilich, warum du? Doch du ſollſt dich, du mußt dich mit mir freuen. Komm, Liebe, ich will dich beſchenken, damit du dich mit mir freuen kannſt. Sprich, Franziſka, was ſoll ich dir geben? Was ſteht dir von meinen Sachen an? Was hätteſt du gern? Nimm, was du willſt; aber freue dich nur. Ich ſehe wohl, du wirſt dir nichts nehmen. Warte! Sie faßt in die Schatulle. Da, liebe Franziſka, und giebt ihr Geld. Kaufe dir, was du gern hätteſt. Fordere mehr, wenn es nicht zulangt. Aber freue dich nur mit mir. Es iſt ſo traurig, ſich allein zu freuen. Nun, ſo nimm doch —

Franziſka. Ich ſtehle es Ihnen, Fräulein; Sie ſind trunken, von Fröhlichkeit trunken. —

Das Fräulein. Mädchen, ich habe einen zänkiſchen Rauſch, nimm, oder — Sie zwingt ihr das Geld in die Hand. Und wenn du dich bedankſt! — Warte; gut, daß ich daran denke. Sie greift nochmals in die Schatulle nach Geld. Das, liebe Franziſka, ſtecke bei Seite für den erſten bleſſirten armen Soldaten, der uns anſpricht. —

Vierter Auftritt.

Der Wirth. Das Fräulein. Franziſka.

Das Fräulein. Nun? wird er kommen?

Der Wirth. Der widerwärtige, ungeſchliffene Kerl!

Das Fräulein. Wer?

Der Wirth. Sein Bedienter. Er weigert ſich, nach ihm zu gehen.

Franziſka. Bringen Sie doch den Schurken her. — Des Majors Bediente kenne ich ja wohl alle. Welcher wäre denn das?

Das Fräulein. Bringen Sie ihn geſchwind her. Wenn er uns ſieht, wird er ſchon gehen. Der Wirth geht ab.

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franziſka.

Das Fräulein. Ich kann den Augenblick nicht erwarten. Aber, Franziſka, du biſt noch immer ſo kalt? Du willſt dich noch nicht mit mir freuen?

Franziſka. Ich wollte von Herzen gern, wenn nur —

Das Fräulein. Wenn nur?

Franziſka. Wir haben den Mann wiedergefunden; aber wie haben wir ihn wiedergefunden? Nach allem, was wir von ihm hören, muß es ihm übel gehen. Er muß unglücklich ſeyn. Das jammert mich.

Das Fräulein. Jammert dich? — Laß dich dafür umarmen, meine liebſte Geſpielin! Das will ich dir nie vergeſſen! — Ich bin nur verliebt, und du biſt gut. —

Sechster Auftritt.

Der Wirth. Juſt. Die Vorigen.

Der Wirth. Mit genauer Noth bring' ich ihn.

Franziſka. Ein fremdes Geſicht! Ich kenne ihn nicht.

Das Fräulein. Mein Freund, iſt Er bei dem Major von Tellheim?

Juſt. Ja.

Das Fräulein. Wo iſt ſein Herr?

Juſt. Nicht hier.

Das Fräulein. Aber Er weiß ihn zu finden?

Juſt. Ja.

Das Fräulein. Will Er ihn nicht geſchwind herholen?

Juſt. Nein.

Das Fräulein. Er erweiſt mir damit einen Gefallen. —

Juſt. Ei!

Das Fräulein. Und ſeinem Herrn einen Dienſt. —

Juſt. Vielleicht auch nicht. —

Das Fräulein. Woher vermuthet Er das?

Juſt. Sie ſind doch die fremde Herrſchaft, die ihn dieſen Morgen komplimentiren laſſen?

Das Fräulein. Ja.

Juſt. So bin ich ſchon recht.

Das Fräulein. Weiß Sein Herr meinen Namen?

Juſt. Nein; aber er kann die allzu höflichen Damen eben ſo wenig leiden, als die allzu groben Wirthe.

Der Wirth. Das ſoll wohl mit auf mich gehen?

Juſt. Ja.

Der Wirth. So laß Er es doch dem gnädigen Fräulein nicht entgelten, und hole Er ihn geſchwind her.

Das Fräulein *zur Franziſka.* Franziſka, gieb ihm etwas —

Franziſka, *die dem Juſt Geld in die Hand drücken will.* Wir verlangen Seine Dienſte nicht umſonſt. —

Juſt. Und ich Ihr Geld nicht ohne Dienſte.

Franziſka. Eines für das andere. —

Juſt. Ich kann nicht. Mein Herr hat mir befohlen, auszuräumen. Das thu' ich jetzt, und daran bitte ich, mich nicht weiter zu verhindern. Wenn ich fertig bin, ſo will ich es ihm ja wohl ſagen, daß er herkommen kann. Er iſt nebenan auf dem Kaffeehauſe; und wenn er da nichts beſſeres zu thun findet, wird er auch wohl kommen. *Will fortgehen.*

Franziſka. So warte Er doch. — Das gnädige Fräulein iſt des Herrn Majors — Schweſter.

Das Fräulein. Ja, ja, ſeine Schweſter.

Juſt. Das weiß ich beſſer, daß der Major keine Schweſter hat. Er hat mich in ſechs Monaten zweimal an ſeine Familie nach Kurland geſchickt. — Zwar es giebt mancherlei Schweſtern —

Franziſka. Unverſchämter!

Juſt. Muß man es nicht ſeyn, wenn einen die Leute ſollen gehen laſſen? *Geht ab.*

Franziſka. Das iſt ein Schlingel!

Der Wirth. Ich ſagt' es ja. Aber laſſen Sie ihn nur! Weiß ich doch nunmehr, wo ſein Herr iſt. Ich will ihn gleich ſelbſt holen. — Nur, gnädiges Fräulein, bitte ich unterthänigſt, ſodann ja mich bei dem Herrn Major zu entſchuldigen, daß ich ſo unglücklich geweſen, wider meinen Willen einen Mann von ſeinen Verdienſten —

Das Fräulein. Gehen Sie nur geſchwind, Herr Wirth. Das will ich alles wieder gut machen. *Der Wirth geht ab, und hierauf:* Franziſka, lauf' ihm nach: er ſoll ihm meinen Namen nicht nennen! *Franziſka dem Wirthe nach.*

Siebenter Auftritt.

Das Fräulein *und hierauf* **Franziſka.**

Das Fräulein. Ich habe ihn wieder! — Bin ich allein? — Ich will nicht umſonſt allein ſeyn. *Sie faltet die Hände.* Auch bin ich nicht allein! *Und blickt aufwärts.* Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel iſt das vollkommenſte Gebet! — Ich hab' ihn, ich hab' ihn! *Mit ausgebreiteten Armen.* Ich bin glücklich! und fröhlich! Was kann der Schöpfer lieber ſehen, als ein fröhliches Geſchöpf! — *Franziſka kommt.* Biſt du wieder da, Franziſka? — Er jammert dich? Mich jammert er nicht. Unglück iſt auch gut. Vielleicht daß ihm der Himmel alles nahm, um ihm in mir alles wiederzugeben.

Franziſka. Er kann den Augenblick hier ſeyn. — Sie ſind noch in Ihrem Negligee, gnädiges Fräulein. Wie, wenn Sie ſich geſchwind ankleideten?

Das Fräulein. Geh' ich bitte dich. Er wird mich von nun an öfter ſo, als geputzt ſehen.

Franziſka. O, Sie kennen ſich, mein Fräulein.

Das Fräulein, *nach einem kurzen Nachdenken.* Wahrhaftig, Mädchen, du haſt es wiederum getroffen.

Franziſka. Wenn wir ſchön ſind, ſind wir ungeputzt am ſchönſten.

Das Fräulein. Müſſen wir denn ſchön ſeyn? — Aber daß wir uns ſchön glauben, war vielleicht nothwendig. — Nein, wenn ich ihm, ihm nur ſchön bin! — Franziſka, wenn alle Mädchen ſo ſind, wie ich mich jetzt fühle, ſo ſind wir — ſonderbare Dinger. — Zärtlich und ſtolz, tugendhaft und eitel, wollüſtig und fromm — Du wirſt mich nicht verſtehen. Ich verſtehe mich wohl ſelbſt nicht. — Die Freude macht drehend, wirblicht. —

Franziſka. Faſſen Sie ſich, mein Fräulein; ich höre kommen.

Das Fräulein. Mich faſſen? Ich ſollte ihn ruhig empfangen?

Achter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirth. Die Vorigen.

v. Tellheim *tritt herein, und indem er ſie erblickt, fliegt er auf ſie zu.* Ah! meine Minna!

Das Fräulein, *ihm entgegen fliegend.* Ah! mein Tellheim!

v. Tellheim *ſtutzt auf einmal, und tritt wieder zurück.* Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, — das Fräulein von Barnhelm hier zu finden —

Das Fräulein. Kann Ihnen doch ſo gar unerwartet nicht ſeyn? — *Indem ſie ihm näher tritt, und er mehr zurückweicht.* Ich ſoll Ihnen verzeihen, daß ich noch Ihre Minna bin? Verzeih' Ihnen der Himmel, daß ich noch das Fräulein von Barnhelm bin!

v. Tellheim. Gnädiges Fräulein! — *Sieht ſtarr auf den Wirth, und zuckt die Schultern.*

Das Fräulein *wird den Wirth gewahr, und winkt der Franziſka.* Mein Herr —

v. Tellheim. Wenn wir uns beiderſeits nicht irren —

Franziſka. Je, Herr Wirth, wen bringen Sie uns denn da? Geſchwind kommen Sie, laſſen Sie uns den Rechten ſuchen.

Der Wirth. Iſt es nicht der Rechte? Ei ja doch!

Franziſka. Ei nicht doch! Geſchwind kommen Sie; ich habe Ihrer Jungfer Tochter noch keinen guten Morgen geſagt.

Der Wirth. O! viel Ehre — *Doch ohne von der Stelle zu gehen.*

Franziſka *faßt ihn an.* Kommen Sie, wir wollen den Küchenzettel machen. — Laſſen Sie ſehen, was wir haben werden —

Der Wirth. Sie ſollen haben, fürs erſte —

Franziſka. Still, ja ſtille! Wenn das Fräulein jetzt ſchon weiß, was ſie zu Mittag ſpeiſen ſoll, ſo iſt es um ihren Appetit geſchehen. Kommen Sie, das müſſen Sie mir allein ſagen. *Führt ihn mit Gewalt ab.*

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein.

Das Fräulein. Nun? irren wir uns noch?

v. Tellheim. Daß es der Himmel wollte! — Aber es giebt nur Eine, und Sie ſind es.

Das Fräulein. Welche Umſtände! Was wir uns zu ſagen haben, kann jedermann hören.

v. Tellheim. Sie hier? Was ſuchen Sie hier, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Nichts ſuche ich mehr. *Mit offenen Armen auf ihn zugehend.* Alles, was ich ſuchte, habe ich gefunden.

v. Tellheim, *zurückweichend.* Sie ſuchten einen glücklichen, einen Ihrer Liebe würdigen Mann, und finden — einen Elenden.

Das Fräulein. So lieben Sie mich nicht mehr? — Und lieben eine andere?

v. Tellheim. Ah! Der hat Sie nie geliebt, mein Fräulein, der eine andere nach Ihnen lieben kann.

Das Fräulein. Sie reißen nur einen Stachel aus meiner Seele. — Wenn ich Ihr Herz verloren habe, was liegt daran, ob mich Gleichgültigkeit oder mächtigere Reize darum gebracht? — Sie lieben mich nicht mehr, und lieben auch keine andere? — Unglücklicher Mann, wenn Sie gar nichts lieben!

v. Tellheim. Recht, gnädiges Fräulein, der Unglückliche muß gar nichts lieben. Er verdient ſein Unglück, wenn er dieſen Sieg nicht über ſich ſelbſt zu erhalten weiß; wenn er es ſich gefallen laſſen kann, daß die, welche er liebt, an ſeinem Unglück Antheil nehmen dürfen. — Wie ſchwer iſt dieſer Sieg! Seitdem mir Vernunft und Nothwendigkeit befehlen, Minna von Barnhelm zu vergeſſen: was für Mühe habe ich angewandt! Eben wollte ich anfangen zu hoffen, daß dieſe Mühe nicht ewig vergebens ſeyn würde: — und Sie erſcheinen, mein Fräulein! —

Das Fräulein. Verſteh' ich Sie recht? — Halten Sie, mein Herr; laſſen Sie ſehen, wo wir ſind, ehe wir uns weiter verirren! — Wollen Sie mir die einzige Frage beantworten?

v. Tellheim. Jede, mein Fräulein —

Das Fräulein. Wollen Sie mir auch ohne Wendung, ohne Winkelzug antworten? Mit nichts, als einem trocknen Ja, oder Nein?

v. Tellheim. Ich will es, — wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können es. — Gut: ungeachtet der Mühe, die Sie angewendet, mich zu vergeſſen, — lieben Sie mich noch, Tellheim?

v. Tellheim. Mein Fräulein, dieſe Frage —

Das Fräulein. Sie haben verſprochen, mit nichts als Ja oder Nein zu antworten.

v. Tellheim. Und hinzugeſetzt: wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können, Sie müſſen wiſſen, was in Ihrem Herzen vorgeht. — Lieben Sie mich noch, Tellheim? — Ja, oder Nein.

v. Tellheim. Wenn mein Herz —

Das Fräulein. Ja, oder Nein!

v. Tellheim. Nun, Ja!

Das Fräulein. Ja?

v. Tellheim. Ja, ja! — Allein —

Das Fräulein. Geduld! — Sie lieben mich noch: genug für mich. — In was für einen Ton bin ich mit Ihnen gefallen! Ein widriger, melancholiſcher, anſteckender Ton. — Ich nehme den meinigen wieder an. — Nun, mein lieber Unglücklicher, Sie lieben mich noch, und haben Ihre Minna noch, und ſind unglücklich? Hören Sie doch, was Ihre Minna für ein eingebildetes, albernes Ding war, — iſt. Sie ließ, ſie läßt ſich träumen, Ihr ganzes Glück ſey ſie. — Geſchwind kramen Sie Ihr Unglück aus. Sie mag verſuchen, wie viel ſie deſſen aufwiegt. — Nun?

v. Tellheim. Mein Fräulein, ich bin nicht gewohnt zu klagen.

Das Fräulein. Sehr wohl. Ich wüßte auch nicht, was mir an einem Soldaten, nach dem Prahlen, weniger gefiele, als das Klagen. Aber es giebt eine gewiſſe kalte, nachläſſige Art, von ſeiner Tapferkeit und von ſeinem Unglück zu ſprechen.

v. Tellheim. Die im Grunde doch auch geprahlt und geklagt iſt.

Das Fräulein. O, mein Rechthaber, ſo hätten Sie ſich auch gar nicht unglücklich nennen ſollen. — Ganz geſchwiegen, oder ganz mit der Sprache heraus. — Eine Vernunft, eine Nothwendigkeit, die Ihnen mich zu vergeſſen befiehlt? — Ich bin eine große Liebhaberin von Vernunft, ich habe ſehr viel Ehrerbietung für die Nothwendigkeit. — Aber laſſen Sie doch hören, wie vernünftig dieſe Vernunft, wie nothwendig dieſe Nothwendigkeit iſt.

v. Tellheim. Wohl denn, ſo hören Sie, mein Fräulein. — Sie nennen mich Tellheim; der Name trifft ein. — Aber Sie meinen, ich ſey der Tellheim, den Sie in Ihrem Vaterlande gekannt haben, der blühende Mann, voller Anſprüche, voller Ruhmbegierde; der ſeines ganzen Körpers, ſeiner ganzen Seele mächtig war; vor dem die Schranken der Ehre und des Glücks eröffnet ſtanden; der Ihres Herzens und Ihrer Hand, wenn er ſchon Ihrer noch nicht würdig war, täglich würdiger zu werden hoffen durfte. — Dieſer Tellheim bin ich eben ſo wenig, — als ich mein Vater bin. Beide ſind geweſen. — Ich bin Tellheim, der verabſchiedete, der an ſeiner Ehre gekränkte, der Krüppel, der Bettler. — Jenem, mein Fräulein, verſprachen Sie ſich: wollen Sie dieſem Wort halten?

Das Fräulein. Das klingt ſehr tragiſch! — Doch, mein Herr, bis ich jenen wiederfinde, — in die Tellheims bin ich nun einmal vernarrt, — dieſer wird mir ſchon aus der Noth helfen müſſen. — Deine Hand, lieber Bettler! Indem ſie ihn bei der Hand ergreift.

v. Tellheim, der die andere Hand mit dem Hute vor das Geſicht ſchlägt und ſich von ihr abwendet. — Das iſt zu viel! — Wo bin ich? — Laſſen Sie mich, Fräulein! Ihre Güte foltert mich; — laſſen Sie mich.

Das Fräulein. Was iſt Ihnen? wo wollen Sie hin?

v. Tellheim. Von Ihnen!

Das Fräulein. Von mir? Indem ſie ſeine Hand an ihre Bruſt zieht. Träumer!

v. Tellheim. Die Verzweiflung wird mich todt zu Ihren Füßen werfen.

Das Fräulein. Von mir?

v. Tellheim. Von Ihnen. — Sie nie, nie wieder zu ſehen. — Oder doch ſo entſchloſſen, ſo feſt entſchloſſen, — keine Niederträchtigkeit zu begehen, — Sie keine Unbeſonnenheit begehen zu laſſen. — Laſſen Sie mich, Minna! Reißt ſich los, und ab.

Das Fräulein, ihm nach. Minna Sie laſſen? Tellheim! Tellheim!

Dritter Aufzug.

Die Scene: der Saal.

Erſter Auftritt.

Juſt, einen Brief in der Hand.

Muß ich doch noch einmal in das verdammte Haus kommen! — Ein Briefchen von meinem Herrn an das gnädige Fräulein, das ſeine Schweſter ſeyn will. — Wenn ſich nur da nichts anſpinnt! — Sonſt wird des Brieftragens kein Ende werden. — Ich wäre es gern los; aber ich möchte auch nicht gern ins Zimmer hinein. — Das Frauenszeug fragt ſo viel; und ich antworte ſo ungern! — Ha, die Thüre geht auf. Wie gewünſcht! Das Kammerkätzchen!

Zweiter Auftritt.

Franziska. Juſt.

Franziska, zur Thüre herein, aus der ſie kommt. Sorgen Sie nicht; ich will ſchon aufpaſſen. — Sieh! Indem ſie Juſten gewahr wird. da ſtieße mir ja gleich was auf. Aber mit dem Vieh iſt nichts anzufangen.

Juſt. Ihr Diener —

Franziska. Ich wollte ſo einen Diener nicht —

Juſt. Nu, nu, verzeih Sie mir die Redensart! — Da bring ich ein Briefchen von meinem Herrn an Ihre Herrſchaft, das gnädige Fräulein — Schweſter. — War's nicht ſo? Schweſter.

Franziska. Geb Er her! Re[illegible]n den Brief aus der Hand.

Juſt. Sie ſoll ſo gut ſeyn, läßt mein Herr bitten, und es übergeben. Hernach ſoll Sie ſo gut ſeyn, läßt mein Herr bitten — daß Sie nicht etwa denkt, ich bitte was! —

Franziska. Nun denn?

Juſt. Mein Herr verſteht den Rummel, er weiß, daß der Weg zu den Fräuleins durch die Kammermädchens geht: — bild ich mir ein! — Die Jungfer ſoll alſo ſo gut ſeyn, — läßt mein Herr bitten, und ihm ſagen laſſen, ob er nicht das Vergnügen haben könnte, die Jungfer auf ein Viertelſtündchen zu ſprechen.

Franziska. Mich?

Juſt. Verzeih Sie mir, wenn ich Ihr einen unrechten Titel gebe. — Ja, Sie! — Nur auf ein Viertelſtündchen, aber allein, ganz allein, insgeheim, unter vier Augen. Er hätte Ihr was ſehr nothwendiges zu ſagen.

Franziska. Gut! ich habe ihm auch viel zu ſagen. — Er kann nur kommen, ich werde zu ſeinem Befehle ſeyn.

Juſt. Aber, wann kann er kommen? Wann iſt es Ihr am gelegenſten, Jungfer? So in der Dämmerung?

Franziska. Wie meint Er das? — Sein Herr kann kommen, wann er will; — und damit packe Er ſich nur!

Juſt. Herzlich gern! Will fortgehen.

Franziska. Hör Er doch! noch auf ein Wort. — Wo ſind denn die andern Bedienten des Majors?

Juſt. Die andern? Dahin, dorthin, überallhin.

Franziska. Wo iſt Wilhelm?

Juſt. Der Kammerdiener? den läßt der Major reiſen.

Franziska. So? Und Philipp, wo iſt der?

Juſt. Der Jäger? den hat der Herr aufzuheben gegeben.

Franziska. Weil er jetzt keine Jagd hat, ohne Zweifel. — Aber Martin?

Juſt. Der Kutſcher? der iſt weggeritten.

Franziska. Und Fritz?

Juſt. Der Läufer? der iſt avancirt.

Franziska. Wo war Er denn, als der Major bei uns in Thüringen im Winterquartiere ſtand? Er war wohl noch nicht bei ihm?

Juſt. O ja! ich war Reitknecht bei ihm, aber ich lag im Lazareth.

Franziska. Reitknecht? und jetzt iſt Er?

Juſt. Alles in allem; Kammerdiener und Jäger, Läufer und Reitknecht.

Franziska. Das muß ich geſtehen! So viele gute, tüchtige Leute von ſich zu laſſen, und gerade den allerſchlechteſten zu behalten! Ich möchte doch wiſſen, was Sein Herr an Ihm fände!

Juſt. Vielleicht findet er, daß ich ein ehrlicher Kerl bin.

Franziska. O, man iſt auch verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts iſt, als ehrlich. — Wilhelm war ein anderer Menſch! — Reiſen läßt ihn der Herr?

Juſt. Ja, er läßt ihn, — da er's nicht hindern kann.

Franziska. Wie?

Juſt. O, Wilhelm wird ſich alle Ehre auf ſeinen Reiſen machen. Er hat des Herrn ganze Garderobe mit.

Franziska. Was? er iſt doch nicht damit durchgegangen?

Juſt. Das kann man nun eben nicht ſagen; ſondern als wir von Nürnberg weggingen, iſt er uns nur nicht damit nachgekommen.

Franziska. O der Spitzbube!

Juſt. Es war ein ganzer Menſch! er konnte friſiren, und raſiren, und parliren, — und ſcharmiren — Nicht wahr?

Franziska. Sonach hätte ich den Jäger nicht von mir gethan, wenn ich wie der Major geweſen wäre. Konnte er ihn ſchon nicht als Jäger nützen, ſo war es doch ſonſt ein tüchtiger Burſche. — Wem hat er ihn denn aufzuheben gegeben?

Juſt. Dem Kommandanten von Spandau.

Franziska. Der Feſtung? Die Jagd auf den Wällen kann doch da auch nicht groß ſeyn.

Juſt. O, Philipp jagt auch da nicht.

Franziska. Was thut er denn?

Juſt. Er karrt.

Franziska. Er karrt?

Juſt. Aber nur auf drei Jahr. Er machte ein kleines Complott unter des Herrn Compagnie, und wollte ſechs Mann durch die Vorpoſten bringen. —

Franziska. Ich erſtaune, der Böſewicht!

Juſt. O, es iſt ein tüchtiger Kerl! ein Jäger, der fünfzig Meilen in der Runde, durch Wälder und Moräſte, alle Fußſteige, alle Schleifwege kennt. Und ſchießen kann er!

Franziska. Gut, daß der Major nur noch den braven Kutſcher hat!

Juſt. Hat er ihn noch?

Franziska. Ich denke, Er ſagte, Martin wäre weggeritten? So wird er doch wohl wiederkommen?

Juſt. Meint Sie?

Franziska. Wo iſt er denn hingeritten?

Juſt. Es geht nun in die zehnte Woche, da ritt er mit des Herrn einzigem und letztem Reitpferde — nach der Schwemme.

Franziska. Und iſt noch nicht wieder da? O, der Galgenſtrick!

Juſt. Die Schwemme kann den braven Kutſcher auch wohl verſchwemmt haben! — Es war gar ein rechter Kutſcher! Er hatte in Wien zehn Jahre gefahren. So einen kriegt der Herr gar nicht wieder. Wenn die Pferde in vollem Rennen waren, ſo durfte er nur machen: Burr! und auf einmal ſtanden ſie, wie die Mauern. Dabei war er ein ausgelernter Roßarzt!

Franziska. Nun iſt mir für das Avancement des Läufers bange.

Juſt. Nein, nein, damit hat's ſeine Richtigkeit. Er iſt Trommelſchläger bei einem Garniſonregimente geworden.

Franziska. Dacht ich's doch.

Juſt. Fritz hing ſich an ein liederliches Menſch, kam des Nachts niemals nach Hauſe, machte auf des Herrn Namen überall Schulden, und tauſend infame Streiche. Kurz, der Major ſah, daß er mit aller Gewalt höher wollte: das Hängen pantomimiſch anzeigend. er brachte ihn alſo auf guten Weg.

Franziska. O der Bube!

Juſt. Aber ein perfekter Läufer iſt er, das iſt gewiß. Wenn ihm der Herr fünfzig Schritte vorgab, ſo konnte er ihn mit ſeinem beſten Renner nicht einholen. Fritz hingegen kann dem Galgen tauſend Schritte vorgeben, und ich wette mein Leben, er holt ihn ein. — Es waren wohl alles Ihre guten Freunde, Jungfer? Der Wilhelm und der Philipp, der Martin und der Fritz? — Nun, Juſt empfiehlt ſich! Geht ab.

Dritter Auftritt.

Franziska und hernach der Wirth.

Franziska, die ihm ernſthaft nachſieht. Ich verdiene den Biß! — Ich bedanke mich, Juſt. Ich ſetzte die Ehrlichkeit zu tief herab. Ich will die Lehre nicht vergeſſen. — Ah! der unglückliche Mann! Kehrt ſich um und will nach dem Zimmer des Fräuleins gehen, indem der Wirth kommt.

Der Wirth. Warte Sie doch, mein ſchönes Kind.

Franziska. Ich habe jetzt nicht Zeit, Herr Wirth — —

Der Wirth. Nur ein kleines Augenblickchen! — Noch keine Nachricht weiter von dem Herrn Major? Das konnte doch unmöglich ſein Abſchied ſeyn!

Franziska. Was denn?

Der Wirth. Hat es Ihr das gnädige Fräulein nicht erzählt? — Als ich Sie, mein ſchönes Kind, unten in der Küche verließ, ſo kam ich von ungefähr wieder hier in den Saal —

Franziska. Von ungefähr, in der Abſicht, ein wenig zu horchen.

Der Wirth. Ei, mein Kind, wie kann Sie das von mir denken? Einem Wirthe läßt nichts übler, als Neugierde. — Ich war nicht lange hier, ſo prellte auf einmal die Thüre bei dem gnädigen Fräulein auf. Der Major ſtürzte heraus; das Fräulein ihm nach; beide in einer Bewegung, mit Blicken, in einer Stellung — ſo was läßt ſich nur ſehen. Sie ergriff ihn; er riß ſich los; ſie ergriff ihn wieder. Tellheim! — Fräulein! laſſen Sie mich! — Wohin? — So zog er ſie bis an die Treppe. Mir war ſchon bange, er würde ſie mit herabreißen. Aber er wand ſich noch los. Das Fräulein blieb an der oberſten Schwelle ſtehen, ſah ihm nach, rief ihm nach, rang die Hände. Auf einmal wandte ſie ſich um, lief nach dem Fenſter, von dem Fenſter wieder zur Treppe, von der Treppe in dem Saale hin und wieder. Hier ſtand ich, hier ging ſie dreimal bei mir vorbei, ohne mich zu ſehen. Endlich war es, als ob ſie mich ſähe; aber Gott ſey bei uns! ich glaube, das Fräulein ſah mich für Sie an, mein Kind. „Franziska,“ rief ſie, die Augen auf mich gerichtet, „bin ich nun glücklich?“ Darauf ſah ſie ſteif an die Decke, und wiederum: „bin ich nun glücklich?“ Drauf wiſchte ſie ſich Thränen aus dem Auge und lächelte, und fragte mich wiederum: „Franziska, bin ich nun glücklich?“ — Wahrhaftig, ich wußte nicht, wie mir war. Bis ſie nach ihrer Thüre lief, da kehrte ſie ſich nochmals nach mir um: „So komm doch, Franziska; wer jammert dich nun?“ — Und damit hinein.

Franziska. O, Herr Wirth, das hat Ihnen geträumt.

Der Wirth. Geträumt? Nein, mein ſchönes Kind, ſo umſtändlich träumt man nicht. — Ja, ich wollte wie viel drum geben, — ich bin nicht neugierig, — aber ich wollte wie viel drum geben, wenn ich den Schlüſſel dazu hätte.

Franziska. Den Schlüſſel? zu unſerer Thüre, Herr Wirth? der ſteckt innerhalb; wir haben ihn zur Nacht hereingezogen; wir ſind furchtſam.

Der Wirth. Nicht ſo einen Schlüſſel; ich will ſagen, mein ſchönes Kind, den Schlüſſel, die Auslegung gleichſam, ſo den eigentlichen Zuſammenhang von dem, was ich geſehen.

Franziska. Ja ſo! — Nun, Adieu, Herr Wirth. Werden wir bald eſſen, Herr Wirth?

Der Wirth. Mein ſchönes Kind, nicht zu vergeſſen, was ich eigentlich ſagen wollte.

Franziska. Nun? aber nur kurz.

Der Wirth. Das gnädige Fräulein hat noch meinen Ring; ich nenne ihn meinen —

Franziska. Er ſoll Ihnen unverloren ſeyn.

Der Wirth. Ich trage darum auch keine Sorge; ich will's nur erinnern. Sieht Sie, ich will ihn gar nicht einmal wieder haben. Ich kann mir doch wohl an den Fingern abzählen, woher ſie den Ring kannte, und woher er dem ihrigen ſo ähnlich ſah. Er iſt in ihren Händen am beſten aufgehoben. Ich mag ihn gar nicht mehr, und will indeß die hundert Piſtolen, die ich darauf gegeben habe, auf des gnädigen Fräuleins Rechnung ſetzen. Nicht ſo recht, mein ſchönes Kind?

Vierter Auftritt.

Paul Werner. Der Wirth. Franziska.

Werner. Da iſt er ja!

Franziska. Hundert Piſtolen? Ich meinte nur achtzig.

Der Wirth. Es iſt wahr, nur neunzig, nur neunzig. Das will ich thun, mein ſchönes Kind, das will ich thun.

Franziska. Alles das wird ſich finden, Herr Wirth.

Werner, der immer hinterwärts näher kommt und auf einmal der Franziska auf die Schulter klopft. Frauenzimmerchen! Frauenzimmerchen!

Franziska erſchrickt. He!

Werner. Erſchreck Sie nicht! — Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, ich ſeh, Sie iſt hübſch, und iſt wohl gar fremd — Und hübſche fremde Leute müſſen gewarnt werden — Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, nehm Sie ſich vor dem Mann in Acht! Auf den Wirth zeigend.

Der Wirth. Je, unvermuthete Freude! Herr Paul Werner! Willkommen bei uns, willkommen! — Ah, es iſt doch immer noch der luſtige ſpaßhafte, ehrliche Werner! — Sie ſoll ſich vor mir in Acht nehmen, mein ſchönes Kind! Ha, ha, ha!

Werner. Geh Sie ihm überall aus dem Wege!

Der Wirth. Mir! mir! — Bin ich denn ſo gefährlich? — Ha, ha, ha! — Hör Sie doch, mein ſchönes Kind! Wie gefällt Ihr der Spaß?

Werner. Daß es doch immer Seinesgleichen für Spaß erklären, wenn man ihnen die Wahrheit ſagt.

Der Wirth. Die Wahrheit! ha, ha, ha! — Nicht wahr, mein ſchönes Kind, immer beſſer! Der Mann kann ſpaſſen! Ich gefährlich? — ich? — So vor zwanzig Jahren war was dran. Ja, ja, mein ſchönes Kind, da war ich gefährlich; da wußte manche davon zu ſagen; aber jetzt —

Werner. O über den alten Narren!

Der Wirth. Da ſteckt's eben! Wenn wir alt werden, iſt es mit unſerer Gefährlichkeit aus. Es wird ihm auch nicht beſſer gehen, Herr Werner!

Werner. Potz Geck und kein Ende! — Frauenzimmerchen, ſo viel Verſtand wird Sie mir wohl zutrauen, daß ich von der Gefährlichkeit nicht rede. Der eine Teufel hat ihn verlaſſen, aber es ſind dafür ſieben andere in ihn gefahren —

Der Wirth. O hör Sie doch, hör Sie doch! Wie er das nun wieder ſo herum zu bringen weiß! — Spaß über Spaß, und immer was Neues! O, es iſt ein vortrefflicher Mann, der Herr Paul Werner! — Der Franziska ins Ohr. Ein wohlhabender Mann, und noch ledig. Er hat drei Meilen von hier ein ſchönes Freiſchulzengericht. Der hat Beute gemacht im Kriege! — Und iſt Wachtmeiſter bei unſerm Herrn Major geweſen. O, das iſt ein Freund von unſerm Herrn Major! das iſt ein Freund! der ſich für ihn todt ſchlagen ließe!

Werner. Ja! und das iſt ein Freund von meinem Major! das iſt ein Freund! — den der Major ſollte todt ſchlagen laſſen.

Der Wirth. Wie? was? — Nein, Herr Werner, das iſt nicht guter Spaß. — Ich kein Freund vom Herrn Major? — Nein, den Spaß verſteh ich nicht.

Werner. Juſt hat mir ſchöne Dinge erzählt.

Der Wirth. Juſt? Ich dacht's wohl, daß Juſt durch Sie ſpräche. Juſt iſt ein böſer, garſtiger Menſch. Aber hier iſt ein ſchönes Kind zur Stelle; das kann reden; das mag ſagen, ob ich kein Freund von dem Herrn Major bin? ob ich ihm keine Dienſte erwieſen habe? Und warum ſollte ich nicht ſein Freund ſeyn? Iſt er nicht ein verdienter Mann? Es iſt wahr, er hat das Unglück gehabt, abgedankt zu werden; aber was thut das? Der König kann nicht alle verdiente Männer kennen; und wenn er ſie auch alle kennte, ſo kann er ſie nicht alle belohnen.

Werner. Das heißt Ihn Gott ſprechen! — Aber Juſt — freilich iſt an Juſten auch nicht viel beſonders; doch ein Lügner iſt Juſt nicht; und wenn das wahr wäre, was er mir geſagt hat —

Der Wirth. Ich will von Juſten nichts hören! Wie geſagt, das ſchöne Kind hier mag ſprechen! Zu ihr ins Ohr. Sie weiß, mein Kind; den Ring! — Erzähl' Sie es doch Herr Wernern. Da wird er mich beſſer kennen lernen. Und damit es nicht herauskömmt, als ob Sie mir nur zu gefallen rede, ſo will ich nicht einmal dabei ſeyn. Ich will nicht dabei ſeyn; ich will gehen; aber Sie ſollen mir es wieder ſagen, Herr Werner, Sie ſollen mir es wieder ſagen, ob Juſt nicht ein garſtiger Verleumder iſt.

Fünfter Auftritt.

Paul Werner. Franziska.

Werner. Frauenzimmerchen, kennt Sie denn meinen Major?

Franziska. Den Major von Tellheim? Ja wohl kenn ich den braven Mann.

Werner. Iſt es nicht ein braver Mann? Iſt Sie dem Manne wohl gut? —

Franziska. Vom Grunde meines Herzens.

Werner. Wahrhaftig? Sieht Sie, Frauenzimmerchen, nun kömmt Sie mir noch einmal ſo ſchön vor. — Aber was ſind denn das für Dienſte, die der Wirth unſerm Major will erwieſen haben?

Franziska. Ich wüßte eben nicht; es wäre denn, daß er ſich das Gute zuſchreiben wollte, welches glücklicher Weiſe aus ſeinem ſchurkiſchen Betragen entſtanden.

Werner. So wäre es ja wahr, was mir Juſt geſagt hat? — Gegen die Seite, wo der Wirth abgegangen. Dein Glück, daß du gegangen biſt! — Er hat ihm wirklich die Zimmer ausgeräumt? — So einem Manne ſo einen Streich zu ſpielen, weil ſich das Eſelsgehirn einbildet, daß der Mann kein Geld mehr habe! Der Major kein Geld?

Franziska. So? hat der Major Geld?

Werner. Wie Heu! Er weiß nicht, wie viel er hat. Er weiß nicht, wer ihm ſchuldig iſt. Ich bin ihm ſelber ſchuldig, und bringe ihm ein altes Reſtchen. Sieht Sie, Frauenzimmerchen, hier in dieſem Beutelchen, das er aus der einen Taſche zieht, ſind hundert Louisd'or; und in dieſem Röllchen, das er aus der andern zieht, hundert Ducaten. Alles ſein Geld!

Franziska. Wahrhaftig? Aber warum verſetzt denn der Major? Er hat ja einen Ring verſetzt —

Werner. Verſetzt! Glaub' Sie doch ſo was nicht. Vielleicht, daß er den Bettel hat gern wollen los ſeyn.

Franziska. Es iſt kein Bettel! es iſt ein ſehr koſtbarer Ring, den er wohl noch dazu von lieben Händen hat.

Werner. Das wird's auch ſeyn. Von lieben Händen! ja, ja! So was erinnert einen manchmal, woran man nicht gern erinnert ſeyn will. Drum ſchafft man's aus den Augen.

Franziska. Wie?

Werner. Dem Soldaten geht's in Winterquartieren wunderlich. Da hat er nichts zu thun, und pflegt ſich, und macht vor langer Weile Bekanntſchaften, die er nur auf den Winter meint, und die das gute Herz, mit dem er ſie macht, für Zeitlebens annimmt. Huſch iſt ihm denn ein Ringelchen an den Finger prakticirt; er weiß ſelbſt nicht, wie es dran kömmt. Und nicht ſelten gäb' er gern den Finger mit drum, wenn er es nur wieder los werden könnte.

Franziska. Ei! und ſollte es dem Major auch ſo gegangen ſeyn?

Werner. Ganz gewiß. Beſonders in Sachſen; wenn er zehn Finger an jeder Hand gehabt hätte, er hätte ſie alle zwanzig voller Ringe gekriegt.

Franziska bei Seite. Das klingt ja ganz beſonders, und verdient unterſucht zu werden. — — Herr Freiſchulze, oder Herr Wachtmeiſter —

Werner. Frauenzimmerchen, wenn's Ihr nichts verſchlägt: — Herr Wachtmeiſter, höre ich am liebſten.

Franziska. Nun, Herr Wachtmeiſter, hier habe ich ein Briefchen von dem Herrn Major an meine Herrſchaft. Ich will es nur geſchwind hereintragen und bin gleich wieder da. Will Er wohl ſo gut ſeyn und ſo lange hier warten? Ich möchte gar zu gern mehr mit Ihm plaudern.

Werner. Plaudert Sie gern, Frauenzimmerchen? Nun meinetwegen; geh Sie nur, ich plaudere auch gern; ich will warten.

Franziska. O, warte Er doch ja! Geht ab.

Sechster Auftritt.

Paul Werner.

Das iſt kein unebenes Frauenzimmerchen! — Aber ich hätte ihr doch nicht verſprechen ſollen zu warten. — Denn das Wichtigſte wäre wohl, ich ſuchte den Major auf. — Er will mein Geld nicht, und verſetzt lieber? — Daran kenn' ich ihn. — Es fällt mir ein Schneller ein. — Als ich vor vierzehn Tagen in der Stadt war, beſuchte ich die Rittmeiſterin Marloff. Das arme Weib lag krank und jammerte, daß ihr Mann dem Major vierhundert Thaler ſchuldig geblieben wäre, die ſie nicht wüßte, wie ſie ſie bezahlen ſollte. Heute wollte ich ſie wieder beſuchen; — ich wollte ihr ſagen, wenn ich das Geld für mein Gütchen ausgezahlt kriegte, daß ich ihr fünfhundert Thaler leihen könnte. — Denn ich muß ja wohl was davon in Sicherheit bringen, wenn's in Perſien nicht geht. — Aber ſie war über alle Berge. Und ganz gewiß wird ſie den Major nicht haben bezahlen können. — Ja, ſo will ich's machen; und das je eher, je lieber. — Das Frauenzimmerchen mag mir's nicht übel nehmen; ich kann nicht warten. Geht in Gedanken ab und ſtößt faſt auf den Major, der ihm entgegen kömmt.

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Paul Werner.

v. Tellheim. So in Gedanken, Werner?

Werner. Da ſind Sie ja; ich wollte eben gehen, und Sie in Ihrem neuen Quartiere beſuchen, Herr Major.

v. Tellheim. Um mir auf den Wirth des alten die Ohren voll zu fluchen. Gedenke mir nicht daran.

Werner. Das hätte ich beiher gethan; ja. Aber eigentlich wollte ich mich nur bei Ihnen bedanken, daß Sie ſo gut geweſen und mir die hundert Louisd'or aufgehoben. Juſt hat mir ſie wiedergegeben. Es wäre mir wohl freilich lieb, wenn Sie mir ſie noch länger aufheben könnten. Aber Sie ſind in ein neu Quartier gezogen, das weder Sie noch ich kennen. Wer weiß, wie's da iſt. Sie könnten Ihnen da geſtohlen werden, und Sie müßten mir ſie erſetzen; da hülfe nichts davor. Alſo kann ich's Ihnen freilich nicht zumuthen.

v. Tellheim lächelnd. Seit wann biſt du ſo vorſichtig, Werner?

Werner. Er lernt ſich wohl. Man kann heut zu Tage mit ſeinem Gelde nicht vorſichtig genung ſeyn. — Darnach hatte ich noch was an Sie zu beſtellen, Herr Major, von der Rittmeiſterin Marloff; ich kam eben von ihr her. Ihr Mann iſt Ihnen ja vierhundert Thaler ſchuldig geblieben; hier ſchickt ſie Ihnen auf Abſchlag hundert Ducaten. Das Uebrige will ſie künftige Woche ſchicken. Ich möchte wohl ſelber Urſache ſeyn, daß ſie die Summe nicht ganz ſchickt. Denn ſie war mir auch ein Thaler achtzig ſchuldig; und weil ſie dachte, ich wäre gekommen, ſie zu mahnen, — wie's denn auch wohl wahr war; — ſo gab ſie mir ſie, und gab ſie mir aus dem Röllchen, das ſie für Sie ſchon zu recht gelegt hatte. — Sie können auch ſchon eher Ihre hundert Thaler ein acht Tage noch miſſen, als ich meine paar Groſchen. — Da nehmen Sie doch! Reicht ihm die Rolle Dukaten.

v. Tellheim. Werner!

Werner. Nun? warum ſehen Sie mich ſo ſtarr an? — So nehmen Sie doch, Herr Major! —

v. Tellheim. Werner!

Werner. Was fehlt Ihnen? Was ärgert Sie?

v. Tellheim bitter, indem er ſich vor die Stirne ſchlägt und mit dem Fuß auftritt. Daß es — — die vierhundert Thaler nicht ganz ſind!

Werner. Nun, nun, Herr Major! Haben Sie mich denn nicht verſtanden?

v. Tellheim. Eben weil ich dich verſtanden habe! — Daß mich doch die beſten Menſchen heute am meiſten quälen müſſen!

Werner. Was ſagen Sie?

v. Tellheim. Es geht dich nur zur Hälfte an! — Geh, Werner! Indem er die Hand, mit der ihm Werner die Dukaten reicht, zurück ſtößt.

Werner. So bald ich das los bin!

v. Tellheim. Werner, wenn du nun von mir hörſt: daß die Marloffin heute ganz früh ſelbſt bei mir geweſen iſt?

Werner. So?

v. Tellheim. Daß ſie mir nichts mehr ſchuldig iſt?

Werner. Wahrhaftig?

v. Tellheim. Daß ſie mich bei Heller und Pfennig bezahlt hat: was wirſt du dann ſagen?

Werner, der ſich einen Augenblick beſinnt. Ich werde ſagen, daß ich gelogen habe, und daß es eine hundsfött'ſche Sache ums Lügen iſt, weil man darüber ertappt werden kann.

v. Tellheim. Und wirſt dich ſchämen?

Werner. Aber der, der mich ſo zu lügen zwingt, was ſollte der? Sollte der ſich nicht auch ſchämen? Sehen Sie, Herr Major; wenn ich ſagte, daß mich Ihr Verfahren nicht verdröße, ſo hätte ich wieder gelogen, und ich will nicht mehr lügen.

v. Tellheim. Sey nicht verdrießlich, Werner! Ich erkenne dein Herz und deine Liebe zu mir. Aber ich brauche dein Geld nicht.

Werner. Sie brauchen es nicht? Und verkaufen lieber, und verſetzen lieber, und bringen ſich lieber in der Leute Mäuler?

v. Tellheim. Die Leute mögen es immer wiſſen, daß ich nichts mehr habe. Man muß nicht reicher ſcheinen wollen, als man iſt.

Werner. Aber warum ärmer? — Wir haben, ſo lange unſer Freund hat.

v. Tellheim. Es ziemt ſich nicht, daß ich dein Schuldner bin.

Werner. Ziemt ſich nicht? — Wenn an einem heißen Tage, den uns die Sonne und der Feind heiß machte, ſich Ihr Reitknecht mit den Kantinen verloren hatte, und Sie zu mir kamen und ſagten: Werner haſt du nichts zu trinken? und ich Ihnen meine Feldflaſche reichte, nicht wahr, Sie nahmen und tranken? — Ziemte ſich das? — Bei meiner armen Seele, wenn ein Trunk faules Waſſer damals nicht oft mehr werth war, als aller der Quark! Indem er auch den Beutel mit den Louisd'or hervorzieht und ihm beides hinreicht. Nehmen Sie, lieber Major! Bilden Sie ſich ein, es iſt Waſſer. Auch das hat Gott für alle geſchaffen.

v. Tellheim. Du marterſt mich; du hörſt es ja, ich will dein Schuldner nicht ſeyn.

Werner. Erſt ziemte es ſich nicht; nun wollen Sie nicht? Ja, das iſt was anderes. Etwas ärgerlich. Sie wollen mein Schuldner nicht ſeyn? Wenn Sie es denn aber ſchon wären, Herr Major? Oder ſind Sie dem Manne nichts ſchuldig, der einmal den Hieb auffing, der Ihnen den Kopf ſpalten ſollte, und ein andermal den Arm vom Rumpfe hieb, der eben losdrücken und Ihnen die Kugel durch die Bruſt jagen wollte? — Was können Sie dieſem Manne mehr ſchuldig werden? Oder hat es mit meinem Halſe weniger zu ſagen, als mit meinem Beutel? — Wenn das vornehm gedacht iſt, bei meiner armen Seele, ſo iſt es auch ſehr abgeſchmackt gedacht!

v. Tellheim. Mit wem ſprichſt du ſo, Werner? Wir ſind allein; jetzt darf ich es ſagen; wenn uns ein Dritter hörte, ſo wäre es Windbeutelei. Ich bekenne es mit Vergnügen, daß ich dir zweimal mein Leben zu danken habe. Aber, Freund, woran fehlte mir es, daß ich bei Gelegenheit nicht eben ſo viel für dich würde gethan haben? He!

Werner. Nur an der Gelegenheit! Wer hat daran gezweifelt, Herr Major? Habe ich Sie nicht hundertmal für den gemeinſten Soldaten, wenn er ins Gedränge gekommen war, Ihr Leben wagen ſehen?

v. Tellheim. Alſo!

Werner. Aber —

v. Tellheim. Warum verſtehſt du mich nicht recht? Ich ſage: es ziemt ſich nicht, daß ich dein Schuldner bin; ich will dein Schuldner nicht ſeyn. Nämlich in den Umſtänden nicht, in welchen ich mich jetzt befinde.

Werner. So, ſo! Sie wollen es verſparen bis auf beſſere Zeiten; Sie wollen ein andermal Geld von mir borgen, wenn Sie keines brauchen, wenn Sie ſelbſt welches haben, und ich vielleicht keines.

v. Tellheim. Man muß nicht borgen, wenn man nicht wieder zu geben weiß.

Werner. Einem Mann, wie Sie, kann es nicht immer fehlen.

v. Tellheim. Du kennſt die Welt! — Am wenigſten muß man ſodann von Einem borgen, der ſein Geld ſelbſt braucht.

Werner. O ja, ſo Einer bin ich! Wozu brauchte ich's denn? — Wo man einen Wachtmeiſter nöthig hat, giebt man ihm auch zu leben.

v. Tellheim. Du brauchſt es, mehr als Wachtmeiſter zu werden; dich auf einer Bahn weiter zu bringen, auf der ohne Geld auch der Würdigſte zurück bleiben kann.

Werner. Mehr als Wachtmeiſter zu werden? daran denke ich nicht. Ich bin ein guter Wachtmeiſter, und dürfte leicht ein ſchlechter Rittmeiſter und ſicherlich noch ein ſchlechterer General werden. Die Erfahrung hat man.

v. Tellheim. Mache nicht, daß ich etwas Unrechtes von dir denken muß, Werner! Ich habe es nicht gern gehört, was mir Juſt geſagt hat. Du haſt dein Gut verkauft und willſt wieder herum ſchwärmen. Laß mich nicht von dir glauben, daß du nicht ſo wohl das Metier, als die wilde, liederliche Lebensart liebſt, die unglücklicher Weiſe damit verbunden iſt. Man muß Soldat ſeyn für ſein Land, oder aus Liebe zu der Sache, für die gefochten wird. Ohne Abſicht heute hier, morgen da dienen, heißt wie ein Fleiſcherknecht reiſen, weiter nichts.

Werner. Nun ja doch, Herr Major; ich will Ihnen folgen. Sie wiſſen beſſer, was ſich gehört. Ich will bei Ihnen bleiben. — Aber, lieber Major, nehmen Sie doch auch derweile mein Geld. Heut oder morgen muß Ihre Sache aus ſeyn. Sie müſſen Geld die Menge bekommen. Sie ſollen mir es ſodann mit Intereſſen wieder geben. Ich thu' es ja nur der Intereſſen wegen.

v. Tellheim. Schweig davon!

Werner. Bei meiner armen Seele, ich thu' es nur der Intereſſen wegen! — Wenn ich manchmal dachte: wie wird es mit dir aufs Alter werden? wenn du zu Schanden gehauen biſt? wenn du nichts haben wirſt? wenn du wirſt betteln gehen müſſen? So dachte ich wieder: Nein, du wirſt nicht betteln gehen; du wirſt zum Major Tellheim gehen; der wird ſeinen letzten Pfennig mit dir theilen; der wird dich zu Tode füttern; bei dem wirſt du als ein ehrlicher Kerl ſterben können.

v. Tellheim, indem er Werners Hand ergreift. Und, Kamerad, das denkſt du nicht noch?

Werner. Nein, das denk' ich nicht mehr. — Wer von mir nichts annehmen will, wenn er's bedarf und ich's habe, der will mir auch nichts geben, wenn er's hat und ich's bedarf. — Schon gut! Will gehen.

v. Tellheim. Menſch, mache mich nicht raſend! Wo willſt du hin? Hält ihn zurück. Wenn ich dich nun auf meine Ehre verſichere, daß ich noch Geld habe; wenn ich dir auf meine Ehre verſpreche, daß ich dir es ſagen will, wenn ich keines mehr habe, daß du der erſte und einzige ſeyn ſollſt, bei dem ich mir etwas borgen will: — biſt du dann zufrieden?

Werner. Muß ich nicht? — Geben Sie mir die Hand darauf, Herr Major.

v. Tellheim. Da, Paul! — Und nun genug davon. Ich kam hieher, um ein gewiſſes Mädchen zu ſprechen —

Achter Auftritt.

Franziska aus dem Zimmer des Fräuleins. **v. Tellheim. Paul Werner.**

Franziska, im Heraustreten. Sind Sie noch da, Herr Wachtmeiſter? — Indem ſie den Tellheim gewahr wird. Und Sie ſind auch da, Herr Major? — Den Augenblick bin ich zu Ihren Dienſten. Geht geſchwind wieder in das Zimmer.

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Paul Werner.

v. Tellheim. Das war ſie! — Aber ich höre ja, du kennſt ſie, Werner?

Werner. Ja, ich kenne das Frauenzimmerchen. —

v. Tellheim. Gleichwohl, wenn ich mich recht erinnere, als ich in Thüringen Winterquartier hatte, warſt du nicht bei mir?

Werner. Nein, da beſorgte ich in Leipzig Montirungsſtücke.

v. Tellheim. Woher kennſt du ſie denn alſo?

Werner. Unſere Bekanntſchaft iſt noch blutjung. Sie iſt von heute. Aber junge Bekanntſchaft iſt warm.

v. Tellheim. Alſo haſt du ihr Fräulein auch ſchon geſehen?

Werner. Iſt ihre Herrſchaft ein Fräulein? Sie hat mir geſagt, Sie kennten ihre Herrſchaft.

v. Tellheim. Hörſt du nicht? aus Thüringen her.

Werner. Iſt das Fräulein jung?

v. Tellheim. Ja.

Werner. Schön?

v. Tellheim. Sehr ſchön.

Werner. Reich?

v. Tellheim. Sehr reich.

Werner. Iſt Ihnen das Fräulein auch ſo gut, wie das Mädchen? Das wäre ja vortrefflich!

v. Tellheim. Wie meinſt du?

Zehnter Auftritt.

Franziska wieder heraus, mit einem Briefe in der Hand. **v. Tellheim. Paul Werner.**

Franziska. Herr Major —

v. Tellheim. Liebe Franziska, ich habe dich noch nicht willkommen heißen können.

Franziska. In Gedanken werden Sie es doch ſchon gethan haben. Ich weiß, Sie ſind mir gut. Ich Ihnen auch. Aber das iſt gar nicht artig, daß Sie Leute, die Ihnen gut ſind, ſo ängſtigen.

Werner, vor ſich. Ha, nun merk' ich. Es iſt richtig!

v. Tellheim. Mein Schickſal, Franziska! — Haſt du ihr den Brief übergeben?

Franziska. Ja und hier übergebe ich Ihnen — Reicht ihm den Brief.

v. Tellheim. Eine Antwort? —

Franziska. Nein, Ihren eigenen Brief wieder.

v. Tellheim. Was? Sie will ihn nicht leſen?

Franziska. Sie wollte wohl, aber — wir können Geſchriebenes nicht gut leſen.

v. Tellheim. Schäckerin!

Franziska. Und wir denken, daß das Briefſchreiben für die nicht erfunden iſt, die ſich mündlich mit einander unterhalten können, ſobald ſie wollen.

v. Tellheim. Welcher Vorwand! Sie muß ihn leſen. Er enthält meine Rechtfertigung, — alle die Gründe und Urſachen —

Franziska. Die will das Fräulein von Ihnen ſelbſt hören, nicht leſen.

v. Tellheim. Von mir ſelbſt hören? Damit mich jedes Wort, jede Miene von ihr verwirre; damit ich in jedem ihrer Blicke die ganze Größe meines Verluſts empfinde? —

Franziska. Ohne Barmherzigkeit! — Nehmen Sie! Sie giebt ihm den Brief. Sie erwartet Sie um drei Uhr. Sie will ausfahren und die Stadt beſehen. Sie ſollen mit ihr fahren.

v. Tellheim. Mit ihr fahren?

Franziska. Und was geben Sie mir, ſo laß ich Sie beide ganz allein fahren? Ich will zu Hauſe bleiben.

v. Tellheim. Ganz allein?

Franziska. In einem ſchönen verſchloſſenen Wagen.

v. Tellheim. Unmöglich!

Franziska. Ja, ja; im Wagen muß der Herr Major Katz aushalten; da kann er uns nicht entwiſchen. Darum geſchieht es eben. — Kurz, Sie kommen, Herr Major, und Punkte drei. — Nun? Sie wollten mich ja auch allein ſprechen. Was haben Sie mir denn zu ſagen? — Ja ſo, wir ſind nicht allein. Indem ſie Wernern anſieht.

v. Tellheim. Doch, Franziska, wir wären allein. Aber da das Fräulein den Brief nicht geleſen hat, ſo habe ich dir noch nichts zu ſagen.

Franziska. So wären wir doch allein? Sie haben vor dem Herrn Wachtmeiſter keine Geheimniſſe?

v. Tellheim. Nein, keine.

Franziska. Gleichwohl, dünkt mich, ſollten Sie welche vor ihm haben.

v. Tellheim. Wie das?

Werner. Warum das, Frauenzimmerchen?

Franziska. Beſonders Geheimniſſe von einer gewiſſen Art — Alle zwanzig, Herr Wachtmeiſter? *Indem ſie beide Hände mit geſpreizten Fingern in die Höhe hält.*

Werner. St! ſt! Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen!

v. Tellheim. Was heißt das?

Franziska. Huſch iſt's am Finger, Herr Wachtmeiſter? *Als ob ſie einen Ring geſchwind anſteckte.*

v. Tellheim. Was habt ihr?

Werner. Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, Sie wird ja wohl Spaß verſtehen?

v. Tellheim. Werner, du haſt doch nicht vergeſſen, was ich dir mehrmal geſagt habe, daß man über einen gewiſſen Punkt mit dem Frauenzimmer nie ſcherzen muß?

Werner. Bei meiner armen Seele, ich kann's vergeſſen haben! — Frauenzimmerchen, ich bitte —

Franziska. Nun, wenn es Spaß geweſen iſt, dasmal will ich es Ihm verzeihen.

v. Tellheim. Wenn ich denn durchaus kommen muß, Franziska: ſo mache doch nur, daß das Fräulein den Brief vorher noch lieſt. Das wird mir die Peinigung erſparen, Dinge noch einmal zu denken, noch einmal zu ſagen, die ich ſo gern vergeſſen möchte. Da gieb ihr ihn! *Indem er den Brief umkehrt und ihr ihn zureichen will, wird er gewahr, daß er erbrochen iſt.* Aber ſehe ich recht? Der Brief, Franziska, iſt ja erbrochen.

Franziska. Das kann wohl ſeyn. *Beſieht ihn.* Wahrhaftig, er iſt erbrochen. Wer muß ihn denn erbrochen haben? Doch geleſen haben wir ihn wirklich nicht, Herr Major, wirklich nicht. Wir wollen ihn auch nicht leſen, denn der Schreiber kömmt ſelbſt. Kommen Sie ja; und wiſſen Sie was, Herr Major? Kommen Sie nicht ſo, wie Sie da ſind, in Stiefeln, kaum friſirt. Sie ſind zu entſchuldigen, Sie haben uns nicht vermuthet. Kommen Sie in Schuhen und laſſen Sie ſich friſch friſiren. — So ſehen Sie mir gar zu brav, gar zu preußiſch aus!

v. Tellheim. Ich danke dir, Franziska.

Franziska. Sie ſehen aus, als ob Sie vorige Nacht kampirt hätten.

v. Tellheim. Du kannſt es errathen haben.

Franziska. Wir wollen uns gleich auch putzen und ſodann eſſen. Wir behielten Sie gern zum Eſſen, aber Ihre Gegenwart möchte uns an dem Eſſen hindern; und ſehen Sie, ſo gar verliebt ſind wir nicht, daß uns nicht hungerte.

v. Tellheim. Ich geh'! Franziska, bereite ſie indeß ein wenig vor, damit ich weder in ihren, noch in meinen Augen verächtlich werden darf. — Komm, Werner, du ſollſt mit mir eſſen.

Werner. An der Wirthstafel hier im Hauſe? Da wird mir kein Biſſen ſchmecken.

v. Tellheim. Bei mir auf der Stube.

Werner. So folge ich Ihnen gleich. Nur noch ein Wort mit dem Frauenzimmerchen.

v. Tellheim. Das gefällt mir nicht übel! *Geht ab.*

Eilfter Auftritt.

Paul Werner. Franziska.

Franziska. Nun, Herr Wachtmeiſter?

Werner. Frauenzimmerchen, wenn ich wiederkomme, ſoll ich auch geputzter kommen?

Franziska. Komm Er, wie Er will, Herr Wachtmeiſter; meine Augen werden nichts wider Ihn haben. Aber meine Ohren werden deſto mehr auf ihrer Hut gegen Ihn ſeyn müſſen. — Zwanzig Finger, alle voller Ringe! Ei, ei, Herr Wachtmeiſter!

Werner. Nein, Frauenzimmerchen, eben das wollt' ich Ihr noch ſagen: die Schnurre fuhr mir nun ſo heraus! Es iſt nichts dran. Man hat ja wohl an Einem Ringe genug. Und hundert und aber hundertmal habe ich den Major ſagen hören: Das muß ein Schurke von einem Soldaten ſeyn, der ein Mädchen anführen kann! — So denk ich auch, Frauenzimmerchen. Verlaß Sie ſich drauf! — Ich muß machen, daß ich ihm nachkomme. — Guten Appetit, Frauenzimmerchen! *Geht ab.*

Franziska. Gleichfalls, Herr Wachtmeiſter! — Ich glaube, der Mann gefällt mir! *Indem ſie herein gehen will, kommt ihr das Fräulein entgegen.*

Zwölfter Auftritt.

Das Fräulein. Franziska.

Das Fräulein. Iſt der Major ſchon wieder fort? — Franziska, ich glaube, ich wäre jetzt ſchon wieder ruhig genug, daß ich ihn hätte hier behalten können.

Franziska. Und ich will Sie noch ruhiger machen.

Das Fräulein. Deſto beſſer! Sein Brief, o ſein Brief! Jede Zeile ſprach den ehrlichen, edlen Mann. Jede Weigerung, mich zu beſitzen, betheuerte mir ſeine Liebe. — Er wird es wohl gemerkt haben, daß wir den Brief geleſen. — Mag er doch, wenn er nur kömmt. Er kömmt doch gewiß? — Bloß ein wenig zu viel Stolz, Franziska, ſcheint mir in ſeiner Aufführung zu ſeyn. Denn auch ſeiner Geliebten ſein Glück nicht wollen zu danken haben, iſt Stolz, unverzeihlicher Stolz! Wenn er mir dieſen zu ſtark merken läßt, Franziska —

Franziska. So wollen Sie ſeiner entſagen?

Das Fräulein. Ei, ſieh doch! Jammert er dich nicht ſchon wieder? Nein, liebe Närrin, Eines Fehlers wegen entſagt man keinem Manne. Nein, aber ein Streich iſt mir beigefallen, ihn wegen dieſes Stolzes mit ähnlichem Stolze ein wenig zu martern.

Franziska. Nun da müſſen Sie ja recht ſehr ruhig ſeyn, mein Fräulein, wenn Ihnen ſchon wieder Streiche beifallen.

Das Fräulein. Ich bin es auch; komm nur. Du wirſt deine Rolle dabei zu ſpielen haben. *Sie gehen herein.*

Vierter Aufzug.

Die Scene: das Zimmer des Fräuleins.

Erſter Auftritt.

Das Fräulein *völlig und reich, aber mit Geſchmack gekleidet.* **Franziska.** *Sie ſtehen vom Tiſche auf, den ein Bedienter abräumt.*

Franziska. Sie können unmöglich ſatt ſeyn, gnädiges Fräulein.

Das Fräulein. Meinſt du, Franziska? Vielleicht, daß ich mich nicht hungrig niederſetzte.

Franziska. Wir hatten ausgemacht, ſeiner während der Mahlzeit nicht zu erwähnen. Aber wir hätten uns auch vornehmen ſollen, an ihn nicht zu denken.

Das Fräulein. Wirklich, ich habe an nichts als an ihn gedacht.

Franziska. Das merkt' ich wohl. Ich fing von hundert Dingen an zu ſprechen und Sie antworteten mir auf jedes verkehrt. Ein anderer Bedienter trägt Kaffee auf. Hier kömmt eine Nahrung, bei der man eher Grillen machen kann. Der liebe, melancholiſche Kaffee!

Das Fräulein. Grillen? Ich mache keine. Ich denke bloß der Lection nach, die ich ihm geben will. Haſt du mich recht begriffen, Franziska?

Franziska. O ja; am beſten aber wär' es, er erſparte ſie uns.

Das Fräulein. Du wirſt ſehen, daß ich ihn von Grund aus kenne. Der Mann, der mich jetzt mit allen Reichthümern verweigert, wird mich der ganzen Welt ſtreitig machen, ſobald er hört, daß ich unglücklich und verlaſſen bin.

Franziska, ſehr ernſthaft. Und ſo was muß die feinſte Eigenliebe unendlich kitzeln.

Das Fräulein. Sittenrichterin! Seht doch! vorhin ertappte ſie mich auf Eitelkeit, jetzt auf Eigenliebe. — Nun, laß mich nur, liebe Franziska. Du ſollſt mit deinem Wachtmeiſter auch machen können, was du willſt.

Franziska. Mit meinem Wachtmeiſter?

Das Fräulein. Ja, wenn du es vollends läugneſt, ſo iſt es richtig. — Ich habe ihn noch nicht geſehen, aber aus jedem Worte, das du mir von ihm geſagt haſt, prophezeihe ich dir deinen Mann.

Zweiter Auftritt.

Riccaut de la Marliniere. Das Fräulein. Franziska.

Riccaut, noch innerhalb der Scene. Est-il permis, Monsieur le Major?

Franziska. Was iſt das? Will das zu uns? Gegen die Thüre gehend.

Riccaut. Parbleu! Ik bin unriktig. — Mais non — Ik bin nit unriktig — C'est la chambre —

Franziska. Ganz gewiß, gnädiges Fräulein, glaubt dieſer Herr, den Major von Tellheim noch hier zu finden.

Riccaut. Iſ ſo! — Le Major de Tellheim; juste, ma belle enfant, c'est lui que je cherche. Ou est-il?

Franziska. Er wohnt nicht mehr hier.

Riccaut. Comment? nok vor vierunſwanzik Stund hier logier? Und logier nit mehr hier? Wo logier er denn?

Das Fräulein, die auf ihn zukommt. Mein Herr, —

Riccaut. Ah, Madame, — Mademoiselle, — Ihro Gnad, verzeih —

Das Fräulein. Mein Herr, Ihre Irrung iſt ſehr zu vergeben, und Ihre Verwunderung ſehr natürlich. Der Herr Major hat die Güte gehabt, mir, als einer Fremden, die nicht unterzukommen wußte, ſein Zimmer zu überlaſſen.

Riccaut. Ah voilà de ses politesses! C'est un très-galant-homme que ce Major!

Das Fräulein. Wo er indeß hingezogen, — wahrhaftig, ich muß mich ſchämen, es nicht zu wiſſen.

Riccaut. Ihro Gnad nit wiß? C'est dommage; j'en suis fâché.

Das Fräulein. Ich hätte mich allerdings darnach erkundigen ſollen. Freilich werden ihn ſeine Freunde noch hier ſuchen.

Riccaut. Ik bin ſehr von ſeine Freund, Ihro Gnad —

Das Fräulein. Franziska, weißt du es nicht?

Franziska. Nein, gnädiges Fräulein.

Riccaut. Ik hätt ihn zu ſpreck, ſehr nothwendik. Ik komm ihm bringen eine Nouvelle, davon er ſehr fröhlik ſeyn wird.

Das Fräulein. Ich bedaure um ſo viel mehr. — Doch hoffe ich vielleicht bald ihn zu ſprechen. Iſt es gleichviel, aus weſſen Munde er dieſe gute Nachricht erfährt, ſo erbiete ich mich, mein Herr —

Riccaut. Ik verſteh. — Mademoiselle parle françois? Mais sans doute; telle que je la vois! — La demande etat bien impolie; Vous me pardonneres Mademoiselle. —

Das Fräulein. Mein Herr —

Riccaut. Nit? Sie ſpreck nit Franzöſiſch, Ihro Gnad?

Das Fräulein. Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu ſprechen ſuchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verſtehen, mein Herr. Und ich, mein Herr, werde Sie gewiß auch verſtehen; ſprechen Sie, wie es Ihnen beliebt.

Riccaut. Gutt, gutt! Ik kann auk mik auf Deutſch explicier. — Saches donc, Mademoiselle, — Ihro Gnad ſoll alſo wiß, daß ik komm von die Tafel bei der Miniſter — Miniſter von — Miniſter von — wie heiß der Miniſter da drauß? — in der lange Straß? — auf die breite Platz? —

Das Fräulein. Ich bin hier noch völlig unbekannt.

Riccaut. Nun, die Miniſter von der Kriegsdepartement. — Da haben ik zu Mittag geſpeiſen; — ik ſpeiſen à l'ordinaire bei ihm, — und da iß man gekommen reden auf der Major Tellheim; et le Ministre m'a dit en confidence, car Son Excellence est de mes amis, et il n'y a point de mystères entre nous — Se. Excellenz, will ik ſag, haben mir vertrau, daß die Sak von unſerm Major ſey auf den Point zu enden, und gutt zu enden. Er habe gemakt ein Rapport an den Könik, und der Könik habe darauf reſolvir, tout-à-fait en faveur du Major. — Monsieur, m'a dit Son Excellence, Vous comprenés bien, que tout depend de la manière, dont on fait envisager les choses au Roi, et Vous me connoissés. Cela fait un très-joli garçon que ce Tellheim, et ne sais-je pas que Vous l'aimés? Les amis de mes amis sont aussi les miens. Il coute un peu cher au Roi ce Tellheim, mais est-ce que l'on sert les Rois pour rien? Il faut s'entr'aider en ce monde; et quand il s'agit de pertes, que ce soit le Roi, qui en fasse, et non pas un honnêt-homme de nous autres. Voilà le principe, dont je ne me depars jamais. — Was ſag Ihro Gnad hierzu? Nit wahr, das iß ein brav Mann? Ah que Son Excellence a le cœur bien placé! Er hat mir au reste verſiker, wenn der Major nit ſchon bekommen habe une Lettre de la main — eine Köniklicken Handbrief, daß er heut infailliblement müſſe bekommen einen.

Das Fräulein. Gewiß, mein Herr, dieſe Nachricht wird dem Major von Tellheim höchſt angenehm ſeyn. Ich wünſchte nur, ihm den Freund zugleich mit Namen nennen zu können, der ſo viel Antheil an ſeinem Glücke nimmt —

Riccaut. Mein Namen wünſcht Ihro Gnad? — Vous voyes en moi — Ihro Gnad ſeh in mik le Chevalier Riccaut de la Marlinière, Seigneur de Pret-au-val, de la Branche de Prensd'or. — Ihro Gnad ſteh verwundert, mik aus ſo ein groß, groß Familie zu hören, qui est veritablement du sang Royal. — Il faut le dire; je suis sans doute le Cadet le plus avantureux, que la maison a jamais eu — Ik dien von meiner elfte Jahr. Ein Affaire d'honneur makte mik fliehen. Darauf haben ik gedienet ſeiner Päpſtlichen Eilikheit, der Republik St. Marino, der Kron Polen, und den Staaten General, bis ik endlich bin worden gezogen hieher. Ah, Mademoiselle, que je voudrois n'avoir jamais vu ce pais-là! Hätte man mik gelaß im Dienſt von den Staaten General, ſo müßt ik nun ſeyn aufs wenikſt Oberſt. Aber ſo hier immer und ewig Capitaine geblieben, und nun gar ſeyn ein abgedankte Capitaine —

Das Fräulein. Das iſt viel Unglück.

Riccaut. Oui, Mademoiselle, me voilà reformé, et par-là mis sur le pavé!

Das Fräulein. Ich beklage ſehr.

Riccaut. Vous êtes bien bonne, Mademoiselle. — Nein, man kenn ſik hier nit auf den Verdienſt. Einen Mann wie mik, ſu reformir! — Einen Mann, der ſik nok daſu in dieſem Dienſt hat rouinir! — Ik haben dabei ſugeſetzt, mehr als ſwanſik tauſend Livres. Was hab ik nun? Tranchons le mot; je n'ai pas le sou, et me voilà exactement vis-à-vis du rien. —

Das Fräulein. Es thut mir ungemein leid.

Riccaut. Vous êtes bien bonne, Mademoiselle. Aber wie man pfleg ſu ſagen: ein jeder Unglück ſchlepp nak ſik ſeine Bruder; qu'un malheur ne vient jamais seul: ſo mit mir arrivir. Was ein Honnêt-homme von mein Extraction kann anders haben für Ressource, als das Spiel? Nun hab ik immer geſpielen mit Glück, ſo lang ik hatte nit von nöthen der Glück. Nun ik ihr hätte von nöthen, Mademoiselle, je joue avec un guignon, qui surpasse toute croyance. Seit funfſehn Tag iſt vergangen keine, wo ſie mik nit hab geſprenkt. Nok geſtern hab ſie mik geſprengt dreimal. Je sais bien, qu'il y avoit quelque chose de plus que le jeu. Car parmis mes pontes ce trouvoient certaines dames — Ik will niks weiter ſag. Man muß ſeyn galant gegen die Damen. Sie haben auk mik heut invitir, mir ſu geben revanche: mais — Vous m'entendés, Mademoiselle — Man muß erſt wiß, wovon leben, ehe man haben kann, wovon ſu ſpielen. —

Das Fräulein. Ich will nicht hoffen, mein Herr —

Riccaut. Vous êtes bien bonne, Mademoiselle —

Das Fräulein, *nimmt die Franziska bei Seite.* Franziska, der Mann dauert mich im Ernſte. Ob er mir es wohl übel nehmen würde, wenn ich ihm etwas anböte?

Franziska. Der ſieht mir nicht darnach aus.

Das Fräulein. Gut! — Mein Herr, ich höre, — daß Sie ſpielen; daß Sie Bank machen; ohne Zweifel an Orten, wo etwas zu gewinnen iſt. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich — gleichfalls das Spiel ſehr liebe, —

Riccaut. Tant mieux, Mademoiselle, tant mieux! Tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur.

Das Fräulein. Daß ich ſehr gern gewinne; ſehr gern mein Geld mit einem Manne wage, der — zu ſpielen weiß. — Wären Sie wohl geneigt, mein Herr, mich in Geſellſchaft zu nehmen? mir einen Antheil an Ihrer Bank zu gönnen?

Riccaut. Comment, Mademoiselle, Vous voulés être de moitié avec moi? De tout mon cœur.

Das Fräulein. Fürs erſte nur mit einer Kleinigkeit — *Geht und langt Geld aus ihrer Schatulle.*

Riccaut. Ah, Mademoiselle, que Vous êtes charmante! —

Das Fräulein. Hier habe ich, was ich unlängſt gewonnen, nur zehn Piſtolen — ich muß mich zwar ſchämen, ſo wenig —

Riccaut. Donnés toujours, Mademoiselle, donnés. *Nimmt es.*

Das Fräulein. Ohne Zweifel, daß Ihre Bank, mein Herr, ſehr anſehnlich iſt —

Riccaut. Ja wohl ſehr anſehnlik. Sehn Piſtol? Ihr Gnad ſoll ſeyn dafür intéressir bei meiner Bank auf ein Dreitheil, pour le tiers. Swar auf ein Dreitheil ſollen ſeyn — etwas mehr. Dok mit einer ſchöne Damen muß man es nehmen nit ſo genau. Ik gratulir mik, ſu kummen dadurk in liaison mit Ihro Gnad, et de ce moment je recommence à bien augurer de ma fortune.

Das Fräulein. Ich kann aber nicht dabei ſeyn, wenn Sie ſpielen, mein Herr.

Riccaut. Was brauk Ihro Gnad dabei ſu ſeyn? Wir andern Spieler ſind ehrlike Leut unter einander.

Das Fräulein. Wenn wir glücklich ſind, mein Herr, ſo werden Sie mir meinen Antheil ſchon bringen. Sind wir aber unglücklich —

Riccaut. So komm ik holen Rekruten. Nit wahr, Ihro Gnad?

Das Fräulein. Auf die Länge dürften die Rekruten fehlen. Vertheidigen Sie unſer Geld daher ja wohl, mein Herr.

Riccaut. Wofür ſeh mik Ihro Gnad an? Für ein Einfaltspinſe? für eine dumme Teuf?

Das Fräulein. Verzeihen Sie mir —

Riccaut. Je suis des Bons, Mademoiselle. Savés-vous ce que cela veut dire? Ik bin von die Ausgelernt —

Das Fräulein. Aber doch wohl, mein Herr —

Riccaut. Je sais monter un coup —

Das Fräulein *verwundernd.* Sollten Sie?

Riccaut. Je file la carte avec une adresse —

Das Fräulein. Nimmermehr!

Riccaut. Je fais sauter la coupe avec une dextérité —

Das Fräulein. Sie werden doch nicht, mein Herr? —

Riccaut. Was nit? Ihro Gnade, was nit? Donnés-moi un pigeonneau à plumer, et —

Das Fräulein. Falſch ſpielen, betrügen?

Riccaut. Comment, Mademoiselle? Vous appelés cela betrügen? Corriger la fortune, l'enchaîner sous ses doigts, être sûr de son fait, das nenn die Deutſch betrügen? Betrügen! O, was iſt die deutſch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!

Das Fräulein. Nein, mein Herr, wenn Sie ſo denken —

Riccaut. Laissés-moi faire, Mademoiselle, und ſeyn Sie ruhik! Was gehen Sie an, wie ik ſpiel? — Gnug, morgen entweder ſehn mik wieder Ihro Gnad mit hundert Piſtol, oder ſeh mik wieder gar nit — Votre très-humble, Mademoiselle, votre très-humble — *Eilends ab.*

Das Fräulein, *die ihm mit Erſtaunen und Verdruß nachſieht.* Ich wünſche das letzte, mein Herr, das letzte!

Dritter Auftritt.

Das Fräulein. Franziska.

Franziska *erbittert.* Kann ich noch reden? O ſchön! o ſchön!

Das Fräulein. Spotte nur; ich verdiene es. *Nach einem kleinen Nachdenken und gelaſſener.* Spotte nicht, Franziska; ich verdiene es nicht.

Franziska. Vortrefflich! da haben Sie etwas allerliebſtes gethan, einem Spitzbuben wieder auf die Beine geholfen.

Das Fräulein. Es war einem Unglücklichen zugedacht.

Franziska. Und was das beſte dabei iſt: der Kerl hält Sie für ſeinesgleichen. — O, ich muß ihm nach, und ihm das Geld wieder abnehmen. *Will fort.*

Das Fräulein. Franziska, laß den Kaffee nicht vollends kalt werden, ſchenk ein.

Franziska. Er muß es Ihnen wieder geben; Sie haben ſich anders beſonnen; Sie wollen mit ihm nicht in Geſellſchaft ſpielen. Zehn Piſtolen! Sie hörten ja, Fräulein, daß es ein Bettler war! *Das Fräulein ſchenkt indeß ſelbſt ein.* Wer wird einem Bettler ſo viel geben? Und ihm noch dazu die Erniedrigung, es erbettelt zu haben, zu erſparen ſuchen? Den Mildthätigen, der den Bettler aus Großmuth verkennen will, verkennt der Bettler wieder. Nun mögen Sie es haben, Fräulein, wenn er Ihre Gabe ich weiß nicht wofür anſieht. — *Und reicht der Franziſka eine Taſſe.* Wollen Sie mir das Blut noch mehr in Wallung bringen? Ich mag nicht trinken. *Das Fräulein ſetzt ſie wieder weg.* — „Parbleu, Ihro Gnad, man kenn ſik hier nit auf den Verdienſt" *In dem Tone des Franzoſen.* Freilich nicht, wenn man die Spitzbuben ſo ungehangen herumlaufen läßt.

Das Fräulein *kalt und nachdenkend, indem ſie trinkt.* Mädchen, du verſtehſt dich ſo trefflich auf die guten Menſchen: aber, wann willſt du die ſchlechten ertragen lernen? — Und ſie ſind doch auch Menſchen. — Und öfters bei weitem ſo ſchlechte Menſchen nicht, als ſie ſcheinen. — Man muß ihre gute Seite nur aufſuchen. — Ich bilde mir ein, dieſer Franzoſe iſt nichts als eitel. Aus bloßer Eitelkeit macht er ſich zum falſchen Spieler; er will mir nicht verbunden ſcheinen; er will ſich den Dank erſparen. Vielleicht, daß er nun hingeht, ſeine kleine Schulden bezahlt, von dem Reſte, ſo weit er reicht, ſtill und ſparſam lebt, und an das Spiel nicht denkt. Wenn das iſt, liebe Franziſka, ſo laß ihn Rekruten holen, wenn er will. — *Giebt ihr die Taſſe.* Da, ſetz weg! — Aber, ſage mir, ſollte Tellheim nicht ſchon da ſeyn?

Franziska. Nein, gnädiges Fräulein; ich kann beides nicht; weder an einem ſchlechten Menſchen die gute, noch an einem guten Menſchen die böſe Seite aufſuchen.

Das Fräulein. Er kömmt doch ganz gewiß? —

Franziska. Er ſollte wegbleiben! — Sie bemerken an ihm, an ihm dem beſten Manne, ein wenig Stolz, und darum wollen Sie ihn ſo grauſam necken?

Das Fräulein. Kömmſt du da wieder hin? — Schweig, das will ich nun einmal ſo. Wo du mir dieſe Luſt verdirbſt, wo du nicht alles ſagſt und thuſt, wie wir es abgeredet haben! — Ich will dich ſchon allein mit ihm laſſen; und dann — — Jetzt kömmt er wohl.

Vierter Auftritt.

Paul Werner *der in einer ſteifen Stellung, gleichſam im Dienſte hereintritt.* **Das Fräulein. Franziska.**

Franziska. Nein, es iſt nur ſein lieber Wachtmeiſter.

Das Fräulein. Lieber Wachtmeiſter? Auf wen bezieht ſich dieſes Lieber?

Franziska. Gnädiges Fräulein, machen Sie mir den Mann nicht verwirrt. — Ihre Dienerin, Herr Wachtmeiſter; was bringen Sie uns?

Werner *geht, ohne auf die Franziſka zu achten, an das Fräulein.* Der Major von Tellheim läßt an das gnädige Fräulein von Barnhelm durch mich, den Wachtmeiſter Werner, ſeinen unterthänigen Reſpect vermelden, und ſagen, daß er ſogleich hier ſeyn werde.

Das Fräulein. Wo bleibt er denn?

Werner. Ihro Gnaden werden verzeihen; wir ſind, noch vor dem Schlage drei aus dem Quartier gegangen, aber da hat ihn der Kriegszahlmeiſter unterwegs angeredt, und weil mit dergleichen Herrn des Redens immer kein Ende iſt: ſo gab er mir einen Wink, dem gnädigen Fräulein den Vorfall zu rapportiren.

Das Fräulein. Recht wohl, Herr Wachtmeiſter. Ich wünſche nur, daß der Kriegszahlmeiſter dem Major etwas angenehmes möge zu ſagen haben.

Werner. Das haben dergleichen Herren den Officieren ſelten. — Haben Ihro Gnaden etwas zu befehlen? *Im Begriffe wieder zu gehen.*

Franziska. Nun, wo denn ſchon wieder hin, Herr Wachtmeiſter? Hätten wir denn nichts mit einander zu plaudern?

Werner *ſachte zur Franziſka, und ernſthaft.* Hier nicht, Frauenzimmerchen. Es iſt wider den Reſpect, wider die Subordination. — Gnädiges Fräulein —

Das Fräulein. Ich danke für Seine Bemühung, Herr Wachtmeiſter. — Es iſt mir lieb geweſen, Ihn kennen zu lernen. Franziſka hat mir viel Gutes von Ihm geſagt. *Werner macht eine ſteife Verbeugung und geht ab.*

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franziska.

Das Fräulein. Das iſt dein Wachtmeiſter, Franziſka? —

Franziska. Wegen des ſpöttiſchen Tones habe ich nicht Zeit, dieſes Dein nochmals aufzumutzen. — — Ja, gnädiges Fräulein, das iſt mein Wachtmeiſter. Sie finden ihn ohne Zweifel ein wenig ſteif und hölzern. Jetzt kam er mir faſt auch ſo vor. Aber ich merke wohl, er glaubte vor Ihro Gnaden auf die Parade ziehen zu müſſen. Und wenn die Soldaten paradiren, — ja freilich ſcheinen ſie da mehr Drechslerpuppen, als Männer. Sie ſollten ihn hingegen nur ſehen und hören, wenn er ſich ſelbſt gelaſſen iſt.

Das Fräulein. Das müßte ich denn wohl.

Franziska. Er wird noch auf dem Saale ſeyn. Darf ich nicht gehen und ein wenig mit ihm plaudern?

Das Fräulein. Ich verſage dir ungern dieſes Vergnügen. Du mußt hier bleiben, Franziſka. Du mußt bei unſerer Unterredung gegenwärtig ſeyn. — Es fällt mir noch etwas bei. *Sie zieht ihren Ring vom Finger.* Da, nimm meinen Ring, verwahre ihn und gieb mir des Majors ſeinen dafür.

Franziska. Warum das?

Das Fräulein, *indem Franziſka den andern Ring holt.* Recht weiß ich es ſelbſt nicht, aber mich dünkt, ich ſehe ſo etwas voraus, wo ich ihn brauchen könnte. — Man pocht. — Geſchwind gieb her! *Sie ſteckt ihn an.* Er iſt's!

Sechster Auftritt.

v. Tellheim *in dem nämlichen Kleide, aber ſonſt ſo, wie es Franziſka verlangt.* **Das Fräulein. Franziska.**

v. Tellheim. Gnädiges Fräulein, Sie werden mein Verweilen entſchuldigen. —

Das Fräulein. O Herr Major, ſo gar militäriſch wollen wir es mit einander nicht nehmen. Sie ſind ja da! Und ein Vergnügen erwarten iſt auch ein Vergnügen. — Nun? *indem ſie ihm lächelnd ins Geſicht ſieht* lieber Tellheim, waren wir nicht vorhin Kinder?

v. Tellheim. Ja wohl, Kinder, gnädiges Fräulein; Kinder, die ſich ſperren, wo ſie gelaſſen folgen ſollten.

Das Fräulein. Wir wollen ausfahren, lieber Major, — die Stadt ein wenig zu beſehen, — und hernach meinem Oheim entgegen.

v. Tellheim. Wie?

Das Fräulein. Sehen Sie, auch das Wichtigſte haben wir einander noch nicht ſagen können. Ja, er trifft noch heut hier ein. Ein Zufall iſt Schuld, daß ich einen Tag früher ohne ihn angekommen bin.

v. Tellheim. Der Graf von Bruchſall? Iſt er zurück?

Das Fräulein. Die Unruhen des Krieges verſcheuchten ihn nach Italien; der Friede hat ihn wieder zurückgebracht. — Machen Sie ſich keine Gedanken, Tellheim. Beſorgten wir ſchon ehemals das ſtärkſte Hinderniß unſerer Verbindung von ſeiner Seite —

v. Tellheim. Unſerer Verbindung?

Das Fräulein. Er iſt Ihr Freund. Er hat von zu Vielen zu viel Gutes von Ihnen gehört, um es nicht zu ſeyn. Er brennt, den Mann von Antlitz zu kennen, den ſeine einzige Erbin gewählt hat. Er kömmt als Oheim, als Vormund, als Vater, mich Ihnen zu übergeben.

v. Tellheim. Ah, Fräulein, warum haben Sie meinen Brief nicht geleſen? Warum haben Sie ihn nicht leſen wollen?

Das Fräulein. Ihren Brief? Ja, ich erinnere mich, Sie ſchickten mir einen. Wie war es denn mit dieſem Briefe, Franziska? Haben wir ihn geleſen oder haben wir ihn nicht geleſen? Was ſchrieben Sie mir denn, lieber Tellheim? —

v. Tellheim. Nichts, als was mir die Ehre befiehlt.

Das Fräulein. Das iſt, ein ehrliches Mädchen, die Sie liebt, nicht ſitzen zu laſſen. Freilich befiehlt das die Ehre. Gewiß, ich hätte den Brief leſen ſollen. Aber was ich nicht geleſen habe, das höre ich ja.

v. Tellheim. Ja, Sie ſollen es hören —

Das Fräulein, Nein, ich brauch es auch nicht einmal zu hören. Es verſteht ſich von ſelbſt. Sie könnten eines ſo häßlichen Streiches fähig ſeyn, daß Sie mich nun nicht wollten? Wiſſen Sie, daß ich auf Zeit meines Lebens beſchimpft wäre? Meine Landsmänninnen würden mit Fingern auf mich weiſen. — „Das iſt ſie,“ würde es heißen, „das iſt das Fräulein von Barnhelm, die ſich einbildete, weil ſie reich ſey, den wackern Tellheim zu bekommen: als ob die wackern Männer für Geld zu haben wären!“ So würde es heißen, denn meine Landsmänninnen ſind alle neidiſch auf mich. Daß ich reich bin, können ſie nicht läugnen, aber davon wollen ſie nichts wiſſen, daß ich auch ſonſt noch ein ziemlich gutes Mädchen bin, das ſeines Mannes werth iſt. Nicht wahr, Tellheim?

v. Tellheim. Ja, ja, gnädiges Fräulein, daran erkenne ich Ihre Landsmänninnen. Sie werden Ihnen einen abgedankten, an ſeiner Ehre gekränkten Officier, einen Krüppel, einen Bettler, trefflich beneiden.

Das Fräulein. Und das alles wären Sie? Ich hörte ſo was, wenn ich mich nicht irre, ſchon heute Vormittag. Da iſt Böſes und Gutes unter einander. Laſſen Sie uns doch jedes näher beleuchten. — Verabſchiedet ſind Sie? So höre ich. Ich glaubte, Ihr Regiment ſey bloß untergeſteckt worden. Wie iſt es gekommen, daß man einen Mann von Ihren Verdienſten nicht beibehalten?

v. Tellheim. Es iſt gekommen, wie es kommen müſſen. Die Großen haben ſich überzeugt, daß ein Soldat aus Neigung für ſie ganz wenig, aus Pflicht nicht viel mehr, aber alles ſeiner eigenen Ehre wegen thut. Was können ſie ihm alſo ſchuldig zu ſeyn glauben? Der Friede hat ihnen mehrere meines gleichen entbehrlich gemacht, und am Ende iſt ihnen niemand unentbehrlich.

Das Fräulein. Sie ſprechen, wie ein Mann ſprechen muß, dem die Großen hinwiederum ſehr entbehrlich ſind. Und niemals waren ſie es mehr, als jetzt. Ich ſage den Großen meinen großen Dank, daß ſie ihre Anſprüche auf einen Mann haben fahren laſſen, den ich doch nur ſehr ungern mit ihnen getheilt hätte. — Ich bin Ihre Gebieterin, Tellheim; Sie brauchen weiter keinen Herrn. — Sie verabſchiedet zu finden, das Glück hätte ich mir kaum träumen laſſen! — Doch Sie ſind nicht bloß verabſchiedet: Sie ſind noch mehr. Was ſind Sie noch mehr? Ein Krüppel: ſagten Sie? Nun, indem ſie ihn von oben bis unten betrachtet, der Krüppel iſt doch noch ziemlich ganz und gerade; ſcheint doch noch ziemlich geſund und ſtark. — Lieber Tellheim, wenn Sie auf den Verluſt Ihrer geſunden Gliedmaßen betteln zu gehen denken: ſo prophezeihe ich Ihnen, daß Sie vor den wenigſten Thüren etwas bekommen werden; ausgenommen vor den Thüren der gutherzigen Mädchen, wie ich.

v. Tellheim. Jetzt höre ich nur das muthwillige Mädchen, liebe Minna.

Das Fräulein. Und ich höre in Ihrem Verweiſe nur das Liebe Minna. — Ich will nicht mehr muthwillig ſeyn. Denn ich beſinne mich, daß Sie allerdings ein kleiner Krüppel ſind. Ein Schuß hat Ihnen den rechten Arm ein wenig gelähmt. — Doch alles wohl überlegt: ſo iſt auch das ſo ſchlimm nicht. Um ſo viel ſicherer bin ich vor Ihren Schlägen.

v. Tellheim. Fräulein!

Das Fräulein. Sie wollen ſagen: Aber Sie um ſo viel weniger vor meinen. Nun, nun, lieber Tellheim, ich hoffe, Sie werden es nicht dazu kommen laſſen.

v. Tellheim. Sie wollen lachen, mein Fräulein. Ich beklage nur, daß ich nicht mit lachen kann.

Das Fräulein. Warum nicht? Was haben Sie denn gegen das Lachen? Kann man denn auch nicht lachend ſehr ernſthaft ſeyn? Lieber Major, das Lachen erhält uns vernünftiger als der Verdruß. Der Beweis liegt vor uns. Ihre lachende Freundin beurtheilt Ihre Umſtände weit richtiger, als Sie ſelbſt. Weil Sie verabſchiedet ſind, nennen Sie ſich an Ihrer Ehre gekränkt; weil Sie einen Schuß in dem Arme haben, machen Sie ſich zu einem Krüppel. Iſt das ſo recht? Iſt das keine Uebertreibung? Und iſt es meine Einrichtung, daß alle Uebertreibungen des Lächerlichen ſo fähig ſind? Ich wette, wenn ich Ihren Bettler nun vernehme, daß auch dieſer eben ſo wenig Stich halten wird. Sie werden einmal, zweimal, dreimal Ihre Equipage verloren haben; bei dem oder jenem Banquier werden einige Capitale jetzt mit ſchwinden; Sie werden dieſen und jenen Vorſchuß, den Sie im Dienſte gethan, keine Hoffnung haben, wieder zu erhalten: aber ſind Sie darum ein Bettler? Wenn Ihnen auch nichts übrig geblieben iſt, als was mein Oheim für Sie mitbringt —

v. Tellheim. Ihr Oheim, gnädiges Fräulein, wird für mich nichts mitbringen.

Das Fräulein. Nichts, als die zweitauſend Piſtolen, die Sie unſern Ständen ſo großmüthig vorſchoſſen.

v. Tellheim. Hätten Sie doch nur meinen Brief geleſen, gnädiges Fräulein!

Das Fräulein. Nun ja, ich habe ihn geleſen. Aber was ich über dieſen Punkt darin geleſen, iſt mir ein wahres Räthſel. Unmöglich kann man Ihnen aus einer edlen Handlung ein Verbrechen machen wollen. — Erklären Sie mir doch, lieber Major —

v. Tellheim. Sie erinnern ſich, gnädiges Fräulein, daß ich Ordre hatte, in den Aemtern Ihrer Gegend die Contribution mit der äußerſten Strenge baar beizutreiben. Ich wollte mir dieſe Strenge erſparen, und ſchoß die fehlende Summe ſelbſt vor. —

Das Fräulein. Ja wohl erinnere ich mich. — Ich liebte Sie um dieſer That willen, ohne Sie noch geſehen zu haben.

v. Tellheim. Die Stände gaben mir ihren Wechſel, und dieſen wollte ich bei Zeichnung des Friedens unter die zu ratihabirenden Schulden eintragen laſſen. Der Wechſel ward für gültig erkannt, aber mir ward das Eigenthum deſſelben ſtreitig gemacht. Man zog ſpöttiſch das Maul, als ich verſicherte, die Valute baar hergegeben zu haben. Man erklärte ihn für eine Beſtechung, für das Gratial der Stände, weil ich ſobald mit ihnen auf die niedrigſte Summe einig geworden war, mit der ich mich nur im äußerſten Nothfalle zu begnügen Vollmacht hatte. So kam der Wechſel aus meinen Händen, und wenn er bezahlt wird, wird er ſicherlich nicht an mich bezahlt. — Hierdurch, mein Fräulein, halte ich meine Ehre für gekränkt, nicht durch den Abſchied, den ich gefordert haben würde, wenn ich ihn nicht bekommen hätte. — Sie ſind ernſthaft, mein Fräulein? Warum lachen Sie nicht? Ha, ha, ha! Ich lache ja.

Das Fräulein. O, erſticken Sie dieſes Lachen, Tellheim! Ich beſchwöre Sie! Es iſt das ſchreckliche Lachen des Menſchenhaſſes! Nein, Sie ſind der Mann nicht, den eine gute That reuen kann, weil ſie üble Folgen für ihn hat. Nein, unmöglich können dieſe üble Folgen dauern! Die Wahrheit muß an den Tag kommen. Das Zeugniß meines Oheims, aller unſrer Stände —

v. Tellheim. Ihres Oheims! Ihrer Stände! Ha, ha, ha!

Das Fräulein. Ihr Lachen tödtet mich, Tellheim! Wenn Sie an Tugend und Vorſicht glauben, Tellheim, ſo lachen Sie ſo nicht! Ich habe nie fürchterlicher fluchen hören, als Sie lachen. — Und laſſen Sie uns das Schlimmſte ſetzen! Wenn man Sie hier durchaus verkennen will: ſo kann man Sie bei uns nicht verkennen. Nein, wir können, wir werden Sie nicht verkennen, Tellheim. Und wenn unſere Stände die geringſte Empfindung von Ehre haben, ſo weiß ich, was ſie thun müſſen. Doch ich bin nicht klug: was wäre das nöthig? Bilden Sie ſich ein, Tellheim, Sie hätten die zweitauſend Piſtolen an einem wilden Abende verloren. Der König war eine unglückliche Karte für Sie: die Dame auf ſich weiſend wird Ihnen deſto günſtiger ſeyn. — Die Vorſicht, glauben Sie mir, hält den ehrlichen Mann immer ſchadlos, und öfters ſchon im voraus. Die That, die Sie einmal um zweitauſend Piſtolen bringen ſollte, erwarb mich Ihnen. Ohne dieſe That würde ich nie begierig geweſen ſeyn, Sie kennen zu lernen. Sie wiſſen, ich kam uneingeladen in die erſte Geſellſchaft, wo ich Sie zu finden glaubte. Ich kam bloß Ihrentwegen. Ich kam in dem feſten Vorſatze, Sie zu lieben, — ich liebte Sie ſchon! — in dem feſten Vorſatze, Sie zu beſitzen, wenn ich Sie auch ſo ſchwarz und häßlich finden ſollte, als den Mohr von Venedig. Sie ſind ſo ſchwarz und häßlich nicht; auch ſo eiferſüchtig werden Sie nicht ſeyn. Aber, Tellheim, Tellheim, Sie haben doch noch viel ähnliches mit ihm! O, über die wilden, unbiegſamen Männer, die nur immer ihr ſtieres Auge auf das Geſpenſt der Ehre heften! für alles andere Gefühl ſich verhärten! — Hierher Ihr Auge! auf mich, Tellheim! Der indeß vertieft und unbeweglich mit ſtarren Augen immer auf eine Stelle geſehen. Woran denken Sie? Sie hören mich nicht?

v. Tellheim zerſtreut. O ja! Aber ſagen Sie mir doch, mein Fräulein: wie kam der Mohr in Venetianiſche Dienſte? Hatte der Mohr kein Vaterland? Warum vermiethete er ſeinen Arm und ſein Blut einem fremden Staate? —

Das Fräulein erſchrocken. Wo ſind Sie, Tellheim? — Nun iſt es Zeit, daß wir abbrechen. — Kommen Sie! Indem ſie ihn bei der Hand ergreift. — Franziska, laß den Wagen vorfahren.

v. Tellheim, der ſich von dem Fräulein losreißt und der Franziska nachgeht. Nein, Franziska, ich kann nicht die Ehre haben, das Fräulein zu begleiten. — Mein Fräulein, laſſen Sie mir noch heute meinen geſunden Verſtand, und beurlauben Sie mich. Sie ſind auf dem beſten Wege, mich darum zu bringen. Ich ſtemme mich, ſo viel ich kann. — Aber weil ich noch bei Verſtande bin, ſo hören Sie, mein Fräulein, was ich feſt beſchloſſen habe, wovon mich nichts in der Welt abbringen ſoll. — Wenn nicht noch ein glücklicher Wurf für mich im Spiele iſt, wenn ſich das Blatt nicht völlig wendet, wenn —

Das Fräulein. Ich muß Ihnen ins Wort fallen, Herr Major. — Das hätten wir ihm gleich ſagen ſollen, Franziska. Du erinnerſt mich auch an gar nichts. — Unſer Geſpräch würde ganz anders gefallen ſeyn, Tellheim, wenn ich mit der guten Nachricht angefangen hätte, die Ihnen der Chevalier de la Marliniere nur eben zu bringen kam

v. Tellheim. Der Chevalier de la Marliniere? Wer iſt das?

Franziska. Es mag ein ganz guter Mann ſeyn, Herr Major, bis auf —

Das Fräulein. Schweig, Franziska! — Gleichfalls ein verabſchiedeter Officier, der aus Holländiſchen Dienſten —

v. Tellheim. Ha! der Lieutenant Riccaut!

Das Fräulein. Er verſicherte, daß er Ihr Freund ſey.

v. Tellheim. Ich verſichere, daß ich ſeiner nicht bin.

Das Fräulein. Und daß ihm, ich weiß nicht welcher Miniſter vertraut habe, Ihre Sache ſey dem glücklichſten Ausgange nahe. Es müſſe ein königliches Handſchreiben an Sie unterwegs ſeyn. —

v. Tellheim. Wie kämen Riccaut und ein Miniſter zuſammen? — Etwas zwar muß in meiner Sache geſchehen ſeyn. Denn nur jetzt erklärte mir der Kriegszahlmeiſter, daß der König alles niedergeſchlagen habe, was wider mich urgirt worden, und daß ich mein ſchriftlich gegebenes Ehrenwort, nicht eher von hier zu gehen, als bis man mich völlig entladen habe, wieder zurücknehmen könne. — Das wird es aber auch alles ſeyn. Man wird mich wollen laufen laſſen. Allein man irrt ſich; ich werde nicht laufen. Eher ſoll mich hier das äußerſte Elend vor den Augen meiner Verleumder verzehren —

Das Fräulein. Hartnäckiger Mann!

v. Tellheim. Ich brauche keine Gnade, ich will Gerechtigkeit. Meine Ehre —

Das Fräulein. Die Ehre eines Mannes wie Sie —

v. Tellheim hitzig. Nein, mein Fräulein, Sie werden von allen Dingen recht gut urtheilen können, nur hierüber nicht. Die Ehre iſt nicht die Stimme unſeres Gewiſſens, nicht das Zeugniß weniger Rechtſchaffnen —

Das Fräulein. Nein, nein, ich weiß wohl. — Die Ehre iſt — die Ehre.

v. Tellheim. Kurz, mein Fräulein, — Sie haben mich nicht ausreden laſſen. — Ich wollte ſagen: wenn man mir das Meinige ſo ſchimpflich vorenthält, wenn meiner Ehre nicht die vollkommenſte Genugthuung geſchieht, ſo kann ich, mein Fräulein, der Ihrige nicht ſeyn. Denn ich bin es in den Augen der Welt nicht werth, zu ſeyn. Das Fräulein von Barnhelm verdient einen unbeſcholtenen Mann. Es iſt eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trägt, ihren Gegenſtand der Verachtung auszuſetzen. Es iſt ein nichtswürdiger Mann, der ſich nicht ſchämt, ſein ganzes Glück einem Frauenzimmer zu verdanken, deſſen blinde Zärtlichkeit —

Das Fräulein. Und das iſt Ihr Ernſt, Herr Major? — Indem ſie ihm plötzlich den Rücken wendet. Franziska!

v. Tellheim. Werden Sie nicht ungehalten, mein Fräulein —

Das Fräulein bei Seite zur Franziska. Jetzt wäre es Zeit! Was räthſt du mir, Franziska? —

Franziska. Ich rathe nichts. Aber freilich macht er es Ihnen ein wenig zu bunt. —

v. Tellheim, der ſie zu unterbrechen kömmt. Sie ſind ungehalten, mein Fräulein —

Das Fräulein höhniſch. Ich? im geringſten nicht

v. Tellheim. Wenn ich Sie weniger liebte, mein Fräulein —

Das Fräulein noch in dieſem Tone. O gewiß, es wäre mein Unglück! — Und ſehen Sie, Herr Major, ich will Ihr Unglück auch nicht. — Man muß ganz uneigennützig lieben. — Eben ſo gut, daß ich nicht offenherziger geweſen bin! Vielleicht würde mir Ihr Mitleid gewährt haben, was mir Ihre Liebe verſagt. — Indem ſie den Ring langſam vom Finger zieht.

v. Tellheim. Was meinen Sie damit, Fräulein?

Das Fräulein. Nein, keines muß das andere weder glücklicher noch unglücklicher machen. So will es die wahre Liebe! Ich glaube Ihnen, Herr Major; und Sie haben zu viel Ehre, als daß Sie die Liebe verkennen ſollten.

v. Tellheim. Spotten Sie, mein Fräulein?

Das Fräulein. Hier! Nehmen Sie den Ring wieder zurück, mit dem Sie mir Ihre Treue verpflichtet. Ueberreicht ihm den Ring. Es ſey drum! Wir wollen einander nicht gekannt haben.

v. Tellheim. Was höre ich?

Das Fräulein. Und das befremdet Sie? — Nehmen Sie, mein Herr. — Sie haben ſich doch wohl nicht bloß geziert?

v. Tellheim, indem er den Ring aus ihrer Hand nimmt. Gott! ſo kann Minna ſprechen! —

Das Fräulein. Sie können der Meinige in Einem Falle nicht ſeyn; ich kann die Ihrige in keinem ſeyn. Ihr Unglück iſt wahrſcheinlich; meines iſt gewiß. — Leben Sie wohl! Will fort.

v. Tellheim. Wohin, liebſte Minna? —

Das Fräulein. Mein Herr, Sie beſchimpfen mich jetzt mit dieſer vertraulichen Benennung.

v. Tellheim. Was iſt Ihnen, mein Fräulein? Wohin?

Das Fräulein. Laſſen Sie mich. — Meine Thränen vor Ihnen zu verbergen, Verräther! Geht ab.

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Franziska.

v. Tellheim. Ihre Thränen? Und ich ſollte ſie laſſen? Will ihr nach.

Franziska, die ihn zurückhält. Nicht doch, Herr Major! Sie werden ihr ja nicht in ihr Schlafzimmer folgen wollen?

v. Tellheim. Ihr Unglück? Sprach ſie nicht von Unglück?

Franziska. Nun freilich; das Unglück, Sie zu verlieren, nachdem —

v. Tellheim. Nachdem? was nachdem? Hier hinter ſteckt mehr. Was iſt es, Franziska? Rede, ſprich —

Franziska. Nachdem ſie, wollte ich ſagen, — Ihnen ſo vieles aufgeopfert.

v. Tellheim. Mir aufgeopfert?

Franziska. Hören Sie nur kurz. — Es iſt — für Sie recht gut, Herr Major, daß Sie auf dieſe Art von ihr los gekommen ſind. — Warum ſoll ich es Ihnen nicht ſagen? Es kann doch länger kein Geheimniß bleiben. — Wir ſind entflohen! — Der Graf von Bruchſall hat das Fräulein enterbt, weil ſie keinen Mann von ſeiner Hand annehmen wollte. Alles verließ, alles verachtete ſie hierauf. Was ſollten wir thun? Wir entſchloſſen uns, denjenigen aufzuſuchen, dem wir —

v. Tellheim. Ich habe genug. — Komm, ich muß mich zu ihren Füßen werfen.

Franziska. Was denken Sie? Gehen Sie vielmehr und danken Ihrem guten Geſchicke —

v. Tellheim. Elende! für wen hältſt du mich? — Nein, liebe Franziska, der Rath kam nicht aus deinem Herzen. Vergieb meinem Unwillen!

Franziska. Halten Sie mich nicht länger auf. Ich muß ſehen, was ſie macht. Wie leicht könnte ihr etwas zugeſtoßen ſeyn. — Gehen Sie! Kommen Sie lieber wieder, wenn Sie wieder kommen wollen. Geht dem Fräulein nach.

Achter Auftritt.

v. Tellheim.

Aber Franziska! — O, ich erwarte euch hier! — Nein, das iſt dringender! — Wenn ſie Ernſt ſieht, kann mir ihre Vergebung nicht entſtehen. — Nun brauch ich dich, ehrlicher Werner! — Nein, Minna, ich bin kein Verräther! Eilends ab.

Fünfter Aufzug.

Die Scene: der Saal.

Erſter Auftritt.

Tellheim von der einen und **Werner** von der andern Seite.

v. Tellheim. Ha, Werner! ich ſuche dich überall. Wo ſteckſt du?

Werner. Und ich habe Sie geſucht, Herr Major; ſo geht's mit dem Suchen. — Ich bringe Ihnen gar eine gute Nachricht.

v. Tellheim. Ah, ich brauche jetzt nicht deine Nachrichten, ich brauche dein Geld. Geſchwind, Werner, gieb mir ſo viel du haſt; und dann ſuche ſo viel aufzubringen, als du kannſt.

Werner. Herr Major? — Nun, bei meiner armen Seele, habe ich's doch geſagt: er wird Geld von mir borgen, wenn er ſelber welches zu verleihen hat.

v. Tellheim. Du ſuchſt doch nicht Ausflüchte?

Werner. Damit ich ihm nichts vorzuwerfen habe, ſo nimmt er mir's mit der Rechten, und giebt mir's mit der Linken wieder.

v. Tellheim. Halte mich nicht auf, Werner! — Ich habe den guten Willen, dir es wieder zu geben; aber wann und wie? — das weiß Gott!

Werner. Sie wiſſen es alſo noch nicht, daß die Hofſtaatskaſſe Ordre hat, Ihnen Ihre Gelder zu bezahlen? Eben erfuhr ich es bei —

v. Tellheim. Was plauderſt du? Was läſſeſt du dir weiß machen? Begreifſt du denn nicht, daß, wenn es wahr wäre, ich es doch wohl am erſten wiſſen müßte? — Kurz, Werner, Geld! Geld!

Werner. Je nu, mit Freuden! hier iſt was! — Das ſind die hundert Louisd'or, und das die hundert Ducaten. — Giebt ihm beides.

v. Tellheim. Die hundert Louisd'or, Werner, geh, und bringe Juſten. Er ſoll ſogleich den Ring wieder einlöſen, den er heute früh verſetzt hat. — Aber wo wirſt du mehr hernehmen, Werner? — Ich brauche weit mehr.

Werner. Dafür laſſen Sie mich ſorgen. — Der Mann, der mein Gut gekauft hat, wohnt in der Stadt.

Der Zahlungstermin wäre zwar erſt in vierzehn Tagen; aber das Geld liegt parat, und ein halb Procentchen Abzug —

v. Tellheim. Nun ja, lieber Werner! — Siehſt du, daß ich meine einzige Zuflucht zu dir nehme? — Ich muß dir auch alles vertrauen. Das Fräulein hier, — du haſt ſie geſehen, — iſt unglücklich —

Werner. O Jammer!

v. Tellheim. Aber morgen iſt ſie meine Frau —

Werner. O Freude!

v. Tellheim. Und übermorgen geh ich mit ihr fort. Ich darf fort; ich will fort. Lieber hier alles im Stiche gelaſſen! Wer weiß, wo mir ſonſt ein Glück aufgehoben iſt. Wenn du willſt, Werner, ſo komm mit. Wir wollen wieder Dienſte nehmen.

Werner. Wahrhaftig? — Aber doch wo's Krieg giebt, Herr Major?

v. Tellheim. Wo ſonſt? — Geh, lieber Werner, wir ſprechen davon weiter.

Werner. O Herzensmajor! — Uebermorgen? Warum nicht lieber morgen? — Ich will ſchon alles zuſammenbringen. — In Perſien, Herr Major, giebt's einen trefflichen Krieg; was meinen Sie?

v. Tellheim. Wir wollen das überlegen; geh nur, Werner! —

Werner. Juchje! es lebe der Prinz Heraklius! Geht ab.

Zweiter Auftritt.

v. Tellheim.

Wie iſt mir? — Meine ganze Seele hat neue Triebfedern bekommen. Mein eignes Unglück ſchlug mich nieder, machte mich ärgerlich, kurzſichtig, ſchüchtern, läſſig; ihr Unglück hebt mich empor, ich ſehe wieder frei um mich, und fühle mich willig und ſtark, alles für ſie zu unternehmen — Was verweile ich? Will nach dem Zimmer des Fräuleins, aus dem ihm Franziska entgegen kömmt.

Dritter Auftritt.

Franziska. v. Tellheim.

Franziska. Sind Sie es doch? — Es war mir, als ob ich Ihre Stimme hörte. — Was wollen Sie, Herr Major?

v. Tellheim. Was ich will? — Was macht dein Fräulein? — Komm! —

Franziska. Sie will den Augenblick ausfahren.

v. Tellheim. Und allein? ohne mich? wohin?

Franziska. Haben Sie vergeſſen, Herr Major?

v. Tellheim. Biſt du nicht klug, Franziska? — Ich habe ſie gereizt, und ſie ward empfindlich; ich werde ſie um Vergebung bitten, und ſie wird mir vergeben.

Franziska. Wie? — Nachdem Sie den Ring zurückgenommen, Herr Major?

v. Tellheim. Ha! — das that ich in der Betäubung. — Jetzt denk ich erſt wieder an den Ring. — Wo habe ich ihn hingeſteckt? — Er ſucht ihn. Hier iſt er.

Franziska. Iſt er das? indem er ihn wieder einſteckt, bei Seite. Wenn er ihn doch genauer beſehen wollte!

v. Tellheim. Sie drang mir ihn auf mit einer Bitterkeit — Ich habe dieſe Bitterkeit ſchon vergeſſen. Ein volles Herz kann die Worte nicht wägen. — Aber ſie wird ſich auch keinen Augenblick weigern, den Ring wieder anzunehmen. — Und habe ich nicht noch ihren?

Franziska. Den erwartet ſie dafür zurück. — Wo haben Sie ihn denn, Herr Major? Zeigen Sie mir ihn doch.

v. Tellheim etwas verlegen. Ich habe — ihn anzuſtecken vergeſſen. — Juſt — Juſt wird mir ihn gleich nachbringen.

Franziska. Es iſt wohl einer ziemlich wie der andere; laſſen Sie mich doch dieſen ſehen; ich ſehe ſo was gar zu gern.

v. Tellheim. Ein andermal, Franziska. Jetzt komm —

Franziska bei Seite. Er will ſich durchaus nicht aus ſeinem Irrthume bringen laſſen.

v. Tellheim. Was ſagſt du? Irrthum?

Franziska. Es iſt ein Irrthum, ſag ich, wenn Sie meinen, daß das Fräulein doch noch eine gute Partie ſey. Ihr eigenes Vermögen iſt gar nicht beträchtlich; durch ein wenig eigennützige Rechnungen können es ihr die Vormünder völlig zu Waſſer machen. Sie erwartete alles von dem Oheim; aber dieſer grauſame Oheim —

v. Tellheim. Laß ihn doch! — Bin ich nicht Manns genug, ihr einmal alles zu erſetzen?

Franziska. Hören Sie? Sie klingelt; ich muß herein.

v. Tellheim. Ich gehe mit dir.

Franziska. Um des Himmels willen nicht! Sie hat mir ausdrücklich verboten mit Ihnen zu ſprechen. Kommen Sie wenigſtens mir erſt nach. — Geht hinein.

Vierter Auftritt.

v. Tellheim ihr nachrufend

Melde mich ihr! — Sprich für mich, Franziska! — Ich folge dir ſogleich! — Was werde ich ihr ſagen? — Wo das Herz reden darf, braucht es keiner Vorbereitung. — Das einzige möchte eine ſtudirte Wendung bedürfen: ihre Zurückhaltung, ihre Bedenklichkeit, ſich als unglücklich in meine Arme zu werfen; ihre Befliſſenheit, mir ein Glück vorzuſpiegeln, das ſie durch mich verloren hat. Dieſes Mißtrauen in meine Ehre, in ihren eigenen Werth vor ihr ſelbſt zu entſchuldigen, vor ihr ſelbſt — Vor mir iſt es ſchon entſchuldigt! — Ha! hier kömmt ſie!

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franziska. v. Tellheim.

Das Fräulein im Herausſtreten, als ob ſie den Major nicht gewahr würde. Der Wagen iſt doch vor der Thüre, Franziska? — Meinen Fächer! —

v. Tellheim auf ſie zu. Wohin, mein Fräulein?

Das Fräulein mit einer affectirten Kälte. Aus, Herr Major. — Ich errathe, warum Sie ſich nochmals her bemüht haben: mir auch meinen Ring wieder zurück zu geben. — Wohl, Herr Major; haben Sie nur die Güte, ihn der Franziska einzuhändigen. — Franziska, nimm dem Herrn Major den Ring ab! — Ich habe keine Zeit zu verlieren. Will fort.

v. Tellheim, der ihr vortritt. Mein Fräulein! — Ah, was habe ich erfahren, mein Fräulein! Ich war ſo vieler Liebe nicht werth.

Das Fräulein. So, Franziska? Du haſt dem Herrn Major — —

Franziska. Alles entdeckt.

v. Tellheim. Zürnen Sie nicht auf mich, mein Fräulein. Ich bin kein Verräther. Sie haben um mich in den Augen der Welt viel verloren, aber nicht in meinen. In meinen Augen haben Sie unendlich durch dieſen Verluſt gewonnen. Er war Ihnen noch zu neu; Sie fürchteten, er möchte einen allzunachtheiligen Eindruck auf mich machen; Sie wollten mir ihn fürs erſte verbergen. Ich beſchwere mich nicht über dieſes Mißtrauen. Es entſprang aus dem Verlangen, mich zu erhalten. Dieſes Verlangen iſt mein Stolz! Sie fanden mich ſelbſt unglücklich, und Sie wollten Unglück nicht mit Unglück häufen. Sie konnten nicht vermuthen, wie ſehr mich Ihr Unglück über das meinige hinausſetzen würde.

Das Fräulein. Alles recht gut, Herr Major! Aber es iſt nun einmal geſchehen. Ich habe Sie Ihrer Verbindlichkeit erlaſſen; Sie haben durch Zurücknehmung des Ringes —

v. Tellheim. In nichts gewilligt! — Vielmehr halte ich mich jetzt für gebundener, als jemals. — Sie ſind die Meinige, Minna, auf ewig die Meinige. Zieht den Ring heraus. Hier, empfangen Sie es zum zweitenmale das Unterpfand meiner Treue —

Das Fräulein. Ich dieſen Ring wieder nehmen? dieſen Ring?

v. Tellheim. Ja, liebſte Minna, ja!

Das Fräulein. Was muthen Sie mir zu? dieſen Ring?

v. Tellheim. Dieſen Ring nahmen Sie das erſtemal aus meiner Hand, als unſer beider Umſtände einander gleich und glücklich waren. Sie ſind nicht mehr glücklich, aber wiederum einander gleich. Gleichheit iſt immer das feſteſte Band der Liebe. — Erlauben Sie, liebſte Minna! — Ergreift ihre Hand, um ihr den Ring anzuſtecken.

Das Fräulein. Wie? mit Gewalt, Herr Major? — Nein, da iſt keine Gewalt in der Welt, die mich zwingen ſoll, dieſen Ring wieder anzunehmen! — — Meinen Sie etwa, daß es mir an einem Ringe fehlt? — O, Sie ſehen ja wohl, auf ihren Ring zeigend daß ich hier noch einen habe, der Ihrem nicht das Geringſte nachgiebt? —

Franziska. Wenn er es noch nicht merkt!

v. Tellheim indem er die Hand des Fräuleins fahren läßt. Was iſt das? — Ich ſehe das Fräulein von Barnhelm, aber ich höre es nicht. — Sie zieren ſich, mein Fräulein. — Vergeben Sie, daß ich Ihnen dieſes Wort nachbrauche.

Das Fräulein in ihrem wahren Ton. Hat Sie dieſes Wort beleidigt, Herr Major?

v. Tellheim. Es hat mir weh gethan.

Das Fräulein gerührt. Das ſollte es nicht, Tellheim. — Verzeihen Sie mir, Tellheim.

v. Tellheim. Ha, dieſer vertrauliche Ton ſagt mir, daß Sie wieder zu ſich kommen, mein Fräulein; daß Sie mich noch lieben, Minna. —

Franziska herausplatzend. Bald wäre der Spaß auch zu weit gegangen. —

Das Fräulein gebieteriſch. Ohne dich in unſer Spiel zu mengen, Franziska, wenn ich bitten darf! —

Franziska bei Seite und betroffen. Noch nicht genug?

Das Fräulein. Ja, mein Herr, es wäre weibliche Eitelkeit, mich kalt und höhniſch zu ſtellen. Weg damit! Sie verdienen es, mich eben ſo wahrhaft zu finden, als Sie ſelbſt ſind. — Ich liebe Sie noch, Tellheim, ich liebe Sie noch; aber dem ungeachtet —

v. Tellheim. Nicht weiter, liebſte Minna, nicht weiter! Ergreift ihre Hand nochmals, ihr den Ring anzuſtecken.

Das Fräulein die ihre Hand zurückzieht. Dem ungeachtet, — um ſo viel mehr werde ich dieſes nimmermehr geſchehen laſſen; nimmermehr! — Wo denken Sie hin, Herr Major? — Ich meinte, Sie hätten an Ihrem eigenen Unglücke genug. — Sie müſſen hier bleiben; Sie müſſen ſich die allervollſtändigſte Genugthuung — ertrotzen. Ich weiß in der Geſchwindigkeit kein ander Wort. — Ertrotzen, — und ſollte Sie auch das äußerſte Elend vor den Augen Ihrer Verleumder darüber verzehren!

v. Tellheim. So dacht ich, ſo ſprach ich, als ich nicht wußte, was ich dachte und ſprach. Aergerniß und verbiſſene Wuth hatten meine ganze Seele umnebelt; die Liebe ſelbſt, in dem vollſten Glanze des Glückes, konnte ſich darin nicht Tag ſchaffen. Aber ſie ſendet ihre Tochter, das Mitleid, die, mit dem finſtern Schmerze vertrauter, die Nebel zerſtreut und alle Zugänge meiner Seele den Eindrücken der Zärtlichkeit wiederum öffnet. Der Trieb der Selbſterhaltung erwacht, da ich etwas Koſtbareres zu erhalten habe, als mich, und es durch mich zu erhalten habe. Laſſen Sie ſich, mein Fräulein, das Wort Mitleid nicht beleidigen. Von der unſchuldigen Urſache unſeres Unglücks können wir es ohne Erniedrigung hören. Ich bin dieſe Urſache; durch mich, Minna, verlieren Sie Freunde und Anverwandte, Vermögen und Vaterland. Durch mich, in mir müſſen Sie alles dieſes wiederfinden, oder ich habe das Verderben der Liebenswürdigſten Ihres Geſchlechts auf meiner Seele. Laſſen Sie mich keine Zukunft denken, wo ich mich ſelbſt haſſen müßte. — Nein, nichts ſoll mich hier länger halten. Von dieſem Augenblicke an will ich dem Unrechte, das mir hier widerfährt, nichts als Verachtung entgegen ſetzen. Iſt dieſes Land die Welt? Geht hier allein die Sonne auf? Wo darf ich nicht hinkommen? Welche Dienſte wird man mir verweigern? Und müßte ich ſie unter dem entfernteſten Himmel ſuchen: folgen Sie mir nur getroſt, liebſte Minna; es ſoll uns an nichts fehlen. — Ich habe einen Freund, der mich gern unterſtützt. —

Sechster Auftritt.

Ein Feldjäger. v. Tellheim. Das Fräulein. Franziska.

Franziska indem ſie den Feldjäger gewahr wird. St! Herr Major —

v. Tellheim gegen den Feldjäger. Zu wem wollen Sie?

Der Feldjäger. Ich ſuche den Herrn Major von Tellheim. — Ah, Sie ſind es ja ſelbſt. Mein Herr Major, dieſes königliche Handſchreiben das er aus ſeiner Brieftaſche nimmt, habe ich an Sie zu übergeben.

v. Tellheim. An mich?

Der Feldjäger. Zufolge der Aufſchrift —

Das Fräulein. Franziska, hörſt du? — Der Chevalier hat doch wahr geredet!

Der Feldjäger indem Tellheim den Brief nimmt. Ich bitte um Verzeihung, Herr Major; Sie hätten es bereits geſtern erhalten ſollen, aber es iſt mir nicht möglich geweſen, Sie auszufragen. Erſt heute auf der Parade habe ich Ihre Wohnung von dem Lieutenant Riccaut erfahren.

Franziska. Gnädiges Fräulein, hören Sie? — Das iſt des Chevaliers Miniſter. — „Wie heißen der Miniſter da draus auf die breite Platz?“ —

v. Tellheim. Ich bin Ihnen für Ihre Mühe ſehr verbunden.

Der Feldjäger. Es iſt meine Schuldigkeit, Herr Major! Geht ab.

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein. Franziska.

v. Tellheim. Ah, mein Fräulein, was habe ich hier? Was enthält dieſes Schreiben?

Das Fräulein. Ich bin nicht befugt, meine Neugierde ſo weit zu erſtrecken.

v. Tellheim. Wie? Sie trennen mein Schickſal noch von dem Ihrigen? — Aber warum ſteh ich an, es zuerbrechen? — Es kann mich nicht unglücklicher machen, als ich bin; nein, liebſte Minna, es kann uns nicht unglücklicher machen; — wohl aber glücklicher! — Erlauben Sie, mein Fräulein! Erbricht und lieſt den Brief, indeß daß der Wirth an die Scene geſchlichen kommt.

Achter Auftritt.

Der Wirth. Die Vorigen.

Der Wirth gegen die Franziska. Bſt! mein ſchönes Kind! auf ein Wort!

Franziska, die ſich ihm nähert. Herr Wirth? — Gewiß, wir wiſſen ſelbſt noch nicht, was in dem Briefe ſteht.

Der Wirth. Wer will vom Briefe wiſſen? — Ich komme des Ringes wegen. Das gnädige Fräulein muß mir ihn gleich wiedergeben. Juſt iſt da, er ſoll ihn wieder einlöſen.

Das Fräulein, die ſich indeß gleichfalls dem Wirthe genähert. Sagen Sie Juſten nur, daß er ſchon eingelöst ſey, und ſagen Sie ihm nur, von wem; von mir.

Der Wirth. Aber —

Das Fräulein. Ich nehme alles auf mich; gehen Sie doch! Der Wirth geht ab.

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein. Franziska.

Franziska. Und nun, gnädiges Fräulein, laſſen Sie es mit dem armen Major gut ſeyn.

Das Fräulein. O, über die Vorbitterin! Als ob der Knoten ſich nicht von ſelbſt bald löſen müßte.

v. Tellheim nachdem er geleſen, mit der lebhafteſten Rührung. Ha! er hat ſich auch hier nicht verläugnet! — O, mein Fräulein, welche Gerechtigkeit! — welche Gnade! — Das iſt mehr, als ich erwartet! — Mehr, als ich verdiene! — Mein Glück, meine Ehre, alles iſt wieder hergeſtellt! — Ich träume doch nicht? Indem er wieder in den Brief ſieht, als um ſich nochmals zu überzeugen. Nein, kein Blendwerk meiner Wünſche! — Leſen Sie ſelbſt, mein Fräulein; leſen Sie ſelbſt!

Das Fräulein. Ich bin nicht ſo unbeſcheiden, Herr Major.

v. Tellheim. Unbeſcheiden? Der Brief iſt an mich, an Ihren Tellheim, Minna. Er enthält, — was Ihnen Ihr Oheim nicht nehmen kann. Sie müſſen ihn leſen; leſen Sie doch!

Das Fräulein. Wenn Ihnen ein Gefallen damit geſchieht, Herr Major — Sie nimmt den Brief und lieſt.

„Mein lieber Major von Tellheim!

Ich thue Euch zu wiſſen, daß der Handel, der mich um Eure Ehre beſorgt machte, ſich zu Eurem Vortheil aufgeklärt hat. Mein Bruder war des Nähern davon unterrichtet, und ſein Zeugniß hat Euch für mehr als unſchuldig erklärt. Die Hofſtaatskaſſe hat Ordre, Euch den bewußten Wechſel wieder auszuliefern, und die gethanen Vorſchüſſe zu bezahlen; auch habe ich befohlen, daß alles, was die Feldkriegskaſſen wider Eure Rechnungen urgiren, niedergeſchlagen werde. Meldet mir, ob Euch Eure Geſundheit erlaubt, wieder Dienſte zu nehmen. Ich möchte nicht gern einen Mann von Eurer Bravour und Denkungsart entbehren. Ich bin Euer wohlaffektionirter König ꝛc.“

v. Tellheim. Nun, was ſagen Sie hierzu, mein Fräulein?

Das Fräulein, indem ſie den Brief wieder zuſammen ſchlägt und zurückgiebt. Ich? nichts.

v. Tellheim. Nichts?

Das Fräulein. Doch ja: daß Ihr König, der ein großer Mann iſt, auch wohl ein guter Mann ſeyn mag. — Aber was geht mich das an? Er iſt nicht mein König.

v. Tellheim. Und ſonſt ſagen Sie nichts? Nichts von Rückſicht auf uns ſelbſt?

Das Fräulein. Sie treten wieder in ſeine Dienſte; der Herr Major wird Oberſtlieutenant, Oberſter vielleicht. Ich gratulire von Herzen.

v. Tellheim. Und Sie kennen mich nicht beſſer? — Nein, da mir das Glück ſo viel zurückgiebt, als genug iſt, die Wünſche eines vernünftigen Mannes zu befriedigen, ſoll es einzig von meiner Minna abhangen, ob ich ſonſt noch jemanden wieder zugehören ſoll, als Ihr. Ihrem Dienſte allein ſey mein ganzes Leben gewidmet! Die Dienſte der Großen ſind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die ſie koſten. Minna iſt keine von den Eiteln, die in ihren Männern nichts als den Titel und die Ehrenſtelle lieben. Sie wird mich um mich ſelbſt lieben, und ich werde um ſie die ganze Welt vergeſſen. Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß ſelbſt nicht, für welche politiſche Grundſätze, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut ſey, ſich in dieſem Stande eine Zeitlang zu verſuchen, um ſich mit allem, was Gefahr heißt, vertraulich zu machen, und Kälte und Entſchloſſenheit zu lernen. Nur die äußerſte Noth hätte mich zwingen können, aus dieſem Verſuche eine Beſtimmung, aus dieſer gelegentlichen Beſchäftigung ein Handwerk zu machen. Aber nun, da mich nichts mehr zwingt, nun iſt mein ganzer Ehrgeiz wiederum einzig und allein, ein ruhiger und zufriedner Menſch zu ſeyn. Der werde ich mit Ihnen, liebſte Minna, unfehlbar werden; der werde ich in Ihrer Geſellſchaft unveränderlich bleiben. — Morgen verbinde uns das heiligſte Band; und ſodann wollen wir um uns ſehen und wollen in der ganzen weiten bewohnten Welt den ſtillſten, heiterſten, lachendſten Winkel ſuchen, dem zum Paradieſe nichts fehlt, als ein glückliches Paar. Da wollen wir wohnen; da ſoll jeder unſrer Tage — Was iſt Ihnen, mein Fräulein? Die ſich unruhig hin und her wendet und ihre Rührung zu verbergen ſucht.

Das Fräulein bei Seite. Sie ſind ſehr grauſam, Tellheim, mir ein Glück ſo reizend darzuſtellen, dem ich entſagen muß. Mein Verluſt —

v. Tellheim. Ihr Verluſt? — Was nennen Sie Ihren Verluſt? Alles, was Minna verlieren konnte, iſt nicht Minna. Sie ſind noch das ſüßeſte, lieblichſte, holdſeligſte, beſte Geſchöpf unter der Sonne; ganz Güte und Großmuth, ganz Unſchuld und Freude! — Dann und wann ein kleiner Muthwille; hier und da ein wenig Eigenſinn — Deſto beſſer! deſto beſſer! Minna wäre ſonſt ein Engel, den ich mit Schaudern verehren müßte, den ich nicht lieben könnte. Ergreift ihre Hand, ſie zu küſſen.

Das Fräulein, die ihre Hand zurück zieht. Nicht ſo, mein Herr! — Wie auf einmal ſo verändert? — Iſt dieſer ſchmeichelnde, ſtürmiſche Liebhaber der kalte Tellheim? — Konnte nur ſein wiederkehrendes Glück ihn in dieſes Feuer ſetzen? — Er erlaube mir, daß ich bei ſeiner fliegenden Hitze für uns beide Ueberlegung behalte. — Als er ſelbſt überlegen konnte, hörte ich ihn ſagen, es ſey eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trage, ihren Gegenſtand der Verachtung auszuſetzen. — Recht, aber ich beſtrebe mich einer eben ſo reinen und edlen Liebe, als er. — Jetzt, da ihn die Ehre ruft, da ſich ein großer Monarch um ihn bewirbt, ſollte ich zugeben, daß er ſich verliebten Träumereien mit mir überließe? daß der ruhmvolle Krieger in einen tändelnden Schäfer ausarte? — Nein, Herr Major, folgen Sie dem Wink Ihres beſſern Schickſals —

v. Tellheim. Nun wohl! Wenn Ihnen die große Welt reizender iſt, Minna, — wohl! ſo behalte uns die große Welt! — Wie klein, wie armſelig iſt dieſe große Welt! — Sie kennen ſie nur erſt von ihrer Flitterſeite. Aber gewiß, Minna: Sie werden — Es ſey! Bis dahin, wohl! Es ſoll Ihren Vollkommenheiten nicht an Bewunderern fehlen, und meinem Glücke wird es nicht an Neidern gebrechen.

Das Fräulein. Nein, Tellheim, ſo iſt es nicht gemeint! Ich weiſe Sie in die große Welt, auf die Bahn der Ehre zurück, ohne Ihnen dahin folgen zu wollen. — Dort braucht Tellheim eine unbeſcholtene Gattin! Ein ſächſiſches verlaufenes Fräulein, das ſich ihm an den Kopf geworfen —

v. Tellheim, auffahrend und wild um ſich ſehend. Wer darf ſo ſprechen? — Ah, Minna, ich erſchrecke vor mir ſelbſt, wenn ich mir vorſtelle, daß jemand anders dieſes geſagt hätte, als Sie. Meine Wuth gegen ihn würde ohne Gränzen ſeyn.

Das Fräulein. Nun da! Das eben beſorge ich. Sie würden nicht die geringſte Spötterei über mich dulden, und doch würden Sie täglich die bitterſten einzunehmen haben. — Kurz, hören Sie alſo, Tellheim, was ich feſt beſchloſſen, wovon mich nichts in der Welt abbringen ſoll —

v. Tellheim. Ehe Sie ausreden, Fräulein, — ich beſchwöre Sie, Minna! — überlegen Sie es noch einen Augenblick, daß Sie mir das Urtheil über Leben und Tod ſprechen! —

Das Fräulein. Ohne weitere Ueberlegung! — So gewiß ich Ihnen den Ring zurückgegeben, mit welchem Sie mir ehemals Ihre Treue verpflichtet, ſo gewiß Sie dieſen nämlichen Ring zurückgenommen: ſo gewiß ſoll die unglückliche Barnhelm die Gattin des glücklichern Tellheims nie werden!

v. Tellheim. Und hiermit brechen Sie den Stab, Fräulein?

Das Fräulein. Gleichheit iſt allein das feſte Band der Liebe. — Die glückliche Barnhelm wünſchte nur für den glücklichen Tellheim zu leben. Auch die unglückliche Minna hätte ſich endlich überreden laſſen, das Unglück ihres Freundes durch ſich, es ſey zu vermehren oder zu lindern. — Er bemerkte es ja wohl, ehe dieſer Brief ankam, der alle Gleichheit zwiſchen uns wieder aufhebt, wie ſehr zum Schein ich mich nur noch weigerte.

v. Tellheim. Iſt das wahr, mein Fräulein? — Ich danke Ihnen, Minna, daß Sie den Stab noch nicht gebrochen. — Sie wollen nur den unglücklichen Tellheim? Er iſt zu haben. Kalt. Ich empfinde eben, daß es mir unanſtändig iſt, dieſe ſpäte Gerechtigkeit anzunehmen; daß es beſſer ſeyn wird, wenn ich das, was man durch einen ſo ſchimpflichen Verdacht entehrt hat, gar nicht wiederverlange. — Ja, ich will den Brief nicht bekommen haben. Das ſey alles, was ich darauf antworte und thue! Im Begriff, ihn zu zerreißen.

Das Fräulein, das ihm in die Hände greift. Was wollen Sie, Tellheim?

v. Tellheim. Sie beſitzen.

Das Fräulein. Halten Sie!

v. Tellheim. Fräulein, er iſt unfehlbar zerriſſen, wenn Sie nicht bald ſich anders erklären. — Alsdann wollen wir doch ſehen, was Sie noch wider mich einzuwenden haben!

Das Fräulein. Wie? in dieſem Tone? — So ſoll ich, ſo muß ich in meinen eigenen Augen verächtlich werden? Nimmermehr! Es iſt eine nichtswürdige Kreatur, die ſich nicht ſchämt, ihr ganzes Glück der blinden Zärtlichkeit eines Mannes zu verdanken!

v. Tellheim. Falſch, grundfalſch!

Das Fräulein. Wollen Sie es wagen, Ihre eigene Rede in meinem Munde zu ſchelten?

v. Tellheim. Sophiſtin! So entehrt ſich das ſchwächere Geſchlecht durch alles, was dem ſtärkern nicht anſteht? So ſoll ſich der Mann alles erlauben, was dem Weibe geziemt? Welches beſtimmte die Natur zur Stütze des andern?

Das Fräulein. Beruhigen Sie ſich, Tellheim! — Ich werde nicht ganz ohne Schutz ſeyn, wenn ich ſchon die Ehre des Ihrigen ausſchlagen muß. So viel muß mir immer noch werden, als die Noth erfordert. Ich habe mich bei unſerm Geſandten melden laſſen. Er will mich noch heute ſprechen. Hoffentlich wird er ſich meiner annehmen. Die Zeit verfließt. Erlauben Sie, Herr Major! —

v. Tellheim. Ich werde Sie begleiten, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Nicht doch, Herr Major; laſſen Sie mich —

v. Tellheim. Eher ſoll Ihr Schatten Sie verlaſſen! Kommen Sie nur, mein Fräulein, wohin Sie wollen, zu wem Sie wollen. Ueberall, an Bekannte und Unbekannte, will ich es erzählen, in Ihrer Gegenwart des Tages hundertmal erzählen, welche Bande Sie an mich verknüpfen, aus welchem grauſamen Eigenſinne Sie dieſe Bande trennen wollen —

Zehnter Auftritt.

Juſt. Die Vorigen.

Juſt, mit Ungeſtüm. Herr Major! Herr Major!

v. Tellheim. Nun?

Juſt. Kommen Sie doch geſchwind, geſchwind!

v. Tellheim. Was ſoll ich? Zu mir her! Sprich, was iſt's?

Juſt. Hören Sie nur — Redet ihm heimlich ins Ohr.

Das Fräulein, leiſe bei Seite zur Franziska. Merkſt du was, Franziska?

Franziska. O, Sie Unbarmherzige! Ich habe hier geſtanden, wie auf Kohlen!

v. Tellheim, zu Juſten. Was ſagſt du? — Das iſt nicht möglich! — Sie? indem er das Fräulein wild anblickt — ſag' es laut; ſag' es ihr ins Geſicht! — Hören Sie doch, mein Fräulein! —

Juſt. Der Wirth ſagt, das Fräulein von Barnhelm habe den Ring, welchen ich bei ihm verſetzt, zu ſich genommen; ſie habe ihn für den Ihrigen erkannt, und wolle ihn nicht wieder herausgeben. —

v. Tellheim. Iſt das wahr, mein Fräulein? — Nein, das kann nicht wahr ſeyn!

Das Fräulein, lächelnd. Und warum nicht, Tellheim? — Warum kann es nicht wahr ſeyn?

v. Tellheim, heftig. Nun, ſo ſey es wahr! — Welch ſchreckliches Licht, das mir auf einmal aufgegangen! — Nun erkenne ich Sie, die Falſche, die Ungetreue!

Das Fräulein, erſchrocken. Wer? wer iſt dieſe Ungetreue?

v. Tellheim. Sie, die ich nicht mehr nennen will!

Das Fräulein. Tellheim!

v. Tellheim. Vergeſſen Sie meinen Namen! — Sie kamen hierher, mit mir zu brechen. Es iſt klar! — Daß der Zufall ſo gern dem Treuloſen zu Statten kömmt! Er führte Ihnen Ihren Ring in die Hände. Ihre Argliſt wußte mir den meinigen zuzuſchanzen.

Das Fräulein. Tellheim, was für Geſpenſter ſehen Sie! Faſſen Sie ſich doch, und hören Sie mich.

Franziska, vor ſich. Nun mag ſie es haben!

Eilfter Auftritt.

Werner mit einem Beutel Gold. **v. Tellheim. Das Fräulein. Franziska. Juſt.**

Werner. Hier bin ich ſchon, Herr Major —

v. Tellheim, ohne ihn anzuſehen. Wer verlangt dich? —

Werner. Hier iſt Geld, tauſend Piſtolen!

v. Tellheim. Ich will ſie nicht!

Werner. Morgen können Sie, Herr Major, über noch einmal ſo viel befehlen.

v. Tellheim. Behalte dein Geld!

Werner. Es iſt ja Ihr Geld, Herr Major. — Ich glaube, Sie ſehen nicht, mit wem Sie ſprechen?

v. Tellheim. Weg damit! ſag' ich.

Werner. Was fehlt Ihnen? — Ich bin Werner.

v. Tellheim. Alle Güte iſt Verſtellung; alle Dienſtfertigkeit Betrug.

Werner. Gilt das mir?

v. Tellheim. Wie du willſt!

Werner. Ich habe ja nur Ihren Befehl vollzogen. —

v. Tellheim. So vollziehe auch den, und packe dich!

Werner. Herr Major! ärgerlich ich bin ein Menſch —

v. Tellheim. Da biſt du was rechts!

Werner. Der auch Galle hat —

v. Tellheim. Gut! Galle iſt noch das beſte, was wir haben.

Werner. Ich bitte Sie, Herr Major, —

v. Tellheim. Wie vielmal ſoll ich dir es ſagen? Ich brauche dein Geld nicht!

Werner, zornig. Nun ſo brauch es wer da will! Indem er ihm den Beutel vor die Füße wirft, und bei Seite geht.

Das Fräulein, zur Franziska. Ach, liebe Franziska, ich hätte dir folgen ſollen. Ich habe den Scherz zu weit getrieben. — Doch er darf mich ja nur hören — Auf ihn zugehend.

Franziska, die, ohne dem Fräulein zu antworten, ſich Wernern nähert. Herr Wachtmeiſter! —

Werner, mürriſch. Geh' Sie! —

Franziska. Hu! was ſind das für Männer!

Das Fräulein. Tellheim! — Tellheim! Der vor Wuth an den Fingern nagt, das Geſicht wegwendet und nichts hört. — Nein, das iſt zu arg! — Hören Sie mich doch! — Sie betrügen ſich! — Ein bloßes Mißverſtändniß. — Tellheim! — Sie wollen Ihre Minna nicht hören? — Können Sie einen ſolchen Verdacht faſſen? — Ich mit Ihnen brechen wollen? — Ich darum hergekommen? — Tellheim!

Zwölfter Auftritt.

Zwei Bediente nach einander, von verſchiedenen Seiten über den Saal laufend. **Die Vorigen.**

Der eine Bediente. Gnädiges Fräulein, Ihro Excellenz, der Graf!

Der andere Bediente. Er kömmt, gnädiges Fräulein! —

Franziska, die ans Fenſter gelaufen. Er iſt es! er iſt es!

Das Fräulein. Iſt er's? — O, nun geſchwind, Tellheim —

v. Tellheim, auf einmal zu ſich ſelbſt kommend. Wer? wer kömmt? Ihr Oheim, Fräulein? dieſer grauſame Oheim? — Laſſen Sie ihn nur kommen, laſſen Sie ihn nur kommen! — Fürchten Sie nichts! Er ſoll Sie mit keinem Blicke beleidigen dürfen! Er hat es mit mir zu thun. — — Zwar verdienen Sie es um mich nicht —

Das Fräulein. Geſchwind umarmen Sie mich, Tellheim, und vergeſſen Sie alles —

v. Tellheim. Ha, wenn ich wüßte, daß Sie es bereuen könnten! —

Das Fräulein. Nein, ich kann es nicht bereuen, mir den Anblick Ihres ganzen Herzens verſchafft zu haben! — Ah, was ſind Sie für ein Mann! — Umarmen Sie Ihre Minna, Ihre glückliche Minna! aber durch nichts glücklicher, als durch Sie! Sie fällt ihm in die Arme. Und nun ihm entgegen!

v. Tellheim. Wem entgegen? —

Das Fräulein. Dem beſten Ihrer unbekannten Freunde.

v. Tellheim. Wie?

Das Fräulein. Dem Grafen, meinem Oheim, meinem Vater, Ihrem Vater. — — Meine Flucht, ſein Unwille, meine Enterbung; — hören Sie denn nicht, daß alles erdichtet iſt? — Leichtgläubiger Ritter!

v. Tellheim. Erdichtet? — Aber der Ring? der Ring?

Das Fräulein. Wo haben Sie den Ring, den ich Ihnen zurückgegeben?

v. Tellheim. Sie nehmen ihn wieder? — O, ſo bin ich glücklich! — Hier Minna! — Ihn herausziehend.

Das Fräulein. So beſehen Sie ihn doch erſt! — O, über die Blinden, die nicht ſehen wollen! — Welcher Ring iſt es denn? Den ich von Ihnen habe, oder den Sie von mir? — Iſt es denn nicht eben der, den ich in den Händen des Wirths nicht laſſen wollen?

v. Tellheim. Gott! was ſeh' ich? was hör' ich?

Das Fräulein. Soll ich ihn nun wieder nehmen? ſoll ich? — Geben Sie her, geben Sie her! Reißt ihn ihm aus der Hand, und ſteckt ihn ihm ſelbſt an den Finger. Nun? iſt alles richtig?

v. Tellheim. Wo bin ich? — Ihre Hand küſſend. O boshafter Engel! — mich ſo zu quälen!

Das Fräulein. Dieſes zur Probe, mein lieber Gemahl, daß Sie mir nie einen Streich ſpielen ſollen, ohne daß ich Ihnen nicht gleich darauf wieder einen ſpiele. — Denken Sie, daß Sie mich nicht auch gequält hatten?

v. Tellheim. O Comödiantinnen, ich hätte euch doch kennen ſollen!

Franziska. Nein, wahrhaftig; ich bin zur Comödiantin verdorben. Ich habe gezittert und gebebt, und mir mit der Hand das Maul zuhalten müſſen.

Das Fräulein. Leicht iſt mir meine Rolle auch nicht geworden. — Aber ſo kommen Sie doch!

v. Tellheim. Noch kann ich mich nicht erholen. — Wie wohl, wie ängſtlich iſt mir! So erwacht man plötzlich aus einem ſchreckhaften Traume!

Das Fräulein. Wir zaudern. — Ich höre ihn ſchon.

Dreizehnter Auftritt.

Der Graf von Bruchſall, von verſchiedenen Bedienten und dem **Wirthe** begleitet. **Die Vorigen.**

Der Graf, im Hereintreten. Sie iſt doch glücklich angelangt?

Das Fräulein, die ihm entgegenſpringt. Ah, mein Vater! —

Der Graf. Da bin ich, liebe Minna! Sie umarmend. Aber was, Mädchen? Indem er den Tellheim gewahr wird. Vierundzwanzig Stunden erſt hier, und ſchon Bekanntſchaft, und ſchon Geſellſchaft?

Das Fräulein. Rathen Sie, wer es iſt? —

Der Graf. Doch nicht dein Tellheim?

Das Fräulein. Wer ſonſt, als er? — Kommen Sie, Tellheim! Ihn dem Grafen zuführend.

Der Graf. Mein Herr, wir haben uns nie geſehen; aber bei dem erſten Anblick glaubte ich, Sie zu erkennen. Ich wünſchte, daß Sie es ſeyn möchten. — Umarmen Sie mich. — Sie haben meine völlige Hochachtung. Ich bitte um Ihre Freundſchaft. — Meine Nichte, meine Tochter liebt Sie. —

Das Fräulein. Das wiſſen Sie, mein Vater! — Und iſt ſie blind, meine Liebe?

Der Graf. Nein, Minna, deine Liebe iſt nicht blind; aber dein Liebhaber — iſt ſtumm.

v. Tellheim, der ihm in die Arme ſtürzt. Laſſen Sie mich zu mir ſelbſt kommen, mein Vater! —

Der Graf. So recht, mein Sohn! Ich höre es; wenn dein Mund nicht plaudern kann, ſo kann dein Herz doch reden. — Ich bin ſonſt den Officieren von dieſer Farbe auf Tellheims Uniform weiſend eben nicht gut. Doch Sie ſind ein ehrlicher Mann, Tellheim; und ein ehrlicher Mann mag ſtecken in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben.

Das Fräulein. O, wenn Sie alles wüßten! —

Der Graf. Was hindert's, daß ich nicht alles erfahre? — Wo ſind meine Zimmer, Herr Wirth?

Der Wirth. Wollen Ihro Excellenz nur die Gnade haben, hier herein zu treten.

Der Graf. Komm, Minna! Kommen Sie, Herr Major! Geht mit dem Wirthe und den Bedienten ab.

Das Fräulein. Kommen Sie, Tellheim!

v. Tellheim. Ich folge Ihnen den Augenblick, mein Fräulein. Nur noch ein Wort mit dieſem Manne! Gegen Wernern ſich wendend.

Das Fräulein. Und ja ein recht gutes; mich dünkt, Sie haben es nöthig. — Franziska, nicht wahr? Dem Grafen nach.

Vierzehnter Auftritt.

v. Tellheim. Werner. Juſt. Franziska.

v. Tellheim, auf den Beutel weiſend, den Werner weggeworfen. Hier, Juſt! — hebe den Beutel auf und trage ihn nach Hauſe. Geh! — Juſt damit ab.

Werner, der noch immer mürriſch im Winkel geſtanden, und an nichts Theil zu nehmen geſchienen; indem er das hört. Ja, nun!

v. Tellheim, vertraulich auf ihn zugehend. Werner, wann kann ich die andern tauſend Piſtolen haben?

Werner, auf einmal wieder in ſeiner guten Laune. Morgen, Herr Major, morgen. —

v. Tellheim. Ich brauche dein Schuldner nicht zu werden; aber ich will dein Rentmeiſter ſeyn. Euch gutherzigen Leuten ſollte man allen einen Vormund ſetzen. Ihr ſeyd eine Art Verſchwender. — Ich habe dich vorhin erzürnt, Werner! —

Werner. Bei meiner armen Seele, ja! — Ich hätte aber doch ſo ein Tölpel nicht ſeyn ſollen. Nun ſeh' ich's wohl. Ich verdiente hundert Fuchtel. Laſſen Sie mir ſie auch ſchon geben; nur weiter keinen Groll, lieber Major! —

v. Tellheim. Groll? — Ihm die Hand drückend. Lies es in meinen Augen, was ich dir nicht alles ſagen kann. — Ha! wer ein beſſeres Mädchen und einen redlichern Freund hat, als ich, den will ich ſehen — Franziska, nicht wahr? Geht ab.

Fünfzehnter Auftritt.

Werner. Franziska.

Franziska, vor ſich. Ja gewiß, es iſt ein gar zu guter Mann! — So einer kömmt mir nicht wieder vor. — Es muß heraus! Schüchtern und verſchämt ſich Wernern nähernd. Herr Wachtmeiſter —

Werner, der ſich die Augen wiſcht. Nu? —

Franziska. Herr Wachtmeiſter —

Werner. Was will Sie denn Frauenzimmerchen?

Franziska. Seh' Er mich einmal an, Herr Wachtmeiſter. —

Werner. Ich kann noch nicht; ich weiß nicht, was mir in die Augen gekommen.

Franziska. So ſeh Er mich doch an!

Werner. Ich fürchte, ich habe Sie ſchon zu viel angeſehen, Frauenzimmerchen! — Nun, da ſeh' ich Sie ja! Was giebt's denn?

Franziska. Herr Wachtmeiſter, — — braucht Er keine Frau Wachtmeiſterin?

Werner. Iſt das Ihr Ernſt, Frauenzimmerchen?

Franziska. Mein völliger!

Werner. Zöge Sie wohl auch mit nach Perſien?

Franziska. Wohin Er will!

Werner. Gewiß? — Holla! Herr Major! nicht groß gethan! Nun habe ich wenigſtens ein eben ſo gutes Mädchen, und einen eben ſo redlichen Freund, als Sie! — Geb' Sie mir Ihre Hand, Frauenzimmerchen! Topp! — Ueber zehn Jahr iſt Sie Frau Generalin oder Wittwe!

Die glückliche Erbin.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Nach l'Erede fortunata des Goldoni. 1758.

Perſonen.

Araſpe, ein reicher Banquier.
Lelio, ſein Sohn.
Camilla, ſeine Tochter und Frau des
Philibert.
Juliane, Tochter des verſtorbenen Pancraz, Conſorten des Araſpe.
Panurg, Bruder des verſtorbenen Pancraz.
Joachim, ein junger Anverwandter des Panurgs.
Liſette.
Paſquin, Bedienter des Panurgs, und ehemaliger Bedienter des Pancraz.
Ein Notarius.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Paſquin. Liſette.

Paſquin. Das Frühſtück war verzehrt! Der Magen iſt verſöhnt. Und nun, Liſette, laß uns auch der Liebe das ſchuldige Morgenopfer bringen. Will ſie umarmen.

Liſette. Herr Paſquin — indem ſie ihn zurückſtößt.

Paſquin. Mademoiſell'! — Sey keine Närrin. Sind wir nicht allein? Das ganze Haus iſt in dem großen Zimmer auf einen Klump verſammelt, und niemand wird uns ſtören. Sie eröffnen das Teſtament. Das Teſtament, Liſette! Woran denkt man zugleich, wenn man an ein Teſtament denkt? An den Tod. Und wenn man an den Tod denkt, woran denkt man da zugleich? An die Liebe. Ja wahrhaftig an die Liebe. Wäre die Liebe nicht, ſo wäre dem Tode längſt das Handwerk gelegt; die Welt wäre ausgeſtorben, und der Tod ſelbſt hätte müſſen den Weg alles Fleiſches wandern. Dem Teſtamente alſo zu Folge, und auf jungen Zuwachs für den Tod, erlaube, meine liebe Liſette, daß ich dich nach Jahr und Tag wieder einmal umarme.

Liſette, die ihn abermals zurückſtößt. Man ſollte ſchwören, der Mosjeu kenne mich ſehr genau.

Paſquin. Es ſchwöre wer Luſt hat! Wenn er einen falſchen Eid thut, ſo nehme ich's auf mich — Aber ſieh doch: Mosjeu? Und erſt, Herr? Steigt das, oder fällt das? — Jungfer Liſette, Sie wird mich böſe machen. Du ſollſt mich weder Mosjeu noch Herr nennen; du ſollſt mich deinen lieben Paſquin nennen. Hörſt du, Liſette?

Liſette. Bei jedem Worte, das ich höre, iſt mir, als ob ich vom Himmel fiele. Ey, mein lieber Paſquin? Und geſtern habe ich Ihn in meinem Leben das erſtemal geſehn. Denn ich will doch nicht hoffen, daß Er ein gewiſſer Paſquin iſt, der vor langen langen Zeiten einmal bei dem verſtorbnen Herrn Pancraz in Dienſten war? Wenn Er das wäre, gewiß, ich kratzte Ihm die Augen aus.

Paſquin, bey Seite. Was mach ich nun? Soll ich's ſeyn, oder ſoll ichs nicht ſeyn?

Liſette, bey Seite. Ich will ihn doch wenigſtens ein Bißchen zappeln laſſen. — Der Schurke von einem Paſquin. —

Paſquin. Gemach!

Liſette. Der Galgenſtrick —

Paſquin. Behüte!

Liſette. Ja wag Er es einmal, und nehm Er ſich ſeiner an.

Paſquin. Nein, gewiß das wag ich nicht. Meine Augen ſind mir zu lieb. Aber ſo viel muß ich ſagen: die Paſquine ſind, ſo lange die Welt ſteht, ehrliche brave Leute geweſen. Selbſt die Poeten wiſſen davon zu erzählen. Man ſchlage die Komödien nach! Was für anſehnliche Rollen laſſen ſie uns nicht darin ſpielen! Wir ſind allezeit treu, verſchlagen, hurtig, und die allerergebenſten Liebhaber der Liſetten. Würden uns aber wohl dieſe ſtrengen Beobachter der Wahrheit, die Poeten — die Dichter! würden ſie uns wohl in ihren unſterblichen Werken, die zwar freilich in dieſer Zeitlichkeit oft ausgepfiffen werden, — würden ſie uns wohl, ſag ich, ſo vortheilhaft ſchildern, wenn ſie uns im gemeinen Leben nicht ſo gefunden hätten? Dahingegen haben die Liſetten bei ihnen ein weit geringer Lob. Jung zwar und hübſch laſſen ſie dieſe Thierchen immer ſeyn. —

Liſette. Dieſe Thierchen, Herr Schlingel?

Paſquin. Nicht ſo wüthend, Jungfer; ſonſt muß ich ſagen dieſe Thiere! — Störe Sie mich nicht! — Jung und hübſch, ſag ich, malen die Dichter die Liſetten zwar alle; auch dabei verſchmitzt, ſchnippiſch und plauderhaft. Aber daß ſie auch allezeit buhleriſch, unbeſtändig und treulos ſind, das — das hat den Teufel geſehen! in einem affektirten tragiſchen Tone O Himmel! Furcht und Eiferſucht zerfleiſchen mein gequältes Herz. Wo auch meine Liſette eine Liſette nach dem gemeinen Schlage iſt, wo auch ſie ihren Prinz Paſquin vergeſſen, wo auch ſie ihrem flatterhaften Herzen den Ziegel ſchießen laſſen —

Liſette, ermunternd. Nu?

Pasquin, noch tragiſch. Ich vergeh! Nur erſt der zwölfte Monden drohet zu verfließen, ſeitdem mich ein neidiſches Schickſal ihren Augen entriſſen. Erſt der zwölfte Monden, und ach ihr Götter! wie gleichgültig hat ſie mich aufgenommen. Die Grauſame thut, als ob ſie mich gar nicht kenne. Warum thut ſie ſo, die Grauſame? Euch, ihr verſchwiegnen Wände, euch muß es noch bewußt ſeyn, welche Zärtlichkeit uns ehedem verband. Ach, dieſes Andenken benimmt mir die Sprache — Ich kann nicht mehr! Iſt kein Lehnſtuhl da, in welchen ich mich werfen könnte?

Liſette, bei Seite. Der Spitzbube, wo er mich erſt zum Lachen bringt, ſo iſt es um meine Verſtellung gethan.

Pasquin, noch tragiſch. Man denke nur! Heirathen wollte ich ſie ſogar; heirathen! Auf den nächſten Sonntag waren die Ceremonien ſchon feſtgeſetzt. Aber ach, was für ein Sonnabend ging vor dieſem Sonntage vorher! Schrecklicher Sonnabend! Mein Herr jagte mich zum Teufel. Ich mußte dieſen Pallaſt verlaſſen; Knall und Fall mußte ich ihn verlaſſen, ſo, daß ich auch nicht einmal von meiner Braut Abſchied nehmen konnte. Mich ſchauert, wenn ich daran gedenke! Der böſe tyranniſche Pancraz! Daß er jetzt in ſeinem Grabe ein ganzes Jahr eher verſanken müßte. Ich floh auf das Land zu ſeinem Bruder, dem Herrn Panurg, welcher mich in meinem Elende aufnahm. Doch wo flieht ein Elender hin, daß ihm nicht ſein Elend nachfolge? Gerechten Götter, ich kam aus dem Regen unter die Traufe! Eben konnte ich es nicht länger aushalten, als wir die Nachricht von dem Tode des Pancraz bekamen. Freudige Nachricht! Freudig war ſie für meinen Herrn; freudig für mich. Er beſchloß ſogleich ſich anher zu begeben, und ich, ich beſchloß ihm zu folgen. Ihn trieb die Hoffnung, ſich, oder wenigſtens den Vetter Jochen, in dem Teſtamente ſeines Bruders bedacht zu finden. Mich hingegen trieb ein weit edlerer Eigennutz; der Eigennutz meiner Liebe; die Begierde, mich wieder in die Arme meiner zurückgelaſſenen Braut zu werfen. Und nun, da ich hier bin, da ich —

Liſette Ha! — Sie will in Lachen ausbrechen; um es aber noch zu verbergen, wendet ſie das Geſicht vom Pasquin, und hält das Schnupftuch vor.

Pasquin. War das ein Seufzer, Grauſame? Daß er es geweſen wäre! Aber warum wendeſt du dein Geſicht weg? — O wenn hinter dieſem ſchneeweißen Tuche ein weinendes Auge verborgen wäre, und deine unverdiente Strenge gegen mich endlich in Thränen zerflöße: — Sieh mich zu deinen Füßen, du Tigerherz! Er fällt nieder. Du ſiehſt mich zum letztenmale, wo nicht ein gnädiger Blick —

Liſette, die ſich des Lachens nicht länger enthalten kann. Hör auf, oder ich muß erſticken. Ha! he! Ha! he!

Pasquin, indem er wieder aufſteht. O pfui! Man hört's doch gleich, daß die Liſetten keine tragiſche Perſonen ſind.

Liſette. Höre, Pasquin; ich hätte wohl Urſache dich verzweifeln zu laſſen. Doch deine Reue, und deine Verſicherung, daß du nur meinetwegen mit hieher gekommen biſt — Was iſt das für ein Lärm? Horch doch! Dein Herr, wie er ſchreit! Ganz gewiß iſt das Teſtament eröffnet, und der Inhalt iſt nicht nach ſeinem Kopfe geweſen. Komm hier weg, ich will dich anderwärts von der völligen Wiederangedeihung meiner Gnade verſichern. Beide ab.

Zweiter Auftritt.

Araspe. Panurg. Joachim.

Panurg, erhitzt. Schon gut, ſchon gut. Es iſt noch eine Gerechtigkeit in der Welt. Es iſt noch eine, ſag ich, es iſt noch eine, ob man ſie gleich ziemlich ſuchen muß. Und das iſt mein Glück, und das iſt auch dein Glück, Jochen!

Jochen, weinerlich und dumm. Auch mein Glück!

Panurg. Du armer Jochen!

Joachim. Armer Jochen!

Panurg. Siehſt du, daß dein ſeliger Onkel ein Schurke war!

Joachim. Ein Schurke war!

Araspe. Aber, Herr Panurg —

Panurg. Aber, Herr Araspe, reden Sie nicht, oder — Was ich geſagt habe, ſage ich noch einmal. Mein Bruder hat als ein Narr gelebt, und iſt als ein Narr geſtorben! Sie ſind ein Betrüger, ein Falſarius, und der Notar, der das Teſtament gemacht hat, verdient den Galgen. Da haben Sie's! laſſen Sie Feder und Papier bringen, ich will's Ihnen ſchriftlich geben.

Araspe. Der Zorn iſt eine Raſerei, und einem Raſenden muß man alles zu ſagen vergönnen.

Panurg. Einem Raſenden? Was? Iſt es nicht genug, daß Sie mich, und dieſen armen Jungen, beſtohlen, beraubt, geplündert haben? Müſſen Sie mir noch Injurien ſagen? Ich, ein Raſender? Schon gut! Du haſt's gehört, Jochen, du haſt's gehört!

Joachim. Ja, Herr Vetter, ja, ich hab's gehört, und ich weiß das Sprüchelchen auch auf Lateiniſch: ira furor brevis est.

Panurg. Ach ſchweig; du biſt ein Schöps! — Ich will alles, was ich geſagt habe, Stück vor Stück beweiſen. Pro primo, mein Bruder hat als ein Narr gelebt. Er handelte mit Ihnen in Compagnie, und hätte ſein Commercium allein führen können; er hielt Sie für ſeinen Freund, und traute Ihnen in allen Stücken blindlings; er traute Ihnen ſogar mehr, als ſeinen nächſten Blutsfreunden. Narrheit an Narrheit! Pro secundo, mein Bruder — oder damit ich den Nichtswürdigen nicht mehr meinen Bruder nenne — Pancraz iſt als ein Narr geſtorben. Ich ſage nicht, er iſt in einer Narrheit geſtorben; das wäre zu wenig; denn in einer Narrheit ſtirbt mancher kluge Mann. Sondern ich ſage: alles war Narrheit, was er vor ſeinem Tode und in Abſicht auf ſeinen Tod that. Er machte ein Teſtament, und hätte keines zu machen gebraucht. Das müſſen alle Menſchen erkennen; nur die Juriſten ausgenommen, die von ſolchen Narrheiten leben. Denn wozu ein Teſtament, da er eine einzige leibliche Tochter hinterläßt, die nothwendig ſeine Erbin ſeyn muß? Wollen Sie ſagen, wegen der Vormundſchaft? Vormund, von Gott und Rechts wegen, wäre ich geweſen, als der nächſte Anverwandte. Und wäre ich Vormund geworden, ſo hätte ich ſchon darauf ſehen wollen, daß auch Vetter Jochen, dem er bei Lebzeiten immer viel verſprach, und wenig hielt, ſein Glück dabei gemacht hätte. Die Tochter hätte ihn müſſen heirathen.

Joachim. Wird ſie mich nun nicht heirathen, Herr Vetter? Sie muß mich heirathen; ſie muß. Denn wenn ich gewußt hätte, daß ſie mich nicht heirathen wollte, ſo hätte ich mich fein mit Pachters Lieſen nicht gezankt.

Panurg. Sey ſtille, Jochen! — Aber wenn er nun auch ein Teſtament mit aller Gewalt hätte machen wollen, muß er denn ein ſo wahnwitziges machen? Ein ſo unſinniges, als nimmermehr einer, der im Tollhauſe an der Kette ſtirbt, hätte machen können?

Araspe. Ich wundre mich über meine Geduld, Sie anzuhören. Sie wird gewiß ausreißen, wenn Sie ihre unvernünftige Hitze —

Panurg. Meine Hitze? Es wäre Ihr Unglück, wenn ich erſt hitzig würde. Man kann nicht bei kälterm Blute ſeyn, als ich bin. Ich ſage alles mit dem ruhigſten Gemüthe. Ja, ja! So närriſch iſt im

Tollhauſe keiner geſtorben, als mein Bruder geſtorben iſt. Man denke nur! Seine Tochter ſoll ſeine Univerſalerbin nicht anders, als unter der Bedingung ſeyn, daß ſie den Herrn Araspe heirathet. Und das iſt der Herr Araspe! Der armſelige Ehetriepel hier, der ſchon ſelbſt erwachſene und verheirathete Kinder hat, der ehſter Tage Großvater werden wird, den ſoll ein friſches Mädchen von zwanzig Jahren heirathen, wenn ſie nicht will ſo gut, als enterbt, ſeyn.

Araspe. Warten Sie doch nur, bis ſie es thut. Wiſſen Sie denn ſchon Julianens Geſinnungen? Sie ſollten über dieſe harte Laſt, die ihr ihr Vater aufgelegt hat, eher freudig als verdrüßlich ſeyn. Denn was ſagt das Teſtament weiter? „Im Fall aber meine Tochter einen andern heirathen wollte, will ich zu meinem Univerſalerben meinen Bruder, den Herrn Panurg, und meinen Vetter Joachim erklärt haben, welche meiner Tochter von meiner ganzen Verlaſſenſchaft, nicht mehr als zehn tauſend Thaler zur Ausſteuer abzugeben gehalten ſeyn ſollen.“ — So heißt es im Teſtamente! Sollte man nun nicht vielmehr glauben, der Teſtator habe mir nur deßwegen ſeine Tochter zur Frau beſtimmt, damit er Ihnen auf eine gute Art ſein ganzes Vermögen zuwenden könne? Ohne Zweifel, daß er den Ungehorſam ſeiner Tochter für ſchon gewiß gehalten hat. —

Panurg. Ei, großen Dank! Sie wird nicht ungehorſam ſeyn; ich weiß gewiß, ſie wird nicht. Denn heut zu Tage ſind die Mädchen bei weitem nicht mehr ſo delicat, als wir ſie in den alten Romanen finden. Ein alter Mann mit Gelde, und ein junger Mann ohne Geld, das ſind jetzt gar nicht mehr Dinge, unter welchen ihnen die Wahl ſchwer fiele. Sie nehmen, wenn es ſeyn muß, jenen ohne Bedenken, im feſten Vorſatze, ihn auch ohne Bedenken zum Hahnrei zu machen. Da haben Sie Ihr Prognoſticon, Araspe! Schade, daß ich nicht das Werkzeug dazu ſeyn ſoll! Ha! ha! ha! — Aber ich bin wohl nicht klug, daß ich darüber lache. Das Glück wäre für Sie noch viel zu groß, wenn Sie von einem Mädchen, wie Juliana iſt, zum Hahnrei gemacht würden. So weit muß es nicht kommen! Es muß gewiß ſo weit nicht kommen! Das Teſtament kann nicht anders als für null und nichtig erklärt werden; und zwar eben deßwegen, weil es ſo unſinnig iſt; denn ſeine Unſinnigkeit iſt ein Beweis, daß der Teſtator nicht bei Verſtande geweſen. Ein Menſch aber, der nicht bei Verſtande iſt, kann nicht teſtiren. Wiſſen Sie das noch nicht? Er kann nicht teſtiren. Und ex hoc capite will ich klagen. Aber geſetzt —

Joachim. Posito sed non concesso, ſagt der Lateiner.

Panurg. Halt du's Maul, wenn ich rede! — Aber geſetzt — Sie ſehen, Araspe, ich rede mit vieler Ueberlegung — Geſetzt, ſag ich, ich käme damit nicht fort, daß mein Bruder bei dem Teſtiren ſeines Verſtandes nicht mächtig geweſen; geſetzt, das Gegentheil würde erwieſen, wie ſich's gehört: je nun, deſto ſchlimmer für Sie! Ein unſinniges Teſtament iſt da; der Teſtator iſt nicht unſinnig geweſen, er kann das unſinnige Teſtament alſo auch nicht gemacht haben. Was folgt nun hieraus? Es muß untergeſchoben ſeyn. Und von wem muß es untergeſchoben ſeyn? Von dem, der den meiſten Vortheil dabei haben würde, von Ihnen.

Araspe. Sie reden mit vieler Ueberlegung!

Panurg. Und zugleich mit Einſicht. O ich bin durch die Schulen durch. Ich weiß es aus der Erfahrung, wie dergleichen Sachen laufen können. Und wiſſen Sie, was ein Falſarius für Strafe zu erwarten hat? Sie werden ſich noch zu gratuliren haben, wenn Sie den Galgen abkaufen können. Der Notarius aber, der ſich dazu hat brauchen laſſen, der muß dran glauben. Da iſt keine Gnade! Er muß hängen; und ich ſeh ihn, ich ſehe ihn ſchon hängen.

Araspe, lachend. Der arme Mann!

Panurg. Sie lachen noch? Nun hab ich genug. An dem Rande ſeines Verderbens zu lachen —

Joachim. Per risum multum —

Panurg. Tum! Wo du noch einmal reden wirſt, Junge — Hören Sie, Araspe, damit ich zeige, daß ich Menſchenliebe habe, und daß ich einmal Ihr guter Freund geweſen bin, entſagen Sie ſich im guten aller Anſprüche auf die Verlaſſenſchaft meines Bruders. Wenn Sie das wollen, ſo wollen wir den ganzen Plunder begraben; ich will nichts aufrühren, ſondern zufrieden ſeyn, daß Juliane die einzige Erbin quasi ab intestato bleibe, nur mit der Bedingung, daß ſie Vetter Jochen heirathet.

Joachim. Mich, Herr Araspe, mich! O ja, thun Sie es doch!

Panurg. Erklären Sie ſich bald; wollen Sie, oder wollen Sie nicht?

Araspe. Aber was kann das werden? Der arme Notar hängt ja doch einmal am Galgen.

Panurg. Sie ſpotten, glaub ich, gar?

Joachim. Herr Araspe, ich bitte, ich bitte —

Panurg. Du bitteſt, Schurke? Und er ſollte uns bitten, daß wir ſeine Streiche nur noch vertuſchen möchten! Eſel von einem Jungen! Willſt du denn nie klug werden? Ich rüffle doch an dir, und rüffle — Komm fort! Wiſſen Sie, Herr Bräutigam, Herr Erbe, auch Herr Vormund zugleich, wo ich nun ſpornſtreichs hingehe? Zum Advocaten! Zum Advocaten!

Araspe. So werde ich wohl immer das Geld, mich vom Galgen los zu kaufen, bereit halten müſſen?

Panurg. Ja; Herr Bräutigam, Herr Erbe, Herr Vormund zugleich — Wirſt du dich trollen, Junge?
Geht ab, indem er Jochen voranſtößt.

Dritter Auftritt.

Araspe.

Es iſt mir lieb, daß ich mich bei den Grobheiten dieſes Mannes noch ſo habe mäßigen können. — Es muß ihn freilich ſchmerzen, und das Teſtament wird mehrern wunderbar vorkommen, die die Denkungsart meines Freundes nicht gekannt haben. Für ſeinen guten Namen, und für den Credit unſrer gemeinſchaftlichen Handlung, war er alles aufzuopfern fähig. Er wußte der Trennung unſrer Güter, die er für gefährlich anſahe, auf keine andre Weiſe vorzubauen, als wenn er —

Vierter Auftritt.

Araspe. Lelio in tiefen Gedanken.

Araspe. Sieh da, mein Sohn! — Was ſagſt du, Lelio, zu dem Glücke deines Vaters? Der rechtſchaffene Pancraz! Es würde mit mir, und alſo auch mit dir, nicht zum beſten ausgeſehen haben, wenn ich mich mit Julianen hätte abfinden müſſen. Es iſt nicht alles Geld, was glänzt. Wir haben einen großen Credit, wir haben große Kapitale; aber wir haben auch große Schulden! Wie gut iſt es, daß nunmehr alles in ſeiner Ordnung bleibt, und unſre Handlung, unter ihrem alten Namen, mit gleichem Nachdrucke fortgeführt werden kann! — Aber was iſt das? Warum ſprichſt du nicht? — Du ſiehſt gen Himmel? Du ſeufzeſt? Gönneſt du mir mein Glück nicht? Oder befürchteſt du, ich möchte in einer neuen Ehe weniger auf deine Verſorgung bedacht ſeyn? Fürchte nichts, mein Sohn. Du weißt, wie ſehr ich dich liebe; ich denke weniger an mich ſelbſt, als an dich; und wenn ich zu einer zweiten Verbindung ſchreite, ſo thu ich es, weil ich muß, und mehr um deine Umſtände zu verbeſſern, als etwa einer mir nunmehr unanſtändigen Neigung zu willfahren. Suche dir ein Frauenzimmer, das dir gefällt; hier haſt du meine Einwilligung im Voraus. Du ſollſt, ſo bald du willſt, dein eigner Herr ſeyn. Mein Eidam, das Stutzerchen, ſoll mir aus dem Hauſe, ſammt meiner närriſchen eiferſüchtigen Tochter. Iſt dir auch deine Stiefmutter Juliane läſtig, ſo will ich mich mit ihr aufs Land begeben, und dich allein hier laſſen. Was willſt du mehr? Kann dein Vater mehr für dich thun? Drum ſey auch wieder heiter und fröhlich, mein Sohn. Erwiedre die Liebe deines Vaters mit Liebe. Mein Blut wollte ich für dich vergießen.

Lelio. Liebſter Vater, Sie lieben mich mehr, als ich verdiene, überhäufen mich mit Wohlthaten über Wohlthaten. Ich erkenne es mit kindlichſtem Dank. Befehlen Sie über mich ganz: aber ein innerlicher Kummer drückt mich nieder, und ich kann nicht ſo heiter ſeyn als Sie verlangen.

Kraspe. Woher kömmt das aber? Du biſt ja nicht melancholiſchen Temperaments; biſt ja ſonſt vergnügt und luſtig geweſen. Wie du immer ſpaßteſt und mich aufheiterteſt! Und nun auf einmal ein ganz anderer Menſch!

Lelio vor ſich. Ich muß ſchon einen Vorwand erſinnen, um ihn zu beruhigen. Ich will es Ihnen ſagen, liebſter Vater, der Tod des alten Pancraz geht mir nahe, will mir gar nicht aus dem Sinn, bringt mich auf die Betrachtung des kurzen menſchlichen Lebens, der Nothwendigkeit zu ſterben, und der Ungewißheit unſers Endes.

Kraspe. Lieber Sohn, was zu viel iſt, iſt zu viel und iſt vom Uebel. An den Tod denken iſt gut. Aber ſo an den Tod denken iſt nicht gut. Wer ſo viel Furcht vor dem Tod hat, beweiſet, daß er das Leben zu ſehr liebt. Beſtrebe dich gut zu leben, wenn du gut ſterben willſt. Weg mit der Melancholie! thu deine Schuldigkeit und mache dir erlaubtes Vergnügen. Folge deinem Vater und nicht deiner Leidenſchaft. Ich muß ja eher ſterben, wie du; denn ich bin älter wie du, aber nicht deßwegen traurig. Ich lebe als ein ehrlicher Mann, um als ein zufriedner Mann ſterben zu können. — Denke dieſem nach, mein Sohn! Muntre dich auf und laß mich, wenn ich dich bald wiederſehe, ein fröhliches Geſicht erblicken

Umarmt ihn und geht ab.

Fünfter Auftritt.

Lelio

der ihm mit Verwirrung nachſieht. Armer betrogner Vater! Dein Feind, dein Nebenbuhler iſt es, den du ſo zärtlich umarmt haſt. Aber wie? Werde ich ſo ruchlos ſeyn und Julianen mehr lieben, als den, dem ich das Leben zu danken habe? Nein, ich muß ſie unterdrücken, dieſe Liebe, ſo unſchuldig ſie auch ſonſt war. Mein hartes Geſchick macht ſie mir von nun an zu einem Verbrechen. — — Aber wie theuer wird es mir werden, alle meine Glückſeligkeit auf einmal ſo aufzugeben? — Was hilft es? Ich muß. Oder will ich lieber eine unſchuldige Tochter ihrer väterlichen Verlaſſenſchaft berauben, und meinen Vater von dem Gipfel ſeiner Hoffnung herabſtürzen? Nein, gewiß, das will ich nicht — So ſey ſie denn meine Mutter, die meine Gattin nicht ſeyn kann! — Verhaßter Wechſel! —

Sechster Auftritt.

Paſquin. Lelio.

Paſquin. Das geht gut! Man fängt ſchon wieder an, mich als einen Bedienten vom Hauſe anzuſehen. Nun, Herr Panurg, werden wir am längſten beiſammen geweſen ſeyn! — Aber da iſt er ja, an den ich meine Commiſſion auszurichten habe! — Herr Lelio —

Lelio, ohne daß er den Paſquin gewahr wird. Ich bin der unglücklichſte Menſch unter der Sonne. — —

Paſquin. Herr Lelio.

Lelio. Nimmermehr hätt ich es geglaubt —

Paſquin. Herr Lelio.

Lelio. Geh zum Henker.

Paſquin, indem er gehen will. Zum Henker? Ich geh, ich geh.

Lelio. Was wollteſt denn du bei mir?

Paſquin. Ich hatte Ihnen was von Mademoiſelle Julianen zu ſagen; aber ich gehe ſchon.

Lelio. Nein, warte. Was haſt du mir zu ſagen?

Paſquin. Ich geh zum Henker.

Lelio. Rede, oder — er droht ihm mit dem Stocke.

Paſquin. Bemühen Sie ſich nicht, ich will reden. Mamſell Juliane ſagte, ſie müßte Sie nothwendig ſprechen.

Lelio. Juliane? Wo?

Paſquin. Auf ihrem Zimmer.

Lelio. Ich werde gleich zu ihr gehen. — Aber nein, ſage ihr, daß ich jetzt nicht kann.

Paſquin. Gut, mein Herr. Und will abgehen.

Lelio. Halt! — Es iſt doch beſſer, daß ich ſelbſt gehe. Und will gehen.

Paſquin. Ja beſſer iſt es.

Lelio. Aber was kann ich ihr ſagen? Nein Paſquin, ſage ihr, du hätteſt mich nicht gefunden.

Paſquin, indem er geht. Das will ich ſagen.

Lelio. Bleib, bleib — Entdeckt ſie, daß es nicht wahr iſt, ſo grämt ſie ſich. Ich will ſelbſt gehen.

Paſquin. Recht wohl!

Lelio. Aber in der Beſtürzung, in der ich bin — Geh, ſage ihr, ich würde nachkommen.

Paſquin. Nicht anders. Und will gehn.

Lelio. Nein, bleib, es iſt meine Schuldigkeit, daß ich ſelbſt gehe. Ab.

Siebenter Auftritt.

Liſette. Paſquin.

Paſquin. O der närriſche Herr!

Liſette. Paſquin.

Paſquin. Die poſſierlichſte Haut von der Welt.

Liſette. Paſquin, Paſquin!

Paſquin. Nu, was giebt's?

Liſette. Madame Camille fragt nach dir.

Paſquin macht Lelio's nach. Ich komme ſchon — aber nein. Thu mir den Gefallen und geh für mich.

Liſette. Was ſoll ich ihr denn ſagen?

Paſquin. Es wird doch beſſer ſeyn, daß ich ſelbſt gehe.

Liſette. O freilich wird's beſſer ſeyn.

Paſquin. Geh und ſage ihr, du hätteſt mich nicht gefunden.

Liſette. Warum denn dieſe Lüge?

Paſquin. Erfährt ſie aber, daß es nicht wahr iſt — Ich werde gehn.

Liſette. Nur hurtig.

Paſquin. Geh du nur.

Liſette. Sie hat aber nach dir und nicht nach mir gefragt.

Paſquin. Freilich, wenn ſie mich will, will ſie dich nicht — — Ich komme ſchon — — nein, ich gehe nicht — O Gott! — Bleib, — bleib — ich gehe ſchon. Ab.

Der Schlaftrunk.

Ein Luſtſpiel in drei Aufzügen. 1767.

Perſonen.

Samuel Richard., **Philipp Richard.**, leibliche Brüder.
Charlotte, Nichte derſelben.
Berthold.
Karl., **Lucinde.**, Kinder des Berthold.
Finette, Mädchen der Charlotte.
Anton, Bedienter des Samuel.
Hausknecht, des Samuel.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Samuel Richard. Charlotte.

Scene: eine Wohnſtube, wo Richard in einem Lehnſtuhle vor einem Schreibepulte ſitzt, und durch die Brille in einem Folianten lieſt. Charlotte ſitzt am Fenſter auf einem Taburet und macht Knötchen.

Charlotte. Legen Sie doch das Buch weg, lieber Onkel —

S. Richard, indem er immer fortlieſt. Warum denn, Lottchen?

Charlotte. Der Beſuch wird gleich da ſeyn.

S. Richard. Ich muß erſt die Geſchichte ausleſen.

Charlotte. Sie ſchwächen ſich ja nur Ihre Augen noch mehr.

S. Richard. Du haſt wohl Recht.

Charlotte. Und ſtrengen Ihr Gedächtniß an.

S. Richard. Es iſt wohl wahr.

Charlotte. Da Ihnen Ihr Gedächtniß ohnehin ſo ſehr ablegt.

S. Richard, indem er die Brille abnimmt, und das Buch zumacht. Nein, Lottchen, nein; das ſage nicht. Mein Gedächtniß iſt noch recht ſehr gut. Ich wollte dir wohl die Geſchichte, die ich jetzt geleſen habe, von Wort zu Wort wieder erzählen. Leg deine Arbeit weg, und höre mir zu. — Es war einmal ein König von Frankreich — nein, ein König von England war es — ja, ein König von England, der führete einen ſchweren Krieg wider die Mohren — wider die Mohren — Sagte ich ein König von England, Lottchen? Nein, ſiehſt du, man kann ſich irren; es war ein König von Spanien; denn er führte Krieg mit den Mohren — Dieſer König —

Charlotte. Ich höre wohl, lieber Onkel, daß Sie alles recht wohl behalten haben. Aber Sie haben es auch nur erſt dieſen Augenblick geleſen. Wenn Sie es auf den Abend wieder erzählen ſollten —

S. Richard. Nun gut, gut; erinnere mich auf den Abend wieder daran. Ich will dir's auf den Abend erzählen —

Charlotte. Wohl, lieber Onkel —

S. Richard. Sprachſt du nicht vorhin von Beſuche? Wer will uns denn beſuchen?

Charlotte. Ihr alter guter Freund, Herr Berthold, und ſein Herr Sohn —

S. Richard. Der junge Herr Berthold? Nu, nu, der kömmt nicht ſo wohl zu mir, als zu dir, und der mag immer kommen. Aber was der Vater mit will? —

Charlotte. Der Vater? Iſt er nicht Ihr älteſter, beſter Freund? —

S. Richard. Geweſen, Lottchen, geweſen! Sieh, wie vergeßlich du biſt. Hat mich nicht dieſer älteſte, beſte Freund verklagt? Um eine Poſt verklagt, die ich längſt richtig gemacht habe? Bin ich nicht —? Potz Stern! gut, daß ich daran gedenke! — Lottchen, geſchwind gieb mir den Kalender her.

Charlotte, vor ſich. Ah, nun erinnert er ſich an den unglücklichen Termin.

S. Richard. Hörſt du nicht Lottchen? den Kalender —

Charlotte. Wir ſchreiben den ſechzehnten, lieber Onkel, —

S. Richard. Den Kalender, Lottchen!

Charlotte. Den ſechzehnten September, lieber Onkel —

S. Richard. Lange mir ihn doch nur her, Lottchen; er ſteckt hinter dem Spiegel. Ich habe mir was darinne notirt. Wenn dich's zwar inkommodirt — er rückt mit ſeinem Lehnſtuhle, als ob er aufſtehen wollte.

Charlotte. Nicht doch! lieber Onkel; bleiben Sie doch ſitzen. Sie holt ihm den Kalender. Hier iſt er!

S. Richard. Ich danke, Lottchen. Was für einen Monat haben wir?

Charlotte. September.

S. Richard. Und den wie vielten, ſagſt du, ſchreiben wir?

Charlotte. Den ſechzehnten.

S. Richard. Den ſechzehnten September! — Da iſt er! Richtig! richtig! Lieber Gott! was habe ich für vergeßliche Leute in meinem Hauſe! Kein Menſch erinnert mich an was! Und wenn es vergeſſen iſt, ſo ſoll ich's vergeſſen haben!

Charlotte. Was denn, lieber Onkel?

S. Richard. Ihr habt mich den erſten Termin verſäumen laſſen, ihr habt mich den zweiten Termin verſäumen laſſen. Komm her, Lottchen, was ſteht hier bei dem ſiebzehnten?

Charlotte. Drei Kreuze, lieber Onkel.

S. Richard. Und was bedeuten die drei Kreuze?

Charlotte. Das muß wiſſen, wer ſie gemacht hat.

S. Richard. Siehſt du, das haſt du vergeſſen! Rufe mir Finetten herein; ich muß doch ſehn, ob die es auch vergeſſen hat?

Charlotte. Finette hat zu thun.

S. Richard. Nun, ſo rufe mir Antonen. Ich muß euch nur einmal alle überzeugen, wie vergeßlich ihr ſeyd.

Charlotte. Anton iſt ausgeſchickt.

S. Richard. Ich habe es euch allen geſagt, was die drei Kreuze bedeuten, und habe euch allen befohlen, mich fleißig an die drei Kreuze zu erinnern. Ja, ja, wer erinnert ſeyn will, erinnere ſich ſelber.

Charlotte. Werden Sie nicht ungehalten, lieber Onkel.

S. Richard. Ungehalten? Worüber denn? Ich freue mich von Herzen, wenn ich ſehe, wie viel mein alter Kopf noch behalten kann; (ſich an die Stirne ſchlagend) und wie ſo gar nichts in euren jungen Köpfen haften will! Ha, ha, ha! — Die drei Kreuze bedeuten — beſinnſt du dich noch nicht, Lottchen? —

Charlotte. Daß Sie morgen zur Ader laſſen müſſen?

S. Richard. Ei ja! Herr Berthold würde meinem Beutel ſchön zur Ader laſſen, wenn ich ſo vergeßlich wäre, wie du! — Die Kreuze bedeuten — nu? — Ich dächte, ich hülfe dir merklich genug drauf —

Charlotte. Jetzt beſinne ich mich — Morgen muß der dritte Teich auf dem Gute gefiſcht werden — O ja, lieber Onkel, ich will es gleich dem Kutſcher ſagen; wir fahren morgen früh heraus und fiſchen.

S. Richard. Fiſchen? Ja, Herr Berthold denkt zu fiſchen. Aber, Herr Berthold, man fängt nicht immer, wenn man fiſcht! — Lottchen, die drei Kreuze bedeuten, daß morgen der dritte Termin iſt; der dritte und letzte Termin zu Producirung meiner Quittungen. Nun freilich weiß ich nicht, wo die verdammten Quittungen hingekommen ſind. Aber ich will doch hoffen, daß man einen ehrlichen Mann, wie ich bin, wird zum Schwure kommen laſſen! — Ich ſchwöre, und Herr Berthold wird abgewieſen.

Charlotte. Aber, lieber Onkel, ich dächte, Sie ließen es ſo weit nicht kommen. — Ein Schwur iſt doch immer eine ſehr wichtige Sache; und Geld iſt nur Geld.

S. Richard. Nein, Lottchen, Geld iſt die wichtige Sache, und ein Schwur iſt nur ein Schwur. Nicht, daß ich, um wer weiß wie viel, einen falſchen Schwur thun ſollte! Nein, da ſey Gott vor! Aber wenn man Recht hat —

Charlotte. Auch dann, dächte ich, lieber Onkel, ſollte man, wenn es nur eine Kleinigkeit betrifft, ſich lieber gefallen laſſen, Unrecht zu bekommen, als zu ſchwören —

S. Richard. Ja, das dächteſt du; aber das verſtehſt du nicht. — Morgen ſoll ſich's zeigen. Ei denkt doch! Was würde das für eine Freude für Herr Bertholden geweſen ſeyn, wenn ich auch den dritten Termin verſäumt hätte, und hätte mich contumaciren laſſen, und hätte ihm noch einmal bezahlen müſſen —

Charlotte. Es kömmt jemand, lieber Onkel. Er iſt es wohl ſchon ſelbſt. —

Zweiter Auftritt.

Philipp Richard, — die Vorigen.

Charlotte. Nein, es iſt Onkel Philipp.

Philipp Richard. Guten Tag, Bruder Samuel.

S. Richard. Lottchen, hat der ſich auch melden laſſen?

Charlotte. Nein, aber — Seyn Sie gütig gegen ihn.

Philipp R. Wie ſteht's, Bruder? Noch geſund? noch friſch?

S. Richard. Geſunder und friſcher, Bruder, als ihr wünſcht —

Philipp R. Als ihr wünſcht? Wen meinſt du, Bruder?

S. Richard. Ich habe dir's hundertmal geſagt, daß mir gewiſſe Leute, wenn ſie ſich nach meiner Geſundheit erkundigen, recht ſehr ärgerlich ſind. Siehſt du, Bruder; ich ſehe dich herzlich gern kommen, aber auch herzlich gern bald wieder gehn.

Charlotte. Lieber Onkel, bedenken Sie, daß es Ihr Bruder iſt — —

Philipp R. Mühmchen, menge Sie ſich unter uns nicht. — Bruder, du biſt die wunderlichſte, argwöhniſchſte Glatze, die ſich jemals in einem Großvaterſtuhle geſchüttelt hat.

S. Richard. Hörſt du, Lottchen, hörſt du?

Philipp R. So was verhört Lottchen nicht! — Aber warum iſt dir denn mein Anblick ſo zuwider? Ich ſehe doch dem Tode ſo ähnlich nicht. Geſund, fett und fröhlich, wie ich bin — —

S. Richard. Die Geſundheit erhalte dir Gott; dein Fett biſt du ſchuldig, und deine Fröhlichkeit gehört ins Tollhaus. Was Wunder alſo, daß ich den Tod lieber ſehe, als dich? Wenn ich den Tod ſehe, ſo ſehe ich meine letzte Stunde; und wenn ich dich ſehe, ſo ſehe ich die nächſten Stunden nach meiner letzten. Einem ehrlichen Manne, der es ſich in der Welt hat ſauer werden laſſen, iſt die Vorſtellung des Grabes lange nicht ſo marternd, als die Vorſtellung eines lachenden Erben. Aber, Bruder, haſt du geleſen von einem Maler, der mit einem einzigen Pinſelſtriche ein lachendes Geſicht in ein weinendes verwandeln konnte? Ich bin ſo ein Maler.

Philipp R. Je nu, wenn ich nicht lache, ſo wird eine andere deſto mehr lachen. — — Lache Sie doch einmal, Lottchen! Sie lacht recht hübſch —

Charlotte. Sie verfahren ſehr grauſam mit mir, Onkel —

Philipp R. Im geringſten nicht! Denn gelacht wird bei dem Grabe eines reichen Geizhalſes doch, er mag es anfangen, wie er will.

S. Richard. Undankbarer, gottloſer Bruder!

Philipp R. Zanke mit der Natur, und nicht mit mir. Du kamſt zwanzig Jahre früher in die Welt, als ich; du mußt zwanzig Jahre früher wieder heraus. — —

S. Richard. Ich muß? ich muß? Ich will doch ſehn, wer mich zwingen ſoll? —

Philipp R. Ha, ha, ha! nun machſt du, Bruder, daß ich ſogar vor deinem Tode über dich lache. —

S. Richard. Geſchwind, Bruder, ſage mir, was du bei mir willſt, und packe dich alsdann wieder deiner Wege. — —

Philipp R. Ich kam bloß zu deinem Beſten. — Ich weiß, du biſt ein alter vergeßlicher Mann; ich wollte dich an etwas erinnern, woran dich Lottchen wohl ſo leicht nicht erinnern möchte. —

S. Richard. O Bruder, ich bin ſo vergeßlich nicht, als du meinſt. Soll ich dir eine Probe von meinem guten Gedächtniß geben? Komm her, ich will dir es auf den Finger herrechnen, wie viel du mir, ſeit funfzehn Jahren, gekoſtet haſt. — Bei deinem erſten Bankerotte verlor ich dreizehn tauſend, vier hundert, ſechs und achtzig Thaler, neunzehn Groſchen. —

Philipp R. Und ſieben Pfennige — Das habe ich ſo oft von dir hören müſſen, daß ich es endlich ſelbſt behalten habe. —

S. Richard. Bei deinem zweiten Bankerotte kam ich um ſieben tauſend, drei hundert, und drei und dreißig Thaler —

Philipp R. Da war der Verluſt ſchon kleiner, wie bei dem erſten. Denn du warſt um eben ſo viel klüger, als härter geworden —

S. Richard. Bei deinem dritten Bankerotte —

Philipp R. Verlorſt du faſt gar nichts. Eine Poſt Rheinweine, für die du in Cöln für mich gut geſagt hatteſt —

S. Richard. Iſt das nichts? Die Poſt betrug achtzehn hundert Thaler. Dieſe achtzehn hundert, und jene ſieben tauſend, drei hundert, und drei und dreißig, mit den erſten dreizehn tauſend, vier hundert, und ſechs und achtzig —

Philipp R. Neunzehn Groſchen, ſieben Pfennige —

S. Richard. Betragen zuſammen zwei und zwanzig tauſend, ſechs hundert, und neunzehn Thaler —

Philipp R. Neunzehn Groſchen, ſieben Pfennige —

S. Richard. Und die koſteſt du mich baares Geld Was koſteſt du mich nicht ſonſt? — Nu, Bruder Unverſchämt, habe ich ein gutes Gedächtniß oder nicht?

Philipp R. Rabbi Samuel, alles das beweiſet für dein gutes Gedächtniß gar nichts; denn das waren Schußwunden, die dir ein paar Knochen zerſplitterten, und nachdem ſie kurirt waren, einen ewigen Kalender in den wieder verwachſenen Knochen zurück ließen; aber ein Kalender iſt kein Gedächtniß — —

S. Richard. Höre einmal, Lottchen, hör einmal! Weiſe ihm doch die Thüre, Lottchen!

Philipp R. Bemühe Sie ſich nicht, Lottchen; ſie iſt mir bekannt. Aber, Bruder, alle deine Grobheit ſoll mich doch die gute Abſicht nicht vergeſſen machen, in der ich herkam. Ich will dich nur erinnern, daß heute der ſechzehnte September iſt.

S. Richard. Iſt das wahr, Lottchen? — Nu? und?—

Philipp R. Und daß morgen der ſiebzehnte iſt —

S. Richard. Iſt das wahr, Lottchen? — Nu? und? —

Philipp R. Was iſt auf den ſiebzehnten, Lottchen? Ich wette, Sie mag's nicht wiſſen —

Charlotte. O Herr Onkel, haben Sie ſonſt nichts? Daran hat ſich Ihr Herr Bruder ſchon ſelbſt erinnert.

S. Richard. Ja, daran habe ich mich ſchon ſelbſt erinnert — Leiſe zu ihr. Was meint er denn, Lottchen?

Charlotte. Eben das, lieber Onkel —

S. Richard. So? — Schon gut, Bruder, ich danke dir für deine Mühe, ſo unnöthig ſie auch war. Leiſe zu ihr. Lottchen, du wirſt mir es wohl hernach ſagen, was er meint —

Philipp R. Erkenne meine Aufmerkſamkeit auf dein Beſtes; oder erkenne ſie nicht, nur verſäume mir morgen den dritten Termin nicht, ſo wie du den erſten und zweiten verſäumt haſt — —

S. Richard. Den Termin, Bruder? den dritten Termin? — Lottchen? —

Philipp R. Den dritten und letzten Termin gegen Bertholden. Ich denke, du haſt dich ſchon ſelbſt daran erinnert?

S. Richard. O ja, das habe ich. Nicht wahr, Lottchen? Aber, Lottchen, das macht Bruder Philipp doch gut, daß er uns daran denken hilft. — Setze dich doch einen Augenblick bei mir nieder, Bruder Philipp — Recht! den dritten Termin muß ich nicht verſäumen. — Was meinſt du, Bruder, wie die Sache laufen wird?

Philipp R. Sie mag laufen, wie ſie will, wenn du dich nur erſt gehörig eingelaſſen haſt. Das vornehmſte bei einem Proceſſe iſt, daß man ſeinem Gegenpart die Hölle ſo heiß, und das Leben ſo ſauer macht, als möglich. Ich habe jetzo nicht Zeit, Bruder. Aber wenn du willſt, ſo komme ich auf den Abend wieder zu dir, und wir wollen mehr davon ſchwatzen.

S. Richard. Ja, Bruder Philipp, thu das, komm! Du ſollſt mir angenehm ſeyn. —

Philipp R. So lebe unterdeſſen wohl. —

S. Richard. Auf Wiederſehn! — Begleite ihn doch, Lottchen, begleite ihn doch —

Philipp R. Ohne Umſtände, Lottchen! — Wir kennen einander.

Charlotte. Wohl kenne ich dich!

Dritter Auftritt.

Samuel Richard. Charlotte.

S. Richard. Lottchen, Bruder Philipp mag doch wohl noch eine gute Ader haben.

Charlotte. O ja, lieber Onkel —

S. Richard. Er ſorgt doch noch dafür, daß ich nicht in Schaden kommen ſoll. — Finette, gut, daß du kömmſt.

Vierter Auftritt.

Finette, — die Vorigen.

Finette. Es iſt alles fertig: ſie mögen nun kommen, wenn ſie wollen. Sie rückt einen kleinen Kaffeetiſch zurechte, bedeckt ihn, und legt Löffel darauf.

S. Richard. Finette, Bruder Philipp wird heute zu Abend mit uns eſſen. Laß einen Krammetsvogel mehr braten —

Finette. Einen? Das wäre ſo viel, als eine Mücke für einen hungrigen Wolf. Bruder Philipp muß auf jeden Zahn einen haben.

S. Richard. Nu, nu, Mädchen, traktire ihn nur heute, ſo gut, als du kannſt. Er hat mir einen Dienſt gethan —

Finette. Bruder Philipp, Ihnen einen Dienſt? Den möchte ich doch hören.

S. Richard. Er hat gethan, was ihr hättet thun ſollen. Er hat mich erinnert, daß morgen der dritte Termin iſt.

Finette. Das hat er? — Ich muß Ihnen nur ſagen, Herr Richard, es ſetzt heute keine Krammetsvögel. Es ſind auf dem ganzen Markte keine zu bekommen geweſen.

S. Richard. Das iſt Schade! der arme Philipp! was wirſt du ihm denn nun vorſetzen?

Finette. Nichts. Und das wiſſen Sie doch auch, daß ich den Kellerſchlüſſel verloren habe?

S. Richard. Den Kellerſchlüſſel? Und du haſt keinen Wein hauſſen? Was ſoll denn Bruder Philipp trinken?

Finette. Nichts; und das iſt gerade ſo viel, als er mit ſeinem Dienſte verdient hat. Merken Sie denn nicht, Herr Richard, was er darunter ſucht? Er will Sie und den alten Berthold nur vollends zuſammenhetzen, damit Charlottchens Heirath mit dem jungen Berthold darüber zurückgehen möge.

S. Richard. Lottchen, ſollte das wohl wahr ſeyn?

Charlotte. Ich weiß nicht, lieber Onkel; aber wenn das auch Onkel Philipps Abſicht wäre, ſo weiß ich doch, daß Ihnen mein Glück viel zu angelegen iſt —

S. Richard. Ja, Lottchen, — wenn das auch ſeine Abſicht wäre. — —

Finette. Wenn? Sie iſt es ganz gewiß. — Ei! der Beſuch kömmt. Charlotte geht ihm entgegen.

S. Richard. Wer iſt es denn, Finette?

Finette. Herr Berthold mit ſeinem Sohne —

S. Richard. Ja, ganz recht, ganz recht! Steht auf.

Fünfter Auftritt.

Berthold. Karl Berthold. Charlotte. Samuel Richard. Finette.

Berthold. Lieber, alter Freund, ich freue mich herzlich, dich wohl zu ſehen.

S. Richard. Sie umarmen ſich. Willkommen, Herr Bruder Berthold, willkommen! — Iſt das dein Sohn? Karl neigt ſich gegen ihn.

Berthold. Das iſt er. Die acht Monate, die er weggeweſen, haben ihn mir ſelber unkenntlich gemacht.

Karl B. Ich wünſche und hoffe, liebſter Herr Richard, daß Sie, dieſe Zeit über, beſtändig geſund und vergnügt mögen gelebt haben.

S. Richard. Ich danke, Herr Karl. Wie alte Leute nun ſo leben!

Karl B. Ich bin höchſt ungeduldig geweſen, Ihnen meine Ergebenheit zu bezeigen. —

Berthold. Es iſt wirklich ſein erſter Ausgang.

S. Richard. Bedanke dich, Lottchen, bedanke dich! — Setzen Sie ſich doch, meine Herren — Sie ſetzen ſich. indeß hat Finette Kaffee und Backwerk aufgetragen, und fängt an, davon herumzugeben.

Karl B. Ich ſchmeichle mir, liebſter Herr Richard, daß meine Abweſenheit, oder was während derſelben etwa vorgefallen ſeyn könnte mich in Ihrer ſchätzbaren Gewogenheit nicht wird zurückgeſetzt haben.

S. Richard. Darinn kann Sie nichts zurückſetzen; Sie ſind uns noch ſo lieb, als Sie uns jemals geweſen ſind. — Nicht wahr, Lottchen? — Zu Finetten, die ihm eine Taſſe Kaffee gebracht. Die wie vielte Taſſe iſt das, die ich trinke?

Finette. Die erſte.

Berthold. Freund Richard, mein Sohn iſt ein ſeltſamer Heiliger; er denkt, weil wir in ſeiner Abweſenheit ein wenig an einander gerathen ſind, weil ich dich habe verklagen müſſen —

S. Richard. Ja, lieber Karl, hätten Sie ſich das wohl jemals träumen laſſen, daß mich Ihr Herr Vater verklagen würde? —

Karl B. Es iſt ihm leid —

Berthold. Mir leid? Was ſprichſt du da?

Karl B. Es iſt mir leid, ſage ich — —

Berthold. Geck, was braucht dir das leid zu ſeyn? Wird er dir darum das Mädchen nicht geben? Er hat ſie dir einmal verſprochen, und ein ehrlicher Mann hält Wort.

S. Richard. Freilich! Aber, Freund Berthold, ein ehrlicher Mann muß auch einen andern ehrlichen Mann mit Proceſſen verſchonen.

Berthold. Ich weiß gar nicht, warum die ganze Welt ſo wider die Proceſſe eingenommen iſt. Wollen denn die Advokaten nicht auch leben?

S. Richard. Sie wollen wohl, aber ſie müſſen darum nicht.

Berthold. Das iſt dein Spaß.

S. Richard. Das iſt mein völliger Ernſt.

Charlotte, zu Karln. Wo ſie nur nicht hitzig gegen einander werden. —

Karl B. Wir müſſen ſie auf ein ander Geſpräch lenken. — Herr Richard, ich habe in London das Vergnügen gehabt, einen alten Freund von Ihnen kennen zu lernen.

S. Richard. So? — Mein völliger Ernſt, Freund Berthold! Ich wüßte nicht, welchem Dinge ich in der Welt gramer wäre, als dem Proceſſiren.

Berthold. Und ich habe Zeit meines Lebens gern proceſſirt. Mein erſter Proceß war mit meinem leiblichen Vater. Die beſten Freunde können einmal uneins werden, und dieſe Uneinigkeit auszufechten, iſt der friedlichſte und gütlichſte Weg, der Proceß. So lange man ſich nur ſo ſtreitet, ſo lange ärgert man ſich. Sobald aber die Sache den Advokaten übergeben iſt, müſſen ſich die Advokaten an unſerer Statt ärgern, und wir ſind wieder ruhig.

S. Richard. Nein, Freund Berthold; ich habe in meinem Leben nur ein einzigesmal proceſſirt, aber das weiß ich doch beſſer. Man ärgert ſich noch immer, und ärgert ſich über die Advokaten oben drein. —

Karl B. Dieſer Ihr Freund in London ſagte mir —

S. Richard. Hörſt du? das hat mein Freund in London ihm auch geſagt. —

Karl B. Daß er ehedem in Amſterdam —

S. Richard. Die ganze Börſe in Amſterdam denkt ſo. —

Berthold. Karl, kein Wort mehr von London und Amſterdam! Kaum ſind die jungen Laffen einmal hingerochen, ſo iſt ihr drittes Wort: London und Amſterdam.

S. Richard. Nein, nein, laß ihn nur mitreden. Er ſpricht ſo unrecht nicht. — Zu Finetten, die ihm die zweite Taſſe reicht. Die wie vielte Taſſe iſt das, Finette?

Finette. Wieder die erſte.

S. Richard. Habe ich die vorige auch mit Milch getrunken? — Finette, laß mich ja nicht zu viel Kaffee trinken. Du weißt, er iſt mir ſchädlich —

Karl B. Gewiß, Herr Richard, der Kaffee iſt überhaupt ein ſehr unzuträgliches Getränke.

Charlotte. Sagen Sie das auch, Herr Karl? —

Karl B. Ich weiß wohl, daß er ſeine größten Vertheidiger unter dem ſchönen Geſchlechte hat —

Berthold. Kinder, dieſe wichtige Frage, ob der Kaffee zuträglich oder unzuträglich iſt, macht aus, wenn ihr allein ſeyd — Falls ihr allein euch ſonſt nichts wichtigeres zu ſagen habt. Jetzt laßt die Alten mit einander reden. — Freund Richard, morgen wird ſich viel zeigen —

S. Richard. Morgen? — Ja, es iſt wahr, morgen iſt der dritte Termin. Aber denke nicht, Freund, daß ich den auch verſäumen werde.

Berthold. Gleichwohl wäre es das Beſte —

S. Richard. Und ich ließe mich contumaciren?

Berthold. Nicht anders.

S. Richard. Und ich bezahlte dich noch einmal?

Berthold. Das würde ſich zeigen. Karl, du weißt, was ich dir geſagt habe. —

S. Richard. Nein, nimmermehr, das wird nimmermehr geſchehen. —

Berthold. Wenn du die Quittungen, auf die es ankömmt, vorzeigen kannſt, ſo wird es freilich nicht geſchehen.

S. Richard. Was Quittungen? Ich offerire mich zum Schwure.

Berthold. Du biſt ein ehrlicher Mann, aber ein vergeßlicher Mann; man wird dich nicht zum Schwure laſſen. —

S. Richard. Nicht zum Schwure laſſen? Alſo wäre es ja ſo gut als gewiß, daß ich dich noch einmal bezahlen müßte?

Berthold. Wenn die Gerechtigkeit geſprochen hat, ſo werde ich wiſſen, was ich zu thun habe.

S. Richard. Ich werde es auch wiſſen; ich auch. — Lottchen! die ſich mit Karln unterhält, laß dich da nicht zu tief ein! —

Berthold. Wie meinſt du das?

S. Richard. Ich ſehe ſchon, es iſt weder Freundſchaft, noch Treue, noch Glauben mehr in der Welt. Wenn ich condemnirt werde, noch einmal zu bezahlen, ſo bin ich ein ruinirter Mann; Lottchen iſt ein ruinirtes Mädchen, und iſt keine Frau für deinen Sohn. —

Berthold. So meinſt du das? Freund Richard, das geht zu weit. —

Charlotte. Liebſter Onkel —

S. Richard. Laß mich, Lottchen, laß mich —

Karl B. Herr Vater — —

Berthold. Schweig, Karl! Der Alte denkt mich zu trotzen? Ich kann eben ſo eigenſinnig ſeyn, als er. — Alſo, Herr Richard, wenn Sie condemnirt werden, iſt Lottchen keine Frau für meinen Sohn? — Recht wohl! Und wenn ich condemnirt werde, iſt mein Sohn kein Mann für Lottchen. Das iſt das Ende vom Liede! — Sohn, nimm Abſchied —

Karl B. Liebſter Vater —

Charlotte. Liebſter Herr Berthold —

Berthold. Sohn, du kennſt mich! — Laſſen Sie mich, Mamſell. — Leben Sie wohl, Herr Richard. Geht ab.

S. Richard. Was iſt denn das? — Je, Freund Berthold, Freund Berthold! — Haltet ihn doch!

Karl B. Ich folge Ihnen ſogleich, liebſter Vater.

Sechster Auftritt.

Karl Berthold. Samuel Richard. Charlotte Finette.

Finette. Das iſt ein Mann!

S. Richard. Was fehlt ihm denn? Warum geht er denn ſchon?

Charlotte. Sie haben ihn unwillig gemacht, liebſter Onkel.

S. Richard. Wer wird denn gleich ſo empfindlich ſeyn? Man ſpricht ja wohl was. — Seyd ohne Sorgen, Kinder! Ich will den Proceß nicht verlieren, und das übrige wird ſich ſchon geben. — Setzen Sie ſich doch nieder, Herr Karl. —

Karl B. Ich darf mich nicht länger aufhalten. — Liebſte Charlotte, meine Schweſter bittet um das Vergnügen, Sie dieſen Abend beſuchen zu dürfen. —

S. Richard. Sie ſoll uns herzlich willkommen ſeyn.

Karl B. Liebſter Herr Richard, trauen Sie meinem Vater das Beſte zu. Er iſt von allem Eigennutze entfernt; nur ſeinen Willen muß er haben. Ich darf mich nicht näher erklären; er hat mir es verboten. Ich ſage Ihnen nur: Sie verlieren nichts, wenn Sie den Proceß verlieren. —

S. Richard. Nichts? Sind zwei tauſend Thaler nichts?

Karl B. Ich muß eilen, daß ich meinen Vater noch einhole. Wenn Sie aber erlauben, ſo bin ich mit meiner Schweſter dieſen Abend wieder hier. —

S. Richard. Es wird mir lieb ſeyn, Herr Karl. — Begleite ihn doch, Lottchen.

Siebenter Auftritt.

Samuel Richard. Finette.

Finette. An alle dem hat niemand, als Bruder Philipp Schuld. Was braucht er Sie an den Termin zu erinnern? Sie hätten ihn vergeſſen —

S. Richard. Und wäre contumacirt worden. — Du weißt nicht, Mädchen, was das iſt — Ich hätte bezahlen müſſen.

Finette. Nun ja, Sie hätten bezahlt. Genug, daß das Geld in der Familie bleibt, wenn Herr Karl Lottchen bekömmt. —

S. Richard. In der Familie bleibt! Das Geld bleibt alles in der Welt, und die ganze Welt ſollte nur eine Familie ſeyn; aber wer's hat, der hat's.

Achter Auftritt.

Anton. Samuel Richard. Finette.

Anton. Herr Richard, Jochen hat angeſpannt. —

S. Richard. Was angeſpannt?

Anton. Die Pferde —

S. Richard. Die Pferde?

Anton. Oder den Wagen; wie Sie wollen. Was weiß ich, ob die Pferde an den Wagen, oder der Wagen an die Pferde geſpannt wird.

S. Richard. Aber wozu denn?

Anton. Iſt denn nicht Donnerſtag heute? Fahren Sie denn nicht ins Kränzchen?

S. Richard. Wahrhaftig! Jochen hat Recht. Er ſteht auf. Finette, heute iſt Kränzchen; und das Kränzchen, weißt du wohl, verſäume ich um wie viel nicht.

Finette. Wer ſagt denn, daß Sie es verſäumen ſollen?

S. Richard. Geh, Anton, ſage Jochen, ich käme gleich. Anton geht ab, indem Charlotte zurückkommt.

Neunter Auftritt.

Charlotte. Samuel Richard. Finette.

S. Richard. Gieb mir meinen Hut, Finette.

Charlotte. Wo wollen Sie hin, liebſter Onkel?

S. Richard. Ins Kränzchen. Ich muß Strafe geben, wo ich nicht komme.

Charlotte. Aber —

Finette, zu Charlotten. So laſſen Sie ihn doch! —

S. Richard, indem ihm Finette den Hut giebt. Und meinen Stock.

Charlotte. Aber er vergißt ja —

Finette. Mag er doch vergeſſen.

S. Richard, indem ihm Finette den Stock giebt. Und meine Rauchtabacksdoſe —

Charlotte, zu Finetten. Aber wir bekommen Philippen über den Hals.

Finette. Den wollen wir ſchon los werden. — Giebt ihm die Doſe.

S. Richard. Iſt auch Taback drinne, und der Stopper? Ihr laßt mich doch an alles allein denken.

Finette. Stecken Sie doch nur ein, und gehn Sie —

S. Richard. Nun ſo führe mich herunter, Lottchen. Es thut mir leid, daß ich dich allein laſſen muß. Vertreib dir den Abend, ſo gut du kannſt. Halb zehn bin ich wieder da.

Finette. Gehn Sie nur, und laſſen Sie ſich das Gläschen wohl ſchmecken! Charlotte führet den Alten ab, und Finette räumt den Kaffeetiſch wieder auf. Luſtig, Finette, das wird ein Abend für dich werden!

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Lucinde, die auf der einen Seite von **Finetten** herein geführt wird, und **Charlotte,** die auf der andern Seite ihr entgegen kommt.

Finette. Hier herein, Mademoiſelle!

Charlotte. Oh, ſey mir tauſendmal willkommen, liebe, liebe Lucinde —

Lucinde. Küſſe mich, meine Charlotte! — Du ſiehſt dich um? Ja, Kind, ich komme allein, mein Bruder kömmt nicht mit; und nun werden von den tauſendmalen, die ich dir willkommen ſeyn ſollte, neun hundert und neun und neunzig wohl abgehen? Nicht wahr? —

Charlotte. Glaubſt du in der That, daß ich ihn erwartet habe?

Lucinde. Verſtelle dich nur nicht!

Charlotte. Und du, ſey doch nicht ſo gar eitel auf deinen Bruder! Wenn ich ihn liebe, ſo liebe ich ihn bloß, weil ich dich liebe.

Lucinde. Iſt das wahr, Finette? du biſt ja ihre Vertraute. —

Finette. So etwas mag davon wahr ſeyn. Die Zündröhre kann wohl durch das Herz der Schweſter gegangen ſeyn. Aber nachdem wir einmal Feuer gefangen — ſehn Sie, Mademoiſelle — ſo könnten wir die Zündröhre zur Noth entbehren. —

Lucinde. Da haben wir's!

Finette. Erſt liebten wir den Bruder, bloß der Schweſter wegen; allein alles kehrt ſich mit der Zeit in der Welt um. — Bald werden wir die Schweſter bloß des Bruders wegen lieben.

Lucinde. Wobei ich nicht viel zu verlieren glaube. — Aber, Finette, habt ihr meinen Bruder wirklich nicht mit erwartet? —

Finette. Ich, für mein Theil, allerdings.

Charlotte. Dein Theil iſt mein Theil nicht, Finette.

Finette. O ich weiß wohl, daß Ihr Theil das größere iſt. —

Lucinde. Nun, Finette, mein Bruder läßt dich tauſendmal um Vergebung bitten. Du ſollſt ja nicht glauben, daß er eine andere Geſellſchaft der deinigen vorgezogen. Sondern er muß bei dem Vater bleiben, den ihr uns heute ein wenig ſehr unwillig nach Hauſe geſchickt habt.

Charlotte. So, Lucinde? Hat dein Bruder zu Finetten, oder zu mir kommen wollen?

Lucinde. Eigentlich wohl zu dir. Aber da du ihn nicht erwartet haſt, ſo wäre es lächerlich, ihn bei dir zu entſchuldigen. Ich entſchuldige ihn da, wo er die Entſchuldigung braucht. — Indeß, Finette, hat er doch verſprochen, mich wieder abzuholen.

Charlotte. Hat er das?

Lucinde. Und ihr werdet euch noch ſehen, Finette, obgleich ein wenig ſpät, obgleich nur auf einen Augenblick —

Charlotte. Sage mir, Finette, haſt du drauſſen nichts zu thun?

Finette. Alle Hände voll —

Charlotte. Nu, ſo thu mir den Gefallen und geh. — Wenn Lucinde niemanden hat, mit dem ſie ihre Poſſen über mich treiben kann, wird ſie wohl ernſthaft werden. — Ich bitte dich, geh!

Finette, zu Lucinden. Soll ich?

Lucinde. Geh nur, und nimm meine Poſſen mit.

Zweiter Auftritt.

Lucinde. Charlotte.

Charlotte. Nun, liebe Lucinde —

Lucinde, in einem affektirten ernſthaften Tone, mit vielen Verbeugungen. Aber, Mademoiſelle, ich habe noch nicht die Ehre gehabt, dem wertheſten Herrn Richard mein Kompliment zu machen —

Charlotte. Er iſt nicht zu Hauſe, Lucinde —

Lucinde. Ei, das bedaure ich ja recht ſehr —

Charlotte. Gewiß?

Lucinde. Ganz gewiß, Mademoiſelle. — Aber er kömmt doch bald nach Hauſe?

Charlotte. Vor zehn Uhr ſchwerlich.

Lucinde. Ei! Sie erſchrecken mich Mademoiſelle. —

Charlotte. Was iſt nun das, Lucinde?

Lucinde. Ich verſprach mir, in der Geſellſchaft dieſes ehrwürdigen Alten —

Charlotte. Du biſt doch eben ſonſt keine Liebhaberin von Geſellſchaft mit alten Leuten.

Lucinde. Wie, Mademoiſelle? Gewiß, Mademoiſelle, Sie verkennen mich! Ich keine Liebhaberin von Geſellſchaft mit alten Leuten? Ich muß mich ſchämen, daß Sie von meiner Sittſamkeit, von meinem Verſtande, von meiner Tugend einen ſo nachtheiligen Begriff haben. In welcher Geſellſchaft iſt unſere unerfahrene Jugend, unſer leicht zu verführendes Herz, wohl beſſer aufgehoben, als in Geſellſchaft der Alten? In ihr, wo wir nichts als weiſe Sittenſprüche, nichts als fromme Ausrufungen über die verderbten Zeitläufte, nichts als lehrreiche Es war einmal, zu hören bekommen, ſollte ſich ein junges Mädchen nicht freuen, ganze lange Abende zu — zu —

Charlotte. Zu vergähnen? — Spricht ſie nicht, als ob wirklich der Onkel in ſeinem Lehnſtuhle ſäße, und ihr zuhörte?

Lucinde. Werthe Mademoiſelle, laſſen Sie uns immer ſo reden, als ob wir von ernſthaften weiſen Männern gehört würden —

Charlotte. Wird das noch lange ſo dauern, Lucinde?

Lucinde. Ich weiß, daß mich meine ernſthafte Freundin in keinem andern Tone zu hören wünſcht —

Charlotte, ruft in die Scene. Finette!

Lucinde. Was wollen Sie, Mademoiſelle?

Charlotte. Sie mag nur wieder kommen. — Finette!

Lucinde. Ich ſehe ungern, Mademoiſelle, daß Sie ſo gar vertraut mit Ihrem Dienſtmädchen ſind. — Eine vernünftige Herrſchaft —

Charlotte. Finette! Finette!

Lucinde. Muß ſeine Untergebene jederzeit in einer gewiſſen Entfernung zu halten wiſſen. —

Dritter Auftritt.

Finette, die in der Vertiefung aus einem Zimmer kommt, in welchem man einen kleinen Tiſch auf zwei Perſonen ſervirt ſieht. Charlotte. Lucinde.

Finette. Sie ſind auch ſehr ungeduldig, Mademoiſelle! —

Charlotte. Bleib ja hier, Finette —

Finette. Nun kann ich auch; es iſt angerichtet, und Sie dürfen ſich nur ſetzen.

Charlotte, zu Finetten. Lucinde iſt noch ausgelaſſener worden.

Lucinde, indem ſie ſich ſetzt. Finette, ſage mir nur, was deine Jungfer will. Sie will mich nicht hören Poſſen treiben, und moraliſiren will ſie mich auch nicht hören —

Charlotte. Weil dein Moraliſiren eben die tollſten Poſſen ſind —

Lucinde. Ehe wir uns ſetzen, Finette: was haſt du für Wein?

Finette. Setzen Sie ſich nur, er wird Ihnen ſchon ſchmecken. Etwas recht gutes, recht ſüßes —

Lucinde. Süßes? Ueber die Närrin!

Finette. Vino Santo, Mademoiſelle —

Lucinde. Und wenn es Santo Vino wäre! — Bleibe mir damit vom Halſe. Ich will Wein, und kein Zuckerwaſſer. Werden wir mit dem ſüßen Zeuge nicht in großen Geſellſchaften ſchon geplagt genug? Wollen wir uns unter uns ſelbſt auch noch damit martern?

— „Etwas ſüßes für die Damen!“ — Denken denn die Herren Hüte, daß die Damen nicht auch Wein trinken wollen? —

Charlotte. Nu, ſo befiehl! Was willſt du für welchen?

Lucinde. Es iſt nichts Wein, als was Geiſt hat. — Champagner will ich —

Charlotte. Haben wir denn Champagner, Finette? —

Finette. Bravo, Mademoiſelle; Sie ſind meines Geſchmacks! Gleich ſollen Sie bedient ſeyn. Läuft ab.

Vierter Auftritt.

Charlotte. Lucinde.

Charlotte. Weißt du, liebe Lucinde, daß du mir heute allzu luſtig biſt? Dafür wirſt du es auch ganz allein ſeyn müſſen. Denn ich, ich befinde mich in einer Verfaſſung — Hat dir denn dein Bruder nichts geſagt? Die Alten haben mit einander ſo gut als gebrochen, und unſere Heirath —

Lucinde. Behält ja ihre Richtigkeit, wenn ſie beide den Proceß gewinnen.

Charlotte. Beide! Und wie iſt denn das möglich?

Lucinde. Das ſieht der Bruder auch nicht.

Charlotte. Nun da! Und du haſt kein Mitleiden mit uns?

Lucinde. Kein Mitleiden mit dir? Iſt das kein Mitleiden, wenn ich dich zu zerſtreuen ſuche? Wenn ich mehr tolle, als mir ſelbſt um das Herz iſt, um dich von Grillen abzuhalten? Sey gutes Muths, Charlotte! Wir kriegen den Mann doch, den wir haben ſollen.

Fünfter Auftritt.

Finette, mit einer Bouteille Champagner, von dem **Hausknecht** begleitet, der noch einen Korb mit ſechs Bouteillen herein bringt. **Charlotte. Lucinde.**

Finette. Bin ich nicht geſchwind wieder da? Zu dem Hausknecht. Setze nur hier nieder! Worauf er ſtehen bleibt, und ſie alle nach einander anſieht, und lacht. Nun, was lachſt du?

Hausknecht. Eins, zwei, drei! Indem er die Bouteillen im Korbe überzählt. Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs! —

Finette. Was willſt du damit, Kerl?

Hausknecht. Sonſt heißt es: der Mann einen Vogel. Hier heißt es: jede Jungfer zwei.

Finette. Stockfiſch!

Hausknecht. Nu, nu, Finettchen, meinetwegen nehme Sie allein ſechſe auf ſich. Geht's doch nicht von dem Meinigen.

Finette. Wirſt du dich packen! Er geht.

Sechster Auftritt.

Lucinde. Charlotte. Finette.

Lucinde. Mädel, was machſt du für Streiche? —

Finette. Haben Sie doch nur keine Sorge! Für uns iſt, indem ſie die Bouteille auf den Tiſch legt, das! Und das, auf den Korb zeigend, iſt für einen lieben Gaſt, den wir nicht haben mögen. Zu Charlotten. Denn ſo ſchlechterdings, Mademoiſelle, werden wir Onkel Philippen nicht los. —

Charlotte. Wenn du ihn auch nur ſo los wirſt. —

Finette. Es klingelt! — Wahrhaftig, er hat die Krammetsvögel über die Straße gerochen. Geſchwind, Mademoiſells, in das Zimmer! Eſſen Sie ſtille; ich will nach Ihnen zumachen, und ihn hier erwarten. —

Lucinde. Was habt Ihr denn?

Charlotte. Komm nur geſchwind, Lucinde. —

Siebenter Auftritt.

Finette, die das Zimmer in der Vertiefung hinter ihnen zumacht, ſodann **Philipp Richard.**

Finette. Er iſt es! — Wenn uns nur der Hausknecht nicht ſchon verrathen hat. Dem hätte ich vorbeugen ſollen. — Herein!

Philipp R. Ha, Finette — Guten Abend, Finette! Wo iſt der Bruder?

Finette. Er iſt ausgefahren —

Philipp R. Wo iſt Charlotte?

Finette. Die iſt ausgegangen.

Philipp R. Sie kommen doch bald wieder?

Finette. Um Bürgerszeit. Ueber zehn Uhr bleibt aus unſerm Hauſe niemand.

Philipp R. Haſt du mich zum Narren, Finette?

Finette. Wie ſo?

Philipp R. Der Bruder hat mich zum Abendeſſen gebeten —

Finette. Sie kennen ja Ihren Bruder! Als er Sie bat, hatte er vergeſſen, daß heute Kränzchen iſt; und als er ſich erinnerte, daß heute Kränzchen ſey, war es ihm ſchon wieder entfallen, daß er Sie gebeten habe. Woran er ſich zuletzt erinnert, das thut er.

Philipp R. Charlotte war dabei, als er mich bat. Hätte mich wenigſtens nicht Charlotte erwarten ſollen?

Finette. O! das junge Ding iſt eben ſo unbedachtſam, als der Alte vergeßlich iſt. Sie glauben nicht, Herr Philipp, was für Noth ich mit ihnen habe.

Philipp R. Warum ſagte denn aber der Schurke von einem Hausknecht, als er mir die Thüre aufmachte, ich würde recht gute Geſellſchaft finden?

Finette. Sagte er das? O der Strick! er hat ſich über mich mokirt. Ich! ich bin die rechte gute Geſellſchaft für einen Mann, wie Herr Philipp Richard! —

Philipp R. Rabenaas! wenn du nur ſonſt wollteſt —

Finette. Er wird freilich wiſſen, daß ich die einzige in dem Hauſe bin, die es mit Ihnen gut meint. Sie werden gleich eine Probe davon hören. Es war mir unmöglich, den Alten wegfahren zu laſſen, ohne ihm ſeine unhöfliche Vergeßlichkeit aufzumutzen. Noch als er in den Wagen ſtieg, ſchrie ich ihm nach: „Aber der Herr Bruder! Es iſt doch nicht erlaubt, einem Manne, um den ſich die Stadt reißt, ſo zu begegnen! Ohne Zweifel würde er, ohne Ihre Einladung, zwanzig luſtige Orte gehabt haben, wo er ſeinen Abend hätte zubringen können! —

Philipp R. Die hätte ich auch wirklich gehabt!

Finette. Etwas half mein Keifen. Denn als der Bediente den Schlag zuwarf, rief er mir endlich zu: „So ſchicke ihm ein Paar Bouteillen Wein herüber, und laß mich entſchuldigen. —“

Philipp R. So? — Und wo ſind die Bouteillen? —

Finette, zeigt ihm den Korb. Hier, Herr Philipp! — Das ſind doch ein Paar? —

Philipp R. Nein, Kind! ein Paar ſind wenigſtens zwei, und das iſt nur ein Korb. — Es wird doch nichts ſchlechtes ſeyn?

Finette. Von unſerm beſten Burgunder! — Der Hausknecht ſoll ſie Ihnen gleich herüber tragen. Als ob ſie ihn rufen wollte.

Philipp R. Warte noch ein wenig, Finette. — Hole ein Glas —

Finette. Wozu?

Philipp R., indem er eine Bouteille aus dem Korbe zieht. Fein auf der Stelle gekoſtet, ſo weiß man, was man hat. —

Hol ein Glas! Indem Finette in die Scene geht, es aus einem Wandſchranke zu holen. Das Mädel ſagt, ſie ſey mir gut. Daraus läßt ſich was machen.

Finette, giebt ihm das Glas. Hier! —

Philipp R. Noch eins, Finette.

Finette. Noch eins? wozu?

Philipp R. Es könnte Gift ſeyn; du mußt alſo mit koſten. — Hole noch ein Glas! Indem Finette es holt, ſtellt er die Bouteille und das Glas auf den Tiſch, und ſetzt zwei Stühle dabei.

Finette. Nun da!

Philipp R. Gut! Setze dich, Finette! Laß uns thun, als ob wir zu Hauſe wären.

Finette, bei Seite. Himmel! den habe ich nun auf dem Halſe —

Philipp R., ſetzt ſich, und ſchenkt ein. Setze dich, Finette. — Was fehlt dir? du thuſt ja ſo ängſtlich. —

Finette. Ah, Herr Philipp, ich wäre des Todes, wenn uns jemand ſo ſähe. Was würde er denken? So unter vier Augen? Bei der Bouteille?

Philipp R. Lari Fari! Fari Lari! Indem er ihr das Glas reicht. Nimm, Finette!

Finette. Aber mit der Bedingung, daß es das erſte und letzte ſeyn muß —

Philipp R. Finette, auf dein Wohlſeyn! —

Finette. Sie erzeigen mir zu viel Ehre. Auf das Ihrige, Herr Richard! Sie trinken.

Philipp R. Und du trinkſt nicht aus?

Finette. Aus? was denken Sie von mir? Es wäre in meinem Leben das erſte Glas, das ich auf einmal austränke —

Philipp R. Ich müßte es lügen, wenn ich das von mir ſagte. Schenkt ſich wieder ein. Finette, der Alte ſoll leben! Nachdem er getrunken. A propos, Finette! wie lange denkſt du wohl, daß er noch leben wird? Gott weiß, wenn ich nicht ein ſo gutes Herz hätte, die Zeit würde mir ſchon verdammt lang geworden ſeyn.

Finette. O das glaube ich —

Philipp R. Da ſind wir nun ihrer drei, ich, du und Charlotte, die wir auf ſeinen Tod lauern. Iſt es wohl erlaubt, daß einer ihrer drei ſo lange aufziehen darf? Schenkt ſich wieder ein. Was wir wünſchen, Finette! Nachdem er getrunken. Nun? du thuſt mir nicht Beſcheid? Wünſcheſt du denn nichts?

Finette. Für unſer eins iſt das Wünſchen bloße Träumerei. Das Wenige, was ich dabei zu hoffen habe, kann ich ganz gelaſſen erwarten.

Philipp R. Das Wenige? Indem er ihr halb leeres Glas voll ſchenkt. Siehſt du, Finette, das Wenige iſt des Mehrern fähig! Freilich, was hier hinzukommen ſoll, muß anderswo abgenommen werden. So meine ich es auch. Charlotte iſt unſere Verwandte; aber iſt ſie deine? So ein weitläuftiges Mühmchen bei einem alten Hageſtolze auszuſtechen, bei Gott, Finette! das würde eben ſo wenig Sünde ſeyn, als — nimmt ihr Glas. Lottchen ſoll leben! — als ein Glas Wein auszuſtechen. und trinkt.

Finette. O, der Sünde wegen! —

Philipp R. Mädchen, du haſt engliſchen Verſtand. Sünde! Sünde! Weißt du, was die größte Sünde in der Welt iſt? — Ein leeres Glas iſt eine große Sünde. Indem er einſchenkt. Aber es giebt doch noch eine größere. Du meinſt: ein volles Glas nicht austrinken? Indem er trinkt. Auch eine große Sünde! — Aber die größte? Die größte Sünde iſt die Sünde — wider das Tempo. Ich nenne Tempo — Setze dich nieder, Finette, und höre mir zu!

Finette. Ich bitte Sie, Herr Philipp, laſſen Sie mich nicht vergeſſen, wer ich bin.

Philipp R. Aber, wenn ich es nun vergeſſen wollte? Wenn ich es nun vergeſſen wollte, wer du biſt, und wer ich bin?

Finette. So iſt es meine Schuldigkeit, Sie daran zu erinnern.

Philipp R. Schuldigkeit! Man iſt niemanden in der Welt etwas ſchuldig, als ſich ſelber. Und ſiehſt du, Finette, eine ſolche mißverſtandene Schuldigkeit, das wäre gerade eine Sünde wider das Tempo.

Finette. Ich verſtehe Sie nicht, Herr Philipp —

Philipp R. Du wirſt mich verſtehen, wenn ich dir ſage, daß Tempo ſo viel iſt, als das italieniſche Tempo. Ein jeder Menſch hat ſein Tempo; einer früher, der andere ſpäter. Aber nur wenige haben es in ihrem Leben mehr als einmal. Deſto ſchärfer muß man aufpaſſen.

Finette. Ich merke, Herr Philipp, daß der Wein beredt, aber eben nicht deutlich macht.

Philipp R. Nur Geduld: was ich bei der erſten Bouteille nicht bin, werde ich bei der zweiten ſeyn. Schenkt ſich ein.

Finette, bei Seite. So helfe mir der Himmel!

Philipp R., indem er an ihr Glas anſtößt. Unſer Tempo, Finette, unſer gemeinſchaftliches Tempo! und trinkt. Ich nenne ein gemeinſchaftliches Tempo — Ja ſo, du verſtehſt überhaupt noch nicht, was das Tempo iſt. Ich will dir's gleich ſagen. Zum Exempel: du biſt jung, du biſt ſchön, du biſt liebenswürdig; aber du haſt nichts, und du mußt dienen. Du dienſt in dem Hauſe eines alten, reichen Junggeſellen. Merkſt du bald das Tempo? Er ein Junggeſell, du eine Junggeſellin; er ein alter Junggeſell, du eine junge Junggeſellin; er reich, du arm; du ſehr verführeriſch, er ſehr verführbar. Nun lerne ein für allemal: das Merkmal des Tempo iſt das Widerſpiel. Wo ſo viel Widerſpiele zuſammentreffen, da liegt ſicherlich ein Tempo, entweder für den einen, oder für den andern Theil, auch wohl für beide. Denn in der Natur, ſiehſt du, ſtrebt alles nach ſeinem Contrario; und dieſes Streben des Vollen nach dem Leeren, indem er ſich einſchenkt, des Naſſen nach dem Hitzigen, indem er trinkt, und wiederum zurück des Leeren nach dem Vollen, des Hitzigen nach dem Naſſen, und ſo weiter, indem er wieder einſchenkt, iſt es eben, was die

Sc. 8.

Lucinde. Charlotte. Finette.

Verdient der Kerl nicht das Rad, bloß ſeines Vorſatzes wegen? Haben Sie ihn gehört? Lucinde droht ihn zu denunciren.

Sc. 9.

Der junge Berthold zu ihnen.

Er ſagt, es ſey alles verloren, wenn man nicht Mittel fände, zu machen, daß der alte Richard den Termin verſäume. Aber wie iſt das anzufangen? Philipp hat geſagt, daß er morgen gleich wieder kommen und den Bruder nochmals erinnern wolle. Der junge Berthold verſpricht ihn aufzuſuchen, und bis an den Morgen mit ihm zu trinken, daß er es wohl vergeſſen ſoll. Aber freilich iſt das noch nicht genug. Sein Anſchlag mit dem Schlaftrunke, den er Finetten heimlich entdeckt. Charlottens Unruhe über dieſe Vertraulichkeit, und Lucindens Hetzerei. Der Wagen mit dem alten Richard kömmt. Berthold nimmt mit ſeiner Schweſter Abſchied, und Finette führt ſie die Hintertreppe, um von dem Alten nicht bemerkt und aufgehalten zu werden.

Sc. 10.

Der alte Richard, von Anton geführt, ein kleines Räuſchchen, und Charlotte. Er erinnert ſich, daß er ihr verſprochen hat, die Geſchichte aus dem Ziegler zu erzählen. Verwirrt ſich aber darin und will zu Bette. Anton will ihn zu Bette bringen, aber Finette ſoll es thun. Er knüpft ſich einen Knoten in ſein Schnupftuch wegen des Termins; und fragt Finetten den Augenblick darauf, was dieſer Knoten bedeute; und macht noch einen Knoten. [illegible] zu Bette.

Act. III. Sc. 1.

Der Hausknecht, der den jungen Bertholt hereingeführt bringt.

Gehen Sie ſachte; es ſchläft noch alles im Hauſe; Finetten will ich Ihnen gleich wecken.

Sc. 2.

Finette kömmt dazu. Der Hausknecht ab. Bertholt beruft ſich auf ſeine geſtrige Unterredung mit ihr, und giebt ihr das ſchlafmachende Mittel; und ſchleicht ſich nach den größten Verſicherungen, daß nichts Schlimmes daraus entſtehn könne, wieder fort.

Sc. 3.

Finette iſt entſchloſſen, das Mittel zu brauchen. Anton kömmt dazu, der den Herrn wecken will. Sie ſagt ihm, es nicht eher zu thun, als bis ſeine Chocolade fertig ſey, die ſie zu machen gehe. Er bittet ſich auch eine Taſſe davon aus.

Sc. 4.

Anton, der dem Herrn ſeine Kleider auskehrt, die er gelegentlich viſitirt. Er räumt ihm die Tabacksdoſe leer, und ſucht ihm die kleinen Geldmarken aus der Schnupftabacksdoſe.

Sc. 5.

Philipp Richard, der noch halb trunken iſt, dazu; tobt, und will den Bruder wecken. Es iſt alles Canaillenzeug hier im Hauſe; und auch Finetten trau ich nicht. Ueber dieſes Geräuſch wacht der Alte ſelbſt auf, und

Sc. 6.

Der alte Richard. Philipp. Anton.

der Alte ärgert ſich über ſeinen Bruder, und hat den Termin vergeſſen.

Die Matrone von Epheſus.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Erſter Plan.

Erſter Auftritt.

Die Matrone in der Entfernung ſchlafend. Ihre Bediente.

Zweiter Auftritt.

Man hört hinter der Scene jemand kommen. Die Bediente fragt. Endlich tritt ein gemeiner Soldat herein, welcher bittet, daß man ihm ſein Licht anzuzünden erlaube. Er hat Eſſen bei ſich. Die Bediente bekömmt Appetit.

Dritter Auftritt.

Der Officier kömmt und ſucht ſeinen Mann. Er ſieht die Matrone; hört ihre traurige Geſchichte und verliebt ſich. Er nähert ſich ihr, und ſie erwacht.

Vierter Auftritt.

Der Officier ſchickt den Soldaten weg, um zu ſehn, ob der Gehangene noch da iſt.

Fünfter Auftritt.

Der Soldat kömmt wieder, erzählt, daß der Gehangne geſtohlen ſey. Der Officier will verzweifeln. Die Bediente kömmt auf den Einfall, den todten Mann an die Stelle zu hängen. Die Matrone willigt endlich darein, und da ſie ſich eben darüber machen, entdeckt der Soldat lachend, daß der Gehangne noch da ſey.

Zweiter Plan.

Perſonen.

Antiphila. Die Wittwe.
Philokrates.
Myſis. Die Magd.
Dromo.

Erſter Auftritt.

Sie ſchläft feſt! — luſtig! Nun kann ich meinen letzten Biscuit kauen! — Wer doch eine Närrin wäre, und weinte ſich mit ihr zu Tode! Zwar verſprach ich's ihr: aber wie konnte ich mir träumen laſſen, daß ſie Ernſt draus machen würde? — Meinetwegen! — Knack! — Er iſt verzweifelt hart — Aber, welch Geräuſch!

Zweiter Auftritt.

Dromo. Draußen.

Dritter Auftritt.

Myſis, indem Antiphila ſchläft. Glücklich, wenn ſie ſo in jenes Leben hinüber ſchlummert.

Antiphila, die mit dem Kopfe auf dem Sarge ruht, ſpricht von Zeit zu Zeit im Schlafe. Myſis, ach Myſis!

Myſis. Hier bin ich; was ſoll ich? Sie liegen ſo ſehr unbequem. Nehmen Sie doch eine beſſere Stellung.

Antiphila. Myſis, iſt die Tafel gedeckt?

Myſis. Die Tafel?

Antiphila. Iſt aufgetragen?

Myſis. Was aufgetragen?

Antiphila. Der Wein, Myſis, der Wein!

Myſis. Sie ſpricht im Schlafe! — Ach! wenn ſie mir das wachend befehlen wollte! — — Wachen Sie, meine Frau? Sitzen Sie doch lieber ſo! Sie gerade legend.

Antiphila erwacht und glaubt gegeſſen zu haben; eifert deßhalb mit Myſis. — hört, daß es nur im Traume geſchehen, und ſchläft wieder ein — —

Myſis. Ich will Oel aufgießen, mich in einen Winkel ſetzen und auch zu ſchlafen ſuchen — — oder wenn Dromo doch wieder käme! — — Ich glaube, wirklich er kömmt.

Vierter Auftritt.

Philokrates und Dromo, — —

Dromo. Folgen Sie mir nur. — — Hier bin ich ſchon wieder, mein Kind, und bringe Geſellſchaft mit. Mein Herr hat mir nicht glauben wollen — — Sehn Sie, mein Herr, das iſt das Mädchen, und hier ſchläft die Frau.

Myſis. Leiſe! Leiſe! daß ſie nicht erwacht —

Philokrates, der ſich ihr nähert und ſie bewundert — — Sie erwacht; er fängt ſie an zu loben, und ſich bei ihr einzuſchmeicheln — hört, wie lange ſie gefaſtet, ſagt, dieſes erinnere ihn, daß er ſelbſt dieſen Abend noch nichts gegeſſen und ihn hungre. Befiehlt dem Dromo, Wein und Eſſen zu holen, und aus ſeinem Zelte einen Tiſch und Feldſtühle mitzubringen.

Fünfter Auftritt.

Philokrates. Antiphila. Myſis.

Antiphila. Wie? Sie wollen hier Ihre Wohnung aufſchlagen?

Philokrates. Haben Sie Mitleid mit mir, ſchöne Betrübte; es iſt mir unterm Zelte zu kalt — bis Morgen mit Anbruch des Tages dulden Sie mich immer. —

Antiphila. Sie wollen mich unglücklich machen? Was wird man von mir denken, wenn die Stadt hört, daß ich Sie eine ganze Nacht bei mir geduldet?

Philokrates. Die Folge wird die Stadt ſchon lehren, wie ungern es geſchehen. Wenn man Sie demungeachtet todt bei Ihrem Grabe findet. — Wer kein Mitleid mit ſich ſelbſt haben will, muß darum nicht aufhören, es mit andern zu haben.

Sechster Auftritt.

Dromo mit einem Gehülfen, der einen kleinen Tiſch bringt.

Philokrates. Brod, Datteln und Wein, das iſt die Küche eines Soldaten. Er bewegt ſie zuerſt. Endlich fällt ihm das Orakel bei, daß er die beſte Frau bei den Todten finden werde. Er habe immer geglaubt, das Orakel wolle ihn zum Beſten haben, jetzt ſähe er die Erfüllung.

Dromo. Nu das geſteh ich, mein Herr kann aus dem Stegreife vortrefflich lügen.

Philokrates. Schickt den Dromo fort, nach dem Gehangenen zu ſehn.

Siebenter Auftritt.

Antiphila. Myſis. Philokrates. Fortſetzung. Antiphila ſcheint anfangen zu werden.

Achter Auftritt.

Dromo kömmt mit der Nachricht zurück, daß der Gehangene geſtohlen worden ſey. Verzweiflung des Officiers. Erklärung der Wittwe.

Dromo. St! St!

Philokrates. Was giebt's? — Komm, faſſ' an!

Dromo. St! St!

Philokrates. Nun?

Dromo. Pardon für den Todten!

Philokrates. Was ſoll das? — Was meinſt du? —

Dromo. Es hängt draußen noch alles.

Philokrates. Wie? ſo hätteſt du mich belogen? Und mir dieſen Schreck eingejagt? Frevler, das ſoll dir dein Leben koſten.

Dromo. Vortrefflich! Iſt das mein Dank, daß ich durch meine Erfindung die ſchöne Wittwe zur Erklärung gezwungen? Würde ſie wohl ſonſt ſo bald mit der Sprache herausgegangen ſeyn?

Philokrates. Dromo, du haſt Recht. — Vergeben Sie ihm, meine Antiphila.

Antiphila. Ihr Götter! welche Beſchimpfung? wozu bin ich gebracht worden?

Neunter Auftritt.

Dromo. Myſis.

Dromo. Ich will hoffen, mein Kind, daß Sie mit in den Kauf geht. Ich brauche alſo nicht lange um Sie zu handeln. — Wenn Sie heirathen will, heirathe Sie einen ehrlichen Soldaten. Bleibt er, ſo tritt ſein Vordermann, ſein Nebenmann, ſein Hintermann an ſeine Stelle. Bleiben die auch, ſo iſt ein anderer Kamerad gleich bei der Hand. Kurz, wenn Sie einen Soldaten heirathet, ſo kann Sie eigentlich nicht eher Wittwe werden, als bis der Henker die ganze Compagnie auf einmal holt. Und das geſchieht ſo leicht nicht. Wir haben jetzt in der Armee ein Weib, das bezieht ſchon die ganze Compagnie zweimal.

Myſis. Ja ſo gut wird's der zehnten nicht.

Dromo. Soll's Ihr auch wohl ſo gut werden? — Nein, alsdann möcht' ich doch wohl lieber dein letzter, als dein erſter Mann ſeyn — —

Myſis. Mache, daß wir ihnen nachkommen.

Dromo. Und dieſe heilige Stätte verlaſſen, wo ſich ein Beiſpiel der ehelichen Liebe ereignet hat: o! dergleichen — dergleichen — dergleichen die Welt alle Tage ſieht.

Myſis. Grauſames undankbares Geſchöpf! Iſt es nicht genug, daß ihr uns verführt, müßt ihr uns auch noch verſpotten?

Perſonen.

Antiphila.
Myſis.
Philokrates.
Dromo.

Die Scene iſt ein Grabmahl, in deſſen Vertiefung zwei Särge, der eine verdeckt, der andere offen; von einer aus der Mitte des Gewölbes herabhangenden Lampe nur kaum erleuchtet.

Erſter Auftritt.

Antiphila und Myſis.

Beide ſchlafend: Antiphila auf dem offenen Sarge, den Kopf gegen den verdeckten Sarg gelehnt; Myſis zum Fuße des offenen Sarges auf einem niedrigen Steine, die Arme auf die Knie geſtützt, das Geſicht zwiſchen beiden Händen.

Myſis, indem ſie erwacht. Wo bin ich? und um ſich ſieht. Ach! noch in dem verwünſchten Grabe! — Ich war eingeſchlafen. Gegen die Antiphila ſich wendend. Und ſie ſchläft auch — Schlafen Sie, werthe Frau? — Nein, ich will ſie nicht wecken. — Wenn ſie doch ſo in jenes Leben herüber ſchlummerte, und meiner und ihrer Qual ein Ende machte! — Hu! wie ſchaudert mich! — Die Nächte werden ſchon kalt. Es muß ſchlimmes Wetter über uns ſeyn. Wie der Wind durch die Luftlöcher pfeift! Wie der Regen auf das kupferne Dach ſchlägt! Welche Hohlung! welche Feuchtigkeit hier! — Wenn ſie den Schnupfen bekömmt, ſo mag ſie es haben. Ja ſo, ſie will ſterben. Ob man mit oder ohne Schnupfen ſtirbt, ſterben iſt ſterben. — Aber ich, die ich nicht ſterben will — indem ſie aufſpringt. O, eine Sklavin iſt wohl ſehr unglücklich! — Horch, welch Geräuſch? —

Zweiter Auftritt.

Dromo. Myſis. Antiphila.

Dromo, noch von draußen. Holla!

Myſis. Was iſt das? Eine Stimme?

Dromo. Holla! niemand da?

Myſis. Wer ſucht hier lebendige Menſchen?

Dromo. Will niemand hören?

Myſis. Es kömmt näher.

Dromo. Gleichwohl ſehe ich Licht ſchimmern. — — Ho, ho! das gehet in die Tiefe.

Myſis. Wer muß das ſeyn?

Dromo, indem er hereintritt. Ha! wo komm ich hin?

Myſis. Ich dacht' es wohl, daß Er ſich müßte verirrt haben.

Dromo, erſchrocken. Wo bin ich?

Myſis, die auf ihn zugeht. Im Grabe!

Dromo. Was? Grabe? — da habe ich nicht hingewollt.

Myſis. Bei Todten!

Dromo. Todten? — Gott behüte die Todten! Ich will gern niemand ſtören. Indem er zurückgehen will.

Myſis. Nein, guter Freund. — Der arme Tropf fürchtet ſich. — So kömmt Er hier nicht wieder weg. Ihn aufhaltend. Was will Er?

Dromo. Blitz! ein weiblicher Geiſt gar! der wird mich quälen!

Myſis. Was will Er?

Dromo. Nichts, gute Geiſtin, nichts; — ſo viel wie nichts. — Der Wind blies mir oben meine Laterne aus; fremd bin ich; ſtockpechfinſter iſt's; ich wußte nicht wohin; da ſchimmerte mir hier ſo was; da ging ich dem Schimmer nach; ich ging und ging, und auf einmal führt mich mein Unglück dir in die Klauen. — Thu mir nichts, liebes Geſpenſt. Ich habe es wirklich nicht gewußt, daß du hier dein Weſen haſt.

Myſis. Alſo will Er nichts, wie ſein Licht wieder anzünden?

Dromo. Weiter nichts; ſo wahr ich lebe! — Wenn ich anders noch lebe. —

Myſis. Nun da! Ihn auf die Lampe weiſend. Zünde Er an!

Dromo. Ei ja doch! Wie ſpaßhaft die Geſpenſter ſind! Das iſt keine rechte Flamme; das ſieht nur aus, wie eine Flamme! das brennt nicht; das ſcheint nur zu brennen! das ſcheint nicht; das ſcheint nur zu ſcheinen. Von ſo einem Geſpenſterlichte iſt ein recht Licht nicht anzuzünden.

Myſis. Geb Er her! Nimmt ihm die Laterne und geht, das Licht darin bei der Lampe anzuzünden.

Dromo. Das bin ich begierig zu ſehn! — Wahrhaftig, es brennt; ja mir würde es ſo nicht gebrannt haben.

Myſis. Hier! Indem ſie ihm die angezündete Laterne wieder zurückgiebt.

Dromo. Ein dienſtfertiges Geſpenſt! Es mag wohl auch eine gute Art geben. — Ich danke, ich danke recht ſehr.

Myſis. Wie ich nun ſehe, ſo iſt Er ja wohl gar ein Soldat.

Dromo. Zu dienen, mein freundliches Geſpenſt —

Myſis. Aber für einen Soldaten iſt Er auch verzweifelt furchtſam.

Dromo. Ja, ich bin nicht Soldat, mich mit dem Teufel zu balgen. Dieß geſagt, ohne dich erzürnen zu wollen, lieber Geiſt. —

Myſis. Er iſt nicht klug mit ſeinem Geiſte! Noch leib' und leb' ich.

Dromo. Wie? im Ernſt? — Mit Erlaubniß! Indem er ſie mit der flachen Hand hier und da behutſam betaſtet. Gewiß, das Ding iſt doch ziemlich compakt. Geht mit der Laterne rund um ſie herum, und leuchtet ihr endlich ins Geſicht. Ei! ein allerliebſtes Geſichtchen! Nein, das Geſichtchen gehört wohl keinem Geſpenſte. Welch ein Paar Augen! was für ein Mündchen! Was für ein Paar Bäckchen! Indem er ſie in den einen Backen kneift.

Myſis. Nun was ſoll das? Weg doch!

Dromo. Ich muß mich ja wohl überzeugen, daß es wirkliches Fleiſch iſt. — Wahrhaftig, wirkliches Fleiſch! Und geſundes, derbes Fleiſch. — Indem er ſie auch in den andern kneift. Wird mir doch wieder ganz wohl ums Herze! — Was ſagte Sie denn, mein ſchönes Kind, ich wäre im Grabe? bei Todten?

Myſis. Das iſt Er demungeachtet doch!

Dromo. Doch? Sieht ſich mit der Laterne um. — Ach! Särge? — Und was ſitzt denn auf dem einen? —

Myſis. St! geh Er nicht zu nahe! Er möchte ſie aufwecken.

Dromo. Schläft's nur? Was iſt es denn?

Myſis. Es iſt meine arme Frau; eine unglückliche junge Wittwe.

Dromo. Junge Wittwe? und was macht ihr denn hier zuſammen?

Myſis. Iſt das noch zu fragen? Sie hat ihren Gatten verloren.

Dromo. So muß ſie ſich einen andern nehmen; aber hier wird ſie ihn ſchwerlich finden.

Myſis. Einen andern? Sein Glück, mein Freund, daß ſie ſchläft, und dieſe Läſterung nicht hört. Einen zweiten Gatten! O Gott, über die Weiber, die einen zweiten Mann nehmen können!

Dromo. Nun? warum nicht? Einen zweiten, einen dritten, einen vierten — nur nicht alle auf einmal! —

Myſis. Weil ihr Männer es mit den Weibern ſo haltet! — Nein, weiß Er, daß meine Frau eine tugendhafte Frau iſt.

Dromo. Welche Frau wäre das nicht?

Myſis. Sie iſt keine von denen, die ihr Herz verſchenken, und wieder nehmen und wieder verſchenken.

Dromo. Giebt es dergleichen?

Myſis. Wer es einmal beſeſſen, ſoll es ewig beſitzen.

Dromo. Ei!

Myſis. Sie hat ihren Mann über alles in der Welt geliebt. —

Dromo. Das iſt viel!

Myſis. Und liebt ihn noch über alles!

Dromo. Das iſt gar zu viel! Er iſt ja geſtorben.

Myſis. Drum will ſie auch ſterben.

Dromo. O geh' Sie, Kind; mach' Sie mir nichts weiß.

Myſis. Wie könnte ſie einen ſolchen Verluſt auch ertragen? Ihre Verzweiflung iſt aufs Aeußerſte geſtiegen. Wenn Gram und Hunger tödten können, ſo wird ſie es nicht lange mehr machen. Hier neben dem Sarge ihres geliebten Mannes, will ſie den Geiſt aufgeben. Schon haben ſie alle Kräfte verlaſſen. Nachdem ſie zweimal vier und zwanzig Stunden nichts als gejammert, und geweint und geſchrien, und die Hände gerungen, und die Haare zerriſſen, iſt ſie vor Ermüdung eingeſchlafen. —

Dromo. Und ſchläft ziemlich feſt. Gut; Schlaf bringt auf beſſere Gedanken. Wenn ſie wieder aufwacht, wird alles vorbei ſeyn. Ich kenne das!

Myſis, *bitter.* Ich kenne das? Was kennt Er denn, Herr Soldat? Er mag viel kennen! — So? iſt der Herr auch von den abgeſchmackten Spöttern, die an die Treue der Frauen nicht glauben?

Dromo. Ich? behüte! Ich glaube ja an Geſpenſter — wie Sie geſehen hat, mein Kind —, warum ſollte ich an die Treue der Frauen nicht glauben? Ich glaube an alles, was nicht ſo recht glaublich iſt.

Myſis. O, wenn Er in dieſem Tone ſprechen will, ſo gehe Er nur wieder! Er war es nicht werth, an dieſe heilige Stätte zu kommen, wo ſich nun bald ein Beiſpiel der ehelichen Liebe ereignen wird, dergleichen die Welt noch nie geſehen.

Dromo. Noch nie? Sieht Sie, ſo giebt Sie mir ja gewonnen Spiel. Denn ich denke immer, was nie geſchehen iſt, das wird auch nie geſchehen, das kann gar nicht geſchehen. — Ha! was hör' ich! *Man hört draußen, als in der Entfernung, von verſchiedenen Stimmen rufen:* Wer da? — Patrouille! — Steh, Patrouille. —

Myſis. Was iſt das?

Dromo. Die Patrouille; und ich bin nicht da. — Ich muß fort; ich muß fort. — — Mein Hauptmann iſt ein Teufel. —

Myſis. Wo iſt Sein Hauptmann?

Dromo. Nicht weit. — Leb' Sie wohl, mein Kind, leb' Sie wohl! Denn Sie will doch nicht etwa auch ſterben? — Pfui, ſterbe Sie nicht — *Geht eilig ab, und ruft noch zurück:* Wenn ich wieder abkommen kann —

Myſis. O bemühe Er ſich nicht!

Dritter Auftritt.

Myſis. Antiphila, *noch ſchlafend.*

Myſis. Es müſſen Truppen in der Gegend eingetroffen ſeyn. — Was es für Männer giebt. Die meiſten ſind keine Thräne werth, geſchweige, daß man mit ihnen ſterben wollte. — Aber es iſt doch ſonderbar, daß die Frau über den Beſuch nicht aufgewacht iſt! *Sich ihr nähernd.* Wenn ſie gar todt wäre! — Nein, das iſt ſie nicht. — Liebſte Frau! *Stößt ſie an.*

Antiphila, *im Schlafe.* Ach — Nein, nein — weg, weg!

Myſis. Beſte Frau! —

Antiphila. Beſter Mann! — Wo? wo denn?

Myſis. Sie redet im Schlafe. — — Erlauben Sie, Sie liegen ſo nicht gut; der Kopf muß Ihnen ſo noch wüſter werden —

Antiphila. Ich liege gut, recht gut. — Bei ihm — auf ihm — recht gut! — O, mein Arm — *indem ſie den Kopf erhebt.*

Myſis. Er muß Ihnen ja wohl ſchmerzen, ſo verwandt Sie damit gelegen. Sie haben ihn ganz rund gedrückt.

Antiphila. O, mein Arm! mein Nacken! — *Sie erwacht vollends.* Ach, Myſis, biſt du es? Iſt er nicht bei uns?

Myſis. Wer, meine werthe Frau?

Antiphila. Er! Er! — Ach dieſer Sarg — *indem ſie aufſpringt,* dieſes ſchaudernde Gewölbe — dieſe verlöſchende Lampe — ſie erinnern mich, wo ich bin! wer ich bin! — Und mein Unglück ſtehet wieder ganz vor mir! — Myſis, Zeugin meiner Verzweiflung. *Sie bei der Hand ergreifend.*

Myſis. Laſſen Sie mich, ehe die Lampe verlöſcht. Ich will Oel aufgießen — *welches ſie thut.*

Antiphila. Laß ſie verlöſchen! — Laß die Sonne und alle Geſtirne des Himmels mit ihr verlöſchen! — Alles werde um mir ſo dunkel und Nacht, als es in mir iſt — Sieh, Myſis! Es wird heller; die Flamme lodert neu auf! — Komm her, wie haſt du das gemacht?

Myſis. Ich habe Oel zugegoſſen und den Docht gereiniget. —

Antiphila. Kannſt du das? O ſo wirſt du mehr können. — Kannſt du eine ſterbende Flamme erwecken? — Komm, ſo mußt du mir auch meinen Mann erwecken! — Komm, — gieß neues Leben in ſeine Adern — reinige ſeine Nerven von dem Moder der Verweſung — Komm! *Zieht ſie gegen den Sarg.* Du mußt, du mußt! — *Sie wieder loslaſſend.* O ich Wahnſinnige!

Myſis. Wie jammern Sie mich!

Antiphila. Aus den eiſernen Armen des Todes iſt keine Rettung. Er iſt dahin, unwiederbringlich dahin! — Und doch, je öfter ich mir es ſage, je unglaublicher wird es mir. — Er, er, mein Telamon todt — Sage, Myſis, blühte er nicht noch vor ſieben Tagen gleich einer Roſe? Als ich ihn vor ſieben Tagen verließ, wie verließ ich ihn? Rede wie du es weißt! Und geſtern, wie fand ich ihn wieder? — Reime mir das zuſammen, wenn du kannſt! Wie ich ihn verließ und wie ich ihn wieder fand! — Nein, da iſt Betrug dahinter! Er iſt nicht todt; er iſt nicht todt! — Geſteh es mir, Myſis, daß er nicht todt iſt! Sage: er lebt! und nimm deine Freiheit dafür, und nimm mein Geſchmeide, nimm alles, was ich habe!

Myſis. Und wenn ich es ſagte? —

Antiphila. So wäre es darum doch nicht wahr? So wäre er doch todt? — Wo bin ich denn indeß geweſen? Fern über Land und Meer? — Warum holte man mich nicht? — Bin ich weiter als in der Stadt geweſen? Hätte ich nicht den Augenblick hier ſeyn können? Er hätte in meiner Abweſenheit ſterben wollen? — Das macht die ganze Sache verdächtig. — Sage, habe ich ihn ſterben ſehen?

Myſis. Freilich nicht.

Antiphila. Aber ich hätte ihn ſehen können? Sage —

Myſis. Allerdings.

Antiphila. So? Ich hätte ihn können ſterben ſehen? und habe ihn nicht geſehen? — O, ſo iſt er auch nicht geſtorben! — Und wo war ich in der Stadt? — Ein neuer Beweis, daß ihr mich betrügt, daß ihr mich zum Beſten habt! — Wo war ich? In dem Wirbel der leichtſinnigen Welt? Jugendlichen Zerſtreuungen, verführeriſchen Ergötzlichkeiten überlaſſen? Ich nehme dich ſelbſt zum Zeugen, Göttin Diana, ob mich etwas anders als dein Feſt da beſchäftigte? Täglich und ſtündlich in deinem Tempel, wo ich zu dir betete, dir Hymnen ſang, dir opferte und deine Prieſter beſchenkte. — Und du hatteſt indeß dieß Unglück von mir nicht abgewandt? Du hätteſt ihn ſterben laſſen? — O ſo wäreſt du nicht die große Diana von Epheſus —

Myſis. Wo gerathen Sie hin, meine Frau? —

Antiphila. Nein, ſo iſt ſie es nicht! So will ich nie mehr zu ihr beten, nie mehr ihr Hymnen ſingen, nie mehr ihr opfern, nie mehr ihre Prieſter beſchenken!

Myſis. Die Göttin wird Ihren Schmerz anſehen, und Ihnen verzeihen.

Antiphila. Und laß auch die Göttin nichts beweiſen! Sie mag nicht gewollt oder nicht gekonnt haben! — Was hier, hier noch klopft, *auf ihr Herz,* iſt mir glaubwürdiger, als alle Götter. Mein Herz, das mit ſeinem Herzen ſo innig verwandt, ſo gleich geſtimmt, ſo völlig nur ein Herz mit ihm war, dieß Herz wäre nicht zugleich mit ſeinem gebrochen? Reiße die Blume am Bache von ihrem Stengel, und ihr Bild im Waſſer verſchwindet zugleich. Verdunkle die Sonne, und der Mond hört auf zu ſcheinen. — Nein, nichts kann ſich ſelbſt überleben.

Und nur mein Herz überlebte ſich ſelbſt! überlebte das Herz, in welchem es lebte, durch das allein es lebte? — Widerſprich mir das, wenn du kannſt! Widerſprich mir das, Myſis! — Wie ſtumm und beſchämt du da ſteheſt! Habe ich dich ertappt? — Nun gut, ihr habt mich aufgezogen, grauſam aufgezogen. Aber macht auch einmal dem unmenſchlichen Scherze ein Ende! — Komm, hilf mir den Sarg aufmachen. Ich wette mit dir, der Sarg iſt leer — Telamon iſt nicht darin; oder wenn er darin iſt, ſo wird er plötzlich auffahren und mir lachend in die Arme fallen. — Ich werde auch lachen wollen, aber das Weinen wird mir näher ſeyn — Nun komm doch, Myſis; wenn er allzulange ſo liegt, ſich allzulange ſo zwingt und verſtellt — es könnte ihm ſchaden.

Myſis. O, laſſen Sie dem Leichnam ſeine Ruhe! Wie oft haben Sie ſchon den Sarg aufgeriſſen! — Sie werden ihn ſehen, und zu Boden ſinken. — Wenn ich Ihnen rathen dürfte? —

Antiphila. Warum darfſt du nicht? — Ja, liebe Myſis, rathe mir! Ich weiß mir ſelbſt nicht zu rathen. — Wie ſoll ich es machen, daß ich ihn zurückrufe? Daß ich ihm nachkomme?

Myſis. Keines von beiden. Jenes iſt unmöglich, und dieſes —

Antiphila. So bleibt mir nur dieſes! — Ja ich will ihm nach! — Nichts ſoll mich halten! —

Myſis. Verlaſſen Sie dieſen traurigen Ort, meine Frau! Kehren Sie in Ihre Wohnung zurück. Hängen Sie dort Ihrem Schmerze nach.

Antiphila. Kehre du nur zurück, wenn du willſt. Mein Geſchäft hier kann deines Dienſtes entbehren. Ich erwartete von einer feilen Sklavin nichts anders — Aber ich? Ich ſollte dieſen Ort verlaſſen? Bei allem, was in jener Welt ſchrecklich und heilig iſt, bei ihm, bei dem die Götter zu ſchwören ſich ſcheuen, — ſchwöre ich, daß ich nie, nie dieſen Ort ohne den Geliebten meiner Seele verlaſſen will.

Myſis. Ich darf Ihnen nichts verhehlen. Ich beſorge, wir werden hier nicht lange ruhig ſeyn. Es müſſen Truppen in der Nähe ſtehen. Eben als Sie ſchliefen, kam ein Soldat, ſein Licht hier anzuzünden. Er ſprach von einem Hauptmann; er ſprach von Wiederkommen —

Antiphila. Was ſagſt du? — Ich will niemand ſehen. Ich will mich von niemand ſehen laſſen. — Was wollen ſie hier? Ihre Augen an meiner Verzweiflung weiden?

Myſis. Stille! horchen Sie doch, meine Frau! — Hören Sie nichts?

Antiphila. Ich höre reden über uns. — Geſchwind, Myſis, lauf; verſchließ, verriegle den Eingang.

Myſis. Was würde das helfen? Es ſind Soldaten. Kehren ſich Soldaten an Schloß und Riegel?

Antiphila. Eile, halte ſie ab!

Myſis. Ich?

Antiphila. Sage ihnen, ich ſey nicht mehr hier.

Myſis. Werden ſie es glauben?

Antiphila. Sage ihnen, ich ſey außer mir, ich tobe, ich raſe —

Myſis. Deſto neugieriger werden ſie ſeyn.

Antiphila. Sage ihnen, ich ſey ſchon todt —

Myſis. So wird noch ihr Mitleid zur Neugierde kommen — Mir fällt was ein — Gehen Sie geſchwind, werfen Sie ſich auf Ihren Sarg; thun Sie, als ob Sie noch ſchliefen — So dürfen Sie doch nicht mit ihnen ſprechen — Ich will ſuchen, ſie ſo bald als möglich los zu werden.

Antiphila. Das will ich, ja — Aber laß dich nicht mit ihnen ein. — Und laß mir keinen zu nahe kommen! — Sie wirft ſich auf den Sarg, in einer nachläſſigen, aber vortheilhaften Stellung.

Vierter Auftritt.

Philokrates. Dromo. Antiphila. Myſis.

Dromo, noch draußen. Nun kommen Sie nur. Sie werden es ſehen.

Myſis, indem ſie ihnen entgegen geht. Liegen Sie nur ganz ſtille —

Dromo, im Hereintreten mit einer brennenden Fackel. Sehen Sie! Fürchten Sie ſich nur nicht, Herr Hauptmann! —

Philokrates. O, den tapfern Dromo an ſeiner Seite, wer ſollte ſich fürchten? — Gieb her die Fackel — nimmt ſie ihm.

Myſis. Wer ſind Sie? Was wollen Sie hier, meine Herren?

Dromo. Kennt Sie mich nicht mehr, mein ſchönes Kind? — Sieht Sie, ich bin geſchwind wieder da. — Das iſt mein Hauptmann. Ich mußte es ja wohl meinem Hauptmanne ſagen, wo ich ſo lange geweſen, und was für ein Abenteuer mir hier aufgeſtoßen. — Nun iſt mein Hauptmann, wie Sie ihn da ſieht, ſehr neugierig, und noch mitleidiger als neugierig. Weil er alſo hörte, daß eine junge Wittwe hier vor Betrübniß aus der Haut fahren wollte —

Philokrates. Ja — ſo komme ich, ſie zu tröſten.

Myſis. Sehr viel Ehre, Herr Hauptmann! — Aber ſie will nicht getröſtet ſeyn.

Philokrates. O, wenn ſie getröſtet ſeyn wollte, ſo wäre ſie ſchon getröſtet! Die nicht getröſtet ſeyn wollen, denen iſt eben der Troſt am nöthigſten. Die andern tröſten ſich ſelbſt — Wo iſt ſie?

Myſis. Sie ſchläft.

Dromo. Noch?

Philokrates. Deſto beſſer! So kann ich erſt ſehen, ob ſie des Tröſtens werth iſt. — Wo ſchläft ſie? —

Myſis. Kommen Sie ihr nicht näher. Sie möchten ſie aufwecken.

Philokrates. Ich will ſie ruhig wieder einſchlafen laſſen, wenn ſie meine Erwartung betrügt — Laß mich! —

Dromo. Kind, Sie wird einem Hauptmanne doch nicht den Paß verlegen wollen? Komm Sie hierher zu mir. Zieht ſie bei Seite und Philokrates geht in die Vertiefung nach dem Sarge.

Myſis. Das ſind Gewaltthätigkeiten! — Herr Hauptmann, haben Sie Achtung gegen eine Unglückliche. — Und Er, Herr Soldat — ſie losreißend, was ſoll das?

Dromo. Närrchen, laß dich umarmen, laß dich küſſen —

Myſis. Herr Hauptmann, dieſer Unverſchämte —

Dromo. Ich will ja weiter nichts, als mich nochmals überzeugen, daß du kein Geiſt biſt.

Philokrates, voller Erſtaunen über den Anblick der Antiphila. Götter! was erblicke ich! — Dromo!

Dromo, ohne hinzuſehen, und mit der Myſis beſchäftigt. Iſt ſie hübſch? Hübſche Sklavin, hübſche Frau: das habe ich immer gehört. Häßliche Frauen können nichts hübſches um ſich leiden.

Philokrates, ohne ein Auge von ihr zu verwenden. Dromo! —

Dromo. Bewundern Sie nur, Herr Hauptmann! — Ich habe hier auch mein Theilchen zu bewundern.

Philokrates. Dromo!

Myſis. Sie wird unfehlbar über dieſes Geſchrei aufwachen.

Dromo. Das iſt ohne Zweifel ſein Wille.

Philokrates. Wirſt du herkommen und mir die Fackel halten?

Dromo geht. Als wenn ich hier zu ſonſt nichts gut wäre.

Myſis. Aber Herr Hauptmann, ich bitte Sie! — Es wird mir hernach alles zur Laſt fallen. Wenn ſie erwacht, ſo bin ich unglücklich.

Philokrates. Da, Dromo, nimm die Fackel! — Tritt ein wenig damit zurücke! — Seitwärts! So! — Nun überſehe ich die ganze göttliche Form! — Sieh doch, Dromo! Der ſich nähern will. Nein, nein, bleib nur ſtehen! — Venus, als ſie ihren Adonis beweinte, war nicht rührender.

Myſis. Nun haben Sie Ihre Neugierde geſtillt, Herr Hauptmann! — Nun entfernen Sie ſich wieder! Verlaſſen Sie uns.

Philokrates. Was ſagſt du? — Komm her, glückliche, beneidenswürdige Sklavin! Denn du gehörſt ihr zu. — Komm her, wie heißt deine Gebieterin?

Myſis. Antiphila.

Philokrates. Antiphila? Ein lieblicher, ſchmeichelnder Name! — Wie alt iſt ſie?

Myſis. Vier und zwanzig Jahr —

Philokrates. Nicht doch, das weiß ich beſſer. Aber meine Frage war auch ſo abgeſchmackt. Es iſt Hebe, die Göttin der Jugend, die keine Jahre zählt. — Und hier neben ihr, in dieſem Sarge? —

Myſis. Ruht ihr entſeelter Gemahl.

Philokrates. Wie lange hat er ſie gehabt?

Myſis. Ins fünfte Jahr

Philokrates. Wie alt ſtarb er?

Myſis. Im dreißigſten.

Philokrates. Und er liebte ſie? Verſtehe mich recht; es iſt eine Unmöglichkeit, ſie nicht zu lieben. — Ich frage: er liebte ſie doch ſo ſehr, ſo innig, mit der Liebe der inbrünſtigſten Liebe? —

Myſis. O ja; wie Sie aus ihrer Troſtloſigkeit leicht ſchließen können.

Philokrates. Hat ſie Kinder von ihm?

Myſis. Nein.

Philokrates. Nein? Antiphila wendet ſich hier, um ihr Geſicht zu verbergen. Sieh, ſie regt ſich! Jetzt wird ſie erwachen. — Ich zittere vor Erwartung. — Nein, ſie legt ſich nur anders — und entzieht uns ihr Antlitz. Das holdſeligſte Antlitz! — Aber unendliche Reize ſind über den ganzen Körper verbreitet. Auch ſo könnte ich ein Jahr hier ſtehen und ſie anſtaunen. — Dieſes Haar, ſo lockicht und wild! — Dieſer Hals, mit ſeiner abfallenden Schulter! — Dieſe Bruſt! Dieſe Hüfte! — Dieſer Fuß ſo frei über den andern geſchlagen! — Dieſer Arm, ſo weiß, ſo rund! — Dieſe Hand, ſo nachläſſig im Schooße! — Dieſe ganze Stellung, ſo maleriſch hingeworfen! — Ach, dieſe Hand — einen Mund auf dieſe Hand zu drücken — da ſie noch ſchläft — er ergreift ſie.

Antiphila, die auffährt und ihre Hand zurückzieht. Ha! — Wie geſchieht mir? Sich die Augen reibend, als ob ſie wirklich erwachte.

Philokrates, indem er zurückſpringt, zur Myſis. Ich bin zu kühn geweſen; verrathe mich nicht —

Antiphila. Myſis, wo biſt du? — Wer war das? — Wer ſprach hier? — Wer faßte mich bei der Hand? Warſt du es? — Oder träumte ich? — Was iſt das für Licht? — Wer iſt hier, Myſis?

Philokrates, der ihr wieder näher tritt. Verzeihen Sie, ſchöne Leidtragende —

Antiphila, ſpringt auf. Götter! —

Philokrates. Erſchrecken Sie nicht, fromme Wittwe —

Antiphila, zur Myſis zutretend. Myſis, wo biſt du? — Wer darf uns hier ſtören? — Unglückliche, wen haſt du hereingelaſſen?

Philokrates. Zürnen Sie nicht, großmüthige Frau! Die Sklavin iſt unſchuldig.

Myſis. Gewiß, das bin ich.

Philokrates. Ein glücklicher Zufall hat uns hieher gebracht —

Antiphila, mit niedergeſchlagenen Augen. Mein Herr, wer Sie auch ſind — Gönnen Sie einer Sterbenden die Ruhe, die man Geſtorbenen verſtattet!

Philokrates. Beſorgen Sie nichts, Beſte Ihres Geſchlechts. — Ich weiß Ihren Schmerz und die Urſache deſſelben. Ich verehre Ihre Betrübniß, und — theile ſie. Ich bin ein Soldat, aber ich weine gern mit Unglücklichen —

Antiphila. Mitleid bringt jedem Ehre. — Aber zum Beweiſe dieſes Mitleids — mein Herr, unterbrechen Sie nicht länger die Todtenſtille dieſer geweihten Stätte — verlaſſen Sie uns!

Philokrates. Ich hatte gehofft, da mich der Zufall ſo wohl geleitet, daß ich mich ſeiner würde bedienen dürfen. — Ich hoffe es noch. Nein, Madame, Sie können ſo grauſam nicht ſeyn, mich in dieſer ſtürmiſchen Nacht auszuſtoßen.

Antiphila. Wie? auszuſtoßen? Man ſtößt niemanden aus, den man nicht eingenommen. — Wo kommen Sie her? Wer ſind Sie? — Nicht daß ich dieſes alles zu wiſſen verlangte. Ich will nur ſagen, daß ich Sie nicht kenne, daß ich Sie nicht kommen heißen. —

Philokrates. Nein, Madame, ich habe nicht das Glück, Ihnen bekannt zu ſeyn. Aber Werke der Barmherzigkeit muß man auch nicht bloß an Bekannten ausüben. — Ich ſuche Schirm vor Wind und Wetter. — Das ſchlechteſte Dach iſt beſſer als ein Zelt. — Ich bin von dem Corps des Kritolaus, welches einen Einfall in das Gebiet der Kolophonier gethan. Sie wiſſen, Madame, wie heftig unſer Staat vor Kurzem von den Kolophoniern beleidigt worden. Wir haben ihr plattes Land geplündert, ihre Flecken gebrandſchatzt, und alles, was ſich von Vornehmern auf ſeinen Gärten und Luſtſchlöſſern ergreifen laſſen, mit uns weggeführt. Geſtern ſind wir über den Kayſter zurückgegangen, und haben in der Aue von Lariſſa das Lager bezogen. Wir hatten Befehl, ſobald wir den Epheſiſchen Boden wieder beträten, drei von den mitgeführten Kolophoniern hinrichten zu laſſen. Es iſt geſchehen. Sie ſind vor dem Lager aufgeknüpft worden, und mich hat es getroffen, den Richtplatz zu bewachen. Es iſt ganz in der Nähe. Morgen mit dem Früheſten brechen wir wieder auf — Erlauben Sie, daß ich den Morgen hier erwarte.

Antiphila. Wie, mein Herr? Sie wollten die Nacht hier zubringen? die ganze Nacht?

Philokrates. Ach ſie wird mir kurz genug werden!

Antiphila. Sie bedenken nicht, wo Sie ſind.

Philokrates. In einem Grabmale. Aber Grabmal oder nicht Grabmal: es iſt ein bedeckter trockner Ort; weiter verlange ich nichts. Ich kann unmöglich in der freien Luft länger dauern. Es würde mir das Leben koſten. — Haben Sie Mitleid mit mir, Madame. Sie haben zwar aufgehört, es mit ſich ſelbſt zu haben: aber auch ſo noch haben es edle Seelen mit andern!

Antiphila. Und wenn Sie doch nur um ſich ſehen wollten! — Ein finſterer Ort, ohne alle Bequemlichkeit: da iſt weder Erleuchtung noch Sitz. —

Philokrates. Erleuchtung? Wenn dieſe Fackel nur Einen Gegenſtand erleuchtet! — Und Sitz? — Zu Ihren Füßen, Madame — feurig.

Antiphila, die erſchrickt. Mein Herr —

Philokrates, auf einmal kalt. Keine Mißdeutung, Krone der Frauen! — Zu Ihren Füßen — will ſagen, auf der Erde. — Die nackte harte Erde war von je des Kriegers Sitz und Lager. — — Auch wäre dem abzuhelfen. — Geſchwind, Dromo, ſpring in mein Zelt: hole Feldſtühle, Tiſch, Lichter — lauf! laß dir helfen! — die Fackel laß da! — Oder nimm ſie nur mit. —

Nein, laß ſie da! gieb her! — Lauf! Lauf! Dromo giebt ihm die Fackel und läuft ab.

Fünfter Auftritt.

Philokrates. Antiphila. Myſis.

Antiphila. Nimmermehr, mein Herr; ich gebe es nimmermehr zu. — Es geſchieht ohne meine Einwilligung — das heißt Gewalt brauchen; mit Gewalt Beſitz nehmen. — Aber Gewalt wider eine Schwache, Unglückliche; — ein Mann ſollte ſich dieſer Gewalt ſchämen.

Philokrates. Ich beſchwöre Sie, Madame —

Antiphila. Ich Sie hinwiederum! Entfernen Sie ſich, mein Herr; verlaſſen Sie mich! — Was würde die Welt ſagen! Meine Ehre, mein Name.

Philokrates. Ihr Name, Madame? — Als ob dieſer nicht ſchon durch Ihren grauſamen Entſchluß über alle Verleumdung erhaben wäre! — Wer wird es wagen, die Tugend zu läſtern, der an dem Sarge des Ewiggeliebten das Herz brach? Ihr gewiſſer Tod, Madame — bei dieſem unmäßigen Schmerze, bei dieſer gänzlichen Verſäumung aller Pflichten der Selbſterhaltung iſt er ſo nahe als gewiß — Ihr gewiſſer Tod drückt bald ein Siegel auf Ihre Ehre, das — Kurz, Madame, ich habe Ihre Erlaubniß; ich kann nicht anders, als ſie haben. Daran zweifeln, würde an Ihrer Entſchloſſenheit eben ſo ſehr als an Ihrer Lebensart, an Ihrer Menſchlichkeit zweifeln heißen. — Sie wollen ſterben: und ich muß leben, für das Vaterland leben, deſſen Knecht ich bin. Ein jedes gehe ſeinen Weg, ohne das andere zu irren. — Ja Madame; Sie erlauben mir, dieſe Nacht hier zu bleiben; Sie erlauben mir, alles hier zu thun, was mir die Sorge für mein Leben befiehlt; eſſen, trinken, ſchlafen — Ich bedarf der Pflege. — Aber wie war es denn? davon habe ich ja dem Dromo nichts befohlen. Ich muß ihm nach. — Können Sie glauben, Madame, daß ich heute noch den erſten Biſſen in meinen Mund nehmen ſoll? So geht es uns armen Soldaten. — Eilig ab.

Sechster Auftritt.

Antiphila. Myſis.

Antiphila. Myſis, Myſis, das alles iſt deine Schuld! Unglückliche! —

Myſis. Meine Schuld? — Warum erwachten Sie? Konnten Sie nicht fort ſchlafen?

Antiphila. Sollte ich noch ſeinen verliebten Ердreiſtungen mich mehr ausſetzen?

Myſis. Freilich verlohnte es ſich der Mühe, die Augen auf einen Mann aufzuſchlagen, den man ſo entzückt. Die möchte ich ſehen, die es hätte unterlaſſen können. Auch noch am Rande des Grabes iſt es gut, einen Anbeter kennen zu lernen, von deſſen Aufrichtigkeit man ſo verſichert iſt. Er glaubte, Sie ſchliefen wirklich.

Antiphila. Was ſpricht die Närrin? — Fort! dieſen Augenblick muß ich nicht verſäumen. — Laß uns fliehen, Myſis. Er muß uns nicht mehr finden, wenn er zurückkömmt.

Myſis. Fliehen, iſt die Gefahr ſo groß?

Antiphila. Was iſt dir? Was für Unſinn ſprichſt du? — Gefahr! Ich ſehe keine Gefahr; aber nichts ſoll meine Betrübniß unterbrechen. — Ohne ein Wort weiter, folge mir!

Myſis. Liebſte, beſte Frau, in dieſer ſpäten finſtern Nacht, außer den Thoren der Stadt, wo wollen wir hin?

Antiphila. Es ſind mehr Gräber in der Nähe — uns in das erſte das beſte zu verbergen, bis das Heer aufgebrochen und die Gegend wieder ruhig iſt. Gegen den Sarg gewendet. Geliebter Schatten, verzeihe dieſer kurzen Trennung! — Und nun, Myſis —

Myſis. Aber er wird uns nachfolgen; er kann nicht weit ſeyn; wir werden ihm ſchwerlich entkommen. Er wird uns zurückbringen. Und ſich zurückbringen laſſen, wenn man fliehen wollen: wie boshaft wiſſen Männer das auszulegen! — Fliehen Sie ja nicht, beſte Frau! —

Antiphila. So bleib, Nichtswürdige! Geht.

Myſis. O, allein habe ich hier nichts zu ſchaffen! Im Begriff ihr zu folgen.

Antiphila, auf den Stufen des Ausganges. Götter, es iſt zu ſpät! — Er kömmt ſchon.

Siebenter Auftritt.

Philokrates. Antiphila. Myſis.

Philokrates. Wohin, Madame? wo wollen Sie hin, Schönſte? Antiphila, ohne ihm zu antworten, ſteigt die Stufen wieder herab, und geht nach den Särgen in der Vertiefung. — Rede du, Myſis, wo wollte deine Gebieterin hin?

Myſis. Sie fliehen, Herr Hauptmann.

Philokrates. Mich fliehen! Mich fliehen! Was ſagſt du?

Antiphila, die ſich kurz umwendet. Nein, mein Herr; nicht Sie fliehen; bloß Ihnen Platz machen: das wollt' ich — das wollte ich. indem ſie ſich wieder dem Ausgang nahet. Sie beſtehen darauf, hier zu übernachten. Ich kann es nicht wehren; meine Bitten ſind vergebens. Es ſey: was Sie thun ſollten, will ich thun.

Philokrates. Madame! — Myſis!

Myſis. Geben Sie mir die Fackel, Herr Hauptmann. Sie iſt Ihnen hinderlich.

Philokrates, der ihr die Fackel giebt und die Antiphila bei der Hand ergreift. Und das ſollte ich verſtatten?

Antiphila, die ihre Hand los windet. Ich will es hoffen, mein Herr —

Philokrates. Ach, ſo verzeihen Sie meinem Irrthume, Madame! — Ich hätte nie geglaubt, daß ſo viel Härte bei ſo viel Empfindung ſeyn könne. Man iſt ſonſt ſo mitleidig, wenn man ſich ſelbſt unglücklich fühlt. — Ich ſehe, Madame, Sie ſind beſtimmt, in allen Dingen eine Ausnahme zu machen. — Ich beſcheide mich: ſo nachgeben wollen, heißt auf ſeinem Rechte mehr als jemals beſtehen. Ich gehe beſchämt, gekränkt, aller Rechte der Gaſtfreiheit verweigert, auch der verweigert, die der Tiger einem verirrten müden Wanderer, der in ſeine Höhle ſchlafen kömmt, nicht immer verſagt — Aber genug, ich gehe — und gehe voll Bewunderung —

Antiphila. Ich erlaſſe Sie, mein Herr, der Bewunderung; erweiſen Sie mir nur dafür Gerechtigkeit.

Philokrates. Hier iſt Gerechtigkeit und Bewunderung eines.

Antiphila. Ich fühle alles Beleidigende dieſer — etwas höniſch — verbindlichen Wendung. — Und doch, doch, ſchmerzt es mich, ſo verkannt zu werden. Ich bitte; treten Sie an meine Stelle —

Philokrates. Nein, Madame; ich gehorche Ihrem Befehle, ohne mich ſelbſt zu fragen, was ich an Ihrer Stelle thun würde.

Antiphila. Die Götter wiſſen es, wie gern immer unſer Dach den Fremdling, den Schutzloſen aufgenommen! Ganz Epheſus nannte Caſſandern den Gaſtfreien. — Aber wer fordert in einem Grabmale das Gaſtrecht?

Philokrates. Caſſander. — Wen nennen Sie da, Madame?

Antiphila. Wen ſonſt, als ihn?

Philokrates. Ihren Gemahl? — Aber doch nicht Caſſandern, des Metrophanes Sohn?

Antiphila. Des Metrophanes Sohn.

Philokrates. Des Metrophanes Sohn, den Phylarchen?

Antiphila. Den Phylarchen.

Philokrates. Den Phylarchen? den großmüthigen bei allen Bedürfniſſen des Staats ſich ſelbſt erbietenden Liturgen?

Antiphila. Ihn! eben ihn!

Philokrates. Und dieſer Caſſander iſt todt? Und dieſer Caſſander war Ihr Gemahl?

Antiphila. Und Sie haben ihn gekannt?

Philokrates. Ob ich ihn gekannt habe? dieſen tapferſten, edelſten, beſten aller Männer von Epheſus!

Antiphila. Beſten aller Männer! Dieß war er! — war er! Indem ſie ſich wendet, und mit gerungenen Händen nach dem Sarge geht.

Philokrates, der ihr folgen will. Ob ich ihn gekannt?

Myſis, ihn zurückhaltend. Ein Wort, Herr Hauptmann. —

Philokrates. Was willſt du, Myſis?

Myſis. Im Vertrauen, Herr Hauptmann — Sie können doch leſen?

Philokrates. Warum nicht?

Myſis. Geſchriebenes, und in Stein gehauenes?

Philokrates. Beides.

Myſis. Und haben ein gut Gedächtniß, Herr Hauptmann?

Philokrates. So ziemlich. Aber mach ein Ende: was willſt du? —

Myſis. Nun ſo wette ich, daß Sie unſern Todten nicht gekannt haben —

Philokrates. Aber du hörſt es ja —

Myſis. Sondern daß Sie, bei dem Scheine Ihrer Fackel, das Epitaph draußen über dem Eingange geleſen haben.

Philokrates. Verleumderin! — Aber liebe Myſis, wette was du willſt, du ſollſt alles gewinnen: nur ſey mir nicht zuwider — Unterſtütze mich —

Myſis. Nur friſch! das Eiſen glüht; folgen Sie ihr —

Philokrates, der ihr in der Verſtellung nachgeht. Ob ich Caſſandern gekannt? Wir thaten zuſammen unſern erſten Feldzug. In ſo feurigen Jahren knüpft gemeinſchaftliche Gefahr die zärtlichſten Freundſchaften. Die unſere ward durch meinen Aufenthalt an dem perſiſchen Hofe unterbrochen. Darauf entſtand dieſer Krieg mit den Kolophoniern. Ich mußte zu meinem Phalanx, ohne Caſſandern vorher umarmen zu dürfen. Und indeß — indeß hat ihn die grauſame Parze abgefordert! O ich Unglücklicher! — Doch mein Schmerz, Madame, hat kein Recht, ſich neben dem Ihrigen zu äußern.

Antiphila, die ſich langſam mit Empfindung gegen ihn wendet. Ach! Sie waren ſein Freund! — Ich kenne die Rechte der Freundſchaft, ſo wie die Rechte der Liebe. Liebe iſt nichts, als die innigſte Gattung der Freundſchaft. Welcher Empfindung könnte ſich die Freundſchaft vor den Augen der Liebe zu ſchämen haben? — Nein, mein Herr, erſticken Sie nichts, bergen Sie nichts, was Ihrem Herzen ſo rühmlich iſt; nicht dieſe Thräne, indem Philokrates die Hand vor die Augen führt und das Geſicht von ihr abwendet, die Sie dem Andenken eines Mannes opfern, der uns beiden ſo werth war. —

Myſis. O liebſte Frau, nun dulden Sie den Herrn ja nicht länger! Seine Betrübniß würde der Ihrigen nur mehr Nahrung geben. Wir brauchen niemand, der uns noch wehmüthiger macht, als wir ſchon ſind.

Philokrates. Woran erinnerſt du deine Gebieterinn? — Doch ich kann dir nicht Unrecht geben. — Ich gehe —

Antiphila. Ach, mein Herr, entziehen Sie mir den Freund des Geliebten meiner Seele nicht ſo ſchnell. — Dieſen geht nichts an, was ich dem Unbekannten ſagte. — Er war Ihr Freund! Sie allein können meinen Verluſt ſchätzen, wie ich allein den Ihrigen. —

Achter Auftritt.

Dromo mit einigen Stücken von dem befohlenen. **Antiphila.**
Philokrates. Myſis.

Dromo. Hier bin ich, Herr Hauptmann. Das andere iſt droben vor dem Eingange, wo ich es niederſetzen laſſen. Komm, Myſis, hilf mir es herunter bringen.

Myſis. Nicht ſo ſchnell, Herr Landsknecht. Es ſtreitet ſich noch, ob ihr werdet Quartier hier machen dürfen.

Philokrates. O Dromo, welche Entdeckung habe ich gemacht! — der Entſeelte, der hier ruhet, den dieſe Göttliche beweinet — war mein Freund, der erſte Freund meiner Jugend.

Dromo. Was plaudert denn die alſo? — So ein Freund wird uns doch nicht die Thüre weiſen? — Komm, komm, laß dich die Mühe nicht verdrießen. Er zieht ſie mit fort, und nach und nach bringen ſie das Befohlene herunter und in Ordnung.

Philokrates. O Sie, noch kürzlich die Wonne meines Freundes! O Schönſte, Beſte — wie kann ich die Freundin meines Freundes anders nennen, als meine Freundin! — Wann und wo ich auch ſeinen Tod vernommen hätte, würde er mir das Herz durchbohrt haben. Aber hier, aber jetzt — da ich es ſehe, mit dieſen unglücklichen Augen es ſelbſt ſehe, wie viel er verloren, in Ihnen verloren —

Antiphila. Wenigſtens zu verlieren geglaubt. Denn ſeine Liebe zu mir war ſo groß, ſo unſäglich —

Philokrates. Nicht größer, nicht unſäglicher, als Ihr Werth! — In welcher Verzweiflung muß er geſtorben ſeyn! Ich durfte ſicher ſein Herz nach dem meinigen beurtheilen. Was ich empfinde, das in meinem vorgehen würde, das ging alles in ſeinem vor. Das Licht des Tages verlaſſen iſt ſchmerzlich; ſchmerzlich iſt es, ſich vielleicht ſelbſt verlaſſen müſſen, aufhören ſich zu fühlen, ſich ſagen zu können: das biſt du! das gilt dir! — Aber was iſt alles das gegen den Schmerz, ein Weſen zu verlaſſen, das wir mehr als das Licht des Tages, mehr als uns ſelbſt lieben? — Doch welche Reden, die ich führe! Iſt das die Zuſprache, die Sie, Schönſte, von mir erwarten? Ich ſollte Oel in Ihre Wunden gießen, und reiße ſie von neuem auf — Ich Unbeſonnener!

Antiphila. Nein, mein Herr, nein. — Solche Wunden weigern ſich aller Linderung. Nur in ihnen wühlen iſt Wolluſt.

Philokrates. Allerdings, allerdings! — Doch mir verbieten Geſchlecht und Stand und Beſtimmung, ſolchen wollüſtigen Schmerzen nachzuhängen. Allen ziemt nicht alles. Dem Mann, dem Krieger, iſt eine Thräne vergönnt, aber kein Strom von Thränen, der unverkleinerlich nur aus ſo ſchönen Augen über ſo zärtliche Wangen rollt. — Wo denkt er hin, der Soldat, der ſich durch Bejammerung eines verſtorbenen Freundes weichherzig macht? Er ſoll gefaßt ſeyn, jeden Augenblick ihm zu folgen; er ſoll gefaßt ſeyn, dem Tode unter allen Geſtalten, auch den gräßlichſten, entgegen zu gehen; und er weinet ob der ſanfteſten dieſer Geſtalten, die ſeinen Freund in die Arme nahm und vorantrug? — Nicht der Tod, ſondern der Tod mit Unehre iſt das einzige, was ihm ſchrecklich ſeyn ſoll. Dort durfte es mich ſchaudern, bei den ſchimpflichen Pfählen, an welchen die unglücklichen Kolophonier hangen. — — — — — — — —

Werther, der beſſere.

Act. 1. Sc. 1.

Es iſt Nacht, und er liegt noch im Bette, aber wach und voller Grillen und Verzweiflung. Er ſpringt auf und will Licht aufſchlagen; zündet auch endlich ſeine Lampe an. Dieſe drohet bald zu verlöſchen, weil es ihr an Oel gebricht. Er will Oel aufgießen, und es iſt keins in der Flaſche. Er will geſchwind noch eine Pfeife Tabak anzünden, und ſo rauchend der aufgehenden Sonne am Fenſter harren. Aber ſein Tabaksbeutel iſt leer. Selbſt in ſeinem Meißnerkruge iſt kein Trunk mehr, und er getraut ſich nicht dem Mädchen im Hauſe zu rufen. Er glaubt zwar gehört zu haben, daß ſie ſchon auf ſey; er fürchtet aber, daß ſie es endlich müde werden müßte, ihm für null und nichts aufzuwarten. Die Lampe erliſcht, und er wirft ſich wieder aufs Bette.

Sc. 2.

Marthchen und **Werther.**

Miß Sara Sampſon.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

1755. 1772.

Perſonen.

Sir William Sampſon.
Miß Sara, deſſen Tochter.
Mellefont.
Marwood, Mellefonts alte Geliebte.
Arabella, ein junges Kind, der Marwood Tochter.
Waitwell, ein alter Diener des Sampſon.
Norton, Bedienter des Mellefont.
Betty, Mädchen der Sara.
Hannah, Mädchen der Marwood.
Der Gaſtwirth, und einige Nebenperſonen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schauplatz iſt ein Saal im Gaſthofe.

Sir William Sampſon und **Waitwell** treten in Reiſekleidern herein.

Sir William. Hier meine Tochter? Hier in dieſem elenden Wirthshauſe?

Waitwell. Ohne Zweifel hat Mellefont mit Fleiß das allerelendeſte im ganzen Städtchen zu ſeinem Aufenthalte gewählt. Böſe Leute ſuchen immer das Dunkle, weil ſie böſe Leute ſind. Aber was hilft es ihnen, wenn ſie ſich auch vor der ganzen Welt verbergen könnten? Das Gewiſſen iſt doch mehr als eine ganze uns verklagende Welt. — Ach, Sie weinen ſchon wieder, ſchon wieder, Sir! — Sir!

Sir William. Laß mich weinen, alter ehrlicher Diener. Oder verdient ſie etwa meine Thränen nicht?

Waitwell. Ach! ſie verdient ſie, und wenn es blutige Thränen wären.

Sir William. Nun ſo laß mich.

Waitwell. Das beſte, ſchönſte, unſchuldigſte Kind, das unter der Sonne gelebt hat, das muß ſo verführt werden! Ach Sarchen! Sarchen! Ich habe dich aufwachſen ſehen; hundertmal habe ich dich als ein Kind auf dieſen meinen Armen gehabt; auf dieſen meinen Armen habe ich dein Lächeln, dein Lallen bewundert. Aus jeder kindiſchen Miene ſtrahlte die Morgenröthe eines Verſtandes, einer Leutſeligkeit, einer — —

Sir William. O ſchweig! Zerfleiſcht nicht das Gegenwärtige mein Herz ſchon genug? Willſt du meine Martern durch die Erinnerung an vergangene Glückſeligkeiten noch hölliſcher machen? Aendere deine Sprache, wenn du mir einen Dienſt thun willſt. Tadle mich; mache mir aus meiner Zärtlichkeit ein Verbrechen; vergrößre das Vergehen meiner Tochter; erfülle mich, wenn du kannſt, mit Abſcheu gegen ſie; entflamme aufs neue meine Rache gegen ihren verfluchten Verführer; ſage, daß Sara nie tugendhaft geweſen, weil ſie ſo leicht aufgehört hat es zu ſeyn; ſage, daß ſie mich nie geliebt, weil ſie mich heimlich verlaſſen hat.

Waitwell. Sagte ich das, ſo würde ich eine Lüge ſagen; eine unverſchämte, böſe Lüge. Sie könnte mir auf dem Todbette wieder einfallen, und ich alter Böſewicht müßte in Verzweiflung ſterben. — Nein, Sarchen hat ihren Vater geliebt, und gewiß! gewiß! ſie liebt ihn noch. Wenn Sie nur davon überzeugt ſeyn wollen, Sir, ſo ſehe ich ſie heute noch wieder in Ihren Armen.

Sir William. Ja, Waitwell, nur davon verlange ich überzeugt zu ſeyn. Ich kann ſie länger nicht entbehren; ſie iſt die Stütze meines Alters, und wenn ſie nicht den traurigen Reſt meines Lebens verſüßen hilft, wer ſoll es denn thun? Wenn ſie mich noch liebt, ſo iſt ihr Fehler vergeſſen. Es war der Fehler eines zärtlichen Mädchens, und ihre Flucht war die Wirkung ihrer Reue. Solche Vergehungen ſind beſſer als erzwungene Tugenden — Doch ich fühle es, Waitwell, ich fühle es; wenn dieſe Vergehungen auch wahre Verbrechen, wenn es auch vorſetzliche Laſter wären; ach! ich würde ihr doch vergeben. Ich würde doch lieber von einer laſterhaften Tochter, als von keiner geliebt ſeyn wollen.

Waitwell. Trocknen Sie Ihre Thränen ab, lieber Sir! Ich höre jemanden kommen. Es wird der Wirth ſeyn, uns zu empfangen.

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Sir William Sampſon. Waitwell.

Der Wirth. So früh, meine Herren, ſo früh? Willkommen! willkommen, Waitwell! Ihr ſeyd ohne Zweifel die Nacht gefahren? Iſt das der Herr, von dem du geſtern mit mir geſprochen haſt?

Waitwell. Ja, er iſt es, und ich hoffe, daß du abgeredeter Maaßen — —

Der Wirth. Gnädiger Herr, ich bin ganz zu Ihren Dienſten. Was liegt mir daran, ob ich es weiß, oder nicht, was Sie für eine Urſache hieher führt, und warum Sie bei mir im Verborgenen ſeyn wollen? Ein Wirth nimmt ſein Geld, und läßt ſeine Gäſte machen, was ihnen gut dünkt. Waitwell hat mir zwar geſagt, daß Sie den fremden Herrn, der ſich ſeit einigen Wochen mit ſeinem jungen Weibchen bei mir aufhält, ein wenig beobachten wollen. Aber ich hoffe, daß Sie ihm keinen Verdruß verurſachen werden. Sie würden mein Haus in einen üblen Ruf bringen, und gewiſſe Leute würden ſich ſcheuen, bei mir abzutreten. Unſer einer muß von allen Sorten Menſchen leben. — —

Sir William. Beſorget nichts; führt mich nur in das Zimmer, das Waitwell für mich beſtellt hat. Ich komme aus rechtſchaffenen Abſichten hieher.

Der Wirth. Ich mag Ihre Geheimniſſe nicht wiſſen, gnädiger Herr! Die Neugierde iſt mein Fehler gar nicht. Ich hätte es, zum Exempel, längſt erfahren können, wer der fremde Herr iſt, auf den Sie Acht geben wollen; aber ich mag nicht. So viel habe ich wohl herausgebracht, daß er mit dem Frauenzimmer muß durchgegangen ſeyn. Das gute Weibchen, oder was ſie iſt! ſie bleibt den ganzen Tag in ihrer Stube eingeſchloſſen und weint.

Sir William. Und weint?

Der Wirth. Ja, und weint — — Aber, gnädiger Herr, warum weinen Sie? Das Frauenzimmer muß Ihnen ſehr nahe gehen. Sie ſind doch wohl nicht — —

Waitwell. Halt ihn nicht länger auf.

Der Wirth. Kommen Sie. Nur eine Wand wird Sie von dem Frauenzimmer trennen, das Ihnen ſo nahe geht, und die vielleicht — —

Waitwell. Du willſt es alſo mit aller Gewalt wiſſen, wer —

Der Wirth. Nein, Waitwell, ich mag nichts wiſſen.

Waitwell. Nun ſo mache und bringe uns an den gehörigen Ort, ehe noch das ganze Haus wach wird.

Der Wirth. Wollen Sie mir alſo folgen, gnädiger Herr? Sie gehen ab.

Dritter Auftritt.

Der mittlere Vorhang wird aufgezogen. Mellefonts Zimmer.

Mellefont und hernach ſein Bedienter.

Mellefont ungekleidet in einem Lehnſtuhle. Wieder eine Nacht, die ich auf der Folter nicht grauſamer hätte zubringen können! — Norton! — Ich muß nur machen, daß ich Geſichter zu ſehen bekomme. Bliebe ich mit meinen Gedanken länger allein, ſie möchten mich zu weit führen. — He, Norton! Er ſchläft noch. Aber bin ich nicht grauſam, daß ich den armen Teufel nicht ſchlafen laſſe? Wie glücklich iſt er! — Doch ich will nicht, daß ein Menſch um mich glücklich ſey. — Norton!

Norton kommend. Mein Herr!

Mellefont. Kleide mich an! — O mache mir keine ſauern Geſichter! Wenn ich werde länger ſchlafen können, ſo erlaube ich dir, daß du auch länger ſchlafen darfſt. Wenn du von deiner Schuldigkeit nichts wiſſen willſt, ſo habe wenigſtens Mitleiden mit mir.

Norton. Mitleiden, mein Herr? Mitleiden mit Ihnen? Ich weiß beſſer, wo das Mitleiden hingehört.

Mellefont. Und wohin denn?

Norton. Ah, laſſen Sie ſich ankleiden, und fragen Sie mich nichts.

Mellefont. Henker! So ſollen auch deine Verweiſe mit meinem Gewiſſen aufwachen? Ich verſtehe dich; ich weiß es, wer dein Mitleiden erſchöpft. — Doch, ich laſſe ihr und mir Gerechtigkeit widerfahren. Ganz recht; habe kein Mitleiden mit mir. Verfluche mich in deinem Herzen; aber — verfluche auch dich.

Norton. Auch mich?

Mellefont. Ja; weil du einem Elenden dieneſt, den die Erde nicht tragen ſollte, und weil du dich ſeiner Verbrechen mit theilhaft gemacht haſt.

Norton. Ich mich Ihrer Verbrechen theilhaft gemacht? durch was?

Mellefont. Dadurch, daß du dazu geſchwiegen.

Norton. Vortrefflich! in der Hitze Ihrer Leidenſchaften würde mir ein Wort den Hals gekoſtet haben. — Und dazu, als ich Sie kennen lernte, fand ich Sie nicht ſchon ſo arg, daß alle Hoffnung zur Beſſerung vergebens war? Was für ein Leben habe ich Sie nicht von dem erſten Augenblicke an führen ſehen! In der nichtswürdigſten Geſellſchaft von Spielern und Landſtreichern — ich nenne ſie, was ſie waren und kehre mich an ihre Titel, Ritter und dergleichen, nicht — in ſolcher Geſellſchaft brachten Sie ein Vermögen durch, das Ihnen den Weg zu den größten Ehrenſtellen hätte bahnen können. Und Ihr ſtrafbarer Umgang mit allen Arten von Weibsbildern, beſonders der böſen Marwood — —

Mellefont. Setze mich, ſetze mich wieder in dieſe Lebensart; ſie war Tugend in Vergleich meiner jetzigen. Ich verthat mein Vermögen; gut. Die Strafe kömmt nach, und ich werde alles, was der Mangel hartes und erniedrigendes hat, zeitig genug empfinden. Ich beſuchte laſterhafte Weibsbilder; laß es ſeyn. Ich ward öfter verführt, als ich verführte; und die ich ſelbſt verführte, wollten verführt ſeyn. — Aber — ich hatte noch keine verwahrloſte Tugend auf meiner Seele. Ich hatte noch keine Unſchuld in ein unabſehliches Unglück geſtürzt. Ich hatte noch keine Sara aus dem Hauſe eines geliebten Vaters entwendet, und ſie gezwungen, einem Nichtswürdigen zu folgen, der auf keine Weiſe mehr ſein eigen war. Ich hatte — Wer kömmt ſchon ſo früh zu mir?

Vierter Auftritt.

Betty. Mellefont. Norton.

Norton. Es iſt Betty.

Mellefont. Schon auf, Betty? Was macht dein Fräulein?

Betty. Was macht ſie? *Seufzend.* Es war ſchon lange nach Mitternacht, da ich ſie endlich bewegte, zur Ruhe zu geben. Sie ſchlief einige Augenblicke; aber Gott! Gott! was muß das für ein Schlaf geweſen ſeyn! Plötzlich fuhr ſie in die Höhe, ſprang auf, und fiel mir als eine Unglückliche in die Arme, die von einem Mörder verfolgt wird. Sie zitterte, und ein kalter Schweiß floß ihr über das erblaßte Geſicht. Ich wandte alles an, ſie zu beruhigen, aber ſie hat mir bis an den Morgen nur mit ſtummen Thränen geantwortet. Endlich hat ſie mich einmal über das andere an Ihre Thüre geſchickt, zu hören, ob Sie ſchon auf wären. Sie will Sie ſprechen. Sie allein können Sie tröſten. Thun Sie es doch, liebſter gnädiger Herr, thun Sie es doch. Das Herz muß mir ſpringen, wenn ſie ſich ſo zu ängſtigen fortfährt.

Mellefont. Geh, Betty, ſage ihr, daß ich den Augenblick bei ihr ſeyn wolle — —

Betty. Nein, ſie will ſelbſt zu Ihnen kommen.

Mellefont. Nun ſo ſage ihr, daß ich ſie erwarte — Ach! — — *Betty geht ab.*

Fünfter Auftritt.

Mellefont. Norton.

Norton. Gott, die arme Miß!

Mellefont. Weſſen Gefühl willſt du durch deine Ausrufung rege machen? Sieh, da läuft die erſte Thräne, die ich ſeit meiner Kindheit geweint, die Wange herunter! — Eine ſchlechte Vorbereitung, eine troſtſuchende Betrübte zu empfangen. Warum ſucht ſie ihn auch bei mir? — Doch wo ſoll ſie ihn ſonſt ſuchen? — Ich muß mich faſſen. *Indem er ſich die Augen abtrocknet.* Wo iſt die alte Standhaftigkeit, mit der ich ein ſchönes Auge konnte weinen ſehen? Wo iſt die Gabe der Verſtellung hin, durch die ich ſeyn und ſagen konnte, was ich wollte? — Nun wird ſie kommen und wird unwiderſtehliche Thränen weinen. Verwirrt, beſchämt werde ich vor ihr ſtehen; als ein verurtheilter Sünder werde ich vor ihr ſtehen. Rathe mir doch, was ſoll ich thun, was ſoll ich ſagen?

Norton. Sie ſollen thun, was ſie verlangen wird.

Mellefont. So werde ich eine neue Grauſamkeit an ihr begehen. Mit Unrecht tadelt ſie die Verzögerung einer Ceremonie, die jetzt ohne unſer äußerſtes Verderben in dem Königreiche nicht vollzogen werden kann.

Norton. So machen Sie denn, daß Sie es verlaſſen. Warum zaudern wir? warum vergeht ein Tag, warum vergeht eine Woche nach der andern? Tragen Sie mir es doch auf. Sie ſollen morgen ſicher eingeſchifft ſeyn. Vielleicht, daß ihr der Kummer nicht ganz über das Meer folgt; daß ſie einen Theil deſſelben zurückläßt, und in einem andern Lande — —

Mellefont. Alles das hoffe ich ſelbſt. — Still, ſie kömmt. Wie ſchlägt mir das Herz — —

Sechster Auftritt.

Sara. Mellefont. Norton.

Mellefont, *indem er ihr entgegen geht.* Sie haben eine unruhige Nacht gehabt, liebſte Miß — —

Sara. Ach, Mellefont, wenn es nichts als eine unruhige Nacht wäre — —

Mellefont *zum Bedienten.* Verlaß uns!

Norton *im Abgehen.* Ich wollte auch nicht da bleiben, und wenn mir gleich jeder Augenblick mit Gold bezahlt würde.

Siebenter Auftritt.

Sara. Mellefont.

Mellefont. Sie ſind ſchwach, liebſte Miß. Sie müſſen ſich ſetzen.

Sara. *Sie ſetzt ſich.* Ich beunruhige Sie ſehr früh; und werden Sie mir es vergeben, daß ich meine Klagen wieder mit dem Morgen anfange?

Mellefont. Theuerſte Miß, Sie wollen ſagen, daß Sie mir es nicht vergeben können, weil ſchon wieder ein Morgen erſchienen iſt, ohne daß ich Ihren Klagen ein Ende gemacht habe.

Sara. Was ſollte ich Ihnen nicht vergeben? Sie wiſſen, was ich Ihnen bereits vergeben habe. Aber die neunte Woche, Mellefont, die neunte Woche fängt heute an, und dieſes elende Haus ſieht mich noch immer auf eben dem Fuße, als den erſten Tag.

Mellefont. So zweifeln Sie an meiner Liebe?

Sara. Ich an Ihrer Liebe zweifeln? Nein, ich fühle mein Unglück zu ſehr, zu ſehr, als daß ich mir ſelbſt dieſe letzte einzige Verſüßung deſſelben rauben ſollte.

Mellefont. Wie kann alſo meine Miß über die Verſchiebung einer Ceremonie unruhig ſeyn?

Sara. Ach, Mellefont, warum muß ich einen andern Begriff von dieſer Ceremonie haben! — Geben Sie doch immer der weiblichen Denkungsart etwas nach. Ich ſtelle mir vor, daß eine nähere Einwilligung des Himmels darin liegt. Umſonſt habe ich es nur wieder erſt den geſtrigen langen Abend verſucht, Ihre Begriffe anzunehmen und die Zweifel aus meiner Bruſt zu verbannen, die Sie, jetzt nicht das erſtemal, für Früchte meines Mißtrauens angeſehen haben. Ich ſtritt mit mir ſelbſt; ich war ſinnreich genug, meinen Verſtand zu betäuben; aber mein Herz und ein inneres Gefühl warfen auf einmal das mühſame Gebäude von Schlüſſen übern Haufen. Mitten aus dem Schlafe weckten mich ſtrafende Stimmen, mit welchen ſich meine Phantaſie mich zu quälen verband. Was für Bilder, was für ſchreckliche Bilder ſchwärmten um mich herum! Ich wollte ſie gern für Träume halten — —

Mellefont. Wie? meine vernünftige Sara ſollte ſie für etwas mehr halten? Träume, liebſte Miß, Träume! — Wie unglücklich iſt der Menſch! Fand ſein Schöpfer in dem Reiche der Wirklichkeiten nicht Qualen für ihn genug? Mußte er, ſie zu vermehren, auch ein noch weiteres Reich von Einbildungen in ihm ſchaffen?

Sara. Klagen Sie den Himmel nicht an! Er hat die Einbildungen in unſerer Gewalt gelaſſen. Sie richten ſich nach unſern Thaten, und wenn dieſe unſern Pflichten und der Tugend gemäß ſind, ſo dienen die ſie begleitenden Einbildungen zur Vermehrung unſerer Ruhe und unſeres Vergnügens. Eine einzige Handlung, Mellefont, ein einziger Segen, der von einem Friedensboten im Namen der ewigen Güte auf uns gelegt wird, kann meine zerrüttete Phantaſie wieder heilen. Stehen Sie noch an, mir zu Liebe dasjenige einige Tage eher zu thun, was Sie doch einmal thun werden? Erbarmen Sie ſich meiner, und überlegen Sie, daß wenn Sie mich auch dadurch nur von Qualen der Einbildung befreien, dieſe eingebildete Qualen doch Qualen, und für die, die ſie empfindet, wirkliche Qualen ſind. — Ach, könnte ich Ihnen nur halb ſo lebhaft die Schrecken meiner vorigen Nacht erzählen, als ich ſie gefühlt habe! — Von Weinen und Klagen, meinen einzigen Beſchäftigungen, ermüdet, ſank ich mit halb geſchloſſenen Augenliedern auf das Bett zurück. Die Natur wollte ſich einen Augenblick erholen, neue Thränen zu ſammeln. Aber noch ſchlief ich nicht ganz, als ich mich auf einmal an dem ſchroffſten Theile des ſchrecklichſten Felſen ſah. Sie gingen vor mir her und ich folgte Ihnen mit ſchwankenden, ängſtlichen Schritten, die dann und wann ein Blick ſtärkte, welchen Sie auf mich zurückwarfen. Schnell hörte ich hinter mir ein freundliches Rufen, welches mir ſtill zu ſtehen befahl. Es war der Ton meines Vaters — Ich Elende! kann ich denn nichts von ihm vergeſſen? Ach! wo ihm ſein Gedächtniß eben ſo grauſame Dienſte leiſtet; wo er auch mich nicht vergeſſen kann! — Doch er hat mich vergeſſen. Troſt, grauſamer Troſt für ſeine Sara! — Hören Sie nur, Mellefont; indem ich mich nach dieſer bekannten Stimme umſehen wollte, gleitete mein Fuß, ich wankte und ſollte eben in den Abgrund herabſtürzen, als ich mich, noch zur rechten Zeit, von einer mir ähnlichen Perſon zurückgehalten fühlte. Schon wollte ich ihr den feurigſten Dank abſtatten, als ſie einen Dolch aus dem Buſen zog. Ich rettete dich, ſchrie ſie, um dich zu verderben! Sie holte mit der bewaffneten Hand aus — und ach! ich erwachte mit dem Stiche. Wachend fühlte ich noch alles, was ein tödtlicher Stich ſchmerzhaftes haben kann; ohne das zu empfinden, was er angenehmes haben muß: das Ende der Pein in dem Ende des Lebens hoffen zu dürfen.

Mellefont. Ach, liebſte Sara, ich verſpreche Ihnen das Ende Ihrer Pein ohne das Ende Ihres Lebens, welches gewiß auch das Ende des meinigen ſeyn würde. Vergeſſen Sie das ſchreckliche Gewebe eines ſinnloſen Traumes.

Sara. Die Kraft, es vergeſſen zu können, erwarte ich von Ihnen. Es ſey Liebe oder Verführung, es ſey Glück oder Unglück, das mich Ihnen in die Arme geworfen hat; ich bin in meinem Herzen die Ihrige, und werde es ewig ſeyn. Aber noch bin ich es nicht vor den Augen jenes Richters, der die geringſten Uebertretungen ſeiner Ordnung zu ſtrafen gedroht hat — —

Mellefont. So falle denn alle Strafe auf mich allein!

Sara. Was kann auf Sie fallen, das mich nicht treffen ſollte? — — Legen Sie aber mein dringendes Anhalten nicht falſch aus. Ein anderes Frauenzimmer, das durch einen gleichen Fehltritt ſich ihrer Ehre verluſtig gemacht hätte, würde vielleicht durch ein geſetzmäßiges Band nichts als einen Theil derſelben wieder zu erlangen ſuchen. Ich, Mellefont, denke darauf nicht, weil ich in der Welt weiter von keiner Ehre wiſſen will, als von der Ehre, Sie zu lieben. Ich will mit Ihnen nicht um der Welt willen, ich will mit Ihnen um meiner ſelbſt willen verbunden ſeyn. Und wenn ich es bin, ſo will ich gern die Schmach auf mich nehmen, als ob ich es nicht wäre. Sie ſollen mich, wenn Sie nicht wollen, für Ihre Gattin nicht erklären dürfen; Sie ſollen mich erklären können für was Sie wollen. Ich will Ihren Namen nicht führen; Sie ſollen unſere Verbindung ſo geheim halten, als Sie es für gut befinden, und ich will derſelben ewig unwerth ſeyn, wenn ich mir in den Sinn kommen laſſe, einen andern Vortheil als die Beruhigung meines Gewiſſens daraus zu ziehen.

Mellefont. Halten Sie ein, Miß, oder ich muß vor Ihren Augen des Todes ſeyn. Wie elend bin ich, daß ich nicht das Herz habe, Sie noch elender zu machen! — Bedenken Sie, daß Sie ſich meiner Führung überlaſſen haben; bedenken Sie, daß ich ſchuldig bin, für uns weiter hinaus zu ſehen, und daß ich jetzt gegen Ihre Klagen taub ſeyn muß, wenn ich Sie nicht in der ganzen Folge Ihres Lebens noch ſchmerzhaftere Klagen will führen hören. Haben Sie es denn vergeſſen, was ich Ihnen zu meiner Rechtfertigung ſchon oft vorgeſtellt?

Sara. Ich habe es nicht vergeſſen, Mellefont. Sie wollen vorher ein gewiſſes Vermächtniß retten. — Sie wollen vorher zeitliche Güter retten, und mich vielleicht ewige darüber verſcherzen laſſen.

Mellefont. Ach Sara, wenn Ihnen alle zeitliche Güter ſo gewiß wären, als Ihrer Tugend die ewigen ſind — —

Sara. Meiner Tugend? Nennen Sie mir dieſes Wort nicht! — Sonſt klang es mir ſüß, aber jetzt ſchallt mir ein ſchrecklicher Donner darin!

Mellefont. Wie? muß der, welcher tugendhaft ſeyn ſoll, keinen Fehler begangen haben? Hat ein einziger ſo unſelige Wirkungen, daß er eine ganze Reihe unſträflicher Jahre vernichten kann? So iſt kein Menſch tugendhaft; ſo iſt die Tugend ein Geſpenſt, das in der Luft zerfließt, wenn man es am feſteſten umarmt zu haben glaubt, ſo hat kein weiſes Weſen unſere Pflichten nach unſern Kräften abgemeſſen; ſo iſt die Luſt, uns ſtrafen zu können, der erſte Zweck unſeres Daſeyns, ſo iſt — Ich erſchrecke vor allen den gräßlichen Folgerungen, in welche Sie Ihre Kleinmuth verwickeln muß! Nein, Miß, Sie ſind noch die tugendhafte Sara, die Sie vor meiner unglücklichen Bekanntſchaft waren. Wenn Sie ſich ſelbſt mit ſo grauſamen Augen anſehen, mit was für Augen müſſen Sie mich betrachten!

Sara. Mit den Augen der Liebe, Mellefont.

Mellefont. So bitte ich Sie denn um dieſer Liebe, um dieſer großmüthigen, alle meine Unwürdigkeit überſehenden Liebe willen, zu Ihren Füßen bitte ich Sie: beruhigen Sie ſich. Haben Sie nur noch einige Tage Geduld.

Sara. Einige Tage! Wie iſt Ein Tag ſchon ſo lang!

Mellefont. Verwünſchtes Vermächtniß! Verdammter Unſinn eines ſterbenden Vetters, der mir ſein Vermögen nur mit der Bedingung laſſen wollte, einer Anverwandtin die Hand zu geben, die mich eben ſo ſehr haßt als ich ſie! Euch, unmenſchliche Tyrannen unſerer freien Neigungen, euch werde alle das Unglück, alle die Sünde zugerechnet, zu welchen uns euer Zwang bringt! — Und wenn ich ihrer nur entübrigt ſeyn könnte, dieſer ſchimpflichen Erbſchaft! So lange mein väterliches Vermögen zu meiner Unterhaltung hinreichte, habe ich ſie allezeit verſchmäht, und ſie nicht einmal gewürdigt, mich darüber zu erklären. Aber jetzt, jetzt, da ich alle Schätze der Welt nur darum beſitzen möchte, um ſie zu den Füßen meiner Sara legen zu können, jetzt, da ich wenigſtens darauf denken muß, ſie ihrem Stande gemäß in der Welt erſcheinen zu laſſen, jetzt muß ich meine Zuflucht dahin nehmen.

Sara. Mit der es Ihnen zuletzt doch wohl noch fehl ſchlägt.

Mellefont. Sie vermuthen immer das ſchlimmſte. — Nein; das Frauenzimmer, die es mit betrifft, iſt nicht ungeneigt, eine Art von Vergleich einzugehen. Das Vermögen ſoll getheilt werden; und da ſie es nicht ganz mit mir genießen kann, ſo iſt ſie es zufrieden, daß ich mit der Hälfte meine Freiheit von ihr erkaufen darf. Ich erwarte alle Stunden die letzten Nachrichten in dieſer Sache, deren Verzögerung allein unſern hieſigen Aufenthalt ſo langwierig gemacht hat. So bald ich ſie bekommen habe, wollen wir keinen Augenblick länger hier verweilen. Wir wollen ſogleich, liebſte Miß, nach Frankreich übergehen, wo Sie neue Freunde finden ſollen, die ſich jetzt ſchon auf das Vergnügen, Sie zu ſehen und Sie zu lieben, freuen. Und dieſe neuen Freunde ſollen die Zeugen unſerer Verbindung ſeyn — —

Sara. Dieſe ſollen die Zeugen unſerer Verbindung ſeyn? — Grauſamer, ſo ſoll dieſe Verbindung nicht in meinem Vaterlande geſchehen? So ſoll ich mein Vaterland als eine Verbrecherin verlaſſen? Und als eine ſolche, glauben Sie, würde ich Muth genug haben, mich der See zu vertrauen? Deſſen Herz muß ruhiger oder muß ruchloſer ſeyn als meines, welcher nur einen Augenblick zwiſchen ſich und dem Verderben mit Gleichgültigkeit nichts als ein ſchwankendes Bret ſehen kann. In jeder Welle, die an unſer Schiff ſchlüge, würde mir der Tod entgegen rauſchen; jeder Wind würde mir von den väterlichen Küſten Verwünſchungen nachbrauſen, und der kleinſte Sturm würde mich ein Blutgericht über mein Haupt zu ſeyn dünken. — Nein, Mellefont, ſo ein Barbar können Sie gegen mich nicht ſeyn. Wenn ich noch das Ende Ihres Vergleichs erlebe, ſo muß es Ihnen auf einen Tag nicht ankommen, den wir hier länger zubringen. Es muß dieſes der Tag ſeyn, an dem Sie mich die Martern aller hier verweinten Tage vergeſſen lehren. Es muß dieſes der heilige Tag ſeyn — Ach, welcher wird es denn endlich ſeyn?

Mellefont. Aber überlegen Sie denn nicht, Miß, daß unſerer Verbindung hier diejenige Feier fehlen würde, die wir ihr zu geben ſchuldig ſind?

Sara. Eine heilige Handlung wird durch das Feierliche nicht kräftiger.

Mellefont. Allein — —

Sara. Ich erſtaune. Sie wollen doch wohl nicht auf einem ſo nichtigen Vorwande beſtehen? O Mellefont, Mellefont! wenn ich mir es nicht zum unverbrüchlichſten Geſetze gemacht hätte, niemals an der Aufrichtigkeit Ihrer Liebe zu zweifeln, ſo würde mir dieſer Umſtand — — Doch ſchon zu viel; es möchte ſcheinen, als hätte ich eben jetzt daran gezweifelt.

Mellefont. Der erſte Augenblick Ihres Zweifels müßte der letzte meines Lebens ſeyn! Ach, Sara, womit habe ich es verdient, daß Sie mir auch nur die Möglichkeit deſſelben vorausſehen laſſen? Es iſt wahr, die Geſtändniſſe, die ich Ihnen von meinen ehemaligen Ausſchweifungen abzulegen kein Bedenken getragen habe, können mir keine Ehre machen, aber Vertrauen ſollten ſie mir doch erwecken. Eine buhleriſche Marwood führte mich in ihren Stricken, weil ich das für ſie empfand, was ſo oft für Liebe gehalten wird, und es doch ſo ſelten iſt. Ich würde noch ihre ſchimpflichen Feſſeln tragen, hätte ſich nicht der Himmel meiner erbarmt, der vielleicht mein Herz nicht für ganz unwürdig erkannte, von beſſern Flammen zu brennen. Sie, liebſte Sara, ſehen, und alle Marwoods vergeſſen, war eins. Aber wie theuer kam es Ihnen zu ſtehen, mich aus ſolchen Händen zu erhalten! Ich war mit dem Laſter zu vertraut geworden, und Sie kannten es zu wenig — —

Sara. Laſſen Sie uns nicht mehr daran gedenken — —

Achter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara.

Mellefont. Was willſt du?

Norton. Ich ſtand eben vor dem Hauſe, als mir ein Bedienter dieſen Brief in die Hand gab. Die Aufſchrift iſt an Sie, mein Herr.

Mellefont. An mich? Wer weiß hier meinen Namen? Indem er den Brief betrachtet. Himmel!

Sara. Sie erſchrecken?

Mellefont. Aber ohne Urſache, Miß, wie ich nun wohl ſehe. Ich irrte mich in der Hand.

Sara. Möchte doch der Inhalt Ihnen ſo angenehm ſeyn, als Sie es wünſchen können.

Mellefont. Ich vermuthe, daß er ſehr gleichgültig ſeyn wird.

Sara. Man braucht ſich weniger Zwang anzuthun, wenn man allein iſt. Erlauben Sie, daß ich mich wieder in mein Zimmer begebe.

Mellefont. Sie machen ſich alſo wohl Gedanken?

Sara. Ich mache mir keine, Mellefont.

Mellefont, indem er ſie bis an die Scene begleitet. Ich werde den Augenblick bei Ihnen ſeyn, liebſte Miß.

Neunter Auftritt.

Mellefont. Norton.

Mellefont, der den Brief noch anſieht. Gerechter Gott!

Norton. Weh Ihnen, wenn er nichts als gerecht iſt!

Mellefont. Kann es möglich ſeyn? Ich ſehe dieſe verruchte Hand wieder und erſtarre nicht vor Schrecken? Iſt ſie's? Iſt ſie es nicht? Was zweifle ich noch? Sie iſt's! Ah, Freund, ein Brief von der Marwood! Welche Furie, welcher Satan hat ihr meinen Aufenthalt verrathen? Was will ſie noch von mir? — Geh, mache ſogleich Anſtalt, daß wir von hier wegkommen. — Doch verzieh! vielleicht iſt es nicht nöthig; vielleicht haben meine verächtlichen Abſchiedsbriefe die Marwood nur aufgebracht, mir mit gleicher Verachtung zu begegnen. Hier! erbrich den Brief; lies ihn. Ich zittre, es ſelbſt zu thun.

Norton. Er lieſt. „Es wird ſo gut ſeyn, als ob ich Ihnen den längſten Brief geſchrieben hätte, Mellefont, wenn Sie den Namen, den Sie am Ende der Seite finden werden, nur einer kleinen Betrachtung würdigen wollen — —

Mellefont. Verflucht ſey ihr Name! Daß ich ihn nie gehört hätte! Daß er aus dem Buche der Lebendigen vertilgt würde!

Norton lieſt weiter. „Die Mühe, Sie auszuforſchen, hat mir die Liebe, welche mir forſchen half, verſüßt.

Mellefont. Die Liebe? Frevlerin! Du entheiligſt Namen, die nur der Tugend geweiht ſind.

Norton fährt fort. „Sie hat noch mehr gethan; — —

Mellefont. Ich bebe — —

Norton. „Sie hat mich Ihnen nachgebracht. — —

Mellefont. Verräther, was lieſt du? Er reißt ihm den Brief aus der Hand und lieſt ſelbſt. „Sie hat mich Ihnen — nachgebracht. — Ich bin hier; und es ſteht bei Ihnen — ob Sie meinen Beſuch erwarten, — oder mir mit dem Ihrigen — zuvorkommen wollen. Marwood.“ — Was für ein Donnerſchlag! Sie iſt hier? — Wo iſt ſie? Dieſe Frechheit ſoll ſie mit dem Leben büßen.

Norton. Mit dem Leben? Es wird ihr einen Blick koſten und Sie liegen wieder zu ihren Füßen. Bedenken Sie, was Sie thun! Sie müſſen ſie nicht ſprechen, oder das Unglück Ihrer armen Miß iſt vollkommen.

Mellefont. Ich Unglücklicher! — Nein, ich muß ſie ſprechen. Sie würde mich bis in dem Zimmer der Sara ſuchen und alle ihre Wuth gegen dieſe Unſchuldige auslaſſen.

Norton. Aber, mein Herr — —

Mellefont. Sage nichts! — Laß ſehen, indem er den Brief ſieht, ob ſie ihre Wohnung angezeigt hat. Hier iſt ſie. Komm, führe mich. Sie gehen ab.

Zweiter Aufzug.

Der Schauplatz ſtellt das Zimmer der Marwood vor, in einem andern Gaſthofe.

Erſter Auftritt.

Marwood im Negligé. Hannah.

Marwood. Belford hat den Brief doch richtig eingehändigt, Hannah?

Hannah. Richtig.

Marwood. Ihm ſelbſt?

Hannah. Seinem Bedienten.

Marwood. Kaum kann ich es erwarten, was er für Wirkung haben wird. — Scheine ich dir nicht ein wenig unruhig, Hannah? Ich bin es auch. — Der Verräther! Doch gemach! Zornig muß ich durchaus nicht werden. Nachſicht, Liebe, Bitten, ſind die einzigen Waffen, die ich wider ihn brauchen darf, wo ich anders ſeine ſchwache Seite recht kenne.

Hannah. Wenn er ſich aber dagegen verhärten ſollte? —

Marwood. Wenn er ſich dagegen verhärten ſollte? So werde ich nicht zürnen — ich werde raſen. Ich fühle es, Hannah; und wollte es lieber ſchon jetzt.

Hannah. Faſſen Sie ſich ja. Er kann vielleicht den Augenblick kommen.

Marwood. Wo er nur gar kömmt! Wo er ſich nur nicht entſchloſſen hat, mich feſtes Fußes bei ſich zu erwarten! — Aber weißt du, Hannah, worauf ich noch meine meiſte Hoffnung gründe, den Ungetreuen von dem neuen Gegenſtande ſeiner Liebe abzuziehen? Auf unſere Bella.

Hannah. Es iſt wahr; ſie iſt ſein kleiner Abgott, und der Einfall, ſie mitzunehmen, hätte nicht glücklicher ſeyn können.

Marwood. Wenn ſein Herz auch gegen die Sprache einer alten Liebe taub iſt, ſo wird ihm doch die Sprache des Bluts vernehmlich ſeyn. Er riß das Kind vor einiger Zeit aus meinen Armen unter dem Vorwand, ihm eine Art von Erziehung geben zu laſſen, die es bei mir nicht haben könne. Ich habe es von der Dame, die es unter ihrer Aufſicht hatte, jetzt nicht anders als durch Liſt wieder bekommen können; er hatte auf mehr als ein Jahr vorausbezahlt und noch den Tag vor ſeiner Flucht ausdrücklich befohlen, eine gewiſſe Marwood, die vielleicht kommen und ſich für die Mutter des Kindes ausgeben würde, durchaus nicht vorzulaſſen. Aus dieſem Befehl erkenne ich den Unterſchied, den er zwiſchen uns beiden macht. Arabellen ſieht er als einen koſtbaren Theil ſeiner ſelbſt an, und mich als eine Elende, die ihn mit allen ihren Reizen bis zum Ueberdruß geſättigt hat.

Hannah. Welcher Undank!

Marwood. Ach Hannah, nichts zieht den Undank ſo unausbleiblich nach ſich, als Gefälligkeiten, für die kein Dank zu groß wäre. Warum habe ich ſie ihm erzeigt, dieſe unſeligen Gefälligkeiten? Hätte ich es nicht voransſehen ſollen, daß ſie ihren Werth nicht immer bei ihm behalten könnten? daß ihr Werth auf der Schwierigkeit des Genuſſes beruhe, und daß er mit derjenigen Anmuth verſchwinden müſſe, welche die Hand der Zeit unmerklich, aber gewiß, aus unſern Geſichtern verlöſcht?

Hannah. O, Madame, von dieſer gefährlichen Hand haben Sie noch lange nichts zu befürchten. Ich finde, daß Ihre Schönheit den Punkt ihrer prächtigſten Blüthe ſo wenig überſchritten hat, daß ſie vielmehr erſt darauf losgeht und Ihnen alle Tage neue Herzen feſſeln würde, wenn Sie ihr nur Vollmacht dazu geben wollten.

Marwood. Schweig, Hannah! Du ſchmeichelſt mir bei einer Gelegenheit, die mir alle Schmeichelei verdächtig macht. Es iſt Unſinn, von neuen Eroberungen zu ſprechen, wenn man nicht einmal Kräfte genug hat, ſich im Beſitze der ſchon gemachten zu erhalten.

Zweiter Auftritt.

Ein Bedienter. Marwood. Hannah.

Der Bediente. Madame, man will die Ehre haben, mit Ihnen zu ſprechen.

Marwood. Wer?

Der Bediente. Ich vermuthe, daß es eben der Herr iſt, an welchen der vorige Brief überſchrieben war. Wenigſtens iſt der Bediente bei ihm, der mir ihn abgenommen hat.

Marwood. Mellefont! — Geſchwind, führe ihn herauf! Der Bediente geht ab. Ach Hanna, nun iſt er da! Wie ſoll ich ihn empfangen? Was ſoll ich ſagen? Welche Miene ſoll ich annehmen? Iſt dieſe ruhig genug? Sieh doch!

Hannah. Nichts weniger als ruhig.

Marwood. Aber dieſe?

Hannah. Geben Sie ihr noch mehr Anmuth.

Marwood. Etwa ſo?

Hannah. Zu traurig!

Marwood. Sollte mir dieſes Lächeln laſſen?

Hannah. Vollkommen! Aber nur freier. — Er kömmt.

Dritter Auftritt.

Mellefont. Marwood. Hannah.

Mellefont, der mit einer wilden Entſchloſſenheit hereintritt. Ha! Marwood —

Marwood, die ihm mit offenen Armen lächelnd entgegen rennt. Ach Mellefont —

Mellefont bei Seite. Die Mörderin, was für ein Blick!

Marwood. Ich muß Sie umarmen, treuloſer, lieber Flüchtling! — Theilen Sie doch meine Freude! — Warum entreißen Sie ſich meinen Liebkoſungen?

Mellefont. Marwood, ich vermuthete, daß Sie mich anders empfangen würden.

Marwood. Warum anders? Mit mehr Liebe vielleicht? mit mehr Entzücken? Ach ich Unglückliche, daß ich weniger ausdrücken kann, als ich fühle! — Sehen Sie, Mellefont, ſehen Sie, daß auch die Freude ihre Thränen hat? Hier rollen ſie, dieſe Kinder der ſüßeſten Wolluſt! — Aber ach, verlorne Thränen! ſeine Hand trocknet euch nicht ab.

Mellefont. Marwood, die Zeit iſt vorbei, da mich ſolche Reden bezaubert hätten. Sie müſſen jetzt in einem andern Tone mit mir ſprechen. Ich komme her, Ihre letzten Vorwürfe anzuhören und darauf zu antworten.

Marwood. Vorwürfe? Was hätte ich Ihnen für Vorwürfe zu machen, Mellefont? Keine.

Mellefont. So hätten Sie, ſollt' ich meinen, Ihren Weg erſparen können.

Marwood. Liebſte wunderliche Seele, warum wollen Sie mich nun mit Gewalt zwingen, einer Kleinigkeit zu gedenken, die ich Ihnen in eben dem Augenblicke vergab, in welchem ich ſie erfuhr? Eine kurze Untreue, die mir Ihre Galanterie, aber nicht Ihr Herz ſpielt, verdient dieſe Vorwürfe? Kommen Sie, laſſen Sie uns darüber ſcherzen.

Mellefont. Sie irren ſich; mein Herz hat mehr Antheil daran, als es jemals an allen unſern Liebeshändeln gehabt hat, auf die ich jetzt nicht ohne Abſcheu zurück ſehen kann.

Marwood. Ihr Herz, Mellefont, iſt ein gutes Närrchen. Es läßt ſich Alles bereden, was Ihrer Einbildung ihm zu bereden einfällt. Glauben Sie mir doch, ich kenne es beſſer als Sie. Wenn es nicht das beſte, das getreueſte Herz wäre, würde ich mir wohl ſo viel Mühe geben, es zu behalten?

Mellefont. Zu behalten? Sie haben es niemals beſeſſen, ſage ich Ihnen.

Marwood. Und ich ſage Ihnen, ich beſitze es im Grunde noch.

Mellefont. Marwood, wenn ich wüßte, daß Sie auch nur noch eine Faſer davon beſäßen, ſo wollte ich es mir ſelbſt hier vor Ihren Augen aus meinem Leibe reißen.

Marwood. Sie würden ſehen, daß Sie meines zugleich herausriſſen. Und dann, dann würden dieſe herausgeriſſenen Herzen endlich zu der Vereinigung gelangen, die ſie ſo oft auf unſern Lippen geſucht haben.

Mellefont bei Seite. Was für eine Schlange! Hier wird das beſte ſeyn, zu fliehen. — Sagen Sie mir es nur kurz, Marwood, warum Sie mir nachgekommen ſind, was Sie noch von mir verlangen. Aber ſagen Sie mir es ohne dieſes Lächeln, ohne dieſen Blick, aus welchem mich eine ganze Hölle von Verführung ſchreckt.

Marwood, vertraulich. Höre nur, mein lieber Mellefont, ich merke wohl, wie es jetzt mit dir ſteht. Deine Begierden und dein Geſchmack ſind jetzt deine Tyrannen. Laß es gut ſeyn; man muß ſie austoben laſſen. Sich ihnen widerſetzen, iſt Thorheit. Sie werden am ſicherſten eingeſchläfert und endlich gar überwunden, wenn man ihnen freies Feld läßt. Sie reiben ſich ſelbſt auf. Kannſt du mir nachſagen, kleiner Flattergeiſt, daß ich jemals eiferſüchtig geweſen wäre, wenn ſtärkere Reize als die meinigen dich mir auf eine Zeit lang abſpänſtig machten? Ich gönnte dir ja allezeit dieſe Veränderung, bei der ich immer mehr gewann als verlor. Du kehrteſt mit neuem Feuer, mit neuer Inbrunſt in meine Arme zurück, in die ich dich nur als in leichte Bande und nie als in ſchwere Feſſeln ſchloß. Bin ich nicht oft ſelbſt deine Vertraute geweſen, wenn du mir auch ſchon nichts zu vertrauen hatteſt, als die Gunſtbezeigungen, die du mir entwandteſt, um ſie gegen Andere zu verſchwenden? Warum glaubſt du denn, daß ich jetzt einen Eigenſinn gegen dich zu zeigen anfangen würde, zu welchem ich nun eben berechtigt zu ſeyn aufhöre, oder — vielleicht ſchon aufgehört habe? Wenn deine Hitze gegen das ſchöne Landmädchen noch nicht verraucht iſt; wenn du noch in dem erſten Fieber deiner Liebe gegen ſie biſt; wenn du ihren Genuß noch nicht entbehren kannſt, wer hindert dich denn, ihr ſo lange ergeben zu ſeyn, als du es für gut befindeſt? Mußt du deßwegen ſo unbeſonnene Anſchläge machen und mit ihr aus dem Reiche fliehen wollen?

Mellefont. Marwood, Sie reden vollkommen Ihrem Charakter gemäß, deſſen Häßlichkeit ich nie ſo gekannt habe, als ſeitdem ich in dem Umgange mit einer tugendhaften Freundin die Liebe von der Wolluſt unterſcheiden gelernt.

Marwood. Ei, ſieh doch! Deine neue Gebieterin iſt alſo wohl gar ein Mädchen von ſchönen ſittlichen Empfindungen? Ihr Mannsperſonen müßt doch ſelbſt nicht wiſſen, was ihr wollt. Bald ſind es die ſchlüpfrigſten Reden, die buhlerhafteſten Scherze, die euch an uns gefallen, und bald entzücken wir euch, wenn wir nichts als Tugend reden und alle ſieben Weiſen auf unſrer Zunge zu haben ſcheinen. Das Schlimmſte aber iſt, daß ihr das Eine ſowohl als das Andere überdrüſſig werdet. Wir mögen närriſch oder vernünftig, weltlich oder geiſtlich geſinnt ſeyn: wir verlieren unſere Mühe, euch beſtändig zu machen, einmal wie das andere. Du wirſt an deine ſchöne Heilige die Reihe Zeit genug kommen laſſen. Soll ich wohl einen kleinen Ueberſchlag machen? Nun eben biſt du im heftigſten Paroxismus mit ihr, und dieſem geb' ich noch zwei, aufs längſte drei Tage. Hierauf wird eine ziemlich geruhige Liebe folgen, der geb' ich acht Tage. Die andern acht Tage wirſt du nur gelegentlich an dieſe Liebe denken. Die dritten wirſt du dich daran erinnern laſſen, und wann du dieſes Erinnern ſatt haſt, ſo wirſt du dich zu der äußerſten Gleichgültigkeit ſo ſchnell gebracht ſehen, daß ich kaum die vierten acht Tage auf dieſe letzte Veränderung rechnen darf. — Das wäre nun ungefähr ein Monat. Und dieſen Monat, Mellefont, will ich dir noch mit dem größten Vergnügen nachſehen; nur wirſt du erlauben, daß ich dich nicht aus dem Geſichte verlieren darf.

Mellefont. Vergebens, Marwood, ſuchen Sie alle Waffen hervor, mit welchen Sie ſich erinnern, gegen mich ſonſt glücklich geweſen zu ſeyn. Ein tugendhafter Entſchluß ſichert mich gegen Ihre Zärtlichkeit und gegen Ihren Witz. Gleichwohl will ich mich beiden nicht länger ausſetzen. Ich gehe und habe Ihnen weiter nichts mehr zu ſagen, als daß Sie mich in wenig Tagen auf eine Art ſollen gebunden wiſſen, die Ihnen alle Hoffnung auf meine Rückkehr in Ihre laſterhafte Sklaverei vernichten wird. Meine Rechtfertigung werden Sie genugſam aus dem Briefe erſehen haben, den ich Ihnen vor meiner Abreiſe zuſtellen laſſen.

Marwood. Gut, daß Sie dieſes Briefes gedenken. Sagen Sie mir, von wem hatten Sie ihn ſchreiben laſſen?

Mellefont. Hatte ich ihn nicht ſelbſt geſchrieben?

Marwood. Unmöglich! Den Anfang deſſelben, in welchem Sie mir, ich weiß nicht was für Summen vorrechneten, die Sie mit mir wollen verſchwendet haben, mußte ein Gaſtwirth, ſo wie den übrigen theologiſchen Reſt ein Quäker geſchrieben haben. Dem ungeachtet will ich Ihnen jetzt ernſtlich darauf antworten. Was den vornehmſten Punkt anbelangt, ſo wiſſen Sie wohl, daß alle die Geſchenke, welche Sie mir gemacht haben, noch da ſind. Ich habe Ihre Bankozettel, Ihre Juwelen nie als mein Eigenthum angeſehen und jetzt Alles mitgebracht, um es wieder in diejenigen Hände zu liefern, die mir es anvertraut hatten.

Mellefont. Behalten Sie Alles, Marwood.

Marwood. Ich will nichts davon behalten. Was hätte ich ohne Ihre Perſon für ein Recht darauf? Wenn Sie mich auch nicht mehr lieben, ſo müſſen Sie mir doch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen und mich für keine von den feilen Buhlerinnen halten, denen es gleichviel iſt, von weſſen Beute ſie ſich bereichern. Kommen Sie nur, Mellefont, Sie ſollen den Augenblick wieder ſo reich ſeyn, als Sie vielleicht ohne meine Bekanntſchaft geblieben wären, und vielleicht auch nicht.

Mellefont. Welcher Geiſt, der mein Verderben geſchworen hat, redet jetzt aus Ihnen! Eine wollüſtige Marwood denkt ſo edel nicht.

Marwood. Nennen Sie das edel? Ich nenne es weiter nichts als billig. Nein, mein Herr, nein; ich verlange nicht, daß Sie mir dieſe Wiedererſtattung als etwas Beſonderes anrechnen ſollen. Sie koſtet mich nichts, und auch den geringſten Dank, den Sie mir dafür ſagen wollten, würde ich für eine Beſchimpfung halten, weil er doch keinen andern Sinn als dieſen haben könnte: „Marwood, ich hielt Euch für eine niederträchtige Betrügerin; ich bedanke mich, daß Ihr es wenigſtens gegen mich nicht ſeyn wollt.“

Mellefont. Genug, Madame, genug! Ich fliehe, weil mich mein Unſtern in einen Streit von Großmuth zu verwickeln droht, in welchem ich am ungernſten unterliegen möchte.

Marwood. Fliehen Sie nur, aber nehmen Sie auch Alles mit, was Ihr Andenken bei mir erneuern könnte. Arm, verachtet, ohne Ehre und ohne Freunde will ich es alsdann noch einmal wagen, Ihr Erbarmen rege zu machen. Ich will Ihnen in der unglücklichen Marwood nichts als eine Elende zeigen, die Geſchlecht, Anſehen, Tugend und Gewiſſen für Sie aufgeopfert hat. Ich will Sie an den erſten Tag erinnern, da Sie mich ſahen und liebten; an den erſten Tag, da auch ich Sie ſah und liebte; an das erſte ſtammelnde, ſchamhafte Bekenntniß, das Sie mir zu meinen Füßen von Ihrer Liebe ablegten; an die erſte Verſicherung von Gegenliebe, die Sie mir auspreßten; an die zärtlichen Blicke, an die feurigen Umarmungen, die darauf folgten; an das beredte Stillſchweigen, wenn wir mit beſchäftigten Sinnen einer des andern geheimſte Regungen erriethen und in den ſchmachtenden Augen die verborgenſten Gedanken der Seele laſen; an das zitternde Erwarten der nahenden Wolluſt, an die Trunkenheit ihrer Freuden; an das ſüße Erſtarren nach der Fülle des Genuſſes, in welchem ſich die ermatteten Geiſter zu neuen Entzückungen erholten. An alles dieſes will ich Sie erinnern und dann Ihre Kniee umfaſſen und nicht aufhören, um das einzige Geſchenk zu bitten, das Sie mir nicht verſagen können und ich ohne zu erröthen annehmen darf, — um den Tod von Ihren Händen.

Mellefont. Grauſame! noch wollte ich ſelbſt mein Leben für Sie hingeben. Fordern Sie es; fordern Sie es; nur auf meine Liebe machen Sie weiter keinen Anſpruch. Ich muß Sie verlaſſen, Marwood, oder mich zu einem Abſcheu der ganzen Natur machen. Ich bin ſchon ſtrafbar, daß ich nur hier ſtehe und Sie anhöre. Leben Sie wohl! leben Sie wohl!

Marwood, die ihn zurückhält. Sie müſſen mich verlaſſen? Und was wollen Sie denn, das aus mir werde? So wie ich jetzt bin, bin ich Ihr Geſchöpf: thun Sie alſo, was einem Schöpfer zukömmt; er darf die Hand von ſeinem Werke nicht eher abziehen, als bis er es gänzlich vernichten will. — Ach, Hannah, ich ſehe wohl, meine Bitten allein ſind zu ſchwach. Geh, bringe meinen Vorſprecher her, der mir vielleicht jetzt auf einmal mehr wiedergeben wird, als er von mir erhalten hat.

Hannah geht ab.

Mellefont. Was für einen Vorſprecher, Marwood?

Marwood. Ach, einen Vorſprecher, deſſen Sie mich nur allzugern beraubt hätten. Die Natur wird ſeine Klagen auf einem kürzern Wege zu Ihrem Herzen bringen — —

Mellefont. Ich erſchrecke. Sie werden doch nicht — —

Vierter Auftritt.

Arabella. Hannah. Mellefont. Marwood.

Mellefont. Was ſeh ich? Sie iſt es! — Marwood, wie haben Sie ſich unterſtehen können — —

Marwood. Soll ich umſonſt Mutter ſeyn? — Komm, meine Bella, komm; ſieh hier deinen Beſchützer wieder, deinen Freund, deinen — Ach! das Herz mag es ihm ſagen, was er noch mehr als dein Beſchützer, als dein Freund ſeyn kann.

Mellefont, mit abgewandtem Geſicht. Gott! wie wird es mir hier ergehen?

Arabella, indem ſie ihm furchtſam näher tritt. Ach, mein Herr! Sind Sie es? Sind Sie unſer Mellefont? — Nein doch, Madame, er iſt es nicht. — Würde er mich nicht anſehen, wenn er es wäre? Würde er mich nicht in ſeine Arme ſchließen? Er hat es ja ſonſt gethan. Ich unglückliches Kind! Womit hätte ich ihn denn erzürnt, dieſen Mann, dieſen liebſten Mann, der mir erlaubte, mich ſeine Tochter zu nennen?

Marwood. Sie ſchweigen, Mellefont? Sie gönnen der Unſchuldigen keinen Blick?

Mellefont. Ach! — —

Arabella. Er ſeufzt ja, Madame. Was fehlt ihm? Können wir ihm nicht helfen? Ich nicht? Sie auch nicht? So laſſen Sie uns doch mit ihm ſeufzen. — Ach, nun ſieht er mich an! — Nein, er ſieht wieder weg! Er ſieht gen Himmel! Was wünſcht er? Was bittet er vom Himmel? Möchte er ihm doch alles gewähren, wenn er mir auch alles dafür verſagte!

Marwood. Geh, mein Kind, geh; fall' ihm zu Füßen. Er will uns verlaſſen; er will uns auf ewig verlaſſen.

Arabella, die vor ihm niederfällt. Hier liege ich ſchon. Sie uns verlaſſen? Sie uns auf ewig verlaſſen? War es nicht ſchon eine kleine Ewigkeit, die wir Sie jetzt vermißt haben? Wir ſollen Sie wieder vermiſſen? Sie haben ja ſo oft geſagt, daß Sie uns liebten. Verläßt man denn die, die man liebt? So muß ich Sie wohl nicht lieben, denn ich wünſchte, Sie nie zu verlaſſen. Nie, und will Sie auch nie verlaſſen.

Marwood. Ich will dir bitten helfen, mein Kind; hilf nur auch mir. — Nun, Mellefont, ſehen Sie auch mich zu Ihren Füßen — —

Mellefont hält ſie zurück, indem ſie ſich niederwerfen will. Marwood, gefährliche Marwood. — Und auch du, meine liebſte Bella, hebt ſie auf. auch du biſt wider deinen Mellefont?

Arabella. Ich wider Sie?

Marwood. Was beſchließen Sie, Mellefont?

Mellefont. Was ich nicht ſollte, Marwood; was ich nicht ſollte.

Marwood, die ihn umarmt. Ach, ich weiß es ja, daß die Redlichkeit Ihres Herzens allezeit über den Eigenſinn Ihrer Begierden geſiegt hat.

Mellefont. Beſtürmen Sie mich nicht weiter. Ich bin ſchon, was Sie aus mir machen wollen: ein Meineidiger, ein Verführer, ein Räuber, ein Mörder.

Marwood. Jetzt werden Sie es einige Tage in Ihrer Einbildung ſeyn, und hernach werden Sie erkennen, daß ich Sie abgehalten habe, es wirklich zu werden. Machen Sie nur, und kehren Sie wieder mit uns zurück.

Arabella, ſchmeichelnd. O ja! thun Sie dieſes.

Mellefont. Mit euch zurückkehren? Kann ich denn?

Marwood. Nichts iſt leichter, wenn Sie nur wollen.

Mellefont. Und meine Miß — —

Marwood. Und Ihre Miß mag ſehen, wo ſie bleibt! —

Mellefont. Ha! barbariſche Marwood, dieſe Rede ließ mich bis auf den Grund Ihres Herzens ſehen. — — Und ich Verruchter gehe doch nicht wieder in mich?

Marwood. Wenn Sie bis auf den Grund meines Herzens geſehen hätten, ſo würden Sie entdeckt haben, daß es mehr wahres Erbarmen gegen Ihre Miß fühlt, als Sie ſelbſt. Ich ſage, wahres Erbarmen, denn das Ihre iſt ein eigennütziges, weichherziges Erbarmen. Sie haben überhaupt dieſen Liebeshandel viel zu weit getrieben. Daß Sie, als ein Mann, der bei einem langen Umgange mit unſerm Geſchlechte in der Kunſt zu verführen ausgelernt hatte, gegen ein ſo junges Frauenzimmer ſich Ihre Ueberlegenheit an Verſtellung und Erfahrung zu Nutze machten und nicht eher ruhten, als bis Sie Ihren Zweck erreichten, das möchte noch hingehen; Sie können ſich mit der Heftigkeit Ihrer Leidenſchaft entſchuldigen. Allein, daß Sie einem alten Vater ſein einziges Kind raubten; daß Sie einem rechtſchaffenen Greiſe die wenigen Schritte zu ſeinem Grabe noch ſo ſchwer und bitter machten; daß Sie, Ihrer Luſt wegen, die ſtärkſten Bande der Natur trennten: das, Mellefont, das können Sie nicht verantworten. Machen Sie alſo Ihren Fehler wieder gut, ſo weit es möglich iſt, ihn gut zu machen. Geben Sie dem weinenden Alter ſeine Stütze wieder und ſchicken Sie eine leichtgläubige Tochter in ihr Haus zurück, das Sie deßwegen, weil Sie es beſchimpft haben, nicht auch öde machen müſſen.

Mellefont. Das fehlte noch, daß Sie auch mein Gewiſſen wider mich zu Hülfe riefen! Aber geſetzt, es wäre billig, was Sie ſagen; müßte ich nicht eine eiſerne

Stirne haben, wenn ich es der unglücklichen Miß ſelbſt vorſchlagen ſollte?

Marwood. Nunmehr will ich es Ihnen geſtehen, daß ich ſchon im voraus bedacht geweſen bin, Ihnen dieſe Verwirrung zu erſparen. So bald ich Ihren Aufenthalt erfuhr, habe ich auch dem alten Sampſon unter der Hand Nachricht davon geben laſſen. Er iſt vor Freuden darüber ganz außer ſich geweſen und hat ſich ſogleich auf den Weg machen wollen. Ich wundere mich, daß er noch nicht hier iſt.

Mellefont. Was ſagen Sie?

Marwood. Erwarten Sie nur ruhig ſeine Ankunft, und laſſen ſich gegen die Miß nichts merken. Ich will Sie ſelbſt jetzt nicht länger aufhalten. Gehen Sie wieder zu ihr; ſie möchte Verdacht bekommen. Doch verſprech' ich mir, Sie heute noch einmal zu ſehen.

Mellefont. O Marwood, mit was für Geſinnungen kam ich zu Ihnen und mit welchen muß ich Sie verlaſſen! Einen Kuß, meine liebe Bella — —

Arabella. Der war für Sie; aber nun einen für mich. Kommen Sie nur ja bald wieder, ich bitte.

Mellefont geht ab.

Fünfter Auftritt.

Marwood. Arabella. Hannah.

Marwood, nachdem ſie tief Athem geholt. Sieg, Hannah; aber ein ſaurer Sieg! — Gieb mir einen Stuhl; ich fühle mich ganz abgemattet — Sie ſetzt ſich. Eben war es die höchſte Zeit, als er ſich ergab; noch einen Augenblick hätte er anſtehen dürfen, ſo würde ich ihm eine ganz andere Marwood gezeigt haben.

Hannah. Ach, Madame, was ſind Sie für eine Frau! Den möchte ich doch ſehen, der Ihnen widerſtehen könnte.

Marwood. Er hat mir ſchon zu lange widerſtanden. Und gewiß, gewiß, ich will es ihm nicht vergeben, daß ich ihm faſt zu Fuße gefallen wäre.

Arabella. O nein! Sie müſſen ihm alles vergeben. Er iſt ja ſo gut, ſo gut — —

Marwood. Schweig, kleine Närrin!

Hannah. Auf welcher Seite wußten Sie ihn nicht zu faſſen! Aber nichts, glaube ich, rührte ihn mehr, als die Uneigennützigkeit, mit welcher Sie ſich erboten, alle von ihm erhaltenen Geſchenke zurück zu geben

Marwood. Ich glaube es auch. Ha! ha! ha! Verächtlich.

Hannah. Warum lachen Sie, Madame? Wenn es nicht Ihr Ernſt war, ſo wagten Sie in der That ſehr viel. Geſetzt, er hätte Sie bei Ihrem Wort gefaßt?

Marwood. O geh! man muß wiſſen, wen man vor ſich hat.

Hannah. Nun das geſteh' ich! Aber auch Sie, meine ſchöne Bella, haben Ihre Sache vortrefflich gemacht, vortrefflich!

Arabella. Warum das? Konnte ich ſie denn anders machen? Ich hatte ihn ja ſo lange nicht geſehen. Sie ſind doch nicht böſe, Madame, daß ich ihn ſo lieb habe? Ich habe Sie ſo lieb, wie ihn; eben ſo lieb.

Marwood. Schon gut; dasmal will ich dir vergeben, daß du mich nicht lieber haſt als ihn.

Arabella. Dasmal? Schluchzend.

Marwood. Du weinſt ja wohl gar? Warum denn?

Arabella. Ach nein! ich weine nicht. Werden Sie nur nicht ungehalten. Ich will Sie ja gern alle beide ſo lieb, ſo lieb haben, daß ich unmöglich weder Sie noch ihn lieber haben kann.

Marwood. Je nun ja!

Arabella. Ich bin recht unglücklich — —

Marwood. Sey doch nur ſtille — Aber was iſt das?

Sechster Auftritt.

Mellefont. Marwood. Arabella. Hannah.

Marwood. Warum kommen Sie ſchon wieder, Mellefont? Sie ſteht auf.

Mellefont, bitter. Weil ich mehr nicht als einige Augenblicke nöthig hatte, wieder zu mir ſelbſt zu kommen.

Marwood. Nun?

Mellefont. Ich war betäubt, Marwood, aber nicht bewegt. Sie haben alle Ihre Mühe verloren; eine andere Luft als dieſe anſteckende Luft Ihres Zimmers gab mir Muth und Kräfte wieder, meinen Fuß aus dieſer gefährlichen Schlinge noch zeitig genug zu ziehen. Waren mir Nichtswürdigem die Ränke einer Marwood noch nicht bekannt genug?

Marwood, hitzig. Was iſt das wieder für eine Sprache?

Mellefont. Die Sprache der Wahrheit und des Unwillens.

Marwood. Nur gemach, Mellefont, oder auch ich werde dieſe Sprache ſprechen.

Mellefont. Ich komme nur zurück, Sie keinen Augenblick länger in einem Irrthume von mir ſtecken zu laſſen, der mich ſelbſt in Ihren Augen verächtlich machen muß.

Arabella, furchtſam. Ach! Hannah —

Mellefont. Sehen Sie mich nur ſo wüthend an, als Sie wollen. Je wüthender, je beſſer. War es möglich, daß ich zwiſchen einer Marwood und einer Sara nur einen Augenblick unentſchlüſſig bleiben konnte? Und daß ich mich faſt für die erſtere entſchloſſen hätte?

Arabella. Ach, Mellefont! — —

Mellefont. Zittern Sie nicht, Bella. Auch für Sie bin ich mit zurück gekommen. Geben Sie mir die Hand und folgen Sie mir nur getroſt.

Marwood, die Tochter zurückhält. Wem ſoll ſie folgen, Verräther?

Mellefont. Ihrem Vater.

Marwood. Geh, Elender, und lern erſt ihre Mutter kennen.

Mellefont. Ich kenne ſie. Sie iſt die Schande ihres Geſchlechts — —

Marwood. Führe ſie weg, Hannah!

Mellefont. Bleiben Sie, Bella. Indem er ſie zurückhalten will.

Marwood. Nur keine Gewalt, Mellefont, oder — —

Hannah und Arabella gehen ab.

Siebenter Auftritt.

Mellefont. Marwood.

Marwood. Nun ſind wir allein. Nun ſagen Sie es noch einmal, ob Sie feſt entſchloſſen ſind, mich einer jungen Närrin aufzuopfern?

Mellefont, bitter. Aufzuopfern? Sie machen, daß ich mich hier erinnere, daß den alten Göttern auch ſehr unreine Thiere geopfert wurden.

Marwood, ſpöttiſch. Drücken Sie ſich ohne ſo gelehrte Anſpielungen aus.

Mellefont. So ſage ich Ihnen, daß ich feſt entſchloſſen bin, nie wieder ohne die ſchrecklichſten Verwünſchungen an Sie zu denken. Wer ſind Sie? und wer iſt Sara? Sie ſind eine wollüſtige, eigennützige, ſchändliche Buhlerin, die ſich jetzt kaum mehr muß erinnern können, einmal unſchuldig geweſen zu ſeyn. Ich habe mir mit Ihnen nichts vorzuwerfen, als daß ich dasjenige genoſſen, was Sie ohne mich vielleicht die ganze Welt hätten genießen laſſen. Sie haben mich geſucht, nicht ich Sie; und wenn ich nunmehr weiß, wer Marwood iſt, ſo kömmt mir dieſe Kenntniß theuer genug zu ſtehen.

Sie koſtet mir mein Vermögen, meine Ehre, mein Glück — —

Marwood. Und ſo wollte ich, daß ſie dir auch deine Seligkeit koſten müßte! Ungeheuer! Iſt der Teufel ärger als du, der ſchwache Menſchen zu Verbrechen reizt, und ſie, dieſer Verbrechen wegen, die ſein Werk ſind, hernach ſelbſt anklagt? Was geht dich meine Unſchuld an, wann und wie ich ſie verloren habe? Habe ich dir meine Tugend nicht preisgeben können, ſo habe ich doch meinen guten Namen für dich in die Schanze geſchlagen. Jene iſt nichts koſtbarer, als dieſer. Was ſage ich? koſtbarer? Sie iſt ohne ihn ein albernes Hirngeſpinnſt, das weder ruhig noch glücklich macht. Er allein giebt ihr noch einigen Werth, und kann vollkommen ohne ſie beſtehen. Mochte ich doch ſeyn, wer ich wollte, ehe ich dich, Scheuſal, kennen lernte; genug, daß ich in den Augen der Welt für ein Frauenzimmer ohne Tadel galt. Durch dich nur hat ſie es erfahren, daß ich es nicht ſey; durch meine Bereitwilligkeit bloß, dein Herz, wie ich damals glaubte, ohne deine Hand anzunehmen.

Mellefont. Eben dieſe Bereitwilligkeit verdammt dich, Niederträchtige.

Marwood. Erinnerſt du dich aber, welchen nichtswürdigen Kunſtgriffen du ſie zu verdanken hatteſt? Ward ich nicht von dir beredet, daß Du dich in keine öffentliche Verbindung einlaſſen könnteſt, ohne einer Erbſchaft verluſtig zu werden, deren Genuß du mit niemand, als mit mir theilen wollteſt? Iſt es nun Zeit, ihrer zu entſagen? Und ihrer für eine andere als für mich zu entſagen?

Mellefont. Es iſt mir eine wahre Wolluſt, Ihnen melden zu können, daß dieſe Schwierigkeit nunmehr bald wird gehoben ſeyn. Begnügen Sie ſich alſo nur, mich um mein väterliches Erbtheil gebracht zu haben, und laſſen mich ein weit geringeres mit einer würdigern Gattin genießen.

Marwood. Ha! nun ſeh' ich's, was dich eigentlich ſo trotzig macht. Wohl, ich will kein Wort mehr verlieren. Es ſey darum! Rechne darauf, daß ich alles anwenden will, dich zu vergeſſen. Und das erſte, was ich in dieſer Abſicht thun werde, ſoll dieſes ſeyn — Du wirſt mich verſtehen! Zittre für deine Bella! Ihr Leben ſoll das Andenken meiner verachteten Liebe auf die Nachwelt nicht bringen; meine Grauſamkeit ſoll es thun. Sieh in mir eine neue Medea!

Mellefont, erſchrocken. Marwood — —

Marwood. Oder wenn du noch eine grauſamere Mutter weißt, ſo ſieh ſie gedoppelt in mir! Gift und Dolch ſollen mich rächen. Doch nein, Gift und Dolch ſind zu barmherzige Werkzeuge! Sie würden dein und mein Kind zu bald tödten. Ich will es nicht geſtorben ſehen; ſterben will ich es ſehen! Durch langſame Martern will ich in ſeinem Geſichte jeden ähnlichen Zug, den es von dir hat, ſich verſtellen, verzerren und verſchwinden ſehen. Ich will mit begieriger Hand Glied von Glied, Ader von Ader, Nerve von Nerve löſen, und das kleinſte derſelben auch da noch nicht aufhören zu ſchneiden und zu brennen, wenn es ſchon nichts mehr ſeyn wird, als ein empfindungsloſes Aas. Ich — ich werde wenigſtens dabei empfinden, wie ſüß die Rache ſey!

Mellefont. Sie raſen, Marwood — —

Marwood. Du erinnerſt mich, daß ich nicht gegen den Rechten raſe. Der Vater muß voran! Er muß ſchon in jener Welt ſeyn, wenn der Geiſt ſeiner Tochter unter tauſend Seufzern ihm nachzieht — Sie geht mit einem Dolche, den ſie aus dem Buſen reißt, auf ihn los. Drum ſtirb, Verräther!

Mellefont, der ihr in die Arme fällt und den Dolch entreißt: Unſinniges Weibsbild! — Was hindert mich nun, den Stahl wider dich zu kehren? Doch lebe, und deine Strafe müſſe einer ehrloſen Hand aufgehoben ſeyn!

Marwood, mit gerungenen Händen. Himmel, was hab' ich gethan? Mellefont — —

Mellefont. Deine Reue ſoll mich nicht hintergehen! Ich weiß es doch wohl, was dich reuet; nicht daß du den Stoß thun wollen, ſondern daß du ihn nicht thun können.

Marwood. Geben Sie mir ihn wieder, den verirrten Stahl! geben Sie mir ihn wieder! und Sie ſollen es gleich ſehen, für wen er geſchliffen ward. Für dieſe Bruſt allein, die ſchon längſt einem Herzen zu enge iſt, das eher dem Leben als Ihrer Liebe entſagen will.

Mellefont. Hannah! — —

Marwood. Was wollen Sie thun, Mellefont?

Achter Auftritt.

Hannah erſchrocken. **Marwood. Mellefont.**

Mellefont. Haſt du es gehört, Hannah, welche Furie deine Gebieterin iſt? Wiſſe, daß ich Arabellen von deinen Händen fordern werde.

Hannah. Ach, Madame, wie ſind Sie außer ſich!

Mellefont. Ich will das unſchuldige Kind bald in völlige Sicherheit bringen. Die Gerechtigkeit wird einer ſo grauſamen Mutter die mörderiſchen Hände ſchon zu binden wiſſen. Er will gehen.

Marwood. Wohin, Mellefont? Iſt es zu verwundern, daß die Heftigkeit meines Schmerzes mich des Verſtandes nicht mächtig ließ? Wer bringt mich zu ſo unnatürlichen Ausſchweifungen? Sind Sie es nicht ſelbſt? Wo kann Bella ſicherer ſeyn, als bei mir? Mein Mund tobt wider ſie und mein Herz bleibt doch immer das Herz einer Mutter. Ach, Mellefont! vergeſſen Sie meine Raſerei, und denken zu ihrer Entſchuldigung nur an die Urſache derſelben.

Mellefont. Es iſt nur Ein Mittel, welches mich bewegen kann, ſie zu vergeſſen.

Marwood. Welches?

Mellefont. Wenn Sie den Augenblick nach London zurückkehren. Arabellen will ich in einer andern Begleitung wieder dahin bringen laſſen. Sie müſſen durchaus ferner mit ihr nichts zu thun haben.

Marwood. Gut, ich laſſe mir alles gefallen; aber eine einzige Bitte gewähren Sie mir noch. Laſſen Sie mich Ihre Sara wenigſtens einmal ſehen.

Mellefont. Und wozu?

Marwood. Um in ihren Blicken mein ganzes künftiges Schickſal zu leſen. Ich will ſelbſt urtheilen, ob ſie einer Untreue, wie Sie an mir begehen, würdig iſt; und ob ich Hoffnung haben kann, wenigſtens einmal einen Antheil an Ihrer Liebe wieder zu bekommen.

Mellefont. Nichtige Hoffnung!

Marwood. Wer iſt ſo grauſam, daß er einer Elenden auch nicht einmal die Hoffnung gönnen wollte? Ich will mich ihr nicht als Marwood, ſondern als eine Anverwandte von Ihnen zeigen. Melden Sie mich bei ihr als eine ſolche; Sie ſollen bei meinem Beſuche zugegen ſeyn, und ich verſpreche Ihnen, bei allem was heilig iſt, ihr nicht das geringſte anſtößige zu ſagen. Schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab; denn ſonſt möchte ich vielleicht alles anwenden, in meiner wahren Geſtalt vor ihr zu erſcheinen.

Mellefont. Dieſe Bitte, Marwood, nachdem er einen Augenblick nachgedacht. — — könnte ich Ihnen gewähren. Wollen Sie aber auch alsdann gewiß dieſen Ort verlaſſen?

Marwood. Gewiß; ja, ich verſpreche Ihnen noch mehr: ich will Sie, wo nur noch einige Möglichkeit iſt, von dem Ueberfalle ihres Vaters befreien.

Mellefont. Dieſes haben Sie nicht nöthig. Ich hoffe, daß er auch mich in die Verzeihung mit einſchließen wird, die er ſeiner Tochter wiederfahren läßt. Will er aber dieſer nicht verzeihen, ſo werde ich auch wiſſen, wie ich ihm begegnen ſoll. — Ich gehe, Sie bei meiner Miß zu melden. Nur halten Sie Wort, Marwood! Geht ab.

Marwood. Ach, Hannah! daß unſere Kräfte nicht ſo groß ſind als unſere Wuth! Komm, hilf mich ankleiden. Ich gebe mein Vorhaben nicht auf. Wenn ich ihn nur erſt ſicher gemacht habe. Komm!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein Saal im erſtern Gaſthofe.

Sir William Sampſon. Waitwell.

Sir William. Hier, Waitwell, bring ihr dieſen Brief. Es iſt der Brief eines zärtlichen Vaters, der ſich über nichts als über ihre Abweſenheit beklagt. Sag' ihr, daß ich dich damit vorweg geſchickt, und daß ich nur noch ihre Antwort erwarten wolle, ehe ich ſelbſt käme, ſie wieder in meine Arme zu ſchließen.

Waitwell. Ich glaube, Sie thun recht wohl, daß Sie Ihre Zuſammenkunft auf dieſe Art vorbereiten.

Sir William. Ich werde ihrer Geſinnungen dadurch gewiß, und mache ihr Gelegenheit, alles, was ihr die Reue klägliches und erröthendes eingeben könnte, ſchon ausgeſchüttet zu haben, ehe ſie mündlich mit mir ſpricht. Es wird ihr in einem Briefe weniger Verwirrung und mir vielleicht weniger Thränen koſten.

Waitwell. Darf ich aber fragen, Sir, was Sie in Anſehung Mellefonts beſchloſſen haben?

Sir William. Ach, Waitwell, wenn ich ihn von dem Geliebten meiner Tochter trennen könnte, ſo würde ich etwas ſehr hartes wider ihn beſchließen. Aber da dieſes nicht angeht, ſo ſiehſt du wohl, daß er gegen meinen Unwillen geſichert iſt. Ich habe ſelbſt den größten Fehler bei dieſem Unglück begangen. Ohne mich würde Sara dieſen gefährlichen Mann nicht haben kennen lernen. Ich verſtattete ihm, wegen einer Verbindlichkeit, die ich gegen ihn zu haben glaubte, einen allzufreien Zutritt in meinem Hauſe. Es war natürlich, daß ihm die dankbare Aufmerkſamkeit, die ich für ihn bezeigte, auch die Achtung meiner Tochter zuziehen mußte. Und es war eben ſo natürlich, daß ſich ein Menſch von ſeiner Denkungsart durch dieſe Achtung verleiten ließ, ſie zu etwas höherem zu treiben. Er hatte Geſchicklichkeit genug gehabt, ſie in Liebe zu verwandeln, ehe ich noch das geringſte merkte, und ehe ich noch Zeit hatte, mich nach ſeiner übrigen Lebensart zu erkundigen. Das Unglück war geſchehen, und ich hätte wohl gethan, wenn ich ihnen nur gleich alles vergeben hätte. Ich wollte unerbittlich gegen ihn ſeyn, und überlegte nicht, daß ich es gegen ihn nicht allein ſeyn könnte. Wenn ich meine zu ſpäte Strenge erſpart hätte, ſo würde ich wenigſtens ihre Flucht verhindert haben. — Da bin ich nun, Waitwell! Ich muß ſie ſelbſt zurückholen und mich noch glücklich ſchätzen, wenn ich aus dem Verführer nur meinen Sohn machen kann. Denn wer weiß, ob er ſeine Marwoods und ſeine übrigen Kreaturen eines Mädchens wegen wird aufgeben wollen, das ſeinen Begierden nichts mehr zu verlangen übrig gelaſſen hat, und die feſſelnden Künſte einer Buhlerin ſo wenig verſteht?

Waitwell. Nun, Sir, das iſt wohl nicht möglich, daß ein Menſch ſo gar böſe ſeyn könnte —

Sir William. Der Zweifel, guter Waitwell, macht deiner Tugend Ehre. Aber warum iſt es gleichwohl wahr, daß ſich die Gränzen der menſchlichen Bosheit noch viel weiter erſtrecken? — Geh nur jetzt und thue was ich dir geſagt habe. Gieb auf alle ihre Mienen Acht, wenn ſie meinen Brief leſen wird. In der kurzen Entfernung von der Tugend kann ſie die Verſtellung noch nicht gelernt haben, zu deren Larven nur das eingewurzelte Laſter ſeine Zuflucht nimmt. Du wirſt ihre ganze Seele in ihrem Geſichte leſen. Laß dir ja keinen Zug entgehen, der etwa eine Gleichgültigkeit gegen mich, eine Verſchmähung ihres Vaters anzeigen könnte. Denn wenn du dieſe unglückliche Entdeckung machen ſollteſt, und wenn ſie mich nicht mehr liebt, ſo hoffe ich, daß ich mich endlich werde überwinden können, ſie ihrem Schickſale zu überlaſſen. Ich hoffe es, Waitwell — Ach, wenn nur hier kein Herz ſchlüge, das dieſer Hoffnung widerſpricht. Sie gehen beide auf verſchiedenen Seiten ab.

Zweiter Auftritt.

Das Zimmer der Sara.

Miß Sara. Mellefont.

Mellefont. Ich habe Unrecht gethan, liebſte Miß, daß ich Sie wegen des vorigen Briefs in einer kleinen Unruhe ließ.

Sara. Nein doch, Mellefont; ich bin deßwegen ganz und gar nicht unruhig geweſen. Könnten Sie mich denn nicht lieben, wenn Sie gleich noch Geheimniſſe vor mir hätten?

Mellefont. Sie glauben alſo doch, daß es ein Geheimniß geweſen ſey?

Sara. Aber keines, das mich angeht. Und das muß mir genug ſeyn.

Mellefont. Sie ſind allzu gefällig. Doch erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieſes Geheimniß gleichwohl entdecke. Es waren einige Zeilen von einer Anverwandten, die meinen hieſigen Aufenthalt erfahren hat. Sie geht auf ihrer Reiſe nach London hier durch und will mich ſprechen. Sie hat zugleich um die Ehre erſucht, Ihnen ihre Aufwartung machen zu dürfen.

Sara. Es wird mir allezeit angenehm ſeyn, Mellefont, die würdigen Perſonen Ihrer Familie kennen zu lernen. Aber, überlegen Sie es ſelbſt, ob ich ſchon ohne zu erröthen einer derſelben unter die Augen ſehen darf.

Mellefont. Ohne zu erröthen? Und worüber? Darüber, daß Sie mich lieben? Es iſt wahr, Miß, Sie hätten Ihre Liebe einem Edlern, einem Reichern ſchenken können. Sie müſſen ſich ſchämen, daß Sie Ihr Herz nur um ein Herz haben geben wollen, und daß Sie bei dieſem Tauſche Ihr Glück ſo weit aus den Augen geſetzt.

Sara. Sie werden es ſelbſt wiſſen, wie falſch Sie meine Worte erklären.

Mellefont. Erlauben Sie, Miß; wenn ich ſie falſch erkläre, ſo können ſie gar keine Bedeutung haben.

Sara. Wie heißt Ihre Anverwandte?

Mellefont. Es iſt — Lady Solmes. Sie werden den Namen von mir ſchon gehört haben.

Sara. Ich kann mich nicht erinnern.

Mellefont. Darf ich bitten, daß Sie Ihren Beſuch annehmen wollen?

Sara. Bitten, Mellefont? Sie können mir es ja befehlen.

Mellefont. Was für ein Wort! — Nein, Miß, ſie ſoll das Glück nicht haben, Sie zu ſehen. Sie wird es bedauern, aber ſie muß es ſich gefallen laſſen. Miß Sara hat ihre Urſachen, die ich auch, ohne ſie zu wiſſen, verehre.

Sara. Mein Gott! wie ſchnell ſind Sie, Mellefont! Ich werde die Lady erwarten, und mich der Ehre ihres Beſuchs ſo viel möglich würdig zu erzeigen ſuchen. Sind Sie zufrieden?

Mellefont. Ach, Miß, laſſen Sie mich meinen Ehrgeiz geſtehen. Ich möchte gern gegen die ganze

Welt mit Ihnen prahlen. Und wenn ich auf den Beſitz einer ſolchen Perſon nicht eitel wäre, ſo würde ich mir ſelbſt vorwerfen, daß ich den Werth derſelben nicht zu ſchätzen wüßte. Ich gehe und bringe die Lady ſogleich zu Ihnen. Geht ab.

Sara, allein. Wenn es nur keine von den ſtolzen Weibern iſt, die voll von ihrer Tugend über alle Schwachheiten erhaben zu ſeyn glauben. Sie machen uns mit einem einzigen verächtlichen Blicke den Proceß, und ein zweideutiges Achſelzucken iſt das ganze Mitleiden, das wir ihnen zu verdienen ſcheinen.

Dritter Auftritt.

Waitwell. Sara.

Betty, hinter der Scene. Nur hier herein, wenn Er ſelbſt mit ihr ſprechen muß.

Sara, die ſich umſieht. Wer muß ſelbſt mit mir ſprechen? — Wen ſeh' ich? Iſt es möglich? Waitwell, dich?

Waitwell. Was für ein glücklicher Mann bin ich, daß ich endlich unſere Miß Sara wieder ſehe!

Sara. Gott! was bringſt du? Ich hör' es ſchon, ich hör' es ſchon, du bringſt mir die Nachricht von dem Tode meines Vaters! Er iſt hin, der vortrefflichſte Mann, der beſte Vater! Er iſt hin, und ich, ich bin die Elende, die ſeinen Tod beſchleunigt hat.

Waitwell. Ach, Miß — —

Sara. Sage mir, geſchwind ſage mir, daß die letzten Augenblicke ſeines Lebens ihm durch mein Andenken nicht ſchwerer wurden; daß er mich vergeſſen hatte; daß er eben ſo ruhig ſtarb, als er ſich ſonſt in meinen Armen zu ſterben verſprach; daß er ſich meiner auch nicht einmal in ſeinem letzten Gebete erinnerte — —

Waitwell. Hören Sie doch auf, ſich mit ſo falſchen Vorſtellungen zu plagen! Er lebt ja noch. Ihr Vater, er lebt ja noch, der rechtſchaffene Sir William.

Sara. Lebt er noch? Iſt es wahr, lebt er noch? O, daß er noch lange leben und glücklich leben möge! O, daß ihm Gott die Hälfte meiner Jahre zulegen wolle! Die Hälfte? — Ich Undankbare, wenn ich ihm nicht mit allen, ſo viel mir deren beſtimmt ſind, auch nur einige Augenblicke zu erkaufen bereit bin! Aber nun ſage mir wenigſtens, Waitwell, daß es ihm nicht hart fällt, ohne mich zu leben; daß es ihm leicht geworden iſt, eine Tochter aufzugeben, die ihre Tugend ſo leicht aufgeben können; daß ihn meine Flucht erzürnt, aber nicht gekränkt hat; daß er mich verwünſcht, aber nicht bedauert.

Waitwell. Ach, Sir William iſt noch immer der zärtliche Vater, ſo wie ſein Sarchen noch immer die zärtliche Tochter iſt, die ſie beide geweſen ſind.

Sara. Was ſagſt du? Du biſt ein Bote des Unglücks, des ſchrecklichſten Unglücks unter allen, die mir meine feindſelige Einbildung jemals vorgeſtellt hat! Er iſt noch der zärtliche Vater? So liebt er mich ja noch? So muß er mich ja beklagen? Nein, nein, das thut er nicht; das kann er nicht thun! Siehſt du denn nicht, wie unendlich jeder Seufzer, den er um mich verlöre, meine Verbrechen vergrößern würde? Müßte mir nicht die Gerechtigkeit des Himmels jede ſeiner Thränen, die ich ihm auspreßte, ſo anrechnen, als ob ich bei jeder derſelben mein Laſter und meinen Undank wiederholte? Ich erſtarre über dieſen Gedanken. Thränen koſte ich ihm? Thränen? Und es ſind andere Thränen, als Thränen der Freude? — Widerſprich mir doch, Waitwell! Aufs höchſte hat er einige leichte Regungen des Bluts für mich gefühlt; einige von den geſchwind überhin gehenden Regungen, welche die kleinſte Anſtrengung der Vernunft beſänftigt. Zu Thränen hat er es nicht kommen laſſen. Nicht wahr, Waitwell, zu Thränen hat er es nicht kommen laſſen?

Waitwell, indem er ſich die Augen wiſcht. Nein, Miß, dazu hat er es nicht kommen laſſen.

Sara. Ach, dein Mund ſagt nein, und deine eignen Thränen ſagen ja.

Waitwell. Nehmen Sie dieſen Brief Miß; er iſt von ihm ſelbſt.

Sara. Von wem? Von meinem Vater? An mich?

Waitwell. Ja, nehmen Sie ihn nur; Sie werden mehr daraus ſehen können, als ich zu ſagen vermag. Er hätte einem andern, als mir, dieſes Geſchäft auftragen ſollen. Ich verſprach mir Freude davon; aber Sie verwandeln mir dieſe Freude in Betrübniß.

Sara. Gieb nur, ehrlicher Waitwell! — Doch nein, ich will ihn nicht eher nehmen, als bis du mir ſagſt, was ungefähr darin enthalten iſt.

Waitwell. Was kann darin enthalten ſeyn? Liebe und Vergebung.

Sara. Liebe? Vergebung?

Waitwell. Und vielleicht ein aufrichtiges Bedauern, daß er die Rechte der väterlichen Gewalt gegen ein Kind brauchen wollen, für welches nur die Vorrechte der väterlichen Huld ſind.

Sara. So behalte nur deinen grauſamen Brief!

Waitwell. Grauſamen? Fürchten Sie nichts; Sie erhalten völlige Freiheit über Ihr Herz und Ihre Hand.

Sara. Und das iſt es eben, was ich fürchte. Einen Vater, wie ihn, zu betrüben, dazu habe ich noch den Muth gehabt. Allein ihn durch eben dieſe Betrübniß, ihn durch ſeine Liebe, der ich entſagt, dahin gebracht zu ſehen, daß er ſich alles gefallen läßt, wozu mich eine unglückliche Leidenſchaft verleitet: das, Waitwell, das würde ich nicht ausſtehen. Wenn ſein Brief alles enthielte, was ein aufgebrachter Vater in ſolchem Falle heftiges und hartes vorbringen kann, ſo würde ich ihn zwar mit Schaudern leſen, aber ich würde ihn doch leſen können. Ich würde gegen ſeinen Zorn noch einen Schatten von Vertheidigung aufzubringen wiſſen, um ihn durch dieſe Vertheidigung wo möglich noch zorniger zumachen. Meine Beruhigung wäre alsdann dieſe, daß bei einem gewaltſamen Zorne kein wehmüthiger Gram Raum haben könne, und daß ſich jener endlich glücklich in eine bittere Verachtung gegen mich verwandeln werde. Wen man aber verachtet, um den bekümmert man ſich nicht mehr. Mein Vater wäre wieder ruhig, und ich dürfte mir nicht vorwerfen, ihn auf immer unglücklich gemacht zu haben.

Waitwell. Ach, Miß, Sie werden ſich dieſen Vorwurf noch weniger machen dürfen, wenn Sie jetzt ſeine Liebe wieder ergreifen, die ja alles vergeſſen will.

Sara. Du irrſt dich, Waitwell, ſein ſehnliches Verlangen nach mir verführt ihn vielleicht, zu allem ja zu ſagen. Kaum aber würde dieſes Verlangen ein wenig beruhigt ſeyn, ſo würde er ſich ſeiner Schwäche wegen vor ſich ſelbſt ſchämen. Ein finſterer Unwille würde ſich ſeiner bemeiſtern, und er würde mich nie anſehen können, ohne mich heimlich anzuklagen, wie viel ich ihm abzutrotzen mich unterſtanden habe. Ja, wenn es in meinem Vermögen ſtände, ihm bei der äußerſten Gewalt, die er ſich meinetwegen anthut, das bitterſte zu erſparen; wenn in dem Augenblicke, da er mir alles erlauben wollte, ich ihm alles aufopfern könnte, ſo wäre es ganz etwas anders. Ich wollte den Brief mit Vergnügen von deinen Händen nehmen, die Stärke der väterlichen Liebe darin bewundern, und ohne ſie zu mißbrauchen, mich als eine reuende und gehorſame Tochter zu ſeinen Füßen werfen. Aber kann ich das? Ich würde es thun müſſen, was er mir erlaubte, ohne mich daran zu kehren, wie theuer ihm dieſe Erlaubniß zu ſtehen komme. Und wenn ich dann am vergnügteſten darüber ſeyn wollte, würde es mir plötzlich einfallen, daß er mein Vergnügen äußerlich nur zu theilen ſcheine, und in ſich ſelbſt vielleicht ſeufze; kurz, daß er mich mit Entſagung ſeiner eigenen Glückſeligkeit glücklich gemacht habe — Und es auf dieſe Art zu ſeyn wünſchen, traueſt du mir das wohl zu, Waitwell?

Waitwell. Gewiß ich weiß nicht, was ich hierauf antworten ſoll.

Sara. Es iſt nichts darauf zu antworten. Bringe deinen Brief alſo nur wieder zurück. Wenn mein Vater durch mich unglücklich ſeyn muß, ſo will ich ſelbſt auch unglücklich bleiben. Ganz allein ohne ihn unglücklich zu ſeyn, das iſt es, was ich jetzt ſtündlich von dem Himmel bitte; glücklich aber ohne ihn ganz allein zu ſeyn, davon will ich durchaus nichts wiſſen.

Waitwell, etwas bei Seite. Ich glaube wahrhaftig, ich werde das gute Kind hintergehen müſſen, damit es den Brief doch nur lieſt.

Sara. Was ſprichſt du da für dich?

Waitwell. Ich ſage mir ſelbſt, daß ich einen ſehr ungeſchickten Einfall gehabt hätte, Sie, Miß, zur Leſung des Briefs deſto geſchwinder zu vermögen.

Sara. Wie ſo?

Waitwell. Ich konnte ſo weit nicht denken. Sie überlegen freilich alles genauer, als es unſer einer kann. Ich wollte Sie nicht erſchrecken; der Brief iſt vielleicht nur allzuhart; und wenn ich geſagt habe, daß nichts als Liebe und Vergebung darin enthalten ſey, ſo hätte ich ſagen ſollen, daß ich nichts als dieſes darin enthalten zu ſeyn wünſchte.

Sara. Iſt das wahr? — Nun ſo gieb mir ihn her. Ich will ihn leſen. Wenn man den Zorn eines Vaters unglücklicher Weiſe verdient hat, ſo muß man wenigſtens gegen dieſen väterlichen Zorn ſo viel Achtung haben, daß er ihn nach allem Gefallen gegen uns auslaſſen kann. Ihn zu vereiteln ſuchen, heißt Beleidigungen mit Geringſchätzung häufen. Ich werde ihn nach aller ſeiner Stärke empfinden. Du ſiehſt, ich zittre ſchon — Aber ich ſoll auch zittern; und ich will lieber zittern als weinen — Sie erbricht den Brief. Nun iſt er erbrochen! Ich bebe — Aber was ſeh ich? — Sie lieſt. „Einzige, geliebteſte Tochter!“ — Ha, du alter Betrüger! iſt das die Anrede eines zornigen Vaters? Geh, weiter werde ich nicht leſen — —

Waitwell. Ach, Miß, verzeihen Sie doch einem alten Knecht. Ja gewiß, ich glaube es iſt in meinem Leben das erſtemal, daß ich mit Vorſatz betrogen habe. Wer einmal betrügt, Miß, und aus einer ſo guten Abſicht betrügt, der iſt ja deßwegen noch kein alter Betrüger. Das geht mir nahe, Miß. Ich weiß wohl, die gute Abſicht entſchuldigt nicht immer; aber was konnte ich denn thun? Einem ſo guten Vater ſeinen Brief ungeleſen wieder zu bringen? Das kann ich nimmermehr. Eher will ich gehen, ſo weit mich meine alten Beine tragen, und ihm nie wieder vor die Augen kommen.

Sara. Wie? Auch du willſt ihn verlaſſen?

Waitwell. Werde ich denn nicht müſſen, wenn Sie den Brief nicht leſen? Leſen Sie ihn doch immer. Laſſen Sie doch immer den erſten vorſetzlichen Betrug, den ich mir vorzuwerfen habe, nicht ohne gute Wirkung bleiben. Sie werden ihn deſto eher vergeſſen, und ich werde mir ihn deſto eher vergeben können. Ich bin ein gemeiner einfältiger Mann, der Ihnen Ihre Urſachen, warum Sie den Brief nicht leſen können oder wollen, freilich ſo muß gelten laſſen. Ob ſie wahr ſind, weiß ich nicht; aber ſo recht natürlich ſcheinen ſie mir wenigſtens nicht. Ich dächte nun ſo, Miß: ein Vater, dächte ich, iſt doch immer ein Vater; und ein Kind kann wohl einmal fehlen, es bleibt deßwegen doch ein gutes Kind. Wenn der Vater den Fehler verzeiht, ſo kann ja das Kind ſich wohl wieder ſo aufführen, daß er auch gar nicht mehr daran denken darf. Und wer erinnert ſich denn gern an etwas, wovon er lieber wünſcht, es wäre gar nicht geſchehen? Es iſt, Miß, als ob Sie nur immer an Ihren Fehler dächten und glaubten, es wäre genug, wenn Sie den in Ihrer Einbildung vergrößerten, und ſich ſelbſt mit ſolchen vergrößerten Vorſtellungen marterten. Aber ich ſollte meinen, Sie müßten auch daran denken, wie Sie das, was geſchehen iſt, wieder gut machten, und wie wollen Sie es denn wieder gut machen, wenn Sie ſich ſelbſt alle Gelegenheit dazu benehmen? Kann es Ihnen denn ſauer werden, den andern Schritt zu thun, wenn ſo ein lieber Vater ſchon den erſten gethan hat?

Sara. Was für Schwerter gehen aus deinem einfältigen Munde in mein Herz! — Eben das kann ich nicht aushalten, daß er den erſten Schritt thun muß. Und was willſt du denn? Thut er denn nur den erſten Schritt? Er muß ſie alle thun: ich kann ihm keinen entgegen thun. So weit ich mich von ihm entferne, ſo weit muß er ſich zu mir herablaſſen. Wenn er mir vergiebt, ſo muß er mein ganzes Verbrechen vergeben und ſich noch dazu gefallen laſſen, die Folgen deſſelben vor ſeinen Augen fortdauern zu ſehen. Iſt das von einem Vater zu verlangen?

Waitwell. Ich weiß nicht, Miß, ob ich dieſes ſo recht verſtehe. Aber mich deucht, Sie wollen ſagen, er müſſe Ihnen gar zu viel vergeben, und weil ihm das nicht anders als ſehr ſauer werden könne, ſo machten Sie ſich ein Gewiſſen, ſeine Vergebung anzunehmen. Wenn Sie das meinen, ſo ſagen Sie mir doch, iſt denn nicht das Vergeben für ein gutes Herz ein Vergnügen? Ich bin in meinem Leben ſo glücklich nicht geweſen, daß ich dieſes Vergnügen oft empfunden hätte. Aber der wenigenmale, die ich es empfunden habe, erinnere ich mich noch immer gern. Ich fühlte ſo etwas ſanftes, ſo etwas beruhigendes, ſo etwas himmliſches dabei, daß ich mich nicht entbrechen konnte, an die große, unüberſchwengliche Seligkeit Gottes zu denken, deſſen ganze Erhaltung der elenden Menſchen ein immerwährendes Vergeben iſt. Ich wünſchte mir, alle Augenblicke verzeihen zu können, und ſchämte mich, daß ich nur ſolche Kleinigkeiten zu verzeihen hatte. Recht ſchmerzhafte Beleidigungen, recht tödtliche Kränkungen zu vergeben, ſagt' ich zu mir ſelbſt, muß eine Wolluſt ſeyn, in der die ganze Seele zerfließt. — Und nun, Miß, wollen Sie denn ſo eine große Wolluſt Ihrem Vater nicht gönnen?

Sara. Ach! — rede weiter, Waitwell, rede weiter!

Waitwell. Ich weiß wohl, es giebt eine Art von Leuten, die nichts ungerner als Vergebung annehmen, und zwar, weil ſie keine zu erzeigen gelernt haben. Es ſind ſtolze, unbiegſame Leute, die durchaus nicht geſtehen wollen, daß ſie unrecht gethan. Aber von der Art, Miß, ſind Sie nicht. Sie haben das liebreichſte und zärtlichſte Herz, das die beſte Ihres Geſchlechts nur haben kann. Ihren Fehler bekennen Sie auch. Woran liegt es denn nun alſo noch? — Doch verzeihen Sie mir nur, Miß, ich bin ein alter Plauderer und hätte es gleich merken ſollen, daß Ihr Weigern nur eine rühmliche Beſorgniß, nur eine tugendhafte Schüchternheit ſey. Leute, die eine große Wohlthat gleich, ohne Bedenken, annehmen können, ſind der Wohlthat ſelten würdig. Die ſie am meiſten verdienen, haben auch immer das meiſte Mißtrauen gegen ſich ſelbſt. Doch muß das Mißtrauen nicht über ſein Ziel getrieben werden.

Sara. Lieber alter Vater, ich glaube, du haſt mich überredet.

Waitwell. Ach Gott! wenn ich ſo glücklich geweſen bin, ſo muß mir ein guter Geiſt haben reden heiſſen. Aber nein, Miß, meine Reden haben dabei nichts gethan, als daß ſie Ihnen Zeit gelaſſen, ſelbſt nachzudenken, und ſich von einer ſo fröhlichen Beſtürzung zu erholen. — Nicht wahr, nun werden Sie den Brief leſen? O! leſen Sie ihn doch gleich!

Sara. Ich will es thun, Waitwell. — Welche Biſſe, welche Schmerzen werde ich fühlen

Waitwell. Schmerzen, Miß, aber angenehme Schmerzen.

Sara. Sey ſtill! Sie fängt an, vor ſich zu leſen.

Waitwell, bei Seite. O! wenn er ſie ſelbſt ſehen ſollte!

Sara, nachdem ſie einige Augenblicke geleſen. Ach Waitwell, was für ein Vater! Er nennt meine Flucht eine Abweſenheit. Wie viel ſträflicher wird ſie durch dieſes gelinde Wort! Sie lieſt weiter und unterbricht ſich wieder. Höre doch! er ſchmeichelt ſich, ich würde ihn noch lieben. Er ſchmeichelt ſich! Lieſt und unterbricht ſich. Er bittet mich — Er bittet mich? Ein Vater ſeine Tochter? ſeine ſtrafbare Tochter? Und was bittet er mich denn? — Lieſt vor ſich. Er bittet mich, ſeine übereilte Strenge zu vergeſſen und ihn mit meiner Entfernung nicht länger zu ſtrafen. Uebereilte Strenge! — Zu ſtrafen! — Lieſt wieder und unterbricht ſich. Noch mehr! Nun dankt er mir gar und dankt mir, daß ich ihm Gelegenheit gegeben, den ganzen Umfang der väterlichen Liebe kennen zu lernen. Unſelige Gelegenheit! Wenn er doch nur auch ſagte, daß ſie ihm zugleich den ganzen Umfang des kindlichen Ungehorſams habe kennen lernen! Sie lieſt weiter. Nein, er ſagt es nicht! Er gedenkt meines Verbrechens nicht mit einem Buchſtaben. Sie fährt weiter fort, vor ſich zu leſen. Er will kommen und ſeine Kinder ſelbſt zurückholen. Seine Kinder, Waitwell! Das geht über alles! — Hab' ich auch recht geleſen? Sie lieſt wieder vor ſich. — Ich möchte vergehen! Er ſagt, derjenige verdiene nur allzu wohl ſein Sohn zu ſeyn, ohne welchen er keine Tochter haben könne. — O! hätte er ſie nie gehabt, dieſe unglückliche Tochter! — Geh, Waitwell, laß mich allein! Er verlangt eine Antwort, und ich will ſie ſogleich machen. Frag' in einer Stunde wieder nach. Ich danke dir unterdeſſen für deine Mühe. Du biſt ein rechtſchaffener Mann. Es ſind wenig Diener die Freunde ihrer Herren!

Waitwell. Beſchämen Sie mich nicht, Miß. Wenn alle Herren Sir Williams wären, ſo müßten die Diener Unmenſchen ſeyn, wenn ſie nicht ihr Leben für ſie laſſen wollten. Geht ab.

Vierter Auftritt.

Sara. Sie ſetzt ſich zum Schreiben nieder.

Wenn man mir es vor Jahr und Tag geſagt hätte, daß ich auf einen ſolchen Brief würde antworten müſſen! Und unter ſolchen Umſtänden! — Ja, die Feder hab' ich in der Hand. — Weiß ich aber auch ſchon, was ich ſchreiben ſoll? Was ich denke, was ich empfinde. — Und was denkt man denn, wenn ſich in einem Augenblicke tauſend Gedanken durchkreuzen? Und was empfindet man denn, wenn das Herz vor lauter Empfinden in einer tiefen Betäubung liegt? — Ich muß doch ſchreiben. — Ich führe ja die Feder nicht das erſtemal. Nachdem ſie mir ſchon ſo manche kleine Dienſte der Höflichkeit und Freundſchaft abſtatten helfen: ſollte mir ihre Hülfe wohl bei dem wichtigſten Dienſte entſtehen? — Sie denkt ein wenig nach und ſchreibt darauf einige Zeilen. Das ſoll der Anfang ſeyn? Ein ſehr froſtiger Anfang. Und werde ich denn bei ſeiner Liebe anfangen wollen? Ich muß bei meinem Verbrechen anfangen. Sie ſtreicht aus und ſchreibt anders. Daß ich mich ja nicht zu obenhin davon ausdrücke! — Das Schämen kann überall an ſeiner rechten Stelle ſeyn, nur bei dem Bekenntniſſe unſerer Fehler nicht. Ich darf mich nicht fürchten, in Uebertreibungen zu gerathen, wenn ich auch ſchon die gräßlichſten Züge anwende. — Ach! warum muß ich nun geſtört werden?

Fünfter Auftritt.

Marwood. Mellefont. Sara.

Mellefont. Liebſte Miß, ich habe die Ehre, Ihnen Lady Solmes vorzuſtellen, welche eine von denen Perſonen in meiner Familie iſt, welchen ich mich am meiſten verpflichtet erkenne.

Marwood. Ich muß um Vergebung bitten, Miß, daß ich ſo frei bin, mich mit meinen eigenen Augen von dem Glücke eines Vetters zu überführen, dem ich das vollkommenſte Frauenzimmer wünſchen würde, wenn mich nicht gleich der erſte Anblick überzeugt hätte, daß er es in Ihnen bereits gefunden habe.

Sara. Sie erzeigen mir allzuviel Ehre, Lady. Eine Schmeichelei, wie dieſe, würde mich zu allen Zeiten beſchämt haben; jetzt aber ſollte ich ſie faſt für einen verſteckten Vorwurf annehmen, wenn ich Lady Solmes nicht für viel zu großmüthig hielte, ihre Ueberlegenheit an Tugend und Klugheit eine Unglückliche fühlen zu laſſen.

Marwood, kalt. Ich würde untröſtlich ſeyn, Miß, wenn Sie mir andere, als die freundſchaftlichſten Geſinnungen, zutrauten. — Bei Seite. Sie iſt ſchön!

Mellefont. Und wäre es denn auch möglich, Lady, gegen ſo viel Schönheit, gegen ſo viel Beſcheidenheit gleichgültig zu bleiben? Man ſagt zwar, daß einem reizenden Frauenzimmer ſelten von einem andern Gerechtigkeit erwieſen werde; allein dieſes iſt auf der einen Seite nur von denen, die auf ihre Vorzüge allzu eitel ſind, und auf der andern nur von ſolchen zu verſtehen, welche ſich ſelbſt keiner Vorzüge bewußt ſind. Wie weit ſind Sie beide von dieſem Falle entfernt! — Zur Marwood, welche in Gedanken ſteht. Iſt es nicht wahr, Lady, daß meine Liebe nichts weniger als parteiiſch geweſen iſt? Iſt es nicht wahr, daß ich Ihnen zum Lobe meiner Miß viel, aber noch lange nicht ſo viel geſagt habe, als Sie ſelbſt finden? — Aber warum ſo in Gedanken? — Leiſe zu ihr. Sie vergeſſen, wer Sie ſeyn wollen.

Marwood. Darf ich es ſagen? — Die Bewunderung Ihrer liebſten Miß führte mich auf die Betrachtung ihres Schickſals. Es ging mir nahe, daß ſie die Früchte ihrer Liebe nicht in ihrem Vaterlande genießen ſoll. Ich erinnerte mich, daß ſie einen Vater, und wie man mir geſagt hat, einen ſehr zärtlichen Vater verlaſſen mußte, um die Ihrige ſeyn zu können; und ich konnte mich nicht enthalten, ihre Ausſöhnung mit ihm zu wünſchen.

Sara. Ach! Lady, wie ſehr bin ich Ihnen für dieſen Wunſch verbunden. Er verdient es, daß ich meine ganze Freude mit Ihnen theile. Sie können es noch nicht wiſſen, Mellefont, daß er erfüllt wurde, ehe Lady die Liebe für uns hatte, ihn zu thun.

Mellefont. Wie verſtehen Sie dieſes, Miß?

Marwood, bei Seite. Was will das ſagen?

Sara. Eben jetzt habe ich einen Brief von meinem Vater erhalten. Waitwell brachte mir ihn. Ach, Mellefont, welch ein Brief!

Mellefont. Geſchwind reißen Sie mich aus meiner Ungewißheit. Was hab' ich zu fürchten? Was habe ich zu hoffen? Iſt er noch der Vater, den wir flohen? Und wenn er es noch iſt, wird Sara die Tochter ſeyn, die mich zärtlich genug liebt, um ihn noch weiter zu fliehen? Ach! hätte ich Ihnen gefolgt, liebſte Miß, ſo wären wir jetzt durch ein Band verknüpft, das man aus eigennützigen Abſichten zu trennen wohl unterlaſſen müßte. In dieſem Augenblick empfinde ich alles das Unglück, das unſer entdeckter Aufenthalt für mich nach ſich ziehen kann. — Er wird kommen und Sie aus meinen Armen reißen. — Wie haſſe ich den Nichtswürdigen, der uns ihm verrathen hat! Mit einem zornigen Blick gegen die Marwood.

Sara. Liebſter Mellefont, wie ſchmeichelhaft iſt dieſe Ihre Unruhe für mich! Und wie glücklich ſind wir beide, daß ſie vergebens iſt! Leſen Sie hier ſeinen Brief. — Gegen die Marwood, indem Mellefont den Brief vor ſich lieſt. Lady, er wird über die Liebe meines Vaters erſtaunen. Meines Vaters? Ach! er iſt nun auch der ſeinige.

Marwood, betroffen. Iſt es möglich?

Sara. Ja wohl, Lady, haben Sie Urſache, dieſe Veränderung zu bewundern. Er vergiebt uns alles; wir werden uns nun vor ſeinen Augen lieben; er erlaubt es uns; er befiehlt es uns. — Wie hat dieſe Gütigkeit meine ganze Seele durchdrungen! — Nun, Mellefont? der ihr den Brief wieder giebt. Sie ſchweigen? O nein, dieſe Thräne, die ſich aus Ihrem Auge ſchleicht, ſagt weit mehr, als Ihr Mund ausdrücken könnte.

Marwood, bey Seite. Wie ſehr habe ich mir ſelbſt geſchadet! Ich Unvorſichtige!

Sara. O! laſſen Sie mich dieſe Thräne von Ihrer Wange küſſen!

Mellefont. Ach Miß, warum haben wir ſo einen göttlichen Mann betrüben müſſen? Ja wohl, einen göttlichen Mann! denn was iſt göttlicher, als vergeben? — Hätten wir uns dieſen glücklichen Ausgang nur als möglich vorſtellen können: gewiß, ſo wollten wir ihn jetzt ſo gewaltſamen Mitteln nicht zu verdanken haben; wir wollten ihn allein unſern Bitten zu verdanken haben. Welche Glückſeligkeit wartet auf mich! Wie ſchmerzlich wird mir aber auch die eigene Ueberzeugung ſeyn, daß ich dieſer Glückſeligkeit ſo unwerth bin!

Marwood, bey Seite. Und das muß ich mit anhören!

Sara. Wie vollkommen rechtfertigen Sie durch ſolche Geſinnungen meine Liebe gegen Sie.

Marwood, bey Seite. Was für Zwang muß ich mir anthun!

Sara. Auch Sie, vortreffliche Lady, müſſen den Brief meines Vaters leſen. Sie ſcheinen allzu viel Antheil an unſerm Schickſale zu nehmen, als daß Ihnen ſein Inhalt gleichgültig ſeyn könnte.

Marwood. Mir gleichgültig, Miß? Sie nimmt den Brief.

Sara. Aber Lady, Sie ſcheinen noch immer ſehr nachdenkend, ſehr traurig. — —

Marwood. Nachdenkend, Miß, aber nicht traurig.

Mellefont, bey Seite. Himmel! wo ſie ſich verräth!

Sara. Und warum denn?

Marwood. Ich zittre für Sie beide. Könnte dieſe unvermuthete Güte Ihres Vaters nicht eine Verſtellung ſeyn? eine Liſt?

Sara. Gewiß nicht, Lady, gewiß nicht. Leſen Sie nur, und Sie werden es ſelbſt geſtehen. Die Verſtellung bleibt immer kalt, und eine ſo zärtliche Sprache iſt in ihrem Vermögen nicht. Marwood lieſt vor ſich. Werden Sie nicht argwöhniſch, Mellefont; ich bitte Sie. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß mein Vater ſich zu keiner Liſt herablaſſen kann. Er ſagt nichts, was er nicht denkt, und Falſchheit iſt ihm ein unbekanntes Laſter.

Mellefont. O! davon bin ich vollkommen überzeugt, liebſte Miß. — Man muß der Lady den Verdacht vergeben, weil ſie den Mann noch nicht kennt, den er trifft.

Sara, indem ihr Marwood den Brief zurückgiebt. Was ſeh' ich, Lady? Sie haben ſich entfärbt? Sie zittern? Was fehlt Ihnen?

Mellefont, bey Seite. In welcher Angſt bin ich! Warum habe ich ſie auch hergebracht?

Marwood. Es iſt nichts, Miß, als ein kleiner Schwindel, welcher vorübergehen wird. Die Nachtluft muß mir auf der Reiſe nicht bekommen ſeyn.

Mellefont. Sie erſchrecken mich, Lady — Iſt es Ihnen nicht gefällig, friſche Luft zu ſchöpfen? Man erholt ſich in einem verſchloßnen Zimmer nicht ſo leicht.

Marwood. Wenn Sie meinen, ſo reichen Sie mir Ihren Arm.

Sara. Ich werde Sie begleiten, Lady.

Marwood. Ich verbitte dieſe Höflichkeit, Miß. Meine Schwachheit wird ohne Folgen ſeyn.

Sara. So hoffe ich denn, Lady bald wieder zu ſehen.

Marwood. Wenn Sie erlauben, Miß. — Mellefont führt ſie ab.

Sara allein. Die arme Lady! — Sie ſcheint die freundſchaftlichſte Perſon zwar nicht zu ſeyn; aber mürriſch und ſtolz ſcheint ſie doch auch nicht. — Ich bin wieder allein. Kann ich die wenigen Augenblicke, die ich es vielleicht ſeyn werde, zu etwas beſſerm als zur Vollendung meiner Antwort anwenden? Sie will ſich niederſetzen zu ſchreiben.

Sechſter Auftritt.

Betty. Sara.

Betty. Das war ja wohl ein ſehr kurzer Beſuch.

Sara. Ja, Betty. Es iſt Lady Solmes, eine Anverwandte meines Mellefont. Es wandelte ihr gähling eine kleine Schwachheit an. Wo iſt ſie jetzt?

Betty. Mellefont hat ſie bis an die Thüre begleitet.

Sara. So iſt ſie ja wohl wieder fort?

Betty. Ich vermuthe es. — Aber je mehr ich Sie anſehe, Miß — Sie müſſen mir meine Freiheit verzeihen — je mehr finde ich Sie verändert. Es iſt etwas ruhiges, etwas zufriedenes in Ihren Blicken. Lady muß ein ſehr angenehmer Beſuch, oder der alte Mann ein ſehr angenehmer Bote geweſen ſeyn.

Sara. Das letzte, Betty, das letzte. Er kam von meinem Vater. Was für einen zärtlichen Brief will ich dich leſen laſſen! Dein gutes Herz hat ſo oft mit mir geweint, nun ſoll es ſich auch mit mir freuen. Ich werde wieder glücklich ſeyn, und dich für deine guten Dienſte belohnen können.

Betty. Was habe ich Ihnen in kurzen neun Wochen für Dienſte leiſten können?

Sara. Du hätteſt mir ihrer in meinem ganzen andern Leben nicht mehrere leiſten können, als in dieſen neun Wochen. — Sie ſind vorüber! — Komm nur jetzt, Betty; weil Mellefont vielleicht wieder allein iſt, ſo muß ich ihn noch ſprechen. Ich bekomme eben den Einfall, daß es ſehr gut ſeyn würde, wenn er zugleich mit mir an meinen Vater ſchriebe, dem ſeine Dankſagung ſchwerlich unerwartet ſeyn dürfte. Komm! Sie gehen ab.

Siebenter Auftritt.

Der Saal.

Sir William Sampſon. Waitwell.

Sir William. Was für Balſam, Waitwell, haſt du mir durch deine Erzählung in mein verwundetes Herz gegoſſen! Ich lebe wieder neu auf, und ihre herannahende Rückkehr ſcheint mich eben ſo weit zu meiner Jugend wieder zurückzubringen, als mich ihre Flucht näher zu dem Grabe gebracht hatte. Sie liebt mich noch! Was will ich mehr? — Geh ja bald wieder zu ihr, Waitwell. Ich kann den Augenblick nicht erwarten, da ich ſie aufs neue in dieſe Arme ſchließen ſoll, die ich ſo ſehnlich gegen den Tod ausgeſtreckt hatte. Wie erwünſcht wäre er mir in den Augenblicken meines Kummers geweſen! Und wie fürchterlich wird er mir in meinem neuen Glücke ſeyn! Ein Alter iſt ohne Zweifel zu tadeln, wenn er die Bande, die ihn noch mit der Welt verbinden, ſo feſt wieder zuzieht. Die endliche Trennung wird deſto ſchmerzlicher. — Doch der Gott, der ſich jetzt ſo gnädig gegen mich erzeigt, wird mir auch dieſe überſtehen helfen. Sollte er mir wohl eine Wohlthat erweiſen, um ſie mir zuletzt zu meinem Verderben gereichen zu laſſen? Sollte er mir eine Tochter wiedergeben, damit ich über ſeine Abforderung aus dieſem Leben murren müſſe? Nein, nein; er ſchenkt mir ſie wieder, um in der letzten Stunde nur um mich ſelbſt beſorgt ſeyn zu dürfen. Dank ſey dir, ewige Güte! Wie ſchwach iſt der Dank eines ſterblichen Mundes! Doch bald, bald werde ich, in einer ihm geweihten Ewigkeit, ihm würdiger danken können.

Waitwell. Wie herzlich vergnügt es mich, Sir, Sie vor meinem Ende wieder zufrieden zu wiſſen! Glauben Sie mir es nur, ich habe faſt ſo viel bei Ihrem Jammer ausgeſtanden, als Sie ſelbſt. Faſt ſo viel; gar ſo viel nicht: denn der Schmerz eines Vaters mag wohl bei ſolchen Gelegenheiten unausſprechlich ſeyn.

Sir William. Betrachte dich von nun an, mein guter Waitwell, nicht mehr als meinen Diener. Du haſt es ſchon längſt um mich verdient, ein anſtändigeres Alter zu genießen. Ich will dir es auch ſchaffen, und du ſollſt es nicht ſchlechter haben, als ich es noch in der Welt haben werde. Ich will allen Unterſchied zwiſchen uns aufheben; in jener Welt, weißt du wohl, iſt er ohnedieß aufgehoben. — Nur dasmal ſey noch der alte Diener, auf den ich mich nie umſonſt verlaſſen habe. Geh, und gieb Acht, daß du mir ihre Antwort ſogleich bringen kannſt, als ſie fertig iſt.

Waitwell. Ich gehe, Sir. Aber ſo ein Gang iſt kein Dienſt, den ich Ihnen thue. Er iſt eine Belohnung, die Sie mir für meine Dienſte gönnen. Ja gewiß, das iſt er. Sie gehen auf verſchiedenen Seiten ab.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mellefonts Zimmer.

Mellefont. Sara.

Mellefont. Ja, liebſte Miß, ja; das will ich thun; das muß ich thun.

Sara. Wie vergnügt machen Sie mich!

Mellefont. Ich bin es allein, der das ganze Verbrechen auf ſich nehmen muß. Ich allein bin ſchuldig; ich allein muß um Vergebung bitten.

Sara. Nein, Mellefont, nehmen Sie mir den größern Antheil den ich an unſerm Vergehen habe, nicht. Er iſt mir theuer, ſo ſtrafbar er auch iſt: denn er muß Sie überzeugt haben, daß ich meinen Mellefont über alles in der Welt liebe. — Aber iſt es denn gewiß wahr, daß ich nunmehr dieſe Liebe mit der Liebe gegen meinen Vater verbinden darf? Oder befinde ich mich in einem angenehmen Traume? Wie fürchte ich mich ihn zu verlieren, und in meinem alten Jammer zu erwachen! — Doch nein, ich bin nicht bloß in einem Traume, ich bin wirklich glücklicher, als ich jemals zu werden hoffen durfte: glücklicher, als es vielleicht dieſes kurze Leben zuläßt. Vielleicht erſcheint mir dieſer Strahl von Glückſeligkeit nur darum von ferne, und ſcheint mir nur darum ſo ſchmeichelhaft näher zu kommen, damit er auf einmal wieder in die dickſte Finſterniß zerfließe, und mich auf einmal in einer Nacht laſſe, deren Schrecklichkeit mir durch dieſe kurze Erleuchtung erſt recht fühlbar geworden. — Was für Ahnungen quälen mich! — Sind es wirklich Ahnungen, Mellefont, oder ſind es gewöhnliche Empfindungen, die von der Erwartung eines unverdienten Glücks, und von der Furcht es zu verlieren, unzertrennlich ſind? — Wie ſchlägt mir das Herz, und wie unordentlich ſchlägt es! Wie ſtark jetzt, wie geſchwind! — Und nun, wie matt, wie bange, wie zitternd! — Jetzt eilt es wieder, als ob es die letzten Schläge wären, die es gern recht ſchnell hinter einander thun wollte. Armes Herz!

Mellefont. Die Wallungen des Geblüts, welche plötzliche Ueberraſchungen nicht anders als verurſachen können, werden ſich legen, Miß, und das Herz wird ſeine Verrichtungen ruhiger fortſetzen. Keiner ſeiner Schläge zielt auf das Zukünftige; und wir ſind zu tadeln, — verzeihen Sie, liebſte Sara, — wenn wir des Blutes mechaniſche Druckungen zu fürchterlichen Propheten machen. — Deßwegen aber will ich nichts unterlaſſen, was Sie ſelbſt zur Beſänftigung dieſes kleinen innerlichen Sturms für dienlich halten. Ich will ſogleich ſchreiben und Sir William, hoffe ich, ſoll mit den Betheurungen meiner Reue, mit den Ausdrückungen meines gerührten Herzens und mit den Angelobungen des zärtlichſten Gehorſams zufrieden ſeyn.

Sara. Sir William? Ach Mellefont, fangen Sie doch nun an, ſich an einen weit zärtlichern Namen zu gewöhnen. Mein Vater, Ihr Vater, Mellefont — —

Mellefont. Nun ja, Miß, unſer gütiger, unſer beſter Vater! — Ich mußte ſehr jung aufhören, dieſen ſüßen Namen zu nennen; ſehr jung mußte ich den eben ſo ſüßen Namen, Mutter, verlernen —

Sara. Sie haben ihn verlernt, und mir — mir ward es ſo gut nicht ihn nur einmal ſprechen zu können. Mein Leben war ihr Tod. — Gott! ich ward eine Muttermörderin wider mein Verſchulden. Und wie viel fehlte — wie wenig, wie nichts fehlte — ſo wäre ich auch eine Vatermörderin geworden! Aber nicht ohne mein Verſchulden; eine vorſetzliche Vatermörderin! — Und wer weiß, ob ich es nicht ſchon bin? Die Jahre, die Tage, die Augenblicke, die er geſchwinder zu ſeinem Ziele kömmt, als er ohne die Betrübniß, die ich ihm verurſacht, gekommen wäre — dieſe hab' ich ihm, — ich habe ſie ihm geraubt. Wenn ihn ſein Schickſal auch noch ſo alt und lebensſatt ſterben läßt, ſo wird mein Gewiſſen doch nichts gegen den Vorwurf ſichern können, daß er ohne mich vielleicht noch ſpäter geſtorben wäre. Trauriger Vorwurf, den ich mir ohne Zweifel nicht machen dürfte, wenn eine zärtliche Mutter die Führerin meiner Jugend geweſen wäre! Ihre Lehren, ihr Exempel würden mein Herz — So zärtlich blicken Sie mich an, Mellefont? Sie haben Recht; eine Mutter würde mich vielleicht mit lauter Liebe tyranniſirt haben, und ich würde Mellefonts nicht ſeyn. Warum wünſche ich mir denn alſo das, was mir das weiſere Schickſal nur aus Güte verſagte? Seine Fügungen ſind immer die beſten. Laſſen Sie uns nur das recht brauchen, was es uns ſchenkt: einen Vater, der mich noch nie nach einer Mutter ſeufzen laſſen; einen Vater, der auch Sie ungenoſſene Aeltern will vergeſſen lehren. Welche ſchmeichelhafte Vorſtellung! Ich verliebe mich ſelbſt darein und vergeſſe es faſt, daß in dem Innerſten ſich noch etwas regt, das ihm keinen Glauben beimeſſen will. — Was iſt es, dieſes rebelliſche Etwas?

Mellefont. Dieſes Etwas, liebſte Sara, wie Sie ſchon ſelbſt geſagt haben, iſt die natürliche furchtſame Schwierigkeit, ſich in ein großes Glück zu finden. — Ach, Ihr Herz machte weniger Bedenken, ſich unglücklich zu glauben, als es jetzt, zu ſeiner eigenen

Pein, macht, ſich für glücklich zu halten! — Aber wie dem, der in einer ſchnellen Kreisbewegung drehend geworden, auch da noch, wenn er ſchon wieder ſtill ſitzt, die äußern Gegenſtände mit ihm herum zu gehen ſcheinen: ſo wird auch das Herz, das zu heftig erſchüttert worden, nicht auf einmal wieder ruhig. Es bleibt eine zitternde Bebung oft noch lange zurück, die wir ihrer eigenen Abſchwächung überlaſſen müſſen.

Sara. Ich glaube es, Mellefont, ich glaube es, weil Sie es ſagen, weil ich es wünſche. — Aber laſſen Sie uns einer den andern nicht länger aufhalten. Ich will gehen und meinen Brief vollenden. Ich darf doch auch den Ihrigen leſen, wenn ich Ihnen den meinigen werde gezeigt haben?

Mellefont. Jedes Wort ſoll Ihrer Beurtheilung unterworfen ſeyn; nur das nicht, was ich zu Ihrer Rettung ſagen muß: denn ich weiß es, Sie halten ſich nicht für ſo unſchuldig, als Sie ſind. Indem er die Sara bis an die Scene begleitet.

Zweiter Auftritt.

Mellefont nachdem er einigemal tiefſinnig auf und niedergegangen.

Was für ein Räthſel bin ich mir ſelbſt! Wofür ſoll ich mich halten? Für einen Thoren? oder für einen Böſewicht? — oder für beides? — Herz, was für ein Schalk biſt du! — Ich liebe den Engel, ſo ein Teufel ich auch ſeyn mag. — Ich lieb' ihn? Ja, gewiß, gewiß ich lieb' ihn. Ich weiß, ich wollte tauſend Leben für ſie aufopfern, für ſie, die mir ihre Tugend aufgeopfert hat! Ich wollt' es; jetzt gleich ohne Anſtand wollt' ich es. — Und doch, doch — Ich erſchrecke, mir es ſelbſt zu ſagen — und doch — wie ſoll ich es begreifen? — Und doch fürchte ich mich vor dem Augenblicke, der ſie auf ewig vor dem Angeſichte der Welt zu der meinigen machen wird. — Er iſt nun nicht zu vermeiden, denn der Vater iſt verſöhnt. Auch weit hinaus werde ich ihn nicht ſchieben können. Die Verzögerung deſſelben hat mir ſchon ſchmerzhafte Vorwürfe genug zugezogen. So ſchmerzhaft ſie aber waren, ſo waren ſie mir doch erträglicher, als der melancholiſche Gedanke, auf Zeit Lebens gefeſſelt zu ſeyn. — Aber bin ich es denn nicht ſchon? — Ich bin es freilich und bin es mit Vergnügen. — Freilich bin ich ſchon ihr Gefangener. — Was will ich alſo? — Das! — Jetzt bin ich ein Gefangener, den man auf ſein Wort frei herum gehen läßt: das ſchmeichelt! Warum kann es dabei nicht ſein Bewenden haben? Warum muß ich eingeſchmiedet werden und auch ſogar den elenden Schatten der Freiheit entbehren? — Eingeſchmiedet? Nichts anders! — Sara Sampſon, meine Geliebte! Wie viel Seligkeiten liegen in dieſen Worten! Sara Sampſon, meine Ehegattin! — Die Hälfte dieſer Seligkeiten iſt verſchwunden! und die andere Hälfte — wird verſchwinden. — Ich Ungeheuer! — Und bei dieſen Geſinnungen ſoll ich an ihren Vater ſchreiben? — Doch es ſind keine Geſinnungen; es ſind Einbildungen! Vermaledeite Einbildungen, die mir durch ein zügelloſes Leben ſo natürlich geworden! Ich will ihrer los werden, oder — nicht leben.

Dritter Auftritt.

Norton. Mellefont.

Mellefont. Du ſtöreſt mich, Norton!

Norton. Verzeihen Sie alſo mein Herr. — Indem er wieder zurück gehen will.

Mellefont. Nein, nein, bleib da. Es iſt eben ſo gut, daß du mich ſtöreſt. Was willſt du?

Norton. Ich habe von Betty eine ſehr freudige Neuigkeit gehört und ich komme Ihnen dazu Glück zu wünſchen.

Mellefont. Zur Verſöhnung des Vaters doch wohl? Ich danke dir.

Norton. Der Himmel will Sie alſo noch glücklich machen.

Mellefont. Wenn er es will — du ſiehſt, Norton, ich laſſe mir Gerechtigkeit wiederfahren — ſo will er es meinetwegen gewiß nicht.

Norton. Nein, wenn Sie dieſes erkennen, ſo will er es auch Ihretwegen.

Mellefont. Meiner Sara wegen, einzig und allein meiner Sara wegen. Wollte ſeine ſchon gerüſtete Rache eine ganze ſündige Stadt, weniger Gerechten wegen, verſchonen: ſo kann er ja wohl auch einen Verbrecher dulden, wenn eine ihm gefällige Seele an dem Schickſale deſſelben Antheil nimmt.

Norton. Sie ſprechen ſehr ernſthaft und rührend. Aber drückt ſich die Freude nicht etwas anders aus?

Mellefont. Die Freude, Norton? Sie iſt nun für mich dahin.

Norton. Darf ich frei reden? Indem er ihn ſtarr anſieht.

Mellefont. Du darfſt.

Norton. Der Vorwurf, den ich an dem heutigen Morgen von Ihnen hören mußte, daß ich mich Ihrer Verbrechen theilhaftig gemacht, weil ich dazu geſchwiegen, mag mich bei Ihnen entſchuldigen, wenn ich von nun an ſeltener ſchweige.

Mellefont. Nur vergiß nicht, wer du biſt.

Norton. Ich will es nicht vergeſſen, daß ich ein Bedienter bin: ein Bedienter, der auch etwas beſſeres ſeyn könnte, wenn er, leider! darnach gelebt hätte. Ich bin Ihr Bedienter, ja; aber nicht auf dem Fuße, daß ich mich gern mit Ihnen möchte verdammen laſſen.

Mellefont. Mit mir? Und warum ſagſt du das jetzt?

Norton. Weil ich nicht wenig erſtaune, Sie anders zu finden, als ich mir vorſtellte.

Mellefont. Willſt du mich nicht wiſſen laſſen, was du dir vorſtellteſt?

Norton. Sie in lauter Entzückung zu finden.

Mellefont. Nur der Pöbel wird gleich außer ſich gebracht, wenn ihn das Glück einmal anlächelt.

Norton. Vielleicht, weil der Pöbel noch ſein Gefühl hat, das bei Vornehmern durch tauſend unnatürliche Vorſtellungen verderbt und geſchwächt wird. Allein in Ihrem Geſichte iſt noch etwas anderes als Mäßigung zu leſen. Kaltſinn, Unentſchloſſenheit, Widerwille. — —

Mellefont. Und wenn auch? Haſt du es vergeſſen, wer noch außer der Sara hier iſt? Die Gegenwart der Marwood — —

Norton. Könnte Sie wohl beſorgt, aber nicht niedergeſchlagen machen. — Sie beunruhigt etwas anderes. Und ich will mich gern geirrt haben, wenn Sie es nicht lieber geſehen hätten, der Vater wäre noch nicht verſöhnt. Die Ausſicht in einen Stand, der ſich ſo wenig zu Ihrer Denkungsart ſchickt —

Mellefont. Norton! Norton! du mußt ein erſchrecklicher Böſewicht entweder geweſen ſeyn oder noch ſeyn, daß du mich ſo errathen kannſt. Weil du es getroffen haſt, ſo will ich es nicht läugnen. Es iſt wahr; ſo gewiß es iſt, daß ich meine Sara ewig lieben werde: ſo wenig will es mir ein, daß ich ſie ewig lieben ſoll. — ſoll! — Aber beſorge nichts; ich will über dieſe närriſche Grille ſiegen. Oder meinſt du nicht, daß es eine Grille iſt? Wer heißt mich, die Ehe als einen Zwang anſehen? Ich wünſche es mir ja nicht, freier zu ſeyn, als ſie mich laſſen wird.

Norton. Dieſe Betrachtungen ſind ſehr gut. Aber Marwood, Marwood wird Ihren alten Verurtheilen zu Hülfe kommen und ich fürchte, ich fürchte — —

Mellefont. Was nie geſchehen wird. Du ſollſt ſie noch heute nach London zurückreiſen ſehen. Da ich dir meine geheimſte — Narrheit will ich es nur unterdeſſen nennen — geſtanden habe, ſo darf ich dir auch nicht verbergen, daß ich die Marwood in ſolche Furcht gejagt habe, daß ſie ſich durchaus nach meinem geringſten Winke bequemen muß.

Norton. Sie ſagen mir etwas unglaubliches.

Mellefont. Sieh, dieſes Mördereiſen riß ich ihr aus der Hand, er zeigt ihm den Dolch, den er der Marwood genommen, als ſie mir in der ſchrecklichſten Wuth das Herz damit durchſtoßen wollte. Glaubſt du es nun bald, daß ich ihr feſten Obſtand gehalten habe? Anfangs zwar fehlte es nicht viel, ſie hätte mir ihre Schlinge wieder um den Hals geworfen. Die Verrätherin hat Arabellen bei ſich.

Norton. Arabellen?

Mellefont. Ich habe es noch nicht unterſuchen können, durch welche Liſt ſie das Kind wieder in ihre Hände bekommen. Genug, der Erfolg fiel für ſie nicht ſo aus, als ſie es ohne Zweifel gehofft hatte.

Norton. Erlauben Sie, daß ich mich über Ihre Standhaftigkeit freuen und Ihre Beſſerung ſchon für halb geborgen halten darf. Allein — da Sie mich doch alles wollen wiſſen laſſen — was hat ſie unter dem Namen der Lady Solmes hier geſollt?

Mellefont. Sie wollte ihre Nebenbuhlerin mit aller Gewalt ſehen. Ich willigte in ihr Verlangen, theils aus Nachſicht, theils aus Uebereilung, theils aus Begierde, ſie durch den Anblick der beſten ihres Geſchlechts zu demüthigen. — Du ſchüttelſt den Kopf, Norton? — —

Norton. Das hätte ich nicht gewagt.

Mellefont. Gewagt? Eigentlich wagte ich nichts mehr dabei, als ich im Falle der Weigerung gewagt hätte. Sie würde als Marwood vorzukommen geſucht haben, und das Schlimmſte, was bei ihrem unbekannten Beſuche zu beſorgen ſteht, iſt nichts ſchlimmers.

Norton. Danken Sie dem Himmel, daß es ſo ruhig abgelaufen.

Mellefont. Es iſt noch nicht ganz vorbei, Norton. Es ſtieß ihr eine kleine Unpäßlichkeit zu, daß ſie ſich, ohne Abſchied zu nehmen, wegbegeben mußte. Sie will wiederkommen. — Mag ſie doch! Die Weſpe, die den Stachel verloren hat, indem er auf den Dolch weiſet, den er wieder in den Buſen ſteckt, kann doch weiter nichts, als ſummen. Aber auch das Summen ſoll ihr theuer werden, wenn ſie zu überläſtig damit wird. — Hör' ich nicht jemand kommen? Verlaß mich, wenn ſie es iſt. — Sie iſt es. Geh! Norton geht ab.

Vierter Auftritt.

Mellefont. Marwood.

Marwood. Sie ſehen mich ohne Zweifel ſehr ungern wieder kommen.

Mellefont. Ich ſehe es ſehr gern, Marwood, daß Ihre Unpäßlichkeit ohne Folgen geweſen iſt. Sie befinden ſich doch beſſer?

Marwood. So, ſo!

Mellefont. Sie haben alſo nicht wohl gethan, ſich wieder hieher zu bemühen.

Marwood. Ich danke Ihnen, Mellefont, wenn Sie dieſes aus Vorſorge für mich ſagen. Und ich nehme es Ihnen nicht übel, wenn Sie etwas anderes damit meinen.

Mellefont. Es iſt mir angenehm, Sie ſo ruhig zu ſehen.

Marwood. Der Sturm iſt vorüber. Vergeſſen Sie ihn, bitte ich nochmals.

Mellefont. Vergeſſen Sie nur Ihr Verſprechen nicht, Marwood, und ich will gern alles vergeſſen. — Aber, wenn ich wüßte, daß Sie es für keine Beleidigung annehmen wollten, ſo möchte ich wohl fragen — —

Marwood. Fragen Sie nur, Mellefont. Sie können mich nicht mehr beleidigen. — Was wollten Sie fragen?

Mellefont. Wie Ihnen meine Miß gefallen habe?

Marwood. Die Frage iſt natürlich. Meine Antwort wird ſo natürlich nicht ſcheinen, aber ſie iſt gleichwohl nichts weniger wahr. — Sie hat mir ſehr wohl gefallen.

Mellefont. Dieſe Unparteilichkeit entzückt mich. Aber wär' es auch möglich, daß der, welcher die Reize einer Marwood zu ſchätzen wußte, eine ſchlechte Wahl treffen könnte?

Marwood. Mit dieſer Schmeichelei, Mellefont, wenn es anders eine iſt, hätten Sie mich verſchonen ſollen. Sie will ſich mit meinem Vorſatze, Sie zu vergeſſen, nicht vertragen.

Mellefont. Sie wollen doch nicht, daß ich Ihnen dieſen Vorſatz durch Grobheiten erleichtern ſoll? Laſſen Sie unſere Trennung nicht von der gemeinen Art ſeyn. Laſſen Sie uns mit einander brechen, wie Leute von Vernunft, die der Nothwendigkeit weichen. Ohne Bitterkeit, ohne Groll und mit Beibehaltung eines Grades von Hochachtung, wie er ſich zu unſerer ehmaligen Vertraulichkeit ſchickt.

Marwood. Ehmaligen Vertraulichkeit? — Ich will nicht daran erinnert ſeyn. Nichts mehr davon! Was geſchehen muß, muß geſchehen; und es kömmt wenig auf die Art an, mit welcher es geſchieht. — Aber ein Wort noch von Arabellen. Sie wollen mir ſie nicht laſſen?

Mellefont. Nein, Marwood.

Marwood. Es iſt grauſam, da Sie Ihr Vater nicht bleiben können, daß Sie ihr auch die Mutter nehmen wollen.

Mellefont. Ich kann ihr Vater bleiben; und will es auch bleiben.

Marwood. So beweiſen Sie es gleich jetzt.

Mellefont. Wie?

Marwood. Erlauben Sie, daß Arabella die Reichthümer, welche ich von Ihnen in Verwahrung habe, als ihr Vatertheil beſitzen darf. Was ihr Muttertheil anbelangt, ſo wollte ich wohl wünſchen, daß ich ihr ein beſſeres laſſen könnte, als die Schande, von mir geboren zu ſeyn.

Mellefont. Reden Sie nicht ſo. — Ich will für Arabellen ſorgen, ohne ihre Mutter wegen eines anſtändigen Auskommens in Verlegenheit zu ſetzen. Wenn ſie mich vergeſſen will, ſo muß ſie damit anfangen, daß ſie etwas von mir zu beſitzen vergißt. Ich habe Verbindlichkeiten gegen ſie, und werde es nie aus der Acht laſſen, daß ſie mein wahres Glück, obſchon wider ihren Willen, befördert hat. Ja, Marwood, ich danke Ihnen in allem Ernſt, daß Sie unſern Aufenthalt einem Vater verriethen, den bloß die Unwiſſenheit deſſelben verhinderte, uns nicht eher wieder anzunehmen.

Marwood. Martern Sie mich nicht mit einem Danke, den ich niemals habe verdienen wollen. Sir William iſt ein zu guter alter Narr; er muß anders denken als ich an ſeiner Stelle würde gedacht haben. Ich hätte der Tochter vergeben, und ihrem Verführer hätt' ich — —

Mellefont. Marwood! — —

Marwood. Es iſt wahr; Sie ſind es ſelbſt. Ich ſchweige. — Werde ich der Miß mein Abſchiedscompliment bald machen dürfen?

Mellefont. Miß Sara würde es Ihnen nicht übel nehmen können, wenn Sie auch wegreiſten ohne ſie wieder zu ſprechen.

Marwood. Mellefont, ich ſpiele meine Rollen nicht gern halb, und ich will, auch unter keinem fremden Namen, für ein Frauenzimmer ohne Lebensart gehalten werden.

Mellefont. Wenn Ihnen Ihre eigene Ruhe lieb iſt, ſo ſollten Sie ſich ſelbſt hüten eine Perſon nochmals zu ſehen, die gewiſſe Vorſtellungen bei Ihnen rege machen muß — —

Marwood, heimlich ſpöttelnd. Sie haben eine beſſere Meinung von ſich ſelbſt als von mir. Wenn Sie es aber auch glaubten, daß ich Ihrentwegen untröſtlich ſeyn müßte, ſo ſollten Sie es doch wenigſtens ganz in der Stille glauben. — Miß Sara ſoll gewiſſe Vorſtellungen bei mir rege machen? Gewiſſe? O ja — aber keine gewiſſer als dieſe, daß das beſte Mädchen oft den nichtswürdigſten Mann lieben kann.

Mellefont. Allerliebſt, Marwood, allerliebſt! Nun ſind Sie gleich in der Verfaſſung, in der ich Sie längſt gern gewünſcht hätte, ob es mir gleich, wie ich ſchon geſagt, faſt lieber geweſen wäre, wenn wir einige gemeinſchaftliche Hochachtung für einander hätten behalten können. Doch vielleicht findet ſich dieſe noch, wenn nur das gährende Herz erſt ausgebrauſet hat. — Erlauben Sie, daß ich Sie einige Augenblicke allein laſſe. Ich will Miß Sampſon zu Ihnen holen.

Fünfter Auftritt.

Marwood indem ſie um ſich herum ſieht.

Bin ich allein? — Kann ich unbemerkt einmal Athem ſchöpfen und die Muskeln des Geſichts in ihre natürliche Lage fahren laſſen? — Ich muß geſchwind einmal in allen Mienen die wahre Marwood ſeyn um den Zwang der Verſtellung wieder aushalten zu können. — Wie haſſe ich dich, niedrige Verſtellung! Nicht, weil ich die Aufrichtigkeit liebe, ſondern weil du die armſeligſte Zuflucht der unmächtigen Rachſucht biſt. Gewiß würde ich mich zu dir nicht herablaſſen, wenn mir ein Tyrann ſeine Gewalt, oder der Himmel ſeinen Blitz anvertrauen wollte. — Doch, wenn du mich nur zu meinem Zwecke bringſt! — Der Anfang verſpricht es; und Mellefont ſcheint noch ſicherer werden zu wollen. Wenn mir meine Liſt gelingt, daß ich mit ſeiner Sara allein ſprechen kann; ſo — Ja, ſo iſt es doch noch ſehr ungewiß, ob es mir etwas helfen wird. Die Wahrheiten von dem Mellefont werden ihr vielleicht nichts neues ſeyn; die Verleumdungen wird ſie vielleicht nicht glauben; und die Drohungen vielleicht verachten. Aber doch ſoll ſie Wahrheit, Verleumdung und Drohungen von mir hören. Es wäre ſchlecht, wenn ſie in ihrem Gemüthe ganz und gar keinen Stachel zurückließen. — Still! ſie kommen. Ich bin nun nicht mehr Marwood; ich bin eine nichtswürdige Verſtoßene, die durch kleine Kunſtgriffe die Schande von ſich abzuwehren ſucht; ein getretener Wurm, der ſich krümmt und dem, der ihn getreten hat, wenigſtens die Ferſe gern verwunden möchte.

Sechster Auftritt.

Sara. Mellefont. Marwood.

Sara. Ich freue mich, Lady, daß meine Unruhe vergebens geweſen iſt.

Marwood. Ich danke Ihnen, Miß. Der Zufall war zu klein, als daß er Sie hätte beunruhigen ſollen.

Mellefont. Lady will ſich Ihnen empfehlen, liebſte Sara.

Sara. So eilig, Lady?

Marwood. Ich kann es für die, denen an meiner Gegenwart in London gelegen iſt, nicht genug ſeyn.

Sara. Sie werden doch heute nicht wieder aufbrechen?

Marwood. Morgen mit dem früheſten.

Mellefont. Morgen mit dem früheſten, Lady? Ich glaubte, noch heute.

Sara. Unſere Bekanntſchaft, Lady, fängt ſich ſehr im Vorbeigehen an. Ich ſchmeichle mir, in Zukunft eines nähern Umgangs mit Ihnen gewürdigt zu werden.

Marwood. Ich bitte um Ihre Freundſchaft, Miß.

Mellefont. Ich ſtehe Ihnen dafür, liebſte Sara, daß dieſe Bitte der Lady aufrichtig iſt, ob ich Ihnen gleich voraus ſagen muß, daß Sie einander ohne Zweifel lange nicht wieder ſehen werden. Lady wird ſich mit uns ſehr ſelten an einem Ort aufhalten können — —

Marwood, bey Seite. Wie fein!

Sara. Mellefont, das heißt mir eine ſehr angenehme Hoffnung rauben.

Marwood. Ich werde am meiſten dabei verlieren, glückliche Miß.

Mellefont. Aber in der That, Lady, wollen Sie erſt morgen früh wieder fort?

Marwood. Vielleicht auch eher. Bey Seite. Es will noch niemand kommen!

Mellefont. Auch wir wollen uns nicht lange mehr hier aufhalten. Nicht wahr, liebſte Miß, es wird gut ſeyn, wenn wir unſerer Antwort ungeſäumt nachfolgen? Sir William kann unſere Eilfertigkeit nicht übel nehmen.

Siebenter Auftritt.

Betty. Mellefont. Sara. Marwood.

Mellefont. Was willſt du, Betty?

Betty. Man verlangt Sie unverzüglich zu ſprechen.

Marwood. Bey Seite. Ha! nun kömmt es darauf an — —

Mellefont. Mich? unverzüglich? Ich werde gleich kommen. — Lady, iſt es Ihnen gefällig, Ihren Beſuch abzukürzen?

Sara. Warum das, Mellefont? — Lady wird ſo gütig ſeyn und bis zu Ihrer Zurückkunft warten.

Marwood. Verzeihen Sie, Miß; ich kenne meinen Vetter Mellefont, und will mich lieber mit ihm wegbegeben.

Betty. Der Fremde, mein Herr — Er will Sie nur auf ein Wort ſprechen. Er ſagt, er habe keinen Augenblick zu verſäumen — —

Mellefont. Geh nur; ich will gleich bei ihm ſeyn. — Ich vermuthe, Miß, daß es eine endliche Nachricht von dem Vergleiche ſeyn wird, deſſen ich gegen Sie gedacht habe. Betty geht ab.

Marwood, bey Seite. Gute Vermuthung!

Mellefont. Aber doch, Lady — —

Marwood. Wenn Sie es denn befehlen — Miß, ſo muß ich mich Ihnen — —

Sara. Nein doch, Mellefont; Sie werden mir ja das Vergnügen nicht mißgönnen, Lady Solmes, ſo lange unterhalten zu dürfen?

Mellefont. Sie wollen es, Miß? — —

Sara. Halten Sie ſich nicht auf, liebſter Mellefont, und kommen Sie nur bald wieder. Aber mit einem freudigern Geſichte will ich wünſchen! Sie vermuthen ohne Zweifel eine unangenehme Nachricht.

laſſen Sie ſich nichts anfechten; ich bin begieriger, zu ſehen, ob Sie allenfalls auf eine gute Art mich einer Erbſchaft verzeihen können, als ich begierig bin, Sie in dem Beſitze derſelben zu wiſſen. — —

Mellefont. Ich gehorche. Marwood. Lady, ich bin ganz gewiß den Augenblick wieder hier. Geht ab.

Marwood, bei Seite. Glücklich!

Achter Auftritt.

Sara. Marwood.

Sara. Mein guter Mellefont ſagt ſeine Höflichkeiten manchmal mit einem ganz falſchen Tone. Finden Sie es nicht auch Lady? — —

Marwood. Ohne Zweifel bin ich ſeiner Art ſchon allzugewohnt, als daß ich ſo etwas bemerken könnte.

Sara. Wollen ſich Lady nicht ſetzen?

Marwood. Wenn Sie befehlen, Miß — bei Seite, indem ſie ſich ſetzt. Ich muß dieſen Augenblick nicht ungebraucht vorbeiſtreichen laſſen.

Sara. Sagen Sie mir, Lady, werde ich nicht das glücklichſte Frauenzimmer mit meinem Mellefont werden?

Marwood. Wenn ſich Mellefont in ſein Glück zu finden weiß, ſo wird ihn Miß Sara zu der beneidenswürdigſten Mannsperſon machen. Aber — —

Sara. Ein Aber, und eine nachdenkliche Pauſe, Lady — —

Marwood. Ich bin offenherzig, Miß — —

Sara. Und dadurch unendlich ſchätzbarer — —

Marwood. Offenherzig — nicht ſelten bis zur Unbedachtſamkeit. Mein Aber iſt der Beweis davon. Ein ſehr unbedächtiges Aber!

Sara. Ich glaube nicht, daß mich Lady durch dieſe Ausweichung noch unruhiger machen wollen. Es mag wohl eine grauſame Barmherzigkeit ſeyn, ein Uebel, das man zeigen könnte, nur argwohnen zu laſſen.

Marwood. Nicht doch, Miß; Sie denken bei meinem Aber viel zu viel. Mellefont iſt mein Anverwandter — —

Sara. Deſto wichtiger wird die geringſte Einwendung, die Sie wider ihn zu machen haben.

Marwood. Aber wenn Mellefont auch mein Bruder wäre, ſo muß ich Ihnen doch ſagen, daß ich mich ohne Bedenken einer Perſon meines Geſchlechts gegen ihn annehmen würde, wenn ich bemerkte, daß er nicht rechtſchaffen genug an ihr handle. Wir Frauenzimmer ſollten billig jede Beleidigung die einer einzigen von uns erwieſen wird, zu Beleidigungen des ganzen Geſchlechts und zu einer allgemeinen Sache machen, an der auch die Schweſter und Mutter des Schuldigen Antheil zu nehmen, ſich nicht bedenken müßten.

Sara. Dieſe Anmerkung — — —

Marwood. Iſt ſchon dann und wann in zweifelhaften Fällen meine Richtſchnur geweſen.

Sara. Und verſpricht mir — Ich zittere —

Marwood. Nein, Miß; wenn Sie zittern wollen — Laſſen Sie uns von etwas anderm ſprechen — —

Sara. Grauſame Lady!

Marwood. Es thut mir leid, daß ich verkannt werde. Ich wenigſtens, wenn ich mich in Gedanken an Miß Sampſons Stelle ſetze, würde jede nähere Nachricht, die man mir von demjenigen geben wollte, mit deſſen Schickſale ich das meinige auf ewig zu verbinden bereit wäre, als eine Wohlthat anſehen.

Sara. Was wollen Sie, Lady? Kenne ich meinen Mellefont nicht ſchon? Glauben Sie mir, ich kenne ihn wie meine eigne Seele. Ich weiß, daß er mich liebt — —

Marwood. Und andre — —

Sara. Geliebt hat. Auch das weiß ich. Hat er mich lieben ſollen, ehe er von mir etwas wußte? Kann ich die einzige zu ſeyn verlangen, die für ihn Reize genug gehabt hat? Muß ich mir es nicht ſelbſt geſtehen, daß ich mich, ihm zu gefallen, beſtrebt habe? Iſt er nicht liebenswürdig genug, daß er bei mehrern dieſes Beſtreben hat erwecken müſſen? Und iſt es nicht natürlich, wenn mancher dieſes Beſtreben gelungen iſt?

Marwood. Sie vertheidigen ihn mit eben der Hitze und faſt mit eben den Gründen, mit welchen ich ihn ſchon oft vertheidigt habe. Es iſt kein Verbrechen, geliebt haben; noch viel weniger iſt es eines, geliebt worden ſeyn. Aber die Flatterhaftigkeit iſt ein Verbrechen.

Sara. Nicht immer; denn oft glaube ich, wird ſie durch die Gegenſtände der Liebe entſchuldigt, die es immer zu bleiben ſelten verdienen.

Marwood. Miß Sampſons Sittenlehre ſcheint nicht die ſtrengſte zu ſeyn.

Sara. Es iſt wahr; die, nach der ich diejenigen zu richten pflege, welche es ſelbſt geſtehen, daß ſie auf Irrwegen gegangen ſind, iſt die ſtrengſte nicht. Sie muß es auch nicht ſeyn. Denn hier kömmt es nicht darauf an, die Schranken zu beſtimmen, die uns die Tugend bei der Liebe ſetzt; ſondern bloß darauf, die menſchliche Schwachheit zu entſchuldigen, wenn ſie in dieſen Schranken nicht geblieben iſt, und die daraus entſtehenden Folgen nach den Regeln der Klugheit zu beurtheilen. Wenn zum Exempel ein Mellefont eine Marwood liebt, und ſie endlich verläßt, ſo iſt dieſes Verlaſſen, in Vergleichung mit der Liebe ſelbſt, etwas ſehr gutes. Es wäre ein Unglück, wenn er eine Laſterhafte deßwegen, weil er ſie einmal geliebt hat, ewig lieben müßte.

Marwood. Aber Miß, kennen Sie denn dieſe Marwood, welche Sie ſo getroſt eine Laſterhafte nennen?

Sara. Ich kenne ſie aus der Beſchreibung des Mellefont.

Marwood. Des Mellefont? Iſt es Ihnen denn nie beigefallen, daß Mellefont in ſeiner eigenen Sache nichts anders als ein ſehr ungültiger Zeuge ſeyn könne?

Sara. — Nun merke ich es erſt, Lady, daß Sie mich auf die Probe ſtellen wollen. Mellefont wird lächeln, wenn Sie es ihm wieder ſagen werden, wie ernſthaft ich mich ſeiner angenommen.

Marwood. Verzeihen Sie, Miß; von dieſer Unterredung muß Mellefont nichts wieder erfahren. Sie denken zu edel, als daß Sie, zum Danke für eine wohlgemeinte Warnung, eine Anverwandte mit ihm entzweien wollten, die ſich nur deßwegen wider ihn erklärt, weil ſie ſein unwürdiges Verfahren gegen mehr als eine der liebenswürdigſten Perſonen unſers Geſchlechts ſo anſieht, als ob ſie ſelbſt darunter gelitten hätte.

Sara. Ich will niemand entzweien, Lady; und ich wünſchte, daß es andre eben ſo wenig wollten.

Marwood. Soll ich Ihnen die Geſchichte der Marwood in wenig Worten erzählen?

Sara. Ich weiß nicht — Aber doch ja, Lady: nur mit dem Beding, daß Sie davon aufhören, ſobald Mellefont zurück kömmt. Er möchte denken, ich hätte mich aus eignem Triebe darnach erkundigt; und ich wollte nicht gern, daß er mir eine ihm ſo nachtheilige Neubegierde zutrauen könnte.

Marwood. Ich würde Miß Sampſon um gleiche Vorſicht gebeten haben, wenn ſie mir nicht zuvorgekommen wäre. Er muß es auch nicht argwohnen können, daß Marwood unſer Geſpräch geweſen iſt; und Sie werden ſo behutſam ſeyn, Ihre Maaßregeln ganz in der Stille darnach zu nehmen. — Hören Sie nunmehr! — Marwood iſt aus einem guten Geſchlechte. Sie war eine junge Wittwe, als ſie Mellefont bei einer ihrer Freundinnen kennen lernte. Man ſagt, es habe ihr weder an

Schönheit noch an derjenigen Anmuth gemangelt, ohne welche die Schönheit todt ſeyn würde. Ihr guter Name war ohne Flecken. Ein einziges fehlte ihr: — Vermögen. Alles was ſie beſeſſen hatte, — und es ſollen anſehnliche Reichthümer geweſen ſeyn, — hatte ſie für die Befreiung eines Mannes aufgeopfert, dem ſie nichts in der Welt vorenthalten zu dürfen glaubte, nachdem ſie ihm einmal ihr Herz und ihre Hand ſchenken wollen.

Sara. Wahrlich ein edler Zug, Lady, von dem ich wollte, daß er in einem beſſern Gemälde prangte!

Marwood. Des Mangels an Vermögen ungeachtet, ward ſie von Perſonen geſucht, die nichts eifriger wünſchten, als ſie glücklich zu machen. Unter dieſen reichen und vornehmen Anbetern trat Mellefont auf. Sein Antrag war ernſtlich, und der Ueberfluß, in welchen er die Marwood zu ſetzen verſprach, war das geringſte, worauf er ſich ſtützte. Er hatte es bei der erſten Unterredung weg, daß er mit keiner Eigennützigen zu thun habe, ſondern mit einem Frauenzimmer voll des zärtlichſten Gefühls, welches eine Hütte einem Pallaſte würde vorgezogen haben, wenn ſie in jener mit einer geliebten und in dieſem mit einer gleichgültigen Perſon hätte leben ſollen.

Sara. Wieder ein Zug, den ich der Marwood nicht gönne. Schmeicheln Sie ihr ja nicht mehr, Lady, oder ich möchte ſie am Ende betauern müſſen.

Marwood. Mellefont war eben im Begriff, ſich auf die feierlichſte Art mit ihr zu verbinden, als er Nachricht von dem Tode eines Vetters bekam, welcher ihm ſein ganzes Vermögen mit der Bedingung hinterließ, eine weitläuftige Anverwandte zu heirathen. Hatte Marwood ſeinetwegen reichere Verbindungen ausgeſchlagen, ſo wollte er ihr nunmehr an Großmuth nichts nachgeben. Er war Willens, ihr von dieſer Erbſchaft eher nichts zu ſagen, als bis er ſich derſelben durch ſie würde verluſtig gemacht haben. — Nicht wahr, Miß, das war groß gedacht?

Sara. O Lady, wer weiß es beſſer, als ich, daß Mellefont das edelſte Herz beſitzt?

Marwood. Was aber that Marwood? Sie erfuhr es unter der Hand, noch ſpät an einem Abende, wozu ſich Mellefont ihrentwegen entſchloſſen hätte. Mellefont kam des Morgens ſie zu beſuchen, und Marwood war fort.

Sara. Wohin? Warum?

Marwood. Er fand nichts als einen Brief von ihr, worin ſie ihm entdeckte, daß er ſich keine Rechnung machen dürfe, ſie jemals wieder zu ſehen. Sie läugne es zwar nicht, daß ſie ihn liebe; aber eben deßwegen könne ſie ſich nicht überwinden, die Urſache einer That zu ſein, die er nothwendig einmal bereuen müſſe. Sie erlaſſe ihn ſeines Verſprechens, und erſuche ihn ohne weiteres Bedenken durch die Vollziehung der in dem Teſtamente vorgeſchriebnen Verbindung in den Beſitz eines Vermögens zu treten, welches ein Mann von Ehre zu etwas wichtigerm brauchen könne, als einem Frauenzimmer eine unüberlegte Schmeichelei damit zu machen.

Sara. Aber Lady, warum leihen Sie der Marwood ſo vortreffliche Geſinnungen? Lady Solmes kann derſelben wohl fähig ſeyn, aber nicht Marwood. Gewiß Marwood nicht.

Marwood. Es iſt nicht zu verwundern, Miß, daß Sie wieder ſie eingenommen ſind. — Mellefont wollte über den Entſchluß der Marwood von Sinnen kommen. Er ſchickte überall Leute aus, ſie wieder aufzuſuchen, und endlich fand er ſie.

Sara. Weil ſie ſich finden laſſen wollte, ohne Zweifel.

Marwood. Keine bittere Gloſſen, Miß! Sie geziemen einem Frauenzimmer von einer ſonſt ſo ſanften Denkungsart nicht. — Er fand ſie, ſag' ich, und fand ſie unbeweglich. Sie wollte ſeine Hand durchaus nicht annehmen, und alles was er von ihr erhalten konnte, war dieſes, daß ſie nach London zurückzukommen verſprach. Sie wurden eins, ihre Vermählung ſo lange auszuſetzen bis die Anverwandte des langen Verzögerns überdrüſſig, einen Vergleich vorzuſchlagen gezwungen ſey. Unterdeſſen konnte ſich Marwood nicht wohl der täglichen Beſuche des Mellefont entbrechen, die eine lange Zeit nichts, als ehrfurchtsvolle Beſuche eines Liebhabers waren, den man in die Gränzen der Freundſchaft zurückgewieſen hat. Aber wie unmöglich iſt es, daß ein hitziges Temperament dieſe engen Gränzen nicht überſchreiten ſollte! Mellefont beſitzt alles, was uns eine Mannsperſon gefährlich machen kann. Niemand kann hiervon überzeugter ſeyn, als Miß Sampſon ſelbſt.

Sara. Ach!

Marwood. Sie ſeufzen? Auch Marwood hat über ihre Schwachheit mehr als einmal geſeufzet und ſeufzet noch.

Sara. Genug Lady, genug; dieſe Wendung, ſollte ich meinen, war mehr als eine bittere Gloſſe, die Sie mir zu unterſagen beliebten.

Marwood. Ihre Abſicht war nicht zu beleidigen, ſondern bloß die unglückliche Marwood Ihnen in einem Lichte zu zeigen, in welchem Sie am richtigſten von ihr urtheilen könnten. — Kurz, die Liebe gab dem Mellefont die Rechte eines Gemahls; und Mellefont hielt es länger nicht für nöthig, ſie durch die Geſetze gültig machen zu laſſen. Wie glücklich wäre Marwood, wenn ſie, Mellefont und der Himmel, nur allein von ihrer Schande wüßten! Wie glücklich, wenn nicht eine jammernde Tochter dasjenige der ganzen Welt entdeckte, was ſie vor ſich ſelbſt verbergen zu können wünſchte!

Sara. Was ſagen Sie, Lady? Eine Tochter — —

Marwood. Ja, Miß, eine unglückliche Tochter verliert durch die Dazwiſchenkunft der Sara Sampſon alle Hoffnung, ihre Aeltern jemals ohne Abſcheu nennen zu können.

Sara. Schreckliche Nachricht! Und dieſes hat mir Mellefont verſchwiegen? — — Darf ich es auch glauben, Lady?

Marwood. Sie dürfen ſicher glauben, Miß, daß Ihnen Mellefont vielleicht noch mehr verſchwiegen hat.

Sara. Noch mehr? Was könnte er mir noch mehr verſchwiegen haben?

Marwood. Dieſes, daß er die Marwood noch liebt.

Sara. Sie tödten mich, Lady!

Marwood. Es iſt unglaublich, daß ſich eine Liebe, welche länger als zehn Jahr gedauert hat, ſo geſchwind verlieren könne. Sie kann zwar eine kurze Verfinſterung leiden; weiter aber auch nichts, als eine kurze Verfinſterung, aus welcher ſie hernach mit neuem Glanze wieder hervor bricht. Ich könnte Ihnen eine Miß Oklaff, eine Miß Dorkas, eine Miß Moor und mehrere nennen, welche eine nach der andern der Marwood einen Mann abſpenſtig zu machen drohten, von welchem ſie ſich am Ende auf das grauſamſte hintergangen ſahen. Er hat einen gewiſſen Punkt, über welchen er ſich nicht bringen läßt, und ſobald er dieſen ſcharf in das Geſicht bekömmt, ſpringt er ab. Geſetzt aber, Miß, Sie wären die einzige Glückliche, bei welcher ſich alle Umſtände wider ihn erklärten; geſetzt Sie brächten ihn dahin, daß er ſeinen nunmehr zur Natur gewordenen Abſcheu gegen ein förmliches Joch überwinden müßte: glaubten Sie wohl dadurch ſeines Herzens verſichert zu ſeyn?

Sara. Ich Unglückliche! Was muß ich hören!

Marwood. Nichts weniger. Alsdann würde er eben am allererſten in die Arme derjenigen zurückeilen, die auf ſeine Freiheit ſo eiferſüchtig nicht geweſen. Sie würden ſeine Gemahlin heißen, und jene würde es ſeyn.

Sara. Martern Sie mich nicht länger mit ſo ſchrecklichen Vorſtellungen! Rathen Sie mir vielmehr, Lady, ich bitte Sie, rathen Sie mir, was ich thun ſoll. Sie müſſen ihn kennen. Sie müſſen es wiſſen, durch was es noch etwa möglich iſt, ihm ein Band angenehm zu machen, ohne welches auch die aufrichtigſte Liebe eine unheilige Leidenſchaft bleibt.

Marwood. Daß man einen Vogel fangen kann, Miß, das weiß ich wohl. Aber daß man ihm ſeinen Käfig angenehmer, als das freie Feld machen könne, das weiß ich nicht. Mein Rath wäre alſo, ihn lieber nicht zu fangen, und ſich den Verdruß über die vergebne Mühe zu erſparen. Begnügen Sie ſich, Miß, an dem Vergnügen, ihn ſehr nahe an Ihrer Schlinge geſehen zu haben; und weil Sie vorausſehen können, daß er die Schlinge ganz gewiß zerreißen werde, wenn Sie ihn vollends hinein lockten, ſo ſchonen Sie Ihre Schlinge, und locken ihn nicht herein.

Sara. Ich weiß nicht, ob ich dieſes tändelnde Gleichniß recht verſtehe, Lady —

Marwood. Wenn Sie verdrießlich darüber geworden ſind, ſo haben Sie es verſtanden. — Mit einem Worte, Ihr eigener Vortheil ſowohl, als der Vortheil einer andern, die Klugheit ſowohl als die Billigkeit, können und ſollen Miß Sampſon bewegen, ihre Anſprüche auf einen Mann aufzugeben, auf den Marwood die erſten und ſtärkſten hat. Noch ſtehen Sie, Miß, mit ihm ſo, daß Sie, ich will nicht ſagen mit vieler Ehre, aber doch ohne öffentliche Schande von ihm ablaſſen können. Eine kurze Verſchwindung mit einem Liebhaber iſt zwar ein Fleck, aber doch ein Fleck, den die Zeit ausbleicht. In einigen Jahren iſt alles vergeſſen und es finden ſich für eine reiche Erbin noch immer Mannsperſonen, die es ſo genau nicht nehmen. Wenn Marwood in dieſen Umſtänden wäre und ſie brauchte, weder für ihre im Abzuge begriffene Reize einen Gemahl, noch für ihre hülfloſe Tochter einen Vater, ſo weiß ich gewiß, Marwood würde gegen Miß Sampſon großmüthiger handeln, als Miß Sampſon gegen die Marwood zu handeln ſchimpfliche Schwierigkeiten macht.

Sara, indem ſie unwillig aufſteht. Das geht zu weit! Iſt dieſes die Sprache einer Anverwandten des Mellefont? — Wie unwürdig verräth man Sie Mellefont! — Nun merke ich es, Lady, warum er Sie ſo ungern bei mir allein laſſen wollte. Er mag es ſchon wiſſen, wie viel man von Ihrer Zunge zu fürchten habe. Eine giftige Zunge! — Ich rede dreiſt! Denn Lady haben lange genug unanſtändig geredet. Wodurch hat Marwood ſich eine ſolche Vorſprecherin erwerben können, die alle ihre Erfindungskraft aufbietet, mir einen blendenden Roman von ihr aufzudringen, und alle Ränke anwendet, mich gegen die Redlichkeit eines Mannes argwöhniſch zu machen, der ein Menſch, aber kein Ungeheuer iſt? Ward es mir nur deßwegen geſagt, daß ſich Marwood einer Tochter von ihm rühme; ward mir nur deßwegen dieſe und jene betrogene Miß genannt, damit man mir am Ende auf die empfindlichſte Art zu verſtehen geben könne, ich würde wohl thun, wenn ich mich ſelbſt einer verhärteten Buhlerin nachſetzte?

Marwood. Nur nicht ſo hitzig, mein junges Frauenzimmer! Eine verhärtete Buhlerin? — Sie brauchen, wahrſcheinlicher Weiſe, Worte, deren Kraft Sie nicht überlegt haben.

Sara. Erſcheint ſie nicht als eine ſolche, ſelbſt in der Schilderung der Lady Solmes? — Gut, Lady; Sie ſind ihre Freundin, ihre vertrauteſte Freundin vielleicht. Ich ſage dieſes nicht als einen Vorwurf; denn es kann leicht in der Welt nicht wohl möglich ſeyn, nur lauter tugendhafte Freunde zu haben. Allein wie komme ich dazu, dieſer Ihrer Freundſchaft wegen, ſo tief herabgeſtoßen zu werden? Wenn ich der Marwood Erfahrung gehabt hätte, ſo würde ich den Fehltritt gewiß nicht gethan haben, der mich mit ihr in eine ſo erniedrigende Parallele ſetzt. Hätte ich ihn aber doch gethan, ſo würde ich wenigſtens nicht zehn Jahre darin verharrt ſeyn. Es iſt ganz etwas anderes, aus Unwiſſenheit auf das Laſter treffen, und ganz etwas anders, es kennen und demungeachtet mit ihm vertraulich werden. — Ach, Lady, wenn Sie es wüßten, was für Reue, was für Gewiſſensbiſſe, was für Angſt mich mein Irrthum gekoſtet! Mein Irrthum, ſag' ich; denn warum ſoll ich länger ſo grauſam gegen mich ſeyn und ihn als ein Verbrechen betrachten? Der Himmel ſelbſt hört auf, ihn als ein ſolches anzuſehen; er nimmt die Strafe von mir und ſchenkt mir einen Vater wieder. — Ich erſchrecke, Lady; wie verändern ſich auf einmal die Züge Ihres Geſichts? Sie glühen; aus dem ſtarren Auge ſchreckt Wuth und des Mundes kniſchende Bewegung — Ach! wo ich Sie erzürnt habe, Lady, ſo bitte ich um Verzeihung. Ich bin eine empfindliche Närrin; was Sie geſagt haben, war ohne Zweifel ſo böſe nicht gemeint. Vergeſſen Sie meine Uebereilung. Wodurch kann ich Sie beſänftigen? Wodurch kann auch ich mir eine Freundin an Ihnen erwerben, ſo wie ſie Marwood an Ihnen gefunden hat? Laſſen Sie mich, Lady, laſſen Sie mich fußfällig darum bitten — indem ſie niederfällt. um Ihre Freundſchaft, Lady — und wo ich dieſe nicht erhalten kann, um die Gerechtigkeit wenigſtens, mich und Marwood nicht in einen Rang zu ſetzen.

Marwood die einige Schritte ſtolz zurück tritt und die Sara liegen läßt. Dieſe Stellung der Sara Sampſon iſt für Marwood viel zu reizend, als daß ſie nur unerkannt darüber frohlocken ſollte. — Erkennen Sie, Miß, in mir die Marwood, mit der Sie nicht verglichen zu werden, die Marwood ſelbſt fußfällig bitten.

Sara die voller Schrecken aufſpringt und ſich zitternd zurückzieht. Sie, Marwood? — Ha! Nun erkenn' ich ſie — nun erkenn' ich ſie, die mörderiſche Retterin, deren Dolche mich ein warnender Traum Preis gab. Sie iſt es! Flieh unglückliche Sara! Retten Sie mich Mellefont; retten Sie Ihre Geliebte! Und du, ſüße Stimme meines geliebten Vaters, erſchalle! Wo erſchallt ſie? wo ſoll ich auf ſie zueilen? — hier? — da? — Hülfe, Mellefont! Hülfe, Betty! — Jetzt dringt ſie mit tödtender Fauſt auf mich ein! Hülfe! Eilt ab.

Neunter Auftritt.

Marwood.

Was will die Schwärmerin? — O daß ſie wahr redete, und ich mit tödtender Fauſt auf ſie eindränge! Bis hieher hätte ich den Stahl ſparen ſollen, ich Thörichte! Welche Wolluſt, eine Nebenbuhlerin in der freiwilligen Erniedrigung zu unſern Füßen durchbohren zu können! — Was nun? — Ich bin entdeckt. Mellefont kann den Augenblick hier ſeyn. Soll ich ihn fliehen? Soll ich ihn erwarten? Ich will ihn erwarten, aber nicht müßig. Vielleicht, daß ihn die glückliche Liſt meines Bedienten noch lange genug aufhält! — Ich ſehe, ich werde gefürchtet. Warum folge ich ihr alſo nicht? Warum verſuche ich nicht noch das letzte, das ich wider ſie brauchen kann? Drohungen ſind armſelige Waffen: doch die Verzweiflung verſchmäht keine, ſo armſelig ſie ſind. Ein ſchreckhaftes Mädchen, das betäubt und mit zerrütteten Sinnen ſchon vor meinem

Namen flieht, kann leicht fürchterliche Worte für fürchterliche Thaten halten. Aber Mellefont? — Mellefont wird ihr wieder Muth machen und ſie über meine Drohungen ſpotten lehren. Er wird? Vielleicht wird er auch nicht. Es wäre wenig in der Welt unternommen worden, wenn man nur immer auf den Ausgang geſehen hätte. Und bin ich auf den unglücklichſten nicht ſchon vorbereitet? — Der Dolch war für andere, das Gift iſt für mich! — Das Gift für mich! Schon längſt mit mir herumgetragen, wartet es hier, dem Herzen bereits nahe, auf den traurigen Dienſt; hier, wo ich in beſſern Zeiten die geſchriebenen Schmeicheleien der Anbeter verbarg: für uns ein eben ſo gewiſſes, aber nur langſameres Gift. — Wenn es doch nur beſtimmt wäre, in meinen Adern nicht allein zu toben! Wenn es doch einem Ungetreuen — Was halte ich mich mit Wünſchen auf? — Fort! Ich muß weder mich, noch ſie zu ſich ſelbſt kommen laſſen. Der will ſich nichts wagen, der ſich mit kaltem Blute wagen will. Geht ab.

Fünfter Aufzug.

Das Zimmer der Sara.

Erſter Auftritt.

Sara ſchwach in einem Lehnſtuhle. **Betty.**

Betty. Fühlen Sie nicht, Miß, daß Ihnen ein wenig beſſer wird?

Sara. Beſſer, Betty? — Wenn nur Mellefont wieder kommen wollte. Du haſt doch nach ihm ausgeſchickt?

Betty. Norton und der Wirth ſuchen ihn.

Sara. Norton iſt ein guter Menſch, aber er iſt haſtig. Ich will durchaus nicht, daß er ſeinem Herrn meinetwegen Grobheiten ſagen ſoll. Wie er es ſelbſt erzählte, ſo iſt Mellefont ja an allem unſchuldig. — Nicht wahr, Betty, du hältſt ihn auch für unſchuldig? — Sie kömmt ihm nach; was kann er dafür? Sie tobt, ſie raſet, ſie will ihn ermorden. Siehſt du, Betty? dieſer Gefahr habe ich ihn ausgeſetzt. Wer ſonſt als ich? — Und endlich will die böſe Marwood mich ſehen, oder nicht eher nach London zurückkehren. Konnte er ihr dieſe Kleinigkeit abſchlagen? Bin ich doch auch oft begierig geweſen, die Marwood zu ſehen. Mellefont weiß wohl, daß wir neugierige Geſchöpfe ſind. Und wenn ich nicht ſelbſt darauf gedrungen hätte, daß ſie bis zu ſeiner Zurückkunft bei mir verziehen ſollte, ſo würde er ſie wieder mit weggenommen haben. Ich würde ſie unter einem falſchen Namen geſehen haben, ohne zu wiſſen, daß ich ſie geſehen hätte. Und vielleicht würde mir dieſer kleine Betrug einmal angenehm geweſen ſeyn. Kurz alle Schuld iſt mein. — Je nun, ich bin erſchrocken; weiter bin ich ja nichts! Die kleine Ohnmacht wollte nicht viel ſagen. Du weißt wohl, Betty, ich bin dazu geneigt.

Betty. Aber in ſo tiefer hatte ich Miß noch nie geſehen.

Sara. Sage es mir nur nicht. Ich werde dir gutherzigem Mädchen freilich zu ſchaffen gemacht haben.

Betty. Marwood ſelbſt ſchien durch die Gefahr, in der Sie ſich befanden, gerührt zu ſeyn. So ſtark ich ihr auch anlag, daß ſie ſich nur fortbegeben möchte, ſo wollte ſie doch das Zimmer nicht eher verlaſſen, als bis Sie die Augen ein wenig wieder aufſchlugen und ich Ihnen die Arznei einflößen konnte.

Sara. Ich muß es wohl gar für ein Glück halten, daß ich in Ohnmacht gefallen bin. Denn wer weiß, was ich noch von ihr hätte hören müſſen. Umſonſt mochte ſie mir gewiß nicht in mein Zimmer gefolgt ſeyn. Du glaubſt nicht, wie außer mir ich war. Auf einmal fiel mir der ſchreckliche Traum von voriger Nacht ein und ich floh als eine Unſinnige, die nicht weiß warum und wohin ſie flieht. — Aber Mellefont kömmt noch nicht. — Ach! —

Betty. Was für ein Ach, Miß? Was für Zuckungen? —

Sara. Gott! was für eine Empfindung war dieſes —

Betty. Was ſtößt Ihnen wieder zu?

Sara. Nichts, Betty. — Ein Stich! nicht Ein Stich, tauſend feurige Stiche in einem! — Sey nur ruhig; es iſt vorbei.

Zweiter Auftritt.

Norton. Sara. Betty.

Norton. Mellefont wird den Augenblick hier ſeyn.

Sara. Nun das iſt gut, Norton. Aber wo haſt du ihn noch gefunden?

Norton. Ein Unbekannter hat ihn bis vor das Thor mit ſich gelockt, wo ein Herr auf ihn warte, der in Sachen von der größten Wichtigkeit mit ihm ſprechen müſſe. Nach langem Herumführen hat ſich der Betrüger ihm von der Seite geſchlichen. Es iſt ſein Unglück, wo er ſich ertappen läßt; ſo wüthend iſt Mellefont.

Sara. Haſt du ihm geſagt, was vorgegangen?

Norton. Alles.

Sara. Aber mit einer Art — —

Norton. Ich habe auf die Art nicht denken können. Genug er weiß es, was für Angſt Ihnen ſeine Unvorſichtigkeit wieder verurſacht hat.

Sara. Nicht doch, Norton; ich habe mir ſie ſelbſt verurſacht. — —

Norton. Warum ſoll Mellefont niemals Unrecht haben? — Kommen Sie nur, mein Herr; die Liebe hat Sie bereits entſchuldigt.

Dritter Auftritt.

Mellefont. Norton. Sara. Betty.

Mellefont. Ach, Miß, wenn auch dieſe Ihre Liebe nicht wäre —

Sara. So wäre ich von uns beiden gewiß die Unglücklichſte. Iſt Ihnen in Ihrer Abweſenheit nur nichts verdrießlicheres zugeſtoßen, als mir, ſo bin ich vergnügt.

Mellefont. So gütig empfangen zu werden, habe ich nicht verdient.

Sara. Verzeihen Sie es meiner Schwachheit, daß ich Sie nicht zärtlicher empfangen kann. Bloß Ihrer Zufriedenheit wegen wünſchte ich, mich weniger krank zu fühlen.

Mellefont. Ha, Marwood, dieſe Verrätherei war noch übrig! Der Nichtswürdige, der mich mit der geheimnißvollſten Miene aus einer Straße in die andere, aus einem Winkel in den andern führte, war gewiß nichts anders, als ein Abgeſchickter von ihr. Sehen Sie, liebſte Miß, dieſe Liſt wandte ſie an, mich von Ihnen zu entfernen. Eine plumpe Liſt ohne Zweifel; aber eben weil ſie plump war, war ich weit davon entfernt, ſie dafür zu halten. Umſonſt muß ſie ſo treulos nicht geweſen ſeyn! Geſchwind, Norton, geh in ihre Wohnung, laß ſie nicht aus den Augen und halte ſie ſo lange auf, bis ich nachkomme.

Sara. Wozu dieſes, Mellefont? Ich bitte für Marwood.

Mellefont. Geh! Norton geht ab.

Vierter Auftritt.

Sara. Mellefont. Betty.

Sara. Laſſen Sie doch einen abgematteten Feind der den letzten fruchtloſen Sturm gewagt hat, ruhig abziehen. Ich würde ohne Marwood vieles nicht wiſſen — —

Mellefont. Vieles? Was iſt das viele?

Sara. Was Sie mir ſelbſt nicht geſagt hätten, Mellefont. — Sie werden ſtutzig? — Nun wohl, ich will es wieder vergeſſen, weil Sie doch nicht wollen, daß ich es wiſſen ſoll.

Mellefont. Ich will nicht hoffen, daß Sie etwas zu meinem Nachtheile glauben werden, was keinen andern Grund hat, als die Eiferſucht einer aufgebrachten Verleumderin.

Sara. Auf ein andermal hiervon! — Warum aber laſſen Sie es nicht das erſte ſeyn, mir von der Gefahr zu ſagen, in der ſich Ihr koſtbares Leben befunden hat? Ich, Mellefont, ich würde den Stahl geſchliffen haben, mit dem Sie Marwood durchſtoßen hätte — —

Mellefont. Dieſe Gefahr war ſo groß nicht. Marwood ward von einer blinden Wuth getrieben, und ich war bei kaltem Blute. Ihr Angriff alſo mußte mißlingen — Wenn ihr ein andrer auf der Miß Sara gute Meinung von ihrem Mellefont nur nicht beſſer gelungen iſt! Faſt muß ich es fürchten — Nein, liebſte Miß, verſchweigen Sie mir es nicht länger, was Sie von ihr wollen erfahren haben.

Sara. Nun wohl. — Wenn ich noch den geringſten Zweifel an Ihrer Liebe gehabt hätte, Mellefont, ſo würde mir ihn die tobende Marwood benommen haben. Sie muß es gewiß wiſſen, daß ſie durch mich um das Koſtbarſte gekommen ſey; denn ein ungewiſſer Verluſt würde ſie bedächtiger haben gehen laſſen.

Mellefont. Bald werde ich alſo auf ihre blutdürſtige Eiferſucht, auf ihre ungeſtüme Frechheit, auf ihre treuloſe Liſt einigen Werth legen müſſen! — Aber, Miß, Sie wollen mir wieder ausweichen und mir dasjenige nicht entdecken — —

Sara. Ich will es; und was ich ſagte war ſchon ein näherer Schritt dazu. Daß mich Mellefont alſo liebt, iſt unwiderſprechlich gewiß. Wenn ich nur nicht entdeckt hätte, daß ſeiner Liebe ein gewiſſes Vertrauen fehle, welches mir eben ſo ſchmeichelhaft ſeyn würde, als die Liebe ſelbſt. Kurz liebſter Mellefont — Warum muß mir eine plötzliche Beklemmung das Reden ſo ſchwer machen? Ich werde es ſchon ſagen müſſen, ohne viel die behutſamſte Wendung zu ſuchen, mit der ich es Ihnen ſagen ſollte. — Marwood erwähnte eines Pfandes, und der ſchwatzhafte Norton — Vergeben Sie es ihm nur — nannte mir einen Namen; einen Namen, Mellefont, welcher eine andre Zärtlichkeit bei Ihnen rege machen muß, als Sie gegen mich empfinden —

Mellefont. Iſt es möglich? Hat die Unverſchämte ihre eigne Schande bekannt? — Ach, Miß, haben Sie Mitleiden mit meiner Verwirrung. — Da Sie ſchon alles wiſſen, warum wollen Sie es auch noch aus meinem Munde hören? Sie ſoll nie vor Ihre Augen kommen die kleine Unglückliche, der man nichts vorwerfen kann, als ihre Mutter.

Sara. Sie lieben ſie alſo doch? —

Mellefont. Zu ſehr, Miß, zu ſehr, als daß ich es läugnen ſollte.

Sara. Wohl! Mellefont. — Wie ſehr liebe ich Sie, auch um dieſer Liebe willen! Sie würden mich empfindlich beleidigt haben, wenn Sie die Sympathie Ihres Bluts, aus mir nachtheiligen Bedenklichkeiten, verläugnet hätten. Schon haben Sie mich dadurch beleidigt, daß Sie mir drohen, ſie nicht vor meine Augen kommen zu laſſen. Nein, Mellefont; es muß eine von den Verſprechungen ſeyn, die Sie mir vor den Augen des Höchſten angeloben, daß Sie Arabellen nicht von ſich laſſen wollen. Sie läuft Gefahr in den Händen ihrer Mutter ihres Vaters unwürdig zu werden. Brauchen Sie Ihre Rechte über beide, und laſſen mich an die Stelle der Marwood treten. Gönnen Sie mir das Glück, mir eine Freundin zu erziehen, die Ihnen ihr Leben zu danken hat, einen Mellefont meines Geſchlechts. Glückliche Tage, wenn mein Vater, wenn Sie, wenn Arabella, meine kindliche Ehrfurcht, meine vertrauliche Liebe, meine ſorgſame Freundſchaft um die Wette beſchäftigen werden! Glückliche Tage! Aber ach! — ſie ſind noch fern in der Zukunft. — Doch vielleicht weiß auch die Zukunft nichts von ihnen, und ſie ſind bloß in meiner Begierde noch Glück! — Empfindungen, Mellefont, nie gefühlte Empfindungen wenden meine Augen in eine andre Ausſicht! Eine dunkle Ausſicht in ehrfurchtsvolle Schatten! — Wie wird mir? — indem ſie die Hand vors Geſicht hält.

Mellefont. Welcher plötzliche Uebergang von Bewunderung zum Schrecken! — Eile doch, Betty! Schaffe doch Hülfe! — Was fehlt Ihnen, großmüthige Miß! Himmliſche Seele! Warum verbirgt mir dieſe neidiſche Hand, indem er ſie wegnimmt. ſo holde Blicke? — Ach, es ſind Mienen, die den grauſamſten Schmerz, aber ungern verrathen! — Und doch iſt die Hand neidiſch, die mir dieſe Mienen verbergen will. Soll ich Ihre Schmerzen nicht mit fühlen, Miß? Ich Unglücklicher, daß ich ſie nur mitfühlen kann! — Daß ich ſie nicht allein fühlen ſoll! — So eile doch, Betty — —

Betty. Wohin ſoll ich eilen? —

Mellefont. Du ſiehſt und fragſt? — Nach Hülfe!

Sara. Bleib nur! — Es geht vorüber. Ich will Sie nicht wieder erſchrecken, Mellefont.

Mellefont. Betty, was iſt ihr geſchehen? — Das ſind nicht bloße Folgen einer Ohnmacht. —

Fünfter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara. Betty.

Mellefont. Du kömmſt ſchon wieder, Norton? Recht gut! Du wirſt hier nöthiger ſeyn.

Norton. Marwood iſt fort — —

Mellefont. Und meine Flüche eilen ihr nach! — Sie iſt fort? — Wohin? — Unglück und Tod und wo möglich die ganze Hölle möge ſich auf ihrem Wege finden! Verzehrend Feuer donnre der Himmel auf ſie herab, und unter ihr breche die Erde ein, der weiblichen Ungeheuer größtes zu verſchlingen! — —

Norton. So bald ſie in ihre Wohnung zurückgekommen, hat ſie ſich mit Arabellen und ihrem Mädchen in den Wagen geworfen, und die Pferde mit verhängtem Zügel davon eilen laſſen. Dieſer verſiegelte Zettel iſt von ihr an Sie zurück geblieben.

Mellefont, indem er den Zettel nimmt. Er iſt an mich. — Soll ich ihn leſen, Miß?

Sara. Wenn Sie ruhiger ſeyn werden, Mellefont.

Mellefont. Ruhiger? Kann ich es werden, ehe ich mich an Marwood gerächt, und Sie, theuerſte Miß, außer Gefahr weiß?

Sara. Laſſen Sie mich nichts von Rache hören. Die Rache iſt nicht unſer! — Sie erbrechen ihn doch? — Ach, Mellefont, warum ſind wir zu gewiſſen Tugenden bei einem geſunden und ſeine Kräfte fühlenden Körper weniger, als bei einem ſiechen und abgematteten aufgelegt? Wie ſauer werden Ihnen Gelaſſenheit und Sanftmuth, und wie unnatürlich ſcheint mir des Affekts ungeduldige Hitze! — — Behalten Sie den Inhalt nur für ſich.

Mellefont. Was iſt es für ein Geiſt, der mich Ihnen ungehorſam zu ſeyn zwinget? Ich erbrach ihn wider Willen, — wider Willen muß ich ihn leſen.

Sara, *indem Mellefont vor ſich lieſt.* Wie ſchlau weiß ſich der Menſch zu trennen, und aus ſeinen Leidenſchaften ein von ſich unterſchiedenes Weſen zu machen, dem er alles zur Laſt legen könne, was er bei kaltem Blute ſelbſt nicht billigt — Mein Salz, Betty! Ich beſorge einen neuen Schreck, und werde es nöthig haben. — Siehſt du, was der unglückliche Zettel für einen Eindruck auf ihn macht! — Mellefont! — Sie gerathen außer ſich! — Mellefont! — Gott! er erſtarrt! — Hier, Betty! Reiche ihm das Salz! — Er hat es nöthiger, als ich.

Mellefont, *der die Betty damit zurückſtößt.* Nicht näher, Unglückliche! — Deine Arzneien ſind Gift! —

Sara. Was ſagen Sie? — Beſinnen Sie ſich! — Sie verkennen ſie!

Betty. Ich bin Betty, nehmen Sie doch.

Mellefont. Wünſche dir, Elende, daß du es nicht wäreſt! — Eile! fliehe! ehe du in Ermanglung des Schuldigern, das ſchuldige Opfer meiner Wuth wirſt!

Sara. Was für Reden! — Mellefont, liebſter Mellefont —

Mellefont. Das letzte liebſter Mellefont aus dieſem göttlichen Munde, und dann ewig nicht mehr! — Zu Ihren Füßen, Sara — — *indem er ſich niederwirft.* — — Aber was will ich zu Ihren Füßen? *und wieder aufſpringt.* Entdecken? Ich Ihnen entdecken? — Ja, ich will Ihnen entdecken, Miß, daß Sie mich haſſen werden, daß Sie mich haſſen müſſen. — Sie ſollen den Inhalt nicht erfahren; nein von mir nicht! — Aber Sie werden ihn erfahren. — Sie werden — Was ſteht ihr noch hier, müßig und angeheftet? Lauf Norton, bring' alle Aerzte zuſammen! Suche Hülfe, Betty! Laß die Hülfe ſo wirkſam ſeyn, als deinen Irrthum! — — Nein! bleibt hier! Ich gehe ſelbſt. —

Sara. Wohin, Mellefont? Nach was für Hülfe? Von welchem Irrthume reden Sie?

Mellefont. Göttliche Hülfe, Sara; oder unmenſchliche Rache! — Sie ſind verloren, liebſte Miß! Auch ich bin verloren! — Daß die Welt mit uns verloren wäre! —

Sechster Auftritt.

Sara. Norton. Betty.

Sara. Er iſt weg? — Ich bin verloren? Was will er damit? Verſtehſt du ihn, Norton? — Ich bin krank, ſehr krank; aber ſetze das äußerſte, daß ich ſterben müſſe: bin ich darum verloren? Und was will er denn mit dir, arme Betty? — Du ringſt die Hände? Betrübe dich nicht; du haſt ihn gewiß nicht beleidigt; er wird ſich wieder beſinnen. — Hätte er mir doch gefolgt, und den Zettel nicht geleſen! Er konnte es ja wohl denken, daß er das letzte Gift der Marwood enthalten müſſe. —

Betty. Welche ſchreckliche Vermuthung! — Nein; es kann nicht ſeyn; ich glaube es nicht. —

Norton, *welcher nach der Scene zugegangen.* Der alte Bediente Ihres Vaters, Miß —

Sara. Laß ihn herein kommen, Norton!

Siebenter Auftritt.

Waitwell. Sara. Betty. Norton.

Sara. Es wird dich nach meiner Antwort verlangen, guter Waitwell. Sie iſt fertig, bis auf einige Zeilen. — Aber warum ſo beſtürzt? Man hat es dir gewiß geſagt, daß ich krank bin.

Waitwell. Und noch mehr!

Sara. Gefährlich krank? — Ich ſchließe es mehr aus der ungeſtümen Angſt des Mellefont, als daß ich es fühle. — Wenn du mit dem unvollendeten Briefe der unglücklichen Sara an den unglücklicheren Vater abreiſen müßteſt, Waitwell? — Laß uns das beſte hoffen! Willſt du wohl bis morgen warten? Vielleicht finde ich einige gute Augenblicke, dich abzufertigen. Jetzt möchte ich es nicht im Stande ſeyn. Dieſe Hand hängt wie todt an der betäubten Seite. — Wenn der ganze Körper ſo leicht dahin ſtirbt, wie dieſe Glieder — Du biſt ein alter Mann, Waitwell, und kannſt von deinem letzten Auftritte nicht weit mehr entfernt ſeyn — Glaube mir, wenn das, was ich empfinde, Annäherungen des Todes ſind, — ſo ſind die Annäherungen des Todes ſo bitter nicht. — Ach! — Kehre dich nicht an dieſes Ach! Ohne alle unangenehme Empfindung kann es freilich nicht abgehen. Unempfindlich konnte der Menſch nicht ſeyn; unleidlich muß er nicht ſeyn — Aber, Betty, warum hörſt du noch nicht auf, dich ſo untröſtlich zu bezeigen?

Betty. Erlauben Sie mir, Miß, erlauben Sie mir, daß ich mich aus Ihren Augen entfernen darf.

Sara. Geh nur; ich weiß wohl, es iſt nicht eines jeden Sache, um Sterbende zu ſeyn. Waitwell ſoll bei mir bleiben. Auch du Norton, wirſt mir einen Gefallen erweiſen, wenn du dich nach deinem Herrn umſiehſt. Ich ſehne mich nach ſeiner Gegenwart.

Betty, *im Abgehen.* Ach! Norton, ich nahm die Arznei aus den Händen der Marwood! — —

Achter Auftritt.

Waitwell. Sara.

Sara. Waitwell, wenn du mir die Liebe erzeigen und bei mir bleiben willſt, ſo laß mich kein ſo wehmüthiges Geſicht ſehen. Du verſtummſt? — Sprich doch! Und wenn ich bitten darf, ſprich von meinem Vater. Wiederhole mir alles, was du mir vor einigen Stunden tröſtliches ſagteſt. Wiederhole mir, daß mein Vater verſöhnt iſt und mir vergeben hat. Wiederhole es mir und füge hinzu, daß der ewige himmliſche Vater nicht grauſamer ſeyn könne. — Nicht wahr, ich kann hierauf ſterben? Wenn ich vor deiner Ankunft in dieſe Umſtände gekommen wäre, wie würde es mit mir ausgeſehen haben! Ich würde verzweifelt ſeyn, Waitwell. Mit dem Haſſe deßjenigen beladen aus der Welt zu gehen, der wider ſeine Natur handelt, wenn er uns haſſen muß — was für ein Gedanke! Sag' ihm, daß ich in den lebhafteſten Empfindungen der Reue, Dankbarkeit und Liebe geſtorben ſey. Sag' ihm — Ach! daß ich es ihm nicht ſelbſt ſagen ſoll, wie voll mein Herz von ſeinen Wohlthaten iſt! Das Leben war die geringſte derſelben. Wie ſehr wünſchte ich, den ſchmachtenden Reſt zu ſeinen Füßen aufgeben zu können!

Waitwell. Wünſchen Sie wirklich, Miß, ihn zu ſehen?

Sara. Endlich ſprichſt du, um an meinem ſehnlichſten Verlangen, an meinem letzten Verlangen zu zweifeln.

Waitwell. Wo ſoll ich die Worte finden, die ich ſchon ſo lange ſuche? Eine plötzliche Freude iſt ſo gefährlich als ein plötzlicher Schreck. Ich fürchte mich nur vor dem allzu gewaltſamen Eindrucke, den ſein unvermutheter Anblick auf einen ſo zärtlichen Geiſt machen möchte.

Sara. Wie meinſt du das? Weſſen unvermutheter Anblick? —

Waitwell. Der gewünſchte, Miß! — Faſſen Sie ſich!

Neunter Auftritt.

Sir William Sampſon. Sara. Waitwell.

Sir William. Du bleibſt mir viel zu lange, Waitwell. Ich muß ſie ſehen.

Sara. Weſſen Stimme — —

Sir William. Ach, meine Tochter!

Sara. Ach, mein Vater! — Hilf mir auf, Waitwell, hilf mir auf, daß ich mich zu ſeinen Füßen werfen kann. Sie will aufſtehen und fällt aus Schwachheit in den Lehnſtuhl zurück. Er iſt es doch? Oder iſt es eine erquickende Erſcheinung, vom Himmel geſandt, gleich jenem Engel, der den Starken zu ſtärken kam? — Segne mich, wer du auch ſeyſt, ein Bote des Höchſten, in der Geſtalt meines Vaters, oder ſelbſt mein Vater!

Sir William. Gott ſegne dich, meine Tochter! — Bleib ruhig. Indem ſie es nochmals verſuchen will vor ihm niederzufallen. Ein andermal, bei mehreren Kräften, will ich dich nicht ungern mein zitterndes Knie umfaſſen ſehen.

Sara. Jetzt, mein Vater, oder niemals. Bald werde ich nicht mehr ſeyn! Zu glücklich, wenn ich noch einige Augenblicke gewinne, Ihnen die Empfindungen meines Herzens zu entdecken. Doch nicht Augenblicke, lange Tage, ein nochmaliges Leben würde erfordert, alles zu ſagen, was eine ſchuldige, eine reuende, eine geſtrafte Tochter, einem beleidigten, einem großmüthigen, einem zärtlichen Vater ſagen kann. Mein Fehler, Ihre Vergebung — —

Sir William. Mache dir aus einer Schwachheit keinen Vorwurf, und mir aus einer Schuldigkeit kein Verdienſt. Wenn du mich an mein Vergeben erinnerſt, ſo erinnerſt du mich auch daran, daß ich damit gezaudert habe. Warum vergab ich dir nicht gleich? Warum ſetzte ich dich in die Nothwendigkeit, mich zu fliehen? Und noch heute, da ich dir ſchon vergeben hatte, was zwang mich, erſt eine Antwort von dir zu erwarten? Jetzt könnte ich dich ſchon einen Tag wieder genoſſen haben, wenn ich ſogleich deinen Umarmungen zugeeilt wäre. Ein heimlicher Unwille mußte in einer der verborgenſten Falten des betrogenen Herzens zurückgeblieben ſeyn, daß ich vorher deiner fortdauernden Liebe gewiß ſeyn wollte, ehe ich dir die meinige wieder ſchenkte. Soll ein Vater ſo eigennützig handeln? Sollen wir nur die lieben, die uns lieben? Tadle mich, liebſte Sara, tadle mich; ich ſah mehr auf meine Freude an dir, als auf dich ſelbſt. — Und wenn ich ſie verlieren ſollte, dieſe Freude? — Aber wer ſagt es denn, daß ich ſie verlieren ſoll? Du wirſt leben; du wirſt noch lange leben! Entſchlage dich aller ſchwarzen Gedanken. Mellefont macht die Gefahr größer als ſie iſt. Er brachte das ganze Haus in Aufruhr, und eilte ſelbſt Aerzte aufzuſuchen, die er in dieſem armſeligen Flecken vielleicht nicht finden wird. Ich ſah ſeine ſtürmiſche Angſt, ſeine hoffnungsloſe Betrübniß, ohne von ihm geſehen zu werden. Nun weiß ich es, daß er dich aufrichtig liebt; nun gönne ich dich ihm. Hier will ich ihn erwarten und deine Hand in ſeine Hand legen. Was ich ſonſt nur gedrungen gethan hätte, thue ich nun gern, da ich ſehe, wie theuer du ihm biſt. — Iſt es wahr, daß es Marwood ſelbſt geweſen iſt, die dir dieſes Schrecken verurſacht hat? So viel habe ich aus den Klagen deiner Betty verſtehen können und mehr nicht. — Doch was forſche ich nach den Urſachen deiner Unpäßlichkeit, da ich nur auf die Mittel ihr abzuhelfen bedacht ſeyn ſollte. Ich ſehe, du wirſt von Augenblick zu Augenblick ſchwächer, ich ſeh es und bleibe hülflos ſtehen. Was ſoll ich thun, Waitwell? Wohin ſoll ich laufen? Was ſoll ich daran wenden? mein Vermögen? mein Leben? Sage doch!

Sara. Beſter Vater, alle Hülfe würde vergebens ſeyn. Auch die unſchätzbarſte würde vergebens ſeyn, die Sie mit Ihrem Leben für mich erkaufen wollten.

Zehnter Auftritt.

Mellefont. Sara. Sir William. Waitwell.

Mellefont. Ich wag' es den Fuß wieder in dieſes Zimmer zu ſetzen? Lebt ſie noch?

Sara. Treten Sie näher, Mellefont.

Mellefont. Ich ſoll' Ihr Angeſicht wieder ſehen? Nein, Miß; ich komme ohne Troſt, ohne Hülfe zurück. Die Verzweiflung allein bringt mich zurück — Aber wen ſeh ich? Sie, Sir? Unglücklicher Vater! Sie ſind zu einer ſchrecklichen Scene gekommen. Warum kamen Sie nicht eher? Sie kommen zu ſpät, Ihre Tochter zu retten! Aber — nur getroſt! — ſich gerächt zu ſehen, dazu ſollen Sie nicht zu ſpät gekommen ſeyn.

Sir William. Erinnern Sie ſich, Mellefont, in dieſem Augenblicke nicht, daß wir Feinde geweſen ſind: Wir ſind es nicht mehr, und wollen es nie wieder werden. Erhalten Sie mir nur eine Tochter, und Sie ſollen ſich ſelbſt eine Gattin erhalten haben.

Mellefont. Machen Sie mich zu Gott, und wiederholen Sie dann Ihre Forderung. — Ich habe Ihnen, Miß, ſchon zu viel Unglück zugezogen, als daß ich mich bedenken dürfte, Ihnen auch das letzte anzukündigen: Sie müſſen ſterben. Und wiſſen Sie, durch weſſen Hand Sie ſterben?

Sara. Ich will es nicht wiſſen, und es iſt mir ſchon zu viel, daß ich es argwohnen kann.

Mellefont. Sie müſſen es wiſſen, denn wer könnte mir dafür ſtehen, daß Sie nicht falſch argwohnten? Dieß ſchreibt Marwood. Er lieſt. „Wenn Sie dieſen Zettel leſen werden, Mellefont, wird Ihre Untreue in dem Anlaſſe derſelben ſchon beſtraft ſeyn. Ich hatte mich ihr entdeckt, und vor Schrecken war ſie in Ohnmacht gefallen. Betty gab ſich alle Mühe, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Ich ward gewahr, daß ſie ein Cordialpulver bei Seite legte, und hatte den glücklichen Einfall, es mit einem Giftpulver zu vertauſchen. Ich ſtellte mich gerührt und dienſtfertig und machte es ſelbſt zurecht. Ich ſah es ihr geben und ging triumphirend fort. Rache und Wuth haben mich zu einer Mörderin gemacht; ich will aber keine von den gemeinen Mörderinnen ſeyn, die ſich ihrer That nicht zu rühmen wagen. Ich bin auf dem Wege nach Dover; Sie können mich verfolgen, und meine eigene Hand wider mich zeugen laſſen. Komme ich unverfolgt in den Hafen, ſo will ich Arabellen unverletzt zurücklaſſen. Bis dahin aber werde ich ſie als einen Geiſel betrachten. Marwood.“ — Nun wiſſen Sie alles, Miß. Hier, Sir, verwahren Sie dieſes Papier. Sie müſſen die Mörderin zur Strafe ziehen laſſen, und dazu iſt es Ihnen unentbehrlich. — Wie erſtarrt er da ſteht!

Sara. Geben Sie mir dieſes Papier, Mellefont. Ich will mich mit meinen Augen überzeugen. Er giebt es ihr und ſie ſieht es einen Augenblick an. Werde ich ſo viel Kräfte noch haben? Sie zerreißt es.

Mellefont. Was machen Sie, Miß!

Sara. Marwood wird ihrem Schickſale nicht entgehen; aber weder Sie, noch mein Vater ſollen ihre Ankläger werden. Ich ſterbe, und vergeb' es der Hand, durch die mich Gott heimſucht. — Ach mein Vater, welcher finſtere Schmerz hat ſich Ihrer bemächtigt? — Noch liebe ich Sie, Mellefont, und wenn Sie lieben ein Verbrechen iſt, wie ſchuldig werde ich in jener Welt erſcheinen! — Wenn ich hoffen dürfte, liebſter Vater, daß Sie einen Sohn, anſtatt einer Tochter, annehmen wollten! Und auch eine Tochter wird Ihnen mit ihm nicht fehlen, wenn Sie Arabellen dafür erkennen wollen. Sie müſſen ſie zurückholen, Mellefont; und die Mutter mag entfliehen. — Da mich mein Vater liebt, warum ſoll es mir nicht erlaubt ſeyn, mit ſeiner Liebe, als mit einem Erbtheil umzugehen? Ich vermache dieſe väterliche Liebe Ihnen und Arabellen. Reden Sie dann und wann mit ihr von einer Freundin, aus deren Beiſpiele ſie gegen alle Liebe auf ihrer Hut zu ſeyn lerne. — Den letzten Segen, mein Vater! — Wer wollte die Fügungen des Höchſten zu richten wagen? — Tröſte deinen Herrn, Waitwell. Doch auch du ſtehſt in einem troſtloſen Kummer vergraben, der du in mir weder Geliebte noch Tochter verlierſt? —

Sir William. Wir ſollten dir Muth einſprechen, und dein ſterbendes Auge ſpricht ihn uns ein. Nicht mehr meine irdiſche Tochter, ſchon halb ein Engel, was vermag der Segen eines wimmernden Vaters auf einen Geiſt, auf welchen alle Segen des Himmels herabſtrömen? Laß mir einen Strahl des Lichtes, welches dich über alles Menſchliche ſo weit erhebt. Oder bitte Gott, den Gott, der nichts ſo gewiß als die Bitten eines frommen Sterbenden erhört, bitte ihn, daß dieſer Tag auch der letzte meines Lebens ſey.

Sara. Die bewährte Tugend muß Gott der Welt lange zum Beiſpiele laſſen, und nur die ſchwache Tugend, die allzu vielen Prüfungen vielleicht unterliegen würde, hebt er plötzlich aus den gefährlichen Schranken. — Wem fließen dieſe Thränen, mein Vater? Sie fallen als feurige Tropfen auf mein Herz; und doch — doch ſind ſie mir minder ſchrecklich, als die ſtumme Verzweiflung. Entreißen Sie ſich ihr, Mellefont! — Mein Auge bricht. — Dieß war der letzte Seufzer! — Noch denke ich an Betty, und verſtehe nun ihr ängſtliches Händeringen. Das arme Mädchen! Daß ihr ja niemand eine Unvorſichtigkeit vorwerfe, die durch ihr Herz ohne Falſch, und alſo auch ohne Argwohn der Falſchheit, entſchuldigt wird. — Der Augenblick iſt da! Mellefont — mein Vater —

Mellefont. Sie ſtirbt! — Ach! dieſe kalte Hand noch einmal zu küſſen, indem er zu ihren Füßen fällt. — Nein, ich will es nicht wagen, ſie zu berühren. Die gemeine Sage ſchreckt mich, daß der Körper eines Erſchlagenen durch die Berührung ſeines Mörders zu bluten anfange. Und wer iſt ihr Mörder? Bin ich es nicht mehr, als Marwood? steht auf. — Nun iſt ſie todt, Sir; nun hört ſie uns nicht mehr; nun verfluchen Sie mich! Laſſen Sie Ihren Schmerz in verdiente Verwünſchungen aus! Es müſſe keine mein Haupt verfehlen, und die gräßlichſte derſelben müſſe gedoppelt erfüllt werden! — Was ſchweigen Sie noch? Sie iſt todt; ſie iſt gewiß todt! Nun bin ich wieder nichts, als Mellefont. Ich bin nicht mehr der Geliebte einer zärtlichen Tochter, die Sie in ihm zu ſchonen Urſach hätten. — Was iſt das? Ich will nicht, daß Sie einen barmherzigen Blick auf mich werfen ſollen! Das iſt Ihre Tochter! Ich bin ihr Verführer! Denken Sie nach, Sir! — Wie ſoll ich Ihre Wuth beſſer reizen? — Dieſe blühende Schönheit, über die Sie allein ein Recht hatten, ward wider Ihren Willen mein Raub! Meinetwegen vergaß ſich dieſe unerfahrene Tugend! Meinetwegen riß ſie ſich aus den Armen eines geliebten Vaters! Meinetwegen mußte ſie ſterben! — Sie machen mich mit Ihrer Langmuth ungeduldig, Sir! Laſſen Sie mich es hören, daß Sie Vater ſind.

Sir William. Ich bin Vater, Mellefont, und bin es zu ſehr, als daß ich den letzten Willen meiner Tochter nicht verehren ſollte. — Laß dich umarmen, mein Sohn, den ich theurer nicht erkaufen konnte!

Mellefont. Nicht ſo, Sir! Dieſe Heilige befahl mehr, als die menſchliche Natur vermag! Sie können mein Vater nicht ſeyn. — Sehen Sie, Sir, indem er den Dolch aus dem Buſen zieht. Dieſes iſt der Dolch, den Marwood heute auf mich zückte. Zu meinem Unglücke mußte ich ſie entwaffnen. Wenn ich als das ſchuldige Opfer ihrer Eiferſucht gefallen wäre, ſo lebte Sara noch. Sie hätten Ihre Tochter noch, und hätten ſie ohne Mellefont. Es ſteht bei mir nicht, das Geſchehene ungeſchehen zu machen; aber mich wegen des Geſchehenen zu ſtrafen — das ſteht bei mir! Er erſticht ſich und fällt an dem Stuhle der Sara nieder.

Sir William. Halt ihn, Waitwell! — Was für ein neuer Streich auf mein gebeugtes Haupt! — O! wenn das dritte hier erkaltende Herz das meine wäre!

Mellefont ſterbend. Ich fühl' es, — daß ich nicht fehl geſtoßen habe! — Wollen Sie mich nun Ihren Sohn nennen, Sir, und mir als dieſem die Hand drücken, ſo ſterb' ich zufrieden. Sir William umarmt ihn. — Sie haben von einer Arabella gehört, für die die ſterbende Sara Sie bat. Ich würde auch für ſie bitten — aber ſie iſt der Marwood Kind ſowohl, als meines. — Was für fremde Empfindungen ergreifen mich! — Gnade! o Schöpfer, Gnade! —

Sir William. Wenn fremde Bitten jetzt kräftig ſind, Waitwell, ſo laßt uns ihm dieſe Gnade erbitten helfen! Er ſtirbt! Ach, er war mehr unglücklich, als laſterhaft. — —

Eilfter Auftritt.

Norton. Die Vorigen.

Norton. Aerzte, Sir. —

Sir William. Wenn ſie Wunder thun können, ſo laß ſie herein kommen! — Laß mich nicht länger, Waitwell, bei dieſem tödtenden Anblicke verweilen. Ein Grab ſoll beide umſchließen. Komm, ſchleunige Anſtalt zu machen, und dann laß uns auf Arabellen denken. Sie ſey, wer ſie ſey: ſie iſt ein Vermächtniß meiner Tochter.

Sie gehen ab und das Theater fällt zu.

Philotas.

Ein Trauerſpiel.

1759. 1772.

Perſonen.

Aridäus, König.
Strato, Feldherr des Aridäus.
Philotas, gefangen.
Parmenio, Soldat.

Die Scene iſt ein Zelt in dem Lager des Aridäus.

Erſter Auftritt.

Philotas.

So bin ich wirklich gefangen? — Gefangen! — Ein würdiger Anfang meiner kriegeriſchen Lehrjahre! — O ihr Götter! O mein Vater! Wie gern überredete ich mich, daß Alles ein Traum ſey! Meine früheſte Kindheit hat nie etwas anderes als Waffen und Lager und Schlachten und Stürme geträumt. Könnte der Jüngling nicht von Verluſt und Entwaffnung träumen? — Schmeichle dir nur, Philotas! Wenn ich ſie nicht ſähe, nicht fühlte, die Wunde, durch die der erſtarrten Hand das Schwert entſank! — Man hat ſie mir wider Willen verbunden. O der grauſamen Barmherzigkeit eines liſtigen Feindes! Sie iſt nicht tödtlich, ſagte der Arzt, und glaubte mich zu tröſten. — Nichtswürdiger, ſie ſollte tödtlich ſeyn! — Und nur eine Wunde, nur eine! — Wüßte ich, daß ich ſie tödtlich machte, wenn ich ſie wieder aufriß und wieder verbinden ließ und wieder aufriß — Ich raſe, ich Unglücklicher! — Und was für ein höhniſches Geſicht — jetzt fällt mir es ein — mir der alte Krieger machte, der mich vom Pferde riß! Er nannte mich Kind! — Auch ſein König muß mich für ein Kind, für ein verzärteltes Kind halten. In was für ein Zelt hat er mich bringen laſſen! Aufgeputzt, mit allen Bequemlichkeiten verſehen! Es muß einer von ſeinen Beiſchläferinnen gehören. Ein ekler Aufenthalt für einen Soldaten! Und anſtatt bewacht zu werden, werde ich bedient. Hohnſprechende Höflichkeit! —

Zweiter Auftritt.

Strato. Philotas.

Strato. Prinz —

Philotas. Schon wieder ein Beſuch? Alter, ich bin gern allein.

Strato. Prinz, ich komme auf Befehl des Königs —

Philotas. Ich verſtehe dich! Es iſt wahr, ich bin deines Königs Gefangener, und es ſteht bei ihm, wie er mir will begegnen laſſen — Aber höre, wenn du der biſt, deſſen Miene du trägſt — biſt du ein alter, ehrlicher Kriegsmann, ſo nimm dich meiner an und bitte den König, daß er mir als einem Soldaten und nicht als einem Weibe begegnen laſſe.

Strato. Er wird gleich bei dir ſeyn; ich komme, ihn zu melden.

Philotas. Der König bei mir? Und du kömmſt, ihn zu melden? — Ich will nicht, daß er mir eine von den Erniedrigungen erſpare, die ſich ein Gefangener muß gefallen laſſen. — Komm, führe mich zu ihm! Nach dem Schimpfe, entwaffnet zu ſeyn, iſt mir nichts mehr ſchimpflich.

Strato. Prinz, deine Bildung, voll jugendlicher Anmuth, verſpricht ein ſanfteres Gemüth.

Philotas. Laß meine Bildung unverſpottet! Dein Geſicht voll Narben iſt freilich ein ſchöneres Geſicht — —

Strato. Bei den Göttern! eine große Antwort! Ich muß dich bewundern und lieben.

Philotas. Möchteſt du doch, wenn du mich nur erſt gefürchtet hätteſt.

Strato. Immer heldenmüthiger! Wir haben den ſchrecklichſten Feind vor uns, wenn unter ſeiner Jugend der Philotas viel ſind.

Philotas. Schmeichle mir nicht! — Auch ſchrecklich zu werden, müſſen ſie mit meinen Geſinnungen größere Thaten verbinden. — Darf ich deinen Namen wiſſen?

Strato. Strato.

Philotas. Strato? Der tapfere Strato, der meinen Vater am Lykus ſchlug? —

Strato. Gedenke mir dieſes zweideutigen Sieges nicht! Und wie blutig rächte ſich dein Vater in der Ebene Methymna! So ein Vater muß ſo einen Sohn haben.

Philotas. O dir darf ich es klagen, du würdigſter der Feinde meines Vaters, dir darf ich mein Schickſal klagen. — Nur du kannſt mich ganz verſtehen, denn auch dich, auch dich hat das herrſchende Feuer der Ehre, der Ehre fürs Vaterland zu bluten, in deiner Jugend verzehrt. Wärſt du ſonſt, was du biſt? — Wie habe ich ihn nicht, meinen Vater, ſeit ſieben Tagen — denn erſt ſieben Tage kleidet mich die männliche Toga — wie habe ich ihn nicht gebeten, gefleht, beſchworen, ſiebenmal alle ſieben Tage auf den Knieen beſchworen, zu verſtatten, daß ich nicht umſonſt der Kindheit entwachſen ſey, und mich mit ſeinen Streitern ausziehen zu laſſen, die mir ſchon längſt ſo manche Thräne der Nacheiferung gekoſtet. Geſtern bewegte ich ihn, den beſten Vater, denn Ariſtodem half mir bitten. — Du kennſt ihn, den Ariſtodem; er iſt meines Vaters Strato. — „Gieb mir, König, den Jüngling morgen mit,“ ſprach Ariſtodem; „ich will das Gebirge durchſtreifen, um den Weg nach Cäſena offen zu halten.“ — „Wenn ich euch nur begleiten könnte!“ ſeufzte mein Vater. — Er liegt noch an ſeinen Wunden krank. — „Doch es ſey!“ und hiermit umarmte mich mein Vater. O was fühlte der glückliche Sohn in dieſer Umarmung! — Und die Nacht, die darauf folgte! Ich ſchloß kein Auge; doch verweilten mich Träume der Ehre und des Sieges bis zur zweiten Nachtwache auf dem Lager. — Da ſprang ich auf, warf mich in den neuen Panzer, ſtrich die ungelockten Haare unter den Helm, wählte unter den Schwertern meines Vaters, dem ich gewachſen zu ſeyn glaubte, ſtieg zu Pferde und hatte ein Roß ſchon müde geſpornt, noch ehe die ſilberne Drommete die befohlene Mannſchaft weckte. Sie kamen, und ich ſprach mit jedem meiner Begleiter, und da drückte mich mancher wackere Krieger an ſeine narbigte Bruſt! Nur mit meinem Vater ſprach ich nicht; denn ich zitterte, wenn er mich noch einmal ſähe, er möchte ſein Wort widerrufen. — Nun zogen wir aus! An der Seite der unſterblichen Götter kann man nicht glücklicher ſeyn, als ich an der Seite Ariſtodems mich fühlte! Auf jeden ſeiner anfeuernden Blicke hätte ich, ich allein, ein Heer angegriffen und mich in der feindlichen Eiſen gewiſſeſten Tod geſtürzt. In ſtiller Entſchloſſenheit freute ich mich auf jeden Hügel, von dem ich in der Ebene Feinde zu entdecken hoffte; auf jede Krümmung des Thales, hinter der ich auf ſie zu ſtoßen mir ſchmeichelte. Und da ich ſie endlich von der waldigten Höhe auf uns ſtürzen ſah, ſie mit der Spitze des Schwertes meinen Gefährten zeigte, ihnen bergan entgegen flog — rufe dir, ruhmvoller Greis, die ſeligſte deiner jugendlichen Entzückungen zurück — du konnteſt nie entzückter ſeyn. — Aber nun, nun ſieh mich, Strato, ſieh mich von dem Gipfel meiner hohen Erwartungen ſchimpflich herab ſtürzen! O wie ſchaudert mich, dieſen Fall in Gedanken noch einmal zu ſtürzen! — Ich war zu weit voraus geeilt; ich ward verwundet und — gefangen! Armſeliger Jüngling, nur auf Wunden hielteſt du dich, nur auf den Tod gefaßt — und wirſt gefangen. So ſchicken die ſtrengen Götter, unſere Faſſung zu vereiteln, nur immer unvorgeſehene Uebel? — Ich weine; ich muß weinen, ob ich mich ſchon, von dir darum verachtet zu werden, ſcheue. Aber verachte mich nicht! — Du wendeſt dich weg?

Strato. Ich bin unwillig; du hätteſt mich nicht ſo bewegen ſollen. — Ich werde mit dir zum Kinde —

Philotas. Nein; höre, warum ich weine! Es iſt kein kindiſches Weinen, das du mit deiner männlichen Thräne zu begleiten würdigeſt — Was ich für mein größtes Glück hielt, die zärtliche Liebe, mit der mich mein Vater liebt, wird mein größtes Unglück. Ich fürchte, ich fürchte, er liebt mich mehr, als er ſein Reich liebt! Wozu wird er ſich nicht verſtehen, was wird ihm dein König nicht abdringen, mich aus der Gefangenſchaft zu retten! Durch mich Elenden wird er an einem Tage mehr verlieren, als er in drei langen mühſamen Jahren durch das Blut ſeiner Edeln, durch ſein eigenes Blut gewonnen hat. Mit was für einem Angeſichte ſoll ich wieder vor ihm erſcheinen; ich, ſein ſchlimmſter Feind? Und meines Vaters Unterthanen — künftig einmal die meinigen, wenn ich ſie zu regieren mich würdig gemacht hätte — wie werden ſie den ausgelöſten Prinzen ohne die ſpöttiſchſte Verachtung unter ſich dulden können? Wenn ich dann vor Scham ſterbe und unbetauert hinab zu den Schatten ſchleiche, wie finſter und ſtolz werden die Seelen der Helden bei mir vorbeiziehen, die dem Könige die Vortheile mit ihrem Leben erkaufen mußten, deren er ſich als Vater für einen unwürdigen Sohn begiebt. — O das iſt mehr, als eine fühlende Seele ertragen kann.

Strato. Faſſe dich, lieber Prinz! Es iſt der Fehler des Jünglings, ſich immer für glücklicher oder unglücklicher zu halten, als er iſt. Dein Schickſal iſt ſo grauſam noch nicht; der König nähert ſich und du wirſt aus ſeinem Munde mehr Troſt hören.

Dritter Auftritt.

König Aridäus. Philotas. Strato.

Aridäus. Kriege, die Könige unter ſich zu führen gezwungen werden, ſind keine perſönliche Feindſchaften. — Laß dich umarmen, mein Prinz! O welcher glücklichen Tage erinnert mich deine blühende Jugend! So blühte die Jugend deines Vaters! Dieß war ſein offenes, ſprechendes Auge; dieß ſeine ernſte, redliche Miene; dieß ſein edler Anſtand! — Noch einmal laß dich umarmen; ich umarme deinen jüngern Vater in dir. — Haſt du es nie von ihm gehört, Prinz, wie vertraute Freunde wir in deinem Alter waren? Das war das ſelige Alter, da wir uns noch ganz unſerem Herzen überlaſſen durften. Bald aber wurden wir beide zum Throne gerufen, und der ſorgende König, der eiferſüchtige Nachbar unterdrückte leider den gefälligen Freund. —

Philotas. Verzeih, o König, wenn du mich in Erwiederung ſo ſüßer Worte zu kalt findeſt. Man hat meine Jugend denken, aber nicht reden gelehrt. Was kann es mir jetzt helfen, daß du und mein Vater einſt Freunde waren? Waren: ſo ſagſt du ſelbſt. Der Haß, den man auf verloſchene Freundſchaft pfropfet, muß unter allen die tödtlichſten Früchte bringen; — oder ich kenne das menſchliche Herz noch zu wenig. — Verzögere daher, König, verzögere meine Verzweiflung nur nicht. Du haſt als der höfliche Staatsmann geſprochen; ſprich nun als der Monarch, der den Nebenbuhler ſeiner Größe ganz in ſeiner Gewalt hat.

Strato. O laß ihn, König, die Ungewißheit ſeines Schickſals nicht länger peinigen. —

Philotas. Ich danke, Strato! — Ja, laß mich es nur gleich hören, wie abſcheuungswürdig du einen unglücklichen Sohn ſeinem Vater machen willſt. Mit welchem ſchimpflichen Frieden, mit wie viel Ländern ſoll er ihn erkaufen? Wie klein und verächtlich ſoll er werden, um nicht verwaiſt zu bleiben? — O mein Vater! —

Aridäus. Auch dieſe frühe männliche Sprache, Prinz, war deines Vaters! So höre ich dich gern! Und möchte, meiner nicht minder würdig, auch mein Sohn jetzt vor deinem Vater ſo ſprechen! —

Philotas. Wie meinſt du das?

Aridäus. Die Götter — ich bin es überzeugt — wachen für unſere Tugend, wie ſie für unſer Leben wachen. Die ſo lang als mögliche Erhaltung beider iſt ihr geheimes, ewiges Geſchäft. Wo weiß ein Sterblicher, wie böſe er im Grunde iſt, wie ſchlecht er handeln würde, ließen ſie jeden verführeriſchen Anlaß, ſich durch kleine Thaten zu beſchimpfen, ganz auf ihn wirken! — Ja, Prinz, vielleicht wäre ich der, den du mich glaubſt; vielleicht hätte ich nicht edel genug gedacht, das wunderliche Kriegsglück, das dich mir in die Hände liefert, beſcheiden zu nützen; vielleicht würde ich durch dich ertrotzt haben, was ich zu erfechten nicht länger wagen mögen; vielleicht — doch fürchte nichts; allen dieſen Vielleicht hat eine höhere Macht vorgebaut; ich kann deinen Vater ſeinen Sohn nicht theurer erkaufen laſſen, als — durch den meinigen.

Philotas. Ich erſtaune! — Du giebſt mir zu verſtehen —

Aridäus. Daß mein Sohn deines Vaters Gefangener iſt, wie du meiner. —

Philotas. Dein Sohn meines Vaters? Dein Polytimet? — Seit wann? Wie? Wo?

Aridäus. So wollt' es das Schickſal! Aus gleichen Wagſchalen nahm es auf einmal gleiche Gewichte, und die Schalen blieben noch gleich.

Strato. Du willſt nähere Umſtände wiſſen. — Eben daſſelbe Geſchwader, dem du zu hitzig entgegen eilteſt, führte Polytimet; und als dich die Deinigen verloren erblickten, erhob ſie Wuth und Verzweiflung über alle menſchliche Stärke. Sie brachen ein, und alle ſtürmten ſie auf den einen, in welchem ſie ihres Verluſtes Erſetzung ſahen. Das Ende weißt du. — Nun nimm noch von einem alten Soldaten die Lehre an: Der Angriff iſt kein Wettrennen; nicht der, welcher zuerſt, ſondern welcher zum ſicherſten auf den Feind trifft, hat ſich dem Siege genähert. Das merke dir, zu feuriger Prinz; ſonſt möchte der werdende Held im erſten Keime erſticken.

Aridäus. Strato, du machſt den Prinzen durch deine zwar freundſchaftliche Warnung verdrießlich. Wie finſter er daſteht! —

Philotas. Nicht das! Aber laßt mich; in tiefe Anbetung der Vorſicht verloren —

Aridäus. Die beſte Anbetung, Prinz, iſt dankende Freude. Ermuntre dich! Wir Väter wollen uns unſere Söhne nicht lange vorenthalten. Mein Herold hält ſich bereits fertig; er ſoll gehen und die Auswechslung beſchleunigen. Aber du weißt wohl, freudige Nachrichten, die wir allein vom Feinde erfahren, ſcheinen Fallſtricke. Man könnte argwohnen, du ſeyſt vielleicht an deiner Wunde geſtorben. Es wird daher nöthig ſeyn, daß du ſelbſt mit dem Herolde einen unverdächtigen Boten an deinen Vater ſendeſt. Komm mit mir! Suche dir einen unter den Gefangenen, den du deines Vertrauens würdigen kannſt. —

Philotas. So willſt du, daß ich mich vervielfältigt verabſcheuen ſoll? In jedem der Gefangenen werde ich mich ſelbſt erblicken. — Schenke mir dieſe Verwirrung. —

Aridäus. Aber —

Philotas. Unter den Gefangenen muß ſich Parmenio befinden. Den ſchicke mir her; ich will ihn abfertigen.

Aridäus. Wohl; auch ſo! Komm, Strato! Prinz, wir ſehen uns bald wieder.

Vierter Auftritt.

Philotas.

— Götter! Näher konnte der Blitz, ohne mich ganz zu zerſchmettern, nicht vor mir niederſchlagen. Wunderbare Götter! Die Flamme kehrt zurück; der Dampf verfliegt und ich war nur betäubt. — So war das mein ganzes Elend, zu ſehen, wie elend ich hätte werden können? Wie elend mein Vater durch mich? Nun darf ich wieder vor dir erſcheinen, mein Vater! Zwar noch mit niedergeſchlagenen Augen; doch nur die Scham wird ſie niederſchlagen, nicht das brennende Bewußtſeyn, dich mit mir ins Verderben geriſſen zu haben. Nun darf ich nichts von dir fürchten, als einen Verweis mit Lächeln; kein ſtummes Trauern; keine durch die ſtärkere Gewalt der väterlichen Liebe erſtickte Verwünſchungen. —

Aber — ja bei dem Himmel! ich bin zu gütig gegen mich. Darf ich mir alle Fehler vergeben, die mir die Vorſicht zu vergeben ſcheint? Soll ich mich nicht ſtrenger richten, als ſie und mein Vater mich richten? Die allzugütigen! — Sonſt jede der traurigen Folgen meiner Gefangenſchaft konnten die Götter vernichten; nur eine konnten ſie nicht: die Schande! Zwar jene leicht verfliegende wohl, die von der Zunge des Pöbels ſtrömt; aber nicht die wahre, dauernde Schande, die hier der innere Richter, mein unparteiiſches Selbſt, über mich ausſpricht! —

Und wie leicht ich mich verblende! Verliert mein Vater durch mich nichts? Der Ausſchlag, den der gefangene Polytimet, — wenn ich nicht gefangen wäre, — auf ſeine Seite brächte, der iſt nichts? — Nur durch mich wird er nichts! — Das Glück hätte ſich erklärt, für wen es ſich erklären ſollte; das Recht meines Vaters triumphirte, wäre Polytimet, nicht Philotas und Polytimet gefangen! —

Und nun — welcher Gedanke war es, den ich jetzt dachte? Nein, den ein Gott in mir dachte — Ich muß ihm nachhängen! Laß dich feſſeln, flüchtiger Gedanke! — Jetzt denke ich ihn wieder! Wie weit er ſich verbreitet, und immer weiter; und nun durchſtrahlt er meine ganze Seele! —

Was ſagte der König? Warum wollte er, daß ich zugleich ſelbſt einen unverdächtigen Boten an meinen Vater ſchicken ſollte? Damit mein Vater nicht argwohne — ſo waren ja ſeine eignen Worte — ich ſey bereits an meiner Wunde geſtorben. — Alſo meint er doch, wenn ich bereits an meiner Wunde geſtorben wäre, ſo würde die Sache ein ganz anderes Anſehen gewinnen? Würde ſie das? Tauſend Dank für dieſe Nachricht! Tauſend Dank! — Und freilich! Denn mein Vater hätte alsdann einen gefangenen Prinzen, für den er ſich alles bedingen könnte; und der König, ſein Feind, hätte — den Leichnam eines gefangenen Prinzen, für den er nichts fordern könnte; den er — müßte begraben oder verbrennen laſſen, wenn er ihm nicht zum Abſcheu werden ſollte.

Gut, das begreif' ich! Folglich, wenn ich, ich elender Gefangener, meinem Vater den Sieg noch in die Hände ſpielen will, worauf kömmt es an? Aufs Sterben. Auf weiter nichts? — O fürwahr! der Menſch iſt mächtiger, als er glaubt, der Menſch, der zu ſterben weiß!

Aber ich? Ich, der Keim, die Knoſpe eines Menſchen, weiß ich zu ſterben? Nicht der Menſch, der vollendete Menſch allein muß es wiſſen; auch der Jüngling, auch der Knabe; oder er weiß gar nichts. Wer zehn Jahre gelebt hat, hat zehn Jahre Zeit gehabt, ſterben zu lernen; und was man in zehn Jahren nicht lernt, das lernt man auch in zwanzig, in dreißig und mehrern nicht.

Alles, was ich werden können, muß ich durch das zeigen, was ich ſchon bin. Und was könnte ich, was wollte ich werden? Ein Held. — Wer iſt ein Held? — O mein abweſender vortrefflicher Vater, jetzt ſey ganz in meiner Seele gegenwärtig! — Haſt du mich nicht gelehrt, ein Held ſey ein Mann, der höhere Güter kenne, als das Leben? Ein Mann, der ſein Leben dem Wohle des Staats geweiht; ſich, den Einzelnen, dem Wohle vieler? Ein Held ſey ein Mann — Ein Mann? Alſo kein Jüngling, mein Vater? — Seltſame Frage! Gut, daß ſie mein Vater nicht gehört hat! Er müßte glauben, ich ſähe es gern, wenn er Nein darauf antwortete. — Wie alt muß die Fichte ſeyn, die zum Maſte dienen ſoll? Wie alt? Sie muß hoch genug und muß ſtark genug ſeyn.

Jedes Ding, ſagte der Weltweiſe, der mich erzog, iſt vollkommen, wenn es ſeinen Zweck erfüllen kann.

Ich kann meinen Zweck erfüllen, ich kann zum Beſten des Staats ſterben: ich bin vollkommen alſo, ich bin ein Mann. Ein Mann, ob ich gleich noch vor wenig Tagen ein Knabe war.

Welch Feuer tobt in meinen Adern? Welche Begeiſterung befällt mich? Die Bruſt wird dem Herzen zu eng! — Geduld, mein Herz! Bald will ich dir Luft machen! Bald will ich dich deines einförmigen, langweiligen Dienſtes erlaſſen! Bald ſollſt du ruhen, und lange ruhen —

Wer kömmt? Es iſt Parmenio. — Geſchwind entſchloſſen! — Was muß ich zu ihm ſagen? Was muß ich durch ihn meinem Vater ſagen laſſen? — Recht! das muß ich ſagen, das muß ich ſagen laſſen.

Fünfter Auftritt.

Parmenio. Philotas.

Philotas. Tritt näher, Parmenio. — Nun? warum ſo ſchüchtern? So voller Scham? Weſſen ſchämſt du dich? Deiner oder meiner?

Parmenio. Unſer beider, Prinz.

Philotas. Immer ſprich, wie du denkſt. Freilich, Parmenio, müſſen wir beide nicht viel taugen, weil wir uns hier befinden. Haſt du meine Geſchichte bereits gehört?

Parmenio. Leider!

Philotas. Und als du ſie hörteſt? —

Parmenio. Ich bedauerte dich, ich bewunderte dich, ich verwünſchte dich, ich weiß ſelbſt nicht, was ich alles that.

Philotas. Ja, ja! Nun aber, da du doch wohl auch erfahren, daß das Unglück ſo groß nicht iſt, weil gleich darauf Polytimet von den unſrigen — —

Parmenio. Ja nun; nun möchte ich faſt lachen. Ich finde, daß das Glück zu einem kleinen Schlage, den es uns verſetzen will, oft erſchrecklich weit ausholt. Man ſollte glauben, es wolle uns zerſchmettern, und hat uns am Ende nichts als eine Mücke auf der Stirne todt geſchlagen.

Philotas. Zur Sache! — Ich ſoll dich mit dem Herolde des Königs zu meinem Vater ſchicken.

Parmenio. Gut! So wird deine Gefangenſchaft der meinigen das Wort ſprechen. Ohne die gute Nachricht, die ich ihm von dir bringen werde, und die eine freundliche Miene wohl werth iſt, hätte ich mir eine ziemlich froſtige von ihm verſprechen müſſen.

Philotas. Nein, ehrlicher Parmenio; nun im Ernſt! Mein Vater weiß es, daß dich der Feind verbindet und ſchon halb erſtarrt von der Wahlſtatt aufgehoben. Laß prahlen, wer prahlen will; der iſt leicht gefangen zu nehmen, den der nahende Tod ſchon entwaffnet hat. — Wie viel Wunden haſt du nun, alter Knecht? —

Parmenio. O, davon konnte ich ſonſt eine lange Liſte herſagen. Jetzt aber habe ich ſie um ein gut Theil verkürzt.

Philotas. Wie das?

Parmenio. Ha! ich rechne nun nicht mehr die Glieder, an welchen ich verwundet bin; Zeit und Athem zu erſparen, zähle ich die, an welchen ich es nicht bin. — Kleinigkeiten bei dem allem! Wozu hat man die Knochen anders, als daß ſich die feindlichen Eiſen darauf ſchartig hauen ſollen?

Philotas. Das iſt wacker! — Aber nun — was willſt du meinem Vater ſagen?

Parmenio. Was ich ſehe, daß du dich wohl befindeſt. Denn deine Wunde, wenn man mir anders die Wahrheit geſagt hat, —

Philotas. Iſt ſo gut als keine.

Parmenio. Ein kleines liebes Andenken. Dergleichen uns ein inbrünſtiges Mädchen in die Lippe beißt. Nicht wahr, Prinz?

Philotas. Was weiß ich davon?

Parmenio. Nu, nu; kömmt Zeit, kömmt Erfahrung. — Ferner will ich deinem Vater ſagen, was ich glaube, daß du wünſcheſt — —

Philotas. Und was iſt das?

Parmenio. Je eher, je lieber wieder bei ihm zu ſeyn. Deine kindliche Sehnſucht, deine bange Ungeduld —

Philotas. Mein Heimweh lieber gar. Schalk! warte, ich will dich anders denken lehren!

Parmenio. Bei dem Himmel, das mußt du nicht! Mein lieber frühzeitiger Held, laß dir das ſagen: Du biſt noch ein Kind! Gieb nicht zu, daß der rauhe Soldat das zärtliche Kind ſo bald in dir erſticke. Man möchte ſonſt von deinem Herzen nicht zum beſten denken; man möchte deine Tapferkeit für angeborne Wildheit halten. Ich bin auch Vater, Vater eines einzigen Sohnes, der nur wenig älter als du, mit gleicher Hitze — Du kennſt ihn ja.

Philotas. Ich kenne ihn. Er verſpricht alles, was ſein Vater geleiſtet hat.

Parmenio. Aber wüßte ich, daß ſich der junge Wildfang nicht in allen Augenblicken, die ihm der Dienſt frei läßt, nach ſeinem Vater ſehnte, und ſich nicht ſo nach ihm ſehnte, wie ſich ein Lamm nach ſeiner Mutter ſehnt, ſo möchte ich ihn gleich — ſiehſt du! — nicht erzeugt haben. Jetzt muß er mich noch mehr lieben als ehren. Mit dem Ehren werde ich mich ſo Zeit genug müſſen begnügen laſſen; wenn nämlich die Natur den Strom ſeiner Zärtlichkeit einen andern Weg leitet, wenn er ſelbſt Vater wird. — Werde nicht ungehalten, Prinz.

Philotas. Wer kann auf dich ungehalten werden? — Du haſt Recht! Sage meinem Vater alles, was du glaubſt, daß ihm ein zärtlicher Sohn bei dieſer Gelegenheit muß ſagen laſſen. Entſchuldige meine jugendliche Unbedachtſamkeit, die ihn und ſein Reich faſt ins Verderben geſtürzt hätte. Bitte ihn, mir meinen Fehler zu vergeben. Verſichre ihn, daß ich ihn nie durch einen ähnlichen Fehler wieder daran erinnern will; daß ich alles thun will, damit er ihn auch vergeſſen kann. Beſchwöre ihn —

Parmenio. Laß mich nur machen! So etwas können wir Soldaten recht gut ſagen. — Und beſſer als ein gelehrter Schwätzer; denn wir ſagen es treuherziger. — Laß mich nur machen! Ich weiß ſchon alles. — Lebe wohl, Prinz; ich eile —

Philotas. Verzieh!

Parmenio. Nun? — Und welch feierliches Anſehen giebſt du dir auf einmal?

Philotas. Der Sohn hat dich abgefertigt, aber noch nicht der Prinz. — Jener mußte fühlen; dieſer muß überlegen. Wie gern wollte der Sohn gleich jetzt, wie gern wollte er noch eher als möglich, wieder um ſeinen Vater, um ſeinen geliebten Vater ſeyn; aber der Prinz — der Prinz kann nicht. — Höre!

Parmenio. Der Prinz kann nicht?

Philotas. Und will nicht.

Parmenio. Will nicht?

Philotas. Höre!

Parmenio. Ich erſtaune — —

Philotas. Ich ſage, du ſollſt hören und nicht erſtaunen. Höre!

Parmenio. Ich erſtaune, weil ich höre. Es hat geblitzt, und ich erwarte den Schlag. — Rede! — Aber, junger Prinz, keine zweite Uebereilung! —

Philotas. Aber, Soldat, kein Vernünfteln! — Höre! Ich habe meine Urſachen, nicht eher ausgelöſt zu ſeyn, als morgen. Nicht eher als morgen! Hörſt du? — Sage alſo unſerm Könige, daß er ſich an die Eilfertigkeit des feindlichen Herolds nicht kehre. Eine gewiſſe Bedenklichkeit, ein gewiſſer Anſchlag nöthige den Philotas zu dieſer Verzögerung. — Haſt du mich verſtanden?

Parmenio. Nein!

Philotas. Nicht? Verräther! —

Parmenio. Sachte, Prinz! Ein Papagei verſteht nicht, aber er behält, was man ihm vorſagt. Sey unbeſorgt. Ich will deinem Vater alles wieder herplappern, was ich von dir höre.

Philotas. Ha! Ich unterſagte dir, zu vernünfteln; und das verdrießt dich. Aber wie biſt denn du ſo verwöhnt? Haben dir alle deine Befehlshaber Gründe geſagt? —

Parmenio. Alle, Prinz; ausgenommen die jungen.

Philotas. Vortrefflich! Parmenio, wenn ich ſo empfindlich wäre, als du — —

Parmenio. Und doch kann nur derjenige meinen blinden Gehorſam heiſchen, dem die Erfahrung doppelte Augen gegeben.

Philotas. Bald werde ich dich alſo um Verzeihung bitten müſſen. — Nun wohl, ich bitte dich um Verzeihung, Parmenio. Murre nicht, Alter! Sey wieder gut, alter Vater! — Du biſt freilich klüger, als ich. Aber nicht die Klügſten allein haben die beſten Einfälle. Gute Einfälle ſind Geſchenke des Glückes; und das Glück, weißt du wohl, beſchenkt den Jüngling oft lieber, als den Greis. Denn das Glück iſt blind. Blind, Parmenio; ſtockblind gegen alles Verdienſt. Wenn es das nicht wäre, müßteſt du nicht ſchon lange Feldherr ſeyn?

Parmenio. Sieh, wie du zu ſchmeicheln weißt, Prinz — Aber im Vertrauen, lieber Prinz! Willſt du mich nicht etwa beſtechen? mit Schmeicheleien beſtechen?

Philotas. Ich, ſchmeicheln! Und dich beſtechen! Du biſt der Mann, der ſich beſtechen läßt!

Parmenio. Wenn du ſo fortfährſt, ſo kann ich es werden. Schon traue ich mir ſelbſt nicht mehr recht!

Philotas. Was wollte ich alſo ſagen? — So einen guten Einfall nun, wollte ich ſagen, als das Glück oft in das albernſte Gehirn wirft, ſo einen habe auch ich jetzt ertappt. Bloß ertappt; von dem Meinigen iſt nicht das geringſte dazu gekommen. Denn hätte mein Verſtand, meine Erfindungskraft einigen Antheil daran, würde ich ihn nicht gern mit dir überlegen wollen? Aber ſo kann ich ihn nicht mit dir überlegen; er verſchwindet, wenn ich ihn mittheile; ſo zärtlich, ſo fein iſt er, ich getraue mir ihn nicht in Worte zu kleiden; ich denke ihn nur, wie mich der Philoſoph Gott zu denken gelehrt hat, und aufs höchſte könnte ich dir nur ſagen, was er nicht iſt — Möglich zwar genug, daß es im Grunde ein kindiſcher Einfall iſt; ein Einfall, den ich für einen glücklichen Einfall halte, weil ich noch keinen glücklichern gehabt habe. Aber mag er doch; kann er nichts nützen, ſo kann er doch auch nichts ſchaden. Das weiß ich gewiß, es iſt der unſchädlichſte Einfall von der Welt; ſo unſchädlich als — als ein Gebet. Wirſt du deßwegen zu beten unterlaſſen, weil du nicht ganz gewiß weißt, ob dir das Gebet helfen wird? — Verdirb mir immer alſo meine Freude nicht, Parmenio, ehrlicher Parmenio! Ich bitte dich, ich umarme dich — Wenn du mich nur ein klein wenig lieb haſt — Willſt du? Kann ich mich darauf verlaſſen? Willſt du machen, daß ich erſt morgen ausgewechſelt werde? Willſt du?

Parmenio. Ob ich will? Muß ich nicht? muß ich nicht? — Höre, Prinz, wenn du einmal König wirſt, gieb dich nicht mit dem Befehlen ab. Befehlen iſt ein unſicheres Mittel, befolgt zu werden. Wem du etwas recht ſchweres aufzulegen haſt, mit dem mache es, wie du es jetzt mit mir gemacht haſt, und wenn er dir alsdann ſeinen Gehorſam verweigert — Unmöglich! Er kann dir ihn nicht verweigern! Ich muß auch wiſſen, was ein Mann verweigern kann.

Philotas. Was Gehorſam? Was hat die Freundſchaft, die du mir erweiſeſt, mit dem Gehorſame zu thun? Willſt du, mein Freund? —

Parmenio. Hör auf! hör auf! Du haſt mich ſchon ganz. Ja doch, ich will alles. Ich will es, ich will es deinem Vater ſagen, daß er dich erſt morgen auslöſen ſoll. Warum zwar erſt morgen, — das weiß ich nicht! Das brauch' ich nicht zu wiſſen. Das braucht auch er nicht zu wiſſen. Genug, ich weiß, daß du es willſt. Und ich will alles, was du willſt. Willſt du ſonſt nichts? Soll ich ſonſt nichts thun? Soll ich für dich durchs Feuer rennen? Mich für dich vom Felſen herabſtürzen? Befiehl nur, mein lieber kleiner Freund, befiehl! Jetzt thu ich dir alles! Sogar — ſage ein Wort, und ich will für dich ein Verbrechen, ein Bubenſtück begehen! Die Haut ſchaudert mir zwar; aber doch, Prinz, wenn du willſt, ich will, ich will —

Philotas. O mein beſter, feuriger Freund! O du — wie ſoll ich dich nennen? — Du Schöpfer meines künftigen Ruhmes! Dir ſchwöre ich bei allem, was mir am heiligſten iſt, bei der Ehre meines Vaters, bei dem Glücke ſeiner Waffen, bei der Wohlfahrt ſeines Landes ſchwöre ich dir, nie in meinem Leben dieſe deine Bereitwilligkeit, deinen Eifer zu vergeſſen! Möchte ich ihn auch würdig genug belohnen können! — Höret, ihr Götter, meinen Schwur! — Und nun, Parmenio, ſchwöre auch du! Schwöre mir, dein Wort treulich zu halten. —

Parmenio. Ich ſchwören? Ich bin zu alt zum Schwören.

Philotas. Und ich bin zu jung, dir ohne Schwur zu trauen. Schwöre mir! Ich habe dir bei meinem Vater geſchworen, ſchwöre du mir bei deinem Sohne. Du liebſt ihn doch, deinen Sohn? Du liebſt ihn doch recht herzlich?

Parmenio. So herzlich, wie dich! — Du willſt es, und ich ſchwöre. Ich ſchwöre dir bei meinem einzigen Sohne, bei meinem Blute, das in ſeinen Adern wallet, bei dem Blute, das ich gern für deinen Vater geblutet, das auch er gern für dich einſt bluten wird, bei dieſem Blute ſchwöre ich dir, mein Wort zu halten! Und wenn ich es nicht halte, ſo falle mein Sohn in ſeiner erſten Schlacht, und erlebe ſie nicht, die glorreichen Tage deiner Regierung! — Höret, ihr Götter, meinen Schwur —

Philotas. Höret ihn noch nicht, ihr Götter! — Du haſt mich zum beſten, Alter. In der erſten Schlacht fallen; meine Regierung nicht erleben; iſt das ein Unglück? Iſt früh ſterben ein Unglück?

Parmenio. Das ſag' ich nicht. Doch nur deßwegen, um dich auf dem Throne zu ſehen, um dir zu dienen, möchte ich, — was ich ſonſt durchaus nicht möchte — noch einmal jung werden — Dein Vater iſt gut; aber du wirſt beſſer als er.

Philotas. Kein Lob zum Nachtheile meines Vaters! — Aendere deinen Schwur! Komm, ändere ihn ſo: Wenn du dein Wort nicht hältſt, ſo möge dein Sohn ein Feiger, ein Nichtswürdiger werden; er möge, wenn er zwiſchen Tod und Schande zu wählen hat, die Schande wählen; er möge neunzig Jahr ein Spott der Weiber leben, und noch im neunzigſten Jahre ungern ſterben.

Parmenio. Ich entſetze mich — doch ſchwöre ich: das mög' er! — Höret den gräßlichſten der Schwüre, ihr Götter!

Philotas. Höret ihn! — Nun gut, nun kannſt du gehen, Parmenio. Wir haben einander lange genug aufgehalten, und faſt zu viel Umſtände über eine

Kleinigkeit gemacht. Denn iſt es nicht eine wahre Kleinigkeit, meinem Vater zu ſagen, ihn zu überreden, daß er mich nicht eher als morgen auswechsle? Und wenn er ja die Urſache wiſſen will; wohl, ſo erdenke dir unterweges eine Urſache.

Parmenio. Das will ich auch! Ich habe zwar, ſo alt ich geworden bin, noch nie auf eine Unwahrheit geſonnen. Aber doch, dir zu Liebe, Prinz — Laß mich nur; das Böſe lernt ſich auch noch im Alter. — Lebe wohl!

Philotas. Umarme mich! — Geh!

Sechster Auftritt.

Philotas.

Es ſoll ſo viele Betrüger in der Welt geben, und das Betrügen iſt doch ſo ſchwer, wenn es auch in der beſten Abſicht geſchieht. — Habe ich mich nicht wenden und winden müſſen! Mache nur, guter Parmenio, daß mich mein Vater erſt morgen auslöſet, und er ſoll mich gar nicht auszulöſen brauchen. — Nun habe ich Zeit genung gewonnen! — Zeit genung, mich in meinem Vorſatze zu beſtärken — Zeit genung, die ſicherſten Mittel zu wählen. — Mich in meinem Vorſatze zu beſtärken? — Wehe mir, wenn ich deſſen bedarf! — Standhaftigkeit des Alters, wenn du mein Theil nicht biſt, o ſo ſtehe du mir bei, Hartnäckigkeit des Jünglings!

Ja, es bleibt dabei! es bleibt feſt dabei! — Ich fühl' es, ich werde ruhig, — ich bin ruhig! — Der du jetzt daſtehſt, Philotas — indem er ſich ſelbſt betrachtet — Ha! es muß ein trefflicher, ein großer Anblick ſeyn: ein Jüngling geſtreckt auf den Boden, das Schwert in der Bruſt!

Das Schwert? Götter! O ich Elender! ich Aermſter! — Und jetzt erſt werde ich es gewahr? Ich habe kein Schwert; ich habe nichts! Es ward die Beute des Kriegers, der mich gefangen nahm. — Vielleicht hätte er es mir gelaſſen, aber Gold war der Heft. — Unſeliges Gold, biſt du denn immer das Verderben der Tugend!

Kein Schwert? Ich kein Schwert? — Götter, barmherzige Götter, dieß einzige ſchenket mir! Mächtige Götter, die ihr Erde und Himmel erſchaffen, ihr könntet mir kein Schwert ſchaffen, — wenn ihr wolltet? — Was iſt nun mein großer, ſchimmernder Entſchluß? Ich werde mir ſelbſt ein bitteres Gelächter —

Und da kömmt er auch ſchon wieder, der König. — Still! Wenn ich das Kind ſpielte? — Dieſer Gedanke verſpricht etwas. — Ja! Vielleicht bin ich glücklich —

Siebenter Auftritt.

Aridäus. Philotas.

Aridäus. Nun ſind die Boten fort, mein Prinz. Sie ſind auf den ſchnellſten Pferden abgegangen, und das Hauptlager deines Vaters iſt ſo nahe, daß wir in wenig Stunden Antwort erhalten können.

Philotas. Du biſt alſo, König, wohl ſehr ungeduldig, deinen Sohn wieder zu umarmen?

Aridäus. Wird es dein Vater weniger ſeyn, dich wieder an ſeine Bruſt zu drücken? — Laß mich aber, liebſter Prinz, deine Geſellſchaft genießen. In ihr wird mir die Zeit ſchneller verſchwinden, und vielleicht, daß es auch ſonſt glückliche Folgen hat, wenn wir uns näher kennen. Liebenswürdige Kinder ſind ſchon oft die Mittelsperſonen zwiſchen veruneinigten Vätern geweſen. Folge mir alſo in mein Zelt, wo die beſten meiner Befehlshaber deiner warten. Sie brennen vor Begierde, dich zu ſehen und zu bewundern.

Philotas. Männer, König, müſſen kein Kind bewundern. Laß mich alſo nur immer hier. Scham und Aergerniß würden mich eine ſehr einfältige Perſon ſpielen laſſen. Und was deine Unterredung mit mir anbelangt — da ſeh' ich vollends nicht, was daraus kommen könnte. Ich weiß weiter nichts, als daß du und mein Vater in Krieg verwickelt ſind; und das Recht — das Recht, glaub' ich, iſt auf Seiten meines Vaters. Das glaub' ich, König, und will es nun einmal glauben — wenn du mir auch das Gegentheil unwiderſprechlich zeigen könnteſt. Ich bin Sohn und Soldat, und habe weiter keine Einſicht, als die Einſicht meines Vaters und meines Feldherrn.

Aridäus. Prinz, es zeigt einen großen Verſtand, ſeinen Verſtand ſo zu verläugnen. Doch thut es mir leid, daß ich mich alſo auch vor dir nicht ſoll rechtfertigen können. — Unſeliger Krieg! —

Philotas. Ja wohl, unſeliger Krieg! — Und wehe ſeinem Urheber!

Aridäus. Prinz! Prinz! Erinnere dich, daß dein Vater das Schwert zuerſt gezogen. Ich mag in deine Verwünſchung nicht einſtimmen. Er hatte ſich übereilt, er war zu argwöhniſch —

Philotas. Nun ja; mein Vater hat das Schwert zuerſt gezogen. Aber entſteht die Feuersbrunſt erſt dann, wenn die lichte Flamme durch das Dach ſchlägt? Wo iſt das geduldige, galloſe, unempfindliche Geſchöpf, das durch unaufhörliches Necken nicht zu erbittern wäre? — Bedenke, — denn du zwingſt mich mit aller Gewalt von Dingen zu reden, die mir nicht zukommen — bedenke, welch eine ſtolze, verächtliche Antwort du ihm ertheilteſt, als er — Doch du ſollſt mich nicht zwingen; ich will nicht davon ſprechen! Unſere Schuld und Unſchuld ſind unendlicher Mißdeutungen, unendlicher Beſchönigungen fähig. Nur dem untrüglichen Auge der Götter erſcheinen wir, wie wir ſind; nur das kann uns richten. Die Götter aber, du weißt es, König, ſprechen ihr Urtheil durch das Schwert des Tapferſten. Laß uns den blutigen Spruch aushören! Warum wollen wir uns kleinmüthig von dieſem höchſten Gerichte wieder zu den niedrigern wenden? Sind unſere Fäuſte ſchon ſo müde, daß die geſchmeidige Zunge ſie ablöſen müſſe?

Aridäus. Prinz, ich höre dich mit Erſtaunen —

Philotas. Ach! — Auch ein Weib kann man mit Erſtaunen hören!

Aridäus. Mit Erſtaunen, Prinz, und nicht ohne Jammer! — Dich hat das Schickſal zur Krone beſtimmt, dich! — Dir will es die Glückſeligkeit eines ganzen mächtigen, edeln Volkes anvertrauen, dir! — Welch eine ſchreckliche Zukunft enthüllt ſich mir! Du wirſt dein Volk mit Lorbeern und mit Elend überhäufen. Du wirſt mehr Siege als glückliche Unterthanen zählen. — Wohl mir, daß meine Tage in die deinigen nicht reichen werden! Aber wehe meinem Sohne, meinem redlichen Sohne! Du wirſt es ihm ſchwerlich vergönnen, den Harniſch abzulegen —

Philotas. Beruhige den Vater, o König! Ich werde deinem Sohne weit mehr vergönnen! weit mehr!

Aridäus. Weit mehr? Erkläre dich —

Philotas. Habe ich ein Räthſel geſprochen? — O verlange nicht, König, daß ein Jüngling, wie ich, alles mit Bedachte und Abſichten ſprechen ſoll. — Ich wollte nur ſagen: die Frucht iſt oft ganz anders, als die Blüthe ſie verſpricht. Ein weibiſcher Prinz, hat mich die Geſchichte gelehrt, ward oft ein kriegeriſcher König. Könnte mit mir ſich nicht das Gegentheil zutragen? — Oder vielleicht war auch dieſes meine Meinung, daß ich noch einen weiten und gefährlichen Weg zum Throne habe. Wer weiß, ob die Götter mich ihn vollenden laſſen? — Und laß mich ihn nicht vollenden, Vater der Götter und Menſchen, wenn du in der Zukunft mich als einen Verſchwender des Koſtbarſten, was du mir anvertrauet, des Blutes meiner Unterthanen, ſieheſt! —

Aridäus. Ja, Prinz; was iſt ein König, wenn er kein Vater iſt! Was iſt ein Held ohne Menſchenliebe! Nun erkenne ich auch dieſe in dir, und bin wieder ganz dein Freund! — Aber komm, komm; wir müſſen hier nicht allein bleiben. Wir ſind einer dem andern zu ernſthaft. Folge mir!

Philotas. Verzeih, König —

Aridäus. Weigere dich nicht!

Philotas. So wie ich bin, mich vor dieſen ſehen zu laſſen? — —

Aridäus. Warum nicht?

Philotas. Ich kann nicht, König; ich kann nicht.

Aridäus. Und die Urſache?

Philotas. O die Urſache! — Sie würde dich zum Lachen bewegen.

Aridäus. Um ſo viel lieber laß ſie mich hören. Ich bin ein Menſch, und weine und lache gern.

Philotas. Nun ſo lache denn! — Sieh, König, ich habe kein Schwert, und ich möchte nicht gern ohne dieſes Kennzeichen des Soldaten unter Soldaten erſcheinen.

Aridäus. Mein Lachen wird zur Freude. Ich habe im voraus hierauf gedacht, und du wirſt ſogleich befriedigt werden. Strato hat Befehl, dir dein Schwert wieder zu ſchaffen.

Philotas. Alſo laß uns ihn hier erwarten.

Aridäus. Und alsdann begleiteſt du mich doch? —

Philotas. Alsdann werde ich dir auf dem Fuße nachfolgen.

Aridäus. Gewünſcht! da kömmt er! Nun, Strato —

Achter Auftritt.

Strato *mit einem Schwert in der Hand.* **Aridäus. Philotas.**

Strato. König, ich kam zu dem Soldaten, der den Prinzen gefangen genommen, und forderte des Prinzen Schwert in deinem Namen von ihm zurück. Aber höre, wie edel ſich der Soldat weigerte. „Der König, ſprach er, muß mir das Schwert nicht nehmen. Es iſt ein gutes Schwert, und ich werde es für ihn brauchen. Auch muß ich ein Andenken von dieſer meiner That behalten. Bei den Göttern, ſie war keine von meinen geringſten! Der Prinz iſt ein kleiner Dämon. Vielleicht aber iſt es euch nur um den koſtbaren Heft zu thun" — Und hiermit, ehe ich es verhindern konnte, hatte ſeine ſtarke Hand den Heft abgewunden und warf mir ihn verächtlich zu Füßen — „Da iſt er! fuhr er fort. Was kümmert mich euer Gold?"

Aridäus. O Strato, mache mir den Mann wieder gut! —

Strato. Ich that es. Und hier iſt eines von deinen Schwertern!

Aridäus. Gieb her! — Willſt du es, Prinz, für das deinige annehmen?

Philotas. Laß ſehen! — Ha! — *Bei Seite.* Habt Dank, ihr Götter! *Indem er es lange und ernſthaft betrachtet.* — Ein Schwert!

Strato. Habe ich nicht gut gewählt, Prinz?

Aridäus. Was findeſt du deiner tiefſinnigen Aufmerkſamkeit ſo werth daran?

Philotas. Daß es ein Schwert iſt! — *Indem er wieder zu ſich kommt.* Und ein ſchönes Schwert! Ich werde bei dieſem Tauſche nichts verlieren. — Ein Schwert!

Aridäus. Du zitterſt, Prinz.

Philotas. Vor Freuden! — Ein wenig zu kurz ſcheint es mir bei alle dem. Aber was zu kurz? Ein Schritt näher auf den Feind erſetzt, was ihm an Eiſen abgeht. — Liebes Schwert! Welch eine ſchöne Sache iſt ein Schwert zum Spiele und zum Gebrauche! Ich habe nie mit etwas anderm geſpielt. —

Aridäus *zum Strato.* O der wunderbaren Vermiſchung von Kind und Held!

Philotas, *bei Seite.* Liebes Schwert! Wer doch bald mit dir allein wäre! — Aber, gewagt!

Aridäus. Nun lege das Schwert an, Prinz, und folge mir.

Philotas. Sogleich! — Doch ſeinen Freund und ſein Schwert muß man nicht bloß von außen kennen. *Er zieht es, und Strato tritt zwiſchen ihn und den König.*

Strato. Ich verſtehe mich mehr auf den Stahl als auf die Arbeit. Glaube mir, Prinz, der Stahl iſt gut. Der König hat in ſeinen männlichen Jahren mehr als einen Helm damit geſpalten.

Philotas. So ſtark werde ich nicht werden! Immerhin — Tritt mir nicht ſo nahe, Strato.

Strato. Warum nicht?

Philotas. So! *Indem er zurückſpringt und mit dem Schwert einen Streich durch die Luft thut.* Es hat den Zug, wie es ihn haben muß.

Aridäus. Prinz, ſchone deines verwundeten Armes! Du wirſt dich erhitzen! —

Philotas. Woran erinnerſt du mich, König? — An mein Unglück; nein, an meine Schande! Ich ward verwundet und gefangen! Ja! Aber ich will es nie wieder werden! Bei dieſem meinem Schwerte, ich will es nie wieder werden! Nein, mein Vater, nein! Heut ſpart dir ein Wunder das ſchimpfliche Löſegeld für deinen Sohn; künftig ſpar es dir ſein Tod! Sein gewiſſer Tod, wenn er ſich wieder umringt ſieht! — Wieder umringt? — Entſetzen! — Ich bin es! Ich bin umringt! Was nun? Gefährte! Freunde! Brüder! Wo ſeyd ihr? Alle todt? Ueberall Feinde? — Ueberall! — Hier durch, Philotas! Ha! Nimm das, Verwegener! — Und du das! — Und du das! *Um ſich hauend.*

Strato. Prinz! Was geſchieht dir? Faſſe dich! *Geht auf ihn zu.*

Philotas, *ſich von ihm entfernend.* Auch du, Strato? auch du? — O Feind, ſey großmüthig! Tödte mich! Nimm mich nicht gefangen! — Nein, ich gebe mich nicht gefangen! Und wenn ihr alle Stratos wäret, die ihr mich umringt! Doch will ich mich gegen euch alle, gegen eine Welt will ich mich wehren! — Thut euer Beſtes, Feinde! — Aber ihr wollt nicht? Ihr wollt mich nicht tödten, Grauſame? Ihr wollt mich mit Gewalt lebendig? — Ich lache nur! Mich lebendig gefangen? Mich? — Eher will ich dieſes mein Schwert, will ich — in dieſe meine Bruſt — eher — *Er durchſticht ſich.*

Aridäus. Götter! Strato!

Strato. König!

Philotas. Das wollt' ich! *Zurück ſinkend.*

Aridäus. Halt ihn, Strato! — Hülfe! Dem Prinzen zu Hülfe! — Prinz, welche wüthende Schwermuth —

Philotas. Vergieb mir, König! Ich habe dir einen tödtlichern Streich verſetzt, als mir! — Ich ſterbe; und bald werden beruhigte Länder die Frucht meines Todes genießen. — Dein Sohn, König, iſt gefangen, und der Sohn meines Vaters iſt frei —

Aridäus. Was hör' ich?

Strato. So war es Vorſatz, Prinz? — Aber als unſer Gefangener hatteſt du kein Recht über dich ſelbſt.

Philotas. Sage das nicht, Strato! — Sollte die Freiheit, zu ſterben, die uns die Götter in allen Umſtänden des Lebens gelaſſen haben, ſollte dieſe ein Menſch dem andern verkümmern können? —

Strato. O König! — Das Schrecken hat ihn verſteinert! — König!

Aridäus. Wer ruft?

Strato. König!

Aridäus. Schweig!

Strato. Der Krieg iſt aus, König!

Aridäus. Aus? Das leugſt du, Strato! — Der Krieg iſt nicht aus, Prinz! — Stirb nur! ſtirb! Aber nimm das mit, nimm den quälenden Gedanken mit: Als ein wahrer unerfahrener Knabe haſt du geglaubt, daß die Väter alle von einer Art, alle von der weichlichen, weibiſchen Art deines Vaters ſind. — Sie ſind es nicht alle! Ich bin es nicht! Was liegt mir an meinem Sohne? Und denkſt du, daß er nicht eben ſowohl zum Beſten ſeines Vaters ſterben kann, als du zum Beſten des deinigen? — Er ſterbe! Auch ſein Tod erſpare mir das ſchimpfliche Löſegeld! — Strato, ich bin nun verwaist, ich armer Mann! — Du haſt einen Sohn; er ſey der meinige! — — Denn einen Sohn muß man doch haben. — Glücklicher Strato!

Philotas. Noch lebt auch dein Sohn, König! Und wird leben! Ich höre es.

Aridäus. Lebt er noch? — So muß ich ihn wieder haben. Stirb du nur! Ich will ihn doch wieder haben! Und für dich! — Oder ich will deinem todten Körper ſo viel Unehre, ſo viel Schmach erzeigen laſſen! — Ich will ihn —

Philotas. Den todten Körper! — Wenn du dich rächen willſt, König, ſo erwecke ihn wieder! —

Aridäus. Ach! — Wo gerath' ich hin!

Philotas. Du dauerſt mich! — Lebe wohl, Strato! Dort, wo alle tugendhafte Freunde, und alle tapfere Glieder Eines ſeligen Staates ſind, im Elyſium ſehen wir uns wieder! — Auch wir, König, ſehen uns wieder —

Aridäus. Und verſöhnt! — Prinz! —

Philotas. O ſo empfangt meine triumphirende Seele, ihr Götter; und dein Opfer, Göttin des Friedens! —

Aridäus. Höre mich, Prinz! —

Strato. Er ſtirbt! — Bin ich ein Verräther, König, wenn ich deinen Feind beweine? Ich kann mich nicht halten. Ein wunderbarer Jüngling!

Aridäus. Beweine ihn nur! — Auch ich! — Komm! Ich muß meinen Sohn wieder haben! Aber rede mir nicht ein, wenn ich ihn zu theuer erkaufe! — Umſonſt haben wir Ströme Bluts vergoſſen; umſonſt Länder erobert. Da zieht er mit unſerer Beute davon, der größere Sieger! — Komm! Schaffe mir meinen Sohn! Und wenn ich ihn habe, will ich nicht mehr König ſeyn. Glaubt ihr Menſchen, daß man es nicht ſatt wird? Gehen ab.

Emilia Galotti.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

1772.

Perſonen.

Emilia Galotti.
Odoardo und | Claudia | Galotti, Eltern der Emilia.
Hettore Gonzaga, Prinz von Guaſtalla.
Marinelli, Kammerherr des Prinzen.
Camillo Rota, einer von des Prinzen Räthen.
Conti, Maler.
Graf Appiani.
Gräfin Orſina.
Angelo und einige Bediente.

Erſter Aufzug.

Die Scene: ein Cabinet des Prinzen.

Erſter Auftritt.

Der Prinz *an einem Arbeitstiſche, voller Briefſchaften und Papiere, deren einige er durchläuft.*

Klagen, nichts als Klagen! Bittſchriften, nichts als Bittſchriften! — Die traurigen Geſchäfte; und man beneidet uns noch! — Das glaub ich, wenn wir allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden. — Emilia? *Indem er noch eine von den Bittſchriften aufſchlägt und nach dem unterſchriebenen Namen ſieht.* Eine Emilia? — Aber eine Emilia Bruneschi — nicht Galotti. Nicht Emilia Galotti! — Was will ſie, dieſe Emilia Bruneschi? *Er lieſet.* Viel gefordert, ſehr viel. — Doch ſie heißt Emilia. Gewährt! *Er unterſchreibt und klingelt, worauf ein Kammerdiener hereintritt.* Es iſt wohl noch keiner von den Räthen in dem Vorzimmer?

Der Kammerdiener. Nein.

Der Prinz. Ich habe zu früh Tag gemacht. — Der Morgen iſt ſo ſchön. Ich will ausfahren. Marcheſe Marinelli ſoll mich begleiten. Laßt ihn rufen. *Der Kammerdiener geht ab.* — Ich kann doch nicht mehr arbeiten. — Ich war ſo ruhig, bild' ich mir ein, ſo ruhig. — Auf einmal muß eine arme Bruneschi Emilia heißen: — weg iſt meine Ruhe und alles! —

Der Kammerdiener, *welcher wieder hereintritt.* Nach dem Marcheſe iſt geſchickt. Und hier ein Brief von der Gräfin Orſina.

Der Prinz. Der Orſina? Legt ihn hin.

Der Kammerdiener. Ihr Läufer wartet.

Der Prinz. Ich will die Antwort ſenden, wenn es einer bedarf. — Wo iſt ſie? In der Stadt? oder auf ihrer Villa?

Der Kammerdiener. Sie iſt geſtern in die Stadt gekommen.

Der Prinz. Deſto ſchlimmer — beſſer, wollt' ich ſagen. So braucht der Läufer um ſo weniger zu warten. *Der Kammerdiener geht ab.* Meine theure Gräfin! *Bitter, indem er den Brief in die Hand nimmt.* So gut als geleſen! *und ihn wieder wegwirft.* — Nun ja, ich habe ſie zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht alles! Kann ſeyn, ich habe ſie auch wirklich geliebt. Aber — ich habe!

Der Kammerdiener, *der nochmals hereintritt.* Der Maler Conti will die Gnade haben — —

Der Prinz. Conti? Recht wohl; laßt ihn hereinkommen. — Das wird mir andere Gedanken in den Kopf bringen. — *Steht auf.*

Zweiter Auftritt.

Conti. Der Prinz.

Der Prinz. Guten Morgen, Conti. Wie leben Sie? Was macht die Kunſt?

Conti. Prinz, die Kunſt geht nach Brot.

Der Prinz. Das muß ſie nicht, das ſoll ſie nicht, — in meinem kleinen Gebiete gewiß nicht. — Aber der Künſtler muß auch arbeiten wollen.

Conti. Arbeiten? Das iſt ſeine Luſt. Nur zu viel arbeiten müſſen kann ihn um den Namen Künſtler bringen.

Der Prinz. Ich meine nicht Vieles, ſondern viel; ein Weniges, aber mit Fleiß. — Sie kommen doch nicht leer, Conti?

Conti. Ich bringe das Portrait, welches Sie mir befohlen haben, gnädiger Herr. Und bringe noch eines, welches Sie mir nicht befohlen; aber weil es geſehn zu werden verdient —

Der Prinz. Jenes iſt? — Kann ich mich doch kaum erinnern —

Conti. Die Gräfin Orſina.

Der Prinz. Wahr! — Der Auftrag iſt nur ein wenig von lange her.

Conti. Unſere ſchönen Damen ſind nicht alle Tage zum Malen. Die Gräfin hat ſeit drei Monaten gerade Einmal ſich entſchließen können, zu ſitzen.

Der Prinz. Wo ſind die Stücke?

Conti. In dem Vorzimmer; ich hole ſie.

Dritter Auftritt.

Der Prinz.

Ihr Bild! — mag! — Ihr Bild iſt ſie doch nicht ſelber. — Und vielleicht find' ich in dem Bilde wieder, was ich in der Perſon nicht mehr erblicke. — Ich will es aber nicht wiederfinden. — Der beſchwerliche Maler! Ich glaube gar, ſie hat ihn beſtochen. — Wär' es auch! Wenn ihr ein anderes Bild, das mit andern Farben, auf einen andern Grund gemalt iſt, — in meinem Herzen wieder Platz machen will: — Wahrlich, ich glaube, ich wär' es zufrieden. Als ich dort liebte, war ich immer ſo leicht, ſo fröhlich, ſo ausgelaſſen — Nun bin ich von allem das Gegentheil. — Doch nein; nein, nein! Behäglicher oder nicht behäglicher; ich bin ſo beſſer.

Vierter Auftritt.

Der Prinz. Conti mit den Gemälden, wovon er das eine verwandt gegen einen Stuhl lehnt.

Conti, indem er das andere zurecht ſtellt. Ich bitte, Prinz, daß Sie die Schranken unſerer Kunſt erwägen wollen. Vieles von dem Anzüglichſten der Schönheit liegt ganz außer den Gränzen derſelben. — Treten Sie ſo! —

Der Prinz, nach einer kurzen Betrachtung. Vortrefflich, Conti; — ganz vortrefflich! — Das gilt Ihrer Kunſt, Ihrem Pinſel. — Aber geſchmeichelt, Conti; ganz unendlich geſchmeichelt!

Conti. Das Original ſchien dieſer Meinung nicht zu ſeyn. Auch iſt es in der That nicht mehr geſchmeichelt als die Kunſt ſchmeicheln muß. Die Kunſt muß malen, wie ſich die plaſtiſche Natur — wenn es eine giebt — das Bild dachte: ohne den Abfall, welchen der widerſtrebende Stoff unvermeidlich macht; ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft.

Der Prinz. Der denkende Künſtler iſt noch eins ſo viel werth. — Aber das Original, ſagen Sie, fand dem ungeachtet —

Conti. Verzeihen Sie, Prinz. Das Original iſt eine Perſon, die meine Ehrerbietung fordert. Ich habe nichts Nachtheiliges von ihr äußern wollen.

Der Prinz. So viel als Ihnen beliebt! — Und was ſagte das Original?

Conti. Ich bin zufrieden, ſagte die Gräfin, wenn ich nicht häßlicher ausſehe.

Der Prinz. Nicht häßlicher? — O das wahre Original!

Conti. Und mit einer Miene ſagte ſie das, — von der freilich dieſes ihr Bild keine Spur, keinen Verdacht zeigt.

Der Prinz. Das meint' ich ja; das iſt es eben, worin ich die unendliche Schmeichelei finde. — O! ich kenne ſie, jene ſtolze höhniſche Miene, die auch das Geſicht einer Grazie entſtellen würde! — Ich läugne nicht, daß ein ſchöner Mund, der ſich ein wenig ſpöttiſch verzieht, nicht ſelten um ſo viel ſchöner iſt. Aber, wohl gemerkt, ein wenig: die Verziehung muß nicht bis zur Grimaſſe gehen, wie bei dieſer Gräfin. Und Augen müſſen über den wollüſtigen Spötter die Aufſicht führen, — Augen, wie ſie die gute Gräfin nun gerade gar nicht hat. Auch nicht einmal hier im Bilde hat.

Conti. Gnädiger Herr, ich bin äußerſt betroffen — —

Der Prinz. Und worüber? Alles, was die Kunſt aus den großen, hervorragenden, ſtieren, ſtarren Meduſenaugen der Gräfin Gutes machen kann, das haben Sie, Conti, redlich daraus gemacht. — Redlich, ſag' ich? — Nicht ſo redlich wäre redlicher. Denn, ſagen Sie ſelbſt, Conti, läßt ſich aus dieſem Bilde wohl der Charakter der Perſon ſchließen? Und das ſollte doch. Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Anſatz zu trübſinniger Schwärmerei in ſanfte Schwermuth verwandelt.

Conti, etwas ärgerlich. Ah, mein Prinz, — wir Maler rechnen darauf, daß das fertige Bild den Liebhaber noch eben ſo warm findet, als warm er es beſtellte. Wir malen mit Augen der Liebe: und Augen der Liebe müßten uns auch nur beurtheilen.

Der Prinz. Je nun, Conti; — warum kamen Sie nicht einen Monat früher damit? — Setzen Sie weg. — Was iſt das andere Stück?

Conti, indem er es holt und noch verkehrt in der Hand hält. Auch ein weibliches Portrait.

Der Prinz. So möcht' ich es bald — lieber gar nicht ſehen. Denn dem Ideal hier, mit dem Finger auf die Stirne. — oder vielmehr hier, mit dem Finger auf das Herz. kömmt es doch nicht bei. — Ich wünſchte, Conti, Ihre Kunſt in andern Vorwürfen zu bewundern.

Conti. Eine bewundernswürdigere Kunſt giebt es, aber ſicherlich keinen bewundernswürdigeren Gegenſtand als dieſen.

Der Prinz. So wett' ich, Conti, daß es des Künſtlers eigene Gebieterin iſt. — Indem der Maler das Bild umwendet. Was ſeh' ich? Ihr Werk, Conti? oder das Werk meiner Phantaſie? — Emilia Galotti!

Conti. Wie, mein Prinz? Sie kennen dieſen Engel?

Der Prinz, indem er ſich zu faſſen ſucht, aber ohne ein Auge von dem Bilde zu verwenden. So halb! — um ſie eben wiederzuerkennen. — Es iſt einige Wochen her, als ich ſie mit ihrer Mutter in einer Vegghia traf. — Nachher iſt ſie mir nur an heiligen Stätten wieder vorgekommen, — wo das Angaffen ſich weniger ziemt. — Auch kenn' ich ihren Vater. Er iſt mein Freund nicht. Er war es, der ſich meinen Anſprüchen auf Sabionetta am meiſten widerſetzte. — Ein alter Degen, ſtolz und rauh, ſonſt bieder und gut! —

Conti. Der Vater! Aber hier haben wir ſeine Tochter. —

Der Prinz. Bei Gott! wie aus dem Spiegel geſtohlen! Noch immer die Augen auf das Bild geheftet. O, Sie wiſſen es ja wohl, Conti, daß man den Künſtler dann erſt recht lobt, wenn man über ſein Werk ſein Lob vergißt.

Conti. Gleichwohl hat mich dieſes noch ſehr unzufrieden mit mir gelaſſen. — Und doch bin ich wiederum ſehr zufrieden mit meiner Unzufriedenheit mit mir ſelbſt. — Ha! daß wir nicht unmittelbar mit den Augen malen! Auf dem langen Wege, aus dem Auge durch den Arm in den Pinſel, wie viel geht da verloren! — Aber, wie ich ſage, daß ich es weiß, was hier verloren gegangen und wie es verloren gegangen, und warum es verloren gehen müſſen: darauf bin ich eben ſo ſtolz und ſtolzer, als ich auf alles das bin, was ich nicht verloren gehen laſſen. Denn aus jenem erkenne ich mehr als aus dieſem, daß ich wirklich ein großer Maler bin, daß es aber meine Hand nur nicht immer iſt. — Oder meinen Sie, Prinz, daß Raphael nicht das größte maleriſche Genie geweſen wäre, wenn er unglücklicher Weiſe ohne Hände wäre geboren worden? Meinen Sie, Prinz?

Der Prinz, indem er nur eben von dem Bilde wegblickt. Was ſagen Sie, Conti? Was wollen Sie wiſſen?

Conti. O nichts, nichts! — Plauderei! Ihre Seele, merk' ich, war ganz in Ihren Augen. Ich liebe ſolche Seelen und ſolche Augen.

Der Prinz, mit einer erzwungenen Kälte. Alſo, Conti, rechnen Sie doch wirklich Emilia Galotti mit zu den vorzüglichſten Schönheiten unſerer Stadt?

Conti. Alſo? mit? mit zu den vorzüglichſten? und den vorzüglichſten unſerer Stadt? — Sie ſpotten meiner, Prinz. Oder Sie ſahen die ganze Zeit eben ſo wenig, als Sie hörten.

Der Prinz. Lieber Conti, — die Augen wieder auf das Bild gerichtet. wie darf unſer einer ſeinen Augen trauen? Eigentlich weiß doch nur allein ein Maler von der Schönheit zu urtheilen.

Conti. Und eines jeden Empfindung ſollte erſt auf den Ausſpruch eines Malers warten? — Ins Kloſter mit dem, der es von uns lernen will, was ſchön iſt! Aber das muß ich Ihnen doch als Maler ſagen, mein Prinz: eine von den größten Glückſeligkeiten meines Lebens iſt es, daß Emilia Galotti mir geſeſſen. Dieſer Kopf, dieſes Antlitz, dieſe Stirne, dieſe Augen, dieſe Naſe, dieſer Mund, dieſes Kinn, dieſer Hals, dieſe Bruſt, dieſer Wuchs, dieſer ganze Bau ſind von der Zeit an mein einziges Studium der weiblichen Schönheit. — Die Schilderei ſelbſt, wovor ſie geſeſſen, hat ihr abweſender Vater bekommen. Aber dieſe Copie —

Der Prinz, der ſich ſchnell gegen ihn kehrt. Nun, Conti? iſt doch nicht ſchon verſagt?

Conti. Iſt für Sie, Prinz, wenn Sie Geſchmack daran finden.

Der Prinz. Geſchmack! — lächelnd. Dieſes Ihr Studium der weiblichen Schönheit, Conti, wie könnt' ich beſſer thun, als es auch zu dem meinigen zu machen? — Dort, jenes Portrait nehmen Sie nur wieder mit; — einen Rahmen darum zu beſtellen.

Conti. Wohl!

Der Prinz. So ſchön, ſo reich, als ihn der Schnitzer nur machen kann. Es ſoll in der Galerie aufgeſtellt werden. — Aber dieſes — bleibt hier. Mit einem Studio macht man ſo viel Umſtände nicht: auch läßt man das nicht aufhängen, ſondern hat es gern bei der Hand. — Ich danke Ihnen, Conti; ich danke Ihnen recht ſehr. — Und wie geſagt: in meinem Gebiete ſoll die Kunſt nicht nach Brod gehen; — bis ich ſelbſt keines habe. — Schicken Sie, Conti, zu meinem Schatzmeiſter und laſſen Sie auf Ihre Quittung für beide Portraite ſich bezahlen, — was Sie wollen. So viel Sie wollen, Conti.

Conti. Sollte ich doch nun bald fürchten, Prinz, daß Sie ſo noch etwas anders belohnen wollen, als die Kunſt.

Der Prinz. O des eiferſüchtigen Künſtlers! Nicht doch! — Hören Sie, Conti, ſo viel Sie wollen.

Conti geht ab.

Fünfter Auftritt.

Der Prinz.

So viel er will! — Gegen das Bild. Dich hab' ich für jeden Preis noch zu wohlfeil. — Ah! ſchönes Werk der Kunſt, iſt es wahr, daß ich dich beſitze? — Wer dich auch beſäße, ſchönres Meiſterſtück der Natur! — Was Sie dafür wollen, ehrliche Mutter! Was du willſt, alter Murrkopf! Fordre nur! Fordert nur! — Am liebſten kauft' ich dich, Zauberin, von dir ſelbſt! — Dieſes Auge, voll Liebreiz und Beſcheidenheit! Dieſer Mund! — und wenn er ſich zum Reden öffnet! wenn er lächelt! Dieſer Mund! — Ich höre kommen. — Noch bin ich mit dir zu neidiſch. Indem er das Bild gegen die Wand kehrt. Es wird Marinelli ſeyn. Hätt' ich ihn doch nicht rufen laſſen! Was für einen Morgen könnt' ich haben!

Sechster Auftritt.

Marinelli. Der Prinz.

Marinelli. Gnädiger Herr, Sie werden verzeihen. — Ich war mir eines ſo frühen Befehls nicht gewärtig.

Der Prinz. Ich bekam Luſt, auszufahren. Der Morgen war ſo ſchön. — Aber nun iſt er ja wohl verſtrichen, und die Luſt iſt mir vergangen. — Nach einem kurzen Stillſchweigen. Was haben wir Neues, Marinelli?

Marinelli. Nichts von Belang, das ich wüßte. — Die Gräfin Orſina iſt geſtern zur Stadt gekommen.

Der Prinz. Hier liegt auch ſchon ihr guter Morgen. Auf ihren Brief zeigend. Oder was es ſonſt ſeyn mag! Ich bin gar nicht neugierig darauf. — Sie haben ſie geſprochen?

Marinelli. Bin ich leider nicht ihr Vertrauter? — Aber wenn ich es wieder von einer Dame werde, der es einkömmt, Sie in gutem Ernſte zu lieben, Prinz: ſo — —

Der Prinz. Nichts verſchworen, Marinelli!

Marinelli. Ja? In der That, Prinz? Könnt' es doch kommen? — O! ſo mag die Gräfin auch ſo Unrecht nicht haben.

Der Prinz. Allerdings, ſehr Unrecht! — Meine nahe Vermählung mit der Prinzeſſin von Maſſa will durchaus, daß ich alle dergleichen Händel fürs erſte abbreche.

Marinelli. Wenn es nur das wäre: ſo müßte freilich Orſina ſich in ihr Schickſal eben ſo wohl zu finden wiſſen, als der Prinz in ſeines.

Der Prinz. Das unſtreitig härter iſt, als ihres. Mein Herz wird das Opfer eines elenden Staatsintereſſe. Ihres darf ſie nur zurücknehmen, aber nicht wider Willen verſchenken.

Marinelli. Zurücknehmen? Warum zurücknehmen? fragt die Gräfin: wenn es weiter nichts als eine Gemahlin iſt, die dem Prinzen nicht die Liebe, ſondern die Politik zuführt? Neben ſo einer Gemahlin ſieht die Geliebte noch immer ihren Platz. Nicht ſo einer Gemahlin fürchtet ſie aufgeopfert zu ſeyn, ſondern — —

Der Prinz. Einer neuen Geliebten. — Nun denn? Wollten Sie mir daraus ein Verbrechen machen, Marinelli?

Marinelli. Ich? — O! vermengen Sie mich ja nicht, mein Prinz, mit der Närrin, deren Wort ich führe, — aus Mitleid führe. Denn geſtern wahrlich hat ſie mich ſonderbar gerührt. Sie wollte von ihrer Angelegenheit mit Ihnen gar nicht ſprechen. Sie wollte ſich ganz gelaſſen und kalt ſtellen. Aber mitten in dem gleichgültigſten Geſpräche entfuhr ihr eine Wendung, eine Beziehung über die andere, die ihr gefoltertes Herz verrieth. Mit dem luſtigſten Weſen ſagte ſie die melancholiſchſten Dinge, und wiederum die lächerlichſten Poſſen mit der allertraurigſten Miene. Sie hat zu den Büchern ihre Zuflucht genommen, und ich fürchte, die werden ihr den Reſt geben.

Der Prinz. So wie ſie ihrem armen Verſtande auch den erſten Stoß gegeben. — Aber was mich vornehmlich mit von ihr entfernt hat, das wollen Sie doch nicht brauchen, Marinelli, mich wieder zu ihr zurückzubringen? — Wenn ſie aus Liebe närriſch wird, ſo wäre ſie es früher oder ſpäter auch ohne Liebe geworden — Und nun genug von ihr. — Von etwas anderm! Geht denn gar nichts vor in der Stadt? —

Marinelli. So gut, wie gar nichts. — Denn daß die Verbindung des Grafen Appiani heute vollzogen wird, — iſt nicht viel mehr als gar nichts.

Der Prinz. Des Grafen Appiani? und mit wem denn? — Ich ſoll ja noch hören, daß er verſprochen iſt.

Marinelli. Die Sache iſt ſehr geheim gehalten worden. Auch war nicht viel Aufhebens davon zu machen. — Sie werden lachen, Prinz. — Aber ſo geht es den Empfindſamen: Die Liebe ſpielt ihnen immer die ſchlimmſten Streiche. Ein Mädchen ohne Vermögen und ohne Rang hat ihn in ihre Schlinge zu ziehen gewußt, — mit ein wenig Larve; aber mit vielem Prunk von Tugend und Gefühl und Witz, und was weiß ich?

Der Prinz. Wer ſich den Eindrücken, die Unſchuld und Schönheit auf ihn machen, ohne weitere Rückſicht ſo ganz überlaſſen darf; — ich dächte, der wär' eher zu beneiden, als zu belachen. — Und wie heißt denn die Glückliche? — Denn bei alle dem iſt Appiani — ich weiß wohl, daß Sie, Marinelli, ihn nicht leiden können, eben ſo wenig als er Sie — bei alle dem iſt er doch ein ſehr würdiger junger Mann, ein ſchöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre. Ich hätte ſehr gewünſcht, ihn mir verbinden zu können. Ich werde noch darauf denken.

Marinelli. Wenn es nicht zu ſpät iſt. — Denn ſo viel ich höre, iſt ſein Plan gar nicht bei Hofe ſein Glück zu machen. — Er will mit ſeiner Gebieterin nach ſeinen Thälern von Piemont: — Gemſen zu jagen auf den Alpen und Murmelthiere abzurichten. — Was kann er beſſeres thun? Hier iſt es durch das Mißbündniß, welches er trifft, mit ihm doch aus. Der Zirkel der erſten Häuſer iſt ihm von nun an verſchloſſen —

Der Prinz. Mit euren erſten Häuſern! — in welchen das Ceremoniel, der Zwang, die Langeweile und nicht ſelten die Dürftigkeit herrſcht. — Aber ſo nennen Sie mir ſie doch, der er dieſes ſo große Opfer bringt.

Marinelli. Es iſt eine gewiſſe Emilia Galotti.

Der Prinz. Wie, Marinelli? Eine gewiſſe —

Marinelli. Emilia Galotti.

Der Prinz. Emilia Galotti? — Nimmermehr!

Marinelli. Zuverläſſig, gnädiger Herr.

Der Prinz. Nein, ſag' ich, das iſt nicht, das kann nicht ſeyn. — Sie irren ſich in dem Namen. — Das Geſchlecht der Galotti iſt groß. — Eine Galotti kann es ſeyn; aber nicht Emilia Galotti; nicht Emilia!

Marinelli. Emilia — Emilia Galotti!

Der Prinz. So giebt es noch eine, die beide Namen führt. — Sie ſagten ohnedem, eine gewiſſe Emilia Galotti — eine gewiſſe. Von der rechten könnte nur ein Narr ſo ſprechen. —

Marinelli. Sie ſind außer ſich, gnädiger Herr. — Kennen Sie denn dieſe Emilia?

Der Prinz. Ich habe zu fragen, Marinelli; nicht Er. — Emilia Galotti? Die Tochter des Oberſten Galotti, bei Sabionetta?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Die hier in Guaſtalla mit ihrer Mutter wohnt?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Unfern der Kirche Aller-Heiligen?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Mit einem Worte — indem er nach dem Portrait ſpringt und es dem Marinelli in die Hand giebt. Da! — Dieſe? Dieſe Emilia Galotti? — Sprich dein verdammtes „Eben die“ noch einmal, und ſtoß mir den Dolch ins Herz!

Marinelli. Eben die!

Der Prinz. Henker! — Dieſe? — Dieſe Emilia Galotti wird heute — —

Marinelli. Gräfin Appiani! — Hier reißt der Prinz dem Marinelli das Bild wieder aus der Hand und wirft es bei Seite. Die Trauung geſchieht in der Stille auf dem Landgute des Vaters bei Sabionetta. Gegen Mittag fahren Mutter und Tochter, der Graf und vielleicht ein paar Freunde dahin ab.

Der Prinz, der ſich voll Verzweiflung in einen Stuhl wirft. So bin ich verloren! — So will ich nicht leben!

Marinelli. Aber was iſt Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz, der gegen ihn wieder aufſpringt. Verräther! — was mir iſt? — Nun ja, ich liebe ſie, ich bete ſie an. Mögt ihr es doch wiſſen! mögt ihr es doch längſt gewußt haben, alle ihr, denen ich der tollen Orſina ſchimpfliche Feſſeln lieber ewig tragen ſollte! — Nur daß Sie, Marinelli, der Sie ſo oft mich Ihrer innigſten Freundſchaft verſicherten — O, ein Fürſt hat keinen Freund! kann keinen Freund haben! — daß Sie, Sie, ſo treulos, ſo hämiſch mir bis auf dieſen Augenblick die Gefahr verhehlen dürfen, die meiner Liebe drohte: wenn ich Ihnen jemals das vergebe, — ſo werde mir meiner Sünden keine vergeben!

Marinelli. Ich weiß kaum Worte zu finden, Prinz, — wenn Sie mich auch dazu kommen ließen — Ihnen mein Erſtaunen zu bezeigen. — Sie lieben Emilia Galotti? — Schwur denn gegen Schwur: Wenn ich von dieſer Liebe das geringſte gewußt, das geringſte vermuthet habe: ſo möge weder Engel noch Heiliger von mir wiſſen! — Eben das wollt' ich in die Seele der Orſina ſchwören. Ihr Verdacht ſchweift auf einer ganz andern Fährte.

Der Prinz. So verzeihen Sie mir, Marinelli; — indem er ſich ihm in die Arme wirft. und bedauern Sie mich.

Marinelli. Nun da, Prinz! Erkennen Sie da die Frucht Ihrer Zurückhaltung! — „Fürſten haben keinen Freund! können keinen Freund haben!“ — Und die Urſache, wenn dem ſo iſt? — Weil ſie keinen haben wollen. Heute beehren ſie uns mit ihrem Vertrauen, theilen uns ihre geheimſten Wünſche mit, ſchließen uns ihre ganze Seele auf: und morgen ſind wir ihnen wieder ſo fremd, als hätten ſie nie ein Wort mit uns gewechſelt.

Der Prinz. Ah, Marinelli, wie konnt' ich Ihnen vertrauen, was ich mir ſelbſt kaum geſtehen wollte?

Marinelli. Und alſo wohl noch weniger der Urheberin Ihrer Qual geſtanden haben?

Der Prinz. Ihr? — Alle meine Mühe iſt vergebens geweſen, ſie ein zweitesmal zu ſprechen.

Marinelli. Und das erſtemal —

Der Prinz. Sprach ich ſie — O, ich komme von Sinnen! Und ich ſoll Ihnen noch lange erzählen? — Sie ſehen mich ein Raub der Wellen: was fragen Sie viel, wie ich es geworden? Retten Sie mich, wenn Sie können, und fragen Sie dann.

Marinelli. Retten? iſt da viel zu retten? — Was Sie verſäumt haben, gnädiger Herr, der Emilia Galotti zu bekennen, das bekennen Sie nun der Gräfin Appiani. Waaren, die man aus der erſten Hand nicht haben kann, kauft man aus der zweiten, — und ſolche Waaren nicht ſelten aus der zweiten um ſo viel wohlfeiler.

Der Prinz. Ernſthaft, Marinelli, ernſthaft, oder — —

Marinelli. Freilich, auch um ſo viel ſchlechter — —

Der Prinz. Sie werden unverſchämt!

Marinelli. Und dazu will der Graf damit aus dem Lande. — Ja, ſo müßte man auf etwas anders denken. —

Der Prinz. Und auf was? — Liebſter, beſter Marinelli, denken Sie für mich. Was würden Sie thun, wenn Sie an meiner Stelle wären?

Marinelli. Vor allen Dingen eine Kleinigkeit als eine Kleinigkeit anſehen; — und mir ſagen, daß ich nicht vergebens ſeyn wolle, was ich bin — Herr!

Der Prinz. Schmeicheln Sie mir nicht mit einer Gewalt, von der ich hier keinen Gebrauch abſehe. — Heute, ſagen Sie? ſchon heute?

Marinelli. Erſt heute — ſoll es geſchehen. Und nur geſchehenen Dingen iſt nicht zu rathen. — Nach einer kurzen Ueberlegung. Wollen Sie mir freie Hand laſſen, Prinz? Wollen Sie alles genehmigen, was ich thue?

Der Prinz. Alles, Marinelli, alles, was dieſen Streich abwenden kann.

Marinelli. So laſſen Sie uns keine Zeit verlieren. — Aber bleiben Sie nicht in der Stadt. Fahren

Sie ſogleich nach Ihrem Luſtſchloſſe, nach Doſalo. Der Weg nach Sabionetta geht da vorbei. Wenn es mir nicht gelingt, den Grafen augenblicklich zu entfernen, ſo denk ich — — Doch, doch; ich glaube, er geht in dieſe Falle gewiß. Sie wollen ja, Prinz, wegen Ihrer Vermählung einen Geſandten nach Maſſa ſchicken? Laſſen Sie den Grafen dieſer Geſandte ſeyn; mit dem Beding, daß er noch heute abreiſt. — Verſtehen Sie?

Der Prinz. Vortrefflich! — Bringen Sie ihn zu mir heraus. Gehen Sie, eilen Sie. Ich werfe mich ſogleich in den Wagen. Marinelli geht ab.

Siebenter Auftritt.

Der Prinz.

Sogleich! ſogleich! — Wo blieb es? — Sich nach dem Porträte umſehend. Auf der Erde? das war zu arg! Indem er es aufhebt. Doch betrachten? betrachten mag ich dich fürs erſte nicht mehr. — Warum ſollt' ich mir den Pfeil noch tiefer in die Wunde drücken? Setzt es bei Seite. — Geſchmachtet, geſeufzt hab' ich lange genug, — länger als ich geſollt hätte: aber nichts gethan! und über die zärtliche Unthätigkeit bei einem Haar alles verloren! — Und wenn nun doch alles verloren wäre? Wenn Marinelli nichts ausrichtete? — Warum will ich mich auch auf ihn allein verlaſſen? Es fällt mir ein, — um dieſe Stunde, nach der Uhr ſehend, um dieſe nämliche Stunde pflegt das fromme Mädchen alle Morgen bei den Dominikanern die Meſſe zu hören. — Wie, wenn ich ſie da zu ſprechen ſuchte? — Doch heute, heut an ihrem Hochzeittage, — heute werden ihr andere Dinge am Herzen liegen, als die Meſſe. — Indeß, wer weiß? — Es iſt ein Gang. — Er klingelt, und indem er einige von den Papieren auf dem Tiſche haſtig zuſammenrafft, tritt der Kammerdiener herein. Laßt vorfahren! — Iſt noch keiner von den Räthen da?

Der Kammerdiener. Camillo Rota.

Der Prinz. Er ſoll hereinkommen. Der Kammerdiener geht ab. Nur aufhalten muß er mich nicht wollen. Dasmal nicht! — Ich ſtehe gern ſeinen Bedenklichkeiten ein andermal um ſo viel länger zu Dienſten. — Da war ja noch die Bittſchrift einer Emilia Bruneschi — Sie ſuchend. Die iſt's. — Aber, gute Bruneschi, wo deine Vorſprecherin — —

Achter Auftritt.

Camillo Rota, Schriften in der Hand. Der Prinz.

Der Prinz. Kommen Sie, Rota, kommen Sie. — Hier iſt, was ich dieſen Morgen erbrochen. Nicht viel Tröſtliches! — Sie werden von ſelbſt ſehen, was darauf zu verfügen. — Nehmen Sie nur.

Camillo Rota. Gut, gnädiger Herr.

Der Prinz. Noch iſt hier eine Bittſchrift einer Emilia Galot.. Bruneschi, will ich ſagen. — Ich habe meine Bewilligung zwar ſchon beigeſchrieben. Aber doch — die Sache iſt keine Kleinigkeit — Laſſen Sie die Ausfertigung noch anſtehen. — Oder auch nicht anſtehen: wie Sie wollen.

Camillo Rota. Nicht wie ich will, gnädiger Herr.

Der Prinz. Was iſt ſonſt? Etwas zu unterſchreiben?

Camillo Rota. Ein Todesurtheil wäre zu unterſchreiben.

Der Prinz. Recht gern. — Nur her! geſchwind.

Camillo Rota, ſtutzig und den Prinzen ſtarr anſehend. Ein Todesurtheil — ſagt' ich.

Der Prinz. Ich höre ja wohl. — Es könnte ſchon geſchehen ſeyn. Ich bin eilig.

Camillo Rota, ſeine Schriften nachſehend. Nun hab' ich es doch wohl nicht mitgenommen! — — Verzeihen Sie, gnädiger Herr. — Es kann Anſtand damit haben bis morgen.

Der Prinz. Auch das! — Packen Sie nur zuſammen: ich muß fort. — Morgen, Rota, ein Mehres! Geht ab.

Camillo Rota, den Kopf ſchüttelnd, indem er die Papiere zu ſich nimmt und abgeht. Recht gern? — Ein Todesurtheil recht gern? — Ich hätt' es ihn in dieſem Augenblicke nicht mögen unterſchreiben laſſen, und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte. — Recht gern! recht gern! — Es geht mir durch die Seele dieſes gräßliche Recht gern!

Zweiter Aufzug.

Die Scene, ein Saal in dem Hauſe der Galotti.

Erſter Auftritt.

Claudia Galotti. Pirro.

Claudia, im Heraustreten zu Pirro, der von der andern Seite hereintritt. Wer ſprengte da in den Hof?

Pirro. Unſer Herr, gnädige Frau.

Claudia. Mein Gemahl? Iſt es möglich?

Pirro. Er folgt mir auf dem Fuße.

Claudia. So unvermuthet? — Ihm entgegeneilend. Ah! mein Beſter! —

Zweiter Auftritt.

Odoardo Galotti und die Vorigen.

Odoardo. Guten Morgen, meine Liebe! — Nicht wahr, das heißt überraſchen?

Claudia. Und auf die angenehmſte Art! — Wenn es anders nur eine Ueberraſchung ſeyn ſoll.

Odoardo. Nichts weiter! Sey unbeſorgt. — Das Glück des heutigen Tages weckte mich ſo früh; der Morgen war ſo ſchön; der Weg iſt ſo kurz; ich vermuthete euch hier ſo geſchäftig — Wie leicht vergeſſen ſie etwas! fiel mir ein. — Mit einem Worte: ich komme und ſehe, und kehre ſogleich wieder zurück. — Wo iſt Emilia? Unſtreitig beſchäftigt mit dem Putze? —

Claudia. Ihrer Seele! — Sie iſt in der Meſſe. — „Ich habe heute mehr als jeden andern Tag Gnade von Oben zu erflehen,“ ſagte ſie und ließ alles liegen, und nahm ihren Schleier und eilte —

Odoardo. Ganz allein?

Claudia. Die wenigen Schritte — —

Odoardo. Einer iſt genug zu einem Fehltritt! —

Claudia. Zürnen Sie nicht, mein Beſter, und kommen Sie herein, — einen Augenblick auszuruhen und, wenn Sie wollen, eine Erfriſchung zu nehmen.

Odoardo. Wie du meinſt, Claudia. — Aber ſie ſollte nicht allein gegangen ſeyn. —

Claudia. Und Ihr, Pirro, bleibt hier in dem Vorzimmer, alle Beſuche auf heute zu verbitten.

Dritter Auftritt.

Pirro und bald darauf Angelo.

Pirro. Die ſich nur aus Neugierde melden laſſen. — Was bin ich ſeit einer Stunde nicht alles ausgefragt worden! — Und wer kömmt da?

Angelo, noch halb hinter der Scene, in einem kurzen Mantel, den er über das Geſicht gezogen, den Hut in die Stirne. Pirro! — Pirro!

Pirro. Ein Bekannter? — Indem Angelo vollends hereintritt und den Mantel auseinander ſchlägt. Himmel! Angelo? — Du?

Angelo. Wie du ſiehſt. — Ich bin lange genug um das Haus herumgegangen, dich zu ſprechen. — Auf ein Wort! —

Pirro. Und du wagſt es, wieder ans Licht zu kommen? — Du biſt ſeit deiner letzten Mordthat vogelfrei erklärt; auf deinen Kopf ſteht eine Belohnung —

Angelo. Die doch du nicht wirſt verdienen wollen? —

Pirro. Was willſt du? — Ich bitte dich, mache mich nicht unglücklich.

Angelo. Damit etwa? *Ihm einen Beutel mit Geld zeigend.* — Nimm! Es gehört dir!

Pirro. Mir?

Angelo. Haſt du vergeſſen? Der Deutſche, dein voriger Herr, — —

Pirro. Schweig davon!

Angelo. Den du uns auf dem Wege nach Piſa in die Falle führteſt —

Pirro. Wenn uns jemand hörte!

Angelo. Hatte ja die Güte, uns auch einen koſtbaren Ring zu hinterlaſſen. — Weißt du nicht? — Er war zu koſtbar, der Ring, als daß wir ihn ſogleich ohne Verdacht hätten zu Gelde machen können. Endlich iſt mir es damit gelungen. Ich habe hundert Piſtolen dafür erhalten, und das iſt dein Antheil. Nimm!

Pirro. Ich mag nichts, — behalt' alles.

Angelo. Meinetwegen! — wenn es dir gleich viel iſt, wie hoch du deinen Kopf feil trägſt — *Als ob er den Beutel wieder einſtecken wollte.*

Pirro. So gieb nur! *Nimmt ihn.* — Und was nun? Denn daß du bloß deßwegen mich aufgeſucht haben ſollteſt — —

Angelo. Das kömmt dir nicht ſo recht glaublich vor? — Halunke! Was denkſt du von uns? — Daß wir fähig ſind, jemanden ſeinen Verdienſt vorzuenthalten? Das mag unter den ſogenannten ehrlichen Leuten Mode ſeyn: unter uns nicht. — Leb wohl! — *Thut als ob er gehen wollte und kehrt wieder um.* Eins muß ich doch fragen. — Da kam ja der alte Galotti ſo ganz allein in die Stadt geſprengt. Was will der?

Pirro. Nichts will er: ein bloßer Spazierritt. Seine Tochter wird heut Abend auf dem Gute, von dem er herkömmt, dem Grafen Appiani angetraut. Er kann die Zeit nicht erwarten —

Angelo. Und reitet bald wieder hinaus?

Pirro. So bald, daß er dich hier trifft, wo du noch lange verziehſt. — Aber du haſt doch keinen Anſchlag auf ihn? Nimm dich in Acht. Er iſt ein Mann — —

Angelo. Kenn' ich ihn nicht? Hab' ich nicht unter ihm gedient? — Wenn darum bei ihm nur viel zu holen wäre! — Wann fahren die jungen Leute nach?

Pirro. Gegen Mittag.

Angelo. Mit viel Begleitung?

Pirro. In einem einzigen Wagen: die Mutter, die Tochter und der Graf. Ein paar Freunde kommen aus Sabionetta als Zeugen.

Angelo. Und Bediente?

Pirro. Nur zwei, außer mir, der ich zu Pferde voraus reiten ſoll.

Angelo. Das iſt gut. — Noch eins: weſſen iſt die Equipage? Iſt es eure? oder des Grafen?

Pirro. Des Grafen.

Angelo. Schlimm! Da iſt noch ein Vorreiter, außer einem handfeſten Kutſcher. Doch! —

Pirro. Ich erſtaune. Aber was willſt du? — Das Bischen Schmuck, das die Braut etwa haben dürfte, wird ſchwerlich der Mühe lohnen —

Angelo. So lohnt ihrer die Braut ſelbſt!

Pirro. Und auch bei dieſem Verbrechen ſoll ich dein Mitſchuldiger ſeyn?

Angelo. Du reiteſt voraus. Reite doch, reite! und kehre dich an nichts!

Pirro. Nimmermehr!

Angelo. Wie? ich glaube gar, du willſt den Gewiſſenhaften ſpielen. — Burſche! Ich denke, du kennſt mich. — Wo du plauderſt! Wo ſich ein einziger Umſtand anders findet, als du mir ihn angegeben! —

Pirro. Aber, Angelo, um des Himmels willen! —

Angelo. Thu, was du nicht laſſen kannſt!

Geht ab.

Pirro. Ha! laß dich den Teufel bei Einem Haare faſſen, und du biſt ſein auf ewig! Ich Unglücklicher!

Vierter Auftritt.

Odoardo und Claudia Galotti. Pirro.

Odoardo. Sie bleibt mir zu lang' aus —

Claudia. Noch einen Augenblick, Odoardo! Es würde ſie ſchmerzen, deines Anblicks ſo zu verfehlen.

Odoardo. Ich muß auch bei dem Grafen noch einſprechen. Kaum kann ich's erwarten, dieſen würdigen jungen Mann meinen Sohn zu nennen. Alles entzückt mich an ihm. Und vor allem der Entſchluß, in ſeinen väterlichen Thälern ſich ſelbſt zu leben.

Claudia. Das Herz bricht mir, wenn ich hieran gedenke. — So ganz ſollen wir ſie verlieren, dieſe einzige geliebte Tochter?

Odoardo. Was nennſt du ſie verlieren? Sie in den Armen der Liebe zu wiſſen? Vermenge dein Vergnügen an ihr nicht mit ihrem Glücke. — Du möchteſt meinen alten Argwohn erneuern: — daß es mehr das Geräuſch und die Zerſtreuung der Welt, mehr die Nähe des Hofes war, als die Nothwendigkeit, unſerer Tochter eine anſtändige Erziehung zu geben, was dich bewog, hier in der Stadt mit ihr zu bleiben; — fern von einem Manne und Vater, der euch ſo herzlich liebt.

Claudia. Wie ungerecht, Odoardo! Aber laß mich heute nur ein einziges für dieſe Stadt, für dieſe Nähe des Hofes ſprechen, die deiner ſtrengen Tugend ſo verhaßt ſind. — Hier, nur hier konnte die Liebe zuſammenbringen, was für einander geſchaffen war. Hier nur konnte der Graf Emilien finden; und fand ſie.

Odoardo. Das räum' ich ein. Aber, gute Claudia, hatteſt du darum Recht, weil dir der Ausgang Recht giebt? — Gut, daß es mit dieſer Stadterziehung ſo abgelaufen! Laß uns nicht weiſe ſeyn wollen, wo wir nichts als glücklich geweſen! Gut, daß es ſo damit abgelaufen! — Nun haben ſie ſich gefunden, die für einander beſtimmt waren: nun laß ſie ziehen, wohin Unſchuld und Ruhe ſie rufen. — Was ſollte der Graf hier? Sich bücken und ſchmeicheln und kriechen, und die Marinellis auszuſtechen ſuchen? um endlich ein Glück zu machen, deſſen er nicht bedarf? um endlich einer Ehre gewürdigt zu werden, die für ihn keine wäre? — Pirro!

Pirro. Hier bin ich.

Odoardo. Geh und führe mein Pferd vor das Haus des Grafen. Ich komme nach und will mich da wieder aufſetzen. *Pirro geht ab.* — Warum ſoll der Graf hier dienen, wenn er dort ſelbſt befehlen kann? — Dazu bedenkſt du nicht, Claudia, daß durch unſere Tochter er es vollends mit dem Prinzen verdirbt. Der Prinz haßt mich —

Claudia. Vielleicht weniger als du beſorgſt.

Odoardo. Beſorgſt! ich beſorg' auch ſo was!

Claudia. Denn hab' dir ſchon geſagt, daß der Prinz unſere Tochter geſehen hat?

Odoardo. Der Prinz? Und wo das?

Claudia. In der letzten Vegghia bei dem Kanzler Grimaldi, die er mit ſeiner Gegenwart beehrte. Er bezeigte ſich gegen ſie ſo gnädig — —

Odoardo. So gnädig?

Claudia. Er unterhielt ſich mit ihr ſo lange — —

Odoardo. Unterhielt ſich mit ihr?

Claudia. Schien von ihrer Munterkeit und ihrem Witze ſo bezaubert — —

Odoardo. So bezaubert? —

Claudia. Hat von ihrer Schönheit mit ſo vielen Lobeserhebungen geſprochen — —

Odoardo. Lobeserhebungen? Und das alles erzählſt du mir in einem Tone der Entzückung? O Claudia! Claudia! eitle, thörichte Mutter!

Claudia. Wie ſo?

Odoardo. Nun gut, nun gut! Auch das iſt ſo abgelaufen. — Ha! wenn ich mir einbilde — — Das gerade wäre der Ort, wo ich am tödtlichſten zu verwunden bin! — Ein Wollüſtling, der bewundert, begehrt. — Claudia! Claudia! der bloße Gedanke ſetzt mich in Wuth. — Du hätteſt mir das ſogleich ſollen gemeldet haben. — Doch, ich möchte dir heute nicht gern was Unangenehmes ſagen. Und ich würde, indem er ſie bei der Hand ergreift, wenn ich länger bliebe. — Drum laß mich! laß mich! — Gott befohlen, Claudia! — Kommt glücklich nach!

Fünfter Auftritt.

Claudia Galotti.

Welch ein Mann! — O, der rauhen Tugend! — wenn anders ſie dieſen Namen verdient. — Alles ſcheint ihr verdächtig, alles ſtrafbar! — Oder, wenn das die Menſchen kennen heißt: — wer ſollte ſich wünſchen ſie zu kennen? — Wo bleibt aber auch Emilia? — Er iſt des Vaters Feind: folglich — folglich, wenn er ein Auge für die Tochter hat, ſo iſt es einzig um ihn zu beſchimpfen? —

Sechster Auftritt.

Emilia und Claudia Galotti.

Emilia ſtürzt in einer ängſtlichen Verwirrung herein. Wohl mir! wohl mir! — Nun bin ich in Sicherheit. Oder iſt er mir gar gefolgt? Indem ſie den Schleier zurück wirft und ihre Mutter erblickt. Iſt er, meine Mutter? iſt er? — Nein, dem Himmel ſey Dank!

Claudia. Was iſt dir, meine Tochter? was iſt dir?

Emilia. Nichts, nichts —

Claudia. Und blickſt ſo wild um dich? Und zitterſt an jedem Gliede?

Emilia. Was hab' ich hören müſſen! Und wo, wo hab' ich es hören müſſen!

Claudia. Ich habe dich in der Kirche geglaubt —

Emilia. Eben da! Was iſt dem Laſter Kirch' und Altar? — Ah, meine Mutter! Sich ihr in die Arme werfend.

Claudia. Rede, meine Tochter! — Mach meiner Furcht ein Ende. — Was kann dir da, an heiliger Stätte, ſo ſchlimmes begegnet ſeyn?

Emilia. Nie hätte meine Andacht inniger, brünſtiger ſeyn ſollen als heute: nie iſt ſie weniger geweſen, was ſie ſeyn ſollte.

Claudia. Wir ſind Menſchen, Emilia. Die Gabe zu beten iſt nicht immer in unſerer Gewalt. Dem Himmel iſt beten wollen auch beten.

Emilia. Und ſündigen wollen auch ſündigen.

Claudia. Das hat meine Emilia nicht wollen!

Emilia. Nein, meine Mutter; ſo tief ließ mich die Gnade nicht ſinken. — Aber, daß fremdes Laſter uns wider unſern Willen zu Mitſchuldigen machen kann!

Claudia. Faſſe dich! — Sammle deine Gedanken, ſo viel dir möglich. — Sag' es mir mit eins, was dir geſchehen.

Emilia. Eben hatt' ich mich — weiter von dem Altare, als ich ſonſt pflege, — denn ich kam zu ſpät — auf meine Kniee gelaſſen. Eben fing ich an mein Herz zu erheben: als dicht hinter mir etwas ſeinen Platz nahm. So dicht hinter mir! — Ich konnte weder vor, noch zur Seite rücken, — ſo gern ich auch wollte; aus Furcht, daß eines andern Andacht mich in meiner ſtören möchte. — Andacht! das war das ſchlimmſte, was ich beſorgte. — Aber es währte nicht lange, ſo hört' ich ganz nah' an meinem Ohre, — nach einem tiefen Seufzer, — nicht den Namen einer Heiligen, — den Namen, — zürnen Sie nicht, meine Mutter — den Namen Ihrer Tochter! — Meinen Namen! — O, daß laute Donner mich verhindert hätten, mehr zu hören! — Es ſprach von Schönheit, von Liebe — Es klagte, daß dieſer Tag, welcher mein Glück mache, — wenn er es anders mach: — ſein Unglück auf immer entſcheide. — Es beſchwor mich — — Hören mußt' ich dieß alles. Aber ich blickte nicht um; ich wollte thun, als ob ich es nicht hörte — Was konnt' ich ſonſt? — Meinen guten Engel bitten, mich mit Taubheit zu ſchlagen, und wenn auch, wenn auch auf immer! — Das bat ich; das war das einzige, was ich beten konnte. — Endlich ward es Zeit mich wieder zu erheben. Das heilige Amt ging zu Ende. Ich zitterte, mich umzukehren. Ich zitterte, ihn zu erblicken, der ſich den Frevel erlauben dürfen. Und da ich mich umwandte, da ich ihn erblickte —

Claudia. Wen, meine Tochter?

Emilia. Rathen Sie, meine Mutter; rathen Sie. — Ich glaubte in die Erde zu ſinken. — Ihn ſelbſt.

Claudia. Wen ihn ſelbſt?

Emilia. Den Prinzen.

Claudia. Den Prinzen! — O geſegnet ſey die Ungeduld deines Vaters, der eben hier war, und dich nicht erwarten wollte!

Emilia. Mein Vater hier? — und wollte mich nicht erwarten?

Claudia. Wenn du in deiner Verwirrung auch ihn das hätteſt hören laſſen!

Emilia. Nun, meine Mutter? — Was hätt' er an mir ſtrafbares finden können?

Claudia. Nichts; eben ſo wenig, als an mir. Und doch, doch — Ha, du kennſt deinen Vater nicht! In ſeinem Zorne hätt' er den unſchuldigen Gegenſtand des Verbrechens mit dem Verbrecher verwechſelt. In ſeiner Wuth hätt' ich ihm geſchienen, das veranlaßt zu haben, was ich weder verhindern, noch vorherſehen können. — Aber weiter, meine Tochter, weiter! Als du den Prinzen erkannteſt — Ich will hoffen, daß du deiner mächtig genug warſt, ihm in Einem Blicke alle die Verachtung zu bezeigen, die er verdient.

Emilia. Das war ich nicht, meine Mutter! Nach dem Blicke, mit dem ich ihn erkannte, hatt' ich nicht das Herz, einen zweiten auf ihn zu richten. Ich floh' —

Claudia. Und der Prinz dir nach —

Emilia. Was ich nicht wußte, bis ich in der Halle mich bei der Hand ergriffen fühlte. Und von ihm! Aus Scham mußt' ich Stand halten: mich von ihm loszuwinden würde die Vorbeigehenden zu aufmerkſam auf uns gemacht haben. Das war die einzige Ueberlegung, deren ich fähig war — oder deren ich nun mich wieder erinnere. Er ſprach, und ich hab' ihm geantwortet. Aber, was er ſprach, was ich ihm geantwortet; — fällt mir es noch bei, ſo iſt es gut, ſo will ich es Ihnen ſagen, meine Mutter. Jetzt weiß ich von dem allem nichts. Meine Sinne hatten mich verlaſſen. — Umſonſt denk' ich nach, wie ich von ihm weg und aus der Halle gekommen. Ich finde mich erſt auf der Straße wieder und höre ihn hinter mir her kommen, und höre ihn mit mir zugleich in das Haus treten, mit mir die Treppe hinauf ſteigen —

Claudia. Die Furcht hat ihren beſondern Sinn, meine Tochter! — Ich werde es nie vergeſſen, mit welcher Gebärde du hereinſtürzteſt. — Nein, ſo weit durfte er nicht wagen, dir zu folgen. — Gott! Gott! wenn dein Vater das wüßte! — Wie wild er ſchon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngſt nicht ohne Mißfallen geſehen! — Indeß ſey ruhig, meine Tochter! Nimm es für einen Traum, was dir begegnet iſt. Auch wird es noch weniger Folgen haben als ein Traum. Du entgehſt heute mit eins allen Nachſtellungen.

Emilia. Aber, nicht, meine Mutter? Der Graf muß das wiſſen. Ihm muß ich es ſagen.

Claudia. Um alle Welt nicht! — Wozu? warum? Willſt du für nichts und wieder für nichts ihn unruhig machen? Und wenn er es auch jetzt nicht würde: wiſſe, mein Kind, daß ein Gift, welches nicht gleich wirkt, darum kein minder gefährliches Gift iſt. Was auf den Liebhaber keinen Eindruck macht, kann ihn auf den Gemahl machen. Dem Liebhaber könnt' es ſogar ſchmeicheln, einem ſo wichtigen Mitbewerber den Rang abzulaufen. Aber wenn er ihm den nun einmal abgelaufen hat: ah! mein Kind, — ſo wird aus dem Liebhaber oft ein ganz anderes Geſchöpf. Dein gutes Geſtirn behüte dich vor dieſer Erfahrung.

Emilia. Sie wiſſen, meine Mutter, wie gern ich Ihren beſſern Einſichten mich in allem unterwerfe. — Aber wenn er es von einem andern erführe, daß der Prinz mich heute geſprochen? Würde mein Verſchweigen nicht, früh oder ſpät, ſeine Unruhe vermehren? — Ich dächte doch, ich behielte lieber vor ihm nichts auf dem Herzen.

Claudia. Schwachheit! verliebte Schwachheit! — Nein, durchaus nicht, meine Tochter! Sag' ihm nichts. Laß ihn nichts merken!

Emilia. Nun ja, meine Mutter! Ich habe keinen Willen gegen den Ihrigen. — Aha! *Mit einem tiefen Athemzuge.* Auch wird mir wieder ganz leicht. — Was für ein albernes, furchtſames Ding ich bin! — Nicht, meine Mutter? — Ich hätte mich noch wohl anders dabei nehmen können, und würde mir eben ſo wenig vergeben haben.

Claudia. Ich wollte dir das nicht ſagen, meine Tochter, bevor dir es dein eigener geſunder Verſtand ſagte. Und ich wußte, er würde dir es ſagen, ſobald du wieder zu dir ſelbſt gekommen. — Der Prinz iſt galant. Du biſt die unbedeutende Sprache der Galanterie zu wenig gewohnt. Eine Höflichkeit wird in ihr zur Empfindung; eine Schmeichelei zur Betheurung; ein Einfall zum Wunſch; ein Wunſch zum Vorſatz. Nichts klingt in dieſer Sprache wie Alles, und Alles iſt in ihr ſo viel als Nichts.

Emilia. O meine Mutter! — ſo müßte ich mir mit meiner Furcht vollends lächerlich vorkommen! — Nun ſoll er gewiß nichts davon erfahren, mein guter Appiani! Er könnte mich leicht für mehr eitel als tugendhaft halten. — Hui! daß er da ſelbſt kömmt! Es iſt ſein Gang.

Siebenter Auftritt.

Graf Appiani. Die Vorigen.

Appiani *tritt tiefſinnig, mit vor ſich hingeſchlagenen Augen herein, und kommt näher, ohne ſie zu erblicken, bis Emilia ihm entgegen ſpringt.* Ah, meine Theuerſte! — Ich war mir Sie in dem Vorzimmer nicht vermuthend.

Emilia. Ich wünſchte Sie heiter, Herr Graf, auch wo Sie mich nicht vermuthen. — So feierlich? ſo ernſthaft? — Iſt dieſer Tag keiner freudigeren Aufwallung werth?

Appiani. Er iſt mehr werth, als mein ganzes Leben. Aber ſchwanger mit ſo viel Glückſeligkeit für mich, — mag es wohl dieſe Glückſeligkeit ſelbſt ſeyn, die mich ſo ernſt, die mich, wie Sie es nennen, mein Fräulein, ſo feierlich macht. — *Indem er die Mutter erblickt.* Ha! auch Sie hier, meine gnädige Frau! — nun bald mir mit einem innigern Namen zu verehrende!

Claudia. Der mein größter Stolz ſeyn wird! — Wie glücklich biſt du, meine Emilia! — Warum hat dein Vater unſere Entzückung nicht theilen wollen?

Appiani. Eben hab' ich mich aus ſeinen Armen geriſſen: — oder vielmehr er ſich aus meinen. — Welch ein Mann, meine Emilia, Ihr Vater! Das Muſter aller männlichen Tugend! Zu was für Geſinnungen erhebt ſich meine Seele in ſeiner Gegenwart! Nie iſt mein Entſchluß, immer gut, immer edel zu ſeyn, lebendiger, als wenn ich ihn ſehe, — wenn ich ihn mir denke. Und womit ſonſt, als mit der Erfüllung dieſes Entſchluſſes, kann ich mich der Ehre würdig machen, ſein Sohn zu heißen; — der Ihrige zu ſeyn, meine Emilia?

Emilia. Und er wollte mich nicht erwarten!

Appiani. Ich urtheile, weil ihn ſeine Emilia für dieſen augenblicklichen Beſuch zu ſehr erſchüttert, zu ſehr ſich ſeiner ganzen Seele bemächtigt hätte.

Claudia. Er glaubte dich mit deinem Brautſchmucke beſchäftigt zu finden, und hörte —

Appiani. Was ich mit der zärtlichſten Bewunderung wieder von ihm gehört habe. — So recht, meine Emilia! Ich werde eine fromme Frau an Ihnen haben, und die nicht ſtolz auf ihre Frömmigkeit iſt.

Claudia. Aber, meine Kinder, eines thun und das andere nicht laſſen! — Nun iſt es hohe Zeit; nun mach, Emilia!

Appiani. Was? meine gnädige Frau.

Claudia. Sie wollen ſie doch nicht ſo, Herr Graf, — ſo wie ſie da iſt, zum Altare führen?

Appiani. Wahrlich, das werd' ich nun erſt gewahr. — Wer kann Sie ſehen, Emilia, und auch auf Ihren Putz achten? — Und warum nicht ſo, ſo wie ſie da iſt?

Emilia. Nein, mein lieber Graf, nicht ſo, nicht ganz ſo. Aber auch nicht viel prächtiger, nicht viel. — Huſch, huſch, und ich bin fertig! — Nichts, gar nichts von dem Geſchmeide, dem letzten Geſchenke Ihrer verſchwenderiſchen Großmuth! Nichts, gar nichts, was ſich nur zu ſolchem Geſchmeide ſchickte! — Ich könnte ihm gram ſeyn, dieſem Geſchmeide, wenn es nicht von Ihnen wäre. — Denn dreimal hat mir von ihm geträumt —

Claudia. Nun? Davon weiß ich ja nichts.

Emilia. Als ob ich es trüge, und als ob plötzlich ſich jeder Stein deſſelben in eine Perle verwandle. — Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen.

Claudia. Kind! — Die Bedeutung iſt träumeriſcher, als der Traum. — Warſt du nicht von jeher eine größere Liebhaberin von Perlen als von Steinen? —

Emilia. Freilich, meine Mutter, freilich —

Appiani, *nachdenkend und ſchwermüthig.* Bedeuten Thränen! — bedeuten Thränen!

Emilia. Wie? Ihnen fällt das auf? Ihnen?

Appiani. Ja wohl, ich ſollte mich ſchämen. — Aber, wenn die Einbildungskraft einmal zu traurigen Bildern geſtimmt iſt —

Emilia. Warum iſt ſie das auch? — Und was meinen Sie, daß ich mir ausgedacht habe? — Was trug ich, wie ſah ich aus, als ich Ihnen zuerſt gefiel? — Wiſſen Sie es noch?

Appiani. Ob ich es noch weiß? Ich ſehe Sie in Gedanken nie anders als ſo, und ſehe Sie ſo, auch wenn ich Sie nicht ſo ſehe.

Emilia. Alſo ein Kleid von der nämlichen Farbe, von dem nämlichen Schnitte; fliegend und frei —

Appiani. Vortrefflich!

Emilia. Und das Haar —

Appiani. In ſeinem eigenen braunen Glanze; in Locken, wie ſie die Natur ſchlug —

Emilia. Die Roſe darin nicht zu vergeſſen! — Recht! recht! — Eine kleine Geduld, und ich ſtehe ſo vor Ihnen da!

Achter Auftritt.

Graf Appiani. Claudia Galotti.

Appiani, indem er ihr mit einer niedergeſchlagenen Miene nachſieht. Perlen bedeuten Thränen! — Eine kleine Geduld? — Ja, wenn die Zeit nur außer uns wäre! — Wenn eine Minute am Zeiger ſich in uns nicht in Jahre ausdehnen könnte! —

Claudia. Emiliens Beobachtung, Herr Graf, war ſo ſchnell als richtig. Sie ſind heut ernſter als gewöhnlich. Nur noch einen Schritt von dem Ziele Ihrer Wünſche, – ſollt es Sie reuen, Herr Graf, daß es das Ziel ihrer Wünſche geweſen?

Appiani. Ah, meine Mutter, und Sie können das von Ihrem Sohne argwohnen? — Aber, es iſt wahr, ich bin heut ungewöhnlich trübe und finſter. — Nur ſehen Sie, gnädige Frau, — noch einen Schritt vom Ziele, oder noch gar nicht ausgelaufen ſeyn, iſt im Grunde eines. — Alles was ich ſehe, alles was ich höre, alles was ich träume, predigt mir ſeit geſtern und ehegeſtern dieſe Wahrheit. Dieſer Eine Gedanke kettet ſich an jeden andern, den ich haben muß und haben will. — Was iſt das? Ich verſtehe es nicht. —

Claudia. Sie machen mich unruhig, Herr Graf —

Appiani. Eines kömmt dann zum andern! — Ich bin ärgerlich, ärgerlich über meine Freunde, über mich ſelbſt —

Claudia. Wie ſo?

Appiani. Meine Freunde verlangen ſchlechterdings, daß ich dem Prinzen von meiner Heirath ein Wort ſagen ſoll, ehe ich ſie vollziehe. Sie geben mir zu, ich ſey es nicht ſchuldig, aber die Achtung gegen ihn woll' es nicht anders. — Und ich bin ſchwach genug geweſen, es ihnen zu verſprechen. Eben wollt' ich noch bei ihm vorfahren.

Claudia, ſtutzig. Bei dem Prinzen?

Neunter Auftritt.

Pirro, gleich darauf Marinelli und die Vorigen.

Pirro. Gnädige Frau, der Marcheſe Marinelli hält vor dem Hauſe und erkundigt ſich nach dem Herrn Grafen.

Appiani. Nach mir?

Pirro. Hier iſt er ſchon. Oeffnet ihm die Thüre und geht ab.

Marinelli. Ich bitt' um Verzeihung, gnädige Frau. — Mein Herr Graf, ich war vor Ihrem Hauſe und erfuhr, daß ich Sie hier treffen würde. Ich hab' ein dringendes Geſchäft an Sie — Gnädige Frau, ich bitte nochmals um Verzeihung; es iſt in einigen Minuten geſchehen.

Claudia. Die ich nicht verzögern will. Macht ihm eine Verbeugung und geht ab.

Zehnter Auftritt.

Marinelli. Appiani.

Appiani. Nun, mein Herr?

Marinelli. Ich komme von des Prinzen Durchlaucht.

Appiani. Was iſt zu ſeinem Befehl?

Marinelli. Ich bin ſtolz, der Ueberbringer einer ſo vorzüglichen Gnade zu ſeyn. — Und wenn Graf Appiani nicht mit Gewalt einen ſeiner ergebenſten Freunde in mir verkennen will —

Appiani. Ohne weitere Vorrede, wenn ich bitten darf.

Marinelli. Auch das! — Der Prinz muß ſogleich an den Herzog von Maſſa, in Angelegenheit ſeiner Vermählung mit deſſen Prinzeſſin Tochter, einen Bevollmächtigten ſenden. Er war lange unſchlüſſig, wen er dazu ernennen ſollte. Endlich iſt ſeine Wahl, Herr Graf, auf Sie gefallen.

Appiani. Auf mich?

Marinelli. Und das — wenn die Freundſchaft ruhmredig ſeyn darf — nicht ohne mein Zuthun —

Appiani. Wahrlich, Sie ſetzen mich wegen eines Dankes in Verlegenheit. — Ich habe ſchon längſt nicht mehr erwartet, daß der Prinz mich zu brauchen geruhen werde. —

Marinelli. Ich bin verſichert, daß es ihm bloß an einer würdigen Gelegenheit gemangelt hat. Und wenn auch dieſe ſo eines Mannes, wie Graf Appiani, noch nicht würdig genug ſeyn ſollte: ſo iſt freilich meine Freundſchaft zu voreilig geweſen.

Appiani. Freundſchaft und Freundſchaft um das dritte Wort! — Mit wem red' ich denn? Des Marcheſe Marinelli Freundſchaft hätt' ich mir nie träumen laſſen. —

Marinelli. Ich erkenne mein Unrecht, Herr Graf, — mein unverzeihliches Unrecht, daß ich ohne Ihre Erlaubniß Ihr Freund ſeyn wollen. — Bei dem allem, was thut das? Die Gnade des Prinzen, die Ihnen angetragene Ehre bleiben, was ſie ſind, und ich zweifle nicht, Sie werden ſie mit Begierde ergreifen.

Appiani, nach einiger Ueberlegung. Allerdings.

Marinelli. Nun ſo kommen Sie.

Appiani. Wohin?

Marinelli. Nach Doſalo, zu dem Prinzen. — Es liegt ſchon alles fertig, und Sie müſſen noch heut abreiſen.

Appiani. Was ſagen Sie? — noch heute?

Marinelli. Lieber noch in dieſer nämlichen Stunde, als in der folgenden. Die Sache iſt von der äußerſten Eil'.

Appiani. In Wahrheit? — So thut es mir leid, daß ich die Ehre, welche mir der Prinz zugedacht, verbitten muß.

Marinelli. Wie?

Appiani. Ich kann heute nicht abreiſen; — auch morgen nicht; — auch übermorgen noch nicht. —

Marinelli. Sie ſcherzen, Herr Graf.

Appiani. Mit Ihnen?

Marinelli. Unvergleichlich! Wenn der Scherz den Prinzen gilt, ſo iſt er um ſo viel luſtiger. — Sie können nicht?

Appiani. Nein, mein Herr, nein. — Und ich hoffe, daß der Prinz ſelbſt meine Entſchuldigung wird gelten laſſen.

Marinelli. Die bin ich begierig zu hören.

Appiani. O, eine Kleinigkeit! — Sehen Sie, ich ſoll noch heut eine Frau nehmen.

Marinelli. Nun? und dann?

Appiani. Und dann? — und dann? — Ihre Frage iſt auch verzweifelt naiv.

Marinelli. Man hat Exempel, Herr Graf, daß ſich Hochzeiten aufſchieben laſſen. — Ich glaube freilich nicht, daß der Braut oder dem Bräutigam immer damit gedient iſt. Die Sache mag ihr Unangenehmes haben. Aber doch, dächt' ich, der Befehl des Herrn —

Appiani. Der Befehl des Herrn? — des Herrn? Ein Herr, den man ſich ſelber wählt, iſt unſer Herr ſo eigentlich nicht — Ich gebe zu, daß Sie dem Prinzen unbedingtern Gehorſam ſchuldig wären. Aber nicht ich. — Ich kam an ſeinen Hof als ein Freiwilliger. Ich wollte die Ehre haben, ihm zu dienen, aber nicht ſein Sklave werden. Ich bin der Vaſall eines größern Herrn —

Marinelli. Größer oder kleiner: Herr iſt Herr.

Appiani. Daß ich mit Ihnen darüber ſtritte! — Genug, ſagen Sie dem Prinzen, was Sie gehört haben: — daß es mir Leid thut, ſeine Gnade nicht annehmen zu können; weil ich eben heut eine Verbindung vollzöge, die mein ganzes Glück ausmache.

Marinelli. Wollen Sie ihn nicht zugleich wiſſen laſſen mit wem?

Appiani. Mit Emilia Galotti.

Marinelli. Der Tochter aus dieſem Hauſe?

Appiani. Aus dieſem Hauſe.

Marinelli. Hm! hm!

Appiani. Was beliebt?

Marinelli. Ich ſollte meinen, daß es ſo nach um ſo weniger Schwierigkeit haben könne, die Ceremonie bis zu Ihrer Zurückkunft auszuſetzen.

Appiani. Die Ceremonie? Nur die Ceremonie?

Marinelli. Die guten Eltern werden es ſo genau nicht nehmen.

Appiani. Die guten Eltern?

Marinelli. Und Emilia bleibt Ihnen ja wohl gewiß.

Appiani. Ja wohl gewiß? — Sie ſind mit Ihrem Ja wohl — ja wohl ein ganzer Affe!

Marinelli. Mir das, Graf?

Appiani. Warum nicht?

Marinelli. Himmel und Hölle! — Wir werden uns ſprechen.

Appiani. Pah! Hämiſch iſt der Affe, aber —

Marinelli. Tod und Verdammniß! — Graf, ich fordre Genugthuung.

Appiani. Das verſteht ſich.

Marinelli. Und würde ſie gleich jetzt nehmen: — nur daß ich dem zärtlichen Bräutigam den heutigen Tag nicht verderben mag.

Appiani. Gutherziges Ding! Nicht doch! Nicht doch! Indem er ihn bei der Hand ergreift. Nach Maſſa freilich mag ich mich heute nicht ſchicken laſſen: aber zu einem Spaziergange mit Ihnen hab' ich Zeit übrig. — Kommen Sie, kommen Sie!

Marinelli, der ſich losreißt und abgeht. Nur Geduld, Graf, nur Geduld!

Eilfter Auftritt.

Appiani. Claudia Galotti.

Appiani. Geh, Nichtswürdiger! — Ha! das hat gut gethan. Mein Blut iſt in Wallung gekommen. Ich fühle mich anders und beſſer.

Claudia, eiligſt und beſorgt. Gott! Herr Graf — Ich hab' einen heftigen Wortwechſel gehört. — Ihr Geſicht glüht. Was iſt vorgefallen?

Appiani. Nichts, gnädige Frau, gar nichts. Der Kammerherr Marinelli hat mir einen großen Dienſt erwieſen. Er hat mich des Ganges zum Prinzen überhoben.

Claudia. In der That?

Appiani. Wir können nun um ſo viel früher abfahren. Ich gehe, meine Leute zu treiben, und bin ſogleich wieder hier. Emilia wird indeß auch fertig.

Claudia. Kann ich ganz ruhig ſeyn, Herr Graf?

Appiani. Ganz ruhig, gnädige Frau.

Sie geht herein und er fort.

Dritter Aufzug.

Die Scene: ein Vorſaal auf dem Luſtſchloſſe des Prinzen.

Erster Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Marinelli. Umſonſt; er ſchlug die angetragene Ehre mit der größten Verachtung aus.

Der Prinz. Und ſo bleibt es dabei? So geht es vor ſich? So wird Emilia noch heute die ſeinige?

Marinelli. Allem Anſehen nach.

Der Prinz. Ich verſprach mir von Ihrem Einfalle ſo viel! — Wer weiß, wie albern Sie ſich dabei genommen. — Wenn der Rath eines Thoren einmal gut iſt, ſo muß ihn ein geſcheidter Mann ausführen. Das hätt' ich bedenken ſollen.

Marinelli. Da find' ich mich ſchön belohnt!

Der Prinz. Und wofür belohnt?

Marinelli. Daß ich noch mein Leben darüber in die Schanze ſchlagen wollte. — Als ich ſahe, daß weder Ernſt noch Spott den Grafen bewegen konnte, ſeine Liebe der Ehre nachzuſetzen, verſucht' ich es, ihn in Harniſch zu jagen. Ich ſagte ihm Dinge, über die er ſich vergaß. Er ſtieß Beleidigungen gegen mich aus, und ich forderte Genugthuung, — und forderte ſie gleich auf der Stelle. — Ich dachte ſo: entweder er mich, oder ich ihn. Ich ihn: ſo iſt das Feld ganz unſer. Oder er mich: nun, wenn auch; ſo muß er fliehen, und der Prinz gewinnt wenigſtens Zeit.

Der Prinz. Das hätten Sie gethan, Marinelli?

Marinelli. Ha! man ſollt es voraus wiſſen, wenn man ſo thöricht bereit iſt, ſich für die Großen aufzuopfern — man ſollt es voraus wiſſen, wie erkenntlich ſie ſeyn würden —

Der Prinz. Und der Graf? — Er ſteht in dem Rufe, ſich ſo etwas nicht zweimal ſagen zu laſſen.

Marinelli. Nachdem es fällt; ohne Zweifel. — Wer kann es ihm verdenken? — Er verſetzte, daß er auf heute doch noch etwas wichtigeres zu thun habe, als ſich mit mir den Hals zu brechen. Und ſo beſchied er mich auf die erſten acht Tage nach der Hochzeit.

Der Prinz. Mit Emilia Galotti! Der Gedanke macht mich raſend! — Darauf ließen Sie es gut ſeyn, und gingen: — und kommen und prahlen, daß Sie Ihr Leben für mich in die Schanze geſchlagen; ſich mir aufgeopfert —

Marinelli. Was wollen Sie aber, gnädiger Herr, das ich weiter hätte thun ſollen?

Der Prinz. Weiter thun? — Als ob er etwas gethan hätte!

Marinelli. Und laſſen Sie doch hören, gnädiger Herr, was Sie für ſich ſelbſt gethan haben. — Sie waren ſo glücklich, ſie noch in der Kirche zu ſprechen. Was haben Sie mit ihr abgeredet?

Der Prinz, bitter. Neugierde zur Genüge! — Die ich nur befriedigen muß. — O, es ging alles nach Wunſch. — Sie brauchen ſich nicht weiter zu bemühen, mein allzudienſtfertiger Freund! — Sie kam meinem Verlangen mehr als halbes Weges entgegen. Ich hätte ſie nur gleich mitnehmen dürfen. Kalt und befehlend. Nun wiſſen Sie, was Sie wiſſen wollen; — und können gehen!

Marinelli. Und können gehen! — Ja, ja; das iſt das Ende vom Liede! — und würd' es ſeyn, geſetzt auch, ich wollte noch das Unmögliche verſuchen. — Das Unmögliche, ſag' ich? — So unmöglich wär' es nun wohl nicht: aber kühn! Wenn wir die Braut in unſerer Gewalt hätten: ſo ſtünd ich dafür, daß aus der Hochzeit nichts werden ſollte.

Der Prinz. Ei! wofür der Mann nicht alles ſtehen will! Nun dürft ich ihm nur noch ein Commando von meiner Leibwache geben, und er legte ſich an der Landſtraße damit in Hinterhalt, und fiel ſelbſt funfziger einen Wagen an, und riß ein Mädchen heraus, das er im Triumphe mir zubrächte.

Marinelli. Es iſt eher ein Mädchen mit Gewalt entführt worden, ohne daß es einer gewaltſamen Entführung ähnlich geſehen.

Der Prinz. Wenn Sie das zu machen wüßten, ſo würden Sie nicht erſt lange davon ſchwatzen.

Marinelli. Aber für den Ausgang müßte man nicht ſtehen ſollen. — Es könnten ſich Unglücksfälle dabei ereignen —

Der Prinz. Und es iſt meine Art, daß ich Leute Dinge verantworten laſſe, wofür ſie nicht können!

Marinelli. Alſo, gnädiger Herr — Man hört von weitem einen Schuß. Ha! was war das? — Hört' ich recht? — Hörten Sie nicht auch, gnädiger Herr, einen Schuß fallen? Und da noch einen!

Der Prinz. Was iſt das? was giebt's?

Marinelli. Was meinen Sie wohl? — Wie wenn ich thätiger wäre, als Sie glauben?

Der Prinz. Thätiger? — So ſagen Sie doch —

Marinelli. Kurz: wovon ich geſprochen, geſchieht.

Der Prinz. Iſt es möglich?

Marinelli. Nur vergeſſen Sie nicht, Prinz, weſſen Sie mich eben verſichert. — Ich habe nochmals Ihr Wort — —

Der Prinz. Aber die Anſtalten ſind doch ſo —

Marinelli. Als ſie nur immer ſeyn können! — Die Ausführung iſt Leuten anvertraut, auf die ich mich verlaſſen kann. Der Weg geht hart an der Planke des Thiergartens vorbei. Da wird ein Theil den Wagen angefallen haben, gleichſam, um ihn zu plündern. Und ein andrer Theil, wobei einer von meinen Bedienten iſt, wird aus dem Thiergarten geſtürzt ſeyn, den Angefallenen gleichſam zur Hülfe. Während des Handgemenges, in das beide Theile zum Schein gerathen, ſoll mein Bedienter Emilien ergreifen, als ob er ſie retten wolle, und durch den Thiergarten in das Schloß bringen. — So iſt die Abrede. — Was ſagen Sie nun, Prinz?

Der Prinz. Sie überraſchen mich auf eine ſonderbare Art. — Und eine Bangigkeit überfällt mich — Marinelli tritt an das Fenſter. Wornach ſehen Sie?

Marinelli. Dahinaus muß es ſeyn! — Recht! — und eine Maske kömmt bereits um die Planke geſprengt; — ohne Zweifel, mir den Erfolg zu berichten. — Entfernen Sie ſich, gnädiger Herr.

Der Prinz. Ah, Marinelli —

Marinelli. Nun? Nicht wahr, nun hab ich zu viel gethan; und vorhin zu wenig?

Der Prinz. Das nicht. Aber ich ſehe bei alle dem nicht ab — —

Marinelli. Abſehn? — Lieber alles mit eins! — Geſchwind entfernen Sie ſich. — Die Maske muß Sie nicht ſehen. Der Prinz geht ab.

Zweiter Auftritt.

Marinelli und bald darauf Angelo.

Marinelli, der wieder nach dem Fenſter geht. Dort fährt der Wagen langſam nach der Start zurück. — So langſam? Und in jedem Schlage ein Bedienter? — Das ſind Anzeigen, die mir nicht gefallen: — daß der Streich wohl nur halb gelungen iſt; — daß man einen Verwundeten gemächlich zurückführt, — und keinen Todten. — Die Maske ſteigt ab. — Es iſt Angelo ſelbſt. Der Tollreiſte! — Endlich, hier weiß er die Schliche. — Er winkt mir zu. Er muß ſeiner Sache gewiß ſeyn. — Ha, Herr Graf, der Sie nicht nach Maſſa wollten, und nun noch einen weitern Weg müſſen! — Wer hatte Sie die Affen ſo kennen gelehrt? Indem er nach der Thüre zugeht. Ja wohl ſind ſie hämiſch. — Nun, Angelo?

Angelo, der die Maske abgenommen. Paſſen Sie auf, Herr Kammerherr! Man muß ſie gleich bringen.

Marinelli. Und wie lief es ſonſt ab?

Angelo. Ich denke ja, recht gut.

Marinelli. Wie ſteht es mit dem Grafen?

Angelo. Zu dienen! So, ſo! — Aber er muß Wind gehabt haben. Denn er war nicht ſo ganz unbereitet.

Marinelli. Geſchwind ſage mir, was du mir zu ſagen haſt! — Iſt er todt?

Angelo. Es thut mir Leid um den guten Herrn.

Marinelli. Nun da, für dein mitleidiges Herz! Giebt ihm einen Beutel mit Gold.

Angelo. Vollends mein braver Nicolo! der das Bad mit bezahlen müſſen.

Marinelli. So? Verluſt auf beiden Seiten?

Angelo. Ich könnte weinen, um den ehrlichen Jungen! Ob mir ſein Tod ſchon das, indem er den Beutel in der Hand wiegt, um ein Viertheil verbeſſert. Denn ich bin ſein Erbe, weil ich ihn gerächt habe. Das iſt ſo unſer Geſetz: ein ſo gutes, mein' ich, als für Treu und Freundſchaft je gemacht worden. Dieſer Nicolo, Herr Kammerherr —

Marinelli. Mit deinem Nicolo! — Aber der Graf, der Graf —

Angelo. Blitz! der Graf hatte ihn gut gefaßt. Dafür faßt' ich auch wieder den Grafen! — Er ſtürzte; und wenn er noch lebendig zurück in die Kutſche kam: ſo ſteh' ich dafür, daß er nicht lebendig wieder herauskömmt.

Marinelli. Wenn das nur gewiß iſt, Angelo.

Angelo. Ich will Ihre Kundſchaft verlieren, wenn es nicht gewiß iſt! — Haben Sie noch was zu befehlen? Denn mein Weg iſt der weiteſte: wir wollen heute noch über die Gränze.

Marinelli. So geh!

Angelo. Wenn wieder was vorfällt, Herr Kammerherr — Sie wiſſen, wo ich zu erfragen bin. Was ſich ein andrer zu thun getraut, wird für mich auch keine Hexerei ſeyn. Und billiger bin ich, als jeder andere. Geht ab.

Marinelli. Gut das! — Aber doch nicht ſo recht gut. — Pfui, Angelo! ſo ein Knicker zu ſeyn! Einen zweiten Schuß wäre er ja wohl noch werth geweſen. — Und wie er ſich vielleicht nun martern muß, der arme Graf! — Pfui, Angelo! Das heißt ſein Handwerk ſehr grauſam treiben; — und verpfuſchen. — Aber davon muß der Prinz noch nichts wiſſen. Er muß erſt ſelbſt finden, wie zuträglich ihm dieſer Tod iſt. — Dieſer Tod! — Was gäb ich um die Gewißheit! —

Dritter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Der Prinz. Dort kömmt ſie die Allee herauf. Sie eilt vor dem Bedienten her. Die Furcht, wie es ſcheint, beflügelt ihre Füße. Sie muß noch nichts argwohnen. Sie glaubt ſich nur vor Räubern zu retten. — Aber wie lange kann das dauern?

Marinelli. So haben wir ſie doch fürs erſte.

Der Prinz. Und wird die Mutter ſie nicht aufſuchen? Wird der Graf ihr nicht nachkommen? Was ſind wir alsdann weiter? Wie kann ich ſie ihnen vorenthalten?

Marinelli. Auf das alles weiß ich freilich noch nichts zu antworten. Aber wir müſſen ſehen. Gedulden Sie ſich, gnädiger Herr. Der erſte Schritt mußte doch gethan ſeyn. —

Der Prinz. Wozu? wenn wir ihn zurückthun müſſen.

Marinelli. Vielleicht müſſen wir nicht. — Da ſind tauſend Dinge, auf die ſich weiter fußen läßt. — Und vergeſſen Sie denn das Vornehmſte!

Der Prinz. Wie kann ich vergeſſen, woran ich ſicher noch nicht gedacht habe? — Das Vornehmſte? was iſt das?

Marinelli. Die Kunſt zu gefallen, zu überreden, — die einem Prinzen, welcher liebt, nie fehlt.

Der Prinz. Nie fehlt? Außer, wo er ſie gerade am nöthigſten brauchte. — Ich habe von dieſer Kunſt ſchon heut einen zu ſchlechten Verſuch gemacht. Mit allen Schmeicheleien und Betheurungen konnt ich ihr auch nicht ein Wort auspreſſen. Stumm und niedergeſchlagen und zitternd ſtand ſie da, wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurtheil hört. Ihre Angſt ſteckte mich an, ich zitterte mit, und ſchloß mit einer Bitte um Vergebung. Kaum getrau ich mir, ſie wieder anzureden. — Bei ihrem Eintritte wenigſtens wag ich es nicht zu ſeyn. Sie, Marinelli, müſſen ſie empfangen. Ich will hier in der Nähe hören, wie es abläuft, und kommen, wenn ich mich mehr geſammelt habe.

Vierter Auftritt.

Marinelli und bald darauf deſſen Bedienter **Battiſta** mit **Emilien.**

Marinelli. Wenn ſie ihn nicht ſelbſt ſtürzen geſehen — Und das muß ſie wohl nicht, da ſie ſo fortgeeilet — Sie kömmt. Auch ich will nicht das erſte ſeyn, was ihr hier in die Augen fällt. Er zieht ſich in einen Winkel des Saales zurück.

Battiſta. Nur hier herein, gnädiges Fräulein.

Emilia, außer Athem. Ah! — Ah! — Ich danke ihm, mein Freund; — ich dank' ihm. — Aber Gott, Gott! wo bin ich? — Und ſo ganz allein? Wo bleibt meine Mutter? Wo blieb der Graf? — Sie kommen doch nach? mir auf dem Fuße nach?

Battiſta. Ich vermuthe.

Emilia. Er vermuthet? Er weiß es nicht? Er ſah ſie nicht? — Ward nicht gar hinter uns geſchoſſen? —

Battiſta. Geſchoſſen? — Das wäre! —

Emilia. Ganz gewiß! Und das hat den Grafen oder meine Mutter getroffen. —

Battiſta. Ich will gleich nach ihnen ausgehen.

Emilia. Nicht ohne mich. — Ich will mit; ich muß mit: komm Er, mein Freund!

Marinelli, der plötzlich hervortritt, als ob er eben hereinkäme. Ah, gnädiges Fräulein! Was für ein Unglück, oder vielmehr, was für ein Glück, — was für ein glückliches Unglück verſchaft uns die Ehre —

Emilia, ſtutzend. Wie? Sie hier, mein Herr? — Ich bin alſo wohl bei Ihnen? — Verzeihen Sie, Herr Kammerherr. Wir ſind von Räubern unfern überfallen worden. Da kamen uns gute Leute zu Hülfe; — und dieſer ehrliche Mann hob mich aus dem Wagen, und brachte mich hierher. — Aber ich erſchrecke, mich allein gerettet zu ſehen. Meine Mutter iſt noch in der Gefahr. Hinter uns ward ſogar geſchoſſen. Sie iſt vielleicht todt; — und ich lebe? — Verzeihen Sie. Ich muß fort; ich muß wieder hin, — wo ich gleich hätte bleiben ſollen.

Marinelli. Beruhigen Sie ſich, gnädiges Fräulein. Es ſteht alles gut; ſie werden bald bei Ihnen ſeyn, die geliebten Perſonen, für die Sie ſo viel zärtliche Angſt empfinden. — Indeß, Battiſta, geh', lauf: ſie dürften vielleicht nicht wiſſen, wo das Fräulein iſt. Sie dürften ſie vielleicht in einem von den Wirthſchaftshäuſern des Gartens ſuchen. Bringe ſie unverzüglich hieher. Battiſta geht ab.

Emilia. Gewiß? Sind ſie alle geborgen? iſt ihnen nichts widerfahren? — Ah, was iſt dieſer Tag für ein Tag des Schreckens für mich! — Aber ich ſollte nicht hier bleiben; ich ſollte ihnen entgegen eilen —

Marinelli. Wozu das, gnädiges Fräulein? Sie ſind ohnedem ſchon ohne Athem und Kräfte. Erholen Sie ſich vielmehr, und geruhen in ein Zimmer zu treten, wo mehr Bequemlichkeit iſt. — Ich will wetten, daß der Prinz ſchon ſelbſt um Ihre theuere ehrwürdige Mutter iſt, und ſie Ihnen zuführt.

Emilia. Wer, ſagen Sie?

Marinelli. Unſer gnädigſter Prinz ſelbſt.

Emilia, äußerſt beſtürzt. Der Prinz?

Marinelli. Er floh auf die erſte Nachricht Ihnen zu Hülfe. — Er iſt höchſt ergrimmt, daß ein ſolches Verbrechen ihm ſo nahe, unter ſeinen Augen gleichſam, hat dürfen gewagt werden. Er läßt den Thätern nachſetzen, und ihre Strafe, wenn ſie ergriffen werden, wird unerhört ſeyn.

Emilia. Der Prinz! — Wo bin ich denn alſo?

Marinelli. Auf Doſalo, dem Luſtſchloſſe des Prinzen.

Emilia. Welch ein Zufall! — Und Sie glauben, daß er gleich ſelbſt erſcheinen könne? — Aber doch in Geſellſchaft meiner Mutter?

Marinelli. Hier iſt er ſchon.

Fünfter Auftritt.

Der Prinz. Emilia. Marinelli.

Der Prinz. Wo iſt ſie? wo? — Wir ſuchen Sie überall, ſchönſtes Fräulein. — Sie ſind doch wohl? — Nun ſo iſt alles wohl! Der Graf, Ihre Mutter, —

Emilia. Ah, gnädigſter Herr! wo ſind ſie? Wo iſt meine Mutter?

Der Prinz. Nicht weit; hier ganz in der Nähe.

Emilia. Gott, in welchem Zuſtande werde ich die eine oder den andern vielleicht treffen! Ganz gewiß treffen! — Denn Sie verhehlen mir, gnädiger Herr — ich ſehe es, Sie verhehlen mir —

Der Prinz. Nicht doch, beſtes Fräulein. — Geben Sie mir Ihren Arm, und folgen Sie mir getroſt.

Emilia, unentſchloſſen. Aber — wenn ihnen nichts widerfahren — wenn meine Ahnungen mich trügen: — warum ſind ſie nicht ſchon hier? Warum kamen ſie nicht mit Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz. So eilen Sie doch, mein Fräulein, alle dieſe Schreckenbilder mit eins verſchwinden zu ſehen. —

Emilia. Was ſoll ich thun? Die Hände ringend.

Der Prinz. Wie, mein Fräulein? Sollten Sie einen Verdacht gegen mich hegen? —

Emilia, die vor ihm niederfällt. Zu Ihren Füßen, gnädiger Herr —

Der Prinz ſie aufhebend. Ich bin äußerſt beſchämt. — Ja, Emilia, ich verdiene dieſen ſtummen Vorwurf. — Mein Betragen dieſen Morgen iſt nicht zu rechtfertigen: — zu entſchuldigen höchſtens. Verzeihen Sie meiner

Schwachheit. Ich hätte Sie mit keinem Geſtändniſſe beunruhigen ſollen, von dem ich keinen Vortheil zu erwarten habe. Auch ward ich durch die ſprachloſe Beſtürzung, mit der Sie es anhörten, oder vielmehr nicht anhörten, genugſam beſtraft. — Und könnt' ich ſchon dieſen Zufall, der mir nochmals, ehe alle meine Hoffnung auf ewig verſchwindet, — mir nochmals das Glück Sie zu ſehen und zu ſprechen verſchafft, könnt' ich ſchon dieſen Zufall für den Wink eines günſtigen Glückes erklären, — für den wunderbarſten Aufſchub meiner endlichen Verurtheilung erklären, um nochmals um Gnade flehen zu dürfen: ſo will ich doch — beben Sie nicht, mein Fräulein — einzig und allein von Ihrem Blicke abhangen. Kein Wort, kein Seufzer, ſoll Sie beleidigen. — Nur kränke mich nicht Ihr Mißtrauen. Nur zweifeln Sie keinen Augenblick an der unumſchränkteſten Gewalt, die Sie über mich haben. Nur falle Ihnen nie bei, daß Sie eines andern Schutzes gegen mich bedürfen. — Und nun kommen Sie, mein Fräulein, — kommen Sie, wo Entzückungen auf Sie warten, die Sie mehr billigen. *Er führt ſie, nicht ohne Sträuben, ab.* Folgen Sie uns, Marinelli. —

Marinelli. Folgen Sie uns, — das mag heißen: folgen Sie uns nicht! — Was hätte ich ihnen auch zu folgen? Er mag ſehen, wie weit er es unter vier Augen mit ihr bringt. — Alles, was ich zu thun habe, iſt, — zu verhindern, daß ſie nicht geſtöret werden. Von dem Grafen zwar, hoffe ich nun wohl nicht. Aber von der Mutter; von der Mutter! Es ſollte mich ſehr wundern, wenn die ſo ruhig abgezogen wäre und ihre Tochter im Stiche gelaſſen hätte. — Nun, Battiſta? was giebt's?

Sechſter Auftritt.

Battiſta. Marinelli.

Battiſta, *eiligſt.* Die Mutter, Herr Kammerherr —

Marinelli. Dacht ich's doch! — Wo iſt ſie?

Battiſta. Wenn Sie ihr nicht zuvorkommen, ſo wird ſie den Augenblick hier ſeyn. — Ich war gar nicht Willens, wie Sie mir zum Schein geboten, mich nach ihr umzuſehen: als ich ihr Geſchrei von weitem hörte. Sie iſt der Tochter auf der Spur; und wo nur nicht — unſerm ganzen Anſchlage! Alles, was in dieſer einſamen Gegend von Menſchen iſt, hat ſich um ſie verſammelt; und jeder will der ſeyn, der ihr den Weg weiſt. Ob man ihr ſchon geſagt, daß der Prinz hier iſt, daß Sie hier ſind, weiß ich nicht. — Was wollen Sie thun?

Marinelli. Laß ſehen! — *Er überlegt.* Sie nicht einlaſſen, wenn ſie weiß, daß die Tochter hier iſt? — Das geht nicht. — Freilich, ſie wird Augen machen, wenn ſie den Wolf bei dem Schäfchen ſieht. — Augen? Das möchte noch ſeyn. Aber der Himmel ſey unſern Ohren gnädig! — Nun was? die beſte Lunge erſchöpft ſich; auch ſogar eine weibliche. Sie hören alle auf zu ſchreien, wenn ſie nicht mehr können. — Dazu, es iſt doch einmal die Mutter, die wir auf unſerer Seite haben müſſen. — Wenn ich die Mütter recht kenne: — ſo etwas von einer Schwiegermutter eines Prinzen zu ſeyn, ſchmeichelt den meiſten. — Laß ſie kommen, Battiſta, laß ſie kommen!

Battiſta. Hören Sie! hören Sie!

Claudia Galotti *innerhalb.* Emilia! Emilia! Mein Kind, wo biſt du?

Marinelli. Geh, Battiſta, und ſuche nur ihre neugierigen Begleiter zu entfernen.

Siebenter Auftritt.

Claudia Galotti. Battiſta. Marinelli.

Claudia, *die in die Thüre tritt, indem Battiſta herausgehen will.* Ha! der hob ſie aus dem Wagen! — Der führte ſie fort! — Ich erkenne dich. Wo iſt ſie? Sprich, Unglücklicher!

Battiſta. Das iſt mein Dank?

Claudia. O, wenn du Dank verdienſt: *in einem gelindern Tone* — ſo verzeihe mir, ehrlicher Mann! — Wo iſt ſie? — Laßt mich ſie nicht länger entbehren. Wo iſt ſie?

Battiſta. O, Ihre Gnaden, ſie könnte in dem Schooße der Seligkeit nicht aufgehobener ſeyn. — Hier mein Herr wird Ihre Gnaden zu ihr führen. *Gegen einige Leute, welche nachdringen wollen.* Zurück da! ihr!

Achter Auftritt.

Claudia Galotti. Marinelli.

Claudia. Dein Herr? — *Erblickt den Marinelli und fährt zurück.* Ha! — Das dein Herr? — Sie hier, mein Herr? Und hier meine Tochter? Und Sie, Sie ſollen mich zu ihr führen?

Marinelli. Mit vielem Vergnügen, gnädige Frau

Claudia. Halten Sie! — Eben fällt mir es bei — Sie waren es ja — nicht? — der den Grafen dieſen Morgen in meinem Hauſe aufſuchte? mit dem ich ihn allein ließ? mit dem er Streit bekam?

Marinelli. Streit? — Was ich nicht wüßte: ein unbedeutender Wortwechſel in herrſchaftlichen Angelegenheiten —

Claudia. Und Marinelli heißen Sie?

Marinelli. Marcheſe Marinelli.

Claudia. So iſt es richtig. — Hören Sie doch, Herr Marcheſe. — Marinelli war — der Name Marinelli war — begleitet mit einer Verwünſchung — Nein, daß ich den edlen Mann nicht verleumde! — begleitet mit keiner Verwünſchung — Die Verwünſchung denk' ich hinzu — Der Name Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen.

Marinelli. Des ſterbenden Grafen? Grafen Appiani? — Sie hören, gnädige Frau, was mir in Ihrer ſeltſamen Rede am meiſten auffällt. — Des ſterbenden Grafen? — Was Sie ſonſt ſagen wollen, verſteh' ich nicht.

Claudia, *bitter und langſam.* Der Name Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen! — Verſtehen Sie nun? — Ich verſtand es erſt auch nicht: ob ſchon mit einem Tone geſprochen — mit einem Tone! — Ich höre ihn noch! Wo waren meine Sinne, daß ſie dieſen Ton nicht ſogleich verſtanden?

Marinelli. Nun, gnädige Frau? — Ich war von jeher des Grafen Freund; ſein vertrauteſter Freund. Alſo, wenn er mich noch im Sterben nannte —

Claudia. Mit dem Tone? — Ich kann ihn nicht nachmachen; ich kann ihn nicht beſchreiben: aber er enthielt alles! alles! — Was? Räuber wären es geweſen, die uns anfielen? — Mörder waren es; erkaufte Mörder! — Und Marinelli, Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen! Mit einem Tone!

Marinelli. Mit einem Tone? — Iſt es erhört, auf einen Ton, in einem Augenblicke des Schreckens vernommen, die Anklage eines rechtſchaffenen Mannes zu gründen?

Claudia. Ha, könnt' ich ihn nur vor Gericht ſtellen, dieſen Ton! — Doch, weh mir! Ich vergeſſe darüber meine Tochter. — Wo iſt ſie? — Wie? auch todt? — Was konnte meine Tochter dafür, daß Appiani dein Feind war?

Marinelli. Ich verzeihe der bangen Mutter. — Kommen Sie, gnädige Frau — Ihre Tochter iſt hier; in einem von den nächſten Zimmern, und hat ſich hoffentlich von ihrem Schrecken ſchon völlig erholt. Mit der zärtlichſten Sorgfalt iſt der Prinz ſelbſt um ſie beſchäftigt —

Claudia. Wer? — Wer ſelbſt?

Marinelli. Der Prinz.

Claudia. Der Prinz? — Sagen Sie wirklich, der Prinz? — Unſer Prinz?

Marinelli. Welcher ſonſt?

Claudia. Nun dann! — Ich unglückſelige Mutter! — Und ihr Vater! ihr Vater! — Er wird den Tag ihrer Geburt verfluchen. Er wird mich verfluchen.

Marinelli. Um des Himmels willen, gnädige Frau! Was fällt Ihnen nun ein?

Claudia. Es iſt klar! — Iſt es nicht? — Heute, im Tempel! vor den Augen der Allerreinſten! in der nähern Gegenwart des Ewigen! — begann das Bubenſtück; da brach es aus! Gegen den Marinelli. Ha, Mörder! feiger, elender Mörder! Nicht tapfer genug, mit eigener Hand zu morden, aber nichtswürdig genug, zu Befriedigung eines fremden Kitzels zu morden! — morden zu laſſen! — Abſchaum aller Mörder! — Was ehrliche Mörder ſind, werden dich unter ſich nicht dulden! Dich! Dich! — Denn warum ſoll ich dir nicht alle meine Galle, allen meinen Geifer mit einem einzigen Worte ins Geſicht ſpeien? — Dich! Dich Kuppler!

Marinelli. Sie ſchwärmen, gute Frau. — Aber mäßigen Sie wenigſtens Ihr wildes Geſchrei, und bedenken Sie, wo Sie ſind.

Claudia. Wo ich bin? Bedenken, wo ich bin? — Was kümmert es die Löwin, der man die Jungen geraubt, in weſſen Walde ſie brüllt?

Emilia innerhalb. Ha, meine Mutter! Ich höre meine Mutter!

Claudia. Ihre Stimme? Das iſt ſie! Sie hat mich gehört; ſie hat mich gehört. Und ich ſollte nicht ſchreien? — Wo biſt du, mein Kind? Ich komme, ich komme! Sie ſtürzt in das Zimmer und Marinelli ihr nach.

Vierter Aufzug.

Die Scene bleibt.

Erſter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Der Prinz, als aus dem Zimmer von Emilien kommend. Kommen Sie, Marinelli! Ich muß mich erholen — und muß Licht von Ihnen haben.

Marinelli. O der mütterlichen Wuth! Ha! ha! ha!

Der Prinz. Sie lachen?

Marinelli. Wenn Sie geſehen hätten, Prinz, wie toll ſich hier, hier im Saale, die Mutter gebärdete — Sie hörten ſie ja wohl ſchreien! — und wie zahm ſie auf einmal ward, bei dem erſten Anblicke von Ihnen — — Ha! ha! — Das weiß ich ja wohl, daß keine Mutter einem Prinzen die Augen auskratzt, weil er ihre Tochter ſchön findet.

Der Prinz. Sie ſind ein ſchlechter Beobachter! — Die Tochter ſtürzte der Mutter ohnmächtig in die Arme. Darüber vergaß die Mutter ihre Wuth, nicht über mich. Ihre Tochter ſchonte ſie, nicht mich, wenn ſie es nicht lauter, nicht deutlicher ſagte, — was ich lieber ſelbſt nicht gehört, nicht verſtanden haben will.

Marinelli. Was, gnädiger Herr?

Der Prinz. Wozu die Verſtellung? — Heraus damit. Iſt es wahr? oder iſt es nicht wahr?

Marinelli. Und wenn es denn wäre!

Der Prinz. Wenn es denn wäre? — Alſo iſt es? — Er iſt todt? todt? — Drohend. Marinelli! Marinelli!

Marinelli. Nun?

Der Prinz. Bei Gott! bei dem allgerechten Gott! ich bin unſchuldig an dieſem Blute. — Wenn Sie mir vorhergeſagt hätten, daß es dem Grafen das Leben koſten werde — Nein, nein! und wenn es mir ſelbſt das Leben gekoſtet hätte! —

Marinelli. Wenn ich Ihnen vorhergeſagt hätte? — Als ob ſein Tod in meinem Plane geweſen wäre! Ich hatte es dem Angelo auf die Seele gebunden, zu verhüten, daß Niemanden Leides geſchehe. Es würde auch ohne die geringſte Gewaltthätigkeit abgelaufen ſeyn, wenn ſich der Graf nicht die erſte erlaubt hätte. Er ſchoß Knall und Fall den einen nieder.

Der Prinz. Wahrlich, er hätte ſollen Spaß verſtehen!

Marinelli. Daß Angelo ſodann in Wuth kam und den Tod ſeines Gefährten rächte —

Der Prinz. Freilich, das iſt ſehr natürlich!

Marinelli. Ich hab' es ihm genug verwieſen.

Der Prinz. Verwieſen? Wie freundſchaftlich! — Warnen Sie ihn, daß er ſich in meinem Gebiete nicht betreten läßt. Mein Verweis möchte ſo freundſchaftlich nicht ſeyn.

Marinelli. Recht wohl! — Ich und Angelo; Vorſatz und Zufall: alles iſt eins. — Zwar ward es voraus bedungen, zwar ward es voraus verſprochen, daß keiner der Unglücksfälle, die ſich dabei ereignen könnten, mir zu Schulden kommen ſolle —

Der Prinz. Die ſich dabei ereignen — könnten, ſagen Sie? oder ſollten?

Marinelli. Immer beſſer! — Doch, gnädiger Herr, — ehe Sie mir es mit dem trocknen Worte ſagen, wofür Sie mich halten — eine einzige Vorſtellung! Der Tod des Grafen iſt mir nichts weniger als gleichgültig. Ich hatte ihn ausgefordert; er war mir Genugthuung ſchuldig; er iſt ohne dieſe aus der Welt gegangen; und meine Ehre bleibt beleidigt. Geſetzt, ich verdiente unter jeden andern Umſtänden den Verdacht, den Sie gegen mich hegen: aber auch unter dieſen? — Mit einer angenommenen Hitze. Wer das von mir denken kann! —

Der Prinz, nachgebend. Nun gut, nun gut —

Marinelli. Daß er noch lebte! O daß er noch lebte! Alles, alles in der Welt wollte ich darum geben — bitter, ſelbſt die Gnade meines Prinzen, — dieſe unſchätzbare, nie zu verſcherzende Gnade — wollt' ich drum geben!

Der Prinz. Ich verſtehe. — Nun gut, nun gut. Sein Tod war Zufall, bloßer Zufall. Sie verſichern es; und ich, ich glaub' es. — Aber wer mehr? Auch die Mutter? Auch Emilia? — Auch die Welt?

Marinelli, kalt. Schwerlich.

Der Prinz. Und wenn man es nicht glaubt, was wird man denn glauben? — Sie zucken die Achſel? — Ihren Angelo wird man für das Werkzeug und mich für den Thäter halten —

Marinelli, noch kälter. Wahrſcheinlich genug.

Der Prinz. Mich! mich ſelbſt! — Oder ich muß von Stund an alle Abſicht auf Emilien aufgeben —

Marinelli, höchſt gleichgültig. Was Sie auch gemußt hätten — wenn der Graf noch lebte. —

Der Prinz, hitzig, aber ſich gleich wieder faſſend. Marinelli! — Doch, Sie ſollen mich nicht wild machen. — Es ſey ſo — Es iſt ſo! Und das wollen Sie doch nur ſagen: der Tod des Grafen iſt für mich ein Glück — das größte

Glück, was mir begegnen konnte, — das einzige Glück, was meiner Liebe zu Statten kommen konnte. Und als dieſes, — mag es doch geſchehen ſeyn, wie es will! — Ein Graf mehr in der Welt, oder weniger! Denke ich Ihnen ſo recht? — Topp! auch ich erſchrecke vor einem kleinen Verbrechen nicht. Nur, guter Freund, muß es ein kleines ſtilles Verbrechen, ein kleines heilſames Verbrechen ſeyn. Und ſehen Sie, unſeres da wäre nun gerade weder ſtille noch heilſam. Es hätte den Weg zwar gereinigt, aber zugleich geſperrt. Jedermann würde es uns auf den Kopf zuſagen, — und leider hätten wir es gar nicht einmal begangen! — Das liegt doch wohl nur bloß an Ihren weiſen, wunderbaren Anſtalten?

Marinelli. Wenn Sie ſo befehlen —

Der Prinz. Woran ſonſt? — Ich will Rede!

Marinelli. Es kömmt mehr auf meine Rechnung, was nicht darauf gehört.

Der Prinz. Rede will ich!

Marinelli. Nun denn! Was läge an meinen Anſtalten? daß den Prinzen bei dieſem Unfalle ein ſo ſichtbarer Verdacht trifft? — An dem Meiſterſtreiche liegt das, den er ſelbſt meinen Anſtalten mit einzumengen die Gnade hatte.

Der Prinz. Ich?

Marinelli. Er erlaube mir, ihm zu ſagen, daß der Schritt, den er heute Morgen in der Kirche gethan, — mit ſo vielem Anſtande er ihn auch gethan, — ſo unvermeidlich er ihn auch thun mußte — daß dieſer Schritt dennoch nicht in den Tanz gehörte.

Der Prinz. Was verdarb er denn auch?

Marinelli. Freilich nicht den ganzen Tanz, aber doch für jetzt den Tact.

Der Prinz. Hm! Verſteh ich Sie?

Marinelli. Alſo, kurz und einfältig. Da ich die Sache übernahm, nicht wahr, da wußte Emilia von der Liebe des Prinzen noch nichts? Emiliens Mutter noch weniger. Wenn ich nun auf dieſen Umſtand baute? und der Prinz indeß den Grund meines Gebäudes untergrub? —

Der Prinz, ſich vor die Stirne ſchlagend. Verwünſcht!

Marinelli. Wenn er es nun ſelbſt verrieth, was er im Schilde führe?

Der Prinz. Verdammter Einfall!

Marinelli. Und wenn er es nicht ſelbſt verrathen hätte? — Traun! Ich möchte doch wiſſen, aus welcher meiner Anſtalten Mutter oder Tochter den geringſten Argwohn gegen ihn ſchöpfen könnte?

Der Prinz. Daß Sie Recht haben!

Marinelli. Daran thu' ich freilich ſehr Unrecht — Sie werden verzeihen, gnädiger Herr. —

Zweiter Auftritt.

Battiſta. Der Prinz. Marinelli.

Battiſta, eilig. Eben kömmt die Gräfin an.

Der Prinz. Die Gräfin? Was für eine Gräfin?

Battiſta. Orſina.

Der Prinz. Orſina? — Marinelli! — Orſina? — Marinelli!

Marinelli. Ich erſtaune darüber nicht weniger als Sie ſelbſt.

Der Prinz. Geh, lauf, Battiſta: ſie ſoll nicht ausſteigen. Ich bin nicht hier. Ich bin für ſie nicht hier. Sie ſoll augenblicklich wieder umkehren. Geh, lauf! — Battiſta geht ab. Was will die Närrin? Was unterſteht ſie ſich? Wie weiß ſie, daß wir hier ſind? Sollte ſie wohl auf Kundſchaft kommen? Sollte ſie wohl ſchon etwas vernommen haben? — Ah, Marinelli! So reden Sie, ſo antworten Sie doch! — Iſt er beleidigt, der Mann, der mein Freund ſeyn will? Und durch einen elenden Wortwechſel beleidigt? Soll ich ihn um Verzeihung bitten?

Marinelli. Ah, mein Prinz, ſobald Sie wieder Sie ſind, bin ich mit ganzer Seele wieder der Ihrige! — Die Ankunft der Orſina iſt mir ein Räthſel, wie Ihnen. Doch abweiſen wird ſie ſchwerlich ſich laſſen. Was wollen Sie thun?

Der Prinz. Sie durchaus nicht ſprechen; mich entfernen —

Marinelli. Wohl! und nur geſchwind. Ich will ſie empfangen —

Der Prinz. Aber bloß, um ſie gehen zu heißen. — Weiter geben Sie mit ihr ſich nicht ab. Wir haben andere Dinge hier zu thun —

Marinelli. Nicht doch, Prinz! Dieſe andern Dinge ſind gethan. Faſſen Sie doch Muth! Was noch fehlt, kömmt ſicherlich von ſelbſt. — Aber hör' ich ſie nicht ſchon? — Eilen Sie, Prinz! — Da, auf ein Cabinet zeigend, in welches ſich der Prinz begiebt, wenn Sie wollen, werden Sie uns hören können. — Ich fürchte, ich fürchte, ſie iſt nicht zu ihrer beſten Stunde ausgefahren.

Dritter Auftritt.

Die Gräfin Orſina. Marinelli.

Orſina, ohne den Marinelli Anfangs zu erblicken. Was iſt das? — Niemand kömmt mir entgegen, außer ein Unverſchämter, der mir lieber gar den Eintritt verweigert hätte? — Ich bin doch zu Doſalo? Zu dem Doſalo, wo mir ſonſt ein ganzes Heer geſchäftiger Augendiener entgegenſtürzte? wo mich ſonſt Lieb und Entzücken erwarteten? — Der Ort iſt es: aber, aber! — Sieh da, Marinelli! — Recht gut, daß der Prinz Sie mitgenommen. — Nein, nicht gut! Was ich mit ihm auszumachen hätte, hätte ich nur mit ihm auszumachen. — Wo iſt er?

Marinelli. Der Prinz, meine gnädige Gräfin?

Orſina. Wer ſonſt?

Marinelli. Sie vermuthen ihn alſo hier? wiſſen ihn hier? — Er wenigſtens iſt die Gräfin Orſina hier nicht vermuthend.

Orſina. Nicht? So hat er meinen Brief heute Morgen nicht erhalten?

Marinelli. Ihren Brief? Doch ja; ich erinnere mich, daß er eines Briefes von Ihnen erwähnte.

Orſina. Nun? habe ich ihn nicht in dieſem Briefe auf heute um eine Zuſammenkunft hier auf Doſalo gebeten? — Es iſt wahr, es hat ihm nicht beliebt, mir ſchriftlich zu antworten. Aber ich erfuhr, daß er eine Stunde darauf wirklich nach Doſalo abgefahren. Ich glaubte, das ſey Antworts genug, und ich komme.

Marinelli. Ein ſonderbarer Zufall!

Orſina. Zufall? — Sie hören ja, daß es verabredet worden. So gut, als verabredet. Von meiner Seite der Brief: von ſeiner die That. — Wie er da ſteht, der Herr Marcheſe! Was er für Augen macht! Wundert ſich das Gehirnchen? und worüber denn?

Marinelli. Sie ſchienen geſtern ſo weit entfernt, dem Prinzen jemals wieder vor die Augen zu kommen.

Orſina. Beßrer Rath kömmt über Nacht. — Wo iſt er? wo iſt er? — Was gilt's, er iſt in dem Zimmer, wo ich das Gequicke, das Gekreiſche hörte? — Ich wollte herein, und der Schurke vom Bedienten trat vor.

Marinelli. Meine liebſte, beſte Gräfin —

Orſina. Es war ein weibliches Gekreiſche. Was gilt's, Marinelli? — O ſagen Sie mir doch, ſagen

Sie mit — wenn ich anders Ihre liebſte, beſte Gräfin bin — Verdammt, über das Hofgeſchmeiß! So viel Worte, ſo viel Lügen! — Nun, was liegt daran, ob Sie mir es vorausſagen, oder nicht? Ich werd' es ja wohl ſehen. *Will gehen.*

Marinelli, *der ſie zurückhält.* Wohin?

Orſina. Wo ich längſt ſeyn ſollte. — Denken Sie, daß es ſchicklich iſt, mit Ihnen hier in dem Vorgemache einen elenden Schnickſchnack zu halten, indeß der Prinz in dem Gemache auf mich wartet?

Marinelli. Sie irren ſich, gnädige Gräfin. Der Prinz erwartet Sie nicht. Der Prinz kann Sie hier nicht ſprechen, — will Sie nicht ſprechen.

Orſina. Und wäre doch hier? und wäre doch auf meinen Brief hier?

Marinelli. Nicht auf Ihren Brief —

Orſina. Den er ja erhalten, ſagen Sie —

Marinelli. Erhalten, aber nicht geleſen.

Orſina *betroffen.* Nicht geleſen? — *Minder betroffen.* Nicht geleſen? — *Wehmüthig und eine Thräne aus dem Auge wiſchend.* Nicht einmal geleſen?

Marinelli. Aus Zerſtreuung, weiß ich. — Nicht aus Verachtung.

Orſina, *ſtolz.* Verachtung? — Wer denkt daran? — Wem brauchen Sie das zu ſagen? — Sie ſind ein unverſchämter Tröſter, Marinelli! — Verachtung! Verachtung! Mich verachtet man auch! mich! — *Gelinder, bis zum Tone der Schwermuth.* Freilich liebt er mich nicht mehr. Das iſt ausgemacht. Und an die Stelle der Liebe trat in ſeiner Seele etwas anderes. Das iſt natürlich. Aber warum denn eben Verachtung? Es braucht ja nur Gleichgültigkeit zu ſeyn. Nicht wahr, Marinelli?

Marinelli. Allerdings, allerdings.

Orſina, *höhniſch.* Allerdings? — O des weiſen Mannes, den man ſagen laſſen kann, was man will! — Gleichgültigkeit! Gleichgültigkeit an die Stelle der Liebe? — Das heißt, Nichts an die Stelle von Etwas. Denn lernen Sie, nachplauderndes Hofmännchen, lernen Sie von einem Weibe, daß Gleichgültigkeit ein leeres Wort, ein bloßer Schall iſt, dem nichts, gar nichts entſpricht. Gleichgültig iſt die Seele nur gegen das, woran ſie nicht denkt; nur gegen ein Ding, das für ſie kein Ding iſt. Und nur gleichgültig für ein Ding, das kein Ding iſt, — das iſt ſo viel, als gar nicht gleichgültig. — Iſt dir das zu hoch, Menſch?

Marinelli, *vor ſich.* O weh! wie wahr iſt es, was ich fürchtete.

Orſina. Was murmeln Sie da?

Marinelli. Lauter Bewunderung! — Und wem iſt es nicht bekannt, gnädige Gräfin, daß Sie eine Philoſophin ſind?

Orſina. Nicht wahr? — Ja, ja, ich bin eine. — Aber habe ich mir es jetzt merken laſſen, daß ich eine bin? — O pfui, wenn ich mir es habe merken laſſen, und wenn ich mir es öfters habe merken laſſen! Iſt es wohl noch Wunder, daß mich der Prinz verachtet? Wie kann ein Mann ein Ding lieben, das ihm zum Trotze auch denken will? Ein Frauenzimmer, das denkt, iſt eben ſo eckel als ein Mann, der ſich ſchminkt. Lachen ſoll es, nichts als lachen, um immerdar den geſtrengen Herrn der Schöpfung bei guter Laune zu erhalten. — Nun, worüber lach' ich denn gleich, Marinelli? — Ach, ja wohl! Ueber den Zufall! daß ich dem Prinzen ſchreibe, er ſoll nach Doſalo kommen; daß der Prinz meinen Brief nicht lieſt, und daß er doch nach Doſalo kömmt. Ha! ha! ha! Wahrlich ein ſonderbarer Zufall! Sehr luſtig, ſehr närriſch! — Und Sie lachen nicht mit, Marinelli? — Mitlachen kann ja wohl der geſtrenge Herr der Schöpfung, ob wir arme Geſchöpfe gleich nicht mitdenken dürfen. — *Ernſthaft und befehlend.* So lachen Sie doch!

Marinelli. Gleich, gnädige Gräfin, gleich!

Orſina. Stock! Und darüber geht der Augenblick vorbei. Nein, nein, lachen Sie nur nicht. — Denn ſehen Sie, Marinelli, *nachdenkend bis zur Rührung,* was mich ſo herzlich zu lachen macht, das hat auch ſeine ernſthafte — ſehr ernſthafte Seite. Wie alles in der Welt! — Zufall? Ein Zufall wär' es, daß der Prinz nicht daran gedacht, mich hier zu ſprechen, und mich doch hier ſprechen muß? Ein Zufall? — Glauben Sie mir, Marinelli: das Wort Zufall iſt Gotteslästerung. Nichts unter der Sonne iſt Zufall; — am wenigſten das, wovon die Abſicht ſo klar in die Augen leuchtet. — Allmächtige, allgütige Vorſicht, vergieb mir, daß ich mit dieſem albernen Sünder einen Zufall genannt habe, was ſo offenbar dein Werk, wohl gar dein unmittelbares Werk iſt! — *Haſtig gegen Marinelli.* Kommen Sie mir, und verleiten Sie mich noch einmal zu ſo einem Frevel!

Marinelli, *vor ſich.* Das geht weit! — Aber, gnädige Gräfin —

Orſina. Still mit dem Aber! Die Aber koſten Ueberlegung: — und mein Kopf! mein Kopf! *Sich mit der Hand die Stirne haltend.* — Machen Sie, Marinelli, machen Sie, daß ich ihn bald ſpreche, den Prinzen; ſonſt bin ich es wohl gar nicht im Stande. — Sie ſehen, wir ſollen uns ſprechen; wir müſſen uns ſprechen —

Vierter Auftritt.

Der Prinz. Orſina. Marinelli.

Der Prinz, *indem er aus dem Cabinette tritt, vor ſich.* Ich muß ihm zu Hülfe kommen. —

Orſina, *die ihn erblickt, aber unentſchloſſen, ob ſie auf ihn zugehen ſoll.* Ha! da iſt er.

Der Prinz *geht quer über den Saal, bei ihr vorbei, nach den andern Zimmern, ohne ſich im Reden aufzuhalten.* Sieh da! unſere ſchöne Gräfin. — Wie ſehr bedaure ich, Madame, daß ich mir die Ehre Ihres Beſuchs für heute ſo wenig zu Nutze machen kann! Ich bin beſchäftigt. Ich bin nicht allein. — Ein andermal, meine liebe Gräfin! Ein andermal. — Jetzt halten Sie länger ſich nicht auf. Ja nicht länger! — Und Sie, Marinelli, ich erwarte Sie. —

Fünfter Auftritt.

Orſina. Marinelli.

Marinelli. Haben Sie es, gnädige Gräfin, nun von ihm ſelbſt gehört, was Sie mir nicht glauben wollen?

Orſina, *wie betäubt.* Hab' ich? hab' ich wirklich?

Marinelli. Wirklich.

Orſina, *mit Rührung.* „Ich bin beſchäftigt. Ich bin nicht allein." Iſt das die Entſchuldigung ganz, die ich werth bin? Wen weiſt man damit nicht ab? Jeden Ueberläſtigen; jeden Bettler. Für mich keine einzige Lüge mehr? Keine einzige kleine Lüge mehr für mich? — Beſchäftigt? womit denn? Nicht allein? wer wäre denn bei ihm? — Kommen Sie, Marinelli; aus Barmherzigkeit, lieber Marinelli! Lügen Sie mir eins auf eigene Rechnung vor. Was koſtet Ihnen denn eine Lüge? — Was hat er zu thun? Wer iſt bei ihm? — Sagen Sie mir; ſagen Sie mir, was Ihnen zuerſt in den Mund kömmt, — und ich gehe.

Marinelli, *vor ſich.* Mit dieſer Bedingung kann ich ihr ja wohl einen Theil der Wahrheit ſagen.

Orſina. Nun? Geſchwind, Marinelli; und ich gehe. — Er ſagte ohnedem, der Prinz: „Ein andermal, meine liebe Gräfin!“ Sagte er nicht ſo? — Damit er mir Wort hält, damit er keinen Vorwand hat, mir nicht Wort zu halten: geſchwind, Marinelli, Ihre Lüge; und ich gehe.

Marinelli. Der Prinz, liebe Gräfin, iſt wahrlich nicht allein. Es ſind Perſonen bei ihm, von denen er ſich keinen Augenblick abmüßigen kann; Perſonen, die eben einer großen Gefahr entgangen ſind. Der Graf Appiani —

Orſina. Wäre bei ihm? — Schade, daß ich über dieſe Lüge Sie ertappen muß. Geſchwind eine andere. — Denn Graf Appiani, wenn Sie es noch nicht wiſſen, iſt eben von Räubern erſchoſſen worden. Der Wagen mit ſeinem Leichname begegnete mir kurz vor der Stadt. — Oder iſt er nicht? Hätte es mir bloß geträumt?

Marinelli. Leider, nicht bloß geträumt! — Aber die Andern, die mit dem Grafen waren, haben ſich glücklich hieher nach dem Schloſſe gerettet: ſeine Braut nämlich und die Mutter der Braut, mit welchen er nach Sabionetta zu ſeiner feierlichen Verbindung fahren wollte.

Orſina. Alſo die? Die ſind bei dem Prinzen? die Braut? und die Mutter der Braut? — Iſt die Braut ſchön?

Marinelli. Dem Prinzen geht ihr Unfall ungemein nahe.

Orſina. Ich will hoffen; auch wenn ſie häßlich wäre. Denn ihr Schickſal iſt ſchrecklich. — Armes, gutes Mädchen, eben da er dein auf immer werden ſollte, wird er dir auf immer entriſſen! — Wer iſt ſie denn, dieſe Braut? Kenn' ich ſie gar? — Ich bin ſo lange aus der Stadt, daß ich von nichts weiß.

Marinelli. Es iſt Emilia Galotti.

Orſina. Wer? — Emilia Galotti? Emilia Galotti? — Marinelli! daß ich dieſe Lüge nicht für Wahrheit nehme!

Marinelli. Wie ſo?

Orſina. Emilia Galotti?

Marinelli. Die Sie ſchwerlich kennen werden —

Orſina. Doch! doch! Wenn es auch nur von heute wäre. — Im Ernſt, Marinelli? Emilia Galotti? — Emilia Galotti wäre die unglückliche Braut, die der Prinz tröſtet?

Marinelli, vor ſich. Sollte ich ihr ſchon zu viel geſagt haben?

Orſina. Und Graf Appiani war der Bräutigam dieſer Braut? der eben erſchoſſene Appiani?

Marinelli. Nicht anders.

Orſina. Bravo! o bravo! bravo! In die Hände ſchlagend.

Marinelli. Wie das?

Orſina. Küſſen möcht' ich den Teufel, der ihn dazu verleitet hat!

Marinelli. Wen? verleitet? wozu?

Orſina. Ja, küſſen, küſſen möcht' ich ihn — Und wenn Sie ſelbſt dieſer Teufel wären, Marinelli.

Marinelli. Gräfin!

Orſina. Kommen Sie her! Sehen Sie mich an! ſteif an! Aug' in Auge!

Marinelli. Nun?

Orſina. Wiſſen Sie nicht, was ich denke?

Marinelli. Wie kann ich das?

Orſina. Haben Sie keinen Antheil daran?

Marinelli. Woran?

Orſina. Schwören Sie! — Nein, ſchwören Sie nicht. Sie möchten eine Sünde mehr begehen — Oder ja; ſchwören Sie nur. Eine Sünde mehr oder weniger für einen, der doch verdammt iſt! — Haben Sie keinen Antheil daran?

Marinelli. Sie erſchrecken mich, Gräfin.

Orſina. Gewiß? — Nun, Marinelli, argwohnt Ihr gutes Herz auch nichts?

Marinelli. Was? worüber?

Orſina. Wohl, — ſo will ich Ihnen etwas vertrauen; — etwas, das Ihnen jedes Haar auf dem Kopfe zu Berge ſträuben ſoll. — Aber hier, ſo nahe an der Thüre, möchte uns Jemand hören. Kommen Sie hieher. — Und! Indem ſie den Finger auf den Mund legt. Hören Sie! ganz in geheim! ganz in geheim! und ihren Mund ſeinem Ohre nähert, als ob ſie ihm zuflüſtern wollte, was ſie aber ſehr laut ihm zuſchreit. Der Prinz iſt ein Mörder!

Marinelli. Gräfin, — Gräfin — ſind Sie ganz von Sinnen?

Orſina. Von Sinnen? Ha! ha! ha! Aus vollem Halſe lachend. Ich bin ſelten oder nie mit meinem Verſtande ſo wohl zufrieden geweſen, als eben jetzt. — Zuverläſſig, Marinelli; — aber es bleibt unter uns — leiſe. der Prinz iſt ein Mörder! des Grafen Appiani Mörder! — Den haben nicht Räuber, den haben Helfershelfer des Prinzen, den hat der Prinz umgebracht!

Marinelli. Wie kann Ihnen ſo eine Abſcheulichkeit in den Mund, in die Gedanken kommen?

Orſina. Wie? — Ganz natürlich. — Mit dieſer Emilia Galotti, — die hier bei ihm iſt, — deren Bräutigam ſo über Hals über Kopf ſich aus der Welt trollen müſſen, — mit dieſer Emilia Galotti hat der Prinz heute morgen in der Halle bei den Dominikanern ein Langes und Breites geſprochen. Das weiß ich; das haben meine Kundſchafter geſehen. Sie haben auch gehört, was er mit ihr geſprochen. — Nun, guter Herr? Bin ich von Sinnen? Ich reime, dächt' ich, doch noch ſo ziemlich zuſammen, was zuſammen gehört. — Oder trifft auch das nur ſo von ungefähr zu? Iſt Ihnen auch das Zufall? O, Marinelli, ſo verſtehen Sie auf die Bosheit der Menſchen ſich eben ſo ſchlecht, als auf die Vorſicht.

Marinelli. Gräfin, Sie würden ſich um den Hals reden —

Orſina. Wenn ich das mehreren ſagte? — Deſto beſſer, deſto beſſer! — Morgen will ich es auf dem Markte ausrufen. — Und wer mir widerſpricht — wer mir widerſpricht, der war des Mörders Spießgeſelle. — Leben Sie wohl. Indem ſie fortgehen will, begegnet ſie an der Thüre dem alten Galotti, der eiligſt hereintritt.

Sechster Auftritt.

Odoardo Galotti. Die Gräfin. Marinelli.

Odoardo Gal. Verzeihen Sie, gnädige Frau —

Orſina. Ich habe hier nichts zu verzeihen. Denn ich habe hier nichts übel zu nehmen — An dieſen Herrn wenden Sie ſich. Ihn nach dem Marinelli weiſend.

Marinelli, indem er ihn erblickt, vor ſich. Nun vollends! der Alte! —

Odoardo. Vergeben Sie, mein Herr, einem Vater, der in der äußerſten Beſtürzung iſt, — daß er ſo unangemeldet hereintritt.

Orſina. Vater? Kehrt wieder um. Der Emilia, ohne Zweifel. — Ha, willkommen!

Odoardo. Ein Bedienter kam mir entgegen geſprengt, mit der Nachricht, daß hierherum die Meinigen in Gefahr wären. Ich fliege herzu und höre, daß der Graf Appiani verwundet worden; daß er nach der Stadt zurückgekehrt; daß meine Frau und Tochter ſich in das Schloß gerettet. — Wo ſind ſie, mein Herr? wo ſind ſie?

Marinelli. Seyn Sie ruhig, Herr Oberſter. Ihrer Gemahlin und Ihrer Tochter iſt nichts Uebles widerfahren; den Schreck ausgenommen. Sie befinden ſich beide wohl. Der Prinz iſt bei ihnen. Ich gehe ſogleich, Sie zu melden.

Odoardo. Warum melden? erſt melden?

Marinelli. Aus Urſachen — von wegen — Von wegen des Prinzen. Sie wiſſen, Herr Oberſter, wie Sie mit dem Prinzen ſtehen. Nicht auf dem freundſchaftlichſten Fuße. So gnädig er ſich gegen Ihre Gemahlin und Tochter bezeigt: — es ſind Damen — wird darum auch Ihr unvermutheter Anblick ihm gelegen ſeyn?

Odoardo. Sie haben Recht, mein Herr; Sie haben Recht.

Marinelli. Aber, gnädige Gräfin, — kann ich vorher die Ehre haben, Sie nach Ihrem Wagen zu begleiten?

Orſina. Nicht doch, nicht doch.

Marinelli, ſie bei der Hand nicht unſanft ergreifend. Erlauben Sie, daß ich meine Schuldigkeit beobachte. —

Orſina. Nur gemach! — Ich erlaſſe Sie deren, mein Herr! Daß doch immer Ihres gleichen Höflichkeit zur Schuldigkeit machen; um was eigentlich ihre Schuldigkeit wäre, als die Nebenſache betreiben zu dürfen! — Dieſen würdigen Mann je eher je lieber zu melden, das iſt Ihre Schuldigkeit.

Marinelli. Vergeſſen Sie, was Ihnen der Prinz ſelbſt befohlen?

Orſina. Er komme und befehle es mir noch einmal. Ich erwarte ihn.

Marinelli, leiſe zu dem Oberſten, den er bei Seite zieht. Mein Herr, ich muß Sie hier mit einer Dame laſſen, die — der — mit deren Verſtande — Sie verſtehen mich. Ich ſage Ihnen dieſes, damit Sie wiſſen, was Sie auf ihre Reden zu geben haben, — deren ſie oft ſehr ſeltſame führt. Am beſten, Sie laſſen ſich mit ihr nicht ins Wort.

Odoardo. Recht wohl. — Eilen Sie nur, mein Herr.

Siebenter Auftritt.

Die Gräfin Orſina. Odoardo Galotti.

Orſina, nach einigem Stillſchweigen, unter welchem ſie den Oberſten mit Mitleid betrachtet, ſo wie er ſie, mit einer flüchtigen Neugierde. Was er Ihnen auch da geſagt hat, unglücklicher Mann! —

Odoardo, halb vor ſich, halb gegen ſie. Unglücklicher?

Orſina. Eine Wahrheit war es gewiß nicht; — am wenigſten eine von denen, die auf Sie warten.

Odoardo. Auf mich warten? — Weiß ich nicht ſchon genug? — Madame! — Aber, reden Sie nur; reden Sie nur.

Orſina. Sie wiſſen nichts.

Odoardo. Nichts?

Orſina. Guter, lieber Vater! — Was gäbe ich darum, wenn Sie auch mein Vater wären! — Verzeihen Sie! die Unglücklichen ketten ſich ſo gern an einander. — Ich wollte treulich Schmerz und Wuth mit Ihnen theilen.

Odoardo. Schmerz und Wuth? Madame! — Aber ich vergeſſe — Reden Sie nur.

Orſina. Wenn es gar Ihre einzige Tochter — Ihr einziges Kind wäre! — Zwar einzig oder nicht. Das unglückliche Kind iſt immer das einzige.

Odoardo. Das unglückliche? — Madame! — Was will ich von ihr? — Doch, bei Gott, ſo ſpricht keine Wahnwitzige!

Orſina. Wahnwitzige? Das war es alſo, was er Ihnen von mir vertraute? — Nun, nun; es mag leicht keine von ſeinen gröbſten Lügen ſeyn. — Ich fühle ſo was! — Und glauben Sie, glauben Sie mir: wer über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren. —

Odoardo. Was ſoll ich denken?

Orſina. Daß Sie mich alſo ja nicht verachten! — Denn auch Sie haben Verſtand, guter Alter; auch Sie. — Ich ſeh es an dieſer entſchloſſenen, ehrwürdigen Miene. Auch Sie haben Verſtand, und es koſtet mich ein Wort, — ſo haben Sie keinen.

Odoardo. Madame! — Madame! — Ich habe ſchon keinen mehr, noch ehe Sie mir dieſes Wort ſagen, wenn Sie mir es nicht bald ſagen. — Sagen Sie es! ſagen Sie es! Oder es iſt nicht wahr, — es iſt nicht wahr, daß Sie von jener guten, unſers Mitleids, unſerer Hochachtung ſo würdigen Gattung der Wahnwitzigen ſind — Sie ſind eine gemeine Thörin. Sie haben nicht, was Sie nie hatten.

Orſina. So merken Sie auf! — Was wiſſen Sie, der Sie ſchon genug wiſſen wollen? Daß Appiani verwundet worden? Nur verwundet? — Appiani iſt todt!

Odoardo. Todt? todt? — Ha, Frau, das iſt wider die Abrede. Sie wollten mich um den Verſtand bringen: und Sie brechen mir das Herz.

Orſina. Das beiher! — Nur weiter. — Der Bräutigam iſt todt: und die Braut — Ihre Tochter — ſchlimmer als todt.

Odoardo. Schlimmer? ſchlimmer als todt? — Aber doch zugleich auch todt? — Denn ich kenne nur Ein Schlimmeres —

Orſina. Nicht zugleich auch todt. Nein, guter Vater, nein! — Sie lebt, ſie lebt. Sie wird nun erſt recht anfangen zu leben. — Ein Leben voll Wonne! das ſchönſte, luſtigſte Schlaraffenleben, — ſo lang es dauert.

Odoardo. Das Wort, Madame; das einzige Wort, das mich um den Verſtand bringen ſoll! Heraus damit! — Schütten Sie nicht Ihren Tropfen Gift in einen Eimer! — Das einzige Wort! geſchwind.

Orſina. Nun da, buchſtabiren Sie es zuſammen! — Des Morgens ſprach der Prinz Ihre Tochter in der Meſſe; des Nachmittags hat er ſie auf ſeinem Luſt — Luſtſchloſſe.

Odoardo. Sprach ſie in der Meſſe? Der Prinz meine Tochter?

Orſina. Mit einer Vertraulichkeit! mit einer Inbrunſt! — Sie hatten nichts Kleines abzureden. Und recht gut, wenn es abgeredet worden; recht gut, wenn Ihre Tochter freiwillig ſich hierher gerettet! Sehen Sie: ſo iſt es doch keine gewaltſame Entführung; ſondern bloß ein kleiner — kleiner Meuchelmord.

Odoardo. Verleumdung! verdammte Verleumdung! Ich kenne meine Tochter. Iſt es Meuchelmord: ſo iſt es auch Entführung. — Blickt wild um ſich, und ſtampft und ſchäumt. Nun, Claudia? Nun, Mütterchen? — Haben wir nicht Freude erlebt! O des gnädigen Prinzen! O der ganz beſondern Ehre!

Orſina. Wirkt es, Alter? wirkt es?

Odoardo. Da ſteh ich nun vor der Höhle des Räubers — indem er den Rock von beiden Seiten auseinander ſchlägt und ſich ohne Gewehr ſieht. Wunder, daß ich aus Eilfertigkeit nicht auch die Hände zurückgelaſſen! — an alle Schubſäcke fühlend, als etwas ſuchend. Nichts! gar nichts! nirgends!

Orſina. Ha, ich verſtehe! — Damit kann ich aushelfen! — Ich hab' einen mitgebracht. Einen Dolch hervorziehend. Da nehmen Sie! nehmen Sie geſchwind, eh uns jemand ſieht! — Auch hätte ich noch etwas, — Gift. Aber Gift iſt nur für uns Weiber, nicht für Männer. — Nehmen Sie ihn! Ihm den Dolch aufdringend. Nehmen Sie!

Odoardo. Ich danke, ich danke. — Liebes Kind, wer wieder ſagt, daß du eine Närrin biſt, der hat es mit mir zu thun.

Orſina. Stecken Sie bei Seite! geſchwind bei Seite! — Mir wird die Gelegenheit verſagt, Gebrauch davon zu machen. Ihnen wird ſie nicht fehlen, dieſe Gelegenheit: und Sie werden ſie ergreifen, die erſte, die beſte, — wenn Sie ein Mann ſind. — Ich, ich bin nur ein Weib: aber ſo kam ich her! feſt entſchloſſen! — Wir, Alter, wir können uns alles vertrauen. Denn wir ſind beide beleidigt, von dem nämlichen Verführer beleidigt. — Ah, wenn Sie wüßten, — wenn Sie wüßten, wie überſchwenglich, wie unausſprechlich, wie unbegreiflich ich von ihm beleidigt worden, und noch werde: — Sie könnten, Sie würden Ihre eigene Beleidigung darüber vergeſſen. — Kennen Sie mich? Ich bin Orſina; die betrogene, verlaſſene Orſina. — Zwar vielleicht nur um Ihre Tochter verlaſſen. — Doch was kann Ihre Tochter dafür? — Bald wird auch ſie verlaſſen ſeyn. — Und dann wieder eine! — Und wieder eine! — Ha! *wie in der Entzückung.* welch eine himmliſche Phantaſie! Wenn wir einmal alle, — wir, das ganze Heer der Verlaſſenen, wir alle, in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir alle ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerriſſen, zerfleiſchten, ſein Eingeweide durchwühlten, — um das Herz zu finden, das der Verräther einer jeden verſprach und keiner gab! Ha! das ſollte ein Tanz werden! das ſollte!

Achter Auftritt.

Claudia Galotti. Die Vorigen.

Claudia, *die im Hereintreten ſich umſieht, und ſobald ſie ihren Gemahl erblickt, auf ihn zufliegt.* Errathen! — Ah, unſer Beſchützer, unſer Retter! Biſt du da, Odoardo? Biſt du da? — Aus ihren Wiſpern, aus ihren Mienen ſchloß ich es. — Was ſoll ich dir ſagen, wenn du noch nichts weißt? — Was ſoll ich dir ſagen, wenn du ſchon alles weißt? — Aber wir ſind unſchuldig. Ich bin unſchuldig. Deine Tochter iſt unſchuldig. Unſchuldig, in allem unſchuldig!

Odoardo, *der ſich bei Erblickung ſeiner Gemahlin zu faſſen geſucht.* Gut, gut. Sey nur ruhig, nur ruhig, — und antworte mir. *Gegen die Orſina.* Nicht Madame, als ob ich noch zweifelte — Iſt der Graf todt?

Claudia. Todt.

Odoardo. Iſt es wahr, daß der Prinz heute Morgen Emilien in der Meſſe geſprochen?

Claudia. Wahr. Aber wenn du wüßteſt, welchen Schreck es ihr verurſacht; in welcher Beſtürzung ſie nach Hauſe kam —

Orſina. Nun? hab ich gelogen?

Odoardo, *mit einem bittern Lachen.* Ich wollt' auch nicht, Sie hätten! Um wie vieles nicht!

Orſina. Bin ich wahnwitzig?

Odoardo, *wild hin und her gehend.* O — noch bin ich es auch nicht. —

Claudia. Du geboteſt mir, ruhig zu ſeyn; und ich bin ruhig. — Beſter Mann, darf auch ich — ich dich bitten —

Odoardo. Was willſt du? Bin ich nicht ruhig? Kann man ruhiger ſeyn, als ich bin? *Sich zwingend.* Weiß es Emilia, daß Appiani todt iſt?

Claudia. Wiſſen kann ſie es nicht. Aber ich fürchte, daß ſie es argwohnet, weil er nicht erſcheint. —

Odoardo. Und ſie jammert und winſelt. —

Claudia. Nicht mehr. — Das iſt vorbei, nach ihrer Art, die du kennſt. Sie iſt die Furchtſamſte und Entſchloſſenſte unſers Geſchlechts. Ihrer erſten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringſten Ueberlegung in alles ſich findend, auf alles gefaßt. Sie hält den Prinzen in einer Entfernung; ſie ſpricht mit ihm in einem Tone — Mache nur, Odoardo, daß wir wegkommen.

Odoardo. Ich bin zu Pferde. — Was zu thun? — Doch, Madame, Sie fahren ja nach der Stadt zurück?

Orſina. Nicht anders.

Odoardo. Hätten Sie wohl die Gewogenheit, meine Frau mit ſich zu nehmen?

Orſina. Warum nicht? Sehr gern.

Odoardo. Claudia, — *ihr die Gräfin bekannt machend.* die Gräfin Orſina; eine Dame von großem Verſtande, meine Freundin, meine Wohlthäterin. — Du mußt mit ihr herein, um uns ſogleich den Wagen heraus zu ſchicken. Emilia darf nicht wieder nach Guaſtalla. Sie ſoll mit mir.

Claudia. Aber — wenn nur — Ich trenne mich ungern von dem Kinde.

Odoardo. Bleibt der Vater nicht in der Nähe? Man wird ihn endlich doch vorlaſſen. Keine Einwendung! — Kommen Sie, gnädige Frau. *Leiſe zu ihr.* Sie werden von mir hören. — Komm, Claudia. *Er führt ſie ab.*

Fünfter Aufzug.

Die Scene bleibt.

Erſter Auftritt.

Marinelli. Der Prinz.

Marinelli. Hier, gnädiger Herr, aus dieſem Fenſter können Sie ihn ſehen. Er geht die Arkade auf und nieder. — Eben biegt er ein; er kömmt. — Nein, er kehrt wieder um — Ganz einig iſt er mit ſich noch nicht. Aber um ein großes ruhiger iſt er, — oder ſcheint er. Für uns gleichviel! — Natürlich! Was ihm auch beide Weiber in den Kopf geſetzt haben, wird er es wagen zu äußern? — Wie Battiſta gehört, ſoll ihm ſeine Frau den Wagen ſogleich herausſenden. Denn er kam zu Pferde. — Geben Sie Acht, wenn er nun vor Ihnen erſcheint, wird er ganz unterthänigſt Eurer Durchlaucht für den gnädigen Schutz danken, den ſeine Familie bei dieſem ſo traurigen Zufalle hier gefunden; wird ſich mit ſammt ſeiner Tochter zu fernerer Gnade empfehlen; wird ſie ruhig nach der Stadt bringen und es in tiefſter Unterwerfung erwarten, welchen weitern Antheil Euer Durchlaucht an ſeinem unglücklichen, lieben Mädchen zu nehmen geruhen wollen.

Der Prinz. Wenn er nun aber ſo zahm nicht iſt? Und ſchwerlich, ſchwerlich wird er es ſeyn. Ich kenne ihn zu gut. — Wenn er höchſtens ſeinen Argwohn erſtickt, ſeine Wuth verbeißt, aber Emilien, anſtatt ſie nach der Stadt zu führen, mit ſich nimmt? bei ſich behält? oder wohl gar in ein Kloſter außer meinem Gebiete verſchließt? Wie dann?

Marinelli. Die fürchtende Liebe ſieht weit. Wahrlich! — Aber er wird ja nicht —

Der Prinz. Wenn er nun aber! Wie dann? Was wird es uns dann helfen, daß der unglückliche Graf ſein Leben darüber verloren?

Marinelli. Wozu dieſer traurige Seitenblick? Vorwärts! denkt der Sieger: es falle neben ihm Feind oder Freund. — Und wenn auch! Wenn er es auch wollte, der alte Neidhart, was Sie von ihm fürchten, Prinz: — *überlegend.* Das geht! Ich hab' es! — Weiter als zum Wollen ſoll er es gewiß nicht bringen. Gewiß nicht! — Aber daß wir ihn nicht aus dem Geſichte verlieren! — *Tritt wieder ans Fenſter.* Bald hätt' er uns überraſcht! Er kömmt. — Laſſen Sie uns ihm noch ausweichen: und hören Sie erſt, Prinz, was wir auf den zu befürchtenden Fall thun müſſen.

Der Prinz *drohend.* Nur, Marinelli! —

Marinelli. Das unſchuldigſte von der Welt!

Zweiter Auftritt.

Odoardo Galotti.

Noch niemand hier? — Gut; ich ſoll noch kälter werden. Es iſt mein Glück. — Nichts verächtlicher, als ein brauſender Jünglingskopf mit grauen Haaren! Ich hab' es mir ſo oft geſagt. Und doch ließ ich mich fortreißen: und von wem? Von einer Eiferſüchtigen; von einer vor Eiferſucht Wahnwitzigen. — Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Laſters zu ſchaffen? Jene allein hab' ich zu retten. — Und deine Sache, — mein Sohn! mein Sohn! — Weinen konnt' ich nie; — und will es nun nicht erſt lernen. — Deine Sache wird ein ganz anderer zu ſeiner machen. Genug für mich, wenn dein Mörder die Frucht ſeines Verbrechens nicht genießt. — Dieß martere ihn mehr, als das Verbrechen! Wenn nun bald ihn Sättigung und Eckel von Lüſten zu Lüſten treiben, ſo vergälle die Erinnerung, dieſe eine Luſt nicht gebüßt zu haben, ihm den Genuß aller! In jedem Traume führe der blutige Bräutigam ihm die Braut vor das Bette; und wann er dennoch den wollüſtigen Arm nach ihr ausſtreckt, ſo höre er plötzlich das Hohngelächter der Hölle und erwache!

Dritter Auftritt.

Marinelli. Odoardo Galotti.

Marinelli. Wo blieben Sie, mein Herr? wo blieben Sie?

Odoardo. War meine Tochter hier?

Marinelli. Nicht ſie; aber der Prinz.

Odoardo. Er verzeihe. — Ich habe die Gräfin begleitet.

Marinelli. Nun?

Odoardo. Die gute Dame!

Marinelli. Und Ihre Gemahlin?

Odoardo. Iſt mit der Gräfin, — um uns den Wagen ſogleich heraus zu ſenden. Der Prinz vergönne nur, daß ich mich ſo lange mit meiner Tochter noch hier verweile.

Marinelli. Wozu dieſe Umſtände? Würde ſich der Prinz nicht ein Vergnügen daraus gemacht haben, ſie beide, Mutter und Tochter, ſelbſt nach der Stadt zu bringen?

Odoardo. Die Tochter wenigſtens würde dieſe Ehre haben verbitten müſſen.

Marinelli. Wie ſo?

Odoardo. Sie ſoll nicht mehr nach Guaſtalla.

Marinelli. Nicht? und warum nicht?

Odoardo. Der Graf iſt todt.

Marinelli. Um ſo viel mehr —

Odoardo. Sie ſoll mit mir.

Marinelli. Mit Ihnen?

Odoardo. Mit mir. Ich ſage Ihnen ja, der Graf iſt todt. — Wenn Sie es noch nicht wiſſen — Was hat ſie nun weiter in Guaſtalla zu thun? — Sie ſoll mit mir.

Marinelli. Allerdings wird der künftige Aufenthalt der Tochter einzig von dem Willen des Vaters abhangen. Nur fürs erſte —

Odoardo. Was fürs erſte?

Marinelli. Werden Sie wohl erlauben müſſen, Herr Oberſter, daß ſie nach Guaſtalla gebracht wird.

Odoardo. Meine Tochter? nach Guaſtalla gebracht wird? und warum?

Marinelli. Warum? Erwägen Sie doch nur —

Odoardo, heftig. Erwägen! erwägen! Ich erwäge, daß hier nichts zu erwägen iſt. — Sie ſoll, ſie muß mit mir.

Marinelli. O, mein Herr, — was brauchen wir uns hierüber zu ereifern? Es kann ſeyn, daß ich mich irre; daß es nicht nöthig iſt, was ich für nöthig halte. — Der Prinz wird es am beſten zu beurtheilen wiſſen. Der Prinz entſcheide. — Ich geh' und hole ihn.

Vierter Auftritt.

Odoardo Galotti.

Wie? — Nimmermehr! — Mir vorſchreiben, wo ſie hin ſoll? — Mir ſie vorenthalten? — Wer will das? Wer darf das? — Der hier alles darf, was er will? Gut, gut, ſo ſoll er ſehen, wie viel auch ich darf, ob ich es ſchon nicht dürfte! Kurzſichtiger Wütherich! Mit dir will ich es wohl aufnehmen. Wer kein Geſetz achtet, iſt eben ſo mächtig als wer kein Geſetz hat. Das weißt du nicht? Komm an! komm an! — — Aber ſieh da! Schon wieder, ſchon wieder rennt der Zorn mit dem Verſtande davon. — Was will ich? Erſt müßt' es doch geſchehen ſeyn, worüber ich tobe. Was plaudert nicht eine Hofſchranze! Und hätte ich ihn doch nur plaudern laſſen! Hätte ich ſeinen Vorwand, warum ſie wieder nach Guaſtalla ſoll, doch nur angehört! — So könnte ich mich jetzt auf eine Antwort gefaßt machen. — Zwar auf welchen kann mir eine fehlen? — Sollte ſie mir aber fehlen; ſollte ſie — Man kömmt. Ruhig, alter Knabe, ruhig!

Fünfter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Odoardo Galotti.

Der Prinz. Ah, mein lieber, rechtſchaffener Galotti, — ſo etwas muß auch geſchehen, wenn ich Sie bei mir ſehen ſoll. Um ein Geringeres thun Sie es nicht. Doch keine Vorwürfe!

Odoardo. Gnädiger Herr, ich halte es in allen Fällen für unanſtändig, ſich zu ſeinem Fürſten zu drängen. Wen er kennt, den wird er fordern laſſen, wenn er ſeiner bedarf. Selbſt jetzt bitte ich um Verzeihung —

Der Prinz. Wie manchem andern wollte ich dieſe ſtolze Beſcheidenheit wünſchen! — Doch zur Sache. Sie werden begierig ſeyn, Ihre Tochter zu ſehen. Sie iſt in neuer Unruhe wegen der plötzlichen Entfernung einer ſo zärtlichen Mutter. — Wozu auch dieſe Entfernung? Ich wartete nur, daß die liebenswürdige Emilie ſich völlig erholt hätte, um beide im Triumphe nach der Stadt zu bringen. Sie haben mir dieſen Triumph um die Hälfte verkümmert; aber ganz werde ich mir ihn nicht nehmen laſſen.

Odoardo. Zuviel Gnade! — Erlauben Sie, Prinz, daß ich meinem unglücklichen Kinde alle die mannichfaltigen Kränkungen erſpare, die Freund und Feind, Mitleid und Schadenfreude in Guaſtalla für ſie bereit halten.

Der Prinz. Um die ſüßen Kränkungen des Freundes und des Mitleids, würde es Grauſamkeit ſeyn, ſie zu bringen. Daß aber die Kränkungen des Feindes und der Schadenfreude ſie nicht erreichen ſollen, dafür, lieber Galotti, laſſen Sie mich ſorgen.

Odoardo. Prinz, die väterliche Liebe theilt ihre Sorge nicht gern. — Ich denke, ich weiß es, was meiner Tochter in ihren jetzigen Umſtänden einzig zieme. — Entfernung aus der Welt; — ein Kloſter, — ſobald als möglich.

Der Prinz. Ein Kloſter?

Odoardo. Bis dahin weine ſie unter den Augen ihres Vaters.

Der Prinz. So viel Schönheit ſoll in einem Kloſter verblühen? — Darf eine einzige fehlgeſchlagene Hoffnung uns gegen die Welt ſo unverſöhnlich machen? — Doch allerdings: dem Vater hat niemand einzureden. Bringen Sie Ihre Tochter, Galotti, wohin Sie wollen.

Odoardo gegen Marinelli. Nun, mein Herr?

Marinelli. Wenn Sie mich ſogar auffordern! —

Odoardo. O mit nichten, mit nichten.

Der Prinz. Was haben Sie beide?

Odoardo. Nichts, gnädiger Herr, nichts. — Wir erwägen bloß, welcher von uns ſich in Ihnen geirrt hat.

Der Prinz. Wie ſo? — Reden Sie, Marinelli.

Marinelli. Es geht mir nahe, der Gnade meines Fürſten in den Weg zu treten. Doch wenn die Freundſchaft gebietet, vor allem in ihm den Richter aufzufordern —

Der Prinz. Welche Freundſchaft? —

Marinelli. Sie wiſſen, gnädiger Herr, wie ſehr ich den Grafen Appiani liebte; wie ſehr unſer beider Seelen in einander verwebt ſchienen —

Odoardo. Das wiſſen Sie, Prinz? So wiſſen Sie es wahrlich allein.

Marinelli. Von ihm ſelbſt zu ſeinem Rächer beſtellt —

Odoardo. Sie?

Marinelli. Fragen Sie nur Ihre Gemahlin. Marinelli, der Name Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen; und in einem Tone! in einem Tone! — Daß er mir nie aus dem Gehöre komme dieſer ſchreckliche Ton, wenn ich nicht alles anwende, daß ſeine Mörder entdeckt und beſtraft werden!

Der Prinz. Rechnen Sie auf meine kräftigſte Mitwirkung.

Odoardo. Und meine heißeſten Wünſche! — Gut, gut! — Aber was weiter?

Der Prinz. Das frag' ich, Marinelli.

Mari lli. Man hat Verdacht, daß es nicht Räuber gewe velche den Grafen angefallen.

Odo bedenklich. Nicht? wirklich nicht?

Ma . Daß ein Nebenbuhler ihn aus dem Wege aſſen.

O bitter. Ei! Ein Nebenbuhler?

M i. Nicht anders.

O . Nun dann, — Gott verdamm' ihn, den me iſchen Buben!

li. Ein Nebenbuhler, und ein begünſtig er —

Odoardo. Was? ein begünſtigter? — Was ſagen Sie?

Marinelli. Nichts, als was das Gerücht verbreitet.

Odoardo. Ein begünſtigter? von meiner Tochter begünſtigt?

Marinelli. Das iſt gewiß nicht. Das kann nicht ſeyn. Dem widerſprech' ich, trotz Ihnen. — Aber bei dem allen, gnädiger Herr, — denn das gegründetſte Vorurtheil wiegt auf der Wage der Gerechtigkeit ſo viel als nichts; — bei dem allen wird man doch nicht umhin können, die ſchöne Unglückliche darüber zu vernehmen.

Der Prinz. Ja wohl, allerdings.

Marinelli. Und wo anders? wo kann das anders geſchehen, als in Guaſtalla?

Der Prinz. Da haben Sie Recht, Marinelli; da haben Sie Recht. — Ja ſo; das verändert die Sache, lieber Galotti. Nicht wahr? Sie ſehen ſelbſt —

Odoardo. O ja, ich ſehe — Ich ſehe, was ich ſehe. — Gott! Gott!

Der Prinz. Was iſt Ihnen? was haben Sie mit ſich?

Odoardo. Daß ich es nicht vorausgeſehen, was ich da ſehe. Das ärgert mich, weiter nichts. — Nun ja; ſie ſoll wieder nach Guaſtalla. Ich will ſie wieder zu ihrer Mutter bringen; und bis die ſtrengſte Unterſuchung ſie freigeſprochen, will ich ſelbſt aus Guaſtalla nicht weichen. Denn wer weiß, — mit einem bittern Lachen wer weiß, ob die Gerechtigkeit nicht auch nöthig findet, mich zu vernehmen.

Marinelli. Sehr möglich! In ſolchen Fällen thut die Gerechtigkeit lieber zu viel, als zu wenig. — Daher fürchte ich ſogar —

Der Prinz. Was? was fürchten Sie?

Marinelli. Man werde vor der Hand nicht verſtatten können, daß Mutter und Tochter ſich ſprechen.

Odoardo. Sich nicht ſprechen?

Marinelli. Man werde genöthigt ſeyn, Mutter und Tochter zu trennen.

Odoardo. Mutter und Tochter zu trennen?

Marinelli. Mutter und Tochter und Vater. Die Form des Verhörs erfordert dieſe Vorſichtigkeit ſchlechterdings. Und es thut mir leid, gnädiger Herr, daß ich mich gezwungen ſehe, ausdrücklich darauf anzutragen, wenigſtens Emilien in eine beſondere Verwahrung zu bringen.

Odoardo. Beſondere Verwahrung? — Prinz! Prinz! — Doch ja, freilich, freilich! Ganz recht: in eine beſondere Verwahrung! Nicht, Prinz? nicht? — O wie fein die Gerechtigkeit iſt! Vortrefflich! fährt ſchnell nach dem Schubſacke, in welchem er den Dolch hat.

Der Prinz, ſchmeichelnd auf ihn zutretend. Faſſen Sie ſich, lieber Galotti —

Odoardo, bei Seite, indem er die Hand leer wieder herauszieht. Das ſprach ſein Engel!

Der Prinz. Sie ſind irrig; Sie verſtehen ihn nicht. Sie denken bei dem Worte Verwahrung wohl gar an Gefängniß und Kerker.

Odoardo. Laſſen Sie mich daran denken: und ich bin ruhig!

Der Prinz. Kein Wort von Gefängniß, Marinelli! Hier iſt die Strenge der Geſetze mit der Achtung gegen unbeſcholtene Tugend leicht zu vereinigen. Wenn Emilia in beſondere Verwahrung gebracht werden muß: ſo weiß ich ſchon — die allweranſtändigſte. Das Haus meines Kanzlers. — Keinen Widerſpruch, Marinelli! — Da will ich ſie ſelbſt hinbringen. Da will ich ſie der Aufſicht einer der würdigſten Damen übergeben. Die ſoll mir für ſie bürgen, haften. — Sie gehen zu weit, Marinelli, wirklich zu weit, wenn Sie mehr verlangen. — Sie kennen doch, Galotti, meinen Kanzler Grimaldi und ſeine Gemahlin?

Odoardo. Was ſollt' ich nicht? Sogar die liebenswürdigen Töchter dieſes edeln Paares kenn' ich. Wer kennt ſie nicht? — zu Marinelli. Nein, mein Herr, geben Sie das nicht zu. Wenn Emilia verwahrt werden muß, ſo müſſe ſie in dem tiefſten Kerker verwahrt werden. Dringen Sie darauf, ich bitte Sie. — Ich Thor, mit meiner Bitte! Ich alter Geck! — Ja wohl hat ſie Recht, die gute Sibylle: Wer über gewiſſe Dinge ſeinen Verſtand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren!

Der Prinz. Ich verſtehe Sie nicht. — Lieber Galotti, was kann ich mehr thun? — Laſſen Sie es dabei: ich bitte Sie. — Ja, ja, in das Haus meines Kanzlers! Da ſoll ſie hin; da bring' ich ſie ſelbſt hin; und wenn ihr da nicht mit der äußerſten Achtung begegnet wird, ſo hat mein Wort nichts gegolten. Aber ſorgen Sie nicht. — Dabei bleibt es! Dabei bleibt es! — Sie ſelbſt, Galotti, mit ſich, können es halten, wie Sie wollen. Sie können uns nach Guaſtalla folgen; Sie können nach Sabionetta zurückkehren, wie Sie wollen. Es wäre lächerlich, Ihnen vorzuſchreiben. — Und nun, auf Wiederſehen, lieber Galotti! — Kommen Sie, Marinelli: es wird ſpät.

Odoardo, der in tiefen Gedanken geſtanden. Wie? ſo ſoll ich ſie gar nicht ſprechen meine Tochter? Auch hier nicht? — Ich laſſe mir ja alles gefallen; ich finde ja alles ganz vortrefflich. Das Haus eines Kanzlers iſt natürlicher Weiſe eine Freiſtatt der Tugend. O, gnädiger Herr, bringen Sie ja meine Tochter dahin; nirgends anders als dahin. — Aber ſprechen wollt' ich ſie doch gern vorher. Der Tod des Grafen iſt ihr noch unbekannt. Sie wird nicht begreifen können, warum man ſie von ihren Eltern trennt. Ihr jenen auf gute Art beizubringen; ſie dieſer Trennung wegen zu beruhigen: — muß ich ſie ſprechen, gnädiger Herr, muß ich ſie ſprechen.

Der Prinz. So kommen Sie denn —

Odoardo. O, die Tochter kann auch wohl zu dem Vater kommen. — Hier, unter vier Augen, bin ich gleich mit ihr fertig. Senden Sie mir ſie nur, gnädiger Herr.

Der Prinz. Auch das! — O Galotti, wenn Sie mein Freund, mein Führer, mein Vater ſeyn wollten!

Der Prinz und Marinelli gehen ab.

Sechster Auftritt.

Odoardo Galotti ihm nachſehend, nach einer Pauſe.

Warum nicht? — Herzlich gern. — Ha! ha! ha! — Blickt wild umher. Wer lacht da? Bei Gott, ich glaub, ich war es ſelbſt. — Schon recht! Luſtig, luſtig! Das Spiel geht zu Ende. So, oder ſo! — Aber — Pauſe wenn Sie mit ihm ſich verſtünde? Wenn es das alltägliche Poſſenſpiel wäre? Wenn ſie es nicht werth wäre, was ich für ſie thun will? — Pauſe. Für ſie thun will? Was will ich denn für ſie thun? — Hab ich das Herz, es mir zu ſagen? — Da denk ich ſo was. So was, was ſich nur denken läßt. — Gräßlich! Fort, fort! Ich will ſie nicht erwarten. Nein! — Gegen den Himmel. Wer ſie unſchuldig in dieſen Abgrund geſtürzt hat, der ziehe ſie wieder heraus. Was braucht er meine Hand dazu? Fort! Er will gehen und ſieht Emilien kommen. Zu ſpät! Ah! er will meine Hand, er will ſie!

Siebenter Auftritt.

Emilia. Odoardo.

Emilia. Wie? Sie hier, mein Vater? — Und nur Sie? — Und meine Mutter? nicht hier? — Und der Graf? nicht hier? — Und Sie ſo unruhig, mein Vater?

Odoardo. Und du ſo ruhig, meine Tochter? —

Emilia. Warum nicht, mein Vater? — Entweder iſt nichts verloren, oder alles. Ruhig ſeyn können und ruhig ſeyn müſſen, kömmt es nicht auf eines?

Odoardo. Aber, was meinſt du, daß der Fall iſt?

Emilia. Daß alles verloren iſt; — und daß wir wohl ruhig ſeyn müſſen, mein Vater.

Odoardo. Und du wärſt ruhig, weil du ruhig ſeyn mußt? — Wer biſt du? Ein Mädchen? und meine Tochter? So ſollte der Mann, und der Vater ſich wohl vor dir ſchämen? — Aber laß doch hören: was nennſt du, alles verloren? — daß der Graf todt iſt?

Emilia. Und warum er todt iſt! Warum! Ha, ſo iſt es wahr, mein Vater? So iſt ſie wahr die ganze ſchreckliche Geſchichte, die ich in dem naſſen und wilden Auge meiner Mutter las? — Wo iſt meine Mutter? Wo iſt ſie hin, mein Vater?

Odoardo. Voraus; — wenn wir anders ihr nachkommen.

Emilia. Je eher, je beſſer. Denn wenn der Graf todt iſt, wenn er darum todt iſt — darum was verweilen wir noch hier? Laſſen Sie uns fliehen, mein Vater!

Odoardo. Fliehen! — Was hätt' es dann für Noth? — Du biſt, du bleibſt in den Händen deines Räubers.

Emilia. Ich bleibe in ſeinen Händen?

Odoardo. Und allein; ohne deine Mutter, ohne mich.

Emilia. Ich allein in ſeinen Händen? — Nimmermehr, mein Vater. — Oder Sie ſind nicht mein Vater. — Ich allein in ſeinen Händen? — Gut, laſſen Sie mich nur; laſſen Sie mich nur. — Ich will doch ſehn, wer mich hält, — wer mich zwingt, — wer der Menſch iſt, der einen Menſchen zwingen kann.

Odoardo. Ich meine, du biſt ruhig, mein Kind.

Emilia. Das bin ich. Aber was nennen Sie ruhig ſeyn? Die Hände in den Schooß legen? Leiden, was man nicht ſollte? Dulden, was man nicht dürfte?

Odoardo. Ha! wenn du ſo denkſt! — Laß dich umarmen, meine Tochter! — Ich hab' es immer geſagt: Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meiſterſtücke machen. Aber ſie vergriff ſich im Thone, ſie nahm ihn zu fein. Sonſt iſt alles beſſer an Euch, als an uns. — Ha, wenn das deine Ruhe iſt, ſo habe ich meine in ihr wieder gefunden! Laß dich umarmen, meine Tochter! — Denke nur: unter dem Vorwande einer gerichtlichen Unterſuchung, — o des hölliſchen Gaukelſpiels! — reißt er dich aus unſern Armen, und bringt dich zur Grimaldi.

Emilia. Reißt mich? bringt mich? — Will mich reißen, will mich bringen: will! will! — Als ob wir, wir keinen Willen hätten, mein Vater!

Odoardo. Ich ward auch ſo wüthend, daß ich ſchon nach dieſem Dolche griff, ihn herausziehend, um einen von beiden — beiden! — das Herz zu durchſtoßen.

Emilia. Um des Himmels willen nicht, mein Vater! — Dieſes Leben iſt alles, was die Laſterhaften haben. — Mir, mein Vater, mir geben Sie dieſen Dolch.

Odoardo. Kind, es iſt keine Haarnadel.

Emilia. So werde die Haarnadel zum Dolche! — Gleich viel.

Odoardo. Was? Dahin wär' es gekommen? Nicht doch; nicht doch! Beſinne dich. — Auch du haſt nur Ein Leben zu verlieren.

Emilia. Und nur Eine Unſchuld!

Odoardo. Die über alle Gewalt erhaben iſt. —

Emilia. Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, iſt nichts; Verführung iſt die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; ſo jugendliches, ſo warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne ſind Sinne. Ich ſtehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es iſt das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob ſich ſo mancher Tumult in meiner Seele, den die ſtrengſten Uebungen der Religion kaum in Wochen beſänftigen konnten. — Der Religion! Und welcher Religion? — Nichts Schlimmers zu vermeiden, ſprangen Tauſende in die Fluthen und ſind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir dieſen Dolch.

Odoardo. Und wenn du ihn kennteſt, dieſen Dolch! —

Emilia. Wenn ich ihn auch nicht kenne! — Ein unbekannter Freund iſt auch ein Freund. — Geben Sie mir ihn, mein Vater; geben Sie mir ihn.

Odoardo. Wenn ich dir ihn nun gebe — da! Giebt ihr ihn.

Emilia. Und da! Im Begriffe ſich damit zu durchſtoßen, reißt der Vater ihr ihn wieder aus der Hand.

Odoardo. Sieh, wie raſch! Nein, das iſt nicht für deine Hand.

Emilia. Es iſt wahr, mit einer Haarnadel ſoll ich — Sie fährt mit der Hand nach dem Haare, eine zu ſuchen, und bekommt die Roſe zu faſſen. Du noch hier? — Herunter mit dir! du gehörſt nicht in das Haar Einer, — wie mein Vater will, daß ich werden ſoll!

Odoardo. O, meine Tochter! —

Emilia. O, mein Vater, wenn ich Sie erriethe! — Doch nein; das wollen Sie auch nicht. Warum zauderten Sie ſonſt? — In einem bittern Tone, während daß ſie die Roſe zerpflückt. Ehedem wohl gab es einen Vater, der ſeine Tochter von der Schande zu retten, ihr den erſten den beſten Stahl in das Herz ſenkte — ihr zum zweiten das Leben gab. Aber alle ſolche Thaten ſind von ehedem! Solcher Väter giebt es keine mehr!

Odoardo. Doch, meine Tochter! doch! Indem er ſie durchſticht. — Gott, was hab' ich gethan! Sie will ſinken und er faßt ſie in ſeine Arme.

Emilia. Eine Roſe gebrochen, ehe der Sturm ſie entblättert. — Laſſen Sie mich ſie küſſen, dieſe väterliche Hand.

Achter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Die Vorigen.

Der Prinz, im Hereintreten. Was iſt das? — Iſt Emilien nicht wohl?

Odoardo. Sehr wohl, ſehr wohl!

Der Prinz, indem er näher kommt. Was ſeh' ich? — Entſetzen!

Marinelli. Weh mir!

Der Prinz. Grauſamer Vater, was haben Sie gethan!

Odoardo. Eine Roſe gebrochen, ehe der Sturm ſie entblättert. — War es nicht ſo, meine Tochter?

Emilia. Nicht Sie, mein Vater — Ich ſelbſt — ich ſelbſt —

Odoardo. Nicht du, meine Tochter; — nicht du! — Gehe mit keiner Unwahrheit aus der Welt. Nicht du, meine Tochter! Dein Vater, dein unglücklicher Vater!

Emilia. Ah — mein Vater — Sie ſtirbt und er legt ſie ſanft auf den Boden.

Odoardo. Zieh hin! — Nun da, Prinz! Gefällt ſie Ihnen noch? Reizt ſie noch Ihre Lüſte? Noch, in dieſem Blute, das wider Sie um Rache ſchreit? Nach einer Pauſe. Aber Sie erwarten, wo das alles hinaus ſoll? Sie erwarten vielleicht, daß ich den Stahl wider mich ſelbſt kehren werde, um meine That wie eine ſchaale Tragödie zu beſchließen? — Sie irren ſich. Hier! Indem er ihm den Dolch vor die Füße wirft. Hier liegt er, der blutige Zeuge meines Verbrechens! Ich gehe und liefere mich ſelbſt in das Gefängniß. Ich gehe, und erwarte Sie, als Richter — Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unſer aller!

Der Prinz, nach einigem Stillſchweigen, unter welchem er den Körper mit Entſetzen und Verzweiflung betrachtet, zu Marinelli. Hier! heb' ihn auf. — Nun? du bedenkſt dich? — Elender! — Indem er ihm den Dolch aus der Hand reißt. Nein, dein Blut ſoll mit dieſem Blute ſich nicht miſchen. — Geh, dich auf ewig zu verbergen! — Geh! ſag' ich. — Gott! Gott! — Iſt es zum Unglücke ſo mancher nicht genug, daß Fürſten Menſchen ſind; müſſen ſich auch noch Teufel in ihren Freund verſtellen?

Ankündigung Nathans des Weiſen.

Da man durchaus will, daß ich auf einmal von einer Arbeit feiern ſoll, die ich mit derjenigen frommen Verſchlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der ſie allein glücklich zu betreiben iſt; ſo führt mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatraliſchen Verſuche in die Hände, von dem ich ſehe, daß er ſchon längſt die letzte Feile verdient hätte. Nun wird man glauben, daß ihm dieſe zu geben, ich wohl keine unſchicklichere Augenblicke hätte abwarten können, als Augenblicke des Verdruſſes, in welchen man immer gern vergeſſen möchte, wie die Welt wirklich iſt. Aber mit nichten: die Welt, wie ich mir ſie denke, iſt eine eben ſo natürliche Welt, und es mag an der Vorſehung wohl nicht allein liegen, daß ſie nicht eben ſo wirklich iſt.

Dieſer Verſuch iſt von einer etwas ungewöhnlichen Art, und heißt: Nathan der Weiſe, in fünf Aufzügen. Ich kann von dem nähern Inhalte nichts ſagen: genug, daß er einer dramatiſchen Bearbeitung höchſt würdig iſt, und ich alles thun werde, mit dieſer Bearbeitung ſelbſt zufrieden zu ſeyn.

Iſt nun das deutſche Publicum darauf begierig, ſo muß ich ihm den Weg der Subſcription vorſchlagen. Nicht, weil ich mit einem einzigen von den Buchhändlern, mit welchen ich noch bisher zu thun gehabt habe, unzufrieden zu ſeyn Urſache hätte; ſondern aus andern Gründen.

Meine Freunde, die in Deutſchland zerſtreut ſind, werden hiermit erſucht, dieſe Subſcription anzunehmen und zu befördern. Wenn ſie mir gegen Weihnachten dieſes Jahrs wiſſen laſſen, wie weit ſie damit gekommen ſind, ſo kann ich um dieſe Zeit anfangen laſſen zu drucken. Das Quantum der Subſcription wird kaum einen Gulden betragen: den Bogen zu einem Groſchen gerechnet, und ſo gedruckt, wie meine übrigen dramatiſchen Werke bei Voß gedruckt ſind. Wolfenbüttel, den 8. Auguſt 1778.

Gotthold Ephraim Leſſing.

Nathan der Weiſe.

Ein dramatiſches Gedicht in fünf Aufzügen.

Introite, nam et heic Dii sunt!
APVD GELLIVM.

1779.

Perſonen.

- **Sultan Saladin.**
- **Sittah**, deſſen Schweſter.
- **Nathan**, ein reicher Jude in Jeruſalem.
- **Recha**, deſſen angenommene Tochter.
- **Daja**, eine Chriſtin, aber in dem Hauſe des Juden, als Geſellſchafterin der Recha.
- **Ein junger Tempelherr.**
- **Ein Derwiſch.**
- **Der Patriarch von Jeruſalem.**
- **Ein Kloſterbruder.**
- **Ein Emir** nebſt verſchiedenen **Mameluken** des Saladin.

Die Scene iſt in Jeruſalem.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Scene: Flur in Nathans Hauſe.

Nathan von der Reiſe kommend. **Daja** ihm entgegen.

Daja.

Er iſt es! Nathan! — Gott ſey ewig Dank,
Daß Ihr doch endlich einmal wiederkommt.

Nathan.

Ja, Daja; Gott ſey Dank! Doch warum endlich?
Hab' ich denn eher wieder kommen wollen?
Und wieder kommen können? Babylon
Iſt von Jeruſalem, wie ich den Weg,
Seit ab bald rechts, bald links, zu nehmen bin
Genöthigt worden, gut zweihundert Meilen;
Und Schulden einkaſſiren, iſt gewiß
Auch kein Geſchäft, das merklich fördert, das
So von der Hand ſich ſchlagen läßt.

Daja.

O Nathan,
Wie elend, elend hättet Ihr indeß
Hier werden können! Euer Haus . . .

Nathan.

Das brannte.
So hab' ich ſchon vernommen. — Gebe Gott,
Daß ich nur alles ſchon vernommen habe!

Daja.

Und wäre leicht von Grund aus abgebrannt.

Nathan.
Dann, Daja, hätten wir ein neues uns
Gebaut, und ein bequemeres.
Daja.
Schon wahr! —
Doch Recha wär' bei einem Haare mit
Verbrannt.
Nathan.
Verbrannt? Wer? meine Recha? ſie? —
Das hab' ich nicht gehört. — Nun denn! So hätte
Ich keines Hauſes mehr bedurft. — Verbrannt
Bei einem Haare! — Ha! ſie iſt es wohl!
Iſt wirklich wohl verbrannt! — Sag' nur heraus!
Heraus nur! — Tödte mich: und martre mich
Nicht länger. — Ja, ſie iſt verbrannt.
Daja.
Wenn ſie
Es wäre, würdet Ihr von mir es hören?
Nathan.
Warum erſchreckeſt du mich denn? — O Recha!
O meine Recha!
Daja.
Eure? Eure Recha?
Nathan.
Wenn ich mich wieder je entwöhnen müßte,
Dieß Kind mein Kind zu nennen!
Daja.
Nennt Ihr alles,
Was Ihr beſitzt, mit eben ſo viel Rechte
Das Eure?
Nathan.
Nichts mit größerm! Alles, was
Ich ſonſt beſitze, hat Natur und Glück
Mir zugetheilt. Dieß Eigenthum allein
Dank' ich der Tugend.
Daja.
O wie theuer laßt
Ihr Eure Güte, Nathan, mich bezahlen!
Wenn Güt', in ſolcher Abſicht ausgeübt,
Noch Güte heißen kann!
Nathan.
In ſolcher Abſicht?
In welcher?
Daja.
Mein Gewiſſen . . .
Nathan.
Daja, laß
Vor allen Dingen dir erzählen . . .
Daja.
Mein
Gewiſſen, ſag' ich . . .
Nathan.
Was in Babylon
Für einen ſchönen Stoff ich dir gekauft.
So reich, und mit Geſchmack ſo reich! Ich bringe
Für Recha ſelbſt kaum einen ſchönern mit.
Daja.
Was hilft's? Denn mein Gewiſſen, muß ich Euch
Nur ſagen, läßt ſich länger nicht betäuben.
Nathan.
Und wie die Spangen, wie die Ohrgehenke,
Wie Ring und Kette dir gefallen werden,
Die in Damaskus ich dir ausgeſucht:
Verlanget mich zu ſehn.
Daja.
So ſeyd Ihr nun!
Wenn Ihr nur ſchenken könnt! nur ſchenken könnt!
Nathan.
Nimm du ſo gern, als ich dir geb': — und ſchweig!
Daja.
Und ſchweig! Wer zweifelt, Nathan, daß Ihr nicht
Die Ehrlichkeit, die Großmuth ſelber ſeyd?
Und doch . . .
Nathan.
Doch bin ich nur ein Jude. — Gelt,
Das willſt du ſagen?
Daja.
Was ich ſagen will,
Das wißt Ihr beſſer.
Nathan.
Nun ſo ſchweig!
Daja.
Ich ſchweige.
Was Sträfliches vor Gott hierbei geſchieht,
Und ich nicht hindern kann, nicht ändern kann, —
Nicht kann, — komm' über Euch!
Nathan.
Komm' über mich! —
Wo aber iſt ſie denn? wo bleibt ſie? — Daja,
Wenn du mich hintergehſt! — Weiß ſie es denn,
Daß ich gekommen bin?
Daja.
Das frag' ich Euch!
Noch zittert ihr der Schreck durch jede Nerve.
Noch malet Feuer ihre Phantaſie
Zu allem, was ſie malt. Im Schlafe wacht,
Im Wachen ſchläft ihr Geiſt: bald weniger
Als Thier, bald mehr als Engel.
Nathan.
Armes Kind!
Was ſind wir Menſchen!
Daja.
Dieſen Morgen lag
Sie lange mit verſchloßnem Aug', und war
Wie todt. Schnell fuhr ſie auf, und rief: „Horch! horch!
Da kommen die Kameele meines Vaters!
Horch! ſeine ſanfte Stimme ſelbſt!" — Indem
Brach ſich ihr Auge wieder: und ihr Haupt,
Dem ſeines Armes Stütze ſich entzog,
Stürzt' auf das Kiſſen. — Ich, zur Pfort' hinaus!
Und ſieh: da kommt Ihr wahrlich! kommt Ihr wahrlich!
Was Wunder! Ihre ganze Seele war
Die Zeit her nur bei Euch — und ihm. —
Nathan.
Bei ihm?
Bei welchem ihm?
Daja.
Bei ihm, der aus dem Feuer
Sie rettete.
Nathan.
Wer war das? wer? — Wo iſt er?
Wer rettete mir meine Recha? wer?
Daja.
Ein junger Tempelherr, den, wenig Tage
Zuvor, man hier gefangen eingebracht,
Und Saladin begnadigt hatte.
Nathan.
Wie?
Ein Tempelherr, dem Sultan Saladin
Das Leben ließ? Durch ein gering'res Wunder
War Recha nicht zu retten? Gott!
Daja.
Ohn' ihn,
Der ſeinen unvermutheten Gewinnſt
Friſch wieder wagte, war es aus mit ihr.
Nathan.
Wo iſt er, Daja, dieſer edle Mann? —
Wo iſt er? Führe mich zu ſeinen Füßen.
Ihr gabt ihm doch fürs erſte, was an Schätzen

Ich euch gelaſſen hatte? gabt ihm alles?
Verſpracht ihm mehr? weit mehr?
Daja.
Wie konnten wir?
Nathan.
Nicht? nicht?
Daja.
Er kam, und niemand weiß, woher.
Er ging, und niemand weiß, wohin. — Ohn' alle
Des Hauſes Kundſchaft, nur von ſeinem Ohr
Geleitet, drang, mit vorgeſpreiztem Mantel,
Er kühn durch Flamm' und Rauch der Stimme nach,
Die uns um Hülfe rief. Schon hielten wir
Ihn für verloren, als aus Rauch und Flamme
Mit eins er vor uns ſtand, im ſtarken Arm
Empor ſie tragend. Kalt und ungerührt
Vom Jauchzen unſers Danks, ſetzt ſeine Beute
Er nieder, drängt ſich unters Volk und iſt —
Verſchwunden!
Nathan.
Nicht auf immer, will ich hoffen.
Daja.
Nachher die erſten Tage ſahen wir
Ihn unter Palmen auf und nieder wandeln,
Die dort des Auferſtandnen Grab umſchatten.
Ich nahte mich ihm mit Entzücken, dankte,
Erhob, entbot, beſchwor, — nur einmal noch
Die fromme Creatur zu ſehen, die
Nicht ruhen könne, bis ſie ihren Dank
Zu ſeinen Füßen ausgeweinet.
Nathan.
Nun?
Daja.
Umſonſt! Er war zu unſrer Bitte taub;
Und goß ſo bittern Spott auf mich beſonders . . .
Nathan.
Bis dadurch abgeſchreckt . . .
Daja.
Nichts weniger!
Ich trat ihn jeden Tag von neuem an;
Ließ jeden Tag von neuem mich verhöhnen.
Was litt ich nicht von ihm! Was hätt' ich nicht
Noch gern ertragen! — Aber lange ſchon
Kömmt er nicht mehr, die Palmen zu beſuchen,
Die unſers Auferſtandnen Grab umſchatten;
Und niemand weiß, wo er geblieben iſt. —
Ihr ſtaunt? Ihr ſinnt?
Nathan.
Ich überdenke mir,
Was das auf einen Geiſt, wie Recha's, wohl
Für Eindruck machen muß. Sich ſo verſchmäht
Von dem zu finden, den man hochzuſchätzen
Sich ſo gezwungen fühlt; ſo weggeſtoßen,
Und doch ſo angezogen werden! — Traun,
Da müſſen Herz und Kopf ſich lange zanken,
Ob Menſchenhaß, ob Schwermuth ſiegen ſoll.
Oft ſiegt auch keines; und die Phantaſie,
Die in den Streit ſich mengt, macht Schwärmer,
Bei welchen bald der Kopf das Herz, und bald
Das Herz den Kopf muß ſpielen. - Schlimmer Tauſch! —
Das letztere, verkenn' ich Recha nicht,
Iſt Recha's Fall: ſie ſchwärmt.
Daja.
Allein ſo fromm,
So liebenswürdig!
Nathan.
Iſt doch auch geſchwärmt!
Daja.
Vornehmlich eine — Grille, wenn Ihr wollt,
Iſt ihr ſehr werth. Es ſey ihr Tempelherr
Kein irdiſcher und keines irdiſchen;
Der Engel einer, deren Schutze ſich
Ihr kleines Herz, von Kindheit auf, ſo gern
Vertrauet glaubte, ſey aus einer Wolke,
In die er ſonſt verhüllt, auch noch im Feuer,
Um ſie geſchwebt, mit eins als Tempelherr
Hervorgetreten. — Lächelt nicht! — Wer weiß?
Laßt lächelnd wenigſtens ihr einen Wahn,
In dem ſich Jud' und Chriſt und Muſelmann
Vereinigen, — ſo einen ſüßen Wahn!
Nathan.
Auch mir ſo ſüß! — Geh, wackre Daja, geh;
Sieh, was ſie macht; ob ich ſie ſprechen kann. —
Sodann ſuch' ich den wilden, launigen
Schutzengel auf. Und wenn ihm noch beliebt,
Hienieden unter uns zu wallen; noch
Beliebt, ſo ungeſittet Ritterſchaft
Zu treiben: find' ich ihn gewiß, und bring'
Ihn her.
Daja.
Ihr unternehmet viel.
Nathan.
Macht dann
Der ſüße Wahn der ſüßern Wahrheit Platz: —
Denn, Daja, glaube mir, dem Menſchen iſt
Ein Menſch noch immer lieber, als ein Engel —
So wirſt du doch auf mich, auf mich nicht zürnen,
Die Engelſchwärmerin geheilt zu ſehn?
Daja.
Ihr ſeyd ſo gut, und ſeyd zugleich ſo ſchlimm!
Ich geh'! — Doch hört! doch ſeht! — Da kömmt ſie ſelbſt.

Zweiter Auftritt.

Recha und die Vorigen.

Recha.
So ſeyd Ihr es doch ganz und gar, mein Vater?
Ich glaubt', Ihr hättet Eure Stimme nur
Vorausgeſchickt. Wo bleibt Ihr? Was für Berge,
Für Wüſten, was für Ströme trennen uns
Denn noch? Ihr athmet Wand an Wand mit ihr,
Und eilt nicht, Eure Recha zu umarmen?
Die arme Recha, die indeß verbrannte! —
Faſt, faſt verbrannte! Faſt nur. Schaudert nicht!
Es iſt ein garſt'ger Tod, verbrennen. O!
Nathan.
Mein Kind! mein liebes Kind!
Recha.
Ihr mußtet über
Den Euphrat, Tigris, Jordan; über — wer
Weiß was für Waſſer all? — Wie oft hab' ich
Um Euch gezittert, eh das Feuer mir
So nahe kam! Denn ſeit das Feuer mir
So nahe kam, dünkt mich im Waſſer ſterben
Erquickung, Labſal, Rettung. — Doch Ihr ſeyd
Ja nicht ertrunken: ich, ich bin ja nicht
Verbrannt. Wie wollen wir uns freu'n, und Gott,
Gott loben! Er, er trug Euch und den Nachen
Auf Flügeln ſeiner unſichtbaren Engel
Die ungetreuen Ström' hinüber. Er,
Er winkte meinem Engel, daß er ſichtbar
Auf ſeinem weißen Fittiche mich durch
Das Feuer trüge —
Nathan.
(Weißem Fittiche!
Ja, ja! der weiße vorgeſpreizte Mantel
Des Tempelherrn.)

Recha.
Er ſichtbar, ſichtbar mich
Durchs Feuer trüg', von ſeinem Fittiche
Verweht. — Ich alſo, ich hab' einen Engel
Von Angeſicht zu Angeſicht geſehn;
Und meinen Engel.
Nathan.
Recha wär' es werth;
Und würd' an ihm nichts Schönres ſehn, als er
An ihr.
Recha lächelnd.
Wem ſchmeichelt Ihr, mein Vater? wem?
Dem Engel, oder Euch?
Nathan.
Doch hätt' auch nur
Ein Menſch — ein Menſch, wie die Natur ſie täglich
Gewährt, dir dieſen Dienſt erzeigt: er müßte
Für dich ein Engel ſeyn. Er müßt' und würde.
Recha.
Nicht ſo ein Engel, nein! ein wirklicher;
Es war gewiß ein wirklicher! — Habt Ihr,
Ihr ſelbſt die Möglichkeit, daß Engel ſind,
Daß Gott zum Beſten derer, die ihn lieben,
Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt?
Ich lieb' ihn ja.
Nathan.
Und er liebt dich; und thut
Für dich und deines Gleichen ſtündlich Wunder;
Ja, hat ſie ſchon von aller Ewigkeit
Für euch gethan.
Recha.
Das hör' ich gern.
Nathan.
Wie? weil
Es ganz natürlich, ganz alltäglich klänge,
Wenn dich ein eigentlicher Tempelherr
Gerettet hätte: ſollt' es darum weniger
Ein Wunder ſeyn? — Der Wunder höchſtes iſt,
Daß uns die wahren, echten Wunder ſo
Alltäglich werden können, werden ſollen.
Ohn' dieſes allgemeine Wunder hätte
Ein Denkender wohl ſchwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern bloß ſo heißen müßte,
Die gaffend nur das Ungewöhnlichſte,
Das Neuſte nur verfolgen.
Daja zu Nathan.
Wollt Ihr denn
Ihr ohnedem ſchon überſpanntes Hirn
Durch ſolcherlei Subtilitäten ganz
Zerſprengen?
Nathan.
Laß mich! — Meiner Recha wär'
Es Wunders nicht genug, daß ſie ein Menſch
Gerettet, welchen ſelbſt kein kleines Wunder
Erſt retten müſſen? Ja, kein kleines Wunder!
Denn wer hat ſchon gehört, daß Saladin
Je eines Tempelherrn verſchont? daß je
Ein Tempelherr von ihm verſchont zu werden
Verlangt? gehofft? ihm je für ſeine Freiheit
Mehr als den ledern Gurt geboten, der
Sein Eiſen ſchleppt, und höchſtens ſeinen Dolch?
Recha.
Das ſchließt für mich, mein Vater. — Darum eben
War das kein Tempelherr, er ſchien es nur. —
Kömmt kein gefangner Tempelherr je anders
Als zum gewiſſen Tode nach Jeruſalem;
Geht keiner in Jeruſalem ſo frei
Umher: wie hätte mich des Nachts freiwillig
Denn einer retten können?
Nathan.
Sieh, wie ſinnreich!
Jetzt, Daja, nimm das Wort. Ich hab' es ja
Von dir, daß er gefangen hergeſchickt
Iſt worden. Ohne Zweifel weißt du mehr.
Daja.
Nun ja. — So ſagt man freilich; — doch man ſagt
Zugleich, daß Saladin den Tempelherrn
Begnadigt, weil er ſeiner Brüder einem,
Den er beſonders lieb gehabt, ſo ähnlich ſehe.
Doch da es viele zwanzig Jahre her,
Daß dieſer Bruder nicht mehr lebt, — er hieß,
Ich weiß nicht wie, er blieb, — ich weiß nicht wo: —
So klingt das ja ſo gar — ſo gar unglaublich,
Daß an der ganzen Sache wohl nichts iſt.
Nathan.
Ei, Daja! Warum wäre denn das ſo
Unglaublich? Doch wohl nicht — wie's wohl geſchieht —
Um lieber etwas noch Unglaublichers
Zu glauben? — Warum hätte Saladin,
Der ſein' Geſchwiſter insgeſammt ſo liebt,
In jüngern Jahren einen Bruder nicht
Noch ganz beſonders lieben können? — Pflegen
Sich zwei Geſichter nicht zu ähneln? — Iſt
Ein alter Eindruck ein verlorner? — Wirkt
Das Nämliche nicht mehr das Nämliche? —
Seit wann? — Wo ſteckt hier das Unglaubliche? —
Ei freilich, weiſe Daja, wär's für dich
Kein Wunder mehr; und deine Wunder nur
Bedürf . . . verdienen, will ich ſagen, Glauben.
Daja.
Ihr ſpottet.
Nathan.
Weil du meiner ſpotteſt. — Doch
Auch ſo noch, Recha, bleibet deine Rettung
Ein Wunder, dem nur möglich, der die ſtrengſten
Entſchlüſſe, die unbändigſten Entwürfe
Der Könige, ſein Spiel — wenn nicht ſein Spott —
Gern an den ſchwächſten Fäden lenkt.
Recha.
Mein Vater!
Mein Vater, wenn ich irr', Ihr wißt, ich irre
Nicht gern.
Nathan.
Vielmehr, du läßt dich gern belehren. —
Sieh! eine Stirn, ſo oder ſo gewölbt;
Der Rücken einer Naſe, ſo vielmehr
Als ſo geführet; Augenbraunen, die
Auf einem ſcharfen oder ſtumpfen Knochen
So oder ſo ſich ſchlängeln; eine Linie,
Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Maal,
Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
Geſicht: — und du entkömmſt dem Feu'r, in Aſien!
Das wär' kein Wunder, wunderſücht'ges Volk?
Warum bemüht ihr denn noch einen Engel?
Daja.
Was ſchadet's — Nathan, wenn ich ſprechen darf —
Bei alle dem, von einem Engel lieber
Als einem Menſchen ſich gerettet denken?
Fühlt man der erſten unbegreiflichen
Urſache ſeiner Rettung nicht ſich ſo
Viel näher?
Nathan.
Stolz! und nichts als Stolz! Der Topf
Von Eiſen will mit einer ſilbern Zange
Gern aus der Glut gehoben ſeyn, um ſelbſt
Ein Topf von Silber ſich zu dünken. — Pah! —
Und was es ſchadet, fragſt du? was es ſchadet?
Was hilft es? dürft' ich nur hinwieder fragen. —
Denn dein „Sich Gott um ſo viel näher fühlen,"
Iſt Unſinn oder Gottesläſterung. —
Allein es ſchadet; ja, es ſchadet allerdings. —

Kommt! hört mir zu. — Nicht wahr? dem Weſen, das
Dich rettete, — es ſey ein Engel oder
Ein Menſch, — dem möchtet ihr, und du beſonders,
Gern wieder viele große Dienſte thun? —
Nicht wahr? — Nun, einem Engel, was für Dienſte,
Für große Dienſte könnt ihr dem wohl thun?
Ihr könnt ihm danken; zu ihm ſeufzen, beten;
Könnt in Entzückung über ihn zerſchmelzen:
Könnt an dem Tage ſeiner Feier faſten,
Almoſen ſpenden. — Alles nichts. — Denn mich
Deucht immer, daß ihr ſelbſt und euer Nächſter
Hierbei weit mehr gewinnt, als er. Er wird
Nicht fett durch euer Faſten; wird nicht reich
Durch eure Spenden; wird nicht herrlicher
Durch eu'r Entzücken; wird nicht mächtiger
Durch eu'r Vertrau'n. Nicht wahr? Allein ein Menſch!

Daja.

Ei freilich hätt' ein Menſch, etwas für ihn
Zu thun, uns mehr Gelegenheit verſchafft.
Und Gott weiß, wie bereit wir dazu waren!
Allein er wollte ja, bedurfte ja
So völlig nichts; war in ſich, mit ſich ſo
Vergnügſam, als nur Engel ſind, nur Engel
Seyn können.

Recha.

Endlich, als er gar verſchwand …

Nathan.

Verſchwand? — Wie denn verſchwand? — Sich unter Palmen
Nicht ferner ſehen ließ? — Wie? oder habt
Ihr wirklich ſchon ihn weiter aufgeſucht?

Daja.

Das nun wohl nicht.

Nathan.

Nicht, Daja? nicht? Da ſieh
Nun was es ſchadt! — Grauſame Schwärmerinnen! —
Wenn dieſer Engel nun — nun krank geworden! …

Recha.

Krank!

Daja.

Krank! Er wird doch nicht!

Recha.

Welch kalter Schauer
Befällt mich! — Daja! — Meine Stirne, ſonſt
So warm, fühl! iſt auf einmal Eis.

Nathan.

Er iſt
Ein Franke, dieſes Klima's ungewohnt;
Iſt jung; der harten Arbeit ſeines Standes,
Des Hungerns, Wachens ungewohnt.

Recha.

Krank! krank!

Daja.

Das wäre möglich, meint ja Nathan nur.

Nathan.

Nun liegt er da! hat weder Freund, noch Geld
Sich Freunde zu beſolden.

Recha.

Ah, mein Vater!

Nathan.

Liegt ohne Wartung, ohne Rath und Zuſpruch,
Ein Raub der Schmerzen und des Todes da!

Recha.

Wo? wo?

Nathan.

Er, der für eine, die er nie
Gekannt, geſehn — genug, es war ein Menſch —
Ins Feu'r ſich ſtürzte …

Daja.

Nathan, ſchonet ihrer!

Nathan.

Der, was er rettete, nicht näher kennen,
Nicht weiter ſehen mocht', um ihm den Dank
Zu ſparen …

Daja.

Schonet ihrer, Nathan!

Nathan.

Weiter
Auch nicht zu ſehn verlangt', es wäre denn,
Daß er zum zweitenmal es retten ſollte —
Denn g'nug, es iſt ein Menſch …

Daja.

Hört auf, und ſeht!

Nathan.

Der, der hat ſterbend ſich zu laben, nichts —
Als das Bewußtſeyn dieſer That!

Daja.

Hört auf!
Ihr tödtet ſie!

Nathan.

Und du haſt ihn getödtet! —
Hätt'ſt ſo ihn tödten können. — Recha! Recha!
Es iſt Arznei, nicht Gift, was ich dir reiche.
Er lebt! — komm zu dir! — iſt auch wohl nicht krank;
Nicht einmal krank!

Recha.

Gewiß? — nicht todt? nicht krank?

Nathan.

Gewiß, nicht todt! Denn Gott lohnt Gutes, hier
Gethan, auch hier noch. — Geh! — Begreifſt du aber,
Wie viel andächtig ſchwärmen leichter, als
Gut handeln iſt? wie gern der ſchlaffſte Menſch
Andächtig ſchwärmt, um nur, — iſt er zu Zeiten
Sich ſchon der Abſicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

Recha.

Ah,
Mein Vater! laßt, laßt Eure Recha doch
Nie wiederum allein! — Nicht wahr, er kann
Auch wohl verreiſt nur ſeyn? —

Nathan.

Geht! — Allerdings. —
Ich ſeh, dort muſtert mit neugier'gem Blick
Ein Muſelmann mir die beladenen
Kameele. Kennt ihr ihn?

Daja.

Ha! Euer Derwiſch.

Nathan.

Wer?

Daja.

Euer Derwiſch; Euer Schachgeſell!

Nathan.

Al-Hafi? das Al-Hafi?

Daja.

Itzt des Sultans
Schatzmeiſter.

Nathan.

Wie? Al-Hafi? Träumſt du wieder? —
Er iſt's! — wahrhaftig, iſt's! — kömmt auf uns zu.
Hinein mit euch, geſchwind! — Was werd' ich hören!

Dritter Auftritt.

Nathan und der Derwiſch.

Derwiſch.

Reißt nur die Augen auf, ſo weit Ihr könnt!

Nathan.

Biſt du's? biſt du es nicht? — In dieſer Pracht,
Ein Derwiſch! …

Derwiſch.

Nun? warum denn nicht? Läßt ſich
Aus einem Derwiſch denn nichts, gar nichts machen?

Nathan.

Ei wohl, genug! — Ich dachte mir nur immer,
Der Derwiſch — ſo der rechte Derwiſch — woll'
Aus ſich nichts machen laſſen.

Derwiſch.

Beim Propheten!
Daß ich kein rechter bin, mag auch wohl wahr ſeyn.
Zwar wenn man muß —

Nathan.

Muß! Derwiſch! — Derwiſch muß?
Kein Menſch muß müſſen, und ein Derwiſch müßte?
Was müßt' er denn?

Derwiſch.

Warum man ihn recht bittet,
Und er für gut erkennt: das muß ein Derwiſch.

Nathan.

Bei unſerm Gott! da ſagſt du wahr. — Laß dich
Umarmen, Menſch. — Du biſt doch noch mein Freund?

Derwiſch.

Und fragt nicht erſt, was ich geworden bin?

Nathan.

Trotz dem, was du geworden!

Derwiſch.

Könnt ich nicht
Ein Kerl im Staat geworden ſeyn, deß Freundſchaft
Euch ungelegen wäre?

Nathan.

Wenn dein Herz
Noch Derwiſch iſt, ſo wag' ich's drauf. Der Kerl
Im Staat iſt nur dein Kleid.

Derwiſch.

Das auch geehrt
Will ſeyn. — Was meint Ihr? rathet! — Was wär' ich
An Eurem Hofe?

Nathan.

Derwiſch, weiter nichts.
Doch nebenher, wahrſcheinlich — Koch.

Derwiſch.

Nun ja!
Mein Handwerk bei Euch zu verlernen. — Koch!
Nicht Kellner auch? — Geſteht, daß Saladin
Mich beſſer kennt. — Schatzmeiſter bin ich bei
Ihm worden.

Nathan.

Du? — bei ihm?

Derwiſch.

Verſteht:
Des kleinern Schatzes; denn des größern waltet
Sein Vater noch — des Schatzes für ſein Haus.

Nathan.

Sein Haus iſt groß.

Derwiſch.

Und größer, als Ihr glaubt;
Denn jeder Bettler iſt von ſeinem Hauſe.

Nathan.

Doch iſt den Bettlern Saladin ſo feind —

Derwiſch.

Daß er mit Stumpf und Stiel ſie zu vertilgen
Sich vorgeſetzt, — und ſollt' er ſelbſt darüber
Zum Bettler werden.

Nathan.

Brav! So mein' ich's eben.

Derwiſch.

Er iſt's auch ſchon, trotz einem! — Denn ſein Schatz
Iſt jeden Tag mit Sonnenuntergang
Viel leerer noch, als leer. Die Fluth, ſo hoch
Sie Morgens eintritt, iſt des Mittags längſt
Verlaufen —

Nathan.

Weil Kanäle ſie zum Theil
Verſchlingen, die zu füllen oder zu
Verſtopfen, gleich unmöglich iſt.

Derwiſch.

Getroffen!

Nathan.

Ich kenne das!

Derwiſch.

Es taugt nun freilich nichts,
Wenn Fürſten Geier unter Aeſern ſind.
Doch ſind ſie Aeſer unter Geiern, taugt's
Noch zehnmal weniger.

Nathan.

O nicht doch, Derwiſch!
Nicht doch!

Derwiſch.

Ihr habt gut reden, Ihr! — Kommt an:
Was gebt Ihr mir? ſo tret' ich meine Stell'
Euch ab.

Nathan.

Was bringt dir deine Stelle?

Derwiſch.

Mir?
Nicht viel. Doch Euch, Euch kann ſie trefflich wuchern.
Denn iſt es Ebb' im Schatz, — wie öfters iſt, —
So zieht Ihr Eure Schleuſen auf: ſchießt vor,
Und nehmt an Zinſen, was Euch nur gefällt.

Nathan.

Auch Zins vom Zins der Zinſen?

Derwiſch.

Freilich!

Nathan.

Bis
Mein Kapital zu lauter Zinſen wird.

Derwiſch.

Das lockt Euch nicht? So ſchreibet unſrer Freundſchaft
Nur gleich den Scheidebrief! Denn wahrlich hab'
Ich ſehr auf Euch gerechnet.

Nathan.

Wahrlich? Wie
Denn ſo? wie ſo denn?

Derwiſch.

Daß Ihr mir mein Amt
Mit Ehren würdet führen helfen; daß
Ich allzeit offne Caſſe bei Euch hätte. —
Ihr ſchüttelt?

Nathan.

Nun, verſtehn wir uns nur recht!
Hier giebt's zu unterſcheiden. — Du? warum
Nicht du? Al-Hafi Derwiſch iſt zu allem,
Was ich vermag, mir ſtets willkommen. — Aber
Al-Hafi Defterdar des Saladin,
Der — dem —

Derwiſch.

Errieth ich's nicht? Daß Ihr doch immer
So gut als klug, ſo klug als weiſe ſeyd! —
Geduld! Was Ihr am Hafi unterſcheidet,
Soll bald geſchieden wieder ſeyn. — Seht da
Das Ehrenkleid, das Saladin mir gab.
Eh es verſchoſſen iſt, eh es zu Lumpen
Geworden, wie ſie einen Derwiſch kleiden,
Hängt's in Jeruſalem am Nagel, und
Ich bin am Ganges, wo ich leicht und barfuß
Den heißen Sand mit meinen Lehrern trete.

Nathan.

Dir ähnlich g'nug!

Derwiſch.
Und Schach mit ihnen ſpiele.
Nathan.
Dein höchſtes Gut!
Derwiſch.
Denkt nur, was mich verführte! —
Damit ich ſelbſt nicht länger betteln dürfte?
Den reichen Mann mit Bettlern ſpielen könnte?
Vermögend wär', im Hui den reichſten Bettler
In einen armen Reichen zu verwandeln?
Nathan.
Das nun wohl nicht.
Derwiſch.
Weit etwas abgeſchmackters!
Ich fühlte mich zum erſtenmal geſchmeichelt;
Durch Saladins gutherz'gen Wahn geſchmeichelt. —
Nathan.
Der war?
Derwiſch.
„Ein Bettler wiſſe nur, wie Bettlern
Zu Muthe ſey; ein Bettler habe nur
Gelernt, mit guter Weiſe Bettlern geben.
Dein Vorfahr, ſprach er, war mir viel zu kalt,
Zu rauh. Er gab ſo unhold, wenn er gab;
Erkundigte ſo ungeſtüm ſich erſt
Nach dem Empfänger; nie zufrieden, daß
Er nur den Mangel kenne, wollt' er auch
Des Mangels Urſach wiſſen, um die Gabe
Nach dieſer Urſach filzig abzuwägen.
Das wird Al-Hafi nicht! So unmild mild
Wird Saladin im Hafi nicht erſcheinen!
Al-Hafi gleicht verſtopften Röhren nicht,
Die ihre klar und ſtill empfangnen Waſſer
So unrein und ſo ſprudelnd wieder geben.
Al-Hafi denkt, Al-Hafi fühlt wie ich!“ —
So lieblich klang des Voglers Pfeife, bis
Der Gimpel in dem Netze war. — Ich Geck!
Ich eines Gecken Geck!
Nathan.
Gemach, mein Derwiſch,
Gemach!
Derwiſch.
Ei was! — Es wär' nicht Geckerei,
Bei Hunderttauſenden die Menſchen drücken,
Ausmergeln, plündern, martern, würgen; und
Ein Menſchenfreund an Einzeln ſcheinen wollen?
Es wär' nicht Geckerei, des Höchſten Milde,
Die ſonder Auswahl über Bös' und Gute
Und Flur und Wüſtenei, in Sonnenſchein
Und Regen ſich verbreitet, — nachzuäffen,
Und nicht des Höchſten immer volle Hand
Zu haben? Was? es wär' nicht Geckerei . . .
Nathan.
Genug! hör' auf!
Derwiſch.
Laßt meiner Geckerei
Mich doch nur auch erwähnen! — Was? es wäre
Nicht Geckerei, an ſolchen Geckereien
Die gute Seite dennoch auszuſpüren,
Um Antheil, dieſer guten Seite wegen,
An dieſer Geckerei zu nehmen? He?
Das nicht?
Nathan.
Al-Hafi, mache, daß du bald
In deine Wüſte wieder kömmſt. Ich fürchte,
Grad unter Menſchen möchteſt du ein Menſch
Zu ſeyn verlernen.
Derwiſch.
Recht, das fürcht' ich auch.
Lebt wohl!
Nathan.
So haſtig? — Warte doch, Al-Hafi.
Entläuft dir denn die Wüſte? — Warte doch! —
Daß er mich hörte! — He, Al-Hafi! hier! —
Weg iſt er; und ich hätt' ihn noch ſo gern
Nach unſerm Tempelherrn gefragt. Vermuthlich,
Daß er ihn kenn[illegible]

Vierter Auftritt.

Daja eilig herbey. **Nathan.**

Daja.
O Nathan, Nathan!
Nathan.
Nun?
Was giebt's?
Daja.
Er läßt ſich wieder ſehn! Er läßt
Sich wieder ſehn!
Nathan.
Wer, Daja? wer?
Daja.
Er! er!
Nathan.
Er? Er? — Wann läßt ſich der nicht ſehn! — Ja ſo,
Nur euer Er heißt er. — Das ſollt' er nicht!
Und wenn er auch ein Engel wäre, nicht!
Daja.
Er wandelt untern Palmen wieder auf
Und ab, und bricht von Zeit zu Zeit ſich Datteln.
Nathan.
Sie eſſend? — und als Tempelherr?
Daja.
Was quält
Ihr mich? — Ihr gierig Aug' errieth ihn hinter
Den dicht verſchränkten Palmen ſchon, und folgt
Ihm unverrückt. Sie läßt Euch bitten, — Euch
Beſchwören, — ungeſäumt ihn anzugehn.
O eilt! Sie wird Euch aus dem Fenſter winken,
Ob er hinauf geht oder weiter ab
Sich ſchlägt. O eilt!
Nathan.
So wie ich vom Kameele
Geſtiegen? — Schickt ſich das? — Geh, eile du
Ihm zu, und meld' ihm meine Wiederkunft.
Gieb Acht, der Biedermann hat nur mein Haus
In meinem Abſeyn nicht betreten wollen;
Und kömmt nicht ungern, wenn der Vater ſelbſt
Ihn laden läßt. Geh, ſag', ich laß ihn bitten,
Ihn herzlich bitten . . .
Daja.
All umſonſt! Er kömmt
Euch nicht. — Denn kurz, er kömmt zu keinem Juden.
Nathan.
So geh, geh wenigſtens ihn anzuhalten,
Ihn wenigſtens mit deinen Augen zu
Begleiten. — Geh, ich komme gleich dir nach.
(Nathan eilt hinein, und Daja heraus.)

Fünfter Auftritt.

Scene: ein Platz mit Palmen, unter welchen **der Tempelherr** auf und nieder geht. **Ein Kloſterbruder** folgt ihm in einiger Entfernung von der Seite, immer als ob er ihn anreden wolle.

Tempelherr.
Der folgt mir nicht vor langer Weile! — Sieh,
Wie ſchielt er nach den Händen! — Guter Bruder,
Ich kann Euch auch wohl Vater nennen; nicht?
Kloſterbruder.
Nur Bruder. — Laienbruder nur, zu dienen.

Tempelherr.
Ja, guter Bruder, wer nur ſelbſt was hätte!
Bei Gott! bei Gott! ich habe nichts —

Kloſterbruder.
Und doch
Recht warmen Dank! Gott geb' Euch tauſendfach
Was Ihr gern geben wolltet. Denn der Wille
Und nicht die Gabe macht den Geber. — Auch
Ward ich dem Herrn Almoſens wegen gar
Nicht nachgeſchickt.

Tempelherr.
Doch aber nachgeſchickt?

Kloſterbruder.
Ja, aus dem Kloſter.

Tempelherr.
Wo ich eben jetzt
Ein kleines Pilgermahl zu finden hoffte?

Kloſterbruder.
Die Tiſche waren ſchon beſetzt: komm aber
Der Herr nur wieder mit zurück.

Tempelherr.
Wozu?
Ich habe Fleiſch wohl lange nicht gegeſſen:
Allein was thut's? Die Datteln ſind ja reif.

Kloſterbruder.
Nehm' ſich der Herr in Acht mit dieſer Frucht.
Zu viel genoſſen taugt ſie nicht, verſtopft
Die Milz, macht melancholiſches Geblüt.

Tempelherr.
Wenn ich nun melancholiſch gern mich fühlte? —
Doch dieſer Warnung wegen wurdet Ihr
Mir doch nicht nachgeſchickt?

Kloſterbruder.
O nein! — Ich ſoll
Mich nur nach Euch erkunden, auf den Zahn
Euch fühlen.

Tempelherr.
Und das ſagt Ihr mir ſo ſelbſt?

Kloſterbruder.
Warum nicht?

Tempelherr.
(Ein verſchmitzter Bruder!) — Hat
Das Kloſter Eures Gleichen mehr?

Kloſterbruder.
Weiß nicht.
Ich muß gehorchen, lieber Herr.

Tempelherr.
Und da
Gehorcht Ihr denn auch, ohne viel zu klügeln?

Kloſterbruder.
Wär's ſonſt gehorchen, lieber Herr?

Tempelherr.
(Daß doch
Die Einfalt immer Recht behält!) — Ihr dürft
Mir doch auch wohl vertrauen, wer mich gern
Genauer kennen möchte? — Daß Ihr's ſelbſt
Nicht ſeyd, will ich wohl ſchwören.

Kloſterbruder.
Ziemte mir's?
Und frommte mir's?

Tempelherr.
Wem ziemt und frommt es denn,
Daß er ſo neubegierig iſt? Wem denn?

Kloſterbruder.
Dem Patriarchen, muß ich glauben. — Denn
Der ſandte mich Euch nach.

Tempelherr.
Der Patriarch?
Kennt der das rothe Kreuz auf weißem Mantel
Nicht beſſer?

Kloſterbruder.
Kenn' ja ich's!

Tempelherr.
Nun, Bruder? nun? —
Ich bin ein Tempelherr, und ein gefangner. —
Setz' ich hinzu: gefangen bei Tebnin,
Der Burg, die mit des Stillſtands letzter Stunde
Wir gern erſtiegen hätten, um ſodann
Auf Sidon los zu gehn; — ſetz' ich hinzu:
Selbzwanzigſter gefangen und allein
Vom Saladin begnadiget: ſo weiß
Der Patriarch, was er zu wiſſen braucht. —
Mehr, als er braucht.

Kloſterbruder.
Wohl aber ſchwerlich mehr,
Als er ſchon weiß. — Er wüßt' auch gern, warum
Der Herr vom Saladin begnadigt worden,
Er ganz allein.

Tempelherr.
Weiß ich das ſelber? — Schon
Den Hals entblößt, kniet' ich auf meinem Mantel,
Den Streich erwartend: als mich ſchärfer Saladin
Ins Auge faßt, mir näher ſpringt, und winkt.
Man hebt mich auf; ich bin entfeſſelt; will
Ihm danken; ſeh' ſein Aug' in Thränen: ſtumm
Iſt er, bin ich; er geht, ich bleibe. — Wie
Nun das zuſammenhängt, enträthſele
Der Patriarch ſich ſelbſt.

Kloſterbruder.
Er ſchließt daraus,
Daß Gott zu großen, großen Dingen Euch
Müſſ' aufbehalten haben.

Tempelherr.
Ja, zu großen!
Ein Judenmädchen aus dem Feu'r zu retten;
Auf Sinai neugierge Pilger zu
Geleiten, und dergleichen mehr.

Kloſterbruder.
Wird ſchon
Noch kommen! — Iſt inzwiſchen auch nicht übel.
Vielleicht hat ſelbſt der Patriarch bereits
Weit wicht'gere Geſchäfte für den Herrn.

Tempelherr.
So? meint Ihr, Bruder? — Hat er gar Euch ſchon
Was merken laſſen?

Kloſterbruder.
Ei, ja wohl! — Ich ſoll
Den Herrn nur erſt ergründen, ob er ſo
Der Mann wohl iſt.

Tempelherr.
Nun ja, ergründet nur!
(Ich will doch ſehn, wie der ergründet!) — Nun?

Kloſterbruder.
Das Kürzſte wird wohl ſeyn, daß ich dem Herrn
Ganz gradezu des Patriarchen Wunſch
Eröffne.

Tempelherr.
Wohl!

Kloſterbruder.
Er hätte durch den Herrn
Ein Briefchen gern beſtellt.

Tempelherr.
Durch mich? Ich bin
Kein Bote. — Das, das wäre das Geſchäft,
Das weit glorreicher ſey, als Judenmädchen
Dem Feu'r entreißen?

Kloſterbruder.
Muß doch wohl! Denn — ſagt
Der Patriarch — an dieſem Briefchen ſey
Der ganzen Chriſtenheit ſehr viel gelegen.

Dieß Briefchen wohl beſtellt zu haben, — ſagt
Der Patriarch, — werd' einſt im Himmel Gott
Mit einer ganz beſondern Krone lohnen.
Und dieſer Krone, — ſagt der Patriarch, —
Sey niemand würd'ger, als mein Herr.

Tempelherr.

Als ich?

Kloſterbruder.

Denn dieſe Krone zu verdienen, — ſagt
Der Patriarch, — ſey ſchwerlich jemand auch
Geſchickter, als mein Herr.

Tempelherr.

Als ich?

Kloſterbruder.

Er ſey
Hier frei; könn' überall ſich hier beſehn;
Verſteh', wie eine Stadt zu ſtürmen und
Zu ſchirmen; könne, — ſagt der Patriarch, —
Die Stärk' und Schwäche der von Saladin
Neu aufgeführten, innern, zweiten Mauer
Am beſten ſchätzen, ſie am deutlichſten
Den Streitern Gottes, ſagt der Patriarch,
Beſchreiben.

Tempelherr.

Guter Bruder, wenn ich doch
Nun auch des Briefchens nähern Inhalt wüßte.

Kloſterbruder.

Ja den, — den weiß ich nun wohl nicht ſo recht.
Das Briefchen aber iſt an König Philipp. —
Der Patriarch . . . Ich hab' mich oft gewundert,
Wie doch ein Heiliger, der ſonſt ſo ganz
Im Himmel lebt, zugleich ſo unterrichtet
Von Dingen dieſer Welt zu ſeyn herab
Sich laſſen kann. Es muß ihm ſauer werden.

Tempelherr.

Nun denn? der Patriarch? —

Kloſterbruder.

Weiß ganz genau,
Ganz zuverläſſig, wie und wo, wie ſtark,
Von welcher Seite Saladin, im Fall
Es völlig wieder los geht, ſeinen Feldzug
Eröffnen wird.

Tempelherr.

Das weiß er?

Kloſterbruder.

Ja, und möcht'
Es gern den König Philipp wiſſen laſſen:
Damit der ungefähr ermeſſen könne,
Ob die Gefahr denn gar ſo ſchrecklich, um
Mit Saladin den Waffenſtilleſtand,
Den Euer Orden ſchon ſo brav gebrochen,
Es koſte was es wolle, wieder her
Zu ſtellen.

Tempelherr.

Welch ein Patriarch! — Ja ſo!
Der liebe tapfre Mann will mich zu keinem
Gemeinen Boten; will mich — zum Spion. —
Sagt Euerm Patriarchen, guter Bruder,
So viel Ihr mich ergründen können, wär'
Das meine Sache nicht. — Ich müſſe mich
Noch als Gefangenen betrachten; und
Der Tempelherren einziger Beruf
Sey mit dem Schwerte drein zu ſchlagen, nicht
Kundſchafterei zu treiben.

Kloſterbruder.

Dacht' ich's doch! —
Will's auch dem Herrn nicht eben ſehr verübeln. —
Zwar kömmt das Beſte noch. — Der Patriarch
Hiernächſt hat ausgegattert, wie die Veſte
Sich nennt, und wo auf Libanon ſie liegt,
In der die ungeheuern Summen ſtecken,
Mit welchen Saladins vorſicht'ger Vater
Das Heer beſoldet, und die Zurüſtungen
Des Kriegs beſtreitet. Saladin verfügt
Von Zeit zu Zeit auf abgelegnen Wegen
Nach dieſer Veſte ſich, nur kaum begleitet. —
Ihr merkt doch?

Tempelherr.

Nimmermehr!

Kloſterbruder.

Was wäre da
Wohl leichter, als des Saladins ſich zu
Bemächtigen? den Garaus ihm zu machen? —
Ihr ſchaudert? — O es haben ſchon ein Paar
Gottsfürcht'ge Maroniten ſich erboten,
Wenn nur ein wackrer Mann ſie führen wolle,
Das Stück zu wagen.

Tempelherr.

Und der Patriarch
Hätt' auch zu dieſem wackern Manne mich
Erſehn?

Kloſterbruder.

Er glaubt, daß König Philipp wohl
Von Ptolemais aus die Hand hierzu
Am beſten bieten könne.

Tempelherr.

Mir? mir, Bruder?
Mir? Habt Ihr nicht gehört? nur erſt gehört,
Was für Verbindlichkeit dem Saladin
Ich habe?

Kloſterbruder.

Wohl hab ich's gehört.

Tempelherr.

Und doch?

Kloſterbruder.

Ja, — meint der Patriarch, — das wär' ſchon gut:
Gott aber und der Orden . . .

Tempelherr.

Aendern nichts!
Gebieten mir kein Bubenſtück!

Kloſterbruder.

Gewiß nicht! —
Nur, — meint der Patriarch, — ſey Bubenſtück
Vor Menſchen, nicht auch Bubenſtück vor Gott.

Tempelherr.

Ich wär' dem Saladin mein Leben ſchuldig:
Und raubt' ihm ſeines?

Kloſterbruder.

Pfui! — Doch bliebe, — meint
Der Patriarch, — noch immer Saladin
Ein Feind der Chriſtenheit, der Euer Freund
Zu ſeyn, kein Recht erwerben könne.

Tempelherr.

Freund?
An dem ich bloß nicht will zum Schurken werden,
Zum undankbaren Schurken?

Kloſterbruder.

Allerdings! —
Zwar, meint der Patriarch, — des Dankes ſey
Man quitt, vor Gott und Menſchen quitt, wenn uns
Der Dienſt um unſertwillen nicht geſchehen.
Und da verlauten wolle, — meint der Patriarch, —
Daß Euch nur darum Saladin begnadet,
Weil ihm in Eurer Mien', in Euerm Weſen,
So was von ſeinem Bruder eingeleuchtet . . .

Tempelherr.

Auch dieſes weiß der Patriarch; und doch? —
Ah! wäre das gewiß! Ah, Saladin! —

Wie? die Natur hätt' auch nur Einen Zug
Von mir in deines Bruders Form gebildet:
Und dem entſpräche nichts in meiner Seele?
Was dem entſpräche, könnt ich unterdrücken,
Um einem Patriarchen zu gefallen? —
Natur, ſo leugſt du nicht! So widerſpricht
Sich Gott in ſeinen Werken nicht! — Geht, Bruder! —
Erregt mir meine Galle nicht! — Geht! geht!

Kloſterbruder.

Ich geh', und geh' vergnügter, als ich kam.
Verzeihe mir der Herr. Wir Kloſterleute
Sind ſchuldig, unſern Obern zu gehorchen.

Sechſter Auftritt.

Der Tempelherr und **Daja**, die den Tempelherrn ſchon eine Zeit lang von weitem beobachtet hatte, und ſich nun ihm nähert.

Daja.

Der Kloſterbruder, wie mich dünkt, ließ in
Der beſten Laun' ihn nicht. — Doch muß ich mein
Packet nur wagen.

Tempelherr.

Nun, vortrefflich! — Lügt
Das Sprüchwort wohl: daß Mönch und Weib, und Weib
Und Mönch des Teufels beide Krallen ſind?
Er wirft mich heut aus einer in die andre.

Daja.

Was ſeh' ich? — Edler Ritter, Euch? — Gott Dank!
Gott tauſend Dank! — Wo habt Ihr denn
Die ganze Zeit geſteckt? — Ihr ſeyd doch wohl
Nicht krank geweſen?

Tempelherr.

Nein.

Daja.

Geſund doch?

Tempelherr.

Ja.

Daja.

Wir waren Euertwegen wahrlich ganz
Bekümmert.

Tempelherr.

So?

Daja.

Ihr wart gewiß verreiſt?

Tempelherr.

Errathen!

Daja.

Und kamt heut erſt wieder?

Tempelherr.

Geſtern.

Daja.

Auch Recha's Vater iſt heut angekommen.
Und nun darf Recha doch wohl hoffen?

Tempelherr.

Was?

Daja.

Warum ſie Euch ſo öfters bitten laſſen.
Ihr Vater ladet Euch nun ſelber bald
Aufs dringlichſte. Er kömmt von Babylon,
Mit zwanzig hochbeladenen Kameelen,
Und allem, was an edeln Specereien,
An Steinen und an Stoffen, Indien
Und Perſien und Syrien, gar Sina,
Koſtbares nur gewähren.

Tempelherr.

Kaufe nichts.

Daja.

Sein Volk verehret ihn als einen Fürſten.
Doch daß es ihn den Weiſen Nathan nennt,
Und nicht vielmehr den Reichen, hat mich oft
Gewundert.

Tempelherr.

Seinem Volk iſt reich und weiſe
Vielleicht das nämliche.

Daja.

Vor allen aber
Hätt's ihn den Guten nennen müſſen. Denn
Ihr ſtellt Euch gar nicht vor, wie gut er iſt.
Als er erfuhr, wie viel Euch Recha ſchuldig:
Was hätt', in dieſem Augenblicke, nicht
Er alles Euch gethan, gegeben!

Tempelherr.

Ei!

Daja.

Verſucht's und kommt und ſeht!

Tempelherr.

Was denn? wie ſchnell
Ein Augenblick vorüber iſt?

Daja.

Hätt' ich,
Wenn er ſo gut nicht wär', es mir ſo lange
Bei ihm gefallen laſſen? Meint Ihr etwa,
Ich fühle meinen Werth als Chriſtin nicht?
Auch mir ward's vor der Wiege nicht geſungen,
Daß ich nur darum meinem Ehgemahl
Nach Paläſtina folgen würd', um da
Ein Judenmädchen zu erziehn. Es war
Mein lieber Ehgemahl ein edler Knecht
In Kaiſer Friedrichs Heere —

Tempelherr.

Von Geburt
Ein Schweizer, dem die Ehr' und Gnade ward
Mit Seiner Kaiſerlichen Majeſtät
In einem Fluſſe zu erſaufen. — Weib!
Wie vielmal habt Ihr mir das ſchon erzählt?
Hört Ihr denn gar nicht auf mich zu verfolgen?

Daja.

Verfolgen! lieber Gott!

Tempelherr.

Ja, ja, verfolgen.
Ich will nun einmal Euch nicht weiter ſehn!
Nicht hören! Will von Euch an eine That
Nicht fort und fort erinnert ſeyn, bei der
Ich nichts gedacht; die, wenn ich drüber denke,
Zum Räthſel von mir ſelbſt mir wird. Zwar möcht'
Ich ſie nicht gern bereuen. Aber ſeht,
Ereignet ſo ein Fall ſich wieder: Ihr
Seyd Schuld, wenn ich ſo raſch nicht handle; wenn
Ich mich vorher erkund', — und brennen laſſe,
Was brennt.

Daja.

Bewahre Gott!

Tempelherr.

Von heut an thut
Mir den Gefallen wenigſtens, und kennt
Mich weiter nicht. Ich bitt' Euch drum. Auch laßt
Den Vater mir vom Halſe. Jud' iſt Jude.
Ich bin ein plumper Schwab. Des Mädchens Bild
Iſt längſt aus meiner Seele, wenn es je
Da war.

Daja.

Doch Eures iſt aus ihrer nicht.

Tempelherr.

Was ſoll's nun aber da? was ſoll's?

Daja.

Wer weiß!
Die Menſchen ſind nicht immer, was ſie ſcheinen.

Tempelherr.
Doch ſelten etwas Beſſers. Er geht.

Daja.
Wartet doch!
Was eilt Ihr?

Tempelherr.
Weib, macht mir die Palmen nicht
Verhaßt, worunter ich ſo gern ſonſt wandle.

Daja.
So geh', du deutſcher Bär! ſo geh'! — Und doch
Muß ich die Spur des Thieres nicht verlieren.
Sie geht ihm von weitem nach.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Scene: des Sultans Palaſt.

Saladin und **Sittah** ſpielen Schach.

Sittah.
Wo biſt du, Saladin? Wie ſpielſt du heut?

Saladin.
Nicht gut? Ich dächte doch.

Sittah.
Für mich; und kaum.
Nimm dieſen Zug zurück.

Saladin.
Warum?

Sittah.
Der Springer
Wird unbedeckt.

Saladin.
Iſt wahr. Nun ſo!

Sittah.
So zieh'
Ich in die Gabel.

Saladin.
Wieder wahr. — Schach denn!

Sittah.
Was hilft dir das? Ich ſetze vor: und du
Biſt, wie du warſt.

Saladin.
Aus dieſer Klemme, ſeh'
Ich wohl, iſt ohne Buße nicht zu kommen.
Mag's! nimm den Springer nur.

Sittah.
Ich will ihn nicht.
Ich geh' vorbei.

Saladin.
Du ſchenkſt mir nichts. Dir liegt
An dieſem Platze mehr, als an dem Springer.

Sittah.
Kann ſeyn.

Saladin.
Mach' deine Rechnung nur nicht ohne
Den Wirth. Denn ſieh! Was gilt's, das wirſt du nicht
Vermuthen?

Sittah.
Freilich nicht. Wie konnt' ich auch
Vermuthen, daß du deiner Königin
So müde wärſt?

Saladin.
Ich meiner Königin?

Sittah.
Ich ſeh' nun ſchon: ich ſoll heut meine tauſend
Dinar', kein Naſerinchen mehr gewinnen.

Saladin.
Wie ſo?

Sittah.
Frag' noch! — Weil du mit Fleiß, mit aller
Gewalt verlieren willſt. — Doch dabei find'
Ich meine Rechnung nicht. Denn außer, daß
Ein ſolches Spiel das unterhaltendſte
Nicht iſt: gewann ich immer nicht am meiſten
Mit dir, wenn ich verlor? Wann haſt du mir
Den Satz, mich des verlornen Spieles wegen
Zu tröſten, doppelt nicht hernach geſchenkt?

Saladin.
Ei ſieh! ſo hätteſt du ja wohl, wenn du
Verlorſt, mit Fleiß verloren, Schweſterchen?

Sittah.
Zum wenigſten kann gar wohl ſeyn, daß deine
Freigebigkeit, mein liebes Brüderchen,
Schuld iſt, daß ich nicht beſſer ſpielen lernen.

Saladin.
Wir kommen ab vom Spiele. Mach' ein Ende!

Sittah.
So bleibt es? Nun denn: Schach! und doppelt Schach!

Saladin.
Nun freilich, dieſes Abſchach hab' ich nicht
Geſehn, das meine Königin zugleich
Mit niederwirft.

Sittah.
War dem noch abzuhelfen?
Laß ſehn.

Saladin.
Nein, nein; nimm nur die Königin.
Ich war mit dieſem Steine nie recht glücklich.

Sittah.
Bloß mit dem Steine?

Saladin.
Fort damit! — Das thut
Mir nichts. Denn ſo iſt alles wiederum
Geſchützt.

Sittah.
Wie höflich man mit Königinnen
Verfahren müſſe, hat mein Bruder mich
Zu wohl gelehrt. Sie läßt ſie ſtehen.

Saladin.
Nimm, oder nimm ſie nicht!
Ich habe keine mehr.

Sittah.
Wozu ſie nehmen?
Schach! — Schach!

Saladin.
Nur weiter.

Sittah.
Schach! — und Schach! — und Schach! —

Saladin.
Und matt!

Sittah.
Nicht ganz; du ziehſt den Springer noch
Dazwiſchen, oder was du machen willſt.
Gleichviel!

Saladin.
Ganz recht! — Du haſt gewonnen, und
Al-Hafi zahlt. Man laſſ' ihn rufen! gleich! —
Du hatteſt, Sittah, nicht ſo unrecht: ich
War nicht ſo ganz beim Spiele, war zerſtreut.
Und dann: wer giebt uns denn die glatten Steine
Beſtändig? die an nichts erinnern, nichts
Bezeichnen. Hab' ich mit dem Iman denn
Geſpielt? — Doch was? Verluſt will Vorwand. Nicht
Die ungeformten Steine, Sittah, ſind's
Die mich verlieren machten: deine Kunſt,
Dein ruhiger und ſchneller Blick...

Sittah.
Auch ſo

Willſt du den Stachel des Verluſts nur ſtumpfen.
Genug, du warſt zerſtreut, und mehr als ich.

Saladin.

Als du? Was hätte dich zerſtreuet?

Sittah.

Deine
Zerſtreuung freilich nicht! — O Saladin,
Wann werden wir ſo fleißig wieder ſpielen!

Saladin.

So ſpielen wir um ſo viel gieriger! —
Ah! weil es wieder los geht, meinſt du? — Mag's! —
Nur zu! — Ich habe nicht zuerſt gezogen;
Ich hätte gern den Stilleſtand aufs neue
Verlängert; hätte meiner Sittah gern,
Gern einen guten Mann zugleich verſchafft.
Und das muß Richards Bruder ſeyn: er iſt
Ja Richards Bruder.

Sittah.

Wenn du deinen Richard
Nur loben kannſt!

Saladin.

Wenn unſerm Bruder Melek
Dann Richards Schweſter wär' zu Theile worden:
Ha! welch ein Haus zuſammen! Ha, der erſten,
Der beſten Häuſer in der Welt das beſte! —
Du hörſt, ich bin mich ſelbſt zu loben auch
Nicht faul. Ich dünk' mich meiner Freunde werth. —
Das hätte Menſchen geben ſollen! das!

Sittah.

Hab' ich des ſchönen Traums nicht gleich gelacht?
Du kennſt die Chriſten nicht, willſt ſie nicht kennen.
Ihr Stolz iſt: Chriſten ſeyn; nicht Menſchen. Denn
Selbſt das, was, noch von ihrem Stifter her,
Mit Menſchlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben ſie, nicht weil es menſchlich iſt:
Weil's Chriſtus lehrt; weil's Chriſtus hat gethan. —
Wohl ihnen, daß er ein ſo guter Menſch
Noch war! Wohl ihnen, daß ſie ſeine Tugend
Auf Treu' und Glauben nehmen können! — Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht, ſein Name
Soll überall verbreitet werden, ſoll
Die Namen aller guten Menſchen ſchänden,
Verſchlingen. Um den Namen, um den Namen
Iſt ihnen nur zu thun.

Saladin.

Du meinſt: warum
Sie ſonſt verlangen würden, daß auch ihr,
Auch du und Melek, Chriſten hießet, eh
Als Ehgemahl ihr Chriſten lieben wolltet?

Sittah.

Ja wohl! Als wär' von Chriſten nur, als Chriſten,
Die Liebe zu gewärtigen, womit
Der Schöpfer Mann und Männin ausgeſtattet!

Saladin.

Die Chriſten glauben mehr Armſeligkeiten,
Als daß ſie die nicht auch noch glauben könnten! —
Und gleichwohl irrſt du dich. — Die Tempelherren,
Die Chriſten nicht, ſind Schuld; ſind nicht, als Chriſten,
Als Tempelherren, Schuld. Durch die allein
Wird aus der Sache nichts. Sie wollen Acca,
Das Richards Schweſter unſerm Bruder Melek
Zum Brautſchatz bringen müßte, ſchlechterdings
Nicht fahren laſſen. Daß des Ritters Vortheil
Gefahr nicht laufe, ſpielen ſie den Mönch,
Den albern Mönch. Und ob vielleicht im Fluge
Ein guter Streich gelänge, haben ſie
Des Waffenſtilleſtandes Ablauf kaum
Erwarten können. — Luſtig! Nur ſo weiter!
Ihr Herren, nur ſo weiter! — Mir ſchon recht! —
Wär alles ſonſt nur, wie es müßte.

Sittah.

Nun?
Was irrte dich denn ſonſt? Was könnte ſonſt
Dich aus der Faſſung bringen?

Saladin.

Was von je
Mich immer aus der Faſſung hat gebracht. —
Ich war auf Libanon, bei unſerm Vater.
Er unterliegt den Sorgen noch . . .

Sittah.

O weh!

Saladin.

Er ka[illegible] nicht durch; es klemmt ſich aller Orten;
Es fehlt bald da, bald dort —

Sittah.

Was klemmt? was fehlt?

Saladin.

Was ſonſt, als was ich kaum zu nennen würd'ge?
Was, wenn ich's habe, mir ſo überflüſſig,
Und hab' ich's nicht, ſo unentbehrlich ſcheint. —
Wo bleibt Al-Haſi denn? Iſt niemand nach
Ihm aus? — Das leidige, verwünſchte Geld! —
Gut, Haſi, daß du kömmſt.

Zweiter Auftritt.

Der Derwiſch Al-Haſi. Saladin. Sittah.

Al-Haſi.

Die Gelder aus
Aegypter ſind vermuthlich angelangt.
Wenn's nur fein viel iſt.

Saladin.

Haſt du Nachricht?

Al-Haſi.

Ich?
Ich nicht. Ich denke, daß ich hier ſie in
Empfang ſoll nehmen.

Saladin.

Zahl an Sittah tauſend
Dinare! In Gedanken hin und her gehend.

Al-Haſi.

Zahl'! anſtatt, empfang! O ſchön!
Das iſt für Was noch weniger als Nichts. —
An Sittah? — wiederum an Sittah? Und
Verloren? — wiederum im Schach verloren? —
Da ſteht es noch, das Spiel!

Sittah.

Du gönnſt mir doch
Mein Glück?

Al-Haſi, das Spiel betrachtend.

Was gönnen? Wenn — Ihr wißt ja wohl.

Sittah, ihm winkend.

Bſt! Haſi! bſt!

Al-Haſi, noch auf das Spiel gerichtet.

Gönnt's Euch nur ſelber erſt!

Sittah.

Al-Haſi, bſt!

Al-Haſi, zu Sittah.

Die Weißen waren Euer?
Ihr bietet Schach?

Sittah.

Gut, daß er nichts gehört!

Al-Haſi.

Nun iſt der Zug an ihm?

Sittah, ihm näher tretend.

So ſage doch,
Daß ich mein Geld bekommen kann.

Al-Hafi, noch auf das Spiel geheftet.
Nun ja,
Ihr ſollt's bekommen, wie Ihr's ſtets bekommen.

Sittah.
Wie? biſt du toll?

Al-Hafi.
Das Spiel iſt ja nicht aus.
Ihr habt ja nicht verloren, Saladin.

Saladin, kaum hinhörend.
Doch! doch! Bezahl'! bezahl'!

Al-Hafi.
Bezahl'! bezahl'!
Da ſteht ja Eure Königin.

Saladin, noch ſo.
Gilt nicht;
Gehört nicht mehr ins Spiel.

Sittah.
So mach', und ſag',
Daß ich das Geld mir nur kann holen laſſen.

Al-Hafi, noch immer in das Spiel vertieft.
Verſteht ſich, ſo wie immer. — Wenn auch ſchon;
Wenn auch die Königin nichts gilt: Ihr ſeyd
Doch darum noch nicht matt.

Saladin, tritt hinzu und wirft das Spiel um.
Ich bin es, will
Es ſeyn.

Al-Hafi.
Ja ſo! — Spiel wie Gewinnſt! So wie
Gewonnen, ſo bezahlt.

Saladin (zu Sittah).
Was ſagt er? was?

Sittah, von Zeit zu Zeit dem Hafi winkend.
Du kennſt ihn ja. Er ſträubt ſich gern; läßt gern
Sich bitten; iſt wohl gar ein wenig neidiſch. —

Saladin.
Auf dich doch nicht? Auf meine Schweſter nicht? —
Was hör' ich, Hafi? Neidiſch? du?

Al-Hafi.
Kann ſeyn!
Kann ſeyn! — Ich hätt' ihr Hirn wohl lieber ſelbſt;
Wär' lieber ſelbſt ſo gut, als ſie.

Sittah.
Indeß
Hat er doch immer richtig noch bezahlt.
Und wird auch heut' bezahlen. Laß ihn nur! —
Geh nur, Al-Hafi, geh! Ich will das Geld
Schon holen laſſen.

Al-Hafi.
Nein, ich ſpiele länger
Die Mummerei nicht mit. Er muß es doch
Einmal erfahren.

Saladin.
Wer? und was?

Sittah.
Al-Hafi!
Iſt dieſes dein Verſprechen? Hältſt du ſo
Mir Wort?

Al-Hafi.
Wie konnt' ich glauben, daß es ſo
Weit gehen würde.

Saladin.
Nun? erfahr' ich nichts?

Sittah.
Ich bitte dich, Al-Hafi, ſey beſcheiden.

Saladin.
Das iſt doch ſonderbar! Was könnte Sittah
So feierlich, ſo warm bei einem Fremden,
Bei einem Derwiſch lieber, als bei mir,
Bei ihrem Bruder, ſich verbitten wollen.
Al-Hafi, nun befehl' ich. — Rede, Derwiſch!

Sittah.
Laß eine Kleinigkeit, mein Bruder, dir
Nicht näher treten, als ſie würdig iſt.
Du weißt, ich habe zu verſchiednen Malen
Dieſelbe Summ' im Schach von dir gewonnen.
Und weil ich jetzt das Geld nicht nöthig habe;
Weil jetzt in Hafi's Kaſſe doch das Geld
Nicht eben allzuhäufig iſt: ſo ſind
Die Poſten ſtehn geblieben. Aber ſorgt
Nur nicht: Ich will ſie weder dir, mein Bruder,
Noch Hafi, noch der Kaſſe ſchenken.

Al-Hafi.
Ja,
Wenn's das nur wäre! das!

Sittah.
Und mehr dergleichen. —
Auch das iſt in der Kaſſe ſtehn geblieben,
Was du mir einmal ausgeworfen; iſt
Seit wenig Monden ſtehn geblieben.

Al-Hafi.
Noch
Nicht alles.

Saladin.
Noch nicht? — Wirſt du reden?

Al-Hafi.
Seit aus Aegypten wir das Geld erwarten,
Hat ſie . . .

Sittah, zu Saladin.
Wozu ihn hören?

Al-Hafi.
Nicht nur Nichts
Bekommen . . .

Saladin.
Gutes Mädchen! — Auch beiher
Mit vorgeſchoſſen. Nicht?

Al-Hafi.
Den ganzen Hof
Erhalten; Euern Aufwand ganz allein
Beſtritten.

Saladin.
Ha! das, das iſt meine Schweſter! Sie umarmend.

Sittah.
Wer hatte, dieß zu können, mich ſo reich
Gemacht, als du, mein Bruder?

Al-Hafi.
Wird ſchon auch
So bettelarm ſie wieder machen, als
Er ſelber iſt.

Saladin.
Ich arm? der Bruder arm?
Wann hab' ich mehr? wann weniger gehabt? —
Ein Kleid, ein Schwert, ein Pferd, — und Einen Gott,
Was brauch' ich mehr? Wann kann's an dem mir fehlen?
Und doch, Al-Hafi, könnt' ich mit dir ſchelten.

Sittah.
Schilt nicht, mein Bruder. Wenn ich unſerm Vater
Auch ſeine Sorgen ſo erleichtern könnte!

Saladin.
Ah! Ah! Nun ſchlägſt du meine Freudigkeit
Auf einmal wieder nieder! — Mir, für mich
Fehlt nichts, und kann nichts fehlen. Aber ihm,
Ihm fehlet; und in ihm uns allen. — Sagt,
Was ſoll ich machen? — Aus Aegypten kommt
Vielleicht noch lange nichts. Woran das liegt,
Weiß Gott. Es iſt doch da noch alles ruhig. —
Abbrechen, einziehn, ſparen, will ich gern,
Mir gern gefallen laſſen; wenn es mich,
Bloß mich betrifft; bloß ich, und niemand ſonſt

Darunter leidet. — Doch was kann das machen?
Ein Pferd, ein Kleid, ein Schwert muß ich doch haben.
Und meinem Gott iſt auch nichts abzudingen.
Ihm g'nügt ſchon ſo mit wenigem genug;
Mit meinem Herzen. — Auf den Ueberſchuß
Von deiner Kaſſe, Haſi, hatt' ich ſehr
Gerechnet.

Al-Haſi.
Ueberſchuß? — Sagt ſelber, ob
Ihr mich nicht hättet ſpießen, wenigſtens
Mich droſſeln laſſen, wenn auf Ueberſchuß
Ich von Euch wär' ergriffen worden. Ja,
Auf Unterſchleif! das war zu wagen.

Saladin.
Nun,
Was machen wir denn aber? — Konnteſt du
Vorerſt bei niemand anderm borgen, als
Bei Sittah?

Sittah.
Würd' ich dieſes Vorrecht, Bruder,
Mir haben nehmen laſſen? Mir von ihm?
Auch noch beſteh' ich drauf. Noch bin ich auf
Dem Trocknen völlig nicht.

Saladin.
Nur völlig nicht!
Das fehlte noch! — Geh gleich, mach' Anſtalt, Haſi!
Nimm auf, bei wem du kannſt! und wie du kannſt!
Geh, borg, verſprich. — Nur, Haſi, borge nicht
Bei denen, die ich reich gemacht. Denn borgen
Von dieſen, möchte wiederfodern heißen.
Geh zu den Geizigſten; die werden mir
Am liebſten leihen. Denn ſie wiſſen wohl,
Wie gut ihr Geld in meinen Händen wuchert.

Al-Haſi.
Ich kenne deren keine.

Sittah.
Eben fällt
Mir ein, gehört zu haben, Haſi, daß
Dein Freund zurückgekommen.

Al-Haſi betroffen.
Freund? mein Freund?
Wer wär' denn das?

Sittah.
Dein hochgeprieſ'ner Jude.

Al-Haſi.
Geprieſ'ner Jude? hoch von mir?

Sittah.
Dem Gott, —
Mich denkt des Ausdrucks noch recht wohl, deß einſt
Du ſelber dich von ihm bedienteſt, — dem
Sein Gott von allen Gütern dieſer Welt
Das Kleinſt' und Größte ſo in vollem Maaß
Ertheilet habe. —

Al-Haſi.
Sagt' ich ſo? — Was meint'
Ich denn damit?

Sittah.
Das Kleinſte: Reichthum. Und
Das Größte: Weisheit.

Al-Haſi.
Wie? von einem Juden?
Von einem Juden hätt' ich das geſagt?

Sittah.
Das hätteſt du von deinem Nathan nicht
Geſagt?

Al-Haſi.
Ja ſo! von dem! vom Nathan! — Fiel
Mir der doch gar nicht bei. — Wahrhaftig? Der
Iſt endlich wieder heim gekommen? Ei!
So mag's doch gar ſo ſchlecht mit ihm nicht ſtehn. —
Ganz recht: den nannt' einmal das Volk den Weiſen!
Den Reichen auch.

Sittah.
Den Reichen nennt es ihn
Jetzt mehr als je. Die ganze Stadt erſchallt,
Was er für Koſtbarkeiten, was für Schätze
Er mitgebracht.

Al-Haſi.
Nun, iſt's der Reiche wieder:
So wird's auch wohl der Weiſe wieder ſeyn.

Sittah.
Was meinſt du, Haſi, wenn du dieſen angingſt?

Al-Haſi.
Und was bei ihm? — Doch wohl nicht borgen? — Ja,
Da kennt Ihr ihn. — Er borgen! — Seine Weisheit
Iſt eben, daß er niemand borgt.

Sittah.
Du haſt
Mir ſonſt doch ganz ein ander Bild von ihm
Gemacht.

Al-Haſi.
Zur Noth wird er Euch Waaren borgen.
Geld aber, Geld? Geld nimmermehr. — Es iſt
Ein Jude freilich übrigens, wie's nicht
Viel Juden giebt. Er hat Verſtand; er weiß
Zu leben; ſpielt gut Schach. Doch zeichnet er
Im Schlechten ſich nicht minder, als im Guten,
Von allen andern Juden aus. — Auf den,
Auf den nur rechnet nicht. — Den Armen giebt
Er zwar, und giebt vielleicht trotz Saladin.
Wenn ſchon nicht ganz ſo viel, doch ganz ſo gern;
Doch ganz ſo ſonder Anſehn. Jud' und Chriſt
Und Muſelmann und Parſ, alles iſt
Ihm eins.

Sittah.
Und ſo ein Mann . . .

Saladin.
Wie kommt es denn,
Daß ich von dieſem Manne nie gehört? . . .

Sittah.
Der ſollte Saladin nicht borgen? nicht
Dem Saladin, der nur für Andre braucht,
Nicht ſich?

Al-Haſi.
Da ſeht nun gleich den Juden wieder;
Den ganz gemeinen Juden! — Glaubt mir's doch! —
Er iſt aufs Geben Euch ſo eiferſüchtig,
So neidiſch! Jedes Lohn von Gott, das in
Der Welt geſagt wird, zög' er lieber ganz
Allein. Nur darum eben leiht er Keinem,
Damit er ſtets zu geben habe. Weil
Die Mild' ihm im Geſetz geboten, die
Gefälligkeit ihm aber nicht geboten, macht
Die Mild' ihn zu dem ungefälligſten
Geſellen auf der Welt. Zwar bin ich ſeit
Geraumer Zeit ein wenig übern Fuß
Mit ihm geſpannt; doch denkt nur nicht, daß ich
Ihm darum nicht Gerechtigkeit erzeige.
Er iſt zu allem gut, bloß dazu nicht;
Bloß dazu wahrlich nicht. Ich will auch gleich
Nur gehn, an andre Thüren klopfen . . . Da
Beſinn' ich mich ſo eben eines Mohren,
Der reich und geizig iſt. — Ich geh', ich geh'.

Sittah.
Was eilſt du, Haſi?

Saladin.
Laß ihn! laß ihn!

Dritter Auftritt.

Sittah. Saladin.

Sittah.

Eilt
Er doch, als ob er mir nur gern entkäme!
Was heißt das? — Hat er wirklich ſich in ihm
Betrogen, oder — möcht' er uns nur gern
Betrügen?

Saladin.

Wie? das fragſt du mich? Ich weiß
Ja kaum, von wem die Rede war; und höre
Von eurem Juden, eurem Nathan, heut'
Zum erſtenmal.

Sittah.

Iſt's möglich? daß ein Mann
Dir ſo verborgen blieb, von dem es heißt,
Er habe Salomons und Davids Gräber
Erforſcht, und wiſſe deren Siegel durch
Ein mächtiges geheimes Wort zu löſen?
Aus ihnen bring' er dann von Zeit zu Zeit
Die unermeßlichen Reichthümer an
Den Tag, die keinen mindern Quell verriethen.

Saladin.

Hat ſeinen Reichthum dieſer Mann aus Gräbern,
So waren's ſicherlich nicht Salomons,
Nicht Davids Gräber. Narren lagen da
Begraben!

Sittah.

Oder Böſewichter! — Auch
Iſt ſeines Reichthums Quelle weit ergiebiger,
Weit unerſchöpflicher, als ſo ein Grab
Voll Mammon.

Saladin.

Denn er handelt, wie ich hörte.

Sittah.

Sein Saumthier treibt auf allen Straßen, zieht
Durch alle Wüſten; ſeine Schiffe liegen
In allen Häfen. Das hat mir wohl eh'
Al-Hafi ſelbſt geſagt, und voll Entzücken
Hinzugefügt, wie groß, wie edel dieſer
Sein Freund anwende, was ſo klug und emſig
Er zu erwerben für zu klein nicht achte;
Hinzugefügt, wie frei von Vorurtheilen
Sein Geiſt; ſein Herz wie offen jeder Tugend,
Wie eingeſtimmt mit jeder Schönheit ſey.

Saladin.

Und jetzt ſprach Hafi doch ſo ungewiß,
So kalt von ihm.

Sittah.

Kalt nun wohl nicht; verlegen.
Als hielt' er's für gefährlich, ihn zu loben,
Und wollt' ihn unverdient doch auch nicht tadeln. —
Wie? oder wär' es wirklich ſo, daß ſelbſt
Der Beſte ſeines Volkes ſeinem Volke
Nicht ganz entfliehen kann? daß wirklich ſich
Al-Hafi ſeines Freunds von dieſer Seite
Zu ſchämen hätte? — Sey dem, wie ihm wolle! —
Der Jude ſey mehr oder weniger
Als Jud', iſt er nur reich: genug für uns!

Saladin.

Du willſt ihm aber doch das Seine mit
Gewalt nicht nehmen, Schweſter?

Sittah.

Ja, was heißt
Bei dir Gewalt? Mit Feu'r und Schwert? Nein, nein!
Was braucht es mit den Schwachen für Gewalt,
Als ihre Schwäche? — Komm für jetzt nur mit
In meinen Harem, eine Sängerin
Zu hören, die ich geſtern erſt gekauft.
Es reift indeß bei mir vielleicht ein Anſchlag,
Den ich auf dieſen Nathan habe. — Komm!

Vierter Auftritt.

Scene: vor dem Hauſe des Nathan, wo es an die Palmen ſtößt.

Recha und **Nathan** kommen heraus. Zu ihnen **Daja.**

Recha.

Ihr habt Euch ſehr verweilt, mein Vater. Er
Wird kaum noch mehr zu treffen ſeyn.

Nathan.

Nun, nun;
Wenn hier, hier untern Palmen ſchon nicht mehr:
Doch anderwärts. — Sey jetzt nur ruhig. — Sieh!
Kömmt dort nicht Daja auf uns zu?

Recha.

Sie wird
Ihn ganz gewiß verloren haben.

Nathan.

Auch
Wohl nicht.

Recha.

Sie würde ſonſt geſchwinder kommen.

Nathan.

Sie hat uns wohl noch nicht geſehn . . .

Recha.

Nun ſieht
Sie uns.

Nathan.

Und doppelt ihre Schritte. Sieh! —
Sey doch nur ruhig! ruhig!

Recha.

Wolltet Ihr
Wohl eine Tochter, die hier ruhig wäre?
Sich unbekümmert ließe, weſſen Wohlthat
Ihr Leben ſey? Ihr Leben, — das ihr nur
So lieb, weil ſie es Euch zuerſt verdanket.

Nathan.

Ich möchte dich nicht anders, als du biſt:
Auch wenn ich wüßte, daß in deiner Seele
Ganz etwas anders noch ſich rege.

Recha.

Was,
Mein Vater?

Nathan.

Fragſt du mich? ſo ſchüchtern mich?
Was auch in deinem Innern vorgeht, iſt
Natur und Unſchuld. Laß es keine Sorge
Dir machen. Mir, mir macht es keine. Nur
Verſprich mir: wenn dein Herz vernehmlicher
Sich einſt erklärt, mir ſeiner Wünſche keinen
Zu bergen.

Recha.

Schon die Möglichkeit, mein Herz
Euch lieber zu verhüllen, macht mich zittern.

Nathan.

Nichts mehr hiervon! Das ein- für allemal
Iſt abgethan. — Da iſt ja Daja. — Nun?

Daja.

Noch wandelt er hier untern Palmen, und
Wird gleich um jene Mauer kommen. — Seht,
Da kömmt er!

Recha.

Ah! und ſcheinet unentſchloſſen,
Wohin? ob weiter? ob hinab? ob rechts?
Ob links?

Daja.

Nein, nein; er macht den Weg ums Kloſter

Gewiß noch öfter, und dann muß er hier
Vorbei. — Was gilt's?

Recha.

Recht! recht! — Haſt du ihn ſchon
Geſprochen? Und wie iſt er heut?

Daja.

Wie immer.

Nathan.

So macht nur, daß er euch hier nicht gewahr
Wird. Tretet mehr zurück. Geht lieber ganz
Hinein.

Recha.

Nur einen Blick noch! — Ah! die Hecke,
Die mir ihn ſtiehlt.

Daja.

Kommt! kommt! Der Vater hat
Ganz recht. Ihr lauft Gefahr, wenn er Euch ſieht,
Daß auf der Stell' er umkehrt.

Recha.

Ah! die Hecke!

Nathan.

Und kömmt er plötzlich dort aus ihr hervor:
So kann er anders nicht, er muß euch ſehn.
Drum geht doch nur!

Daja.

Kommt! kommt! Ich weiß ein Fenſter,
Aus dem wir ſie bemerken können.

Recha.

Ja?

Beide hinein.

Fünfter Auftritt.

Nathan und bald darauf der **Tempelherr.**

Nathan.

Faſt ſcheu' ich mich des Sonderlings. Faſt macht
Mich ſeine rauhe Tugend ſtutzen. Daß
Ein Menſch doch einen Menſchen ſo verlegen
Soll machen können! — Ha! er kömmt. — Bei Gott!
Ein Jüngling wie ein Mann. Ich mag ihn wohl
Den guten, trotz'gen Blick! den drallen Gang!
Die Schaale kann nur bitter ſeyn: der Kern
Iſt's ſicher nicht. — Wo ſah ich doch dergleichen? —
Verzeihet, edler Franke ...

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Erlaubt ...

Tempelherr.

Was, Jude? was?

Nathan.

Daß ich mich unterſteh',
Euch anzureden.

Tempelherr.

Kann ich's wehren? Doch
Nur kurz.

Nathan.

Verzieht, und eilet nicht ſo ſtolz,
Nicht ſo verächtlich einem Mann vorüber,
Den Ihr auf ewig Euch verbunden habt.

Tempelherr.

Wie das? — Ah, faſt errath' ich's. Nicht? Ihr ſeyd ...

Nathan.

Ich heiße Nathan; bin des Mädchens Vater,
Das Eure Großmuth aus dem Feu'r gerettet;
Und komme ...

Tempelherr.

Wenn zu danken: — ſpart's! Ich hab'
Um dieſe Kleinigkeit des Dankes ſchon
Zu viel erdulden müſſen. — Vollends Ihr,
Ihr ſeyd mir gar nichts ſchuldig. Wußt' ich denn,
Daß dieſes Mädchen Eure Tochter war?
Es iſt der Tempelherren Pflicht, dem Erſten
Dem Beſten beizuſpringen, deſſen Noth
Sie ſehen. Mein Leben war mir ohnedem
In dieſem Augenblicke läſtig. Gern,
Sehr gern ergriff ich die Gelegenheit,
Es für ein andres Leben in die Schanze
Zu ſchlagen: für ein andres — wenn's auch nur
Das Leben einer Jüdin wäre.

Nathan.

Groß!
Groß und abſcheulich! — Doch die Wendung läßt
Sich denken. Die beſcheidne Größe flüchtet
Sich hinter das Abſcheuliche, um der
Bewundrung auszuweichen. — Aber wenn
Sie ſo das Opfer der Bewunderung
Verſchmäht: was für ein Opfer denn verſchmäht
Sie minder? — Ritter, wenn Ihr hier nicht fremd,
Und nicht gefangen wäret, würd' ich Euch
So dreiſt nicht fragen. Sagt, befehlt: womit
Kann man Euch dienen?

Tempelherr.

Ihr? Mit nichts.

Nathan.

Ich bin
Ein reicher Mann.

Tempelherr.

Der reich're Jude war
Mir nie der beſſ're Jude.

Nathan.

Dürft Ihr denn
Darum nicht nützen, was dem ungeachtet
Er Beſſ'res hat? nicht ſeinen Reichthum nützen?

Tempelherr.

Nun gut, das will ich auch nicht ganz verreden,
Um meines Mantels willen nicht. Sobald
Der ganz und gar verſchliſſen, weder Stich
Noch Fetze länger halten will: komm' ich
Und borge mir bei Euch zu einem neuen,
Tuch oder Geld. — Seht nicht mit eins ſo finſter!
Noch ſeyd Ihr ſicher; noch iſt's nicht ſo weit
Mit ihm. Ihr ſeht, er iſt ſo ziemlich noch
Im Stande. Nur der eine Zipfel da
Hat einen garſt'gen Fleck; er iſt verſengt.
Und das bekam er, als ich Eure Tochter
Durchs Feuer trug.

Nathan, der nach dem Zipfel greift und ihn betrachtet.

Es iſt doch ſonderbar,
Daß ſo ein böſer Fleck, daß ſo ein Brandmahl
Dem Mann ein beſſ'res Zeugniß redet, als
Sein eigner Mund. Ich möcht' ihn küſſen gleich —
Den Flecken! — Ah, verzeiht! — Ich that es ungern.

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Eine Thräne fiel darauf.

Tempelherr.

Thut nichts!
Er hat der Tropfen mehr. — (Bald aber fängt
Mich dieſer Jud' an zu verwirren.)

Nathan.

Wär't
Ihr wohl ſo gut, und ſchicktet Euern Mantel
Auch einmal meinem Mädchen?

Tempelherr.

Was damit?

Nathan.

Auch ihren Mund auf dieſen Fleck zu drücken.

Denn Eure Kniee ſelber zu umfaſſen,
Wünſcht ſie nun wohl vergebens.

Tempelherr.

Aber, Jude —
Ihr heißet Nathan? — Aber, Nathan — Ihr
Setzt Eure Worte ſehr — ſehr gut — ſehr ſpitz —
Ich bin betreten — Allerdings — ich hätte . . .

Nathan.

Stellt und verſtellt Euch, wie Ihr wollt. Ich find'
Auch hier Euch aus. Ihr war't zu gut, zu bieder,
Um höflicher zu ſeyn. — Das Mädchen, ganz
Gefühl; der weibliche Geſandte, ganz
Dienſtfertigkeit; der Vater weit entfernt —
Ihr trugt für ihren guten Namen Sorge;
Floht ihre Prüfung; floht, um nicht zu ſiegen.
Auch dafür dank' ich Euch —

Tempelherr.

Ich muß geſtehn,
Ihr wißt, wie Tempelherren denken ſollten.

Nathan.

Nur Tempelherren? ſollten bloß? und bloß
Weil es die Ordensregeln ſo gebieten?
Ich weiß, wie gute Menſchen denken; weiß,
Daß alle Länder gute Menſchen tragen.

Tempelherr.

Mit Unterſchied doch hoffentlich?

Nathan.

Ja wohl;
An Farb', an Kleidung, an Geſtalt verſchieden.

Tempelherr.

Auch hier bald mehr, bald weniger, als dort.

Nathan.

Mit dieſem Unterſchied iſt's nicht weit her.
Der große Mann braucht überall viel Boden;
Und mehrere, zu nah' gepflanzt, zerſchlagen
Sich nur die Aeſte. Mittelgut, wie wir,
Find't ſich hingegen überall in Menge.
Nur muß der Eine nicht den Andern mäkeln.
Nur muß der Knorr den Knubben hübſch vertragen.
Nur muß ein Gipfelchen ſich nicht vermeſſen,
Daß es allein der Erde nicht entſchoſſen.

Tempelherr.

Sehr wohl geſagt! — Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das dieſe Menſchenmäkelei zuerſt
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerſt das auserwählte Volk ſich nannte?
Wie? wenn ich dieſes Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen ſeines Stolzes zu verachten,
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes,
Den es auf Chriſt und Muſelmann vererbte,
Nur ſein Gott ſey der rechte Gott! — Ihr ſtutzt,
Daß ich, ein Chriſt, ein Tempelherr, ſo rede?
Wann hat, und wo die fromme Raſerei,
Den beſſern Gott zu haben, dieſen beſſern
Der ganzen Welt als beſten aufzudringen,
In ihrer ſchwärzeſten Geſtalt ſich mehr
Gezeigt, als hier, als jetzt? Wem hier, wem jetzt
Die Schuppen nicht vom Auge fallen . . . Doch
Sey blind, wer will! — Vergeßt, was ich geſagt,
Und laßt mich! Will gehen.

Nathan.

Ha! Ihr wißt nicht, wie viel feſter
Ich nun mich an Euch drängen werde. — Kommt,
Wir müſſen, müſſen Freunde ſeyn! — Verachtet
Mein Volk ſo ſehr Ihr wollt. Wir haben Beide
Uns unſer Volk nicht auserleſen. Sind
Wir unſer Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Chriſt und Jude eher Chriſt und Jude,
Als Menſch? Ah! wenn ich einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es gnügt, ein Menſch
Zu heißen!

Tempelherr.

Ja, bei Gott, das habt Ihr, Nathan!
Das habt Ihr! — Eure Hand! — Ich ſchäme mich,
Euch einen Augenblick verkannt zu haben.

Nathan.

Und ich bin ſtolz darauf. Nur das Gemeine
Verkennt man ſelten.

Tempelherr.

Und das Seltene
Vergißt man ſchwerlich. — Nathan, ja,
Wir müſſen, müſſen Freunde werden.

Nathan.

Sind
Es ſchon. — Wie wird ſich meine Recha freuen! —
Und ah! welch eine heitre Ferne ſchließt
Sich meinen Blicken auf! — Kennt ſie nur erſt!

Tempelherr.

Ich brenne vor Verlangen. — Wer ſtürzt dort
Aus Eurem Hauſe? Iſt's nicht ihre Daja?

Nathan.

Ja wohl. So ängſtlich?

Tempelherr.

Unſrer Recha iſt
Doch nichts begegnet?

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen und Daja eilig.

Daja.

Nathan! Nathan!

Nathan.

Nun?

Daja.

Verzeihet, edler Ritter, daß ich Euch
Muß unterbrechen.

Nathan.

Nun, was iſt's?

Tempelherr.

Was iſt's?

Daja.

Der Sultan hat geſchickt. Der Sultan will
Euch ſprechen. Gott, der Sultan!

Nathan.

Mich? der Sultan?
Er wird begierig ſeyn, zu ſehen, was
Ich Neues mitgebracht. Sag nur, es ſey
Noch wenig oder gar nichts ausgepackt.

Daja.

Nein, nein; er will nichts ſehen, will Euch ſprechen,
Euch in Perſon, und bald, ſo bald Ihr könnt.

Nathan.

Ich werde kommen. — Geh nur wieder, geh!

Daja.

Nehmt ja nicht übel auf, geſtrenger Ritter —
Gott, wir ſind ſo bekümmert, was der Sultan
Doch will.

Nathan.

Das wird ſich zeigen. Geh nur, geh!

Siebenter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr.

Tempelherr.

So kennt Ihr ihn noch nicht? — ich meine, von
Perſon.

Nathan.

Den Saladin? Noch nicht. Ich habe
Ihn nicht vermieden, nicht geſucht zu kennen.
Der allgemeine Ruf ſprach viel zu gut
Von ihm, daß ich nicht lieber glauben wollte,
Als ſehn. Doch nun, — wenn anders dem ſo iſt, —
Hat er durch Sparung Eures Lebens . . .

Tempelherr.

Ja;
Dem allerdings iſt ſo. Das Leben, das
Ich leb', iſt ſein Geſchenk.

Nathan.

Durch das er mir
Ein doppelt, dreifach Leben ſchenkte. Dieß
Hat alles zwiſchen uns verändert; hat
Mit eins ein Seil mir umgeworfen, das
Mich ſeinem Dienſt auf ewig feſſelt. Kaum,
Und kaum kann ich es nun erwarten, was
Er mir zuerſt befehlen wird. Ich bin
Bereit zu allem; bin bereit ihm zu
Geſtehn, daß ich es Euertwegen bin.

Tempelherr.

Noch hab' ich ſelber ihm nicht danken können,
So oft ich auch ihm in den Weg getreten.
Der Eindruck, den ich auf ihn machte, kam
So ſchnell, als ſchnell er wiederum verſchwunden.
Wer weiß, ob er ſich meiner gar erinnert.
Und dennoch muß er, einmal wenigſtens,
Sich meiner noch erinnern, um mein Schickſal
Ganz zu entſcheiden. Nicht genug, daß ich
Auf ſein Geheiß noch bin, mit ſeinem Willen
Noch leb': ich muß nun auch von ihm erwarten,
Nach weſſen Willen ich zu leben habe.

Nathan.

Nicht anders; um ſo mehr will ich nicht ſäumen. —
Es fällt vielleicht ein Wort, das mir, auf Euch
Zu kommen, Anlaß giebt. — Erlaubt, verzeiht —
Ich eile. — Wann, wann aber ſehn wir Euch
Bei uns?

Tempelherr.

Sobald ich darf.

Nathan.

Sobald Ihr wollt.

Tempelherr.

Noch heut.

Nathan.

Und Eur Name? — muß ich bitten.

Tempelherr.

Mein Name war — iſt Curd von Stauffen. — Curd!

Nathan.

Von Stauffen? — Stauffen? — Stauffen?

Tempelherr.

Warum fällt
Euch das ſo auf?

Nathan.

Von Stauffen? — Des Geſchlechts
Sind wohl ſchon mehrere . . .

Tempelherr.

O ja! hier waren,
Hier faulen des Geſchlechts ſchon mehrere.
Mein Oheim ſelbſt, — mein Vater will ich ſagen, —
Doch warum ſchärfſt ſich Euer Blick auf mich
Je mehr und mehr?

Nathan.

O nichts! o nichts! Wie kann
Ich Euch zu ſehn ermüden?

Tempelherr.

Drum verlaſſ'
Ich Euch zuerſt. Der Blick des Forſchers fand
Nicht ſelten mehr, als er zu finden wünſchte.
Ich fürcht' ihn, Nathan. Laßt die Zeit allmählig,
Und nicht die Neugier, unſre Kundſchaft machen. (Er geht.)

Nathan, (der ihm mit Erſtaunen nachſieht.)

„Der Forſcher fand nicht ſelten mehr, als er
„Zu finden wünſchte.“ — Iſt es doch, als ob
In meiner Seel' er leſe! — Wahrlich ja,
Das könnt' auch mir begegnen. — Nicht allein
Wolfs Wuchs, Wolfs Gang: auch ſeine Stimme. So,
Vollkommen ſo, warf Wolf ſogar den Kopf;
Trug Wolf ſogar das Schwert im Arm; ſtrich Wolf
Sogar die Augenbraunen mit der Hand,
Gleichſam das Feuer ſeines Blicks zu bergen. —
Wie ſolche tiefgeprägte Bilder doch
Zu Zeiten in uns ſchlafen können, bis
Ein Wort, ein Laut ſie weckt. — Von Stauffen! —
Ganz recht, ganz recht; Filnek und Stauffen. —
Ich will das bald genauer wiſſen, bald.
Nur erſt zum Saladin. — Doch wie? lauſcht dort
Nicht Daja? — Nun ſo komm nur näher, Daja.

Achter Auftritt.

Daja. Nathan.

Nathan.

Was gilt's? nun drückt's euch beiden ſchon das Herz,
Noch ganz was anders zu erfahren, als
Was Saladin mir will.

Daja.

Verdenkt Ihr's ihr?
Ihr fingt ſo eben an, vertraulicher
Mit ihm zu ſprechen, als des Sultans Botſchaft
Uns von dem Fenſter ſcheuchte.

Nathan.

Nun ſo ſag'
Ihr nur, daß ſie ihn jeden Augenblick
Erwarten darf.

Daja.

Gewiß? gewiß?

Nathan.

Ich kann
Mich doch auf dich verlaſſen, Daja? Sey
Auf deiner Hut, ich bitte dich. Es ſoll
Dich nicht gereuen. Dein Gewiſſen ſelbſt
Soll ſeine Rechnung dabei finden. Nur
Verdirb mir nichts in meinem Plane. Nur
Erzähl' und frage mit Beſcheidenheit,
Mit Rückhalt . . .

Daja.

Daß Ihr doch noch erſt ſo was
Erinnern könnt! — Ich geh'; geht Ihr nur auch.
Denn ſeht! ich glaube gar, da kömmt vom Sultan
Ein zweiter Bot', Al-Hafi, Euer Derwiſch. (Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Nathan. Al-Hafi.

Al-Hafi.

Ha! ha! zu Euch wollt' ich nun eben wieder.

Nathan.

Iſt's denn ſo eilig? Was verlangt er denn
Von mir?

Al-Hafi.

Wer?

Nathan.

Saladin. — Ich komm', ich komme.

Al-Hafi.

Zu wem? Zum Saladin?

Nathan.
Schickt Saladin
Dich nicht?

Al-Haſi.
Mich? nein. Hat er denn ſchon geſchickt?

Nathan.
Ja freilich hat er.

Al-Haſi.
Nun, ſo iſt es richtig.

Nathan.
Was? was iſt richtig?

Al-Haſi.
Daß . . . ich bin nicht Schuld;
Gott weiß, ich bin nicht Schuld. — Was hab' ich nicht
Von Euch geſagt, gelogen, um es abzuwenden!

Nathan.
Was abzuwenden? Was iſt richtig?

Al-Haſi.
Daß
Nun Ihr ſein Deſterdar geworden. Ich
Betaur' Euch. Doch mit anſehn will ich's nicht.
Ich geh' von Stund' an, geh'. Ihr habt es ſchon
Gehört, wohin, und wißt den Weg. — Habt Ihr
Des Wegs was zu beſtellen, ſagt: ich bin
Zu Dienſten. Freilich muß es mehr nicht ſeyn,
Als was ein Nackter mit ſich ſchleppen kann.
Ich geh', ſagt bald.

Nathan.
Beſinn' dich doch, Al-Haſi.
Beſinn' dich, daß ich noch von gar nichts weiß.
Was plauderſt du denn da?

Al-Haſi.
Ihr bringt ſie doch
Gleich mit, die Beutel?

Nathan.
Beutel?

Al-Haſi.
Nun, das Geld,
Das Ihr dem Saladin vorſchießen ſollt.

Nathan.
Und weiter iſt es nichts?

Al-Haſi.
Ich ſollt' es wohl
Mit anſehn, wie er Euch von Tag zu Tag
Aushöhlen wird bis auf die Zehen? Sollt'
Es wohl mit anſehn, daß Verſchwendung aus
Der weiſen Milde ſonſt nie leeren Scheuern
So lange borgt, und borgt, und borgt, bis auch
Die armen eingebornen Mäuschen drin
Verhungern? — Bildet Ihr vielleicht Euch ein,
Wer Euers Gelds bedürftig ſey, der werde
Doch Euerm Rathe wohl auch folgen? — Ja,
Er Rathe folgen! Wann hat Saladin
Sich rathen laſſen? — Denkt nur, Nathan, was
Mir eben jetzt mit ihm begegnet.

Nathan.
Nun?

Al-Haſi.
Da komm' ich zu ihm, eben daß er Schach
Geſpielt mit ſeiner Schweſter. Sittah ſpielt
Nicht übel; und das Spiel, das Saladin
Verloren glaubte, ſchon gegeben hatte,
Das ſtand noch ganz ſo da. Ich ſeh' Euch hin,
Und ſehe, daß das Spiel noch lange nicht
Verloren.

Nathan.
Ei! das war für dich ein Fund!

Al-Haſi.
Er durfte mit dem König an den Bauer
Nur rücken, auf ihr Schach. — Wenn ich's Euch gleich
Nur zeigen könnte!

Nathan.
O ich traue dir!

Al-Haſi.
Denn ſo bekam der Roche Feld: und ſie
War hin. — Das alles will ich ihm nun weiſen
Und ruf' ihn. — Denkt! . . .

Nathan.
Er iſt nicht deiner Meinung?

Al-Haſi.
Er hört mich gar nicht an, und wirft verächtlich
Das ganze Spiel in Klumpen.

Nathan.
Iſt das möglich?

Al-Haſi.
Und ſagt: er wolle matt nun einmal ſeyn;
Er wolle! Heißt das ſpielen?

Nathan.
Schwerlich wohl;
Heißt mit dem Spiele ſpielen.

Al-Haſi.
Gleichwohl galt
Es keine taube Nuß.

Nathan.
Geld hin, Geld her!
Das iſt das Wenigſte. Allein dich gar
Nicht anzuhören! Ueber einen Punkt
Von ſolcher Wichtigkeit dich nicht einmal
Zu hören! deinen Adlerblick nicht zu
Bewundern! das, das ſchreit um Rache; nicht?

Al-Haſi.
Ach was? Ich ſag' Euch das nur ſo, damit
Ihr ſehen könnt, was für ein Kopf er iſt.
Kurz, ich, ich halt's mit ihm nicht länger aus.
Da lauf' ich nun bei allen ſchmutz'gen Mohren
Herum, und frage, wer ihm borgen will.
Ich, der ich nie für mich gebettelt habe,
Soll nun für Andre borgen. Borgen iſt
Viel beſſer nicht als betteln: ſo wie leihen,
Auf Wucher leihen, nicht viel beſſer iſt,
Als ſtehlen. Unter meinen Gebern, an
Dem Ganges, brauch' ich beides nicht, und brauche
Das Werkzeug beider nicht zu ſeyn. Am Ganges,
Am Ganges nur giebt's Menſchen. Hier ſeyd Ihr
Der Einzige, der noch ſo würdig wäre,
Daß er am Ganges lebte. — Wollt Ihr mit? —
Laßt ihm mit eins den Plunder ganz im Stiche,
Um den es ihm zu thun. Er bringt Euch nach
Und nach doch drum. So wär' die Plackerei
Auf einmal aus. Ich ſchaff' Euch einen Delk.
Kommt! kommt!

Nathan.
Ich dächte zwar, das blieb uns ja
Noch immer übrig. Doch, Al-Haſi, will
Ich's überlegen. Warte . . .

Al-Haſi.
Ueberlegen?
Nein, ſo was überlegt ſich nicht.

Nathan.
Nur bis
Ich von dem Sultan wiederkomme; bis
Ich Abſchied erſt . . .

Al-Haſi.
Wer überlegt, der ſucht
Bewegungsgründe, nicht zu dürfen. Wer
Sich Knall und Fall, ihm ſelbſt zu leben, nicht
Entſchließen kann, der lebet Andrer Sklav
Auf immer. — Wie Ihr wollt! — Lebt wohl! wie's Euch
Wohl dünkt. — Mein Weg liegt dort, und Eurer da.

Nathan.

Al-Hafi! Du wirſt ſelbſt doch erſt das Deine
Berichtigen!

Al-Hafi.

Ach Poſſen! Der Beſtand
Von meiner Kaſſ' iſt nicht des Zählens werth;
Und meine Rechnung bürgt — Ihr oder Sittah.
Lebt wohl! (Ab.)

Nathan, ihm nachſehend.

Die bürg' ich! — Wilder, guter, edler —
Wie nenn' ich ihn? — Der wahre Bettler iſt
Doch einzig und allein der wahre König!
(Von einer andern Seite ab.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Scene: in Nathans Hauſe.

Recha und Daja.

Recha.

Wie, Daja, drückte ſich mein Vater aus?
„Ich dürf' ihn jeden Augenblick erwarten?“
Das klingt — nicht wahr? — als ob er noch ſo bald
Erſcheinen werde. — Wie viel Augenblicke
Sind aber ſchon vorbei! — Ah nun; wer denkt
An die verfloſſenen? — Ich will allein
In jedem nächſten Augenblicke leben.
Er wird doch einmal kommen, der ihn bringt.

Daja.

O der verwünſchten Botſchaft von dem Sultan!
Denn Nathan hätte ſicher ohne ſie
Ihn gleich mit hergebracht.

Recha.

Und wenn er nun
Gekommen dieſer Augenblick; wenn denn
Nun meiner Wünſche wärmſter, innigſter
Erfüllet iſt: was dann? — was dann?

Daja.

Was dann?
Dann hoff' ich, daß auch meiner Wünſche wärmſter
Soll in Erfüllung gehen.

Recha.

Was wird dann
In meiner Bruſt an deſſen Stelle treten,
Die ſchon verlernt, ohn' einen herrſchenden
Wunſch aller Wünſche ſich zu dehnen? — Nichts?
Ah, ich erſchrecke! . . .

Daja.

Mein, mein Wunſch wird dann
An des erfüllten Stelle treten, meiner.
Mein Wunſch, dich in Europa, dich in Händen
Zu wiſſen, welche deiner würdig ſind.

Recha.

Du irrſt. — Was dieſen Wunſch zu deinem macht,
Das Nämliche verhindert, daß er meiner
Je werden kann. Dich zieht dein Vaterland:
Und meines, meines ſollte mich nicht halten?
Ein Bild der Deinen, das in deiner Seele
Noch nicht erloſchen, ſollte mehr vermögen,
Als die ich ſehn und greifen kann, und hören,
Die Meinen?

Daja.

Sperre dich, ſo viel du willſt!
Des Himmels Wege ſind des Himmels Wege.
Und wenn es nun dein Retter ſelber wäre,
Durch den ſein Gott, für den er kämpft, dich in
Das Land, dich zu dem Volke führen wollte,
Für welches du geboren wurdeſt?

Recha.

Daja!
Was ſprichſt du da nun wieder, liebe Daja!
Du haſt doch wahrlich deine ſonderbaren
Begriffe! „Sein, ſein Gott! für den er kämpft!“
Wem eignet Gott? was iſt das für ein Gott,
Der einem Menſchen eignet? der für ſich
Muß kämpfen laſſen? — Und wie weiß
Man denn, für welchen Erdkloß man geboren,
Wenn man's für den nicht iſt, auf welchem man
Geboren? — Wenn mein Vater dich ſo hörte! —
Was that er dir, mir immer nur mein Glück
So weit von ihm als möglich vorzuſpiegeln?
Was that er dir, den Samen der Vernunft,
Den er ſo rein in meine Seele ſtreute,
Mit deines Landes Unkraut oder Blumen
So gern zu miſchen? — Liebe, liebe Daja,
Er will nun deine bunten Blumen nicht
Auf meinem Boden! — Und ich muß dir ſagen,
Ich ſelber fühle meinen Boden, wenn
Sie noch ſo ſchön ihn kleiden, ſo entkräftet,
So ausgezehrt durch deine Blumen; fühle
In ihrem Dufte, ſauerſüßem Dufte,
Mich ſo betäubt, ſo ſchwindelnd! — Dein Gehirn
Iſt deſſen mehr gewohnt. Ich tadle drum
Die ſtärkern Nerven nicht, die ihn vertragen.
Nur ſchlägt er mir nicht zu; und ſchon dein Engel,
Wie wenig fehlte, daß er mich zur Närrin
Gemacht? — Noch ſchäm' ich mich vor meinem Vater
Der Poſſe!

Daja.

Poſſe! — Als ob der Verſtand
Nur hier zu Hauſe wäre! Poſſe! Poſſe!
Wenn ich nur reden dürfte!

Recha.

Darfſt du nicht?
Wann war ich nicht ganz Ohr, ſo oft es dir
Gefiel, von deinen Glaubenshelden mich
Zu unterhalten? Hab' ich ihren Thaten
Nicht ſtets Bewunderung, und ihren Leiden
Nicht immer Thränen gern gezollt? Ihr Glaube
Schien freilich mir das Heldenmäßigſte
An ihnen nie. Doch ſo viel tröſtender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unſerm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt. — Liebe Daja,
Das hat mein Vater uns ſo oft geſagt;
Darüber haſt du ſelbſt mit ihm ſo oft
Dich einverſtanden: warum untergräbſt
Du denn allein, was du mit ihm zugleich
Gebauet? — Liebe Daja, das iſt kein
Geſpräch, womit wir unſerm Freund am beſten
Entgegen ſehn. Für mich zwar, ja! Denn mir,
Mir liegt daran unendlich, ob auch er . . .
Horch, Daja! — Kommt es nicht an unſre Thüre?
Wenn er es wäre! horch!

Zweiter Auftritt.

Recha. Daja — der Tempelherr, dem Jemand von außen die Thüre öffnet, mit den Worten:

Nur hier herein!

Recha fährt zuſammen, faßt ſich, und will ihm zu Füßen fallen.

Er iſt's! — Mein Retter, ah!

Tempelherr.

Dieß zu vermeiden,
Erſchien ich bloß ſo ſpät: und doch —

Recha.

Ich will
Zu den Füßen dieſes ſtolzen Mannes

Nur Gott noch einmal danken, nicht dem Manne.
Der Mann will keinen Dank, will ihn ſo wenig
Als ihn der Waſſereimer will, der bei
Dem Löſchen ſo geſchäftig ſich erwieſen.
Der ließ ſich füllen, ließ ſich leeren, mir
Nichts, dir nichts: alſo auch der Mann. Auch der
Ward nun ſo in die Gluth hineingeſtoßen;
Da fiel ich ungefähr ihm in den Arm;
Da blieb ich ungefähr, ſo wie ein Funken
Auf ſeinem Mantel, ihm in ſeinen Armen;
Bis wiederum, ich weiß nicht was, uns beide
Herauswarf aus der Gluth. — Was giebt es da
Zu danken? — In Europa treibt der Wein
Zu noch weit andern Thaten. — Tempelherren,
Die müſſen einmal nun ſo handeln; müſſen
Wie etwas beſſer zugelernte Hunde,
Sowohl aus Feuer als aus Waſſer holen.

Tempelherr,

der ſie mit Erſtaunen und Unruhe die ganze Zeit über betrachtet.

O Daja, Daja! Wenn, in Augenblicken
Des Kummers und der Galle, meine Laune
Dich übel anließ: warum jede Thorheit,
Die meiner Zung' entfuhr, ihr hinterbringen?
Das hieß ſich zu empfindlich rächen, Daja!
Doch wenn du nur von nun an beſſer mich
Bei ihr vertreten willſt.

Daja.

Ich denke, Ritter,
Ich denke nicht, daß dieſe kleinen Stacheln,
Ihr an das Herz geworfen, Euch da ſehr
Geſchadet haben.

Recha.

Wie? Ihr hattet Kummer?
Und wart mit Eurem Kummer geiziger
Als Euerm Leben?

Tempelherr.

Gutes, holdes Kind! —
Wie iſt doch meine Seele zwiſchen Auge
Und Ohr getheilt! — Das war das Mädchen nicht,
Nein, nein, das war es nicht, das aus dem Feuer
Ich holte. — Denn wer hätte die gekannt,
Und aus dem Feuer nicht geholt? Wer hätte
Auf mich gewartet? — Zwar — verſtellt — der Schreck

Pauſe, unter der er in Anſchauung ihrer ſich wie verliert.

Recha.

Ich aber find' Euch noch den Nämlichen. —

Deßgleichen, bis ſie fortfährt, um ihn in ſeinem Anſtaunen zu unterbrechen.

Nun, Ritter, ſagt uns doch, wo Ihr ſo lange
Geweſen? — Faſt dürft' ich auch fragen: wo
Ihr jetzo ſeyd?

Tempelherr.

Ich bin, — wo ich vielleicht
Nicht ſollte ſeyn. —

Recha.

Wo Ihr geweſen? — Auch
Wo Ihr vielleicht nicht ſolltet ſeyn geweſen?
Das iſt nicht gut.

Tempelherr.

Auf — auf — wie heißt der Berg?
Auf Sinai.

Recha.

Auf Sinai? — Ah ſchön!
Nun kann ich zuverläſſig doch einmal
Erfahren, ob es wahr . . .

Tempelherr.

Was? was? Ob's wahr,
Daß noch daſelbſt der Ort zu ſehn, wo Moſes
Vor Gott geſtanden, als . . .

Recha.

Nun das wohl nicht.
Denn wo er ſtand, ſtand er vor Gott. Und davon
Iſt mir zur G'nüge ſchon bekannt. — Ob's wahr,
Möcht' ich nur gern von Euch erfahren, daß —
Daß es bei weitem nicht ſo mühſam ſey,
Auf dieſen Berg hinaufzuſteigen, als
Herab? — Denn ſeht, ſo viel ich Berge noch
Geſtiegen bin, war's juſt das Gegentheil. —
Nun, Ritter? — Was? — Ihr kehrt Euch von mir ab?
Wollt mich nicht ſehn?

Tempelherr.

Weil ich Euch hören will.

Recha.

Weil Ihr mich nicht wollt merken laſſen, daß
Ihr meiner Einfalt lächelt; daß Ihr lächelt,
Wie ich Euch doch ſo gar nichts Wichtigers
Von dieſem heil'gen Berge aller Berge
Zu fragen weiß? Nicht wahr?

Tempelherr.

So muß
Ich doch Euch wieder in die Augen ſehn. —
Was? Nun ſchlagt Ihr ſie nieder? nun verbeißt
Das Lächeln Ihr? wie ich noch erſt in Mienen,
In zweifelhaften Mienen leſen will,
Was ich ſo deutlich hör', Ihr ſo vernehmlich
Mir ſagt — verſchweigt? — Ah Recha! Recha! Wie
Hat er ſo wahr geſagt: „Kennt ſie nur erſt!“

Recha.

Wer hat? — von wem? — Euch das geſagt?

Tempelherr.

„Kennt ſie
Nur erſt!“ hat Euer Vater mir geſagt,
Von Euch geſagt.

Daja.

Und ich nicht etwa auch?
Ich denn nicht auch?

Tempelherr.

Allein wo iſt er denn?
Wo iſt denn Euer Vater? Iſt er noch
Beim Sultan?

Recha.

Ohne Zweifel.

Tempelherr.

Noch, noch da? —
O mich vergeßlichen! Nein, nein; da iſt
Er ſchwerlich mehr. — Er wird dort unten bei
Dem Kloſter meiner warten, ganz gewiß.
So red'ten, mein' ich, wir es ab. Erlaubt!
Ich geh', ich hol' ihn . . .

Daja.

Das iſt meine Sache.
Bleibt, Ritter, bleibt. Ich bring' ihn unverzüglich.

Tempelherr.

Nicht ſo, nicht ſo! Er ſieht mir ſelbſt entgegen,
Nicht Euch. Dazu, er könnte leicht . . . wer weiß?
Er könnte bei dem Sultan leicht . . . Ihr kennt
Den Sultan nicht! . . . leicht in Verlegenheit
Gekommen ſeyn. — Glaubt mir, es hat Gefahr,
Wenn ich nicht geh'.

Recha.

Gefahr? was für Gefahr?

Tempelherr.

Gefahr für mich, für Euch, für ihn, wenn ich
Nicht ſchleunig, ſchleunig geh'.

Dritter Auftritt.

Recha und Daja.

Recha.

Was iſt das, Daja? —
So ſchnell? — Was kömmt ihn an? — Was fiel ihm auf?
Was jagt ihn?

Daja.

Laßt nur, laßt. Ich denk', es iſt
Kein ſchlimmes Zeichen.

Recha.

Zeichen? und wovon?

Daja.

Daß etwas vorgeht innerhalb. Es kocht,
Und ſoll nicht überkochen. Laßt ihn nur.
Nun iſt's an Euch.

Recha.

Was iſt an mir? Du wirſt,
Wie er, mir unbegreiflich.

Daja.

Bald nun könnt
Ihr ihm die Unruh' all' vergelten, die
Er Euch gemacht hat. Seyd nun aber auch
Nicht allzu ſtreng, nicht allzu rachbegierig.

Recha.

Wovon du ſprichſt, das magſt du ſelber wiſſen.

Daja.

Und ſeyd denn Ihr bereits ſo ruhig wieder?

Recha.

Das bin ich, ja das bin ich . . .

Daja.

Wenigſtens
Geſteht, daß Ihr Euch ſeiner Unruh' freut,
Und ſeiner Unruh' danket, was Ihr jetzt
Von Ruh' genießt.

Recha.

Mir völlig unbewußt!
Denn was ich höchſtens dir geſtehen könnte,
Wär', daß es mich — mich ſelbſt befremdet, wie
Auf einen ſolchen Sturm in meinem Herzen
So eine Stille plötzlich folgen können.
Sein voller Anblick, ſein Geſpräch, ſein Thun
Hat mich . . .

Daja.

Geſättigt ſchon?

Recha.

Geſättigt, will
Ich nun nicht ſagen; nein — bei weitem nicht —

Daja.

Den heißen Hunger nur geſtillt.

Recha.

Nun ja,
Wenn du ſo willſt.

Daja.

Ich eben nicht.

Recha.

Er wird
Mir ewig werth, mir ewig werther, als
Mein Leben bleiben: wenn auch ſchon mein Puls
Nicht mehr bei ſeinem bloßen Namen wechſelt;
Nicht mehr mein Herz, ſo oft ich an ihn denke,
Geſchwinder, ſtärker ſchlägt. — Was ſchwatz' ich? Komm,
Komm, liebe Daja, wieder an das Fenſter,
Das auf die Palmen ſieht.

Daja.

So iſt er doch
Wohl noch nicht ganz geſtillt, der heiße Hunger.

Recha.

Nun werd' ich auch die Palmen wieder ſehn:
Nicht ihn bloß untern Palmen.

Daja.

Dieſe Kälte
Beginnt auch wohl ein neues Fieber nur.

Recha.

Was Kält'? Ich bin nicht kalt. Ich ſehe wahrlich
Nicht minder gern, was ich mit Ruhe ſehe.

Vierter Auftritt.

Scene: Ein Audienzſaal in dem Palaſte des Saladin.

Saladin und **Sittah.**

Saladin im Hereintreten, gegen die Thüre.

Hier bringt den Juden her, ſobald er kömmt.
Er ſcheint ſich eben nicht zu übereilen.

Sittah.

Er war auch wohl nicht bei der Hand, nicht gleich
Zu finden.

Saladin.

Schweſter! Schweſter!

Sittah.

Thuſt du doch
Als ſtünde dir ein Treffen vor.

Saladin.

Und das
Mit Waffen, die ich nicht gelernt zu führen.
Ich ſoll mich ſtellen: ſoll beſorgen laſſen;
Soll Fallen legen; ſoll auf Glatteis führen.
Wann hätt' ich das gekonnt? Wo hätt' ich das
Gelernt? — Und ſoll das alles, ah, wozu?
Wozu? — Um Geld zu fiſchen! Geld! — Um Geld,
Geld einem Juden abzubangen? Geld!
Zu ſolchen kleinen Liſten wär' ich endlich
Gebracht, der Kleinigkeiten kleinſte mir
Zu ſchaffen?

Sittah.

Jede Kleinigkeit, zu ſehr
Verſchmäht, die rächt ſich, Bruder.

Saladin.

Leider wahr. —
Und wenn nun dieſer Jude gar der gute,
Vernünft'ge Mann iſt, wie der Derwiſch dir
Ihn ehedem beſchrieben?

Sittah.

O nun dann!
Was hat es dann für Noth! Die Schlinge liegt
Ja nur dem geizigen, beſorglichen,
Furchtſamen Juden: nicht dem guten, nicht
Dem weiſen Manne. Dieſer iſt ja ſo
Schon unſer, ohne Schlinge. Das Vergnügen
Zu hören, wie ein ſolcher Mann ſich ausred't;
Mit welcher dreiſten Stärk' entweder er
Die Stricke kurz zerreißet; oder auch
Mit welcher ſchlauen Vorſicht er die Netze
Vorbei ſich windet: dieß Vergnügen haſt
Du obendrein.

Saladin.

Nun, das iſt wahr. Gewiß,
Ich freue mich darauf.

Sittah.

So kann dich ja
Auch weiter nichts verlegen machen. Denn
Iſt's einer aus der Menge bloß; iſt's bloß
Ein Jude, wie ein Jude: gegen den
Wirſt du dich doch nicht ſchämen, ſo zu ſcheinen
Wie er die Menſchen all' ſich denkt? Vielmehr,
Wer ſich ihm beſſer zeigt, der zeigt ſich ihm
Als Geck, als Narr.

Saladin.

So muß ich ja wohl gar
Schlecht handeln, daß von mir der Schlechte nicht
Schlecht denke?

Sittah.
Traun! wenn du ſchlecht handeln nennſt
Ein jedes Ding nach ſeiner Art zu brauchen.
Saladin.
Was hätt' ein Weiberkopf erdacht, das er
Nicht zu beſchönen wüßte!
Sittah.
Zu beſchönen!
Saladin.
Das feine, ſpitze Ding, beſorg' ich nur,
In meiner plumpen Hand zerbricht! — So was
Will ausgeführt ſeyn, wie's erfunden iſt:
Mit aller Pfiffigkeit, Gewandtheit. — Doch,
Mag's doch nur, mag's! Ich tanze, wie ich kann:
Und könnt' es freilich, lieber — ſchlechter noch
Als beſſer.
Sittah.
Trau' dir auch nur nicht zu wenig!
Ich ſtehe dir für dich! Wenn du nur willſt. —
Daß uns die Männer deines Gleichen doch
So gern bereden möchten, nur ihr Schwert,
Ihr Schwert nur habe ſie ſo weit gebracht.
Der Löwe ſchämt ſich freilich, wenn er mit
Dem Fuchſe jagt: des Fuchſes, nicht der Liſt.
Saladin.
Und daß die Weiber doch ſo gern den Mann
Zu ſich herunter hätten! — Geh nur, geh! —
Ich glaube meine Lektion zu können.
Sittah.
Was? ich ſoll gehn?
Saladin.
Du wollteſt doch nicht bleiben?
Sittah.
Wenn auch nicht bleiben . . . im Geſicht euch bleiben —
Doch hier im Nebenzimmer —
Saladin.
Da zu horchen?
Auch das nicht, Schweſter, wenn ich ſoll beſtehn. —
Fort, fort! der Vorhang rauſcht; er kömmt! — doch daß
Du ja nicht da verweilſt! Ich ſehe nach.

Indem ſie ſich durch die eine Thüre entfernt, tritt Nathan zu der andern herein und Saladin hat ſich geſetzt.

Fünfter Auftritt.

Saladin und Nathan.

Saladin.
Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz her! —
Nur ohne Furcht!
Nathan.
Die bleibe deinem Feinde!
Saladin.
Du nennſt dich Nathan?
Nathan.
Ja.
Saladin.
Den weiſen Nathan?
Nathan.
Nein.
Saladin.
Wohl! nennſt du dich nicht, nennt dich das Volk.
Nathan.
Kann ſeyn, das Volk!
Saladin.
Du glaubſt doch nicht, daß ich
Verächtlich von des Volkes Stimme denke? —
Ich habe längſt gewünſcht, den Mann zu kennen,
Den es den Weiſen nennt.
Nathan.
Und wenn es ihn
Zum Spott ſo nennte? Wenn dem Volke weiſe
Nichts weiter wär' als klug? und klug nur der,
Der ſich auf ſeinen Vortheil gut verſteht?
Saladin.
Auf ſeinen wahren Vortheil, meinſt du doch?
Nathan.
Dann freilich wär' der Eigennützigſte
Der Klügſte. Dann wär' freilich klug und weiſe
Nur eins.
Saladin.
Ich höre dich erweiſen, was
Du widerſprechen willſt. — Des Menſchen wahre
Vortheile, die das Volk nicht kennt, kennſt du.
Haſt du zu kennen wenigſtens geſucht;
Haſt drüber nachgedacht: das auch allein
Macht ſchon den Weiſen.
Nathan.
Der ſich Jeder dünkt
Zu ſeyn.
Saladin.
Nun der Beſcheidenheit genug!
Denn ſie nur immerdar zu hören, wo
Man trockene Vernunft erwartet, ekelt. Er ſpringt auf.
Laß uns zur Sache kommen! Aber, aber
Aufrichtig, Jud', aufrichtig!
Nathan.
Sultan, ich
Will ſicherlich dich ſo bedienen, daß
Ich deiner fernern Kundſchaft würdig bleibe.
Saladin.
Bedienen? wie?
Nathan.
Du ſollſt das Beſte haben
Von allem; ſollſt es um den billigſten
Preis haben.
Saladin.
Wovon ſprichſt du? doch wohl nicht
Von deinen Waaren? — Schachern wird mit dir
Schon meine Schweſter. (Das der Horcherin!) —
Ich habe mit dem Kaufmann nichts zu thun.
Nathan.
So wirſt du ohne Zweifel wiſſen wollen,
Was ich auf meinem Wege von dem Feinde,
Der allerdings ſich wieder regt, etwa
Bemerkt, getroffen? — Wenn ich unverholen . . .
Saladin.
Auch darauf bin ich eben nicht mit dir
Geſteuert. Davon weiß ich ſchon, ſo viel
Ich nöthig habe. — Kurz: —
Nathan.
Gebiete, Sultan.
Saladin.
Ich heiſche deinen Unterricht in ganz
Was anderm, ganz was anderm. — Da du nun
So weiſe biſt: ſo ſage mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Geſetz
Hat dir am meiſten eingeleuchtet?
Nathan.
Sultan,
Ich bin ein Jud'.
Saladin.
Und ich ein Muſelmann.
Der Chriſt iſt zwiſchen uns. — Von dieſen drei
Religionen kann doch eine nur
Die wahre ſeyn. — Ein Mann, wie du, bleibt da
Nicht ſtehen, wo der Zufall der Geburt
Ihn hingeworfen; oder wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einſicht, Gründen, Wahl des Beſſern.

Wohlan! ſo theile deine Einſicht mir
Denn mit. Laß mich die Gründe hören, denen
Ich ſelber nachzugrübeln nicht die Zeit
Gehabt. Laß mich die Wahl, die dieſe Gründe
Beſtimmt, — verſteht ſich, im Vertrauen — wiſſen,
Damit ich ſie zu meiner mache. — Wie?
Du ſtutzeſt? wägſt mich mit dem Auge? — Kann
Wohl ſeyn, daß ich der erſte Sultan bin,
Der eine ſolche Grille hat, die mich
Doch eines Sultans eben nicht ſo ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? So rede doch!
Sprich! — Oder willſt du einen Augenblick,
Dich zu bedenken? Gut, ich geb' ihn dir. —
(Ob ſie wohl horcht? Ich will ſie doch belauſchen;
Will hören, ob ich's recht gemacht. —) Denk' nach!
Geſchwind denk' nach! Ich ſäume nicht, zurück
Zu kommen.

Er geht in das Nebenzimmer, nach welchem ſich Sittah begeben.

Sechſter Auftritt.

Nathan allein.

Hm! hm! — wunderlich! — Wie iſt
Mir denn? — Was will der Sultan? was? — Ich bin
Auf Geld gefaßt; und er will — Wahrheit. Wahrheit!
Und will ſie ſo, — ſo baar, ſo blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —
Das ginge noch! Allein ſo neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man aufs Brett
Nur zählen darf, das iſt ſie doch nun nicht!
Wie Geld in Sack, ſo ſtriche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer iſt denn hier der Jude?
Ich oder er? — Doch wie? Sollt' er auch wohl
Die Wahrheit nicht in Wahrheit fodern? — Zwar,
Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur
Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein! —
Zu klein? — Was iſt für einen Großen denn
Zu klein? — Gewiß, gewiß: er ſtürzte mit
Der Thüre ſo ins Haus! Man pocht doch, hört
Doch erſt, wenn man als Freund ſich naht. — Ich muß
Behutſam gehn! — und wie? wie das? — So ganz
Stockjude ſeyn zu wollen, — geht ſchon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.
Denn, wenn kein Jude, dürft' er mich nur fragen,
Warum kein Muſelmann? — Das war's! Das kann
Mich retten! — Nicht die Kinder bloß, ſpeiſt man
Mit Mährchen ab. — Er kömmt. Er komme nur!

Siebenter Auftritt.

Saladin und **Nathan.**

Saladin.

(So iſt das Feld hier rein!) — Ich komm' dir doch
Nicht zu geſchwind zurück? Du biſt zu Rande
Mit deiner Ueberlegung. — Nun ſo rede!
Es hört uns keine Seele.

Nathan.

Möcht' auch doch
Die ganze Welt uns hören.

Saladin.

So gewiß
Iſt Nathan ſeiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weiſen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für ſie Alles auf das Spiel
Zu ſetzen! Leib und Leben! Gut und Blut!

Nathan.

Ja! ja! wenn's nöthig iſt und nützt.

Saladin.

Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel,
Verbeſſerer der Welt und des Geſetzes,
Mit Recht zu führen.

Nathan.

Traun, ein ſchöner Titel!
Doch, Sultan, eh' ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubſt du wohl, dir ein Geſchichtchen zu
Erzählen?

Saladin.

Warum das nicht? Ich bin ſtets
Ein Freund geweſen von Geſchichtchen, gut
Erzählt.

Nathan.

Ja, *gut* erzählen, das iſt nun
Wohl eben meine Sache nicht.

Saladin.

Schon wieder
So ſtolz beſcheiden? — Mach! erzähl', erzähle!

Nathan.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Oſten,
Der einen Ring von unſchätzbarem Werth
Aus lieber Hand beſaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert ſchöne Farben ſpielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menſchen angenehm zu machen, wer
In dieſer Zuverſicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Oſten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei ſeinem Hauſe zu
Erhalten? Nämlich ſo. Er ließ den Ring
Von ſeinen Söhnen dem Geliebteſten;
Und ſetzte feſt, daß dieſer wiederum
Den Ring von ſeinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebſte ſey; und ſtets der Liebſte,
Ohn' Anſehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürſt des Hauſes werde. —
Verſteh mich, Sultan.

Saladin.

Ich verſteh' dich. Weiter!

Nathan.

So kam nun dieſer Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorſam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit ſchien ihm bald der, bald dieſer, bald
Der dritte, — ſo wie jeder ſich mit ihm
Allein befand, und ſein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu verſprechen.
Das ging nun ſo, ſo lang' es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kömmt in Verlegenheit. Es ſchmerzt ihn, zwei
Von ſeinen Söhnen, die ſich auf ſein Wort
Verlaſſen, ſo zu kränken. — Was zu thun? —
Er ſendet in geheim zu einem Künſtler,
Bei dem er, nach dem Muſter ſeines Ringes,
Zwei andere beſtellt, und weder Koſten
Noch Mühe ſparen heißt, ſie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künſtler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann ſelbſt der Vater ſeinen Muſterring
Nicht unterſcheiden. Froh und freudig ruft
Er ſeine Söhne, jeden insbeſondre;
Giebt jedem insbeſondre ſeinen Segen, —
Und ſeinen Ring, — und ſtirbt. — Du hörſt doch, Sultan?

Saladin, der ſich betroffen von ihm gewandt.
Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem Mährchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

Nathan.
Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, verſteht ſich ja von ſelbſt. —
Kaum war der Vater todt, ſo kömmt ein jeder
Mit ſeinem Ring, und jeder will der Fürſt
Des Hauſes ſeyn. Man unterſucht, man zankt,
Man klagt. Umſonſt; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —

Nach einer Pauſe, in welcher er des Sultans Antwort erwartet.

Faſt ſo unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

Saladin.
Wie? das ſoll
Die Antwort ſeyn auf meine Frage? . . .

Nathan.
Soll
Mich bloß entſchuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterſcheiden, die
Der Vater in der Abſicht machen ließ,
Damit ſie nicht zu unterſcheiden wären.

Saladin.
Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterſcheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speiſ' und Trank!

Nathan.
Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle ſich nicht auf Geſchichte?
Geſchrieben oder überliefert! — Und
Geſchichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun weſſen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigſten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir ſind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuſcht, als wo
Getäuſcht zu werden uns heilſamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt:
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen ſtrafſt, um meinen nicht
Zu widerſprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Chriſten. Nicht? —

Saladin.
(Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verſtummen.)

Nathan.
Laß auf unſre Ring'
Uns wieder kommen. Wie geſagt: die Söhne
Verklagten ſich; und jeder ſchwur dem Richter,
Unmittelbar aus ſeines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr! — nachdem
Er von ihm lange das Verſprechen ſchon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falſch geweſen ſeyn; und eh' er dieſes
Von ihm, von einem ſolchen lieben Vater,
Argwohnen laſſ': eh' müſſ' er ſeine Brüder,
So gern er ſonſt von ihnen nur das Beſte
Bereit zu glauben ſey, des falſchen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wiſſen; ſich ſchon rächen.

Saladin.
Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter ſagen läſſeſt. Sprich!

Nathan.
Der Richter ſprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle ſchafft, ſo weiſ' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthſel
Zu löſen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Beſitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;
Vor Gott und Menſchen angenehm. Das muß
Entſcheiden! Denn die falſchen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meiſten? — Macht, ſagt an! Ihr ſchweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt ſich ſelber nur
Am meiſten? — O ſo ſeyd ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verluſt
Zu bergen, zu erſetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.

Saladin.
Herrlich! herrlich!

Nathan.
Und alſo, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, ſtatt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath iſt aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig wie ſie liegt. Hat von
Euch jeder ſeinen Ring von ſeinem Vater:
So glaube jeder ſicher ſeinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In ſeinem Hauſe dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünſtigen. — Wohlan!
Es eifre jeder ſeiner unbeſtochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es ſtrebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in ſeinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieſer Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigſter Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn ſich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tauſend tauſend Jahre,
Sie wiederum vor dieſen Stuhl. Da wird
Ein weiſerer Mann auf dieſem Stuhle ſitzen,
Als ich, und ſprechen. Geht! — So ſagte der
Beſcheidne Richter.

Saladin.
Gott! Gott!

Nathan.
Saladin,
Wenn du dich fühleſt, dieſer weiſere
Verſprochne Mann zu ſeyn . . .

Saladin, der auf ihn zuſtürzt, und ſeine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt.
Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott!

Nathan.
Was iſt dir, Sultan?

Saladin.
Nathan, lieber Nathan! —
Die tauſend tauſend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterſtuhl iſt nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber ſey mein Freund.

Nathan.
Und weiter hätte Saladin mir nichts
Zu ſagen?

Saladin.
Nichts.
Nathan.
Nichts?
Saladin.
Gar nichts. — Und warum?
Nathan.
Ich hätte noch Gelegenheit gewünſcht,
Dir eine Bitte vorzutragen.
Saladin.
Braucht's
Gelegenheit zu einer Bitte? — Rede!
Nathan.
Ich komm' von einer weiten Reiſ', auf welcher
Ich Schulden eingetrieben. — Faſt hab' ich
Des baaren Gelds zu viel. — Die Zeit beginnt
Bedenklich wiederum zu werden; — und
Ich weiß nicht recht, wo ſicher damit hin. —
Da dacht' ich, ob nicht du vielleicht, — weil doch
Ein naher Krieg des Geldes immer mehr
Erfordert, — etwas brauchen könnteſt.
Saladin ihm ſteif in die Augen ſehend.
Nathan! —
Ich will nicht fragen, ob Al-Hafi ſchon
Bei dir geweſen; — will nicht unterſuchen,
Ob dich nicht ſonſt ein Argwohn treibt, mir dieſes
Erbieten freierdings zu thun ...
Nathan.
Ein Argwohn?
Saladin.
Ich bin ihn werth. — Verzeih' mir! — denn was hilft's?
Ich muß dir nur geſtehen, — daß ich im
Begriffe war —
Nathan.
Doch nicht, das Nämliche
An mich zu ſuchen?
Saladin.
Allerdings.
Nathan.
So wär'
Uns beiden ja geholfen! Daß ich aber
Dir alle meine Baarſchaft nicht kann ſchicken,
Das macht der junge Tempelherr. Du kennſt
Ihn ja. Ihm hab' ich eine große Poſt
Vorher noch zu bezahlen.
Saladin.
Tempelherr?
Du wirſt doch meine ſchlimmſten Feinde nicht
Mit deinem Geld' auch unterſtützen wollen?
Nathan.
Ich ſpreche von dem einen nur, dem du
Das Leben ſparteſt ...
Saladin.
Ah! woran erinnerſt
Du mich! — Hab' ich doch dieſen Jüngling ganz
Vergeſſen! — Kennſt du ihn? — Wo iſt er?
Nathan.
Wie?
So weißt du nicht, wie viel von deiner Gnade
Für ihn, durch ihn auf mich gefloſſen? Er,
Er mit Gefahr des neu erhaltnen Lebens,
Hat meine Tochter aus dem Feu'r gerettet.
Saladin.
Er? Hat er das? — Ha! danach ſah er aus.
Das hätte, traun! mein Bruder auch gethan,
Dem er ſo ähnelt! — Iſt er denn noch hier?
So bring' ihn her! — Ich habe meiner Schweſter
Von dieſem ihrem Bruder, den ſie nicht
Gekannt, ſo viel erzählet, daß ich ſie
Sein Ebenbild doch auch muß ſehen laſſen! —
Geh, hol' ihn! — Wie aus Einer guten That,
Gebar ſie auch ſchon bloße Leidenſchaft,
Doch ſo viel andre gute Thaten fließen!
Geh, hol' ihn!
Nathan, indem er Saladins Hand fahren läßt.
Augenblicks! Und bei dem andern
Bleibt es doch auch?
Ab.
Saladin.
Ah! daß ich meine Schweſter
Nicht horchen laſſen! — Zu ihr! zu ihr! — Denn
Wie ſoll ich alles das ihr nun erzählen?
Ab von der andern Seite.

Achter Auftritt.

Zur Scene: unter den Palmen, in der Nähe des Kloſters, wo der Tempelherr Nathans wartet.

Tempelherr
geht, mit ſich ſelbſt kämpfend, auf und ab, bis er losbricht.
— Hier hält das Opferthier ermüdet ſtill. —
Nun gut! Ich mag nicht, mag nicht näher wiſſen,
Was in mir vorgeht; mag voraus nicht wittern,
Was vorgehn wird. — Genug, ich bin umſonſt
Geflohn; umſonſt. — Und weiter konnt' ich doch
Auch nichts, als fliehn! — Nun komm, was kommen ſoll! —
Ihm auszubeugen, war der Streich zu ſchnell
Gefallen; unter den zu kommen, ich
So lang' und viel mich weigerte. — Sie ſehn,
Die ich zu ſehn ſo wenig lüſtern war, —
Sie ſehn, und der Entſchluß, ſie wieder aus
Den Augen nie zu laſſen — Was Entſchluß?
Entſchluß iſt Vorſatz, That: und ich, ich litt',
Ich litte bloß. — Sie ſehn, und das Gefühl,
An ſie verſtrickt, in ſie verwebt zu ſeyn,
War eins. — Bleibt eins. — Von ihr getrennt
Zu leben, iſt mir ganz undenkbar; wär'
Mein Tod, — und wo wir immer nach dem Tode
Noch ſind, auch da mein Tod. — Iſt das nun Liebe:
So — liebt der Tempelritter freilich, — liebt
Der Chriſt das Judenmädchen freilich. — Hm!
Was thut's? — Ich hab' in dem gelobten Lande, —
Und drum auch mir gelobt auf immerdar! —
Der Vorurtheile mehr ſchon abgelegt. —
Was will mein Orden auch? Ich Tempelherr
Bin todt; war von dem Augenblick ihm todt,
Der mich zu Saladins Gefangnen machte.
Der Kopf, den Saladin mir ſchenkte, wär'
Mein alter? — Iſt ein neuer; der von allem
Nichts weiß, was jenem eingeplaudert ward,
Was jenen band; — und iſt ein beſſrer; für
Den väterlichen Himmel mehr gemacht.
Das ſpür' ich ja. Denn erſt mit ihm beginn'
Ich ſo zu denken, wie mein Vater hier
Gedacht muß haben; wenn man Mährchen nicht
Von ihm mir vorgelogen. — Mährchen? — doch
Ganz glaubliche; die glaublicher mir nie,
Als jetzt geſchienen, da ich nur Gefahr
Zu ſtraucheln laufe, wo er fiel. — Er fiel?
Ich will mit Männern lieber fallen, als
Mit Kindern ſtehn. — Sein Beiſpiel bürget mir
Für ſeinen Beifall. Und an weſſen Beifall
Liegt mir denn ſonſt? — An Nathans? — O an deſſen
Ermunterung mehr, als Beifall, kann es mir
Noch weniger gebrechen. — Welch ein Jude! —
Und der ſo ganz nur Jude ſcheinen will!
Da kömmt er; kömmt mit Haſt; glüht heitre Freude.
Wer kam vom Saladin je anders? He!
He, Nathan!

Neunter Auftritt.

Nathan und **der Tempelherr**.

Nathan.
Wie? ſeyd Ihr's?

Tempelherr.
Ihr habt
Sehr lang' Euch bei dem Sultan aufgehalten.

Nathan.
So lange nun wohl nicht. Ich ward im Hingehn
Zu viel verweilt. — Ah, wahrlich Curd: der Mann
Steht ſeinem Ruhm. Sein Ruhm iſt bloß ſein Schatten. —
Doch laßt vor allen Dingen Euch geſchwind
Nur ſagen . . .

Tempelherr.
Was?

Nathan.
Er will Euch ſprechen; will,
Daß ungeſäumt Ihr zu ihm kommt. Begleitet
Mich nur nach Hauſe, wo ich noch für ihn
Erſt etwas anders zu verfügen habe:
Und dann, ſo gehn wir.

Tempelherr.
Nathan, Euer Haus
Betret' ich wieder eher nicht . . .

Nathan.
So ſeyd
Ihr doch indeß ſchon da geweſen? habt
Indeß ſie doch geſprochen? — Nun? — Sagt: wie
Gefällt Euch Recha?

Tempelherr.
Ueber allen Ausdruck!
Allein, — ſie wiederſehn — das werd' ich nie!
Nie! nie! — Ihr müßtet mir zur Stelle denn
Verſprechen: — daß ich ſie auf immer, immer —
Soll können ſehn.

Nathan.
Wie wollt Ihr, daß ich das
Verſteh'?

Tempelherr
nach einer kurzen Pauſe ihm plötzlich um den Hals fallend.
Mein Vater!

Nathan.
— Junger Mann!

Tempelherr, ihn eben ſo plötzlich wieder laſſend.
Nicht Sohn? —
Ich bitt' Euch, Nathan! —

Nathan.
Lieber junger Mann!

Tempelherr.
Nicht Sohn? — Ich bitt Euch, Nathan! — Ich beſchwör'
Euch bei den erſten Banden der Natur! —
Zieht ihnen ſpätre Feſſeln doch nicht vor! —
Begnügt Euch doch ein Menſch zu ſeyn! — Stoßt mich
Nicht von Euch!

Nathan.
Lieber, lieber Freund! . . .

Tempelherr.
Und Sohn?
Sohn nicht? — Auch dann nicht, dann nicht einmal, wenn
Erkenntlichkeit zum Herzen Eurer Tochter
Der Liebe ſchon den Weg gebahnet hätte?
Auch dann nicht einmal, wenn in eins zu ſchmelzen
Auf Euern Wink nur beide warteten? —
Ihr ſchweigt?

Nathan.
Ihr überraſcht mich, junger Ritter.

Tempelherr.
Ich überraſch' Euch? — überraſch' Euch, Nathan,
Mit Euern eigenen Gedanken? — Ihr
Verkennt ſie doch in meinem Munde nicht? —
Ich überraſch' Euch?

Nathan.
Eh ich einmal weiß,
Was für ein Stauffen Euer Vater denn
Geweſen iſt!

Tempelherr.
Was ſagt Ihr, Nathan? was? —
In dieſem Augenblicke fühlt Ihr nichts,
Als Neubegier?

Nathan.
Denn ſeht! Ich habe ſelbſt
Wohl einen Stauffen ehedem gekannt,
Der Conrad hieß.

Tempelherr.
Nun — wenn mein Vater denn
Nun eben ſo geheißen hätte?

Nathan.
Wahrlich?

Tempelherr.
Ich heiße ſelber ja nach meinem Vater: Curd
Iſt Conrad.

Nathan.
Nun — ſo war mein Conrad doch
Nicht Euer Vater. Denn mein Conrad war,
Was Ihr; war Tempelherr; war nie vermählt.

Tempelherr.
O darum!

Nathan.
Wie?

Tempelherr.
O darum könnt' er doch
Mein Vater wohl geweſen ſeyn.

Nathan.
Ihr ſcherzt.

Tempelherr.
Und Ihr nehmt's wahrlich zu genau! — Was wär's
Denn nun? So was von Baſtard oder Bankert!
Der Schlag iſt auch nicht zu verachten. — Doch
Entlaßt mich immer meiner Ahnenprobe.
Ich will Euch Eurer wiederum entlaſſen.
Nicht zwar, als ob ich den geringſten Zweifel
In Euern Stammbaum ſetzte. Gott behüte!
Ihr könnt ihn Blatt vor Blatt bis Abraham
Hinauf belegen. Und von da ſo weiter,
Weiß ich ihn ſelbſt; will ich ihn ſelbſt beſchwören.

Nathan.
Ihr werdet bitter. — Doch verdien' ich's? — Schlug
Ich denn Euch ſchon was ab? — Ich will Euch ja
Nur bei dem Worte nicht den Augenblick
So faſſen. — Weiter nichts.

Tempelherr.
Gewiß? — Nichts weiter?
O ſo vergebt! . . .

Nathan.
Nun kommt nur, kommt!

Tempelherr.
Wohin?
Nein! — Mit in Euer Haus? — Das nicht! das nicht! —
Da brennt's! — Ich will Euch hier erwarten. Geht! —
Soll ich ſie wiederſehn: ſo ſeh' ich ſie
Noch oft genug. Wo nicht: ſo ſah ich ſie
Schon viel zu viel . . .

Nathan.
Ich will mich möglichſt eilen.

Zehnter Auftritt.

Der Tempelherr und bald darauf Daja.

Tempelherr.

Schon mehr als g'nug! — Des Menſchen Hirn faßt ſo
Unendlich viel; und iſt doch manchmal auch
So plötzlich voll! von einer Kleinigkeit
So plötzlich voll! — Taugt nichts, taugt nichts; es ſey
Auch voll, wovon es will. — Doch nur Geduld!
Die Seele wirkt den aufgedunſnen Stoff
Bald in einander, ſchafft ſich Raum, und Licht
Und Ordnung kommen wieder. — Lieb' ich denn
Zum erſtenmale? — Oder war, was ich
Als Liebe kenne, Liebe nicht? — Iſt Liebe
Nur was ich jetzt empfinde? . . .

Daja, die ſich von der Seite herbeigeſchlichen.

Ritter! Ritter!

Tempelherr.

Wer ruft? — Ha, Daja, Ihr?

Daja.

Ich habe mich
Bei ihm vorbeigeſchlichen. Aber noch
Könnt' er uns ſehn, wo Ihr da ſteht. — Drum kommt
Doch näher zu mir, hinter dieſen Baum.

Tempelherr.

Was giebt's denn? — So geheimnißvoll? — Was iſt's?

Daja.

Ja wohl betrifft es ein Geheimniß, was
Mich zu Euch bringt; und zwar ein doppeltes.
Das eine weiß nur ich; das andre wißt
Nur Ihr. — Wie wär' es, wenn wir tauſchten?
Vertraut mir Euers: ſo vertrau' ich Euch
Das Meine.

Tempelherr.

Mit Vergnügen. — Wenn ich nur
Erſt weiß, was Ihr für meines achtet. Doch
Das wird aus Euerm wohl erhellen. — Fangt
Nur immer an.

Daja.

Ei denkt doch! — Nein, Herr Ritter:
Erſt Ihr; ich folge. — Denn verſichert, mein
Geheimniß kann Euch gar nichts nutzen, wenn
Ich nicht zuvor das Eure habe. — Nur
Geſchwind! — Denn frag' ich's Euch erſt ab: ſo habt
Ihr nichts vertrauet. Mein Geheimniß dann
Bleibt mein Geheimniß; und das Eure ſeyd
Ihr los. — Doch, armer Ritter! — Daß ihr Männer
Ein ſolch Geheimniß vor uns Weibern haben
Zu können, auch nur glaubt!

Tempelherr.

Das wir zu haben
Oft ſelbſt nicht wiſſen.

Daja.

Kann wohl ſeyn. Drum muß
Ich freilich erſt, Euch ſelbſt damit bekannt
Zu machen, ſchon die Freundſchaft haben. — Sagt:
Was hieß denn das, daß Ihr ſo Knall und Fall
Euch aus dem Staube machtet? daß Ihr uns
So ſitzen ließet? — daß Ihr nun mit Nathan
Nicht wiederkommt? — Hat Recha denn ſo wenig
Auf Euch gewirkt? wie? oder auch, ſo viel? —
So viel! ſo viel! — Lehrt Ihr des armen Vogels,
Der an der Ruthe klebt, Geflattre mich
Doch kennen! — Kurz: geſteht es mir nur gleich,
Daß Ihr ſie liebt, liebt bis zum Unſinn; und
Ich ſag' Euch was . . .

Tempelherr.

Zum Unſinn? Wahrlich; Ihr
Verſteht Euch trefflich drauf.

Daja.

Nun gebt mir nur
Die Liebe zu; den Unſinn will ich Euch
Erlaſſen.

Tempelherr.

Weil er ſich von ſelbſt verſteht? —
Ein Tempelherr ein Judenmädchen lieben! . . .

Daja.

Scheint freilich wenig Sinn zu haben. — Doch
Zuweilen iſt des Sinns in einer Sache
Auch mehr, als wir vermuthen; und es wäre
So unerhört doch nicht, daß uns der Heiland
Auf Wegen zu ſich zöge, die der Kluge
Von ſelbſt nicht leicht betreten würde.

Tempelherr.

Das
So feierlich? — (Und ſetz' ich ſtatt des Heilands
Die Vorſicht: hat ſie denn nicht Recht?) Ihr macht
Mich neubegieriger, als ich wohl ſonſt
Zu ſeyn gewohnt bin.

Daja.

O! das iſt das Land
Der Wunder!

Tempelherr.

(Nun! — des Wunderbaren. Kann
Es auch wohl anders ſeyn? Die ganze Welt
Drängt ſich ja hier zuſammen.) — Liebe Daja,
Nehmt für geſtanden an, was Ihr verlangt:
Daß ich ſie liebe; daß ich nicht begreife,
Wie ohne ſie ich leben werde; daß . . .

Daja.

Gewiß? gewiß? — So ſchwört mir, Ritter, ſie
Zur Eurigen zu machen; ſie zu retten;
Sie zeitlich hier, ſie ewig dort zu retten.

Tempelherr.

Und wie? — Wie kann ich? — Kann ich ſchwören, was
In meiner Macht nicht ſteht?

Daja.

In Eurer Macht
Steht es. Ich bring' es durch ein einzig Wort
In Eure Macht.

Tempelherr.

Daß ſelbſt der Vater nichts
Dawider hätte?

Daja.

Ei, was Vater! Vater!
Der Vater ſoll ſchon müſſen.

Tempelherr.

Müſſen, Daja? —
Noch iſt er unter Räuber nicht gefallen. —
Er muß nicht müſſen.

Daja.

Nun, ſo muß er wollen;
Muß gern am Ende wollen.

Tempelherr.

Muß? und gern! —
Doch, Daja, wenn ich Euch nun ſage, daß
Ich ſelber dieſe Sait' ihm anzuſchlagen
Bereits verſucht?

Daja.

Was? und er fiel nicht ein?

Tempelherr.

Er fiel mit einem Mißlaut ein, der mich —
Beleidigte.

Daja.

Was ſagt Ihr? — Wie? Ihr hättet
Den Schatten eines Wunſches nur nach Recha
Ihm blicken laſſen: und er wär' vor Freuden
Nicht aufgeſprungen? hätte froſtig ſich

Zurückgezogen? hätte Schwierigkeiten
Gemacht?
Tempelherr.
So ungefähr.
Daja.
So will ich denn
Mich länger keinen Augenblick bedenken. — [illegible]
Tempelherr.
Und Ihr bedenkt Euch doch?
Daja.
Der Mann iſt ſonſt
So gut! — Ich ſelber bin ſo viel ihm ſchuldig! —
Daß er doch gar nicht hören will! — Gott weiß,
Das Herze blutet mir, ihn ſo zu zwingen.
Tempelherr.
Ich bitt' Euch, Daja, ſetzt mich kurz und gut
Aus dieſer Ungewißheit. Seyd Ihr aber
Noch ſelber ungewiß; ob, was Ihr vorhabt,
Gut oder Böſe, Schändlich oder Löblich
Zu nennen: — ſchweigt! Ich will vergeſſen, daß
Ihr etwas zu verſchweigen habt.
Daja.
Das ſpornt
Anſtatt zu halten. Nun; ſo wißt denn: Recha
Iſt keine Jüdin; iſt — iſt eine Chriſtin.
Tempelherr kalt.
So? Wünſch' Euch Glück! Hat's ſchwer gehalten? Laßt
Euch nicht die Wehen ſchrecken! — Fahret ja
Mit Eifer fort, den Himmel zu bevölkern;
Wenn Ihr die Erde nicht mehr könnt!
Daja.
Wie, Ritter?
Verdienet meine Nachricht dieſen Spott?
Daß Recha eine Chriſtin iſt: das freuet
Euch, einen Chriſten, einen Tempelherrn,
Der Ihr ſie liebt, nicht mehr?
Tempelherr.
Beſonders, da
Sie eine Chriſtin iſt von Eurer Mache.
Daja.
Ah! ſo verſteht Ihr's? So mag's gelten! — Nein!
Den will ich ſehn, der die bekehren ſoll!
Ihr Glück iſt, längſt zu ſeyn, was ſie zu werden
Verdorben iſt.
Tempelherr.
Erklärt Euch, oder — geht!
Daja.
Sie iſt ein Chriſtenkind; von Chriſteneltern
Geboren; iſt getauft . . .
Tempelherr haſtig.
Und Nathan?
Daja.
Nicht
Ihr Vater!
Tempelherr.
Nathan nicht ihr Vater? — Wißt
Ihr, was Ihr ſagt?
Daja.
Die Wahrheit, die ſo oft
Mich blut'ge Thränen weinen machen. — Nein,
Er iſt ihr Vater nicht . . .
Tempelherr.
Und hätte ſie
Als ſeine Tochter nur erzogen? hätte
Das Chriſtenkind als eine Jüdin ſich
Erzogen?
Daja.
Ganz gewiß.
Tempelherr.
Sie wüßte nicht,
Was ſie geboren ſey? — Sie hätt' es nie
Von ihm erfahren, daß ſie eine Chriſtin
Geboren ſey, und keine Jüdin?
Daja.
Nie!
Tempelherr.
Er hätt' in dieſem Wahne nicht das Kind
Bloß auferzogen? ließ das Mädchen noch
In dieſem Wahne?
Daja.
Leider!
Tempelherr.
Nathan — Wie? —
Der weiſe gute Nathan hätte ſich
Erlaubt, die Stimme der Natur ſo zu
Verfälſchen? — Die Ergießung eines Herzens
So zu verlenken, die, ſich ſelbſt gelaſſen,
Ganz andre Wege nehmen würde? — Daja,
Ihr habt mir allerdings etwas vertraut —
Von Wichtigkeit, — was Folgen haben kann, —
Was mich verwirrt, — worauf ich gleich nicht weiß,
Was mir zu thun. — Drum laßt mir Zeit — Drum geht!
Er kömmt hier wiederum vorbei. Er möcht'
Uns überfallen. Geht!
Daja.
Ich wär' des Todes!
Tempelherr.
Ich bin ihn jetzt zu ſprechen ganz und gar
Nicht fähig. Wenn Ihr ihm begegnet, ſagt
Ihm nur, daß wir einander bei dem Sultan
Schon finden würden.
Daja.
Aber laßt Euch ja
Nichts merken gegen ihn. — Das ſoll nur ſo
Den letzten Druck dem Dinge geben; ſoll
Euch, Recha's wegen, alle Skrupel nur
Benehmen! — Wenn Ihr aber dann ſie nach
Europa führt: ſo laßt Ihr doch mich nicht
Zurück?
Tempelherr.
Das wird ſich finden. Geht nur, geht!

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Scene: in den Kreuzgängen des Kloſters.

Der Kloſterbruder und bald darauf **der Tempelherr.**

Kloſterbruder.
Ja, ja! er hat ſchon Recht, der Patriarch!
Es hat mir freilich noch von alle dem
Nicht viel gelingen wollen, was er mir
So aufgetragen. — Warum trägt er mir
Auch lauter ſolche Sachen auf? — Ich mag
Nicht fein ſeyn; mag nicht überreden; mag
Mein Näschen nicht in alles ſtecken; mag
Mein Händchen nicht in allem haben. — Bin
Ich darum aus der Welt geſchieden, ich
Für mich; um mich für Andre mit der Welt
Noch erſt recht zu verwickeln?
Tempelherr mit Haſt auf ihn zukommend.
Guter Bruder!
Da ſeyd Ihr ja. Ich hab' Euch lange ſchon
Geſucht.
Kloſterbruder.
Mich, Herr?
Tempelherr.
Ihr kennt mich ſchon nicht mehr?

Kloſterbruder.

Doch, doch! Ich glaubte nur, daß ich den Herrn
In meinem Leben wieder nie zu ſehn
Bekommen würde. Denn ich hofft' es zu
Dem lieben Gott. — Der liebe Gott, der weiß
Wie ſauer mir der Antrag ward, den ich
Dem Herrn zu thun verbunden war. Er weiß,
Ob ich gewünſcht, ein offnes Ohr bei Euch
Zu finden; weiß, wie ſehr ich mich gefreut,
Im Innerſten gefreut, daß Ihr ſo rund
Das alles, ohne viel Bedenken, von
Euch wieſt, was einem Ritter nicht geziemt. —
Nun kommt Ihr doch; nun hat's doch nachgewirkt!

Tempelherr.

Ihr wißt es ſchon, warum ich komme? Kaum
Weiß ich es ſelbſt.

Kloſterbruder.

Ihr habt's nun überlegt;
Habt nun gefunden, daß der Patriarch
So Unrecht doch nicht hat; daß Ehr' und Geld
Durch ſeinen Anſchlag zu gewinnen; daß
Ein Feind ein Feind iſt, wenn er unſer Engel
Auch ſiebenmal geweſen wäre. Das,
Das habt Ihr nun mit Fleiſch und Blut erwogen,
Und kommt, und tragt Euch wieder an. — Ach Gott!

Tempelherr.

Mein frommer, lieber Mann! gebt Euch zufrieden.
Deßwegen komm' ich nicht; deßwegen will
Ich nicht den Patriarchen ſprechen. Noch,
Noch denk' ich über jenen Punkt, wie ich
Gedacht, und wollt' um alles in der Welt
Die gute Meinung nicht verlieren, deren
Mich ein ſo grader, frommer, lieber Mann
Einmal gewürdiget. — Ich komme bloß,
Den Patriarchen über eine Sache
Um Rath zu fragen ...

Kloſterbruder.

Ihr den Patriarchen?
Ein Ritter, einen — Pfaffen? Sich ſchüchtern umſehend.

Tempelherr.

Ja; — die Sach'
Iſt ziemlich pfäffiſch.

Kloſterbruder.

Gleichwohl fragt der Pfaffe
Den Ritter nie, die Sache ſey auch noch
So ritterlich.

Tempelherr.

Weil er das Vorrecht hat,
Sich zu vergeben; das unſer einer ihm
Nicht ſehr beneidet. — Freilich, wenn ich nur
Für mich zu handeln hätte; freilich, wenn
Ich Rechenſchaft nur mir zu geben hätte:
Was braucht' ich Eures Patriarchen? Aber
Gewiſſe Dinge will ich lieber ſchlecht,
Nach andrer Willen, machen; als allein
Nach meinem, gut. — Zudem, ich ſeh' nun wohl,
Religion iſt auch Partei; und wer
Sich drob auch noch ſo unparteiiſch glaubt,
Hält, ohn' es ſelbſt zu wiſſen, doch nur ſeiner
Die Stange. Weil das einmal nun ſo iſt:
Wird's ſo wohl recht ſeyn.

Kloſterbruder.

Dazu ſchweig' ich lieber.
Denn ich verſteh' den Herrn nicht recht.

Tempelherr.

Und doch! —
(Laß ſehn, warum mir eigentlich zu thun!
Um Machtſpruch oder Rath? — Um lautern, oder
Gelehrten Rath?) — Ich dank' Euch, Bruder; dank'
Euch für den guten Wink. — Was Patriarch? —
Seyd Ihr mein Patriarch! Ich will ja doch
Den Chriſten mehr im Patriarchen, als
Den Patriarchen in dem Chriſten fragen. —
Die Sach' iſt die ...

Kloſterbruder.

Nicht weiter, Herr, nicht weiter!
Wozu? — Der Herr verkennt mich. — Wer viel weiß,
Hat viel zu ſorgen; und ich habe ja
Mich einer Sorge nur gelobt. — O gut!
Hört! ſeht! Dort kömmt, zu meinem Glück, er ſelbſt.
Bleibt hier nur ſtehn. Er hat Euch ſchon erblickt.

Zweiter Auftritt.

Der Patriarch, welcher mit allem geiſtlichen Pomp den einen Kreuzgang heraufkommt, und **die Vorigen.**

Tempelherr.

Ich wich' ihm lieber aus. — Wär' nicht mein Mann! —
Ein dicker, rother, freundlicher Prälat!
Und welcher Prunk!

Kloſterbruder.

Ihr ſolltet ihn erſt ſehn,
Nach Hofe ſich erheben. Jetzo kömmt
Er nur von einem Kranken.

Tempelherr.

Wie ſich da
Nicht Saladin wird ſchämen müſſen!

Patriarch, indem er näher kömmt, winkt dem Bruder.

Hier! —
Das iſt ja wohl der Tempelherr. Was will
Er?

Kloſterbruder.

Weiß nicht.

Patriarch

auf ihn zugehend, indem der Bruder und das Gefolge zurücktreten.

Nun, Herr Ritter! — Sehr erfreut
Den braven jungen Mann zu ſehn! — Ei, noch
So gar jung! — Nun, mit Gottes Hülfe, daraus
Kann etwas werden.

Tempelherr.

Mehr, ehrwürd'ger Herr,
Wohl ſchwerlich, als ſchon iſt. Und eher noch
Was weniger.

Patriarch.

Ich wünſche wenigſtens,
Daß ſo ein frommer Ritter lange noch
Der lieben Chriſtenheit, der Sache Gottes
Zu Ehr' und Frommen blühn und grünen möge!
Das wird denn auch nicht fehlen, wenn nur fein
Die junge Tapferkeit dem reifen Rathe
Des Alters folgen will! — Womit wär' ſonſt
Dem Herrn zu dienen?

Tempelherr.

Mit dem nämlichen,
Woran es meiner Jugend fehlt: mit Rath.

Patriarch.

Recht gern! — Nur iſt der Rath auch anzunehmen.

Tempelherr.

Doch blindlings nicht?

Patriarch.

Wer ſagt denn das? — Ei freilich
Muß niemand die Vernunft, die Gott ihm gab,
Zu brauchen unterlaſſen, — wo ſie hin
Gehört. — Gehört ſie aber überall
Denn hin? — O nein! — Zum Beiſpiel: wenn uns Gott
Durch einen ſeiner Engel, — iſt zu ſagen,
Durch einen Diener ſeines Worts — ein Mittel
Bekannt zu machen würdiget, das Wohl
Der ganzen Chriſtenheit, das Heil der Kirche,

Auf irgend eine ganz beſondre Weiſe
Zu fördern, zu befeſtigen: wer darf
Sich da noch unterſtehn, die Willkür deß,
Der die Vernunft erſchaffen, nach Vernunft
Zu unterſuchen? und das ewige
Geſetz der Herrlichkeit des Himmels nach
Den kleinen Regeln einer eiteln Ehre
Zu prüfen? — Doch hiervon genug. — Was iſt
Es denn, worüber unſern Rath für jetzt
Der Herr verlangt?

Tempelherr.

Geſetzt, ehrwürd'ger Vater,
Ein Jude hätt' ein einzig Kind, — es ſey
Ein Mädchen, — das er mit der größten Sorgfalt
Zu allem Guten auferzogen, das
Er liebe mehr als ſeine Seele, das
Ihn wieder mit der frömmſten Liebe liebe.
Und nun würd' unſer einem hinterbracht,
Dieß Mädchen ſey des Juden Tochter nicht;
Er hab' es in der Kindheit aufgeleſen,
Gekauft, geſtohlen, — was Ihr wollt; man wiſſe,
Das Mädchen ſey ein Chriſtenkind, und ſey
Getauft; der Jude hab' es nur als Jüdin
Erzogen; laß es nur als Jüdin und
Als ſeine Tochter ſo verharren: — ſagt,
Ehrwürd'ger Vater, was wär' hierbei wohl
Zu thun?

Patriarch.

Mich ſchaudert! — Doch zu allererſt
Erkläre ſich der Herr, ob ſo ein Fall
Ein Faktum oder eine Hypotheſ'.
Das iſt zu ſagen: ob der Herr ſich das
Nur bloß ſo dichtet, oder ob's geſchehn,
Und fortfährt zu geſchehn.

Tempelherr.

Ich glaubte, das
Sey eins, um Euer Hochehrwürden Meinung
Bloß zu vernehmen.

Patriarch.

Eins? — Da ſeh' der Herr,
Wie ſich die ſtolze menſchliche Vernunft
Im Geiſtlichen doch irren kann. — Mit nichten!
Denn iſt der vorgetragne Fall nur ſo
Ein Spiel des Witzes: ſo verlohnt es ſich
Der Mühe nicht, im Ernſt ihn durchzudenken.
Ich will den Herrn damit auf das Theater
Verwieſen haben, wo dergleichen pro
Et contra ſich mit vielem Beifall könnte
Behandeln laſſen. — Hat der Herr mich aber
Nicht bloß mit einer theatral'ſchen Schnurre
Zum beſten; iſt der Fall ein Faktum; hätt'
Er ſich wohl gar in unſrer Diöceſ',
In unſrer lieben Stadt Jeruſalem,
Ereignet: — ja alsdann —

Tempelherr.

Und was alsdann?

Patriarch.

Dann wäre an dem Juden förderſamſt
Die Strafe zu vollziehn, die päbſtliches
Und kaiſerliches Recht ſo einem Frevel,
So einer Laſterthat beſtimmen.

Tempelherr.

So?

Patriarch.

Und zwar beſtimmen obbeſagte Rechte
Dem Juden, welcher einen Chriſten zur
Apoſtaſie verführt, — den Scheiterhaufen, —
Den Holzſtoß —

Tempelherr.

So?

Patriarch.

Und wie vielmehr dem Juden,
Der mit Gewalt ein armes Chriſtenkind
Dem Bunde ſeiner Tauf' entreißt! Denn iſt
Nicht alles, was man Kindern thut, Gewalt? —
Zu ſagen: — ausgenommen, was die Kirch'
An Kindern thut.

Tempelherr.

Wenn aber nun das Kind,
Erbarmte ſeiner ſich der Jude nicht,
Vielleicht im Elend umgekommen wäre?

Patriarch.

Thut nichts! der Jude wird verbrannt. — Denn beſſer,
Es wäre hier im Elend umgekommen,
Als daß zu ſeinem ewigen Verderben
Es ſo gerettet ward. — Zudem, was hat
Der Jude Gott denn vorzugreifen? Gott
Kann, wenn er retten will, ſchon ohn' ihn retten.

Tempelherr.

Auch trotz ihm, ſollt' ich meinen, — ſelig machen.

Patriarch.

Thut nichts! der Jude wird verbrannt.

Tempelherr.

Das geht
Mir nah'! Beſonders, da man ſagt, er habe
Das Mädchen nicht ſowohl in ſeinem, als
Vielmehr in keinem Glauben auferzogen,
Und ſie von Gott nicht mehr nicht weniger
Gelehrt, als der Vernunft genügt.

Patriarch.

Thut nichts!
Der Jude wird verbrannt ... Ja, wär' allein
Schon dieſerwegen werth, dreimal verbrannt
Zu werden! — Was? ein Kind ohn' allen Glauben
Erwachſen laſſen? — Wie? die große Pflicht
Zu glauben, ganz und gar ein Kind nicht lehren?
Das iſt zu arg! Mich wundert ſehr, Herr Ritter,
Euch ſelbſt ...

Tempelherr.

Ehrwürd'ger Herr, das Uebrige,
Wenn Gott will, in der Beichte. Will gehn.

Patriarch.

Was? mir nun
Nicht einmal Rede ſtehn? — Den Böſewicht,
Den Juden mir nicht nennen? — mir ihn nicht
Zur Stelle ſchaffen? — O da weiß ich Rath!
Ich geh' ſogleich zum Sultan. — Saladin,
Vermöge der Capitulation,
Die er beſchworen, muß uns, muß uns ſchützen;
Bei allen Rechten, allen Lehren ſchützen,
Die wir zu unſrer allerheiligſten
Religion nur immer rechnen dürfen!
Gottlob! wir haben das Original.
Wir haben ſeine Hand, ſein Siegel. Wir! —
Auch mach' ich ihm gar leicht begreiflich, wie
Gefährlich ſelber für den Staat es iſt,
Nichts glauben! Alle bürgerliche Bande
Sind aufgelöſet, ſind zerriſſen, wenn
Der Menſch nichts glauben darf. — Hinweg! hinweg
Mit ſolchem Frevel! ...

Tempelherr.

Schade, daß ich nicht
Den trefflichen Sermon mit beſſ'rer Muße
Genießen kann! Ich bin zum Saladin
Gerufen.

Patriarch.

Ja? — Nun ſo — Nun freilich — Dann —

Tempelherr.

Ich will den Sultan vorbereiten, wenn
Es Eurer Hochehrwürden ſo gefällt

Patriarch.

O, oh! — Ich weiß, der Herr hat Gnade funden
Vor Saladin! — Ich bitte meiner nur
Im Beſten bei ihm eingedenk zu ſeyn. —
Mich treibt der Eifer Gottes lediglich.
Was ich zu viel thu', thu' ich ihm. — Das wolle
Doch ja der Herr erwägen! — Und nicht wahr,
Herr Ritter? das vorhin Erwähnte von
Dem Juden, war nur ein Problema? — iſt
Zu ſagen —

Tempelherr.

Ein Problema. Geht ab.

Patriarch.

(Dem ich tiefer
Doch auf den Grund zu kommen ſuchen muß.
Das wär' ſo wiederum ein Auftrag für
Den Bruder Bonafides.) — Hier, mein Sohn!

Er ſpricht im Abgehn mit dem Kloſterbruder.

Dritter Auftritt.

Scene: ein Zimmer im Palaſte des Saladin, in welches von Sklaven eine Menge Beutel getragen und auf dem Boden neben einander geſtellt werden.

Saladin und bald darauf **Sittah.**

Saladin, der dazu kommt.

Nun wahrlich! das hat noch kein Ende. — Iſt
Des Dings noch viel zurück?

Ein Sklave.

Wohl noch die Hälfte.

Saladin.

So tragt das Uebrige zu Sittah. — Und
Wo bleibt Al-Hafi? Das hier ſoll ſogleich
Al-Hafi zu ſich nehmen. — Oder ob
Ich's nicht vielmehr dem Vater ſchicke? Hier
Fällt mir es doch nur durch die Finger. — Zwar
Man wird wohl endlich hart; und nun gewiß
Soll's Künſte koſten, mir viel abzuzwacken.
Bis wenigſtens die Gelder aus Aegypten
Zur Stelle kommen, mag das Armuth ſehn
Wie's fertig wird! — Die Spenden bei dem Grabe,
Wenn die nur fortgehn! Wenn die Chriſtenpilger
Mit leeren Händen nur nicht abziehn dürfen!
Wenn nur —

Sittah.

Was ſoll nun das? Was ſoll das Geld
Bei mir?

Saladin.

Mach' dich davon bezahlt; und leg'
Auf Vorrath, wenn was übrig bleibt.

Sittah.

Iſt Nathan
Noch mit dem Tempelherrn nicht da?

Saladin.

Er ſucht
Ihn aller Orten.

Sittah.

Sieh doch, was ich hier,
Indem mir ſo mein alt Geſchmeide durch
Die Hände geht, gefunden.

Ihm ein kleines Gemälde zeigend.

Saladin.

Ha! mein Bruder!
Das iſt er, iſt er! — War er! war er! ah! —
Ah wackrer lieber Junge, daß ich dich
So früh verlor! Was hätt' ich erſt mit dir,
An deiner Seit' erſt unternommen! — Sittah,
Laß mir das Bild. Auch kenn' ich's ſchon: er gab
Es deiner ältern Schweſter, ſeiner Lilla,
Die eines Morgens ihn ſo ganz und gar
Nicht aus den Armen laſſen wollt'. Es war
Der letzte, den er ausritt. — Ah, ich ließ
Ihn reiten, und allein! — Ah, Lilla ſtarb
Vor Gram, und hat mir's nie vergeben, daß
Ich ſo allein ihn reiten laſſen. — Er
Blieb weg!

Sittah.

Der arme Bruder!

Saladin.

Laß nur gut
Seyn! — Einmal bleiben wir doch alle weg! —
Zudem, — wer weiß? Der Tod iſt's nicht allein,
Der einem Jüngling ſeiner Art das Ziel
Verrückt. Er hat der Feinde mehr; und oft
Erliegt der Stärkſte gleich dem Schwächſten. — Nun,
Sey wie ihm ſey! — Ich muß das Bild doch mit
Dem jungen Tempelherrn vergleichen; muß
Doch ſehn, wie viel mich meine Phantaſie
Getäuſcht.

Sittah.

Nur darum bring' ich's. Aber gieb
Doch, gieb! Ich will dir das wohl ſagen; das
Verſteht ein weiblich Aug' am beſten.

Saladin zu einem Thürſteher, der hereintritt.

Wer
Iſt da? — der Tempelherr? — Er komm'!

Sittah.

Euch nicht
Zu ſtören: ihn mit meiner Neugier nicht
Zu irren —

Sie ſetzt ſich ſeitwärts auf einen Sopha und läßt den Schleier fallen.

Saladin.

Gut ſo! gut! — (Und nun ſein Ton!
Wie der wohl ſeyn wird! — Aſſads Ton
Schläft auch wohl wo in meiner Seele noch!)

Vierter Auftritt.

Der Tempelherr und **Saladin.**

Tempelherr.

Ich, dein Gefangner, Sultan …

Saladin.

Mein Gefangner?
Wem ich das Leben ſchenke, werd' ich dem
Nicht auch die Freiheit ſchenken?

Tempelherr.

Was dir ziemt
Zu thun, ziemt mir, erſt zu vernehmen, nicht
Vorauszuſetzen. Aber, Sultan, — Dank,
Beſondern Dank dir für mein Leben zu
Betheuern, ſtimmt mit meinem Stand' und meinem
Charakter nicht. — Es ſteht in allen Fällen
Zu deinen Dienſten wieder.

Saladin.

Brauch' es nur
Nicht wider mich! — Zwar ein Paar Hände mehr,
Die gönnt' ich meinem Feinde gern. Allein
Ihm ſo ein Herz auch mehr zu gönnen, fällt
Mir ſchwer. — Ich habe mich mit dir in nichts
Betrogen, braver junger Mann! Du biſt
Mit Seel' und Leib mein Aſſad. Sieh! ich könnte
Dich fragen: wo du denn die ganze Zeit
Geſteckt? in welcher Höhle du geſchlafen?
In welchem Ginniſtan, von welcher guten
Div dieſe Blume fort und fort ſo friſch
Erhalten worden? Sieh! ich könnte dich
Erinnern wollen, was wir dort und dort
Zuſammen ausgeführt. Ich könnte mit
Dir zanken, daß du ein Geheimniß doch

Vor mir gehabt! ein Abenteuer mir
Doch unterſchlagen: — Ja, das könnt' ich; wenn
Ich dich nur ſäh', und nicht auch mich. — Nun mag's!
Von dieſer ſüßen Träumerei iſt immer
Doch ſo viel wahr, daß mir in meinem Herbſt
Ein Aſſad wieder blühen ſoll. — Du biſt
Es doch zufrieden, Ritter?

Tempelherr.
Alles, was
Von dir mir kömmt, — ſey was es will — das lag
Als Wunſch in meiner Seele.

Saladin.
Laß uns das
Sogleich verſuchen. — Bliebſt du wohl bei mir?
Um mich? — Als Chriſt, als Muſelmann: gleichviel!
Im weißen Mantel, oder Jamerlonk;
Im Tulban, oder deinem Filze: wie
Du willſt! Gleichviel! Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen eine Rinde wachſe.

Tempelherr.
Sonſt wärſt du wohl auch ſchwerlich, der du biſt:
Der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre.

Saladin.
Nun denn; wenn du nicht ſchlechter von mir denkſt:
So wären wir ja halb ſchon richtig?

Tempelherr.
Ganz!

Saladin, ihm die Hand bietend.
Ein Wort?

Tempelherr, einſchlagend.
Ein Mann! — Hiermit empfange mehr
Als du mir nehmen konnteſt. Ganz der Deine!

Saladin.
Zu viel Gewinn für einen Tag! zu viel! —
Kam er nicht mit?

Tempelherr.
Wer?

Saladin.
Nathan.

Tempelherr, froſtig.
Nein. Ich kam
Allein.

Saladin.
Welch eine That von dir! Und welch
Ein weiſes Glück, daß eine ſolche That
Zum Beſten eines ſolchen Mannes ausſchlug.

Tempelherr.
Ja, ja!

Saladin.
So kalt? — Nein, junger Mann! wenn Gott
Was Gutes durch uns thut, muß man ſo kalt
Nicht ſeyn! — ſelbſt aus Beſcheidenheit ſo kalt
Nicht ſcheinen wollen!

Tempelherr.
Daß doch in der Welt
Ein jedes Ding ſo manche Seiten hat! —
Von denen oft ſich gar nicht denken läßt,
Wie ſie zuſammenpaſſen!

Saladin.
Halte dich
Nur immer an die beſt', und preiſe Gott!
Der weiß, wie ſie zuſammenpaſſen. — Aber,
Wenn du ſo ſchwierig ſeyn willſt, junger Mann:
So werd' auch ich ja wohl auf meiner Hut
Mich mit dir halten müſſen? Leider bin
Auch ich ein Ding von vielen Seiten, die
Oft nicht ſo recht zu paſſen ſcheinen mögen.

Tempelherr.
Das ſchmerzt! — Denn Argwohn iſt ſo wenig ſonſt
Mein Fehler —

Saladin.
Nun, ſo ſage doch, mit wem
Du's haſt? — Es ſchien ja gar, mit Nathan. Wie?
Auf Nathan Argwohn? du? — Erklär' dich! ſprich!
Komm, gieb mir deines Zutrauns erſte Probe.

Tempelherr.
Ich habe wider Nathan nichts. Ich zürn'
Allein mit mir —

Saladin.
Und über was?

Tempelherr.
Daß mir
Geträumt, ein Jude könnt' auch wohl ein Jude
Zu ſeyn verlernen; daß mir wachend ſo
Geträumt.

Saladin.
Heraus mit dieſem wachen Traume!

Tempelherr.
Du weißt von Nathans Tochter, Sultan. Was
Ich für ſie that, das that ich, — weil ich's that.
Zu ſtolz, Dank einzuernten, wo ich ihn
Nicht ſäete, verſchmäht' ich Tag für Tag
Das Mädchen noch einmal zu ſehn. Der Vater
War fern; er kömmt; er hört; er ſucht mich auf;
Er dankt; er wünſcht, daß ſeine Tochter mir
Gefallen möge; ſpricht von Ausſicht, ſpricht
Von heitern Fernen. — Nun, ich laſſe mich
Beſchwatzen, komme, ſehe, finde wirklich
Ein Mädchen . . . Ah, ich muß mich ſchämen, Sultan!—

Saladin.
Dich ſchämen? — daß ein Judenmädchen auf
Dich Eindruck machte: doch wohl nimmermehr?

Tempelherr.
Daß dieſem Eindruck, auf das liebliche
Geſchwätz des Vaters hin, mein raſches Herz
So wenig Widerſtand entgegenſetzte! —
Ich Tropf! ich ſprang zum zweiten Mal ins Feuer. —
Denn nun warb ich, und nun ward ich verſchmäht.

Saladin.
Verſchmäht?

Tempelherr.
Der weiſe Vater ſchlägt nun wohl
Mich platterdings nicht aus. Der weiſe Vater
Muß aber doch ſich erſt erkunden, erſt
Beſinnen. Allerdings! That ich denn das
Nicht auch? Erkundete, beſann ich denn
Mich erſt nicht auch, als ſie im Feuer ſchrie? —
Fürwahr! bei Gott! Es iſt doch gar was ſchönes,
So weiſe, ſo bedächtig ſeyn!

Saladin.
Nun, nun!
So ſieh doch einem Alten etwas nach!
Wie lange können ſeine Weigerungen
Denn dauern? Wird er denn von dir verlangen,
Daß du erſt Jude werden ſollſt?

Tempelherr.
Wer weiß!

Saladin.
Wer weiß? — der dieſen Nathan beſſer kennt.

Tempelherr.
Der Aberglaub', in dem wir aufgewachſen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch ſeine Macht nicht über uns. — Es ſind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten ſpotten.

Saladin.
Sehr reif bemerkt! Doch Nathan, wahrlich Nathan . . .

Tempelherr.
Der Aberglauben ſchlimmſter iſt, den ſeinen
Für den erträglichern zu halten . . .

Saladin.

Mag
Wohl ſeyn! Doch Nathan ...

Tempelherr.

Dem allein
Die blöde Menſchheit zu vertrauen, bis
Sie hellern Wahrheitstag gewöhne; dem
Allein ...

Saladin.

Gut! Aber Nathan! — Nathans Loos
Iſt dieſe Schwachheit nicht.

Tempelherr.

So dacht' ich auch! ..
Wenn gleichwohl dieſer Ausbund aller Menſchen
So ein gemeiner Jude wäre, daß
Er Chriſtenkinder zu bekommen ſuchte,
Um ſie als Juden aufzuziehn: — wie dann?

Saladin.

Wer ſagt ihm ſo was nach?

Tempelherr.

Das Mädchen ſelbſt,
Mit welcher er mich körnt, mit deren Hoffnung
Er gern mir zu bezahlen ſchiene, was
Ich nicht umſonſt für ſie gethan ſoll haben: —
Dieß Mädchen ſelbſt, iſt ſeine Tochter — nicht;
Iſt ein verzettelt Chriſtenkind.

Saladin.

Das er
Dem ungeachtet dir nicht geben wollte?

Tempelherr *heftig.*

Woll' oder wolle nicht! Er iſt entdeckt.
Der tolerante Schwätzer iſt entdeckt!
Ich werde hinter dieſen jüd'ſchen Wolf
Im philoſoph'ſchen Schafpelz Hunde ſchon
Zu bringen wiſſen, die ihn zauſen ſollen!

Saladin *ernſt.*

Sey ruhig, Chriſt!

Tempelherr.

Was? ruhig, Chriſt? — Wenn Jud'
Und Muſelmann, auf Jud', auf Muſelmann
Beſtehen: ſoll allein der Chriſt den Chriſten
Nicht machen dürfen?

Saladin *noch ernſter.*

Ruhig, Chriſt!

Tempelherr *gelaſſen.*

Ich fühle
Des Vorwurfs ganze Laſt, — die Saladin
In dieſe Sylbe preßt! Ah, wenn ich wüßte,
Wie Aſſad, — Aſſad ſich an meiner Stelle
Hierbei benommen hätte!

Saladin.

Nicht viel beſſer! —
Vermuthlich ganz ſo brauſend! — Doch, wer hat
Denn dich auch ſchon gelehrt, mich ſo wie er
Mit einem Worte zu beſtechen? Freilich
Wenn Alles ſich verhält, wie du mir ſagſt:
Kann ich mich ſelber kaum in Nathan finden. —
Indeß, er iſt mein Freund, und meiner Freunde
Muß keiner mit dem andern hadern. — Laß
Dich weiſen! Geh behutſam! Gieb ihn nicht
Sofort den Schwärmern deines Pöbels Preis!
Verſchweig', was deine Geiſtlichkeit, an ihm
Zu rächen, mir ſo nahe legen würde!
Sey keinem Juden, keinem Muſelmanne
Zum Trotz ein Chriſt!

Tempelherr.

Bald wär's damit zu ſpät!
Doch Dank der Blutbegier des Patriarchen,
Deß Werkzeug mir zu werden graute!

Saladin.

Wie?
Du kamſt zum Patriarchen eher, als
Zu mir?

Tempelherr.

Im Sturm der Leidenſchaft, im Wirbel
Der Unentſchloſſenheit! — Verzeih'! — Du wirſt
Von deinem Aſſad, fürcht' ich, ferner nun
Nichts mehr in mir erkennen wollen.

Saladin.

Wär'
Es dieſe Furcht nicht ſelbſt! Mich dünkt, ich weiß,
Aus welchen Fehlern unſre Tugend keimt.
Pfleg' dieſe ferner nur, und jene ſollen
Bei mir dir wenig ſchaden. — Aber geh!
Such' du nun Nathan, wie er dich geſucht;
Und bring' ihn her. Ich muß euch doch zuſammen
Verſtändigen. — Wär' um das Mädchen dir
Im Ernſt zu thun: ſey ruhig. Sie iſt dein!
Auch ſoll es Nathan ſchon empfinden, daß
Er ohne Schweinefleiſch ein Chriſtenkind
Erziehen dürfen! — Geh!

Der Tempelherr geht ab, und Sittah verläßt den Sopha.

Fünfter Auftritt.

Saladin und Sittah.

Sittah.

Ganz ſonderbar!

Saladin.

Gelt, Sittah? Muß mein Aſſad nicht ein braver,
Ein ſchöner junger Mann geweſen ſeyn?

Sittah.

Wenn er ſo war, und nicht zu dieſem Bilde
Der Tempelherr vielmehr geſeſſen! — Aber
Wie haſt du doch vergeſſen können dich
Nach ſeinen Aeltern zu erkundigen?

Saladin.

Und insbeſondre wohl nach ſeiner Mutter?
Ob ſeine Mutter hier zu Lande nie
Geweſen ſey? — Nicht wahr?

Sittah.

Das machſt du gut!

Saladin.

O, möglicher wär' nichts! Denn Aſſad war
Bei hübſchen Chriſtendamen ſo willkommen,
Auf hübſche Chriſtendamen ſo erpicht,
Daß einmal gar die Rede ging — Nun, nun;
Man ſpricht nicht gern davon. — Genug, ich hab'
Ihn wieder! — will mit allen ſeinen Fehlern,
Mit allen Launen ſeines weichen Herzens
Ihn wieder haben! — Oh! das Mädchen muß
Ihm Nathan geben. Meinſt du nicht?

Sittah.

Ihm geben?
Ihm laſſen!

Saladin.

Allerdings! Was hätte Nathan,
Sobald er nicht ihr Vater iſt, für Recht
Auf ſie? Wer ihr das Leben ſo erhielt,
Tritt einzig in die Rechte deß, der ihr
Es gab.

Sittah.

Wie alſo, Saladin? wenn du
Nur gleich das Mädchen zu dir nähmſt? Sie nur
Dem unrechtmäßigen Beſitzer gleich
Entzögeſt?

Saladin.

Thäte das wohl Noth?

Sittah.

Noth nun
Wohl eben nicht! — Die liebe Neubegier
Treibt mich allein, dir dieſen Rath zu geben.
Denn von gewiſſen Männern mag ich gar
Zu gern, ſo bald wie möglich, wiſſen, was
Sie für ein Mädchen lieben können.

Saladin.

Nun,
So ſchick' und laß ſie holen.

Sittah.

Darf ich, Bruder?

Saladin.

Nur ſchone Nathans! Nathan muß durchaus
Nicht glauben, daß man mit Gewalt ihn von
Ihr trennen wolle.

Sittah.

Sorge nicht.

Saladin.

Und ich,
Ich muß ſchon ſelbſt ſehn, wo Al-Hafi bleibt.

Sechster Auftritt.

Scene: die offne Flur in Nathans Hauſe, gegen die Palmen zu; wie im erſten Auftritte des erſten Aufzuges.

Ein Theil der Waaren und Koſtbarkeiten liegt ausgekramt, deren eben daſelbſt gedacht wird.

Nathan und Daja.

Daja.

O, alles herrlich! alles auserleſen!
O, alles — wie nur Ihr es geben könnt.
Wo wird der Silberſtoff mit goldnen Ranken
Gemacht? Was koſtet er? — Das nenn' ich noch
Ein Brautkleid! Keine Königin verlangt
Es beſſer.

Nathan.

Brautkleid? Warum Brautkleid eben?

Daja.

Je nun! Ihr dachtet daran freilich nicht,
Als Ihr ihn kauftet. — Aber wahrlich, Nathan,
Der und kein andrer muß es ſeyn! Er iſt
Zum Brautkleid wie beſtellt. Der weiße Grund:
Ein Bild der Unſchuld; und die goldnen Ströme,
Die aller Orten dieſen Grund durchſchlängeln;
Ein Bild des Reichthums. Seht Ihr? Allerliebſt!

Nathan.

Was witzelſt du mir da? Von weſſen Brautkleid
Sinnbilderſt du mir ſo gelehrt? — Biſt du
Denn Braut?

Daja.

Ich?

Nathan.

Nun wer denn?

Daja.

Ich? — lieber Gott!

Nathan.

Wer denn? Von weſſen Brautkleid ſprichſt du denn? —
Das alles iſt ja dein, und keiner andern.

Daja.

Iſt mein? Soll mein ſeyn? — Iſt für Recha nicht?

Nathan.

Was ich für Recha mitgebracht, das liegt
In einem andern Ballen. Mach! nimm weg!
Trag' deine Siebenſachen fort!

Daja.

Verſucher!
Nein, wären es die Koſtbarkeiten auch
Der ganzen Welt! Nicht rühr' an! wenn Ihr mir
Vorher nicht ſchwört, von dieſer einzigen
Gelegenheit, dergleichen Euch der Himmel
Nicht zweimal ſchicken wird, Gebrauch zu machen.

Nathan.

Gebrauch? von was? — Gelegenheit? wozu?

Daja.

O ſtellt Euch nicht ſo fremd! — Mit kurzen Worten!
Der Tempelherr liebt Recha; gebt ſie ihm,
So hat doch einmal Eure Sünde, die
Ich länger nicht verſchweigen kann, ein Ende.
So kömmt das Mädchen wieder unter Chriſten;
Wird wieder was ſie iſt; iſt wieder, was
Sie war: und Ihr, Ihr habt mit all dem Guten,
Das wir Euch nicht genug verdanken können,
Nicht Feuerkohlen bloß auf Euer Haupt
Geſammelt.

Nathan.

Doch die alte Leier wieder? —
Mit einer neuen Saite nur bezogen,
Die, fürcht' ich, weder ſtimmt noch hält.

Daja.

Wie ſo?

Nathan.

Mir wär' der Tempelherr ſchon recht. Ihm gönnt'
Ich Recha mehr als einem in der Welt.
Allein . . . Nun, habe nur Geduld.

Daja.

Geduld?
Geduld iſt Eure alte Leier nun
Wohl nicht?

Nathan.

Nur wenig Tage noch Geduld! . . .
Sieh doch! — Wer kömmt denn dort? Ein Kloſterbruder?
Geh, frag' ihn was er will.

Daja.

Was wird er wollen?

Sie geht auf ihn zu und fragt.

Nathan.

So gieb! — und eh er bittet. — (Wüßt' ich nur
Dem Tempelherrn erſt beizukommen, ohne
Die Urſach meiner Neugier ihm zu ſagen!
Denn wenn ich ſie ihm ſag', und der Verdacht
Iſt ohne Grund: ſo hab' ich ganz umſonſt
Den Vater auf das Spiel geſetzt.) — Was iſt's?

Daja.

Er will Euch ſprechen.

Nathan.

Nun, ſo laß ihn kommen;
Und geh indeß.

Siebenter Auftritt.

Nathan und der Kloſterbruder.

Nathan.

(Ich bliebe Recha's Vater
Doch gar zu gern! — Zwar kann ich's denn nicht bleiben,
Auch wenn ich aufhör', es zu heißen? — Ihr,
Ihr ſelbſt werd' ich's doch immer auch noch heißen,
Wenn ſie erkennt, wie gern ich's wäre.) — Geh! —
Was iſt zu Euern Dienſten, frommer Bruder?

Kloſterbruder.

Nicht eben viel. — Ich freue mich, Herr Nathan,
Euch annoch wohl zu ſehn.

Nathan.

So kennt Ihr mich?

Kloſterbruder.

Je nun; wer kennt Euch nicht? Ihr habt ſo manchem
Ja Euern Namen in die Hand gedrückt.
Er ſteht in meiner auch, ſeit vielen Jahren.

Nathan *nach ſeinem Beutel langend.*
Kommt, Bruder, kommt; ich friſch' ihn auf.

Kloſterbruder.
Habt Dank!
Ich würd' es Aermern ſtehlen; nehme nichts. —
Wenn Ihr mir nur erlauben wollt, ein wenig
Euch *meinen* Namen aufzufriſchen. Denn
Ich kann mich rühmen, auch in *Eure* Hand
Etwas gelegt zu haben, was nicht zu
Verachten war.

Nathan.
Verzeiht! — Ich ſchäme mich —
Sagt, was? — und nehmt zur Buße ſiebenfach
Den Werth deſſelben von mir an.

Kloſterbruder.
Hört doch
Vor allen Dingen, wie ich ſelber nur
Erſt heut' an dieß mein Euch vertrautes Pfand
Erinnert werden.

Nathan.
Mir vertrautes Pfand?

Kloſterbruder.
Vor kurzem ſaß ich noch als Eremit
Auf Quarantana, unweit Jericho.
Da kam arabiſch Raubgeſindel, brach
Mein Gotteshäuschen ab und meine Zelle,
Und ſchleppte mich mit fort. Zum Glück entkam
Ich noch, und floh hierher zum Patriarchen,
Um mir ein ander Plätzchen auszubitten,
Allwo ich meinem Gott in Einſamkeit
Bis an mein ſelig Ende dienen könne.

Nathan.
Ich ſteh auf Kohlen, guter Bruder. Macht
Es kurz. Das Pfand! das mir vertraute Pfand!

Kloſterbruder.
Sogleich, Herr Nathan. — Nun, der Patriarch
Verſprach mir eine Siedelei auf Tabor,
Sobald als eine leer; und hieß inzwiſchen
Im Kloſter mich als Laienbruder bleiben.
Da bin ich jetzt, Herr Nathan; und verlange
Des Tags wohl hundertmal auf Tabor. Denn
Der Patriarch braucht mich zu allerlei,
Wovor ich großen Ekel habe. Zum
Exempel:

Nathan.
Macht, ich bitt' Euch!

Kloſterbruder.
Nun, es kömmt! —
Da hat ihm jemand heut' ins Ohr geſetzt:
Es lebe hierherum ein Jude, der
Ein Chriſtenkind als ſeine Tochter ſich
Erzöge.

Nathan *betroffen.*
Wie?

Kloſterbruder.
Hört mich nur aus! — Indem
Er mir nun aufträgt, dieſem Juden ſtracks,
Wo möglich, auf die Spur zu kommen, und
Gewaltig ſich ob eines ſolchen Frevels
Erzürnt, der ihm die wahre Sünde wider
Den heil'gen Geiſt bedünkt; — das iſt, die Sünde,
Die aller Sünden größte Sünd' uns gilt;
Nur daß wir, Gott ſey Dank, ſo recht nicht wiſſen,
Worin ſie eigentlich beſteht: — da wacht
Mit einmal mein Gewiſſen auf; und mir
Fällt bei, ich könnte ſelber wohl vor Zeiten
Zu dieſer unverzeihlich großen Sünde
Gelegenheit gegeben haben. — Sagt:
Hat Euch ein Reitknecht nicht vor achtzehn Jahren
Ein Töchterchen gebracht von wenig Wochen?

Nathan.
Wie das? — Nun freilich — allerdings —

Kloſterbruder.
Ei, ſeht
Mich doch recht an! — Der Reitknecht, der bin ich.

Nathan.
Seyd Ihr?

Kloſterbruder.
Der Herr, von welchem ich's Euch brachte,
War — iſt mir recht — ein Herr von Filnek. — Wolf
Von Filnek!

Nathan.
Richtig!

Kloſterbruder.
Weil die Mutter kurz
Vorher geſtorben war; und ſich der Vater
Nach — mein' ich — Gazza plötzlich werfen mußte,
Wohin das Würmchen ihm nicht folgen konnte:
So ſandt' er's Euch. Und traf ich Euch damit
Nicht in Darun?

Nathan.
Ganz recht!

Kloſterbruder.
Es wär' kein Wunder,
Wenn mein Gedächtniß mich betrög'. Ich habe
Der braven Herrn ſo viel gehabt; und dieſem
Hab' ich nur gar zu kurze Zeit gedient.
Er blieb bald drauf bei Askalon; und war
Wohl ſonſt ein lieber Herr.

Nathan.
Ja wohl! ja wohl!
Dem ich ſo viel, ſo viel zu danken habe!
Der mehr als einmal mich dem Schwert entriſſen!

Kloſterbruder.
O ſchön! So werd't Ihr ſeines Töchterchens
Euch um ſo lieber angenommen haben.

Nathan.
Das könnt Ihr denken.

Kloſterbruder.
Nun, wo iſt es denn?
Es iſt doch wohl nicht etwa gar geſtorben? —
Laßt's lieber nicht geſtorben ſeyn! — Wenn ſonſt
Nur niemand um die Sache weiß: ſo hat
Es gute Wege.

Nathan.
Hat es?

Kloſterbruder.
Traut mir, Nathan!
Denn ſeht, ich denke ſo! Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes gränzt: ſo thu' ich lieber
Das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverläſſig kennen, aber
Bei weitem nicht das Gute. — War ja wohl
Natürlich; wenn das Chriſtentöchterchen
Recht gut von Euch erzogen werden ſollte:
Daß Ihr's als Euer eigen Töchterchen
Erzögt. — Das hättet Ihr mit aller Lieb'
Und Treue nun gethan, und müßtet ſo
Belohnet werden? Das will mir nicht ein.
Ei freilich, klüger hättet Ihr gethan,
Wenn Ihr die Chriſtin durch die zweite Hand
Als Chriſtin auferziehen laſſen; aber
So hättet Ihr das Kindchen Eures Freunds
Auch nicht geliebt. Und Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In ſolchen Jahren mehr, als Chriſtenthum.
Zum Chriſtenthume hat's noch immer Zeit.
Wenn nur das Mädchen ſonſt geſund und fromm
Vor Euern Augen aufgewachſen iſt,

So blieb's vor Gottes Augen, was es war.
Und iſt denn nicht das ganze Chriſtenthum
Aufs Judenthum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Thränen g'nug gekoſtet,
Wenn Chriſten gar ſo ſehr vergeſſen konnten,
Daß unſer Herr ja ſelbſt ein Jude war.

Nathan.

Ihr, guter Bruder, müßt mein Fürſprach ſeyn,
Wenn Haß und Gleißnerei ſich gegen mich
Erheben ſollten, — wegen einer That —
Ah, wegen einer That! — Nur Ihr, Ihr ſollt
Sie wiſſen! — Nehmt ſie aber mit ins Grab!
Noch hat mich nie die Eitelkeit verſucht,
Sie jemand anderm zu erzählen. Euch
Allein erzähl' ich ſie. Der frommen Einfalt
Allein erzähl' ich ſie. Weil die allein
Verſteht, was ſich der gottergeb'ne Menſch
Für Thaten abgewinnen kann.

Kloſterbruder.

Ihr ſeyd
Gerührt, und Euer Auge ſteht voll Waſſer?

Nathan.

Ihr traft mich mit dem Kinde zu Darun.
Ihr wißt wohl aber nicht, daß, wenig Tage
Zuvor, in Gath die Chriſten alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wohl nicht, daß unter dieſen meine Frau
Mit ſieben hoffnungsvollen Söhnen ſich
Befunden, die in meines Bruders Hauſe,
Zu dem ich ſie geflüchtet, insgeſammt
Verbrennen müſſen.

Kloſterbruder.

Allgerechter!

Nathan.

Als
Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Aſch'
Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. —
Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünſcht;
Der Chriſtenheit den unverſöhnlichſten
Haß zugeſchworen —

Kloſterbruder.

Ach! Ich glaub's Euch wohl!

Nathan.

Doch nun kam die Vernunft allmählig wieder.
Sie ſprach mit ſanfter Stimm': „und doch iſt Gott!
Doch war auch Gottes Rathſchluß das! Wohlan!
Komm! übe, was du längſt begriffen haſt;
Was ſicherlich zu üben ſchwerer nicht,
Als zu begreifen iſt, wenn du nur willſt.
Steh' auf!" — Ich ſtand und rief zu Gott: ich will!
Willſt du nur, daß ich will! — Indem ſtiegt Ihr
Vom Pferd', und überreichtet mir das Kind,
In Euern Mantel eingehüllt. — Was Ihr
Mir damals ſagtet, was ich Euch: hab' ich
Vergeſſen. So viel weiß ich nur: ich nahm
Das Kind, trug's auf mein Lager, küßt' es, warf
Mich auf die Knie und ſchluchzte: Gott! auf Sieben
Doch nun ſchon eines wieder!

Kloſterbruder.

Nathan! Nathan!
Ihr ſeyd ein Chriſt! — Bei Gott, Ihr ſeyd ein Chriſt!
Ein beſſ'rer Chriſt war nie!

Nathan.

Wohl uns! Denn was
Mich Euch zum Chriſten macht, das macht Euch mir
Zum Juden! — Aber laßt uns länger nicht
Einander nur erweichen. Hier braucht's That!
Und ob mich ſiebenfache Liebe ſchon
Bald an dieß einz'ge fremde Mädchen band;
Ob der Gedanke mich ſchon tödtet, daß
Ich meine ſieben Söhn' in ihr aufs neue
Verlieren ſoll; — wenn ſie von meinen Händen
Die Vorſicht wieder fordert, — ich gehorche!

Kloſterbruder.

Nun vollends! — Eben das bedacht' ich mich
So viel, Euch anzurathen! Und ſo hat's
Euch Euer guter Geiſt ſchon angerathen!

Nathan.

Nur muß der erſte beſte mir ſie nicht
Entreißen wollen!

Kloſterbruder.

Nein, gewiß nicht!

Nathan.

Wer
Auf ſie nicht größre Rechte hat, als ich;
Muß frühere zum mind'ſten haben —

Kloſterbruder.

Freilich!

Nathan.

Die ihm Natur und Blut ertheilen.

Kloſterbruder.

So
Mein' ich es auch!

Nathan.

Drum nennt mir nur geſchwind
Den Mann, der ihr als Bruder oder Ohm,
Als Vetter oder ſonſt als Sipp verwandt:
Ihm will ich ſie nicht vorenthalten — ſie,
Die jedes Hauſes, jedes Glaubens Zierde
Zu ſeyn erſchaffen und erzogen ward. —
Ich hoff', Ihr wißt von dieſem Euern Herrn
Und dem Geſchlechte deſſen mehr als ich.

Kloſterbruder.

Das, guter Nathan, wohl nun ſchwerlich! — Denn
Ihr habt ja ſchon gehört, daß ich nur gar
Zu kurze Zeit bei ihm geweſen.

Nathan.

Wißt
Ihr denn nicht wenigſtens, was für Geſchlechts
Die Mutter war? — war ſie nicht eine Stauffin?

Kloſterbruder.

Wohl möglich! — Ja, mich dünkt.

Nathan.

Hieß nicht ihr Bruder
Conrad von Stauffen? — und war Tempelherr?

Kloſterbruder.

Wenn mich's nicht trügt. Doch halt! Da fällt mir ein,
Daß ich vom ſel'gen Herrn ein Büchelchen
Noch hab'. Ich zog's ihm aus dem Buſen, als
Wir ihn bei Askalon verſcharrten.

Nathan.

Nun?

Kloſterbruder.

Es ſind Gebete drin. Wir nennen's ein
Brevier. — Das, dacht' ich, kann ein Chriſtenmenſch
Ja wohl noch brauchen. — Ich nun freilich nicht —
Ich kann nicht leſen —

Nathan.

Thut nichts! — Nur zur Sache.

Kloſterbruder.

In dieſem Büchelchen ſtehn vorn und hinten,
Wie ich mir ſagen laſſen, mit des Herrn
Selbſteigner Hand, die Angehörigen
Von ihm und ihr geſchrieben.

Nathan.

O erwünſcht!
Geht! lauft! holt mir das Büchelchen. Geſchwind!
Ich bin bereit, mit Gold es aufzuwiegen;
Und tauſend Dank dazu! Eilt! lauft!

Kloſterbruder.

Recht gern!
Es iſt Arabiſch aber, was der Herr
Hineingeſchrieben. *(ab.)*

Nathan.

Einerlei! Nur her! —
Gott! wenn ich doch das Mädchen noch behalten,
Und einen ſolchen Eidam mir damit
Erkaufen könnte! — Schwerlich wohl! — Nun, fall'
Es aus, wie's will! — Wer mag es aber denn
Geweſen ſeyn, der bei dem Patriarchen
So etwas angebracht? Das muß ich doch
Zu fragen nicht vergeſſen. — Wenn es gar
Von Daja käme?

Achter Auftritt.

Daja *und* **Nathan.**

Daja, *eilig und verlegen.*

Denkt doch, Nathan!

Nathan.

Nun?

Daja.

Das arme Kind erſchrack wohl recht darüber!
Da ſchickt . . .

Nathan.

Der Patriarch?

Daja.

Des Sultans Schweſter,
Prinzeſſin Sittah . . .

Nathan.

Nicht der Patriarch?

Daja.

Nein, Sittah! — Hört Ihr nicht? — Prinzeſſin Sittah
Schickt her, und läßt ſie zu ſich holen.

Nathan.

Wen?
Läßt Recha holen? — Sittah läßt ſie holen? —
Nun, wenn ſie Sittah holen läßt, und nicht
Der Patriarch . . .

Daja.

Wie kommt Ihr denn auf den?

Nathan.

So haſt du kürzlich nichts von ihm gehört?
Gewiß nicht? Auch ihm nichts geſteckt?

Daja.

Ich? ihm?

Nathan.

Wo ſind die Boten?

Daja.

Vorn.

Nathan.

Ich will ſie doch
Aus Vorſicht ſelber ſprechen. Komm! — Wenn nur
Vom Patriarchen nichts dahinter ſteckt. *(ab.)*

Daja.

Und ich — ich fürchte ganz was anders noch.
Was gilt's? die einzige vermeinte Tochter
So eines reichen Juden wär' auch wohl
Für einen Muſelmann nicht übel? — Hui,
Der Tempelherr iſt drum. Iſt drum: wenn ich
Den zweiten Schritt nicht auch noch wage; nicht
Auch ihr noch ſelbſt entdecke, wer ſie iſt! —
Getroſt! Laß mich den erſten Augenblick,
Den ich allein ſie habe, dazu brauchen!
Und der wird ſeyn — vielleicht nun eben, wenn
Ich ſie begleite. So ein erſter Wink
Kann unterwegens wenigſtens nicht ſchaden.
Ja, ja! Nur zu! Jetzt oder nie! Nur zu! *(ihm nach.)*

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Scene: das Zimmer in Saladins Palaſte, in welches die Beutel mit Geld getragen worden, die noch zu ſehen.

Saladin *und bald darauf verſchiedene* **Mameluken.**

Saladin, *im Hereintreten.*

Da ſteht das Geld nun noch! Und niemand weiß
Den Derwiſch aufzufinden, der vermuthlich
Ans Schachbrett irgendwo gerathen iſt,
Das ihn wohl ſeiner ſelbſt vergeſſen macht; —
Warum nicht meiner? — Nun, Geduld! Was giebt's?

Ein Mameluk.

Erwünſchte Nachricht, Sultan! Freude, Sultan!
Die Karavane von Kahira kömmt;
Iſt glücklich da! mit ſiebenjährigem
Tribut des reichen Nils.

Saladin.

Brav, Ibrahim!
Du biſt mir wahrlich ein willkomm'ner Bote! —
Ha! endlich einmal! endlich! — Habe Dank
Der guten Zeitung.

Der Mameluk *wartend.*

(Nun? nur her damit!)

Saladin.

Was wart'ſt du? — Geh nur wieder.

Der Mameluk.

Dem Willkommnen
Sonſt nichts?

Saladin.

Was denn noch ſonſt?

Der Mameluk.

Dem guten Boten
Kein Botenbrod? — So wär ich ja der Erſte,
Den Saladin mit Worten abzulohnen,
Doch endlich lernte! — Auch ein Ruhm! — der Erſte,
Mit dem er knickerte.

Saladin.

So nimm dir nur
Dort einen Beutel.

Der Mameluk

Nein, nun nicht! Du kannſt
Mir ſie nun alle ſchenken wollen.

Saladin.

Trotz! —
Komm her! Da haſt du zwei. — Im Ernſt? er geht?
Thut mir's an Edelmuth zuvor? — Denn ſicher
Muß ihm es ſaurer werden, auszuſchlagen,
Als mir zu geben. — Ibrahim! — Was kömmt
Mir denn auch ein, ſo kurz vor meinem Abtritt
Auf einmal ganz ein Andrer ſeyn zu wollen? —
Will Saladin als Saladin nicht ſterben? —
So mußt' er auch als Saladin nicht leben.

Ein zweiter Mameluk.

Nun, Sultan! . . .

Saladin.

Wenn du mir zu melden kömmſt . . .

Zweiter Mameluk.

Daß aus Aegypten der Transport nun da!

Saladin.

Ich weiß ſchon.

Zweiter Mameluk.

Kam ich doch zu ſpät!

Saladin.

Warum
Zu ſpät? — Da nimm für deinen guten Willen
Der Beutel einen oder zwei.

Zweiter Mameluk.
Macht drei!
Saladin.
Ja, wenn du rechnen kannſt! — So nimm ſie nur.
Zweiter Mameluk.
Es wird wohl noch ein Dritter kommen, — wenn
Er anders kommen kann.
Saladin.
Wie das?
Zweiter Mameluk.
Je nun!
Er hat auch wohl den Hals gebrochen! Denn
Sobald wir drei der Ankunft des Transports
Verſichert waren, ſprengte jeder friſch
Davon. Der Vorderſte, der ſtürzt; und ſo
Komm' ich nun vor, und bleib auch vor bis in
Die Stadt; wo aber Ibrahim, der Lecker,
Die Gaſſen beſſer kennt.
Saladin.
O der Geſtürzte!
Freund, der Geſtürzte! — Reit ihm doch entgegen.
Zweiter Mameluk.
Das werd ich ja wohl thun! — Und wenn er lebt,
So iſt die Hälfte dieſer Beutel ſein. *Geht ab.*
Saladin.
Sieh, welch ein guter edler Kerl auch das! —
Wer kann ſich ſolcher Mameluken rühmen?
Und wär' mir denn zu denken nicht erlaubt,
Daß ſie mein Beiſpiel bilden helfen? — Fort
Mit dem Gedanken, ſie zu guter Letzt
Noch an ein anders zu gewöhnen! …
Ein dritter Mameluk.
Sultan, …
Saladin.
Biſt du's, der ſtürzte?
Dritter Mameluk.
Nein. Ich melde nur, —
Daß Emir Manſor, der die Karavane
Geführt, vom Pferde ſteigt …
Saladin.
Bring' ihn! geſchwind!
Da iſt er ja! —

Zweiter Auftritt.

Emir Manſor und **Saladin.**

Saladin.
Willkommen, Emir! Nun,
Wie iſt's gegangen? — Manſor, Manſor, haſt
Uns lange warten laſſen!
Manſor.
Dieſer Brief
Berichtet, was dein Abulkaſſem erſt
Für Unruh' in Thebais dämpfen müſſen:
Eh' wir es wagen durften abzugehen.
Den Zug darauf hab' ich beſchleuniget,
So viel wie möglich war.
Saladin.
Ich glaube dir! —
Und nimm nur, guter Manſor, nimm ſogleich …
Du thuſt es aber doch auch gern? … nimm friſche
Bedeckung nur ſogleich. Du mußt ſogleich
Noch weiter; mußt der Gelder größern Theil
Auf Libanon zum Vater bringen.
Manſor.
Gern!
Sehr gern!
Saladin.
Und nimm dir die Bedeckung ja
Nur nicht zu ſchwach. Es iſt um Libanon
Nicht alles mehr ſo ſicher. Haſt du nicht
Gehört? Die Tempelherren ſind wieder rege.
Sey wohl auf deiner Hut! — Komm nur! Wo hält
Der Zug? Ich will ihn ſehn; und alles ſelbſt
Betreiben. — Ihr! ich bin ſodann bei Sittah.

Dritter Auftritt.

Scene: die Palmen vor Nathans Hauſe.

Der Tempelherr geht auf und nieder.

Ins Haus nun will ich einmal nicht. — Er wird
Sich endlich doch wohl ſehen laſſen! — Man
Bemerkte mich ja ſonſt ſo bald, ſo gern! —
Will's noch erleben, daß er ſich's verbittet,
Vor ſeinem Hauſe mich ſo fleißig finden
Zu laſſen. — Hm! — ich bin doch aber auch
Sehr ärgerlich. — Was hat mich denn nun ſo
Erbittert gegen ihn? — Er ſagte ja:
Noch ſchlüg' er mir nichts ab. Und Saladin
Hat's über ſich genommen, ihn zu ſtimmen. —
Wie? ſollte wirklich wohl in mir der Chriſt
Noch tiefer niſten, als in ihm der Jude? —
Wer kennt ſich recht! Wie könnt' ich ihm denn ſonſt
Den kleinen Raub nicht gönnen wollen, den
Er ſich's zu ſolcher Angelegenheit
Gemacht, den Chriſten abzujagen? — Freilich;
Kein kleiner Raub, ein ſolch Geſchöpf! — Geſchöpf?
Und weſſen? — Doch des Sklaven nicht, der auf
Des Lebens öden Strand den Block geflößt,
Und ſich davon gemacht? Des Künſtlers doch
Wohl mehr, der in dem hingeworfnen Blocke
Die göttliche Geſtalt ſich dachte, die
Er dargeſtellt? — Ah! Recha's wahrer Vater
Bleibt, Trotz dem Chriſten, der ſie zeugte — bleibt
In Ewigkeit der Jude. — Wenn ich mir
Sie lediglich als Chriſtendirne denke,
Sie ſonder alles das mir denke, was
Allein ihr ſo ein Jude geben konnte: —
Sprich, Herz, — was wär' an ihr, das dir gefiel?
Nichts! Wenig! Selbſt ihr Lächeln, wär' es nichts
Als ſanfte ſchöne Zuckung ihrer Muskeln;
Wär', was ſie lächeln macht, des Reizes unwerth,
In den es ſich auf ihrem Munde kleidet: —
Nein; ſelbſt ihr Lächeln nicht! Ich hab' es ja
Wohl ſchöner noch an Aberwitz, an Tand,
An Höhnerei, an Schmeichler und an Buhler,
Verſchwenden ſehn! — Hat's da mich auch bezaubert?
Hat's da mir auch den Wunſch entlockt, mein Leben
In ſeinem Sonnenſcheine zu verflattern? —
Ich wüßte nicht. Und bin auf den doch launiſch,
Der dieſen höhern Werth allein ihr gab?
Wie das? warum? — Wenn ich den Spott verdiente,
Mit dem mich Saladin entließ! Schon ſchlimm
Genug, daß Saladin es glauben konnte!
Wie klein ich ihm da ſcheinen mußte! wie
Verächtlich! — Und das alles um ein Mädchen? —
Curd! Curd! das geht ſo nicht. Lenk' ein! Wenn vollends
Mir Daja nur was vorgeplaudert hätte,
Was ſchwerlich zu erweiſen ſtünde? — Sieh,
Da tritt er endlich im Geſpräch vertieft,
Aus ſeinem Hauſe! — Ha! mit wem! — Mit ihm?
Mit meinem Kloſterbruder? — Ha! ſo weiß
Er ſicherlich ſchon Alles! iſt wohl gar
Dem Patriarchen ſchon verrathen! — Ha!
Was hab' ich Querkopf nun geſtiftet! — Daß
Ein einz'ger Funken dieſer Leidenſchaft
Doch unſers Hirns ſo viel verbrennen kann! —
Geſchwind entſchließ' dich, was nunmehr zu thun!

Ich will hier ſeitwärts ihrer warten; — ob
Vielleicht der Kloſterbruder ihn verläßt.

Vierter Auftritt.

Nathan und der Kloſterbruder.

Nathan ihm näher kommend.
Habt nochmals, guter Bruder, vielen Dank!
Kloſterbruder.
Und Ihr deßgleichen!
Nathan.
Ich? von Euch? wofür?
Für meinen Eigenſinn, Euch aufzudringen,
Was Ihr nicht braucht? — Ja, wenn ihm Eurer nur
Auch nachgegeben hätt'; Ihr mit Gewalt
Nicht wolltet reicher ſeyn, als ich.
Kloſterbruder.
Das Buch
Gehört ja ohnedieß nicht mir; gehört
Ja ohnedieß der Tochter; iſt ja ſo
Der Tochter ganzes väterliches Erbe. —
Je nun, ſie hat ja Euch. — Gott gebe nur,
Daß Ihr es nie bereuen dürft, ſo viel
Für ſie gethan zu haben!
Nathan.
Kann ich das?
Das kann ich nie. Seyd unbeſorgt!
Kloſterbruder.
Nun, nun!
Die Patriarchen und die Tempelherren . . .
Nathan.
Vermögen mir des Böſen nie ſo viel
Zu thun, daß irgend was mich reuen könnte:
Geſchweige, das! — Und ſeyd Ihr denn ſo ganz
Verſichert, daß ein Tempelherr es iſt,
Der Euern Patriarchen hetzt?
Kloſterbruder.
Es kann
Beinah kein andrer ſeyn. Ein Tempelherr
Sprach kurz vorher mit ihm; und was ich hörte,
Das klang danach.
Nathan.
Es iſt doch aber nur
Ein einziger jetzt in Jeruſalem.
Und dieſen kenn' ich. Dieſer iſt mein Freund.
Ein junger, edler, offner Mann!
Kloſterbruder.
Ganz recht;
Der nämliche! — Doch was man iſt, und was
Man ſeyn muß in der Welt, das paßt ja wohl
Nicht immer.
Nathan.
Leider nicht. — So thue, wer's
Auch immer iſt, ſein Schlimmſtes oder Beſtes!
Mit Euerm Buche, Bruder, trotz ich allem:
Und gehe graden Wegs damit zum Sultan.
Kloſterbruder.
Viel Glücks! Ich will Euch denn nur hier verlaſſen.
Nathan.
Und habt ſie nicht einmal geſehn! — Kommt ja
Doch bald, doch fleißig wieder. — Wenn nur heut'
Der Patriarch noch nichts erfährt! — Doch was?
Sagt ihm auch heute, was Ihr wollt.
Kloſterbruder.
Ich nicht.
Lebt wohl! geht ab.
Nathan.
Vergeßt uns ja nicht, Bruder! — Gott!
Daß ich nicht gleich hier unter freiem Himmel
Auf meine Kniee ſinken kann! Wie ſich
Der Knoten, der ſo oft mir bange machte,
Nun von ſich ſelber löſet! — Gott! wie leicht
Mir wird, daß ich nun weiter auf der Welt
Nichts zu verbergen habe! daß ich vor
Den Menſchen nun ſo frei kann wandeln, als
Vor dir, der du allein den Menſchen nicht
Nach ſeinen Thaten brauchſt zu richten, die
So ſelten ſeine Thaten ſind, o Gott! —

Fünfter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr, der von der Seite auf ihn zukömmt.

Tempelherr.
He! wartet, Nathan; nehmt mich mit!
Nathan.
Wer ruft? —
Seyd Ihr es, Ritter? Wo geweſen, daß
Ihr bei dem Sultan Euch nicht treffen laſſen?
Tempelherr.
Wir ſind einander fehl gegangen. Nehmt's
Nicht übel!
Nathan.
Ich nicht; aber Saladin . . .
Tempelherr.
Ihr war't nur eben fort . . .
Nathan.
Und ſpracht ihn doch?
Nun, ſo iſt's gut.
Tempelherr.
Er will uns aber beide
Zuſammen ſprechen.
Nathan.
Deſto beſſer. Kommt
Nur mit. Mein Gang ſtand ohnehin zu ihm. —
Tempelherr.
Ich darf ja doch wohl fragen, Nathan, wer
Euch da verließ?
Nathan.
Ihr kennt ihn doch wohl nicht?
Tempelherr.
War's nicht die gute Haut, der Laienbruder,
Deß ſich der Patriarch ſo gern zum Stöber
Bedient?
Nathan.
Kann ſeyn! Beim Patriarchen iſt
Er allerdings.
Tempelherr.
Der Pfiff iſt gar nicht übel:
Die Einfalt vor der Schurkerei voraus
Zu ſchicken.
Nathan.
Ja, die dumme; — nicht die fromme.
Tempelherr.
An fromme glaubt kein Patriarch.
Nathan.
Für den
Nun ſteh' ich. Der wird ſeinem Patriarchen
Nichts Ungebührliches vollziehen helfen.
Tempelherr.
So ſtellt er wenigſtens ſich an. — Doch hat
Er Euch von mir denn nichts geſagt?
Nathan.
Von Euch?
Von Euch nun namentlich wohl nichts. — Er weiß
Ja wohl auch ſchwerlich Euern Namen?
Tempelherr.
Schwerlich.

Nathan.
Von einem Tempelherren freilich hat
Er mir geſagt . . .
Tempelherr.
Und was?
Nathan.
Womit er Euch
Doch ein = für allemal nicht meinen kann!
Tempelherr.
Wer weiß? Laßt doch nur hören.
Nathan.
Daß mich Einer
Bei ſeinem Patriarchen angeklagt . . .
Tempelherr.
Euch angeklagt? — Das iſt, mit ſeiner Gunſt —
Erlogen. — Hört mich, Nathan! — Ich bin nicht
Der Menſch, der irgend etwas abzuläugnen
Im Stande wäre. Was ich that, das that ich!
Doch bin ich auch nicht der, der alles, was
Er that, als wohlgethan vertheid'gen möchte.
Was ſollt' ich eines Fehls mich ſchämen? Hab'
Ich nicht den feſten Vorſatz ihn zu beſſern?
Und weiß ich etwa nicht, wie weit mit dem
Es Menſchen bringen können? — Hört mich, Nathan! —
Ich bin des Laienbruders Tempelherr,
Der Euch verklagt ſoll haben, allerdings. —
Ihr wißt ja, was mich wurmiſch machte! was
Mein Blut in allen Adern ſieden machte!
Ich Gauch! — ich kam, ſo ganz mit Leib und Seel'
Euch in die Arme mich zu werfen. Wie
Ihr mich empfingt — wie kalt — wie lau — denn lau
Iſt ſchlimmer noch als kalt; wie abgemeſſen
Mir auszubeugen Ihr befliſſen war't;
Mit welchen aus der Luft gegriffnen Fragen
Ihr Antwort mir zu geben ſcheinen wolltet:
Das darf ich kaum mir jetzt noch denken, wenn
Ich ſoll gelaſſen bleiben. — Hört mich, Nathan! —
In dieſer Gährung ſchlich mir Daja nach,
Und warf mir ihr Geheimniß an den Kopf,
Das mir den Aufſchluß Eures räthſelhaften
Betragens zu enthalten ſchien.
Nathan.
Wie das?
Tempelherr.
Hört mich nur aus! — Ich bildete mir ein:
Ihr wolltet, was Ihr einmal nun den Chriſten
So abgejagt, an einen Chriſten wieder
Nicht gern verlieren. Und ſo fiel mir ein,
Euch kurz und gut das Meſſer an die Kehle
Zu ſetzen.
Nathan.
Kurz und gut? und gut? — Wo ſteckt
Das Gute?
Tempelherr.
Hört mich, Nathan! — Allerdings:
Ich that nicht recht! — Ihr ſeyd wohl gar nicht ſchuldig. —
Die Närrin Daja weiß nicht, was ſie ſpricht —
Iſt Euch gehäſſig — ſucht Euch nur damit
In einen böſen Handel zu verwickeln —
Kann ſeyn! kann ſeyn! — Ich bin ein junger Laffe,
Der immer nur an beiden Enden ſchwärmt;
Bald viel zu viel, bald viel zu wenig thut —
Auch das kann ſeyn! Verzeiht mir, Nathan.
Nathan.
Wenn
Ihr ſo mich freilich faſſet —
Tempelherr.
Kurz, ich ging
Zum Patriarchen! — hab' Euch aber nicht
Genannt. Das iſt erlogen, wie geſagt!
Ich hab' ihm bloß den Fall ganz allgemein
Erzählt, um ſeine Meinung zu vernehmen. —
Auch das hätt' unterbleiben können: ja doch! —
Denn kannt' ich nicht den Patriarchen ſchon
Als einen Schurken? Konnt' ich Euch nicht ſelber
Nur gleich zur Rede ſtellen? — Mußt' ich der
Gefahr, ſo einen Vater zu verlieren,
Das arme Mädchen opfern? — Nun, was thut's?
Die Schurkerei des Patriarchen, die
So ähnlich immer ſich erhält, hat mich
Des nächſten Weges wieder zu mir ſelbſt
Gebracht. — Denn hört mich, Nathan; hört mich aus! —
Geſetzt; er wüßt' auch Euern Namen: was
Nun mehr, was mehr? — Er kann Euch ja das Mädchen
Nur nehmen, wenn ſie Niemands iſt, als Euer.
Er kann ſie doch aus Eurem Hauſe nur
Ins Kloſter ſchleppen. — Alſo — gebt ſie mir!
Gebt ſie nur mir; und laßt ihn kommen. Ha!
Er ſoll's wohl bleiben laſſen, mir mein Weib
Zu nehmen. — Gebt ſie mir; geſchwind! — Sie ſey
Nun Eure Tochter, oder ſey es nicht!
Sey Chriſtin, oder Jüdin, oder keines!
Gleichviel! gleichviel! Ich werd' Euch weder jetzt
Noch jemals ſonſt in meinem ganzen Leben
Darum befragen. Sey, wie's ſey!
Nathan.
Ihr wähnt
Wohl gar, daß mir die Wahrheit zu verbergen
Sehr nöthig?
Tempelherr.
Sey, wie's ſey!
Nathan.
Ich hab' es ja
Euch — oder wem es ſonſt zu wiſſen ziemt —
Noch nicht geläugnet, daß ſie eine Chriſtin,
Und nichts als meine Pflegetochter iſt. —
Warum ich's aber ihr noch nicht entdeckt? —
Darüber brauch' ich nur bei ihr mich zu
Entſchuldigen.
Tempelherr.
Das ſollt Ihr auch bei ihr
Nicht brauchen. — Gönnt's ihr doch, daß ſie Euch nie
Mit andern Augen darf betrachten! Spart
Ihr die Entdeckung doch! — Noch habt Ihr ja,
Ihr ganz allein, mit ihr zu ſchalten. Gebt
Sie mir! Ich bitt' Euch, Nathan; gebt ſie mir!
Ich bin's allein, der ſie zum zweitenmale
Euch retten kann — und will.
Nathan.
Ja — konnte! konnte!
Nun auch nicht mehr. Es iſt damit zu ſpät.
Tempelherr.
Wie ſo? zu ſpät?
Nathan.
Dank ſey dem Patriarchen . . .
Tempelherr.
Dem Patriarchen? Dank? ihm Dank? wofür?
Dank hätte der bei uns verdienen wollen?
Wofür? wofür?
Nathan.
Daß wir nun wiſſen, wem
Sie anverwandt: nun wiſſen, weſſen Händen
Sie ſicher ausgeliefert werden kann.
Tempelherr.
Das dank' ihm — wer für mehr ihm danken wird!
Nathan.
Aus dieſen müßt Ihr ſie nun auch erhalten,
Und nicht aus meinen.
Tempelherr.
Arme Recha! Was

Dir alles zuſtößt, arme Recha! Was
Ein Glück für andre Waiſen wäre, wird
Dein Unglück! — Nathan! — Und wo ſind ſie, dieſe
Verwandte?

Nathan.

Wo ſie ſind?

Tempelherr.

Und wer ſie ſind?

Nathan.

Beſonders hat ein Bruder ſich gefunden,
Bei dem Ihr um ſie werben müßt.

Tempelherr.

Ein Bruder?
Was iſt er, dieſer Bruder? Ein Soldat?
Ein Geiſtlicher? — Laßt hören, was ich mir
Verſprechen darf.

Nathan.

Ich glaube, daß er keins
Von beiden — oder beides iſt. Ich kenn'
Ihn noch nicht recht.

Tempelherr.

Und ſonſt?

Nathan.

Ein braver Mann!
Bei dem ſich Recha gar nicht übel wird
Befinden.

Tempelherr.

Doch ein Chriſt! — Ich weiß zu Zeiten
Auch gar nicht, was ich von Euch denken ſoll: —
Nehmt mir's nicht ungut, Nathan. — Wird ſie nicht
Die Chriſtin ſpielen müſſen, unter Chriſten?
Und wird ſie, was ſie lange g'nug geſpielt,
Nicht endlich werden? Wird den lautern Weizen,
Den Ihr geſä't, das Unkraut endlich nicht
Erſticken? — Und das kümmert Euch ſo wenig?
Dem ungeachtet könnt Ihr ſagen — Ihr? —
Daß ſie bei ihrem Bruder ſich nicht übel
Befinden werde?

Nathan.

Denk' ich! hoff' ich! — Wenn
Ihr je bei ihm was mangeln ſollte, hat
Sie Euch und mich denn nicht noch immer?

Tempelherr.

Oh!
Was wird bei ihm ihr mangeln können! Wird
Das Brüderchen mit Eſſen und mit Kleidung,
Mit Naſchwerk und mit Putz das Schweſterchen
Nicht reichlich g'nug verſorgen? Und was braucht
Ein Schweſterchen denn mehr? — Ei freilich: auch
Noch einen Mann! — Nun, nun; auch den, auch den
Wird ihr das Brüderchen zu ſeiner Zeit
Schon ſchaffen; wie er immer nur zu finden!
Der Chriſtlichſte der Beſte! — Nathan, Nathan!
Welch einen Engel hattet Ihr gebildet,
Den Euch nun Andre ſo verhunzen werden!

Nathan.

Hat keine Noth! Er wird ſich unſrer Liebe
Noch immer werth genug behaupten.

Tempelherr.

Sagt
Das nicht! Von meiner Liebe ſagt das nicht!
Denn die läßt nichts ſich unterſchlagen; nichts.
Es ſey auch noch ſo klein! Auch keinen Namen! —
Doch halt! — Argwohnt ſie wohl bereits, was mit
Ihr vorgeht?

Nathan.

Möglich; ob ich ſchon nicht wüßte,
Woher?

Tempelherr.

Auch eben viel; Sie ſoll — ſie muß
In beiden Fällen, was ihr Schickſal droht,
Von mir zuerſt erfahren. Mein Gedanke,
Sie eher wieder nicht zu ſehn, zu ſprechen,
Als bis ich ſie die meine nennen dürfe,
Fällt weg. Ich eile . . .

Nathan.

Bleibt! wohin?

Tempelherr.

Zu ihr!
Zu ſehn, ob dieſe Mädchenſeele Manns genug
Wohl iſt, den einzigen Entſchluß zu faſſen,
Der ihrer würdig wäre!

Nathan.

Welchen?

Tempelherr.

Den:
Nach Euch und ihrem Bruder weiter nicht
Zu fragen —

Nathan.

Und?

Tempelherr.

Und mir zu folgen; — wenn
Sie drüber eines Muſelmannes Frau
Auch werden müßte.

Nathan.

Bleibt! Ihr trefft ſie nicht;
Sie iſt bei Sittah, bei des Sultans Schweſter.

Tempelherr.

Seit wann? warum?

Nathan.

Und wollt Ihr da bei ihnen
Zugleich den Bruder finden: kommt nur mit.

Tempelherr.

Den Bruder? welchen? Sittahs oder Recha's?

Nathan.

Leicht beide. Kommt nur mit! Ich bitt' Euch, kommt!

Er führt ihn fort.

Sechster Auftritt.

Scene: in Sittahs Harem

Sittah und **Recha** in Unterhaltung begriffen.

Sittah.

Was freu' ich mich nicht deiner, ſüßes Mädchen! —
Sey ſo beklemmt nur nicht! ſo angſt! ſo ſchüchtern! —
Sey munter! ſey geſprächiger! vertrauter!

Recha.

Prinzeſſin . . . .

Sittah.

Nicht doch! nicht Prinzeſſin! Nenn'
Mich Sittah, — deine Freundin, — deine Schweſter.
Nenn' mich dein Mütterchen! — Ich könnte das
Ja ſchier auch ſeyn. — So jung! ſo klug! ſo fromm!
Was du nicht alles weißt! nicht alles mußt
Geleſen haben!

Recha.

Ich geleſen? — Sittah,
Du ſpotteſt deiner kleinen albern Schweſter.
Ich kann kaum leſen.

Sittah.

Kannſt kaum, Lügnerin!

Recha.

Ein wenig meines Vaters Hand! — Ich meinte,
Du ſprächſt von Büchern.

Sittah.

Allerdings! von Büchern.

Recha.

Nun, Bücher wird mir wahrlich ſchwer zu leſen! —

Sittah.

Im Ernſt?

Recha.

In ganzem Ernſt. Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrſamkeit, die ſich
Mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt,
Zu wenig.

Sittah.

Ei, was ſagſt du! — Hat indeß
Wohl nicht ſehr Unrecht! — Und ſo manches, was
Du weißt . . ?

Recha.

Weiß ich allein aus ſeinem Munde.
Und könnte bei dem Meiſten dir noch ſagen,
Wie? wo? warum? er mich's gelehrt.

Sittah.

So hängt
Sich freilich alles beſſer an. So lernt
Mit eins die ganze Seele.

Recha.

Sicher hat
Auch Sittah wenig oder nichts geleſen!

Sittah.

Wie ſo? — Ich bin nicht ſtolz aufs Gegentheil! —
Allein wie ſo? Dein Grund! Sprich dreiſt. Dein Grund?

Recha.

Sie iſt ſo ſchlecht und recht; ſo unverkünſtelt;
So ganz ſich ſelbſt nur ähnlich . . .

Sittah.

Nun?

Recha.

Das ſollen
Die Bücher uns nur ſelten laſſen: ſagt
Mein Vater.

Sittah.

O was iſt dein Vater für
Ein Mann!

Recha.

Nicht wahr?

Sittah.

Wie nah er immer doch
Zum Ziele trifft!

Recha.

Nicht wahr? — Und dieſen Vater —

Sittah.

Was iſt dir, Liebe?

Recha.

Dieſen Vater —

Sittah.

Gott!
Du weinſt?

Recha.

Und dieſen Vater — Ah! es muß
Heraus! Mein Herz will Luft, will Luft . . .

Wirft ſich, von Thränen überwältigt, zu ihren Füßen.

Sittah.

Kind, was
Geſchieht dir? Recha?

Recha.

Dieſen Vater ſoll —
Soll ich verlieren!

Sittah.

Du? verlieren? ihn?
Wie das? — Sey ruhig! — Nimmermehr! — Steh auf!

Recha.

Du ſollſt vergebens dich zu meiner Freundin,
Zu meiner Schweſter nicht erboten haben.

Sittah.

Ich bin's ja! bin's! — Steh doch nur auf! Ich muß
Sonſt Hülfe rufen.

Recha, die ſich ermannt und aufſteht.

Ah! verzeih! vergieb! —
Mein Schmerz hat mich vergeſſen machen, wer
Du biſt. Vor Sittah gilt kein Winſeln, kein
Verzweifeln. Kalte, ruhige Vernunft
Will alles über ſie allein vermögen.
Weß Sache dieſe bei ihr führt, der ſiegt!

Sittah.

Nun denn?

Recha.

Nein; meine Freundin, meine Schweſter
Giebt das nicht zu! Giebt nimmer zu, daß mir
Ein andrer Vater aufgedrungen werde!

Sittah.

Ein andrer Vater? aufgedrungen? dir?
Wer kann das? kann das auch nur wollen, Liebe?

Recha.

Wer? Meine gute, böſe Daja kann
Das wollen, — will das können. — Ja; du kennſt
Wohl dieſe gute, böſe Daja nicht?
Nun, Gott vergeb' es ihr! — belohn' es ihr!
Sie hat mir ſo viel Gutes, — ſo viel Böſes
Erwieſen!

Sittah.

Böſes dir? — ſo muß ſie Gutes
Doch wahrlich wenig haben.

Recha.

Doch! recht viel,
Recht viel!

Sittah.

Wer iſt ſie?

Recha.

Eine Chriſtin, die
In meiner Kindheit mich gepflegt; mich ſo
Gepflegt! — Du glaubſt nicht! — Die mich eine Mutter
So wenig miſſen laſſen! — Gott vergelt'
Es ihr! — Die aber mich auch ſo geängſtet!
Mich ſo gequält!

Sittah.

Und über was? warum?
Wie?

Recha.

Ach! die arme Frau, — ich ſag' dir's ja —
Iſt eine Chriſtin; — muß aus Liebe quälen; —
Iſt eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wiſſen wähnen!

Sittah.

Nun verſteh' ich!

Recha.

Und ſich gedrungen fühlen, einen jeden,
Der dieſes Wegs verfehlt, darauf zu lenken. —
Kaum können ſie auch anders. Denn iſt's wahr,
Daß dieſer Weg allein nur richtig führt:
Wie ſollen ſie gelaſſen ihre Freunde
Auf einem andern wandeln ſehn, — der ins
Verderben ſtürzt, ins ewige Verderben?
Es müßte möglich ſeyn, denſelben Menſchen
Zur ſelben Zeit zu lieben und zu haſſen. —
Auch iſt's das nicht, was endlich laute Klagen
Mich über ſie zu führen zwingt. Ihr Seufzen,
Ihr Warnen, ihr Gebet, ihr Drohen hätt'
Ich gern noch länger ausgehalten; gern!
Es brachte mich doch immer auf Gedanken,
Die gut und nützlich. Und wem ſchmeichelt's doch
Im Grunde nicht, ſich gar ſo werth und theuer,
Von wem's auch ſey, gehalten fühlen, daß
Er den Gedanken nicht ertragen kann,
Er müſſ' einmal auf ewig uns entbehren!

Sittah.
Sehr wohl!

Recha.
Allein — allein — das geht zu weit!
Dem kann ich nichts entgegenſetzen; nicht
Geduld, nicht Ueberlegung; nichts!

Sittah.
Was? wem?

Recha.
Was ſie mir eben jetzt entdeckt will haben.

Sittah.
Entdeckt? und eben jetzt?

Recha.
Nur eben jetzt!
Wir nahten, auf dem Weg' hierher, uns einem
Verfallnen Chriſtentempel. Plötzlich ſtand
Sie ſtill; ſchien mit ſich ſelbſt zu kämpfen; blickte
Mit naſſen Augen bald gen Himmel, bald
Auf mich. Komm, ſprach ſie endlich, laß uns hier
Durch dieſen Tempel in die Richte gehn!
Sie geht; ich folg' ihr, und mein Auge ſchweift
Mit Graus die wankenden Ruinen durch.
Nun ſteht ſie wieder; und ich ſehe mich
An den verſunknen Stufen eines morſchen
Altars mit ihr. Wie ward mir, als ſie da
Mit heißen Thränen, mit gerungnen Händen,
Zu meinen Füßen ſtürzte!...

Sittah.
Gutes Kind!

Recha.
Und bei der Göttlichen, die da wohl ſonſt
So manch Gebet erhört, ſo manches Wunder
Verrichtet habe, mich beſchwor; — mit Blicken
Des wahren Mitleids mich beſchwor, mich meiner
Doch zu erbarmen! — Wenigſtens, ihr zu
Vergeben, wenn ſie mir entdecken müſſe,
Was ihre Kirch' auf mich für Anſpruch habe.

Sittah.
(Unglückliche! — Es ahnte mir!)

Recha.
Ich ſey
Aus chriſtlichem Geblüte; ſey getauft;
Sey Nathans Tochter nicht; er nicht mein Vater! —
Gott! Gott! Er nicht mein Vater! — Sittah! Sittah!
Sieh mich aufs neu' zu deinen Füßen...

Sittah.
Recha!
Nicht doch! ſteh auf! — Mein Bruder kömmt! ſteh auf!

Siebenter Auftritt.

Saladin und die Vorigen.

Saladin.
Was giebt's hier, Sittah?

Sittah.
Sie iſt von ſich! Gott!

Saladin.
Wer iſt's?

Sittah.
Du weißt ja...

Saladin.
Unſers Nathans Tochter?
Was fehlt ihr?

Sittah.
Komm doch zu dir, Kind! — Der Sultan...

Recha,
die ſich auf den Knieen zu Saladins Füßen ſchleppt, den Kopf zur Erde geſenkt.
Ich ſteh' nicht auf! nicht eher auf! — mag eher
Des Sultans Antlitz nicht erblicken! — eher
Den Abglanz ewiger Gerechtigkeit
Und Güte nicht in ſeinen Augen, nicht
Auf ſeiner Stirn bewundern...

Saladin.
Steh... ſteh auf!

Recha.
Eh' er mir nicht verſpricht...

Saladin.
Komm! ich verſpreche...
Sey was es will!

Recha.
Nicht mehr, nicht weniger,
Als meinen Vater mir zu laſſen; und
Mich ihm! — Noch weiß ich nicht, wer ſonſt mein Vater
Zu ſeyn verlangt, — verlangen kann. Will's auch
Nicht wiſſen. Aber macht denn nur das Blut
Den Vater? nur das Blut?

Saladin, der ſie aufhebt.
Ich merke wohl! —
Wer war ſo grauſam denn, dir ſelbſt — dir ſelbſt
Dergleichen in den Kopf zu ſetzen? Iſt
Es denn ſchon völlig ausgemacht? erwieſen?

Recha.
Muß wohl! Denn Daja will von meiner Amm'
Es haben.

Saladin.
Deiner Amme!

Recha.
Die es ſterbend
Ihr zu vertrauen ſich verbunden fühlte.

Saladin.
Gar ſterbend! — Nicht auch faſelnd ſchon? — Und wär's
Auch wahr! — Ja wohl; das Blut, das Blut allein
Macht lange noch den Vater nicht! macht kaum
Den Vater eines Thieres! giebt zum höchſten
Das erſte Recht ſich dieſen Namen zu
Erwerben! — Laß dir doch nicht bange ſeyn! —
Und weißt du was? Sobald der Väter zwei
Sich um dich ſtreiten: — laß ſie beide; nimm
Den dritten! — Nimm dann mich zu deinem Vater!

Sittah.
O thu's! o thu's!

Saladin.
Ich will ein guter Vater,
Recht guter Vater ſeyn! — Doch halt! mir fällt
Noch viel was Beſſers bei. — Was brauchſt du denn
Der Väter überhaupt? Wenn ſie nun ſterben?
Bei Zeiten ſich nach einem umgeſehn,
Der mit uns um die Wette leben will!
Kennſt du noch keinen?...

Sittah.
Mach' ſie nicht erröthen!

Saladin.
Das hab' ich allerdings mir vorgeſetzt.
Erröthen macht die Häßlichen ſo ſchön:
Und ſollte Schöne nicht noch ſchöner machen? —
Ich habe deinen Vater Nathan, und
Noch einen — einen noch hierher beſtellt.
Erräthſt du ihn? — Hierher! Du wirſt mir doch
Erlauben, Sittah?

Sittah.
Bruder!

Saladin.
Daß du ja
Vor ihm recht ſehr errötheſt, liebes Mädchen!

Recha.
Vor wem? erröthen?...

Saladin.
Kleine Heuchlerin!

Nun ſo erblaſſe lieber! — Wie du willſt
Und kannſt! —
Eine Sklavin tritt herein, und nahet ſich Sittah.
Sie ſind doch etwa nicht ſchon da?
Sittah.
Gut! laß ſie nur herein. — Sie ſind es, Bruder!

Letzter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr zu den Vorigen.

Saladin.
Ah, meine guten, lieben Freunde! — Dich,
Dich, Nathan, muß ich nur vor allen Dingen
Bedeuten, daß du nun, ſobald du willſt,
Dein Geld kannſt wieder holen laſſen! ...
Nathan.
Sultan! ...
Saladin.
Nun ſteh' ich auch zu deinen Dienſten ...
Nathan.
Sultan! ...
Saladin.
Die Karavan' iſt da. Ich bin ſo reich
Nun wieder, als ich lange nicht geweſen. —
Komm, ſag' mir, was du brauchſt, ſo recht was Großes
Zu unternehmen! Denn auch ihr, auch ihr,
Ihr Handelsleute! könnt des baaren Geldes
Zu viel nie haben!
Nathan.
Und warum zuerſt
Von dieſer Kleinigkeit! — Ich ſehe dort
Ein Aug' in Thränen, das zu trocknen, mir
Weit angelegner iſt. *Geht auf Recha zu.* Du haſt geweint?
Was fehlt dir? — biſt doch meine Tochter noch?
Recha.
Mein Vater! ...
Nathan.
Wir verſtehen uns. Genug! —
Sey heiter! Sey gefaßt! Wenn ſonſt dein Herz
Nur dein noch iſt! Wenn deinem Herzen ſonſt
Nur kein Verluſt nicht droht! — Dein Vater iſt
Dir unverloren!
Recha.
Keiner, keiner ſonſt!
Tempelherr.
Sonſt keiner? — Nun! ſo hab' ich mich betrogen.
Was man nicht zu verlieren fürchtet, hat
Man zu beſitzen nie geglaubt, und nie
Gewünſcht. — Recht wohl! recht wohl! — Das ändert,
Nathan,
Das ändert alles! — Saladin, wir kamen
Auf dein Geheiß. Allein, ich hatte dich
Verleitet: jetzt bemüh' dich nur nicht weiter!
Saladin.
Wie jach nun wieder, junger Mann! — Soll alles
Dir denn entgegen kommen? alles dich
Errathen?
Tempelherr.
Nun du hörſt ja! ſiehſt ja, Sultan!
Saladin.
Ei wahrlich! — Schlimm genug, daß deiner Sache
Du nicht gewiſſer warſt!
Tempelherr.
So bin ich's nun.
Saladin.
Wer ſo auf irgend eine Wohlthat trotzt,
Nimmt ſie zurück. Was du gerettet, iſt
Deßwegen nicht dein Eigenthum. Sonſt wär'
Der Räuber, den ſein Geiz ins Feuer jagt,
So gut ein Held, wie du!
Auf Recha zugehend, um ſie dem Tempelherrn zuzuführen.
Komm, liebes Mädchen,
Komm! Nimm's mit ihm nicht ſo genau. Denn wär'
Er anders; wär' er minder warm und ſtolz:
Er hätt' es bleiben laſſen, dich zu retten.
Du mußt ihm eins fürs andre rechnen. — Komm!
Beſchäm' ihn! thu, was ihm zu thun geziemte!
Bekenn' ihm deine Liebe! trage dich ihm an!
Und wenn er dich verſchmäht; dir's je vergißt,
Wie ungleich mehr in dieſem Schritte du
Für ihn gethan, als er für dich ... Was hat
Er denn für dich gethan? Ein wenig ſich
Beräuchern laſſen! iſt was rechts! — ſo hat
Er meines Bruders, meines Aſſad, nichts!
So trägt er ſeine Larve, nicht ſein Herz.
Komm, Liebe ...
Sittah.
Geh! geh, Liebe, geh! Es iſt
Für deine Dankbarkeit noch immer wenig;
Noch immer nichts.
Nathan.
Halt Saladin! halt Sittah!
Saladin.
Auch du?
Nathan.
Hier hat noch einer mit zu ſprechen ...
Saladin.
Wer läugnet das? — Unſtreitig, Nathan, kömmt
So einem Pflegevater eine Stimme
Mit zu! Die erſte, wenn du willſt. — Du hörſt,
Ich weiß der Sache ganze Lage.
Nathan.
Nicht ſo ganz! —
Ich rede nicht von mir. Es iſt ein andrer;
Weit, weit ein andrer, den ich, Saladin,
Doch auch vorher zu hören bitte.
Saladin.
Wer?
Nathan.
Ihr Bruder!
Saladin.
Recha's Bruder?
Nathan.
Ja!
Recha.
Mein Bruder?
So hab' ich einen Bruder?
Tempelherr,
aus ſeiner wilden, ſtummen Zerſtreuung auffahrend.
Wo? wo iſt
Er, dieſer Bruder? Noch nicht hier? Ich ſollt'
Ihn hier ja treffen.
Nathan.
Nur Geduld!
Tempelherr, *äußerſt bitter.*
Er hat
Ihr einen Vater aufgebunden: — wird
Er keinen Bruder für ſie finden?
Saladin.
Das
Hat noch gefehlt! Chriſt! ein ſo niedriger
Verdacht wär' über Aſſads Lippen nicht
Gekommen. — Gut! fahr' nur ſo fort!
Nathan.
Verzeih'
Ihm! — Ich verzeih' ihm gern. — Wer weiß, was wir
An ſeiner Stell', in ſeinem Alter dächten!
Freundſchaftlich auf ihn zugehend.
Natürlich, Ritter! — Argwohn folgt auf Mißtraun! —

Wenn Ihr mich Eures wahren Namens gleich
Gewürdigt hättet . . .

Tempelherr.
Wie?

Nathan.
Ihr ſeyd kein Stauffen!

Tempelherr.
Wer bin ich denn?

Nathan.
Heißt Curd von Stauffen nicht!

Tempelherr.
Wie heiß ich denn?

Nathan.
Heißt Leu von Filneck.

Tempelherr.
Wie?

Nathan.
Ihr ſtutzt?

Tempelherr.
Mit Recht! Wer ſagt das?

Nathan.
Ich; der mehr,
Noch mehr Euch ſagen kann. Ich ſtraf' indeß
Euch keiner Lüge.

Tempelherr.
Nicht?

Nathan.
Kann doch wohl ſeyn,
Daß jener Nam' Euch ebenfalls gebührt.

Tempelherr.
Das ſollt' ich meinen! — (Das hieß Gott ihn ſprechen!)

Nathan.
Denn Eure Mutter — die war eine Stauffin.
Ihr Bruder, Euer Ohm, der Euch erzogen,
Dem Eure Eltern Euch in Deutſchland ließen,
Als, von dem rauhen Himmel dort vertrieben,
Sie wieder hier zu Lande kamen: — der
Hieß Curd von Stauffen; mag an Kindesſtatt
Vielleicht Euch angenommen haben! — Seyd
Ihr lange ſchon mit ihm nun auch herüber
Gekommen? Und er lebt doch noch?

Tempelherr.
Was ſoll
Ich ſagen? — Nathan! — Allerdings! So iſt's!
Er ſelbſt iſt todt. Ich kam erſt mit der letzten
Verſtärkung unſers Ordens. — Aber, aber —
Was hat mit dieſem allen Recha's Bruder
Zu ſchaffen?

Nathan.
Euer Vater . . .

Tempelherr.
Wie? auch den
Habt Ihr gekannt? Auch den?

Nathan.
Er war mein Freund.

Tempelherr.
War Euer Freund? Iſt's möglich, Nathan! . . .

Nathan.
Nannte
Sich Wolf von Filneck; aber war kein Deutſcher . . .

Tempelherr.
Ihr wißt auch das?

Nathan.
War einer Deutſchen nur
Vermählt; war Eurer Mutter nur nach Deutſchland
Auf kurze Zeit gefolgt . . .

Tempelherr.
Nicht mehr! Ich bitt'
Euch! — Aber Recha's Bruder? Recha's Bruder . . .

Nathan.
Seyd Ihr!

Tempelherr.
Ich? ich ihr Bruder?

Recha.
Er mein Bruder?

Sittah.
Geſchwiſter!

Saladin.
Sie Geſchwiſter!

Recha, will auf ihn zu.
Ah! mein Bruder!

Tempelherr tritt zurück.
Ihr Bruder!

Recha hält an, und wendet ſich zu Nathan.
Kann nicht ſeyn! nicht ſeyn! Sein Herz
Weiß nichts davon! — Wir ſind Betrüger! Gott!

Saladin, zum Tempelherrn.
Betrüger? wie? Das denkſt du? kannſt du denken?
Betrüger ſelbſt! Denn alles iſt erlogen
An dir: Geſicht und Stimm' und Gang! Nichts dein!
So eine Schweſter nicht erkennen wollen! Geh!

Tempelherr, ſich demüthig ihm nahend.
Mißdeut' auch du nicht mein Erſtaunen, Sultan!
Verkenn' in einem Augenblick, in dem
Du ſchwerlich deinen Aſſad je geſehen,
Nicht ihn und mich!

Auf Nathan zueilend.

Ihr nehmt und gebt mir, Nathan!
Mit vollen Händen beides! — Nein! Ihr gebt
Mir mehr, als Ihr mir nehmt! unendlich mehr!

Recha um den Hals fallend.

Ah meine Schweſter! meine Schweſter!

Nathan.
Blanda
Von Filneck!

Tempelherr.
Blanda? Blanda? — Recha nicht?
Nicht Eure Recha mehr? — Gott! Ihr verſtoßt
Sie! gebt ihr ihren Chriſtennamen wieder!
Verſtoßt ſie meinetwegen! — Nathan! Nathan!
Warum es ſie entgelten laſſen? ſie!

Nathan.
Und was? — O meine Kinder! meine Kinder! —
Denn meiner Tochter Bruder wär' mein Kind
Nicht auch, — ſo bald er will?

Indem er ſich ihren Umarmungen überläßt, tritt Saladin mit unruhigem Erſtaunen zu ſeiner Schweſter.

Saladin.
Was ſagſt du, Schweſter?

Sittah.
Ich bin gerührt . . .

Saladin.
Und ich, — ich ſchaudere
Vor einer größern Rührung faſt zurück!
Bereite dich nur drauf, ſo gut du kannſt.

Sittah.
Wie?

Saladin.
Nathan, auf ein Wort! ein Wort! —

Indem Nathan zu ihm tritt, tritt Sittah zu dem Geſchwiſter, ihm ihre Theilnehmung zu bezeigen, und Nathan und Saladin ſprechen leiſer.

Hör'! hör' doch, Nathan! Sagteſt du vorhin
Nicht — ?

Nathan.
Was?

Saladin.
Aus Deutſchland ſey ihr Vater nicht
Geweſen; ein geborner Deutſcher nicht.
Was war er denn? wo war er ſonſt denn her?

Nathan.

Das hat er ſelbſt mir nie vertrauen wollen.
Aus ſeinem Munde weiß ich nichts davon.

Saladin.

Und war auch ſonſt kein Frank? kein Abendländer?

Nathan.

O! daß er der nicht ſey, geſtand er wohl. —
Er ſprach am liebſten Perſiſch . . .

Saladin.

Perſiſch? Perſiſch?
Was will ich mehr? — Er iſt's! Er war es!

Nathan.

Wer?

Saladin.

Mein Bruder! ganz gewiß! Mein Aſſad! ganz
Gewiß!

Nathan.

Nun, wenn du ſelbſt darauf verfällſt: —
Nimm die Verſichrung hier in dieſem Buche!
Ihm das Brevier überreichend.

Saladin, es begierig aufſchlagend.

Ah! ſeine Hand! Auch die erkenn' ich wieder!

Nathan.

Noch wiſſen ſie von nichts! Noch ſteht's bei dir
Allein, was ſie davon erfahren ſollen!

Saladin, indeß er darin geblättert.

Ich meines Bruders Kinder nicht erkennen?
Ich meine Neffen — meine Kinder nicht?
Sie nicht erkennen? ich? Sie dir wohl laſſen?
Wieder laut.
Sie ſind's! ſie ſind es, Sittah, ſind's! Sie ſind's!
Sind beide meines . . . deines Bruders Kinder!
Er rennt in ihre Umarmungen.

Sittah, ihm folgend.

Was hör' ich! — Konnt's auch anders, anders ſeyn! —

Saladin, zum Tempelherrn.

Nun mußt du doch wohl, Trotzkopf, mußt mich lieben!
Zu Recha.
Nun bin ich doch, wozu ich mich erbot?
Magſt wollen, oder nicht!

Sittah.

Ich auch! ich auch!

Saladin, zum Tempelherrn zurück.

Mein Sohn! mein Aſſad! meines Aſſads Sohn!

Tempelherr.

Ich deines Bluts! — So waren jene Träume,
Womit man meine Kindheit wiegte, doch —
Doch mehr als Träume! Ihm zu Füßen fallend.

Saladin, ihn aufhebend.

Seht den Böſewicht!
Er wußte was davon, und konnte mich
Zu ſeinem Mörder machen wollen! Wart!
Unter ſtummer Wiederholung allſeitiger Umarmungen fällt der Vorhang.

D. Fauſt.

I.[1]

Vorſpiel.

In einem alten Dome. Der Küſter und ſein Sohn, welche eben zu Mitternacht geläutet oder läuten wollen. Die Verſammlung der Teufel, unſichtbar auf den Altären ſitzend und ſich über ihre Angelegenheiten berathſchlagend. Verſchiedene ausgeſchickte Teufel erſcheinen vor dem Beelzebub, Rechenſchaft von ihren Verrichtungen zu geben. Einer, der eine Stadt in Flammen geſetzt. Ein anderer, der in einem Sturme eine ganze Flotte begraben. Werden von einem Dritten verlacht, daß ſie ſich mit ſolchen Armſeligkeiten abgeben. Er rühmt ſich, einen Heiligen verführt zu haben, den er beredet, ſich zu betrinken, und der im Trunke einen Ehebruch und einen Mord begangen. Dieſes giebt Gelegenheit von Fauſten zu ſprechen, der ſo leicht nicht zu verführen ſeyn möchte. Dieſer dritte Teufel nimmt es auf ſich und zwar, ihn in vierundzwanzig Stunden der Hölle zu überliefern.

Jetzt, ſagt der eine Teufel, ſitzt er noch bei der nächtlichen Lampe und forſcht in den Tiefen der Wahrheit. Zu viel Wißbegierde iſt ein Fehler, und aus einem Fehler können alle Laſter entſpringen, wenn man ihm zu ſehr nachhängt.

Nach dieſem Satze entwirft der Teufel, der ihn verführen will, ſeinen Plan.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Dauer des Stücks von Mitternacht zu Mitternacht.

Fauſt unter ſeinen Büchern bei der Lampe. Schlägt ſich mit verſchiedenen Zweifeln aus der ſcholaſtiſchen Weltweisheit. Erinnert ſich, daß ein Gelehrter den Teufel über des Ariſtoteles Entelechie citirt haben ſoll. Auch er hat es ſchon vielfältigemal verſucht, aber vergebens. Er verſucht es nochmals; eben iſt die rechte Stunde; und lieſt eine Beſchwörung.

Zweiter Auftritt.

Ein Geiſt ſteigt aus dem Boden, mit langem Barte, in einen Mantel gehüllt.

G. Wer beunruhigt mich? Wo bin ich? Iſt das nicht Licht, was ich empfinde?

Fauſt erſchrickt, faßt ſich aber und redet den Geiſt an. Wer biſt du? woher kommſt du? auf weſſen Befehl erſcheinſt du?

---

[1] Dieſen Plan (er wußte von zwei verſchiedenen) giebt Karl G. Leſſing aus den Papieren ſeines Bruders; unter denen zu Breslau findet er ſich nicht.

G. Ich lag und ſchlummerte und träumte, mir war nicht wohl, nicht übel; da rauſchte, ſo träumte ich, von weitem eine Stimme daher; ſie kam näher und näher: Baball! Baball! hörte ich und mit dem dritten Baball ſtehe ich hier!

F. Aber wer biſt du?

G. Wer ich bin? Laß mich beſinnen! Ich bin — ich bin nur erſt kürzlich, was ich bin. Dieſes Körpers, dieſer Glieder war ich mir dunkel bewußt; jetzt ꝛc.

F. Aber wer warſt du?

G. Warſt du?

F. Ja, wer warſt du ſonſt, ehedem?

G. Sonſt? ehedem?

F. Erinnerſt du dich keiner Vorſtellungen, die dieſem gegenwärtigen und jenem deinem hinbrütenden Stande vorhergegangen? —

G. Was ſagſt du mir? Ja, nun ſchießt es mir ein — Ich habe ſchon einmal ähnliche Vorſtellungen gehabt. Warte, warte, ob ich den Faden zurückfinden kann.

F. Ich will dir zu helfen ſuchen. Wie hießeſt du?

G. Ich hieß — Ariſtoteles. Ja, ſo hieß ich. Wie iſt mir?

Er thut als ob er ſich nun völlig erinnerte, und antwortet dem Fauſt auf ſeine ſpitzigſten Fragen. Dieſer Geiſt iſt der Teufel ſelbſt, der den Fauſt zu verführen unternommen. Doch, ſagt er endlich, ich bin es müde, meinen Verſtand in die vorigen Schranken zurück zu zwingen. Von allem, was du mich fragſt, mag ich nicht länger reden als ein Menſch, und kann nicht mit dir reden als ein Geiſt. Entlaß mich, ich fühl' es, daß ich wieder entſchlummere ꝛc.

Dritter Auftritt.

Er verſchwindet, und Fauſt, voller Erſtaunen und Freude, daß die Beſchwörung ihre Kraft gehabt, ſchreitet zu einer andern, einen Dämon heraufzubringen.

Vierter Auftritt.

Ein Teufel erſcheint.

Wer iſt der Mächtige, deſſen Ruf ich gehorchen muß? Du? Ein Sterblicher? Wer lehrte dich dieſe gewaltigen Worte?

II.

Dritte Scene des zweiten Aufzugs.[1]

Fauſt und ſieben Geiſter.

Fauſt. Ihr? Ihr ſeyd die ſchnellſten Geiſter der Hölle?

Die Geiſter alle. Wir.

Fauſt. Seyd ihr alle ſieben gleich ſchnell?

Die Geiſter alle. Nein.

Fauſt. Und welcher von euch iſt der ſchnellſte?

Die Geiſter alle. Der bin ich!

Fauſt. Ein Wunder! daß unter ſieben Teufeln nur ſechs Lügner ſind. — Ich muß euch näher kennen lernen.

Der erſte Geiſt. Das wirſt du! Einſt!

Fauſt. Einſt! Wie meinſt du das? Predigen die Teufel auch Buße?

Der erſte Geiſt. Ja wohl, den Verſtockten. — Aber halte uns nicht auf.

Fauſt. Wie heißeſt du? Und wie ſchnell biſt du?

Der erſte Geiſt. Du könnteſt eher eine Probe als eine Antwort haben.

Fauſt. Nun wohl. Sieh her; was mache ich?

Der erſte Geiſt. Du fährſt mit deinem Finger ſchnell durch die Flamme des Lichts —

Fauſt. Und verbrenne mich nicht. So geh auch du und fahre ſiebenmal eben ſo ſchnell durch die Flammen der Hölle, und verbrenne dich nicht. — Du verſtummſt? Du bleibſt? — So prahlen auch die Teufel? Ja, ja keine Sünde iſt ſo klein, daß ihr ſie euch nehmen ließet. — Zweiter, wie heißeſt du?

Der zweite Geiſt. Chil; das iſt in eurer langweiligen Sprache: Pfeil der Peſt.

Fauſt. Und wie ſchnell biſt du?

Der zweite Geiſt. Denkſt du, daß ich meinen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Peſt.

Fauſt. Nun ſo geh und diene einem Arzte! Für mich biſt du viel zu langſam. — Du dritter, wie heißeſt du?

Der dritte Geiſt. Ich heiße Dilla, denn mich tragen die Flügel der Winde.

Fauſt. Und du vierter?

Der vierte Geiſt. Mein Name iſt Jutta, denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

Fauſt. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, ihr Elenden —

Der fünfte Geiſt. Würdige ſie deines Unwillens nicht. Sie ſind nur Satans Boten in der Körperwelt. Wir ſind es in der Welt der Geiſter; uns wirſt du ſchneller finden.

Fauſt. Und wie ſchnell biſt du?

Der fünfte Geiſt. So ſchnell als die Gedanken des Menſchen.

Fauſt. Das iſt etwas! — Aber nicht immer ſind die Gedanken des Menſchen ſchnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend ſie auffordern. Wie träge ſind ſie alsdann! — Du kannſt ſchnell ſeyn, wenn du ſchnell ſeyn willſt; aber wer ſteht mir dafür, daß du es allezeit willſt. Nein, dir werde ich ſo wenig trauen, als ich mir ſelbſt hätte trauen ſollen. Ach! — (Zum ſechſten Geiſte.) Sage, wie ſchnell biſt du? —

Der ſechste Geiſt. So ſchnell als die Rache des Rächers.

Fauſt. Des Rächers? Welches Rächers?

Der ſechste Geiſt. Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der ſich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. —

Fauſt. Teufel! du läſterſt, denn ich ſehe, du zitterſt. — Schnell, ſagſt du, wie die Rache des — bald hätte ich ihn genannt! Nein, er werde nicht unter uns genannt! — Schnell wäre ſeine Rache? Schnell? — Und ich lebe noch? Und ich ſündige noch? —

Der ſechste Geiſt. Daß er dich noch ſündigen läßt, iſt ſchon Rache!

Fauſt. Und daß ein Teufel mich dieſes lehren muß! — Aber doch erſt heute! Nein, ſeine Rache iſt nicht ſchnell, und wenn du nicht ſchneller biſt als ſeine Rache, ſo geh nur. (Zum ſiebenten Geiſte.) — Wie ſchnell biſt du?

Der ſiebente Geiſt. Unzuvergnügender Sterblicher, wo auch ich dir nicht ſchnell genug bin — —

Fauſt. So ſage, wie ſchnell?

Der ſiebente Geiſt. Nicht mehr und nicht weniger, als der Uebergang vom Guten zum Böſen. —

Fauſt. Ha! du biſt mein Teufel! So ſchnell als der Uebergang vom Guten zum Böſen! — Ja, der iſt ſchnell; ſchneller iſt nichts als der! — Weg von hier, ihr Schnecken des Orcus! Weg! — Als der Uebergang vom Guten zum Böſen! Ich habe es erfahren, wie ſchnell er iſt! Ich habe es erfahren! u. ſ. w.

---

[1] Aus dem ſiebzehnten der Literaturbriefe, Febr. 1759.

III.

Schreiben über Leſſings verloren gegangenen Fauſt.

Vom Hauptmann von Blankenburg.

Sie wünſchen, mein theuerſter Freund, eine Nachricht von dem verloren gegangenen Fauſt des verſtorbenen Leſſings zu erhalten: was ich davon weiß, theile ich Ihnen um deſto lieber mit, da, mit meinem Willen, nicht Eine Zeile, nicht Eine Idee dieſes großen und immer noch nicht genug gekannten, ja oft ſogar muthwillig verkannten Mannes verloren gehen ſollte. Verloren, gänzlich verloren könnte zwar vielleicht ſein Fauſt nicht ſeyn; — — und zu fürchten iſt denn auch nicht, daß, wenn ein Anderer mit dieſer Feder ſich ſollte ſchmücken wollen, der Betrug nicht entdeckt werden würde; denn was man von den Verſen des Homers und den Ideen des Shakeſpears ſagt, gilt mit eben ſo vielem Rechte von den Arbeiten Leſſings, und der verloren gegangene Fauſt gehört zu dieſen; aber wer weiß, wann und wie, und ob das Publicum jemals etwas von dieſem Werke zu Geſichte bekommt? und ſo theilen Sie ihm denn einſtweilen mit, was ich weiß.

Daß Leſſing vor vielen Jahren ſchon an einem Fauſt gearbeitet hatte, wiſſen wir aus den Literaturbriefen. Aber, ſo viel mir bekannt iſt, unternahm er die Umarbeitung — vielleicht auch nur die Vollendung — ſeiner Arbeit zu einer Zeit, wo aus allen Zipfeln Deutſchlands Fauſte angekündigt waren, und ſein Werk war, meines Wiſſens, fertig. Man hat mir mit Gewißheit erzählt, daß er, um es herauszugeben, nur auf die Erſcheinung der übrigen Fauſte gewartet habe. — Er hatte es bei ſich, da er von Wolfenbüttel eine Reiſe nach Dresden machte; hier übergab er es in einem Käſtchen, in welchem noch mehrere Papiere und andere Sachen waren, einem Fuhrmann, der dieſes Käſtchen einem ſeiner Verwandten in Leipzig, dem Kaufmann Herrn Leſſing, einliefern, und dieſer ſollte es dann weiter nach Wolfenbüttel beſorgen. Aber das Käſtchen kam nicht; der würdige Mann, an welchen es geſchickt werden ſollte, erkundigte ſich ſorgfältig, ſchrieb ſelbſt deßwegen an Leſſing u. ſ. w. Aber das Käſtchen blieb aus — und der Himmel weiß, in welche Hände es gerathen, oder wo es noch verſteckt iſt? — Es ſey wo es wolle, hier iſt mindeſtens das Skelet von ſeinem Fauſt!

Die Scene eröffnet ſich mit einer Conferenz der hölliſchen Geiſter, in welcher die Subalternen dem Oberſten der Teufel Rechenſchaft von ihren auf der Erde unternommenen und ausgeführten Arbeiten ablegen. Denken Sie, was ein Mann wie Leſſing von dieſem Stoffe zu machen weiß! — Der letztere, welcher von den Unterteufeln erſcheint, berichtet, daß er wenigſtens einen Mann auf der Erde gefunden habe, welchem nun gar nicht beizukommen ſey; er habe keine Leidenſchaft, keine Schwachheit, in der nähern Unterſuchung dieſer Nachricht wird Fauſts Charakter immer mehr entwickelt; und auf die Nachfragen nach allen ſeinen Trieben und Neigungen antwortet endlich der Geiſt: er hat nur einen Trieb, nur eine Neigung; einen unauslöſchlichen Durſt nach Wiſſenſchaften und Kenntniß — Ha! ruft der Oberſte der Teufel aus, dann iſt er mein, und auf immer mein und ſicherer mein, als bei jeder andern Leidenſchaft! — Sie werden ohne mein Zuthun fühlen, was alles in dieſer Idee liegt; vielleicht wäre ſie ein wenig zu bösartig, wenn die Auflöſung des Stücks nicht die Menſchheit beruhigte. Aber urtheilen Sie ſelbſt, wie viel dramatiſches Intereſſe dadurch in das Stück gebracht, wie ſehr die Leſer bis zur Angſt beunruhigt werden müſſen. — Nun erhält Mephiſtophiles Auftrag und Anweiſung, was und wie er es anzufangen habe, um den armen Fauſt zu fangen; in den folgenden Acten beginnt, — und vollendet er, dem Scheine nach, ſein Werk; hier kann ich Ihnen keinen beſtimmten Punkt angeben; aber die Größe, der Reichthum des Feldes, beſonders für einen Mann wie Leſſing, iſt unüberſehlich. — — Genug, die hölliſchen Heerſchaaren glauben ihre Arbeit vollbracht zu haben; ſie ſtimmen im fünften Acte Triumphlieder an — wie eine Erſcheinung aus der Oberwelt ſie auf die unerwartetſte, und doch natürlichſte und doch für jeden beruhigendſte Art unterbricht: „Triumphirt nicht," ruft ihnen der Engel zu, „ihr habt nicht über Menſchheit und Wiſſenſchaft geſiegt; die Gottheit hat dem Menſchen nicht den edelſten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen; was ihr ſahet, und jetzt zu beſitzen glaubt, war nichts als ein Phantom." —

So wenig, mein theuerſter Freund! dieß auch, was ich Ihnen mittheilen kann, immer iſt; ſo ſehr verdient es, meines Bedünkens, denn doch aufbewahrt zu werden. Machen Sie nach Belieben Gebrauch davon! ꝛc. —

Leipzig, am 14. Mai 1784.

v. Blankenburg.

IV.

An den Herausgeber des theatraliſchen Nachlaſſes.

Es iſt ganz wahr, liebſter Freund, daß Ihr ſeliger vortrefflicher Bruder mir verſchiedene ſeiner Ideen zu theatraliſchen Stücken mitgetheilt hat. Aber das iſt nun ſchon lange her; die Pläne ſelbſt waren ſo wenig ausgeführt oder wurden mir doch ſo unvollſtändig erzählt, daß ich nichts mehr in meinem Gedächtniß davon zuſammenfinde, was des Niederſchreibens, geſchweige denn des öffentlichen Bekanntmachens werth wäre. Von ſeinem Fauſt indeſſen, um den Sie mich vorzüglich fragen, weiß ich noch dieſes und jenes; wenigſtens erinnere ich mich im Allgemeinen der Anlage der erſten Scene und der letzten Hauptwendung derſelben.

Das Theater ſtellt in dieſer Scene eine zerſtörte gothiſche Kirche vor, mit einem Hauptaltar und ſechs Nebenaltären. Zerſtörung der Werke Gottes iſt Satans Wolluſt; Ruinen eines Tempels, wo ehemals der Allgütige verehrt ward, ſind ſeine Lieblingswohnung. Eben hier alſo iſt der Verſammlungsort der hölliſchen Geiſter zu ihren Berathſchlagungen. Satan ſelbſt hat ſeinen Sitz auf dem Hauptaltar; auf die Nebenaltäre ſind die übrigen Teufel zerſtreut. Alle aber bleiben dem Auge unſichtbar; nur ihre rauhen mißtönenden Stimmen werden gehört. Satan fordert Rechenſchaft von den Thaten, welche die übrigen Teufel ausgeführt haben; iſt mit dieſen zufrieden, mit jenen unzufrieden. — Da das Wenige, deſſen ich mich aus dieſer Scene erinnere, ſo einzeln und abgeriſſen, ohne alle Wirkung ſeyn würde, ſo wage ich's, die Lücken dazwiſchen zu füllen und die ganze Scene hieher zu werfen. —

Satan. Rede du, Erſter! gieb uns Bericht, was du gethan haſt!

Erſter Teufel. Satan! Ich ſah eine Wolke am Himmel, die trug Zerſtörung in ihrem Schooß, da ſchwang ich mich auf zu ihr, barg mich in ihr ſchwärzeſtes Dunkel und trieb ſie und hielt mit ihr über der Hütte eines frommen Armen, der bei ſeinem Weibe im erſten Schlummer ruhte. Hier zerriß ich die Wolke und ſchüttete all' ihre Gluth auf die Hütte, daß die lichte Lohe emporſchlug und alle Habe des Elenden ihr Raub ward. — Das war Alles, was ich vermochte, Satan. Denn ihn ſelbſt, ſeine jammernden Kinder, ſein Weib die riß Gottes Engel noch aus dem Feuer, und als ich den ſah — entfloh ich.

Satan. Elender! Feiger! — und du ſagſt, es war eines Armen, es war eines Frommen Hütte?

Erſter Teufel. Eines Frommen und eines Armen, Satan. Jetzt iſt er nackt und bloß und verloren.

Satan. Für uns! Ja, das iſt er auf ewig. Nimm dem Reichen ſein Gold, daß er verzweifle, und ſchütt' es auf den Herd des Armen, daß es ſein Herz verführe: dann haben wir zweifachen Gewinn! Den frommen Armen noch ärmer machen, das knüpft ihn nur deſto feſter an Gott. — Rede du, Zweiter! Gieb uns beſſern Bericht!

Zweiter Teufel. Das kann ich, Satan. — Ich ging aufs Meer und ſuchte mir einen Sturm, mit dem ich verderben könnte, und fand ihn: da ſchallten, indem ich dem Ufer zuflog, wilde Flüche zu mir hinauf, und als ich niederſah, fand ich eine Flotte mit Wucherern ſegeln. Schnell wühlt' ich mich mit dem Ocean in die Tiefe, kletterte an der ſchäumenden Woge wieder gen Himmel —

Satan. Und erſäufteſt ſie in der Fluth?

Zweiter Teufel. Daß nicht Einer entging! Die ganze Flotte zerriß ich und alle Seelen, die ſie trug, ſind nun dein.

Satan. Verräther! dieſe waren ſchon mein. Aber ſie hätten des Fluchs und Verderbens noch mehr über die Erde gebracht; hätten an den fremden Küſten geraubt, geſchändet, gemordet; hätten neue Reize zu Sünden von Welttheil zu Welttheil geführt: und das alles — das iſt nun hin und verloren! — O, du ſollſt mir zurück in die Hölle, Teufel; du zerſtörſt nur mein Reich. — Rede du, Dritter! Fuhrſt auch du in Wolken und Stürmen?

Dritter Teufel. So hoch fliegt mein Geiſt nicht, Satan: ich liebe das Schreckliche nicht. Mein ganzes Dichten iſt Wolluſt.

Satan. Da biſt du nur um ſo ſchrecklicher für die Seelen!

Dritter Teufel. Ich ſah eine Buhlerin ſchlummern, die wälzte ſich, halb träumend halb wachend in ihren Begierden, und ich ſchlich hin an ihr Lager. Aufmerkſam lauſcht' ich auf jeden Zug ihres Athems, horcht' ihr in die Seele auf jede wollüſtige Phantaſie; und endlich — da erhaſcht' ich glücklich das Lieblingsbild, das ihren Buſen am höchſten ſchwellte. Aus dieſem Bilde ſchuf ich mir eine Geſtalt, eine ſchlanke, nervigte, blühende Jünglingsgeſtalt: und in der — —

Satan (ſchnell). Raubteſt du einem Mädchen die Unſchuld?

Dritter Teufel. Raubt' ich einer noch unberührten Schönheit — den erſten Kuß. Weiter trieb ich ſie nicht. — Aber ſey gewiß: Ich habe ihr nun eine Flamme ins Blut gehaucht, die giebt ſie dem erſten Verführer preis und dieſem ſpart' ich die Sünde. Iſt dann erſt ſie verführt. —

Satan. So haben wir Opfer auf Opfer: denn ſie wird wieder verführen. — Ha, gut! In deiner That iſt doch Abſicht. — Da lernt, ihr Erſten! ihr Elenden, die ihr nur Verderben in der Körperwelt ſtiftet! Dieſer hier ſtiftet Verderben in der Welt der Seelen; das iſt der beſſere Teufel. — — Sag' an, du Vierter! Was haſt du für Thaten gethan?

Vierter Teufel. Keine, Satan. — Aber einen Gedanken gedacht, der, wenn er That würde, aller Jener Thaten zu Boden ſchlüge.

Satan. Der iſt? —

Vierter Teufel. Gott ſeinen Liebling zu rauben. — Einen denkenden, einſamen Jüngling, ganz der Weisheit ergeben; ganz nur für ſie athmend, für ſie empfindend; jeder Leidenſchaft abſagend, außer der einzigen für die Wahrheit; dir und uns allen gefährlich, wenn er einſt Lehrer des Volks würde — den ihm zu rauben, Satan!

Satan. Trefflich! Herrlich! Und dein Entwurf? —

Vierter Teufel. Sieh, ich knirſche; ich habe keinen — Ich ſchlich von allen Seiten um ſeine Seele; aber ich fand keine Schwäche, bei der ich ihn faſſen könnte.

Satan. Thor! Hat er nicht Wißbegierde?

Vierter Teufel. Mehr, als irgend ein Sterblicher.

Satan. So laß ihn nur mir über! Das iſt genug zum Verderben. — —

Und nun iſt Satan viel zu voll von ſeinem Entwurfe, als daß er noch den Bericht der übrigen Teufel ſollte hören wollen. Er bricht mit der ganzen Verſammlung auf; alle ſollen ihm zur Ausführung ſeiner großen Abſichten beiſtehen. Des Erfolgs hält er bei den Hülfsmitteln, die ihm Macht und Liſt geben, ſich völlig verſichert. Aber der Engel der Vorſehung, der unſichtbar über den Ruinen geſchwebt hat, verkündigt uns die Fruchtloſigkeit der Beſtrebungen Satans, mit den feierlich aber ſanft geſprochenen Worten, die aus der Höhe herabſchallen: „Ihr ſollt nicht ſiegen!" — —

So ſonderbar, wie der Entwurf dieſer erſten Scene, iſt der Entwurf des ganzen Stücks. Der Jüngling, den Satan zu verführen ſucht, iſt, wie Sie gleich werden errathen haben, Fauſt: dieſen Fauſt begräbt der Engel in einen tiefen Schlummer und erſchafft an ſeiner Stelle ein Phantom, womit die Teufel ſo lange ihr Spiel treiben, bis es in dem Augenblick, da ſie ſich ſeiner völlig verſichern wollen, verſchwindet. Alles, was mit dieſem Phantome vorgeht, iſt Traumgeſicht für den ſchlafenden wirklichen Fauſt: dieſer erwacht, da ſchon die Teufel ſich ſchamvoll und wüthend entfernt haben, und dankt der Vorſehung für die Warnung, die ſie durch einen ſo lehrreichen Traum ihm hat geben wollen. — Er iſt jetzt feſter in Wahrheit und Tugend, als jemals. Von der Art, wie die Teufel den Plan der Verführung ausſpinnen und fortführen, müſſen Sie keine Nachricht von mir erwarten: ich weiß nicht, ob mich hier mehr die Erzählung Ihres Bruders oder mehr mein Gedächtniß verläßt; aber wirklich liegt alles, was mir davon vorſchwebt, zu tief im Dunkeln, als daß ich hoffen dürfte, es wieder ans Licht zu ziehen.

Ich bin u. ſ. w.

J. J. Engel.

Vorrede

zum erſten und zweiten Theile der Schriften.

1753.

Es ſind die Schriftſteller. Das Publicum giebt ihnen einen Finger, und ſie nehmen die Hand.

Meine Freunde — — es verſteht ſich, daß meine Eigenliebe mit darunter gehört — — wollen mich bereden, daß einige Bogen von mir den Beifall der Kenner erlangt hätten. Daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabei finde, iſt natürlich. Und daß ich mich jetzt der Gefahr ausſetze, dasjenige alphabetweiſe zu verlieren, was ich bogenweiſe gewonnen habe, iſt zwar auch natürlich; ob es aber eben ſo gar klug ſey, das iſt eine andere Frage. Wenn der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten ſchnappt, auch zu meinem Vorbilde wird, ſo mag ich es haben.

Die Bogen, deren ich jetzt gedacht, ſind eine Sammlung kleiner Lieder Sie erſchienen vor zwei Jahren unter dem Titel: „Kleinigkeiten.“ Man darf nicht glauben, daß ich ſie eben deßwegen ſo nennte, damit ich der unerbittlichen Kritik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte ſchon damals, daß ich der Erſte ſeyn wolle, dasjenige mit zu verdammen, was ſie verdammt; ſie, der zum Verdruß ich wohl einige mittelmäßige Stücke könnte gemacht haben; der zum Trotze ich aber nie dieſe mittelmäßigen Stücke für ſchön erkennen würde. Ich griff ihr ſogar vor, und bat meine Leſer, gewiſſe Blätter zu überſchlagen, die ich damit entſchuldigte, daß die Handſchrift ſchon ſeit drei Jahren nicht mehr in meiner Gewalt geweſen ſey.

Ob dieſe Verſicherung unter die Autorſtreiche gehörte, wird man jetzt aus dem zweiten Drucke ſehen. Ich habe geändert; ich habe weggeworfen, und bin ſo ſtrenge geweſen, als es nur immer meine Einſicht hat zulaſſen wollen. Es iſt wahr, ich hätte noch ſtrenger ſeyn können; wenn ich nämlich Alles durchgeſtrichen, oder wenigſtens Alles, ohne mich jemals zu entdecken, ſo wie es war, gelaſſen hätte: denn das Elende ſtreicht ſich ſelbſt durch, und ſchlechte Verſe, die Niemand lieſt, ſind ſo gut, als wären ſie nicht gemacht worden. Doch es mag drum ſeyn; ich bekenne es, daß ich gegen die kleinen Denkmäler meiner Arbeit nicht ganz ohne Zärtlichkeit bin, und daß ſich dieſe Zärtlichkeit doppelt fühlen läßt, wenn ich ſie namenlos ein Raub des Erſten, des Beſten werden ſehe.

Aber überlege ich es auch? Dieſe Lieder enthalten nichts als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernſthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? — — Was man will. Man nenne ſie jugendliche Aufwallungen einer leichtſinnigen Moral, oder man nenne ſie poetiſche Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man ſage, ich habe meine Ausſchweifungen darinne verewigen wollen; oder man ſage, ich rühme mich darinne ſolcher Ausſchweifungen, zu welchen ich nicht einmal geſchickt ſey; man gebe ihnen entweder einen allenwahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: Alles wird mir einerlei ſeyn. Genug ſie ſind da, und ich glaube, daß man ſich dieſer Art von Gedichten ſo wenig als einer andern zu ſchämen hat.

Ich weiß, daß auch Andere ſo denken, und wenigſtens bin ich es von einem gewiſſen Herrn H** überzeugt. Dieſer Herr hat meine Kleinigkeiten mit dem alleraußerordentlichſten Beifalle beehrt, indem er ſie für ſeine Arbeit ausgegeben. Und wenn es nicht darauf ankäme, daß entweder er oder ich ein Lügner ſeyn müßte, ſo würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm niemals zu widerſprechen: denn die Ehre, die ihm daraus hätte zufließen können, wäre ohne Zweifel ſo klein geweſen, daß ſie meinen Neid nicht würde erweckt haben. Damit ich ihn aber nicht durch dieſe Erklärung gänzlich zu Schanden mache, ſo will ich ihm dasjenige, was er ſich wider mein Wiſſen angemaßt hat, hier vor den Augen der ganzen Welt ſchenken. Ich würde dieſes am beſten in einer Zueignungsſchrift haben thun können, und würde es auch wirklich gethan haben, wenn ich von dem Zueignen nicht ein allzu abgeſagter Feind wäre. Dieſe Schenkung, wenn es ihm beliebt, kann er auch auf alles das Uebrige erſtrecken, und ich will gar nicht böſe werden, wenn ich höre, daß auch meine Oden, meine Fabeln, meine Sinnſchriften und meine Briefe ein Anderer gemacht hat.

Doch ich eile, von dieſen allen meinen Leſern nur einige Worte zu ſagen. Wenn durch das Ausſtreichen in den Liedern keine Lücken entſtanden wären, und wenn ich, dieſe Lücken zu erfüllen, nicht meinen ganzen poetiſchen Vorrath hätte durchlaufen müſſen, ſo würde ich vielleicht an eine Sammlung aller meiner Verſuche noch lange nicht gedacht haben, und ſie würden noch lange zerſtreut und verſtümmelt in der Irre und im Vergeſſen geblieben ſeyn. Doch ſo geht's; wenn man ein Schriftſteller werden ſoll, ſo muß ſich Alles ſchicken. Die väterliche Liebe ward auf einmal bei mir rege, und ich wünſchte meine Geburten beiſammen zu ſehen. Ich weiß nicht, was es für ein Geſchick iſt, daß ſolche Wünſche immer am erſten erfüllt werden; das aber weiß ich, daß wir oft durch die Erfüllung unſerer Wünſche geſtraft werden. Ob mir es auch ſo gehen ſoll, wird die Aufnahme dieſer zwei Theile entſcheiden, von welchen ich dem Publicum ganz im Vertrauen eröffne, daß ſie nichts als ein paar verwegene Kundſchafter ſind.

Der erſte enthält dasjenige, was ich in den kleinen Gattungen von Gedichten verſucht habe. Der Lieder habe ich ſchon gedacht, und die verſchiedenen neuen Stücke, welche dazu gekommen ſind, haben mich genöthigt, ſie in zwei Büchern abzutheilen. Für dieſe bin ich am wenigſten beſorgt, weil ſie größtentheils das Licht ſchon kennen und bei dieſem Abdrucke mehr gewonnen, als verloren haben.

Den wenigen Oden, welche darauf folgen, gebe ich nur mit Zittern dieſen Namen. Sie ſind zwar von einem ſtärkern Geiſte als die Lieder und haben ernſthaftere Gegenſtände; allein ich kenne die Muſter in dieſer Art gar zu gut, als daß ich nicht einſehen ſollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen iſt. Und wenn zum Unglücke gar etwa nur das Oden ſeyn ſollten, was ich, der ſchmalen Zeilen ungeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anſtatt der Paragraphen in Strophen eingetheilt hat, ſo werde ich vollends Urſache mich zu ſchämen haben.

Die Fabeln, die ich gemacht habe, ſind von verſchiedener Art, und ich begreiſe unter dieſem Namen auch die Erzählungen, weil ich finde, daß ſie ſelbſt Phädrus mit darunter begriffen hat. Andere mögen dem Beiſpiele des Fontaine folgen, welcher freilich Urſache hatte, ſeine Erzählungen von den Fabeln, die der Unterweiſung gewidmet ſind, zu unterſcheiden. Die ganze Sache iſt eine Kleinigkeit. In Anſehung der Erfindung, glaube ich, werden ſie größtentheils neu ſeyn, und ich will es andern überlaſſen, dasjenige noch beſſer zu erzählen, was hundert Andere ſchon gut erzählt haben. Was wird man aber von dem Ausdrucke ſagen? Ich hätte der Art des nur gedachten franzöſiſchen Dichters folgen müſſen, wenn ich die Mode hätte mitmachen wollen. Allein ich fand, daß Unzählige, weil ſie ihm ohne Geſchicklichkeit nachgeahmt haben, ſo läppiſch geworden ſind, daß man ſie eher für alte Weiber, als für Sittenlehrer halten könnte; ich ſahe, daß es nur einem Gellert gegeben ſey, in ſeine Fußſtapfen glücklich zu treten. Ich band mich alſo lieber an nichts, und ſchrieb ſie ſo auf, wie es mir jedesmal am beſten gefiel. Daher kommt es, daß einige niedrig genug ſind, andere aber ein wenig zu poetiſch. Daher kömmt es ſogar, daß ich verſchiedene lieber in Proſa habe erzählen wollen, als in Verſen, zu welchen ich vielleicht damals nicht aufgelegt war.

Ich komme auf die Sinngedichte. Ich habe hierin keinen andern Lehrmeiſter als den Martial gehabt, und erkenne auch keinen andern, es müßten denn die ſeyn, die er für die ſeinigen erkannt hat, und von welchen uns die Anthologie einen ſo vortrefflichen Schatz derſelben aufbehalten. Aus ihm alſo und aus dieſer Sammlung wird man verſchiedene überſetzt und ſehr viele nachgeahmt finden. Daß ich zu beißend und zu frei darin bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können, ob ich gleich beinahe in der Meinung ſtehe, daß man beides in Sinnſchriften nicht genug ſeyn kann. Ich habe bei den wenigſten gewiſſe Perſonen im Sinne gehabt, und ich verbitte alſo im Voraus alle Erklärungen.

Den Schluß in dem erſten Theile machen Fragmente; ſolche Stücke nämlich, die ich entweder nicht ganz zu Stande gebracht habe, oder die ich dem Leſer nicht ganz mitzutheilen für gut befinde. Ich hätte ſie alſo wohl ganz und gar zurück behalten können? Vielleicht, und es kömmt darauf an, ob man nicht etwas darunter findet, welches gleichwohl der Erhaltung nicht unwerth iſt.

Anfangs war ich Willens, einige kleine Stücke durch ein Zeichen merklich zu machen. Diejenigen nämlich, die ich mir nicht ganz zuſchreiben kann, und wovon ich die Anlage aus dem oder jenem franzöſiſchen Dichter geborgt zu haben, mir nicht verbergen kann. Doch da dieſer Zeichen nur ſehr wenige geworden wären, und ich außerdem überlegte, daß es dem Leſer ſehr gleichgültig ſey, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, wenn der Einfall ihm nur Vergnügen macht; ſo habe ich es gar unterlaſſen. Ich werde ohnedem der Gefahr nicht ausgeſetzt ſeyn, daß man auch aus meinen Poeſien, zur Ehre des deutſchen Witzes, Proben ins Franzöſiſche überſetzt, und zum Unglück gleich auf ſolche fällt, die von einem Franzoſen entlehnt ſind.

Der zweite Theil enthält Briefe. Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuthen. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu ſchreiben. Mir Correſpondentinnen zu erdichten und an Schönheiten zu ſchreiben, die nicht exiſtiren, ſchien mir in Proſa ein wenig zu poetiſch zu ſeyn. Es ſind alſo nichts als Briefe an Freunde, und zwar an ſolche, an die ich etwas mehr als Komplimente zu ſchreiben gewohnt bin. Ich ſchmeichle mir ſogar, daß in den meiſten etwas enthalten iſt, was die Mühe ſie zu leſen belohnt. Wenn man an Freunde ſchreibt, ſo ſchreibt man ohne ängſtlichen Zwang und ohne Zurückhaltung. Beides wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber ein wenig nachläſſig und frei ſcheinen, als ihnen dieſe Merkmale abwiſchen, welche ſie von erdichteten Briefen unterſcheiden müſſen. Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrath, und die, welche ich hier ohne Wahl, ſo wie ſie mir in die Hände gerathen, mitgetheilt, ſind die wenigſten. Es wird mir angenehm ſeyn, wenn meine Freunde nicht die einzigen ſind, die etwas darin zu finden glauben.

Ich habe geſagt, daß dieſe beiden Theile nichts als Kundſchafter ſind. Einige ernſthafte Abhandlungen und verſchiedene größere Poeſien, wozu ich die dramatiſchen Stücke vornehmlich rechne, möchten ihnen gerne folgen. Unter den letzten ſind einige, welche ſchon die Probe der öffentlichen Vorſtellung ausgehalten, und wenn ich ſie ſelbſt rühmen darf, auch Beifall gefunden haben. Die Probe des Drucks iſt die letzte und wichtigſte.

Ich kann hier meine Vorrede beſchließen und muß den Leſer um Verzeihung bitten, daß ich von nichts als von mir geredet habe.

Briefe

aus dem zweiten Theile der Schriften.

1753.

> Aperto pectore officia pura misceamus. Nihil in conscientia latet, quod scriptorum cuniculis occulatur.
>
> SYMMACHUS.

Erſter Brief.

An den Herrn P.

Schon ſeit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen Ihre Handſchrift von den unglücklichen Dichtern wieder zurück ſchicken können, weil ich ſie gleich in den erſten Abenden durchgeleſen hatte. Allein ich glaubte, dieſe Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug laſſen; wenigſtens nicht freundſchaftlich genug. Denn, nicht wahr, entweder Sie hätten gedacht: nun wahrhaftig, der muß ſehr viel müßige Stunden haben, daß er ſich ſogleich hat darüber machen können! oder: ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel geleſen haben; über Alles läuft er doch weg, wie der Hahn über die Kohlen! Die eine Vermuthung ſowohl als die andere war mir ungelegen; mir, der ich ſo gerne immer beſchäftigt ſcheinen will; mir, der ich auf nichts aufmerkſamer bin, als auf die Geburten meiner Freunde. Ich würde alſo ganz gewiß Ihr Werk wenigſtens noch acht Tage auf meinem Tiſche haben raſten laſſen; doch Sie fordern es ſelbſt zurück, und hier iſt es. Nun? aber ohne Beurtheilung, werden Sie ſagen? Als wenn Sie es nicht ſchon wüßten, daß ich durchaus über nichts urtheilen will. Wollen Sie aber mit ſo etwas zufrieden ſeyn, das aufs höchſte einer Meinung ähnlich ſieht, ſo bin ich zu Ihren Dienſten. Sie zeigen eine ſehr weitläuftige Beleſenheit, die ich ſehr hoch ſchätze, wenn es Ihnen anders nicht viel Mühe gekoſtet hat, ſie zu zeigen. Gott weiß, wo Sie alle die unglücklichen Dichter aufgetrieben haben! Was für tragiſche Scenen ziehen Sie Ihren Leſern auf! Hier ſitzt einer in einer ewigen Finſterniß und ſieht das Licht nicht, welches gleich ihm Alles belebt; dort ſchmachtet einer auf einem Lager, das er ſeit Jahren nicht verlaſſen. Jener ſtirbt, fern von ſeinem Vaterlande und ſeinen Freunden, unter Barbaren, zu welchen ihn die Empfindlichkeit eines Großen verwieſen; dieſer in ſeiner Vaterſtadt, mitten unter den Bewunderern ſeiner Muße, im Hoſpitale. Dort ſehe ich einen — — welche Erniedrigung für euch, ihr Muſen! — — am Galgen; und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kinderſpiel iſt, mit einem Teufel von Weibe verheirathet. Die moraliſchen Züge, welche Sie mit unterſtreuen, ſind gut; ich hätte aber gewünſcht, daß ſie häufiger wären, daß ſie aus Ihren Erzählungen ungezwungener flößen, und in einem minder ſchulmäßigen Tone dahertönten. Auch das gefällt mir nicht, daß Sie keine Klaſſen unter den unglücklichen Dichtern machen. Diejenigen, welche ſo zu reden die Natur unglücklich gemacht hat, als die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil ſie unglücklich würden geweſen ſeyn, wenn ſie auch keine Dichter geworden wären. Andere haben ihre übeln Eigenſchaften unglücklich gemacht, und auch dieſe ſind nicht als unglückliche Dichter, ſondern als Böſewichter, oder wenigſtens als Thoren anzuſehen. Die einzigen, die dieſen Namen verdienen, ſind diejenigen, welche eine unſchuldige Ausübung der Dichtkunſt, oder eine allzu eifrige Beſchäftigung mit derſelben, die uns gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen ungeſchickt läßt, ihr Glück zu machen verhindert hat. Und in dieſem Verſtande iſt ihre Anzahl ſehr klein. Ja ſie wird noch kleiner, wenn man ihr vorgebliches Unglück in der Nähe mit geſunden Augen, und nicht in einer ungewiſſen Ferne durch das Vergrößerungsglas ihrer eigenen, mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Iſt es nicht ärgerlich, wenn man einen Saint Amant, einen Neukirch, einen Günther ſo bitter, ſo ausſchweifend, ſo verzweifelnd über ihre, in Vergleichung anderer noch ſehr erträgliche Armuth wimmern hört? Und ſie, die Armuth, iſt ſie denn etwa nur das Schickſal der Dichter und nicht vielmehr auch aller andern Gelehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, eben ſo viel will ich Ihnen arme Weltweiſe, arme Aerzte, arme Sternkundige ꝛc. nennen. Aus dieſem Geſichtspunkte alſo, mein Herr, betrachten Sie, wenn ich Ihnen rathen ſoll, Ihre Materie etwas aufmerkſamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, daß Sie ganz unrecht gethan haben, ich weiß nicht was für einen gewiſſen Stern zu erdichten, der ſich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Muſen zu tyranniſiren. — — — Sind Sie meiner Erinnerungen bald ſatt? Doch, noch eine. Ich finde, daß Sie in Ihrem Verzeichniß einen Mann ausgelaſſen haben, der vor zwanzig andern eine Stelle darin verdient, den armen Simon Lemnius. Sie kennen ihn doch wohl? Ich bin ꝛc.

Zweiter Brief.

An ebendenſelben.

Wahrhaftig, ich bewundere Sie! Ein Beiwort, an deſſen Nachdruck ich nicht einmal gedacht hatte, legen Sie mir in allem Ernſte zur Laſt? Ich fürchte, ich fürchte, wir werden über den armen Simon Lemnius in einen kleinen Zank gerathen. Nur da ſehen Sie es.

daß ich das Herz habe, ihn noch einmal ſo zu nennen, ob Sie ihn gleich den verläumderiſchen, den boshaften, den meineidigen, den unzüchtigen heißen. Aber ſagen Sie mir doch, geben Sie ihm dieſe Benennungen, weil Sie ſeine Aufführung unterſucht haben, oder weil ſie ihm von Andern gegeben werden? Ich befürchte das Letztere, und muß alſo den armen Lemnius doppelt beklagen. War es nicht genug, daß ihn Lutherus verfolgte, und muß ſein Andenken auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Aber Sie erſtaunen; Lutherus und verfolgen, ſcheinen Ihnen zwei Begriffe zu ſeyn, die ſich widerſprechen. Geduld! Wenn Sie wollen, ſo will ich Ihnen Alles erzählen, und alsdann urtheilen Sie. Vorher aber muß ich Sie um Alles was heilig iſt bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt geſehen hat, zu halten. Lutherus ſteht bei mir in einer ſolchen Verehrung, daß es mir, Alles wohl überlegt, recht lieb iſt, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr ſonſt nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menſchheit, die ich an ihm finde, ſind mir ſo koſtbar, als die blendendſte ſeiner Vollkommenheiten. Sie ſind ſogar für mich lehrreicher, als alle dieſe zuſammen genommen, und ich werde mir ein Verdienſt daraus machen, ſie Ihnen zu zeigen.[1] — — Zur Sache alſo! Lemnius, oder wie er auf Deutſch heißt, Lemichen, lag den Wiſſenſchaften in Wittenberg ob, eben als das Werk der Reformation am feurigſten getrieben ward. Sein Genie trieb ihn zur römiſchen Dichtkunſt, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darin verband er eine gute Kenntniß der griechiſchen Sprache, welches damals noch etwas Seltenes war. Sein munterer Kopf und ſeine Wiſſenſchaften erwarben ihm die Freundſchaft des Melanchthon, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte. Sabinus, der Schwiegerſohn des Melanchthon, befand ſich damals auch in Wittenberg. Zwei gleiche Köpfe auf einer hohen Schule werden ſich leicht finden und Freunde werden. Sabinus und Lemnius wurden es auf die ausnehmendſte Weiſe, und ich finde, daß auch die darauf folgenden Händel ihre Freundſchaft nicht geendet haben. Im Jahr 1538 kam es Lemnio ein, zwei Bücher lateiniſcher Sinnſchriften drucken zu laſſen. Er ließ ſie alſo unter ſeinem Namen drucken; er ließ ſie in Wittenberg drucken, und brachte ſie vorher, wie ich es höchſt wahrſcheinlich zeigen kann, dem Melanchthon zur Beurtheilung. Dieſe drei Umſtände, mein Herr, erwägen Sie wohl; ſie beweiſen ſchon ſo viel, daß Lemnius ein gut Gewiſſen muß gehabt haben. Melanchthon fand nichts Anſtößiges darin, wie es Sabinus dem Drucker verſicherte. Nunmehr wurden ſie bekannt gemacht; aber kaum waren ſie einige Tage in den Händen der Leſer geweſen, als Luther auf einmal ein entſetzliches Ungewitter wider ſie und ihren Verfaſſer erregte. Und warum? Fand er etwa jene lascivam verborum licentiam darin? Dieſe wäre vielleicht zu entſchuldigen geweſen, weil ſie der Meiſter in dieſer Art des Witzes, Martial, Epigrammaton linguam nennt. Oder fand er, daß ſie giftige Verleumdungen enthielten, die Ehre eines unſchuldigen Nächſten zu brandmalen? Oder fand er gar ſeine eigene Perſon darin beleidigt? Nein, alles das, weßwegen Sinnſchriften mißfallen können, mißfiel Luthern nicht, weil es nicht darin anzutreffen war; ſondern das mißfiel ihm, was wahrhaftig an den Sinnſchriften das Anſtößige ſonſt nicht iſt: einige Lobeserhebungen. Unter den damaligen Beförderern der Gelehrſamkeit war der Churfürſt von Mainz, Albertus, einer der vornehmſten. Lemnius hatte Wohlthaten von ihm empfangen, und mit was kann ſich ein Dichter ſonſt erkenntlich erzeigen, als mit ſeinen Verſen? Er machte alſo deren eine ziemliche Menge zu ſeinem Ruhme; er lobte ihn als einen gelehrten Prinzen und als einen guten Regenten. Er nahm ſich aber wohl in Acht, es nicht auf Luthers Unkoſten zu thun, welcher an dem Albertus einen Gegner hatte. Er gedachte ſeines Eifers für die Religion nicht mit einem Worte, und begnügte ſich, ſeine Dankbarkeit mit ganz allgemeinen, obgleich hin und wieder übertriebenen Schmeicheleien an den Tag zu legen. Gleichwohl verdroß es Luthern; und einen katholiſchen Prinzen in Wittenberg vor ſeinem Angeſichte zu loben, ſchien ihm ein unvergebliches Verbrechen.[1] Ich dichte dieſem großen Manne hierdurch nichts an, und berufe mich deßwegen auf ſein eigen Programma, welches er gegen den Dichter anſchlagen ließ, und das Sie, mein Herr, in dem ſechſten Tome ſeiner Schriften, Altenburgiſcher Ausgabe, nachleſen können. Hier werden Sie ſeine Geſinnungen in den trockenſten Worten finden; Geſinnungen, welche man noch bis auf den heutigen Tag auf dieſer hohen Schule beizubehalten ſcheint. Luther donnerte alſo mündlich und ſchriftlich wider den unbehutſamen Epigrammatiſten, und brachte es in der erſten Hitze ſogleich dahin, daß ihm Stubenarreſt angekündigt ward. Ich habe immer gehört, daß ein Poet eine furchtſame Kreatur iſt; und hier ſehe ich es auch. Lemnius erſchrack deſto heftiger, je unvermutheter dieſer Streich auf ihn fiel; er hörte, daß man allerhand falſche Beſchuldigungen wider ihn ſchmiedete, und daß Luther die ganze Akademie mit ſeinem Eifer anſteckte; ſeine Freunde machten ihm Angſt und prophezeiten ihm lauter Unglück, anſtatt ihm Muth einzuſprechen; ſeine Gönner waren erkaltet; ſeine Richter waren eingenommen. Sich einer nahen Beſchimpfung, einer unverdienten Beſchimpfung zu entziehen, was ſollte er thun? Man rieth ihm zur Flucht; und die Furcht ließ ihm nicht Zeit zu überlegen, daß die Flucht ſeiner guten Sache nachtheilig ſeyn werde. Er floh; er ward citirt; er erſchien nicht;[2] er ward verdammt; er ward erbittert; er fing an ſeine Verdammung zu verdienen, und that, was er noch nicht gethan hatte; er vertheidigte ſich, ſobald er ſich in Sicherheit ſah; er ſchimpfte; er ſchmähte; er läſterte. — — Soll ich in meinen künftigen Briefen fortfahren, Ihnen mehr davon zu ſagen? Ich bin ꝛc.

---

[1] So muß der ſprechen, der aus Ueberzeugung und nicht aus Heuchelei lobt.

Aus dieſer letztern Quelle ſind leider ein großer Theil der uneingeſchränkten Lobſprüche gefloſſen, die Luthern von unſern Theologen beigelegt werden.

Denn loben ihn nicht auch diejenigen, deren ganzem [illegible] Geize und Ehrgeize man es nur allzuwohl anmerkt, daß ſie im Grunde ihres Herzens nichts weniger als mit Luthern zufrieden ſind? die ihn heimlich verwünſchen, daß er ſich auf Unkoſten ſeiner Amtsbrüder groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichthum der Kirche den Regenten in die Hände geſpielt, und den geiſtlichen Stand dem weltlichen Preis gegeben, da doch dieſer ſo manche Jahrhunderte jenes Sklave geweſen?

[1] Es war den erſten Reformatoren ſehr ſchwer, dem Geiſte des Papſtthums gänzlich zu entſagen. Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine weſentliche Lehre der chriſtlichen Religion iſt, war ihnen weder recht bekannt, noch recht behaglich. Und gleichwohl iſt jede Religion und Sekte, die von keiner Toleranz wiſſen will, ein Papſtthum.

[2] Lemnius hatte, wie Alcibiades, den die Athenienſer zurückrieſen, um ſich gegen ſeine Ankläger zu vertheidigen, antworten können:

Εὔηθες, τὸν ἔχοντα δίκην ζητεῖν ἀποφυγεῖν,
ἐξὸν φυγεῖν.

Und als man den Alcibiades fragte, ob er ſeinem Vaterlande (τῇ πατρίδι) nicht zutraue, daß es gerecht ſeyn werde, antwortete er: auch meinem Mutterlande nicht (τῇ μητρίδι). Wie leicht kann es nicht aus Irrthum oder Unwiſſenheit ein ſchwarzes Steinchen für ein weißes greifen. Zu der Nachricht, daß ihn ſeine Landsleute zum Tode verurtheilt, ſprach er: wir wollen ihnen zeigen, daß wir noch leben. Er ging zu den Lacedämoniern und erregte den Athenienſern den dekeleiſchen Krieg. Aelian. XIII. c. 38.

Dritter Brief.

An ebendenſelben.

Ehe ich fortfahre, ſoll ich Ihnen auf verſchiedene Punkte antworten. Wohl! Der erſte iſt dieſer: Sie behaupten, die Lobeserhebungen des Albertus wären nicht das einzige geweſen, was Luthern wider den Lemnius aufgebracht; ſondern verſchiedene bittere Anzüglichkeiten wider den von jenen ehrlichen Mann hätten das ihre dazu beigetragen. Sie berufen ſich dieſerwegen auf des Mattheſius und Luthers eigenes Zeugniß. Allein wie ſchwer wird es Ihnen fallen, wenn Sie dieſe Anzüglichkeiten in den erſten zwei Büchern, von welchen allein jetzt die Rede iſt, werden erhärten ſollen! Wenn Lemnius ſpottet, ſo ſpottet er über die allergemeinſten Laſter und Thorheiten; er braucht niemals andere als poetiſche Namen; und das Beißende iſt ſein Fehler ſo wenig, daß ich ihm gar wohl einen ſtärkern Vorrath davon gewünſcht hätte; geſetzt auch, daß das Bißchen Ehre dieſes oder jenes Thoren draufgegangen wäre. Ich behaupte alſo kühnlich, daß Lemnius ſo wenig ein Verleumder iſt, daß ich ihn nicht einmal für einen guten Epigrammatiſten halten kann, welcher das Salz mit weit freigebigern Händen ausſtreuet, ohne ſich zu bekümmern, auf welchen empfindlichen Schaden es fallen wird. Aber hier ſind ſie ja, rufen Sie, die gottloſen Sinnſchriften, welche eine ſolche Ahndung gar wohl verdienten. Hat ſie nicht Schellhorn angeführt? Und ſollten Sie ſie nicht geleſen haben? — — — Ja, mein Herr, ich habe ſie geleſen; und dieſe eben ſind es, wo ich Sie erwartete, um Ihnen unwiderſprechlich zu zeigen, wie unbillig die Aufbürdungen waren, welche man Lemnio machte. Martial bittet in der Vorrede zu ſeinen Sinnſchriften: absit à jocorum nostrorum simplicitate malignus interpres, nec Epigrammata mea scribat. — — Und daß ſie bei dem Geier wären, die verdammten Ausleger! Bald wird man vor dieſem Geſchmeiße keinen Einfall mehr haben dürfen! — — Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweiſen braucht man kaltes Blut. Laſſen Sie uns alſo ganz gelaſſen anfangen; und zwar bei dem Midas. Der Rang geht nach den Ohren! Das Sinngedicht, das Lemnius auf ihn gemacht hat, enthält ungefähr dieſes: „Midas, ſpricht er, wenn ſchon dein Haus auf Marmorſäulen ruhte; wenn du in deinen Kaſten gleich venetianiſche Schätze verſchloſſen hätteſt, ſo biſt du doch ungelehrt, und nichts beſſer als ein Bauer. Denn was du biſt, kann der geringſte aus dem Pöbel ſeyn.“ Wen muß er wohl mit dieſer Sinnſchrift gemeint haben? Einen reichen Edelmann ohne Zweifel, deſſen ganzer Verſtand der Goldklumpen war, oder wohl gar, wenn es dergleichen ſchon damals gegeben hat, einen dummen Grafen, den man mit ſeinem Hofbauer vermengen würde, wenn ihn nicht das reiche Kleid kenntlich machte. — — Ach, was Edelmann? was Graf? Hier iſt ein ganz anderer gemeint. Der Dichter iſt ein Majeſtätsſchänder, und er meint niemand geringern als den Churfürſten von Sachſen. — — Wen? Den großmüthigen Johann Friedrich? Wie iſt das möglich? — — Möglich, oder nicht; kurz es iſt klar; leſen Sie doch nur das Original:

In Midam.
Extent marmoreis tibi splendida tecta columnis,
Et tibi vel Venetas arca recondat opes;
Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,
Serviat et culti plurima gleba soli;
Multaque florentes pascant armenta per agros,
Tondeat et teneros rustica villa greges:
Es tamen indoctus: rides? es rusticus idem;
Id quod es, e populo quilibet esse potest.

Nun, finden Sie es noch nicht, daß der Churfürſt von Sachſen gemeint iſt? O Sie ſind muthwillig blind! Glauben Sie mir nur, die Zeile

Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,

iſt nicht umſonſt. Wo fließt denn die Elbe? Wem dient denn dieſer Fluß? — — — Doch es fällt mir unmöglich in dieſem Tone länger fortzufahren. Im Ernſte alſo: kann eine Beſchuldigung boshafter und zugleich ungegründeter ſeyn? Von allen den übrigen Sinnſchriften, die man ihm zur Laſt legt, werde ich ein gleiches ſagen müſſen. Er ſchildert einen Thraſo, welcher nicht eher Muth hat, als bis er ihn aus den Gläſern in ſich gegoſſen; und das ſoll der Commandant in Wittenberg ſeyn. Er malt einen Rabuliſten ab, deſſen nichts bedeutendes Gewäſch er verlacht; und muß den Kanzler Pontanus getroffen haben. Auf ein ehrliches Frauenzimmer ſollen folgende Zeilen gehen:

Cur vites semper communia balnea dicam,
Quod sis nigra scio, quod scabiosa puto.

Und was iſt gleichwohl klarer, als daß dieſes ein Frauenzimmer ſeyn muß, welches nirgends als in der Einbildung des Dichters anzutreffen? Hatte denn Wittenberg damals öffentliche Bäder, welche das Mannsvolk und das Frauenzimmer ohne Unterſchied zugleich beſuchen durfte? Oder hat dergleichen jemals eine chriſtliche Stadt gehabt? Erlauben Sie mir alſo, mein Herr, daß ich die übrigen Vorwürfe von dieſer Art übergehe, und ſuchen Sie, wenn Sie können, in den erſten zwei Büchern ſtärkere und der Wahrheit gemäßere Beiſpiele auf, um mich zu überzeugen. Finden Sie aber deren keine, ſo ſeyn Sie gelehrig und erlauben, daß ich Sie überzeugen darf. Wollen Sie mir etwa einwenden, Lemnius könne allerdings auf den und jenen gezielt haben, ob es uns gleich jetzo wegen Entfernung der Zeit und aus Mangel gewiſſer kleinen Nachrichten unmerklich wäre; genug, daß doch damals ſeine Stiche geblutet hätten, wie man aus dem Zeugniſſe der Zeitverwandten ſehen könne. — — — Ich will mich, dieſes zu widerlegen, nicht dabei aufhalten, was ich von den Gränzen einer erlaubten Satyre hernehmen könnte, ſondern ich will mich gleich zu dem Zeugniſſe ſelbſt wenden, auf welches Sie ſich berufen. Laſſen Sie uns alſo die Stelle aus des Mattheſius Predigten über das Leben unſers Luthers näher betrachten. Hier iſt ſie: „Im 38. Jar thet ſich herfür ein Poetaſter, Simon Lemchen genannt: der fing an, viel guter Leut mit ſchendlichen und leſterlichen Verſen zu ſchmehen, und die großen Verfolger des Evangelii mit ſeiner Poeterei zu preiſen, auch unſern Doctor in ſeiner Krankheit zu verhöhnen, dazu ihm großer Leut Verwandten halffen, daß ſolche Schmehſchriften gedruckt und heimlich ausgeſtreut wurden, wie auch dieſer Lemnius hernach eine Riñaniſche und greuliche Leſterſchrift, die er den Hurenkrieg nennet, dem heiligen Eheſtand und der Kirchendiener Ehe, und viel erbaren Frauen zu Unehren ließ ausgehen ꝛc.“ Als Prediger bin ich hier mit dem guten Mattheſius recht wohl zufrieden, aber als Geſchichtſchreiber gar nicht. Eine einzige Anmerkung wird ſeine Glaubwürdigkeit verdächtig machen. Er ſagt: Lemnius habe Luthern in ſeiner Krankheit verhöhnt. Wo finden Sie in den erſten zwei Büchern die geringſte Spur davon? Suchen Sie, ſo viel Sie wollen! Mattheſius begeht hier ein Hyſteronproteron, welches gar nicht fein iſt. Lemnius hat Luthers eher mit keinem Worte im Böſen gedacht, als bis er es an ihm erholte. Das Sinngedicht, auf welches Mattheſius hier zielt, ſteht in dem dritten Buche, in welchem freilich ſehr viel nichtswürdige Sachen ſtehen, die aber durchaus nicht zur Urſache ſeiner Verdammung können gemacht werden, weil er ſie erſt nach derſelben den beiden erſten Büchern beifügte. Es iſt zwar ſo ſchmutzig und ſo niederträchtig, daß ich mich mehr als die beiden erſten Zeilen, welches folgende ſind:

In M. Lutherum
Ipse dysenteriam pateris clamasque cacando
Quamque aliis optas evenit illa tibi etc.

anzuführen ſcheue; wenn es aber auch noch ſchmutziger, noch niederträchtiger wäre, ſo würde es dennoch dem Mattheſius ſehr übel zu nehmen ſeyn, daß er, den Lemnius verhaßt zu machen, zu Falſchheiten ſeine Zuflucht nimmt, und dasjenige zum Hauptverbrechen macht, was nichts als die Wirkung eines verbitterten Gemüths war. Da er ſich aber hier auf dem fahlen Pferde finden läßt, wie kann man ihm in den übrigen trauen? Werden die ſchändlichen und läſterlichen Verſe auf viel gute Leute nicht eben ſo erdichtet, wenigſtens zu früh vorweg genommen ſeyn, als die Verhöhnung des kranken Luthers? Und ſie ſind es auch allerdings, weil, was ich ſchon mehr als einmal geſagt habe, in den ganzen beiden erſten Büchern keine Spur davon anzutreffen iſt. Es bleibt alſo auch in dieſem Zeugniſſe dem Lemnius weiter nichts zur Laſt, als daß er, wie Mattheſius ſagt, „die großen Verfolger des Evangelii mit ſeiner Poeterei geprieſen hat.“ Aber auch das iſt nicht eigentlich wahr, weil er den Churfürſten Albrecht zwar lobt, aber ſtets bloß als einen Beförderer der Wiſſenſchaften und als einen Beſchützer der Gelehrten, welches auch Erasmus und Hutten gethan haben, niemals aber als einen Feind der damals neu aufkeimenden reinern Lehre. Kaum daß er ganz von weitem, ſo viel ich mich erinnere, an einer einzigen Stelle auf ſeine Liebe gegen die alte Religion zielt — — Auf Ihren erſten Einwurf, mein Herr, glaube ich Ihnen alſo genug gethan zu haben. Ich hätte noch den zweiten zu beantworten; allein ich will ihn lieber verſparen und Sie argwohnen laſſen, daß ich nicht ſogleich etwas dagegen erwiedern könnte, als durch einen unbändig langen Brief Ihre Aufmerkſamkeit ſchwächen. Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

An ebendenſelben.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf einen zweiten Einwurf ſchuldig. Sie behaupten, Lemnius habe ſeine Sinnſchriften verſtohlener Weiſe drucken laſſen; ich hingegen habe geſagt, es ſey höchſt wahrſcheinlich, daß er ſie dem Melanchthon vorher zur Beurtheilung übergeben. Sie berufen ſich auf ein Schreiben des letztern an den Churfürſten, deſſen Inhalt Seckendorf anführt; und ich bin kühn genug, eben dieſes Schreiben für mich zu gebrauchen. Melanchthon ſchreibt alſo an den Churfürſten, welchem ohne Zweifel Luther dieſe Kleinigkeit auf der allerſchwärzeſten Seite vorgeſtellt hatte: „Was „er dabei verſehen habe, ſey ohne Vorſatz geſchehen; „Lemnius habe ihm für ſeine erwieſenen Wohlthaten „ſchlecht gedankt und ihn ſelbſt an zwei Stellen ſehr „ſchimpflich durchgezogen. Er habe die Sinnſchriften „nicht eher zu ſehen bekommen, als da ſie ſchon abgedruckt geweſen. Weil er viel Anzüglichkeiten gegen „Privatperſonen darin gefunden, habe er dem Verfaſſer „ſogleich Stubenarreſt ankündigen laſſen und ſey Willens geweſen, ihn zu relegiren. Als er den Tag darauf „gar verſchiedenes angetroffen, was dem Churfürſten „und Landgrafen zur Verkleinerung gereiche, habe er „ihn wollen in Verhaft nehmen laſſen. Lemnius aber „ſey ihm mit der Flucht zuvorgekommen; man habe ihn „öffentlich vorgeladen, und ihn endlich, weil er nicht „erſchienen, mit Schimpf von der hohen Schule verbannt. „Er bitte alſo den Churfürſten, es ihm nicht übel zu „deuten, daß er wegen der vielen akademiſchen Geſchäfte „die Sinnſchriften des Lemnius nicht gleich durchgeleſen, „und das was der Ehre des Churfürſten darin nachtheilig „ſey, nicht gleich gefunden habe. Man ſolle es ihm nicht „anrechnen, daß ſein Schwiegerſohn, wie man vorgebe, „dem Drucker die Sinnſchriften zu drucken angerathen „und noch die Lügen hinzugefügt habe, daß ſie von ihm, „dem Melanchthon, gebilligt wären.“ — — — Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, klingt dieſes nicht vollkommen wie das Gewäſch eines Mannes, der ſich gedrungen entſchuldigt, und eigentlich nicht weiß, was er ſagen ſoll? Ich darf Ihnen den Charakter des Melanchthons nicht lang ſchildern; Sie kennen ihn ſo gut als ich. — — Ein ſanftmüthiger, ehrlicher Mann, der mit ſich anfangen ließ, was man wollte, und den beſonders Luther lenken konnte, wie er es nur immer wünſchte. Sein Feuer verhielt ſich zu Luthers Feuer wie Luthers Gelehrſamkeit zu ſeiner Gelehrſamkeit. Nach ſeiner natürlichen Aufrichtigkeit würde er es gewiß frei bekannt haben, daß er in den Sinnſchriften des Lemnius nichts anſtößiges gefunden, wenn Luther nicht gewollt hätte, daß er etwas darin finden ſollte. Er hatte von der Einſicht ſeines Freundes ſo hohe Begriffe, daß, ſo oft ſein Verſtand mit Luthers Verſtand in Colliſion gerieth, er den ſeinigen allezeit Unrecht haben ließ. Luthers Augen waren ihm glaubwürdiger als ſeine eigenen. Sie ſehen es hier. Er ließ ſich nicht allein Schmähungen wider ſeinen Landesherrn in den unſchuldigen Sinnſchriften von ihm weiſen, ſondern ließ ſich ſogar überreden, daß Lemnius auch ihn ſelbſt nicht verſchont habe. Nun aber biete ich die ſcharfſichtigſten Augen auf, mir dieſe zwei Stellen nur mit der allergeringſten Wahrſcheinlichkeit zu zeigen. Das finde ich wohl, und finde es auf den meiſten Seiten, daß Lemnius den Melanchthon lobt, und daß er ihn auch noch da lobt, da er wider alle Anhänger des Luthers die giftigſten Spöttereien ausſtrömt. Er ſchiebt alle Schuld auf den Sabinus, weil ſie doch auf jemanden muß geſchoben ſeyn. Wer aber kann ſich wohl einbilden, daß dieſer ſeinem Schwiegervater einen ſo übeln Dienſt habe leiſten wollen? Wenigſtens, wenn er es gethan hat, ſo muß man ihm ſo viel Rechtſchaffenheit zutrauen, daß er etwas ganz gleichgültiges zu thun geglaubt hat. Er muß die Sinnſchriften ſeines Freundes für etwas unſchuldiges angeſehen haben, das von nichts weniger als gefährlichen Folgen ſeyn könne. Und auch alsdann habe ich ſchon viel gewonnen. Eben ſo unſchuldig als ſie dem Sabinus geſchienen, eben ſo unſchuldig haben ſie auch dem Melanchthon ſcheinen können; und er ſelbſt iſt es nicht in Abrede, weil er um Verzeihung bei dem Churfürſten bittet, daß er das Anſtößige darin nicht ſogleich wahrgenommen. O wahrhaftig, wo es nicht gleich in die Augen fällt, wo man es lange ſuchen muß, da iſt es ſelten in der That anzutreffen! Doch ich beſinne mich, daß ich einmal recht freigebig mit Ihnen verfahren will. Wenn ich Ihnen zugebe, daß in der That alles ohne Billigung des Melanchthon gedruckt worden, warum hat man den Sabinus nicht zur Verantwortung gezogen? Dieſem und nicht dem Lemnius iſt die Uebergehung der Cenſur zuzuſchreiben. Dieſen ſtrafe man, wenn anders, es ſey nun durch ſeine Bosheit oder durch ſeine Nachläſſigkeit, ein ſtrafbares Buch zum Vorſchein gekommen iſt. Ich ſage mit Fleiß ein ſtrafbares Buch; denn wenn es ein gleichgültiges geweſen iſt, wie ich in meinem vorigen Briefe erwieſen habe, ſo iſt weder dem einen noch dem andern, dem Lemnius aber am allerwenigſten ein Verbrechen aus Verabſäumung einer Ceremonie zu machen. Und mehr als eine Ceremonie wäre es nicht geweſen. — — Es iſt mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kann; denn wahrhaftig das Vertheidigen wird mir ſauer, wenn ich etwas allzuleichtes zu vertheidigen habe. Ich bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An ebendenſelben.

Ich kann alſo in meiner Erzählung fortfahren? — — Ich ſchloß meinen zweiten Brief mit der Flucht des

Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn dieſe Flucht meineidig gemacht hat, nur daß er vermöge des Eides, den er als ein akademiſcher Bürger geleiſtet, ſein Urtheil hätte abwarten ſollen. Wenn ich augenſcheinlich ſehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit verſagen werden, ſo entfliehe ich nicht meinen Richtern, ſondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war alles zu thun vermögend. Bedenken Sie, ſeine blinde Hitze ging ſo weit, daß er ſich nicht ſcheute, in einer öffentlichen, an die Kirchenthüren angeſchlagenen Schrift zu behaupten, „der flüchtige Bube“, wie er den Lemnius nennt, „würde, wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten billig den Kopf verloren haben.“ Den Kopf? und warum? Wegen einiger elenden Spöttereien, die nicht er, ſondern ſeine Ausleger giftig gemacht hatten? Iſt das erhört? Und wie hat Luther ſagen können, daß ein paar ſatyriſche Züge gegen Privatperſonen mit dem Leben zu beſtrafen wären; er, der auf gekrönte Häupter nicht ſtichelte, ſondern ſchimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatiſten verdammt, wird er zum Pasquillanten. Ich will ſeine Niederträchtigkeiten eben ſo wenig wiederholen, als des Lemnius ſeine. So viel aber muß ich ſagen: was Lemnius hernach gegen Luthern ward, das iſt Luther hier gegen den Churfürſten von Mainz. — — — Gott, was für eine ſchreckliche Lection für unſern Stolz! Wie tief erniedrigt Zorn und Rache auch den redlichſten, den heiligſten Mann! Aber war ein minder heftiges Gemüth geſchickt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte? Gewiß, nein! Laſſen Sie uns alſo jene weiſe Vorſicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weiß! — — Dieſe gedachte Schrift des Luther ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeſchlagen und zog ſeine öffentlichen gerichtlichen Vorladungen nach ſich. Der Herr Prof. Kappe hat ſie uns in dem dritten Theil ſeiner Nachleſe aus einer Handſchrift mitgetheilt. Sie ſind werth, geleſen zu werden, und ein paar Anmerkungen, die ich ſogleich darüber machen will, werden Ihnen Luſt dazu erwecken. Die erſte iſt dieſe: man läßt das Verbrechen des Lemnius bloß darin beſtehen, daß er in ſeinen giftigen Verſen viel ehrliche Leute von allerlei Stand angegriffen habe. Es iſt bekannt, daß damals Melanchthon alle akademiſchen Anſchläge beſorgte, und auch in dieſem iſt ſeine bekannte Behutſamkeit deutlich zu ſpüren. Er gedenkt der Lobſprüche des Churfürſten Albrechts, derentwegen Luther das meiſte Lärmen machte, mit keinem Worte. Noch viel weniger ſagt er, daß Lemnius den Landesherrn angetaſtet habe. Zu beiden war er zu klug; jenes hätte einen blinden Haß verrathen, und dieſes ſtand nicht zu erweiſen. Meine zweite Anmerkung wird Ihnen zeigen, daß man bei dieſem Proceſſe tumultuariſch verfahren. Lemnius wird nicht, wie gewöhnlich, zu drei verſchiedenenmalen, ſondern gleich auf das erſtemal peremptorie citirt, und der Termin, den man ihm ſetzt, ſind acht Tage. Dieſer Umſtand, ſollte ich meinen, verräth mehr eine Luſt zu verdammen, als zu verhören. Lemnius erſchien, wie man leicht denken kann, nicht, und ward alſo öffentlich contumacirt und ſeine Relegation ward auf den achten Tag darnach, als den dritten Juli, feſtgeſetzt. In dem Anſchlage, in welchem man ihn contumacirt, wird geſagt, man habe ihm in der Citation freigeſtellt, entweder ſelbſt oder durch einen Bevollmächtigten zu erſcheinen. Allein dieſes iſt falſch; er wurde ausdrücklich in eigener Perſon vorgeladen, und es iſt beſonders, daß man ſich auch nicht einmal ſo viel Zeit genommen hat, dieſe Kleinigkeit nachzuſehen. Die Relegation ging alſo erwähnten Tages vor ſich, und der Anſchlag, wodurch ſie bekannt gemacht wurde, iſt in ſo heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß Lemnius nothwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle zu ſeinem Mäcenas dem Albertus geflohen, und hier fand er vollkommene Freiheit, ſeine Feinde nach dem Sprüchworte: Per quod quis peccat etc. zu beſtrafen. Die beiden erſten Bücher ſeiner Sinnſchriften waren in Wittenberg verbrannt worden; er ließ ſie alſo wieder auflegen und fügte ein drittes Buch hinzu, worin er die Strafe, die er voraus empfangen hatte, recht reichlich zu verdienen ſuchte. Vogt ſagt, dieſe zweite Auflage ſey in Baſel gedruckt worden. Ich habe ſie eben vor mir, kann aber nicht die geringſte Spur davon entdecken, weil ich gar keinen Ort benennt finde. Da ich des Herrn Vogts einmal gedacht habe, ſo merken Sie doch dieſes von ihm, daß er auch einer von denen iſt, welche, zum Nachtheil der Wahrheit, in der erſten Ausgabe Schmähungen wider den Churfürſten von Sachſen, wider Luthern und andere wittenbergiſche Profeſſoren finden. Luthers iſt mit keinem Worte darin gedacht, und was er in dem dritten Buche wider ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwei erſten ſchreiben und alſo zur Urſache der Verbannung machen. Der Herr Prof. Kappe beſchreibt in dem vierten Theile des angezogenen Werks beide Ausgaben ſehr ſorgfältig, und ich verweiſe Sie dahin, um mich bei bekannten Sachen nicht aufzuhalten. Es thut mir aber leid, daß ich eben das von ihm ſagen muß, was ich von dem Herrn Vogt geſagt habe. Von der Apologie des Lemnius, welche nach dem dritten Buche herauskam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil ſie Ihnen ſchon aus dem Schellhorn genugſam bekannt iſt. Ich eile vielmehr auf den Hurenkrieg, wie ihn Mattheſius nennt, und rühme mich im Voraus, daß das, was ich davon ſagen werde, durchaus neu ſeyn wird, weil Hr. Freitag und andere Bücherkenner einmüthig geſtehen, daß von dieſer Schrift, wovon ſie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wiſſen, überall ein tiefes Stillſchweigen ſey — — Spitzen Sie ſich aber nur nicht umſonſt, mein Herr. Ich werde Sie auf dieſes Confect noch acht Tage warten laſſen und hier abbrechen — — Doch ich habe ja noch eine Hand breit Platz; warum ſoll ich dieſen ledig laſſen? — — Will mir denn geſchwind nichts einfallen ob fugam vacui? Doch ja; ich will Ihnen noch ſagen, daß man unter den Nichtswürdigkeiten des dritten Buchs auch noch hier und da eine artige Anekdote antrifft. Dieſe zum Exempel, daß Erasmus den J. Jonas oratorem sine grammatica genennt hat. O ich bitte Sie, laſſen Sie dieſen Einfall nicht ins Vergeſſen gerathen; er iſt allzuartig und auch jetziger Zeit noch brauchbar. Beſinnen Sie ſich, wie wir vor einem Jahre über die Herren ** und ** lachten, wenn ſie mitten in ihrem oratoriſchen Feuer bei Wendungen, die eines Cicero werth waren, den Donat vergeſſen zu haben ſchienen. Eine Maulſchelle, die der gute Priſcian in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner die Maulſchelle im Cid geärgert hat. Erlauben Sie mir alſo, wenn ich dieſer Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen ſollte, daß ich den einen den — — ſchen und den andern den — — ſchen oratorem sine grammatica nennen darf — — Nun habe ich Zeit zu ſchließen, wenn ich meinen gehorſamen Diener noch ohne Abkürzung herbringen will. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

An ebendenſelben.

Es iſt mir lieb, daß Sie ſich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem ſogenannten Hurenkriege geben werde, freuen. Es iſt unwiderſprechlich, daß ſeine Seltenheit außerordentlich iſt, und daß man nichts davon weiß, als das wenige, was Mattheſius davon ſagt. Lemnius drohte am Ende ſeiner Apologie im Voraus damit, und verſprach die Gräuel des wollüſtigen Wittenbergs auf das ſchrecklichſte darin aufzudecken. Er verſicherte, daß er ſehr wohl davon unterrichtet wäre, weil er Zeit ſeines Aufenthalts in Wittenberg viel Geſellſchaften beigewohnt, in welchen er von dem und jenem dieſes und jenes Hausgeheimniß erfahren hätte. Allein mit dieſem Bekenntniſſe hat er ſich Schaden gethan, weil wahrhaftig das Geſchwätz akademiſcher Wüſtlinge, welches ohne Zweifel ſeine Geſellſchafter waren, eine ſchlechte Quelle der Wahrheit iſt. Doch was bekümmerte er ſich um die Wahrheit? Er ſuchte bloß ſeine Widerſacher verhaßt zu machen und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Maaße, als er von ihnen bekommen hatte, wieder zuzumeſſen. Ich räume es Ihnen ein, daß er großmüthig würde gehandelt haben, wenn er ſich nicht zu rächen geſucht, ſondern, in ſeine eigene Tugend eingehüllt, die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie vielen iſt es gegeben ſo großmüthig zu handeln? Und gehören die Dichter unter dieſe wenigen? Selbſt Horaz, der ſonſt gelaſſene Horaz, ſagt: Dem ſey der Himmel gnädig, der mich angreift!

Flebit, et insignis tota cantabitur Urbe.

Ein jeder wehrt ſich womit er kann, der Wolf mit den Zähnen, der Ochſe mit den Hörnern, und die Natur ſelbſt lehrt es ſie. Der erzürnte Cervius droht mit Geſetz und Urtheln und die feindſelige Canidia mit Gift:

Ut, quo quis valeat, suspectos terreat.

Soll der arme Dichter nur allein ſeine Waffen nicht brauchen? Und ſind die mit Geißeln bewaffneten Satyrs, die ihnen Apoll zur Bedeckung gegeben, nicht das einzige, was ſie noch ein wenig in Anſehen erhält? Noch beſſer würde es um ſie ſtehen, wenn das Lycambiſche Geheimniß nicht verloren gegangen wäre, einen Feind durch Stichelreden ſo weit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Stricke greifen muß. Ha! Ha! Meine Herren Thoren, ich wollte alsdann den Wald ſehen, in welchem nicht ein jeder Baum wenigſtens einen von ihnen hätte reif werden laſſen!

– – – – In malos asperrimus
Parata tollo cornua:

dachte alſo auch Lemnius, und wer weiß, ob wir nicht auch beide eben ſo gedacht hätten? Laſſen Sie uns auf keine Tugend ſtolz thun, die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter Menſch iſt ein Menſch, und ein beleidigter Poet iſt es doppelt. Die Rache iſt ſüß und Sie ſollen es gleich an einem kleinen Exempel ſehen. Ich will hier meinen Brief ſchließen und Sie noch acht Tage auf meine Anekdoten warten laſſen. Und warum? — — Hat uns doch Ihre Mademoiſelle Schweſter ſchon dreimal acht Tage vergebens auf ihren Beſuch warten laſſen. Aber, werden Sie ſagen, was geht mich meine Schweſter an? — — Aber hören Sie es denn nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

Siebenter Brief.

An ebendenſelben.

Sehen Sie, mein Herr, daß Sie noch rachgieriger ſind als ich? Ich wollte nichts als eine Verzögerung mit der andern vergelten; Sie aber beſtrafen meine Neckerei durch die boshafteſte Auslegung, die nur kann erdacht werden. Ich laſſe Sie auf meinen Hurenkrieg warten, weil uns Ihre Jungfer Schweſter auf ihren Beſuch warten läßt. Ein artig Compliment! ſetzen Sie hinzu; und Sie haben recht. So geht es einem Pedanten, wenn er galant thun will. Aber wo Sie dieſe Anmerkung nicht bei ſich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichen Spöttereien deßwegen ausſetzen, ſo ſehen Sie ſich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufſchube vorzubauen und Ihre ſchon beleidigte Neubegierde vor ferneren Beleidigungen zu ſichern. Wenn das iſt, ſo mag es ſeyn. Es wird mir ohnedem zur Laſt, eine beſondere Nachricht länger allein zu wiſſen und Sie würden ſie nunmehr leſen müſſen, wenn Sie auch keine Luſt dazu hätten. Unſer Hurenkrieg alſo iſt eine kleine Schrift in Octav auf drei Bogen, und hat folgende Aufſchrift: Lutii Pisæi Juvenalis Monachopornomachia. Wo und wann ſie gedruckt worden, finde ich anders nicht, als mit den Worten: Datum ex Achaia Olympiade nona, welche gleichfalls auf dem Titel ſtehen, angemerkt. Schon hieraus ſehen Sie, daß ſie Mattheſius ſelbſt vielleicht nicht geſehen hat, weil er ſie ſchlechtweg den Hurenkrieg nennt, anſtatt daß er ſie den Mönchshurenkrieg hätte nennen ſollen. Dieſe Aufſchrift ſollte ich meinen, und der Zuſatz des Mattheſius, daß es eine Schandſchrift wider den heiligen Eheſtand, und beſonders wider die Ehe der Prieſter ſey, wird Ihnen den Inhalt ungefähr errathen laſſen; eben wie Sie aus der Erbitterung des Lemnius ungefähr auf den Ton und den Ausdruck werden ſchließen können. Schon die Zueignung, welche an Luthern gerichtet iſt, könnte ſchwerlich giftiger ſeyn: Ad celeberrimum, et famosissimum Dominum, Dominum Doctorem Lutherum, sacrarum ceremoniarum renovatorem, causarum forensium administratorem, Archiepiscopum Witebergensem, et totius Saxoniae Primatem, per Germaniam Prophetam. Den Vorwurf, den er ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er ſich anmaßlicher Weiſe gemiſcht habe, dieſen, ſage ich, hat Lemnius in ſeiner Apologie nach ſeiner Art bewieſen, durch ein paar ſchändliche Erzählungen nämlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen ſcheinen. In einer davon will er uns unter andern bereden, daß Lutherus durch eine gewiſſe ſträfliche Handlung zu dem bekannten Sprüchworte: „Hier liegt der Hund begraben," Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein andermal, damit wir von der Monachopornomachie nicht zu weit abkommen. Ihnen in wenigen Worten einen Begriff davon zu machen, muß ich ſagen, daß ſie eine Art einer Komödie iſt; ich ſage eine Art, und noch dazu eine der allerſchlechteſten Arten; oder ſollte ich ſie nicht vielmehr einen Miſchmaſch unzüchtiger Geſpräche nennen, die ungefähr den Schein einer Verbindung haben? Die Perſonen, welche darin aufgeführt werden, ſind: Venus, die Liebesgötter, der Gott verbotner Ehen, Luther, Jonas, Spalatinus, die Weiber dieſer drei Männer, Cotta, Elſa und Jutta, einige Freunde des Luthers, verſchiedene Liebhaber der benannten drei Matronen und andere Nebenperſonen; wie es denn der Dichter auch nicht an ein paar Chören hat fehlen laſſen. Die Handlung läuft ungefähr dahinaus: Anfangs ſuchte ſich Luther von ſeiner Käthe, die er ſchon im Kloſter unter Verſprechung der Ehe ſoll gebraucht haben, auf alle mögliche Art los zu machen. Doch da er eben am eifrigſten daran arbeitet und ſchon im Begriff iſt, eine andere zu heirathen, kömmt ihm ſeine alte Liebſte aus dem Kloſter über den Hals und weiß ihn ſo feſt zu faſſen, daß er ſie nothwendig zur Frau nehmen muß. Als ſeine Freunde Jonas und Spalatinus dieſes ſehen, wollen ſie ihn in der Schande nicht allein ſtecken laſſen, ſondern nehmen ein jeder eine von den geiſtlichen Nymphen, welche Käthe aus ihrem Kloſter mitgebracht hatte. Doch alle drei finden ihre Männer hernach ziemlich unmächtig, ſo daß ſie ſich nothwendig auf auswärtige Koſt befleißigen müſſen. Hier findet Lemnius Gelegenheit, die Frau des Spalatinus fein mit dem Worte Spado ſpielen zu laſſen, und durchaus ſolche Dinge anzubringen, welche Aergerniß und Ekel erwecken. Die kleinen Gedichte, welche an der Bildſäule des Priapus ſollen geſtanden haben, ſind bei weitem nicht ſo ſchmutzig und ungleich ſinnreicher. Ich glaube nicht, daß Sie mir es zumuthen, etwas daraus anzuführen; damit Sie aber doch nur einigermaßen urtheilen können, ſo will ich Ihnen die Anrede an Luthern, welche gleich auf die oben angeführten Worte folgt, abſchreiben. Wenn ſie Ihnen ihrer eigenen Schönheit wegen nicht gefallen will, ſo bedenken Sie nur, daß ſie aus einer, mit dem Herrn Janozky zu reden, ganz entſetzlich raren Schrift genommen iſt, vielleicht gefällt ſie Ihnen alsdann beſſer. Denn an dem raren, mein Gott! muß doch wohl etwas ſeyn.

Ad Lutherum.
Pacis pernities, et causa Luthere tumultus,
O et Saxonicæ perfide Præses aquæ,
Qui regis indoctum fallax sine jure popellum,
Quique tuo clarum crimine reddis opus,
Saxonicasque tenes urbes, et cogis ad arma,
Et tibi Leucorum subjicis ipse tuum,
Qui vacuos culpa damnas, solvisque nocentes,
Quique reos falsa judicis arte premis,
Persequerisque pios insigni fraude poetas,
Et qui castalias pellis ab urbe Deas;
Qui toties captos jugulasti mille colonos,
Et toties reparas horrida bella manu;
Cujus et auspiciis sudarunt sanguine fossæ,
Et rubeos fluctus unda cruenta dedit,
Ac toties patriis arserunt ignibus arces,
Pertulit et tantum Teutonis ora malum!
Si tibi paulisper cessant convitia linguæ,
Et vacat a cunno mentula forte tua,
Accipe non læto precor hæc mea carmina vultu,
Quosque dedit lusus Pieris ipsa lege.
Tristia cum dederint nostræ solatia Musæ,
Et poterint versus displicuisse mei;
Tum meliora tibi, tum candida crimina nosces,
Incertusque leges pignora chara tua.

Ich will es einem neuen Cochläo überlaſſen, alle dieſe Vorwürfe durch nöthige Erdichtungen, wenn er keine wahrhafte Begebenheiten finden kann, zu unterſtützen Ich begnüge mich, Ihnen meinen Abſcheu gegen ſolch lüderliches Zeug zu bezeugen, und zu verſichern, daß dieſes noch das allerzüchtigſte iſt, was ich aus den ganzen drei Bogen habe ausſuchen können. Es iſt aber auch nur der Anfang, von welchem man, in Anſehung des Endes, noch mit Recht ſagen könnte:

Desinit in piscem mulier formosa superne.

Dieſes Ende iſt ein Chor von Babyloniern, und fängt ſich folgender Geſtalt an:

Lusus, delitias, Cupidinesque
Et cunnos dedimus, vale Luthere,
Appelles aliter licet Luthere.
Refert nempe parum, nihilque refert,
Seu dicas veteris dies Priapi,
Seu festum vocites tibi Lupercal,
Seu floralia, quæ semel Catoni
Olim visa fuere — — —

Doch ich komme wieder in das Abſchreiben, und bedenke nicht, mit was für Niederträchtigkeiten ich mir dieſe Mühe gebe; ich habe nur immer bloß ihre Seltenheit vor Augen. Kurz vor dieſer Stelle wird noch ein gewiſſer Valens von Bibra als der Liebhaber der Käthe eingeführt. Ich vermuthe, daß er ein Tiſchgenoſſe, wenigſtens ein Hausgenoſſe des Luthers geweſen iſt, von welchem, wenn ich nicht irre, Götze eine hiſtoriſche Diſſertation geſchrieben hat. Ich habe ſie zwar vor langer Zeit einmal geleſen, ich kann mich aber nicht beſinnen, dieſen Namen darin bemerkt zu haben. Ei! ei! Wie wird die gute Käthe geſchimpft haben! Man ſagt ihr ohnedem nach, daß ſie ein wenig ſtolz und unleidlich geweſen ſey. Und wenn — — — Eben jetzt überfällt mich unſer gemeinſchaftlicher Freund, Herr V**. Die Freude über einen ſo ſeltenen Beſuch macht, daß ich nicht einmal den angefangenen Perioden ausſchreiben kann. Ich habe alles vergeſſen. Tröſten Sie ſich nur, es wird nicht viel beſonders geweſen ſeyn. Wir empfehlen uns beide Ihrer Freundſchaft. O wie wollen wir ſchwatzen! Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Achter Brief.

An ebendenſelben.

Sie hatten Ihrem letzten Briefe des Herrn Walchs Geſchichte der Catharina von Bora beigelegt, und ich merke gar wohl, warum? Der Schluß meines vorigen Schreibens iſt Ihnen anſtößig geweſen, und Sie haben das Andenken dieſer rechtſchaffenen Frau bei mir nicht beſſer zu retten gewußt. Ob Sie es nun gleich nicht nöthig gehabt hätten, ſo muß ich Ihnen doch für die Mittheilung dieſes Werks den verbindlichſten Dank abſtatten, weil ich kein gemeines Vergnügen dabei gefunden habe. Und nothwendig muß es allen denjenigen ſehr angenehm ſeyn, welche auch Kleinigkeiten und häusliche Umſtände von großen Männern zu wiſſen begierig ſind, weil dieſe auf ihren Charakter oft ein größeres Licht werfen, als alles das, was ſie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther aber, welches Bekenntniß ich Ihnen ſchon mehr als einmal gethan habe, gehört in der That unter die großen Männer, man mag ihn auf einer Seite betrachten, auf welcher man will; und das Leben ſeiner Frau beſchreiben, heißt ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen und welche auch bei den größten Helden gemeiniglich die ſchwächſte iſt. Wären alle die Beſchuldigungen wahr, welche ſeine Feinde der Catharina von Bora machen, ſo müßte die Liebe über Luthern allzuviele und allzuſchimpfliche Macht gehabt haben, wenn er das lüderlichſte Weibsbild ſo zärtlich geliebt hätte, als er in der That ſeine Frau geliebt hat. Wegen ihrer Herrſchſucht iſt ihr Gedächtniß am meiſten angefeindet worden, und ich ſelbſt kann ſie noch nicht recht davon freiſprechen, ob ich gleich bekenne, daß Herr Walch alles geſagt hat, was man nur immer zu ihrer Rettung ſagen kann. Er hat vieles beantwortet; ein Zeugniß aber hat er gleichwohl nicht beantwortet, vielleicht weil es ihm nicht bekannt geweſen. Dieſes Zeugniß ſchreibt ſich von einem Manne her, welcher unter die Feinde unſers Luthers nicht gehört, von dem Henricus Stephanus nämlich, unter deſſen Gedichten man ein Epigramma findet, von welchem ich allezeit geglaubt habe, daß es eine kleine Verſpottung des unter der Herrſchaft ſeiner Frau ſtehenden Reformators ſeyn ſolle. Ich wollte wünſchen, daß es ihm bekannt geweſen wäre, um zu erfahren, was man darauf antworten könne. Vielleicht fällt Ihnen, mein Herr, eine Antwort ein, Ihnen, deſſen Einbildungskraft immer gegenwärtig iſt. Hier haben Sie es:

De Cornelio.
Uxorem vocitat *Dominam* Cornelius, illa
Increpat ut famulum, verberat ut famulum.
Obsignat sic verba sui *Catharina* mariti
Nec vanum titulum quem gerit, esse docet,
Sed contra, ejus habent hæc quantum *verbera pondus,*
Tantum verba sui pondus habere viri.

Ich dringe hier auf dreierlei. Erſtlich iſt es bekannt, daß Luther ſeine Frau nicht nur ſeine Dominam, ſondern wohl gar im Scherze ſeinen Dominum genannt hat. Zweitens, hätte Stephanus nicht die Catharina von Bora im Sinne gehabt, ſo wüßte ich nicht, warum er gleichwohl dieſen Namen gebraucht, da er ſonſt durchgängig in ſeinen Sinnſchriften lateiniſche Namen und ſonderlich die Namen des Martials braucht. Drittens, auf wen kann der Schluß: „ſo viel Nachdruck die Schläge der Frau hatten, ſo viel Nachdruck hatten die Worte des Mannes,“ beſſer gedeutet werden, als auf Luthern, den durchdringenden Redner? Wenn Sie, mein Herr, auf dieſe drei Punkte etwas zu antworten wiſſen, ſo thun Sie es bei Zeiten, denn wahrhaftig ich bin es nunmehr bald ſatt, Ihnen von nichts als von Luthern und von Dingen, die Luthern angehen, zu ſchreiben. Meine Nachricht von Lemnio können Sie in Ihrem Werke nach

Belieben brauchen, aber es verſteht ſich, ohne mich zu nennen. Die Lücken derſelben zu füllen, dürfen Sie nur nachſchlagen, was außer den angeführten Schriftſtellern Simmler, Cruſius in dem Leben des Sabinus, Camerarius in dem Leben des Melanchthons, Wimmerus in dem Leben des Pontanus und was Borrichius von ihm haben. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Neunter Brief.

An den Herrn G.

Ich habe die gekrönte Rede des Herrn Rouſſeau geleſen. Ich finde ſehr viel erhabene Geſinnungen darin und eine männliche Beredtſamkeit. Die Waffen, mit welchen er die Künſte und Wiſſenſchaften beſtürmt, ſind zwar nicht allezeit die ſtärkſten; gleichwohl weiß ich nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet, auch ſogar alsdann, wenn er zu weit geht. Man könnte verſchiedenes gegen ihn einwenden. Man könnte ſagen, daß die Aufnahme der Wiſſenſchaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwei Sachen ſind, welche einander begleiten, ohne die Urſache und Wirkung von einander zu ſeyn. Alles hat in der Welt ſeinen gewiſſen Zeitpunkt. Ein Staat wächſt, bis er dieſen erreicht hat, und ſo lange er wächſt, wachſen auch Künſte und Wiſſenſchaften mit ihm. Stürzt er alſo, ſo ſtürzt er nicht deßwegen, weil ihn dieſe untergraben, ſondern weil nichts eines immerwährenden Wachsthums fähig iſt und weil er nunmehr eben den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größeren Geſchwindigkeit wieder abnehmen ſollte, als er geſtiegen war. Alle große Gebäude verfallen mit der Zeit, ſie mögen mit Kunſt und Zierrathen, oder ohne Kunſt und Zierrathen gebaut ſeyn. Es iſt wahr, das witzige Athen iſt hin; aber das tugendhafte Sparta, iſt es nicht auch hin? — — Ferner könnte man ſagen, wenn die kriegeriſchen Eigenſchaften durch die Gemeinmachung der Wiſſenſchaften verſchwinden, ſo iſt es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deßwegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen ſollen? Und wenn ja den ſtrengen Sitten die Künſte und Wiſſenſchaften nachtheilig ſind, ſo ſind ſie es nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch diejenigen, welche ſie mißbrauchen. Iſt die Malerei deßwegen zu verwerfen, weil ſie der und jener Meiſter zu verführeriſchen Gegenſtänden anwendet? Iſt die Dichtkunſt deßwegen nicht hoch zu achten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuſchheiten entheiligen? Die Künſte ſind das, wozu wir ſie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn ſie uns ſchädlich ſind — — Kurz, Herr Rouſſeau hat Unrecht, aber ich weiß keinen, der es mit mehrerer Vernunft gehabt hätte. Ich bin ꝛc. B**. 1751.

Zehnter Brief.

An den Herrn D.

Sie haben ſich an das Meiſterſtück des Virgil gemacht. Eher getraue ich mir eine zweite Aeneis zu machen, als ſeine Georgica gut zu überſetzen. Ich getraue mir das erſte nicht, ſondern ich vergleiche nur Unmöglichkeiten mit Unmöglichkeiten. Wenn Sie aber hieraus ſchließen, daß ich von Ihrer Arbeit nichts halte, ſo ſchließen Sie falſch. Schließen Sie vielmehr das Gegentheil aus den unzähligen Anmerkungen, die ich an den Rand Ihrer Ueberſetzung geſchrieben habe. Ich will nicht ſagen, daß ich nicht vielleicht ein gleiches würde gethan haben, wenn ſie auch ganz und gar nichts taugte. Allein ich würde es ſparſamer, ich würde es in einem ganz andern Tone gethan haben. Vielleicht wäre mir eben die Bosheit beigefallen, deren ſich Herr E. gegen den guten D** bediente. Dieſer hatte ihm eine Ode zu beurtheilen überſchickt. Wiſſen Sie, was Herr E. that? Die wenigen guten Stellen, die er darin fand, ſtrich er aus, und erſetzte ſie mit andern, welche in das ſchlechte Ganze beſſer paßten. — — Eine von meinen Anmerkungen muß ich noch in den Brief werfen, weil ſie auf dem Rande nicht Platz hat. Wenn Virgil den Neptun anruft:

> Tuque o, cui prima frementem
> Fudit equum magno tellus percussa tridenti,
> Neptune etc.

ſo überſetzen Sie dieſe Zeilen, wie ſie die meiſten Kunſtrichter überſetzt wiſſen wollen; prima tellus iſt Ihnen Griechenland. Andere verſtehen darunter die neuerſchaffene Erde, Andere das Ufer. Daß ſich dieſe Herren insgeſammt geirrt haben, wundert mich nicht; denn was fehlt ihnen öfter als Geſchmack und Bekanntſchaft mit den poetiſchen Schönheiten? Allein, daß Sie ſich mit ihnen irren, das wundert mich. Ich finde hier nichts als die Verſetzung der Beiwörter, eine den Dichtern ſehr gewöhnliche Figur. Neptuno equum fudit prima tellus iſt eben das, als wenn Virgil geſetzt hätte: tellus Neptuno primum fudit equum. Die Richtigkeit meiner Erklärung wird Ihnen vermuthlich ſogleich in die Augen fallen. Wollen Sie eine gleichlautende Stelle, die ich anſtatt eines Beweiſes anführen kann, ſo beſinne ich mich, daß Horaz irgendwo ſagt:

> Cum prorepserunt *primis* animalia *terris*,
> Mutum et turpe pecus etc.

Verzeihen Sie es meiner Faulheit, daß ſie Ihre Faulheit keiner Mühe überheben und dieſen Ort nicht genauer nachſchlagen will. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Eilfter Brief.

An den Herrn D.

Ja, es iſt wahr, was Ihnen unſer Freund von einem weitläuftigen Gedichte über die Mehrheit der Welten, welches er, wie ich mich erinnere, vor länger als ſechs Jahren bei mir geſehen, erzählt hat. Es war einer von meinen allererſten Verſuchen in der Dichtkunſt, den ich noch bis jetzt bloß aus der Abſicht aufhebe, aus welcher andere einen Schuh oder Strumpf, den ſie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen. So ſchwach ich auch noch jetzt bin, ſo kann mir doch die Betrachtung, daß ich einmal noch ſchwächer geweſen, nicht anders als angenehm ſeyn. Die neue Theorie des Whiſtons und des Hugens Kosmotheoros, hatten damals meine Einbildungskraft mit Begriffen und Bildern erfüllt, die mir deſto reizender ſchienen, je neuer ſie waren. So viel ſah ich, daß ſie einer poetiſchen Einkleidung fähiger, als irgend eine andere philoſophiſche Materie ſeyn müßten. Allein die Kunſt, ſie zu bearbeiten, fehlte mir. Ich wußte nicht, wie ſich abſtracte Wahrheiten durch Erdichtungen ſinnlich machen ließen, noch vielweniger, wie man trocknen Betrachtungen das lachende Anſehen ſcherzhafter Einfälle geben könne. Ich reimte alſo meine Gedanken nach einer ziemlich mathematiſchen Methode; hier und da ein Gleichniß, hier und da eine kleine Ausſchweifung, das war alles poetiſche, was ich dabei anbrachte. Urtheilen Sie alſo, wie beſchämt ich einige Zeit darauf ward, als ich die Geſpräche des Herrn von Fontenelle in die Hände bekam, die ich vorher nur dem Namen nach gekannt hatte. Die Augen gingen mir auf einmal auf, und aus dem Leben, welches er, als ein proſaiſcher Schriftſteller, ſeinem Vortrage gegeben hatte, ſchloß ich auf dasjenige, welches ich, als ein angemaßter Dichter, dem meinigen hätte geben ſollen. Mein ſtolzer Anfang war nunmehr dasjenige, was ich nicht mehr ohne eine bittere Spötterei über mich ſelbſt anſehen konnte.

Ihr niedern Töne ſchweigt! Von Pracht und Glanz entzücket,
Seh ich zu'n Sternen jetzt mir und der Welt entrücket.
Ein dichtungswürd'ger Stoff, als Liebe, Scherz und Wein,
Soll, voll von kühner Gluth, des Liedes Inhalt ſeyn.

Ei, dachte ich, du haſt deiner Entzückung, deiner kühnen Gluth vortrefflich viel Ehre gemacht! Unterdeſſen ſchien es doch, als wenn ich mein Unglück vorhergeſehen hätte, denn ich ſchloß meinen Eingang:

Beherzter als Columb, tret ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit ſcheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug, die ſcheitern ſchon, die ſcheiternd Welten ſuchen.

Der erſte Geſang handelte von dem Betruge der Sinnen, und ich muß mir die Schmeichelei machen, daß ich noch jetzt verſchiedenes davon ziemlich erträglich ausgedrückt und mit eigenen Gleichniſſen unterſtützt finde. Ich rechne dahin folgende Stelle, ſo viel matte Zeilen ſie auch hat.

Das Auge, wenn ſein Netz der Sachen Abdruck rührt,
Thut, was es thuen ſoll, auch wenn es dich verführt:
Was es nicht leiſten kann, das mußt du nicht begehren.
Es ſoll uns nur den Schein entfernter Flächen lehren.
Was davon wahr, was falſch, das unterſuche du;
Wo nicht, ſo rennſt du ſelbſt dem leichten Irrthum zu.
Deßwegen gab dir Gott des Geiſtes ſchärfres Auge,
Daß es das leibliche dir zu verbeſſern tauge.
Wenn du mit dieſem ſiehſt, zieh jenes auch zu Rath,
Durch beides ſiehſt du recht, wenn eines Mangel hat.
Wie in dem Zauberrohr, wodurch man in der Ferne
Gleich als im Nahen ſieht, wodurch man Mond und Sterne
Aus ihrer hohen Kluft, ohn' Segen, ohne Geiſt,
Und ohne Talisma, zu uns hernieder reißt,
Des Künſtlers weiſe Hand ein doppelt Glas vereinet,
Und nur der Gegenſtand durch beide klarer ſcheinet;
Da eines nie vor ſich der Neugier Auge ſtärkt,
Das ſtatt der Deutlichkeit in ihm nur Nebel merkt.

Sie ſehen wohl, daß ich es damals noch nicht wiſſen mußte, wenn ich es anders jetzo weiß, was die Gedanken zuſammenziehen heißt. Ich will Ihnen noch eine Stelle herſetzen, und in dieſem Geſchmacke müſſen Sie ſich das übrige alles vorſtellen. In dem zweiten Geſange komme ich beiläufig auf die Geſchichte der Sternkunde:

Was in der jungen Welt, bei heller Nächte Stunden,
Ein Wandrer erſt bemerkt, ein Hirt zuerſt erfunden,
Trug ſich geheimnißvoll, gleich einem Götterwort,
Vom Vater auf den Sohn, vom Sohn zum Enkel fort;
Bis, wie den Gottesdienſt, dieß nützlich kleine Wiſſen,
Mit eigennütz'ger Macht die Prieſter an ſich riſſen.
In dunkeln Tempeln ward mit tückiſchem Neid verſteckt,
Was ſeinen Nutzen nicht auf Saat und Ernte ſtreckt.
Das flache Babylon wagt es, auf ſteilen Thürmen
Zuerſt mit Neubegier den Himmel zu beſtürmen.
Egypten folget nach, und recht verdeckt zu ſeyn,
Sperrt es, was es erfand, in Hieroglyphen ein.
Das ſchlaue Griechenland dringt muthig durch die Dünſte,
Und raubt, ſtolz auf den Raub, dem Nile ſeine Künſte.
Sein Leichtſinn prahlt damit, als ſeinem Eigenthum;
Dem erſten war die Müh, und ihm verblieb der Ruhm.
So macht es oft der Franz; er prahlt mit fremdem Wiſſen,
Das er bei der Geburt dem Nachbar ſchlau entriſſen.

In dem dritten Geſange, wo ich das Lächerliche des Ptolemäiſchen Weltbaues beſchreiben wollte, fing ich meine Beſchreibung alſo an:

Dich, Pöbel, ruf ich hier zu meinem Beiſtand an,
Daß ich recht pöbelhaft ihn ſehn und ſchildern kann.
Mein Aug, entwöhne dich jetzt der gereinigten Blicke,
Und nimm den Kinderwahn auf kurze Zeit zurücke.
Stell mir den Himmel vor, wie ihn die Einfalt lehrt,
Die das untrüglich glaubt, was ſie von Vätern hört.
Und wird er, wie er ſcheint, in meiner Zeichnung ſtrahlen,
So werd ich ihn nicht falſch, und gleichwohl unrecht malen.
So wie den fernen Wald der Künſtler bläulicht malt,
Der in der Nähe doch mit friſchem Grüne prahlt,
Und alſo die Natur nicht trifft und nicht verfehlet,
Weil nur ſein feiner Strich den Schein zu ſchildern wählet ꝛc.

Wird Ihnen nun bald die Luſt vergehen, ein Ganzes ſehen zu wollen, das aus ſo ſchlechten Theilen beſteht? Doch Sie ſollen es nunmehr, zu Ihrer Beſtrafung ſollen Sie es nunmehr ſehen. Ja, um Sie recht zu martern, will ich es Ihnen ſelbſt vorleſen. Wagen Sie es nur und kommen Sie nach der Stadt. Doch wahrhaftig, Sie könnten meine Drohung für Ernſt aufnehmen. Sie könnten wohl gar nunmehr noch einen Monat länger auf dem Lande bleiben. Um des Himmels willen, nein! Ich will Ihnen gern nichts vorleſen; ich will gern den Ruhm nicht verlieren, daß ich wenigſtens dieſe Thorheit eines Poeten weniger beſitze. Kommen Sie nur. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Zwölfter Brief.

An den Herrn A**

Endlich habe ich Ihnen gefolgt, und bin geſtern in dem Nicoliniſchen Schauplatze geweſen. Es hat mir ſo wohl darin gefallen, daß ich niemals wieder hineinkommen werde. Was für ein ſinnreicher Mann iſt Nicolini, uns ſeine kleine Affen unter dem Namen Pantomimen aufzudringen! Ich bewundere ihn, und er iſt es werth, daß er ſeine Abſicht erreicht hat, da er ſich auf eine ſo anlockende Art die Neugierigkeit und den läppiſchen Geſchmack unſerer Zeiten zinsbar zu machen weiß. Ich glaubte vom Himmel zu fallen, als ich Männer vor ſeiner Bühne antraf, die ich ſonſt nicht anders als mit Ehrerbietung genannt habe. Und als ich Geſichter durch ein unanſtändiges Lachen ſich verzerren ſah, von welchen ich geſchworen hätte, daß ſie Areopagiten angehören müßten, wahrhaftig, ſo ſchämte ich mich, weil ſie ſich nicht ſchämen wollten. Ich verkroch mich hinter einen großen Officier, welcher vor mir ſtand, und ſagte mehr als einmal:

Der kleine Narre ſpielt; die großen ſehen zu.

Allein ich ſagte es ganz ſachte, müſſen Sie wiſſen, denn außer dem Officier hatte ich noch einen bärtigen Huſaren zum Nachbar. Und ſo gar eifrig bin ich für den guten Geſchmack nicht, daß ich mir ſeinetwegen den Hals wollte brechen laſſen. Sie aber, mein Herr, der Sie kein Huſar ſind, wiſſen Sie, daß Sie mit mir Händel bekommen werden, wenn Sie nicht beikommendes Buch von einem Ende zum andern durchleſen? Calliachius wird Ihnen zeigen, daß die Pantomimen der Alten ganz andere Pantomimen waren. Bemerken Sie ſonderlich die Stellen, welche ich angeſtrichen habe. Ueber dieſe wollen wir heute den ganzen Abend plaudern, wenn Sie nicht lieber wieder bei Ihren ſtummen Geſellſchaftern ſeyn wollen. „Stumm?" werden Sie ſagen. „Wenigſtens iſt es die kleine Nicolini nicht." Sie haben recht, denn dieſe hat ihren Mund in den Augen. Ich bin ꝛc. L** 1747.

Dreizehnter Brief.

An den Herrn D**

Die Natur weiß nichts von dem verhaßten Unterſchiede, den die Menſchen unter ſich feſtgeſetzt haben. Sie theilt die Eigenſchaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es ſcheint ſogar, als ob die natürlichen Empfindungen bei gemeinen Leuten ſtärker als bei andern wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig ſchadlos hältſt du ſie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glücks abſpeiſeſt! Ein fühlbar Herz — — wie unſchätzbar iſt es! Es macht unſer Glück, auch alsdann, wenn es unſer Unglück zu machen ſcheint — —

Was ſind das für Betrachtungen, werden Sie ſagen, und mit was für einem Briefe drohen Sie mir? Es ſind Betrachtungen, welche ich heute bei Leſung einer engliſchen Monatsſchrift gehabt habe, wo ich eine Erzählung fand, die mich auf eine zwar traurige, aber doch ſo angenehme Art rührte, daß ich mich wider unſere Freundſchaft verſündigen würde, wenn ich Sie an dieſen Rührungen nicht wollte Antheil nehmen laſſen. Hören Sie alſo, meine Geſchichte iſt der Triumph der väterlichen Liebe und mein Held heißt Jacob Tomms —

Nichts kann eingeſchränkter ſeyn, als der Verſtand dieſes Mannes, und nichts erhabener als ſeine Empfindungen. Nicht lange bedacht! — — Und wenn mich alle Orakel für den Weiſeſten erklärt hätten; wäre es möglich, ich würde den Ruhm des Empfindlichſten mit Verluſt aller meiner Weisheit dafür eintauſchen. — — Jacob Tomms war arm; er empfand ſeine Armuth vierfach härter, denn er hatte ein Weib und drei Kinder, die er mit Verkaufung weniger Gartenfrüchte kümmerlich erhielt. Er hatte mit einem reichen Manne einen kleinen Vergleich gemacht, welcher ihm wöchentlich eine gewiſſe Menge derſelben aus ſeinem Garten zukommen ließ und erſt mit Ausgang der Woche das Geld von ihm verlangte — — Wie großmüthig, ohne Zweifel, ſchien ſich der reiche Mann zu ſeyn! Einem ehrlichen Manne ſieben ganzer Tage zu borgen! Wo es ihm nur nicht bald reuet, ſo viel gewagt zu haben — — Jacob Tomms hatte lange Zeit die vorgeſchoſſenen Früchte genau abgezahlt, als ſein Weib und ſeine älteſte Tochter plötzlich krank wurden. Dieſer Zufall ſetzte ihn in die Unmöglichkeit, ſeinem Vertrage nachzukommen, und am Ende der andern Woche ſah er ſich in der Schuld einer unermeßlichen Summe von dreißig und einem halben Groſchen ſtecken. Der Reiche glaubte ſeinem Ruine nahe zu ſeyn, und voller Zorn begab er ſich zu ſeinem Schuldner. Das erſte war, daß er ihm ferner die nöthigen Früchte zu Fortſetzung ſeines kleinen Handels vorzuſchießen verſagte. Das andere, daß er ihm einen Befehl zeigte, ihn in Verhaft nehmen zu laſſen, wenn er ihn nicht auf der Stelle wegen der dreißig und einem halben Groſchen befriedigte. Ungefähr mochte Tomms noch ſo viel haben, allein das war es auch alles, was er hatte. Er warf ſich zu den Füßen des Reichen. Er ſtellte ihm vor, an dieſen dreißig und einem halben Groſchen hange ſeines Weibes und ſeiner Kinder Leben; er müſſe ſeinen kleinen Kram damit unterhalten ꝛc. Er erbot ſich, alle Wochen ſechs Groſchen abzutragen. Er zeigte ihm ſein Weib und ſeine älteſte Tochter, welche eben in der Hitze des Fiebers auf ein wenig Stroh lagen. Er zeigte ihm die zwei andern kleinen Kinder, denen er nicht einen Biſſen Brod würde geben können. Umſonſt, der Reiche blieb unbewegt — — Ihr ſeyd alle Schelme, ſagte er, wenn ihr Geld habt, ſo beſauft ihr euch — — Ich will durchaus nicht länger warten — — In dieſem Tone fuhr er eine Zeit lang fort, bis ein großmüthiger Unwille in unſerm Tomms endlich die Empfindung ſeines Unglücks unterdrückte. Nu da! ſagte er, indem er aus allen Näthen ſeiner Taſchen die kleine Schuld zuſammenſuchte. Der Reiche ſtrich ſie ein, und ging fort. Tomms verfolgte ihn mit einem Blicke, — — mit dem ein tugendhafter Arme meinen ärgſten Feind verfolge! Wüßte ich mich grauſamer zu rächen? — — Kaum warf er ſeine Augen wieder auf ſein unglückſeliges Geſchlecht, als er in Thränen zerfloß. Bald aber hemmte ſie die ſtille und finſtre Verzweiflung. Seine Frau verlangte einige Erquickung; ſeine Kinder verlangten Brod — — „Ihr ſollt Brod haben, meine Kinder, ſagte er; ihr ſollt haben. Zwar wird es eurem Vater theuer zu ſtehen kommen.“ — — Hier beſann er ſich, daß ſich das Kirchſpiel der Waiſen annehme. Auf einmal war ſein Entſchluß gefaßt. Meine Kinder zu verſorgen, dachte er, muß ich ihnen den Vater nehmen, der ihnen kein Brod mehr geben kann. Er begab ſich in einen kleinen Verſchlag neben der Stube, wo er ſeine Gartenfrüchte zu ſtehen hatte, feſt entſchloſſen zu ſterben. Einige Augenblicke hielt ihn die Betrachtung ſeiner Seligkeit zurück — — „Hätte ich doch nie von jenem Leben etwas gewußt! — — Wie leicht würde es mir werden, meinen Kindern Brod zu ſchaffen! Ich thue vielleicht nicht recht, aber kann ich beſſer thun?“ — Er fing an zu beten und ſchloß in der Einfalt ſeines Herzens: „Lieber Gott, ſetze dich an meine Stelle; ich weiß, du würdeſt eben das thun.“ — Mit dieſen Gedanken bewaffnet legte er ſich den Strick um den Hals; in den heftigen Bewegungen aber, die er dabei machte, hörte die Nachbarin die ſtarken Stöße, die er gegen die Wand that. Sie frühſtückte gleich, und kam alſo mit dem Meſſer in der Hand herzugelaufen, in Meinung, es ſey ihrer kranken Nachbarin etwas zugeſtoßen. Sie fand dieſe Frau in der äußerſten Unruhe wegen dieſes Tumults, den ſie gleichfalls gehört hatte; und als ſie auf ihr Erſuchen in den Verſchlag ging, ſah ſie den unglücklichen Tomms, welcher vielleicht kaum noch einige Minuten zu leben hatte. Sie ſtürzte ſich auf ihn zu, ſchnitt den Strick ab, und brachte ihn mit Hülfe der Kranken, welche auf ihr Geſchrei herbei gekommen war, ſterbend auf das Lager. Man ließ ihm zur Ader, und Tomms kam wieder zu ſich. Doch die Scham über ſein mißlungenes Unternehmen und die Furcht des Vorwurfs hätten ihn gewiß in eine neue Verzweiflung geſtürzt, wenn ſich der Graf von G**, welchem ſein Bedienter dieſen traurigen Zufall erzählt hatte, nicht in das Mittel geſchlagen hätte. Er ließ unſern Tomms zu ſich kommen; er verwieß ihm auf eine leutſelige Art ſein Verbrechen, und ſetzte ihn in Umſtände, in welchen ſeine natürliche Liebe eine ſo harte Probe niemals wieder wird aushalten dürfen — —

Ich will Ihr Gefühl durch keinen fremden Zuſatz zerſtreuen. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn J.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben Luſt mich zu verſuchen und mir einen übeln Streich zu ſpielen. Würden Sie wohl ſonſt von einem armen Schriftſteller, der ſich von Leipzigern und Schweizern umringt ſieht, ein offenherziges Bekenntniß von dem Reime fordern? Welche ſoll ich vor den Kopf ſtoßen? Welcher Spöttereien ſoll ich mich ausſetzen? Mit minderer Gefahr kann ein heimlicher Anhänger des Prätendenten mitten in London ſeine wahren Geſinnungen gegen das jetzt regierende Haus verrathen. — — Doch beinahe fühlte ich mich geneigt, gegen dieſe Gefahr meine Augen zu verſchließen, wenn ich nur wüßte, daß Sie reinen Mund halten könnten. Zwar bin ich wohl wunderlich. Zeuge ich nicht ſchon ſelbſt wider mich? Ich der ich mir noch nie einen reimloſen Vers habe abgewinnen können? ich, dem es ſchwerer fallen würde, den Reim überall zu vermeiden, als ihn zu ſuchen? Hören Sie alſo, was ungefähr meine Gedanken wären. Es ſcheint mir, daß diejenigen, welche gegen den Reim unerbittlich ſind, ſich vielleicht an ihm rächen wollen, weil er ihnen niemals hat zu Willen ſeyn wollen. Ein kindiſches Geklimper nennen ſie ihn mit einer verächtlichen Miene. Gleich als ob der kitzelnde wiederkommende Schall das einzige wäre, warum man ihn beibehalten ſolle. Rechnen ſie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überſtiegenen Schwierigkeit entſtehet, für nichts? Iſt es kein Verdienſt, ſich von dem Reime nicht fortreißen zu laſſen, ſondern ihm, als ein geſchickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geſchickte Wendungen eine ſo nothwendige Stelle anzuweiſen, daß man glauben muß, unmöglich könne ein ander Wort anſtatt ſeiner ſtehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieſer Anwendung, ſo verräth man nichts, als ſeine Schwäche in der Sprache und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Uz zeigen genugſam, daß man über den Reim herrſchen und ihm das vollkommene Anſehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit iſt mehr ein Lob für ihn, als ein Grunihn abzuſchaffen. — — Und alſo, mein Herr, ſchließen Sie wohl, daß ich ganz und gar wider die reimloſen Dichter bin? Nein, ſondern ich dringe nur auch hier auf eine republikaniſche Freiheit, die ich überall einführen würde, wenn ich könnte. Den Reim für ein nothwendiges Stück der deutſchen Dichtkunſt halten, heißt einen ſehr gothiſchen Geſchmack verrathen. Läugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leſer vortheilhafte Schönheit ſeyn können, und es aus keinem andern Grunde läugnen, als weil die Griechen und Römer ſich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beiſpiel der Alten mißbrauchen. Man laſſe einem Dichter die Wahl. Iſt ſein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erſtickt, ſo reime er. Verliert ſich die Hitze ſeines Geiſtes während der Ausarbeitung, ſo reime er nicht. Es giebt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß ſie ſich der mühſamen Kunſt unterwerfen ſollten, und dieſe offendit limæ labor et mora. Ihre Werke ſind Ausbrüche des ſie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coercuit. Es giebt andere, welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzuviel Democrite unſerer Zeit Helicone excludunt. Sie wiſſen ſich nicht in den Grad der Begeiſterung zu ſetzen, welcher jenen eigen iſt; ſie wiſſen ſich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem ſie einmal ſind. Durch Genauigkeit und immer gleiche mäßige Lebhaftigkeit erſetzen ſie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche oft nichts als eine unfruchtbare Bewunderung erwecken. Es iſt ſchwer zu ſagen, welche den Vorzug verdienen. Sie ſind beide groß, und beide unterſcheiden ſich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung, noch die abgeſchafften Reime eine Gelegenheit deſto feuriger zu bleiben ſind. — — Was meinen Sie, ſollte ich wohl Recht haben? Es wird mir lieb ſeyn, wenn Sie ja! ſagen, und ich werde es nicht ungerne ſehen, wenn Sie nein! ſprechen. Denn nichts kann mir an einem Freunde angenehmer ſeyn, als verſchiedene Meinungen in gleichgültigen Sachen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Fünfzehnter Brief.

An ebendenſelben.

So mein Herr? Fragten Sie mich nur deßwegen, was ich von dem Reimen halte, um mich hernach mit deſto größerer Dreiſtigkeit fragen zu können, was ich von dem Meſſias des Herrn Klopſtock halte? Ueberhaupt ſcheinen Sie mir es ſchon zu wiſſen, daß ich mit unter ſeine Bewunderer gehöre, weil Sie ſonſt ſchwerlich Ihre Frage in den Worten des Horaz:

> Age, quæso,
> Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?

würden ausgedrückt haben. Aber aus eben den Worten ſehe ich auch, daß Sie gern etwas mehr als meinen Beifall hören möchten. Sie wollen ſo etwas, das einer Kritik nicht ungleich iſt. Nicht wahr? Vor acht Tagen würde ich ſchlechthin geantwortet haben: damit vermenge ich mich nicht. Ich bin Zeit meines Lebens keinem Dinge gramer geweſen, als den Kritiken über Gedichte. Vielleicht, weil ich ſie mehr zu beſorgen hatte, als andere? Das kann ſeyn. Aber, wie geſagt, vor acht Tagen ungefähr hat mich ein Geiſt getrieben, welcher ohnfehlbar nicht der beſte ſeyn mochte. Er trieb mich, Gedanken auf das Papier zu werfen, die mir ſchon mehr als einmal in den Kopf gekommen waren. Und dieſe Gedanken betrafen eben das, weßwegen Sie mich jetzt fragen; gleich als wenn ich es vorausgewußt hätte, daß Sie mir einmal den Verdruß, einem Freunde etwas abzuſchlagen, erſparen würden. Noch liegen ſie in dem Concepte unter hundert Strichen und eben ſo viel Kleckſen begraben. Sie Ihnen alſo mitzutheilen, muß ich ſie nothwendig abſchreiben, und damit ich ſie gewiß abſchreibe, ſo will ich es gleich jetzt thun. Aber Geduld, mein Herr, Geduld werden Sie und ich nöthig haben. — — Ich will nur meine Feder erſt abkuppen und alsdann gleich anfangen.

Ueber das Heldengedicht: der Meſſias.

„Hat der Meſſias die witzigen Köpfe und ihre Richter wirklich getrennt, oder ward er nur der Probierſtein, welcher diejenigen, die dieſe Benennung verdienen, von denen unterſcheiden mußte, die widerrechtlich in dem ſchmeichelhaften Beſitze derſelben ſind? Können unter ſeinen Tadlern Leute von dem feinſten Geſchmacke ſeyn, ſowohl, als deren unter ſeinen Bewunderern ſind? Oder verrathen jene unumgänglich einen Geiſt, in der Bildung verdorben, das erhabene Schöne zu empfinden, ſo unumgänglich als dieſe von ihren eigenen Fähigkeiten ein ſicheres Zeugniß ablegen? — — Wenn man mir dieſe Frage zuverläſſig entſcheiden wollte, ſo könnte ich mich in dem folgenden darnach richten.

„Die Klopſtockianer wenigſtens haben alles gethan, was man von ihnen fordern kann. Die Klopſtockianer? — — Warum nicht? Man gönne einem Dichter vom erſten Range die Ehre, die nur zu oft ein ſehr mittelmäßiger Weltweiſer erhält. — — Sie haben die Schönheiten des Meſſias aus einander geſetzt; ſie haben die Gründe ihrer Bewunderung angezeigt. Der Herr Prof. Meier hat das Wort geführt; der Verfaſſer der Aeſthetik, der geſchickteſte von Schönheiten, die man nicht empfindet, zu beweiſen, daß man ſie empfinden ſolle.

„Das Gegentheil hat auch das Seinige gethan. Es hat geſchimpft. Man ſollte ſchwören, die ſchweizeriſchen Kunſtrichter wären von dieſer Partei. Man irrt ſich; denn dieſesmal ſind ſie bei ſich überzeugt, daß ſie Recht haben. Nach und nach hatten es die berühmten Profeſſoren G** und T** von ihnen gelernt, und wie man geſehen, recht glücklich. Der gemeine Soldat, der die meiſten Prügel bekommen hat, wird der Korporal, der die meiſten Prügel giebt. Ich glaube aber doch, daß dieſe wackre Männer nicht deßwegen auf den Meſſias geläſtert, weil ſie geſehen, daß er vortrefflich ſey, ſondern weil ſie ſich der Mühe überheben wollten, zu beweiſen, daß er es nicht ſey. Ihr Schimpfen war ohne Zweifel die Folge aus Vorderſätzen, die ſie ſo überzeugend dachten, daß ſie meinten, ein jeder müſſe ſie bei ſich empfinden; die ſie alſo verſchwiegen.

„Ich habe einen Einfall bekommen, der — — vielleicht nicht viel taugt. Ich will einige Gedanken auf das Papier werfen, die ich die Feinde der Klopſtock'ſchen Muſe nicht mißzudeuten bitte. Sie würden mir eine allzukitzliche Ehre erzeigen, wenn ſie mich unter ihre Zahl aufſchreiben wollten. Ich bin von der Schönheit des Meſſias ſo überzeugt, als ſie es kaum von der Schönheit ihrer eigenen Poeſie ſeyn können. Das ſelbſt, was ich daran ausſetzen will, ſoll es ihnen beweiſen.

„Das iſt wunderlich, wird man denken. So gar wunderlich nicht. Es giebt eine Art des Tadels, welche dem Getadelten Ehre macht. Man tadelt den Hannibal, daß er nicht Rom belagert. Welchem geringern Feldherrn von allen, die jemals an der Spitze römiſcher Feinde geweſen ſind, macht man dieſen Vorwurf? Keinem. Der einzige Hannibal war ſo weit gekommen, daß er es thun konnte und nicht that. Wie viel Siege mußte er vorher erſtritten, durch welchen Muth, durch welche Klugheit, durch welche Schnelligkeit im Entſchließen mußte er ſich in das Recht geſetzt haben, zu deſto größern Thaten Hoffnung zu machen, je größere er verrichtete, ehe man ihm den über alle Lobſprüche ſteigenden Tadel machen konnte: und er hat nicht Rom belagert? Man ſchätzt jeden nach ſeinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen iſt man unerbittlich. Bleibt ſich dieſer nicht allezeit gleich, entwiſcht ihm hier und da eine matte Zeile: dieſe matte Zeile, welche die Zierde eines mittelmäßigen Dichters ſeyn könnte, wird unerträglich, ſo wie man jeden guten Einfall, den man bei einem gemeinen Kopfe findet, bedauert, daß er nicht in einem der Ewigkeit gewidmeten Werke ſteht, ob er gleich noch um ein großes ausgeputzt werden müßte, ehe er darin glänzen könnte

Sic mihi, qui multum cessat, fit Chœrilus ille,
Quem bis terque bonum cum risu miror: et idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.
HORAZ.

Es iſt eben dieſelbe Zärtlichkeit des Geiſtes, welche die Schönheit einer Sache fühlt, und welche die Mängel derſelben empfindet. Tadeln und Loben, was zu tadeln und zu loben iſt, muß alſo gleich rühmlich ſeyn. Man thue nur beides mit Geſchmack. Ich habe oft Kenner Meiſterſtücke der Bildhauerkunſt und Malerei betrachten ſehen. Ihr Urtheil fing ſich mit einer ſtillen Bewunderung an, und endlich glaubten ſie es nicht beſſer beweiſen zu können, daß ſie alle Vollkommenheiten des Gegenſtandes empfänden, als wenn ſie dasjenige anzeigten, was dabei weniger zu bewundern ſey. Ihr Aber war ſchmeichelhafter als alle Ausrufungen des Pöbels, der ſich von dem Erſtaunen hinreißen ließ.

„Jetzo ſehe ich es erſt, daß mein Eingang ziemlich weitläuftig iſt. Kaum könnte er größer ſeyn, wenn ich auch eine Kritik über den ganzen Meſſias, über die Geſänge, welche ſchon gedruckt ſind, und über die, welche noch folgen könnten, vor hätte. Wird er alſo nicht für die erſten zwanzig Zeilen zu lang ſeyn?

„Ich muß mich erklären, warum ich eben dieſe gewählt habe. Ich ſah es ein, und wer ſieht es nicht ein? daß das Gedicht fertig ſeyn müßte, wenn man von der Oekonomie deſſelben urtheilen wollte. Noch iſt der Dichter mitten in dem Labyrinthe. Man muß es erwarten, wie er ſich herausfindet, ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer Vollſtändigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwicklung und Entwicklung, von den Epiſoden, von den Sitten, von den Maſchinen und von zwanzig andern Sachen etwas ſagen kann. Alles, was ſich bis jetzt beurtheilen läßt, ſind die Schönheiten der Theile, von welchen man nur hofft, daß ſie ein ſchönes Ganze ausmachen werden; von den Ausdrücken, von den Beſchreibungen, von den Vergleichungen, von den eingeſtreuten Geſinnungen ꝛc.

„Gleichwohl fiel es mir ein, daß ich aus den Beiſpielen des Homer's und Virgil's bemerkt zu haben glaubte, ein Heldendichter pflege in dem Eingange ſeines Gedichts die ganze Einrichtung deſſelben nicht undeutlich zu verrathen. Wenn zum Exempel Maro anhebt:

Arma virumque cano, Trojæ qui primus ab oris
Italiam, fato profugus, Lavinaque venit
Littora: multum ille et terris jactatus et alto,
Vi superum, sævæ memorem Junonis ob iram,
Multa quoque et bello passus, dum conderet urbem,
Inferretque Deos Latio: genus unde Latinum,
Albanique patres atque altæ mœnia Romæ.

ſo glaubte ich nicht allein den Held, virum, Trojæ qui primus ab oris Italiam venit; ſeinen Charakter inferretque Deos Latio, als den frommen Aeneas; die vornehmſten Maſchinen, Fatum, vis superum, Junonis ira; ſondern auch die beiden Theile der ganzen Aeneide darin gefunden zu haben, den erſten multum ille et terris jactatus et alto, den zweiten multa quoque et bello passus. Es gefiel mir alſo, den Eingang des Meſſias vorzunehmen. Ich wußte, daß die Geſchichte zu heilig ſey, als daß der Dichter den geringſten weſentlichen Umſtand ändern dürfte, ich ſchmeichelte mir alſo, deſto eher etwas daraus zu errathen. Ich fing an zu zergliedern; jede Gedanke insbeſondere, und eine gegen die andre zu betrachten. Nach und nach verlor ich meinen Zweck aus den Augen, weil ſich mir andre Anmerkungen anboten, die ich vorher nicht gemacht hatte. Hier ſind die vornehmſten davon.

„Singe unſterbliche Seele der ſündigen Menſchen Erlöſung,
Die der Meſſias auf Erden in ſeiner Menſchheit vollendet,
Und durch die er Adams Geſchlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geſchenkt hat.
Alſo geſchah des Ewigen Wille. Vergebens erhub ſich
Satan wider den göttlichen Sohn; umſonſt ſtand Judäa
Wider ihn auf: er that's und vollbrachte die große Verſöhnung.
Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennet,
Darf ſich die Dichtkunſt auch wohl aus dunkler Ferne dir nähern?
Weihe ſie, Geiſt Schöpfer, vor dem ich im Stillen hier bete,
Führe ſie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unſterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen.
Rüſte ſie mit jener tiefſinnigen einſamen Weisheit,
Mit der du, forſchender Geiſt, die Tiefen Gottes durchſchaueſt:
Alſo werde ich durch ſie Licht und Offenbarungen ſehen,
Und die Erlöſung des großen Meſſias würdig beſingen.

„Man weiß, daß der Eingang eines Heldengedichts aus dem Inhalt und aus der Anrufung beſteht. Die oben angeführte Stelle des Virgils iſt der Inhalt, die vier darauf folgenden Verſe ſind die Anrufung. Alſo auch hier. Der Inhalt geht bis auf und vollbrachte die große Verſöhnung; das übrige iſt die Anrufung an den Geiſt Gottes. Virgil ſagt: „ich ſinge die Waffen und den Held;" Klopſtock ſagt: „ſinge unſterbliche Seele." Nichts thut man lieber und gewiſſer als das, was man ſich ſelbſt befohlen hat. Ich weiß alſo nicht, wie der Hr. Profeſſor Meier hat ſagen können: „Er ruft nicht etwa eine heidniſche Muſe an, ſondern er befiehlt auf eine ganz neue Art, ſeiner unſterblichen Seele zu ſingen." Nicht zu gedenken, daß der Hr. Profeſſor den Inhalt und die Anrufung offenbar hier verwechſelt, und daß es eine greuliche Thorheit würde geweſen ſeyn, wenn Klopſtock eine heidniſche Muſe hätte anrufen wollen; will ich nur ſagen, daß alles neue, was in dieſer Stelle zu finden iſt, in einer grammaticaliſchen Figur beſteht, nach welcher der Dichter das, was andre im Indicativo ſagen, in dem an ſich ſelbſt gerichteten Imperativo ſagt. Der Sänger des Meſſias hat überflüſſige Schönheiten, als daß man ihm welche andichten müßte, die keine ſind. Die erſte Zeile würde alſo, wenn man ſie in den gewöhnlichen Ausdruck überſetzt, heißen: „Ich unſterbliche Seele[1] ſinge der ſündigen Menſchen Erlöſung."

„Dieſe Anmerkung iſt eine Kleinigkeit, welche eigentlich den Hrn. Prof. Meier betrifft. Ich komme auf eine andre" — —

Nun wahrhaftig, das heiß ich abſchreiben. Erlauben Sie mir, daß ich hier ausruhen darf. Ich verſpare den Reſt zu meinen folgenden Briefen, in welchen ich vielleicht — — Doch ich will nichts verſprechen. Es wird ſich zeigen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An ebendenſelben.

Meine erſte Anmerkung betraf ein falſch angebrachtes Lob des Hrn. Meier's, und bei dieſer blieb ich ſtehen. Ehe ich weiter gehe, will ich noch dieſes hinzu ſetzen. Geſetzt dieſer Criticus hätte den Inhalt und die Anrufung nicht verwechſelt; geſetzt Hr. Klopſtock rufe wirklich ſeine unſterbliche Seele an, wie ein andrer die Muſen anruft, ſo würde auch alsdann in dieſer Wendung nichts neues ſeyn. Hat nicht ſchon Dante ſein Genie angerufen?

O Muse, o alto 'ngegno, hor m'aiutate:
O Mente, che scrivesti cio ch'i'vidi;
Qui si parrà la tua nobilitate.

---

[1] „Ich unſterblicher Klopſtock" in dem erſten Drucke von 1751 und in der Ausgabe von 1755.

Und was noch mehr iſt: hat nicht einer der größten franzöſiſchen Kunſtrichter, Rapin, ihn deßwegen getadelt? Wollen Sie aber ſagen: ja hier iſt mehr denn Rapin! hier iſt Meier! ſo zucke ich die Achſeln und gehe weiter.

Erſte Fortſetzung.

„Ich komme auf eine andre Anmerkung, welche die Beſcheidenheit angeht, die nach der Vorſchrift des Horaz in dem Eingange des Heldengedichts herrſchen ſoll. Ich muß die Stelle des römiſchen Kunſtrichters nothwendig herſetzen.

Nec sic incipies ut scriptor Cyclicus olim:
Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.
Quid feret hic tanto dignum promissor hiatu?
Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi, Musa, virum captae post tempora Trojae
Qui mores hominum multorum vidit et urbes.
Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat.

„Ich habe die Ueberſetzung des Hrn. Prof. Gottſched's nicht bei der Hand, ſonſt wollte ich zeigen, wie ſich Horaz im Deutſchen hiervon ausgedrückt haben würde, wenn er Gottſched geweſen wäre. — — Doch, man wird es hoffentlich ohne Ueberſetzung ſehen, daß Horaz hier dem epiſchen Dichter den Rath giebt, nicht als ein Großſprecher anzufangen, nicht als jener kykliſche Poet: „Ich will das Glück des Priamus und den edlen Krieg beſingen;“ ſondern beſcheiden wie der Dichter, der nichts verwegen unternimmt: „Sage mir, Muſe, den Mann, der, nachdem Troja eingenommen worden, viele Städte und vieler Menſchen Sitten geſehen hat.“ Ich bin ſo kühn zu glauben, daß dieſe Stelle noch nie recht erklärt worden iſt. So viel als ich Ausleger des Horaz nachgeſchlagen habe, ſo viele wollen mich bereden, daß das Tadelhafte des kykliſchen Poeten in den Worten liege. Voßius ſagt, die Worte darin wären sonantia, vasta, tumida und bringt zur Erläuterung den Anfang der Achilleis des Statius bei,

Magnanimum Aeacidam, formidatamque Tonanti
Progeniem canimus.

In dem erſten Verſe, ſagt er, iſt ein ſechsfaches A; er fängt ſich mit drei vierſylbigen Wörtern an, wovon das letzte durch das angehangene que noch länger wird; die Ausſprache iſt alſo beſchwerlich. Wenn Voßius Recht hat, ſo ſage man mir, ob nicht Homer, er, den Horaz gleichwohl zum Muſter anführt, in ſeiner Iliade in eben den Fehler gefallen iſt?

Μῆνιν ἄειδε θεὰ Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος
Οὐλομένην.

Das ſechsſylbige *Πηληϊάδεω*, das vierſylbige *Ἀχιλῆος*, das eben ſo lange *Οὐλομένην*, der Imperativus *ἄειδε*, den ſchon der Sophiſte Protagoras als zu befehleriſch getadelt hatte, klingen in der That weit großſprecheriſcher als

Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.

Hier iſt kein ſechsſylbiges Wort, nicht einmal ein vierſylbiges, hier iſt kein ſinge mir Muſe! Horaz müßte alſo, was er an der Odyſſee gelobt hätte, an der Iliade getadelt haben, wenn er nicht an dem Verſe des kykliſchen Dichters ganz etwas anders ausſetzte. Und was iſt das?

„Der Eingang eines Heldengedichts, wie geſagt, beſtehe aus dem Inhalte und aus der Anrufung. Man laſſe uns nunmehr die Exempel der Griechen gegen die Exempel der Römer halten. Man wird einen Unterſchied antreffen, welcher ſo deutlich iſt, daß ich mich wundere, wie ihn noch Niemand[1] angemerkt hat. Die griechiſchen Heldendichter verbinden den Inhalt und die Anrufung, die römiſchen trennen ſie. Den Anfang der Iliade und der Odyſſee habe ich ſchon angeführt. Dort heißt es: „Beſinge mir, Göttin, den Zorn des Achilles“ ꝛc. Hier: „Sage mir, Muſe, den Mann“ ꝛc. Beidemal iſt die Gottheit bei dem Dichter das erſte. Er erkennt ſeine Schwäche. Er ſagt nicht: ich will den und jenen Helden beſingen; er unterſteht ſich nichts, als der Muſe nachzuſingen. Durch dieſen einzigen Zug ſchildert er ſich als einen beſcheidenen Mann, als einen Mann, der ſich der Gnade der Götter überläßt; zwei Stücke, welche ihm das Vertrauen der Leſer erwecken, und den zu erzählenden Wundern einen Grad der Wahrſcheinlichkeit geben, den ſie nicht haben würden, wenn ſie ſich bloß auf ein menſchliches Anſehen gründeten. Die weitläuftigen griechiſchen Dichter alle ſind dem Homer hierin gefolgt. Aratus fängt an: *Ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα*; Apollonius Rhodius *Ἀρχόμενος σέο, Φοῖβε* — — — und mit dieſem Gebete verbinden ſie ſämmtlich den Inhalt.

Νύμφαι Τρωϊάδες, ποταμοῦ Ξάνθοιο γενέθλη
Ἔσπετέ μοι u. ſ. w.

ſingt Coluthus zu Anfange ſeines Raubes der Helena. Der zärtliche Muſäus ſelbſt, wenn er anhebt:

Εἰπέ, θεά, κρυφίων ἐπιμάρτυρα λύχνον ἐρώτων,
Καὶ νύχιον πλωτῆρα θαλασσοπόρων ὑμεναίων u. ſ. w.
Beſinge mir, Göttin, die Fackel die Zeugin verborgener Liebe;
Den nächtlichen Schwimmer zum Feſte des Ehegotts, jenſeit dem Meere,
Die dunkeln Umarmungen, unverrathen von der Botin des Tages,
Beſinge mir Seſt und Abyd, wo ſich Hero im Dunkeln vermählte ꝛc.

vergißt dieſe heilige Gewohnheit nicht. Und, daß ich es kurz mache, die Unterlaſſung dieſer Gewohnheit iſt es offenbar, welche Horaz an dem kykliſchen Poeten tadelt. Der Stoff ſeines Liedes war allzuwichtig, als daß man glauben könnte, er würde ihn ohne eine göttliche Begeiſterung ausführen können. Anſtatt: „das Glück des Priamus und den edlen Krieg will ich ſingen;“ hätte er alſo nach dem Beiſpiele des weiſen Homers ſagen ſollen: „Singe, Muſe, das Glück des Priamus und den edlen Krieg;“ und alsdann würde er dem Tadel des Römers entgangen ſeyn. Es iſt auch in der That beſonders, mit einem ſtolzen Ich anzufangen, und alsdann die Muſen anzurufen, nachdem man ſchon alles auf die eignen Hörner genommen hat. Das heißt anklopfen, wenn man die Thüre ſchon aufgemacht hat.

Nach dieſer Erklärung nun wird man unſchwer errathen, was ich auch in Anſehung des Meſſias wünſchte; daß Herr Klopſtock nämlich dem Exempel des Homers gefolgt wäre. Es würde ihm, als einem chriſtlichen Dichter, um ſo viel anſtändiger geweſen ſeyn, wenn der Anfang ein Gebet geweſen wäre; als daß er ſeiner Seele befiehlt, ein Werk zu beſingen, dem ſie, ſo unſterblich ſie iſt, zu ſchwach iſt, wenigſtens ihm gewachſen zu ſeyn, ſich nicht rühmen muß. Es iſt wahr, das demüthigſte und zugleich [illegible] Gebet folgt darauf, allein der kykliſche Dichter [illegible] Anrufung der Muſen gewiß auch nicht vergeſſen [illegible] gleichwohl tadelt ihn Horaz.

---

[1] Außer vielleicht der einzige Cowley, welcher in den Anmerkungen zu dem erſten Buche ſeiner Davideis folgendes ſchreibt: The Custom of beginning all Poems, with a Proposition of the whole work, and an Invocation of some God for his assistance to go through with it, is so solemnly and religiously observed by all the ancient Poets, that though I could have found out a better way, I should not (I think) have ventured upon it. But there can be, I believe, none better; and that part of the Invocation, if it became a Heathen, is no less necessary for a christian Poet. *A Jove principium Musae*, and it follows then very naturally, *Jovis omnia plena*. The whole work may reasonably hope to be filled with a divine spirit, when it begins with a prayer to be so. The Grecians built this Portal with less state, and made but one part of these *Two*, in which, and almost all things else, I prefer the judgment of the Latins; though generally they abused the Prayer, by converting it from the Deity, to the worst of Men, their Princes: as Lucan adresses it to *Nero*, and Statius to *Domitian*, both imitating therein (but not equalling) Virgil, who in his Georgicks chuses Augustus for the Object of his Invocation, a God little superior to the other two.

„Ich [illegible] länger hierbei aufhalten. Mein ganzer [illegible] eine Grille, die ſich, wie man ſagen [illegible], au[illegible] als das Anſehen des Homers gründet. Wann [illegible] Homer eben durch dieſe religiöſe [illegible] Lob eines Dichters, qui nil [illegible] hätte? — — Doch ich gehe [illegible], anſtatt weiter zu gehen. Was ich bisher [illegible] Eingang des Meſſias überhaupt betroffen. [illegible], daß ich ihn nunmehr Zeile vor Zeile betrachte. — —"

Sie aber, mein Herr, werden mir hier wieder einen [illegible]nen Ruhepunkt erlauben. Ich bin das Denken wenig gewohnt, aber das Abſchreiben, ohne zu denken, noch weniger. Und was kann ich neues bei etwas denken, was ich ſchon durchgedacht zu haben glaube? Ich bin ꝛc.

Siebzehnter Brief.

An ebendenſelben.

Ich fühle mich heute zum Briefſchreiben ſo wenig aufgelegt, daß Sie ganz gewiß, mein Herr, dieſesmal keinen bekommen würden, wenn ich mich nicht zu allem Glück beſänne, daß ich ja nur abſchreiben dürfte, um einen Brief fertig zu haben. Wenn es weiter nichts iſt, ſo wollen wir wohl ſehen. — —

Zweite Fortſetzung.

„Singe unſterbliche Seele der ſündigen Menſchen Erlöſung."

„Ueber die Anrede habe ich mich ſchon erklärt. Man betrachte ſie als eine bloße Anzeige deſſen, was der Dichter thun will, oder als eine Aufmunterung an ſich ſelbſt, ſo muß ich beidemal fragen, warum er hier ſeine Seele auf der Seite eines unſterblichen Weſens betrachtet? Ich weiß es, die Erlöſung iſt nichtig, wenn unſere Seelen nicht unſterblich ſind; der Stoff, den er ſich gewählt, iſt ein Stoff, der ihm in die Ewigkeit nachfolgt; und aus dieſen Gründen würde man das unſterblich vielleicht rechtfertigen können. Allein man ſage mir, hat der Dichter hier nicht die Gelegenheit zu einer weit gemäßern, zu einer weit zärtlichern Vorſtellung aus den Händen gelaſſen? Würde es nicht noch ſchöner geweſen ſeyn, wenn er ſeine Seele als diejenige angeredet hätte, welche ſelbſt an der Erlöſung der ſündigen Menſchen Theil hat? Hieraus würde eine Verbindlichkeit zu ſingen entſtanden ſeyn, die ſeinem Eingang eine durchaus neue und von keinem Dichter gebrauchte Wendung gegeben hätte. Ich weiß es, dieſer Zug müßte mit einer Feinheit angebracht werden, deren nur eine Meiſterhand fähig iſt. Allein wäre er der einzige geweſen, der von dieſer Art in dem ewigen Gedichte glänzt? Wie viel der feinſten Anſpielungen, welche durch ein einziges Wort ein Meer von Gedanken in der Seele zurücklaſſen, findet man nicht darin? Man betrachte die Zeile, wie ſie iſt, und überlege, wie ſie ſeyn könnte. Sich ſelbſt oder ſeine Seele ſchildert der Dichter auf ihrer prächtigſten Seite, auf der Seite der Unſterblichkeit; alle andere Menſchen auf der allerelendeſten, auf der Seite ſündiger und verlorner Geſchöpfe. Scheint ſich der Dichter alſo nicht von ihnen auszuſchließen? Hätte er einen gleichgültigern Eingang finden können, wenn er die Befreiung eines Volks, das bisher in dem Joche der Knechtſchaft geſeufzet, beſungen hätte; eines Volks, wovon er kein Glied wäre? Ich bin ein Feind von Parodien, weil ich weiß, daß man das Vortrefflichſte dadurch lächerlich machen kann. Sonſt wollte ich verſuchen, ob man nicht einen untadelhaften Eingang zu einem Heldengedicht auf die Befreiung zum Exempel der Holländer daraus machen könne. Beinahe hätte ich lieber Luſt zu zeigen, wie dieſe erſte Zeile ſeyn könne, wenn ſie meine Kritik nicht treffen ſollte. Doch auch dieſes will ich unterlaſſen. Ein unglückliches Beiſpiel macht oft eine gegründete Anmerkung verdächtig.

„Die der Meſſias auf Erden in ſeiner Menſchheit vollendet."

„Dieſe Zeile iſt leer. Ein einziger Begriff iſt unter verſchiedenen Ausdrücken dreimal darin wiederholt. Liegen auf Erden und in ſeiner Menſchheit nicht ſchon hinlänglich in dem Worte Meſſias? Wenn anſtatt Meſſias der Dichter ewiger Sohn oder etwas gleichgeltendes geſagt hätte, ſo würde das folgende nothwendig ſeyn. Es würde Umſtände ausdrücken, die hier ſtehen müßten, und welche in dem Worte ewiger Sohn nicht liegen. Dieſes, ſollte ich meinen, iſt klar. An dem folgenden Einwurfe wird vielleicht mein Katechismus Schuld haben. Er betrifft das Wort vollendet. Man hat mich gelehrt, zu der Erlöſung der Menſchen gehörten auch das Hinabſteigen zur Hölle und die Himmelfahrt Chriſti. Iſt es aber auf Erden geſchehen, daß er ſich den Teufeln triumphirend gezeigt hat? Iſt er in ſeiner Menſchheit gen Himmel gefahren, oder in ſeiner verklärten Menſchheit? Ich weiß alſo nicht, wie man ſagen kann, Chriſtus habe die Erlöſung auf Erden in ſeiner Menſchheit vollendet? Dieſes iſt die Stelle, aus welcher man am zuverläſſigſten ſchließen könnte, wo die Handlung des Gedichts aufhören werde.

„Und durch die er Adams Geſchlecht die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geſchenkt hat."

„Im Vorbeigehen will ich erinnern, daß der Ausdruck das Blut des heiligen Bundes zweideutig iſt. Das Blut der Beſchneidung war auch Blut eines heiligen Bundes. Was mir aber hier am beſonderſten vorkömmt, iſt die Liebe der Gottheit, welche der Meſſias durch das Blut des heiligen Bundes dem Geſchlechte Adams von neuem geſchenkt hat. Die Menſchen hatten alſo die Liebe der Gottheit verloren? Gott haßte alſo die Menſchen, und gleichwohl hatte er von Ewigkeit beſchloſſen, ſie erlöſen zu laſſen? Ich will nicht hoffen, daß mein Einwurf die Sache ſelbſt trifft; ich glaube vielmehr, der Dichter hätte einen behutſamern Ausdruck wählen ſollen. Der gewählte, er mag ſymboliſch ſeyn oder nicht, bringt auch den kurzſichtigſten Leſer auf den unverdaulichſten Widerſpruch. Das hieße das unveränderliche Weſen Gottes zu dem veränderlichſten machen, wenn man ſagen dürfte: Gott könne einem Geſchöpfe, das ſeine Liebe verloren (man überlege den ganzen Umfang dieſes Worts), das ſie, ſage ich, verloren habe, dieſe verlorne Liebe von neuem ſchenken. Was für niedrige Begriffe von Abwechslung Haſſes und Liebe eichtete man dem ſich ſelber ewig Gleichen an? Doch wie können die Menſchen ſeine Liebe verloren haben, wenn gleichwohl, wie der Dichter in der folgenden Zeile ſagt, durch die Erlöſung des Ewigen Wille geſchehen iſt? Kann der in des Königs Ungnade ſeyn, den der König glücklich zu machen beſchließt? Ich ſehe ein Labyrinth hier vor mir, in das ich den Fuß lieber nicht ſetzen, als mich mit Mühe und Noth herausbringen laſſen will.

„Vergebens erhub ſich
Satan wider den göttlichen Sohn; umſonſt ſtand Judäa
Wider ihn auf: er that's und vollbrachte die große Verſöhnung."

„Der Dichter ſagt an einem andern Orte von Jeruſalem, daß ſie die Krone der hohen Erwählung unwiſſend hinweggeworfen. Hat das jüdiſche Volk alſo Jeſum nicht für den, der er war, erkannt, wie es ihn denn wirklich nicht erkannt hat, wie kann es wider ihn aufgeſtanden ſeyn? Wie kann es ihn das große Werk auszuführen gehindert haben, von dem es nichts wußte? Alle Verfolgungen der Juden ſind der Abſicht Chriſti eher behülflich, als entgegen geweſen. Satan iſt im gleichen Falle. Er kannte den Meſſias nicht, er hielt ihn für nichts als einen ſterblichen Leben. Er wandte alles an, ihn zu tödten, und Chriſtus ſollte uns zu erlöſen getödtet werden. Was für einen mächtigen Feind hat alſo der Meſſias an ihm zu überwinden gehabt? Wenn ſich Satan der Kreuzigung Chriſti widerſetzt hätte, ſo hätte der Dichter ſagen können: „Umſonſt, er that's und vollbrachte die große Verſöhnung.“

„Man überſehe nunmehr dieſen erſten Theil des Einganges im Ganzen und ſage, ob Herr Klopſtock ſeinen großen Plan glücklich ins Kurze zu ziehen gewußt hat.“ —

O wie froh bin ich, daß ich einen Abſatz ſehe! Wenn ich nunmehr den Bogen zuſammenlege, ihn verſiegle und die Aufſchrift darauf ſetze, ſo iſt ja der Brief fertig. Nicht? Doch noch eins würde fehlen, und da iſt es: Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc. B**, den 20. December 1751.

Achtzehnter Brief.

An ebendenſelben.

Sie wundern ſich über die Veränderung meines Aufenthalts und beklagen ſich über mein Stillſchweigen. Der Grund von dieſem liegt in jener; der Grund von jener aber in hundert kleinen Zufällen, die zu klein ſind, als daß ich Sie mit Erzählung derſelben martern wollte. So viel können Sie gewiß glauben, daß unſere Freundſchaft nichts darunter leiden ſoll; und wie könnte ſie auch? Freunden, welche einmal getrennt ſeyn müſſen, kann es gleich viel ſeyn, welche Räume ſie trennen, wenn dieſe nur in Anſehung der Größe ungefähr eben dieſelben bleiben. Machen Sie Ihre Wohnung zum Mittelpunkte, ſo werden Sie finden, daß ich bloß den Ort in der Peripherie geändert habe, welches in Anſehung Ihrer ſo etwas kleines iſt, daß ich mich nicht länger dabei aufhalten werde. Mein Stillſchweigen wird ſich auch vergeſſen laſſen, wenn unſer Briefwechſel nur erſt wieder in den Gang kömmt. Ich habe aber hierzu um ſo viel mehr Hoffnung, weil ich hier eben ſo viel zu thun habe, als Sie; das iſt, auf der Gottes Welt nichts, ganz und gar nichts. — — Allein wie ſteht es mit der Kritik über den Meſſias? werden Sie fragen. Wo bleibt die Fortſetzung? — — Dieſe, glaube ich, wird wohl wegfallen. Meine Papiere ſind in eine ſolche Unordnung gerathen, daß ich die Zettel, worauf ich meine Gedanken geſchrieben, ſchon ganze Tage vergebens geſucht habe. Laſſen Sie aber ſehen, ob ich mir nicht die vornehmſten wieder in das Gedächtniß bringen kann. — —

Ich war bis auf die Anrufung gekommen. Ich fand ſehr außerordentliche Schönheiten darin, und ſo viel ich mich erinnere, war mir nicht mehr, als eine einzige Stelle anſtößig. Der Dichter bittet den forſchenden Geiſt, die Dichtkunſt mit jener tiefſinnigen einſamen Weisheit auszurüſten, mit der er die Tiefen Gottes durchſchaut. Erſtlich ſchien mir das Beiwort *forſchend* ſehr unwürdig und mit dem Prädicate *die Tiefen Gottes durchſchauen* in vollkommnem Widerſpruche. Ich glaubte, wo ein *Durchſchauen* Statt finde, höre das Forſchen auf, und das Forſchen ſelbſt könne wohl von einem endlichen Weſen, nicht aber von dem Geiſte Gottes geſagt werden. Zweitens, war ich mit der tiefſinnigen einſamen Weisheit, die eben dieſem Geiſte beigelegt wird, durchaus nicht zufrieden. Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, ob der Geiſt Gottes erſt zu Winkel gehen müſſe, wenn er nachdenken wolle? Ich gab mir ſelbſt die Antwort, daß tiefſinnig und einſam gleichwohl das höchſte wären, was man von der menſchlichen Weisheit ſagen könne, und daß wir von der göttlichen nicht anders als nach Beziehung auf jene reden könnten. Allein aus dieſer Antwort, welche doch die einzige iſt, die man wahrſcheinlicher Weiſe vorbringen kann, ſchloß ich eine gänzliche Unbrauchbarkeit der wahren Dichtkunſt bei gewiſſen geiſtigen Gegenſtänden, von welchen man ſich nicht anders als die allerlauterſten Begriffe machen ſollte. Einem philoſophiſchen Kopfe iſt ſchon das anſtößig, daß die Sprache für die Eigenſchaften des ſelbſtſtändigen Weſens keine beſondere und ihnen eigenthümliche Benennungen hat; wie viel anſtößiger muß es ihm ſeyn, wenn der Dichter dieſe Armuth zu einer Schönheit macht und überall ſeine ſinnlichen Vorſtellungen anzubringen ſucht? Den Ausdruck *die Weisheit Gottes*, iſt man ſchon gewohnt und man kann ihn, ſo uneigentlich, ſo ſchwächend er auch iſt, nicht entbehren; durch die Beiwörter *tiefſinnig* und *einſam* aber wird er noch weit uneigentlicher, noch weit ſchwächender.

Dieſer Anmerkung ungeachtet unterſtand ich mich zu behaupten, daß wenn der Verfaſſer des Meſſias auch kein Dichter wäre, er doch ein Vertheidiger unſerer Religion ſeyn würde, und dieſes weit mehr als alle Schriftſteller ſogenannter *geretteter Offenbarungen* oder *untrüglicher Beweiſe*. Oft beweiſen dieſe Herren durch ihre Beweiſe nichts, als daß ſie das Beweiſen hätten ſollen bleiben laſſen. Zu einer Zeit, da man das Chriſtenthum nur durch Spöttereien beſtreitet, werden ernſthafte Schlüſſe übel verſchwendet. Den bündigſten Schluß kann man zwar durch einen Einfall nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abſchneiden. Man ſetze Witz dem Witze, Scharfſinnigkeit der Scharfſinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, ſo ſuche man auf der andern Seite, ſie in alle dem Glanze vorzuſtellen, in welchem ſie unſere Ehrfurcht verdient. Dieſes hat der Dichter gethan. Das erhabenſte Geheimniß weiß er auf einer Seite zu ſchildern, wo man gerne ſeine Unbegreiflichkeit vergißt und ſich in der Bewunderung verliert. Er weiß in ſeinen Leſern den Wunſch zu erwecken, daß das Chriſtenthum wahr ſeyn möchte, geſetzt auch, wir wären ſo unglücklich, daß es nicht wahr ſey. Unſer Urtheil ſchlägt ſich allzeit auf die Seite unſers Wunſches. Wenn dieſer die Einbildungskraft beſchäftigt, ſo läßt er ihr keine Zeit, auf ſpitzige Zweifel zu fallen, und alsdann wird den meiſten ein unbeſtrittner Beweis eben das ſeyn, was einem Weltweiſen ein unzubeſtreitender iſt. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wenn die Arznei heilſam iſt, ſo iſt es gleichviel, wie man ſie dem Kinde beibringt. — — Dieſe einzige Betrachtung ſollte den Meſſias ſchätzbar machen und diejenigen behutſamer, welche von der Natur verwahrloſt ſind, oder ſich ſelbſt verwahrloſt haben, daß ſie die poetiſchen Schönheiten deſſelben nicht empfinden. Beſonders wenn es zum Unglücke Männer ſind, die bei einer Art Leute, welche noch immer den größten Theil ausmachen, ein gewiſſes Anſehen haben.

Ich habe oben geſagt, daß ich hier völlig müßig bin. Es iſt alſo kein Wunder, daß ich auf die allerwunderlichſten Einfälle gerathe. Ueber einen werden Sie gewiß lachen, wo nicht gar mit den Achſeln zucken. Ich weiß nicht, ob ich oder mein Bruder zuerſt darauf kamen; wir müſſen aber wohl beide zugleich darauf gekommen ſeyn, weil wir unſere Kräfte zur Ausführung deſſelben vereinigten. Wir mußten es oft genug hören, der Meſſias ſey nicht zu verſtehn und ich mußte mich oft genug auslachen laſſen, wenn ich ſagte, ich wollte, daß er noch ein wenig dunkler wäre. Man zeigte mir Stellen, gegen welche Orakelſprüche verſtändlicher ſeyn ſollten. Ich gab mir Mühe, ſie zu erklären und mußte hier und da die lateiniſche Sprache mit zu Hülfe nehmen, da es ſich denn dann und wann fand, daß man keine Mühe hatte, das in einem römiſchen Ausdrucke zu verſtehen, was man in einem deutſchen nicht verſtehen wollte. Was konnte alſo natürlicher ſeyn, als daß wir darauf fielen, ob es nicht möglich ſey, dieſen unſern gelehrten Landsleuten zum hören, das ganze Gedicht in lateiniſche Verſe zu überſetzen. Gedacht, verſucht, und ich wollte, daß ich hinzuſetzen könnte: verſucht, gelungen. Wir ſind ſchon ziemlich weit damit gekommen und wenn Sie wollen, ſo können Sie eheſtens eine Probe davon ſehen. Ich bin ꝛc.

Neunzehnter Brief.

An ebendenſelben.

Es iſt mir lieb, daß Sie mir Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und daß Sie mich nicht, als einen Verehrer des Meſſias, auch zu einem Verehrer derjenigen kleinen Witzlinge machen, welche durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieſer erhabnen Dichtungsart ich weiß nicht was für einen lächerlichen Anſtrich geben. Es giebt nur allzuviele, welche glauben, ein hinkendes heroiſches Sylbenmaaß, einige lateiniſche Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, ſie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiſte, welcher die erhitzte Einbildungskraft über dieſe Kleinigkeiten weg, zu den großen Schönheiten der Vorſtellung und Empfindung reißt, bemühen ſie ſich anſtatt erhaben dunkel, anſtatt neu verwegen, anſtatt rührend romanenhaft zu ſchreiben. Kann etwas lächerlicher ſeyn, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit ſeiner Schönen von Seraphinen ſpricht, und dort ein anderer in einem Heldengedichte von artigen Mädchen, deren Beſchreibung kaum dem niedrigſten Schäfergedichte gerecht wäre. Gleichwohl finden dieſe Herren ihre Anbeter und ſie haben, große Dichter zu heißen, nichts nöthig, als mit gewiſſen witzigen Geiſtern, welche ſich den Ton in allem, was ſchön iſt, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu ſtehn. Aber ſo geht es: wenn ein kühner Geiſt, voll Vertrauen auf eigne Stärke, in den Tempel des Geſchmacks durch einen neuen Eingang dringt, ſo ſind hundert nachahmende Geiſter hinter ihm her, die ſich durch dieſe Oeffnung mit einſtehlen wollen. Doch umſonſt; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor geſprengt hat, ſchlägt er es hinter ſich zu. Sein erſtaunt Gefolge ſieht ſich ausgeſchloſſen, und plötzlich verwandelt ſich die Ewigkeit, die es ſich träumen ließ, in ein ſpöttiſches Gelächter. — — —

Jezo gleich will ich vielleicht ein eben ſo ſpöttiſches Gelächter über die in meinem lezten Schreiben erwähnten Ueberſetzer des Meſſias erwecken. Hier haben Sie eine Probe; wir müſſen Ihnen aber gleich voraus ſagen, daß es die erſte und lezte ſeyn wird, weil wir dieſer unſerer Beſchäftigung ſchon wieder überdrüßig geworden ſind. Nicht ſo wohl weil ſie ein wenig ſchwer war, ſondern vielmehr weil uns ein Bekannt Nachricht gab, daß uns ſchon eine geſchickte Feder zuvor gekommen ſey. Da wir von fremder Arbeit immer die vortheilhafteſten Begriffe haben, ſo fürchten wir bei der Vergleichung zu verlieren. Doch urtheilen Sie ſelbſt, ob wir Urſache haben, uns zu fürchten.

Messias.

Carmen Epicum, liber primus.

Quam sub carne Deus lustrans terrena patravit
Crimine depressis, pandat mens æterna salutem:
Infelicis Adæ generi dum fœderis icti
Sanguine reclusit limitem cœlestis amoris.
Hoc fatum æterni. Frustra se opponere tentat
Divinæ proli Satanas: Judæaque frustra
Nititur. Est agressus opus, salutemque peregit.
  Ast, quæcunque pates, soli res cognita Jovæ,
Quæ iam mersa lates tenebris, arcana poësis?
Hanc in secessu, amoto rumore loquaci,
Ornasti, omnicreans Flamen, mihi redde sacratam:
Hanc, plenam igne pio, mansuris viribus auge,
Et mihi siste deum, tua quæ vestigia carpsit.
Hanc lacrimis gaudens, qua tu petis ima latebræ,
Armet, scrutator Flamen, sapientia vivax!
Ut mihi pandantur nebulis arcana remotis,
Dicenda ut digne valeam celebrare vulgo.
  Qui vos nobilitat, moveri, si nostis loquerer,
Dum terras adiit salutem conditor orbi
Tendite vati animos. Hoc tendor, [illegible] caterva
Nobilium? Dulci quæis non est carior alter
Fratre Deo, placido vultu quos læta sonantes
Opprimet usque animos revoluturi temporis ævi,
Hymnum audite meum! Vobis sacra via sit Hymnus.
  Haud procul urbe sacra, quæ se caligine sordens
Quassabat stupido delectus calce ruinam,
Quondam sede Dei, sanctiorum matre parentum,
Sacrilega fori manibus nunc sanguinis ara,
Haud procul hac, sese Messias [illegible] removit.
Tunc colubrice quidem, sed non perlatus honore,
Quem sine labe videt cordis penetralia scrutans.
Intrat serenus. Hic gressibus obvia turba
Substernit palmas! illic Hosanna resultat!
Frustra. Res laudis, nec res cognoscitur olli.
Nec, quod vibratum verbum patris ore benigno
Certa salus aderat, tenebris sentitur opertis.
Labitur sine Deus cœlo. Pollentia verba:
Demus clarator clarabitur! æthere missa,
Integri præsentis Jovæ documenta ministrant.
Ast qui se capiat, Numen, mens sordida spectans?
Hæc inter proprios Jesus accedere pacti.
Qui populo tristes, demissa voce per auras
Nequicquam attonitis, superas remearat ad oras,
Infimam merorem nullis cognatis monumentum,
Terrigenas, carum pectora, nihi montis pandi.
  Auroram versus, nanctam supereminet urbem
Mons, qui culminibus doctorum sæpe patronum
Condiderat, velati templi penetralibus imis.
Sub patris aspectu nocturna silentia longos
Ducentem precibus. Montem concessit in illum;
Nec comes ire negat vatum monumenta Ioannes
Visurus, placidam, divini imitator amici,
Ut noctem sacris orans duraret in antris.
Illinc Messias superat fastigia. Flamma
Proximus en cinctum! veniens de monte Moria
Quæ placabat adhuc, vili sub imagine, patrem.
Spargit olens gelu circum, dum mollior aura
Ora, velut lenem prodenti murmure, lambit.
Messiæ famulans aulæ cœlestis alumnus,
Aethereis dictus Gabriel, sub tegmine cedri
Halantis cessans voluit secum spes salutem
Instauratam orbi cœlique tropæa, redemptor
Obvius ut patri tacito pede præterit illum.
Speratum Gabriel non nescit surgere tempus;
Obstupet, exultat; suavis vox excidit ore:
  Num, divine, patri supplex, eludere somnum
Gaudes, an lassis mulcentem admittere membris?
Ibo immortali capiti, sis, strata paratum.
En viridans proles cedri sua brachia tendit,
Ambrosiamque frutex tendit. Propullulat imo
Montis silens muscus vatum monumenta pererrans.
Hic divine tibi, concedas, strata parabo.
Insanies operi quis languor colliget artus!
Quo mortale genus tolerans dignaris amore!
  Dixit. Ad hunc Jesus clementia lumina torquet,
Stans gravis in summo montis pulsantis Olympum.
Hic Deus. Hic orat. Terris iam magnus ab imis
Auditur clangor, volventes infima plausus
Antra strepunt, pulsu vocis commota potentis.
Haud vocis, quæ dira polis trepidantibus, igne
Nubibus abrepto tonitruque fragore, precatur;
Sed blandæ illius, quæ nil nisi spirat amorem,
Qua telluri olim paradisi forma redibit.
Circuitu migrant per amœna crepuscula colles,
Non secus ac hilares hortus iam cingat Eous.
Quæ Jesus, alta tantum vi numinis ipse
Atque sator penetrant. Homini datur ista referre.
  Tandem, summe parens, tot fœderis atque salutis
Advenit: æternum sacra tot majoribus oravi,
Orat ipse primo, sortis quod prole patrasti.
Surgens illa mihi radiis resplendet iisdem,
Qualis olim vastam seriem penetrantibus ævi
Resplendens avidis oculis prærepta placebat.
Prona labe vias obstructi pandere cœli.
Tunc tribus unus erat, quod nosti, fervor amoris.
Regnantes per inane silens nodumque crepido.
Pulsi ardore sacro, quod nondum traxerat auras,
Sede genus celsa contemplabamur egenum.
Heu miseros genitus! Heu quondam nostra catenam
Effigiem nostri, nunc cunctis criminis lusam!
Vidi infelices! Vidimus nos lacrymantem!
Tunc tu: rursum homines lateremus imagine divos!
Sanguinis hinc nativum est fœdus penetrabile nulli,
Et typum ad æternum reparanda creatio manet.
Scis divine sator, testamur sidera cœli.
Hunc operi immenso quondam ego sponte dicatum
Flagrarem, nostrum mortis involvere membris:
Heu, quoties tellus se multo sudore moliam
Speravi exultans! Et in nostra terra Latina,
Et [illegible] quoties, lustro sanguine sacri

Foederis humani, rutantis lumina lux!
Nunc quae perfusam animam mihi dulce tremente
Gaudia! — —

Doch genug, mein Herr. Ich ſollte meinen, daß hundert und mehr Verſe zu einem Anbiſſe mehr als zu viel wären. Vielleicht werden Sie ihrer nicht gähnend leſen. Ich bin ꝛc. B**. 1752 im Februar.

Zwanzigſter Brief.

An den Herrn H.

Sie bekommen hier das Schreiben des Herrn Diderot über die Tauben und Stummen wieder zurück. Ein kurzſichtiger Dogmaticus, welcher ſich vor nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche ſein Syſtem ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrthümer aus demſelben zu klauben wiſſen. Diderot iſt einer von den Weltweiſen, welche ſich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als zu zerſtreuen. Ueberall wo ſie ihre Augen hinfallen laſſen, erzittern die Stützen der bekannteſten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor ſich zu ſehen glaubte, verliert ſich in eine ungewiſſe Ferne. Sie führen uns

In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit:

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düſtern Throne der Lügen leiten. Geſetzt auch ein ſolcher Weltweiſe wage es, Meinungen zu beſtreiten, die wir gebilligt haben. Der Schade iſt klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man ſie nennen will, werden der Geſellſchaft eben ſo wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menſchen unter das Joch der ihrigen bringen wollen. — — Es geht ja ohnedem nicht an. Wie viel Höflichkeiten, wie viel Wein ließ es ſich der Herr** nicht geſtern koſten, daß wir ſeine Verſe eben ſo vortrefflich finden ſollten, als er? — — Thaten wir es? Ich bin ꝛc. B** 1751.

Einundzwanzigſter Brief.

An den Herrn E.

Ich habe geſtern von L** eine ſehr traurige Nachricht erhalten. Der Freund, deſſen ich ſo oft gegen Sie erwähnt habe, iſt auf der Reiſe in ſein Vaterland geſtorben. Es geht mir nahe, wenn ich bedenke, in was für Geſinnungen von mir er vielleicht geſtorben iſt. Nach einer langen ununterbrochnen Freundſchaft mußte uns eine Kleinigkeit entzweien, welcher meine Abweſenheit am meiſten zu ſtatten kam. Doch dieſe Kleinigkeit war es nicht allein, die ihn wider mich aufbrachte. Wehe euch die ihr mit Verleumdungen ſein Bett umlagert hieltet! Euch müſſe es nie gelingen, einen Freund zu finden; oder wenn ihr ihn ja gefunden hättet, ſo müſſe ihn auf einmal, ohne euer Verſchulden, Haß und Rache wider euch erfüllen! Und in dieſem Augenblicke müſſe er ſterben, um euch in jener Welt mit einem ſchrecklichen Geſichte zu erwarten! Ich würde die ſtrengſte Gerechtigkeit zwiſchen mir und ihm zum Richter haben nehmen können, und ich weiß gewiß, ſie würde für mich geweſen ſeyn. Doch er iſt todt, und ſein Tod macht ihn in meinen Augen von allen Vorwürfen frei und mich allein ſchuldig. Ich mag ihn wirklich, oder nur ſeiner Einbildung nach beleidigt haben; genug er iſt beleidigt. Er iſt es, und ich muß ihn verſöhnen. Aber wie? Möchten mir doch die Worte des Horaz: placantur carmine manes, nicht umſonſt eingefallen ſeyn! Möchte es doch wahr ſeyn, daß dieſes das Mittel wäre! Doch es ſey es, oder ſey es nicht; ich werde wenigſtens eine Art des Troſtes und der Beruhigung darin finden. Schon ſammle ich die traurigſten meiner Gedanken, und bald entwerfe ich ſein Bild, das ich ſo eifrig nicht würde entworfen haben, wenn wir uns nicht entzweit hätten. Schon iſt mein ganzer Kopf dazu vorbereitet, und ſchon geſtern hab ich ihm, oder wenn Sie lieber wollen, meiner Muſe, lange und ſchwere Harmonien befohlen.

Die ich dich nur dem Chor unſchuld'ger Scherze raubte,
Und ſchwer beklemmt zu bangen Klagen rief,
Die Roſen reiß, o Muſe, von dem Haupte,
Das geſtern noch im Schooß der frohen Jugend ſchlief,
Und aus der finſtern Rechte
Den fürchterlichen Stab,
Den, als der Pluto jüngſt in Libers Laube zechte,
Dir der beſänftigte Wirth zum Freundſchaftspfande gab,
Laß ſchnell, der Weſte Spiel, das flatternde Gewand,
In ſchmuckunachtſame Falten!
Und trenn mit ungeſtümer Hand
Die Perlenſchnur, beſtimmt das güldne Haar zu halten.

Nun nimm ſie hin, die mit getreuen Saiten,
Und ſtimme ſie zum Trauerton herab,
Zum Ton geſchickt die Seufzer zu begleiten,
Und fromm zu ſchallen um ein Grab.

Sollten Sie nicht glauben, daß ich Sie für meine Muſe hielte? Verzeihen Sie meiner Zerſtreuung und erlauben, daß ich von Ihnen auf einige melancholiſche Wochen, welche mir die ſüßeſten von der Welt ſeyn ſollen, Abſchied nehmen darf. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Zweiundzwanzigſter Brief.

An den Herrn D.

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß meine Reden einen ſolchen Eindruck haben könnten. Ich erinnere mich ganz wohl, daß man in der Geſellſchaft, in welcher ich Sie das erſtemal zu ſprechen die Ehre hatte, und von welcher wir, wenn es anders Ihr Ernſt iſt, die Epoche unſerer Freundſchaft zu rechnen anfangen wollen, daß man, ſage ich, damals das Geſpräch auf die neueſte Geſchichte wandte, und daß ich in dem ganzen Umfange derſelben keine Begebenheit anzutreffen erklärte, welche mich mehr gerührt habe, als die Enthauptung des Herrn Henzi in Bern. Ich konnte mich nicht enthalten, den vortheilhaften Begriff zu verrathen, den ich mir von ihm, theils aus den öffentlichen Nachrichten, theils aus mündlichen Erzählungen gemacht hatte. Ich behauptete ſogar, daß er einen würdigen Helden zu einem recht erhabenen Trauerſpiele abgeben könne; und ich hatte das Vergnügen, daß Sie mir nach einigem Wortwechſel beifielen. Wie viel größer aber iſt das Vergnügen, welches Sie mir durch Ihre Zuſchrift gemacht haben? Ich finde den deutlichſten Beweis darin, daß Sie mir nicht aus Höflichkeit, ſondern aus Ueberzeugung beigefallen ſind, und daß Sie meine Geſinnungen nicht ſo wohl gebilligt, als vielmehr angenommen haben. Als ein Geiſt, der ſich gleich Anfangs mit etwas wichtigen zeigen will, überſenden Sie mir einen Plan, wie unſer Held wohl am glücklichſten auf die Bühne zu bringen ſey. Er macht Ihrer Kritik und Ihrem Genie Ehre, und wenn ich mich in die Beurtheilung deſſelben einlaſſen wollte, ſo würde ich überall nichts zu ſagen finden als: das iſt ſchön, das iſt regelmäßig, ob ich gleich dieſes ſo, und jenes anders eingerichtet zu haben bekenne. Denn ich muß es Ihnen nur geſtehen, daß ich mir einen gleichen Plan gemacht habe, und zwar noch ehe ich die Ehre hatte, mit Ihnen davon zu ſprechen. Ich habe ſogar angefangen, ihn auszuführen, und ich bin nicht übel Willens den erſten Aufzug meinem Briefe beizulegen. Und warum nicht? Er wird mir die Mühe erſparen, meine Einrichtung weitläuftig zu erklären, und ich werde am Ende nichts nöthig haben, als einige allgemeine zu meiner Entſchuldigung dienende Anmerkungen beizufügen. Hier iſt er; ich muß Sie aber erſuchen, daß Sie das Uebrige meines Briefes erſt nach ihm leſen, weil ich mich nachgängig darauf beziehen werde — —

Samuel Henzi.

Ein Trauerſpiel.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Henzi. Wernier.

Henzi kömmt in tiefen Gedanken und wendet ſich plötzlich um.

Wer folgt mir? — Liebſter Freund, biſt du's? — Wen ſuchſt du? — — Mich?
Du folgſt mir nach? — — Warum?

Wernier.

Und warum wundert's dich?
Hat mich nicht Henzi ſtets mit offnem Arm empfangen?
Nun jetzo fragt er mich, was ich ihm nachgegangen?
Ich ſah erſtaunt, daß er ſo früh aufs Rathhaus ging,
Sich mit ſich ſelbſt beſprach, das Haupt zur Erde hing;
Ich ſah, daß Zorn und Gram ſo Blick als Schritt verriethen,
Ob ſie der Neugier gleich ſich zu entfliehn bemühten.
Der Anblick drang ans Herz — — Was quält den edlen Geiſt?
Ich floh ihm nach, und ſeh — —

Henzi.

Was?

Wernier.

Daß es ihm verdreußt.
Ach! bin ich nicht mehr werth ſein Unglück mit zu tragen?
Iſt er nicht Freund's genug mir's ungefragt zu ſagen?
Hab ich's an ihm verdient, daß er ſo grauſam iſt,
Und mir den ſüßen Weg zu gleichem Gram verſchließt?
Bedenke, wie wir da uns brüderlich umfaßten,
Als wir, zu patriotiſch, die Haſſenswerthen haßten,
Als unterdrücktes Recht, als unſer Vaterland
Den zu beſcheidnen Mund kühn, doch umſonſt, entband.
Bern ſeufzet noch wie vor. Die Helden ſind vertrieben;
Doch iſt ihr beſter Theil in dir zurück geblieben.
Bern ſieht allein auf dich. Bern hofft allein von dir
Freiheit, und Rach und Wohl. Drum Henzi, gönne mir
Das unermeßne Glück, wenn dich die Nachwelt nennet,
Daß ſie mich als den Freund von ihrem Schutzgott kennet.
Wie aber? — — Schweigſt du noch? — — Du ſiehſt mich traurig an?
O daß mein ſchwacher Geiſt dich nicht errathen kann!
O könnt ich göttlich jetzt in deine Seele blicken,
Und was du mir verhehlſt dir unbewußt entrücken!
O ſtünde mir dein Geiſt ſo frei wie dein Geſicht,
Und ſchlöß ich dann daraus, was jede Miene ſpricht!
Ich gäbe, könnt es ſeyn, dein Mißtraun zu beſtrafen,
Mein Leben zehnmal hin, dir Ruhe zu verſchaffen.
Zu meiner Rache dann erführeſt du nimmermehr,
Wer dir den Dienſt gethan, daß ich, dein Freund, es wär'.
Ja Henzi, könnteſt du dich nicht erkenntlich zeigen,
Ich weiß, es ſchmerzte dich, wie mich dein Stillſchweigen.
Erwäge, geſtern ſchon wichſt du mir liſtig aus,
Und flohſt, mich nicht zu ſehn — — o Gott! — — in Dücrets Haus.
So mußte Dücrets Haus dich von dem Freund befreien?
So hatteſt du mich mehr, als dieſes Haus zu ſcheuen?
Des Scheuſals unſres Staats? Warum nahm Bern ihn ein?
Wird ihm Bern heiliger als Genf und Frankreich ſeyn?
Doch — — du kehrſt dich von mir? Du willſt mich — — auch nicht ſehen.
Freund! — — Henzi! — — doch umſonſt! — — Henzi! Vergebens Flehen!
Sprich! Sage was dich quält? Warum beſchwer ich dich?
Was ſuchſt du hier ſo früh? Wie? Du verläſſeſt mich?
Wie? Soll ich dich etwan — — ſoll ich dich kniend bitten?

Henzi.

O Gott! o welcher Kampf! Was hat mein Herz gelitten!
O Freund, dein edler Geiſt iſt größres Glücke werth,
Als, daß zu ſeiner Pein, er meine Pein erfährt.
Was nutzt mir's, daß mein Freund mit mir gefällig weine?
Nichts, als daß ich in ihm mir zweifach elend ſcheine.
Frei, fröhlich, ungequält hab ich dir ſonſt gedeucht;
Denn ſich verſtellen iſt bei kleinen Uebeln leicht.
Warum haſt du in mich jetzt tiefer blicken müſſen,
Und mir der Freudigkeit erborgte Larv' entriſſen?
O wär es ſelbſt vor mir, wornach du fragſt, verſteckt!
Liebt ich dich weniger, hätt ich dir mehr entdeckt.
Du weißt es Zeit genug, wenn du es dann wirſt wiſſen,
Wann wir, ſteht Gott uns bei, die Frucht davon genießen.
O Bern! o Vaterland! — — — doch ſchon zu viel geſagt!
Freund, habe nichts gehört! — — Freund, habe nichts gefragt!
Noch warte bis der Tag — — nur dieſer Tag vergangen,
Nur morgen, liebſter Freund — —

Wernier.

Wär ich für Gram vergangen.
O Bern? O Vaterland? Ja, ja, dein großer Geiſt,
Für Bern erzeugt, weiß nicht, was mindre Sorge heißt.
Wie ſelig, Henzi, iſt's, fürs Vaterland ſich grämen,
Und ſein verlaßnes Wohl freiwillig auf ſich nehmen.
Doch ſey nicht ungerecht, und glaube, daß in mir
Auch Schweizer Blut noch fließt, und wirket wie in dir.
Theil' deine Laſt mit mir. Kann ich gleich minder faſſen,
So kann ich doch wie du, für Bern mein Leben laſſen.
Nicht morgen, heute noch, eröffne mir die Bahn,
Worauf ich unter dir, Bern und dich rächen kann.

Henzi.

O ſage nichts von mir. Enterbt von Amt und Ehre,
Ertrüg ich mein Geſchick, wenn's einzig meines wäre.
Wär jedes Amt im Staat mit einem Mann beſtellt,
Der dienen kann und will; ich ſpräch als jener Held:
Glückſelig Vaterland! du kannſt mich nicht verſorgen,
Der Helden ſind zu viel; und bliebe gern verborgen.
Allein, wenn Eigennutz den kühnen Rath belebt,
Und wenn den Grund des Staats die Herrſchſucht untergräbt;
Wenn, die das Volk gewählt zu ſeiner Freiheit Stützen,
Den anvertrauten Rang gleich ſtrengen Sceptern nützen;
Wenn Freundſchaft ſtatt Verdienſt, wenn Blut für Würde gilt;
Wenn der gemeine Schatz des Geizes Beutel füllt;
Wenn man des Staates Fleh'n, der ſie aus Gunſt erkohren,
Der nur aus Nachſicht fleht, empfängt mit tauben Ohren;
Wenn wer der Freiheit ſich das Wort zu reden traut,
Zum Lohn für ſeine Müh ein ſchimpflich Elend baut;
Freiheit! wenn uns von dir, du aller Tugend Same,
Du aller Laſter Gift, nichts bleibet als der Name:
Und dann mein weichlich Herz gerechten Zorn nicht hört,
So bin ich meines Bluts — — ich bin des Tags nicht werth.

Wernier.

Jetzt red'te Henzi! Freund, ich fühl es, was er ſagte.
O wer gleich Brute denkt, ſich auch gleich Brute wagte.
Freund, du verſtehſt mich ſchon. Doch, ſieh hier meine Hand!
Gönn' ihr den ſüßen Stoß, wenn du vor Blut dich grauſt.
Glaub mir, noch heute kann ich hundert Brüder haben.

Wenn du — — wenn Henzi nur ſich will mit uns verbinden.
Du weißt, was jetzt den Rath mit bangen Warten quält
Vielleicht daß dieſer Streich geſchwind und glücklich fällt
Vielleicht, daß das Geſchick, das noch den Wüthrich ſtützet
Zum Wohl des Vaterlands verſchworne Helden ſchützet.
Denn noch iſt nichts entdeckt, als was ein dunkles Blatt
Von Mannſchaft und Gewehr kaum halb verrathen hat.
So bald man Freiheit! Bern! als ihre Löſung höret,
Muß ich der erſte ſeyn, der das Geſchrei vermehret.
O hört ich's heute noch! Und Henzi rief mit mir!
Und Bern wär heut' noch frei und frei gehorcht es dir!
Warum kenn' ich ſie nicht und trage gleiche Bürde,
Daß mir des Staates Wohl wie ihnen ſauer würde,
Daß ich auch einſt mit Ruhm zu'n Kindern ſagen kann:
„So ſauer ward es mir! mein Leben wagt ich dran,
Daß ich euch mein Geſchlecht als Freie könnte küſſen.
Seyd ſtark und laßt dieß Glück auch euer Kind genießen.“

Henzi.

Du willſt ſie kennen?

Wernier.

Ja.

Henzi.

So kenn' ſie dann in mir!

Wernier.

O red'te Henzi wahr!

Henzi.

Kenn' ſie in mir!

Wernier.

In dir?
Und haſt mir nichts geſagt? Mußt ich in deinen Augen
Der Freiheit ſonſt zu nichts, als ſie zu wünſchen taugen?
Freund, ungerechter Freund! — — Doch ich vergeß es ſchon,
Du haſt mir's noch entdeckt. Freund, hier nimm deinen Lohn!

Er umarmt ihn.

Doch eile, lehre mich, wer? wo ſind deine Glieder?
Sind ſie des Hauptes werth? Sind's meiner würd'ge Brüder?
Wie weit iſt's? Iſt ihr Zweck mehr als Bern zu befrei'n?
Doch, du regierſt das Werk, wie kann's zu tadeln ſeyn?
Vergieb dem ekeln Stolz, der gern nichts wagen möchte,
Als was ihm Ruhm und Bern die alte Hoheit brächte.

Henzi.

Beſorge nichts, auch uns iſt nicht die Ehre feil,
Auch unſer Endzweck iſt nichts ſchlechters als Berns Heil.
Der Gott des Vaterlands, der unſern Schwur vernommen,
Von dem, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreimal mächt'ge Gott ſtraf uns und unſer Kind,
Wenn ſein allſehend Aug' uns eigennützig findt;
Wenn wir die Tyrannei nur darum rächen wollen,
Daß unſre Brüder ſie in uns vertauſchen ſollen;
Wenn nach vollbrachter That — — doch ſo weit komm' es nie,
Sind wir ſo raſend frech, dann mehr zu ſeyn als ſie.
Fueter, Richard, Wyß, die ehrenvollen Namen,
Der unverfälſchte Reſt vom freien Schweizer Samen,
Die weder Stand noch Glück zum Pöbel niederdrückt,
Den Freiheit kaum ſo lang, als ſie neu iſt, entzückt,
Die ſind's und andre mehr, die heut im Muth es wagen,
Dem ungerechten Dienſt ihm drohend aufzuſagen.
Sieh! darum bin ich hier. Ich führ' für ſie das Wort — —

Wernier.

Und morgen zieht ihr dann aus Bern vertrieben fort.
Wie? mehr vermögt ihr nicht? Ohnmächtiges Beſchwören!
Euch, und im Drohen ſtark, wird keine Otter hören!
Ja führe nur das Wort! donnre wie Cicero,
Du weißt es, wie er ſtarb, vielleicht ſtirbſt du auch ſo.
Den Wüthrichen das Recht keck unter Augen ſetzen,
Giebt unglückſel'gen Stoff, daß ſie's nur mehr verletzen.
Beſinn dich, wie es ging, nun iſt's das fünfte Jahr — —
Nein, wenn der Nachdruck fehlt, ſo unterlaßt's nur gar.

Henzi.

Auch dieſen haben wir. Bewährt zum nahen Streite
Steht uns bei Tauſenden das Landvolk treu zur Seite.
Fueter wacht am Thor und läßt es heut noch ein;
Denn länger als den Tag ſoll Bern nicht dienſtbar ſeyn.
Ich ſelbſt kann tauſend Mann mit Flint und Schwert bewehren,
Die bei dem erſten Sturm ſich muthig zu uns kehren.
Und zweifelſt du, wenn uns der Ausbruch nur gelingt,
Daß nicht Berns beſter Theil zu unſrer Fahne dringt?
Doch alles wird man eh, als dieſes äußre wagen.
Den Fleck des Bürgerbluts kann kein Schwert rühmlich tragen.
Drum wollte Gott, der Rath vernähm uns heute noch!
Denn heute noch iſt's Zeit, und linderte ſein Joch,
Und gönnte ſich den Ruhm, der keinen König zieret,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regieret.
Dieß macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht,
Kein Menſchen ähnlich Herr, von Gott verdammt zum Knecht.
Freund, kann es möglich ſeyn, daß die ſich glücklich ſchätzen,
Die unverſchämt ſich ſelbſt an Gottes Stelle ſetzen?
Daß der vor Scham nicht ſtirbt, der überzeugt kann ſeyn,
Kein Herz räumt ihm die Ehr, die er ſich raubet, ein?

Wernier.

So weit denkt kein Tyrann. Er ſchätzt ſich g'nug verehret,
Wenn ſich ein ſcheuer Blick vor ihm zur Erde kehret.
Doch, welche Luſt, o Freund, erfüllt mein bebend Herz,
Empfindbar dem allein, der mit gerechtem Schmerz
Für Bern in Thränen floß, und flehte Gottes Rechte,
Daß ſie uns einen Held zum Rächer rüſten möchte.
Hier ſteht er denn in dir. Aus Ehrfurcht nenn' ich dich
Nun nicht mehr meinen Freund.

Henzi.

Freund, ſo beſchämſt du mich?

Wernier.

Nun wohl, komm, eile dann, den Helden mich zu zeigen.
Wo ſind ſie? — Komm! — Du bleibſt? — Du ſchweigſt? — Was ſagt das Schweigen?

Henzi.

Freund dieß verlange nicht.

Wernier.

Wie? Komm doch! Soll ich nun
Den Schwur, den ſie gethan, nicht dir und ihnen thun?

Henzi.

Ich trau dir ohne Schwur.

Wernier.

Allein ich will ſie ſehen.

Henzi.

Du wirſt, wenn du ſie ſiehſt, erzürnt von ihnen gehen.

Wernier.

Fueter, Richard, Wyß — — die ſollten's, ſprachſt du, ſeyn.
Sind ſie es nicht?

Henzi.

Sie ſind's, doch ſind ſie's nicht allein.
Es hat ein Ungeheu'r ſich unter uns gedrungen,
Der flücht'ge Rottengeiſt, verflucht von tauſend Zungen.
Und nach Verdienſt verflucht, den nicht die Sorg' um Staat,
Den Rach' und Grauſamkeit uns zugeführet hat;
Der die Tyrannen haßt, nur um Blut zu vergießen.
Und den, o hart Geſchick, wir doch erhalten müſſen.

Sieh! das macht meinen Gram. Ich ſcheu' den tollen Geiſt,
Der uns vielleicht mit ſich in ſein Verderben reißt.

Wernier.

Wer iſt's?

Henzi.

Er, der, wohin er kam, die Ruhe ſtörte,
Der jüngſt mit frecher Stirn dein Kind zur Eh' begehrte.

Wernier.

Wer? Dücret?

Henzi.

Eben der.

Wernier.

Der ehrenloſe Mann?
Was geht Fremdlingen Bern und unſre Freiheit an?
O ſpeit ihn aus von euch! daß er die beſte Sache,
Die beſten Bürger nicht durch ſich verdächtig mache.
O ſpeit ihn aus von euch! Nehmt mich an ſeine Statt,
Der mindre Bosheit zwar, doch gleiche Kühnheit hat.
Wer wird ſich lieber nicht zur Sclaverei bequemen,
Wenn er die Freiheit ſoll von Dücret's Händen nehmen?
O heute ſtoßt ihn noch — —

Henzi.

Und ſo verlangſt du wohl,
Daß er uns heute noch mit Bern verrathen ſoll?
Sonſt wär' es längſt geſchehn — —

Wernier.

O dem iſt vorzubeugen.
Mein Arm lehrt ihn geſchwind ein ewig Stilleſchweigen.

Henzi.

Nur gleich getödtet? Freund, wenn wir ſelbſt uneins ſind — —
Doch, hör' ich recht? Er kömmt. Verlaß mich! Geh! Geſchwind!
Ich hab' ihn her beſtellt. Ich will dich wieder finden.
Geh! und laß deinen Zorn die Klugheit überwinden.

Anderer Auftritt.

Henzi. Dücret.

Henzi.

Er hat ihn doch geſehn.

Dücret.

Ha! alles ſteht uns bei.
Hat Henzi Muth genug, ſo ſind wir morgen frei.

Henzi.

Ein Geiſt wie du hat ſtets die Vorſicht ausgeſchlagen.
Was wüßteſt du auch mehr, als tollkühn dich zu wagen?
An Muthe fehlt mir's nicht. Doch an Bedacht fehlt's dir.

Dücret.

O an Bedacht! Doch ſprich, war Wernier nicht hier?
Vertrauſt du dich dem auch?

Henzi.

Kann ich mich dir vertrauen,
So kann ich doch wohl auch auf einen Berner bauen.

Dücret.

Trau, Henzi, traue nur, bis du verrathen biſt.
Was hilft's ein Berner ſeyn, wenn man ein Sclave iſt?
Ich kenn' ihn mehr als du. Er iſt dem Rath gewogen,
Sonſt hätt' er längſt mit mir ein feſtes Band vollzogen.
Warum nimmt er mich nicht zu ſeinem Tochtermann?
Weil er den Feind des Raths in mir nicht lieben kann.
Denn ſo klein bin ich nicht, daß eine tolle Liebe
Den Haß der Tyrannei aus meiner Bruſt vertriebe.
Er hebt vielleicht ſein Kind für einen Rathsherrn auf — —

Henzi.

O laß der frechen Zung' nicht allzuſehr den Lauf.
Schon' mich in ihm! Er iſt mein Freund.

Dücret.

Das kann man hören.
Die Wahrheit würd'ſt du mir ſonſt nicht zu ſagen wehren.

Henzi.

Er haßt den Rath und dich. Nur haßt er dich noch mehr.
Doch ſchweig davon — — Kommt bald Wyß und Fueter her?
Ich habe vieles noch mit ihnen zu beſchließen — —

Dücret.

So wird auch dieſer Tag wohl ungebraucht verfließen.
Es iſt g'nug überlegt. Wag', was man wagen muß,
Und kröne durch die That des langen Zauderns Schluß.
Komm' mit mir aus der Stadt, das Landvolk zu verſtärken,
Und zeige dich die Nacht mit blut'gen Wunderwerken.
Erſchrecke, morde, brenn', vertilge Kind und Haus,
Und löſch' mit Feu'r und Schwert Berns Schimpf und Knechtſchaft aus.
Du ſchütterſt? — — Feiger Mann — —

Henzi.

Nur feig in Grauſamkeiten.
Geh', Unthier, deine Wuth ſoll mich vom Recht nicht leiten.
Weißt du, ob Gott nicht ſelbſt an unſre Freiheit denkt,
Er, der der Großen Herz wie Waſſerbäche lenkt,
Daß ſich der harte Rath auf unſer Flehn erweichet,
Und dann am größten wird, wann er dem Bürger gleichet?
Verdienen ſie den Tod, ſo hat Gott ſeinen Blitz.

Dücret.

Auf ſo was kleines ſieht er nicht vom hohen Sitz.
Er hat von Sorgen frei, Tyrannen zu beſtrafen,
Empfindlichkeit und Wuth und Stahl und Fauſt erſchaffen.

Henzi.

Schweig' Läſtrer! Ich erweis an dir ſonſt mit der That,
Warum er, was du nennſt, allein erſchaffen hat.
Biſt du nicht haſſenswerth?

Dücret.

Nun wohl, man mag mich haſſen,
Darf ſich mein freier Geiſt nur nicht gebieten laſſen.
Ich bin ſchadlos genug. Sey du die Luſt der Welt,
Und dien', gerechter Mann, ſo lang' es dir gefällt.

Henzi.

Fein höhniſch! Dienſt du nicht, wenn du den Laſtern dieneſt?

Dücret.

Wie lehrreich! Dienſt du nicht, wenn du dich nichts erkühneſt?
Was ſoll dir dann die Macht?

Henzi.

Durch ſie Bern zu befrein,
Den Rath zu nöthigen, groß und gerecht zu ſeyn.
Er bleibe, was er iſt, wenn er uns nicht mehr drücket,
Wenn Dienſt und Regiment zum gleichen Theil beglücket,
Wenn er als ſeinen Herrn erkennt das Vaterland
Und iſt nur, was er iſt, des Volkes Mund und Hand
Wie gern wird Bern alsdann in ihm ſich ſelber lieben — —

Dücret.

Und er die Tyrannei nur etwas feiner üben.
Du haſt Verſtand genug zu einem Rädelsmann,
Doch Tugend allzuviel.

Henzi.

Die man nie haben kann.

Dücret.

Wer iſt je ohne Blut der Freiheit Rächer worden?
Wer ſich zu dienen ſcheut, der ſcheu ſich nicht zu morden.
Die Noth heißt alles gut. Sie hebt das Laſter auf;
Und bald wird's Tugend ſeyn, folgt Glück und Sieg nur d'rauf.
Wer Unkraut tilgen will, darf der die Wurzeln ſchonen?
Sie wird die güt'ge Hand mit neuer Mühe lohnen.
Drum ſoll die Nachwelt auch durch uns geborgen ſeyn.
Und wollen wir in uns auch unſer Kind befrein,

So muß die Tyranney und der Tyrann erliegen,
Denn nur durch deſſen Tod iſt jene zu beſiegen.
So denkt Fueter, Wyß, ſo denkt Richard und ich,
Und deine Gütigkeit ſcheint allen hinderlich.
Sieh, Henzi, dieſes Blatt läßt dir die Namen wiſſen,
Die alle dieſe Nacht durch uns erkalten müſſen.
Nimm. Lies es. Folget mir, geht heute nicht in Rath;
Weil er ohndem Verdacht, obgleich auf uns nicht hat.
Lies nur, doch laß dich nicht der Namen Menge ſchrecken
Ihr ſchneller Tod wird uns die Freiheit auferwecken.
Was wagt man — —

Henzi lieſt.

Steiger? Wie? Der ſoll der erſte ſeyn?
Der redlichſte des Raths? Das geh ich nimmer ein.
Soll das gerechte Haupt der Glieder Frevel büßen?
Ihn hat Freundſchaft und Blut dem Vaterland entriſſen.
Er kann Berns Vater ſeyn. Bern ſeufzet noch um ihn.
Drum laß uns ihn dem Schimpf, ſein Herr zu ſeyn, entziehn.

Dücret.

Wohl! durch den Tod.

Henzi zerreißt das Blatt.

Da nimm die unglückſel'ge Rolle
Und ſage deiner Brut — — —

Dücret.

Daß Henzi dienen wolle?
Daß ihm des Feindes Blut wie ſeines koſtbar iſt?
Daß er des Staates Wohl um Steigers Wohl vergißt?

Henzi.

Ja Raſender! Geht zornig ab.

Dritter Auftritt.

Dücret.

Er geht? Henzi! Henzi! Verräther!
Ha! deiner Weichlichkeit ſchien ich ein Miſſethäter?
Wer? Steiger? Steiger find't an Henzi ſeinen Freund?
Er ſoll dem Tod entfliehn? Er? Mein geſchworner Feind?
Aus Rache gegen ihn hat Dücret ſich verſchworen — —
Und ſollt er Henzi's Bruſt mit ihm zugleich durchbohren —
Die Rache ſey vollführt! Und weh dem Hinderniß!
Ha! Steiger! nur Geduld! die Rach' iſt allzu ſüß.

Geht ab.

Zweierlei, mein Herr, werden Sie gleich Anfangs bemerkt haben, daß ich nämlich die Bühne in einen Saal des Rathhauſes verlege, und daß ich die Handlung mit dem Tage anfangen laſſe. Jenes thue ich, die Einheit des Orts zu erhalten, wenn ich etwa kühn genug ſeyn ſollte, in den folgenden Aufzügen die Rathsverſammlung ſelbſt und meinen Helden vor ihr redend zu zeigen; man würde alsdann nichts als den innern Vorhang aufziehen dürfen. Das andere habe ich deßwegen für gut befunden, damit die Vorfälle einander nicht allzuſehr drängen und dadurch unnatürlich ſcheinen möchten. Gewiſſe große Geiſter würden dieſe kleine Regeln ihrer Aufmerkſamkeit nicht würdig geſchätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunſt, müſſen uns denſelben nun ſchon unterwerfen. Aber wird man nicht das ſchon für eine Uebertretung der Regeln halten, daß der Stoff unſers Trauerſpiels ſo gar zu neu iſt? Hätte man nicht wenigſtens die ganze Begebenheit unter fremde Namen einkleiden ſollen, geſetzt dieſe Namen wären auch völlig erdichtet geweſen? Ich zweifle nicht, daß nicht einige dieſes behaupten ſollten; allein daß ſie es mit Grunde behaupten werden, daran zweifle ich. Die Verbergung der wahren Namen, wird meines Erachtens nur alsdann nothwendig, wenn man in einer neuen Geſchichte weſentliche Umſtände geändert [illegible] man durch dieſe Veränderungen die beſſer unterrichteten Zuſchauer zu beleidigen fürchten muß. Sind wir aber in dieſem Falle? Ich ſollte nicht denken; wenigſtens wie ich Knoten, Auflöſung und Charaktere eingerichtet habe, glaube ich die Wahrheit nirgends beleidigt und hin und wieder nur verſchönert zu haben.

Laſſen Sie uns das letzte zuerſt betrachten. Ich will Ihnen ſagen, was meine Abſicht damit war. Sie war dieſe: den Aufrührer im Gegenſatze mit dem Patrioten, und den Unterdrücker im Gegenſatze mit dem wahren Oberhaupte zu ſchildern. Henzi iſt der Patriot, Dücret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt, und dieſer oder jener Rathsherr der Unterdrücker. Henzi, als ein Mann, bei dem das Herz eben ſo vortrefflich als der Geiſt war, wird von nichts, als dem Wohle des Staats getrieben; kein Eigennutz, keine Luſt zu Veränderungen, keine Rache beſeelt ihn; er ſucht nichts als die Freiheit bis zu ihren alten Gränzen wieder zu erweitern, und ſucht es durch die allergelindeſten Mittel, und wenn dieſe nicht anſchlagen ſollten, durch die allervorſichtigſte Gewalt. Dücret iſt das vollkommene Gegentheil. Haß und Blutdurſt ſind ſeine Tugenden, und Tollkühnheit ſein ganzes Verdienſt.

Sie werden leicht ſehen können, daß in dieſen Charakteren der Knoten des Stücks gegründet iſt. Henzi und ſeine Freunde kennen den Dücret, verabſcheuen ihn und ſuchen ſich auf alle mögliche Art von ihm zu trennen. Dieſer aber will ſelbſt Oberhaupt ſeyn, und ſucht den Henzi verdächtig zu machen, wozu er ſich des Umſtandes mit dem Wernier bedient. Sehen Sie nunmehr, daß ihm dieſes nicht gelingt und daß man ihn völlig vor den Kopf ſtößt, ſo iſt nach ſeiner Gemüthsart nichts natürlicher, als daß er ſelbſt ſeine Mitverſchwornen verräth und ſich aus der Schlinge zu ziehen ſucht. Es liegt wenig oder nichts daran, ob die Entdeckung wirklich ſo zugegangen, und ob Wernier erſt an dem Tage der Entdeckung an dem Geheimniſſe Theil genommen; genug daß beides ſeyn konnte, und die Hauptſache darunter nichts leidet. Dieſe Entdeckung würde ich zu Ende des dritten Aufzuges vor ſich gehen laſſen, ſo daß ſich die Charaktere der Gegenpartei erſt in den beiden letztern entwickelten. Ich würde Steigern ſich Henzis eben ſo eifrig annehmen laſſen, als ſich Henzi Steigers annimmt. Ich würde nur gewiſſe Glieder auf eine blutige Beſtrafung dringen, und dieſe ohne jenes Vorwiſſen in der Geſchwindigkeit geſchehen laſſen — —

Es thut mir leid, daß mir die Zeit nicht erlauben will, umſtändlicher zu ſeyn. Doch ich glaube nicht einmal, daß es nöthig iſt. Halb ſo viel würde ſchon zureichend geweſen ſeyn, Ihnen meine Einrichtung zu entdecken, und weiter habe ich nichts gewollt. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Dreiundzwanzigſter Brief.

An ebendenſelben.

Wahrhaftig mein Herr, Sie haben meine Gedanken ſo vortrefflich gefaßt, oder vielmehr Sie haben ſie ſo vortrefflich verbeſſert, daß ich nichts mehr wünſchte, als daß es Ihnen gefallen möchte, ſie völlig als die Ihrigen zu betrachten, und nach denſelben ein Werk zu vollführen, welches meinen Schultern beinahe zu ſchwer iſt. Ein Lied, ein kleines Lied von Lieb und Wein, o wie viel leichter iſt das! Es geht mir wie es dem Ovid ging, ohne ſonſt mit ihm viel ähnliches zu haben.

Vincor: et ingenium sumtis revocatur ab armis?
  Resque domi gestas et mea bella cano.
Sceptra tamen sumsi, — — — — —
  — — — — — — — — — — —
Risit Amor, pallamque meam, pictosque cothurnos
  Sceptraque privata tam cito sumta manu.
Hinc quoque me Dominæ nomen deduxit iniquæ:
  Deque cothurnato vate triumphat Amor.

Hier haben Sie alles, was ich noch außer dem erſten Aufzuge gemacht habe, und was Sie etwa brauchen können. Streichen Sie aus und verbeſſern Sie, was Ihnen nicht gefällt; ſetzen Sie hinzu, was Ihnen beliebt. Wenn Sie das Stück zu Stande bringen, ſo werde ich keinen größern Antheil daran haben, als an einer ſchönen Bildſäule derjenige hat, welcher den Marmor dazu gebrochen. Leben Sie wohl!

Andrer Aufzug.

Erſter Auftritt.

Dücret. Fuetter. Richard. Wyß.

Dücret.

Kommt Freunde! Uns vereint gemeinſchaftliche Rache.
Kämpft, wenn ihr kämpft, für Bern, doch auch für eure Sache.
Der Tag iſt endlich da. Und — — wär er ſchon vorbei!
Und kürzte Nacht und Tod die lange Tyrannei!
Ich ſeh gerechte Scham durch eure Wangen dringen.
Doch kann die Scham allein die Freiheit wieder bringen?

Fuetter ſieht ihn zornig an.

So! zeiget allgemach des Zornes edle Spur!

Fuetter.

Schweig! dieſen edlen Zorn reizt deine Frechheit nur.
Wahr iſt's; wir ſchämen uns der ungeerbten Ketten,
Doch ſchämen wir uns mehr, mit Schimpf uns zu erretten.
Des unterdrückten Staats großmüth'ge Rächer ſeyn;
Sich für das Vaterland, und nicht für ſich befrein;
Verwegene Richter nur, nicht das Gericht abſchaffen;
Den Mißbrauch ihres Amts, und nicht ihr Amt zu ſtrafen,
Iſt ein zu heilig Werk, als daß ein Geiſt wie du,
Voll Rach' und Eigennutz, ein Feind gemeiner Ruh,
Ein Fremdling, der ſich uns nur ſchrecklich ſucht zu machen,
So würdig unternähm' —

Dücret.

Dein Stolz iſt zu verlachen.
Denn gleichwohl braucht ihr mich.

Fuetter.

So braucht ein Arzt das Gift,
Das außer ſeiner Hand nur häm'ſche Morde ſtift't.

Dücret.

Das Gleichniß iſt gewählt! Auch Henzi würd es loben,
Der nur von Tugend träumt und läßt Tyrannen toben.
Doch lieber ſprich mit Ernſt, als oratoriſch ſchön,
Den Helden minder gleich, die auf der Bühne ſtehn,
Und auf des Sittenſpruchs geborgte Stelzen ſteigen,
Dem Volk die Tugenden im falſchen Licht zu zeigen.
Sprich ungekünſtelt! Sprich! Was habt ihr bis anitzt
Der Freiheit eures Berns, auf das ihr trotzt, genützt?
Hab' ich das ſchwerſte nicht ſtets auf mich nehmen müſſen?
Denn ihr könnt weiter nichts, als rathen, zweifeln, ſchließen,
So tugendhaft ihr ſeyd, ſo durſtig nach der Ehr';
Und eine Heldenthat erfordert etwas mehr.
Hab' ich das Landvolk nicht zu unſerm Zweck verlenket?
Hat euch nicht meine Liſt manch mächtig Glied geſchenket?
Vielleicht wär' euer Muth zwar ohne mich gleich groß,
Doch wär' er ohne mich, zum mind'ſten, waffenlos.
Zur Kühnheit in der Bruſt gehört auch Stahl in Händen,
Was dem entflieht muß dann ein donnernd Rohr vollenden.
Geht! ſchickt den kühnſten Held ohn' dieſes in den Streit!
Die Feigheit zielt; er fällt. O weibiſch tapfre Zeit!
Jedoch, was brauch ich viel zu meinem Ruhm zu ſagen?
Wer ſeine Thaten rühmt, will keine größern wagen.
Nur darum ſeht ihr mich mit neid'ſchem Hochmuth an,
Daß ich kein Bürger bin, doch mehr als er gethan.
Ein großes Herz muß ſich an keinen Undank kehren.
Beſchimpfet ihr mich gleich, und wünſcht mich zu entbehren,
Und nennt mich eures Ruhms gewiſſes Hinderniß;
Die Strafe wär' zu hart, wenn Dücret euch verließ.
Er kennet ſeinen Werth. O möchtet ihr ihn kennen,
Und ihm der Treue Lohn, euch zu erretten, gönnen.
Für alle ſeine Müh, für alle die Gefahr,
Verlangt er ſtatt des Danks: man ſtell' ihn größrer dar.
Für Bern und ſeinen Schwur wünſcht er Glück, Blut und Leben,
Ja, dem dieß alles weicht, die Tugend aufzugeben.
Sie, die nur allzu oft den ihr geweihten Geiſt,
Von großen Thaten ab, zu kleinen Scrupeln reißt;
Die ſelten Helden ſchafft, doch öfters ſie erſticket,
Noch eh der kühnen Fauſt ein nützlich Laſter glücket;
Die ſich für Blut entſetzt, auch wann es büßend fließt,
Und der ein Heldenmord die größte Schandthat iſt;
Die opf'r ich für euch auf. Was ihr abſcheulich ſchätzet,
Das überlaßt nur mir, der ſich für nichts entſetzet.
Folgt mir. Geht nicht in Rath; und ſpart euch auf die Nacht,
Eh das verlangte Recht euch ihm verdächtig macht.
Was ſollen Recht und Flehn bei einem Wüthrich nützen,
Der ſeine Laſter muß mit neuen Laſtern ſtützen?
G'nug, daß er unbereut, zum Sterben unbeſchickt,
Sein Unrecht und den Tod in einem Nu erblickt.

Wyß.

Wahr iſt's; wir ſind der Welt ein ſtrafend Beiſpiel ſchuldig.
Man dient ſchon halb mit Recht, murrt man bloß ungeduldig.
Wagt ſich die feige Fauſt ſelbſt an den Feſſel nicht,
Der, wenn er brechen ſoll, mit Blut gebeizt nur bricht,
Laßt, Freunde, länger nicht euch einen Fremdling treiben,
Und in des Miethlings Hand des Staates Wohlfahrt bleiben,
Sein Beiſpiel ſchimpfet uns — —

Dücret.

Zwar iſt der Schimpf ſehr klein,
Doch, möcht' er euch ein Sporn, mich ſo zu ſchimpfen ſeyn!

Richard.

Schweig' Dücret! G'nug, wir ſind aus unſerm Schlaf erwachet.
Zorn, Rach' und Wuth entbrennt. Du haſt ſie angefachet.
Dein Ruhm iſt Neides werth; und dieſer g'nüge dir.
Des Werkes ſchwerern Theil, den übernehmen wir.
Von uns, von uns nur will ſich Bern befreien laſſen.
Steh' ab! Es möchte dich ſtatt alles Dankes haſſen.
Wir ſind uns ſelbſt genug. Es zeige dieſe Nacht,
Ob uns die Tugend nur zu feigen Bürgern macht;
Ob ſie das Rachſchwert nie in fromme Hände faſſet,
Ob ſie des Wüthrichs Flucht und ſeinen Tod doch haſſet.
Ihr wißt es, Blut und Glück verbindet mich dem Rath.
Doch Blut und Glück gehört zu allererſt dem Staat.
Sein Wink, ſein Wohl ſey uns die heiligſte der Pflichten,
Und ſoll man Fauſt und Stahl auf einen Vater richten.
Umſonſt hegt ein Tyrann mit mir verwandtes Blut;
Ich thue das an ihm, was er am Staate thut!
Er unterdrückt ſein Recht; ich will ſein Blut verſpritzen.
Flieht von entheiligten, ſonſt frommen Richterſitzen!
Kommt, Wyß, Fuetter, kommt!

Fuetter.

Wohin erhitztes Paar?

Richard.

Wohin die Freiheit ruft; in rühmliche Gefahr.
Kommt, laſſet nur den Rath noch heute ſicher wüthen.
Des künft'gen Morgens Glück ſoll alles froh vergüten.

Fuetter.

Hat Dücret doch geſiegt? Und werdet ihr ihm gleich?
Pflanzt er durch grobe Liſt auch ſeine Wuth in euch?
Ihr ſeyd des Haupts nicht werth, das uns der Himmel ſchenket,
Das nur auf Freiheit ſinnt, da ihr nur Rache denket.
Euch kennet Henzi nicht; und euch verkenn' auch ich.
Nennt mich nicht euer Glied, dieß Bündniß ſchimpfte mich.
Geht! raſet, mordet nur, und ſtürzet eure Brüder,
Sind es Tyrannen gleich, mit ſammt dem Staate nieder!
Doch wißt, ich werd' es ſeyn, der euch dem Rath entdeckt,
Und eurer blinden Wuth gewiß're Gränzen ſteckt.
Der Staat verſprach in euch ſich edle freie Bürger,
Und findet im Voraus leichtſinn'ge Brüder Würger?
Welch Bubenſtück, hebt ihr die Freiheit alſo an,
Iſt ſchrecklich g'nug, das er von euch nicht fürchten kann?
Nein, ewig drücke den der Knechtſchaft Schand und Bürde,
Der ſeine Freiheit nur zu Laſtern brauchen würde.
O Freiheit, welcher Schimpf! o Henzi, welche Qual
Steht deiner Tugend vor — —

Dücret.

Spar' auf ein andermal
Dein unſchmackhaftes Lob. Vielleicht wird's bald geſchehen,
Daß ihr ihn unverlarvt, wie ich ihn ſah, könnt ſehen.
Geſchieht es nicht zu ſpät, ſo dankt es einzig mir.
Du drohſt uns mit Verrath, doch — — zittre ſelbſt dafür!
Vielleicht — — ich zweifle nicht — — Wir ſind wohl ſchon verrathen.

Fuetter.

Ha! Einem Dücret träumt von lauter Miſſethaten.
Geh nur! ſteck andere mit deinem Mißtraun an.
Wer thäte ſo was? — — Doch, vielleicht haſt du's gethan?
Du nur — —

Dücret.

Iſt das mein Dank, wenn ich euch hinterbringe,
Daß Steiger ſelbſt vielleicht in eu'r Geheimniß dringe?
Daß ein treuloſes Glied den ſchweren Schwur verlacht,
Und Mitgenoſſen ſich, die ihr nicht kennet, macht;
Daß es mit jedermann den großen Vorſatz theilet,
Der ſchon von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohren eilet;
Daß es der Strafe trotzt, die es auf den Verrath
Mit euch ſelbſt feſtgeſetzt, mit euch beſchworen hat.

Richard.

Er trotzt der Strafe! Wie? Wer iſt's? Du mußt ihn nennen.
Es ſoll nur eines ſeyn, ihn tödten und ihn kennen.
Er ſoll dem Himmel eh als unſrer Straf entfliehn.
Wer iſt es?

Fuetter.

Wer?

Wyß.

Wer iſt's?

Dücret.

Hier kommt er! ſtrafet ihn!
(Geht ab.)

Andrer Auftritt.

Henzi. Fuetter. Richard. Wyß.

Henzi.

Bin ich noch euer Freund? — — Beſtürzt euch dieſe Frage,
So gönnt mir, daß ich euch als Freund die Wahrheit ſage.
Der große Tag iſt da, der Bern und euer Wohl,
Mit Bitten oder Macht, ſtets billig, richten ſoll.
Doch wünſch' ich, blieb er nur ſo lange noch entfernet,
Bis ihr was Tugend ſey, was eure Pflicht, gelernet.
Noch kennt ihr beides nicht. Und wünſchet frei zu ſeyn?
Wißt, Pflicht und Tugend nur muß dieſes Glück verleihn.
Ein Laſterhafter kann zwar ohne Herrſcher leben,
Stolz ohne Ketten gehn, vor keinem Richtſtuhl beben;
Doch alles dieſes iſt der Freiheit kleinſter Theil.
Nur gleichgetheilte Sorg' um das gemeine Heil;
Nur fromme Sicherheit, rechtſchaffen ungezwungen,
Nicht unbelohnt zu ſeyn, und nie zur Lehr gedrungen,
Der Wahrheit, die man fühlt, nicht die der Prieſter ſehn
Und für uns ſehen will, freimüthig nachzugehn:
Nur unverfälſchtes Recht, wenn ärm're Bürger bitten;
Nur ungeſtörte Wahl gleichgült'ger Mod' und Sitten;
Nur unbeſchimpfte Müh, die nicht, ſtatt Lohns Genuß,
Der Großen faulen Bauch mit ſich ernähren muß;
Nur ſchmeichelhafte Pflicht fürs Vaterland zu ſtreiten,
Statt eines Königes herrſchſücht'gen Eitelkeiten,
Um die ein raſend Schwert eh tauſend Bürger frißt,
Als er ein einzig Wort in ſeinem Titel mißt:
Nur dieſes, Freunde, macht der Freiheit ſchätzbar Weſen,
Für die ſchon mancher Held den ſüßen Tod erleſen.
Sagt denn, ob man bei ihr die Tugend miſſen kann,
Die ihr ſo kühn verletzt, als kühner kein Tyrann?
Iſt denn der Blutdurſt auch zu einer Tugend worden?
Und iſt es Bürgerpflicht, die Bürger zu ermorden?
Ein Vorſatz gleicher Art ſteht nur Rebellen an.
Seyd ihr Rebellen? Wohl! Geht, ſucht euch euren Mann.
Für Helden hielt ich euch, die für den Riß ſich ſtellen,
Von dieſen ward ich Haupt, und kein Haupt von Rebellen.

Richard ſpöttiſch.

Gewiß ein feiner Griff! hört und bewundert ihn!
Daß man Vorwürfe macht, Vorwürfen zu entfliehn.
Iſt denn die Untreu auch zu einer Tugend worden?
Welch Laſter ziert uns mehr, verrathen oder morden?

Henzi.

Was ſagſt du? — — Solchen Spott verſtehet Henzi nicht.
Ich hör' es allzuwohl, daß Dücret aus euch ſpricht.
War's ihm noch nicht genug, ins Laſter euch zu ſtürzen?
Müßt ihr, auf ſeinen Trieb auch Henzi's Ehre kürzen?
Scheint der, der für ſich nichts und alles für den Staat
Und eure Rechte thut, euch fähig zum Verrath?
Wie? oder iſt bei euch, wer ſich ein Miſſethäter
Zu werden ſcheut — — iſt der ſogleich auch ein Verräther?
Noch reuet mich es nicht, was ich im Zorn gethan.
Der Zorn war tugendhaft. Er künd' euch allen an.
Die unglückſel'ge Roll' riß ich in hundert Stücken.
O möcht ein gleiches mir mit euren Herzen glücken!
Riß ich die Wuth heraus, noch eh ſie Wurzel ſchlägt,
Noch weil der ſeichte Geiſt der Menſchheit Spuren hegt.
Jedoch auch die ſind hin. Sonſt würdet ihr erblaſſen,
Und nicht den, der euch ſtraft, das, was er ſtrafet, haſſen.
Wenn eure Wuth nur Blut, nur Blut der Bürger ſucht,
So ſucht nur meines erſt, der ſie und euch verflucht.
Eh Steiger ſterben ſoll — —

Fuetter.

Was Rolle? Steiger? Sterben? —
Verſteht ihr was hiervon?

Wyß.
Genug, uns zu verderben.
Welch ſchrecklicher Verdacht dringt mit Gewalt in mich.
Je mehr ich ihn beſtreit, je mehr beſtärkt er ſich.
Hört ihr, wie Steiger ihm ſo ſehr am Herzen lieget — —
Fuetter.
Wie? zweifl' ich länger noch, ob er, ob Dücret trüget?
Nein, deine Tugend, Freund, zerſtreuet den Verdacht;
Dein Herz ward uns zum Glück, nicht zum Verrath gemacht.
Man malt die Unſchuld oft in fürchterlichen Zügen.
Wo nichts zu tadeln iſt, iſt dennoch Stoff zum Lügen.
Allein erkläre dich. Wer dürſt't nach Bürgerblut?
Wir deine —?
Henzi.
Güt'ger Gott! So ſchöpf ich wieder Muth?
So find ich noch in euch die tugendhaften Freunde?
Des Laſters Feinde zwar, doch ſtets menſchliche Feinde.
So war es Dücret nur, der mit verfluchter Hand
Die blut'gen Urthel ſchrieb, die mich auf euch entbrannt?
So hab ich Steigers mich vergebens angenommen? — —
Mein Zorn verlöſcht ſo ſchnell, ſo ſchnell er erſt entglommen.
Erkennet nun, wie werth mir eure Tugend iſt,
Erkennt es, und verzeiht — —
Fuetter.
Ha! welche Teufelsliſt!
O Freunde! ließen wir ſo ſchimpflich uns betrügen? —
Doch wie? — — Zorn und Verdacht ſcheint noch in euch zu ſiegen?
Seyd ihr noch nicht gewiß, daß Dücret Zwietracht ſpinnt,
Daß Henzi redlich iſt, daß wir verrathen ſind?
Richard.
Nicht der, deß böſer Sinn am Unglück ſich ergötzet,
Der Redlichkeit und Wort für nichts als Worte ſchätzet,
Nicht der allein verräth, auch der, dem Pflicht und Freund
Auf ſeine Heimlichkeit ein Recht zu haben ſcheint,
Der aus blöder Begier ſich alle zu verbinden,
Auch alle läßt den Weg uns zu verderben finden.
Henzi.
Genug! ich höre ſchon, worauf dein Eifer geht.
Wahr iſt's, ich war zu ſchwach. Ein Freund hat mich erfleht.
Ich hab ihm unſern Zweck — —
Fuetter.
Du haſt — —
Wyß.
O Laſterthaten!
Henzi.
Hört mich!
Richard.
Wir hören's ſchon. Wir ſind — —
Wyß.
Wir ſind verrathen!
Fuetter.
So haſt du Wort und Schwur — —
Henzi.
Die hab ich nicht verletzt,
Weil ihr dieß neue Glied ſelbſt eurer würdig ſchätzt.
Ein Mann, von alter Treu, in Glück und Sturm geübet,
Der nur die Tugend mehr als ſeine Freiheit liebet,
Sonſt alles für ſie wagt und für euch wagen wird — —
Fuetter.
Ja, wenn im Urtheil ſich die Freundſchaft nie geirrt,
So wär' dein Fehl vielleicht — —
Wyß.
Kannſt du ihn noch vertreten?
Henzi.
Wer ſo wie ich gefehlt, Freund, hat es nicht vonnöthen.
Wyß.
Wie? Nicht vonnöthen? Ei! du tugendhafter Mann,
Der ſchlechter als ein Weib den Mund regieren kann!
Verführer, was wirſt du uns noch bereden wollen,
Wenn du verrathen willſt und wir nicht murren ſollen?
„Ein Freund hat mich erfleht!" O träfe der Verrath
Nur unſer Glücke mehr und weniger den Staat,
So könnte noch dein Blut für deinen Frevel büßen,
So wär' er größer nicht, als wir die Strafe wiſſen.
Doch einem Feind des Staats wär' dieß mehr Gnad als Pein,
Ein Leben voller Schimpf muß ſeine Strafe ſeyn.
Die Enkel werden dich noch mit Entſetzen nennen,
Für deren Freiheit wir nun nichts als ſterben können.
Denn wer ſteht uns dafür, daß dein unwürd'ger Freund
Kein gleicher Schwätzer iſt, daß er es treuer meint?
Henzi.
Er ſelber ſteht dafür! Jedoch ich ſeh ihn kommen,
Und eurem Vorwurf iſt zugleich die Kraft benommen.

Dritter Auftritt.

Wernier und die Vorigen.

Fuetter, Richard, Wyß zugleich voller Erſtaunen.
Wie? Wernier? Sie umarmen ihn.
Henzi.
Wie nun? Umarmt ihr euren Feind?
Was ändert euch ſo ſchnell? Flieht ihn! Er iſt mein Freund!
Flieht ihn, er iſt wie ich ein Schwätzer und Verräther,
Ein Feind des freien Staats, ein Schaum der Uebelthäter!
Flieht ihn! er iſt mein Freund, wie wär' er tugendhaft?
Wyß.
O Henzi, quäl' uns nicht, wir ſind genug geſtraft!
Die Tugend haben wir in dir und ihm gekränket.
Richard.
Sieh, wie man irren kann, wenn man zu eifern denket.
Das Feuer riß uns hin und mit ſich ſelbſt entzweit,
Sieht allezeit die Furcht, was ſie zu ſehen ſchent ꝛc.

Vierundzwanzigſter Brief.

An den Herrn F.

Sie müſſen ſich nothwendig noch erinnern, wie viel ich jeder Zeit aus den Horaziſchen Oden und aus ihrem Verfaſſer dem Herrn Paſtor Lange gemacht habe. Ich habe ihn allezeit als einen von unſern wichtigſten Dichtern betrachtet und ſeiner verſprochenen Ueberſetzung des Horaz mit dem unbeſchreiblichſten Verlangen entgegen geſehen. Endlich iſt ſie dieſe Meſſe erſchienen und meine Begierde hat ſie mehr verſchlungen als geleſen. Noch habe ich mich von dem Erſtaunen, in welches ſie mich geſetzt hat, nicht ganz erholt. Aber, guter Gott, wie unterſchieden iſt dieß Erſtaunen von dem, welches ich mir verſprach! Ein gehofftes Erſtaunen über unüberſchwengliche Schönheiten hat ſich in ein Erſtaunen über unüberſchwengliche Fehler verwandelt. Gleich der erſte Blick, den ich hinein that, war entſetzlich, und beinahe hätte ich meinen eigenen Augen nicht getraut! Ich fiel auf die 14. Ode des fünften Buches und las:

Als hätte ich mit dürrem Schlund zweihundertmal
Des ew'gen Schlafes Becher durſtig getrunken.

Eine gewiſſe Ahndung ließ mich ſchnell in den Text ſehen, und was glauben Sie, was ich entdeckte?

Pocula Lethæos ut si ducentia somnos
Arente fauce traxerim:

ſo ſagt Horaz. Herr Lange aber macht aus pocula ducentia somnos, aus ſchlaferweckenden Bechern, ducenta pocula zweihundert Becher. O wahrhaftig, er muß ihrer mehr als zweihundert ausgeleert haben, die ihm „das innerſte der Bruſt ſo ſtark mit Vergeßlichkeit“ der erſten Anfangsgründe „erfüllt haben!“ Ich zeigte dieſe Stelle ſogleich einem Freunde, welcher wie ich und Sie nie aufhören wird, den Horaz zu leſen. Wir wurden einig, vorher das ganze Buch durch zu laufen, ehe wir den Ueberſetzer aus einem einzigen Fehler verdammten, welcher allenfalls, wenn er der einzige bliebe, auf die Rechnung der Menſchlichkeit zu ſchreiben ſey. Wir thaten es und ſiehe, ich bekam dadurch ein Exemplar, welches auf allen Seiten Striche und Kreuze die Menge hatte. Das Reſultat dieſer Zeichen war dieſes, daß Herr Lange, welcher neun Jahre mit dieſer Arbeit zugebracht haben will, neun Jahre verloren habe, und daß es etwas unbegreifliches ſey, den Horaz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verſtehen. Es liegt mir und meinem Freunde daran, daß Sie unſer Urtheil nicht für übereilt halten. Sie werden uns alſo ſchon den Gefallen thun müſſen, ein klein Regiſter von Schulſchnitzern zu durchlaufen, um ſich Ihrer Kindheit zu erinnern. Ich nenne es ein klein Regiſter, das Sie allenfalls von Ihrem jüngern Bruder, wenn Sie ſelbſt nicht Zeit haben, bis in das Unendliche können vermehren laſſen.

1. B. Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Dieſes überſetzt Herr Lange:

So rühre ich mit erhabnem Nacken die Sterne.

In meinem Cellario heißt vertex der Scheitel. Ein Wort das auch zwei Sylben hat.

1. B. Ode 2.

Galeæ leves heißen dem Herrn Lange leichte Helme; hier müſſen es blanke Helme heißen, wie es aus der Quantität der erſten Sylbe in leves zu ſehen iſt. Der Gradus ad Parnassum iſt nicht zu verachten!

1. B. Ode 8.

— — — cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat?
Warum flieht er den Oelzweig doch
Vorſichtiger als Gift der Ottern.

Wenn Horaz geſagt hätte: Olivam, ſo möchte Herr Lange Recht haben. Olivum aber heißt das Oel, womit ſich die Fechter beſchmierten, damit ſie deſto ſchwerer zu faſſen wären. Daß aber Horaz dieſes Oel und nicht den Oelzweig meint, kann man aus dem, was er ihm entgegenſetzt, dem Gifte der Ottern, ſehen.

1. B. Ode 11.

Horaz ſagt vina liques. Herr Lange überſetzt: zerlaß den Wein. Was heißt das, den Wein zerlaſſen? War der Wein gefroren? Vielleicht lernt er es aus einer Stelle des Martials verſtehen, was vina liquare heißt: 9. B. Sinnſchr. 3.

Incensura nives Dominæ Setina liquantur.

2. B. Ode 1.

Graves Principum amicitiæ,

heißen unſerm Ueberſetzer der wichtige Bund der Großen. Er hätte wenigſtens ſollen ſagen: der ſchädliche Bund.

2. B. Ode 4.

Cujus octavum trepidavit ætas
Claudere lustrum.

Heißt in der Ueberſetzung: mein Alter iſt ſchon mit Zittern zu Vierzig geſtiegen. Trepidare kann hier nicht Zittern bedeuten, weil man im vierzigſten Jahre ſchwerlich ſchon zittert. Es heißt nichts als eilen, ſo wie es Herr Lange ſelbſt an einem andern Orte (3. B. Ode 27. Z. 17.) überſetzt hat.[1]

2. B. Ode 5.

— — nondum munia comparis
Aequare. (*valet*)

Sie iſt noch der Huld des Gatten nicht gewachſen, ſagt Herr Lange. Aber wer wird mit ihm von Thieren die edlen Worte Huld und Gatte zu brauchen wagen? Doch wenn auch, Horaz will das gar nicht ſagen, was ihn ſein Ueberſetzer ſagen läßt, er bleibt bloß in der Metapher vom Joche und ſpricht: ſie kann noch nicht mit der Stärke des Ochſen, welcher neben ihr geſpannt iſt, ziehen.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem — —

Herr Lange ſagt: indem ſie den Hals den heißen Küſſen entziehet. Allein das iſt gleich das Gegentheil von dem, was Horaz ſagen will.

3. B. Ode 6.

Horaz ſagt von einem verbuhlten Mädchen in dieſer Ode:

— — — neque eligit
Cui donet impermissa raptim
Gaudia, luminibus remotis.

Was iſt deutlicher, als daß er durch luminibus remotis ſagen will, wenn man die Lichter bei Seite geſchafft hat. Der beſſere Herr Lange aber giebt es: mit abgewandten Blicke.

3. B. Ode 21.

Sollte man es ſich wohl einbilden können, daß Herr Lange prisci Catonis durch Priscus Cato überſetzt? Welcher von den Catonen hat denn Priscus geheißen?

3. B. Ode 27.

Noch ein größerer Fehler!

Uxor invicti Jovis esse nescis —

überſetzt Herr Lange oder Gott weiß welcher Schulknabe, dem er dieſe Arbeit aufgetragen: Du weiſt's nicht, und biſt des großen Jupiters Gattin!

4. B. Ode 4.

Die vortrefflichſte Strophe in dieſer Ode hat Herr Lange ganz erbärmlich mißgehandelt. So ſieht, ſagt der Dichter, das auf fette Weiden erpichte Reh den von der ſäugenden Bruſt ſeiner gelben Mutter verſtoßenen Löwen, deſſen junger Zahn es zerfleiſchen ſoll. — —

Qualemve lætis caprea pascuis
Intenta, fulvæ matris ab ubere
Jam lacte depulsum leonem
Dente novo peritura vidit.

Man ſehe nun, was der Ueberſetzer für ein elendes Gewäſch daraus gemacht hat:

— — — — Und wir Ziegen
Mit froher Weid allein beſchäftigt, den Löwen,
Von Milch und Bruſt der gelben Mutter vertrieben,
Sehn, und den Tod von jungen Ziegen wahrnehmen.

Und alſo heißt Dente novo von jungen Ziegen.

---

[1] In der nämlichen Ode hat Herr Lange noch einen andern Fehler gemacht, er überſetzt:

Arsit Atreides medio in triumpho
Virgine rapta
Erhitzte denn da, ſelbſt mitten in dem Triumphe
— — — nicht die beiden Söhne des Atreus
Die ſchöne Geraubte?

Die Conſtruktion und die Geſchichte zeigt ja deutlich, daß hier nur von dem Agamemnon die Rede ſey, welcher dem Achill die Briſeis raubt. Und iſt es wohl der Sinn des Lateiniſchen:

Regium certe genus et penates
Moeret iniquus

wenn Herr Lange überſetzt:

Gewiß ſie beklagt das Unglück fürſtlicher Kinder
Und zürnende Götter?

(Dieſen Zuſatz hat die Ausgabe von 1755.)

5. B. Ode 11.

Desinet imparibus
Certare summotus pudor.

Hier überſetzt Herr Lange imparibus durch nichtswürdige, da es doch offenbar iſt, daß der Dichter ſolche verſteht, welchen er nicht gewachſen iſt; der 16. und 17. Vers dieſer Ode zeigt es deutlich.

Bedanken Sie ſich ja, daß ich nicht freigebiger gegen Sie mit ſolchen Sächelchen bin. Ich glaube aber, dieſes wenige iſt ſchon hinlänglich, über einen Mann den Kopf zu ſchütteln, welcher in der Vorrede recht darauf trotzet, daß er nichts als eine wörtliche und treue Ueberſetzung habe liefern wollen. Ob ſie ſtark, ob ſie poetiſch, ob ſie rein ſey, ob ſie ſonſt eine andere Vollkommenheit beſitze, das mögen andere entſcheiden. Ich wenigſtens wüßte nicht, wo ich ſie finden ſollte. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Fünfundzwanzigſter Brief.

An den Herrn Ja**

Ei, mein Herr! wie kommen Sie dazu, mir einen ſolchen Strafbrief zu ſchreiben, und mir ſo bittere Wahrheiten zu ſagen? Es iſt wahr, daß ich eine allgemeine Kritik des Jöcherſchen Gelehrtenlexicons unter Händen habe; es iſt wahr, daß ſchon wirklich einige Bogen davon gedruckt ſind. Allein was für Grund haben Sie, an meiner Beſcheidenheit zu zweifeln? Was für Grund haben Sie, mich mit einem Dunkel oder Hauber zu vermengen? Wenn ich Ihnen nun ſagte, daß der Herr D. Jöcher ſelbſt, in Anſehung des Vortrags, mit mir zufrieden iſt, und daß er die falſchen Nachrichten, die man auch ihm davon hat hinterbringen wollen, nichts weniger als gegründet befunden hat? Wenn ich Ihnen nun ſagte, daß ich durchaus nicht Willens ſey, nach dem Exempel genannter Herren, einen Zuſammenſchreiber ohne Prüfung abzugeben? Wenn ich nun hinzufügte, daß ich nichts weniger als jenes große Werk zu vermehren ſuche, ſondern bloß nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darin vermindern wolle? Was würden Sie alsdann ſagen? Nicht wahr, wenn ich Ihnen alles dieſes beweiſe, ſo werden Sie ſich ſchämen, einen ſo übeln Begriff von mir gehabt zu haben? Und wie ſoll ich es Ihnen beſſer beweiſen, als daß ich eine kleine Lage beilege, und Sie mit eigenen Augen ſehen laſſe? Wenn Sie alsdann anfangen werden, von mir beſſer zu urtheilen, ſo will ich noch dieſes hinzuſetzen, daß vor der Hand meine Arbeit liegen bleibt, und daß ich das Verlangen des Herrn D. Jöchers billig gefunden habe, ihm meine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlaſſen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Abaris.

Der Ausſpruch des Apollo wird ganz verfälſcht angeführt.* Iſt es Plutarch der das Wunderbare, welches man von dieſem ſcythiſchen Weiſen erzählt, für Fabeln gehalten?†

* „Abaris, erzählt der Herr D. J., wurde von ſeinen Landsleuten, welche die Peſt hart beſchwerte, nach Athen abgeſchickt, weil Apollo den Ausſpruch gethan, daß ſie nicht eher aufhören würde, bis die Athenienſer ihm deßwegen für die Hyperboreer ein Gelübde gethan hätten." Ich weiß nicht, wem der Herr Doctor hier nachgegangen iſt; das weiß ich, daß er dem Harpokration hätte nachgehen ſollen, welcher von den Alten der einzige iſt, der dieſen Umſtand erzählt. *Λιμου δε φασι*, heißt es gleich im Anfange ſeines Wörterbuchs, *κατα πασαν την οἰκουμενην γεγονοτος, ἀνειλεν ὁ Απολλων μαντευομενος Ελλησι και Βαρβαροις, τον των Αθηναιων δημον ὑπερ παντων εὐχας ποιησασθαι. Πρεσβευομενων δε πολλων εθνων προς αὐτους, και Αβαριν ἐξ Ὑπερβορεων πρεσβευτην ἀφικεσθαι λεγουσιν.* Die Peſt alſo, welche über die ganze bewohnte Welt ſoll gegangen ſeyn, ſchränkt der Herr Doctor auf die einzige Hyperboreiſche Gegend ein, und das Gelübde, welches Apollo von den Athenienſern für alle Völker, ſowohl Griechen als Barbaren, gefordert, läßt er allein auf die Landsleute des Abaris gehen. Ich für mein Theil würde dieſe Stelle auch nur denen zu gefallen recht treulich überſetzt haben, welche gern ſo viel glauben als nur immer möglich ſeyn will. Eine allgemeine Peſt würde für ſie eine Kleinigkeit geweſen ſeyn.

† Ich frage, und ich werde allezeit nur fragen, ſo oft ich noch eine Möglichkeit ſehe, daß der Herr Doctor Recht haben könnte. Ich habe die Stelle, wo Plutarch das, was von dem Pfeile des Abaris und von ſeinen Orakeln erzählt wird, für ein Gedicht halten ſoll, vergebens geſucht. So lange alſo, bis man mir ſie zeigen wird, werde ich glauben, daß der Herr D. anſtatt Plutarch Herodotus habe ſchreiben wollen, weil er ohne Zweifel bei dem Bayle geleſen: On en debitoit tant de choses fabuleuses, qu'il semble qu'Herodote même se fit un scrupule de les raporter — — Il se contenta de dire, qu'on disoit que ce barbare etc. Doch auch alsdann würde er zu tadeln ſeyn, weil er die Behutſamkeit und das Stillſchweigen des Herodotus für eine ausdrückliche Läugnung ausgegeben hätte.

Abaucas.

Eigentlich gehört dieſer Mann gar nicht in ein Gelehrtenlexikon.* Doch geſetzt, ſo muß er Abauchas und nicht Abaucas geſchrieben werden.** Er iſt kein arabiſcher Philoſoph.† Den Lucian hat man ſchlecht angeführt und noch ſchlechter verſtanden ††.

* Denn was für Recht hat er auf eine Stelle darin? Iſt es genug, eine tugendhafte That zu begehen, einen artigen Ausſpruch zu thun, um in die Rolle der Gelehrten zu kommen? Aber er iſt ein arabiſcher Philoſoph. Das iſt eben ein ganz beſonderer Fehler, man ſehe die Note†. Wenigſtens iſt ſeine Handlung eines Gelehrten ſehr würdig. Vollkommen; ob ſich gleich keiner die Mühe jemals nehmen wird, ihm gleich zu kommen. Wenn aber das Gelehrtenlexikon zugleich ein Exempelſchatz ſeyn ſoll, warum findet man nicht eben ſowohl einen Siſinnes, einen Belitta, einen Dandamis, einen Demetrius, einen Zenothemis darin? Was hat Abauchas für ein Vorrecht? Doch, mit einem Worte, Abauchas ſo gut wie die übrigen, die ich genannt habe, und noch mehrere, ſind Namen, und keiner von ihnen, wahrſcheinlicher Weiſe, hat jemals exiſtirt. Wie viel Millionen Menſchen würden in der Welt mehr geweſen ſeyn, wenn man die Namen der Moraliſten realiſiren wollte?

** Die Urſache ſieht ein jeder ein, wenn ich ihm ſage, daß ihn Lucian *Ἀβαυχας* und nicht *Ἀβαυκας* nennt.

† Je mehr ich herumſinne, je weniger begreife ich es, wie man den Abauchas zu einem arabiſchen Philoſophen hat machen können. Lucian iſt der einzige, welcher ſeiner gedenkt, oder vielmehr Lucian iſt ſein Schöpfer, und machte aus ihm nichts als einen Scythen. Die Gelegenheit iſt dieſe. Er führt einen Griechen mit Namen Mneſippus und einen Scythen mit Namen Toxaris auf, welche er von dem Vorzuge ihrer Nationen in Beobachtung der Pflichten der Freundſchaft ſtreiten läßt. Er läßt ſie eins werden, daß jeder fünf Beiſpiele aus ſeinem Volk erzählen will, deren Vorzüglichkeit ihren Streit entſcheiden ſoll. Der Grieche fängt an, fünf Paar Griechiſcher Freunde aufzuführen; der Scythe folgt, und unter ſeinen Geſchichten iſt die Geſchichte

des Abauchas die letzte. Iſt es alſo möglich, daß Abauchas ein Araber ſeyn kann? Oder iſt vielleicht Arabien eine Provinz in Scythien? Auch nicht einmal ein Philoſoph iſt er; denn wo giebt ihm Lucian dieſen Titel? Wollte man ihn aber ſeiner freundſchaftlichen Handlung wegen alſo nennen, ſo würde man der Philoſophen in Scythien beinahe ſo viel machen, als Scythen ſelbſt geweſen ſind, wenigſtens nach dem Zeugniſſe des Lucians; wenn anders ein Satyrenſchreiber bei hiſtoriſchen Wahrheiten ein Zeuge ſeyn kann. Seine Abſicht war weiter keine, als auf eine angenehme Art zu lehren, wie weit die wahre Freundſchaft gehen müſſe, und was ſie für ein weißer Rabe, nach den vollkommenen Begriffen, die man ſich davon zu machen habe, ſey. Dieſe konnte er eben ſowohl durch erdichtete, als durch wahre Beiſpiele erreichen. So lange man mir es alſo nicht durch das Zeugniß eines Geſchichtſchreibers beweiſen kann, daß ein Abauchas wirklich in der Welt geweſen ſey, ſo lange wird man mir es vergönnen, daß ich dem menſchlichen Geſchlechte dieſe Zierde abſpreche, und glaube, Lucian habe eben das gethan, was noch heute die Sittenlehrer thun, wenn ſie zeigen wollen, nicht wie die Freunde ſind, ſondern wie ſie ſeyn ſollten. Wenigſtens hoffe ich nicht, daß mir jemand einwenden werde, Lucian laſſe ausdrücklich den Scythen bei Wind und Schwert ſchwören, daß er nichts als wahre Fälle erzählen wolle.

†† Man ſage mir, kann man nachläſſiger citiren als: **Lucianus dialog?** Man erwiedere nicht: der Gegenſtand ſelbſt zeige es leicht, daß man kein ander Geſpräch des Lucians als ſein Geſpräch von der Freundſchaft, Toxaris, meinen könne. Derjenige, welcher es ſchon weiß, daß Lucian ein dergleichen Geſpräch geſchrieben hat, kann die Citation ganz und gar entbehren. Doch es möchte citirt ſeyn, wie es wollte, wenn nur der richtige Verſtand nichts gelitten hätte. „Er wollte, ſagt „das Gelehrtenlexicon, lieber ſeinen Freund aus dem „Feuer erretten, als ſeine Frau und ſeine zwei Kinder, „von denen das eine nur ſieben Jahr alt, das andere „aber noch ein Säugling war. Das letztere (der Säugling) kam mit ſeiner Mutter davon; das erſte aber „mußte in den Flammen ſein Leben einbüßen.“ Man vergleiche dieſes mit den Worten des Lucians: *ἀνεγρομενος ὁ Ἀβαυχας, καταλιπων τα παιδια κλαυθμυριζομενα, και την γυναικα ἐκκρεμαμενην ἀπωσεισαμενος, και σωζειν αὐτην παρακελευσαμενος, ἀραμενος τον ἑταιρον, κατηλθε και ἐφθη διεκπεσας, καθο μηδεπω τελεως ἀποκεκαυτο ὑπο του πυρος. ἡ γυνη δε, φερουσα το βρεφος, εἱπετο, ἀκολουθειν κελευσασα και την κορην. ἡ δε ἡμιφλεκτος, ἀφεισα το παιδιον ἐκ της ἀγκαλης, μολις διεπηδησε την φλογα. και ἡ παις συν αὐτῃ παρα μικρον ἐλθουσα κᾀκεινη ἀποθανειν.* Die Frau, ſagt Lucian, ſey mit dem Kinde auf dem Arme dem Manne gefolgt, und habe dem Mägdchen ihr nachzufolgen befohlen. Halb verbrannt habe ſie das Kind fallen laſſen, und ſich kaum aus der Flamme retten können; und auch das Mägdchen habe beinahe das Leben einbüßen müſſen. Hier iſt das Mägdchen oder das Kind von ſieben Jahren, welches der Herr D. Jöcher verbrennen läßt, glücklich gerettet. Für den Säugling aber iſt mir bange, denn der iſt der Mutter aus den Armen gefallen. Doch auch dieſer ſcheint nicht umgekommen zu ſeyn, wenn ich anders die folgenden Worte des Abauchas recht verſtehe: *ἀλλα παιδας μεν, ἐφη, και αὐθις ποιησασθαι μοι ῥαδιον, και ἀδηλον εἰ ἀγαθοι ἐσονται οὑτοι. Φιλον δε οὐκ ἀν εὑροιμι ἀλλον ἐν πολλῳ χρονῳ τοιουτον, οἱος Γυνδανης* (ſo hieß der aus dem Feuer gerettete Freund) *ἐςι, πειραν μοι πολλην της εὐνοιας καταςχομενος.* In den Worten *ἀδηλον εἰ ἀγαθοι ἐσονται οὑτοι*, ſcheint mir die glückliche Entkommung beider Kinder zu liegen. Man ſehe übrigens, wie entkräftet auch dieſe Stelle in der Ueberſetzung des Gl. klingt: „Ich könnte wohl andere Kinder bekommen, aber einen dergleichen Freund „würde ich niemalen wieder gefunden haben.“

George Abbot.

„Dieſer Abbot, ſagt Herr D. Jöcher, verurſachte „ſonderlich durch ſeine Schärfe gegen die Nonconformiſten, daß ſich viele über ihn beſchwerten.“ Gleich das erſtemal, da mir dieſe Stelle ins Geſicht fiel, ſchien mir es ein wenig ſeltſam, daß man einem Erzbiſchof die Strenge gegen die Feinde ſeines Anſehens und ſeiner Kirche habe verdenken können. Nimmermehr aber hätte ich mir das träumen laſſen, was ich hernach fand, daß man nämlich die deutlichen Worte des Bayle, worin dem Abbot gleich das Gegentheil Schuld gegeben wird, ſo ſehr habe verfälſchen können. Hier ſind ſie: **La séverite qu'il avoit pour les Ministres subalternes et sa *connivence* sur la propagation des Nonconformistes, étoient deux choses qui faisoient parler contre lui.** Was connivence heiße, iſt auch Leuten bekannt, welche kein Franzöſiſch verſtehen. Alles was man zu ſeiner Entſchuldigung vorbringen kann, iſt die Nachbarſchaft des Worts severite. Aber wer wird mit halben Augen leſen? Ich würde menſchlich genug ſeyn und glauben, ſeine eilende Feder habe für Schärfe Nachſicht ſchreiben wollen, wenn er nicht gleich darauf fortführe: „Bei dem König Jacob I. machte er ſich verhaßt, weil „er die Heirath des Prinzen von Wallis mit der Infantin „von Spanien nicht billigen, ſondern die Geſetze wider „die Nonconformiſten nach der Strenge exerciren „wollte.“ Außer der Wiederholung eines Fehlers begeht der Herr Doctor noch einen neuen. In was für einer Verbindung ſtehen dieſe Heirath und die Nonconformiſten? Hätte Abbot gegen dieſe nicht nach der Strenge verfahren können, wenn er in jene gewilligt hätte? Kurz, ich kann hierbei gar nichts denken. In der Note* zwei Kleinigkeiten, die man etwas genauer hätte angeben können.

* Unter ſeinen Schriften, heißt es, ſind die vornehmſten: —— *Quaestiones theologicae.* —— Lieber gar keinen Titel angeführt, als ihn ſo angeführt, daß man mehr dabei denken kann, als man ſoll. Weil das Werk ſelbſt rar iſt, ſo will ich ihn ganz herſetzen: **Quaestiones sex, 1) de mendacio, 2) de circumcisione et baptismo, 3) de astrologia, 4) de praesentia in cultu idololatrico, 5) de fuga in persecutione, 6) an Deus sit autor peccati: totidem praelectionibus in schola theologica Oxoniensi disputatae anno 1597, in quibus e sacra scriptura et Patribus quid statuendum sit definitur. Per Georg. Abbatum. Oxoniae 1598. in 4.** Ferner — Tractat von der ſichtbaren Kirche. Die wahre Aufſchrift heißt: von der beſtändigen Sichtbarkeit der wahren Kirche. Der Herr D. Jöcher iſt ein zu großer Theolog, als daß er nicht zugeben ſollte, daß dieſer Titel etwas ganz anders denken laſſe, als der ſeinige.

Abraham Uſque.

Der Herr Doctor bekennt es ſelbſt, daß die rabbiniſchen Artikel ſehr ſchlecht gerathen ſind, und verſpricht in den Supplementen auf die Verbeſſerung derſelben Fleiß zu wenden. Es war alſo billig, daß ich mir es gleich von Anfang vornahm, dasjenige zu übergehen, was der Herr Verfaſſer ſeiner eigenen Feile vorzubehalten für gut befunden hat. Nur bei dieſem einzigen Artikel, weil er in die ſpaniſche Literatur mit einſchlägt, erlaube man mir eine kleine Ausnahme. Meine Erinnerungen ſind folgende. 1) Es iſt wahr, daß wir dieſem Abraham den Druck der ſpaniſchen ferrariſchen

Bibel zu danken haben, doch hätte man die Einſchränkung nicht vergeſſen ſollen, daß es nur von derjenigen Ausgabe zu verſtehen ſey, welche dem Gebrauche der Chriſten beſtimmt war. Die Ausgabe zum Nutzen der Juden hat Duarte Pinel gedruckt. Beide ſind von einem Jahre. 2) Daß ſie zum andernmale 1630 in Holland ſey gedruckt worden, iſt ein offenbarer Fehler. Dieſe Ausgabe iſt die dritte, wo nicht gar die vierte; die zweite aber iſt 5371 (1611) zu Amſterdam in Folio gedruckt worden. Die zwei Ausgaben nach der von 1630 ſind von 5406 (1646) und von 5421 (1661), welcher ich unten* gedenken will. 3) Bei den Worten: „Man hat angemerkt, daß die An. 1546 zu Conſtantinopel gedruckte „ſpaniſche Bibel auch nicht in einem Worte von dieſer „unterſchieden ſey," habe ich zu erinnern: a) Eine ſpaniſche Bibel iſt niemals zu Conſtantinopel gedruckt worden, ſondern nur der Pentateuchus. b) Und auch dieſer iſt nicht 1546, ſondern 5307, welches das Jahr 1547 iſt, herausgekommen. c) Wolf ſagt *fere* ad uerbum repetita est. d) Wenn man aus dem le Long, welcher die Vergleichung zwiſchen dieſem zu Conſtantinopel gedruckten ſpaniſchen Pentateucho und der ferrariſchen Ueberſetzung angeſtellt hat, und aus dem Wolf etwa ſchließen will, daß alſo die erſte ſpaniſche Ueberſetzung eines Stücks der Bibel zu Conſtantinopel herausgekommen ſey, ſo wird man ſich irren; denn eben dieſer ſpaniſche Pentateuchus iſt ſchon 5257 (1497) in Venedig gedruckt worden.

* Der Titel iſt dieſer: Biblia en lengua española traduzida palabra por palabra de la verdad Hebrayca por muy excelentes letrados. Vista y examinada por el officio de la Inquisition. Con privilegio del illustrissimo Señor Duque de Ferrara. Ya ora de nuevo corregida en casa de Joseph Athias y por su orden impresa. En Amsterdam. Ao. 5421. in 8. Aus der Vorrede, welche Joſeph Athias dieſer Ausgabe vorgeſetzt, ſieht man, daß der Rabbi Samuel de Cazeres die Beſorgung davon gehabt habe. Er hat ſie nicht nur von allen Druckfehlern der vorigen Ausgabe befreit, ſondern auch die ſchweren und ungewöhnlichen Wörter und allzu harten Wortfügungen ausgemerzt, und bei den dunkeln Stellen einige kleine Erklärungen eingeſchaltet, welche von dem Texte durch () abgeſondert ſind. Auf dieſe Ausgabe darf man es alſo nicht ziehen, wenn das GL. ſagt: „ſie iſt von Wort zu Wort nach dem hebräiſchen „Text gegeben, welches denn ſehr ſchwer und dunkel zu „verſtehen, zumal, da es in einer ungebräuchlichen „ſpaniſchen Redensart, die meiſtens nur in den Synagogen üblich, überſetzt iſt." (Man bemerke hier im Vorbeigehen einen ſchönen deutſchen Ausdruck: es iſt dunkel zu verſtehen.) Ich ſollte vielmehr meinen, daß ein Theolog nur dieſer Bibel zu gefallen ſpaniſch lernen müßte, indem die größten Gelehrten darin übereinkommen, daß keine einzige andere Ueberſetzung die natürliche und erſte Bedeutung der hebräiſchen Worte ſo genau ausdrückt, als dieſe. (CASP. LINDENBERGERI *Epist. de non contemnendis ex lingua hispanica utilitatibus theologicis* in den *Nouis literariis maris Baltici A.* 1702.) Von dem Samuel de Cazeres muß ich noch gedenken, daß das GL. dieſer ſeiner Arbeit auf eine ſehr unverſtändliche und unvollſtändige Art erwähnt, wenn es in dem Buchſtaben C weiter nichts von ihm ſagt, als: „ein ſpaniſcher Rabbi in der andern „Hälfte des ſiebzehnten Seculi hat die Bibel ins ſpaniſche überſetzt zu Amſterdam 1661 in 8. edirt." Auch der Artikel des obigen J. Athias iſt ſehr trocken. Man gedenkt bloß ſeiner zwei hebräiſchen Auflagen der Bibel und auch dabei wird Leusdenius ſowohl als die Vertheidigung des Athias gegen den Mareſius vergeſſen. Das Geſchenk der Generalſtaaten würde weniger befremden, wenn man dazu geſetzt hätte: für die an ſie gerichtete Dedication der ſpaniſchen Bibel. Seine Ausgaben der deutſchen, engliſchen und der gedachten ſpaniſchen Bibel hätten eben ſo wenig ſollen übergangen werden, als die Art ſeines Todes. Sonſt darf man ſich in den ſpaniſchen Bibeln der Juden über das häufig vorkommende A. nicht wundern. Es iſt ihre Gewohnheit, den vierbuchſtäbigen Namen des Höchſten nicht anders auszudrücken.

Johannes Abrenethius.

Von dieſem Manne weiß das GL. weiter nichts, als: „hat 1654 eine geiſtliche Seelenarznei und von der „Krankheit der Seelen zu Hanau edirt." Wenn man nur wenigſtens noch geſagt hätte, ob er ein Franzoſe oder ein Ruſſe, ein Spanier oder ein Wende geweſen wäre. Doch wenn er ſein Buch deutſch und zwar zu Hanau herausgegeben hat, ſo wird er wohl ein Deutſcher ſeyn. Gefehlt! Er iſt ein Engländer, und das von ihm angeführte Buch iſt nichts als eine Ueberſetzung desjenigen, welches 1615 in London unter dem Titel a christian and heavenly treatise containing physicke for the soul herausgekommen iſt.

Laurentius Abſtemius.

Es iſt verdrießlich, wenn man dasjenige noch einmal anmerken ſoll, was man bei dem Bayle ſchon angemerkt findet. „Er hat," ſagt der Herr D. Jöcher, „dem Herzoge Guido Ubaldus einige Bücher obscurorum locorum zugeſchrieben." Es ſind nicht einige Bücher, ſondern ein einziges und noch dazu ein ſehr kleines, wie es Abſtemius ſelbſt in der Zueignungsſchrift zu ſeinem Hecatomythion ſagt. Sonſt hat er auch annotationes in obscura loca veterum geſchrieben, von denen ein Stück in GRVTERI Thesauro critico ſteht. Dieſe ſind mit dem vorhergehenden Buche obscurorum locorum einerlei, und hätten alſo unter einem andern Titel gar nicht dürfen wiederholt werden. Der Auszug daraus ſteht in dem erſten Theile des gedachten Thesauri, wo man an dem Rande dieſe Anmerkung des Gruterus findet ex libro obscurorum locorum Venetiis in 4. Urbini Grammaticam docuit et Bibliothecae Guidi Ubaldi Urbini ducis praeerat. Valla in illum invectus, qui in omnes stylum amarulentum strinxit adeoque fere in Christum. Von ſeinen Fabeln giebt weder Jöcher noch Bayle noch Geſner eine ältere Ausgabe an, als die von 1522 in Straßburg. Nevelet, wie Bayle anmerkt, hat ſich noch einer jüngern bedient. Ich habe eine weit ältere vor mir, welche aber nur das erſte Hundert enthält und zu Venedig 1499 in 4. unter der Aufſchrift: Fabulae per latinissimum virum LAVRENTIUM ABSTEMIVM nuper compositae gedruckt iſt. Dieſen ſind 30 Fabeln des Aeſopus, aus dem Griechiſchen durch den Laurentius Valla überſetzt, beigefügt. Ich nenne dieſe letzteren deßwegen ausdrücklich mit, um den Zweifel des de la Monnoie zu beſtärken, den er bei der obigen Randnote des Gruterus hat, daß nämlich Laurentius Valla dieſen Abſtemius ſehr unhöflich durchgezogen habe. Würde es wohl Abſtemius, welcher damals noch lebte, oder würden es ſeine Freunde, die dieſe Ausgabe beſorgt, zugegeben haben, daß man ſeinen Fabeln einige kahle Ueberſetzungen ſeines Feindes mit ſo vielen Lobſprüchen, als ſie daſelbſt bekommen, beifügen dürfe?

Abudacnus.

Seine historia Jacobitarum iſt zu Oxford 1675 nicht in 12., ſondern in 4. gedruckt worden. Herr Clement ſagt zwar auch in 12.; doch beide berufen ſich auf den Herrn von Seelen, ohne dieſe erſte Ausgabe vielleicht jemals geſehen zu haben. Herr Clement ſetzt noch hinzu:

pag. 75. und nennt es gleichwohl un petit traite qui ne remplit que quatre feuilles. Hier hat er ſich alſo noch dazu verrechnet, denn wenn es vier Bogen ſtark und dennoch in 12. ſeyn ſollte, ſo müßte es ja 96 und nicht 75 Seiten haben. Doch wie geſagt, es iſt in Quart und nimmt nicht mehr als 30 Seiten, ohne das Titelblatt und zwei Blätter Vorrede, ein. Uebrigens aber hüte man ſich, die Geſchichte der Jacobiten für das einzige Werk des Abudacnus zu halten. Außer den Schriften, die er im Manuſcripte hinterlaſſen hat, und worunter ſonderlich die arabiſche Grammatik gehört, welche in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien aufbehalten wird (**LAMBECIVS** Tom. I. Comment. S. 176.), hat man noch von ihm Speculum hebraicum, gedruckt zu Löwen 1615. Daß er in Löwen Profeſſor der orientaliſchen Sprache geweſen ſey, iſt ausgemacht. Der Herr D. Jöcher hätte alſo das ſoll und nach einiger Meinung erſparen können. Abraham Scultetus in ſeiner Lebensbeſchreibung gedenkt ſeiner; deßgleichen auch Eryc. Puteanus in dem 59ſten Briefe des erſten Hunderts. Dieſe beiden Stellen habe ich den monatlichen Unterredungen des Herrn Tenzels zu danken, nach deſſen Vermuthung der damalige Biſchof Johann Fell die Ausgabe der Geſchichte der Jacobiten ſoll beſorgt haben.

Donat Acciajoli.

Er iſt kein Plagiarius.[*] Er iſt es nicht, welcher des Nic. Acciajoli Leben in das Italieniſche überſetzt hat.[**] Dieſes Leben hat kein Palearius, ſondern Matth. Palmerius geſchrieben.[***] Die Lebensbeſchreibungen aus dem Plutarch hat er nicht italieniſch überſetzt. Bei Gelegenheit dieſer Lebensbeſchreibungen noch eine Unrichtigkeit.[†] Eines von ſeinen Werken, welches das geringſte nicht iſt, hätte man nicht vergeſſen ſollen.[††] Ein Umſtand von ihm, welcher vielleicht der bekannteſte nicht iſt.[†††]

[*] Wann wird man aufhören, einen ehrlichen Mann der Nachwelt mit einem Schandflecke abzumalen, den ihm die Gelehrteſten längſt abgewiſcht haben? Doch was pflanzt man lieber fort als Beſchuldigungen? Simon Simonius war der erſte, welcher dem guten Acciajoli (epist. dedicat. com. in lib. I. Eth. Nicom.) das Plagium gegen ſeinen Lehrer Schuld zu geben ſchien. Naude, welcher vielen Gelehrten ihren guten Namen wiedergegeben und vielen andern genommen hat, wiederholte dieſe Beſchuldigung als eine Gewißheit. Voßius zweifelte daran, und Conring widerlegte ſie und zwar durch Anführung einer Stelle, wo es Acciajoli ſelbſt geſteht, daß er die Vorleſungen ſeines Lehrers mit ſeiner Arbeit verbunden habe. Alles dieſes erzählt Bayle weitläuftig. Was hilft es aber, daß billige Richter einen Ausſpruch thun, wenn man dennoch die ſchimpflichen Vorwürfe der Ankläger fortdauern läßt? Wenn es nun Jemanden einkäme, aus dem GL. die Exempel undankbarer Schüler zu ſammeln, wie es denn ſchon zu vielen ſolchen ſchönen Sammlungen Gelegenheit gegeben hat: würde der Herr D. Jöcher nicht an der Beſchimpfung dieſes ehrlichen Italieners Schuld ſeyn? Hätte man ihm aber ja einen gelehrten Diebſtahl vorwerfen wollen, ſo würde man mit wenig Mühe einen andern haben finden können, deſſen weder Bayle noch ſonſt ein Criticus gedenkt und weßwegen ihn noch Niemand ausdrücklich vertheidigt hat. Ich ziele hiermit auf das, was Friedrich Beſſel in der Vorrede zu ſeinen animaduers. ad Eginhartum ſagt: Circumfertur Caroli M. uita, quam in Hagiologiam suam transtulit **GEORGIVS WICELIVS**, ratus, antiqui alicujus esse scriptoris, aut plane a Plutarcho conceptam, quo nomine risum mouit Vossio; sed genuinus eius autor est **DONATVS ACCIAIOLVS** qui et ipse Eginhartum *fere exscribit* etc. Ich bin jetzt nicht im Stande die Arbeit des Eginhartus mit der Arbeit des Acciajolus zu vergleichen, weil ich die letztere hier nicht bei der Hand habe; ich bin aber von ſeiner Ehrlichkeit ſo überzeugt, daß ich gleich im Voraus das Urtheil des Herrn Hofrath Buders unterſchreiben will, welcher in ſeiner Bibl. hist. selecta auf der 895. S. ſagt: Vitam Caroli M. **DONATVS** quoque **ACCIAIOLVS** Florentinus, compto stilo composuit, secutus quidem saepe Eginhartum, habet tamen quae uel apud hunc minime, uel paulo aliter expressa inueniuntur.

[**] Wenn man ſich nur ein klein wenig näher um den Ueberſetzer der Lebensbeſchreibung des Nic. Acciajoli hätte bekümmern wollen, ſo würde man gefunden haben, daß er zwar mit unſerm Acciajoli gleichen Namen führe, daß er aber wenigſtens hundert Jahre nach ihm gelebt habe und ein Rhodiſer Ritter geweſen ſey. Was aber das Vorgeben, als ob dieſer Acciajoli der Ueberſetzer dieſer Lebensbeſchreibung ſey, am allerlächerlichſten macht, iſt dieſes, daß in dem Anhange derſelben, welcher von der Familie des Acciajoli handelt, ſein eigenes Leben nebſt ſeinem Tode erzählt wird.

[***] Daß kein Palearius der Verfaſſer gedachter Lebensbeſchreibung iſt, kann ich nicht beſſer beweiſen, als wenn ich den Titel derſelben aus dem XIII. Tome der Scriptor. rer. ital. des Muratori herſetze: Matthiae Palmerii de uita et rebus gestis Nicolai Acciaioli, Florentini, Magnae Apuliae Senescalli ab anno 1310—1366. Ob ich mich aber oder der Herr D. Jöcher richtiger auf dieſe Sammlung berufen, werden die ſehen, die ſie ſelbſt nachſchlagen können. Die gedachte italieniſche Ueberſetzung dieſer Lebensbeſchreibung iſt ſchon 1588 an das Licht getreten, und damals, als der Herr de la Monnoie bei dem Bayle derſelben gedenkt, war es wahr, daß das lateiniſche Original, wie er ſagt, noch nicht im Druck erſchienen ſey. Man hat es nicht eher, als in dem angeführten 13ten Tome des Muratori, welcher 1728 herauskam, zu ſehen bekommen.

[†] Ich glaube es ſelbſt nicht, daß der Herr D. Jöcher dieſes habe ſagen wollen, gleichwohl aber ſagt er es, und daran iſt nichts Schuld, als ſeine verworrene Schreibart, welche gar zu viele und noch dazu verſchiedene Sachen in einen Periode bringen will. „Er hat,“ ſagt er, „die vom Plutarch aufgeſetzten Lebensbeſchreibungen Hannibals, Scipionis, Alcibiadis und Demetrii aus dem Griechiſchen, ingleichen — ins Italieniſche überſetzt.“ Ich habe dieſe Lebensbeſchreibungen ſelbſt niemals geſehen; Jovius aber ſagt es ausdrücklich, daß ſie lateiniſch ſind. Wem dieſe Unrichtigkeit zu gering ſcheint, dem will ich eine vielleicht größere in eben den angeführten Worten zeigen. Die vom Plutarch aufgeſetzten Lebensbeſchreibungen Hannibalis und Scipionis. Hat es der Herr Doctor nicht bei dem Placcius und Bayle geleſen, daß Acciajoli dieſe beiden Stücke dem Plutarch müſſe untergeſchoben haben, weil man die Urſchrift in ſeinen Werken nicht findet? Will man aber ſagen, er könne wohl eine Handſchrift beſeſſen haben, die vollſtändiger geweſen wäre, als unſere jetzigen Abdrücke, ſo iſt auch hierauf die Antwort leicht. Das Verzeichniß nämlich, welches Lamprias, der Sohn des Plutarchs, von den Schriften ſeines Vaters aufgeſetzt, zeigt es augenſcheinlich, daß Plutarch wenigſtens niemals eine Lebensbeſchreibung des Hannibals verfertigt hat. Dieſes Verzeichniß hat Höſchelius, der es von dem Andreas Schottus bekommen hatte, zuerſt ans Licht gebracht, und wie wohl ſagt er in ſeinem Briefe an den Raphelengius davon: Id genus indices cui usui sint non nescis. ψευδεπιγραφα multa produnt; de amissis et latitantibus erudiunt.

Wenn man hieraus ſchließen will, daß alſo Acciajoli, geſetzt, daß er auch kein Plagiarius geweſen iſt, gleichwohl ein gelehrter Betrüger geweſen ſey, ſo kann man ſich gleichwohl noch übereilen. Vielleicht hat er es ſelbſt zugeſtanden, daß er in dieſen beiden Lebensbeſchreibungen den Plutarch nur nachgeahmt, nicht aber überſetzt habe.

†† Ich meine nämlich ſeine italieniſche Ueberſetzung der florentiniſchen Geſchichte des Leon. Bruni, welche drei Jahre nach ſeinem Tode in Venedig unter folgendem Titel iſt gedruckt worden: Storia Fiorentina tradotta in volgare per DONATO ACCIAIOLI. Impressa in Vinegia per lo diligente huomo maestro JACOMO DI ROSSI, de natione Gallo 1476. in Folio. Der Herr Clement hat ſowohl dieſe als eine neuere Edition von 1561 mit der Fortſetzung und den Anmerkungen des Franciscus Sanſovini angeführt, nur rechnet beide unter die ſeltenen Werke.

††† Daß Acciajoli ſeiner Vaterſtadt wichtige Dienſte geleiſtet, findet man bei dem Bayle; daß ihm aber ſeine Dienſte ſehr ſchlecht ſind belohnt worden, und daß er einmal ſogar ſeine Vaterſtadt habe räumen müſſen, findet man daſelbſt nicht, ſo wichtig auch dieſer Umſtand iſt. Ich habe die Nachricht davon einer Stelle aus des B. Accolti Geſpäche de praestantia virorum sui aevi zu danken. Hier iſt ſie: Fuit etiam in civitate ista praecipuae auctoritatis vir, DONATUS ACCIAIOLI equestris ordinis, prudentiae, magnitudinis animi, continentiae singularis, cujus consiliis plurima in republica utilia decreta sunt: nec tamen ob ejus egregia merita declinare invidiam potuit, quin inimicorum opera ex urbe pelleretur.

Zenobius Acciajoli.

Ueberhaupt merke ich bei dieſem Artikel als einen nicht geringen Fehler an, daß man die Schriften dieſes Gelehrten, welche gedruckt worden, von denen nicht unterſchieden hat, die niemals an das Licht gekommen ſind. Man ſehe, was der Herr de la Monnoie bei dem Bayle davon erinnert. Der Herr D. Jöcher redet von Briefen an den Picus de Mirandula. Ich finde aber unter den Briefen dieſes Gelehrten nicht mehr als einen einzigen von dem Zenobius und zwei Antworten an ihn. Seine Chronik eines Kloſters in Florenz iſt auch mit einem Schnitzer angeführt worden, indem das Gl. dieſes Kloſter St. Mariae anſtatt St. Marci genannt hat. Was endlich des ARISTOTELIS Ethicam ad Nicomachum cum scholiis et glossis interlinearibus anbelangt, ſo vermuthe ich nicht ohne Grund, daß hier Zenobius Acciajoli mit dem vorhergehenden Donatus ſey verwechſelt worden. Von ſeinem Sterbejahre eine Anmerkung*, welche den Herrn de la Monnoie angeht.

---

* Ambroſius Altamura ſagt, Zenobius ſey im Jahre 1520 geſtorben. Dem Herrn de la Monnoie iſt dieſes verdächtig vorgekommen. Er ſagt daher, es hielten einige dafür, er könne nicht eher als im Jahre 1537 geſtorben ſeyn, weil Hieronymus Aleander, welcher ihm in dem Amte eines Bibliothekars im Vaticane gefolgt iſt, dieſe Stelle nicht eher als im gedachten 1537ſten Jahre angetreten habe. Allein woher hat der Herr de la Monnoie dieſe Nachricht? Bayle ſagt: Aleandre fut d'abord placé ches le Cardinal de Medicis, auquel il servit de Secretaire; il eut ensuite la charge de Bibliothecaire du Vatican aprés la mort d'Acciajoli. Mais le grand theatre ou il commença de paroitre avec eclat fut l'Allemagne, au commencement des troubles que la Reformation y excita. Il y fut envoie Nonce du Pape l'an 1519. Iſt hieraus nicht zu ſchließen, daß er ſchon vor dem Jahre 1519 die Aufſicht über die vaticaniſche Bibliothek müſſe gehabt haben? — — Doch Bayle könnte vielleicht hier ein Hyſteronproteron begangen haben? Ich will alſo den Zweifel des Herrn de la Monnoie auf eine unwiderſprechlichere Art nichtig machen; durch die Anmerkung nämlich, daß H. Aleander 1537 ſchon Cardinal geweſen, oder wenigſtens gleich das Jahr darauf geworden iſt. Iſt es alſo möglich, daß er dem Z. Acciajoli erſt zu dieſer Zeit könne gefolgt ſeyn? Ich will es aber gleich entdecken, woher dieſer Irrthum des Herrn de la Monnoie entſtanden iſt. Daher nämlich, daß er eben ſo wenig wie der Herr D. Jöcher, die Aufſeher in der vaticaniſchen Bibliothek, von dem eigentlichen Bibliothekar, welches niemand anders als ein Cardinal ſeyn kann, unterſchieden hat. Als Acciajoli 1520, oder wie ich vermuthe noch eher, ſtarb, folgte ihm Aleander nur als Custos oder Magister Bibliothecae Vaticanae. Nach ſeiner Gelangung zur Cardinalswürde aber, welches gegen das Jahr 1538 geſchah, ward er eigentlicher Bibliothekarius. Ich muß mich wundern, wie ſich Bayle durch einen ſo leicht zu widerlegenden Einwurf hat können irre machen laſſen. Doch es ſcheint, als ob er dem Herrn de la Monnoie allzuviel Genauigkeit zugetraut hätte. Und nur daher iſt es vielleicht gekommen, daß er ſich verſchiedene Fehler von ihm hat aufheften laſſen. Ich will es noch zum Ueberfluſſe durch ein Zeugniß beweiſen, daß Acciajoli ſchwerlich erſt 1537 könne geſtorben ſeyn. Leander Albertus ſagt in ſeiner Beſchreibung Italiens, welche ich nach der lateiniſchen Ueberſetzung anführen muß, von ihm folgendes: ZENOBIUS ACCIEVOLUS ex ordine praedicatorum, qui de graecis opera quaedam in latinum convertit, nominatim Justinum Martyrem, et *annis superioribus* Bibliothecae Vaticanae Magister excessit. Dieſe Stelle ſteht nicht weit vom Anfange eines Werks, welches der Verfaſſer ſchon 1537 völlig ausgearbeitet hatte, ob es gleich erſt einige Jahre darauf gedruckt worden. Wie hätte er annis superioribus ſagen können, wenn er in eben dem Jahre geſtorben wäre? Was die Ueberſetzung des Juſtinus in dieſer Stelle des Albertus anbelangt, ſo iſt ſie niemals gedruckt worden, welches denen bekannt ſeyn wird, welche wiſſen, daß wir nicht mehr als drei lateiniſche Ueberſetzungen des Juſtinus haben. Die erſte iſt von dem Joachimus Perionius; die zweite von dem Sigiſ. Gleenius, und die dritte von Johann Langen.

Aus der Berliniſchen Zeitung

von den Jahren 1751 bis 1755.

Von gelehrten Sachen.

(18. Febr.) **Bremen.** **Hiſtorie der Gelahrtheit, von Anfange der Welt bis auf die ſieben Weiſen in Griechenland, nach der Zeitrechnung kurz abgefaßt, und dem Druck übergeben von Joh. Ge. Jac. Albertinus, beider Rechte und der Weltweisheit Doctor.** Selten wird ein Gelehrter, welcher eine Lücke in der Wiſſenſchaft, die er in ſeiner Gewalt zu haben glaubt, wahrnimmt, dieſe Lücke einem andern auszufüllen überlaſſen. Denn welcher glaubt nicht im Stande zu ſeyn dasjenige ſelbſt auszuführen, von welchem er ſchon einſieht, daß es ausgeführt werden ſollte? Der Herr Verfaſſer dieſes Werks fand glücklicher Weiſe, daß es noch an einem Handbuche der gelehrten Hiſtorie fehle, welches durchaus nach der Zeitordnung eingerichtet ſey. Mußte es ihm alſo nicht nothwendig einfallen, dieſem Mangel abzuhelfen? Hier liefert er den Anfang ſeines Unternehmens, und macht noch auf vier gleich ſtarke Theile Hoffnung, welche die übrigen Perioden enthalten ſollen. Dieſer erſte Periode iſt der Zeit nach der größeſte, der Materie nach der unfruchtbarſte. Er theilt ſich ganz natürlich in zwei kleinere, von Erſchaffung der Welt bis auf die Sündfluth, bis auf die ſieben Weiſen. Der erſte iſt der wahre Sitz übertriebener Grillen, und iſt es nicht in der That lächerlich den Adam an der Spitze aller Wiſſenſchaften, aller Künſte und aller Handwerker zu ſehen? Der andre iſt voller Verwirrung und Ungewißheit. Loemann, Zoroaſter, Hermes, Orpheus, die Sibyllen, lauter Perſonen die in dieſen Zeitpunkt gehören, und von welchen man uns tauſenderlei erzählt, wovon ſich die Hälfte widerſpricht und die Hälfte von neuern Schriftſtellern ohne Anſehen erdichtet iſt. Beinahe ſollte es alſo eine unnöthige Bemühung ſcheinen, mit der Hiſtorie der Gelahrtheit ſo weit hinaus zu gehen, und vielleicht würde, der ſich nicht bei Ungewißheiten aufhalten wolle, da anfangen, wo der Herr Doctor für dieſesmal aufhört. Das einzige, wobei ſich in dieſen Perioden ein Verfertiger der gelehrten Hiſtorie noch aufhalten könnte, wären die untergeſchobenen Bücher. Man weiß, wie viel wunderliche Schriften die Gnoſtiker, die Manichäer, die Ebioniten und andre dem Adam, dem Seth, dem Jacob ꝛc. angedichtet haben, um ihren ſchwärmeriſchen Lehrſätzen Vorgänger und Vertheidiger zu verſchaffen. Dieſe Schriften nun den Leſern näher bekannt zu machen, die ſie verrathenden Stellen daraus anzuführen, ihre Verfaſſer aufzuſuchen, ihre Abſichten zu entwickeln würde zwar nicht die leichteſte, aber doch eine vielen Leſern ſehr angenehme Arbeit ſeyn; eine Arbeit übrigens, die der Hiſtorie der Gelahrtheit weſentlich zukommt. Gleichwohl aber wird man ſie in dieſem Werke vergebens ſuchen, ob es ſchon voller Ausſchweifungen iſt, die man ſchwerlich vermiſſen würde. Sollte es übrigens dem Herrn Verfaſſer in den folgenden Theilen gefallen, die Quellen, woraus er geſchöpft, fleißiger und genauer anzuführen, ſo wird er, wenigſtens nach unſerer Einſicht, der Vollkommenheit eines brauchbaren Handbuchs um ein vieles näher kommen. Wir müſſen noch erinnern, daß er dieſes Werk der hieſigen Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zugeeignet hat. Und beinahe möchte man aus dieſer Zuſchrift auf die Vermuthung kommen, daß er in der Antediluvianiſchen gelehrten Hiſtorie ſich beſſer umgeſehen habe als in der neuen. Man darf nur den Titel anſehen, der zwar zweimal, beidemal aber falſch gedruckt iſt.

(6. März.) **Frankfurt** und **Leipzig.** **Die Weiberſtipendien, oder die wohlfeile Miethe der Studenten. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.** Desgleichen: **Der Faule und die Vormünder, ein Luſtſpiel in drei Aufzügen.** Wir nehmen dieſe zwei Stücke zuſammen, weil wir zuverläſſig wiſſen, daß ſie von einem Verfaſſer ſind. Mancher, der das eine leſen ſollte, wird vielleicht am Ende ſagen: Das Luſtſpiel möchte ich ſehen, welches erbärmlicher ſeyn könnte! Wenn es ſein rechter Ernſt iſt, ſo darf er nur das andre vor ſich nehmen. Es gilt aber gleich viel, welches er zuerſt oder zuletzt lieſt, genug, dasjenige, welches er zuletzt lieſt, wird ihm allezeit nichtswürdiger ſcheinen, weil der Ekel, welchen das erſte erweckt hat, durch die Fortdaurung in dem andern endlich in einen Abſcheu ausſchlagen muß; ob wir gleich ſonſt geſtehen müſſen, daß beide, ihrem innerlichen Werth nach, gleich nichtswürdig ſind. Plan, Knoten, Auflöſung, Charakter, Moral, Satyre, natürliche Unterredungen; alles Dinge, welche dem Verfaſſer Böhmiſche Dörfer ſind. Wenn er bei dem erſten anſtatt Luſtſpiel, Studentenſpiel geſetzt hätte, ſo wäre er einigermaßen entſchuldigt. Bei dem andern wenigſtens droht er den Leſern gleich auf dem Titel, daß ſie vermöge der komiſchen Sympathie einſchlafen werden; und kann man von einem Verfaſſer mehr begehren, als daß er dasjenige erfülle, was er auf dem Titel verſpricht? Der gegenwärtige hat ſogar noch mehr geleiſtet. Wie viel Lob verdient er nicht! Doch, ernſtlich zu reden, ſo verſichern wir den Leſer, daß er unſer Urtheil gegründet finden wird, und daß wir uns, wenn es nur ein klein wenig vortheilhaft hätte ausfallen können, ein Vergnügen würden gemacht haben ihm zu ſagen, daß ein gewiſſer Herr C. in D** der Verfaſſer dieſer ſchönen Luſtſpiele ſey. Videor mihi meo jure facturus si *judicium hoc* versibus clusero. Mart.

Auf einen elenden komiſchen Dichter.

Ein elend jämmerliches Spiel
Schrieb Knechenackers ſtumpfer Kiel,
Als er an der Entzückung dachte,
Daß er wohl Plautes ſchamroth machte,
Und daß kein Molier
Ihm zu vergleichen wär.
Er, der ſie beide kennt,
Wie ich den großen Mogul kenne,
Und ſie zu kennen brennt,
So wie ich ihn zu kennen brenne.
Er, der der Feinheit keuſcher Ohren,
Dem Witz, den Regeln, dem Verſtand,
Den lächerlichſten Krieg geſchworen,
Der je im Reich der Sittenlehr entſtand;
Für ihn ein unentdecktes Land!
Doch muß ich, kritiſch zu verfahren,
Dem Leſer treulich offenbaren,
Daß ich an ſeinem Stücke
Auch etwas trefliches erblicke.
Und was? — Er macht damit, Trotz einem komiſchen Werke
Voll ungebeugter Stärke,
Den dümmſten Witzling in der Welt,
Den je ein Schauplatz vorgeſtellt,
Unnachahmend lächerlich.
Und wen denn? Welche Frage! Sich.

(23. März.) **Wittenberg** und **Zerbſt.** **Dritte und letzte gegründete Anzeige derer Herrenhuthiſchen Grund-Irrthümer in der Lehre von der H. Schrift, Rechtfertigung, Sacramenten und letzten Dingen; denen evangeliſchen Kirchen zur nöthigen Warnung ans Licht geſtellet von D. Carl Gottlob Hofmann, Generalſuperintend. Nebſt einem Regiſter über ſämmtliche drei Theile.** Dieſes iſt der Beſchluß desjenigen Werks, wodurch ſich der Herr Generalſuperintendent den Herrenhutern keinen geringen Schaden zugefügt zu haben rühmt; nicht etwa weil er ihre Irrthümer dadurch gedämpft, ſondern weil er ſie, wie man deutlich ſieht, verhindert hat, gewiſſe zeitliche Vortheile zu erlangen, die man, menſchlich zu handeln, auch ſeinen irrenden Brüdern gönnen muß. Wir hoffen, daß die Leſer ſchon wiſſen, was der Herr Verfaſſer Grundirrthümer der Herrenhuter heißt; nämlich diejenigen Stellen, wo ſie nicht die Sprache der ſymboliſchen Bücher führen. Dieſe Erklärung angenommen, müſſen wir die Ausführung durchgängig loben; man wollte denn wünſchen, daß ſie mit etwas weniger Spötterei, die oft die feinſte nicht iſt, und mit etwas minder zweideutigen Abſichten angefüllt ſey. Der Kopf eines Herrenhuters, voll Enthuſiaſterei, iſt zu nichts weniger als zu ſyſtematiſchen Begriffen und abgemeßnen Ausdrückungen geſchickt. Warum macht man ihm die Schwäche ſeines Verſtandes zu Verbrechen ſeines Willens? Warum folgert man aus gewiſſen Orten, wo er von Sachen, über welche die Scham einen geheimnißvollen Vorhang zieht, etwas zu frei, zu ekel, zu ſchwärmeriſch geſchrieben hat, Thaten der ſträflichſten Unzucht? Nur zum Beweiſe der Verleumdung, und mehr zum Aergerniſſe als zur Erbauung, ſchreibt man aufgedeckte Bosheiten der Herrenhuter, ſo lange noch keiner von ihnen der Verbrechen, welche man ihnen Schuld giebt, und welche die ſchärfſte Ahndung verdienten, vor der weltlichen Obrigkeit überführt worden iſt. Man weiß es aber ſchon, daß man mit dieſen unbarmherzigen Beſchuldigungen vor Gerichte nicht fortkommen kann, und daß am Ende jeder billige Richter kein ander Urtheil von den Herrenhutern zu fällen weiß, als das, was Plinius, obgleich in einer ganz verſchiedenen Sache, fällte: nihil aliud inveni quam superstitionem pravam et immodicam. Wäre es alſo nicht gut, wenn die Herren Theologen die Wahrmachung eines Ausſpruches des Cicero, opinionum commenta delet dies, ruhig erwarteten? Sie haben einen Ausſpruch in der Bibel, der eben dieſes ſagt, und es iſt zu verwundern, daß ihnen noch niemand des Gamaliels *ἐάσατε αὐτούς* zugerufen hat. Könnten ſie ihrem Charakter gemäßer handeln, als wenn ſie wie dieſer Phariſäer gedächten: iſt der Rath oder das Werk aus den Menſchen, ſo wird's untergehen, iſt's aber aus Gott, ſo können wir's nicht dämpfen ꝛc.? Ein gewiſſer Chriſtian Philaleth hatte der erſten Anzeige des Hrn. D. Hofmanns hundert Fragen entgegen geſetzt; und in der Vorrede zu dieſer dritten Anzeige ſagt uns der Verfaſſer, warum er auf dieſe Fragen zur Zeit noch nicht geantwortet habe. Die vornehmſte Urſache iſt, weil ſich dieſer Gegner nur unter einem falſchen Namen genannt, und der Herr Doktor durchaus denjenigen erſt perſönlich kennen will, welchen er widerlegen ſoll. Die Wahrheit zu geſtehen, wir ſehen das ſchließende dieſer Urſache nicht ein. Kann ein Schriftſteller unter erborgtem Namen keine Wahrheit ſagen? Oder kann man niemanden widerlegen, wenn man nicht Perſönlichkeiten in die Widerlegung miſcht? In eben der Vorrede meldet der Herr Generalſuperintendent, daß allem Anſehen nach die Heilandskaſſe bald banquerot machen werde. Vielleicht zieht der Umſturz ihres ökonomiſchen Syſtems den Untergang der ganzen Gemeine nach ſich.

(25. März.) **Leipzig.** ***Christiani Friderici Boerneri S. T. D. et P. P. Pr. Institutiones Theologiae symbolicae.*** Wenn alle Religionen, und die verſchiedenen Arten derſelben ihre ſymboliſchen Bücher hätten, ſo würden auf einmal unzählige falſche Beſchuldigungen von Ungereimtheiten wegfallen, die ſie ſich unter einander ohne Unterlaß zu machen pflegen; die Meinungen einzelner Glieder würden den ganzen Gemeinden nicht zur Laſt gelegt werden, und die Herren Polemici würden ſeltner mit Schatten fechten. Die Lutheriſche Kirche hat auf dieſer Seite einen beſondern Vorzug, und ihre ſymboliſchen Bücher ſind mit einer Behutſamkeit abgefaßt, welche tauſend Köpfe, wenn ſie mit ihr nur in der Hauptſache einig ſind, unter einen Hut zu bringen ſehr geſchickt iſt. Man lacht alſo ganz mit Unrecht über den Eid, welchen ihre Gottesgelehrten auf dieſe Bücher ablegen müſſen. Sie beſchwören dadurch eigentlich nichts, als was ſie von Jugend auf, mit bibliſchen Ausdrücken, in dem kleinen Catechismo gelernt haben, weil in allen übrigen Sätzen durch dieſen Schwur weder nähere Ausführungen noch vortheilhafte Erklärungen unterſagt werden. Wie nöthig es aber denen, welche ſich der Gottesgelahrtheit widmen, ſey, einen beſondern Fleiß auf dieſe Schriften zu wenden, erhellt auch nur aus dem Nachtheil, welcher denen zuwächſt, die die Sprache derſelben nicht zu reden wiſſen, und aus der Gefahr, um ein falſch gebrauchtes Wort verketzert zu werden. Man kann ein Theologe, aber kein Lutheriſcher Theologe ohne eine genaue Einſicht in dieſelben, ſeyn, daß alſo diejenigen allen Dank verdienen, welche ſie allgemeiner zu machen ſuchen. Viele Jahre hindurch hat es der Herr Doktor und Prof. Primarius Börner auf der hohen Schule in Leipzig auf die rühmlichſte Art gethan, wovon gegenwärtiges Werk der ſicherſte Beweis ſeyn kann. Die Einrichtung deſſelben iſt folgende. In der Einleitung handelt er ſowohl von den ſymboliſchen Büchern überhaupt, von ihrer Nothwendigkeit und ihrem Anſehen, als auch von jedem insbeſondere, und berührt alles, was zu der Hiſtorie derſelben gehört. Die Ausführung ſelbſt beſteht aus einundzwanzig Kapiteln, deren jedes zwei Abtheilungen hat. In der erſten Abtheilung werden die Stellen aus den ſymboliſchen Büchern, welche die Lehre, die in dieſen Kapiteln abgehandelt wird, angehen, angeführt, und wo es nöthig iſt, gegen die Veränderungen unächter Ausgaben gerettet. In dem andern Abſchnitte werden dieſe Stellen erklärt, bewieſen, und die einſchlagenden

Irrthümer anderer Religionen widerlegt. Dieſer Plan und die ſonſt bekannte Gelehrſamkeit des Herrn Verfaſſers kann zureichende Gewähr leiſten, daß durchgängig alle Gründlichkeit darin herrſcht, deren ein ſolches Werk fähig iſt.

(27. März.) **Leipzig.** Allen nach Standesgebühr höchſt und hochzuehrenden Liebhabern, Gönnern und Beförderern einer echten deutſchen Poeterei kündigen und preiſen wir folgendes Werk an. **Herrn Johann Chriſtoph Gottſcheds, der Weltw. und Dichtkunſt öffentl. Lehrers in Leipzig, Gedichte, bei der jetzigen zweiten Auflage überſehen und mit dem II. Theile vermehrt, nebſt einer Vorrede ans Licht geſtellet von M. Joh. Joachim Schwaben.** Das Aeußerliche dieſer Gedichte iſt ſo vortrefflich, daß ſie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden, und wie wir wünſchen, lange Zeit machen mögen. Von dem innerlichen aber einen zureichenden Entwurf zu geben, das überſteigt unſere Kräfte. Der erſte Theil iſt alt, und nur die Ordnung iſt neu, welche der ſchärfſten Hof-Etiquette Ehre machen würde. Wenn der Verfaſſer den Einfall dazu nicht in Wien bekommen hat, ſo hat er ihn wenigſtens nicht bei dem Horaz gelernt, dem er ſonſt ein ſehr wichtiges Kunſtſtück abgeſtohlen hat, das große Kunſtſtück nämlich, ſeine Jubeloden allezeit ſein zum Schluſſe der Abtheilung von den Oden zu ſetzen. Der andre Theil iſt größtentheils neu, und mit eben der Rangordnung ausgeſchmückt, welche bei dem erſten ſo vorzüglich angebracht iſt, ſo daß nämlich alle Gedichte auf hohe Häupter und fürſtliche Perſonen in das erſte Buch, die auf gräfliche, adelige und ſolche, die ihnen gewiſſermaßen gleich kommen, ins zweite, alle freundſchaftliche Lieder aber ins dritte Buch gekommen ſind. Uns iſt die Ode auf den Herrn von Leibnitz ſogleich in die Augen gefallen. Der größte Theil derſelben beſchäftigt ſich mit dem Lobe der Stadt Leipzig. Das iſt Pindariſch! Wenn dieſer erhabne Sänger das Lob eines olympiſchen Siegers vergöttern ſollte, von dem er auf der Gotteswelt nichts rühmlichers zu ſagen hatte, als etwa die Geſchwindigkeit ſeiner Füße, oder die Stärke ſeiner Fäuſte, ſo geſchah es dann und wann, daß er ſtatt ſeiner ſeine Vaterſtadt lobte. O wahrhaftig! das heißt die Alten mit Ueberlegung nachahmen, wenn es anders der Herr Prof. Gottſched zur Nachahmung der Alten gethan hat. Wer kann übrigens ernſthaft bleiben, wenn er das Lob dieſes Weltweiſen auf die Erfindung verſchiedner Kleinigkeiten ſtützt, wie zum Exempel ſeine Dyadik iſt, welche er zu erfinden eben nicht Leibnitz hätte ſeyn dürfen. Doch die Dyadik iſt für den Hrn. Prof. vielleicht ein eben ſo unbegreifliches Ding, als ihm die Analyſis infinitorum zu ſeyn ſcheint, die er, mit vieler Einſicht, die Rechenkunſt in den unendlich Kleinen nennt. Dem poetiſchen Geiſte des Herrn Profeſſors das völligſte Recht widerfahren zu laſſen, dürften wir nur eine Stelle aus einem Schreiben an den Herrn von Scheyb anführen, wo er ſein zu entbehrendes Urtheil über den Meſſias fällt; allein wir wollen es immer in einem Buche laſſen, in welchem es nur bei denen einen Eindruck machen wird, welche geſtraft genug ſind, dieſes große Gedicht nicht zu verſtehen. Geſetzt, es hat einige Flecken, ſo bleibt es doch allezeit ein Stück, durch welches unſer Vaterland die Ehre ſchöpferiſche Geiſter zu beſitzen vertheidigen kann. Eine Anmerkung aber müſſen wir aus angeführtem Schreiben herſetzen: „Herr Bodmer“, ſagt der Hr. Prof. Gottſched, „hat an den Hrn. Schuch, Prinzipal einer deutſchen Schauſpielergeſellſchaft, nach Baſel geſchrieben, und ihn eingeladen, nach Zürich zu kommen, nicht etwa tragiſche und komiſche Schauſpiele daſelbſt aufzuführen, ſondern durch ſeine geſchickteſten Perſonen beiderlei Geſchlechts den Meſſias auf öffentlicher Bühne herſagen zu laſſen. Der Brief iſt vorhanden.“ Die Wahrheit dieſer Anekdote vorausgeſetzt, ſo iſt ſie eben ſo gar lächerlich nicht, als ſie dem Herrn Prof. ſcheint. Wäre es nicht ſehr gut, wenn man auch unſere Schauplätze zu den Vorleſungen verſchiedner Arten von Gedichten anwendete, wie es in der That bei den Römern üblich war. Hat er vergeſſen, daß Virgil ſelbſt ſein Heldengedicht auf öffentlichem Theater dem Volke vorgeleſen hat? Dieſe Gedichte koſten in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr. 4 Gr. Mit 2 Thlr. bezahlt man das Lächerliche, und mit 4 Gr. ungefähr das Nützliche.

(8. Mai.) **Leipzig. Briefe, nebſt einer praktiſchen Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen, von C. F. Gellert.** Was abgeſchmackte Junkers und aberwitzige Neukirchs ſo unglücklich, und nur zur Aufhaltung des guten Geſchmacks unternommen haben, wird in dieſem Werke auf die vortrefflichſte Art geleiſtet. Der Hr. Verfaſſer hat ſich das Recht längſt erworben, daß die Welt auf alles, was aus ſeiner Feder fließt, aufmerkſam ſeyn muß; und wer iſt geſchickter als er, die Natur überall in ihre alten Vorrechte unter uns wieder einzuſetzen? Den beſten Briefſteller zu machen wird nichts erfordert als zu beweiſen, daß man keinen Briefſteller braucht, und die ganze Kunſt ſchöne Briefe zu ſchreiben iſt die, daß man ſie ohne Kunſt ſchreiben lernt. Allein wie viel ſeltne Eigenſchaften ſetzt dieſe Vermeidung der Kunſt voraus? Geſunde Ordnung im Denken, lebhafter Witz, Kenntniß der Welt, ein empfindliches Herz, Leichtigkeit des Ausdrucks ſind Dinge, die den Deutſchen weniger fehlen würden, wenn man ſie in Schulen lernen könnte. Die meiſten Lehrer haben ſie ſelbſt nicht; was Wunder alſo, daß ſie ihre Schüler anführen, ſich mit methodiſchen Leitfäden, topiſchen Einfällen, ſtudirten Empfindungen, ſtaubigten Realien und künſtlichen Perioden zu behelfen? Wie unbeſchreiblich würde der Nutzen ſeyn, wenn die praktiſche Abhandlung des Hrn. Gellert alle wohl informirte Briefſteller und alle die gelehrten Männer auf us de conscribendis epistolis aus den Claſſen vertreiben könnte? Man würde die Briefe des Cicero und Plinius beſſer nutzen lernen, und einige lateiniſche Brocken würden das wenigſte ſeyn, was man ihnen zu danken hätte. Iſt es zu hoffen? - - - Die Briefe des Hrn. Gellert ſelbſt ſind durchgängig Meiſterſtücke, die man eben ſo wenig als ſeine Fabeln zu leſen aufhören wird. Die ſchöne Natur herrſcht überall, alle Zeilen ſind mit dem ſüßeſten Gefühle, mit den rühmlichſten Geſinnungen belebt; und die Ueberzeugung, daß ſie der Verfaſſer an wirkliche Perſonen geſchrieben hat, macht den Antheil, welchen die Leſer daran nehmen, ungleich größer. Von was für einem Herzen ſind ſie die Beweiſe! Wie liebenswerth hat ſich der Verfaſſer ſelbſt, ihm unbewußt, darin geſchildert! Welche Freundſchaft, welche Aufrichtigkeit, welche Liebe! Mit was für einer philoſophiſchen Gleichgültigkeit ſind zwei Briefe abgefaßt, wobei wenigſtens ſeine Leſer nicht gleichgültig bleiben werden. Verdient ein Mann, welcher das Vergnügen Deutſchlands iſt, kein Amt zur Belohnung, wenn anders ein Amt eine Belohnung ſeyn kann? - - - Herr Gellert ſcheint den vornehmſten Inhalt ſeiner Abhandlung in eine Erzählung, die er auf der 83ſten Seite einſchaltet, gebracht zu haben. Können wir den Platz ſchöner anwenden, als wenn wir ſie einrücken?

Ein junger Menſch, der, wenn er Briefe ſchrieb,
Die Sachen kunſtreich übertrieb,
Und wenig gern mit ſtolzen Formeln ſagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerſchreiben vor,
Darin er einen Freund beklagte,

Der ſeine Frau durch frühen Tod verlor,
Und ihm mit vielem Schulwitz ſagte,
Daß nichts gewiſſer wär', als daß er ihn beklagte.
Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu ſchwer und zu ſtudirt zu ſeyn.
Was haben Sie denn ſagen wollen?
„Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt,
Daß er ein Weib verlor, die er mit Recht geliebt,
Und meinem Wunſche nach ſtets hätte haben ſollen;
Daß ich von Lieb und Mitleid voll,
Nicht weiß, wie ich ihn tröſten ſoll.
Dies ungefähr, dies hab' ich ſagen wollen."
Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum ſind Sie ſich denn durch Ihre Kunſt zuwider?
O ſchreiben Sie doch nur, was Sie mir ſagten, nieder:
So wird ihr Brief natürlich ſeyn.

(11. Mai.) **Leipzig.** **Briefe der Ninon von Lenclos an den Marquis von Sevigne, nebſt den Briefen der Babet an den Bourſault, aus dem franzöſiſchen überſetzt.** Ninon von Lenclos lebte zu einer Zeit, welche dazu beſtimmt zu ſeyn ſchien, daß Frankreich alle Arten großer Geiſter auf einmal beiſammen ſehen ſollte. Die Schriftſteller, ſo viel ihrer erwähnen, berichten uns, daß ihr Verſtand eben ſo viel Anmuth als Gründlichkeit beſeſſen habe. Sie war eine Philoſophin, aber eine liebenswürdige Philoſophin. Sie vereinigte alle Tugenden des männlichen Geſchlechts mit den Annehmlichkeiten des ihrigen, dem zum Trotze ſie ſich in die Zahl berühmter Männer erhoben hat. Ihr Haus war der Sammelplatz aller geſitteten und durch ihren Witz beliebten Leute, die Hof und Stadt nur aufweiſen konnten. Die tugendhafteſten Mütter bewarben ſich aufs eifrigſte ihren Söhnen, die auf den Schauplatz der Welt getreten waren, den Vortheil zu verſchaffen, daß ihnen zu dieſer liebenswürdigen Geſellſchaft der Zutritt verſtattet würde, die man für den Mittelpunkt eines guten Umgangs anſah. Saint Evremont ſagt von ihr:

Die weiſ' und fröhliche Natur
Verband in Ninons edlem Herzen
Die Tugend mit der Wolluſt Scherzen,
Den Cato mit dem Epikur.

So ein Frauenzimmer mußte nothwendig in ihren Briefen unübertrefflich ſeyn. Chateauneuf, ein Zeitverwandter von ihr, bekräftigt es in ſeinem Geſpräche von der Muſik der Alten; ob aber einige wirklich bis auf unſre Zeit gekommen ſind, daran iſt zu zweifeln. Dieſe wenigſtens, wovon wir dem Leſer die Ueberſetzung ankündigen, ſind nichts als eine glückliche Erdichtung. Sie enthalten eine getreue Schilderei des menſchlichen Herzens, ein moraliſches Syſtem der Liebe, das, wo es nicht allezeit genau, doch allezeit ſinnreich iſt. Der Plan des Verfaſſers nöthigte ihn, verſchiedene Wahrheiten zu ſagen, die in dem Munde einer Mannsperſon Beleidigungen gegen das ſchöne Geſchlecht geworden wären. Er mußte ſie alſo einem Frauenzimmer ſagen laſſen. Weil er aber auch zugleich verſchiedne Sätze vorzubringen hatte, welche in dem Munde eines Frauenzimmers anſtößig klingen konnten, ſo mußte er ein ſolches Frauenzimmer wählen, deren mehr männliche als weibliche Denkungsart durchgängig bekannt ſey. Und dieſe konnte keine andere als Ninon ſeyn, welche mit Wahrheit von ſich ſagen konnte, daß ſie ſich durch Ueberlegung zu einer Mannsperſon gemacht habe. Dieſe nun läßt der Verfaſſer dem jungen Marquis von Sevigne Lehren geben, welche gleich geſchickt ſind, die bloß platoniſche Liebe lächerlich, und die bloß ſinnliche Liebe verächtlich zu machen. Der Ueberſetzer wagt eine Muthmaßung in Anſehung des Verfaſſers; er glaubt, daß es der jüngere Herr v. Crebillon ſey. Iſt er es nicht, ſo hat er doch durch ſeine Briefe gezeigt, daß er es ſeyn könnte. Wir wollen eine Muthmaßung in Anſehung des Ueberſetzers wagen. Die Vergleichung der Vorrede mit verſchiednen Stellen der jüngſt angezeigten praktiſchen Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen lehrt uns, faſt überzeugend, daß es Hr. Gellert ſey. Iſt er es nicht, ſo kann ihm wenigſtens unſer Verdacht keine Schande machen; und der wahre Verfaſſer wird leicht ſehen, daß er der Inbegriff alles deſſen iſt, was wir gutes davon ſagen können. Die wenigen Briefe der Babet, welche man zum Schluſſe findet, verdienen dieſe Geſellſchaft. Sind ſie weniger moraliſch, ſo ſind ſie dafür deſto unſtudirter; haben ſie weniger Witz, ſo haben ſie deſto mehr Gefühl. Beide ſind von dem Ueberſetzer mit Vorreden begleitet, nach deren Schlage wir vor jeder Ueberſetzung eine zu finden wünſchten.

(15. Mai.) **Leipzig.** **Moraliſche Fabeln mit beigefügten Erklärungen einer jeden Fabel. Aus dem Däniſchen des Herrn Barons von Hollberg überſetzt durch J. A. S. K. D. C.** Dieſe Fabeln hat der berühmte Verfaſſer nur vor kurzem in ſeiner Mutterſprache herausgegeben, und wir ſind die Ueberſetzung davon eben dem geſchickten Manne, welcher uns das komiſche Heldengedicht Peter Paars deutſch geliefert hat, ſchuldig, nämlich dem Hrn. J. A. Scheibe, Königl. Däniſchen Kapellmeiſter. Er wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir, was den Werth dieſer Fabeln anbelangt, mit ihm nicht einer Meinung ſeyn können. Der Herr von Holberg gehört unter diejenigen Schriftſteller, welchen einige mit Recht wohlaufgenommene Werke das glückliche Vorurtheil verſchafft haben, als ob alles, was aus ihrer beſchäftigten Feder fließt, vortrefflich ſeyn müſſe. Trotz dieſem Vorurtheile aber wagen wir zu ſagen, daß ſeine Fabeln überhaupt erbärmlich, und unter allen zweihundert und zwei und dreißigen nicht zwei und dreißig leidlich ſind. Er hat ſie in ungebundner Rede abgefaßt, welches wir weder billigen noch tadeln wollen. Die Wahrheit aber zu ſagen, ſo trauen wir dem Hrn. Verfaſſer nicht einmal zu, daß er im Stande ſey, den Verſen diejenige reizende Einfalt zu geben, welche ſie nothwendig haben müſſen, wenn ſie zum Vortrage der Fabeln geſchickt ſeyn ſollen. Wir wollen zur Probe ein paar von den kleinſten herſetzen, woraus der Leſer ohne uns ſchließen wird, daß der Herr von Holberg auf das höchſte der däniſche Steppe iſt. Die 186. Fabel heißt

Der Elephant und der Biber.

Ein Elephant und ein Biber ſprachen einsmals von dem Lauf der Welt mit einander, ſowohl in Anſehung der Thiere als der Menſchen. Unter andern Dingen fragte der Biber den Elephanten, welche Herrlichkeit er ſich am liebſten wünſchen möchte, entweder Reichthum oder Weisheit? Der Elephant antwortete: Ich wollte mir wohl Weisheit wünſchen, wenn ich nicht ſähe, daß ſo viele weiſe Sollicitanten und ſtudirte Leute mit niedergeſchlagenen Köpfen in den Vorgemächern der Narren ſtünden.

Warum hat der Verfaſſer den Elephanten und den Biber zu dieſer Fabel gewählt? Warum nicht die Katze und den Hund, oder den Eſel und das Pferd? Welche Wahrſcheinlichkeit, daß der Elephant jemals in die Vorgemächer reicher Thoren gekommen iſt?

Die 187. Fabel.

Von der Neherin, die ihre Nehnadel verlor.

Eine Neherin verlor einsmals auf dem Felde eine Nehnadel. Dieſer Verluſt ging ihr ſehr zu Herzen. Sie ſagte, ſie wollte lieber zehn andere Nadeln, als dieſe einzige gemißt haben. Sie gab ſich darauf viele Mühe ſie wieder zu finden, aber vergebens, denn die Nadel blieb beſtändig unſichtbar. Aber indem ſie die verlorene Nadel ſuchte, fand ſie eine ächte Perl, für welche ſie mehr als eine Million Nehnadeln kaufen konnte ꝛc.

(10. Jun.) Leipzig. **Allgemeines Gelehrten-Lexicon ꝛc. Dritter Theil. M – R. herausgegeben von Chr. Gottlieb Jöcher, der H. Schrift Doctore, und der Geſchichte öffentlichen Lehrer in Leipzig.** Es iſt unnöthig ein Werk zu loben, welches ſich auf den meiſten Studirſtuben unentbehrlich macht. Wir freuen uns über den ungehinderten Fortgang deſſelben, wir würden aber zu ſehr unwiſſenden Schmeichlern werden, wenn wir nicht geſtünden, daß die billige Erwartung des Publicums einen großen Abfall dabei leide. Zwar iſt es wahr, ein Gelehrtenlexicon ohne alle Fehler verlangen, heißt ſich einer unmöglichen Forderung ſchuldig machen, auch alsdann, wenn anſtatt eines Jöchers deren zehn daran arbeiteten. Es giebt aber doch gewiſſe Arten von Fehlern, von welchen man es, ohne eine Unbilligkeit zu begehen, durchaus frei zu ſeyn begehren kann. Unſer Vorgeben zu rechtfertigen wollen wir einige aus dieſem Theile anführen. Z. E. „George Makenzie, ein Schottländer im vorigen Jahrhunderte ꝛc., ſchrieb Lives and Characters of the most eminent Writers of the Scots Nation in 3 Folianten, welche aber erſt 1708 zu Edimburg herausgekommen ſind." Dieſes hat ſeine Richtigkeit; allein wie hat man ſo unachtſam ſeyn können den gleich folgenden Artikel ſtehen zu laſſen, der eben dieſen George Makenzie zu einem Schriftſteller des 18ten Jahrhunderts macht, welcher 1708 und 1711 die Leben der gelehrten Schottländer herausgegeben haben ſoll? Er muß ganz und gar ausgeſtrichen werden. Eben ſo eine wunderliche Verdopplung iſt mit dem Mallet, welcher wider die franzöſiſche Ueberſetzung des neuen Teſtaments, die zu Mons heraus kam, ſchrieb, vorgegangen. Einmal heißt er Carl und gleich darauf Peter. Der wahre Carl Mallet aber, ein Ciſtercienſermönch, welcher 1658 ſtarb und ſich durch ſein Werk de Hierarchia et jure ecclesiæ militantis bekannt gemacht hat, iſt gar weggeblieben. Ueberhaupt iſt kein einziger Artikel von den 5 Mallets richtig. Franziscus Maſſaria hat Anmerkungen über das 9te Buch der natürlichen Geſchichte des Plinius geſchrieben, welche 1536 (nicht 1537) zu Baſel bei Frobenio herausgekommen ſind. Eben dieſe Anmerkungen werden in dem gleich folgenden Artikel dem Hieronymus Maſſaria zugeſchrieben. Hätten dergleichen Fehler wenigſtens nicht dem Corrector ſollen in die Augen fallen? Was hilft denn die vollſtändigſte Anführung der Schriften jedes Gelehrten, wenn ſie bei Homonymis unzähligmal verwechſelt werden? Hier iſt nicht der Ort uns weiter einzulaſſen, ob es gleich ohne Mühe geſchehen könnte. Wir wollen nur noch erinnern, daß es uns ein ſehr geringes Verdienſt zu ſeyn ſcheint, die Leben der Gelehrten aus ſchon bekannten Biographen und Wörterbüchern zuſammen zu ſchreiben, wenn man es mit keiner prüfenden Genauigkeit thut. Beſonders müſſen wir die Leſer vor demjenigen warnen, was man aus dem allgemeinen hiſtoriſchen Lexicon gezogen hat. Faſt jeder Artikel, welcher ſich mit einem H L. ſchließt

hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!

Was ſollen wir aber von denen ſagen, wobei gar kein Währmann ſteht? Dieſe ſind größtentheils noch ſchlechter. Auch von den bekannteſten Männern weiß man nichts zu ſagen; z. E. der berühmte Rector der Schule zu Delft, Thomas Munker heißt ein Criticus zu Leiden und Amſterdam, welcher zwiſchen 1670 und 1680 florirte. Wenn ſich jemand etwa wundern ſollte, wie aus einem mäßigen Bande in groß Octav vier ziemliche Quartanten werden können, dem wollen wir das ganze Geheimniß entdecken. In dieſer Ausgabe iſt erſtlich eine Schrift genommen worden, welche das, was man vorher auf vier Seiten geleſen hat, auf einen ganzen Bogen bringt; zweitens ſind die Büchertitel, obgleich weder ganz noch halb, dazu gekommen; drittens hat man eine unzählige Menge der allerdunkelſten Männer mit hineingebracht, von welchen man ungefähr etwas in den Bücherverzeichniſſen, wenn es auch nur eine Predigt oder Diſputation ſeyn ſollte, gefunden hat. Man urtheile alſo, ob es nicht beſſer geweſen wäre, wenn man ein ſo brauchbares Buch in ſeiner alten Form gelaſſen hätte, und nur dahin bedacht geweſen wäre, es von den anſtößigen Fehlern zu befreien, anſtatt daß man durch unnöthige Vermehrungen ganze Legionen von neuen Fehlern hineingebracht hat.

(12. Jun.) Frankfurt und Leipzig. **Beluſtigungen auf dem Lande, bei Hofe und in der Stadt; worin verſchiedene, ſowohl angenehme als auch andere geheime hiſtoriſche Nachrichten enthalten. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.** Dieſe Sammlung kleiner Geſchichten, wo Erdichtung und Wahrheit mehr auf eine ergötzende als unterrichtende Art vermiſcht iſt, enthält folgende Stücke, welche ſich meiſtentheils müßige Frauenzimmer bei Hofe, auf dem Lande und in der Stadt vorleſen oder erzählen. 1) Die thörichte Klugheit; 2) der ſtumme Plauderer; 3) die gezwungene Sympathie oder der doppelte Tauſch. 4) Meichu-Kina; 5) Achmet Geduc; 6) Saladin; 7) Robert von Artois; 8) Sokrates; 9) Gabrini; 10) Scanderberg; 11) Eliſabeth von Angouleme, Königin von England und Gräfin von der Mark. Den Werth von jeder dieſer Erzählungen mögen diejenigen beſtimmen, welche Zeit haben ſie alle zu leſen. Wir haben die beiden erſten durchlaufen. Die thörichte Klugheit iſt erbärmlich. Der ſtumme Plauderer iſt artig, und enthält einen Stoff, welcher ſich unter gehörigen Veränderungen auf dem Theater vortrefflich ausnehmen würde, beſonders wenn man Schauſpieler beſchäftigen wollte, welche das ſtumme Spiel in ihrer Gewalt haben.

(19. Aug.) Heilbronn. **George Bernhardt Schwarzens, von Beutelſpach aus dem Herzogthum Würtemberg, Hochfürſtl. Herrenkieffers zu Münſter bei Canſtatt, Reiſe in Oſtindien, worinne mancherlei Merkwürdigkeiten, beſonders aber die anno 1740 in ſeiner Anweſenheit zu Batavia vorgefallene Rebellion der Chineſen, und derſelben darauf erfolgte große Maſſacre umſtändlich und aufrichtig beſchrieben worden.** Der Verfaſſer hat ſeine Reiſebeſchreibung für ſeines gleichen aufgeſetzt, das iſt für ſolche Leute, welche eben ſo unwiſſend ſich an die Leſung derſelben machen wollen, als er ſich auf die Reiſe ſelbſt gemacht hat. Er hat ſich die Aufſätze eines Barchewitz, Paradies, Langhans, Kühns und anderer Handwerksleute zum Muſter genommen; denn es iſt eine Thorheit ſich nicht gleich das vortrefflichſte in jeder Art zur Nachahmung vorzuſtellen. Es wäre ein Wunder, wenn ein Küfer, welcher aus Verzweiflung als Soldat nach Oſtindien geht, und in Oſtindien entweder Kriegsdienſte thun oder auf ſeiner Profeſſion arbeiten muß, etwas beſonders ſollte geſehen oder angemerkt haben. Die Leſer werden ſich alſo mit einigen Kleinigkeiten begnügen müſſen, welche vielleicht vollſtändiger erzählt zu werden verdient hätten. Die Beſchreibung der auf dem Titel gemeldeten Rebellion befindet ſich ganz am Ende. „Im „Jahre 1739 den 11. October, fängt er an, ſchwommen „alle Fiſche in der Stadt oben auf dem Waſſer, und „kehrten den Bauch in die Höhe, alſo, daß ſie in dem „Waſſer, als wie auf dem Lande aufzuleſen geweſen, worüber „alle Menſchen, die es ſahen, über alle Maſſen ſich „verwunderten, alſo daß jedermann prognoſticirte, es „müßte dieſes was beſonders zu bedeuten haben, welches „in der That ſich alſo befande; indem das folgende Jahr „darauf das gerechte Gerichte Gottes an eben dem 11 October „an den Chineſern endlich ausgebrochen ꝛc." Vortrefflich Herr Küfer! Die elende Schreibart wird man wohl überſehen müſſen, da der Verfaſſer ſo großmüthig

geweſen iſt, einem jeden, welcher nach Batavia reiſen will, die hundert Thaler zu ſchenken, die er daſelbſt an ausſtehenden Schulden hat müſſen zurücklaſſen.

(5. Nov.) **London.** *Les Caractères, par Madame de P* * * * 1751. Die Verfaſſerin dieſer Charaktere iſt eben diejenige, welche uns die Lehren der Freundſchaft geliefert hat. Aus dieſen werden ſchon viele ihre Art zu denken kennen. Es iſt zwar was neues ein Frauenzimmer unter den Sittenlehrern zu ſehen; allein die Frau von P * * * hatte uns noch eine ganz andere Neuigkeit vorbehalten: dieſe nämlich, ſie unter den ſtarken Geiſtern zu finden. Ihre Religion iſt eine Aufgabe, die man, wenn man ſie aus dieſen Charakteren auflöſen wollte, nur noch verwirrter machen würde. Die Höflichkeit gegen das Frauenzimmer erlaubt uns nicht, den Knoten zu zerhauen und zu ſagen, ſie habe gar keine. Doch wer weiß, ob ſie ſich ſo gar ſehr dadurch beleidigt finden würde, wenn man nur dazu ſetzte: allein ſie hat Witz. Dieſes wird ſie vielleicht eben ſo ſchadlos halten, als die meiſten ihres Geſchlechts auch der empfindlichſten Tadel wegen ſchadlos gehalten zu ſeyn glauben, wenn man nur am Ende geſteht, daß ſie ſchön ſind. Sie hat dieſe Charaktere eigentlich zur Unterweiſung eines jungen Menſchen geſchrieben. Und wenigſtens diejenigen Väter, welche durchaus nicht wollen, daß ihre Kinder, wie ſie ſich auszudrücken belieben, bigott erzogen werden ſollen, werden ſie ſehr bequem dazu finden. Sie müßten denn das auszuſetzen haben, daß ſie manchmal Nachdenken erfordern. Allerdings haben ſie dieſe Unbequemlichkeit für vornehme Leute; wir hoffen aber doch, daß ſie ſich dadurch nicht werden abſchrecken laſſen, weil ſie nicht fürchten dürfen, nach vielem Nachdenken nichts als eine ernſthafte Wahrheit zu finden. Sie werden mehr finden als dieſe; Witz werden ſie finden, und zwar von der feinſten Art, der zu ſeinem Probeſtücke nichts geringeres als Tugend und Religion zu wählen weiß.

(9. Nov.) **Jena. Anweiſung zur regelmäßigen Abfaſſung deutſcher Briefe, und beſonders der Wohlſtandsbriefe, herausgegeben von M. Joh. Wilh. Schaubert.** Die Briefſteller und Heldendichter ſind jetzt die Modeſcribenten in Deutſchland. Was brauchten unſere witzigen Köpfe mehr, als zu wiſſen, daß uns gute Briefe und Epopeen fehlen, um dieſem Mangel abzuhelfen? Hätte man ihnen gleich zu Anfange dieſes Jahrhunderts dieſen Mangel zu Gemüthe geführt, ſo würde unſer Vaterland jetzt wenigſtens ſo viel Briefſammlungen als Gelegenheitscarmina, und eben ſo viel Heldengedichte als Poſtillen haben. Wie ſtolz könnten wir alsdann gegen die Ausländer ſeyn! Doch nur noch wenige zwanzig Jahre Geduld, meine Herren Balzacs, Buſſys, Fontenells, Taſſos, Glovers, Miltons ꝛc. ſo werden ſie ſich durch unſere G * * R * * St * * durch unſere B * * N * * und von Sch * * verdunkelt ſehen. Wir würden uns ein Vergnügen daraus machen, den Herrn M. Schaubert unter dieſe Zahl zu ſetzen, wenn wir wüßten, wem wir ihn von den Ausländern entgegen ſetzen ſollten. Wo iſt der witzige Kopf unter ihnen, der, wenn er dichtet und wenn er Briefe ſchreibt, ſo ſyſtematiſch iſt, als nimmermehr kein Compendium der Wolfſchen Philoſophie? Wir freuen uns recht inniglich über die neue Erweiterung des Reichs der mathematiſchen Lehrart, und erſuchen den Herrn Verfaſſer dieſer Anweiſung, ja bei einer neuen Auflage den Paragraphen die Ueberſchriften, Erklärung, Heiſcheſatz, Aufgabe, Auflöſung, Zuſatz ꝛc. beifügen zu laſſen, und in ſeinen eigenen Briefen, wenn er deren eine beſondere Sammlung einmal herausgeben ſollte, in Randnoten ja wohl anzuzeigen, welches der Hauptinhalt und Nebeninhalt, welches die Hauptgedanken und Nebengedanken derſelben ſind. Seine Arbeit hat übrigens einen ganz beſondern Vorzug, dieſen nämlich, daß man gleich aus dem Titel das gründlichſte Urtheil davon fällen kann. Er will regelmäßige Briefe ſchreiben lernen. O wahrhaftig was wäre auch ſonſt ſchön als das Regelmäßige! Er darf aber nicht meinen, daß auch wir nichts mehr als den Titel geleſen haben. Eben weil uns die Leſung ſeiner Bogen Zeit gekoſtet hat, und wir doch in nichts klüger davon geworden ſind, eben darum haben wir uns aus Verdruß die regelmäßige Freiheit genommen, unſere Meinung zu ſagen.

(18. Nov.) **Hannover. D. Chriſtoph Aug. Heumanns Erklärung des neuen Teſtaments. Dritter Theil, in welchem die erſte Hälfte der Geſchichte des Herrn, wie ſie Johannes beſchreibt, betrachtet und erläutert wird.** Man kann von dieſem dritten Theile nichts ſagen, als was ſchon unzählige von den erſten beiden geſagt haben: daß nämlich die Arbeit des Herrn D. Heumanns eine der vollſtändigſten, gründlichſten und lehrreichſten in ihrer Art werden wird. Er iſt ſo weit von der Art gemeiner Exegeten entfernt, daß bekannte Erklärungen, wenn ſie nichts als das Alter und die Allgemeinheit für ſich haben, niemals bei ihm von Anſehen ſind, und daß ihn der Vorwurf erzwungener Neuerungen niemals abſchreckt, mit ſeinen eigenen Augen zu ſehen. Es wäre Schade, wenn er in der Auslegung dieſer und jener Stelle einen allgemeinen Beifall erhalten ſollte. Den Gottesgelehrten von Profeſſion würde dadurch auf einmal ein fruchtbarer Stoff zu Zänkereien, worin ſie ihre Gelehrſamkeit eben ſo unwiderſprechlich, als ihre Hartnäckigkeit zeigen können, benommen werden. Dieſer dritte Theil enthält die erſten eilf Hauptſtücke des Evangeliſten Johannes.

(4. December.) **Frankfurt und Leipzig. Kleinigkeiten.** Dieſe Kleinigkeiten beſtehen aus etlichen ſechzig kleinen Liedern. Man darf nicht glauben, daß ſie der Verfaſſer deßwegen ſo benennt habe, damit er der unerbittlichen Kritik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möge. Er wird der erſte ſeyn, diejenigen davon mit zu verdammen, die ſie verdammt; ſie, der zum Verdruß er wohl einige mittelmäßige Stücke kann gemacht haben, der zum Trotze er aber nie dieſe mittelmäßige Stücke für ſchön erkennen wird. Er wagt es ſogar, wenn er ihr anders vorgreifen darf, ſie durch uns ſelbſt anzuzeigen, und die Kenner erſuchen zu laſſen, in ſeiner Sammlung folgende gänzlich zu überſchlagen: An den Anakreon; die Sparſamkeit; der Vetter und die Muhme; die Ente; der beſcheidene Wunſch; das Schäferleben; der Schiffbruch und die Zierlichkeit. Noch ſind einige andere, welche ſie mit ſchonenden Augen anſehen mögen. Dieſe wie jene würden gewiß weggeblieben ſeyn, wenn ſie dem Verfaſſer nicht ſchon ganzer drei Jahre aus den Händen geweſen wären. Und kann man es ihm zur Laſt legen, wenn ſein Geſchmack vor drei Jahren weniger geläutert war, als er es jetzt vielleicht iſt. Unterdeſſen wollen wir ein Paar von denen herſetzen, die er ſelbſt für gut erkennt - - Er ſelbſt? Warum nicht? Sollte er nicht eben ſo wohl wiſſen dürfen, was an ſeiner Arbeit gut iſt, als was es nicht iſt? Die Namen. (ſ. S. 11) Das Paradies. (ſ. S. 13.) Auf Dorinden. (ſ. S. 7.)

(7. Dec.) Ohne Benennung des Orts iſt auf einem Bogen in 8. eine **Ode an Gott von dem Herrn Klopſtock**, abgedruckt worden. Der Dichter betauert in dieſer Ode den Verluſt oder die Entfernung einer Geliebten. Er ſcheint ſein Mädchen, wie ein Seraph den andern zu lieben, und nur eine ſolche Liebe konnte edel genug ſeyn, daß man mit Gott von ihr ſpricht. Durch die ganze Ode herrſcht eine gewiſſe erhabene Zärtlichkeit, die weil ſie zu erhaben iſt, vielleicht die meiſten Leſer kalt laſſen möchte. Man will übrigens einige leere Gedankenſpiele

verſchiedene Tautologien, und gemeine Gedanken, die ſehr prächtig eingekleidet ſind, darin bemerken:

Verum ubi plura nitent in carmine etc.

Wir wollen folgende drei Strophen zur Probe hieher ſetzen, und weil das Sylbenmaaß ein Horaziſches iſt, welches den meiſten unbekannt ſeyn möchte, ſo wollen wir die erſte bezeichnen.

Mach GOTT | die Le | ben, mach es zum ſchnellſten Hauch.
Oder | gib die | mir, | die du mir gleich | erſchufſt,
Ach! gieb | ſie mir |, die leicht | zu ge | ben,
Gieb ſie dem | bebenden | bangen | Herzen,
Dem heiligen Schauer, der ihr entgegen wallt,
Dem ſtillen Stammeln der, die unſterblich iſt,
Und ſprachlos, ihr Gefühl zu ſagen,
Kaum noch in Thränen hier ganz zerfließet.
Gieb ſie den Armen, die ich voll Unſchuld oft
In meiner Kindheit zu dir hab ausgeſtreckt,
Wenn ich mit heißer Stirn voll Andacht
Dich um die ewige Ruh anflehte.

Was für eine Verwegenheit, ſo ernſtlich um eine Frau zu bitten!

(12. Dec. 1752.) **Frankfurt und Leipzig.** **Satyriſche und lehrreiche Erzählungen des Michel de Cervantes Saavedra, Verfaſſer der Geſchichte des Don Quiſchotts; nebſt dem Leben dieſes berühmten Schriftſtellers, wegen ihrer beſondern Annehmlichkeiten in das Deutſche überſetzt.** Der Name des Verfaſſers wird dieſes Werk mehr anpreiſen, als wir es mit aller Beredſamkeit zu thun im Stande wären. Es ſind Erzählungen, oder, wie ſie Cervantes in ſeiner Sprache nennt, neue Beiſpiele, in deren keinem man weder ſeinen feinen Witz, noch ſeine lachende Satyre vermiſſen wird. Wir wollten nur wünſchen, daß dieſe Ueberſetzung nach dem ſpaniſchen Originale wäre gemacht worden, anſtatt daß man die ungetreue franzöſiſche Ueberſetzung überſetzt hat. Der Nutzen hiervon wäre nicht nur dieſer geweſen, daß ſich der Geiſt des Spaniers an unzähligen Orten in einer weit reizendern Stärke würde gezeigt haben, ſondern vornehmlich auch dieſer, daß man keine fremden Werke dem Cervantes untergeſchoben hätte, wie es gleich mit der erſten Erzählung Ruis Dias und Quixaire ergangen iſt. Die übrigen, welche in dieſem erſten Theile (ob man es gleich auf dem Titel nicht ſagt, daß es nur der erſte Theil ſey) enthalten ſind, heißen 2) die berühmte Fregonne. 3) Der freigebige Liebhaber. 4) Die Egypterin (das iſt franzöſiſch deutſch, es ſollte die Zigeunerin heißen). 5) Die Kraft des Geblüts. 6) Die betrügliche Heirath. 7) Das Geſpräch zweier Hunde. Dieſe letztern ſechſe ſind ohne Widerſpruch von dem Cervantes und des Verfaſſers des Don Quiſchotts vollkommen würdig.

(14. Dec.) ***Amalie ou le Duc de Foix, Tragedie de Monsieur de Voltaire, Gentilhomme ordinaire de la chambre du Roi de France et Chambelan du Roi de Prusse.*** Einen Voltaire loben iſt eben ſo etwas unnöthiges, als einen Haufen tadeln. Ein großer Geiſt hat nun einmal das Recht, daß nichts aus ſeiner Feder kommen kann, als was mit dem Stempel des Beſten bezeichnet iſt.

Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geſchmack iſt der Geſchmack der Welt.

Was für ein Dichter! welcher auch in ſeinem Alter das Feuer ſeiner Jugend beibehalten hat; ſo wie er in ſeiner Jugend die bedächtliche Kritik des Alters gleichſam ſich im Voraus weggenommen hatte. Man beſorge nur nicht, daß er wohl noch das Schickſal des großen Corneille haben könne. Und geſetzt; was wäre es mehr? Sind nicht auch in den jüngſten Stücken dieſes Dichters tauſend Stellen, wovon eine einzige einen ganzen Colligny werth iſt? — — Doch weit iſt Amalie noch von dieſem Falle entfernt, und wie geſichert iſt ſie, auch von dem parteiiſchſten Kunſtrichter weder ein Helas noch ein Holla! zu hören. Sie hat nicht nur ſchöne Stellen; ſie iſt durchaus ſchön, und die Thränen eines fühlenden Leſers werden unſer Urtheil rechtfertigen. Der Stoff iſt aus der Geſchichte der mittlern Zeit genommen. Es würde eine ſehr trockene und überflüſſige Unterſuchung werden, das wahre und das erdichtete davon zu beſtimmen. Wie leicht könnte es kommen, daß das letztere das erſtere verſchlänge? Noch thörichter würde es ſeyn, wenn wir den Inhalt hier verrathen wollten. Wir wollen den Leſern das Vergnügen, das aus dem Unerwarteten entſteht, ganz gönnen, und ihnen weiter nichts ſagen, als daß es ein Trauerſpiel ohne Blut, zugleich aber ein lehrendes Muſter ſey, daß das tragiſche in etwas mehr als in der bloßen Vergießung des Bluts beſtehe. Was für Stellungen! Was für Empfindungen! Liſois, was für ein Charakter! Es iſt vielleicht verwegen zu ſagen, der Dichter habe ſich ſelbſt darin übertroffen. Doch es ſey verwegen; giebt es nicht auch verwegene Wahrheiten?

(19. Dec.) **Stralſund und Leipzig.** **Idomeneus, ein Trauerſpiel des Herrn Crebillon.** Von dem Trauerſpiele ſelbſt iſt nichts zu ſagen. Wer kennt den blutigen Cothurn eines grauſamen Crebillon nicht? Die Ueberſetzung iſt in reimloſen Zeilen, mit abwechſelnder Versart. Warum der Ueberſetzer den Reim verbannt habe, zeigt er in der Vorrede an: weil man mitten in dem Sturme der Leidenſchaften ſtets durch ſein widerliches und unnatürliches Geklapper erinnert werde, man ſey nur auf dem Schauplatze. Vortreffliche Urſache! Hieraus würde folgen, daß man mit verbundenen Augen in den Schauplatz gehen müſſe. Jedes Licht, jede Verzierung der Scenen, jede Verkleidung der Schauſpieler erinnert mich weit mehr, als der Reim, daß ich nur auf dem Schauplatze bin, indem alles, was ich mit den Augen ſehe, einen weit ſchärfern Eindruck macht, als was flüchtig durch die Ohren rauſcht. Warum iſt man nun nicht aufrichtig mit der Welt? Warum ſagt man ihr nicht gleich: ich hatte große Luſt dieſes Trauerſpiel zu überſetzen, ich war aber zu faul oder zu ungeſchickt, die Schwierigkeiten des Reims, ſo wie etwa Schlegel (ſiehe die Vorrede zu ſeinen theatraliſchen Werken) zu überſteigen, und habe alſo den Reim an Galgen heißen gehen. — Ob er in der Wahl der jedesmaligen Versart, ſagt der Herr Ueberſetzer, glücklich geweſen oder nicht, werde die Aufführung dieſes Stücks am beſten zeigen können. Ins Ohr, mein Herr! Ihre Ueberſetzung möchte wohl nimmermehr aufgeführt werden; es müßte denn von einer Geſellſchaft ſeyn, die Sie ausdrücklich darum erbeten. Fragen Sie nur einen Schauſpieler, was für Dienſte ihm der Reim bei dem Memoriren leiſte? Sie werden alsdann aus ſeiner Antwort ſchließen können, ob Sie ihm durch ihre Neuerung eine große Gefälligkeit erzeigt haben. Werfen Sie mir nicht höhniſch ein, er habe Ihre Verſe nur als Proſa zu lernen. Sie irren ſich, in der Proſa kann er hier und da ein Wort, ohne Nachtheil der Stärke der Gedanken verſetzen, welches er in Ihren Verſen unterlaſſen muß, wenn ſie anders Verſe bleiben ſollen. — —

(18. Jan. 1753.) **Berlin.** Die Liebe zur einzigen wahren Weltweisheit, zur Erkenntniß der Natur, ſcheint jetzt in Deutſchland ein allgemeiner Geſchmack geworden zu ſeyn. Hoffentlich wird das Publikum einen neuen Beweis mit ſo viel größerm Vergnügen leſen, je gewiſſer es iſt, daß es ſelbſt am Ende den größten Nutzen davon haben wird. Verſchiedene vornehme, gelehrte und neugierige Perſonen, welche überzeugt ſind, daß es in den amerikaniſchen Ländern an ſorgfältigen

Beobachtern der Natur um ſo viel mehr fehlen müſſe, je ſeltener es geſchehe, daß man die Begierde ſich zu bereichern, von welcher faſt alle Europäer in jene Gegenden getrieben werden, und die Begierde ſeine und des menſchlichen Geſchlechts Einſichten zu erweitern, beiſammen fände, haben ſich verbunden, einen Gelehrten auf ihre Unkoſten eine phyſikaliſche Reiſe dahin thun zu laſſen. Sie haben den Herrn Mylius, Correſpondenten der königl. großbritaniſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Göttingen, dazu auserſehen, an deſſen Fähigkeit man ſo wenig zweifelt, daß man gewiß glaubt, ſeine Erfahrungen werden bei den Naturforſchern die Glaubwürdigkeit eigener Erfahrungen künftig haben. Er wird alſo in wenig Wochen von hier nach Holland abreiſen, von dannen er im künftigen Monat März nach Surinam zu Schiffe gehen, und ſich in den dortigen Gegenden ungefähr ein Jahr aufhalten wird. Von Surinam wird er nach Carolina, und beſonders nach Georgien, auch wenn es die Zeit verſtattet, nach Penſylvanien gehen, und auch in dieſen Provinzen ein Jahr zubringen. Endlich wird er von Boſton wieder nach den Antilliſchen Inſeln ſegeln, und ſich auf Befehl und Unkoſten Sr. Königl. Majeſtät in Dänemark auf den beiden däniſchen Inſeln St. Thomas und St. Crux gleichfalls beinahe ein Jahr aufhalten, und von da über England und Dänemark nach Deutſchland zurück kommen. Die Abſicht dieſer Reiſe, wie wir ſchon geſagt, iſt phyſikaliſch, nämlich Beobachtungen und Verſuche anzuſtellen, welche hier nicht können angeſtellt werden; Nachrichten von dieſem und jenem einzuziehen, was in unſern Landen zur Aufnahme der Handlung, der Manufakturen, der Künſte und Wiſſenſchaften dienlich ſeyn kann, und endlich denjenigen, welche die Unkoſten dieſer Reiſe tragen, natürliche Seltenheiten aus allen Reichen der Natur zu ſammeln.

(15. Febr.) Seit dem Verfalle des römiſchen Reichs, verdient wohl die Geſchichte keines einzigen Volks mit mehrerem Rechte bekannt zu ſeyn, als die Geſchichte der arabiſchen Muſelmänner, ſowohl in Betrachtung der großen Leute, welche unter ihnen aufgeſtanden ſind, und die wunderbarſten Veränderungen vielleicht in dem beträchtlichſten Theile der Welt gemacht haben, als in Anſehung der Künſte und Wiſſenſchaften, welche ganze Jahrhunderte hindurch den ſchönſten Fortgang unter einem Volke genoßen, welches uns unſere Vorurtheile gemeiniglich als ein barbariſches Volk betrachten laſſen. Man kann zwar nicht ſagen, daß die Gelehrten in dieſer Geſchichte gar nichts geleiſtet hätten; oder man müßte, außer den arabiſchen Originalſcribenten, einen Pocock, einen Golius, einen Prideaux, einen Sale, einen Ockley, einen Gagnier, einen Herbelot, einen Renaudot, ganz und gar nicht kennen. Dieſes aber kann man ſagen, daß uns, nur noch vor einiger Zeit, ein Werk zu fehlen ſchien, welches auf eine unterrichtende und zugleich anmuthige Art alles, was uns genannte Gelehrte ſtückweiſe geliefert haben, zuſammen faßte, ohne mit ihrer fürchterlichen Gelehrſamkeit zu prahlen. Es ſcheint uns aber jetzt nicht mehr zu fehlen, ſeitdem wir des Herrn Abts Marigny Hiſtorie der Araber unter der Regierung der Kalifen, erhalten haben. Dieſer Schriftſteller hat ſich einen Rollin zum Muſter vorgeſtellt, und ſchon dieſes Muſter muß ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken. Da er, wie dieſer, bloß die Abſicht hat, eine mittle Gattung von Leſern, und vornehmlich die Jugend zu unterrichten, ſo hat er ſich aller dunkeln Unterſuchungen entſchlagen, welche nur Gelehrten, die dieſe Geſchichte in allen ihren Theilen ergründen wollen, gefallen können. Sein ganzer Fleiß geht darauf, die häufigen Revolutionen, die umgeſtürzten Throne, die zum Glücksfalle gewordenen Monarchien, die niedrigen Sclaven, die ſich zu dem Gipfel der Ehre geſchwungen, nur mächtige Dynaſtien, die durch noch mächtigere zerſtört worden, geſtiftet haben, auf eine Art zu beſchreiben, wodurch die Geſchichte allein zum Spiegel der Klugheit wird. Man kann alſo ſein Werk, welches aus vier Octavbänden beſteht, ſowohl dem innerlichen Werthe, als der äußerlichen Einrichtung nach, als eine Art von Fortſetzung der alten Geſchichte des Herrn Rollins anſehen, in welcher Betrachtung es auch einen allgemeinen Beifall erhalten hat. Und eben dieſer Beifall hat eine deutſche Ueberſetzung verurſacht, welcher es hoffentlich an einer guten Aufnahme nicht fehlen wird.

(20. Febr.) **Hamburg.** **Drei Gebete eines Freigeiſtes, eines Chriſten und eines guten Königs.** Wenn Worte und Redensarten, wobei gewiſſe große Geiſter vielleicht etwas gedacht haben, wiederholen, denken heißt; wenn kurze und nicht zuſammenhangende Perioden das einzige ſind, worin der laconiſche Nachdruck beſteht; wenn in der bunten Reihe häufiger? declamatoriſcher! und geheimnißvoller — — das Erhabene ſteckt; wenn verwegene Wendungen Feuer, und undeutſche Wortfügungen Tiefſinnigkeit verrathen; kurz wenn unſerer Witzlinge neueſte Art zu denken und ſich auszudrücken, die beſte iſt: ſo wird man hoffentlich wider angezeigten Bogen nichts zu erinnern haben, es müßte denn die Kleinigkeit ſeyn, daß der Verfaſſer vielleicht nicht gewußt hat, was beten heißt. Zuerſt läßt er den Freigeiſt beten. Dieſes Gebet ſchließt ſich: „O „könnte ich mich aufmachen, und eilen und mit dieſen „Thränen der Vernichtung flehen: Erbarme dich über „mich! Denn verflucht ſey der Mann, der mich gezeugt, „und das Weib, die mich geboren hat!“ Heißt denn das auch beten, müſſen wir fragen, verzweifelnde Geſinnungen gegen ein Weſen ausſchütten, das man nicht kennt? Das folgende Gebet des Chriſten, welches der vorige nach einigen Jahren ſeyn ſoll, würde dem Unſinne eines Inſpirirten viel Ehre machen. Das erhabenſte Gebet, welches uns Chriſtus ſelbſt hinterlaſſen hat, iſt zugleich das einfältigſte, und nach dieſem Muſter iſt es wenigſtens nicht gemacht. Das Gebet endlich eines guten Königs, iſt ſo ſchön, daß man darauf wetten ſollte, es habe es kein König gemacht. Ein orientaliſcher Salomon hat dagegen ſehr kriechend gebetet.

(6. März.) **Drei Gebete eines Anti-Klopſtockianers, eines Klopſtockianers und eines guten Criticus.** Dieſes iſt eine Parodie der drei Gebete eines Freigeiſtes, eines Chriſten und eines guten Königs, deren wir letzthin gedacht haben. Sie würde ſehr ſinnreich ſeyn, wenn ſie nicht ſo leicht geweſen wäre. Warum läßt man den Herrn Klopſtock die Ungereimtheit ſeiner Nachahmer entgelten? Wie kann man auf den Einfall kommen, ihn ſelbſt zum Verfaſſer der parodirten Gebete zu machen? Er iſt, aller Spöttereien, und aller unglücklichen Nachahmungen ungeachtet, eben ſo gewiß ein großer Dichter, als der Verfaſſer dieſer Parodie kein Satyricus iſt.

(15. März.) **Erzählungen.** Vielleicht zeigen es ſogleich die lateiniſchen Buchſtaben an, daß der Verfaſſer dieſer Erzählungen keiner aus dem gemeinen Haufen der Dichter ſeyn will. Er iſt es auch in der That nicht. Eine feurige und doch ſittſame Einbildung, die Sprache der Natur, Schilderungen, die nicht in Eil entworfen, ſondern mit Fleiß ausgearbeitet zu ſeyn ſcheinen, geben ihm das Recht auf einen vorzüglichen Rang unter unſern Dichtern. Sollte aber einmal die Nachwelt ſein Zeitalter nicht gleich aus gewiſſen transcendentaliſchen Ideen, aus der diſtillirten Zärtlichkeit, und einer mehr als thelematologiſchen Anatomie der Leidenſchaften ſchließen können? Vielleicht iſt es ſo tadelhaft nicht, als

allzuſtrenge Kunſtrichter etwa denken, wenn man mit weſentlichen Schönheiten, die ihren Glanz durch alle Jahrhunderte behalten werden, gewiſſe Modeſchönheiten, Geburten eines flüchtigen Geſchmacks, verbindet, um des Beifalls ſowohl der jetzigen als folgenden Zeiten gewiß zu ſeyn. Die richtigſte Vorſtellung, welche man von dieſen Erzählungen machen kann, iſt dieſe, wenn man ſie Nachahmungen der Erzählungen des Thomſons nennt, deren Werth nach dem Werthe der Originale zu beſtimmen iſt. Es ſind derſelben ſechs, welche folgende Aufſchriften haben: Balſora, Zemin und Gulbindy, die Unglücklichen, der Unzufriedne, Melmer, Selim.

(24. März.) **Königsberg** prangt jetzo mit einem Dichter, welcher in dem vorigen Jahrhunderte zu Nürnberg ein großer Geiſt hätte ſeyn können. Es iſt derſelbe Herr Johann Friedrich Lauſon, wohlverdienter College bei der Kneiphöfiſchen Schule, J. V. C. und Verfaſſer eines unter der Preſſe ſchwitzenden Verſuchs in Gedichten nach Königsbergiſchem Geſchmacke, auf welchen man, nach Anzeige eines gedruckten Avertiſſements, 10 gute Gr. Vorſchuß annimmt. Dieſer berühmte Mann hat bei dem am 24. Mai vorigen Jahres eingefallenen Gröbenſchen Actu im großen akademiſchen Auditorio, von einem ihm daſelbſt verſiegelt überreichten Thema, aus dem Stegreiſe über eine Stunde eine Rede (horresco referens!) in deutſchen Verſen gehalten. Eine ſo miraculöſe Geſchicklichkeit iſt vielen, und endlich ihm ſelbſt, ſo unglaublich vorgekommen, daß er nöthig befunden hat, ſie mit einem Atteſtate des akademiſchen Senats bewähren zu laſſen, und dieſes Atteſtat, aus Liebe zur Wahrheit, in der Welt herumzuſenden. Was für Lobſprüche wird er nicht einſammeln! Was für Neider wird er nicht erwecken! Wir erinnern uns mit Erſtaunen geleſen zu haben, daß es Kranke gegeben hat, welche bei phrenetiſchen Zufällen in Reimen geredet; aber was ſind dieſe Wahnwitzigen gegen den Herrn Lauſon, von welchem wir gewiß wiſſen, daß er ein gleiches friſch und geſund gethan hat? Nothwendig müſſen die verfolgten Reime, bei jetzigen bedrängten Zeiten, ihre Zuflucht in den Mund dieſes glückſeligen Sterblichen genommen haben, um ſich zur Beſchämung ihrer Feinde, welche von ihrer Schwierigkeit ſo viel ſchreckhafte Begriffe machen, wetteifernd aus ihm zu ergießen. Wir wünſchen gedachte Rede mit unbeſchreiblichem Verlangen unter ſeinen Gedichten zu finden, und werden uns des Vorſchuſſes nicht entbrechen, ſobald er noch ein Atteſtat auswirken wird, welches der Welt verſichert, daß er ſeine Rede nicht nur in deutſchen Verſen, ſondern auch in guten deutſchen Verſen gehalten hat. Doch im Ernſte, die Auslaſſung dieſes Worts und das hinzugefügte angeſuchtermaßen wird bei Vernünftigen den akademiſchen Senat hinlänglich rechtfertigen, welcher es freilich nicht wohl hat abſchlagen können, dem Herrn Lauſon eine begangene Thorheit zu atteſtiren.

(5. April.) **Braunſchweig.** Man ſieht ein mit Beiſetzung dieſes Ortes gedrucktes Gedicht, unter dem Titel: **Profeſſor Johann Chriſtoph oder der Koch und der Geſchmack, ein epiſches Gedicht, des Vorſpiels zweiter Theil. 1753.** Da dieſe Schrift, in welcher die Perſonen mit Namen genannt ſind, ſehr beißend und ſpöttiſch eingerichtet iſt, ſo tragen wir billig Bedenken, mehr als den Titel davon anzuführen.

(23. Aug.) **Hannover.** **Ariſtoteles Dichtkunſt ins Deutſche überſetzt, mit Anmerkungen und beſondern Abhandlungen verſehen von Michael Conrad Curtius, der Königl. deutſchen Geſellſchaft in Göttingen Mitgliede.** Unter allen Schriften des Ariſtoteles ſind ſeine Dichtkunſt und Redekunſt beinahe die einzigen, welche bis auf unſere Zeiten ihr Anſehen nicht nur behalten haben, ſondern noch faſt täglich einen neuen Anwachs deſſelben gewinnen. Ihr Verfaſſer muß nothwendig ein großer Geiſt geweſen ſeyn; man überlege nur dieſes: kaum hörte ſeine Herrſchaft in dem Reiche der Weltweisheit auf, als man durch dieſen erloſchenen Glanz einen andern in ihm entdeckte, den kein Araber nur kein Scholaſtiker wahrgenommen hatte. Man erkannte ihn als den tiefſten Kunſtrichter, und ſeit der Zeit herrſcht er in dem Reiche des Geſchmacks unter den Dichtern und Rednern eben ſo unumſchränkt, als ehedem unter ſeinen Peripatetikern. Seine Dichtkunſt, oder vielmehr das Fragment derſelben, iſt der Quell aus welchem alle Horaze, alle Boileaus, alle Hedelins, alle Bodmers, bis ſogar auf die Gottſchede, ihre Fluren bewäſſert haben. Dieſer hat uns ſchon ſeit vielen Jahren auf eine deutſche Ueberſetzung derſelben warten laſſen; und warum er ſich endlich doch einen andern damit hat zuvorkommen laſſen, können wir nicht ſagen, es müßte denn die griechiſche Sprache und ſeine eigene Dichtkunſt, welche keine weder über ſich noch neben ſich leiden will, daran Schuld ſeyn. Herr Curtius beſitzt alle Eigenſchaften, welche zu Unternehmung einer ſolchen Arbeit erfordert wurden, Kenntniß der Sprache, Kritik, Literatur und Geſchmack. Seine Ueberſetzung iſt getreu und rein, ſeine Anmerkungen ſind gelehrt, und erläutern den Text hinlänglich, und ſeine eigenen Abhandlungen enthalten ſehr viele ſchöne Gedanken von dem Weſen und dem wahren Begriffe der Dichtkunſt, von den Perſonen und Handlungen eines Heldengedichts, von der Abſicht des Trauerſpiels, von den Perſonen und Vorwürfen der Komödie, von der Wahrſcheinlichkeit, und von dem Theater der Alten.

(13. Nov.) **G. E. Leſſings Schriften.** Der erſte Theil dieſer Schriften enthält zwei Bücher Lieder, Fabeln, Sinnſchriften und Fragmente ernſthafter Gedichte. Dieſe letztern hat der Verfaſſer ſeinen Leſern nicht ganz mittheilen wollen, vielleicht ihnen den Ekel zu erſparen, den er ſelbſt empfunden hat, wenn er, um einige wenige ſchöne Stellen geleſen zu haben, zugleich nicht wenig ſchlechte, und ſehr viel mittelmäßige hat leſen müſſen. Der zweite Theil beſteht aus Briefen, die man, wenn man will, freundſchaftliche Briefe eines Pedanten nennen kann. Wenn es übrigens wahr iſt, daß verſchiedene von den in dieſer Sammlung enthaltenen Stücken den Beifall der Kenner, gedruckt oder geſchrieben, ſchon erhalten haben, ſo kann man vielleicht vermuthen, daß ihnen die Sammlung ſelbſt nicht zuwider ſeyn wird.

(25. Dec.) **Briefe von Verſtorbenen an hinterlaſſene Freunde.** Dieſes iſt eines von den Meiſterſtücken, mit welchen uns in vergangener Meſſe die Schweiz beſchenken wollen, die ſich lange genug mit trocknen Regeln beſchäftigt hat, und nunmehr auch die Muſter dazu geben will. Es iſt aus der Feder des Herrn Wielands, eines ſo fruchtbaren Geiſtes, daß die Vielheit ſeiner poetiſchen Geburten beinahe ein Vorurtheil wider ihren innern Werth ſeyn könnte, wenn ihm der Gott der Kritik nicht ſtets zur Rechten ſtünde, der ihn durch ſein cave faxis te quidquam indignum! immer bei gleicher Stärke zu erhalten weiß. Daß es Briefe aus dem Reiche der Todten ſind, ſieht man aus dem Titel; und daß dieſe Einkleidung keine Erfindung des Herrn Wielands iſt, werden diejenigen wiſſen, welche die Briefe der Frau Rowe und andre dieſer Art kennen. Es ſind deren neune, welche alle voller Seligkeiten, Tugend und Freundſchaft ſind, ſo daß uns ſchon der Inhalt mit aller Achtung davon zu reden bewegen muß. Ueberall herrſcht darinne das feinſte der feinſten Empfindungen, und die Nachrichten, die uns von dem Himmel mitgetheilt werden, ſind neu und lyriſch. Wenn die Briefe ſelbſt ein wenig zu lang vorkommen ſollten, [illegible]

mag überlegen, daß die Gelegenheiten aus jenem in dieſes Leben jetziger Zeit ſehr rar ſind, und man alſo den Mangel des öftern Schreibens durch das viel Schreiben erſetzen muß. Sonſt aber haben wir durch eine neuere Nachricht von dorther erfahren, daß man eine ſcharfe Unterſuchung angeſtellt, die wahren Namen dieſer Correſpondenten, eines Junius, einer Lucinde, eines Teaners, und wie ſie alle heißen, zu entdecken, um es ihnen ernſtlich zu verweiſen, daß ſie ſich unterſtanden haben, wider das: Sie haben Moſen und die Propheten ꝛc. zu handeln.

(27. Dec.) Gleich jetzo erhalte ich zwei Bogen in Oktav, welche in Halle bei Gebauern unter folgender Aufſchrift gedruckt ſind: **Samuel Gotthold Langens Schreiben an den Verfaſſer der gelehrten Artikel in dem Hamburgiſchen Correſpondenten wegen der im 178 und 179ſten Stücke eingedruckten Beurtheilung der Ueberſetzung des Horatz.** Der Herr Paſtor Lange hat mir darin die Ehre angethan, auf meine Kritik zu antworten; und ſich die Schande, es auf eine ſo abgeſchmackte Art zu thun, daß nichts darüber geht. Indem er ſeine Fehler entſchuldigen will, macht er neue, einen über den andern. Sie ſcheinen mir unter ſich zu wetteifern, welche ihn am lächerlichſten machen können; und es gelingt ihnen ſo gut, daß ich einige Tage Bedenkzeit haben muß, wenn ich den Ausſpruch thun ſoll. Ein einziger Punkt iſt es, über welchen ich mich nicht zeitig genug erklären kann. Was ich mir nie von einem vernünftigen Manne, geſchweige von einem Geiſtlichen vermuthet hätte, muß ich von ihm erfahren, von ihm, der meine Vermuthung nicht das erſtemal übertrifft. Er greift meinen moraliſchen Charakter an, auf welchen es bei grammatikaliſchen Streitigkeiten, ſollte ich meinen, nicht ankäme. Er giebt mir auf der 25ſten Seite einen recht abſcheulichen Anſtrich; er macht mich zu einem kritiſchen Bretteur, welcher die Schriftſteller herausfordert, damit ſie ihm die Ausforderung abkaufen ſollen. Ich weiß hierauf nichts zu antworten als dieſes: daß ich hier vor aller Welt den Herrn Prediger Lange für den boshafteſten Verleumder erkläre, wenn er mir die auf der angeführten Seite gemachte Beſchuldigung nicht beweiſet. Ich lege ihm eine Unmöglichkeit auf; mir aber iſt das Gegentheil zu erhärten eine Kleinigkeit, und zwar durch das ſchriftliche Zeugniß eben des dritten Mannes, auf welchen er ſich beruft. Ich will es in meiner Antwort der Welt vorlegen, und man wird daraus erkennen, daß mir die angemuthete Niederträchtigkeit nie in den Sinn gekommen iſt. Ich bin bis dahin ſein Diener.

Gotthold Ephraim Leſſing.

(12. Jan. 1754.) **Das neue Teſtament zum Wachsthume in der Gnade und der Erkenntniß des Herrn Jeſu Chriſti, nach dem revidirten Grundtexte überſetzt und mit dienlichen Anmerkungen begleitet von D. Johann Albrecht Bengel.** Die Verdienſte, welche man dem Herrn D. Bengel ſowohl um den griechiſchen Grundtext der Bücher des Neuen Bundes, als um die Vulgate unmöglich abſprechen kann, müſſen für dieſe ſeine neue Arbeit ſogleich das beſte Vorurtheil erwecken. So ſehr man ſonſt, vielleicht aus einem übertriebenen Eifer für die Ehre des ſel. Luthers, wider alle neue Ueberſetzungen der Schrift war, ſo ſehr ſcheint jetzt dieſer Eifer abzunehmen, jetzt da es unter unſern Gottesgelehrten faſt zu einer Modebeſchäftigung werden will, eine über die andere zu liefern. Unterdeſſen wollen wir keiner ihren Nutzen abſprechen, vielweniger aber der Bengliſchen, welche die Genauigkeit und die beigefügten kurzen Anmerkungen ſchätzbar machen. Dieſe haben beſonders die Abſicht, die Aehnlichkeit mit dem Originale zu ergänzen, und die Ueberſetzung vornehmlich an denjenigen Stellen zu rechtfertigen, wo ſie vielleicht am meiſten befremden könnte. In der Vorrede führt der Herr Verfaſſer neun Regeln an, die er beſonders bei dem Ueberſetzen ſelbſt beobachtet hat, und welche genugſam zeigen, mit was für Vorſicht und Sorgfalt er damit zu Werke gegangen ſey. Er ſcheut ſich übrigens nicht im Vorbeigehen zu bekennen, daß diejenigen, welche das alte Teſtament vor die Hand nehmen, ſehr dünne geſäet, und alſo deſto höher zu ſchätzen wären. Dieſes Geſtändniß wird bei jedem Rechtſchaffenen den Wunſch erwecken, einem ſo nachtheiligen Mangel je eher je lieber abgeholfen zu ſehen. Sollte man aber vielleicht nicht glauben, daß das traurige Schickſal des Wertheimiſchen Ueberſetzers, welches die Nachwelt noch zeitig genug für allzu hart erkennen wird, manchen fähigen Kopf ſchon abgeſchreckt habe, und noch ſo lange abſchrecken werde, als man gebilligte Vorurtheile für Wahrheit halten wird?

(17. Jan.) **Ein Vade mecum für den Herrn Sam. Gotth. Lange, Paſtor in Laublingen, in dieſem Taſchenformate ausgefertiget von G. E. Leſſing.** Wenn es wahr iſt, daß die Werke des Horaz eine Hauptquelle des Geſchmacks ſind, und daß man nur aus ſeinen Oden, was Oden ſind, lernen kann; wenn es wahr iſt, daß man gegen die deutſchen Ueberſetzungen aller klaſſiſchen Schriftſteller überhaupt, nicht ſcharf genug ſeyn kann, weil ſie die vornehmſten Verführer ſind, daß ſich die Jugend die Originale nur obenhin zu verſtehen begnügen läßt; wenn es wahr iſt, daß die Fehler ſolcher Männer, die ohne eine tiefe kritiſche Kenntniß der alten Dichter, würdige Nachahmer derſelben heißen wollen, anſteckender als andrer ſind: ſo wird man hoffentlich die kleine Streitigkeit, die man dem Herrn Paſtor Lange wegen ſeines verdeutſchten Horaz erregt hat, nicht unter die allergeringſchätzigſten, ſondern wenigſtens unter diejenigen Kleinigkeiten rechnen, die nach dem Ausſpruche des Horaz ernſthafte Folgen haben; hae nugae seria ducent. Herr Lange hätte nichts unglücklicheres für ſich thun können, als daß er auf die Leſſing'ſche Kritik mit ſo vielem Lärmen geantwortet hat. Wenn er ſich dieſelbe in der Stille zu Nutze gemacht hätte, ſo würden vielleicht noch manche in den Gedanken geblieben ſeyn, daß die darinne getadelten Stellen die einzigen tadelswürdigen wären. Aus dieſen Gedanken aber werden hoffentlich auch ſeine geſchworenſten Freunde durch dieſes Vade mecum gebracht werden, welches ſeinen Namen aus der abgeſchmackten Langenſchen Spötterei über das unſchuldige Format der Leſſing'ſchen Schriften erhalten hat. Der Verf. zeigt ihm darinne unwiderſprechlich, daß er weder Kenntniß der Sprache noch Kritik, weder Alterthümer noch Geſchichtskunde, weder Wiſſenſchaft der Erde noch des Himmels, kurz, keine einzige von den Eigenſchaften beſitze, die zu einem Ueberſetzer des Horaz erfordert werden. Wir würden einige kleine Proben davon anführen, wenn es nicht beinahe zuviel wäre, daß der Herr Paſtor ſeine Beſchämung an mehr als einem Orte finden ſollte.

(23 Febr.) **Der Ruſſiſche Avanturier, oder ſonderbare Begebenheiten des edeln Ruſſen Demetrius Magouskyn genannt. Aus dem Spaniſchen ins Deutſche überſetzt.** Dieſer Roman muß ſich nothwendig von einem ehrlichen Deutſchen herſchreiben, dem der Ruhm ſeiner Nation am Herzen liegt. Da er ſahe, daß ſie auf ſeinen Witz unmöglich würde ſtolz thun können, ſo wollte er ihr wenigſtens den Verdruß, ſich ſeiner zu ſchämen, erſparen, und ſetzte alſo dieſe Hirngeburt auf die Rechnung der Spanier, die mit ihrem Don Quixote ohnedem nicht viel Ehre eingelegt haben. Es wäre zu wünſchen, daß alle elende Schriftſteller ihm

dieſen Kunſtgriff nachmachten, damit wir den Ausländern bald eben ſo viel nichtswürdige Werke vorrücken könnten, als ſie uns vorzuwerfen pflegen. In der Sprache des Verfaſſers von dieſen Begebenheiten einen kleinen Begriff zu machen, ſo ſind ſie ein Tummelplatz von Veränderungen, auf welchem bald ein Schooßkind des Glückes, bald ein verworfner Sohn und dem Unglücke übergebner Sklave zu ſehen iſt: ſie ſind ferner ein Journal das zum unvergeßlichen Andenken ausgeſtandener fatorum aufgeſetzt werden, unter welchen eine dreifache Heirath ſo etwas wunderbares iſt, daß man ihre Seltſamkeit kaum glauben wird. Hierbei will ihr Geſchichtſchreiber den Leſer nichts mehr als dieſes gebeten haben, daß er ſich entweder ſpöttiſcher Tadelſucht enthalte, oder lieber das Werk, als ſeines Leſens unwürdig, liegen laſſe. Wir ſind billig, und laſſen ſeine Bitte Statt finden, und ſagen weiter nichts, als daß es mit dem lieben Himmel anfängt, und mit Elend beſchließen ſich endet.

(26. März.) Auf die Nachricht, die wir vor kurzem von den gelehrten Beſchäftigungen des Hr. Mylius in England und der weitern Fortſetzung ſeiner Reiſe gegeben haben, müſſen wir jetzt eine andre folgen laſſen, die ſeinen Freunden höchſt unangenehm, und dem Publikum ſelbſt, welches ſich noch manches von ſeinem Fleiße verſprach, nicht gleichgültig ſeyn wird. Er iſt nämlich am 6. dieſes Monats in London an einer Peripneumonie geſtorben. Es iſt nicht genug zu bedauren, daß die Kräfte ſeines Körpers nicht ſeinem Eifer und ſeiner Begierde etwas vorzügliches zu thun, gleich geweſen ſind. Sein feſter Entſchluß ſich den Wiſſenſchaften und beſonders der Erforſchung der Natur aufzuopfern, ſeine ſchon erlangte Geſchicklichkeit und die unabläſſige Sorgfalt, ſie auf allen Seiten zu erweitern, machen ſeinen Verluſt der gelehrten Welt wichtig, die ihn ſchon längſt aus ſeinen Schriften als einen eben ſo ſchönen als gründlichen Geiſt gekannt hat. Es iſt bereits ſchon über ein Jahr, daß er ſeine phyſikaliſche Reiſe von hier aus antrat, und nur ſeine Luſt, ſich nirgends eine Gelegenheit zu Beobachtungen entgehen zu laſſen, iſt Schuld, daß er nicht weiter damit gekommen iſt. Auf Verlangen einiger vornehmen Theilhaber an ſeiner Reiſe machte er nicht nur gleich Anfangs auf dem Harze verſchiedene Verſuche mit dem Thermometer und Barometer, ſowohl unter der Erde in den tiefſten Schachten, als hernach auf den Spitzen der höchſten Berge; ſondern ſtellte auch gleiche Verſuche bei ſeiner Ueberfahrt von Holland nach England, über und unter dem Waſſer mit vieler Genauigkeit an. Weil übrigens ſeine erſte Reiſe auf engliſche Kolonien in Amerika gehen ſollte, ſo ſahe er gar bald in England die unvermeidliche Nothwendigkeit ſich die engliſche Sprache, die er ſchon zum Theil verſtand, noch mehr bekannt zu machen, und ſonſt verſchiedene Erkundigungen einzuziehen, die ſeine Unterſuchungen in den daſigen Gegenden erleichtern könnten. Dieſe und noch andere Urſachen, wozu beſonders ſeine Unpäßlichkeit kam, aus welcher er aber durchaus ſeinen Gönnern, um ſie nicht abzuſchrecken, ein Geheimniß machen wollte, nöthigten ihn länger in England zu bleiben, als er jemals daſelbſt zu bleiben geglaubt hatte. Noch viel weniger aber werden weder er noch ſeine Freunde geglaubt haben, daß England gar der Ort ſeyn ſollte, wo die Vorſicht ſeiner mühſamen irdiſchen Wißbegierde auf immer ſtille zu ſtehen befehlen ſollte, um ſie in einer beſſern Welt zu ſättigen.

(30. Mai.) **Zergliederung der Schönheit, die ſchwankenden Begriffe von dem Geſchmacke feſtzuſetzen, geſchrieben von Wilhelm Hogarth. Aus dem Engliſchen überſetzt von C. Mylius.** Herr Hogarth iſt unſtreitig einer der größten Maler, welche England jemals gehabt hat. Was ihn beſonders berühmt gemacht, iſt dieſes, daß er in alle ſeine Gemälde eine Art von ſatyriſcher Moral zu bringen gewußt, die das Herz an dem Vergnügen der Augen Theil zu nehmen nöthigt. Natur, Leben und Reiz hat man durchgängig darinne bewundert, und dieſe bei ihm für die Wirkungen eines glücklichen Genies gehalten, bis er in dem gegenwärtigen Werke zeigte, daß auch ein tiefes Nachdenken über die Gegenſtände ſeiner Kunſt damit verbunden geweſen. Und dieſem Nachdenken eben haben wir eine Menge neuer Ideen zu danken, die in der ganzen Materie von der Schönheit ein Licht anzünden, das man nur von einem Manne erwarten konnte, dem auf der Seite des Gelehrten eben ſo wenig, als auf der Seite des Künſtlers fehlte. Er hat ſeine Schrift in ſiebenzehn Hauptſtücke abgetheilt. In den erſten ſechſen handelt er von den ſchon bekannten Gründen, von welchen man durchgängig zugeſteht, daß ſie, wenn ſie wohl vermiſcht werden, allen Arten von Zuſammenſetzungen Annehmlichkeit und Schönheit geben. Dieſe Gründe ſind: die Richtigkeit, die Mannichfaltigkeit, die Gleichförmigkeit, die Einfachheit, die Verwicklung und die Größe welche alle bei Hervorbringung der Schönheit zuſammen wirken, indem ſie einander gelegentlich verbeſſern und einſchränken. In dem ſiebenten Hauptſtücke wendet er ſich zu den Linien, in welche alle Formen eingeſchloſſen ſeyn müſſen, und findet, daß die wellenförmige Linie die wahre Linie der Schönheit, und die Schlangenlinie die wahre Linie des Reizes ſey. Auf der Betrachtung dieſer beiden Linien beruht das ganze Hogarth'ſche Syſtem von der Schönheit. Er zeigt nämlich, wie aus ihrer Zuſammenſetzung alle angenehme Formen entſtehen, und wie wunderbar ſie beſonders in dem Meiſterſtücke aller ſinnlichen Schönheit, in dem menſchlichen Körper, angebracht ſind. Auch in den übrigen Hauptſtücken, wo er von den Verhältniſſen, von dem Lichte und Schatten, und von den Farben redet, zeigt er ihren Einfluß, welcher ſich beſonders in dem ſechzehnten Hauptſtücke von der Stellung, am meiſten äußert. Man darf nicht glauben, daß bloß Maler und Bildhauer oder Kenner dieſer beiden Künſte das Hogarth'ſche Werk mit Nutzen leſen können. Auch Tanzmeiſter, Redner und Schauſpieler werden die vortrefflichſten Anmerkungen darin finden, und noch mehrere durch kleine Anwendungen ſelbſt daraus ziehen können. Ja ſogar Dichter und Tonkünſtler, werden, vermöge der Verbindung, welche alle ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften unter einander haben, ähnliche Gründe der Schönheit in den Werken des Geiſtes und der Töne darin entdecken, und ihren ſchwankenden Geſchmack auf feſte und unwandelbare Begriffe zurückbringen lernen. Die zwei dabei befindlichen Kupfertafeln ſind von der eignen Hand des Herrn Hogarths, die ihnen mit Fleiß nicht mehr Schönheit gegeben hat, als ſie zum Unterrichten nöthig haben. Von der Güte der Ueberſetzung dürfen wir hoffentlich nicht viel Worte machen, da ſie ſich von einem Manne herſchreibt, der ſelbſt mit dem Schönen in der Natur und Kunſt bekannt war, und den wir zu beider Ausbreitung viel zu zeitig verloren haben. Sein Aufenthalt in London verſchaffte ihm Gelegenheit, den Herrn Hogarth ſelbſt bei der Ueberſetzung zu Rathe zu ziehen, welches er auch ſo oft gethan zu haben verſichert, daß man ſeiner Ueberſetzung dadurch eine Art von Authenticität beilegen kann.

(25. Junius.) Wir haben vor weniger Zeit der **Hogarth'ſchen Zergliederung der Schönheit** ꝛc. gedacht, und ſie als ein Werk, das voll neuer Gedanken ſey, angeprieſen. Wir haben geſagt, daß es ein Lehrgebäude enthalte, welches einzig und allein geſchickt iſt, die verſchiedenen Begriffe der Menſchen von dem, was gefällt,

auf etwas gewiſſes zu bringen, und das elende Sprichwort, daß man über den Geſchmack weder ſtreiten könne noch dürfe, aus dem Munde des Pöbels und der Gelehrten zu verbannen. Es enthält, wie wir berührt haben, keine leeren und unfruchtbaren Betrachtungen, die mit Recht den Namen Grillen verdienen, wenn ſie keine praktiſche Anwendung leiden, ſondern der Nutzen deſſelben erſtreckt ſich ſo weit, als ſich das Schöne der Formen erſtreckt. Alle Künſte und Wiſſenſchaften, die ſich damit beſchäftigen, werden ein neues Licht daraus entlehnen können. Der Philoſoph, der Naturaliſt, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel und auf der Bühne, der Maler, der Bildhauer, der Tänzer, haben es faſt für ein unentbehrliches Buch zu betrachten. Doch nicht ſie allein, ſondern auch alle, welche ſich mit dem Titel der Kenner begnügen laſſen, aber oft von Dingen, wobei es auf die Nachahmung der ſchönen Natur ankommt, ſo unbeſtimmte und widerſprechende Urtheile fällen, daß ſie den Mangel an feſten und ſichern Begriffen nur allzudeutlich verrathen. Ja es fehlt nicht viel, ſo wird der Nutzen des Hogarth'ſchen Syſtems auch bis auf das Reich der Mode auszudehnen ſeyn, ſo daß man auch da, wo man ſonſt nichts als gelegentlichen Eigenſinn wahrnahm, durch Hülfe deſſelben etwas gewiſſes wird angeben können. Man wird angemerkt haben, daß die deutſche Ueberſetzung dieſes vortrefflichen Werks, welche Herr Mylius in London beſorgt hat, ſehr theuer ſey. Sie beträgt, außer 2 Kupfertafeln, nicht mehr als 22 Bogen in Quart, und koſtet gleichwohl nicht weniger als fünf Thaler; ein Preis der ohne Zweifel die allgemeine Brauchbarkeit deſſelben ſehr verhindern muß. In dieſer Betrachtung hat ſich der Verleger dieſer Zeitungen entſchloſſen, einen neuen verbeſſerten Abdruck den Liebhabern in die Hände zu liefern, und einen Thaler Vorſchuß darauf anzunehmen, für welchen er ihnen in ſechs Wochen, ohne einigen Nachſchuß, eingehändigt werden ſoll. Die Kupfer werden bereits mit möglichſter Sorgfalt geſtochen, und man ſchmeichelt ſich, daß man auch ſonſt mit dem Aeußern zufrieden ſeyn werde. Nach Verlauf gedachter ſechs Wochen wird das Werk unter zwei Thalern nicht zu bekommen ſeyn. Einen verbeſſerten Abdruck wird man es deßwegen mit Recht nennen können, weil man ihm durch verſchiedene kleine Veränderungen im Style diejenige Deutlichkeit gegeben hat, die ihm an vielen Stellen zu fehlen ſchien. Auch wird man, als eine kleine Vermehrung, die aus dem Franzöſiſchen überſetzte Erklärung der Hogarth'ſchen ſatyriſchen Gemälde beifügen. Ein mehreres kann man aus der gedruckten Nachricht erſehen, welche in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam ohne Entgeld ausgegeben wird.

(15. Aug.) **Die ganze Aeſthetik in einer Nuß, oder Neologiſches Wörterbuch; als ein ſichrer Kunſtgriff, in 24 Stunden ein geiſtvoller Dichter und Redner zu werden, und ſich über alle ſchale und hirnloſe Reimer zu ſchwingen. Alles aus den Accenten der heil. Männer und Barden des jetzigen überreichlich begeiſterten Jahrhunderts zuſammengetragen, und den größten Wortſchöpfern unter denſelben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der ſeraphiſchen Dichtkunſt.** Dieſer Titel iſt hoffentlich lang und näriſch genug, um einen hinlänglichen Begriff von dem Buche ſelbſt zu machen. Wenn man es eine Nachahmung des franzöſiſchen Dictionaire Neologique nennen will, ſo vergeſſe man nur nicht, es eine elende Nachahmung zu nennen, ſo wie man ſie von einem geſchwornen Gottſchedianer erwarten konnte. Wir machen uns Hoffnung, dieſe Scharteke in dem nächſten Stücke des Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, etwa folgendermaßen angeprieſen zu finden: „Endlich einmal iſt ein Patriot unter uns aufgeſtanden, welcher den deutſchen Sprachverderbern den Text geleſen, und zu Rettung meiner Ehre bewieſen hat, daß alle diejenigen Ochſen ſeyn müſſen, welche an Hallern, Bodmern und Klopſtocken, einen Geſchmack finden. Man kann ihm für ſeinen rühmlichen Eifer, meine Sprachkunſt den Dichtern als das einzige anzupreiſen, wider welches ſie nicht ſündigen dürfen, nicht genung danken. Ein grammatikaliſcher Fehler, und wenn er auch oft nur auf einen Druckfehler hinauslaufen ſollte, iſt ihm, wie billig, ein Schandfleck, der alle Schönheit des Gedanken vernichtet, von welcher ich längſt geſagt habe, daß ſie einzig und allein auf die richtigen, fließenden und gewöhnlichen Ausdrücke ankomme, wie ich ſie in meinen Werken habe, die in jeder Art, ohne Ruhm zu melden, Muſter ſeyn können. Mit dem Geiſte der Satyre iſt unſer Verfaſſer vortrefflich ausgerüſtet; er ſchreibt in den Tag hinein, er ſchimpft, er macht Zoten, welches ich alles denjenigen, kraft meiner Dictatur, erlaube, die ſich meiner gerechten Sache annehmen. Nunmehr habe ich, Gott ſey Dank, noch Hoffnung, daß unſer Herrmann über den Meſſias, meine Gedichte über Hallers, Grimms Tragödien über Schlegels, Lichtwehrs Fabeln über Gellerts, meine Atalanta über Roſts Schäfergedichte, und alle Geburten meiner getreuen Schüler, über alle Werke derjenigen, die meinen Namen nicht anbeten, ſiegen werden. Ich wünſche dieſes herzlich zur Ehre des geſammten Vaterlandes, und will in guter Hoffnung auch dieſe Monatſchrift mit einigen Artikeln aus angezogenem Buche bereichern." — — Das mag er thun; wir wollen weiter davon nichts ſagen, als daß es 12 Gr. koſtet, und in den Voß'ſchen Buchläden hier und in Potsdam zu haben iſt.

(17. Sept.) Leipzig. Allda ſind vor kurzem drei Bogen in Duodez auf Schreibpapier unter dem Titel: **Poſſen im Taſchenformate**, gedruckt worden. Ihr Verfaſſer, oder wenigſtens ein guter Freund von ihm, hat die Vorſicht gehabt, uns folgende Recenſion davon zuzuſchicken. „Wir ſind für das feine und für das muntere in der Satyre viel zu ſtark eingenommen, als daß wir gegenwärtigen Bogen nicht ihr gebührendes Recht ſollten wiederfahren laſſen. Der Herr Verfaſſer hat ſeine Poſſen in lauter kleine Kapitel getheilt, in deren jedem er ein gewiſſes Etwas abhandelt. Als z. E. etwas moraliſches, etwas poetiſches, etwas hiſtoriſches, etwas kritiſches u. ſ. w. Die Herren Kunſtrichter bekommen hier eben ſo wohl ihren Theil, als die ſtrengen Philoſophen, die jede ſonnenklare Wahrheit auf das abſtrakteſte demonſtriren wollen. Der Verfaſſer hat dem Frauenzimmer eben ſo lachend die Wahrheit geſagt, als den finſtern Alterthumsforſchern. Ein Luſtſpiel von 5 Handlungen iſt hier auf 5 Duodezſeiten zu ſehen. Es hat alle erforderlichen Eigenſchaften eines Luſtſpiels, und der Leſer wird über dieſes eben ſo gut lachen müſſen, als er über eines von 4 Stunden lacht. Die Handlung des gegenwärtigen dauert 6 Stunden. Die Beſchreibung von Utopien iſt ſehr lehrreich, und die verſchiedenen Arten der Waffen ſind voller Witz; kurz dieſe drei Bogen enthalten ſo viel, als manche Satyre von drei Alphabeten." — — Daß wir dieſe Lobſprüche unverändert mittheilen, kann man aus dem 142. Blatte der Halliſchen Zeitung erkennen, wo man eben daſſelbe Formular, nur mit einem etwas veränderten Anfange, finden wird. Es heißt nämlich daſelbſt: „es iſt bekannt, bei was für Gelegenheit dieſe Art kleiner Schriften verjüngſt Mode zu werden angefangen hat." Man verſteht Sie, mein Herr Panegyriſt! Und damit Sie auch alle und jede verſtehen mögen, ſo wollen wir es nur gerade herausſagen, daß dieſe Poſſen, welche

— — — — — — ipse
Non sani esse hominis, non sanus juret Orestes,

eine Satyre auf das Format und die zufällige Einrichtung der Leſſing'ſchen Schriften, allem Anſehen nach, ſeyn ſollen. Sie koſten drei Groſchen; aber auch drei Groſchen giebt man nicht für Poſſen hin. Was war alſo zu thun, damit ſie gleichwohl bekannt würden? Ohne Zweifel hat der Verleger dieſer Blätter den beſten Einfall gehabt, den man in dieſer Abſicht nur haben kann. Er hat ſie nämlich nachdrucken laſſen und iſt entſchloſſen, ſie für ihren innerlichen Werth zu verkaufen, das iſt, ſie umſonſt auszugeben. Sie ſtehen in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam den Liebhabern zu Dienſte.

(12. Oct.) **Kurze Sammlung unterſchiedlicher dem Menſchen dienlicher Wiſſenſchaften und Kunſtſtücke, ſo wohl für curieuſe Liebhaber, als Künſtler und Handwerker zu gebrauchen; worinnen von allerhand Farben, Holz-Lacquiren, heimlichen und verborgnen Schriften, nebſt Verfertigung der Dinte dazu, Wartung und Verbeſſerung der Weine, gold und ſilbernen Buchſtaben, Marmorſteinen, Holz zu verwahren, ſympathetiſchen Pulvern, Spitzen und Flor Zubereitung, gold und ſilbernen Sachen einen Glanz zu geben, und zu verneuern, nebſt noch vielen andern Dingen hinlängliche Nachricht ertheilet wird, wobei ein Anhang von Salpeter- und Pulvermachen befindlich.** Kaum wird man es ſich einbilden, daß auf acht Bogen, aus welchen dieſe Sammlung beſteht, ſo viele und mancherlei Künſte, deren immer ſieben und ſieben, ſollten wir meinen, ihren Mann ernähren könnten, verrathen und mitgetheilt ſeyn ſollten. Allein wir können verſichern, daß der Titel noch lange nicht einmal alles ſagt, und daß ein neugieriger Leſer nicht weniger als 161 der auserleſenſten Geheimniſſe darin finden wird, die ſich alle eins dem andern den Vorzug ſtreitig machen. Das Geheimniß zum Exempel, zu machen, daß die Stiefeln Waſſer halten; das Geheimniß Mäuſeküchlein zu backen; das Geheimniß Fliegen zu vertreiben; das Geheimniß Flöhe und noch eine andere Art Thierchen zu tödten; das Geheimniß eine ſehr außerordentliche Pomade zu verfertigen, die zur Schönheit des Angeſichts dienlich iſt; das Geheimniß ſympathetiſche Pulver zu bereiten; die vortrefflichen Geheimniſſe für die Trödelweiber, wie ſie alten Sammet, abgetragne und befleckte Zeuge und Bänder wieder aufputzen und erfriſchen ſollen; dieſe Geheimniſſe, ſagen wir, und noch viel mehrere, müßten entweder ſehr ſchlecht entdeckt ſeyn, oder es wird nie einen Menſchen reuen, die Recepte dazu für 3 Gr. gekauft zu haben.

(17 Oct.) **Gotthold Ephraim Leſſings Theatraliſche Bibliothek. Erſtes Stück.** Man wird ſich der Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen vor einigen Jahren vier Stück an das Licht traten. Gegenwärtige Bibliothek iſt eine Fortſetzung jener Beiträge, nach einem in etwas veränderten und eingeſchränkten Plane. Sie ſoll nämlich kein Werk ohne Ende und kein bloßer theatraliſcher Miſchmaſch werden, ſondern wirklich eine kritiſche Geſchichte des Theaters zu allen Zeiten und bei allen Völkern enthalten, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern. In dieſem erſten Stücke kommen lauter Aufſätze vor, welche die neuern Zeiten angehen, und folgende Aufſchriften haben. 1. Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Luſtſpiele. Dieſe beſtehen aus eines franzöſiſchen Schriftſtellers Betrachtungen wider dieſe neue Art des Komiſchen, aus des Herrn Prof. Gellerts Vertheidigung derſelben, und aus des Verfaſſers eigenen Gedanken. ꝛc.

(24. Oct.) Das Publicum hatte vor einigen Wochen die Gütigkeit, ein paar Bogen Maculatur, unter der Aufſchrift Poſſen, in den Voßiſchen Buchläden abzuholen; aber doch nicht ſo häufig, als man wohl wünſchen mögen: denn ſo wohlfeil der Verleger auch dieſe ſeine Auflage gemacht hatte, ſo wäre ſie ihm doch wenigſtens zur Hälfte auf dem Halſe geblieben, wenn er ſich nicht kurz und gut entſchloſſen hätte, noch in jeden Butterkeller ein Dutzend Exemplare zu ſchicken, um ſie den Leſern mit Gewalt aufzudringen. Gleichwohl hat man in Leipzig noch eine dritte Auflage veranſtaltet, und was das Sonderbarſte dabei iſt, ſo verſpricht man ſich ausdrücklich auf dem Titel davon, daß man ſie loszuwerden hoffe, ohne ſie gratis auszugeben. Dieſe Hoffnung kann ſich unmöglich auf etwas anders, als auf die dazu gekommenen Vermehrungen gründen, welche wir nothwendig anzeigen müſſen, damit die Liebhaber ſelbſt urtheilen können, ob ſie wichtig genug ſind, um dasjenige noch einmal für 3 Groſchen zu kaufen, was ſie bereits umſonſt bekommen haben. Die erſte Vermehrung alſo iſt ein ſauberes Stöckchen, welches das Titelblatt zieret. Es ſtellt einen Satyr vor, der mit einer Keule und einem Schwerte bewaffnet iſt, und neben ſich, man kann nicht eigentlich erkennen, ob einen Hund, oder eine Katze, oder gar einen Bär ſtehen hat. Wen dieſes Bildchen vorſtelle, wollen wir gleich ſagen. Der Verfaſſer der Poſſen, oder kürzer der Poſſenreißer, wollte ſich Anfangs gar nicht nennen, ohne Zweifel, weil er ganz in der Stille den Beifall der Welt abzuwarten gedachte. Nunmehr aber, da er ſieht, daß dieſer Beifall ſo außerordentlich geweſen iſt, ſo iſt ſein Ehrgeiz auf einmal aufgewacht. Er fängt an aus dem Verborgenen hervorzutreten, und ſchickt deswegen ſein Bildniß voraus, ehe er uns durch ſeinen Namen überraſchen will. Erſt war er ein Anonymus, jetzt iſt er ein Pſeudonymus, denn über das gedachte Stöckchen hat er den Namen Tœlpel ſchneiden laſſen, von welchem er aber leicht hätte voraus ſehen können, daß er ihn gar zu deutlich verrathen würde. Die zweite Vermehrung beſteht in einer Erklärung hinter der Titelſeite, und welche dieſes Inhalts iſt, daß der Verfaſſer mit ſeinen Poſſen nicht nur einen Narren, d. i. nicht ſich nur ſelbſt, ſondern noch hundert Narren zugleich, d. i. alle ſeine Bewunderer, wenn deren anders hundert ſeyn können, habe lächerlich machen wollen. — — Weiter finden wir nichts verändert noch hinzugeſetzt, welches ſich auch nicht wohl würde haben thun laſſen, weil dieſe ſogenannte dritte Auflage bloß aus einem umgedruckten Titelbogen entſtanden iſt. Sollte man nun alſo durchaus nicht 3 Gr. dafür bezahlen wollen, ſo könnte doch wohl noch dazu Rath werden, daß man auch eine vierte Auflage nach dieſer dritten, für eben den Preis als die zweite, machte. Allein diejenigen, welche ein Exemplar davon verlangten, würden die Gütigkeit haben müſſen, vorher darauf zu ſubſcribiren, damit man ganz gewiß ſeyn könnte, daß ſie es auch hernach umſonſt nehmen würden. Wer ſich mit zwei Exemplaren beläſtigen will, ſoll das zuvorbeſchriebene Bildniß des Verfaſſers nach vergrößertem Maaßſtabe gleichfalls in Holz geſchnitten, obenein bekommen. Es wird mit dem wahren Namen deſſelben prangen, welchen wir eben jetzt erfahren haben. Ein ſehr berühmter Name; wahrhaftig! Und der noch berühmter werden ſoll!

(31. Oct.) **Das Chantillyſche Mägdchen oder die Geſchichte eines Pariſiſchen Frauenzimmers in den Briefen des Herrn *** an einen guten Freund; aus dem Franzöſiſchen überſetzt.** Man behauptet in der Vorrede, daß dieſe Geſchichte aus einem franzöſiſchen Manuſcripte, welches in ſeiner Sprache noch nicht gedruckt worden, überſetzt ſey.

Vielleicht aber iſt dieſes Manuſcript eine Erdichtung, und man hat ein deutſches Original mit einer guten Empfehlung wollen in die Welt bringen. Es mag das eine oder das andre wahr ſeyn, ſo iſt doch ſoviel gewiß, daß weder der deutſche noch der franzöſiſche Witz ſich auf dieſe Geburt viel einbilden darf. Die Heldin iſt die Tochter eines Gaſtwirths in Paris, aus Chantilly gebürtig; aber es iſt nicht ſo wohl ihr Leben, welches man uns beſchreibt, als das Leben eines ihrer Anbeter, welcher ſie nur immer auf der tugendhaften Seite kennt, und ſich mit Mühe und Noth von ihren Feſſeln loswickeln kann. Der Briefſteller iſt dieſer Liebhaber ſelbſt, und er läßt uns ſeine Göttin eben ſo wenig kennen lernen, als er ſie ſelbſt gekannt hat. Das wichtigſte von ihr zeigt er uns nur immer in der Entfernung; der Leſer muß nur rathen, aber er wird müde, immer einerlei zu rathen. Kurz, er muß viel Geduld haben, wenn er dieſes Alphabet durchleſen will. Unterdeſſen wollen wir ihm ein Mittel, es ſo weit zu bringen, nicht verbergen. Der weiſe Seher hat die Namen der Perſonen durch das ganze Buch mit lateiniſchen Buchſtaben ausgedrückt. Durch Hülfe dieſer Buchſtaben alſo, welche deutlich genug in die Augen fallen, kann man fein alle Moral, die der Verfaſſer bis zum Gähnen reichlich eingeſtreuet hat, überhüpfen, und ſich beſtändig an den Faden der Geſchichte halten, welcher kurz genug iſt. Man darf nur Acht geben, wenn eine neue Perſon dazu kömmt, von dieſer ein paar Worte mit auffangen, und immer fortleſen, ſo lange man noch ungefähr weiß, was geſchieht. Man wird auf dieſe Art in einer Stunde durch 72 Briefe durch ſeyn, die man ſonſt in ſechs Stunden, und wenn man den Ekel, den ſie erwecken können, mit in Betrachtung zieht, in Jahr und Tag nicht würde durchgeleſen haben.

(5. Nov.) **Begebenheiten des Roderich Random. Aus der dritten Engliſchen Ausgabe überſetzt. Erſter Theil.** Es wäre zu viel Nachſicht, wenn man das Vorurtheil, welches die engliſchen Romane für ſich haben, auch dieſen Begebenheiten wollte zu gute kommen laſſen. Ihr Verfaſſer iſt weder ein Richardſon, noch ein Fielding; er iſt ein Schriftſteller, wie man ſie bei den Deutſchen und Franzoſen in der Menge antrifft. Er geſteht, daß er ſich beſonders den Herrn le Sage zum Muſter gewählt habe, deſſen Gil Blas wohl ein Meiſterſtück des komiſchen Romans bleiben wird. Aber wie weit iſt er unter ihm geblieben! Es müßte ſehr wunderbar zugehen, wenn deutſche Leſer von Geſchmack an den Schulſtreichen, an den Bordellhiſtörchen, an den Balgereien und an den Schiffsabenteuern eben ſo viel Wohlgefallen finden ſollten, als der engliſche Pöbel daran muß gefunden haben, der bereits drei Ausgaben davon unter ſich getheilt hat. Am Ende dieſes Theils findet man den Held in ſehr mißlichen Umſtänden, ſo daß er den verzweifelten Entſchluß faßt, zu ſterben. Man darf ſich aber nicht bange ſeyn laſſen, weil er noch den zweiten Theil geſchrieben hat, den man hoffentlich wohl auch bald deutſch zu leſen bekommen wird. Die Ueberſetzung ſcheint ein wenig in Eile gemacht zu ſeyn.

(9. Nov.) ***Ragout à la Mode*, oder des Neologiſchen Wörterbuchs erſte Zugabe von mir ſelbſt.** Wenn das Neologiſche Wörterbuch, oder, es bei dem abgeſchmacktern Titel zu nennen, wenn die Aeſthetik in einer Nuß nur den geringſten Schaden angerichtet, oder auch nur Leſer gefunden hätte, ſo würden wir nicht ermangeln, dieſes Ragout als ein vortreffliches Gegengift anzupreiſen. Da ſie aber in einem Augenblicke erſchien und vergeſſen ward, ſo befürchten wir faſt, daß ein gleiches Schickſal auch ihre Zugabe, unſchuldiger Weiſe, treffen werde. Unterdeſſen iſt es doch recht gut, daß man den Narren nach ihrer Narrheit antworte, und ihnen keine Gegenrede ſchuldig bleibe, damit ſie es auch ſelbſt erfahren, daß ſie Narren ſind. Das Ragout beſteht aus einer Unterredung zwiſchen einem Schüler und ſeinem Lehrmeiſter. Man hat dieſe katechetiſche Methode ohne Zweifel wegen der Deutlichkeit gewählt, um es fein einem jeden begreiflich zu machen, daß nicht allein der Verfaſſer des Wörterbuchs ein ſeichter Kopf und förmlicher Pasquillant ſey, ſondern auch, daß der Herr Prof. Gottſched mit mehrerm Rechte als Bodmer und Klopſtock unter die Neologiſchen Schriftſteller gehöre; es müßte ihm denn etwa dieſes zur Entſchuldigung dienen, daß er bloß aus kriechender Armuth, und gar nicht aus Begierde etwas kühnes und unerwartetes zu ſagen, neologiſire. Die Beweiſe hiervon kann man in der Zugabe ſelbſt nachſehen. Wir wollen uns nicht länger dabei aufhalten, ſondern dem Leſer nur noch eine Sinnſchrift mittheilen, die der Träumer eines gewiſſen Traumes als das von uns verlangte Recepiſſe anſehen kann. Man wird ſich der vortrefflichen vier Zeilen des Herrn von Hallers erinnern:

Kurzſichtiger! dein Gram hat dein Geſicht vergället,
Du ſiehſt die Dinge ſchwarz, gebrochen und verſtellet:
Mach deinen Raupenſtand und deinen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit.

Weil dieſe Zeilen den poetiſchen Maulwürfen von jeher ein mächtiger Anſtoß geweſen ſind, ſo machen wir uns ein Vergnügen daraus, ihnen eine Parodie darauf mitzutheilen, die wir von guter Hand bekommen haben. Sie iſt an den Verfaſſer des Wörterbuchs gerichtet, und lautet alſo:

Kurzſichtiger! der Neid hat dein Geſicht vergället,
Du ſieheſt Hallern ſchwarz, gebrochen und verſtellet:
Mach deinen matten Witz, dein wenig Wiſſen, Flegel,
Dies nicht zur Deutlichkeit, den nicht zur Schreibart Regel.

Wenn er, oder diejenigen Herren Gottſchedianer, die an dem Wörterbuche Theil haben, das Flegel zu hart finden ſollten, ſo mögen ſie überlegen, daß man des Reimes wegen vielmal etwas ſagen muß, was man außer dem Reime nicht geſagt hätte. Doch man hat es nicht einmal nöthig, ihnen dieſe Entſchuldigung zu machen, weil ſie weit größere Grobheiten wider andre Leute, als ſie ſind, ausgeſtoßen haben.

(4. Jan. 1755.) ***Les Mœurs et Coutumes des François, dans les premiers tems de la Monarchie par Mr. l'Abbé le Gendre, Chanoine de l'Eglise de Paris, précédés des Mœurs des anciens Germains, traduit du Latin de C. Tacite, et d'une Preface, contenant quelques remarques relatives aux usages anciens ou modernes de ces deux Peuples.*** Das Werk des Abts le Gendre iſt nicht neu, ſondern bereits 1721 gedruckt worden. Es enthält viel artige Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen, welche unter den Franzoſen von Zeit zu Zeit geherrſcht haben, und durch welche ſie zu derjenigen Artigkeit hinaufgeſtiegen ſind, die jetzt ſo viele an ihnen bewundern. Dieſe neue Ausgabe enthält ziemlich entbehrliche Vermehrungen; eine Ueberſetzung nämlich von des Tacitus kleinem Werke von den Sitten der alten Deutſchen, und eine Vorrede, in welcher dieſe mit den Sitten der alten Gallier und den neuern Sitten beider Völker verglichen werden. Da die Gallier unwiderſprechlich deutſchen Urſprungs ſind, ſo hat dieſe Vergleichung nicht viel Mühe koſten können. Unterdeſſen iſt ſie doch in einem Tone abgefaßt, welcher einen Deutſchen beluſtigen kann. Z. E. „Wir Franzoſen," ſagt der Schriftſteller, „ſind in dem Anfange eines Treffens „ſchrecklich. Wir ſind gewohnt dem Feinde den Sieg zu „entreißen; denn wenn wir ihm denſelben lange ſtreitig „machen ſollen, ſo laufen wir Gefahr ihn zu verlieren. „Unterdeſſen haben wir doch auch bei manchen Gelegenheiten eben ſo viel Standhaftigkeit, als Hitze gezeigt.

„Wir haben das feindliche Feuer ruhig ausgehalten; „wir haben gelaſſen den günſtigen Augenblick zum An„griffe erwartet, wir ꝛc. — —“ Kurz, das franzöſiſche Wir, läßt in dem Munde eines Schriftſtellers, der vielleicht nicht das Herz hat einen Hund todt zu machen, vortrefflich tapfer.

(9. Jan.) **Gedicht dem Gedächtniſſe des Herrn von Hagedorn gewidmet.** Man wird es bereits aus andern öffentlichen Blättern wiſſen, daß der Herr Zachariä der Verfaſſer dieſes Gedichts iſt. Wir wiederholen ſeinen Namen hier um deſto lieber, weil er uns der formellen Lobſprüche überhebt, die das Publikum in Anſehung der vorzüglichen Geſchicklichkeit dieſes Dichters nichts neues lehren würden. Hat man ihn in ſeinen ſcherzhaften Epopeen, als in ſeiner Sphäre bewundert, ſo wird man ihn auch hier nicht außer derſelben finden: ſo wenig auch die Gabe ſcherzhafter Einfälle und die Gabe zärtlicher Empfindungen mit einander gemein zu haben ſcheinen. Auch in das Lob desjenigen unſterblichen Dichters wollen wir uns nicht einlaſſen, deſſen Tod Herr Zachariä, und mit ihm Germanien, beweint. Er war zugleich der rechtſchaffenſte und großmüthigſte Mann, und wenigſtens hiervon einen kleinen Beweis einzurücken, können wir uns unmöglich enthalten. Auf der fünfzehnten Seite läßt Herr Zachariä die Dichtkunſt ſagen:

Ihr ſahet ihn ſo oft in dem geheimern Leben,
Verdienſten ihren Rang, ſein Lob der Tugend geben;
Ihr ſaht ihn immer groß, und freundſchaftlich und frei,
Der wahren Weisheit Freund und Feind der Heuchelei.
Mich dünkt, ich höre noch die edle Menſchenliebe,
Die ſanft, voll Wohlthun ſpricht, die jeder Großmuth Triebe
Für dich, o Fuchs, erregt; und aus der Dürftigkeit
Mit brit'ſchem Edelmuth verkannten Witz befreit.

Zu dieſen letzten Zeilen macht der Verfaſſer folgende Anmerkung: „Herr Gottlieb Fuchs, der ſeit einigen „Jahren Prediger in Sachſen iſt, und ſich unter dem „Namen des Bauernſohnes durch verſchiedene glückliche „Gedichte bekannt gemacht hat, kam ohne Geld und „Gönner nach Leipzig, ſeine Studien daſelbſt fortzu„ſetzen. Er fiel allda einem unſerer größten Dunſe in „die Hände, der durch ſeine marktſchreieriſche Art, mit „ſeinen Verdienſten um Deutſchland zu prahlen, und „durch die kleinen niedrigen Mittel jemanden zu ſeiner „Partei zu ziehen, genug bezeichnet iſt. Dieſer Mann, „der wohl eher verſucht hatte, mit einem alten Rocke „Leute zu beſtechen, für ihn zu ſchreiben, dieſer Mann „war klein genug, Herr Fuchſen monatlich eine ſolche „Kleinigkeit zu geben, die man ſich ſchämt hier anzu„drücken, und die er kaum dem geringſten Bettler hätte „geben können. So bald er indeſſen erfuhr, daß Herr „Fuchs in die Bekanntſchaft mit einigen andern recht„ſchaffenen Leuten gekommen war, die er nicht zu ſeiner „Partei zählen konnte, ſo war er noch niederträchtiger, „und nahm Herr Fuchſen die Kleinigkeit, die er ihm „bisher gegeben. Herr Fuchs wurde ſogleich von den„jenigen mehr als ſchadlos gehalten, durch die er um „dieſes erniedrigende Allmoſen gekommen war. Der ſel. „Herr von Hagedorn, dem dieſe Geſchichte bekannt wurde, „brachte durch ſeine edelmüthige Vorſprache bei vielen „Standesperſonen, Hamburgern, einigen Engländern, „und beſonders bei dem Collegio Carolino zu Braun„ſchweig eine ſo anſehnliche Summe zuſammen, daß „Herr Fuchs künftig vor dem Mangel geſichert, ſeinen „Studien auf eine anſtändige Art obliegen konnte.“ — — Denjenigen Fremdlingen in dem Reiche des Witzes, welche vielleicht fragen ſollten: wer iſt der große Duns? wollen wir nächſtens dieſe Frage beantworten. — —

(11. Jan.) Antwort auf die Frage: **wer iſt der große Duns?**

Der Mann in — —, welchen Gott
Nicht ſchuf zum Dichter und Kunſtrichter,
Der, dummer als ein Hottentot,
Sagt, er und S*** wären Dichter;
Der Philipp Zeſen unſrer Zeit;
Der Büttel der Sprachreinigkeit
In Ober- und in Niederſachſen,
Der alle Worte Lands verweiſt,
Die nicht auf deutſchem Boden wachſen;
Der große Mann, der ſtark von Leib
Ein kleines artigs freundlichs Weib
Kalt, wie er denkt und ſchreibt, umarmt,
Das aber ſeiner ſich erbarmt,
Und gleicher Meinung iſt und bleibt,
Und wider ihn nicht denkt, nicht ſchreibt,
Weil es den Zank der Ehe ſcheut,
Und lieber aus Gefälligkeit
Sich an des Manns Gedanken bindet;
Der Mann, der unter uns
Viel große Geiſter findet,
Der iſt der große Duns!

(21. Jan.) **Lyriſche und andere Gedichte. Neue und um die Hälfte vermehrte Auflage.** Die erſte Ausgabe dieſer Gedichte iſt bereits vor fünf Jahren erſchienen, und von Kennern wohl aufgenommen worden. Man erkannte ihren Verfaſſer, welches der Herr Regierungsſecretär Utz in Anſpach iſt, ſogleich für einen wahren Schüler des Horaz, der von dem Feuer ſeines Muſters beſeelt werde, und etwas mehr gelernt habe, als ihm hier einen Gedanken und da eine Wendung, nicht ſowohl abzuborgen, als abzuſtehlen. Die Vermehrungen, welche er jetzt hinzugethan, ſind ſo beträchtlich, daß er die Oden in vier Bücher hat abtheilen können. Die erſten zwei enthalten die bereits gedruckten Stücke; aber ſo wie ſie ſich der verbeſſernden Hand eines Verfaſſers, der aller Welt eher, als ſich ein Genüge thun kann, entreißen dürfen. Er hat überall verändert und auch faſt überall glücklich verändert. Wir ſagen faſt, und hoffen, daß er es denjenigen nicht übel ausdeuten wird, die ſich, vielleicht aus einer Art von Prädilection hier und da ſeiner erſtern Gedanken gegen die letztern annehmen. Unter den neuen Oden, welche das dritte und vierte Buch ausmachen, wird man verſchiedene von dem erhabenſten Inhalte finden, und einen philoſophiſchen Kopf wird die, welche er Theodicee überſchrieben hat, nicht anders als entzücken können. Sie ſind überhaupt alle vortrefflich, obgleich nicht alle von einerlei Fluge. Und auch dieſes hat er mit dem Horaz gemein, welcher ſich oft in die niedere Sphäre des Scherzes und angenehmer Empfindungen herabläßt, und auch da die geringſten Gegenſtände zu veredeln weiß. Nur an den ſchmutzigen Bildern hat unſer deutſcher Horaz eine gleiche Kunſt zu zeigen, verweigert. Die Anſtändigkeit iſt das ſtrenge Geſetz, welches ſeine Muſe auch in den Entzückungen des Weines und der Liebe nie verletzt. — — Die übrigen Vermehrungen beſtehen in dem Sieg des Liebesgottes, welches ſcherzhafte Heldengedicht man auch bereits kennt, und in einigen poetiſchen proſaiſchen Briefen, welche theils freundſchaftlichen, theils kritiſchen Inhalts ſind. Der vierte iſt beſonders merkwürdig.

(1. März.) **Philoſophiſche Geſpräche.** Dieſes kleine Werk, welches aus vier Geſprächen über metaphyſiſche Wahrheiten beſteht, enthält ſo viel Neues und Gründliches, daß man leicht ſieht, es [illegible]ſſe die Frucht eines Mannes von mehrerm Nachdenken, als Begierde zu ſchreiben, ſeyn. Vielleicht würde ein anderer ſo viel Bücher daraus gemacht haben, als hier Geſpräche ſind. Wir wollen den Inhalt eines jeden anzeigen. In dem erſtern wird erwieſen, daß Leibniz nicht der eigentliche Erfinder der vorher beſtimmten Harmonie ſey; daß Spinoſa ſie achtzehn Jahre vor ihm gelehrt, und daß der erſtere dabei weiter nichts gethan, als daß er ihr den Namen gegeben, und ſie ſeinem Syſtem auf das Genaueſte einzuverleiben gewußt habe. Spinoſa läugnet ausdrücklich in ſeiner Sittenlehre, daß Seele und Körper wechſelsweiſe in einander wirken könnten; er behauptet ferner, daß die Veränderungen des Körpers und ihre Folge auf einander

gar wohl aus ſeiner bloßen Structur nach den Geſetzen der Bewegung entſtehen könnten; und endlich lehrt er, daß die Ordnung und Verknüpfung der Begriffe mit der Ordnung und Verknüpfung der Dinge einerlei ſey, oder welches auf eines herauskömmt, daß alles in der Seele eben ſo aufeinander folge, als es in dem Zuſammenhange der Dinge auf einander folgt. Was fehlt dieſen Sätzen, die vorherbeſtimmte Harmonie zu ſeyn, mehr als der Name? Das zweite Geſpräch macht Anfangs einige Anmerkungen über den jetzigen Verfall der Metaphyſik, über das Verdienſt der Deutſchen um dieſelbe, und über das Schickſal des Spinoſa, welcher beſtimmt war, den Uebergang von der Carteſianiſchen bis zur Leibniziſchen Weltweisheit, mit ſeinem Schaden zu erleichtern. Hierauf wird ein ſehr kühner, aber wie es uns ſcheint, auch ſehr glücklicher Gedanke vorgetragen, welcher den Geſichtspunkt betrifft, aus welchem man Spinoſens Lehrgebäude betrachten muß, wenn es mit der Vernunft und Religion beſtehen ſolle. Der Verfaſſer meint nämlich, man müſſe es alsdann nicht auf die außer uns ſichtbare, ſondern auf diejenige Welt anwenden, welche, mit Leibnizen zu reden, vor dem Rathſchluſſe Gottes, als ein möglicher Zuſammenhang verſchiedener Dinge in dem göttlichen Verſtande exiſtirt hat. Das dritte Geſpräch enthält Zweifel wider die Leibniziſche Auflöſung der Schwierigkeit, warum Gott die Welt nicht eher erſchaffen habe, und wider die Lehre von der beſten Welt. Wir wollen es dem Leſer überlaſſen, ſie in der Schrift ſelbſt nachzuſehen, und hier nur anmerken, daß ſie aus der Leibniziſchen Weltweisheit ſelbſt genommen ſind, dergleichen wider dieſelbe nur ſehr ſelten gemacht werden. Das vierte Geſpräch endlich geht größten Theils wider den Herrn von Premontval; es unterſucht einen Gedanken, durch welchen dieſer Weltweiſe von ſich ſelbſt auf den Satz des nicht zu Unterſcheidenden gekommen zu ſeyn verſichert; es rettet die Leibnizianer wegen des ihnen von eben demſelben aufgedrungenen Ungefährs, nach welchem ihr Gott zu wirken genöthigt ſeyn ſoll; und beſtärkt den Unterſchied zwiſchen nothwendigen und zufälligen Wahrheiten, welchen gleichfalls der Herr von Premontval, in dem Anhange zu ſeinen Gedanken über die Freiheit, gänzlich aufheben wollen. — — Mehr wollen wir von einigen Bogen nicht ſagen, welche Liebhaber der höhern Weltweisheit ſchwerlich werden ungeleſen laſſen.

(8. März.) **Wohlmeinender Unterricht für alle diejenigen, welche Zeitungen leſen, worin ſo wohl von dem nützlichen Gebrauche der gelehrten und politiſchen Zeitungen, als auch von ihrem Vorzuge, den einige vor andern haben, beſcheidentlich gehandelt wird; nebſt einem Anhange einiger fremden Wörter, die in Zeitungen häufig vorkommen.** Wenn dieſes Buch, welches eigentlich zu nichts als zum Nutzen der Zeitungsleſer und zur Aufnahme der Zeitung ſelbſt beſtimmt iſt, nicht verdient, in den Zeitungen bekannt gemacht und angeprieſen zu werden, ſo verdient es gewiß kein Buch in der Welt. Unſern Blättern ſoll man wenigſtens den Vorwurf nicht machen, daß ſie die Dankbarkeit ſo weit aus den Augen geſetzt und ein ſträfliches Stillſchweigen davon beobachtet hätten. Sie ſollen vielmehr ihren Leſern melden, daß dieſer wohlmeinender Unterricht halb ein neues und halb ein neuaufgewärmtes Buch iſt, welches aus drei Hauptabtheilungen beſteht. Die erſte handelt von den Zeitungen überhaupt, und unterſucht in neun Kapiteln mit einer ziemlich philoſophiſchen Gründlichkeit, was man unter einer Zeitung verſteht, woher die Zeitungen ihren Urſprung haben, was für Sachen in den Zeitungen vorkommen, welcher vorzügliche Werth ihnen beizulegen, wie die Verfaſſer der Zeitung, beſonders der politiſchen, beſchaffen ſeyn ſollen, was ſie für eine Schreibart und für einen Endzweck haben müſſen, und endlich auch was ſie für Leſer verlangen. Die zweite Abtheilung handelt von dem Nutzen der Zeitungen, von ihrem Nutzen überhaupt, von ihrem Nutzen an Höfen, von ihrem Nutzen auf Univerſitäten, von ihrem Nutzen in der Staatskunde, von ihrem Nutzen im geiſtlichen Stande, von ihrem Nutzen im Kriege, von ihrem Nutzen bei der Kaufmannſchaft, von ihrem Nutzen im Hausſtande, von ihrem Nutzen auf Reiſen, von ihrem Nutzen in Geſellſchaften, von ihrem Nutzen in Unglücksfällen. Kurz es iſt ſonnenklar, daß die Zeitungen das nützlichſte Inſtitut ſind, zu welchem die Erfindung der Buchdruckerei jemals Anlaß gegeben hat. Das Publicum kann leicht einſehen, daß man dieſes ohne Abſicht auf irgend einen eigenen Nutzen ſagt, denn von dem Nutzen, den ihre Verleger daraus ziehen, ſteht kein Wort in dem ganzen Werkchen. Die dritte Abtheilung endlich handelt von der Art, wie man den Nutzen, welchen die Zeitungen bringen, durch eine vernünftige Leſung derſelben erhalten ſoll; aber mit dieſer, wie wir frei geſtehen müſſen, ſind wir gar nicht zufrieden. Der Verfaſſer will die Welt bereden, daß Zeitungsleſer gewiſſe Naturgaben, gewiſſe Kenntniſſe in der Genealogie, in der Wappenkunſt, in der Weltbeſchreibung, in der Geſchichte, und wer weiß noch worin haben müßten. Allein mit ſeiner Erlaubniß, das iſt grundfalſch. Wer ein wenig Neugierde beſitzt und das wenige Geld daran wenden will und kann, iſt ein vollkommner Zeitungsleſer; welches hiermit zur Nachricht dient! Am Ende hat der Verfaſſer eine Nachricht von den in Deutſchland bekannteſten Zeitungen beigefügt; allein an dieſer Nachricht iſt auch vieles auszuſetzen. Beſonders tadeln wir dieſes daran, daß er unſere Zeitung nicht gleich obenan geſetzt hat. Wir hätten ihn noch ganz anders loben wollen!

(5. April.) ***De secta Elpisticorum variorum opuscula, junctim cum suis edidit, praefatione atque indicibus instruxit necessariis Joannes Christianus Leuschnerus A. M. Scholae Hirschbergensis Prorector.*** Die Elpiſtiker ſollen eine philoſophiſche Secte geweſen ſeyn, von welcher man durchaus nichts wiſſen würde, wenn uns das einzige Zeugniß des Plutarchs fehlte. Und auch dieſes iſt von der Art, daß es wenig wahres lehren, aber deſto mehr Gelegenheit zum Streiten geben kann. Der Herr D. Heumann war der erſte, welcher in ſeinen Actis Philosophorum ſeine Gedanken etwas umſtändlicher darüber entdeckte, und aus den Elpiſtikern die Chriſten machte. Der Herr Paſtor Brucker wählte eine andere Meinung, und machte Stoiker daraus, welches der Herr D. Jöcher hernach bis auf die Cyniker ausdehnte, und die Stoiker nur in ſo weit Elpiſtiker genannt wiſſen wollte, als man ſie für Nachfolger der Cyniker halten könne. Die Aufſätze dieſer drei Gelehrten nun, hat der Herr Prorector Leuſchner zu ſammeln für gut gefunden, und eine eigene Abhandlung gleiches Inhalts beigefügt, worin er ſich für die Heumanniſche Meinung erklärt. Er giebt ſich beſonders Mühe, die Einwürfe, welche Brucker und Jöcher darwider gemacht haben, zu heben; allein wir glauben nicht, daß er es überall mit gleichem Glücke gethan hat. Auf die Schwierigkeit unter andern, daß die chriſtliche Religion von der Beſchaffenheit gar nicht geweſen, daß ſie vom Plutarch für eine philoſophiſche Secte hätte können gehalten werden, antwortet er ſehr obenhin; und gleichwohl kann ſie durch einen Umſtand auf einen noch weit höhern Grad getrieben werden, der hier vielleicht nicht aus der Acht hätte ſollen gelaſſen werden. Man weiß nämlich, was der jüngere Plinius, welcher ein Zeitgenoſſe des Plutarchs war, nach verſchiedenen pflichtmäßigen Unterſuchungen von den Chriſten urtheilte. Er macht ſie zu einfältigen und abergläubiſchen

Leuten. Iſt es alſo wahrſcheinlich, daß Plutarch, welcher, wie geſagt, zu eben den Zeiten lebte, da ſcharfſichtige Männer nichts als Einfalt und Aberglaube an den Chriſten finden konnten, daß, ſage ich, Plutarch, welcher offenbar die Gelegenheit nicht gehabt hatte, ſie näher als Plinius kennen zu lernen, ſie für Philoſophen ſollte gehalten haben? Und er hätte ſie ohne Zweifel ſehr nahe kennen müſſen, wenn er hätte wiſſen wollen, daß ſich alle ihre Lehrſätze auf Glaube und *Hoffnung* gründeten. Der Gedanke überhaupt, die Elpiſtiker deßwegen zu Chriſten zu machen, weil die Chriſten nach dem Wortverſtande Elpiſtiker ſeyn müſſen, ſieht mehr einer homiletiſchen Nutzanwendung ähnlich, als einer kritiſchen Wahrſcheinlichkeit. Wenn wir zum Exempel nur aus einer einzigen Stelle wüßten, daß es Zetetiker in der Welt gegeben habe, ſo wollte ich es nach der Heumanniſch-Leuſchneriſchen Art ſehr wahrſcheinlich machen, daß dieſe Zetetiker Chriſten geweſen wären, weil den Chriſten das Forſchen anbefohlen wird. Es klingt daher in einer Predigt ganz gut, wenn man ſagt, die wahren Chriſten müſſen Zetetiker, oder müſſen Elpiſtiker ſeyn; aber dieſes umdrehen und ſagen, die Elpiſtiker waren Chriſten, mag im Grunde wohl eben ſo gut geſagt ſeyn, als wenn man die Zetetiker zu Chriſten machte, nur daß dieſes, wegen der Menge von Zeugniſſen, ſogleich kann widerlegt werden, und jenes nicht. So wenig wir aber für die Heumanniſche Meinung ſind, eben ſo wenig ſind wir auch für die Brucker'ſche oder Jöcher'ſche, denn dieſe beide Männer haben offenbar nicht unterſucht, was für eine Secte die Secte der Elpiſtiker geweſen, ſondern nur welche von den alten Secten man die Elpiſtiſche nennen könnte. Sie haben alſo beide vorausgeſetzt, daß die Elpiſtiker keine beſondere Secte geweſen, und daß dieſes Wort bloß ein Beiname einer andern Secte ſey: und dieſes hätten ſie ganz gewiß nicht vorausſetzen ſollen. Denn wenn Plutarch die Stoiker oder Cyniker damit gemeint hätte, warum hätte er denn ſo bekannten Philoſophen einen ſo unbekannten Namen gegeben? — — Wer waren denn nun aber die Elpiſtiker? — — Wir könnten vielleicht auch eine Muthmaßung vortragen; aber wir wollen lieber gleich ſagen: wir wiſſen es nicht. So viel wiſſen wir, daß es Heumann, Brucker, Jöcher und Leuſchner auch nicht gewußt haben. — — Sonſt hat der letztere obiger Sammlung auch noch eine andere Unterſuchung beigefügt, die aber gar keine Verwandtſchaft mit den Elpiſtikern hat. Sie betrifft das Zeugniß des Procopius von den Tingitaniſchen Säulen, und rettet beſonders das darin vorkommende *Ναυη* wider die Veränderung des Hrn. le Clerc. —

(3. Mai.) **G. Ephr. Leſſings Schriften, fünfter und ſechster Theil.** Der Verfaſſer hat dieſe Theile ohne Vorrede in die Welt geſchickt. Es wird daher kein Wunder ſeyn, wenn wir in der Geſchwindigkeit nicht viel mehr davon werden ſagen können, als er ſelbſt hat ſagen wollen. Sie enthalten beide Schauſpiele, und zwar jeder Theil ein großes Stück in fünf Aufzügen, und ein kleines in einem Aufzuge. Das große Stück im fünften Theile heißt der Freigeiſt. Dieſen Charakter auf die Bühne zu bringen, kann ſo leicht nicht geweſen ſeyn, und es wird auf das Urtheil der Kenner ankommen, ob die Schwierigkeiten glücklich genug überwunden worden. Wer nicht zu lachen genug darin findet, mag ſich an dem darauf folgenden Nachſpiele: der Schatz, erholen. Wir wollen nicht entdecken, was es für eine Bewandtniß mit dieſem Schatze habe, damit gewiſſe Kunſtrichter deſto zuverſichtlicher ſagen können, das Komiſche deſſelben falle nicht ſelten in das Poſſenhafte. Der ſechſte Theil fängt mit einem bürgerlichen Trauerſpiele an, welches Miß Sara Sampſon heißt. — Ein bürgerliches Trauerſpiel! Mein Gott! Findet man in Gottſcheds kritiſcher Dichtkunſt ein Wort von ſo einem Dinge? Dieſer berühmte Lehrer hat nun länger als zwanzig Jahr ſeinem lieben Deutſchland die drei Einheiten vorgepredigt, und dennoch wagt man es auch hier, die Einheit des Orts recht mit Willen zu übertreten. Was ſoll daraus werden? — Das kleine Stück, welches den ſechſten Theil beſchließt, heißt der Miſogyn. Der Verfaſſer hätte wohl ſagen können: der Weiberfeind. Denn iſt es nicht abgeſchmackt, ſeinen Sohn Theophilus zu nennen, wenn man ihn Gottlieb nennen kann?

(6. Mai.) **Begebenheiten des Roderich Random. Aus der dritten engliſchen Ausgabe überſetzt. Zweiter Theil.** Auch dieſer Theil iſt voller wunderlichen Auftritte aus dem Leben eines Herumſchweifers, der ohne Charakter, ohne Sitten und ohne Abſichten vorgeſtellt wird. Die längſte Rolle die er darin ſpielt, iſt die Rolle eines Stutzers, der in dem Glanze geborgter Kleider nach einer Frau ausgeht, und durch ſein äußerliches Anſehen eine alte wollüſtige Wittwe oder eine unbedachtſame Erbin ins Garn zu locken ſucht. An Erfindungskraft mag es dem Verfaſſer nicht gefehlt haben, denn auf einer Seite von ihm kömmt oft mehr Geſchichte vor, als bei andern ſeiner Landsleute auf hundert Seiten. Und doch iſt er ihnen deswegen ſo wenig vorzuziehen, daß man vielmehr ſein Buch unter die faſt unnützen Bücher in ihrer Art rechnen muß, welche zwar das Gedächtniß mit mannichfaltigen Begebenheiten überhäufen und müßige Leſer auf einige Stunden beſchäftigen, dem Geiſte aber weder zu nützlichen Betrachtungen, noch dem Herzen zu guten Entſchließungen Gelegenheit geben.

(29. Mai.) **Edward Grandiſons Geſchichte in Görlitz.** Wir wollen es nur gleich ſagen, daß dieſe Schrift etwas ganz anderes enthält, als der Titel zu verſprechen ſcheint. Der Name Grandiſon wird an eine Geſchichte denken laſſen, in welcher die Kunſt ihre größte Stärke angewandt hat, das menſchliche Herz auf allen Seiten zu rühren, um es durch dieſe Rührungen zu beſſern. Wenn nun der Leſer ſo etwas erwartet, wider Vermuthen aber eine kleine Geſchichte des Geſchmacks unter den Deutſchen findet, ſo wird er ſich zwar Anfangs getäuſcht glauben, allein am Ende wird er dieſe Täuſchung doch ganz gerne zufrieden ſeyn. Wir haben dieſes zu vermuthen um ſo viel mehr Grund, je lebhafter wir überzeugt ſind, daß die jetzt herrſchenden Streitigkeiten in dem Reiche des deutſchen Witzes nirgends ſo kurz, ſo deutlich, ſo beſcheiden, als in dieſen wenigen Bogen, vorgetragen worden. Die Verfaſſer ſind dabei in ihrer Unparteilichkeit ſo weit gegangen, daß ſie einem Gottſched und einem Schönaich weit mehr Einſicht beilegen, weit mehr Gründe in den Mund geben, als ſie jemals gezeigt haben, und ſie ihre ſchlechte Sache weit beſſer vertheidigen laſſen, als es von ihnen ſelbſt zu erwarten ſteht. Ein wie viel leichteres Spiel würden ſie ihren Widerlegungen und ihrer Satyre haben machen können, wenn ſie die Einfalt des einen in allem ihren dictatoriſchen Stolze, und die Poſſenreißerei des andern in aller ihrer wendiſchen Grobheit aufgeführt hätten. Doch ſie wollten ihre Leſer mehr überzeugen, als betäuben, und der Beitritt eines einzigen, den ſie durch Gründe erzwingen, wird ihnen angenehmer ſeyn, als das jauchzende Geſchrei ganzer Klaſſen, wo es gutherzige Knaben aus Furcht der Ruthe bekennen müſſen, daß Gottſched ein großer Mann und Schönaich ein deutſcher Virgil ſey.

(21. Juni.) **Vermiſchte Schriften von Abraham Gotthelf Käſtner.** Selten werden ſich der Gelehrte und der Philoſoph, noch ſeltner der Philoſoph und der Meßkünſtler, am allerſeltenſten der Meßkünſtler und der ſchöne Geiſt in einer Perſon beiſammen finden.

Alle vier Titel aber zu vereinen, kömmt nur dem wahrhaften Genie zu, das ſich für die menſchliche Erkenntniß überhaupt, und nicht bloß für einzelne Theile deſſelben, geſchaffen zu ſeyn fühlt. Der Herr Profeſſor Käſtner — Doch die formellen Lobſprüche ſind eckelhaft, und ohne Zweifel haben die meiſten unſrer Leſer ſchon längſt von ſelbſt die Anmerkung gemacht, daß ſich auch noch mehrere, als ihrer vier, in die Verdienſte dieſes Mannes ganz reichlich theilen könnten. Gegenwärtige vermiſchte Schriften allein könnten auch dem beſten unſerer witzigen Köpfe einen Namen machen, deſſen er ſich nicht zu ſchämen hätte, und den er, mehr erſchlichen als verdient zu haben, ſich nicht vorwerfen dürfte. Mehr wollen wir nicht davon ſagen, ſondern nur noch überhaupt melden, daß ſie aus proſaiſchen Abhandlungen, aus Lehrgedichten, aus Oden, aus Elegien, aus Fabeln, aus Sinngedichten, aus Parodien, aus lateiniſchen Gedichten, und aus Briefen beſtehen. Daß man ſie leſen wird, daß man ſie, auch ohne Anpreiſung, häufig leſen wird, iſt gewiß. Die wenigen Sinngedichte alſo, die wir daraus herſetzen wollen, ſollen mehr zu unſerm eigenen Vergnügen, als zu einer unnöthigen Probe, angeführt ſeyn.

Charakter des Herrn de la Mettrie nach dem Entwurfe des Herrn von Maupertuis.

Ein gutes Herz, verwirrte Phantaſie,
Das heißt auf Deutſch: ein Narr war la Mettrie.

An einen Freimäurer.

Der Brüderſchaft Geheimniß zu ergründen,
Plagt dich, Neran, mein kühner Vorwitz nicht;
Von einem nur wünſcht ich mir Unterricht:
Was iſt an dir Ehrwürdiges zu finden?

Das Todtenopfer an den Herrn Baron von Kroneck nach Neapolis.

Mein Kroneck, Maro's Geiſt ſchwebt noch um ſeine Gruft,
Wenn du dort Lorbeern brichſt, ſo hör auch, was er ruft:
Zu Ehren hat mir ſonſt ein Martial gelodert,
Von dir, o Deutſcher, wird ein Schönaich jetzt gefodert.

Eines Sachſen Wunſch auf Karl XII.

Held, der uns ſo gepreßt, dein eifriges Beſtreben
War: ſpät im eiteln Hauch der ſpätern Welt zu leben;
Doch wird mein Wunſch erfüllt (die Rache giebt ihn ein)
So ſoll einſt dein Homer ein zweiter Schönaich ſeyn.

Wir müſſen erinnern, daß in den zwei letzten Sinnſchriften, anſtatt des Namens Schönaich, welches ein gewiſſer Poet in der Niederlauſitz iſt, bloß ein leerer Platz gelaſſen worden, ihn nach Belieben mit einem von den zweiſylbigen Namen unſerer Heldendichter zu füllen. Unſer Belieben fiel auf genannten Herrn Baron von Schönaich, von deſſen neueſten Schriften wir nächſtens reden wollen.

(3. Juli.) **Die Hofmeiſterin, erſter Theil.** Dieſes iſt die Fortſetzung derjenigen Wochenſchrift, welche in den Jahren 53 und 54 zu Leipzig unter dem Titel, der Hofmeiſter, erſchien, und bis zu drei Bänden anwuchs. Mehr wiſſen wir nicht von ihm, denn, Gott ſey Dank, wir haben ihn nicht geleſen. Er kann gut, er kann ſehr gut ſeyn. Wenn er es aber iſt, ſo bedauern wir ihn herzlich, daß er ſein Lehramt einer alten Plaudertaſche abtreten müſſen, deren vornehmſte Abſicht, ohne Zweifel, geweſen iſt, ſich auf ihre alten Tage die Stelle einer Ausgeberin auf den Gütern des Wendiſchen Sängers zu erloben. — — Kann man ſich es einbilden! Sie wollte, wie ſie ſelber ſagt, in ihren Blättern, dem Hermann des Baron Schönaichs eben dieſelben Dienſte leiſten, die Addiſon ehedem dem Milton leiſtete. „Nicht, „als wenn ich mich, fährt ſie fort, mit dem Addiſon, „oder den Hermann mit dem verlornen Paradieſe vergliche. Ich muß mich gegen den Zuſchauer verſtecken; „hingegen wird Niemand ohne Parteilichkeit, die engliſche Epopee unſrer deutſchen vorziehen.“ Hierauf macht ſie in dem ſechſten, zwölften, zwanzigſten und fünfundvierzigſten Stücke einen Auszug aus dem Hermann, der mit ſo vielen abgeſchmackten und jämmerlichen Lobſprüchen durchflochten iſt, daß wir faſt gezwungen auf den Einfall gerathen ſind, der Baron Schönaich müſſe ihn ſelbſt gemacht haben. Wenn das iſt, ſo hat alles ſeine Richtigkeit! — — Sollen wir auch von den übrigen Stücken der Hofmeiſterin etwas ſagen? Wir können es kurz faſſen; es iſt unglaublich, daß ein Schriftſteller oder eine Schriftſtellerin, die auf eine ſolche Art den Geſchmack der Leſer verbeſſern will, auf eine glücklichere die Sitten derſelben verbeſſern werde.

(10. Juli.) ***Discours sur l'origine et les fondemens de l'inegalité parmi les hommes, par Jean Jaques Rousseau, Citoyen de Geneve.*** Dieſes iſt eine ganz neue Schrift desjenigen Gelehrten, welcher Philoſoph genug war, den Künſten und Wiſſenſchaften keinen größern Einfluß auf die Sitten der Menſchen einzuräumen, als ſie wirklich haben, und darüber eine Streitigkeit erregte, die ſehr lehrreich hätte werden können, wenn ſich in Frankreich nicht faſt eben ſo kleine Geiſter damit abgegeben hätten, als in Deutſchland, wo ein gewiſſer Schulmeiſter ſeine gutherzigen Knaben davon declamiren ließ. Man hat es abermals einer Aufgabe der Akademie von Dijon zu danken, daß uns Herr Rouſſeau ſeine Meinung von dem Urſprung und den Urſachen der Ungleichheit unter den Menſchen mittheilt, und wir können keinen kürzern Begriff davon machen, als wenn wir ſagen, daß dieſe Ausführung der erſtern, welche der akademiſchen Krönung vollkommen würdig geweſen war, in mehrern und weſentlichern Stücken, als in der Art des Vortrages, ähnlich gerathen ſey. Die jetzt unter den Menſchen übliche Ungleichheit ſcheint nämlich an ihm keinen größern Gönner gefunden zu haben, als die Gelehrſamkeit an ihm fand, in ſofern ſie den Menſchen tugendhafter wollte gemacht haben. Er iſt noch überall der kühne Weltweiſe, welcher keine Vorurtheile, wenn ſie auch noch ſo allgemein gebilligt wären, anſieht, ſondern geraden Weges auf die Wahrheit zugeht, ohne ſich um die Scheinwahrheiten, die er ihr bei jedem Tritte aufopfern muß, zu bekümmern. Sein Herz hat dabei an allen ſeinen ſpeculativiſchen Betrachtungen Antheil genommen, und er ſpricht folglich aus einem ganz andern Tone, als ein feiler Sophiſt zu ſprechen pflegt, welchen Eigennutz oder Prahlerei zum Lehrer der Weisheit gemacht haben. Da dieſe Eigenſchaften alles was er ſchreibt, auch da noch leſenswürdig machen müſſen, wenn man ſeiner Meinung nicht beitreten kann; ſo wird es hoffentlich dem deutſchen Publikum angenehm ſeyn, wenn wir ihm eine Ueberſetzung dieſes neuen Rouſſeauiſchen Werks voraus ankündigen. Es iſt ein Mann von Einſicht und Geſchmack, welcher ſie unternommen hat, und wir ſind gewiß, daß er beides bei einer Arbeit zeigen wird, bei welcher die meiſten nur Kenntniß der Sprachen zu zeigen gewohnt ſind.

(9. Aug.) **Das Kartenblatt; in zwei Theilen. Aus dem Engliſchen überſetzt.** Man hat es ſchon längſt gewußt, daß es eine ſchlechte Genever Uhr ſeyn kann, obgleich London by ꝛc. darauf geſtochen iſt. Aber das ſcheint man nicht wiſſen zu wollen, daß die Worte: aus dem Engliſchen überſetzt, wenn ſie auch keine Unwahrheit enthalten, in Anſehung der Güte des Werks noch eine weit geringere Gewährleiſtung ſind. Wir ſind die gutherzigen Deutſchen, das iſt ganz gewiß. Das Gute der Ausländer gefällt uns, und zur Dankbarkeit laſſen wir uns auch das elendeſte, was ſie haben, gefallen. — — Das Kartenblatt! Ganz gewiß ein Titel von der neueſten Erfindung für einen Roman, beſonders wenn das Kartenblatt ſelbſt eine ſo kleine Rolle

darin ſpielt, daß es zu weiter nichts gebraucht wird, als Handbriefchen zu ſchreiben, deren Inhalt eben nicht der klügſte Bediente eben ſo gut ausgerichtet hätte. Mit gleichem Rechte könnte dieſer Roman das Glas Waſſer heißen, denn es werden eben ſo viel Gläſer Waſſer auf die Ohnmachten darin getrunken, als Briefe auf Kartenblätter geſchrieben. — Der Held iſt ein gewiſſer Archibald Evelyn, ein junger Herr, den ſeine Eltern reiſen laſſen, und der auf ſeinen Reiſen unbeſonnene Streiche angiebt. Es iſt nicht zu läugnen, daß der Verfaſſer nicht einen Haufen ſchnurriges Zeug dabei anbringen ſollte. Der *Humor* wird auch in den ſchlechteſten engliſchen Büchern dieſer Art nicht ganz und gar fehlen, eben ſo wenig, als man eine dergleichen franzöſiſche Scharteke finden wird, die gänzlich ohne gout geſchrieben wäre. Allein ſollten wir nicht die Scribenten aus beiden Nationen mit Verachtung anſehen, die weiter nichts, als *Humor*, oder weiter nichts als Gout haben?

(4. Sept.) **Ueber die Empfindungen.** Der Verfaſſer dieſer Schrift iſt eben der, welchem wir die philoſophiſchen Geſpräche ſchuldig ſind. Sie ſind durchgängig mit Beifall aufgenommen worden. Wir wünſchten aber ſehr, daß man dieſen Beifall mehr auf den Inhalt, als auf die Art des Vortrags hätte gründen wollen. Waren denn abſtrakte Gedanken in einer ſchönen Einkleidung eine ſo gar neue Erſcheinung unter uns, daß man bei der Anmuth der letztern die Gründlichkeit der erſtern überſehen durfte? Wären ſie in den barbariſchſten Ausdrücken einer lateiniſch ſcheinenden Sprache vorgetragen worden, ſo würde man ſie unterſucht und beſtritten haben. Warum unterblieb beides, da ſie deutſch, da ſie ſchön abgefaßt waren? Iſt der Deutſche, wenn er ein gründlicher Kopf iſt, ſo gar düſter und allen Grazien ſo gar feind; oder iſt der Deutſche, wenn er ein ſchöner Geiſt iſt, ſo gar ſeicht, daß jener nicht will, und dieſer nicht kann? Unglück alsdann für den, der beides zugleich, ein gründlicher Kopf und ſchöner Geiſt iſt! Er wird ſich theilen müſſen, um immer von ſeinen competenten Richtern geleſen zu werden. Er wird es, wenn er denken will, vergeſſen müſſen, daß er ſchön ſchreiben kann; und wenn er ſchön ſchreiben will, vergeſſen müſſen, daß er denken kann. — Dieſe Betrachtung ſollte uns faſt bewegen, von der Einkleidung des gegenwärtigen Werks gar nichts zu ſagen. Kaum dieſes, daß es aus Briefen beſtehe, in welchen überall der einmal angenommene Charakter des Schreibenden behauptet und die ganze Materie ſo kunſtreich vertheilt worden, daß man ſehr unaufmerkſam ſeyn müßte, wenn ſich nicht am Ende, ohne das Trockne der Methode empfunden zu haben, ein ganzes Syſtem in dem Kopfe zuſammenfinden ſollte. Ein Syſtem der Empfindungen aber wird denjenigen gewiß eine ſehr angenehme Neuigkeit ſeyn, welchen es nicht ganz unbekannt iſt, wie finſter und leer es in dieſem Felde der Pſychologie, der Bemühungen einiger neuen Schriftſteller ungeachtet, noch bisher geweſen. Man hat es ungefähr gewußt, daß alle angenehme und unangenehme Empfindungen aus dunkeln Begriffen entſtehen; aber warum ſie nur aus dieſen entſtehen, davon hat man nirgends den Grund angegeben. Wolf ſelbſt weiß weiter nichts zu ſagen, als dieſes: weil ſie keine deutliche Begriffe vorausſetzen. Man hat es ungefähr gewußt, daß ſich alles Vergnügen auf die Vorſtellung einer Vollkommenheit gründe; man hat es ungefähr gewußt, daß Vollkommenheit die Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen ſey; allein man hat dieſe Uebereinſtimmung mit der Einheit im Mannichfaltigen verwechſelt; man hat Schönheit und Vollkommenheit vermengt, und die Leichtigkeit, womit wir uns das Mannichfaltige in jenem vorſtellen, auch bis auf die ſinnlichen Lüſte ausdehnen wollen. Alles dieſes aber ſetzt unſer Verfaſſer auf das deutlichſte auseinander. Er zeigt, daß das Vergnügen, welches aus der Schönheit entſpringt, auf der Einſchränkung unſerer Seelenkräfte beruhe, und alſo Gott nicht beigelegt werden könne; daß ihm aber dasjenige, welches aus der Vollkommenheit entſteht, und ſich bei uns auf die poſitive Kraft unſerer Seele gründet, im höchſten Grade zukomme. Von den ſinnlichen Lüſten beweist er, daß ſie der Seele eine dunkle Vorſtellung von der Vollkommenheit des Körpers gewähren, und da in der organiſchen Natur alle Begebenheiten, die mit einander verknüpft ſind, wechſelsweiſe eine aus der andern entſtehen können, ſo erklärt er daher den Urſprung des angenehmen Affects, und zeigt, wie der Körper durch die ſinnliche Luſt, den Abgang an Vergnügen erſetze, den er durch die Verdunklung der Begriffe anrichtet. — — Alles dieſes iſt nur ein kleiner Blick in die neue Theorie unſers Verfaſſers, welcher zugleich bei aller Gelegenheit ſeine philoſophiſche Einſicht in diejenigen Künſte und Wiſſenſchaften zeigt, die unſere angenehme Empfindungen zum Gegenſtande haben; in die Dichtkunſt, in die Malerei, in die Muſik, in die muſikaliſche Malerei des Farbenklaviers, bis ſogar in die noch unerfundenen Harmonien derjenigen Sinne, welchen noch keine beſondern Künſte vorgeſetzt ſind. Eins aber müſſen wir hauptſächlich nicht vergeſſen, daß nämlich der Verfaſſer die Lehre vom Selbſtmorde mit eingeflochten, und dieſe ſchwierige Materie auf eine Art abgehandelt habe, wie ſie gewiß noch nie abgehandelt worden. Er beweist nicht nur, daß den Gläubigen die Religion, und den Ungläubigen ſein eigenes Syſtem der Zernichtung nach dem Tode von dem Selbſtmorde abhalten müſſe; ſondern beweist auch, und dieſes war ohne Zweifel das wichtigſte, daß ihn ſogar der Weltweiſe ſich unterſagen müſſe, welcher den Tod nicht als eine Zernichtung, ſondern als einen Uebergang in eine andere und vielleicht glücklichere Art von Fortdauer betrachtet.

(14. Oct.) **Ankündigung einer Dunciade für die Deutſchen. Nebſt dem verbeſſerten Hermann.** ***Sero sapiunt Phryges.*** Die Welt ſcheint zu verlangen, daß die Streitigkeiten im Reiche des Witzes nur immer mit den Waffen der lachenden Satyre geführt würden. Wenn ſie es aber mehr als einmal geduldet hat, daß man ſich auch der ſchimpflichen Waffen der Schmähſucht und Poſſenreißerei dabei bedienen dürfen, ſo wird ſie es hoffentlich nicht übel deuten, wenn ſie nunmehr einen Patrioten zu ſchärfern greifen ſieht, die der Ernſt eben ſo weit über die Satyre erhebt, als die Niederträchtigkeit jene unter die Satyre erniedrigt hatte. Und aus dieſem Grunde verſprechen wir der gegenwärtigen Ankündigung einer Dunciade für die Deutſchen am Ende, wenn man alle Umſtände wird überlegt haben, eine gütigere Aufnahme, als ſie einigen zu ſehr nachſehenden Weiſen, wegen der durchgehends darin herrſchenden Strenge, bei dem erſten Anblicke verdient zu haben ſcheinen möchte. Es iſt wahr, „die
„Erſcheinung, wie unſer Verfaſſer ſagt, iſt unglaub-
„lich, daß eine ganze Nation, in deren Schooß die
„Wiſſenſchaften und die Freiheit zu denken blühen
„ſollten, die faſt von allen Seiten mit geſitteten und
„geiſtreichen Nationen umgeben iſt, die ſich eines Leib-
„nitz rühmen kann, — — ſich von einem kleinen Hau-
„fen Idioten ohne Talente, ohne Einſichten, ohne Ge-
„ſchmack ſo ſehr hat betrügen laſſen können, daß ſie den
„willkührlichen und verdorbenen Geſchmack dieſer Leute,
„die in Frankreich oder England nicht einmal unter den
„Dunſen einigen Rang bekommen hätten, blindlings
„angenommen und zur Regel gemacht; daß ſie dieſe
„ſchwachen und unfähigen Köpfe für große Geiſter, und
„ihre blöden, unförmlichen, und vernunftloſen Werke

„für ausgemachte Meiſterſtücke gehalten, fleißig geleſen, „gelobt und nachgeahmt, daß ſie dieſen Leuten ein „Anſehen, eine Dictatur zugeſtanden, die ihnen Macht „gegeben, eine ganze Reihe von Jahren, dem Sens-„commun Hohn zu ſprechen, die Jugend zu verführen, „und den Geſchmack an geiſtloſen unwitzigen und unnütz„lichen Schriften, die weder den Verſtand aufklären, „noch das Herz rühren, noch die Sitten bilden, faſt „allgemein zu machen.“ — — Es iſt wahr, dieſe Erſcheinung iſt unglaublich, aber wie wenn ſie ſich auch niemals ereignet hätte? Wie, wenn es nicht wahr wäre, daß Gottſched und ſeine Anhänger jemals in einem ſo allgemeinen Anſehen geſtanden hätten? Wie, wenn man dem größern Theile der Nation, welcher ein zeitiges Stillſchweigen beobachtet hat, und ſich deßwegen öffentlich *wider* Niemanden erklären wollte, weil er ſich noch *für* Niemanden erklären konnte, mit ſolchen allgemeinen Beſchuldigungen Unrecht thäte? Alles dieſes könnte leicht ſeyn; gleichwohl aber bekennen wir ganz gern, daß man auch auf der andern Seite Grund habe, an dem Daſeyn eines Dinges zu zweifeln, das ſich noch durch keine Wirkungen gezeigt hat. Wir wollen alſo nur wünſchen, daß dieſe Wirkungen nun wenigſtens nicht länger ausbleiben mögen; und wenn wir uns in unſern Vermuthungen nicht trügen, ſo werden ſie ſich vielleicht, über lang oder kurz, an derjenigen zweiten Klaſſe äußern, von welcher auf der zwölften Seite ziemlich verächtlich geſprochen wird. — — Mehr wollen wir hier von einer Schrift nicht ſagen, der es ohnedem an Leſern nicht fehlen wird.

Ein Vade Mecum

für den

Herrn Samuel Gotthold Lange,

Paſtor in Laublingen.

In dieſem Taſchenformat ausgefertigt von Gotthold Ephraim Leſſing.

1754.

Mein Herr Paſtor!

Ich weiß nicht, ob ich es nöthig habe, mich viel zu entſchuldigen, daß ich mich mit meiner Gegenantwort ohne Umſchweif an Sie ſelbſt wende. Zwar ſollte ich nach Maaßgebung Ihrer Politik einem dritten damit beſchwerlich fallen; wenigſtens demjenigen Unbekannten, dem es gefallen hat, meine Kritik über Ihren verdeutſchten Horaz in dem Hamburgiſchen Correſpondenten bekannter zu machen. Allein ich bin nun einmal ſo; was ich den Leuten zu ſagen habe, ſage ich ihnen unter die Augen, und wenn ſie auch darüber berſten müßten. Dieſe Gewohnheit, hat man mich verſichert, ſoll ſo unrecht nicht ſeyn; ich will ſie daher auch jetzt beibehalten.

Um Ihnen, mein Herr Paſtor, gleich Anfangs ein vorläufiges Compliment zu machen, muß ich Ihnen geſtehen, daß es mir von Herzen leid iſt, Ihrer in dem zweiten Theile meiner Schriften erwähnt zu haben. Zu meiner Entſchuldigung muß ich Ihnen ſagen, was mich dazu bewog. Sie ſtanden und ſtehen noch in dem Rufe eines großen Dichters, und zwar eines ſolchen, dem es am erſten unter uns gelungen ſey, den öden Weg jenes alten Unſterblichen, des Horaz, zu finden, und ihn glücklich genug zu betreten. Da Sie alſo eine Ueberſetzung Ihres Urbildes verſprochen hatten, ſo vermuthete man mit Recht von Ihnen ein Muſter, wie man den ganzen Geiſt dieſes Odendichters in unſre Sprache einweben könne. Man hoffte, Sie würden mit einer recht tiefen kritiſchen Kenntniß ſeiner Sprache einen untrüglichen Geſchmack und eine glücklich kühne Stärke des deutſchen Ausdrucks verbinden. Ihre Ueberſetzung erſchien, und ich ſage es noch einmal, daß ich ſie in der Verſicherung, unüberſchwengliche Schönheiten zu finden, in die Hand genommen habe. Wie ſchändlich aber ward ich betrogen! Ich wußte vor Verdruß nicht, auf wen ich erzürnter ſeyn ſollte, ob auf Sie oder auf mich: auf Sie, daß Sie meine Erwartung ſo getäuſcht hatten, oder auf mich, daß ich mir ſo viel von Ihnen verſprochen hatte. Ich klagte in mehr als einem Briefe an meine Freunde darüber und zum Unglücke behielt ich von einem, den ich ausdrücklich deßwegen ſchrieb, die Abſchrift. Dieſe fiel mir bei Herausgebung des zweiten Theils meiner Schriften wieder in die Hände, und nach einer kleinen Ueberlegung beſchloß ich, Gebrauch davon zu machen. Noch bis jetzt, dachte ich bei mir ſelbſt, hat niemand das Publicum vor dieſer Mißgeburt gewarnt; man hat ſie ſogar angeprieſen. Wer weiß, in wie viel Händen angehender Leſer des Horaz ſie ſchon iſt, wer weiß, wie viele derſelben ſie ſchon betrogen hat? Soll Herr Lange glauben, daß er eine ſolche Quelle des Geſchmacks mit ſeinem Kothe verunreinigen dürfe, ohne daß andere, welche ſo gut als er daraus ſchöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache heraus? — — — Und kurz, mein Brief ward gedruckt. Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedruckt, Sie bekommen ihn da zu leſen, Sie erzürnen ſich, Sie wollen darauf antworten, Sie ſetzen ſich und ſchreiben ein paar Bogen voll; aber ein paar Bogen, die ſo viel erbärmliches Zeug enthalten, daß ich mich wahrhaftig von Grund des Herzens ſchäme, auf einen ſo elenden Gegner geſtoßen zu ſeyn.

Daß Sie dieſes ſind, will ich Ihnen, mein Herr Paſtor, in dem erſten Theile meines Briefes erweiſen. Der zweite Theil aber ſoll Ihnen darthun, daß Sie noch außer Ihrer Unwiſſenheit eine ſehr nichtswürdige Art zu denken verrathen haben, und mit einem Worte, daß Sie ein Verleumder ſind. Den erſten Theil will ich wieder in zwei kleine abſondern: Anfangs will ich zeigen, daß Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und daß ſie nicht zu retten ſind: zweitens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — — Verzeihen Sie mir, daß ich in einem Briefe ſo ordentlich ſeyn muß!

Ein Glas friſches Brunnenwaſſer, die Wallung Ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuſchlagen, wird Ihnen ſehr dienlich ſeyn, ehe wir zur erſten Unterabtheilung ſchreiten. Noch eins Herr Paſtor! — — Nun laſſen Sie uns anfangen.

1. B. Od. 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Ich habe getadelt, daß *vertex* hier durch Nacken iſt überſetzt worden. Es iſt mit Fleiß geſchehen, antworten Sie. So? Und alſo haben Sie mit Fleiß etwas abgeſchmacktes geſagt? Doch laſſen Sie uns Ihre Gründe betrachten. Erſtlich entſchuldigen Sie ſich damit, Dacier habe auch gewußt, was *vertex* heiße, und habe es gleichwohl durch Stirne überſetzt. — Iſt denn aber Stirn und Nacken einerlei? Dacier verſchönert einigermaßen das Bild, Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernſt, daß man mit dem Nacken in der Höhe an etwas anſtoßen kann, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? Dacier über dieſes mußte Stirne ſetzen, und wiſſen Sie warum? Ja, wenn es nicht ſchiene, als ob Sie von dem Franzöſiſchen eben ſo wenig verſtünden, als von dem Lateiniſchen, ſo traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie alſo, Herr Paſtor, was Ihnen in Laublingen freilich niemand lehren kann: daß die franzöſiſche Sprache kein eigenes Wort hat, der Lateiner *vertex* oder unſer Scheitel auszudrücken. Wenn ſie es ja ausdrücken will, ſo muß ſie ſagen: sommet de la tête. Wie aber würde dieſes geklungen haben, wenn es Dacier in einer nachdrücklichen Ueberſetzung eines Dichters hätte brauchen wollen? Daß meine Anmerkung ihren Grund habe, können Sie ſchon daraus ſehen, weil er nicht einmal in der wörtlichen Ueberſetzung, die er bei abweichenden Stellen unter den Text zu ſetzen gewohnt iſt, das sommet de la tête hat brauchen können, ſondern bloß und allein ſagen muß, de ma tête glorieuse je frapperai les astres. Sind Sie nun in gleichem Falle? Iſt Nacken etwa kürzer, oder nachdrücklicher, oder edler als Scheitel? — — Laſſen Sie uns Ihre zweite Urſache anſehen. Ich habe, ſagen Sie, mehr nach dem Verſtande, als nach den Worten überſetzt, — — (in der Vorrede ſagen Sie gleich das Gegentheil) — — und habe meinem Horaz auf das genauſte nachfolgen wollen. Sie ſetzen ſehr witzig hinzu: ich ſollte mir ihn nicht als ein Carteſianiſches Teufelchen vorſtellen, welches im Glaſe ſchnell aufwärts fährt, oben anſtößt und die Beine gerade herunter hangen läßt. Wen machen Sie denn damit lächerlich, Herr Paſtor? Mich nicht. Wenn Horaz nicht ſagen will: „Dann werde ich vor ſtolzer Freude auffahren, und mit erhabnem Scheitel an die Sterne ſtoßen," was ſagt er denn? Wir ſprechen in gemeinem Leben: vor Freuden mit dem Kopfe wider die Decke ſpringen. Veredeln Sie dieſen Ausdruck, ſo werden Sie den Horaziſchen haben. Eine proverbialiſche Hyperbel haben alle Ausleger darin erkannt, und Dacier ſelbſt führt die Stelle des Theocritus:

Ἐς οὐρανον ἄμμιν ἀλευμαι

als eine ähnliche an. Hat ſich dieſer nun auch den Horaz als ein Glasmännchen vorgeſtellt? Doch Sie finden ganz etwas anderes in den ſtreitigen Worten, und ſehen hier den Dichter, wie er an dem Sternenhimmel ſchwebt und herabſchaut — O, daß er doch auf Sie herabſchauen und ſich wegen ſeiner Schönheiten mit Ihnen in ein Verſtändniß einlaſſen möchte! — — Ich ſoll mir ihn nicht als ein Carteſianiſches Teufelchen einbilden, und Sie, Herr Paſtor, . . . Sie machen ihn zu einem Diebe am Galgen, oder wenigſtens zu einem armen Terminusbilde, welches mit dem Nacken ein Gebälke tragen muß. Ich ſage, mit Bedacht tragen, weil ich jetzt gleich auf einen Verdacht komme, der nicht unwahrſcheinlich iſt. Hui, daß Sie denken, *feriam* heiße: ich will tragen, weil Sie ſich erinnern von feram einmal ein gleiches gehört zu haben? Wenn das nicht iſt, ſo können Sie unmöglich anders als im hitzigen Fieber auf den Nacken gekommen ſeyn.

1. B. Od. 2.

galeaeque leves

Sie ſind ein poſſirlicher Mann, mein Herr Gegner! Und alſo glauben Sie es noch nicht, daß levis, wenn die erſte Sylbe lang iſt, allezeit glatt oder blank heißt? Und alſo meinen Sie wirklich, daß es bloß auf meinen Befehl ſo heißen ſolle? Wahrhaftig, Sie ſind liſtig! Die Gebote der Grammatik zu meinen Geboten zu machen, damit Sie ihnen nicht folgen dürfen! Ein Streich, den ich bewundere! Doch Scherz bei Seite; haben Sie denn niemals gehört, wie levis nach der Meinung großer Styliſten eigentlich ſolle geſchrieben werden? Haben Sie nie gehört, daß alle Diphthonge lang ſind? Ich vermuthe, daß in Laublingen ein Schulmeiſter ſeyn wird, welcher auch ein Wort Latein zu verſtehen denkt. Erkundigen Sie ſich bei dieſem, wenn ich Ihnen rathen darf. Sollte er aber eben ſo unwiſſend ſeyn als Sie, ſo will ich kommen und die Bauern aufhetzen, daß ſie ihm Knall und Fall die Schippe geben. Ich weiß auch ſchon, wen ich ihnen zum neuen Schulmeiſter vorſchlagen will. Mich. Ihr Votum, Herr Paſtor, habe ich ſchon. Nicht? Alsdann wollen wir wieder gute Freunde werden, und gemeinſchaftlich Ihre Ueberſetzung rechtſchaffen durchackern. Vor der Hand aber können Sie auf meine Gefahr die leichten Helme immer in blanke verwandeln; denn was Ihre Ausflucht anbelangt, von der weiß ich nicht, wie ich bitter genug darüber ſpotten ſoll. — Horaz, ſagen Sie, kehrt ſich zuweilen nicht an das Sylbenmaaß, ſo wenig als an die Schönheit der Wortfügung. — — Kann man ſich etwas ſeltſameres träumen laſſen? Horaz muß Schnitzer machen, damit der Herr Paſtor in Laublingen keine möge gemacht haben. Doch ſtille! es ſteht ein Beweis dabei. In der 19ten Ode des zweiten Buchs ſoll Horaz noch einmal die erſte Sylbe in levis lang gebraucht haben, ob es ſchon daſelbſt offenbar leicht heiße:

Disjecta non levi ruina.

— — Allein, wenn ich bitten darf, laſſen Sie den Staub weg, den Sie uns in die Augen ſtreuen wollen. Schämen Sie ſich nicht, eine fehlerhafte Lesart ſich zu Nutze zu machen? Es iſt wahr, wie Sie den Vers anführen, würde ich beinahe nicht wiſſen, was ich antworten ſollte. Zum guten Glücke aber kann ich unſern Leſern ſagen, daß die beſten Kunſtrichter für *levi* hier leni leſen, und daß man ihnen nothwendig beifallen muß. Ich berufe mich deßwegen von Herr Langen dem Ueberſetzer auf Herr Langen den Dichter. Dieſer ſoll mir ſagen, ob nicht *non levis ruina*, ein nicht leichter Fall, für den Horaz ein ſehr gemeiner Ausdruck ſeyn würde? Und ob das Beiwort *non lenis*, ein nicht ſanfter, ihm nicht weit anſtändiger ſey? Sie ſetzen mir die beſten Handſchriften entgegen. Welche haben Sie denn geſehen, mein Herr Paſtor? War keine von denen darunter, von welchen Lambinus ausdrücklich ſagt: *leni* habent aliquot libri manuscripti? Und wiſſen Sie denn nicht, daß auch in den allerbeſten die Verwechslung des n in u und umgekehrt nicht ſelten iſt? Ueberlegen Sie dieſes, vielleicht ſagen Sie endlich auch hier: als ich recht genau zuſah, ſo fand ich, daß ich Unrecht hatte.

— — — Ich hatte hier die Feder ſchon abgeſetzt, als ich mich beſann, daß ich zum Ueberfluſſe Ihnen auch Autoritäten entgegen ſetzen müſſe. Bei einem Manne wie Sie pflegen dieſe immer am beſten anzuſchlagen. Hier haben Sie alſo einige, die mir nachzuſehen die wenigſte Mühe gekoſtet haben. Lambinus ſchreibt laeves. Mancinellus erklärt dieſes Wort durch splendentes; Landinus durch politae und ſetzt mit ausdrücklichen Worten hinzu: leve cum primà syllaba correpta sine pondere significat: sin autem prima syllaba producta profertur significat *politum*. Beruht dieſer Unterſchied nun noch bloß auf meinem Befehle? Hermannus Figulus umſchreibt die ſtreitige Stelle alſo: qui horrendo militum concurrentium fremitu et formidabili armorum strepitu ac *fulgore* delectatur. Laſſen Sie uns noch ſehen, wie es Dacier überſetzt; er, der ſo oft Ihr Schild und Schutz ſeyn muß: qui n'aimés à voir que l'eclat de casques. In der Anmerkung leitet er levis von λειος her und erklärt es durch polies und luisantes. Habe ich nun noch nicht Recht? O, ziſcht den Starrkopf aus!

1. B. Od. 11.

Vina liques.

Zerlaß den Wein. Ich habe dieſen Ausdruck getadelt, und mein Tadel beſteht noch. Mein ganzer Fehler iſt, daß ich mich zu kurz ausgedrückt, und Sie, mein Herr Lange, für ſcharfſichtiger gehalten habe, als Sie ſind. Sie bitten mich die Ruthe wegzulegen. Vielleicht, weil Sie zum voraus ſehen, daß Sie ſie hier am meiſten verdienen würden. Ihre Antwort beruht auf vier Puncten, und bei allen vieren werde ich ſie nöthig haben. Man wird es ſehen.

1. Sie ſagen, liquare heiße zerlaſſen und zerſchmelzen; beides aber ſey nicht einerlei. Beides aber, ſage ich, iſt einerlei, weil beides in dem Hauptbegriffe flüſſig machen liegt. Ein Fehler alſo! Der andere Fehler iſt eine Bosheit, weil Sie wider alle Wahrſcheinlichkeit meine Kritik ſo aufgenommen haben, als ob ich verlangte, daß Sie vinum liquare durch den Wein ſchmelzen hätten geben ſollen. Sie fragen mich, ob es in den Worten des Plinius alvum liquare auch ſchmelzen heiße? Ich aber thue die Gegenfrage: heißt es denn zerlaſſen? Die Hauptbedeutung iſt flüſſig und folglich auch klar machen; wie ich ſchon geſagt habe.

2. Nun wollen Sie, Herr Paſtor, gar Scholiaſten anführen, und zwar mit einem ſo froſtigen Scherze, daß ich beinahe das kalte Fieber darüber bekommen hätte. Den erſten Scholiaſten nennen Sie Acris. Acris? Die Ruthe her! Die Ruthe her! Er heißt Acron, kleiner Knabe! Laß doch du die Scholiaſten zufrieden. — — Den andern nennen Sie, Herr Paſtor, Landin. Landin? Da haben wir's! Merkt's, ihr Quintaner, indem ich es dem Herrn Lange ſage, daß man keinen Commentator aus dem 16ten Jahrhundert einen Scholiaſten nennen kann. Es wär' eben ſo abgeſchmackt, als wenn ich den Joachim Lange zu einem Kirchenvater machen wollte.

3. Ich weiß es, Herr Paſtor, daß bei liquefacere in dem Wörterbuche zerlaſſen ſteht. Es iſt aber hier von liquare und nicht liquefacere die Rede. Doch wenn Sie es auch bei jenem gefunden haben, ſo merken Sie ſich, daß nur unverſtändige Anfänger ohne Unterſchied nach dem Wörterbuche überſetzen. Bei vertex hätten Sie dieſes thun ſollen, und nicht hier; hier, wo es, wenn Sie anders deutſch reden wollten, durchaus nicht anging.

4. Gut, Sanadon ſoll Recht haben; vinum liquare ſoll den Wein filtriren, oder ihn durchſäugen heißen; obgleich noch etwas mehr dazu gehört. Ich weiß es, daß es dieſes heißt, zwar nicht aus dem Sanadon, ſondern aus dem Columella und Plinius, von welchem letztern Sie, mein Herr Lange, nichts mehr zu wiſſen ſcheinen, als was alvum liquare heißt. Eine Beleſenheit, die einen Apothekerjungen neidiſch machen mag! — — Doch worauf ging denn nun meine Kritik? Darauf, daß kein Deutſcher bei dem Worte zerlaſſen auf eine Art von Filtriren denken wird, und daß ein jeder, dem ich ſage, ich habe den Wein zerlaſſen, glauben muß, er ſey vorher gefroren geweſen. Haben Sie dieſes auch gemeint, Herr Paſtor? Beinahe wollte ich das juramentum credulitatis darauf ablegen! Denn was Sie verdächtig macht, iſt dieſes, daß die Ode, in welcher die ſtreitige Stelle vorkommt, augenſcheinlich zur Winterszeit muß gemacht worden ſeyn. Dieſen Umſtand haben Sie in Gedanken gehabt, und vielleicht geglaubt, daß Italien an Lappland gränzt, wo wohl gar der Branntwein gefriert. — — In der Geographie ſind Sie ohnedem gut bewandert, wie wir unten ſehen werden. — — Sie laſſen alſo den Horaz der Leuconoe befehlen, ein Stück aus dem Faſſe auszuhauen, und es an dem Feuer wieder flüſſig zu machen. So habe ich mir Ihren Irrthum gleich Anfangs vorgeſtellt, und in der Eile wollte mir keine andere Stelle aus einem Alten, als aus dem Martial beifallen, die Sie ein wenig aus dem Traume brächte. Was ſagen Sie nun? Kann ich die Ruthe weglegen? Oder werden Sie nicht vielmehr mit Ihrem Dichter beten müſſen:

— — — — neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

Zwar, das möchte zu erhaben ſeyn; beten Sie alſo nur lieber Ihr eigenes Verschen:

O wie verfolgt das Glück die Frommen!
Hier bin ich garſtig weggekommen.

— — Bei Gelegenheit ſagen Sie mir doch, auf welcher Seite Ihrer Horaziſchen Oden ſtehen dieſe Zeilen? Sie machen Ihnen Ehre!

2. B. Od. 1.

Gravesque principum amicitiae.

Was ſoll ich von Ihnen denken, Herr Paſtor? Wenn ich Ihnen zeige, daß Sie der einzige weiſe Sterbliche ſind, der hier unter *graves* etwas anderes als ſchädlich verſtehen will, was werden Sie alsdann ſagen? Laſſen Sie uns von den franzöſiſchen Ueberſetzern anfangen; ſie ſind ohnedem, wie ich nunmehr wohl ſehe, Ihr einziger Stecken und Stab geweſen. Ich habe aber deren nicht mehr als zwei bei der Hand, den Dacier und den Batteux. Jener ſagt: vous nous decouvrés le secret des funestes ligues des Princes; dieſer ſagt faſt mit eben dieſen Worten: les ligues funestes des Grands. — — Betrachten Sie nunmehr alte und neue Commentatores. Acron ſetzt für graves, perniciosas aut insidas. Mancinellus erklärt es durch noxias. Hermannus Figulus ſetzt zu dieſer Stelle: puta societatem Crassi Pompeji et Caesaris, qua orbis imperium occuparunt, afflixerunt atque perdiderunt. Chabotius fügt hinzu: amicitiae Principum istorum fictae et simulatae erant, ideo et ipsis inter se et pop. Roman. *perniciosae* fuerunt. Rodellius endlich in ſeiner für den Dauphin gemachten Umſchreibung giebt es durch perniciosas procerum coitiones — — Sagen Sie mir, iſt es nun noch bloß Leſſingiſch? Sie erweiſen einem jungen Critico, wie Sie ihn zu nennen pflegen, allzu viel Ehre, die Erklärungen ſo verdienſtvoller Männer nach ihm zu benennen. Laſſen Sie ſich noch von ihm ſagen, daß Horaz hier ohne Zweifel auf einen Ausſpruch des jüngern Cato zielt, nach welchem er behauptet: non ex inimicitiis Caesaris atque Pompeji sed ex ipsorum et Crassi societate amica omnia Reipubl. profecta esse mala — — Ich bin des Aufſchlagens müde: wenn Sie aber mehr Zeit dazu haben als ich, ſo fordere ich Sie hiermit auf, mir denjenigen Ausleger zu nennen, welcher auf Ihrer Seite iſt. Ihre Entſchuldigung von der Beſcheidenheit des Horaz iſt eine Grille, weil der Dichter nicht das zweite, ſondern das erſte Triumvirat will verſtanden wiſſen. Daß gravis eigentlich ſchwer heiße, brauche ich von Ihnen nicht zu lernen, und ich würde es ſehr wohl zufrieden geweſen ſeyn, wenn Sie ſchwer geſetzt hätten. Allein Sie ſetzen wichtig und das iſt abgeſchmackt. Bei ſchweren Bündniſſen hätte man wenigſtens noch ſo viel denken können, daß ſie der Republik ſchwer gefallen wären; bei Ihrem Beiworte hingegen läßt ſich ganz und gar nichts denken. Ueberhaupt muß Ihnen das *gravis* ein ſehr unbekanntes Wort geweſen ſeyn, weil Sie es an einem andern Orte gleichfalls falſch überſetzen. Ich meine die zweite Ode des erſten Buchs, wo Sie *graves Persae* durch harte Perſer geben. Dieſe Ueberſetzung iſt ganz wider den Sprachgebrauch, nach welchem die Perſer eher ein weichliches als ein hartes Volk waren. In eben dieſer Ode ſagt Horaz *grave seculum Pyrrhae*, welches Sie ein klein wenig beſſer durch der Pyrrha betrübte Zeit ausdrücken. Was erhellet aber aus angeführten Orten deutlicher als dieſes, daß es dem Dichter etwas ſehr gemeines ſey, mit dem Worte *gravis* den Begriff ſchädlich, ſchrecklich, fürchterlich zu verbinden? Ohne Zweifel glauben Sie dem Dacier mehr als mir; hören Sie alſo, was er ſagt, und ſchämen Sie ſich auch hier Ihres Starrkopfs: il appelle les Perses *graves*, c'est à dire terribles, redoutables, à cause du mal qu'ils avoient fait aux Romains, comme il a dejà appelé le siècle de Pyrrha *grave*, par la même raison. An einem andern Orte ſagt eben dieſer Ausleger, daß gravis ſo viel als horribilis wäre, ein Beiwort, welches Horaz den Medern, ſo wie jenes den Perſern giebt.

2. B. Od. 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

Hier weiß ich nicht, wo ich zuerſt anfangen ſoll, Ihnen alle Ihre Ungereimtheiten vorzuzählen. Sie wollen mir beweiſen, daß trepidare an mehr als einer Stelle zittern heiße, und verlangen von mir, ich ſoll Ihnen die Ausgabe des Cellarius angeben, in welcher eilen ſtehe. Sagen Sie mir, Herr Paſtor, führen Sie ſich hier nicht als einen tückiſchen Schulknaben auf? Als einen Schulknaben, daß Sie verlangen, Ihnen aus dem Cellarius mehr zu beweiſen, als darin ſtehen kann, als einen tückiſchen, daß Sie meine Worte verdrehen, als ob ich geſagt hätte, daß trepidare überall eilen heiße. Sehen Sie doch meinen Brief nach, wie habe ich geſchrieben? Trepidare, ſind meine Worte, kann hier nicht zittern heißen; es heißt nichts als eilen. Verſtehen Sie denn nicht, was ich mit dem hier ſagen will? Ein Quintaner weiß es ja ſchon, wenn er dieſes Wörtchen lateiniſch durch h. l. ausgedrückt findet, daß eine nicht allzugemeine Bedeutung damit angemerkt werde. Doch was predige ich Ihnen viel vor? Sie müſſen mit der Naſe darauf geſtoßen ſeyn. Nun wohl! Erſt will ich Ihnen zeigen, daß trepidare gar oft auch bei andern Schriftſtellern eilen heiße, und zum andern, daß es hier nichts anders heiße. Schlagen Sie alſo bei dem Virgil das neunte Buch der Aeneis nach, wie heißt der 114. Vers?

Ne trepidate meas, Teucri, defendere naves.

Was heißt es nun hier? Eilen. Haben Sie den Julius Cäſar geleſen? haben Sie nicht darin gefunden, daß dieſer trepidare und concursare mit einander verbindet? Was muß es da heißen? Eilen. Drei Zeugen ſind unwiderſprechlich. Schlagen Sie alſo noch in dem Livius nach, ſo werden Sie, wo ich nicht irre, in dem 23ſten Buche finden: cum in sua quisque ministeria discursu trepidat. Trepidare kann alſo eilen heißen, und heißt auch nichts anders in der ſtreitigen Stelle des Horaz. Alle Ausleger, ſo viel ich deren bei der Hand habe, ſind auf meiner Seite. Acron erklärt es durch festinavit, Landinus durch properavit. Chabotius ſetzt hinzu: verbum est celeritatis; Lambinus fügt bei: usus est verbo ad significandum celerrimum aetatis nostrae cursum aptissimo. Noch einen kann ich anführen, den Jodocus Badius, welcher ſich mit dem Scholiaſten des Worts festinavit bedient. Wollen Sie einen neuern Zeugen haben, ſo wird Ihnen vielleicht Dacier anſtatt aller ſeyn können. Sie ſcheinen ſeine Ueberſetzung nur immer da gebraucht zu haben, wo ſie zweifelhaft iſt. Hätten Sie doch auch hier nachgeſehen, ſo würden Sie gefunden haben, daß er es vollkommen nach meinem Sinne giebt: un homme dont l'age s'est hâté d'accomplir le huitième lustre — — Hier könnte ich abbrechen, und meine Kritik wäre erwieſen genug, wenn ich nicht noch auf Ihre ſeltſamen Entſchuldigungen etwas antworten müßte. Ich hatte geſagt, es müſſe deßwegen hier eilen heißen, weil man in dem vierzigſten Jahre ſchwerlich ſchon zittere. Hierauf aber antworten Sie ganz eifrig: Was? iſt das ſo etwas ſeltſames, daß ein Trinker, wie Horaz, der auch nicht keuſch lebte, im vierzigſten Jahre zittert? — — Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Paſtor, das iſt nicht Ihr Ernſt. Oben lachte ich ſchon über Sie, daß Sie, ſich zu entſchuldigen, den Horaz zu einem Dichter machen, welcher ſich weder um das Sylbenmaaß, noch um die Wortfügung bekümmert. Was ſoll ich nun hier thun, hier, wo Sie ihn, ſich zu retten, gar zu einem Trunkenbolde und Hurer machen, welcher in ſeinem vierzigſten Jahre die Sünden ſeiner Jugend büßen muß? Wenn Sie von dem guten Manne ſo ſchlecht denken, ſo iſt es kein Wunder, daß er Sie mit ſeinem Geiſte verlaſſen hat. Daß dieſes wirklich müſſe geſchehen ſeyn, zeigen Sie gleich einige Zeilen darauf, indem Sie auf eine recht kindiſche Art fragen: Was denn das eilen hier ſagen könne? Ob Horaz ſchneller vierzig Jahr alt geworden, als es von Rechtswegen hätte ſeyn ſollen? Ob ſein achtes Luſtrum weniger Wochen gehabt, als das ſiebente? Wahrhafte Fragen eines Mannes, bei dem die geſunde Vernunft Abſchied nehmen will! Sind Sie, Herr Paſtor, in der That noch eben der, welcher in ſeinen Horaziſchen Oden ſo vielen lebloſen Dingen Geiſt und Leben gegeben, ſo manchem nothwendigen Erfolge Vorſatz und Abſicht zugeſchrieben, ſo manchen Schein für das Weſen genommen, kurz alle poetiſchen Farben ſo glücklich angebracht hat? Wie kann Sie jetzt ein Ausdruck befremden, der, wenn er auch uneigentlich iſt, doch unmöglich gemeiner ſeyn kann? Das Jahr eilt zu Ende; die Zeit eilt herbei; ſind Redensarten, die der gemeinſte Mann im Munde führt. Aber wohin verfällt man nicht, wenn man ſich in den Tag hinein ohne Ueberlegung vertheidigen will! Die Rechthaberei bringt Sie ſogar ſo weit, daß Sie ſich ſelbſt an einem andern Orte eines Fehlers beſchuldigen, um Ihren Fehler nur hier gegen mich zu retten. Was ich table, muß recht ſeyn, und was ich lobe, muß falſch ſeyn. Ich hatte nämlich Ihre eigene Ueberſetzung der Stelle:

Sed vides quanto trepidet tumultu
Pronus Orion.

wider Sie angeführt, wo Sie das trepidare ſchlechtweg durch eilen überſetzt haben. Allein Sie wollen lieber das Zittern weggelaſſen haben, als mir Recht geben. Pronus trepidat, ſagen Sie, heißt: er eilt zitternd hinunter. Ich habe das Wort pronus — — (Hier mag ich mich in Acht nehmen, daß ich für Lachen nicht einen Kleks mache) — — durch eilen ausgedrückt, das Zittern habe ich weggelaſſen, weil ich zu ſchwach war, das ſchöne Bild vollkommen nachzumalen. Und alſo haben Sie in der That pronus durch eilen ausgedrückt? ich denke, dieſes heißt hier zum Untergange? Sagen Sie es nicht ſelbſt?

Doch ſiehſt du nicht mit was vor Brauſen Orion
Zum Untergang eilet.

Wahrhaftig, Sie müſſen jetzt Ihre Augen nicht bei ſich gehabt haben, oder Ihre Ueberſetzung hat ein Anderer gemacht. Sie wiſſen ja nicht einmal, was die Worte heißen, und wollen das durch eilen gegeben haben, was doch wirklich durch zum Untergang gegeben iſt. — — Ich will nur weiter gehen, weil es lächerlich ſeyn würde, über einen Gegner, der ſich im Staube ſo herum winden muß, zu jauchzen.

2. B. Ode 5.

Nondum munia comparis
Aequare (valet).

Dieſes hatten Sie, mein Herr Paſtor, durch: ſie iſt noch der Huld des Gatten nicht gewachſen, überſetzt. Ich tadelte daran, theils daß Sie hier ganz an der unrechten Stelle allzu edle Worte gebraucht, theils daß ſie den Sinn verfehlt hätten. Auf das erſte antworten Sie: Horaz brauche ſelbſt edle Worte, welches auch Dacier erkannt habe. Allein verzeihen Sie mir, Horaz braucht nicht edle, ſondern ehrbare Worte, und wenn Dacier ſich erklärt c'est un mot honnête, ſo kann nur einer welcher gar kein franzöſiſch kann, wie Sie, hinzuſetzen: merk's ein edel Wort! Merk's ſelber: honnête heißt nicht edel, ſondern ehrbar. Ich habe Ihnen nicht verwehren wollen, ehrbare Worte von Thieren zu brauchen, wohl aber edle. Jene haben ſchon Chabotius und andere, in der Stelle des Horaz erkannt, ob dieſer gleich hinzu ſetzt: non minus esse in his verbis translatis obscoenitatis, quam si res fuisset propriis enunciata, aut rigido pene, aut mutone etc. Dieſe aber finde ich nicht, weil Horaz ein viel zu guter Dichter war, als daß er nicht alle ſeine Ausdrücke nach der Metapher, in der er war, hätte abmeſſen ſollen. Oder glauben Sie wirklich, daß munia und Huld von gleichem Werthe ſind? Ueberlegen Sie denn nicht, daß Huld ein Wort iſt, welches von dem Höhern gegen den Niedrigern, ja gar von Gott gebraucht wird, das Unbegreifliche in ſeiner Liebe gegen den Menſchen auszudrücken? Doch genug hiervon; laſſen Sie uns meinen zweiten Tadel näher betrachten, welcher die Ueberſetzung ſelbſt angeht. Die ganze Strophe bei dem Horaz iſt dieſe:

Nondum subacta ferre jugum valet
Cervice: nondum munia comparis
Aequare, nec tauri ruentis
In Venerem tolerare pondus.

Ich würde es ungefähr ſo ausdrücken: „Noch taugt ſie nicht mit gebändigtem Nacken das Joch zu tragen; noch taugt ſie nicht die Dienſte ihres Nebengeſpanns zu erwiedern und die Laſt des zu ihrem Genuſſe ſich auf ſie ſtürzenden Stiers zu ertragen.“ Sie aber, der Sie noch den Nachdruck des Sylbenmaaßes voraus haben, laſſen den Dichter ſagen:

Sie kann noch nicht mit dem gebeugten Nacken
Das Joch ertragen, ſie iſt noch
Der Huld des Gatten nicht gewachſen,
Sie trägt noch nicht die Laſt des brünſtigen Stiers.

Hier nun habe ich getadelt, und tadle noch, daß Sie bei dem zweiten Gliede, nondum munia comparis aequare valet, ohne Noth und zum Nachtheile Ihres Originals von den Worten abgegangen ſind. Ich ſage zum Nachtheile, weil Horaz dadurch ein Schwätzer wird, und einerlei zweimal ſagt. Der Huld des Gatten nicht gewachſen ſeyn und die Laſt des brünſtigen Stiers nicht tragen können, ſind hier Tautologien, die man kaum einem Ovid vergeben würde. Sie fallen aber völlig weg, ſo wie ich den Sinn des Dichters ausdrücke, ob Sie gleich ganz ohne Ueberlegung vorgeben, daß ich alsdann das zweite Glied zu einer unnöthigen Wiederholung des erſten mache. Da, das Joch noch nicht tragen können, ohne Zweifel weniger iſt, als die Dienſte des Nebengeſpanns noch nicht erwiedern können; ſo ſteigen bei mir die Ideen, nach dem Geiſte des Horaz, vollkommen ſchön. Muß man dieſes noch einem Manne deutlich machen, der auf dem Lande in der Nachbarſchaft ſolcher Gleichniſſe lebt? Vergebens ſtellen Sie mir hier einige Ausleger entgegen, welche unter munia die Beiwohnung verſtehen. Dieſe Männer wollen weiter nichts ſagen, als was es bei Anwendung der ganzen Metapher auf ein unreifes Mädchen heißen könne. Sie fangen ſchon bei *jugum* an, die Einkleidungen wegzunehmen und kein ander *jugum* darunter zu verſtehen, als das bei dem Plautus, wo Palinurus fragt: jamne ea fert jugum? und worauf Phädromus antwortet: pudica est neque dum cubitat cum viris. Wenn Sie ihnen, Herr Paſtor, dort gefolgt ſind, warum auch nicht hier? Warum haben Sie nicht gleich geſagt: ſie kann noch nicht beſprungen werden? Es würde zu Ihrem: ſie iſt der Huld des Gatten noch nicht gewachſen, vollkommen gepaßt haben. — — Doch ich will mich hier nicht länger aufhalten, ich will bloß noch ein paar Zeugniſſe für mich anführen und Sie laufen laſſen. Erasmus ſagt: Metaphora ducta a juvenca, cui nondum suppetunt vires ut in ducendo aratro pares operis vires sustineat. Cruquius ſetzt hinzu: quae nondum est jugalis, quae non aequo et pari labore concordiaque cum suo pari, id est, marito, jugum et munia molestiasque tractat familiares. Lubinus erklärt die ſtreitige Stelle: nondum munia, *onera et labores*, una cum compare suo (*cum quo jugo juncta incedit*) pari robore ferre et ex aequo praestare valet. Alle dieſe werden es auch gewußt haben, was man unter munia verſtehen könne, wenn man es nach dem sensu nupto nehmen wolle; ſie haben aber geſehen, daß man es hier nicht verſtehen müſſe und dieſes, Herr Paſtor, hätten Sie auch ſehen ſollen.

2 B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem.

Auch hier wollen Sie noch ſtreiten? Ihr den Hals den heißen Küſſen entziehen ſoll alſo nicht das Gegentheil von dem ſeyn, was Horaz ſagen will? Ich bitte Sie, betrachten Sie doch die Stelle mit kaltem Blute, wenn Sie es fähig ſind, noch einmal.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem, aut facili saevitia negat
Quae poscente magis gaudeat eripi etc.

Finden Sie, der Sie ſonſt ein Mann von Geſchmack ſind, denn nicht, daß Horaz hier durch das aut einen kleinen Gegenſatz macht? Jetzt, will er ſagen, dreht ſie den Hals ſchmachtend den heißen Küſſen entgegen;

jetzt verſagt ſie das mit verſtellter Grauſamkeit, was ſie ſich doch nur allzugern rauben läßt.“ — Doch Sie wollen keine Gründe annehmen; Sie wollen alles nur durch Zeugniſſe berühmter Ausleger beigelegt wiſſen. Auch mit dieſen könnte ich Sie überſchütten, wenn mich die Mühe des Abſchreibens nicht verdröſſe. Ich muß Ihnen aber ſagen, daß Sie alle auf meiner Seite ſind nur die zwei nicht, welche Sie anführen. Und wer ſind die? Den einen nennen Sie Acriſius und den andern Porphyr. Was iſt das für ein Mann, Acriſius? — Endlich werde ich Erbarmung mit Ihnen haben müſſen, Herr Paſtor. Sie wollen abermals Acron ſagen. Ich hätte Ihr obiges Acris gerne für einen Druckfehler gehalten, wenn mir nicht dieſe noch falſchere Wiederholung ſo gelinde zu ſeyn verwehrte. Wiſſen Sie denn aber, mein lieber Herr Gegner, warum die beiden Scholiaſten Acron und Porphyrio auf Ihrer und nicht auf meiner Seite ſind? Deßwegen, weil ſie, wie es aus der Anmerkung des erſtern offenbar erhellt, eine andere Lesart gehabt und ſtatt detorquet ad oscula, detorquet ab osculis gefunden haben. Haben Sie denn auch dieſe Lesart? Sie haben ſie nicht, und ſind ihr auch nicht gefolgt, weil Sie es ſonſt in Ihrer Antwort würden erinnert haben. Die Anmerkung, die Dacier zu dieſer Stelle macht, iſt ſehr gründlich, und nur Ihnen ſcheint ſie nicht hinlänglich. Aber warum denn nicht? Etwa weil ſie Ihnen widerſpricht? Oder haben Sie ſie nicht verſtanden? Das kann ſeyn; ich will alſo ein Werk der Barmherzigkeit thun und ſie Ihnen überſetzen, weil ſie ohnedem die beſte Rechtfertigung meiner Kritik ſeyn wird. „Es läßt ſich,“ ſagt er, „nichts galanters und nichts beſſer ausgedrücktes als dieſe vier Verſe erdenken. Den erſten aber hat man nicht wohl verſtanden, weil die Ausleger geglaubt, Horaz wolle ſagen, daß Licinia ihren Mund den Küſſen des Mäcenas entziehen wolle; allein ſie haben nicht überlegt, daß er, wenn dieſes wäre, nothwendig hätte ſagen müſſen: detorquet ab osculo und nicht ad osculum. Horaz ſagt alſo, daß Mäcen von Liebe gleich ſtark entflammt ſey, Licinia möge nun mit ihrem Munde ſeinen Küſſen begegnen wollen, oder auch auf eine nicht abſchreckende Art ſeiner Liebe widerſtehen. Detorquet cervicem ad oscula, ſagt man von einem Mädchen, das, indem es thut als ob es den Küſſen ausweichen wolle, ſeinen Hals ſo zu wenden weiß, daß ihr Mund mit dem Munde ihres Geliebten zuſammen kommt. Man wird geſtehen, daß dieſe Erklärung gegenwärtiger Stelle eine ganz andere Wendung giebt.“ — — Ich bin hier mit dem Dacier vollkommen zufrieden, nur daß er mir ein wenig zu ſtolz thut, gleich als ob dieſer Einfall bloß aus ſeinem Gehirn gekommen ſey, da ihn doch alle gehabt haben, und nothwendig haben müſſen, welche ab osculis leſen. So gar der Paraphraſt Lubinus ſagt: dum roseam suam cervicem ad oscula tua, *ut tibi gratificetur, inclinat* et detorquet.

3. B. Ode 21.

Nun komm ich auf einen Punkt, der Ihnen, Herr Paſtor, Gelegenheit gegeben hat, eine wahrhafte Bettelgelehrſamkeit zu verrathen. Ich habe in dieſer Ode getadelt, daß Sie prisci Catonis durch Priſcus Cato überſetzt haben. Ich habe dazu geſetzt, daß man ſich dieſe Ungereimtheit kaum einbilden könne, und endlich die Frage beigefügt, welcher von den Catonen Priſcus geheißen habe? Erſtlich alſo muß ich Ihnen zeigen, daß Sie Ihrer Rechtfertigung ungeachtet dennoch falſch überſetzt haben; und hernach muß ich ſelbſt meine eigene Frage rechtfertigen. Doch ich will das letztere zuerſt thun, weil ich alsdann etwas kürzer ſeyn kann. Welcher von den Catonen hat Priſcus geheißen? Wider dieſe Frage führen Sie mir, grundgelehrter Herr Paſtor, das Zeugniß des Dacier und des Mancinelli an, welche beide ſagen, daß der ältere Cato Priſcus geheißen habe. Ei! Dacier und Mancinelli! Mancinelli und Dacier! Sind das die Leute, mit welchen man etwas Streitiges aus den Alterthümern beweiſet? Keine beſſern wiſſen Sie nicht? Wahrhafte Bettelgelehrſamkeit, um es noch einmal zu wiederholen! Wenn ich nun behauptete, Dacier habe den Mancinelli ausgeſchrieben, und Mancinelli rede ohne Beweis; was würden Sie wohl thun? Sie würden dieſe Ihre Fontes noch einmal zu Rathe ziehen; Sie würden ſehen, ob ſie keine andere Fontes anführen. Allein ſie führen keine an; was nun zu thun? Das weiß Gott! Doch, Herr Paſtor, ich will Sie in dieſe Verlegenheit nicht ſetzen. Was hätte ich davon, mit etwas zurückzuhalten, welches im geringſten nicht wider mich iſt. Lernen Sie alſo von mir, was ich weder von dem Mancinelli, noch dem Dacier habe lernen dürfen, daß dieſe Ihre beiden Helden ohne Zweifel auf eine Stelle des Plutarchs in dem Leben des ältern Cato zielen. *Ἐκαλειτο δε*, heißt es auf meiner 336. Seite der Wechel'ſchen Ausgabe, *τῳ τριτῳ των ὀνοματων προτερον οὐ Κατων ἀλλα Πρισκος, ὑστερον δε τον Κατωνα της δυναμεως ἐπωνυμον ἐσχε. Ῥωμαιοι γαρ τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν.* Wenn es Ihnen, mein lieber Herr Paſtor, mit dem Griechiſchen etwa ſo geht, wie mit den algebraiſchen Aufgaben, die zu verſtehen, nach der vierten Seite Ihres Schreibens, es ſehr viel koſten ſoll, ſo ſchlagen Sie die Ueberſetzung des Herrn Kinds, die 520. Seite des 3. Theils auf, wo Sie folgendes finden werden: „im Anfang hieß ſein dritter Name Priſcus und nicht Cato, welchen man ihm wegen ſeiner Klugheit beilegte, weil die Römer einen klugen und erfahrenen Mann Cato heißen.“ — — Ei, mein Herr Lange! Mache ich Ihnen hier nicht eine entſetzliche Freude! Ich gebe Ihnen den Dolch ſelbſt in die Hand, womit Sie mich ermorden ſollen. Nicht? Ehe Sie aber zuſtoßen, bitte ich, ſo ſehen Sie die griechiſche Stelle noch einmal an. Liegen folgende Sätze nicht deutlich darin? Der ältere Cato hat niemals mehr als drei Namen gehabt; er hieß Priſcus bis er anfing Cato zu heißen; ſo bald er Cato hieß, verlor er den Namen Priſcus; und nie hat er zuſammen Priſcus Cato geheißen, welches vier Namen ausmachen würde, die er nach dem Zeugniſſe Plutarchs nie geführt hat. Wenn ich alſo gefragt habe, welcher von den Catonen Priſcus genannt worden, ſo hat nur Herr Paſtor Lange, der ſeinen Gegner für ſo unwiſſend hält, als er ſelbſt iſt, glauben können, als ob ich ſo viel fragen wolle, welcher von den Catonen, ehe er Cato geheißen, den Namen Priſcus geführt habe? Was würde dieſes zu der Stelle des Horaz helfen, wo nicht von einem Manne geredet wird, der zu verſchiedenen Zeiten erſt Priſcus und hernach Cato geheißen, ſondern von einem, welcher beide Namen zugleich, wie Herr Lange will, geführt haben ſoll? Meine Frage ſcheint durch die Auslaſſung eines einzigen Worts ein wenig unbeſtimmt geworden zu ſeyn. Ich hätte nämlich, um auch den Verdrehungen keine Blöße zu geben, mich ſo ausdrücken ſollen: Welcher von den Catonen hat denn Priſcus Cato geheißen? Auf dieſe Frage nun iſt unmöglich anders zu antworten als: keiner. Mancinelli und Dacier ſelbſt unterſcheiden die Zeiten, und ſagen nicht, daß er Priſcus Cato zugleich geheißen habe. Sie begehen folglich einen Schnitzer, wenn Sie nach Ihrer Art recht witzig ſeyn wollen, und im Tone der alten Weiber ſagen: es war einmal ein Mann, der hieß Priſcus, und bekam den Zunamen Cato. Nein, mein altes Mütterchen, das iſt falſch, ſo muß es heißen: es war einmal ein Mann, deſſen Zuname Priſcus durch einen andern Zunamen

Cato verdrungen ward. — — Doch laſſen Sie uns weiter gehen. — — Da es alſo hiſtoriſch unrichtig iſt, daß jemals ein Priscus Cato in der Welt geweſen iſt, ſo könnte es, wird man mir einwenden, gleichwohl dem Dichter erlaubt ſeyn, dieſe zwei Namen zuſammen zu bringen. Gut! und das iſt der zweite Punkt, auf den ich antworten muß: ich muß nämlich zeigen, daß Horaz hier gar nicht Willens geweſen iſt, eine Probe ſeiner Kenntniß der Catoniſchen Familiengeſchichte zu geben, und daß ein Herr Lange, der dieſes glaubt, ihn gelehrter macht, als er ſeyn will. Dieſes zu thun, will ich, um mir bei Ihnen ein Anſehen zu machen, alte und neue Ausleger anführen und zugleich die Gründe unterſuchen, welche ſie etwa mögen bewogen haben, ſo wie ich zu denken. Ueberhaupt muß ich Ihnen ſagen, daß ich unter mehr als dreißig beträchtlichen Ausgaben keine einzige finde, die das priscus mit einem großen P ſchreibt, welches doch nothwendig ſeyn müßte, wenn ihre Beſorger es für einen Zunamen angeſehen hätten. Nennen Sie mir doch, Wunders halber, diejenige, die in dieſem Punkte ſo etwas beſonderes hat. Ihr eigner Text, welchem es ſonſt an dem Beſondern, wenigſtens in Anſehung der Fehler, nicht mangelt, hat die gemeine Schreibart beibehalten; ſo daß ich ſchon entſchuldigt genug wäre, wenn ich ſagte, ich habe Sie beurtheilt, ſo wie ich Sie gefunden. Denn weßwegen läßt ein Ueberſetzer ſonſt ſein Original an die Seite drucken, wenn er es nicht deßwegen thut, damit man ſehen ſoll, was für einer Leſart, was für einer Interpunktion er gefolgt ſey? Geſchieht es nur darum, damit das Buch einige Bogen ſtärker werde? Umſonſt ſagen Sie, es ſey mit Fleiß geſchehen, und die Urſache gehöre nicht hierher. Sie gehört hierher, Herr Paſtor, und nicht ſie, ſondern ihr unzeitiges Siegsgeſchrei hätten Sie weglaſſen ſollen — — Laſſen Sie ſich nun weiter lehren, daß alle Ausleger bei dieſer Stelle ſich in zwei Claſſen abtheilen. Die einen verſtehen den ältern Cato den Sittenrichter darunter, die andern den jüngern, welchen ſein Tod berühmter als alles andere gemacht hat. Jene, worunter Acron, Badius, Glareanus, Lubinus und wie ſie alle heißen, gehören, erklären das prisci durch antiquioris oder veteris, und laſſen ſich es nicht in den Sinn kommen, das Vorgeben des Plutarch hierher zu ziehen, ob es ihnen gleich, ohne Zweifel, ſo wenig unbekannt geweſen iſt, als mir. Dieſe, welche ſich beſonders darauf berufen, daß man den Sittenrichter wohl wegen der aller außerordentlichſten Mäßigung gelobt, nirgends aber wegen des übermäßigen Trunks getadelt finde; da man hingegen von ſeinem Enkel an mehr als einem Orte leſe, daß er ganze Nächte bei dem Weine geſeſſen und ganze Tage bei dem Bretſpiele zugebracht habe: dieſe, ſage ich, Lambinus, Chabotius ꝛc. verſtehen unter *priscus* einen ſolchen, welcher ſeinen Sitten nach aus der alten Welt iſt, und nehmen es für severus an. Einer von ihnen, Landinus, ſcheint ſogar eine andere Leſart gehabt und anſtatt prisci prisca, welches alsdann mit virtus zu verbinden wäre, gefunden zu haben. Er ſetzt hinzu: *prisca virtus*, quae talis fuit qualis olim in priscis hominibus esse consuevit. Ich geſtehe, daß mir dieſe Abweichung ungemein gefallen würde, wenn ſie nicht offenbar wider das Sylbenmaaß wäre. — — Doch was ſuche ich Ihre Widerlegung ſo weit? Ihre zwei Währmänner, Mancinellus und Dacier, ſind Ihnen ja ſelbſt zuwider; und wenn es nicht jedem Leſer in die Augen fällt, ſo kommt es nur daher, weil Sie ihre Zeugniſſe minder vollſtändig angeführt haben. Ich will dieſen kleinen Betrug entdecken. Bei dem Dacier hätten Sie nicht bloß einen Theil der Anmerkung, ſondern auch die Ueberſetzung ſelbſt beifügen ſollen. Doch das war Ihnen ungelegen, weil dieſe ausdrücklich für mich iſt. Wenn Dacier feſt geglaubt hat, daß priscus den erſtern Zunamen des Cato bedeute, ſo ſagen Sie mir doch, warum giebt er es gleichwohl durch la vertu du *vieux* Caton? Scheint er dadurch nicht erkannt zu haben, daß ſeine Anmerkung, ſo gelehrt ſie auch ſey, dennoch nicht hierher gehöre? Was vollends den Mancinelli anbelangt, ſo hätten Sie nur noch einen Perioden mehr hinzuſetzen dürfen, um ſich lächerlich zu machen. Sagt er denn nicht ausdrücklich: poeta abusus est nomine, man muß den jüngern Cato und nicht den Sittenrichter verſtehen? Oder meinen Sie etwa, daß der Widerpart des Cäſar auch Priscus einmal geheißen habe. Wenn Sie dem Mancinelli ein Factum glauben, warum auch nicht das andere? — — Doch ich will mich nicht länger bei Zeugniſſen der Ausleger aufhalten, ſondern will nur noch durch den Parallelismus die wahre Bedeutung des priscus unwiderſprechlich beſtimmen. Ich finde zwei Stellen bei dem Horaz, von welchen ich mich wundere, daß ſie kein einziger von den Auslegern, die ich habe zu Rathe ziehen können, angeführt hat. Sie entſcheiden alles. Die erſte ſteht in dem 19. Briefe des erſten Buchs. Horaz verſichert gleich Anfangs den Mäcenas, daß keine Gedichte lange leben könnten, welche von Waſſertrinkern geſchrieben würden; er macht dieſe Wahrheit zu einem Ausſpruche des Cratinus und ſagt:

Prisco si credis, Mæcenas docte, Cratino.

Prisco Cratino. Ei, Herr Paſtor, Sie ſehen, es iſt hier auch vom Weintrinken, wie in unſerer ſtreitigen Stelle, die Rede; ſollte wohl Cratinus auch einmal mit dem Zunamen Priscus geheißen haben? Schlagen Sie doch geſchwind den Dacier oder Mancinelli nach! — — Die andere Stelle werden Sie in dem zweiten Briefe des zweiten Buchs finden, wo Horaz unter anderm ſagt, daß ein Dichter die alten nachdrücklichen Worte, um ſtark zu reden, wieder vorſuchen müſſe:

Obscurata diu populo bonus eruet atque
Proferet in lucem speciosa vocabula rerum
Quæ priscis memorata Catonibus atque Cethegis.

Hier haben Sie nun gar priscis Catonibus. Wenn in der Ode prisci der Zuname geweſen iſt, warum ſoll er es auch nicht hier ſeyn? Ohne Zweifel haben alle Catone, nicht der Sittenrichter allein, Priscus geheißen. Nicht, Herr Paſtor? Den Dacier nachgeſehen! hurtig! — — Als den letzten Keil will ich noch das Zeugniß eines noch lebenden Gelehrten anführen,

Nostrum melioris utroque.

Es iſt dieſes der Herr Prof. Geſner, welcher in der Vorrede zu ſeinen scriptoribus rei rusticae das *priscus* ausdrücklich zu nichts als einem Horaziſchen Epitheto macht, ob ihm ſchon die Stelle des Plutarch bekannt war, und ob er ſchon in andern alten Schriften gefunden hatte, daß man dieſes Priscus mit unter die Namen des Cato ſetze. Er redet nämlich von dem Buche dieſes alten Römers über den Ackerbau, und nennt es, ſo wie wir es jetzt aufzuweiſen haben, congeriem parum digestam *oraculorum* quæ Plinius vocat veri et *Prisci* Catonis, und ſetzt hinzu: Horatianum illud epitheton tribuunt illi etiam inter nomina libri antiqui. Dieſes aber ohne Zweifel auf keine andere Art, als ihn dadurch von dem jüngern Cato, durch das Beiwort des Aeltern, zu unterſcheiden. — — Was meinen Sie nun? Haben Sie noch richtig überſetzt? Müſſen Sie nun nicht geſtehen, daß ich mit Grund getadelt habe? Werden Sie noch glauben, daß ich von Ihnen etwas lernen kann? Wenn Sie der Mann wären, ſo würde ich weiter gehen; ich würde Ihnen über die Stelle des Plutarch ſelbſt, ob ſie mir gleich, wie Sie oben geſehen haben, nicht widerſpricht, einige Zweifel machen; Zweifel, die mir nicht erſt ſeit geſtern und heute beigefallen ſind. Doch wahrhaftig ich will ſie herſetzen. Wenn ich ſchon von Ihnen keine Erläuterung zu erwarten habe, ſo ſind doch die Leute eben ſo rar nicht, welche mehr als ich und Sie kennen. Vielleicht lieſt uns einer von dieſen, und nimmt des Geſchichtſchreibers Partei gegen mich, welches mir ſehr angenehm ſeyn wird. Sie aber, Herr Paſtor, überhüpfen Sie nur

Eine kleine Ausſchweifung über obige Stelle des Plutarch.

Der griechiſche Schriftſteller meldet uns in dem angeführten Zeugniſſe dreierlei. Erſtlich, daß Marcus Porcius der erſte aus ſeiner Familie geweſen ſey, welcher den Zunamen Cato geführt; Zweitens, daß er dieſen Zunamen wegen ſeiner Klugheit bekommen; Drittens, daß er vorher den Zunamen Priscus geführt habe. — — Nun will ich meine Anmerkungen nach Punkten ordnen.

I. So viel iſt gewiß, daß Plutarch der genaueſte Geſchichtſchreiber nicht iſt. Seine Fehler zum Exempel in der Zeitrechnung ſind ſehr häufig. Alsdann aber kann man ihm am allerwenigſten trauen, wenn er Umſtände anführt, welche eine genauere Kenntniß der lateiniſchen Sprache erfordern. Dieſe, wie bekannt iſt, hat er nicht beſeſſen. Er ſagt in dem Leben des ältern Cato von ſich ſelbſt, daß er die Reden des Sittenrichters nicht beurtheilen könne, und die Art, wie er die lateiniſche Sprache erlernt zu haben vorgiebt, iſt bekannt: aus griechiſchen Büchern nämlich, welche von der römiſchen Hiſtorie geſchrieben. Grundes alſo genug, ihn allezeit für verdächtig zu halten, ſo oft er ſich in die römiſche Philologie wagt, die er wenigſtens aus keinem griechiſchen Geſchichtſchreiber hat lernen können.

II. Daß unſer Sittenrichter der erſte aus der Porcius'ſchen Familie geweſen ſey, welcher Cato geheißen habe, muß ich dem Plutarch deßwegen glauben, weil man auch andere Zeugniſſe dafür hat. Eines zwar von den vornehmſten, wo nicht gar das einzige, ich meine das Zeugniß des Plinius (B. 7. Cap. 27.), iſt ſehr zweideutig. Er ſagt Cato primus Porciæ gentis. Kann dieſes nicht eben ſowohl heißen: Cato welcher der erſte war, der den Namen Porcius führte, als es nach der gemeinen Auslegung heißen ſoll: derjenige aus dem Porcius'ſchen Geſchlechte, welcher den Namen Cato bekam? Doch es mag das letzte heißen, ſo kann ich doch wenigſtens

III. Die Plutarchiſche Ableitung mit Grunde verdächtig machen. Er ſagt *Ρωμαιοι τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν.* Dieſes iſt offenbar falſch, und er hätte anſtatt *Κατωνα* nothwendig *Κατον* ſchreiben ſollen, weil das Adjektivum der Lateiner nicht cato ſondern catus heißt. Sein lateiniſcher Ueberſetzer Hermannus Cruſerus ſcheint dieſen Fehler gemerkt zu haben, und giebt deßwegen die angeführten Worte: romani experientem Catum vocant. Doch, wird man ſagen, ungeachtet dieſes Fehlers kann die Ableitung dennoch richtig ſeyn; das Adjektivum mag catus heißen, vielleicht aber iſt es in cato verwandelt worden, wenn es die Römer als einen Zunamen gebraucht haben. — — Allein auch dieſes vielleicht iſt ungegründet. Man ſieht es an dem Beiſpiele des Aelius Sextus, welcher eben dieſen Zunamen bekam und gleichwohl nicht Cato ſondern Catus genannt ward. Ein Vers, welchen Cicero in dem erſten Buche ſeiner Tuſculaniſchen Streitunterredungen anführt und der ohne Zweifel von dem Ennius iſt, ſoll es beweiſen:

Egregie cordatus homo Catus Aeliu' Sextus.

Das Catus kann hier nicht als ein bloßes Beiwort anzuſehen ſeyn, weil cordatus das Beiwort iſt und die lateiniſchen Dichter von Häufung der Beiwörter nichts halten. Es muß alſo ein Zuname ſeyn, und wenn es dieſer iſt, ſo ſage man mir, warum iſt er auch nicht hier in Cato verwandelt worden, oder warum hat nur bei dem Porcius das catus dieſe Veränderung erlitten? Wollte man ſagen, jenes ſey des Verſes wegen geſchehen, ſo würde man wenig ſagen; oder vielmehr man würde gar nichts ſagen, weil ich noch ein weit ſtärkeres Zeugniß für mich aufbringen kann. Das Zeugniß nämlich des Plinius, welcher (7 B. Cap. 31.) mit ausdrücklichen Worten ſagt: præstitere ceteros mortales sapientia, ob id Cati, Corculi apud Romanos cognominati. Warum ſagt er, welcher den alten Cato bei aller Gelegenheit lobt, Cati und nicht Catones, wenn er geglaubt hätte, daß die letzte Benennung eben dieſe Abſtammung habe?

IV. Ich will noch weiter gehen und es auch durch einen hiſtoriſchen Umſtand höchſt wahrſcheinlich machen, daß er den Zunamen Cato nicht ſeines Verſtandes und ſeiner Weisheit wegen bekommen habe. Ich berufe mich deßwegen auf das, was Cicero de senectute anführt; er berichtet uns nämlich, daß Cato erſt in ſeinem Alter den Zunamen Sapientis, des Weiſen, erhalten habe. Nun ſage man mir, wenn man hieran nicht zweifeln kann, iſt es wohl wahrſcheinlich, daß man ihm aus einer Urſache zwei Zunamen ſolle gegeben haben? daß man ihn ſchon in ſeiner Jugend den Klugen genannt, erſt aber in ſeinem Alter für würdig erkannt habe, den Zunamen der Weiſe zu führen? Denn dieſes iſt aufs höchſte der Unterſchied, welchen man zwiſchen catus und sapiens machen kann. Wenn mir jemand dieſen Zweifel heben könnte, ſo wollte ich glauben, daß auch die andern zu heben wären. Die Ausflucht wenigſtens, catus für acutus anzunehmen, ſo wie es Varro bei dem Aelius Sextus haben will, und zu ſagen, unſer Porcius ſey in der Jugend acutus, das iſt verſchmitzt, und in ſeinem Alter erſt weiſe genannt worden, wird ſich hierher nicht ſchicken, weil das Verſchmitzte ganz wider den Charakter des alten Sittenrichters iſt, der in ſeinem ganzen Leben immer den geraden Weg nahm und mit der falſchen Klugheit gerne nichts zu thun hatte.

V. Weil nun Plutarch in den obigen Stücken höchſt verdächtig iſt, ſo glaube ich nunmehr das Recht zu haben, über das Priscus ſelbſt eine Anmerkung zu machen. Da der ältere Cato von verſchiedenen Schriftſtellern mehr als einmal Priscus genannt wird, Theils um dadurch die Strenge ſeiner Sitten anzuzeigen, welche völlig nach dem Muſter der alten Zeiten geweſen waren, Theils ihn von dem jüngern Cato zu unterſcheiden: da vielleicht dieſes Beiwort auch in den gemeinen Reden, ihn zu bezeichnen, üblich war, ſo wie etwa in den ganz neuern Zeiten einer von den allertapferſten Feldherren beinahe von einem ganzen Lande der Alte, mit Zuſetzung ſeines Landes, genannt ward; da, ſage ich, dieſe Verwechſlung eines Beiworts in einem Zunamen ungemein leicht iſt, ſo urtheile man einmal, ob ſie nicht ein Mann, welcher die lateiniſche Sprache nur halb inne hatte, ein Plutarch gar wohl könne gemacht haben? Ich glaube, meine Vermuthung wird noch ein außerordentliches Gewicht mehr bekommen, wenn ich zeige, daß ein Römer ſelbſt und ſonſt einer von den genaueſten Geſchichtſchreibern einen gleichen Fehler begangen habe. Ich ſage alſo, daß ſogar Livius das Wort priscus als einen Namen angenommen hat, wo es doch nichts als ein Unterſcheidungswort iſt, bei dem erſten Tarquinius nämlich, welcher bloß deßwegen Priscus genannt ward, um ihn mit dem Superbus gleiches Namens nicht zu verwechſeln.

Feſtus bezeuget dieſes mit ausdrücklichen Worten, wenn er unter Priscus ſagt: Priscus Tarquinius est dictus, quia prius fuit quam superbus Tarquinius. Man ſchließe nunmehr von dem Livius auf den Plutarch. Wäre es unmöglich, daß ein Grieche da angeſtoßen hätte, wo ein Römer ſelbſt anſtößt?

Hier, mein Herr Paſtor, können Sie wieder anfangen zu leſen. Haben Sie aber ja nichts überhüpft, ſo ſollte es mir leid thun, wenn durch dieſe Ausſchweifung etwa Ihre Vermuthung lächerlich würde, daß ich deßwegen von dem Namen Priscus nichts gewußt habe, weil Bayle ſeiner nicht gedenkt. Wer weiß zwar, was ich für eine Ausgabe dieſes Wörterbuchs beſitze. Wo es nur nicht gar eine iſt, die ein prophetiſcher Geiſt mit den Schnitzern des Laubling'ſchen Paſtors vermehrt hat. — — Doch laſſen Sie uns weiter rücken.

3. B. Ode 27.

Uxor invicti Jovis esse nescis.

O Herr Paſtor, lehren Sie mich es doch nicht, daß dieſe Stelle eines doppelten Sinnes fähig iſt. Als Sie vor neun Jahren den Horaz auf deutſch zu mißhandeln anfingen, wußte ich es ſchon, daß es heißen könne: „Du weißt es nicht, daß du die Gattin des Jupiter biſt“ und „du weißt dich nicht als die Gattin des Jupiter aufzuführen.“ Wenn ich nöthig hätte mit übeln Wendungen meine Kritik zu rechtfertigen, ſo dürfte ich nur ſagen, daß Ihre Ueberſetzung von dieſem doppelten Sinne keinen, ſondern einen dritten ausdrücke.

Du weißt's nicht und biſt des großen Jupiters Gattin.

Kann dieſes nicht ohne viele Verdrehung heißen: „Ob du ſchon des Jupiter Gattin biſt, ſo weißt du dennoch dieſes oder jenes nicht.“ Doch ich brauche dieſe Ausflucht nicht, und meinetwegen mögen Sie den erſten Sinn haben ausdrücken wollen. Sie haben doch noch ſchulknabenmäßig überſetzt. Denn was thut ein Schulknabe bei ſolchen Gelegenheiten? Er nimmt den erſten den beſten Sinn, ohne ſich viel zu bekümmern, welchen er eigentlich nehmen ſollte. Er iſt zufrieden, es ſey nun auf die eine oder auf die andere Weiſe, den Wortverſtand ausgedrückt zu haben. Dieſes nun haben Sie auch gethan, atqui, ergo. Umſonſt ſagen Sie mit dem Dacier, Ihr Sinn ſey dem Zuſammenhange gemäßer. Ich ſage: nein, und Jedermann wird es mit mir ſagen, der das, was darauf folgt, überlegen will. Durch was hat Horaz das zweideutige

Uxor invicti Jovis esse nescis

gewiſſer beſtimmen können, als durch das gleich darauf folgende

Mitte singultus: bene ferre magnam
Disce Fortunam.

Was iſt deutlicher, als daß Horaz ſagen will: glaubſt du, daß Seufzer und Thränen einer Gattin des Jupiter anſtehen? Lerne dich doch in dein Glück finden! Lerne doch zu ſeyn, was du biſt! — — Ich will noch einen Beweis anführen, den ſich ein Herr Lange freilich nicht vermuthen wird, der aber nicht weniger ſchließend iſt. Es iſt unwiderſprechlich, daß Horaz in dieſer Ode das Idyllion des Moſchus, Europa, in mehr als einer Stelle vor Augen gehabt hat. Es iſt alſo auch höchſt wahrſcheinlich, daß Horaz die Europa in den Umſtänden angenommen habe, in welchen ſie Moſchus vorſtellt. Nun weiß ſie es bei dieſem, daß nothwendig ein Gott unter dem ſie tragenden Stiere verborgen ſeyn müſſe. Sie ſagt:

Πη με φερεις, θεοταυρε; — — —
— — — — — —
Ἠ ῥα τις ἐσσι θεος;
— — — — ἐλπομαι εἰσοραασθαι
Τονδε κατιθυνοντα πλοον προκελευθον ἐμειο.

Und der Stier ſpricht ausdrücklich zu ihr:

Θαρσει παρθενικη — — —
Αὐτος τοι Ζευς εἰμι, και ἐγγυθεν εἰδομαι εἰναι
Ταυρος.

Sollte ihr alſo Horaz nicht eben dieſe Wiſſenſchaft gelaſſen haben? Nothwendig, weil er ſie erſt alsdann klagen läßt, nachdem ihr Jupiter, unter einer beſſern Geſtalt, den Gürtel gelöſt hatte.

— — Ζευς δε παλιν ἑτερην ἀνελαζετο μορφην,
Λυσε δε οἱ μιτρην — — —

Wußte ſie es aber ſchon, daß Jupiter ihr Stier geweſen war, ſo wäre es wahrhaftig ſehr abgeſchmackt, wenn ihr Cupido bei dem Horaz mit dem

Uxor invicti Jovis esse nescis

nicht mehr ſagen wollte, als ſie ſchon wußte, und wenn ſeine Worte keine consolatio cum *reprehensione* wären, wie ſich ein Ausleger darüber ausdrückt.

4. B. Ode 4.

Nehmen Sie mir es doch nicht übel, mein Herr Paſtor; mit dem Vorwande eines Druckfehlers kommen Sie hier nicht durch. Denn geſetzt auch, es ſollte ſtatt Ziegen Zähne heißen, ſo würde Ihre Ueberſetzung gleichwohl noch fehlerhaft ſeyn. Sehen Sie doch die Stelle noch einmal an! Heißt denn caprea lacte depulsum leonem dente novo peritura vidit, die Ziege ſieht den Löwen und nimmt den Tod von jungen Zähnen wahr? Es iſt hier etwas mehr als wahrnehmen, Herr Paſtor. Sie ſoll ſelbſt der Raub der jungen Zähne ſeyn. Außerdem iſt noch dieſes zu tadeln, daß Sie caprea durch Ziege überſetzen und es für einerlei mit capra halten. Einem wörtlichen Ueberſetzer, wie Sie ſeyn wollen, muß man nichts ſchenken!

5. B. Ode 11.

Und endlich komme ich auf die letzte Stelle, bei welcher ich das wiederholen muß, was ich ſchon oben angemerkt habe. Sie ſcheinen dem Dacier nur da gefolgt zu ſeyn, wo ſeine Ueberſetzung zweifelhaft iſt. So geht es einem Manne, dem das Vermögen zu unterſcheiden fehlt! Wenn doch dieſer franzöſiſche Ueberſetzer ſo gut geweſen wäre und hätte nur ein einziges anderes Exempel angeführt, wo impar *indigne* heißt. Zwar Herr Paſtor, auch alsdann würden Sie nicht Recht haben, denn ich muß auch hier Ihre Unwiſſenheit in der franzöſiſchen Sprache bewundern! Heißt denn indigne nichtswürdig? Unwürdig heißt es wohl, und dieſes hätte in Ihrer Ueberſetzung mögen hingehen. Nichtswürdig aber iſt wahrhaftig zu toll. Oder glauben Sie, daß beides einerlei iſt? Gewiß nicht! Sie ſind zum Exempel ein unwürdiger Ueberſetzer des Horaz; ſind Sie deßwegen ein nichtswürdiger? Das will ich nicht ſagen; ich hoffe aber, daß es die Welt ſagen wird. — — Ohe jam satis est. — —

Ja wirklich genug und allzuviel, ob es ſchon für einen Mann, wie Sie mein Herr Lange ſind, noch zu wenig ſeyn wird! Denn Niemand iſt ſchwerer zu belehren, als ein alter hochmüthiger Ignorant. Zwar bin ich einigermaßen ſelbſt daran Schuld, daß es mir ſchwer geworden iſt. Warum habe ich Ihnen nicht gleich Anfangs lauter Fehler wie das ducentia vorgeworfen? Warum habe ich einige untermengt, auf die man zur äußerſten Noth noch etwas antworten kann? — — Doch was ich damals nicht gethan habe, das will ich jetzt thun.

Ich komme nämlich auf meine zweite Unterabtheilung, in welcher wir mit einander, wenn Sie es erlauben, nur das erſte Buch der Oden durchlaufen wollen. Ich ſage mit Fleiß nur das erſte, weil ich zu mehreren nicht Zeit habe und noch etwas Wichtigers zu thun weiß, als Ihre Exercitia zu corrigiren. Ich verſpreche Ihnen im Voraus, durch das ganze Buch in jeder Ode wenigſtens einen Schnitzer zu weiſen, welcher unvergeblich ſeyn ſoll. Alle werden ſie mir freilich nicht in der Geſchwindigkeit in die Augen fallen, nicht einmal die von der erſten Größe alle. Ich erkläre alſo, daß es denjenigen, die ich überſehen werde, nicht präjudicirlich ſeyn ſoll; ſie ſollen Fehler nach ihrem ganzen Umfange bleiben, ſo gut als wenn ich ſie angemerkt hätte! Zur Sache.

1. B. 1. Ode.

Trabe Cypria heißt nicht auf Balken aus Cyprien. Die Inſel heißt Cyprus, oder Cypern: Cyprius, a, um, iſt das Adjectivum davon. Hier mache alſo der Herr Schulmeiſter ein Kreuz! Es iſt ſein Glück, daß ſich der Knabe hier nicht mit dem Druckfehler entſchuldigen kann, weil Cypern, ſo wie es eigentlich heißen ſollte, wider das Sylbenmaaß ſeyn würde.

Am Ende dieſer Ode ſagen Sie, Herr Paſtor: Die Flöte beziehen. Eine ſchrecklich abgeſchmackte Redensart!

2. Ode.

Die Zeilen:

Vidimus flavum Tiberim, retortis
Littore Etrusco violenter undis

überſetzen Sie:

So ſahn auch wir die rückgeſchmißnen Wellen
Des gelben Tibers am Etruſciſchen Ufer ꝛc.

Falſch! es muß heißen:

So ſahn auch wir die vom Etruſciſchen Ufer
Des gelben Tibers rückgeſchmißne Wellen.

3. Ode.

Tristes Hyadas würde nicht der trübe Siebenſtern, ſondern das trübe Siebengeſtirn heißen, wenn nur Plejades und Hyades nicht zweierlei wären. Ha! ha! ha! .

Vada hätten Sie nicht durch Furthen geben ſollen, weil man über Furthen nicht mit Nachen zu ſetzen nöthig hat. Sehen Sie nach, was Dacier bei dieſem Worte angemerkt hat.

4. Ode.

Cytherea Venus geben Sie durch Zythere. Wenn dieſes Wort auch recht gedruckt wäre, ſo würde es dennoch falſch ſeyn, weil Cythere zwar die Inſel, aber nicht die Venus, die nach dieſer Inſel genannt wird, heißen kann.

5. Ode.

Quis multa gracilis te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus,
Grato, Pyrrha, sub antro.

Dieſes überſetzen Sie ſo:

Was für ein wohlgeſtalter Jüngling, o Pyrrha,
Bedient dich im dicken Roſengeſträuche
Von Balſam naß in angenehmer Grotte.

Wachſen etwa in Laublingen dicke Roſengebüſche in Grotten? Das in rosa hätten Sie durch auf dem Roſenbette geben ſollen.

6. Ode.

Die Zeile cantamus vacui, sive quid urimur haben Sie ungemein ſchlecht überſetzt: von Arbeit befreit und wenn die Liebe mich reizet. Erſtlich haben Sie den Gegenſatz verdorben und das sive in und verwandelt, welches ohne Zweifel daher entſtanden iſt, weil Sie zweitens die Kraft des Worts vacuus nicht eingeſehen haben; es heißt hier vacuus ab amore, nicht aber a labore.

7. Ode.

Es iſt Ihnen nicht zu vergeben, daß Sie in der fünfzehnten Zeile die wahre Stärke des mobilibus nicht gewußt und es durch Ihr elendes nimmer ſtille gegeben haben.

8. Ode.

Aus dieſer Ode iſt der getadelte Oelzweig. Ich kann ſie aber deßwegen auch hier nicht übergehen, weil ich aus Ihrer Ueberſetzung mit Verwunderung gelernt habe, daß ſchon die alten Römer, vielleicht wie jetzt die ſogenannten Schützengilden, nach der Scheibe geſchoſſen haben. Sie ſagen:

Den ehemals der Scheibenſchuß und Wurfſpieß erhoben.

9. Ode.

Hier tadle ich, daß Sie Diota durch Urne überſetzt haben. Sie müſſen eine vortreffliche Kenntniß der alten römiſchen Maaße haben! Merken Sie ſich doch, daß Diota ſo viel als Amphora, Urna aber das dimidium amphorae iſt.

10. Ode.

Nepos Atlantis — — zuſammen, ihr Schulknaben, um ihn auszuziſchen! — — giebt Herr Lange durch: Du Sohn des Atlantes. Erſtlich des Atlantes; es heißt nicht *Atlantes* gen. *Atlantis*, ſondern Atlas, antis. Zweitens Nepos heißt nicht Sohn, ſondern Enkel. Merkur war der Maja und des Jupiter Sohn, Maja aber war die Tochter des Atlas.

11. Ode.

Aus dieſer kleinen Ode iſt das zerlaß den Wein. Noch will ich anmerken, daß das oppositis pumicibus durch nahe Felſen ſchlecht überſetzt iſt.

12. Ode.

Quem virum, aut heroa, lyra vel acri
Tibia sumis celebrare Clio?
Quem deum?

Dieſes überſetzen Sie:

Sprich Clio, was iſt's für ein Mann,
Was für ein Held, den du jetzt mit der Leyer;
Was iſt's für ein Gott, den du
Mit ſcharfer Flöte feierlich willſt loben?

Beſtimmen Sie doch nichts, was Horaz hat wollen unbeſtimmt laſſen! Sie ſtolpern überall, wo Sie auch nur den kleinſten Tritt vor ſich thun wollen. Sie ziehen die Flöte auf den Gott und die Leyer auf den Mann, welches gleich das Gegentheil von dem iſt, was Dacier und andere angemerkt haben. On remarque, ſagt jener, que la lire était pour les louanges des Dieux et la flûte pour celles des hommes.

13. Ode.

Seu tibi candidos turparunt humeros immodicae mero rixae: Dieſes geben Sie ſo: wenn deine Schultern ein ſchrankenloſer Zank mit Weine befleckt. Ei! wo iſt denn Ihr kleiner Schulknabe, den Sie das Nachdenken gelernt haben, hier geweſen? Er würde Ihnen gewiß geſagt haben, daß man das mero nicht zu turparunt, ſondern zu immodicae ziehen müſſe.

14. Ode.

Carinae würden Sie in der ſiebenten Zeile nicht durch Nachen gegeben haben, wenn Sie die wahre Bedeutung dieſes Worts gewußt hätten. Carina iſt der untere Theil des Schiffs, und eben das, was die Griechen τρόπις nennen.

15. Ode.

Calami spicula Gnossii überſetzen Sie durch Gnoſſus ſcharfe Pfeile, zum ſichern Beweiſe, daß Sie weder wiſſen was calamus heißt, noch warum Horaz das Beiwort Gnoſſiſch dazu geſetzt hat.

16. Ode.

Die Ueberſchrift dieſer Ode iſt vollkommen falſch. Sie ſagen: „An eine Freundin, die er durch ein Spottgedicht beleidigt hatte.“ Sie irren mit der Menge; nicht dieſe Freundin ſelbſt, ſondern ihre Mutter hatte er ehedem durchgezogen, wie es aus der Ode ſelbſt unwiderſprechlich erhellt.

Noch finde ich hier zu erinnern, daß man bei Dindymene das e, wie Sie gethan haben, nicht weglaſſen darf, weil man es alsdann für ein Masculinum annehmen könnte.

Ferner, wenn Sie ſagen: „aus ſeiner Grotte, die er bewohnt,“ ſo haben Sie das lateiniſche incola ganz falſch auf adytis gezogen, anſtatt daß Sie es auf mentem sacerdotum hätten ziehen ſollen.

17. Ode.

Die Verſtümmlung des Thyoneus in Thyon iſt unerträglich.

18. Ode.

Nullam sacra vite prius severis arborem: „Pflanze eher keinen Baum als den geweihten Weinſtock.“ Prius heißt eher, ja: allein hier heißt es noch etwas mehr, weil Horaz nicht bloß ſagen will, daß er den Weinſtock eher vor andern Bäumen, der Zeit nach, ſondern auch vorzüglich, mit Hintenanſetzung anderer Bäume, pflanzen ſoll. So ein vortrefflicher Boden, iſt ſeine Meinung, muß mit nichts ſchlechterem beſetzt werden als mit Weinſtöcken.

19. Ode.

In der letzten ohne einen Zeile tadle ich das geſchlachtet. Nur derjenige hat mactare ſo grob überſetzen können, welcher nicht gewußt hat, daß man der Venus nie ein blutiges Opfer habe bringen dürfen. Noch muß ich an dieſer Ode ausſetzen, daß der Schluß der dritten Strophe, welcher doch ſo viel ſagt, nec quae nihil attinent, in der Ueberſetzung ſchändlich ausgeblieben iſt.

20. Ode.

Hier kommen zwei entſetzliche geographiſche Schnitzer. Sie ſagen die Keltern um Calenus, und es muß Cales heißen. Sie ſagen der Berg bei Formian, und der Ort heißt gleichwohl Formiae. Sie haben ſich beidemal durch die Adjectiva *Caleno* und *Formiani* verführen laſſen. Einem Manne, wie Sie, wird alles zum Anſtoß.

21. Ode.

Auch in dieſer Ode iſt ein eben ſo abſcheulicher Schnitzer, als die vorhergehenden ſind. Natalem Delon Apollinis, überſetzen Sie, mein vielwiſſender Herr Lange, durch Delos, die Geburtsſtadt des Apollo. Delos alſo iſt eine Stadt? Das iſt das erſte, was ich höre.

22. Ode.

Lupus heißt keine Wölfin, wie Sie wollen, ſondern ein Wolf. Lernen Sie es ein wenig beſſer, welche Worte *communia* ſind. Eine Wölfin heißt lupa.

23. Ode.

Wenn ich doch Ihres ſel. Herrn Vaters lateiniſche Grammatik bei der Hand hätte, ſo wollte ich Ihnen Seite und Zeile citiren, wo Sie es finden könnten, was sequor für einen Caſum zu ſich nimmt. Ich habe Schulmeiſter gekannt, die ihren Knaben einen Eſelskopf an die Seite malten, wenn ſie sequor mit dem Dativo conſtruirten. Laſſen Sie einmal ſehen, was Sie gemacht haben?

Tandem desine matrem
  Tempestiva sequi viro.

Dieſes überſetzen Sie:

Laß die Mutter gehen,
Nun reif genug, dem Mann zu folgen.

Sie haben alſo wirklich geglaubt, daß man nicht sequi matrem, ſondern sequi viro zuſammen nehmen müſſe.

24. Ode.

In dieſer Ode iſt ein Schnitzer nach Art des Priscus, und er kann kein Druckfehler ſeyn, weil er ſowohl über dem Texte als über der Ueberſetzung ſteht. An den Virgilius Varus. Was iſt das für ein Mann? Sie träumen, Herr Paſtor; Sie vermengen den, an welchen die Ode gerichtet iſt, mit dem, über welchen ſie verfertigt worden, und machen aus dieſer Vermengung ein abgeſchmacktes Ganze. Sie iſt an den Virgil gerichtet, über den Tod des Quintilius Varus.

25. Ode.

Angiportus durch Gang überſetzen, heißt geſtehen, daß man nicht wiſſe, was angiportus heißt.

26. Ode.

Fons integer heißt kein reiner Quell, ſondern ein Quell, woraus man noch nicht geſchöpft hat.

27. Ode.

Der ſchärfliche Falernus ſagen Sie? Wieder etwas von Ihnen gelernt. Vinum iſt alſo generis maſculini, und es iſt falſch, wenn man ſagt: vinum Falernum. Sie werden ſagen, es ſey ein Druckfehler für Falerner. Aber warum erklären Sie nicht gleich Ihr ganzes Buch für einen Druckfehler?

28. Ode.

In dieſer Ode ſetzt es mehr wie einen Schnitzer. Erſtlich laſſen Sie ſich wieder durch das Adjectivum Matinum verführen, ein Ding daraus zu machen, welches Matinus heißen ſoll. Zweitens ſagen Sie Panthus, anſtatt daß Sie ſagen ſollten Panthous. Wollen Sie es zu einem Druckfehler machen, ſo wird Ihnen Ihr Silbenmaaß widerſprechen. Drittens heißen hier Fluctus Hesperii nicht das ſpaniſche Meer, wie Sie es überſetzt haben, ſondern das italiäniſche. Behalten Sie doch lieber ein andermal das Heſperiſche, wenn Sie es nicht ganz gewiß wiſſen, ob Hesperia magna oder ein anderes zu verſtehen ſey.

29. Ode.

Puer ex aula heißt Ihnen ein Prinz. Mir und anderen ehrlichen Leuten heißt es ein Page.

30. Ode.

Sperne in der zweiten Zeile durch Verachte geben, heißt die wörtliche Ueberſetzung bis zu dem Abgeſchmackten und Unſinnigen treiben.

31. Ode.

In der zweiten Zeile ſagen Sie ein Dichter, und es muß der Dichter heißen. Der Fehler iſt größer, als man denken wird.

Novum liquorem geben Sie durch jungen Saft, zum Beweiſe, daß Sie es nicht wiſſen, wem der junge Wein oder die Erſtlinge des Weins geopfert wurden. Merken Sie es, Niemanden als dem Jupiter und nicht dem Apollo. Sie hätten bei dem Worte bleiben ſollen, welches Sie beinahe nur immer da thun, wo es falſch iſt. Novus liquor heißt hier Saft, der bei einer neuen Gelegenheit vergoſſen wird.

Sie ſagen die Calenſchen Hippe, und ſollten die Caleſiſche ſagen; ein Fehler, den ich ſchon vorher angemerkt habe und den ich hier noch einmal anmerke, um zu zeigen, daß er aus keiner Uebereilung, ſondern aus einer wahrhaften Unwiſſenheit herkommt.

32. Ode.

Sive jactatam religarat udo
Littore navim.

Das religarat überſetzen Sie hier durch befeſtigen und hätten es durch losbinden geben ſollen. Sie ſagen alſo hier gleich das Gegentheil von dem, was Horaz ſagen will. Religare iſt hier nach Art des refigere der 28. Ode des erſten Buchs und des recludere in der 24. Ode eben deſſelben Buchs zu nehmen.

33. Ode.

Auch hier hätten Sie bei dem Worte bleiben und junior nicht durch ein neuer Buhler, ſondern durch ein jüngerer Buhler geben ſollen. Sie gehen eben ſo unglücklich davon ab, als unglücklich Sie dabei bleiben.

34. Ode.

Dieſe ganze Ode haben Sie verhunzt. Da Sie die Erklärung, welche Dacier davon gegeben hat, nicht annehmen, ſondern die gemeine: ſo hätten Sie die zweite Strophe ganz anders geben ſollen. Ich will mich mit Fleiß näher nicht ausdrücken, ſondern Sie Ihrem Schulknaben, dem Nachdenken, überlaſſen.

35. Ode.

Clavos trabales überſetzen Sie durch Balken und Nägel. Sie wiſſen alſo die Stärke des Adjectivi trabalis, e, nicht und können es jetzt lernen. Wenn die Lateiner etwas recht großes beſchreiben wollen, ſo ſagen ſie: ſo groß wie ein Balken. Bei dem Virgil werden Sie daher telum trabale finden, welches man, nach Ihrer Art zu überſetzen, durch Pfeil und Balken geben müßte.

36. Ode.

Breve lilium heißt nicht kleine Lilie. Horaz ſetzt das breve dem vivax entgegen, daher es denn nothwendig die kurze Dauer ihrer Blüthe anzeigen muß. Auch das vivax haben Sie durch das bloße friſch ſehr ſchlecht gegeben.

37. Ode.

Velut leporem citus venator in campis nivalis Aemoniae. Dieſes überſetzen Sie: „gleich dem ſchnellen Jäger, der Haſen jaget auf den Feldern des ſtets beſchneiten Hämus. Wer heißt Ihnen denn aus der Landſchaft Aemonien oder welches einerlei iſt, Theſſalien den Berg Hämus machen? Und wer heißt Ihnen denn, auf dem Berge Haſen hetzen zu laſſen? Der Jäger bricht den Hals; es iſt augenſcheinlich. Wollen Sie denn mit aller Gewalt lieber

equitem rumpere quam leporem?

38. Ode.

Ende gut alles gut! Ich weiß wahrhaftig bei dieſer letzten Ode des erſten Buchs nichts zu erinnern. Sie iſt aber auch nur von acht Zeilen. Wenn Sie, Herr Paſtor, alle ſo überſetzt hätten wie dieſe, ſo würden Sie noch zur Noth ein Schriftſteller ſeyn, qui culpam vitavit, laudem non meruit.

Und ſo weit wären wir. — — Glauben Sie nun bald, daß es mir etwas ſehr leichtes ſeyn würde, zweihundert Fehler in Ihrer Ueberſetzung aufzubringen, ob ich gleich nirgends dieſe Zahl verſprochen habe? Wenn das erſte Buch deren an die funfzig hält, ſo werden ohne Zweifel die übrigen vier Bücher nicht unfruchtbarer ſeyn. Doch wahrhaftig, ich müßte meiner Zeit ſehr feind ſeyn, wenn ich mich weiter mit Ihnen abgeben wollte. Dieſesmal habe ich geantwortet und nimmermehr wieder. Wenn Sie ſich auch zehnmal aufs neue vertheidigen ſollten, ſo werde ich doch weiter nichts thun, als das Urtheil der Welt abwarten. Schon fängt es an, ſich für mich zu erklären, und ich hoffe die Zeit noch zu erleben, da man ſich kaum mehr erinnern wird, daß einmal ein Lange den Horaz überſetzt hat. Auch meine Kritik wird alsdann vergeſſen ſeyn, und eben dieſes wünſche ich. Ich ſehe ſie für nichts weniger als für etwas an, welches mir Ehre machen könnte. Sie ſind der Gegner nicht, an welchem man Kräfte zu zeigen Gelegenheit hat. Ich hätte Sie von Anfang verachten ſollen, und es würde auch gewiß geſchehen ſeyn, wenn mir nicht Ihr Stolz und das Vorurtheil, welches man für Sie hatte, die Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache noch Kritik, weder Alterthümer noch Geſchichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels beſitzen; kurz, daß Sie keine einzige von den Eigenſchaften haben, die zu einem Ueberſetzer des Horaz nothwendig erfordert werden. Was kann ich noch mehr thun?

Ja, mein Herr, alles dieſes würde eine ſehr kleine Schande für Sie ſeyn, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte, daß Sie eine ſehr niederträchtige Art zu denken haben, und daß Sie, mit einem Worte, ein Verleumder ſind. Dieſes iſt der zweite Theil meines Briefes, welcher der kürzeſte aber auch der nachdrücklichſte werden wird.

Unſer Streit, mein Herr Paſtor, war grammatikaliſch, das iſt, über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner ſeyn können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann eine vorgeworfene Unwiſſenheit in denſelben für eine Beſchimpfung halten könne; für eine Beſchimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, ſondern auch noch mit boshaften Lügen rächen müſſe. Am allerwenigſten hätte ich mir dieſes von einem Prediger vermuthet, welcher beſſere Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit bei allen Streitigkeiten den moraliſchen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu laſſen, haben ſollte. Ich hatte Ihnen Schulſchnitzer vorgeworfen; Sie gaben mir dieſe Vorwürfe zurück, und damit, glaubte ich, würde es genug ſeyn. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen; Sie wollten mich verhaßt und zu einem Abſcheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beſchuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweiſen, ſondern auch nicht einmal wahrſcheinlich machen können!

Ich ſoll Ihnen zugemuthet haben, mir meine Kritik mit Geld abzukaufen. — — Ich? Ihnen? Mit Geld? — — Doch es würde mein Unglück ſeyn, und ich würde mich nicht beruhigen können, wenn ich Sie bloß in die Unmöglichkeit ſetzte, Ihr Vorgeben zu erhärten, und wenn ich mich nicht durch ein gutes Schickſal in den Umſtänden befände, das Gegentheil unwiderſprechlich zu beweiſen.

Der dritte, durch den ich das niederträchtige Anerbieten ſoll gethan haben, kann kein anderer ſeyn als eben der Herr P. N., deſſen Sie auf der 21. Seite gedenken; weil dieſes der einzige lebendige Menſch iſt, der Sie und mich zugleich von Perſon kennt, und der einzige, mit dem ich von meiner Kritik über Ihren Horaz, ehe ſie gedruckt ward, geſprochen habe. Nun hören Sie.

Es war im Monat März des 1752. Jahres, als dieſer Herr P. N. durch Wittenberg reiſte, und mich daſelbſt der Ehre ſeines Beſuchs würdigte. Ich hatte ihn nie geſehen und ihn weiter nicht als aus ſeinen Schriften gekannt. In Anſehung Ihrer aber war es ein Mann, mit welchem Sie ſchon viele Jahre eine vertraute Freundſchaft unterhalten hatten. Als er wieder in Halle war, ſandte mir es für gut, unſere angefangene Freundſchaft in Briefen fortzuſetzen. Gleich in meinem erſten, wo ich nicht irre, ſchrieb ich ihm, daß ich Ihren Horaz geleſen und ſehr merkliche Fehler darin gefunden hätte; ich ſey nicht übel Willens, die Welt auf einem fliegenden Bogen dafür zu warnen, vorher aber wünſchte ich, ſein Urtheil davon zu wiſſen. Sehen Sie nun, was er hierauf antwortete — — Es thut mir leid, daß ich freundſchaftliche Briefe ſo mißbrauchen muß. — —

„Oeffentlich, ſind ſeine Worte, wollte ich es niemanden rathen, Herrn Langen anzugreifen, der etwa noch — — — — — — — — — — Indeſſen kenne ich ihn als einen Mann, der folgt, wenn man ihm etwas ſagt, das ihm begreiflich iſt. Dieſe Fehler, dächte ich, wären ihm begreiflich zu machen. Sollte es alſo nicht angehen, daß man ihn ſelbſt aufmunterte, Verleger von den Bogen zu ſeyn, die Sie wider ihn geſchrieben haben. Nicht in der Abſicht, daß er dieſelben drucken läßt; ſondern daß es in ſeiner Gewalt ſteht, die Verbeſſerungen derſelben bei einer neuen Auflage oder beſonders drucken zu laſſen. Er muß ſich aber auch alsdann gegen den Herrn Verfaſſer ſo bezeigen, als ein billiger Verleger gegen den Autor. Sie müſſen keinen Schaden haben, ſondern ein Honorarium für gütigen Unterricht — — — —“

Ich wiederhole es noch einmal, dieſes ſchrieb ein Mann, den ich in meinem Leben ein einzigmal geſprochen hatte, und der Ihr vertrauter Freund ſeit langer Zeit war. Ich habe nicht Luſt, mich durch niederträchtige Ausbürdungen Ihnen gleich zu ſtellen, ſonſt würde es mir etwas leichtes ſeyn, die Beſchuldigung umzukehren und es wahrſcheinlich zu machen, daß Sie ſelbſt hinter dieſem guten Freunde geſteckt hätten. So wahrſcheinlich es aber iſt, ſo glaube ich es doch nicht, weil ich den friedfertigen Charakter dieſes ohne Zweifel freiwilligen Vermittlers kenne. Ich will wünſchen, daß er meine Briefe mag aufgehoben haben; und ob ich mich ſchon nicht erinnere, was ich ihm eigentlich auf ſeinen Vorſchlag geantwortet, ſo weiß ich doch ſo viel gewiß, daß ich an kein Geld, an kein Honorarium gedacht habe. Ja, ich will es nur geſtehen; es verdroß mich ein wenig, daß mich der Herr B. N. für eine ſo eigennützige Seele anſehen können. Geſetzt auch, daß er aus meinen Umſtänden geſchloſſen habe, daß das Geld bei mir nicht im Ueberfluſſe ſey, ſo weiß ich doch wahrhaftig nicht, wie er vermuthen können, daß mir alle Arten Geld zu erlangen gleichgültig ſeyn würden. Doch ſchon dieſen Umſtand, daß ich ihm meine Kritik nicht geſchickt habe, hat er für eine ſtillſchweigende Mißbilligung ſeines Antrags annehmen müſſen, ob ich ihn ſchon ohne Verletzung meiner Denkungsart hätte ergreifen können, weil er ohne mein geringſtes Zuthun an mich geſchah.

Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden ſich ſchämen ohne Zweifel. Zwar nein; Verleumder ſind über das ſchämen hinaus.

Sie ſind übrigens zu Ihrem eigenen Unglücke ſo boshaft geweſen, weil ich Ihnen heilig verſichere, daß ich ohne die jetzt berührten Lügen, Ihrer Antwort wegen, gewiß keine Feder würde angeſetzt haben. Ich würde es ganz wohl haben leiden können, daß Sie als ein neuer ABCdarius, mich einen jungen, frechen Kunſtrichter, einen Scioppius, und ich weiß nicht was nennen; daß Sie vorgeben, meine ganze Gelehrſamkeit ſey aus dem Bayle; zu meiner Kritik über das Jöcher'ſche Gelehrtenlexikon hätte ich keinen Verleger finden können (ob ich gleich einen ſogar zu einer Kritik über Sie gefunden habe), und was dergleichen Fratzen mehr ſind, bei welchen ich mich unmöglich aufhalten kann. Mein Wiſſen und Nichtwiſſen kann ich ganz wohl auf das Spiel ſetzen laſſen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antaſten laſſen, und ich werde Ihren Namen in Zukunft allezeit nennen, ſo oft ich ein Beiſpiel eines rachſüchtigen Lügners nöthig habe.

Mit dieſer Verſicherung habe ich die Ehre, meinen Brief zu ſchließen. Ich bin — — doch nein, ich bin nichts. Ich ſehe, mein Brief iſt zu einer Abhandlung geworden. Streichen Sie alſo das übergeſchriebene Mein Herr aus, und nehmen ihn für das auf, was er iſt. Ich habe weiter nichts zu thun, als ihn in Duodez drucken zu laſſen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie meine Schriften halten: zu einem Vade mecum, das ich Ihnen zu Beſſerung Ihres Verſtandes und Willens recht oft zu leſen rathe. Weil endlich ein Gelehrter, wie Sie ſind, ſich in das rohe Duodez-Format nicht wohl finden kann, ſo ſoll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen eines nach der Art der ABCBücher binden zu laſſen, und mit einer ſchriftlichen Empfehlung zuzuſchicken. Ich wünſche guten Gebrauch!

Vorrede

zum dritten und vierten Theile der Schriften.

1754.

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beifalls zu rühmen, welchen die zwei erſten Theile meiner Schriften, hier und da, erhalten haben. Ich würde dem Publicum ein ſehr abgeſchmacktes Compliment machen, wenn ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben bekennen wollte. Eine ſolche Erniedrigung ſchimpft ſeine Einſicht, und man ſagt ihm eine Grobheit, anſtatt eine Höflichkeit zu ſagen. Es ſey aber auch ferne von mir, ſeine ſchonende Nachſicht zu verkennen und die Aufmunterung, die es einem Schriftſteller widerfahren läßt, welcher zu ſeinem Vergnügen etwas beizutragen ſucht, für ein ſchuldiges Opfer anzuſehen.

Ob mir nun alſo der erſte Schritt ſchon nicht mißlungen iſt, ſo bin ich doch darum nicht weniger furchtſam, den zweiten zu wagen. Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleien aus der Ferne hervor, um ihn mit einem deſto ſpöttiſchern Gelächter wieder hineinzutreiben.

Ich nannte es einen zweiten Schritt; aber ich irre mich, es iſt eben ſowohl ein erſter, als jener. Ein zweiter würde es ſeyn, wenn ich die Bahn nicht verändert hätte. Aber, wie ſehr habe ich dieſe verändert! Anſtatt Reime, die ſich durch ihre Leichtigkeit und durch einen Witz empfehlen, der deßwegen keine Neider erweckt, weil jeder Leſer ihn eben ſo gut als der Poet zu haben glaubt, anſtatt ſolcher Reime bringe ich lange proſaiſche Aufſätze, die zum Theil noch dazu eine gelehrte Miene machen wollen.

Da ich mir alſo nicht einmal eben dieſelben Leſer wieder verſprechen kann, wie ſollte ich mir eben denſelben Beifall verſprechen können? Doch er erfolge, oder erfolge nicht; ich will wenigſtens auf meiner Seite nichts verſäumen, ihn zu erhaſchen. Das iſt, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen und mit den höflichſten Wendungen, ſo nachdrücklich als möglich, zu verſtehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, daß man dasjenige, was man nun bald wahrſcheinlicher Weiſe leſen, noch wahrſcheinlicherer Weiſe aber nicht leſen wird, betrachten möge.

Ich ſage alſo, daß ich den dritten Theil mit einem Miſchmaſch von Kritik und Litteratur angefüllt habe, der ſonſt einen Autor deutſcher Nation nicht übel zu kleiden pflegte. Es iſt Schade, daß ich mit dieſem Bändchen nicht einige zwanzig Jahre vor meiner Geburt, in lateiniſcher Sprache habe erſcheinen können! Die wenigen Abhandlungen deſſelben ſind alle Rettungen überſchrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darinn gerettet habe? Lauter verſtorbene Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Faſt gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein ſauer Geſicht dafür machen werden. Wenn das klug iſt, ſo weiß ich nicht, was unbeſonnen ſeyn ſoll... Man erlaube mir, daß ich nicht ein Wort mehr hinzu ſetzen darf.

Ich komme vielmehr ſogleich auf den vierten Theil, von deſſen Inhalt ſich mehr ſagen läßt, weil er niemanden, oder welches einerlei iſt, weil er alle und jede angeht. Er enthält Luſtſpiele.

Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, geſtehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige iſt, an welches ich mich am erſten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menſchen aus Büchern kannte... beneidenswürdig iſt der, der ſie niemals näher kennen lernt!... beſchäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Daſeyn mir nichts gelegen war. Theophraſt, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer kloſtermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit ſtudirte... Wie gerne wünſchte ich mir dieſe Jahre zurück; die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.

Von dieſen erſten Verſuchen ſchreibt ſich zum Theil „der junge Gelehrte" her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernſtlicher auszuarbeiten mir die Mühe gab. Dieſe Mühe ward mir durch das daſige Theater, welches in ſehr blühenden Umſtänden war, ungemein verſüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich ſagen, weil ich vor demſelben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatiſcher Dichter lernen muß und aus der bloßen Leſung ſeiner Muſter nimmermehr lernen kann.

Ich glaubte etwas zu Stande gebracht zu haben und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, deſſen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu genießen das Glück hatte. Wird man ſich nicht wundern, als den Kunſtrichter eines Luſtſpiels einen tiefſinnigen Weltweiſen und Meßkünſtler genannt zu finden? Vielleicht, wenn es ein anderer als der Herr Prof. Käſtner wäre. Er würdigte mich einer Beurtheilung, die mein Stück zu einem Meiſterſtücke würde gemacht haben, wenn ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit ſo vielen Verbeſſerungen unterdeſſen, als ich nur immer hatte anbringen können, kam mein „junger Gelehrte" in die Hände der Frau Neuberin. Auch ihr Urtheil verlangte ich; aber anſtatt des Urtheils erwies ſie mir die Ehre, die ſie ſonſt einem angehenden Komödienſchreiber nicht leicht zu erweiſen pflegte; ſie ließ ihn aufführen. Wenn nach dem Gelächter der Zuſchauer und ihrem Händeklatſchen die Güte eines Luſtſpiels abzumeſſen iſt, ſo hatte ich hinlängliche Urſache das meinige für keines von den ſchlechteſten zu halten. Wenn es aber ungewiß iſt, ob dieſe Zeichen des Beifalls mehr für den Schauſpieler, oder für den Verfaſſer gehören; wenn es wahr iſt, daß der Pöbel ohne Geſchmack am lauteſten lacht, daß er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten, ſo will ich gerne nichts aus einem Erfolge ſchließen, aus welchem ſich nichts ſchließen läßt.

Dieſes aber glaube ich, daß mein Stück ſich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der Frau Neuberin wäre verwickelt worden. Es verſchwand mit ihr aus Leipzig und folglich gleich aus demjenigen Orte, wo es ſich, ohne Widerrede, in ganz Deutſchland am beſten ausnehmen kann.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Drucks verſuchen. Aber was liegt dem Leſer an der Urſache, warum ſich dieſer bis jetzt verzögert hat? Ich werde beſchämt genung ſeyn, wenn er finden ſollte, daß ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrückte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie ſie ſich für einen beſcheidenen Schriftſteller ſchickt! Aber man gebe Acht, ob ich nicht gleich wieder alles verderben werde!... Man nenne mir doch diejenigen Geiſter, auf welche die komiſche Muſe Deutſchlands ſtolz ſeyn könnte? Was herrſcht auf unſern gereinigten Theatern? Iſt es nicht lauter ausländiſcher Witz, der, ſo oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den unſrigen macht? Aber wie kömmt es, daß nur hier die deutſche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art ſelbſt, wie man unſere Bühne hat verbeſſern wollen, daran Schuld ſeyn? Sollte wohl die Menge von Meiſterſtücken, die man auf einmal, beſonders den Franzoſen abborgte, unſere urſprünglichen Dichter niedergeſchlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, ſo zu reden, alles erſchöpft, und ſetzte ſie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas gutes, ſondern etwas beſſeres zu machen. Dieſer Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunſtrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen ſollten, blieben aus.

Was ſoll aber dieſe Anmerkung? Vielleicht meine Leſer zu einer gelindern Beurtheilung bewegen?.... Gewiß nicht; ſie können es halten wie ſie wollen. Sie mögen mich gegen meine Landsleute oder gegen Ausländer abwägen; ich habe ihnen nichts vorzuſchreiben. Aber das werden ſie doch wohl nicht vergeſſen, wenn die Kritik den „jungen Gelehrten" insbeſondere angeht, ihn nur immer gegen ſolche Stücke zu halten, an welchen die Verfaſſer ihre Kräfte verſucht haben?

Ich glaube die Wahl des Gegenſtandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein „junger Gelehrte" war die einzige Art von Narren, die mir auch damals ſchon unmöglich unbekannt ſeyn konnte. Unter dieſem Ungeziefer aufgewachſen, war es ein Wunder, daß ich meine erſten ſatyriſchen Waffen wider daſſelbe wandte?

Das zweite Luſtſpiel, welches man in dem vierten Theile finden wird, heißt „die Juden." Es war das Reſultat einer ſehr ernſthaften Betrachtung über die ſchimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk ſeufzen muß, das ein Chriſt, ſollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, ſind ehedem ſo viel Helden und Propheten aufgeſtanden, und jetzt zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen ſey? Meine Luſt zum Theater war damals ſo groß, daß ſich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam alſo gar bald den Einfall, zu verſuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es ſie ganz und gar nicht vermuthet. Ich bin begierig mein Urtheil zu hören.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob dieſe zwei Proben einige Begierde nach meinen übrigen dramatiſchen Arbeiten erwecken werden. Ich ſchließe davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglücklicher Weiſe ſchon das Licht geſehen haben. Ein beſſerer Vorrath, bei welchem ich mehr Kräfte und Einſicht habe anwenden können, erwartet nichts als die Anlegung der letzten Hand. Dieſe aber wird lediglich von meinen Umſtänden abhangen. Ein ehrlicher Mann, der nur einigermaßen gelernt hat, ſich von dem Aeußerlichen nicht unterdrücken zu laſſen, kann zwar faſt immer aufgelegt ſeyn, etwas ernſthaftes zu arbeiten, beſonders wenn mehr Anſtrengung des Fleißes als des Genies dazu erfordert wird, aber nicht immer etwas witziges, welches eine gewiſſe Heiterkeit des Geiſtes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt als in der unſrigen ſteht.. Es rufen mir ohnedem faſt verſäumte wichtigere Wiſſenſchaften zu:

Satis est potuisse videri!

Rettungen des Horaz.

Quem rodunt omnes — — —
HORAT. Lib. 1 Sat. 6.

Dieſe Rettungen des Horaz werden völlig von denen unterſchieden ſeyn, die ich vor kurzen gegen einen alten Schulknaben habe übernehmen müſſen.

Seine kleine hämiſche Bosheit hat mich beinahe ein wenig abgeſchreckt, und ich werde ſo bald nicht wieder mit Schriftſtellern ſeines gleichen anbinden. Sie ſind das Pasquillmachen gewohnt, ſo daß es ihnen weit leichter wird, eine Verleumdung aus der Luft zu fangen, als eine Regel aus dem Donat anzuführen. Wer aber will denn gern verleumdet ſeyn?

Die Gabe, ſich widerſprechen zu laſſen, iſt wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. Nun will ich ſie eben nicht für ſo wichtig ausgeben, daß man, um ſie zu beſitzen, geſtorben zu ſeyn wünſchen ſollte: denn um dieſen Preis ſind vielleicht auch größere Vollkommenheiten zu theuer. Ich will nur ſagen, daß es ſehr gut ſeyn würde, wenn auch noch lebende Gelehrte immer im voraus ein wenig todt zu ſeyn lernen wollten. Endlich müſſen ſie doch eine Nachwelt zurücklaſſen, die alles Zufällige von ihrem Ruhme abſondert, und die keine Ehrerbietigkeit zurückhalten wird, über ihre Fehler zu lachen. Warum wollen ſie alſo nicht ſchon jetzt dieſe Nachwelt ertragen lernen, die ſich hier und da in einem ankündigt, dem es gleichviel iſt, ob ſie ihn für neidiſch oder für ungeſittet halten?

Ungerecht wird die Nachwelt nie ſeyn. Anfangs zwar pflanzt ſie Lob und Tadel fort, wie ſie es bekommt; nach und nach aber bringt ſie beides auf ihren rechten Punkt. Bei Lebzeiten und ein halb Jahrhundert nach dem Tode für einen großen Geiſt gehalten werden, iſt ein ſchlechter Beweis, daß man es iſt; durch alle Jahrhunderte aber hindurch dafür gehalten werden, iſt ein unwiderſprechlicher. Eben das gilt bei dem Gegentheile. Ein Schriftſteller wird von ſeinen Zeitgenoſſen und von dieſer ihren Enkeln nicht geleſen; ein Unglück, aber kein Beweis wider ſeine Güte; nur wann auch der Enkel Enkel nie Luſt bekommen, ihn zu leſen, alsdann iſt es gewiß, daß er es nie verdient hat, geleſen zu werden.

Auch Tugenden und Laſter wird die Nachwelt nicht ewig verkennen. Ich begreife es ſehr wohl, daß jene eine Zeitlang beſchmitzt und dieſe aufgeputzt ſeyn können; daß ſie es aber immer bleiben ſollten, läßt mich die Weisheit nicht glauben, die den Zuſammenhang aller Dinge geordnet hat, und von der ich auch in dem, was von dem Eigenſinne der Sterblichen abhangt, anbetenswürdige Spuren finde.

Sie erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die ſich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurtheilen die Stirne zu bieten und alles in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen, ſollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Böſewicht und ein vermeinter Böſewicht zum Heiligen werden. Ich ſelbſt — — denn auch ich bin in Anſehung derer, die mir vorangegangen, ein Theil der Nachwelt, und wenn es auch nur ein Trilliontheilchen wäre — — Ich ſelbſt kann mir keine angenehmere Beſchäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu muſtern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu unterſuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwiſchen, die falſchen Verkleiſterungen ihrer Schwächen aufzulöſen, kurz alles das im moraliſchen Verſtande zu thun, was derjenige, dem die Aufſicht über einen Bilderſaal anvertraut iſt, phyſiſch verrichtet.

Ein ſolcher wird gemeiniglich unter der Menge einige Schildereien haben, die er ſo vorzüglich liebt, daß er nicht gern ein Sonnenſtäubchen darauf ſitzen läßt. Ich bleibe alſo in der Vergleichung und ſage, daß auch ich einige große Geiſter ſo verehre, daß mit meinem Willen nicht die allergeringſte Verleumdung auf ihnen haften ſoll.

Horaz iſt einer von dieſen. Und wie ſollte er es nicht ſeyn? Er, der philoſophiſche Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als ſchweſterliches Band brachte, und mit der Feinheit eines Hofmanns den ernſtlichſten Lehren der Weisheit das geſchmeidige Weſen freundſchaftlicher Erinnerungen zu geben wußte und ſie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz deſto unfehlbarer zu machen.

Dieſe Lobſprüche zwar hat ihm niemand abgeſtritten, und ſie ſind es auch nicht, die ich hier wider irgend einen erhärten will. Der Neid würde ſich lächerlich machen, wenn er entſchiedene Verdienſte verkleinern wollte; er wendet ſeine Anfälle gleich einem ſchlauen Belagerer gegen diejenigen Seiten, die er ohne Vertheidigung ſieht: er giebt dem, dem er den großen Geiſt nicht abſtreiten kann, laſterhafte Sitten, und dem, dem er die Tugend laſſen muß, läßt er ſie und macht ihn dafür zu einem Blödſinnigen.

Schon längſt habe ich es mit dem bitterſten Verdruſſe bemerkt, daß eben dieſen Ränken auch der Nachruhm des Horaz nicht entgangen iſt. So viel er auf der Seite des Dichters gewonnen hat, ſo viel hat er auf der Seite des ehrlichen Mannes verloren. Ja, ſpricht man, er ſang die zärtlichſten und artigſten Lieder, niemand aber war wollüſtiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzücken, und war ſelbſt der feigherzigſte Flüchtling, er hatte die erhabenſten Begriffe von der Gottheit, aber er ſelbſt war ihr ſchläfrigſter Verehrer.

Es haben ſich Gelehrte genug gefunden, die ſeine Geſchichte ſorgfältig unterſucht und tauſend Kleinigkeiten beigebracht haben, die zum Verſtändniſſe ſeiner Schriften dienen ſollen. Sie haben uns ganze Chronologien davon geliefert; ſie haben alle zweifelhafte Lesarten unterſucht; nur jene Vorwürfe haben ſie ununterſucht gelaſſen. Und warum denn? Haben ſie etwa einen Heiden nicht gar zu verehrungswürdig machen wollen?

Mich wenigſtens ſoll nichts abhalten, den Ungrund dieſer Vorwürfe zu zeigen und einige Anmerkungen darüber zu machen, die ſo natürlich ſind, daß ich mich wundern muß, warum man ſie nicht längſt gemacht hat.

Ich will bei ſeiner Wolluſt anfangen; oder wie ſich ein neuer Schriftſteller ausdrückt, der aber der feinſte nicht iſt, bei ſeiner ſtinkenden Geilheit und unmäßigen Unzucht.[1] Die Beweiſe zu dieſer Beſchuldigung nimmt man, Theils aus ſeinen eigenen Schriften, Theils aus den Zeugniſſen anderer.

Ich will bei den letztern anfangen. Alle Zeugniſſe, die man wegen der wollüſtigen Ausſchweifung des Horaz auftreiben kann, fließen aus einer einzigen Quelle, deren Aufrichtigkeit nichts weniger als außer allem Zweifel geſetzt iſt. Man hat nämlich auf einer alten Handſchrift der Bodlejaniſchen Bibliothek eine Lebensbeſchreibung des Horaz gefunden, die faſt alle Kunſtrichter dem Sueton, wie bekannt, zuſchreiben. Wenn ſie keine anderen Bewegungsgründe dazu hätten, als die Gleichheit der Schreibart, ſo würde ich mir die Freiheit nehmen, an ihrem Vorgeben zu zweifeln. Ich weiß, daß man Schreibarten nachmachen kann; ich weiß, daß es eine wahre Unmöglichkeit iſt, alle kleine Eigenthümlichkeiten eines Schriftſtellers ſo genau zu kennen, daß man den geringſten Abgang derſelben in ſeinem Nachahmer entdecken ſollte; ich weiß endlich, daß man, um in ſolchen Vermuthungen recht leicht zu fehlen, nichts als wenig Geſchmack und recht viel Stolz beſitzen darf, welches, wie man ſagt, gleich der Fall der meiſten Kunſtrichter iſt. Doch der Scholiaſt Porphyrion führt eine Stelle aus dieſer Lebensbeſchreibung des Horaz an, und legt ſie mit ausdrücklichen Worten dem Sueton bei. Dieſes nun iſt ſchon etwas mehr, obgleich auch nicht alles. Die paar Worte, die er daraus anführt, ſind gar wohl von der Art, daß ſie in zwei verſchiedenen Lebensbeſchreibungen können geſtanden haben. Doch ich will meine Zweifelſucht nicht zu weit treiben; Sueton mag der Verfaſſer ſeyn.

Sueton alſo, der in dieſer Lebensbeſchreibung hunderterlei beibringt, welches dem Horaz zum Lobe gereicht, läßt, gleichſam als von der Wahrheitsliebe dazu gezwungen, eine Stelle mit einfließen, die man tauſendmal nachgeſchrieben, und oft genug mit einer kleinen Kitzelung nachgeſchrieben hat. Hier iſt ſie: Ad res venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Was will man nun mehr? Sueton iſt doch wohl ein glaubwürdiger Schriftſteller, und Horaz war doch wohl Dichters genug, um ſo etwas von ihm für ganz wahrſcheinlich zu halten?

Man übereile ſich nicht, und ſey Anfangs wenigſtens nur ſo vorſichtig, als es Sueton ſelbſt hat ſeyn wollen. Er ſagt traditur, dicitur. Zwei ſchöne Wörter, welchen ſchon mancher ehrliche Mann den Verluſt ſeines guten Namens zu danken hat! Alſo iſt nur die Rede ſo gegangen? Alſo hat man es nur geſagt? Wahrhaftig, mein lieber Sueton, ſo bin ich ſehr übel auf dich zu ſprechen, daß du ſolche Nichtswürdigkeiten nachplauderſt. In den hundert und mehr Jahren, die du nach ihm gelebt, hat vieles können erdacht werden, welches ein Geſchichtſchreiber wie du, hätte unterſuchen, nicht aber ununterſucht fortpflanzen ſollen — —

Es würde ein wenig ekel klingen, wenn ich dieſe Apoſtrophe weiter treiben wollte. Ich will alſo gelaſſener fortfahren — — In eben dieſer Lebensbeſchreibung ſagt Sueton: es gehen unter dem Namen des Horaz Elegien und ein proſaiſcher Brief herum; allein beide halte ich für falſch. Die Elegien ſind gemein und der Brief iſt dunkel, welches doch ſein Fehler ganz und gar nicht war. — — Das iſt artig! Warum widerſpricht denn Sueton der Tradition hier, und oben bei dem Spiegelzimmer nicht? Hat es mehr auf ſich den Geiſt eines Schriftſtellers zu retten, als ſeine Sitten? Welches ſchimpft denn mehr? Nach einer Menge der vollkommenſten Gedichte, einige kalte Elegien und einen dunkeln Brief ſchreiben; oder bei aller Feinheit des Geſchmacks ein unmäßiger Wollüſtling ſeyn? — — Unmöglich kann ich mir einbilden, daß ein vernünftiger Geſchichtſchreiber auf eben derſelben Seite, in eben derſelben Sache, nämlich in Meldung der Nachreden, welchen ſein Held ausgeſetzt worden, gleich unvorſichtig als behutſam ſeyn könne.

Nicht genug! Ich muß weiter gehen und den Leſer bitten, die angeführte Stelle noch einmal zu betrachten: ad res venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Je mehr ich dieſe Worte anſehe, je mehr verlieren ſie in meinen Augen von ihrer Glaubwürdigkeit. Ich finde ſie abgeſchmackt, ich finde ſie unrömiſch, ich finde, daß ſie andern Stellen in dieſer Lebensbeſchreibung offenbar widerſprechen.

Ich finde ſie abgeſchmackt. Man höre doch nur, ob der Geſchichtſchreiber kann gewußt haben, was er will? Horaz ſoll in den veneriſchen Ergötzungen unmäßig geweſen ſeyn; denn man ſagt — — auf die Urſache wohl Achtung gegeben! Man ſagt — ohne Zweifel, daß er als ein wahrer Gartengott, ohne Wahl, ohne Geſchmack auf alles was weiblichen Geſchlechts geweſen, losgeſtürmt ſey? Nein! — Man ſagt, er habe ſeine Buhlerinnen in einem Spiegelzimmer genoſſen, um auf allen Seiten, wo er hingeſehen, die wollüſtige Abbildung ſeines Glücks anzutreffen. — Weiter nichts? Wo ſteckt denn die Unmäßigkeit? Ich ſehe, die Wahrheit dieſes Umſtandes vorausgeſetzt, nichts darin, als ein Beſtreben, ſich die Wolluſt ſo reizend zu machen, als möglich. Der Dichter war alſo keiner von den groben Leuten, denen Brunſt und Galanterie eins iſt, und die im Finſtern mit der Befriedigung eines einzigen Sinnes vorlieb nehmen. Er wollte, ſo viel möglich, alle ſättigen; und ohne einen Währmann zu nennen, kann man behaupten, er werde auch nicht den Geruch davon ausgeſchloſſen haben. Wenigſtens hat er dieſe Reizung gekannt:

---

[1] Der Herr Müller in ſeiner Einleitung zur Kenntniß der lateiniſchen Schriftſteller, Theil III. S. 403.

te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus.

Und das Ohr? Ich traue ihm Zärtlichkeit genug zu, daß er auch dieſes nicht werde haben leer ausgehen laſſen. Sollte die Muſik auch nur

Gratus puellæ risus

geweſen ſeyn. Und der Geſchmack?

osculа, quæ Venus
Quinta parte sui nectaris imbuit.

Nektar aber ſoll der Zunge keine gemeine Kitzelung verſchafft haben; wenigſtens ſagt Ibykus bei dem Athenäus, es ſey noch neunmal ſüßer als Honig — — Himmel! was für eine empfindliche Seele war die Seele des Horaz! Sie zog die Wolluſt durch alle Eingänge in ſich. — — Und gleichwohl iſt mir das Spiegelzimmer eine Unwahrſcheinlichkeit. Sollte denn dem Dichter nie eine Anſpielung darauf entwiſcht ſeyn? Vergebens wird man ſich nach dieſer bei ihm umſehen. Nein, nein, in den ſüßen Umarmungen einer Chloe hat man die Sättigung der Augen näher, als daß man ſie erſt ſeitwärts in dem Spiegel ſuchen müßte. Wen das Urbild nicht rührt, wird den der Schatten rühren? — — Ich verſtehe eigentlich hiervon nichts, ganz und gar nichts. Aber es muß doch auch hier alles ſeinen Grund haben; und es wäre ein ſehr wunderbares Geſetz, nach welchem die Einbildungskraft wirkte, wenn der Schein mehr Eindruck auf ſie machen könnte, als das Weſen — —

Ferner finde ich die angeführten Worte unrömiſch. Wer wird mich zum Exempel bereden, daß die Römer speculatum cubiculum, für cubiculum speculis ornatum geſagt haben? Man mag dem Mittelworte speculatum eine active oder paſſive Bedeutung geben, ſo wird es in dem erſten Fall gar nichts, und in dem andern etwas ganz anders ausdrücken. Schon speculari für „in dem Spiegel beſehen,“ iſt das gewöhnlichſte nicht, und niemand anders als ein Barbar oder ein Schulknabe kann darauf fallen, den Begriff „mit Spiegeln ausgeziert,“ durch speculatus zu geben. Doch wenn das auch nicht wäre, ſo ſage man mir doch, was die ganze Redensart heißt: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita? Ich weiß wohl, was in einem gewiſſen Studentenliede scorta deponere bedeutet, aber was in einem klaſſiſchen Schriftſteller scorta disponere ſagen könne, geſtehe ich ganz gern, nicht zu wiſſen. Die Worte ſind ſo dunkel, daß man den Sinn nicht anders als errathen kann, welches aber den meiſten nicht ſauer werden wird, weil ein wenig Bosheit mit unterläuft. Wenn man ihn nun aber errathen hat, ſo verſuche man doch, ob er ſich wohl mit dem, was Sueton ſonſt von dem Horaz erzählt, vergleichen laſſe?

Nach dem Bericht dieſes Geſchichtſchreibers war Auguſt mit dem Dichter ſo vertraulich, daß er ihn oft im Scherze purissimum penem und homuncionem lepidissimum nannte. Der verſchämte Herr Paſtor Lange giebt das erſte Beiwort durch einen artigen Bruder Lüderlich, oder vielmehr nach ſeiner Rechtſchreibung Liederlich. Ich will hoffen, daß man keine getreuere Ueberſetzung von mir verlangen wird. Genug für mich, daß purissimus, oder wenn man die Lesart ein wenig antiker haben will, putissimus, der Allerreinſte, heißt, und daß der, welcher ad res venereas intemperantior iſt, unmöglich der Allerreinſte ſeyn kann. Eins von beiden muß alſo nur wahr ſeyn, entweder das dicitur des Pöbels, oder das ausdrückliche Urtheil des Auguſt. Mit welchem will man es halten?

Die Wahl kann nicht ſchwer fallen, ſondern jeder Unparteiiſche wird mir viel mehr zugeſtehen, daß Sueton ſchwerlich etwas ſo abgeſchmacktes, ſo unrömiſches und mit ſeinen anderweitigen Nachrichten ſo ſtreitendes, könne geſchrieben haben, und daß man vielmehr vollkommen berechtigt ſey, die angeführte Stelle für untergeſchoben zu halten.

Was das Unrömiſche darin zwar anbelangt, ſo könnte man vielleicht den Vorwand der verſtümmelten Lesart wider mich brauchen, und alle Schuld auf die unwiſſenden Abſchreiber ſchieben. Es iſt wahr, und ich ſelbſt kann eine Verbeſſerung angeben, die ſo ungezwungen iſt, daß man ſie ohne Widerrede annehmen wird. Anſtatt nämlich: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita rathe ich zu leſen specula in cubiculo scortans ita dicitur habuisse disposita, ut etc. Man ſieht, daß ich wenigſtens ſehr aufrichtig bin und mir kein Bedenken mache, meinen Grund ſelbſt zu entkräften. Doch wer weiß, ob ich es thun würde, wenn ich nicht den übrigen Gründen deſto mehr zutraute. Ich glaube aber, ſie ſind von der Beſchaffenheit, daß das, was ich noch hinzuſetzen will, ſie faſt unwiderſprechlich machen wird.

Ich hatte nicht lange über dieſe verdächtige Beſchuldigung nachgedacht, als ich mich erinnerte, etwas ähnliches bei dem Seneca geleſen zu haben. Dieſer ehrliche Philoſoph hat nicht gern eine Gelegenheit verſäumt, wo er mit guter Art ſeine ernſthaften Lehren mit einem Zuge aus der Geſchichte lebhafter machen konnte. In dem erſten Buche ſeiner natürlichen Fragen handelt er unter andern von den Spiegeln, und nachdem er alles beigebracht, was er als ein Phyſiker davon zu ſagen gewußt, ſo ſchließt er endlich mit einer Erzählung, die ziemlich ſchmutzig iſt. Vielleicht ſollte ich mehr ſagen, als ziemlich; wenigſtens bin ich nicht der einzige, der es einem ſtoiſchen Weiſen verdenkt, ſie mit allen ſpitzigen Schönheiten ſeines laconiſchen Witzes ausgekramt zu haben. Fromondus ſetzt ſchon hinzu: honestius tacuisses Seneca, und es giebt Ueberſetzer, die lieber ihre Urſchrift hier verſtümmeln, als durch allzugroße Treue ihren Leſern die Röthe ins Geſicht treiben wollen. Ich würde eben ſo behutſam ſeyn, wenn nicht unglücklicher Weiſe beinahe die ganze Rettung meines Dichters davon abhinge. Der Unſchuld zum Nutzen kann man ſchon den Mund ein wenig weiter aufthun. Ich werde bei dem allen noch weit beſcheidener als Seneca ſeyn, den diejenigen, welche gründlicher unterrichtet ſeyn wollen, in dem ſechzehnten Hauptſtücke des angeführten Buchs nachleſen können.

„Bei dieſer Gelegenheit,“ ſagt er zu ſeinem Lucil, „muß ich dir doch ein Hiſtörchen erzählen, woraus du erkennen wirſt, wie die Geilheit ſogar kein Werkzeug zur Anreizung der Wolluſt verachtet, und wie ſinnreich ſie iſt, ihrem unzüchtigen Feuer Nahrung zu ſchaffen. Ein gewiſſer Hoſtius übertraf an Unkeuſchheit alles, was man jemals auf der Bühne geſehen und verabſcheut hat. Er war dabei ein reicher Geizhals, ein Sklave von mehr als tauſend Seſterzien. Als ihn ſeine Sklaven umgebracht hatten, achtete der göttliche Auguſt ihn nicht für werth, ſeinen Tod zu rächen, ob er ihn gleich nicht billigte. Er verunreinigte ſich nicht allein mit Einem Geſchlechte, ſondern er war auf das männliche eben ſo raſend als auf das weibliche. Er ließ ſich Spiegel verfertigen, die, wie ich ſie in dem vorhergehenden beſchrieben habe, die Bilder um vieles vergrößerten, und den Finger an Dicke und Größe einem Arme gleich machten. Dieſe Spiegel ſtellte er ſo, daß wenn er ſich ſelbſt von einem ſeines Geſchlechts mißbrauchen ließ, er alle Bewegungen ſeines Schänders darin ſehen, und ſich an der falſchen Größe des Gliedes, gleichſam als einer wahren, vergnügen konnte. Er ſuchte zwar ſchon in allen Badſtuben die Muſter nach dem vergrößerten Maaßſtabe aus, gleichwohl aber mußte er ſeine unerſättliche Brunſt auch noch mit Lügen ſtillen. Nun ſage man mir, ob es wahr iſt, daß der Spiegel nur der Reinigkeit wegen erfunden ſey?“ —

Weiter brauche ich meinen Stoiker nicht zu verdolmetſchen. Er moraliſirt noch eine ziemliche Ecke ins Feld hinein, und giebt ſich alle Mühe die Augen ſeiner Leſer auf dieſen Gegenſtand recht zu heften. Man ſollte ſchwören, er rede von dem freiwilligen Tode des Cato, ſo feurig wird er dabei!

Ich will mich vielmehr ſogleich zu den Folgerungen wenden, die daraus fließen. Der göttliche Auguſtus, welcher hier einen unzüchtigen Mann ſo verabſcheut, daß er auch ſeinen Tod an den nichtswürdigſten Kreaturen in den Augen eines Römers, an meuchelmörderiſchen Sklaven, nicht ahnden will, iſt eben der Auguſt, deſſen Liebling Horaz war. Nun malt man uns den Horaz zwar nicht völlig als einen Hoſtius; allein das was daran fehlt, iſt auch ſo groß nicht, als daß es in dem Betragen des Auguſtus einen ſo merklichen Unterſchied hätte machen können. Unter den scortis, die der Dichter vor dem Spiegel ſoll genoſſen haben, will man nicht bloß weibliche verſtehen, deren Gebrauch die Entbehrlichkeit übernatürlicher Anſpornung ziemlich vorausſetzt. Man muß das männliche Geſchlecht mit darunter begreifen, wenn das intemperantior ad res venereas traditur, nicht, wie ich ſchon gezeigt habe, eine Ungereimtheit ſeyn ſoll. Begreift man es aber darunter, ſo iſt Hoſtius dem Horaz nur noch in kleinen Umſtänden überlegen und ihr Hauptverbrechen iſt eins. Es iſt eins, ſage ich, und Auguſtus muß von ſehr wankenden Grundſätzen geweſen ſeyn. Was konnte ihn antreiben, eben daſſelbe Laſter in dem einen zu verfolgen, und bei dem andern in einen Scherz oder vielmehr gar in eine Art von Lobſpruch zu verwandeln? Jenen für indignum vindicta, und dieſen für purissimum penem zu erklären? Man ſage nicht, die Vorzüge die Horaz ſonſt, als ein ſchöner Geiſt beſeſſen, könnten den Auguſt über dieſe Abſcheulichkeit wegzuſehen bewogen haben. Auguſt war der Mann nicht, der in Anſehung des Witzes die allzugroben Ausſchweifungen zu vergeben gewohnt war. Wenigſtens hat er es an einer ähnlichen Perſon, an dem Ovid, nicht gewieſen.

Was ſoll ich von einer ſo klaren Sache viel Worte machen? Ich glaube die kritiſche Vermuthung vorbereitet genug zu haben, die ich nunmehr vorbringen will. Man betrachte, daß Hoſtius unter dem Auguſt gelebt; man betrachte, daß der Name Hostius Gleichheit genug mit dem Namen Horatius hat, um von einem Unwiſſenden dafür angeſehen zu werden; man überlege endlich, daß die Worte des Seneca, die ich ſchon überſetzt angeführt habe: specula ita disponebat ut cum virum ipse pateretur, aversus omnes admissarii sui motus in speculo videret; daß, ſage ich, dieſe Worte von den oben angeführten: specula in cubiculo, scortatus ita dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur beinahe das Vorbild zu ſeyn ſcheinen; und wenn man alles dieſes genau überlegt hat, ſo ſage man mir, ob ich nicht mit einem ziemlichen Grade von Wahrſcheinlichkeit behaupten könnte, daß die ſtreitige Stelle des Sueton, das Einſchiebſel eines Abſchreibers ſey? Eines Abſchreibers, der vielleicht bei einem andern, als bei dem Seneca geleſen hatte: zu den Zeiten des Auguſtus habe ein gewiſſer Hoſtius — welcher Name ihm ohne Zweifel unbekannter war, als Horatius — — vor den Spiegeln ſeine unzüchtigen Lüſte geſtillt: eines Abſchreibers, der ein verdienſtliches Werk zu thun glaubte, wenn er mit dieſer Anekdote die Nachrichten des Sueton vermehrte.

Ich bin hoffentlich der erſte, der dieſe Vermuthung vorträgt, ob ich gleich nicht der erſte bin, der die Stelle, die ſie betrifft, für untergeſchoben hält. Dacier hat ſie in ſeiner Ueberſetzung ſtillſchweigend ausgelaſſen, und ſtillſchweigend alſo verdammt. Baxter läßt ſie in ſeiner Ausgabe gleichfalls weg, und fügt in einer Anmerkung hinzu: quæ hic omittuntur, a nescio quo nebulone infarcta sunt, neque enim solum inhonesta, verum etiam deridicula et ἀσύστατα videntur. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich das, was Baxter hier mit ganz trocknen Worten ſagt, richtig erwieſen hätte.

Und zwar ſollte es mir ſchon deßwegen lieb ſeyn, weil die zweite Art von Beweiſen, die man von der Unkeuſchheit des Horaz aus ſeinen eignen Schriften nimmt, ein großes verliert, wenn ſie von der erſtern nicht mehr unterſtützt wird.

Giebt man es zu, oder giebt man es nicht zu, daß der Dichter die Natur ſchildert; daß die ſinnlichen Gegenſtände ihn nicht bloß und allein, ja nicht einmal vorzüglich beſchäftigen müſſen; daß die Empfindungen, ſo wie ſie die Natur ſelbſt beleben, auch ſeine Gemälde beleben müſſen? Man giebt es zu. Räumt man es ein, oder räumt man es nicht ein, daß die Empfindungen der Wolluſt unter allen diejenigen ſind, welche ſich der meiſten Herzen bemächtigen, und ſich ihrer am leichteſten bemächtigen; daß ſie unter ſich der meiſten Abänderungen fähig ſind, welche alle Wolluſt, aber alle eine andere Wolluſt ſind; daß der Dichter, ſo wie er hier ſeine meiſte Stärke zeigen kann, auch hier ſeinen meiſten Ruhm zu erwarten hat? Man räumt es ein. Alſo räume man auch ein, daß der Dichter Wein und Liebe, Ruh und Leben, Schlaf und Tanz beſingen, und ſie als die vornehmſten Güter dieſes Lebens anpreiſen darf; oder wenigſtens geſtehe man zu, daß man dem Dichter, wenn man es ihm unterſagen wollte, eines von den ſchönſten Feldern unterſagen würde, wo er die angenehmſten Blumen für das menſchliche Herz ſammeln könnte. Ich rede von dem menſchlichen Herzen, ſo wie es iſt, und nicht wie es ſeyn ſollte; ſo wie es ewig bleiben wird, und nicht wie es die ſtrengſten Sittenlehrer gern umbilden wollten.

Ich habe für den Horaz ſchon viel gewonnen, wenn der Dichter von der Liebe ſingen darf. Allein die Liebe, hat ſie nicht jedes Jahrhundert eine andere Geſtalt? Man hat angemerkt, daß ſie in den barbariſchen Zeiten ungemein beſcheiden, ehrerbietig, und bis zur Schwärmerei züchtig und beſtändig geweſen iſt; es waren die Zeiten der irrenden Ritter. In den Zeiten hingegen, in welchen ſich Witz und Geſchmack aus dem Bezirke der Künſte und Wiſſenſchaften bis in den Bezirk der Sitten ausgebreitet hatten, war ſie immer kühn, flatterhaft, ſchlüpfrig, und ſchweifte wohl gar aus dem Gleiſe der Natur ein wenig aus. Iſt es aber nicht die Pflicht eines Dichters, den Ton ſeines Jahrhunderts anzunehmen? Sie iſt es, und Horaz konnte unmöglich anders von der Liebe reden, als nach der Denkungsart ſeiner Zeitgenoſſen. — — Noch mehr alſo für ihn gewonnen.

Hierzu füge man die Anmerkung, daß alles, woraus ein Dichter ſeine eigene Angelegenheit macht, weit mehr rührt, als das, was er nur erzählt. Er muß die Empfindungen, die er erregen will, in ſich ſelbſt zu haben ſcheinen; er muß ſcheinen aus der Erfahrung und nicht aus der bloßen Einbildungskraft zu ſprechen. Dieſe, durch welche er ſeinem geſchmeidigen Geiſte alle möglichen Formen auf kurze Zeit zu geben, und ihn in alle Leidenſchaften zu ſetzen weiß, iſt eben das, was ſeinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es iſt gleich auch das, wovon ſich diejenigen, denen er verſagt iſt, ganz und gar keinen Begriff machen können. Sie können ſich nicht vorſtellen, wie ein Dichter zornig ſeyn könne, ohne zu zürnen; wie er von Liebe ſeufzen könne, ohne ſie zu fühlen. Sie, die alle Leidenſchaften nur durch Wirklichkeiten in ſich erwecken laſſen, wiſſen von dem Geheimniſſe nichts, ſie durch willkürliche Vorſtellungen rege zu machen. Sie gleichen den gemeinen

Schiffern, die ihren Lauf nach dem Winde einrichten müſſen, wenn der Dichter einem Aeneas gleicht, der die Winde in verſchloſſenen Schläuchen bei ſich führt, und ſie nach ſeinem Laufe einrichten kann. Gleichwohl muß er, ihren Beifall zu haben, ſich ihm gleich ſtellen. Weil ſie nicht eher feurig von der Liebe reden können, als bis ſie verliebt ſind, ſo muß er ſelbſt ihnen zu gefallen verliebt ſeyn, wenn er feurig davon reden will. Weil ſie nicht wiſſen, wie ſich der Schmerz über den Verluſt einer Geliebten ausdrücken würde, ohne ihn gefühlt zu haben, ſo muß ihm ſelbſt eine Neära untreu geworden ſeyn, wenn er die Natur und ihre Ausbrüche bei einer ſolchen Gelegenheit ſchildern will.

Da man aber dieſes weiß, oder wenigſtens wiſſen könnte, ſchämt man ſich denn nicht, alles im Ernſte auf die Rechnung des Dichters zu ſchreiben, was er ſelbſt, des künſtlichen Blendwerks wegen, darauf geſchrieben hat? Muß er denn alle Gläſer geleert und alle Mädchen geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgiebt? Die Bosheit herrſcht hier wie überall. Man laſſe ihn die herrlichſten Sittenſprüche, die erhabenſten Gedanken, von Gott und Tugend vortragen; man wird ſich wohl hüten ſein Herz zur Quelle derſelben zu machen; alles das Schöne, ſpricht man, ſagt er als Dichter. Aber es entfahre ihm das geringſte Anſtößige: ſchnell ſoll der Mund von dem übergefloſſen ſeyn, deſſen das Herz voll iſt.

Weg alſo mit allen den unwürdigen Anwendungen, die man von den Gedichten des Horaz auf den moraliſchen Charakter deſſelben oft genug gemacht hat! Sie ſind die größten Ungerechtigkeiten, die man ihm erweiſen kann, und allzu oft wiederholt, werden ſie endlich alle ſeine Nachahmer bewegen, uns die Natur nur auf ihrer ſtörriſchen Seite zu weiſen, und alle Grazien aus ihren Liedern zu verbannen.

Niemand hat dieſe verhaßten Anwendungen weiter getrieben, als einige Franzoſen. Und in welcher Thorheit tragen nicht immer die Franzoſen den Preis davon? De la Chapelle fand mit ſeinen Liebesgeſchichten des Catull und Tibull Nachahmer, ſo ein elender Schriftſteller er auch war. Doch habe ich es ſchon vergeſſen, daß es eben die elendeſten Schriftſteller ſind, welche die meiſten Nachahmer finden? Nicht einer, ſondern zwei wahrhafte Beauxeſprits, das iſt, wahrhafte ſeichte Köpfe, haben uns les Amours d'Horace geliefert. Der eine hat in fünf Briefen an einen Marquis — — denn ein Marquis muß es wenigſtens ſeyn, mit dem ein franzöſiſcher Autor in Briefwechſel ſteht — — alle weibliche Namen, die in den Gedichten des Horaz vorkommen, in ein Ganzes zu bringen gewußt. Sie ſind ihm eine Reihe von willigen Schweſtern, die alle der flatterhafte Horaz durchgeſchwärmt iſt. Schon die Menge derſelben hätte ihm das Abgeſchmackte ſeines Unternehmens ſichtbar machen können; allein eben dieſelbe Menge macht er zu einem Beweiſe, daß Horaz in der Galanterie ein Held ohne gleichen müſſe geweſen ſeyn. Er erzwingt überall aus den Worten des Dichters, welche oft die unſchuldigſten von der Welt ſind, kleine ſcandalöſe Umſtände, um ſeinen Erdichtungen eine Art von Zuſammenhang zu ſchaffen. Horaz, zum Exempel, begleitet die zur See gehende Galathee mit aufrichtigen Wünſchen der Freundſchaft; der Freundſchaft, ſag' ich, die ihr alle Gefährlichkeiten des tobenden Oceans vorſtellt, und ſie durch das Exempel der Europa, keine ungewiſſe Reiſe anzutreten, ermahnt. Dieſes iſt der Inhalt der 27. Ode des dritten Buchs. Das Zärtlichſte, was Horaz der Galathee darin ſagt, ſind die Zeilen

Sis licet felix ubicunque mavis,
Et memor nostri, Galatea, vivas.

Was kann unſchuldiger ſeyn, als dieſe Zeilen? Sie ſcheinen aus dem Munde eines Bruders gefloſſen zu ſeyn, der ſich einer geliebten Schweſter, die ihn verlaſſen will, empfiehlt. Doch was nicht darin liegt, hat der Franzoſe hineingelegt; er überſetzt die Worte memor nostri vivas durch daignez toujours conserver le souvenir de ma tendresse, und nunmehr iſt es klar, daß Galathee eine Buhlerin des Horaz geweſen iſt. Noch nicht genug; zum Trotze aller Ausleger, die zu dieſer Ode ſetzen: „man weiß nicht, wer dieſe Galathee geweſen iſt, noch viel weniger ob ſie Horaz geliebt hat" — ihnen zum Trotze ſage ich, weiß er beides. Galathee, ſagt er, war ein gutes Weibchen, ſo wie ſie Horaz, der nun bald ausgedient hatte, brauchte. Sie wollte lieber gleich Anfangs die Waffen niederlegen, als ſich mit Vertheidigung eines Platzes aufhalten, von dem ſie vorher ſah, daß er ſich doch würde ergeben müſſen. Ihre Leidenſchaften waren ſehr feurig, und die Heftigkeit derſelben war in allen ihren Mienen zu leſen. Ihr Mund war von den häufigen Küſſen, die ſie zu empfangen gewohnt war, wie verwelkt. Alles das machte ſie für den Horaz recht bequem; für ihn, der gleichfalls gern ſo geſchwind als möglich zu entern ſuchte; nur Schade, daß ſie ſich etwas mehr von ihm verſprach, als kalte Verſicherungen ſeiner Treue. Sie ließ es ihm daher auch gar bald merken, daß nichts als Liebe, ſelten ein Frauenzimmer zur Liebe bewege. Den Verfolgungen dieſes abgelebten Liebhabers zu entgehen, und was das vornehmſte war, ſich vor ſeinen Liedern, vor den gewöhnlichen Werkzeugen ſeiner Rache, in Sicherheit zu ſetzen, beſchloß ſie, Rom zu verlaſſen. Sie machte ſich fertig zur See zu gehen, um vielleicht auf gut Glück ihren Mann aufzuſuchen —

Iſt es erlaubt, ſolche Nichtswürdigkeiten zu erdenken, die auch nicht den allermindeſten Grund haben? Doch ich will mich bei dieſem Schriftſteller nicht aufhalten. Gegen das Andenken eines großen Dichters ſo wenig Ehrerbietigkeit haben, daß man ſich nicht ſcheuet, es durch einen unſinnigen Roman zu verdunkeln, iſt ein Beweis der allerpöbelhafteſten Art zu denken, und des allerelendeſten Geſchmacks. Genug, daß jedem, der die Oden gegen einander halten will, die Horaz an einerlei Frauenzimmer, dem Namen nach, geſchrieben zu haben ſcheint, Widerſprüche in die Augen fallen werden, die ſogleich das Erdichtete der Gegenſtände verrathen. Mehr braucht es nicht, aus allen ſeinen Lydien, Neären, Chloen, Leuconoen, Glyceren, und wie ſie alle heißen, Weſen der Einbildung zu machen. Weſen der Einbildung, wofür ich beiläufig auch meine Phyllis und Laura und Corinna erklären will. — — Wird man nicht lachen, daß man mich um meinen Nachruhm ſo beſorgt ſieht?

Aber ich will wohl alſo gar den Horaz zu einem Prieſter der Keuſchheit machen? Nichts weniger als das. Er mag immer geliebt haben; wenn ich nur ſo viel für ihn erlange, daß man ſeine Oden nicht wider ihn brauchen darf, und die Spiele ſeines Witzes nicht zu Bekenntniſſen ſeines Herzens macht. Ich dringe hierauf beſonders deßwegen, um ihn von dem widernatürlichen Verbrechen der Wollüſtlinge ſeiner Zeit loszuſprechen, und wenigſtens die weichlichen Knaben den Ligurin und Lyciſcus aus der Rolle ſeiner Buhlerinnen zu ſtreichen.

Um es wahrſcheinlich zu machen, daß Horaz nur das erlaubtere Vergnügen genoſſen habe, erinnere man ſich des Eifers, mit welchem er den Ehebruch beſtraft. Man leſe ſeine ſechste Ode des dritten Buchs. Was für eine Strophe!

Fœcunda culpæ secula nuptias
Primum inquinavere, et genus et domus:
Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.

Konnte er die Verletzung des ehelichen Bandes mit ſchrecklichern Farben abſchildern, als daß er ſie zur Quelle machte, woraus alles Unglück über die Römer dahergefloſſen ſey? Nicht genug, daß er dieſes Laſter als Laſter verfolgte, er beſtrebte ſich ſogar es lächerlich zu machen, um ſeine Römer durch das Ungereimte davon abzuhalten, wovon ſie die Furcht der Strafe nicht abhalten konnte. Ich berufe mich deßwegen auf ſeine zweite Satyre des erſten Buchs. Auf was dringt er mehr, als auf die Verſchonung der Matronen? Er beſchreibt ihren Genuß unſicher, mit weniger Reiz verbunden als den Genuß lediger Buhlerinnen, und mit hundert Gefahren umgeben, die man in den Armen einer Freigelaſſenen nicht zu befürchten habe. — — Sollte alſo wohl der, welcher für die geſellſchaftlichen Geſetze ſo viel Ehrerbietung hatte, die weit heiligeren Geſetze der Natur übertreten haben? Er kannte ſie, dieſe Natur, und wußte, daß ſie unſeren Begierden gewiſſe Gränzen geſetzt habe, welche zu kennen eine der erſten Pflichten ſey.

Nonne cupidinibus statuit natura modum? quem
Quid latura sibi, quid sit dolitura negatum,
Quærere plus prodest, et inane abscindere soldo.

Ich kann es zwar nicht verbergen, daß er in eben dieſer Satyre von dem Gebrauche der Knaben ziemlich gleichgültig ſpricht; aber wie? So, daß er zugleich deutlich zeigt, nach ſeinem Geſchmacke ſey ihm der gewöhnlichſte Weg der liebſte. Es iſt wahr, er ſagt:

tument tibi quum inguina, num, si
Ancilla aut verna est præsto puer, impetus in quem
Continuo fiat, malis tentigine rumpi?

Es iſt wahr, er ſetzt ſogleich hinzu: non ego. Allein er ſchließt auch in den nachfolgenden Verſen ſeine Begierde offenbar nur auf die erſte ein, ſo daß er durch dieſes Bekenntniß weiter nichts ſagen will, als daß er parabilem venerem facilemque liebe. Er fährt fort:

Hæc ubi supposuit dextro corpus mihi lævum,
Ilia et Egeria est; do nomen quodlibet illi.

Ich dringe auf das hæc, und bemerke noch dabei, daß Horaz die Natur ſo geliebt habe, daß er auch an dieſer Hæc nicht einmal die Schminke und die hohen Abſätze leiden wollen:

ut neque longa
Nec magis alba velit, quam det natura, videri.

Nimmermehr wird man mich überreden können, daß einer, welcher der Natur in ſolchen Kleinigkeiten nachgeht, ſie in dem allerwichtigſten ſollte verkannt haben. Der, welcher von einem Laſter, das die Mode gebilligt hat, ſo wie von einer Mode redet, die man mitmachen kann oder nicht, muß deßwegen nicht ſelbſt dieſes Laſter ausgeübt haben. Er kann es im Herzen verdammen, ohne deßwegen wider den Strom ſchwimmen zu wollen.

Damit ich mich aber nicht bloß bei allgemeinen Entſchuldigungen aufzuhalten ſcheine, ſo will ich mich zu einer von den Oden ſelbſt wenden, die ſeine Knabenliebe, wie man ſagt, beweiſen. Ich wähle die erſte des vierten Buchs. Sie iſt an die Venus gerichtet und von dem Dichter in einem Alter von faſt funfzig Jahren geſungen worden. Er bittet darin die Göttin, ihn nicht aufs neue zu bekriegen, ſondern ſich vielmehr mit allen ihren Reizungen zu dem Maximus zu verfügen, welcher nicht unterlaſſen werde, ihr einen marmornen Altar zu errichten und den lieblichſten Weihrauch bei feſtlichen Tänzen zu ihr aufſteigen zu laſſen. Für ihn ſelbſt ſchicke es ſich nun nicht mehr, bei dem freundlichen Kampfe der Becher, die Haare mit Blumen zu durchflechten und allzu leichtgläubig auf Gegenliebe zu hoffen — Hier bricht der Dichter ab und fügt durch eine ihm eigene Wendung hinzu:

Sed cur heu, Ligurine, cur
Manat rara meas lacryma per genas:
Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?
Nocturnis te ego somniis
Jam captum teneo, jam volucrem sequor
Te per gramina Martii
Campi, te per aquas, dure, volubiles.

Was läßt ſich zärtlicheres gedenken als dieſe Stelle? Wenn ſie doch nur keinen Ligurin beträfe! Doch wie, wenn Ligurin nichts als ein Gedanke des Dichters wäre? Wie, wenn es nichts als eine Nachbildung des anakreontiſchen Bathylls ſeyn ſollte? Ich will es entdecken, was mich auf dieſe Vermuthungen bringt. Horaz ſagt in der vierzehnten Ode des fünften Buchs:

Non aliter Samio dicunt arsisse Bathyllo
Anacreonta Teium,
Qui persæpe cava testudine flevit amorem
Non elaboratum ad pedem.

Unter den Liedern des Anakreon, wie wir ſie jetzt haben, werden etwa drei an den Bathyll ſeyn, welche aber alle von einem ganz andern Charakter ſind, als daß ihnen das Flevit zukommen könnte. Diejenigen müſſen alſo verloren gegangen ſeyn, welche Horaz hier in Gedanken hatte. Fragt man mich aber, was man ſich für eine Vorſtellung von denſelben zu machen habe, ſo muß ich ſagen, daß ich mir ſie vollkommen, wie die angeführte Stelle des Horaz von ſeinem Ligurin, einbilde. Unmöglich kann der Grieche ſeine Liebe glücklicher daher geweint haben! Oder vielmehr, unmöglich hätte der Römer ſie ſo glücklich daher geweint, wenn er das Muſter ſeines Lehrers in der Zärtlichkeit nicht vor ſich gehabt hätte. Mit einem Worte alſo: Horaz, welcher allen griechiſchen Liederdichtern die ſchönſten Blumen abborgte und ſie mit glücklicher Hand auf den römiſchen Boden zu verpflanzen wußte; Horaz, ſage ich, ward von den verliebten Thränen des Anakreon ſo gerührt, daß er ſie zu den ſeinigen zu machen beſchloß. Man kann zwar, wie geſagt, das Lied des Griechen nicht dagegen aufſtellen; allein ich frage Kenner, welche die eigenthümlichen Bilder des einen und des andern Dichters zu unterſcheiden vermögen, ob ſie nicht lauter anakreontiſche in der Stelle des Horaz finden? Ja gewiß, und dieſes um ſo viel deutlicher, da man ſchon in den übrig gebliebenen Liedern des Anakreon ähnliche Züge aufweiſen kann. Man erinnere ſich unter andern des achten, wo ſich der Tejer im Traume ſowohl mit ſchönen Mädchen als Knaben herumjagt. Man erinnere ſich ferner des ſiebenten, wo Amor mit einem hyacinthnen Stabe den Anakreon durch Felder und Geſträuche, durch Thäler und Flüſſe vor ſich her treibt. Lauter gleichende Dichtungen! Und wenn Horaz die beiden Zeilen:

Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?

nicht auch dem Anakreon zu danken hat, ſo hat er ſie wenigſtens der Sappho abgeſehen, die ſchon längſt vor ihm das finſtere Stillſchweigen zu einem verrätheriſchen Merkmale der Liebe gemacht hatte. Man vergleiche ſie nur mit der Ueberſetzung des Catull:

— — — nihil est super mi
Quod loquar amens.
Lingua sed torpet — — —

Wenn nun alſo dieſe Nachahmung ſeine Richtigkeit hat, ſo habe ich mich weiter auf nichts als auf eine ganz bekannte Anmerkung zu berufen. Auf dieſe nämlich, daß eine wahre Leidenſchaft viel zu unruhig iſt, als daß ſie uns Zeit laſſen ſollte, fremde Empfindungen nachzubilden. Wenn man das, was man fühlt, ſingt, ſo ſingt man es allezeit mit urſprünglichen Gedanken und Wendungen. Sind aber dieſe angenommen, ſo iſt auch gewiß ihr ganzer Grund angenommen. Der Dichter hat alsdann ruhig in ſeiner Stube geſeſſen, er hat die Züge der ſchönen Natur aus verſchiedenen Bildern mühſam zuſammen geſucht und ein Ganzes daraus gemacht, wovon er ſich ſelbſt, aus einem kleinen Ehrgeize, zum Subjecte annimmt. Ich verrathe hier vielleicht ein Geheimniß, wovon die galante Ehre ſo mancher witzigen Köpfe abhängt; doch ich will es lieber verrathen, als zugeben, daß es unverrathen ſchimpfliche Vermuthungen veranlaſſe.

Aber, wird man vielleicht einwenden, hat denn Horaz nicht etwas Edleres nachbilden können, als die Symptome eines ſo häßlichen Laſters? Und verräth denn nicht ſchon die Nachbildung deſſelben einen Wohlgefallen daran? Das erſtere gebe ich zu, das andere aber läugne ich. Er würde etwas Edleres in der Liebe nachgebildet haben, wenn zu ſeiner Zeit etwas Edleres darin Mode geweſen wäre. Wäre dieſes aber geweſen, und hätte er es nachgebildet, zum Exempel alle Täuſchereien der platoniſchen Liebe, ſo könnte man doch daraus eben ſo wenig auf ſeine Keuſchheit ſchließen, als man jetzt aus dem Gegentheil auf ſeine Unkeuſchheit zu ſchließen befugt iſt.

Wem aber alles dieſes noch nicht genug iſt, den Horaz von der Knabenliebe loszuſprechen, den bitte ich, ſich aus der Geſchichte des Auguſtus noch folgender Umſtände zu erinnern. Ich bitte ihn, an das Geſetz de adulteriis et pudicitia, und an das Geſetz de maritandis ordinibus zu denken. Wie angelegen ließ es ſich dieſer Kaiſer ſeyn, ihre alte Kraft wieder herzuſtellen, um allen Ausſchweifungen der Unzucht, die in den geſetzloſen Zeiten des bürgerlichen Krieges eingeriſſen waren, vorzukommen. Das erſtere Geſetz, welches lex Julia genannt ward, beſtrafte die Knabenſchänderei weit härter, als ſie ein älteres Geſetz, lex Scantinia, beſtraft wiſſen wollte. Das zweite verbot eben dieſes Laſter, in ſo fern es ſchnurſtracks mit der Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts ſtreitet, auf welche niemals ein Staat aufmerkſamer war, als der römiſche. Man kann es bei dem Sueton (Hauptſtück 34.) nachleſen, wie viel Mühe es dem Auguſt gekoſtet hat, mit Erneuerung beſonders des letzteren Geſetzes durchzudringen, und wie ſorgfältig er alle Schlupflöcher, wodurch man ſich der Verbindlichkeit deſſelben zu entziehen ſuchte, verſtopft hat. Nun muß man entweder in das Weſen eines Hofmanns, welcher auch ſeine liebſten Leidenſchaften unterdrückt, ſobald er dem dadurch zu gefallen hofft, von welchem er all ſein Glück erwartet, nicht tief eingedrungen ſeyn, oder man muß glauben, daß Horaz ein ſchlechter Hofmann geweſen iſt, wenn man ihn für fähig halten will, durch ſein eigen Exempel die Verachtung der liebſten Geſetze ſeines Kaiſers befördert zu haben. Seines Kaiſers, den er ſelbſt, an mehr als einem Orte, dieſer heiligen Anſtalten wegen lobt:

Nullis polluitur casta domus stupris:
Mos et lex maculosum edomuit nefas.
Laudantur simili prole puerperæ:
Culpam pœna premit comes.

Alles dieſes, ſagt Horaz, ſind die Vortheile der Regierung unſeres Auguſtus! Man verſteht ihn aber ſehr ſchlecht, wenn man das maculosum nefas für etwas anderes annimmt, als für das Laſter, von welchem hier die Rede iſt. Auch dieſem Laſter folgte die Strafe auf dem Fuße nach; culpam pœna premit comes. Und Horaz ſollte es gleichwohl begangen haben? Ich will nicht hoffen, daß man Verleumdungen mit Verleumdungen beweiſen, und den Auguſt ſelbſt in gleiche Verdammniß werde ſetzen wollen. Es iſt wahr, wie Sueton meldet, ſo hat man ihm in ſeinen jüngeren Jahren verſchiedene ſchändliche Verbrechen vorgeworfen. Sex. Pompejus ut effœminatum insectatus est; M. Antonius, adoptionem avunculi stupro meritum etc. Aber waren nicht Pompejus und Antonius ſeine Feinde? und ſagt nicht Sueton ſelbſt bald darauf: ex quibus sive criminibus sive maledictis infamiam impudicitiæ facillime refutavit, et praesentis et posteræ vitæ castitate? Der Ehebruch war das einzige, wovon ihn auch ſeine Freunde nicht loszählen konnten; ſie machten ihn aber, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, mehr zu einer Staatsliſt, als zu einer gränzenloſen Wolluſt. Adulteria quidem exercuisse ne amici quidem negant: excusantes sane, non libidine sed ratione commissa; quo facilius consilia adversariorum per cujusque mulieres exquireret. Man weiß, daß ein neuer Auguſt eben dieſen Weg ging, den er aber eben nicht aus der Geſchichte brauchte erlernt zu haben.

Ich weiß nicht, ob ich noch eine kahle Ausflucht hier zu widerlegen nöthig habe. Man könnte ſagen, Horaz habe ſich der Knabenliebe ſchuldig gemacht, noch ehe Auguſt die Geſetze darwider erneuert hätte. Doch haben wir nicht oben ausdrücklich geſehen, daß der Dichter an die funfzig Jahr alt war, als er ſich in den Ligurin verliebt ſtellte? Dieſer Zeitpunkt fällt lange nach dem erſtern, und wer weiß, welcher gute Geiſt den Horaz getrieben hat, ihn zu ſeiner künftigen Entſchuldigung ſo genau anzumerken. Auguſt hatte damals längſt die Knabenliebe durch die ſchärfſten Geſetze aus dem Staate verbannt; aber ſie aus den Liedern der Dichter zu verbannen, die ſich gerne keinen Gegenſtand entziehen laſſen, an welchem ſie ihren Witz zeigen können, war niemals ſein Wille geweſen. Er konnte es allzu wohl wiſſen, daß in den Verſen nur ihr Schatten wäre, welcher dem menſchlichen Geſchlechte wenig Abbruch thun würde.

Wenn ich nunmehr auf alles das zurückſehe, was ich in dem Punkte der Unkeuſchheit zur Rettung meines Dichters beigebracht habe, obſchon ein wenig unordentlich, wie ich leider gewahr werde, — ſo glaube ich wenigſtens ſo weit gekommen zu ſeyn, daß man aus dem untergeſchobenen Zeugniſſe nichts, und aus ſeinen eigenen Gedichten noch weniger als nichts, ſchließen darf. Es bleibt vielmehr bei dem Urtheile des Auguſtus: purissimus penis! Das letztere, weil er freilich wohl ſeinen Theil an den fleiſchlichen Ergötzungen mochte genoſſen haben; das erſtere aber, weil er durchaus in den Gränzen der Natur geblieben war. — — Doch genug hiervon!

Ich wende mich zu einer zweiten Beſchuldigung, welche einen Römer, in ſo fern er ein Römer iſt, faſt noch mehr ſchimpft, als die erſte. Horaz ſoll ein feigherziger Flüchtling geweſen ſeyn, welcher ſich nicht geſchämt habe, ſeine Schande ſelbſt zu geſtehen. Man weiß, daß Horaz, als er ſich in Athen, ſeine Studien fortzuſetzen befand, unter der Armee des Brutus Dienſte nahm. Die hiſtoriſchen Umſtände davon ſind zu bekannt, als daß ich mich dabei aufhalten dürfte. Man weiß, wie unglücklich die Schlacht bei Philippi für den Brutus ausfiel. Sie iſt es, an welche Horaz in der ſiebenten Ode des zweiten Buchs ſeinen Freund, den Pompejus Varus, erinnert.

Tecum Philippos, et celerem fugam
Sensi, relicta non bene parmula,
Cum fracta Virtus et minaces
Turpe solum tetigere mento.

Was für ein Bekenntniß, rufen alle aus, die ſich des Schimpfs erinnern, der ſowohl bei den Griechen als Römern mit dem Verluſte des Schildes verbunden war — — Wir wollen doch ſehen, ob ſie dieſe Ausrufung nöthig haben?

Ich will nicht darauf dringen, daß ein Soldat, der ſein Schild in der Schlacht eingebüßt, gleichwohl vollkommen tapfer könne geweſen ſeyn, daß er es nur eben dadurch könne eingebüßt haben, weil er allzu tapfer geweſen iſt. Ich will nicht anführen, daß es eine Thorheit iſt, ſich die Flucht durch eine unnöthige Laſt ſchwer zu machen, wenn man ſie ein für allemal ergreifen muß. Alle dieſe Entſchuldigungen möchten zu allgemein ſeyn, und alſo nichts entſchuldigen; ob ich gleich die erſtere auf einen ſehr hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit bringen könnte. Horaz war ein junger Menſch ohne Ahnen und Vermögen, und dennoch gelangte er gleich Anfangs zu der Würde eines Tribuns. Iſt es alſo nicht klar, daß Brutus perſönliche Eigenſchaften in ihm müſſe entdeckt haben, welche den Mangel an Ahnen und Vermögen erſetzten? Was konnten dieſes aber für Eigenſchaften ſeyn, wenn es nicht ein entſchiedener Muth und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunſt waren? Und rühmt er nicht in eben dieſer Ode ſelbſt von ſich, daß er noch vor der Schlacht bei Philippi, ſein Leben mehr als einmal in die Schanze geſchlagen habe?

O sæpe mecum tempus in ultimum
Deducte — —

Oder will man ihm dieſes für eine Prahlerei auslegen, und ihm nirgends als da glauben, wo er ſeine Schande bekannt zu machen ſcheint?

Doch wie geſagt, alle dieſe Ausflüchte ſind mir zu klein. Wäre Horaz auch ſonſt noch ſo tapfer geweſen, ſo würde es ihm dennoch zu wenig Ehren gereichen, wenn ihn gleich bei der wichtigſten Gelegenheit ſein Muth verlaſſen hätte. Bei kleinen Scharmüzeln etwas wagen, und in einem ernſtlichen Treffen davon fliehen, ſchickt ſich wohl für einen Huſaren, aber für keinen Römer. Ich bin folglich mit allen ſeinen Auslegern ſehr ſchlecht zufrieden, die ihn durch nichts anders zu entſchuldigen wiſſen, als durch die überlegene Macht des Auguſtus, die das Geſtändniß ſeiner Flucht, aufs höchſte zu einer feinen Schmeichelei machen, und dabei den Umſtand des weggeworfenen Schildes als eine ſichere Wahrheit annehmen.

Es kömmt darauf an, ob ich es beſſer treffen werde. Ich erinnerte mich zur rechten Zeit, bei dem Dio Caſſius geleſen zu haben (B. 47.), daß die Sieger nach der verlorenen Schlacht bei Philippi die Flüchtigen zwar ſcharf verfolgten, daß ſie aber keinen einzigen weder tödteten, noch gefangen nahmen, ſondern ſie bloß ſo viel als möglich zerſtreuten, damit ſie ſich auf keine Art widerſetzen könnten. — Was konnte mir alſo natürlicher einfallen als der Gedanke, daß Horaz, wenn er wirklich ſein Schild weggeworfen hätte, es ganz und gar ohne Urſache müſſe weggeworfen haben. Konnte er denn nicht etwa gemächlich genug fliehen? Er brauchte ja ſo geſchwind eben nicht zu ſeyn, da weder Tod noch Gefangenſchaft hinter ihm her waren. Mit dieſer vorgefaßten Meinung las ich die gleich darauf folgenden Zeilen

Sed me per hostes Mercurius celer
Denso paventem sustulit aëre.

Man darf, glaub' ich, der Scharfſinnigſte eben nicht ſeyn, in dieſen Worten den Dichter zu entdecken, der nichts weniger als ein Geſchichtſchreiber ſeyn will. Auch darf man der Beleſenſte nicht ſeyn, um zu wiſſen, daß Horaz hier den Homer nachgeahmt hat, bei dem es eben nichts ſeltenes iſt, daß ein Gott mitten in der Feldſchlacht, einen umringten Helden mit einer dicken Wolke umgiebt, und ihn auf dieſe Art ſeinen Feinden entrückt. Wie aber, wenn auch die vorhergehenden Zeilen von dieſer Art wären? Wie, wenn man auch in jenen Spuren einer Nachahmung fände, die den Dichter mehr zu ſagen verführt hätte, als er der ſtrengen Wahrheit gemäß hätte ſagen ſollen? Würde nicht daraus folgen, daß man von dem weggeworfenen Schilde nicht mehr und nicht weniger glauben müſſe, als von der Wolke, in die ihn Merkur ſoll gehüllt haben?

Man erinnere ſich alſo, was uns Herodotus und Strabo von dem Alcäus, demjenigen lyriſchen Dichter melden, welchen Horaz zu ſeinem vornehmſten Muſter gemacht hatte. Dieſer Grieche war ſo wenig ein bloßer Poete, daß er vielmehr die Poeſie nur deſſentwegen zu lieben ſchien, weil er durch ſie ſeinen Haß wider die Unterdrücker des Vaterlandes am nachdrücklichſten erklären konnte. Er war der Gegner des Pittacus, der die Oberherrſchaft in Mitylene mit Gewalt an ſich riß, und den ein paar Sittenſprüche, die noch ſo ziemlich ſind, unter die Zahl der ſieben Weiſen geſetzt haben. Sein Unglück wollte, daß er nicht allein dieſem ſeinem Feinde in die Hände fiel, ſondern auch in einem Treffen, welches die Athenienſer wider die von Lesbos gewannen, ſein Leben mit der Flucht retten, und ſeine Waffen im Stiche laſſen mußte. Man weiß, daß er dieſen Umſtand in ſeinen eigenen Gedichten nicht verſchwiegen hat, und ihn auch nicht zu verſchweigen brauchte, weil er ſchon zu viel Proben von ſeiner Tapferkeit gegeben hatte, als daß ihm dieſer Zufall hätte nachtheilig ſeyn können. Die Athenienſer hingen ſeine Waffen in einem Tempel der Pallas auf, und auch dieſes war ein Beweis, daß man ſie für keine ſchlechte Beute müſſe angeſehen haben. — Vollkommen in dieſem Falle war nun zwar Horaz nicht; aber was hindert uns gleichwohl zu glauben, daß Pompejus Varus, an welchen er die Ode richtet, und den er primum suorum sodalium nennt, genugſam von dem Muthe des Horaz könne überzeugt geweſen ſeyn, um das weggeworfene Schild für nichts als für einen poetiſchen Zug anzuſehen? Für einen Zug, der ſeinem Freunde eine Gleichheit mit demjenigen Griechen geben ſollte, mit welchem er ſo viel Aehnliches als möglich zu haben wünſchte.

Kurz die ganze ſiebente Ode des zweiten Buchs iſt nichts als ein Scherz. Und was iſt im Scherze gewöhnlicher, als daß man ſich ſelbſt eine ganz andere Geſtalt giebt, daß ſich der Tapfere als einen Feigen, und der Freigebige als einen Knicker abbildet! In dieſen Verſtellungen liegt nur allzu oft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht frei zu ſprechen iſt. Vielleicht war er einer von denen, die ſich bei Philippi am tapferſten gehalten hatten; vielleicht wußte er ſeine Thaten auf keine feinere und zugleich klügere Art zu erwähnen, als durch das Gegentheil. Ich ſage, auf keine klügere Art, weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des Auguſt, ſehr ſchlecht angeſtanden hätte, ſo gerade hin damit zu prahlen. Ich berufe mich deßwegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob ſie wohl, wenn ſie an des Horaz Stelle geweſen wären. aus einer andern Urſache etwas Schlechtes von ſich würden geſagt haben, als um etwas deſto Rühmlicheres darunter verſtehen zu laſſen?

Was mich noch mehr in der Vermuthung beſtärkt, daß das weggeworfene Schild eine poetiſche Verkleinerung ſeiner ſelbſt ſey, iſt die zweite Stelle, wo Horaz ſeines Soldatenſtandes gedenkt. Sie befindet ſich in dem zweiten Briefe des zweiten Buchs, und alſo in einer Art von Gedichte, die der Wahrheit hiſtoriſcher Umſtände weit fähiger iſt, als eine Ode. Was ſagt er aber da von ſeiner Flucht? Nichts als:

Unde simul primum me dimisere Philippi
Decisis humilem pennis, inopemque paterni
Et laris et fundi: paupertas impulit audax
Ut versus facerem — —

Kein einziger Ausleger ſcheint mir auf das Wort dimittere gehörig Achtung gegeben zu haben, und auch die Ueberſetzer überſehen es alle. Dimittere iſt ein militäriſches Wort, und bedeutet eine rühmliche

Abdankung: Exercitum dimittere wird man unzähligemal bei den klaſſiſchen Schriftſtellern, beſonders den Geſchichtſchreibern antreffen, wo es überall die Armee auseinander laſſen heißt, und zwar mit Erkennung ihrer geleiſteten Dienſte. Nimmermehr kömmt dieſes Wort einem Flüchtigen, geſchweige einem, der ſeine Waffen im Stiche gelaſſen hat, zu. Beide wurden nach der römiſchen Kriegszucht geſtraft und nicht dimittirt. Da aber Horaz dieſes letztere von ſich ſagt, muß er ſich nicht eines weit beſſern bewußt geweſen ſeyn, als was er ſich im Scherze gegen einen vertrauten Freund Schuld giebt?

Daß verſchiedene Sprachforſcher die erwähnte Nachahmung des Alcäus gewußt, und gleichwohl nicht die gehörige Folgerung daraus gezogen haben, wundert mich nicht; aber daß Bayle ſie gewußt und nicht nach ſeiner Scharfſinnigkeit angewendet hat, das wundert mich. Er ſagt unter dem Artikel dieſes Griechen: „derjenige unter den lateiniſchen Poeten, welcher dem Alcäus am ähnlichſten iſt, hat ſowohl als er, in ſeinen Gedichten bekannt, daß er ſich mit Wegwerfung ſeiner Waffen, als eines den Flüchtigen ganz unnützen Dinges, mit der Flucht aus der Schlacht gerettet habe. Dem Archilochus begegnete vor dem Alcäus der gleiche Zufall, und er bekannte ihn öffentlich. Horaz würde vielleicht in dieſem Stücke nicht ſo aufrichtig geweſen ſeyn, wenn er nicht die großen Beiſpiele vor Augen gehabt hätte.“ Dieſe großen Beiſpiele, hätte Bayle vielmehr ſagen ſollen, machten ihn noch mehr als aufrichtig; ſie machten ihn zum Selbſtverläugner, welchem es nicht genug war, ſeinen griechiſchen Muſtern in der Flucht ähnlich zu ſeyn, wenn er ihnen nicht auch in der ſchimpflichen Flucht gleichen ſollte. So viel er dadurch bei Unwiſſenden auf der Seite des tapfern Mannes verlor, ſo viel, und noch mehr, gewann er auf der Seite eines Freundes der Muſen. Wenn er Tribun geblieben wäre, ſo würde ihn vielleicht das Beiſpiel des Epaminondas zu dem Wunſche bewogen haben, auf ſeinem Schilde zu ſterben; da er aber aus dem Tribun ein Dichter geworden war, ſo war das Beiſpiel eines Alcäus für ihn reizender. Es war ihm angenehm, das Volk denken zu laſſen, zwei Dichter, die einerlei Schickſal gehabt, könnten nichts anders, als auch einerlei Geiſt haben.

Nichts iſt daher abgeſchmackter, als die Folgerung, welche Herr Müller aus dieſer Aehnlichkeit ziehen wollen. Hieraus, ſagt er, an dem angeführten Orte, ſollte man faſt das Vorurtheil faſſen, daß die geiſtigſten Odendichter eben nicht die tapferſten Soldaten ſind. — — Das faſt iſt ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas Ungereimtes ſagen, und zugleich auch nicht ſagen will.

Je größer überhaupt der Dichter iſt, je weiter wird das, was er von ſich ſelbſt mit einfließen läßt, von der ſtrengen Wahrheit entfernt ſeyn. Nur ein elender Gelegenheitsdichter, giebt in ſeinen Verſen die eigentlichen Umſtände an, die ein Zuſammenſchreiber nöthig hat, ſeinen Charakter einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weiß, daß er alles nach ſeiner Art verſchönern muß, und alſo auch ſich ſelbſt, welches er oft ſo fein zu thun weiß, daß blöde Augen ein Bekenntniß ſeiner Fehler ſehen, wo der Kenner einen Zug ſeines ſchmeichelnden Pinſels wahrnimmt.

Noch weit ſchwerer, oder vielmehr gar unmöglich iſt es, aus ſeinen Gedichten ſeine Meinungen zu ſchließen, ſie mögen nun die Religion oder die Weltweisheit betreffen, es müßte denn ſeyn, daß er die einen oder die andern, in eigentlichen Lehrgedichten ausdrücklich hätte entdecken wollen. Die Gegenſtände, mit welchen er ſich beſchäftigt, nöthigen ihn die ſchönſten Gedanken zu ihrer Ausbildung von allen Seiten zu borgen, ohne viel zu unterſuchen, welchem Lehrgebäude ſie eigen ſind. Er wird nicht viel Erhabnes von der Tugend ſagen können, ohne ein Stoiker zu ſcheinen, und nicht viel Rührendes von der Wolluſt, ohne das Anſehen eines Epikur zu bekommen.

Der Odendichter beſonders pflegt zwar faſt immer in der erſten Perſon zu reden, aber nur ſelten iſt das ich ſein eigen ich. Er muß ſich dann und wann in fremde Umſtände ſetzen, oder ſetzt ſich mit Willen hinein, um ſeinen Witz auch außer der Sphäre ſeiner Empfindungen zu üben. Man ſoll den Rouſſeau einſtmals gefragt haben, wie es möglich ſey, daß er eben ſowohl die unzüchtigen Sinnſchriften, als die göttlichſten Pſalme machen könne? Rouſſeau ſoll geantwortet haben, er verfertige jene eben ſowohl ohne Ruchloſigkeit, als dieſe ohne Andacht. Seine Antwort iſt vielleicht zu aufrichtig geweſen, obgleich dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß.

Wird alſo nicht ſchon dieſe einzige Anmerkung hinlänglich ſeyn, alles was man von der Philoſophie des Horaz weiß, zu widerlegen? Und was weiß man denn endlich davon? Dieſes, daß er in ſeinem Alter, als er ein ernſthaftes Geſchäft aus derſelben zu machen anfing, auf keines Weltweiſen Worte ſchwur, ſondern das Beſte nahm, wo er es fand, überall aber diejenigen Spitzfindigkeiten, welche keinen Einfluß auf die Sitten haben, unberührt ließ. So malt er ſich in dem erſten Briefe ſeines erſten Buchs, an einem Orte, wo er ſich ausdrücklich malen will. Alles, was man außer dieſen Zügen hinzuſetzt, ſind die ungegründetſten Folgerungen, die man aus dieſer oder jener Ode ohne Geſchmack gezogen hat.

Wir wollen ein Exempel davon an der bekannten Ode Parcus Deorum cultor etc., welches die vierunddreißigſte des erſten Buches iſt, ſehen. Es iſt unbeſchreiblich, was man für wunderbare Auslegungen davon gemacht hat. Ich glaube dieſe Materie nicht beſſer ſchließen zu können, als wenn ich meine Gedanken darüber mittheile, die ich dem Urtheile derjenigen überlaſſen will, welche Gelehrſamkeit und Geſchmack verbinden. Hier iſt die Ode, und zugleich eine Ueberſetzung in einer ſo viel als möglich poetiſchen Proſe. Ich glaube dieſes wird beſſer ſeyn, als wenn die Poeſie ſo viel als möglich proſaiſch wäre.

34. Ode des erſten Buchs.

Parcus Deorum cultor et infrequens
Insanientis dum sapientiæ
Consultus erro, nunc retrorsum
Vela dare atque iterare cursus
Cogor relictos: namque Diespiter
Igni corusco nubila dividens
Plerumque, per purum tonantes
Egit equos, volucremque currum:
Quo bruta tellus et vaga flumina,
Quo Styx, et invisi horrida Tænari
Sedes, Atlanteusque finis
Concutitur. Valet ima summis
Mutare et insignem attenuat Deus
Obscura promens. Hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
Sustulit; hic posuisse gaudet.

Ueberſetzung.

„In unſinnige Weisheit vertieft, irrt ich umher, ein karger, ſaumſeliger Verehrer der Götter. Doch nun, nun ſpann ich, den verlaſſ'nen Lauf zu erneuern, gezwungen die Segel zurück.

„Denn ſonſt nur gewohnt die Wolken mit blendenden Blitzen zu trennen, trieb der Vater der Tage, durch den heitern Himmel, die donnernden Pferde und den beflügelten Wagen.

„Auf ihm erſchüttert er der Erde ſinnloſen Klumpen, und die ſchweifenden Ströme, auf ihm den Styx und die nie geſehenen Wohnungen im ſchrecklichen Tänarus und die Wurzeln des Atlas.

„Gott iſt es, der das Tiefſte ins Höchſte zu verwandeln vermag, der den Stolzen erniedrigt, und das, was im Dunkeln iſt, hervorzieht. Hier riß mit ſcharfem Geräuſche das räuberiſche Glück den Wipfel hinweg, und dort gefällt es ihr, ihn anzuſetzen.“

Es wird nöthig ſeyn, ehe ich mich in die Erklärung dieſer Ode einlaſſe, einige grammatikaliſche Anmerkungen, zur Rettung meiner Ueberſetzung, beizubringen. Gleich in dem erſten Worte habe ich mir die Freiheit genommen, den Haufen der Ausleger zu verlaſſen. Parcus iſt ihnen ſo viel als rarus, ſelten. Und infrequens? Auch ſelten. So verſchwenderiſch mit den Worten iſt Horaz ſchwerlich geweſen. Zwei Beiwörter, die nur einerlei ſagen, ſind ſeine Sache gar nicht. Dacier ſpricht: parcus cultor Deorum bedeute nicht ſowohl einen, welcher die Götter wenig verehrt, als vielmehr einen, der ſie ganz und gar nicht verehrt. Wir wollen es annehmen; aber was heißt denn nun infrequens cultor. Infrequens, ſagt dieſer Kunſtrichter, iſt ein ſehr merkwürdiges Wort, deſſen Schönheit man nicht genugſam eingeſehen hat. Es iſt eine Metapher, die von den Soldaten genommen worden, welche ſich von ihren Fahnen entfernen. Er beweiſt dieſes aus dem Feſtus, welcher mit ausdrücklichen Worten ſagt: infrequens appellabatur miles qui abest, abfuitve a signis. — — Ein klares Exempel, daß es den Kritikern gleichviel iſt, ob ſie ihren Schriftſteller etwas ungereimtes ſagen laſſen oder nicht, wenn ſie nur ihre Beleſenheit auskramen können! Nach dem Sinne des Dacier müßte man alſo die Worte: parcus Deorum cultor et infrequens überſetzen: „ich, der ich die Götter ganz und gar nicht verehrte, und ihren Dienſt oft unterließ, bei welchem ich gleichwohl wie der Soldat bei der Fahne hätte verharren ſollen.“ Der geringſte Sylbenhenker würde kein ſo widerſinniges Climax gemacht haben. — Aber was hat denn alle dieſe Leute bewogen, von der natürlichen Bedeutung der Worte abzugehen? Warum ſoll denn parcus hier nicht heißen, was es faſt immer heißt? Macht nicht „karge Verehrer der Götter,“ einen ſehr ſchönen Sinn, wenn man überlegt, daß ein Heide in Erwählung ſchlechter Opfer und in ihrer Seltenheit eine ſehr unheilige Kargheit verrathen konnte? Das andere Beiwort infrequens habe ich durch ſaumſelig gegeben, ſelten aber würde vielleicht eben ſo gut geweſen ſeyn. Der Sinn, den ich ihm beilege, iſt dieſer, daß es einen anzeigt, welcher ſich ſelten in den Tempeln bei feierlicher Begehung der Feſttäge und öffentlichen Opfer einfand. Wenn man die beiden Erklärungen annimmt, ſo wird man hoffentlich einſehen, daß Horaz nichts umſonſt geſetzt hat. Herr Lange hat parcus durch träge gegeben; aus was für Urſachen kann unmöglich jemand anders, als er ſelbſt wiſſen, doch vielleicht auch er ſelbſt nicht einmal.

Bei der zweiten Strophe muß ich dieſes erinnern, daß ich von der gewöhnlichen Interpunction, doch nicht ohne Vorgänger, abgegangen bin. Die meiſten Ausgaben haben das Komma nach dividens; ſo viel ich mich erinnere, der einzige Baxter ſetzt es nach plerumque, und beruft ſich deßwegen auf den Scholiaſten. Baxter hat Recht, und wenn er ſich auch auf keinen Währmann berufen könnte. Ich glaube nicht, daß man leichter ein klarer Beiſpiel finden könne, was für Zweideutigkeiten die lateiniſche Sprache unterworfen ſey, als das gegenwärtige. Horaz kann eben ſowohl geſagt haben: Diespiter igni corusco plerumque nubila dividit als: plerumque per purum tonantes egit equos. Beides aber kann er doch nicht zugleich geſagt haben, und man muß alſo dasjenige wählen, welches den ungezwungenſten Verſtand giebt. Nun iſt es wohl keine Frage, ob es öfter bei heiterm Himmel oder öfter alsdann donnert, wann der Himmel mit Wolken umzogen iſt? Soll alſo der Dichter nichts Ungereimtes geſagt haben, ſo kann nur die erſtere Auslegung ſtatt finden, welcher ich in der Ueberſetzung gefolgt bin; ob ich gleich ganz gern geſtehe, daß es ſonſt der Gebrauch des Horaz nicht iſt, die Adverbia ſo nachzuſchleppen, als er es hier mit dem plerumque thut. Doch lieber ein paar verkehrte Worte, als einen verkehrten Sinn! Verſchiedene Ausleger ſcheinen den letztern gemerkt zu haben, wenn ſie das plerumque zu per purum egit zögen, und ſuchen ſich alſo durch beſondere Wendungen zu helfen. Lubinus, zum Exempel, will bei plerumque, hisce vero diebus einſchieben, und Dacier giebt das plerumque durch souvent. Aber ſeit wann hat es denn aufgehört, mehrentheils zu heißen? Und ſeit wann iſt es denn den Pharaphraſten erlaubt, ganz neue Beſtimmungen in ihren Text zu flicken, die nicht den geringſten Grund darin haben?

In der dritten Strophe habe ich die Ueberſetzung des Worts invisi und die Vertauſchung der Beiwörter zu rechtfertigen. Ich weiß wohl, daß den meiſten Auslegern invisus hier, verhaßt, ſcheußlich und dergleichen heißt; ich habe aber deßwegen lieber die allereigentlichſte Bedeutung, nach welcher es ſoviel als ungeſehen iſt, beibehalten wollen, weil ich glaube, daß Horaz dadurch der Griechen ἀιδης habe ausdrücken wollen. Tänarus war, wie bekannt, ein Vorgebirge in Laconien, durch welches die Dichter einen Eingang in die Hölle angelegt hatten. Die Hölle aber hielten Griechen und Römer für einen τοπον ζοφερον και ἀνηλιον, wie ſie bei dem Lucian περι πενθους beſchrieben wird. Daher nun, oder vielmehr weil ſie von keinem ſterblichen Auge erblickt wird, ward ſie ἀιδης genannt, und Horaz war Nachahmer genug, nach dieſem Exempel ſeine invisam sedem horridi Tænari zu machen. Ich ordne hier die Beiwörter ſo, wie ich glaube, daß ſie natürlicher Weiſe zu ordnen ſind. Der Dichter hat ihre eigentliche Ordnung verrückt, und horridam sedem invisi Tænari daraus gemacht, welches ohne Zweifel in ſeinem römiſchen Ohre eine beſſere Wirkung that. Mir aber ſchien der ungeſehene Tänarus im Deutſchen zu verwegen, weil man glauben könnte, als ſollte es ſo viel anzeigen, daß man dieſes Vorgebirge niemals zu ſehen bekomme. Ich ſtelle alſo dieſes Beiwort wieder dahin, wo es dieſe Zweideutigkeit nicht verurſacht, und der Stärke des Ausdrucks dabei nichts benimmt. Die Treue eines Ueberſetzers wird zur Untreue, wenn er ſeine Urſchrift dadurch verdunkelt. Man ſage nicht, daß alle dieſe Schwierigkeiten wegfallen, wenn man die gewöhnliche Bedeutung von invisus annimmt. Ich weiß es; aber ich weiß auch, daß alsdann dieſes Beiwort mit dem andern horrida, eine viel zu große Gleichheit bekommt, als daß ich glauben könnte, derjenige Dichter werde beide ſo nahe zuſammen gebracht haben, welcher die Beiwörter gewiß nicht häuft, wenn nicht jedes dem Leſer ein beſonderes Bild in die Gedanken ſchildert. „Die grauſe Höhle des ſcheußlichen Tänars,“ ſagt wohl ein Lange, aber kein Horaz. Es iſt eben, als wollte man ſagen: die hohe Spitze des erhabenen Berges. — Noch ſollte ich mich vielleicht in dieſer Strophe, wegen des atlanteus finis entſchuldigen. Aber will ich denn ein wörtlicher Ueberſetzer ſeyn?

Nach dieſen wenigen Anmerkungen komme ich auf den Inhalt der Ode ſelbſt. Faſt alle Ausleger halten dafür, daß Horaz der Sekte des Epikur darin abſage, daß er die Regierung der Götter zu erkennen anfange, und ihnen eine beſſere Verehrung verſpreche. — — Dieſe

Erklärung ſcheint dem erſten Anblicke nach ziemlich ungezwungen und richtig. Sie war allgemein angenommen, bis Tanaquill Faber ſie in Zweifel zu ziehen anfing. Dacier, welcher mit der Tochter dieſes Gelehrten auch deſſen Meinungen geheirathet zu haben ſchien, trat ſeinem Schwiegervater bei und erklärte die Ode für nichts anders als kindiſch und abgeſchmackt, wenn ſie eine ernſtliche Widerrufung ſeyn ſollte. Er kam auf den Einfall, ſie zu einer Spötterei über die ſtoiſche Sekte zu machen, welches zu erweiſen er ſie folgender Geſtalt umſchrieb. „Es iſt wahr, ſo lange ich den Lehren einer närriſchen Weisheit folgte, habe ich die Götter nicht ſo, wie ich wohl ſollte, verehrt. Ihr aber, ihr Herren Stoiker, dringt mit ſo ſtarken Gründen in mich, daß ich gezwungen bin, auf andere Art zu leben und einen neuen Weg zu erwählen. Was mich in meiner Halsſtarrigkeit befeſtigte, war dieſes, daß ich gewiß überzeugt war, der Donner könne nichts als die Wirkung der Ausdünſtungen ſeyn, die ſich in Wolken zuſammenziehen und ſich unter einander ſtoßen. Allein nunmehr beweiſt ihr mir, daß es oft am heitern Himmel donnert. Hierauf nun habe ich nichts zu antworten, und ich muß mit euch erkennen, daß Gott ſelbſt den Wagen ſeines Donners durch den Himmel führt, ſo oft es ihm gefällt, und die Blitze mit eigener Hand wirft, wohin er will.“ — — Bis hieher fließt alles noch ziemlich natürlich; allein von den letzten fünf Verſen geſteht Dacier ſelbſt, daß ſie mit ſeiner Auslegung ſchon etwas ſchwerer zu vereinigen ſind. Horaz, ſagt er, fängt in dieſen letztern Zeilen an, ernſtlich zu reden, und entdeckt in wenig Worten, was er von der Vorſehung glaube. „Ich weiß, ſoll des Dichters Meinung ſeyn, daß Gott dieſen erniedrigen und jenen erhöhen kann. Aber ich weiß auch, daß er dieſe Sorge dem Zufalle und dem Glücke überläßt, welches mit ſcharfem Geräuſch dem Haupte des einen das Diadem entreißt und das Haupt des andern damit krönt.“

Der ſtärkſte Beweis des Dacier läuft dahin aus, daß unmöglich Horaz eine ſo nichtige Urſache ſeiner Bekehrung könne angeführt haben, als der Donner am heitern Himmel in den Augen eines jeden Verſtändigen ſeyn muß. „Man braucht, ſagt er, in der Naturlehre nur ſehr ſchlecht erfahren zu ſeyn, wenn man wiſſen will, daß kein Donner ohne Wolken ſeyn könne. Horaz muß alſo nothwendig die Stoiker nur damit lächerlich machen wollen, die den Epikurern wegen der Vorſehung weiter nichts als ungefähr dieſes entgegen zu ſetzen wußten: ihr könnt, ſagten die Stoiker, die Vorſehung nicht läugnen, wenn ihr auf den Donner und auf ſeine verſchiedenen Wirkungen Achtung geben wollt. Wenn nun die Epikurer ihnen antworteten, daß der Donner aus natürlichen Urſachen hervorgebracht würde, und man alſo nichts weniger als eine Vorſehung daraus beweiſen könne: ſo glaubten die Stoiker, ihnen nicht beſſer den Mund zu ſtopfen, als wenn ſie ſagten, daß es auch bei heiterem Wetter donnere; zu einer Zeit alſo, da alle natürliche Urſachen wegfielen, und man deutlich ſehen könne, daß der Donner allerdings von den Göttern regiert werden müſſe.“

Dieſes, wie geſagt, iſt der ſtärkſte Grund, womit Dacier ſeine neue Auslegung unterſtützt; ich muß aber geſtehen, daß mich ſeine Schwäche nicht wenig befremdet. Iſt es nicht gleich Anfangs offenbar, daß er, entweder aus Unwiſſenheit oder aus Liſt, die ſtoiſchen Beweiſe der Vorſehung ganz kraftlos vorſtellt? Dieſe Weltweiſen beriefen ſich zwar auf die natürlichen Begebenheiten und auf die weiſe Einrichtung derſelben; niemals aber läugneten ſie ihre in dem Weſen der Dinge gegründeten Urſachen, ſondern hielten es vielmehr für unanſtändig, ſich irgendwo auf die unmittelbare Regierung der Götter zu berufen. Ihre Gedanken von derſelben waren die gegründetſten und edelſten, die man je, auch in den aufgeklärteſten Zeiten, gehabt hat. Ich berufe mich auf das ganze zweite Buch der natürlichen Fragen des Seneca, wo er die Natur des Donners unterſucht. Aus dem 18. Hauptſtücke deſſelben hätte Dacier genugſam ſehen können, daß die Stoiker auch bei den Donnerſchlägen am heitern Himmel die natürlichen Urſachen nicht bei Seite ſetzten, und daß purus aër im geringſten nicht alle Donnerwolken ausſchließt. Quare et sereno tonat? heißt es daſelbſt: quia tunc quoque per crassum et siccum aëra spiritus prosilit. Was kann deutlicher ſeyn? Seneca ſagt dieſes zwar nach den Grundſätzen des Anaximander, aber er erinnert nichts dawider; er billigt ſie alſo. Eine Stelle aus dem 31. Hauptſtücke wird es noch deutlicher machen, in wie fern die Stoiker geglaubt haben, daß in dem Donner etwas göttliches ſey: mira fulminis, si intueri velis, opera sunt, nec quidquam dubii relinquentia, quin divina insit illis et subtilis potentia. Man gebe wohl Acht, daß er das divina durch subtilis erklärt, welche Erklärung die Exempel, die er gleich darauf anführt, auch einzig und allein nur zulaſſen. Der Blitz, fährt er fort, zerſchmelzt das Gold in dem Beutel, ohne dieſen zu verletzen; deßgleichen die Klinge in der Scheide, ob ſchon dieſe ganz bleibt. Schöne Wunder einer göttlichen Macht, wenn ſie unmittelbare Wirkungen derſelben ſeyn ſollten! Es iſt wahr, die Stoiker glaubten ſogar, daß der Donner das Zukünftige vorher verkündige. Aber wie glaubten ſie es? So, daß ſie Gott ſehr ruhig dabei ließen, und dieſe Vorherverkündigung bloß aus der Ordnung, wie die Dinge in der Natur auf einander folgen müßten, erklärten. Die Tuſker waren es, welche gröbere Begriffe damit verbanden und glaubten, der Donner rolle nur deßwegen, damit er etwas verkündige, nicht aber, daß er etwas verkündige, weil er rolle. Ich muß die Worte des Seneca nothwendig ſelbſt einrücken. Hoc autem, ſagt er in dem 32. Hauptſtücke, inter nos et Tuscos, quibus summa persequendorum fulminum est scientia, interest. Nos putamus quod nubes collisæ sunt, ideo fulmina emitti. Ipsi existimant nubes collidi, ut fulmina emittantur. Nam cum omnia ad deum referant, in ea sunt opinione, tamquam non quia facta sunt significent; sed quia significatura sunt, fiant: eadem tamen ratione fiunt, sive illis significare propositum est, sive consequens. Quomodo ergo significant, nisi a Deo mittantur? Quomodo aves non in hoc motæ, ut nobis occurrerent, dextrum auspicium, sinistrumve fecerunt. Et illas, inquit, Deus movit. Nimis illum otiosum et pusillæ rei ministrum facis, si aliis somnia, aliis exta disponit; ista nihilominus divina ope geruntur. — Alia ratione fatorum series explicatur, indicia venturi ubique præmittens, ex quibus nobis quædam familiaria, quædam ignota sunt. — — Cujus rei ordo est, etiam prædictio est.

Man überlege dieſe Stelle genau und ſage, ob es dem Inhalte derſelben zufolge möglich ſey, daß die Stoiker jemals ſo abgeſchmackt gegen die Epikurer können geſtritten haben, als ſie Dacier ſtreiten läßt. Iſt es aber nicht möglich, ſo muß ja auch die vorgegebene Spötterei des Horaz und mit ihr die ganze ſich darauf gründende Erklärung wegfallen. Es iſt nicht nöthig, ihr mehr entgegen zu ſetzen, ob es gleich etwas ſehr leichtes ſeyn würde; beſonders wenn man die Gründe aus der Verdrehung der letzten fünf Zeilen und aus der gewaltſamen Hineinpreſſung des Wörtchens sed vor hinc apicem nehmen wollte.

Nach dieſer Widerlegung wird man vielleicht glauben, daß ich die alte Auslegung dieſer Ode beibehalten wolle. Doch auch dieſe kann, meinem Urtheile nach, nicht ſtatt finden. Die Veränderung der Sekte wäre für den Horaz eine zu wichtige Begebenheit geweſen, als daß er ihrer nicht öfter in ſeinen Briefen oder Satyren, wo er ſo unzählich viel Kleinigkeiten von ſich einfließen läßt, hätte erwähnen ſollen. Aber überall iſt ein tiefes Stillſchweigen davon. Auch das kann nicht erwieſen werden, daß Horaz gleich Anfangs der ſtoiſchen Philoſophie ſolle zugethan geweſen ſeyn, welches doch ſeyn müßte, wenn er ſie cursus relictos nennen wollen. Außer dieſen ſchon bekannten Schwierigkeiten ſetze ich noch eine neue hinzu, die aus meiner Anmerkung über die Art, mit welcher die Stoiker von der göttlichen Regierung der natürlichen Dinge philoſophirten, hergenommen iſt. Wenn es wahr iſt, daß nach ihren Grundſätzen der Donner am umzogenen Himmel nicht mehr und nicht weniger die Mitwirkung der Götter bewies als der Donner am heitern Himmel: ſo kann Horaz den letzten eben ſo wenig im Ernſte als im Scherze als eine Ereignung anſehen, die ihn den Stoikern wieder beizutreten nöthige. Das erſtere iſt wahr und alſo auch das letztere. Oder will man etwa vermuthen, daß Horaz die ſtoiſche Weltweisheit nicht beſſer werde verſtanden haben, als ſeine Ausleger?

Laßt uns eine beſſere Meinung von ihm haben und ihn wo möglich wider ihre unzeitige Gelehrſamkeit vertheidigen! Unzeitig iſt ſie, daß ſie da Sekten ſehen, wo keine ſind; daß ſie Abſchwörungen und Spöttereien wahrnehmen, wo nichts als gelegentliche Empfindungen herrſchen. Denn mit einem Worte, ich glaube, daß Horaz in dieſer Ode weder an die Stoiker, noch an die Epikurer gedacht hat, und daß ſie nichts iſt, als der Ausbruch der Regungen, die er bei einem außerordentlichen, am hellen Himmel plötzlich entſtandenen Donnerwetter gefühlt hat. Man ſage nicht, daß die Furcht vor dem Donner etwas ſo kleines ſey, daß man ſie dem Dichter ſchwerlich Schuld geben könne. Der natürlichſte Zufall, wenn er unerwartet kömmt, iſt vermögend, auch das männlichſte Gemüth auf wenig Augenblicke in eine Art von Beſtürzung zu ſetzen. Und was braucht es mehr, als daß Horaz in einer ſolchen kurzen Beſtürzung einige erhabene und rührende Gedanken gehabt hat, um das Andenken derſelben in ein paar Strophen aufzubehalten? Affect und Poeſie ſind zu nahe verwandt, als daß dieſes unbegreiflich ſeyn ſollte.

Ich will meine Erklärung nicht Zeile auf Zeile anwenden, weil es eine ſehr überflüſſige Mühe ſeyn würde. Ich will nur noch eine Vermuthung hinzuthun, die hier mit allem Rechte eine Stelle verdient. Man erinnere ſich, was uns Sueton von dem Auguſtus in dem 90. Hauptſtücke ſeiner Lebensbeſchreibung meldet. Tonitrua et fulgura paulo infirmius expavescebat, ut semper et ubique pellem vituli marini circumferret, pro remedio: atque ad omnem majoris tempestatis suspicionem in abditum et concameratum locum se reciperet. Wie gerne ſtellt ſich ein Hofmann in allen Geſinnungen ſeinem Regenten gleich! Geſetzt alſo, Horaz habe ſich nicht ſelbſt vor dem Donner gefürchtet, kann er nicht dieſe Schwachheit, dem Auguſt zu ſchmeicheln, angenommen haben? Es ſcheint mir, als ob dieſer Umſtand auf die Ode ein gewiſſes Licht werfe, bei welchem man eine Art von Schönheiten entdeckt, die ſich beſſer fühlen, als umſtändlich zergliedern laſſen.

Soll ich noch etwas aus dem Leben des Auguſtus beibringen, woraus vielleicht eine neue Erklärung herzuholen iſt? Ich will gleich vorausſagen, daß ſie ein wenig kühn ſeyn wird; aber wer weiß, ob ſie nicht eben das Kühne bei vielen empfehlen wird? Als Auguſtus nach dem Tode des Cäſar von Apollonien zurück kam und eben in die Stadt eintrat, erſchien plötzlich am hellen und klaren Himmel ein Zirkel, in Geſtalt eines Regenbogens, rings um die Sonne, und gleich darauf ſchlug der Donner auf das Grabmahl der Julia, des Cäſars Tochter. Dieſe Ereignung ward, wie man ſich leicht vorſtellen kann, zum größten Vortheile des Auguſtus ausgelegt. Und wie, wenn eben ſie es wäre, auf welche Horaz hier zielt? Er war zwar, wenn ich die Zeiten vergleiche, damals nicht in Rom; aber kann nicht ſchon die Erzählung einen hinlänglichen Eindruck auf ihn gemacht haben? Und dieſes vielleicht um ſo viel eher, je lieber es ihm bei ſeiner Zurückkunft nach der Schlacht bei Philippi ſeyn mußte, eine Art einer göttlichen Antreibung angeben zu können, warum er nunmehr von der Partei der Mörder des Cäſar abſtehe. Wollte man dieſen Einfall billigen, ſo müßte man unter den Göttern, die Horaz wenig verehrt zu haben geſteht, den Cäſar und Auguſtus, welchen er mehr als einmal dieſen Namen giebt, verſtehen; und die insanam sapientiam müßte man für den Anhang des Brutus annehmen, welcher in der That zwar ein tugendhafter Mann war, aber auch in gewiſſen Stücken, beſonders wo die Freiheit mit einſchlug, die Tugend bis zur Raſerei übertrieb. Dieſe Auslegung, glaube ich, hat ihre Schönheiten, welche ſich beſonders in den letzten Zeilen ausnehmen, wo der Dichter von der Erniedrigung des Stolzen und von der Uebertragung der höchſten Gewalt redet, die er unter dem Bilde des Wipfels will verſtanden wiſſen.

Ich will nichts mehr hinzu ſetzen, ſondern vielmehr nochmals bekennen, daß ich die erſtere plane Erklärung, welche ohne alle Anſpielungen iſt, dieſer andern weit vorziehe. Meine Leſer aber mögen es halten wie ſie wollen, wenn ſie mir nur ſo viel eingeſtehen, daß nach der letztern aus dem Parcus Deorum cultor et infrequens wider die Religion des Horaz gar nichts zu ſchließen iſt, nach der erſtern aber nicht mehr, als man aus dem Liede des rechtſchaffenſten Theologen, in welchem er ſich einen armen Sünder nennt, wider deſſen Frömmigkeit zu folgern berechtigt iſt. Das iſt alles, was ich verlange.

Ich weiß, daß man noch vieles zur Rettung des Horaz beibringen könnte; ich weiß aber auch, daß man eben nicht alles erſchöpfen muß.

Rettung des Hier. Cardanus.

Leſer, welche den Cardan kennen, und auch mir zutrauen, daß ich ihn kenne, müſſen es ſchon vorausſehen, daß meine Rettung den ganzen Cardan nicht angehen werde. Dieſes außerordentliche Genie hat alle Nachwelt ſeinetwegen in Zweifel gelaſſen. Man muß glauben, daß der größte Verſtand mit der größten Thorheit ſehr weſentlich verbunden iſt, oder ſein Charakter bleibt ein unauflösliches Räthſel. Zu was hat man ihn nicht gemacht; oder vielmehr, zu was hat er ſich nicht ſelbſt in einem Werke gemacht, dergleichen ich wollte, daß jeder große Mann mit eben der Aufrichtigkeit ſchreiben müßte! (de vita propria.)

Es wäre ein Wunder, wenn ein ſo ſeltner Geiſt dem Verdachte der Atheiſterei entgangen wäre. Hat man oft mehr gebraucht, ihn auf ſich zu laden, als ſelbſt zu denken und gebilligten Vorurtheilen die Stirne zu bieten? Selten hat man nöthig gehabt, in der That anſtößige Sätze und ein problematiſches Leben, wie Cardan, damit zu verbinden.

Eine augenſcheinliche Verleumdung, die man noch nicht aufhört aus einem Buche in das andere überzutragen, treibt mich an, dieſes Verdachts in etwas zu gedenken. Man gründet ihn, wie bekannt, auf drei Stücke. Auf ein Buch, welches er wider die Unſterblichkeit der Seele ſoll geſchrieben haben; auf ſeine aſtrologiſche Unſinnigkeit, dem Heilande die Nativität zu ſtellen; und endlich auf eine gewiſſe Stelle in ſeinem Werke de subtilitate.

Von den beiden erſtern Gründen werde ich nichts ſagen, weil ſchon andre nur allzuviel davon geſagt haben. Den erſten widerlegt ſogleich das *ſoll*. Er ſoll ſo ein Buch geſchrieben haben, welches er zwar nicht drucken laſſen, aber doch heimlich ſeinen Freunden gewieſen. Und wer iſt denn der Währmann dieſes Vorgebens? Kein anderer, als Martinus del Rio. (Disput. Mag. Tom. I. Lib. II.) Wenn man es noch glauben will, ſo muß man dieſen Spanier nicht kennen. — — Den zweiten Grund zernichten die eigenen Worte des Cardan, welche inſonderheit der Herr Paſtor Brucker aus deſſen ſeltnen Werke, über des Ptolemäus vier Bücher de astrorum judiciis, angeführt hat. (Hist. Crit. Phil. Tomi IV. Parte altera p. 76.)

Ich werde mich, wie geſagt, hierbei nicht aufhalten; ich wende mich vielmehr ſogleich zu dem letztern Punkte, weil ich in der That hoffe, etwas beſonders dabei anzumerken. Man wird es als einen guten Zuſatz zu dem Artikel anſehen können, welchen Bayle in ſeinem kritiſchen Wörterbuche von dieſem Gelehrten gemacht hat.

Es iſt billig, daß man die Ankläger des Cardan zuerſt hört. Es ſind deren ſo viele, daß ich nur einen werde das Wort können führen laſſen. Dieſes mag ein noch lebender Schriftſteller ſeyn, deſſen Buch in ſeiner Art ein Handbuch der Gelehrten geworden iſt, der Herr Paſtor Vogt, oder vielmehr de la Monnoye durch dieſen. Er führt in ſeinem Verzeichniſſe von raren Büchern die erſtere, und noch eine andere Ausgabe des Cardaniſchen Werks de subtilitate an, und was er dabei anmerkt iſt folgendes. „Man lieſt, ſagt er, in dieſen ungemein ſeltnen Ausgaben eine ſehr gottloſe und ärgerliche Stelle, die man in den nachherigen Abdrücken weggelaſſen hat. Ich will die ganze Sache mit den Worten des gelehrten de la Monnoye, im 4ten Theile der Menagianen, S. 305, erzählen. Noch ſchlimmer als Pompanaz, ſagt dieſer, macht es Cardan. In dem eilften ſeiner Bücher de subtilitate vergleicht er die vier Hauptreligionen kürzlich unter einander; und nachdem er eine gegen die andere hat ſtreiten laſſen, ſo ſchließt er, ohne ſich für eine zu erklären, mit dieſen unbedachtſamen Worten: igitur his arbitrio victoriae relictis. Das heißt auf gut deutſch, er wolle dem Zufalle überlaſſen, auf welche Seite ſich der Sieg wenden werde. Dieſe Worte verändert er zwar ſelbſt in der zweiten Ausgabe; dennoch aber ward er drei Jahre darauf von dem Scaliger Exercit. 258. n. 1. ſehr bitter deßwegen beſtraft, weil der Sinn derſelben ſehr ſchrecklich iſt, und die Gleichgültigkeit des Cardan in Anſehung des Sieges deutlich beweiſt, welchen eine von den vier Religionen, es möge nun ſeyn welche es wolle, entweder durch die Stärke der Beweiſe, oder durch die Gewalt der Waffen davon tragen könne.“

Aus dieſer Anführung erhellt, daß Scaliger der erſte geweſen iſt, dem die Stelle, wovon ich rede, zum Anſtoße gereicht hat. Man darf aber nicht glauben, daß von ihm bis auf den de la Monnoye ſie von keinem andern ſey gerügt worden. Marinus Merſennus iſt in ſeiner Auslegung des erſten Buchs Moſis (S. 1830.) darwider aufgeſtanden, und hat ſie für nichts ſchändlicheres, als für einen Inbegriff des berüchtigten Buchs von den drei Betrügern gehalten. Aus dem Merſennus hat ſie hernach beſonders Morhof (Polyh. T. I. Lib. I. c. 8. §. 6.) Bücherkennern bekannt gemacht, und dieſe haben ſie einander redlich aus einer Hand in die andere geliefert.

Reimann (Hist. univers. Atheismi et Atheorum p. 365. et 547.), die hälliſchen Verfaſſer der Observat. selectarum (Tom. X. p. 219.), Freitag (Analect. litteraria p. 210.), die Bibliothek des Salthenius (S. 272.) ſagen alle ebendaſſelbe. Alle nennen die angeführte Stelle locum impium et scandalosissimum, locum offensionis plenissimum. Ich muß dieſen noch einen Freund von mir beiſetzen, nämlich den Herrn Adjunct Schwarz in Wittenberg, welcher in ſeiner erſten Exercitation in utrumque Samaritanorum Pentateuchum, gelegentlich eben dieſe Saite berührt.

Was wird man aber von mir denken, wenn ich kühnlich behaupte, daß alle dieſe Gelehrte entweder nur Nachbeter ſind, oder, wenn ſie mit ihren eignen Augen geſehen haben, nicht haben conſtruiren können. Ich ſage: nicht können; denn auch das kann man nicht, woran uns die Vorurtheile verhindern.

Ich für meinen Theil habe es dem nur gedachten Herrn Adjunct Schwarz zu danken, daß ich nicht in das gemeine Horn mit blaſen darf. Bei ihm habe ich die allererſte Ausgabe des Cardaniſchen Werks de subtilitate in die Hände bekommen, und ſie mit um ſo viel größrer Begierde durchblättert, da eben daſſelbe Exemplar dem Philipp Melanchthon zugehört hatte, von deſſen eigner Hand hier und da einige kleine Noten zu leſen waren. Es war mir leid, daß ich den nunmehrigen Beſitzer deſſelben von der Richtigkeit meiner Anmerkung nicht überzeugen konnte.

Ich will mich nicht länger verweilen, ſie dem Leſer vorzulegen, vorher aber nur noch einige Worte von der erſten Ausgabe ſelbſt gedenken. Aus einigen Kleinigkeiten ſchließe ich, daß ſie Herr Vogt nicht ſelbſt geſehen hat. Man vergleiche nur folgenden Titel mit dem ſeinigen: HIERONYMI CARDANI, Medici Mediolanensis, de subtilitate Libri XXI. ad illustr. principem Ferrandum Gonzagam, Mediolanensis Provinciae praefectum. Nach dieſer Aufſchrift folgt auf dem Titel ſelbſt eine kleine Anrede des Druckers an den Leſer, in welcher er ihm die Vortrefflichkeit des Buchs anpreiſet. Hier iſt ſie: *Joh. Petrejus* Lectori: Habes hoc in libro, candide Lector, plus quam sesquimille, variarum non vulgarium, sed difficilium, occultarum et pulcherrimarum rerum causas, vires et proprietates, ab authore hinc inde experimento observatas: quae non solum propter cognitionem delectabiles, sed etiam ad varios usus, tum privatos tum publicos, multo utiliores quam hactenus plurimorum scripta, quae etsi ex philosophia sint, minoris tamen momenti esse, legens haec illa, haud mecum dissenties! uti singula in adjecto indice perspicue licet cernere. Unter dieſem kurzen Buchhändlerpanegyrico ſteht endlich: Norimbergae apud Jo. Petreium, jam primo impressum, cum Privilegio Caes. atque Reg. ad Sexennium Ao. MDL. Das Format iſt in Folio; die Stärke 373 Blätter, ohne das Regiſter.

Nunmehr wird man es mir hoffentlich zutrauen, daß ich die ſtreitige Stelle wirklich aus der erſten Originalausgabe anführen werde. — — Aber man erlaube mir, daß ich es nicht lateiniſch thun darf. Das Latein des Cardan iſt ſo ſchlecht, daß der Leſer nichts dabei einbüßt, wenn er es auch ſchon in eben ſo ſchlechtes Deutſch verwandelt ſieht. Denn habe ich nicht die Güte des Ausdrucks auch in der Ueberſetzung beibehalten müſſen? Hier iſt ſie alſo:

Stelle aus dem XI. Buche des Cardanus *de subtilitate*.

„Die Menſchen ſind von je her an Sprache, Sitten und Geſetzen eben ſo ſehr unter ſich von einander unterſchieden geweſen, als die Thiere von ihnen. Bei den Verehrern des Mahomet wird ein Chriſt, und bei beiden ein Jude nicht höher geſchätzt, als der verworfenſte Hund: er wird verſpottet, verfolgt, geſchlagen, geplündert, ermordet, in die Sklaverei geſtoßen, durch die gewaltſamſten Schändungen gemißhandelt, und mit den unſauberſten Arbeiten gemartert, ſo daß er von einem Tiger, dem man die Jungen geraubt, nicht ſo viel auszuſtehen haben würde. Der Geſetze aber ſind viere: der Götzendiener, der Juden, der Chriſten und der Mahometaner.

„Der Götzendiener zieht ſein Geſetz aus vier Gründen vor. Erſtlich weil er ſo oft, in den Kriegen wider die Juden, den Sieg davon getragen habe, bis es ihm endlich gelungen, ihre Geſetze ganz und gar zu vertilgen; es müſſe daher dem höchſten Werkmeiſter und Regenten die Verehrung eines einzigen Gottes nicht mehr, als die Verehrung vieler Götter gefallen haben. Hernach ſagen ſie, ſo wie es ſich, wenn das Volk einen oberſten Regenten über ſich habe, für jeden gezieme, in Privatſachen und beſonders in Kleinigkeiten, ſeine Zuflucht vielmehr zu den Befehlshabern und Hofleuten deſſelben zu nehmen, als dem Könige ſelbſt, um jeder Urſach willen, beſchwerlich zu fallen: eben ſo müſſe man, da der höchſte Gott ſich um das, was hier auf Erden vorgeht, und wovon die Angelegenheiten der Privatperſonen den allerkleinſten Theil ausmachen, ſehr wenig bekümmert, vielmehr zu den Göttern, die dieſer höchſte Gott zu ſeinen Dienern geordnet hat, bei nicht wichtigen Dingen fliehen, als daß man denjenigen ſelbſt, den kein Sterblicher nicht einmal mit den Gedanken erreichen kann, aus jeder nichtswürdigen Urſache mit Bitten beläſtige. Endlich behaupten ſie, daß durch dieſes Geſetz und durch dieſe Beiſpiele, indem ſie Hoffnung machten, nach dieſer Sterblichkeit göttlich verehrt zu werden, viele wären angetrieben worden, ſich durch Tugenden berühmt zu machen, als Herkules, Apollo, Jupiter, Mercurius, Ceres. Was aber die Wunder anbelange, ſo könnten ſie eben ſo wohl Exempel der offenbaren Hülfe ihrer Götter und Orakelſprüche anführen, als irgend andere. Auch ſey unſere Meinung von Gott und dem Urſprunge der Welt nicht allein nicht weniger abgeſchmackt, ſondern auch noch abgeſchmackter als ihre, welches aus dem Streite unter den andern Geſetzen, und aus dem Haſſe derſelben gegen alle Weltweiſe, als die Urheber der Wahrheit, erhelle. Dieſe aber werfen ihnen die Menſchenopfer, die Verehrung todter Bildſäulen, und die Menge der Götter vor, welche auch von den ihrigen ſelbſt verlacht würden; deßgleichen die ſchändlichen Laſter dieſer ihrer Götter, die man ſich ſchon an einem Menſchen einzubilden ſchäme, und die undankbare Vergeſſung des allerhöchſten Schöpfers.

„Nachdem dieſe alſo auf beſagte Art widerlegt worden, ſo ſteht der Jude wider die Chriſten auf. Wenn in unſerm Geſetze, ſagt er, Fabeln enthalten ſind, ſo ſind ſie alle auch auf euch gekommen, die ihr unſer Geſetz annehmet. Die Einheit Gottes hat niemand ſo unverfälſcht verehrt als wir; und von uns ſtammt dieſe Wahrheit auch her. Ferner kann ſich kein Geſetz ſo großer Wunder und Zeichen, und kein Volk eines ſolchen Adels rühmen. Hierauf aber ſprechen die übrigen wider dieſes Geſetz: alles das, was untergegangen ſey, müſſe Gott nicht gefallen haben; ſie, die Juden, hätten wider ihre Propheten gewüthet; ihr Volk wäre allezeit der ganzen Welt ein Abſcheu geweſen, und diejenigen, welche von den Chriſten und Mahometanern verehrt würden, die befehle ihnen ihr eignes Geſetz anzubeten.

„Nachdem auch dieſes Geſetz übern Haufen geworfen, ſo ſtreitet nunmehr der Chriſt wider den Mahometaner. Dieſer Streit iſt ſchärfer und wird auf beiden Theilen mit großen Kräften unterſtützt, von welchen das Wohl ganzer Reiche und Länder abhängt. Der Chriſt ſtützt ſich beſonders auf vier Gründe. Erſtlich auf das Zeugniß der Propheten, welche alles, was ſich mit Chriſto zugetragen, ſo genau erzählten, daß man glauben ſollte, es ſey nicht vorher geſagt, ſondern nachdem alles ſchon geſchehen, aufgeſchrieben worden. Dieſe aber melden nicht das geringſte von dem Mahomet. Zweitens auf das Anſehen der Wunderwerke Chriſti, die von ſolcher Größe und Beſchaffenheit geweſen ſind, daß ſie mit den Wundern der Mahometaner in keine Vergleichung kommen: wie zum Exempel die Auferweckung der Todten, des Lazarus, des Mägdleins und des Sohnes der Wittwe. Die Wunderwerke der Mahometaner hingegen, das Herabfallen der Steine von den ſchwarzen Vögeln, oder die Verbergung in der Höhle, wie er in ſeinem Korane lehrt, oder dieſes, daß er in einer Nacht von Mecca nach Jeruſalem wäre geſchickt, oder verſetzt worden, oder ſeine Zertheilung des Mondes; alle dieſe können entweder nicht mit Zeugen beſtätigt werden, oder ſind ganz und gar keine Wunder. Daß Steine von Vögeln herabgeſchmiſſen werden, dieſes iſt zwar etwas wunderſames, und mag es immerhin geweſen ſeyn, aber kein Wunder iſt es nicht; daß der Mond zertheilt ſcheint, dieſes iſt weder ein Wunder, noch etwas Wunderſames. Von Mecca nach Jeruſalem verſetzt werden, oder in den Himmel hinanſteigen, dieſes wäre zwar ein Wunder, allein die Zeugen mangeln ihm. Der dritte Grund wird von den Geboten Chriſti hergenommen, welche nichts enthalten, was mit der Moral oder mit der natürlichen Philoſophie ſtreitet. Was ſein Leben anbelangt, darin kann es ihm niemand gleich thun, und wenn es auch der allerbeſte wäre; aber es nachahmen kann ein jeder. Wie? kann ſage ich? Ja, ſo viel du dich von ſeinem Exempel entfernſt, ſo viel Gottloſigkeit nimmſt du an. Mahomet hingegen räth Mord und Krieg und den Thurm im Paradieſe; das Paradies aber beſchreibt er ſo, daß man darinnen heirathe, von ſchönen Knaben bedient würde, Fleiſch und Aepfel eſſe, Nektar trinke, auf ſeidenen Betten liege, und unter dem Schatten der Bäume Edelſteine und ſeidene Lager beſitze. Welcher geſunde Verſtand wird dadurch nicht beleidigt? Und wie abgeſchmackt iſt nicht jenes Vorgeben im Korane, nach welchem Engel und Gott für den Mahomet beten ſollen? Deßgleichen die Erdichtung, daß Gott von der Erde gen Himmel hinanſteige, und daß er ſelbſt bei den Geiſtern, ſeinen Dienern, ſchwöre. Was ſoll man von der Hiſtorie mit dem Kameele, wenn es anders eine Hiſtorie, und nicht vielmehr eine Fabel iſt, ſagen, die wenigſtens fünfmal wiederholt wird? Hierzu kömmt noch als der letzte Grund für die Chriſten dieſes, daß unſer Geſetz von ſehr wenigen unerfahrenen und armen Leuten gegen ſo viele Kaiſer und reiche Prieſter der Götzen iſt geprediget worden, und daß es, da es auch ſchon von innerlichen Spaltungen geſchwächt war, dennoch des ganzen Erdkreiſes ſich bemächtigt hat.

„Nun haben aber auch die Mahometaner fünf Beweisgründe für ſich. Erſtlich ſagen ſie: Die Chriſten verehrten die Einheit Gottes nicht ſo lauter, als ſie; die Chriſten gäben ihm einen Sohn, welcher ebenfalls Gott ſey. Wenn aber, fahren ſie fort, mehrere Götter ſind, ſo werden ſie auf einander erbittert ſeyn, weil dieſes bei einem Reiche etwas unvermeidliches iſt, daß es von vielen ohne Eiferſucht nicht kann verwaltet werden. Es iſt aber auch etwas Gottloſes, dem erhabenſten Gott, dem Schöpfer aller Dinge einen beizugeſellen, der ihm gleich ſey, da er doch der allerhöchſte iſt, und ihm einen Sohn zu geben, da er doch keinen braucht, und ewig iſt. Ueber das alſo, ſagen ſie, was die Chriſten ihm beilegen, empören ſich die Himmel, und die Erde flieht vor Entſetzen davon. Gott wird daher bei ihnen eingeführt, als ob er ſich beklagte; und Chriſtus, als ob er ſich entſchuldigte, daß er ſich dieſes nicht ſelbſt, ſondern daß es ihm andere, wider ſeinen Willen, beigelegt hätten. Der zweite Beweisgrund kömmt von dem Mahomet ſelbſt, welcher den Chriſten zur Laſt legt, daß ſie die Bilder anbeten, und daß ſie alſo Verehrer der Götter und nicht eines einzigen Gottes zu ſeyn ſcheinen. Hierauf folgt der dritte Beweisgrund, welcher aus dem Erfolge hergenommen iſt, indem ſie ſchon ſo viel Siege erfochten, und ſchon ſo viel Provinzen erobert hätten, daß das chriſtliche Geſetz kaum ein Theil des Mahometiſchen würde zu nennen ſeyn, wenn nicht, durch Vorſorge unſers Kaiſers, ſchon zum Theil eine andere Welt in der chriſtlichen Religion wäre unterrichtet worden. Iſt es aber, ſagen ſie, nun nicht wahrſcheinlich, daß Gott denjenigen wohlwolle, welche einen richtigern Glauben haben? Er könnte ja ſo viele mit der allerkleinſten Hülfe retten, wenn er ſich nicht von ihnen abgewandt hätte, und ſie freiwillig verderben wollte. Was aber ihr Leben und ihre Sitten anbelangt, ſo geben dieſe ihrem Geſetze kein geringes Anſehen, indem auf eine ganz umgekehrte Weiſe wir dem Mahomet und ſie Chriſto nachzuahmen ſcheinen; ſie beten, ſie faſten, ſie bedienen ſich einer ſehr ſimpeln, ja der allerſimpelſten Tracht, ſie enthalten ſich des Mordes, der Glücksſpiele, des Ehebruchs, und der abſcheulichſten Läſterungen gegen Gott, von welchen vier Laſtern hauptſächlich die Völker der Chriſtenheit faſt ganz und gar überſchwemmt ſind. Und was ſagt man, wenn man die Ehrbarkeit ihrer Weiber, und die Verehrung ihrer Tempel betrachten will? Was endlich die Wunder anbelangt, ſo behaupten ſie, daß wir nur erzählte Wunder haben, ſie aber noch bis jetzt gegenwärtige. Einige enthalten ſich viele Tage lang des Eſſens; andere brennen ſich mit Feuer, und zerfleiſchen ſich mit Eiſen, ohne das geringſte Zeichen eines Schmerzes von ſich zu geben. Viele können durch den Bauch reden, welche ehedem Engaſtrimuthi genannt wurden; dieſes aber können ſie beſonders alsdann, wenn ſie gewiſſe Orgia begehen, und ſich im Kreiſe herumdrehen. So wie es mit dieſen drei Punkten ſeine völlige Richtigkeit hat, indem ſie, wie wir oben erinnert haben, natürlicher, obgleich wunderſamer Weiſe zugehen: ſo iſt es hingegen eine bloße Erdichtung, daß bei ihnen auch Kinder von Weibern, ohne Beiſchlaf, geboren würden. Auch ſogar ihre Heiligen haben ſie, welche durch wunderbare Hülfleiſtungen berühmt ſind; den Sevichaſim zum Siege; den Vanus zum Frieden; den Aſcichus zur Wiederverſöhnung der Eheleute; den Mirtſchinus zur Bewahrung des Viehes; den Chidirelles für die Reiſenden, der, auf einem bunten Pferde ſitzend, ihnen begegnen, und den rechten Weg zeigen ſoll. Sie heben auch noch die Schuhe desjenigen auf, welcher von einem Könige unſchuldiger Weiſe verdammt und in einen glühenden Ofen geworfen worden, gleichwohl aber, nach Art der drei Männer im Feuerofen, deren die heilige Schrift gedenkt, unverſehrt davon gekommen ſey. Ganz bekannt iſt endlich auch das Wunder des Mirathbeg, eines türkiſchen Regenten, welchen die Lateiner Amurath nennen, wodurch er aus einem großen und kriegeriſchen Könige ein Prieſter geworden iſt, und ſich freiwillig in ein Kloſter eingeſchloſſen hat. —“

So weit geht der Streit, den Cardan die vier Religionen unter einander führen läßt. Noch ſind einige Perioden davon übrig, die ich aber noch wenig Augenblicke verſparen will, um die Rettung meines Philoſophen deſto beſſer in die Augen fallender zu machen. Man erlaube mir vor allen Dingen einige Anmerkungen über das, was man geleſen hat, zu wagen.

Warum verdammt man eigentlich dieſe Stelle? Iſt die Vergleichung der verſchiedenen Religionen an und für ſich ſelbſt ſtrafbar; oder iſt es nur die Art, mit welcher ſie Cardan unternommen hat?

Das erſte wird man ſich wohl nicht in den Sinn kommen laſſen zu behaupten. Was iſt nöthiger, als ſich von ſeinem Glauben zu überzeugen, und was iſt unmöglicher als Ueberzeugung ohne vorhergegangene Prüfung? Man ſage nicht, daß die Prüfung ſeiner eigenen Religion ſchon zureiche; daß es nicht nöthig ſey, die Merkmale der Göttlichkeit, wenn man ſie an dieſer ſchon entdeckt habe, auch an andern aufzuſuchen. Man bediene ſich des Gleichniſſes nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wiſſe, man ſich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. — — Man lernt nicht dieſe durch jenen, ſondern jenen durch dieſe kennen. Und benimmt man ſich nicht, durch die Anpreiſung dieſer einſeitigen Unterſuchung, ſelbſt die Hoffnung, daß die Irrgläubigen aus Erkenntniß unſere Brüder werden können? Wenn man dem Chriſten befiehlt, nur die Lehren Chriſti zu unterſuchen, ſo befiehlt man auch dem Mahometaner, ſich nur um die Lehre des Mahomet zu bekümmern. Es iſt wahr, jener wird darüber nicht in Gefahr kommen, einen beſſern Glauben für einen ſchlechtern fahren zu laſſen; allein dieſer wird auch die Gelegenheit nicht haben, den ſchlechtern mit einem beſſern zu verwechſeln. Doch was rede ich von Gefahr? Der muß ein ſchwaches Vertrauen auf die ewigen Wahrheiten des Heilandes ſetzen, der ſich fürchtet, ſie mit Lügen gegen einander zu halten. Wahrer als wahr kann nichts ſeyn; und auch die Verleumdung hat da keine Statt, wo ich auf der einen Seite nichts als Unſinn, und auf der andern nichts als Vernunft ſehe. Was folgt alſo daraus? Daß der Chriſt, bei der Vergleichung der Religionen, nichts verlieren, der Heide, Jude und Türke aber unendlich viel gewinnen kann; daß ſie nicht nur nicht zu unterſagen, ſondern auch anzupreiſen iſt.

Cardan muß alſo in der Art dieſer Vergleichung gefehlt haben. Wir wollen ſehen. Es kann auf eine gedoppelte Art geſchehen ſeyn. Entweder er hat die Gründe der falſchen Religionen allzuſtark, oder die Gründe der wahren allzu ſchwach vorgeſtellt.

Hat er wohl das letztere gethan? — — Ich verlange unparteiiſche Leſer; und dieſe ſollen es mir ſagen, ob einer von allen den unzählbaren Gottesgelehrten und Weltweiſen, welche nach dem Cardan die Wahrheit der chriſtlichen Religion erwieſen haben, einen Grund mehr, oder eben dieſelben Gründe ſtärker vorgetragen hat, als er. Weitläuftiger wohl, aber nicht ſtärker. Man weiß, daß die vornehmſten derſelben die hiſtoriſchen ſind; und welche Art von ihnen vermißt man hier? Man kann dieſer Arten drei annehmen. Hiſtoriſche Gründe, welche aus den Zeiten vor der Menſchwerdung des Heilandes hergenommen ſind; hiſtoriſche Gründe aus den Zeiten des Heilandes ſelbſt, und endlich hiſtoriſche Gründe aus den Zeiten, die nach ihm gefolgt ſind. Die erſten ſind diejenigen, die uns die Propheten an die Hand geben; die andern ſind die, welche auf den Wundern unſers Erlöſers beruhen; und die dritten werden aus der Art, wie die chriſtliche Religion ausgebreitet worden, hergeholt. Alle dieſe hat Cardan mit wenig Worten, aber mit ſehr nachdrücklichen, berühret. Was kann man von den Vorherverkündigungen der jüdiſchen Propheten ſtärkeres ſagen, als dieſes: daß ſie in Chriſto ſo genau erfüllt worden, daß man ſie eher für Erzählungen, die nach geſchehener Sache aufgeſetzt worden, als für das, was ſie ſind, halten ſollte? Kann die Zweideutigkeit derſelben mit ausdrücklichern Worten geläugnet werden? Ich will nicht hoffen, daß man mit liebloſen Vermuthungen ſo weit gehen werde, daß man behaupte, Cardan habe, eben durch dieſen Zuſatz, ſie verdächtig machen, und ganz von weitem anzeigen wollen, für was man ſie eigentlich zu halten habe. So unſinnig kann kein vernünftiger Mann ſeyn, welcher es weiß, daß noch jetzo ein ganzes Volk ihr unverfälſchtes Alterthum, zu ſeiner eigenen Widerlegung, behauptet — Auch von den Wundern Chriſti ſpricht unſer Philoſoph ſehr ſcharfſinnig, und bemerkt zwei Dinge dabei, deren eines bei den Wundern der falſchen Religionen immer mangelt. Er behauptet, daß ſie wirkliche Wunder ſind, und behauptet, daß ſie, als ſolche, von glaubwürdigen Zeugen bekräftigt worden. Er unterſcheidet ſie alſo von den Täuſchereien eines gelehrten Betrügers, welcher einem unwiſſenden Pöbel das Seltene für das Göttliche, und das Künſtliche für das Wunderbare verkauft. Er unterſcheidet ſie auch ferner von den Prahlereien der Schwärmer, die wer weiß was wollen gethan haben; nur Schade, daß es niemand geſehen hat. Kann man ihre Glaubwürdigkeit beſſer, oder kann man ſie nur anders beweiſen? — Endlich ſehe man auch, wie gründlich er von dem Beweiſe aus der Fortpflanzung der chriſtlichen Religion redet. Er berührt nichts davon, als was wirklich eine ſchließende Kraft hat, und läßt alles Zweifelhafte weg. Er ſagt: ſie ward von armen Leuten geprediget; man kann ſie alſo aus keinen eigennützigen Abſichten angenommen haben; und dieſe armen Leute waren noch dazu unwiſſend, folglich waren ſie denen, die ſie bekehrten, am Verſtande nicht überlegen, und was ſie vermochten, war einer höhern Kraft zuzuſchreiben. Er bemerkt den Widerſtand, der ihnen natürlicher Weiſe unüberwindlich geweſen wäre; und bemerkt auch etwas, welches ich nur von wenigen bemerkt finde. Dieſes nämlich, daß unſere Religion auch alsdann nicht aufgehört hat, ſich die Menſchen unterwürfig zu machen, da ſie von innerlichen Secten zerriſſen und verwirrt war. Ein wichtiger Umſtand! Ein Umſtand, welcher nothwendig zeigt, daß in ihr etwas ſeyn müſſe, welches unabhängig von allen Streitigkeiten ſeine Kraft zu allen Zeiten äußert. Und was kann dieſes anders ſeyn, als die immer ſiegende Wahrheit? Cardan läßt bei dieſem Beweiſe nichts weg, als das, was ich wünſchte, daß man es immer weggelaſſen hätte. Das Blut der Märtyrer nämlich, welches ein ſehr zweideutiges Ding iſt. Er war in ihrer Geſchichte, ohne Zweifel, allzuwohl bewandert, als daß er nicht ſehr viele unter ihnen bemerken ſollte, die eher Thoren und Raſende genannt zu werden verdienen, als Blutzeugen. Auch kannte er ohne Zweifel das menſchliche Herz zu gut, als daß er nicht wiſſen ſollte, eine geliebte Grille könne es eben ſo weit bringen, als die Wahrheit in allem ihren Glanze. Kurz, er iſt nicht allein ein ſtarker Verfechter des chriſtlichen Glaubens, ſondern auch ein vorſichtiger. Zwei Dinge, die nicht immer beiſammen ſind. — — Man betrachte noch das Uebrige! Cardan hätte es bei den hiſtoriſchen Gründen können bewenden laſſen; denn wer weiß nicht, daß, wenn dieſe nur ihre Richtigkeit haben, man ſonſt alle Schwierigkeiten unter das Joch des Glaubens zwingen müſſe? Allein er iſt zu klug, dieſe Aufopferung der Vernunft, ſo gerade hin, zu fordern. Er behauptet vielmehr, daß die ganze Lehre Chriſti nichts enthalte, was mit der Moral und mit der natürlichen Weltweisheit ſtreite, oder mit ihr in keine Einſtimmung könne gebracht werden: nihil continent praecepta Christi a philosophia morali aut naturali *absonum*, ſind ſeine eigenen Worte. Das iſt alles, was man verlangen kann! Man ſage nicht, daß er dadurch auf einer andern Seite ausgeſchweift ſey, und unſerer Religion ihre eigenthümlichen Wahrheiten, auf welche die Vernunft für ſich allein nicht kommen kann, abſprechen wolle. Wenn dieſes ſeine Meinung geweſen wäre, ſo würde er ſich ganz anders ausgedrückt haben; die Lehre Chriſti, hätte er ſagen müſſen, enthält nichts anderes, als was die Moral und natürliche Philoſophie enthält; nicht aber: was ſie enthält, harmonirt mit dieſen. Zwei ganz verſchiedene Sätze! Beſonders dringt er auf die Vortrefflichkeit der chriſtlichen Moral, und ſagt klar, daß nur Chriſtus das vollkommenſte Muſter aller Tugenden ſey: illius vitam aequare nemo quamvis optimus, imitari autem quilibet potest. Quid potest? imo quantum ab illius exemplo abscedis, tantum nefarii moris induis. Man wäge dieſe Worte, die ich vielleicht in der Ueberſetzung zu ſchwach gegeben habe! Aber man ſage mir nun endlich auch, ob man mehr Gutes von unſerer Religion ſagen könne? Wer mehr Gründe verlangt, verräth, meines Erachtens, Luſt, gar keine ſtattfinden zu laſſen; und wer mehrere beibringt, Begierde, lieber viele und ſchlechte, als wenige und gute zu haben. Mit einem Worte, ich halte dieſe Stelle des Cardan für den gründlichſten Auszug, den man aus allen Vertheidigungen der chriſtlichen Religion, die vor ihm und nach ihm ſind geſchrieben worden, machen kann.

Noch iſt der zweite Fall zurück. Wenn Cardan die Gründe für die Wahrheit nicht geſchwächt hat, ſo kann er doch den Lügen Farbe und Leben gegeben, und ſich dadurch verdächtig gemacht haben. Auch dieſes verdient erwogen zu werden.

Vor allen Dingen frage ich alſo, ob es erlaubt ſey, bei Unterſuchung der Wahrheit ſich die Unwiſſenheit ſeines Gegners zu Nutze zu machen? Ich weiß wohl, daß man in bürgerlichen Händeln nicht nöthig hat, ſeinem Widerſacher Beweiſe gegen ſich an die Hand zu geben, ohne die er ſeine Sachen ſogleich verlieren müßte. Man würde vielmehr denjenigen für einen Raſenden halten, der es thäte, wenn er nicht gewiß wäre, daß er alles und jedes auf das augenſcheinlichſte widerlegen könne. Aber warum? Weil ſein Verluſt nothwendig mit des andern Gewinne verbunden iſt, und weil man von einem Richter weiter nichts fordern kann, als daß er mit ſeinem Ausſpruche auf diejenige Seite tritt, welche das meiſte Recht für ſich zu haben ſcheint. Dieſes aber findet ſich bei den Streitigkeiten, welche die Wahrheit zum Vorwurfe haben, nicht. Man ſtreitet zwar um ſie; allein es mag ſie der eine oder der andere Theil gewinnen, ſo gewinnt er ſie doch nie für ſich ſelbſt. Die Partei, welche verliert, verliert nichts als Irrthümer, und kann alle Augenblicke an dem Siege der andern Theil nehmen. Die Aufrichtigkeit iſt daher das erſte, was ich an einem Weltweiſen verlange. Er muß mir keinen Satz deßwegen verſchweigen, weil er mit ſeinem Syſtem weniger überein kömmt, als mit dem Syſtem eines andern; und keinen Einwurf deßwegen, weil er nicht mit aller Stärke darauf antworten kann. Thut er es aber, ſo iſt es klar, daß er aus der Wahrheit ein eigennütziges Geſchäft macht, und ſie in die engen Gränzen ſeiner Untrüglichkeit einſchließen will. —— Dieſe Anmerkung alſo vorausgeſetzt, möchte ich doch wiſſen, wie man eine ernſthafte Beſchuldigung daraus machen könne, wenn ein Philoſoph auch die falſchen Religionen, und die aller gefährlichſten Sophiſtereien in das allervortheilhafteſte Licht ſetzt, um ſich die Widerlegung nicht ſowohl leicht, als gewiß zu machen? Ich möchte doch wiſſen, was denn nunmehr daraus folgte, wenn es auch wahr wäre, daß Cardan den heidniſchen, jüdiſchen und türkiſchen Glauben mit ſo vielen und ſtarken Gründen unterſtützt hätte, daß auch die allerfeinſten Köpfe von ihren eignen Anhängern nichts mehr hinzu thun könnten? Würden ſie deßwegen weniger falſch bleiben, oder würde unſer Glaube deßwegen weniger wahr werden? —— Doch es fehlt viel, daß Cardan dieſes gethan habe, daß ich ihm vielmehr, zu meinem großen Leidweſen, gleich das Gegentheil Schuld geben muß.

Ich behaupte alſo, er ſey mit keiner einzigen Religion aufrichtig verfahren, als mit der chriſtlichen; die übrigen alle hat er mit den allerſchlechteſten Gründen unterſtützt, und mit noch ſchlechtern widerlegt. Man braucht nur ohne Vorurtheile zu ſeyn, um hierin mit mir überein zu kommen. Ich will von der heidniſchen nichts, und von der jüdiſchen nur wenig gedenken. Wider dieſe läßt er die übrigen drei den Einwurf machen, daß Gott dasjenige nicht könne gefallen haben, was er habe laſſen untergehen. Iſt ſie denn untergegangen die jüdiſche Religion? Wie, wenn ihr jetziger Zuſtand nichts als eine verlängerte Babyloniſche Gefangenſchaft wäre? Der Arm, der ſein Volk damals rettete, iſt noch jetzt ungeſchwächt. Vielleicht hat der Gott Abrahams die Schwierigkeit, die Nachkommenſchaft dieſes Frommen wieder in ihr Erbtheil zu führen, nur darum ſich ſo häufen, und nur darum ſo unüberſteiglich werden laſſen, um ſeine Macht und Weisheit in einem deſto herrlichern Glanze, zur Beſchämung ihrer Unterdrücker, an den Tag zu legen. Irre dich nicht, Cardan, würde ihm ohne Zweifel ein rechtgläubiger Iſraelite geantwortet haben; unſer Gott hat uns ſo wenig verlaſſen, daß er auch in ſeinen Strafgerichten noch unſer Schutz und Schirm bleibt. Wenn er nicht über uns wachte, würden wir nicht längſt von unſern Feinden verſchlungen ſeyn? Würden ſie uns nicht längſt von dem Erdboden vertilgt, und unſern Namen aus dem Buche der Lebendigen ausgelöſcht haben? In alle Winkel der Welt zerſtreut, und überall gedrückt, beſchimpft und verfolgt, ſind wir noch eben die, die wir vor tauſend und viel mehr Jahren geweſen ſind. Erkenne ſeine Hand, oder nenne uns ein zweites Volk, das dem Elende ſo unüberwindliche Kräfte entgegen ſetzt, und bei allen Trübſalen den Gott anbetet, von dem dieſe Trübſale kommen; ihn noch nach der Weiſe ihrer Väter anbetet, die er mit Gutem überſchüttete. Was dieſer Gott zu dem Satan ſagte, als er ſeinen Mann, Hiob, auf die Probe ſtellen wollte: Siehe da, er ſey in deiner Hand, doch ſchone ſeines Lebens! eben das ſprach er zu unſern Feinden: mein Volk ſey in eurer Hand, doch ſchonet ſeines Lebens! Da ſind die Gränzen eures Tobens; da iſt das Ufer, an welchem ſich die Wellen eures Stolzes brechen ſollen! Bis hierher und nicht weiter! Fahrt nur fort, uns zu plagen, machet der Bedrängniſſen kein Ende; ihr werdet den Zweck nicht erreichen, den ihr ſucht. Er hat ein ſchonet geſprochen; und was er ſpricht iſt wahr. Umſonſt werden Bildads und Zophars aus unſerm eigenen Geſchlechte aufſtehen, und an unſrer guten Sache zweifeln; umſonſt werden uns unſere eigenen Weiber zurufen: haltet ihr noch feſt an eurer Frömmigkeit? Ja, ſegnet Gott und ſterbt! Wir wollen ihn nicht ſegnen; denn endlich wird er doch in einem Wetter herabfahren, und unſer Gefängniß wenden, und uns zweifältig ſo viel geben, als wir gehabt haben. —— Ich will meinen Iſraeliten nicht weiter reden laſſen; es ſey nur eine Probe, wie leicht er die Trugſchlüſſe des Cardan widerlegen könnte. Und eben ſo leicht würde ihn auch der Mahometaner eintreiben, gegen deſſen Glauben er noch ungerechter geweſen iſt. Ungerecht ſollte ich zwar vielleicht nicht ſagen, weil Unwiſſenheit, ohne Zweifel, mehr Schuld daran hat, als der böſe Wille. Die Nachrichten, die man zu ſeinen Zeiten von dem Mahomet und deſſen Lehren hatte, waren ſehr unzulänglich, und mit tauſend Lügen vermengt, welche die chriſtlichen Polemiker deſto lieber für Wahrheiten annahmen, je ein leichteres Spiel ſie dadurch erhielten. Wir haben nicht eher eine aufrichtige Kenntniß davon erhalten, als durch die Werke eines Reland und Sale, aus welchen man am meiſten erkannt hat, daß Mahomet eben kein ſo unſinniger Betrüger, und ſeine Religion eben kein bloßes Gewebe übel an einander hangender Ungereimtheiten und Verfälſchungen ſey. Aber bei dem allen iſt Cardan noch nicht entſchuldigt; er, der ſich um ſo viel unbekannte Sachen bekümmerte, hätte ſich auch hierum erſt bekümmern können, ehe er eine Vergleichung wagte, die eine völlige Erkenntniß vorausſetzt, wenn ſie einem Philoſophen nicht unanſtändig ſeyn ſoll. Und was würde er wohl haben erwiedern können, wenn ſich ein Muſelmann, der eben der gelehrteſte nicht zu ſeyn braucht, folgender Geſtalt mit ihm eingelaſſen hätte. „Man ſieht es wohl, mein guter Cardan, daß du ein Chriſt biſt, und daß dein Vorſatz nicht ſowohl geweſen iſt, die Religionen zu vergleichen, als die chriſtliche ſo leicht als möglich triumphiren zu laſſen. Gleich Anfangs bin ich ſchlecht mit dir zufrieden, daß du die Lehren unſers Mahomets in eine Klaſſe ſetzeſt, in welche ſie gar nicht gehören. Das, was der Heide, der Jude und der Chriſt ſeine Religion nennt, iſt ein Wirrwarr von Sätzen, die eine geſunde Vernunft nie für die ihrigen erkennen wird. Sie berufen ſich alle auf höhere Offenbarungen, deren

Möglichkeit noch nicht einmal erwieſen iſt. Durch dieſe wollen ſie Wahrheiten überkommen haben, die vielleicht in einer andern möglichen Welt, nur nicht in der unſrigen, Wahrheiten ſeyn können. Sie erkennen es ſelbſt, und nennen ſie daher Geheimniſſe: ein Wort, das ſeine Widerlegung gleich bei ſich führt. Ich will ſie dir nicht nennen, ſondern ich will nur ſagen, daß eben ſie es ſind, welche die allergröbſten und ſinnlichſten Begriffe von allem, was göttlich iſt, erzeugen; daß ſie es ſind, die nie dem gemeinen Volke erlauben werden, ſich ſeinen Schöpfer auf eine anſtändige Art zu denken; daß ſie es ſind, welche den Geiſt zu unfruchtbaren Betrachtungen verführen, und ihm ein Ungeheuer bilden, welches ihr den Glauben nennt. Dieſem gebt ihr die Schlüſſel des Himmels und der Hölle; und Glücks genug für die Tugend, daß ihr ſie mit genauer Noth zu einer etwaigen Begleiterin deſſelben gemacht! Die Verehrung heiliger Hirngeſpenſter macht bei euch ohne Gerechtigkeit ſelig; aber nicht dieſe ohne jene. Welche Verblendung! Doch dem Propheten ſelbſt iſt es nur zum Theil geglückt, euch die Augen zu eröffnen, und ich ſollte es unternehmen? Wirf einen Blick auf ſein Geſetz! Was findeſt du darin, das nicht mit der allerſtrengſten Vernunft übereinkomme? Wir glauben einen einigen Gott; wir glauben eine zukünftige Strafe und Belohnung, deren eine uns, nach Maaßgebung unſerer Thaten, gewiß treffen wird. Dieſes glauben wir, oder vielmehr, damit ich auch eure entheiligten Worte nicht brauche, davon ſind wir überzeugt, und ſonſt von nichts! Weißt du alſo, was dir obliegt, wenn du wider uns ſtreiten willſt? Du mußt die Unzulänglichkeit unſerer Lehrſätze beweiſen! Du mußt beweiſen, daß der Menſch zu mehr verbunden iſt, als Gott zu kennen und tugendhaft zu ſeyn; oder wenigſtens, daß ihm beides die Vernunft nicht lehren kann, die ihm doch eben dazu gegeben ward! Schwatze nicht von Wundern, wenn du das Chriſtenthum über uns erheben willſt. Mahomet hat niemals dergleichen thun wollen; und hat er es denn auch nöthig gehabt? Nur der braucht Wunder zu thun, welcher unbegreifliche Dinge zu überreden hat, um das eine Unbegreifliche mit dem andern wahrſcheinlich zu machen. Der aber nicht, welcher nichts als Lehren vorträgt, deren Probirſtein ein jeder bei ſich führt. Wenn einer aufſteht, und ſagt: ich bin der Sohn Gottes; ſo iſt es billig, daß man ihm zuruft: thue etwas, was ein ſolcher nur allein thun könnte! Aber wenn ein anderer ſagt: es iſt nur ein Gott, und ich bin ſein Prophet; das iſt, ich bin derjenige, der ſich beſtimmt zu ſeyn fühlt, ſeine Einheit gegen euch, die ihr ihn verkennt, zu retten; was ſind da für Wunder nöthig? Laß dich alſo das Beſondere unſerer Sprache, das Kühne in unſerer Art zu denken, welche den geringſten Satz in blendende Allegorieen gern einſchließt, nicht verführen, alles nach den Worten anzunehmen, und dasjenige für Wunder zu halten, worüber wir ſelbſt ſehr betroffen ſeyn würden, wenn es in der That Wunder wären. Wir ſchenken euch gar gerne dieſe übernatürlichen — — ich weiß nicht, wie ich ſie nennen ſoll? Wir ſchenken ſie euch, ſage ich, und danken es unſerm Lehrer, daß er ſeine gute Sache nicht dadurch hat verdächtig machen wollen. Auch wirf uns nicht die Gewalt der Waffen vor, bei deren Unterſtützung Mahomet predigte. Es iſt wahr, er und ſeine Anhänger haben ſehr viel, und Chriſtus und ſeine Apoſtel haben gar kein Blut vergoſſen. Aber glaubſt du wohl, daß das, was bei euch eine Grauſamkeit geweſen wäre, es bei uns nicht iſt? Gieb Acht, es wird auf das vorige hinaus kommen! Wenn der, welcher unbegreifliche Dinge vorträgt, die ich höchſtens nur deßwegen glauben kann, weil ich ihn für einen ehrlichen Mann halte, der mich nicht hintergehen wird; wenn der, ſage ich, den Glauben mit dem Schwerte erzwingen will, ſo iſt er der verabſcheuungswürdigſte Tyrann, und ein Ungeheuer, das den Fluch der ganzen Welt verdient. Wenn aber der, welcher die Ehre des Schöpfers rettet, halsſtarrige Verruchte findet, die nicht einmal das, wovon die ganze Natur zeugt, die nicht einmal ſeine Einheit bekennen wollen, und dieſe von dem Erdboden vertilgt, den ſie entheiligen, ſo iſt er kein Tyrann; er iſt, — — wenn du ihn ja keinen Propheten, der Friede verkündigt, nennen willſt, nichts als ein rächendes Werkzeug des Ewigen. Oder glaubſt du in der That, daß Mahomet und ſeine Nachfolger ein ander Bekenntniß von den Menſchen gefordert haben, als das Bekenntniß ſolcher Wahrheiten, ohne die ſie ſich nicht rühmen können, Menſchen zu ſeyn. Weißt du, was Abu Obeidach an die von Jeruſalem ſchrieb, als er dieſen heiligen Ort belagerte? „Wir verlangen von euch, zu bezeugen, daß nur ein Gott und Mahomet ſein Apoſtel iſt, und daß ein Tag des Gerichts ſeyn wird, da Gott die Todten aus ihren Gräbern erwecken will. Wenn ihr dieſes Zeugniß ablegt, ſo iſt es uns nicht erlaubt, euer Blut zu vergießen, oder uns an eurem Hab und Gut, oder Kindern zu vergreifen. Wollt ihr dieſes ausſchlagen, ſo bewilligt Tribut zu bezahlen, und uns unterwürfig zu ſeyn: ſonſt will ich Leute wider euch bringen, welchen der Tod ſüßer iſt, als euch der Wein und das Schweinefleiſch.“[1] — — Siehe, dieſe Aufforderung erging an alle! Nun ſprich, verdienten die zu leben, welche nicht einmal die Einheit Gottes und die Zukunft des Gerichts bekennen wollen? Stoße dich nicht daran, daß man von ihnen auch verlangte, den Mahomet für einen Geſandten Gottes zu erklären. Dieſe Clauſel mußte beigefügt werden, um zu erſehen, ob ſie auch die Einheit Gottes recht eigentlich annehmen wollten; denn auch ihr behauptet ſie anzunehmen, aber wir kennen euch! Ich will nicht weiter in dich dringen; aber lachen muß ich noch zuletzt über dich. Du glaubſt, daß wir die ſinnlichen Vorſtellungen des Paradieſes nach den Buchſtaben verſtehen. Sage mir doch, wenn ich euren Koran recht geleſen habe, verſteht ihr die Beſchreibung eures himmliſchen Jeruſalems auch nach den Buchſtaben?“ — —

Doch ich glaube, das heißt lange genug einen andern reden laſſen. Ich ergreife das Wort wieder ſelbſt, und ſage, daß es mich bei ſo geſtalten Sachen nicht wundern würde, wenn beſonders die Mahometaner den guten Cardan, im Fall, daß ſie ihn einmal kennen lernten, unter ihre boshafteſten Verleumder rechnen ſollten; daß es mich aber ſehr wundert, wenn die Chriſten ihn unter die ihrigen rechnen.

Ich habe alſo noch den letzten Schritt zu thun. — — Je nun, wird man ohne Zweifel ſagen, ſo mag denn die Stelle ſelbſt ſo unſchuldig ſeyn, wie ſie will; genug, daß Cardan durch einen gottloſen Schluß ſein Innerſtes nur allzu unglücklich verrathen hat. Das Igitur his arbitrio victoriae relictis iſt ſo erſchrecklich, daß gewiß keine Wendungen zureichen werden, es zu etwas beſſern, als zu einer Geringſchätzung alles Göttlichen zu machen.

Da ſey Gott vor, daß ich Wendungen brauchen wollte! Die Stelle muß ſich ſelbſt retten, oder ich will derjenige ſeyn, welcher am meiſten wider ſie eifert. Man gehe alſo einen Augenblick zurück, und ſehe, wo ich oben auf der 320ſten Seite aufhörte. „Und ſich freiwillig in ein Kloſter eingeſchloſſen hat;“ waren die letzte Worte. Auf dieſe nun folgen unmittelbar folgende, die ich der größern Glaubwürdigkeit wegen in ihrer Sprache anführen will. Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare, quam hæc objecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Doch wollte Gott, heißt dieſes, daß man ihre Waffen eben ſo leicht überwinden könnte, als man dieſe ihre Einwürfe zunichte machen kann. Allein die Sache iſt zu den Waffen gekommen, wo der ſtärkere Theil mehrentheils den beſſern überwindet. —— Nunmehr verläßt Cardan auf einmal dieſe Materie, und wendet ſich zu den Verſchiedenheiten, die man unter den Gegenden der Erde bemerkt. Die Worte aber, die er zu dem Uebergange braucht, ſind die ſo oft verdammten Worte: Igitur his arbitrio victoriae relictis, ad provinciarum discrimina transeamus.

---

[1] Okley aus einer geſchriebenen arabiſchen Geſchichte des heiligen Landes.

Wenn ich ein Mann von Ausrufungen wäre, ſo würde ich mich jetzt ganz und gar darin erſchöpfen. Ich würde mit manchem O und Ach zu verſtehen geben, daß auch nicht das allerdeutlichſte vor liebloſen Verdrehungen ſicher ſey. Ich würde den guten Cardan bejammern; ich würde allen ehrlichen Gelehrten wünſchen, daß ſie der liebe Gott ja vor Neidern behüten möge, die lieber die Regeln der Grammatik nicht kennen, als nicht verleumden wollen.

Doch ich will alles dieſes nicht thun, ſondern bloß die Stelle in ihrem Zuſammenhange noch einmal herſetzen: Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Igitur his arbitrio victoriae relictis, transeamus etc. O ſagen Sie mir doch, meine Herren, Scaliger, Merſennus, Morhof, de la Monnoye, Vogt, Salthenius, Freytag, Schwarz, worauf geht denn *his?* Warum ſoll es denn auf den Inhalt zweier vorhergehenden Seiten gehen, und warum denn nicht auf arma? Warum ſoll es denn heißen: ich will es auf das gute Glück ankommen laſſen, welche von den vier Religionen den Vorzug behaupten wird; und warum denn nicht vielmehr: wir müſſen es dem Glücke überlaſſen, ob die Waffen der Mahometaner, oder die Waffen der Chriſten die Oberhand, nicht in ihren Lehrſätzen, ſondern in den Schlachten davon tragen werden? Iſt denn beides etwa einerlei? Was haben ſie an dem letztern Sinne zu tadeln? Dieſes doch wohl nicht, daß ſie ihre fromme Galle nicht daran auslaſſen können? Wenn ein anderer an meiner Stelle wäre, der würde die ſeinige vielleicht an ihnen auslaſſen.

Alles dieſes iſt ſo klar, daß ich mich wohl hüten will, noch ein Wort hinzuzuſetzen. Es würde ſcheinen, als ob ich mit meinen Leſern ſelber ſtreiten wollte, die mir ohne Zweifel, gleich bei dem erſten Worte, die ganze Verleumdung eingeräumt haben.

Allein warum hat Cardan gleichwohl dieſe Worte hernach geändert? — — Als wenn man nur alles änderte, was man ſelbſt für unrecht erkennt; als wenn man es nicht auch oft mit dem allerunſchuldigſten thäte, wenn man ſieht, daß Gegner Gift daraus ſaugen wollen.

Hier würde es vielleicht nicht undienlich ſeyn, zu beſtimmen, in welcher Ausgabe dieſe Veränderung am erſten vorgenommen worden; allein ich muß dieſe Arbeit demjenigen überlaſſen, welchem die Mittel dazu nicht fehlen. Ich habe zu allem Unglück keine andere Ausgabe bei der Hand, als eine von den jüngſten, wo es nicht gar die allerjüngſte iſt, nämlich die von 1664 in Baſel bei Emanuel König. Und auch von dieſer kann ich nicht einmal ſagen, nach welcher ältern Ausgabe ſie abgedruckt worden; ich vermuthe aber nach derjenigen, welche Cardan ohne Zweifel in dem Jahre 1560 zum zweitenmal überſah, weil ich, ſowohl die zweite Zuſchrift an den Herzog von Sueſſe, als auch eine Actionem primam in Calumniatorem dabei finde. Dem ſey unterdeſſen, wie ihm wolle, ich will ſo viel thun als ich thun kann, und die Aenderungen bemerken, die Cardan in dieſer ganzen Stelle, nach meiner Ausgabe zu urtheilen, gemacht hat.

Man irrt ſich ſehr, wenn man glaubt, daß er nichts als die Worte Igitur his etc. ausgeſtrichen und mit andern, weniger anſtößigen, wenn Gott will! erſetzt habe. Ich bemerke ſonderlich drei Stellen, welche ſich in der Originalausgabe vorzüglich befinden, und in den verbeſſerten weggeblieben ſind. Die erſte iſt die, welche man im vorhergehenden auf meiner 320ſten Seite findet, wo anſtatt der Worte: „und wie abgeſchmackt“ bis „ſeinen Dienern ſchwöre“, Cardan folgende zu ſetzen für gut befunden hat: Absurda nonne sunt, quod fingant Deum ascendere ad cœlum e terris, et quod ipse etiam per Dæmones servos suos juret. Man ſieht alſo, daß er aufrichtig genug geweſen iſt, die abgeſchmackte Beſchuldigung wegzulaſſen, die er daſelbſt dem Koran macht, als ob er lehre, Gott und die Engel beteten für den Mahomet. Allein ich wollte, daß er noch aufrichtiger geweſen wäre und auch das übrige weggelaſſen hätte. Denn was will er damit? Wie kann er dem Koran etwas zur Laſt legen, wovon die heilige Schrift ſelbſt nicht frei iſt? Wird nicht auch in dieſer von dem Herauf und Herabſteigen Gottes unzähligemal geredet? Und wenn ſchon nicht darin geſagt wird, daß Gott bei dem Himmel und bei der Erde ſchwöre, ſo ſchwört er doch bei ſeiner Seele. Ein Ausdruck, der ohne Zweifel auch ſeine Erklärungen nöthig hat. Die zweite Stelle iſt der ganze erſte Beweisgrund der Mahometaner, welcher von der Einheit Gottes, deren Verläugnung ſie den Chriſten Schuld geben, hergenommen iſt. (Siehe oben S. 320 von: „Nun haben aber auch“ ꝛc. bis „der zweite Beweisgrund kömmt.“) Alles dieſes hat er in wenig Worte folgender Geſtalt zuſammengeſchmolzen: At Mahumetani et ipsi munimenta habent. Primum quod Christiani non eam quam ipsi in Deo simplicitatem colant, et quod Christicolæ imagines venerentur, videanturque Deorum non Dei unius cultores. Die dritte Stelle iſt endlich die, wo Cardan von den Heiligen der Mahometaner redet, und von der ich in meiner Ausgabe nicht die geringſte Spur ſehe. Sie geht oben S. 320 von: „Auch ſo gar Heilige haben ſie“ bis zu Ende des ganzen Ortes, „eingeſchloſſen hat.“ —— Von dieſen drei Veränderungen kann man ohne viel Mühe einen Grund angeben, allein was ich von der vierten, die ich gleich anführen will, ſagen ſoll, weiß ich nicht. Ich finde nämlich, daß er auch diejenigen Worte, die zur Rettung ſeiner guten Geſinnung ſo vortrefflich ſind, nämlich: Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare quam hæc objecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem gänzlich weggelaſſen hat. Er bricht da ab, wo ich auf der 320ſten Seite abgebrochen habe, und ſetzt anſtatt des berüchtigten Ueberganges nichts als die kahlen Worte: Sed hæc parum philosophos attinent, pro quibus institutus est sermo: ad provinciarum miracula transeamus etc.

Ich nenne dieſe Worte hoffentlich mit Recht kahl, und wer weiß, ob ich ihnen nicht noch ein härteres Beiwort geben ſollte. Dem guten Cardan iſt es wie hundert andern Gelehrten gegangen, die ſich eben ſo wenig, als er, auf das Verbeſſern verſtanden haben. Setzt er nicht offenbar für etwas anſtößiges noch etwas anſtößigeres? Was hindert es, ſein hæc parum philosophos attinent zu überſetzen: Was hat ſich ein Philoſoph um die Religionen zu bekümmern? Was geht ihn das abergläubiſche Zeug an? Ich weiß wohl, ſeine Meinung iſt ſo arg nicht, und er will weiter nichts ſagen, als: „Dieſes geht diejenigen Weltweiſen, für die ich hier ſchreibe, die Naturforſcher nämlich, weniger an.“ Er meint alſo nicht die Weltweiſen überhaupt, für welche die Religionen allerdings ein ſehr würdiger Gegenſtand ſind. Allein nimmt man denn Gründe an, wenn man verdrehen will?

Ich will nur noch ein paar Worte von der Ordnung, in welcher die verſchiedenen Ausgaben der Bücher de subtilitate, auf einander gefolgt ſind, beifügen, und alsdann mit einer Anmerkung ſchließen, die vielleicht von einigem Nutzen ſeyn kann. Die erſte Ausgabe iſt ohne allen Streit die oben angeführte von 1550 in Nürnberg. Für die zweite hält Herr Freytag eine Ausgabe von Baſel, ohne Jahrzahl in Folio; für die dritte, die von 1554 gleichfalls in Baſel bei Ludovico Lucio, und für die vierte die von 1560, welche in Octav an ebendemſelben Orte herausgekommen iſt. Ueber dieſe Folge wird er mir erlauben einige Anmerkungen zu machen. 1) Cardan ſagt es ausdrücklich ſelbſt in ſeiner Actione prima auf der 728. S., daß die zweite Ausgabe ſeines Buches, 1554, und zwar im Anfange des Jahrs, erſchienen ſey. De la Monnoye, welchen Herr Freytag tadelt, könnte alſo doch wohl Recht haben, wenn er behauptet, daß die anſtößigen Worte in derſelben wären verbeſſert worden. Doch ich muß auch dieſes zu des Herrn Freytags Entſchuldigung ſagen, daß Cardan, wenn er die Ausgabe von 1554 die zweite nennt, dadurch ohne Zweifel nicht ſagen wolle, als ob die erſte niemals nachgedruckt worden ſey; er nennt ſie die zweite, weil alle die vorhergehenden, als von einer einzigen Originalausgabe abgedruckt, nur für eine, in Anſehung des unveränderten Inhalts, anzuſehen ſind. 2) Weil aber doch auf der Baſel'ſchen Ausgabe in Folio ohne Jahrzahl ſehr vieler Verbeſſerungen gedacht wird, weil man auch ſogar die Actio prima auf dem Titel genannt findet, ſo irrt ſich Herr Freytag ganz gewaltig, wenn er ſie für die zweite halten will. Wie iſt das möglich? Hat dieſer Bücherkenner vergeſſen, daß erſt 1557 Scaligers Exercitationes herausgekommen ſind, und daß alſo die Actio prima, welches eine Antwort darauf ſeyn ſoll, von noch ſpäterm Datum ſeyn muß? 3) Warum aber auch nicht, nach des Herrn Freytags Art zu rechnen, die Ausgabe von 1554 die dritte ſeyn kann, iſt dieſes der Grund, weil Cardan ſelbſt auf der 791. S. der Actio prima von einer prima et secunda Norimbergensi, deßgleichen von einer Lugdunensi und Lutetiana redet. Von der Lugdunensi nun weiß ich es gewiß, daß dieſe 1551 in Octav ans Licht getreten ſey, weil ſie der Verfaſſer des in dem X. Theile der Observationum Hallensium befindlichen Aufſatzes de libris raris ausdrücklich anführt. Ueberhaupt vermuthe ich, daß man aus dieſen und vielen andern dabei vorkommenden Schwierigkeiten ſich ſchwerlich jemals werde helfen können, weil die Buchhändler ohne Zweifel auch hier ein Stückchen nach gelehrter Art geſpielt, und um einerlei Ausgabe mehr als einen Titel gedruckt haben.

Ich komme endlich auf die Anmerkung, mit welcher ich ſchließen will. Dieſe Beſchuldigung des Cardan, welche ich hoffentlich unwiderſprechlich zu Schanden gemacht, haben unſere Litteratoren aus den Händen der Katholiken, beſonders eines hitzigen Merſennus. Ich will ihnen rathen, daß ſie alles, was ſie dieſen Glaubensgenoſſen abborgen, vorher wohl unterſuchen, ehe ſie mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen. Dieſe Herren haben oft beſondere Urſachen, dem und jenem Verfaſſer einen Schandfleck anzuhängen, welche bei uns wegfallen. Cardanus zum Exempel läßt die Vielheit der Götter in der ſtreitigen Stelle auf eben die Art vertheidigen, wie ſie die Heiligen zu vertheidigen pflegen, dergleichen er auch den Mahometanern beilegt. Sollte dieſes die Katholiken nicht etwa weit mehr verdroſſen haben, als alles andere? Allein ſie waren vielleicht zu klug, um nicht einen andern Vorwand zu ſuchen. Ich bitte dieſes zu überlegen.

Vorbericht

zu dem verbeſſerten und vermehrten Abdruck

von

Wilhelm Hogarths

Zergliederung der Schönheit,

aus dem Engliſchen überſetzt von C. Mylius.

1754.

Die Begierde, das Hogarth'ſche Syſtem von der körperlichen Schönheit allen denen unter uns, wo möglich, in die Hände zu liefern, welche in ihren Künſten oder Wiſſenſchaften ein neues Licht daraus borgen können, und durch dieſe weitere Bekanntmachung deſſelben die gute Abſicht befördern zu helfen, welche Hr. Mylius bei ſeiner Ueberſetzung wahrſcheinlicher Weiſe für ſeine Landsleute gehabt hat; dieſe Begierde, ſage ich, iſt die vornehmſte, ja die einzige Urſache dieſes neuen Abdrucks. Der Preis der erſten Ausgabe war ein Preis, welcher die reichere Gegend, wo ſie beſorgt worden, zu verrathen ſchien, und mit dem Vermögen unſerer Künſtler, noch mehr aber unſerer Gelehrten, dasjenige Verhältniß nicht hatte, welches er haben konnte. Man hat ihn daher bei dieſer neuen Ausgabe ſo verringert, daß der Verdacht einer neidiſchen Gewinnſucht hoffentlich von ſelbſt wegfallen wird.

Da die Liebhaber dieſes Werk nunmehr wohlfeiler bekommen, ſo könnte es leicht ſeyn, daß ſie es auch ſchlechter bekämen. Doch man ſchmeichelt ſich gleich des Gegentheils.

Was die Kupfer anbelangt, auf die man ohne Zweifel den erſten Blick werfen wird, ſo muß es der Augenſchein lehren, daß ſie ſo glücklich nachgeſtochen worden, daß, um mich eines Ausdrucks des Hrn. Hogarth zu bedienen, die überſchliffene Brille eines ſogenannten Kenners dazu gehört, etwas darin zu entdecken, was ſie zum Nachtheile des Ganzen weiter unter die Originale ſetzen könnte, als ſie, vermöge der Natur einer Copie, zu ſetzen ſind.

Was ferner die Schrift ſelbſt betrifft, ſo glaubt man dieſer ſogar einige Vorzüge gegeben zu haben. Vornehmlich hat man ihr in Anſehung der deutſchen Schreibart verſchiedene Flecken abgewiſcht, die zwar für ſich klein, aber doch anſtößig genug waren. Dem Hrn. Hogarth war es nicht zu verdenken, daß er, als ein Maler, die Feder weniger geſchickt zu führen wußte, als den Pinſel; daß er ſich oft in dem Ausdrucke verwirrte; daß er die Worte, weil er ihre wahre Kraft nicht kannte, unnöthig häufte, und die Perioden ſo unordentlich unter einander laufen ließ, als ordentlich ſeine Begriffe auf einander folgten. Allein dem Hrn. Mylius muß man es beinahe ein wenig verargen, wenn er ein Wort für das andere genommen, oder durch die allzuofte Wiederholung eben deſſelben Worts den Leſer wegen des Verſtandes in Zweifel gelaſſen hat, der ihm ſelbſt, in Betrachtung der authentiſchen Erklärungen des Verfaſſers nicht zweifelhaft ſeyn konnte. Wenn zum Exempel auf der 57. Seite der Londoner deutſchen Ausgabe Hr. Hogarth ſagt, das Herz ſey in dem Menſchen eine Art des erſten Grundes der Bewegung, und Hr. Mylius drückt es durch „eine Art des erſten Bewegungsgrundes" aus, ſo iſt dieſes unſtreitig eine kleine Nachläſſigkeit, die ſich ſchwerlich mit ſeinem überſetzeriſchen Eigenſinne entſchuldigen läßt. Von dieſer Art ſind die Unrichtigkeiten faſt alle, denen ich abzuhelfen geſucht habe, und ſie haben es auch ſeyn müſſen, indem ich mich ohne Vergleichung der Grundſchrift daran zu wagen hatte. Ich ſehe aber voraus, daß mir dieſe wenig würde genutzt haben, weil ich an der eigentlichen Treue der Ueberſetzung zu zweifeln eben keinen Grund finde.

Außer dieſen leichten Veränderungen, durch die gleichwohl die Schreibart nicht ſchöner hat werden können, wird man zum Schluſſe auch eine kleine Vermehrung antreffen. Dieſe beſteht in den überſetzten Briefen des Hrn. Rouquets, deren Hr. Mylius in ſeiner Vorrede gedenkt. Sie waren bei der Hand, und ich hoffte, daß ſie dem Leſer um ſo viel angenehmer ſeyn würden, je ſchwerer man ſich aus den bloßen Ueberſchriften einen Begriff davon machen kann. Dieſe Schwierigkeit iſt durch die Verdeutſchung, welche Hr. Mylius von dieſen Ueberſchriften gemacht hat, eher vermehrt als vermindert worden. Er überſetzt zum Exempel Harlot's Progress durch Hurenglück, und hat nicht überlegt, daß dieſes ein proverbialiſcher Ausdruck iſt, welcher etwas ganz anders, ja gar das Gegentheil von dem denken läßt, was man in der Rouquet'ſchen Erklärung finden wird.

Ich bin nicht in Abrede, daß ein Herausgeber an dieſem Hogarth'ſchen Werke nicht noch mehr hätte thun können, auch ſogar in Anſehung des Inhalts ſelbſt. Allein er hätte mehr Geſchicklichkeit beſitzen müſſen, als ich mir deren zutraue. Ich will mich gleich erklären.

Hr. Hogarth zeigt, daß alle körperliche Schönheit in der geſchickten und mannichfaltigen Anwendung der Wellenlinie liege, und der ſchwankende Geſchmack iſt glücklich durch dieſe Entdeckung auf etwas gewiſſes eingeſchränkt. Ich ſage eingeſchränkt, aber feſtgeſetzt noch nicht. Man betrachte einmal die Reihe verſchiedener Wellenlinien, welche er oben auf der erſten Kupfertafel vorſtellig macht. Eine jede derſelben hat einen Grad von Schönheit, doch nur eine verdient den Namen der eigentlichen Schönheitslinie, diejenige nämlich, welche weder zu wenig, noch zu ſehr gebogen iſt. Allein welche iſt dieſes? Hr. Hogarth beſtimmt ſie nicht, und da er ſie nicht beſtimmt, ſo iſt es gewiß, daß er die Streitigkeiten des Geſchmacks nur auf einige Schritte weiter hinaus ſchiebt, beſonders wenn es auf das wenigere oder mehrere in der Schönheit ankömmt. Wenn es aber unmöglich ſeyn ſollte, wie ich es beinahe ſelbſt dafür halte, die eigentliche Mitte anzugeben, in welcher die Linie weder zu platt noch zu gekrümmt iſt, ſo ſollte ich doch meinen, daß es wenigſtens möglich ſey, die äußern Gränzen anzugeben, jenſeits welcher ſie den Namen der eigentlichen Schönheitslinie verlieren müſſe. Doch auch dieſes läßt unſer Verfaſſer unausgemacht.

Zwar ſeine Entſchuldigung iſt nicht weit herzuholen. Er ſah es vielleicht ein, daß in dieſer Unterſuchung ohne Hülfe der höhern Mathematik nicht fortzukommen ſey, und daß weitläuftige und ſchwere Berechnungen ſein Werk wohl gründlicher, aber nicht brauchbarer machen könnten. Er ließ alſo ſeinen Faden, als ein Künſtler, da fahren, wo ich wollte, daß ihn ein philoſophiſcher Meßkünſtler ergreifen und weiter führen möchte.

Die ganze Sache würde ohne Zweifel auf die Berechnung der punctorum flexus contrarii ankommen, doch ſo, daß man die metaphyſiſchen Gründe der Schönheit niemals dabei aus den Augen laſſen müßte. Die Vollkommenheit beſteht in der Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen, und alsdann, wenn die Uebereinſtimmung leicht zu faſſen iſt, nennen wir die Vollkommenheit Schönheit. Der Berechner müßte alſo vornehmlich darauf denken, an der eigentlichen Schönheitslinie ſolche Eigenſchaften zu finden, von welchen man ſagen könnte, daß ſie geſchwinder und leichter zu begreifen wären, als die Eigenſchaften der übrigen Linien dieſer Art. Und nur dieſes, glaube ich, könnte einen Philoſophen in Anſehung der Urſache befriedigen, warum dieſe Linie eine ſo angenehme Gewalt über unſere Empfindungen habe.

Vielleicht würde unter den verſtorbenen Gelehrten der Hr. Parent auf eine vorzügliche Art zu dieſer analytiſchen Unterſuchung geſchickt geweſen ſeyn. Ich muß es mit wenigen noch entdecken, warum ich eben auf dieſen falle. Ich fand, daß Hr. Maty in ſeinem Journal Britannique, und zwar in den Monaten November und December des vorigen Jahres, bei Gelegenheit der Bekanntmachung des Hogarth'ſchen Werks, durch eine kleine Note mit einfließen laſſen, es habe ſchon vor unſerm Engländer der Hr. Parent ein ähnliches Syſtem gehabt. Er beruft ſich deßwegen auf deſſelben dritten Theil phyſiſcher und mathematiſcher Unterſuchungen, wie auch auf das Journ. des Savants vom Jahre 1700, wo eine Abhandlung über die Natur der körperlichen Schönheit von ihm eingerückt ſey. Ich habe nur die letztere nachzuſehen Gelegenheit gehabt, und ich geſtehe es, daß ich über die Aehnlichkeit der Hogarth'ſchen und Parent'ſchen Gedanken beinahe erſtaunt bin. Gleich Anfangs beweiſt Parent, daß die Schönheit nicht in ſolchen Verhältniſſen der Theile beſtehen könne, welche auch Hr. Hogarth, beſonders an dem Dürer und Lamozzo, verwirft. Er zeigt hierauf, daß ſie auch nicht auf die bloße Mannichfaltigkeit der Theile ankomme, ob dieſe gleich oft gefalle; und eben dieſes behauptet auch Hr. Hogarth. Doch bis hieher würde dieſe Uebereinſtimmung noch nichts ſagen wollen, wenn ſie ſich nur nicht bis auf die Hauptſache erſtreckte. Parent geht weiter und unterſucht die Formen, welche keine Schönheit haben, und findet, daß es diejenigen ſind, welche aus vielen weit herausragenden oder weit hineinſtehenden Winkeln, mit vielen geraden Linien untermiſcht, zuſammengeſetzt ſind. Die ſchönen Figuren hingegen lehrt er vollkommen, wie Hr. Hogarth, beſtünden aus ſchönen Krümmungen, die aus ſanften Convexitäten, Concavitäten und Inflexionen erzeugt würden. Was fehlt alſo hier mehr, als dieſen Krümmungen willkürliche Namen zu geben, und ihre Verhältniſſe untereinander etwas weitläuftiger zu unterſuchen? Doch vielleicht hat Hr. Parent auch dieſes in ſeinen Werken gethan, die ich nicht habe zu Rathe ziehen können, wenigſtens läßt mich es der Schluß gedachter Abhandlung vermuthen. „Es wäre nunmehr noch übrig, ſagt er, daß ich die verſchiedenen krummen Figuren unterſuchte, welche mehr oder weniger Schönheit haben, und diejenige davon beſtimmte, welche die allermeiſte Schönheit hat; und endlich auch, daß ich ausmachte, woher die Herrſchaft komme, welche dieſe Arten von Figuren über die Einbildung, nicht allein der Menſchen, ſondern auch anderer Thiere haben; doch dieſes verdient eine beſondere Unterſuchung, die ich an einen andern Ort verſpare."

Man ſieht leicht, daß es eben die Unterſuchung ſeyn würde, von der ich oben gewünſcht habe, daß man ſie noch anſtellen möchte, wenn man ſie, mir unwiſſend, nicht ſchon angeſtellt hat.

Aus der theatraliſchen Bibliothek.

Ueber das Luſtſpiel: die Juden.

1754.

Unter den Beifall, welchen die zwei Luſtſpiele in dem vierten Theile meiner Schriften gefunden haben, rechne ich mit Recht die Anmerkungen, deren man das eine, die Juden, werth geſchätzt hat. Ich bitte ſehr, daß man es keiner Unleidlichkeit des Tadels zuſchreibe, wenn ich mich eben jetzt gefaßt mache, etwas darauf zu antworten. Daß ich ſie nicht mit Stillſchweigen übergehe, iſt vielmehr ein Zeichen, daß ſie mir nicht zuwider geweſen ſind, daß ich ſie überlegt habe, und daß ich nichts mehr wünſche, als billige Urtheile der Kunſtrichter zu erfahren, die ich auch alsdann, wenn ſie mich unglücklicher Weiſe nicht überzeugen ſollten, mit Dank erkennen werde.

Es ſind dieſe Anmerkungen in dem 70ſten Stücke der Götting'ſchen Anzeigen von gelehrten Sachen dieſes Jahres gemacht worden, und in den Jenaiſchen gelehrten Zeitungen hat man ihnen beigepflichtet. Ich muß ſie nothwendig herſetzen, wenn ich denjenigen von meinen Leſern, welchen ſie nicht zu Geſichte gekommen ſind, nicht undeutlich ſeyn will. „Der Endzweck dieſes Luſtſpiels, hat mein Hr. Gegner die Gütigkeit zu ſagen, iſt eine ſehr ernſthafte Sittenlehre, nämlich die Thorheit und Unbilligkeit des Haſſes und der Verachtung zu zeigen, womit wir den Juden meiſtentheils begegnen. Man kann daher dieſes Luſtſpiel nicht leſen, ohne daß einem die mit gleichem Endzweck gedichtete Erzählung von einem ehrlichen Juden, die in Hrn. Gellerts ſchwediſcher Gräfin ſteht, beifallen muß. Bei Leſung beider aber iſt uns ſtets das Vergnügen, ſo wir reichlich empfunden haben, durch etwas unterbrochen worden, das wir entweder zu Hebung des Zweifels oder zu künftiger Verbeſſerung der Erdichtungen dieſer Art bekannt machen wollen. Der unbekannte Reiſende iſt in allen Stücken ſo vollkommen gut, ſo edelmüthig, ſo beſorgt, ob er auch etwan ſeinem Nächſten Unrecht thun und ihn durch ungegründeten Verdacht beleidigen möchte, gebildet, daß es zwar nicht unmöglich, aber doch allzu unwahrſcheinlich iſt, daß unter einem Volke von den Grundſätzen, Lebensart und Erziehung, das wirklich die üble Begegnung der Chriſten auch zu ſehr mit Feindſchaft, oder wenigſtens mit Kaltſinnigkeit gegen die Chriſten erfüllen muß, ein ſolches edles Gemüth ſich gleichſam ſelbſt bilden könne. Dieſe Unwahrſcheinlichkeit ſtört unſer Vergnügen deſto mehr, jemehr wir dem edeln und ſchönen Bilde Wahrheit und Daſeyn wünſchten. Aber auch die mittelmäßige Tugend und Redlichkeit findet ſich unter dieſem Volke ſo ſelten, daß die wenigen Beiſpiele davon den Haß gegen daſſelbe nicht ſo ſehr mindern, als man wünſchen möchte. Bei den Grundſätzen der Sittenlehre, welche zum wenigſten der größte Theil derſelben angenommen hat, iſt auch eine allgemeine Redlichkeit kaum möglich, ſonderlich da faſt das ganze Volk von der Handlung leben muß, die mehr Gelegenheit und Verſuchung zum Betruge giebt, als andere Lebensarten."

Man ſieht leicht, daß es bei dieſen Erinnerungen auf zwei Punkte ankömmt. Erſtlich darauf, ob ein rechtſchaffner und edler Jude an und für ſich ſelbſt etwas unwahrſcheinliches ſey; zweitens ob die Annehmung eines ſolchen Juden in meinem Luſtſpiele unwahrſcheinlich ſey. Es iſt offenbar, daß der eine Punkt den andern hier nicht nach ſich zieht; und es iſt eben ſo offenbar, daß ich mich eigentlich nur des letztern wegen in Sicherheit ſetzen dürfte, wenn ich die Menſchenliebe nicht meiner Ehre vorzöge, und nicht lieber eben bei dieſem, als bei dem erſtern verlieren wollte. Gleichwohl aber muß ich mich über den letztern zuerſt erklären.

Habe ich in meinem Luſtſpiele einen rechtſchaffnen und edeln Juden wider die Wahrſcheinlichkeit angenommen? — — Noch muß ich dieſes nur bloß nach den eigenen Begriffen meines Gegners unterſuchen. Er giebt zur Urſache der Unwahrſcheinlichkeit eines ſolchen Juden die Verachtung und Unterdrückung, in welcher dieſes Volk ſeufzt, und die Nothwendigkeit an, in welcher es ſich befindet, bloß und allein von der Handlung zu leben. Es ſey; folgt aber alſo nicht nothwendig, daß die Unwahrſcheinlichkeit wegfalle, ſobald dieſe Umſtände ſie zu verurſachen aufhören? Wenn hören ſie aber auf dieſes zu thun? Ohne Zweifel alsdann, wenn ſie von andern Umſtänden vernichtet werden, das iſt, wenn ſich ein Jude im Stande befindet, die Verachtung und Unterdrückung der Chriſten weniger zu fühlen, und ſich nicht gezwungen ſieht, durch die Vortheile eines kleinen nichtswürdigen Handels ein elendes Leben zu unterhalten. Was aber wird mehr hierzu erfordert, als Reichthum? Doch ja, auch die richtige Anwendung dieſes Reichthums wird dazu erfordert. Man ſehe nunmehr, ob ich nicht beides bei dem Charakter meines Juden angebracht habe. Er iſt reich; er ſagt es ſelbſt von ſich, daß ihm der Gott ſeiner Väter mehr gegeben habe, als er brauche; ich laſſe ihn auf Reiſen ſeyn; ja, ich ſetze ihn ſogar aus derjenigen Unwiſſenheit, in welcher man ihn vermuthen könnte; er lieſt, und iſt auch nicht einmal auf der Reiſe ohne Bücher. Man ſage mir, iſt es alſo nun noch wahr, daß ſich mein Jude hätte ſelbſt bilden müſſen? Beſteht man aber darauf, daß Reichthum, beſſere Erfahrung, und ein aufgeklärterer Verſtand nur bei einem Juden keine Wirkung haben könnten: ſo muß ich ſagen, daß dieſes eben das Vorurtheil iſt, welches ich durch mein Luſtſpiel zu ſchwächen geſucht habe; ein Vorurtheil, das nur aus Stolz oder Haß fließen kann, und die Juden nicht bloß zu rohen Menſchen macht, ſondern ſie in der That weit unter die Menſchheit ſetzt. Iſt dieſes Vorurtheil nun bei meinen Glaubensgenoſſen unüberwindlich, ſo darf ich mir nicht ſchmeicheln, daß man mein Stück jemals mit Vergnügen ſehen werde. Will ich ſie denn aber bereden, einen jeden Juden für rechtſchaffen und großmüthig zu halten, oder auch nur die meiſten dafür gelten zu laſſen? Ich ſage es gerade heraus, noch alsdann, wenn mein Reiſender ein Chriſt wäre, würde ſein Charakter ſehr ſelten ſeyn, und wenn das Seltene bloß das Unwahrſcheinliche ausmacht, auch ſehr unwahrſcheinlich. — —

Ich bin ſchon allmälich auf den erſten Punkt gekommen. Iſt denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, für ſich ſelbſt unwahrſcheinlich? Und warum iſt er es? Man wird ſich wieder auf die obigen Urſachen berufen. Allein, können denn dieſe nicht wirklich im gemeinen Leben eben ſo wohl wegfallen, als ſie in meinem Spiele wegfallen? Freilich muß man, dieſes zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem lüderlichen Geſindel, welches auf den Jahrmärkten herumſchweift. — — Doch ich will lieber hier einen andern reden laſſen, dem dieſer Umſtand näher an das Herz gehen muß, einen aus dieſer Nation ſelbſt. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben ſo witzigen, als gelehrten und rechtſchaffnen Mannes verſagen könnte. Folgenden Brief hat er bei Gelegenheit der göttingiſchen Erinnerung, an einen Freund in ſeinem Volke, der ihm an guten Eigenſchaften völlig gleich iſt, geſchrieben. Ich ſeh es voraus, daß man es ſchwerlich glauben, ſondern vielmehr dieſen Brief für eine Erdichtung von mir halten wird; allein ich erbiete mich, denjenigen, dem daran gelegen iſt, unwiderſprechlich von der Authenticität deſſelben zu überzeugen. Hier iſt er.

Mein Herr!

„Ich überſchicke Ihnen hier das 70ſte Stück der götting'ſchen gelehrten Anzeigen. Leſen Sie den Artikel von Berlin. Die Herren Anzeiger recenſiren den 4ten Theil der leſſing'ſchen Schriften, die wir ſo oft mit Vergnügen geleſen haben. Was glauben Sie wohl, daß ſie an dem Luſtſpiele, die Juden, ausſetzen? Den Hauptcharakter, welcher, wie ſie ſich ausdrücken, viel zu edel und viel zu großmüthig iſt. Das Vergnügen, ſagen ſie, das wir über die Schönheit eines ſolchen Charakters empfinden, wird durch deſſen Unwahrſcheinlichkeit unterbrochen, und endlich bleibt in unſerer Seele nichts, als der bloße Wunſch für ſein Daſeyn übrig. Dieſe Gedanken machten mich ſchamroth. Ich bin nicht im Stande alles auszudrücken, was ſie mich haben empfinden laſſen. Welche Erniedrung für unſere bedrängte Nation! Welche übertriebene Verachtung! Das gemeine Volk der Chriſten hat uns von jeher als den Auswurf der Natur, als Geſchwüre der menſchlichen Geſellſchaft angeſehen. Allein von gelehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine billigere Beurtheilung; von dieſen vermuthete ich die uneingeſchränkte Billigkeit, deren Mangel uns insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. Wie ſehr habe ich mich geirrt, als ich einem jeden chriſtlichen Schriftſteller ſo viel Aufrichtigkeit zutrauete, als er von andern fordert.

„In Wahrheit! mit welcher Stirne kann ein Menſch, der noch ein Gefühl der Redlichkeit in ſich hat, einer ganzen Nation die Wahrſcheinlichkeit abſprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweiſen zu können? Einer Nation, aus welcher, wie ſich der Verfaſſer der Juden ausdrückt, alle Propheten und die größeſten Könige aufſtanden? Iſt ſein grauſamer Richterſpruch gegründet? Welche Schande für das menſchliche Geſchlecht! Ungegründet? Welche Schande für ihn!

„Iſt es nicht genug, daß wir den bitterſten Haß der Chriſten auf ſo manche grauſame Art empfinden müſſen; ſollen auch dieſe Ungerechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertigt werden?

„Man fahre fort uns zu unterdrücken, man laſſe uns beſtändig mitten unter freien und glückſeligen Bürgern eingeſchränkt leben, ja man ſetze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus; nur die Tugend, den einzigen Troſt bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlaſſenen, ſuche man uns nicht gänzlich abzuſprechen.

„Jedoch man ſpreche ſie uns ab, was gewinnen die Herren Recenſenten dabei? Ihre Kritik bleibt dennoch unverantwortlich. Eigentlich ſoll der Charakter des reiſenden Juden (ich ſchäme mich, wann ich ihn von dieſer Seite betrachte) das wunderbare, das unerwartete in der Komödie ſeyn. Soll nun der Charakter eines hochmüthigen Bürgers, der ſich zum türkiſchen Fürſten machen läßt, ſo unwahrſcheinlich nicht ſeyn, als eines Juden, der großmüthig iſt? Laßt einen Menſchen, dem von der Verachtung der jüdiſchen Nation nichts bekannt iſt, der Aufführung dieſes Stückes beiwohnen; er wird gewiß, während des ganzen Stückes für lange Weile gähnen, ob es gleich für uns ſehr viele Schönheiten hat. Der Anfang wird ihn auf die traurige Betrachtung leiten, wie weit der Nationalhaß getrieben werden könne, und über das Ende wird er lachen müſſen. Die guten Leute, wird er bei ſich denken, haben doch endlich die große Entdeckung gemacht, daß Juden auch Menſchen ſind. So menſchlich denkt ein Gemüth, das von Vorurtheilen gereinigt iſt.

„Nicht daß ich durch dieſe Betrachtung dem leſſing'ſchen Schauſpiele ſeinen Werth entziehen wollte; keinesweges! Man weiß daß ſich der Dichter überhaupt, und insbeſondere wenn er für die Schaubühne arbeitet, nur nach der unter dem Volke herrſchenden Meinung zu richten habe. Nach dieſer aber muß der unvermuthete Charakter des Juden eine ſehr rührende Wirkung auf die Zuſchauer thun. Und in ſo weit iſt ihm die ganze jüdiſche Nation viele Verbindlichkeit ſchuldig, daß er ſich Mühe giebt, die Welt von einer Wahrheit zu überzeugen, die für ſie von großer Wichtigkeit ſeyn muß.

„Sollte dieſe Recenſion, dieſe grauſame Seelenverdammung nicht aus der Feder eines Theologen gefloſſen ſeyn? Dieſe Leute denken der chriſtlichen Religion einen großen Vorſchub zu thun, wenn ſie alle Menſchen, die keine Chriſten ſind, für Meuchelmörder und Straßenräuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der chriſtlichen Religion ſo ſchimpflich zu denken; das wäre ohnſtreitig der ſtärkſte Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man ſie feſtzuſtellen alle Menſchlichkeit aus den Augen ſetzen müßte.

„Was können uns unſere ſtrengen Beurtheiler, die nicht ſelten ihre Urtheile mit Blut verſiegeln, erhebliches vorrücken? Laufen nicht alle ihre Vorwürfe auf den unerſättlichen Geiz hinaus, den ſie vielleicht durch ihre eigene Schuld, bei dem gemeinen jüdiſchen Haufen zu finden, frohlocken? Man gebe ihnen dieſen zu; wird es denn deßwegen aufhören wahrſcheinlich zu ſeyn, daß ein Jude einem Chriſten, der in räuberiſche Hände gefallen iſt, das Leben gerettet haben ſollte? Oder wenn er es gethan, muß er ſich nothwendig das edle Vergnügen, ſeine Pflicht in einer ſo wichtigen Sache beobachtet zu haben, mit niederträchtigen Belohnungen vergelten laſſen? Gewiß nicht! Zumal wenn er in ſolchen Umſtänden iſt, in welche der Jude im Schauſpiele geſetzt worden.

„Wie aber, ſoll dieſes unglaublich ſeyn, daß unter einem Volke von ſolchen Grundſätzen und Erziehung, ein ſo edles und erhabenes Gemüth ſich gleichſam ſelbſt bilden ſollte? Welche Beleidigung! ſo iſt alle unſere Sittlichkeit dahin! ſo regt ſich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! ſo iſt die Natur ſtiefmütterlich gegen uns geweſen, als ſie die edelſte Gabe unter den Menſchen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit biſt du, gütiger Vater, über ſolche Grauſamkeit erhaben!

„Wer ſie näher kennt, theuerſter Freund! und ihre Talente zu ſchätzen weiß, dem kann es gewiß an keinem Exempel fehlen, wie leicht ſich glückliche Geiſter, ohne Vorbild und Erziehung empor ſchwingen, ihre unſchätzbaren Gaben ausarbeiten, Geiſt und Herz beſſern, und ſich in den Rang der größten Männer erheben können. Ich gebe einem jeden zu bedenken, ob ſie, großmüthiger Freund! nicht die Rolle des Juden im Schauſpiel übernommen hätten, wenn ſie auf ihrer gelehrten Reiſe in ſeine Umſtände geſetzt worden wären. Ja ich würde unſere Nation erniedrigen, wenn ich fortfahren wollte, einzelne Exempel von edeln Gemüthern anzuführen. Nur das übrige konnte ich nicht übergehen, weil es ſo ſehr in die Augen leuchtet, und weil ich es allzuoft bewundere.

„Ueberhaupt ſind gewiſſe menſchliche Tugenden den Juden gemeiner, als den meiſten Chriſten. Man bedenke den gewaltigen Abſcheu, den ſie für eine Mordthat haben. Kein einziges Exempel wird man anführen können, daß ein Jude (ich nehme die Diebe von Profeſſion aus) einen Menſchen ermordet haben ſollte. Wie leicht wird es aber nicht manchem ſonſt redlichen Chriſten ſeinem Nebenmenſchen für ein bloßes Schimpfwort das Leben zu rauben? Man ſagt, es ſey Niederträchtigkeit bei den Juden. Wohl! wenn Niederträchtigkeit Menſchenblut verſchont, ſo iſt Niederträchtigkeit eine Tugend.

„Wie mitleidig ſind ſie nicht gegen alle Menſchen, wie milde gegen die Armen beider Nationen? Und wie hart verdient das Verfahren der meiſten Chriſten gegen ihre Arme genennt zu werden? Es iſt wahr, ſie treiben dieſe beide Tugenden faſt zu weit. Ihr Mitleiden iſt allzu empfindlich, und hindert beinah die Gerechtigkeit, und ihre Mildigkeit iſt beinah Verſchwendung. Allein wenn doch alle, die ausſchweiften, auf der guten Seite ausſchweiften.

„Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, von ihrer bewundernswürdigen Mäßigkeit, von ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzuſetzen. Doch ſchon ihre geſellſchaftliche Tugenden ſind hinreichend genug, die götting'ſche Anzeigen zu widerlegen; und ich bedaure den, der eine ſo allgemeine Verurtheilung ohne Schauern leſen kann. Ich bin ꝛc.“

Ich habe auch die Antwort auf dieſen Brief vor mir. Allein ich mache mir ein Bedenken, ſie hier drucken zu laſſen. Sie iſt mit zuviel Hitze geſchrieben, und die Retorſionen ſind gegen die Chriſten ein wenig zu lebhaft gebraucht. Man kann es mir aber gewiß glauben, daß beide Correſpondenten, auch ohne Reichthum, Tugend und Gelehrſamkeit zu erlangen gewußt haben, und ich bin überzeugt, daß ſie unter ihrem Volke mehr Nachfolger haben würden, wenn ihnen die Chriſten nur vergönnten, das Haupt ein wenig mehr zu erheben. —

Der übrige Theil der götting'ſchen Erinnerungen, worin man mich zu einem andern ähnlichen Luſtſpiele aufmuntert, iſt zu ſchmeichelhaft für mich, als daß ich ihn ohne Eitelkeit wiederholen könnte. Es iſt gewiß, daß ſich nach dem daſelbſt angegebenen Plane, ein ſehr einnehmendes Stück machen ließe. Nur muß ich erinnern, daß die Juden alsdenn bloß als ein unterdrücktes Volk und nicht als Juden betrachtet werden, und die Abſichten, die ich bei Verfertigung meines Stücks gehabt habe, größten Theils wegfallen würden.

Vorrede

zu den vermiſchten Schriften des Herrn Chriſtlob Mylius.

Es würde ſchwer zu beſtimmen ſeyn, ob Herr Chriſtlob Mylius ſich mehr als einen Kenner der Natur, oder mehr als einen witzigen Kopf bekannt gemacht habe, wenn nicht die letzten Unternehmungen ſeines Lebens für das erſtere den Ausſchlag geben müßten. Sein Beſtreben war allezeit, dieſen gedoppelten Ruhm zu verbinden, den nur diejenigen für widerſprechend anſehen, welche die Natur entweder zu plump oder zu leicht gebildet hat.

Ich war verſchiedene Jahre hindurch einer ſeiner vertrauteſten Freunde und jetzt bin ich ſein Herausgeber geworden; zwei Titel, die mir hinlängliche Erlaubniß geben könnten, mich weitläuftig in ſein Lob einzulaſſen, wenn ich mir nicht ein Gewiſſen machte, denjenigen im Tode zu ſchmeicheln, welcher mich nie in ſeinem Leben als einen Schmeichler gefunden hat.

Mit dieſem Vorſatze würde ich eine ſehr kurze und kahle Vorrede machen müſſen, wenn ich nicht zum Glück eine kleine Folge von Briefen in Bereitſchaft hätte, durch welche zum Theil dieſe Sammlung vermiſchter Schriften iſt veranlaßt worden. Sie ſind an einen Freund geſchrieben, welcher den Herrn Mylius nur bei dem letzten Geräuſche, welches er machte, recht kennen lernte. Ich beſtimmte ſie zwar nur für zwei Augen; da ich aber niemals gern für zwei Augen etwas zu ſchreiben pflege, welches nicht allenfalls tauſend Augen leſen dürften, ſo mache ich mir kein Bedenken, ſie dem Leſer vorzulegen. Er wird alles darin finden, was ihn in den Stand ſetzen kann, von den folgenden proſaiſchen und poetiſchen Aufſätzen, zugleich auch von allen übrigen Schriften des Herrn Mylius ein richtiges Urtheil zu fällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung.

Erſter Brief.

Vom 30. März 1754.

Ja, mein Herr, die Nachricht iſt gegründet; Herr Mylius iſt zwiſchen dem 6ten und 7ten dieſes in London geſtorben. Ich nehme Ihr Beileid, welches Sie mir in dieſem Falle bezeugen wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bei dieſem Verluſte nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen ſollten, deren ein zur Freundſchaft gemachtes Herz fähig iſt. Es macht einen ganz beſondern Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wiſſen, die etwas mehr und etwas anders als die See von der unſrigen trennt. Die Art, mit welcher ich von ihm Abſchied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage und kein Abſchied, ſo gewiß bildete ich mir ein, ihn wieder zu ſehen. Ich ſpottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz ſchwer gemacht hätten.

Wohin, wohin treibt dich mit blut'gen Sporen
Die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilſt, o Mylius! im Auge feiger Thoren,
Zur künft'gen, nicht zur neuen Welt.

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte noch wenige Tage vor ſeiner Abreiſe an. Aber ach, die Vermuthung dieſer feigen Thoren iſt richtiger geweſen, als meine Hoffnung! Und gleichwohl war ſie auf die Kenntniß ſeines Körpers, den ich nie einer merklichen Unpäßlichkeit unterworfen geſehen hatte, und auf das Urtheil erfahrener Leute gebaut, welche eben die Reiſen gethan hatten, die er zu thun Willens war, und die darauf ſchworen, daß er das vollkommene Anſehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Luſt verlieren, ſich auf irgend etwas Schmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unſerer Gewalt iſt, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht beſſer, wenn man auf gut ſtoiſch in den Tag hinein lebte und das Künftige das für uns ſeyn ließe, was es in der That iſt: nichts? . . . Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeiten, haben doch nicht recht prophezeit, obgleich dasjenige, was ſie prophezeiten, eingetroffen iſt. Die See und Amerika war das, wovor er ſich fürchten ſollte; England war es nicht. Eine Reiſe nur von etlichen tauſend Meilen ſollte ihm tödtlich ſeyn; und ich kann noch immer behaupten, daß ſie es ihm nicht würde geweſen ſeyn, wenn er nicht vorher geſtorben wäre . . So viel iſt gewiß, er hat ſie nicht thun ſollen. Wenn ich von den allweiſen Einrichtungen der Vorſehung weniger ehrerbietig zu reden gewohnt wäre, ſo würde ich keck ſagen, daß ein gewiſſes neidiſches Geſchick über die deutſchen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrſchen ſcheine. Wie viele derſelben fallen in ihrer Blüthe dahin! Sie ſterben reich an Entwürfen, und ſchwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl ſchwer ſeyn, eine natürliche Urſache hiervon anzugeben? Wahrhaftig ſie iſt ſo klar, daß ſie nur derjenige nicht ſieht, der ſie nicht ſehen will. Nehmen Sie an, mein Herr, daß ein ſolches Genie in einem gewiſſen Stande geboren wird, der, ich will nicht ſagen der elendeſte, ſondern nur zu mittelmäßig iſt, als daß er noch zu der ſogenannten güldenen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wiſſen wohl, die Natur hat ein Wohlgefallen daran, aus eben dieſem immer mehr große Geiſter hervor zu bringen, als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieſes Genie in einem Lande als Deutſchland, wo faſt alle Arten von Ermunterungen unbekannt ſind, zu überſteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nöthigſten Hülfsmittel zurückgehalten; bald von dem Neide, welcher die Verdienſte auch ſchon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt; bald in mühſamen und ſeiner unwürdigen Geſchäften entkräftet. Iſt es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem erſten ſtarken Sturme unterliegt? Iſt es ein Wunder, daß Armuth, Aergerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper ſiegen, der ohnedem ſchon der ſtärkſte nicht iſt, weil er kein Körper eines Holzhackers werden ſollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in dieſem Falle war unſer Mylius, oder es iſt nie einer darin geweſen. Er ward in einem Dorfe geboren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihn daſelbſt lehren konnte. Er ward von Eltern geboren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Urſache ſtudiren zu laſſen, als daß er einmal, nach der Weiſe ſeiner Väter, von einer geſchwind erlernten Brodwiſſenſchaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieſer Brodwiſſenſchaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beinahe nichts ſo zeitig lernt, als ein Schriftſteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu ſeinem Vorfechter zu machen wußte. Er beſaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und ſeine Umſtände zwangen ihn, ſich dieſe Leichtigkeit mehr zu Nutze zu machen, als es dem Vorſatze ein Dichter zu werden zuträglich iſt. Er ſchrieb und die grauſame Verbindlichkeit, daß er viel ſchreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er ſeiner liebſten Wiſſenſchaft, der Kenntniß der Natur, mit beſſerem Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie und begab ſich an einen Ort, wo es ihm mit ſeiner Gelehrſamkeit beinahe wie denjenigen ging, die von dem, was ſie einmal erworben haben, zehren müſſen, ohne etwas mehreres dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute ſagten, daß man ſich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen laſſen. Er wollte und ſollte reiſen; er reiſte auch, allein er reiſte auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er ſtarb . . . Ja, mein Herr, das iſt ſein Lebenslauf. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das unglücklichſte nicht iſt. Und doch behaupte ich, daß er mehr darin geleiſtet hat, als tauſend andere in ſeinen Umſtänden nicht würden geleiſtet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht ſo früh überraſcht, daß er keinen Theil ſeines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröſte ich mich noch; noch mehr aber mit der gewiſſen Ueberzeugung, daß er in einer vollkommen philoſophiſchen Gleichgültigkeit wird geſtorben ſeyn. Seine Meinungen, die er von dem Zuſtande der abgeſchiedenen Seelen hatte,[1] haben es nicht anders zulaſſen können. Es iſt wahr, er ward in einem großen Vorhaben geſtört, aber nicht ſo, daß er es ganz und gar hätte aufgeben dürfen. Sein Eifer, die Werke der Allmacht näher kennen zu lernen, trieb ihn aus ſeinem Vaterlande. Und eben dieſer Eifer führt ſeine entbundene Seele nunmehr von einem Planeten auf den andern, aus einem Weltgebäude in das andere. Er gewinnt im Verlieren, und iſt vielleicht eben jetzt beſchäftigt mit erleuchteten Augen zu unterſuchen, ob Newton glücklich gerathen und Bradley genau gemeſſen habe. Eine augenblickliche Veränderung hat ihn vielleicht Männern gleich gemacht, die er hier nicht genug bewundern konnte. Er weiß ohne Zweifel ſchon mehr, als er jemals auf der Welt hätte begreifen können. Alles dieſes hat er ſich in ſeinem letzten Augenblicke gewiß zum voraus vorgeſtellt, und dieſe Vorſtellungen haben ihn beruhigt, oder es ſind keine Vorſtellungen fähig, einen ſterbenden Philoſophen zu beruhigen . . Ich will aufhören, Sie mit dieſen traurigangenehmen Ideen zu beſchäftigen. Ich will aufhören, um mich ihnen deſto lebhafter überlaſſen zu können. Es iſt bereits Mitternacht, und die herrſchende Stille ladet mich dazu ein. Leben Sie wohl.

Zweiter Brief.

Vom 3. April.

Ich ſoll Ihnen, mein Herr, einige Nachricht von den Schriften des Herrn Mylius, welche Sie noch nicht kennen, und unter dieſen beſonders von denen ertheilen, in welchen er ſich als einen ſchönen Geiſt hat zeigen wollen? Mit Vergnügen. Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie vorher an eine kleine Anmerkung erinnern darf. Ein gutes Genie iſt nicht allezeit ein guter Schriftſteller, und es iſt oft eben ſo unbillig einen Gelehrten nach ſeinen Schriften zu beurtheilen, als einen Vater nach ſeinen Kindern. Der rechtſchaffenſte Mann hat oft die nichtswürdigſten und der klügſte die dümmſten; ohne Zweifel, weil dieſer nicht die gelegenſten Stunden zu ihrer Bildung, und jener nicht den nöthigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geiſtliche Vater kann oft in eben dieſem Falle ſeyn, beſonders wenn ihn äußerliche Umſtände nöthigen, den Gewinnſt ſeine Minerva und die Nothwendigkeit ſeine Begeiſterung ſeyn zu laſſen. Ein ſolcher iſt alsdann meiſtentheils gelehrter als ſeine Bücher, anſtatt daß die Bücher derjenigen, welche ſie mit aller Muße und mit Anwendung aller Hülfsmittel ausarbeiten können, nicht ſelten gelehrter als ihre Verfaſſer zu ſeyn pflegen . . Nun laſſen Sie mich anfangen. Aber wo wollen Sie, daß ich anfangen ſoll? . . Das erſte, was unter ſeinem Namen gedruckt ward, war eine Ode auf die Schauſpielkunſt, oder vielmehr eine Ode auf die Verdienſte des Herrn Profeſſor Gottſcheds um die Schauſpielkunſt. Ihr Inhalt gab ihr ein Recht auf eine Stelle in den „Beluſtigungen,“ die ſie in dem ſechsten Bande derſelben fand. Ich nenne ſie eine Ode, weil ſie Herr Mylius ſelbſt ſo nennt, und ein Verfaſſer ohne Zweifel ſeine Geburten nennen kann, wie er will. Was halte ich mich dabei auf? Er hat ſie nach der Zeit ſelbſt verachtet und die letzte Strophe ziemlich boshaft parodiren helfen, wie Sie es in dem erſten Theile des Liebhabers der ſchönen Wiſſenſchaften finden können. So geht es faſt immer, wenn man Leute von zweideutigen Verdienſten allzu ſehr erhebt, ehe man ſie näher unterſucht hat. Man ſchämt ſich endlich, daß man ſich bloß gegeben hat, und will allzuſpät durch eben ſo übertriebene Beſchimpfungen die Lobſprüche vertilgen, die uns bereits lächerlich gemacht haben. Auf dieſe Ode folgten ſeine Betrachtungen über die Majeſtät Gottes, welche aus einer oratoriſchen Uebung entſtanden waren, mit der er ſich in der vertrauten Rednergeſellſchaft gezeigt hatte. Er fügte in der Umſchmelzung die natürliche Erklärung des Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas hinzu, welche mehr Aufſehen machte, als ſie verdiente. Sie wiſſen, daß Herr Inſpector Burg ſich alle Mühe gegeben hat, ſie zu widerlegen. Ich, meines Theils, habe ſie allezeit bloß wegen der Dreiſtigkeit des Herrn Mylius bewundert. Der Einfall war nicht ſein, ſondern der Recenſent der Parent'ſchen Unterſuchungen in den Actis Eruditorum hatte ihn bereits gehabt. Allein was dieſer als einen flüchtigen Gedanken, der keine Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unſer Schriftſteller geradeweg als eine Wahrheit vor. Und ſo iſt es auch ſchon recht! Ernſthafte geſetzte Männer müſſen zweifeln; und wir, wir jungen Gelehrten, müſſen entſcheiden. Wer würde es auch ſonſt wagen, gebilligten Meinungen die Stirne zu bieten, wenn wir es nicht wären, die wir noch alle unſer Feuer beiſammen haben? . . Sie finden dieſe Betrachtungen, mein Herr, in eben dem angeführten Bande der Beluſtigungen; ſie enthalten überhaupt viel gemeine Gedanken und die Schreibart iſt die Schreibart eines Declamators, welcher die Beobachtung der Schulregeln für Ordnung und das O und das Ach für das ſchönſte Recept zum Feurigen und Pathetiſchen hält. Faſt von eben dieſem Schlage ſind ſeine Abhandlungen von der Dauer des menſchlichen Lebens; ſeine Unterſuchung, ob die Thiere um der Menſchen willen geſchaffen worden; und ſein Beweis, daß man die Thiere phyſiologiſcher Verſuche wegen gar wohl lebendig eröffnen dürfe . . Aus dieſem letztern Aufſatze kann man unter andern ſehen, daß Herr Mylius die Buchſtabenrechnung damals müſſe gelernt haben. Er wirft mit a und x um ſich, wie einer, der noch nicht lange damit bekannt iſt. Das aber hat er mit ſehr großen Analyſten daſelbſt gemein, daß es ihm vollkommen gelungen iſt, eine Wahrheit, die, in ſchlechten Worten ausgedrückt, ſehr faßlich wäre, durch die allgemeinen Zeichen für die Hälfte ſeiner Leſer zum Räthſel zu machen. Zwar . . als wenn man nur die Leſer klug zu machen ſchriebe! Genug, wenn man zeigt, daß man ſelbſt klug iſt . . . Außer dieſen proſaiſchen Stücken werden Sie auch verſchiedene Gedichte in den Beluſtigungen von ihm finden, beſonders einige ſapphiſche Oden, die dieſes zärtliche Sylbenmaaß ſehr wohl beobachten und viele artige Stellen haben. Das vornehmſte aber iſt wohl das Gedicht auf die Bewohner der Kometen. Ich muß Ihnen ſagen, bei was für Gelegenheit es gemacht worden. Der Herr Profeſſor Käſtner hatte kurz vorher ſein philoſophiſches Gedicht über die Kometen in den Beluſtigungen drucken laſſen. Sie haben es doch geleſen? Es iſt in der That ein Gedicht, und in der That philoſophiſch. Sein Verfaſſer hat ſich längſt den nächſten Platz nach Hallern erworben und Reimen und Denken nie getrennt. Ich führe folgende Stelle aus dem Gedächtniſſe an:

---

[1] Man ſehe in dieſen vermiſchten Schriften S. 136.

> Was aber würde wohl dort im Komet geboren?
> Ein widriges Gemiſch von Lappen und von Mohren,
> Ein Volk, das unverletzt vom Aeußerſten der Welt,
> Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.
> Wer iſt, der dieſes glaubt?

Ohne Zweifel brachte dieſe Frage den Herrn Mylius auf. Er wollte es ſeyn, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es ſeyn, der auch andere es zu glauben nöthigte. Er ſetzte ſich alſo und ſchrieb ein ziemlich lang Gedicht, worinnen er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Herr Profeſſor Käſtner nicht geläugnet hatte, und von ihrer Wahrſcheinlichkeit, die aber unter ſeinen Händen noch ziemlich unwahrſcheinlich blieb, handelte.

> Der Vorſatz an ſich ſelbſt war keines Tadels werth;

wie ein Dichter, den Herr Mylius nicht wohl leiden konnte, bei einer ähnlichen Gelegenheit ſpricht. Nur Schade, daß er ſeine Einbildungskraft nicht beſſer dabei anſtrengte; nur Schade, daß er den kurzen und nervenreichen Ausdruck nicht in ſeiner Gewalt hatte; nur Schade, daß er ſich von dem Reime fortreißen ließ, und in ſein ganz Gedicht noch lange nicht ſo viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat ſogar nicht mehr als eine einzige ſchöne Zeile darin gefunden, dieſe nämlich:

> Was nutzt der größte Stern, der ewig müßig geht?

Er glaubte eine feine Anſpielung auf die großen einflußloſen Sterne unter den Menſchen darin zu ſehen, von der ſich noch zweifeln läßt, ob ſie unſer Poet dabei gedacht hat. Was für einen artigen phyſikaliſchen Roman hätte er uns machen können, wenn er den innern Reichthum ſeiner Materie recht gekannt und ihn gehörig zu brauchen gewußt hätte! Aber war es von ihm damals zu verlangen? War es von dem geſchwornen Schüler eines Meiſters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reimer gezogen hat? Genug, daß Herr Mylius in den Aufſätzen, die von ſeiner Feder in den Beluſtigungen ſtehen, alles geleiſtet hat, was ein Gottſchedianer leiſten kann. Die poetiſchen ſind fließend und ohne Mittelwörter; und die proſaiſchen ſind gedehnt und rein . . Sie ſehen wohl, mein Herr, daß ich mir heute kein Blatt vors Maul nehme. Ich wäre auf guten Wegen, wenn ich nur nicht abbrechen müßte. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Vom 22. April.

Freilich hat ſich Herr Mylius auch in wöchentlichen Sittenſchriften verſucht. . . Sie wiſſen, mein Herr, wer die erſten Verfaſſer in dieſer Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Tiefſinn, noch an Gelehrſamkeit, noch an Kenntniß der Welt fehlte. Engländer, die in der größten Ruhe und mit der beſten Bequemlichkeit auf alles aufmerkſam ſeyn konnten, was einen Einfluß auf den Geiſt und auf die Sitten ihrer Nation hatte. . . Wer aber ſind ihre Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witzlinge, die ungefähr der deutſchen Sprache gewachſen ſind, hier und da etwas geleſen haben, und, was das betrübteſte iſt, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müſſen. . . . Herr Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahr 1745 ſeinen Freigeiſt anfing und ihn durch zweiundfünfzig Wochen glücklich fortſetzte. Der Titel verſprach viel, und ich glaube nicht, daß man zu unſern Zeiten leicht einen anlockendern finden könnte. Ich weiß es aus dem Munde des Verfaſſers, daß er ſich nie hingeſetzt, ein Blatt von demſelben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem Zuſchauer geleſen zu haben. Dieſe Art ſich vorzubereiten und ſeinen Geiſt zu einer edeln Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel ſehr lobenswerth. Freilich kann ſie nur bei denen von einiger Wirkung ſeyn, die ſchon für ſich Kräfte genug hätten, nichts gemeines zu ſchreiben. Denn denen, welchen dieſe Kräfte fehlen, wird ſie zu weiter nichts nützen, als die äußerliche Einrichtung zu ertappen. Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Geſpräch, bald eine Erzählung, bald ein Gedichtchen vorlegen, und in dieſer abwechſelnden Armuth ſich ihren Muſtern gleich dünken, deren wahre Schönheiten ſie nicht einmal einſehen. . . Herr Mylius ſah ſie allerdings ein, und man kann nicht läugnen, daß ſich nicht ein großer Theil von ſeinem Freigeiſte ſehr wohl leſen laſſe. Verſchiedene kleine Züge, die er ſeiner Perſon darin giebt, ſind etwas mehr als bloße Erdichtungen. Was er zum Exempel in dem dreizehnten Blatte von des Boethius Troſte der Weltweisheit ſagt, iſt gänzlich nach den Buchſtaben zu verſtehen. Er hatte von dieſem geliebten Buche eine Ausgabe in ſehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, anſtatt der geriebenen Wurzeln und Kräuter, welche andere aus Artigkeit in die Naſe ſtopfen, in einer Schnupftabaksdoſe bei ſich trug. Die Ueberſetzung, die er am angeführtem Orte daraus mittheilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutſchen noch nie gebrauchten Versart, der adoniſchen nämlich; und es iſt ſeine Schuld ohne Zweifel nicht, wenn er keine Nachahmer darin gehabt hat. Was übrigens den Inhalt des Freigeiſtes anbelangt, ſo wird auch der eigenſinnigſte Splitterrichter nicht das geringſte darin finden, was der chriſtlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte. Gleichwohl aber ward es . . . und dieſes muß ich Ihnen zu melden nicht vergeſſen . . ſeinem guten Namen einigermaßen nachtheilig, ihn geſchrieben zu haben. Er behielt von der Zeit an den Titel ſeines Buchs ſtatt eines Beinamens, und ſeine Bekannten waren noch lange hernach gewohnt, die Namen Mylius und Freigeiſt eben ſo ordentlich zu verbinden, als man jetzt die Namen Edelmann und Religionsſpötter verbindet. Sie können ſich leicht einbilden, daß dieſe Verbindung bei denen, welche die wahre Urſache davon nicht wußten, oft ein ſehr empfindliches Mißverſtändniß werde verurſacht haben. Es iſt aber ſo ungegründet, daß ich es auch nicht mit einem Worte weiter widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von ſeiner zweiten moraliſchen Wochenſchrift ſagen, die er bald nach ſeiner Ankunft in Berlin herausgab. Sie hieß „der Wahrſager.“ Er kam nicht weiter damit als bis auf das zwanzigſte Stück. Die fernere Fortſetzung ward ihm höheres Orts verboten, und es wäre ſeiner Ehre zuträglicher geweſen, wenn man ihm gleich den Anfang unterſagt hätte. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ungleich er ſich darin ſieht! Die Schreibart iſt nachläſſig, die Moral gemein, die Scherze ſind pöbelhaft und die Satyre iſt beleidigend. Er ſchonte niemanden und hatte nichts ſchlechteres zur Abſicht, als ſeine Blätter zur ſcandalöſen Chronik der Stadt zu machen. Man ſchrie daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt ward. Als ein neuer Ankömmling in Berlin hatte er ſich ohne Zweifel einen allzu großen Begriff von der hieſigen Freiheit der Preſſe gemacht. Er hatte geſehen, daß wichtige Wahrheiten hier Scherz verſtehen müſſen, und glaubte alſo, daß ihn die Einwohner auch ertragen würden, wenn er auch ſchon ein wenig maſſiv wäre. Allein er irrte ſich! Die erſtern können durch die allergrößte Mißhandlung nichts verlieren; die andern aber können auch durch die allerkleinſte alles verlieren, nämlich ihre Ehre. Was alſo die Obrigkeit dort aus Sicherheit verſtattet, das muß ſie hier aus Mitleiden verbieten. . . Das erſte Blatt des Wahrſagers kam Donnerſtags heraus. Den Sonntag vorher wußte Herr Mylius noch nicht, wie es heißen ſollte. Er lief hundert Namen durch und konnte keinen finden, der ihm recht gelegen geweſen wäre. Endlich half ihm der geſchwinde Witz eines guten Freundes noch aus der Noth. „Sie können ſich nicht entſchließen, wie Sie Ihr Blatt nennen wollen?“ ſagte Herr von K** zu ihm; „Nennen Sie es den Wahrſager. Die zu dumm waren, Sie als einen Freigeiſt zu hören, die werden gewiß nicht zu klug ſeyn, Ihnen als einem Wahrſager zu folgen.“ Dieſer Einfall ward gebilligt, ob er gleich ein wenig boshaft war, und in drei Stunden war das erſte Stück fertig. Mit eben dieſer Geſchwindigkeit hat Herr Mylius auch die übrigen ausgearbeitet, und wenn dieſer Umſtand ſchon nicht ihren geringen Werth entſchuldigt, ſo verhindert er doch wenigſtens zu glauben, daß unſer Tachygraphus ſie nicht beſſer habe machen können. . . Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Vom 6. Mai.

Herr Mylius hat drei Luſtſpiele und ein muſikaliſches Zwiſchenſpiel geſchrieben. Das ſind ſeine theatraliſchen Lorbeern! Das erſte Luſtſpiel ward 1745 in Hamburg gedruckt und heißt: „die Aerzte.“ Es iſt in Proſa; es hat fünf Aufzüge; es beobachtet die drei Einheiten; es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs niemals leer; es hat keine unwahrſcheinlichen Monologe . . . . Warum darf ich nun nicht gleich dazu ſetzen: kurz, es iſt ein vollkommenes Stück? Warum giebt es gewiſſe ſchwer zu vergnügende ekle Kunſtrichter, welche eine anſtändige Dichtung, wahre Sitten, eine männliche Moral, eine feine Satyre, eine lebhafte Unterredung, und ich weiß nicht, was noch ſonſt mehr, verlangen? Und warum, mein Herr, ſind Sie ſelbſt einer von dieſen Leuten? Ich hätte Ihnen ein ſo vortreffliches Quidproquo machen wollen, daß Sie meinen Freund den deutſchen Moliere nennen ſollten. Ein deutſcher Moliere! Und dieſer mein Freund! O wenn es doch wahr wäre! Wenn es doch wahr wäre! . . Hören Sie nur, Herr Mylius mußte ſeine Aerzte auf Verlangen machen; was Wunder, daß ſie ihm geriethen, wie . . wie alles, was man auf Verlangen macht. Kurz vorher waren „die Geiſtlichen auf dem Lande“ zum Vorſchein gekommen. Sie kennen dieſes Stück; es hatte einen jungen Menſchen zum Verfaſſer, der hier in

Berlin noch auf Schulen war, der aber nach der Zeit beſſere Anſprüche auf den Ruhm eines guten komiſchen Dichters der Welt vorlegte und ſelbſt aus Liebe zur Bühne ein Schauſpieler ward, nämlich den verſtorbenen Herrn Krieger. In ſeinen „Geiſtlichen" hatte er die Satyre auf eine unbändige Art übertrieben, und ich weiß überhaupt nicht, was ich von der Satyre halten ſoll, die ſich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausſchweifung haben nie ein Buch um die Leſer gebracht, wohl aber manchem Buche zu Leſern verholfen. Die Welt konnte ſich an den Geiſtlichen nicht ſatt leſen: ſie wurden mehr als einmal gedruckt; ja ſie wurden, was die Leſer immer um die Hälfte vermehrt, confiscirt. So eine vortreffliche Aufnahme ſtach einem Buchhändler in die Augen. Er verſprach ſich keinen kleinen Gewinnſt, wenn man auch andere Stände eine ſolche Muſterung könnte paſſiren laſſen, und trug die Abfertigung der „Aerzte" dem Herrn Mylius auf, der es auch annahm, ob er gleich ſelbſt unter die Söhne des Aeſculap gehörte. Er brachte ſonderbares Zeug in ſein Luſtſpiel; eine Jungfer, der man es anſehen kann, daß ſie keine Jungfer mehr iſt; ein paar Freier, die ſich über eine künftige Frau zur Hälfte vergleichen und ein Haufen Züge, die vollkommen wohl in eine ſchlechte engliſche Komödie paſſen würden . . . Doch wie ſteht es um ſein zweites Luſtſpiel? Es heißt „der Unerträgliche" und iſt gleichfalls in Proſa und fünf Aufzügen. Es ſollte eine perſönliche Satyre ſeyn, muß ich Ihnen im Vertrauen ſagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuum eben ſo ſchlecht, als dort mit der Gattung. Denn mit wenigem alles zu ſagen, er ſchilderte ſeinen Unerträglichen, ich weiß nicht ob ſo glücklich oder ſo unglücklich, daß ſein ganzes Stück darüber unerträglich ward. Die „Aerzte" und den „Unerträglichen" machte Herr Mylius bald nacheinander; ſein drittes Stück aber, von welchem ich gleich reden will, folgte erſt einige Jahre darauf. Es heißt „die Schäferinſel;" es iſt in Verſen und hat drei Aufzüge. Wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen einen deutlichen Begriff davon machen ſollte . . . Kennen Sie den Geſchmack der Frau Neuberin? Man müßte ſehr unbillig ſeyn, wenn man dieſer berühmten Schauſpielerin eine vollkommene Kenntniß ihrer Kunſt abſprechen wollte. Sie hat männliche Einſichten; nur in einem Artikel verräth ſie ihr Geſchlecht. Sie tändelt ungemein gerne auf dem Theater. Alle Schauſpiele von ihrer Erfindung ſind voller Putz, voller Verkleidung, voller Feſtivitäten; wunderbar und ſchimmernd . . . Vielleicht zwar kannte ſie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine Liſt von ihr, was ich für eine Schwachheit an ihr halte. Doch dem ſey, wie ihm wolle; genug, daß nach dieſem Schlage ungefähr die „Schäferinſel" ſeyn ſollte, welche Herr Mylius auch wirklich auf ihr Anrathen ausarbeitete. Er hätte ſie am kürzeſten ein pſeudopaſtoraliſch-muſikaliſches Luſt- und Wunderſpiel nennen können. Nachdem er einmal den Entwurf davon gemacht hatte, koſtete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr als vier Nächte; und ſo viele bringt ein anderer wohl mit Einrichtung einer einzigen Scene ſchlaflos zu. So lange er damit beſchäftigt war, habe ich ihn, ſeiner Geſchwindigkeit wegen, mehr als einmal beneidet; ſo bald er aber fertig war, und er mir ſeine Geburt vorgeleſen hatte, war ich wieder der großmüthigſte Freund, in deſſen Seele ſich auch nicht die geringſte Spur des Neides antreffen ließ . . . Noch ein Wort von ſeinem Zwiſchenſpiele. Es heißt „der Kuß;" es ward componirt und auf der Neuberiſchen Bühne in Leipzig aufgeführt. Es fanden ſich Leute, welche es bewunderten, weil eine gewiſſe Schauſpielerin die Schäferin darin machte. Der Inhalt war aus der Schäferwelt . . . . Verzeihen Sie, mein Herr, daß mir die Schäferwelt den Frühling in die Gedanken bringt; verzeihen Sie, daß das heutige angenehme Wetter mich verleitet, ihn immer ein wenig zu genießen, und daß ich alſo, Zeit zu gewinnen, ſchließe. Ich will lieber den ganzen Spaziergang an niemanden, als an Sie gedenken, als noch ein Wort mehr ſchreiben; ausgenommen: Leben Sie wohl!

Fünfter Brief.

Vom 4. Juni.

An Kenntniß der vortrefflichſten Muſter fehlte es dem Herrn Mylius gar nicht. Und wie hätte es ihm auch ſo leicht daran fehlen können, da er das Hülfsmittel der Sprachen vollkommen wohl in ſeiner Gewalt hatte? Die vornehmſten lebendigen und todten waren ihm geläufig. Von der lateiniſchen werden Sie mir es ohne Beweis glauben. In Anſehung der griechiſchen berufe ich mich auf ſeine Ueberſetzungen, die er aus dem Ariſtophanes und Lucian gemacht hat. Dieſe letztern werden Sie in der „Sammlung auserleſener Schriften" dieſes Sophiſten, welche im Jahr 1745 bei Breitkopf gedruckt iſt, finden. Der Herr Prof. Gottſched machte eine unverlangte Vorrede dazu, mit der er dem Publikum einen ſchlechten Dienſt erwies. Die Beſorger wurden darüber ungehalten und anſtatt, daß ſie uns den ganzen Lucian deutſch liefern wollten, ließen ſie es bei dieſer Probe bewenden. Ich würde einen langen und trockenen Brief ſchreiben müſſen, wenn ich Ihnen auch alle ſeine Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Italiäniſchen und Engliſchen anführen wollte. Unter den erſtern verdienen ohne Zweifel die „Kosmologie des Herrn von Maupertuis" und des Herrn Clairaut „Anfangsgründe der Algebra" die vorzüglichſte Stelle. Beide Werke zu überſetzen, ward etwas mehr als die bloße Kenntniß der Sprache erfordert; einer Sprache, in der er übrigens ſeine Briefe am liebſten abzufaſſen pflegte. Und ich muß es Ihnen nur beiläufig ſagen, daß ſein Briefwechſel ſehr groß war, größer als ihn vielleicht mancher in dem einträglichſten Amte ſitzender Gelehrte, aus Furcht vor den Unkoſten, übernehmen möchte. Er war nicht bloß in Deutſchland eingeſchloſſen; er erſtreckte ſich noch viel weiter, und es war allerdings eine Ehre für ihn, daß er die verbindlichſten Antworten von einem Reaumur, Linnäus, Watſon, Lyonet ꝛc. aufweiſen konnte . . . Aus dem Italiäniſchen hat Herr Mylius unter andern in den „Beiträgen zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters," die Clitia des Machiavell überſetzt, und aus dem Engliſchen Popens Verſuch über den Menſchen. Durch dieſe letztere Ueberſetzung, welche in Proſa iſt und in dem zweiten Bande der „halliſchen Bemühungen" ſteht, wollte er die Arbeit des Herrn Brockes ausſtechen. Das Weitſchweifende und Wäſſrichte ſeines paraphraſtiſchen Vorgängers hat er zwar leichtlich vermeiden können, allein daß es ſonſt ohne Fehler auf ſeiner Seite hätte abgehen ſollen, das war ſo leicht nicht. Ohne Zweifel wußte er damals ſo viel Engliſch noch nicht und konnte es auch nicht wiſſen, als er während ſeines Aufenthalts zu London, in ſeinem letzten Jahre, durch die Ueberſetzung von „Hogarths Zergliederung der Schönheit," zu wiſſen gezeigt hat. Ja er iſt ſogar noch ſelbſt, mitten unter den Engländern, ein Schriftſteller in ihrer Sprache geworden. Und zwar ein kritiſcher Schriftſteller. Er ließ nämlich über ein neues Trauerſpiel des Herrn Glover einen Brief drucken, in welchem er ſich Chriſtpraiſe Myll nannte. Ohne Zweifel wollte er die engliſchen Leſer durch ſeinen deutſchen Namen nicht abſchrecken. Noch habe ich dieſen Brief nicht geſehen und ich kenne ihn nur zum Theil aus dem Monthly Review, wo er ganz kaltſinnig nur kurz angezeigt wird. Er hat dem Herrn Glover die

Verabſäumung einiger dramatiſchen Regeln vorgerückt; und Sie wiſſen wohl, mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Britte hält ſie für eine Sklaverei und ſieht diejenigen, welche ſich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die ſich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen, betrachtet, wenn auch dieſe Könige ſchon Friedriche ſind. Doch ich zweifle, ob Herr Mylius zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war; ſein Geiſt war in Gottſcheds Schule zu mechaniſch geworden, und der unglückliche Tadler der ewigen Gedichte eines Haller konnte unmöglich mit ſeinem Geſchmacke bei einem Volke bewundert werden, welches uns dieſes Dichters wegen zu beneiden Grund hätte. Wie? werden Sie ſagen, der unglückliche Tadler Hallers? Ja, mein Herr, dieſes war Herr Mylius; denn er iſt es, aus deſſen Feder die Beurtheilung des Halleriſchen Gedichts „über den Urſprung des Uebels“ in den erſten Stücken der halliſchen Bemühungen, gefloſſen iſt. Ich ſage mit Fleiß: aus ſeiner Feder und nicht aus ſeinem Kopfe. Der Herr Profeſſor Gottſched dachte damals für ihn, und mein Freund hat es nach der Zeit mehr als einmal bereut, ein ſo ſchimpfliches Werkzeug des Neides geweſen zu ſeyn. Doch ich weiß ſchon, auf wen die größte Schande fällt; auf den ohne Zweifel, auf welchen alle ſeine Schüler ihre Vergehungen bürden, und ihn, wie den Verſöhnungsbock, in die Wüſte ſchicken ſollten ... Aber, bewundern Sie doch mit mir den Herrn von Haller! Entweder er hat es gewußt, daß ihn Herr Mylius ehedem ſo ſchimpflich kritiſirt habe; oder er hat es nicht gewußt. In dem erſten Falle bewundere ich ſeine Großmuth, die auf keine Rache dieſer perſönlichen Beleidigung gedacht, ſondern ſich den Beleidiger vielmehr unendlich zu verbinden geſucht hat. In dem andern Falle bewundere ich .. ſeine Großmuth nicht weniger, die ſich nicht einmal die Mühe genommen hat, die Namen ſeiner ſpöttiſchen Tadler zu wiſſen .. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

Vom 20. Juni.

O, ich glaube es Ihnen ſehr wohl, mein Herr, daß verſchiedene in Ihrer Gegend, welche an der Mylius'ſchen Reiſe Theil gehabt, über den unglücklichen Ausgang derſelben verdrießlich ſind und ihr Geld bereuen. Was haben wir nun davon? heißt es bei einigen auch hier. Ehre! habe ich denen, die ich näher kenne, geantwortet. Ehre! .. „Nichts weiter? verſetzte man. Wir glaubten, wie vortrefflich wir unſere Naturalienſammlungen würden vermehren können.“ .. Ei! und alſo ſahen Sie den Herrn Mylius nicht ſowohl für einen Gelehrten, welcher Entdeckungen machen ſollte, als für einen Commiſſionär an, der für Sie nach Amerika reiſte, um die Lücken Ihres Kabinets, ſo wohlfeil als möglich, zu erfüllen? .. „Nicht viel anders!“ .. Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freiheit, aufrichtig zu geſtehen, daß ich Ihnen den vorgegebenen Schaden von Grund des Herzens gönne. Aber wiſſen Sie wohl, bin ich in meinem Komplimente fortgefahren, für was Herr Mylius eigentlich Sie und alle Beförderer ſeiner Reiſe angeſehen hat? Für Verſchwender; für Leute die ihr überflüſſiges Vermögen zu ſonſt nichts beſſern anzuwenden wüßten; die nur Geld verſchenkten, um es zu verſchenken, und ... „Was? hat man mich unterbrochen; uns für Verſchwender anzuſehen?“ .. Wahrhaftig, meine Herren, dafür hat Sie Herr Mylius angeſehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen. Ich habe Ihnen hierauf, um Sie rechtſchaffen zu kränken, eine Stelle aus dem ſatyriſchen Sendſchreiben meines Freundes vorgeleſen, in welchem er verſchiedene Anſchläge ertheilt, wie man die Thorheiten und Laſter der Menſchen zum Aufnehmen der Naturlehre nützen könne. Er hat dieſes Sendſchreiben in die „Ermunterungen“ eingerückt, und die Stelle, auf welche ich ziele, iſt viel zu ſonderbar, als daß mich die Mühe dauern ſollte, ſie Ihnen, mein Herr, hier abzuſchreiben. „Die Verſchwender,“ ſagt er, „laſſe man ihr Geld auf die Beſoldung einer Anzahl Reiſender wenden, welche die Welt die Länge und Quere durchreiſen und durchſchiffen, und wenn es das Glück will, allerlei phyſikaliſche und zur Naturgeſchichte gehörige Entdeckungen machen. Man laſſe auf ihre Unkoſten Luftſchiffe bauen, und den Erfolg auf ein Gerathewohl ankommen. Die Ausführung ſolcher Unternehmungen trage man irrenden Rittern, Don Quixoten und Wagehälſen auf, und erwarte mit Vergnügen und Gelaſſenheit, ob die Naturlehre dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrſätzen wird bereichert werden. Die Sache mag ſo übel ausſchlagen, als ſie will, ſo werden doch weder die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, noch ihre uneigennützige Handlanger einigen Schaden davon haben...“ Was ſagen Sie zu dieſer Stelle, mein Herr? Vielleicht, daß ſie etwas prophetiſches hat. Doch ich bin gewiß überzeugt, daß Herr Mylius ein ſehr lobenswürdiger und vorſichtiger Wagehals würde geweſen ſeyn, wenn ihm der Tod vergönnt hätte, ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen. Er würde ſich nicht begnügt haben, wo er hingekommen wäre, bloß mit den Augen eines Naturforſchers zu ſehen, und um nichts, als um einen Stein oder um ein Kraut ſich Gefahren auszuſetzen. Er würde ein allgemeiner Beobachter geweſen ſeyn, und die Kenntniß des Schönſten in der Natur, des Menſchen, für keine Kleinigkeit angeſehen haben, ob ſie gleich in dem gemeinen Plane ſeiner Reiſe nicht in Betrachtung gezogen war... Doch erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen auch endlich einmal von etwas anderm ſchreibe. Die Erinnerung der Geſchicklichkeiten meines Freundes iſt mir zu peinlich, und ich empfinde ſeinen Verluſt zu lebhaft, wenn ich derſelben allzuſehr nachhänge.... Laſſen Sie uns vielmehr ꝛc. ....

Hier geriethen wir in unſerm Briefwechſel auf eine andere Materie, welche für den Leſer wenig reizendes haben würde und hierher nicht gehört. Alles, was ich noch für ihn hinzu thun muß, iſt etwas weniges, was dieſe Sammlung genauer angeht. Sie beſteht aus lauter Stücken, welche theils in verſchiedenen Monatsſchriften zerſtreut, theils auch einzeln gedruckt waren. Alles deſſen, was in den vorſtehenden Briefen geſagt worden, ungeachtet glaube ich, daß ſehr viele Leſer, die meiſten nicht ohne beſonderes Vergnügen leſen werden. Die Poeſien insbeſondere habe ich überall zuſammengeſucht, und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit mehrere, beſſere aber wohl ſchwerlich auftreiben können. Mit was für Augen man ſie betrachten müſſe, habe ich deutlich genung zu verſtehen gegeben, und ich füge nur noch hinzu, daß die Gedichte des Herr Mylius ganz anders ausſehen würden, wenn ſie alle mit dem Gefühle und dem Fleiße gemacht wären, mit welchem er ſeinen „Abſchied aus Europa“ gemacht hat. Es ſchien, als ob er erſt um dieſe Zeit recht anfangen wollte, ſein Herz und ſeinen Witz zu brauchen ... Mir iſt jetzt weiter nichts zu thun übrig, als den Leſer den Inhalt der Sammlung auf einmal überſehen zu laſſen, und mich ſeiner Gunſt zu empfehlen

Pope ein Metaphyſiker!

1755.

Vorbericht.

Man würde es nur vergebens läugnen wollen, daß gegenwärtige Abhandlung durch die neuliche Aufgabe der königl. Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften veranlaßt worden; und daher hat man auch dieſe Veranlaſſung ſelbſt nirgends zu verſtecken geſucht. Allein wenn der Leſer deßwegen an eine Schöne denken wollte, die ſich aus Verdruß dem Publicum preisgiebt, weil ſie den Bräutigam, um welchen ſie mit ihren Geſpielinnen getanzt, nicht erhalten, ſo würde er ganz gewiß an eine falſche Vergleichung denken. Die akademiſchen Richter werden es am beſten wiſſen, daß ihnen dieſe Schrift keine Mühe gemacht hat. Es fanden ſich Umſtände, welche die Einſchickung derſelben verhinderten, die aber ihrer Bekanntmachung durch den Druck nicht zuwider ſind. Nur einen von dieſen Umſtänden zu nennen . . Sie hat zwei Verfaſſer, und hätte daher unter keinem andern Sinnſpruche erſcheinen können, als unter dieſem

Compulerant — — greges Corydon et Thyrsis in unum.

Geſetzt nun, ſie wäre gekrönt worden! Was für Streitigkeit würde unter den Urhebern entſtanden ſeyn! Und dieſe wollten gerne keine unter ſich haben.

Aufgabe.

Die Akademie verlangt eine Unterſuchung des Popiſchen Syſtems, welches in dem Satze: Alles iſt gut enthalten iſt. Und zwar ſo, daß man

Erſtlich den wahren Sinn dieſes Satzes, der Hypotheſe ſeines Urhebers gemäß, beſtimme;

Zweitens ihn mit dem Syſtem des Optimismus, oder der Wahl des Beſten, genau vergleiche, und

Drittens die Gründe anführe, warum dieſes Popiſche Syſtem entweder zu behaupten oder zu verwerfen ſey.

Die Akademie verlangt eine Unterſuchung des Popiſchen Syſtems, welches in dem Satze: Alles iſt gut, enthalten iſt.

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich gleich Anfangs geſtehen muß, daß mir die Art, mit welcher dieſe Aufgabe ausgedrückt worden, nicht die beſte zu ſeyn ſcheint. Da Thales, Plato, Chryſippus, Leibnitz und Spinoſa, und unzählige andere einmüthig bekennen, es ſey alles gut: ſo müſſen in dieſen Worten entweder alle Syſteme, oder es muß keines darin enthalten ſeyn. Sie ſind der Schluß, welchen jeder aus ſeinem beſondern Lehrgebäude gezogen hat, und der vielleicht noch aus hundert andern wird gezogen werden. Sie ſind das Bekenntniß derer, welche ohne Lehrgebäude philoſophirt haben. Wollte man ſie zu einem Canon machen, nach welchem alle dahin einſchlagende Fragen zu entſcheiden wären: ſo würde mehr Bequemlichkeit als Verſtand dabei ſeyn. „Gott hat es ſo haben wollen, und weil er es ſo hat haben wollen, muß es gut ſeyn,“ iſt wahrhaftig eine ſehr leichte Antwort, mit welcher man nie auf dem Trocknen bleibt. Man wird damit abgewieſen, aber nicht erleuchtet. Sie iſt das beträchtlichſte Stück der Weltweisheit der Faulen; denn was iſt fauler, als ſich bei einer jeden Naturbegebenheit auf den Willen Gottes zu berufen, ohne zu überlegen, ob der vorhabende Fall auch ein Gegenſtand des göttlichen Willens habe ſeyn können?

Wenn ich alſo glauben könnte, der Concipient der akademiſchen Aufgabe habe ſchlechterdings in den Worten Alles iſt gut ein Syſtem zu finden verlangt, ſo würde ich billig fragen, ob er auch das Wort Syſtem in der ſtrengen Bedeutung nehme, die es eigentlich haben ſoll? Allein er kann mit Recht begehren, daß man ſich mehr an ſeinen Sinn, als an ſeine Worte halte. Beſonders alsdann, wenn der wahre Sinn der falſchen Worte ungeachtet durchſtrahlt, wie es hier in den nähern Beſtimmungen des Satzes hinlänglich geſchieht.

Dieſem zufolge ſtelle ich mir alſo vor, die Akademie verlange eine Unterſuchung desjenigen Syſtems, welches Pope erfunden oder angenommen habe, um die Wahrheit: daß alles gut ſey, dadurch zu erhärten, oder daraus herzuleiten, oder wie man ſonſt ſagen will. Nur muß man nicht ſagen, daß das Syſtem in dieſen Worten liegen ſolle. Es liegt nicht eigentlicher darin, als die Prämiſſen in einer Concluſion liegen, deren zu eben derſelben eine unendliche Menge ſeyn können.

Vielleicht wird man es mir verdenken, daß ich mich bei dieſer Kleinigkeit aufgehalten habe. — — Zur Sache alſo! Eine Unterſuchung des Popiſchen Syſtems — —

Ich habe nicht darüber nachdenken können, ohne mich vorher mit einem ziemlichen Erſtaunen befragt zu haben: wer iſt Pope? — — — Ein Dichter — — — Ein Dichter? Was macht Saul unter den Propheten? Was macht ein Dichter unter den Metaphyſikern?

Doch ein Dichter braucht nicht allezeit ein Dichter zu ſeyn. Ich ſehe keinen Widerſpruch, daß er nicht auch ein Philoſoph ſeyn könne. Eben derſelbe, welcher in dem Frühlinge ſeines Lebens unter Liebesgöttern und Grazien, unter Muſen und Faunen, mit dem Thyrſus in der Hand, herum geſchwärmt; eben derſelbe kann ſich ja leicht in dem reifen Herbſte ſeiner Jahre in den philoſophiſchen Mantel einhüllen, und jugendlichen Scherz mit männlichem Ernſt abwechſeln laſſen. Dieſe Veränderung iſt der Art, wie ſich die Kräfte unſerer Seelen entwickeln, gemäß genug.

Doch eine andere Frage machte dieſe Ausflucht zu nichte. — — Wann? Wo hat Pope den Metaphyſiker geſpielt, den ich ihm nicht zutraue? — — Eben, als er ſeine Stärke in der Dichtkunſt am meiſten zeigte. In einem Gedichte. In einem Gedichte alſo, und zwar in einem Gedichte, das dieſen Namen nach aller Strenge verdient, hat er ein Syſtem aufgeführt, welches eine ganze Akademie der Unterſuchung werth erkennt? So ſind alſo bei ihm der Poet und der ſtrenge Philoſoph —— ſtrenger aber als der ſyſtematiſche kann keiner ſeyn —— nicht zwei mit einander abwechſelnde Geſtalten, ſondern er iſt beides zugleich; er iſt das eine, indem er das andere iſt?

Dieſes wollte mir ſchwer ein —— Gleichwohl ſuchte ich mich auf alle Art davon zu überzeugen. Und endlich behielten folgende Gedanken Platz, die ich eine nennen will.

Vorläufige Unterſuchung, ob ein Dichter, als ein Dichter, ein Syſtem haben könne?

Hier hätte ich vielleicht Gelegenheit, eine Erklärung des Worts Syſtem voraus zu ſchicken. Doch ich bleibe bei der Beſcheidenheit, die ich ſchon oben verrathen habe. Es iſt ſo ungeziemend als unnöthig, einer Verſammlung von Philoſophen, das iſt, einer Verſammlung ſyſtematiſcher Köpfe, zu ſagen, was ein Syſtem ſey?

Kaum daß es ſich ſchickte, ihr zu ſagen, was ein Gedicht ſey, wenn dieſes Wort nicht auf ſo verſchiedene Art erklärt worden wäre, und ich nicht zeigen müßte, welche ich zu meiner Unterſuchung für die bequemſte hielte.

Ein Gedicht iſt eine vollkommene ſinnliche Rede. Man weiß, wie vieles die Worte vollkommen und ſinnlich in ſich faſſen, und wie ſehr dieſe Erklärung allen andern vorgezogen zu werden verdient, wenn man von der Natur der Poeſie weniger ſeicht urtheilen will.

Ein Syſtem alſo und eine ſinnliche Rede — Noch fällt der Widerſpruch dieſer zwei Dinge nicht deutlich genung in die Augen. Ich werde mich auf den beſondern Fall einſchließen müſſen, auf welchen es eben hier ankömmt, und für das Syſtem überhaupt ein metaphyſiſches ſetzen.

Ein Syſtem metaphyſiſcher Wahrheiten alſo, und eine ſinnliche Rede; beides in einem —— Ob dieſe wohl einander aufreiben?

Was muß der Metaphyſiker vor allen Dingen thun? —— Er muß die Worte, die er brauchen will, erklären; er muß ſie nie in einem andern Verſtande als in dem erklärten anwenden; er muß ſie mit keinen, dem Scheine nach gleichgültigen, verwechſeln.

Welches von dieſen beobachtet der Dichter? Keines. Schon der Wohlklang iſt ihm eine hinlängliche Urſache, einen Ausdruck für den andern zu wählen, und die Abwechslung ſynonymiſcher Worte iſt ihm eine Schönheit.

Man füge hierzu den Gebrauch der Figuren — Und worin beſteht das Weſen derſelben? —— Darin, daß ſie nie bei der ſtrengen Wahrheit bleiben; daß ſie bald zu viel, und bald zu wenig ſagen —— Nur einem Metaphyſiker, von der Gattung eines Böhmens, kann man ſie verzeihen.

Und die Ordnung des Metaphyſikers? —— Er geht, in beſtändigen Schlüſſen, immer von dem leichtern zu dem ſchwerern fort; er nimmt ſich nichts vorweg; er holt nichts nach. Wenn man die Wahrheiten auf eine ſinnliche Art auseinander könnte wachſen ſehen: ſo würde ihr Wachsthum eben dieſelben Staffeln beobachten, die er uns in der Ueberzeugung von derſelben hinauf gehen läßt.

Allein Ordnung! Was hat der Dichter damit zu thun? Und noch dazu eine ſo ſklaviſche Ordnung. Nichts iſt der Begeiſterung eines wahren Dichters mehr zuwider.

Man würde mich ſchwerlich dieſe kaum berührten Gedanken weiter ausführen laſſen, ohne mir die Erfahrung entgegen zu ſetzen. Allein auch die Erfahrung iſt auf meiner Seite. Sollte man mich alſo fragen, ob ich den Lucrez kenne; ob ich wiſſe, daß ſeine Poeſie das Syſtem des Epikur enthalte? Sollte man mir andere ſeines gleichen anführen, ſo würde ich ganz zuverſichtlich antworten: Lucrez und ſeines gleichen ſind Versmacher, aber keine Dichter. Ich läugne nicht, daß man ein Syſtem in ein Sylbenmaaß, oder auch in Reime bringen könne; ſondern ich läugne, daß dieſes in ein Sylbenmaaß oder in Reime gebrachte Syſtem ein Gedicht ſeyn werde. —— Man erinnere ſich nur, was ich unter einem Gedichte verſtehe; und was alles in dem Begriffe einer ſinnlichen Rede liegt. Er wird ſchwerlich in ſeinem ganzen Umfange auf die Poeſie irgend eines Dichters eigentlicher anzuwenden ſeyn, als auf die Popiſche.

Der Philoſoph, welcher auf den Parnaß hinaufſteigt, und der Dichter, welcher ſich in die Thäler der ernſthaften und ruhigen Weisheit hinabbegeben will, treffen einander gleich auf dem halben Wege, wo ſie, ſo zu reden, ihre Kleidung verwechſeln und wieder zurückgehen. Jeder bringt des andern Geſtalt in ſeine Wohnungen mit ſich; weiter aber auch nichts, als die Geſtalt. Der Dichter iſt ein philoſophiſcher Dichter, und der Weltweiſe ein poetiſcher Weltweiſer geworden. Allein ein philoſophiſcher Dichter iſt darum noch kein Philoſoph, und ein poetiſcher Weltweiſer iſt darum noch kein Poet.

Aber ſo ſind die Engländer. Ihre großen Geiſter ſollen immer die größten, und ihre ſeltnen Köpfe ſollen immer Wunder ſeyn. Es ſchien ihnen nicht Ruhms genug, Popen den vortrefflichſten philoſophiſchen Dichter zu nennen. Sie wollen, daß er ein eben ſo großer Philoſoph als Poet ſey. Das iſt, ſie wollen das Unmögliche, oder ſie wollen Popen als Poet um ein großes erniedrigen. Doch das letztere wollen ſie gewiß nicht; ſie wollen alſo das erſtere.

Bisher habe ich gezeigt —— wenigſtens zeigen wollen —— daß ein Dichter, als Dichter, kein Syſtem machen könne. Nunmehr will ich zeigen, daß er auch keines machen will, geſetzt auch, er könnte; geſetzt auch, meine Schwierigkeiten involvirten keine Unmöglichkeit, und ſein Genie gebe ihm Mittel an die Hand, ſie glücklich zu überſteigen.

Ich will mich gleich an Popen ſelbſt halten. Sein Gedicht ſollte kein unfruchtbarer Zuſammenhang von Wahrheiten ſeyn. Er nennt es ſelbſt ein moraliſches Gedicht, in welchem er die Wege Gottes in Anſehung der Menſchen rechtfertigen wolle. Er ſuchte mehr einen lebhaften Eindruck, als eine tiefſinnige Ueberzeugung —— Was mußte er wohl alſo in dieſer Abſicht thun? Er mußte ohne Zweifel alle dahin einſchlagende Wahrheiten in ihrem ſchönſten und ſtärkſten Lichte ſeinen Leſern darſtellen.

Nun überlege man, daß in einem Syſtem nicht alle Theile von gleicher Deutlichkeit ſeyn können. Einige Wahrheiten deſſelben ergeben ſich ſogleich aus dem Grundſatze; andere ſind mit gehäuften Schlüſſen daraus herzuleiten. Doch dieſe letzten können in einem andern Syſtem die deutlichſten ſeyn, in welchem jene erſtern vielleicht die dunkelſten ſind.

Der Philoſoph macht ſich aus dieſer kleinen Unbequemlichkeit der Syſteme nichts. Die Wahrheit, die er durch einen Schluß erlangt, iſt ihm darum nicht mehr Wahrheit, als die, zu welcher er nicht anders, als durch zwanzig Schlüſſe gelangen kann, wenn dieſe zwanzig Schlüſſe nur untrüglich ſind. Genung, daß er alles in einen Zuſammenhang gebracht hat; genung, daß er dieſen Zuſammenhang mit einem Blicke als ein Ganzes zu überſehen vermag, ohne ſich bei den feinen Verbindungen deſſelben aufzuhalten.

Allein ganz anders denkt der Dichter. Alles, was er ſagt, ſoll gleich ſtarken Eindruck machen; alle ſeine Wahrheiten ſollen gleich überzeugend rühren. Und dieſes zu können, hat er kein ander Mittel, als dieſe Wahrheit nach dieſem Syſtem, und jene nach einem andern ausdrücken. — — Er ſpricht mit dem Epikur, wo er die Wolluſt erheben will, und mit der Stoa, wo er die Tugend preiſen ſoll. Die Wolluſt würde in den Verſen eines Seneka, wenn er überall genau bei ſeinen Grundſätzen bleiben wollte, einen ſehr traurigen Aufzug machen; eben ſo gewiß, als die Tugend in den Liedern eines ſich immer gleichen Epikurers ziemlich das Anſehen einer Metze haben würde.

Jedoch ich will den Einwendungen Platz geben, die man hierwider machen könnte. Ich will mir es gefallen laſſen: Pope mag eine Ausnahme ſeyn. Er mag Geſchicklichkeit und Willen genug beſeſſen haben, in ſeinem Gedichte, wo nicht ein Syſtem völlig zu entwerfen, wenigſtens mit den Fingern auf ein gewiſſes zu zeigen. Er mag ſich nur auf diejenigen Wahrheiten eingeſchränkt haben, die ſich nach dieſem Syſtem ſinnlich vortragen laſſen. Er mag die übrigen um ſo viel eher übergangen ſeyn, da es ohnedem die Pflicht eines Dichters nicht iſt, alles zu erſchöpfen.

Wohl! Es muß ſich ausweiſen; und es wird ſich nicht beſſer ausweiſen können, als wenn ich mich genau an die von der Akademie vorgeſchriebenen Punkte halte. Dieſen gemäß wird meine Abhandlung aus drei Abſchnitten beſtehen, welchen ich zuletzt einige hiſtoriſch kritiſche Anmerkungen beifügen will.

Erſter Abſchnitt.

Sammlung derjenigen Sätze, in welchen das Popiſche Syſtem liegen müßte.

Man darf dieſe Sätze faſt nirgends anders, als in dem ganzen erſten Briefe und in dem vierten hin und wieder ſuchen.

Ich habe keinen einzigen übergangen, der nur in etwas eine ſyſtematiſche Miene machte, und ich zweifle, ob man außer folgenden dreizehn noch einen antreffen wird, welcher in dieſer Abſicht in Betrachtung gezogen zu werden verdiente.

Die Ordnung, nach welcher ich ſie herſetzen will, iſt nicht die Ordnung, welcher Pope in dem Vortrage gefolgt iſt. Sondern es iſt die, welcher Pope im Denken muß gefolgt ſeyn, wenn er anders einer gefolgt iſt.

Erſter Satz.

Von allen möglichen Syſtemen muß Gott das beſte geſchaffen haben.

Dieſer Satz gehört Popen nicht eigenthümlich zu; vielmehr zeigen ſeine Worte deutlich genug, daß er ihn als ausgemacht annimmt, und von einem andern entlehnt.

1. B. Z. 43. 44.

Of Systems possible, if 'tis confest,
That Wisdom infinite must form the best etc.

Das iſt: „wenn man zugeſtehen muß, daß eine unendliche Weisheit aus allen möglichen Syſtemen das beſte erſchaffen müſſe.“ Wenn kann hier keine Ungewißheit anzeigen, ſondern, weil er ſeine übrigen Sätze aus der Bedingung folgert, ſo muß es hier eben das ſeyn, als wenn er geſagt hätte: „da man nothwendig geſtehen muß ꝛc.“

Zweiter Satz.

In dieſem beſten Syſtem muß alles zuſammenhangen, wenn nicht alles in einander fallen ſoll.

1. B. Z. 45.

Where all must fall, or all coherent be.

In dem gemeinen Exemplare, welches ich vor mir habe, heißt die letzte Hälfte dieſer Zeile: or not coherent be. Ich vermuthe nicht ohne Grund, daß es anſtatt not, all heißen müſſe. Geſetzt aber, Pope habe wirklich not geſchrieben, ſo kann doch auch alsdann kein anderer Sinn darin liegen, als der, welchen ich in dem Satze ausgedrückt habe. — — Es kömmt hier nur noch darauf an, was Pope unter dem Zuſammenhange in der Welt verſtehe. Er erklärt ſich zwar nicht ausdrücklich darüber; verſchiedene Stellen aber zeigen, daß er diejenige Einrichtung darunter verſtehe, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit in der Welt beſetzt wären, ohne daß irgendwo eine Lücke anzutreffen ſey. Er ſetzt daher zu den angeführten Worten hinzu (Z. 46) and all that rises, rise in due degree, d. h. mit dem vorhergehenden zuſammen genommen: „Es muß alles in einander fallen, oder alles zuſammenhangen, und was ſich erhebt, muß ſich in dem gebührenden Grade erheben.“ Folglich findet er den Zuſammenhang darin, daß ſich alles ſtufenweiſe in der Welt erhebe. Und ferner ſagt er: (Z. 233) wenn einige Weſen vollkommen werden ſollen, ſo müſſen entweder die niedrigern Weſen an ihre Stelle rücken, oder es muß in der vollen Schöpfung eine Lücke bleiben, da alsdann die ganze Leiter zerrüttet werden müßte, ſobald nur eine einzige Stufe zerbrochen wird. Each System in gradation roll: (Z. 239) „Ein jedes Syſtem geht ſtufenweiſe fort;“ ſagt überhaupt eben dieſes. Und eben dieſe allmähliche Degradation nennt er die große Kette, welche ſich von dem Unendlichen bis auf den Menſchen, und von dem Menſchen bis auf das Nichts erſtrecke (1. Brief. Z. 232. 236). Folgende Zeilen aus dem vierten Briefe machen des Dichters Meinung vielleicht noch deutlicher. (Zeile 47 und folgende.)

Order is Heav'n's great Law; and this confest,
Some are and must be, mightier than the rest,
More rich, more wise etc.

Er nimmt alſo dieſe Einrichtung, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit verſchieden ſind, für die Ordnung an. Auch aus den folgenden Sätzen wird man es ſehen, daß er mit dem Zuſammenhange in der Welt keinen andern Begriff verknüpfe, als den wir eben auseinandergeſetzt haben.

Dritter Satz.

In der Kette von Leben und Empfindung müſſen irgendwo ſolche Weſen, wie die Menſchen ſind, anzutreffen ſeyn.

1. B. Z. 47. 48.

— in the scale of life and sense, 'tis plain
There must be, some where, such a rank as Man.

Dieſer Satz folgt unmittelbar aus dem vorhergehenden. Denn ſollen in der beſten Welt alle Grade der Vollkommenheit ihre Wirklichkeit erlangen, ſo muß auch der Rang, der für den Menſchen gehört, nicht leer bleiben. Der Menſch hat alſo weder in der beſten Welt ausbleiben, noch vollkommener geſchaffen werden können. In beiden Fällen würde ein Grad der Vollkommenheit nicht wirklich geworden, und daher kein Zuſammenhang in der beſten Welt geweſen ſeyn.

Man bedenke nunmehr, wie wenig Popens Schluß bindet, wenn wir den Zuſammenhang in der Welt anders erklärten, als es in dem vorigen Satze geſchehen iſt.

Of Systems possible, if 'tis confest,
That Wisdom infinite must form the best,
Where all etc. — —
Then in the scale of life and sense, 'tis plain
There must be, some where, such a rank as Man.

Aus keiner andern Urſache, ſagt Pope, mußte ein ſolcher Rang, ein ſolcher Grad der Vollkommenheit, als der Menſch bekleidet, wirklich werden, als, weil in der beſten Welt alles in einander fallen oder zuſammenhangen, und in einem gehörigen Grade ſich erheben muß, das heißt, weil kein Rang unbeſetzt bleiben darf.

Beſſer hat Pope vermuthlich dem Einwurfe begegnen zu können nicht geglaubt: warum ſo ein Weſen, wie der Menſch, erſchaffen worden, oder warum er nicht vollkommener erſchaffen worden? Auf das letztere noch näher zu antworten, nimmt er (Brief 1. Zeile 251 und folgende) die Unveränderlichkeit der Weſen aller Dinge zu Hülfe, und ſagt, daß dieſes Verlangen eben ſo lächerlich ſey als jenes, wenn der Fuß die Hand, die Hand der Kopf, und der Kopf mit ſeinen Sinnen nicht bloß das Werkzeug des Geiſtes zu ſeyn begehrten. In dem vierten Briefe (Zeile 160) drückt er ſich hierüber noch ſtärker aus, wo er behauptet: die Frage, warum der Menſch nicht vollkommen erſchaffen worden, wollte mit veränderten Worten nichts anders ſagen, als dieſes: warum der Menſch nicht ein Gott und die Erde nicht ein Himmel ſey?

Vierter Satz.

Die Glückſeligkeit eines jeden Geſchöpfs beſteht in einem Zuſtande, der nach ſeinem Weſen abgemeſſen iſt.

1. B. Z. 175.

All in exact proportion of the state.

Und in der 71ſten Zeile eben deſſelben Briefes ſagt er von dem Menſchen insbeſondere:

His being measur'd to his state and place.

Folglich, ſagt Pope, kömmt es nur hauptſächlich darauf an, daß man beweiſe, der Menſch ſey wirklich in der Welt in einen Zuſtand geſetzt worden, welcher ſich für ſein Weſen und ſeinen Grad der Vollkommenheit ſchickt:

1. B. Z. 49. 50.

And all the question (wrangled ere so long)
Is only this, if God has plac'd him wrong?

Fünfter Satz.

Der Menſch iſt ſo vollkommen, als er ſeyn ſoll.

1. Brief. Zeile 70.

Man's as perfect as he ought.

Das heißt: der Zuſtand des Menſchen iſt wirklich nach ſeinem Weſen abgemeſſen, und daher iſt der Menſch vollkommen. Daß aber jenes ſey, erhelle klar, wenn man den Zuſtand, darin der Menſch lebe, ſelbſt betrachte; welches er in den folgenden Zeilen thut.

Sechster Satz.

Gott wirkt nach allgemeinen und nicht nach beſondern Geſetzen; und in beſondern Fällen handelt er nicht wider ſeine allgemeine Geſetze um eines Lieblings willen.

4. B. Z. 33. 34.

— — the universal cause
Acts not by partial but by general laws.

Und Z. 119 ebd. B.

Think we like some weak Prince th' eternal Cause
Prone for his Fav'rites to reverse his Laws?

Dieſen Gedanken führt der Dichter in dem Folgenden weiter aus, und erläutert ihn durch Beiſpiele. Er ſcheint aber damit das Syſtem des Malebranche angenommen zu haben, der nur die allgemeinen Geſetze zum Gegenſtande des göttlichen Willens macht, und ſo den Urheber der Welt zu rechtfertigen glaubt, wenn gleich aus dieſen allgemeinen Geſetzen Unvollkommenheiten erfolgten.

Die Schüler dieſes Weltweiſen behaupten folglich, Gott habe ſeiner Weisheit gemäß handeln und daher die Welt durch allgemeine Geſetze regieren müſſen. In beſondern Fällen könnte die Anwendung dieſer allgemeinen Geſetze wohl ſo etwas hervorbringen, das an und für ſich ſelbſt entweder völlig unnütz oder gar ſchädlich, und daher den göttlichen Abſichten eigentlich zuwider ſey; allein es ſey genug, daß die allgemeinen Geſetze von erheblichem Nutzen wären, und daß die Uebel, welche in wenigen beſondern Fällen daraus entſtehen, nicht ohne einen beſondern Rathſchluß hätten gehoben werden können. Sie führen zum Exempel an: die allgemeinen mechaniſchen Geſetze, nach welchen der Regen zu gewiſſen Zeiten herunter falle, hätten einen unausſprechlichen Nutzen. Allein wie oft befeuchte der Regen nicht einen unfruchtbaren Stein, wo er wirklich keinen Nutzen ſchaffe, und wie oft richte er nicht Ueberſchwemmmungen an, wo er gar ſchädlich wäre? Ihrer Meinung alſo nach können dergleichen Unvollkommenheiten auch in der beſten Welt entſtehen, weil keine allgemeine Geſetze möglich ſind, die den göttlichen Abſichten in allen beſondern Fällen genug thäten. Oder, fragen ſie, ſollte Gott eines Lieblings willen — — der wißbegierige Weltweiſe ſey, zum Exempel, dieſer Liebling — — die allgemeinen Geſetze brechen, nach welchen ein Aetna Feuer ſpeien muß?

4. B. Z. 121. 122.

Shall burning Aetna, if a sage requires,
Forget to thunder, and recall her fires?

Siebenter Satz.

Kein Uebel kömmt von Gott.

Das iſt: das Uebel, welches in der Welt erfolgt, iſt niemals der Gegenſtand des göttlichen Willens geweſen.

4. B. Z. 110.

God sends not ill.

Pope hat dieſes aus dem Vorhergehenden ungefähr ſo geſchloſſen. Wenn das Uebel nur in beſondern Fällen entſteht, und eine Folge aus den allgemeinen Geſetzen iſt, Gott aber nur dieſe allgemeine Geſetze, als allgemeine Geſetze, für gut befunden und zum Gegenſtande ſeines Willens gemacht hat: ſo kann man nicht ſagen, daß er das Uebel eigentlich gewollt habe, welches aus ihnen fließt, und ohne welches ſie keine allgemeine Geſetze geweſen wären. Unſer Dichter ſucht dieſe Entſchuldigung um ein großes kräftiger zu machen, wenn er ſagt, daß noch dazu dieſes aus den allgemeinen Geſetzen folgende Uebel ſehr ſelten ſey. Er hat hiermit vielleicht nur ſo viel ſagen wollen, daß Gott ſolche allgemeine Geſetze gewählt habe, aus welchen in beſondern Fällen die wenigſten Uebel entſtünden. Allein er drückt ſich auf eine ſehr ſonderbare Art aus; er ſagt: (1. B. Z. 143) th'exceptions are few, und an einem andern Orte: Nature lets it fall, das Uebel nämlich. Ich werde dieſen Punkt in meinem dritten Abſchnitte berühren müſſen.

Achter Satz.

In der Welt kann nicht die mindeſte Veränderung vorgehen, welche nicht eine Zerrüttung in allen Weltgebäuden, aus welchen das Ganze beſteht, nach ſich ziehen ſollte.

1. B. Z. 233—236.

— — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a Void,
Where, one step broken, the great scales destroy'd.

Und Zeile 230—242.

And if each System in gradation roll
Alike essential to th'amazing whole;
The least confusion but in one, not all
That system only, but the whole must fall. ——

Neunter Satz.

Das natürliche und moraliſche Böſe ſind Folgen aus den allgemeinen Geſetzen, die Gott öfters zum Beſten des Ganzen gelenkt, öfters auch lieber zugelaſſen hat, als daß er durch einen beſondern Willen ſeinem allgemeinen hätte zuwider handeln ſollen.

1. B. Z. 145. 146.

If the great end be human happiness,
Then Nature *deviate*, and can man do less?

4. B. Z. 112 113.

Or partial ill is universal good
— — — — or Nature lets it fall.

1. B. Z. 161. 162.

— all subsists by elemental strife,
And Passions are the Elements of life.

Zehnter Satz.

Es iſt nicht alles um des Menſchen willen geſchaffen worden, ſondern der Menſch ſelbſt iſt vielleicht um eines andern Dinges willen da.

1. B. Z. 57.

— man, who here seems principal alone,
Perhaps acts second to some sphere unknown.

3. B. Z. 24.

Made beast in aid of man, and man of beast.

Eilfter Satz.

Die Unwiſſenheit unſeres zukünftigen Zuſtandes iſt uns zu unſerm Beſten gegeben worden.

Wer würde ohne ſie, ſagt der Dichter, ſein Leben hier ertragen können? (1. B. Z. 76.)

Und ebd. Z. 81.

Oh blindness of the future! kindly giv'n
That each etc.

Anſtatt der Kenntniß des Zukünftigen aber, ſagt Pope, hat uns der Himmel die Hoffnung geſchenkt, welche allein vermögend iſt, uns unſre letzten Augenblicke zu verſüßen.

Zwölfter Satz.

Der Menſch kann ſich, ohne ſeinen Nachtheil, keine ſchärfern Sinne wünſchen.

Die Stelle, worin er dieſes beweiſt, iſt zu lang, ſie hier abzuſchreiben. Sie ſteht in dem erſten Briefe, und geht von der 185ſten Zeile bis zu der 198ſten. Dieſer Satz aber, und die zwei vorhergehenden, ſind eigentlich nähere Beweiſe des fünften Satzes, und ſollen darthun, daß dem Menſchen wirklich ſolche Gaben und Fähigkeiten zu Theil worden, als ſich für ſeinen Stand am beſten ſchicken. Die Frage wäre alſo beantwortet, auf welche es, nach Popens Meinung, in dieſer Streitigkeit hauptſächlich ankömmt.

If God has placed him (*man*) wrong?

Dreizehnter Satz.

Die Leidenſchaften des Menſchen, die nichts als verſchiedene Abänderungen der Eigenliebe ſind, ohne welche die Vernunft unwirkſam bleiben würde, ſind ihm zum Beſten gegeben worden.

2. B. Z. 83.

Modes of self-love the Passions we may call.

Ebd. Z. 44.

Self-love to urge, and Reason to restrain.

Und 1. B. Z. 162.

Passions are the Elements of life.

Pope geſteht zwar, daß unzählig viel Schwachheiten und Fehler aus den Leidenſchaften entſtehen; allein auch dieſe gründen ſich auf ein allgemeines Geſetz, welches dieſes iſt: daß ſie alle von einem wirklichen, oder einem anſcheinenden Gute in Bewegung geſetzt werden ſollen. Gott aber habe (nach dem 9ten Satze) alle Uebel zulaſſen müſſen, die aus den allgemeinen Geſetzen erfolgten, weil er ſonſt die allgemeinen Geſetze durch einen beſondern Rathſchluß hätte aufheben müſſen.

2. B. Z. 84.

'Tis real good, or seeming, moves them all.

Schlußſatz.

Aus allen dieſen Sätzen nun zuſammen glaubt Pope den Schluß ziehen zu können, daß alles gut ſey; que tout ce qui est, est bien. Ich drücke hier ſeinen Sinn in der Sprache ſeiner Ueberſetzer aus. Allein iſt es wohl gut, ſich auf dieſe zu verlaſſen? Wie wenn Pope nicht geſagt hätte, daß alles gut, ſondern nur, daß alles recht ſey? Wollte man wohl recht und gut für einerlei nehmen? Hier ſind ſeine Worte: (1. B. Z. 286.)

— Whatever is, is *right*.

Man wird hoffentlich einem Dichter, wie Pope iſt, die Schande nicht anthun, und ſagen, daß er durch den Reim gezwungen worden, right hier anſtatt irgend eines andern Worte zu ſetzen. Wenigſtens war er in dem vierten Briefe (Z. 382), wo er dieſen Ausſpruch wiederholt, des Reimzwanges überhoben, und es muß mit ernſtlichem Bedacht geſchehen ſeyn, daß er nicht good oder well geſagt hat. Und warum hat er es wohl nicht geſagt? Weil es offenbar mit ſeinen übrigen Gedanken würde geſtritten haben. Da er ſelbſt zugeſteht, daß die Natur manche Uebel fallen laſſe; ſo konnte er wohl ſagen, daß dem ungeachtet alles recht ſey, aber unmöglich, daß alles gut ſey. Recht iſt alles, weil alles, und das Uebel ſelbſt, in der Allgemeinheit der Geſetze, die der Gegenſtand des göttlichen Willens waren, gegründet iſt. Gut aber würde nur alsdann alles ſeyn, wenn dieſe allgemeinen Geſetze allezeit mit den göttlichen Abſichten übereinſtimmten. Zwar geſtehe ich gern, daß auch das franzöſiſche bien weniger ſagt als bon, ja daß es faſt etwas anderes ſagt; deßgleichen auch, daß das deutſche gut, wenn es adverbialiter und nicht ſubſtantive gebraucht wird, oft etwas ausdrückt, was eigentlich nur recht iſt. Allein es iſt die Frage, ob man an dieſen feinen Unterſchied ſtets gedacht hat, ſo oft man das Popiſche: es iſt alles gut, oder tout ce qui est, est bien gehört?

Ich habe hier weiter nichts zu erinnern. — — Will man ſo gut ſeyn, und die vorgetragenen Sätze für ein Syſtem gelten laſſen, ſo kann ich es unterdeſſen recht wohl zufrieden ſeyn. Ich will wünſchen, daß es ſich in dem Verſtande des Leſers wenigſtens ſo lange aufrecht erhalten möge, bis ich es in dem dritten Abſchnitte, zum Theil mit den eigenen Waffen ſeines Urhebers, ſelbſt niederreißen kann. Ich würde mich der Gefahr, ein ſo ſchwankendes Gebäude nur einen Augenblick vor ſich ſtehen zu laſſen, nicht ausſetzen, wenn ich mich nicht nothwendig zu dem zweiten von der Akademie vorgeſchriebenen Punkte vorher wenden müßte.

Zweiter Abſchnitt.

Vergleichung obiger Sätze mit den Leibnitziſchen Lehren.

Wenn ich der Akademie andere Abſichten zuſchreiben könnte, als man einer Geſellſchaft, die zum Aufnehmen der Wiſſenſchaften beſtimmt iſt, zuſchreiben kann: ſo würde ich fragen, ob man durch dieſe befohlene Vergleichung mehr die Popiſchen Sätze für philoſophiſch, oder mehr die Leibnitziſchen Sätze für poetiſch habe erklären wollen?

Doch, wie geſagt, ich kann meine Frage ſparen, und mich immer zu der Vergleichung ſelbſt wenden. Aufs höchſte möchte eine gar zu übertriebene Meinung von dem mehr als menſchlichen Geiſte des Engländers zum Grunde liegen.

Ich will in meiner Vergleichung die Ordnung der obigen Sätze beibehalten, doch ohne ſie alle zu berühren. Verſchiedene ſtehen nur der Verbindung wegen da, und verſchiedene ſind allzuſpeciell, und mehr moraliſch als metaphyſiſch. Beide Arten werde ich füglich übergehen können, und die Vergleichung wird dennoch vollſtändig ſeyn.

Erſter Satz.

„Gott muß von allen möglichen Syſtemen das beſte erſchaffen haben." Dieſes ſagt Pope, und auch Leibnitz hat ſich an mehr als einem Orte vollkommen ſo ausgedrückt. Was jeder beſonders dabei gedacht hat, muß aus dem Uebrigen erhellen. Warburton aber hat völlig Unrecht, wenn er dieſen Satz, unabhängig von den andern Sätzen, nicht ſowohl für Leibnitziſch als für Platoniſch erkennen will. Ich werde es weiter unten zeigen. Hier will ich nur noch erinnern, daß der Concipient der akademiſchen Frage anſtatt des Satzes: alles iſt gut, nothwendig dieſen und keinen andern hätte wählen müſſen, wenn er mit einigem Grunde ſagen wollte, daß ein Syſtem darin liegen könne, welches vielleicht nicht das Leibnitziſche aber doch etwa ein ähnliches wäre.

Zweiter Satz.

„In dem beſten Syſtem muß alles zuſammenhangen.“ Was Pope unter dieſem Zuſammenhange verſtehe, hat man geſehen. Diejenige Beſchaffenheit der Welt nämlich, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit von Nichts bis zur Gottheit mit Weſen angefüllt wären.

Leibnitz hingegen ſetzt dieſen Zuſammenhang darin, daß alles in der Welt, eines aus dem andern, verſtändlich erklärt werden kann. Er ſieht die Welt als eine Menge zufälliger Dinge an, die Theils neben einander exiſtiren, Theils auf einander folgen. Dieſe verſchiedenen Dinge würden zuſammen kein Ganzes ausmachen, wenn ſie nicht alle, wie die Räder der Maſchine, mit einander vereinigt wären, das heißt: wenn ſich nicht aus jedem Dinge deutlich erklären ließe, warum alle übrigen ſo und nicht anders neben ihm ſind, und aus jedem vorhergehenden Zuſtande eines Dinges, warum dieſer oder jener darauf folgen wird. Dieſes muß ein unendlicher Verſtand völlig daraus begreifen können, und der mindeſte Theil der Welt muß ihm ein Spiegel ſeyn, in welchem er alle übrigen Theile, die neben demſelben ſind, ſo wie alle Zuſtände, in welchen die Welt war oder je ſeyn wird, ſehen kann.

Nirgends aber hat Leibnitz geſagt, daß alle Grade der Vollkommenheit in der beſten Welt beſetzt ſeyn müßten. Ich glaube auch nicht, daß er es hätte ſagen können. Denn wenn er gleich mit Popen ſagen dürfte: die Schöpfung iſt voll: ſo müßte er dennoch einen ganz andern Sinn mit dieſen Worten verknüpfen, als Pope damit verknüpft hat. Mit Leibnitzen zu reden, iſt die Schöpfung in der beſten Welt deßwegen allenthalben voll, weil allenthalben eines in dem andern gegründet iſt, und daher der Raum oder die Ordnung der neben einander exiſtirenden Dinge nirgends unterbrochen wird. Auf gleiche Art iſt ſie auch der Zeit nach voll, weil die Zuſtände, die in derſelben auf einander folgen, niemals aufhören, wie Wirkungen und Urſachen in einander gegründet zu ſeyn. Etwas ganz anders aber verſteht Pope unter ſeiner full creation, wie ſich aus der Verbindung ſeiner Worte ſchließen läßt.

1. B. Z. 235.

— — — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a Void.

Die Schöpfung nämlich iſt ihm nur deßwegen voll, weil alle Grade darin beſetzt ſind.

Und dieſes iſt ein Beweis mehr, daß zwei verſchiedene Schriftſteller deßwegen noch nicht einerlei Meinung ſind, weil ſie ſich an gewiſſen Stellen mit einerlei Worten ausdrücken. Pope hatte einen ganz andern Begriff von leer und voll in Anſehung der Schöpfung, als Leibnitz, und daher konnten ſie beide ſagen: the creation is full, ohne weiter etwas unter ſich gemein zu haben, als die bloßen Worte.

Dritter Satz.

Aus dem Vorhergehenden ſchließt Pope a priori, daß nothwendig der Menſch in der Welt angetroffen werden müſſe, weil ſonſt die ihm gehörige Stelle unter den Weſen leer ſeyn würde.

Leibnitz hingegen beweiſt das nothwendige Daſeyn des Menſchen a posteriori, und ſchließt, weil wirklich Menſchen vorhanden ſind, ſo müſſen ſolche Weſen zur beſten Welt gehört haben.

Sechſter Satz.

Pope, wie man geſehen hat, ſcheint mit dem P. Malebranche in dieſem Satz einerlei Meinung gehabt zu haben. Er behauptet nämlich, Gott könne in der Welt bloß deßwegen böſes geſchehen laſſen, weil er ſeinen allgemeinen Willen nicht durch beſondere Rathſchlüſſe aufheben wolle. Nothwendig müßten alſo in der Welt Mängel anzutreffen ſeyn, die Gott, der beſten Welt unbeſchadet hätte vermeiden können, wenn er ſeinen allgemeinen Willen in einigen Fällen durch einen beſondern Rathſchluß hätte aufheben wollen. Man darf nur folgende Stelle anſehen, um zu erkennen, daß dieſes wirklich Popens Meinung geweſen ſey.

4. B. Z. 112.

Or partial ill is universal good
— — or Nature lets it fall.

Dieſes oder oder zeigt genugſam, daß das Uebel in dem zweiten Falle zu der Vollkommenheit der Welt nichts beitrage, ſondern daß es die Natur, oder die allgemeinen Geſetze fallen laſſen.

Allein was behauptet Leibnitz von allem dieſen? — Leibnitz behauptet, der allgemeine Rathſchluß Gottes entſtehe aus allen beſondern Rathſchlüſſen zuſammen genommen, und Gott könne, ohne der beſten Welt zum Nachtheile, kein Uebel durch einen beſondern Rathſchluß aufheben. Denn nach ihm hangt das Syſtem der Abſichten mit dem Syſtem der wirkenden Urſachen ſo genau zuſammen, daß man dieſes als eine Folge aus dem erſtern anſehen kann. Man kann alſo nicht ſagen, daß aus den allgemeinen Geſetzen der Natur, das iſt, aus dem Syſtem der wirkenden Urſachen, etwas erfolge, das mit den göttlichen Abſichten nicht übereinſtimmt; denn bloß aus der beſten Verknüpfung der beſondern Abſichten ſind die allgemein wirkenden Urſachen und das allerweiſeſte Ganze entſtanden. (Man ſehe hievon die Theodicee §. 204. 205. 206.)

Und hieraus nun erhellt, daß Pope und Leibnitz nicht einmal in dem Begriffe der beſten Welt einig ſeyn können. Leibnitz ſagt: wo verſchiedene Regeln der Vollkommenheit zuſammengeſetzt werden ſollen, ein Ganzes auszumachen, da müſſen nothwendig einige derſelben wider einander ſtoßen, und durch dieſes Zuſammenſtoßen müſſen entweder Widerſprüche entſtehen, oder von der einen Seite Ausnahmen erfolgen. Die beſte Welt iſt alſo nach ihm diejenige, in welcher die wenigſten Ausnahmen, und dieſe wenigen Ausnahmen noch dazu von den am wenigſten wichtigen Regeln geſchehen. Daher nun entſtehen zwar die moraliſchen und natürlichen Unvollkommenheiten, über die wir uns in der Welt beſchweren: allein ſie entſtehen vermöge einer höhern Ordnung, die dieſe Ausnahmen unvermeidlich gemacht hat. Hätte Gott ein Uebel in der Welt weniger entſtehen laſſen, ſo würde er einer höhern Ordnung, einer wichtigern Regel der Vollkommenheit zuwider gehandelt haben, von deren Seite doch durchaus keine Ausnahme geſchehen ſollte.

Pope hingegen und Malebranche räumen es ein, daß Gott, der beſten Welt unbeſchadet, einige Uebel daraus hätte weglaſſen können, ohne etwas merkliches in derſelben zu verändern. Allein dem ungeachtet habe er die Allgemeinheit der Geſetze, aus welcher dieſe Uebel fließen, lieber gewollt, und wolle ſie auch noch lieber, ohne dieſen ſeinen Entſchluß jemals, um eines Lieblings willen, zu ändern.

Achter Satz.

Ferner, wie wir geſehen haben, behauptet Pope, die mindeſte Veränderung in der Welt erſtrecke ſich auf die ganze Natur, weil ein jedes Weſen, das zu einer größern Vollkommenheit gelange, eine Lücke hinter ſich laſſen müſſe, und dieſe Lücke müſſe entweder leer bleiben, welches den ganzen Zuſammenhang aufheben würde, oder die untern Weſen müßten heranrücken, welches durch die ganze Schöpfung nichts anders als eine Zerrüttung verurſachen könne.

Leibnitz weiß von keiner ſolchen Lücke, wo ſie Pope annimmt, weil er keine allmähliche Degradation der Weſen behauptet. Eine Lücke in der Natur kann nach ſeiner Meinung nirgend anders werden, als wo die Weſen in einander gegründet zu ſeyn aufhören; denn da wird die Ordnung unterbrochen, oder, welches eben ſo viel iſt, der Raum bleibt leer. Dennoch aber behauptet Leibnitz in einem weit ſtrengern Verſtande als Pope, daß die mindeſte Veränderung in der Welt einen Einfluß in das Ganze habe, und zwar weil ein jedes Weſen ein Spiegel aller übrigen Weſen, und ein jeder Zuſtand der Inbegriff aller Zuſtände iſt. Wenn alſo der kleinſte Theil der Schöpfung anders, oder in einen andern Zuſtand verſetzt wird, ſo muß ſich dieſe Veränderung durch alle Weſen zeigen; eben wie in einer Uhr alles, ſowohl dem Raume als der Zeit nach, anders wird, ſobald das mindeſte von einem Rädchen abgefeilt wird.

Neunter Satz.

Die Unvollkommenheiten in der Welt erfolgen, nach Popens Syſtem, entweder zum Beſten des Ganzen (worunter man zugleich die Verhütung einer größern Unvollkommenheit mit begreift) oder weil keine allgemeinen Geſetze den göttlichen Abſichten in allen beſondern Fällen haben genug thun können.

Nach Leibnitzens Meinung hingegen müſſen nothwendig alle Unvollkommenheiten in der Welt zur Vollkommenheit des Ganzen dienen, oder es würde ſonſt ganz gewiß ihr Außenbleiben aus den allgemeinen Geſetzen erfolgt ſeyn. Er behauptet, Gott habe die allgemeinen Geſetze nicht willkürlich, ſondern ſo angenommen, wie ſie aus der weiſen Verbindung ſeiner beſondern Abſichten oder der einfachen Regeln der Vollkommenheit entſtehen müſſen. Wo eine Unvollkommenheit iſt, da muß eine Ausnahme unvermeidlich geweſen ſeyn. Keine Ausnahme aber kann ſtattfinden, als wo die einfachen Regeln der Vollkommenheit mit einander ſtreiten; und jede Ausnahme muß daher vermöge einer höhern Ordnung geſchehen ſeyn, das iſt, ſie muß zur Vollkommenheit des Ganzen dienen.

— — Wird es wohl nöthig ſeyn, noch mehrere Unterſchiede zwiſchen den Popiſchen Sätzen und Leibnitziſchen Lehren anzuführen? Ich glaube nicht. Und was ſollten es für mehrere Unterſchiede ſeyn? In den beſondern moraliſchen Sätzen weiß man wohl, kommen alle Weltweiſen überein, ſo verſchieden auch ihre Grundſätze ſind. Der übereinklingende Ausdruck der erſtern muß uns nie verleiten, auch die letztern für einerlei zu halten; denn ſonſt würde es ſehr leicht ſeyn, jeden andern, der irgend einmal über die Einrichtung der Welt vernünfteln wollen, eben ſo wohl als Popen zum Leibnitzianer zu machen.

Verdient nun aber Pope dieſe Benennung durchaus nicht, ſo wird auch nothwendig die Prüfung ſeiner Sätze etwas ganz anders, als eine Beſtreitung des Leibnitziſchen Syſtems von der beſten Welt ſeyn. Die Gottſchede ſagen, ſie werde daher auch etwas ganz anderes ſeyn, als die Akademie gewünſcht habe, daß ſie werden möchte. Doch was geht es mich an, was die Gottſchede ſagen; ich werde ſie dem ungeachtet unternehmen.

Dritter Abſchnitt.

Prüfung der Popiſchen Sätze.

Ich habe oben geſagt, Pope, als ein wahrer Dichter, müſſe mehr darauf bedacht geweſen ſeyn, das ſinnlich Schöne aus allen Syſtemen zuſammen zu ſuchen, und ſein Gedicht damit auszuſchmücken, als ſich ſelbſt ein eigenes Syſtem zu machen, oder ſich an ein ſchon gemachtes einzig und allein zu halten. Und daß er jenes wirklich gethan habe, bezeugen die unzähligen Stellen in ſeinen Briefen, die ſich mit ſeinen obigen Sätzen auf keinerlei Weiſe verbinden laſſen, und deren einige ſogar ihnen ſchnurſtracks zuwider laufen.

Ich will dieſe Stellen bemerken, indem ich die Sätze ſelbſt nach der Strenge der Vernunft prüfe.

Zweiter Satz.

Durch welche Gründe kann Pope beweiſen, daß die Kette der Dinge in der beſten Welt nach einer allmählichen Degradation der Vollkommenheit geordnet ſeyn müſſe? Man werfe die Augen auf die vor uns ſichtbare Welt! Iſt Popens Satz gegründet, ſo kann unſere Welt unmöglich die beſte ſeyn. In ihr ſind die Dinge nach der Ordnung der Wirkungen und Urſachen, keinesweges aber nach einer allmählichen Degradation neben einander. Weiſe und Thoren, Thiere und Bäume, Inſekten und Steine ſind in der Welt wunderbar durch einander gemiſcht, und man müßte die Glieder aus den entlegenſten Theilen der Welt zuſammen klauben, wenn man eine ſolche Kette bilden wollte, die allmählich vom Nichts bis zur Gottheit reicht. Dasjenige alſo, was Pope den Zuſammenhang nennt, findet in unſerer Welt nicht ſtatt, und dennoch iſt ſie die beſte, dennoch kann in ihr keine Lücke angetroffen werden. Warum dieſes? Wird man hier nicht augenſcheinlich auf das Leibnitziſche Syſtem geleitet, daß nämlich, vermöge der göttlichen Weisheit, alle Weſen in der beſten Welt in einander gegründet, das heißt, nach der Reihe der Wirkungen und Urſachen neben einander geordnet ſeyn müſſen?

Dritter Satz.

Und nun fällt der Schluß von dieſer eingebildeten Kette der Dinge auf die unvermeidliche Exiſtenz eines ſolchen Ranges, als der Menſch bekleidet, von ſich ſelbſt weg. Denn was war es nöthig, zu Erfüllung der Reihe von Leben und Empfindung, dieſen Rang wirklich werden zu laſſen, da doch ohnedem die Glieder derſelben in dem unendlichen Raume zerſtreut liegen, und nimmermehr in der allmählichen Degradation neben einander ſtehen?

Sechster Satz.

Hier kömmt es, wo ſich Pope ſelbſt widerſpricht! — Nach ſeiner Meinung, wie wir oben dargethan haben, müſſen aus den allgemeinen Geſetzen manche beſondere Begebenheiten erfolgen, die zur Vollkommenheit des Ganzen nichts beitragen, und nur deßwegen zugelaſſen werden, weil Gott, eines Lieblings halber, ſeinen allgemeinen Willen nicht ändert.

Or partial ill is universal good,
Or change admits, or Nature lets it fall.

So ſagt er in dem vierten Briefe. Nur manche Uebel alſo, die in der Welt zugelaſſen worden, ſind nach ihm allgemein gut; manche aber, die eben ſo wohl zugelaſſen werden, ſind es nicht. Sind ſie es aber nach ſeinem eigenen Bekenntniſſe nicht, wie hat er am Ende des erſten Briefes gleichwohl ſo zuverſichtlich ſagen können:

All discord, harmony not unterstood:
All partial evil, universal good?

Wie verträgt ſich dieſes entſcheidende all mit dem obigen or, or? Kann man ſich einen handgreiflichern Widerſpruch einbilden?

Doch wir wollen weiter unterſuchen, wie er ſich gegen das Syſtem, welches ich für ihn habe aufrichten wollen, verhält. Man ſehe einmal nach, was er zu der angezogenen Stelle aus dem erſten Briefe

— — the first almighty Cause
Acts not by partial, but by gen'ral Laws

unmittelbar hinzu ſetzt:

Th' Exceptions few.

„Der Ausnahmen ſind wenig?“ Was ſind das für Ausnahmen? Warum hat denn Gott auch von dieſen allgemeinen Regeln, die ihm allenthalben zur Richtſchnur gedient, Ausnahmen gemacht? Eines Lieblings wegen hat er ſie nicht gemacht; (ſ. den vierten Brief, Z. 119) auch zur Vermeidung einer Unvollkommenheit nicht; denn ſonſt hätte er nicht die geringſte Unvollkommenheit zulaſſen ſollen. Er hat nur wenige Ausnahmen gemacht? Warum nur wenige? — Gar keine, oder ſo viel als nöthig waren.

Man könnte ſagen: Pope verſtehe unter dem Worte *Exceptions* ſolche Begebenheiten, die nicht mit den göttlichen Abſichten übereinſtimmen, und dennoch aus den allgemeinen Geſetzen fließen. Dieſer giebt es wenige in der Welt; denn Gott hat ſolche allgemeine Geſetze erwählt, die in den meiſten beſondern Fällen mit ſeinen Abſichten übereinſtimmen. — Gut! Aber alsdann müßte ſich das Wort *Exceptions* nicht auf *general Laws* beziehen. Von Seiten der allgemeinen Geſetze hat Gott nicht die geringſten Ausnahmen gemacht, ſondern alle Ausnahmen betreffen die Uebereinſtimmung der allgemeinen Geſetze mit den göttlichen Abſichten. Nun überſehe man des Dichters Worte:

— — the first almighty Cause
Acts not by partial, but by general Laws;
Th' Exceptions few etc.

Bezieht ſich hier das Wort *Exceptions* irgend auf etwas anders als auf *general Laws?* O! Ich will lieber zugeben, Pope habe ſich in einem einzigen Gedichte hundertmal metaphyſiſch widerſprochen, als daß ihm ein ſchlecht verbundener und verſtümmelter Vers entwiſcht wäre, wie dieſer ſeyn würde, wenn ſich *th' Exceptions few* nicht auf die allgemeinen Geſetze, von welchen er gleich vorher ſpricht, ſondern auf die göttlichen Abſichten beziehen ſollten, deren er hier gar nicht gedenkt. Nein! Ganz gewiß hat er ſich hier wiederum alle Uebel als Ausnahmen aus den allgemeinen Geſetzen eingebildet, und folglich das Malebranchiſche Syſtem unvermuthet verworfen, das er ſonſt durchgehends angenommen haben muß, wenn er irgend eines angenommen hat.

Achter Satz.

Was Pope in dieſem Satze behauptet, daß nämlich keine Veränderung in der Welt vorgehen könne, ohne daß ſich die Wirkung davon in dem Ganzen äußerte, kann aus andern Gründen hinlänglich dargethan werden, als aus den ſeinigen, welche hier ganz und gar nichts beweiſen. „Wenn wir, ſagt er, die obern Kräfte verdringen wollen, ſo müſſen die untern an unſere Stelle rücken, oder es bleibt eine Lücke in der vollen Schöpfung.“ Iſt es noch nöthig, dieſen Schluß zu widerlegen, nachdem man geſehen, daß in der Welt nicht alles ſo ſtufenweiſe hinaufſteigt, wie Pope annimmt, ſondern daß vollkommene und unvollkommene Weſen, ohne dieſe eingebildete Ordnung, durch einander vermengt ſind? Eben ſo wenig werde ich die zweite Stelle zu widerlegen nöthig haben, die oben zur Beſtätigung dieſes achten Satzes angeführt worden. Pope bezieht ſich immer auf ſeine allmähliche Degradation, die nur in ſeiner poetiſchen Welt die Wirklichkeit erlangt, in unſerer aber gar nicht ſtattgefunden hat.

Neunter Satz.

In dieſem Satze ſind oben zwei Urſachen des Uebels in der Welt, nach Popens Meinung, angeführt worden; eine dritte Urſache aber, die der Dichter gleichfalls angiebt, habe ich weggelaſſen, weil ich ſie nicht begreifen konnte. Hier iſt die Stelle aus dem vierten Briefe ganz:

Or partial ill is universal good,
Or change admits, or Nature lets it fall.

Die Worte *Nature lets it fall* habe ich ſo erklärt, als ob ſie eben das ſagten, was der Dichter mit den Worten *Nature deviates* ſagen will. Dieſe nämlich, wenn ſie einen verſtändlichen Sinn haben ſollen, können nichts anders bedeuten, als daß die Natur, vermöge der allgemeinen Geſetze, die ihr Gott vorgeſchrieben, manches hervorbringe, was den göttlichen Abſichten zuwider ſey, und nur deßwegen von ihr zugelaſſen werde, weil er ſeinen allgemeinen Entſchluß nicht ändern wolle.

If the great end be human happiness,
Then Nature deviats, and can Man do less?

D. i.: „Wenn die Glückſeligkeit des Menſchen der große Zweck iſt, und die Natur abweicht ꝛc.“ Eben dieſen Gedanken nun, glaube ich, hat Pope durch Nature lets it fall, die Natur läßt es fallen, ausdrücken wollen. Die Natur bringt manche Uebel als Folgen aus den allgemeinen mechaniſchen Geſetzen hervor, ohne daß die göttliche Abſicht eigentlich darauf gerichtet geweſen.

Allein was für einen Sinn verknüpfen wir mit den Worten: Or change admits, oder die Abwechslung läßt es zu? Kann nach Popens Syſtem — — wenn man es noch ein Syſtem nennen will — — etwas anders die göttliche Weisheit entſchuldigen, daß ſie Böſes in der Welt zugelaſſen, als die Vollkommenheit des Ganzen, welches den beſondern Theilen vorzuziehen geweſen, oder die Allgemeinheit der Geſetze, die Gott nicht hat ſtören wollen? Was für eine dritte Entſchuldigung ſoll uns die Abwechslung oder die Veränderung darbieten?

Ich denke hierbei nichts; und ich möchte um ſo viel lieber wiſſen, was diejenigen dabei denken, die ſich dem ungeachtet ein Popiſches Syſtem nicht wollen ausreden laſſen. Vielleicht ſagen ſie, eben dieſe letztere Stelle beweiſe, daß ich das wahre Syſtem des Dichters verfehlt habe, und daß es ein ganz anders ſey, aus welchem man ſie erklären müſſe. Welches aber ſoll es ſeyn? Wenigſtens muß es ein ganz neues ſeyn, das noch in keines Menſchen Gedanken gekommen, indem allen andern bekannten Syſtemen von dieſer Materie, hier und da in den Briefen, eben ſo wohl widerſprochen wird.

Zum Beweiſe berufe ich mich auf eine Stelle, die in dem erſten Briefe anzutreffen iſt, und die eben ſo wenig mit unſerm vorgegebenen Popiſchen Syſteme, als mit irgend einem andern beſtehen kann. Es iſt folgende:

Z. 259 und folgende.

All are but parts of one stupendous whole,
Whose body Nature is, and God the soul:
That, chang'd thro' all, and yet in all the same
— — — — — —
Lives thro' all life, extends thro' all extent,
Spreads undivided — — —
— — — — — —
He fills, he bounds, connects, and equals all.

D. i.: „Alle Dinge ſind Theile eines erſtaunlichen Ganzen, wovon die Natur der Körper und Gott die Seele iſt. Er iſt in allen Dingen verändert, und doch allenthalben eben derſelbe — — Er lebt in allem was lebt; er dehnt ſich aus durch alle Ausdehnung und verbreitet ſich, ohne ſich zu zertheilen. — — Er erfüllt, umſchränkt und verknüpft alles, und macht alles gleich.“ Ich bin weit davon entfernt, Popen hier gottloſe Meinungen aufbürden zu wollen. Ich nehme vielmehr alles willig an, was Warburton zu deſſen Vertheidigung wider den Herrn Crouſaz geſagt hat, welcher behaupten wollen, der Dichter habe dieſe Stelle aus des Spinoſa irrigem Lehrgebäude entlehnt. Durchgehends kann ſie unmöglich mit Spinoſens Lehren beſtehen. Die Worte

Whose body Nature is, and God the soul,

„Wovon die Natur der Körper und Gott die Seele iſt,“ würde Spinoſa nimmermehr haben ſagen können; denn der Ausdruck, Seele und Körper, ſcheint doch wenigſtens anzudeuten, daß Gott und die Natur zwei verſchiedene Weſen ſind. Wie wenig war dieſes die Meinung des Spinoſa! Es hat aber andere irrige Weltweiſen gegeben, die Gott wirklich für die Seele der Natur gehalten haben, und die vom Spinoſismus eben ſo weit abſtehen, als von der Wahrheit. Sollte ihnen alſo Pope dieſe ſeltenen Redensarten abgeborgt haben, wie ſteht es um die Worte Extends thro' all extent: „Er dehnt ſich aus durch alle Ausdehnung?“ Wird dieſe Lehre einem andern als Spinoſen zugehören? Wer hat ſonſt die Ausdehnung der Natur für eine Eigenſchaft Gottes gehalten, als dieſer berufene Irrgläubige? Jedoch, wie geſagt, es ſteht nicht zu glauben, daß Pope eben in dieſen Briefen ein gefährliches Syſtem habe auskramen wollen. Er hat vielmehr — — und dieſes iſt es, was ich bereits oben, gleichſam a priori, aus dem, was ein Dichter in ſolchen Fällen thun muß, erwieſen habe, — — bloß die ſchönſten und ſinnlichſten Ausdrücke von jedem Syſtem geborgt, ohne ſich um ihre Richtigkeit zu bekümmern. Und daher hat er auch kein Bedenken getragen, die Allgegenwart Gottes, theils in der Sprache der Spinoſiſten, theils in der Sprache derjenigen, die Gott für die Seele der Welt halten, auszudrücken, weil ſie in den gemeinen rechtgläubigen Ausdrücken allzu idealiſch und allzu weit von dem Sinnlichen entfernt iſt. Eben ſo wie ſich Thomſon, in ſeiner Hymne über die vier Jahrszeiten, nicht geſcheuet hat, zu ſagen: these as the changes . . are but the varied God. Ein ſehr kühner Ausdruck, den aber kein vernünftiger Kunſtrichter tadeln kann.

Hätte ſich Pope ein eigenes Syſtem abſtrahirt gehabt, ſo würde er ganz gewiß, um es in dem überzeugendſten Zuſammenhange vorzutragen, aller Vorrechte eines Dichters dabei entſagt haben. Da er dieſes aber nicht gethan hat, ſo iſt es ein Beweis, daß er nicht anders damit zu Werke gegangen, als ich mir vorſtelle, daß es die meiſten Dichter thun. Er hat dieſen und jenen Schriftſteller über ſeine Materie vorher geleſen, und, ohne ſie nach eigenen Grundſätzen zu unterſuchen, von jedem dasjenige behalten, von welchem er geglaubt, daß es ſich am beſten in wohlklingende Verſe zuſammenreimen laſſe. Ich glaube ihm ſogar, in Anſehung ſeiner Quellen, auf die Spur gekommen zu ſeyn, wobei ich einige andere hiſtoriſch kritiſche Anmerkungen gemacht habe, welchen ich folgenden Anhang widme.

Anhang.

Warburton, wie bekannt, unternahm die Vertheidigung unſers Dichters wider die Beſchuldigungen des Crouſaz. Die Briefe, die er in dieſer Abſicht ſchrieb, erhielten Popens vollkommenſten Beifall. „Sie haben mir, ſagt dieſer in einem Briefe an ſeinen Retter, allzuviel Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; ſo ſeltſam dieſes auch klingen mag. Sie haben mein Syſtem ſo deutlich gemacht, als ich es hätte machen ſollen, und nicht gekonnt habe.“ — — Man ſehe die ganze Stelle unten in der Note,[1] aus welcher ich nur noch die Worte anführe: „Sie verſtehen mich vollkommen ſo wohl, als ich mich ſelbſt verſtehe; allein Sie drücken mich beſſer aus, als ich mich habe ausdrücken können.“

Was ſagt denn nun aber dieſer Mann, welcher die Meinung des Dichters, nach des Dichters eigenem Geſtändniſſe, ſo vollkommen eingeſehen hat, von dem Syſteme ſeines Helden? Er ſagt: Pope ſey durchaus nicht dem Hrn. von Leibnitz, ſondern dem Plato gefolgt, wenn er behauptet, Gott habe von allen möglichen Welten die beſte wirklich werden laſſen.

Plato alſo wäre die erſte Quelle unſers Dichters! — Wir wollen ſehen. — Doch Plato war auch eine Quelle für Leibnitzen. Und Pope könnte alſo doch wohl noch ein Leibnitzianer ſeyn, indem er ein Platoniker iſt. Hierauf aber ſagt Warburton „nein! denn Pope hat die platoniſchen Lehren in der gehörigen Einſchränkung angenommen, die Leibnitz auf eine gewaltſame Art ausgedehnt. Plato ſagte: „Gott hat die beſte Welt erwählt.“ Der Herr von Leibnitz aber: „Gott hat nicht anders können, als die beſte wählen.““

Der Unterſchied zwiſchen dieſen zwei Sätzen ſoll in dem Vermögen liegen, unter zwei gleich ähnlichen und guten Dingen eines dem andern vorzuziehen; und dieſes Vermögen habe Plato Gott gelaſſen, Leibnitz aber ihm gänzlich genommen. Ich will hier nicht beweiſen, was man ſchon unzähligemal bewieſen hat, daß dieſes Vermögen eine leere Grille ſey. Ich will nicht anführen, daß ſie auch Plato dafür müſſe erkannt haben, weil er bei jeder freien Wahl Bewegungsgründe zugeſteht, wie Leibnitz bereits angemerkt hat. (Theodicee 1. Abth. §. 45.) Ich will nicht darauf dringen, daß folglich der Unterſchied ſelbſt wegfalle; ſondern ich will ihn ſchlechter Dings ſo annehmen, wie ihn Warburton angegeben hat.

Plato mag alſo gelehrt haben: Gott habe die Welt gewählt, ob er gleich eine andere vielleicht eben ſo gute Welt hätte wählen können; und Leibnitz mag geſetzt haben: Gott habe nicht anders können, als die beſte wählen. Was ſagt denn Pope? Drückt er ſich auf die erſte oder auf die andere Art aus? Man leſe doch:

> Of systems possible, if 'tis confest
> That Wisdom infinite *must* form the best etc.

„Wenn es ausgemacht iſt, daß die unendliche Weisheit von allen möglichen Syſtemen das beſte wählen muß ꝛc.“ — Daß ſie muß? Wie iſt es möglich, daß Warburton dieſen Ausdruck überſehen hat? Heißt dieſes mit dem Plato reden, wenn Plato anders, wie Warburton will, eine ohne alle Bewegungsgründe wirkende Freiheit in Gott angenommen hat?

Genug von dem Plato, den Pope folglich gleich bei dem erſten Schritte verlaſſen zu haben ſelbſt glauben mußte! Ich komme zu der zweiten Quelle, die Warburton dem Dichter giebt, und dieſe iſt der Lord Schaftesbury, von welchem er ſagt, daß er den platoniſchen Satz angenommen und in ein deutlicheres Licht geſetzt habe. In wie weit dieſes geſchehen ſey, und welches das verbeſſerte Syſtem dieſes Lords ſey, will die Akademie jetzt nicht wiſſen. Ich will alſo hier nur ſo viel anführen, daß Pope den Schaftesbury zwar offenbar geleſen und gebraucht habe, daß er ihn aber ungleich beſſer würde gebraucht haben, wenn er ihn gehörig verſtanden hätte.

Daß er ihn wirklich gebraucht habe, könnte ich aus mehr als einer Stelle der Rhapſody des Schaftesbury beweiſen, welche Pope ſeinen Briefen eingeſchaltet hat, ohne faſt von dem Seinigen etwas mehr als das Sylbenmaaß und die Reime hinzu zu thun. Statt aller aber will ich nur dieſe einzige anführen. Schaftesbury läßt den Philocles dem Palemon, welcher das phyſikaliſche Uebel zwar entſchuldigen will, gegen das moraliſche aber unverſöhnlich iſt, antworten: The very Storms and Tempests had their Beauty in your account, those alone excepted, which arose in human Breast. „Selbſt die Stürme und Ungewitter haben, Ihrem

---

[1] I can only say, you do him (*Crousaz*) too much honour and me too much right, so odd as the expression seems; for you have made my system as clear, as i ought to have done, and could not. It is indeed the same system as mine, but illustrated with a ray of your own, as they say our natural body is the same still when it is glorified. I am sure i like it better, than i did before, and so will every man else. I know i meant just what you explain, but i did not explain my own meaning so well as you. You understand me as well, as i do myself, but you express me better, than i could express myself. In einem Briefe an Warburton vom 11 April 1739.

Bedünken nach, ihre Schönheit, nur diejenigen nicht, die in der menſchlichen Bruſt aufſteigen." Iſt dieſes nicht eben das, was Pope ſagt:

If Plagues or earthquakes break not heav'n's design,
Why then a *Borgia*, or a *Catiline*?

Doch Pope muß den Schaftesbury nicht verſtanden haben, oder er würde ihn ganz anders gebraucht haben. Dieſer freie Weltweiſe war in die Materie weit tiefer eingedrungen, und drückte ſich weit vorſichtiger aus, als der immer wankende Dichter. Hätte ihm Pope gefolgt, ſo würden ſeine Gedanken einem Syſtem ungleich ähnlicher ſehen; er würde der Wahrheit und Leibnitzen ungleich näher gekommen ſeyn. Schaftesbury zum Exempel ſagt: „Man hat auf vielerlei Art zeigen wollen, warum die Natur irre, und wie ſie mit ſo vielem Unvermögen und Fehlern von einer Hand kömmt, die nicht irren kann. Aber ich läugne, daß ſie irrt ꝛc." Pope hingegen behauptet: die Natur weicht ab. — Ferner ſagt unſer Lord: „die Natur iſt in ihren Wirkungen ſich immer gleich; ſie wirkt nie auf eine verkehrte oder irrige Weiſe; nie kraftlos oder nachläſſig; ſondern ſie wird nur durch eine höhere Nebenbuhlerin und durch die ſtärkere Kraft einer andern Natur überwältigt."[1] Leibnitz ſelbſt würde den Streit der Regeln einer zuſammengeſetzten Vollkommenheit nicht beſſer haben ausdrücken können. Aber was weiß Pope hievon, der dem Schaftesbury gleichwohl ſoll gefolgt ſeyn? Auch ſagt dieſer: „Vielmehr bewundern wir eben wegen dieſer Ordnung der untern und obern Weſen die Schönheit der Welt, die auf ſich einander entgegenſtehende Dinge gegründet iſt, weil aus ſolchen mannichfaltigen und widerwärtigen Grundurſachen eine allgemeine Zuſammenſtimmung entſpringt."[2] Die Worte „mannichfaltige und widerwärtige Grundurſachen" bedeuten hier abermals die Regeln der Ordnung, die oft neben einander nicht beſtehen können; und hätte Pope davon einen Begriff gehabt, ſo würde er ſich weniger auf die Seite des Malebranche geneigt haben. Deßgleichen von der Ordnung hat Schaftesbury einen vollkommen richtigen Begriff, den Pope, wie wir geſehen, nicht hatte. Er nennt ſie a Coherence or Sympathizing of Things; und unmittelbar darauf a Consent and Correspondence in all. Dieſer Zuſammenhang, dieſes Sympathiſiren, dieſe Uebereinſtimmung iſt ganz etwas anders als des Dichters eingebildete Staffelordnung, welche man höchſtens nur für poetiſch ſchön erkennen kann.

Ueberhaupt muß ich geſtehen, daß mir Schaftesbury ſehr oft ſo glücklich mit Leibnitzen übereinzuſtimmen ſcheint, daß ich mich wundere, warum man nicht längſt beider Weltweisheit mit einander verglichen. Ich wundre mich ſogar, warum nicht ſelbſt die Akademie lieber das Syſtem des Schaftesbury, als das Syſtem des Pope zu unterſuchen, und gegen das Leibnitziſche zu halten, aufgegeben. Sie würde alsdann doch wenigſtens Weltweiſen gegen Weltweiſen und Gründlichkeit gegen Gründlichkeit geſtellt haben, anſtatt daß ſie den Dichter mit dem Philoſophen und das Sinnliche mit dem Abſtracten in ein ungleiches Gefecht verwickelt hat. Ja auch für die würde bei dem Schaftesbury mehr zu gewinnen geweſen ſeyn, als bei dem Pope, welche Leibnitzen gern, vermittelſt irgend einer Parallel mit einem andern berühmten Manne, erniedrigen möchten. Das Werk des Schaftesbury The Moralists, a Philosophical Rhapsody war bereits im Jahr 1709 herausgekommen; des Leibnitz Theodicee hingegen trat erſt gegen das Ende des Jahres 1710 an das Licht. Aus dieſem Umſtande, ſollte ich meinen, wäre etwas zu machen geweſen. Ein Philoſoph, ein engliſcher Philoſoph, welcher Dinge gedacht hat, die Leibnitz erſt ein ganzes Jahr nachher gedacht zu haben zeigt, ſollte dieſer von dem letztern nicht ein wenig ſeyn geplündert worden? Ich bitte die Akademie es überlegen zu laſſen!

Und alſo hat Pope auch aus dem Schaftesbury die wenigſten ſeiner metaphyſiſchen Larven entlehnt. Wo mag er ſie wohl ſonſt her haben? Wo mag er beſonders die her haben, die eine Leibnitziſche Miene machen? Ich verſtehe diejenigen Sätze, die mit den Worten mögliche Syſteme und dergleichen ausgedrückt ſind. Die Anweiſung Warburtons verläßt mich hier; ich glaube aber gleichwohl etwas entdeckt zu haben.

Man erinnere ſich desjenigen Buchs de Origine mali, über welches Leibnitz Anmerkungen gemacht hat, die man gleich hinter ſeiner Theodicee findet. Er urtheilt davon, der Verfaſſer deſſelben ſtimme in der einen Hälfte der Materie, von dem Uebel überhaupt, und dem phyſikaliſchen Uebel insbeſondere, ſehr wohl mit ihm überein, und gehe nur in der andern Hälfte, vom moraliſchen Uebel, von ihm ab. Es war dieſer Verfaſſer der Hr. W. King, nachheriger Erzbiſchof von Dublin. Er war ein Engländer, und ſein Werk war ſchon im Jahr 1702 herausgekommen.

Aus dieſem nun, behaupte ich, hat ſich unſer Dichter ungemein bereichert, und zwar ſo, daß er nicht ſelten ganze Stellen aus dem Lateiniſchen überſetzt, und ſie bloß mit poetiſchen Blümchen durchwirkt hat. Ich will bloß die vornehmſten derſelben zum Beweiſe herſetzen, und die Vergleichung den Leſern, welche beider Sprachen mächtig ſind, ſelbſt überlaſſen.

1.

King. cap. III. p. m. Ed. Brem. 56.

Credendum vero est, præsens mundi Systema optimum fuisse, quod fieri potuit, habito respectu ad Dei mentem in eo fabricando.

Pope. Ep. I. v. 43. 44.

Of systems possible, if 'tis confest,
That Wisdom infinite must form the best.

2.

King. p. m. 58.

Oportet igitur multos perfectionum gradus, forte infinitos, dari in opificiis divinis.

Pope. Ep. I. v. 46. 47.

Where all must full or not coherent be,
And all that rises, rise in due degree etc.

3.

King. p. m. 72.

Opus erat in systemate mundi globo materiæ solidæ, qualis est terra, et eam quasi rotæ vicem habere credimus in magno hoc avtomato.

Pope. Ep. I. v 56. *etc.*

So man, who here seems principal alone,
Perhaps acts second to some sphere unknown,
Touches some wheel, or verges to some goal.
Tis but a part we see, and not the whole.

4.

King. p. m. 89.

— Quædam ejusmodi facienda erant, cum locus his in opificio Dei restabat, factis tot aliis, quot conveniebat. At optes alium tibi locum et sortem cessisse: fortasse. Sed si tu alterius locum occupasses, ille alter aut alius aliquis in tui locum sufficiendus erat, qui similiter providentiæ divinæ ingratus, locum illum, quem jam occupasti, optaret. Scias igitur necessarium fuisse, ut aut sis, quod es, aut nullus. Occupatis enim ab aliis omni alio loco et statu, quem systema aut natura rerum ferebat, aut is, quem habeas, a te implendus, aut exulare te a rerum natura necesse est. An expectes enim, dejecto alio a statu suo, te ejus loco suffectum iri? id est, ut aliorum injuria munificentiam peculiarem et exsortem tibi Deus exhiberet. Suspicienda ergo est divina bonitas, non culpanda, qua ut sis, quod es, factum est. Nec alius nec melior fieri potuisti sine aliorum aut totius damno.

---

[1] Much is alledg'd in answer, to shew why Nature errs, and how she came thus impotent and erring from an unerring hand. But i deny she errs — — Nature still working as before, and not perversly or erroneously; not faintly or with feeble Endeavours; but o'erpower'd by a superior Rival, and by another Nature's justly conquering Force. *Rhapsody Part. 2. Sect. 3.*

[2] This on the contrary, from this Order of inferiour and superiour Things, that we admire the World's Beauty, founded thus on Contrarietys: whilst from such various and *disagreeing Principles* a Universal Concord is established. Ebendaſelbſt.

Den ganzen Inhalt dieſer Worte wird man in dem erſten Briefe des Pope wieder finden, beſonders gegen die 157ſte und 233ſte Zeile. Die Stellen ſelbſt ſind zu lang, ſie ganz herzuſetzen; und zum Theil ſind ſie auch bereits oben angeführt worden, wo von dem Popiſchen Begriffe der Ordnung und der nothwendigen Stelle, die der Menſch in der Reihe der Dinge erhalten müſſen, die Rede war.

Was kann man nun zu ſo offenbaren Beweiſen, daß Pope den metaphyſiſchen Theil ſeiner Materie mehr zuſammen geborgt als gedacht habe, ſagen? Und was wird man vollends ſagen, wenn ich ſogar zeige, daß er ſich ſelbſt nichts beſſer bewußt zu ſeyn ſcheint? — Man höre alſo, was er in einem Briefe an ſeinen Freund, den D. Swift ſchreibt. Pope hatte ſeinen Verſuch über den Menſchen ohne ſeinen Namen drucken laſſen, und er kam Swiften in die Hände, ehe ihm Pope davon Nachricht geben konnte. Swift las das Werk, allein er erkannte ſeinen Freund darin nicht. Hierüber nun wundert ſich Pope und ſchreibt: „Ich ſollte meinen, ob Sie mich gleich in dem erſten dieſer Verſuche aus dem Geſichte verloren, daß Sie mich doch in dem zweiten würden erkannt haben.“[1] Heißt dieſes nicht ungefähr: ob Sie mir gleich die metaphyſiſche Tiefſinnigkeit, die aus dem erſten Briefe hervor zu leuchten ſcheint, nicht zutrauen dürfen, ſo hätten ſie doch wohl in den übrigen Briefen, wo die Materie leichter und des poetiſchen Putzes fähiger wird, meine Art zu denken erkennen ſollen? — — Swift geſteht es in ſeiner Antwort auch in der That, daß er Popen für keinen ſo großen Philoſophen gehalten habe, eben ſo wenig als ſich Pope ſelbſt dafür hielt. Denn würde er wohl ſonſt, gleich nach obiger Stelle, geſchrieben haben: „Nur um eines bitte ich Sie; lachen Sie über meine Ernſthaftigkeit nicht, ſondern erlauben Sie mir, den philoſophiſchen Bart ſo lange zu tragen, bis ich ihn ſelbſt ausrupfe, und ein Geſpötte daraus mache.“[2] Das will viel ſagen! Wie ſehr ſollte er ſich alſo wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie dieſen falſchen Bart für werth erkannt habe, ernſthafte Unterſuchungen darüber anzuſtellen.

---

[1] I fancy, tho' you lost sight of me in the first of those Essays, you saw me in the second.

[2] I have only one piece of mercy to beg of you; do not laugh at my gravity, but permit to me, to wear the beard of a Philosopher, till i pull it off and make a jest of it myself. In einem Briefe an den D. Swift, welcher in dem 8ten Theile der Popiſchen Werke, der Knapton'ſchen Ausgabe von 1752 auf der 254. Seite ſteht.

Vorrede

zu Jacob Thomſons Trauerſpielen.

1756.

Das Vergnügen, dieſe Ueberſetzung der Thomſon'ſchen Trauerſpiele der Welt als Vorredner anpreiſen zu können, habe ich dem gütigen Zutrauen eines Freundes zu danken.

Es wäre zu früh, wenn ich mich ſchon ſelbſt ausſchreiben wollte, und bei dieſer Gelegenheit anderwärts zuſammengetragene Nachrichten von dem Leben und den Werken dieſes engliſchen Dichters nochmals an den Mann zu bringen ſuchte. Es wäre aber auch wider die Klugheit eines eben nicht zu reichen Schriftſtellers, wenn ich mir hier eine Materie wegnehmen oder wenigſtens verſtümmeln wollte, die ich, nach aller möglichen Ausdehnung, zu einer Fortſetzung jener Nachrichten beſtimmt habe.

Man erwarte alſo hier keine kritiſche Zergliederung irgend eines von dieſen Meiſterſtücken. Nur das außerordentliche Vergnügen, mit welchem ich ſie geleſen habe und noch oft leſen werde, will und kann ich nicht verſchweigen. Mäßigung genug, wenn es mich nicht ſchwatzhaft macht!

Auch die, unter den deutſchen Kennern der echten Dichtkunſt, welche unſern Thomſon in ſeiner Sprache nicht verſtehen, wiſſen es ſchon aus der wohlgemeinten Ueberſetzung des ſel. Brockes, daß kein Weltalter in keinem Lande einen mehr maleriſchen Dichter aufzuweiſen habe, als ihn. Die ganze ſichtbare Natur iſt ſein Gemälde, in welchem man alle heitere, fröhliche, ernſte und ſchreckliche Scenen des veränderlichen Jahres, eine aus der andern entſtehen, und in die andere zerfließen ſieht.

Nun iſt aber das wahre poetiſche Genie ſich überall ähnlich. Ein Sturm iſt ihm ein Sturm; er mag in der großen oder kleinen Welt entſtehen; es mag ihn dort das aufgehobene Gleichgewicht der Luft, oder hier die geſtörte Harmonie der Leidenſchaften verurſachen. Vermittelſt einerlei ſcharfer Aufmerkſamkeit, vermittelſt einerlei feuriger Einbildungskraft wird der Dichter, der dieſen Namen verdient, dort ein ſtilles Thal, und hier die ruhige Sanftmuth; dort eine nach Regen lechzende Saat, und hier die wartende Hoffnung; dort die auf reiner Waſſerfläche jetzt ſich ſpiegelnde, jetzt durch neidiſche Wolken verdunkelte Sonne, und hier die ſympathetiſche Liebe und den mißgünſtigen Haß; dort die Schatten der Mitternacht, und hier die zitternde Furcht; dort die ſchwindelnde Höhe über ſchreckliche Meerſtrudel herhangender Felſen, und hier die blinde ſich herabſtürzende Verzweiflung, allemal gleich wahr und gleich glücklich ſchildern.

Dieſes Vorurtheil hatte ich für den tragiſchen Thomſon, noch ehe ich ihn kannte. Jetzt aber iſt es kein bloßes

Vorurtheil mehr, ſondern ich rede nach Empfindung, wenn ich ihn auch in dieſer Sphäre für einen von den größten Geiſtern halte. Denn wodurch ſonſt ſind dieſe, was ſie ſind, als durch die Kenntniß des menſchlichen Herzens, und durch die magiſche Kunſt, jede Leidenſchaft vor unſern Augen entſtehen, wachſen und ausbrechen zu laſſen? Dieſes iſt die Kunſt, dieſes iſt die Kenntniß, die Thomſon in möglichſter Vollkommenheit beſitzt, und die kein Ariſtoteles, kein Corneille lehrt, ob ſie gleich dem Corneille ſelbſt nicht fehlte. Alle ihre übrigen Regeln können aufs höchſte nichts als ein ſchulmäßiges Gewäſche hervorbringen. Die Handlung iſt heroiſch, ſie iſt einfach, ſie iſt ganz, ſie ſtreitet weder mit der Einheit der Zeit, noch mit der Einheit des Orts; jede der Perſonen hat ihren beſondern Charakter; jede ſpricht ihrem beſondern Charakter gemäß; es mangelt weder an der Nützlichkeit der Moral, noch an dem Wohlklange des Ausdrucks. Aber du, der du dieſe Wunder geleiſtet, darfſt du dich nunmehr rühmen, ein Trauerſpiel gemacht zu haben? Ja; aber nicht anders, als ſich der, der eine menſchliche Bildſäule gemacht hat, rühmen kann, einen Menſchen gemacht zu haben. Seine Bildſäule iſt ein Menſch, und es fehlt ihr nur eine Kleinigkeit, die Seele.

Ich will bei dieſem Gleichniſſe bleiben, um meine wahre Meinung von den Regeln zu erklären. So wie ich unendlich lieber den allerungeſtaltetſten Menſchen mit krummen Beinen, mit Buckeln hinten und vorne, erſchaffen, als die ſchönſte Bildſäule eines Praxiteles gemacht haben wollte: ſo wollte ich auch unendlich lieber der Urheber des „Kaufmanns von London," als des „ſterbenden Cato" ſeyn, geſetzt auch, daß dieſer alle die mechaniſchen Richtigkeiten hat, derentwegen man ihn zum Muſter für die Deutſchen hat machen wollen. Denn warum? Bei einer einzigen Vorſtellung des erſtern ſind auch von den Unempfindlichſten mehr Thränen vergoſſen worden, als bei allen Vorſtellungen des andern auch von den Empfindlichſten nicht können vergoſſen werden. Und nur dieſe Thränen des Mitleids und der ſich fühlenden Menſchlichkeit ſind die Abſicht des Trauerſpiels, oder es kann gar keine haben.

Hiermit aber will ich den Nutzen der Regeln nicht ganz läugnen. Denn wenn es wahr iſt, daß auf ihnen die richtigen Verhältniſſe der Theile beruhen, daß das Ganze durch ſie Ordnung und Symmetrie bekömmt; wie es denn wahr iſt; ſollte ich wohl lieber mein menſchliches Ungeheuer, als einen lebendigen Herkules, das Muſter männlicher Schönheit, erſchaffen haben wollen?

Ich ſage, einen lebendigen Herkules und nicht einen lebendigen Adonis. Denn wie die gedoppelte Anmerkung ihre Richtigkeit hat, daß Körper von einer allzuweichlichen Schönheit ſelten viel innere Kräfte beſitzen, und daß hingegen Körper, die an dieſen einen Ueberfluß haben, in ihrer äußern Proportion etwas gelitten zu haben ſcheinen: ſo wollte ich lieber die nicht zu regelmäßigen Horazier des Peter Corneille, als das regelmäßigſte Stück ſeines Bruders, gemacht haben. Dieſer machte lauter Adonis, lauter Stücke, die den ſchönſten regelmäßigſten Plan haben; jener aber vernachläſſigte den Plan zwar auch nicht, allein er wagte es ohne Bedenken, ihn bei Gelegenheit weſentlichern Vollkommenheiten aufzuopfern. Seine Werke ſind ſchöne Herkules, die oft viel zu ſchmächtige Beine, einen viel zu kleinen Kopf haben, als es das Verhältniß mit der breiten Bruſt erforderte.

Ich weiß, was man hier denken wird: „Er will einen Engländer anpreiſen, drum muß er wohl von den Regeln weniger vortheilhaft ſprechen." Man irrt ſich für dieſesmal. Thomſon iſt ſo regelmäßig als ſtark; und wem dieſes unter uns etwas neues zu hören iſt, der mag es einer bekannten antibrittiſchen Partei von Kunſtrichtern danken, die uns nur allzugern bereden möchte, daß es unter allen engliſchen Tragödienſchreibern der einzige Addiſon einmal regelmäßig zu ſeyn verſucht, bei ſeiner Nation aber keinen Beifall damit gefunden habe.

Und gleichwohl iſt es gewiß, daß auch Thomſon nicht allein, wie ich es nennen möchte, franzöſiſch, ſondern griechiſch regelmäßig iſt. Ich will nur vornehmlich zwei von ſeinen Stücken nennen. Seine Sophonisbe iſt von einer Simplicität, mit der ſich ſelten oder nie ein franzöſiſcher Dichter begnügt hat. Man ſehe die Sophonisbe des Mairet und des großen Corneille. Mit welcher Menge von Epiſoden, deren keine in der Geſchichte einigen Grund hat, haben ſie ihre Handlung überladen! Der einzige Triſſino, deſſen Sophonisbe, als in Italien nach langen barbariſchen Jahrhunderten die Wiſſenſchaften wieder aufgingen, das erſte Trauerſpiel war, iſt mit dem Engländer in dieſem Punkte, welchen er den Griechen, den einzigen Muſtern damals, abgelernt hatte, zu vergleichen.

Und was ſoll ich von ſeinem „Eduard und Eleonora" ſagen? Dieſes ganze Stück iſt nichts als eine Nachahmung der Alceſte des Euripides; aber eine Nachahmung, die mehr als das ſchönſte urſprüngliche Stück irgend eines Verfaſſers bewundert zu werden verdient. Ich kann es noch nicht begreifen, durch welchen glücklichen Zufall Thomſon in der neueren Geſchichte die einzige Begebenheit finden mußte, die mit jener griechiſchen Fabel einer ähnlichen Bearbeitung fähig war, ohne das geringſte von ihrer Unglaublichkeit zu haben. Ich weiß zwar, daß man an ihrer hiſtoriſchen Wahrheit zweifelt, doch dieſes thut zur Sache nichts; genug, daß ſie unter den wirklichen Begebenheiten ſtatt finden könnte, welches ſich von der, die den Stoff der griechiſchen Tragödie ausmacht, nicht ſagen läßt. Es iſt unmöglich, daß Racine, welcher die Alceſte des Euripides gleichfalls moderniſiren wollen, glücklicher als Thomſon damit hätte ſeyn können.

Doch genug von dem Dichter ſelbſt. Ich komme auf die gegenwärtige Ueberſetzung, von welcher ich nur dieſes zu ſagen weiß. Sie hat verſchiedene Urheber, die aber über die beſte Art zu überſetzen ſich ſehr wohl verglichen zu haben ſcheinen. Wenn ſie ſich über die beſte Art der Rechtſchreibung eben ſo wohl verglichen gehabt hätten, ſo würde ich den Leſer im Namen des Verlegers nicht erſuchen dürfen, den kleinen Uebelſtand zu entſchuldigen, eine gedoppelte Art derſelben in einem Bande gebraucht zu ſehen.

Eines wollte ich, daß ſie bei ihrer Ueberſetzung nicht weggelaſſen hätten, nämlich die zu jedem Stücke gehörigen Prologen und Epilogen. Sie ſind zwar nicht alle von Thomſon ſelbſt; ſie enthalten aber alle ſehr viel Artiges, und die Epilogen, die von ihm ſelbſt ſind, eifern größtentheils wider den gewöhnlichen burlesken Ton der engliſchen Epilogen bei Trauerſpielen.

Den einzigen Prologen des Coriolan, desjenigen Stücks, welches erſt nach dem Tode des Verfaſſers geſpielt ward, kann ich mich nicht enthalten, hier ganz zu überſetzen. Er ſchildert den moraliſchen Charakter des Dichters, welchen näher zu kennen dem Leſer nicht gleichgültig ſeyn kann. Er hat Herrn Lyttleton zum Verfaſſer, und der Schauſpieler, welcher ihn herſagte, war Herr Quin. Dieſes iſt er:

„Ich komme nicht hierher, eure Billigkeit in Beurtheilung eines Werkes anzuflehen, deſſen Verfaſſer leider nicht mehr iſt. Er bedarf keines Vorſprechers; ihr werdet von ſelbſt die gütigen Sachwalter des Verſtorbenen ſeyn. Seine Liebe war auf keine Partei, auf keine Sekte eingeſchränkt; ſie erſtreckte ſich über das ganze menſchliche Geſchlecht. Er liebte ſeine Freunde — verzeiht der herabrollenden Thräne. Ach! ich fühle es; hier bin ich kein Schauſpieler — Er liebte ſeine Freunde mit einer ſolchen Inbrunſt des Herzens, ſo rein von allem Eigennutze, ſo fern von aller Kunſt, mit einer ſo großmüthigen Freiheit, mit einem ſo ſtandhaften Eifer, daß es mit Worten nicht auszudrücken iſt. Unſere Thränen mögen davon ſprechen. O unverfälſchte Wahrheit, o unbefleckte Treue, o männlich reizende und edel einfältige Sitten, o theilnehmende Liebe an der Wohlfahrt des Nächſten, wo werdet ihr eine andere Bruſt, wie die ſeinige, finden! So war der Menſch — den Dichter kennt ihr nur allzu wohl. Oft hat er eure Herzen mit ſüßem Weh erfüllt; oft habt ihr ihn in dieſem vollen Hauſe mit verdientem Beifalle die reinſten Geſetze der ſchönen Tugend predigen hören. Denn ſeine keuſche Muſe brauchte ihre himmliſche Leier zu nichts, als zu Einflößung der edelſten Geſinnungen. Kein einziger unſittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Linie, die er ſterbend ausſtreichen zu können hätte wünſchen dürfen! O möchte eure günſtige Beurtheilung dieſen Abend noch einen andern Lorbeer hinzuthun, ſein Grab damit zu ſchmücken! Jetzt, über Lob und Tadel erhaben, vernimmt er die ſchwache Stimme des menſchlichen Ruhms nicht mehr; wenn ihr aber denen, die er auf Erden am meiſten liebte, denen, welchen ſeine fromme Verſorge nunmehr entzogen iſt, mit welchen ſeine freigebige Hand und ſein gutwilliges Herz das Wenige, was ihm das Glück zukommen ließ, theilte, wenn ihr dieſen Freunden durch eure Gütigkeit dasjenige verſchafft, was ſie nicht mehr von ihm empfangen können, ſo wird auch noch jetzt, in jenen ſeligen Wohnungen, ſeine unſterbliche Seele Vergnügen über dieſe Großmuth empfinden.“

Die letzten Zeilen zu verſtehen, muß man ſich aus dem Leben des Dichters erinnern, daß die von der Vorſtellung ihm zukommenden Einkünfte ſeinen Schweſtern in Schottland gegeben wurden.

Vorbericht

zu William Laws ernſthafter Ermunterung an alle Chriſten zu einem frommen und heiligen Leben.

Aus dem Engliſchen überſetzt.

1756.

Von dem Verfaſſer dieſes Werks weiß der Ueberſetzer deſſelben weiter nichts, als daß er ein Prediger in Irland irgendwo geweſen, und ſich auch noch durch andere Schriften bekannt gemacht hat. Er hat von der chriſtlichen Vollkommenheit, Anmerkungen über die bekannte Fabel von den Bienen, von der Unzuläſſigkeit der Schaubühne geſchrieben, und ſich auch ſonſt in den Toland'ſchen und andern Streitigkeiten bekannt gemacht.

Die gegenwärtige Ermunterung hat er zu London 1729 ohne Vorrede ans Licht geſtellt. Man will ſie alſo auch im Deutſchen mit einem Stücke unvermehrt laſſen, welches der Verfaſſer für unnöthig erkannt hat. Jeder Leſer mag es nach ſeinen eigenen Empfindungen beſtimmen, was ſie für einen Rang unter den geiſtlichen Büchern verdient. Sie weitläuftig anpreiſen, würde eben das ſagen, als ob man an ſeiner andächtigen Aufmerkſamkeit im voraus zweifeln wollte.

Vorbericht

zu den preußiſchen Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757,

von einem Grenadier.

1758.

Die Welt kennt bereits einen Theil von dieſen Liedern, und die feinern Leſer haben ſo viel Geſchmack daran gefunden, daß ihnen eine vollſtändige und verbeſſerte Sammlung derſelben ein angenehmes Geſchenk ſeyn muß.

Der Verfaſſer iſt ein gemeiner Soldat, dem eben ſo viel Heldenmuth als poetiſches Genie zu Theil geworden. Mehr aber unter den Waffen, als in der Schule erzogen, ſcheint er ſich eher eine eigene Gattung von Ode gemacht, als in dem Geiſte irgend einer ſchon bekannten gedichtet zu haben.

Wenigſtens, wenn er ſich ein deutſcher Horaz zu werden wünſcht, kann er nur den Ruhm des Römers, als ein lyriſcher Dichter überhaupt, im Sinne gehabt haben. Denn die charakteriſtiſchen Schönheiten des Horaz ſetzen den feinſten Hofmann voraus, und wie weit iſt dieſer von einem ungekünſtelten Krieger unterſchieden!

Auch mit dem Pindar hat er weiter nichts gemein, als das anhaltende Feuer und die Υπερβατα der Wortfügung.

Von dem einzigen Tyrtäus könnte er die heroiſchen Geſinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz für das Vaterland zu ſterben, erlernt haben, wenn ſie einem Preußen nicht eben ſo natürlich wären, als einem Spartaner.

Und dieſer Heroismus iſt die ganze Begeiſterung unſeres Dichters. Es iſt aber eine ſehr gehorſame

Begeiſterung, die ſich nicht durch wilde Sprüche und Ausſchweifungen zeigt, ſondern die wahre Ordnung der Begebenheiten zu der Ordnung ihrer Empfindungen und Bilder macht.

Alle ſeine Bilder ſind erhaben, und all ſein Erhabenes iſt naiv. Von dem poetiſchen Pompe weiß er nichts, und prahlen und ſchimmern ſcheint er weder als Dichter noch als Soldat zu wollen.

Sein Flug aber hält nie einerlei Höhe. Eben der Adler, der vor in die Sonne ſah, läßt ſich nun tief herab, auf der Erde ſein Futter zu ſuchen, und das ohne Beſchädigung ſeiner Würde. Antäus, um neue Kräfte zu ſammeln, mußte mit dem Fuße den Boden berühren können.

Sein Ton überhaupt iſt ernſthaft. Nur da blieb er nicht ernſthaft — wo es niemand bleiben kann. Denn was erweckt das Lachen unfehlbarer, als große mächtige Anſtalten mit einer kleinen, kleinen Wirkung? Ich rede von den drolligten Gemälden des Roßbachiſchen Liedes.

Seine Sprache iſt älter als die Sprache der jeztlebenden größern Welt und ihrer Schriftſteller. Denn der Landmann, der Bürger, der Soldat und alle die niedrigern Stände, die wir das Volk nennen, bleiben in den Feinheiten der Rede immer wenigſtens ein halb Jahrhundert zurück.

Auch ſeine Art zu reimen und jede Zeile mit einer männlichen Sylbe zu ſchließen, iſt alt. In ſeinen Liedern aber erhält ſie noch dieſen Vorzug, daß man in dem durchgängig männlichen Reime etwas dem kurzen Abſetzen der kriegeriſchen Trommete ähnliches zu hören glaubt.

Nach dieſen Eigenſchaften alſo, wenn ich unſern Grenadier ja mit Dichtern aus dem Alterthume vergleichen ſollte, ſo müßten es unſere Barden ſeyn.

Vos quoque, qui fortes animas belloque peremtas
Laudibus in longum vates dimittitis ævum,
Plurima securi fudistis carmina Bardi.[1]

Carl der Große hatte ihre Lieder, ſo viel es damals noch möglich war, geſammelt, und ſie waren die unſchäzbarſte Zierde ſeines Bücherſaals. Aber woran dachte dieſer große Beförderer der Gelehrſamkeit, als er alle ſeine Bücher und alſo auch dieſe Lieder nach ſeinem Tode an den Meiſtbietenden zu verkaufen befahl? Konnte ein römiſcher Kaiſer der Armuth kein ander Vermächtniß hinterlaſſen?[2] — O wenn ſie noch vorhanden wären Welcher Deutſcher würde ſich nicht noch zu weit mehrerm darum verſtehen, als Hickes?[1]

Ueber die Geſänge der nordiſchen Skalden ſcheint ein günſtiger Geſchick gewacht zu haben. Doch die Skalden waren die Brüder der Barden; und was von jenen wahr iſt, muß auch von dieſen gelten. Beide folgten ihren Herzogen und Königen in den Krieg und waren Augenzeugen von den Thaten ihres Volks. Selbſt aus der Schlacht blieben ſie nicht; die tapferſten und älteſten Krieger ſchloſſen einen Kreis um ſie, und waren verbunden, ſie überall hinzubegleiten, wo ſie den würdigſten Stoff ihrer künftigen Lieder vermutheten. Sie waren Dichter und Geſchichtſchreiber zugleich; wahre Dichter, feurige Geſchichtſchreiber. Welcher Held von ihnen bemerkt zu werden das Glück hatte, deſſen Name war unſterblich; ſo unſterblich als die Schande des Feindes, den ſie fliehen ſahen.

Hat man ſich nun in den koſtbaren Ueberbleibſeln dieſer uralten nordiſchen Heldendichter, wie ſie uns einige däniſche Gelehrte aufbehalten haben,[2] umgeſehen, und ſich mit ihrem Geiſte und ihren Abſichten bekannt gemacht; hat man zugleich das jüngere Geſchlecht von Barden aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter ſeiner Aufmerkſamkeit werth geſchäzt, und ihre naive Sprache, ihre urſprünglich deutſche Denkungsart ſtudirt: ſo iſt man einigermaßen fähig, über unſern neuen preußiſchen Barden zu urtheilen. Andere Beurtheiler, beſonders wenn ſie von derjenigen Claſſe ſind, welchen die franzöſiſche Poeſie alles in allem iſt, wollte ich wohl für ihn verbeten haben.

Noch beſitze ich ein ganz kleines Lied von ihm, welches in der Sammlung keinen Platz finden konnte; ich werde wohl thun, wenn ich dieſen kurzen Vorbericht damit bereichere. Er ſchrieb mir aus dem Lager vor Prag: „Die Panduren lägen nahe an den Werken der Stadt, in den Höhlen der Weinberge; als er einen geſehen, habe er nach ihm hingeſungen:

Was liegſt du, nackender Pandur,
Recht wie ein Hund im Loch?
Und weiſeſt deine Zähne nur?
Und bellſt? So beiße doch!"

Es könnte ein Herausforderungslied zum Zweikampf mit einem Panduren heißen.

Ich hoffe übrigens, daß er noch nicht das lezte Siegeslied ſoll geſungen haben. Zwar falle er bald oder ſpät; ſeine Grabſchrift iſt fertig:

Ειμι δ᾽ εγω θεραπων μεν Ενυαλιοιο ἀνακτος
Και Μουσεων ἐρατον δωρον ἐπισταμενος.

---

[1] Lucanus.

[2] *Eginhartus in vita Caroli M.* cap. 33. Similiter et de libris – statuit, ut ab his, qui eos habere vellent, justo pretio redimerentur, pretiumque in pauperes erogaretur.

[1] *Georg. Hickesius in Grammatica Franco-Theodisca* c. 1. O utinam jam extaret augusta Caroli M. Bibliotheca, in qua delicias has suas reposuit Imperator! O quam lubens, quam jucundus ad extremos Caroli imperii fines proficiscerer, ad legenda antiqua illa, aut barbara carmina!

[2] Andreas Bellejus und Petrus Sextimus.

Vorrede

zu Friedrichs von Logau Sinngedichten,

mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler und G. E. Leſſing.

1759.

Friedrich von Logau, der gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen Salomon von Golau deutſcher Sinngedichte drei Tauſend herausgegeben hat, iſt mit allem Rechte für einen von unſern beſten Opitziſchen Dichtern zu halten, und dennoch zweifeln wir ſehr, ob er vielen von unſern Leſern weiter als dem Namen nach bekannt ſeyn wird.

Wir können uns dieſes Zweifels wegen auf verſchiedene Umſtände berufen. Ein ganzes Jahrhundert und darüber haben ſich die Liebhaber mit einer einzigen Auflage dieſes Dichters beholfen; in wie vieler Händen kann er alſo noch ſeyn? Und wenn ſelbſt Wernike keinen kennen will, der es gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes Buch voll Sinngedichte zu ſchreiben; wenn er dem Urtheile ſeines Lehrers, des berühmten Morhofs, daß insbeſondere die deutſche Sprache, ihrer vielen Umſchweife wegen, zu dieſer Gattung von Gedichten nicht bequem zu ſeyn ſcheine, kein Beiſpiel entgegen zu ſtellen weiß: ſo kann er unſern Logau, ſeinen beſten, ſeinen einzigen Vorgänger, wohl ſchwerlich gekannt haben. Iſt er aber ſchon damals in ſolcher Vergeſſenheit geweſen, wer hätte ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus geriſſen? Ein Meiſter oder ein John gewiß nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beiſpiele aus ihm anführen, aber ſo unglückliche Beiſpiele, daß ſie unmöglich einem Leſer können Luſt gemacht haben, ſich näher nach ihm zu erkundigen.

Wir könnten eine lange Reihe von Kunſtrichtern, von Lehrern der Poeſie, von Sammlern der gelehrten Geſchichte anführen, die alle ſeiner entweder gar nicht, oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein wozu ſollten uns die Beweiſe dienen, daß Logau unbekannt geweſen iſt? Ein jeder Leſer, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieſes auch ohne Beweis.

Was man mit beſſerem Rechte von uns erwarten dürfte, wäre eine umſtändliche Lebensbeſchreibung dieſes würdigen Mannes. Und wie ſehr würden wir uns freuen, wenn wir dieſer Erwartung ein Genüge leiſten könnten! So aber ſind alle unſere Nachforſchungen nur ſchlecht belohnt worden, und wir haben wenig mehr als folgendes von ihm entdecken können.

Das Geſchlecht derer von Logau oder Logaw iſt eines von den älteſten adeligen Geſchlechtern Schleſiens. Ihr Stammhaus Altendorf liegt in dem Fürſtenthum Schweidnitz. Chr. Gryphius ſagt, es ſey aus böhmiſchen oder ſchleſiſchen Geſchichtſchreibern zu erweiſen, daß ſchon in dem ſechzehnten Jahrhunderte Freiherren von Logau unter den Kaiſern Carl dem Fünften und Ferdinand dem Erſten anſehnliche Kriegesbedienungen bekleidet hätten. Auch blühte unter der Regierung des erſtern George von Logau auf Schlaupitz, einer der beſten lateiniſchen Dichter ſeiner Zeit, dem wir die erſte Ausgabe des Gratius und Nemeſianus zu danken haben. Deßgleichen beſaß um eben dieſe Zeit Caspar von Logau, den Lucä und andere mit nur gedachtem George verſchiedentlich verwechſeln, den biſchöflichen Stuhl zu Breslau.

Unſer Friedrich von Logau ward, zufolge ſeiner Grabſchrift, die uns Conrad aufbehalten hat, im Monat Junius des Jahres 1604 geboren. Seine Eltern und den Ort ſeiner Geburt finden wir nirgends benannt; auch nirgends einige Nachricht von ſeiner Erziehung, wo er ſtudirt, ob er gereiſt u. ſ. w. Wir finden ſeiner nicht eher als in Dienſten des Herzogs zu Liegnitz und Brieg, Ludwigs des Vierten, gedacht.

Man beliebe ſich aus der Geſchichte zu erinnern, daß Johann Chriſtian, Herzog von Brieg, drei Söhne hinterließ, die nach ſeinem 1639 erfolgten Tode das Herzogthum gemeinſchaftlich beſaßen, doch ſo, daß jeder von ihnen ſeine eigenen Räthe hatte. Unter den Räthen des zweiten, des gedachten Ludwigs, befand ſich unſer von Logau. Als aber 1653 ihres Vaters Bruder George Rudolph ſtarb, und die Fürſtenthümer Liegnitz und Wohlau an ſie fielen, fanden ſie das Jahr darauf für gut, ſich durch das Loos auseinander zu ſetzen. Ludwig bekam Liegnitz, wohin er nunmehr ſeinen Sitz verlegte und ſeinen Logau als Canzleirath mit ſich nahm.

Die Liebe zur Poeſie muß ſich zeitig bei ihm geäußert haben. Er ſagt uns in einem von ſeinen Sinngedichten ſelbſt, daß er in ſeiner Jugend verliebte Gedichte geſchrieben habe, die ihm in den Unruhen des Krieges von Händen gekommen wären. Nach der Zeit erlaubten ihm ſeine Geſchäfte allzu kurze Erholungen, als daß er ſich in größern Gedichten, als das kleine Epigramm iſt, hätte verſuchen können. Unterdeſſen hat er es in dieſer geringern Gattung ſo weit gebracht, als man es nur immer bringen kann, und es iſt unwiderſprechlich, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionyſius Cato beſitzen.

Er gab Anfangs nur eine Sammlung von zweihundert Sinngedichten ans Licht, die, wie er ſelbſt ſagt, wohl aufgenommen worden. Wir haben ſie nirgends auftreiben können, und wer weiß, ob ſie gar mehr in der Welt iſt? Die vollſtändige Sammlung, die den ſchon erwähnten Titel: „Salomons von Golau deutſcher Sinngedichte drei Tauſend“ führt, iſt zu Breslau, im Verlag Caspar Kloßmanns, gedruckt, und macht einen Octavband von ungefähr drei Alphabeten aus. Das Jahr des Drucks finden wir nirgends darin ausdrücklich angezeigt. Es muß aber das Jahr 1654 geweſen ſeyn, welches ſich aus verſchiedenen Sinngedichten ſchließen läßt, und von den Bücherkennern beſtätigt wird. Da unterdeſſen Sinapius ſagt, daß Logau ſeine Sinngedichte im Jahr 1638 herausgegeben habe, ſo wird man dieſes nicht unwahrſcheinlich von der erſten kleinen Sammlung verſtehen können.

Er war ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, in die er 1648 unter dem Namen des Verkleinernden aufgenommen ward. Wenn der Sproſſende in ſeiner Beſchreibung dieſer Geſellſchaft ihn unter diejenigen Glieder nicht rechnet, die ſich durch Schriften gezeigt haben, ſo iſt dieſes wohl ein abermaliger Beweis, daß das Publicum ſeine Sinngedichte ſehr bald vergeſſen hat.

Er ſtarb zu Liegnitz, den 5. Julius im Jahr 1655, und hinterließ aus einer zweiten Ehe einen einzigen Sohn. Es war dieſes der Freiherr Balthaſar Friedrich von Logau, der Freund des Herrn von Lohenſtein und der Mäcen des jüngern Gryphius.

Wir wollen nunmehr von unſerer neuen Ausgabe das Nöthige ſagen. Die ganze Anzahl der Sinngedichte unſers Logau beläuft ſich, außer einigen eingeſchobenen größern Poeſien, auf drei tauſend fünfhundert und dreiundfunfzig, indem zu dem zweiten und dritten Tauſend noch Zugaben und Anhänge gekommen ſind. Iſt es wahrſcheinlich, iſt es möglich, daß ſie alle gut ſeyn können? Unſere wahre Meinung zu ſagen, dieſe ungeheure Menge iſt vielleicht eine von den vornehmſten Urſachen, warum der ganze Dichter vernachläſſigt worden iſt. Denn es konnte leicht kommen, daß die Neugierde das Buch ſiebenmal aufſchlug und ſiebenmal etwas ſehr mittelmäßiges fand.

Wir ließen es alſo unſere erſte Sorge ſeyn, ihn dieſes nachtheiligen Reichthums zu entladen. Wir haben ihn faſt auf ſein Drittheil herabgeſetzt; und das iſt unter allen Nationen immer ein ſehr vortrefflicher Dichter, von deſſen Gedichten ein Drittheil gut iſt. Deßwegen wollen wir aber nicht ſagen, daß alle beibehaltenen Stücke Meiſterſtücke ſind; genug, daß in dem unbeträchtlichſten noch ſtets etwas zu finden ſeyn wird, warum es unſerer Wahl werth geweſen. Iſt es nicht allezeit Witz, ſo iſt es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetiſches Bild, ein ſtarker Ausdruck, eine naive Wendung und dergleichen. Auch wird das ſchlechteſte noch immer dazu dienen, dem Leſer zu zeigen, wie wenig er den Verluſt der übrigen Stücke zu bedauern hat.

Es iſt uns ein Exemplar unſers Dichters zu Händen gekommen, das ſich aus der Stolliſchen Bibliothek herſchreibt, und in welchem hier und da eine unnatürliche harte Wortfügung mit der Feder geändert worden war. Der Zug der Schrift wäre alt genug, es für die eigene Hand des Herrn von Logau zu halten. Doch dazu gehören ſtärkere Beweiſe, und wir wollen es alſo nicht behaupten. Unterdeſſen haben wir doch für gut befunden, einige von dieſen Aenderungen anzunehmen, und einige, ihnen zufolge, ſelbſt zu wagen. Der Leſer ſtößt nirgends ſo ungern an, als in einem Sinngedichte, welches allzu kurz iſt, als daß man die Unebenheiten darin überſehen könnte.

Wir ſind uns bewußt, daß wir durch dieſe wenigen und geringen Veränderungen den alten Dichter nicht im geringſten moderner gemacht haben; wir ſind ihm nur da ein wenig zu Hülfe gekommen, wo wir ihn allzu weit unter ſeiner eigenen reinen Leichtigkeit fanden, und haben es alsdann in dem Geiſte ſeiner eigenen Sprache zu thun geſucht.

Wie groß unſere Hochachtung für dieſe ſeine alte Sprache iſt, wird man aus unſern Anmerkungen darüber, die wir in Geſtalt eines Wörterbuchs dem Werke beigefügt haben, deutlich genug erkennen. Aehnliche Wörterbücher über alle unſere guten Schriftſteller würden ohne Zweifel der erſte nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unſerer Sprache ſeyn. Wir haben die Bahn hierin, wo nicht brechen, doch wenigſtens zeigen wollen.

Endlich können wir unſern Leſern auch nicht verbergen, daß bereits vor mehr als funfzig Jahren ein Ungenannter eine ähnliche Arbeit mit unſerm Logau unternommen gehabt. Er hat nämlich (1702) S. v. G. „auferweckte Gedichte“ herausgegeben. Dieſer Titel iſt der letzte unwiderſprechlichſte Beweis, daß dieſe Sinngedichte damals ſchon begraben geweſen ſind. Allein dieſer Ungenannte war vielleicht Schuld, daß unſer Logau noch tiefer in die Vergeſſenheit gerieth, und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte. Derjenige Theil ſeiner Gedichte, welchen man ohne Wahl auferweckt hat, iſt nicht allein mit unendlich ſchlechten und pöbelhaften Stücken vermiſcht worden; ſondern die Logauiſchen ſelbſt ſind dergeſtalt verlängert, verkürzt, verändert worden, daß Nachdruck, Feinheit, Witz, alle Sprachrichtigkeit, ein jeder guter poetiſcher Name, eine jede gute Eigenſchaft des Dichters, ja oft der Menſchenverſtand ſelber verloren gegangen iſt. Wir führen keine Exempel an, um unſern Leſern den Ekel zu erſparen.

Werden die Liebhaber der Poeſie an unſerm alten Dichter einigen Geſchmack finden, ſo freuen wir uns, daß dadurch die Beſchuldigung immer mehr entkräftet werden wird, als ob wir Neuern allbereits von der Bahn des Natürlichſchönen abgewichen wären, und nichts mehr empfinden könnten, als was auf einer gewiſſen Seite übertrieben iſt.

Berlin, den 5. Mai 1759.

Die Herausgeber.

Wörterbuch zu Logau's Sinngedichten.

Vorbericht von der Sprache des Logau.

Die Sprache unſers Dichters iſt, überhaupt zu reden, die Sprache des Opitz und der beſten ſeiner Zeitverwandten und Landsleute. Und wenn Tſcherningen hierin die erſte Stelle nach Opitzen gebührt, ſo gebührt die erſte Stelle nach Tſcherningen unſerm Logau.

Das Sinngedicht konnte ihm die beſte Gelegenheit geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutſche Sprache zu allen Gattungen von Materie unter der Bearbeitung eines Kopfes erhält, der ſich ſelbſt in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine Worte ſind überall der Sache angemeſſen: nachdrücklich und körnicht, wenn er lehrt; pathetiſch und vollklingend, wenn er ſtraft; ſanft, einſchmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe ſpricht; komiſch und naiv, wenn er ſpottet; poſſierlich und launiſch, wenn er bloß Lachen zu erregen ſucht.

Der Sprachenmengerei, die zu ſeiner Zeit ſchon ſtark eingeriſſen war, und die er nicht unrecht von den vielen fremden Völkern, welche der Krieg damals auf deutſchen Boden brachte, herleitet, machte er ſich nicht ſchuldig; und was er mit einem deutſchen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateiniſchen und franzöſiſchen aus, welche letztere Sprache auch ſeine Zeitverwandten bereits für unentbehrlich hielten. Er hat verſchiedene aus anderen Sprachen entlehnte Kunſtwörter nicht unglücklich überſetzt. So nennt er z. E.

Nomen adjectivum et substantivum, das zufällige und eigenſtändige Wort.

Accentus, Beilaut.

Inventarium, Fundregiſter ꝛc.

Doch war er auch kein übertriebener Puriſt, er ſpottet über die zu weit gehenden Neuerungen des Zeſen, ob er gleich mit ihm in Einem Jahre (1648) in die fruchtbringende Geſellſchaft aufgenommen ward.

Es bedarf aber nur einer ganz geringen Aufmerkſamkeit, zu erkennen, wie ſehr die Sprache unſerer neueſten und beſten Schriftſteller von dieſer alten, lautern und reichen Sprache der guten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts unterſchieden iſt. Der fremden Wendungen und Wortfügungen, welche die erſtern aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, nachdem dieſe oder jene eines jeden Lieblingsſprache iſt, häufig herüber nehmen, nicht zu gedenken; ſo haben ſie keine geringe Anzahl guter, brauchbarer Wörter veralten laſſen.

Und auf dieſe veralteten Wörter haben wir geglaubt, daß wir unſer Augenmerk vornehmlich richten müßten. Wir haben alle ſorgfältig geſammelt, ſo viele derſelben bei unſerm Dichter vorkommen, und haben dabei nicht allein auf den Leſer, der ſie verſtehen muß, ſondern auch auf diejenigen von unſern Rednern und Dichtern geſehen, welche Anſehen genug hätten, die beſten derſelben wieder einzuführen. Wir brauchen ihnen nicht zu ſagen, daß ſie der Sprache dadurch einen weit größern Dienſt thun würden, als durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiß iſt, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf ſo bald geben möchte. Noch weniger brauchen wir ſie zu erinnern, wie ein veraltetes Wort auch den eckelſten Leſer durch das, was Horaz callidam juncturam nennt, annehmlich zu machen iſt.

Ferner haben wir unſern Fleiß auf die Provinzialſprache des Dichters gerichtet. Die Schleſiſche Mundart iſt deßwegen einer kritiſchen Aufmerkſamkeit vor allen andern Mundarten würdig, weil wir in ihr die erſten guten Dichter bekommen haben. Die Vortheile, welche dieſe Männer an eigenen Wörtern, Verbindungsarten und Wendungen darin gefunden haben, verdienen, wo nicht für allgemeine Vortheile der Sprache angenommen, doch wenigſtens gekannt und geprüft zu werden.

Von dieſen Vortheilen, ſo fern wir dergleichen bei unſerm Logau bemerkt, wollen wir diejenigen, die in dem Wörterbuche ſelbſt keine fügliche Stelle finden können, unter folgende allgemeine Anmerkungen bringen.

I.

Logau läßt vielfältig die Geſchlechtswörter weg. Z. E.

Man hat den Feind aufs Haupt geſchlagen,
Doch Fuß hat Haupt hinweggetragen.

Er thut dieſes 1) bei denjenigen Hauptwörtern, welche Abſtracta ausdrücken, und gewiſſermaßen zu Geſchlechtsnamen werden; allwo es zu einer beſondern Schönheit wird:

Aber Neid hat ſcheel geſehen;
Und Verhängniß ließ geſchehen,
Daß ein ſchäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber.

Hier werden der Neid und das Verhängniß durch die Weglaſſung des Artikels zu Perſonen gemacht, welches weit ſtärker und poetiſcher iſt, als wenn es hieße: „Der Neid hat ſcheel geſehen; Das Verhängniß ließ geſchehen. Eben ſo auch (IV. 11.):

Scävus wird mit Ewigkeit immer in die Wette leben ꝛc.

Hier wird die Ewigkeit zu einem lebendigen Weſen.

2) Thut er es bei denjenigen Hauptwörtern, welchen der unbeſtimmte Artikel ein, eine zukömmt, den man in der vielfachen Zahl ohnedem ſchon wegzulaſſen genöthigt iſt. Z. E. (VII. 71.):

Hat Land durch dieſen Krieg, hat Stadt mehr ausgeſtanden?

Nicht die Stadt, eine gewiſſe Stadt, ſondern unbeſtimmt: Städte. Ferner (X. 87.):

Gieb mir geneigten Blick.

Anſtatt: einen geneigten Blick, oder geneigte Blicke. Man ſehe, welche gute Wirkung dieſes in den Kriegsliedern des preußiſchen Grenadiers hervorbringt:

„Wie kriegriſche Trompete laut
„Erſchalle mein Geſang!

Anſtatt: laut wie eine Trompete, oder wie Trompeten.

„Drum ſinget herrlichen Geſang ꝛc.

Anſtatt: einen herrlichen Geſang, oder herrliche Geſänge.

„Er faßte weiſen Schluß,

Anſtatt: er faßte einen weiſen Schluß.

II.

Logau läßt die Endung der Beiwörter nicht allein in dem ungewiſſen, ſondern auch in dem männlichen

Geſchlechte weg. Er ſagt: „ein groß Verdruß, ein gut Soldat, ein ſtätig Gaul, ein kriechend Erbegeiſt u. ſ. w.?

III.

Logau braucht ſehr häufig das Beiwort in dem ungewiſſen Geſchlechte als ein Hauptwort. Z. E.

Seither iſt unſer Frei in Dienſtbarkeit verkehret,

für: unſere Freiheit.

Nachwelt werd ihm alles Frech gar vergeſſen oder ſchenken;

für: alle Frechheit.

— — — — Ein ſolches Klug,
Dafür ein deutſcher Sinn Entſetz und Grauen trug,

für: eine ſolche Klugheit.

Bey welchem freies Wahr, der Freundſchaft Seele wohnt;

für: freie Wahrheit.

Canus geht gar krumm gebückt,
Weil ihn Arm und Alt ſo druckt;

für: Armuth und Alter.

Und ernähren fremdes Faul,

für: fremde Faulheit.

IV.

Logau läßt von den Zeitwörtern die ſelbſtſtändigen Fürwörter da weg, wo ſie zur Deutlichkeit nichts mehr beitragen, und erhält dadurch mehr Nachdruck und Feuer. Z. E.

Mich, ſagt Elſa, ſchreckt es nicht, werde bräunlig nur gemacht,
Unter Augen dem zu gehn ꝛc.

für: ich werde nur bräunlig gemacht.

Picus nahm die dritte Frau, immer eine von den Alten:
Wollte, mein ich, ein Spital, ſchwerlich einen Ehſtand halten.

für: er wollte ein Spital halten.

Bibus buhlte ſtark um Ilſa: Dieſes gab ihr viel Beſchwerden;
Wollt' ihn nicht; ſie freyt ihn aber, ſeiner dadurch los zu werden.

für: ſie wollt' ihn nicht.

Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie ſich kamen zu bewirthen:
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückiſch Bübeln;
Wollten ohne ſüßes Küſſen
Nimmer keine Zeit vermiſſen.

für: ſie wollten keine Zeit vermiſſen.

V.

Logau trennt von den zuſammengeſetzten Zeitwörtern die Vorwörter auch da, wo wir ſie nicht zu trennen pflegen, und ſetzt zwiſchen beide irgend ein ander Redetheilchen, um die Worte für das Sylbenmaaß bequemer zu machen. Wenn wir uns dieſer Freiheit nicht mehr bedienen, ſo werden wir wenigſtens Urſache finden, ihn darum zu beneiden. Z. E.

Ei, ich will's ihm ein noch treiben; dieſes Ding muß ſeyn gerochen;

für: ich will's ihm noch eintreiben.

Lieb und Geiz ſind ſolche Brillen, welche dem, der auf ſie ſtellt,

für: der ſie aufſtellt ꝛc. Jetzt müſſen wir uns durch die Umkehrung helfen: er ſtellt es auf, er trieb es ein; in der unbeſtimmten Weiſe durch das Wörtchen zu: einzutreiben, aufzuſtellen; und in zwei vergangenen Zeiten durch die Sylbe ge: er hat eingetrieben, er hatte aufgeſtellt. Alles gute Mittel; die wir aber zuweilen nicht ohne Zwang und Weitſchweifigkeit gebrauchen können.

VI.

Logau ſetzt die Endſylbe lei, die wir jetzt nur bei den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu faſt allen Arten von Fürwörtern, und erlangt dadurch (wie man es nun nennen will), ein Nebenwort oder ein unabänderliches Beiwort von beſonderm Nachdruck. Z. E.

Zu etwas Großem noch wird Gordianus wohl werden,
Denn ſeinerlei Geburt iſt nicht gemein auf Erden ꝛc.

Wie weitſchweifig müſſen wir jetzt dafür ſagen: „denn eine Geburt, wie ſeine war ꝛc.“

Du Schelme, du Bauer! So zierliche Titel
Verehren die Krieger den Bauern ins Mittel.
Nun Krieger getreten in Zippelpelzorden,
Sind dieſerlei Titel Beſitzer ſie worden.

Dieſerlei ſagt hier nicht ſo viel, als dieſer; es ſcheint auch nicht ſo viel zu ſagen, als dergleichen, ſondern es begreift beides: Dieſer und dergleichen Titel. Ueberdem, da wir dieſes lei bei den uneigentlichen Fürwörtern ſehr wohl leiden, denn wir ſagen ohne Tadel: mancherlei, ſolcherlei, keinerlei, vielerlei, allerlei — warum ſollte es nicht auch an die eigentlichen Fürwörter geſetzt werden können? Die Schleſiſche Mundart kömmt hier mit der Schweizeriſchen überein, welches man aus folgender Stelle, die Friſch aus Geilers von Kaiſersberg Poſtille anführt, erſehen wird. Sie erläutert zugleich den Gebrauch dieſer Fürwörter in lei vortrefflich. „Ein Sun iſt nit anders, dann ein Ding das da lebet von einem lebendigen ſeinerlei. Ich hätte einen Sun, der wär meinerlei, ejusdem speciei. Ich kann die Species nicht baß teutſchen. Würme, die du in dir haſt, ſind nicht deinerlei.

VII.

Logau conſtruirt die Zahlwörter gern mit der Zeugendung. Z. E.

Für ein einzles, das man thut,
So es iſt zu nennen gut,
Kann man zehen böſer Stücke
Rechnen ab, und ziehn zurücke.

Nicht: zehn böſe Stücke. Man wird ſich dieſer Zeugendung ſehr wohl bedienen können, ſo oft das Hauptwort mit einem Selbſtlauter anfängt, und man den Hiatus vermeiden will.

VIII.

Logau läßt von ſehr vielen Wörtern die Anfangsſylbe ge weg, wodurch ſie an ihrem Nachdrucke nichts verlieren, oft aber an dem Wohlklange gewinnen. Er ſagt z. E.

Die weitgereiſte Würze —

wofür wir Gewürze ſagen, und es in ein Neutrum verwandeln; wiewohl wir auch die erſte Art, beſonders im höhern Styl, beibehalten.

Gott ſey Dank für meinen Schmack ꝛc.

für Geſchmack; deßgleichen auch Ruch für Geruch.

Wer der Arbeit Mark will nießen ꝛc.

für genießen. So auch Hirn für Gehirn (welches noch üblich iſt), linde für gelinde, Sang für Geſang, bracht für gebracht ꝛc. Mit der Anfangsſylbe be verfährt er oft auf gleiche Weiſe. Z. E. ſonders für beſonders:

Ein ſonders Lob iſt dieß, daß einer Lobens werth ꝛc.

müht für bemüht, hauſen für behauſen, mir liebet für mir beliebet ꝛc.

Und ſo viel von den allgemeinen Anmerkungen über die Provinzialſprache unſers Dichters; einzeln wird man in dem nachſtehenden kleinen Wörterbuche häufig antreffen. Man wird aber wohl ſehen, daß unſere Abſicht weder hier noch dort geweſen iſt, alle Eigenthümlichkeiten der Schleſiſchen Mundart damit zu erſchöpfen. Sie kommen bei unſerm Dichter nicht alle vor, und von denen, welche vorkommen, haben wir, wie ſchon gedacht, nur diejenigen ausgeſucht, von welchen er einigen Nutzen gezogen, und von welchen auch noch unſre heutigen Schriftſteller vielleicht einigen Vortheil ziehen könnten.

A.

Abgleichen; einen oder etwas abgleichen, referre. Sinng. 13.

Kinder — — —
Die des Vaters tapfern Sinn
Und der Mutter ſchönes Kinn
Lieblich werden abgleichen.

Ablangerund, wofür wir jetzt länglichrund, oval, ſagen. Sinng. 2410, wo der Dichter von der Figur der Erde redet, wie ſie damals geglaubt wurde:

Iſt der Erdkreis, wie man meint, ablangerund als wie ein Ey ꝛc.

Allengefallenheit, ein ziemlich unbehülfliches und von dem Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, für: das Beſtreben allen zu gefallen. Vielleicht könnten es noch die Gottesgelehrten brauchen, die *ἀρεσκεία* des H. Paulus auszudrücken.

Alter Zeit anſtatt in alten Zeiten, vor Alters. (V. 102.)

Jakobs Stamm klagt alter Zeit
Ueber ſchwere Dienſtbarkeit.

Flemming ſagt:

„Die Freude mitte nehmen
„So ſich ziemet dieſer Zeit ꝛc.

Nach eben der Art ſagen wir noch: ſtehendes Fußes, gerades Weges ꝛc.

Angehen, einen; in dem eigentlichſten Verſtande für anfallen. Sinnged. 725.

Er ſteht viel ſichrer noch als ſeine Vettern ſtehn,
Die Regen, Thau, Reif, Schnee, Froſt, Hitze wird angehn.

Angeſichts braucht Logau als ein Nebenwort nicht unglücklich, vielleicht weil ihm augenblicklich, in einem Augenblick, welches er dafür hätte ſetzen müſſen, zu proſaiſch dünkte. Sinng. 176.

Wer Erde liebt, liebt das, was endlich angeſichts,
Wann Gott gebeut, zerſtäubt — —

Angler für Engländer. Sinng. 2312. Man hat geglaubt, das Wort Engliſch ſey das einzige Adjectivum patronymicum, welches wider die Sprachähnlichkeit eingeführt worden wäre, und hat es daher allemal in Engländiſch verwandeln wollen; Angliſch aber, oder wie wir es nunmehr ausſprechen, Engliſch, kömmt von unſerm alten Worte Angler eben ſo natürlich her, als Franzöſiſch von Franzoſe, Holländiſch von Holländer, Italieniſch von Italiener u. ſ. w. Im Fall der Zweideutigkeit könnte man es freilich wohl in Engländiſch verwandeln, wie man die Franzoſen aus eben der Urſache zuweilen in die franzöſiſche Nation zu verwandeln pflegt.

Anſprengen, einen, für anfallen; eine Redensart, die von den Ritterübungen hergenommen iſt. Sinng. 2790.

Eiſen ſchützet zwar den Mann,
Wenn Gewalt ihn ſprenget an ꝛc.

Anſtand, Waffenanſtand; beides iſt unſerm Dichter ſo viel als das jetzt gebräuchlichere, aber gewiß nicht beſſere Waffenſtillſtand (XIII. 4). In der Metapher wenigſtens wird Anſtand ſich weit ſchicklicher ſagen laſſen, als Waffenſtillſtand. Z. E.

Anſtand kann zwar manchmal auch mit der Krankheit ſeyn,
Aber Friede will ſie nur mit ihm gehen ein.

Für Aufſchub iſt es noch überall in den Redensarten: ohne Anſtand, Anſtand nehmen, im Gebrauche.

Arzung. Wir haben dieſes Wort mit Unrecht untergehen laſſen, denn wir haben kein anderes an ſeiner Stelle. Heilung kann nur von äußerlichen Schäden geſagt werden; und die Curirung, die Geſundmachung — welche Wörter! Die Hebung, die Vertreibung einer Krankheit alſo, in ſo fern ſie das Werk des Arztes iſt, wie ſoll man ſie beſſer nennen, als Arzung? Erſte Zugabe 24.

Aufgebebe, das; ein Kunſtwort der Klopffechter, worunter ſie alle die Ceremonien und Fechterſtreiche verſtehen, mit welchen ſie ihren Kampf beginnen. Dieſe Bedeutung muß man wiſſen, um das 2624. Sinngedicht unſers Logau über die Gicht zu verſtehen:

Was man auch der Gicht immer Schuld gleich gebe,
Iſt ſie fechtriſch doch, macht manch Aufgebebe.

Und eben daher kömmt auch der ſprichwörtliche Ausdruck: viel Aufhebens machen, den man eigentlich nur von unnöthigen, prahlerhaften Vorbereitungen brauchen ſollte. Weil man aber nach und nach dieſe wahre Ableitung vergeſſen, und vielleicht geglaubt, das Wort aufheben ſey nach dem lateiniſchen extollere (*laudibus*) gemacht worden, (gleichwie man erheben für loben wirklich darnach gemacht hat), ſo hat man hernach den Begriff eines übermäßigen Lobes, einer Prahlerei überhaupt damit verbunden.

Augſt für Auguſt. Zweite Zugabe 216, wo der Dichter von einem Fuchsſchwänzer ſagt:

— — — Spricht wo ſein großer Mann:
Mir iſt gewaltig warm: ſo trocknet er die Stirne,
Eröffnet ſein Gewand, entdecket ſein Gehirne,
Obſchon für grimmen Froſt des Daches Nagel ſpringt.
Spricht jener: Mir iſt kalt; obgleich die Tropfen zwingt
Die Hitz aus ſeiner Haut, ſo wird er dennoch zittern,
Und ließ ihm auch im Augſt ſein Kleid mit Füchſen futtern.

Ausgleicher. So nennt Logau den Tod; weil er allen Unterſchied unter den Menſchen aufhebt. Sinng. 1806.

B.

Baar, 1. für bloß, leer. Sinng. 1721.

— — iſt an Ehr und Namen baar.

2. für barfuß, unbeſchlagen. Sinng. 1313.

Polſche Pferde gehen baar, pohlſche Leute gehn beſchlagen ꝛc.

Bach, eine. Logau macht dieſes Wort durchgängig weiblichen Geſchlechts. Sinng. 1267.

Der Zorn iſt eine volle Bach.

Auch Opitz, Tſcherning, Flemming ſagen die Bach.

Bankart, Bankkind; ein außer der Ehe erzeugtes Kind. Man ſehe, wie Logau Sinng. 975 die verſchiedenen Benennungen ſolcher unehelichen Kinder ordnet:

Ein wohlbenamtes Volk ſind gleichwohl Hurenkinder!
Bei Bauern heißt man ſie zwar ſo nichts deſto minder;
Bei Bürgern beſſer noch, Bankart; und im Geſchlechte
Der Edeln Baſtarde; und Beiſchlag auch Unechte
Bei Fürſt und Königen.

Allein es iſt falſch, daß ſonſt kein Unterſchied unter dieſen Wörtern ſeyn ſollte. Bankart heißt jedes Kind, das außer dem Ehebette, welchem hier die Bank entgegen geſetzt wird, erzeugt worden. Baſtard aber hat den Nebenbegriff, daß die Mutter von weit geringerm Stande als der Vater geweſen ſey; ja dieſer Nebenbegriff iſt bei den mittlern Schriftſtellern oft der Hauptbegriff, ohne daß dabei zugleich auf eine uneheliche Geburt ſollte geſehen werden. Beiſchlag klingt ziemlich nach der Stuterei. Unechte Kinder glaubt man jetzt weit feiner natürliche Kinder nennen zu können; welche Benennung, nach Logau's Zeiten, aus der franzöſiſchen in die deutſche Sprache gekommen iſt. In dem ſogenannten Heldenbuche kömmt ein altes Wort vor, welches hieher gehört, und der Wiedereinführung vollkommen würdig iſt: Kebskind. (Auf dem 49. Blatte der Ausgabe von 1560.)

„Sie ſagten ſeltzam Märe
„Wol auf den werden Mann,
„Wie er ein Kebskind were
„Und möcht kein Erbe han.

Barmherzigkeit und Erbarmung unterſcheidet Logau in der Aufſchrift des 23. Sinngedichts im V. Buche. Erbarmung iſt ihm das bloße unangenehme Gefühl, welches wir bei der Pein eines andern empfinden; Barmherzigkeit aber iſt ihm weit mehr, nämlich die thätige Bemühung, eines andern Pein zu wenden.

Bedurft, Lebensbedurft, Sinng. 507, wofür wir jetzt Lebensnothdurft ſagen.

Befahren, ſich; für befürchten; Sinng. 38, iſt noch an vielen Orten im Gebrauche. Herr Bodmer hat das Hauptwort hievon:

„Ich entdeckte ihm meiner Seele Befahren;

anſtatt, die Beſorgniſſe meiner Seele. Ueberhaupt findet man in den Schriften dieſes Dichters und ſeiner übrigen

Landsleute viele dergleichen nachdrückliche Wörter, von gutem altem Schrot und Korne, die den meiſten Provinzen Deutſchlands fremd geworden ſind und ſich in der Schweiz am längſten erhalten haben.

Begünſten. Sinng. 2477, wofür wir jetzt etwas wohlklingender begünſtigen ſagen.

Belieb, das. Sinng. 545.

Die Bibel, Gottes Wort, iſt mein Belieb im Leben ꝛc.

Belieben (I. 71.) ſcheint unſerm Dichter die Bedeutung des Worts lieben zu verſtärken. Eben ſo ſagt er (IX. 104.) beherzen und beküſſen. Auch finden wir dieſes Wort mit belachen verbunden: belieben und belachen.

Be moll überſetzt Logau: Das linde Be. Sinng. 1386. Ein Kunſtwort, welches eingeführt zu werden verdient, weil wir uns ſonſt mit dem fremden behelfen müßten.

Bequemen, das; für die Bequemlichkeit. (XI. 25.) An einem andern Orte finden wir das Luſtbequemen.

Beſcheinen etwas; ihm einen Schein, einen Anſtrich geben. Zweite Zugabe 72.

Wenn böſe Weiber ihre Tücke wollen beſcheinen,
So wiſſen ſie kein beſſres Mittel, als das Weinen.

Beſinnen; dieſes Zeitwort, welches ſonſt nur ein Reciprocum iſt, braucht Logau als ein bloßes Activum; da ihm denn etwas beſinnen ſo viel iſt, als ſeinen Scharfſinn an etwas zeigen, worauf ſinnen und es durch das Sinnen herausbringen. excogitare. Anhang 254.

O Lieber, wie viel iſt's, das ich pflag zu beſinnen?
Geh, zähle mir den Sand, und menſchliches Beginnen!

An dieſem Orte heißt es ihm ſo viel als Sinngedichte machen. Wir finden dieſes Wort in eben dieſer thätigen Bedeutung auch beim Flemming:

„Die Geſellſchaft ſprach ihm zu:
„Damon, was beſinneſt du?

Beſitzen; ſich worauf ſetzen. (VII. 74.)

Redlich will ich lieber ſchwitzen
Als die Heuchlerbank beſitzen.

Beſonnenheit; das Gegentheil von dem gebräuchlichern Unbeſonnenheit. Anh. 174.

Beſtand, der; für Beſtändigkeit. (III. 88.) und Sinng. 211.

— Hoffnung kriegt die Kron,
Und Beſtand den [illegible] Lohn.

Beſtehen; 1. als ein Neutrum, für ſtehen bleiben, ſtecken bleiben. Sinng. 946.

— — — im Rücken
Beſtund der heiße Pfeil ꝛc.

2. Als ein Activum. Etwas beſtehen heißt alsdann ſo viel als einem Dinge Stand halten, es ausſtehen. Im Heldenbuche leſen wir es ſehr oft; und auch in der Geſchichte des Ritters Don Quixotte von Mancha kömmt der Ausdruck, ein Abenteuer beſtehen, häufig vor. Logau ſagt: (XIII. 11.)

Nähmen wir wohl eine Welt und beſtünden noch einmal
Was bisher uns dreißig Jahr zugezählt an Noth und Qual?

Und Opitz:

„Sie wiſſen allen Fall des Lebens zu beſtehen."

Beſtillen, für ſtillen; das Be verſtärkt die Bedeutung, wie wir unter Belieben angemerkt haben. Sinng. 1135.

Durſt und Hunger ſind die Mahner, die man nimmer kann beſtillen:
Morgen kommen ſie doch wieder, kann man ſie gleich heute füllen.

Beiſchub, Hülfe, Vorſchub. (XI. 112.)

Drockus rufet ſeinen Freund in der Noth um Beiſchub an ꝛc.

Bieder, rechtſchaffen, nützlich, tapfer. Wir laſſen dieſes alte, der deutſchen Redlichkeit ſo angemeſſene Wort muthwillig untergehen. Friſch führt den Paſſionsgeſang „O Menſch, bewein dein Sünde groß ꝛc." an, worin es noch vorkomme. Wir wollen nachfolgendes Sinngedicht unſers Logau in dieſer Abſicht anführen (III. 37.)

Wer gar zu bieder iſt, bleibt zwar ein redlich Mann,
Bleibt aber, wo er iſt, kommt ſelten höher an.

Biedermann iſt zum Theil noch üblich. Bei ihm aber findet man noch andere dergleichen nachdrückliche Compoſita; als Biederweib (V. 6.)

Ein Biederweib im Angeſicht, ein Schandſack in der Haut
Iſt mancher —

deßgleichen **Biederherz**, (V. 20.), **Biederweſen**, Sinng. 761. **Biederſinnen**, Sinng. 2110.

Werther Freund, du lieber Alter, alt von alten Biederſinnen,
Alt von Jahren, Witz und Ehre —

Und welch ein vortreffliches Wort iſt nicht das, welches in dem alten Lobliede auf den wendiſchen König Anthyrus vorkömmt:

„Sein Sinn war abgericht auf Biederlob und Ehre!

Biederlob iſt hier das Lob, welches man als ein Biedermann von einem Biedermanne erhält. In den Fabeln des **von Riedenburg** finden wir auch das Hauptwort hievon, Biederkeit.

An Eren und an Biderkeit.

Bilderbogen. So nennt Logau den Thierkreis. Erſte Zugabe 201.

Bindlich. 1. Als ein Beiwort, ſo viel als verbindlich, verbunden; Sinng. 2448; einer Frau bindlich werden. 2. Als ein Nebenwort, ſo viel als stricte: (III. 9.) ſich bindlich wozu erklären.

Blaſſen; pallere, pallescere, als ein Activum. (XIII. 10.)

— — — röthen
Was Lebensalter blaſſen.

2. als ein Neutrum: (IX. 76.)

Der iſt nicht alleine bleich,
Wer nicht ſatt iſt und nicht reich;
Großes Gut und ſteres Praſſen
Macht vielmehr die Leute blaſſen.

Blick, für Augenblick. Sinng. 365.

— — Du achteſt Gott ſo klein,
Und kannſt doch ohne Gott nicht einen Blick nur ſeyn.

Blicklich, als ein Nebenwort, für: alle Augenblicke. Anh. 136.

— — — blicklich Kleider wandeln.

Und Flemming:

„Wer bezahlt euch Leib und Leben,
„Die ihr blicklich hin mußt geben?

Blitzlich, geſchwinde wie der Blitz. Sinng. 1131.

Menſch, vertraue keinen Stunden, weil ſie nimmer ſtille ſtunden;
Du läufſt mit, und haſt dich blitzlich deinem End entgegen funden.

Blößlich, für bloß. Sinng. 1498.

Wer auf Tugend nichts nicht wagt, will auf Glücke blößlich harren ꝛc.

Bruch, braccae, Hoſen (Plattd. Broeke) Sinng. 1573.

Trotzt mancher noch ſo hoch,
So trifft er endlich doch
Für ſeine Füße Schuch,
Für ſeinen Steer Bruch.

Brunſt. Sinng. 2164.

— — Denn wilder Thiere Zunft
Hegt nur zu mancher Zeit der ſüßen Liebe Brunſt.

Und dieſes iſt auch das wahre eigentliche Wort, den Trieb gewiſſer wilden Thiere zur Vermiſchung anzuzeigen; derjenigen nämlich, welche dabei brüllen oder **brummen**. Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit haben dieſes Wort in **Brunſt** verwandelt, welches von **brennen** gemacht iſt, und haben dadurch Anlaß gegeben, mit dieſem letztern ſchönen und edeln Worte einen unzüchtigen und eckeln Begriff zu verbinden. Noch iſt es Zeit, dieſe nachtheilige Vermiſchung wieder abzuſchaffen. Brunſt heißt fervor, ardor, und bedeutet ſo wenig etwas übels, daß es die üble Bedeutung nicht anders als durch ein Beiwort erhalten kann. So ſagt z. E. unſer Logau: arge Brunſt, geile Brunſt ꝛc. Brünſtig aber, entbrünſten und andere dergleichen abgeleitete Wörter brauchen Opitz, Morhof ꝛc. in der beſten Bedeutung von der Welt. Friſch in ſeinem Wörterbuche ſchreibt zwar: „Brunſt ſagt man nicht wohl von Wölfen, Luchſen und dergleichen, wie einige Jäger thun, ſondern beſſer Brunft." Allein man laſſe ſich nicht irre machen; denn Friſch hat hier offenbar Unrecht, weil die Jäger von Wölfen und Luchſen weder Brunſt noch Brunft ſagen, ſondern beide rollen oder ranzen laſſen. S. Döbels erfahrnen Jäger.

Brunſt, anſtatt Brand, Verbrennung, Feuersbrunſt. Sinng. 91 hat zur Ueberſchrift: die letzte Brunſt der Welt, und heißt:

Unſre Welt iſt ſchlägefaul,
Setzt ſich wie ein ſtätig Gaul.
Will ſie Gott zu Stande bringen,
Muß er ſie mit Feuer zwingen.
Jene Welt ertrank durch Flut,
Dieſe Welt erfodert Glut.

Und Opitz ſagt:

„— — ſo viel Schriften — —
„Die keine Macht der Zeit, kein Wetter, keine Brunſt
„Zu dämpfen hat vermocht. — —

Bübeln. 1. Betrügen, Unterſchleif machen. (X. 34.)

Wer im Geringen bübelt ꝛc.

2. Wollüſtig ſcherzen; wovon ſich die gröbere Bedeutung noch in dem Ausdrucke huren und buben findet. (VI. 36.)

Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie ſich kamen zu bewirthen,
Folgte nichts als lieblich Lieben,
Folgte nichts als tückiſch Bübeln.

Buhlen. Von dieſem Zeitworte macht Logau die leidende Weiſe: gebuhlt werden. Sinng. 1136.

Denn der Buhler buhlt dem Buhler, buhlt und wird gebuhlt nicht minder.

Büttner oder **Bütner**, für Böttcher. Sinng. 1530; das alte Wort heißt Buittin, ein hölzern Gefäß; Plattdeutſch: eine Bütte.

C.

Cärl; ſo ſchreibt Logau, wofür wir jetzt Kerl ſchreiben. Sinng. 672. Das ä hätten wir billig beibehalten ſollen, weil das alte gothiſche Wort Karle heißt.

D.

Dannen braucht Logau öfters für von dannen. Z. E. Sinng. 895:

Alle Flüſſe gehn ins Meer,
Alle kommen dannen her.

So wie in den alten Fabeln:

Dannan schied er mit Bitterkeit. —
Der Tiep sich balde dannan stal.

Degen. Logau braucht dieſes Wort in der alten Bedeutung für einen tapfern Kriegsmann, für einen Helden. (XIII. 10.)

— — — Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen tödten,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht laſſen wollt von hinnen.
Die alten kühnen Degen
Gehn noch auf unſern Wegen,
Die ihrer Druden Lieder
Nicht ließen ſinken nieder.

Dieſe Bedeutung war alſo zu ſeiner Zeit noch bekannt. Bei viel ſpätern Schriftſtellern wird man ſie ſchwerlich finden. Denn ungefähr dreißig Jahre darauf mußte ſie Sandrart bereits ſeinen Leſern in einer Anmerkung erklären. (S. der deutſchen Akademie zweiten Haupttheils erſte Abth. S. 42.)

Demmen. Dieſes Zeitwort braucht Logau, dem erſten Anſehn nach, in zwei ganz verſchiedenen Bedeutungen. Einmal heißt es ihm ſo viel als verdunkeln, demmericht machen. Sinng. 1667.

Gottes Wort leucht helle,
Gottes Wort läuft ſchnelle:
Wer denn will es demmen?
Wer denn will es hemmen?

Ein andermal bedeutet es ſchlemmen, praſſen. Anh. 228.

In vollem Sauſe leben, nur ſchlemmen, demmen, zehren,
Iſt hofemäßig. Sorgen, woher es zu gewähren,
Damit ſind ihre Köpfe mit nichten zu beſchweren.

Friſch hat die erſtere Bedeutung gar nicht, und aus der zweiten macht er ein beſonderes Wort, das er für ſich, und nicht unter Demmerung anführt. Es ſind aber beide Bedeutungen ſo verwandt, daß auch mit der zweiten eigentlich der Begriff in der Demmerung zu verbinden iſt. Der Spate in ſeinem Sprachſchatze ſagt ſehr wohl: Demmen proprie est, noctes conviviis vigilatas ducere, in tenebris perpotare. Statim autem ad quamcunque intemperantiam et helluationem transferri coepit.

Denken. Logau macht hieraus ein unperſönliches Zeitwort: es denkt mich, memini. Sinng. 84.

Es denkt mich noch ein Spiel bey meinen jungen Jahren.

Wir erinnern im Vorbeigehen, daß man einen Unterſchied machen könnte unter denken, cogitare, und unter gedenken, recordari. Doch der Unterſchied iſt ſchon gemacht, wird nur nicht allemal beobachtet.

Deube, die; für Diebſtahl. Sinng. 2808.

— — Keine Deube bleibt verhehlen.

Drang, der; für Drangſal. Sinng. 2835.

Der Drang, den Krieg uns that ꝛc.

Einem allen Drang anthun, ſagt man noch hin und wieder in der gemeinen Rede.

Druden, die; wofür wir jetzt Druiden ſagen. Man ſehe die oben unter Degen angezogene Stelle.

Dupelmann; ein von unſerm Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, durch welches man das Engliſche double-dealer ſehr eigentlich ausdrücken könnte, wenn man es, nach unſerm jetzigen Dialekte, in Doppelmann verwandelte. Sinng. 1103.

Die ſich ließen ſchreiben ein,
In den Biedermannesbund,
Da kein Dupelmann nie ſtund.

Er ſcheint es in dem 1226. Sinngedichte ausdrücklich erklären zu wollen:

Duplus hat nicht duple Stärke, da er doch hat duples Herze:
Denn er führet duple Sinnen; ſagt im Ernſte, meynt im Scherze.

Jetzt ſagen wir dafür Zweizüngler, Doppelzüngler.

Durchſchnitt. Mit dieſem Worte hat ſchon unſer Logau das undeutſche Profil überſetzt, und zwar eben da, wo wir es ſelten oder gar nicht brauchen. Denn wir ſagen es zwar von Gebäuden ohne Bedenken, aber nicht von einem Geſichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat. Erſte Zugabe 183.

Große Herren, wenn ſie blind, daß ſie Maler gerne zahlen,
Pflegen nach dem Durchſchnitt ſie, oder ſchlafend ſie zu malen.

E.

Eifere, der, die, das; ſo viel als ſcharf, beißend. Unſer Dichter ſagt Sinng. 1534: eifere Lauge. Der häufige Gebrauch der uneigentlichen Bedeutung des Hauptwortes hiervon, nämlich des Wortes Eifer, zelus, iſt ohne Zweifel an dem Untergange dieſes Beiwortes Schuld.

Eignen, für geziemen. Sinng. 777.

Mit Verluſt des guten Namen einen guten Freund erkaufen,
Eignet nicht den weiſen Leuten.

Er ſagt auch auf die unperſönliche Weiſe: es eignet ſich, für: es geziemt ſich. Sinng. 1771. So ſagt man auch noch im gerichtlichen Styl: wie es einem treuen Anwalde ꝛc. eignet und gebührt.

Eitel, als ein Nebenwort für **nichts**, als. (I. 3.)

Emſe ſchreibt Logau anſtatt Ameiſe. Sinng. 761.

Wohl indeſſen dem, der dort lacht, und ſchaut die Emſenhaufen,
Drinnen um das eitle Nichts kriegen, ſteigen, dringen, laufen
Unbedachte Menſchenſchwärme!

Wie von dem alten Worte Erbeis, Erbſe; ſo iſt von dem ältern Emeis, Emſe entſtanden. Man hat auch vor Zeiten Ambeiz geſchrieben, und daher iſt Ameiſe gekommen. Emſe wäre noch immer ein ſehr bequemes Wort für die deutſche Proſodie.

Ent; mit dieſer Sylbe fängt Logau verſchiedene Wörter an, die ſich ſonſt mit em anfangen. Er ſagt z. E. entpor, anſtatt empor. Sinng. 1257. Deßgleichen entfinden, anſtatt empfinden. Sinnged. 1390.

Als bald ein neues Kind
Die erſte Luft entfindt,
So hebt es an zu weinen.

Enthalten, ſich; anſtatt ſich aufhalten. (XII. 102.)

Immer fragten wir nach Neuem, weil ſich Krieg bey uns enthalten ꝛc.

Entjungferung, die; Sinnged. 1672. und entjungfern, 2586.

Blumona ward entjungfert: da ſolches war geſchehen,
Verſchwur ſie Haut und Haare, ſie hätt es nicht geſehen.

Entſchließen, für aufſchließen. Sinng. 610.

Wer vom Herzen Gott entſchleußt ꝛc.

Entwerden, für Entkommen, davon fliehen. Sinng. 1209.

— — Wer entwerden kann iſt froh.

Er, das, und das **Sie**. Man ſehe, in welchem sensu nupto Logau beides braucht. Sinng. 2776. Auf den Mollis.

Dein Weib iſt dir kein Weib, und du biſt ihr kein Mann:
Wie daß das Er nicht ihr, Sie dir gewachſen an?

Erarnen, ſo viel als erwerben. Sinng. 966.

So wirſt du dorten Glanz, und Segen hier erarnen.

Das Heldenbuch hat an einem andern Orte von Chriſto:

„— — der mich hat
„Hoch an dem Kreuz erarnet.

Erdegeiſt; ein poetiſches Wort, für einen Geiſt der am Irdiſchen klebt. Sinng. 3.

Billig! denn ſo hohe Sinnen
Müſſen andern Dank gewinnen,
Als ein kriechend Erdegeiſt.

Erdiſch, wofür wir jetzt irdiſch ſagen. Sinng. 2212.

Erkunden. (XI. 121.)

Wer will der Weiber Tuck erkunden und entdecken? ꝛc.

Erluſten. Anhang 76.

In der Jugend zum erluſten, in dem Alter zum erlaben
Sind die Weiber —

Ernüchtern; nüchtern werden. (XII. 60.)

Gottes Werk hat immer Tadel. Wem der Tag zu kurz zum Trinken,
Dieſem will auch zum Ernüchtern gar zu kurz die Nacht bedunken.

Erſtecken braucht Logau für: machen, daß etwas erſtickt. Sinng. 1275. Liebe erſtecken; und (X. 90.) Krieg erſtecken.

Erſtrecken; als ein Activum für erweitern, ausdehnen, machen, daß ſich ein Ding weiter erſtreckt. Bei Gerichten kömmt es in dieſer thätigen Bedeutung noch überall vor. Man ſagt z. E.: Man will zwar dieß Geſetz auch dahin erſtrecken, allein ꝛc. Und unſer Logau ſagt: (XI. 47.)

Liebe kaufte neulich Tuch, ihren Mantel zu erſtrecken,
Weil ſie, was durch dreißig Jahr Krieg verübt, ſoll alles decken.

Einer unſerer lyriſchen Dichter hat dieſe veraltete Bedeutung ſehr ſchön wieder erneuert, wenn er in ſeiner Ode an das Glück ſagt:

„Wenn kein Ruhm, — —
„Wenn kein Gold mein Lebensziel erſtrecket,
„Wenn ich nicht vergnügter küſſe:
„Was vermiß ich, wenn ich dich vermiſſe?

Siehe auch Strecken.

Erwarmen, auf etwas; auf etwas hitzig werden. Sinng. 803.

— — die manchmal ſo erwarmen
Auf unſer Gut und Blut. —

Erwinden, ſich; ſo viel als ſich unterſtehen, ſich unterwinden. Anh. 62.

— — wenn wir Diener uns erwinden.

F.

Feber ſchreibt Logau anſtatt Fieber. Sinng. 2589. und anderwärts, doch nicht überall.

Feuerſpiegel nennt Logau, was wir jetzt Brennſpiegel nennen. Anh. 159.

Feulen oder faulen; für müßig ſitzen, faullenzen. Sinng. 1933.

Feiern, von etwas; ſo viel als, (wie er ſich Sinng. 1120 ausdrückt) von etwas müßig werden, damit aufhören. Sinng. 114.

Allein es kömmt dazu, daß endlich ſelbſt ſein Fuß,
Hoch in der Luft, vom Treten feyern muß.

Sie ſind feirig, ſagt man noch an einigen Orten von den Handwerksgeſellen, die keine Arbeit bei Meiſtern haben. Luther gebraucht einmal den Ausdruck: ich will ihn nicht viel darum feiern, welches vollkommen das ſagt, was der Franzoſe durch faiter quelqu'un ausdrückt.

Filzigkeit, die; ſchändliche, ſchmutzige Kargheit. Sinng. 2127.

Findlich, was zu finden iſt. (V. 39.)

Ob nur einer findlich wäre ꝛc.

Flammenſchütze; ſo nennt unſer Dichter den Amor. Sinng. 2448.

Freund, der kleine Flammenſchütze hat das dritte Freudenmahl
Angeflammt in deinem Herzen.

Flitte, die. Sinng. 644.

Des Nero Meiſtern nahm die Flitte
Sein Leben hin, wie ſein Geblüte ꝛc.

Flitte bedeutet ein Inſtrument, womit die Ader gelaſſen wird. Einige wollen, daß es aus dem griechiſchen Phlebotomum zuſammengezogen ſeyn ſoll. Uns deucht es das Urwort von Flitze zu ſeyn, welches einen Pfeil bedeutet, und wovon das Wort Flitzbogen noch in vielen Provinzen im Gebrauche iſt. Uebrigens iſt dieſes weder die Lanzette, noch der Schnäpper; ſondern es iſt das alte deutſche Laßeiſen, ehe es durch Anbringung einer Schnellfeder verbeſſert und dadurch zu dem ſo genannten Schnäpper gemacht wurde. S. Heiſters Chirurgie, S. 380.

Flucht. Sinng. 2162. hat Logau den Pluralis von dieſem Worte, der ſonſt ſelten oder gar nicht vorkömmt: die Flüchte.

— — treibt die Tochter in die Flüchte.

Freunden, ſich zu einem; ſo viel als ſich mit einem befreunden. Sinng. 74.

Frevelich. So macht Logau dieſes Wort; ſo muß es gemacht werden: und das jetzt gebräuchliche freventlich taugt eigentlich gar nichts. Frevel und frevelich aber heißt bei unſern alten Schriftſtellern alles, was in der Hitze einer gewaltſamen Leidenſchaft geſagt oder gethan wird. Sinng. 1715.

Gewalt iſt wie ein Kind: wo nicht Verſtand ſie leitet,
So ſtürzet ſie ſich ſelbſt, weil ſie zu frevlich ſchreitet.

Frevlerplan, der; ein altes poetiſches Wort für, die Bahn der Frevler. Sinng. 761.

Will nicht wider Recht und Zucht, treten auf den Frevlerplan,

Frommen, einem; einem nützen. Anh. 62 und öfter.

Froſch, der: heißt bei den deutſchen Wundärzten die mit Materie angefüllte Geſchwulſt, die, öfter bei Kindern als bei Erwachſenen, unter dem vorderſten Theile der Zunge bei den Froſchadern entſteht. Lateiniſch ranula. Logau nennt ſie daher in der Ueberſchrift des vierundſiebzigſten Sinngedichts unſers eilften Buches, eine Kinderkrankheit.

Urus wird gewiß den Froſch unter ſeiner Zunge haben,
Den er immer fort und fort muß mit etwas naſſem laben.

Führen, eine Perſon; eine Perſon ſpielen. (IX. 75.)

Die Perſon die ich itzt führe auf dem Schauplatz dieſer Welt ꝛc.

Fürlieb. (VIII. 17.) So ſagt Logau allezeit, wofür wir jetzt faſt durchgehends vorlieb ſagen, wider unſere eigene angenommene Regel: daß nämlich für allemal pro bedeuten ſolle.

Fußgicht, die; das Podagra. Anh. 90.

Wer zum Tiſchtrunk Fiſchtrunk nimmt,
Selten dem die Fußgicht kommt.

So auch Darmgicht, ileus. (I. 9.)

G.

Gach: præceps, properus. Auch dieſes den alten ſchwäbiſchen Dichtern ſehr übliche, und uns nur noch in dem zuſammengeſetzten Jachzorn überbliebene Wort, kömmt zweimal bei unſerm Logau vor. 2. Zugabe 90.

Die Magd, die ſtieg aufs Heu, der Knecht, der ſtieg ihr nach;
Sie ward gar ſehr erhitzt, zur Rache ward ihr gach.

Doch nicht allein das Wort, die ganze Redensart iſt hier alt, und eben dieſelbe, wie ſie bei dem von Riedenburg (Fab. 60.) vorkömmt, wo es von dem tückiſchen Hunde heißt:

Wenne er gebeis, so ward im gach
Ze flucht.

Præceps se in fugam dabat.

In der zweiten Stelle des Logau bekömmt gach noch die Nebenbedeutung der Unbedachtſamkeit, als welche mit der Eilfertigkeit und Hitze verbunden iſt. 1. Zugabe 165.

Die Deutſchen ſind nicht männiſch mehr, thun Kindern alles nach,
Die, wenn ſie etwas neues ſehn, thun törlich, tumm und gach.

Gaden, der, heißt bei unſerm Dichter ſo viel als der Laden, das Gewölbe des Kaufmanns. 1. Zugabe 168.

Dieſe Waar iſt nicht die beſte die im Gaden vornen leit ꝛc.

Aeltere und andere, doch in der Hauptſache übereinkommende, Bedeutungen findet man bei dem Schilter, Wachter ꝛc.

Gebette, das; Brautgebette. Sinng. 1943. Ein Bette kann ein bloßes einzelnes Stück, ein Oberbette, oder Unterbette ſeyn; ein Gebette aber bedeutet alle dieſe einzelnen Stücke, die ein vollſtändiges Bette ausmachen, zuſammengenommen.

Gebruch; Mangel, von dem Zeitworte gebrechen, mangeln. Sinng. 2141.

Dominus iſt, ihr Fürſten, euer Katechismusbuch:
An dem Grunde wohl zu herrſchen, iſt bey ihm faſt kein Gebruch.

Gedenkkunſt, die; ſo nennt Logau die Kunſt das Gedächtniß zu ſtärken, und ihm durch natürliche oder künſtliche Mittel zu Hülfe zu kommen; dergleichen Lullus, Kircherus und andere geſchrieben. Sinng. 2717.

Gedieg; ein Hauptwort, wovon wir noch das Beiwort gediegen behalten haben. Sinng. 1678.

Geld- Luſt- und Ehrengeiz macht daß die ganze Welt
So arm iſt am Gedieg, und nichts von Heil behält.

Geding, das. Daß dieſes Wort auch ſo viel heiße als Hoffnung, Vertrauen, zeigt Wachter, und führt unter andern einen alten Kirchengeſang an, wo es in dieſer Bedeutung vorkomme. In den oben angeführten Fabeln des von Riedenburg heißt es: (Fab. 32.)

Guot gedinge sullen haben
Jung, alt — — —
Guot gedinge machet das,
Das der geniset der siech was.

In folgender Stelle unſers Dichters ſcheint dieſe Bedeutung gleichfalls ſtattfinden zu können. Sinng. 1103.

Ach es wolle dieſem Kinde
Seyn verpflichtet das Gedinge,
Daß er ſich zu ſicherm Pfande
Eurem Glück und Segensſtande.

Doch wollen wir nicht läugnen, daß der weitläuftige sensus forensis dieſes Worts nicht auch noch eine andere Erklärung darbieten könnte, es kann hier nämlich ſo viel heißen als: das Gelübde.

Gehöne, das; ſo viel als Geſpötte. 1. Zugabe 51.

An der hohen Häupter Seite, ſtehen graue Häupter ſchön:
Dennoch ſind itzt hohen Häuptern graue Häupter ein Gehön.

Geloſen; ſo viel als los werden. Sinng. 1237, und anderwärts.

Man fleiße ſich itzt den Bart vom Maule zu geloſen ꝛc.

Gemahlin, die. Dieſes Wort war ſchon zu unſers Dichters Zeiten im Gebrauch; und auch damals ſchon maßten es ſich geringere Leute an. Sinng. 2442.

Vitus nennt ſein Weib Gemahlinn. Billig! weil ſie ſich ſo malt,
Daß um Weißes und um Rothes jährlich ſie viel Thaler zahlt.

Gemein und **gemeinlich** als ein Nebenwort, für meiſtentheils, insgemein; kömmt ſehr oft vor, als Sinng. 1154.

Was Pelops, Attalus und Kröſus ſchwangre Kaſten
Von Golde, Geld und Gut vor Zeiten in ſich faßten
Bringt nur ſo viel, daß der, der gar zu viel drauf denkt,
Den Leib gemein an Baum, die Seel an Nagel henkt.

Und Sinng. 1136.

Buhler ſind gemeinlich Blinde ꝛc.

Gemerke, für Merkmal, Merkzeichen. (X. 25.)

Daß der Sinn es redlich meyne, haben wir nur ein Gemerke ꝛc.

Genoß, der; socius. (I. 32.)

Krieg und Hunger, Kriegs Genoß ꝛc.

Gerne. Durch Vorſetzung dieſes Nebenworts macht Logau ein zuſammengeſetztes Hauptwort, welches alsdann eben das eitle und fruchtloſe Beſtreben ausdrückt, das die Engländer durch das angehängte would-be ausdrücken, z. E.: a Merchant-would-be, a Politik-would-be. Auf dieſe Weiſe ſagt er nicht allein ein Gernegroß, welches noch üblich iſt: Anhang 212.

Bardus ſtrebt nach großem Namen, iſt von allen Gaben bloß:
Dieſes kann man ihm wohl gönnen, daß er heiße Gernegroß.

Sondern er ſagt auch ein Gernekling. Sinng. 257, wo von der thörichten Prahlerei, fremde Wörter in die deutſche Sprache zu mengen, die Rede iſt:

— — — das andre wird genommen
So gut es wird gezeugt und auf die Welt iſt kommen
Durch einen Gernekling, der, wenn der Geiſt ihn rührt,
Itzt dieſes Pralewort, itzt jenes raus gebiert.

Gieben; ſo viel als das gemeine giebſen, oder das plattdeutſche gappen. 1. Zugabe 201.

Die für Drang, Zwang, Pein und Schmach
Endlich mehr kaum konnten gieben.

Tſcherning ſagt dafür geufzen. Siehe deſſen Frühling deutſcher Gedichte, S. 8.

— — das herzenswehe Geufzen
Macht mich ſo laß und matt, daß ich auch kaum kann geufzen.

Gnadſelig, ein gnadſeliger Diener iſt unſerm Dichter der, den der Herr mit ſeinem ganzen Vertrauen begnadigt hat. (II. 21.)

Graskrone. Dieſes Wort iſt die Ueberſchrift des achtzigſten Sinngedichts im IX. Buche, und fängt an:

Der ſein Vaterland errettet, dieſen krönte Rom mit Gras.

Allein der Dichter muß ſich hier geirrt haben. Wir wenigſtens können uns keines Scribenten erinnern, der uns berichtete, daß man jemals in Rom dieſe oder eine andere große That mit einer dergleichen Krone belohnt habe. Vielleicht hat er die coronam civicam in Gedanken gehabt, die aber nicht dem Erretter des Vaterlandes, sondern dem Bürger, der einen Nebenbürger errettet hatte, von dieſem erretteten Bürger geſchenkt wurde. Sie war auch nicht von Gras, ſondern von Eichenlaub. Morhof überſetzt (Gedichte S. 399.) dieſe coronam civicam nicht übel durch Bürgerkranz.

Gran, der; der Eckel. (II. 84.)

Greiner. Greinen heißt ſo viel als winſeln, klagen, weinen, jammern; und einer, der dieſes oft und ohne Urſache thut, ein Greiner. Sinnged. 1622.

> Vor Zeiten ſtunden Junge den Alten höflich auf;
> Itzt heißt es: Junger ſitz, und alter Greiner lauf!

Greis; als ein Beiwort für grau. Sinng. 785.

> Ein Künſtler, glaub ich, iſt, der Schwarzes färbt weiß:
> Das Alter kann die Kunſt, färbt ſchwarze Haare greis.

Großmuth, der; ſagt Logau nach der Analogie der Wörter Muth, Hochmuth. Sinng. 1171.

Grün; für friſch, geſund. Sinng. 2784.

> Ein grüner Mann, ein rothes Weib, die farben wohl zuſammen,
> Sie ſind geſchickt im Waſſerbau zu ziehen wohl die Rammen.

Gumpen; muthwillig ſpringen, hüpfen, tanzen. Sinng. 453.

> Ein Kalb ſcherzt, gumpt und ſpringt ꝛc.

Wachter führt bei dieſem Worte weiter nichts an, als das griechiſche κομπεῖν, strepitum edere *jactu pedum*, (von welcher Bedeutung, nämlich in Anſehung des jactu pedum, er uns noch dazu den Währmann ſchuldig geblieben iſt) und ſetzt hinzu: forte aliqua affinitate. Es iſt zu verwundern, daß ihm nicht vielmehr das italiäniſche gamba und gambata, welches man von dem lateiniſchen gamba und dieſes von dem griechiſchen καμπη herleitet, beigefallen. Auch die Franzoſen haben daher ihre gambade und ihr regimber gemacht, welches mit dieſem gumpen ſehr viele Aehnlichkeit hat.

Gunſt; den ungewöhnlichen Pluralis von dieſem Hauptworte hat Logau in der Ueberſchrift: der Weg zu Gunſten. (III. 55.)

Güteln; dieſes Zeitwort kömmt im VIII. Buche im 66. Sinngedichte vor:

> Kann die deutſche Sprache ſchnauben, ſchnarchen, poltern, donnern, krachen?
> Kann ſie doch auch ſpielen, ſcherzen, liebeln, güteln, kürmeln, lachen.

Wie betteln von Bitte gemacht worden, ſo ſcheint güteln von gut, oder vielmehr von Güte entſtanden zu ſeyn. Friſch hat das ähnliche Zeitwort gutzeln, welches er aber von gucken herleitet, und durch aspicere aliquem more mendicorum eleemosynam expectantium erklärt.

H.

Hahnen, einen; einen zu Hahnrei machen. Sinngedicht 179.

> Die neue Welt iſt fromm, und frömmer als die alte.
> Sie darf nur acht Gebot, die ſie im Leben halte;
> Denn Ehbruch, Diebſtahl bleibt; man hahnet nur die Leute
> Und macht, was uns gefällt, nach Krieges Art, zur Beute.

Dieſes Zeitwort würde man mit gutem Grunde Friſchen entgegenſtellen können, welcher Hahnrei für kein Compoſitum will gelten laſſen, ſondern es von dem italiäniſchen Cornaro herleitet.

Halt, für Hinterhalt. Sinnged. 1257, wo der Dichter von den Wangen ſchöner Mädchen ungemein anakreontiſch ſagt:

> — — — hier iſt das flache Kunſt
> Drum Zephyrus ſpielt her, darauf Cupido ſinkt,
> Und ſich um einen Weg für ſeinen Pfeil umſahe,
> Und dachte, wie ein Wild für ſeine Büchs er fahe
> Mit ſeinem Purpurzeug. Hier lag er oft im Halt,
> Mit Roſen wohl verhagt, wenn er die Jagd beſtallt.

Hauptgut, ſagt unſer Dichter ſehr oft, und ſehr wohl anſtatt des undeutſchen Capital; als Sinng. 1326.

> Noch Hauptgut, noch die Zinſen darf itzt ein Schuldner gelten.

Tſcherning (Frühl. S. 69.) ſagt Hauptgeld:

> „Das Hauptgeld bleibet ſtehn, ihr ſtreicht die Zinſen ein.

Hausinnen, die; ſo nennt man in Schleſien Miethleute von der niedrigern Gattung. Sinng. 952.

> Wenn, Jungfern, eure Flöh, die ihr habt zu Hausinnen,
> Was ſie gehört, geſehn, vermelden ſollten können,
> Wie mancher fragte ſie, der Luſt zu Freien hat,
> Eh als den beſten Freund, um einen treuen Rath.

Und Sinnged. 2050.

> Jedermann hat zu Hausinnen ꝛc.

Hebelbaum, ſagt Logau, wofür wir jetzt Hebebaum ſagen. Sinng. 2795.

> Simſon iſt gewaltig ſtark, gäbe Bauern großen Nutz,
> Könnten ihn zum Hebelbaum brauchen für das größte Klotz.

Hergeſippt, für entſproſſen, erzeugt. Sinng. 2379.

> Fürſtinn von den Obotriten, einer deutſchen Heldenart
> Hergeſippt ꝛc.

Deßgleichen hat er auch zugeſippt, für verwandt. (IX. 10.)

Herzlich, welches jetzt nur ſo viel als ſehr bedeutet, nimmt Logau in ſeiner urſprünglichen Bedeutung für: von Herzen, mit dem Herzen; nach der Analogie des Wortes mündlich:

> Herzlich haſſen, mündlich lieben.

Hinſichern, ſich. (XIII. 11.)

> Wenn ein redlich frommer Chriſt hin ſich ſichert in das Grab.

Ein Wort, welches Logau ohne Zweifel gemacht hat, und welches an dieſem Orte ungemein nachdrücklich iſt, indem es ſo viel ſagen will, als: „der Chriſt, der jetzt in der Welt nirgends ſicher iſt, begiebt ſich in ſein Grab hin, um daſelbſt gewiß ſicher zu ſeyn." Einige Neuere haben dergleichen Wörter ohne Unterſchied getadelt, andere haben dergleichen bis zum Eckel gemacht. Dichter von gutem Geſchmacke halten das Mittel und gebrauchen ſolche Ausdrücke deſto ſeltener, je glänzender ſie ſind. Ein Poet muß ſehr arm ſeyn, der ſeine Sprache nur durch ein einziges Mittel aufzuſtützen weiß.

Hochträchtig braucht Logau für hoffärtig; ſo wie man das Gegentheil niederträchtig nennt. Sinng. 117.

> Wer will Pertunda ſtolz, hochträchtig auch wohl nennen?

Beim erſten Anblick könnte man es für hochſchwanger nehmen; und es kann leicht ſeyn, daß unſer Dichter, der gar kein Feind von Wortſpielen iſt, auf dieſen Nebenbegriff mit gezielt hat; denn das angeführte Gedicht heißt weiter:

> Er giebt genung an Tag, er muß ſie recht nicht kennen.
> Heißt dieſes denn wohl ſtolz? Sie bleibet unten an,
> Und duldet über ihr ſo leichtlich jedermann.

Uebrigens kann dieſes hochträchtig, in ſo fern es der Gegenſatz von niederträchtig iſt, einen analogiſchen Grund für die Ableitung von Hoffart mit abgeben, daß ſolches nämlich nicht von Hof Art, ſondern von hoch Fahrt gemacht und zuſammengezogen ſey. Auch ſcheint Logau an einem andern Orte, wo er ausdrücklich Hochfahrt ſchreibt, Sinnged. 1354, auf dieſe Etymologie zu zielen, welche dadurch außer allen Zweifel geſetzt iſt, daß wir in unſern älteſten Dichtern überall Hochfahrt leſen.

Höchlich, für hoch. Sinng. 2269.

> Wer höchlich fallen ſoll, den muß man hoch erheben.

Sich höchlich verwundern iſt noch im Gebrauche.

Honigthum; der Liebe Honigthum iſt die Ueberſchrift des 1174. Sinngedichts, welches wir unter Roſen anführen werden; und ein Wort, welches unſer Dichter zum Scherze gemacht hat, nach der Aehnlichkeit des Wortes Märtyrerthum u. d. m.

Huſche, die. Auch die Nachrichter haben ihre Kunſtwörter und dieſes iſt eines davon. Sinng. 2269.

Calvus, der ganz kahl am Kopfe, meint man, werd aus Holz noch kleben:
Sorgt drum ſelbſten, wie der Henker ihm wird doch die Huſche geben.

Unſere Wörterbücher erklären Huſche durch Ohrfeige. Daß es aber hier etwas anders, und zwar ſo etwas bedeute, was an den Haaren oder mit den Haaren geſchieht, giebt der Augenſchein. Denn warum dürfte Calvus ſonſt beſorgt ſeyn, wie ihm, als einem Kahlkopfe, der Henker die Huſche geben werde? Man ſagt noch in der Sprache des Volks: ſich huſchen, einander bei den Köpfen kriegen. Auch braucht man in eben dieſer Sprache das Wort huſch als eine Interjection der Geſchwindigkeit: „huſch! da war er weg.“ An dieſer Stelle bedeutet Huſche alſo den letzten Stoß, den der Uebelthäter bekömmt, und wobei ihn der Henker vielleicht beim Schopfe ergreift. Der Begriff der Geſchwindigkeit, welchen das Zwiſchenwort huſch hat, macht, daß eine Huſche auch in verſchiedenen Provinzen einen überhingehenden Platzregen bedeutet. Man erlaube uns aus dieſer letzten Bedeutung beiläufig eine Stelle aus dem Rabelais zu erklären. Dieſer poſſierliche Schriftſteller braucht in ſeinem Gargantua zu verſchiedenen Malen das Wort Housée. Er ſagt z. E. tombant par une housée de pluie. Seine Ausleger wollen, housée ſey ſo viel als horée, und dieſes ſo viel als pluviosa tempestas ad horam durans vel circiter. Dieſe Erklärung iſt offenbar gezwungen, und ſie würden ſie ſchwerlich gewagt haben, wenn ihnen unſer deutſches Huſche bekannt geweſen wäre. Daß aber Rabelais etwas deutſch verſtanden habe, und in ſeinen Schriften hin und wieder deutſche Wörter affectire, iſt eine bekannte Sache.

J.

Ihrzen; mit einem in der zweiten Perſon des Pluralis reden. Es iſt dieſes die Ueberſchrift des 196. Sinngedichts im Anhange, worin unſer Dichter dieſe unnatürliche Art zu reden verwirft. Was würde er von uns, ſeinen Nachkommen, ſagen, die wir aus dem Ihr gar Sie gemacht haben?

Iſts deutſcher Art gemäß mit Worten ſo zu ſpielen?
Wir heißen Einen Ihr, und reden wie mit vielen.

Ein Glück für unſere Poeſie, daß ſie das natürliche Du überall behalten hat! So wie man ihrzen ſagt, ſagt man auch duzen, erzen, ſiezen ꝛc.

Inner ſagt Logau öfters für in, innerhalb. (VIII. 98.) Er hat ſein Grab inner einem frommen Raben. (VI. 6.) Sie geht inner Gold und Seide her. Deßgleichen (V. 11.) inner dem Magen.

Inſelt ſchreibt Logau, der Ausſprache ſeines Landes gemäß, wofür wir jetzt Inſchlitt und Unſchlitt ſchreiben. Sinng. 1338.

K.

Kat, für Koth. Sinnged. 2723.

Die Lieb iſt wie der Schwalbenkat,
Verblendet wen ſie troffen hat.

Kerb, der; für das Kerbholz. (XIII. 11.) der drüber ſeinen Kerb wohl halten wird.

Kiefeln, ſo viel als zanken, keifen. Sinng. 1534.

Mit der ich Schäpchen und Herzchen mich heiße;
Kieffel und beiße.

Von dem alten **Kieb**, ira jurgium.

Kieslingſtein, für Kieſelſtein. Sinng. 1003.

Kindeln, ſich wie ein Kind aufführen. Sinng. 1082.

— — Verdruß zu mindern,
Kindeln Männer oft mit Kindern.

Auch das Hauptwort Kindelei für Kinderei, Tändelei, kömmt bei unſerm Dichter vor. Sinng. 1150.

Was in meiner Jugend Maien
Von der Venus Kindeleien
Ich gezeichnet auf Papier.

Kindern heißt nicht: ſich kindiſch aufführen, ſondern Kinder zur Welt bringen. (IX. 102.)

An manchen Orten iſts ſo Brauch, die Weiber müſſen jährlich kindern.

So ſagt auch Tſcherning **entkindert**, für: der Kinder beraubt: (Frühl. S. 54.)

„Steigt dieſes, Herr, zu Herzen,
„Daß ihr entkindert ſeyd?
„Ihr ſeyd auch frei von Schmerzen:
„Wo Kinder ſind, iſt Leid.

Klapf, der; von klopfen; ſo viel als Schlag; wie denn auch die alten Donnerklapf für Donnerſchlag ſagten. Sinnged. 808.

— — So wird ein jeder Stein,
Womit man nach uns wirft, ein Klapf am Himmel ſeyn.

Knebelhaut. Logau ſagt, Sinng. 2024:

Veit trägt eine Flegelkapp über einer Knebelhaut ꝛc.

um zu ſagen, daß Veit der unhöflichſte und ungeſchliffenſte Menſch von der Welt ſey. Knebel und Flegel iſt hier eines; beides bedeutet einen bäuriſchen Menſchen: appellamus, ſagt der Spate, hominem agrestem, einen Knebel. Knebel aber iſt ſo viel als Knüppel; auch ein Klotz bedeutet in der gemeinen Sprache nichts beſſeres. Mit dieſer Bedeutung ſtimmen die übrigen Wörter dieſer Art ſehr natürlich zuſammen: als, die Knebel der Finger, Einen knebeln, ein Knebelbart, ein Knebelſpieß; daß man alſo Unrecht thun würde, wenn man ſolche von Knabe herleiten und mit einem ä ſchreiben wollte, wie wir irgendwo gefunden haben.

Knechterei, ſagt Logau, und will damit nicht ſo wohl die Knechtſchaft ausdrücken, als vielmehr etwas, das ſich für keinen freien Mann, ſondern für einen Sklaven ſchickt. Sinng. 883.

Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverey:
Solls denn ſeyn, daß Frankreich Herr, Deutſchland aber Diener ſey?
Freies Deutſchland, ſchäm' dich doch dieſer ſchnöden Knechterey.

Koſen. Sinng. 1174.

Die Buhler ſind Bienen, die Jungfern ſind Roſen,
Gedanken ſind Honig, zum Schmeicheln und Koſen.

Dieſes Zeitwort, welches ſo viel als reden, ſchwatzen bedeutet, iſt ziemlich rar geworden. Der Ueberſetzer des Don-Quixotte hat es ſehr wohl gekannt, und ihm im zweiten Theile der Geſchichte dieſes Ritters S. 459 eine ſehr glückliche Stelle gegeben. Der lächerliche Sancho ſagt daſelbſt von den ſogenannten ſieben Ziegen am Himmel: Ich koſete mit dieſen Ziegen drei bis vier Stunden. Das zuſammengeſetzte Zeitwort liebkoſen wird noch überall gebraucht. Bei dieſem letztern merken wir an, daß Logau dafür liebekoſen ſchreibt. Sinng. 726.

Kuchel, für Küche, hin und wieder, als Sinng. 403:

Die edle Poeſie ermuntert Sinn und Geiſt,
Daß er greift an mit Luſt, was ſchwer und wichtig heißt.
Ob nöthig iſt das Brodt, ſo läßt man gleichwohl gelten
Die weitgereiſte Wurz, und ſonſten was da ſelten
In unſre Kuchel kömmt; man gönnet auch der Luſt,
Bedarf es nicht Natur zu Zeiten eine Koſt.

Kuchel iſt eigentlich Oeſterreichiſch und nicht Schleſiſch; man ſagte es aber zu Logau's Zeiten in Schleſien, um mit der Hofſprache zu reden.

Kürmeln kömmt bei unſerm Dichter ſowohl, als bei andern vor, und bedeutet ſo viel als lallen, ſchmeichelnd ſtammeln. Unſere Wörterbücher haben dieſes Wort gar nicht, und von ſeiner Ableitung iſt nichts zuverläſſiges zu ſagen. Sinng. 798.

— — Wir zeugen Kind auf Kind,
Ein Denkmal hinter uns, daß wir geweſen ſind.
Gut! Gut! Was kann uns ſonſt aus Wermut Zucker machen,
Als wenn das liebe Kind mit Kürmeln und mit Lachen

An unſer Haupt ſich drückt, uns lieber Vater nennt,
Und macht daß man in ihm ſich wie im Spiegel kennt.

Imgleichen: Sinng. 908.

— — vom ſüßen Namen Sohne
Ein kurmelnd Exemplar —

Eben ſo ſpricht Opitz von einem neugebornen Kinde:

„Was es kürmeln wird und lachen
„Werden lauter Verſe ſeyn.

Lohenſtein braucht es ſogar von dem freundlichen, verliebten Murren der Löwen. (Arminius erſten Theiles zweites Buch, S. 84.)

L.

Längen, für in die Länge dauern. Sinng. 2756.

Erdenbau kann übel längen,
Drein ſich Wind und Waſſer mengen.

Hievon kömmt das alte Beiwort gelängt her, welches wir in des Adam Olearius perſianiſchem Baumgarten finden: „Die ausgelängte Nacht laſſen ſie und ſprechen früh Morgens ꝛc."

Lappe, ein; heißt ein feiger, weibiſcher, nichtswürdiger Menſch, wie das Beiwort läppiſch, welches von dieſem Hauptwort abſtammt, zu erkennen giebt. Und wer wird für feiger, weibiſcher und nichtswürdiger gehalten, als ein Verſchnittener? Für dieſen braucht es Logau, Sinng. 2499.

Sonſt möcht es ſeyn vergönnte Sache,
Daß man den Hahn zum Lappen mache.

Das Wort Laffe, welches noch gebräuchlich iſt, bedeutet gleichfalls einen läppiſchen, einen kindiſchen Kerl. Da ferner Lappen und Lumpen einerlei ſind, ſo heißen, im verblümten Verſtande, nichtswürdige Leute auch Lumpen, Lumpengeſinde, Lumpenhunde.

Latz, ſchwäbiſch Latz, der. Man wird das 227. Sinngedicht des Anhangs nicht verſtehen, wenn man ſich nicht erinnert, daß ein ſchwäbiſcher Latz ſo viel iſt, als ein Hoſenlatz.

Lauer, der; kömmt von dem lateiniſchen lora her, welches den ſauren Nachwein bedeutet, der aus den Hülſen und Kernen der bereits gepreßten Trauben durch zugegoſſenes Waſſer gemacht wird. (X. 9.)

Welt giebt ihren Hochzeitgäſten erſtlich gerne guten Wein:
Und ſchenkt ihnen ſauern Lauer, wenn ſie ſchon bethört
ſind, ein.

In einem andern Verſtande bedeutet ein Lauer einen Schelm. Sinng. 497.

Schlaf und Tod der macht Vergleich
Zwiſchen Arm und zwiſchen Reich,
Zwiſchen Fürſt und zwiſchen Bauer,
Zwiſchen Biedermann und Lauer.

Die Lateiner nennen dieſen Lauer mit einem ähnlichen Worte, vappam, und wir könnten ihn alſo auch zur Noth von dem ſchlechten Weine, Lauer, herleiten. Wir glauben ihm aber einen weit natürlichern Urſprung zu geben, wenn wir ihn von dem einheimiſchen Worte lauern ableiten, da denn ein Lauer ſo viel bedeuten wird, als ein Schleicher, ein tückiſcher Dieb. Man ſehe auch das 114. Sinngedicht des X. Buchs.

Lebensfadenreißerinnen, ein poetiſches, von unſerm Logau zum Scherz gemachtes Wort, ungefähr wie des La-Fontaine sœurs filandières. Sinng. 2448.

Waren alle drei nicht Gräen, waren ſie nicht Gorgoninnen,
Waren ſie nicht alle dreie Lebensfadenreißerinnen,
War es doch zum mindſten Eine.

Lieb, das; für die Geliebte. Ein Schmeichelwort der Liebhaber, wofür einige jetzt Liebchen ſagen, iſt bei allen Zeitverwandten unſers Dichters im Gebrauch. Sinngedicht 2637.

Paulus iſt ein Freund der Welt, aber nur der kleinen Welt,
Wenn er ſein geliebtes Lieb feſt umarmt beſchloſſen hält.

So ſagt auch Flemming:

„Mein Lieb gedenket weg; was wünſch ich ihr für Glücke?

Eben ſo ſagten auch unſere Alten vor vierhundert Jahren:

Minne, Got musse mich an dir rechen.

d. i. Mein Lieb, oder mein Liebchen, Gott müſſe mich an
dir rächen.

Liebeln; ein nicht unebenes Verbum diminutivum von lieben. Unſer Dichter ſagt von der Zeit des Frühlings: (VI. 19.)

Da vor Freuden alles wiebelt,
Da mit Gleichem Gleiches liebelt ꝛc.

Lieben, einem. Es liebt mir, ſagt Logau, anſtatt, es gefällt mir. (XIII. 12.) Das ganze Wort heißt: es geliebt mir; allein die Sylbe ge wird, wie bekannt, oft weggeworfen. Opitz ſagt:

„— — ſehr ſchöne Schrift auf Steinen
„Die mir ſo ſehr geliebt.

Und an einem andern Orte:

„Geliebet dir ein Berg?

Luntenrecht, iſt eine ſcherzhafte Benennung unſers Dichters, worunter er eben das verſteht, was unſer heutiger witziger Pöbel, mit einem weithergeſuchten Wortſpiele, das Jus canonicum nennt. Sinnged. 2515.

Luntenrecht hält rechtes Recht nur für Lumpenrecht.
Wo Gewalt zum Herren wird, iſt Gerechtigkeit ein Knecht.

M.

Männiſch, für männlich. Anh. 166.

Die Deutſchen ſind nicht männiſch mehr ꝛc.

Magd und Knabe, in der edeln Bedeutung des puella und puer der Lateiner. Sinng. 568. Ueber ein Brautbette.

In die Luſt liegt hier begraben
Eine Magd mit ihrem Knaben;
Die einander ganz ergeben,
Dieſer Welt wie nicht mehr leben,
Die mit Armen umgewunden,
Wie in einen Sarg gebunden ꝛc.

Auch das Diminutivum davon, Mägdchen oder Märchen, kömmt bei unſerm Logau in der edeln, anakreontiſchen Bedeutung vor, welche uns vornehmlich ein neuerer Dichter ſo angenehm und geläufig gemacht hat. (VI. 22. 24.)

Manne, die; als der Pluralis von Mann, für Männer. Anh. 96.

Weibern ſind Gebrechen
Sonſten nicht zu rechen,
Außer wenn ſie fehlen,
Und die Manne zählen.

Wenn wir alſo jetzt ſagen z. E.: zehntauſend Mann, ſo iſt vielleicht dieſes Mann nicht ſowohl der Singularis, als vielmehr dieſer alte Pluralis, und es ſollte eigentlich zehntauſend Manne heißen. Zwar wird das Zeitwort in der einfachen Zahl dazu geſetzt, z. E. (I. 5.)

Es bleibt in keiner Schlacht itzt vierzig tauſend Mann.

Doch auf dieſe Einwendung würde ſich auch antworten laſſen.

Maultaſche. Sinng. 1097.

Eine Maultaſch iſt ein Ding, zwar nicht ſchädlich an dem Leben,
Außer, daß ſie dem Gehör Abbruch will und Nachtheil geben.

Maultaſche iſt das, was man ſonſt Maulſchelle, Ohrfeige nennt. In einigen Provinzen ſpricht man Maultatſche; aus dieſem Tatſche hat man, vielleicht durch den Gleichlaut verführt, Taſche gemacht, da es doch allem Anſehen nach ſo viel als Tatze bedeutet. Soll das Wort aber von Taſche, Beutel herkommen, ſo müßte man ſagen, eine Maultaſche ſey ein Schlag, der mache, daß das Maul wie eine Taſche herunterhänge. Friſch führt bei dieſem Worte eine Prinzeſſinn aus Tyrol an, die wegen ihrer herunterhangenden Lippen die Maultaſche genannt worden iſt.

Marzipan. Logau leitet dieſes fremde Wort von Mars, tis und panis her; ohne Zweifel, weil ihm dieſe Ableitung zu einem epigrammatiſchen Spiele den Stoff geben zu können ſchien. Sinnged. 1645.

Heißt Marzipan Soldaten Brodt? So eſſens nur die Großen:
Der arme Knecht der mag ſich nur am Pompernickel ſtoßen.

Die wahre Ableitung aber iſt von massa oder maza und panis, und wenn ja einige Gelehrte Martios panes daraus gemacht haben, ſo haben ſie doch nur geglaubt, daß ſie von ihrem erſten Erfinder, nicht aber von dem Gotte Mars ſo genannt worden.

Meinen; lieben, wohlwollen. Z. E. (I. 35.)

Die nicht die ſind, die ſie ſcheinen,
Sondern unſer Gut gut meinen.

Imgleichen: (XIII. 4.)

— — Wo man die Kriegeskinder
Gar gut und glimpflich meint ꝛc.

Dieſes *meinen* kömmt von dem alten Worte minnen, lieben, her; man ſollte es alſo mit einem i ſchreiben, wenn man ja das andere meynen (putare) zum Unterſchiede mit einem y ſchreiben wollte.

Menſch. Wenn man dieſes Wort in ein Neutrum verwandelt, ſo bedeutet es eine Weibsperſon, jetzt zwar eine von der niedrigſten und ſchlechteſten Gattung, bei unſern alten und guten Schriftſtellern aber ganz und gar nicht. Unſer Logau ſagt: (XIII. 11)

Dennoch hat das liebe Menſch ein vertrautes Freundſchaftsband
Auf die Meinen unverfälſcht immer fort und fort erſtrecket.

So ſagt auch Flemming an einem Orte:

„Sie, das geliebte Menſch, wird ſelbſt aus ihr entrückt.

Eben ſo haben die Engländer das Wort *Wench* jetzt in Verachtung gerathen laſſen, da es vor Zeiten gleichfalls in dem beſten Verſtande gebraucht ward. Shakeſpeare z. E. läßt den Othello ſeine Desdemona in dem zärtlichſten Affekte excellent Wench nennen. Eine Anmerkung in der Ausgabe, die wir vor uns haben, erinnert dabei: The word *Wench* heretofore signified a young Woman, often an amiable Woman, so that some have thought it a corruption only from the word *Venus*. Allein *Wench* und Menſch ſind ihrem Klange und ihrer Bedeutung nach viel zu genau verwandt, als daß ſie nicht einerlei Urſprung haben ſollten. Das Diminutivum Menſchlein braucht unſer Dichter in eben der Bedeutung für Mädchen. (IX. 85.)

Sanus hat ein junges Menſchlein voller Glut und Geiſt genommen ꝛc.

Menſchenthum, das; für das menſchliche Geſchlecht. (XIII. 8.)

Würdig biſt du, daß dein Ruhm
Bleibt, weil bleibt das Menſchenthum.

Milz. Logau ſagt: der Milz. (VIII. 8.)

Mißbehagen iſt der Gegenſatz von wohlbehagen.

Mißſchwören, für falſch ſchwören, iſt die Ueberſchrift des 803. Sinngedichts.

Mördlich, ſo wie von Wort, wörtlich. Sinng. 652.

Es trachten ihrer viel uns mördlich umzubringen.

Jetzt ſagen wir mörderiſch, nicht von Mord, ſondern von Mörder; ſo wie wir kriegeriſch, verrätheriſch, räuberiſch, ehebrecheriſch ꝛc. nicht von Krieg, Verrath, Raub, Ehebruch, ſondern von den Hauptwörtern der zweiten Generation, von Krieger, Verräther, Räuber, Ehebrecher ableiten.

Mondenſohn; ſo nennt Logau einen wandelbaren, veränderlichen Menſchen. (XIII. 12.)

Mußtheil, das; von Muhs, Gemüſe. Es heißt im juriſtiſchen Verſtande die Hälfte des Vorraths an Speiſen (cibariis domesticis), der bei Lebzeiten des Mannes vorhanden geweſen, und am dreißigſten Tage, zu welcher Zeit man jetzt gewöhnlich zu inventiren pflegt, noch vorhanden iſt. Die eine Hälfte davon gehört der Wittwe und die andere den Erben. Logau ſpielt mit dieſem Worte, indem er es gleichſam von *müſſen* herleitet, und Sinng. 416 ſagt:

Das *Mußtheil* heißt man dieß, was nach des Mannes Sterben
Die Frau von Ritterart muß theilen mit den Erben.
Ein *Mußtheil* machet draus, aus allem was man hat,
Wo er es nicht nimmt gar, ein räuberiſcher Soldat.

N.

Nackt und *nackend*. Logau ſagt beides. Sinng. 609.

Der nackt kam in die Welt, der nackend iſt getauft.

Nächſt. Logau macht aus dieſem Vorworte ein Nebenwort, und braucht es anſtatt jüngſt, vor einiger Zeit. Sinng. 1038.

Nächſt ſagt ein alter Greis ꝛc.

Imgleichen: (X. 53.)

Mein Gut beſucht ich nächſt ꝛc.

Narren, für ſich närriſch betragen. Sinng. 2562.

Denn das Gold der neuen Welt macht, daß alte Welt ſehr narrt.

Den Narren ſtechen heißt Sinng. 1498 verſpotten, mit ſpöttiſcher Miene verlachen, naso suspendere adunco.

Noch, *noch*; ſagt unſer Dichter (I. 1. II. 12.) für weder, noch. Die Fälle ſind unzählig, wo das Sylbenmaaß dem gewöhnlichen *weder* durchaus zuwider iſt; und warum ſollten wir es nicht auch noch heute in jenes bequemere *noch* verändern dürfen? Wenigſtens klingt es nicht übel: (II. 18.)

Noch frech wagen,
Noch weich zagen ꝛc.

(I. 33.)

Gleichwohl aber hat er ſich noch mit Wort noch That gerochen.

Sinnged. 1404.

Alte Jungfern ſind ein Stock, da noch Wachs noch Honig innen.

Nöthen von Noth, wie von Tod tödten; ſo viel als quälen, plagen. (V. 76.)

Der ärgſte Tod iſt der, der gar zu langſam tödtet;
Die ärgſte Noth iſt die, die gar zu langſam nöthet.

An einem andern Orte, Sinnged. 2513, ſcheint dieſes nöthen ſo viel als nöthigen, hinwegnöthigen zu bedeuten.

Nicht anders. Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen *nöthen*,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht *laſſen* wollt von hinnen.

Nuſeln oder *nuſcheln*; ein niedriges Wort, welches eigentlich durch die Naſe reden bedeutet. Logau ſagt, Sinng. 1170, von dem kindiſchen Alter der Welt:

— — weil nun die Welt, wie ein kindiſch alter Greis,
Beißig, garſtig, ſatſam wird, bloß auch nur zu *nuſeln* weiß.

omnia trepide gelideque ministrat.

O.

Oder. Die Schwierigkeit, dieſes Bindewort in das gemeine jambiſche Sylbenmaaß zu bringen, hat die Dichter oft genöthigt, ihm, wenn es in einer Frage vorkömmt, die Partikel *wie* vorzuſetzen. Logau aber ſagt anſtatt dieſes *wie oder*, *ſonſt oder*. (X. 28.)

Ortsgedächtniß nennt Logau nicht übel dasjenige künſtliche Gedächtniß, welches ſich durch gewiſſe topiſche Fächer zu helfen ſucht; und weil von dergleichen Fächern bei den Lehrern dieſer Kunſt keine geringe Anzahl vorkömmt, ſo iſt unſers Dichters nachfolgende Anmerkung ſehr richtig: Sinng. 1729.

Wer Gedächtnißkunſt denket zu ſtudiren,
Dünkt mich muß voran gut Gedächtniß führen.

P.

Parten, vom lateiniſchen partes. Nach der einfachen Zahl kömmt es in dem Worte Gegenpart, Widerpart vor. (XII. 74.)

Andre ziehen an das Recht, darauf zeucht den Richter an
Parten, denen er bedient, finden, daß er gut gethan.

Philoſophey. Durch dieſe Endung ey glaubte man vor dieſem den griechiſchen Wörtern das Recht der deutſchen Bürgerſchaft zu geben, weil ungleich mehr deutſche Hauptwörter ſich auf ey als auf ie enden. Die neuere Endung ie iſt aus der franzöſiſchen Endung ſolcher Wörter entſtanden. Phantaſey, Melodey iſt daher richtiger und beſſer, als Phantaſie, Melodie. Nur bei Philoſophie und Harmonie würde uns die alte Endung allzu ungewöhnlich vorkommen. Logau ſagt Philoſophey in folgender Stelle, wo er ſeine Liebe zur Poeſie rechtfertigt. Sinng. 403.

— — Man laſſe mir die Luſt,
Die, wo ſie wenig bringt, noch weniger doch koſt.
Sie wird mir nützer ſeyn, als Mägden zu gefallen;
Als in der geilen Brunſt der Ueppigkeiten wallen,
Als eingeſchrieben ſeyn in frevelm Raubebund,
Der durch gebrauchten Trotz der Welt beißt auf den Grund;
Als daß mein Sinn im Wein, und Wein ſchwimmt in dem Sinne;
Als daß der Spieler Dank, der ſchlecht iſt, ich gewinne;
Als daß ich mich befleiß auf Hundsphiloſophey,
Und treib als eine Kunſt ein bäuriſch Feldgeſchrey.

Plotz, als ein Nebenwort für plötzlich. Sinng. 118.

— — Komm zu mir plotz und flugs.

Flugs iſt die Zeugendung von Flug, als ein Nebenwort gebraucht, und bedeutet ſo viel als im Fluge.

Pöfel für Pöbel; Sinng. 777 und öfter.

Pompernickel; ſo ſchreibt unſer Logau dieſes ſtreitige Wort. Sinng. 1645.

Pompſack; der Spate erklärt dieſes Wort durch homo ridicule gloriosus. Eigentlich aber bedeutet es einen altmodiſchen Staatsrock; und alsdann im figürlichen Verſtande einen, der in einem ſolchen Rocke auf eine tölpiſche Weiſe prangt. Pomphoſen iſt das ähnliche Compoſitum. Anhang 120.

Der Pompſack konnte nimmer nie ſich ſchicken in die Mode.

Por; dieſes Simplex, von welchem wir Porkirche, Porwiſch, empor haben, kömmt bei unſerm Dichter als ein Hauptwort vor und bedeutet ſo viel als die Höhe. Zweite Zugabe 47.

Wer bei Hof am mindſten wäget
Steigt am meiſten in die Por,
Dem wird Gnade beigeleget,
Der ſonſt leichte wie ein Rohr.

Prachten, von Pracht, ſo viel als prangen, prächtig ſeyn. Sinng. 2090.

— — Stärk und Muth iſt auch ein Ding,
Das, wie ſehr es vor geprachtet, endlich doch auf Krücken ging.

Purſch, die. Dieſes alte Wort kömmt in ſeiner älteſten Bedeutung bei unſerm Dichter vor. Sinng. 1646.

Wer Durſt und Hunger hat, pflegt viel nicht zu verzehren;
Denn dieſe beide Purſch iſt gerne nur im Leeren.

D. i. dieſes Paar. Die alten Wörterbücher überſetzen es contubernium, manipulus.

Purſchen iſt das Zeitwort vom vorhergehenden, und bedeutet: ſich geſellen, in Geſellſchaft ſtehen, wandern ꝛc. Sinng. 687.

Wie das Kind im ſanften Wiegen,
So beruh ich im Vergnügen;
Purſche ſonſt mit Redlichkeit,
Hinzubringen meine Zeit.
Wenn ich werde ſeyn begraben,
Werd ich beſſers Glücke haben.

D. i. ich geſelle mich übrigens der Redlichkeit zu. Imgleichen (XIII. 12.)

Ich laſſe meinen Sinn hin mit den Augen fahren,
Die purſchen weit und breit, erforſchen dieß und das,
Und haben ihre Luſt an Himmel, Waſſer, Gras ꝛc.

D. i. der Sinn und die Augen, beide ſtreichen in Geſellſchaft herum.

R.

Raitung, die; heißt ſo viel als Rechnung, computatio: von raiten, rechnen. Das 1214. Sinngedicht führt die Ueberſchrift: Raitungen.

Die Einnahm iſt das Weib; die Ausgab iſt der Mann:
Wenn beide treffen ein, iſt Rechnung bald gethan:
Wiewohl es beſſer iſt, es ſey ein Ueberſchuß;
Nur daß kein Reſt verbleibt, denn dieſer giebt Verdruß.

Auch Tſcherning ſagt:

„Weil daß der höchſte Vogt wird Rechenſchaft begehren,
„Wenn ihm die ganze Welt die Raitung ſoll gewähren.

Ramme, die; heißt die Maſchine, Pfähle in die Erde zu treiben; iſt beſſer als Rammel. Sinng. 2784.

Sie ſind geſchickt im Waſſerbau zu ziehen wohl die Rammen.

Ranſtadt. Sinng. 2063.

Eine Ranſtadt iſt die Welt, drinnen faſt ein jedes Haus
Heimlich doch, wo wißlich nicht, hat und heget einen Claus.

Claus war der bekante Hofnarr bei Friedrich dem Dritten, Churfürſten von Sachſen. Er war aus Ranſtett oder Markranſtett gebürtig. Vielleicht alludirt Logau mit dem Namen Ranſtadt zugleich auf das alte Wort ranten oder ranzen; engliſch to rank.

Recken, einen; einen auf die Folter ſpannen; daher das niedrige Wort Racker. Engl. to racke. Sinng. 460.

Man recket ſonſt den Dieb, der andern wollte ſtehlen ꝛc.

Reichen für herkommen, entſpringen. Sinng. 13.

Kinder werden dannen reichen ꝛc.

Jetzt brauchen wir dieſes Wort mehrentheils nur von dem reichen an einen Ort hin, und nicht mehr von dem reichen von einem Orte her.

Reichthum. Logau ſagt das Reichthum, ſo wie das Eigenthum, das Fürſtenthum ꝛc. Auch Opitz ſagt ſo. Unter unſern neuern Schriftſtellern finden wir es gleichfalls. (Siehe Don Quixottens 2. Theil, XX. Cap.)

Reiſemann für Wandersmann. (XI. 97.)

Reiſig für reitermäßig, wie ein Ritter. Sinng. 2758.

Denn ich kann nicht reiſig kommen auf dem blanken Dichterpferde;
Gicht die hat mich ausgeſtiefelt, daß ich ihm ſpornlos werde.

Röthen für roth machen: (XIII. 10.)

Doch dünkt mich daß Poeten
Noch mehr als andre röthen,
Was Todtenaſche blaſſet.

Rüger, delator. Sinng. 911.

Einen Lügner, einen Trieger,
Einen Schmeichler, einen Rüger ꝛc.

Rund, 1. für beſtimmt, ohne Umſchweif, ohne Zurückhaltung. Sinng. 966.

Und bitten um Verzeihn, und beichten rund und frei ꝛc.

(X. 28.)

Und euch fein rund und kurz erklären ꝛc.

2. für ſchlüpfrig, wankelmüthig. Sinng. 17.

So lebt ihr beide nun, lebt eines in der Liebe,
Lebt eines in dem Sinn; damit euch nicht betrübe
Des Glückes runde Macht; denn ſeine Tück und Neid
Hat keinen andern Feind als Lieb und Einigkeit.

Deßgleichen Sinng. 523.

Ich bin von Herzen feind den runden Samaritern,
Die itzund warm, itzt kalt ꝛc.

Und zweite Zugabe Sinng. 212.

Gut Gewiſſen wanket nie,
Beuget auch kein knechtiſch Knie
Vor der runden Menſchengunſt.

Rumber für herum. Ein Provinzialwort. Sinng. 57.

Daß die Erde rumber geht,
Steht zu glauben ꝛc.

S.

Sachen, die; menstruum, menses. In dieſer Bedeutung liegt der ganze Einfall des 158. Sinngedichts:

Wer itzund berathen will die vergangenen Sachen,
Der wird junge Weiber auch aus den alten machen.

Sark; ſo ſchreibt Logau, was wir jetzt Sarg ſchreiben. Sinng. 368.

Beſſer iſts in Sark begraben,
Als den Bauch zum Faſſe haben ꝛc.

Tſcherning ſchreibt es Sarch. (Frühling S. 41.) Die Loganiſche Schreibart würde der Ableitung des Wachters zu ſtatten kommen, wenn dieſe nur nicht ſonſt allzu ungewiß wäre. Er meint nämlich, Sarg ſey das verkürzte Σαρκοφαγος; und dieſem nach würde es einzig und allein ein Behältniß für todte Körper bedeuten müſſen. Allein es kann aus unzähligen Stellen bewieſen werden, daß es ein Behältniß überhaupt, ein Waſſerbehältniß, einen Trog, ein Behältniß für Götzenbilder oder Heilige ꝛc. bedeute. In dieſer letzten Bedeutung, die ſonſt durch Schrein ausgedrückt wird, kömmt es unter andern in dem Heldenbuche vor (Blatt 22.)

„Meinen Göttern iren Sark.

Man wird daher weit richtiger in dieſem Worte Sark oder Sarg die gewöhnliche Proſtheſis des S annehmen und es ſolchergeſtalt zu dem alten Arke zurückbringen können. Arke aber iſt ein urſprünglich deutſches Wort, welches man nicht nöthig hat, von arca oder ἀρκεω herzuleiten.

Satſam; verdrießlich, aller Dinge ſatt. Sinng. 1170.

— — — wie ein kindiſch alter Greis
Geitzig, garſtig, ſatſam wird — —

Saumſal; ſo überſchreibt Logau ein Sinngedicht (II. 14.), worin er von einem Menſchen redet,

Der in allen ſeinen Sachen
Nimmer kann ein Ende machen.

Es kann aber nicht ſowohl die ſaumſelige, die zaudernde Perſon, als vielmehr das Zaudern ſelbſt, die Zauderhaftigkeit bedeuten, ſo wie Trübſal, Irrſal nicht die Perſon, ſondern die Sache bedeutet.

Schaffen; ſo viel als befehlen, gebieten. Sinng. 403.

Weil Recht ein Knecht itzt iſt, dem Frevel hat zu ſchaffen ꝛc.

Deßgleichen Sinng. 1395.

Diener, denen Fürſten ſchaffen ꝛc.

In der vergangenen Zeit heißt es geſchafft:

Den Laſtern iſt geſchafft, zu halten Feiertag. Sinng. 859.

Da hingegen geſchaffen creatus heißt.

Schanze in der Bedeutung des holländiſchen Kans, Anlaß, Gelegenheit, Glück. Unſer Dichter ſagt: (IX. 39.)

Aufzubringen erſte Schanze ꝛc.

für das erſte Capital einen Handel damit anzufangen. Einem etwas zuſchanzen, in die Schanze ſchlagen oder geben (II. 19.), auf ſeine Schanze achten ꝛc. Lauter Redensarten, die aus dieſem alten Schanze zu erklären ſind, und mit den Schanzen der Kriegsbaukunſt nichts als den Klang gemein haben.

Scheinlich; was einen guten Schein hat. (IX. 49.)

Der Ehre ſcheinlich Gift.

Er ſagt auch Scheinlichkeit in eben dieſem Verſtande. Sinng. 1834.

Scheinlichkeit.

Mancher trägt ein Ehrenkleid, hüllet drunter einen Tropf;
Mancher trägt auf altem Rumpf dennoch einen Kinderkopf.

Scheltbar. Sinng. 101.

Wahrheit ſteckt in dir, o Wein!
Wie will der denn ſcheltbar ſeyn,
Der, die Wahrheit zu ergründen,
Sich beim Bacchus viel läßt finden?

Schild. Einer Jungfer in Schild reiten, ſagt Logau, Sinnged. 2301, mit einer leichtfertigen Zweideutigkeit, anſtatt ihr eine Grobheit erweiſen. Eine ähnliche Redensart: einem in den Schild reden, erklärt Friſch.

Schimpf in der alten Bedeutung für Scherz; kömmt hin und wieder vor. Z. E. (VII. 19. IX. 29.)

Schimpf aber iſt nicht Ernſt ꝛc.
Mancher wird in Schimpf und Scherz ꝛc.

Schlägefaul; ſo faul, daß Schläge nichts mehr verfangen. Sinng. 91.

Unſre Welt iſt ſchlägefaul;
Setzt ſich, wie ein ſtätig Gaul.

Schlaffen für ſchlaff ſeyn. Sinng. 403.

Weil Recht ein Knecht itzt iſt, dem Frevel hat zu ſchaffen,
Weil eignen Willens Zaum pflegt frei verhenkt zu ſchlaffen ꝛc.

Schlechtlich für ſchlecht. Zweite Zugabe 102.

So hat ſein Anſehn er nicht ſchlechtlichen gekränkt.

Das angehängte en iſt die Füllpartikel der alten Sprache.

Schmätzrichen und **Schmatzer**. Beides ſagt Logau für Kuß, Küßchen. Sinng. 685 und 2460.

Schmeißen für Schmeißfliegen. Erſte Zugabe 137.

Lara hat ein ſchönes Fleiſch, eines von dem weißen;
Doch man ſaget, daß ihr drauf oft ſitzen Schmeißen.

Schnallen, mit den Fingern, ſo viel als ſchnipſen von Schnall, ein Schnipchen. Sinng. 966.

Der Donner Sinai wird kaum ſo hoch geacht,
Als wann ein tönend Erz vom Hammerſchlage ſchallet,
Und ein gebrechlich Menſch mit ſeinen Fingern ſchnallet.

Schnalzen iſt mit dem vorhergehenden ſchnallen verwandt, und bedeutet gleichfalls mit den Fingern, oder auch mit der Zunge einen Laut machen. Sinng. 1107.

Schnalzet und lecket mit luſtigen Zungen.

Schnöde. Sinng. 2570.

Weiber, die man wacker nennt, ſind gemeinlich ſchnöde.

Bei Luthern bedeutet das Wort ſchnöde allezeit ſo viel als verachtet, verworfen, ſchändlich; z. E. ein Menſch, der ein Greuel und ſchnöde iſt ꝛc. (Hiob XV. 15.) Ach Herr, ſiehe doch, wie ſchnöde ich worden bin. (Klagelieder I. 11.) Jetzt aber und auch bereits in der gegenwärtigen Stelle unſers Dichters ſcheint es nicht ſowohl eine paſſive als aktive Bedeutung zu haben, ſo daß ein ſchnöder Menſch nicht ein Menſch heißt, der verachtet wird, ſondern der andern verächtlich begegnet.

Schönen; 1. für ſchön ſeyn: Sinng. 1505.

Fürſtinn, euer reines Schön hat ein Fieber itzt verhöhnet;
Aber Schönes ruhet nur, daß es nachmals ſchöner ſchönet.

2. für ſchön machen: Zweite Zugabe. Sinng. 218.

Ein Maler iſt er auch, der alle Laſter ſchönet
Zu einer Helena — —

Schönhäßlich; eines von den Wörtern, die dem erſten Anſcheine nach einen Widerſpruch in ſich ſchließen. Das eilfte Sinngedicht des erſten Buchs erklärt es.

Schooßfall heißt das Recht, vermöge deſſen eine Mutter von ihren Kindern erben kann; oder auch dieſe Erbſchaft ſelbſt. Mit der Zweideutigkeit dieſes Wortes hat unſer Dichter in dem 2474. Sinngedichte geſpielt.

Hulderta hat kein Kind, weniger noch Kindeskinder;
Mancher Schooßfall, wie man ſagt, fällt ihr dennoch zu nichts minder.

Schüren; ein Kunſtwort der Böttcher, wenn ſie das brennende Pech in den Fäſſern hin und her rütteln. Sinng. 1530.

Daß er Faſſe nicht nur bindet, ſondern daß er ſie auch ſchürt.

Schweſterſchaft. (XIII. 11.)

O ſo denk ich auch zugleich an der Freundſchaft Schweſterſchaft ꝛc.

heißt an dieſem Orte ſo viel als: an die blutsverwandte Freundſchaft. Schweſterſchaft iſt ein Wort, das mit dem Worte Brüderſchaft von gleichem Gepräge iſt, und eben ſo wenig unterzugehen verdient, als dieſes.

Schwindeltumm für ſchwindlicht. Sinng. 2915. Könnte man nicht dieſe beiden Wörter ſo unterſcheiden, daß das erſte einen Menſchen bedeutete, dem wirklich ſchwindelt, und das andere einen ſolchen, dem leicht ſchwindeln kann? Oder könnten ſie nicht wenigſtens die verſchiedenen Grade des Schwindels bezeichnen?

Schwitzig. Sinng. 454.

Da geht es ſchwitzig her ꝛc.

D. i. es koſtet vielen Schweiß.

Seitab für bei Seite. Zweite Zugabe S. 212.

Zu Zeiten pflegt er den mit ſich ſeitab zu ziehn,
Dem ſeines Meiſters Ruhm in ſichers Ohr er legt.

Dieſes Nebenwort wäre bei den Schauſpielen nicht unbequem anſtatt des à part zu brauchen; beſonders da, wo man es in ein Hauptwort verwandelt. Alſo ließe ſich das erſte Seitab, das zweite Seitab, bei jedem Seitab ſchicklicher ſagen, als: das erſte bei Seite ꝛc.

Selbander; ſo wie man auch ſagt ſelbdritter, ſelbvierter ꝛc. Es iſt dieſes eine Art perſönlicher Fürwörter, die nur in einigen Provinzen gewöhnlich, unſern neuern guten Schriftſtellern aber faſt gar nicht üblich iſt. Sind ſie hierin nicht vielleicht zu ekel? Wenigſtens werden ſie geſtehen müſſen, daß ihnen dieſe Fürwörter mehr als Ein unnützes Wort erſparen könnten, wenn ſie den Begriff auszudrücken haben, daß ſich die Perſon, von welcher die Rede iſt, nicht allein, ſondern mit einem, zweien oder mehreren in Geſellſchaft befunden. Sie können es an folgenden Beiſpielen unſers Dichters verſuchen. Sinng. 1372.

Vulpiana iſt ſelbander — Was doch itzt für Fälle ſind! —
Bei zehn Jahren. Meide Sorgen! denn ihr Mann der iſt ein Kind.

Sinng. 1407. Eine Braut zu ihren Gäſten.

Ihr Gäſt, ihr ſeyd mir lieb, bis daß die Nacht bricht ein;
Da darf ich keinen Gaſt, ſelbander will ich ſeyn.

Zu dieſen Fürwörtern gehört auch ſelbſelbſt, und iſt der Ordnung nach das erſte. Es bedeutet nämlich die Perſon, von welcher die Rede iſt, ganz allein, ohne die Geſellſchaft einer andern. Sinng. 2346.

Silberſtumm; ein Scherzwort für einen, den das Silber ſtumm gemacht hat, der ſich beſtechen laſſen, zu ſchweigen. (XII. 12.)

Hermes iſt der beſte Redner weit und breit, und um und um,
Ein Gebrechen iſt bedenklich: manchmal iſt er ſilberſtumm.

Sinn, der; Sinnen, die; für das Genie, die Gemüthsgaben, der Geiſt, der gute Kopf. So werden dieſe Wörter, beſonders das in der vielfachen Zahl, von unſerm Dichter und von ſeinen Zeitverwandten gebraucht. Man ſehe Exempel davon unter Degen und Erdegeiſt; imgleichen: (VI. 24.)

Ihr, ihr Schönen, ihr, ihr Lieben, habet Luſt an reifen Sinnen.

(XII. 104.)

— — — Und die andern klugen Sinnen
Deiner Kinder, ſind ſie nicht was dort ſind die Kaſtalinnen?

Sitzer, der; eben derſelbe Theil des Körpers, den Logau ſonſt Hinterſtirn und des Magens Hinterthür nennt. Sinng. 1728.

Was iſt ein göldner Kopf ohn' einen bleiern Sitzer?

Sinng. 1135.

Der Ofen wärmt die Stube, thut ſolches unbereut,
Ob gleich ein alte Mutter die Hinterſtirn ihm beut.

Sinng. 1581.

Calvus ſah zum Fenſter aus, Lippus hielt die Naſe für,
Denn er meinte Calvus Kopf ſey des Magens Hinterthür.

Söder iſt der Pluralis von Sod, Brühe. Sod kömmt her von ſieden. (II. 84.)

Geußt Söder auf, und Senf daran ꝛc.

Sönnen, in die Sonne legen, an der Sonne wärmen, trocknen. Man ſagt es im gemeinen Leben von Betten; Logau ſagt es ſpöttiſch von den bloßen Brüſten, die er deßwegen geſönnte Brüſte nennt. Erſte Zugabe 168.

Sorglichkeit. Iſt mehr als Sorgſamkeit und weniger als Aengſtlichkeit. (II. 47.)

Städter, für Einwohner in den Städten; iſt noch in gemeinen Reden gebräuchlich. Sinng. 205.

Der Krieger Art und Werk bisher war rauben, ſtehlen;
Der Städter Art und Werk, erkaufen und verhehlen.

Stänken, für Geſtank erregen, ſtänkern. Sinng. 2763.

Veturia ruft ihrer Jugend mit Seufzen, wenn ſie an ſie denkt;
Sie aber fleucht je mehr zurücke, weil jen' im Seufzen etwas ſtänkt.

Stänker, in der niedrigen Sprache ſo viel als Zänker. Sinng. 911.

Sterben, als ein Activum, für ſterben machen, tödten; an vielen Orten z. E. (X. 67.) Imgleichen Sinng. 2361.

Der Tod der alles ſterbt, den ſterbt ein gut Gerüchte,
Das ſtirbt, wenn gleich die Welt muß ſterben, doch mit nichte ꝛc.

Aus dieſer Stelle ſieht man zugleich, daß man das ſterben, wenn es ein Activum geweſen, anders flectirt habe, als das Neutrum ſterben. Jenes heißt in der zweiten und dritten Perſon der gegenwärtigen und der jüngſtvergangenen Zeit: du ſterbſt, er ſterbt, er ſterbte; dieſes hingegen heißt: du ſtirbſt, er ſtirbt, er ſtarb. Eben ſo unterſcheidet unſer Dichter das Zeitwort verderben: er verderbt, er verderbte, heißt: er machte etwas zu Schanden; er verdirbt, er verdarb, heißt: er ward ſelbſt zu Schanden. Wir haben mehr dergleichen Wörter: z. E. das Wort ſchmelzen. Das Metall ſchmilzt und ſchmolz; der Gießer ſchmelzt und ſchmelzte. Der Henker erwürgt, der Gehenkte erworgt: (IX. 71.)

Am Galgen und am Strang erworgen, iſt nicht ehrlich ꝛc.

Man ſehe auch das Wort erſtecken.

Stöckelfiſch für Stockfiſch. Sinng. 96.

Ei man muß dem Hofeleben
Vor den andern Vorzug geben:
Denn bei großer Herren Tiſche
Sind ſtets Haſ' und Stöckelfiſche.

Strecken, ausdehnen. Anhang 117.

Könnte man das Leben ſtrecken, wie man kann das Leder dehnen ꝛc.

Siehe erſtrecken.

Stümpfen, für ſtumpf machen. (XIII. 3.)

Stürzebrücke, (IX. 49.) geht beſſer in den Vers, und iſt auch ſtärker, als Fallbrücke.

Suhne, die, für Verſöhnung. Sinng. 1049.

Wann Mann und Weib ſich zankt iſt Suhne recht beſtellt ꝛc.

T.

Tage- und Nacht-gleiche, ſo überſchreibt Logau das 2248. Sinngedicht. Die Nachtgleiche wäre ſonſt ſchon hinlänglich, das Aequinoctium auszudrücken.

Taugen. Unſer Logau ſchreibt anſtatt taugt, durchgängig taug. Sinng. 2522.

Gewohnheit iſt die größte Frau, beherrſchet alle Welt;
Gar wenig gilt, gar wenig taug, was ſie nicht achte hält.

Deßgleichen Sinng. 2542 und 2550.

Die Wahrheit taug nur auf das Dorf, die grobe Bäuerin;
Wo man franzöſiſchhöflich iſt, da taug ſie gar nicht hin.

Eben ſo ſchreibt Opitz, ſowohl in Verſen als in Proſe. Z. E.

„— — — Hier taug kein Midas nicht,
„Der Eſelsohren hat, und Eſelsurtheil ſpricht.

Teſtamenterin, die, für: das Frauenzimmer, welches ein Teſtament macht. Sinng. 720. Teſtirerinn, welches man gemeiniglich dafür braucht, iſt nicht ſo deutſch.

Thurſt oder Durſt, die; ſo viel als Kühnheit, Muth ein Abenteuer zu beſtehen. Auch dieſes alte Wort braucht unſer Logau, wenn er von den kühnen Thaten der alten deutſchen Helden ſpricht: : (XIII. 10.)

Was wußten wir von Helden,
Und ihrer Thurſt zu melden ꝛc.

Thurſt kömmt her von dem alten Zeitworte türren, torren, torsten, dürien, und hat viel Aehnlichkeit mit dem griechiſchen θάρσος, audacia. Man ſehe das Zeitwort in den Fabeln des von Riedenburg: (Fab. 67.)

Vor im *getorst* kein tier gestan.

Und Fab. 70.

Ratend und koment uiber ein,
  Wel under uns diu si allein,
Diu das *getwirre* wol bestan
  Das si der katzen henken an
Welle die schallen — —

Luther gebraucht das Wort dürſtiglich (1. Moſ. XXXIV. 25.) in eben dieſem Verſtande.

Tiſchen, für zu Tiſche ſitzen. (II. 66.)

Töblich, oder wie es bei andern geſchrieben wird, töbelicht; von töbeln, und dieſes von toben. Töbeln erklärt der Spate durch ferocutum esse, hilarem insaniam insanire etc.; die Stelle, wo töblich bei unſerm Dichter vorkömmt, iſt unter gach bereits angeführt.

Torkeln, für taumeln (II. 54.) und Sinnged. 2528.

Der Säufer auf den Beinen, der Buhler an den Sinnen,
Sieht Wunder, wer drauf ſiehet, wie beide torkeln können

Totter ſchreibt Logau, wofür wir Dotter ſchreiben. Sinng. 2410.

Treuen ſagt Logau durchgängig für trauen, copuliren. Sinng. 769.

Ewigkeit die ohne Ziel
Uns aufs neue treuen will.

Trillen, für plagen. Anh. 51.

Die Steuer trillt uns noch.

Trillen iſt eigentlich ein militäriſches Wort, und bedeutet ſo viel als das heutige exerciren. Daher Trillhans, Trillmeiſter ꝛc.

Trompter, für Trompeter. Sinng. 1369.

Trotzer, der, iſt poetiſcher als der trotzige.

Tummelhaftig, wovon man die Endſylbe ig beſſer wegläßt, wird von Pferden geſagt, als welche man tummelt. Sinng. 826.

Ein ſanftes Thier gehört auf einen engen Steg,
Ein tummelhaftig Gaul auf einen breiten Weg.

U.

Uebergeben, anſtatt verlaſſen oder aufgeben. Sinng. 774.

Gott hat neben ſich geſetzet
Auch den Nächſten; wird verletzet
Durch den Dienſt, der ihn gleich liebet,
Und den Nächſten übergiebet.

Ueberſtändig; wird von Früchten geſagt, die man allzulange auf dem Baume gelaſſen, und die endlich von ſelbſt abfallen. Sinng. 2278.

Ein alt Weib fiel die Stiegen ab. Kein Wunder bildt euch ein:
Die Früchte fallen von ſich ſelbſt, die überſtändig ſeyn.

Ueberweiben, ſich, würde eigentlich heißen, der Weiber auf einmal mehr nehmen, als man beſtreiten kann. Bei unſerm Dichter aber kann es nur heißen: zur Unzeit ein Weib nehmen, oder ſo viel Weiber nach einander nehmen, daß man der letzten nicht mehr gewachſen iſt. Sinng. 1893.

Rufus hat ſich überweibt; hätte ſollen denken dran,
Daß man mehr nicht ſchlachten ſoll, als man füglich ſalzen kann.

Unartig nennt Logau jedes Ding, das aus ſeiner Art ſchlägt. So iſt ihm z. E. ein unartiger Sommer, Sinng. 244, ein Sommer, der ſehr heiße Tage und ſehr kalte Nächte hat. Jetzt brauchen wir unartig nur für ungeſittet, ungezogen.

Unfromm (V. 63.) ſagt unſerm Dichter etwas weniger als böſe, denn er ſetzt fromm und unfromm einander entgegen, wie Biedermann und Heuchler.

Unverfreit, für unverehlicht, unvermiſcht. Sinng. 588. Unverfreiter Wein.

Den Ehſtand lob ich zwar, nicht aber lob ich Wein,
Der da mit Waſſer will zu Zeiten ehlich ſeyn.

Unzahl, die, ſo viel als unzählbare Menge. Sinng. 2754, wo der Dichter eine durchlauchtige Perſon anredet:

Die Menge macht mich arm: ich kann nicht Zierden haben,
Zu ſtreichen zierlich aus die Unzahl Eurer Gaben.

V.

Verbriefter Adel; ein Adel, den man nicht durch Ahnen beweiſt, ſondern durch den Adelbrief; iſt die Ueberſchrift des 2154. Sinngedichts; ein zum Scherz gemachter Ausdruck, nach der Analogie der Wörter verſchanzt, verzäunt ꝛc. Eben ſo nennt er von dem angehängten Siegel oder Bulle an dergleichen Adelbriefen, die neuen Edelleute bullenedel. Unſer Logau, der von altem Adel war, ſpottet an vielen Stellen mit Bitterkeit über neugemachte Edelleute. Tſcherning ſpottet eben ſo bitter über einen alten Edelmann, den er Lagopus nennt. (Frühl. S. 95.)

Verbringen ſagt unſer Dichter allezeit anſtatt vollbringen. Sinng. 695.

Die Finken, die im Lenz nicht ſingen,
Die bringens auf den Herbſt dann ein:
Der muß dann alt erſt raſend ſeyn,
Der jung es konnte nicht verbringen.

Vollbringen, vollenden, vollführen ſind wohl unſtreitig gute Wörter, und einer ſehr guten Ableitung fähig; da hingegen verbringen zweideutig iſt, denn es bedeutet auch das Gegentheil von zuſammenbringen, nämlich verſchwenden.

Verbürgen, etwas, cavere de aliqua re. Dieſes gerichtliche Wort hat unſer Dichter ſehr wohl gebraucht. Die Poeten, ſagt er (XIII. 10.), haben den alten Helden

Die Sterblichkeit verbürget,
Daß ſie ſie nicht gewürget.

D. i. ſie haben für die Sterblichkeit gut geſagt, daß dieſe ihnen nicht ſchaden ſolle. Weil man aber öfter etwas, das geſchehen ſoll, als etwas, das nicht geſchehen ſoll, verbürget, ſo würde man kürzer ſagen können: Die Dichter verbürgen den Helden die Unſterblichkeit; ſie ſind Bürge dafür, daß dieſe ihnen werden ſoll.

Vergehen, ſich, braucht Logau in der eigentlichſten Bedeutung für ſich verirren. (XII. 72.)

Trullus hat ein ſchönes Weib. Wenn ſie an der Thüre ſteht,
Sieht man nicht, daß leicht ein Hund ſich bei ihr ins Haus vergeht.

Vergnüglichkeit und **Gnüglichkeit** (XIII. 8.) nennt Logau was ſonſt auch Begnügſamkeit heißt; (VI. 62. VIII. 61.) die Tugend, mit ſeinen Umſtänden zufrieden zu ſeyn, αὐτάρκεια.

Verkünden, für verkündigen, kund thun. (VIII. 97.)

Verlaſt, als das alte Präteritum von verlieren, daher auch Verluſt. Sinng. 1589.

Da ſich nun Deutſchland, was der Krieg verderbt hat und verlaſt,
Daß Friede dieſes wiederbringt, verbeſſert und verfaßt.

Verleiben. Sinng. 2661.

Wiewohl ſich Mann und Frau in Einen Leib verleiben ꝛc.

Von dieſem verleiben iſt einverleiben gemacht worden, wofür man vor Alters einleiben ſagte. Man ſehe des Herrn Haltaus Gloſſarium unter dieſem Worte.

Verprachten, kömmt von dem oben angeführten Zeitworte prachten her, und heißt ſo viel als: mit Prangen durchbringen: (IV. 25.)

Morus war in hohen Ehren, wagte, was er hatt', auf Ehr.
Als er alles nun verprachtet ꝛc.

Daß in der alten Ausgabe verprachert ſteht, muß man ſich nicht irren laſſen; es iſt ein offenbarer Druckfehler. Sein Vermögen durch Prachern oder Betteln durchbringen.

(welches verprachern bedeuten müßte,) giebt hier gar keinen Verſtand.

Verraiten, von dem obigen raiten; heißt ſo viel als berechnen, Rechnung wovon ablegen. Sinng. 2702.

Die Vormundſchaft der Untern verwalten Obrigkeiten,
Die muſſen ſie dort oben zu ſeiner Zeit verraiten.

Verſchildwacht. Unſer Dichter ſagt ſehr ſchön von einem guten Gewiſſen: (Zweite Zugabe 99.)

Gut Gewiſſen traut auf Gott,
Tritt vor Augen aller Noth,
Iſt verſchildwacht allezeit
Mit der freien Redlichkeit.

Verſchlunden, für verſchlingen, von Schlund. Sinng. 1150.

— — doch es wird nicht funden
Was die Wölfe vor verſchlunden.

Verſprechen, in der alten Bedeutung ſo viel als ſchelten, ſchmähen. Sinng. 1846.

Wer von Fürſten reden will, will er Gutes reden nicht,
Hüt er ſich, daß auch ſein Maul Erdegötter nicht verſpricht.

Verthun, ſo viel als unterbringen, ausleihen, austhun. Sinng. 412.

Was iſts worüber mehr die Jungfern ſo entbrennen,
Als wenn man ſie pflegt alt und ungeſtalt zu nennen?
Denn Jugend dient zur Zucht, und Schönheit zum verthun;
Sind dieſe beide weg, ſo läßt man ſie wohl ruhn.

Schön müſſen ſie ſeyn, will der Dichter ſagen, wenn ſie bald Männer bekommen wollen, und jung müſſen ſie ſeyn, um Mütter werden zu können.

Vertreulich, Sinng. 798, wofür wir jetzt vertraulich oder vertraut ſagen.

Vervielen, Sinngedicht 618, und **vielen**, Sinnged. 1102. heißt ſo viel als multiplicare, wofür wir jetzt vervielfältigen ſagen:

Daß er mit gevielten Zweigen
Möge bis zun Sternen ſteigen.

Wir ſollten das Wort vervielen nicht untergehen laſſen. Vermehren, vervielen, vervielfältigen, ſind drei Wörter, welche dienen, das verſchiedene Zunehmen der Dinge an Größe, Anzahl und Eigenſchaften genauer zu beſtimmen. Z. E. Das Waſſer vermehrt ſich; alle Blumen vervielen ſich; einige Blumen vervielfältigen ſich.

Verweiben, ſich, zum Weibe werden, weibiſch werden. Siehe Weibling.

Verzeihen, ſich, anſtatt Verzicht thun. Sinngedicht 734.

Wer viel Geld hat auszuleihen,
Muß der Freundſchaft ſich verzeihen.
Denn der Tag zum Wiedergeben
Pflegt die Freundſchaft aufzuheben.

Vierung des Zirkels; ſo überſetzt Logau ſehr wohl Quadraturam circuli. Sinng. 1243.

Daß im Zirkel eine Vierung ſey zu finden, iſt wohl klar:
Aber daß auf runder Erde kein Beſtand, bleibt dennoch wahr.

Indeſſen ſollte man aus dieſem Sinngedichte faſt ſchließen, daß der Dichter einen ſehr ſchlechten Begriff von der Quadratur des Zirkels gehabt, und vielleicht weiter nichts, als ein Viereck darunter verſtanden habe, das man innerhalb eines Zirkels beſchreiben kann. In dieſem Argwohne wird man um ſo viel mehr beſtärkt, wenn man findet, daß die deutſchen Meßkünſtler damaliger Zeit, das Quadrat überhaupt, nicht ein Viereck, ſondern eine Vierung genannt haben, wie unter andern aus George Viſchers Additamento operis Coleri œconomici (gedruckt zu Nürnberg 1623) zu erſehen.

Vor, als ein Nebenwort, anſtatt vormals, zuvor, vorher. (IV. 82. 104. IX. 11.) Kömmt häufig vor, ſo wohl bei unſerm Dichter, als bei ſeinen Zeitverwandten. Auch haben es die nachfolgenden Dichter nicht ganz untergehen laſſen.

W.

Wächſig, crescens. Sinng. 794.

— — — Nun und zu aller Zeit
Sey wächſig dieſer Stamm, bis zu der Ewigkeit.

Ein halbwüchſiger Haſe, heißt in dem komiſchen Heldengedichte Phaeton, ein Haſe in ſeinem beſten Wachsthum.

Waffen, für Wappen. Beide Wörter ſind eins, nur daß wir ſie jetzt bekanntermaßen unterſcheiden. Logau that es noch nicht, er ſagt in der zweiten Zugabe (Seite 215.):

— — — ein Mann
Der Reinkens Hintertheil im Waffen führen kann.

Wallen, gehen (II. 2.). Daher das alte Waller, Pilgrim.

Wandel, der, ſo viel als Veränderung, Tauſch. (XII. 8.)

Wandeln, für ändern, verwandeln. Sinng. 56. 90. 802.

Die Krankheit wandelt ſich, wenn Neulicht mit dem alten
Am Monden Wechſel hält —

Deßgleichen Sinng. 2192.

Wandelt Glücke denn die Leute,
Daß ſie morgen nicht wie heute?
Glücke hat es nie gethan,
Wann ſich wandelt ſelbſt der Mann.

Wannen, für von wannen (VI. 65.)

Ich wüßte nicht wer der und wannen er entſproſſen ꝛc.

Siehe Dannen.

Was, für wie viel, wenn man ſich über eine große Menge verwundert. Sinng. 1081.

Lieber Gott, was haſt du Affen!

Desgleichen: (XIII. 6.)

Was Räuber hat die Welt!

Wegelagerer, für Auflaurer, Nachſteller. Sinngedicht 680.

Des menſchlichen Lebens Wegelagerer.

Ehre, Geiz, Leib, Wein und Liebe
Sind des Menſchen Lebensdiebe.

Weiben, ſo viel als heirathen, ſich beweiben. Sinngedicht 1534.

Willſt du nicht weiben?

Siehe überweiben.

Weibling, vir uxorius, oder wie es unſere Vorfahren gleichfalls nannten, ein Siemann. Weibling iſt bei unſerm Dichter die Ueberſchrift von folgendem Epigramm:

Wiewohl ſich Mann und Weib in Einen Leib verleiben,
So darf ſich doch der Mann deßwegen nicht verweiben.

Wer, für jemand, kömmt hin und wieder vor, als Sinng. 548.

Will Kirchenbilder wer zum Aergerniß anziehn?
Den ärgern Bilder nicht, die Augen ärgern ihn.

Wiebeln, für wimmeln; niederdeutſch: kribbeln und wibbeln. (VI. 19.)

Da vor Freuden alles wiebelt ꝛc.

Wiederkäufler, ſcheint bei unſerm Dichter nicht ſo wohl einen, der etwas mit der Bedingung es wiederkaufen zu können, verkauft hat, als bloß einen zu bedeuten, der ſeine Waaren aus der zweiten Hand nimmt, der von einem Käufer wieder kauft. Sinng. 2370.

Bubalus treibt ſtark Gewerbe mit viel pohlſcher Ochſen Haufen:
Neulich wollt' ein Wiederkäufler ihn mit ſamt den Ochſen kaufen.

Wiederlegen, für erwiedern, wieder erlegen. Sinngedicht 1965.

Die Wohlthat und das Gute, das wir dem Andern ſchenken,
Iſt wiederlegt genuglich, wenn andre dran gedenken.

Daher Wiederlage im gerichtlichen Styl.

Wiederzins nennt unſer Dichter ſehr wohl, was ſonſt Zinſenzins heißt, anatocismus. Sinng. 1568.

Windey, heißt das unfruchtbare Ey, welches eine Henne legt, ohne daß ſie von einem Hahne getreten worden. Anh. 256.

Ein Windey legt die Henne, die keinen Hahn nicht hat ꝛc.

Das Wort ſcheint nach Maaßgebung des Griechiſchen gemacht zu ſeyn: οὔριον, ὑπηνέμιον, ζεφύριον ᾠόν.

Windlicht, ſo viel als Fackel. Zweite Zugabe 65.

Wenn die Frösch im Finſtern quaken, zünde nur ein Windlicht an;
Ei wie werden ſie bald ſchweigen ꝛc.

Wirr, einen wirr und irre machen ſagt Logau. Sinngedicht. 2448.

Wirthlich. (IV. 42. 92.) Dieſes Wort iſt von dem Worte wirthſchaftlich wohl zu unterſcheiden; Wirthlich geht die Perſon, den Wirth an; wirthſchaftlich geht die Sache, die Wirthſchaft an. Alſo ſagt man: wirthſchaftliche Gebäude, und wirthliche Leute.

Witz. Dieſes Wort iſt unſerm Dichter faſt durchgängig weiblichen Geſchlechts, als Sinng. 1549. Deßgleichen Sinng. 1684. Ein einziges mal ſagt er: Der Witz. Sinng. 2630.

Der Monden ſtellt ſich vor die Sonne und macht ſie finſter eine Zeit:
Der Witz, der Gottes Rath will dämpfen, erſtrecket ſich noch lang, noch weit.

Witzel, ſagt Logau, wofür wir jetzt Witzling ſagen. Sinng. 911.

Einen Doctor, einen Simpel,
Einen Witzel, einen Sümpel ꝛc.

Deßgleichen erſte Zugabe 100.

Wenn ich meinen Sinngedichten, ſie zu ſchreiben, Ende gebe,
Mach ich Anfang, daß ſich Witzel, ſie zu tadeln, bald erhebe.

Witzigkeit. Sinng. 727.

Kühnheit und Vermeſſenheit
Bringt es öfters noch ſo weit
Als Bedacht und Witzigkeit ꝛc.

Wohlbeſpracht, ſo viel als beredt, oder vielmehr in vielen Sprachen erfahren. (VIII. 85.)

Wohlbewußt, der, mens conscia recti, das gute Gewiſſen. Sinng. 1966.

Bei dem Aergſten Beſtes hoffen geht wohl keinem an,
Der ſich ſeines Wohlbewußtes nicht getröſten kann.

Wohlfeilkeit. Sinng. 265.

Wütig, voll Wuth, wüthend. Sinng. 846.

Die Kinder Gottes ſind, ſind, wie ihr Vater, gütig;
Die Satans Kinder ſind, ſind, wie ihr Vater, wütig.

Wütigkeit. Sinn. 1093.

Wann ſich mit Gewalt Unverſtand verfreit,
Wird geboren draus tolle Wütigkeit.

Wunder, für Meerwunder, Wunderthiere: iſt noch gebräuchlich, und dient unſerm Dichter zu einem Wortſpiele. (IX. 55.)

Z.

Zankeiſen, für Zänkerin. Sinng. 1404.

Zeihen, ſich, iſt das Gegentheil von ſich verzeihen, Verzicht thun (ſiehe oben unter dem Worte verzeihen); auch iſt es das Gegentheil von verzeihen, vergeben. Es heißt alſo im erſten Verſtande etwas begehren, etwas haben wollen. (VIII. 30.)

Sagt, was wollen die ſich zeihn,
Wenn ſie eigennützig ſeyn?
Wenn ſie das gemeine Heil
Meſſen nach dem eignen Theil? u. ſ. w.

Eben ſo ſagt Opitz im Lobe des Kriegsgottes: (v. 575.)

„— — Was zeiht Achilles ſich,
„Sich Neſtor, ſeinen Hals zu ſetzen in den Stich,
„Ulyſſes gleichfalls auch? Achilles mag regieren
„Sein Land Theſſalien ꝛc.

und im zweiten Verſtande heißt es: Schuld geben, wie Luther es ſchon gebraucht hat: „Wer kann mich einer Sünde zeihen?“

Zeitfolge. Dieſes Wort iſt die Ueberſchrift des 2429. Sinngedichts, und bedeutet ſo viel als, die Kunſt ſich in die Zeit zu ſchicken.

Wer lieblich ſingen will, muß fallen bald, bald ſteigen;
Wer ruhig leben will, muß reden itzt, itzt ſchweigen.

Aus der erſten Zeile ſollte man faſt ſchließen, daß dieſes Wort zu Logau's Zeiten ein muſikaliſches Kunſtwort müſſe geweſen ſeyn.

Zucht. 1. verecundia, pudor. Sinng. 1257.

— — — Wiewohls der Brauch verbeut,
Und deutſche Zucht nicht will, die auch den Argwohn ſcheut.

Daher kömmt züchtig, beſcheiden; in Züchten und in Ehren; und das Zeitwort züchten, welches wir in folgender Rede des Sancho Panſa ſehr deutlich erklärt finden: „Ich will es euch aufrichtig ſagen, ein Stück ſchwarz Brod, und Zwiebeln dazu, ſchmeckt mir in meinem Winkel, wo ich für mich bin, und nicht ſo züchten darf, eben ſo gut, als ein Truthahn in Geſellſchaft vornehmer Leute, wo ich ganz langſam eſſen, und nur kleine Schlückchen thun, mir auch aller Augenblicke das Maul und die Finger abwiſchen muß, und weder huſten, nieſen, noch gähnen darf, ſo ſehr mir es auch ankömmt.“ Don Quixotte 2. Buch XI. Cap. — 2. proles, prosapia, in der Stelle die unter verthun angeführt worden.

Zungenhonig, ein poetiſcher Ausdruck, bedeutet ſo viel als ſchmeichelhafte, liebkoſende Reden. Sinng. 774. Zungenhonig, Herzensgift.

Abhandlungen über die Fabel.

1759.

Vorrede.

Ich warf vor Jahr und Tag einen kritiſchen Blick auf meine Schriften. Ich hatte ihrer lange genug vergeſſen, um ſie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Ich fand, daß man noch lange nicht ſo viel Böſes davon geſagt habe, als man wohl ſagen könnte, und beſchloß, in dem erſten Unwillen, ſie ganz zu verwerfen.

Viel Ueberwindung hätte mich die Ausführung dieſes Entſchluſſes gewiß nicht gekoſtet. Ich hatte meine Schriften nie der Mühe werth geachtet, ſie gegen irgend jemanden zu vertheidigen; ſo ein leichtes und gutes Spiel mir auch oft der allzuelende Angriff dieſer und jener würde gemacht haben. Dazu kam noch das Gefühl, daß ich jetzt meine jugendlichen Vergehungen durch beſſere Dinge gut machen, und endlich wohl gar in Vergeſſenheit bringen könnte.

Doch indem fielen mir ſo viel freundſchaftliche Leſer ein. — Soll'ich ſelbſt Gelegenheit geben, daß man ihnen vorwerfen kann, ihren Beifall an etwas ganz Unwürdiges verſchwendet zu haben? Ihre nachſichtsvolle Aufmunterung erwartet von mir ein anderes Betragen. Sie erwartet und ſie verdient, daß ich mich beſtrebe, ſie, wenigſtens nach der Hand, Recht haben zu laſſen; daß ich ſo viel Gutes nunmehr wirklich in meine Schriften ſo glücklich hineinlege, daß ſie es im voraus darin bemerkt zu haben ſcheinen können. — Und ſo nahm ich mir vor, was ich erſt verwerfen wollte, lieber ſo viel als möglich zu verbeſſern. — Welche Arbeit! —

Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilt, als bei der Fabel. Es gefiel mir auf dieſem gemeinſchaftlichen Raine der Poeſie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabuliſten ſo ziemlich alle, und die beſten von ihnen mehr als einmal geleſen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Aeſopus, von den Neuern, für die blumenreichern Abwege der ſchwatzhaften Gabe zu erzählen, ſo ſehr verlaſſen werde. Ich hatte eine Menge Verſuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. — Kurz, ich glaubte mich in dieſem Fache ſo reich, daß ich, fürs erſte meinen Fabeln, mit leichter Mühe, eine neue Geſtalt geben könnte.

Ich griff zum Werke. — Wie ſehr ich mich aber wegen der leichten Mühe geirrt hatte, das weiß ich ſelbſt am beſten. Anmerkungen, die man während dem Studiren macht, und nur aus Mißtrauen in ſein Gedächtniß auf das Papier wirft; Gedanken, die man ſich nur zu haben begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nöthige Präciſion zu geben; Verſuchen, die man nur zu ſeiner Uebung wagt, — — fehlt noch ſehr viel zu einem Buche. Was nun endlich für eines daraus geworden; — hier iſt es!

Man wird nicht mehr als ſechs von meinen alten Fabeln darin finden; die ſechs proſaiſchen nämlich, die mir der Erhaltung am wenigſten unwerth ſchienen. Die übrigen gereimten mögen auf eine andere Stelle warten. Wenn es nicht gar zu ſonderbar gelaſſen hätte, ſo würde ich ſie in Proſa aufgelöſt haben.

Ohne übrigens eigentlich den Geſichtspunkt, aus welchem ich am liebſten betrachtet zu ſeyn wünſchte, vorzuſchreiben, erſuche ich bloß meinen Leſer, die Fabeln nicht ohne die Abhandlungen zu beurtheilen. Denn ob ich gleich weder dieſe jenen, noch jene dieſen zum beſten geſchrieben habe, ſo entlehnen doch beide, als Dinge, die zu Einer Zeit in Einem Kopfe entſprungen, allzu viel von einander, als daß ſie einzeln und abgeſondert noch eben dieſelben bleiben könnten. Sollte er auch ſchon dabei entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinſtimmen: was iſt es mehr? Er weiß von ſelbſt, daß das Genie ſeinen Eigenſinn hat; daß es den Regeln ſelten mit Vorſatz folgt; und daß dieſe ſeine wollüſtigen Auswüchſe zwar beſchneiden, aber nicht hemmen ſollen. Er prüfe alſo in den Fabeln ſeinen Geſchmack, und in den Abhandlungen meine Gründe. —

Ich wäre Willens mit allen übrigen Abtheilungen meiner Schriften, nach und nach auf gleiche Weiſe zu verfahren. An Vorrath würde es mir auch nicht fehlen, den unnützen Abgang dabei zu erſetzen. Aber an Zeit, an Ruhe — — Nichts weiter! Dieſes Aber gehört in keine Vorrede; und das Publicum dankt es ſelten einem Schriftſteller, wenn er es auch in ſolchen Dingen zu ſeinem Vertrauten zu machen gedenkt. — So lange der Virtuoſe Anſchläge faßt, Ideen ſammelt, wählt, ordnet, in Plane vertheilt, ſo lange genießt er die ſich ſelbſt belohnenden Wollüſte der Empfängniß. Aber ſobald er einen Schritt weiter geht und Hand anlegt, ſeine Schöpfung auch außer ſich darzuſtellen: ſogleich fangen die Schmerzen der Geburt an, welchen er ſich ſelten ohne alle Aufmunterung unterzieht. —

Eine Vorrede ſollte nichts enthalten, als die Geſchichte des Buchs. Die Geſchichte des meinigen war bald erzählt, und ich müßte hier ſchließen. Allein, da ich die Gelegenheit, mit meinen Leſern zu ſprechen, ſo ſelten ergreife, ſo erlaube man mir, ſie einmal zu mißbrauchen. — Ich bin gezwungen, mich über einen bekannten Scribenten zu beklagen. Herr Duſch hat mich durch ſeine bevollmächtigten Freunde, ſeit geraumer Zeit, auf eine ſehr nichtswürdige Art mißhandeln laſſen. Ich meine mich, den Menſchen; denn daß es ſeiner ſiegreichen Kritik gefallen hat, mich, den Schriftſteller, in die Pfanne zu hauen, das würde ich mit keinem Worte rügen. Die Urſache ſeiner Erbitterung ſind verſchiedene Kritiken, die man in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, und in den Briefen die neueſte Literatur betreffend, über ſeine Werke gemacht hat, und Er auf meine Rechnung ſchreibt. Ich habe ihn ſchon öffentlich von dem Gegentheile verſichern laſſen;

die Verfaſſer der Bibliothek ſind auch nunmehr genugſam bekannt; und wenn dieſe, wie er ſelbſt behauptet, zugleich die Verfaſſer der Briefe ſind, ſo kann ich gar nicht begreifen, warum er ſeinen Zorn an *mir* ausläßt. Vielleicht aber *muß* ein ehrlicher Mann wie Er, wenn es ihn nicht tödten ſoll, ſich ſeiner Galle gegen einen Unſchuldigen entladen; und in dieſem Falle ſtehe ich ſeiner Kunſtrichterei und dem Aberwitze ſeiner Freunde und ſeiner Freundinnen gar gern noch ferner zu Dienſten, und widerrufe meine Klage.

Abhandlungen.

I.

Von dem Weſen der Fabel.

Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewiſſe Abſicht verbindet, heißt ſeine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopee, durch das Drama herrſchen läßt, die Fabel ſeiner Epopee, die Fabel ſeines Drama.

Von dieſen Fabeln iſt hier die Rede nicht. Mein Gegenſtand iſt die ſogenannte *Aeſopiſche* Fabel. Auch dieſe iſt eine Erdichtung; eine Erdichtung, die auf einen gewiſſen Zweck abzielt.

Man erlaube mir, gleich Anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun, um eine Anmerkung daraus herzuholen, auf die ſich eine gewiſſe Eintheilung der Aeſopiſchen Fabel gründet, deren ich in der Folge zu oft gedenken werde, und die mir ſo bekannt nicht ſcheint, daß ich ſie, auf gut Glück, bei meinen Leſern vorausſetzen dürfte.

Aeſopus machte die meiſten ſeiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben ſich dergleichen Vorfälle meiſtens erdichtet, oder auch wohl an ganz und gar keinen Vorfall, ſondern bloß an dieſe oder jene allgemeine Wahrheit, bei Verfertigung der ihrigen, gedacht. Dieſe begnügten ſich folglich, die allgemeine Wahrheit, durch die erdichtete Geſchichte ihrer Fabel, erläutert zu haben; wenn jener noch über dieſes, die Aehnlichkeit ſeiner erdichteten Geſchichte mit dem gegenwärtigen wirklichen Vorfalle faßlich machen, und zeigen mußte, daß aus beiden, ſowohl aus der erdichteten Geſchichte, als dem wirklichen Vorfalle, ſich eben dieſelbe Wahrheit bereits ergebe, oder gewiß ergeben werde.

Und hieraus entſpringt die Eintheilung in *einfache* und *zuſammengeſetzte* Fabeln.

Einfach iſt die Fabel, wenn ich aus der erdichteten Begebenheit derſelben bloß irgend eine allgemeine Wahrheit folgern laſſe. — „Man machte der Löwin den Vorwurf, daß ſie nur ein Junges zur Welt brächte. Ja, ſprach ſie, nur eines; aber einen Löwen.“ [1] — Die Wahrheit, welche in dieſer Fabel liegt, ὅτι τὸ καλὸν οὐκ ἐν πλήθει, ἀλλ' ἀρετῇ, leuchtet ſogleich in die Augen; und die Fabel iſt *einfach*, wenn ich es bei dem Ausdrucke dieſes allgemeinen Satzes bewenden laſſe.

Zuſammengeſetzt hingegen iſt die Fabel, wenn die Wahrheit, die ſie uns anſchauend zu erkennen giebt, auf einen wirklich geſchehenen, oder doch, als wirklich geſchehen, angenommenen Fall, weiter angewendet wird. — „Ich mache, ſprach ein höhniſcher Reimer zu dem Dichter, in einem Jahre ſieben Trauerſpiele; aber du? In ſieben Jahren eines! Recht; nur eines! verſetzte der Dichter; aber eine Athalie!“ — Man mache dieſes zur Anwendung der vorigen Fabel, und die Fabel wird *zuſammengeſetzt*. Denn ſie beſteht nunmehr gleichſam aus *zwei* Fabeln, aus *zwei* einzelnen Fällen, in welchen beiden ich die Wahrheit ebendeſſelben Lehrſatzes beſtätigt finde.

Dieſe Eintheilung aber — kaum brauche ich es zu erinnern — beruhet nicht auf einer weſentlichen Verſchiedenheit der Fabeln ſelbſt, ſondern bloß auf der verſchiedenen Bearbeitung derſelben. Und aus dem Exempel ſchon hat man es erſehen, daß ebendieſelbe Fabel bald *einfach*, bald *zuſammengeſetzt* ſeyn kann. Bei dem Phädrus iſt die Fabel *von dem kreißenden Berge* eine *einfache* Fabel.

> — — — Hoc scriptum est tibi,
> Qui magna cum minaris, extricas nihil.

Ein jeder, ohne Unterſchied, der große und fürchterliche Anſtalten einer Nichtswürdigkeit wegen macht; der ſehr weit ausholt, um einen ſehr kleinen Sprung zu thun; jeder Prahler, jeder vielverſprechende Thor, von allen möglichen Arten, ſieht hier ſein Bild! Bei unſerm Hagedorn aber wird eben dieſelbe Fabel zu einer *zuſammengeſetzten* Fabel, indem er einen gebärenden ſchlechten Poeten zu dem beſondern Gegenbilde des kreißenden Berges macht.

> Ihr Götter rettet! Menſchen flieht!
> Ein ſchwangrer Berg beginnt zu kreißen,
> Und wird jetzt, eh man ſich's verſieht,
> Mit Sand und Schollen um ſich ſchmeißen ꝛc.
> — — — — — — —
>
> Suffenus ſchwitzt und lärmt und ſchäumt:
> Nichts kann den hohen Eifer zähmen;
> Er ſtampft, er knirſcht; warum? er reimt,
> Und will jetzt den Homer beſchämen ꝛc.
> — — — — — — —
>
> Allein gebt Acht, was kommt heraus?
> Hier ein Sonnet, dort eine Maus.

Dieſe Eintheilung alſo, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunſt ein tiefes Stillſchweigen beobachten, ungeachtet ihres mannichfaltigen Nutzens in der richtigern Beſtimmung verſchiedener Regeln: dieſe Eintheilung, ſage ich, vorausgeſetzt, will ich mich auf den Weg machen. Es iſt kein unbetretener Weg. Ich ſehe eine Menge Fußſtapfen vor mir, die ich zum Theil unterſuchen muß, wenn ich überall ſichere Tritte zu thun gedenke. Und in dieſer Abſicht will ich ſogleich die vornehmſten Erklärungen prüfen, welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

De la Motte.

Dieſer Mann, welcher nicht ſowohl ein großes poetiſches Genie, als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der ſich an mancherlei wagen und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die *Fabel* durch *eine unter die Allegorie einer Handlung verſteckte Lehre*. [1]

Als ſich der Sohn des ſtolzen Tarquinius bei den Gabiern nunmehr feſtgeſetzt hatte, ſchickte er heimlich einen Boten an ſeinen Vater und ließ ihn fragen, was er weiter thun ſolle? Der König, als der Bote zu ihm kam, befand ſich eben auf dem Felde, hob ſeinen Stab auf, ſchlug den höchſten Mohnſtengeln die Häupter ab, und ſprach zu dem Boten: Geh und erzähle meinem Sohne, was ich jetzt gethan habe! Der Sohn verſtand den ſtummen Befehl des Vaters, und ließ die Vornehmſten der Gabier hinrichten. [2] — Hier iſt eine allegoriſche Handlung, hier iſt eine unter die Allegorie dieſer Handlung verſteckte Lehre; aber hier iſt eine *Fabel*? Kann man ſagen, daß Tarquinius ſeine Meinung dem Sohne durch eine *Fabel* habe wiſſen laſſen? Gewiß nicht!

Jener Vater, der ſeinen uneinigen Söhnen die Vortheile der Eintracht an einem Bündel Ruthen zeigte, das ſich nicht anders als ſtückweiſe zerbrechen laſſe, machte der eine Fabel? [3]

---

[1] Fabul. Aesop. 216. Edit. Hauptmannianae.

[1] La fable est une instruction deguisee sous l'allegorie d'une action. *Discours sur la fable.*
[2] Florus. lib. I. cap. 7.
[3] Fabul. Aesop. 171.

Aber wenn eben derſelbe Vater ſeinen uneinigen Söhnen erzählt hätte, wie glücklich drei Stiere, ſo lange ſie einig waren, den Löwen von ſich abhielten, und wie bald ſie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter ſie kam, und jeder ſich ſeine eigene Weide ſuchte;[1] alsdann hätte doch der Vater ſeinen Söhnen ihr Beſtes in einer Fabel gezeigt? Die Sache iſt klar.

Folglich iſt es eben ſo klar, daß die Fabel nicht bloß eine allegoriſche Handlung, ſondern die Erzählung einer ſolchen Handlung ſeyn kann. Und dieſes iſt das erſte, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit ſeiner Allegorie? — Ein ſo fremdes Wort, womit nur wenige einen beſtimmten Begriff verbinden, ſollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbannt ſeyn. — Und wie, wenn es hier gar nicht einmal an ſeiner Stelle ſtünde? Wenn es nicht wahr wäre, daß die Handlung der Fabel an ſich ſelbſt allegoriſch ſey? Und wenn ſie es höchſtens unter gewiſſen Umſtänden nur werden könnte?

Quintilian lehrt: *Ἀλληγορία*, quam Inversionem interpretamur, aliud verbis, aliud sensu ostendit, ac etiam interim contrarium.[2] Die Allegorie ſagt das nicht, was ſie nach den Worten zu ſagen ſcheint, ſondern etwas anderes. Die neuern Lehrer der Rhetorik erinnern, daß dieſes etwas andere auf etwas anderes ähnliches einzuſchränken ſey, weil ſonſt auch jede Ironie eine Allegorie ſeyn würde.[3] Die letztern Worte des Quinctilians: ac etiam interim contrarium, ſind ihnen hierin zwar offenbar zuwider: aber es mag ſeyn.

Die Allegorie ſagt alſo nicht, was ſie den Worten nach zu ſagen ſcheint, ſondern etwas ähnliches. Und die Handlung der Fabel, wenn ſie allegoriſch ſeyn ſoll, muß das auch nicht ſagen, was ſie zu ſagen ſcheint, ſondern nur etwas ähnliches?

Wir wollen ſehen! — „Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des Mächtigern.“ — Das iſt ein allgemeiner Satz, bei welchem ich mir eine Reihe von Dingen gedenke, deren eines immer ſtärker iſt als das andere; die ſich alſo, nach der Folge ihrer verſchiedenen Stärke, unter einander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange und gern den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieſes oder jenes beſondere Ding zu fallen, deſſen Eigenſchaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will alſo auch hier, anſtatt dieſer Reihe von unbeſtimmten Dingen, eine Reihe beſtimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte mir in der Geſchichte eine Reihe von Staaten oder Königen ſuchen; aber wie viele ſind in der Geſchichte ſo bewandert, daß ſie, ſobald ich meine Staaten oder Könige nur nenne, ſich der Verhältniſſe, in welchen ſie gegen einander an Größe und Macht geſtanden, erinnern könnten? Ich würde meinen Satz nur wenigen faßlicher gemacht haben, und ich möchte ihn gern allen ſo faßlich als möglich machen. Ich falle auf die Thiere; und warum ſollte ich nicht eine Reihe von Thieren wählen dürfen, beſonders wenn es allgemein bekannte Thiere wären? Ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf — Wir kennen dieſe Thiere, wir dürfen ſie nur nennen hören, um ſogleich zu wiſſen, welches das ſtärkere oder das ſchwächere iſt. Nunmehr heißt mein Satz: der Marder frißt den Auerhahn, der Fuchs den Marder, den Fuchs der Wolf. Er frißt? Er frißt vielleicht auch nicht. Das iſt mir noch nicht gewiß genug. Ich ſage alſo: er fraß. Und ſiehe, mein Satz iſt zur Fabel geworden!

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt ein Fuchs; den Fuchs des Wolfes Zahn.[1]

Was kann ich nun ſagen, daß in dieſer Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn, der Schwächſte; der Marder, der Schwache; der Fuchs, der Starke; der Wolf der Stärkſte. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächſten, der Marder mit dem Schwachen, u. ſ. w. hier ähnliches? Aehnliches! Gleicht hier bloß der Fuchs dem Starken, und der Wolf dem Stärkſten, oder iſt jener hier der Starke, ſo wie dieſer der Stärkſte? Er iſt es. — Kurz, es heißt die Worte auf eine kindiſche Art mißbrauchen, wenn man ſagt, daß das Beſondere mit ſeinem Allgemeinen, das Einzelne mit ſeiner Art, die Art mit ihrem Geſchlechte eine Aehnlichkeit habe. Iſt dieſer Windhund, einem Windhunde überhaupt, und ein Windhund überhaupt einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet ſich nun aber unter den beſtimmten Subjecten der Fabel und den allgemeinen Subjecten ihres Satzes keine Aehnlichkeit, ſo kann auch keine Allegorie unter ihnen Statt haben. Und das Nämliche läßt ſich auf die nämliche Art von den beiderſeitigen Prädicaten erweiſen.

Vielleicht aber meint Jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Aehnlichkeit zwiſchen den beſtimmten Subjecten oder Prädicaten der Fabel und den allgemeinen Subjecten oder Prädicaten des Satzes, ſondern auf der Aehnlichkeit der Arten, wie ich eben dieſelbe Wahrheit, jetzt durch die Bilder der Fabel und jetzt vermittelſt der Worte des Satzes erkenne, beruhe. Doch das iſt ſo viel als nichts. Denn käme hier die Art der Erkenntniß in Betrachtung, und wollte man bloß wegen der anſchauenden Erkenntniß, die ich vermittelſt der Handlung der Fabel von dieſer oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegoriſch nennen, ſo würde in allen Fabeln ebendieſelbe Allegorie ſeyn, welches doch Niemand ſagen will, der mit dieſem Worte nur einigen Begriff verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer ſo klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich faſſe daher alles zuſammen und ſage: die Fabel, als eine einfache Fabel, kann unmöglich allegoriſch ſeyn.

Man erinnere ſich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede einfache Fabel auch eine zuſammengeſetzte werden kann. Wie wenn ſie alsdann allegoriſch würde? Und ſo iſt es. Denn in der zuſammengeſetzten Fabel wird ein beſonderes gegen das andere gehalten; zwiſchen zwei oder mehr Beſonderen, die unter ebendemſelben Allgemeinen begriffen ſind, iſt die Aehnlichkeit unwiderſprechlich, und die Allegorie kann folglich ſtattfinden. Nur muß man nicht ſagen, daß die Allegorie zwiſchen der Fabel und dem moraliſchen Satze ſich befinde. Sie befindet ſich zwiſchen der Fabel und dem wirklichen Falle, der zu der Fabel Gelegenheit gegeben hat, in ſo fern ſich aus beiden ebendieſelbe Wahrheit ergiebt. — Die bekannte Fabel vom Pferde, das ſich von dem Manne den Zaum anlegen ließ, und ihn auf ſeinen Rücken nahm, damit er ihm nur in ſeiner Rache, die es an dem Hirſche nehmen wollte, behülflich wäre: dieſe Fabel, ſage ich, iſt in ſo fern nicht allegoriſch, als ich mit dem Phädrus[2] bloß die allgemeine Wahrheit daraus ziehe:

Impune potius lædi, quam dedi alteri.

Bei der Gelegenheit nur, bei welcher ſie ihr Erfinder Steſichorus erzählte, ward ſie es. Er erzählte ſie nämlich, als die Himerenſer den Phalaris zum oberſten Befehlshaber ihrer Kriegsvölker gemacht hatten, und ihm noch dazu eine Leibwache geben wollten. „O ihr Himerenſer, rief er, die ihr ſo feſt entſchloſſen ſeyd, euch an „euren Feinden zu rächen; nehmt euch wohl in Acht, „oder es wird euch wie dieſem Pferde ergehen! Den „Zaum habt ihr euch bereits anlegen laſſen, indem ihr „den Phalaris zu eurem Heerführer mit unumſchränkter „Gewalt ernannt. Wollt ihr ihm nun gar eine Leibwache geben, wollt ihr ihn aufſitzen laſſen, ſo iſt „es vollends um eure Freiheit gethan.“[1] — Alles wird hier allegoriſch! Aber einzig und allein dadurch, daß das Pferd hier nicht auf jeden Beleidigten, ſondern auf die beleidigten Himerenſer; der Hirſch nicht auf jeden Beleidiger, ſondern auf die Feinde der Himerenſer; der Mann nicht auf jeden liſtigen Unterdrücker, ſondern auf den Phalaris; die Anlegung des Zaums nicht auf jeden erſten Eingriff in die Rechte der Freiheit, ſondern auf die Ernennung des Phalaris zum unumſchränkten Heerführer; und das Aufſitzen endlich nicht auf jeden letzten tödtlichen Stoß, welcher der Freiheit beigebracht wird, ſondern auf die dem Phalaris zu bewilligende Leibwache gezogen und angewandt wird.

---

[1] Fabul. Aesop. 297.

[2] Quinctilianus lib. VIII. cap. 6.

[3] Allegoria dicitur, quia *ἄλλο μὲν ἀγορεύει, ἄλλο δὲ νοεῖ.* Et istud *ἄλλο* restringi debet ad aliud simile, alias etiam omnis Ironia Allegoria esset. *Vossius Inst. Orat. lib. III.*

[1] von Hagedorn, Fabeln und Erzählungen, erſtes Buch, S. 77.

[2] Lib. IV. fab. 3.

Was folgt nun aus alle dem? Dieſes: da die Fabel nur alsdann allegoriſch wird, wenn ich dem erdichteten einzelnen Falle, den ſie enthält, einen andern ähnlichen Fall, der ſich wirklich zugetragen hat, entgegen ſtelle; da ſie es nicht an und für ſich ſelbſt iſt, in ſo fern ſie eine allgemeine moraliſche Lehre enthält: ſo gehört das Wort Allegorie gar nicht in die Erklärung derſelben. — Dieſes iſt das zweite, was ich gegen die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Und man glaube ja nicht, daß ich es bloß als ein müßiges, überflüſſiges Wort daraus verdrängen will. Es iſt hier, wo es ſteht, ein höchſt ſchädliches Wort, dem wir vielleicht eine Menge ſchlechter Fabeln zu danken haben. Man begnüge ſich nur, die Fabel in Anſehung des allgemeinen Lehrſatzes bloß allegoriſch zu machen; und man kann ſicher glauben, eine ſchlechte Fabel gemacht zu haben. Iſt aber eine ſchlechte Fabel eine Fabel? — Ein Exempel wird die Sache in ihr völliges Licht ſetzen. Ich wähle ein altes, um ohne Mißgunſt Recht haben zu können. Die Fabel nämlich von dem Mann und dem Satyr. „Der Mann bläſt in ſeine kalte Hand, „um ſeine Hand zu wärmen, und bläſt in ſeinen heißen „Brei, um ſeinen Brei zu kühlen. Was? ſagt der Satyr, du bläſeſt aus einem Munde Warm und Kalt? „Geh, mit dir mag ich nichts zu thun haben!“[2] — Dieſe Fabel ſoll lehren, ὅτι δεῖ φεύγειν ἡμᾶς τὰς φιλίας, ὧν ἀμφίβολός ἐστιν ἡ διάθεσις; die Freundſchaft aller Zweizüngler, aller Doppelleute, aller Falſchen zu fliehen. Lehrt ſie das? Ich bin nicht der erſte, der es läugnet und die Fabel für ſchlecht ausgiebt. Richer[3] ſagt, ſie ſündige wider die Richtigkeit der Allegorie; ihre Moral ſey weiter nichts als eine Anſpielung, und gründe ſich auf eine bloße Zweideutigkeit. Richer hat richtig empfunden, aber ſeine Empfindung falſch ausgedrückt. Der Fehler liegt nicht ſowohl darin, daß die Allegorie nicht richtig genug iſt, ſondern darin, daß es weiter nichts als eine Allegorie iſt. Anſtatt daß die Handlung des Mannes, die dem Satyr ſo anſtößig ſcheint, unter dem allgemeinen Subjecte des Lehrſatzes wirklich begriffen ſeyn ſollte, iſt ſie ihm bloß ähnlich. Der Mann ſollte ſich eines wirklichen Widerſpruchs ſchuldig machen, und der Widerſpruch iſt nur anſcheinend. Die Lehre warnt uns vor Leuten, die von ebenderſelben Sache ja und nein ſagen, die ebendaſſelbe Ding loben und tadeln: und die Fabel zeigt uns einen Mann, der ſeinen Athem gegen verſchiedene Dinge verſchieden braucht; der auf ganz etwas anderes jetzt ſeinen Athem warm haucht, und auf ganz etwas anderes ihn jetzt kalt bläſt.

Endlich, was läßt ſich nicht alles allegoriſiren! Man nenne mir das abgeſchmackte Mährchen, in welches ich durch die Allegorie nicht einen moraliſchen Sinn ſollte legen können! — „Die Mitknechte des Aeſopus gelüſtet „nach den trefflichen Feigen ihres Herrn. Sie eſſen ſie „auf, und als es zur Nachfrage kömmt, ſoll es der gute „Aeſop gethan haben. Sich zu rechtfertigen, trinkt Aeſop „in großer Menge laues Waſſer, und ſeine Mitknechte „müſſen ein gleiches thun. Das laue Waſſer hat ſeine „Wirkung, und die Näſcher ſind entdeckt.“ — — Was lehrt uns dieſes Hiſtörchen? Eigentlich wohl weiter nichts, als daß laues Waſſer, in großer Menge getrunken, zu einem Brechmittel werde? Und doch machte jener perſiſche Dichter[1] einen weit edlern Gebrauch davon. „Wenn man euch,“ ſpricht er, „an jenem großen Tage des Gerichts von dieſem warmen und ſiedenden Waſſer wird „zu trinken geben, alsdann wird alles an den Tag kommen, was ihr mit ſo vieler Sorgfalt vor den Augen der „Welt verborgen gehalten, und der Heuchler, den hier „ſeine Verſtellung zu einem ehrwürdigen Manne gemacht „hatte, wird mit Schande und Verwirrung überhäuft daſtehen!“ — Vortrefflich!

Ich habe nun noch eine Kleinigkeit an der Erklärung des de la Motte auszuſetzen. Das Wort Lehre (instruction) iſt zu unbeſtimmt und allgemein. Iſt jeder Zug aus der Mythologie, der auf eine phyſiſche Wahrheit anſpielt, oder in den ein tiefſinniger Baco wohl gar eine transcendentaliſche Lehre zu legen weiß, eine Fabel? Oder wenn der ſeltſame Holberg erzählt: „Die Mutter „des Teufels übergab ihm einsmals vier Ziegen, um ſie „in ihrer Abweſenheit zu bewachen. Aber dieſe machten „ihm ſo viel zu thun, daß er ſie mit aller ſeiner Kunſt „und Geſchicklichkeit nicht in der Zucht halten konnte. „Dieſſalls ſagte er zu ſeiner Mutter nach ihrer Zurückkunft: Liebe Mutter, hier ſind eure Ziegen! Ich will „lieber eine ganze Compagnie Reiter bewachen, als eine „einzige Ziege.“ — Hat Holberg eine Fabel erzählt? Wenigſtens iſt eine Lehre in dieſem Dinge. Denn er ſetzt ſelbſt mit ausdrücklichen Worten dazu: „Dieſe Fabel zeigt, daß keine Kreatur weniger in der Zucht zu „halten iſt als eine Ziege.“[2] — Eine wichtige Wahrheit! Niemand hat die Fabel ſchändlicher gemißhandelt als dieſer Holberg! — Und es mißhandelt ſie jeder, der eine andere als moraliſche Lehre darin vorzutragen ſich einfallen läßt.

Richer.

Richer iſt ein anderer franzöſiſcher Fabuliſt, der ein wenig beſſer erzählt als de la Motte, in Anſehung der Erfindung aber weit unter ihm ſteht. Auch dieſer hat uns ſeine Gedanken über dieſe Dichtungsart nicht vorenthalten wollen, und erklärt die Fabel durch ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegoriſchen Bilde verſteckte Regel enthalte.[3]

---

[1] Aristoteles Rhetor. lib. II. cap. 20.

[2] Fab. Aesop. 126.

[3] — — contre la justesse de l'allegorie. — — Sa morale n'est qu'une allusion, et n'est fondée que sur un jeu de mots equivoques. *Fables nouvelles, Preface*, p. 10.

[1] *Herbelot Bibl. Orient.* p. 516. Lorsque l'on vous donnera à boire de cette eau chaude et brûlante, dans la question du Jugement dernier, tout ce que vous avez cache avec tant de soin, paroitra aux yeux de tout le monde, et celui qui aura acquis de l'estime par son hypocrisie et par son déguisement, sera pour lors couvert de honte et de confusion.

[2] Moraliſche Fabeln des Baron von Holbergs. S. 103.

[3] La Fable est un petit Poëme qui contient un precepte caché sous une image allegorique. *Fables nouvelles, Preface*, p. 9.

Richer hat die Erklärung des de la Motte offenbar vor Augen gehabt. Und vielleicht hat er ſie gar verbeſſern wollen. Aber das iſt ihm ſehr ſchlecht gelungen.

Ein kleines Gedicht? (Poëme) — Wenn Richer das Weſen eines Gedichts in die bloße Fiction ſetzt, ſo bin ich es zufrieden, daß er die Fabel ein Gedicht nennt. Wenn er aber auch die poetiſche Sprache und ein gewiſſes Sylbenmaaß als nothwendige Eigenſchaften eines Gedichtes betrachtet: ſo kann ich ſeiner Meinung nicht ſeyn. — Ich werde mich weiter unten hierüber ausführlicher erklären.

Eine Regel? (Precepte) — Dieſes Wort iſt nichts beſtimmter als das Wort Lehre des de la Motte. Alle Künſte, alle Wiſſenſchaften haben Regeln, haben Vorſchriften. Die Fabel aber ſteht einzig und allein der Moral zu. Von einer andern Seite hingegen betrachtet, iſt Regel oder Vorſchrift hier ſogar noch ſchlechter als Lehre, weil man unter Regel und Vorſchrift eigentlich nur ſolche Sätze verſteht, die unmittelbar auf die Beſtimmung unſers Thuns und Laſſens gehen. Von dieſer Art aber ſind nicht alle moraliſche Lehrſätze der Fabel. Ein großer Theil derſelben ſind Erfahrungsſätze, die uns nicht ſowohl von dem, was geſchehen ſollte, als vielmehr von dem, was wirklich geſchieht, unterrichten. Iſt die Sentenz:

In principatu commutando civium
Nil præter domini nomen mutant pauperes;

eine Regel, eine Vorſchrift? Und gleichwohl iſt ſie das Reſultat einer von den ſchönſten Fabeln des Phädrus.[1] Es iſt zwar wahr, aus jedem ſolchen Erfahrungsſatze können leicht eigentliche Vorſchriften und Regeln gezogen werden. Aber was in dem fruchtbaren Satze liegt, das liegt nicht darum auch in der Fabel. Und was müßte das für eine Fabel ſeyn, in welcher ich den Satz mit allen ſeinen Folgerungen auf einmal anſchauend erkennen ſollte?

Unter einem allegoriſchen Bilde? — Ueber das Allegoriſche habe ich mich bereits erklärt. Aber Bild (Image)! Unmöglich kann Richer dieſes Wort mit Bedacht gewählt haben. Hat er es vielleicht nur ergriffen, um vom de la Motte lieber auf Gerathewohl abzugehen, als nach ihm Recht zu haben? — Ein Bild heißt überhaupt jede ſinnliche Vorſtellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig iſt, ſondern allein die, in der es ſich in einem und ebendemſelben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich alſo zwar wohl eine moraliſche Wahrheit erkennen, aber es iſt darum noch keine Fabel. Der mitten im Waſſer dürſtende Tantalus iſt ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeigt, man könne auch bei dem größten Ueberfluße darben. Aber iſt dieſes Bild deßwegen eine Fabel? So auch folgendes kleine Gedicht:

Cursu veloci pendens in novacula,
Calvus, comosa fronte, nudo corpore,
Quem si occuparis, teneas; elapsum semel
Non ipse possit Jupiter reprehendere;
Occasionem rerum significat brevem.
  Effectus impediret ne segnis mora,
Finxere antiqui talem effigiem temporis.

Wer wird dieſe Zeilen für eine Fabel erkennen, ob ſie ſchon Phädrus als eine ſolche unter ſeinen Fabeln mit unterlaufen läßt?[2] Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema würde eine Fabel ſeyn, wenn ſie nicht eine Mannichfaltigkeit von Bildern und zwar zu Einem Zwecke übereinſtimmenden Bildern, wenn ſie mit einem Worte nicht das nothwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.

Eine Handlung nenne ich eine Folge von Veränderungen, die zuſammen Ein Ganzes ausmachen.

Dieſe Einheit des Ganzen beruht auf der Uebereinſtimmung aller Theile zu einem Endzwecke.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, iſt der moraliſche Lehrſatz.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was ſie erzählt, eine Folge von Veränderungen iſt, und jede dieſer Veränderungen etwas dazu beiträgt, die einzelnen Begriffe, aus welchen der moraliſche Lehrſatz beſteht, anſchauend erkennen zu laſſen.

Was die Fabel erzählt, muß eine Folge von Veränderungen ſeyn. Eine Veränderung, oder auch mehrere Veränderungen, die nur neben einander beſtehen und nicht auf einander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es für eine untrügliche Probe angeben, daß eine Fabel ſchlecht iſt, daß ſie den Namen der Fabel gar nicht verdient, wenn ihre vermeinte Handlung ſich ganz malen läßt. Sie enthält alsdann ein bloßes Bild, und der Maler hat keine Fabel, ſondern ein Emblema gemalt. — „Ein Fiſcher, indem „er ſein Netz aus dem Meere zog, blieb der größern „Fiſche, die ſich darin gefangen hatten, zwar habhaft, „die kleinſten aber ſchlupften durch das Netz durch und „gelangten glücklich wieder ins Waſſer." — Dieſe Erzählung befindet ſich unter den äſopiſchen Fabeln,[1] aber ſie iſt keine Fabel; wenigſtens eine ſehr mittelmäßige. Sie hat keine Handlung, ſie enthält ein bloßes einzelnes Factum, das ſich ganz malen läßt; und wenn ich dieſes einzelne Factum, dieſes Zurückbleiben der größern und dieſes Durchſchlupfen der kleinen Fiſche auch mit noch ſo viel andern Umſtänden erweiterte, ſo würde doch in ihm allein und nicht in den andern Umſtänden zugleich mit der moraliſche Lehrſatz liegen.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzählt, eine Folge von Veränderungen iſt; alle dieſe Veränderungen müſſen zuſammen nur einen einzigen anſchauenden Begriff in mir erwecken. Erwecken ſie deren mehrere, liegt mehr als ein moraliſcher Lehrſatz in der vermeinten Fabel, ſo fehlt der Handlung ihre Einheit, ſo fehlt ihr das, was ſie eigentlich zur Handlung macht, und ſie kann, richtig zu ſprechen, keine Handlung, ſondern muß eine Begebenheit heißen. — Ein Exempel:

Lucernam fur accendit ex ara Jovis,
Ipsumque compilavit ad lumen suum;
Onustus qui sacrilegio cum discederet,
Repente vocem sancta misit Religio:
Malorum quamvis ista fuerint munera,
Mihique invisa, ut non offendar subripi;
Tamen, sceleste, spiritu culpam lues,
Olim cum adscriptus venerit pœnæ dies.
Sed ne ignis noster facinori præluceat,
Per quem verendos excolit pietas Deos,
Veto esse tale luminis commercium.
Ita hodie, nec lucernam de flamma Deûm
Nec de lucerna fas est accendi sacrum.

Was hat man hier geleſen? Ein Hiſtörchen, aber keine Fabel. Ein Hiſtörchen trägt ſich zu; eine Fabel wird erdichtet. Von der Fabel alſo muß ſich ein Grund angeben laſſen, warum ſie erdichtet worden, da ich den Grund, warum ſich jenes zugetragen, weder zu wiſſen, noch anzugeben gehalten bin. Was wäre nun der Grund, warum dieſe Fabel erdichtet worden, wenn es anders eine Fabel wäre? Recht billig zu urtheilen, könnte es kein anderer als dieſer ſeyn: der Dichter habe einen wahrſcheinlichen Anlaß zu dem doppelten Verbote, „weder von dem heiligen Feuer ein gemeines Licht, noch von einem gemeinen Lichte das heilige Feuer anzuzünden," erzählen wollen. Aber wäre das eine moraliſche Abſicht, dergleichen der Fabuliſt doch nothwendig haben ſoll? Zur Noth könnte zwar dieſes einzelne Verbot zu einem Bilde des allgemeinen Verbots dienen, „daß das Heilige mit dem Unheiligen, das Gute mit dem Böſen in keiner Gemeinſchaft ſtehen ſoll.“ Aber was tragen alsdann die übrigen Theile der Erzählung zu dieſem Bilde bei? Zu dieſem gar nichts, ſondern ein jeder iſt vielmehr das Bild, der einzelne Fall einer ganz andern allgemeinen Wahrheit. Der Dichter hat es ſelbſt empfunden, und hat ſich aus der Verlegenheit, welche Lehre er allein daraus ziehen ſolle, nicht beſſer zu reißen gewußt, als wenn er deren ſo viele daraus zöge, als ſich nur immer ziehen ließen. Denn er ſchließt:

---

[1] Libr. I. Fab. 15.
[2] Libr. V. Fab. 8.

[1] Fab. Aesop. 126.

Quot res contineat hoc argumentum utiles,
Non explicabit alius, quam qui repperit.
Significat primo, sæpe, quos ipse alueris,
Tibi inveniri maxime contrarios.
Secundo ostendit, scelera non ira Deûm,
Fatorum dicto sed puniri tempore.
Novissime interdicit, ne cum malefico
Usum bonus consociet ullius rei.

Eine elende Fabel, wenn niemand anders als ihr Erfinder es erklären kann, wie viel nützliche Dinge ſie enthalte! Wir hätten an einem genug! — Kaum ſollte man es glauben, daß einer von den Alten, einer von dieſen großen Meiſtern in der Einfalt ihrer Plane uns dieſes Hiſtörchen für eine Fabel[1] verkaufen können.

Breitinger.

Ich würde von dieſem großen Kunſtrichter nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall Recht hätte. — Er giebt uns aber eine doppelte Erklärung von der Fabel.[2] Die eine hat er von dem de la Motte entlehnt, und die andere iſt ihm ganz eigen.

Nach jener verſteht er unter der Fabel „eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweiſung.“ — Der klare, überſetzte de la Motte! Und der ein wenig gewäſſerte, könnte man noch dazuſetzen. Denn was ſollen die Beiwörter: wohlgerathene Allegorie; ähnliche Handlung? Sie ſind höchſt überflüſſig.

Doch ich habe eine andere wichtigere Anmerkung auf ihn verſpart. Richer ſagt: die Lehre ſoll unter dem allegoriſchen Bilde verſteckt (cache) ſeyn. Verſteckt! welch ein unſchickliches Wort! In manchem Räthſel ſind Wahrheiten, in den pythagoriſchen Denkſprüchen ſind moraliſche Lehren verſteckt, aber in keiner Fabel. Die Klarheit, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Lehre aus allen Theilen einer guten Fabel auf einmal hervorſtrahlt, hätte durch ein ander Wort als durch das ganz widerſprechende verſteckt ausgedrückt zu werden verdient. Sein Vorgänger de la Motte hatte ſich um ein gut Theil feiner erklärt; er ſagt doch nur verkleidet (deguise). Aber auch verkleidet iſt noch viel zu unrichtig, weil auch verkleidet den Nebenbegriff einer mühſamen Erkennung mit ſich führt. Und es muß gar keine Mühe koſten, die Lehre in der Fabel zu erkennen; es müßte vielmehr, wenn ich ſo reden darf, Mühe und Zwang koſten, ſie darin nicht zu erkennen. Aufs höchſte würde ſich dieſes verkleidet nur in Anſehung der zuſammengeſetzten Fabel entſchuldigen laſſen. In Anſehung der einfachen iſt es durchaus nicht zu dulden. Von zwei ähnlichen einzelnen Fällen kann zwar einer durch den andern ausgedrückt, einer in den andern verkleidet werden; aber wie man das Allgemeine in das Beſondere verkleiden könne, das begreife ich ganz und gar nicht. Wollte man mit aller Gewalt ein ähnliches Wort hier brauchen, ſo müßte es anſtatt verkleiden wenigſtens einkleiden heißen.

Von einem deutſchen Kunſtrichter hätte ich überhaupt dergleichen figürliche Wörter in einer Erklärung nicht erwartet. Ein Breitinger hätte es den ſchön vernünftelnden Franzoſen überlaſſen ſollen, ſich damit aus dem Handel zu wickeln, und ihm würde es ſehr wohl angeſtanden haben, wenn er uns mit den trockenen Worten der Schule belehrt hätte, daß die moraliſche Lehre in die Handlung weder verſteckt, noch verkleidet, ſondern durch ſie der anſchauenden Erkenntniß fähig gemacht werde. Ihm würde es erlaubt geweſen ſeyn, uns von der Natur dieſer auch der roheſten Seele zukommenden Erkenntniß, von der mit ihr verknüpften ſchnellen Ueberzeugung, von ihrem daraus entſpringenden mächtigen Einfluſſe auf den Willen das Nöthige zu lehren. Eine Materie, die durch den ganzen ſpeculativiſchen Theil der Dichtkunſt von dem größten Nutzen iſt, und von unſerm Weltweiſen ſchon genugſam erläutert war.[1] — Was Breitinger aber damals unterlaſſen, das iſt mir jetzt nachzuholen nicht mehr erlaubt. Die philoſophiſche Sprache iſt ſeitdem unter uns ſo bekannt geworden, daß ich mich der Wörter anſchauen, anſchauender Erkenntniß, gleich von Anfang als ſolcher Wörter ohne Bedenken habe bedienen dürfen, mit welchen nur wenige nicht einerlei Begriff verbinden.

Ich käme zu der zweiten Erklärung, die uns Breitinger von der Fabel giebt. Doch ich bedenke, daß ich dieſe bequemer an einem andern Orte werde unterſuchen können. — Ich verlaſſe ihn alſo.

Batteux.

Batteux erklärt die Fabel kurz weg durch die Erzählung einer allegoriſchen Handlung.[2] Weil er es zum Weſen der Allegorie macht, daß ſie eine Lehre oder Wahrheit verberge, ſo hat er ohne Zweifel geglaubt, des moraliſchen Satzes, der in der Fabel zum Grunde liegt, in ihrer Erklärung gar nicht erwähnen zu dürfen. Man ſieht ſogleich, was von meinen bisherigen Anmerkungen auch wider dieſe Erklärung anzuwenden iſt. Ich will mich daher nicht wiederholen, ſondern bloß die fernere Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, unterſuchen.

„Eine Handlung, ſagt Batteux, iſt eine Unternehmung, die mit Wahl und Abſicht geſchieht. — Die Handlung ſetzt außer dem Leben und der Wirkſamkeit auch Wahl und Endzweck voraus und kömmt nur vernünftigen Weſen zu.“

Wenn dieſe Erklärung ihre Richtigkeit hat, ſo mögen wir nur neun Zehntheile von allen exiſtirenden Fabeln ausſtreichen. Aeſopus ſelbſt wird alsdann deren kaum zwei oder drei gemacht haben, welche die Probe halten. — „Zwei Hähne kämpfen mit einander. Der Beſiegte verkriecht ſich. Der Sieger fliegt auf das Dach, ſchlägt ſtolz mit den Flügeln und kräht. Plötzlich ſchießt ein Adler auf den Sieger herab und zerfleiſcht ihn.“[3] — Ich habe das allezeit für eine ſehr glückliche Fabel gehalten, und doch fehlt ihr nach dem Batteux die Handlung. Denn wo iſt hier eine Unternehmung, die mit Wahl und Abſicht geſchähe? — „Der Hirſch betrachtet ſich in einer ſpiegelnden Quelle; er ſchämt ſich ſeiner dürren Läufe und freut ſich ſeines ſtolzen Geweihes. Aber nicht lange! Hinter ihm ertönt die Jagd; ſeine dürren Läufe bringen ihn glücklich ins Gehölze; da verſtrickt ihn ſein ſtolzes

---

[1] Phædrus libr. IV. Fab. 11.

[2] Der kritiſchen Dichtkunſt erſten Bandes ſiebenter Abſchnitt. S. 194.

[1] Ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Herr Breitinger das, was Wolf ſchon damals von der Fabel gelehrt hatte, auch nicht im geringſten gekannt zu haben ſcheint. Wolfii Philosophiæ practicæ universalis Pars posterior §. 302 — 323. Dieſer Theil erſchien 1734, und die Breitinger'ſche Dichtkunſt erſt das Jahr darauf.

[2] Principes de Litterature, Tome II. I. Partie, p. V. L'Apologue est le récit d'une action allegorique etc.

[3] Aesop. Fab. 145.

Geweih: er wird erreicht."[1] — Auch hier ſehe ich keine Unternehmung, keine Abſicht. Die Jagd iſt zwar eine Unternehmung, und der fliehende Hirſch hat die Abſicht, ſich zu retten; aber beide Umſtände gehören eigentlich nicht zur Fabel, weil man ſie ohne Nachtheil derſelben weglaſſen und verändern kann. Und dennoch fehlt es ihr nicht an Handlung. Denn die Handlung liegt in dem falſch befundenen Urtheile des Hirſches. Der Hirſch urtheilt falſch, und lernt gleich darauf aus der Erfahrung, daß er falſch geurtheilt habe. Hier iſt alſo eine Folge von Veränderungen, die einen einzigen anſchauenden Begriff in mir erwecken. — Und das iſt meine obige Erklärung der Handlung, von der ich glaube, daß ſie auf alle gute Fabeln paſſen wird.

Giebt es aber doch wohl Kunſtrichter, welche einen noch engern, und zwar ſo materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß ſie nirgends Handlung ſehen, als wo die Körper ſo thätig ſind, daß ſie eine gewiſſe Veränderung des Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerſpiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzeſſin ohnmächtig wird, die Helden ſich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs ſpringt, der Wolf zerreißt und der Froſch die Maus ſich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenſchaften, jede Folge von verſchiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung ſey; vielleicht weil ſie viel zu mechaniſch denken und fühlen, als daß ſie ſich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären. — Ernſthafter ſie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe ſeyn. Es iſt aber nur Schade, daß ſie ſich einigermaßen mit dem Batteux ſchützen, wenigſtens behaupten können, ihre Erklärung mit ihm aus einerlei Fabeln abſtrahirt zu haben. Denn wirklich, auf welche Fabel die Erklärung des Batteux paßt, paßt auch ihre, ſo abgeſchmackt ſie immer iſt.

Batteux, wie ich wohl darauf wetten wollte, hat bei ſeiner Erklärung nur die erſte Fabel des Phädrus vor Augen gehabt, die er mehr als einmal une des plus belles et des plus celèbres de l'antiquité nennt. Es iſt wahr, in dieſer iſt die Handlung ein Unternehmen, das mit Wahl und Abſicht geſchieht. Der Wolf nimmt ſich vor, das Schaf zu zerreißen, fauce improba incitatus; er will es aber nicht ſo plump zu, er will es mit einem Scheine des Rechts thun, und alſo jurgii causam intulit. — Ich ſpreche dieſer Fabel ihr Lob nicht ab; ſie iſt ſo vollkommen, als ſie nur ſeyn kann. Allein ſie iſt nicht deßwegen vollkommen, weil ihre Handlung ein Unternehmen iſt, das mit Wahl und Abſicht geſchieht, ſondern weil ſie ihrer Moral, die von einem ſolchen Unternehmen ſpricht, ein völliges Genüge thut. Die Moral iſt:[2] οἷς πρόθεσις ἀδικεῖν, παρ᾽ αὐτοῖς οὐ δικαιολογία ἰσχύει. Wer den Vorſatz hat, einen Unſchuldigen zu unterdrücken, der wird es zwar μετ᾽ εὐλόγου αἰτίας zu thun ſuchen; er wird einen ſcheinbaren Vorwand wählen, aber ſich im Geringſten nicht von ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe abbringen laſſen, wenn ſein Vorwand gleich völlig zu Schanden gemacht wird. Dieſe Moral redet von einem Vorſatze (dessein); ſie redet von gewiſſen, vor andern vorzüglich gewählten Mitteln, dieſen Vorſatz zu vollführen (choix), und folglich muß auch in der Fabel etwas ſeyn, was dieſem Vorſatze, dieſen gewählten Mitteln entſpricht; es muß in der Fabel ſich ein Unternehmen finden, das mit Wahl und Abſicht geſchieht. Dieß dadurch wird ſie zu einer vollkommenen Fabel, welches ſie nicht ſeyn würde, wenn ſie den geringſten Zug mehr oder weniger enthielte, als den Lehrſatz anſchauend zu machen nöthig iſt. Batteux bemerkt alle ihre kleinen Schönheiten des Ausdrucks, und ſtellt ſie von dieſer Seite in ein ſehr vortheilhaftes Licht; nur ihre weſentliche Vortrefflichkeit läßt er unerörtert, und verleitet ſeine Leſer ſogar, ſie zu verkennen. Er ſagt nämlich, die Moral, die aus dieſer Fabel fließe, ſey: que le plus faible est souvent opprimé par le plus fort. Wie ſeicht! Wie falſch! wenn ſie weiter nichts als dieſes lehren ſollte, ſo hätte wahrlich der Dichter die fictæ causæ des Wolfs ſehr vergebens, ſehr für die lange Weile erfunden; ſeine Fabel ſagte mehr, als er damit hätte ſagen wollen, und wäre, mit einem Worte, ſchlecht.

Ich will mich nicht in mehrere Exempel zerſtreuen. Man unterſuche es nur ſelbſt, und man wird durchgängig finden, daß es bloß von der Beſchaffenheit des Lehrſatzes abhängt, ob die Fabel eine ſolche Handlung, wie ſie Batteux ohne Ausnahme fordert, haben muß oder entbehren kann. Der Lehrſatz der jetzt erwähnten Fabel des Phädrus machte ſie, wie wir geſehen, nothwendig; aber thun es deßwegen alle Lehrſätze? Sind alle Lehrſätze von dieſer Art? Oder haben allein die, welche es ſind, das Recht, in eine Fabel eingekleidet zu werden? Iſt z. E. der Erfahrungsſatz:

> Laudatis utiliora quæ contemseris
> Sæpe inveniri

nicht werth, in einem einzelnen Falle, welcher die Stelle einer Demonſtration vertreten kann, erkannt zu werden? Und wenn er es iſt, was für ein Unternehmen, was für eine Abſicht, was für eine Wahl liegt darin, welche der Dichter auch in der Fabel auszudrücken gehalten wäre?

So viel iſt wahr, wenn aus einem Erfahrungsſatze unmittelbar eine Pflicht, etwas zu thun oder zu laſſen, folgt, ſo thut der Dichter beſſer, wenn er die Pflicht, als wenn er den bloßen Erfahrungsſatz in ſeiner Fabel ausdrückt. — „Groß ſeyn, iſt nicht immer ein Glück." — Dieſen Erfahrungsſatz in eine ſchöne Fabel zu bringen, möchte kaum möglich ſeyn. Die obige Fabel von dem Fiſcher, welcher nur der größten Fiſche habhaft bleibt, indem die kleinern glücklich durch das Netz durchſchlupfen, iſt in mehr als einer Betrachtung ein ſehr mißlungener Verſuch. Aber wer heißt auch dem Dichter, die Wahrheit von dieſer ſchielenden und unfruchtbaren Seite nehmen? Wenn groß ſeyn nicht immer ein Glück iſt, ſo iſt es oft ein Unglück; und wehe dem, der wider ſeinen Willen groß ward, den das Glück ohne ſein Zuthun erhob, um ihn ohne ſein Verſchulden deſto elender zu machen! Die großen Fiſche mußten groß werden; es ſtand nicht bei ihnen, klein zu bleiben. Ich danke dem Dichter für kein Bild, in welchem eben ſo viele ihr Unglück als ihr Glück erkennen. Er ſoll niemanden mit ſeinen Umſtänden unzufrieden machen; und hier macht er doch, daß es die Großen mit den übrigen ſeyn müſſen. Nicht das Groß ſeyn, ſondern die eitle Begierde, groß zu werden (κενοδοξεῖν), ſollte er uns als eine Quelle des Unglücks zeigen. Und das that jener Alte,[1] der die Fabel von den Mäuſen und Wieſeln erzählte. „Die Mäuſe glaubten, daß ſie nur deßwegen in ihrem Kriege mit den Wieſeln ſo unglücklich wären, weil ſie keine Heerführer hätten, und beſchloſſen dergleichen zu wählen. Wie rang nicht dieſe und jene ehrgeizige Maus, es zu werden! Und wie theuer kam ihr am Ende dieſer Vorzug zu ſtehen! Die Eiteln banden ſich Hörner auf,

> — — — ut conspicuum in prælio
> Haberent signum, quod sequerentur milites;

und dieſe Hörner, als ihr Heer dennoch wieder geſchlagen ward, hinderten ſie, ſich in ihre engen Löcher zu retten,

> Hæsere in portis, suntque capti ab hostibus;
> Quos immolatos victor avidis dentibus
> Capacis alvi mersit tartareo specu."

Dieſe Fabel iſt ungleich ſchöner. Wodurch iſt ſie es aber anders geworden, als dadurch, daß der Dichter die Moral beſtimmter und fruchtbarer angenommen hat? Er hat das Beſtreben nach einer eiteln Größe, und nicht die Größe überhaupt zu ſeinem Gegenſtande gewählt; und nur durch dieſes Beſtreben, durch dieſe eitle Größe iſt natürlicher Weiſe auch in ſeine Fabel das Leben gekommen, das uns ſo ſehr in ihr gefällt.

---

[1] Fab. Aesop. 181.

[2] Fab. Aesop. 230.

[1] Fab. Aesop. 143. Phædrus libr. IV. Fab. 5.

Ueberhaupt hat Batteux die Handlung der Aeſopiſchen Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu ſehr verwirrt. Die Handlung der beiden letztern muß außer der Abſicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr ſelbſt zukommende Abſicht haben. Die Handlung der erſtern braucht dieſe innere Abſicht nicht, und ſie iſt vollkommen genug, wenn nur der Dichter ſeine Abſicht damit erreicht. Der heroiſche und dramatiſche Dichter machen die Erregung der Leidenſchaften zu ihrem vornehmſten Endzwecke. Er kann ſie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenſchaften; und nachahmen kann er die Leidenſchaften nicht anders, als wenn er ihnen gewiſſe Ziele ſetzt, welchen ſie ſich zu nähern, oder von welchen ſie ſich zu entfernen ſtreben. Er muß alſo in die Handlung ſelbſt Abſichten legen, und dieſe Abſichten unter eine Hauptabſicht ſo zu bringen wiſſen, daß verſchiedene Leidenſchaften neben einander beſtehen können. Der Fabuliſt hingegen hat mit unſern Leidenſchaften nichts zu thun, ſondern allein mit unſerer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzelnen moraliſchen Wahrheit lebendig überzeugen. Das iſt ſeine Abſicht, und dieſe ſucht er, nach Maaßgebung der Wahrheit durch die ſinnliche Vorſtellung einer Handlung bald mit, bald ohne Abſichten zu erhalten. Sobald er ſie erhalten hat, iſt es ihm gleichviel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endſchaft erreicht hat, oder nicht. Er läßt ſeine Perſonen oft mitten auf dem Wege ſtehen, und denkt im geringſten nicht daran, unſerer Neugierde ihretwegen ein Genüge zu thun. „Der Wolf beſchuldigt den Fuchs eines Diebſtahls. Der Fuchs läugnet die That. Der Affe ſoll Richter ſeyn. Kläger und Beklagter bringen ihre Gründe und Gegengründe vor. Endlich ſchreitet der Affe zum Urtheil:[1]

Tu non videris perdidisse, quod petis;
Te credo surripuisse, quod pulchre negas."

Die Fabel iſt aus; denn in dem Urtheil des Affen liegt die Moral, die der Fabuliſt zum Augenmerk gehabt hat. Iſt aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derſelben verſpricht? Man bringe dieſe Geſchichte in Gedanken auf die komiſche Bühne, und man wird ſogleich ſehen, daß ſie durch einen ſinnreichen Einfall abgeſchnitten, aber nicht geendigt iſt. Der Zuſchauer iſt nicht zufrieden, wenn er voraus ſieht, daß die Streitigkeit hinter der Scene wieder von vorne angehen muß. — „Ein armer geplagter Greis ward unwillig, warf ſeine Laſt von dem Rücken, und rief den Tod. Der Tod erſcheint. Der Greis erſchrickt und fühlt betroffen, daß elend leben doch beſſer als gar nicht leben iſt. Nun, was ſoll ich? fragt der Tod. Ach, lieber Tod, mir meine Laſt wieder aufhelfen."[2] — Der Fabuliſt iſt glücklich, und zu unſerm Vergnügen an ſeinem Ziele. Aber auch die Geſchichte? Wie ging es dem Greiſe? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle ſolche Fragen bekümmert ſich der Fabuliſt nicht; der dramatiſche Dichter aber muß ihnen vorbauen.

Und ſo wird man hundert Beiſpiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit wenigerm begnügen, als zu einer Handlung für das Heldengedicht oder das Drama. Will man daher eine allgemeine Erklärung von der Handlung geben, ſo kann man unmöglich die Erklärung des Batteux dafür brauchen, ſondern muß ſie nothwendig ſo weitläuftig machen, als ich es eben gethan habe. — Aber der Sprachgebrauch? wird man einwerfen. Ich geſtehe es; dem Sprachgebrauche nach heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewiſſen Vorſatz zufolge unternommen wird; dem Sprachgebrauch nach muß dieſer Vorſatz ganz erreicht ſeyn, wenn man ſoll ſagen können, daß die Handlung zu Ende ſey. Allein was folgt hieraus? Dieſes, wem der Sprachgebrauch ſo gar heilig iſt, daß er ihn auf keine Weiſe zu verletzen wagt, der enthalte ſich des Worts Handlung, inſofern es eine weſentliche Eigenſchaft der Fabel ausdrücken ſoll, ganz und gar. —

Und, alles wohl überlegt, dem Rathe werde ich ſelbſt folgen. Ich will nicht ſagen, die moraliſche Lehre werde in der Fabel durch eine Handlung ausgedrückt; ſondern ich will lieber ein Wort von einem weitern Umfange ſuchen und ſagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzelnen Fall zurückgeführt. Dieſer einzelne Fall wird allezeit das ſeyn, was ich oben unter dem Worte Handlung verſtanden habe; das aber, was Batteux darunter verſteht, wird er nur dann und wann ſeyn. Er wird allezeit eine Folge von Veränderungen ſeyn, die durch die Abſicht, die der Fabuliſt damit verbindet, zu einem Ganzen werden. Sind ſie es auch außer dieſer Abſicht, deſto beſſer! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freier, moraliſcher Weſen ſeyn müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Denn ſie ſollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das ſich nur von moraliſchen Weſen ſagen läßt, mit begriffen iſt. Und darin hat Batteux freilich recht, daß das, was er die Handlung der Fabel nennt, bloß vernünftigen Weſen zukomme. Nur kömmt es ihnen nicht deßwegen zu, weil es ein Unternehmen mit Abſicht iſt, ſondern weil es Freiheit vorausſetzt. Denn die Freiheit handelt zwar allezeit aus Gründen, aber nicht allezeit aus Abſichten. — —

Sind es meine Leſer nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigſtens bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux ſind Kunſtrichter von allerlei Art, mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man iſt in Gefahr ſich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man ſich um gar keine Vorgänger bekümmert, und man verſäumt ſich ohne Noth, wenn man ſich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Hui, daß mir meine Leſer alles, was ich mir ſo mühſam erſtritten habe, von ſelbſt geſchenkt hätten! — In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, ſondern ein allgemeiner moraliſcher Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, ſondern auf einen einzelnen Fall, nicht verſteckt oder verkleidet, ſondern ſo zurückgeführt, daß ich nicht bloß einige Aehnlichkeiten mit dem moraliſchen Satze in ihm entdecke, ſondern dieſen ganz anſchauend darin erkenne.

Und das iſt das Weſen der Fabel? Das iſt es, ganz erſchöpft? — Ich wollte es gern meine Leſer bereden, wenn ich es nur erſt ſelbſt glaubte. — Ich leſe bei dem Ariſtoteles:[1] „Eine obrigkeitliche Perſon durch das Loos ernennen, iſt eben, als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann braucht, es auf das Loos ankommen ließe, welcher von ſeinen Matroſen es ſeyn ſollte, anſtatt daß er den allergeſchickteſten dazu unter ihnen mit Fleiß ausſuchte." — Hier ſind zwei beſondere Fälle, die unter eine allgemeine moraliſche Wahrheit gehören. Der eine iſt der ſich eben jetzt äußernde, der andere iſt der erdichtete. Iſt dieſer erdichtete eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten laſſen. — Aber wenn es bei dem Ariſtoteles ſo hieße: „Ihr wollt euern Magiſtrat durch das Loos ernennen?

---

[1] Phædrus libr. I. Fab. 10.
[2] Fab. Aesop. 20.

[1] Aristoteles Rhetor. libr. II. cap. 20.

Ich ſorge, es wird euch gehen wie jenem Schiffsherrn, der, als es ihm an einem Steuermanne fehlte ꝛc.“ Das verſpricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Veränderung iſt damit vorgegangen? Man betrachte alles genau, und man wird keine finden, als dieſe: dort ward der Schiffsherr durch ein als wenn eingeführt, er ward bloß als möglich betrachtet, und hier hat er die Wirklichkeit erhalten; es iſt hier ein gewiſſer, es iſt jener Schiffsherr.

Das trifft den Punkt! Der einzelne Fall, aus welchem die Fabel beſteht, muß als wirklich vorgeſtellt werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit deſſelben, ſo iſt es ein Beiſpiel, eine Parabel. — Es verlohnt ſich der Mühe, dieſen wichtigen Unterſchied, aus welchem man allein ſo viel zweideutigen Fabeln das Urtheil ſprechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den Aeſopiſchen Fabeln des Planudes lieſt man auch folgendes: „Der Biber iſt ein vierfüßiges Thier, das meiſtens im Waſſer wohnt, und deſſen Geilen in der Medicin von großem Nutzen ſind. Wenn nun dieſes Thier von den Menſchen verfolgt wird, und ihnen nicht mehr entkommen kann, was thut es? Es beißt ſich ſelbſt die Geilen ab, und wirft ſie ſeinen Verfolgern zu. Denn es weiß gar wohl, daß man ihm nur dieſerwegen nachſtellt, und es ſein Leben und ſeine Freiheit wohlfeiler nicht erkaufen kann.“[1] — Iſt das eine Fabel? Es liegt wenigſtens eine vortreffliche Moral darin. Und dennoch wird ſich niemand bedenken, ihr den Namen einer Fabel abzuſprechen. Nur über die Urſache, warum er ihr abzuſprechen ſey, werden ſich vielleicht die meiſten bedenken, und uns doch endlich eine falſche angeben. Es iſt nichts als eine Naturgeſchichte, würde man vielleicht mit dem Verfaſſer der kritiſchen Briefe[2] ſagen. Aber gleichwohl, würde ich mit eben dieſem Verfaſſer antworten, handelt hier der Biber nicht aus bloßem Inſtinkt, er handelt aus freier Wahl und nach freier Ueberlegung; denn er weiß es, warum er verfolgt wird (γινώσκων οὗ χάριν διώκεται). Dieſe Erhebung des Inſtinkts zur Vernunft, wenn ich ihm glauben ſoll, macht es ja eben, daß eine Begegniß aus dem Reiche der Thiere zu einer Fabel wird. Warum wird ſie es denn hier nicht? Ich ſage, ſie wird es deßwegen nicht, weil ihr die Wirklichkeit fehlt. Die Wirklichkeit kömmt nur dem Einzelnen, dem Individuum zu; und es läßt ſich keine Wirklichkeit ohne die Individualität gedenken. Was alſo hier von dem ganzen Geſchlechte der Biber geſagt wird, hätte müſſen nur von einem einzigen Biber geſagt werden, und alsdann wäre es eine Fabel geworden. — Ein anderes Exempel: „Die Affen, ſagt man, bringen zwei Junge zur Welt, wovon ſie das eine ſehr heftig lieben und mit aller möglichen Sorgfalt pflegen, das andere hingegen haſſen und verſäumen. Durch ein ſonderbares Geſchick aber geſchieht es, daß die Mutter das Geliebte unter häufigen Liebkoſungen erdrückt, indem das Verachtete glücklich aufwächſet.“[3] Auch dieſes iſt aus eben der Urſache, weil das, was nur von einem Individuum geſagt werden ſollte, von einer ganzen Art geſagt wird, keine Fabel. Als daher Leſtrange eine Fabel daraus machen wollte, mußte er ihm dieſe Allgemeinheit nehmen, und die Individualität dafür ertheilen.[4] „Eine Aeffin, erzählt er, hatte zwei Junge; in das eine war ſie närriſch verliebt, an dem andern aber war ihr ſehr wenig gelegen. Einsmals überfiel ſie ein plötzlicher Schrecken. Geſchwind rafft ſie ihren Liebling auf, nimmt ihn in die Arme, eilt davon, ſtürzt aber, und ſchlägt mit ihm gegen einen Stein, daß ihm das Gehirn aus dem zerſchmetterten Schädel ſpringt. Das andere Junge, um das ſie ſich im geringſten nicht bekümmert hatte, war ihr von ſelbſt auf den Rücken geſprungen, hatte ſich an ihre Schultern angeklammert, und kam glücklich davon.“ Hier iſt alles beſtimmt, und was dort nur eine Parabel war, iſt hier zur Fabel geworden. — Das ſchon mehr als einmal angeführte Beiſpiel von dem Fiſcher hat den nämlichen Fehler; denn ſelten hat eine ſchlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet ſich allezeit, ſo oft das Netz gezogen wird, daß die Fiſche, welche kleiner ſind als die Gitter des Netzes, durchſchlupfen und die größern hängen bleiben. Für ſich ſelbſt iſt dieſer Fall alſo kein individueller Fall, ſondern hätte es durch andere mit ihm verbundene Nebenumſtände erſt werden müſſen.

Die Sache hat alſo ihre Richtigkeit; der beſondere Fall, aus welchem die Fabel beſteht, muß alſo wirklich vorgeſtellt werden; er muß das ſeyn, was wir in dem ſtrengſten Verſtande einen einzelnen Fall nennen. Aber warum? Wie ſteht es um die philoſophiſche Urſache? Warum begnügt ſich das Exempel der praktiſchen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit, mit der ſich die Exempel anderer Wiſſenſchaften begnügen? — Wie viel ließe ſich hierum plaudern, wenn ich bei meinen Leſern gar keine richtige pſychologiſche Begriffe vorausſetzen wollte. Ich habe mich oben ſchon geweigert, die Lehre von der anſchauenden Erkenntniß aus unſerm Weltweiſen abzuſchreiben. Und ich will auch hier nicht mehr davon beibringen, als unumgänglich nöthig iſt, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anſchauende Erkenntniß iſt für ſich ſelbſt klar. Die ſymboliſche entlehnt ihre Klarheit von der anſchauenden.

Das Allgemeine exiſtirt nur in dem Beſondern, und kann nur in dem Beſondern anſchauend erkannt werden.

Einem allgemeinen ſymboliſchen Schluſſe folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig iſt, das iſt, ihn ſo viel als möglich zu erläutern, müſſen wir ihn auf das Beſondere reduciren, um ihn in dieſem anſchauend zu erkennen.

Ein Beſonderes, in ſo fern wir das Allgemeine in ihm anſchauend erkennen, heißt ein Exempel.

Die allgemeinen ſymboliſchen Schlüſſe werden alſo durch Exempel erläutert. Alle Wiſſenſchaften beſtehen aus dergleichen ſymboliſchen Schlüſſen; alle Wiſſenſchaften bedürfen daher der Exempel.

Doch die Sittenlehre muß mehr thun, als ihre allgemeinen Schlüſſe bloß erläutern; und die Klarheit iſt nicht der einzige Vorzug der anſchauenden Erkenntniß.

Weil wir durch dieſe einen Satz geſchwinder überſehen, und ſo in einer kürzern Zeit mehr Bewegungsgründe in ihm entdecken können, als wenn er ſymboliſch ausgedrückt iſt: ſo hat die anſchauende Erkenntniß auch einen weit größern Einfluß in den Willen, als die ſymboliſche.

Die Grade dieſes Einfluſſes richten ſich nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit; und die Grade ihrer Lebhaftigkeit nach den Graden der näheren und mehreren Beſtimmungen, in die das Beſondere geſetzt wird. Je näher das Beſondere beſtimmt wird, je mehr ſich darin unterſcheiden läßt, deſto größer iſt die Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkenntniß.

Die Möglichkeit iſt eine Art des Allgemeinen; denn alles, was möglich iſt, iſt auf verſchiedene Art möglich.

Ein Beſonderes alſo, bloß als möglich betrachtet, iſt gewiſſermaaßen noch etwas Allgemeines, und hindert, als dieſes, die Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkenntniß.

Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich ſeyn kann, wenn die anſchauende Erkenntniß den höchſten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen und ſo mächtig als möglich auf den Willen wirken ſoll.

---

[1] Fab. Aesop. 33.

[2] Kritiſche Briefe. Zürich 1746. S. 168.

[3] Fab. Aesop. 268.

[4] In ſeinen Fabeln, ſo wie ſie Richardſon adoptirt hat, die 187.

Das Mehrere aber, das die Sittenlehre außer der Erläuterung ihren allgemeinen Schlüſſen ſchuldig iſt, beſteht eben in dieſer ihnen zu ertheilenden Fähigkeit, auf den Willen zu wirken, die ſie durch die anſchauende Erkenntniß in dem Wirklichen erhalten, da andere Wiſſenſchaften, denen es um die bloße Erläuterung zu thun iſt, ſich mit einer geringern Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkenntniß, deren das Beſondere, als bloß möglich betrachtet, fähig iſt, begnügen.

Hier bin ich alſo! Die Fabel erfordert deßwegen einen wirklichen Fall, weil man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe und deutlicher unterſcheiden kann, als in einem möglichen; weil das Wirkliche eine lebhaftere Ueberzeugung mit ſich führt, als das bloß Mögliche.

Ariſtoteles ſcheint dieſe Kraft des Wirklichen zwar gekannt zu haben; weil er ſie aber aus einer unrechten Quelle herleitet, ſo konnte es nicht fehlen, er mußte eine falſche Anwendung davon machen. Es wird nicht undienlich ſeyn, ſeine ganze Lehre von dem Exempel (περι παραδειγματος) hier zu überſehen.[1] Erſt von ſeiner Eintheilung des Exempels: Παραδειγματων δ' ἐιδη δυο ἐστιν, ſagt er; ἑν μεν γαρ ἐστι παραδειγματος ἐιδος, το λεγειν πραγματα προγεγενημενα, ἑν δε, το ἀυτον ποιειν. Τουτου δ' ἑν μεν παραβολη· ἑν δε λογοι· οἱον οἱ Αισωπειοι και Λιβυκοι. Die Eintheilung überhaupt iſt richtig; von einem Commentator aber würde ich verlangen, daß er uns den Grund von der Unterabtheilung der *erdichteten* Exempel beibrächte, und uns lehrte, warum es deren nur zweierlei Arten gebe, und mehrere nicht geben könne. Er würde dieſen Grund, wie ich es oben gethan habe, leicht aus den Beiſpielen ſelbſt abſtrahiren können, die Ariſtoteles davon giebt. Die *Parabel* nämlich führt er durch ein ὡσπερ ἐι τις ein, und die Fabeln erzählt er als etwas wirklich Geſchehenes. Der Commentator müßte alſo dieſe Stelle ſo umſchreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geſchichte genommen, oder in Ermangelung derſelben erdichtet. Bei jedem geſchehenen Dinge läßt ſich die innere Möglichkeit von ſeiner Wirklichkeit unterſcheiden, obgleich nicht trennen, wenn es ein geſchehenes Ding bleiben ſoll. Die Kraft, die es als ein Exempel haben ſoll, liegt alſo entweder in ſeiner bloßen Möglichkeit, oder zugleich in ſeiner Wirklichkeit. Soll ſie bloß in jener liegen, ſo brauchen wir, in ſeiner Ermangelung, auch nur ein bloß mögliches Ding zu erdichten; ſoll ſie aber in dieſer liegen, ſo müſſen wir auch unſere Erdichtung von der Möglichkeit zur Wirklichkeit erheben. In dem erſten Falle erdichten wir eine *Parabel*, und in dem andern eine *Fabel*. — (Was für eine weitere Eintheilung der *Fabel* hieraus folge, wird ſich in der dritten Abhandlung zeigen.)

Und ſo weit iſt wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr kömmt er auf den Werth dieſer verſchiedenen Arten von Exempeln und ſagt: Εισι δ' οἱ λογοι δημηγορικοι· και ἐχουσιν ἀγαθον τουτο, ὁτι πραγματα μεν ἑυρειν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπον, λογους δε ῥᾳον. Ποιησαι γαρ δει ὡσπερ και παραβολας, ἀν τις δυνηται το ὁμοιον ὁραν, ὁπερ ῥᾳον ἐστιν ἐκ φιλοσοφιας. Ῥᾳω μεν ὀυν πορισασθαι τα δια των λογων· χρησιμωτερα δε προς το βουλευσασθαι, τα δια των πραγματων· ὁμοια γαρ, ὡς ἐπι το πολυ, τα μελλοντα τοις γεγονοσι. Ich will mich jetzt nur an den letzten Ausſpruch dieſer Stelle halten. Ariſtoteles ſagt, die hiſtoriſchen Exempel hätten deßwegen eine größere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich ſey. Und hierin, glaube ich, hat ſich Ariſtoteles geirrt. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht ſelbſt erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrſcheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deßwegen, daß ein Ding geſchehen, und daß es ſo und ſo geſchehen iſt, weil es höchſt wahrſcheinlich iſt, und höchſt unwahrſcheinlich ſeyn würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geſchehen wäre. Da alſo einzig und allein die innere Wahrſcheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und dieſe innere Wahrſcheinlichkeit ſich eben ſowohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erſtern für eine größere Kraft auf meine Ueberzeugung haben, als die Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr. Da das hiſtoriſch Wahre nicht immer auch wahrſcheinlich iſt; da Ariſtoteles ſelbſt die Sentenz des Agatho billigt:

> Ταχ' ἀν τις ἐικος ἀυτο τουτ' ἐιναι λεγοι·
> Βροτοισι πολλα τυγχανειν ὀυκ ἐικοτα·

da er hier ſelbſt ſagt, daß das Vergangene nur *gemeiniglich* (ἐπι το πολυ) dem Zukünftigen ähnlich ſey, der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen, und alles, was er für wahr ausgiebt, auch wahrſcheinlich zu machen: ſo ſollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Anſehung der Ueberzeugungskraft, der Vorzug vor den hiſtoriſchen Exempeln gebühre ꝛc.

Und nunmehr glaube ich meine Meinung von dem Weſen der Fabel genugſam vorbereitet zu haben. Ich faſſe daher alles zuſammen und ſage: „Wenn wir einen allgemeinen moraliſchen Satz auf einen beſondern Fall zurückführen, dieſem beſondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geſchichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anſchauend erkennt: ſo heißt dieſe Erdichtung eine Fabel.“

Das iſt meine Erklärung, und ich hoffe, daß man ſie bei der Anwendung eben ſo richtig als fruchtbar finden wird.

II.

Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.

Der größte Theil der Fabeln hat Thiere, und wohl noch geringere Geſchöpfe, zu handelnden Perſonen. — Was iſt hiervon zu halten? Iſt es eine weſentliche Eigenſchaft der Fabel, daß die Thiere darin zu moraliſchen Weſen erhoben werden? Iſt es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung ſeiner Abſicht verkürzt und erleichtert? Iſt es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernſtlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des erſten Erfinders beibehält, weil er wenigſtens *ſchnackiſch* iſt — quod risum movet? Oder was iſt es?

Batteux hat dieſe Fragen entweder gar nicht vorausgeſehen, oder er war liſtig genug, daß er ihnen damit zu entkommen glaubte, wenn er den Gebrauch der Thiere ſeiner Erklärung ſogleich mit *anflickte*. Die Fabel, ſagt er, iſt die Erzählung einer allegoriſchen Handlung, *die gemeiniglich den Thieren beigelegt wird*. — Vollkommen à la Françoise! Oder, wie der Hahn über die Kohlen! — Warum, möchten wir gerne wiſſen, warum wird ſie gemeiniglich den Thieren beigelegt? O, was ein langſamer Deutſcher nicht alles fragt!

Ueberhaupt iſt unter allen Kunſtrichtern Breitinger der einzige, der dieſen Punkt berührt hat. Er verdient es alſo um ſo viel mehr, daß wir ihn hören. „Weil Aeſopus, ſagt er, die Fabel zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Lebens angewendet, ſo waren ſeine Lehren meiſtens ganz bekannte Sätze und Lebensregeln, und alſo mußte er auch zu den allegoriſchen Vorſtellungen derſelben ganz gewohnte Handlungen und Beiſpiele aus dem gemeinen Leben der Menſchen entlehnen. Da nun aber die täglichen Geſchäfte und Handlungen der Menſchen nichts ungemeines oder merkwürdig reizendes an ſich haben, ſo mußte man nothwendig auf ein neues Mittel bedacht ſeyn, auch der allegoriſchen Erzählung eine anzügliche Kraft und ein reizendes Anſehen mitzutheilen, um ihr alſo dadurch einen ſichern Eingang in das menſchliche Herz aufzuſchließen. Nachdem man nun wahrgenommen, daß allein das Seltene, Neue und Wunderbare eine ſolche erweckende und angenehm entzückende Kraft auf das menſchliche Gemüth mit ſich führt, ſo war man bedacht, die Erzählung durch die Neuheit und Seltſamkeit der Vorſtellungen wunderbar zu machen, und alſo dem Körper der Fabel eine ungemeine und reizende Schönheit beizulegen. Die Erzählung beſteht aus zwei weſentlichen Hauptumſtänden, dem Umſtande der Perſon, und der Sache oder Handlung; ohne dieſe kann keine Erzählung Platz haben. Alſo muß das Wunderbare, welches in der Erzählung herrſchen ſoll, ſich entweder auf die Handlung ſelbſt, oder auf die Perſonen, denen ſelbige zugeſchrieben wird, beziehen. Das Wunderbare, das in den täglichen Geſchäften und Handlungen der Menſchen vorkömmt, beſteht vornehmlich in dem Unvermutheten, ſowohl in Abſicht auf die Vermeſſenheit im Unterfangen, als die Bosheit oder Thorheit im Ausführen, zuweilen auch in einem ganz unerwarteten Ausgange einer Sache. Weil aber dergleichen wunderbare Handlungen in dem gemeinen Leben der Menſchen etwas ungewohntes und ſeltenes ſind, da hingegen die meiſten gewöhnlichen Handlungen gar nichts ungemeines oder merkwürdiges an ſich haben: ſo ſah man ſich gemüßigt, damit die Erzählung als der Körper der Fabel nicht verächtlich würde, derſelben durch die Veränderung und Verwandlung der Perſonen einen angenehmen Schein des Wunderbaren mitzutheilen. Da nun die Menſchen, bei aller ihrer Verſchiedenheit, dennoch, überhaupt betrachtet, in einer weſentlichen Gleichheit und Verwandtſchaft ſtehen, ſo beſann man ſich, Weſen von einer höhern Natur, die man wirklich zu ſeyn glaubte, als Götter und Genien, oder ſolche, die man durch die Freiheit der Dichter zu Weſen erſchuf, als die Tugenden, die Kräfte der Seele, das Glück, die Gelegenheit ꝛc., in die Erzählung einzuführen, vornehmlich aber nahm man ſich die Freiheit heraus, die Thiere, die Pflanzen, und noch geringere Weſen, nämlich die lebloſen Geſchöpfe, zu der höhern Natur der vernünftigen Weſen zu erheben, indem man ihnen menſchliche Vernunft und Rede mittheilte, damit ſie alſo fähig würden, uns ihren Zuſtand und ihre Begegniſſe in einer uns vernehmlichen Sprache zu erklären, und durch ihr Exempel von ähnlichen moraliſchen Handlungen unſere Lehrer abzugeben ꝛc.“ —

---

[1] Aristoteles Rhetor. lib. II. cap. 20.

Breitinger alſo behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Urſache ſey, warum man in der Fabel die Thiere und andere niedrigere Geſchöpfe reden und vernunftmäßig handeln laſſe. Und eben weil er dieſe für die Urſache hält, glaubt er, daß die Fabel überhaupt, in ihrem Weſen und Urſprunge betrachtet, nichts anders als ein lehrreiches Wunderbare ſey. Dieſe ſeine *zweite* Erklärung iſt es, welche ich hier, verſprochenermaßen, unterſuchen muß.

Es wird aber bei dieſer Unterſuchung vornehmlich darauf ankommen, ob die Einführung der Thiere in der Fabel wirklich wunderbar iſt. Iſt ſie es, ſo hat Breitinger viel gewonnen; iſt ſie es aber nicht, ſo liegt auch ſein ganzes Fabelſyſtem mit einmal über dem Haufen.

Wunderbar ſoll dieſe Einführung ſeyn? Das Wunderbare, ſagt eben dieſer Kunſtrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Dieſe anſcheinende Unmöglichkeit alſo gehört zu dem Weſen des Wunderbaren; und wie ſoll ich nunmehr jenen Gebrauch der Alten, den ſie ſelbſt ſchon zu einer Regel gemacht hatten, damit vergleichen? Die Alten nämlich fingen ihre Fabeln am liebſten mit dem Φασί und dem darauf folgenden Klagefalle an. Die griechiſchen Rhetores nennen dieſes kurz, die Fabel in dem Klagefalle (ταῖς αἰτιατικαῖς) vortragen; und *Theon*, wenn er in ſeinen *Vorübungen*[1] hierauf kömmt, führt eine Stelle des Ariſtoteles an, wo der Philoſoph dieſen Gebrauch billigt, und es zwar deßwegen für rathſamer erklärt, ſich bei Einführung einer Fabel lieber auf das Alterthum zu berufen, als in der eigenen Perſon zu ſprechen, *damit man den Anſchein, als erzähle man etwas Unmögliches, vermindere* (ἵνα παραμυθήσωνται τὸ δοκεῖν ἀδύνατα λέγειν). War alſo das der Alten ihre Denkungsart, wollten ſie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel ſo viel als möglich vermindert wiſſen: ſo mußten ſie nothwendig weit davon entfernt ſeyn, in der Fabel etwas Wunderbares zu ſuchen oder zur Abſicht zu haben; denn das Wunderbare muß ſich auf dieſen Schein der Unmöglichkeit gründen.

Weiter! Das Wunderbare, ſagt Breitinger an mehr als einem Orte, ſey der höchſte Grad des Neuen. Dieſe Neuheit aber muß das Wunderbare, wenn es ſeine gehörige Wirkung auf uns thun ſoll, nicht allein bloß in Anſehung ſeiner ſelbſt, ſondern auch in Anſehung unſerer Vorſtellungen haben. Nur *das* iſt wunderbar, was ſich ſehr ſelten in der Reihe der natürlichen Dinge ereignet. Und nur *das* Wunderbare behält ſeinen Eindruck auf uns, deſſen Vorſtellung in der Reihe unſerer Vorſtellungen eben ſo ſelten vorkömmt. Auf einen fleißigen Bibelleſer wird das größte Wunder, das in der Schrift aufgezeichnet iſt, den Eindruck bei weitem nicht mehr machen, den es das erſtemal auf ihn gemacht hat. Er lieſt es endlich mit eben ſo wenigem Erſtaunen, daß die Sonne einmal ſtille geſtanden, als er ſie täglich auf- und niedergehen ſieht. Das Wunder bleibt immer daſſelbe, aber nicht unſere Gemüthsverfaſſung, wenn wir es zu oft denken. — Folglich würde auch die Einführung der Thiere uns höchſtens nur in den erſten Fabeln wunderbar vorkommen; fänden wir aber, daß die Thiere faſt in allen Fabeln ſprächen und urtheilten, ſo würde dieſe Sonderbarkeit, ſo groß ſie auch an und für ſich ſelbſt wäre, doch gar bald nichts Sonderbares mehr für uns ſeyn.

Aber wozu alle dieſe Umſchweife? Was ſich auf einmal umreißen läßt, braucht man das erſt zu erſchüttern? — Darum kurz: daß die Thiere und andere niedrigere Geſchöpfe Sprache und Vernunft haben, wird in der Fabel vorausgeſetzt; es wird angenommen, und ſoll nichts weniger als wunderbar ſeyn. — Wenn ich in der Schrift leſe:[2] „Da that der Herr der Eſelin den Mund auf und ſie ſprach zu Bileam ꝛc.,“ ſo leſe ich etwas Wunderbares. Aber wenn ich bei dem Aeſopus leſe:[3] *Φασὶν, ὅτε φωνήεντα ἦν τὰ ζῶα, τὴν οἶν πρὸς τὸν δεσπότην εἰπεῖν*: „Damals, als die Thiere noch redeten, ſoll das Schaf zu ſeinem Hirten geſagt haben:“ ſo iſt es ja wohl offenbar, daß mir der Fabuliſt nichts Wunderbares erzählen will, ſondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubniß ſeines Leſers annimmt, dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäß war.

Und das iſt ſo begreiflich, ſollte ich meinen, daß ich mich ſchämen muß, noch ein Wort hinzuzuthun. Ich komme vielmehr ſogleich auf die wahre Urſache, — die ich wenigſtens für die wahre halte, — warum der Fabuliſt die Thiere oft zu ſeiner Abſicht bequemer findet, als die Menſchen. — Ich ſetze ſie in die *allgemein bekannte Beſtandheit der Charaktere*. — Geſetzt auch, es wäre noch ſo leicht, in der Geſchichte ein Exempel zu finden, in welchem ſich dieſe oder jene moraliſche Wahrheit anſchauend erkennen ließe: Wird ſie ſich deßwegen von jedem ohne Ausnahme darin erkennen laſſen? Auch von dem, der mit den Charakteren der dabei intereſſirten

---

[1] Nach der Ausgabe des Camerarius S. 28.
[2] 4. B. Moſ. XXII. 28.
[3] Fab. Aesop. 316.

Perſonen nicht vertraut iſt? Unmöglich! Und wie viel Perſonen ſind wohl in der Geſchichte ſo allgemein bekannt, daß man ſie nur nennen dürfte, um ſogleich bei einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenſchaften zu erwecken? Die umſtändliche Charakteriſirung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft iſt, ob ſie bei allen die nämlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, ſich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Weſen einzuſchränken, von denen man es zuverläſſig weiß, daß auch bei den Unwiſſendſten ihren Benennungen dieſe und keine andere Idee entſpricht. Und weil von dieſen Weſen die wenigſten ihrer Natur nach geſchickt waren, die Rollen freier Weſen über ſich zu nehmen, ſo erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur, und machte ſie unter gewiſſen wahrſcheinlichen Vorausſetzungen dazu geſchickt.

Man hört: Britannicus und Nero. Wie viele wiſſen, was ſie hören? Wer war dieſer? Wer jener? In welchem Verhältniſſe ſtehen ſie gegen einander? — Aber man hört: der Wolf und das Lamm; ſogleich weiß jeder, was er hört, und weiß, wie ſich das eine zu dem andern verhält. Dieſe Wörter, welche ſtracks ihre gewiſſen Bilder in uns erwecken, befördern die anſchauende Erkenntniß, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen ſie nicht unbekannt ſind, gewiß nicht alle vollkommen eben daſſelbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabuliſt keine vernünftigen Individuen auftreiben kann, die ſich durch ihre bloße Benennungen in unſere Einbildungskraft ſchildern, ſo iſt es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren oder unter noch geringeren Geſchöpfen zu ſuchen. Man ſetze in der Fabel von dem Wolfe und dem Lamme anſtatt des Wolfes den Nero, anſtatt des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal alles verloren, was ſie zu einer Fabel für das ganze menſchliche Geſchlecht macht. Aber man ſetze anſtatt des Lammes und des Wolfes den Rieſen und den Zwerg, und ſie verliert ſchon weniger; denn auch der Rieſe und der Zwerg ſind Individuen, deren Charakter ohne weitere Hinzuthuung ziemlich aus der Benennung erhellt. Oder man verwandle ſie lieber gar in folgende menſchliche Fabel: „Ein Prieſter kam zu dem armen Manne des Propheten[1] und ſagte: Bringe dein weißes Lamm vor den Altar, denn die Götter fordern ein Opfer. Der arme erwiederte: mein Nachbar hat eine zahlreiche Heerde, und ich habe nur das einzige Lamm. Du haſt aber den Göttern ein Gelübde gethan, verſetzte dieſer, weil ſie deine Felder geſegnet. — Ich habe kein Feld, war die Antwort. Nun ſo war es damals, als ſie deinen Sohn von ſeiner Krankheit geneſen ließen — O, ſagte der Arme, die Götter haben ihn ſelbſt zum Opfer hingenommen. Gottloſer! zürnte der Prieſter; du läſterſt! und riß das Lamm aus ſeinem Schooße ꝛc." — — Und wenn in dieſer Verwandlung die Fabel noch weniger verloren hat, ſo kömmt es bloß daher, weil man mit dem Worte Prieſter den Charakter der Habſüchtigkeit leider noch weit geſchwinder verbindet, als den Charakter der Blutdürſtigkeit mit dem Worte Rieſe, und durch den armen Mann des Propheten die Idee der unterdrückten Unſchuld noch leichter erregt wird, als durch den Zwerg. — Der beſte Abdruck dieſer Fabel, in welchem ſie ohne Zweifel am allerwenigſten verloren hat, iſt die Fabel von der Katze und dem Hahne.[2] Doch weil man auch hier ſich das Verhältniß der Katze gegen den Hahn nicht ſo geſchwind denkt, als dort das Verhältniß des Wolfes zum Lamme, ſo ſind dieſe noch immer die allerbequemſten Weſen, die der Fabuliſt zu ſeiner Abſicht hat wählen können.

Der Verfaſſer der oben angeführten kritiſchen Briefe iſt mit Breitinger einerlei Meinung und ſagt unter andern in der erdichteten Perſon des Hermann Axels:[1] „Die Fabel bekömmt durch dieſe ſonderbare Perſonen ein wunderliches Anſehen. Es wäre keine ungeſchickte Fabel, wenn man dichtete: Ein Menſch ſah auf einem hohen Baume die ſchönſten Birnen hangen, die ſeine Luſt davon zu eſſen mächtig reizten. Er bemühte ſich lange, auf denſelben hinauf zu klimmen, aber es war umſonſt, er mußte es endlich aufgeben. Indem er wegging, ſagte er: Es iſt mir geſunder, daß ich ſie noch länger ſtehen laſſe, ſie ſind doch noch nicht zeitig genug. Aber dieſes Geſchichtchen reizt nicht ſtark genug; es iſt zu platt ꝛc." — Ich geſtehe es Hermann Axeln zu; das Geſchichtchen iſt ſehr platt und verdient nichts weniger, als den Namen einer guten Fabel. Aber iſt es bloß deßwegen ſo platt geworden, weil kein Thier darin redet und handelt? Gewiß nicht, ſondern es iſt es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit deſſen bloßem Namen wir einen gewiſſen Charakter verbinden, aus welchem ſich der Grund von der ihm zugeſchriebenen Handlung angeben läßt, in ein anderes Individuum verwandelt hat, deſſen Name keine Idee eines beſtimmten Charakters in uns erweckt. „Ein Menſch!" Das iſt ein viel zu allgemeiner Begriff für die Fabel. An was für eine Art von Menſchen ſoll ich dabei denken? Es giebt deren ſo viele! Aber „ein Fuchs!" Der Fabuliſt weiß nur von Einem Fuchſe, und ſobald er mir das Wort nennt, fallen auch meine Gedanken ſogleich nur auf Einen Charakter. Anſtatt des Menſchen überhaupt hätte Hermann Axel alſo wenigſtens einen Gasconier ſetzen müſſen. Und alsdann würde er wohl gefunden haben, daß die Fabel durch die bloße Weglaſſung des Thieres ſo viel eben nicht verlöre, beſonders, wenn er in dem nämlichen Verhältniſſe auch die übrigen Umſtände geändert, und den Gasconier nach etwas mehr als nach Birnen lüſtern gemacht hätte.

Da alſo die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere die eigentliche Urſache ſind, warum ſie der Fabuliſt zu moraliſchen Weſen erhebt, ſo kömmt mir es ſehr ſonderbar vor, wenn man es Einem zum beſondern Ruhme machen will, „daß der Schwan in ſeinen Fabeln nicht ſinge, noch der Pelican ſein Blut für ſeine Jungen vergieße."[2] — Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeſchichte ſtudiren ſollte! Wenn dergleichen Eigenſchaften allgemein bekannt ſind, ſo ſind ſie werth, gebraucht zu werden, der Naturaliſt mag ſie bekräftigen oder nicht. Und derjenige, der ſie uns, es ſey durch ſeine Exempel oder durch ſeine Lehre, aus den Händen ſpielen will, der nenne uns erſt andere Individuen, von denen es bekannt iſt, daß ihnen die nämlichen Eigenſchaften in der That zukommen.

Je tiefer wir auf der Leiter der Weſen herabſteigen, deſto ſeltener kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieſes iſt denn auch die Urſache, warum ſich der Fabuliſt ſo ſelten in dem Pflanzenreiche, noch ſeltener in dem Steinreiche und am allerſeltenſten vielleicht unter den Werken der Kunſt finden läßt. Denn daß es deßwegen geſchehen ſollte, weil es ſtufenweiſe immer unwahrſcheinlicher werde, daß dieſe geringern Werke der Natur und Kunſt empfinden, denken und ſprechen könnten, will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe iſt nicht um ein Haar ſchlechter oder unwahrſcheinlicher als die beſte Fabel, z. E. von einem Affen, ſo nahe auch dieſer dem Menſchen verwandt iſt, und ſo unendlich weit jene von ihm abſtehen.

---

[1] 2. B. Samuel XII.

[2] Fab. Aesop. 6.

[1] S. 166.

[2] Man ſehe die kritiſche Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

Indem ich aber die Charaktere der Thiere zur eigentlichen Urſache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht ſagen, daß die Thiere dem Fabuliſten ſonſt zu weiter gar nichts nützten. Ich weiß es ſehr wohl, daß ſie unter anderm in der *zuſammengeſetzten Fabel* das Vergnügen der Vergleichung um ein großes vermehren, welches alsdann kaum merklich iſt, wenn ſowohl der wahre, als der erdichtete einzelne Fall, beide aus handelnden Perſonen von einerlei Art, aus Menſchen, beſtehen. Da aber dieſer Nutzen, wie geſagt, nur in der *zuſammengeſetzten Fabel* ſtattfindet, ſo kann er die Urſache nicht ſeyn, warum die Thiere auch in der *einfachen Fabel* und alſo in der Fabel überhaupt dem Dichter ſich gemeiniglich mehr empfehlen als die Menſchen.

Ja, ich will es wagen, den Thieren und andern geringern Geſchöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuſchreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüſſe nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unſere klare und lebendige Erkenntniß eines moraliſchen Satzes zur Abſicht. Nichts verdunkelt unſere Erkenntniß mehr als die Leidenſchaften. Folglich muß der Fabuliſt die Erregung der Leidenſchaften ſo viel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders z. E. die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenſtände deſſelben unvollkommener macht, und anſtatt der Menſchen Thiere oder noch geringere Geſchöpfe annimmt. Man erinnere ſich noch einmal der Fabel von dem *Wolfe und Lamme*, wie ſie oben in die Fabel von dem *Prieſter und dem armen Manne des Propheten* verwandelt worden. Wir haben Mitleiden mit dem Lamme; aber dieſes Mitleiden iſt ſo ſchwach, daß es unſerer anſchauenden Erkenntniß des moraliſchen Satzes keinen merklichen Eintrag thut. Hingegen wie iſt es mit dem armen Manne? Kömmt es mir nur ſo vor, oder iſt es wirklich wahr, daß wir mit dieſem viel zu viel Mitleiden haben, und gegen den Prieſter viel zu viel Unwillen empfinden, als daß die anſchauende Erkenntniß des moraliſchen Satzes hier eben ſo klar ſeyn könnte, als ſie dort iſt?

III.

Von der Eintheilung der Fabeln.

Die Fabeln ſind verſchiedener Eintheilungen fähig. Von einer, die ſich aus der verſchiedenen Anwendung derſelben ergiebt, habe ich gleich Anfangs geredet. Die Fabeln nämlich werden entweder bloß auf einen allgemeinen moraliſchen Satz angewendet, und heißen *einfache* Fabeln, oder ſie werden auf einen wirklichen Fall angewendet, der mit der Fabel unter einem und eben demſelben moraliſchen Satze enthalten iſt, und heißen *zuſammengeſetzte* Fabeln. Der Nutzen dieſer Eintheilung hat ſich bereits an mehr als einer Stelle gezeigt.

Eine andere Eintheilung würde ſich aus der verſchiedenen Beſchaffenheit des moraliſchen Satzes herholen laſſen. Es giebt nämlich moraliſche Sätze, die ſich beſſer in einem einzelnen Falle ihres Gegentheils, als in einem einzelnen Falle, der unmittelbar unter ihnen begriffen iſt, anſchauend erkennen laſſen. Fabeln alſo, welche den moraliſchen Satz in einem einzelnen Falle des Gegentheils zur Intuition bringen, würde man vielleicht *indirecte* Fabeln, ſo wie die andern *directe* Fabeln nennen können.

Doch von dieſen Eintheilungen iſt hier nicht die Frage, noch viel weniger von jener unphiloſophiſchen Eintheilung nach den verſchiedenen Erfindern oder Dichtern, die ſich einen vorzüglichen Namen damit gemacht haben. Es hat den Kunſtrichtern gefallen, ihre gewöhnliche Eintheilung der Fabel von einer Verſchiedenheit herzunehmen, die mehr in die Augen fällt; von der Verſchiedenheit nämlich der darin handelnden Perſonen. Und dieſe Eintheilung iſt es, die ich hier näher betrachten will.

Aphthonius iſt ohne Zweifel der älteſte Scribent, der ihrer erwähnt. *Του δε μυθου*, ſagt er in ſeinen Vorübungen, *το μεν ἐςι λογικον, το δε ἠθικον, το δε μικτον. Και λογικον μεν ἐν ᾧ τι ποιων ἀνθρωπος πεπλασται: ἠθικον δε το των ἀλογων ἠθος ἀπομιμουμενον: μικτον δε το ἐξ ἀμφοτερων ἀλογου και λογικου.* Es giebt drei Gattungen von Fabeln: die *vernünftige*, in welcher der Menſch die handelnde Perſon iſt; die *ſittliche*, in welcher unvernünftige Weſen aufgeführt werden; die *vermiſchte*, in welcher ſowohl unvernünftige als vernünftige Weſen vorkommen. — Der Hauptfehler dieſer Eintheilung, welcher ſogleich einem jeden in die Augen leuchtet, iſt der, daß ſie das nicht erſchöpft, was ſie erſchöpfen ſollte. Denn wo bleiben diejenigen Fabeln, die aus Gottheiten und allegoriſchen Perſonen beſtehen? Aphthonius hat die *vernünftige* Gattung ausdrücklich auf den einzigen Menſchen eingeſchränkt. Doch wenn dieſem Fehler auch abzuhelfen wäre: was kann dem ungeachtet roher und mehr von der oberſten Fläche abgeſchöpft ſeyn, als dieſe Eintheilung? Oeffnet ſie uns nur auch die geringſte freiere Einſicht in das Weſen der Fabel?

Batteux würde daher ohne Zweifel eben ſo wohl gethan haben, wenn er von der Eintheilung der Fabel gar geſchwiegen hätte, als daß er uns mit jener kahlen aphthonianiſchen abſpeiſen will. Aber was wird man vollends von ihm ſagen, wenn ich zeige, daß er ſich hier auf einer kleinen Tücke treffen läßt? Kurz zuvor ſagt er unter anderm von den Perſonen der Fabel: „Man hat hier nicht allein den Wolf und das Lamm, die Eiche und das Schilf, ſondern auch den eiſernen und den irdenen Topf ihre Rollen ſpielen ſehen. Nur der *Herr Verſtand* und das *Fräulein Einbildungskraft* und alles, was ihnen ähnlich ſieht, ſind von dieſem Theater ausgeſchloſſen worden; weil es ohne Zweifel ſchwerer iſt, dieſen bloß geiſtigen Weſen einen charaktermäßigen Körper zu geben, als Körpern, die einige Analogie mit unſern Organen haben, Geiſt und Seele zu geben.“[1] — Merkt man, wider wen dieſes geht? Wider den de la Motte, der ſich in ſeinen Fabeln der allegoriſchen Weſen ſehr häufig bedient. Da dieſes nun nicht nach dem Geſchmacke unſers oft mehr ekeln als feinen Kunſtrichters war, ſo konnte ihm die aphthonianiſche mangelhafte Eintheilung der Fabel nicht anders als willkommen ſeyn, indem es durch ſie ſtillſchweigend gleichſam zur Regel gemacht wird, daß die Gottheiten und allegoriſchen Weſen gar nicht in die Aeſopiſche Fabel gehören. Und dieſe Regel eben möchte Batteux gar zu gern feſtſetzen, ob er ſich gleich nicht getraut, mit ausdrücklichen Worten darauf zu dringen. Sein Syſtem von der Fabel kann auch nicht wohl ohne ſie beſtehen. „Die äſopiſche Fabel, ſagt er, iſt, eigentlich zu reden, das Schauſpiel der Kinder; ſie unterſcheidet ſich von den übrigen nur durch die Geringfügigkeit und Naivität ihrer ſpielenden Perſonen. Man ſieht auf dieſem Theater keinen Cäſar, keinen Alexander, aber wohl die Fliege und die Ameiſe ꝛc.“ — Freilich, dieſe Geringfügigkeit der ſpielenden Perſonen vorausgeſetzt, konnte Batteux mit den höhern poetiſchen Weſen des de la Motte unmöglich zufrieden ſeyn. Er verwarf ſie alſo, ob er ſchon einen guten Theil der beſten Fabeln des Alterthums zugleich mit verwerfen mußte, und zog ſich, um den kritiſchen Anfällen deßwegen weniger ausgeſetzt zu ſeyn, unter den Schutz der mangelhaften Eintheilung des Aphthonius. Gleich als ob Aphthonius der Mann wäre, der alle Gattungen von Fabeln, die in ſeiner Eintheilung nicht Platz haben, eben dadurch verdammen könnte? Und dieſen Mißbrauch einer erſchlichenen Autorität nenne ich eben die kleine Tücke, deren ſich Batteux in Anſehung des de la Motte hier ſchuldig gemacht hat.

---

[1] Nach der Ramler'ſchen Ueberſetzung, S. 244

Wolf[1] hat die Eintheilung des Aphthonius gleichfalls beibehalten, aber einen weit edlern Gebrauch davon gemacht. Dieſe Eintheilung in vernünftige und ſittliche Fabeln, meint er, klinge zwar ein wenig ſonderbar, denn man könnte ſagen, daß eine jede Fabel ſowohl eine vernünftige als eine ſittliche Fabel wäre. Sittlich nämlich ſey eine jede Fabel in ſo fern, als ſie einer ſittlichen Wahrheit zum Beſten erfunden worden; und vernünftig in ſo fern, als dieſe ſittliche Wahrheit der Vernunft gemäß iſt. Doch da es einmal gewöhnlich ſey, dieſen Worten hier eine andere Bedeutung zu geben, ſo wolle er keine Neuerung machen. Aphthonius habe übrigens bei ſeiner Eintheilung die Abſicht gehabt, die Verſchiedenheit der Fabeln ganz zu erſchöpfen, und mehr nach dieſer Abſicht, als nach den Worten, deren er ſich dabei bedient habe, müſſe ſie beurtheilt werden. Absit enim, ſagt er — und o, wenn alle Liebhaber der Wahrheit ſo billig dächten! — absit, ut negemus accurate cogitasse, qui non satis accurate loquuntur. Puerile est, erroris redarguere eum, qui ab errore immunem possedit animum propterea quod parum apta succurrerint verba, quibus mentem suam exprimere poterat. Er behält daher die Benennungen der aphthonianiſchen Eintheilung bei, und weiß die Wahrheit, die er nicht darin gefunden, ſo ſcharfſinnig hinein zu legen, daß ſie das vollkommene Anſehen einer richtigen philoſophiſchen Eintheilung bekömmt. „Wenn wir Begebenheiten erdichten, ſagt er, ſo legen wir entweder den Subjecten ſolche Handlungen und Leidenſchaften, überhaupt ſolche Prädicate bei, als ihnen zukommen, oder wir legen ihnen ſolche bei, die ihnen nicht zukommen. In dem erſten Falle heißen es vernünftige Fabeln, in dem andern ſittliche Fabeln, und vermiſchte Fabeln heißen es, wenn ſie etwas ſowohl von der Eigenſchaft der ſittlichen als vernünftigen Fabel haben.“

Nach dieſer Wolfiſchen Verbeſſerung alſo beruht die Verſchiedenheit der Fabel nicht mehr auf der bloßen Verſchiedenheit der Subjecte, ſondern auf der Verſchiedenheit der Prädicate, die von dieſen Subjecten geſagt werden. Ihr zufolge kann eine Fabel Menſchen zu handelnden Perſonen haben, und dennoch keine vernünftige Fabel ſeyn, ſo wie ſie eben nicht nothwendig eine ſittliche Fabel ſeyn muß, weil Thiere in ihr aufgeführt werden. Die oben angeführte Fabel von den zwei kämpfenden Hähnen würde nach den Worten des Aphthonius eine ſittliche Fabel ſeyn, weil ſie die Eigenſchaften und das Betragen gewiſſer Thiere nachahmt; wie hingegen Wolf den Sinn des Aphthonius genauer beſtimmt hat, iſt ſie eine vernünftige Fabel, weil nicht das geringſte von den Hähnen darin geſagt wird, was ihnen nicht eigentlich zukäme. So iſt es mit mehreren: z. E. der Vogelſteller und die Schlange,[2] der Hund und der Koch,[3] der Hund und der Gärtner,[4] der Schäfer und der Wolf;[5] lauter Fabeln, die nach der gemeinen Eintheilung unter die ſittlichen und vermiſchten, nach der verbeſſerten aber unter die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bei dieſer Eintheilung unſers Weltweiſen können bewenden laſſen? Ich weiß nicht. Wider ihre logicaliſche Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; ſie erſchöpft alles, was ſie erſchöpfen ſoll. Aber man kann ein guter Dialektiker ſeyn, ohne ein Mann von Geſchmack zu ſeyn; und das letzte war Wolf leider wohl nicht. Wie, wenn es auch ihm hier ſo gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermuthet, daß er zwar richtig gedacht, aber ſich nicht ſo vollkommen gut ausgedrückt hätte, als es beſonders die Kunſtrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln, in welchen den Subjecten Leidenſchaften und Handlungen, überhaupt Prädicate beigelegt werden, deren ſie nicht fähig ſind, die ihnen nicht zukommen. Dieſes nicht zukommen kann einen übeln Verſtand machen. Der Dichter, kann man daraus ſchließen, iſt alſo nicht gehalten, auf die Naturen der Geſchöpfe zu ſehen, die er in ſeinen Fabeln aufführt? Er kann das Schaf verwegen, den Wolf ſanftmüthig, den Eſel feurig vorſtellen; er kann die Tauben als Falken brauchen, und die Hunde von den Haſen jagen laſſen. Alles dieſes kömmt ihnen nicht zu; aber der Dichter macht eine ſittliche Fabel, und er darf es ihnen beilegen. — Wie nöthig iſt es, dieſer gefährlichen Auslegung, dieſen mit einer Ueberſchwemmung der abgeſchmackteſten Mährchen drohenden Folgerungen vorzubauen!

Man erlaube mir alſo, mich auf meinen eigenen Weg wieder zurückzuwenden. Ich will den Weltweiſen ſo wenig als möglich aus dem Geſichte verlieren, und vielleicht kommen wir am Ende der Bahn zuſammen. — Ich habe geſagt und glaube es erwieſen zu haben, daß auf der Erhebung des einzelnen Falles zur Wirklichkeit der weſentliche Unterſchied der Parabel oder des Exempels überhaupt und der Fabel beruht. Dieſe Wirklichkeit iſt der Fabel ſo unentbehrlich, daß ſie ſich eher von ihrer Möglichkeit, als von jener etwas abbrechen läßt. Es ſtreitet minder mit ihrem Weſen, daß ihr einzelner Fall nicht ſchlechterdings möglich iſt, daß er nur nach gewiſſen Vorausſetzungen, unter gewiſſen Bedingungen möglich iſt, als daß er nicht als wirklich vorgeſtellt werde. In Anſehung dieſer Wirklichkeit folglich iſt die Fabel keiner Verſchiedenheit fähig, wohl aber in Anſehung ihrer Möglichkeit, welche ſie veränderlich zu ſeyn erlaubt. Nun iſt, wie geſagt, dieſe Möglichkeit entweder eine unbedingte oder bedingte Möglichkeit; der einzelne Fall der Fabel iſt entweder ſchlechterdings möglich, oder er iſt es nur nach gewiſſen Vorausſetzungen, unter gewiſſen Bedingungen. Die Fabeln alſo, deren einzelner Fall ſchlechterdings möglich iſt, will ich (um gleichfalls bei den alten Benennungen zu bleiben) vernünftige Fabeln nennen; Fabeln hingegen, wo er es nur nach gewiſſen Vorausſetzungen iſt, mögen ſittliche heißen. Die vernünftigen Fabeln leiden keine fernere Unterabtheilung, die ſittlichen aber leiden ſie. Denn die Vorausſetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabel, oder die Prädicate dieſer Subjecte: der Fall der Fabel iſt entweder möglich, vorausgeſetzt, daß dieſe und jene Weſen exiſtiren; oder er iſt es, vorausgeſetzt, daß dieſe und jene wirklich exiſtirende Weſen (nicht andere Eigenſchaften, als ihnen zukommen; denn ſonſt würden ſie zu andern Weſen werden, ſondern) die ihnen wirklich zukommenden Eigenſchaften in einem höhern Grade, in einem weitern Umfange beſitzen. Jene Fabeln, worin die Subjecte vorausgeſetzt werden, wollte ich mythiſche Fabeln nennen; und dieſe, worin nur erhöhtere Eigenſchaften wirklicher Subjecte angenommen werden, würde ich, wenn ich das Wort anders wagen darf, hyperphyſiſche Fabeln nennen. —

Ich will dieſe meine Eintheilung noch durch einige Beiſpiele erläutern. Die Fabeln: der Blinde und der Lahme, die zwei kämpfenden Hähne, der Vogelſteller und die Schlange, der Hund und der Gärtner, ſind lauter vernünftige Fabeln, obſchon bald lauter Thiere, bald Menſchen und Thiere darin vorkommen; denn der darin enthaltene Fall iſt ſchlechterdings möglich, oder mit Wolfen zu reden, es wird den Subjecten nichts darin beigelegt, was ihnen nicht zukomme. — Die Fabeln: Apollo und Jupiter,[1] Hercules und Plutus,[2] die verſchiedene Bäume in ihren beſondern Schutz nehmenden Götter,[3] kurz alle Fabeln, die aus Gottheiten, aus allegoriſchen Perſonen, aus Geiſtern und Geſpenſtern, aus andern erdichteten Weſen, dem Phönix z. E., beſtehen, ſind ſittliche Fabeln, und zwar mythiſch ſittliche; denn es wird darin vorausgeſetzt, daß alle dieſe Weſen exiſtiren oder exiſtirt haben, und der Fall, den ſie enthalten, iſt nur unter dieſer Vorausſetzung möglich. — Der Wolf und das Lamm,[4] der Fuchs und der Storch,[5] die Natter und die Feile,[6] die Bäume und der Dornſtrauch,[7] der Oelbaum und das Rohr ꝛc.,[8] ſind gleichfalls ſittliche, aber hyperphyſiſch ſittliche Fabeln; denn die Natur dieſer wirklichen Weſen wird erhöht, die Schranken ihrer Fähigkeiten werden erweitert. Eines muß ich hierbei erinnern! Man bilde ſich nicht ein, daß dieſe Gattung von Fabeln ſich bloß auf die Thiere und andere geringere Geſchöpfe einſchränke; der Dichter kann auch die Natur des Menſchen erhöhen, und die Schranken ſeiner Fähigkeiten erweitern. Eine Fabel z. E. von einem Propheten würde eine hyperphyſiſch ſittliche Fabel ſeyn; denn die Gabe zu prophezeien kann dem Menſchen bloß nach einer erhöhtern Natur zukommen. Oder wenn man die Erzählung von den himmelſtürmenden Rieſen als eine äſopiſche Fabel behandeln und ſie dahin verändern wollte, daß ihr unſinniger Bau von Bergen auf Bergen endlich von ſelbſt zuſammenſtürzte und ſie unter den Ruinen begrübe, ſo würde keine andere als eine hyperphyſiſch ſittliche Fabel daraus werden können.

---

[1] Philosoph. practicæ universalis Pars post. §. 303.

[2] Fab. Aesop. 32.

[3] Fab. Aesop. 34.

[4] Fab. Aesop. 67.

[5] Fab. Aesop. 71.

Aus den zwei Hauptgattungen, der vernünftigen und ſittlichen Fabel, entſteht auch bei mir eine vermiſchte Gattung, wo nämlich der Fall zum Theil ſchlechterdings, zum Theil nur unter gewiſſen Vorausſetzungen möglich iſt. Und zwar können dieſer vermiſchten Fabeln dreierlei ſeyn: die vernünftig mythiſche Fabel, als Hercules und der Kärrner,[9] der arme Mann und der Tod;[10] die vernünftig hyperphyſiſche Fabel, als: der Holzſchläger und der Fuchs,[11] der Jäger und der Löwe;[12] und endlich die hyperphyſiſch mythiſche Fabel, als: Jupiter und das Kameel,[13] Jupiter und die Schlange ꝛc.[14]

Und dieſe Eintheilung erſchöpft die Mannichfaltigkeit der Fabeln ganz gewiß; ja man wird, hoffe ich, keine anführen können, deren Stelle ihr zufolge zweifelhaft bliebe, welches bei allen andern Eintheilungen geſchehen muß, die ſich bloß auf die Verſchiedenheit der handelnden Perſonen beziehen. Die Breitinger'ſche Eintheilung iſt davon nicht ausgeſchloſſen, ob er ſchon dabei die Grade des Wunderbaren zum Grunde gelegt hat. Denn da bei ihm die Grade des Wunderbaren, wie wir geſehen haben, größtentheils auf die Beſchaffenheit der handelnden Perſonen ankommen, ſo klingen ſeine Worte nur gründlicher, und er iſt in der That in die Sache nichts tiefer eingedrungen. „Das Wunderbare der Fabel, ſagt er, hat ſeine verſchiedene Grade. — Der niedrigſte Grad des Wunderbaren findet ſich in derjenigen Gattung der Fabeln, zu welchen ordentliche Menſchen aufgeführt werden. — Weil in denſelben das Wahrſcheinliche über das Wunderbare weit die Oberhand hat, ſo können ſie mit Fug wahrſcheinliche oder, in Abſicht auf die Perſonen, menſchliche Fabeln benannt werden. Ein mehrerer Grad des Wunderbaren äußert ſich in derjenigen Claſſe der Fabeln, in welchen ganz andere als menſchliche Perſonen aufgeführt werden. — Dieſe ſind entweder von einer vortrefflichern und höhern Natur, als die menſchliche iſt, z. E. die heidniſchen Gottheiten; — oder ſie ſind in Anſehung ihres Urſprungs und ihrer natürlichen Geſchicklichkeit von einem geringern Rang als die Menſchen, als z. E. die Thiere, Pflanzen ꝛc. — Weil in dieſen Fabeln das Wunderbare über das Wahrſcheinliche nach verſchiedenen Graden herrſcht, werden ſie deßwegen nicht unfüglich wunderbare und, in Abſicht auf die Perſonen, entweder göttliche oder thieriſche Fabeln genannt.“ — Und die Fabel von den zwei Töpfen, die Fabel von den Bäumen und dem Dornſtrauche? Sollen die auch thieriſche Fabeln heißen? Oder ſollen ſie und ihres gleichen eigene Benennungen erhalten? Wie ſehr wird dieſe Namenrolle anwachſen, beſonders wenn man auch alle Arten der vermiſchten Gattung benennen ſollte! Aber ein Exempel zu geben, daß man nach dieſer Breitinger'ſchen Eintheilung oft zweifelhaft ſeyn kann, zu welcher Claſſe man dieſe oder jene Fabel rechnen ſoll, ſo betrachte man die ſchon angeführte Fabel von dem Gärtner und ſeinem Hunde, oder die noch bekanntere von dem Ackersmanne und der Schlange, aber nicht ſo wie ſie Phädrus erzählt, ſondern wie ſie unter den griechiſchen Fabeln vorkömmt. Beide haben einen ſo geringen Grad des Wunderbaren, daß man ſie nothwendig zu den wahrſcheinlichen, das iſt menſchlichen, Fabeln rechnen müßte. In beiden aber kommen auch Thiere vor, und in Betrachtung dieſer würden ſie zu den vermiſchten Fabeln gehören, in welchen das Wunderbare weit mehr über das Wahrſcheinliche herrſcht, als in jenen. Folglich würde man erſt ausmachen müſſen, ob die Schlange und der Hund hier als handelnde Perſonen der Fabel anzuſehen wären oder nicht, ehe man der Fabel ſelbſt ihre Claſſe anweiſen könnte.

Ich will mich bei dieſen Kleinigkeiten nicht länger aufhalten, ſondern mit einer Anmerkung ſchließen, die ſich überhaupt auf die hyperphyſiſchen Fabeln bezieht, und die ich zur richtigern Beurtheilung einiger von meinen eigenen Verſuchen nicht gern anzubringen vergeſſen möchte. — Es iſt bei dieſer Gattung von Fabeln die Frage, wie weit der Fabuliſt die Natur der Thiere und anderer niedrigern Geſchöpfe erhöhen, und wie nahe er ſie der menſchlichen Natur bringen dürfe? Ich antworte kurz: ſo weit und ſo nahe er immer will. Nur mit der einzigen Bedingung, daß aus allem, was er ſie denken, reden und handeln läßt, der Charakter hervorſcheine, um deſſen willen er ſie ſeiner Abſicht bequemer fand, als alle andere Individuen. Iſt dieſes, denken, reden und thun ſie durchaus nichts, was ein anderes Individuum von einem andern, oder gar ohne Charakter eben ſo gut denken, reden und thun könnte, ſo wird uns ihr Betragen im geringſten nicht befremden, wenn es auch noch ſo viel Witz, Scharfſinnigkeit und Vernunft vorausſetzt. Und wie könnte es auch? Haben wir ihnen einmal Freiheit und Sprache zugeſtanden, ſo müſſen wir ihnen zugleich alle Modificationen des Willens und alle Erkenntniſſe zugeſtehen, die aus jenen Eigenſchaften folgen können, auf welchen unſer Vorzug vor ihnen einzig und allein beruht. Nur ihren Charakter, wie geſagt, müſſen wir durch die ganze Fabel finden; und finden wir dieſen, ſo erfolgt die Illuſion, daß es wirkliche Thiere ſind, ob wir ſie gleich reden hören, und ob ſie gleich noch ſo feine Anmerkungen, noch ſo ſcharfſinnige Schlüſſe machen. Es iſt unbeſchreiblich, wie viel Sophismata non causæ ut causæ die Kunſtrichter in dieſer Materie gemacht haben. Unter andern der Verfaſſer der *kritiſchen Briefe*, wenn er von ſeinem Hermann Axel ſagt: „Daher ſchreibt er auch den unvernünftigen Thieren, die er aufführt, niemals eine Reihe von Anſchlägen zu, die in einem Syſtem, in einer Verknüpfung ſtehen, und zu einem Endzwecke von weitem her angeordnet ſind. Denn dazu gehört eine Stärke der Vernunft, welche über den Inſtinkt iſt. Ihr Inſtinkt giebt nur flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft von ſich, die ſich nicht lange empor halten kann. Aus dieſer Urſache werden dieſe Fabeln mit Thierperſonen ganz kurz, und beſtehen nur aus einem ſehr einfachen Anſchlage oder Anliegen. Sie reichen nicht zu, einen menſchlichen Charakter in mehr als einem Lichte vorzuſtellen; ja der Fabuliſt muß zufrieden ſeyn, wenn er nur einen Zug eines Charakters vorſtellen kann. Es iſt eine ausſchweifende Idee des Pater Boſſue, daß die Aeſopiſche Fabel ſich in dieſelbe Länge wie die epiſche Fabel ausdehnen laſſe. Denn das kann nicht geſchehen, es ſey denn, daß man die Thiere nichts von den Thieren behalten laſſe, ſondern ſie in Menſchen verwandle, welches nur in poſſierlichen Gedichten angeht, wo man die Thiere mit gewiſſem Vorſatz in Masken aufführt, und die Verrichtungen der Menſchen nachäffen läßt ꝛc." — Wie ſonderbar iſt hier das aus dem Weſen der Thiere hergeleitet, was der Kunſtrichter aus dem Weſen der anſchauenden Erkenntniß und aus der Einheit des moraliſchen Lehrſatzes in der Fabel hätte herleiten ſollen! Ich gebe es zu, daß der Einfall des Pater Boſſue nichts taugt. Die Aeſopiſche Fabel, in die Länge einer epiſchen Fabel ausgedehnt, hört auf eine äſopiſche Fabel zu ſeyn, aber nicht deßwegen, weil man den Thieren, nachdem man ihnen Freiheit und Sprache ertheilt hat, nicht auch eine Folge von Gedanken, dergleichen die Folge von Handlungen in der Epopee erfordern würde, ertheilen dürfte; nicht deßwegen, weil die Thiere alsdann zu viel Menſchliches haben würden, ſondern deßwegen, weil die Einheit des moraliſchen Lehrſatzes verloren gehen würde, weil man dieſen Lehrſatz in der Fabel, deren Theile ſo gewaltſam aus einander gedehnt und mit fremden Theilen vermiſcht worden, nicht länger anſchauend erkennen würde. Denn die anſchauende Erkenntniß erfordert unumgänglich, daß wir den einzelnen Fall auf einmal überſehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzu viel Theile hat, oder ſeine Theile allzu weit auseinander liegen, ſo kann auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieſes, wenn ich nicht ſehr irre, iſt der wahre Grund, warum man es dem dramatiſchen Dichter, noch williger aber dem Epopeendichter erlaſſen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn ſie auch eine hineinlegen? Wir können ſie doch nicht darin erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläuftig ſind, als daß wir ſie auf einmal zu überſehen vermöchten. In dem Skelette derſelben müßte ſie ſich wohl endlich zeigen; aber das Skelett gehört für den kalten Kunſtrichter, und wenn dieſer einmal glaubt, daß eine ſolche Hauptlehre darin liegen müſſe, ſo wird er ſie gewiß herausgrübeln, wenn ſie der Dichter auch gleich nicht hinein gelegt hat. Daß übrigens das eingeſchränkte Weſen der Thiere von dieſer nicht zu erlaubenden Ausdehnung der Aeſopiſchen Fabel die wahre Urſache nicht ſey, hätte der *kritiſche Briefſteller* gleich daher abnehmen können, weil nicht bloß die *thieriſche* Fabel, ſondern auch jede andere Aeſopiſche Fabel, wenn ſie ſchon aus vernünftigen Weſen beſteht, derſelben unfähig iſt. Die Fabel von dem Lahmen und Blinden, oder von dem armen Manne und dem Tode, läßt ſich eben ſo wenig zur Länge des epiſchen Gedichts erſtrecken, als die Fabel von dem Lamme und dem Wolfe, oder von dem Fuchſe und dem Raben. Kann es alſo an der Natur der Thiere liegen? Und wenn man mit Beiſpielen ſtreiten wollte, wie viel *ſehr gute* Fabeln ließen ſich ihm nicht entgegen ſetzen, in welchen den Thieren weit mehr als *flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft* beigelegt wird, und man ſie ihre Anſchläge ziemlich *von weitem her* zu einem Endzwecke anwenden ſieht. Z. E. der Adler und der Käfer,[1] der Adler, die Katze und das Schwein ꝛc.[2]

---

[1] Fab. Aesop. 287.
[2] Phædrus libr. IV. Fab. 11.
[3] Phædrus libr. III. Fab. 15.
[4] Phædrus libr. I. Fab. 1.
[5] Phædrus libr. I. Fab. 25.
[6] Phædrus libr. IV. Fab. 7.
[7] Fabul. Aesop. 313.
[8] Fabul. Aesop. 142.
[9] Fabul. Aesop. 336.
[10] Fabul. Aesop. 20.
[11] Fabul. Aesop. 127.
[12] Fabul. Aesop. 280.
[13] Fabul. Aesop. 197.
[14] Fabul. Aesop. 189.

Unterdeſſen dachte ich einsmals bei mir ſelbſt, wenn man dem ungeachtet eine Aeſopiſche Fabel von einer ungewöhnlichen Länge machen wollte, wie müßte man es anfangen, daß die jetzt berührten Unbequemlichkeiten dieſer Länge wegfielen? Wie müßte unſer Reinecke Fuchs ausſehen, wenn ihm der Name eines Aeſopiſchen Heldengedichts zukommen ſollte? Mein Einfall war dieſer: *Fürs erſte* müßte nur ein einziger moraliſcher Satz in dem Ganzen zum Grunde liegen; *fürs zweite* müßten die vielen und mannichfaltigen Theile dieſes Ganzen unter gewiſſe Haupttheile gebracht werden, damit man ſie wenigſtens in dieſen Haupttheilen auf einmal überſehen könnte; *Fürs dritte* müßte jeder dieſer Haupttheile ein beſonderes Ganze, eine für ſich beſtehende Fabel ſeyn können, damit das große Ganze aus gleichartigen Theilen beſtände. Es müßte, um alles zuſammen zu nehmen, der allgemeine moraliſche Satz in ſeine einzelnen Begriffe aufgelöſt werden; jeder von dieſen einzelnen Begriffen müßte in einer beſondern Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle dieſe beſonderen Fabeln müßten zuſammen nur eine einzige Fabel ausmachen. Wie wenig hat der Reinecke Fuchs von dieſen Requiſiten! Am beſten alſo, ich mache ſelbſt die Probe, ob ſich mein Einfall auch wirklich ausführen läßt. — Und nun urtheile man, wie dieſe Probe ausgefallen iſt! Es iſt die *ſechzehnte* Fabel meines *dritten* Buchs, und heißt: *die Geſchichte des alten Wolfs, in ſieben Fabeln.* Die Lehre, welche in allen ſieben Fabeln zuſammen genommen liegt, iſt dieſe: „Man muß einen alten Böſewicht nicht auf das äußerſte bringen, und ihm alle Mittel zur Beſſerung, ſo ſpät und erzwungen ſie auch ſeyn mag, benehmen." Dieſes *Aeußerſte*, dieſe Benehmung *aller Mittel* zerſtückte ich, machte verſchiedene mißlungene Verſuche des Wolfs daraus, des gefährlichen Raubens künftig müßig gehen zu können, und bearbeitete jeden dieſer Verſuche als eine beſondere Fabel, die ihre eigene und mit der Hauptmoral in keiner Verbindung ſtehende Lehre hat. — Was ich hier bis auf ſieben und mit dem *Rangſtreite der Thiere* auf vier Fabeln gebracht habe, wird ein anderer mit einer anderen noch fruchtbareren Moral leicht auf mehrere bringen können. Ich begnüge mich, die Möglichkeit gezeigt zu haben.

IV.

Von dem Vortrage der Fabeln.

Wie ſoll die Fabel vorgetragen werden? Iſt hierin Aeſopus, oder iſt Phädrus, oder iſt la Fontaine das wahre Muſter?

Es iſt nicht ausgemacht, ob Aeſopus ſeine Fabeln ſelbſt aufgeſchrieben und in ein Buch zuſammengetragen hat. Aber das iſt ſo gut als ausgemacht, daß, wenn er es auch gethan hat, doch keine einzige davon durchaus mit ſeinen eigenen Worten auf uns gekommen iſt. Ich verſtehe alſo hier die allerſchönſten Fabeln in den verſchiedenen griechiſchen Sammlungen, welchen man ſeinen Namen vorgeſetzt hat. Nach dieſen zu urtheilen, war ſein Vortrag von der äußerſten Präciſion; er hielt ſich nirgends bei Beſchreibungen auf; er kam ſogleich zur Sache und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kannte kein Mittel zwiſchen dem Nothwendigen und Unnützen. So charakteriſirt ihn de la Motte, und richtig. Dieſe Präciſion und Kürze, worin er ein ſo großes Muſter war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch ſo angemeſſen, daß ſie eine allgemeine Regel daraus machten. Theon unter andern dringt mit den ausdrücklichſten Worten darauf.

---

[1] Fab. Aesop. 2.

[2] Phædrus libr. II. Fab. 4.

Auch Phädrus, der ſich vornahm, die Erfindungen des Aeſopus in Verſen auszubilden, hat offenbar den feſten Vorſatz gehabt, ſich an dieſe Regel zu halten, und wo er davon abgekommen iſt, ſcheint ihn das Sylbenmaaß und der poetiſchere Styl, in welchen uns auch das allerſimpelſte Sylbenmaaß wie unvermeidlich verſtrickt, gleichſam wider ſeinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber la Fontaine? Dieſes ſonderbare Genie! La Fontaine! Nein, wider ihn ſelbſt habe ich nichts, aber wider ſeine Nachahmer, wider ſeine blinden Verehrer! La Fontaine kannte die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wiſſen ſollen, was ihre Muſter und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel ſey; er geſtand es zu, daß es ihr vornehmſter Schmuck ſey, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Er bekannte[1] mit der liebenswürdigſten Aufrichtigkeit, „daß man die zierliche Präciſion und die außerordentliche Kürze, durch die ſich Phädrus ſo ſehr empfehle, in ſeinen Fabeln nicht finden werde. Es wären dieſes Eigenſchaften, die zu erreichen ihn ſeine Sprache zum Theil verhindert hätte, und bloß deßwegen, weil er den Phädrus darin nicht nachahmen können, habe er geglaubt, qu'il fallait en récompense égayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait.“ Alle dieſe Luſtigkeit, ſagt er, durch die ich meine Fabeln aufgeſtutzt habe, ſoll weiter nichts als eine etwaige Schadloshaltung für weſentlichere Schönheiten ſeyn, die ich ihnen zu ertheilen zu unvermögend geweſen bin. — Welch Bekenntniß! In meinen Augen macht ihm dieſes Bekenntniß mehr Ehre, als ihm alle ſeine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es von dem franzöſiſchen Publicum aufgenommen! Es glaubte, la Fontaine wolle ein bloßes Compliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher, als das, wofür ſie geleiſtet war. Kaum konnte es auch anders ſeyn; denn die Schadloshaltung hatte allzu viel Reizendes für Franzoſen, bei welchen nichts über die Luſtigkeit geht. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahre witzig zu bleiben,[2] meinte ſogar, la Fontaine habe ſich aus bloßer Albernheit (par bêtise) dem Phädrus nachgeſetzt, und de la Motte ſchrie über dieſen Einfall: mot plaisant, mais solide!

Unterdeſſen da la Fontaine ſeine luſtige Schwatzhaftigkeit durch ein ſo großes Muſter, als ihm Phädrus ſchien, verdammt glaubte, wollte er doch nicht ganz ohne Bedeckung von Seiten des Alterthums bleiben. Er ſetzte alſo hinzu: „Und meinen Fabeln dieſe Luſtigkeit zu ertheilen, habe ich um ſo viel eher wagen dürfen, da Quintilian lehrt, man könne die Erzählungen nicht luſtig genug machen (égayer). Ich brauche keine Urſache hiervon anzugeben; genug, daß es Quintilian ſagt.“ — Ich habe wider dieſe Autorität zweierlei zu erinnern. Es iſt wahr, Quintilian ſagt: Ego vero narrationem ut si ullam partem orationis, omni, qua potest, gratia et venere exornandam puto;[3] und dieſes muß die Stelle ſeyn, worauf ſich la Fontaine ſtützt. Aber iſt dieſe Grazie, dieſe Venus, die er der Erzählung ſo viel als möglich, obgleich nach Maaßgebung der Sache,[1] zu ertheilen befiehlt, iſt dieſes Luſtigkeit? Ich ſollte meinen, daß gerade die Luſtigkeit dadurch ausgeſchloſſen werde. Doch der Hauptpunkt iſt hier dieſer: Quintilian redet von der Erzählung des Factum in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieſer ſagt, zieht la Fontaine, wider die ausdrückliche Regel der Alten, auf die Fabel. Er hätte dieſe Regel unter andern bei dem Theon finden können. Der Grieche redet von dem Vortrage der Erzählung in der Chrie, — wie plan, wie kurz muß die Erzählung in einer Chrie ſeyn? — und ſetzt hinzu: *ἐν δὲ τοῖς μύθοις ἁπλουστέραν τὴν ἑρμηνείαν εἶναι δεῖ καὶ προσφυῆ· καὶ ὡς δυνατὸν, ἀκατάσκευόν τε καὶ σαφῆ*: Die Erzählung der Fabel ſoll noch planer ſeyn, ſie ſoll zuſammengepreßt, ſo viel als möglich ohne alle Zierrathen und Figuren, mit der einzigen Deutlichkeit zufrieden ſeyn.

Dem la Fontaine vergebe ich den Mißbrauch dieſer Autorität des Quintilian gar gern. Man weiß ja, wie die Franzoſen überhaupt die Alten leſen! Leſen ſie doch ihre eigene Autoren mit der unverzeihlichſten Flatterhaftigkeit. Hier iſt gleich ein Exempel! De la Motte ſagt von dem la Fontaine: Tout Original qu'il est dans les manières, il était Admirateur des Anciens jusqu'à la prévention, comme s'ils eussent été ses modèles. *La brièveté, dit-il, est l'ame de la Fable et il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit.*[2] Man kann nicht verſtümmelter anführen, als de la Motte hier den la Fontaine anführt! La Fontaine legt es einem ganz andern Kunſtrichter in den Mund, daß die Kürze die Seele der Fabel ſey, oder ſpricht es vielmehr in ſeiner eigenen Perſon; er beruft ſich nicht wegen der Kürze, ſondern wegen der Munterkeit, die in den Erzählungen herrſchen ſolle, auf das Zeugniß des Quintilian, und würde ſich wegen jener ſehr ſchlecht auf ihn berufen haben, weil man jenen Ausſpruch nirgends bei ihm findet.

Ich komme auf die Sache ſelbſt zurück. Der allgemeine Beifall, den la Fontaine mit ſeiner muntern Art zu erzählen erhielt, machte, daß man nach und nach die äſopiſche Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als ſie die Alten betrachtet hatten. Bei den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiete der Philoſophie, und aus dieſem holten ſie die Lehrer der Redekunſt in das ihrige herüber. Ariſtoteles hat nicht in ſeiner Dichtkunſt, ſondern in ſeiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon ſagen, das ſagen ſie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bei den Neueren muß man das, was man von der äſopiſchen Fabel wiſſen will, durchaus in Rhetoriken ſuchen, bis auf die Zeiten des la Fontaine. Ihm gelang es, die Fabel zu einem anmuthigen poetiſchen Spielwerke zu machen; er bezauberte, er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten, als durch ſolche in luſtigen Verſen ausgedehnte und gewäſſerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunſt griffen zu, die Lehrer der Redekunſt ließen den Eingriff geſchehen; dieſe hörten auf, die Fabel als ein ſicheres Mittel zur lebendigen Ueberzeugung anzupreiſen, und jene fingen dafür an, ſie als ein Kinderſpiel zu betrachten, das ſie ſo viel als möglich auszuputzen uns lehren müßten. — So ſtehen wir noch! —

Ein Mann, der aus der Schule der Alten kömmt, wo ihm jene *ἑρμηνεία ἀκατάσκευος* der Fabel ſo oft empfohlen werden, kann der wiſſen, woran er iſt, wenn er z. E. bei dem Batteux ein langes Verzeichniß von

---

[1] In der Vorrede zu ſeinen Fabeln.

[2] Fontenelle.

[3] Quintilianus Inst. Orat. lib. IV. cap. 2

[1] Sed plurimum refert, quæ sit natura ejus rei, quam exponimus. *Idem, ibidem*

[2] Discours sur la Fable p. 17.

Zierrathen lieſt, deren die Erzählung der Fabel fähig ſeyn ſoll? Er muß voller Verwunderung fragen: ſo hat ſich denn bei den Neueren ganz das Weſen der Dinge verändert? Denn alle dieſe Zierrathen ſtreiten mit dem wirklichen Weſen der Fabel. Ich will es beweiſen.

Wenn ich mir einer moraliſchen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden ſoll, ſo muß ich die Fabel auf einmal überſehen können, und um ſie auf einmal überſehen zu können, muß ſie ſo kurz ſeyn, als möglich. Alle Zierrathen aber ſind dieſer Kürze entgegen, denn ohne ſie würde ſie noch kürzer ſeyn können; folglich ſtreiten alle Zierrathen, in ſo fern ſie leere Verlängerungen ſind, mit der Abſicht der Fabel.

Z. E. Eben mit zur Erreichung dieſer Kürze, braucht die Fabel gern die allerbekannteſten Thiere, damit ſie weiter nichts als ihren einzigen Namen nennen darf, um einen ganzen Charakter zu ſchildern, um Eigenſchaften zu bemerken, die ihr ohne dieſe Namen allzu viel Worte koſten würden. Nun höre man den Batteux: „Dieſe Zierrathen beſtehen erſtlich in Gemälden, Beſchreibungen, Zeichnungen der Oerter, der Perſonen, der Stellungen.“ — Das heißt: Man muß nicht ſchlechtweg z. E. ein Fuchs ſagen, ſondern man muß fein ſagen:

> Un vieux Renard, mais des plus fins,
> Grand croqueur de poulets, grand preneur de lapins,
> Sentant son Renard d'une lieue, etc.

Der Fabuliſt braucht Fuchs, um mit einer einzigen Sylbe ein individuelles Bild eines witzigen Schalks zu entwerfen; und der Poet will lieber von dieſer Bequemlichkeit nichts wiſſen, will ihr entſagen, ehe man ihm die Gelegenheit nehmen ſoll, eine luſtige Beſchreibung von einem Dinge zu machen, deſſen ganzer Vorzug hier eben dieſer iſt, daß es keiner Beſchreibung bedarf.

Der Fabuliſt will in Einer Fabel nur Eine Moral zur Intuition bringen. Er wird es alſo ſorgfältig vermeiden, die Theile derſelben ſo einzurichten, daß ſie uns Anlaß geben, irgend eine andere Wahrheit in ihnen zu erkennen, als wir in allen Theilen zuſammengenommen erkennen ſollen. Vielweniger wird er eine ſolche fremde Wahrheit mit ausdrücklichen Worten einfließen laſſen, damit er unſere Aufmerkſamkeit nicht von ſeinem Zwecke abbringe, oder wenigſtens ſchwäche, indem er ſie unter mehrere allgemeine moraliſche Sätze theilt. — Aber Batteux, was ſagt der? „Die zweite Zierrath, ſagt er, beſteht in den Gedanken, nämlich in ſolchen Gedanken, die hervorſtechen, und ſich von den übrigen auf eine beſondere Art unterſcheiden.“

Nicht minder widerſinnig iſt ſeine dritte Zierrath, die Alluſion — Doch wer ſtreitet denn mit mir? Batteux ſelbſt geſteht es ja mit ausdrücklichen Worten, „daß dieſes nur Zierrathen ſolcher Erzählungen ſind, die vornehmlich zur Beluſtigung gemacht werden.“ Und für eine ſolche Erzählung hält er die Fabel? Warum bin ich ſo eigenſinnig, ſie nicht auch dafür zu halten? Warum habe ich nur ihren Nutzen im Sinne? Warum glaube ich, daß dieſer Nutzen ſeinem Weſen nach ſchon anmuthig genug iſt, um aller fremden Annehmlichkeit entbehren zu können? Freilich geht es dem la Fontaine und allen ſeinen Nachahmern, wie meinem Manne mit dem Bogen;[1] der Mann wollte, daß ſein Bogen mehr als glatt ſey; er ließ Zierrathen darauf ſchnitzen, und der Künſtler verſtand ſehr wohl, was für Zierrathen auf einen Bogen gehörten; er ſchnitzte eine Jagd darauf; nun will der Mann den Bogen verſuchen, und er zerbricht. Aber war das die Schuld des Künſtlers? Wer hieß den Mann, ſo wie zuvor damit zu ſchießen? Er hätte den geſchnitzten Bogen nunmehr fein in ſeiner Rüſtkammer aufhängen, und ſeine Augen daran weiden ſollen! Mit einem ſolchen Bogen ſchießen zu wollen! — Freilich würde nun auch Plato, der die Dichter alle mit ſammt ihrem Homer aus ſeiner Republik verbannte, dem Aeſopus aber einen rühmlichen Platz darin vergönnte, freilich würde auch Er nunmehr zu dem Aeſopus, ſo wie ihn la Fontaine verkleidet hat, ſagen: Freund, wir kennen einander nicht mehr! Geh auch du deinen Gang! Aber was geht es uns an, was ſo ein alter Grillenfänger, wie Plato, ſagen würde? —

Vollkommen richtig! Unterdeſſen, da ich ſo ſehr billig bin, hoffe ich, daß man es auch einigermaßen gegen mich ſeyn wird. Ich habe die erhabene Abſicht, die Welt mit meinen Fabeln zu beluſtigen, leider nicht gehabt, ich hatte mein Augenmerk nur immer auf dieſe oder jene Sittenlehre, die ich, meiſtens zu meiner eigenen Erbauung, gern in beſondern Fällen überſehen wollte; und zu dieſem Gebrauche glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufſchreiben zu können. Wenn ich aber jetzt die Welt gleich nicht beluſtige, ſo könnte ſie doch mit der Zeit vielleicht durch mich beluſtigt werden. Man erzählt ja die neuen Fabeln des Abſtemius eben ſo wohl als die alten Fabeln des Aeſopus in Verſen; wer weiß, was meinen Fabeln aufbehalten iſt, und ob man auch ſie nicht einmal mit aller möglichen Luſtigkeit erzählt, wenn ſie ſich anders durch ihren innern Werth eine Zeitlang in dem Andenken der Welt erhalten? In dieſer Betrachtung alſo bitte ich fürjetzo mit meiner Proſa—

Aber ich bilde mir ein, daß man mich meine Bitte nicht einmal ausſagen läßt. Wenn ich mit der allzu muntern und leicht auf Umwege führenden Erzählungsart des la Fontaine nicht zufrieden war, mußte ich darum auf das andere Extrem verfallen? Warum wandte ich mich nicht auf die Mittelſtraße des Phädrus und erzählte in der zierlichen Kürze des Römers, aber doch in Verſen? Denn proſaiſche Fabeln, wer wird die leſen wollen! — Dieſen Vorwurf werde ich unfehlbar zu hören bekommen. Was will ich im voraus darauf antworten? Zweierlei. Erſtlich, was man mir am leichteſten glauben wird: ich fühlte mich zu unfähig, jene zierliche Kürze in Verſen zu erreichen. La Fontaine, der eben das bei ſich fühlte, ſchob die Schuld auf ſeine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung und glaube überhaupt, daß ein Genie ſeiner angebornen Sprache, ſie mag ſeyn, welche es will, eine Form ertheilen kann, welche er will. Für ein Genie ſind die Sprachen alle von einer Natur, und die Schuld iſt alſo einzig und allein meine. Ich habe die Verſification nie ſo in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weiſe beſorgen dürfen, das Sylbenmaaß und der Reim werde hier und da den Meiſter über mich ſpielen. Geſchähe das, ſo wäre es ja um die Kürze gethan und vielleicht noch um mehr weſentliche Eigenſchaften der guten Fabel. Denn zweitens — ich muß es nur geſtehen, ich bin mit dem Phädrus nicht ſo recht zufrieden. De la Motte hatte ihm weiter nichts vorzuwerfen, als „daß er ſeine Moral oft zu Anfange der Fabeln ſetze, und daß er uns manchmal eine allzu unbeſtimmte Moral gebe, die nicht deutlich genug aus der Allegorie entſpringe.“ Der erſte Vorwurf betrifft eine wahre Kleinigkeit; der zweite iſt unendlich wichtiger und leider gegründet. Doch ich will nicht fremde Beſchuldigungen rechtfertigen, ſondern meine eigene vorbringen. Sie läuft dahin aus, daß Phädrus, ſo oft er ſich von der Einfalt der griechiſchen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begeht. Wie viel Beweiſe will man? z. E.

Fab. 4. Libri I.

> Canis per flumen, carnem dum ferret natans,
> Lympharum in speculo vidit simulacrum suum etc.

Es iſt unmöglich; wenn der Hund durch den Fluß geſchwommen iſt, ſo hat er das Waſſer um ſich her nothwendig ſo getrübt, daß er ſein Bildniß unmöglich darin ſehen können. Die griechiſchen Fabeln ſagen: Κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε; das braucht weiter nichts zu heißen, als: er ging über den Fluß; auf einem niedrigen Steige, muß man ſich vorſtellen. Aphthonius beſtimmt dieſen Umſtand noch behutſamer: Κρεας ἁρπασασα τις κυων παρ᾽ αὐτην ᾐει την ὀχθην; der Hund ging an dem Ufer des Fluſſes.

---

[1] S. die erſte Fabel des dritten Buchs.

Fab. 5. Lib. I.

Vacca et capella, et patiens ovis injuriæ,
Socii fuere cum leone in saltibus.

Welch eine Geſellſchaft! Wie war es möglich, daß ſich dieſe viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd! Dieſe Ungereimtheit haben die Kunſtrichter ſchon öfters angemerkt; aber noch keiner hat zugleich anmerken wollen, daß ſie von des Phädrus eigener Erfindung iſt. Im Griechiſchen iſt dieſe Fabel zwiſchen dem Löwen und dem wilden Eſel (Ὀναγρος). Von dem wilden Eſel iſt es bekannt, daß er ludert; und folglich konnte er an der Beute Theil nehmen. Wie elend iſt ferner die Theilung bei dem Phädrus:

Ego primam tollo, nominor quia leo,
Secundam, quia sum fortis, tribuetis mihi;
Tum quia plus valeo, me sequetur tertia;
Male afficietur, si quis quartam tetigerit.

Wie vortrefflich hingegen iſt ſie im Griechiſchen! Der Löwe macht ſogleich drei Theile; denn von jeder Beute ward bei den Alten ein Theil für den König oder für die Schatzkammer des Staats bei Seite gelegt. Und dieſes Theil, ſagt der Löwe, gehört mir, βασιλευς γαρ εἰμι; das zweite Theil gehört mir auch, ὡς ἐξ ἰσου κοινωνων, nach dem Rechte der gleichen Theilung; und das dritte Theil κακον μεγα σοι ποιησει, εἰ μη ἐθελης φυγειν.

Fab. 11. Libri I.

Venari asello comite cum vellet leo,
Contexit illum frutice, et admonuit simul,
Ut insueta voce terreret feras etc.
— — — —
Quæ dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Der Löwe verbirgt den Eſel in das Geſträuch; der Eſel ſchreit. Die Thiere erſchrecken in ihren Lagern, und da ſie durch die bekannten Ausgänge davon fliehen wollen, fallen ſie dem Löwen in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch Einen Ausgang davon kommen? Warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der Löwe überall ſeyn? — Wie vortrefflich fallen in der griechiſchen Fabel alle dieſe Schwierigkeiten weg! Der Löwe und der Eſel kommen da vor eine Höhle, in der ſich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe ſchickt den Eſel hinein; der Eſel ſcheucht mit ſeiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und ſo können ſie dem Löwen, der ihrer an dem Eingange wartet, nicht entgehen.

Fab. 9. Libri IV.

Peras imposuit Jupiter nobis duas,
Propriis repletam vitiis post tergum dedit,
Alienis ante pectus suspendit gravem.

Jupiter hat uns dieſe zwei Säcke aufgelegt? Er iſt alſo ſelbſt Schuld, daß wir unſere eigene Fehler nicht ſehen, und nur ſcharfſichtige Tadler der Fehler unſere Nächſten ſind? Wie viel fehlt dieſer Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslästerung? Die beſſern Griechen laſſen durchgängig den Jupiter hier aus dem Spiele; ſie ſagen ſchlechtweg: Ἀνθρωπος δυο πηρας ἑκαστος φερει; oder: δυο πηρας ἐξημμεθα του τραχηλου u. ſ. w.

Genug für eine Probe! Ich behalte mir vor, meine Beſchuldigung an einem andern Orte umſtändlicher zu erweiſen; und vielleicht durch eine eigene Ausgabe des Phädrus.

V.

Von einem beſondern Nutzen der Fabeln in den Schulen.

Ich will hier nicht von dem moraliſchen Nutzen der Fabeln reden; er gehört in die allgemeine praktiſche Philoſophie; und würde ich mehr davon ſagen können, als Wolf geſagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nutzen jetzt ſprechen, den die alten Rhetores in ihren Vorübungen von den Fabeln zogen, indem ſie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle casus obliquos zu verändern, bald ſie zu erweitern, bald ſie kürzer zuſammenzuziehen ꝛc. Dieſe Uebung kann nicht anders als zum Nachtheil der Fabel ſelbſt vorgenommen werden; und da jede kleine Geſchichte eben ſo geſchickt dazu iſt, ſo weiß ich nicht, warum man eben die Fabel dazu mißbrauchen muß, die ſich, als Fabel, ganz gewiß nur auf eine einzige Art gut erzählen läßt.

Den Nutzen, den ich jetzt mehr berühren als umſtändlich erörtern will, würde man den heuriſtiſchen Nutzen der Fabeln nennen können. — Warum fehlt es in allen Wiſſenſchaften und Künſten ſo ſehr an Erfindern und ſelbſtdenkenden Köpfen? Dieſe Frage wird am beſten durch eine andere Frage beantwortet: Warum werden wir nicht beſſer erzogen? Gott giebt uns die Seele; aber das Genie müſſen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, deſſen geſammte Seelenkräfte man ſo viel als möglich beſtändig in einerlei Verhältniſſen ausbildet und erweitert; den man angewöhnt, alles, was er täglich zu ſeinem kleinen Wiſſen hinzulernt, mit dem, was er geſtern bereits wußte, in der Geſchwindigkeit zu vergleichen und Acht zu haben, ob er durch dieſe Vergleichung nicht von ſelbſt auf Dinge kömmt, die ihm noch nicht geſagt worden; den man beſtändig aus einer Scienz in die andere hinüber ſehen läßt; den man lehrt, ſich eben ſo leicht von dem Beſondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Beſondern ſich wieder herab zu laſſen: der Knabe wird ein Genie werden, oder man kann nichts in der Welt werden.

Unter den Uebungen nun, die dieſem allgemeinen Plane zufolge angeſtellt werden müßten, glaube ich, würde die Erfindung Aeſopiſcher Fabeln eine von denen ſeyn, die dem Alter eines Schülers am aller angemeſſenſten wären: nicht, daß ich damit ſuchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen, ſondern weil es unläugbar iſt, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden werden, gleich dasjenige iſt, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigſte ſeyn muß. Dieſes Mittel iſt das Princip der Reduction, und es iſt am beſten, den Philoſophen ſelbſt davon zu hören: Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, *principio* nimirum *reductionis*: quod quemadmodum ad inveniendum in genere utilissimum, ita ad fabulas inveniendas absolute necessarium est. Quoniam in arte inveniendi principium reductionis amplissimum sibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula; nemo in dubium revocare poterit, fabularum inventores inter inventores locum habere. Neque est quod inventores abjecte de fabularum inventoribus sentiant: quod si enim fabula nomen suum tueri, nec quicquam in eadem desiderari debet, haud exiguæ sæpe artis est eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires suas deficere agnoscant, ubi in rem præsentem venerint. Fabulæ aniles nugæ sunt, quæ nihil veritatis continent, et earum autores in nugatorum non inventorum veritatis numero sunt. Absit autem ut hisce æquipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus in præsente nobis negotium est, et quas vel inviti in Philosophiam practicam admittere tenemur, nisi praxi officere velimus.[1]

Doch dieſes Princip der Reduction hat ſeine großen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläuftige Kenntniß des Beſondern und aller individuellen Dinge, auf welche die Reduction geſchehen kann. Wie iſt dieſe von jungen Leuten zu verlangen? Man müßte dem Rathe eines neuern Schriftſtellers folgen, den erſten Anfang ihres Unterrichts mit der Geſchichte der Natur zu machen, und dieſe in der niedrigſten Claſſe allen Vorleſungen zum Grunde zu legen.[2] Sie enthält, ſagt er, den Samen aller übrigen Wiſſenſchaften, ſogar die moraliſchen nicht ausgenommen. Und es iſt kein Zweifel, er wird mit dieſem Samen der Moral, den er in der Geſchichte der Natur gefunden zu haben glaubt, nicht auf die bloßen Eigenſchaften der Thiere und andern geringern Geſchöpfe, ſondern auf die Aeſopiſchen Fabeln, welche auf dieſe Eigenſchaften gebaut werden, geſehen haben.

Aber auch alsdann noch, wenn es dem Schüler an dieſer weitläuftigen Kenntniß nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln Anfangs müſſen mehr finden, als erfinden laſſen; und die allmähligen Stufen von dieſem Finden zum Erfinden, die ſind es eigentlich, was ich durch verſchiedene Verſuche meines zweiten Buchs habe zeigen wollen. Ein gewiſſer Kunſtrichter ſagt: „Man darf nur im Holz und im Feld, inſonderheit aber auf der Jagd, auf alles Betragen der zahmen und der wilden Thiere aufmerkſam ſeyn, und ſo oft etwas Sonderbares und Merkwürdiges zum Vorſchein kömmt, ſich ſelber in den Gedanken fragen, ob es nicht eine Aehnlichkeit mit einem gewiſſen Charakter der menſchlichen Sitten habe, und in dieſem Falle in eine ſymboliſche Fabel ausgebildet werden könne.“[3] Die Mühe, mit ſeinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann ſich der Lehrer erſparen, wenn er in die alten Fabeln ſelbſt eine Art von Jagd zu legen weiß, indem er die Geſchichte derſelben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald dieſen oder jenen Umſtand derſelben ſo verändert, daß ſich eine andere Moral darin erkennen läßt.

Z. E. Die bekannte Fabel von dem Löwen und Eſel fängt ſich an: *Λεων και ὀνος, κοινωνιαν θεμενοι, ἐξηλθον ἐπι θηραν* — Hier bleibt der Lehrer ſtehen. Der Eſel in Geſellſchaft des Löwen? Wie ſtolz wird der Eſel auf dieſe Geſellſchaft geweſen ſeyn! (Man ſehe die achte Fabel meines zweiten Buchs.) Der Löwe in Geſellſchaft des Eſels? Und hatte ſich denn der Löwe dieſer Geſellſchaft nicht zu ſchämen? (Man ſehe die ſiebente.) Und ſo ſind zwei Fabeln entſtanden, indem man mit der Geſchichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führt, als Aeſopus ſich dabei geſteckt hatte.

Oder man verfolgt die Geſchichte einen Schritt weiter: Die Fabel von der Krähe, die ſich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geſchmückt hatte, ſchließt ſich: *και ὁ κολοιος ἦν παλιν κολοιος.* Vielleicht war ſie nun auch etwas ſchlechteres, als ſie vorher geweſen war. Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigene glänzenden Schwingfedern mit ausgeriſſen, weil man ſie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da, und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich ſein eigen iſt, geſtohlen habe. (S. die ſechste Fabel meines zweiten Buchs.)

Oder man verändert einzelne Umſtände in der Fabel. Wie wenn das Stück Fleiſch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel ſchmeichelte, vergiftet geweſen wäre? (S. die funfzehnte.) Wie wenn der Mann die erfrorene Schlange nicht aus Barmherzigkeit, ſondern aus Begierde, ihre ſchöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Buſen geſteckt hätte? Hätte ſich der Mann auch alsdann noch über den Undank der Schlange beklagen können? (S. die dritte Fabel.)

Oder man nimmt auch den merkwürdigſten Umſtand aus der Fabel heraus und baut auf denſelben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe iſt ein Bein in dem Schlunde ſtecken geblieben. In der kurzen Zeit, da er ſich daran würgte, hatten die Schafe alſo vor ihm Friede. Aber durfte ſich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute That anrechnen? (S. die vierte Fabel.) Hercules wird in den Himmel aufgenommen und unterläßt, dem Plutus ſeine Verehrung zu bezeigen. Sollte er ſie wohl auch ſeiner Todfeindin, der Juno, zu bezeigen unterlaſſen haben? Oder würde es dem Hercules anſtändiger geweſen ſeyn, ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. die zweite Fabel.)

Oder man ſucht eine edlere Moral in die Fabel zu legen; denn es giebt unter den griechiſchen Fabeln verſchiedene, die eine ſehr nichtswürdige haben. Die Eſel bitten den Jupiter, ihr Leben minder elend ſeyn zu laſſen. Jupiter antwortet: *τοτε αὐτους ἀπαλλαγησεσθαι της κακοπαθειας, ὁταν οὐρουντες ποιησωσι ποταμον.* Welch eine unanſtändige Antwort für eine Gottheit! Ich ſchmeichle mir, daß ich den Jupiter würdiger antworten laſſen und überhaupt eine ſchönere Fabel daraus gemacht habe. (S. die zehnte Fabel.)

— Ich breche ab! Denn ich kann mich unmöglich zwingen, einen Commentar über meine eigene Verſuche zu ſchreiben.

---

[1] Philosophiæ practicæ universalis pars posterior §. 310.

[2] Briefe, die neueſte Litteratur betreffend, 1. Thl. S. 58.

[3] Kritiſche Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

Aus den Briefen,

die neueſte Literatur betreffend.

Erſter Theil.

1759.

Einleitung.

Der Herr von N**, ein verdienter Officier und zugleich ein Mann von Geſchmack und Gelehrſamkeit, ward in der Schlacht bei Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr** gebracht und ſeine Wundärzte empfahlen ihm nichts eifriger, als Ruhe und Geduld. Langeweile und ein gewiſſer militäriſcher Eckel vor politiſchen Neuigkeiten, trieben ihn, bei den ungern verlaſſenen Muſen eine angenehmere Beſchäftigung zu ſuchen. Er ſchrieb an einige von ſeinen Freunden in B** und erſuchte ſie, ihm die Lücke, welche der Krieg in ſeine Kenntniß der neueſten Literatur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da ſie ihm unter keinem Vorwande dieſe Gefälligkeit abſchlagen konnten, ſo trugen ſie es dem Herrn Fll. auf, ſich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entſtanden, in die Hände gerathen, kann dem Publicum, zu wiſſen oder nicht zu wiſſen, ſehr gleichgültig ſeyn. Ich theile ſie ihm mit, weil ich glaube, daß ſie manchem ſowohl von dem ſchreibenden, als leſenden Theile der ſogenannten Gelehrten, nützlich ſeyn können.

Ihre Anzahl iſt bereits beträchtlich, ob ſie gleich ihren Anfang nur vor drei oder vier Monaten können gehabt haben. Sie werden auch hoffentlich bis zur Wiederherſtellung des Herrn von N** fortgeſetzt werden.

Ich habe völlige Gewalt ſie drucken zu laſſen, wie und wann ich will. Der Verleger meinte, daß es am füglichſten wöchentlich geſchehen könnte; und ich laſſe ihm ſeinen Willen.

D.

I.

Den 4. Januar 1759.

Erſter Brief.

Etwas werden Sie freilich nachzuholen haben; aber nicht viel. Die zwei gefährlichen mühſamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande aufopfern müſſen, ſind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern geweſen. Gegen hundert Namen, — und hundert ſind noch zu wenig — die alle erſt in dieſem Kriege als Namen verdienſtvoller Helden bekannt geworden; gegen tauſend kühne Thaten, die vor Ihren Augen geſchahen, an welchen Sie Theil hatten, die zu Quellen der unerwartetſten Veränderungen wurden, — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur ſehr wenige Werke ſchon bekannter Verfaſſer anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.

Es gilt dieſes von uns Deutſchen vor allen andern. Zwar hat der Krieg ſeine blutigſte Bühne unter uns aufgeſchlagen, und es iſt eine alte Klage, daß das allzunahe Geräuſch der Waffen die Muſen verſcheucht. Verſcheucht es ſie nun aus einem Lande, wo ſie nicht recht viele, recht feurige Freunde haben, wo ſie ohnedem nicht die beſte Aufnahme erhielten, ſo können ſie auf eine ſehr lange Zeit verſcheucht bleiben. Der Friede wird ohne ſie wieder kommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholiſchen Vergnügen begleitet, über verlorene Güter zu weinen.

Ich rufe Ihre Blicke aus dieſer finſtern Ausſicht zurück. Man muß einem Soldaten ſein unentbehrliches Geſchäft durch die bejammernswürdigen Folgen deſſelben nicht verleiden.

Lieber will ich Sie und mich mit dem ſüßen Traume unterhalten, daß in unſern geſitteteren Zeiten der Krieg nichts als ein blutiger Prozeß unter unabhängigen Häuptern iſt, der alle übrige Stände ungeſtört läßt, und auf die Wiſſenſchaften weiter keinen Einfluß hat, als daß er neue Xenophons, neue Polybe erweckt. Lieber will ich für Sie auch die leichteſten Spuren der unter uns noch wandelnden Muſen aufſuchen, und ihnen bis in die glücklichern Reiche nachſpüren, aus welchen ſie, nicht längſt, einen kürzern Weg zu uns gefunden zu haben ſcheinen.

Die Umſtände, unter welchen Sie dieſe Arbeit von mir verlangen, machen ſie mir zu einem Vergnügen, auf welches ich ſtolz zu ſeyn Urſache habe. Kann ſich derjenige weigern, Ihre Schmerzen durch kleine Zerſtreuungen zu lindern, der ſie gern mit Ihnen getheilt hätte? ꝛc.

Zweiter Brief.

Wenigſtens iſt die Gelehrſamkeit, als ein Gewerbe, unter uns in noch ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichniſſe ſind nicht viel kleiner geworden, und unſere Ueberſetzer arbeiten noch friſch von der Fauſt weg.

Was haben ſie nicht ſchon alles überſetzt, und was werden ſie nicht noch überſetzen! Eben jetzt habe ich einen vor mir, der ſich an einen engliſchen Dichter — rathen Sie einmal an welchen! — gemacht hat. O Sie können es doch nicht errathen! — An Popen.[1]

Und in Proſa hat er ihn überſetzt. Einen Dichter, deſſen großes, ich will nicht ſagen größtes, Verdienſt in dem war, was wir das Mechaniſche in der Poeſie nennen; deſſen ganze Mühe dahin ging, den reichſten, triftigſten Sinn in die wenigſten, wohlklingendſten

[1] Herrn Alexander Pope ſämmtliche Werke ꝛc. Erſter Band. Altona bei D. Iverſen. 1758 in 8.

Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war — einen ſolchen Dichter in Proſa zu überſetzen, heißt ihn ärger entſtellen, als man den Euklides entſtellen würde, wenn man ihn in Verſe überſetzte.

Es war auch ein bloßer Buchhändlereinfall, wie der Ueberſetzer ſelbſt geſteht. Und was geht es dieſem an, womit jener ihn Geld verdienen läßt, und ſelbſt Geld zu verdienen denkt? Freilich ſollte ſo ein blindlingsgefälliges Werkzeug eine beſcheidenere Sprache führen, als unſer Ueberſetzer des Pope führt. Er ſollte nicht ſagen: „Ich habe mir eingebildet, meinen Dichter völlig zu verſtehen und mich darauf verlaſſen, daß meine eigene kleine Dichtergabe, ſo geringe ſie auch ſeyn mag, mir zu Hülfe kommen würde, das Verſtandene ſo auszudrücken, daß der Schwung und die Deutlichkeit nicht zu viel verlören.“

Denn je größer er ſich ſelbſt macht, deſto unbarmherziger wird ihm der Leſer ſein thörichtes Unternehmen aufmutzen, deſto höhniſcher wird er ihm jeden Fehler vorwerfen, der ſeinem Eigenlobe widerſpricht. Z. E.

Pope will die Nachahmung der Alten rechtfertigen. Man verlangt, ſagt er, und erwartet von einem Dichter, daß er ein gelehrter, und in den Werken der Alten beleſener Mann (a Scholar) ſey, und iſt gleichwohl unwillig, wenn man findet, daß er wirklich ſo ein Mann iſt. — Was meinen Sie wohl, daß aus dieſer feinen Anmerkung unter der Feder des Ueberſetzers geworden iſt? Er hat Scholar, als ein wahrer Schüler, durch Schüler überſetzt und ſagt: „[1] In der That iſt es ſehr unbillig, daß man aus uns Schüler haben will, und dennoch unwillig wird, wenn man uns als Schüler befindet.“

Pope vergleicht den Virgil mit ſeinem Muſter, dem Theokrit. Der Römer, ſagt er, übertrifft den Griechen an Regelmäßigkeit und Kürze, und iſt ihm in nichts nachzuſetzen, als in der Einfalt des eigenthümlichen Ausdrucks. (Simplicity and propriety of style.) Pope meint, daß der Styl in den Virgiliſchen Eklogen uneigentlicher, verblümter ſey, als in den Theokritiſchen; und der Vorwurf iſt nicht ohne Grund. Allein wie ihn der Ueberſetzer ausdrückt, iſt er es gänzlich. Er giebt nämlich Propriety durch Richtigkeit; und welcher Schriftſteller, ſelbſt keiner von den Alten ausgenommen, iſt dem Virgil in der Richtigkeit des Styls (Correctness) vorzuziehen? [2]

Pope erzählt die Geſchichte ſeiner Autorſchaft. Ich ſchrieb, ſagt er, weil es mich angenehm beſchäftigte; ich verbeſſerte, weil mir das Verbeſſern eben ſo viel Vergnügen machte, als das Schreiben; ich ließ drucken, weil man mir ſchmeichelte, daß ich Leuten gefallen könnte, deren Beifall einen guten Namen [3] verſchaffte. — Der Ueberſetzer aber läßt ihn ſagen: „daß ich denen gefallen könnte, denen ich zu gefallen wünſchte.“

Virgil, der ſich den Theokrit zum Muſter vorgeſtellt — ſagt Pope und der Ueberſetzer: Virgil der den Theokrit ausſchreibt.

Dieſes ſind noch lange nicht alle Fehler, aus der bloßen Vorrede und Abhandlung von der Schäferpoeſie, aus den erſten und leichteſten, nämlich proſaiſchen Stücken des erſten Bandes.[4] Urtheilen Sie, wie es tiefer herein ausſehen mag!

Was der Ueberſetzer zur Entſchuldigung ſeiner oft undeutſchen Wortfügungen anführt; wie er ſich in dieſer Entſchuldigung verwirrt und ſich unvermerkt ſelbſt tadelt, iſt auf der ſiebenzehnten Seite des Vorberichts luſtig zu leſen. Er verlangt, daß man, ihn zu verſtehen, die Kunſt zu leſen beſitze. Aber da dieſe Kunſt ſo gemein nicht iſt, ſo hätte er die Kunſt zu ſchreiben verſtehen ſollen. Und wehe der armen Kunſt zu leſen, wenn ihr vornehmſtes Geſchäft ſeyn muß, den Wortverſtand deutlich zu machen! ꝛc.

Dritter Brief.

Wollen Sie einen andern kennen lernen, deſſen guter Wille uns nun ſchon den zweiten engliſchen Dichter verdorben hat? — Verdorben klingt hart; aber halten Sie immer dem Unwillen eines getäuſchten Leſers ein hartes Wort zu gute.

Von des Herrn von Palthen Ueberſetzung der Thomſon'ſchen Jahrszeiten werden Ihnen frühere Urtheile zu Geſichte gekommen ſeyn. Nur ein Wort von ſeinen „Fabeln des Gay.“ [1]

Ein guter Fabeldichter iſt Gay überhaupt nicht, wenn man ſeine Fabeln nämlich nach den Regeln beurtheilt, welche die Kunſtrichter aus den beſten Fabeln des Aeſopus abſtrahirt haben. Bloß ſeine ſtarke Moral, ſeine feine Satyre, ſeine übrigen poetiſchen Talente machen ihn, trotz jenen Regeln, zu einem guten Schriftſteller.

Schade um ſo vielmehr, daß ſo manche feine Satyre dem Ueberſetzer unter der Arbeit verflogen iſt! Und es muß eine ſehr eilfertige Arbeit geweſen ſeyn! Sehr oft hat er ſich auch nicht die Zeit genommen, die Worte ſeines Originals recht anzuſehen. Wenn Gay ſagt:

The Miser trembling lock'd his chest;

(der Geizhals verſchloß zitternd ſeinen Kaſten) ſo ſieht er lock'd für look'd an, und überſetzt: der Geizhals blickte zitternd auf ſeinen Kaſten.[2]

Das engliſche Chamäleon rühmt ſich, es habe eines jeden Höflings Leidenſchaft zu treffen gewußt:

I knew to hit each courtier's passion,

und das deutſche ſagt: ich vermied eines jeden Höflings Leidenſchaft zu berühren. Dieſes folglich iſt kaum halb ſo geſchickt als jenes. Verſtehen etwa die deutſchen Schmeichler ihr Handwerk weniger, als die Schmeichler einer andern Nation? [3]

Gay beſchreibt ein unglückliches Ehepaar. Er der Mann, ſagt er,[4] liebt das Befehlen, und die Frau das Widerſprechen. Sich ſklaviſch zu unterwerfen, iſt durchaus nicht ihre Sache. Sie will ihren Willen haben, oder will ihre Zufälle bekommen. —

She 'll have her will, or have her fits.

Der letzte Zug iſt ungemein fein und eine richtige Bemerkung. Sie werden krank, die lieben eigenſinnigen Weiberchen, wenn man nicht thut was ſie haben wollen. — Nun ſehen Sie, was der Herr von Palthen daraus macht: „Sie will entweder ihren Willen haben, oder auch umwechſelnd die Herrſchaft führen.“ — O dreimal Glücklicher, deſſen Gattin ſich mit dem letztern begnügt!

Die kleinſten Partikeln werden oft unſerm Ueberſetzer zum Anſtoß. — Doch es muß Sie in die Länge verdrießen, daß ich mich mit ſolchen Kleinigkeiten aufhalte.

Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverſchämtheit der gelehrten Taglöhner unter uns geht. Ein gewiſſer C. G. Bergmann hat Bolingbroks Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geſchichte überſetzt,[1] und er iſt es, von dem man ſagen kann, daß er alles, was die Welt noch bis jetzt von elenden Ueberſetzern geſehen hat, unendlich weit zurück läßt. — Doch ich muß den Beweis verſparen. Er fordert mehr Raum als mir übrig iſt.

---

[1] That people should expect us to be Scholars, and yet be angry to find us so. In der Vorrede.

[2] Abhandlung von der Schäferpoeſie S. 7. der deutſchen Ueberſetzung.

[3] Such as it was a credit to please. In der Vorrede.

[4] In dem Vorberichte verſpricht man die neun engliſchen Octavbände in ſechs deutſche zu bringen, und in den erſten deutſchen die Hälfte des zweiten engliſchen mit zu faſſen. Am Ende aber hat man ſich anders beſonnen; und die Leſer erhalten nicht einmal den ganzen engliſchen erſten Band in dieſem erſten deutſchen; denn es fehlt ihm noch der Epilogus zu „Rowe's Jane Shore.“

[1] Hamburg und Leipzig bei Grund und Holle 1758 in 8.

[2] VI. Fabel.

[3] II. Fabel.

[4] XII. Fabel.

II.

Den 11. Januar 1759.

Vierter Brief.

Unſere Ueberſetzer verſtehen ſelten die Sprache; ſie wollen ſie erſt verſtehen lernen; ſie überſetzen, ſich zu üben und ſind klug genug, ſich ihre Uebungen bezahlen zu laſſen. Am wenigſten aber ſind ſie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Denn wären ſie hierzu nicht ganz unfähig, ſo würden ſie es faſt immer aus der Folge der Gedanken abnehmen können, wo ſie jene mangelhafte Kenntniß der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigſtens geſchieht es durch dieſe etwanige Fähigkeit, daß ihr Leſer oft mehrere als nur die gröbſten bemerkt, und die folgenden des Herrn Bergmanns ſind gewiß nicht erſt durch die ängſtliche Zuſammenhaltung des Originals entdeckt worden.

Bolingbroke, wenn er von Männern, die zwar ſelbſt durch ihre Studien weder weiſer noch beſſer werden, andere aber in den Stand ſetzen, mit mehr Bequemlichkeit und in nützlichern Abſichten zu ſtudiren, von den Herausgebern verlegener Handſchriften, den Wortforſchern u. ſ. w. redet, gedenkt mit Beifall eines Gelehrten, den man einſt in der Kirche, in ſeiner Kapelle, unter der ſtückweiſen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bei frommen Leuten nicht ungewöhnlich iſt, Gott auch dafür danken gehört, daß er die Welt mit Lexiconsmachern verſehen habe. — Vergleichen Sie nunmehr dieſes[2] mit folgender Ueberſetzung: „Ich billige daher die Andacht eines gelehrten Mannes aus der chriſtlichen Kirche gar ſehr, der in ſeiner Kapelle vergeſſen hatte, ſich mit Gott zu beſchäftigen, wie es bei andächtigen Perſonen gar nichts unerhörtes iſt, und der unter andern beſondern Dankſagungen, wodurch er ſich gegen die Gütigkeit Gottes erkenntlich bezeigte, der Welt Wörterbücher verſchaffte.“ — — So viel Zeilen, ſo viel unverzeihliche Fehler.

Bolingbroke fährt in ſeiner philoſophiſchen Laune fort: Dieſe Leute wollen eben ſo gern berühmt ſeyn, als andere von größeren Talenten, und wenden die Mittel dazu an, ſo gut ſie ihnen Gott verliehen hat ꝛc. Sie verdienen Aufmunterung, ſo lange ſie nur bloß zuſammentragen, und weder dabei witzig ſeyn, noch vernünfteln wollen.[3] — Und Bergman fährt fort, zu verhunzen: „Dieſe Leute erwerben ſich Ruhm ſowohl als ſolche, die höher ſind als ſie, durch diejenigen Mittel, ſo ihnen Gott gegeben hat, denſelben zu erlangen ꝛc. Sie verdienen aber dennoch Aufmunterung, weil ſie beſtändig zuſammen tragen, und weder auf Witz noch Vernunft Anſpruch machen.“

Bolingbroke vergleicht die Syſteme der alten Zeitrechnung und Geſchichte mit bezauberten Schlöſſern. Sie ſcheinen, ſagt er, etwas zu ſeyn und ſind nichts als Phantome; löſe die Bezauberung auf (dissolve the charm) und ſie verſchwinden aus dem Geſicht wie jene. — Hat ihn Bergmann verſtanden? „Alle dieſe Syſteme,“ läßt er ihn ſagen, „ſind ſo viele bezauberte Schlöſſer; ſie erſcheinen als etwas, und ſind nichts als Erſcheinungen. Ihre Reize fliegen gleich dieſen auseinander und verſchwinden aus unſerem Geſichte.“ —

O Bergmann iſt ein ganz anderer Zauberer! Jene Stümper laſſen verſchwinden, was bloß da zu ſeyn ſchien. Bergmann macht ſein hocus pocus, und alle Gedanken, alle Einfälle, die wirklich da waren, ſind weg! Ohne alle Spur, weg!

Das allertollſte aber iſt dieſes, daß er — — (wie ſoll ich mich gleich rund genug ausdrücken? Ich will, mit Ihrer Erlaubniß, einen Ausdruck aus dem Hudibras borgen), daß er ſeinem Autor „die Krätze giebt, um ihn reiben zu können.“ Das iſt: er verſteht ihn unrecht und ſtraft ihn in gelehrten Anmerkungen wegen einer Ungereimtheit, die er ſelbſt in ihn gelegt hat. Hören Sie nur!

Bolingbroke redet in ſeinem dritten Briefe von der Bibel, als eine Quelle der Geſchichte betrachtet. Er kömmt auf die ſogenannte Ueberſetzung der ſiebenzig Dollmetſcher und ſagt: Die helleniſtiſchen Juden erzählten von dieſer Ueberſetzung, um ſie in Anſehen zu bringen, ja gar zu heiligen, eben ſo viel wunderbare Dinge, als die andern Juden von dem Esra, welcher den Canon ihrer Schriften zu machen anfing und von Simon dem Gerechten erzählt hatten, welcher dieſen Canon zu Ende brachte. Dieſe heiligen Romane, fährt Bolingbroke fort, wurden zur Tradition und die Tradition ward zur Geſchichte; die Väter unſerer chriſtlichen Kirche ließen es ſich nicht zuwider ſeyn, Gebrauch davon zu machen. Der heilige Hieronymus ꝛc. ꝛc. Dieſe heiligen Romane? Was nennt Bolingbroke ſo? Was ſonſt, als die frommen Mährchen, deren er gleich vorher gedenkt? Und doch will ſein elender Ueberſetzer, daß er unter dieſen Romanen die heiligen Bücher ſelbſt, und nicht die jüdiſchen Fabeln von ihrer Erhaltung und ihrer Verdollmetſchung verſtehe. „Hier ſieht man,“ ruft er lächerlich aus, „die Folgerung des Verfaſſers! Er hatte vorher ganz und gar nicht beweiſen können, daß die bibliſchen Bücher nicht ſchon da geweſen wären, oder daß ſie verfälſcht worden, jetzt aber nennt er ſie heilige Romane, ohne uns zu ſagen, wodurch ſie ſich in Romane hätten verwandeln können ꝛc.“

Poſſen! Wir wiſſen es freilich, daß Bolingbroke oft ziemlich cavalièrement von der Bibel ſpricht; aber hier thut er es doch nicht. Der Herr verſpare wenigſtens ſein Collegium auf eine andere Stelle.

Und nun ſagen Sie mir, iſt das deutſche Publicum nicht zu bedauern? Ein Bolingbroke fällt unter die Hände ſeiner Knaben; ſie ſchreien Kahlkopf über ihn, die Kahlkinne! Will denn kein Bär hervorkommen und dieſe Buben würgen?

Bergmann muß nicht allein das Engliſche nicht wiſſen; er muß gar nichts wiſſen. Wenn Bolingbroke ſagt: die Chronologie iſt eine von den Wiſſenſchaften, welche bloß a limine salutandæ ſind; ſo macht jener daraus: „welche man ſchon von weitem empfangen muß.“ Wenn Bolingbroke von dem Canon des Marshams redet, redet jener von Marshams Sätzen, und muß nicht wiſſen, daß das Buch dieſes Gelehrten hier gemeint wird, welches den Titel Canon chronologicus führt. Wenn Bolingbroke von dem Canon der heiligen Bücher ſpricht, macht jener die Ordnung der heiligen Bücher daraus. Ich möchte wiſſen, was Herr Bergmann ſtudirte? Ob die Theologie?

Schade, daß ſich die gelehrte Welt des weltlichen Arms noch weniger bedienen darf, als die Kirche! Wäre es ſonſt nicht billig, daß man die Handlung, welche dieſe jämmerliche Ueberſetzung drucken laſſen, mit Gewalt anhielte, uns eine beſſere zu liefern, und jene ins Makulatur zu werfen? Sie müßte ſich des Schadens wegen an den Ueberſetzer halten können.

---

[1] Leipzig bei Lankiſchens Erben in groß 8. 1756.

[2] I approve therefore very much the Devotion of a Studious man at Christ-church, who was overheard in his oratory entering into a detail with God, as devout Persons are apt to do, and amongst other particular thanksgivings acknowledging the divine Goodness, in furnishing the world with Makers of Dictionaries. *Letter I. p. 6.*

[3] These men court fame, as well as their betters, by such means as God has given them to acquire it – They deserve encouragement, however, whilst they continue to compile, and neither affect wit, or presume to reason.

Fünfter Brief.

Der Ueberſetzer des Gay hat ſich zu gleicher Zeit auch als Verfaſſer gezeigt, und „Verſuche zu vergnügen,“[1] herausgegeben.

Ich denke ſo: mir nützlich zu ſeyn, möchte man ſo oft und viel verſuchen, als man nur immer wollte; wenn ich nur die Verſuche mich zu vergnügen verbitten könnte. Laßt uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierſtuben an uns lernen!

Der „Lenz“ des Herrn von Palthen ſcheint eine Sammlung von alle dem zu ſeyn, was er bei Ueberſetzung des Thomſon'ſchen Frühlings ſchlechteres gedacht hat; eine Sammlung von Zügen und Bildern, die Thomſon und Kleiſt und ſelbſt Zachariä verſchmäht haben. Er malt Mücken,[2] und der Himmel gebe, daß uns nun bald auch jemand Mückenfüße male! Doch nicht genug, daß er ſeine Gegenſtände ſo klein wählt; er ſcheint auch eine eigene Luſt an ſchmutzigen und eckeln zu haben. — Die aufgeſchürzte Bauermagd mit blutdurchſtrömten Wangen und derben ſich zeigenden Waden, wie ſie am abgeſpannten Leiterwagen ſteht, mit zackigter Gabel den Miſt darauf zu ſchlagen. — Der erhitzte brüllende Stier, mit der breiten Bruſt und dem bucklichten Rücken, der die ihm nicht ſtehende Geliebte verfolgt, bis er endlich mit einem gewaltigen Sprunge über ſie herſtürzt und unwiderſtehlich ſie hält. — Der Ackersmann, der ſein ſchmutziges Tuch löst, woraus er ſchmierigen Speck und ſchwarzes Brod hervorzieht. — Die grunzende Sau, mit den fleckigten ſaubern Ferkeln. — Der feurige Schmatz einer Galathee. — — Zu viel, zu viel Ingredienzen für ein Vomitiv!

Hier iſt eine Herzſtärkung! Ein Project zu einem immerwährenden Frieden! „Aber keine Herzſtärkung für mich;“ werden Sie ſagen. „Der Mann will mir das Handwerk legen!“ — Ach nicht doch! Er meint es ſo böſe nicht. Sein Haupteinfall iſt dieſer: ein allgemeines Parlament oder Tribunal zu errichten, deſſen Ausſpruch ſich alle europäiſche Staaten gefallen ließen. — Merken Sie nun, daß der Herr von Palthen ein Rechtsgelehrter iſt? Aber als jener alte Officier ſeinen Vorſchlag zur Verkürzung der Prozeſſe that und die alten gerichtlichen Duelle wieder einzuführen rieth, nicht wahr, da verrieth ſich der Officier auch? — Doch dieſes bei Seite! Wenn ſich nun unter den europäiſchen Mächten Halsſtarrige fänden, die dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leiſten ſich weigerten? Wie da? O der Herr von Palthen hat vollſtreckende Völker, er hat militäriſche Execution. Hat er die? Nun wohl, ſo hat er Krieg; und Sie ſollen Zeit genug weiter avanciren. Werden Sie nur bald geſund!

Was ſoll ich Ihnen von ſeinen drei erſten Oden des Horaz ſagen? Gleich vom Anfange heißt es:

> Und wenn ihr Wagen ohne Fehl
> Mit heißer Achs zum Ziel gelanget.

Metaque fervidis evitata rotis. Das Ziel zu erreichen, war das wenigſte. Sie mußten um das Ziel herum! — Laſſen Sie uns nicht weiter leſen.

Und wie oft zeigt der Herr von Palthen, ich weiß nicht, welche eingeſchränkte Kenntniſſe! . . Petrarch ſagt von ſich:[1] „Ich habe nie an Schmauſen ein Vergnügen gefunden, ſondern habe bei mäßiger Koſt und gewöhnlichen Speiſen ein vergnügteres Leben geführt, als alle Nachfolger des Apicius.“ Und der Herr von Palthen ſetzt in einer Anmerkung hinzu: „Es wird hier auf den Apicius Cälius gezielt, welcher zehn Bücher von der Kochkunſt geſchrieben ꝛc.“ — Allein, muß denn ein Mann, der Gerichte zubereiten lehrt, nothwendig ein Schlemmer ſeyn? Er hätte, wie bekannt, einen ganz andern Apicius hier anführen ſollen, und würde unter drei berühmten Schlemmern dieſes Namens die Wahl gehabt haben. —

Das Project des Abts von St. Pierre zu einem beſtändigen Frieden, ſagt der Herr von Palthen, ſey ihm nicht zu Geſichte gekommen. Die ganze Welt kennt es. Es iſt unendlich ſinnreicher als ſeines und läuft auf eine proportionirliche Herabſetzung der Kriegsheere aller europäiſchen Staaten hinaus.

III.

Den 18. Januar 1759.

Siebenter Brief.

Sie haben Recht; dergleichen ſchlechte Ueberſetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, ſind unter der Kritik. Es iſt aber doch gut, wenn ſich die Kritik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schade, den ſie ſtiften, iſt unbeſchreiblich. — Wenn durch eine große, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutſch geſchriebenen ausgenommen, untergingen; welch eine erbärmliche Figur würden die Virgile und Horaze, die Shafteſburys und Bolingbroks bei der Nachwelt machen!

Oder meinen Sie, daß bei einem ſo allgemeinen Schiffbruche der Wiſſenſchaften die deutſche Gelehrſamkeit nur immerhin auch mit verſinken möchte?

Das wäre zu bitter geurtheilt! Man verachtet keinen Baum wegen ſeiner unanſehnlichen Blüthe, wenn er wegen ſeiner Frucht zu ſchätzen iſt. Unſere ſchöne Wiſſenſchaften würden zu vergeſſen ſeyn, aber unſere Weltweisheit nicht. Noch zu bitter! — Nein, auch in jenen fehlt es uns nicht an Männern, die alsdann an die Stelle der großen Ausländer und der noch größern Alten treten müßten und könnten! Klopſtock würde Homer; Cramer, Pindar; Uz, Horaz; Gleim, Anakreon; Geßner, Theokrit; Wieland, Lucrez —

Wieland, Lucrez? So geht es, wenn man träumt! Es finden ſich im Traume Dinge oft wieder zuſammen, die man ſeit vielen Jahren nicht mit einander gedacht hat. Herr Wieland hätte es längſt gern aus unſerm Gedächtniß vertilgt, daß er der Verfaſſer der „Natur der Dinge“ iſt, und aus dem meinigen ſchien es auch wirklich vertilgt zu ſeyn —

Erlauben Sie mir, Ihnen von dieſem Manne, der ohne Widerrede einer der ſchönſten Geiſter unter uns iſt, mehr zu ſagen; ich mag zu meinem vorigen Gegenſtande nicht zurückkehren. Denn warum ſchriebe ich Briefe?

Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle geſpielt haben, als Herr Wieland. Ich mag es nicht wieder erzählen, was Leute, die ihn in K** B** perſönlich gekannt haben, von ihm zu erzählen wiſſen. Was geht uns das Privatleben eines Schriftſtellers an? Ich halte nichts davon, aus dieſem die Erläuterungen ſeiner Werke herzuholen. So viel iſt unwiderſprechlich, daß jenes Lehrgedicht und die „moraliſchen Briefe“ uns den Herrn Wieland auf einem ganz andern Wege zeigten, als ihm hernach zu betreten beliebt hat. Wenn dieſe Veränderung durch innere Triebfedern (mich plump auszudrücken), durch den eigenen Mechanismus ſeiner Seele erfolgt iſt, ſo werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Iſt ſie aber durch äußere Umſtände veranlaßt worden, hat er ſich aus Abſichten, mit Gewalt in ſeine jetzige Denkungsart verſetzen müſſen, ſo betaure ich ihn aus dem Innerſten meiner Seele. —

---

[1] Erſte Sammlung. Roſtock und Wismar bei Berger und Bödner 1758 groß 8. Enthält 1) Der Lenz. 2) Ueberſetzung des zweiten Buchs des Palingenius. 3) Project, einen immerwährenden Frieden zu unterhalten. 4) Petrarchs Leben in einem Sendſchreiben an die Nachwelt von ihm ſelbſt. 5) Lieder des Horaz. 6) Nachricht von dem Buche Naufrage des Isles Flottantes. 7) Leben des Johann Philipp Palthenius.

[2] Seite 11.

[1] Seite 89.

Sie wiſſen es ſchon zum Theil, wie ſchlecht er ſich gegen den Herrn Uz aufgeführt hat. — Herr Uz, nach der Freiheit, zu der jeder ſeinesgleichen berechtigt iſt, erklärte ſich wider eine gewiſſe Art von Dichtern; Herr Wieland hielt ſich beleidigt, und anſtatt ſeinen Gegner gleichfalls von der Seite des Schriftſtellers anzugreifen, fiel er mit ſo frommer Galle, mit einem ſo pietiſtiſchen Stolze auf den moraliſchen Charakter deſſelben, brauchte ſo hämiſche Waffen, verrieth ſo viel Haß, einen ſo verabſcheuungswürdigen Verfolgungsgeiſt, [1] daß einen ehrlichen Mann Schauder und Entſetzen darüber befallen mußte.

Er hatte ſogar das Herz, einen verehrungswürdigen Gottesgelehrten zum Werkzeug ſeiner Erbitterung brauchen zu wollen. Doch dieſer fand auch hier Gelegenheit, ſeine edle Mäßigung, ſeine philoſophiſche Billigkeit zu zeigen. Denn ohne Zweifel iſt er allein Urſache, daß Herr Wieland in der Sammlung ſeiner „proſaiſchen Schriften“ aus der Zuſchrift der Empfindungen des Chriſten, die härteſte Stelle weggelaſſen hat.

Ich ſende Ihnen hier dieſe Sammlung, [2] in welcher Sie manchen neuen Aufſatz finden werden. Sie müſſen ſie alle leſen; denn wenn man einen Wieland nicht leſen wollte, weil man dieſes und jenes an ihm auszuſetzen findet, welchen von unſern Schriftſtellern würde man denn leſen wollen?

Achter Brief.

Auch mir ſind unter den Wielandiſchen Schriften die „Empfindungen des Chriſten“ das anſtößigſte geweſen.

Empfindungen *des* Chriſten heißen Empfindungen, die ein jeder Chriſt haben kann und haben ſoll Und von dieſer Art ſind die Wielandiſchen nicht. Es können aufs höchſte Empfindungen *eines* Chriſten ſeyn: eines Chriſten nämlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf iſt, und zwar ein witziger Kopf, der ſeine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimniſſe zu Gegenſtänden des *ſchönen Denkens* macht. Gelingt es ihm nun hiermit, ſo wird er ſich in ſeine verſchönerten Geheimniſſe verlieben, ein ſüßer Enthuſiasmus wird ſich ſeiner bemeiſtern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernſte anfangen zu glauben, daß dieſer Enthuſiasmus das wahre Gefühl der Religion ſey.

Iſt er es aber? Und iſt es wahrſcheinlich, daß ein Menſch, der den Erlöſer am Kreuze denkt, wirklich das dabei denkt, was er dabei denken ſollte, wenn er ſeine Andacht auf die Flügel der Horaziſchen Ode ſetzt und anhebt: „Wo iſt mein entzückter Geiſt? Welch ein furchtbares Geſicht um mich her! — Schwarze Finſterniß, gleich der ewigen Nacht, liegt auf dem bebenden Erdkreis. — Die Sonne iſt erloſchen, die verlaſſene Natur ſeufzt; ihr Seufzen bebt gleich dem ſchwachen Wimmern des Sterbenden durch die allgemeine Todesſtille. — Was ſeh ich? Erbleichte Seraphim ſchweben aus dem nächtlichen Dunkel hier und da hervor! Sie ſchauen mit gefalteten Händen wie erſtarrt herab! Viele verbergen ihr thränendes Antlitz in ſchwarze Wolken. — O des bangen Geſichts! Ich ſehe, ich ſehe den Altar der Verſöhnung, und das Opfer, das für die Sünde der Welt verblutet.“ — [1]

Schön! — Aber ſind das Empfindungen? Sind Ausſchweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo dieſe ſo geſchäftig iſt, da iſt ganz gewiß das Herz leer, kalt.

So wie es tiefſinnige Geiſter gab und noch giebt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphiloſophiren, weil ſie ihr philoſophiſches Syſtem darein verweben wollen: ſo giebt es nun auch ſchöne Geiſter, die uns eben dieſe Religion wegwitzeln, damit ihre geiſtlichen Schriften auch zugleich *amüſiren* können.

Der Ton der Pſalmen, welchen die Empfindungen des Herrn Wielands oft annehmen, hat mich an „Peterſens Stimmen aus Zion“ wieder erinnert.

Eine Vergleichung zwiſchen Peterſen und Wieland würde dieſem auf keine Weiſe ſchimpflich ſeyn. Peterſen war ein ſehr gelehrter und ſinnreicher Mann, und kein gemeines poetiſches *Genie*. Seine *Uranias* iſt voll trefflicher Stellen, und was kann man mehr zu ihrem Lobe ſagen, als daß Leibnitz ſie zu verbeſſern würdigte, nachdem er ſelbſt den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erſtgedachten *Stimmen* ſind hundert proſaiſche Lieder, die er ſelbſt *Pſalmen* nennt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stücke daraus vorzulegen:

Drei und vierzigſter Pſalm.

„Wie iſt die Welt doch ſo überweiſe worden! Wie hat ſich die Magd über die Frau erhoben!

„Die Weisheit des Fleiſches waffnet ſich gegen die göttliche Einfalt; und die Vernunft ficht wider den Glauben.

„Die Weltweisheit ſetzt ſich gegen die göttliche Thorheit; ſie meiſtert Gottes Weisheit und verfälſcht ſein großes Wort.

„Sie iſt gar zu weiſe zum Himmelreich; darum kommen ſie auch nicht dahin, wohin die Kinder kommen ꝛc.“

Zwei und achtzigſter Pſalm.

„Brüder! Laſſet uns hingehen und unſer Leben laſſen! Die Wahrheit iſt wohl werth, daß wir ſie bis in den Tod bekennen!

„Es iſt der treue und wahrhafte Zeuge vor uns hergegangen. Er hat ein gut Bekenntniß bekannt vor Pontio Pilato. Er mußte auch ſterben, als ein Verführer. —

„Gott ſey Dank, daß wir nicht leben wie die Uebelthäter! Wir haben zwar unſerm Gott geſündigt aber nicht der Welt.

„Es iſt recht und billig, daß uns unſer Vater züchtigt; es iſt recht, daß er dieſen Leib zerbricht.

„Wir müſſen doch einmal unſere Hütten ablegen; warum nicht jetzt, da wir noch mit unſerm Tode preiſen unſern Gott?

„So wiſſen wir auch, daß der Tod ſeiner Heiligen bei ihm hochgeachtet ſey, und daß er ihm ſeine Lieblinge nicht nehmen laſſe. —

„Brüder! laſſet uns nicht fürchten, wie die Heiden und Sünder pflegen. Furcht iſt nicht in der Liebe und in dem Glauben zu unſerm Gott.

„Wir haben bisher dem Herrn gelebt, ſo wollen wir nun auch dem Herrn ſterben.

„Er wird mit uns durch Feuer und Waſſer gehen; er wird uns nicht ungetröſtet noch ungeſtärkt laſſen.

„Siehe! Wir ſehen ihn, o wie freundlich iſt er uns! Er führt uns über den Tod! Halleluja!“ —

Was ſagen Sie hierzu? Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn Wielands (ſeine Anbeter; er hat dergleichen) auffordern, mir erhabenere und pathetiſchere Stellen in ſeinen ganzen *Empfindungen* zu zeigen? Herr Wieland iſt reich an Blümchen, an poetiſchem Geſchwätz;

---

[1] In der letzten ſeiner Sympathien; und hernach in der Zuſchrift ſeiner Empfindungen eines Chriſten, an den Herrn Oberconſiſtorialrath Sack.

[2] Zürich, bei Orell und Compag. 1756. in drei Theilen. Enthält I. 1) Sympathien. 2) Theages, oder Unterredung von Schönheit und Liebe. 3) Geſicht von einer Welt unſchuldiger Menſchen. II. 1) Empfindungen des Chriſten. 2) Hymne auf die Allgegenwart Gottes. 3) Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes. III. 1) Betrachtungen über den Menſchen. 2) Geſicht des Mirza. 3) Zwei Selbſtgeſpräche eines tugendhaften Heiden. 4) Plan einer Akademie zu Bildung des Verſtandes und Herzens junger Leute. 5) Geſpräch des Sokrates von der ſcheinbaren und wahren Schönheit.

[1] Empfindungen XIV. S. 99.

Peterſen an ſtarken Gedanken, an großen Geſinnungen: ohne Zwang, ohne Schwulſt. Beide haben die Sprache der heil. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß ſie Peterſen in ihrer edeln Einfalt gelaſſen, Wieland aber durch affectirte Tiefſinnigkeiten, durch profane Alluſionen verunſtaltet hat.

Und gleichwohl ſind Peterſens Stimmen gar bald verachtet und vergeſſen worden. Denn Peterſen war ein Schwärmer!

Neunter Brief.

Ich habe über des Herrn Wielands „Plan einer Akademie zur Bildung des Verſtandes und Herzens junger Leute“ einige Anmerkungen gemacht, die ich niederſchreiben und Ihnen nach und nach zur Beurtheilung vorlegen will.

Herr Wieland will die alten Griechen bei ſeinem Entwurfe um Rath gefragt haben. Dieſe, ſagt er, ſetzten die Erziehung hauptſächlich in die Uebung der Gemüths- und Leibeskräfte, weil ohne Uebung weder dieſe noch jene zur gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. — Die Abſicht, fährt er fort, zu welcher ihre Erziehung abzweckte, war ihre junge Bürger zu dem zu bilden, was ſie καλοκαγαθια nannten, in welchem Worte ſie alle Vorzüge und Vollkommenheiten begriffen, die einen freien und edeln Menſchen von einem Sclaven und menſchenähnlichen Thiere unterſcheiden, alle Eigenſchaften und Geſchicklichkeiten, welche den Menſchen erhöhen, verſchönern und zur Ausführung einer edeln Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieſer Abſicht, welche allein der menſchlichen Natur würdig iſt, flößte man der Jugend ſo früh als möglich den Geſchmack am Schönen und Guten, nebſt den beſten moraliſchen und politiſchen Geſinnungen ein; in dieſem Geſichtspunkte ſtudirte man mit ihnen den Homer, und ſchmückte ihr Gedächtniß mit den weiſeſten Sprüchen der Dichter, welche die Lehrer und Philoſophen der älteſten Griechen waren rc. — [1]

Ich will fürs erſte bei einer Kleinigkeit ſtehen bleiben. Was Herr Wieland hier von dem Homer ſagt, das hat ſeine Abſichten und der Leſer ſoll die Anwendung davon ſelbſt machen. Er ſoll bei ſich denken: Da es uns, Gott ſey Dank! auch nicht an Homeren fehlt, warum werden denn nicht auch unſere Homere in dieſer Abſicht mit der Jugend geleſen?

Aber ehe ich mir ſelbſt dieſe Frage vorlegte, wollte ich wohl dem Herrn Wieland mit einer andern beſchwerlich fallen. Ich wollte ihn fragen: Hat Ihr Vorgeben, mein Herr, ſeine hiſtoriſche Richtigkeit? Iſt es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer und andern Dichtern Weisheit lehrten? Und wurde Homer, ich will nicht ſagen durchgängig, ſondern nur von allen denen unter ihnen verſtanden, welchen das Beiwort καλοκαγαθοι zukam?

Erinnern Sie ſich, würde ich gegen den Herrn Wieland fortfahren, was uns Xenophon von dem Sokrates erzählt.[2] Sokrates hatte wirklich die Gewohnheit, in ſeinen Unterredungen lehrreiche Stellen aus Dichtern anzuführen; aber wie ging es ihm damit? Er berief ſich z. E., wenn er wider den Müßiggang eiferte, und zu dem Müßiggange auch alle eitle, nur zeitverkürzende und ſchädliche Beſchäftigungen rechnete, auf den Ausſpruch des Heſiodus:

> Ἔργον δ᾽ οὐδὲν ὄνειδος, ἀεργίη δέ τ᾽ ὄνειδος.

Keine Arbeit, ſondern allein der Müßiggang iſt ſchimpflich. — Oder er drang darauf, daß alle die, welche dem Staate weder als Heerführer noch als Rathgeber nützlich ſeyn könnten, ſich müßten gefallen laſſen, zu gehorchen, und führte in dieſer Abſicht das Betragen des Ulyſſes an, als die Griechen die Belagerung von Troja aufheben wollten. (Den Vornehmern, ſagt Homer[1], ſprach Ulyſſes mit freundlichen Worten zu, wo ſich aber ein Geringerer unnütze machte, den ſchlug er mit ſeinem Scepter und befahl ihm, ruhig zu ſeyn:

> Δαιμόνι᾽, ἀτρέμας ἧσο, καὶ ἄλλων μῦθον ἄκουε,
> Οἳ σέο φέρτεροί εἰσι, σὺ δ᾽ ἀπτόλεμος καὶ ἄναλκις,
> Οὔτε ποτ᾽ ἐν πολέμῳ ἐναρίθμιος οὔτ᾽ ἐνὶ βουλῇ.)

Was machten die Ankläger des Sokrates aus dieſen Stellen? Sagten ſie nicht, daß ſie gefährliche Lehren enthielten? Daß Heſiodus alle Beſchäftigungen billige, ſie möchten noch ſo ungerecht und ſchimpflich ſeyn, wenn ſie nur einträglich wären? Daß Homer die geringern und ärmern Leute zu ſchlagen rathe? Und wer waren des Sokrates Ankläger? Vielleicht die Unwiſſendſten in ganz Athen? Gewiß nicht. Melitus wenigſtens war nur deßwegen wider den Sokrates ſo aufgebracht, weil ihm Sokrates die Dichter, ſeine Lieblinge, nicht genug zu ſchätzen ſchien. Er war alſo einer von den damaligen Kennern; und wollte man auch ſagen, daß er dieſe Mißdeutungen nicht ſowohl aus Unwiſſenheit, als aus Bosheit gemacht habe, ſo bedenke man wenigſtens, was er dabei für Richter vorausſetzte, und ob dieſe Richter Leute ſeyn durften, mit welchen man in der Jugend den Homer, nach moraliſchen Abſichten, geleſen hatte? —

IV.

Den 25. Januar 1759.

Zehnter Brief.

So iſt es auch wirklich: Die wahren Kenner der Dichtkunſt ſind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben ſo rar, als die wahren Dichter ſelbſt geweſen. Homer ward eben ſo wenig von allen Griechen verſtanden, als Klopſtock von allen Deutſchen. Ich ſage Klopſtock, und wenn Sie meinen, daß Bodmer dem Homer näher komme, ſo ſetzen Sie Bodmern an ſeine Stelle. —

Jetzt erlauben Sie mir, in den Anmerkungen über den Erziehungsplan des Herrn Wielands fortzufahren. Die wichtigſten werde ich von unſerem gemeinſchaftlichen Freunde, dem Herrn D. entlehnen.[2] —

Den ſchönen und großen Begriff, welchen uns Herr W. von der Erziehung der alten Griechen macht, wo mag er den überhaupt her haben? Er ſagt zwar: „So viel ich mich der Beobachtungen erinnern kann, die ich bei Leſung ihrer Scribenten gemacht.“ — Allein, ich beſorge, ſein Gedächtniß hat ihm hier einen übeln Streich geſpielt. Wenigſtens beweiſt die Stelle des Xenophon, auf die er ſich beruft, das gar nicht, was ſie beweiſen ſoll.

Die Philoſophie, ſagt Herr W., wurde von den Griechen für das nöthigſte und weſentlichſte Stück der Unterweiſung gehalten. — Ja! aber was für eine Philoſophie? War es wirklich die, „welche uns lehrt, was edel oder niederträchtig, was recht oder unrecht, was Weisheit oder Thorheit ſey? Was die Religion, was die menſchliche Geſellſchaft, was der Staat, in dem wir leben, was alle unſere übrigen Verhältniſſe von uns fordern?“ Nichts weniger! Es war eine Philoſophie, quæ ad rhetoricas meditationes, facultatem argutiarum, civiliumque rerum notiam conducebat;[3] eine Philoſophie, welche Ariſtoteles hernach unter dem Namen der exoteriſchen, von der wahren Philoſophie gänzlich abſonderte; kurz, es war die Weisheit der Sophiſten.

---

[1] Im dritten Theile. S. 101

[2] Im erſten Buche ſeiner denkwürdigen Reden des Sokrates.

[1] Im zweiten Buche der Ilias, v. 189 u. f.

[2] Dieß iſt Moſes Mendelsſohn, der ſich in den Literaturbriefen unter andern mit D. unterzeichnete. Nicolai.

[3] A. Gellius XX. 5.

Mit dieſer moraliſchen und bürgerlichen Philoſophie, fährt Herr W. fort, verband man die ſchönen Künſte, insbeſondere die Beredtſamkeit. — Auch dieſes kann mit der hiſtoriſchen Wahrheit nicht beſtehen. Die Griechen ſtudirten die Philoſophie nur in Abſicht auf die Beredtſamkeit, und dieſer einzigen Kunſt waren alle übrigen Wiſſenſchaften untergeordnet. Selbſt Alcibiades, Xenophon ſagt es mit ausdrücklichen Worten, — hielt ſich nicht zum Sokrates um Weisheit und Tugend von ihm zu lernen; es war ihm einzig und allein um die Kunſt zu überreden, und die Gemüther der Zuhörer zu lenken, in welcher Sokrates ein ſo großer Meiſter war, zu thun. — Daß von denen hier nicht die Rede iſt, welche Philoſophen von Profeſſion werden wollten, verſteht ſich von ſelbſt.

Es kann kein Vertrauen gegen den Herrn W. erwecken, wenn man offenbar ſieht, daß er ſeinen Leſern nur Staub in die Augen ſtreuen will. Denken Sie nur, wie weit er geht. Er will uns bereden, daß die Griechen den Shaftesburyſchen Begriff eines Virtuoſen durch ihr *καλὸς καγαθος* ausgedrückt hätten. Ich wäre ſehr begierig, nur einen einzigen Beweis von ihm zu erfahren, daß dieſes *καλος καγαθος* etwas anderes bedeute, als was wir einen hübſchen guten Mann heißen. Ich erinnere mich eben einer Stelle aus dem Plato, wo Sokrates den jungen Theages fragt: *τι οὖν; οὐκ ἐδιδαξατο σε ὁ πατηρ και ἐπαιδευσεν ἅπερ ἐνθαδε οἱ ἄλλοι παιδευονται, οἱ των καλων καγαθων πατερων ὑιεις; οἱον γραμματα τε και κιθαριζειν, και παλαιειν, και την ἄλλην αγωνιαν;* Können hier *καλοι καγαθοι* Virtuoſen heißen? Und was ließen dergleichen Virtuoſen ihre Söhne lernen? Leſen und ſchreiben, auf der Zitter ſpielen, ringen und andere körperliche Uebungen.

Doch es möchte ſeyn; Herr Wieland möchte immerhin uns die alte griechiſche Erziehung noch ſo ſehr verſchönern, wenn man nur ſehen könnte, was er ſelbſt in ſeinem Plane für einen Gebrauch davon gemacht habe. Aber alle die ſchönen Ideen, die er aus den alten Griechen will geſchöpft haben, kommen in der Folge gar nicht mehr in Anſchlag. Nach dieſen hiſtoriſchen Prämiſſen, wie er ſie nennt, ſpeiſt er uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längſt bekannt, und zum Theil recht herzlich ſeicht ſind. Z. E.

Er ſagt:[1] „Es ſoll von einem Kenner der Wiſſenſchaften die Ordnung beſtimmt werden, nach welcher die verſchiedenen Disciplinen und Studien mit der Jugend getrieben werden ſollen; damit das, was ſie zuerſt lernen, allezeit das Fundament zu dem folgenden abgebe.“ — Wer mit den Wiſſenſchaften ein wenig bekannt geworden, der weiß, daß es mit dieſer eingebildeten Ordnung eine Grille iſt. Alle Wiſſenſchaften reichen ſich einander Grundſätze dar, und müſſen entweder zugleich, oder eine jede mehr als einmal getrieben werden. Die Logik oder die Kunſt zu denken, ſollte man glauben, müſſe billig vor allen andern Wiſſenſchaften vorangehen; allein ſie ſupponirt die Pſychologie; dieſe die Phyſik und Mathematik und alle die Ontologie.

Die Ontologie aber übergeht Hr. Wieland ganz und gar und verräth an mehr als einer Stelle eine gänzliche Verachtung derſelben. Hier, ſagt unſer D., möchte ich ihn wohl fragen, ob er jemals den Baco geleſen? Ob er geſehen, wie ſehr dieſer Weltweiſe eine Wiſſenſchaft erhebt, in welcher die allgemeinen Gründe aller menſchlichen Erkenntniß gelehrt werden? Ob er eine beſſere Seelenübung kenne, als wenn man junge Leute bald aus beſondern Wiſſenſchaften allgemeine fruchtbare Wahrheiten abſtrahiren, bald allgemeine Wahrheiten auf beſondere Fälle mit Nutzen anwenden lehrt, und ihnen dadurch alle ihre Fähigkeiten erhöht, den Verſtand aufklärt und den Weg zu großen und nützlichen Erfindungen bahnt? Ich will der jetzigen Ontologie, fährt unſer Freund fort, nicht das Wort ſprechen. So wie ſie in unſern philoſophiſchen Büchern abgehandelt wird, iſt ſie für junge Leute zu hoch. Wenn ſie aber der Lehrer wohl ſtudirt hat und bei dem Vortrage einer beſondern Wiſſenſchaft allezeit ſein Augenmerk auf die allgemeinen Wahrheiten richtet, die ſich daraus abſondern laſſen: ſo wird er die Ausſichten ſeiner Untergebenen erweitern und einen jeden Funken von Genie anfachen, der in ihrer Seele gleichſam wie unter der Aſche glimmt. Eine jede Wiſſenſchaft, in ihrem engen Bezirke eingeſchränkt, kann weder die Seele beſſern, noch den Menſchen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit, ſich bei einem jeden Vorfalle ſchnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur dieſe bildet den großen Geiſt, den wahren Helden in der Tugend, und den Erfinder in Wiſſenſchaften und Künſten.

Eilfter Brief.

Herr Wieland verſpricht uns ſeine beſten und überlegteſten Gedanken von der Unterweiſung der Jugend. Ich glaube nicht, daß er Wort gehalten hat; er muß ſich während der Arbeit beſonnen haben, daß auch ſeine ſchlechtern und übereilten Gedanken für die Deutſchen ſchon gut genug wären. Die patriotiſche Verachtung, die er gegen ſeine Nation hat, läßt mich es vermuthen.

Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, iſt dieſer, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt; und dieſen hat Herr Wieland am wenigſten zu vermeiden geſucht. Er ſcheint vielmehr ausdrücklich darauf führen zu wollen, wenn er verlangt, daß man in der unterſten Claſſe von jeder Wiſſenſchaft eine hiſtoriſche Kenntniß geben ſolle.[1] — Die Natur der Seele verkennt die Eintheilung der menſchlichen Erkenntniß in die hiſtoriſche, philoſophiſche und mathematiſche, die wir der Deutlichkeit halber zu machen genöthigt ſind. Die erſten beiden müſſen unſtreitig mit gleichen Schritten fortgehen, indem ihnen die dritte in einer kleinen Entfernung folgt. Das große Geheimniß, die menſchliche Seele durch Uebung vollkommen zu machen — (Herr Wieland hat es nur dem Namen nach gekannt) — beſteht einzig darin, daß man ſie in ſteter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu ſind Ehrgeiz und Neubegierde; und die Belohnung iſt das Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die hiſtoriſche Kenntniß gleich Anfangs bei, ſo ſchläfert man ihre Gemüther ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig geſtillt, und der Weg, durch eigenes Nachdenken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verſchloſſen. Wir ſind von Natur weit begieriger, das Wie als das Warum zu wiſſen. Hat man uns nun unglücklicher Weiſe gewöhnt, dieſe beiden Arten der Erkenntniß zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bei jeder Begebenheit auf die Urſache zu denken, jede Urſache gegen die Wirkung abzumeſſen, und aus dem richtigen Verhältniß derſelben auf die Wahrheit zu ſchließen: ſo werden wir ſehr ſpät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewiegt hat. Die Wahrheiten ſelbſt verlieren in unſern Augen alle ihre Reizungen, wo wir nicht etwa bei reiferen Jahren von ſelbſt angetrieben werden, die Urſachen der erkannten Wahrheiten zu erforſchen.

Wenn aber unſer Freund, der ſich hier durch mich erklärt, behauptet, man müſſe die hiſtoriſche Erkenntniß nie ohne die philoſophiſche gehen laſſen, ſo redet er von der hiſtoriſchen Kenntniß ſolcher Dinge, die man durch Nachdenken herausgebracht und ohne Nachdenken nicht recht begreifen kann, z. E. der in allen Wiſſenſchaften demonſtrirten Wahrheiten, der Meinungen und Hypotheſen, die man angenommen, gewiſſe Erſcheinungen zu erklären, wie nicht weniger derjenigen Sätze, die man durch künſtliche Erfahrungen und ſorgfältige Beobachtungen herausgebracht hat. Dieſe hiſtoriſche Kenntniß der Wiſſenſchaften allein iſt es, die man für ſchädlich halten muß. Die hiſtoriſche Kenntniß der geſchehenen Dinge aber kann durch keine Anſtrengung des Genies herausgebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtniß müſſen hier beſchäftigt ſeyn, bevor man Witz und Beurtheilungskraft gebrauchen kann. Daher iſt es in der Natur der Seele gegründet, daß in Anſehung ſolcher Dinge die hiſtoriſche Kenntniß den Grund legen muß; und hier iſt ein neuer Fehler, den Herr Wieland begeht. Er ſollte mit der Geſchichte der Natur den Anfang machen, und dieſe allen Vorleſungen in der erſten Claſſe zum Grunde legen. Sie enthält den Samen aller übrigen Wiſſenſchaften, ſogar die moraliſchen nicht ausgenommen; und wenn der Lehrer ſcharfſinnig genug iſt, ſo wird er die Genies der Schüler bei dieſer Gelegenheit leichtlich prüfen und unterſcheiden können, zu welcher Kunſt oder Wiſſenſchaft ein jedes derſelben aufgelegt iſt. Herr Wieland aber rechnet die Naturgeſchichte mit zu dem Studium der Hiſtorie überhaupt, aus der er drei verſchiedene Disciplinen gemacht wiſſen will.

---

[1] III. Theil, S. 128.

[1] S. 131.

Doch nicht genug, daß er den Wiſſenſchaften, durch die vorläufige hiſtoriſche Kenntniß derſelben, alle Anlockungen nimmt; er muß überhaupt nichts davon halten, die Wiſſenſchaften als Wiſſenſchaften vorzutragen, weil er den Rath giebt, ſich aller trockenen Abhandlungen, abſtracter Unterſuchungen und ſcharfen Demonſtrationen ſo lange zu enthalten, bis die Untergebenen zu einer großen Reife des Verſtandes gelangt ſind. — Aber man folge nur dieſem Rathe, man ſey nur ſo ſuperficiell, und ich will vieles wetten, daß die Untergebenen zu dieſer großen Reife des Verſtandes nie gelangen werden. — Er ſchlägt dagegen vor, daß ſich die Lehrer die Aeſopiſche und Sokratiſche Methode eigen zu machen trachten ſollen, weil dieſe „ihrer Leichtigkeit und Anmuth wegen der Wahrheit am leichteſten Zutritt zu unſerer Seele verſchaffe.“ — Was für einen Begriff muß Herr Wieland von der Sokratiſchen Lehrart haben! Was that Sokrates anders, als daß er alle weſentliche Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten heraus zu bringen, und endlich auf eben die Weiſe aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen ſuchte? Seine Definitionen ſind durchgehends richtig; und wenn ſeine Beweiſe nicht immer die ſtrengſte Probe aushalten, ſo ſieht man wenigſtens, daß es mehr ein Fehler der Zeiten, in welchen er lebte, als eine Vernachläſſigung und Geringſchätzung der trocknen Unterſuchung von Seiten des Philoſophen geweſen. Zu unſern Zeiten kann die Sokratiſche Lehrart mit der Strenge der jetzigen Methode auf eine ſo geſchickte Art verbunden werden, daß man die allertiefſinnigſten Wahrheiten herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzuſuchen ſcheint. — Ich will geſchwind ſchließen; Sie möchten mich um die Muſter in dieſer Art des Vortrages fragen.

Zwölfter Brief.

Es iſt wahr, an einer andern Stelle[1] ſcheint Herr Wieland die ſtrengſte Lehrart zu billigen und es zu vergeſſen, daß er den Augenblick zuvor bloß auf die überredende Lehrart gedrungen hat. Aber warum wollen Sie ſich über dieſen Widerſpruch wundern? Es iſt der kleinſte von denen, die ihm entwiſchen. — Ich verſpreche ihn zu heben (ob ich gleich noch nicht weiß, wie?), wenn Sie mir vorher folgenden auflöſen können.

Die chriſtliche Religion iſt bei dem Herrn Wieland immer das dritte Wort. — Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigſtens zu haben ſcheine. — Haben Sie es bemerkt, wie er ſie in ſeiner Akademie will vorgetragen wiſſen? Ohne die „gewöhnliche Methode der Theologen und die ungeſchickte Eintheilung in Theologiam dogmaticam und moralem.“ Bewundern Sie den neuen Reformator! Die ungeſchickte Eintheilung! — Das ſchreibt nun Herr Wieland ſo hin! — Und doch iſt dieſe Eintheilung auf dem Katheder unentbehrlich. Es iſt ganz etwas anders, die Lehren des Glaubens von den Pflichten des Lebens in der Ausübung zu trennen, und ganz etwas anders, ſie in dem Vortrage, der Ordnung und Deutlichkeit wegen, abzuſondern. Durch dieſes erhält jenes nicht den geringſten Vorſchub. Wer ſich aber ſo ausdrücklich als Herr Wieland dawider erklärt, der giebt zu verſtehen, daß er aus dem Inhalte der Dogmatik überhaupt nichts mache und die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehrt wiſſen wolle. Herr Wieland wenigſtens verräth dieſen Vorſatz noch deutlicher, wenn er verlangt, „daß man von den eigentlichen Glaubensartikeln mit keinen andern als mit Worten der Schrift reden ſolle.“ — Und nun ſind auf einmal alle mögliche Ketzer in den Schooß ſeiner Kirche aufgenommen! —

Dieſes und ſeine wiederholte Anpreiſung des Shaftesbury, den er in ſeiner Akademie zum claſſiſchen Schriftſteller macht, werden hoffentlich unſere Theologen nicht ermangeln in Betrachtung zu ziehen, bevor ſie ſich in das poetiſche Intereſſe des Herrn Wieland verwickeln laſſen. Shaftesbury iſt der gefährlichſte Feind der Religion, weil er der feinſte iſt. Und wenn er ſonſt auch noch ſo viel Gutes hätte; Jupiter verſchmähte die Roſe in dem Munde der Schlange.

V.

Den 1. Februar 1759.

Dreizehnter Brief.

Was ich unter des Herrn Wielands patriotiſcher Verachtung ſeiner Nation verſtehe, werden Sie am beſten aus einem Exempel abnehmen können. — Herr Wieland redet von der Beredtſamkeit der Kanzel und bricht in die Frage aus: „Wie lange wollen wir uns von den Franzoſen beſchämen laſſen, welche ihre Boſſuets, Bourdaloues, Maſſillons, Trublets aufweiſen können, dahingegen unſere größten geiſtlichen Redner gegen jene nicht in Betrachtung kommen?“

Wenn doch dem Herrn Wieland dieſe einſichtsvolle Frage entwiſcht wäre, als er einem von unſern größten geiſtlichen Rednern ſeine Empfindungen zueignete! An eben dem Orte, wo er zu ihm ſagt: „Es würde eine ſtrafbare Undankbarkeit ſeyn, wenn ich bei dieſer Gelegenheit verſchweigen wollte, mit wie vieler Rührung und Nutzen ich den vertheidigten Glauben der Chriſten, für mich ſelbſt und mit andern geleſen, und wie lebhaft mich dieſe herzrührenden Selbſtgeſpräche in dem Glauben der chriſtlichen Religion unterhalten haben.“ — An dieſem Orte, ſage ich, hätte er fortfahren ſollen: Das iſt nun zwar alles wahr, mein Herr; aber doch werden Sie mir erlauben, Ihnen zu ſagen, daß Sie deßwegen noch lange kein Bourdaloue ſind, noch lange kein Trublet! O der große Trublet!

Aber ich glaube, ich fange an zu ſpotten; und das möchte ich nicht gern. — Wenn uns nur Herr Wieland auch geſagt hätte, warum denn nun unſere Mosheims und Sacks, unſere Jeruſalems und Cramers gegen jene

---

[1] S. 43.

Franzoſen gar nicht in Betrachtung kommen? Die Franzoſen, ohne Zweifel, haben eine blühendere Sprache; ſie zeigen mehr Witz, mehr Einbildungskraft; der Virtuoſe ſpricht mehr aus ihnen; ſie haben die körperliche Beredtſamkeit bei ihren vortrefflichen Comödianten zu lernen Gelegenheit gehabt. Alles Eigenſchaften, die dem geiſtlichen Redner nothwendig ſind, der mich eine halbe Stunde angenehm unterhalten will, und die ich demjenigen gern erlaſſe, der mehr als dieſes ſucht, und es ſeinem Amte für unanſtändig hält, auf meinen Willen zu wirken, ohne vorher meinen Verſtand erleuchtet zu haben. Der wahre Gottesgelehrte weiß, daß er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und daß die Kunſt des erſtern ein Hülfsmittel für den letztern, nie aber das Hauptwerk ſeyn müſſe.

Herr Wieland iſt ja ſonſt weit mehr für die Engländer als Franzoſen eingenommen. Wie kommt es denn aber, daß er nur hier dieſe jenen vorzieht? Hier, in der Beredtſamkeit, die man doch nach ſeinen eigenen Grundſätzen, bei den Franzoſen wegen ihrer deſpotiſchen Regierungsart, die ganz gewiß ihren Einfluß auch bis auf die Kanzel erſtreckt, am wenigſten ſuchen ſollte? Kömmt bei ihm etwa auch ein Tillotſon gegen die Bourdaloue und Trublets noch nicht in Betrachtung? Sind ihm jenes Demoſtheniſche Reden, nach der ſich unſere geiſtlichen Redner zuerſt gebildet haben, vielleicht auch noch zu öde, zu unfruchtbar, zu dornicht? Iſt ihm nur der der größte Redner, der die Affecten ſeiner Zuhörer am geſchwindeſten erregen kann?

Ich habe nur erſt neulich eine ſehr vortreffliche Stelle über dieſe Materie geleſen. Sie ſteht in einer neuen Schrift, die uns gleichfalls aus der Schweiz[1] gekommen iſt, daher man den Herrn Wieland um ſo viel eher darauf verweiſen könnte. Erlauben Sie mir, meinen Brief damit zu bereichern. — Ein vornehmer Theolog ſchreibt an einen jungen Geiſtlichen:

„Ich habe," ſagt er, „denjenigen Theil der Redekunſt betrachtet, welcher mit Regung der Affecten umgeht; und ich weiß, daß dieſe Kunſt bei den Gottesgelehrten ſowohl, als bei den fanatiſchen und enthuſiaſtiſchen Predigern in großer Hochachtung iſt, und daß man viel Fleiß darauf wendet."

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demoſthenes und Cicero, beide Demagogi in einer demokratiſch eingerichteten Republik, ſind dennoch in Ausübung dieſer Kunſt ſehr von einander unterſchieden."

„Der erſte, welcher mit einem politern, gelehrtern und witzigern Volke zu thun hatte, ſetzte den größten Nachdruck ſeiner Beredtſamkeit in die Stärke ſeiner Beweisgründe, und ſuchte alſo hauptſächlich den Verſtand zu überzeugen. Tullius hingegen ſah mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht ſo gelehrten und lebhaften Nation, und blieb deßwegen bei der pathetiſchen Beredtſamkeit, welche die Affecten erregt."

„Allein das Vornehmſte, welches man hierbei beobachten muß, iſt dieſes, daß dieſe Redner in allen ihren Reden ein beſonderes Vorhaben hatten; denn bald ſuchten ſie die Verurtheilung oder Losſprechung einer angeklagten Perſon, bald wollten ſie das Volk zum Kriege bereden, bald bemühten ſie ſich ein Geſetz einzuführen und dergleichen; und alles dieſes wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nach dem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, die Affecten der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu beſänftigen, inſonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit dieſes letzten Schriften machen ſich junge Geiſtliche (ich meine die, welche Autoren leſen) insgemein mehr bekannt, als mit des Demoſthenes ſeinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was inſonderheit die Redekunſt anlangt. Allein ich kann nicht ſehen, wie die Kunſt, die Affecten zu erregen, von großem Nutzen ſeyn könne, wenn man die Chriſten unterrichtet, wie ſie ihren Wandel gebührend anzuſtellen haben, wenigſtens in unſern nördlichen Climatibus, wo ich gewiß verſichert bin, daß auch die größte Beredtſamkeit von dieſer Art wenig Eindruck in unſere Gemüther haben wird, ja nicht einmal ſo viel, daß die Wirkung davon ſich nur bis auf den andern Morgen erſtreckte."

„Was mich aber inſonderheit veranlaßt, die Art zu predigen, da man nur die Affecten zu rühren ſucht, zu verwerfen, iſt dieſes, weil ich geſehen habe, wie ſchlechten Vortheil dieſelbe geſchafft. Ich kenne einen Herrn, welcher dieſes als eine Regel beobachtete, daß er alle die Paragraphen überhüpfte, zu deren Ende er etwa ein Punctum exclamationis geſtellt hatte. Ich glaube gewiß, daß diejenigen Prediger, welche in lauter Ephiphonematibus predigen, wenn ſie ſich umſehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtſamkeit und einen großen Theil ſchlafend finden werden."

„Und es iſt auch kein Wunder, daß ein ſolches Mittel nicht allemal anſchlägt, maßen es ſo viel Kunſt und Geſchicklichkeit erfordert, wenn man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will, als mancher nicht im Cicero findet, geſchweige aus ihm lernt."

„Ich bitte euch daher gar ſehr, dieſe Kunſt (im Fall Ihr ja unglücklicher Weiſe Euch bereden ſolltet, daß Ihr dieſelbe beſäßet) ſehr ſelten und mit aller möglichen Behutſamkeit zu gebrauchen ꝛc."

Es wohnt mir eine dunkle Erinnerung bei, dieſe Gedanken bereits anderswo geleſen zu haben. Doch dem ſey wie ihm wolle; der Schriftſteller, aus dem ich ſie jetzt entlehne, macht folgende Anmerkung darüber:

„Es iſt nicht zu läugnen," ſagt er, „daß dieſe Stelle von einer großen Einſicht dieſes Gottesgelehrten in die Wirkung der geiſtlichen Beredtſamkeit auf das menſchliche Gemüth zeugt. Allein iſt wohl keine Gefahr bei ſeinem Rathe, daß die Leute, dum vitant vitia, stulti in contraria currant? Mich bedünkt, die größte Kunſt würde ſeyn, das Gründliche und das Pathetiſche (wo es die Natur der Sache erlaubt), dergeſtalt mit einander zu verbinden, daß dieſes letztere ſtets ſeinen Grund in der Vorſtellung des erſtern behielte."

Sehr wohl! — Und eben dieſe ſo ſchwere Verbindung des Gründlichen und Pathetiſchen iſt es, die unſerm Mosheim nach meinem Bedünken einen ſehr großen Vorzug vor allen franzöſiſchen Predigern giebt. Allein was geht Herrn Wieland das Gründliche an? Er iſt ein erklärter Feind von allem, was einige Anſtrengung des Verſtandes erfordert, und da er alle Wiſſenſchaften in ein artiges Geſchwätz verwandelt wiſſen will, warum nicht auch die Theologie?

Vierzehnter Brief.

— Und die Sprache des Herrn Wieland? — Er verlernt ſeine Sprache in der Schweiz. Nicht bloß das Genie derſelben und den ihr eigenthümlichen Schwung; er muß ſogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergeſſen haben. Denn alle Augenblicke läßt er ſeinen Leſer über ein franzöſiſches Wort ſtolpern, der ſich kaum beſinnen kann, ob er einen jetzigen Schriftſteller, oder einen aus dem galanten Zeitalter Chriſtian Weiſes lieſt. Licenz, viſiren, Education, Diſciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalouſie, Corruption, Dexterität — und noch hundert ſolche Worte, die alle nicht das geringſte mehr ſagen, als die deutſchen, erwecken auch dem einen Eckel, der nichts weniger als ein Puriſt iſt. Linge, ſagt Herr Wieland ſogar —

---

[1] Moraliſche Beobachtungen und Urtheile. Zürich bei Orell und Compagnie, 1757 in 8.

(Und er befiehlt, daß die Schüler von ihrem Gelde, das ihnen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, Linge et pour leurs menus plaisirs vom Hauſe gegeben wird, dem Hofmeiſter genaue Rechenſchaft geben ſollen. Sie ſollen ihre Linge, fährt er fort, Bettzeug und Servietten, wie auch Löffel, Meſſer und Gabel mitbringen. Jeder läßt ſeinen ſilbernen Löffel und zwei zinnerne Teller dem Inſtitute zurück. — Es iſt in der That höchſt lächerlich, wenn man den Herrn Wieland ſolche Kleinigkeiten im voraus feſtſtellen ſieht, und ſich erinnert, daß er kurz vorher die allerweſentlichſten Punkte von der Hand gewieſen. Die Ordnung z. E. nach welcher die verſchiedenen Diſciplinen mit der Jugend zu treiben ſind, ſoll ein Kenner der Wiſſenſchaften[1] für ihn beſtimmen, und er kann ſich ſelbſt darüber nicht einlaſſen, weil er keine Inſtruction für die Lehrer ſchreibt. Aber der ſilberne Löffel! — Mit dem muß es vor allen Dingen ſeine Richtigkeit haben, wenn ſich das andere finden ſoll! Genaue Eltern, beſorge ich nur, denen ein ſilberner Löffel keine Kleinigkeit iſt, werden hierbei etwas vermiſſen; Herr Wieland nämlich hat ihnen zu ſagen vergeſſen, was denn nun endlich das Inſtitut mit allen den ſilbernen Löffeln machen ſoll. Und das hätte er ihnen nun freilich wohl ſagen müſſen, und auch gar leicht ſagen können; denn was iſt augenſcheinlicher, als daß eine „Akademie zu Bildung des Verſtandes und Herzens“ ein Löffelcabinet haben muß? —)

Dieſes noch im Vorbeigehen! — Wenn uns Herr Wieland, ſtatt jener franzöſiſchen Wörter, ſo viel gute Wörter aus dem ſchweizeriſchen Dialecte gerettet hätte; er würde Dank verdient haben. Allein es ſcheint nicht, daß er ſich in dieſem Felde mit kritiſchen Augen umgeſehen. Das einzige Wort entſprechen habe ich ein oder zweimal mit Vergnügen bei ihm gebraucht gefunden. Es iſt ſchwer, ſagt er einmal, die Lehrer zu finden, die ſolchen Abſichten entſprechen (respondent). Dieſes entſprechen iſt jetzt den Schweizern eigen, und nichts weniger als ein neugemachtes Wort. Denn Friſch führt bereits eine Stelle aus Kaiſersbergers Poſtille an, wo es heißt: „Die Geräte und der Nom ſollen einander entſprechen.“

Man muß den neuen ſchweizeriſchen Schriftſtellern die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie jetzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden, als ehedem. Geßner und Zimmermann unter andern ſchreiben ungemein ſchön und richtig. Man merkt ihnen den Schweizer zwar noch an, aber doch nicht mehr als man andern den Meißner oder Niederſachſen anmerkt. Herrn Wieland iſt es daher um ſo viel mehr zu verdenken, wenn nur er ſeine Sprache in der Schweiz ſo vernachläſſigt, daß ihm beſondere gewiſſe eigenthümliche Ausdrücke gar nicht mehr beifallen. Iſt es z. E. deutſch, wenn er ſagt: Pygmalion ſchnitzte eine Venus aus Marmor?

Die „moraliſchen Beobachtungen und Urtheile,“ aus welchen ich in meinem vorigen Briefe eine Stelle angeführt habe, verrathen ihren Geburtsort ſchon mehr. Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht verſteht, die aber viele Leſer zu verſtehen wünſchten, weil ſie wirklich etwas beſonderes auszudrücken ſcheinen; dergleichen ſind büriſch,[2] ringſinnig,[3] abſchätzig,[4] Schick ꝛc.[5]

Und dem ungeachtet laſſen ſie ſich ſehr wohl leſen. Sie ſcheinen aus dem Beitrage einer ganzen muntern Geſellſchaft entſtanden zu ſeyn. Der herrſchende Ton darin iſt Satyre und Humor. Folgende Beſchreibung[6] eines Huſaren, bei Anlaß des Lobes eines Mädchens, wird Sie beluſtigen:

„Die keuſche Climene flieht vor jungen Männern, wie ein erſchrockenes Küchlein vor dem erblickten Geier, und wie ein — fleucht, wenn er auf den offenen Feldern des platten Böhmerlandes einen Huſaren auf ihn zufliegen ſieht. Welch ein Schauſpiel! An ſeiner Stirne ſteht geſchrieben Mord, und die Blicke ſeiner Augen ſind alle vergiftete Spieße. Er ſchießt dieſelben dicht wie einen Regen von ſich aus und tödtet damit, noch ehe er tödtet. Der Grauſame behängt die Rüſtung ſeines Pferdes mit ſieben Todtenköpfen; drei ſind der Schrecken derer, die ihn von hinten nachzuſehen das Glück haben, und vier pochen von vorne. Er hat ſich zwiſchen denſelben hingeſetzt, wie Thomas Kulikan auf ſeinen Thron; und wie Satan von dem Herzen des Verräthers Beſitz genommen hat, alſo hat er ſich mit dreiſtem Stolz auf ſein Pferd geſchwungen. Wer darf zu ihm ſagen: Gott grüße dich? Alle hat er — abgenommen; ſie bluten noch, und mit den koſtbaren Tropfen, die herunter fallen, bezeichnet er ſeinen Weg. Die Erde will ewig mit einigen derſelben gefärbt bleiben, um das Andenken dieſes Zerſtörers zum Abſcheu zu erhalten; andere haben die Thränen der Landeskinder ausgewaſchen. Nun eilt, nun fliegt er, und wenn er in eine Stadt kömmt, ſo achtet der Grauſame ſich beſſer gerüſtet, als ein Geſandter, der bei ſeinem öffentlichen Einzuge mit verſchwenderiſcher Pracht auf einmal will ſehen laſſen, wie groß der ſey, der ihn geſendet hat. O, daß Tauſende, ſpricht er, nur Einen Hals hätten! Warum muß ich ſo viel einzelne Köpfe ſpalten, und mein Säbel noch hungern, wenn ich ihn durch den dickſten Hals geſchlagen habe, wie ein Hund hungert, dem ein Kind ein Broſamchen ins Maul wirft! Er verſchluckt es, er empfindet nichts dabei, und heiſcht mit gleich unverwandten Augen und hungernder Begierde die große Schüſſel voll, die auf dem Tiſche ſteht. Kommt, Brüder! ſpricht er, wenn er Menſchenköpfe zu ſpalten ausreitet, laßt uns ſehen, wo wir Rüben zerhacken können. Er trinkt Blut aus Hirnſchädeln; ſein Pferd tränkt er auch damit, und wenn ſein fürchterlicher Schnauzbart davon geröthet wird, ſo wiſcht er es nicht weg. Im Quartier ſpricht er zum Wirthe: „Gieb, was du haſt, und was du nicht haſt, das gieb auch, — alsdann ſterbe;“ und zur Wirthin: „Lebe du bis Morgen, und ſpreite jetzt ein Bett an, für mich und dich.“ Wenn ihm ein Prieſter begegnet, ſo flucht er, und denſelben Tag will er nicht ausreiten, denn dieſer Hund (ſagt er) hat mir ein Unglück vorbedeutet.“ — —

Noch eine kleine Stelle will ich Ihnen daraus abſchreiben, weil ſie einige Beziehung auf meine vorige Briefe haben kann. Sie werden ſie leicht entdecken. „Wie viele Heuchler und Ketzermacher, ſagt der Verfaſſer, machen es gerade wie der nichtswürdige Blifil in der Hiſtorie des Fündlings, welcher bloß deßwegen in der Bibel geleſen, damit Tom Jones Schläge kriege!“

VI.

Den 6. Februar 1759.

Funfzehnter Brief.

Eine unangenehme Nachricht, und die ich nur erſt geſtern erfahren habe! Auch der Grenadier, unſer preußiſcher Barde, iſt bei Zorndorf verwundet worden. — Minerva hat da noch einen andern Liebling zu ſchützen! — Doch ſind ſeine Wunden ſo gefährlich nicht; ſie haben auf eine kurze Zeit nur den Soldaten in ihm untüchtig gemacht, aber nicht den Dichter: denn dieſer hat bereits, und in einem weit ernſtern Tone, als man von ihm gewohnt iſt, den großen Tag beſungen. Das Gedicht geht nur noch in der Handſchrift hier unter ſeinen Freunden herum, und ich habe ſeiner noch nicht ſo lange habhaft werden können, es ganz für Sie abzuſchreiben. Wollen Sie ſich aber, bis dieſes geſchehen kann, mit einigen Fragmenten begnügen? — Es iſt überſchrieben:

---

[1] S. 128.
[2] S. 20. [3] S. 22. [4] S. 143. [5] S. 179. [6] S. 134.

An die Muſe.

„Was ſieheſt du ſo ſchüchtern nach mir her?
„Scheut eine Kriegesmuſe, die den Held
„So tief in ſeine Schlacht begleitete;
„Mit ihm auf Leichen unerſchrocken ging,
„Wie Engel Gottes in Gewittern gehn;
„Ihm nachzufolgen, wo er war zu ſeyn,
„Zu forſchen ſeine Thaten überall,
„Von Leich auf Leiche große Schritte that;
„Scheut eine ſolche Muſe Blut zu ſehn?
„Stimm an, verewige den großen Tag,
„An welchem Vater Friederich ſein Volk
„Errettete, durch göttlichen Geſang!
„Nimm die verwaiſte Leier von der Wand,
„Und miſche ſtarken Kriegeston darein,
„Und ſinge! Held, Soldat und Patriot
„Steh um dich her, und höre, lauter Ohr!
„Bewundernd Gottes Thaten, Friedrichs Muth,
„Wenn er ſein Vaterland zu retten geht,
„Und lerne Gott und Friederich vertraun!
„Denn ſtandeſt du, Berlin, nicht bald verzagt,
„Als der gekrönte Rächer nur verzog,
„Und Mähren uns, langſame Sieger, ſah?“

Von dieſem Zeitpunkte hebt ſich die Erzählung des Dichters an. Er bewundert, nach einer kurzen Apoſtrophe des feindlichen Feldherrn, in der aufgehobenen Belagerung von Ollmütz, wo der gemeine Haufe nichts als ein mißlungenes Unternehmen wahrnimmt, eine beſondere göttliche Vorſehung.

„Du aber, guter alter Marſchall! warſt
„In deinem Troja, Hector. Friedrich ſelbſt
„Gab deinem Namen Ewigkeit und ſchrieb
„Ein andrer Cäſar, deine Thaten an!
„Doch Er, und Keith und Moriz waren mehr,
„Als Agamemnon, Neſtor und Ulyß;
„Und hätten, ohn' ein ungeheures Pferd,
„Durch Muth dich überwunden, nicht durch Liſt,
„Wofern nicht Gott der Herr gewollt, daß wir
„Abziehen ſollten. „Hochgelobet ſey
„Von uns und deinem Friederich, o Gott!
„Daß du auf unſerm ebnen Siegesweg
„Ein Ollmütz ſtelleteſt, und einen Held,
„Der wie ein braver Mann ſich wehrete,
„In ſeine hohen Wäll und Mauern gabſt.
„Denn gabſt du es in unſre Hand, ſo war
„Kein Weg vor uns, als nach dem ſtolzen Wien;
„So hätten wir uns allzuweit entfernt
„Von unſerm Vaterlande, deſſen Schutz
„Wir ſind, nach dir, erhabner ſtarker Gott!
„So wäre wohl der Jammer, das Geſchrei
„Der Weiber und der Kinder, welche wir
„Zurückgelaſſen hatten, allzuſpät
„Uns nachgeſchollen. Friedrich hätte wohl
„Des Vaterlandes Ruf und Rache nicht
„Zu rechter Zeit und Stunde da gehört,
„Wo umzukehren war. Darum, o Gott,
„Sey ewig hochgelobt von uns und ihm!“

Hier folgt eine ſehr poetiſche Beſchreibung der Verwüſtungen, die das ruſſiſche Heer in den königlichen Staaten angerichtet. Ich habe nur folgendes Gleichniß daraus behalten:

— — — „Langſam zog es daher,
„Wie durch fruchtbares Feld in Afrika
„Giftvoller großer Schlangen Heere ziehn!
„Da ſteht auf beiden Seiten ihres Zugs
„Erſtorbnes Gras, da ſteht, ſo weit umher,
„Als ihre Bäuche kriechen, alles todt.
„Von Memel bis Küſtrin ſtand Friedrichs Land
„So da, verwüſtet, öde, traurig todt!“

Nun fähret er fort:

„Allein der Held vernahm zu rechter Zeit
„In ſeinem Haus von Leinwand, auf der Bahn
„Des Sieges, deinen bangen ſchwachen Ruf,
„O Vaterland! zu Gott und ihm! — Und ſtracks
„War ſein Gedank allein an dich! Er gab
„Dem größern Feind ein wenig Luft und flog
„Mit einem kleinen edeln Heldenheer
„Dahin, wo ſein gequältes banges Volk
„Nach ihm ſich umſah. — —
— — — „Da flog er hin!
„Kam an in dir, du Sitz der Muſen, wo
„Baumgarten Friedrichs Weisheit lehrt, hielt ſtill
„Vor einer niedern Hütte, ließ das Roß,
„Das, einen ſolchen Held zu tragen, ſtolz,
„Nicht müde von dem langen Fluge war,
„Daſelbſt ein wenig auszuruhen, ab,
„Ging in die offne niedre Hütte, fand
„Ein' arme fromme Wittwe, die zu Gott
„Für den Geſalbten eben betete,
„Saß neben ihr auf einen harten Sitz,
„Nahm einen Waſſertrunk aus ihrer Hand,
„Stand vor der kleinen Thür der Hütte, ließ
„Sein edles Heldenheer vorüber ziehn,
„Stieg auf, folgt ihm den Weg der Rache nach,
„Sah die Ruinen der getreuen Stadt —“

Küſtrin, deſſen unglückliches Schickſal dem Könige Thränen erpreßt. —

— — — „Jedoch der Bach
„Der Heldenaugen floß zu lange nicht.
„Der Thränen Stelle nahm ein glühend Roth
„Im feurigen Geſicht; gerechter Zorn
„Entſtand aus königlichem Mitleid ſtracks.
„Er wandte ſich zu ſeinen Helden, ſchwur,
„Sein rächend Schwert zu zucken —“

Zugleich nimmt der König von dem Walle der unbezwungnen Feſte das Lager des Feindes in Augenſchein und faßt ſeinen Entſchluß.

„Und Tages drauf mit Sonnen Aufgang ging
„Sein Heldenheer ſtill über deinen Strom,
„Du Oder! Floſſeſt du ſo ſanft, weil Gott
„Es dir gebot, die Helden, die du trugſt,
„Nicht aufzuhalten jetzt auf ihrer Bahn?
„Sie ſungen deinem Gott ein Morgenlied,
„Und kommen wohlbehalten über dich.
„Was zittertet ihr achtzig Tauſend da
„Beim Anblick unſerer von Todesſchau'r?
„Welch eine tiefe Stille ward? Was war
„Das leiſere Gemurmel unter euch?
„Ja, ja, der Schrecken Gottes überfiel
„Dich, Heer! — — —
„Als du den großen Rächer kommen ſahſt,
„Die Blutfahn in der Hand, die er noch nie
„Dem ehern Kriegesfeind entgegen trug.
„Da ſtandeſt du betäubt, erſtarret, ſtumm,
„Die Augen weggewandt von dem, der kam ꝛc.
— „Bangigkeit und Furcht und Angſt
„Fiel, plötzlicher als centnerſchwere Laſt,
„In aller deiner großen Helden Bruſt,
„Und größer ſtets, je mehr er näher kam.
„Zuſammen ſteckend ihre Köpfe, ſtand
„Ihr großer Haufe; Fermor ſchüttelte
„Sein graues Haupt dreimal; ſie zitterten.
„Zuletzt war ihr verzweifelnder Entſchluß
„Ein großes Viereck und der Tod!“

Und nun ſcheint unſern Barden alle die Wuth, mit welcher er in der Schlacht geſtritten, aufs neue zu befallen. Er wird ſo ſchrecklich, daß ſeinem Leſer die Haare zu Berge ſtehen. — Aber warum mache ich Ihre Neugierde auf eine Stelle ſo rege, die ich Ihnen nicht mittheilen kann? Darauf fährt er kälter fort:

„So lange du, o Vater, vor uns her
„Die ſchreckliche Blutfahne trugſt und nichts
„In deiner Arbeit für das Vaterland
„Dein Leben achteteſt, ſo lange floß
„Für jede Thräne deines Volkes Blut,
„So lange ſchlug das rächeriſche Schwert ꝛc.“

Aber auch unter Dampf und Tod blieb des Dichters helleres Auge unverdunkelt.

„Der Engel, der bei Liſſa ſeinen Glanz
„Um den Geſalbten glänzte, war auch jetzt
„Sein Schutzgeiſt. Näher ſah ich ihn, als dort.
„Er trug im ſchönen Engelangeſicht
„Des großen Friedrich Wilhelms Miene ganz.“

Endlich kömmt er auf ſeine eigene Verwundung, und dieſe Stelle iſt eine von den allervorzüglichſten. Hier iſt ſie:

„Aus einem Strome ſchwarzen Mörderbluts
„Trat ich mit ſchwerem Fuß auf einen Berg
„Von Leichen, ſahe weit um mich herum
„Nun keinen zu erſchlagen mehr, ſtand hoch
„Mit hohem Hals, warf einen ſcharfen Blick
„Durch wolkengleichen ſchwarzen Dampf der Schlacht
„Nach dem Geſalbten, heftete auf ihn,
„Und den Geſandten Gottes, ſeinen Schutz,
„Die Augen und Gedanken feſt. Und da,
„Da war es, Muſe (denn du wareſt nicht,
„Wo nur erſchlagen, nicht befreiet ward)
„Als mich ein Mörder traf, als faſt zugleich
„Der edle D***, der junge Held

„Und Patriot, vivant, den ſchönen Tod
„Fürs Vaterland nicht unwillkommen ſtarb!
„Ich aber ihn zu ſterben noch nicht reif,
„Mit dieſer Wunde weggetragen ward.“

Hiermit ſchließt der Dichter:

„Sing' es, o Muſe, ſinge Gottes Zorn
„Und Friedrichs Muth. Indeſſen heilet ſie
„Geſchwinder. Dein Geſang beſänftige
„Den Höllenſchmerz, er mache, daß dein Arm,
„Der hier gebunden müßig liegen muß,
„Bald wieder frei ſey, für das Vaterland
„Zu ſtreiten! — — —
„Soll aber er nicht wieder ſtreiten, ſoll
„Ich nicht den Friedensengel kommen ſehn,
„Nicht im Triumph den unbeſiegten Held
„Begleiten nach Berlin, nicht der Homer
„Des göttlichen Achilles werden: dann
„Dann, liebe Muſe, weine nur um mich
„Ein kleines Lied; dann lebe wohl, o Welt,
„In welcher wider einen Friederich
„Der Erden Könige verſchworen ſind.“

— Ich werde Sie ſelten mit einem beſſern Briefe unterhalten können, als dieſer iſt. Auch iſt das Gute darin nicht meine.

Sechzehnter Brief.

Ich vernehme mit Vergnügen, daß Ihnen die „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte“[1] in die Hände gekommen. Laſſen Sie ſich in Ihrer guten Meinung von dieſem kritiſchen Werke nichts irren. Man hat ihr Parteilichkeit und Tadelſucht vorgeworfen; aber konnten ſich die mittelmäßigen Schriftſteller, welche ſie kritiſirt hatte, anders verantworten? Dieſe Herren, welche ſo gern jedes Gericht der Kritik für eine grauſame Inquiſition ausſchreien, machen ſehr ſeltſame Forderungen. Sie behaupten, der Kunſtrichter müſſe nur die Schönheiten eines Werks aufſuchen und die Fehler deſſelben eher bemänteln, als bloßſtellen. In zwei Fällen bin ich ſelbſt ihrer Meinung. Einmal, wenn der Kunſtrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor ſich hat; die beſten Werke der Alten zum Exempel. Zweitens, wenn der Kunſtrichter nicht ſowohl gute Schriftſteller, als nur bloß gute Leſer bilden will. Aber in keinem von dieſen Fällen befinden ſich die Verfaſſer der Bibliothek. Die Güte eines Werks beruht nicht auf einzelnen Schönheiten; dieſe einzelnen Schönheiten müſſen ein ſchönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann ſie nicht anders, als mit einem zürnenden Mißvergnügen leſen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunſtrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abſtehen und das Werk ſo, wie der Philoſoph die Welt, betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar ſehe, der Künſtler hat angefangen zu arbeiten, ohne ſelbſt zu wiſſen, was er machen will, alsdann muß man ſo gutherzig nicht ſeyn, und einer ſchönen Hand wegen ein häßliches Geſicht, oder eines reizenden Fußes wegen einen Buckel überſehen. Und daß dieſes, wie billig, unſere Verfaſſer nur ſehr ſelten gethan haben, darin beſteht ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben ſie es doch gethan, und mir ſind ſie noch lange nicht ſtreng genug.

Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die Bibliothek meinen Briefen gleichſam zur Baſis machen darf, ſo bitte ich mir auch die Freiheit aus, verſchiedenes darin anzeigen zu dürfen, womit ich ſo vollkommen nicht zufrieden bin. Meine Erinnerungen werden größtentheils da hinauslaufen, daß die Verfaſſer, wie geſagt, hier und da, und nicht bloß gegen Dichter, viel zu nachſehend geweſen ſind.

Wie wenig z. E. erinnern ſie bei des Herrn Profeſſor Gottſcheds „nöthigem Vorrathe zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt;“[1] und wie manches iſt doch darin, das man ihm nothwendig aufdecken ſollte.

Können Sie ſich einbilden, daß der Mann, welcher die Hans Roſenblüte, die Peter Probſt und Hans Sachſens ſo wohl kennt, nur denjenigen nicht kennt, der doch bis jetzt dem deutſchen Theater die meiſte Ehre gemacht hat, unſern Johann Elias Schlegel? Unter dem Jahr 1747 führt er die „Theatraliſchen Werke“ deſſelben an und ſagt: „Hier ſtehen 1) Canut; 2) der Geheimnißvolle; 3) die Trojanerinnen; 4) des Sophokles Elektra; 5) die ſtumme Schönheit; 6) die lange Weile.“ Die beiden letztern ſtehen nicht darin, ſondern machen nebſt dem Luſtſpiele „der Triumph der guten Frauen,“ welches er gar nicht anführt, einen beſondern Band, welchen der Verfaſſer „Beiträge zu dem Däniſchen Theater“ benannt hat.

Und wie viel andere Unterlaſſungsſünden hat Herr Gottſched begangen, die ihm das Lob der Bibliothek ſehr ſtreitig machen, „daß er etwas ſo vollſtändiges geliefert habe, als man ſonſt bei Sammlungen von dieſer Art von der Bemühung eines einzigen Mannes kaum erwarten könne.“ — Nicht einmal die dramatiſchen Werke ſeines Mylius hat er alle gekannt; denn den „Unerträglichen“ vermiſſen wir gar, und von den „Aerzten“ muß er auch nicht gewußt haben, daß Mylius Verfaſſer davon geweſen. Hat er es aber gewußt, und hat er ihn nur deßwegen nicht genannt, weil er ſich ſelbſt nicht zu nennen für gut befunden; warum nennt er denn den Verfaſſer der „alten Jungfer?“

Ich kenne ſonſt — und bin gar wohl damit zufrieden — ſehr wenig von unſerm dramatiſchen Wuſte; aber auch das wenige finde ich bei dem patriotiſchen *Kongopogo* noch lange nicht alle. So fehlen bei dem Jahr 1747 gleich zwei Stücke, der „Eheſtand“ und das Luſtſpiel auf die Eroberung von Berg op Zoom ꝛc.

Und vor allen Dingen: warum fehlt denn „Anne Dore, oder die Einquartierung, ein Schäferſpiel in einem Aufzuge?“ Dieſes Menſch kennt der Herr Profeſſor doch ganz gewiß, und es iſt gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigſtens nicht bei Gelegenheit ſeiner „Schaubühne“ erwähnt hat.

VII.

Den 16. Februar 1759.

Siebzehnter Brief.

„Niemand,“ ſagen die Verfaſſer der Bibliothek,[2] „wird läugnen, daß die deutſche Schaubühne einen großen Theil ihrer erſten Verbeſſerung dem Herrn Profeſſor Gottſched zu danken habe.“

Ich bin dieſer Niemand; ich läugne es geradezu. Es wäre zu wünſchen, daß ſich Herr Gottſched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbeſſerungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder ſind wahre Verſchlimmerungen.

Als die Neuberin blühte, und ſo mancher den Beruf fühlte, ſich um ſie und die Bühne verdient zu machen, ſah es freilich mit unſerer dramatiſchen Poeſie ſehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte ſich um keine Muſter. Unſere „Staats- und Helden-Actionen“ waren voller Unſinn, Bombaſt, Schmutz und Pöbelwitz. Unſere „Luſtſpiele“ beſtanden in Verkleidungen und Zaubereien; und Prügel waren die witzigſten Einfälle derſelben. Dieſes Verderbniß einzuſehen, brauchte man eben nicht der feinſte und größte Geiſt zu ſeyn. Auch war Herr Gottſched nicht der erſte, der es einſah; er war nur der erſte, der ſich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie ging er damit zu Werke? Er verſtand ein wenig Franzöſiſch und fing an zu überſetzen; er ermunterte alles, was reimen und Oui Monsieur verſtehen konnte, gleichfalls zu überſetzen; er verfertigte, wie ein Schweizeriſcher Kunſtrichter ſagt, mit „Kleiſter und Scheere" ſeinen Cato; er ließ den „Darius" und die „Auſtern," die „Eliſe" und den „Bock im Proceſſe," den „Aurelius" und den „Witzling," die „Baniſe" und den „Hypochondriſten" ohne Kleiſter und Scheere machen; er legte ſeinen Fluch auf das Extemporiren; er ließ den Harlequin feierlich vom Theater vertreiben, welches ſelbſt die größte Harlequinade war, die jemals geſpielt worden; kurz, er wollte nicht ſo wohl unſer altes Theater verbeſſern, als der Schöpfer eines ganz neuen ſeyn. Und was für eines neuen? Eines franzöſirenden; ohne zu unterſuchen, ob dieſes franzöſirende Theater der deutſchen Denkungsart angemeſſen ſey, oder nicht.

---

[1] Leipzig bei Dyk, in groß 8. bis zum 2. Stücke des 4. Bandes.

[1] In dem 1. Stücke des 3. Bandes, S. 85.

[2] Des 3. Bandes 1. Stück, S. 85.

Er hätte aus unſern alten dramatiſchen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geſchmack der Engländer als der Franzoſen einſchlagen; daß wir in unſern Trauerſpielen mehr ſehen und denken wollen, als uns das furchtſame franzöſiſche Trauerſpiel zu ſehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholiſche beſſer auf uns wirkt, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüde, als die zu große Verwickelung ꝛc. Er hätte alſo auf dieſer Spur bleiben ſollen, und ſie würde ihn geraden Weges auf das engliſche Theater geführet haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieſes zu nutzen geſucht, wie ſein Cato es beweiſe. Denn eben dieſes, daß er den „Addiſon'ſchen Cato" für das beſte engliſche Trauerſpiel hält, zeigt deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzoſen geſehen, und damals keinen Shakeſpeare, keinen Johnſon, keinen Beaumont und Fletcher ꝛc. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meiſterſtücke des Shakeſpeare mit einigen beſcheidenen Veränderungen unſern Deutſchen überſetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von beſſern Folgen geweſen ſeyn, als daß man ſie mit dem Corneille und Racine ſo bekannt gemacht hat. Erſtlich würde das Volk an jenem weit mehr Geſchmack gefunden haben, als es an dieſen nicht finden kann; und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von dieſen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichteſten von ſo einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben ſcheint, und durch die mühſamen Vollkommenheiten der Kunſt nicht abſchreckt.

Auch nach den Muſtern der Alten die Sache zu entſcheiden, iſt Shakeſpeare ein weit größerer tragiſcher Dichter, als Corneille; obgleich dieſer die Alten ſehr wohl und jener faſt gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechaniſchen Einrichtung und Shakeſpeare in dem Weſentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie faſt immer, ſo ſonderbare und ihm eigene Wege er auch wählt; und der Franzoſe erreicht ihn faſt niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem „Oedipus" des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unſere Leidenſchaften haben, als „Othello", als „König Lear", als „Hamlet" ꝛc. Hat Corneille ein einziges Trauerſpiel, das Sie nur halb ſo gerühret hätte, als die „Zayre" des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire? wie weit iſt ſie unter dem „Mohren von Venedig," deſſen ſchwache Copie ſie iſt, und von welchem der ganze Charakter des „Oroſmans" entlehnt worden?

Daß aber unſere alten Stücke wirklich ſehr viel Engliſches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweiſen. Nur das Bekannteſte derſelben zu nennen: Doctor Fauſt hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakeſpeariſches Genie zu denken vermögend geweſen. Und wie verliebt war Deutſchland und iſt es zum Theil noch in ſeinen „Doctor Fauſt"! Einer von meinen Freunden verwahrt einen alten Entwurf dieſes Trauerſpiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgetheilt, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig ihn zu leſen? Hier iſt er! — Fauſt verlangt den ſchnellſten Geiſt der Hölle zu ſeiner Bedienung. Er macht ſeine Beſchwörungen; es erſcheinen derſelben ſieben; und nun fängt ſich die „dritte Scene des zweiten Aufzugs" an.

(ſ. S. 238.)

Was ſagen Sie zu dieſer Scene? Sie wünſchen ein deutſches Stück, das lauter ſolche Scenen hätte? Ich auch!

Achtzehnter Brief.

Sie haben gefunden, daß der zweite Band des „Meſſias" in der „Bibliothek"[1] mit vielem Geſchmacke beurtheilt worden. Ueberhaupt davon zu reden, bin ich auch dieſer Meinung; ob ich gleich gegen wenig Recenſionen in dem ganzen Werke mehr einzuwenden hätte, als gegen dieſe.

Der Abhandlung des Herrn Klopſtock „von der Nachahmung des griechiſchen Sylbenmaßes im Deutſchen" hat der Kunſtrichter zu wenig Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Daß ſie der Verfaſſer ſelbſt ein bloßes Fragment nennt, hätte ihn nicht verführen ſollen. Sie iſt in ihrer Art kein ſchlechteres Fragment, als noch bis jetzt der Meſſias ſelbſt iſt. Man ſieht nur, daß noch nicht alles geſagt worden; aber was auch geſagt worden, iſt vortrefflich. Nur muß man ſelbſt über die alten Sylbenmaße nachgedacht haben, wenn man alle die feinen Anmerkungen verſtehen will, die Herr Klopſtock mehr im Vorbeigehen, als mit Vorſatz zu machen ſcheint. Und ſo geht es, wenn ein Genie von ſeiner Materie voll iſt, und die tiefſten Geheimniſſe derſelben kennt, wenn er davon reden muß, wird er ſelten wiſſen, wo er anfangen ſoll; und wenn er dann anfängt, ſo wird er ſo vieles vorausſetzen, daß ihn gemeine Leſer dunkel, und Leſer von etwas beſſerer Gattung ſuperficiell ſchelten werden. Es befremdet mich alſo gar nicht, daß auch den Kunſtrichter in der Bibliothek die Gedanken des Herrn Klopſtock nicht gänzlich überzeugt haben, und daß ihm überhaupt der proſaiſche Vortrag deſſelben nicht allzu ordentlich und angenehm vorkommt. — Mir gefällt die Proſa unſeres Dichters ungemein wohl; und dieſe Abhandlung insbeſondere iſt ein Muſter, wie man von grammatikaliſchen Kleinigkeiten ohne Pedanterie ſchreiben ſoll.

Sogar hat der Kunſtrichter die allerwichtigſte Erinnerung des Herrn Klopſtock gänzlich überſehen. Sie betrifft das Geheimniß des poetiſchen Perioden; ein Geheimniß, welches uns unter andern den Schlüſſel giebt, warum alle lateiniſche Dichter in Anſehung der Harmonie ſo weit unter dem Virgil bleiben, obgleich jeder ihrer Hexameter, für ſich betrachtet, eben ſo voll und wohlklingend iſt, als jeder einzelne des Virgil.

Indem ich des Hexameters und des Herrn Klopſtock hier gedenke, fällt mir ein, Ihnen eine kleine Entdeckung mitzutheilen. Man hat gefragt, ob Herr Klopſtock der erſte ſey, der deutſche Hexameter gemacht habe? Nein, heißt es, Herr Gottſched hat ſchon lange vor ihm dergleichen gemacht. Und lange vor Gottſched, ſetzen noch Beleſenere hinzu, Heräus. — — Aber auch Heräus iſt nicht der erſte, ſondern dieſen glaube ich ein ganzes Jahrhundert früher in dem deutſchen Ueberſetzer des Rabelais[2] entdeckt zu haben. Es iſt bekannt, wie frei dieſer mit ſeinem Originale umgegangen, und wie viel er ihm eingeſchaltet hat. Unter ſeine Zuſätze nun gehört auch, am Ende des zweiten Capitels, der Anfang eines Heldengedichts in gereimten deutſchen Hexametern, das, wie es ſcheint, ein ſcherzhaftes Heldengedicht hat werden ſollen. Die Hexameter ſind nach der damaligen Zeit recht ſehr gut, und der Ueberſetzer ſagt, er führe ſie deßwegen hier an: „Dieweil daraus die Künſtlichkeit der Teutſchen Sprach in allerhand Karmina beſcheint: und wie ſie nun nach Anſtellung des Hexametri, oder ſechsmäßiger Sylbenſtimmung und ſylbenmäßigen Sechsſchlag, weder den Griechen noch Latinen (die das Muß allein eſſen wollten,) forthin weiche." Er fährt in ſeiner poſſirlichen Sprache fort: „Wenn ſie ſchon nicht die Proſodie oder Stimmmäßigung alſo Abergläubig, wie bei ihnen halten, ſo iſt es erſt billig, denn wie ſie ihr Sprach nicht von andern haben, alſo wollen ſie auch nit nach andern traben: eine jede Sprach hat ihre ſondere angeartete Tönung, und ſoll auch bleiben bei derſelben Angewöhnung." Ich weiß, daß Sie es nicht ungern ſehen werden, wenn ich Ihnen den Anfang ſelbſt abſchreibe. Er lautet ſo:

---

[1] Erſten Bandes 2. Stück, S. 291.

[2] Die Ueberſetzung iſt 1617 gedruckt.

Fahr ſittiglich, ſittiglich, halt ein mein wütiges G'müthe.
Laß dich verführen die Luſt der himmliſche Güte,
Daß du nit frevelich ohngefehr laufſt auf hohen Sande,
Und ſchaffeſt ohne Bedacht dem Wiſart ewige Schande.
Denn jagen zu hitziglich nach Ehr und ewigem Preiſe,
Das jagt ein oftermal zu früh in ſpöttliche Weiſe.
Sintemal wir Reimenweiß unterſtahn ein ungepflegts Dinge,
Daß auch die Teutſche Sprach ſüßiglich wie Griechiſche klinge.
Darum, weil ich befind ungemäß die Sach meinen Sinnen,
Werd ich benöthiget höhere Hülf zu gewinnen.
Dann drumb ſind ſonderlich außerwählt die himmliſche Feſte,
Daß allda jederzeit Hülf ſuchen Irrdiſche Gäſte.
O mühſame Muſen, Tugendſame und Mutſame Frawen,
Die täglich ſchawen, daß ſie die Künſtlichkeit bawen,
Die keine Müh nimmermehr ſcheuen zu fördern dieſe,
Sondern die Müdigkeit nehmen für Müßiggang ſüße
Wann ihr dieſelbige nach Wunſch nur fruchtbarlich endet.
Drumb bitt ich inniglich, daß ihr mir Fördernuß ſendet,
Durch euere Mächtigkeit, damit ir Gemüter erregen,
Daß ſie ergaiſtert nutzliches was öffnen mögen,
Zu unſerem jetzigen großen vorhabenden Werke,
Von Männlicher Tugend und mehr dann Menſchlicher Stärke,
Des ſtreitbaren Hackenback ꝛc.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

VIII.

Den 22. Februar 1759.

Beſchluß des achtzehnten Briefes.

Es nennt ſich unſer deutſcher Ueberſetzer des „Rabelais", Huldrich Elloposkleros, und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß Johann Fiſchart unter dieſem Namen verborgen liegt. *Ἔλλοψ* heißt ſtumm, und iſt bei den griechiſchen Dichtern das gewöhnliche Beiwort der Fiſche, daher es auch oft für ſich allein einen Fiſch bedeutet; und *Ἐλλοποσκλῆρος*[1] folglich muß einen Mann bezeichnen, den das Loos der Fiſche getroffen, der von Fiſchart iſt. Und was kann einander ähnlicher ſeyn, als dieſer deutſche „Rabelais," und der deutſche Bienenkorb des Philipp von Marnix, von welchem letztern man es gewiß weiß, daß ihn Fiſchart überſetzt hat.

Vor dem angeführten Eingange läßt Fiſchart noch eine Zueignung an die deutſche Nation vorhergehen. Sie iſt in Hexametern und Pentametern abgefaßt, bei welchen letztern dieſes Beſondere iſt, daß nicht allein Pentameter mit Pentameter, ſondern auch jedes Hemiſtichion mit dem andern reimt. Ich bitte Sie, vornehmlich auf die letzten acht Zeilen aufmerkſam zu ſeyn.

Darumb meine Teutſchen, redlich von Gemüt und Geblüte,
  Nur ewerer Herrlichkeit iſt dieſes hie zubereit.
Mein Zuverſicht jederzeit iſt, hilft mir göttliche Güte,
  Zu preiſen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.
Ihr ſeyd von Redlichkeit, von großer ſtreitbarer Hande,
  Berümbt durch alle Land, immerdar ohn Widerſtand:
So wer es euch alleſamt fürwar ein mächtige Schande,
  Würd nit das Vaterland in Künſtlichkeit auch bekannt.
Drumb dieſelbige ſonderlich zu fördern eben
  So hab ich mich unverzagt, auf jetziges gern gewagt,
Und hoff ſolch Reimens Art werd euch Ergötzlichkeit geben,
  Sintemal ein jeder fragt, nach Newerung die er jagt.
O Harpffenweis Orpheu, jetzumal kompt wiederumb hoche
  Dein artige Reimenweiß, zu ihrigem erſten Preiß.
Denn du ein Tracier von Geburt und teutſcher Sprache,
  Der erſt ſolch unterweißt, frembde Völker allermeiß,
Dieſelbige lange Zeit haben mit unſerer Künſte,
  Allein ſehr ſteiziglich, gepranget unbilliglich:
Jetzumal nun das bericht, wollen wir den fälſchlichen Dunſte
  Ihn nemmen vom Angeſicht, uns nemmen zum Ertzgedicht.

Das heißt wahrhaftig ein fremdes Sylbenmaaß mit einer ſehr artigen Empfehlung einführen. Die Empfehlung des Heräus iſt lange ſo ſinnreich nicht, wenn er zu ſeinem Helden ſagt:

Lehrſt du die Deutſchen dein Reich wie Römer verfechten,
  Darf ja der Deutſchen ihr Reim römiſchen ähnlicher ſeyn.

Verſchiedene Jahre nach Fiſchart hat Alſted in ſeiner „Encyklopädie" wieder ein Muſter von deutſchen Hexametern gegeben, welches ich lange Zeit für das erſte gehalten. Die erſte Ausgabe der „Encyklopädie" iſt von 1620 in Quart, und in dieſer findet es ſich noch nicht, ſondern erſt in der nachherigen vollſtändigern Ausgabe in Folio.

Von Alſteden aber bis auf den Heräus habe ich des deutſchen Hexameters nirgends gedacht gefunden. Auch nicht einmal in den Lehrbüchern der Dichtkunſt, wo doch Muſter in andern lateiniſchen Sylbenmaaßen, in dem Alcäiſchen zum Exempel vorkommen. — Dergleichen Kleinigkeiten zu wiſſen, iſt deßwegen gut, um bei gewiſſen Leſern dem Vorwurfe der Neuerung vorzubauen.

Neunzehnter Brief.

Ich komme auf unſern „Meſſias" zurück. — Der Kunſtrichter tadelt an dem Dichter unter andern[1] „daß er zuweilen ſeine Wortfügungen dermaßen verwirre, daß ſich die Beziehung der Begriffe auf einander verliere, und ſie dunkel werden müßten." Er führt folgendes Beiſpiel an:

Feiert! Es flammt Anbetung der große, der Sabbat des Bundes,
Von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stund iſt gekommen.

und ſetzt hinzu: „Wer dieſe zwei Verſe ungezwungen erklärt, erit mihi magnus Apollo, und wenn er eine natürliche Conſtruction darin entdecken kann, Phyllida solus habeto." — Mit dem Tadel ſelbſt kann es hier und da ſeine Richtigkeit haben; aber das Beiſpiel iſt unglücklich gewählt. Laſſen Sie mich verſuchen, ob ich die Phyllis verdienen kann. Die Conſtruction iſt dieſe: „Feiert! Der große Sabbat, der Sabbat des Bundes flammt Anbetung von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stunde iſt gekommen!" Und was iſt denn hier unnatürliches? Etwa dieſes, daß das Subject hinter ſeinem Zeitworte ſteht, und das Zeitwort durch das vorgeſetzte Es zum Impersonali geworden zu ſeyn ſcheint? Aber was iſt in unſerer Sprache gewöhnlicher, als dieſes? Hat der Kunſtrichter nie das alte Lied gehört: „Es woll uns Gott gnädig ſeyn?" Und hat Herr Klopſtock nicht eben ſo wohl ſagen können: „Es flammt Anbetung der große Sabbat des Bundes?" Die Conſtruction iſt alſo gerettet, und der Kunſtrichter mache ſich immer fertig, mich als ſeinen großen Apollo zu verehren! Denn wem kann der Sinn nun noch zweideutig ſeyn? Eloa kömmt vom Throne Gottes herab, und ruft durch die Himmel, daß jetzt der Verſöhner zum Tode geführt werde. Dieſe Stunde der Nacht, wie ſie in der folgenden Zeile heißt, nennt Eloa den großen Sabbat des Bundes, und von dieſem will er, daß er durch alle Welten Anbetung flamme, verbreite. — —

---

[1] Von dem angeführten *Ἔλλοψ* nämlich, und *κλῆρος*: das Loos, ſo wie *βαθυκλῆρος*, *Ναυκλῆρος*. Noch natürlicher zwar würde man es von *Ἔλλοψ* und *σκληρος* hart herleiten können, daß es ſo viel hieße, als Fiſchhart, zuſammengezogen Fiſchart.

[1] Des erſten Bandes zweites Stück. S. 328.

Doch ich eile, Ihnen zu entdecken, wodurch zufälliger Weiſe dieſe Recenſion des Meſſias bei weitem ſo unterrichtend nicht geworden iſt, als ſie wohl hätte werden können. Ihr Verfaſſer hat die Originalausgabe dieſes großen Gedichts nicht gekannt, die nun ſchon vor vier Jahren in der königlichen Druckerei zu Kopenhagen [1] veranſtaltet worden. Sie beſteht aus zwei prächtigen Bänden; aber die Pracht iſt das geringſte ihrer Vorzüge. Der erſte Band enthält eine Abhandlung von der geiſtlichen Epopee und die erſten fünf Geſänge; der zweite enthält die fünf neuen Geſänge und die ſchon erwähnte Abhandlung von der Nachahmung der griechiſchen Sylbenmaaße. — War dieſe Ausgabe vielleicht zu koſtbar, daß ſich die Liebhaber in Deutſchland mit dem Halliſchen Nachdrucke begnügen laſſen? Oder haben die Herren Buchhändler ſie vorſätzlich unterdrückt? Man ſagt, daß ſie es mit gewiſſen Büchern thun ſollen. — Was läge unterdeſſen daran, wenn nur das Publicum bei dem Nachdrucke nichts verloren hätte. Aber hören Sie, wie viel es noch bis jetzt verliert. Man hat nur den zweiten Band nachgedruckt, und den erſten gar keiner Achtung gewürdigt. Gleichwohl enthält er, wie geſagt, eine beſondere neue Abhandlung, und die Geſänge ſelbſt ſind an ungemein vielen Stellen verändert und verbeſſert worden.

Veränderungen und Verbeſſerungen aber, die ein Dichter, wie **Klopſtock**, in ſeinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, ſondern mit allem Fleiße ſtudirt zu werden. Man ſtudirt in ihnen die feinſten Regeln der Kunſt; denn was die Meiſter der Kunſt zu beobachten für gut befinden, das ſind Regeln.

Sie ſind jetzt nicht in den Umſtänden, daß Sie ſelbſt dieſe Vergleichung der erſten und neuern Lesarten anſtellen könnten, die Sie zu einer andern Zeit ſehr angenehm beſchäftigen würde. Erlauben Sie mir alſo, Ihnen noch eines und das andere davon zu ſagen. —

Welch einen lobenswürdigen Fleiß hat der Dichter auf die Sprache und den Wohlklang verwendet. Auf allen Seiten findet man Beiſpiele des beſtimmtern Sylbenmaaßes, der reinern Wortfügung, und der Wahl des edlern Ausdrucks. In Anſehung der Wortfügung hat er unter andern eine Menge Participia, wo ſie den Perioden zu ſchwerfällig, oder zu dunkel machten, aufgelöſt. Z. E. wo er den Satan mit grimmigem Blicke den göttlichen Weltbau durchirren läßt,

Daß er noch durch ſo viele Jahrhunderte, ſeit der Erſchaffung
In der erſten von Gott ihm gegebenen Herrlichkeit glänzte

heißt nunmehr die letzte Zeile

In der Herrlichkeit glänzte, die ihm der Donnerer anſchuf.

Oder wo er ſonſt den Zophiel ſagen ließ:

— — — Verkündigt der dampfende Nebel
Seine von allen Göttern ſo lange gewünſchte Zurückkunft,

heißt es jetzt:

Seine Zurückkunft, auf welche die Götter ſo lange ſchon harrten.

Und ſo in hundert andern Stellen, mit welchen die Feinde der Mittelwörter nun weniger unzufrieden ſeyn werden. — Gewiſſe Wörter hat der Dichter zu gemein befunden, und ſie haben ausgeſuchtern weichen müſſen. Wo es vorher hieß:

Wiſche dem Knaben die Zähre vom Antlitz

oder:

Wiſchet mit mir, wenn er ſtirbt, das Blut von ſeinem Geſichte

iſt beidemal für wiſchen, trocknen geſetzt. Das Wort Behauſung, welches der Dichter ſonſt ſehr oft brauchte, hat überall ſeinen Abſchied bekommen; und ich finde nur eine einzige Stelle, wo es ſtehen geblieben. Ich weiß zwar in Wahrheit nicht, was Herr Klopſtock wider dieſes alte ehrliche Wort haben mag; er muß aber doch etwas dawider haben, und vielleicht entdecken Sie es.

Andere Veränderungen betreffen Schönheiten des Detail. Dahin gehören beſonders nicht wenige beſſer ausgemalte Beſchreibungen; dergleichen dieſe, wo von den Geiſtern der Hölle im zweiten Geſange geſagt wird:

— — — Sie ſangen und ſangen
Eigene Thaten, zur Schmach und unſterblichen Schande verdammet,
Unterm Getöſe geſpaltner (ſie hatte der Donner geſpalten!)
Dumpfer, entheiligten Harfen, verſtimmt zu Tönen des Todes,
Sangen ſie ꝛc.

da es vorher bloß geheißen:

Unterm Getöſe vom Donner zerrütteter entheiligter Harfen
Sangen ſie.

Von eben der Art ſind auch folgende Zeilen:

Satan hört ihn voll grimmiger Ungeduld alſo reden,
Wollt' jetzt, von den Höhen des Throns, der thürmenden Felſen
Einen gegen ihn ſchleudern; allein die ſchreckliche Rechte
Sank ihm zitternd im Zorne dahin —

Die alte Lesart hatte:

Jetzt wollt' er auf ihn donnern, allein die ſchreckliche Rechte ꝛc.

Noch hat der Dichter hier und da ganz neue Stellen eingeſchaltet. Ich führe Ihnen nur eine an, die Sie gewiß ſehr ſchön finden werden. Wenn Satan in der Hölle den Tod Jeſu beſchließt und ſagt:

Er ſoll ſterben! Bald will ich von ihm den Staub der Verweſung
Auf dem Wege zur Hölle, vorm Antlitz des Ewigen aufſtreun.
Sieh den Entwurf von meiner Entſchließung. So rühmte ſich Satan!

heißt es nunmehr weiter:

Satan ſprach es. Indem gieng von dem Verſöhner Entſetzen
Gegen ihn aus. Noch war in den einſamen Gräbern der Gottmenſch.
Mit dem Laute, womit der Läſterer endigte, rauſchte
Vor den Fuß des Meſſias ein welkendes Blatt hin. Am Blatte
Hing ein ſterbendes Würmchen. Der Gottmenſch gab ihm das Leben.
Aber mit eben dem Blicke ſandt' er dir, Satan, Entſetzen!
Hinter dem Schritt des geſandten Gerichtes verſank die Hölle,
Und vor ihm ward Satan zur Nacht! So ſchreckt' ihn der Gottmenſch.
Und ihn ſahe der Abgrund und blieb vor Bewunderung ſtille ꝛc.

Aber auch die Kunſt auszuſtreichen verſteht Herr Klopſtock, und es ſind manche Zeilen weggefallen, die ſich ſeine Bewunderer nimmermehr würden haben nehmen laſſen, wenn er ſie ihnen nicht ſelbſt genommen hätte. Es ſind meiſtentheils Zeilen, die ein wenig in das Tändelnde fielen. So erhaben als es z. E. ſeyn ſollte, wenn Adramelech ſagte:

Dann würg' ich nicht die vernünftigen Weſen, wie Satan, nur einzeln;
Nein, zu ganzen Geſchlechtern! Die ſollen vor mir ſich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig ſich krümmen, und winden und jammern,
Wenn ſie ſich winden, und krümmen und jammern, ſo ſollen ſie ſterben.

ſo klein war es in der That, und der Dichter hat ſehr wohl daran gethan, daß er die beiden letztern Zeilen in eine gezogen:

Die ſollen vor mir ſich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig ſich krümmen und winden, und ſterben.

Und wären doch alle ſeine Verkürzungen von dieſer Art! Doch ſo muß ich Ihnen leider ſagen, daß dem Herrn Klopſtock, ich weiß nicht welcher Geiſt der Orthodoxie, oft anſtatt der Kritik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns ſo manchen Ort verſtümmelt, deſſen ſich ein jeder poetiſcher Leſer gegen ihn annehmen muß. Was geht es dieſem an, daß einem Schwachgläubigen die wüthenden Entſchließungen des Abramelechs, zu Ende des zweiten Geſanges, anſtößig geweſen ſind oder ſeyn können? Soll er ſich deßwegen die vortreffliche Stelle rauben laſſen, wo dieſer raſende Geiſt auch die Seele des Meſſias zu tödten ſich vornimmt?

---

[1] Im Jahr 1755, in groß Quart.

Und wenn der Ewige ſie vor andern Seelen erwählte,
Wenn er ſie ſich zu verherrlichen ſchuf: ſo ſoll er voll Jammer
Um ſie in einſamer Ewigkeit klagen! Drei ſchreckliche Nächte
Soll er um ſie klagen! Wenn er ſich ins Dunkle verhüllt hat,
Soll drei ſchreckliche Nächte kein Seraph ſein Angeſicht ſehen!
Denn will ich durch die ganze Natur ein tiefes Geheule
Hören, ein tiefes Geheule am dunkeln verhüllten Throne,
Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul in den Sternen
Da, wo der Ewige wandelt, das will ich hören und Gott ſeyn!

Und ſolche Stellen haben mehrere weichen müſſen, die ich mir alle ſorgfältig wieder in mein Exemplar eingetragen habe. Unter andern iſt der Charakter des Verräthers durch die fromme Strenge des Dichters noch einmal ſo unbeſtimmt geworden, als er vorher war. Er war ſchon Anfangs ſehr ſchielend, und nun weiß man vollends nicht, was man daraus machen ſoll. Auch ſogar alle die Wörter, die einen heidniſchen Verſtand haben können, die aber der Dichter, meinem Bedünken nach, ſattſam geheiligt hatte, ſind verwieſen worden; was vorher Schickſal hieß, heißt nun Vorſicht, und die Muſe hat ſich überall in eine Sängerin Sions verwandelt.

Die größte Verbeſſerung, wo das Genie des Dichters ohne Zweifel am wirkſamſten geweſen, iſt die, welche er mit der Rede des Vaters im erſten Geſange vorgenommen. Es iſt der Anſtändigkeit gemäß, daß ſich Gott ſo kurz als möglich ausdrückt; und jene Rede verſtieß wider dieſe Regel viel zu ſehr. Gleichwohl mußte alles, was Gott da ſagt, geſagt werden; und der Dichter iſt nunmehr alſo auf das Mittel gefallen, ihn ſelbſt nur die erſten Zeilen ſagen, und das Uebrige einen Seraph von dem Geſichte Gottes leſen zu laſſen. Ich bewundere dieſen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Noth gebracht; an und für ſich ſelbſt aber hat er meinen Beifall nicht.

Zweiter Theil.

XV.

Den 12. April 1759.

Zweiunddreißigſter Brief.

Sie erinnern ſich doch, daß vor einigen Jahren in dem unterirdiſchen Herkulanum eine kleine Bibliothek gefunden ward? Einem Gelehrten in Neapolis iſt es gelungen, eine von den griechiſchen Handſchriften derſelben zu entwickeln, und das Glück hat gewollt, daß es die *Ἐρωτοπαίγνια* des Alciphrons ſeyn müſſen. Der Herr von D**, der ſich jetzt in Neapolis aufhält, hat Gelegenheit gehabt, ein Stück daraus abzuſchreiben, und hat es nach Deutſchland geſchickt. Hier iſt es einem von unſern beſten Dichtern in die Hände gefallen, der es ſo vortrefflich gefunden, daß er folgende Ueberſetzung davon gemacht. Es iſt das achtzehnte Erotopaignion in der Ordnung, und überſchrieben:

„Die Grazien.

Als an einem Frühlingsabende ſich die drei Grazien neben einem Walde in acidaliſchen Quellen beluſtigten, verlor ſich plötzlich Aglaja, die ſchönſte der Grazien. Wie erſchraken die Töchter der Anmuth, als ſie Aglajen vermißten! wie liefen ſie durch die Bäume und ſuchten und riefen:

So ängſtlich bebt auf Manethuſer Saiten
Der zärtſte Silberton.
Aglaja! — rief der Silberton.
Aglaja! — half der Nachhall ſanft verbreiten.
Umſonſt! Aglaja war entflohn.
„Ach, Pan ſchlich längſt ihr nach! Der Frevler hat ſie ſchon.
„Ach, Acidalia! blick her von deinem Throne!
„Soll ſie nach langen Ewigkeiten
„Nur jetzt nicht länger uns begleiten?
„Zwo Grazien ſind aller Welt zum Hohn.
„Und ach! die dritte hat er ſchon!" —
So klagten ſie. Umſonſt! Aglaja war entflohn.

Nun ſchlichen ſie an den Büſchen herum, und ſchlugen leiſe an die Blätter und flohen nach jedem Schlage furchtſam zurück.

Denn ſtellten ſie ſich gleich, den Räuber aufzuſpäh'n,
So zitterten ſie doch vor Furcht, ihn nur zu ſeh'n.

Endlich kamen ſie an ein Roſengebüſche, das meine Chloe verſteckte — und mich. Chloe ſaß vor mir, ich hinter Chloen.

Jetzt bog ich ſchlau an ihrem Hals mich langſam über,
Und ſtahl ihr ſchnell ein Mäulchen ab;
Jetzt bog ſie unvermerkt den Hals zu mir herüber,
Und jedes nahm den Kuß auf halbem Weg ſich ab,
Denn jedes nahm und jedes gab.

In dieſem Spiele überraſchten uns die Grazien, und ſie lachten laut, da ſie uns küſſen ſahen, und hüpften fröhlich zu uns herbei. Da iſt Aglaja! — riefen ſie. Die Schalkhafte! — Du küſſeſt, da wir unruhig herumirren und dich nicht finden können? — Und jetzt liefen ſie mit meiner Chloe davon.

Was? rief ich, loſe Räuberinnen!
Wie ſollte ſie Aglaja ſeyn?
Ihr irrt euch ſehr, ihr Huldgöttinnen!
Für Grazien iſt das nicht fein!
Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, ſie iſt mein!

Doch die Grazien hörten mich nicht, und liefen mit meiner Chloe davon. Zornig wollte ich ihnen nacheilen, als plötzlich Aglaja hinter einer Buche hervortrat, und mir winkte, und freundlich lächelnd alſo zu mir ſprach:

Warum willſt du zu Chloen eilen?
Beglückter Sterblicher, Aglaja liebet dich.
Küß jetzt einmal ſtatt Chloen mich;
Wünſch nicht dein Mädchen zu ereilen:
Ich, eine Göttin liebe dich.
   Schüchtern ſah ich die Huldgöttin an.
Auf ihren Wangen ſprach Entzücken,
Und Jugend und Geſundheit aus den verſchämten Blicken.

Gefährliche Reizungen! — Aber mit dreiſter Hand ergriff ich die Huldgöttin, führte ſie zu ihren Schweſtern, und ſprach: Hier iſt Aglaja, ihr Grazien —

O Chloe, meine Luſt, mein Glück!
Gebt meine Chloe mir zurück!
Iſt dieß Aglajens Mund und Blick?
Da! nehmt die Huldgöttin zurück!"

Nun, was ſagen Sie hierzu? O, Sie ſind entzückt. — Welche allerliebſte, kleine Erdichtung! Nie hat ein Dichter ſein Märchen mehr erhoben! Nichts kann feiner ſeyn! Nichts zärtlicher! O die Griechen! die Griechen! — — Kommen Sie zurück aus Ihrer Entzückung! Ich habe Sie hintergangen. Der Gelehrte in Neapolis hat nichts entwickelt; Alciphron hat keine *Ἐρωτοπαίγνια* geſchrieben; was Sie geleſen, iſt nicht aus dem Griechiſchen überſetzt; die „Grazien" ſind ein urſprüngliches Werk eines Deutſchen. Streichen Sie die Manethuſer Saiten, gleich zu Anfange, nur weg, und ſetzen Cremoneſer Saiten dafür; denn ſo ſagt der Dichter, und ich mußte dieſe geringe Spur des Modernen vor Ihren Augen verbergen.

Aber, höre ich Sie fragen, warum ſollte ich denn nun hintergangen werden? Darum! Würde ich Ihre Neugier wohl rege gemacht haben, wenn ich Ihnen geradezu geſchrieben hätte: In Leipzig ſind vor kurzem vier kleine Bogen herausgekommen, unter der Aufſchrift „Tändeleien." — — „Tändeleien?" würden Sie gerufen haben. Warum thun wir Deutſchen doch das ſo gern, wozu wir am wenigſten aufgelegt ſind? — Vergebens hätte ich hinzugeſetzt: aber es ſind artige Tändeleien; Sie werden den

Verfaſſer auf einem ganz eigenen Pfade finden: ſie ſind eines Greſſet würdig! Sie hätten mir aufs höchſte geglaubt, und — es dabei bewenden laſſen.

Aber nun biete ich Ihnen Trotz, es dabei bewenden zu laſſen. Denn ich muß Ihnen nur ſagen, daß alles, was die vier Bogen enthalten, in dem nämlichen Geſchmacke und faſt von gleichem Werthe iſt. Sie werden ſie ganz leſen: laſſen Sie doch ſehen, ob unſere Urtheile zuſammentreffen. — Nach den obigen Grazien hat „Amors Triumph" und „der Geſchmack eines Kuſſes" meinen vorzüglichen Beifall. Nächſt dieſen haben mich die „Kriegsliſt des Amor," „an den Maler," „die Ode," und „Bacchus und Amor" am meiſten vergnügt. Die „Kennzeichen der Untreue" wollen mir wegen des Bärtchens nicht gefallen; der Scherz iſt zu bürgerlich. In dem Stücke „an Chloen" iſt mir der Alp zuwider; und wenn der erzürnte Jupiter zu ſeiner untreuen Nymphe ſagt:

Geh hin, und ſey ein Alp, buhl und erweck nur Grauen!

ſo ſtraft er uns arme Schlafende mehr, als die Nymphe. In dem „verliebten Wunſche" iſt mir die Vermiſchung der alten Mythologie und des Geiſterſyſtems nach dem Gabalis anſtößig. Dieſe und einige andere Stücke hätte ich, wenn ich an des Verfaſſers Stelle geweſen wäre, zurückbehalten, und die einzelnen Schönheiten derſelben zu beſſern Ganzen verſpart. So würde ich mir zum Exempel den Anfang von den gedachten „Kennzeichen der Untreue" heilig aufbewahrt haben, bis ich einen edlern Schluß dazu gefunden hätte; denn ſo wie dieſes Stück jetzt iſt, kömmt es mir nicht anders vor, als eine antike verſtümmelte Bildſäule, die ein neuer Steinmetz zu ergänzen gewagt. Betrachten Sie nur:

Amor fliegt mit Schmetterlingen,
Um in frohem Wechſelſtreit
Sich den Preis der Schnelligkeit
Vor den Thierchen zu erringen:
Doch er fällt aus Müdigkeit
Schnell in einen Bach und ſchreit.

Ich Jüngling lief eilig hinzu, hob ihn ſanft aus dem Waſſer heraus, und trocknete ſeine naſſen Flügel, und erwärmte ihn in meinem Buſen. Nun dankte mir Amor freundlich und ſprach: Lieber Jüngling, du haſt den Amor gerettet: womit ſoll ich deine Großmuth vergelten? — Erhalte mir meine Chloe getreu; antwortete ich. — O Jüngling, rief er, was bitteſt du? Steht es in der Gewalt des Amors, die Liebe in den Herzen der Mädchen einzuſchränken? — Da ſchlug ich die Augen nieder und ſeufzte. Aber der reizende Sohn der Cythere ermunterte mich wieder: Seufze nicht, Jüngling! Amor kann deine Bitte wenigſtens zum Theil erfüllen." —

So weit geht alles gut! Wie geſagt, ein ſchöner antiker Rumpf; aber nun — welch ein gothiſcher Kopf iſt darauf geflickt!

— „Sobald Chloe einen andern als dich küßt, ſoll ſchnell ein Bärtchen aus ihrer Lippe hervorkeimen, zum Merkmal, daß ſie dir untreu iſt. — So ſagte Amor. —

Nun, Chloe, wirſt du dich wohl ſcheu'n. —
Ich würde den Verrath auf deiner Lippe ſehen. —
Manch holdes Mädchen ſchon ſeh ich mit Bärten gehen:
Sie müſſen wohl nicht treu geweſen ſeyn."

Ach nicht doch! Sie müſſen keinen Bart haben, die holden Mädchen, ſie mögen uns treu ſeyn oder nicht!

XVI.

Den 19. April 1759.

Dreiunddreißigſter Brief.

Ja wohl iſt der Verfaſſer der „Tändeleien," wenn dieſe ſein erſter Verſuch ſind, ein Genie, das ſehr viel verſpricht! Aber auch darin haben Sie Recht: Das „Lied eines Mohren" hätte ihm nicht entwiſchen ſollen. Es iſt nicht allein das ſchlechteſte Stück in ſeiner Sammlung; es iſt an und für ſich ſelbſt ſchlecht. — Lied eines Mohren! Und der Mohr iſt faſt nirgends als in der Ueberſchrift zu finden. Ändern Sie das einzige ſchwarze Mädchen und die Cederwälder, ſo kann es ein Kalmucke eben ſo wohl ſingen, als ein Mohr.

Wie weit iſt er hier unter ſeinem Muſter geblieben! Denn wer ſieht nicht ſogleich, daß ſein Mohrenliedchen eine Nachahmung des vortrefflichen Liedes eines Lappländers, in den neuen Gedichten des Verfaſſers des Frühlings ſeyn ſoll? In dieſem ſcheint überall die Scene durch, wo es geſungen wird, und überall der, der es ſingt.

— — In den zerſtörten Haaren
Hängt mir ſchon Eis.
— —
So will ich bald an Grönlands weißen Küſten
Nach Zama ſchrei'n.
— —
Die lange Nacht kömmt ſchon ꝛc.

Und wie ungekünſtelt, wie wahr iſt alles, was der Lappländer ſpricht; dahingegen der Mohr mit unter Non-Sense plaudert. Zum Exempel:

Ich will an ihre Bruſt mich legen,
Das ſtreifige Röckchen ſpalten, und horchen, wie ſie ſchlägt;
Dann ſoll mein Herz mit ſeinen ſtärkern Schlägen
Den Aufruhr bändigen,
Der ſich in ihrem Buſen regt.

Die ſtärkern Schläge ſeines Herzens ſollen den Aufruhr bändigen, der ſich in dem Buſen ſeines Mädchens regt! — Zwar vielleicht hat der Dichter mit dieſem Zuge das verbrannte Gehirn des Mohren bemerken wollen. Und alsdann habe ich nichts dagegen.

Aber wieder auf das Lied des Lappländers zu kommen. Es giebt ein wirklich lappländiſches Lied, welches der Herr von Kleiſt bei dem ſeinigen vor Augen gehabt zu haben ſcheint. Sie können es bei dem Scheffer in dem 25ſten Hauptſtücke ſeiner Lapponia finden. Schade, daß ich das Buch nicht gleich bei der Hand habe! Sie ſollten mit Vergnügen ſehen, daß die Nachahmungen eines ſolchen Meiſters Verbeſſerungen ſind.

Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsſtriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht geſitteter Völker ſind. Es iſt nicht lange, als ich in „Ruhigs Littauiſchem Wörterbuche" blätterte, und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über dieſe Sprache eine hieher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige Littauiſche „Dainos" oder Liederchen, nämlich, wie ſie die gemeinen Mädchen daſelbſt ſingen. Welch ein naiver Witz! Welche reizende Einfalt! Sie haben in dem Littauiſchen Wörterbuche nichts zu ſuchen: ich will Ihnen die zwei artigſten alſo nach Ruhigs Ueberſetzung, daraus abſchreiben:

Erſte Daina.

Abſchied einer heirathenden Tochter.

1.

„Ich habe ausgeſagt meinem Mütterlein, ſchon vor der Hälfte des Sommerleins."

2.

„Such, Mütterlein, dir ein Spinnerlein; ein Spinnerlein und Weberin."

3.

„Ich habe g'nug geſponnen das weiße Flächslein; g'nug gewirket feine Leinwandlein."

4.

„Ich habe g'nug geſcheuert die weißen Tiſchlein; ich habe g'nug gefeget die grünen Gehöftlein."

5.

„Ich habe g'nug gehorcht meinem Mütterlein; ich muß nun auch horchen meinem Stiefmütterlein."

6.

„O du Kränzlein von grünem Rautelein! du wirſt nicht lange grünen auf meinem Häuptelein."

7.

„Meine Haarflechten von grünem Seidelein, ihr werdet nicht mehr funkeln im Sonnenſchein.“

8.

„Mein Haarlein, mein gelbes Haarlein, du wirſt nicht mehr herumflattern vom Wehen des Windes.“

9.

„Ich werde beſuchen mein Mütterlein, nicht mit einem Kranze, ſondern gehaubet.“

10.

„O mein feines Häubelein! Du wirſt noch ſchallen vom Winde geplaget.“

11.

„Mein ausgenähetes und buntes Arbeitlein, ihr werdet noch ſchimmern bei der heißen Sonnen.“

12.

„Meine Haarflechtlein von grünem Seidelein, ihr werdet an der Wand hangen und mit Thränen machen.“

13.

„Ihr meine Ringerlein, ihr güldenen, ihr werdet im Kaſten liegen und roſten.“

Zweite Daina.

Eine Tochter hatte ihren Geliebten begleitet.

1.

„Früh Morgens im Morgelein ging das Sonnlein auf, und unter dem Glasfenſterlein ſaß das Mütterlein.“

2.

„Ich wollte dich fragen, Töchterlein, wo biſt du herumgegangen? Und wo hat dein Kränzelein das Nebelein befallen?“

3.

„Früh, im frühen Morgelein, ging ich nach Waſſerlein, und da hat mein Kränzelein das Nebelein befallen.“

4.

„Das iſt nicht wahr, Töchterlein, das ſind keine wahren Wörterlein! Gewiß, du haſt dein Knechtlein über Feld begleitet.“

5.

„Ja, das iſt wahr, Mütterlein, das ſind wahre Wörterlein: Ich hab' mit meinem Knechtelein ein Wörtlein geredet.“

Die häufigen Diminutiva und die vielen Selbſtlauter, mit den Buchſtaben l, r und t untermengt, ſagt Ruhig, machen die Sprache in dieſen Liedern ungemein lieblich. Der fromme Mann entſchuldigt ſich, daß er dergleichen Eitelkeiten anführe; bei mir hätte er ſich entſchuldigen mögen, daß er ihrer nicht mehrere angeführt.

XVII.

Den 26. April 1759.

Sechsunddreißigſter Brief.

Bald werden wir einen von unſern beſten alten Dichtern wieder unter uns aufleben ſehen. Zwei hieſige Gelehrte arbeiten an einer neuen Ausgabe des Logau. — Es kann leicht ſeyn, daß ich Ihnen hier einen ganz unbekannten Mann nenne. Dieſer Zeitverwandte und Landsmann des großen Opitz iſt, wie es ſcheint, nie nach Verdienſt geſchätzt worden, und noch ein halbes Jahrhundert hin, ſo wäre es vielleicht ganz um ihn geſchehen geweſen. Kaum, daß unſere neuern Kunſtrichter und Lehrer der Poeſie ſeinen Namen noch anführen; weiter führen ſie auch nichts von ihm an. Wie viel vortreffliche Beiſpiele aber hätten ſie nicht aus ihm entlehnen können! Und würden ſie es wohl unterlaſſen haben, wenn ſie dergleichen bei ihm zu finden geglaubt hätten? Sie hatten ihn alſo nie geleſen; ſie wußten nicht, was an ihm war; und es wird ſie ohne Zweifel befremden, wenn ſie nun bald einen von unſern größten Dichtern in ihm werden erkennen müſſen.

Es iſt nur zu bedauern, daß ſich Logau bloß auf eine, und noch dazu gleich auf die kleinſte Dichtungsart eingeſchränkt hat! Denn er iſt wenig mehr als Epigrammatiſt. Doch in Anſehung der Menge von Sinngedichten der erſte unter allen, und einer von den erſten in Anſehung der Güte derſelben. Er hat deren im Jahr 1654 einen Band von nur 3000 drucken laſſen, und mehr als ein halbes Tauſend zugegeben. Nun ſetzen Sie — und für dieſe Berechnung kann ich allenfalls ſtehen, — daß ein Neuntheil davon vortrefflich, ein Neuntheil gut, und noch ein Neuntheil erträglich iſt; und ſagen Sie mir, ob er unter den guten Sinndichtern nicht wenigſtens der „Unerſchöpfliche“ genannt zu werden verdient?

Aber wie vortrefflich, werden Sie fragen, ſind denn die Stücke aus dem guten Neuntheil? — Einige Exempel werden es zeigen. Ich will aber dem ehrlichen Logau nichts vergeben wiſſen, wenn ich allenfalls nicht die beſten Exempel wählen ſollte.

Logau lebte in der unglücklichen Zeit des dreißigjährigen Krieges. Was Wunder alſo, wenn ein großer Theil ſeiner Sinngedichte den Krieg, und die ſchrecklichen Folgen deſſelben zum Inhalte hat? Hier ſchrieb der Dichter aus der Fülle ſeines Herzens, und es gelang ihm immer vortrefflich. Sehen Sie nur!

Der verfochtene Krieg.

Mars braucht keinen Advokaten,
Der ihm ausführt ſeine Thaten.
Keinem hat er was genommen,
Wo er nichts bei ihm bekommen;
Keinem hat er was geſtohlen,
Denn er nahm es unverhohlen;
Keinen hat er je geſchlagen,
Der ſich ließ bei Zeiten jagen;
Was er von der Straße klaubet,
Iſt gefunden, nicht geraubet;
Haus, Hof, Scheun und Schopf geleeret,
Heißt ein Stücke Brod begehret;
Stadt, Land, Menſch und Vieh vernichten
Heißt des Herren Dienſt verrichten;
Huren, ſaufen, ſpielen, fluchen,
Heißt dem Muth Erfriſchung ſuchen;
Endlich dann zum Teufel fahren,
Heißt — den Engeln Müh' erſparen.

Des Krieges Raubſucht.

Als Venus wollte Mars in ihre Liebe bringen,
Hat ſie ihn blank und bloß am beſten können zwingen.
Denn wär' ſie, wie ſie pflegt, im theuern Schmuck geblieben,
Hätt' er ſie dürfen mehr berauben, als belieben.

Krieg und Hunger.

Krieg und Hunger, Kriegs Genoß,
Sind zwei ungezogne Brüder,
Die durch ihres Fußes Stoß
Treten, was nur ſtehet, nieder.
Jener führet dieſen an;
Wenn mit Morden, Rauben, Brennen,
Jener ſchon genug gethan,
Lernt man dieſen erſt recht kennen;
Denn er iſt ſo raſend kühn,
So ergrimmt und ſo vermeſſen,
Daß er, wenn ſonſt alles hin,
Auch den Bruder pflegt zu freſſen.

Eine Heldenthat.

O That, die nie die Welt, dieweil ſie ſteht, geſehen!
O That, die, weil die Welt wird ſteh'n, nie wird geſchehen!
O That, die Welt in Erz und Zedern billig ſchreibet,
Und, wie ſie immer kann, dem Alter einverleibet!
O That, von der hinfort die allerkühnſten Helden,
Was ihre Fauſt gethan, ſich ſchämen zu vermelden!
Vor der Achilles ſtarrt, vor der auch Hektor ſtutzt,
Und Herkules nicht mehr auf ſeine Keule trutzt!
Hört! ſeht! und ſteigt empor! macht alle Löcher weiter!
Dort ziehen Helden her, dort jagen dreißig Reiter,
Die greifen kühnlich an — ein wüſtes Gärtnerhaus,
Und ſchmeißen Ofen ein, und ſchlagen Fenſter aus.

Vereinigung zwiſchen Jupiter und Mars.

Es that mir jüngſt ein Freund vom Helikon zu wiſſen,
Daß Jupiter mit Mars wollt' einen Frieden ſchließen,
Wenn Mars hinfort nicht mehr bei ſeinen Lebenstagen
Nach Himmel und nach dem, was himmliſch iſt, will fragen:
Will Jupiter dahin ſich bündlich dann erklären,
Dem Mars, noch nebſt der Welt, die Hölle zu gewähren.

Verzeihen Sie, Dichter und Soldat, es immer dem unſoldatiſchen Dichter, wenn er etwa die ſchlimme Seite des Krieges und der Krieger allzuſehr übertrieben hätte. Seine Uebertreibungen ſind ja ſo witzig! — Aber ſo witzig Logau iſt, ſo zärtlich, ſo fein, ſo naiv, ſo galant kann er auch ſeyn!

Frage.

Wie willſt du weiße Lilien zu rothen Roſen machen?
Küß eine weiße Galathee: ſie wird erröthend lachen.

Ueber das Fieber einer fürſtlichen Perſon.

Unſre Fürſtin lieget krank. Venus hat ihr dieß beſtellt,
Die, ſo lange jene blaß, ſich für ſchön nun wieder hält.

Grabſchrift eines lieben Ehegenoſſen.

Leſer, ſteh! Erbarme dich dieſes bittern Falles!
Außer Gott, war in der Welt, was hier liegt, mir Alles.

Ein junges Mädchen und ein alter Greis.

Ein guter Morgen ward gebracht zu einer guten Nacht,
Die aber keine gute Nacht hat gutem Morgen bracht.

Und was kann anakreontiſcher ſeyn, als folgende allerliebſte Tändeleien?

Von einer Biene.

Phillis ſchlief: ein Bienlein kam,
Saß auf ihren Mund, und nahm
Honig, oder was es war,
Koridon, dir zur Gefahr!
Denn ſie kam von ihr auf dich,
Gab dir einen bittern Stich.
Ei wie recht! Du fauler Mann,
Sollteſt thun, was ſie gethan.

Von einer Fliege.

Eine Fliege war ſo kühn,
Setzte ſich vermeſſen hin
Auf des ſüßen Mündleins Roth;
Chloris ſchlug, und ſchlug ſie todt.
Florus ſprach: o wenn nur ich
Dürfte dieß erkühnen mich;
Dieſer Schlag, hielt ich dafür,
Diente mehr, als ſchadte mir.

Noch ſind ein großer Theil von Logaus Sinngedichten zwar weiter nichts, als moraliſche Sprüche, aber mit einer meiſterhaften Kürze, und ſelten ohne eine ſinnreiche Wendung ausgedrückt. Z. E.

Der Tugend Lohn.

Durch Ehr' und reichen Lohn kann Tapferkeit erwachen;
Doch Ehr' und reicher Lohn kann Tapferkeit nicht machen.

Reichthum.

Eines Ungerechten Erb', oder ſelbſt ein ſolcher Mann,
Oder beides auch zugleich iſt, wer Reichthum ſammeln kann.

Ein unruhiges Gemüth.

Ein Mühlſtein und ein Menſchenherz wird ſtets herumgetrieben;
Wo beides nichts zu reiben hat, wird beides ſelbſt zerrieben.

Verleumdung.

Wenn man eine Wunde haut, ſieht man eher Blut als Wunde;
Ungunſt merkt man bald bei Hof, aber nicht aus was für Grunde.

Ich werde Ihnen von der neuen Ausgabe dieſes Dichters mehr ſagen, ſobald ſie wird zu haben ſeyn.

XIX.

Den 10. Mai 1759.

Neununddreißigſter Brief.

Ich muß Ihnen von einem Werke Nachricht geben, das bereits 1757 in Baſel herausgekommen, hier aber wenig bekannt geworden iſt. Der Titel heißt: „Vier auserleſene Meiſterſtücke ſo vieler engliſchen Dichter: als, Priors Salomon, Popens Meſſias, Youngs jüngſter Tag, Glovers Leonidas. Welchem annoch beigefügt ſind, Popens Verſuch von dem Menſchen, und deſſelben Hirtengedichte. Alles, ſeiner Vortrefflichkeit wegen, aus der Urſprache in deutſchen hexametriſchen Verſen überſetzt."

Priors Salomon iſt von dieſen Meiſterſtücken das einzige, welches hier zum erſtenmale in unſerer Sprache erſcheint; die übrigen alle haben wir ſchon längſt verſchiedentlich überſetzt leſen können. Zwar nur in Proſa; aber ſind ſchweizeriſche Hexameter nicht auch Proſa.

Prior iſt einer von den Lieblingsdichtern der großen Welt, in der er ſelbſt keine geringe Rolle bei ſeinem Leben ſpielte, ob ihn gleich ſeine Geburt zu den niedrigſten Geſchäften verdammt zu haben ſchien. Kein engliſcher Dichter übertrifft ihn an Reinigkeit der Sprache, an Wohlklang, an leichtem Witze, an naiver Zärtlichkeit. Unſer Hagedorn hat ihn oft glücklich nachgeahmt; und ihn hätte ich wohl das „Nußbraune Mädchen" mögen nacherzählen hören.

Aber eben dieſer luſtige, verliebte Prior iſt auch der Verfaſſer eines ſehr ernſthaften Werkes. Die edeln Bilder, die tiefſinnigen Anmerkungen über der Menſchen Thun und Laſſen, und die vortrefflichen Lebensregeln, die man in den „Sprüchen," in dem „Prediger" und in den übrigen Büchern antrifft, welche gemeiniglich dem Salomon zugeſchrieben werden, hatten ihn gerührt, und er glaubte den Stoff zu einer weit beſſern Gattung von Gedichten darin zu finden, als jemals die griechiſche, lateiniſche, oder irgend eine neuere Sprache hervorgebracht hat. Er nahm ſich daher vor, aus dieſem unerſchöpflichen Schatze, der, für alle Ordnung zu groß, in einer prächtigen Verwirrung über einander gehäuft liegt, diejenigen Anmerkungen und Sprüche zu ſammeln und auszuführen, welche den großen Satz zu beweiſen dienen, den ſich der „Prediger" gleich Anfangs zum Grunde legt: Es iſt alles ganz eitel!

Und hieraus entſtand ſein „Salomon;" ein Gedicht, in welchem der Held deſſelben beſtändig das Wort führt. Die Materie ſonderte ſich von ſelbſt in drei Theile ab, woraus der Dichter ſo viel Bücher machte. In dem erſten wird die Eitelkeit unſerer Erkenntniß, in dem zweiten die Eitelkeit der Wollüſte, und in dem dritten die Eitelkeit der Macht und Größe gezeigt.

Mehr braucht es nicht, Ihnen dieſes Gedicht wieder ins Gedächtniß zu bringen, welches Sie ohne Zweifel einmal werden geleſen haben, aber auch wohl ſchwerlich mehr als einmal. Prior iſt hier nicht in ſeiner Sphäre. Sein Salomon iſt nicht der ſpruchreiche Zweifler mehr, der uns ſo viel zu denken giebt; er iſt zu einem geſchwätzigen Homileten geworden, der uns überall alles ſagen will. Auch hat der Dichter nicht im geringſten die orientaliſche Denkungsart anzunehmen gewußt; ſein weiſer Hebräer ſpricht wie ein ſophiſtiſcher Grieche. —

Doch Sie werden nicht ſowohl mein Urtheil über das Original, als über die Ueberſetzung zu wiſſen verlangen. Man muß, überhaupt zu reden, den Ueberſetzungen, die uns aus der Schweiz kommen, das Lob laſſen, daß ſie treuer und richtiger ſind als andere. Sie ſind auch ungemein reich an guten nachdrücklichen Wörtern, an körnichten Redensarten. Aber bei dem allen ſind ſie unangenehm zu leſen, weil ſelten eine Periode ihre gehörige Rundung und die Deutlichkeit hat, die ſie durch die natürliche Ordnung ihrer Glieder erhalten muß. Daß aber der Hexameter ihnen zur Vermeidung dieſes Fehlers nichts hilft, mögen Sie aus folgender Probe ſehen, es iſt der Anfang des ganzen Gedichts.

Kommt, ihr Kinder der Menſchen, in geziemender Andacht,
Hört, was der Prediger ſpricht, und glaubet eurem Freunde,
Den die ernſthafte Muſe mit den Gedanken bereichert,
Alles ſey eitel, was wir thun, und was wir gedenken:

Daß wir in dieſer Pilgrimſchaft von ſiebenzig Jahren,
Ueber gefährliche Felſen und durch Thäler der Thränen
Stets getrieben, in der wilden Irre herumgehn,
Durch die Arbeit ermüdet, und das Ende doch fürchtend;
Daß wir alle von Mutterleibe an, ſonſt von nichts wiſſen,
Als von Thorheit, Leidenſchaft, Arbeit, Unruh und Sorgen,
Daß uns erſt bei dem herannahenden Tode die Wahrheit
Deutlich ſeyn wird, von welcher ich nunmehr tiefſinnig ſinne:
Wir geh'n nach falſchen Freuden, und leiden wirkliche Uebel.

Ich will den ſehen, der dieſe Periode gehörig conſtruiren und interpunctiren kann. Wo kömmt z. E. in der vierten Zeile das **daß** her? Wenn es mit dem vorhergehenden binden ſollte, hätte es in der dritten Zeile heißen müſſen: **daß alles eitel ſey**; und alsdann würden die übrigen **daß** natürlich auf einander folgen.

Was die Hexameter ſelbſt anbelangt, ſo können leicht keine nachläſſigern in der Welt ſeyn. Es iſt, als ob ſich der Verfaſſer das ausdrückliche Geſetz gemacht hätte, den männlichen Abſchnitt nicht ein einzigesmal zu beobachten. Er geht durch alle mögliche Veränderungen der Scanſion, und nur in die einzige wohlklingende fällt er nie anders, als von ungefähr und mit einem Fehler. Ich will eine Stelle aus der Rede der Aegyptierin, im zweiten Buche, zum Exempel anführen. Ich wähle dieſe Stelle, um Sie zugleich an eine von den maleriſcheſten Phantaſien wieder zu erinnern, die ich jemals bei einem Dichter geleſen habe. Die ſchöne Sklavin weigert ſich die Liebe des Salomo anzunehmen, und ſagt unter andern:

Dieſe Künſte ſelbſt werden dir hier nicht gelingen;
Ich bin ſeit längerm eines andern Liebe beſtimmet.
Jenſeit den grauſamen Gränzen des Landes, das dir gehorchet,
Schon in meinem Lande ſchwur ich einem Geliebten,
Der mir gleich iſt, Treue zu; und er ſchwur mir ein gleiches:
Und wir glaubten freudig, daß wir die Wahrheit geſchworen.
Unſere beiderſeitigen Worte fuhren gen Himmel;
Die geſchäftigen Engel legten ſie in die Wagſchalen,
Fanden ſie gültig, ſchwungen freudig die Flügel, und ſchrieben,
Was wir feierlich geſprochen, in die ewige Rolle.

Der einzige zweite Vers hat den gefälligen Abſchnitt, den Virgil unter neun Verſen gewiß immer achtmal beobachtet; aber wie hat er ihn?

Ich bin | ſeit län | $\overline{\text{germ}}$

Und dergleichen grobe Verſtoßungen wider die Quantität ſind in allen Zeilen.

Doch erlauben Sie mir, Ihnen auch durch eine Vergleichung zu zeigen, wie wäſſrig, matt, weitſchweifig überhaupt die Sprache dieſes Hexametriſten iſt. Ich will die vortreffliche proſaiſche Ueberſetzung, die uns Herr Ebert von dem Leonidas[1] gegeben hat, dazu brauchen. Ich bleibe bei der erſten der beſten Seite ſtehen, ſo wie das Buch auffallen will. — Es iſt die Rede des Leonidas, nachdem Agis den Ausſpruch des Delphiſchen Phöbus der Verſammlung eröffnet hatte, daß die Perſer ſiegen würden, wo nicht ein König, der vom Herkules abſtamme, Lacedämon durch ſeinen Tod mit Trauern erfülle.

„Woher dieſes Erſtaunen auf jedem Geſichte, ihr Männer von Sparta? Zeuget der Name des Todes dieſe Furcht und Verwunderung? O meine Freunde! Warum arbeiten wir durch die ſteilen Wege, welche zur Tugend leiten? Fruchtlos wäre die Arbeit, der entfernte Gipfel wäre von menſchlichen Füßen nicht zu erreichen, wenn die Furcht des Todes unſere Reiſe unterbrechen könnte. Aber vergebens nimmt er ſeine finſterſten Runzeln und Schrecken an, um die Feſtigkeit einer Seele zu erſchüttern, welche weiß, daß ein Leben, dem die Tugend mangelt, Mühſeligkeit und Elend iſt; daß ſelbſt die Tugend trauert, wenn ihr die Freiheit mangelt, und nach der Glückſeligkeit vergebens herumſieht. Sprich alſo, o Sparta, und fordere mein Leben: mein Herz jauchzt deinem Rufe entgegen, und lächelt das rühmliche Schickſal an. Mit Ruhm zu leben erlauben die Götter vielen, aber mit gleichem Glanze zu ſterben, das iſt ein Glück, welches der Himmel von allen den beſten Gütern des Geſchicks ausließt, und mit ſparender Hand nur wenigen ſchenkt.“

Das war Proſa, und nun hören Sie Poeſie!

Warum ſitzt denn nun das Schrecken auf jedem Geſichte,
O ihr Männer von Sparta! Kann der Name des Todes
Solche Furcht und Wunder erwecken? O theuerſte Freunde!
Warum dringt ihr euch mühſam durch die beſchwerlichen Pfade,
Die zur Tugend führen? Umſonſt wäre die Arbeit,
Und der entfernte Gipfel wäre für menſchliche Füße
Allzu ſehr erhaben, wenn die Furcht vor dem Tode
Uns den Durchgang verſagte. Nein, er bedient ſich vergeblich
Seines grimmigen Anblicks, ſeiner ſchwärzeſten Schrecken,
Um ein Herz in Kleinmuth zu ſetzen, dem es bekannt iſt,
Daß die Tugend weine, wenn die Freiheit dahin iſt,
Als um eine Sache, die ſie einzig beglücket.
Rede denn frei, o Sparta! ſprich, und fordre mein Leben
Ja mein frohes Herz giebt es willig, wenn du es forderſt,
Und wünſcht einen herrlichen Tod. Mit Ruhm zu leben,
Haben die Götter vielen gewähret; rühmlich zu ſterben
Iſt ein edlerer Segen; aus der Fülle der Gnaden,
Die das Schickſal beſitzet, hat ihn der Himmel gewählet;
Er iſt ſparſam damit, und hat ihn nicht vielen gegeben.

Man ſollte darauf ſchwören, der Schweizer habe die Ebert'ſche Ueberſetzung vor ſich gehabt, und mit Fleiß alle nachdrückliche Wörter, alle kürzern und edlern Wendungen verändert, um ein Beiſpiel von dem Gegentheile deſſen, was ich oben von den ſchweizeriſchen Ueberſetzungen überhaupt gerühmt habe, zu geben. Welches ſpricht die Proſa, und welches die Poeſie? „Warum ſitzt denn nun das Schrecken,“ oder „Woher dieſes Erſtaunen?“ „Sich durch beſchwerliche Pfade mühſam dringen,“ oder „ſich durcharbeiten?“

Nein, wahrlich nein, ſolche Hexameter meint der Vorredner zu der Ueberſetzung des verlorenen Paradieſes nicht, wenn er ſagt, daß man jenes große Gedicht noch erſt in der vollen Pracht des deutſchen Hexameters überſetzen müſſe, um es dem Grade der Vollkommenheit, den es in ſeiner urſprünglichen Sprache hat, ſo viel als möglich zu nähern. Denn von allen den Freiheiten, die man ſich, wie er glaubt, in dieſer Versart nehmen dürfte, vornehmlich in der Nachahmung fremder Mundarten, in anſtändigern Verſetzungen der Wortfügung, in dem Gebrauche alter Machtwörter, in morgenländiſchen Metaphern, und andern dergleichen Erhebungen der Sprache, von allen dieſen Freiheiten, ſage ich, hat unſer Ueberſetzer keine einzige gebraucht. Und doch führt er dieſe nämliche Stelle des gedachten Vorredners gleichſam zu ſeiner Vertheidigung an.

Wozu hat er ſich nun alſo die Mühe genommen, Gedichte, welche bereits in Proſa recht gut überſetzt ſind, noch einmal in Verſe zu überſetzen, die weit ſchlechter als ſchlechte Proſa ſind? Er fragt zwar auf dem Titelblatte:

Dic mihi quid melius desidiosus agam?

Aber hat er die Antwort auf dieſe Frage niemals bei dem Horaz geleſen? Quiescas!

Und nun habe ich Ihnen noch von dem Seltſamſten an dieſem Werke etwas zu ſagen. Sein Verfaſſer muß ſich in die Hexameter außerordentlich verliebt haben, denn er hat ſeine Zueignungsſchrift ſogar in engliſchen Hexametern abgefaßt. Wollen Sie nicht einige davon leſen?

Yes, the Man confin'd to books in the eyes of the worldling
Seems a creature unable of recreation and pleasure,
Through himself bereft of all the social blessings,
And unworthy of the providential kindness etc.

Sollte ein geborner Engländer nicht ſchon mehr als einmal gefragt haben: Was heißt das? Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu, in einer fremden Sprache, die man nicht vollkommen verſteht, Verſe zu machen. In einer todten mag es noch hingehen; denn eine todte verſteht niemand vollkommen mehr; aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, deſſen Mutterſprache es iſt, auslachen kann, — das iſt mir zu unbegreiflich.

---

[1] Im erſten Stücke der Sammlung vermiſchter Schriften.

Daß unterdeſſen Herr Simon Grynäus (denn ſo heißt unſer hexametriſcher Ueberſetzer, wie man aus der Unterſchrift ſeiner Zueignung ſieht), nur nicht etwa gar glaubt, daß er der erſte ſey, welcher engliſche Hexameter gemacht hat. Er iſt nur der erſte, welcher ſie, ſo wie die deutſchen, ohne alle Regeln, ja allen ſchon angenommenen Regeln zum Trotze gemacht hat.

Philipp Sidney, unter der Regierung der Königin Eliſabeth, wagte es bereits in ſeinem „Arcadien" Hexameter und Pentameter, und ſapphiſche Oden in ſeiner Sprache zu machen. Und noch vor einige zwanzig Jahren hat ein Ungenannter einen neuen Verſuch gethan, die alten Sylbenmaaße im Engliſchen einzuführen.[1] Unter den proſodiſchen Regeln, die er dabei beobachtet hat, iſt unter andern auch die Poſition, und er macht alle Selbſtlauter lang, auf welche zwei oder mehr Mitlauter folgen; wenige Fälle ausgenommen, z. E. wo ſie auch im Lateiniſchen kurz ſeyn können, wo der zweite Mitlauter ein r iſt, wo es nicht zwei verſchiedene Mitlauter ſind, ſondern ebenderſelbe nur doppelt ſteht ꝛc.

So viel ich, als ein Deutſcher, von dieſem neuen Verſuche urtheilen kann, iſt er vortrefflich gelungen. Ich habe keinen einzigen Vers darin wahrgenommen, der ſich auf mehr als eine Weiſe ſcandiren ließe, und ich glaube, wir könnten ſtolz darauf ſeyn, wenn wir viele ſo gute deutſche Hexameter hätten. Erlauben Sie mir zu verſuchen, ob ich den Anfang der vierten Ekloge des Virgil, die auch mit darin überſetzt iſt, noch gut im Gedächtniße habe:

Sicilian Muses to a Strain more noble ascend we!
Woods and low Tamarisks delight not every fancy.
Groves if we sing of, those Groves be worthy a Consul.
Now is the last Epoch of song Cumæan arrived:
A new and woondrous series of Things is arising.
Now is the bright Virgin, now Saturns Scepter returning.
Now is a new Progeny sent down from lofty Olympus.
The Babe's Birth only, through whom, over Earth universal
This Iron age ending shall burnish into a golden,
Chaste Lucina favour! etc.

XX.

Den 17. Mai 1759.

Vierzigſter Brief.

Und wie kam es gleichwohl, fragen Sie, daß dieſe wiederholten Verſuche, die alten griechiſchen Sylbenmaaße in die brittiſche Poeſie einzuführen, fruchtlos blieben, und der prächtige Hexameter die zehnſylbigen reimloſen Jamben nicht verdrängen konnte? Dürfen wir hoffen, ſetzen Sie hinzu, daß die ähnlichen Verſuche unſerer Deutſchen von beſſerer Wirkung ſeyn werden?

Es iſt ſchwer, eine Neuerung durch ſie ſelbſt beliebt zu machen, und das Publicum läßt ſich in dergleichen Fällen lieber überſchleichen, als überreden. Hätte Milton den Hexameter zu ſeinem „verlornen Paradieſe" gewählt, ſo würde er längſt der Lieblingsvers der Nation geworden ſeyn, wenn der Dichter auch nicht das geringſte zu ſeiner Anpreiſung geſagt hätte. Die innern Schönheiten des Gedichts würden die ungewohnte Versart ſo lange vertreten haben, bis ſich das Ohr unmerklich an ſie gewöhnt, und in dem, was es Anfangs nur duldete, endlich auch Wohlklang entdeckt hätte. Allein ein neues Metrum aus Gründen anpreiſen wollen, und von dem möglichen Gebrauche deſſelben Muſter geben, die außer dieſem neuen Metrum ſelbſt nichts vorzügliches haben, das heißt zu plump zu Werke gehen.

Umſonſt würden alſo auch bei uns bald ein Omeis, bald ein Gottſched die Möglichkeit eines deutſchen Hexameters erkannt und nach ihren Kräften Beiſpiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getreten wären, und der Sache nicht durch ihren kritiſchen Richterſpruch, ſondern durch ihren ſtillſchweigenden Gebrauch den Ausſchlag gegeben hätten. Der Verfaſſer des „Meſſias," und des „Frühlings" ſchienen ſich das Wort gegeben zu haben, und ſie traten faſt zu gleicher Zeit mit Werken in dieſer Versart hervor, auf deren noch immer wachſenden Beifall ich allein die Hoffnung gründe, daß ſich der deutſche Hexameter erhalten werde. Setzen Sie aber einmal, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfaſſer des „Nimrods" wäre jenen beiden Dichtern im Gebrauche deſſelben zuvorgekommen (wie er ſich deſſen auch in allem Ernſte rühmt), würde er wohl einen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn ſeine Hexameter auch ſchon zehnmal richtiger und wohlklingender wären, als ſie in der That nicht ſind?

Aber was vermuthen Sie bei dem allen von dem Verfaſſer des Frühlings? Sollte man nicht glauben, er habe nach der Zeit ſeine neue Versart ſelbſt gemißbilligt? Findet ſich auch nur ein einziger Hexameter in ſeinen neuen Gedichten? Und ſein „Ciſſides und Paches," — ich würde darauf geſchworen haben, daß dieſer in Hexametern ſeyn müßte.

Ich habe es wohl gedacht, daß ich nicht nöthig haben würde, Ihnen dieſes letztere Werk[1] bekannt zu machen. Ihre Neugierde iſt mir zuvorgekommen. Ich kann nun weiter nichts, als in das Lob, welches Sie ihm ertheilen, mit einſtimmen. Es iſt wahr, man wird ſchwerlich ein anderes Gedicht nennen können, in welchem ſo viele große und ſchreckliche Scenen in einem ſo engen Raum zuſammengepreßt wären. Es würde einem geſchickten Maler etwas leichtes ſeyn, es ganz ſo wie es iſt, in eine Folge von Gemälden zu verwandeln. Der Dichter hat ihm alles vorgezeichnet. Das Titelkupfer iſt ein Beweis davon, wo ſich Herr Meil mit eben ſo vieler Kunſt als Genauigkeit an die Worte zu halten gewußt hat:

Zuletzt ſetzt er den Degen auf die Bruſt
Dem Fliehenden, mit weggewandtem Blick.

Und zu welchen vortrefflichen Schilderungen könnte im zweiten Geſange, die Löſchung des Durſtes und der Tod des Ciſſides, ſo wie im dritten, der getreue Knecht unter dem Teppiche ſeines todten Herrn, Stoff geben! — Doch derjenigen poetiſchen Gemälde, die dem Dichter kein Künſtler mit Linien und Farben nachbilden wird, ſind noch weit mehrere. Als:

Wenn vom Orkan gepeitſcht, des Meeres Fluth,
Die mit den ſinkenden Gewölken ſich,
Hoch in der finſtern Luft, zu miſchen ſchien,
Gleich Berg und Felſen im Erbeben, fällt,
Und wieder ſteigt und fällt, daß alles heult,
Und alles Donner wird, und ſchnell Neptun
Den mächtigen Trident mit ſtarkem Arm
Aus Waſſerbergen hebt; wie dann der Sturm
Verſtummt, die Flügel nicht mehr regt, und Meer
Und Himmel ruhig wird, daß Phöbus lacht,
Und jeder Strahl von ihm im Meere blitzt:
So ꝛc.

Oder:

Und vom Geſchrei der Stürmenden erklang
Des Himmels Bühne weit, wie ſie erklingt

---

[1] An Introduction of the ancient Greek and Latin Measures into British Poetry; attempted in the following Pieces, viz. a Translation of Virgils first Eclogue; a Translation of Virgils fourth Eclogue; Jacob and Rachel, a pastoral etc. London 1737. 8.

[1] Ciſſides und Paches, in drei Geſängen, von dem Verfaſſer des Frühlings; Berlin bei Voß. 1759.

Vom tauſendſtimmigen Sturmwinde, wie
Der Wald in Lybien ertönt, wenn Leu'
Und Tiger, und manch wüthend Thier ins Netz
Der ſchrei'nden Jäger fällt, und heult und brüllt.

Oder:

— Sein Roß war ſtolz wie er;
Es ſchien die Erde zu verachten, kaum
Berührt' es ſie mit leichten Füßen, ſchnob,
Und wieherte zu der Trompete Klang,
Und forderte zum Kampf heraus, wie er.

Doch warum ſchreibe ich noch ab, was Sie vielleicht ſchon auswendig wiſſen? Kommen Sie; ich will Ihnen eine größere Freude machen! Ich beſitze, aus der gütigen Mittheilung eines Freundes, zwei noch ungedruckte Stücke dieſes Dichters, und dieſe will ich meinem Briefe beilegen. Das eine iſt gleichſam der Pendant zu dem Grabliede auf der 24ſten Seite ſeiner neuen Gedichte, und das andere iſt eine Hymne. — Hier würde Ihre Begierde nach der Beilage meinen Brief doch endigen, wenn ich ihn auch nicht ſelbſt geendigt hätte.

Geburtslied.

Weh dir, daß du geboren biſt!
Das große Narrenhaus, die Welt,
Erwartet dich zu deiner Qual.
Nicht Wiſſenſchaft, nicht Tugend iſt
Ein Bollwerk für der Bosheit Wuth,
Die dich beſtürmen wird. Verdienſt
Beleidiget die Majeſtät
Der Dummheit, und wird dir gewiß,
(Im Fall du dir's einmal erwirbſt)
Ein kerkerwerth Verbrechen ſeyn.
Der Schatten eines Fehlers wird,
Bei hundert deiner Tugenden,
Der Läſtrung greulichſtes Geſchrei
Oft hinter dir erwecken. Wenn,
Voll edeln Zorns, du kühn die Stirn
Zum Läſtrer kehrſt, iſt alles Ruh.
Ein Zeigefinger, der ſchon ſinkt,
Ein Nickkopf weiſ't dir kaum, was man
Begonnen. Schnell tönt hinter dir
Des Unſinns Stimme wiederum. —
Wenn du nicht wie ein Sturmwind ſprichſt,
Nicht ſauſt, wie da die Erde ſauſt,
Wo ſich das Meer in Strudeln dreht;
Wenn kein Erdbeben deinen Leib
Zu rütteln ſcheint, indem du zürnſt:
So mangelt's dir an Heldenmuth.
Und tanzeſt du den Thronen nicht,
Von weitem, einen Reverenz:
So mangelt's dir an großer Welt.
Wenn du nicht ſpielſt, und viel gewinnſt,
Bis der, mit dem du ſpielſt, erwacht;
Wenn Wolluſt unter Roſen nicht
Dich in die geilen Arme ſchlingt:
So fehlt dir Witz! ſo fehlt dir Witz! —
Nichts, nichts als Thorheit wirſt du ſeh'n
Und Unglück. Ganze Länder flieh'n,
Gejagt vom Feuermeer des Kriegs,
Vom bleichen Hunger und der Peſt,
Des Kriegs Geſellen. Und die See
Ergießt ſich wild; Verderben ſchwimmt
Auf ihren Wogen, und der Tod.
Ein unterird'ſcher Donner brüllt,
Die Erd' eröffnet ihren Schlund,
Begräbt in Flammen Feld und Wald,
Und was im Feld und Walde wohnt. —
Und faſt kein tugendhafter Mann
Iſt ohne Milzſucht, lahmen Fuß,
Und ohne Buckel oder Staar;
Ihn foltert Schwermuth, weil er lebt! —
Dieß alles wirſt du ſeh'n und mehr.
Allein du wirſt auch die Natur
Voll ſanfter Schönheit ſeh'n. Das Meer,
Der Morgenröthe Spiegel, wird
Mit rothem Lichte dich erfreu'n,
Und rauſchen dir Entzückung zu.
Und kühle Wälder werden dich
Verbergen, wenn die Sonne brennt,
In Nacht. Der Birken hangend Haar
Wird dich beſchatten. Oft wirſt du,
In blüh'nden Hecken eines Thals
Voll Ruh einhergeh'n, athmen Luſt,
Und ſehen einen Schmetterling
Auf jeder Blüth', in bunter Pracht,
Und den Faſan im Klee, der dir
Denſelben Hals bald roth, bald braun,
Bald grün, im Glanz der Sonne zeigt.
Auch Wieſen werden dich erfreu'n,
Mit Regenbogen ausgeſchmückt,
Und in der Fluth ein Labyrinth
Von Blumen, und manch bunter Kranz,
Aus deſſen Mitte Phöbus Bild,
Voll Strahlen blitzt, und über dem
In holden Düften Zephyr ſchwärmt.
Die Lerche, die in Augen nicht,
Doch immer in den Ohren iſt,
Singt aus den Wolken Freud' herab,
Dir in die Bruſt. Auch Tugend iſt
Noch nicht verſchwunden aus der Welt,
Und Friedrich lebt, der ſie belohnt,
Und ſie iſt ſelbſt ihr reicher Lohn.
Mitleiden, Großmuth, Dankbarkeit,
Und Menſchenlieb' und Edelmuth
Wirkt Freud', und Freude nur iſt Glück.
Fühl Tugenden, ſo fühlſt du Glück! —
Und mancher Freund wird dich durch Witz
Und Liebe (wie mein ** mich)
Beſeligen, und ſeyn dein Troſt,
Wenn Falſchheit dein Verderben ſucht.
Laß Neid und niedre Raben ſchrei'n
Und trinke du der Sonne Gluth,
Gleich einem Adler. Hülle dich
In deine Tugend, wenn es ſtürmt. —
Doch öfter lacht der Himmel dir;
Das Leben iſt mehr Luſt als Schmerz.
Wohl dir, daß du geboren biſt!

Hymne.

Groß iſt der Herr! die Himmel ohne Zahl
Sind ſeine Wohnungen,
Sein Wagen, Sturm und donnernde Gewölk,
Und Blitze ſein Geſpann.

Die Morgenröth' iſt nur ein Wiederſchein
Vom Saume ſeines Kleids,
Und gegen ſeinen Glanz iſt Dämmerung
Der Sonne flammend Licht.

Er ſieht mit gnäd'gem Blick zur Erd' herab;
Sie grünet, blüht und lacht.
Er ſchilt; es fahret Feu'r von Felſen auf,
Und Meer und Himmel klagt.

Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen Herrn,
Ihr Lichter ſeiner Burg,
Ihr Sonnenheere! flammt zu ſeinem Ruhm!
Ihr Erden ſingt ſein Lob!

Erhebet ihn ihr Meere! Brauſ't ſein Lob!
Ihr Flüſſe rauſchet es!
Es neige ſich der Cedern hohes Haupt,
Und jeder Wald für ihn!

Ihr Löwen brüllt zu ſeiner Ehr' im Hain!
Singt ihm, ihr Vögel! ſingt!
Seyd ſein Altar ihr Felſen, die er traf,
Eu'r Dampf ſey Weihrauch ihm!

Der Wiederhall lob' ihn! Und die Natur
Sing' ihm ein froh Concert!
Und du, der Erden Herr, o Menſch! zerfließ
In Harmonien ganz!

Dich hat er, mehr als alles ſonſt, beglückt.
Er gab dir einen Geiſt,
Der durch den Bau des Ganzen dringt und kennt
Die Räder der Natur.

Erheb ihn hoch zu deiner Seligkeit!
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laſter flieh'n,
Wenn du zu ihm dich ſchwingſt.

Die Sonne ſteige nie aus rother Fluth,
Und ſinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm' vereinigſt mit
Der Stimme der Natur.

Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenſchein und Sturm!
Wenn's ſchneit, wenn Froſt aus Waſſer Brücken baut,
Und wenn die Erde grünt.

In Ueberſchwemmungen, in Krieg und Peſt
Trau ihm, und ſing ihm Lob!
Er ſorgt für dich, denn er erſchuf zum Glück
Das menſchliche Geſchlecht.

Und o wie liebreich ſorgt er auch für mich!
Statt Golds und Ruhms giebt er
Vermögen mir die Wahrheit einzuſeh'n,
Und Freund' und Saitenſpiel.

Erhalte mir, o Herr! was du verleihſt;
Mehr brauch ich nicht zum Glück.
Durch heil'gen Schau'r will ich, ohnmächtig ſonſt,
Dich preiſen ewiglich!

In finſtern Wäldern will ich mich allein
Mit dir beſchäftigen,
Und ſeufzen laut, und nach dem Himmel ſeh'n,
Der durch die Zweige blickt.

Und irren am Geſtad des Meers, und dich
In jeder Woge ſeh'n,
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Au' Tapeten dich.

Ich will entzückt auf Felſen klimmen, durch
Zerriſſne Wolken ſeh'n,
Und ſuchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heil'ge Träume wiegt.

XXV.

Den 21. Juni 1759.

Dreiundvierzigſter Brief.

Der alte Logau iſt erſchienen; und ich eile, Ihnen mein Verſprechen zu halten. Er iſt in aller der Sauberkeit und Pracht erſchienen, die ein claſſiſcher Schriftſteller verdient. Die Herausgeber ſind die Herren Ramler und Leſſing.

„Friedrich von Logau,“ ſagen ſie in ihrer Vorrede, „iſt mit allem Rechte ꝛc. (ſ. S. 349) ſich näher nach ihm zu erkundigen.“

Sind Sie begierig, dieſen Meiſter und dieſen John näher zu kennen? Meiſter gab 1726 ein elendes Büchelchen heraus, unter dem Titel: „Anweiſung und Exempel, mehrentheils luſtiger und annehmlicher Epigrammatum, aus vielen Autoribus zuſammengeleſen.“ Und John ſchrieb einen Parnassum Silesiacum, sive Recensiones Poetarum Silesiacorum, quotquot vel in patria vel in alia etiam lingua Musis litarunt, wovon die erſte Centurie 1728 herausgekommen. Beide gedenken zwar unſers Dichters, fertigen ihn aber ungemein kalt ab; und es iſt wahr, die Beiſpiele, die ſie aus ihm anführen, ſind ſehr deutliche Beweiſe von ihrem elenden Geſchmacke. John führt zum Exempel folgendes an:

Mißjunker.

Ein zartes Mutterkind, das nie vom Haus entnommen,
Iſt einem Ochſen gleich, der nie vom Stall gekommen.

Und gleichwohl ſagt er: quæ quidem Epigrammata leporibus suis et salibus non destituuntur.

„Wir könnten,“ fahren die Herren Herausgeber fort, „eine lange Reihe von Kunſtrichtern, von Lehrern der Poeſie, von Sammlern der gelehrten Geſchichte anführen, die alle ſeiner entweder gar nicht, oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein ꝛc.“ —

In dieſer Reihe würde ohne Zweifel auch Herr Profeſſor Gottſched ſeinen Platz finden. Dieſer Mann, der ſich mit ſeiner Kenntniß unſerer alten Dichter ſo breit macht, nennt ihn in dem Regiſter zu ſeiner Dichtkunſt Salomon Logau; eine ſeltſame Vermiſchung ſeines wahren und angenommenen Namens. Er hat auch nie ein Muſter aus ihm angeführt, welches er doch aus Opitzen, Flemmingen, Dachen, Tſcherningen und andern gethan hat. Deßgleichen würde das „Jöcheriſche allgemeine Gelehrtenlexikon“ hier eine Verbeſſerung erhalten können. Es ſagt nämlich von unſerm Logau: „Er hat den Ruhm und Beinamen des Schleſiſchen Peireſcius erhalten, und Chriſt. Gryphii, ſeines vertrauten Freundes, Entwurf der Ritterorden wider deſſen Willen drucken laſſen.“ Allein dieſes iſt nicht von ihm, ſondern von ſeinem Sohne, dem Freiherrn Balthaſar Friedrich von Logau zu verſtehen.

Doch die Herausgeber haben ſolche Kleinigkeiten ihrer Mühe nicht werth geachtet. „Und wozu,“ ſagen ſie, „ſollten uns dieſe Beweiſe dienen, daß Logau unbekannt geweſen iſt? Ein jeder Leſer, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieſes auch ohne Beweis.“ — Sie bringen demungeachtet im Vorbeigehen noch zwei Beweiſe an, die ihr Vorgeben außer allem Zweifel ſetzen. Der erſte iſt dieſer: Logau war ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, in die er 1648 unter dem Namen des Verkleinernden aufgenommen ward; gleichwohl aber rechnet ihn der Sproſſende, in ſeiner Beſchreibung dieſer Geſellſchaft, unter diejenigen Glieder nicht, die ſich durch Schriften gezeigt haben. Der zweite Beweis iſt von „S. v. G. auferweckten Gedichten“ hergenommen. Schon nämlich im Jahr 1702 bekam ein Ungenannter den Einfall, einen Auszug aus den Sinngedichten unſers Logau zu machen; und wenn er berechtigt war, dieſen Auszug „auferweckte Gedichte“ zu nennen, ſo iſt es ja wohl unläugbar, daß ſie vorher ſchon begraben geweſen ſind. „Unterdeſſen,“ ſagen die Herausgeber, „iſt dieſer Ungenannte vielleicht Schuld, daß Logau noch tiefer in die Vergeſſenheit gerieth, und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte.“ Es iſt unglaublich, welche Freiheit er ſich mit ſeinem Autor genommen hat; unter hundert Sinngedichten iſt nicht eines unverſtümmelt geblieben; und doch ſieht man meiſtentheils auch nicht die geringſte Urſache, warum er uns ſeine vermeinten Verbeſſerungen aufdringen wollen. Ich will einige Exempel davon anführen, denn ich weiß, Ihre Neugierde iſt größer, als der Eckel ſeyn kann, den ſie Ihnen verurſachen werden. „Die vier Hirtinnen“ iſt eines von den feinſten Sinngedichten des Logau; wenn man ihm einige gezwungene Ausdrücke nehmen könnte, ſo würde es ein kleines Meiſterſtück ſeyn. Es lautet ſo:

Von vier Hirtinnen.

Chloris, Doris, Iris, Ciris, liebten einen Hirten alle;
Ihm zu weiſen mit dem Werke, daß er jeder wohlgefalle,
Krönte Chloris ihn mit Blumen; Doris bracht' ihm Honigſchnitte;
Iris grüßet ihn mit Lächeln; Ciris ſatzt' ihn in die Mitte,
Küßte ſeinen Mundrubin. Ihm behagte nur das Küſſen,
Und er überließ der Ciris Krone, Honig, und das Grüßen.

Aber welch ein plumpes, widerwärtiges Ding hat der Ungenannte daraus gemacht!

Chloris, Doris, Iris, Ciris, liebten Einen in die Wette,
Chloris krönte ihn mit Blumen; Doris gab ihm Honig ein;
Iris grüßte ihn mit Lachen; Ciris wollt' die Klügſte ſeyn,
Sie behielt den Schäfer Thyrſis, denn ſie führte ihn aufs Bette.

Solche Nichtswürdigkeiten kritiſiren ſich ſelbſt. Ich darf die übrigen alſo bloß nur unter einander ſetzen.

Weiberhüter.

Logau.

Ohne Noth wird die bewacht,
Die auf Unzucht nie gedacht.
Nur vergebens wird bewacht,
Die auf Unzucht hat gedacht.

Der Ungenannte.

Ohne Nutz wird die bewacht,
Die auf Geilheit iſt bedacht;
Denn der kleinſte Bubenſtich,
Iſt für ſie ein Dieterich.

An einen Tyrannen.

Logau.

Friß die Schafe ſelbſt: (eine gute Liſt!)
So erfährſt du nicht daß der Wolf ſie frißt.

Der Ungenannte.

Die Schafe freſſen ſelbſt, iſt der Tyrannen Liſt,
Denn ſo vernimmt man nicht, daß ſie der Wolf auffrißt.

Ein Rath wie der Feind zu ſchlagen.

Logau.

Man hat den Feind aufs Haupt geſchlagen;
Doch Fuß hat Haupt hinweg getragen:
Man ſchlag ihn, rath ich, auf den Fuß,
Damit er liegen bleiben muß.

Der Ungenannte.

Wenn man den Feind aufs Haupt geſchlagen,
So hat der Fuß ihn weggetragen:
Man ſchlag ihn lieber vor die Scheiben,
So muß er ſein beliegen bleiben.

Und ſo ſind die Verbeſſerungen des Ungenannten alle. Daß er dabei gleich die allervortrefflichſten Stücke ſeines Dichters ganz überſehen und gar nicht gerettet hat, iſt ein Fehler, den man ſo einem Stümper kaum aufmutzen darf. Er hat ſeine Sammlung dafür mit Stücken von andern Verfaſſern bereichert, die überhaupt davon zu reden höchſt elend ſind; und ſelbſt diejenigen, die er von Canitzen und Beſſern eingerückt hat, ſind kaum mittelmäßig. Ein einziges habe ich darin entdeckt, welches ſo vortrefflich iſt, daß ich es unmöglich länger darin kann vergraben ſeyn laſſen. Es hat einen H. M. zum Verfaſſer; und wer mag wohl dieſer M. ſeyn? Ein Menantes iſt es gewiß nicht.

Beliſe und Thyrſis.

Beliſe ſtarb und ſprach im Scheiden:
Nun Thyrſis, nun verlaß ich dich!
Ich ſterbe willig und mit Freuden,
Liebt' eine dich ſo ſehr als ich.

Ach, ſprach er, mag dich das betrüben?
Beliſe, nur dein Tod iſt ſchwer!
Kannſt du mich ſelbſt nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr.

Welchem von unſern neueſten zärtlichen Dichtern würde dieſes kleine Lied nicht Ehre machen? — O wahrhaftig, das ſchlechte Buch iſt rar, in welches ſich gar nichts gutes, auch nicht von ungefähr eingeſchlichen hätte! —

Doch wieder auf den Logau zu kommen. Von ſeinen Lebensumſtänden haben die Herren Herausgeber nur wenig entdecken können. Er war im Jahr 1604 geboren; er bekleidete die Stelle eines Canzleiraths bei dem Herzoge zu Liegnitz und Brieg, Ludewig dem Vierten, und ſtarb 1655. Sie erwähnen unter ſeinen Vorfahren des George von Logau auf Schlaupitz, eines der beſten lateiniſchen Dichter in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts. Auch unter ſeinen Nachkommen hätten ſie einen Dichter, und zwar einen deutſchen Dichter finden können, nämlich den Herrn Heinrich Wilhelm von Logau und Altendorf, welcher 1737 ein „Poetiſches Vergnügen" herausgab. Sie werden ihn auch ohne Zweifel gekannt, aber es nicht für anſtändig gehalten haben, neben einem ſo großen Ahnen, poetiſchen Andenkens, einen Enkel zu nennen, der weiter nichts als ein Reimer iſt.

Logau hatte Anfangs nur eine Sammlung von 200 Sinngedichten herausgegeben, die, wie er ſelbſt ſagt, wohl aufgenommen worden. Die Herausgeber vermuthen nicht unwahrſcheinlich, daß dieſes im Jahr 1638 müſſe geſchehen ſeyn. Sechzehn Jahr endlich darauf trat die vollſtändige Sammlung ans Licht, welche ſie bei ihrer Ausgabe zum Grunde gelegt haben. — Und nun ſehen Sie; ihre Vermuthung iſt eingetroffen. Sie haben ſie nicht von Wort zu Wort abdrucken laſſen; denn dreitauſend fünfhundert und dreiundfunfzig Sinngedichte können unmöglich alle gut, alle aufbehalten zu werden, würdig ſeyn. Sie haben ihren Dichter auf ſein Drittheil herabgeſetzt, nur hören Sie doch, was ſie dabei anmerken! „das iſt unter allen Nationen," ſagen ſie, „immer ein ſehr vortrefflicher Dichter, von deſſen Gedichten ein Drittheil gut iſt." — Der Ausſpruch iſt ſtrenge; aber ich glaube doch, er iſt wahr. Das ausgeſuchte Drittheil haben ſie alsdann in zwölf Bücher vertheilt, die durch ein paar dazu bequeme Sinngedichte zum Anfange und zum Schluſſe in ein ſcheinbares Ganze verbunden werden. Der Anfang des erſten z. E. iſt folgender:

Von meinem Buche.

Daß mein Buch, ſagt mir mein Muth,
Noch ganz böſe, noch ganz gut.
Kommen drüber arge Fliegen,
Bleibt gewiß Geſundes liegen,
Und das Faule findet man.
Kommen aber Bienen dran,
Wird das Faule leicht vermieden
Und Geſundes abgeſchieden.

Und der Schluß des zehnten:

An den Leſer.

Leſer, wie gefall ich dir? —
Leſer, wie gefällſt du mir?

Nach dem Inhalte oder dem Tone der Sinngedichte haben ſie ſich bei ihrer Abtheilung zwar nicht gerichtet; doch ſcheint es mir, als ob ſie es bei dem einzigen ſechsten Buche hätten thun wollen. In dieſem nämlich hat faſt jedes Stück eine gewiſſe Feinheit, Naivetät, Zärtlichkeit, ja nicht ſelten Schalkhaftigkeit; und Logau erſcheint da ganz als unſer deutſcher Catull, wenn er nicht oft noch etwas beſſeres iſt. Urtheilen Sie ſelbſt.

Urſprung der Bienen.

Jungfern, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?
Oder habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus widerfahren,
Da ſie den Adonis liebte,
Der ſie labt' und auch betrübte?
Wann im Schatten kühler Myrthen
Sie ſich kamen zu bewirthen;
Folgte nichts als lieblich Liebeln;
Folgte nichts als tückiſch Bübeln,
Wollten ohne ſüßes Küſſen
Nimmer keine Zeit vermiſſen;
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine große Menge,
Küßten immer in die Wette,
Eines war des Andern Kette.
Bis es Venus ſo verfügte,
Die dieß Thun ſehr wohl vergnügte,
Daß die Geiſter, die ſie hauchten,
Immer blieben, nie verrauchten;
Daß die Küſſe Flügel nahmen,
Hin und her mit Heeren kamen,
Füllten alles Leer der Lüfte,
Wieſe, Thal, Berg, Wald, Feld, Klüfte,
Paarten ſich zum Küſſen immer,
Hielten ohne ſich ſich nimmer,
Saßen auf die Menſchentöchter,
Machten manches Mundgelächter,
Wenn ſie ſie mit Küſſen grüßten,
Wenn ſie ſie mit Grüßen küßten.
Aber Neid hat ſcheel geſehen;
Und Verhängniß ließ geſchehen,
Daß ein ſchäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber.
Venus, voller Zorn und Wüthen,
Hat gar ſchwerlich dieß erlitten.
Als ſie mehr nicht konnte ſchaffen,
Ging ſie, ließ zuſammenraffen
Aller dieſer Küſſe Schaaren,
Wo ſie zu bekommen waren,
Machte draus die Honigleute,
Daß ſie gäben ſüße Beute,
Daß ſie aber auch darneben
Einen ſcharfen Stachel gäben,
So wie ſie das Küſſen büßen
Und mit Leid erſetzen müſſen.
Sag' ich dieſes einem Tauben,
Wollt ihr Jungfern dieß nicht glauben:
Wünſch ich euch für ſolche Tücke,
Daß euch Küſſen nie erquicke!
Glaubt ihr's aber, o ſo ſchauet,
Daß ihr nicht dem Stachel trauet!

Welch eine glückliche Fiction! Mit wie viel kleinen Bildern ausgeziert! In welch einer ungekünſtelten, anſtändig tändelnden Sprache vorgetragen! Und auf welche ernſthafte Wahrheit angewandt! Hier ſind noch einige aus dieſem Buche.

Rückkunft vom Freunde, Ankunft zur Freundin.

Da, wo ich jetzo war, da war mir herzlich wohl,
Wohl wird mir wieder ſeyn, wohin ich kommen ſoll;

Gunſt ohne Falſch war hier, dort iſt Lieb' ohne Liſt;
Hier ward ich ſehr geehrt, dort werd' ich ſchon geküßt;
Beim Freunde war ich jetzt, zur Freundin komm ich nun;
Hier that der Tag mir Guts, dort wird die Nacht es thun.

Auf die Pulchra.

Dreierlei vergöttert dich: Daß du biſt ſo wunderſchön;
Und ſo wunderkeuſch; und daß beide Ding' beiſammen ſtehn.

An einen Bräutigam.

Wenn du die Braut ins Bette rufſt, ſo wehrt ſie ſich beim Bitten;
Nicht bitte! denn ſie hat ſchon ſelbſt viel vom Verzug erlitten.

Ich will Ihnen unterdeſſen nicht einbilden, daß alle beibehaltene Stücke von gleichem Werthe ſind. Die Herren Herausgeber erkennen es ſelbſt; „aber genug," ſagen ſie, „daß in dem unbeträchtlichſten noch ſtets etwas zu finden ſeyn wird, warum es unſerer Wahl werth geweſen. Iſt es nicht allezeit Witz, ſo iſt es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetiſches Bild, ein ſtarker Ausdruck, eine naive Wendung und dergleichen." — Und das muß man ihnen zugeſtehen! Der gute und große Sinn beſonders macht eine Menge von Logau's Sinngedichten zu ſo vielen güldenen Sprüchen, die von allen Menſchen ins Gedächtniß gefaßt zu werden verdienen.

Einfältiges Gebet.

Die Einfalt im Gebet iſt großer Witz vor Gott;
Genug wer ihm vertraut und nennet bloß die Noth.

Freundſchaft.

Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt, für Früchte Blumen handeln.

Kurz, es iſt nichts weniger, als eine Uebertreibung, wenn die Herausgeber ſagen: „Es iſt unwiderſprechlich, daß wir in unſerm Logau allein einen Martial, einen Catull und Dionyſius Cato beſitzen."

Dritter Theil.

IV.

Den 26. Juli 1759.

Achtundvierzigſter Brief.

Sie ſollen befriedigt werden! — Die großen Lobſprüche, welche der „nordiſche Aufſeher" in ſo manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereizt. Ich habe ihn geleſen, ob ich mir es gleich ſonſt faſt zum Geſetze gemacht habe, unſere wöchentliche Moraliſten ungeleſen zu laſſen.

Kopenhagen hat bereits an dem „Fremden" (einem Werke des ſel. Herrn Profeſſor Schlegels) eine dergleichen Schrift von ſehr vorzüglichem Werthe aufzuweiſen. Und nun kann es leicht kommen, daß der „nordiſche Aufſeher" ein allgemeines Vorurtheil für die deutſchen Werke des Witzes, welche in Dänemark erſcheinen, veranlaſſen hilft. Und würde dieſes Vorurtheil auch ſo ganz ohne Grund ſeyn? — Wenn unſere beſten Köpfe, ihr Glück nur einigermaßen zu machen, ſich expatriiren müſſen; wenn —

O ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange, ich möchte ſonſt alles darüber vergeſſen; Sie möchten, anſtatt eines Urtheils über eine ſchöne Schrift, Satyre über unſere Nation und Spott über die elende Denkungsart unſerer Großen zu leſen bekommen. Und was würde es helfen? —

Der „nordiſche Aufſeher" hat mit dem 5ten Januar des Jahres 1758 angefangen, und hat ſich in der Fortſetzung weder an einen gewiſſen Tag, noch an eine gewiſſe Länge der einzelnen Stücke gebunden. Dieſe Freiheit hätten ſich billig alle ſeine Vorgänger erlauben ſollen. Sie würden dadurch nicht nur für ihre Blätter einen gewiſſen gefallenden Anſchein der Ungezwungenheit, ſondern auch viel weſentlichere Vortheile erhalten haben. Sie würden ihre Materien nicht ſo oft haben bald ausdehnen, bald zuſammenziehen, bald trennen dürfen; ſie hätten ſich gewiſſer Umſtände der Zeit zu gelegentlichen Betrachtungen beſſer bedienen können; ſie hätten bald hitziger, bald bequemlicher arbeiten können ꝛc.

Das ganze 1758ſte Jahr beſteht aus ſechzig Stücken, die einen anſehnlichen Band in klein Quart ausmachen. Der Herr Hofprediger Cramer hat ſich auf dem Titel als Herausgeber genannt. Wie viel Antheil er aber ſonſt daran habe; ob er der einzige, oder der vornehmſte Verfaſſer ſey; wer ſeine Mitarbeiter ſind: davon ſucht der Leſer vergebens einige nähere Nachricht. Er muß verſuchen, wie viel er davon aus dem Styl und der Art zu denken errathen kann.

Doch die wahren Verfaſſer jetzt aus den Gedanken zu laſſen, ſo giebt der „nordiſche Aufſeher" vor, daß er ein Sohn des Neſtor Ironſide ſey, der ehemals das Amt eines Aufſehers der Sitten von Großbritannien übernahm, und mit allgemeinem Beifalle verwaltete. Er heiße Arthur Ironſide; ſeine Mutter ſey die Wittwe eines deutſchen Negocianten geweſen, die ſeinen Vater noch in ſeinem 50ſten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht habe; und vielleicht habe dieſer nur deßwegen von ihm geſchwiegen, um ſich nicht dieſer ſpäten Liebe wegen dem muthwilligen Witze der Spötter auszuſetzen. Ein beſonderes Schickſal habe ihn genöthigt ſein Vaterland zu verlaſſen, und er betrachte nun Dänemark als ſein zweites Vaterland, welchem er ohnedem, von ſeinen väterlichen Vorfahren her, eben ſo nahe als jenem angehöre; indem dieſe urſprünglich aus einem nordiſchen Geſchlechte abſtammten, welches mit dem Könige Knut nach England gekommen ſey, und durch ſeine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen deſſelben beigetragen habe. — Hierauf beſchreibt er, mit den eigenen Worten ſeines Vaters, die Pflichten eines moraliſchen Aufſehers, und ſagt: „Da ich ſchon in einem Alter bin, wo ich die Einſamkeit eines unbekannten und ruhigen Privatlebens nicht verlaſſen und in Geſchäften gebraucht zu werden ſuchen kann, ohne mich dem Verdachte auszuſetzen, daß ich mehr von einem meinen Jahren unanſtändigen Ehrgeize, als von einer uneigennützigen Begierde, meine Kräfte dem allgemeinen Beſten aufzuopfern, getrieben würde: So habe ich mich entſchloſſen, für mein zweites Vaterland zu thun, was mein Vater für England gethan hat."

Auf zwei Punkte verſpricht er dabei ſeinen Fleiß beſonders zu wenden, auf die Erziehung der Jugend nämlich, und auf die Leitung derjenigen, welche ſich mit Leſung guter Schriften und mit den Wiſſenſchaften abgeben, ohne eigentlich ein Geſchäft aus ihrer Erlernung zu machen. Und er hat auch in der That, in Abſicht auf beides, in dieſem erſten Bande bereits ſchon vieles geleiſtet. — Seine feinſten Anmerkungen über die beſte Art der Erziehung, hat er in die Geſchichte ſeiner eigenen Erziehung gebracht, welche mehr als ein Stück einnimmt, in welcher aber vielleicht nicht alle Leſer die eckeln Umſchweife billigen möchten, mit welchen ihm ſein Vater die erſten Gründe der Moral und geoffenbarten Religion beigebracht hat. Er erzählt z. E. als ihm ſein Vater mit den Lehren der Nothwendigkeit und dem Daſeyn eines Erlöſers der Menſchen und einer Genugthuung für ſie, bekannt machen wollen, ſo habe er auch hier der Regel, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwerern fortzugehen, zu folgen geſucht, und ſey einzig darauf bedacht geweſen, ihn Jeſum erſt bloß als einen frommen und ganz heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund lieben zu lehren. Allein ich fürchte ſehr, daß ſtrenge Verehrer der Religion mit der gewaltſamen Ausdehnung dieſer Regel nicht zufrieden ſeyn werden. Oder ſie werden vielmehr nicht einmal zugeben, daß dieſe Regel hier beobachtet worden. Denn wenn dieſe Regel ſagt, daß man in der Unterweiſung von dem Leichten auf das Schwerere fortgehen müſſe, ſo iſt dieſes Leichtere nicht für eine Verſtümmlung, für eine Entkräftung der ſchweren Wahrheit, für eine ſolche Herabſetzung derſelben anzuſehen, daß ſie das, was ſie eigentlich ſeyn ſollte, gar nicht mehr bleibt. Und darauf muß Neſtor Ironſide nicht gedacht haben, wenn er es nur ein Jahr lang dabei hat können bewenden laſſen, den göttlichen Erlöſer ſeinem Sohne bloß als einen Mann vorzuſtellen, den Gott „zur Belohnung ſeiner unſchuldigen Jugend in ſeinem 30ſten Jahre mit einer ſo großen Weisheit, als noch niemals einem Menſchen gegeben worden, ausgerüſtet, zum Lehrer aller Menſchen verordnet, und zugleich mit der Kraft begabt habe, ſolche herrliche und außerordentliche Thaten zu thun, als ſonſt niemand außer ihm verrichten können." — Heißt das den geheimnißvollen Begriff eines ewigen Erlöſers erleichtern? Es heißt ihn aufheben; es heißt einen ganz andern an deſſen Statt ſetzen; es heißt, mit einem Worte, ſein Kind ſo lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre faſſen kann. Und wann kann es die faſſen? In welchem Alter werden wir geſchickter, dieſes Geheimniß einzuſehen, als wir es in unſerer Kindheit ſind? Und da es einmal ein Geheimniß iſt, iſt es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzuflößen, als die Zeit der ſich ſträubenden Vernunft damit zu erwarten? — Dieſe Anmerkung im Vorbeigehen!

Was der „nordiſche Aufſeher" zum Beſten der unſtudirten Liebhaber guter Schriften gethan hat, beläuft ſich ungefähr auf ſechs oder ſieben neuere Autoren, aus welchen er, nach einer kurzen Beurtheilung, beſonders merkwürdige und lehrreiche Stellen beibringt. So preiſt er z. E. in dem vierten und ſiebenten Stücke die Werke des Kanzlers Dagueſſeau an, und zwar mit dieſem Zuſatze: „Ich kann nicht ſchließen, ohne zur Ehre dieſer Werke und zur Ehre fremder Sprachen zu wünſchen, daß ſie mit allen andern vortrefflichen Arbeiten des menſchlichen Verſtandes einem jeden Ueberſetzer unbekannt bleiben mögen, der nur mit der Hand und nicht mit dem Kopfe, der, mit einem Worte alles zu ſagen, nicht wie Ramler und Ebert unter den Deutſchen, und nicht wie Lodde unter uns überſetzt." — In dem 13ten Stücke redet er von Youngs Nachtgedanken und Centaur. Was meinen Sie aber, iſt es nicht ein wenig übertrieben, wenn er von dieſem Dichter ſagt: „Er iſt ein Genie, das nicht allein weit über einen Milton erhoben iſt, ſondern auch unter den Menſchen am nächſten an den Geiſt Davids und der Propheten gränzt ꝛc. Nach der Offenbarung, ſetzt er hinzu, kenne ich faſt kein Buch, welches ich mehr liebte; kein Buch, welches die Kräfte meiner Seele auf eine edlere Art beſchäftigte, als ſeine Nachtgedanken." — Die übrigen Schriftſteller, mit welchen er ſeine Leſer unterhält, ſind des Biſchofs Buttlers Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion; Heinrich Beaumonts moraliſche Schriften; des Herrn Baſedow praktiſche Philoſophie für alle Stände; des Marquis von Mirabeau Freund des Menſchen; und ein ſehr wohlgerathenes Gedicht eines däniſchen Dichters, des Herrn Tullin.

Dieſes letzte Gedicht führt den Titel: „Ein Maitag." Es iſt, ſagt der Aufſeher, zwar nur durch eine von den gewöhnlichen Gelegenheiten veranlaßt worden, die von unſern meiſten Dichtern beſungen zu werden pflegen; es hat aber doch ſo viel wahre poetiſche Schönheiten, daß es eine vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient. Erfindung, Anlage, Einrichtung und Ausführung verrathen einen von der Natur begünſtigten Geiſt, der noch mehr erwarten läßt. — Dieſes Urtheil iſt keine Schmeichelei; denn die Strophen, welche er im Originale und in einer Ueberſetzung daraus anführt, ſind ſo vortrefflich, daß ich nicht weiß, ob wir Deutſche jemals ein ſolches Hochzeitgedicht gehabt haben. Schließen Sie einmal von dieſer einzigen Stelle auf das Uebrige:

„Unerſchaffner Schöpfer, gnädig, weiſe, deſſen Liebe unumſchränkt iſt, der Du für jeden Sinn, damit man Dich erkennen möge, ein Paradies erſchaffen haſt. Du biſt alles und alles in Dir; überall ſieht man deinen Fußtapfen." — —

„Du machſt den Sommer, den Winter, den Herbſt zu Predigern deiner Macht und Ehre. Aber der Frühling — was ſoll dieſer ſeyn? O Erſchaffer, er iſt ganz Ruhm. Er redet zu den tauben ungläubigen Haufen mit tauſend Zungen." — —

„Er iſt unter allen am meiſten Dir gleich; er erſchaffet, er bildet, er belebt, er erhält, er nähret, er giebt Kraft und Stärke; er iſt — er iſt beinahe Du ſelbſt. Wie wenig wiſſen von dieſer Freude die, welche in dem Dunſte und Staube verſchloſſener Mauern, wenn die ganze Natur ruft: Komm! unter ſchweren Gedanken furchtſam lauern ꝛc."

V.

Den 2. Auguſt 1759.

Neunundvierzigſter Brief.

Sie billigen die Anmerkung, die ich über die Methode des Neſtor Ironſide, ſeinen Sohn den Erlöſer kennen zu lehren, gemacht habe; und wundern ſich, wie der Aufſeher eine ſo heterodoxe Lehrart zur Nachahmung habe anpreiſen können. Aber wiſſen Sie denn nicht, daß jetzt ein guter Chriſt ganz etwas anderes zu ſeyn anfängt, als er noch vor dreißig, funfzig Jahren war. Die Orthodoxie iſt ein Geſpötte worden; man begnügt ſich mit einer lieblichen Quinteſſenz, die man aus dem Chriſtenthume gezogen hat, und weicht allem Verdachte der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthuſiaſtiſch zu ſchwatzen weiß. Behaupten Sie z. E., daß man ohne Religion kein rechtſchaffener Mann ſeyn könne; und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden laſſen, wie Sie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, ſich gar nicht darüber auszulaſſen; alle ſie betreffende Streitigkeiten mit einer frommen Beſcheidenheit abzulehnen: o ſo ſind Sie vollends ein Chriſt, ein Gottesgelehrter, ſo völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöſe Welt nur immer verlangen wird.

Auch der „nordiſche Aufſeher" hat ein ganzes Stück dazu angewandt, ſich dieſe Miene der neumodiſchen Rechtgläubigkeit zu geben. Er behauptet mit einem entſcheidenden Tone, daß Rechtſchaffenheit ohne Religion widerſprechende Begriffe ſind; und beweiſt es durch — — durch weiter nichts, als ſeinen entſcheidenden Ton. Er ſagt zwar mehr als einmal denn; aber ſehen Sie ſelbſt, wie bündig ſein denn iſt. „Denn, ſagt er, ein Mann, welcher ſich mit Frömmigkeit brüſtet, ohne ehrlich und gerecht gegen uns zu handeln, verdient mit dem Namen eines Heuchlers an ſeiner Stirne gezeichnet zu werden; und ein Menſch, welcher ſich rühmt, daß er keine Pflicht der Rechtſchaffenheit vernachläſſige, ob er ſich gleich von demjenigen befreit achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit begreift, iſt — — ein Lügner muß ich ſagen, wenn ich nicht ſtrenge, ſondern nur gerecht urtheilen will; weil er ſelbſt geſteht, kein rechtſchaffener Mann gegen Gott zu ſeyn. Iſt alle Rechtſchaffenheit eine getreue und ſorgfältige Uebereinſtimmung ſeiner Thaten mit ſeinen Verhältniſſen gegen andere, und wird eine ſolche Uebereinſtimmung für nothwendig und ſchön erklärt: ſo kann ſie nicht weniger nothwendig und rühmlich gegen Gott ſeyn, oder man müßte läugnen, daß der Menſch gegen das Weſen der Weſen in wichtigen Verhältniſſen ſtünde.“ — — Was kann deutlicher in die Augen leuchten, als daß das Wort Religion in dem Satze ganz etwas anderes bedeutet, als er es in dem Beweiſe bedeuten läßt. In dem Satze heißt ein Mann ohne Religion ein Mann, der ſich von der geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann; der kein Chriſt iſt: in dem Beweiſe aber ein Mann, der von gar keiner Religion wiſſen will. Dort ein Mann, der bei den Verhältniſſen, die ihm die Vernunft zwiſchen dem Schöpfer und dem Geſchöpfe zeigt, ſtehen bleibt: hier ein Mann, der durchaus gar keine ſolche Verhältniſſe annehmen will. Dieſe Verwirrung iſt unwiderſprechlich: und man muß ſehr blödſinnig ſeyn, wenn man ſich kann bereden laſſen, daß das, was von dem einen dieſer Perſonen wahr ſey, auch von dem andern gelten müſſe. Und können Sie glauben, daß der „Aufſeher“ dieſen Fechterſtreich noch weiter treibt? Aus folgender Schilderung, die er von einem Manne ohne Religion macht, iſt es klar. „Polidor, höre ich zuweilen ſagen, iſt zu bedauern, daß er kein Chriſt iſt. Er denkt über die Religion bis zur Ausſchweifung frei; ſein Witz wird unerſchöpflich, wenn er anfängt ihre Vertheidiger lächerlich zu machen; aber er iſt ein ehrlicher Mann; er handelt rechtſchaffen; man wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen können ꝛc.“ — Aber mit Erlaubniß; dieſem Polidor fehlt es nicht bloß an Religion: er iſt ein Narr, dem es an geſunder Vernunft fehlt; und von dieſem will ich es ſelbſt gern glauben, daß alle ſeine Tugenden Tugenden des Temperaments ſind. Denn muß er deßwegen, weil er ſich von einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, muß er deßwegen darüber ſpotten? Muß er ihre Vertheidiger deßwegen lächerlich machen? — Welche Gradation: ein Mann der von keiner geoffenbarten Religion überzeugt iſt: ein Mann, der gar keine Religion zugiebt; ein Mann, der über alle Religion ſpottet! Und iſt es billig, alle dieſe Leute in eine Klaſſe zu werfen?

Das war alſo, gelinde zu urtheilen, eine Sophiſterei! Und nun betrachten Sie ſeinen zweiten Grund, wo er das Wort Rechtſchaffenheit in einem engern Verſtande nimmt und es ſeinen Gegnern noch näher zu legen glaubt. „Allein, ſagt er, wenn wir unter der Rechtſchaffenheit auch nur die Pflichten der geſellſchaftlichen Billigkeit und Gerechtigkeit verſtehen wollten: ſo könnte doch vernünftiger Weiſe nicht vermuthet werden, daß ein Mann ohne Religion ein rechtſchaffner Mann ſeyn würde. Eigennutz, Zorn, Eiferſucht, Wolluſt, Rache und Stolz ſind Leidenſchaften, deren Anfälle jeder Menſch empfindet, und wer weiß nicht, wie gewaltig dieſe Leidenſchaften ſind? Entſagt nun ein Menſch der Religion; entſagt er künftigen Belohnungen; entſagt er dem Wohlgefallen der Gottheit an ſeinen Handlungen, und iſt ſeine Seele gegen die Schrecken ihrer Gerechtigkeit verhärtet: was für eine Verſicherung haben wir, daß er den ſtrengen Geſetzen der Rechtſchaffenheit gehorchen werde, wenn aufgebrachte mächtige Leidenſchaften die Beleidigung derſelben zu ihrer Befriedigung verlangen?“ — Abermals die nämliche Sophiſterei! Denn iſt man denn ſchon ein Chriſt (dieſen verſteht der Aufſeher unter dem Manne von Religion), wenn man künftige Belohnungen, einen Wohlgefallen der Gottheit an unſern Handlungen, und eine ewige Gerechtigkeit glaubt? Ich meine, es gehört noch mehr dazu. Und wer jenes läugnet, läugnet der bloß die geoffenbarte Religion? Aber dieſes bei Seite geſetzt; ſehen Sie nur, wie liſtig er die ganze Streitfrage zu verändern weiß. Er giebt es ſtillſchweigend zu, daß ein Mann ohne Religion Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, haben könne; und fragt nur, was für eine Verſicherung haben wir, daß er auch, wenn ihn heftige Leidenſchaften beſtürmen, wirklich ſo handeln werde, wo er nicht auch das und das glaubt? In dieſer Frage aber liegt weiter nichts, als dieſes: daß die geoffenbarte Religion die Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln vermehre. Und das iſt wahr! Allein kömmt es denn bei unſern Handlungen bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruht nicht weit mehr auf der Intenſion derſelben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernſtlich nachgedacht habe, eben ſo viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigſten Theil von jenem Nachdenken geſchenkt habe? Und wenn auch ein Menſch alles glaubt, was ihm die Offenbarung zu glauben befiehlt, kann man nicht noch immer fragen, was für eine Verſicherung haben wir, daß ihn dennoch die Leidenſchaften nicht verhindern werden, rechtſchaffen zu handeln? Der „Aufſeher“ hat dieſe Frage vorausgeſehen; denn er fährt fort: „Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat, und entſchloſſen iſt, die Verbindlichkeiten zu erfüllen ꝛc.“ Und entſchloſſen iſt! Gut! Dieſe Entſchloſſenheit kann aber auch die bloßen Gründe der Vernunft, rechtſchaffen zu handeln, begleiten.

Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion unſere Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, vermehre: ſo ſehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Abſichten, als den rechtſchaffenen Mann zu bilden. Sie ſetzt ihn voraus; und ihr Hauptzweck iſt, den rechtſchaffnen Mann zu höhern Einſichten zu erheben. Es iſt wahr, dieſe höhern Einſichten können neue Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, werden, und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die andern Bewegungsgründe allezeit ohne Wirkung bleiben müſſen? Daß es keine Redlichkeit giebt, als dieſe mit höhern Einſichten verbundene Redlichkeit?

Vermuthen Sie übrigens ja nicht, daß der „nordiſche Aufſeher“ dieſe Behauptung, „wer kein Chriſt ſey, könne auch kein ehrlicher Mann ſeyn,“ mit unſern Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unſere Gottesgelehrten haben dieſe unbillige Strenge nie geäußert. Selbſt das, was ſie von den Tugenden der Heiden ſagen, kömmt ihr noch lange nicht bei. Sie läugnen nicht, daß dieſer ihre Tugenden Tugenden ſind; ſie ſagen bloß, daß ihnen die Eigenſchaft fehle, welche ſie allein Gott vorzüglich angenehm machen könne. Und will der „Aufſeher“ dieſes auch nur ſagen; will er bloß ſagen, daß alle Rechtſchaffenheit, deren ein natürlicher Menſch fähig iſt, ohne Glauben vor Gott nichts gelte: warum ſagt er es nicht mit deutlichen Worten; und warum enthält er ſich des Worts Glaube, auf welches alles dabei ankömmt, ſo ſorgfältig?

Es ſind überhaupt alle ſeine theologiſchen Stücke von ganz ſonderbarem Schlage. Von einem einzigen laſſen Sie mich nur noch ein paar Worte ſagen. Von demjenigen nämlich, in welchem der Verfaſſer beſtimmen will, „welche von allen Arten, über das erſte Weſen zu denken, die beſte ſey?“ Er nimmt deren drei an. „Die erſte, ſagt er, iſt eine kalte, metaphyſiſche Art, die Gott beinahe nur als ein Object einer Wiſſenſchaft anſieht, und eben ſo unbewegt über ihn philoſophirt, als wenn ſie die Begriffe der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von ihren beſondern Unvollkommenheiten iſt dieſe, daß ſie in den Ketten irgend einer Methode einhergeht, welche ihr ſo lieb iſt, daß ſie jede freiere Erfindung einer über Gottes Größe entzückten Seele faſt ohne

Unterſuchung verwirrt ꝛc. Und weil wir durch dieſe Art von Gott zu denken, beinahe unfähig werden, uns zu der höhern, von der ich zuletzt reden werde, zu erheben, ſo müſſen wir auf unſerer Hut ſeyn, uns nicht daran zu gewöhnen. — Die zweite Art, fährt er fort, will ich die mittlere, oder um noch kürzer ſeyn zu können, Betrachtungen nennen. Die Betrachtungen verbinden eine freiere Ordnung mit gewiſſen ruhigen Empfindungen, und nur ſelten erheben ſie ſich zu einer Bewunderung Gottes ꝛc. — Die dritte endlich iſt, wenn die ganze Seele von dem, den ſie denkt (und wen denkt ſie?) ſo erfüllt iſt, daß alle ihre übrige Kräfte von der Anſtrengung ihres Denkens in eine ſolche Bewegung gebracht ſind, daß ſie zugleich und zu einem Endzweck wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes ſich verlieren; wenn wir uns nicht enthalten können, unſer Nachdenken durch irgend eine kurze Ausrufung der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und ſchwache Worte dazu haben würde; wenn wir endlich mit der allertiefſten Unterwerfung eine Liebe verbinden, die mit völliger Zuverſicht glaubt, daß wir Gott lieben können, und daß wir ihn lieben dürfen.“

Und dieſe letzte Art über Gott zu denken, wie Sie leicht errathen können, iſt es, welche der Verfaſſer allen andern vorzieht. Aber was hat er uns damit neues geſagt? — Doch wirklich iſt etwas neues darin. Dieſes nämlich, daß er das denken nennt, was andere ehrliche Leute empfinden heißen. Seine dritte Art, über Gott zu denken, iſt ein Stand der Empfindung, mit welchem nichts als undeutliche Vorſtellungen verbunden ſind, die den Namen des Denkens nicht verdienen. Denn überlegen Sie nur, was bei einem ſolchen Stande in unſrer Seele vorgeht, ſo werden Sie finden, daß dieſe Art, über Gott zu denken, nothwendig die ſchlechteſte Art zu denken ſeyn muß. Als dieſe iſt ſie von gar keinem Werthe; als das aber, was ſie wirklich iſt, von einem deſto größern. Bei der kalten Speculation geht die Seele von einem deutlichen Begriffe zu dem andern fort; alle Empfindung, die damit verbunden iſt, iſt die Empfindung ihrer Mühe, ihrer Anſtrengung; eine Empfindung, die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm iſt, weil ſie die Wirkſamkeit ihrer Kräfte dabei fühlt. Die Speculation iſt alſo das Mittel gar nicht, aus dem Gegenſtande ſelbſt Vergnügen zu ſchöpfen. Will ich dieſes, ſo müſſen alle deutliche Begriffe, die ich mir durch die Speculation von den verſchiedenen Theilen meines Gegenſtandes gemacht habe, in eine gewiſſe Entfernung zurückweichen, in welcher ſie deutlich zu ſeyn aufhören, und ich mich bloß ihre gemeinſchaftliche Beziehung auf das Ganze zu faſſen beſtrebe. Je mehr dieſe Theile alsdann ſind, je genauer ſie harmoniren, je vollkommner der Gegenſtand iſt, deſto größer wird auch mein Vergnügen darüber ſeyn; und der vollkommenſte Gegenſtand wird nothwendig auch das größte Vergnügen in mir wirken. Und das iſt der Fall, wenn ich meine Gedanken von Gott in Empfindungen übergehen laſſe.

Ich errege dem Verfaſſer keinen Wortſtreit. Denn es iſt kein Wortſtreit mehr, wenn man zeigen kann, daß der Mißbrauch der Wörter auf wirkliche Irrthümer leitet. So ſieht er es z. E. als einen großen Vorzug ſeiner dritten Art über Gott zu denken an, „daß, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und ſchwache Worte dazu haben würde.“ Und dieſes kömmt doch bloß daher, weil wir alsdann nicht deutlich denken. Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß ſie aber alle Nüancen der Empfindung ſollte ausdrücken können, das iſt eben ſo unmöglich, als es unnöthig ſeyn würde.

Doch dieſer Irrthum iſt bei ihm nur der Uebergang zu einem größern. Hören Sie, was er weiter ſagt: „Wofern man im Stande wäre, aus der Reihe, und daß ich ſo ſage, aus dem Gedränge dieſer ſchnellfortgeriſſenen Gedanken, dieſer Gedanken von ſo genauen Beſtimmungen, einige mit Kaltſinn herauszunehmen, und ſie in kurze Sätze zu bringen: was für neue Wahrheiten von Gott würden oft darunter ſeyn!“ — Keine einzige neue Wahrheit! Die Wahrheit läßt ſich nicht ſo in dem Taumel unſerer Empfindungen haſchen! Ich verdenke es dem Verfaſſer ſehr, daß Er ſich bloß gegeben, ſo etwas auch nur vermuthen zu können. Er ſteht an der wahren Quelle, aus welcher alle fanatiſche und enthuſiaſtiſche Begriffe von Gott gefloſſen ſind. Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten ſetzt ſich der Schwärmer hin, überläßt ſich ganz ſeinen Empfindungen, nimmt die Lebhaftigkeit derſelben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, ſie in Worte zu kleiden und wird — ein Böhme, ein Pordage.

Jene erſte kalte metaphyſiſche Art über Gott zu denken, von welcher der Verfaſſer ſo verächtlich urtheilt, daß er unter anderm auch ſagt: „Unterdeß wird ſich ein wahrer Philoſoph, ich meine einen, den ſein Kopf und nicht bloß die Methode dazu gemacht hat, bisweilen darauf einlaſſen, um ſich durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern.“ Jene Art, ſage ich, muß gleichſam der Probierſtein der dritten, ich meine aller unſerer Empfindungen von Gott ſeyn. Sie allein kann uns verſichern, ob wir wahre, anſtändige Empfindungen von Gott haben; und der hitzige Kopf, der ſich nur bisweilen darauf einläßt, um ſich, durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern — von dem wollte ich wohl wetten, daß er nicht ſelten eben am allerunwürdigſten von Gott denkt, wenn er am erhabenſten von ihm zu denken glaubt.

VII.

Den 16. Auguſt 1759.

Einundfunfzigſter Brief.

In das Feld der ſchönen Wiſſenſchaften und der Kritik iſt der „nordiſche Aufſeher“ nur ſelten übergegangen.

Von den drei eingerückten Oden, die ohne Zweifel den Herrn Cramer ſelbſt zum Verfaſſer haben (die eine auf die Geburt, die andere auf das Leiden des Erlöſers, und die dritte auf den Geburtstag des Königs), von dieſen verlangen Sie mein Urtheil nicht; das weiß ich ſchon. Herr Cramer iſt der vortrefflichſte Verſificateur; dafür erkennen wir ihn beide. Daß aber ſein poetiſches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetiſches Genie zugeſtehen kann, ſehr einförmig iſt, das haben wir oft beide bedauert. Wer eine oder zwei von ſeinen ſogenannten Oden geleſen hat, der hat ſie ziemlich alle geleſen. In allen findet ſich viel poetiſche Sprache, und die beneidenswürdigſte Leichtigkeit zu reimen; aber auch allen mangelt der ſchöne verſteckte Plan, der auch die kleinſte Ode des Pindar und Horaz zu einem ſo ſonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer iſt, wenn ich ſo reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage bloß in die Augen leuchtet.

Es kommen aber noch zwei andere Gedichte vor, die meine Aufmerkſamkeit ungleich mehr an ſich gezogen haben. Das Klopſtockiſche Siegel iſt auf beiden; und das läßt ſich ſo leicht nirgends verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geiſtliches Lied auf die Auferſtehung des Erlöſers iſt, weiß ich auch nicht viel ſonderliches zu ſagen. Es iſt, — wie des Herrn Klopſtocks Lieder alle ſind, ſo voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet. Aber das zweite iſt deſto merkwürdiger. Es ſind Betrachtungen über die „Allgegenwart Gottes,“ oder vielmehr, des Dichters ausgedrückte Empfindungen über dieſes große Object. Sie ſcheinen ſich von ſelbſt in ſymmetriſche Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang ſind, ob ſie ſchon kein beſtimmtes Sylbenmaaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichen Begriff davon zu machen.

Als du mit dem Tode gerungen,
Mit dem Tode!
Heftiger gebetet hatteſt!
Als dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war;
In der ernſten Stunde
Thateſt du jene große Wahrheit kund,
Die Wahrheit ſeyn wird,
So lange die Hülle der ewigen Seele
Staub iſt!
Du ſtandeſt, und ſpracheſt
Zu den Schlafenden:
Willig iſt eure Seele;
Allein das Fleiſch iſt ſchwach.

Dieſer Endlichkeit Loos,
Dieſe Schwere der Erde,
Fühlt auch meine Seele,
Wenn ſie zu Gott, zu Gott!
Zu dem Unendlichen!
Sich erheben will!

Anbetend, Vater, ſink' ich in Staub und fleh'!
Vernimm mein Fleh'n, die Stimme des Endlichen!
Mit Feuer taufe meine Seele,
Daß ſie zu dir ſich, zu dir, erhebe!

Allgegenwärtig, Vater, umgiebſt du mich! — —
Steh hier, Betrachtung, ſtill, und forſche
Dieſem Gedanken der Wonne nach!“

Und dieſes vorbereitende Gebet iſt der Anfang des Gedichts ſelbſt. Ein würdiger Anfang! Aber wenn ich Ihnen ſagen ſollte, was ich denn nun aus dem Folgenden von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher nicht gewußt; welche von meinen dahin gehörigen Begriffen der Dichter mir mehr aufgeklärt; in welcher Ueberzeugung er mich mehr beſtärkt: ſo weiß ich freilich nichts darauf zu antworten. Eigentlich iſt das auch des Dichters Werk nicht. Genung, daß mich eine ſchöne, prächtige Tirade über die andere angenehm unterhalten hat: genug, daß ich mir während dem Leſen ſeine Begeiſterung mit ihm zu theilen geſchienen habe; muß uns denn alles etwas zu denken geben?

Ich hebe meine Augen auf, und ſehe,
Und ſiehe, der Herr iſt überall!
Erde, aus deren Staube
Der erſte der Menſchen geſchaffen ward,
Auf der ich mein erſtes Leben lebe!
In der ich verweſen,
Aus der ich auferſtehen werde!
Gott, Gott würdigt auch dich,
Dir gegenwärtig zu ſeyn!

Mit heil'gem Schauer
Brech ich die Blum' ab!
Gott machte ſie!
Gott iſt, wo die Blum' iſt!

Mit heil'gem Schauer
Fühl ich das Weh'n,
Hier iſt das Rauſchen der Lüfte!
Er hieß ſie wehen und rauſchen,
Der Ewige!
Wo ſie wehen und rauſchen,
Iſt der Ewige!

Freu' dich deines Todes, o Leib!
Wo du verweſen wirſt,
Wird der Ewige ſeyn!

Freu' dich deines Todes, o Leib!
In den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung
Werden deine Trümmern verweh'n!
Auch dort, Verwehter, Verſtäubter,
Wird er ſeyn der Ewige!

Die Höhen werden ſich bücken!
Die Tiefen ſich bücken!
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staube
Unſterbliche ſchafft!

Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tödtenden Halleluja!
Halleluja dem Schaffenden!

In dieſem ſtürmiſchen Feuer iſt das ganze Stück geſchrieben. — Aber was ſagen Sie zu der Versart; wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich iſt es weiter nichts als eine künſtliche Proſa, in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöſt, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines beſondern Sylbenmaaßes betrachten kann. Sollte es wohl nicht rathſam ſeyn, zur muſikaliſchen Compoſition beſtimmte Gedichte in dieſem proſaiſchen Sylbenmaaße abzufaſſen? Sie wiſſen ja, wie wenig es dem Muſikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählt, und alle Schwierigkeiten deſſelben ſorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft iſt es ihm ſogar hinderlich, und er muß, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerſtören, die dem Dichter ſo unſägliche Mühe gemacht hat. Da alſo der proſaiſche Wohlklang entweder von dem muſikaliſchen verſchlungen wird, oder wohl gar durch die Colliſion leidet und Wohlklang zu ſeyn aufhört; wäre es nicht beſſer, daß der Dichter überhaupt für den Muſikus in gar keinem Sylbenmaaße ſchriebe, und eine Arbeit gänzlich unterließe, die ihm dieſer doch niemals dankt? — Ja ich wollte noch weiter gehen, und dieſe freie Versart ſogar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerſpiele in Proſa zu ſchreiben, und es ſind viel Leſer ſehr unzufrieden damit geweſen, daß man auch dieſe Gattung der eigentlichen Poeſie dadurch entreißen zu wollen ſcheint. Dieſe würden ſich vielleicht mit einem ſolchen Quaſi-Metrum befriedigen laſſen; beſonders wenn man ihnen ſagte, daß z. E. die Verſe des Plautus nicht viel gebundener wären. Der Scribent ſelbſt behielte dabei in der That alle Freiheit, die ihm in der Proſa zu Statten kömmt, und würde bloß Anlaß finden, ſeine Perioden deſto ſymmetriſcher und wohlklingender zu machen. Wie viel Vortheile auch der Schauſpieler daraus ziehen könnte, will ich jetzt gar nicht erwähnen; wenn ſich nämlich der Dichter bei der Abtheilung dieſer freien Zeilen nach den Regeln der Declamation richtete, und jede Zeile ſo lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Athem zuſammen ausſprechen müßte ꝛc.

Das einzige Stück des „nordiſchen Aufſehers,“ welches in die Kritik einſchlägt, iſt das 26ſte, und handelt von den Mitteln, durch die man den poetiſchen Styl über den proſaiſchen erheben könne und müſſe. Es iſt ſehr wohl geſchrieben und enthält vortreffliche Anmerkungen. — Gleich Anfangs merkt der Verfaſſer an, daß keine Nation weder in der Proſa noch in der Poeſie vortrefflich geworden iſt, die ihre poetiſche Sprache nicht ſehr merklich von der proſaiſchen unterſchieden hätte. Er beweiſt dieſes mit dem Exempel der Griechen, Römer, Italiäner und Engländer. Von den Franzoſen aber ſagt er: „Die Franzoſen, welche die Proſa der Geſellſchaften, und was derſelben nahe kömmt, mit der meiſten Feinheit und vielleicht am beſten in Europa ſchreiben, haben ihre poetiſche Sprache unter allen am wenigſten von der proſaiſchen unterſchieden. Einige von ihren Genies haben ſelbſt über dieſe Feſſeln geklagt, die ſich die Nation von ihren Grammatikern und von ihren Petitsmaitres hat anlegen laſſen. Unterdeß würde man ſich ſehr irren, wenn man glaubte, daß ihre Poeſie gar nicht von ihrer Proſa unterſchieden wäre. Sie iſt dieſes bisweilen ſehr; und wenn ſie es nicht iſt, ſo haben wir wenigſtens das Vergnügen, da, wo wir bei ihnen den poetiſchen Ausdruck vermiſſen, ſchöne Proſa zu finden: ein Vergnügen, das uns diejenigen unter den Deutſchen ſelten machen, welche an die weſentliche Verſchiedenheit der poetiſchen und der proſaiſchen Sprache ſo wenig zu denken ſcheinen.“ — Er kömmt hierauf auf die Mittel ſelbſt, wodurch dieſe Verſchiedenheit erhalten wird. Das erſte iſt die ſorgfältige Wahl der Wörter. Der Dichter muß überall die edelſten und nachdrücklichſten Wörter wählen. Unter die letztern zählt er auch diejenigen, die mit Geſchmack zuſammengeſetzt ſind. „Es iſt, ſagt er, der Natur unſerer Sprache gemäß, ſie zu brauchen. Wir ſagen ſogar im gemeinen Leben: Ein gottesvergeßner Menſch. Warum ſollten wir alſo den Griechen hierin nicht nachahmen, da uns unſere Vorfahren ſchon lange die Erlaubniß dazu gegeben haben?“ — Das zweite Mittel beſteht in der veränderten Ordnung der Wörter; und die Regel der zu verändernden Wortfügung iſt dieſe: Wir müſſen die Gegenſtände, die in einer Vorſtellung am meiſten rühren, zuerſt zeigen. — „Aber nicht allein die Wahl guter Wörter, fährt der Verfaſſer fort, und die geänderte Verbindung derſelben unterſcheiden den poetiſchen Perioden von dem proſaiſchen. Es ſind noch verſchiedene von denen anſcheinenden Kleinigkeiten zu beobachten, durch welche Virgil vorzüglich geworden iſt, was er iſt. Ich nehme an, daß die Wörter des Perioden und die Ordnung derſelben, der Handlung, die der Periode ausdrücken ſoll, gemäß ſind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht genug. Hier iſt eine Redensart, wo nur ein Wort ſeyn ſollte. Und nichts tödtet die Handlung mehr, als gewiſſe Begriffe in Redensarten ausdehnen. Es kann auch bisweilen das Gegentheil ſeyn. Hier ſollte eine glückliche Redensart ſtehen. Der Gedanke erfordert dieſe Ausbildung. Dort ſind die Partikeln langweilig, welche die Glieder des Perioden faſt unmerklich verbinden ſollten. Sie ſind's unter andern, wenn ſie zu viel Sylben haben. Ein: dem ungeachtet könnte die ſchönſte Stelle verderben. Sie ſind's ferner, wenn ſie da geſetzt werden, wo ſie, ohne daß die Deutlichkeit oder der Nachdruck darunter litte, wegbleiben könnten. Das doch, mit dem man wünſcht, gehört vornehmlich hierher. In einer andern Stelle ſtand die Interjection nicht, wo ſie ſtehen ſollte. Das Ach fing den Perioden an, und es hätte glücklicher vor den Wörtern geſtanden, welche die Leidenſchaften am meiſten ausdrücken. Ein andermal hat der Verfaſſer nicht gewußt, von welcher Kürze und von welcher Stärke das Participium geweſen ſeyn würde. Darauf hat er es wieder geſetzt, wo es nicht hingehörte.“

Schließen Sie aus dieſer Stelle, wie viel feine Anmerkungen und Regeln der Verfaſſer in einen kleinen Raum zu concentriren gewußt hat. Ich möchte gern allen unſern Dichtern empfehlen, dieſes Stück mehr als einmal zu leſen; es mit allem Fleiße zu ſtudiren. Es würde jeder alsdann wohl von ſelbſt finden, wann und wie dieſe oder jene allgemeine Regel des Verfaſſers eine Ausnahme leiden könne und müſſe. Die ſorgfältige Wahl der edelſten Wörter z. E. leidet alsdann einen großen Abfall, wenn der Dichter nicht in ſeiner eigenen Perſon ſpricht. In dem Drama beſonders, wo jede Perſon, ſo wie ihre eigene Denkungsart, alſo auch ihre eigene Art zu ſprechen haben muß. Die edelſten Worte ſind eben deßwegen, weil ſie die edelſten ſind, faſt niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geſchwindigkeit und beſonders im Affecte zuerſt beifallen. Sie verrathen die vorhergegangene Ueberlegung, verwandeln die Helden in Declamatoren, und ſtören dadurch die Illuſion. Es iſt daher ſogar ein großes Kunſtſtück eines tragiſchen Dichters, wenn er, beſonders die erhabenſten Gedanken, in die gemeinſten Worte kleidet und im Affecte nicht das edelſte, ſondern das nachdrücklichſte Wort, wenn es auch ſchon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit ſich führen ſollte, ergreifen läßt. Von dieſem Kunſtſtücke werden aber freilich diejenigen nichts wiſſen wollen, die nur an einem correcten Racine Geſchmack finden, und ſo unglücklich ſind, keinen Shakeſpeare zu kennen.

Vierter Theil.

III.

Den 18. October 1759.

Dreiundſechzigſter Brief.

Freuen Sie ſich mit mir! Herr Wieland hat die ätheriſchen Sphären verlaſſen, und wandelt wieder unter den Menſchenkindern.

Hier haben ſie fürs erſte ſein Trauerſpiel: „Lady Johanna Gray!“ Ein Trauerſpiel, das er in allem Ernſte für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführt worden; in der Schweiz nämlich, und wie man ſagt, mit großem Beifalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht beſſer als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können. „Die Tragödie, ſagt er, iſt dem edlen Endzweck gewidmet, das Große, Schöne und Heroiſche der Tugend auf die rührendſte Art vorzuſtellen, — ſie in Handlungen nach dem Leben zu malen, und den Menſchen Bewunderung und Liebe für ſie abzunöthigen.“ Von dieſer Vorausſetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charactere und auf die Handlung ſeines Stücks machen. Die meiſten von jenen ſind moraliſch gut; was bekümmert ſich ein Dichter, wie Herr Wieland, darum, ob ſie poetiſch böſe ſind? Die Johanna Gray iſt ein liebes frommes Mädchen; die Lady Suffolk iſt eine liebe fromme Mutter; der Herzog von Suffolk ein lieber frommer Vater; der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl; ſogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, iſt eine liebe fromme — ich weiß ſelbſt nicht was. Sie ſind alle in einer Form gegoſſen; in der idealiſchen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätheriſchen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann, der ſich ſo lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns ſchwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, beſonders weiblichen Geſchlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige; ſie verhüllen ſich aber alle vor ſeinen Augen in finſtere Wolken, aus welchen er ſie nicht im geringſten zu exorciſiren ſucht, aus Furcht, ſie möchten uns, wenn wir ſie näher und in ihrer Wirkſamkeit kennen lernten, ein wenig liebenswürdig vorkommen. So hat er es mit ſeinem Herzoge von Northumberland und mit ſeinem Biſchof Gardiner gehalten. Abſcheulich ſind ſie genug; aber Schade, daß man ſie nur läſtern hört, ohne ſie handeln zu ſehen. — Laſſen Sie es gut ſeyn; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menſchen geweſen ſeyn, ſo wird ſich dieſer Fehler ſeines Geſichts ſchon verlieren. Er wird die Menſchen in ihrer wahren Geſtalt wieder erblicken; er wird ſich mit dem Homer weit von den übertriebenen Moraliſten entfernen, die ſich einbilden, [1] *μητε τι φαυλον ἀρετῃ προσειναι, μητε κακιᾳ χρηστον*; er wird finden, daß *ἐν τοις πραγμασι και τῳ βιῳ των πολλων*, der Ausſpruch ſeines Euripides wahr ſey:

Ουκ ἂν γενοιτο χωρις ἐσθλα και κακα,
Ἀλλ' ἐστι τις συγκρασις.

Und alsdann, wenn er dieſe innere Miſchung des Guten und Böſen in dem Menſchen wird erkannt, wird ſtudirt haben, alsdann geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerſpiele er uns liefern wird! Bis jetzt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauerſpiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgeſtellt, aber nicht auf die rührendſte Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

---

[1] Plutarch.

Ich werde mich in keine Kritik über den Plan ſeiner „Johanna Gray" einlaſſen. Ich finde, daß die Verfaſſer der „Bibliothek" es bereits gethan haben;[1] und es ſo gethan haben, daß die Kritik ſelbſt damit zufrieden ſeyn muß. Ich unterſchreibe ihren Tadel; noch lieber aber ihr Lob, das ſie dem Stücke in Anſehung des Sylbenmaaßes, des Styls, des Vortrags ertheilt haben. Alles was mir alſo Ihnen davon zu ſagen übrig geblieben, beſteht in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeiſt des Herrn Wieland in ihr Licht ſetzen ſollen.

Die Geſchichte der Johanna Gray iſt Ihnen bekannt. Eduard VI. ſtarb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgerufen. Sie beſaß den Thron neun Tage, und ward gefänglich in den Tour geſetzt, wo ſie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Dieſen ganzen Zeitraum von ſieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer ſeines Trauerſpiels einzuſchränken gewußt. Eduard ſtirbt: erſter Aufzug. Johanna wird Königin: zweiter Aufzug. Johanna wird abgeſetzt und gefangen genommen: dritter Aufzug. Johanna iſt gefangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieſes rollt bei dem Herrn Wieland ſo geſchwind hinter einander weg, daß der Leſer nicht mehr als ein einzigesmal, zwiſchen dem vierten und fünften Aufzuge nämlich, Zeit zu ſchlafen bekömmt.

Doch laſſen Sie mich nicht wie ein Gottſchedianer kritiſiren! Der Dichter iſt Herr über die Geſchichte; und er kann die Begebenheiten ſo nahe zuſammenrücken, als er will. Ich ſage: er iſt Herr über die Geſchichte! Wir wollen ſehen, ob Herr Wieland dieſe Herrſchaft in mehreren und weſentlicheren Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verſtand Griechiſch, und konnte den Plato in der Grundſprache leſen. Das ſagt die Geſchichte, und Herr Wieland ſagt es der Geſchichte nach, ob er gleich von dieſer Eigenſchaft ſeiner Heldin in dem Stücke nicht den geringſten Vortheil zieht.

— — Nimmer werden uns
Bei Platons göttlichen Geſprächen
Die halben Stunden zu Minuten werden!

läßt er das Mädchen ausrufen; und der Leſer macht ſich in allem Ernſte Hoffnung, ſie eine Stelle aus dem Phädon exponiren zu hören. Aber ſeine Hoffnung ſchlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrſamkeit nur prahlen wollen. Sie iſt ohnedem eine Erzpedantin, der manchmal weiter nichts fehlt, als daß ſie noch Hauptſtück und Seite citire! Man höre nur:

— Was Gut, was Schön, was Edel iſt,
Was erſt den Menſchen, dann den König bildet,
Des erſten Edwards väterlicher Sinn
Zu ſeinem Volk, und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geiſt des Salomons der Britten,
Das ganze Chor der Schweſter-Tugenden,
Die einſt ſich Alfreds Bruſt zum Tempel weih'ten,
Befruchteten ſein Herz. Wie Davids Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit und er ward erhört!
Umſonſt erbot ihm mit Syrenenlippen
Die Wolluſt ihre ſchnöden Süßigkeiten.
Wie Herkules, verſchmäht' er ſie und wählte
Der Tugend ſteilen Pfad, den Weg der Helden!

Welch eine gelehrte Parentation auf ihren Mitſchüler! Von allen iſt etwas darin: vaterländiſche Hiſtorie, Bibel und Mythologie!

Die Geſchichte ſagt ausdrücklich, daß Johanna vornehmlich durch das ungeſtüme Zuſetzen ihres Gemahls, des Guilford Dudley, ſey bewogen worden, die Krone anzunehmen. Auch der Dichter adoptirt dieſen häßlichen Umſtand, der uns von dem Guilford eine ſehr nichtswürdige Seite zeigt. Wenn Guilford ſeine Gemahlin bittet, den Thron zu beſteigen, was bittet er anders, als ihn nachzuheben? Dieſe ſchimpfliche Eigennützigkeit reimt ſich zu dem edeln Character, den Herr Wieland dem Guilford ſonſt gegeben hat, im geringſten nicht.

Ferner ſagt die Geſchichte, daß der Herzog von Northumberland als der feigſte Böſewicht geſtorben ſey, und noch auf dem Blutgerüſte ſeinen Glauben verläugnet habe. Herr Wieland will dieſes nicht umſonſt geleſen haben; er bringt es an, ohne zu überlegen, daß der Antheil, welchen der Zuſchauer an dem Schickſale ſeiner Johanna nimmt, unendlich dadurch geſchwächt werde. Denn nunmehr, wie die Verfaſſer der „Bibliothek" mit Recht ſagen, iſt Johanna mehr eine betrogene, als eine verfolgte Unſchuld, die ſich mehr über die Ihrigen, als über ihre Feinde zu beklagen hat.

Und ſo könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umſtand anführen, den Herr Wieland ganz roh aus der Geſchichte genommen hat, und der, ſo wahr er immer iſt, dem Intereſſe ſeines Stücks ſchnurſtracks zuwider läuft. Heißt das als ein Genie arbeiten? Ich meinte, nur der Verfaſſer der „Pariſiſchen Bluthochzeit" ſtehe in dem ſchülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragiſche Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfte, als was mit den Einheiten nicht beſtehen wolle, übrigens aber genau bei den Characteren, wie ſie die Geſchichte von ſeinen Helden entwirft, bleiben müſſe.

Aber wozu alle dieſe Anmerkungen? Das Trauerſpiel des Herrn Wieland muß dem ungeachtet ein vortreffliches Stück ſeyn; und davon überzeugt mich ein ganz beſonderer Umſtand. Dieſer nämlich: ich finde, daß die deutſche Johanna Gray in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden iſt, und da einen engliſchen Dichter gereizt hat, ſie zu plündern; ſie recht augenſcheinlich zu plündern. Die engliſchen Highwaymen aber berauben, wie bekannt, nur lauter reiche Beutel und machen ſie auch ſelten ganz leer. Folglich! —

Sollte nicht Milton auch einen Deutſchen geplündert haben? Gottſched triumphirte über dieſe vermeintliche Entdeckung gewaltig! Aber es war eine Calumnie, und Gottſched hatte zu zeitig triumphirt. Hier will ich ihm alſo mit einem beſſern, gegründetern Beiſpiele an die Hand gehen, wie gern ſich die engliſche Biene auf unſern blumenreichen deutſchen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdeß mein engliſcher Plagiarius nicht ſeyn; denn er hat ſich darauf verſtanden, was gut iſt. Z. E. die vortreffliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter ſagt:

Doch wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrichs Schweſterkinder
Zu übertragen, iſt die Reihe denn
An mir? . . Was müßte meine Mutter ſeyn,
Eh' mir der Thron gebührte?

und ihre Mutter antwortet:

. . . Deine Mutter!
Und ſtolzer auf den Titel deiner Mutter
Als auf den Ruhm, die glänzende Monarchin
Der ganzen Welt zu ſeyn!

Dieſe vortreffliche Stelle, ſage ich, die ſo hervorſticht, daß alle Recenſenten des Wielandiſchen Stücks ſie ausgezogen haben, hat ſich der Engländer ſein eigen gemacht. Er überſetzt ſie ſo:

Ev'n you my gracious Mother, what must you be
Ere i can be a Queen?
Duchess of Suffolk.
That, and that only,
Thy Mother; fonder of that tender Name,
Than all the proud Additions Pow'r can give.

(Der Beſchluß künftig.)

---

[1] Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, 4ten Bandes 2tes Stück. S. 785.

IV.

Den 25. October 1759.

Beſchluß des dreiundſechzigſten Briefes.

Nicht ſchlimm überſetzt! Gewiß man ſieht, der Engländer muß ein Mann ſeyn, der etwas eben ſo ſchönes auch wohl aus ſeinem eigenen Kopfe hätte ſagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herrn Wieland in der Wahl der edelſten und ſtärkſten Ausdrücke faſt erreicht hat.

Wieland.

— — — — Ach, Kerkerbande
Und Schwert und Flammen ſind den Heiligen
Gedräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grauſamkeit
Der Prieſter ſchont des ſchwächeren Geſchlechts,
Der Kinder nicht! Der Säugling ſelber wird
Des Speers geweihtes Eiſen färben! —

Der Engländer.

— — — — — Persecution,
That Fiend of *Rome* and Hell, prepares her Tortures;
See where she comes in *Mary's* priestly Train:
Still wilt thou doubt, till thou behold her stalk,
Red with the Blood of Martyrs, and wide wasting
O'er *Englands* Bosom? All the mourning Year
Our Towns shall glow with unextinguish'd Fires;
Our Youth on Racks shall stretch their crackling Bones,
Our Babes shall sprawl on consecrated spears etc.

Wieland.

Heil dir, Prinzeſſin, Heil dir, Enkelin
Von alten Königen, du ſchönſte Blume
Von Yorks und Lancaſters vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter deren Schutze
Die göttliche Religion der Chriſten
Ihr leuchtend Angeſicht, von ihren Flecken
Gereinigt, ſiegreich über alle Länder
Erheben ſoll, durch deren klugen Scepter
Geſetz und Freiheit, Fleiß und Ueberfluß
Und Wonne dieſe ſegensvolle Inſel
Zur Königin der Erde krönen ſollen.
Meine Knie beugt ſich zuerſt dir ehrfurchtsvoll,
Den Bund der unverletzten Treu' zu weihen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Der Engländer.

Hail, sacred Princess! sprung from ancient Kings,
Our *England's* dearest Hope, undoubted Offspring
Of *York* and *Lancaster's* united Line;
By whose bright Zeal, by whose victorious Faith
Guarded and fenc'd around, our poure Religion,
That Lamp of Truth which shines upon our Altars,
Shall lift its golden Head and flourish long;
Beneath whose awful Rule, and righteous sceptre,
The plenteous Years shall roll in long Succession;
Law shall prevail and ancient Right take place,
Fair Liberty shall lift her chearful Head,
Fearless of Tyranny and proud Oppression;
No sad Complaining in our streets shall cry,
But Justice shall be exercis'd in Mercy.
Hail, royal *Jane* etc.

Wieland.

Verwünſcht ſey mein fataler Rath! Verwünſcht
Die Zunge, die zu deinem Untergang
So wortreich war. — Ach meine Tochter,
Mir bricht mein Herz.

Der Engländer.

Curs'd be my fatal Counsels, curs'd my Tongue
That pleaded for thy Ruin, and persuaded
Thy guiltless Feet to tread the Paths of Greatness!
My Child! — I have undone thee!

Genug! Leben Sie wohl, und lernen Sie hieraus, wie bekannt wir deutſchen Dichter unter den Engländern ſind.

Vierundſechzigſter Brief.

So? Vermuthen Sie, daß hinter meinem Engländer, der den Herrn Wieland ſoll ausgeſchrieben haben, eine kleine Bosheit ſtecke? Sie meinen doch wohl nicht, daß ich, ein zweiter Lauder, die engliſchen Verſe ſelbſt gemacht habe? Allzuviel Ehre für mich! Nein, nein; mein Engländer exiſtirt, und heißt — Nicholas Rowe. Was kann Herr Wieland dafür, daß Nicholas Rowe ſchon vor vierzig und mehr Jahren geſtorben iſt?

Aber Scherz bei Seite! Es ſey fern von mir, dem Herrn Wieland ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bei ſeinem Stücke einen der größten engliſchen Dichter vor Augen gehabt hat. Mich befremdet weiter nichts dabei, als das todte Stillſchweigen, welches er wegen dieſer ſeiner Nachahmung beobachtet. Und wenn er dem Rowe nur noch bloße einzelne Stellen zu danken hätte! Allein ſo hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken; und ich kann ohne die geringſte Uebertreibung behaupten, daß faſt keine einzige Situation ſein eigen iſt. — Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der engliſchen „Johanna Gray“ mit wenigem vorzuzeichnen.

Edward lebt noch, und Johanna Gray iſt mit ihrem Guilford noch nicht vermählt. Von dieſem Punkte geht Rowe aus. Die Herzoge von Northumberland und Suffolk nebſt einem gewiſſen Johann Gates eröffnen die Scene. Wir erfahren, daß der König in den letzten Zügen liegt, und daß der Herzog von Northumberland bereits ſeine Maaßregeln genommen hat, die Nachfolge der päpſtlichen Maria zu verhindern. Die Gegenwart der Johanna iſt dazu unumgänglich nöthig; und der Herzog von Suffolk geht ab, ihre Ankunft bei Hofe zu beſchleunigen; ſo wie kurz zuvor Gates abgeht, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitſchaft zu halten. Northumberland verräth in einem Monolog weitausſehende Anſchläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß Johanna, noch vor Edwards Abſterben, mit ſeinem Sohne dem Guilford vermählt werde. Der Graf von Pembrock kömmt dazu; ein junger hitziger Mann, den Northumberland durch Schmeicheleien zu gewinnen ſucht. Pembrock ſtutzt darüber um ſo viel mehr, da er der erklärte Nebenbuhler ſeines Sohnes iſt. Doch der alte Herzog verſichert ihm, daß dieſe Sache zu klein ſey, als daß ſie ſeiner Achtung gegen ihn das geringſte benehmen könnte, ſie möge auch einen Ausgang haben, was für einen ſie wolle. Er geht ab und ſagt, daß er des Pembrocks im geheimen Rathe erwarte. Pembrock bleibt allein und ſpottet des alten Biſchofs Gardiner, der nicht aufhöre, ihm den Northumberland als einen falſchen Mann abzumalen, ohne Zweifel aus bloßem Haſſe gegen die neue Religion, welcher der Herzog zugethan ſey. Er hält den Vater für eben ſo aufrichtig und edelgeſinnt als den Sohn, mit dem er, ihrer Rivalität ungeachtet, eine vertraute Freundſchaft unterhält. Guilford kömmt, und ihre Freundſchaft iſt ihr Geſpräch. Guilford zittert, daß dieſe einen ſo gefährlichen Feind an ihrer beiderſeitigen, auf ebendenſelben Gegenſtand abzielenden Liebe haben müſſe! Pembrock kann den Gedanken nicht ertragen, daß Johanna ihm den Guilford vielleicht vorziehen möchte. Er wird in den geheimen Rath gerufen, und bedingt ſich von ſeinem Freunde nur noch dieſes, daß ſie in ihrer gemeinſchaftlichen Bewerbung offenherzig und ohne die geringſte Hinterliſt zu Werke gehen wollen. Guilford bleibt zurück und empfängt die Johanna, die nunmehr bei Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Geſpräch, in welchem ſich, ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes, die Liebe der Johanna gegen den Guilford zeigt. — Aus dieſem Aufzuge hat Herr Wieland nichts entlehnen können, indem er mit der Geſchichte ſo weit nicht zurückgegangen iſt. Die Perſon des Pembrock aber hat er aus ſeinem Stücke ganz und gar auszuſchließen für gut befunden, als eine Perſon, ohne Zweifel, die in der Geſchichte eine ganz andere Rolle ſpielt. Den Grafen Wilhelm Herbert von Pembrock kann Rowe ſchwerlich darunter verſtehen; er muß vielmehr den Sohn dieſes Grafen meinen, welcher nachher mit der jüngern Schweſter der Johanna vermählt ward.

Den zweiten Aufzug eröffnen abermals Northumberland und Suffolk. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolk und Guilford kommen dazu. Guilford iſt in der äuſſerſten Entzückung über ſein nahes Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des ſterbenden Königs weine. Indem tritt ſie herein und verkündigt den Tod deſſelben. — Die letzte Rede des Königs iſt bei dem Herrn Wieland folgende:

O Gott, — — — —
— — — — nimm mich zu dir,
Nimm meinen Geiſt aus dieſer Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geiſtern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O meine Seele
Lechzt lange ſchon, dein Angeſicht zu ſchauen!
Du, Vater, weiſſeſt es, wie gut mir's wäre,
Bei dir zu ſeyn! Und doch um derer willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das groſſe Werk vollbracht iſt,
Dein Reich in Englands Gränzen feſt zu gründen.
Doch nicht mein Will', o Vater, ſondern deiner
Geſcheh! ꝛc. —

In dieſer Stelle hat Herr Wieland dem Rowe nichts zu danken; ſie iſt ganz ſein! Rowe glaubte ohne Zweifel, daß ein ſterbender König ſich nicht wie eine ſterbende alte Frau ausdrücken müſſe, und legt ihm pathetiſchere Worte in den Mund:

— — — Merciful, great Defender!
Preserve thy holy Altars undefil'd.
Protect this Land from bloody Men and Idols,
Save my poor People from the Yoke of *Rome*
And take thy painful servant to thy Mercy!

Northumberland und Suffolk beſchlieſſen, den Tod des Königs geheim zu halten, tröſten die Johanna und laſſen ſie mit ihrem Guilford allein, der ihr den gefaßten Entſchluß, wegen ihrer ſchleunigen Verbindung, beibringen ſoll. Guilford thut es auf die zärtlichſte und ſelbſt ihrer Traurigkeit ſchmeichelhafteſte Art. Eine ſonderbare Scene! Johanna tritt ab, und auf einmal wird Guilford von ſeinem Freunde überraſcht. Pembrock ſieht ihn verwirrt, und will die Urſache ſeiner Verwirrung wiſſen. Guilford ſucht ihn allmählig darauf vorzubereiten; endlich muß er mit dem Geheimniſſe heraus, daß ihm ſein gutes Glück bei ihrer Geliebten den Vorzug verſchafft habe. Pembrock geräth in Wuth, beſchuldigt ihn eines verrätheriſchen Verfahrens, daß er wider ihre Abrede auf eine unedle Art ſeine Hoffnung untergraben habe, und geht in völliger Raſerei ab.

Die Scene war bisher bei Hofe geweſen, und nunmehr, mit dem Anfange des dritten Aufzugs, verlegt ſie der Dichter in den Tower. Gardiner, der daſelbſt in einem weiten Verhafte gehalten wird, unterredet ſich mit dem Pembrock. Der Biſchof hat erfahren, daß die Vermählung zwiſchen der Johanna und dem Guilford wirklich vor ſich gegangen, und zieht den Pembrock dadurch völlig auf ſeine und der Maria Seite. Sie treten ab, und Guilford führt ſeine Johanna herein, weil der geheime Rath ſich in dem Tower verſammeln will. Er bereitet ſie auf die groſſe Nachricht vor, die ſie nun bald erfahren ſoll. Kurz darauf erſcheint ihre Mutter, ihr Vater, der Herzog von Northumberland, nebſt anderen Herren des geheimen Raths, und der edle Streit nimmt ſeinen Anfang, mit welchem Herr Wieland ſeinen ganzen zweiten Aufzug anfüllt. Hier iſt es, wo er dem Engländer das meiſte abgeborgt hat.

Die erſte Scene des vierten Aufzuges hat wiederum Pembrock und Gardiner. Sie verſprechen ſich beide, daß das Unternehmen des Northumberland einen blutigen Ausgang haben werde. Indem erſcheint die Wache, und führt den Biſchof auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembrock ſoll abgeführt werden, aber Guilford kömmt dazu, ſchickt die Wache ab, und ſagt, daß er ſelbſt für dieſen Gefangenen ſtehen wolle. Er war gekommen ſeinen Freund zu retten, giebt ihm ſeinen Degen wieder, und dringt in ihn, daß er ſich augenblicklich in Sicherheit begeben ſoll. Der ergrimmte Pembrock iſt über dieſes Verfahren betroffen, und will der Großmuth ſeines Freundes lange nicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, bis ihm dieſer den Befehl ſeines eigenen Vaters zu ſeiner plötzlichen Hinrichtung zeigt, welchen er auf keine andere Weiſe, als durch die anſcheinende Gefangennehmung, zu vereiteln gewußt habe. Nun kömmt Pembrock auf einmal wieder zu ſich, und es erfolgt die rührendſte Ausſöhnung, bei der man ſich unmöglich der Thränen enthalten kann. Kaum aber iſt Pembrock fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es iſt der Phädon des Plato) herein tritt. Die Cataſtrophe iſt ausgebrochen, und ſie beruhigt ſich mit Betrachtungen über die Unſterblichkeit der Seele. Dieſe Scene iſt es, welche ſich Herr Wieland hätte zu Nutze machen müſſen, wenn ſeine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrſamkeit geſchwatzt haben ſollte. Guilford erfährt von ihr, daß ſie der geheime Rath verlaſſen und ſich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kömmt dazu; ſie jammert; Guilford tobt, und Johanna bleibt ruhig. Indem erſcheint der Graf Suſſex und Gardiner mit der Wache, und nehmen alle drei, im Namen der Königin Maria, gefangen.

In dem fünften Aufzuge erblicken wir den geſchäftigen Biſchof, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nöthigen Befehle ertheilt. Zu ihm kömmt Pembrock. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundſchaft hat ihn nicht müßig gelaſſen; er hat bei der Königin für die Gefangenen Gnade ausgewirkt, und giebt dem Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das iſt im geringſten nicht nach des Biſchofs Sinne, er eilt alſo zur Maria, ihr dieſe unzeitige Gnade auszureden; und Pembrock begiebt ſich zu ſeinem Guilford. Jetzt wird die hinterſte Scene aufgezogen, und man ſieht die Johanna auf ihren Knien liegen und beten. Guilford tritt zu ihr herein. Sie unterhalten ſich mit Todesbetrachtungen, als Pembrock kömmt und ihnen ſeine fröhliche Botſchaft bringt. Nur einen Augenblick glänzt ihnen dieſer Strahl von Hoffnung. Gardiner erſcheint, und bekräftigt zwar die Gnade der Königin, aber bloß unter der Bedingung, daß ſie beide zur römiſchen Kirche zurückkehren ſollen. Dieſe Bedingung wird abgeſchlagen; ſogleich wird Guilford zum Tode geführt; die Scene eröffnet ſich noch weiter; man erblickt das Blutgerüſt; Johanna beſteigt es, als eine wahre Heldin; Gardiner triumphirt; Pembrock verwünſcht den Geiſt der Verfolgung; und das Stück ſchließt.

Nunmehr ſagen Sie mir, was Herr Wieland mit dieſem groſſen Plane anders gemacht hat, als daß er einen prächtigen Tempel eingeriſſen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Epiſode des Pembrocks herausgeriſſen, und die letzten drei Aufzüge in fünfe ausgedehnt, durch welche Ausdehnung, beſonders des fünften Aufzuges in ſeine beiden letzten, die Handlung ungemein ſchläfrig geworden iſt. Herr Wieland läßt den Guilford an einem Orte zur Johanna ſagen:

Und ſelbſt, o Scheuſal, deine Räthe ſelbſt,
Die kaum mit aufgehab'nen Händen ſchwuren,
Dir, dem Geſetz und unſerm heil'gen Glauben
Getreu zu bleiben, alle ſind Verräther,
Verdammte Heuchler! — Pembrock, ach! mein Freund,
Mein Pembrock ſelbſt, vom Gardiner betrogen,
Fiel zu Marien ab.

Man weiß gar nicht, was das für ein Pembrock hier iſt, und wie Guilford auf einmal eines Freundes namentlich gedenkt, der in dem Stücke ganz und gar nicht vorkömmt? Aber nun werden Sie dieſes Räthſel auflöſen können. Es iſt eben der Pembrock des Rowe, dem er in ſeinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Poſſen thut, ſich, gleichſam wider ſeinen Willen, einmal einzuſchleichen.

Hundert und eilfter Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Baſedow in Anſehung des zweiten Mitarbeiters an dem „Nordiſchen Aufſeher“ des Herrn Klopſtocks, mit aller Gewalt ſetzen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

„Auch das fünfundzwanzigſte Stück, ſagt Herr Baſedow, von einer dreifachen Art über Gott zu denken, deſſen Verfaſſer der Herr Klopſtock iſt, wird von dem Herrn Journaliſten ſehr feindſelig angegriffen. Er muß vermuthlich das Klopſtockiſche Siegel nicht darauf geſehen haben, wie auf andern Stücken deſſelben Verfaſſers, von welchen er mit Hochachtung redet.“ — Herr Baſedow will vermuthlich hier ſpotten. Vermuthlich aber wird der Spott auf ihn zurück fallen. Denn geſetzt, ich hätte allerdings das Klopſtockiſche Siegel darauf erkannt: was weiter? Hätte ich es bloß deßwegen, ohne fernere Unterſuchung, für gut, für vortrefflich halten ſollen? Hätte ich ſchließen ſollen: weil Herr Klopſtock dieſes und dieſes ſchöne Stück gemacht hat, ſo müſſen alle ſeine Stücke ſchön ſeyn? Ich danke für dieſe Logik. „Herr Klopſtock,“ heißt es an einem andern Orte, „ſo gewogen der Kritiker ſich demſelben auch anſtellt ꝛc.“ Anſtellt? Warum denn anſtellt? Ich kenne den Herrn Klopſtock von Perſon nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn ſo kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kann ihm nicht ſchaden; er ſoll mir nichts helfen: was hätte ich denn alſo nöthig, mich gegen ihn anzuſtellen? Nein, ich verſichere den Herrn Baſedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopſtock in allem Ernſte gewogen bin; ſo wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deßwegen, weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, muß er überall bei mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige ſammt ſeinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtige Eſel, ohne zu ſtraucheln, geht.

Wer heißt den Herrn Klopſtock philoſophiren? So gewogen bin ich ihm freilich nicht, daß ich ihn gern philoſophiren hörte. Und können Sie glauben, Herr Baſedow ſelbſt iſt in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden. Sie wiſſen, was ich dagegen erinnert habe. Erſtlich, daß er uns mit ſeiner dritten Art über Gott zu denken nichts Neues ſage; das Neue müßte denn darin liegen, daß er das denken nennt, was andere empfinden heißen. Das räumt Herr Baſedow ein, und fragt bloß: „Ob man denn über alte Dinge etwas neues ſagen müſſe? Und ob denn Herr Klopſtock nicht das Recht gehabt habe, das Wort denken anders zu nehmen, als es in der üblichen Sprache einiger Syſteme genommen werde?“ Ich ſelbſt habe ihm dieſes Recht zugeſtanden, und nur wider den Irrthum, auf welchen er dadurch verfallen iſt, proteſtirt; als worin mein zweiter Einwurf beſtand. Er ſagt nämlich, daß man durch die dritte Art über Gott zu denken auf neue Wahrheiten von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und ſchwach wäre, das, was wir dabei dächten, auszudrücken. Ich ſage: keine neue Wahrheiten! Und was ſagt Herr Baſedow? „Ich geſtehe, es wäre vielleicht nicht ganz abzurathen geweſen, den Ausdruck neue Wahrheiten zu vermeiden, oder ihn vielmehr zu erklären.“ Das geſteht Herr Baſedow, und doch zankt er mit mir. Ja freilich: wenn es erlaubt iſt, allen Worten einen andern Verſtand zu geben, als ſie in der üblichen Sprache der Weltweiſen haben: ſo kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieſes Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hätte ich wirklich das Klopſtockiſche Siegel auf dem gedachten Stücke nicht geſehen? O nur allzudeutlich; und ich dächte, ich hätte es auch nur allzudeutlich zu verſtehen gegeben. Ich ſchrieb nämlich: „Ich verdenke es dem Verfaſſer ſehr, daß Er ſich bloßgegeben, ſo etwas auch nur vermuthen zu können.“ Dieſes Er war nicht umſonſt in dem Manuſcripte unterſtrichen, ward nicht umſonſt mit Schwabacher gedruckt. Dieſes Er war Herr Klopſtock. Denn Herr Baſedow wird doch wohl wiſſen, wofür die Gottſchede und Hudemanns den Herrn Klopſtock halten. Dieſer Leute wegen that es mir im Ernſte leid, daß Er eine Theorie verrathen habe, die ihren kahlen Beſchuldigungen auf gewiſſe Weiſe zu ſtatten komme.

Und ſo wenig ich aus des Herrn Klopſtocks Philoſophie mache, eben ſo wenig mache ich aus ſeinen Liedern. Ich habe davon geſagt: „ſie wären ſo voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfinde.“ Herr Baſedow hingegen ſagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: „Es iſt, wie mich dünkt, ganz ſo gedankenreich und ſchön, wie die folgende Strophe.

Jeſus, Gott wird wiederkommen.
Ach laß uns dann mit allen Frommen
Erlöſt zu deiner Rechten ſtehn!
Ach du müſſeſt, wenn in Flammen
Die Welt zerſchmilzt, uns nicht verdammen!
Laß alle kämpfen dich zu ſehn!
Dann ſey auf deinem Thron
Dir Sieger, Gottes Sohn,
Hoſanna!
Zur Seligkeit
Mach uns bereit,
Durch Glauben, durch Gerechtigkeit.

Das nennt Herr Baſedow gedankenreich? Wenn das gedankenreich iſt, ſo wundere ich mich ſehr, daß dieſer gedankenreiche Dichter nicht längſt der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden iſt. Iſt das der Dichter, der jenen Traum vom Sokrates gemacht hat? Damit aber Herr Baſedow und ſeines gleichen nicht etwa meinen mögen, daß mein Urtheil über die Klopſtockiſchen Lieder ein bloßer witziger Einfall ſey, ſo will ich ihnen ſagen, was ich dabei gedacht habe. Es kann wahr ſeyn, dachte ich, daß Herr Klopſtock, als er ſeine Lieder machte, in dem Stande ſehr lebhafter Empfindungen geweſen iſt. Weil er aber bloß dieſe ſeine Empfindungen auszudrücken ſuchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorſtellungen, der die Empfindungen bei ihm veranlaßt hatte, durch den er ſich in das andächtige Feuer geſetzt hatte, verſchwieg und uns nicht mittheilen wollte: ſo iſt es unmöglich, daß ſich ſeine Leſer zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat, erheben können. Er hat alſo, wie man im Sprichworte zu ſagen pflegt, die Leiter nach ſich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten ſeiner ſo voller Empfindung ſind, daß ein unvorbereiteter Leſer oft gar nichts dabei empfindet. Der „Hamburgiſche Anzeiger“ ſagt, es ſey ihm dieſes mein Urtheil eben ſo vorgekommen, „als ob jemand von Leſſings ſchönen Fabeln urtheilen wollte, ſie wären ſo witzig, daß ſie oft ganz aberwitzig darüber würden.“ Der Herr verſuche nunmehr, ob er in ſeine Inſtanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urtheile liegt. Deſto ſchlimmer aber für Leſſingen, wenn ſeine Fabeln nichts als witzig ſind!

Hundert und zwölfter Brief.

Herr Baſedow — und nun werde ich ſeiner zum letztenmale gedenken, — wirft auf allen Seiten mit Liebloſigkeiten, mit Verleumdungen um ſich; und der „Hamburgiſche Anzeiger“ ſagt, daß ein ſehr niedriger Bewegungsgrund mich aufgebracht habe, den Aufſeher als ein höchſt ſchlechtes Werk herunter zu ſetzen. Beide Herren muß ein verborgenes Geſchwür jucken, das ſie mit aller Gewalt aufgeſtochen wiſſen wollen. Ihr Wille geſchehe alſo. Ich wünſche, daß die Operation wohl bekommen möge.

Erinnern Sie ſich wohl des erdichteten Briefes, den der nordiſche Aufſeher in ſeinem ſieben und dreißigſten Stücke mittheilte? Vielleicht haben Sie ihn überſchlagen. Ich meine folgenden:

„Mein Herr!

„Hoffentlich werden Sie ſich doch, bei dem Schluſſe des 1ſten Theils Ihrer Blätter, in Kupfer ſtechen laſſen. Ich habe Sie zwar noch nicht geſehen, ſo oft ich Sie auch auf unſern Spaziergängen aufgeſucht habe, und ich habe ein ſcharfes Geſicht. Gewiß Sie entziehen ſich dem Publicum allzuſehr. Dennoch getraue ich mir, Sie vollkommen zu treffen. Das verſpreche ich: Ihr Portrait ſoll keinem in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften etwas nachgeben. Ein altes ſaures Geſicht mit Runzeln, wie Gellert und ein anderer Dichter; tiefſinnig; ſchief; auch ein wenig mürriſch; denn im Schatten bin ich ſtark. Nicht wahr? Ich warte nur auf Ihre Erlaubniß, mein Herr, um den Grabſtichel in die Hand zu nehmen; die Platte iſt ſchon fertig. Ich mache auch Inſcriptionen in Proſa und Verſen, wenn Sie ſie haben wollen. Ihr Verleger iſt, wie ich höre, ſo eigen, daß er Ihr Bild dem Werke ohne Ihr Wiſſen nicht vorſetzen will. Aber der wunderliche Mann! Er ſoll nicht dabei zu kurz kommen; das Buch wird gewiß deſto beſſern Abgang haben. Nur muß er meine Mühe nicht umſonſt verlangen.“

„Das will ich Ihnen noch im Vertrauen ſtecken: Ich kenne eine etwas betagte reiche Wittwe, welche alle Augenblicke bereit iſt, ſich in Sie zu verlieben, wenn Sie ſo ausſehen, wie ich Sie zeichnen will. Die Frau ſieht nicht übel aus. Sie ſind doch noch Wittwer? Ich bin

Mein Herr
Ihr unterthänigſter Diener
Philipp Kauk
Kupferſtecher.“

Ich frage einen jeden, dem es bekannt iſt, daß der Kupferſtecher, der ein paar Portraits vor der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“ gemacht hat, wirklich Kauke heißt, ob dieſem Briefe das geringſte zu einem förmlichen Paſquille fehlt? Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen ſollte, als ich ſah, daß ſich ein ein Mann, wie der „Nordiſche Aufſeher,“ der von nichts als Religion und Redlichkeit ſchwatzt, der es ſeiner Würde für unanſtändig erklärt hatte, ſich mit der Satyre abzugeben, daß ſich ſo ein Mann ſo ſchändlich vergangen hatte. Geſetzt der Künſtler ſpräche zu ihm: „Mein Herr, der Sie ſo eigenmächtig nicht Tadel, ſondern Schande austheilen, darf ich wohl wiſſen, wie ich zu dieſem Brandmaale komme? Es iſt wahr, ich habe eines von den bewußten Portraits geſtochen; aber nicht aus freiem Willen, ſondern weil es mir aufgetragen ward, weil mir die Arbeit bezahlt ward, und ich von dieſer Beſchäftigung lebe. Ich habe mein Beſtes gethan. Allein man hat mir ein ſo ſchlechtes Gemälde geliefert, daß ich nichts beſſeres daraus habe machen können. Ich ſage Ihnen, daß alle die Fehler, die Sie in meinem Stiche tadeln, in dem Gemälde geweſen ſind; und daß ein Kupferſtecher keinen Fehler des Gemäldes nach Gutdünken verbeſſern kann, ohne in Gefahr zu ſeyn, die Aehnlichkeit auf einmal zu vernichten. Was weiß ich, ob Herr Gellert ein Adonis iſt, oder ein ſaures Geſicht mit Runzeln hat? Was weiß ich, ob der andere Dichter (den ich nicht einmal geſtochen habe), ſchief und mürriſch ausſieht? Wir Kupferſtecher ſtechen die Leute, wie wir ſie gemalt finden. Und als Kupferſtecher, ſollte ich meinen, hätte ich doch immer noch einen Stichel gezeigt, der feſter und kühner iſt, und mehr verſpricht, als daß er eine ſo öffentliche Beſchimpfung verdient hätte. Doch dem ſey wie ihm wolle. Wenn ich auch ſchon der allerelendeſte Kupferſtecher wäre, warum geben Sie aus den Schranken des kritiſchen Tadels? Warum muß ich noch etwas ſchlimmeres, als der elendeſte Kupferſtecher, warum muß ich *Ihr Kuppler* ſeyn? Muß ich *Ihr Kuppler* ſeyn, weil Ihre Freunde das Unglück durch mich gehabt haben, nicht ſo ſchön und artig in der Welt zu erſcheinen, als ſie ſich in ihren Spiegeln erblicken? Dieſes einzige frage ich Sie: muß ich darum *Ihr Kuppler* ſeyn?“ — Wenn, ſage ich, der Künſtler zu dem *Aufſeher* ſo ſpräche; was könnte der fromme, redliche, großmüthige Mann antworten?

Herr Baſedow möchte gar zu gern meinen Namen wiſſen. Gut; er ſoll ihn erfahren, ſobald einer von ihnen, entweder Herr Cramer, oder Herr Klopſtock, oder Er ſelbſt, das Herz hat, ſich zu dieſem Paſquille zu bekennen.

Siebenter Theil.

XII.

Den 18. September 1760.

Hundert und ſiebenundzwanzigſter Brief.

Sie kennen doch den Aeſopiſchen Fabelſchreier, Hermann Axel, den die Schweizeriſchen Kunſtrichter vor einigen Jahren mit ſo vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterſchied ſich von andern Fabelſchreiern beſonders dadurch, daß er ſehr wenig redete. Wenn er aber ſeinen Mund aufthat, ſo geſchah es allezeit mit einer Fabel. Der ſchnackiſche Mann war in der Schweiz überall willkommen; er durfte ungebeten bei den Tafeln und Gaſtmählern vornehmer und geringer Perſonen erſcheinen; man hielt dafür, daß ſeine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Geſpräche miſchte, überflüſſig bezahlt ſey. Unter andern wußte er ſehr viel von Gauchlingen zu erzählen; wie die Gauchlinger über ihre böſe Bach rathſchlagen; wie die Gauchlinger nicht Spitzhoſen anſtatt Pluderhoſen tragen wollen; wie die Gauchlinger ꝛc. Alle dieſe Gauchlingiana haben ſeine Freunde zu Papier gebracht, und ſie in den „Freimüthigen Nachrichten,“ in den „Kritiſchen Briefen,“ in der Vorrede zu M. v. K. „Neuen Fabeln,“ zum erſten, zweiten, dritten, und der Himmel gebe, letzten Male drucken laſſen.

Das alles wiſſen Sie. Aber wiſſen Sie auch, daß Hermann Axel noch lebt? Daß er nunmehr auf ſeine eigene Hand ein Autor geworden iſt? Daß er einen kläglichen Beweis gegeben, wie wirkſam das Gift ſeiner Schmeichler auf ſeinen geſunden Verſtand geweſen ſeyn müſſe? Dieſe böſen Leute hatten ihn und den Aeſopus ſo oft zuſammen genannt, bis er ſich wirklich für einen zweiten Patäcus (ὃς ἔφασκε τὴν Αἰσώπου ψυχὴν ἔχειν[1]) gehalten. Nun fiel Leſſingen vor kurzem ein, an dieſer Seelenwanderung zu zweifeln, und verſchiedenes wider die Axeliſche Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer beſſer kennen ſollen. Er hätte wiſſen ſollen, daß ſie den geringſten Widerſpruch mit der plumpſten Schmähſchrift zu rächen gewohnt ſind. Hermann Axel ſpricht zwar wenig; aber er kann deſto mehr ſchreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausſchütten. Er wird mit *Stoppen und Kräuterbündeln* um ſich werfen. Er wird — — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat „Leſſingiſche unäſopiſche Fabeln: enthaltend die ſinnreichen Einfälle und weiſen Sprüche der Thiere. Nebſt damit einſchlagender Unterſuchung der Abhandlung Herrn Leſſings von der Kunſt Fabeln zu verfertigen.“

---

[1] Plutarch im Leben des Solon.

Dieſes Buch, welches um die Hälfte ſtärker iſt als die Leſſingiſchen Fabeln ſelbſt, hat ſo viel ſonderbare Seiten, daß ich kaum weiß, von welcher ich es Ihnen am erſten bekannt machen ſoll. So viel läßt ſich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und Abhandlungen beſteht. Jene ſollen ſpöttiſche Parodien auf Leſſings Fabeln ſeyn; und in dieſen ſoll die Leſſingiſche Theorie von der Fabel mit Gründen beſtritten werden. Herman Axel dünkt ſich in Schimpf und Ernſt maitre passe; er will nicht bloß die Lacher auf ſeiner Seite haben, ſondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fratzengeſichtern an und hört mit Runzeln auf. Aber woher weiß ich es, werden Sie fragen, daß Hermann Axel der Verfaſſer von dieſen Leſſingiſchen unäſopiſchen Fabeln iſt? Woher? Er hat ſich ſelbſt dazu bekannt, indem er verſchiedene von den Fabeln, die ihm in den Kritiſchen Briefen beigelegt werden, hier wieder aufwärmt, hier zum viertenmale drucken läßt. Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht dieſe ſowohl als jene ſeine wären; wenn er nicht beide für Geburten von ihm erkannt wiſſen wollte?

Leſen Sie nur gleich die erſte Fabel, um alle die Beſchuldigungen auf einmal zu überſehen, die er ſeinem witzigen Antagoniſten macht. Witzig iſt hier ein Schimpfwort, muß ich Ihnen ſagen. Denn mit allem würde Leſſing vor ihm noch eher Gnade finden, als mit ſeinem Witze. Den kann er durchaus nicht leiden.

Die neue Fabel-Theorie.

„Ich ſaß an einem murmelnden Bache auf einem glatten Steine, und rief die Muſe an, die den Aeſopus ſeine Fabeln gelehret hatte. Indem kam mit ſeltſamen Bocksſprüngen eine Geſtalt wie eines Faunus aus dem nahen Walde hervor; er kam gerade auf mich zu und ſagte: Die Muſe hört dich nicht, ſie iſt itzo beſchäftiget einem Poeten beizuſtehen, der den Tod Sauls und Jonathans ſingt: Ich will ſtatt ihrer dir bei deiner Geburt helfen. Ich bin von dem Gefolge der Muſen, und diene den Poeten und Malern nicht ſelten bei ihrer Arbeit; ſie nennen mich Capriccio, ich bin jener Geiſt

— — ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

Die Deutſchen haben mir noch keinen Namen gegeben, und nur wenige von ihnen kennen mich. Ich machte eine tiefe Verneigung und ſagte, daß ich bereit wäre, mit ihm auf die Fabeljagd zu gehen. Dieſe Mühe, ſagte er, können wir uns ſparen; dafür wollen wir im Aelian und Suidas und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir ihre Geſchichten bald eher abbrechen, bald weiter fortführen, bald einzelne Umſtände herausnehmen und eine neue Fabel darauf bauen, oder eine neue Moral in eine alte Fabel legen, werden wir an Fabelwildbret niemals Mangel haben. Jede Folge von Gedanken, jeder Kampf der Leidenſchaften ſoll uns eine Handlung ſeyn. Warum nicht? Wer denkt und fühlt ſo mechaniſch, daß er ſich dabei keiner Thätigkeit bewußt ſey? Zu derſelben brauchen wir auch die innere Abſicht der aufgeführten Perſonen nicht, es iſt genug an unſerer Abſicht. Nur laßt uns nicht vergeſſen, unſerer Fabel die Wirklichkeit zu geben mit dem: Es war einmal — Ich erlaſſe dir auch die kleinen ſonderbaren Züge in den Sitten der Thiere, du haſt genug an den allgemein bekannten, und dieſe magſt du erhöhen ſo weit du willſt, und ſie ſo nahe zur menſchlichen Natur bringen als du willſt. Der müßte ein Dummkopf ſeyn, der deine Fabeln leſen wollte, um die Naturgeſchichte darin zu ſtudiren.“

„Gewiß, ſagte ich, werden wir ſo Fabeln bekommen, aber es werden wohl Stoppiſche ſeyn? Um Vergebung, verſetzte er, nicht Stoppiſche, ſondern Leſſingiſche: In dieſen letzten Tagen iſt Leſſing den Menſchen geſchenkt worden, Stoppens unverdaute Fabeltheorie zu verdauen, zu verbeſſern und unter die ſcientifiſche Demonſtration zu bringen. Wir können ihm die Verantwortung überlaſſen. Er kann ſich mit Witz aushelfen, wenn es ihm an Natur fehlt, und er hat Unverſchämtheit übrig, den Mangel an Gründlichkeit zu erſetzen.“

„Laſſet uns, ſagte ich, das Werk ohne Verzug angreifen. Hilf mir munterer Capriccio, zu Reimen oder Hexametern, zu Gemälden, zu Zeichnungen der Oerter, der Perſonen, der Stellungen, zu Gedanken, die hervorſtechen, zu Anſpielungen. Fort mit dem Plunder, verſetzte er, den können wir gänzlich entbehren. Wozu braucht die Fabel Anmuth? Willſt du das Gewürze würzen? Kurz und trocken; mehr verlangt unſer Lehrer nicht; gute Proſe —“

„Entſchuldige dich dann mit deinem Unvermögen, gieb deine Grillen für Orakel, du wirſt weder der Erſte noch der Letzte ſeyn, der das thut — —“

„Alles was er mir ſagte, dünkte mich ſeiner ſatyriſchen Geſtalt und ſeinem bocksmäßigen Namen zu entſprechen. Indeſſen folgte ich ihm, und verfertigte auf einem Stein folgende Fabeln.“

Wie gefällt Ihnen das? Die Schnacke iſt ſchnurrig genug; aber laſſen Sie uns doch ſehen, auf wie viel Wahrheit ſie ſich gründet. Erſt eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der arme Capriccio! Hat der es nun auch mit den Schweizern verdorben? Noch im Jahre 1749, als ſie uns die Gedichte des Pater Ceva bekannt machen wollten, ſtand Capriccio bei ihnen in ſehr großem Anſehen. Da war er der poetiſche Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer ſchallenden Jagd, die das Hüfthorn bis in die abgelegenſten dunkelſten Winkel der menſchlichen Kenntniſſe ertönen läßt, das ſeltſamſte Wild aufjagt; da war er Musis gratissimus hospes; da hatte er dem Pater ſein Gedicht auf den „Knaben Jeſus“ machen helfen; da hatte er auch deutſchen Dichtern die trefflichſten Dienſte gethan; den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie ſeine Liebe derjenigen erklären laſſen, „die ihm das Schickſal zu lieben auferlegt und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er aber noch nicht kannte, noch niemals geſehen hatte;“ der andere war durch ihn in einer choriambiſchen Ode „bis in die Tiefen jener Philoſophie gelangt, in welchen er ſich mit ſeinen Freunden noch als Atomos, die allererſt aus der Hand der Natur kamen, erblickte, bevor ſie noch geboren waren, doch ſich nicht ganz unbewußt.“

Klein wie Theilchen des Lichts ungeſeh'n ſchwärmeten,
— wie ſie — auf einem Orangeblatt
Sich zum Scherzen verſammelten,
Im wolluſtigen Schooß junger Aurikelchen
Oft die zaudernde Zeit ſchwatzend beflügelten.

Das alles war und that Capriccio bei den Schweizern 1749. Und was laſſen ſie ihn 1760 thun? Schlechte Leſſingiſche Fabeln machen. Welche Veränderung iſt mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber deſto größere mit den Schweizern. Capriccio iſt der Gefährte der Fröhlichkeit:

Lætitia in terras stellato ex æthere venit,
Cui comes ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;

und ſeit 1749 fanden die Schweizer für gut, mit der Fröhlichkeit und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetiſches Intereſſe ſchien ein ernſtes, ſchwermüthiges Syſtem zu fordern. Sie hatten ſich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; ſie glaubten ſich in den Charakter ihrer Helden ſetzen zu müſſen; ſie wollten es die Welt wenigſtens gern überreden, daß ſie ſelbſt in einer patriarchaliſchen Unſchuld lebten; ſie ſagten alſo zu der Fröhlichkeit: was machſt du? und zu dem Capriccio: du biſt toll! Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen dieſen mit unter. Er war ihnen in dem „Noah“ nicht munter genug geweſen: er hatte ihnen da nicht genug ſeltſames poetiſches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden iſt, die nicht gern ins Waſſer gehen; und beſonders nicht gern in ſo gefährliches Waſſer als die Sündfluth. Da dachten die Schweizer: willſt du uns nicht, ſo wollen wir dich auch nicht; lauf! Man hört es zum Theil aus ihrem eigenen Geſtändniſſe. Einer von ihren Poeten ſingt jetzt „den Tod Sauls und Jonathans:“ iſt Capriccio bei ihm? Nein. Die Muſe nur iſt bei ihm; und Capriccio ſchwärmt indeſſen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

— — — pictoribus ille
Interdum assistens operi, nec segnius instans
Vatibus ante alios, Musis gratissimus hospes.

Ich ſorge, ich ſorge, die Muſe folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine Meſſe Geduld, und wir werden es ſehen. Wenn ſie ſich doch ja mit ihm wieder ausſöhnten! Da war es mit den Schweizern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungeſcheut vor ihnen ſingen:

Vorrei esser ne l'Inferno,
Ma con Tantalo nel rio,
Ma che 'l rio fosse Falerno,
Ma non fuggisse mai dal labro mio.

Es war ein allerliebſter Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seitdem kam der Einfall

Es donnert! Trink und ſieh auf mich!
— —
Zeus iſt gerecht; er ſtraft das Meer:
Sollt' er in ſeinen Nektar ſchlagen?

allem Anſehen nach zwar auch vom Capriccio; allein Capriccio ſteht nicht mehr bei ihnen in Gnaden, und Leſſing iſt ein profaner Böſewicht.

Aber zur Sache. „Laß uns, muß Capriccio ſagen, im Aelian und Suidas und Antonius Liberalis jagen.“ Was will Hermann Axel damit zu verſtehen geben? Offenbar, daß Leſſing ſeine Fabeln nicht erfunden, ſondern aus dieſen alten Schriftſtellern zuſammen geſtoppelt habe. Es iſt wahr, er führt ſie in ſeinem Verzeichniſſe an: allein wer dieſe Anführungen unterſuchen will, wird finden, daß nichts weniger als ſeine Fabeln darin enthalten ſind. Kaum daß ſie einen kleinen Umſtand enthalten, auf welchen ſich dieſer oder jener Zug in der Fabel bezieht, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweiſen will. Die Wahrheit zu ſagen, hätte ich es ſelbſt lieber geſehen, wenn uns Leſſing dieſe kleine gelehrte Brocken erſpart hätte. Wem iſt daran gelegen, ob er es aus dem Aelian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd ſich vor dem Kameele ſcheut? Wir wollen nicht die Genealogie ſeiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umſtänden, ſondern ſeine Geſchicklichkeit, ſie zu brauchen, ſehen. Zudem ſollte er gewußt haben, daß der, welcher von ſeinen Erfindungen, ſie mögen ſo groß oder ſo klein ſeyn als ſie wollen, einige Ehre haben will, die Wege ſorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt iſt. Nicht den geringſten Anlaß wird er verrathen, wenn er ſeinen Vortheil verſteht: denn ſehr oft iſt die Bereitſchaft, dieſen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienſt des Erfinders; und es würden tauſend andere, wenn ſie den nämlichen Anlaß gehabt hätten, wenn ſie in der nämlichen Dispoſition ihn zu bemerken geweſen wären, das nämliche erfunden haben. Unterdeſſen kömmt es freilich noch darauf an, ob die Stellen, welche L. anführt, dergleichen Anlaſſe ſind. Z. E. Sie erinnern ſich ſeiner Fabel

Die Furien. (ſ. S. 37.)

Dieſe Fabel iſt die einzige, bei welcher L. den Suidas anführt. Und was ſteht im Suidas davon? Dieſes, daß ἀειπαρθενους (Immerjungfer) ein Beiname der Furien geweſen ſey. Weiter nichts? Und doch ſoll dem Suidas mehr als Leſſingen dieſe Fabel gehören? So jagte er in dem Suidas um dieſe Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen! Ohne Zweifel hatte er alſo einen ganz andern Anlaß dieſe Fabel zu machen, und ſein Capriccio war nur munter genug, das ἀειπαρθενους aufzuſtöbern, und es in dieſem gelegenen Augenblicke bei ihm vorbei zu jagen.

(Die Fortſetzung folgt.)

XIII.

Den 25. September 1760.

Beſchluß
des
# hundert und ſiebenundzwanzigſten Briefs.

Ich wüßte auch kaum zwei bis drei Exempel anzuführen, wo L. ſeinen alten Währmännern mehr ſchuldig zu ſeyn ſchiene, als er dem Suidas in dieſer Fabel von den Furien ſchuldig iſt. Hingegen könnte ich ſehr viele nennen, wo er ſie ganz vor langer Weile citirt, und man es ihm zu einem Verdienſte anrechnen müßte, wenn er ſeine Erdichtungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Hermann Axel muß es nach der Hand auch wohl ſelbſt gemerkt haben, daß es ſo leicht nicht iſt, in den alten Claſſikern zu jagen, ohne ein gelehrter Wildedieb zu werden. Denn ſein Capriccio verſpricht es zwar zu thun; am Ende aber ſieht man, daß er weder im Suidas noch im Aelian, ſondern in den Schriften des Genfer Rouſſeau, in Browns Aeſtimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar alle Hochachtung gegen dieſe Männer, und ſie ſind unſtreitig größer als jene ſtaubigte Compilatoren; allein dem ungeachtet iſt es weniger erlaubt, ſich aus ſolchen Männern als aus jenen Alten zu bereichern. Denn dieſes nennt das Publicum, welches ſich nicht gern ein Vergnügen zweimal in Rechnung bringen läßt, verborgene Schätze graben; und jenes mit fremden Federn ſtolziren.

Doch damit ich Axeln nicht verleumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat; und zwar dem bekannten Schulbüchelchen des Plutarch, wie man mit jungen Leuten die Dichter leſen ſoll. Ich ſage zu danken hat; denn jagen hat er ſie nicht dürfen: das Thier war zahm genug, ſich mit der Hand greifen zu laſſen. Es heißt bei dem Plutarch: ὁτι μεν, ὡς Φιλοξενος ὁ ποιητης ἐλεγεν, των κρεων, τα μη κρεα, ἡδιστ' ἐστι, και των ἰχθυων, οἱ μη ἰχθυες, ἐκεινοις ἀποφαινεσθαι παρωμεν, οἷς ὁ Κατων ἐφη, της καρδιας την ὑπερωαν εὐαισθητοτεραν ὑπαρχειν. Ὁτι δε των ἐν φιλοσοφιᾳ λεγομενων, οἱ σφοδρα νεοι τοις μη δοκουσι φιλοσοφως, μηδε ἀπο σπουδης λεγεσθαι, χαιρουσι μαλλον, και παρεχουσιν ὑπηκοους ἑαυτους και χειροηθεις, δηλον ἐστιν ἡμιν. „Ob es wahr iſt, was der Dichter Philoxen ſagt, daß das angenehmſte Fleiſch das iſt, was nicht Fleiſch iſt, und die angenehmſten Fiſche die, die nicht Fiſche ſind: das wollen wir denen zu entſcheiden überlaſſen, die, mit dem Cato zu reden, allen ihren Verſtand im Gaumen haben. Das aber iſt unſtreitig, daß junge Leute diejenigen philoſophiſchen Lehren am liebſten anhören, am willigſten befolgen, die in keinem ernſthaften, philoſophiſchen Tone vorgetragen werden.“ — Nun, was meinen Sie, daß hieraus für eine Fabel geworden? Folgende:

Der Reiz der Zubereitung.

„Cinna der Poet hat Cleander den leckerhaften Eſſer auf ein wirthſchaftliches Mittagsmahl. Eine Schüſſel mit Speiſen ward aufgetragen, Cleander aß mit bedachtſamer Miene und ſagte: das angenehmſte Fleiſch iſt, was nicht Fleiſch iſt. Hernach kam eine Schüſſel mit Fiſchen; dann ſagte er: der angenehmſte Fiſch iſt, der kein Fiſch iſt. Cinna gab ihm zu erkennen, daß er dieſe räthſelhafte Sprache nicht verſtünde. Cleander verſetzte: Soll ein Mann, der den Geſchmack nur in der Kehle hat, den hierüber belehren, der ihn in dem Verſtande hat? Der Gedanke kann dir nicht fremd ſeyn, daß die Menſchen diejenige philoſophiſche Schrift am liebſten haben und mit dem meiſten Vergnügen leſen, die nicht philoſophiſch, noch im Ernſt geſchrieben ſcheint. Sie wollen in dem Vortrage und den Vorſtellungen eine ſchmackhafte und niedliche Zubereitung haben. Ich dächte, daß wir dieſer Betrachtung deinen Phaeton, deine Verwandlungen, und deine Katze in Elyſium ſchuldig wären.“

Und das nennt Arel eine Leſſingiſche Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieſer Verfaſſer ein ſo kahler Ausſchreiber iſt, und eine ſchöne Stelle eines Alten ſo jämmerlich zu ſeinem Nutzen verarbeitet. Was hat Arel hier hinzuerfunden? Was hat er anders, was hat er mehr hineingelegt, als nicht ſchon darin liegt? Wenn er, als ein Schweizer, wenigſtens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und den leckerhaften Eſſer zum dritten hätte ſagen laſſen: „der angenehmſte Käſe iſt der, der kein Käſe iſt;“ ſo wäre es doch noch etwas geweſen. Aber auch das hat er nicht gethan; und er ſcheint mir ganz der Poet Cinna ſelbſt geweſen zu ſeyn, der hier die Ehre hat, gegen den Freſſer eine ſehr alberne Perſon zu ſpielen.

Nicht L., ſondern Arel ſelbſt iſt ſeit langer Zeit als ein Zuſammenſchreiber bekannt, der ſeine Beleſenheit für Erfindungskraft zu verkaufen weiß. Z. E. Als ihn der Verfaſſer der „neuen kritiſchen Briefe“ ſein Probeſtück machen ließ und ihm verſchiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand ſich auch dieſe darunter: Auf einen, der ſich rühmte, er kenne das Gedicht, der Meſſias, ſehr wohl, es wäre in Hexametern verfaßt, und er hätte den Vers aus demſelben behalten:

Alſo verſammelten ſich die Fürſten der Hölle zu Satan.

Geſchwind beſann ſich Arel auf ein anderes Schulbüchelchen, und erzählte folgendes:

Der Palaſt des Prinzen Eugen.

„Man redete in einer Geſellſchaft von dem Palaſte des Prinzen Eugen, der in dem preußiſchen Ueberfall ſollte niedergeriſſen werden. Man war ſehr bemüht, ſein Ebenmaß, ſeine Abtheilungen und ganze Form zu unterſuchen. Ein Menſch, der große Reiſen gethan hatte, ſchwieg lange ſtille, endlich fing er an: Dieſer Palaſt iſt mir ſo gut bekannt, als irgend jemanden. Ich war in Wien, als er gebaut ward, und ich habe das Glück, ein Stückchen von dem Marmor zu beſitzen, woraus er gebaut iſt. Zugleich zog er das Stückchen aus der Taſche und betheuerte, daß er's von dem Marmor heruntergeſchlagen hätte, von welchem der Palaſt erbaut worden.“

Was iſt das anders, als das Mährchen des Hierokles von dem Scholaſtiker, welcher ſein Haus verkaufen wollen? *Σχολαστικὸς οἰκίαν πωλῶν, λίθον ἀπ' αὐτῆς εἰς δεῖγμα περιέφερε.*

Ich habe oben die Leſſing'ſche Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abſchreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieſer zu zeigen, wie glücklich Arel parodirt, wenn er ſeinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erſt frage ich Sie: was hat L. wohl mit ſeinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muſter der weiblichen Zucht genannt zu werden verdienen? So offenbar dieſes iſt, ſo wenig will es ihm doch Arel zugeſtehen, ſondern glaubt dieſe Moral erſt durch nachſtehende Fortſetzung hineinzulegen.

Unempfindlichkeit iſt nicht ſtrenge Zucht.

„Haſt du die drei ſtrengen, züchtigen Mädchen noch nicht gefunden, Iris, die ich dir befahl zu ſuchen, damit ich der Venus Hohn ſprechen könnte? Alſo fragte Juno die Botſchafterin des Himmels. Ich fand ſie, antwortete Iris, aber ſie waren ſchon vergeben; Merkur hatte ſie zum Pluto geführet, der ſie für Furien brauchen will. Für Furien, dieſe Tugendhaften? ſprach Juno. O, verſetzte Iris, vollkommen ſtrenge; alle drei hatten den geringſten Funken in ihren Herzen erſtickt, alle drei haben niemals einer Mannsperſon gelächelt. Die Göttin machte große Augen und verſetzte: du haſt mir diesmal einen ſchlechten Begriff von deinem Verſtande gemacht, und deine Moral iſt mir verdächtig, indem du Tugend, Keuſchheit und Zucht mit Menſchenhaß und Unempfindlichkeit vermiſcheſt. Gellert ſoll mir die ſuchen, die ich verlange.“

Der ſeltſame Arel! Alſo muß man dem Leſer nichts zu denken laſſen? und das Compliment, das Gellert hier bekömmt! Er, den die Schweizer ehedem, wie Leſſingen mit Stoppen in eine Claſſe ſetzten!

So ſehr unterdeſſen Herr L. von Areln gemißhandelt worden, ſo weiß ich doch nicht, ob es ihn eben ſehr verdrießen darf, ſeine Fabeln ſo gefliſſentlich parodirt zu ſehen. Er mag ſich erinnern, was der Abt Sallier zu dem erſten Requiſit einer Parodie macht. Le sujet qu'on entreprend de parodier, doit toujours être un ouvrage connu, célèbre et estimé. La critique d'une pièce médiocre ne peut jamais devenir intéressante, ni piquer la curiosité. Quel besoin de prendre la peine de relever des défauts, qu'on n'aperçoit que trop sans le secours de la critique? Le jugement du public prévient celui du censeur: ce seroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils savent aussi bien que nous, et tirer un ouvrage de l'obscurité où il mérite d'être enseveli. Une pareille parodie ne sauroit ni plaire ni instruire, et l'on ne peut parvenir à ce but, que par le choix d'un sujet, qui soit en quelque façon consacré par les éloges du public. Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verſtehen gegeben hat, daß Hermann Arel niemand anders als unſer berühmter Bodmer ſey: wie eitel kann er darauf ſeyn, dieſen kritiſchen Vejanius,

Spectatum satis et donatum jam rude, —

noch eins bewogen zu haben

— — — antiquo se includere ludo.

Sophokles.

Erſtes Buch.

Von dem Leben des Dichters.

1760.

Bayle, der in ſeinem „kritiſchen Wörterbuche“ ſowohl dem Aeſchylus als dem Euripides einen beſondern Artikel gewidmet hat, übergeht den Sophokles mit Stillſchweigen. Verdiente Sophokles weniger gekannt zu werden? War weniger Merkwürdiges von ihm zu ſagen, als von jenen ſeinen Mitbewerbern um den tragiſchen Thron?

Gewiß nicht. Aber bei dem Aeſchylus hatte Bayle Stanley; bei dem Euripides hatte ihm Barnes vorgearbeitet. Dieſe Männer hatten für ihn geſammelt, für ihn berichtigt, für ihn verglichen. Voll Zuverſicht auf ſeinen angenehmern Vortrag, ſetzte er ſich eigenmächtig in die Rechte ihres Fleißes. Und dieſem Fleiße den Staub abzukehren, den Schweiß abzutrocknen, ihn mit Blumen zu krönen: war ſeine ganze Arbeit. Eine leichte und angenehme Arbeit!

Hingegen als ihn die Folge der Buchſtaben auf den Sophokles brachte, vergebens ſah er ſich da nach einem Stanley oder Barnes um. Hier hatte ihm niemand vorgearbeitet. Hier mußte er ſelbſt ſammeln, berichtigen, vergleichen. Wäre es ſchon ſein Werk geweſen, ſo erlaubte es ihm jetzt ſeine Zeit nicht, und Sophokles blieb weg.

Die nämliche Entſchuldigung muß man auch ſeinem Fortſetzer, dem Herrn Chaufepie, leiden. Auch dieſer fand noch keinen Vorarbeiter, und Sophokles blieb abermals weg. —

Man gewinne aber einen alten Schriftſteller nur erſt lieb, und die geringſte Kleinigkeit, die ihn betrifft, die einige Beziehung auf ihn haben kann, hört auf uns gleichgültig zu ſeyn. Seitdem ich es bedauere, die Dichtkunſt des Ariſtoteles eher ſtudirt zu haben als die Muſter, aus welchen er ſie abſtrahirte, werde ich bei dem Namen Sophokles, ich mag ihn finden, wo ich will, aufmerkſamer als bei meinem eigenen. Und wie vielfältig habe ich ihn mit Vorſatz geſucht! Wie viel Unnützes habe ich ſeinetwegen geleſen!

Nun denke ich: keine Mühe iſt vergebens, die einem andern Mühe erſparen kann. Ich habe das Unnütze nicht unnützlich geleſen, wenn es von nun an dieſer oder jener nicht weiter leſen darf. Ich kann nicht bewundert werden; aber ich werde Dank verdienen. Und die Vorſtellung, Dank zu verdienen, muß eben ſo angenehm ſeyn, als die Vorſtellung bewundert zu werden, oder wir hätten keine Grammatiker, keine Literatoren.

Mit mehrerm Wortgepränge will ich dieſes Leben meines Dichters nicht einführen. Wenn ein Kenner davon urtheilt, „Barnes würde es gelehrter, Bayle würde es angenehmer geſchrieben haben,“ ſo hat mich der Kenner gelobt.

Leben des Sophokles.

„Vor allen Dingen muß ich von meinen Quellen Rechenſchaft geben (A). Dieſen zufolge war Sophokles von Geburt ein Athenienſer und zwar ein Koloniate (B). Sein Vater hieß Sophilus (C). Nach der gemeinſten und wahrſcheinlichſten Meinung ward er in dem 2ten Jahre der 71ſten Olympias geboren (D).

„Er genoß eine ſehr gute Erziehung. Die Tanzkunſt und die Muſik lernte er bei dem Lamprus, und brachte es in dieſer letztern wie auch im Ringen ſo weit, daß er in beiden den Preis erhielt (E). Er war kaum 16 Jahr alt, als er mit der Leier um die Trophäen, welche die Athenienſer nach dem Salaminiſchen Siege errichteten, tanzte und den Lobgeſang anſtimmte. Und das zwar nach einigen nackt und geſalbt; nach andern aber bekleidet (F). In der tragiſchen Dichtkunſt ſoll Aeſchylus ſein Lehrer geweſen ſeyn; ein Umſtand, an welchem ich aus verſchiedenen Gründen zweifle (G). Iſt er unterdeſſen wahr, ſo hat ſchwerlich ein Schüler das Uebertriebene ſeines Meiſters, worauf die Nachahmung immer am erſten fällt, beſſer eingeſehen und glücklicher vermieden, als Sophokles. Ich ſage dieſes mehr nach der Vergleichung ihrer Stücke, als nach einer Stelle des Plutarchs (H).

„Sein erſtes Trauerſpiel fällt in die 77ſte Olympias. Das ſagt Euſebius, das ſagt auch Plutarch; nur muß man das Zeugniß dieſes letztern recht verſtehen; wie ich denn beweiſen will, daß man gar nicht nöthig hat, die vermeinte Verbeſſerung anzunehmen, welche Samuel Petit darin angegeben hat (I).

„Damals war der dramatiſche Dichter auch zugleich der Schauſpieler. Weil aber Sophokles eine ſchwache Stimme hatte, ſo brachte er dieſe Gewohnheit ab. Doch blieb er darum nicht ganz von dem Theater (K).

„Er machte in ſeiner Kunſt verſchiedene Neuerungen, wodurch er ſie allerdings zu einer höheren Staffel der Vollkommenheit erhob. Es gedenken derſelben zum Theil Ariſtoteles (L); zum Theil Suidas (M); zum Theil der ungenannte Biograph (N).

„Mit der Aufnahme ſeiner „Antigone“ hatte Sophokles ohne Zweifel die meiſte Urſache vergnügt zu ſeyn. Denn die Athenienſer wurden ſo entzückt davon, daß ſie ihm kurz darauf die Würde eines Feldherrn ertheilten. Ich habe alles geſammelt, was man von dieſem Punkte bei den Alten findet, die ſich in mehr als einem Umſtande widerſprechen (O). Viel Ehre ſcheint er als Feldherr nicht eingelegt zu haben (P).

„Die Zahl aller ſeiner Stücke wird ſehr groß angegeben (Q). Nur ſieben ſind davon bis auf uns gekommen;

und von den andern iſt wenig mehr übrig als die Titel. Doch auch dieſe Titel werden diejenigen nicht ohne Nutzen ſtudiren, welche Stoffe zu Trauerſpielen ſuchen (R).

„Den Preis hat er öfters davon getragen (S). Ich führe die vornehmſten an, mit welchen er darum geſtritten hat (T).

„Mit dem Euripides ſtand er nicht immer in dem beſten Vernehmen (U). Ich kann mich nicht enthalten eine Anmerkung über den Vorzug zu machen, welchen Sokrates dem Euripides ertheilte. Er iſt der tragiſchen Ehre des Sophokles weniger nachtheilig, als er es bei dem erſten Anblicke zu ſeyn ſcheint (X).

„Verſchiedene Könige ließen ihn zu ſich einladen; allein er liebte ſeine Athenienſer zu ſehr, als daß er ſich freiwillig von ihnen hätte verbannen ſollen (Y).

„Er ward ſehr alt und ſtarb in dem 3ten Jahre der 93ſten Olympias (Z). Die Art ſeines Todes wird verſchiedentlich angegeben. Die eine, welche ein altes Sinngedicht zum Grunde hat, wollte ich am liebſten allegoriſch verſtanden wiſſen (AA). Ich muß die übrigen alten Sinngedichte, die man auf ihn gemacht hat, nicht vergeſſen (BB). Sein Begräbniß war höchſt merkwürdig (CC).

„Er hinterließ den Ruhm eines weiſen, rechtſchaffnen Mannes (DD); eines geſelligen, munteren und ſcherzhaften Mannes (EE); eines Mannes, den die Götter vorzüglich liebten (FF).

„Er war ein Dichter; kein Wunder, daß er gegen die Schönheit ein wenig zu empfindlich war (GG). Es kann leicht ſeyn, daß es mit den verliebten Ausſchweifungen, die man ihm Schuld giebt, ſeine Richtigkeit hat. Allein ich möchte mit einem neuen Scribenten nicht ſagen, daß ſein moraliſcher Charakter dadurch zweifelhaft würde (HH).

„Er hinterließ verſchiedene Söhne, wovon zwei die Bahn ihres Vater betraten (II). Die gerichtliche Klage, die ſie wider ihn erhoben, mag vielleicht triftigere Urſachen gehabt haben, als ihr Cicero giebt (KK).

„Außer ſeinen Tragödien führt man auch noch andere Schriften und Gedichte von ihm an (LL).

„Die völlige Entwerfung ſeines Charakters als tragiſcher Dichter muß ich bis in die umſtändliche Unterſuchung ſeiner Stücke verſparen. Ich kann jetzt bloß einige allgemeine Anmerkungen voraus ſchicken, zu welchen mich die Urtheile, welche die Alten von ihm gefällt haben (MM), und verſchiedene Beinamen, die man ihm gegeben hat (NN), veranlaſſen werden.

„Ich rede noch von dem gelehrten Diebſtahle, den man ihm Schuld giebt (OO). Endlich werfe ich alle kleinere Materialien, die ich noch nicht anbringen können, in eine Anmerkung zuſammen (PP); deßgleichen auch die Fehler, welche die neueren Literatoren in Erzählung ſeines Lebens gemacht haben (QQ).“

Ausführung.

Es wird Mühe koſten, dieſes Gerippe mit Fleiſch und Nerven zu bekleiden. Es wird faſt unmöglich ſeyn, es zu einer ſchönen Geſtalt zu machen. Die Hand iſt angelegt.

(A)

Von den Quellen.) Dieſe ſind Suidas und ein Unbekannter, der ſeinen Scholien über die Trauerſpiele des Sophokles ein Leben des Dichters vorgeſetzt hat. Suidas und ein Scholiaſt: Quellen! So gefällt es der verheerenden Zeit! Sie macht aus Nachahmern Originale, und giebt Auszügen einen Werth, den ehedem kaum die Werke ſelbſt hatten.

Der Artikel „Sophokles“ iſt bei dem erſten ſehr kurz. Es iſt auch nicht dabei angemerkt, woher er entlehnt worden. Niemand hat ſich verdienter um ihn gemacht, als J. Meurſius,[1] der ihn mit Anmerkungen erläutert hat, die ich mehr als einmal anführen werde.

Das Leben des Scholiaſten iſt etwas umſtändlicher, und es zieht ältere Währmänner an, für die man alle Hochachtung haben muß, den Ariſtoxenus, den Iſter, den Satyrus. Unter dem erſten verſteht er ohne Zweifel den Ariſtoxenus von Tarent, den bekannten Schüler des Ariſtoteles, von deſſen vielen Schriften uns nichts als ein kleiner muſikaliſcher Tractat übrig geblieben iſt. Ammonius[2] führt von ihm ein Werk „von den tragiſchen Dichtern“ an; und in dieſem ohne Zweifel wird das geſtanden haben, was der Scholiaſt, den Sophokles betreffend, aus ihm anführt. Iſter iſt der Schüler des Kallimachus, deſſen Diogenes Laertius, Athenäus, Suidas und andere gedenken.[3] Was für einen Satyrus er hingegen meine, will ich nicht beſtimmen. Vielleicht den Peripatetiker dieſes Namens,[4] unter deſſen Leben berühmter Männer auch ein Leben des Sophokles ſeyn mochte.

Aber hätte ich nicht lieber die zerſtreuten Stellen bei dem Plato, Ariſtoteles, Diodorus Siculus, Pauſanias, Athenäus, Philoſtrat, Strabo, Ariſtides, Cicero, Plinius ꝛc., die den Sophokles betreffen, die Quellen nennen ſollen? Doch ſie gedenken ſeiner nur im Vorbeigehen.

Und auch der Bücher, die mich zum Theil zu den Quellen gewieſen haben, kann ich ohne Undankbarkeit nicht vergeſſen. Wenn ich aber den Gyraldus,[5] den Meurſius,[6] und den Fabricius[7] nenne, ſo habe ich ſie alle genannt. Das ſind die einzigen, bei welchen ich mehr zu lernen, als zu verbeſſern gefunden habe. Bei allen andern war es umgekehrt.

(B)

Ein Athenienſer und zwar ein Koloniate.) Suidas: *Σοφοκλης, Σοφιλου, Κολωνηθεν, Ἀθηναιος.* Und der ungenannte Biograph: *Ἐγενετο ουν ὁ Σοφοκλης το γενος Ἀθηναιος, δημου Κολωνηθεν.* Deßgleichen der Grammatiker, von welchem der eine Inhalt des „Oedipus auf Kolonos“ iſt: *ἠν γαρ Κολωνοθεν.*[8] Auch Cicero[9] beſtätigt es: Tanta vis admonitionis inest in locis, ut non sine causa ex his memoriæ ducta sit disciplina. Tum Quintus, est plane, Piso, ut dicis, inquit, nam me ipsum huc modo venientem convertebat ad sese Coloneus ille locus,[10] cujus incola Sophocles ob oculos versabatur: quem scis quam admirer, quamque eo delecter: me quidem ad altiorem memoriam Oedipodis huc venientis, et illo mollissimo carmine, quænam essent ipsa haec loca, requirentis, species quaedam commovit; inanis scilicet, sed commovit tamen.

Das athenienſiſche Volk ward wie bekannt in *φυλας* (Stämme) eingetheilt, und dieſe *φυλαι* theilten ſich wiederum in verſchiedene *Δημους*, das iſt Landsmannſchaften, wie es Schulze[1] überſetzt hat, und ich es nicht beſſer auszudrücken wüßte. Nicht ſelten bemerken die Geſchichtſchreiber beydes: ſowohl den Stamm, als die Landsmannſchaft. So ſagt z. E. Plutarch vom Perikles: *Περικλῆς των μεν φυλων Ἀκαμαντιδης, των δημων Χολαργευς.* Von unſerm Sophokles aber findet ſich nur der *Δημος* genannt; und ich wüßte nicht, daß irgend ein Philolog die *δημους* nach ihren *φυλαις* geordnet hätte; wenigſtens hat es Meurſius in ſeinem Werke de populis Atticae nicht gethan. Unterdeſſen vermuthe ich nicht ohne Grund, daß Sophokles aus dem Hippothoontiſchen Stamme geweſen iſt, wie ich in der Anmerkung (CC) zeigen will.

---

[1] In ſeiner Schrift: Aeschylus, Sophocles, Euripides, sive de Tragœdiis eorum libri III. Lugduni Batav. 1619. Von Seite 87 bis 94. Sie iſt dem 10ten Theile des „Gronov'ſchen Theſaurus“ einverleibt worden.

[2] *Περι ὁμοιων και διαφορων λεξεων*; unter *ξενωθαι και ξενισθαι*: *Αριστοξενος ἐν τῳ πρωτῳ Τραγῳδοποιων περι ποιητων οὑτω φησι κατα λεξιν* u. ſ. w.

[3] Vossius de Hist. Gr. lib. IV. c. 12.

[4] Jonsius lib. II. de script. Hist. Philos. c. 11.

[5] *Gyraldus* Hist. Poetarum tam græcorum quam latinorum, Dialog. VII.

[6] In der unter 1 angezogenen Schrift.

[7] Fabricius Bibl. Græca Lib. II. cap. 17.

[8] Sowohl die Ausgabe des Heinrich Stephanus als des Paul Stephanus von 1603 (Seite 483) haben hier *Κολωνοθεν* anſtatt *Κολωνηθεν*.

[9] Lib. V. de finibus.

[10] Meurſius (Reliqua Attica cap. 6. p. 26) lieſt: convertebat ad sese Colonus; ille locus etc., und ich ziehe dieſe Leſeart vor.

Es hieß aber der Demos des Sophokles *Κολωνος*. *Κολωνος* bedeutet überhaupt einen Hügel, eine Anhöhe; *γης ἀναστημα, τοπος ὑψηλος.*[2] Zu Athen aber wurden beſonders zwei Hügel ſo genannt, wovon der eine innerhalb, der andere außerhalb der Stadt lag. Der innerhalb der Stadt war auf dem Marktplatze neben dem Tempel des Eurysaces, und hieß von dem Markte *Κολωνος ἀγοραιος*. Von dieſem iſt die Rede nicht, ſondern von dem außer der Stadt, welcher zum Unterſchiede *Κολωνος ἱππιος*, d. i. der Ritterhügel, ſo wie jenes der Markthügel genannt ward.[3] Und zwar hatte er das Beiwort *ἱππιος* von den darauf befindlichen Altären oder Tempeln des Neptuns *ἱππιου* und der Minerva *ἱππιας*.[4] Aus der obigen Stelle des Cicero, und zwar aus den Worten: nam me ipsum huc modo venientem convertebat ad sese Colonus etc. iſt nicht undeutlich zu ſchließen, daß er zwiſchen der Akademie und der Stadt gelegen; denn das huc geht hier auf die Akademie. Nun lag dieſe ſechs Stadien von dem Thore, und der Kolonos mußte folglich noch näher liegen. Meurſius braucht dieſen Ort des Cicero auch ſehr glücklich zur Verbeſſerung einer Stelle des Thucydides, wo geſagt wird, daß der Kolonos ungefähr zehn Stadien von der Stadt liege: *σταδιους μαλιστα δεκα*; und er vermuthet, daß man anſtatt *δεκα* leſen müſſe *ς'*.

Diejenigen nun, die in der Nähe dieſes *Κολωνος* wohnten, machten den Demos aus, der davon den Namen führte, und hießen *Κολωνιαται*. Niemand kann uns dieſes beſſer ſagen als Sophokles ſelbſt:

— — — *Αἱ δε πλησιον γυαι*
Τονδ' ἱπποτην Κολωνον εὐχονται σφισιν
Ἀρχηγον εἰναι, και φερουσι τοὐνομα
Το τουδε κοινον παντες ὠνομασμενοι

heißt es zu Anfange ſeines „Oedipus auf Kolonos.“[1] Und der Scholiaſt ſetzt hinzu: *Το του Κολωνου ὀνομα κοινον φερουσι παντες, ὀνομαζομενοι Κολωνιαται δημοται.* Mit der Ueberſetzung, welche Vitus Winſemius von dieſer Stelle macht, bin ich nichts weniger als zufrieden:

— Et qui in vicinis compitis habitant agricolæ
Hunc equestrem Colonum precantur sibi
Præsidem esse, atque inde nomen
Commune habent, ac Coloniatæ vocantur.

Equestrem Colonum precantur sibi præsidem esse würde ungefähr heißen: ſie verehren dieſen Kolonos als ihren Schutzgott. Welch ein Sinn! Ich würde *εὐχονται* durch das bloße profiteri, aufs höchſte durch gloriari geben; und *ἀρχηγον* wenigſtens durch generis auctorem ausdrücken. Denn weiter will Sophokles auch nichts ſagen, als daß die Landleute da herum ſich des Kolonos als ihres Stammorts rühmen und den Namen der Koloniaten von ihm führen.

Wodurch aber dieſer Kolonus beſonders merkwürdig geworden, das waren die letzten Schickſale des Oedipus. Hier ließ ſich dieſer unglückliche Mann nieder, als ihn ſeine grauſamen Söhne aus ſeinem Reiche trieben; hier ſtarb er. Sophokles hat dieſen wunderbaren Tod zu dem Inhalte eines Trauerſpiels gemacht, *χαριζομενος οὐ μονον τῃ πατριδι ἀλλα και τῳ ἑαυτου δημῳ*, ſagt der Scholiaſt. Und in der That hat ſchwerlich ein Dichter ſeinen Geburtsort glücklicher verewigt als Er. Was ich ſonſt noch davon zu ſagen hätte, verſpare ich, bis ich auf das Stück ſelbſt komme, das zum Glücke eines von den übrig gebliebenen iſt.

So außer allen Zweifel es nun ſchon durch dieſe Zeugniſſe und Umſtände geſetzt zu ſeyn ſcheint, daß Sophokles von Geburt ein Athenienſer und zwar ein Koloniate geweſen: ſo findet man doch eines Alten erwähnt, welcher anderer Meinung ſeyn wollen. Iſter nämlich, wie der ungenannte Biograph anführt, hat vorgegeben, Sophokles ſey kein Athenienſer, ſondern ein Phliaſier. Aber da Iſter der einzige iſt, der dieſes geſagt hat, warum ſoll man ſich von ihm irre machen laſſen? Und ſo urtheilt der ungenannte Biograph ſelbſt: *Ἀπιστητεον δε και τῳ Ἰστρῳ φασκοντι αὐτον οὐκ Ἀθηναιον, ἀλλα Φλιασιον εἰναι· πλην γαρ Ἰστρου παρ' οὐδενι ἑτερῳ τουτ' ἐστιν εὑρειν.*

Meurſius hat, bei Gelegenheit dieſer Stelle des Biographs, einen Fehler begangen. In ſeinen Anmerkungen nämlich über das Leben des Sophokles aus dem Suidas gedenkt er unter dem Worte *Κολωνηθεν* dieſer Meinung des Iſter, und ſagt: Ister e populo Phliensi fuisse eum tradiderat. Nun iſt populus hier dem Meurſius ſoviel als *δημος*. Iſter aber hat dem Sophokles nicht bloß den Koloniaten, nicht bloß den populum, *δημον*, ſondern überhaupt den Athenienſer abſprechen wollen. Dieſes iſt aus dem Gegenſatze klar: *οὐκ Ἀθηναιον ἀλλα Φλιασιον.* Wäre unter *Φλιασιος* bloß der *δημος* zu verſtehen, ſo könnte er ja eben ſo wohl ein Phliaſier und Athenienſer, als ein Koloniate und ein Athenienſer ſeyn. Eine dunkele Erinnerung, die dem Meurſius vielleicht beiwohnte, daß es wirklich einen *δημον*, Namens *Φλυα*, gegeben, hat ihn ohne Zweifel zu dieſem Fehler verleitet. Allein des Unterſchieds in den Buchſtaben nicht zu gedenken, ſo heißt das Adjectivum von *Φλυα* nicht *Φλιασιος*, ſondern einer aus dieſem δημω heißt Φλυευς. Ich berufe mich deßwegen auf folgende Inſcription bei dem Spon:[1]

---

[1] In ſeinen Anmerkungen über die Leben des Plutarch, welche Kind ſeiner Ueberſetzung beigefügt hat.

[2] Suidas unter *Κολωνος*.

[3] Man ſehe den Harpocration und Pollux, deren Stellen Meurſius (Reliq. Att. cap. 6.) anführt. Wie auch den Grammatiker, welcher den zweiten Inhalt des „Oedipus auf Kolonos“ gemacht hat. *Οὑτω κληθεντι*, ſagt dieſer von dem Kolonos, *ἐπει και Ποσειδωνος ἐστιν ἱερον ἱππιου και Προμηθεως, και αὐτου οἱ ὀρεωκομοι ἱστανται.* Der lateiniſche Ueberſetzer macht in dieſer Stelle einen ſehr albernen Fehler. Er giebt ſie nämlich ſo: quoniam Neptuni Equestris ibi est sacellum et Promethei, quique *ejus mulorum* curam gerunt, ibi considunt. — *Ejus mulorum*? Was mögen das für geheiligte Mauleſel geweſen ſeyn? Er hat das Adverbium *αὐτου* für den Genitiv des Pronomens angeſehen. (S. die Ausgabe des Paul Stephanus. S. 488.)

[4] Warum aber jener eben hier als *ἱππιος* verehrt wurde, war ohne Zweifel dieſes die Urſache, weil er

Ἱπποισιν τον ἀκεστηρα χαλινον
Πρωταισι ταισδ' ἐκτισας ἀγυιαις.

(Sophokles in ſeinem „Oedipus auf Kolonos,“ Zeile 715. 16.) Dieſe Stelle des Sophokles hat mit der bekannten ſtreitigen Stelle des Virgil:

Tuque ô, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percussa tridenti.

(Georg. lib. I. v. 12. 13.) ſehr viel Aehnliches. Virgil ſcheint ſie vor Augen gehabt zu haben, und ich muß mich wundern, daß ſie keinem von ſeinen Auslegern beigefallen iſt. Denn man kann *πρωταισι* eben ſowohl mit *ἀγυιαις*, als mit *ἱπποισιν* verbinden.

[1] Zeile 59 u. f.

ΣΕΛΕΥΚΟΣ
ΞΕΝΩΝΟΣ
ΦΛΥΕΥΣ

Φλιασιος hingegen iſt das Gentile von Φλιους. Phlius aber war eine Stadt in dem Peloponneſus und zwar in Achaia, nicht weit von Sicyon.[2] Aus dieſem Phlius alſo und nicht aus Phlya muß Iſter den Sophokles gebürtig geglaubt haben.

Strabo ſagt, das alte Phlius habe an dem Berge Köleſſa gelegen. Dieſes bringt mich auf eine Vermuthung. Sollte wohl Iſter anſtatt Κολωνηθεν geleſen haben Κοιλωσσηθεν?

(C)

Sein Vater hieß Sophilus.) Man ſehe das Zeugniß des Suidas unter (A). Dieſes beſtätigt der ungenannte Biograph: ὑιος δε Σοφιλου. Und ein Ungenannter in der „Anthologie:“[3]

Τον σε χοροις μελψαντα Σοφοκλεα παιδα Σοφιλου,
Τον τραγικης μουσης ἀστερα Κεκροπιον

u. ſ. w. Clemens Alexandrinus[4] ſchreibt ihn Σοφιλλος. So auch Tzetzes.[5] Diodorus Siculus hingegen ſchreibt ihn Θεοφιλος.[6] Ich wollte darum aber nicht mit dem Meurſius ſagen: **Ergo emendandus Diodorus Siculus.** Denn es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Σοφιλος und Θεοφιλος im Grunde einerlei Namen ſind, indem der Doriſche Dialekt Σιος anſtatt Θεος ſagt. Daher es denn auch die lakoniſche Ausſprache war. Wenn die Athenienſerin νη τω θεω ſchwur, ſchwur die Spartanerin ναι σιω. Es war Ein Schwur; obgleich beide verſchiedene Gottheiten damit meinten.[7]

Das war ſein Name; nun von ſeinem Stande. War Sophilus, der Vater unſeres Dichters, einer von den vornehmeren oder geringeren Bürgern? Ariſtoxenus und Iſter haben das letztere behauptet; denn beide haben ihn zu einem Handwerker, jener zu einem Zimmermanne oder Schmiede, und dieſer zu einem Schwertfeger gemacht. Allein dem ungenannten Biograph kömmt dieſes unglaublich vor; und zwar aus zwei Gründen, davon einer von der Feldherrnſtelle, welche Sophokles nachher, zugleich mit den vornehmſten Männern des Staats bekleidet, und der andere von dem Stillſchweigen der Comödienſchreiber hergenommen iſt. Er wählt alſo den Mittelweg und ſagt, daß Sophilus vielleicht nur Knechte gehalten habe, die jene Handwerke treiben müſſen: Ὑιος του Σοφιλου, ὁς οὐτε (ὡς Ἀριστοξενος φησι) τεκτων, ἡ χαλκευς ἠν· οὐτε (ὡς Ιστρος) μαχαιροποιος την ἐργασιαν. Τυχον δε ἐκεκτητο δουλους χαλκεας ἡ τεκτονας· οὐ γαρ εικος τον ἐκ τοιουτων γενομενον στρατηγιας ἀξιωθηναι συν Περικλει και Θουκυδιδῃ, τοις πρωτοις της πολεως· ἀλλ᾽ οὐδ᾽ ἀν ὑπο των κωμῳδων ἀθικτος ἀφειθη, των οὐδε Θεμιστοκλεους ἀπεσχομενων.

Den erſten Grund halte ich für den ſtärkſten nicht. Ich werde in der Anmerkung (O) mehr davon ſagen. Der zweite aber dünkt mich deſto wichtiger. Ein geringes Herkommen war für die Dichter der alten Comödie eine unerſchöpfliche Quelle von Spöttereien. Wehe dem berühmten Manne, dem ſie von dieſer Seite etwas vorrücken konnten! Da war kein Verſchonen, wenn er ſich um den Staat auch noch ſo verdient gemacht hätte. Themiſtokles, ſagt der Biograph, erfuhr es. Und der gute Euripides! ſetze ich hinzu. Wie viel mußte er, wegen ſeiner Mutter Klito, die eine Krauthöckerin (λαχανοπωλις) geweſen war, von dem Ariſtophanes leiden. Nun war zwar Ariſtophanes ein beſonderer Feind des Euripides, dem er den Sophokles ſehr weit vorzog. Aber würde er dieſer poetiſchen Gerechtigkeit wegen einen Einfall unterdrückt haben? Da kennt man den Ariſtophanes nicht! Da kennt man die alte Comödie nicht! Als Sophokles in ſeinem Alter Gedichte für Geld machte, wozu ihn vielleicht die Noth zwang, wie bitter warf es ihm Ariſtophanes vor! Ich rede in der Anmerkung (P) hiervon mehr. Und er ſollte ihm ſeine geringe Herkunft geſchenkt haben? Auch Kratinus, auch Eupolis und wie ſie alle heißen, ſollten ſie ihm geſchenkt haben? Denn man muß annehmen, daß der Biograph, oder die Währmänner des Biographs, von der alten Comödie mehr geleſen hatten, als uns davon übrig geblieben iſt.

Aber was ſoll ich zu dem Mittelwege ſagen, den der Biograph hier nehmen will, „daß der Vater des Sophokles vielleicht nur Knechte gehalten, die jene Handwerke treiben müſſen?“ Das heißt viel zu viel einräumen. Denn derjenige Bürger zu Athen, welcher mit den Handthierungen ſeiner Knechte wucherte, war noch lange kein vornehmer Bürger; er gehörte aufs Höchſte in die Claſſe der Mittelbürger, των μετριων πολιτων. Ja der Sohn eines ſolchen Bürgers war noch immer den Spöttereien der Comödienſchreiber über das mittelbare Gewerbe ſeines Vaters ausgeſetzt. Ich berufe mich dieſerwegen auf das, was Plutarch[1] von dem Redner Iſokrates ſagt: *Ισοκρατης Θεοδωρου μεν ἠν παις του Ερχιεως*[2] *των μετριων πολιτων, θεραποντας αὐλοποιους κεκτημενου, — ὁθεν εἰς τους αὐλους κεκωμῳδηται ὑπο Ἀριστοφανους και Στρατιδος.* Hier iſt ein Mann, welcher Flötenmacher in ſeinem Brode hält; aber eben darum gehörte dieſer Mann unter die Mittelbürger, und der Sohn bekam von dem Ariſtophanes und Stratis des Vaters Flöten fein zu hören.

Widerſpricht alſo die unterlaſſene Spötterei der Comödienſchreiber dem Ariſtoxenus und Iſter, ſo widerſpricht ſie auch der Vermuthung des Biographs, und Sophilus muß nothwendig einer von den Edeln der Stadt geweſen ſeyn, die reines Vermögen genug beſaßen, entweder in die Claſſe der Pentakoſiomedimnen, oder wenigſtens in die Claſſe der Ritter zu gehören. Dieſer Behauptung kömmt das Zeugniß eines Alten, eines ſpätern Römers zwar, aber doch eines Mannes zu Statten, der mit der griechiſchen Literatur genau bekannt war. Der ältere Plinius[3] nämlich nennt unſeren Dichter ausdrücklich principe loco genitum Athenis. Wird Plinius das aus ſeinem Kopfe geſagt haben? Wird er ſich nicht auf Zeugniſſe geſtützt haben, die wenigſtens den Zeugniſſen des Iſters und Ariſtoxenus die Wage gehalten?

Ich habe über dieſes eine Vermuthung, woraus das nachtheilige Vorgeben des Ariſtoxenus und Iſter entſtanden ſeyn kann, die hoffentlich keine von den unglücklichſten ſeyn wird. Auf dem zweiten Κολωνος, welcher zum Unterſchiede ἀγοραιος hieß, ließen ſich alle diejenigen treſſen, welche für Lohn arbeiteten, und hießen von dieſem ihren Verſammlungsorte Κολωνιται.[1] Was iſt nun leichter zu vermengen als Κολωνιται und Κολωνιαται? Sophokles aber, und folglich auch ſein Vater, war ein Κολωνιατης. So fanden ihn Ariſtoxenus und Iſter genannt, und laſen es für Κολωνιτης, und machten ihn zu einem Manne, der für Lohn arbeitet. Meine Vermuthung wird dadurch beſtärkt, daß ſie weder untereinander, noch mit ſich ſelbſt einig ſind, welches Handwerk Sophilus eigentlich getrieben habe. Denn ein Κολωνιτης konnte ein Zimmermann, ein Schmied und ein Schwertfeger ſeyn.

---

[1] In den Excerptis ex Jacobi Sponii Itinerario, de Populis Atticis, welche des Meurſius Reliq. Atticis beigefügt ſind. S. 39.

[2] Strabo im 8ten Buche S. 586, nach der Ausgabe des Almeloveen. Stephanus Byzantinus: ΦΛΙΟΥΣ, πολις Πελοποννησου — το ἐθνικον Φλιουντιος, ἡ Φλιουσιος — Πλεοναζομενου δε του α, Φλιασιος. Für πλεοναζομενου lieſt Gronovius μεταπλασμω. (Variae Lectiones in Stephano p. 26.)

[3] Libro III. cap. 25. ep. 42.

[4] In ſeiner Ermahnungsrede an die Griechen S. 56. nach der Ausgabe des D. Heinſius.

[5] Chil. VI. 69.

[6] Bibl. Hist. lib. XIII. p. 222. edit. Rodom.

[7] S. die „Lyſiſtrata“ des Ariſtophanes, Zeile 81 und 156, und was Biſetus über die erſtere anmerkt.

[1] In den Lebensbeſchreibungen der zehn Redner, unter welchen das Leben des Iſokrates das vierte iſt.

[2] Wie Xylander anſtatt του ἀρχιερεως mit vollkommenem Grunde lieſt.

[3] Histor. nat. lib. XXXVII. sect. XI. §. 1. Edit. Hard. Ich gedenke dieſer Stelle des Plinius unter (X) mit mehreren.

Will man mir über dieſes Κολωνιτης noch eine grammatikaliſche Grille erlauben? Ich halte die Sylbe της hier für etwas mehr, als für die bloße Endung, welche verſchiedene Gentilia bekommen. Ich halte ſie für das Nennwort θης, welches einen Arbeiter um Lohn bedeutet. Ὅτι ὁ παῤ ἄλλοις, merkt Photius aus den Chreſtomathieen des Helladius an,[2] μισθου δουλευων, θης καλειται, ἡ παρα το θειναι, ὁ δηλοι το χερσιν ἐργαζεσθαι και πονειν — ἡ κατα μεταθεσιν του τ εἰς το θ' το γαρ πενεσθαι και τητασθαι του βιου, οἱον ςερεσθαι, ἀναγκαζει πολλους τα δουλων πραττειν. Nun weiß ich zwar wohl, daß θης in der mehrern Zahl θητες hat, und daß es alſo nach Verwandlung des θ in das vielleicht urſprüngliche τ Κολωνιτητες heißen müßte, und nicht Κολωνιται; ich weiß aber auch, daß der gemeine Gebrauch, welcher die Abänderung der Wörter in ſeiner Gewalt hat, ſich wenig um die Herleitung bekümmert. Das θειναι in der angeführten Stelle iſt unſer thun.

(D)

In dem 2ten Jahre der 71ſten Olympias geboren.) Der ungenannte Biograph: Γεννηθηναι δε αὐτον φασιν ἑβδομηκοστη πρωτη ὀλυμπιαδι κατα το δευτερον ἐτος, ἐπι Αρχοντος Αθηνησι Φιλιππου. Mit ihm ſtimmt der Ungenannte, von welchem wir ein kurzes hiſtoriſches Verzeichniß der Olympiaden (Ὀλυμπιαδων ἀναγραφην) haben,[3] auf das genaueſte überein. Er ſchreibt unter dem 2ten Jahre ΟΛ. Ο̅Α̅. Φιλιππος. Σοφοκλης ὁ τραγῳδοποιος ἐγεννηθη. Doch merkt eben dieſer Ungenannte auch unter dem 3ten Jahre der 73ſten Olympias an: Σοφοκλης ἐγεννηθη κατα τινας. Und unter dieſe einige gehört Suidas, in dem Artikel von unſerm Dichter: τεχθεις κατα την ογ' Ὀλυμπιαδα. Es wird aber aus anderen Datis erhellen, daß man ſich an dieſe einige nicht kehren dürfe, und daß die erſtere Meinung allerdings den Vorzug verdiene.

Der ungenannte Biograph fährt fort: ἠν δε Αἰσχυλου μεν νεωτερος ἐτη δεκαεπτα, Εὐριπιδου δε παλαιοτερος εἰκοσιτεσσαρα. „Er war 17 Jahre jünger als Aeſchylus und 24 Jahre älter als Euripides.“ Dem zu Folge müßte Aeſchylus in dem 1ſten Jahre der 67ſten, und Euripides in dem 2ten der 77ſten Olympias geboren ſeyn. Doch beides ſtreitet wider alle Zeugniſſe, die man von der Geburtszeit dieſer beiden Dichter hat, ſo verſchieden ſie auch unter ſich ſelbſt ſeyen. Fabricius[1] hat dieſes bereits angemerkt: Auctor vitæ Sophoclis ait, Sophoclem Aeschylo juniorem annis XVIII (man leſe XVII) seniorem Euripide annis XXIV. Pro quibus rationibus Aeschylus natus fuerit Olymp. LXVII. 1. Euripides Olymp. LXXVIII. (man leſe LXXVII.) quod utrumque aliorum scriptorum testimoniis refellitur. Nun iſt die wahrſcheinlichſte Meinung, daß Aeſchylus in der 63ſten Olympias und Euripides in dem 1ſten Jahre der 75ſten geboren worden. Wie alſo, wenn mein ungenannter Biograph geſchrieben hätte: ἠν δε Αἰσχυλου μεν νεωτερος ἐτη εἰκοσιτεσσαρα, Εὐριπιδου δε παλαιοτερος δεκαεπτα? „Er war 24 Jahre jünger als Aeſchylus und 17 Jahre älter als Euripides?“ Würde er der Wahrheit nicht um ein großes näher kommen? Mich wundert, daß Fabricius auf dieſe Vermuthung nicht gefallen iſt.

Der Scholiaſt des Ariſtophanes merkt bei der 75ſten Zeile der Fröſche an: ἠν γαρ Σοφοκλης Αἰσχυλου μεν ἐτεσιν ἑπτα νεωτερος. Εὐριπιδου δε κδ'. „Sophokles ſey 7 Jahre jünger als Aeſchylus und 24 Jahre jünger als Euripides geweſen.“ Nichts kann deutlicher in die Augen fallen, als daß der Scholiaſt von den Abſchreibern hier jämmerlich verſtümmelt worden. Was aber L. Küſter in ſeinen Noten darüber anmerkt, iſt nur zum Theil richtig: Loco huic pessimum vulnus negligentia librariorum inflictum est: qui proinde ut in integrum restituatur, pro ἐτεσιν ἑπτα scribendum est ἐτεσιν δεκαεπτα: et deinde post Εὐριπιδου δε, inserenda est vox πρεσβυτερος vel παλαιοτερος, quæ non sine manifesto sensus detrimento hic omissa est. Absurdum enim est dicere, Sophoclem Aeschylo juniorem tantum fuisse septem annis; Euripide vero, viginti quatuor annis: cum Euripidem haud paucis post Aeschylum annis vixisse nemo ignoret. Contra Sophoclem Aeschylo juniorem fuisse septendecim annis, Euripide vero seniorem viginti quatuor annis, non solum evincunt rationes chronologicæ, sed etiam expresse testatur Anonymus in vita Sophoclis etc. Und hierauf folgen die angeführten Worte des ungenannten Biographs. Allein was will Küſter, wenn er ſagt, es wiſſe jedermann, daß Euripides erſt viele Jahre nach dem Aeſchylus gelebt habe? Aeſchylus iſt, den Arundel'ſchen Marmorn zu Folge, in dem 1ſten Jahre der 80ſten Olympias geſtorben. Und in der 79ſten hatte ſich Euripides bereits als einen tragiſchen Dichter bekannt gemacht. Man laſſe aber den Aeſchylus auch in der 78ſten geſtorben ſeyn, ſo war Euripides doch damals ſchon geraume Zeit geboren, und man kann auf keine Weiſe ſagen: Euripidem haud paucis post Aeschylum annis vixisse. Sollen aber dieſe Worte nur bedeuten, Euripides überlebte den Aeſchylus viele Jahre: ſo weiß ich gar nicht, was wider den Scholiaſten daraus folgt. Denn könnte dem ungeachtet Aeſchylus nicht ſpäter geboren ſeyn als Euripides? Und bleibt er es nicht auch alsdann noch, wenn man ſchon die 7 Jahre in 17 verwandelt hat? Kurz, das iſt der rechte Weg gar nicht, die Verſtümmlung des Scholiaſten ins Licht zu ſetzen; ſondern Küſter hätte geradezu ſagen ſollen: Es ſey ausgemacht, daß Sophokles älter als Euripides geweſen. Er hätte ſich ohne Umſchweif auf das Zeugniß des A. Gellius,[2] oder wer ihm ſonſt beigefallen wäre, berufen müſſen, und man würde es ihm ohne Umſtände eingeräumt haben, daß παλαιοτερος oder ein ähnliches Wort fehle. Wenn er aber ſagt, es erhelle aus chronologiſchen Berechnungen wirklich, daß Sophokles 17 Jahre jünger als Aeſchylus, und 24 Jahre älter als Euripides geweſen ſey: ſo iſt es gerade das Gegentheil von dem, was Fabricius ſagt. Er traut dem ungenannten Biograph, ohne ihm nachzurechnen, der der Wahrheit doch ſehr weit verfehlt, wenn man ihm durch meine vorgeſchlagene Verſetzung nicht einigermaßen zu Hülfe kommen will.

---

[1] Suidas unter dieſem Worte: Οὑτως ὠνομαζον τους μισθωτους, ἐπειδη παρα τον Κολωνον ἑιςηκεσαν, ὁς ἐςι πλησιον της ἀγορας. Suidas hat hier den Harpocration ausgeſchrieben, welcher die nämlichen Worte aus einer Rede des Hyperides anführt.

[2] Dieſen Auszug des Photius aus dem Helladius hat Meurſius überſetzt und mit Anmerkungen erläutert; und ſo iſt er dem 10ten Bande des „Gronov'ſchen Theſaurus“ als ein beſonderes Werk einverleibt worden.

[3] Man findet dieſes Ungenannten Ὀλυμπιαδων ἀναγραφην unter andern in der Janſſoniſchen Ausgabe der Chronik des Euſebius von 1658 Seite 313 u. f. Die Kritiker pflegen ſie unter dem Titel Anonymi Descript. Olympiad. anzuführen.

[1] Biblioth. Gr. libr. II. cap. 17. p. 619.

[2] Noct. Att. libr. XVII. cap. 21. Qui in hoc tempore nobiles celebresque erant, Sophocles ac deinde Euripides etc.

Meurſius, in ſeinen Anmerkungen über den Artikel des Suidas, ſagt: Alii Olympiade XCI anno 2. Sophoclem natum tradunt. Von dieſen anderen, welche vorgeben ſollen, Sophokles wäre in dem 2ten Jahre der 91ſten Olympias geboren, habe ich nie etwas gehört, auch wohl ſonſt niemand in der Welt. Es hat ſich offenbar ein Druckfehler hier eingeſchlichen; denn in der gleich darauf folgenden Stelle des Biographs lieſt Meurſius ſelbſt: *Ὀλυμπιαδι ἑβδομηκοςῃ πρωτῃ*, und nicht *ἐννενηκοςῃ πρωτῃ*. Ich will hoffen, daß man in der neuen Ausgabe der ſämmtlichen Werke des Meurſius dieſen Fehler bemerkt und verbeſſert hat. In dem „Gronov'ſchen Theſaurus,“ welchem die Schrift des Meurſius doch nach einer vermehrten Handſchrift des Verfaſſers einverleibt worden, iſt er glücklich ſtehen geblieben.

(E)

Eine gute Erziehung — Die Tanzkunſt und die Muſik bei dem Lamprus — In dieſer und im Ringen den Preis.) Der ungenannte Biograph: *Καλως τε ἐπαιδευθη και ἐτραφη ἐν ἐυπορια — Διεπονηθη δε και ἐν παισι και περι παλαιςραν και μουσικην, ἐξ ὡν ἀμφοτερων ἐςεφανωθη, ὡς φησιν Ιςρος· ἐδιδαχθη δε την μουσικην παρα Λαμπρῳ.* Und Athenäus[1] ſagt von ihm: *ἠν και ὀρχηςικην δεδιδαγμενος, και μουσικην ἐτι παις ὠν παρα Λαμπρῳ.*

Die Erziehung der Griechen iſt bekannt. Grammatik, Muſik, Gymnaſtik: hierin und nach dieſer Ordnung wurden ihre Kinder unterrichtet. Die Theile der Gymnaſtik waren *ὀρχησις* und *παλη*, das Tanzen und das Ringen. Ich will aber das Wort Ringen hier in eben dem weitläuftigen Sinne genommen wiſſen, als das griechiſche *παλη*, unter welchem noch viel andere gymnaſtiſche Uebungen als das eigentliche Ringen verſtanden wurden.

Den nun, bei welchem Sophokles die Muſik lernte, nennt der ungenannte Biograph Lampias. Athenäus hingegen nennt ſeinen Lehrer in der Muſik und Orcheſtik, das iſt demjenigen Theile der Gymnaſtik, welcher das Tanzen begreift, Lamprus. Sie meinen beide Einen Mann, deſſen Name bei dem erſten nur verſchrieben iſt. — Und dieſer Lamprus war der berühmteſte Lehrer ſeiner Zeit. Cantare ad chordarum sonum, ſagt Nepos von dem Epaminondas, doctus est a Dionysio, qui non minore fuit in musicis fama, quam Damon aut Lamprus.

Ich habe verſchiedenes über dieſen Mann anzumerken. Ich fange bei einem offenbaren Irrthume an, in welchem Fabricius ſeinetwegen geweſen iſt. Nach ihm nämlich ſoll eben dieſer Lamprus auch den Sokrates in der Muſik unterrichtet haben. Musicam et saltandi artem a *Lampro* edoctus,[2] ſagt er von unſerm Dichter, und ſetzt in der Note hinzu: eodem qui Socratem docuit. Und an einer anderen Stelle:[3] Idem ni fallor Lamprus a quo Musicam edoctum se profitetur Socrates apud Platonem Menexeno. Nur das ſoll Sokrates bei dem Plato ſelbſt ſagen? Fabricius kann dieſe Anführung unmöglich ſelbſt nachgeſehen haben. Denn Sokrates ſagt es daſelbſt nicht nur nicht, ſondern ſagt ſogar gerade das Gegentheil. Er unterhält ſich mit dem Menexenus von der Lobrede, welche den im Treffen gebliebenen Athenienſern gehalten werden ſoll. Er ſagt, es ſey dieſes ein Stoff, der eben nicht viel Geſchicklichkeit erfordere. Denn was für Schwierigkeiten könne es haben, Athenienſer in Athen zu loben? Ganz anders wäre es, wenn der Redner Athenienſer in Sparta, oder Spartaner in Athen loben müßte. Und alſo, fragt Menexenus den Sokrates, getrauſt du dich wohl dieſe Rede ſelbſt zu halten? Warum nicht? erwiedert Sokrates. *Και ἐμοι μεν γε, ὠ Μενεξενε, οὐδεν θαυμαςον οἱον τ' ἐιναι ἐιπειν, ᾡ τυγχανει διδασκαλος οὐσα οὐ πανυ φαυλη περι ῥητορικης, ἀλλ' ἡπερ και ἀλλους πολλους και ἀγαθους πεποιηκε ῥητορας, ἑνα δε και διαφεροντα των Ἑλληνων, Περικλεα του Ξανθιππου. ΜΕ. Τις αὑτη; ἠ δηλονοτι Ἀσπασιαν λεγεις; ΣΩ. Λεγω γαρ· και Κοννον γε του Μητροβιου· οὑτοι γαρ μοι δυο ἐισι διδασκαλοι· ὁ μεν μουσικης, ἡ δε ῥητορικης· οὑτω μεν οὐν τρεφομενον ἀνδρα οὐδεν θαυμαςον δεινον ἐιναι λεγειν· ἀλλα και ὁςις ἐμου κακιον ἐπαιδευθη, μουσικην μεν ὑπο Λαμπρου παιδευθεις, ῥητορικην δε ὑπο Ἀντιφωντος του Ῥαμνουσιου, ὁμως κἀν οὑτος οἱος τ' ἐιη Ἀθηναιους γε ἐν Ἀθηναιοις ἐπαινων ἐυδοκιμειν.* Ich, ſagt er, der ich in der Beredſamkeit die Aſpaſia, und in der Muſik den Konnus zum Lehrmeiſter habe, ſollte nicht im Stande ſeyn, eine dergleichen Lobrede zu halten? Die könnte ja wohl einer halten, der einen ſchlechteren Unterricht genoſſen hätte als ich; der die Muſik von dem Lamprus und die Beredſamkeit von dem Antiphon gelernt hätte. — Weit gefehlt alſo, daß Sokrates hier vorgeben ſollte, die Muſik von dem Lamprus gelernt zu haben; er iſt vielmehr ſtolz darauf, daß er ſie nicht von ihm gelernt hat, daß er ſie von einem beſſeren Meiſter erſt jetzt lernt.

Was mag aber wohl den Fabricius zu dieſem Irrthume verleitet haben? Ohne Zweifel eine Stelle des Sextus Empiricus, oder vielmehr eine vermeinte Verbeſſerung die Menage darin machen will. *Σωκρατης*, erzählt Sextus Empiricus,[1] *καιπερ βαθυγηρως ἠδη γεγονως, οὐκ ᾐδειτο προς Λαμπωνα τον κιθαριςην φοιτων· και προς τον ἐπι τουτῳ ὀνειδισαντα λεγειν, ὁτι κρειττον ἐςιν ὀψιμαθη μαλλον, ἠ ἀμαθη διαβαλλεσθαι.* Hier heißt der Citheriſt, von welchem ſich Sokrates noch in ſeinem hohen Alter unterweiſen laſſen, Lampon, und Menage[2] ſagt: obiter moneo pro *Λαμπωνα*, legendum omnino *Λαμπρον*. Aber warum denn? Um den Sextus Empiricus ſtatt eines kleinen Fehlers einen weit gröberen begehen zu laſſen? Es iſt wahr, des Sokrates Lehrer in der Muſik hieß nicht Lampon, er hieß Konnus; Sextus irrt ſich in dem Namen. Aber er würde ſich in mehr als in dem Namen geirrt haben, wenn er Lamprus geſchrieben hätte. Denn Lamprus konnte damals ſchwerlich mehr leben. Man überſchlage es nur. Lamprus unterrichtete den Sophokles vor ſeinem 16ten Jahre, und der Lehrer konnte leicht 20 Jahre älter ſeyn als der Schüler; Sokrates war beinahe 30 Jahr jünger als Sophokles, und lernte die Muſik *βαθυγηρως ἠδη γεγονως*, als er ſchon ſehr alt war. Nun laſſe man ihn nur 50 Jahr geweſen ſeyn, und rechne zuſammen. Müßte nicht Lamprus beinahe ein Greis von 100 Jahren geweſen ſeyn, wenn er den Sokrates in dieſem Alter noch hätte unterrichten können? Aus den Worten des Sokrates bei dem Plato iſt auch nichts weniger zu ſchließen, als daß Lamprus damals noch gelebt habe. Er ſpricht nicht von jungen Leuten, die noch jetzt ſchlechter unterrichtet würden als er; er redet von ſchon gebildeten Rednern, die ſchlechter unterrichtet worden.

---

[1] Lib. I. p. 20. Edit. Casaub.

[2] Bibl. Gr. Lib. II. cap. 17. §. 1.

[3] Bibl. Gr. Lib. II. cap. 15. §. 36.

[1] Lib. VI. adversus Mathematicos.

[2] In ſeinen Anmerkungen über den Diogenes Laertius Lib. II. Segm. 32.

Und hätte doch auch Muretus dieſe Umſtände der Zeit ein wenig überlegt! Er würde unſern Lamprus ſchwerlich in einer Stelle des Ariſtoteles gefunden haben, in welcher nichts als die Buchſtaben ſeines Namens in der etymologiſchen Bedeutung deſſelben vorkommen. Man höre ihn nur[1] Aristoteles septimo Politicon, quorundam errorem notans, qui felicitatis causam non in virtute, sed in opibus ac copiis esse censent, ait perinde eos ridicule facere, ac si, quod musicus aliquis bene caneret, ejus rei causam non in artem, sed in lyram referrent. Id autem his verbis exprimit: *Διο και νομιζουσιν ἀνθρωποι της ἐυδαιμονιας, ἀιτια τα ἐκτος ἐιναι των ἀγαθων· ὡσπερ ἐι του κιθαριζειν λαμπρον και καλως ἀιτιωντο την λυραν μαλλον της τεχνης.* Quibus in verbis, ut illud præteream, quod legi malim aut *ἀιτιωντο*, aut *ἐιτις του κιθαριζειν*, aliud mihi multo gravius subesse mendum videtur. Neque enim *του κιθαριζειν λαμπρον και καλως*, sed *του κιθαριζειν Λαμπρον καλως* legendum puto. *Λαμπρος* enim veteris musici proprium nomen fuit: quam boni nihil ad rem: hoc enim tantum significat Aristoteles, *si Lamprus bene canat*, id non lyra sed artificio ipsius effici, et ridiculum fore, si quis id non artificio ipsius sed lyræ tribuendum esse contendat. So ſinnreich dieſe Veränderung iſt, ſo überflüſſig iſt ſie auch. Denn warum ſoll hier *λαμπρον* der Name eines Muſikers ſeyn? Weil er es ſeyn kann? Weil auch alsdann noch die Worte einen Sinn behalten? Iſt das Grundes genug? Hätte Muretus nicht vorher zeigen müſſen, daß *κιθαριζειν λαμπρον και καλως* keinen Sinn, oder wenigſtens keinen guten Sinn mache? Und konnte er das? Konnte ihm unbekannt ſeyn, daß *λαμπρος* auch von der Stimme, und folglich von den Tönen überhaupt geſagt werde? Freilich, wenn man *λαμπρον* hier bloß durch clare überſetzt, wie es ſo wohl P. Victorius als Lambinus thut,[2] ſo ſcheint *λαμπρον κιθαριζειν* mehr ein Werk der Cither, als der Kunſt zu ſeyn. Allein es heißt hier das, was wir im Deutſchen durch rein ausdrücken; und *λαμπρον κιθαριζειν* in dieſem Sinne rein ſpielen, iſt nicht dem Inſtrumente, ſondern der kunſtmäßigen Stimmung und der Geſchicklichkeit des Griffs beizumeſſen. Doch das alles iſt mein Haupteinwurf noch nicht. Sondern dieſer, wie geſagt, iſt aus der Zeitrechnung hergenommen. Wenn es wirklich bei dem Ariſtoteles *του κιθαριζειν Λαμπρον καλως* hieße: würde man nicht annehmen müſſen, daß Lamprus damals noch gelebt habe? Denn nur einem noch lebenden und in der Blüthe ſeines Rufs ſtehenden Künſtler pflegt man ein dergleichen Compliment im Vorbeigehen zu machen. Iſt es aber möglich, daß Lamprus zu der Zeit noch leben konnte, als Ariſtoteles ſchrieb? Er müßte weit über 100 Jahre geworden ſeyn, wenn er nur da noch gelebt hätte, als Ariſtoteles geboren ward. Wie wäre dieſer auf einen Mann gefallen, den er nie gekannt, nie gehört hatte?

Das waren alſo zwei Stellen, in die man den Lamprus mehr hineingelegt, als ihn darin gefunden hat. Hier ſind zwei andere, in welchen er wirklich iſt. Sie ſind beide aus dem Athenäus. Die eine ſteht gegen das Ende des 11ten Buchs, wo von den Anzüglichkeiten und Verleumdungen, deren ſich Plato ſchuldig gemacht habe, die Rede iſt. Und da wird denn auch der obigen Stelle des Weltweiſen gedacht, wo er des Lamprus auf eine nicht vortheilhafte Art erwähnt: *Εν δε τῳ Μενεξενῳ οὐ μονον Ιππιας ὁ Ηλειος χλευαζεται, ἀλλα και ὁ Ραμνουσιος Αντιφων, και ὁ μουσικος Λαμπρος.* Allein *Λαμπρος χλευαζεται*; das heißt die Sache ein wenig übertreiben. Plato ſpottet des Lamprus ja eben nicht. Denn ſpottet man denn gleich eines Künſtlers, wenn man ſagt, daß ein anderer über ihn iſt?

Aus der zweiten Stelle des Athenäus[1] erſieht man, daß Lamprus ſich des Weins enthalten hat und ein Waſſertrinker geweſen iſt. Deßgleichen, daß der Comödienſchreiber Phrynichus ihn in einem ſeiner Stücke angeſtochen habe, wo er die Kibitze ſeinen Tod beklagen laſſen: *Ὑδροποτης δε ἠν και Λαμπρος ὁ μουσικος, περι οὗ Φρυνιχος φησι λαρους θρηνειν, ἐν οἰκοις Λαμπρος ἐναπεθνησκεν ἀνθρωπος ὑδατοποτας, μινυρος ὑπερσοφιστης, μουσων σκελετος, ἀηδονων ἠπιαλος, ὑμνος ᾁδου.* Wenn ich dieſe Stelle recht verſtehe, ſo hat das Stück ſelbſt, in welchem Phrynichus den Lamprus durchgezogen, *λαροι*, die Kibitze geheißen. Ich ziehe nämlich *ἐν οἰκοις* auf *λαρους*, und die folgenden Worte ſind mir der Threnus (oder ein Stück wenigſtens davon), den der Dichter die Kibitze über den Tod des Muſikus ſingen laſſen. Und das ohne Zweifel in einem Theile des Chorus, welchen die Kibitze gemacht. Denn die Worte ſelbſt ſcheinen mir zerriſſene anapäſtiſche Zeilen zu ſeyn, die ich einem andern in Ordnung zu bringen überlaſſen will. Ich weiß zwar wohl, daß weder Dalechampius in ſeiner Ueberſetzung, noch Caſaubonus in ſeinen vortrefflichen Anmerkungen über den Athenäus, hier den Titel einer Comödie des Phrynichus wahrgenommen zu haben ſcheinen. Ich weiß auch, daß unter den Stücken, welche Suidas[2] dieſem Dichter zueignet, ſich keines dieſes Namens befindet; daß auch Meurſius,[3] welcher doch alle von dem Suidas benannte Stücke da oder dort angeführt gefunden, keine *λαρους* aufgetrieben hat. Aber dem ungeachtet kann ich Recht haben; denn wie geſagt, ich wüßte nicht, auf was *ἐν οἰκοις* anders gehen könnte, als auf *λαρους*. Die Zunamen übrigens, die Phrynichus hier unſerm Lamprus giebt, ſcheinen, außer von ſeinem Waſſertrinken, von ſeinem Alter und ſeinen allzu traurigen Melodien hergenommen zu ſeyn. Er heißt der klägliche Virtuoſe, das Gerippe der Muſen, das Fieber der Nachtigallen, das Klagelied der Hölle; denn auch dieſe Bedeutung, wie bekannt, hat *ὑμνος*. Wenn aber Muretus an dem angezogenen Orte ſagt: Hunc Lamprum Athenæus, *non sane ex consuetudine musicorum*, abstemium fuisse ait etc., ſo hat Muretus die Zeiten ſchändlich verwechſelt. Ein alter Cithariſte war mehr ein Lehrer der Mäßigkeit und Tugend, als der Tonkunſt. *Οι τ᾽ ἀν κιθαρισται, ἑτερα τοιαυτα, σωφροσυνης τε ἐπιμελουνται, και ὁπως ἀν ὁι νεοι μηδεν κακουργωσι*, ſagt Plato.[4]

Dieſen zwei Stellen aus dem Athenäus könnte ich eine dritte aus dem Plutarch[5] beifügen, wo eines lyriſchen Dichters Namens Lamprus gedacht wird; und wer die genaue Verbindung erwägt, in welcher zu den damaligen Zeiten die Poeſie mit der Dichtkunſt ſtand, wird ſich nicht lange bedenken, ihn für unſern Lamprus zu halten. Seine Lieder ſtehen da mit den Liedern des Pindars, des Pratinas, *και των λοιπων ὁσοι των λυρικων* ἀνδρες ἐγενοντο ποιηται κρουματων ἀγαθοι, in einer Reihe.

---

[1] Var. Lect. lib. IX. cap. 5.

[2] Und wie es Muretus ſelbſt in der ſeinen Lect. var. angehängten interpretatione græcor. locorum thut.

[1] Libr. II. p. m. 44.

[2] *Φρυνιχος, Αθηναιος, Κωμικος των ἐπιδευτερων της ἀρχαιας κωμῳδιας. — Δραματα δε αὐτου ἐστι ταυτα· Εφιαλτης, Κοννος, Κρονος, Κωμασται, Σατυροι, Τραγῳδοι, ἠ Απελευθεροι, Μονοτροπος, Μουσαι, Μυστης, Ποαστριαι.* Die Worte des Suidas *δραματα δε αὐτου ἐστι ταυτα*, folgende Stücke ſind von ihm, wollen aber eben nicht ſagen, daß er ſonſt keine gemacht habe. Und wenn ſie es auch ſagten, ſo hat Suidas in ähnlichen Fällen ſchon mehr als einmal geirrt. Von dem Eupolis z. E. ſagt er *ἐδιδαξε δραματα ιζ'*. Und Meurſius hat deren doch mehr als zwanzig angeführt gefunden.

[3] Bibl. Attica Lib. V.

[4] Im Protagoras.

[5] In ſeiner Abhandlung von der Muſik.

(F)

Um die Tropäen, nach dem Salaminiſchen Siege — Nach einigen, nackt und geſalbt, nach andern, bekleidet.) Der ungenannte Biograph: Μετα την ἐν Σαλαμινι ναυμαχιαν Ἀθηναιων περι τροπαιον οντων, μετα λυρας γυμνος ἀληλιμμενος τοις παιανιζουσι των ἐπινικιων ἐξηρχε. Und Athenäus:[1] Σοφοκλης δε προς τῳ καλος γεγενησθαι την ὡραν, ἠν και ὀρχηστικην δεδιδαγμενος και μουσικην ἐτι παις ὠν παρα Λαμπρῳ, μετα γουν την ἐν Σαλαμινι ναυμαχιαν περι τροπαιον γυμνος ἀληλιμμενος ἐχορευσε μετα λυρας· οἱ δε ἐν ἱματιῳ φασι.

Und damals, ſage ich, war Sophokles noch nicht 16 Jahr. Denn es war das 1ſte Jahr der 75ſten Olympias, als Xerxes der griechiſchen Freiheit den Untergang drohte. Die Athenienſer wollten dem Rathe des Themiſtokles, die Stadt zu verlaſſen und ihr Glück zur See zu wagen, lange nicht folgen. Endlich als Leonidas und ſeine Spartaner bei Thermopylä ihr Leben vergebens aufgeopfert hatten, als Phocis von den Feinden überſchwemmt und verheert war, als ſie ihm ihr Attica von ihren Bundesgenoſſen, die ſich nach Peloponneſus zogen, preisgegeben ſahen, zwang ſie die äußerſte Noth zu dem Entſchluſſe: την μεν πολιν παρακαταθεσθαι τῃ Ἀθηνᾳ τῃ Ἀθηναιων μεδεουσῃ, τους δ' ἐν ἡλικιᾳ παντας ἐμβαινειν εἰς τας τριηρεις, παιδας δε και γυναικας και ἀνδραποδα σωζειν ἑκαστον ὡς δυνατον. Xylander und Kind überſetzen in dieſer Stelle des Plutarch,[2] τους ἐν ἡλικιᾳ nicht zum beſten durch juventus, **junge Mannſchaft.** Denn es iſt hier στρατευσιμος, μαχιμος ἡλικια, nicht die Jugend, ſondern das zu Kriegsdienſten fähige Alter zu verſtehen, welches über das 60ſte Jahr reichte. Seinen Anfang aber nahm es von dem 18ten, oder eigentlich von dem 20ſten Jahre. Denn ob ſie ſchon von dem 18ten Jahre an dienen mußten, ſo wurden ſie doch nicht gegen den Feind, ſondern nur zur Bewachung der Stadt gebraucht, und hießen περιπολοι.[3] In dem 20ſten legten ſie erſt den Eid ab, ὑπερμαχειν ἀχρι θανατου της θρεψαμενης.

Unter dieſer ſtreitbaren Mannſchaft konnte unſer Sophokles alſo noch nicht ſeyn, ſondern er gehörte unter die Kinder, die die Väter ſo gut wie ſie konnten in Sicherheit mußten bringen laſſen. Aber gleichwohl iſt er auf Salamis, und tanzt da um die Tropäen. Sollte man ihn jetzt nicht eher in Trözene ſuchen, wohin die meiſten Athenienſer ihre wehrloſe Familie ſchickten? Οἱ πλειστοι των Ἀθηναιων, fährt Plutarch fort, ὑπεξεθεντο γονεας και γυναικας εἰς Τροιζηνα, φιλοτιμως πανυ των Τροιζηνιων ὑποδεχομενων· και γαρ τρεφειν ἐψηφισαντο δημοσιᾳ, δυο ὀβολους ἑκαστῳ διδοντες, και της ὀπωρας λαμβανειν τους παιδας ἐξειναι πανταχοθεν, ἐτι δ' ὑπερ αὐτων διδασκαλοις τελειν μισθους. Doch Herodotus ſagt es ausdrücklicher, daß Trözene nicht der einzige ſolche Zufluchtsort geweſen ſey, ſondern daß einige ihre Kinder auf Aegina, einige auch auf Salamis geſchickt hatten:[4] Ἐνθαυτα οἱ μεν πλειστοι ἐς Τροιζηνα ἀπεστειλαν (τα τεκνα και τους οἰκετας), οἱ δε ἐς Αἰγιναν, οἱ δε ἐς Σαλαμινα. Der junge Sophokles war folglich nach dieſem letztern Orte in Sicherheit gebracht worden, wo es der tragiſchen Muſe, alle ihre drei Lieblinge, in einer vorbildenden Gradation zu verſammeln beliebte. Der kühne Aeſchylus half ſiegen; der blühende Sophokles tanzte um die Tropäen; und Euripides ward an dem Tage des Sieges auf eben der glücklichen Inſel geboren.

Ich hätte vor allen Dingen anmerken ſollen, daß die vorzügliche Schönheit des Sophokles ihn der Ehre würdig machte, der Anführer bei einer ſo glorreichen Feierlichkeit zu ſeyn: προς το καλος γεγενησθαι την ὡραν, ſagt Athenäus. — Und dieſes iſt das erſte Datum, aus welchem es wahrſcheinlicher wird, daß unſer Dichter in dem 2ten Jahre der 71ſten, als in dem 3ten der 73ſten Olympias geboren worden. Als ein Kind von 6 Jahren würde er vielleicht zu Trözene Obſt genaſcht, nicht aber auf Salamis um die Tropäen getanzt haben.

(G)

Aeſchylus des Sophokles Lehrer in der tragiſchen Dichtkunſt — Zweifel dawider.) Der ungenannte Biograph iſt der einzige, der dieſes ſagt: Παρ' Αἰσχυλῳ την τραγῳδιαν ἐμαθεν. Ich werde alſo um ſo viel eher daran zweifeln dürfen. Und das aus folgenden Gründen. Ich will nicht unterſuchen, wie viel man überhaupt von der dramatiſchen Dichtkunſt einen lehren kann; ob es ſich viel weiter als auf gewiſſe mechaniſche Kleinigkeiten erſtreckt, die man durch die Intuition eines Muſters weit geſchwinder und beſſer, als durch die allgemeinen Regeln eines Lehrers begreift. Ich will nicht fragen, wie viel es dergleichen allgemeine Regeln zu den Zeiten des Aeſchylus geben konnte, da noch ſo wenig gute Stücke vorhanden waren, aus welchen man ſie hätte abziehen können? Ich will auch nicht fragen: konnte Aeſchylus etwas lehren, was er ſelbſt nicht gelernt hatte? Nach dem eigenen Bekenntniſſe dieſes Dichters war ſein Talent zur Tragödie mehr ein ihm von dem Bacchus übernatürlicher Weiſe geſchenktes, als erworbenes Talent. Ἐφη δε Αἰσχυλος μειρακιον ὠν καθευδειν ἐν ἀγρῳ φυλασσων σταφυλας, και οἱ Διονυσον ἐπισταντα κελευσαι τραγῳδιαν ποιειν· ὡς δε ἠν ἡμερα, πειθεσθαι γαρ ἐθελειν, ῥᾳστα ἠδη πειρωμενος ποιειν· erzählt[1] Pauſanias. Man laſſe das Wunderbare von dieſer Erzählung weg, und es bleibt doch immer noch ſo viel übrig, daß Aeſchylus die tragiſche Dichtkunſt nicht ſtudirt, ſondern ſich durch einen gewaltigen und gleichſam unwillkürlichen Trieb ſeines Genies damit abgegeben hat. Und dem ungeachtet würde er ſie allerdings auch andere haben lehren können, wenn er wenigſtens nachher darüber nachgedacht, und ſeine natürliche Fähigkeit in Wiſſenſchaft verwandelt hätte. Allein dieſes unterblieb; wovon uns unter andern ein Vorwurf überzeugt, den Sophokles ſelbſt dem Aeſchylus gemacht hat. Σοφοκλης, heißt es bei dem Athenäus,[2] ὠνειδιζεν αὐτῳ, ὁτι εἰ και τα δεοντα ποιει, ἀλλ' οὐκ εἰδως γε. „Was Aeſchylus mache, gerathe ihm zwar, ſey zwar gut; allein er wiſſe ſelbſt nicht, warum es ihm gerathe, warum es gut ſey." Wußte er es nicht, wie konnte er es einem andern beibringen? Wußte Sophokles, daß er es nicht wußte, wie konnte er es von ihm zu lernen hoffen?

Zwar wird man ſagen: Sophokles machte dieſe Erfahrung zu ſpät, und es iſt einmal eingeführt, daß auch derjenige unſer Lehrmeiſter heißen muß, von dem wir nichts gelernt haben, wenn wir nur etwas von ihm haben lernen wollen. — Nun gut, ſo mögen alle die Zweifel, die ich von der Unfähigkeit des Aeſchylus, ein Lehrer in ſeiner Kunſt zu ſeyn, hergenommen habe, nichts gelten; und ich verſpreche in der Anmerkung (I) einen anderen, hiſtoriſchen Beweis zu führen.

(H)

Nach einer Stelle des Plutarch.) Dieſe Stelle findet ſich in der Unterſuchung des Plutarch.

---

[1] Lib. I. p. m. 20.
[2] Im Leben des Themiſtokles.
[3] Pollux lib. VIII. cap. 9. §. 105.
[4] Herod. lib. VIII. p. 311. Edit. Henr. Stephani.

[1] Lib. I. Ed. Kuhn. p. 48.
[2] Lib. I. p. m. 22.

πως ἀν τις ἀισθοιτο ἑαυτου προκοπτοντος ἐπ᾽ ἀρετῃ; woraus man ſeinen Wachsthum in der Tugend ſchließen könne? Und da iſt ihm keines von den geringſten Merkmalen ἡ περι τους λογους μεταβολη, die Veränderung des Geſchmacks an den verſchiedenen Theilen der Weltweisheit. Angehende Philoſophen, ſagt er, beſchäftigen ſich meiſtentheils mit denjenigen Theilen, die ſie in Ruf und Anſehen bringen können. Einige verſteigen ſich in die glänzenden Höhen der Phyſik; andere verlieben ſich in dunkele Zänkereien; die meiſten ſtürzen ſich in die Spitzfündigkeiten der Dialektik. Nur die beſten von ihnen kommen endlich, bei reiferem und geſunderem Urtheile, auf das, was die Seele wirklich gut und groß macht, und weihen ſich denjenigen Theilen der Weltweisheit, deren Fußſtapfen, mit dem Ariſtone zu reden, mehr hineinwärts als hinauswärts gehen. Nun fährt Plutarch fort: Ὡσπερ γαρ ὁ Σοφοκλης ἐλεγε, τον Αισχυλου διαπεπαιχως ὀγκον, ἐιτα το πικρον και κατατεχνον της ἀυτου κατασκευης, τριτον ἠδη το της λεξεως μεταβαλλειν ἐιδος, ὁπερ ἐστιν ἠθικωτατον και βελτιστον· ὀυτως ὁι φιλοσοφουντες, ὁταν ἐκ των πανηγυρικων και κατατεχνων, ἐις τον ἁπτομενον ἠθους και παθους λογον μεταβωσιν, ἀρχονται την ἀληθη προκοπην και ἀτυφον προκοπτειν.[1] Der wahre Sinn dieſer Stelle iſt ſo leicht nicht. Xylander hatte ſie anfangs ſo überſetzt: Sophocles aiebat se primo fastum Aeschyli accidisse,[2] deinde apparatum nimis densum atque artificiosum, postremo etiam dictionis formam mutasse, quæ pars maxime ad mores pertinet et est potissima: ita philosophantes, cum a compositis ad ostentationem et artificio nimio elaboratis orationibus, ad orationem animi motus placidos gravesque attingentem transiverint, vere incipiunt fastu repudiato proficere. Ich will dieſe Ueberſetzung nicht kritiſiren; Xylander hat es in ſeinen Anmerkungen ſelbſt gethan, und die Worte, welche den Sophokles angehen, folgendergeſtalt verbeſſert: Sophocles ajebat, se primum animi ludique gratia grandiloquentiam Aeschyli imitatum: deinde ejus in apparatu condensationem atque artificii industriam: tertio demum nunc loco ad id dictionis genus se transtulisse, quod ad formandos mores aptissimum, eaque de causa esset optimum. Doch auch mit dieſer Verbeſſerung kann ich nicht zufrieden ſeyn. Der Sinn des Plutarch iſt weder genau, noch deutlich genug ausgedrückt. Die Worte Σοφοκλης τον Αισχυλου διαπεπαιχως ὀγκον ſagen bloß, daß Sophokles den Schwulſt des Aeſchylus verlacht habe, und es iſt ein eigenmächtiger Zuſatz des Xylander, daß dieſes durch eine burleske Nachahmung, durch eine Parodie geſchehen ſey. Wenn Sophokles ein Comödienſchreiber geweſen wäre, ſo würde mir dieſer Zuſatz weniger mißfallen. Denn von den komiſchen Dichtern iſt es bekannt, daß ſie auch damals ſchon die hochtrabenden Stellen ihrer tragiſchen Brüder gern parodirten und dadurch lächerlich machten. Allein wo hätte das Sophokles thun können? In ſeinen eigenen Tragödien? So hätte er ſich ſelbſt den größten Schaden gethan. Und das Wort κατασκευη. Mit dieſem hat ſich Xylander ſehr geirrt. Er giebt es durch apparatus. Gut; aber was für ein apparatus? Aus einer Verbeſſerung, die er in dem Texte macht, erhellt deutlich, daß er die κατασκευη der Rhetorik, die Ausſchmückung der Rede durch Figuren und Tropen, verſtanden hat. Anſtatt το πικρον της ἀυτου κατασκευης, lieſt er nämlich το πυκνον; und überſetzt es durch apparatum nimis densum, anſtatt es durch nimis amarum zu überſetzen. Denn freilich konnte ihm eine herbe, bittere Ausſchmückung in dieſem Verſtande nicht den beſten Sinn zu machen ſcheinen; wohl aber eine allzugedrungene, überhäufte Ausſchmückung. Allein wenn dieſes die richtige Bedeutung des Wortes κατασκευη wäre, würde nicht alsdann dieſe zu überhäufte, zu gekünſtelte Ausſchmückung (το πικρον και κατατεχνον της κατασκευης) mit dem, was Plutarch die Schwulſt des Aeſchylus (τον Αισχυλου ὀγκον) nennt, ziemlich auf eines hinauslaufen? Denn was macht einen Dichter anders ſchwülſtig, als die allzuhäufige, allzugeſuchte Anwendung der kühnſten Tropen? Und doch will Plutarch ausdrücklich beides unterſchieden wiſſen: διαπεπαιχως ὀγκον — ἐιτα — τριτον.

Warum halte ich mich auf? Kurz: es iſt hier nicht die κατασκευη der Rhetorik, ſondern die κατασκευη der Schauſpielkunſt, die theatraliſche Auszierung zu verſtehen. Σκευη, κατασκευη, σκευοποιια, σκευοποιηματα, dieſe Wörter begreifen alles, was zur Vorſtellung eines dramatiſchen Stücks erfordert wird, Auszierungen der Bühne, Kleider, Larven, Maſchinen. Nun iſt es von dem Aeſchylus bekannt,[1] σκευοποιΐας ἡψατο, ἐικασμενης τοις των ἡρωων ἐιδεσιν. Er war, wie Horaz ſagt:

— — personæ pallæque repertor honestæ,
— — et modicis instravit pulpita tignis
Et docuit — — — niti — cothurno.

Es iſt aber auch nicht weniger von ihm bekannt, daß er in der Auszierung ſeiner Bühne und ſeiner Perſonen ſehr weit ging, und das Schreckliche darin nicht ſelten übertrieb. Man erinnere ſich ſeiner Eumeniden; welche grauſame Wirkung der ungewohnte Anblick dieſer rächeriſchen Gottheiten, die Aeſchylus zu allererſt im Schlangenhaare aufführte, auf die Zuſchauer hatte! Und was ſah man nicht ſonſt alles auf ſeiner Bühne!

Aigles, Vautours, Serpens, Griffons,
Hippocentaures et Typhons,
Des Taureaux furieux, dont la gueule béante
Eut transi de frayeur le grand cheval d'Atlante;
Un char, que des Dragons étincelans d'éclairs
Promenoient en sifflant par le vuide des airs;
Demorgogon encore à la triste figure,
Et l'Horreur et la Mort s'y voyoient en peinture.[2]

Dieſes übertriebene Schreckliche alſo, welches Aeſchylus nicht bloß in ſeinen Verſen ſchilderte, ſondern wirklich durch alle Künſte der Skenopöie ſichtbar machte, dieſes iſt es, was Plutarch το πικρον και κατατεχνον της ἀυτου κατασκευης nennt. Denn der höchſte Grad des Schrecklichen wird wirklich in der Nachahmung widerwärtig, πικρος. Iſt es noch nöthig, dieſes Wort in πυκνος zu verwandeln?

Nach dieſer Erklärung betrachte man nunmehr die Stelle des Plutarch, und ſie iſt ungleich heller. Indem Aeſchylus den Ausdruck der Tragödie ſo viel als möglich erhaben zu machen ſuchte, verſtieg er ſich oft in das Schwülſtige; und dieſes war die erſte Uebertreibung, die Sophokles vermied. Indem Aeſchylus gern ſo ſchrecklich als möglich ſeyn wollte, ließ er ſich oft verleiten, ſeine Zuflucht zu wunderbaren Maſchinen und ungeheuren Verkleidungen zu nehmen, die aber mehr Abſcheu als Schrecken erregten; und dieſes war der zweite Fehler, in welchen ſich Sophokles nicht reißen ließ. Er iſt erhaben, ohne ſchwülſtig zu ſeyn; er iſt ſchrecklich, ohne das Schreckliche einer widrigen Skenopöie zu danken zu haben. Das alles paßt vollkommen. Und doch ſage ich, daß ich dieſes Verhältniß des Sophokles zum Aeſchylus nicht ſowohl aus gegenwärtiger Stelle des Plutarch, als aus der Vergleichung ihrer Stücke gezogen habe? Warum das?

---

[1] Dieſe Stelle war dazu verſehen, falſch citirt zu werden. Fabricius (Bibl. Gr. Lib. II. cap. 17. §. 1.) citirt ſie: Plutarchus de defectu in virtute. Ein ſolches Buch des Plutarch giebt es gar nicht. Und Heinrich Stephanus in ſeinem Thesauro linguae græcæ, führt unter κατατεχνος verſchiedene Worte und Zeilen daraus an, als ob ſie in dem Buche de discern. adul. ab amico ſtünden.

[2] Was accidisse hier heißen könne, begreife ich gar nicht. Es hat ohne Zweifel irrisisse, oder dergleichen, heißen ſollen. Ich bediene mich der Frankfurt'ſchen Ausgabe von 1620.

[1] Philostratus de vita Apollonii Tyanei lib. VI. Cap. 6.

[2] Tanaquill Faber in ſeinen franzöſiſchen Lebensbeſchreibungen der griechiſchen Dichter.

Einer Beſorgniß wegen. Man darf den Plutarch nur ein wenig kennen, um zu wiſſen, daß ihm ſein Gedächtniß mehr als einen übeln Streich geſpielt hat. Wie wenn es ihm auch hier nicht treu genug geweſen wäre? Wie wenn er das, was er von dem Sophokles ſagt, von dem Euripides hätte ſagen ſollen? Ich will die Gründe dieſer meiner Beſorgniß vorlegen. – *Σοφοκλης ἐλεγε*, ſchreibt Plutarch: „Sophokles hat geſagt.“ Wo hat er es geſagt? Hat er es in einem von ſeinen Werken geſagt? Und welches iſt das Werk, wo er dieſes nicht eben allzubeſcheidene Bekenntniß hätte thun können? Es müßte nothwendig das Buch geweſen ſeyn, welches er über den Chorus geſchrieben hat, und deſſen ich in der Anmerkung (I.I.) gedenken werde. War es hier, wo er ſo mancherlei an dem Aeſchylus auszuſetzen hatte, wie iſt ſein obiger Ausſpruch von dieſem ſeinem Vorgänger, *ὁτι τα δεοντα ποιει*,[1] damit zu vergleichen? Wie iſt die Hochachtung überhaupt damit zu vergleichen, die er beſtändig gegen dieſen Vater der Tragödie gehabt hat? Hätte er ſich ſelbſt geſchmeichelt, ſo vieles nach dem Aeſchylus in der tragiſchen Dichtkunſt verbeſſert zu haben, würde er nicht geneigt geweſen ſeyn, ſich weit über ihn zu ſetzen? Als er aber, nach der Erdichtung des Ariſtophanes, in das Reich der Schatten kam, wo Aeſchylus den tragiſchen Thron beſaß, wie bezeigte er ſich gegen ihn?

— — — Ἐκυσε μεν Αἰσχυλον,
Ὁτε δη κατηλθε, κἀνεβαλε την δεξιαν·
Κἀκεινος ὑπεχωρησεν αὐτῳ του θρονου.[2]

Er küßte ihn; er ließ ihm die rechte Hand; er begab ſich des Thrones völlig. Man ſage nicht: das iſt die Erdichtung eines Comödienſchreibers. Dieſer Comödienſchreiber konnte von den wahren Geſinnungen des Sophokles gar wohl unterrichtet ſeyn, und durfte jetzt ſeine Erdichtungen nicht anders, als ihnen gemäß einrichten. – Aber dieß alles ſind die geringſten Gründe meines Verdachts. Die wichtigſten ſind dieſe: Anfangs, daß die zwei erſtern Punkte, in welchen Sophokles, dem Plutarch zufolge, von dem Aeſchylus abgegangen iſt, ſich nicht bloß eben ſo wohl, ſondern ungleich richtiger von dem Euripides als von dem Sophokles ſagen laſſen; und hernach, daß der dritte Punkt, den ich noch gar nicht berührt habe, ſich faſt nur von dem Euripides, und von dem Sophokles gar nicht ſagen läßt.

Es iſt wahr, Sophokles hat ſich der Schwulſt des Aeſchylus nicht ſchuldig gemacht; aber Euripides noch weniger. Der Ausdruck des Sophokles blieb noch immer ſtark und erhaben; da ſich Euripides hingegen ſo weit von dem Aeſchylus entfernte, daß er nicht ſelten gemein und ſchwatzhaft ward. So lautete das allgemeine Urtheil der Alten, wovon Ariſtides für mich die Gewähr leiſten mag. *Ὁρα δε τοι και περι την τραγῳδιαν*, ſagt er in ſeiner zweiten antiplatoniſchen Rede,[3] *Αἰσχυλον μεν εἰασεν οὐ σχοντα ὡς εἰσαγαγοι λαλειν· οὐδε τον ὀλιγον εἰπειν Σοφοκλεα, οὐδαμου τουτ' ἀκουσαντα, ὡς ἐπηγεν Ἀθηναιους λαλειν, ὁτι οἰμαι της σεμνοτητος ὡς ὁσον τε μαλιστα ἀντειχοντο, και κρειττονα ἡ κατα τους πολλους τα ἠθη παρειχοντο. Ευριπιδην δε λαλειν αὐτους ἐθισαι καταιτιαθεντα, ἀφελειν τι δοξαντα του βαρους και των καιρων.* Es iſt ferner wahr, Sophokles hat ſich der fürchterlichen Verkleidungen, der wunderbaren Maſchinen, weniger und beſcheidner bedient, als Aeſchylus. Er hat ſich aber doch ſonſt der Skenopöie ſehr befliſſen, und wie man in der Anmerkung (N) ſehen wird, verſchiedenes darin erfunden. Von dem Euripides hingegen kann man dieſes nicht ſagen; es iſt vielmehr ein ſehr gemeiner Vorwurf, den ihm die Alten machen, daß er den theatraliſchen Putz zu ſehr vernachläſſigt hat.

Κἀλλως εἰκος τους ἡμιθεους τοις ῥημασι μειζοσι χρησθαι,
Και γαρ τοις ἱματιοις ἡμων χρωνται πολυ σεμνοτεροισιν·
Ἁ 'μου χρηστως καταδειξαντος διελυμηνω συ

ſagt Aeſchylus bei dem Ariſtophanes[1] zu ihm. Denn er ſcheute ſich nicht, Könige und andere vornehme Perſonen in elenden und zerriſſenen Kleidern aufzuführen. Wie wohl oder wie übel er daran gethan, will ich jetzt nicht unterſuchen. Genug daß dieſes offenbar einer von den Fällen iſt, wo er *το κατατεχνον της κατασκευης* ganz bei Seite geſetzt hat. Das *πικρον* derſelben, wodurch Aeſchylus das Schrecken zu befördern ſuchte, war ohnedem ſeine Sache nicht.

Und nun der dritte Punkt: *τριτον ἠδη το της λεξεως μεταβαλλειν εἰδος, ὁπερ ἐστιν ἠθικωτατον και βελτιστον.* Sophokles ſoll den ganzen Charakter der Rede umgeſchaffen, und ihn, ſo viel möglich, ſittlich und moraliſch gut gemacht haben? Das ſieht dem Sophokles nicht ähnlich. Dazu war er zu viel Poet, und verſtand ſeine Kunſt viel zu gut! Der wahre Tragicus läßt ſeine Perſonen ihrem Affecte, ihrer Situation gemäß ſprechen, und bekümmert ſich nicht im geringſten darum, ob ſie lehrreich und erbaulich ſprechen. Aber darum bekümmerte ſich Euripides wohl. Er, von dem Cicero[2] ſagt: ego certe singulos ejus versus singula ejus testimonia puto; Er, der dem Quintilian[3] sententiis densus, et in iis quae a sapientibus tradita sunt, pene ipsis par heißt; Er, von dem Theon[4] ſagt: *ὁτι παρα καιρον αὐτῳ Ἑκαβη φιλοσοφει.* Und welche Perſon iſt bei ihm nicht ſo eine Hekuba?

Ich fürchte nicht, daß man hierwider etwas einwenden werde. Allem Anſehen nach muß Euripides anſtatt des Sophokles bei dem Plutarch geleſen werden. Aber das fürchte ich, daß man mir meine obige Frage zurückgeben wird. „Wenn Euripides das geſagt hat, wo hat er es geſagt?“ Immerhin; ich bin wegen der Antwort eben nicht verlegen.

Euripides ſagt es bei dem Ariſtophanes, und zwar, wie man leicht vermuthen kann, in den Fröſchen. – Man kennt den komiſchen Streit, den Aeſchylus und Euripides daſelbſt vor dem Bacchus halten. Und hier iſt die Stelle daraus, die Plutarch, wie ich glaube, vornehmlich in Gedanken gehabt hat. Euripides ſagt zu ſeinem Gegner:[5]

Ἀλλ' ὡς παρελαβον την τεχνην παρα σου, το πρωτον μεν εὐθυς
Οἰδουσαν ὑπο κομπασματων, και ῥηματων ἐπαχθων,
Ἰσχνανα μεν πρωτιστον αὐτην, και το βαρος ἀφειλον
Ἐπυλλιοις, και περιπατοις, και τευτλιοισι μικροις,
Χυλον διδους στωμυλματων, ἀπο βιβλιων, ἀπ' ἠθων.

Was iſt hier die erſte Verbeſſerung, die ſich Euripides in der tragiſchen Dichtkunſt, ſo wie er ſie von dem Aeſchylus überkommen, gemacht zu haben rühmt? Iſt es nicht eben die, deren ſich Sophokles bei dem Plutarch rühmt? Die Abſchaffung des Schwulſts. Und man kann auf das eigentlichſte ſagen, daß Euripides hier über dieſen Schwulſt ſpotte; τον Αισχυλου διαπεπαιχως ὀγκον. Ariſtophanes läßt ihn ferner ſehr luſtig vorgeben, daß er dieſen Schwulſt durch ſchöne Sprüchelchen, durch philoſophiſche Disputationen, durch Mangold und Beete vertrieben habe; und was iſt dieſes, beſonders wenn man den Saft aus den Sittenbüchern, χυλον ἀπο βιβλιων, ἀπ᾽ ἠθων, dazu nimmt, was iſt dieſes anders, als des Plutarch ἐιδος ἠθικωτατον και βελτιστον της λεξεως? Er ſcheint ſogar des Ariſtophanes Worte geborgt zu haben; denn ſo wie hier das ἠθικωτατον von ἀπ᾽ ἠθων entlehnt zu ſeyn ſcheint,[1] ſo iſt das βελτιστον aus einer andern Zeile, die nicht weit davon ſteht, genommen. Aeſchylus fragt nämlich den Euripides[2]

---

[1] Bei dem Athenäus. Man ſehe die vorhergehende Anmerkung (G) Seite 433.

[2] Ariſtophanes in den Fröſchen Zeile 800 u. f.

[3] *Ὑπερ των τεσσαρων*. p. 133. Tom. II. Op. Aristidis, edit. Samuelis Jebb.

[1] In den Fröſchen Zeile 1092. u. f.

[2] Ep. 8. Lib. XVI. ad Famil. Es iſt aber hier nicht M. T. Cicero, ſondern der Bruder Quintus Cicero zu verſtehen; denn in dieſes Briefe an den Tiro ſtehen die angeführten Worte. Gyraldus irrt ſich alſo, wenn er (Dial. VII. de Poetarum historia) ſchreibt: Verum et noster *Marcus Cicero* tanti Euripidem fecisse videtur, ut ad Tironem scribens dicat etc.

[3] Inst. Orat. Lib. X. cap. 1.

[4] In ſ. Vorübungen S. 4. der Ausgabe des Camerarius.

[5] Zeile 970 u. f.

— Τινος ὀυνεκα χρη θαυμαζειν ἀνδρα ποιητην;

und dieſer antwortet ihm:

Δεξιοτητος και νουθεσιας, ὀτι βελτιους τε ποιουμεν
Τους ἀνθρωπους ἐν ταις πολεσιν.

Die Stelle übrigens, wo Euripides von dem Aeſchylus beſchuldigt wird, daß er das Anſtändige in der Auszierung mit Fleiß verabſäumt habe, iſt aus eben dieſem Auftritte der Fröſche. Ich habe ſie bereits angeführt, und kann die nähere Vergleichung dem Leſer überlaſſen.

(I)

Sein erſtes Trauerſpiel fällt in die ſieben und ſiebzigſte Olympias.) Und hierin, ſage ich, kommen Euſebius und Plutarch überein. Σοφοκλης τραγῳδοποιος πρωτον ἐπεδειξατο· merkt jener unter dem zweiten Jahre dieſer Olympias ausdrücklich an.[3] Die lateiniſche Ueberſetzung des Hieronymus bringt den nämlichen Umſtand unter dem erſten Jahre bei: Sophocles Tragœdiarum scriptor primum ingenii sui opera publicavit. Sophokles wäre alſo vier oder fünfundzwanzig Jahr alt geweſen, da er ſich als einen tragiſchen Dichter zuerſt bekannt machte. Und in dieſem Vorgeben iſt nichts, was der Natur der Sache widerſpräche. — Aber nun das Zeugniß des Plutarch. — Das Orakel hatte den Athenienſern befohlen, die Gebeine des Theſeus in ihre Stadt zu bringen, um ihn als einen Halbgott zu verehren. Theſeus lag auf Scyros begraben. Als nun Cimon dieſe Inſel erobert hatte, ließ er ſein erſtes ſeyn, das Begräbniß dieſes alten athenienſiſchen Königs aufzuſuchen, und dem Orakel gemäß damit zu verfahren. Dieſes erzählt Plutarch in dem Leben des Cimon und fährt fort: Εφ᾽ ᾧ και μαλιστα προς ἀυτον ἡδεως ὁ δημος ἐσχεν· ἐθεντο δ᾽ ἐις μνημην ἀυτου και την των τραγῳδων κρισιν ὀνομαστην γενομενην. Πρωτην γαρ διδασκαλιαν του Σοφοκλεους ἐτι νεου καθεντος, Αψεφιων ὁ ἀρχων, φιλονεικιας ὀυσης και παραταξεως των θεατων, κριτας μεν ὀυκ ἐκληρωσε του ἀγωνος· ὡς δε Κιμων μετα των συστρατηγων προελθων ἐις το θεατρον ἐποιησατο τῳ θεῳ τας νενομισμενας σπονδας, ουκ ἀφηκεν ἀυτους ἀπελθειν, ἀλλ᾽ ὁρκωσας, ἠναγκασε καθισαι και κριναι δεκα ὀντας, ἀπο φυλης μιας ἑκαστον. Ich füge hiervon die Ueberſetzung des Herrn Kind bei, weil ich in der Folge verſchiedenes dawider zu erinnern haben möchte: „Das Volk gewann ihn deßwegen ſehr lieb, und ſtellte zum Andenken dieſer Begebenheit den bekannten Wettſtreit unter den Tragödienſpielern an, unter denen ſich auch Sophokles befand, der damals noch jung war, und dabei ſein erſtes Trauerſpiel aufführte. Aphepſion der Archon getraute ſich nicht, die Richter zu ernennen, die dem geſchickteſten Dichter den Preis zuerkennen ſollten, weil er ſahe, daß die Zuſchauer bald für dieſen, bald für jenen eingenommen waren, und einige dieſem, andere jenem den Preis zuerkannt wiſſen wollten. Er ließ deßwegen den Cimon, der auf den Schauplatz kam, und dem Gott und Vorſteher dieſer Spiele das gewöhnliche Trankopfer brachte, mit ſeinen Unterfeldherren nicht eher weggehen, ſondern nöthigte ſie, daß ſie nach geleiſtetem Eide die zehn Richter werden, und den Ausſpruch thun mußten, zumal da jeder dieſer Feldherren aus einer der zehn Zünfte war.“ — In dieſer Stelle ſind zwei Data, aus welchen die Epoche des erſten Trauerſpiels unſers Dichters beſtimmt werden muß. Das eine: Aphepſion war Archon. Das andere: Cimon war von ſeinem Kriegszuge wider Scyros zurückgekommen. Aber dieſe beiden Data ſollen ſich widerſprechen. So urtheilt wenigſtens Samuel Petit, deſſen Kritik ich anführen muß:[1] Corruptum est Praetoris Atheniensis nomen. Aphepsion Archon signavit Fastos anni tertii Olympiadis septuagesimæ quartæ. At vero, sive natales Sophoclis adscribamus secundo anno Olympiadis septuagesimæ primæ, ut pleraque veterum auctorum pars e vero, ut nobis quidem videtur, scriptum reliquit, qui annus Prætorem habuit Philippum, sive anno tertio Olympiadis septuagesimæ tertiæ, ut alii volunt, per ætatem fabulas docere non potuit Sophocles. Anno primo Olympiadis septuagesimæ septimæ primum drama a Sophocle commissum fuisse narrat Eusebius. Quod si Plutarchum verbis laudatis audimus, ut certe audiendus est, et assensum meretur, dicemus Sophoclem primum suum drama in scenam protulisse anno tertio Olympiadis septuagesimæ septimæ, Demotione Athenis Prætore. Eo enim anno a Cimone statuta sunt de victis Persis tropæa, ut scribit Diodorus Siculus: a Cimone vero ex hoc bello reduci, ut narrat Plutarchus, cæterisque strategis, judicium redditum est de Tragicorum Poetarum victoria, fabulam tunc primum docente Sophocle. Itaque apud Plutarchum ἀντι του Αψεφιων scribendum est Δημοτιων, aut quod verius puto, legendum est ἀνεψιος ὁ Αρχων. Nomen Archontis non adscribit Plutarchus, sed dicit eum fuisse Sophoclis consobrinum, qui ne videretur aliquid in Sophoclis gratiam comminisci, noluit judices sortito capere, sed forte oblatos decem strategos dedit: et eruditus aliquis librarius, qui putabat desiderari Archontis nomen et meminerat Aphepsionem circa illa tempora fuisse Athenis prætorem, mutavit ἀνεψιος in Αψεφιων. Dieſe Kritik iſt ſo ſeicht, ſo nüchtern, und ich habe ſo viel dawider zu erinnern, daß ich kaum weiß, wo ich anfangen ſoll. Petit will den Namen des Archon durchaus verändert wiſſen. Warum? Weil in dem Jahre, da Aphepſion Archon geweſen, Sophokles Alters wegen noch kein Trauerſpiel aufführen können; und weil der gedachte Kriegszug des Cimon nichts weniger als in dieſes Jahr falle. — Ich will dieſe Gründe fürs erſte gelten laſſen. Gut; was alſo? — Folglich müſſe entweder anſtatt Aphepſion, Demotion geleſen werden, oder, welches am wahrſcheinlichſten ſey, Plutarch habe den Archon gar nicht namentlich nennen wollen, ſondern bloß geſchrieben ἀνεψιος ὁ ἀρχων, „der Archon, welcher mit dem Sophokles Geſchwiſterkind war.“[2] — Ich betrachte alſo dieſes Wahrſcheinlichſte zuerſt. Deswegen, weil der Archon mit dem Sophokles verwandt iſt, deswegen will er die Richter nicht durch das Loos ernennen laſſen? So war das Loos nicht die unpartheiiſchſte Art der Wahl? So hätte es der Archon, zum Beſten ſeines Vetters, lenken können wie er gewollt hätte? Er nöthigte die zehn Feldherren, den Ausſpruch zu thun. Mit dieſen alſo konnte er nichts abgeredet, dieſe konnte er nicht beſtochen haben? Aber er ließ ſie ſchwören. Was thut das? Auch die welche durch das Loos wären ernannt worden, hätten vorher ſchwören müſſen, nach ihrem beſten Wiſſen und Gewiſſen zu urtheilen. Denn dieſen Schwur mußten zu Athen alle und jede Richter, ohne Ausnahme, thun. Ganz gewiß hätte ſich alſo der Archon, wenn er des Sophokles Anverwandter geweſen wäre, eben durch dieſes ungewöhnliche neue Verfahren unendlich verdächtiger gemacht, als wenn er es bei dem Alten gelaſſen hätte. Endlich leſe man doch nur einen Augenblick ſo, wie Petit will geleſen haben: *Πρωτην γαρ διδασκαλιαν του Σοφοκλεους ἐτι νεου καθεντος, ἀνεψιος ὁ ἀρχων — κριτας μεν οὐκ ἐκληρωσε του ἀγωνος* und ſage, ob ein Schriftſteller, der ſich der Genauigkeit nur im geringſten befleißigt, ſo ſchreiben würde? „Denn da der junge Sophokles ſein erſtes Stück dabei aufführte, ſo wollte der Vetter Archon ꝛc." Weſſen Vetter? Wenigſtens würde das Pronomen relativum fehlen, wenn es der Schriftſteller nicht gar für nöthig erachtet hätte, ſich lieber ſo auszudrücken: „ſo wollte der Archon, der, oder weil er ſein Vetter war ꝛc." — Nichts kann deutlicher ſeyn; und ſo wende ich mich zu der andern vorgeſchlagenen Veränderung. Wir ſollen anſtatt Aphepſion, Demotion leſen, weil jener glückliche Kriegszug des Cimon in das Jahr dieſes Archon fällt. Aber auch hier vermiſſe ich die Ueberlegung des Criticus. Ich will es zeigen. Diodorus Siculus, auf welchen er ſich beruft, erzählt von den Thaten des Cimon, die er in dem dritten Jahre der ſiebenundſiebzigſten Olympias, als Demotion Archon geweſen, verrichtet, folgendes: Cimon ſey gegen die Küſten von Aſien ausgeſchickt worden, um den bundesverwandten Städten, ſo viel deren die Perſer noch inne hatten, beizuſpringen. Er habe ſeinen Lauf nach Byzanz gerichtet, Eion erobert, und Scyros eingenommen. Durch dieſen glücklichen Anfang zu größeren Dingen ermuntert, ſey er wieder zurück geſegelt, und habe mehr Schiffe zu ſich genommen, mit welchen er nach der Küſte von Karien ausgelaufen. Nachdem er hier und in Lycien den Perſern alles wieder abgenommen, habe er erfahren, daß die feindliche Flotte bei Cyprus vor Anker liege. Er habe ſie angegriffen, und den größten Theil davon zu Grunde gerichtet, oder genommen. Hierauf ſey er auf ihre Landmacht losgegangen, die ſich an dem Eurymedon in Pamphylien gelagert gehabt. Er habe ſeine Truppen mit Liſt ans Land geſetzt, die Feinde zur Nachtzeit überfallen, und ein erſchreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet. *Τῃ δ' ὑστεραιᾳ*, fügt der Geſchichtſchreiber hinzu,[1] *τροπαιον στησας, ἀνεπλευσεν εἰς την Κυπρον.* Und das ſind die Trophäen, deren Petit gedenkt. Allein dieſe Trophäen ließ Cimon auf der Küſte von Pamphylien errichten, und nicht zu Athen. Ja er kann ſchwerlich in dem nämlichen Jahre wieder nach Athen zurückgekommen ſeyn; denn die Wege ſind zu weit, und der Thaten ſind zu viel. Folglich kann auch der tragiſche Wettſtreit in dieſem Jahre nicht vorgefallen ſeyn; man müßte denn annehmen wollen, daß er eben zu der Zeit vorgefallen ſey, da Cimon von Scyros, um ſich zu verſtärken, auf kurze Zeit wieder nach Hauſe kam. Doch auch dieſes iſt nicht wahrſcheinlich: denn da Diodorus von dieſer kurzen Rückreiſe nur ſagt: *κατεπλευσεν εἰς τον Πειραια*' ſo ſcheint es nicht, daß er ſich in der Stadt viel zu thun gemacht habe, die dieſem Hafen ſo gar nahe ohnedem nicht war; wenigſtens würde er ſchwerlich mit allen ſeinen Nebenbefehlshabern (*μετα των συστρατηγων*) in die Stadt gekommen ſeyn, welcher Umſtand nur auf einen völlig geendigten Kriegszug zu paſſen ſcheint. Und was folgt aus alle dem? Dieſes, daß Petit nicht dieſes Jahr des Demotion zu der Epoche des erſten Sophokleiſchen Trauerſpiels hätte machen ſollen; daß er ohne Zweifel beſſer gethan hätte, wenn er das gleich darauf folgende 4te Jahr der ſiebenundſiebzigſten Olympias dafür angenommen hätte. Denn der Archon dieſes gleich darauf folgenden Jahres heißt bei dem Diodorus Phädon; und wäre es nicht ungleich wahrſcheinlicher, daß die Abſchreiber in der Stelle des Plutarchs, *Αψεφιων* aus *Φαιδων*, als aus *Δημοτιων* gemacht hätten? Der Augenſchein giebt es. Doch ich habe noch einen ſtärkern Grund als dieſen Augenſchein. Plutarch ſelbſt macht an einem andern Orte, wo er der Zurückbringung der Gebeine des Theſeus wieder gedenkt, den Phädon zum damaligen Archon. Nämlich in dem Leben dieſes Helden ſelbſt: *Μετα δε τα Μηδικα*, ſchreibt er gegen das Ende deſſelben, *Φαιδωνος ἀρχοντος μαντευομενοις τοις Ἀθηναιοις ἀνειλεν ἡ Πυθια τα Θησεως ἀναλαβειν ὀστα, και θεμενους ἐντιμως παρ' αὐτοις φυλαττειν κ. τ. λ.* Nun weiß ich zwar wohl, daß die Ueberſetzer und Ausleger hier einen ganz andern Phädon wollen verſtanden wiſſen; nicht den Phädon, der in dem vierten Jahre der ſiebenundſiebzigſten Olympias Archon war, ſondern den Phädon, der dieſe Würde in dem erſten Jahre der ſechs und ſiebzigſten bekleidete. Allein ich kann mit ihnen aus folgenden Gründen nicht einig ſeyn. Erſtlich ſagt Plutarch ausdrücklich *μετα τα Μηδικα* „nach den Perſiſchen Kriegen." Waren denn aber die perſiſchen Kriege unter dem Phädon der ſechs und ſiebzigſten Olympias zu Ende? Ja, ſagen die Ausleger, und unter dieſen beſonders Herr Kind, „denn drei Jahre vorher hatten die Griechen unter Anführung des Pauſanias bei Platea einen völligen Sieg über die Perſer erhalten, und dieſem Kriege ein Ende gemacht." Ein Ende gemacht? Eine offenbare Unwahrheit. Durch dieſen herrlichen Sieg ward zwar Griechenland von den Perſern befreit; aber der Krieg war darum noch nicht aus. Die größte Gefahr war nur vorüber; ſie hatten ſich den feindlichen Dolch nur von dem Herzen entwehrt. Noch hatten die Perſer in Thracien, an der Küſte Aſiens von Jonien bis Pamphylien, auf vielen Inſeln des Aegeiſchen Meeres, feſten Fuß; noch waren ſie da immer ſtark genug, ſobald ſich das Kriegsglück im geringſten für ſie erklärte, Griechenland aufs neue zu überſchwemmen; noch hatte Xerxes ſeinen ernſtlichen Vorſatz, ſich dieſen Sitz der Freiheit zu unterwerfen, nicht aufgegeben. Kurz, nur der Friede macht dem Kriege ein Ende; und zu dem Frieden ward Xerxes nur erſt gegen das Ende der ſiebenundſiebzigſten Olympias durch den Cimon gezwungen. Plutarch ſelbſt kennt dieſen Frieden zu wohl,[1] als daß man ihn im

---

[1] Wegen dieſer Aehnlichkeit möchte ich auch nicht die Lesart annehmen, die in dieſer Stelle des Ariſtophanes aus ἀπ᾽ ἠθων ein einziges Wort ἀπηθων (percolans) macht, ob ſie gleich den Euſtathius zum Währmanne hat. Man ſehe den Biſetus über den 976. Vers.

[2] Zeile 1030. u. f.

[3] Seite 167 des griechiſchen Textes benannter Ausgabe.

[1] Miscellaneorum lib. III. cap. 18.

[2] Ich gebe dem Worte ἀνεψιος hier noch die leidlichſte Bedeutung. Denn eigentlich iſt es ſo viel als Neffe, des Bruders oder der Schweſter Kind. Und einen Archon in dieſem

---

Verſtande zum *ἀνεψιος* eines jungen Menſchen von vierundzwanzig Jahren zu machen, würde eine große Ungereimtheit ſeyn.

[1] Bibl. Hist. lib. XI. p. 47. Edit. Rhodom.

[1] In dem Leben Cimons. Ich will die Stelle anführen, um bei dieſer Gelegenheit einen Fehler des deutſchen Ueberſetzers zu verbeſſern. *Τουτο το ἐργον*, nämlich der dreifache Sieg des Cimon, *οὑτως ἐταπεινωσε την γνωμην του βασιλεως, ὡστε συνθεσθαι την περιβοητον εἰρηνην ἐκεινην, ἱππου μεν δρομον ἀει της Ἑλληνικης ἀπεχειν θαλασσης, ἐνδον δε Κυανεων και Χελιδονιων μακρᾳ νηϊ και χαλκεμβολῳ μη πλεειν.* Dieſes überſetzt Hr. Kind: „Dieſe That demüthigte den Stolz des perſiſchen Königs ſo „ſehr, daß er den bekannten Frieden einging, vermöge deſſen „er ſich allezeit ein Stadium oder einen Roßlauf „weit vom griechiſchen Meer entfernt halten mußte, und „ſich niemals mit einem Kriegsſchiffe dieſſeit der kyaneiſchen

Verdacht haben könne, mit ſeinem *μετα τα Μηδικα* nicht darauf gezielt zu haben. Zwar begeht er noch immer in der gegenwärtigen Stelle eine kleine Unrichtigkeit; nämlich dieſe, daß er vorgiebt, das Orakel habe es den Athenienſern unter dem Phädon, welcher nach den Perſiſchen Kriegen Archon war, erſt befohlen, die Gebeine des Theſeus in die Stadt zu bringen, da doch Cimon bereits unter der Regierung des vorhergehenden Archons darnach aus war. Allein iſt es nicht beſſer, daß man ihn lieber dieſe kleine Unrichtigkeit, dieſe Verwechſelung der Zeit des Befehls mit der Zeit der Vollendung des Befehls, begehen läßt, als daß man glauben müßte, er habe eben ſo ſchlecht gedacht, als der griechiſche Pöbel zu den Zeiten dieſes Krieges ſelbſt dachte, der von gar keinen Feldzügen mehr wiſſen wollte, ſobald die Barbaren Griechenland geräumt hätten: *ἀπηγορευοντες προς τας στρατειας και πολεμου ουδεν δεομενοι, γεωργειν δε και ζην καθ' ἡσυχιαν ἐπιθυμουντες, ἀπηλλαγμενων των βαρβαρων και μη διοχλουντων.*[1] Und zweitens. Wenn Apollo, ſchon zum Anfange der ſechsundſiebzigſten Olympias, den Athenienſern jenen Befehl gegeben hätte, iſt es im geringſten wahrſcheinlich, daß ſie denſelben nicht eher als gegen das Ende der folgenden Olympias ſollten vollzogen haben? Schwerlich konnte dieſe Verzögerung mit ihrer Religion beſtehen; unmöglich konnte ſie mit ihrer damaligen Noth beſtehen. Denn die Peſt wüthete in Athen, und das Orakel hatte ausdrücklich hinzugefügt: *οὐκ εἶναι των παθηματων λυσιν, πριν ἀν τοις Ἀθηναιοις κατατεθνηκως ὁ Θησευς συνοικισθῃ.*[2]

Aber wie nun? So iſt das meine ganze Kritik wider den Petit? Ich gebe es alſo zu, daß Aphepſion in der Stelle des Plutarch ein Schreibfehler iſt, und will ihn nur in Phädon, nicht aber in Demotion verändert wiſſen? Nein. Sondern der ganze Einfall des Petit taugt nichts; er ſieht Fehler, wo keine ſind, er will verbeſſern, wo nichts zu verbeſſern iſt. Und das aus einer Unwiſſenheit, die einem Gelehrten von ſeiner Gattung kaum zu vergeben iſt. Dieſes iſt meine Haupterinnerung wider ihn: und die Sache verhält ſich ſo. Es iſt falſch, wenn er glaubt, daß man ſonſt keinen Archon Namens Aphepſion finde, als den, welcher in dem 3ten Jahre der 74ſten Olympias regiert habe. Dieſer Name kömmt in dem Verzeichniſſe der Archonten allerdings noch einmal vor; und zwar kömmt er zu eben der Zeit wieder vor, in welche des Cimon Eroberung der Inſel Scyros fällt. Mit einem Worte: der Archon des ſo oft gedachten 4ten Jahres der 77ſten Olympias wird von den alten Schriftſtellern eben ſo oft, wo nicht noch öfter, Aphepſion, als Phädon genannt. Phädon nennen ihn Diodorus Siculus, Dionyſius Halicarnaſſeus und der Ungenannte in ſeinem Verzeichniſſe der Olympiaden. Aphepſion hingegen nennen ihn die Arundel'ſchen Marmor,[1] Apollodorus, und der dieſen anführt, Diogenes Laertius. Der letztere kömmt auf das Geburtsjahr des Sokrates, und ſagt:[2] *ἐγεννηθη δε (καθα φησιν Ἀπολλοδωρος ἐν τοις Χρονικοις) ἐπι Ἀψεφιωνος, ἐν τῳ τεταρτῳ ἐτει της ἑβδομηκοστης ἑβδομης Ὀλυμπιαδος.* Dieſes Zeugniß iſt ſo ausdrücklich, und wird, da es von einem ſo wichtigen Denkmale, als die Arundel'ſchen Marmor ſind, den Namen des Archons betreffend, bekräftigt wird, ſo wichtig, daß ich es niemanden verargen würde, wenn er lieber den Diodorus, den Dionyſius und den Ungenannten nach dem Laertius, als dieſen nach jenen verbeſſern wollte. Zum guten Glücke aber hat man weder das eine, noch das andere eben nöthig, indem der Fall möglich iſt, daß beide Theile Recht haben können. Man darf nämlich mit dem Jacobus Palmerius[3] nur annehmen, daß einer von ihnen, Phädon oder Aphepſion, während ſeiner Regierung geſtorben iſt, und der andere bis zum Ablaufe des Jahres an des Verſtorbenen Stelle gewählt worden. Was kann natürlicher ſeyn, als dieſe Muthmaßung? Was kann der angefochtenen Stelle des Plutarch beſſer zu Statten kommen als ſie? Kurz, Plutarch hat ohne Fehler den Archon des 4ten Jahres der 77ſten Olympias, in dem Leben des Theſeus, Phädon, und in dem Leben des Cimon, Aphepſion nennen können. Das hätte Petit wiſſen ſollen, und er würde uns das 18te Capitel ſeines dritten Buchs erſpart haben. — Uebrigens bilde ich mir auf dieſe meine Kritik ſo viel eben nicht ein. Petit iſt der Mann nicht, an dem man mit großen Ehren zum Ritter werden könnte; und je mehr ich von ihm leſe, je williger ſtimme ich dem Urtheile bei, das Küſter von ihm gefällt hat: Criticus, si quisquam alius, infelix.[4]

Ich habe der Arundel'ſchen Denkmäler gedacht, und ich hätte gleich Anfangs erinnern ſollen, daß ſie nicht allein in dem Namen des Archons mit dem Plutarch übereinſtimmen, ſondern auch in der Sache ſelbſt, und ausdrücklich anmerken, daß Sophokles unter dieſem Archon den Preis erhalten habe. Sie fügen ſogar hinzu, daß er damals 28 Jahre geweſen ſey, welches mit dem oben feſtgeſetzten Geburtsjahre unſeres Dichters genau genug übereinſtimmt. Aber wie ſtimmt es mit des Plutarch *του Σοφοκλεους ἐτι νεου* überein? Wenn man 27 bis

„und chelidoniſchen Inſeln ſehen laſſen durfte." *Ἱππου δρομον* hat Herr Kind hier für *ἱπποδρομον* angeſehen, welches letztere den Ort, wo die Wettläufe der Pferde gehalten wurden, und die Weite des Raums, den die Pferde haben durchlaufen müſſen, bedeutet. Er giebt dieſe Weite für ein Stadium. Iſt es aber im geringſten wahrſcheinlich, daß Cimon nur eine ſo geringe Entfernung von dem Meere ſollte verlangt haben? Was iſt denn ein Stadium? Mit einem Worte, es iſt hier nicht die Weite zu verſtehen, die ein Pferd in einem Striche zu durchrennen fähig iſt, ſondern die Weite, die es in einem Tage zurücklegen kann. Und das iſt kein geringer Unterſchied. Außer daß die Beſchaffenheit der Sache ſelbſt meine Auslegung erfordert, kann ich ſie auch noch aus einer Stelle bei dem Suidas rechtfertigen, wo der Compilator des beſagten Friedensſchluſſes mit dieſen Worten gedenkt: *Οὑτος*, Cimon nämlich, *ἐταξε και τους ὁρους τοις βαρβαροις· ἐντος τε γαρ Κυανεων και Χελιδονιων, και Φασηλιδος (πολις δε αὑτη της Παμφυλιας) ναυν Μηδικην μη πλειν πολεμου· μηδε ἱππου δρομον ἡμερας ἐντος ἐπι θαλαττης καταβαινειν βασιλεα.* Innerhalb einem Tage: *ἡμερας ἐντος.* Ich kann nicht ſagen, welchen alten Schriftſteller der Sammler hier ausgeſchrieben hat; Küſter muß es auch nicht gewußt haben. Daß er aber eine vollſtändigere Nachricht vor ſich gehabt hat, als Plutarchs, ſieht man aus den Zuſätzen: des einen Tages, der Stadt Phaſelis, und endlich noch einer beſondern Bedingung *αὐτονομους εἰναι τους Ἑλληνας τους ἐν τῃ Ἀσιᾳ*, der Plutarch gar nicht gedenkt, ob ſie gleich ohne Zweifel die allerwichtigſte war. Plutarch beruft ſich auf die *Ψηφισματα ἁ συνηγαγε Κρατερος*, wo dieſer ganze Friedenstractat mit vorkomme; vielleicht alſo, daß dieſe Sammlung des Kraterus zu des Suidas Zeiten noch vorhanden war. Wenigſtens iſt Diodorus Siculus, der dieſes Friedensſchluſſes gleichfalls gedenkt, ihn aber verſchiedene Jahre ſpäter ſetzt (Bibliotheca Hist. Lib. XII. p. 74. Edit. Rhodom.) eben ſo wenig ſeine Quelle geweſen, als Plutarch.

---

[1] Plutarch im Leben Cimons.

[2] Nach dem Zeugniſſe des Aeneas Gazäus. Meurſius führt die Stelle in ſeinem Theſeus an (Cap. XXXI.); doch ohne einen weitern Gebrauch davon zu machen, als daß er den Scholiaſten des Ariſtophanes daraus verbeſſert, welcher nicht Peſt, ſondern Hungersnoth damals zu Athen ſeyn läßt.

[1] Oder, welches einerlei iſt, Apſephion, in der 72. Linie, ſo wie ſie Jacobus Palmerius in ſeinen Exercitationibus, abdrucken laſſen.

[2] Lib. II. seg. 44. Edit. Menag. p. 107.

[3] *Exercit.* p. 452. Si alterutrum tantum verum est, prævaleret apud me marmoris tam antiqui auctoritas. Sed inclino ad credendum utrumque verum esse, et eodem illo anno Aphepsionem et Phædonem Archontas fuisse eponymos, scilicet uno in magistratu mortuo suffectus fuit alter, et forte non me fallit conjectura.

[4] In ſeinen Noten über die Fröſche des Ariſtophanes, S. 61.

28 Jahre iſt, iſt man doch ſo jung nicht mehr. Palmerius,[1] der dieſe Schwierigkeit gleichfalls bemerkt, meint, man müſſe vorausſetzen, daß Plutarch der zweiten Meinung von dem Geburtsjahre des Sophokles geweſen ſey, welche das dritte der 73ſten Olympias dazu macht. Und nach dieſer wäre der Dichter damals ungefähr 18 Jahre geweſen, welches freilich jung genug iſt.

Ich eile zu der Anmerkung, die ich über die Stelle des Plutarch, auf Veranlaſſung der Kind'ſchen Ueberſetzung, zu machen verſprochen habe. Die Worte des Plutarch: *ἐφ' ᾧ και μαλιϛα προς αὐτον ἡδεως ὁ δημος ἐσχεν· ἐθεντο δ' εἰς μνημην αὐτου και την των τραγῳδων κρισιν ὀνομαϛην γενομενην*, überſetzt Kind: „das Volk gewann ihn deßwegen ſehr lieb, und ſtellte zum Andenken dieſer Begebenheit den bekannten Wettſtreit unter den Tragödienſpielern an.“ Wettſtreit? *Κρισιν*; der Fehler iſt arg. *Ἀγων*, *ἀγωνισμα* würde Wettſtreit heißen; aber *κρισις* heißt das Gericht, das Urtheil. Das ſchlimmſte iſt, daß dieſer Fehler den Plutarch ganz etwas anderes ſagen läßt, als er ſagen will. Nach der Ueberſetzung ſollte man glauben, der tragiſche Wettſtreit ſelbſt wäre damals zuerſt angeordnet worden; vorher hätten die tragiſchen Dichter nie um den Preis geſtritten; dieſer feierliche Kampf wäre jetzt zum erſtenmale dem Cimon zu Ehren angeſtellt, und in den folgenden Zeiten zu ſeinem Gedächtniſſe beibehalten worden. Das iſt ganz falſch; die poetiſchen Wettſtreite waren weit älter, wie Plutarch an einem andern Orte[2] beweiſt; und die gegenwärtige Begebenheit ſelbſt zeigt, daß dergleichen ſchon vorhergegangen. Denn der Archon ging dasmal nur von der eingeführten Gewohnheit, die Richter dabei zu ernennen, ab. Und das eben, worin er davon abging, war das Neue, das man in der Folge zum Andenken des Cimon beibehielt. — Die Sache verdient eine nähere Erklärung. Ich ſtelle mir es ſo vor. Der dramatiſche Wettſtreit mußte nothwendig ſeine Richter haben; dieſe Richter wurden durch das Loos gewählt, und wie man mit ihrer Wahl bei der Comödie verfuhr, ſo verfuhr man auch bei der Tragödie damit. Nun ereignete ſich jetzt der Fall, daß die Zuſchauer außerordentlich uneinig waren, *φιλονεικιας οὐσης και παραταξεως των θεατων*; ein junger Menſch ſtreitet wider einen alten verſuchten Mann; der Alte wird es gut machen, der Jüngling nicht ſchlecht; dieſer muß aufgemuntert, jener nicht verdrießlich gemacht werden. Was war zu thun? Sollte die Entſcheidung einer ſo kitzlichen Sache, die mit ſo vieler Hitze getrieben ward, dem Glücke überlaſſen werden? Das Loos hätte auf Leute fallen können, die nichts weniger als fähige Richter geweſen wären. Jetzt kam es nicht bloß darauf an, unparteiiſche Richter zu haben; man wollte einſichtsvolle haben. Das überlegte der Archon, und das Loos unterblieb, *κριτας μεν οὐν ἐκληρωσε του ἀγωνος*. Er dachte weiter: „hier iſt Gelegenheit, dem Cimon und ſeinen Unterfeldherren eine Schmeichelei zu machen. Und iſt es nicht beſſer, daß Männer von ihrer Einſicht und Würde über eine Tragödie, über die Nachahmung ihnen ähnlicher Perſonen in traurigen und verwickelten Umſtänden, urtheilen, als daß es gemeine Leute aus dem Volke thun, denen das Loos zwar das Recht, aber nicht die Fähigkeit zu urtheilen geben kann? Die Feldherren ſind jeder aus einem beſondern Stamme; durch ſie kann gleichſam das ganze Volk den Ausſpruch thun. Sie werden auf das Theater kommen, um zu opfern; ich will ſie dabehalten; ich will ſie nöthigen; ich will ſie ſchwören laſſen; ihr Ausſpruch wird eine gewiſſe Feierlichkeit dadurch erhalten; niemand wird es ungern dabei beruhen laſſen; deſto beſſer für die Dichter, deſto beſſer für die Zuſchauer.“ Und wie der Archon dachte, ſo geſchah es. Die Feldherren urtheilten, und zum Andenken des Cimon ward nachher allezeit das Urtheil über die Tragödien auf dieſe Weiſe gefällt. — So verſtehe ich wenigſtens die Stelle des Plutarch; und es ſey mir erlaubt, noch einige Erläuterungen hinzuzufügen. Wenn der Archon für dieſesmal zehn Richter wählte, und von nun an bei dem Wettſtreite der tragiſchen Dichter, deren allezeit ſo viel gewählt wurden: ſo iſt dieſes der erſte Unterſchied, der ſich zwiſchen den Richtern bei den tragiſchen, und den Richtern bei den komiſchen Wettſtreiten nunmehr ereignete. Denn der Richter bei den komiſchen Wettſtreiten waren zu jeder Zeit nur fünf. Das Sprüchwort *ἐν πεντε κριτων γονασι κειται* iſt bekannt, und Heſychius ſagt ausdrücklich: *τοσουτοι της κωμῳδιας ἐκρινον*. Warum nannte Heſychius hier bloß die komiſchen Dichter, warum nicht die dramatiſchen Dichter überhaupt, wenn bei den tragiſchen nicht eine andere Anzahl von Richtern üblich geweſen wäre? Der zweite Unterſchied war dieſer: bei den komiſchen Wettſtreiten konnte jeder athenienſiſche Bürger durch das Loos zum Richter ernannt werden; bei den tragiſchen hingegen wurden nur ſolche Bürger zu dem Looſe zugelaſſen, die mit zu Felde geweſen waren und anſehnliche Kriegsbedienungen bekleidet hatten. *Ἐκρινον δε οἱ δοκιμωτατοι των ϛρατηγων*, ſagt Plutarch, wenn er von dem Wettſtreite des Theſſalus und Athenodorus, der zwei berühmteſten tragiſchen Schauſpieler zu den Zeiten Alexanders, redet.[1] Was ich aber vornehmlich zum Behufe dieſes zweiten Unterſchiedes anführen kann, iſt eine Stelle in den „Fröſchen“ des Ariſtophanes. Aeſchylus und Euripides ſollen da mit einander ſtreiten; der Chorus muntert ſie auf; indem aber fällt ihm ein, daß beide als tragiſche Dichter ſich vielleicht an die gegenwärtigen Zuſchauer ſtoßen dürften. Es ſind Zuſchauer einer Comödie, und die unter ihnen befindlichen Richter ſind bloß Richter einer Comödie. Werden dieſe auch von tragiſchen Schönheiten urtheilen können? Aber ſeyd deßwegen unbeſorgt: läßt Ariſtophanes den Chor zu ihnen ſagen; Sie ſind allerdings fähig, auch Euch zu beurtheilen! *Ἐϛρατευμενοι γαρ ἐισι*; denn es ſind Leute, die mit zu Felde geweſen ſind, die ihre Kriegsdienſte gethan haben. Hier iſt die ganze Stelle:[2]

Εἰ δε τουτο καταφοβεισθον, μη τις ἀμαθια προσῃ
Τοις θεωμενοισιν, ὡς τα
Λεπτα μη γνωναι λεγοντοιν,
Μηδεν ὀῤῥωδειτε τουθ'· ὡς οὐκ ἐθ' οὑτω ταυτ' ἐχει.
Ἐϛρατευμενοι γαρ ἐισι·
Βιβλιον τ' ἐχων ἑκαϛος μανθανει τα δεξια.
Αἱ φυσεις δ' ἀλλως κρατιϛαι,
Νυν δε και παρῃκονηνται,
Μηδεν οὐν δεισητον, ἀλλα
Παντ' ἐπεξιτον, θεατων γ' οὑνεχ', ὡς ὀντων σοφων.

Der Scholiaſt merkt hier an: *Ἀξιους νομιζουσι τους ἐϛρατευμενους και ἐπαινου ἀξιους· τους δε διαδιδρασκοντας τας ϛρατειας, φιληδονους εἰναι συκοφαντας.* Allein wer weiter nichts dabei denkt, als dieſes, der verſteht die Feinheit der Spötterei kaum zur Hälfte. Um ſie ganz zu faſſen, erinnere man ſich des Jahres, in welchem die „Fröſche“ aufgeführt wurden. Es war das 3te der 93ſten Olympias, das 26ſte des Peloponneſiſchen Krieges. Die Athenienſer hatten in den vorhergehenden Jahren Unglück über Unglück gehabt; es gebrach an Volk, und ſie waren gezwungen, allen Knechten und Fremdlingen, welche Kriegsdienſte nehmen wollten, die Freiheit und das Bürgerrecht zu geben.[1] Endlich waren ſie wieder einmal glücklich, und ſchlugen die feindliche Flotte bei den Arginuſiſchen Inſeln.[2] Nun ſtelle man ſich vor, daß das Theater, als die „Fröſche“ kurz darauf geſpielt wurden, voll von dergleichen neugemachten Bürgern war, die den arginuſiſchen Sieg mit erfechten helfen, und jetzt auf nichts mehr ſtolz waren, als daß ſie da ſitzen durften, wo ſie ſaßen. Konnte ſich ein Ariſtophanes wohl enthalten, über ſolche Zuſchauer ein wenig zu ſpotten? Er nennt ſie:[3]

---

[1] Exercit. p. 202.
[2] Symposiacon Lib. V. Quæst. 2.

[1] De Fort. Alex. Orat. II. p. m. 334.
[2] Zeile 1140 und folg.

— πολιν — λεων ὀχλον
Ου σοφιαι μυριαι καθηνται·

„ein großes Volk aus verſchiedenen Völkern, unter dem es Kenner zu Tauſenden giebt.“ Und dieſe Kenner ſind noch dazu mit im Kriege geweſen! Was braucht man mehr, um ein würdiger Richter tragiſcher Wettſtreite zu ſeyn? Es iſt zwar nicht lange, daß dieſe Herren noch zu dem nichtswürdigſten, dümmſten Pöbel gehörten; aber

— — οὐκ ἐθ' οὑτω ταυτ' ἐχει·
Ἐστρατευμενοι γαρ εἰσι.

Ein Kriegszug macht alles anders. Ein Kriegszug hat ihnen das Bürgerrecht, ein Kriegszug hat ihnen Verſtand gegeben. Doch nein; ſie hatten von Natur ſchon Verſtand genug; und im Kriege haben ſie ihn nur mehr ausgeſchliffen.

Αἱ φυσεις δ' αλλως κρατισται,
Νυν δε και παρηκονηνται.

Die von Natur nur eine Comödie hätte beurtheilen können, können nun auch eine Tragödie beurtheilen, weil ſie Soldaten geweſen ſind.[4]

Was die Philologen von den dramatiſchen Richtern der alten Griechen geſammelt haben, iſt ein ſehr weniges; und ich finde nicht, daß ein einziger den Unterſchied zwiſchen den komiſchen und tragiſchen auch nur vermuthet habe.[1] Man wird alſo zufrieden ſeyn müſſen, wenn ich ihn nur einigermaßen erhärtet und ins Licht geſetzt habe. Genug, daß ich gegen den Herrn Kind Recht behalte, und daß των τραγῳδων κρισις nicht ein Wettſtreit unter Tragödienſpielern, ſondern der Ausſpruch, das Gericht bei einem ſolchen Wettſtreite heißt, und daß dieſes, nicht jener, zum Andenken des Cimon eingeführt und beibehalten worden. Herr Kind überſetzt ferner κριτας μεν οὐκ ἐκληρωσε durch „er getraute ſich nicht, die Richter zu ernennen.“ Getraute ſich nicht? Ja freilich, wenn er ſie hätte ernennen müſſen. Aber ernennt man die, über die man das Loos wirft? Ουκ ἀφηκεν ἀυτους ἀπελθειν, ἀλλ' ὁρκωσας, ἠναγκασε καθισαι και κριναι, δεκα ὀντας, ἀπο φυλης μιας ἑκαστον heißt ihm: „er ließ ſie nicht wieder weggehen, ſondern nöthigte ſie, daß ſie nach geleiſtetem Eide die zehn Richter werden und den Ausſpruch thun mußten, zumal da jeder dieſer Feldherren aus einer der zehn Zünfte war.“ Daß ſie die zehn Richter werden mußten? So waren ſchon vorher der tragiſchen Richter zehn? So wäre ja meine obige Erklärung unrichtig! Aber zum Glück, daß es Plutarch nicht ſagt; daß es Herr Kind auch ſonſt nicht erweiſen kann. Der Umſtand δεκα ὀντας, war nicht ein Umſtand, ohne welchen ſie nicht die Richter hätten werden können; ſondern ein neuer Umſtand, den man in der Folge zum Andenken dieſer Begebenheit um ſo viel lieber beibehielt, je anſehnlicher das Gericht dadurch ward. Καθισαι ſteht hier auch nicht ſo gar vergebens, daß es der Ueberſetzer hätte auslaſſen ſollen. Denn wie Pollux ſagt:[2] τοις μεν μουσικοις (ἀγωσι) κριται καθηνται, τοις δε γυμνικοις ἑστωσι.

Noch kann ich die Stelle des Plutarch nicht verlaſſen. Ich habe oben (Seite 433) einen hiſtoriſchen Beweis verſprochen, daß Aeſchylus des Sophokles Lehrmeiſter nicht geweſen ſey; und auf dieſe Stelle eben gründe ich ihn. Hier ſtreiten Aeſchylus und Sophokles mit einander; Sophokles, wie Plutarch weiter meldet, ſiegt, und Aeſchylus wird ſo ungehalten darüber, daß er Athen verläßt. Wäre nun hier gar der Lehrmeiſter von ſeinem Schüler durch den erſten Verſuch ſeines Schülers überwunden worden, würde das nicht ein Umſtand geweſen ſeyn, der die Begebenheit ungleich merkwürdiger, der den Sieg des

---

[1] Diodorus Siculus bei dem Anfange dieſes Jahres: Ἀθηναιοι δε κατα το συνεχες ἐλαττωμασι περιπιπτοντες, ἐποιησαντο πολιτας τους μετοικους, και των ἀλλων ξενων τους βουλομενους συναγωνισασθαι. Lib. XIII. p. 216. Edit. Rhodom.

[2] Die „allgemeine Welthiſtorie“ (Th. V. S. 380) ſagt: „bei Argenuſae einem Platze Lesbos gegenüber,“ das heißt ſich von Inſeln ſehr unrichtig ausdrücken.

[3] Zeile 687. 88.

[4] Wer den Ariſtophanes ein wenig kennt, wird ihn hoffentlich in dieſer Stelle, ſo wie ich ſie auslege, finden. Wenn ich unterdeſſen meiner Sache nicht ſehr gewiß wäre, ſo würde mich das Anſehn eines gelehrten Mannes, der hier einen ganz andern Weg nimmt, vielleicht wankend machen. Es kommt mir nämlich die neueſte Ausgabe unſers komiſchen Dichters zu Händen, welche Herr Burmann der Zweite beſorgt hat; und ich finde, daß Bergler die Worte, ἐστρατευμενοι γαρ εἰσι, bloß durch nam exercitati sunt überſetzt. Er geht alſo von der eigentlichen Bedeutung des Wortes στρατευομαι ab; ohne Zweifel, weil er die feine Spötterei nicht einſah, und daher nicht begreifen konnte, wie es im Ernſte folge, daß die Zuſchauer deswegen nicht mehr unwiſſend ſeyn ſollten, weil ſie mit im Kriege geweſen wären. Ich zweifle aber ſehr, ob man στρατευομαι in dieſer figürlichen paſſiven Bedeutung finde, da es bloß geübt werden heiße. Der Scholiaſt, deſſen Worte ich angeführt habe, iſt ausdrücklich für die eigentliche Bedeutung, ob es gleich leicht ſeyn kann, daß Berglern eben derſelbe Scholiaſt verführt hat. Denn über die nächſt vorhergehenden Worte ουκ ἐθ' οὑτω ταυτ' ἐχει macht er folgende Gloſſe: ὡς των Ἀθηναιων προτερον οὐχ ὁμοιως γεγυμνασμενων ἐν τοις ποιητικοις σοφισμασι. Bergler hat alſo geglaubt, daß das folgende ἐστρατευμενοι hier durch γεγυμνασμενοι erklärt werde; und hierin hat er ſich wohl geirrt. Ich muß überhaupt anmerken, daß verſchiedene Stellen in den „Fröſchen“ aus einer genauern Kenntniß der damaligen Umſtände in Athen weit beſſer zu erklären ſind, als es den alten und neuern Auslegern ſie uns zu erklären gefallen hat. Keiner, z. E., hat angemerkt, daß die ganze Parabaſis des Chors zu Ende des zweiten Aufzuges auf die unglücklichen Befehlshaber geht, welchen die Athenienſer den Proceß machten, weil ſie die Leichname der in dem Arginuſiſchen Treffen Gebliebenen, wegen eines einfallenden Sturms nicht begraben laſſen können. Die vornehmſten von ihnen waren bereits hingerichtet, und andere, denen man dabei weniger zur Laſt legen konnte, waren ohne Zweifel für ἀτιμοι, für unehrlich erklärt worden. Dieſer Unehrlichen nun nimmt ſich Ariſtophanes hier beſonders an. Wenn man das weiß, ſo wird man ſich nicht lange beſinnen, wie eine zweifelhafte Stelle des Scholiaſten daſelbſt eigentlich zu leſen ſey. Ariſtophanes gedenkt nämlich eines gewiſſen Phrynichus, dem er das Unglück der gedachten Befehlshaber zuzuſchreiben ſcheint. Die Scholiaſten können ſich nicht vergleichen, was für ein Phrynichus hier gemeint ſey. Einer von ihnen aber ſagt: ἐγενετο δε στρατηγος, ἐφ' ὁυ πολλοι ἡμαρτον των τραγικων, και ἀτιμοι ἐγενοντο. Nun hat Suidas an zwei verſchiedenen Orten dieſe Stelle des Scholiaſten ausgeſchrieben; unter Φρυνιχος nämlich und unter παλαισμα. Allein unter Φρυνιχος hat er anſtatt τραγικων, στρατηγων geleſen. Welches von beiden iſt nun richtig? Ganz gewiß das letztere. Denn wer hat jemals von tragiſchen Dichtern gehört, die unehrlich geworden wären? Was konnten tragiſche Dichter begehen, dieſe Strafe zu verdienen? Wenn es noch komiſche geweſen wären. Aber unglücklicher Feldherren gedenkt die Geſchichte wohl, die damals zum Theil in noch härtere Strafen fielen. Gleichwohl erklärt ſich Küſter in ſeiner Ausgabe des Suidas für τραγικων; und in ſeiner Ausgabe des Ariſtophanes iſt er wenigſtens unſchlüſſig, für welches von beiden er ſich erklären ſoll. Und das bloß, wie ich gewiß glaube, weil ihm der obige hiſtoriſche Umſtand von den unglücklichen Feldherren nicht beigefallen iſt.

[1] *Joan. a Wower* de Polymathia. cap. XVI. *Vossius* Institution. Poet. lib. II. cap. 12. *Idem* de Imitatione cap. 11. *F. Rappolus* Comment. in Horatium cap. 29 et 43.

[2] Lib. III. cap. 30. p. m. 341.

Sophokles ungleich größer gemacht hätte? Und würde ihn Plutarch wohl anzumerken vergeſſen haben? Aber er ſagt nichts davon, und ſein Stillſchweigen wird zu einem Beweiſe des Gegentheils.

Hier ſollte ich dieſe Anmerkung ſchließen. Doch ich habe ihr noch einen wichtigen Zuſatz zu geben, den ich in dem Texte nicht verſprochen habe. Das einſtimmige Zeugniß des Plutarch und Euſebius wird durch ein drittes beſtätigt, das, ſo viel ich weiß, zu dieſem Zwecke noch von niemanden angeführt worden. Ich meine eine Stelle bei dem ältern Plinius. Er redet in dem 18ten Buche ſeiner „Naturgeſchichte,“ [1] von der verſchiedenen Güte des Getreides in verſchiedenen Ländern, und ſchließt: Hæ fuere sententiæ Alexandro magno regnante, cum clarissima fuit Græcia, atque in toto terrarum orbe potentissima; ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta, in fabula Triptolemo, frumentum Italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata sententia:

Et fortunatam Italiam frumento canère candido.

Nun iſt zwar hier nicht ausdrücklich von dem erſten Trauerſpiele unſeres Dichters die Rede; allein es ſtimmt die Epoche deſſelben mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus ſetzt, ſo genau überein, daß man nicht wohl anders als dieſen Triptolemus ſelbſt für das erſte Trauerſpiel des Sophokles erkennen kann. Die Berechnung iſt gleich geſchehen. Alexander ſtarb in der 114ten Olympias; 145 Jahre betragen 36 Olympiaden und ein Jahr; und dieſe Summe von jener abgerechnet, giebt 77. In die 77ſte Olympias fällt alſo der Triptolemus des Sophokles; [2] und da in eben dieſe Olympias, und zwar in das letzte Jahr, wie wir geſehen haben, auch das erſte Trauerſpiel deſſelben fällt: ſo iſt der Schluß ganz natürlich, daß beide Trauerſpiele eins ſind.

So ungezwungen ſich dieſes ergiebt, ſo ſehr hat mich die Anmerkung befremdet, welche Harduin über die Stelle des Plinius macht. Er ſchreibt nämlich: Egit ergo Sophocles eam fabulam Olymp. LXXXVIII. anno quarto, ætatis suæ vicesimo, si Suidæ credimus. Obiit enim Alexander Olymp. CXX. anno primo, Olympiadibus Pliniano calculo computatis, Urbis conditæ 442. Fürs erſte weiß ich nicht, wie Harduin ſagen kann, Alexander ſey in der 120ſten Olympias geſtorben; da Joſephus [3] ausdrücklich ſagt: *Ἀλέξανδρόν τε τεθνάναι πάντες ὁμολογοῦσιν ἐπὶ τῆς ἑκατοστῆς τεσσαρεσκαιδεκάτης Ὀλυμπιάδος.* Fürs zweite würden 145 Jahre, von der 120ſten Olympias zurückgerechnet, nicht die 88ſte, ſondern die 83ſte Olympias geben. Fürs dritte würde Sophokles in der 88ſten Olympias, nach dem Suidas nicht 20, ſondern einige 60 Jahre geweſen ſeyn; denn nach dem Suidas iſt er in dem 3ten Jahre der 73ſten Olympias geboren. Und man glaube ja nicht, daß alle dieſe Unrichtigkeiten vielleicht mit der beſondern Berechnung des Plinius (Pliniano calculo) beſtehen könnten. Dieſe beſondere Berechnung des Plinius betrifft bloß das Jahr nach Erbauung der Stadt Rom, welches ihn Harduin in das 4te der 9ten Olympias ſetzen läßt, anſtatt daß es nach der gemeinen Rechnung in das 4te der 6ten fällt. Wenn alſo in der Anmerkung des Harduin nicht alle Zahlen verdruckt ſind, ſo muß er gar nicht nachgeſchlagen, gar nicht gerechnet haben.

Die Anmerkung, welche der Pater über das Trauerſpiel ſelbſt macht, iſt nicht minder ſeltſam: In ea fabula, ſagt er, Ceres Triptolemum edocet, quantum terrarum necesse sit peragrari seminandis a se datis frugibus, Italiamque præ cæteris laudat. *Vide Dionys. Hal. lib. I. Antiq. Rom.* Sollte man aus dieſen Worten nicht ſchließen, der Triptolemus des Sophokles müſſe noch vorhanden ſeyn, und das ganze Stück laufe auf weiter nichts, als dieſen Unterricht der Ceres hinaus? Der Pater redet ſeinem Währmanne ohne Ueberlegung nach. Denn Dionyſius von Halicarnaß braucht am angezogenen Orte weiter nichts als dieſen Umſtand aus dem Triptolemus; und wenn Er im Präſens davon ſpricht, ſo iſt es ganz etwas anderes, als wenn es Harduin thut.

(K)

Zugleich der Schauſpieler — dieſe Gewohnheit ab.) Der ungenannte Biograph: *Καταλύσας τὴν ὑπόκρισιν τοῦ ποιητοῦ διὰ τὴν ἰδίαν ἰσχνοφωνίαν· πάλαι γὰρ καὶ ὁ ποιητὴς ὑπεκρίνετο.* Eine ſchwache Stimme war ein Fehler, der vor Alters einen Mann zum Schauſpieler weit untauglicher machte, als heut zu Tage, da wir jene großen Schauplätze nicht mehr zu füllen haben. Das Unvermögen hielt ihn alſo vom Theater zurück, und nicht die Verächtlichkeit der Profeſſion. Denn den Griechen war keine Geſchicklichkeit verächtlich, die ihnen Vergnügen machte. So oft unſer Dichter auch daher andere Talente zeigen konnte, auf welche ſeine ſchwache Stimme keinen Einfluß hatte, beſtieg er die Bühne; welches ſich nicht undeutlich aus zwei Beiſpielen ſchließen läßt, die man uns ausdrücklich davon aufbehalten hat. In dem Thamyris nämlich ließ er ſich auf der Cither hören, und in der Nauſikaa zeigte er ſich als Tänzer.

In dem Thamyris ließ er ſich auf der Cither hören. Athenäus: [1] *τὸν Θάμυριν διδάσκων αὐτὸς ἐκιθάρισεν.* Und der ungenannte Biograph: *φασὶ δὲ ὅτι καὶ κιθάραν ἀναλαβὼν ἐν μόνῳ τῷ Θαμύριδι ποτὲ ἐκιθάρισεν.* Thamyris war jener thraciſche Virtuoſe [2], der es wagen durfte, die Muſen ſelbſt zu einem Wettſtreite aufzufordern. Er ward überwunden, und die Muſen machten ihn, zur Strafe ſeiner Vermeſſenheit, blind. Das war der Inhalt des Sophokleiſchen Trauerſpiels; und ohne Zweifel ließ ſich der Dichter in der Perſon des Thamyris ſelbſt auf der Cither hören. Nicht daß er deßwegen die ganze Rolle des Thamyris geſpielt hätte; er hatte vielleicht nicht einmal nöthig, auch nur in die Cither zu ſingen. Denn dieſer Thamyris, welchen Umſtand uns der ältere Plinius [3] von ihm aufbehalten hat, war der erſte, der die Cither als ein von der Stimme unabhängendes Inſtrument behandelte, und ſie, ohne darein zu ſingen, ſpielte. Hatte nun Sophokles dieſen Umſtand anzubringen gewußt, ſo konnte ihn ſeine ſchwache Stimme nicht hindern, Thamyris an derjenigen Stelle ſelbſt zu ſeyn, wo er ihn bloß auf der Cither mit den Muſen wetteifern ließ. Es würde ſich mehr als Muthmaßungen hievon beibringen laſſen, wenn das Stück jetzt nicht unter die verlornen Stücke unſers Dichters gehörte. [4] Da unterdeſſen auch ſolche Muthmaßungen weder ganz unangenehm, noch ganz unnütze ſind, ſo erlaube man mir, noch einen andern Zug daraus muthmaßen zu dürfen. Dieſen nämlich, daß die Beſtrafung des Thamyris auf der Bühne geſchehen; daß er vor den Augen der Zuſchauer blind geworden. Ich gründe meine Muthmaßung auf eine Stelle des Pollux, in die ſich ſeine Ausleger gar nicht zu finden gewußt haben. Pollux[1] gedenkt verſchiedener tragiſchen Masken, die von einer beſondern Art geweſen, und ſagt unter andern, daß die Maske des Thamyris zweierlei Augen gehabt habe; τὸν μὲν γλαυκὸν ὀφθαλμὸν, τὸν δὲ μέλανα. Jungermann macht hierüber folgende offenherzige Anmerkung: Thamyri vero cur oculum glaucum, et alterum nigrum in scena affingi ait? Constat quidem ex Apollodori lib. I. Thamyrin περὶ μουσικῆς cum Musis congressum: quem victum τῶν ὀμμάτων καὶ τῆς κιθαρῳδίας illæ ἐστέρησαν. Sic itaque prorsus excæcarunt. Cur itaque discolori altero utro introducebatur oculo? Libenter nostram ignorantiam fatemur, quam ut diu taciti foveamus causæ non est, cum sic forte nec ipsi, nec alii, qui juxta nos ignorant, edoceamur ab iis qui sciunt. Daß auch ich jetzt unter denjenigen bin, die es wiſſen, habe ich vornehmlich dem Du Bos[2] zu danken; und das Räthſel löſet ſich ſo auf. Die alten Schauſpieler, wie bekannt, ſpielten in Masken, welche nicht allein das Geſicht, ſondern den ganzen Kopf bedeckten. Dieſe Masken hatten die Unbequemlichkeit, daß ſie der Abänderungen nicht fähig waren, welche die abwechſelnden Leidenſchaften in den Zügen des Geſichts verurſachen. Die kleinern von dieſen Abänderungen waren für ihre Zuſchauer zwar ohnedem verloren, indem dieſe größten Theils viel zu weit abſaßen, als daß ſie ſelbige auch auf einem wirklichen Geſichte hätte erkennen können. Die größern aber, welche dem Geſichte eine ganz andere Farbe, allen Muskeln deſſelben eine ganz andere Lage geben, und von ſehr weitem zu erkennen ſind, auch dieſe größern, ſage ich, den Augen der Zuſchauer verweigern, würde keine geringe Verkümmerung ihres Vergnügens, und eine Vernachläſſigung des ſicherſten Mittels, einen Eindruck auf ſie zu machen, geweſen ſeyn. Was thaten ſie alſo? Eine Stelle des Quintilian[3] kann es uns ſehr deutlich lehren: In Comœdiis — pater ille cujus præcipuæ partes sunt, quia interim concitatus, interim lenis est, altero erecto, altero composito est supercilio; atque id ostendere maxime latus actoribus moris est, quod cum iis, quas agunt, partibus congruat. Die Maske, ſagt Quintilian, desjenigen Vaters, der in der Comödie bald linde bald ſtrenge ſeyn mußte, war getheilt; die eine Hälfte zeigte ein glattes, heiteres Geſicht, die andere ein finſteres, gerunzeltes Geſicht; war der Vater jetzt linde, ſo wies der Schauſpieler den Zuſchauern die heitere Hälfte, und mußte er auf einmal ſtreng und zornig werden, ſo wußte der Schauſpieler eine ſo ungezwungene Wendung zu machen, daß der Zuſchauer die finſtere Hälfte zu ſehen bekam. Wie es mit der Maske dieſes Vaters war, ſo war es unfehlbar mit den Masken aller Perſonen, die in der Geſchwindigkeit vor den Augen der Zuſchauer ein verändertes Geſicht zeigen mußten, und alſo nicht Gelegenheit hatten, hinter der Scene ihre ganze Maske zu verwechſeln. Nun nehme man an, daß auch Thamyris in dieſem Falle war, und die Worte des Pollux ſind erklärt. Jetzt war Thamyris noch ſehend, und der Schauſpieler zeigte diejenige Hälfte ſeiner Maske, die das ſchwarze Auge hatte. Nun ſollte er auf einmal blind werden, und der Schauſpieler wandte ſich ſo geſchickt, daß plötzlich die Zuſchauer die andere Hälfte, welche das glauche Auge (γλαυκὸν ὀφθαλμὸν) hatte, erblickten. Denn γλαυκὸν ὀφθαλμὸν iſt hier nichts anderes als ein Auge, das mit einem Γλαύκωμα behaftet ſcheint; und Glaukoma, wie bekannt, iſt diejenige Krankheit des Auges, welche unſere Augenärzte den blauen oder grünen Staar nennen. Das merklichſte und augenſcheinlichſte Zeichen der Blindheit, welches die Skeuopöie nur immer wählen konnte! — Ich komme auf den Sophokles zurück. In dem Thamyris alſo ließ er ſich auf der Cither hören; und der ungenannte Biograph ſetzt hinzu: ὅθεν καὶ ἐν τῇ ποικίλῃ στοᾷ μετὰ κιθάρας αὐτὸν γεγράφθαι φασίν; „daher ſey er, wie man ſagt, in der Stoa Poecile mit der Cither gemalt worden." Was dieſe Stoa für ein Gebäude geweſen, wie ſie vorher geheißen, wo ſie geſtanden,[1] das iſt genugſam bekannt. Sie hatte ihren Beinamen Poecile, die bunte, von den Gemälden erhalten, mit welchen ſie vornehmlich Polygnotus ausgeziert hatte.[2] Dieſe Gemälde ſtellten die Götter und Helden der Athenienſer vor; und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Polygnotus, der kein gedungener Künſtler war, ſondern bloß um die Ehre arbeitete, auch noch lebenden verdienten Männern die Schmeichelei werde gemacht haben, ihre Bildniſſe mit anzubringen. Dem ungeachtet aber iſt wohl ſchwerlich das Bildniß des Sophokles von der Hand dieſes Künſtlers geweſen. Ich ſchließe dieſes aus folgendem Umſtande, den uns Plutarch aus der ſcandalöſen Chronik der damaligen Zeit aufbehalten hat.[3] Polygnotus liebte die Elpinice, die Schweſter des Cimon; und ohne Zweifel war ſeine Liebe eben in dem ſtärkſten Feuer, als er die Trojanerinnen in der gedachten Stoa malte, denn einer von ihnen, der Laodice, gab er das Geſicht ſeiner Geliebten. Wird Elpinice damals ſchon alt, ſchon verheirathet geweſen ſeyn? Schwerlich wohl. Aber zu der Zeit, als Sophokles mit durch den Ausſpruch ihres Bruders für ſein erſtes Trauerſpiel den Preis erhielt, muß ſie ſchon beides geweſen ſeyn, wenn man ſie auch noch ſo viel jünger als den Cimon annimmt. Und folglich malte Polygnotus die gedachte Stoa zu einer Zeit, als Sophokles noch gar nicht bekannt ſeyn konnte, als wenigſtens ſeine tragiſchen Verdienſte noch nicht ſo feſt geſtellt ſeyn konnten, daß ſie dieſe öffentliche Ehre verdient hätten. Vielleicht alſo war ſein Bildniß von dem Micon, von welchem es aus dem ältern Plinius bekannt iſt, daß ihm die Athenienſer nach dem Polygnot einen Theil dieſer Stoa auszumalen gaben.

---

[1] Sect. 12. T. II. Edit. Hard. p. 107.

[2] Fabricius macht in dem Verzeichniſſe der verlorenen Trauerſpiele des Sophokles, unter *Τριπτόλεμος* eben dieſe Berechnung, aber ohne im geringſten für das erſte Trauerſpiel deſſelben etwas daraus zu ſchließen.

[3] Lib. I. contra Apponem.

[1] Lib. I. p. m. 20.

[2] *Κείνῳ σοφιστῇ Θρῃκί*, ſagt die Muſe in dem Trauerſpiele „Rheſus“ von ihm. V. 924.

[3] Cithara sine voce cecinit Thamyras primus. *Natur. Hist. Lib. VII. c. 57.*

[4] Caſaubonus, Meurſius, Fabricius finden in ihren Verzeichniſſen der verlornen Stücke des Sophokles des Thamyris bloß bei dem Athenäus, dem Pollux, und dem ungenannten Biograph gedacht. Sie hätten anmerken ſollen, daß auch Plutarch ſeiner nicht undeutlich gedenkt; in dem Buche nämlich *ὅτι οὐδὲ ζῆν ἔστιν ἡδέως κατ' Ἐπίκουρον* (p. m. 1093.) führt er ein paar Zeilen des Sophokles an, die, dem Zuſammenhange nach, nothwendig aus dem Thamyris ſeyn müſſen.

In der Nauſikaa zeigte ſich Sophokles als Tänzer. Athenäus:[4] ἄκρως δὲ ἐσφαίρισεν ὅτε τὴν Ναυσικάαν ἔθηκε. Ich ſage, er zeigte ſich als Tänzer, und die Worte meines Währmannes ſcheinen eigentlich doch weiter nichts zu ſagen, als daß Sophokles in der Nauſikaa den Ball vortrefflich geſchlagen: ἄκρως ἐσφαίρισεν. Allein die Sphäriſtik oder das Ballſchlagen und alle verſchiedene Arten deſſelben, war bei den Alten ein Theil der Orcheſtik, als welche alle körperliche Uebungen in ſich begriff, wo die Bewegungen nach einer gewiſſen Eurithmie, nach dem Takte, geſchehen mußten. Das iſt zu bekannt, als daß ich mich dabei aufhalten ſollte. Die

---

[1] Lib. IV. c. 19. p. m. 434.

[2] Du Bos von den theatraliſchen Vorſtellungen der Alten. Man ſehe das dritte Stück meiner „Theatraliſchen Bibliothek," S. 185.

[3] Inst. Orat. Lib. XI. cap. 3.

[1] Menage (*In Diogenis Laertii Lib. VII. Segm. 5.*) merkt aus dem Lucian an, daß dieſe Stoa auf dem Marktplatze gelegen. Ich bediene mich dieſer Bemerkung, die Verſe des Melanthius beym Plutarch (im „Leben Cimons" S. 481.) daraus zu erläutern, wo geſagt wird, daß Polygnotus unentgeltlich

— — — Θεῶν ναοὺς ἀγορὰν τε
Κεκροπίαν — — — — —

ausgeſchmückt habe. Wie man einen Marktplatz mit Gemälden ausſchmücken könne, iſt nicht wohl zu begreifen. Es ſind alſo hier die öffentlichen Gebäude auf dieſem Marktplatze, und beſonders die gedachte Stoa zu verſtehen.

[2] C. *Plinius* Natur. Histor. Lib. XXXV. 35.

[3] Im Leben Cimons S. 480.

[4] Lib. I. p. m. 20.

Frage wird alſo nur hier ſeyn: was war das für ein Stück, in welchem Ball geſpielt ward? Wer ſeinen Homer inne hat, dem kann unmöglich die Tochter des Alcinous, des Königs der Phäacier, unbekannt ſeyn.[1] Ulyſſes war an das Ufer von Scheria geworfen; hier lag der Unglückliche und ſchlief. Indeß erhob ſich Minerva in den Palaſt des Alcinous und gab der ſchönen Nauſikaa ein, mit ihren Geſpielinnen und Mägden nach dem Meere zu gehen, um da ihre Kleider zu waſchen. Denn an ſie ſollte ſich Ulyſſes zuerſt wenden; ſie ſollte ihm den Weg zur Gunſt ihres Vaters bahnen. Sie kommen alſo, waſchen ihr Geräth und trocknen es auf dem Ufer; und indem es trocknet, baden und ſalben ſie ſich, und lagern ſich zu eſſen, und ſtehen auf zu ſpielen. Und was ſpielten ſie?

Σφαιρῃ ται ἀρ' ἐπαιζον, ἀπο κρηδεμνα βαλουσαι,
Τῃσι δε Ναυσικαα λευκωλενος ἠρχετο μολπης.[2]

Sie ſchlagen Ball, und Nauſikaa ſelbſt macht den Anfang. Nun will Minerva, daß Ulyſſes erwache. Die Prinzeſſin wirft; der Ball nimmt einen falſchen Flug; er fällt in einen tiefen Graben; die Mägde ſchreien und Ulyſſes erwacht. Er entſchließt ſich kurz, auf das Geſchrei zuzugehen. Aber er iſt nackt, ſplitternackt; und es war ein weibliches Geſchrei! Was thut der Mann, dem nie in der Noth ein weiſer Rath gebrach?

Εκ πυκνης δ' ὑλης πτορθον κλασε χειρι παχειῃ
Φυλλων, ὡς ῥυσαιτο περι χροϊ μηδεα φωτος.
Βη δ' ἰμεν, ὡςτε λεων ὀρεσιτροφος, ἀλκι πεποιθως,
Ος' εἰσ' ὑομενος και ἀημενος, ἐν δε ὁι ὀσσε
Δαιεται· αὐταρ ὁ βουσιν ἐπερχεται, ἠ ὀϊεσσιν
Ηε μετ' ἀγροτερας ἐλαφους· κελεται δε ἑ γαστηρ,
Μηλων πειρησοντα και ἐς πυκινον δομον ἐλθειν.

Welch ein Gemälde! Welch eine Vergleichung![3] So kömmt der nackte, fürchterliche Mann auf ſie zu.[1] Die Mädchen ſchreien und fliehen. Die einzige Nauſikaa bleibt ſtehen, und erwartet ihn; und ſo weiter. — Aber was ſind das für Auftritte für ein Trauerſpiel? „Sophokles," ſagt die Frau Dacier,[2] „hatte aus dieſem homeriſchen Stoffe eine Tragödie gemacht, die ſehr wohl aufgenommen ward. Ich wünſchte, daß uns die Zeit dieſes Stück aufbehalten hätte, damit wir ſehen könnten, wie weit es die Kunſt mit einem ſolchen Stoffe bringen kann." Ich wünſchte es gleichfalls. Aber würde es wohl auch eine wirkliche Tragödie ſeyn? Ich glaube ſchwerlich; ſondern es würde allem Anſehen nach ein ſatyriſches Drama ſeyn. Ich kann zwar nicht ſagen, daß es als ein ſolches von den alten Schriftſtellern, die ſeiner gedenken, angeführt werde; aber der komiſch-tragiſche Inhalt iſt allzuſehr für meine Muthmaßung, von welcher ich finde, daß ſie auch die Muthmaßung des Caſaubonus geweſen iſt.[3] Die Odyſſee war überhaupt eine reiche Vorrathskammer für die ſatyriſchen Schauſpiele. Das einzige Stück, welches uns von dieſer Gattung übrig geblieben iſt, des Euripides Cyklops, iſt, wie bekannt, gleichfalls daraus entlehnt. Der Charakter des Ulyſſes ſelbſt machte ihn zu einer ſatyriſchen Perſon ſehr bequem. Ich ſetze voraus, daß meinen Leſern das Weſen dieſes

---

[1] S. das ſechste und die folgenden Bücher der Odyſſee.

[2] Die Frau Dacier überſetzt dieſe Stelle: Le repas fini, elles quittent toutes leurs voiles et commencent à jouer toutes ensemble à la paume. *Nausicaa se met ensuite à chanter.* Sie hört alſo die Nauſikaa ſingen, wo ich ſie nur tanzen ſehe. Sie hat aus der Acht gelaſſen, daß *μολπη* nicht bloß cantus, ſondern eben ſo oft tripudium, saltatio heißt, wegen des beiden gemeinſchaftlichen Takts. *Ἠρχετο μολπης* heißt aber daher hier weiter nichts, als „ſie fing das Spiel an." Ich finde, daß Burette, in ſeiner Abhandlung von der Sphäriſtik der Alten (Mémoires de Littérature des Inscriptions et b. L. T. I. p. 155.) den nämlichen Fehler macht. Denn er überſetzt: pendant que la Princesse de son côté les animait par son chant.

[3] Man erlaube mir über dieſes Gleichniß, das ich für eines der ſchönſten im Homer halte, eine kleine Ausſchweifung. Es hat ſeine Tadler gefunden; aber ſeine Vertheidiger ſcheinen mir den rechten Punkt nicht getroffen zu haben. Man leſe nur, was Clarke in ſeiner Ausgabe darüber anmerkt. »Fuerunt qui Ulyssem hoc loco, viribus desertum, procellisque pene enecatum, leoni fero parum apte comparari crediderint. *Eustathius* vim similitudinis in eo consistere existimat, quod Ulysses puellis Nausicaæ comitibus, haud minus quam leo, terribilis apparuerit.« *Ὁτι τον Ὀδυσσεα γυμνον ὀντα και δυσπροσιτον δια τουτο φανηναι μετα βλοσυροτητος μελλοντα ταις κοραις, λεοντι παραβαλλει, εἰπων·* „*Βη δ' ἰμεν, ὡςτε λεων, κ. τ. λ.*" *Ἐιτα δεικνυς ὡς οὐ προς την Ὀδυσσεως ἀνδριαν ἡ παραβολη, ἀλλα προς την ἐκπληξιν, ἡν ἐξ αὐτου ἁι γυναικες ἐπαθον, ἐπαγει·* (v. 137.) „*Σμερδαλεος δ' αὐτῃσι φανη*, etc. — Domina *Dacier* leoni eum ideo comparari arbitratur, quia audito puellarum strepitu, hominibusne mitibus an crudelibus occursurus esset, ignarus, ex arbusto nudus animoque intrepido egrederetur. Mihi in eo potius consistere videtur comparationis vis, tum quod Ulysses mari humidus, totusque spuma fœdatus, leoni agresti procellisque afflicto, *Ὁς' εἰσ' ὑομενος και ἀημενος*, similis dicatur; tum quod necessitate coactus (v. 136.) ex arbusto puellis timidis sese nec opinato ostenderit, ipsisque (uti observat *Eustathius*) fugam et terrorem haud minorem, quam leo ferus ovibus aut hinnulis imbecillibus incusserit. — Recht gut; alle die verſchiedenen Aehnlichkeiten, welche die Dacier, Euſtathius und Clarke angeben, ſind augenſcheinlich; wird aber dadurch jene Unähnlichkeit gerettet, welche die Tadler zwiſchen einem abgematteten, wehr- und waffenloſen Manne und einem Löwen finden, der ſich auf ſeine Stärke verläßt? *ἀλκι πεποιθως.* — Es iſt wahr, Homer verliebt ſich oft ein wenig in ſeine Gleichniſſe, und malt ſie nicht ſelten mit Zügen aus, die ſich auf das Verglichene nicht anwenden laſſen, und nur das Bild lebhafter und individueller zu machen dienen. Kann das aber der Fall hier ſeyn? Mit nichten. Denn wahre Unähnlichkeiten müſſen dergleichen beiläufige Züge nie werden. Ich erinnere mich daher mit Vergnügen einer Stelle des Themiſtius, der auch dieſem Tertium der Vergleichung eine ganz vortreffliche Wendung zu geben gewußt hat. Er ſagt nämlich: Allerdings iſt der abgemattete, wehr- und waffenloſe Ulyſſes auch jetzt noch ein Mann, der ſich auf ſeine Stärke verläßt. Nur iſt die Stärke des Ulyſſes nicht die körperliche Stärke eines Achilles; ſondern ſie beruht in ſeiner Klugheit, in ſeiner Beredtſamkeit. Dieſe hatte er in keinem Schiffbruche verlieren können; und auf dieſe verließ er ſich. *Ἡ δε ἀλκη ἠν ἀρα ὁ λογος, ὁν ἀφελεσθαι μονον το δαιμονιον οὐκ ἐξισχυσε· καιτοι τα χρηματα γε ἀφελομενον, και τας ναυς, και τους στρατιωτας, και νη Δια γε τον χιτωνα το τελευταιον· ἐν ὁις οὐκ ἠν ἡ δυναμις ἡ Ὀδυσσεως· τῃ γουν ἀλκῃ ἐπεποιθει, και ἐκεινων ἀπολωλοτων.* Es ſteht dieſe Stelle zu Ende ſeines *Προτρεπτικου εἰς Φιλοσοφιαν* (edit. Harduin. p. 309.) und verdient bei dieſer Stelle Homers vor allen andern angezogen zu werden.

[1] Bis hieher ward 1760 gedruckt: das Folgende fügte J. J. Eſchenburg 1790 aus Leſſings Papieren hinzu.

[2] In den Anmerkungen zu ihrer Ueberſetzung: Sophocle avait fait une Tragédie sur ce sujet d'Homère, qu'il appellait *Πλυντριας*, et où il représentait Nausicaa à ce jeu. Cette pièce réussit fort. Je voudrais bien que le temps nous l'eut conservée, afin que nous vissions ce que l'art pouvait tirer d'un tel sujet. Die *Πλυντριαι*, oder „Wäſcherinnen" des Sophokles werden vom Pollux angeführt; und es iſt allerdings aus dieſem Titel zu ſchließen, daß der Inhalt die Geſchichte der Nauſikaa geweſen, und daß es vielleicht Nauſikaa oder „die Wäſcherinnen" geheißen habe; dergleichen doppelte Titel bei den Alten nichts ſeltenes ſind. Dem ungeachtet würde die Frau Dacier beſſer gethan haben, es hier unter ſeinem gewöhnlichen Titel, Nauſikaa, anzuführen. Woher ſie den Umſtand hat, „daß es viel Beifall gefunden," kann ich nicht ſagen. Ich fürchte, es iſt ein bloßer Zuſatz ihrer gütigen Vermuthung, den ich unterdeß eben ſo wenig zu beſtätigen als zu beſtreiten Luſt habe.

[3] *Ναυσικαα* — — tota fuit Homerica, et satyricis dramatibus annumeranda, judice *Casaubono*, ſagt Fabricius in ſeinem Verzeichniſſe der verlornen Stücke des Sophokles. Es muß ſich dieſes auf eine Stelle des Caſaubonus in ſeinen Anmerkungen zum Athenäus beziehen, denn in ſeinem Buche, De Poesi satyrica, erwähnt er der Nauſikaa unter den ſatyriſchen Stücken des Sophokles nicht.

Drama bekannt iſt, von welchem wohl zu wünſchen wäre, daß es ein Genie unter uns ganz wiederherſtellen wollte. Die Tragicomödie war in dieſer Abſicht ein ſehr mißlungener Verſuch.

(L)

Er machte in ſeiner Kunſt verſchiedene Neuerungen, deren zum Theil Ariſtoteles gedenkt.) *Πολλα ἐκαινουργησεν ἐν τοις ἀγωσι.* Es iſt hier nicht von den Verbeſſerungen die Rede, durch die Sophokles die Tragödie ſelbſt ihrem Weſen und ihrer Vollkommenheit näher brachte; ſondern bloß von den Neuerungen und Zuſätzen, die er in der Kunſt ſie aufzuführen machte. Und die Geſchichte dieſer Kunſt faßt Ariſtoteles im vierten Capitel ſeiner Dichtkunſt in folgender Beſchreibung kürzlich zuſammen: *Και πολλας μεταβολας μεταβαλουσα ἡ Τραγῳδια ἐπαυσατο, ἐπει ἐσχε την ἑαυτης φυσιν. Και το τε των ὑποκριτων πληθος, ἐξ ἑνος εἰς δυο πρωτος Αἰσχυλος ἠγαγε, και τα του Χορου ἠλαττωσε, και τον λογον πρωταγωνιστειν παρεσκευασε· τρεις δε, και σκηνογραφιαν Σοφοκλης.* Den beſten Commentar über dieſe Worte des Ariſtoteles giebt eine Stelle des Diogenes Laertius, wo er die Geſchichte der Weltweisheit mit der Geſchichte der Tragödie vergleicht: *ὡσπερ δε το παλαιον ἐν τῃ τραγῳδιᾳ προτερον μεν μονος ὁ χορος διεδραματιζεν, ὑστερον δε Θεσπις ἑνα ὑποκριτην ἐξευρεν ὑπερ του διαναπαυεσθαι τον χορον, και δευτερον Αἰσχυλος, τον δε τριτον Σοφοκλης, και συνεπληρωσαν την τραγῳδιαν, οὑτως και της φιλοσοφιας, κ. τ. λ.* Der Verſtand von beiden Stellen iſt dieſer: Anfangs war die Tragödie nichts als Geſang verſchiedener Loblieder zu Ehren des Bacchus. Damit der Chor, welcher dieſe Lieder ſang, manchmal ruhen und Athem ſchöpfen könnte, fiel Theſpis darauf, eine intereſſante Begebenheit dazwiſchen von einem aus der Bande erzählen oder vorſtellen zu laſſen. Aeſchylus verwandelte dieſe Erzählung und Vorſtellung, die von einer einzigen Perſon geſchah, in ein ordentliches Geſpräch, indem er eine zweite Perſon hinzufügte, unter die ſich nunmehr die Geſchichte vertheilte, obgleich nothwendig die Eine Perſon mehr Antheil an der Handlung haben mußte, als die andere. Der Schauſpieler, welcher die Rolle der Hauptperſon ſpielte, hieß *πρωταγωνιστης*, ſo wie der andere *δευτεραγωνιστης*. Es war aber darum nicht nothwendig, daß das ganze Drama nicht mehr als zwei Perſonen haben mußte; denn der Deuteragoniſt konnte derſelben gar wohl mehr als Eine vorſtellen, wenn ſie nur nicht mit einander zugleich erſcheinen durften. Aber mit einander zuſammen ſprachen in dem ganzen Drama deren nicht mehr als zwei. Endlich fand Sophokles, daß auch dieſes noch zu einförmig war. Er fügte alſo die dritte Perſon hinzu, welche *τριταγωνιστης* hieß.[1]

Dieſer *τριταγωνιστης* iſt alſo die erſte Neuerung, die dem Sophokles in der obigen Stelle des Ariſtoteles zugeſchrieben wird. Es äußern ſich aber hiebei verſchiedene Schwierigkeiten und Widerſprüche. Wir wollen zuerſt den Barneſius (im Leben des Euripides vor ſ. Ausgabe, S. XXXVI.) hören: Nam licet *Aeschylus* in principio *Promethei* sui *Robur* et *Vim* et *Prometheum* et *Vulcanum* simul inducat, non ibi nisi duo tantum personæ loquuntur, hoc est *Robur* et *Vulcanus*: nec enim *Prometheus* prius loqui incipit, quam cæteri illi, opere absoluto, abierint, et priori scenæ finem fecerint. Es wäre gut, wenn es keinen andern Auftritt von drei Perſonen beim Aeſchylus gäbe, als dieſen. Allein man höre den Dacier (in ſeinen Anmerkungen über das vierte Capitel der Ariſtot. Dichtk.), welcher ohne den Zweifel den Aeſchylus beſſer geleſen hatte: Ce qu'Aristote dit ici, que Sophocle ajouta un troisième Acteur aux deux d'Eschyle, pourroit faire croire qu'il n'y a jamais eu que deux Acteurs dans les pièces de ce dernier; cependant dans une scène de ses Coëphores, on voit Oreste, Pylade et Clytemnestre parler ensemble, et dans une autre de ses Eumenides, on voit Minerve, Oreste et Apollon. Il est vrai que l'un des trois dit peu de chose; mais cela suffit pour faire voir qu'Eschyle n'a pas entièrement ignore, que la scène pouvoit souffrir trois Acteurs differents du chœur. Comment donc Aristote peut-il attribuer cette invention à Sophocle? Seroit-ce parceque Sophocle s'en sert plus ordinairement? Je ne saurois le croire. Quand Eschyle fit ses Coëphores et ses Eumenides, il y avoit plus de douze ans qu'il voyoit des pièces de Sophocle, où il prit ce troisième Acteur que Sophocle avoit ajouté.

Das läßt ſich hören. Demungeachtet wollte ich lieber ſeinen erſten Grund annehmen: nämlich daß Sophokles deßwegen der Erfinder des dritten Schauſpielers genannt werde, weil er ſich deſſen in allen Stücken bediente, was beim Aeſchylus nur ein ſeltener Fall war.

Denn es muß ſchon bei den Alten ſelbſt ſtreitig geweſen ſeyn, ob man dieſe Erfindung dem Aeſchylus oder dem Sophokles zuſchreiben ſolle. Ein altes Leben des erſtern, welches Robortellus ſeiner Ausgabe vorgeſetzt hat, ſagt ausdrücklich, die Einführung des dritten Schauſpielers ſey vom Aeſchylus geſchehen. Ja, noch mehr, Ariſtoteles ſelbſt muß ſich an einer andern Stelle für den Aeſchylus hierin erklärt haben. Denn wenn Themiſtius[1] in ſeiner Rede, *ὑπερ του λεγειν, ἡ πως τῳ φιλοσοφῳ λεκτεον*, beweiſen will, daß nicht alle Neuerungen zu verwerfen ſind, weil alle Künſte und Wiſſenſchaften nach und nach erfunden worden: ſo nimmt er unter andern auch ein Beiſpiel von der Tragödie her: *Ἀλλα και ἡ σεμνη τραγῳδια μετα πασης ὁμου της σκευης, και του χορου, και των ὑποκριτων, παρεληλυθεν εἰς το θεατρον· και οὐ προσεχομεν Ἀριστοτελει, ὁτι το μεν πρωτον ὁ χορος εἰσιων ᾐδεν εἰς τους θεους. Θεσπις δε προλογον τε και ῥησιν ἐξευρεν· Αἰσχυλος δε τριτον ὑποκριτην και ὀκριβαντας· τα δε πλειω τουτων Σοφοκλεος ἀπηλαυσαμεν και Εὐριπιδου.*

(M)

Zum Theil Suidas;) Dieſer ſagt vom Sophokles: *οὗτος πρωτος τρισιν ἐχρησατο ὑποκριταις, και τῳ καλουμενῳ τριταγωνιστῃ· και πρωτος τον χορον ἐκ πεντεκαιδεκα εἰσηγαγε νεων, προτερον δυοκαιδεκα εἰσιοντων. —— Και αὐτος ἠρξε του δραμα προς δραμα ἀγωνιζεσθαι· ἀλλα μη τετραλογιαν.* Ich verweile jetzt nur bei dieſer letzten Neuerung des Sophokles in ſeiner Kunſt. „Er fing es zuerſt an, daß Drama gegen Drama um den Preis ſtritt, und nicht die ganze Tetralogie."

Die tragiſchen Dichter ſtritten damals beſtändig mit vier Stücken zugleich um den Preis, wovon das letzte beſtändig ein ſatyriſches Stück war. Und dieſe vier Stücke zuſammen hießen eine Tetralogie. Es erzählt z. E. Aelianus (L. II. c. 8.), daß in der einundneunzigſten Olympiade Xenokles (den Ariſtophanes in ſeinen

---

[1] Hiezu brauchten keine beſondere Leute zu ſeyn; und Demoſthenes wirft es dem Aeſchines mehr als Einmal vor, daß er in ſeiner Jugend dieſe dritten Rollen geſpielt habe. — Unmöglich kann aber Gyraldus gewußt haben, was *τριταγωνιστης* heiße, wenn er ſchreibt: Tres autem histriones primus Sophocles instituisse perhibetur, et eam, quæ *τριταγωνιστη* dicitur. Er ſcheint die Worte des Suidas überſetzt zu haben; aber woher er das Femininum *τριταγωνιστη* hergenommen hat, das mag Gott wiſſen.

[1] Edit. *Harduini* p. 316

Fröſchen anſieht, und von welchem der Scholiaſt daſelbſt anmerkt, daß er ein ſchlechter Poet geweſen ſey, welcher der Allegorie gar zu ſehr nachgehangen habe;) mit dem Euripides um den Preis geſtritten. Xenokles habe den erſten Preis erhalten durch ſeinen Oedipus, Lykaon, Bacchä, und das ſatyriſche Stück Athamas; Euripides aber den zweiten durch ſeinen Alexander, Palamedes, die Trojaner, und das ſatyriſche Stück Siſyphus. — Aelianus wundert ſich hierüber, und ſagt, daß die Richter entweder unwiſſend oder beſtochen geweſen ſeyn müßten, welches beides den Athenienſern keine Ehre macht.

Wenn Fabricius (Biblioth. Gr. L. II. c. 19.) unter dem Xenokles dieſes Streites gedenkt, ſo ſchreibt er: cum Euripide certavit Olympiade LXXXI, und beruft ſich auf den Aelian. Er muß aber in der Geſchwindigkeit nur die lateiniſche Ueberſetzung angeſehen haben, welche prima supra octogesimam hat. Denn im Texte ſteht *κατα την πρωτην και ἐκτην Ὀλυμπιαδα*, und es iſt ausgemacht, daß anſtatt *ἐκτην*, *ἐνενηκοστην* zu leſen ſey, wie Scheffer bei dieſer Stelle bemerkt.

Diogenes Laertius ſagt in dem Leben des Plato (L. III. §. 35.), wenn er von deſſen Dialogen und ihrer Eintheilung redet: *Θρασυλος δε φησι και κατα την τραγικην τετραλογιαν ἐκδουναι αὐτον τους διαλογους· οἱον ἐκεινοι τετρασι δραμασιν ἠγωνιζοντο, Διονυσιοις, Ληναιοις, Παναθηναιοις, Χυτροις, ὡν το τεταρτον ἠν Σατυρικον. Τα δε τετταρα δραματα ἐκαλειτο Τετραλογια.* Es ſcheint alſo, daß es deßwegen allezeit vier Stücke waren, weil ſie an den vier hier genannten Feſten geſpielt wurden. Dieß iſt auch die Meinung des Caſaubonus (de Poes. Satyr. L. I. c. 5.), der daſelbſt überhaupt von den Tetralogien nachzuleſen iſt.

Sophokles aber muß dieſe Veränderung entweder ſehr ſpät gemacht haben, oder ſie muß nicht allen tragiſchen Dichtern zu gute gekommen ſeyn, wie das Exempel des Euripides in der obigen Stelle Aelians, und das Beiſpiel des Plato beweiſt, von welchem eben der Schriftſteller (L. 2. c. 30.) ſagt, daß er gleichfalls mit einer ganzen Tetralogie um den Preis ſtreiten wollte: *Ἐπεθετο οὐν τραγῳδιᾳ, και δη και τετραλογιαν εἰργασατο. Και ἐμελλεν ἀγωνιεισθαι, δους ἠδη τοις ὑποκριταις τα ποιηματα.* — Von dem Sohne des Euripides ſagt der Scholiaſt des Ariſtophanes über die Fröſche, v. 67: *Οὑτω δε και ἐν Διδασκαλιαις φερεται, τελευτησαντος Εὐριπιδου, τον υἱον αὐτου δεδιδαχεναι ὁμωνυμως ἐν ἀστει Ἰφιγενειαν την ἐν Αὐλιδι, Ἀλκμαιωνα, Βακχας.* Dieß war ohne Zweifel eine Trilogie, oder vielmehr eine Tetralogie, von welcher das ſatyriſche Stück hier nur weggelaſſen iſt. — Auch vom Philokles, der nach dem Suidas, nach dem Euripides lebte, führt eben der Scholiaſt des Ariſtophanes eine Tetralogie an: *ἐν τῃ Πανδιονιδι Τετραλογιᾳ.* Obgleich dieß damit nicht übereinzuſtimmen ſcheint, wenn Ariſtides ſagt, Philokles habe den Preis gegen den Sophokles gewonnen.

Vielleicht alſo, daß nach dem Sophokles mit Tetralogien gegen Tetralogien geſtritten wurde. Nimmt man dieſe Meinung an, ſo laſſen ſich viele Dinge vergleichen, die man ſonſt wohl unverglichen laſſen muß. Z. E. Euripides ſoll nach dem Varro fünfmal, nach dem A. Gellius funfzehnmal den Preis gewonnen haben. Da wäre dann kein Widerſpruch. Varro würde fünf Trilogien gemeint haben, und Gellius hätte die einzelnen Stücke derſelben gezählt.[1]

Wider dieſe Meinung ſcheint die Tetralogia Oreſtia des Aeſchylus zu ſeyn, deren Ariſtophanes in den Fröſchen v. 1155 gedenkt. Der ungenannte Verfaſſer der Beſchreibung von den Olympiaden ſagt indeß, daß dieſe Tetralogie in dem zweiten Jahre der 80ſten Olympias den erſten Preis erhalten habe. Damals aber war Aeſchylus ſchon todt; und es war eins von den Stücken, die nach ſeinem Tode aufs Theater gebracht werden durften. Der Scholiaſt ſagt von dem Agamemnon, welches das erſte Stück in dieſer Tetralogie iſt, das Nämliche.

Sie wäre meiner Meinung alſo nicht zuwider, aber wohl eine andere, von welcher der Ungenannte unter der 76ſten Olympiade, beim vierten Jahre ſagt: *Αἰσχυλος τραγῳδοις ἐνικα Φινει, Περσαις, Γλαυκῳ Ποτνιει, Προμηθει.*

(N)

Zum Theil der ungenannte Biograph.) Ueber die Neuerungen, die Sophokles in ſeiner Kunſt machte, drückt ſich dieſer Ungenannte ſo aus: „Er lernte die tragiſche Dichtkunſt vom Aeſchylus, und erfand viel Neues in der Vorſtellung. Erſtlich ſchaffte er es ab, daß der Dichter ſelbſt ſein Stück ſpielte (welches ehedem gewöhnlich war), weil er ſelbſt eine allzu ſchwache Stimme hatte. Ferner vermehrte er die Perſonen des Chors von zwölf Perſonen auf funfzehn, und erfand den dritten Schauſpieler. Man ſagt auch, daß er ſelbſt einmal die Zither genommen, und in dem Stücke Thamyris darauf geſpielt habe; daher er denn auch in der bunten Gallerie[1] mit der Zither gemalt worden. Satyrus ſagt, daß er auch den krummen Stab erfunden habe. Deßgleichen ſagt Iſtrus, daß er die weißen Stiefeln erdacht habe, welche ſowohl die Schauſpieler, als die Perſonen des Chors tragen.“

Was hier durch krummen Stab überſetzt iſt, heißt im Griechiſchen *καμπυλη βακτηρια.* — *Καμπυλη*, ſagt Stephanus, heiße auch der krumme Stab, deſſen ſich die Jäger bedienen. *Βακτηρια* iſt einerlei mit *το βακτρον*, baculus, scipio. Das letztere kömmt ſehr oft in des Euripides Phönizierinnen vor, wo der blinde Oedipus viel von ſeinem Stabe ſpricht; als v. 1710. 11.

> *Ποθι γεραιον ἰχνος τιθημι;*
> *Βακτρα προσφερ᾽ ὠ τεκνον.*

Auch *βακτρευμα* kömmt dort V. 1534. 35. vor, welches das Stützen auf dem Stabe bedeutet:

> *Τι μ᾽ ὠ παρθενε βακτρευμασι τυφλου*
> *Ποδος ἐξηγαγες ἐς φως;*

Julius Pollux, B. IV. Cap. 18, *περι ὑποκριτων σκευης*, ſagt von der Kleidung alter, bejahrter Perſonen: *γεροντων δε φορημα᾽ καμπυλη, φοινικις, ἡ μελαμπορφυρον ἱματιον. φορημα νεωτερων᾽ πηρα, βακτηρια.* So iſt die Stelle in der neuen Ausgabe des Hemſterhuis abgedruckt; und die lateiniſche Ueberſetzung dabei iſt: Senum autem indumentum vestis est retorta, purpurea, vel nigra aliqua. Purpurea vestis juniorum indumentum est. — *Φοινικις* wird durch vestis phœnicei coloris erklärt. Dieſe phöniziſche Farbe aber wird von dem Purpur bei den Alten allezeit auf das deutlichſte unterſchieden. Ich tadle alſo zuerſt an dieſer Ueberſetzung, daß ſie beides durch purpureus gegeben. Die Lacedämonier trugen *φοινικιδα* im Kriege, damit das Blut nicht ſo zu ſehen ſeyn ſollte. Die phöniziſche Farbe war alſo ohne Zweifel dunkelroth. — Vielleicht zwar, wie mir es jetzt wahrſcheinlicher wird, iſt es umgekehrt. Denn Plinius ſagt (L. IX. c. 38.), daß die Purpurfarbe nigricans aspectu ſey; und Gellius (L. II. c. 26.) giebt der phöniziſchen Farbe exuberantiam splendoremque ruboris. — Was heißt aber vestis *retorta?* Was kann *καμπυλη* ſeyn, wenn es von einem Kleide geſagt wird? — Kurz, *καμπυλη* gehört zu βακτηρια. Und Pollux ſelbſt verbindet beides an einem andern Orte (L. X. §. 173.), wo er ſagt, daß βακτηρια [illegible] ſo viel ſey, als βακτηρια καμπυλη.

---

[1] Vergl. Bayle im Art. Euripides.

[1] *Ποικιλη στοα* hieß einer von den bedeckten Gängen wegen der daſelbſt befindlichen vielen Gemälde.

(O)

Darin kommen die Zeugniſſe der Alten alle überein, daß Sophokles von den Athenienſern zum Feldherrn ſey ernannt worden. Aber wann dieſes geſchehen ſey, und in welchem Kriege, wider wen dieſer Krieg geführt ſey, darin gehen ſie ſehr von einander ab.

Der ungenannte Biograph ſagt: „Die Athenienſer erwählten ihn in ſeinem 65ſten Jahre zum Feldherrn, ſieben Jahre vor dem peloponneſiſchen Kriege, in dem Feldzuge wider Anäa.“

Ein andrer Ungenannter, von welchem wir eine Beſchreibung der Olympiaden haben, ſagt in derſelben unter dem dritten Jahre der 85ſten Olympiade faſt mit den nämlichen Worten: „In dieſes Jahr fällt der Krieg der Athenienſer wider Anäa, in welchem der Tragödienſchreiber Sophokles zum Feldherrn erwählt ward.“

Nun nahm der peloponneſiſche Krieg in dem zweiten Jahre der 87ſten Olympiade ſeinen Anfang; und das ſiebente Jahr vor dieſem Kriege wäre das gedachte dritte der 85ſten Olympiade. Dieſes Datum alſo könnte, wegen des doppelten Zeugniſſes, kaum in Zweifel gezogen werden. Allein wenn es damit ſeine Richtigkeit hat, ſo iſt doch das nicht der Fall, daß Sophokles damals bereits 65 Jahre alt geweſen ſey. Denn da der ungenannte Biograph das zweite Jahr der 71ſten Olympiade zu ſeinem Geburtsjahr annimmt, ſo iſt bis auf das ſiebente Jahr vor dem peloponneſiſchen Kriege nur eine Zeit von einigen 30 Jahren verfloſſen. Vielleicht hat der Ungenannte auch wirklich anſtatt ἑξηκοστω πεμπτω, πεντηκοστω πεμπτω ſchreiben wollen, welches ſo ziemlich eintreffen würde.

Doch auch mit dieſem ſiebenten Jahre vor dem peloponneſiſchen Kriege, glaubt Petit,[1] müſſe es ſeine Richtigkeit nicht haben, wenn man anders dem Plutarch glauben dürfe. Dieſer ſagt nämlich in dem Leben des Perikles, wenn er von den ſcharfſinnigen Reden dieſes Mannes redet, unter andern: „Ein andermal ließ er ſich gegen den Sophokles, als er mit demſelben zu einer gewiſſen Unternehmung abſchiffte, und dieſer einen ſchönen Jüngling lobte, ſo vernehmen: Sophokles! ein Feldherr muß nicht nur reine Hände, ſondern auch reine Augen haben.“

Nun ſagt der ungenannte Biograph, daß Sophokles unter dem Perikles Feldherr geweſen ſey; und der Grammatiker Ariſtophanes ſagt in ſeinem Inhalte der Antigone, daß es in einem Feldzuge wider die Samier geweſen ſey. Nach dem Diodorus Sikulus aber zog Perikles gegen die Samier in dem vierten Jahre der 84ſten Olympiade, als Timokles Archon war, welches der ungenannte Verfaſſer der Beſchreibung der Olympiaden gleichfalls beſtätigt.

Ja, der ganze Krieg wider Anäa ſcheint nur der Samier wegen unternommen zu ſeyn, weil die von Anäa mit dem benachbarten Samos in Bündniß ſtanden. Denn Stephanus ſagt: Ἀναια — — ἐςι δε Καριας, ἀντικρυ Σαμου. Κεκληται ἀπο Ἀναιας Ἀμαζονος, ἐκει ταφεισης. — Το ἐθνικον, Ἀναιτης. Stephanus muß die Gränzen von Karien ſehr weit ausdehnen, wenn Anäa Samos gegenüber gelegen haben ſoll. Nach der gewöhnlichen Eintheilung würde es eine Joniſche Stadt ſeyn. Ueberhaupt aber ſind die Gränzen zwiſchen Jonien und Karien bei den Alten ſehr ungewiß.

Eben dieſer Stephanus ſagt: Σαμος ἐπιφανης προς τῃ Καριᾳ νησος. — Und Abrah. Berkel macht die Anmerkung: Nisi *Stephani* verba essent clariora quam *Thucydidis*, fluctuandum nobis foret, an Cariæ, an vero Samo hæc civitas esset attribuenda. Ejus verba L. IV. ita sunt constituenda, ut sensum ex iis elicias: *Και ἰδοντες αὐτοις δεινον ἐιναι, μη ὡσπερ τα ἐν Ἀναιᾳ ἐπι τῃ Σαμῳ γενηται, ἐνθα οἱ φυγοντες των Σαμιων καταςαντες.* *Valla* hæc transtulit, quasi *Ἀναια* in Samo esset sita: cum debuisset vertere: *apud* vel *juxta* Samum: nam sic Græci dicunt ἐπι τῳ ποταμῳ et ἐπι [illegible].

Anäa iſt von Samiern, welche von den Epheſiern mit ihrem Könige Leogerus von der Inſel vertrieben wurden, befeſtigt worden; und von da aus haben ſie auch die Inſel wieder erobert. — Pauſanias ſagt, daß Anäa ἐν τῃ ἠπειρῳ τῃ περαν in dem gegenüber gelegenen feſten Lande gelegen habe.

Dieſe ganze Anmerkung gehört größtentheils dem Samuel Petit, der aus dem allen den Schluß zieht, daß Sophokles ſeine „Antigone“ in dem dritten Jahre der 84ſten Olympiade habe aufführen laſſen, und daß ihn die Athenienſer zur Belohnung dafür das folgende Jahr zum Feldherrn ernannt haben, wie es Ariſtophanes ausdrücklich ſagt. — Es wäre alſo neun Jahre vor dem peloponneſiſchen Kriege geweſen.

Wider die letzte Kritik des Petit wäre aber dieß einzuwenden, daß Perikles die Samier zweimal überwunden hat, und daß Sophokles erſt bei dem zweiten Feldzuge Feldherr geworden, welches denn in das dritte Jahr der 85ſten Olympiade fallen würde.[1]

Wenn Strabo in ſeinem vierzehnten Buche (S. 446 der Almelov. Ausg.) von der Inſel Samos redet, ſo ſagt er: *Ἀθηναιοι δε προτερον μεν πεμψαντες στρατηγον Περικλεα, και συν αὐτῳ Σοφοκλεα τον ποιητην, πολιορκια κακως διεθηκαν ἀπειθουντας τους Σαμιους· ὑστερον δε και κληρουχους ἐπεμψαν δισχιλιους ἐξ ἑαυτων, ὧν ἠν και Νεοκλης ὁ Ἐπικουρου του φιλοσοφου πατηρ.*

Was Plutarch im „Nicias“ von dem Sophokles ſagt, iſt vielleicht falſch, und er hat den Dichter Sophokles mit dem andern Sophokles verwechſelt; ſo, wie er in dem Leben des Perikles den Feldherrn Thucydides mit dem Geſchichtſchreiber verwechſelt zu haben ſcheint.

Juſtinus kömmt darin überein, daß Sophokles neben dem Perikles Heerführer geweſen ſey. Allein er ſagt, es ſey gegen die Lacedämonier, und nicht gegen die Samier geweſen. Die Stelle iſt dieſe: Inde revocati Lacedæmonii ad Messeniorum bellum, ne medium tempus otiosum Atheniensibus relinquerent, cum Thebanis paciscuntur, ut Bœotiorum imperium his restituerent, quod temporibus Persici belli amiserant, ut illi Atheniensium bella susciperent. Tantus furor Spartanorum erat, ut duobus bellis implicititi, suscipere tertium non recusarent, dummodo inimicis suis hostes acquirerent. Igitur Athenienses adversus tantam tempestatem belli duos duces deligunt, Periclem, spectatæ virtutis virum, et Sophoclem, scriptorem tragœdiarum, qui diviso exercitu et Spartanorum agros vastarunt, et multas Achaiæ civitates Atheniensium imperio adjecerunt. — Juſtinus, als ein Epitomator, preßt die Zeiten hier gewaltig zuſammen, wie man aus dem zweiten Buche des Diodorus Sikulus ſieht. Der Feldzug des Perikles wider die Lacedämonier geſchah ſchon eine geraume Zeit früher, als der wider die Samier.

(P)

Viel Ehre ſcheint er als Feldherr nicht eingelegt zu haben.) Der Scholiaſt über den

---

[1] *Miscellaneor.* Lib. III. c. 18.

[1] S. *Diod. Sic.* L. XII. *Thucydid.* L. I. c. 3. — Auch Plutarch gedenkt im Perikles des zweifachen Kriegszuges gegen die Samier.

Ariſtophanes¹ ſagt hierüber: *Ὅτι ἐπι μισθῳ ἐγραφε τα μελη. Και γαρ Σιμωνιδης δοκει πρωτος σμικρολογιαν εἰσενεγκειν εἰς τα ᾀσματα, και γραψαι ᾀσμα μισθου. Τουτο δε και Πινδαρος φησιν αἰνιττομενος.* — — Und nun folgt die Stelle aus Pindars Isthm. β. zu Anfange, die aber hier zum Theil ganz anders geleſen wird, als beim Pindar. — — *Το μεν τοι περι των κιβωτιων του Σιμωνιδου λεγομενον*, u. ſ. f.

Ἀλλως. Ὁ Σιμωνιδης διεβεβλητο ἐπι φιλαργυριᾳ· και τον Σοφοκλεα οὐν δια φιλαργυριαν ἐοικεναι τῳ Σιμωνιδῃ. Λεγεται δε ὁτι ἐκ της στρατηγιας της ἐν Σαμῳ ἠργυρισατο. Χαριεντως δε πανυ αὐτῳ λογῳ διεσυρε τους β' ἰαμβοποιους· μεμνηται ὁτι σμικρολογοι· ὁθεν ὁ Ξενοφανης κιμβικα αὐτον προσαγορευει· μηποτε δε ἐδοξεν Σοφοκλης περι τους μισθους και τας νεμεσεις ὀψε πανυ φιλοτιμοτερως γεγονεναι.

Und Florens Chriſtianus in ſeinen Anmerkungen über eben dieß Luſtſpiel des Ariſtophanes: De Sophoclis avaritia non adeo res certa, cum postulatus olim a suis fuerit male administratæ rei familiaris. Tamen ferunt ex prætura, quam cum imperio in Samo gessit, grandem eum pecuniam conflasse. Unde Xenophanes vocavit eum *κιμβικα*. Est enim *κιμβιξ, ὁ λιαν μικρολογος περι τα χρηματα*. Origo *ἀπο των κιμβιων*, quæ sunt *σφηκια* vel *μελισσια* ab apibus, quas *parcas* recte Virgilius vocat. — Apud Athenæum quoque Chamæleon Simonidem vocavit *κιμβικα* et *αἰσχροκερδη*. Miror autem Aristophanis inconstantiam, qui maximum et prudentissimum poetam et theatri scenici principem ita perstringat et vellicet quem opere maximo laudavit in *Nebulis*. Sane temperare sibi debuit ab hac scabie, præsertim cum tantus olim fuerit ei honos habitus vel ab hostibus, ut, cum bello Siculo multi captivi essent Athenienses, plerisque tamen parsum fuerit propter communicatas ipsis Sophocleas fabulas. Sed prisca comœdia Satyra fuit tota; et, quod diximus antea, *κοινως λογον Ἀττικον ἀγει μελι*. Nec amicis quidem parcebant comici.

Wider dieſe Stelle iſt verſchiedenes zu erinnern. Erſtlich ſoll Ariſtophanes in den Wolken den Sophokles ungemein gelobt haben. Das glaube ich nicht. Zweitens waren es die Verſe des Euripides, welche den Athenienſern ſo gute Dienſte leiſteten, und nicht des Sophokles Trauerſpiele.

(Q)

Die Zahl aller ſeiner Stücke wird ſehr groß angegeben.) Suidas ſagt, er habe 123 Stücke ſpielen laſſen: nach einigen aber noch weit mehrere: *ἐδιδαξε δε δραματα ρκγ᾽· ὡς δε τινες, και πολλῳ πλειω.* — Der Ungenannte ſagt, dem Grammatiker Ariſtophanes zufolge, daß ſich ihre Anzahl auf 130 belaufen habe.

(R)

Von den andern iſt wenig mehr übrig, als der Titel.) Dieſe ſind:

Ἀθαμας.

Sophokles hat zwei verſchiedene Tragödien dieſes Namens geſchrieben. Vielleicht war der Inhalt der einen die klägliche Raſerei des Athamas, welche Ovid im vierten Buche ſeiner Verwandlungen beſchreibt. Juno ließ ihn, vornehmlich aus Haß gegen ſeine Gemahlin, die Ino, raſend machen. In dieſer Raſerei glaubte er auf der Jagd zu ſeyn, und eine Löwin mit mit zwei Jungen zu verfolgen:

> Utque feræ sequitur vestigia conjugis amens,
> Deque sinu matris ridentem et parva Learchum
> Brachia tendentem rapit, et bis terque per auras
> More rotat fundæ, rigidoque infantia saxo
> Discutit ossa ferox.

Mit dem andern Sohne, Melicertes, floh die gleichfalls raſende Ino davon, und ſtürzte ſich mit ihm von einem Felſen ins Meer. — Die Alten ſtellten den Groll der Götter gegen große Perſonen und Familien auf ihren Bühnen gern vor. Und was kann in der That ſchrecklicher ſeyn, als der unverſöhnliche Haß eines allmächtigen Weſens?

Von dem Inhalte des zweiten Trauerſpiels dieſes Namens wiſſen wir etwas mehr. Aus einer Stelle des Ariſtophaniſchen Scholiaſten, in den Wolken erhellt nämlich, daß es die Opferung des Phrixus betroffen habe. Die Tragödie hat können vortrefflich ſeyn, denn die Geſchichte iſt ungemein, und ſehr werth, von einem neuen Dichter behandelt zu werden. Sie iſt dieſe: Vor der Ino hatte Athamas die Nephele zur Gemahlin gehabt, mit welcher er den Phrixus und die Helle gezeugt hatte. Die rachgierige Juno gab der Ino in den Sinn, dieſe Kinder aus dem Wege zu räumen. Es war eben eine große Theurung, und das delphiſche Orakel hatte man um Rath gefragt. Ino beſtach den Geſandten, welcher den Ausſpruch des Orakels holen mußte; und dieſer gab vor, das Orakel habe befohlen, den Phrixus zu opfern. Der Vater, wie natürlich, will durchaus nicht darein willigen. Das Volk dringt darauf. Der Prinz ſelbſt verlangt, daß der Wille des Orakels an ihm vollzogen werde. Die Großmuth des Phrixus rührt den Abgeſandten. Er entdeckt den Betrug. Athamas ergrimmt; liefert dem Phrixus die Ino in die Hände, um ſich nach eignem Gutbefinden an ihr zu rächen. Der edle Phrixus verzeiht ihr. — Ich erzähle die Geſchichte nicht völlig ſo wie ſie ſich zugetragen haben ſoll, und wie ſie Apollodor und Hygin erzählen; ſondern ſo, wie ich ſie zu brauchen gedächte.

Ἐρεχθευς.

Erechtheus war der ſechste König von Athen. Man findet keine Spur, was der Inhalt dieſes Stücks geweſen ſey. Aber ich finde einen Zug in ſeiner Geſchichte, der ungemein tragiſch iſt, und der ſich wohl brauchen ließe. Er ward mit den Eleuſiniern in Krieg verwickelt. Er fragte das Orakel, wie er ſich des Sieges vergewiſſern ſolle. Das Orakel befahl ihm, eine von ſeinen Töchtern zu opfern. Er erſah die jüngſte dazu. Aber die übrigen alle wollten dieſer grauſamen Ehre eben ſo wohl theilhaft werden. Welch ein Streit unter dieſen frommen Schwärmerinnen! Die jüngſte ward geopfert, und die übrigen brachten ſich zugleich mit ums Leben. — O! des verwaiſeten Vaters!

Θυεστης.

Auch unter dieſem Namen hat Sophokles zwei Trauerſpiele verfertigt. Das eine hieß: *Θυεστης ὁ ἐν Σικυωνι*, d. i. „Thyeſt in Sicyon,“ und kann von dem ſonderbarſten ſchrecklichen Inhalte geweſen ſeyn. Nach der abſcheulichen Mahlzeit, die ihm ſein Bruder bereitete, floh er nach Sicyon. Und hier war es, wo er, auf Befragung des Orakels, wie er ſich an ſeinem Bruder rächen ſolle, die Antwort bekam, er ſolle ſeine eigene Tochter entehren. Er überfiel dieſe auch unbekannter Weiſe; und aus dieſem Beiſchlafe ward Aegiſth, der den Atreus hernach umbrachte, erzeugt. — Die Verzweiflung einer geſchändeten Prinzeſſin! Von einem Unbekannten! In welchem ſie endlich ihren Vater erkennt! Eine von ihrem Vater entehrte Tochter! Und

---

¹ *Εἰρηνη*, v. 696.

aus Rache entehrt! Geſchändet, einen Mörder zu gebären! — Welche Situationen! welche Scenen!

(S)

Den Preis hat er öfters davon getragen.) Suidas ſagt, vierundzwanzigmal: Diodorus Sikulus hingegen, achtzehnmal; und der ungenannte Biograph: „Den Preis hat er zwanzigmal davon getragen, wie Karyſtius ſagt. Sehr oft hat er den zweiten Preis, niemals aber den dritten erhalten."

(X)

Der Vorzug, welchen Sokrates dem Euripides ertheilte, iſt der tragiſchen Ehre des erſtern weniger nachtheilig, als er es bei dem erſten Anblicke zu ſeyn ſcheint.) Die Stelle iſt beim Plato de Republ. L. VIII. p. 568. ed. *Steph.* — — Daß allerdings Plato den Vers:

Σοφοι τυραννοι των σοφων συνουσια

deswegen dem Euripides beigelegt habe, weil er glaubte, alle ſchöne Sprüchelchen müßten in den Werken dieſes Dichters ſtehen, werde ich unten (in **KK**) wahrſcheinlich genug zeigen.

Die Stelle von der Einheit Gottes ſteht nicht allein beim Euſebius, ſondern auch beim Clemens Alexandri[illegible][1] aber etwas verändert:

Εἱς ταις ἀληθειαισιν εἱς ἐστιν Θεος,
Ὁς οὐρανον τ' ἐτευξε, και γαιαν μακρην,
Ποντου τε χαροπον οἰδμα, κἀνεμων βιας·
Θνητοι δε, πολλοι καρδια πλανωμενοι,
Ἱδρυσαμεσθα πηματων παραψυχην
Θεων ἀγαλματ' ἐκ λιθων ἠ ξυλων ἠ χαλκεων
Ἠ χρυσοτευκτων, ἠ ἐλεφαντινων τυπους·
Θυσιας τε τουτοις και κενας πανηγυρεις
Νεμοντες, οὑτως εὐσεβειν νομιζομεν.

Auch Juſtinus Martyr führt dieſe Verſe, S. 19, gleichfalls mit einigen Veränderungen an. — Clemens ſagt darüber: *οὑτοσι μεν ἠδη και παρακεκινδυνευμενως ἐπι της σκηνης την ἀληθειαν τοις θεαταις παρεισηγαγεν.*

(Z)

Er ſtarb in dem dritten Jahre der dreiundneunzigſten Olympias.) Beim Suidas ſteht, er ſey ſechs Jahre nach dem Euripides geſtorben. Dagegen ſagt der ungenannte Verfaſſer der Beſchreibung der Olympiaden unter jenem Jahre, daß Euripides und Sophokles beide in demſelben geſtorben wären.

Eben dieſes ſagt auch Diodorus Sikulus (L. XIII.) dem Apollodorus zufolge. Doch bemerkt Diodor ſelbſt gleich darauf die Verſchiedenheit der Meinungen hievon, indem Euripides, nach einigen, nicht lange hernach von den Hunden ſey zerriſſen worden.

(AA)

Die Art ſeines Todes wird verſchiedentlich angegeben.) Ich werfe von ungefähr den zweiten Band von Zwingers Theatro vitæ humanæ auf; und auf einmal werde ich meinen Sophokles unter den Selbſtmördern gewahr,[2] und zwar unter denen, die es aus Furcht vor der Schande geworden ſind. Ich erſtaune; denn ich hatte mir geſchmeichelt, daß nicht leicht ein Lebensumſtand von dieſem Dichter ſeyn müßte, dem ich nicht nachgeſpürt, den ich nicht erwogen hätte. Die Art ſeines Todes wird verſchieden erzählt; das iſt wahr. Aber ſo! Wer in der Welt hat ſie jemals ſo erzählt? — Valerius Maximus, verſichert Zwinger. — Valerius Maximus? — Und was ſagt denn dieſer? „Sophocles ultimæ jam senectutis, cum in certamen tragœdiam dimisisset — Ganz recht; das ſind das Valerius Worte; ich erinnere mich ihrer an dem *dimisisset*, wofür die neuern elenden Ausgaben, z. E. die Minelliſche, *dedisset* leſen. — — Aber weiter! — ancipiti sententiarum eventu diu sollicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gladium habuit." — — *Gladium habuit?* Nimmermehr! — *gaudium* habuit, heißt es beim Valerius. Er ſtarb vor Freude, daß er endlich dennoch, obſchon nur durch Eine überwiegende Stimme, die Krone davon getragen hatte.

Nun ſehe man, was für Lügen aus einem Druckfehler entſpringen können! Und aus einem gleichwohl ſo handgreiflichen! — Doch muß ich auch dieſes zu Zwingers Entſchuldigung anführen, daß ihn dieſer Druckfehler ſchwerlich ſo weit irre geführt haben würde, wenn ihn nicht ein anderer vorhergehender ſchon vom Wege abgeführt hätte. Anſtatt *aliquando* tamen una sententia victor, lieſt er nämlich: *aliquanto* tamen, und hat allem Anſehn nach aliquanto zu victor gezogen; als wenn ſich Sophokles darüber gekränkt hätte, daß er nur aliquanto victor, nur ein klein wenig Sieger, nämlich nur durch den Beifall einer einzigen Stimme geweſen wäre. — Sollte übrigens hier nicht anſtatt aliquando *tamen* lieber zu leſen ſeyn: aliquando *tandem?*

(FF)

Er hinterließ den Ruhm — — eines Mannes, den die Götter vorzüglich liebten.) In der Schutzrede des Apollonius[1] an den Kaiſer Domitian kömmt jener zuletzt auch auf den Punkt, daß man es zu einem Stücke ſeiner Anklage gemacht, daß er die Stadt Epheſus von der Peſt befreit habe. Er läugnet das nicht. Er ſagt nur, Epheſus ſey eine Stadt, die dergleichen Wohlthat gar wohl verdient habe. *Τις ἀν σοφος*, fährt er fort, *ἀπεκνησεν σοι ὁσον τον ὑπερ πολεως τοιαυτης ἀγωνα; ἐνθυμηθεις μεν Δημοκριτον ἐλευθερωσαντα λοιμου ποτε Ἀβδηριτας, ἐννοησας δε Σοφοκλεα τον Ἀθηναιον, ὁς λεγεται και ἀνεμους θελξαι της ὡρας ὑπερπνευσαντας.* Wer ſollte ſolche Wunder, Stürme zu beſänftigen, einem Dichter zutrauen? Ich hätte des Apollonius Erklärung davon wiſſen mögen. Denn ſo gut er es natürlicher Weiſe zu erklären gewußt hat, wie er die Peſt zu Epheſus vorher wiſſen können, ohne ein Zauberer, ein *γοης* zu ſeyn; eben ſo würde er auch vielleicht die Beſänftigung der Winde zu erklären gewußt haben. Und Schade, daß das Kunſtſtück, das Apollonius gehabt hat, die Peſt vorher zu empfinden, verloren gegangen iſt!

Doch, ich kann dieß Räthſel löſen. Man erinnere ſich, daß Sophokles Päane verfertigt hat, und daß der Päan ein Geſang war, wovon Euſtathius[2] ſagt, daß er ehedem nicht bloß, wie noch zu ſeiner Zeit, zur Abwendung der Peſt an den Apoll gerichtet worden, ſondern auch zur Dämpfung des Krieges und anderer drohender Uebel: *Ἐστι δε Παιαν ὑμνος τις εἰς Ἀπολλωνα, ὁν μονον ἐπι παυσει λοιμου, ὡς ἐφη, ᾀδομενος, ἀλλα και ἐπι παυσει πολεμου — — πολλακις δε και προςδοκωμενου τινος δεινου ᾀδομενος.* — Da alſo der Päan bei allem einbrechenden gemeinen Elende geſungen ward; was läßt ſich leichter annehmen, als daß er bei dem damals wüthenden Sturmwinde wird ſeyn geſungen worden, daß Sophokles dieſen Päan gemacht, daß die Stürme darauf nachgelaſſen, und man dem Dichter alſo dieſe ſchleunige Wirkung und Erhörung beigemeſſen?

---

[1] *Λογ. Προτρεπτ.* p. m. 26.
[2] Vol. II. L. VII. p. 450.

[1] *Philostrat.* de Vita Apollonii, L. VIII. c. 7. §. 8.
[2] In L. I. Iliad. v. 473.

(JJ)

Er hinterließ verſchiedene Söhne, wovon zwei die Bahn ihres Vaters betraten.) Seine Söhne hießen: Jophon, Leoſthenes, Ariſton, Stephanus und Menekleides.

Ueber den Jophon iſt der Artikel beim Suidas nachzuſehen. Er ſagt von ihm: *Ἰοφων, ἀθηναιος τραγικος, υἱος Σοφοκλεους του τραγῳδιοποιου γνησιος, ἀπο Νικοστρατης· γεγονε γαρ αὐτῳ και νοθος υἱος Ἀριστων ἀπο Θεοδωριδος Σικυωνιας. δραματα δε Ἰοφων ἐδιδαξε ν', ὧν ἐστιν Ἀχιλλευς, Τηλεφος, Ἀκταιων, Ἰλιου Περσις, Δεξαμενος, Βακχαι, Πενθευς, και ἀλλα τινα του πατρος Σοφοκλεους.*

Wenn Clemens von Alexandrien [1] zeigen will, daß auch die Griechen *τους περι ὁτιουν πολυπραγμονας, σοφους ἀνω και Σοφιστας παρωνυμως κεκληκασι*, ſo führt er unter andern auch die Autorität des Jophon an: *Ἰοφων τε ὁ κωμικος ἐν Αὐλῳδοις σατυροις, ἐπι ῥαψῳδων και ἀλλων τινων λεγει· — Και γαρ εἰσεληλυθεν πολλων Σοφιστων ὀχλος ἐξηρτυμενος.* — Dieſes ſatyriſche Schauſpiel nennt Suidas nicht mit. Er wird aber hier offenbar falſch *κωμικος* genannt, denn die Comödienſchreiber verfertigten keine ſatyriſche Stücke. [2]

Sein Enkel von dem Ariſton, der gleichfalls Sophokles hieß, machte ſich auch als tragiſcher Dichter bekannt. So will es wenigſtens Suidas. Hingegen merkt Meurſius aus dem Diodorus Siculus an, daß dieſer den zweiten Sophokles nicht für einen Enkel, ſondern für einen Sohn des ältern Sophokles ausgebe. Auch die Zeitrechnung ſey für die Meinung Diodor's, indem dieſer ſage, daß der jüngere Sophokles in dem vierten Jahre der fünfundneunzigſten Olympiade, alſo neun Jahre nach dem Tode des Vaters, ſeine erſte Tragödie habe aufführen laſſen. Mit dem Diodor komme auch der Ungenannte in ſeiner Beſchreibung der Olympiaden überein.

Eben dieſen jüngern Sophokles führt auch Clemens Alexandrinus an, [3] und ſagt von ihm, daß er und Patrokles der Thurier den Caſtor und Pollux für ſterbliche Menſchen ausgegeben haben: *Πατροκλης, ὁ Θουριος, και Σοφοκλης ὁ νεωτερος ἐν τρισι τραγῳδιαις.* u. ſ. f. — Dieſe Worte überſetzt Gratianus Hervetus [4] bloß: Patrocles Thurius et junior Sophocles scribunt. Auch die vom Heinſius verbeſſerte und durchgeſehene Ueberſetzung läßt die Worte: *ἐν τρισι τραγῳδιαις* aus. Ich glaube, ſie bedeuten hier ſo viel als Trilogie.

(KK)

Die gerichtliche Klage, die ſeine Söhne wider ihn erhoben, mag vielleicht triftigere Urſachen gehabt haben, als ihr Cicero giebt.) Die hierher gehörige Stelle des Cicero iſt in ſeinem Cato Major, oder vom Alter (Cap. 7.), wo er unterſucht, ob die Seelenkräfte im Alter abnehmen: Manent ingenia senibus; modo permaneat studium et industria: nec ea solum in claris et honoratis viris, sed in vita etiam privata et quieta. Sophocles ad summam senectutem tragœdias fecit: quod propter studium cum rem familiarem negligere videretur, a filiis in judicium vocatus est: ut, quemadmodum nostro more male rem gerentibus patribus bonis interdici solet, sic illum, quasi desipientem, a re familiari removerent judices. Tum senex dicitur eam fabulam, quam in manibus habebat et proxime scripserat, Oedipum Coloneum, recitasse judicibus, quæsisseque, num illud carmen desipientis videretur. Quo recitato, sententiis judicum est liberatus.

Vielleicht mag Sophokles noch in ſeinem Alter ein wenig liederlich geweſen ſeyn; welches ihm wenigſtens beim Athenäus Schuld gegeben wird. [1]

Und doch, wie reimt ſich dazu die Probeſtellung beim Plato? [2] Dieſe hat auch Philoſtrat in dem Leben des Apollonius wiederholt. [3] Er ſagt von dem Weltweiſen, daß er ſich der Liebe ganz und gar zu enthalten vorgenommen habe: *ὑπερβαλλομενος και το του Σοφοκλεους· ὁ μεν γαρ τον λυττωντα ἐφη, και ἀγριον δεσποτην ἀποφυγειν, ἐλθων ἐς γηρας.*

(LL)

Auch andere Schriften und Gedichte führt man von ihm an.) Nach dem Suidas ſchrieb er eine Elegie, Päane, und ein proſaiſches Werk von dem Chore wider den Theſpis und Chörilus.

Von den Päanen wird einer auf den Aeſkulap vom Philoſtratus erwähnt. [4] — Apollonius iſt bei dem Gottesdienſte der Weiſen in Indien gegenwärtig: *οἱ δε ᾐδον ᾠδην, ὁποιος ὁ παιαν ὁ του Σοφοκλεους, ὁν Ἀθηνῃσι τῳ Ἀσκληπιῳ ᾀδουσιν.* Sollte man hieraus nicht ſchließen, dieſer Päan ſey noch zur Zeit des [illegible]loſtratus und Apollonius geſungen worden? — [illegible] in dem Gemälde, welches der jüngere Philoſtrat [illegible] Sophokles entworfen hat, wird auf dieſen Päan angeſpielt, und darauf, daß Aeſkulap bei ihm eingekehrt ſey.

Daß er wider den Theſpis und Chörilus ſchrieb, dient unter andern auch zur Widerlegung deſſen, was Herr Curtius [5] von der Verträglichkeit der griechiſchen Dichter unter einander ſagt. Und Sophokles hatte nicht allein mit ſolchen ſchlechten Dichtern zu ſtreiten, ſondern auch mit dem Euripides, welches ich aus einer merkwürdigen Stelle des Pollux [6] beweiſen kann, wo er ſagt, daß der Behelf, dem Chore das in den Mund zu legen, was der Dichter gern den Zuſchauern ſagen möchte, ſich zwar für den komiſchen Chor, aber nicht für den tragiſchen ſchicke. Unterdeſſen habe ſich doch Euripides deſſelben in vielen Stücken bedient; und manchmal auch Sophokles, wozu ihm der Streit, den er mit jenem gehabt, Anlaß gegeben: *Και Σοφοκλης δε αὐτο ἐν τῃ προς ἐκεινον ἁμιλλῃ ποιει σπανιακις, ὡσπερ ἐν Ἰναχῳ.*

(MM)

Die Urtheile, welche die Alten von ihm gefällt haben.) Die vorzügliche Erwähnung des Sophokles beim Virgil iſt bekannt:

> En erit, ut liceat totum mihi ferre per orbem
> Sola Sophocleo tua carmina digna cothurno?

Gabinus und Barnes meinen, Sophokles habe hier bloß ſeinen Namen hergeben müſſen, weil der Name Euripides nicht ſo gut in den Hexameter gegangen ſey. Aber dieſe Leute müſſen nicht haben ſcandiren können. Es kommen in der Anthologie mehr als ſechs Epigramme in Hexametern und Pentametern vor, in welchen allen der Name Euripides befindlich iſt.

Freilich bemerkt Cölius Rhodiginus, [7] daß die vorletzte Sylbe in dieſem Namen vom Sidonius Apollinaris lang gebraucht werde:

> Orchestram quatit alter Euripides.

---

[1] L. I. p. 305. edit. *Dan. Heinsii*, L. B. 1616.
[2] Vergl. *Fabricii* Biblioth. Gr. Vol. I. p. 729.
[3] *Λογ. Προτρεπτ.* p. m. 14.
[4] P. 20 ſeiner zu Paris 1590 herausgekommenen Ueberſetzung.

[1] Deipnosophist. L. XII. c. 1. Vergl. L. XIII. c. 27.
[2] De Republ. L. I. p. 329. Vol. II. ed. *Steph.*
[3] L. I. c. 10.
[4] In Vita *Apollonii*, L. III. c. 5.
[5] In den Anmerkungen zu ſ. Ueberſ. von Ariſtot. Dichtk. S. 104.
[6] L. IV. c. 26.
[7] L. XXIV. c. 10.

Apud Ionem quoque, ſetzt er hinzu, id ipsum invenias:

Χαιρε μελαμπεταλοις Ἐυριπιδη ἐν γυαλοισιν.

Sunt, fährt er fort, qui corripiant tum græce tum latine; ut in eo:

Nulla ætate tua, Euripides, monumenta peribunt.

Aber in dem Verſe des Jon iſt ja die vorletzte Sylbe kurz, und die dritte von der letzten iſt lang, eben wie in allen den gedachten Sinngedichten der Anthologie. Sogar der Virgiliſche Vers:

Sola Sophocleo – – –

könnte eben ſo gut heißen:

Sola Euripideo

Hieße es, wie bei Sidonius Euripides: ſo ginge der Name freilich in keinen Hexameter.

(NN)

Verſchiedene Beinamen die man ihm gegeben hat.) „Er wird, ſagt Suidas, wegen ſeiner Süßigkeiten die Biene genannt.“ — Der ungenannte Biograph giebt eine andere Urſache an: „weil er ſich von allen das Schönſte und Beſte auszuleſen gewußt [illegible]

[illegible]nichus Arabius in ſeinen Büchern *Σοφιστικης* [illegible]*σκευης*, wovon ſich ein Auszug beim Photius findet,[1] nennt den Aeſchylus *τον μεγαλοφωνοτατον*, den Sophokles *τον γλυκυν*, und den Euripides *τον πανσοφον*.

Wider dieſen Zunamen des Süßen, wenn er ihm wegen der Lieblichkeit ſeiner Verſe wäre beigelegt worden, ließe ſich eine Anmerkung des Muretus[2] anführen. Dieſe bemerkt es als eine von den anſtößigſten Härten der Rede, wenn der nämliche Mitlauter ſehr oft und nahe hinter einander vorkommt. Er führt zum Beiſpiel folgende Verſe aus der Medea des Euripides an, wo jene dem Jaſon vorwirft, er ſey durch ihren Beiſtand allein gerettet worden:

Ἐσωσα σ' ὡς ἰσασιν Ἑλληνων ὁσοι
Ταυτον συνεισεβησαν Ἀργῳον σκαφος.

Die häufige Wiederholung des *σ*, beſonders in dem erſten dieſer Verſe, gab den komiſchen Dichtern Plato und Eubulus zum Spotte Gelegenheit. Muretus fährt fort, ein zweites Beiſpiel dieſer Härte zu geben: Alterum, ſagt er, Sophoclis; et quidem ea in fabula, quæ quasi regnum possidere inter tragœdias dicitur. Ibi enim Oedipus cum Tiresia jurgans, eique et aurium et mentis et oculorum cæcitatem objiciens, hoc eum versu indignabundus incessit:

Τυφλὸς τα τ' ὠτα, τον τε νουν, τα τ' ὀμματ' ἐι.

ubi cum sæpius etiam inculcaverit literam *τ*, quam ille alter literam *σ*, tamen Euripides dicacium aculeos expertus est: Sophocles a nemine, quod sciam, notatus.

(OO)

Von dem gelehrten Diebſtahle, den man ihm Schuld giebt.) Ueber die Diebſtähle des Sophokles ſoll Philoſtratus der Alexandriner ein ganzes Buch geſchrieben haben.

Ich weiß nicht, was ich von dem Inhalte dieſes Buchs denken ſoll. Ohne Zweifel aber wird er ſie nicht beſſer bewieſen haben, als Clemens Alexandrinus uns ähnliche Diebſtähle, deren ſich die Griechen gegen einander ſchuldig gemacht haben ſollen, bewieſen hat.

Clemens will in dem ſechsten Buche ſeiner Stromata darthun, daß die Griechen viele Wahrheiten aus den Büchern der Offenbarung geſtohlen haben. In dieſer Abſicht ſucht er vorläufig zu beweiſen, daß die Griechen überhaupt zu gelehrten Diebſtählen ſehr geneigt geweſen, und ſich unter einander ſelbſt beſtohlen haben. *Φερε, μαρτυρας της κλοπης ἀυτους καθ' ἑαυτων παραστησωμεν τους Ἑλληνας.* Was Wunder alſo, fährt er fort, da ſie ſich ſelbſt beſtohlen haben, daß auch wir von ihnen nicht unbeſtohlen geblieben ſind?

Er führt hierauf verſchiedene Dichter und Schriftſteller an, die zu verſchiedenen Zeiten gelebt haben, und bringt Stellen aus ihnen bei, die ſo ziemlich einerlei Gedanken, oder einerlei Gleichniß, zum Theil mit einerlei Worten, enthalten. Als aus dem Orpheus, Muſäus, Homer; aus dem Homer, Archilochus und Euripides; aus dem Aeſchylus, Euripides und Menander.

Und endlich ſagt er, daß das Nämliche auch von ſolchen Verfaſſern zu beweiſen ſey, die zu gleicher Zeit gelebt hätten, und Nebenbuhler um einerlei Ruhm geweſen wären. *Λαβοις δ' ἀν ἐν παραλληλου της κλοπης τα χρημα και των συνακμασαντων και ἀνταγωνισαμενων σφων, τα τοιαυτα.* — Und nun führt er verſchiedene ähnliche Stellen aus dem Sophokles und Euripides an, um zu beweiſen, daß dieſe einander beſtohlen haben.

Allein es ſind alles Stellen, welche ſolche Gedanken enthalten, die ganz gewiß weder der Eine noch der Andre damals zuerſt gehabt haben. Es ſind allgemeine Wahrheiten, auf die zwei Dichter, die nie von einander etwas gehört haben, nothwendig fallen müſſen. Z. E. Euripides ſagt im Oreſt:

Ὠ φιλον ὑπνου θελγητρον, ἐπικουρος νοσου.

Und Sophokles in der Eriphile:

Ἀπελθ' ἐπειτης ὑπνον ἰατρον νοσου.

Sie ſagen beide, daß der Schlaf ein wohlthätiger Arzt für mehrerlei Uebel ſey; deßwegen ſollen ſie einander ausgeſchrieben haben! Ferner, Euripides ſagt im Temenus:

Τῳ γαρ πονουντι και Θεος συλλαμβανει.

Und Sophokles im Minos:

Ὀυκ ἐςι τοις μη δρωσι συμμαχος τυχη.

Wenn einer von dem andern dieſe Stellen hätte entlehnen müſſen, ſo hätte man dem, der ſie entlehnte, zurufen können, was man dem Allerunwiſſendſten zurief: Ne Aesopum quidem legisti. Denn Aeſopus hat ſchon ein Mährchen, welches dieſe Lehre einſchärft.

Euripides im Alexander:

Χρονος δε δειξει' ᾡ τεκμηριῳ μαθων
Ἠ χρηστον ὀντα γνωσομαι σε, ἠ κακον.

Und Sophokles im Hipponus:

Προς ταυτα κρυπτε μηδεν' ὡς ὁ πανθ' ὁρων
Και παντ' ἀκουων, παντ' ἀναπτυσσει χρονος.

Beide ſagen: die Zeit bringt alles an das Licht. Folglich hat einer den andern ausgeſchrieben.

Unterdeſſen kann man aus dieſen Stellen, die vielleicht Clemens dem Sophiſten Hippias, den er bald darauf als einen nennt, der von ähnlicher Materie geſchrieben, abgeborgt hat, ſo viel ſchließen, daß die bekannte Zeile:

Σοφοι τυραννοι των σοφων συνουσιᾳ

ſchwerlich weder beim Euripides, noch beim Sophokles damals vorgekommen ſey. Dieſe hätte einer dem andern nothwendig müſſen geſtohlen haben. Und das hätte Hippias oder Clemens gewiß nicht anzumerken vergeſſen.

---

[1] P. 324. ed. *Andr. Schotti*, 1653.
[2] Lect. Var. L. I. c. 15.

(PP)

Kleinere Materialien, die ich noch nicht anbringen können.)

1. Von des Sophokles Schauſpielern.

1. Klidemides, deſſen Ariſtophanes in den Fröſchen, v. 803, gedenkt, ſoll, wie der Scholiaſt ſagt, nach dem Apollonius, des Sophokles Schauſpieler, nach dem Kalliſtratus aber, vielleicht ein Sohn des Sophokles geweſen ſeyn.

2. Tlepolemus, deſſen gleichfalls Ariſtophanes, in den Wolken, v. 1269, gedenkt; wobei der Scholiaſt ſagt: *ἄλλοι δὲ τραγικὸν ὑποκριτὴν εἶναι τὸν Τληπόλεμον, συνεχῶς ὑποκρινόμενον Σοφοκλεῖ.*

3. Vielleicht auch Polus, von welchem Gellius, L. VII. c. 5. folgendes erzählt: Histrio in terra Græcia fuit fama celebri, qui gestus et vocis claritudine et venustate ceteris antestabat. Nomen fuisse ajunt Polum. Tragœdias poetarum nobilium scite atque asseverate actitavit. Is Polus unice amatum filium morte amisit. Eum luctum cum satis visus est eluxisse, rediit ad quæstum artis. In eo tempore Athenis Electram Sophoclis acturus gestare urnam quasi cum Orestis ossibus debebat. Ita compositum fabulæ argumentum est, ut veluti fratris reliquias ferens Electra comploret, commisereaturque interitum ejus, qui per vim extinctus existimatur. Igitur Polus lugubri habitu Electræ indutus ossa atque urnam a sepulcro tulit filii, et quasi Oresti amplexus opplevit omnia non simulacris neque imitamentis, sed luctu atque lamentis veris et spirantibus. Itaque cum agi fabula videretur, dolor actus est. — Vergl. *Gyrald.* Dial. VI. p. m. 692.

II. Von andern, welche den Namen Sophokles geführt haben.

1. Xylander hat in ſeinem Verzeichniſſe der Schriftſteller, welches im Theſaurus des Stephanus angeführt wird, einen Sophokles Lariſſäus, als einen, deſſen Stephanus unter *Κραννῶν* gedenkt. Allein Mauſſakus hat es in ſeinen Noten über den Harpokration bereits angemerkt, daß beim Stephanus nicht *Σοφοκλῆς Λαρισσαῖος*, ſondern *Λαρισσαίοις* zu leſen, und darunter das Schauſpiel *Λαρισσαῖοι* zu verſtehen ſey. — Vergl. Berkel's Anmerkungen über den Stephanus, S. 476.

2. Auch hieß einer von den Scholiaſten, welche über des Apollonius Argonautika kommentirt haben, Sophokles. Dieſes Scholiaſten gedenkt Stephanus unter *Ἄβαρνος*. Und unter *Κάναστρον*, wo es ausdrücklich heißt: *Σοφοκλῆς ὑπομνηματίζων τὰ Ἀργοναυτικά*. Die noch jetzt vorhandenen Scholien über den Apollonius ſcheinen nur ein Auszug aus den Scholien dieſes Sophokles, des Lucillus Tarrheus, und des Theon zu ſeyn.

3. Von dem Sophokles, welcher die Philoſophen aus Athen vertrieb, ſehe man den Jul. Pollux im neunten Buche.

III. Von den Sprüchwörtern, zu welchen Sophokles Gelegenheit gegeben hat.

Dahin gehört beſonders der ſprüchwörtliche Ausdruck: *Equus Sophocleus*.

Philoſtrat ſagt in ſeinen Lebensbeſchreibungen der Sophiſten, daß er den Damianus zu verſchiedenenmalen zu Epheſus in ſeinem Alter beſucht habe, und ſetzt hinzu: *καὶ ἰδὼν ἄνδρα παραπλήσιον τῷ Σοφοκλείῳ ἵππῳ. Νωθρὸς γὰρ ὑφ' ἡλικίας δοκῶν, νεάζουσαν ὁρμὴν ἐν ταῖς σπουδαῖς ἀνεκτᾶτο.*

Cälius Rhodiginus [1] erklärt dieß Sprüchwort auf folgende Weiſe: Quod autem de equo dictum Sophocleo est, arbitror in eo allusum ad tragici cothurni majestatem, qui sit veluti *equestris*, comicæ humilitatis ratione. Unde in Arte Poetica Horatius:

Et tragicus plerumque dolet sermone *pedestri*.

Vel quia poetæ furoris divini afflatu perciti vicem equi impleant, equitis vero insidens numen, sive is Apollo sit, sive Musa, sive quivis alius. Nam et in Sibylla hoc ipsum servavit poeta nobilis:

— — — et frena furenti
Concutit, et stimulos sub pectore vertit Apollo.

In dem folgenden Capitel aber beſinnt er ſich [illegible] Beſſern. Er gedenkt nämlich des *Κολωνὸς ἵππιος*, [illegible] ſagt: ad quod forte proverbium respectet, quod de equo Sophocleo prætereximus, eo quidem proclivius, si inibi quoque habitavit Sophocles, quod in quinto de Finibus Cicero significat.

Doch, beides taugt nichts. Das Pferd geht hier weder auf das eine noch auf das andere; auch nicht darauf, daß Sophokles ſelbſt in ſeinem Alter ſolch ein Pferd geweſen ſey; ſondern auf das Gleichniß zu Anfange der Elektra, wo Oreſt ſagt:

Ὥσπερ γὰρ ἵππος εὐγενής, κἂν ᾖ γέρων,
Ἐν τοῖσι δεινοῖς θυμὸν οὐκ ἀπώλεσεν,
Ἀλλ' ὀρθὸν οὖς ἵστησιν· ὡσαύτως δὲ σὺ
Ἡμᾶς τ' ὀτρύνεις, κ' αὐτὸς ἐν πρώτοις ἕπῃ.

(QQ)

Fehler der neuen Literatoren, in der Erzählung ſeines Lebens.) Barneſius [2] verſteht die Worte des Scholiaſten ganz falſch, in welchen geſagt wird, daß die Comödienſchreiber den Sophokles unangetaſtet gelaſſen haben: *Ἀλλ' οὐδ' ὑπὸ τῶν Κωμῳδῶν ἀδήκτως ἀφείθη, τῶν οὐδὲ Θεμιστοκλέους ἀποσχομένων.*

---

[1] Lect. Antiq. L. XXI. c. 20.
[2] In Vita *Euripidis*, p. IV.

Das Theater des Herrn Diderot,

aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Vorrede des Ueberſetzers

zur erſten Ausgabe von 1760.

Dieſes Theater des Herrn Diderot, eines von den vornehmſten Verfaſſern der berufenen Encyklopädie, beſteht aus zwei Stücken, die er als Beiſpiele einer neuen Gattung ausgearbeitet und mit ſeinen Gedanken, ſowohl über dieſe neue Gattung, als über andere wichtige Punkte der dramatiſchen Poeſie und aller ihr untergeordneten Künſte, der Deklamation, der Pantomime, des Tanzes begleitet hat. Kenner werden in jenen weder Genie noch Geſchmack vermiſſen; und in dieſen überall den denkenden Kopf ſpüren, der die alten Wege weiter bahnt und neue Pfade durch unbekannte Gegenden zeichnet.

Ich möchte wohl ſagen, daß ſich, nach dem Ariſtoteles, kein philoſophiſcherer Geiſt mit dem Theater abgegeben hat, als er.

Daher ſieht er auch die Bühne ſeiner Nation bei weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher ſie unter uns die ſchaalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Profeſſor Gottſched iſt. Er geſteht, daß ihre Dichter und Schauſpieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernt ſind; daß beider ihre Talente, guten Theils, auf kleine Anſtändigkeiten, auf handwerksmäßigen Zwang, auf kalte Etikette hinauslaufen ꝛc.

Selten geneſen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewiſſer franzöſiſcher Muſter, als bis der Franzoſe ſelbſt dieſe Muſter zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht.

Es wird alſo darauf ankommen, ob der Mann, dem nichts angelegener iſt, als das Genie in ſeine alten Rechte wieder einzuſetzen, aus welchen es die mißverſtandene Kunſt verdrängt, ob der Mann, der es zugeſteht, daß das Theater weit ſtärkerer Eindrücke fähig iſt, als man von den berühmteſten Meiſterſtücken eines Corneille und Racine rühmen kann, ob dieſer Mann bei uns mehr Gehör findet, als er bei ſeinen Landsleuten gefunden hat.

Wenigſtens muß es geſchehen, wenn auch wir einſt zu den geſitteten Völkern gehören wollen, deren jedes *ſeine* Bühne hatte.

Und ich will nicht bergen, daß ich mich einzig in ſolcher Hoffnung der Ueberſetzung dieſes Werks unterzogen habe.

Vorrede des Ueberſetzers

zu der zweiten Ausgabe. 1781.

Ich bin erſucht worden, dieſer Ueberſetzung öffentlich meinen Namen zu geben.

Da es nun verlängſt unbekannt zu ſeyn aufgehört hat, daß ich wirklich der Verfaſſer derſelben bin; da ich mich des Fleißes, den ich darauf gewandt habe, und des Nutzens, den ich daraus gezogen, noch immer mit Vergnügen erinnere: ſo ſehe ich nicht, warum ich mich einer Aufforderung weigern ſollte, die mir Gelegenheit giebt, meine Dankbarkeit einem Mann zu bezeugen, der an der Bildung meines Geſchmacks ſo großen Antheil hat.

Denn es mag mit dieſem auch beſchaffen ſeyn, wie es will: ſo bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderot's Muſter und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eignere: aber doch ſchwerlich eine, mit der am Ende mein Verſtand zufriedener geweſen wäre.

Diderot ſcheint überhaupt auf das deutſche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben, als auf das Theater ſeines eigenen Volks. Auch war die Veränderung, die er auf dieſem hervorbringen wollte, in der That weit ſchwerer zu bewirken, als das Gute, welches er jenem nebenher verſchaffte. Die franzöſiſchen Stücke, welche auf unſerem Theater geſpielt wurden, ſtellten doch nur lauter fremde Sitten vor; und fremde Sitten, in welchen wir weder die allgemeine menſchliche Natur, noch unſere beſondere Volksnatur erkennen, ſind bald verdrängt. Aber je mehr die Franzoſen in ihren Stücken wirklich finden, was wir uns nur zu finden einbilden: deſto hartnäckiger muß der Widerſtand ſeyn, den ihre alten Eindrücke jeder, wie ſie dafür halten, unnöthigen Bemühung, ſie zu verwiſchen oder zu überſtempeln, entgegenſetzen.

Wir hingegen hatten es längſt ſatt, nichts als einen alten Laffen im kurzen Mantel und einen jungen Geck in bebänderten Hoſen unter ein halb Dutzend alltäglichen Perſonen auf der Bühne herumtoben zu ſehen; wir ſehnten uns längſt nach etwas beſſerem, ohne zu wiſſen, wo dieſes Beſſere herkommen ſollte, als „der Hausvater“ erſchien. In ihm erkannte ſogleich der rechtſchaffene Mann, was ihm das Theater noch eins ſo theuer machen müſſe. Sey immerhin wahr, daß es ſeitdem von dem Geräuſche eines nichts bedeutenden Gelächters weniger ertönte! Das wahre Lächerliche iſt nicht, was am lauteſten lachen macht; und Ungereimtheiten ſollen nicht bloß unſere Lunge in Bewegung ſetzen.

Selbſt unſere Schauſpieler fingen an dem „Hausvater“ zuerſt an, ſich ſelbſt zu übertreffen. Denn der Hausvater war weder franzöſiſch, noch deutſch: er war bloß menſchlich. Er hatte nichts auszudrücken, als was jeder ausdrücken konnte, der es verſtand und fühlte.

Und daß jeder ſeine Rolle verſtand und fühlte, dafür hatte nun freilich Diderot vornehmlich geſorgt. Wenn ich aber doch gleichwohl auch meiner Ueberſetzung ein kleines Verdienſt in dieſem Punkte zuſchreibe: ſo habe ich, wenigſtens bis jetzt, von den Kunſtrichtern noch keinen beſondern Widerſpruch zu erfahren gehabt.

Nicht als ob ich meine Ueberſetzung frei von allen Mängeln halten wollte; nicht als ob ich mir ſchmeichelte, überall auch da den wahren Sinn des Verfaſſers getroffen zu haben, wo er ſelbſt in ſeiner Sprache ſich nicht beſtimmt genug ausgedrückt hat! Ein Freund zeigt mir nur erſt jetzt eine dergleichen Stelle; und ich bedaure, daß ich in dem Texte von dieſem Winke nicht Gebrauch machen können. Sie iſt in dem „natürlichen Sohne“ in dem dritten Auftritte des erſten Aufzuges, wo Thereſia ihrer Sorgfalt um Roſaliens Erziehung gedenkt. „Ich ließ mir es angelegen ſeyn,“ ſagt ſie, „den Geiſt und beſonders den Charakter dieſes Kindes zu bilden, von welchem einſt das Schickſal meines Bruders abhängen ſollte. Es war unbeſonnen, ich machte es bedächtig. Es war heftig, ich ſuchte dem Sanften ſeiner Natur aufzuhelfen.“ Das es iſt in allen vier Stellen im Franzöſiſchen durch il ausgedrückt, welches eben ſowohl auf das vorhergehende enfant, auf Roſalien, als auf den Bruder gehen kann. Ich habe es jedesmal auf Roſalien gezogen: aber es kann leicht ſeyn, daß es die beiden erſtenmale auf den Bruder gehen und ſonach heißen ſoll: „Er war unbeſonnen, ich machte ſie bedächtig. Er war heftig, ich ſuchte dem Sanften ihrer Natur aufzuhelfen.“ Ja dieſer Sinn iſt unſtreitig der feinere.

Es kann jemand keinen einzigen ſolchen Fehler ſich zu Schulden kommen laſſen, und doch noch eine ſehr mittelmäßige Ueberſetzung gemacht haben!

Laokoon

oder

über die Gränzen der Malerei und Poeſie.

Mit beiläufigen Erläuterungen verſchiedener Punkte der alten Kunſtgeſchichte.

Erſter Theil.

1766.

Υλῃ και τροποις μιμησεως διαφερουσι.

Πλουτ. ποτ. Αθ. κατα Π. ἠ κατα Σ. ἐνδ.

Vorrede.

Der erſte, welcher die Malerei und Poeſie mit einander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beiden Künſten eine ähnliche Wirkung auf ſich verſpürte. Beide, empfand er, ſtellen uns abweſende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beide täuſchen, und beider Täuſchung gefällt.

Ein zweiter ſuchte in das Innere dieſes Gefallens einzudringen, und entdeckte, daß es bei beiden aus einerlei Quelle fließe. Die Schönheit, deren Begriff wir zuerſt von körperlichen Gegenſtänden abziehen, hat allgemeine Regeln, die ſich auf mehrere Dinge anwenden laſſen; auf Handlungen, auf Gedanken ſowohl als auf Formen.

Ein dritter, welcher über den Werth und über die Vertheilung dieſer allgemeinen Regeln nachdachte, bemerkte, daß einige mehr in der Malerei, andere mehr in der Poeſie herrſchten; daß alſo bei dieſen die Poeſie der Malerei, bei jenen die Malerei der Poeſie mit Erläuterungen und Beiſpielen aushelfen könne.

Das erſte war der Liebhaber; das zweite der Philoſoph; das dritte der Kunſtrichter.

Jene beiden konnten nicht leicht, weder von ihrem Gefühl, noch von ihren Schlüſſen, einen unrechten Gebrauch machen. Hingegen bei den Bemerkungen des Kunſtrichters beruht das Meiſte in der Richtigkeit der Anwendung auf den einzelnen Fall; und es wäre ein Wunder, da es gegen Einen ſcharfſinnigen Kunſtrichter funfzig witzige gegeben hat, wenn dieſe Anwendung jederzeit mit aller der Vorſicht wäre gemacht worden, welche die Wage zwiſchen beiden Künſten gleich erhalten muß.

Falls Apelles und Protogenes in ihren verlorenen Schriften von der Malerei, die Regeln derſelben durch die bereits feſtgeſetzten Regeln der Poeſie beſtätigt und erläutert haben, ſo darf man ſicherlich glauben, daß es mit der Mäßigung und Genauigkeit wird geſchehen ſeyn, mit welcher wir noch jetzt den Ariſtoteles, Cicero, Horaz, Quintilian, in ihren Werken, die Grundſätze und Erfahrungen der Malerei auf die Beredtſamkeit und Dichtkunſt anwenden ſehen. Es iſt das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun.

Aber wir Neuern haben in mehreren Stücken geglaubt, uns weit über ſie wegzuſetzen, wenn wir ihre kleinen Luſtwege in Landſtraßen verwandelten; ſollten auch die kürzern und ſicherern Landſtraßen darüber zu Pfaden eingehen, wie ſie durch Wildniſſe führen.

Die blendende Antitheſe des griechiſchen Voltaire, daß die Malerei eine ſtumme Poeſie, und die Poeſie eine redende Malerei ſey, ſtand wohl in keinem Lehrbuche. Es war ein Einfall, wie Simonides mehrere hatte, deſſen wahrer Theil ſo einleuchtend iſt, daß man das Unbeſtimmte und Falſche, welches er mit ſich führt, überſehen zu müſſen glaubt.

Gleichwohl überſahen es die Alten nicht. Sondern indem ſie den Ausſpruch des Simonides auf die Wirkung der beiden Künſte einſchränkten, vergaßen ſie nicht einzuſchärfen, daß, ungeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit dieſer Wirkung, ſie dennoch, ſowohl in den Gegenſtänden als in der Art ihrer Nachahmung (*Υλῃ και τροποις μιμησεως*), verſchieden wären.

Völlig aber, als ob ſich gar keine ſolche Verſchiedenheit fände, haben viele der neueſten Kunſtrichter aus jener Uebereinſtimmung der Malerei und Poeſie die crudeſten Dinge von der Welt geſchloſſen. Bald zwingen ſie die Poeſie in die engern Schranken der Malerei; bald laſſen ſie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poeſie füllen. Alles, was der einen Recht iſt, ſoll auch der andern vergönnt ſeyn; alles, was in der einen gefällt oder mißfällt, ſoll nothwendig auch in der andern gefallen oder mißfallen; und voll von dieſer Idee, ſprechen ſie in dem zuverſichtlichſten Tone die ſeichteſten Urtheile, wenn ſie, in den Werken des Dichters und Malers über einerlei Vorwurf, die darin bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machen, die ſie dem einen oder dem andern, nachdem ſie entweder mehr Geſchmack an der Dichtkunſt oder an der Malerei haben, zur Laſt legen.

Ja dieſe Afterkritik hat zum Theil die Virtuoſen ſelbſt verführt. Sie hat in der Poeſie die Schilderungsſucht, und in der Malerei die Allegoriſterei erzeugt, indem man jene zu einem redenden Gemälde machen wollen, ohne eigentlich zu wiſſen, was ſie malen könne und ſolle, und dieſe zu einem ſtummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maaße ſie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne ſich von ihrer Beſtimmung zu entfernen, und zu einer willkührlichen Schriftart zu werden.

Dieſem falſchen Geſchmacke, und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten, iſt die vornehmſte Abſicht folgender Aufſätze.

Sie ſind zufälliger Weiſe entſtanden, und mehr nach der Folge meiner Lectüre, als durch die methodiſche Entwickelung allgemeiner Grundſätze angewachſen. Es ſind alſo mehr unordentliche Collectaneen zu einem Buche, als ein Buch.

Doch ſchmeichle ich mir, daß ſie auch als ſolche nicht ganz zu verachten ſeyn werden. An ſyſtematiſchen Büchern haben wir Deutſchen überhaupt keinen Mangel. Aus ein paar angenommenen Worterklärungen in der ſchönſten Ordnung alles, was wir nur wollen, herzuleiten, darauf verſtehen wir uns, trotz einer Nation in der Welt.

Baumgarten bekannte, einen großen Theil der Beiſpiele in ſeiner Aeſthetik, Geſners Wörterbuche ſchuldig zu ſeyn. Wenn mein Raiſonnement nicht ſo bündig iſt als das Baumgartenſche, ſo werden doch meine Beiſpiele mehr nach der Quelle ſchmecken.

Da ich von dem Laokoon gleichſam ausſetzte, und mehrmals auf ihn zurückkomme, ſo habe ich ihm auch einen Antheil an der Aufſchrift laſſen wollen. Andere kleine Ausſchweifungen über verſchiedene Punkte der alten Kunſtgeſchichte, tragen weniger zu meiner Abſicht bei, und ſie ſtehen nur da, weil ich ihnen niemals einen beſſern Platz zu geben hoffen kann.

Noch erinnere ich, daß ich unter dem Namen der Malerei, die bildenden Künſte überhaupt begreife; ſo wie ich nicht dafür ſtehe, daß ich nicht unter dem Namen der Poeſie, auch auf die übrigen Künſte, deren Nachahmung fortſchreitend iſt, einige Rückſicht nehmen dürfte.

I.

Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechiſchen Meiſterſtücke in der Malerei und Bildhauerkunſt, ſetzt Herr Winkelmann in eine edle Einfalt und ſtille Größe, ſowohl in der Stellung als im Ausdruck. „So wie die Tiefe des Meeres, ſagt er,[1] allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch ſo wüthen, eben ſo zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenſchaften eine große und geſetzte Seele.“

„Dieſe Seele ſchildert ſich in dem Geſichte des Laokoon, und nicht in dem Geſichte allein, bei dem heftigſten Leiden. Der Schmerz, welcher ſich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz allein, ohne das Geſicht und andere Theile zu betrachten, an dem ſchmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe ſelbſt zu empfinden glaubt; dieſer Schmerz, ſage ich, äußert ſich dennoch mit keiner Wuth in dem Geſichte und in der ganzen Stellung. Er erhebt kein ſchreckliches Geſchrei, wie Virgil von ſeinem Laokoon ſingt; die Oeffnung des Mundes geſtattet es nicht: es iſt vielmehr ein ängſtliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beſchreibt. Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele ſind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilt und gleichſam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles Philoktet: ſein Elend geht uns bis an die Seele; aber wir wünſchten, wie dieſer große Mann, das Elend ertragen zu können.

„Der Ausdruck einer ſo großen Seele geht weit über die Bildung der ſchönen Natur. Der Künſtler mußte die Stärke des Geiſtes in ſich ſelbſt fühlen, welche er ſeinem Marmor einprägte. Griechenland hatte Künſtler und Weltweiſe in einer Perſon, und mehr als einen Metrodor. Die Weisheit reichte der Kunſt die Hand, und blies den Figuren derſelben mehr als gemeine Seelen ein, u. ſ. w.“

Die Bemerkung, welche hier zum Grunde liegt, daß der Schmerz ſich in dem Geſichte des Laokoon mit derjenigen Wuth nicht zeige, welche man bei der Heftigkeit deſſelben vermuthen ſollte, iſt vollkommen richtig. Auch das iſt unſtreitig, daß eben hierin, wo ein Halbkenner den Künſtler unter der Natur geblieben zu ſeyn, das wahre Pathetiſche des Schmerzes nicht erreicht zu haben, urtheilen dürfte; daß, ſage ich, eben hierin die Weisheit deſſelben ganz beſonders hervorleuchtet.

Nur in dem Grunde, welchen Herr Winkelmann dieſer Weisheit giebt, in der Allgemeinheit der Regel, die er aus dieſem Grunde herleitet, wage ich es, anderer Meinung zu ſeyn.

Ich bekenne, daß der mißbilligende Seitenblick, welchen er auf den Virgil wirft, mich zuerſt ſtutzig gemacht hat; und nächſt dem die Vergleichung mit dem Philoktet. Von hier will ich ausgehen und meine Gedanken in eben der Ordnung niederſchreiben, in welcher ſie ſich bei mir entwickelt.

„Laokoon leidet, wie des Sophokles Philoktet.“ Wie leidet dieſer? Es iſt ſonderbar, daß ſein Leiden ſo verſchiedene Eindrücke bei uns zurückgelaſſen. — Die Klagen, das Geſchrei, die wilden Verwünſchungen, mit welchen ſein Schmerz das Lager erfüllte, und alle Opfer, alle heilige Handlungen ſtörte, erſchollen nicht minder ſchrecklich durch das öde Eiland, und ſie waren es, die ihn dahin verbannten. Welche Töne des Unmuths, des Jammers, der Verzweiflung, von welchen auch der Dichter in der Nachahmung das Theater durchhallen ließ. — Man hat den dritten Aufzug dieſes Stückes ungleich kürzer, als die übrigen gefunden. Hieraus ſieht man, ſagen die Kunſtrichter,[1] daß es den Alten um die gleiche Länge der Aufzüge wenig zu thun geweſen. Das glaube ich auch; aber ich wollte mich deßfalls lieber auf ein ander Exempel gründen, als auf dieſes. Die jammervollen Ausrufungen, das Winſeln, die abgebrochenen ἆ, ἆ, φεῦ, ἀτταταῖ, ὤ μοι, μοι! die ganzen Zeilen voller παπα, παπα, aus welchen dieſer Aufzug beſteht, und die mit ganz andern Dehnungen und Abſetzungen declamirt werden mußten, als bei einer zuſammenhängenden Rede nöthig ſind, haben in der Vorſtellung dieſen Aufzug ohne Zweifel ziemlich eben ſo lange dauern laſſen, als die andern. Er ſcheint dem Leſer weit kürzer auf dem Papiere, als er den Zuhörern wird vorgekommen ſeyn.

---

[1] Von der Nachahmung der griechiſchen Werke in der Malerei und Bildhauerkunſt. S. 21. 22.

[1] Brumoy Theat. des Grecs T. II. p. 89.

Schreien iſt der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes. Homers verwundete Krieger fallen nicht ſelten mit Geſchrei zu Boden. Die geritzte Venus ſchreit laut;[1] nicht um ſie durch dieſes Geſchrei als die weichliche Göttin der Wolluſt zu ſchildern, vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Denn ſelbſt der eherne Mars, als er die Lanze des Diomedes fühlt, ſchreit ſo gräßlich, als ſchrieen zehntauſend wüthende Krieger zugleich, daß beide Heere ſich entſetzen.[2]

So weit auch Homer ſonſt ſeine Helden über die menſchliche Natur erhebt, ſo treu bleiben ſie ihr doch ſtets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Aeußerung dieſes Gefühls durch Schreien, oder durch Thränen, oder durch Scheltworte ankömmt. Nach ihren Thaten ſind es Geſchöpfe höherer Art; nach ihren Empfindungen wahre Menſchen.

Ich weiß es, wir feinern Europäer einer klügern Nachwelt, wiſſen über unſern Mund und über unſere Augen beſſer zu herrſchen. Höflichkeit und Anſtand verbieten Geſchrei und Thränen. Die thätige Tapferkeit des erſten rauhen Weltalters hat ſich bei uns in eine leidende verwandelt. Doch ſelbſt unſere Urältern waren in dieſer größer, als in jener. Aber unſere Urältern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeißen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegen ſehen, unter den Biſſen der Nattern lachend ſterben, weder ſeine Sünde noch den Verluſt ſeines liebſten Freundes beweinen, ſind Züge des alten nordiſchen Heldenmuths.[3] Palnatoko gab ſeinen Jomsburgern das Geſetz, nichts zu fürchten, und das Wort Furcht auch nicht einmal zu nennen.

Nicht ſo der Grieche! Er fühlte und fürchtete ſich; er äußerte ſeine Schmerzen und ſeinen Kummer; er ſchämte ſich keiner der menſchlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre, und von Erfüllung ſeiner Pflicht zurückhalten. Was bei dem Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entſprang, das wirkten bei ihm Grundſätze. Bei ihm war der Heroiſmus wie die verborgenen Funken im Kieſel, die ruhig ſchlafen, ſo lange keine äußere Gewalt ſie weckt, und dem Steine weder ſeine Klarheit noch ſeine Kälte nehmen. Bei dem Barbaren war der Heroiſmus eine helle freſſende Flamme, die immer tobte, und jede andere gute Eigenſchaft in ihm verzehrte, wenigſtens ſchwärzte. — Wenn Homer die Trojaner mit wildem Geſchrei, die Griechen hingegen in entſchloſſener Stille zur Schlacht führt, ſo merken die Ausleger ſehr wohl an, daß der Dichter hierdurch jene als Barbaren, dieſe als geſittete Völker ſchildern wollen. Mich wundert, daß ſie an einer andern Stelle eine ähnliche charakteriſtiſche Entgegenſetzung nicht bemerkt haben.[4] Die feindlichen Heere haben einen Waffenſtillſtand getroffen; ſie ſind mit Verbrennung ihrer Todten beſchäftigt, welches auf beiden Theilen nicht ohne heiße Thränen abgeht; *δακρυα θερμα χεοντες.* Aber Priamus verbietet ſeinen Trojanern zu weinen; *οὐδ' εἰα κλαιειν Πριαμος μεγας.* Er verbietet ihnen zu weinen, ſagt die Dacier, weil er beſorgt, ſie möchten ſich zu ſehr erweichen, und morgen mit weniger Muth an den Streit gehen. Wohl; doch frage ich: warum muß nur Priamus dieſes beſorgen? Warum ertheilt nicht auch Agamemnon ſeinen Griechen das nämliche Verbot? Der Sinn des Dichters geht tiefer. Er will uns lehren, daß nur der geſittete Grieche zugleich weinen und tapfer ſeyn könne, indem der ungeſittete Trojaner, um es zu ſeyn, alle Menſchlichkeit vorher erſticken müſſe. *Νεμεσσωμαι γε μεν οὐδεν κλαιειν*, läßt er an einem andern Ort[1] den verſtändigen Sohn des weiſen Neſtor ſagen.

Es iſt merkwürdig, daß unter den wenigen Trauerſpielen, die aus dem Alterthume auf uns gekommen ſind, ſich zwei Stücke finden, in welchen der körperliche Schmerz nicht der kleinſte Theil des Unglücks iſt, das den leidenden Helden trifft. Außer dem Philoktet, der ſterbende Herkules. Und auch dieſen läßt Sophokles klagen, winſeln, weinen und ſchreien. Dank ſey unſern artigen Nachbarn, dieſen Meiſtern des Anſtändigen, daß nunmehr ein winſelnder Philoktet, ein ſchreiender Herkules, die lächerlichſten unerträglichſten Perſonen auf der Bühne ſeyn würden. Zwar hat ſich einer ihrer neueſten Dichter[2] an den Philoktet gewagt. Aber durfte er es wagen, ihnen den wahren Philoktet zu zeigen?

Selbſt ein Laokoon findet ſich unter den verlorenen Stücken des Sophokles. Wenn uns das Schickſal doch auch dieſen Laokoon gegönnt hätte! Aus den leichten Erwähnungen, die ſeiner einige alte Grammatiker thun, läßt ſich nicht ſchließen, wie der Dichter dieſen Stoff behandelt habe. So viel bin ich verſichert, daß er den Laokoon nicht ſtoiſcher als den Philoktet und Herkules wird geſchildert haben. Alles Stoiſche iſt untheatraliſch; und unſer Mitleiden iſt allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der intereſſirende Gegenſtand äußert. Sieht man ihn ſein Elend mit großer Seele ertragen, ſo wird dieſe große Seele zwar unſere Bewunderung erwecken, aber die Bewunderung iſt ein kalter Affekt, deſſen unthätiges Staunen jede andere wärmere Leidenſchaft, ſowie jede andere deutliche Vorſtellung ausſchließt.

Und nunmehr komme ich zu meiner Folgerung. Wenn es wahr iſt, daß das Schreien bei Empfindung körperlichen Schmerzes, beſonders nach der alten griechiſchen Denkungsart, gar wohl mit einer großen Seele beſtehen kann: ſo kann der Ausdruck einer ſolchen Seele die Urſache nicht ſeyn, warum dem ungeachtet der Künſtler in ſeinem Marmor dieſes Schreien nicht nachahmen wollen, ſondern es muß einen andern Grund haben, warum er hier von ſeinem Nebenbuhler, dem Dichter, abgeht, der dieſes Geſchrei mit beſtem Vorſatze ausdrückt.

II.

Es ſey Fabel oder Geſchichte, daß die Liebe den erſten Verſuch in den bildenden Künſten gemacht habe: ſo viel iſt gewiß, daß ſie den großen alten Meiſtern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wird jetzt die Malerei überhaupt als die Kunſt, welche Körper auf Flächen nachahmt, in ihrem ganzen Umfange betrieben: ſo hatte der weiſe Grieche ihr weit engere Gränzen geſetzt und ſie bloß auf die Nachahmung ſchöner Körper eingeſchränkt. Sein Künſtler ſchilderte nichts als das Schöne; ſelbſt das gemeine Schöne, das Schöne niederer Gattungen, war nur ſein zufälliger Vorwurf, ſeine Uebung, ſeine Erholung. Die Vollkommenheit des Gegenſtandes ſelbſt mußte in ſeinem Werke entzücken; er war zu groß, von ſeinen Betrachtern zu verlangen, daß ſie ſich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung ſeiner Geſchicklichkeit entſpringt, begnügen ſollten; an ſeiner Kunſt war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler, als der Endzweck der Kunſt.

„Wer wird dich malen wollen, da dich niemand ſehen will“, ſagt ein alter Epigrammatiſt[3] über einen höchſt ungeſtalteten Menſchen. Mancher neuere Künſtler würde ſagen: „Sey ſo ungeſtaltet wie möglich; ich will dich doch malen. Mag dich ſchon niemand gern ſehen: ſo ſoll man doch mein Gemälde gern ſehen; nicht in ſo fern es dich vorſtellt, ſondern in ſo fern es ein Beweis meiner Kunſt iſt, die ein ſolches Scheuſal ſo ähnlich nachzubilden weiß.“

---

[1] Iliad. E. v. 343. *Η δε μεγα ιαχουσα —*

[2] Iliad. E. v. 859.

[3] Th. Bartholinus de causis contemptæ a Danis adhuc gentilibus mortis, cap. I.

[4] Iliad. H. v. 421.

[1] Odyss. Δ. 195.

[2] Chataubrun.

[3] Antiochus. (Antholog. lib. II. cap. 4.) Harduin über den Plinius (lib. 35. sect. 36. p. m. 698.) legt dieſes Epigramm einem Piſo bei. Es findet ſich aber unter allen griechiſchen Epigrammatiſten keiner dieſes Namens.

Freilich iſt der Hang zu dieſer üppigen Prahlerei mit leidigen Geſchicklichkeiten, die durch den Werth ihrer Gegenſtände nicht geadelt werden, zu natürlich, als daß nicht auch die Griechen ihren Pauſon, ihren Pyreicus ſollten gehabt haben. Sie hatten ſie; aber ſie ließen ihnen ſtrenge Gerechtigkeit widerfahren. Pauſon, der ſich noch unter dem Schönen der gemeinen Natur hielt, deſſen niedriger Geſchmack das Fehlerhafte und Häßliche an der menſchlichen Bildung am liebſten ausdrückte,[1] lebte in der verächtlichſten Armuth.[2] Und Pyreicus, der Barbierſtuben, ſchmutzige Werkſtätte, Eſel und Küchenkräuter, mit allem dem Fleiße eines niederländiſchen Künſtlers malte, als ob dergleichen Dinge in der Natur ſo viel Reiz hätten und ſo ſelten zu erblicken wären, bekam den Zunamen des Rhyparographen,[3] des Kothmalers; obgleich der wollüſtige Reiche ſeine Werke mit Gold aufwog, um ihrer Nichtigkeit auch durch dieſen eingebildeten Werth zu Hülfe zu kommen.

Die Obrigkeit ſelbſt hielt es ihrer Aufmerkſamkeit nicht für unwürdig, den Künſtler mit Gewalt in ſeiner wahren Sphäre zu erhalten. Das Geſetz der Thebaner, welches ihm die Nachahmung ins Schönere befahl und die Nachahmung ins Häßlichere bei Strafe verbot, iſt bekannt. Es war kein Geſetz wider den Stümper, wofür es gemeiniglich, und ſelbſt vom Junius,[4] gehalten wird. Es verdammte die griechiſchen Ghezzi; den unwürdigen Kunſtgriff, die Aehnlichkeit durch Uebertreibung der häßlichern Theile des Urbildes zu erreichen; mit einem Worte die Carricatur.

Aus eben dem Geiſte des Schönen war auch das Geſetz der Hellanodiken gefloſſen. Jeder Olympiſche Sieger erhielt eine Statue; aber nur dem dreimaligen Sieger ward eine Ikoniſche geſetzt.[5] Der mittelmäßigen Portraits ſollten unter den Kunſtwerken nicht zu viel werden. Denn obſchon auch das Portrait ein Ideal zuläßt, ſo muß doch die Aehnlichkeit darüber herrſchen; es iſt das Ideal eines gewiſſen Menſchen, nicht das Ideal eines Menſchen überhaupt.

Wir lachen, wenn wir hören, daß bei den Alten auch die Künſte bürgerlichen Geſetzen unterworfen geweſen. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen. Unſtreitig müſſen ſich die Geſetze über die Wiſſenſchaften keine Gewalt anmaßen, denn der Endzweck der Wiſſenſchaften iſt Wahrheit. Wahrheit iſt der Seele nothwendig; und es wird Tyrannei, ihr in Befriedigung dieſes weſentlichen Bedürfniſſes den geringſten Zwang anzuthun. Der Endzweck der Künſte hingegen iſt Vergnügen, und das Vergnügen iſt entbehrlich. Alſo darf es allerdings von dem Geſetzgeber abhängen, welche Art von Vergnügen, und in welchem Maaße er jede Art deſſelben verſtatten will.

Die bildenden Künſte insbeſondere, außer dem unfehlbaren Einfluſſe, den ſie auf den Charakter der Nation haben, ſind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufſicht des Geſetzes heiſcht. Erzeugten ſchöne Menſchen ſchöne Bildſäulen, ſo wirkten dieſe hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte ſchönen Bildſäulen ſchöne Menſchen mit zu verdanken. Bei uns ſcheint ſich die zarte Einbildungskraft der Mütter nur in Ungeheuern zu äußern.

Aus dieſem Geſichtspunkte glaube ich in gewiſſen alten Erzählungen, die man geradezu als Lügen verwirft, etwas wahres zu erblicken. Den Müttern des Ariſtomenes, des Ariſtodamas, Alexanders des Großen, des Scipio, des Auguſtus, des Galerius, träumte in ihrer Schwangerſchaft allen, als ob ſie mit einer Schlange zu thun hätten. Die Schlange war ein Zeichen der Gottheit;[1] und die ſchönen Bildſäulen und Gemälde eines Bacchus, eines Apollo, eines Merkurius, eines Herkules, waren ſelten ohne eine Schlange. Die ehrlichen Weiber hatten des Tages ihre Augen an dem Gotte geweidet, und der verwirrende Traum erweckte das Bild des Thieres. So rette ich den Traum und gebe die Auslegung Preis, welche der Stolz ihrer Söhne und die Unverſchämtheit des Schmeichlers davon machten. Denn eine Urſache mußte es wohl haben, warum die ehebrecheriſche Phantaſie nur immer eine Schlange war.

Doch ich gerathe aus meinem Wege. Ich wollte bloß feſtſetzen, daß bei den Alten die Schönheit das höchſte Geſetz der bildenden Künſte geweſen ſey.

Und dieſes feſtgeſetzt, folgt nothwendig, daß alles andere, worauf ſich die bildenden Künſte zugleich mit erſtrecken können, wenn es ſich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen, und wenn es ſich mit ihr verträgt, ihr wenigſtens untergeordnet ſeyn müſſen.

Ich will bei dem Ausdrucke ſtehen bleiben. Es giebt Leidenſchaften und Grade von Leidenſchaften, die ſich in dem Geſichte durch die häßlichſten Verzerrungen äußern, und den ganzen Körper in ſo gewaltſame Stellungen ſetzen, daß alle die ſchönen Linien, die ihn in einem ruhigern Stande umſchreiben, verloren gehen. Dieſer enthielten ſich alſo die alten Künſtler entweder ganz und gar, oder ſetzten ſie auf geringere Grade herunter, in welchen ſie eines Maaßes von Schönheit fähig ſind.

Wuth und Verzweiflung ſchändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß ſie nie eine Furie gebildet haben.[2]

---

[1] Jungen Leuten, befiehlt daher Ariſtoteles, muß man ſeine Gemälde nicht zeigen, um ihre Einbildungskraft, ſo viel wie möglich, von allen Bildern des Häßlichen rein zu halten. (Polit. lib. VIII. cap. 5 p. 526. Edit. Conring.) Herr Boden will zwar in dieſer Stelle anſtatt Pauſon, Pauſanias geleſen wiſſen, weil von dieſem bekannt ſey, daß er unzüchtige Figuren gemalt habe (de Umbra poetica. comment. I. p. XIII). Als ob man es erſt von einem philoſophiſchen Geſetzgeber lernen müßte, die Jugend von dergleichen Reizungen der Wolluſt zu entfernen. Er hätte die bekannte Stelle in der Dichtkunſt (cap. II.) nur in Vergleichung ziehen dürfen, um ſeine Vermuthung zurück zu behalten. Es giebt Ausleger (z. E. Kühn, über den Aelian Var. Hist. lib. IV. cap. 3.), welche den Unterſchied, den Ariſtoteles daſelbſt zwiſchen dem Polygnotus, Dionyſius und Pauſon angiebt, darin ſetzen, daß Polygnotus Götter und Helden, Dionyſius Menſchen und Pauſon Thiere gemalt habe. Sie malten alleſammt menſchliche Figuren, und daß Pauſon einmal ein Pferd malte, beweiſet noch nicht, daß er ein Thiermaler geweſen, wofür ihn Hr. Boden hält. Ihren Rang beſtimmten die Grade des Schönen, die ſie ihren menſchlichen Figuren gaben, und Dionyſius konnte nur deßwegen nichts als Menſchen malen, und hieß nur darum vor allen andern der Anthropograph, weil er der Natur zu ſklaviſch folgte, und ſich nicht bis zum Ideal erheben konnte, unter welchem Götter und Helden zu malen, ein Religionsverbrechen geweſen wäre.

[2] Aristophanes Plut. v. 602. et Acharneus. v. 854.

[3] Plinius lib. XXX. sect. 37. Edit. Hard.

[4] De Pictura vet. lib. II. cap. IV. §. 1.

[5] Plinius lib. XXXIV. sect. 9.

[1] Man irrt ſich, wenn man die Schlange nur für das Kennzeichen einer mediciniſchen Gottheit hält. Juſtinus Martyr (Apolog. II. pag. 55. Edit. Sylburg.) ſagt ausdrücklich: παρα παντι των νομιζομενων παρ' ὑμιν θεων, ὀφις συμβολον μεγα και μυστηριον ἀναγραφεται; und es wäre leicht eine Reihe von Monumenten anzuführen, wo die Schlange Gottheiten begleitet, welche nicht die geringſte Beziehung auf die Geſundheit haben.

[2] Man gehe alle die Kunſtwerke durch, deren Plinius und Pauſanias und andere gedenken, man überſehe die noch jetzt vorhandenen alten Statuen, Basreliefs, Gemälde, und man wird nirgends eine Furie finden. Ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bilderſprache, als zur Kunſt gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich ſind. Indeß hätte Spence, da er Furien haben mußte, ſie doch lieber von den Münzen erborgen ſollen (Seguini Numiſ-

Zorn ſetzten ſie auf Ernſt herab. Bei dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Blitz ſchleuderte; bei dem Künſtler nur der ernſte.

Jammer ward in Betrübniß gemildert. Und wo dieſe Milderung nicht ſtattfinden konnte, wo der Jammer eben ſo verkleinernd als entſtellend geweſen wäre, — was that da Timanthes? Sein Gemälde von der Opferung der Iphigenia, in welchem er allen Umſtehenden den ihnen eigenthümlich zukommenden Grad der Traurigkeit ertheilte, das Geſicht des Vaters aber, welches den allerhöchſten hätte zeigen ſollen, verhüllte, iſt bekannt, und es ſind viel artige Dinge darüber geſagt worden. Er hatte ſich, ſagt dieſer,[1] in den traurigen Phyſiognomien ſo erſchöpft, daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte. Er bekannte dadurch, ſagt jener,[2] daß der Schmerz eines Vaters bei dergleichen Vorfällen über allen Ausdruck ſey. Ich für mein Theil ſehe hier weder die Unvermögenheit des Künſtlers, noch die Unvermögenheit der Kunſt. Mit dem Grade des Affects verſtärken ſich auch die ihm entſprechenden Züge des Geſichts; der höchſte Grad hat die allerentſchiedenſten Züge, und nichts iſt der Kunſt leichter, als dieſe auszudrucken. Aber Timanthes kannte die Gränzen, welche die Grazien ſeiner Kunſt ſetzen. Er wußte, daß ſich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zukam, durch Verzerrungen äußert, die allezeit häßlich ſind. So weit ſich Schönheit und Würde mit dem Ausdrucke verbinden ließ, ſo weit trieb er ihn. Das Häßliche wäre er gern übergangen, hätte er gern gelindert: aber da ihm ſeine Compoſition beides nicht erlaubte, was blieb ihm anders übrig, als es zu verhüllen? — Was er nicht malen durfte, ließ er errathen. Kurz, dieſe Verhüllung iſt ein Opfer, das der Künſtler der Schönheit brachte. Sie iſt ein Beiſpiel, nicht wie man den Ausdruck über die Schranken der Kunſt treiben, ſondern wie man ihn dem erſten Geſetze der Kunſt, dem Geſetze der Schönheit, unterwerfen ſoll.

Und dieſes nun auf den Laokoon angewendet, ſo iſt die Urſache klar, die ich ſuche. Der Meiſter arbeitete auf die höchſte Schönheit, unter den angenommenen Umſtänden des körperlichen Schmerzes. Dieſer, in aller ſeiner entſtellenden Heftigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn alſo herabſetzen; er mußte Schreien in Seufzen mildern; nicht weil das Schreien eine unedle Seele verräth, ſondern weil es das Geſicht auf eine ekelhafte Weiſe verſtellt. Denn man reiße dem Laokoon in Gedanken nur den Mund auf, und urtheile. Man laſſe ihn ſchreien, und ſehe. Es war eine Bildung, die Mitleid einflößte, weil ſie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte; nun iſt es eine häßliche, eine abſcheuliche Bildung geworden, von der man gern ſein Geſicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unluſt erregt, ohne daß die Schönheit des leidenden Gegenſtandes dieſe Unluſt in das ſüße Gefühl des Mitleids verwandeln kann.

Die bloße weite Oeffnung des Mundes, — bei Seite geſetzt, wie gewaltſam und ekel auch die übrigen Theile des Geſichts dadurch verzerrt und verſchoben werden, — iſt in der Malerei ein Fleck und in der Bildhauerei eine Vertiefung, welche die widrigſte Wirkung von der Welt thut. Montfaucon bewies wenig Geſchmack, als er einen alten bärtigen Kopf, mit aufgeriſſenem Munde, für einen Orakel ertheilenden Jupiter ausgab.[1] Muß ein Gott ſchreien, wenn er die Zukunft eröffnet? Würde ein gefälliger Umriß des Mundes ſeine Rede verdächtig machen? Auch glaube ich es dem Valerius nicht, daß Ajax in dem nur gedachten Gemälde des Timanthes ſollte geſchrieen haben.[2] Weit ſchlechtere Meiſter aus den Zeiten der ſchon verfallenen Kunſt laſſen auch nicht einmal die wildeſten Barbaren, wenn ſie unter dem Schwerte des Siegers Schrecken und Todesangſt ergreift, den Mund bis zum Schreien öffnen.[3]

Es iſt gewiß, daß dieſe Herabſetzung des äußerſten körperlichen Schmerzes auf einen niedrigern Grad von Gefühl an mehrern alten Kunſtwerken ſichtbar geweſen. Der leidende Herkules in dem vergifteten Gewande von der Hand eines alten unbekannten Meiſters war nicht

---

pag. 178. Spanhem. de Præst. Numism. Dissert. XIII. pag. 639. Les Cesars de Julien, par Spanheim p. 48 als daß er ſie durch einen witzigen Einfall in ein Werk bringen will, in welchem ſie ganz gewiß nicht ſind. Er ſagt in ſeinem Polymetis (Dial. XVI. p. 272): „Obſchon die Furien in den Werken der alten Künſtler etwas ſehr ſeltenes ſind, ſo findet ſich doch eine Geſchichte, in der ſie durchgängig von ihnen angebracht werden. Ich meine den Tod des Meleager, als in deſſen Vorſtellung auf Basreliefs ſie öfters die Althäa aufmuntern und antreiben, den unglücklichen Brand, von welchem das Leben ihres einzigen Sohnes abhing, dem Feuer zu übergeben. Denn auch ein Weib würde in ihrer Rache ſo weit nicht gegangen ſeyn, hätte der Teufel nicht ein wenig zugeſchürt. In einem von dieſen Basreliefs, bei dem Bellori (in den Admiranda) ſieht man zwei Weiber, die mit der Althäa am Altare ſtehen, und allem Anſehen nach Furien ſeyn ſollen. Denn wer ſonſt als Furien, hätte einer ſolchen Handlung beiwohnen wollen? Daß ſie für dieſen Charakter nicht ſchrecklich genug ſind, liegt ohne Zweifel an der Abzeichnung. Das Merkwürdigſte aber auf dieſem Werke iſt die runde Scheibe, unten gegen die Mitte, auf welcher ſich offenbar der Kopf einer Furie zeigt. Vielleicht war es die Furie, an die Althäa, ſo oft ſie eine üble That vornahm, ihr Gebet richtete, und vornehmlich jetzt zu richten alle Urſache hatte ꝛc." — Durch ſolche Wendungen kann man aus allem alles machen. Wer ſonſt, fragt Spence, als Furien, hätte einer ſolchen Handlung beiwohnen wollen? Ich antworte: die Mägde der Althäa, welche das Feuer anzünden und unterhalten mußten. Ovid ſagt: (Metamorph. VIII. v. 460. 461)

Protulit hunc (stipitem) genitrix, tædasque in fragmina poni
Imperat, et positis inimicos admovet ignes.

Dergleichen tædas, lange Stücke von Kien, welche die Alten zu Fackeln brauchten, haben auch wirklich beide Perſonen in den Händen, und die eine hat eben ein ſolches Stück zerbrochen, wie ihre Stellung anzeigt. Auf der Scheibe, gegen die Mitte des Werks, erkenne ich die Furie eben ſo wenig. Es iſt ein Geſicht, welches einen heftigen Schmerz ausdrückt. Ohne Zweifel ſoll es der Kopf des Meleager ſelbſt ſeyn. (Metamorph. l. c. v. 515.)

Inscius atque absens flamma Meleagros in illa
Uritur: et cæcis torreri viscera sentit
Ignibus: et magnos superat virtute dolores.

Der Künſtler brauchte ihn gleichſam zum Uebergange in den folgenden Zeitpunkt der nämlichen Geſchichte, welcher den ſterbenden Meleager gleich darneben zeigt. Was Spence zu Furien macht, hält Montfaucon für Parzen (Antiqu. expl. T. I. p. 162) den Kopf auf der Scheibe ausgenommen, den er gleichfalls für eine Furie ausgiebt. Bellori ſelbſt (Admirand. Tab. 77) läßt es unentſchieden, ob es Parzen oder Furien ſind. Ein Oder, welches genugſam zeigt, daß ſie weder das eine noch das andere ſind. Auch Montfaucons übrige Auslegung ſollte genauer ſeyn. Die Weibsperſon, welche neben dem Bette ſich auf den Ellenbogen ſtützt, hätte er Caſſandra und nicht Atalanta nennen ſollen. Atalanta iſt die, welche mit dem Rücken gegen das Bette gekehrt, in einer traurigen Stellung ſitzt. Der Künſtler hat ſie mit vielem Verſtande von der Familie abgewendet, weil ſie nur die Geliebte, nicht die Gemahlin des Meleager war, und ihre Betrübniß über ein Unglück, das ſie ſelbſt unſchuldiger Weiſe veranlaßt hatte, die Anverwandten erbittern mußte.

[1] Plinius lib. XXXV. sect. 35. Cum mœstos pinxisset omnes, præcipue patruum, et tristitiæ omnem imaginem consumpsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne non poterat ostendere.

[2] Summi mœroris acerbitatem arte exprimi non posse confessus est. Valerius Maximus lib. VIII. cap. 11.

[1] Antiquit. expl. T. I. p. 50.

[2] Er giebt nämlich die von dem Timanthes wirklich ausgedruckten Grade der Traurigkeit ſo an: Calchantem tristem, mœstum Ulyssem, clamantem Ajacem, lamentantem Menelaum. — Der Schreier Ajax müßte eine häßliche Figur geweſen ſeyn, und da weder Cicero noch Quintilian in ihren Beſchreibungen dieſes Gemäldes ſeiner gedenken, ſo werde ich ihn um ſo viel eher für einen Zuſatz halten dürfen, mit dem es Valerius aus ſeinem Kopfe bereichern wollen.

[3] Bellorii Admiranda. Tab. 11. 12.

der Sophokleiſche, der ſo gräßlich ſchrie, daß die Lokriſchen Felſen, und die Euböiſchen Vorgebirge davon ertönten. Er war mehr finſter, als wild.[1] Der Philoktet des Pythagoras Leontinus ſchien dem Betrachter ſeinen Schmerz mitzutheilen, welche Wirkung der geringſte gräßliche Zug verhindert hätte. Man dürfte fragen, woher ich wiſſe, daß dieſer Meiſter eine Bildſäule des Philoktet gemacht habe? Aus einer Stelle des Plinius, die meine Verbeſſerung nicht erwartet haben ſollte, ſo offenbar verfälſcht oder verſtümmelt iſt ſie.[2]

III.

Aber, wie ſchon gedacht, die Kunſt hat in den neuern Zeiten ungleich weitere Gränzen erhalten. Ihre Nachahmung, ſagt man, erſtrecke ſich auf die ganze ſichtbare Natur, von welcher das Schöne nur ein kleiner Theil iſt. Wahrheit und Ausdruck ſey ihr erſtes Geſetz; und wie die Natur ſelbſt die Schönheit höhern Abſichten jederzeit aufopfere, ſo müſſe ſie auch der Künſtler ſeiner allgemeinen Beſtimmung unterordnen, und ihr nicht weiter nachgehen, als es Wahrheit und Ausdruck erlauben. Genug, daß durch Wahrheit und Ausdruck das Häßlichſte der Natur in ein Schönes der Kunſt verwandelt werde.

Geſetzt, man wollte dieſe Begriffe fürs erſte unbeſtritten in ihrem Werthe oder Unwerthe laſſen: ſollten nicht andere von ihnen unabhängige Betrachtungen zu machen ſeyn, warum dem ungeachtet der Künſtler in dem Ausdrucke Maaß halten, und ihn nie aus dem höchſten Punkte der Handlung nehmen müſſe.

Ich glaube, der einzige Augenblick, an den die materiellen Schranken der Kunſt alle ihre Nachahmungen binden, wird auf dergleichen Betrachtungen leiten.

Kann der Künſtler von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick, und der Maler insbeſondere dieſen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Geſichtspunkte brauchen; ſind aber ihre Werke gemacht, nicht bloß erblickt, ſondern betrachtet zu werden, lange und wiederholtermaßen betrachtet zu werden: ſo iſt es gewiß, daß jener einzige Augenblick und einzige Geſichtspunkt dieſes einzigen Augenblickes nicht fruchtbar genug gewählt werden kann. Dasjenige aber nur allein iſt fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr wir ſehen, deſto mehr müſſen wir hinzu denken können. Je mehr wir dazu denken, deſto mehr müſſen wir zu ſehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affects iſt aber kein Augenblick, der dieſen Vortheil weniger hat, als die höchſte Staffel deſſelben. Ueber ihr iſt weiter nichts, und dem Auge das Aeußerſte zeigen, heißt der Phantaſie die Flügel binden, und ſie nöthigen, da ſie über den ſinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, ſich unter ihm mit ſchwächern Bildern zu beſchäftigen, über die ſie die ſichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Gränze ſcheuet. Wenn Laokoon alſo ſeufzet, ſo kann ihn die Einbildungskraft ſchreien hören; wenn er aber ſchreit, ſo kann ſie von dieſer Vorſtellung weder eine Stufe höher, noch eine Stufe tiefer ſteigen, ohne ihn in einem leidlichern, folglich unintereſſantern Zuſtande zu erblicken. Sie hört ihn erſt ächzen, oder ſie ſieht ihn ſchon todt.

Ferner. Erhält dieſer einzige Augenblick durch die Kunſt eine unveränderliche Dauer, ſo muß er nichts ausdrücken, was ſich nicht anders als tranſitoriſch denken läßt. Alle Erſcheinungen, zu deren Weſen wir es nach unſern Begriffen rechnen, daß ſie plötzlich ausbrechen und plötzlich verſchwinden, daß ſie das, was ſie ſind, nur einen Augenblick ſeyn können; alle ſolche Erſcheinungen, ſie mögen angenehm oder ſchrecklich ſeyn, erhalten durch die Verlängerung der Kunſt ein ſo widernatürliches Anſehen, daß mit jeder wiederholten Erblickung der Eindruck ſchwächer wird, und uns endlich vor dem ganzen Gegenſtande eckelt oder graut. La Mettrie, der ſich als einen zweiten Demokrit malen und ſtechen laſſen, lacht nur die erſtenmale, die man ihn ſieht. Betrachtet ihn öfter, und er wird aus einem Philoſophen ein Geck, aus ſeinem Lachen wird ein Grinſen. So auch mit dem Schreien. Der heftige Schmerz, welcher das Schreien auspreßt, läßt entweder bald nach, oder zerſtört das leidende Subject. Wenn alſo auch der geduldigſte ſtandhafteſte Mann ſchreit, ſo ſchreit er doch nicht unabläßlich. Und nur dieſes ſcheinbare unabläßliche in der materiellen Nachahmung der Kunſt iſt es, was ſein Schreien zu weibiſchem Unvermögen, zu kindiſcher Unleidlichkeit machen würde. Dieſes wenigſtens mußte der Künſtler des Laokoon vermeiden, hätte ſchon das Schreien der Schönheit nicht geſchadet, wäre es auch ſeiner Kunſt ſchon erlaubt geweſen, Leiden ohne Schönheit auszudrücken.

Unter den alten Malern ſcheint Timomachus Vorwürfe des äußerſten Affects am liebſten gewählt zu haben. Sein raſender Ajax, ſeine Kindermörderin Medea, waren berühmte Gemälde. Aber aus den Beſchreibungen, die wir von ihnen haben, erhellt, daß er jenen Punkt, in welchem der Betrachter das Aeußerſte nicht ſowohl erblickt, als hinzu denkt, jene Erſcheinung, mit der wir den Begriff des Tranſitoriſchen nicht ſo nothwendig verbinden, daß uns die Verlängerung derſelben in der Kunſt mißfallen ſollte, vortrefflich verſtanden und mit einander zu verbinden gewußt hat. Die Medea hatte er nicht in dem Augenblicke genommen, in welchem ſie ihre Kinder wirklich ermordet; ſondern einige Augenblicke zuvor, da die mütterliche Liebe noch mit der Eiferſucht kämpft. Wir ſehen das Ende dieſes Kampfes voraus. Wir zittern voraus, nun bald bloß die grauſame Medea zu erblicken, und unſere Einbildungskraft geht weit über alles hinweg, was uns der Maler in dieſem ſchrecklichen Augenblicke zeigen könnte. Aber eben darum beleidigt uns die in der Kunſt fortdauernde Unentſchloſſenheit der Medea ſo wenig, daß wir vielmehr wünſchen, es wäre in der Natur ſelbſt dabei geblieben, der Streit der Leidenſchaften hätte ſich nie entſchieden, oder hätte wenigſtens ſo lange angehalten, bis Zeit und Ueberlegung die Wuth entkräften und den mütterlichen Empfindungen den Sieg verſichern können. Auch hat dem Timomachus dieſe ſeine Weisheit große und häufige Lobſprüche zugezogen, und ihn weit über einen andern unbekannten Maler erhoben, der unverſtändig genug geweſen war, die Medea in ihrer höchſten Raſerei zu zeigen, und ſo dieſem flüchtig überhingehenden Grade der äußerſten Raſerei eine Dauer zu geben, die alle

---

[1] Plinius libr. XXXIV. sect. 19.

[2] Eundem, nämlich den Myro, lieſt man bei dem Plinius, (libr. XXXIV. sect. 19) vicit et Pythagoras Leontinus, qui fecit stadiodromon Astylon, qui Olympiæ ostenditur: et Libyn puerum tenentem tabulam, eodem loco, et mala ferentem nudum. Syracusis autem claudicantem: cujus hulceris dolorem sentire etiam spectantes videntur. Man erwäge die letzten Worte etwas genauer. Wird nicht darin offenbar von einer Perſon geſprochen, die wegen eines ſchmerzhaften Geſchwürs überall bekannt iſt? Cujus hulceris u. ſ. w. Und dieſes cujus ſollte auf das bloße claudicantem und das claudicantem vielleicht auf das noch entferntere puerum gehen? Niemand hatte mehr Recht, wegen eines ſolchen Geſchwürs bekannter zu ſeyn als Philoktet. Ich leſe alſo anſtatt claudicantem, Philoctetem oder halte wenigſtens dafür, daß das letztere durch das erſtere gleichlautende Wort verdrungen worden, und man beides zuſammen Philoctetem claudicantem leſen müſſe. Sophokles läßt ihn ςιβον κατ᾽ ἀναγκαν ἑρπειν, und es mußte ein Hinken verurſachen, daß er auf den kranken Fuß weniger herzhaft auftreten konnte.

Natur empört. Der Dichter,[1] der ihn deßfalls tadelt, ſagt daher ſehr ſinnreich, indem er das Bild ſelbſt anredet: „Dürſteſt du denn beſtändig nach dem Blute deiner Kinder? Iſt denn immer ein neuer Jaſon, immer eine neue Creuſa da, die dich unaufhörlich erbittern? — Zum Henker mit dir auch im Gemälde!“ ſetzt er voller Verdruß hinzu.

Von dem raſenden Ajax des Timomachus läßt ſich aus der Nachricht des Philoſtrat urtheilen.[2] Ajax erſchien nicht wie er unter den Heerden wüthet, und Rinder und Böcke für Menſchen feſſelt und mordet. Sondern der Meiſter zeigte ihn, wie er nach dieſen wahnwitzigen Heldenthaten ermattet daſitzt, und den Anſchlag faßt, ſich ſelbſt umzubringen. Und das iſt wirklich der raſende Ajax, nicht weil er eben jetzt raſet, ſondern weil man ſieht, daß er geraſet hat; weil man die Größe ſeiner Raſerei am lebhafteſten aus der verzweiflungsvollen Scham abnimmt, die er nun ſelbſt darüber empfindet. Man ſieht den Sturm in den Trümmern und Leichen, die er an das Land geworfen.

IV.

Ich überſehe die angeführten Urſachen, warum der Meiſter des Laokoon in dem Ausdrucke des körperlichen Schmerzes Maaß halten müſſen, und finde, daß ſie alleſammt von der eigenen Beſchaffenheit der Kunſt, und von derſelben nothwendigen Schranken und Bedürfniſſen hergenommen ſind. Schwerlich dürfte ſich alſo wohl irgend eine derſelben auf die Poeſie anwenden laſſen.

Ohne hier zu unterſuchen, wie weit es dem Dichter gelingen kann, körperliche Schönheit zu ſchildern, ſo iſt ſo viel unſtreitig, daß, da das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheit ſeiner Nachahmung offen ſteht, dieſe ſichtbare Hülle, unter welcher Vollkommenheit zu Schönheit wird, nur eines von den geringſten Mitteln ſeyn kann, durch die er uns für ſeine Perſonen zu intereſſiren weiß. Oft vernachläſſigt er dieſes Mittel gänzlich, verſichert, daß wenn ſein Held unſere Gewogenheit gewonnen, uns deſſen edlere Eigenſchaften entweder ſo beſchäftigen, daß wir an die körperliche Geſtalt gar nicht denken, oder, wenn wir daran denken, uns ſo beſtechen, daß wir ihm von ſelbſt wo nicht eine ſchöne, doch eine gleichgültige ertheilen. Am wenigſten wird er bei jedem einzelnen Zuge, der nicht ausdrücklich für das Geſicht beſtimmt iſt, ſeine Rückſicht dennoch auf dieſen Sinn nehmen dürfen. Wenn Virgils Laokoon ſchreit, wem fällt es dabei ein, daß ein großes Maul zum Schreien nöthig iſt, und daß dieſes große Maul häßlich läßt? Genug, daß clamores horrendos ad sidera tollit ein erhabener Zug für das Gehör iſt, mag er doch für das Geſicht ſeyn, was er will. Wer hier ein ſchönes Bild verlangt, auf den hat der Dichter ſeinen ganzen Eindruck verfehlt.

Nichts nöthigt hiernächſt den Dichter ſein Gemälde in einen einzigen Augenblick zu concentriren. Er nimmt jede ſeiner Handlungen, wenn er will, bei ihrem Urſprunge auf, und führt ſie durch alle mögliche Abänderungen bis zu ihrer Endſchaft. Jede dieſer Abänderungen, die dem Künſtler ein ganzes beſonderes Stück koſten würde, koſtet ihm einen einzigen Zug; und würde dieſer Zug für ſich betrachtet die Einbildung des Zuhörers beleidigen, ſo war er entweder durch das Vorhergehende ſo vorbereitet, oder wird durch das Folgende ſo gemildert und vergütet, daß er ſeinen einzelnen Eindruck verliert und in der Verbindung die trefflichſte Wirkung von der Welt thut. Wäre es alſo auch wirklich einem Manne unanſtändig, in der Heftigkeit des Schmerzes zu ſchreien; was kann dieſe kleine überhingehende Unanſtändigkeit demjenigen bei uns für Nachtheil bringen, deſſen andere Tugenden uns ſchon für ihn eingenommen haben? Virgils Laokoon ſchreit, aber dieſer ſchreiende Laokoon iſt eben derjenige, den wir bereits als den vorſichtigſten Patrioten, als den wärmſten Vater kennen und lieben. Wir beziehen ſein Schreien nicht auf ſeinen Charakter, ſondern lediglich auf ſein unerträgliches Leiden. Dieſes allein hören wir in ſeinem Schreien, und der Dichter konnte es uns durch dieſes Schreien allein ſinnlich machen.

Wer tadelt ihn alſo noch? Wer muß nicht vielmehr bekennen: wenn der Künſtler wohl that, daß er den Laokoon nicht ſchreien ließ, ſo that der Dichter eben ſo wohl, daß er ihn ſchreien ließ?

Aber Virgil iſt hier bloß ein erzählender Dichter. Wird in ſeiner Rechtfertigung auch der dramatiſche Dichter mit begriffen ſeyn? Einen andern Eindruck macht die Erzählung von jemands Geſchrei; einen andern dieſes Geſchrei ſelbſt. Das Drama, welches für die lebendige Malerei des Schauſpielers beſtimmt iſt, dürfte vielleicht eben deßwegen ſich an die Geſetze der materiellen Malerei ſtrenger halten müſſen. In ihm glauben wir nicht bloß einen ſchreienden Philoktet zu ſehen und zu hören; wir hören und ſehen wirklich ſchreien. Je näher der Schauſpieler der Natur kömmt, deſto empfindlicher müſſen unſere Augen und Ohren beleidigt werden; denn es iſt unwiderſprechlich, daß ſie es in der Natur werden, wenn wir ſo laute und heftige Aeußerungen des Schmerzes vernehmen. Zudem iſt der körperliche Schmerz überhaupt des Mitleidens nicht fähig, welches andere Uebel erwecken. Unſere Einbildung kann zu wenig in ihm unterſcheiden, als daß die bloße Erblickung deſſelben etwas von einem gleichmäßigen Gefühl in uns hervor zu bringen vermöchte. Sophokles könnte daher leicht nicht einen bloß willkührlichen, ſondern in dem Weſen unſerer Empfindungen ſelbſt gegründeten Anſtand übertreten haben, wenn er den Philoktet und Herkules ſo winſeln und weinen, ſo ſchreien und brüllen läßt. Die Umſtehenden können unmöglich ſo viel Antheil an ihrem Leiden nehmen, als dieſe ungemäßigten Ausbrüche zu erfordern ſcheinen. Sie werden uns Zuſchauern vergleichungsweiſe kalt vorkommen, und dennoch können wir ihr Mitleiden nicht wohl anders als wie das Maaß des unſrigen betrachten. Hierzu füge man, daß der Schauſpieler die Vorſtellung des körperlichen Schmerzes ſchwerlich oder gar nicht bis zur Illuſion treiben kann; und wer weiß, ob die neuern dramatiſchen Dichter nicht eher zu loben, als zu tadeln ſind, daß ſie dieſe Klippe entweder ganz und gar vermieden, oder doch nur mit einem leichten Kahne umfahren haben.

Wie manches würde in der Theorie unwiderſprechlich ſcheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerſpiel durch die That zu erweiſen. Alle dieſe Betrachtungen ſind nicht ungegründet, und doch bleibt Philoktet eines von den Meiſterſtücken der Bühne. Denn ein Theil derſelben trifft den Sophokles nicht eigentlich, und nur indem er ſich über den andern Theil hinwegſetzt, hat er Schönheiten erreicht, von welchen dem furchtſamen Kunſtrichter ohne dieſes Beiſpiel nie träumen würde. Folgende Anmerkungen werden es näher zeigen.

1. Wie wunderbar hat der Dichter die Idee des körperlichen Schmerzes zu verſtärken und zu erweitern gewußt! Er wählte eine Wunde — (denn auch die Umſtände der Geſchichte kann man betrachten, als ob ſie von ſeiner

---

[1] Philippus (Anthol. lib. IV. cap. 9. ep. 10.)

Αἰει γαρ διψας βρεφεων φονον. ἤ τις Ἰησων
Δευτερος, ἤ Γλαυκη τις παλι σοι προφασις;
Ἔῤῥε και ἐν κηρῳ παιδοκτονε —

[2] Vita Apoll. lib. II. cap. 22.

Wahl abgehangen hätten, in ſo fern er nämlich die ganze Geſchichte, eben dieſer ihm vortheilhaften Umſtände wegen, wählte) — er wählte, ſage ich, eine Wunde und nicht eine innerliche Krankheit, weil ſich von jener eine lebhaftere Vorſtellung machen läßt, als von dieſer, wenn ſie auch noch ſo ſchmerzlich iſt. Die innere ſympathetiſche Gluth, welche den Meleager verzehrte, als ihn ſeine Mutter in dem fatalen Brande ihrer ſchweſterlichen Wuth aufopferte, würde daher weniger theatraliſch ſeyn, als eine Wunde. Und dieſe Wunde war ein göttliches Strafgericht. Ein mehr als natürliches Gift tobte unaufhörlich darin, und nur ein ſtärkerer Anfall von Schmerzen hatte ſeine geſetzte Zeit, nach welchem jedesmal der Unglückliche in einen betäubenden Schlaf verfiel, in welchem ſich ſeine erſchöpfte Natur erholen mußte, den nämlichen Weg des Leidens wieder antreten zu können. Chateaubrun läßt ihn bloß von dem vergifteten Pfeile eines Trojaners verwundet ſeyn. Was kann man ſich von einem ſo gewöhnlichen Zufalle außerordentliches verſprechen? Ihm war in den alten Kriegen ein jeder ausgeſetzt; wie kam es, daß er nur bei dem Philoktet ſo ſchreckliche Folgen hatte? Ein natürliches Gift, das neun ganzer Jahre wirkt ohne zu tödten, iſt noch dazu weit unwahrſcheinlicher, als alle das fabelhafte Wunderbare, womit es der Grieche ausgerüſtet hat.

2. So groß und ſchrecklich er aber auch die körperlichen Schmerzen ſeines Helden machte, ſo fühlte er es doch ſehr wohl, daß ſie allein nicht hinreichend wären, einen merklichen Grad des Mitleids zu erregen. Er verband ſie daher mit andern Uebeln, die gleichfalls für ſich betrachtet nicht beſonders rühren konnten, die aber durch dieſe Verbindung einen eben ſo melancholiſchen Anſtrich erhielten, als ſie den körperlichen Schmerzen hinwiederum mittheilten. Dieſe Uebel waren völlige Beraubung der menſchlichen Geſellſchaft, Hunger und alle Unbequemlichkeiten des Lebens, welchen man unter einem rauhen Himmel in jener Beraubung ausgeſetzt iſt.[1] Man denke ſich einen Menſchen in dieſen Umſtänden, man gebe ihm aber Geſundheit, und Kräfte, und Induſtrie, und es iſt ein Robinſon Cruſoe, der auf unſer Mitleid wenig Anſpruch macht, ob uns gleich ſein Schickſal ſonſt gar nicht gleichgültig iſt. Denn wir ſind ſelten mit der menſchlichen Geſellſchaft ſo zufrieden, daß uns die Ruhe, die wir außer derſelben genießen, nicht ſehr reizend dünken ſollte, beſonders unter der Vorſtellung, welche jedes Individuum ſchmeichelt, daß es fremden Beiſtandes nach und nach kann entbehren lernen. Auf der andern Seite gebe man einem Menſchen die ſchmerzlichſte unheilbarſte Krankheit, aber man denke ihn zugleich von gefälligen Freunden umgeben, die ihn an nichts Mangel leiden laſſen, die ſein Uebel, ſo viel

---

[1] Wenn der Chor das Elend des Philoktet in dieſer Verbindung betrachtet, ſo ſcheint ihn die hülfloſe Einſamkeit deſſelben ganz beſonders zu rühren. In jedem Worte hören wir den geſelligen Griechen. Ueber eine von den hierher gehörigen Stellen habe ich indeß meinen Zweifel. Sie iſt die: (v. 201–205.)

Ἰν᾽ αὐτος ἠν προσουρος, οὐκ ἐχων βασιν,
Οὐδε τιν᾽ ἐγχωρων,
Κακογειτονα παρ᾽ ᾧ στονον ἀντιτυπον
Βαρυβρωτ᾽ ἀποκλαυ-
σειεν αἱματηρον.

Die gemeine Winsheim'ſche Ueberſetzung giebt dieſes ſo:

Ventis expositus et pedibus captus
Nullum cohabitatorem
Nec vicinum ullum saltem malum habens, apud quem gemitum mutuum
Gravemque ac cruentum
Ederet.

Hiervon weicht die interpolirte Ueberſetzung des Th. Johnſon nur in den Worten ab:

Ubi ipse ventis erat expositus, firmum gradum non habens,
Nec quenquam indigenarum,
Nec malum vicinum, apud quem ploraret
Vehementer edacem
Sanguineum morbum, mutuo gemitu.

Man ſollte glauben, er habe dieſe veränderten Worte aus der gebundenen Ueberſetzung des Thomas Naogeorgus entlehnt. Denn dieſer (ſein Werk iſt ſehr ſelten, und Fabricius ſelbſt hat es nur aus dem Oporin'ſchen Bücherverzeichniſſe gekannt) drückt ſich ſo aus:

— ubi expositus fuit
Ventis ipse, gradum firmum haud habens,
Nec quenquam indigenam, nec vel malum
Vicinum, ploraret apud quem
Vehementer edacem atque cruentum
Morbum mutuo.

Wenn dieſe Ueberſetzungen ihre Richtigkeit haben, ſo ſagt der Chor das Stärkſte, was man nur immer zum Lobe der menſchlichen Geſellſchaft ſagen kann: Der Elende hat keinen Menſchen um ſich, er weiß von keinem freundlichen Nachbar; zu glücklich, wenn er auch nur einen böſen Nachbar hätte! Thomſon würde ſodann dieſe Stelle vielleicht vor Augen gehabt haben, wenn er den gleichfalls in eine wüſte Inſel von Böſewichtern ausgeſetzten Meliſander ſagen läßt:

Cast on the wildest of the Cyclad isles
Where never human foot hat marked the shore
These Ruffians left me — yet believe me, Arcas,
Such is the rooted love we bear mankind
All ruffians as they were, I never heard
A sound so dismal as their parting oars.

Auch ihm wäre die Geſellſchaft von Böſewichtern lieber geweſen, als gar keine. Ein großer vortrefflicher Sinn! Wenn es nur gewiß wäre, daß Sophokles auch wirklich ſo etwas geſagt hätte. Aber ich muß ungern bekennen, daß ich nichts dergleichen bei ihm finde; es wäre denn, daß ich lieber mit den Augen des alten Scholiaſten, als mit meinen eigenen ſehen wollte, welcher die Worte des Dichters ſo umſchreibt: *Οὐ μονον ὁπου καλον οὐκ εἰχε τινα των ἐγχωριων γειτονα, ἀλλα οὐδε κακον, παρ᾽ οὑ ἀμοιβαιον λογον στεναζων ἀκουσειε.* Wie dieſer Auslegung die angeführten Ueberſetzer gefolgt ſind, ſo hat ſich auch eben ſowohl Brumoy, als unſer neuer deutſcher Ueberſetzer daran gehalten. Jener ſagt, sans société, même importune; und dieſer „jeder Geſellſchaft, auch der beſchwerlichſten beraubt.“ Meine Gründe, warum ich von ihnen allen abgehen muß, ſind dieſe: Erſtlich iſt es offenbar, daß wenn *κακογειτονα* von *τιν᾽ ἐγχωρων* getrennt werden, und ein beſonderes Glied ausmachen ſollte, die Partikel *οὐδε* vor *κακογειτονα* nothwendig wiederholt ſeyn müßte. Da ſie es aber nicht iſt, ſo iſt es eben ſo offenbar, daß *κακογειτονα* zu *τινα* gehört, und das Komma nach *ἐγχωρων* wegfallen muß. Dieſes Komma hat ſich aus der Ueberſetzung eingeſchlichen, wie ich denn wirklich finde, daß es einige ganz griechiſche Ausgaben (z. E. die Wittenbergiſche von 1585 in 8, welche dem Fabricius völlig unbekannt geblieben) auch gar nicht haben, und es erſt, wie gehörig, nach *κακογειτονα* ſetzen. Zweitens, iſt das wohl ein böſer Nachbar, von dem wir uns *στονον ἀντιτυπον, ἀμοιβαιον* wie es der Scholiaſt erklärt, verſprechen können? Wechſelsweiſe mit uns ſeufzen, iſt die Eigenſchaft eines Freundes, nicht aber eines Feindes. Kurz alſo, man hat das Wort *κακογειτονα* unrecht verſtanden; man hat angenommen, daß es aus dem Adjectiv *κακος* zuſammengeſetzt ſey, und es iſt aus dem Subſtantiv *το κακον* zuſammengeſetzt; man hat es durch einen böſen Nachbar erklärt, und hätte es durch einen Nachbar des Böſen erklären ſollen. So wie *κακομαντις* nicht einen böſen, das iſt, falſchen, unwahren Propheten, ſondern einen Propheten des Böſen, *κακοτεχνος* nicht einen böſen, ungeſchickten Künſtler, ſondern einen Künſtler im Böſen bedeuten. Unter einem Nachbar des Böſen verſteht der Dichter aber denjenigen, welcher entweder mit gleichen Unfällen als wir behaftet iſt, oder aus Freundſchaft an unſern Unfällen Antheil nimmt, ſo daß die ganzen Worte *οὐδ᾽ ἐχων τιν᾽ ἐγχωρων κακογειτονα* bloß durch neque quenquam indigenarum mali socium habens zu überſetzen ſind. Der neue engliſche Ueberſetzer des Sophokles, Thomas Franklin, kann nicht anders als meiner Meinung geweſen ſeyn, indem er den böſen Nachbar in *κακογειτων* auch nicht findet, ſondern es bloß durch fellow-mourner überſetzt:

Expos'd to the inclement skies,
Deserted and forlorn he lyes,
No friend nor fellow-mourner there,
To sooth his sorrow, and divide his care

in ihren Kräften ſteht, erleichtern, gegen die er unverhohlen klagen und jammern darf: unſtreitig werden wir Mitleid mit ihm haben, aber dieſes Mitleid dauert nicht in die Länge, endlich zucken wir die Achſel und verweiſen ihn zur Geduld. Nur wenn beide Fälle zuſammen kommen, wenn der Einſame auch ſeines Körpers nicht mächtig iſt, wenn dem Kranken eben ſo wenig jemand anders hilft, als er ſich ſelbſt helfen kann, und ſeine Klagen in der öden Luft verfliegen: alsdann ſehen wir alles Elend, was die menſchliche Natur treffen kann, über den Unglücklichen zuſammenſchlagen, und jeder flüchtige Gedanke, mit dem wir uns an ſeiner Stelle denken, erregt Schaudern und Entſetzen. Wir erblicken nichts als die Verzweiflung in ihrer ſchrecklichſten Geſtalt vor uns, und kein Mitleid iſt ſtärker, keines zerſchmelzt mehr die ganze Seele, als das, welches ſich mit Vorſtellungen der Verzweiflung miſcht. Von dieſer Art iſt das Mitleid, welches wir für den Philoktet empfinden, und in dem Augenblicke am ſtärkſten empfinden, wenn wir ihn auch ſeines Bogens beraubt ſehen, des einzigen, was ihm ſein kümmerliches Leben erhalten mußte. — O des Franzoſen, der keinen Verſtand, dieſes zu überlegen, kein Herz, dieſes zu fühlen, gehabt hat! Oder wenn er es gehabt hat, der klein genug war, dem armſeligen Geſchmacke ſeiner Nation alles dieſes aufzuopfern. Chateaubrun giebt dem Philoktet Geſellſchaft. Er läßt eine Prinzeſſin Tochter zu ihm in die wüſte Inſel kommen. Und auch dieſe iſt nicht allein, ſondern hat ihre Hofmeiſterin bei ſich; ein Ding, von dem ich nicht weiß, ob es die Prinzeſſin oder der Dichter nöthiger gebraucht hat. Das ganze vortreffliche Spiel mit dem Bogen hat er weggelaſſen. Dafür läßt er ſchöne Augen ſpielen. Freilich würden Pfeil und Bogen der franzöſiſchen Heldenjugend ſehr luſtig vorgekommen ſeyn. Nichts hingegen iſt ernſthafter als der Zorn ſchöner Augen. Der Grieche martert uns mit der gräulichen Beſorgung, der arme Philoktet werde ohne ſeinen Bogen auf der wüſten Inſel bleiben und elendiglich umkommen müſſen. Der Franzoſe weiß einen gewiſſern Weg zu unſern Herzen: er läßt uns fürchten, der Sohn des Achilles werde ohne ſeine Prinzeſſin abziehen müſſen. Dieſes hießen denn auch die Pariſer Kunſtrichter über die Alten triumphiren, und einer ſchlug vor, das Chateaubrun'ſche Stück la Difficulté vaincue zu benennen.[1]

3. Nach der Wirkung des Ganzen betrachte man die einzelnen Scenen, in welchen Philoktet nicht mehr der verlaſſene Kranke iſt; wo er Hoffnung hat, nun bald die troſtloſe Einöde zu verlaſſen und wieder in ſein Reich zu gelangen; wo ſich alſo ſein ganzes Unglück auf die ſchmerzliche Wunde einſchränkt. Er wimmert, er ſchreit, er bekömmt die gräßlichſten Zuckungen. Hierwider geht eigentlich der Einwurf des beleidigten Anſtandes. Es iſt ein Engländer, welcher dieſen Einwurf macht; ein Mann alſo, bei welchem man nicht leicht eine falſche Delicateſſe argwohnen darf. Wie ſchon berührt, ſo giebt er ihm auch einen ſehr guten Grund. Alle Empfindungen und Leidenſchaften, ſagt er, mit welchen andere nur ſehr wenig ſympathiſiren können, werden anſtößig, wenn man ſie zu heftig ausdrückt.[2] „Aus dieſem Grunde iſt nichts unanſtändiger und einem Manne unwürdiger, als wenn er den Schmerz, auch den allerheftigſten, nicht mit Geduld ertragen kann, ſondern weint und ſchreit. Zwar giebt es eine Sympathie mit dem körperlichen Schmerze. Wenn wir ſehen, daß jemand einen Schlag auf den Arm oder das Schienbein bekommen ſoll, ſo fahren wir natürlicherweiſe zuſammen, und ziehen unſern eigenen Arm oder Schienbein zurück; und wenn der Schlag wirklich geſchieht, ſo empfinden wir ihn gewiſſermaßen eben ſowohl, als der, den er getroffen. Gleichwohl aber iſt es gewiß, daß das Uebel, welches wir fühlen, gar nicht beträchtlich iſt; wenn der Geſchlagene daher ein heftiges Geſchrei erregt, ſo ermangeln wir nicht, ihn zu verachten, weil wir in der Verfaſſung nicht ſind, eben ſo heftig ſchreien zu können, als er." — Nichts iſt betrüglicher als allgemeine Geſetze für unſere Empfindungen. Ihr Gewebe iſt ſo fein und verwickelt, daß es auch der behutſamſten Speculation kaum möglich iſt, einen einzelnen Faden rein aufzufaſſen und durch alle Kreuzfäden zu verfolgen. Gelingt es ihr aber auch ſchon, was für Nutzen hat es? Es giebt in der Natur keine einzelne reine Empfindung; mit einer jeden entſtehen tauſend andere zugleich, deren geringſte die Grundempfindung gänzlich verändert, ſo daß Ausnahmen über Ausnahmen erwachſen, die das vermeintlich allgemeine Geſetz endlich ſelbſt auf eine bloße Erfahrung in wenig einzelnen Fällen einſchränken. — Wir verachten denjenigen, ſagt der Engländer, den wir unter körperlichen Schmerzen heftig ſchreien hören. Aber nicht immer, nicht zum erſtenmale; nicht, wenn wir ſehen, daß der Leidende alles mögliche anwendet, ſeinen Schmerz zu verbeißen; nicht, wenn wir ihn ſonſt als einen Mann von Standhaftigkeit kennen; noch weniger, wenn wir ihn ſelbſt unter dem Leiden Proben von ſeiner Standhaftigkeit ablegen ſehen, wenn wir ſehen, daß ihn der Schmerz zwar zum Schreien, aber auch zu weiter nichts zwingen kann, daß er ſich lieber der längern Fortdauer dieſes Schmerzes unterwirft, als das geringſte in ſeiner Denkungsart, in ſeinen Entſchlüſſen ändert, ob er ſchon in dieſer Veränderung die gänzliche Endſchaft ſeines Schmerzes hoffen darf. Das alles findet ſich bei dem Philoktet. Die moraliſche Größe beſtand bei den alten Griechen in einer eben ſo unveränderlichen Liebe gegen ſeine Freunde, als unwandelbarem Haſſe gegen ſeine Feinde. Dieſe Größe behält Philoktet bei allen ſeinen Martern. Sein Schmerz hat ſeine Augen nicht ſo vertrocknet, daß ſie ihm keine Thränen über das Schickſal ſeiner alten Freunde gewähren könnten. Sein Schmerz hat ihn ſo mürbe nicht gemacht, daß er, um ihn los zu werden, ſeinen Feinden vergeben, und ſich gern zu allen ihren eigennützigen Abſichten brauchen laſſen möchte. Und dieſen Felſen von einem Manne hätten die Athenienſer verachten ſollen, weil die Wellen, die ihn nicht erſchüttern können, ihn wenigſtens ertönen machen? — Ich bekenne, daß ich an der Philoſophie des Cicero überhaupt wenig Geſchmack finde; am allerwenigſten aber an der, die er in dem zweiten Buche ſeiner Tuſculaniſchen Fragen über die Erduldung des körperlichen Schmerzes auskramt. Man ſollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten, ſo ſehr eifert er wider den äußerlichen Ausdruck des Schmerzes. In dieſem ſcheint er allein die Ungeduld zu finden, ohne zu überlegen, daß er oft nichts weniger als freiwillig iſt, die wahre Tapferkeit aber ſich nur in freiwilligen Handlungen zeigen kann. Er hört bei dem Sophokles den Philoktet nur klagen und ſchreien, und überſieht ſein übriges ſtandhaftes Betragen gänzlich. Wo hätte er auch ſonſt die Gelegenheit zu ſeinem rhetoriſchen Ausfalle wider die Dichter hergenommen? „Sie ſollen uns weichlich machen, weil ſie die tapferſten Männer klagend einführen." Sie müſſen ſie klagen laſſen; denn ein Theater iſt keine Arena. Dem verdammten oder feilen Fechter kam es zu, alles mit Anſtand zu thun und zu leiden. Von ihm mußte kein kläglicher Laut gehört, keine ſchmerzliche Zuckung erblickt werden. Denn da ſeine Wunden, ſein Tod die Zuſchauer ergötzen ſollten: ſo mußte die Kunſt alles Gefühl verbergen lehren. Die geringſte Aeußerung deſſelben hätte Mitleiden erweckt, und

---

[1] Mercure de France, Avril 1755. p. 177.

[2] The Theory of Moral Sentiments, by Adam Smith. Part. I. sect. 2. chap. 1. pag. 41. (London 1761.)

öfters erregtes Mitleiden würde dieſen froſtig grauſamen Schauſpielen bald ein Ende gemacht haben. Was aber hier nicht erregt werden ſollte, iſt die einzige Abſicht der tragiſchen Bühne, und fordert daher ein gerade entgegengeſetztes Betragen. Ihre Helden müſſen Gefühl zeigen, müſſen ihre Schmerzen äußern, und die bloße Natur in ſich wirken laſſen. Verrathen ſie Abrichtung und Zwang, ſo laſſen ſie unſer Herz kalt, und Klopffechter im Cothurne können höchſtens nur bewundert werden. Dieſe Benennung verdienen alle Perſonen der ſogenannten Seneca'ſchen Tragödien, und ich bin der feſten Meinung, daß die gladiatoriſchen Spiele die vornehmſte Urſache geweſen, warum die Römer in dem Tragiſchen noch ſo weit unter dem Mittelmäßigen geblieben ſind. Die Zuſchauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allenfalls ein Kteſias ſeine Kunſt ſtudiren konnte, aber nimmermehr ein Sophokles. Das tragiſchſte Genie, an dieſe künſtlichen Todesſcenen gewöhnt, mußte auf Bombaſt und Rodomontaden verfallen. Aber ſo wenig als ſolche Rodomontaden wahren Heldenmuth einflößen können, eben ſo wenig können Philoktetiſche Klagen weichlich machen. Die Klagen ſind eines Menſchen, aber die Handlungen eines Helden. Beide machen den menſchlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet iſt, ſondern bald dieſes bald jenes ſcheint, ſo wie ihn jetzt Natur, jetzt Grundſätze und Pflicht verlangen. Er iſt das Höchſte, was die Weisheit hervorbringen und die Kunſt nachahmen kann.

4. Nicht genug, daß Sophokles ſeinen empfindlichen Philoktet vor der Verachtung geſichert hat; er hat auch allem andern weislich vorgebaut, was man ſonſt aus der Anmerkung des Engländers wider ihn erinnern könnte. Denn verachten wir ſchon denjenigen nicht immer, der bei körperlichen Schmerzen ſchreit, ſo iſt doch dieſes unwiderſprechlich, daß wir nicht ſo viel Mitleiden für ihn empfinden, als dieſes Geſchrei zu erfordern ſcheint. Wie ſollen ſich alſo diejenigen verhalten, die mit dem ſchreienden Philoktet zu thun haben? Sollen ſie ſich in einem hohen Grade gerührt ſtellen? Es iſt wider die Natur. Sollen ſie ſich ſo kalt und verlegen bezeigen, als man wirklich bei dergleichen Fällen zu ſeyn pflegt? Das würde die widrigſte Diſſonanz für den Zuſchauer hervorbringen. Aber, wie geſagt, auch dieſem hat Sophokles vorgebaut. Dadurch nämlich, daß die Nebenperſonen ihr eigenes Intereſſe haben; daß der Eindruck, welchen das Schreien des Philoktet auf ſie macht, nicht das einzige iſt, was ſie beſchäftigt, und der Zuſchauer daher nicht ſowohl auf die Disproportion ihres Mitleids mit dieſem Geſchrei, als vielmehr auf die Veränderung Acht giebt, die in ihren eigenen Geſinnungen und Anſchlägen durch das Mitleid, es ſey ſo ſchwach oder ſo ſtark es will, entſteht oder entſtehen ſollte. Neoptolem und der Chor haben den unglücklichen Philoktet hintergangen; ſie erkennen, in welche Verzweiflung ihn ihr Betrug ſtürzen werde; nun bekömmt er ſeinen ſchrecklichen Zufall vor ihren Augen; kann dieſer Zufall keine merkliche ſympathetiſche Empfindung in ihnen erregen, ſo kann er ſie doch antreiben, in ſich zu gehen, gegen ſo viel Elend Achtung zu haben, und es durch Verrätherei nicht häufen zu wollen. Dieſes erwartet der Zuſchauer, und ſeine Erwartung findet ſich von dem edelmüthigen Neoptolem nicht getäuſcht. Philoktet, ſeiner Schmerzen Meiſter, würde den Neoptolem bei ſeiner Verſtellung erhalten haben. Philoktet, den ſein Schmerz aller Verſtellung unfähig macht, ſo höchſt nöthig ſie ihm auch ſcheint, damit ſeinen künftigen Reiſegefährten das Verſprechen, ihn mit ſich zu nehmen, nicht zu bald gereue; Philoktet, der ganz Natur iſt, bringt auch den Neoptolem zu ſeiner Natur wieder zurück. Dieſe Umkehr iſt vortrefflich, und um ſo viel rührender, da ſie von der bloßen Menſchlichkeit bewirkt wird. Bei dem Franzoſen haben wiederum die ſchönen Augen ihren Theil daran.[1] Doch ich will an dieſe Parodie nicht mehr denken — Des nämlichen Kunſtgriffs, mit dem Mitleiden, welches das Geſchrei über körperliche Schmerzen hervorbingen ſollte, in den Umſtehenden einen andern Affect zu verbinden, hat ſich Sophokles auch in den Trachinerinnen bedient. Der Schmerz des Herkules iſt kein ermattender Schmerz; er treibt ihn bis zur Raſerei, in der er nach nichts als nach Rache ſchnaubt. Schon hatte er in dieſer Wuth den Lichas ergriffen und an dem Felſen zerſchmettert. Der Chor iſt weiblich; um ſo viel natürlicher muß ſich Furcht und Entſetzen ſeiner bemeiſtern. Dieſes, und die Erwartung, ob noch ein Gott dem Herkules zu Hülfe eilen, oder Herkules unter dieſem Uebel erliegen werde, macht hier das eigentliche allgemeine Intereſſe, welches von dem Mitleiden nur eine geringe Schattirung erhält. Sobald der Ausgang durch die Zuſammenhaltung der Orakel entſchieden iſt, wird Herkules ruhig, und die Bewunderung über ſeinen letzten Entſchluß tritt an die Stelle aller andern Empfindungen. Ueberhaupt aber muß man bei der Vergleichung des leidenden Herkules mit dem leidenden Philoktet nicht vergeſſen, daß jener ein Halbgott und dieſer nur ein Menſch iſt. Der Menſch ſchämt ſich ſeiner Klagen nie; aber der Halbgott ſchämt ſich, daß ſein ſterblicher Theil über den unſterblichen ſo viel vermocht habe, daß er wie ein Mädchen weinen und winſeln müſſen.[2] Wir Neuern glauben keine Halbgötter, aber der geringſte Held ſoll bei uns wie ein Halbgott empfinden und handeln.

Ob der Schauſpieler das Geſchrei und die Verzuckungen des Schmerzes bis zur Illuſion bringen könne, will ich weder zu verneinen noch zu bejahen wagen. Wenn ich fände, daß es unſere Schauſpieler nicht könnten, ſo müßte ich erſt wiſſen, ob es auch ein Garrik nicht vermögend wäre; und wenn es auch dieſem nicht gelänge, ſo würde ich mir noch immer die Skänopöie und Declamation der Alten in einer Vollkommenheit denken dürfen, von der wir heut zu Tage gar keinen Begriff haben.

V.

Es giebt Kenner des Alterthums, welche die Gruppe Laokoon zwar für ein Werk griechiſcher Meiſter, aber aus der Zeit der Kaiſer halten, weil ſie glauben, daß der Virgiliſche Laokoon dabei zum Vorbilde gedient habe. Ich will von den älteren Gelehrten, die dieſer Meinung geweſen ſind, nur den Bartholomäus Marliani,[3] und von den neuern den Montfaucon[4] nennen. Sie fanden ohne Zweifel zwiſchen dem Kunſtwerke und der Beſchreibung des Dichters eine ſo beſondere Uebereinſtimmung, daß es ihnen unmöglich dünkte, daß beide von ungefähr auf einerlei Umſtände ſollten gefallen ſeyn, die ſich nichts weniger, als von ſelbſt darbieten. Dabei ſetzten ſie voraus, daß wenn es auf die Ehre der Erfindung und des erſten Gedankens ankomme, die Wahrſcheinlichkeit für den Dichter ungleich größer ſey, als für den Künſtler.

Nur ſcheinen ſie vergeſſen zu haben, daß ein dritter Fall möglich ſey. Denn vielleicht hat der Dichter eben ſo wenig den Künſtler, als der Künſtler den Dichter nachgeahmt, ſondern beide haben aus einerlei älteren Quelle geſchöpft. Nach dem Macrobius würde Piſander dieſe ältere Quelle ſeyn können.[1] Denn als die Werke dieſes griechiſchen Dichters noch vorhanden waren, war es ſchulkundig, pueris decantatum, daß der Römer die ganze Eroberung und Zerſtörung Iliums, ſein ganzes zweites Buch, aus ihm nicht ſowohl nachgeahmt, als treulich überſetzt habe. Wäre nun alſo Piſander auch in der Geſchichte des Laokoon Virgils Vorgänger geweſen, ſo brauchten die griechiſchen Künſtler ihre Anleitung nicht aus einem lateiniſchen Dichter zu holen, und die Muthmaßung von ihrem Zeitalter gründet ſich auf nichts.

---

[1] Act. II. Sc. III. De mes déguisemens que penserait Sophie? Sagt der Sohn des Achilles.

[2] Trach. v. 1088. 89.

— — ὅςτις ὥςτε παρθένος
βέβρυχα κλαίων — —

[3] Topographiæ Urbis Romæ libr. IV. cap. 14. Et quanquam hi (Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii) ex Virgilii descriptione statuam hanc formavisse videntur etc.

[4] Suppl. aux Ant. Expliq. T. I. p. 242. Il semble qu'Agesandre, Polydore et Athenodore, qui en furent les ouvriers, ayent travaille comme à l'envie, pour laisser un monument, qui repondait à l'incomparable description qu'a fait Virgile de Laocoon etc.

Indeß, wenn ich nothwendig die Meinung des Marliani und Montfaucon behaupten müßte, ſo würde ich ihnen folgende Ausflucht leihen. Piſanders Gedichte ſind verloren: wie die Geſchichte des Laokoon von ihm erzählt worden, läßt ſich mit Gewißheit nicht ſagen; es iſt aber wahrſcheinlich, daß es mit eben den Umſtänden geſchehen ſey, von welchen wir noch jetzt bei griechiſchen Schriftſtellern Spuren finden. Nun kommen aber dieſe mit der Erzählung des Virgil im geringſten nicht überein, ſondern der römiſche Dichter muß die griechiſche Tradition völlig nach ſeinem Gutdünken umgeſchmolzen haben. Wie er das Unglück des Laokoon erzählt, ſo iſt es ſeine eigene Erfindung; folglich, wenn die Künſtler in ihrer Vorſtellung mit ihm harmoniren, ſo können ſie nicht wohl anders als nach ſeiner Zeit gelebt und nach ſeinem Vorbilde gearbeitet haben.

Quintus Calaber läßt zwar den Laokoon einen gleichen Verdacht, wie Virgil, wider das hölzerne Pferd bezeigen; allein der Zorn der Minerva, welchen ſich dieſer dadurch zuzieht, äußert ſich bei ihm ganz anders. Die Erde erbebt unter dem warnenden Trojaner; Schrecken und Angſt überfallen ihn; ein brennender Schmerz tobt in ſeinen Augen; ſein Gehirn leidet; er raſt; er erblindet. Erſt, da er blind noch nicht aufhört, die Verbrennung des hölzernen Pferdes anzurathen, ſendet Minerva zwei ſchreckliche Drachen, die aber bloß die Kinder des Laokoon ergreifen. Umſonſt ſtrecken dieſe die Hände nach ihrem Vater aus; der arme blinde Mann kann ihnen nicht helfen; ſie werden zerfleiſcht und die Schlangen ſchlupfen in die Erde. Dem Laokoon ſelbſt geſchieht von ihnen nichts; und daß dieſer Umſtand dem Quintus[2] nicht eigen, ſondern vielmehr allgemein angenommen müſſe geweſen ſeyn, bezeugt eine Stelle des Lykophron, wo dieſe Schlangen[3] das Beiwort der Kinderfreſſer führen.

War er aber, dieſer Umſtand, bei den Griechen allgemein angenommen, ſo würden ſich griechiſche Künſtler ſchwerlich erkühnt haben, von ihm abzuweichen, und ſchwerlich würde es ſich getroffen haben, daß ſie auf eben die Art wie ein römiſcher Dichter abgewichen wären, wenn ſie dieſen Dichter nicht gekannt hätten, wenn ſie vielleicht nicht den ausdrücklichen Auftrag gehabt hätten, nach ihm zu arbeiten. Auf dieſem Punkte, meine ich, müßte man beſtehen, wenn man den Marliani und Montfaucon vertheidigen wollte. Virgil iſt der erſte und einzige,[1] welcher ſowohl Vater als Kinder

---

[1] Saturnal. libr. V. cap. 2. Quæ Virgilius traxit a Græcis, dicturumne me putatis quæ vulgo nota sunt? quod Theocritum sibi fecerit pastoralis operis autorem, ruralis Hesiodum? et quod in ipsis Georgicis tempestatis serenitatisque signa de Arati Phænomenis traxerit? vel quod eversionem Trojæ, cum Sinone suo, et equo ligneo, cæterisque omnibus, quæ librum secundum faciunt, a Pisandro pene ad verbum transcripserit? qui inter Græcos poetas eminet opere, quod a nuptiis Jovis et Junonis incipiens universas historias, quæ mediis omnibus sæculis usque ad ætatem ipsius Pisandri contigerunt, in unam seriem coactas redegerit, et unum ex diversis hiatibus temporum corpus effecerit? in quo opere inter historias cæteras interitus quoque Trojæ in hunc modum relatus est. Quæ fideliter Maro interpretando, fabricatus est sibi Iliacæ urbis ruinam. Sed et hæc et talia ut pueris decantata prætereo.

[2] Paralip. lib. XII v. 398—408 et v. 439—474.

[3] Oder vielmehr, Schlange; denn Lykophron ſcheint nur eine angenommen zu haben:

Και παιδοβρωτος πορκεως νησους διπλας.

[1] Ich erinnere mich, daß man das Gemälde hierwider anführen könnte, welches Eumolp bei dem Petron auslegt. Es ſtellte die Zerſtörung von Troja, und beſonders die Geſchichte des Laokoon, vollkommen ſo vor, als ſie Virgil erzählt; und da in der nämlichen Gallerie zu Neapel, in der es ſtand, andere alte Gemälde vom Zeuxis, Protogenes, Apelles waren, ſo ließe ſich vermuthen, daß es gleichfalls ein altes griechiſches Gemälde geweſen ſey. Allein man erlaube mir, einen Romandichter für keinen Hiſtoriker halten zu dürfen. Dieſe Gallerie, und dieſes Gemälde, und dieſer Eumolp haben, allem Anſehen nach, nirgends als in der Phantaſie des Petron exiſtirt. Nichts verräth ihre gänzliche Erdichtung deutlicher, als die offenbaren Spuren einer beinahe ſchülermäßigen Nachahmung der Virgiliſchen Beſchreibung. Es wird ſich der Mühe verlohnen, die Vergleichung anzuſtellen. So Virgil: (Aeneid. lib. II. 199—226.)

Hic aliud majus miseris multoque tremendum
Objicitur magis, atque improvida pectora turbat.
Laocoon, ductus Neptuno sorte sacerdos,
Sollemnis taurum ingentem mactabat ad aras.
Ecce autem gemini a Tenedo tranquilla per alta
(Horresco referens, immensis orbibus angues
Incumbunt pelago, pariterque ad litora tendunt:
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubæque
Sanguineæ exsuperant undas: pars cetera pontum
Pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
Fit sonitus, spumante salo: jamque arva tenebant,
Ardentesque oculos suffecti sanguine et igni
Sibila lambebant linguis vibrantibus ora.
Diffugimus visu exsangues. Illi agmine certo
Laocoonta petunt, et primum parva duorum
Corpora natorum serpens amplexus uterque
Implicat, et miseros morsu depascitur artus.
Post ipsum, auxilio subeuntem ac tela ferentem,
Corripiunt, spirisque ligant ingentibus: et jam
Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.
Ille simul manibus tendit divellere nodos,
Perfusus sanie vittas atroque veneno:
Clamores simul horrendos ad sidera tollit.
Quales mugitus, fugit cum saucius aram
Taurus et incertam excussit cervice securim.

Und ſo Eumolp: (von dem man ſagen könnte, daß es ihm wie allen Poeten aus dem Stegreife ergangen ſey; ihr Gedächtniß hat immer an ihren Verſen eben ſo viel Antheil, als ihre Einbildung.)

Ecce alia monstra. Celsa qua Tenedos mare
Dorso repellit, tumida consurgunt freta,
Undaque resultat scissa tranquillo minor.
Qualis silenti nocte remorum sonus
Longe refertur, cum premunt classes mare,
Pulsumque marmor abiete imposita gemit.
Respicimus, angues orbibus geminis ferunt
Ad saxa fluctus: tumida quorum pectora
Rates ut altæ, lateribus spumas agunt:
Dat cauda sonitum: liberæ ponto jubæ
Coruscant luminibus, fulmineum jubar
Incendit æquor, sibilisque undæ tremunt.
Stupuere mentes. Infulis stabant sacri
Phrygioque cultu gemina nati pignora
Laocoonte, quos repente tergoribus ligant
Angues corusci: parvulas illi manus
Ad ora referunt: neuter auxilio sibi,
Uterque fratri transtulit pias vices,
Morsque ipsa miseros mutuo perdit metu.
Accumulat ecce liberum funus Parens,
Infirmus auxiliator: invadunt virum
Jam morte pasti, membraque ad terram trahunt.
Jacet sacerdos inter aras victima.

Die Hauptzüge ſind in beiden Stellen eben dieſelben, und verſchiedenes iſt mit den nämlichen Worten ausgedruckt. Doch das ſind Kleinigkeiten, die von ſelbſt in die Augen fallen. Es giebt andere Kennzeichen der Nachahmung, die feiner, aber nicht weniger ſicher ſind. Iſt der Nachahmer ein Mann, der ſich etwas zutraut, ſo ahmt er ſelten nach, ohne verſchönern zu wollen; und wenn ihm dieſes Verſchönern, nach ſeiner Meinung, geglückt iſt, ſo iſt er Fuchs genug, ſeine Fußtapfen, die den Weg, welchen er hergekommen, verrathen würden, mit dem Schwanze zuzukehren. Aber eben dieſe eitle Begierde zu verſchönern, und dieſe Behutſamkeit Original zu ſcheinen, entdeckt ihn. Denn von den Schlangen umbringen läßt: die Bildhauer thun dieſes gleichfalls, da ſie es doch als Griechen nicht hätten thun ſollen: alſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie es auf Veranlaſſung des Virgil gethan haben.

Ich empfinde ſehr wohl, wie viel dieſer Wahrſcheinlichkeit zur hiſtoriſchen Gewißheit mangelt. Aber da ich auch nichts hiſtoriſches weiter daraus ſchließen will, ſo glaube ich wenigſtens, daß man ſie als eine Hypotheſe kann gelten laſſen, nach welcher der Kritiker ſeine Betrachtungen anſtellen darf. Bewieſen oder nicht bewieſen, daß die Bildhauer dem Virgil nachgearbeitet haben; ich will es bloß annehmen, um zu ſehen, wie ſie ihm ſodann nachgearbeitet hätten. Ueber das Geſchrei habe ich mich ſchon erklärt. Vielleicht, daß mich die weitere Vergleichung auf nicht weniger unterrichtende Bemerkungen leitet.

Der Einfall, den Vater mit ſeinen beiden Söhnen durch die mörderiſchen Schlangen in einen Knoten zu ſchürzen, iſt unſtreitig ein ſehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein maleriſchen Phantaſie zeugt. Wem gehört er? Dem Dichter oder den Künſtlern? Montfaucon will ihn bei dem Dichter nicht finden.[1] Aber ich meine, Montfaucon hat den Dichter nicht aufmerkſam genug geleſen.

— — — illi agmine certo
Laocoonta petunt, et primum parva duorum
Corpora natorum serpens amplexus uterque
Implicat et miseros morsu depascitur artus.
Post ipsum, auxilio subeuntem et tela ferentem
Corripiunt, spirisque ligant ingentibus — —

Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geſchildert. Sie haben die Knaben umſtrickt, und da der Vater ihnen zu Hülfe kömmt, ergreifen ſie auch ihn (corripiunt). Nach ihrer Größe konnten ſie ſich nicht auf einmal von den Knaben loswinden: es mußte alſo einen Augenblick geben, da ſie den Vater mit ihren Köpfen und Vordertheilen ſchon angefallen hatten, und mit ihren Hintertheilen die Knaben noch verſchlungen hielten. Dieſer Augenblick iſt in der Fortſchreitung des poetiſchen Gemäldes nothwendig; der Dichter läßt ihn ſattſam empfinden: nur ihn auszumalen, dazu war jetzt die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, ſcheint eine Stelle des Donatus[1] zu bezeugen. Wie viel weniger wird er den Künſtlern entwiſcht ſeyn, in deren verſtändiges Auge alles, was ihnen vortheilhaft werden kann, ſo ſchnell und deutlich einleuchtet?

In den Windungen ſelbſt, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoon führt, vermeidet er ſehr ſorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirkſamkeit zu laſſen.

Ille simul manibus tendit divellere nodos.

Hierin mußten ihm die Künſtler nothwendig folgen. Nichts giebt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände: im Affecte beſonders iſt das ſprechendſte Geſicht ohne ſie unbedeutend. Arme, durch die Ringe der Schlangen feſt an den Körper geſchloſſen, würden Froſt und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Alſo ſehen wir ſie, an der Hauptfigur ſowohl als an den Nebenfiguren, in völliger Thätigkeit, und da am meiſten beſchäftigt, wo gegenwärtig der heftigſte Schmerz iſt.

Weiter aber auch nichts als dieſe Freiheit der Arme fanden die Künſtler zuträglich, in Anſehung der Verſtrickung der Schlangen, von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib und doppelt um den Hals des Laokoon ſich winden, und hoch mit ihren Köpfen über ihn herausragen.

Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.

Dieſes Bild füllt unſere Einbildungskraft vortrefflich; die edelſten Theile ſind bis zum Erſticken gepreßt, und das Gift geht gerade nach dem Geſichte. Dem ungeachtet war es kein Bild für Künſtler, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um dieſe bemerken zu können, mußten die Haupttheile ſo frei ſeyn als möglich, und durchaus mußte kein äußerer Druck auf ſie wirken, welcher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muskeln verändern und ſchwächen könnte. Die doppelten Windungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene ſchmerzliche Einziehung des Unterleibs, welche ſo ſehr ausdrückend iſt, würde unſichtbar geblieben ſeyn. Was man über, oder unter, oder zwiſchen den Windungen, von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Preſſungen und Aufſchwellungen erſchienen ſeyn, die nicht von dem innern Schmerze, ſondern von der äußern Laſt gewirkt worden. Der eben ſo oft umſchlungene Hals

---

kein Verſchönern iſt nichts als Uebertreibung und unnatürliches Raffiniren. Virgil ſagt: sanguineae jubae; Petron: liberae jubae luminibus coruscant. Virgil: ardentes oculos suffecti sanguine et igni; Petron: fulmineum jubar incendit aequor. Virgil: fit sonitus spumante salo; Petron: sibilis undae tremunt. So geht der Nachahmer immer aus dem Großen ins Ungeheure, aus dem Wunderbaren ins Unmögliche. Die von den Schlangen umwundenen Knaben ſind dem Virgil ein Parergon, das er mit wenigen bedeutenden Strichen hinſetzt, in welchen man nichts als ihr Unvermögen und ihren Jammer erkennt. Petron malt dieſes Nebenwerk aus, und macht aus den Knaben ein paar heldenmüthige Seelen.

— — — — neuter auxilio sibi
Uterque fratri transtulit pias vices,
Morsque ipsa miseros mutuo perdit metu.

Wer erwartet von Menſchen, von Kindern, dieſe Selbſtverläugnung? Wie viel beſſer kannte der Grieche die Natur (Quintus Calaber lib. XII. v. 459 — 461), welcher bei Erſcheinung der ſchrecklichen Schlangen ſogar die Mütter ihrer Kinder vergeſſen läßt, ſo ſehr war jedes nur auf ſeine eigene Erhaltung bedacht.

— — — — *ἔνθα γυναῖκες*
Οἴμωζον, καί πού τις ἑῶν ἐπελήσατο τέκνων,
Αὐτὴ ἀλευομένη στυγερὸν μόρον — —

Zu verbergen ſucht ſich der Nachahmer gemeiniglich dadurch, daß er den Gegenſtänden eine andere Beleuchtung giebt, die Schatten des Originals heraus, und die Lichter zurücktreibt. Virgil giebt ſich Mühe, die Größe der Schlangen recht ſichtbar zu machen, weil von dieſer Größe die Wahrſcheinlichkeit der folgenden Erſcheinung abhängt; das Geräuſch, welches ſie verurſachen, iſt nur eine Nebenidee, und beſtimmt, den Begriff der Größe auch dadurch lebhafter zu machen. Petron hingegen macht dieſe Nebenidee zur Hauptſache, beſchreibt das Geräuſch mit aller möglichen Ueppigkeit, und vergißt die Schilderung der Größe ſo ſehr, daß wir ſie nur faſt aus dem Geräuſche ſchließen müſſen. Es iſt ſchwerlich zu glauben, daß er in dieſe Unſchicklichkeit verfallen wäre, wenn er bloß aus ſeiner Einbildung geſchildert, und kein Muſter vor ſich gehabt hätte, dem er nachzeichnen, dem er aber nachgezeichnet zu haben, nicht verrathen wollen. So kann man zuverläſſig jedes poetiſche Gemälde, das in kleinen Zügen überladen, und in den großen fehlerhaft iſt, für eine verunglückte Nachahmung halten, es mag ſonſt ſo viele kleine Schönheiten haben als es will, und das Original mag ſich laſſen angeben können oder nicht.

[1] Suppl. aux Antiq. Expl. T. I. p. 243. Il y a quelque petite difference entre ce que dit Virgile, et ce que le marbre represente. Il semble, selon ce que dit le poete, que les serpens quitterent les deux enfans pour venir entortiller le pere, au lieu que dans ce marbre ils lient en même tems les enfans et leur pere.

[1] Donatus ad v. 227. lib. II. Aeneid. Mirandum non est, clypeo et simulachri vestigiis tegi potuisse, quos supra et longos et validos dixit, et multiplici ambitu circumdedisse Laocoontis corpus ac liberorum, et fuisse superfluam partem. Mich dünkt übrigens, daß in dieſer Stelle aus den Worten mirandum non est entweder das non wegfallen muß, oder am Ende der ganze Nachſatz mangelt. Denn da die Schlangen ſo außerordentlich groß waren, ſo iſt es allerdings zu verwundern, daß ſie ſich unter dem Schilde der Göttin verbergen können, wenn dieſes Schild nicht ſelbſt ſehr groß war, und zu einer koloſſaliſchen Figur gehörte. Und die Verſicherung hiervon mußte der mangelnde Nachſatz ſeyn, oder das non hat keinen Sinn.

würde die pyramidaliſche Zuſpitzung der Gruppe, welche dem Auge ſo angenehm iſt, gänzlich verdorben haben; und die aus dieſer Wulſt ins Freie hinausragenden ſpitzen Schlangenköpfe hätten einen ſo plötzlichen Abfall von Menſur gemacht, daß die Form des Ganzen äußerſt anſtößig geworden wäre. Es giebt Zeichner, welche unverſtändig genug geweſen ſind, ſich dem ungeachtet an den Dichter zu binden. Was denn aber auch daraus geworden, läßt ſich unter andern aus einem Blatte des Franz Cleyn[1] mit Abſcheu erkennen. Die alten Bildhauer überſahen es mit einem Blicke, daß ihre Kunſt hier eine gänzliche Abänderung erfordere. Sie verlegten alle Windungen von dem Leibe und Halſe um die Schenkel und Füße. Hier konnten dieſe Windungen, dem Ausdrucke unbeſchadet, ſo viel decken und preſſen, als nöthig war. Hier erregten ſie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künſtlichen Fortdauer des nämlichen Zuſtandes ſehr vortheilhaft iſt.

Ich weiß nicht, wie es gekommen, daß die Kunſtrichter dieſe Verſchiedenheit, welche ſich in den Windungen der Schlangen zwiſchen dem Kunſtwerke und der Beſchreibung des Dichters ſo deutlich zeigt, gänzlich mit Stillſchweigen übergangen haben. Sie erhebt die Weisheit der Künſtler eben ſo ſehr als die andere, auf die ſie alle fallen, die ſie aber nicht ſowohl anzupreiſen wagen, als vielmehr nur zu entſchuldigen ſuchen. Ich meine die Verſchiedenheit in der Bekleidung. Virgils Laokoon iſt in ſeinem prieſterlichen Ornate, und in der Gruppe erſcheint er mit beiden ſeinen Söhnen völlig nackend. Man ſagt, es gebe Leute, welche eine große Ungereimtheit darin fänden, daß ein Königsſohn, ein Prieſter, bei einem Opfer, nackend vorgeſtellt werde. Und dieſen Leuten antworten Kenner der Kunſt in allem Ernſte, daß es allerdings ein Fehler wider das Uebliche ſey, daß aber die Künſtler dazu gezwungen worden, weil ſie ihren Figuren keine anſtändige Kleidung geben können. Die Bildhauerei, ſagen ſie, könne keine Stoffe nachahmen; dicke Falten machten eine üble Wirkung; aus zwei Unbequemlichkeiten habe man alſo die geringſte wählen, und lieber gegen die Wahrheit ſelbſt verſtoßen, als in den Gewändern tadelhaft werden müſſen.[2] Wenn die alten Artiſten bei dem Einwurfe lachen würden, ſo weiß ich nicht, was ſie zu der Beantwortung ſagen dürften. Man kann die Kunſt nicht tiefer herabſetzen, als es dadurch geſchieht. Denn geſetzt, die Sculptur könnte die verſchiedenen Stoffe eben ſo gut nachahmen als die Malerei: würde ſodann Laokoon nothwendig bekleidet ſeyn müſſen? Würden wir unter dieſer Bekleidung nichts verlieren? Hat ein Gewand, das Werk ſklaviſcher Hände, eben ſo viel Schönheit als das Werk der ewigen Weisheit, ein organiſirter Körper? Erfordert es einerlei Fähigkeiten, iſt es einerlei Verdienſt, bringt es einerlei Ehre, jenes oder dieſen nachzuahmen? Wollen unſere Augen nur getäuſcht ſeyn, und iſt es ihnen gleich viel, womit ſie getäuſcht werden?

Bei dem Dichter iſt ein Gewand kein Gewand; es verdeckt nichts; unſere Einbildungskraft ſieht überall hindurch. Laokoon habe es bei dem Virgil, oder habe es nicht, ſein Leiden iſt ihr an jedem Theile ſeines Körpers einmal ſo ſichtbar wie das andere. Die Stirne iſt mit der prieſterlichen Binde für ſie umbunden, aber nicht umhüllt. Ja, ſie hindert nicht allein nicht, dieſe Binde; ſie verſtärkt auch noch den Begriff, den wir uns von dem Unglücke des Leidenden machen.

Perfusus sanie vittas atroque veneno.

Nichts hilft ihm ſeine prieſterliche Würde; ſelbſt das Zeichen derſelben, das ihm überall Anſehen und Verehrung verſchafft, wird von dem giftigen Geifer durchnetzt und entheiligt.

Aber dieſen Nebenbegriff mußte der Artiſt aufgeben, wenn das Hauptwerk nicht leiden ſollte. Hätte er dem Laokoon auch nur dieſe Binde gelaſſen, ſo würde er den Ausdruck um ein großes geſchwächt haben. Die Stirne wäre zum Theil verdeckt worden, und die Stirne iſt der Sitz des Ausdrucks. Wie er alſo dort, bei dem Schreien, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, ſo opferte er hier das Uebliche dem Ausdruck auf. Ueberhaupt war das Uebliche bei den Alten eine ſehr geringſchätzige Sache. Sie fühlten, daß die höchſte Beſtimmung ihrer Kunſt ſie auf die völlige Entbehrung deſſelben führte. Schönheit iſt dieſe höchſte Beſtimmung; Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunſt mit der Noth zu thun? Ich gebe es zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt? aber was iſt ſie gegen die Schönheit der menſchlichen Form? Und wird der, der das Größere erreichen kann, ſich mit dem Kleinern begnügen? Ich fürchte ſehr, der vollkommenſte Meiſter in Gewändern zeigt durch dieſe Geſchicklichkeit ſelbſt, woran es ihm fehlt.

VI.

Meine Vorausſetzung, daß die Künſtler dem Dichter nachgeahmt haben, gereicht ihnen nicht zur Verkleinerung. Ihre Weisheit erſcheint vielmehr durch dieſe Nachahmung in dem ſchönſten Lichte. Sie folgten dem Dichter, ohne ſich in der geringſten Kleinigkeit von ihm verführen zu laſſen. Sie hatten ein Vorbild, aber da ſie dieſes Vorbild aus einer Kunſt in die andere hinübertragen mußten, ſo fanden ſie genug Gelegenheit ſelbſt zu denken. Und dieſe ihre eigene Gedanken, welche ſich in den Abweichungen von ihrem Vorbilde zeigen, beweiſen, daß ſie in ihrer Kunſt eben ſo groß geweſen ſind, als er in der ſeinigen.

Nun will ich die Vorausſetzung umkehren: der Dichter ſoll den Künſtlern nachgeahmt haben. Es giebt Gelehrte, die dieſe Vorausſetzung als eine Wahrheit behaupten.[1] Daß ſie hiſtoriſche Gründe dazu haben könnten, wüßte ich nicht. Aber, da ſie das Kunſtwerk ſo überſchwenglich ſchön fanden, ſo konnten ſie ſich nicht bereden, daß es aus ſo ſpäter Zeit ſeyn ſollte. Es mußte aus der Zeit ſeyn, da die Kunſt in ihrer vollkommenſten Blüthe war, weil es daraus zu ſeyn verdiente.

---

[1] In der prächtigen Ausgabe von Drydens engliſchem Virgil. (London 1697 in groß Folio.) Und doch hat auch dieſer die Windungen der Schlangen um den Leib nur einfach, und um den Hals faſt gar nicht geführt. Wenn ein ſo mittelmäßiger Künſtler anders eine Entſchuldigung verdient, ſo könnte ihm nur die zu Statten kommen, daß Kupfer zu einem Buche als bloße Erläuterungen, nicht aber als für ſich beſtehende Kunſtwerke zu betrachten ſind.

[2] So urtheilt ſelbſt De Piles in ſeinen Anmerkungen über den Du Fresnoy v. 210. Remarquez, s'il vous plait, que les Draperies tendres et legeres n'étant données qu'au sexe féminin, les anciens Sculpteurs ont évité autant qu'ils ont pû, d'habiller les figures d'hommes; parce qu'ils ont pensé, comme nous l'avons déja dit, qu'en Sculpture on ne pouvait imiter les étoffes et que les gros plis faisaient un mauvais effet. Il y a presque autant d'exemples de cette vérité, qu'il y a parmi les antiques de figures d'hommes nuds. Je rapporterai seulement celui du Laocoon lequel selon la vraisemblance devrait être vêtu. En effet, qu'elle apparence y a-t-il qu'un fils de Roi, qu'un Prêtre d'Apollon se trouvât tout nud dans la cérémonie actuelle d'un sacrifice; car les serpens passerent de l'Isle de Ténédos au rivage de Troye, et surprirent Laocoon et ses fils dans le tems même qu'il sacrifiait à Neptune sur le bord de la mer comme le marque Virgile dans le second livre de son Enéide. Cependant les Artistes, qui sont les Auteurs de ce bel ouvrage ont bien vu, qu'ils ne pouvaient pas leur donner de vêtemens convenables à leur qualité, sans faire comme un amas de pierres, dont la masse ressemblerait à un rocher, au lieu des trois admirables figures, qui ont été et qui sont toujours l'admiration des siecles. C'est pour cela que de deux inconvéniens, ils ont jugé celui des draperies beaucoup plus fâcheux, que celui d'aller contre la vérité même.

[1] Maffei, Richardſon, und noch neuerlich der Herr von Hagedorn. (Betrachtungen über die Malerei S. 37. Richardson, Traité de la Peinture Tome III. p. 513.) De Fontaines verdient es wohl nicht, daß ich ihn dieſen Männern beifüge. Er hält zwar, in den Anmerkungen zu ſeiner Ueberſetzung des Virgil gleichfalls dafür, daß der Dichter die Gruppe in Augen gehabt habe; er iſt aber ſo unwiſſend, daß er ſie für ein Werk des Phidias ausgiebt.

Es hat ſich gezeigt, daß, ſo vortrefflich das Gemälde des Virgil iſt, die Künſtler dennoch verſchiedene Züge deſſelben nicht brauchen können. Der Satz leidet alſo ſeine Einſchränkung, daß eine gute poetiſche Schilderung auch ein gutes wirkliches Gemälde geben müſſe, und daß der Dichter nur in ſo weit gut geſchildert habe, als ihm der Artiſt in allen Zügen folgen könne. Man iſt geneigt dieſe Einſchränkung zu vermuthen, noch ehe man ſie durch Beiſpiele erhärtet ſieht; bloß aus Erwägung der weitern Sphäre der Poeſie, aus dem unendlichen Felde unſerer Einbildungskraft, aus der Geiſtigkeit ihrer Bilder, die in größter Menge und Mannichfaltigkeit neben einander ſtehen können, ohne daß eines das andere deckt oder ſchändet, wie es wohl die Dinge ſelbſt, oder die natürlichen Zeichen derſelben in den engen Schranken des Raumes oder der Zeit thun würden.

Wenn aber das Kleinere das Größere nicht faſſen kann, ſo kann das Kleinere in dem Größern enthalten ſeyn. Ich will ſagen: wenn nicht jeder Zug, den der malende Dichter braucht, eben die gute Wirkung auf der Fläche oder in dem Marmor haben kann: ſo möchte vielleicht jeder Zug, deſſen ſich der Artiſt bedient, in dem Werke des Dichters von eben ſo guter Wirkung ſeyn können? Unſtreitig; denn was wir in einem Kunſtwerke ſchön finden, das findet nicht unſer Auge, ſondern unſere Einbildungskraft durch das Auge, ſchön. Das nämliche Bild mag alſo in unſerer Einbildungskraft durch willkürliche oder natürliche Zeichen wieder erregt werden, ſo muß auch jederzeit das nämliche Wohlgefallen, obſchon nicht in dem nämlichen Grade, wieder entſtehen.

Dieſes aber eingeſtanden, muß ich bekennen, daß mir die Vorausſetzung, Virgil habe die Künſtler nachgeahmt, weit unbegreiflicher wird, als mir das Widerſpiel derſelben geworden iſt. Wenn die Künſtler dem Dichter gefolgt ſind, ſo kann ich mir von allen ihren Abweichungen Rede und Antwort geben. Sie mußten abweichen, weil die nämlichen Züge des Dichters in ihrem Werke Unbequemlichkeiten verurſacht haben würden, die ſich bei ihm nicht äußern. Aber warum mußte der Dichter abweichen? Wenn er der Gruppe in allen und jeden Stücken treulich nachgegangen wäre, würde er uns nicht immer noch ein vortreffliches Gemälde geliefert haben?[1] Ich begreife wohl, wie ſeine für ſich ſelbſt arbeitende Phantaſie ihn auf dieſen und jenen Zug bringen können; aber die Urſachen, warum ſeine Beurtheilungskraft ſchöne Züge, die er vor Augen gehabt, in dieſe andere Züge verwandeln zu müſſen glaubte, dieſe wollen mir nirgends einleuchten.

Mich dünkt ſogar, wenn Virgil die Gruppe zu ſeinem Vorbilde gehabt hätte, daß er ſich ſchwerlich würde haben mäßigen können, die Verſtrickung aller drei Körper in einen Knoten, gleichſam nur errathen zu laſſen. Sie würde ſein Auge zu lebhaft gerührt haben, er würde eine zu treffliche Wirkung von ihr empfunden haben, als daß ſie nicht auch in ſeiner Beſchreibung mehr vorſtechen ſollte. Ich habe geſagt: es war jetzt die Zeit nicht, dieſe Verſtrickung auszumalen. Nein; aber ein einziges Wort mehr würde ihr in dem Schatten, worin ſie der Dichter laſſen mußte, einen ſehr entſcheidenden Druck vielleicht gegeben haben. Was der Artiſt ohne dieſes Wort entdecken konnte, würde der Dichter, wenn er es bei dem Artiſten geſehen hätte, nicht ohne daſſelbe gelaſſen haben.

Der Artiſt hatte die dringendſten Urſachen, das Leiden des Laokoon nicht in Geſchrei ausbrechen zu laſſen. Wenn aber der Dichter die ſo rührende Verbindung von Schmerz und Schönheit in dem Kunſtwerke vor ſich gehabt hätte, was hätte ihn eben ſo unvermeidlich nöthigen können, die Idee von männlichem Anſtande und großmüthiger Geduld, welche aus dieſer Verbindung des Schmerzes und der Schönheit entſpringt, ſo völlig unangedeutet zu laſſen und uns auf einmal mit dem gräßlichen Geſchrei ſeines Laokoons zu ſchrecken? Richardſon ſagt: Virgils Laokoon muß ſchreien, weil der Dichter nicht ſowohl Mitleid für ihn, als Schrecken und Entſetzen bei den Trojanern, erregen will. Ich will es zugeben, obgleich Richardſon nicht erwogen zu haben ſcheint, daß der Dichter die Beſchreibung nicht in ſeiner eigenen Perſon macht, ſondern ſie den Aeneas machen läßt, und gegen die Dido machen läßt, deren Mitleid Aeneas nicht genung

---

[1] Ich kann mich deßfalls auf nichts entſcheidenderes berufen, als auf das Gedicht des Sadolet. Es iſt eines alten Dichters würdig, und da es ſehr wohl die Stelle eines Kupfers vertreten kann, ſo glaube ich es hier ganz einrucken zu dürfen.

DE LAOCOONTIS STATUA

IACOBI SADOLETI CARMEN.

Ecce alto terræ e cumulo, ingentisque ruinæ
Visceribus, iterum reducem longinqua reduxit
Laocoonta dies; aulis regalibus olim
Qui stetit, atque tuos ornabat, Tite, penates.
Divinæ simulacrum artis, nec docta vetustas
Nobilius spectabat opus, nunc celsa revisit
Exemptum tenebris redivivæ mœnia Romæ.
Quid primum summumve loquar? miserumne parentem
Et prolem geminam? an sinuatos flexibus angues
Terribili aspectu? caudasque irasque draconum
Vulneraque et veros, saxo moriente, dolores?
Horret ad hæc animus, mutaque ab imagine pulsat
Pectora, non parvo pietas commixta tremori.
Prolixum bini spiris glomerantur in orbem
Ardentes colubri, et sinuosis orbibus errant,
Ternaque multiplici constringunt corpora nexu.
Vix oculi sufferre valent, crudele tuendo
Exitium, casusque feros: micat alter, et ipsum
Laocoonta petit, totumque infraque supraque
Implicat et rabido tandem ferit ilia morsu.
Connexum refugit corpus, torquentia sese
Membra, latusque retro sinuatum a vulnere cernas.
Ille dolore acri, et laniatu impulsus acerbo,
Dat gemitum ingentem, crudosque evellere dentes
Connixus, lævam impatiens ad terga Chelydri
Obiicit: intendunt nervi, collectaque ab omni
Corpore vis frustra summis conatibus instat.
Ferre nequit rabiem, et de vulnere murmur anhelum est.
At serpens lapsu crebro redeunte subintrat
Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.
Absistunt suræ, spirisque prementibus arctum
Crus tumet, obsepto turgent vitalia pulsu,
Liventesque atro distendunt sanguine venas.
Nec minus in natos eadem vis effera sævit
Implexuque angit rapido, miserandaque membra
Dilacerat: jamque alterius depasta cruentum
Pectus, suprema genitorem voce cientis,
Circumiectu orbis, validoque volumine fulcit.
Alter adhuc nullo violatus corpora morsu,
Dum parat adducta caudam divellere planta,
Horret ad adspectum miseri patris, hæret in illo,
Et jam jam ingentes fletus, lachrymasque cadentes
Anceps in dubio retinet timor. Ergo perenni
Qui tantum statuistis opus jam laude nitentes,
Artifices magni (quanquam et melioribus actis
Quæritur æternum nomen, multoque licebat
Clarius ingenium venturæ tradere famæ)
Attamen ad laudem quæcunque oblata facultas
Egregium hanc rapere, et summa ad fastigia niti.
Vos rigidum lapidem vivis animare figuris
Eximii, et vivos spiranti in marmore sensus
Inserere, aspicimus motumque iramque doloremque,
Et pene audimus gemitus: vos extulit olim
Clara Rhodos, vestræ jacuerunt artis honores
Tempore ab immenso, quos rursum in luce secunda
Roma videt, celebratque frequens: operisque vetusti
Gratia parta recens. Quanto præstantius ergo est
Ingenio, aut quovis extendere fata labore,
Quam fastus et opes et inanem extendere luxum.

(v. Leodegarii a Quercu Farrago Poematum T. II. p. 63.) Auch Gruter hat dieſes Gedicht, nebſt andern des Sadolet, ſeiner bekannten Sammlung (Delic. Poet. Italorum Parte alt. p. 582) mit einverleibt; allein ſehr fehlerhaft. Für bini (v. 14) lieſt er vivi; für errant (v. 15) oram u. ſ. w.

beſtürmen konnte. Allein mich befremdet nicht das Geſchrei, ſondern der Mangel aller Gradation bis zu dieſem Geſchrei, auf welche das Kunſtwerk den Dichter natürlicher Weiſe hätte bringen müſſen, wenn er es, wie wir vorausſetzen, zu ſeinem Vorbilde gehabt hätte. Richardſon fügt hinzu:[1] die Geſchichte des Laokoon ſolle bloß zu der pathetiſchen Beſchreibung der endlichen Zerſtörung leiten: der Dichter habe ſie alſo nicht intereſſanter machen dürfen, um unſere Aufmerkſamkeit, welche dieſe letzte ſchreckliche Nacht ganz fordere, durch das Unglück eines einzelnen Bürgers nicht zu zerſtreuen. Allein das heißt die Sache aus einem maleriſchen Augenpunkte betrachten wollen, aus welchem ſie gar nicht betrachtet werden kann. Das Unglück des Laokoon und die Zerſtörung ſind bei dem Dichter keine Gemälde neben einander; ſie machen beide kein Ganzes aus, das unſer Auge auf einmal überſehen könnte oder ſollte; und nur in dieſem Falle wäre es zu beſorgen, daß unſere Blicke mehr auf den Laokoon, als auf die brennende Stadt fallen dürften. Beider Beſchreibungen folgen auf einander, und ich ſehe nicht, welchen Nachtheil es der folgenden bringen könnte, wenn uns die vorhergehende auch noch ſo ſehr gerührt hätte. Es ſey denn, daß die folgende an ſich ſelbſt nicht rührend genug wäre.

Noch weniger Urſache würde der Dichter gehabt haben, die Windungen der Schlangen zu verändern. Sie beſchäftigen in dem Kunſtwerke die Hände und verſtricken die Füße. So ſehr dem Auge dieſe Vertheilung gefällt, ſo lebhaft iſt das Bild, welches in der Einbildung davon zurückbleibt. Es iſt ſo deutlich und rein, daß es ſich durch Worte nicht viel ſchwächer darſtellen läßt, als durch natürliche Zeichen.

> — — — — micat alter, et ipsum
> Laocoonta petit, totumque infraque supraque
> Implicat et rabido tandem ferit ilia morsu
> — — — — — — —
> At serpens lapsu crebro redeunte subintrat
> Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.

Das ſind Zeilen des Sadolet, die von dem Virgil ohne Zweifel noch maleriſcher gekommen wären, wenn ein ſichtbares Vorbild ſeine Phantaſie befeuert hätte, und die alsdann gewiß beſſer geweſen wären, als was er uns jetzt dafür giebt:

> Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
> Terga dati, superant capite et cervicibus altis.

Dieſe Züge füllen unſere Einbildungskraft allerdings; aber ſie muß nicht dabei verweilen, ſie muß ſie nicht aufs reine zu bringen ſuchen, ſie muß jetzt nur die Schlangen, jetzt nur den Laokoon ſehen, ſie muß ſich nicht vorſtellen wollen, welche Figur beide zuſammen machen. Sobald ſie hierauf verfällt, fängt ihr das Virgiliſche Bild an zu mißfallen, und ſie findet es höchſt unmaleriſch.

Wären aber auch ſchon die Veränderungen, welche Virgil mit dem ihm geliehenen Vorbilde gemacht hätte, nicht unglücklich, ſo wären ſie doch bloß willkürlich. Man ahmt nach, um ähnlich zu werden; kann man aber ähnlich werden, wenn man über die Noth verändert? Vielmehr, wenn man dieſes thut, iſt der Vorſatz klar, daß man nicht ähnlich werden wollen, daß man alſo nicht nachgeahmt habe.

Nicht das Ganze, könnte man einwenden, aber wohl dieſen und jenen Theil. Gut; doch welches ſind denn dieſe einzelnen Theile, die in der Beſchreibung und in dem Kunſtwerke ſo genau übereinſtimmen, daß ſie der Dichter aus dieſem entlehnt zu haben ſcheinen könnte? Den Vater, die Kinder, die Schlangen, das alles gab dem Dichter ſowohl als dem Artiſten die Geſchichte. Außer dem Hiſtoriſchen kommen ſie in nichts überein, als darin, daß ſie Kinder und Vater in einen einzigen Schlangenknoten verſtricken. Allein der Einfall hierzu entſprang aus dem veränderten Umſtande, daß den Vater eben daſſelbe Unglück betroffen habe, als die Kinder. Dieſe Veränderung aber, wie oben erwähnt worden, ſcheint Virgil gemacht zu haben; denn die griechiſche Tradition ſagt ganz etwas anders. Folglich, wenn in Anſehung jener gemeinſchaftlichen Verſtrickung auf einer oder der andern Seite Nachahmung ſeyn ſoll, ſo iſt ſie wahrſcheinlicher auf der Seite der Künſtler, als des Dichters zu vermuthen. In allem übrigen weicht einer von dem andern ab; nur mit dem Unterſchiede, daß, wenn es der Künſtler iſt, der die Abweichungen gemacht hat, der Vorſatz den Dichter nachzuahmen noch dabei beſtehen kann, indem ihn die Beſtimmung und die Schranken ſeiner Kunſt dazu nöthigten; iſt es hingegen der Dichter, welcher dem Künſtler nachgeahmt haben ſoll, ſo ſind alle die berührten Abweichungen ein Beweis wider dieſe vermeintliche Nachahmung, und diejenigen, welche ſie dem ungeachtet behaupten, können weiter nichts damit wollen, als daß das Kunſtwerk älter ſey, als die poetiſche Beſchreibung.

VII.

Wenn man ſagt, der Künſtler ahme dem Dichter, oder der Dichter ahme dem Künſtler nach, ſo kann dieſes zweierlei bedeuten. Entweder der eine macht das Werk des andern zu dem wirklichen Gegenſtande ſeiner Nachahmung, oder ſie haben beide einerlei Gegenſtände der Nachahmung, und der eine entlehnt von dem andern die Art und Weiſe es nachzuahmen.

Wenn Virgil das Schild des Aeneas beſchreibt, ſo ahmt er dem Künſtler, welcher dieſes Schild gemacht hat, in der erſten Bedeutung nach. Das Kunſtwerk, nicht das was auf dem Kunſtwerke vorgeſtellt worden, iſt der Gegenſtand ſeiner Nachahmung, und wenn er auch ſchon das mit beſchreibt, was man darauf vorgeſtellt ſieht, ſo beſchreibt er es doch nur als ein Theil des Schildes und nicht als die Sache ſelbſt. Wenn Virgil hingegen die Gruppe Laokoon nachgeahmt hätte, ſo würde dieſes eine Nachahmung von der zweiten Gattung ſeyn. Denn er würde nicht dieſe Gruppe, ſondern das, was dieſe Gruppe vorſtellt, nachgeahmt, und nur die Züge ſeiner Nachahmung von ihr entlehnt haben.

Bei der erſten Nachahmung iſt der Dichter Original, bei der andern iſt er Copiſt. Jene iſt ein Theil der allgemeinen Nachahmung, welche das Weſen ſeiner Kunſt ausmacht, und er arbeitet als Genie, ſein Vorwurf mag ein Werk anderer Künſte, oder der Natur ſeyn. Dieſe hingegen ſetzt ihn gänzlich von ſeiner Würde herab; anſtatt der Dinge ſelbſt ahmt er ihre Nachahmungen nach und giebt uns kalte Erinnerungen von Zügen eines fremden Genies für urſprüngliche Züge ſeines eigenen.

Wenn indeß Dichter und Künſtler diejenigen Gegenſtände, die ſie mit einander gemein haben, nicht ſelten aus dem nämlichen Geſichtspunkte betrachten müſſen: ſo kann es nicht fehlen, daß ihre Nachahmungen nicht in vielen Stücken übereinſtimmen ſollten, ohne daß zwiſchen ihnen ſelbſt die geringſte Nachahmung oder Beeiferung geweſen. Dieſe Uebereinſtimmungen können bei zeitverwandten Künſtlern und Dichtern, über Dinge, welche nicht mehr vorhanden ſind, zu wechſelsweiſen Erläuterungen führen; allein dergleichen Erläuterungen dadurch aufzuſtutzen ſuchen, daß man aus dem Zufalle Vorſatz macht, und beſonders dem Poeten bei jeder Kleinigkeit ein Augenmerk auf dieſe Statue, oder auf jenes Gemälde andichtet, heißt ihm einen ſehr zweideutigen Dienſt erweiſen. Und nicht allein ihm, ſondern auch dem Leſer, dem man die ſchönſte Stelle dadurch, wenn Gott will, ſehr deutlich, aber auch trefflich froſtig macht.

---

[1] De la Peinture, Tome III. p. 516. C'est l'horreur que les Troiens ont conçue contre Laocoon, qui etait necessaire a Virgile pour la conduite de son Poëme; et cela le mène a cette Description pathetique de la destruction de la patrie de son Heros. Aussi Virgile n'avait garde de diviser l'attention sur la derniere nuit, pour une grande ville entiere, par la peinture d'un petit malheur d'un Particulier.

Dieſes iſt die Abſicht und der Fehler eines berühmten engliſchen Werks. Spence ſchrieb ſeinen Polymetis[1] mit vieler claſſiſchen Gelehrſamkeit und in einer ſehr vertrauten Bekanntſchaft mit den übergebliebenen Werken der alten Kunſt. Seinen Vorſatz, aus dieſen die römiſchen Dichter zu erklären, und aus den Dichtern hinwiederum Aufſchlüſſe für noch unerklärte alte Kunſtwerke herzuholen, hat er öfters glücklich erreicht. Aber dem ungeachtet behaupte ich, daß ſein Buch für jeden Leſer von Geſchmack ein ganz unerträgliches Buch ſeyn muß.

Es iſt natürlich, daß, wenn Valerius Flaccus den geflügelten Blitz auf den römiſchen Schilden beſchreibt,

> (Nec primus radios, miles Romane, corusci
> Fulminis et rutilas scutis diffuderis alas)

mir dieſe Beſchreibung weit deutlicher wird, wenn ich die Abbildung eines ſolchen Schildes auf einem alten Denkmal erblicke.[2] Es kann ſeyn, daß Mars in eben der ſchwebenden Stellung, in welcher ihn Addiſon über der Rhea auf einer Münze zu ſehen glaubte,[3] auch von den alten Waffenſchmieden auf den Helmen und Schilden vorgeſtellt wurde, und daß Juvenal einen ſolchen Helm

---

[1] Die erſte Ausgabe iſt von 1747; die zweite von 1755 und führt den Titel: Polymetis, or an Enquiry concerning the Agreement between the Works of the Roman Poets, and the Remains of the antient Artists, being on Attempt to illustrate them mutually from one another. In ten Books, by the Revd. Mr. Spence. London, printed for Dodsley. fol. Auch ein Auszug, welchen N. Tindal aus dieſem Werke gemacht hat, iſt bereits mehr als einmal gedruckt worden.

[2] Val. Flaccus lib. VI. v. 55. 56. Polymetis Dial. VI. pag. 50.

[3] Ich ſage, es kann ſeyn. Doch wollte ich zehn gegen eins wetten, daß es nicht iſt. — Juvenal redet von den erſten Zeiten der Republik, als man noch von keiner Pracht und Ueppigkeit wußte, und der Soldat das erbeutete Gold und Silber nur auf das Geſchirr ſeines Pferdes und auf ſeine Waffen verwandte. (Sat. XI. v. 100–107.)

> Tunc rudis et Grajas mirari nescius artes
> Urbibus eversis prædarum in parte reperta
> Magnorum artificum frangebat pocula miles,
> Ut phaleris gauderet equus, cælataque cassis
> Romuleæ simulacra feræ mansuescere jussæ
> Imperii fato, geminos sub rupe Quirinos,
> Ac nudam effigiem clypeo fulgentis et hastæ,
> Pendentisque Dei perituro ostenderet hosti.

Der Soldat zerbrach die koſtbarſten Becher, die Meiſterſtücke großer Künſtler, um eine Wölfin, einen kleinen Romulus und Remus daraus arbeiten zu laſſen, womit er ſeinen Helm ausſchmückte. Alles iſt verſtändlich, bis auf die letzten zwei Zeilen, in welchen der Dichter fortfährt, noch ein ſolches getriebenes Bild auf den Helmen der alten Soldaten zu beſchreiben. So viel ſieht man wohl, daß dieſes Bild der Gott Mars ſeyn ſoll; aber was ſoll das Beiwort pendentis, welches er ihm giebt, bedeuten? Rigaltius fand eine alte Gloſſe, die es durch quasi ad ictum se inclinantis erklärt. Lubinus meint, das Bild ſey auf dem Schilde geweſen, und da das Schild an dem Arme hänge, ſo habe der Dichter auch das Bild hängend nennen können. Allein dieſes iſt wider die Conſtruction; denn das zu ostenderet gehörige Subject iſt nicht miles ſondern cassis. Britannicus will, alles was hoch in der Luft ſtehe, könne hangend heißen, und alſo auch dieſes Bild über oder auf dem Helme. Einige wollen gar perdentis dafür leſen, um einen Gegenſatz mit dem folgenden perituro zu machen, den aber nur ſie allein ſchön finden dürften. Was ſagt nun Addiſon bei dieſer Ungewißheit? Die Ausleger, ſagt er, irren ſich alle, und die wahre Meinung iſt ganz gewiß dieſe. (S. deſſen Reiſen deut. Ueberſ. Seite 249.) „Da die römiſchen Soldaten ſich nicht wenig auf den Stifter und kriegeriſchen „Geiſt ihrer Republik einbildeten, ſo waren ſie gewohnt, „auf ihren Helmen die erſte Geſchichte des Romulus zu „tragen, wie er von einem Gotte erzeugt und von einer „Wölfin geſäugt worden. Die Figur des Gottes war vor„geſtellt, wie er ſich auf die Prieſterin Ilia, oder wie ſie „andere nennen, Rhea Sylvia, herabläßt, und in dieſem „Herablaſſen ſchien ſie über der Jungfrau in der Luft zu „ſchweben, welches denn durch das Wort pendentis ſehr „eigentlich und poetiſch ausgedrückt wird. Außer dem alten „Basrelief beim Bellori, welches mich zuerſt auf dieſe „Auslegung brachte, habe ich ſeitdem die nämliche Figur „auf einer Münze gefunden, die unter der Zeit des Anto„ninus Pius geſchlagen worden.“ — Da Spence dieſe Entdeckung des Addiſon ſo außerordentlich glücklich findet, daß er ſie als ein Muſter in ihrer Art und als das ſtärkſte Beiſpiel anführt, wie nützlich die Werke der alten Artiſten zur Erklärung der claſſiſchen römiſchen Dichter gebraucht werden können: ſo kann ich mich nicht enthalten, ſie ein wenig genauer zu betrachten. (Polymetis Dial. VII. p. 77.) — Fürs erſte muß ich anmerken, daß bloß das Basrelief und die Münze dem Addiſon wohl ſchwerlich die Stelle des Juvenal in die Gedanken gebracht haben würde, wenn er ſich nicht zugleich erinnert hätte, bei dem alten Scholiaſten, der in der letzten ohn einen Zeile anſtatt fulgentis, venientis gefunden, die Gloſſe geleſen zu haben: Martis ad Iliam venientis ut concumberet. Nun nehme man aber dieſe Lesart des Scholiaſten nicht an, ſondern man nehme die an, welche Addiſon ſelbſt annimmt, und ſage, ob man ſodann die geringſte Spur findet, daß der Dichter die Rhea in Gedanken gehabt habe? Man ſage, ob es nicht ein wahres Hyſteronproteron von ihm ſeyn würde, daß er von der Wölfin und den jungen Knaben rede, und ſodann erſt von dem Abenteuer, dem ſie ihr Daſeyn zu danken haben? Die Rhea iſt noch nicht Mutter, und die Kinder liegen ſchon unter dem Felſen. Man ſage, ob eine Schäferſtunde wohl ein ſchickliches Emblema auf dem Helme eines römiſchen Soldaten geweſen wäre? Der Soldat war auf den göttlichen Urſprung ſeines Stifters ſtolz, das zeigten die Wölfin und die Kinder genugſam; mußte er auch noch den Mars im Begriffe einer Handlung zeigen, in der er nichts weniger als der fürchterliche Mars war? Seine Ueberraſchung der Rhea mag auf noch ſo viel alten Marmorn und Münzen zu finden ſeyn, paßt ſie darum auf das Stück einer Rüſtung? Und welches ſind denn die Marmor und Münzen, auf welchen ſie Addiſon fand, und wo er den Mars in dieſer ſchwebenden Stellung ſah? Das alte Basrelief, worauf er ſich beruft, ſoll Bellori haben. Aber die Admiranda, welches ſeine Sammlung der ſchönſten alten Basreliefs iſt, wird man vergebens darnach durchblättern. Ich habe es nicht gefunden, und auch Spence muß es weder da, noch ſonſt wo gefunden haben, weil er es gänzlich mit Stillſchweigen übergeht. Alles kömmt alſo auf die Münze an. Nun betrachte man dieſe bei dem Addiſon ſelbſt. Ich erblicke eine liegende Rhea; und da dem Stempelſchneider der Raum nicht erlaubte, die Figur des Mars mit ihr auf gleichem Boden zu ſtellen, ſo ſteht er ein wenig höher. Das iſt es alles; ſchwebendes hat ſie außer dieſem nicht das geringſte. Es iſt wahr, in der Abbildung, die Spence davon giebt, iſt das Schweben ſehr ſtark ausgedrückt; die Figur fällt mit dem Obertheile weit vor, und man ſieht deutlich, daß es kein ſtehender Körper iſt, ſondern daß, wenn es kein fallender Körper ſeyn ſoll, es nothwendig ein ſchwebender ſeyn muß. Spence ſagt, er beſitze dieſe Münze ſelbſt. Es wäre hart, obſchon in einer Kleinigkeit, die Aufrichtigkeit eines Mannes in Zweifel zu ziehen. Allein ein gefaßtes Vorurtheil kann auch auf unſere Augen Einfluß haben; zu dem konnte er es zum Beſten ſeiner Leſer für erlaubt halten, den Ausdruck, welchen er zu ſehen glaubte, durch ſeinen Künſtler ſo verſtärken zu laſſen, daß uns eben ſo wenig Zweifel deßfalls übrig bliebe, als ihm ſelbſt. So viel iſt gewiß, daß Spence und Addiſon eben dieſelbe Münze meinen, und daß ſie ſonach entweder bei dieſem ſehr verſtellt, oder bei jenem ſehr verſchönert ſeyn muß. Doch ich habe noch eine andere Anmerkung wider dieſes vermeintliche Schweben des Mars. Dieſe nämlich: daß ein ſchwebender Körper, ohne eine ſcheinbare Urſache, durch welche die Wirkung ſeiner Schwere verhindert wird, eine Ungereimtheit iſt, von der man in den alten Kunſtwerken kein Exempel findet. Auch die neue Malerei erlaubt ſich dieſelben nie, ſondern wenn ein Körper in der Luft hangen ſoll, ſo müſſen ihn entweder Flügel halten, oder er muß auf etwas zu ruhen ſcheinen, und ſollte es auch nur eine bloße Wolke ſeyn. Wenn Homer die Thetis von dem Geſtade ſich zu Fuß in den Olymp erheben läßt, *Τὴν μὲν ἄρ' Οὔλυμπόνδε πόδες φέρον* (Iliad. Σ v. 148), ſo verſteht der Graf Caylus die Bedürfniſſe der Kunſt zu wohl, als daß er dem Maler rathen ſollte, die Göttin ſo frei die Luft durchſchreiten zu laſſen. Sie muß ihren Weg auf einer Wolke nehmen (Tableaux tirés de l'Iliade. p. 91), ſo wie er ſie ein andermal auf einen Wagen ſetzt (p. 131), obgleich der Dichter das Gegentheil von ihr ſagt. Wie kann es auch wohl anders ſeyn? Ob uns ſchon der Dichter die Göttin ebenfalls unter einer menſchlichen Figur denken läßt, ſo hat er doch alle Begriffe eines groben und ſchweren Stoffes davon entfernt, und ihren menſchenähnlichen Körper mit einer Kraft belebt, die ihn von den Geſetzen unſerer Bewegung ausnimmt. Wodurch aber könnte die Malerei die körperliche Figur einer Gottheit von der körperlichen Figur eines Menſchen ſo vorzüglich unterſcheiden, daß unſer Auge nicht beleidigt würde, wenn es bei der einen ganz andere Regeln oder Schild im Gedanken hatte, als er mit einem Worte darauf anſpielte, welches bis auf den Addiſon ein Räthſel für alle Ausleger geweſen. Mich dünkt ſelbſt, daß ich die Stelle des Ovid, wo der ermattete Cephalus den kühlenden Lüften ruft:

Aura — — — venias — —
Meque juves, intresque sinus, gratissima, nostros!

und ſeine Procris dieſe **Aura** für den Namen einer Nebenbuhlerin hält, daß ich, ſage ich, dieſe Stelle natürlicher finde, wenn ich aus den Kunſtwerken der Alten erſehe, daß ſie wirklich die ſanften Lüfte perſonificirt und eine Art weiblicher Sylphen unter dem Namen **Aurae** verehrt haben.[1] Ich gebe es zu, daß, wenn Juvenal einen vornehmen Taugenichts mit einer Hermesſäule vergleicht, man das Aehnliche in dieſer Vergleichung ſchwerlich finden dürfte, ohne eine ſolche Säule zu ſehen, ohne zu wiſſen, daß es ein ſchlechter Pfeiler iſt, der bloß das Haupt, höchſtens mit dem Rumpfe, des Gottes trägt, und weil wir weder Hände noch Füße daran erblicken, den Begriff der Unthätigkeit erweckt.[1] — Erläuterungen von dieſer Art ſind nicht zu verachten, wenn ſie auch ſchon weder allezeit nothwendig, noch allezeit hinlänglich ſeyn ſollten. Der Dichter hatte das Kunſtwerk als ein für ſich beſtehendes Ding und nicht als Nachahmung vor Augen; oder Künſtler und Dichter hatten einerlei angenommene Begriffe, dem zu folge ſich auch Uebereinſtimmung in ihren Vorſtellungen zeigen mußte, aus welcher ſich auf die Allgemeinheit jener Begriffe zurückſchließen läßt.

---

der Bewegung, der Schwere, des Gleichgewichts beobachtet fände, als bei der andern? Wodurch anders, als durch verabredete Zeichen? In der That ſind ein paar Flügel, eine Wolke auch nichts anders, als dergleichen Zeichen. Doch von dieſem ein mehreres an einem andern Orte. Hier iſt es genug, von den Vertheidigern der Addiſon'ſchen Meinung zu verlangen, mir eine andere ähnliche Figur auf alten Denkmälern zu zeigen, die ſo frei und bloß in der Luft hange. Sollte dieſer Mars die einzige in ihrer Art ſeyn? Und warum? Hatte vielleicht die Tradition einen Umſtand überliefert, der ein dergleichen Schweben in dieſem Falle nothwendig macht? Beim Ovid (Fast. lib. I.) läßt ſich nicht die geringſte Spur davon entdecken. Vielmehr kann man zeigen, daß es keinen ſolchen Umſtand könne gegeben haben. Denn es finden ſich andere alte Kunſtwerke, welche die nämliche Geſchichte vorſtellen, und wo Mars offenbar nicht ſchwebt, ſondern geht. Man betrachte das Basrelief beim Montfaucon (Suppl. T. I. p. 183), das ſich, wenn ich nicht irre, zu Rom in dem Palaſte der Mellini befindet. Die ſchlafende Rhea liegt unter einem Baume, und Mars nähert ſich ihr mit leiſen Schritten, und mit der bedeutenden Zurückſtreckung der rechten Hand, mit der wir denen hinter uns entweder zurückzubleiben oder ſachte zu folgen befehlen. Es iſt vollkommen die nämliche Stellung, in der er auf der Münze erſcheint, nur daß er hier die Lanze in der rechten und dort in der linken Hand führt. Man findet öfter berühmte Statuen und Basreliefs auf alten Münzen copirt, als daß es auch nicht hier könnte geſchehen ſeyn, wo der Stempelſchneider den Ausdruck der zurückgewandten rechten Hand vielleicht nicht fühlte, und ſie daher beſſer mit der Lanze füllen zu können glaubte. — Alles dieſes nun zuſammen genommen, wie viel Wahrſcheinlichkeit bleibt dem Addiſon noch übrig? Schwerlich mehr, als ſo viel deren die bloße Möglichkeit hat. Doch woher eine beſſere Erklärung, wenn dieſe nichts taugt? Es kann ſeyn, daß ſich ſchon eine beſſere unter den vom Addiſon verworfenen Erklärungen findet. Findet ſich aber auch keine, was mehr? Die Stelle des Dichters iſt verdorben; ſie mag es bleiben. Und ſie wird es bleiben, wenn man auch noch zwanzig neue Vermuthungen darüber auskramen wollte. Dergleichen könnte z. E. dieſe ſeyn, daß **pendentis** in ſeiner figürlichen Bedeutung genommen werden müſſe, nach welcher es ſo viel als ungewiß, unentſchloſſen, unentſchieden heißt. **Mars pendens** wäre alsdann ſo viel als **Mars incertus** oder **Mars communis**. Dii communes sunt, ſagt Servius, (ad v. 118. lib. XII. Aeneid.) Mars, Bellona, Victoria, quia hi in bello utrique parti favere possunt. Und die ganze Zeile,

Pendentisque Dei (effigiem) perituro ostenderet hosti,

würde dieſen Sinn haben, daß der alte römiſche Soldat das Bildniß des gemeinſchaftlichen Gottes ſeinem demungeachtet bald unterliegenden Feinde unter die Augen zu tragen gewohnt geweſen ſey. Ein ſehr feiner Zug, der die Siege der alten Römer mehr zur Wirkung ihrer eigenen Tapferkeit, als zur Frucht des parteiiſchen Beiſtandes ihres Stammvaters macht. Dem ungeachtet: non liquet.

[1] „Ehe ich, ſagt Spence (Polymetis Dialogue XIII. p. 208), mit dieſen **Auræ**, Luftnymphen, bekannt ward, wußte ich mich in die Geſchichte von Cephalus und Procris beim Ovid gar nicht zu finden. Ich konnte auf keine Weiſe begreifen, wie Cephalus durch ſeine Ausrufung **Aura venias**, ſie mochte auch in einem noch ſo zärtlichen ſchmachtenden Tone erſchollen ſeyn, jemanden auf den Argwohn bringen können, daß er ſeiner Procris untreu ſey. Da ich gewohnt war, unter dem Worte **Aura** nichts als die Luft überhaupt oder einen ſanften Wind insbeſondere zu verſtehen, ſo kam mir die Eiferſucht der Procris noch weit ungegründeter vor, als auch die aller ausſchweifendſte gemeiniglich zu ſeyn pflegt. Als ich aber einmal gefunden hatte, daß **Aura** eben ſowohl ein ſchönes junges Mädchen, als die Luft bedeuten konnte, ſo bekam die Sache ein ganz anderes Anſehen, und die Geſchichte dünkte mich eine ziemlich vernünftige Wendung zu bekommen." Ich will den Beifall, den ich dieſer Entdeckung, mit der ſich Spence ſo ſehr ſchmeichelt, in dem Texte ertheile, in der Note nicht wieder zurücknehmen. Ich kann aber doch nicht unangemerkt laſſen, daß auch ohne ſie die Stelle des Dichters ganz natürlich und begreiflich iſt. Man darf nämlich nur wiſſen, daß **Aura** bei den Alten ein ganz gewöhnlicher Name für Frauenzimmer war. So heißt z. E. beim Nonnus (Dionys. lib. XLVIII.) die Nymphe aus dem Gefolge der Diana, die, weil ſie ſich einer männlichern Schönheit rühmte, als ſelbſt der Göttin ihre war, zur Strafe für ihre Vermeſſenheit ſchlafend den Umarmungen des Bacchus preis gegeben ward.

[1] Juvenalis Saty. VIII. v. 52 — 55.

— — — — At tu
Nil nisi Cecropides; truncoque simillimus Hermæ:
Nullo quippe alio vincis discrimine, quam quod
Illi marmoreum caput est, tua vivit imago.

Wenn Spence die griechiſchen Schriftſteller mit in ſeinen Plan gezogen gehabt hätte, ſo würde ihm vielleicht, vielleicht aber auch nicht, eine alte äſopiſche Fabel beigefallen ſeyn, die aus der Bildung einer ſolchen Hermesſäule ein noch weit ſchöneres und zu ihrem Verſtändniſſe weit unentbehrlicheres Licht erhält, als dieſe Stelle des Juvenal. „Merkur," erzählt Aeſopus, „wollte gern erfahren, in welchem Anſehen er bei den Menſchen ſtünde. Er verbarg ſeine Gottheit und kam zu einem Bildhauer. Hier erblickte er die Statue des Jupiter, und fragte den Künſtler, wie theuer er ſie halte? Eine Drachme: war die Antwort. Merkur lächelte; und dieſe Juno? fragte er weiter. Ungefähr eben ſo viel. Indem ward er ſein eigenes Bild gewahr, und dachte bei ſich ſelbſt: ich bin der Bote der Götter; von mir kömmt aller Gewinn; mich müſſen die Menſchen nothwendig weit höher ſchätzen. Aber hier dieſer Gott? (Er wies auf ſein Bild.) Wie theuer möchte wohl der ſeyn? Dieſer? antwortete der Künſtler. O, wenn ihr mir jene beide abkauft, ſo ſollt ihr dieſen oben drein haben." Merkur war abgeführt. Allein der Bildhauer kannte ihn nicht, und konnte alſo auch nicht die Abſicht haben, ſeine Eigenliebe zu kränken, ſondern es mußte in der Beſchaffenheit der Statuen ſelbſt gegründet ſeyn, warum er die letztere ſo geringſchätzig hielt, daß er ſie zur Zugabe beſtimmte. Die geringere Würde des Gottes, welchen ſie vorſtellte, konnte dabei nichts thun, denn der Künſtler ſchätzt ſeine Werke nach der Geſchicklichkeit, dem Fleiße und der Arbeit, welche ſie erfordern, und nicht nach dem Range und dem Werthe der Weſen, welche ſie ausdrücken. Die Statue des Merkur mußte weniger Geſchicklichkeit, weniger Fleiß und Arbeit verlangen, wenn ſie weniger koſten ſollte, als eine Statue des Jupiter oder der Juno. Und ſo war es hier wirklich. Die Statuen des Jupiter und der Juno zeigten die völlige Perſon dieſer Götter; die Statue des Merkur hingegen war ein ſchlechter viereckiger Pfeiler, mit dem bloßen Bruſtbilde deſſelben. Was Wunder alſo, daß ſie oben drein gehen konnte? Merkur überſah dieſen Umſtand, weil er ſein vermeintliches überwiegendes Verdienſt nur allein vor Augen hatte, und ſo war ſeine Demüthigung eben ſo natürlich, als verdient. Man wird ſich vergebens bei den Auslegern und Ueberſetzern und Nachahmern der Fabeln des Aeſopus nach der geringſten Spur von dieſer Erklärung umſehen; wohl aber könnte ich ihrer eine ganze Reihe anführen, wenn es ſich der Mühe lohnte, die das Mährchen geradezu verſtanden, das iſt, ganz und gar nicht verſtanden haben. Sie haben die Ungereimtheit, welche darin liegt, wenn man die Statuen alle für Werke von einerlei Ausführung annimmt, entweder nicht gefühlt, oder wohl noch gar übertrieben. Was ſonſt in dieſer Fabel anſtößig ſeyn könnte, wäre vielleicht der Preis, welchen der Künſtler ſeinem Jupiter ſetzt. Für eine Drachme kann ja wohl auch kein Töpfer eine Puppe machen. Eine Drachme muß alſo hier überhaupt für etwas ſehr geringes ſtehen. (Fab. Aesop. 90. Edit. Haupt. p. 70.)

Allein wenn Tibull die Geſtalt des Apollo malt, wie er ihm im Traum erſchienen: — Der ſchönſte Jüngling, die Schläfe mit dem keuſchen Lorbeer umwunden; ſyriſche Gerüche duften aus dem güldenen Haare, das um den langen Nacken ſchwimmt; glänzendes Weiß und Purpurröthe miſchen ſich auf dem ganzen Körper, wie auf der zarten Wange der Braut, die jetzt ihrem Geliebten zugeführt wird: — warum müſſen dieſe Züge von alten berühmten Gemälden erborgt ſeyn? Echions nova nupta verecundia notabilis mag in Rom geweſen ſeyn, mag tauſend und tauſendmal ſeyn copirt worden, war darum die bräutliche Schaam ſelbſt aus der Welt verſchwunden? Seit ſie der Maler geſehen hatte, war ſie für keinen Dichter mehr zu ſehen, als in der Nachahmung des Malers?[1] Oder wenn ein anderer Dichter den Vulkan ermüdet, und ſein vor der Eſſe erhitztes Geſicht roth, brennend nennt: mußte er es erſt aus dem Werke eines Malers lernen, daß Arbeit ermattet und Hitze röthet?[2] Oder wenn Lucrez den Wechſel der Jahreszeiten beſchreibt, und ſie mit dem ganzen Gefolge ihrer Wirkungen in der Luft und auf der Erde in ihrer natürlichen Ordnung vorüber führt: war Lucrez ein Ephemeron, hatte er kein ganzes Jahr durchlebt, um alle die Veränderungen ſelbſt erfahren zu haben, daß er ſie nach einer Proceſſion ſchildern mußte, in welcher ihre Statuen herumgetragen wurden? Mußte er erſt von dieſen Statuen den alten poetiſchen Kunſtgriff lernen, dergleichen Abſtracta zu wirklichen Weſen zu machen?[3] Oder Virgils pontem indignatus Araxes, dieſes vortreffliche poetiſche Bild eines über ſeine Ufer ſich ergießenden Fluſſes, wie er die über ihn geſchlagene Brücke zerreißt, verliert es nicht ſeine ganze Schönheit, wenn der Dichter auf ein Kunſtwerk damit angeſpielt hat, in welchem dieſer Flußgott als wirklich eine Brücke zerbrechend vorgeſtellt wird?[4] — Was ſollen wir mit dergleichen Erläuterungen, die aus der klarſten Stelle den Dichter verdrängen, um den Einfall eines Künſtlers durchſchimmern zu laſſen?

Ich bedaure, daß ein ſo nützliches Buch, als Polymetis ſonſt ſeyn könnte, durch dieſe geſchmackloſe Grille, den alten Dichtern ſtatt eigenthümlicher Phantaſie Bekanntſchaft mit fremder unterzuſchieben, ſo eckel, und den claſſiſchen Schriftſtellern weit nachtheiliger geworden iſt, als ihnen die wäſſerigen Auslegungen der ſchalſten Wortforſcher nimmermehr ſeyn können. Noch mehr bedaure ich, daß Spencen ſelbſt Addiſon hierin vorgegangen, der aus löblicher Begierde, die Kenntniß der alten Kunſtwerke zu einem Auslegungsmittel zu erheben, die Fälle eben ſo wenig unterſchieden hat, in welchen die Nachahmung des Künſtlers dem Dichter anſtändig, in welchen ſie ihm verkleinerlich iſt.[1]

VIII.

Von der Aehnlichkeit, welche die Poeſie und Malerei mit einander haben, macht ſich Spence die allerſeltſamſten Begriffe. Er glaubt, daß beide Künſte bei den Alten ſo genau verbunden geweſen, daß ſie beſtändig Hand in Hand gegangen, und der Dichter nie den Maler, der Maler nie den Dichter aus den Augen verloren habe. Daß die Poeſie die weitere Kunſt iſt, daß ihr Schönheiten zu Gebote ſtehen, welche die Malerei nicht zu erreichen vermag; daß ſie öfters Urſachen haben kann, die unmaleriſchen Schönheiten den maleriſchen vorzuziehen: daran ſcheint er gar nicht gedacht zu haben, und iſt daher bei dem geringſten Unterſchiede, den er unter den alten Dichtern und Artiſten bemerkt, in einer Verlegenheit, die ihn auf die wunderlichſten Ausflüchte von der Welt bringt.

Die alten Dichter geben dem Bacchus meiſtentheils Hörner. Es iſt alſo doch wunderbar, ſagt Spence, daß man dieſe Hörner an ſeinen Statuen ſo ſelten erblickt.[2] Er fällt auf dieſe, er fällt auf eine andere Urſache, auf die Unwiſſenheit der Antiquare, auf die Kleinheit der Hörner ſelbſt, die ſich unter den Trauben und Epheublättern, dem beſtändigen Kopfputze des Gottes, möchten verkrochen haben. Er windet ſich um die wahre Urſache herum, ohne ſie zu argwohnen. Die Hörner des Bacchus waren keine natürliche Hörner, wie ſie es an den Faunen und Satyren waren. Sie waren ein Stirnſchmuck, den er aufſetzen und ablegen konnte.

— Tibi, cum sine cornibus adstas
Virgineum caput est: — —

heißt es in der feierlichen Anrufung des Bacchus beim Ovid.[3] Er konnte ſich alſo auch ohne Hörner zeigen, und zeigte ſich ohne Hörner, wenn er in ſeiner jungfräulichen Schönheit erſcheinen wollte. In dieſer wollten ihn nun auch die Künſtler darſtellen, und mußten daher alle Zuſätze von übler Wirkung an ihm vermeiden. Ein ſolcher Zuſatz wären die Hörner geweſen, die an dem Diadem befeſtigt waren, wie man an einem Kopfe in dem königl. Kabinet zu Berlin ſehen kann.[4] Ein ſolcher Zuſatz war das Diadem ſelbſt, welches die ſchöne Stirne verdeckte, und daher an den Statuen des Bacchus eben ſo ſelten vorkömmt, als die Hörner, ob es ihm ſchon, als ſeinem Erfinder, von den Dichtern eben ſo oft beigelegt wird. Dem Dichter gaben die Hörner und das Diadem feine Anſpielungen auf die Thaten und den Charakter des Gottes; dem Künſtler hingegen wurden ſie Hinderungen, größere Schönheiten zu zeigen, und wenn Bacchus, wie ich glaube, eben darum den Beinamen Biformis, *Δίμορφος*, hatte, weil er ſich ſowohl ſchön als ſchrecklich zeigen konnte, ſo war es wohl natürlich, daß die Künſtler diejenige von ſeiner Geſtalt am liebſten wählten, die der Beſtimmung ihrer Kunſt am meiſten entſprach.

---

[1] Tibullus Eleg. 4. lib. III. Polymetis Dial. VIII. p. 84.

[2] Statius lib. I. Sylv. 5. v. 8. Polymetis Dial. VIII. p. 81.

[3] Lucretius de R. N. lib. V. v. 736—747.

It Ver, et Venus, et Veneris prænuntius ante
Pinnatus graditur Zephyrus; vestigia propter
Flora quibus mater præspargens ante viai
Cuncta coloribus egregiis et odoribus opplet.
Inde loci sequitur Calor aridus, et comes una
Pulverulenta Ceres; et Etesia flabra Aquilonum.
Inde Autumnus adit; graditur simul Evius Evan:
Inde aliæ tempestates ventique sequuntur,
Altitonans Volturnus et Auster fulmine pollens.
Tandem Bruma nives adfert, pigrumque rigorem
Reddit, Hyems sequitur, crepitans ac dentibus Algus.

Spence erkennt dieſe Stelle für eine von den ſchönſten in dem ganzen Gedichte des Lucrez. Wenigſtens iſt ſie eine von denen, auf welche ſich die Ehre des Lucrez als Dichter gründet. Aber wahrlich, es heißt ihm dieſe Ehre ſchmälern, ihn völlig darum bringen wollen, wenn man ſagt: Dieſe ganze Beſchreibung ſcheint nach einer alten Proceſſion der vergötterten Jahreszeiten nebſt ihrem Gefolge gemacht zu ſeyn. Und warum das? „Darum," ſagt der Engländer, „weil bei den Römern ehedem dergleichen Proceſſionen mit ihren Göttern überhaupt eben ſo gewöhnlich waren, als noch jetzt in gewiſſen Ländern die Proceſſionen ſind, die man den Heiligen zu Ehren anſtellt; und weil hiernächſt alle Ausdrücke, welche der Dichter hier braucht, auf eine Proceſſion recht ſehr wohl paſſen." (come in very aptly, if applied to a procession.) Treffliche Gründe! Und wie vieles wäre gegen den letzten noch einzuwenden. Schon die Beiwörter, welche der Dichter den perſonificirten Abſtrakten giebt, Calor aridus, Ceres pulverulenta, Volturnus altitonans, fulmine pollens Auster, Algus dentibus crepitans, zeigen, daß ſie das Weſen von ihm und nicht von dem Künſtler haben, der ſie ganz anders hätte charakteriſiren müſſen. Spence ſcheint übrigens auf dieſen Einfall von einer Proceſſion durch Abraham Preigern gekommen zu ſeyn, welcher in ſeinen Anmerkungen über die Stelle des Dichters ſagt: Ordo est quasi Pompæ cujusdam, Ver et Venus, Zephyrus et Flora etc. Allein dabei hätte es auch Spence nur ſollen bewenden laſſen. Der Dichter führt die Jahreszeiten gleichſam in einer Proceſſion auf, das iſt gut. Aber er hat es von einer Proceſſion gelernt, ſie ſo aufzuführen, das iſt ſehr abgeſchmackt.

[4] Aeneid. Lib. VIII. v. 725. Polymetis Dial. XIV. p. 230.

[1] In verſchiedenen Stellen ſeiner Reiſen und ſeines Geſprächs über die alten Münzen.

[2] Polymetis Dial. IX. p. 129.

[3] Metamorph. lib. IV. v. 19. 20.

[4] Begeri Thes. Brandenb. Vol. III. p. 242.

Minerva und Juno ſchleudern bei den römiſchen Dichtern öfters den Blitz. Aber warum nicht auch in ihren Abbildungen? fragt Spence.[1] Er antwortet: es war ein beſonderes Vorrecht dieſer zwei Göttinnen, wovon man den Grund vielleicht erſt in den Samothraciſchen Geheimniſſen erfuhr; weil aber die Artiſten bei den alten Römern als gemeine Leute betrachtet, und daher zu dieſen Geheimniſſen ſelten zugelaſſen wurden, ſo wußten ſie ohne Zweifel nichts davon, und was ſie nicht wußten, konnten ſie nicht vorſtellen. Ich möchte Spencen dagegen fragen: arbeiteten dieſe gemeinen Leute für ihren Kopf, oder auf Befehl Vornehmerer, die von den Geheimniſſen unterrichtet ſeyn konnten? Standen die Artiſten auch bei den Griechen in dieſer Verachtung? Waren die römiſchen Artiſten nicht mehrentheils geborene Griechen? Und ſo weiter.

Statius und Valerius Flaccus ſchildern eine erzürnte Venus, und mit ſo ſchrecklichen Zügen, daß man ſie in dieſem Augenblicke eher für eine Furie, als für die Göttin der Liebe halten ſollte. Spence ſieht ſich in den alten Kunſtwerken vergebens nach einer ſolchen Venus um. Was ſchließt er daraus? Daß dem Dichter mehr erlaubt iſt, als dem Bildhauer und Maler? Das hätte er daraus ſchließen ſollen; aber er hat es einmal für allemal als einen Grundſatz angenommen, daß in einer poetiſchen Beſchreibung nichts gut ſey, was unſchicklich ſeyn würde, wenn man es in einem Gemälde oder an einer Statue vorſtellte.[2] Folglich müſſen die Dichter gefehlt haben. „Statius und Valerius ſind aus einer Zeit, da die römiſche Poeſie ſchon in ihrem Verfalle war. Sie zeigen auch hierin ihren verderbten Geſchmack, und ihre ſchlechte Beurtheilungskraft. Bei den Dichtern aus einer beſſern Zeit wird man dergleichen Verſtoßungen wider den maleriſchen Ausdruck nicht finden.“[3]

So etwas zu ſagen, braucht es wahrlich wenig Unterſcheidungskraft. Ich will indeß mich weder des Statius noch des Valerius in dieſem Fall annehmen, ſondern nur eine allgemeine Anmerkung machen. Die Götter und geiſtigen Weſen, wie ſie der Künſtler vorſtellt, ſind nicht völlig ebendieſelben, welche der Dichter braucht. Bei dem Künſtler ſind ſie perſonificirte Abſtracta, die beſtändig die ähnliche Charakteriſirung behalten müſſen, wenn ſie erkenntlich ſeyn ſollen. Bei dem Dichter hingegen ſind ſie wirkliche handelnde Weſen, die über ihren allgemeinen Charakter noch andere Eigenſchaften und Affecten haben, welche nach Gelegenheit der Umſtände vor jenen vorſtechen können. Venus iſt dem Bildhauer nichts als die Liebe: er muß ihr alſo alle die ſittſame verſchämte Schönheit, alle die holden Reize geben, die uns an geliebten Gegenſtänden entzücken, und die wir daher mit in den abgeſonderten Begriff der Liebe bringen. Die geringſte Abweichung von dieſem Ideal läßt uns ihr Bild verkennen. Schönheit, aber mit mehr Majeſtät als Schaam iſt ſchon keine Venus, ſondern eine Juno. Reize, aber mehr gebieteriſche, männliche, als holde Reize, geben eine Minerva ſtatt einer Venus. Vollends eine zürnende Venus, eine Venus, von Rache und Wuth getrieben, iſt dem Bildhauer ein wahrer Widerſpruch; denn die Liebe als Liebe zürnet nie, rächet ſich nie. Bei dem Dichter hingegen iſt Venus zwar auch die Liebe, aber die Göttin der Liebe, die außer dieſem Charakter ihre eigene Individualität hat, und folglich der Triebe des Abſcheues eben ſo fähig ſeyn muß, als der Zuneigung. Was Wunder alſo, daß ſie bei ihm in Zorn und Wuth entbrennt, beſonders wenn es die beleidigte Liebe ſelbſt iſt, die ſie darein verſetzt?

Es iſt zwar wahr, daß auch der Künſtler in zuſammengeſetzten Werken, die Venus oder jede andere Gottheit, außer ihrem Charakter, als ein wirklich handelndes Weſen, ſo gut wie der Dichter einführen kann. Aber alsdann müſſen wenigſtens ihre Handlungen ihrem Charakter nicht widerſprechen, wenn ſie ſchon keine unmittelbare Folgen deſſelben ſind. Venus übergiebt ihrem Sohne die göttlichen Waffen; dieſe Handlung kann der Künſtler ſowohl als der Dichter vorſtellen. Hier hindert ihn nichts, der Venus alle die Anmuth und Schönheit zu geben, die ihr als Göttin der Liebe zukommen, vielmehr wird ſie eben dadurch in ſeinem Werke um ſo viel kenntlicher. Allein wenn ſich Venus an ihren Verächtern, den Männern zu Lemnos rächen will, in vergrößerter wilder Geſtalt mit fleckigten Wangen, in verwirrtem Haare, die Pechfackel ergreift, ein ſchwarzes Gewand um ſich wirft, und auf einer finſtern Wolke ſtürmiſch herabfährt: ſo iſt das kein Augenblick für den Künſtler, weil er ſie durch nichts in dieſem Augenblicke kenntlich machen kann. Es iſt nur ein Augenblick für den Dichter, weil dieſer das Vorrecht hat, einen andern, in welchem die Göttin ganz Venus iſt, ſo nahe, ſo genau damit zu verbinden, daß wir die Venus auch in der Furie nicht aus den Augen verlieren. Dieſes thut Flaccus:

> — — Neque enim alma videri
> Jam tumet; aut tereti crinem subnectitur auro,
> Sidereos diffusa sinus. Eadem effera et ingens
> Et maculis suffecta genas; pinumque sonantem
> Virginibus Stygiis, nigramque simillima pallam.[1]

Eben dieſes thut Statius:

> Illa Paphon veterem centumque altaria linquens,
> Nec vultu nec crine prior, solvisse jugalem
> Ceston, et Idalias procul ablegasse volucres
> Fertur. Erant certe, media qui noctis in umbra
> Divam, alios ignes majoraque tela gerentem,
> Tartarias inter thalamis volitasse sorores
> Vulgarent: utque implicitis arcana domorum
> Anguibus, et saeva formidine cuncta replerit
> Limina.[2] —

Oder man kann ſagen: der Dichter allein beſitzt das Kunſtſtück, mit negativen Zügen zu ſchildern, und durch Vermiſchung dieſer negativen mit poſitiven Zügen zwei Erſcheinungen in eine zu bringen. Nicht mehr die holde Venus, nicht mehr das Haar mit goldnen Spangen geheftet, von keinem azurnen Gewande umflattert, ohne ihren Gürtel, mit anderen Flammen, mit größeren Pfeilen bewaffnet, in Geſellſchaft ihr ähnlicher Furien. Aber weil der Artiſt dieſes Kunſtſtückes entbehren muß, ſoll ſich ſeiner darum auch der Dichter enthalten? Wenn die Malerei die Schweſter der Dichtkunſt ſeyn will, ſo ſey ſie wenigſtens keine eiferſüchtige Schweſter, und die jüngere unterſage der älteren nicht alle den Putz, der ſie ſelbſt nicht kleidet.

IX.

Wenn man in einzelnen Fällen den Maler und Dichter mit einander vergleichen will, ſo muß man vor allen Dingen wohl zuſehen, ob ſie beide ihre völlige Freiheit gehabt haben, ob ſie ohne allen äußerlichen Zwang auf die höchſte Wirkung ihrer Kunſt haben arbeiten können.

---

[1] Polymetis Dial. VI. p. 63.

[2] Polymetis Dialogue XX. p. 311. Scarce any thing can be good in a poetical description, which would appear absurd, if represented in a statue or picture.

[3] Polymetis Dial. VII. p. 74.

[1] Argonaut. Lib. II. v. 102 — 106.

[2] Thebaid. Lib. V. v. 61 — 64.

Ein ſolcher äußerlicher Zwang war dem alten Künſtler öfters die Religion. Sein Werk, zur Verehrung und Anbetung beſtimmt, konnte nicht allezeit ſo vollkommen ſeyn, als wenn er einzig das Vergnügen des Betrachters dabei zur Abſicht gehabt hätte. Der Aberglaube überladete die Götter mit Sinnbildern, und die ſchönſten von ihnen wurden nicht überall als die ſchönſten verehrt.

Bacchus ſtand in ſeinem Tempel zu Lemnos, aus welchem die fromme Hypſipile ihren Vater unter der Geſtalt des Gottes rettete,[1] mit Hörnern, und ſo erſchien er ohne Zweifel in allen ſeinen Tempeln, denn die Hörner waren ein Sinnbild, welches ſein Weſen mit bezeichnete. Nur der freie Künſtler, der ſeinen Bacchus für keinen Tempel arbeitete, ließ dieſes Sinnbild weg; und wenn wir unter den noch übrigen Statuen von ihm keine mit Hörnern finden,[2] ſo iſt dieſes vielleicht ein Beweis, daß es keine von den geheiligten ſind, in welchen er wirklich verehrt worden. Es iſt ohnedem höchſt wahrſcheinlich, daß auf dieſe letzteren die Wuth der frommen Zerſtörer in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums vornehmlich gefallen iſt, die nur hier und da ein Kunſtwerk ſchonte, welches durch keine Anbetung verunreinigt war.

Da indeß unter den aufgegrabenen Antiken ſich Stücke ſowohl von der einen als von der andern Art finden, ſo wünſchte ich, daß man den Namen der Kunſtwerke nur denjenigen beilegen möchte, in welchen ſich der Künſtler wirklich als Künſtler zeigen können, bei welchen die Schönheit ſeine erſte und letzte Abſicht geweſen. Alles andere, woran ſich zu merkliche Spuren gottesdienſtlicher Verabredungen zeigen, verdient dieſen Namen nicht, weil die Kunſt hier nicht um ihrer ſelbſt willen gearbeitet, ſondern ein bloßes Hülfsmittel der Religion war, die bei den ſinnlichen Vorſtellungen, die ſie ihr aufgab, mehr auf das Bedeutende als auf das Schöne ſah; ob ich ſchon dadurch nicht ſagen will, daß ſie nicht auch öfters alles Bedeutende in das Schöne geſetzt, oder aus Nachſicht für die Kunſt und den feinern Geſchmack des Jahrhunderts von jenem ſo viel nachgelaſſen habe, daß dieſes allein zu herrſchen ſcheinen können.

Macht man keinen ſolchen Unterſchied, ſo werden der Kenner und der Antiquar beſtändig mit einander im Streite liegen, weil ſie einander nicht verſtehen. Wenn jener, nach ſeiner Einſicht in die Beſtimmung der Kunſt, behauptet, daß dieſes oder jenes der alte Künſtler nie gemacht habe, nämlich als Künſtler nicht, freiwillig nicht: ſo wird dieſer es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch ſonſt eine außer dem Gebiete der Kunſt liegende Urſache, von dem Künſtler habe machen laſſen, von dem Künſtler nämlich als Handarbeiter. Er wird alſo mit der erſten mit der beſten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben, die dieſer ohne Bedenken, aber zu großem Aergerniſſe der gelehrten Welt, wieder zu dem Schutte verdammt, woraus ſie gezogen worden.[1]

Gegentheils kann man ſich aber auch den Einfluß der Religion auf die Kunſt zu groß vorſtellen. Spence giebt hiervon ein ſonderbares Beiſpiel. Er fand beim Ovid, daß Veſta in ihrem Tempel unter keinem perſönlichen Bilde verehrt worden, und dieſes dünkte ihm genug, daraus zu ſchließen, daß es überhaupt keine Bildſäulen von dieſer Göttin gegeben habe, und daß alles, was man bisher dafür gehalten, nicht die Veſta, ſondern eine Veſtalin vorſtelle.[1] Eine ſeltſame Folge! Verlor der Künſtler darum ſein Recht, ein Weſen, dem die Dichter eine beſtimmte Perſönlichkeit geben, das ſie zur Tochter des Saturnus und der Ops machen, das ſie in Gefahr kommen laſſen, unter die Mißhandlungen des Priapus zu fallen, und was ſie ſonſt von ihr erzählen, verlor er, ſage ich, darum ſein Recht, dieſes Weſen auch nach ſeiner Art zu perſonificiren, weil es in Einem Tempel nur unter dem Sinnbilde des Feuers verehrt ward? Denn Spence begeht dabei noch dieſen Fehler, daß er das, was Ovid nur von einem gewiſſen Tempel der Veſta, nämlich von dem zu Rom ſagt,[2] auf alle Tempel dieſer Göttin ohne Unterſchied, und auf ihre Verehrung überhaupt ausdehnt. Wie ſie in dieſem Tempel zu Rom verehrt ward, ſo ward ſie nicht überall verehrt, ſo war ſie ſelbſt nicht in Italien verehrt worden, ehe ihn Numa baute. Numa wollte keine Gottheit in menſchlicher oder thieriſcher Geſtalt vorgeſtellt wiſſen, und darin beſtand ohne Zweifel die Verbeſſerung, die er in dem Dienſte der Veſta machte, daß er alle perſönliche Vorſtellung von ihr daraus verbannte. Ovid ſelbſt lehrt uns, daß es vor den Zeiten des Numa Bildſäulen der Veſta in ihrem Tempel gegeben habe, die, als ihre Prieſterin Sylvia Mutter ward, vor Scham die jungfräulichen Hände vor die Augen hoben.[3] Daß ſogar in den Tempeln, welche die Göttin außer der Stadt in den römiſchen Provinzen hatte, ihre Verehrung nicht völlig von der Art geweſen, als ſie Numa verordnet, ſcheinen verſchiedene alte Inſchriften zu beweiſen, in welchen eines Pontificis Vestae gedacht wird.[4] Auch zu Korinth war ein Tempel der Veſta ohne alle Bildſäule mit einem bloßen Altare, worauf der Göttin geopfert ward.[5] Aber hatten die Griechen darum gar keine Statuen der Veſta? Zu Athen war eine im Prytaneo, neben der Statue des Friedens.[6] Die Jaſſeer rühmten von einer, die bei ihnen unter freiem Himmel ſtand, daß weder Schnee noch Regen jemals auf ſie falle.[7] Plinius gedenkt einer ſitzenden von der Hand des Scopas, die ſich zu ſeiner Zeit in den Servilianiſchen Gärten zu Rom befand.[8] Zugegeben, daß es uns jetzt ſchwer wird, eine bloße Veſtalin von einer Veſta ſelbſt zu unterſcheiden, beweiſt dieſes, daß ſie auch die Alten nicht unterſcheiden können, oder wohl gar nicht unterſcheiden wollen? Gewiſſe Kennzeichen ſprechen offenbar mehr für die eine, als für die andere. Das Scepter, die Fackel, das Palladium laſſen ſich nur in der Hand der Göttin vermuthen. Das Tympanum, welches ihr Codinus beilegt, kömmt ihr vielleicht nur als der Erde zu, oder Codinus wußte ſelbſt nicht recht, was er ſah.[1]

---

[1] Valerius Flaccus Lib. II. Argonaut. v. 265—273.

Serta patri, juvenisque comam vestesque Lyæi
Induit, et medium curru locat; æraque circum
Tympanaque et plenas tacita formidine cistas.
Ipsa sinus hederisque ligat famularibus artus:
Pampineamque quatit ventosis ictibus hastam,
Respiciens, teneat virides velatus habenas
Ut pater, et nivea tumeant ut cornua mitra,
Et sacer ut Bacchum referat scyphus.

Das Wort tumeant in der letzten ohn einen Zeile ſcheint übrigens anzuzeigen, daß man die Hörner des Bacchus nicht ſo klein gemacht, als ſich Spence einbildet.

[2] Der ſogenannte Bacchus in dem mediceiſchen Garten zu Rom (beim Montfaucon Suppl. aux Ant. T. I. p. 254) hat kleine, aus der Stirne hervorſproſſende Hörner; aber es giebt Kenner, die ihn eben darum lieber zu einem Faune machen wollen. In der That ſind ſolche natürliche Hörner eine Schändung der menſchlichen Geſtalt, und können nur Weſen geziemen, denen man eine Art von Mittelgeſtalt zwiſchen Menſchen und Thier ertheilte. Auch iſt die Stellung, der lüſterne Blick nach der über ſich gehaltenen Traube, einem Begleiter des Weingottes anſtändiger, als dem Gotte ſelbſt. Ich erinnere mich hier, was Clemens Alexandrinus von Alexander dem Großen ſagt (Protrept. p. 48. Edit. Pott.): *Ἐβούλετο δὲ καὶ Ἀλέξανδρος Ἄμμωνος υἱὸς εἶναι δοκεῖν, καὶ κεράσφορος ἀναπλάττεσθαι πρὸς τῶν ἀγαλματοποιῶν, τὸ καλὸν ἀνθρώπου ὑβρίσαι σπεύδων κέρατι.* Es war Alexanders ausdrücklicher Wille, daß ihn der Bildhauer mit Hörnern vorſtellen ſollte; er war es gern zufrieden, daß die menſchliche Schönheit in ihm mit Hörnern beſchimpft ward, wenn man ihn nur eines göttlichen Urſprungs zu ſeyn glaubte.

[1] Als ich oben behauptete, daß die alten Künſtler keine Furien gebildet hätten, war es mir nicht entfallen, daß die Furien mehr als einen Tempel gehabt, die ohne ihre Statuen gewiß nicht geweſen ſind. In dem zu Cerynea fand Pauſanias dergleichen von Holz; ſie waren weder groß, noch ſonſt beſonders merkwürdig; es ſchien, daß die Kunſt, die ſich nicht an ihnen zeigen können, es an den Bildſäulen ihrer Prieſterinnen, die in der Halle des Tempels ſtanden, einbringen wollen, als welche von Stein, und von ſehr ſchöner Arbeit waren (Pausanias Achaic. cap. XXV. p. 587. Edit. Kuhn.). Ich hatte eben ſo wenig vergeſſen, daß man Köpfe von ihnen auf einem Abraxas, den Chiffletius bekannt gemacht, und auf einer Lampe beim Licetus zu ſehen glaube (Dissert. sur les Furies par Banier, Mémoires de l'Académie des Inscript. T. V. p. 48). Auch ſogar die Urne von hetruriſcher Arbeit beim Gorius (Tabl. 151. Musei Etrusci), auf welcher Oreſtes und Pylades erſcheinen, wie ihnen zwei Furien mit Fackeln zuſetzen, war mir nicht unbekannt. Allein ich redete von Kunſtwerken, von welchen ich alle dieſe Stücke ausſchließen zu können glaubte. Und wäre auch das letztere nicht ſowohl als die übrigen davon auszuſchließen, ſo dient es von einer andern Seite, mehr meine Meinung zu beſtärken, als zu widerlegen. Denn ſo wenig auch die hetruriſchen Künſtler überhaupt auf das Schöne gearbeitet, ſo ſcheinen ſie doch auch die Furien nicht ſowohl durch ſchreckliche Geſichtszüge, als vielmehr durch ihre Tracht und Attribute ausgedrückt zu haben. Dieſe ſtoßen mit ſo ruhigem Geſichte dem Oreſtes und Pylades ihre Fackeln unter die Augen, daß ſie faſt ſcheinen, ſie nur im Scherze erſchrecken zu wollen. Wie fürchterlich ſie dem Oreſtes und Pylades vorgekommen, läßt ſich nur aus ihrer Furcht, keineswegs aber aus der Bildung der Furien ſelbſt abnehmen. Es ſind alſo Furien, und ſind auch keine; ſie verrichten das Amt der Furien, aber nicht in der Verſtellung von Grimm und Wuth, welche wir mit ihrem Namen zu verbinden gewohnt ſind; nicht mit der Stirne, die, wie Catull ſagt, expirantis præportat pectoris iras. — Noch kürzlich glaubte Herr Winkelmann, auf einem Carniole in dem Stoſchiſchen Cabinette, eine Furie im Laufe mit fliegendem Rocke und Haaren und einem Dolche in der Hand, gefunden zu haben (Bibliothek der ſch. Wiſſ. V. Bd. S. 30). Der Herr von Hagedorn rieth hierauf auch den Künſtlern ſchon an, ſich dieſe Anzeige zu Nutze zu machen, und die Furien in ihren Gemälden ſo vorzuſtellen (Betrachtungen über die Malerei S. 222). Allein Herr Winkelmann hat hernach dieſe ſeine Entdeckung ſelbſt wiederum ungewiß gemacht, weil er nicht gefunden, daß die Furien, anſtatt mit Fackeln, auch mit Dolchen von den Alten bewaffnet worden (Descript. des Pierres gravées pag. 84). Ohne Zweifel erkennt er alſo die Figuren, auf Münzen der Städte Lyrba und Maſſaura, die Spanheim für Furien ausgiebt (Les Césars de Julien p. 44), nicht dafür, ſondern für eine Hecate triformis; denn ſonſt fände ſich allerdings hier eine Furie, die in jeder Hand einen Dolch führt, und es iſt ſonderbar, daß eben dieſe auch in bloßen ungebundenen Haaren erſcheint, die an den andern mit einem Schleier bedeckt ſind. Doch geſetzt auch, es wäre wirklich ſo, wie es dem Herrn Winkelmann zuerſt vorgekommen, ſo würde es auch mit dieſem geſchnittenen Steine eben die Bewandniß haben, die es mit der hetruriſchen Urne hat, es wäre denn, daß ſich wegen Kleinheit der Arbeit gar keine Geſichtszüge erkennen ließen. Ueberdem gehören auch die geſchnittenen Steine überhaupt, wegen ihres Gebrauchs als Siegel, ſchon mit zur Bilderſprache, und ihre Figuren mögen öfter eigenſinnige Symbole der Beſitzer, als freiwillige Werke der Künſtler ſeyn.

X.

Ich merke noch eine Befremdung des Spence an, welche deutlich zeigt, wie wenig er über die Gränzen der Poeſie und Malerei muß nachgedacht haben.

„Was die Muſen überhaupt betrifft, ſagt er, ſo iſt es doch ſonderbar, daß die Dichter in Beſchreibung derſelben ſo ſparſam ſind, weit ſparſamer, als man es bei Göttinnen, denen ſie ſo große Verbindlichkeit haben, erwarten ſollte.“[2]

Was heißt das anders, als ſich wundern, daß wenn die Dichter von ihnen reden, ſie es nicht in der ſtummen Sprache der Maler thun? Urania iſt den Dichtern die Muſe der Sternkunſt; aus ihrem Namen, aus ihren Verrichtungen erkennen wir ihr Amt. Der Künſtler, um es kenntlich zu machen, muß ſie mit einem Stabe auf eine Himmelskugel weiſen laſſen; dieſer Stab, dieſe Himmelskugel, dieſe ihre Stellung ſind ſeine Buchſtaben, aus welchen er uns den Namen Urania zuſammenſetzen läßt. Aber wenn der Dichter ſagen will: Urania hatte ſeinen Tod längſt aus den Sternen vorhergeſehen;

> Ipsa diu positis lethum praedixerat astris
> Urania — [3]

warum ſoll er, in Rückſicht auf den Maler, dazuſetzen: Urania, den Radius in der Hand, die Himmelskugel vor ſich? Wäre es nicht, als ob ein Menſch, der laut reden kann und darf, ſich noch zugleich der Zeichen bedienen ſollte, welche die Stummen im Serraglio des

---

[1] Polymetis Dial. VII. p. 81.

[2] Fast. lib. VI. v. 295—98.

> Esse diu stultus Vestae simulacra putavi:
> Mox didici curvo nulla subesse tholo.
> Ignis inextinctus templo celatur in illo.
> Effigiem nullam Vesta, nec ignis, habet.

Ovid redet nur von dem Gottesdienſte der Veſta in Rom, nur von dem Tempel, den ihr Numa daſelbſt erbaut hatte, von dem er kurz zuvor (v. 259. 60) ſagt:

> Regis opus placidi, quo non metuentius ullum
> Numinis ingenium terra Sabina tulit.

[3] Fast. libr. III. v. 45. 46.

> Sylvia fit mater: Vestae simulacra feruntur
> Virgineas oculis opposuisse manus.

Auf dieſe Weiſe hätte Spence den Ovid mit ſich ſelbſt vergleichen ſollen. Der Dichter redet von verſchiedenen Zeiten. Hier von den Zeiten vor dem Numa, dort von den Zeiten nach ihm. In jenen ward ſie in Italien unter perſönlichen Vorſtellungen verehrt, ſo wie ſie in Troja war verehrt worden, von wannen Aeneas ihren Gottesdienſt mit herüber gebracht hatte.

> — — Manibus vittas, Vestamque potentem,
> Aeternumque adytis effert penetralibus ignem:

ſagt Virgil von dem Geiſte des Hector, nachdem er dem Aeneas zur Flucht gerathen. Hier wird das ewige Feuer von der Veſta ſelbſt, oder ihrer Bildſäule ausdrücklich unterſchieden. Spence muß die römiſchen Dichter zu ſeinem Behufe doch noch nicht aufmerkſam genug durchgeleſen haben, weil ihm dieſe Stelle entwiſcht iſt.

[4] Lipsius de Vesta et Vestalibus cap. 13.

[5] Pausanias Corinth. cap. XXXV. p. 198. Edit. Kuh.

[6] Idem Attic. cap. XVIII. p. 41.

[7] Polyb. Hist. libr. XVI. §. 11 Op. T. II. p. 443. Edit. Ernest.

[8] Plinius lib. XXXVI. sect. 4. pag. 727. Edit. Hard. Scopas fecit — Vestam sedentem laudatam in Servilianis hortis. Dieſe Stelle muß Lipſius in Gedanken gehabt haben, als er (de Vesta cap. 3) ſchrieb: Plinius Vestam sedentem effingi solitam ostendit, a stabilitate. Allein was Plinius von einem einzigen Stücke des Scopas ſagt, hätte er nicht für einen allgemein angenommenen Charakter ausgeben ſollen. Er merkt ſelbſt an, daß auf den Münzen die Veſta eben ſo oft ſtehend als ſitzend erſcheine. Allein er verbeſſert dadurch nicht den Plinius, ſondern ſeine eigene falſche Einbildung.

[1] Georg. Codinus de Originib. Constant. Edit. Venet. p. 12. Την γην λεγουσιν Ἑστιαν, και πλαττουσιν αὐτην γυναικα, τυμπανον βασταζουσαν, ἐπειδη τους ἀνεμους ἡ γη ὑφ' ἑαυτην συγκλειει. Suidas, aus ihm, oder beide aus einem Ältern, ſagt unter dem Worte Ἑστια eben dieſes. „Die Erde wird unter dem Namen Veſta als eine Frau gebildet, welche ein Tympanon trägt, weil ſie die Winde in ſich verſchloſſen hält.“ Die Urſache iſt ein wenig abgeſchmackt. Es würde ſich eher haben hören laſſen, wenn er geſagt hätte, daß ihr deswegen ein Tympanon beigegeben werde, weil die Alten zum Theil geglaubt, daß ihre Figur damit übereinkomme; σχημα αὐτης τυμπανοειδες ἐιναι. (Plutarchus de placitis Philos. cap. 10. Id. de facie in orbe Lunae.) Wo ſich aber Codinus nur nicht entweder in der Figur, oder in dem Namen, oder gar in beiden geirrt hat. Er wußte vielleicht, was er die Veſta tragen ſah, nicht beſſer zu nennen, als ein Tympanum; oder hörte es ein Tympanum nennen, und konnte ſich nichts anders dabei gedenken, als das Inſtrument, welches wir eine Heerpauke nennen. Tympana waren aber auch eine Art von Rädern:

> Hinc radios trivere rotis, hinc tympana plaustris
> Agricolae —

(Virgilius Georgic. lib. II. v. 444.) Und einem ſolchen Rade ſcheint mir das, was ſich an der Veſta des Fabretti zeigt (Ad Tabulam Iliadis p. 334), und dieſer Gelehrte für eine Handmühle hält, ſehr ähnlich zu ſeyn.

[2] Polymetis Dial. VIII. p. 91.

[3] Statius Theb. VIII. v. 551.

Türken, aus Mangel der Stimme, unter ſich erfunden haben?

Ebendieſelbe Befremdung äußert Spence nochmals bei den moraliſchen Weſen, oder denjenigen Gottheiten, welche die Alten den Tugenden und der Führung des menſchlichen Lebens vorſetzten.[1] „Es verdient angemerkt zu werden, ſagt er, daß die römiſchen Dichter von den beſten dieſer moraliſchen Weſen weit weniger ſagen, als man erwarten ſollte. Die Artiſten ſind in dieſem Stücke viel reicher, und wer wiſſen will, was jedes derſelben für einen Aufzug gemacht, darf nur die Münzen der römiſchen Kaiſer zu Rathe ziehen. —[2] Die Dichter ſprechen von dieſen Weſen zwar öfters, als von Perſonen; überhaupt aber ſagen ſie von ihren Attributen, ihrer Kleidung und übrigem Anſehen ſehr wenig." —

Wenn der Dichter Abſtracta perſonificirt, ſo ſind ſie durch den Namen, und durch das, was er ſie thun läßt, genugſam charakteriſirt.

Dem Künſtler fehlen dieſe Mittel. Er muß alſo ſeinen perſonificirten Abſtractis Sinnbilder zugeben, durch welche ſie kenntlich werden. Dieſe Sinnbilder, weil ſie etwas anders ſind, und etwas anders bedeuten, machen ſie zu allegoriſchen Figuren.

Eine Frauensperſon mit einem Zaume in der Hand; eine andere an eine Säule gelehnt, ſind in der Kunſt allegoriſche Weſen. Allein die Mäßigung, die Standhaftigkeit bei dem Dichter ſind keine allegoriſche Weſen, ſondern bloß perſonificirte Abſtracta.

Die Sinnbilder dieſer Weſen bei dem Künſtler hat die Noth erfunden. Denn er kann ſich durch nichts anders verſtändlich machen, was dieſe oder jene Figur bedeuten ſoll. Wozu aber den Künſtler die Noth treibt, warum ſoll ſich das der Dichter aufdringen laſſen, der von dieſer Noth nichts weiß?

Was Spencen ſo ſehr befremdet, verdient den Dichtern als eine Regel vorgeſchrieben zu werden. Sie müſſen die Bedürfniſſe der Malerei nicht zu ihrem Reichthume machen. Sie müſſen die Mittel, welche die Kunſt erfunden hat, um der Poeſie nachzukommen, nicht als Vollkommenheiten betrachten, auf die ſie neidiſch zu ſeyn Urſache hätten. Wenn der Künſtler eine Figur mit Sinnbildern auszieret, ſo erhebt er eine bloße Figur zu einem höhern Weſen. Bedient ſich aber der Dichter dieſer maleriſchen Ausſtaffirungen, ſo macht er aus einem höhern Weſen eine Puppe.

So wie dieſe Regel durch die Befolgung der Alten bewährt iſt, ſo iſt die gefliſſentliche Uebertretung derſelben ein Lieblingsfehler der neuern Dichter. Alle ihre Weſen der Einbildung gehen in Maske, und die ſich auf dieſe Maskeraden am beſten verſtehen, verſtehen ſich meiſtentheils auf das Hauptwerk am wenigſten: nämlich, ihre Weſen handeln zu laſſen, und ſie durch die Handlungen derſelben zu charakteriſiren.

Doch giebt es unter den Attributen, mit welchen die Künſtler ihre Abſtracta bezeichnen, eine Art, die des poetiſchen Gebrauchs fähiger und würdiger iſt. Ich meine diejenigen, welche eigentlich nichts allegoriſches haben, ſondern als Werkzeuge zu betrachten ſind, deren ſich die Weſen, welchen ſie beigelegt werden, falls ſie als wirkliche Perſonen handeln ſollten, bedienen würden oder könnten. Der Zaum in der Hand der Mäßigung, die Säule, an welche ſich die Standhaftigkeit lehnt, ſind lediglich allegoriſch, für den Dichter alſo von keinem Nutzen. Die Wage in der Hand der Gerechtigkeit iſt es ſchon weniger, weil der rechte Gebrauch der Wage wirklich ein Stück der Gerechtigkeit iſt. Die Leyer oder Flöte aber in der Hand einer Muſe, die Lanze in der Hand des Mars, Hammer und Zange in den Händen des Vulkan, ſind ganz und gar keine Sinnbilder, ſind bloße Inſtrumente, ohne welche dieſe Weſen die Wirkungen, die wir ihnen zuſchreiben, nicht hervorbringen können. Von dieſer Art ſind die Attribute, welche die alten Dichter in ihre Beſchreibungen etwa noch einflechten, und die ich deswegen, zum Unterſchiede jener allegoriſchen, die poetiſchen nennen möchte. Dieſe bedeuten die Sache ſelbſt, jene nur etwas ähnliches.[1]

---

[1] Polym. Dial. X. p. 137.

[2] Ibid. p. 136.

[1] Man mag in dem Gemälde, welches Horaz von der Nothwendigkeit macht, und welches vielleicht das an Attributen reichſte Gemälde bei allen alten Dichtern iſt: (Lib. I. Od. 35.)

> Te semper anteit sæva Necessitas:
> Clavos trabales et cuneos manu
> Gestans ahenea; nec severus
> Uncus abest liquidumque plumbum —

man mag, ſage ich, in dieſem Gemälde die Nägel, die Klammern, das fließende Blei, für Mittel der Befeſtigung oder für Werkzeuge der Beſtrafung annehmen, ſo gehören ſie doch immer mehr zu den poetiſchen, als allegoriſchen Attributen. Aber auch als ſolche ſind ſie zu ſehr gehäuft, und die Stelle iſt eine von den froſtigſten des Horaz. Sanadon ſagt: J'ose dire que ce tableau pris dans le detail serait plus beau sur la toile que dans une ode heroique. Je ne puis souffrir cet attirail patibulaire de clous, de coins, de crocs et de plomb fondu. J'ai cru en devoir décharger la traduction, en substituant les idées générales aux idées singulieres. C'est dommage que le Poëte ait eu besoin de ce correctif. Sanadon hatte ein feines und richtiges Gefühl, nur der Grund, womit er es bewähren will, iſt nicht der rechte. Nicht weil die gebrauchten Attribute ein attirail patibulaire ſind; denn es ſtand nur bei ihm, die andere Auslegung anzunehmen, und das Galgengeräthe in die feſteſten Bindemittel der Baukunſt zu verwandeln; ſondern, weil alle Attribute eigentlich für das Auge, und nicht für das Gehör gemacht ſind, und alle Begriffe, die wir durch das Auge erhalten ſollten, wenn man ſie uns durch das Gehör beibringen will, eine größere Anſtrengung erfordern, und einer geringern Klarheit fähig ſind. — Der Verfolg von der angeführten Strophe des Horaz erinnert mich übrigens an ein paar Verſehen des Spence, die von der Genauigkeit, mit welcher er die angezogenen Stellen der alten Dichter will erwogen haben, nicht den vortheilhafteſten Begriff erwecken. Er redet von dem Bilde, unter welchem die Römer die Treue oder Ehrlichkeit vorſtellten. (Dial. X. p. 145.) „Die Römer," ſagt er, „nannten ſie Fides; und wenn ſie ſie Sola Fides nannten, ſo ſcheinen ſie den hohen Grad dieſer Eigenſchaft, den wir durch grundehrlich (im Engliſchen downright honesty) ausdrucken, darunter verſtanden zu haben. Sie wird mit einer freien offenen Geſichtsbildung und in nichts als einem dünnen Kleide vorgeſtellt, welches ſo fein iſt, daß es für durchſichtig gelten kann. Horaz nennt ſie daher, in einer von ſeinen Oden, dünnbekleidet, und in einer andern, durchſichtig." In dieſer kleinen Stelle ſind nicht mehr als drei ziemlich grobe Fehler. Erſtlich iſt es falſch, daß Sola ein beſonderes Beiwort ſey, welches die Römer der Göttin Fides gegeben. In den beiden Stellen des Livius, die er desfalls zum Beweiſe anführt (Lib. I. §. 21. Lib. II. §. 3.) bedeutet es weiter nichts, als was es überall bedeutet, die Ausſchließung alles übrigen. In der einen Stelle ſcheint den Kritikern das soli ſogar verdächtig und durch einen Schreibfehler, der durch das gleich daneben ſtehende solenne veranlaßt worden, in den Text gekommen zu ſeyn. In der andern aber iſt nicht von der Treue, ſondern von der Unſchuld, der Unſträflichkeit, Innocentia, die Rede. Zweitens: Horaz ſoll in einer ſeiner Oden, der Treue das Beiwort dünnbekleidet geben, nämlich in der oben angezogenen fünfunddreißigſten des erſten Buchs:

> Te spes, et albo rara fides colit
> Velata panno.

Es iſt wahr, rarus heißt auch dünne; aber hier heißt es bloß ſelten, was wenig vorkömmt, und iſt das Beiwort der Treue ſelbſt, und nicht ihrer Bekleidung. Spence würde Recht haben, wenn der Dichter geſagt hätte: Fides raro velata panno. Drittens: an einem andern Orte ſoll Horaz die Treue oder Redlichkeit durchſichtig nennen, um eben das damit anzudeuten, was wir in unſern gewöhnlichen Freundſchaftsverſicherungen zu ſagen pflegen: ich wünſchte, Sie könnten mein Herz ſehen. Und dieſer Ort ſoll die Zeile der achtzehnten Ode des erſten Buchs ſeyn:

> Arcanique Fides prodiga, pellucidior vitro.

Wie kann man ſich aber von einem bloßen Worte ſo verführen laſſen? Heißt denn Fides arcani prodiga die Treue? Oder heißt es nicht vielmehr, die Treuloſigkeit? Von dieſer ſagt Horaz, und nicht von der Treue, daß ſie durchſichtig

XI.

Auch der Graf Caylus ſcheint zu verlangen, daß der Dichter ſeine Weſen der Einbildung mit allegoriſchen Attributen ausſchmücken ſolle.[1] Der Graf verſtand ſich beſſer auf die Malerei als auf die Poeſie.

Doch ich habe in ſeinem Werke, in welchem er dieſes Verlangen äußert, Anlaß zu erheblicheren Betrachtungen gefunden, wovon ich das Weſentlichſte, zu beſſerer Erwägung, hier anmerke.

Der Künſtler, iſt des Grafen Abſicht, ſoll ſich mit dem größten maleriſchen Dichter, mit dem Homer, mit dieſer zweiten Natur, näher bekannt machen. Er zeigt ihm, welchen reichen noch nie genutzten Stoff zu den trefflichſten Schildereien die von dem Griechen behandelte Geſchichte darbiete, und wie ſo viel vollkommener ihm die Ausführung gelingen müſſe, je genauer er ſich an die kleinſten von dem Dichter bemerkten Umſtände halten könne.

In dieſem Vorſchlage vermiſcht ſich alſo die oben getrennte doppelte Nachahmung. Der Maler ſoll nicht allein das nachahmen, was der Dichter nachgeahmt hat, ſondern er ſoll es auch mit den nämlichen Zügen nachahmen; er ſoll den Dichter nicht bloß als Erzähler, er ſoll ihn als Dichter nutzen.

Dieſe zweite Art der Nachahmung aber, die für den Dichter ſo verkleinerlich iſt, warum iſt ſie es nicht auch für den Künſtler? Wenn vor dem Homer eine ſolche Folge von Gemälden, als der Graf Caylus aus ihm angiebt, vorhanden geweſen wäre, und wir wüßten, daß der Dichter aus dieſen Gemälden ſein Werk genommen hätte: würde er nicht von unſerer Bewunderung unendlich verlieren? Wie kömmt es, daß wir dem Künſtler nichts von unſerer Hochachtung entziehen, wenn er ſchon weiter nichts thut, als daß er die Worte des Dichters mit Figuren und Farben ausdrückt?

Die Urſache ſcheint dieſe zu ſeyn. Bei dem Artiſten dünkt uns die Ausführung ſchwerer, als die Erfindung; bei dem Dichter hingegen iſt es umgekehrt, und ſeine Ausführung dünkt uns gegen die Erfindung das Leichtere. Hätte Virgil die Verſtrickung des Laokoon und ſeiner Kinder von der Gruppe genommen, ſo würde ihm das Verdienſt, welches wir bei dieſem ſeinem Bilde für das ſchwerere und größere halten, fehlen, und nur das geringere übrig bleiben. Denn dieſe Verſtrickung in der Einbildungskraft erſt ſchaffen, iſt weit wichtiger, als ſie in Worten ausdrücken. Hätte hingegen der Künſtler dieſe Verſtrickung von dem Dichter entlehnt, ſo würde er in unſern Gedanken doch noch immer Verdienſt genug behalten, ob ihm ſchon das Verdienſt der Erfindung abgeht. Denn der Ausdruck in Marmor iſt unendlich ſchwerer als der Ausdruck in Worten; und wenn wir Erfindung und Darſtellung gegen einander abwägen, ſo ſind wir jederzeit geneigt, dem Meiſter an der einen ſo viel wiederum zu erlaſſen, als wir an der andern zu viel erhalten zu haben meinen.

Es giebt ſogar Fälle, wo es für den Künſtler ein größeres Verdienſt iſt, die Natur durch das Medium der Nachahmung des Dichters nachgeahmt zu haben, als ohne daſſelbe. Der Maler, der nach der Beſchreibung eines Thomſon eine ſchöne Landſchaft darſtellt, hat mehr gethan, als der ſie gerade von der Natur copirt. Dieſer ſieht ſein Urbild vor ſich; jener muß erſt ſeine Einbildungskraft ſo anſtrengen, bis er es vor ſich zu ſehen glaubt. Dieſer macht aus lebhaften ſinnlichen Eindrücken etwas Schönes; jener aus ſchwanken und ſchwachen Vorſtellungen willkürlicher Zeichen.

So natürlich aber die Bereitwilligkeit iſt, dem Künſtler das Verdienſt der Erfindung zu erlaſſen, eben ſo natürlich hat daraus die Lauigkeit gegen daſſelbe bei ihm entſpringen müſſen. Denn da er ſah, daß die Erfindung ſeine glänzende Seite nie werden könne, daß ſein größtes Lob von der Ausführung abhange, ſo ward es ihm gleichviel, ob jene alt oder neu, einmal oder unzähligmal gebraucht ſey, ob ſie ihm oder einem anderen zugehöre. Er blieb in dem engen Bezirke weniger, ihm und dem Publicum geläufig gewordener Vorwürfe, und ließ ſeine ganze Erfindſamkeit auf die bloße Veränderung in dem Bekannten gehen, auf neue Zuſammenſetzungen alter Gegenſtände. Das iſt auch wirklich die Idee, welche die Lehrbücher der Malerei mit dem Worte Erfindung verbinden. Denn ob ſie dieſelbe ſchon ſogar in maleriſche und dichteriſche eintheilen, ſo geht doch auch die dichteriſche nicht auf die Hervorbringung des Vorwurfs ſelbſt, ſondern lediglich auf die Anordnung oder den Ausdruck.[1] Es iſt Erfindung, aber nicht Erfindung des Ganzen, ſondern einzelner Theile und ihrer Lage unter einander. Es iſt Erfindung, aber von jener geringern Gattung, die Horaz ſeinem tragiſchen Dichter anrieth:

---

wie Glas ſey, weil ſie die ihr anvertrauten Geheimniſſe eines jeden Blicke bloßſtellt.

[1] Apollo übergiebt den gereinigten und balſamirten Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem Schlafe, ihn nach ſeinem Vaterlande zu bringen. (Il. π. v. 681. 82.)

Πέμπε δέ μιν πομποῖσιν ἅμα κραιπνοῖσι φέρεσθαι
Ὕπνῳ καὶ Θανάτῳ διδυμάοσιν.

Caylus empfiehlt dieſe Erdichtung dem Maler, fügt aber hinzu: il est fâcheux, qu'Homere ne nous ait rien laissé sur les attributs qu'on donnoit de son tems au sommeil; nous ne connoissons, pour caracteriser ce Dieu, que son action même, et nous le couronnons de pavots. Ces idées sont modernes; la premiere est d'un médiocre service, mais elle ne peut être employée dans le cas présent, où même les fleurs me paroissent déplacées, surtout pour une figure qui groupe avec la mort. (S. Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homere et de l'Enéide de Virgile, avec des observations generales sur le Costume, à Paris 1757. 8.) Das heißt von dem Homer eine von den kleinen Zierrathen verlangen, die am meiſten mit ſeiner großen Manier ſtreiten. Die ſinnreichſten Attribute, die er dem Schlafe hätte geben können, würden ihn bei weitem nicht ſo vollkommen charakteriſirt, bei weitem kein ſo lebhaftes Bild bei uns erregt haben, als der einzige Zug, durch den er ihn zum Zwillingsbruder des Todes macht. Dieſen Zug ſuche der Künſtler auszudrücken, und er wird alle Attribute entbehren können. Die alten Künſtler haben auch wirklich den Tod und den Schlaf mit der Aehnlichkeit unter ſich vorgeſtellt, die wir an Zwillingen ſo natürlich erwarten. Auf einer Kiſte von Cedernholz in dem Tempel der Juno zu Elis, ruhten ſie beide als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere ſchwarz; jener ſchlief, dieſer ſchien zu ſchlafen; beide mit übereinander geſchlagenen Füßen. Denn ſo wollte ich die Worte des Pauſanias (Eliac. cap. XVIII. p. 422. Edit. Kuh.) ἀμφοτέρους διεστραμμένους τοὺς πόδας, lieber überſetzen, als mit krummen Füßen, oder wie es Gedoyn in ſeiner Sprache gegeben hat: les pieds contrefaits. Was ſollten die krummen Füße hier ausdrücken? Uebereinander geſchlagene Füße hingegen ſind die gewöhnliche Lage der Schlafenden, und der Schlaf beim Maffei (Raccol. Pl. 151) liegt nicht anders. Die neuern Artiſten ſind von dieſer Aehnlichkeit, welche Schlaf und Tod bei den Alten miteinander haben, gänzlich abgegangen, und der Gebrauch iſt allgemein worden, den Tod als ein Skelet, höchſtens als ein mit Haut bekleidetes Skelet vorzuſtellen. Vor allen Dingen hätte Caylus dem Künſtler alſo hier rathen müſſen, ob er in Vorſtellung des Todes dem alten oder dem neuen Gebrauche folgen ſolle. Doch er ſcheint ſich für den neuern zu erklären, da er den Tod als eine Figur betrachtet, gegen die eine andere mit Blumen gekrönt, nicht wohl gruppiren möchte. Hat er aber hierbei auch bedacht, wie unſchicklich dieſe moderne Idee in einem homeriſchen Gemälde ſeyn dürfte? Und wie hat ihm das Ekelhafte derſelben nicht anſtößig ſeyn können? Ich kann mich nicht bereden, daß das kleine metallene Bild in der herzoglichen Gallerie zu Florenz, welches ein liegendes Skelet vorſtellt, das mit dem einen Arme auf einem Aſchenkruge ruht (Spence's Polymetis Tab. XLI) eine wirkliche Antike ſey. Den Tod überhaupt kann es wenigſtens nicht vorſtellen ſollen, weil ihn die Alten anders vorſtellten. Selbſt ihre Dichter haben ihn unter dieſem widerlichen Bilde nie gedacht.

[1] Betrachtungen über die Malerei S. 159 u. f.

— — — Tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam si proferres ignota indictaque primus.[1]

Anrieth, ſage ich, aber nicht befahl. Anrieth, als für ihn leichter, bequemer, zuträglicher; aber nicht befahl, als beſſer und edler an ſich ſelbſt.

In der That hat der Dichter einen großen Schritt voraus, welcher eine bekannte Geſchichte, bekannte Charaktere behandelt. Hundert froſtige Kleinigkeiten, die ſonſt zum Verſtändniſſe des Ganzen unentbehrlich ſeyn würden, kann er übergehen; und je geſchwinder er ſeinen Zuhörern verſtändlich wird, deſto geſchwinder kann er ſie intereſſiren. Dieſen Vortheil hat auch der Maler, wenn uns ſein Vorwurf nicht fremd iſt, wenn wir mit dem erſten Blicke die Abſicht und Meinung ſeiner ganzen Compoſition erkennen, wenn wir auf eins ſeine Perſonen nicht bloß ſprechen ſehen, ſondern auch hören, was ſie ſprechen. Von dem erſten Blicke hangt die größte Wirkung ab, und wenn uns dieſer zu mühſamem Nachſinnen und Rathen nöthigt, ſo erkaltet unſere Begierde gerührt zu werden; um uns an dem unverſtändlichen Künſtler zu rächen, verhärten wir uns gegen den Ausdruck, und wehe ihm, wenn er die Schönheit dem Ausdrucke aufgeopfert hat! Wir finden ſodann gar nichts, was uns reizen könnte, vor ſeinem Werke zu verweilen; was wir ſehen gefällt uns nicht, und was wir dabei denken ſollen, wiſſen wir nicht.

Nun nehme man beides zuſammen; einmal, daß die Erfindung und Neuheit des Vorwurfs das Vornehmſte bei weitem nicht iſt, was wir von dem Maler verlangen; zweitens, daß ein bekannter Vorwurf die Wirkung ſeiner Kunſt befördert und erleichtert: und ich meine, man wird die Urſache, warum er ſich ſo ſelten zu neuen rwürfen entſchließt, nicht mit dem Grafen Caylus, ſeiner Bequemlichkeit, in ſeiner Unwiſſenheit, in der chwierigkeit des mechaniſchen Theiles der Kunſt, welche len ſeinen Fleiß, alle ſeine Zeit erfordere, ſuchen rfen; ſondern man wird ſie tiefer gegründet finden, nd vielleicht gar, was Anfangs Einſchränkung der Kunſt, Verkümmerung unſeres Vergnügens, zu ſeyn ſcheint, als eine weiſe und uns ſelbſt nützliche Enthaltſamkeit an dem Artiſten zu loben geneigt ſeyn. Ich fürchte auch nicht, daß mich die Erfahrung widerlegen werde. Die Maler werden dem Grafen für ſeinen guten Willen danken, aber ihn ſchwerlich ſo allgemein nutzen, als er es erwartet. Geſchähe es jedoch, ſo würde über hundert Jahr ein neuer Caylus nöthig ſeyn, der die alten Vorwürfe wieder ins Gedächtniß brächte, und den Künſtler in das Feld zurückführte, wo andere vor ihm ſo unſterbliche Lorbeeren gebrochen haben. Oder verlangt man, daß das Publicum ſo gelehrt ſeyn ſoll, als der Kenner aus ſeinen Büchern iſt? Daß ihm alle Scenen der Geſchichte und der Fabel, die ein ſchönes Gemälde geben können, bekannt und geläufig ſeyn ſollen? Ich gebe es zu, daß die Künſtler beſſer gethan hätten, wenn ſie ſeit Raphaels Zeiten, anſtatt des Ovid, den Homer zu ihrem Handbuche gemacht hätten. Aber da es nun einmal nicht geſchehen iſt, ſo laſſe man das Publicum in ſeinem Gleiſe, und mache ihm ſein Vergnügen nicht ſaurer, als ein Vergnügen zu ſtehen kommen muß, um das zu ſeyn, was es ſeyn ſoll.

Protogenes hatte die Mutter des Ariſtoteles gemalt. Ich weiß nicht, wie viel ihm der Philoſoph dafür bezahlte. Aber entweder anſtatt der Bezahlung, oder noch über die Bezahlung, ertheilte er ihm einen Rath, der mehr als die Bezahlung werth war. Denn ich kann mir nicht einbilden, daß ſein Rath eine bloße Schmeichelei geweſen ſey. Sondern vornehmlich weil er das Bedürfniß der Kunſt erwog, allen verſtändlich zu ſeyn, rieth er ihm, die Thaten des Alexander zu malen; Thaten, von welchen damals alle Welt ſprach, und von welchen er vorausſehen konnte, daß ſie auch der Nachwelt unvergeßlich ſeyn würden. Doch Protogenes war nicht geſetzt genug, dieſem Rathe zu folgen; impetus animi, ſagt Plinius, et quaedam artis libido,[1] ein gewiſſer Uebermuth der Kunſt, eine gewiſſe Lüſternheit nach dem Sonderbaren und Unbekannten, trieben ihn zu ganz andern Vorwürfen. Er malte lieber die Geſchichte eines Jalyſus,[2] einer Cydippe und dergleichen, von welchen man jetzt auch nicht einmal mehr errathen kann, was ſie vorgeſtellt haben.

XII.

Homer bearbeitet eine doppelte Gattung von Weſen und Handlungen: ſichtbare und unſichtbare. Dieſen Unterſchied kann die Malerei nicht angeben; bei ihr iſt alles ſichtbar, und auf einerlei Art ſichtbar.

Wenn alſo der Graf Caylus die Gemälde der unſichtbaren Handlungen in unzertrennter Folge mit den ſichtbaren fortlaufen läßt; wenn er in den Gemälden der vermiſchten Handlungen, an welchen ſichtbare und unſichtbare Weſen Theil nehmen, nicht angiebt und vielleicht nicht angeben kann, wie die letztern, welche nur wir, die wir das Gemälde betrachten, darin entdecken ſollten, ſo anzubringen ſind, daß die Perſonen des Gemäldes ſie nicht ſehen, wenigſtens ſie nicht nothwendig ſehen zu müſſen ſcheinen können: ſo muß nothwendig ſowohl die ganze Folge, als auch manches einzelne Stück dadurch äußerſt verwirrt, unbegreiflich und widerſprechend werden.

Doch dieſem Fehler wäre, mit dem Buche in der Hand, noch endlich abzuhelfen. Das ſchlimmſte dabei iſt nur dieſes, daß durch die maleriſche Aufhebung des Unterſchiedes der ſichtbaren und unſichtbaren Weſen, zugleich alle die charakteriſtiſchen Züge verloren gehen, durch welche ſich dieſe höhere Gattung über jene geringere erhebt.

Z. E. Wenn endlich die über das Schickſal der Trojaner getheilten Götter unter ſich ſelbſt handgemein werden: ſo geht bei dem Dichter[3] dieſer ganze Kampf unſichtbar vor, und dieſe Unſichtbarkeit erlaubt der Einbildungskraft die Scene zu erweitern, und läßt ihr freies

---

[1] Ad Pisones v. 128–130.

[1] Lib. XXXV. sect. 36. p. 700. Edit. Hard.

[2] Richardſon nennt dieſes Werk, wenn er die Regel erläutern will, daß in einem Gemälde die Aufmerkſamkeit des Betrachters durch nichts, es möge auch noch ſo vortrefflich ſeyn, von der Hauptfigur abgezogen werden müſſe. „Protogenes, ſagt er, hatte in ſeinem berühmten Gemälde Jalyſus ein Rebhuhn mit angebracht, und es mit ſo vieler Kunſt ausgemalt, daß es zu leben ſchien, und von ganz Griechenland bewundert ward; weil es aber aller Augen, zum Nachtheil des Hauptwerks, zu ſehr an ſich zog, ſo löſchte er es gänzlich wieder aus.“ (Traité de la Peinture T. I. p. 46.) Richardſon hat ſich geirrt. Dieſes Rebhuhn war nicht in dem Jalyſus, ſondern in einem andern Gemälde des Protogenes geweſen, welches der ruhende oder müßige Satyr, Σάτυρος ἀναπαυόμενος, hieß. Ich würde dieſen Fehler, welcher aus einer mißverſtandenen Stelle des Plinius entſprungen iſt, kaum anmerken, wenn ich ihn nicht auch beim Meurſius fände: (Rhodi lib. I. cap. 14. p. 38). In eadem, tabula sc. in qua Ialysus, Satyrus erat, quem dicebant Anapauomenon, tibias tenens. Desgleichen bei dem Herrn Winkelmann ſelbſt. (Von der Nachahm. der Gr. W. in der Mal. und Bildh. S. 56.) Strabo iſt der eigentliche Währmann dieſes Hiſtörchens mit dem Rebhuhne, und dieſer unterſcheidet den Jalyſus, und den an eine Säule ſich lehnenden Satyr, auf welcher das Rebhuhn ſaß, ausdrücklich. (Lib. XIV. p. 750. Edit. Xyl.) Die Stelle des Plinius (Lib. XXXV. sect. 36. p. 699) haben Meurſius und Richardſon und Winkelmann deswegen falſch verſtanden, weil ſie nicht Acht gegeben, daß von zwei verſchiedenen Gemälden daſelbſt die Rede iſt; dem einen, deſſentwegen Demetrius die Stadt nicht überkam, weil er den Ort nicht angreifen wollte, wo es ſtand; und dem andern, welches Protogenes während dieſer Belagerung malte. Jenes war der Jalyſus, und dieſes der Satyr.

[3] Iliad. Φ. v. 385.

Spiel, ſich die Perſonen der Götter und ihre Handlungen ſo groß, und über das gemeine Menſchliche ſo weit erhaben zu denken, als ſie nur immer will. Die Malerei aber muß eine ſichtbare Scene annehmen, deren verſchiedene nothwendige Theile der Maaßſtab für die darauf handelnden Perſonen werden; ein Maaßſtab, den das Auge gleich darneben hat, und deſſen Unproportion gegen die höhern Weſen, dieſe höhern Weſen, die bei dem Dichter groß waren, auf der Fläche des Künſtlers ungeheuer macht.

Minerva, auf welche Mars in dieſem Kampfe den erſten Angriff wagt, tritt zurück und faßt mit mächtiger Hand von dem Boden einen ſchwarzen, rauhen, großen Stein auf, den vor alten Zeiten vereinigte Männerhände zum Gränzſteine hingewälzt hatten.

Η δ' ἀναχασσαμενη λιθον ειλετο χειρι παχειῃ,
Κειμενον ἐν πεδιῳ, μελανα, τρηχυν τε, μεγαν τε,
Τον ῥ' ἀνδρες προτεροι θεσαν ἐμμεναι οὐρον ἀρουρης:

Um die Größe dieſes Steins gehörig zu ſchätzen, erinnere man ſich, daß Homer ſeine Helden noch einmal ſo ſtark macht, als die ſtärkſten Männer ſeiner Zeit, jene aber von den Männern, wie ſie Neſtor in ſeiner Jugend gekannt hatte, noch weit an Stärke übertreffen läßt. Nun frage ich, wenn Minerva einen Stein, den nicht Ein Mann, den Männer aus Neſtors Jugendjahren zum Gränzſteine aufgerichtet hatten, wenn Minerva einen ſolchen Stein gegen den Mars ſchleudert, von welcher Statur ſoll die Göttin ſeyn? Soll ihre Statur der Größe des Steins proportionirt ſeyn, ſo fällt das Wunderbare weg. Ein Menſch, der dreimal größer iſt als ich, muß natürlicher Weiſe auch einen dreimal größeren Stein ſchleudern können. Soll aber die Statur der Göttin der Größe des Steins nicht angemeſſen ſeyn, ſo entſteht eine anſchauliche Unwahrſcheinlichkeit in dem Gemälde, deren Anſtößigkeit durch die kalte Ueberlegung, daß eine Göttin übermenſchliche Stärke haben müſſe, nicht gehoben wird. Wo ich eine größere Wirkung ſehe, will ich auch größere Werkzeuge wahrnehmen.

Und Mars, von dieſem gewaltigen Steine niedergeworfen,

Επτα δ' επεσχε πελεθρα — —

bedeckte ſieben Hufen. Unmöglich kann der Maler dem Gotte dieſe außerordentliche Größe geben. Giebt er ſie ihm aber nicht, ſo liegt nicht Mars zu Boden, nicht der Homeriſche Mars, ſondern ein gemeiner Krieger.[1]

Longin ſagt, es komme ihm öfters vor, als habe Homer ſeine Menſchen zu Göttern erheben und ſeine Götter zu Menſchen herabſetzen wollen. Die Malerei vollführt dieſe Herabſetzung. In ihr verſchwindet vollends alles, was bei dem Dichter die Götter noch über die göttlichen Menſchen ſetzt. Größe, Stärke, Schnelligkeit, wovon Homer noch immer einen höhern, wunderbarern Grad für ſeine Götter in Vorrath hat, als er ſeinen vorzüglichſten Helden beilegt,[1] müſſen in dem Gemälde auf das gemeine Maaß der Menſchheit herabſinken, und Jupiter und Agamemnon, Apollo und Achilles, Ajax und Mars, werden vollkommen einerlei Weſen, die weiter an nichts als an äußerlichen verabredeten Merkmalen zu kennen ſind.

Das Mittel, deſſen ſich die Malerei bedient, uns zu verſtehen zu geben, daß in ihren Compoſitionen dieſes oder jenes als unſichtbar betrachtet werden müſſe, iſt eine dünne Wolke, in welche ſie es von der Seite der mithandelnden Perſonen einhüllt. Dieſe Wolke ſcheint aus dem Homer ſelbſt entlehnt zu ſeyn. Denn wenn im Getümmel der Schlacht einer von den wichtigern Helden in Gefahr kömmt, aus der ihn keine andere als göttliche Macht retten kann: ſo läßt der Dichter ihn von der ſchützenden Gottheit in einen dicken Nebel oder in Nacht verhüllen, und ſo davon führen; als den Paris von der Venus,[2] den Idäus vom Neptun,[3] den Hektor vom Apollo.[4] Und dieſen Nebel, dieſe Wolke wird Caylus nie vergeſſen, dem Künſtler beſtens zu empfehlen, wenn er ihm die Gemälde von dergleichen Begebenheiten vorzeichnet. Wer ſieht aber nicht, daß bei dem Dichter das Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts, als eine poetiſche Redensart für unſichtbar machen ſeyn ſoll? Es hat mich daher jederzeit befremdet, dieſen poetiſchen Ausdruck realiſirt und eine wirkliche Wolke in dem Gemälde angebracht zu finden, hinter welcher der Held, wie hinter einer ſpaniſchen Wand, vor ſeinem Feinde verborgen ſteht. Das war nicht die Meinung des Dichters. Das heißt aus den Gränzen der Malerei herausgehen; denn dieſe Wolke iſt hier eine wahre Hieroglyphe, ein bloßes ſymboliſches Zeichen, das den befreiten Held nicht unſichtbar macht, ſondern den Betrachtern zuruft: ihr müßt ihn euch als unſichtbar vorſtellen. Sie iſt hier nichts beſſer, als die beſchriebenen Zettelchen, die auf alten gothiſchen Gemälden den Perſonen aus dem Munde gehen.

---

[1] Dieſen unſichtbaren Kampf der Götter hat Quintus Calaber in ſeinem zwölften Buche (v. 158–185) nachgeahmt mit der nicht undeutlichen Abſicht, ſein Vorbild zu verbeſſern. Es ſcheint nämlich, der Grammatiker habe es unanſtändig gefunden, daß ein Gott mit einem Steine zu Boden geworfen werde. Er läßt alſo zwar auch die Götter große Felſenſtücke, die ſie von dem Ida abreißen, gegeneinander ſchleudern; aber dieſe Felſen zerſchellen an den unſterblichen Gliedern der Götter, und ſtieben wie Sand um ſie her:

— — — *Οἱ δε κολωνας*
Χερσιν ἀπορρηξαντες ἀπ' οὐδεος Ἰδαιοιο
Βαλλον ἐπ' ἀλληλους· αἱ δε ψαμαθοισιν ὁμοιαι
Ρεια διεσκιδναντο· θεων περι δ' ἀσχετα γυια
Ρηγνυμενα δια τυτθα — — —

Eine Künſtelei, welche die Hauptſache verdirbt. Sie erhöht unſern Begriff von den Körpern der Götter, und macht die Waffen, welche ſie gegen einander brauchen, lächerlich. Wenn Götter einander mit Steinen werfen, ſo müſſen dieſe Steine auch die Götter beſchädigen können, oder wir glauben muthwillige Buben zu ſehen, die ſich mit Erdkloßen werfen. So bleibt der alte Homer immer der Weiſere, und aller Tadel, mit dem ihn der kalte Kunſtrichter belegt, aller Wettſtreit, in welchen ſich geringere Genies mit ihm einlaſſen, dienen zu weiter nichts, als ſeine Weisheit in ihr beſtes Licht zu ſetzen. Indeß will ich nicht läugnen, daß in der Nachahmung des Quintus nicht auch ſehr treffliche Züge vorkommen, und die ihm eigen ſind. Doch ſind es Züge, die nicht ſowohl der beſcheidenen Größe des Homer geziemen, als dem ſtürmiſchen Feuer eines neuern Dichters Ehre machen würden. Daß das Geſchrei der Götter, welches hoch bis in den Himmel, und tief bis in den Abgrund ertönt, welches den Berg und die Stadt und die Flotte erſchüttert, von den Menſchen nicht gehört wird, dünkt mich eine ſehr vielbedeutende Wendung zu ſeyn. Das Geſchrei war größer, als daß es die kleinen Werkzeuge des menſchlichen Gehörs faſſen konnten.

[1] In Anſehung der Stärke und Schnelligkeit wird niemand, der den Homer auch nur ein einzigesmal flüchtig durchlaufen hat, dieſe Aſſertion in Abrede ſeyn. Nur dürfte er ſich vielleicht der Exempel nicht gleich erinnern, aus welchen es erhellt, daß der Dichter ſeinen Göttern auch eine körperliche Größe gegeben, die alle natürliche Maaße weit überſteigt. Ich verweiſe ihn alſo, außer der angezogenen Stelle von dem zu Boden geworfenen Mars, der ſieben Hufen bedeckt, auf den Helm der Minerva (*Κυνεην ἑκατον πολεων πρυλεεσσ' ἀραρυιαν*. Iliad. E. v. 744), unter welchem ſich ſo viel Streiter, als hundert Städte in das Feld zu ſtellen vermögen, verbergen können; auf die Schritte des Neptunus (Iliad. N. v. 20); vornehmlich aber auf die Zeilen aus der Beſchreibung des Schildes, wo Mars und Minerva die Truppen der belagerten Stadt anführen. (Iliad. Σ. v. 516–19.)

— — *Ηρχε δ' ἀρα σφιν Αρης και Παλλας Αθηνη*
Αμφω χρυσειω, χρυσεια δε ἑιματα ἑσθην
Καλω και μεγαλω συν τευχεσιν, ὡς τε θεω περ,
Αμφις ἀριζηλω· λαοι δ' ὑπολιζονες ἠσαν.

Selbſt Ausleger des Homer, alte ſowohl als neue, ſcheinen ſich nicht allezeit dieſer wunderbaren Statur ſeiner Götter genugſam erinnert zu haben; welches aus den lindernden Erklärungen abzunehmen, die ſie über den großen Helm der Minerva geben zu müſſen glauben. (S. die Clarkiſch-Erneſtiſche Ausgabe des Homer an der angezogenen Stelle.) Man verliert aber von der Seite des Erhabenen unendlich viel, wenn man ſich die Homeriſchen Götter nur immer in der gewöhnlichen Größe denkt, in welcher man ſie, in Geſellſchaft der Sterblichen, auf der Leinwand zu ſehen verwöhnt wird. Iſt es indeß ſchon nicht der Malerei vergönnt, ſie in dieſen überſteigenden Dimenſionen darzuſtellen, ſo darf es doch die Bildhauerei gewiſſermaßen thun; und ich bin überzeugt, daß die alten Meiſter, ſo wie die Bildung der Götter überhaupt, alſo auch das Koloſſaliſche, das ſie öfters ihren Statuen ertheilten, aus dem Homer entlehnt haben. (Herodot. lib. II. p. 130. Edit. Wessel.) Verſchiedene Anmerkungen über dieſes Koloſſaliſche insbeſondere, und warum es in der Bildhauerei von ſo großer, in der Malerei aber von gar keiner Wirkung iſt, verſpare ich auf einen andern Ort.

[2] Iliad. Γ. v. 381.

[3] Iliad. Ε. v. 23.

[4] Iliad. Υ. v. 444.

Es iſt wahr, Homer läßt den Achilles, indem ihm Apollo den Hektor entrückt, noch dreimal nach dem dicken Nebel mit der Lanze ſtoßen: *τρις δ' ηερα τυψε βαθειαν.*[1] Allein auch das heißt in der Sprache des Dichters weiter nichts, als daß Achilles ſo wüthend geweſen, daß er noch dreimal geſtoßen, ehe er es gemerkt, daß er ſeinen Feind nicht mehr vor ſich habe. Keinen wirklichen Nebel ſahe Achilles nicht, und das ganze Kunſtſtück, womit die Götter unſichtbar machten, beſtand auch nicht in dem Nebel, ſondern in der ſchnellen Entrückung. Nur um zugleich mit anzuzeigen, daß die Entrückung ſo ſchnell geſchehen, daß kein menſchliches Auge dem entrückten Körper nachfolgen können, hüllt ihn der Dichter vorher in Nebel ein; nicht weil man anſtatt des entrückten Körpers einen Nebel geſehen, ſondern weil wir das, was in einem Nebel iſt, als nicht ſichtbar denken. Daher kehrt er es auch bisweilen um, und läßt, anſtatt das Object unſichtbar zu machen, das Subject mit Blindheit geſchlagen werden. So verfinſtert Neptun die Augen des Achilles, wenn er den Aeneas aus ſeinen mörderiſchen Händen errettet, den er mit einem Rucke mitten aus dem Gewühle auf einmal in das Hintertreffen verſetzt.[2] In der That aber ſind des Achilles Augen hier eben ſo wenig verfinſtert, als dort die entrückten Helden in Nebel gehüllt; ſondern der Dichter ſetzt das eine und das andere nur bloß hinzu, um die äußerſte Schnelligkeit der Entrückung, welche wir das Verſchwinden nennen, dadurch ſinnlicher zu machen.

Den Homeriſchen Nebel aber haben ſich die Maler nicht bloß in den Fällen zu eigen gemacht, wo ihn Homer ſelbſt gebraucht hat oder gebraucht haben würde: bei Unſichtbarwerdungen, bei Verſchwindungen; ſondern überall, wo der Betrachter etwas in dem Gemälde erkennen ſoll, was die Perſonen des Gemäldes entweder alle, oder zum Theil, nicht erkennen. Minerva ward dem Achilles nur allein ſichtbar, als ſie ihn zurückhielt, ſich mit Thätigkeiten gegen den Agamemnon zu vergehen. Dieſes auszudrücken, ſagt Caylus, weiß ich keinen andern Rath, als daß man ſie von der Seite der übrigen Rathsverſammlung in eine Wolke verhülle. Ganz wider den Geiſt des Dichters. Unſichtbar ſeyn, iſt der natürliche Zuſtand ſeiner Götter; es bedarf keiner Blendung, keiner Abſchneidung der Lichtſtrahlen, daß ſie nicht geſehen werden;[3] ſondern es bedarf einer Erleuchtung, einer Erhöhung des ſterblichen Geſichts, wenn ſie geſehen werden ſollen. Nicht genug alſo, daß die Wolke ein willkürliches und kein natürliches Zeichen bei den Malern iſt; dieſes willkürliche Zeichen hat auch nicht einmal die beſtimmte Deutlichkeit, die es als ein ſolches haben könnte, denn ſie brauchen es eben ſowohl, um das Sichtbare unſichtbar, als um das Unſichtbare ſichtbar zu machen.

XIII.

Wenn Homers Werke gänzlich verloren wären, wenn wir von ſeiner Ilias und Odyſſee nichts übrig hätten, als eine ähnliche Folge von Gemälden, dergleichen Caylus daraus vorgeſchlagen: würden wir wohl aus dieſen Gemälden, — ſie ſollen von der Hand des vollkommenſten Meiſters ſeyn, — ich will nicht ſagen, von dem ganzen Dichter, ſondern bloß von ſeinem maleriſchen Talente uns den Begriff bilden können, den wir jetzt von ihm haben?

Man mache einen Verſuch mit dem erſten dem beſten Stücke. Es ſey das Gemälde der Peſt.[1] Was erblicken wir auf der Fläche des Künſtlers? Todte Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende mit Geſtorbenen beſchäftigt, den erzürnten Gott auf einer Wolke, ſeine Pfeile abdrückend. Der größte Reichthum dieſes Gemäldes iſt Armuth des Dichters. Denn ſollte man den Homer aus dieſem Gemälde wieder herſtellen: was könnte man ihn ſagen laſſen? „Hierauf ergrimmte Apollo, und ſchoß ſeine Pfeile unter das Heer der Griechen. Viele Griechen ſtarben und ihre Leichname wurden verbrannt.“ Nun leſe man den Homer ſelbſt:

Βη δε κατ' Ουλυμποιο καρηνων χωομενος κηρ,
Τοξ' ὠμοισιν ἐχων, ἀμφηρεφεα τε φαρετρην.
Εκλαγξαν δ' ἀρ' ὀϊστοι ἐπ' ὠμων χωομενοιο,
Αυτου κινηθεντος· ὁ δ' ἠϊε νυκτι ἐοικως·
Εζετ' ἐπειτ' ἀπανευθε νεων, μετα δ' ἰον ἑηκε·
Δεινη δε κλαγγη γενετ' ἀργυρεοιο βιοιο.
Ουρηας μεν πρωτον ἐπωχετο, και κυνας ἀργους·
Αυταρ ἐπειτ' αὐτοισι βελος ἐχεπευκες ἐφιεις
Βαλλ'· αἰει δε πυραι νεκυων καιοντο θαμειαι.

So weit das Leben über das Gemälde iſt, ſo weit iſt der Dichter hier über den Maler. Ergrimmt mit Bogen und Köcher, ſteigt Apollo von den Zinnen des Olympus. Ich ſehe ihn nicht allein herabſteigen, ich höre ihn. Mit jedem Tritte erklingen die Pfeile um die Schultern des Zornigen. Er geht einher, gleich der Nacht. Nun ſitzt er gegen den Schiffen über, und ſchnellt — fürchterlich erklingt der ſilberne Bogen — den erſten Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menſchen ſelbſt; und überall lodern unaufhörlich Holzſtöße mit Leichnamen. — Es iſt unmöglich, die muſikaliſche Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören laſſen, in eine andere Sprache überzutragen. Es iſt eben ſo unmöglich, ſie aus dem materiellen Gemälde zu vermuthen, ob ſie ſchon nur der allerkleinſte Vorzug iſt, den das poetiſche Gemälde vor ſelbigem hat. Der Hauptvorzug iſt dieſer, daß uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemälde aus ihm zeigt, durch eine ganze Galerie von Gemälden führt.

---

[1] Iliad. Υ. v. 446.

[2] Ibid. Υ. v. 321.

[3] Zwar läßt Homer auch Gottheiten ſich dann und wann in eine Wolke hüllen, aber nur alsdann, wenn ſie von andern Gottheiten nicht wollen geſehen werden. Z. E. Iliad. Ξ. v. 282, wo Juno und der Schlaf *ἠερα ἑσσαμενω* ſich nach dem Ida verfügen, war es der ſchlauen Göttin höchſte Sorge, von der Venus nicht entdeckt zu werden, die ihr, nur unter dem Vorwande einer ganz andern Reiſe, ihren Gürtel geliehen hatte. In eben dem Buche (v. 344) muß eine güldene Wolke den wolluſttrunkenen Jupiter mit ſeiner Gemahlin umgeben, um ihren züchtigen Weigerungen abzuhelfen.

Πως κ' ἐοι, εἰτις νωϊ θεων αἰειγενεταων
Ευδοντ' ἀθρησειε; — — —

Sie fürchte ſich nicht von den Menſchen geſehen zu werden, ſondern von den Göttern. Und wenn ſchon Homer den Jupiter einige Zeilen darauf ſagen läßt:

Ηρη, μητε θεων τογε δειδιθι, μητε τιν' ἀνδρων
Οψεσθαι· τοιον τοι ἐγω νεφος ἀμφικαλυψω
Χρυσεον.

ſo folgt doch daraus nicht, daß ſie erſt dieſe Wolke vor den Augen der Menſchen würde verborgen haben, ſondern es will nur ſo viel, daß ſie in dieſer Wolke eben ſo unſichtbar den Göttern werden ſolle, als ſie es nur immer den Menſchen ſey. So auch, wenn Minerva ſich den Helm des Pluto aufſetzt (Iliad. E. v. 845), welches mit dem Verhüllen in eine Wolke einerlei Wirkung hatte, geſchieht es nicht, um von den Trojanern nicht geſehen zu werden, die ſie entweder gar nicht, oder unter der Geſtalt des Sthenelus erblicken, ſondern lediglich, damit ſie Mars nicht erkennen möge.

[1] Iliad. A. v. 44—53. Tableaux tirés de l'Iliade p. 70.

Aber vielleicht iſt die Peſt kein vortheilhafter Vorwurf für die Malerei. Hier iſt ein anderer, der mehr Reize für das Auge hat. Die rathpflegenden trinkenden Götter.[1] Ein goldener offener Palaſt, willkürliche Gruppen der ſchönſten und verehrungswürdigſten Geſtalten, den Pokal in der Hand, von Heben, der ewigen Jugend, bedient. Welche Architektur, welche Maſſen von Licht und Schatten, welche Contraſte, welche Mannichfaltigkeit des Ausdrucks! Wo fange ich an, wo höre ich auf, mein Auge zu weiden? Wenn mich der Maler ſo bezaubert, wie vielmehr wird es der Dichter thun! Ich ſchlage ihn auf, und ich finde — mich betrogen. Ich finde vier gute plane Zeilen, die zur Unterſchrift eines Gemäldes dienen können, in welchen der Stoff zu einem Gemälde liegt, aber die ſelbſt kein Gemälde ſind.

Οι δε θεοι παρ Ζηνι καθημενοι ἠγορωωντο
Χρυσεῳ ἐν δαπεδῳ, μετα δε σφισι ποτνια Ἡβη
Νεκταρ ἐωνοχοει· τοι δε χρυσεοις δεπαεσσι
Δειδεχατ' ἀλληλους. Τρωων πολιν εἰσορωντες.

Das würde ein Apollonius, oder ein noch mittelmäßigerer Dichter nicht ſchlechter geſagt haben; und Homer bleibt hier eben ſo weit unter dem Maler, als der Maler dort unter ihm blieb.

Noch dazu findet Caylus in dem ganzen vierten Buche der Ilias ſonſt kein einziges Gemälde, als nur eben in dieſen vier Zeilen. So ſehr ſich, ſagt er, das vierte Buch durch die mannichfaltigen Ermunterungen zum Angriffe, durch die Fruchtbarkeit glänzender und abſtechender Charaktere, und durch die Kunſt ausnimmt, mit welcher uns der Dichter die Menge, die er in Bewegung ſetzen will, zeigt: ſo iſt es doch für die Malerei gänzlich unbrauchbar. Er hätte dazu ſetzen können: ſo reich es auch ſonſt an dem iſt, was man poetiſche Gemälde nennt. Denn wahrlich, es kommen deren in dem vierten Buche ſo häufige und ſo vollkommene vor, als nur in irgend einem andern. Wo iſt ein ausgeführteres, täuſchenderes Gemälde, als das vom Pandarus, wie er auf Anreizen der Minerva den Waffenſtillſtand bricht und ſeinen Pfeil auf den Menelaus losdrückt? Als das von dem Anrücken des griechiſchen Heeres? Als das von dem beiderſeitigen Angriffe? Als das von der That des Ulyſſes, durch die er den Tod ſeines Leucus rächt?

Was folgt aber hieraus, daß nicht wenige der ſchönſten Gemälde des Homer kein Gemälde für den Artiſten geben? daß der Artiſt Gemälde aus ihm ziehen kann, wo er ſelbſt keine hat? daß die, welche er hat, und der Artiſt gebrauchen kann, nur ſehr armſelige Gemälde ſeyn würden, wenn ſie nicht mehr zeigten, als der Artiſt zeigt? Was ſonſt, als die Verneinung meiner obigen Frage? Daß aus den materiellen Gemälden, zu welchen die Gedichte des Homer Stoff geben, wenn ihrer auch noch ſo viele, wenn ſie auch noch ſo vortrefflich wären, ſich dennoch auf das maleriſche Talent des Dichters nichts ſchließen läßt.

XIV.

Iſt dem aber ſo, und kann ein Gedicht ſehr ergiebig für den Maler, dennoch aber ſelbſt nicht maleriſch, hinwiederum ein anderes ſehr maleriſch, und dennoch nicht ergiebig für den Maler ſeyn: ſo iſt es auch um den Einfall des Grafen Caylus gethan, welcher die Brauchbarkeit für den Maler zum Probierſtein der Dichter machen, und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemälde, die ſie dem Artiſten darbieten, beſtimmen wollen.[1]

Fern ſey es, dieſem Einfalle auch nur durch unſer Stillſchweigen das Anſehen einer Regel gewinnen zu laſſen. Milton würde als das erſte unſchuldige Opfer derſelben fallen. Denn es ſcheint wirklich, daß das verächtliche Urtheil, welches Caylus über ihn ſpricht, nicht ſowohl Nationalgeſchmack, als eine Folge ſeiner vermeinten Regel geweſen. Der Verluſt des Geſichts, ſagt er, mag wohl die größte Aehnlichkeit ſeyn, die Milton mit dem Homer gehabt hat. Freilich kann Milton keine Galerien füllen. Aber müßte, ſo lange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre deſſelben auch die Sphäre meines innern Auges ſeyn, ſo würde ich, um von dieſer Einſchränkung frei zu werden, einen großen Werth auf den Verluſt des erſtern legen.

Das verlorene Paradies iſt darum nicht weniger die erſte Epopee nach dem Homer, weil es wenig Gemälde liefert, als die Leidensgeſchichte Chriſti deßwegen ein Poem iſt, weil man kaum den Kopf einer Nadel in ſie ſetzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der größten Artiſten beſchäftigt hätte. Die Evangeliſten erzählen das Factum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artiſt nutzt die mannichfaltigen Theile deſſelben, ohne daß ſie ihrer Seits den geringſten Funken von maleriſchem Genie dabei gezeigt haben. Es giebt malbare und unmalbare Facta, und der Geſchichtſchreiber kann die malbarſten eben ſo unmaleriſch erzählen, als der Dichter die unmalbarſten maleriſch darzuſtellen vermögend iſt.

Man läßt ſich bloß von der Zweideutigkeit des Wortes verführen, wenn man die Sache anders nimmt. Ein poetiſches Gemälde iſt nicht nothwendig das, was in ein materielles Gemälde zu verwandeln iſt; ſondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter ſeinen Gegenſtand ſo ſinnlich macht, daß wir uns dieſes Gegenſtandes deutlicher bewußt werden als ſeiner Worte, heißt maleriſch, heißt ein Gemälde, weil es uns dem Grade der Illuſion näher bringt, deſſen das materielle Gemälde beſonders fähig iſt, der ſich von dem materiellen Gemälde am erſten und leichteſten abſtrahiren laſſen.[2]

XV.

Nun kann der Dichter zu dieſem Grade der Illuſion, wie die Erfahrung zeigt, auch die Vorſtellungen anderer, als ſichtbarer Gegenſtände erheben. Folglich müſſen nothwendig dem Artiſten ganze Claſſen von Gemälden abgehen, die der Dichter vor ihm voraus hat. Drydens Ode auf den Cäcilienſtag iſt voller muſikaliſchen Gemälde, die den Pinſel müßig laſſen. Doch ich will mich in dergleichen Exempel nicht verlieren, aus welchen man am Ende doch wohl nicht viel mehr lernt, als daß die Farben keine Töne, und die Ohren keine Augen ſind.

---

[1] Iliad. *Δ.* v. 1—4. Tableaux tirés de l'Iliade p. 20.

[1] Tableaux tirés de l'Iliade, Avert. p. V. On est toujours convenu, que plus un Poëme fournissait d'images et d'actions, plus il avait de supériorité en Poësie. Cette réflexion m'avait conduit à penser que le calcul des différens Tableaux, qu'offrent les Poëmes, pouvait servir à comparer le mérite respectif des Poëmes et des Poëtes. Le nombre et le genre des Tableaux que présentent ces grands ouvrages, auraient été une espèce de pierre de touche, ou plutôt une balance certaine du mérite de ces Poëmes et du génie de leurs Auteurs.

[2] Was wir poetiſche Gemälde nennen, nannten die Alten Phantaſien, wie man ſich aus dem Longin erinnern wird. Und was wir die Illuſion, das Täuſchende dieſer Gemälde heißen, hieß bei ihnen die Energie. Daher hatte einer, wie Plutarchus meldet (Erot. T. II. Edit. Henr. Steph. p. 1351) geſagt: die poetiſchen Phantaſien wären, wegen ihrer Energie, Träume der Wachenden; *Αἱ ποιητικαι φαντασιαι δια την ἐναργειαν ἐγρηγοροτων ἐνυπνια ἐισιν.* Ich wünſchte ſehr, die neuern Lehrbücher der Dichtkunſt hätten ſich dieſer Benennung bedienen, und des Worts Gemälde gänzlich enthalten wollen. Sie würden uns eine Menge halbwahrer Regeln erſpart haben, deren vornehmſter Grund die Uebereinſtimmung eines willkürlichen Namens iſt. Poetiſche Phantaſien würde kein Menſch ſo leicht den Schranken eines materiellen Gemäldes unterworfen haben; aber ſobald man die Phantaſien poetiſche Gemälde nannte, ſo war der Grund zur Verführung gelegt.

Ich will bei den Gemälden bloß ſichtbarer Gegenſtände ſtehen bleiben, die dem Dichter und Maler gemein ſind. Woran liegt es, daß manche poetiſche Gemälde von dieſer Art für den Maler unbrauchbar ſind, und hinwiederum manche eigentliche Gemälde unter der Behandlung des Dichters den größten Theil ihrer Wirkung verlieren?

Exempel mögen mich leiten. Ich wiederhole es: das Gemälde des Pandarus im vierten Buche der Ilias iſt eines von den ausgeführteſten, täuſchendſten im ganzen Homer. Von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeiles iſt jeder Augenblick gemalt, und alle dieſe Augenblicke ſind ſo nahe und doch ſo unterſchieden angenommen, daß, wenn man nicht wüßte, wie mit dem Bogen umzugehen wäre, man es aus dieſem Gemälde allein lernen könnte.[1] Pandarus zieht ſeinen Bogen hervor, legt die Sehne an, öffnet den Köcher, wählt einen noch ungebrauchten wohlbefiederten Pfeil, ſetzt den Pfeil an die Sehne, zieht die Sehne mit ſammt dem Pfeile unten an dem Einſchnitte zurück, die Sehne naht ſich der Bruſt, die eiſerne Spitze des Pfeiles dem Bogen, der große geründete Bogen ſchlägt tönend auseinander, die Sehne ſchwirrt, ab ſprang der Pfeil, und gierig fliegt er nach ſeinem Ziele.

Ueberſehen kann Caylus dieſes vortreffliche Gemälde nicht haben. Was fand er alſo darin, warum er es für unfähig achtete, ſeinen Artiſten zu beſchäftigen? Und was war es, warum ihm die Verſammlung der rathpflegenden zechenden Götter zu dieſer Abſicht tauglicher dünkte? Hier ſowohl als dort ſind ſichtbare Vorwürfe, und was braucht der Maler mehr, als ſichtbare Vorwürfe, um ſeine Fläche zu füllen?

Der Knoten muß dieſer ſeyn. Obſchon beide Vorwürfe, als ſichtbar, der eigentlichen Malerei gleich fähig ſind: ſo findet ſich doch dieſer weſentliche Unterſchied unter ihnen, daß jener eine ſichtbare fortſchreitende Handlung iſt, deren verſchiedene Theile ſich nach und nach, in der Folge der Zeit, ereignen, dieſer hingegen eine ſichtbare ſtehende Handlung, deren verſchiedene Theile ſich neben einander im Raume entwickeln. Wenn nun aber die Malerei, vermöge ihrer Zeichen oder der Mittel ihrer Nachahmung, die ſie nur im Raume verbinden kann, der Zeit gänzlich entſagen muß: ſo können fortſchreitende Handlungen, als fortſchreitend, unter ihre Gegenſtände nicht gehören, ſondern ſie muß ſich mit Handlungen neben einander, oder mit bloßen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuthen laſſen, begnügen. Die Poeſie hingegen — —

XVI.

Doch ich will verſuchen die Sache aus ihren erſten Gründen herzuleiten.

Ich ſchließe ſo. Wenn es wahr iſt, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poeſie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, dieſe aber artikulirte Töne in der Zeit; wenn unſtreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müſſen: ſo können neben einander geordnete Zeichen, auch nur Gegenſtände, die neben einander, oder deren Theile neben einander exiſtiren, auf einander folgende Zeichen aber, auch nur Gegenſtände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenſtände, die neben einander oder deren Theile neben einander exiſtiren, heißen Körper. Folglich ſind Körper mit ihren ſichtbaren Eigenſchaften die eigentlichen Gegenſtände der Malerei.

Gegenſtände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich ſind Handlungen der eigentliche Gegenſtand der Poeſie.

Doch alle Körper exiſtiren nicht allein in dem Raume, ſondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erſcheinen und in anderer Verbindung ſtehen. Jede dieſer augenblicklichen Erſcheinungen und Verbindungen iſt die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Urſache einer folgenden, und ſonach gleichſam das Centrum einer Handlung ſeyn. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweiſe durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für ſich ſelbſt beſtehen, ſondern müſſen gewiſſen Weſen anhängen. In ſo fern nun dieſe Weſen Körper ſind, oder als Körper betrachtet werden, ſchildert die Poeſie auch Körper, aber nur andeutungsweiſe durch Handlungen.

Die Malerei kann in ihren coexiſtirenden Compoſitionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnanteſten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichſten wird.

Eben ſo kann auch die Poeſie in ihren fortſchreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenſchaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das ſinnlichſte Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher ſie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der maleriſchen Beiwörter und der Sparſamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenſtände.

Ich würde in dieſe trockene Schlußkette weniger Vertrauen ſetzen, wenn ich ſie nicht durch die Praxis des Homer vollkommen beſtätigt fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homer ſelbſt wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus dieſen Grundſätzen läßt ſich die große Manier des Griechen beſtimmen und erklären, ſo wie der entgegengeſetzten Manier ſo vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Maler wetteifern wollen, in welchem ſie nothwendig von ihm überwunden werden müſſen.

Ich finde, Homer malt nichts als fortſchreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge malt er nur durch ihren Antheil an dieſen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge. Was Wunder alſo, daß der Maler, da wo Homer malt, wenig oder nichts für ſich zu thun ſieht, und daß ſeine Ernte nur da iſt, wo die Geſchichte eine Menge ſchöner Körper, in ſchönen Stellungen, in einem der Kunſt vortheilhaften Raume zuſammenbringt, der Dichter ſelbſt mag dieſe Körper, dieſe Stellungen, dieſen Raum ſo wenig malen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemälde, wie ſie Caylus aus ihm vorſchlägt, Stück vor Stück durch, und

[1] Iliad. *Δ.* v. 105.

Αυτικ᾽ ἐσυλα τοξον ἐϋξοον — — — —
Και το μεν ἐυ κατεθηκε τανυσσαμενος, ποτι γαιῃ
Αγκλινας — — — — — — —
Αυταρ ὁ συλα πωμα φαρετρης· ἐκ δ᾽ ἑλετ᾽ ἰον
Αβλητα, πτεροεντα, μελαινων ἑρμ᾽ ὀδυναων.
Αἰψα δ᾽ ἐπι νευρῃ κατεκοσμει πικρον ὀϊστον — —
Ἑλκε δ᾽ ὁμου γλυφιδας τε λαβων, και νευρα βοεια.
Νευρην μεν μαζῳ πελασεν, τοξῳ δε σιδηρον.
Αυταρ ἐπειδη κυκλοτερες μεγα τοξον ἐτεινε,
Λιγξε βιος, νευρη δε μεγ᾽ ιαχεν, ἀλτο δ᾽ ὀϊστος
Οξυβελης, καθ᾽ ὁμιλον ἐπιπτεσθαι μενεαινων.

man wird in jedem den Beweis von dieſer Anmerkung finden.

Ich laſſe alſo hier den Grafen, der den Farbenſtein des Malers zum Probierſtein des Dichters machen will, um die Manier des Homer näher zu erklären.

Für Ein Ding, ſage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff iſt ihm bald das ſchwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das ſchnelle Schiff, höchſtens das wohlberuderte ſchwarze Schiff. Weiter läßt er ſich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes, macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, ſechs beſondere Gemälde machen müßte, wenn er es ganz auf ſeine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja beſondere Umſtände, unſern Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenſtand länger zu heften: ſo wird dem ungeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinſel folgen könnte; ſondern er weiß durch unzählige Kunſtgriffe dieſen einzelnen Gegenſtand in eine Folge von Augenblicken zu ſetzen, in deren jedem er anders erſcheint, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entſtanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entſtehen ſehen. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno ſehen laſſen, ſo muß ihn Hebe vor unſern Augen Stück vor Stück zuſammenſetzen. Wir ſehen die Räder, die Achſen, den Sitz, die Deichſel und Riemen und Stränge, nicht ſowohl wie es beiſammen iſt, als wie es unter den Händen der Hebe zuſammen kömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weiſt uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erz, die ſilberne Nabe, alles insbeſondere. Man ſollte ſagen, da der Räder mehr als eines war, ſo mußte in der Beſchreibung eben ſo viel Zeit mehr auf ſie gehen, als ihre beſondere Anlegung deren in der Natur ſelbſt mehr erforderte.[1]

Ἡβη δ' ἀμφ' ὀχεεσσι θοως βαλε καμπυλα κυκλα,
Χαλκεα ὀκτακνημα, σιδηρεῳ ἀξονι ἀμφις·
Των ἠτοι χρυσεη ἰτυς ἀφθιτος, αὐταρ ὑπερθεν
Χαλκε' ἐπισσωτρα, προσαρηροτα, θαυμα ἰδεσθαι·
Πλημναι δ' ἀργυρου εἰσι περιδρομοι ἀμφοτερωθεν·
Διφρος δε χρυσειοισι και ἀργυρεοισιν ἱμασιν
Εντεταται· δοιαι δε περιδρομοι ἀντυγες εἰσι·
Του δ' ἐξ ἀργυρεος ῥυμος πελεν· αὐταρ ἐπ' ἀκρῳ
Δησε χρυσειον καλον ζυγον, ἐν δε λεπαδνα
Καλ' ἐβαλε, χρυσεια. — — — —

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet geweſen, ſo muß ſich der König vor unſern Augen ſeine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun, das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die ſchönen Halbſtiefel, den Degen; und ſo iſt er fertig und ergreift das Scepter. Wir ſehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malt; ein anderer würde die Kleider bis auf die geringſte Franſe gemalt haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu ſehen bekommen.[2]

— — — *Μαλακον δ' ἐνδυνε χιτωνα,*
Καλον, νηγατεον, περι δ' ἀυ μεγα βαλλετο φαρος·
Ποσσι δ' ὑπαι λιπαροισιν ἐδησατο καλα πεδιλα.
Αμφι δ' ἀρ' ὠμοισιν βαλετο ξιφος ἀργυροηλον,
Ειλετο δε σκηπτρον πατρωιον, ἀφθιτον αἰει.

Und wenn wir von dieſem Scepter, welches hier bloß das väterliche, unvergängliche Scepter heißt, ſo wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte bloß *χρυσειοις ἡλοισι πεπαρμενον*, das mit goldenen Stiften beſchlagene Scepter iſt, wenn wir, ſage ich, von dieſem wichtigen Scepter ein vollſtändigeres, genaueres Bild haben ſollen, was thut ſodann Homer? Malt er uns außer den goldenen Nägeln nun auch das Holz, den geſchnitzten Knopf? Ja, wenn die Beſchreibung in eine Heraldik ſollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine ſolche Wappenkönigsbeſchreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich ſelber gemalt habe, weil der Maler ihm nachmalen kann. Was bekümmert ſich aber Homer, wie weit er den Maler hinter ſich läßt? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geſchichte des Scepters: erſt iſt es unter der Arbeit des Vulkan; nun glänzt es in den Händen des Jupiter; nun bemerkt es die Würde Mercurs; nun iſt es der Commandoſtab des kriegeriſchen Pelops; nun der Hirtenſtab des friedlichen Atreus, u. ſ. w.

— *Σκηπτρον ἐχων· το μεν Ἡφαιστος καμε τευχων·*
Ἡφαιστος μεν δωκε Διϊ Κρονιωνι ἀνακτι·
Αυταρ ἀρα Ζευς δωκε διακτορῳ Αργειφοντῃ·
Ερμειας δε ἀναξ δωκεν Πελοπι πληξιππῳ·
Αυταρ ὁ ἀυτε Πελοψ δωκ' Ἀτρεϊ, ποιμενι λαων·
Ατρευς δε θνησκων ἐλιπε πολυαρνι Θυεστῃ·
Αυταρ ὁ ἀυτε Θυεστ' Αγαμεμνονι λειπε φορηναι,
Πολλῃσι νησοισι και Αργεϊ παντι ἀνασσειν.[1]

So kenne ich endlich dieſes Scepter beſſer, als mir es der Maler vor Augen legen, oder ein zweiter Vulkan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homer dieſe Stelle als die vollkommenſte Allegorie von dem Urſprunge, dem Fortgange, der Befeſtigung und endlichen Beerbfolgung der königlichen Gewalt unter den Menſchen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich läſe, daß Vulkan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menſchen zu ſeiner Erhaltung das unentbehrlichſte iſt, die Abſtellung der Bedürfniſſe überhaupt anzeige, welche die erſten Menſchen, ſich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erſte König ein Sohn der Zeit (*Ζευς Κρονιων*), ein ehrwürdiger Alte geweſen ſey, welcher ſeine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Mercur (*διακτορῳ Αργειφοντῃ*) theilen, oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedroht worden, ſeine oberſte Gewalt dem tapferſten Krieger (*Πελοπι πληξιππῳ*) überlaſſen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpft und das Reich geſichert, es ſeinem Sohne in die Hände ſpielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte ſeiner Völker (*ποιμην λαων*), ſie mit Wohlleben und Ueberfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach ſeinem Tode dem reichſten ſeiner Anverwandten (*πολυαρνι Θυεστῃ*) der Weg gebahnt worden, das was bisher das Vertrauen ertheilt, und das Verdienſt mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte, durch Geſchenke und Beſtechungen an ſich zu bringen, und es hernach als ein gleichſam erkauftes Gut ſeiner Familie auf immer zu verſichern. Ich würde lächeln, ich würde aber dem ungeachtet in meiner Achtung für den Dichter beſtärkt werden, dem man ſo vieles leihen kann. — Doch dieſes liegt außer meinem Wege, und ich betrachte jetzt die Geſchichte des Scepters bloß als einen Kunſtgriff, uns bei einem einzelnen Dinge verweilen zu machen, ohne ſich in die froſtige Beſchreibung ſeiner Theile einzulaſſen. Auch wenn Achilles bei ſeinem Scepter ſchwört, die Geringſchätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die Geſchichte dieſes Scepters. Wir ſehen ihn auf den Bergen grünen, das Eiſen trennet ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn, und macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen.[1]

---

[1] Iliad. E. v. 722–31.
[2] Iliad. B. v. 43–47.

[1] Iliad. B. v. 101–108.

Ναι μα τοδε σκηπτρον, το μεν οὔποτε φυλλα και ὄζους
Φυσει, ἐπειδη πρωτα τομην ἐν ὄρεσσι λελοιπεν,
Οὐδ᾽ ἀναθηλησει· περι γαρ ῥα ἑ χαλκος ἐλεψε
Φυλλα τε και φλοιον· νυν αὐτε μιν υἱες Ἀχαιων
Ἐν παλαμῃς φορεουσι δικασπολοι, οἱ τε θεμιστας
Προς Διος εἰρυαται — — — —

Dem Homer war nicht ſowohl daran gelegen, zwei Stäbe von verſchiedener Materie und Figur zu ſchildern, als uns von der Verſchiedenheit der Macht, deren Zeichen dieſe Stäbe waren, ein ſinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulkan; dieſer, von einer unbekannten Hand auf den Bergen geſchnitten; jener der alte Beſitz eines edeln Hauſes; dieſer beſtimmt, die erſte die beſte Fauſt zu füllen; jener, von einem Monarchen über viele Inſeln und über ganz Argos erſtreckt; dieſer von einem aus dem Mittel der Griechen geführt, dem man nebſt andern die Bewahrung der Geſetze anvertraut hatte. Dieſes war wirklich der Abſtand, in welchem ſich Agamemnon und Achill von einander befanden; ein Abſtand, den Achill, ſelbſt bei allem ſeinem blinden Zorne, einzugeſtehen nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit ſeinen Beſchreibungen dergleichen weitere Abſichten verbindet, ſondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun iſt, wird er dieſes Bild in eine Art von Geſchichte des Gegenſtandes verſtreuen, um die Theile deſſelben, die wir in der Natur neben einander ſehen, in ſeinem Gemälde eben ſo natürlich auf einander folgen und mit dem Fluſſe der Rede gleichſam Schritt halten zu laſſen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus malen; einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl polirt und an beiden Spitzen mit Goldblech beſchlagen. Was thut er? Zählt er uns alle dieſe Eigenſchaften ſo trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen ſolchen Bogen angeben, verſchreiben, aber nicht malen heißen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus deſſen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felſen aufgepaßt, und ihn erlegt; die Hörner waren von außerordentlicher Größe, deswegen beſtimmte er ſie zu einem Bogen; ſie kommen in die Arbeit, der Künſtler verbindet ſie, polirt ſie, beſchlägt ſie. Und ſo, wie geſagt, ſehen wir bei dem Dichter entſtehen, was wir bei dem Maler nicht anders als entſtanden ſehen können.[2]

— — — *Τοξον ἐυξοον, ἰξαλου αἰγος*
Ἀγριου, ὅν ῥα ποτ᾽ αὐτος, ὑπο στερνοιο τυχησας,
Πετρης ἐκβαινοντα δεδεγμενος ἐν προδοκῃσι
Βεβληκει προς στηθος· ὁ δ᾽ ὑπτιος ἐμπεσε πετρῃ·
Του κερα ἐκ κεφαλης ἑκκαιδεκαδωρα πεφυκει·
Και τα μεν ἀσκησας κεραοξοος ἠραρε τεκτων,
Παν δ᾽ ἐυ λειηνας, χρυσεην ἐπεθηκε κορωνην.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieſer Art ausſchreiben wollte. Sie werden jedem, der ſeinen Homer inne hat, in Menge beifallen.

XVII.

Aber, wird man einwenden, die Zeichen der Poeſie ſind nicht bloß auf einander folgend, ſie ſind auch willkürlich; und als willkürliche Zeichen ſind ſie allerdings fähig, Körper, ſo wie ſie im Raume exiſtiren, auszudrücken. In dem Homer ſelbſt finden ſich hiervon Exempel, an deſſen Schild des Achilles man ſich nur erinnern dürfe, um das entſcheidendſte Beiſpiel zu haben, wie weitläuftig und doch poetiſch man ein einzelnes Ding nach ſeinen Theilen neben einander ſchildern könne.

Ich will auf dieſen doppelten Einwurf antworten. Ich nenne ihn doppelt, weil ein richtiger Schluß auch ohne Exempel gelten muß, und gegentheils das Exempel des Homer bei mir von Wichtigkeit iſt, auch wenn ich es noch durch keinen Schluß zu rechtfertigen weiß.

Es iſt wahr, da die Zeichen der Rede willkürlich ſind, ſo iſt es gar wohl möglich, daß man durch ſie die Theile eines Körpers eben ſo wohl auf einander folgen laſſen kann, als ſie in der Natur neben einander befindlich ſind. Allein dieſes iſt eine Eigenſchaft der Rede und ihrer Zeichen überhaupt, nicht aber in ſo ferne ſie der Abſicht der Poeſie am bequemſten ſind. Der Poet will nicht bloß verſtändlich werden, ſeine Vorſtellungen ſollen nicht bloß klar und deutlich ſeyn; hiermit begnügt ſich der Proſaiſt. Sondern er will die Ideen, die er in uns erweckt, ſo lebhaft machen, daß wir in der Geſchwindigkeit die wahren ſinnlichen Eindrücke ihrer Gegenſtände zu empfinden glauben, und in dieſem Augenblicke der Täuſchung uns der Mittel, die er dazu anwendet, ſeiner Worte bewußt zu ſeyn aufhören. Hierauf lief oben die Erklärung des poetiſchen Gemäldes hinaus. Aber der Dichter ſoll immer malen; und nun wollen wir ſehen, in wie ferne Körper nach ihren Theilen neben einander ſich zu dieſer Malerei ſchicken.

Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorſtellung eines Dinges im Raume? Erſt betrachten wir die Theile deſſelben einzeln, hierauf die Verbindung dieſer Theile, und endlich das Ganze. Unſere Sinne verrichten dieſe verſchiedene Operationen mit einer ſo erſtaunlichen Schnelligkeit, daß ſie uns nur eine einzige zu ſeyn bedünken, und dieſe Schnelligkeit iſt unumgänglich nothwendig, wenn wir einen Begriff von dem Ganzen, welcher nichts mehr als das Reſultat von den Begriffen der Theile und ihrer Verbindung iſt, bekommen ſollen. Geſetzt nun alſo auch, der Dichter führe uns in der ſchönſten Ordnung von einem Theile des Gegenſtandes zu dem andern; geſetzt, er wiſſe uns die Verbindung dieſer Theile auch noch ſo klar zu machen: wie viel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einmal überſieht, zählt er uns merklich langſam nach und nach zu, und oft geſchieht es, daß wir bei dem letzten Zuge den erſten ſchon wiederum vergeſſen haben. Jedennoch ſollen wir uns aus dieſen Zügen ein Ganzes bilden; dem Auge bleiben die betrachteten Theile beſtändig gegenwärtig, es kann ſie abermals und abermals überlaufen; für das Ohr hingegen ſind die vernommenen Theile verloren, wenn ſie nicht in dem Gedächtniſſe zurückbleiben. Und bleiben ſie ſchon da zurück, welche Mühe, welche Anſtrengung koſtet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung ſo lebhaft zu erneuern, ſie nur mit einer mäßigen Geſchwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwaigen Begriffe des Ganzen zu gelangen!

Man verſuche es an einem Beiſpiele, welches ein Meiſterſtück in ſeiner Art heißen kann.[1]

Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter ſeiner Fahne,
Sein blauer Bruder ſelbſt bückt ſich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf, und krönt ſein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechteſtes Geſetz, daß Kraft ſich Zier vermähle,
In einem ſchönen Leib wohnt eine ſchönre Seele.
Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur ſein Blatt im Kreuze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwei vergöldten Schnäbel,
Die ein von Amethyſt gebildter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blatt, in Finger ausgekerbet,

---

[1] Iliad. A. v. 234—239.

[2] Iliad. Δ. v. 105—111.

[1] S. des Herrn v. Hallers Alpen.

Auf einen hellen Bach den grünen Wiederſchein:
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein geſtreifter Stern in weiße Strahlen ein.
Smaragd und Roſen blühn auch auf zertretner Heide,
Und Felſen decken ſich mit einem Purpurkleide.

Es ſind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit großer Kunſt und nach der Natur malt. Malt, aber ohne alle Täuſchung malt. Ich will nicht ſagen, daß wer dieſe Kräuter und Blumen nie geſehen, ſich auch aus ſeinem Gemälde ſo gut als gar keine Vorſtellung davon machen könne. Es mag ſeyn, daß alle poetiſche Gemälde eine vorläufige Bekanntſchaft mit ihren Gegenſtänden erfordern. Ich will auch nicht läugnen, daß demjenigen, dem eine ſolche Bekanntſchaft hier zu ſtatten kömmt, der Dichter nicht von einigen Theilen eine lebhaftere Idee erwecken könnte. Ich frage ihn nur, wie ſteht es um den Begriff des Ganzen? Wenn auch dieſer lebhafter ſeyn ſoll, ſo müſſen keine einzelne Theile darin verſtechen, ſondern das höhere Licht muß auf alle gleich vertheilt ſcheinen, unſere Einbildungskraft muß alle gleich ſchnell überlaufen können, um ſich das aus ihnen mit eins zuſammen zu ſetzen, was in der Natur mit eins geſehen wird. Iſt dieſes hier der Fall? Und iſt er es nicht, wie hat man ſagen können: „daß die ähnlichſte Zeichnung eines Malers gegen dieſe poetiſche Schilderung ganz matt und düſter ſeyn würde?“[1] Sie bleibt unendlich unter dem, was Linien und Farben auf der Fläche ausdrücken können, und der Kunſtrichter, der ihr dieſes übertriebene Lob ertheilt, muß ſie aus einem ganz falſchen Geſichtspunkte betrachtet haben; er muß mehr auf die fremden Zierrathen, die der Dichter darein verwebt hat, auf die Erhöhung über das vegetative Leben, auf die Entwicklung der innern Vollkommenheiten, welchen die äußere Schönheit nur zur Schaale dient, als auf dieſe Schönheit ſelbſt und auf den Grad der Lebhaftigkeit und Aehnlichkeit des Bildes, welches uns der Maler, und welches uns der Dichter davon gewähren kann, geſehen haben. Gleichwohl kömmt es hier lediglich nur auf das letztere an, und wer da ſagt, daß die bloßen Zeilen,

Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf, und krönt ſein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant —

daß dieſe Zeilen in Anſehung ihres Eindrucks mit der Nachahmung eines Huyſum wetteifern können, muß ſeine Empfindung nie befragt haben, oder ſie vorſetzlich verläugnen wollen. Sie mögen ſich, wenn man die Blume ſelbſt in der Hand hat, ſehr ſchön dagegen recitiren laſſen; nur für ſich allein ſagen ſie wenig oder nichts. Ich höre in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding ſelbſt bin ich weit entfernt zu ſehen.

Nochmals alſo: ich ſpreche nicht der Rede überhaupt das Vermögen ab, ein körperliches Ganze nach ſeinen Theilen zu ſchildern; ſie kann es, weil ihre Zeichen, ob ſie ſchon auf einander folgen, dennoch willkürliche Zeichen ſind; ſondern ich ſpreche es der Rede als dem Mittel der Poeſie ab, weil dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper das Täuſchende gebricht, worauf die Poeſie vornehmlich geht, und dieſes Täuſchende, ſage ich, muß ihnen darum gebrechen, weil das Coexiſtirende des Körpers mit dem Conſecutiven der Rede dabei in Colliſion kömmt, und indem jenes in dieſes aufgelöſt wird, uns die Zergliederung des Ganzen in ſeine Theile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzuſammenſetzung dieſer Theile in das Ganze ungemein ſchwer, und nicht ſelten unmöglich gemacht wird.

Ueberall, wo es daher auf das Täuſchende nicht ankömmt, wo man nur mit dem Verſtande ſeiner Leſer zu thun hat, und nur auf deutliche und ſo viel möglich vollſtändige Begriffe geht, können dieſe aus der Poeſie ausgeſchloſſene Schilderungen der Körper gar wohl Platz haben, und nicht allein der Proſaiſt, ſondern auch der dogmatiſche Dichter (denn da, wo er dogmatiſirt, iſt er kein Dichter), können ſich ihrer mit vielem Nutzen bedienen. So ſchildert z. E. Virgil in ſeinem Gedichte vom Landbau eine zur Zucht tüchtige Kuh:

— — — Optima torvæ
Forma bovis, cui turpe caput, cui plurima cervix,
Et crurum tenus a mento palearia pendent.
Tum longo nullus lateri modus: omnia magna:
Pes etiam, et camuris hirtæ sub cornibus aures.
Nec mihi displiceat maculis insignis et albo,
Aut juga detractans interdumque aspera cornu,
Et faciem tauro propior; quæque ardua tota,
Et gradiens ima verrit vestigia cauda.

Oder ein ſchönes Füllen:

— — — — Illi ardua cervix
Argutumque caput, brevis alvus, obesaque terga;
Luxuriatque toris animosum pectus etc.[1]

Denn wer ſieht nicht, daß dem Dichter hier mehr an der Auseinanderſetzung der Theile, als an dem Ganzen gelegen geweſen? Er will uns die Kennzeichen eines ſchönen Füllens, einer tüchtigen Kuh zuzählen, um uns in den Stand zu ſetzen, nachdem wir deren mehrere oder wenigere antreffen, von der Güte der einen oder des andern urtheilen zu können; ob ſich aber alle dieſe Kennzeichen in ein lebhaftes Bild leicht zuſammen faſſen laſſen, oder nicht, das konnte ihm ſehr gleichgültig ſeyn.

Außer dieſem Gebrauche ſind die ausführlichen Gemälde körperlicher Gegenſtände, ohne den oben erwähnten Homeriſchen Kunſtgriff, das Coexiſtirende derſelben in ein wirkliches Succeſſives zu verwandeln, jederzeit von den feinſten Richtern für ein froſtiges Spielwerk erkannt worden, zu welchem wenig oder gar kein Genie gehört. Wenn der poetiſche Stümper, ſagt Horaz, nicht weiter kann, ſo fängt er an, einen Hain, einen Altar, einen durch anmuthige Fluren ſich ſchlängelnden Bach, einen rauſchenden Strom, einen Regenbogen zu malen:

— — — — Lucus et ara Dianæ,
Et properantis aquæ per amœnos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus.[2]

Der männliche Pope ſah auf die maleriſchen Verſuche ſeiner poetiſchen Kindheit mit großer Geringſchätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, daß wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungsſucht ſo früh wie möglich entſagen müſſe, und erklärte ein bloß malendes Gedicht für ein Gaſtgebot auf lauter Brühen.[3] Von dem Herrn von Kleiſt kann ich verſichern, daß er ſich auf ſeinen Frühling das wenigſte einbildete. Hätte er länger gelebt, ſo würde er ihm eine ganz andere Geſtalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hinein zu legen, und ſann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung, auf Gerathewohl, bald hier bald da, geriſſen zu haben ſchien, in einer natürlichen Ordnung vor ſeinen Augen entſtehen und auf einander folgen laſſen wolle. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel mit auf Veranlaſſung ſeiner Eklogen, mehreren deutſchen Dichtern gerathen hat: er würde aus einer mit Empfindungen nur ſparſam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur ſparſam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben.[1]

---

[1] Breitingers kritiſche Dichtkunſt Th. II. S. 807.

[1] Georg. lib. III. v. 51 et 79.

[2] De A. P. v. 16.

[3] Prologue to the Satires. v. 340.

That not in Fancy's maze he wander'd long
But stoop'd to Truth, and moraliz'd his song.

Ibid. v. 148.

— — — — who could take offence,
While pure Description held the place of Sense?

Die Anmerkung, welche Warburton über die letzte Stelle macht, kann für eine authentiſche Erklärung des Dichters ſelbſt gelten. He uses Pure equivocally, to signify either chaste or empty; and has given in this line what he esteemed the true Character of descriptive Poetry, as it is called. A composition, in his opinion, as absurd as a feast made up of sauces. The use of a pictoresque imagination is to brighten and adorn good sense; so that to employ it only in Description, is like childrens delighting in a prism for the sake of its gaudy colours; which when frugally managed, and artifully disposed, might be made to represent and illustrate the noblest objects in nature. Sowohl der Dichter als Commentator ſcheinen zwar die Sache mehr auf der moraliſchen, als kunſtmäßigen Seite betrachtet zu haben. Doch deſto beſſer, daß ſie von der einen eben ſo nichtig als von der andern erſcheint.

XVIII.

Und dennoch ſollte ſelbſt Homer in dieſe froſtigen Ausmalungen körperlicher Gegenſtände verfallen ſeyn? —

Ich will hoffen, daß es nur ſehr wenige Stellen ſind, auf die man ſich desfalls berufen kann; und ich bin verſichert, daß auch dieſe wenige Stellen von der Art ſind, daß ſie die Regel, von der ſie eine Ausnahme zu ſeyn ſcheinen, vielmehr beſtätigen.

Es bleibt dabei: die Zeitfolge iſt das Gebiet des Dichters, ſo wie der Raum das Gebiet des Malers.

Zwei nothwendig entfernte Zeitpunkte in ein und eben daſſelbe Gemälde bringen, ſo wie Fr. Mazzuoli den Raub der Sabiniſchen Jungfrauen, und derſelben Ausſöhnung ihrer Ehemänner mit ihren Anverwandten; oder wie Titian die ganze Geſchichte des verlorenen Sohnes, ſein liederliches Leben und ſein Elend und ſeine Reue: heißt ein Eingriff des Malers in das Gebiet des Dichters, den der gute Geſchmack nie billigen wird.

Mehrere Theile oder Dinge, die ich nothwendig in der Natur auf einmal überſehen muß, wenn ſie ein Ganzes hervorbringen ſollen, dem Leſer nach und nach zuzählen, um ihm dadurch ein Bild von dem Ganzen machen zu wollen: heißt ein Eingriff des Dichters in das Gebiet des Malers, wobei der Dichter viel Imagination ohne allen Nutzen verſchwendet.

Doch, ſo wie zwei billige freundſchaftliche Nachbarn zwar nicht verſtatten, daß ſich einer in des andern innerſtem Reiche ungeziemende Freiheiten herausnehme, wohl aber auf den äußerſten Gränzen eine wechſelſeitige Nachſicht herrſchen laſſen, welche die kleinen Eingriffe, die der eine in des andern Gerechtſame in der Geſchwindigkeit ſich durch ſeine Umſtände zu thun genöthigt ſieht, friedlich von beiden Theilen compenſirt: ſo auch die Malerei und Poeſie.

Ich will in dieſer Abſicht nicht anführen, daß in großen hiſtoriſchen Gemälden der einzige Augenblick faſt immer um etwas erweitert iſt, und daß ſich vielleicht kein einziges an Figuren ſehr reiches Stück findet, in welchem jede Figur vollkommen die Bewegung und Stellung hat, die ſie in dem Augenblicke der Haupthandlung haben ſollte; die eine hat eine etwas frühere, die andere eine etwas ſpätere. Es iſt dieſes eine Freiheit, die der Meiſter durch gewiſſe Feinheiten in der Anordnung rechtfertigen muß, durch die Verwendung oder Entfernung ſeiner Perſonen, die ihnen an dem was vorgeht, einen mehr oder weniger augenblicklichen Antheil zu nehmen erlaubt. Ich will mich bloß einer Anmerkung bedienen, welche Herr Mengs über die Draperie des Raphael macht.[1] „Alle Falten, ſagt er, haben bei ihm ihre Urſachen, es ſey durch ihr eigen Gewicht, oder durch die Ziehung der Glieder. Manchmal ſieht man in ihnen, wie ſie vorher geweſen; Raphael hat auch ſogar in dieſem Bedeutung geſucht. Man ſieht an den Falten, ob ein Bein oder Arm vor dieſer Regung vor oder hinten geſtanden, ob das Glied von Krümme zur Ausſtreckung gegangen oder geht, oder ob es ausgeſtreckt geweſen, und ſich krümmt.“ Es iſt unſtreitig, daß der Künſtler in dieſem Falle zwei verſchiedene Augenblicke in einen einzigen zuſammen bringt. Denn da dem Fuße, welcher hinten geſtanden und ſich vor bewegt, der Theil des Gewands, welches auf ihm liegt, unmittelbar folgt, das Gewand wäre denn von ſehr ſteifem Zeuge, der aber eben darum zur Malerei ganz unbequem iſt: ſo giebt es keinen Augenblick, in welchem das Gewand im geringſten eine andere Falte machte, als es der jetzige Stand des Gliedes erfordert; ſondern läßt man es eine andere Falte machen, ſo iſt es der vorige Augenblick des Gewandes und der jetzige des Gliedes. Dem ungeachtet, wer wird es mit dem Artiſten ſo genau nehmen, der ſeinen Vortheil dabei findet, uns dieſe beiden Augenblicke zugleich zu zeigen? Wer wird ihn nicht vielmehr rühmen, daß er den Verſtand und das Herz gehabt hat, einen ſolchen geringen Fehler zu begehen, um eine größere Vollkommenheit des Ausdrucks zu erreichen?

Gleiche Nachſicht verdient der Dichter. Seine fortſchreitende Nachahmung erlaubt ihm eigentlich, auf einmal nur eine einzige Seite, eine einzige Eigenſchaft ſeiner körperlichen Gegenſtände zu berühren. Aber wenn die glückliche Einrichtung ſeiner Sprache ihm dieſes mit einem einzigen Worte zu thun verſtattet; warum ſollte er nicht auch dann und wann ein zweites ſolches Wort hinzufügen dürfen? Warum nicht auch, wenn es die Mühe verlohnt, ein drittes? Oder wohl gar ein viertes? Ich habe geſagt, dem Homer ſey z. E. ein Schiff, entweder nur das ſchwarze Schiff, oder das hohle Schiff, oder das ſchnelle Schiff, höchſtens das wohlberuderte ſchwarze Schiff. Zu verſtehen von ſeiner Manier überhaupt. Hier und da findet ſich eine Stelle, wo er das dritte malende Epitheton hinzuſetzt: *Καμπύλα κύκλα, χάλκεα, ὀκτάκνημα*,[2] runde, eherne, achtſpeichigte Räder. Auch das vierte: *ἀσπίδα πάντοσε ἴσην, καλὴν, χαλκείην, ἐξήλατον*,[3] ein überall glattes, ſchönes, ehernes, getriebenes Schild. Wer wird ihn darum tadeln? Wer wird ihm dieſe kleine Ueppigkeit nicht vielmehr Dank wiſſen, wenn er empfindet, welche gute Wirkung ſie an wenigen ſchicklichen Stellen haben kann?

Des Dichters ſowohl als des Malers eigentliche Rechtfertigung hierüber will ich aber nicht aus dem vorangeſchickten Gleichniſſe von zwei freundſchaftlichen Nachbarn hergeleitet wiſſen. Ein bloßes Gleichniß beweiſt und rechtfertigt nichts. Sondern dieſes muß ſie rechtfertigen: ſo wie dort bei dem Maler die zwei verſchiedenen Augenblicke ſo nahe und unmittelbar an einander gränzen, daß ſie ohne Anſtoß für einen einzigen gelten können, ſo folgen auch hier bei dem Dichter die mehreren Züge für die verſchiedenen Theile und Eigenſchaften im Raume in einer ſolchen gedrängten Kürze ſo ſchnell aufeinander, daß wir ſie alle auf einmal zu hören glauben.

Und hierin, ſage ich, kommt dem Homer ſeine vortreffliche Sprache ungemein zu Statten. Sie läßt ihm nicht allein alle mögliche Freiheit in Häufung und

---

[1] Poëtique Française. T. II. p. 501. J'écrivais ces réflexions avant que les essais des Allemands dans ce genre (l'Eglogue) fussent connus parmi nous. Ils ont executé ce que j'avais conçu; et s'ils parviennent à donner plus au moral et moins au détail des peintures physiques, ils excelleront dans ce genre, plus riche, plus vaste, plus fecond, et infiniment plus naturel et plus moral que celui de la galanterie champêtre.

[1] Gedanken über die Schönheit und über den Geſchmack in der Malerei. Seite 69.

[2] Iliad. E. v. 722.

[3] Iliad. M. v. 296.

Zuſammenſetzung der Beiwörter, ſondern ſie hat auch für dieſe gehäuften Beiwörter eine ſo glückliche Ordnung, daß der nachtheiligen Suspenſion ihrer Beziehung dadurch abgeholfen wird. An einer oder mehreren dieſer Bequemlichkeiten fehlt es den neuern Sprachen durchgängig. Diejenigen, als die franzöſiſche, welche z. E. jenes Καμπύλα κύκλα, χάλκεα, ὀκτάκνημα umſchreiben müſſen: „die runden Räder, welche von Erz waren und acht Speichen hatten," drücken den Sinn aus, aber vernichten das Gemälde. Gleichwohl iſt der Sinn hier nichts, und das Gemälde alles; und jener ohne dieſes macht den lebhafteſten Dichter zum langweiligſten Schwätzer. Ein Schickſal, das den guten Homer unter der Feder der gewiſſenhaften Frau Dacier oft betroffen hat. Unſere deutſche Sprache hingegen kann zwar die Homeriſchen Beiwörter meiſtens in eben ſo kurze gleichgeltende Beiwörter verwandeln, aber die vortheilhafte Ordnung derſelben kann ſie der Griechiſchen nicht nachmachen. Wir ſagen zwar „die runden, ehernen, achtſpeichigten" — — aber „Räder" ſchleppt hinten nach. Wer empfindet nicht, daß drei verſchiedene Prädikate, ehe wir das Subject erfahren, nur ein ſchwankes verwirrtes Bild machen können? Der Grieche verbindet das Subject gleich mit dem erſten Prädicate, und läßt die andern nachfolgen; er ſagt: „runde Räder, eherne, achtſpeichigte." So wiſſen wir mit eins, wovon er redet, und werden, der natürlichen Ordnung des Denkens gemäß, erſt mit dem Dinge und dann mit ſeinen Zufälligkeiten bekannt. Dieſen Vortheil hat unſere Sprache nicht. Oder ſoll ich ſagen, ſie hat ihn, und kann ihn nur ſelten ohne Zweideutigkeit nutzen? Beides iſt eins. Denn wenn wir Beiwörter hintennach ſetzen wollen, ſo müſſen ſie im statu absoluto ſtehen; wir müſſen ſagen: runde Räder, ehern und achtſpeichigt. Allein in dieſem statu kommen unſere Adjectiva völlig mit den Adverbiis überein, und müſſen, wenn man ſie als ſolche zu dem nächſten Zeitworte, das von dem Dinge prädicirt wird, zieht, nicht ſelten einen ganz falſchen, allezeit aber einen ſehr ſchielenden Sinn verurſachen.

Doch ich halte mich bei Kleinigkeiten auf, und ſcheine das Schild vergeſſen zu wollen, das Schild des Achilles, dieſes berühmte Gemälde, in deſſen Rückſicht vornehmlich Homer vor Alters als ein Lehrer der Malerei[1] betrachtet wurde. Ein Schild, wird man ſagen, iſt doch wohl ein einzelner körperlicher Gegenſtand, deſſen Beſchreibung nach ſeinen Theilen neben einander dem Dichter nicht vergönnt ſeyn ſoll? Und dieſes Schild hat Homer in mehr als hundert prächtigen Verſen, nach ſeiner Materie, nach ſeiner Form, nach allen Figuren, welche die ungeheuere Fläche deſſelben füllten, ſo umſtändlich, ſo genau beſchrieben, daß es neuern Künſtlern nicht ſchwer gefallen, eine in allen Stücken übereinſtimmende Zeichnung darnach zu machen.

Ich antworte auf dieſen beſondern Einwurf, — daß ich bereits darauf geantwortet habe. Homer malt nämlich das Schild nicht als ein fertiges vollendetes, ſondern als ein werdendes Schild. Er hat alſo auch hier ſich des geprieſenen Kunſtgriffes bedient, das Coexiſtirende ſeines Vorwurfs in ein Conſecutives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung zu machen. Wir ſehen nicht das Schild, ſondern den göttlichen Meiſter, wie er das Schild verfertigt. Er tritt mit Hammer und Zange vor ſeinen Amboß, und nachdem er die Platten aus dem gröbſten geſchmiedet, ſchwellen die Bilder, die er zu deſſen Auszierung beſtimmt, vor unſern Augen, eines nach dem andern, unter ſeinen feinern Schlägen aus dem Erze hervor. Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Geſichte, bis alles fertig iſt. Nun iſt es fertig, und wir erſtaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erſtaunen eines Augenzeugen, der es machen ſehen.

Dieſes läßt ſich von dem Schilde des Aeneas beim Virgil nicht ſagen. Der römiſche Dichter empfand entweder die Feinheit ſeines Muſters hier nicht, oder die Dinge, die er auf ſein Schild bringen wollte, ſchienen ihm von der Art zu ſeyn, daß ſie die Ausführung vor unſern Augen nicht wohl verſtatteten. Es waren Prophezeihungen, von welchen es freilich unſchicklich geweſen wäre, wenn ſie der Gott in unſerer Gegenwart eben ſo deutlich geäußert hätte, als ſie der Dichter hernach auslegt. Prophezeihungen, als Prophezeihungen, verlangen eine dunklere Sprache, in welche die eigentlichen Namen der Perſonen aus der Zukunft, die ſie betreffen, nicht paſſen. Gleichwohl lag an dieſen wahrhaften Namen, allem Anſehen nach, dem Dichter und Hofmanne hier das meiſte.[1] Wenn ihn aber dieſes entſchuldigt, ſo hebt es darum nicht auch die üble Wirkung auf, welche ſeine Abweichung von dem Homeriſchen Wege hat. Leſer von einem feinern Geſchmacke werden mir Recht geben. Die Anſtalten, welche Vulkan zu ſeiner Arbeit macht, ſind bei dem Virgil ungefähr eben die, welche ihn Homer machen läßt. Aber anſtatt, daß wir bei dem Homer nicht bloß die Anſtalten zur Arbeit, ſondern auch die Arbeit ſelbſt zu ſehen bekommen, läßt Virgil, nachdem er uns nur den geſchäftigen Gott mit ſeinen Cyklopen überhaupt gezeigt,

Ingentem Clypeum informant — —
— — Alii ventosis follibus auras
Accipiunt, redduntque: alii stridentia tingunt
Aera lacu. Gemit impositis incudibus antrum.
Illi inter sese multa vi brachia tollunt
In numerum, versantque tenaci forcipe massam.[2]

den Vorhang auf einmal niederfallen, und verſetzt uns in eine ganz andere Scene, von da er uns allmählig in das Thal bringt, in welchem die Venus mit den indeß fertig gewordenen Waffen bei dem Aeneas anlangt. Sie lehnt ſie an den Stamm einer Eiche, und nachdem ſie der Held genug begafft, und beſtaunt, und betaſtet, und verſucht, hebt ſich die Beſchreibung oder das Gemälde des Schildes an, welches durch das ewige: Hier iſt, nur Da iſt, Nahe dabei ſteht, und Nicht weit davon ſieht man — ſo kalt und langweilig wird, daß alle der poetiſche Schmuck, den ihm ein Virgil geben konnte, nöthig war, um es uns nicht unerträglich finden zu laſſen. Da dieſes Gemälde hiernächſt nicht Aeneas macht, als welcher ſich an den bloßen Figuren ergötzt, und von der Bedeutung derſelben nichts weiß,

---

[1] Dionysius Halicarnass., in Vita Homeri apud Th. Gale in Opusc. Mythol. p. 401.

[1] Ich finde, daß Servius dem Virgil eine andere Entſchuldigung leiht. Denn auch Servius hat den Unterſchied, der zwiſchen beiden Schilden iſt, bemerkt: Bene interest inter hunc et Homeri Clypeum: illic enim singula dum fiunt narrantur; hic vero perfecto opere noscuntur: nam et hic arma prius accipit Aeneas, quam spectaret: ibi postquam omnia narrata sunt, sic a Thetide deferuntur ad Achillem (Ad. v. 625. lib. VIII. Aeneid.). Und warum dieſes? Darum, meint Servius, weil auf dem Schilde des Aeneas nicht bloß die wenigen Begebenheiten, die der Dichter anführt, ſondern

— — — — genus omne futuræ
Stirpis ab Ascanio, pugnataque in ordine bella

abgebildet waren. Wie wäre es alſo möglich geweſen, daß mit eben der Geſchwindigkeit, in welcher Vulkan das Schild arbeiten mußte, der Dichter die ganze lange Reihe von Nachkommen hätte namhaft machen, und alle von ihnen nach der Ordnung geführte Kriege hätte erwähnen können? Dieſes iſt der Verſtand der etwas dunkeln Worte des Servius: Opportune ergo Virgilius, quia non videtur simul et narrationis celeritas potuisse connecti, et opus tam velociter expediri, ut ad verbum posset occurrere. Da Virgil nur etwas weniges von dem non enarrabile texto Clypei beibringen konnte, ſo konnte er es nicht während der Arbeit des Vulkanus ſelbſt thun; ſondern er mußte es verſparen, bis alles fertig war. Ich wünſchte für den Virgil ſehr, dieſes Raiſonnement des Servius wäre ganz ohne Grund; meine Entſchuldigung würde ihm weit rühmlicher ſeyn. Denn wer hieß ihm, die ganze römiſche Geſchichte auf ein Schild bringen? Mit wenig Gemälden machte Homer ſein Schild zu einem Inbegriffe von allem, was in der Welt vorgeht. Scheint es nicht, als ob Virgil, da er den Griechen nicht in den Vorwürfen und in der Ausführung der Gemälde übertreffen können, ihn wenigſtens in der Anzahl derſelben übertreffen wollen? Und was wäre kindiſcher geweſen?

[2] Aeneid lib. VIII 447–454.

— — rerumque ignarus imagine gaudet:

auch nicht Venus, ob ſie ſchon von den künftigen Schickſalen ihrer lieben Enkel vermuthlich eben ſo viel wiſſen mußte, als der gutwillige Ehemann; ſondern da es aus dem eigenen Munde des Dichters kömmt, ſo bleibt die Handlung offenbar während demſelben ſtehen. Keine einzige von ſeinen Perſonen nimmt daran Theil; es hat auch auf das Folgende nicht den geringſten Einfluß, ob auf dem Schilde dieſes oder etwas anderes vorgeſtellt iſt; der witzige Hofmann leuchtet überall durch, der mit allerlei ſchmeichelhaften Anſpielungen ſeine Materie aufſtutzt, aber nicht das große Genie, das ſich auf die eigene innere Stärke ſeines Werks verläßt, und alle äußere Mittel, intereſſant zu werden, verachtet. Das Schild des Aeneas iſt folglich ein wahres Einſchiebſel, einzig und allein beſtimmt, dem Nationalſtolze der Römer zu ſchmeicheln; ein fremdes Bächlein, das der Dichter in ſeinen Strom leitet, um ihn etwas reger zu machen. Das Schild des Achilles hingegen iſt Zuwachs des eigenen fruchtbaren Bodens; denn ein Schild mußte gemacht werden, und da das Nothwendige aus der Hand der Gottheit nie ohne Anmuth kömmt, ſo mußte das Schild auch Verzierungen haben. Aber die Kunſt war, dieſe Verzierungen als bloße Verzierungen zu behandeln, ſie in den Stoff einzuweben, um ſie uns nur bei Gelegenheit des Stoffes zu zeigen; und dieſes ließ ſich allein in der Manier des Homer thun. Homer läßt den Vulkan Zierrathen künſteln, weil und indem er ein Schild machen ſoll, das ſeiner würdig iſt. Virgil hingegen ſcheint ihn das Schild wegen der Zierrathen machen zu laſſen, da er die Zierrathen für wichtig genug hält, um ſie beſonders zu beſchreiben, nachdem das Schild lange fertig iſt.

XIX.

Die Einwürfe, welche der ältere Skaliger, Perrault, Terraſſon und andere gegen das Schild des Homer machen, ſind bekannt. Eben ſo bekannt iſt das, was Dacier, Boivin und Pope darauf antworten. Mich dünkt aber, daß dieſe letztern ſich manchmal zu weit einlaſſen, und, in Zuverſicht auf ihre gute Sache, Dinge behaupten, die eben ſo unrichtig ſind, als wenig ſie zur Rechtfertigung des Dichters beitragen.

Um dem Haupteinwurfe zu begegnen, daß Homer das Schild mit einer Menge Figuren anfülle, die auf dem Umfange deſſelben unmöglich Raum haben könnten, unternahm Boivin, es mit Bemerkung der erforderlichen Maaße zeichnen zu laſſen. Sein Einfall mit den verſchiedenen concentriſchen Zirkeln iſt ſehr ſinnreich, obſchon die Worte des Dichters nicht den geringſten Anlaß dazu geben, auch ſich ſonſt keine Spur findet, daß die Alten auf dieſe Art abgetheilte Schilder gehabt haben. Da es Homer ſelbſt σακος παντοσε δεδαιδαλμενον, ein auf allen Seiten künſtlich ausgearbeitetes Schild nennt, ſo würde ich lieber, um mehr Raum auszuſparen, die concave Fläche mit zu Hülfe genommen haben; denn es iſt bekannt, daß die alten Künſtler dieſe nicht leer ließen, wie das Schild der Minerva vom Phidias beweiſt.[1] Doch nicht genug, daß ſich Boivin dieſes Vortheils nicht bedienen wollte; er vermehrte auch ohne Noth die Vorſtellungen ſelbſt, denen er auf dem ſonach um die Hälfte verringerten Raume Platz verſchaffen mußte, indem er das, was bei dem Dichter offenbar nur ein einziges Bild iſt, in zwei bis drei beſondere Bilder zertheilte. Ich weiß wohl, was ihn dazu bewog; aber es hätte ihn nicht bewegen ſollen, ſondern, anſtatt daß er ſich bemühte, den Forderungen ſeiner Gegner eine Genüge zu leiſten, hätte er ihnen zeigen ſollen, daß ihre Forderungen unrechtmäßig wären.

Ich werde mich an einem Beiſpiele faßlicher erklären können. Wenn Homer von der einen Stadt ſagt:[1]

Λαοι δ' ειν ἀγορῃ ἐσαν ἀθροοι· ἐνθα δε νεικος
Ωρωρει· δυο δ' ανδρες ἐνεικεον εινεκα ποινης
Ανδρος ἀποφθιμενου· ὁ μεν ευχετο, παντ' ἀποδουναι,
Δημῳ πιφαυσκων· ὁ δ' αναινετο, μηδεν ἑλεσθαι·
Αμφω δ' ἱεσθην ἐπι ἱστορι πειραρ ἑλεσθαι.
Λαοι δ' αμφοτεροισιν ἐπηπυον, ἀμφις ἀρωγοι·
Κηρυκες δ' ἀρα λαον ἐρητυον· οἱ δε γεροντες
Ειατ' ἐπι ξεστοισι λιθοις, ἱερῳ ἐνι κυκλῳ·
Σκηπτρα δε κηρυκων ἐν χερσ' ἐχον ἠεροφωνων.
Τοισιν ἐπειτ' ἠισσον, ἀμοιβηδις δ' ἐδικαζον.
Κειτο δ' ἀῤ ἐν μεσσοισι δυο χρυσοιο ταλαντα —

ſo glaube ich, hat er nicht mehr als ein einziges Gemälde angeben wollen: das Gemälde eines öffentlichen Rechtshandels über die ſtreitige Erlegung einer anſehnlichen Geldbuße für einen verübten Todtſchlag. Der Künſtler, der dieſen Vorwurf ausführen ſoll, kann ſich auf einmal nicht mehr als einen einzigen Augenblick deſſelben zu Nutze machen; entweder den Augenblick der Anklage, oder der Abhörung der Zeugen, oder des Urtheilſpruches, oder welchen er ſonſt, vor oder nach, oder zwiſchen dieſen Augenblicken, für den bequemſten hält. Dieſen einzigen Augenblick macht er ſo prägnant wie möglich, und führt ihn mit allen den Täuſchungen aus, welche die Kunſt in Darſtellung ſichtbarer Gegenſtände vor der Poeſie voraus hat. Von dieſer Seite aber unendlich zurückgelaſſen, was kann der Dichter, der eben dieſen Vorwurf mit Worten malen ſoll, und nicht gänzlich verunglücken will, anders thun, als daß er ſich gleichfalls ſeiner eigenthümlichen Vortheile bedient? Und welches ſind dieſe? Die Freiheit, ſich ſowohl über das Vergangene als über das Folgende des einzigen Augenblickes in dem Kunſtwerke auszubreiten, und das Vermögen, ſonach uns nicht allein das zu zeigen, was uns der Künſtler zeigt, ſondern auch das, was uns dieſer nur kann errathen laſſen. Durch dieſe Freiheit, durch dieſes Vermögen allein kömmt der Dichter dem Künſtler wieder bei, und ihre Werke werden einander alsdann am ähnlichſten, wenn die Wirkung derſelben gleich lebhaft iſt; nicht aber, wenn das eine der Seele durch das Ohr nicht mehr oder weniger beibringt, als das andere dem Auge darſtellen kann. Nach dieſem Grundſatze hätte Boivin die Stelle des Homer beurtheilen ſollen, und er würde nicht ſo viel beſondere Gemälde daraus gemacht haben, als verſchiedene Zeitpunkte er darin zu bemerken glaubte. Es iſt wahr, es konnte nicht wohl alles, was Homer ſagt, in einem einzigen Gemälde verbunden ſeyn; die Beſchuldigung und Abläugnung, die Darſtellung der Zeugen und der Zuruf des getheilten Volkes, das Beſtreben der Herolde, den Tumult zu ſtillen, und die Aeußerungen der Schiedsrichter, ſind Dinge, die auf einander folgen und nicht neben einander beſtehen können. Doch was, um mich mit der Schule auszudrücken, nicht actu in dem Gemälde enthalten war, das lag virtute darin, und die einzige wahre Art, ein materielles Gemälde mit Worten nachzuſchildern, iſt die, daß man das Letztere mit dem wirklich Sichtbaren verbindet, und ſich nicht in den Schranken der Kunſt hält, innerhalb welchen der Dichter zwar die Data zu einem Gemälde herzählen, aber nimmermehr ein Gemälde ſelbſt hervorbringen kann.

---

[1] — Scuto ejus, in quo Amazonum prælium cælavit intumescente ambitu parmæ; ejusdem concava parte Deorum et Gigantum dimicationem. Plinius lib. XXXVI. Sect. 4. p. 726. Edit. Hard.

[1] Iliad. Σ. v. 497—508.

Gleicherweiſe zertheilt Boivin das Gemälde der belagerten Stadt[1] in drei verſchiedene Gemälde. Er hätte es eben ſo wohl in zwölfe theilen können, als in drei. Denn da er den Geiſt des Dichters einmal nicht faßte und von ihm verlangte, daß er den Einheiten des materiellen Gemäldes ſich unterwerfen müſſe: ſo hätte er weit mehr Uebertretungen dieſer Einheiten finden können, daß es faſt nöthig geweſen wäre, jedem beſondern Zuge des Dichters ein beſonderes Feld auf dem Schilde zu beſtimmen. Meines Erachtens aber hat Homer überhaupt nicht mehr als zehn verſchiedene Gemälde auf dem ganzen Schilde, deren jedes er mit einem *ἐν μὲν ἔτευξε*, oder *ἐν δὲ ποίησε*, oder *ἐν δ' ἐτίθει*, oder *ἐν δὲ ποίκιλλε Ἀμφιγυήεις* anfängt.[2] Wo dieſe Eingangsworte nicht ſtehen, hat man kein Recht, ein beſonderes Gemälde anzunehmen; im Gegentheil muß alles, was ſie verbinden, als ein einziges betrachtet werden, dem nur bloß die willkürliche Concentration in einen einzigen Zeitpunkt mangelt, als welche der Dichter anzugeben keinesweges gehalten war. Vielmehr, hätte er ihn angegeben, hätte er ſich genau daran gehalten, hätte er nicht den geringſten Zug einfließen laſſen, der in der wirklichen Ausführung nicht damit zu verbinden wäre; mit einem Worte, hätte er ſo verfahren, wie ſeine Tadler es verlangen: es iſt wahr, ſo würden dieſe Herren an ihm nichts auszuſetzen, aber in der That auch kein Menſch von Geſchmack etwas zu bewundern gefunden haben.

Pope ließ ſich die Eintheilung und Zeichnung des Boivin nicht allein gefallen, ſondern glaubte noch etwas ganz beſonderes zu thun, wenn er nunmehr auch zeigte, daß ein jedes dieſer ſo zerſtückten Gemälde nach den ſtrengſten Regeln der heutiges Tages üblichen Malerei angegeben ſey. Contraſt, Perſpectiv, die drei Einheiten; alles fand er darin auf das beſte beobachtet. Und ob er ſchon gar wohl wußte, daß zu Folge guter glaubwürdiger Zeugniſſe, die Malerei zu den Zeiten des Trojaniſchen Krieges noch in der Wiege geweſen, ſo mußte doch entweder Homer, vermöge ſeines göttlichen Genies, ſich nicht ſowohl an das, was die Malerei damals oder zu ſeiner Zeit leiſten konnte, gehalten, als vielmehr das errathen haben, was ſie überhaupt zu leiſten im Stande ſey; oder auch jene Zeugniſſe ſelbſt mußten ſo glaubwürdig nicht ſeyn, daß ihnen die augenſcheinliche Ausſage des künſtlichen Schildes nicht vorgezogen zu werden verdiene. Jenes mag annehmen, wer da will; dieſes wenigſtens wird ſich niemand überreden laſſen, der aus der Geſchichte der Kunſt etwas mehr als die bloßen Data der Hiſtorienſchreiber weiß. Denn daß die Malerei zu Homers Zeiten noch in ihrer Kindheit geweſen, glaubt er nicht bloß deswegen, weil es ein Plinius oder ſo einer ſagt, ſondern vornehmlich weil er aus den Kunſtwerken, deren die Alten gedenken, urtheilt, daß ſie viele Jahrhunderte nachher noch nicht viel weiter gekommen, und z. E. die Gemälde eines Polygnotus noch lange die Probe nicht aushalten, welche Pope die Gemälde des Homeriſchen Schildes beſtehen zu können glaubt. Die zwei großen Stücke dieſes Meiſters zu Delphi, von welchen uns Pauſanias eine ſo umſtändliche Beſchreibung hinterlaſſen,[1] waren offenbar ohne alle Perſpective. Dieſer Theil der Kunſt iſt den Alten gänzlich abzuſprechen, und was Pope beibringt, um zu beweiſen, daß Homer ſchon einen Begriff davon gehabt habe, beweiſt weiter nichts, als daß ihm ſelbſt nur ein ſehr unvollſtändiger Begriff davon beigewohnt.[2] „Homer, ſagt er, kann kein Fremdling in der Perſpectiv geweſen ſeyn, weil er die Entfernung eines Gegenſtandes von dem andern ausdrücklich angiebt. Er bemerkt z. E., daß die Kundſchafter ein wenig weiter als die andern Figuren gelegen, und daß die Eiche, unter welcher den Schnittern das Mahl zubereitet worden, bei Seite geſtanden. Was er von dem mit Heerden und Hütten und Ställen überſäeten Thale ſagt, iſt augenſcheinlich die Beſchreibung einer großen perſpectiviſchen Gegend. Ein allgemeiner Beweisgrund dafür kann auch ſchon aus der Menge der Figuren auf dem Schilde gezogen werden, die nicht alle in ihrer vollen Größe ausgedrückt werden konnten; woraus es denn gewiſſermaßen unſtreitig, daß die Kunſt, ſie nach der Perſpective zu verkleinern, damaliger Zeit ſchon bekannt geweſen.“ Die bloße Beobachtung der optiſchen Erfahrung, daß ein Ding in der Ferne kleiner erſcheint, als in der Nähe, macht ein Gemälde noch lange nicht perſpectiviſch. Die Perſpective erfordert einen einzigen Augenpunkt, einen beſtimmten natürlichen Geſichtskreis, und dieſes war es, was den alten Gemälden fehlte. Die Grundfläche in den Gemälden des Polygnotus war nicht horizontal, ſondern nach hinten zu ſo gewaltig in die Höhe gezogen, daß die Figuren, welche hinter einander zu ſtehen ſcheinen ſollten, über einander zu ſtehen ſchienen. Und wenn dieſe Stellung der verſchiedenen Figuren und ihrer Gruppen allgemein geweſen, wie aus den alten Basreliefs, wo die hinterſten allezeit höher ſtehen als die vorderſten, und über ſie wegſehen, ſich ſchließen läßt: ſo iſt es natürlich, daß man ſie auch in der Beſchreibung des Homer annimmt, und diejenigen von ſeinen Bildern, die ſich nach ſelbiger in Ein Gemälde verbinden laſſen, nicht unnöthigerweiſe trennt. Die doppelte Scene der friedfertigen Stadt, durch deren Straßen der fröhliche Aufzug einer Hochzeitfeier ging, indem auf dem Markte ein wichtiger Prozeß entſchieden ward, erfordert dieſem zu Folge kein doppeltes Gemälde, und Homer hat es gar wohl als ein einziges denken können, indem er ſich die ganze Stadt aus einem ſo hohen Augenpunkte vorſtellte, daß er die freie Ausſicht zugleich in die Straßen und auf den Markt dadurch erhielt.

Ich bin der Meinung, daß man auf das eigentliche Perſpectiviſche in den Gemälden nur gelegentlich durch die Scenenmalerei gekommen iſt; und auch als dieſe ſchon in ihrer Vollkommenheit war, muß es noch nicht ſo leicht geweſen ſeyn, die Regeln derſelben auf eine einzige Fläche anzuwenden, indem ſich noch in den ſpätern Gemälden unter den Alterthümern des Herculanums ſo häufige und mannichfaltige Fehler gegen die Perſpectiv finden, als man jetzo kaum einem Lehrlinge vergeben würde.[3]

---

[1] v. 509—560.

[2] Das erſte fängt an mit der 483ſten Zeile, und geht bis zur 489ſten; das zweite von 490—509; das dritte von 510—540; das vierte von 541—549; das fünfte von 550—560; das ſechste von 561—572; das ſiebente von 573—586; das achte von 587—589; das neunte von 590—605, und das zehnte von 606—608. Bloß das dritte Gemälde hat die angegebenen Eingangsworte nicht; es iſt aber aus den bei dem zweiten, *ἐν δὲ δύω ποίησε πόληας*, und aus der Beſchaffenheit der Sache ſelbſt, deutlich genug, daß es ein beſonderes Gemälde ſeyn muß.

[1] Phocic. cap. XXV—XXXI.

[2] Um zu zeigen, daß dieſes nicht zu viel von Popen geſagt iſt, will ich den Anfang der folgenden aus ihm angeführten Stelle (Iliad. Vol. V. Obs. p. 61) in der Grundſprache anführen: That he was no stranger to ærial Perspective, appears in his expresly marking the distance of object from object: he tells us etc. Ich ſage, hier hat Pope den Ausdruck ærial Perspective, die Luftperſpektiv, (Perspective aërienne) ganz unrichtig gebraucht, als welche mit den nach Maaßgebung der Entfernung verminderten Größen gar nichts zu thun hat, ſondern unter der man lediglich die Schwächung und Abänderung der Farben nach Beſchaffenheit der Luft oder des Medii, durch welches wir ſie ſehen, verſteht. Wer dieſen Fehler machen konnte, dem war es erlaubt, von der ganzen Sache nichts zu wiſſen.

[3] Betrachtungen über die Malerei S. 185.

Doch ich entlaſſe mich der Mühe, meine zerſtreuten Anmerkungen über einen Punkt zu ſammeln, über welchen ich in des Herrn Winkelmanns verſprochener Geſchichte der Kunſt die völligſte Befriedigung zu erhalten hoffen darf.[1]

XX.

Ich lenke mich vielmehr wieder in meinen Weg, wenn ein Spaziergänger anders einen Weg hat.

Was ich von körperlichen Gegenſtänden überhaupt geſagt habe, das gilt von körperlichen ſchönen Gegenſtänden um ſo viel mehr.

Körperliche Schönheit entſpringt aus der übereinſtimmenden Wirkung mannichfaltiger Theile, die ſich auf einmal überſehen laſſen. Sie erfordert alſo, daß dieſe Theile neben einander liegen müſſen; und da Dinge, deren Theile neben einander liegen, der eigentliche Gegenſtand der Malerei ſind, ſo kann ſie, und nur ſie allein, körperliche Schönheit nachahmen.

Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur nach einander zeigen könnte, enthält ſich daher der Schilderung körperlicher Schönheit, als Schönheit, gänzlich. Er fühlt es, daß dieſe Elemente, nach einander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die ſie, neben einander geordnet, haben; daß der concentrirende Blick, den wir nach ihrer Enumeration auf ſie zugleich zurück ſenden wollen, uns doch kein übereinſtimmendes Bild gewährt; daß es über die menſchliche Einbildung geht, ſich vorzuſtellen, was dieſer Mund, und dieſe Naſe, und dieſe Augen zuſammen für einen Effect haben, wenn man ſich nicht aus der Natur oder Kunſt einer ähnlichen Compoſition ſolcher Theile erinnern kann.

Und auch hier iſt Homer das Muſter aller Muſter. Er ſagt: Nireus war ſchön; Achilles war noch ſchöner; Helena beſaß eine göttliche Schönheit. Aber nirgends läßt er ſich in die umſtändlichere Schilderung dieſer Schönheiten ein. Gleichwohl iſt das ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena gebaut. Wie ſehr würde ein neuerer Dichter darüber luxurirt haben!

Schon ein Conſtantinus Manaſſes wollte ſeine kahle Chronik mit einem Gemälde der Helena auszieren. Ich muß ihm für ſeinen Verſuch danken. Denn ich wüßte wirklich nicht, wo ich ſonſt ein Exempel auftreiben ſollte, aus welchem augenſcheinlicher erhelle, wie thöricht es ſey, etwas zu wagen, das Homer ſo weislich unterlaſſen hat. Wenn ich bei ihm leſe:[2]

Ην ἡ γυνη περικαλλης, εὐοφρυς, εὐχρουστατη,
Ευπαρειος, εὐπροσωπος, βοωπις, χιονοχρους,
Ελικοβλεφαρος, ἁβρα, χαριτων γεμον ἀλσος,
Λευκοβραχιων, τρυφερα, καλλος ἀντικρυς ἐμπνουν,
Το προσωπον καταλευκον, ἡ παρεια ῥοδοχρους,
Το προσωπον ἐπιχαρι, το βλεφαρον ὡραιον,
Καλλος ἀνεπιτηδευτον, ἀβαπτιστον, αὐτοχρουν,
Εβαπτε την λευκοτητα ῥοδοχροια πυρινη,
Ὡς εἰ τις τον ἐλεφαντα βαψει λαμπρα πορφυρα.
Δειρη μακρα, καταλευκος, ὁθεν ἐμυθουργηθη
Κυκνογενη την εὐοπτον Ελενην χρηματιζειν. — —

ſo dünkt mich, ich ſehe Steine auf einen Berg wälzen, aus welchen auf der Spitze deſſelben ein prächtiges Gebäude aufgeführt werden ſoll, die aber alle auf der andern Seite von ſelbſt wieder herabrollen. Was für ein Bild hinterläßt er, dieſer Schwall von Worten? Wie ſah Helena nun aus? Werden nicht, wenn tauſend Menſchen dieſes leſen, ſich alle tauſend eine eigene Vorſtellung von ihr machen?

Doch es iſt wahr, politiſche Verſe eines Mönchs ſind keine Poeſie. Man höre alſo den Arioſt, wenn er ſeine bezaubernde Alcina ſchildert.[1]

---

[1] Geſchrieben im Jahr 1763.

[2] Constantinus Manasses Compend. Chron. p. 20. Edit. Venet. Die Fr. Dacier war mit dieſem Portrait des Manaſſes, bis auf die Tautologieen, ſehr wohl zufrieden: De Helenæ pulchritudine omnium optime Constantinus Manasses, nisi in eo tautologiam reprehendas. (Ad Dictyn Cretensem lib. I. cap. 3. p. 5.) Sie führt nach dem Mezeriac (Comment. sur les Epitres d'Ovide T. II. p. 361) auch die Beſchreibungen an, welche Dares Phrygius und Cedrenus von der Schönheit der Helena geben. In der erſtern kömmt ein Zug vor, der ein wenig ſeltſam klingt. Dares ſagt nämlich von der Helena, ſie habe ein Maal zwiſchen den Augenbraunen gehabt: notam inter duo supercilia habentem. Das war doch wohl nichts ſchönes? Ich wollte, daß die Franzöſin ihre Meinung darüber geſagt hätte. Meines Theils halte ich das Wort nota hier für verfälſcht, und glaube, daß Dares von dem reden wollen, was bei den Griechen *μεσοφρυον* und bei den Lateinern glabella hieß. Die Augenbraunen der Helena, will er ſagen, lieſen nicht zuſammen, ſondern waren durch einen kleinen Zwiſchenraum abgeſondert. Der Geſchmack der Alten war in dieſem Punkte verſchieden. Einigen gefiel ein ſolcher Zwiſchenraum, andern nicht (Junius de Pictura Vet. lib. III. cap. 9. p. 245.). Anakreon hielt die Mittelſtraße; die Augenbraunen ſeines geliebten Mädchens waren weder merklich getrennt, noch völlig in einander verwachſen, ſie verlieſen ſich ſanft in einem einzigen Punkte. Er ſagt zu dem Künſtler, welcher ſie malen ſollte (Od. 28):

Το μεσοφρυον δε μη μοι
Διακοπτε, μητε μισγε,
Εχετω δ' ὁπως ἐκεινη
Το λεληθοτως συνοφρυν
Βλεφαρων ἰτυν κελαινην.

Nach der Leſeart des Pauw, obſchon auch ohne ſie der Verſtand der nämliche iſt, und von Henr. Stephano nicht verfehlt worden:

Supercilii nigrantes
Discrimina nec arcus,
Confundito nec illos:
Sed junge sic ut anceps
Divortium relinquas,
Quale esse cernis ipsi.

Wenn ich aber den Sinn des Dares getroffen hätte, was müßte man wohl ſodann anſtatt des Wortes notam leſen? Vielleicht moram? Denn ſo viel iſt gewiß, daß mora nicht allein den Verlauf der Zeit, ehe etwas geſchieht, ſondern auch die Hinderung, den Zwiſchenraum von einem zum andern, bedeutet.

Ego inquieta montium jaceam mora,

wünſcht ſich der raſende Herkules beim Seneca (v. 1215), welche Stelle Gronovius ſehr wohl erklärt: Optat se medium jacere inter duas Symplegades, illarum velut moram, impedimentum, obicem; qui eas moretur, vetet aut satis arcte conjungi, aut rursus distrahi. So heißen auch bei eben demſelben Dichter lacertorum moræ, ſoviel als juncturæ (Schroederus ad v. 762. Thyest.).

[1] Orlando Furioso, Canto VII. St. 11—15. „Die Bildung ihrer Geſtalt war ſo reizend, als nur künſtliche Maler ſie dichten können. Gegen ihr blondes, langes, aufgeknüpftes Haar iſt kein Gold, das nicht ſeinen Glanz verliere. Ueber ihre zarten Wangen verbreitete ſich die vermiſchte Farbe der Roſen und der Lilien. Ihre fröhliche Stirn, in die gehörigen Schranken geſchloſſen, war von glattem Helfenbein. Unter zwei ſchwarzen äußerſt feinen Bogen glänzen zwei ſchwarze Augen, oder vielmehr zwei leuchtende Sonnen, die mit Holdſeligkeit um ſich blicken und ſich langſam drehen. Rings um ſie her ſchien Amor zu ſpielen und zu fliegen; von da ſchien er ſeinen ganzen Köcher abzuſchießen, und die Herzen ſichtbar zu rauben. Weiter hinab ſteigt die Naſe mitten durch das Geſicht, an welcher ſelbſt der Neid nichts zu beſſern findet. Unter ihr zeigt ſich der Mund, wie zwiſchen zwei kleinen Thälern, mit ſeinem eigenthümlichen Zinnober bedeckt; hier ſtehen zwei Reihen auserleſener Perlen, die eine ſchöne ſanfte Lippe verſchließt und öffnet. Hieraus kommen die holdſeligen Worte, die jedes rauhe ſchändliche Herz erweichen; hier wird jenes liebliche Lächeln gebildet, welches für ſich ſchon ein Paradies auf Erden eröffnet. Weißer Schnee iſt der ſchöne Hals, und Milch die Bruſt, der Hals rund, die Bruſt voll und breit. Zwei zarte, von Helfenbein gerundete Kugeln wallen ſanft auf und nieder, wie die Wellen am äußerſten Rande des Ufers, wenn ein ſpielender Zephyr die See beſtreitet." (Die übrigen Theile würde Argus ſelbſt nicht haben ſehen können. Doch war leicht zu urtheilen, daß das, was verſteckt lag, mit dem, was dem Auge bloß ſtand, übereinſtimme.) „Die Arme zeigen ſich in ihrer gehörigen Länge, die weiße Hand etwas länglich, und ſchmal in ihrer Breite, durchaus eben, keine Ader tritt über ihre glatte Fläche. Am Ende dieſer herrlichen Geſtalt ſieht man den kleinen, trocknen, gerundeten Fuß. Die engliſchen

Di persona era tanto ben formata,
Quanto mai finger san Pittori industri:
Con bionda chioma, lunga e annodata,
Oro non e, che piu risplenda, e lustri,
Spargeasi per la guancia delicata
Misto color di rose e di ligustri.
Di terso avorio era la fronte lieta,
Che lo spazio finia con giusta meta.

Sotto due negri, e sottilissimi archi
Son due negri occhi, anzi due chiari soli,
Pietosi à riguardar, à mover parchi,
Intorno a cui par ch' Amor scherzi, e voli,
E ch' indi tutta la faretra scarchi,
E che visibilmente i cori involi.
Quindi il naso per mezo il viso scende
Che non trova l'invidia ove l'emende.

Sotto quel sta, quasi fra due valette,
La bocca sparsa di natio cinabro,
Quivi due filze son di perle elette,
Che chiude, ed apre un bello e dolce labro;
Quindi escon le cortesi parolette,
Da render molle ogni cor rozo e scabro;
Quivi si forma quel soave riso,
Ch' apre a sua posta in terra il paradiso.

Bianca neve è il bel collo, e'l petto latte,
Il collo e tondo, il petto colmo e largo;
Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,
Vengono e van, come onda al primo margo,
Quando piacevole aura il mar combatte.
Non potria l' altre parti veder Argo,
Ben si può giudicar, che corrisponde,
A quel ch' appar di fuor, quel che s'asconde.

Mostran le braccia sua misura giusta,
Et la candida man spesso si vede,
Lunghetta alquanto, e di larghezza angusta,
Dove nè nodo appar, ne vena eccede.
Si vede al fin de la persona augusta
Il breve, asciutto, e ritondetto piede.
Gli angelici sembianti nati in cielo
Non si ponno celar sotto alcun velo.

Milton ſagt bei Gelegenheit des Pandämoniums: einige lobten das Werk, andere den Meiſter des Werks. Das Lob des einen iſt alſo nicht allezeit auch das Lob des andern. Ein Kunſtwerk kann allen Beifall verdienen, ohne daß ſich zum Ruhme des Künſtlers viel beſonders ſagen läßt. Wiederum kann ein Künſtler mit Recht unſere Bewunderung verlangen, auch wenn ſein Werk uns die völlige Genüge nicht thut. Dieſes vergeſſe man nie, und es werden ſich öfters ganz widerſprechende Urtheile vergleichen laſſen. Eben wie hier. Dolce, in ſeinem Geſpräche von der Malerei, läßt den Aretino von den angeführten Stanzen des Arioſt ein außerordentliches Aufheben machen;[1] ich hingegen wähle ſie als ein Exempel eines Gemäldes ohne Gemälde. Wir haben beide recht. Dolce bewundert darin die Kenntniſſe, welche der Dichter von der körperlichen Schönheit zu haben zeigt; ich aber ſehe bloß auf die Wirkung, welche dieſe Kenntniſſe, in Worte ausgedrückt, auf meine Einbildungskraft haben können. Dolce ſchließt aus jenen Kenntniſſen, daß gute Dichter nicht minder gute Maler ſind; und ich aus dieſer Wirkung, daß ſich das, was die Maler durch Linien und Farben am beſten ausdrücken können, durch Worte gerade am ſchlechteſten ausdrücken läßt. Dolce empfiehlt die Schilderung des Arioſt allen Malern als das vollkommenſte Vorbild einer ſchönen Frau; und ich empfehle es allen Dichtern als die lehrreichſte Warnung, was einem Arioſt mißlingen müſſen, nicht noch unglücklicher zu verſuchen. Es mag ſeyn, daß, wenn Arioſt ſagt:

Di persona era tanto ben formata
Quanto mai finger san Pittori industri,

er die Lehre von den Proportionen, ſo wie ſie nur immer der fleißigſte Künſtler in der Natur und aus den Antiken ſtudirt, vollkommen verſtanden zu haben, dadurch beweiſt.[1] Er mag ſich immerhin in den bloßen Worten:

Spargeasi per la guancia delicata
Misto color di rose e di ligustri,

als den vollkommenſten Coloriſten, als einen Titian zeigen.[2] Man mag daraus, daß er das Haar der Alcina nur mit dem Golde vergleicht, nicht aber güldenes Haar nennt, noch ſo deutlich ſchließen, daß er den Gebrauch des wirklichen Goldes in der Farbengebung gemißbilligt.[3] Mag mag ſogar in ſeiner herabſteigenden Naſe,

Quindi il naso per mezo il viso scende,

das Profil jener alten griechiſchen, und von griechiſchen Künſtlern auch Römern geliebenen Naſen finden.[4] Was nützt alle dieſe Gelehrſamkeit und Einſicht uns Leſern, die wir eine ſchöne Frau zu ſehen glauben wollen, die wir etwas von der ſanften Wallung des Geblüts dabei empfinden wollen, die den wirklichen Anblick der Schönheit begleitet? Wenn der Dichter weiß, aus welchen Verhältniſſen eine ſchöne Geſtalt entſpringt, wiſſen wir es darum auch? Und wenn wir es auch wüßten, läßt er uns hier dieſe Verhältniſſe ſehen? Oder erleichtert er uns auch nur im Geringſten die Mühe, uns ihrer auf eine lebhafte anſchauende Art zu erinnern? Eine Stirn in die gehörigen Schranken geſchloſſen, la fronte,

Che lo spazio finia con giusta meta;

eine Naſe, an welcher ſelbſt der Neid nichts zu beſſern findet,

Che non trova l'invidia, ove l'emende:

eine Hand, etwas länglich und ſchmal in ihrer Breite,

Lunghetta alquanto, e di larghezza angusta:

was für ein Bild geben dieſe allgemeine Formeln? In dem Munde eines Zeichenmeiſters, der ſeine Schüler auf die Schönheiten des akademiſchen Modells aufmerkſam machen will, möchten ſie noch etwas ſagen; denn ein Blick auf dieſes Modell, und ſie ſehen die gehörigen Schranken der fröhlichen Stirne, ſie ſehen den ſchönſten Schnitt der Naſe, die ſchmale Breite der niedlichen Hand. Aber bei dem Dichter ſehe ich nichts, und empfinde mit Verdruß die Vergeblichkeit meiner beſten Anſtrengung, etwas ſehen zu wollen.

In dieſem Punkte, in welchem Virgil dem Homer durch Nichtsthun nachahmen können, iſt auch Virgil ziemlich glücklich geweſen. Auch ſeine Dido iſt ihm weiter nichts als pulcherrima Dido. Wenn er ja umſtändlicher etwas an ihr beſchreibt, ſo iſt es ihr reicher Putz, ihr prächtiger Aufzug:

Tandem progreditur — — — —
Sidoniam picto chlamydem circumdata limbo:
Cui pharetra ex auro, crines nodantur in aurum,
Aurea purpuream subnectit fibula vestem.[5]

Mienen, die aus dem Himmel ſtammen, kann kein Schleier verbergen." — (Nach der Ueberſetzung des Herrn Meinhards in dem Verſuche über den Charakter und die Werke der beſten ital. Dichter. B. II. S. 228.)

[1] (Dialogo della Pittura, intitolato l'Aretino: Firenze 1735 p. 178.) Se vogliono i Pittori senza fatica trovare un perfetto esempio di bella Donna, leggano quelle Stanze dell'Ariosto, nelle quali egli discrive mirabilmente le bellezze della Fata Alcina: e vedranno parimente, quanto i buoni Poeti siano ancora essi Pittori. —

[1] (Ibid.) Ecco, che, quanto alla proportione, l'ingeniosissimo Ariosto assegna la migliore, che sappiano formar le mani de' più eccellenti Pittori, usando questa voce industri, per dinotar la diligenza, che conviene al buono artefice.

[2] (Ibid. p. 182). Qui l'Ariosto colorisce, e in questo suo colorire dimostra essere un Titiano.

[3] (Ibid. p. 180). Poteva l'Ariosto nella guisa, che ha detto chioma bionda, dir chioma d'oro: ma gli parve forse: che havrebbe havuto troppo del Poetico. Da che si può ritrar, che'l Pittore dee imitar l'oro, e non metterlo (comme fanno i Miniatori) nelle sue Pitture, in modo, che si possa dire, que' capelli non sono d'oro, ma par che risplendano, come l'oro. Was Dolce in dem Nachfolgenden aus dem Athenäus anführt, iſt merkwürdig, nur daß es ſich nicht völlig ſo daſelbſt findet. Ich rede an einem andern Orte davon.

[4] (Ibid. p. 182.) Il naso, che discende giù, havendo peraventura la consideratione a quelle forme de' nasi, che si veggono ne' ritratti delle belle Romane antiche.

[5] Aeneid. IV. v. 136.

Wollte man darum auf ihn anwenden, was jener alte Künſtler zu einem Lehrlinge ſagte, der eine ſehr geſchmückte Helena gemalt hatte, „da du ſie nicht ſchön malen können, haſt du ſie reich gemalt,“ ſo würde Virgil antworten: „es liegt nicht an mir, daß ich ſie nicht ſchön malen können; der Tadel trifft die Schranken meiner Kunſt; mein Lob ſey, mich innerhalb dieſen Schranken gehalten zu haben.“

Ich darf hier die beiden Lieder des Anakreon nicht vergeſſen, in welchen er uns die Schönheit ſeines Mädchens und ſeines Bathylls zergliedert.[1] Die Wendung, die er dabei nimmt, macht alles gut. Er glaubt einen Maler vor ſich zu haben, und läßt ihn unter ſeinen Augen arbeiten. So, ſagt er, mache mir das Haar, ſo die Stirne, ſo die Augen, ſo den Mund, ſo Hals und Buſen, ſo Hüft und Hände! Was der Künſtler nur theilweiſe zuſammenſetzen kann, konnte ihm der Dichter auch nur theilweiſe vorſchreiben. Seine Abſicht iſt nicht, daß wir in dieſer mündlichen Direction des Malers die ganze Schönheit der geliebten Gegenſtände erkennen und fühlen ſollen; er ſelbſt empfindet die Unfähigkeit des wörtlichen Ausdrucks, und nimmt eben daher den Ausdruck der Kunſt zu Hülfe, deren Täuſchung er ſo ſehr erhebt, daß das ganze Lied mehr ein Lobgedicht auf die Kunſt als auf ſein Mädchen zu ſeyn ſcheint. Er ſieht nicht das Bild, er ſieht ſie ſelbſt, und glaubt, daß es nun eben den Mund zum reden eröffnen werde:

Απεχει· βλεπω γαρ αὐτην,
Ταχα, κηρε, και λαλησεις.

Auch in der Angabe des Bathyll iſt die Anpreiſung des ſchönen Knaben mit der Anpreiſung der Kunſt und des Künſtlers ſo in einander geflochten, daß es zweifelhaft wird, wem zu Ehren Anakreon das Lied eigentlich beſtimmt habe. Er ſammelt die ſchönſten Theile aus verſchiedenen Gemälden, an welchen eben die vorzügliche Schönheit dieſer Theile das Charakteriſtiſche war; den Hals nimmt er von einem Adonis, Bruſt und Hände von einem Mercur, die Hüfte von einem Pollux, den Bauch von einem Bacchus; bis er den ganzen Bathyll in einem vollendeten Apollo des Künſtlers erblickt.

Μετα δε προσωπον ἐστω,
Τον Αδωνιδος παρελθων,
Ελεφαντινος τραχηλος·
Μεταμαζιον δε ποιει
Διδυμας τε χειρας Ερμου,
Πολυδευκεος δε μηρους,
Διονυσιην δε νηδυν — —
Τον Απολλωνα δε τουτον
Καθελων, ποιει Βαθυλλον.

So weiß auch Lucian von der Schönheit der Panthea anders keinen Begriff zu machen, als durch Verweiſung auf die ſchönſten weiblichen Bildſäulen alter Künſtler.[2] Was heißt aber dieſes ſonſt, als bekennen, daß die Sprache für ſich ſelbſt hier ohne Kraft iſt; daß die Poeſie ſtammelt und die Beredtſamkeit verſtummt, wenn ihnen nicht die Kunſt noch einigermaßen zur Dolmetſcherin dient?

XXI.

Aber verliert die Poeſie nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will? — Wer will ihr die nehmen? Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verleiden ſucht, auf welchem ſie zu ſolchen Bildern zu gelangen gedenkt, indem ſie die Fußſtapfen einer verſchwiſterten Kunſt aufſucht, in denen ſie ängſtlich herumirrt, ohne jemals mit ihr das gleiche Ziel zu erreichen: verſchließt man ihr darum auch jeden andern Weg, wo die Kunſt hinwiederum ihr nachſehen muß?

Eben der Homer, welcher ſich aller ſtückweiſen Schilderung körperlicher Schönheiten ſo gefliſſentlich enthält, von dem wir kaum einmal im Vorbeigehen erfahren, daß Helena weiße Arme[1] und ſchönes Haar[2] gehabt; eben der Dichter weiß dem ungeachtet uns von ihrer Schönheit einen Begriff zu machen, der alles weit überſteigt, was die Kunſt in dieſer Abſicht zu leiſten im Stande iſt. Man erinnere ſich der Stelle, wo Helena in die Verſammlung der Aelteſten des trojaniſchen Volkes tritt. Die ehrwürdigen Greiſe ſehen ſie, und einer ſprach zu den andern:[3]

Ου νεμεσις, Τρωας και ἐϋκνημιδας Αχαιους
Τοιῃδ' ἀμφι γυναικι πολυν χρονον ἀλγεα πασχειν·
Αινως ἀθανατῃσι θεῃς εἰς ὠπα ἐοικεν.

Was kann eine lebhaftere Idee von Schönheit gewähren, als das kalte Alter ſie des Krieges wohl werth erkennen laſſen, der ſo viel Blut und ſo viele Thränen koſtet?

Was Homer nicht nach ſeinen Beſtandtheilen beſchreiben konnte, läßt er uns in ſeiner Wirkung erkennen. Malet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verurſacht, und ihr habt die Schönheit ſelbſt gemalt. Wer kann ſich den geliebten Gegenſtand der Sappho, bei deſſen Erblickung ſie Sinne und Gedanken zu verlieren bekennt, als häßlich denken? Wer glaubt nicht die ſchönſte vollkommenſte Geſtalt zu ſehen, ſobald er mit dem Gefühle ſympathiſirt, welches nur eine ſolche Geſtalt erregen kann? Nicht weil uns Ovid den ſchönen Körper ſeiner Lesbia Theil vor Theil zeigt:

Quos humeros, quales vidi tetigique lacertos!
  Forma papillarum quam fuit apta premi!
Quam castigato planus sub pectore venter!
  Quantum et quale latus! quam juvenile femur!

ſondern weil er es mit der wollüſtigen Trunkenheit thut, nach der unſere Sehnſucht ſo leicht zu erwecken iſt, glauben wir eben des Anblickes zu genießen, den er genoß.

Ein anderer Weg, auf welchem die Poeſie die Kunſt in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholt, iſt dieſer, daß ſie Schönheit in Reiz verwandelt. Reiz iſt Schönheit in Bewegung, und eben darum dem Maler weniger bequem als dem Dichter. Der Maler kann die Bewegung nur errathen laſſen, in der That aber ſind ſeine Figuren ohne Bewegung. Folglich wird der Reiz bei ihm zur Grimaſſe. Aber in der Poeſie bleibt er, was er iſt, ein tranſitoriſches Schönes, das wir wiederholt zu ſehen wünſchen. Es kömmt und geht; und da wir uns überhaupt einer Bewegung leichter und lebhafter erinnern können, als bloßer Formen oder Farben, ſo muß der Reiz in dem nämlichen Verhältniſſe ſtärker auf uns wirken als die Schönheit. Alles, was noch in dem Gemälde der Alcina gefällt und rührt, iſt Reiz. Der Eindruck, den ihre Augen machen, kömmt nicht daher, daß ſie ſchwarz und feurig ſind, ſondern daher, daß ſie,

Pietosi à riguardar, à mover parchi,

mit Holdſeligkeit um ſich blicken, und ſich langſam drehen; daß Amor ſie umflattert und ſeinen ganzen Köcher aus ihnen abſchießt. Ihr Mund entzückt nicht, weil von eigenthümlichem Zinnober bedeckte Lippen zwei Reihen auserleſener Perlen verſchließen; ſondern weil hier das liebliche Lächeln gebildet wird, welches für ſich ſchon ein Paradies auf Erden eröffnet; weil er es iſt, aus dem die freundlichen Worte tönen, die jedes rauhe Herz erweichen. Ihr Buſen bezaubert weniger, weil Milch und Elfenbein und Aepfel uns ſeine Weiße und niedliche Figur vorbilden, als vielmehr, weil wir ihn ſanft auf und nieder wallen ſehen, wie die Wellen am äußerſten Rande des Ufers, wenn ein ſpielender Zephyr die See beſtreitet:

---

[1] Od. XXVIII. XXIX.

[2] *Εικονες* §. 3. T. II. p. 461. Edit. Reitz.

[1] Iliad *Γ*. v. 121.

[2] Ibid. v. 319.

[3] Ibid. v. 156–58.

> Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,
> Vengono e van, come onda al primo margo,
> Quando piacevole aura il mar combatte.

Ich bin verſichert, daß lauter ſolche Züge des Reizes, in eine oder zwei Stanzen zuſammengedrängt, weit mehr thun würden, als die fünf alle, in welche ſie Arioſt zerſtreut und mit kalten Zügen der ſchönen Form, viel zu gelehrt für unſere Empfindungen, durchflochten hat.

Selbſt Anakreon wollte lieber in die anſcheinende Unſchicklichkeit verfallen, eine Unthulichkeit von dem Maler zu verlangen, als das Bild ſeines Mädchens nicht mit Reiz beleben.

> *Τρυφερου δ'εσω γενειου,*
> *Περι λυγδινῳ τραχηλῳ*
> *Χαριτες πετοιντο πασαι.*

Ihr ſanftes Kinn, befiehlt er dem Künſtler, ihren marmornen Nacken laß alle Grazien umflattern! Wie das? Nach dem genaueſten Wortverſtande? Der iſt keiner maleriſchen Ausführung fähig. Der Maler konnte dem Kinn die ſchönſte Rundung, das ſchönſte Grübchen, **Amoris digitulo impressum**, (denn das *ἐσω* ſcheint mir ein Grübchen andeuten zu wollen) — er konnte dem Halſe die ſchönſte Carnation geben; aber weiter konnte er nichts. Die Wendungen dieſes ſchönen Halſes, das Spiel der Muskeln, durch das jenes Grübchen bald mehr, bald weniger ſichtbar wird, der eigentliche Reiz war über ſeine Kräfte. Der Dichter ſagte das Höchſte, wodurch uns ſeine Kunſt die Schönheit ſinnlich zu machen vermag, damit auch der Maler den höchſten Ausdruck in ſeiner Kunſt ſuchen möge. Ein neues Beiſpiel zu der obigen Anmerkung, daß der Dichter, auch wenn er von Kunſtwerken redet, dennoch nicht verbunden iſt, ſich mit ſeiner Beſchreibung in den Schranken der Kunſt zu halten.

XXII.

Zeuxis malte eine Helena, und hatte das Herz, jene berühmte Zeilen des Homers, in welchen die entzückten Greiſe ihre Empfindung bekennen, darunter zu ſetzen. Nie ſind Malerei und Poeſie in einen gleichern Wettſtreit gezogen worden. Der Sieg blieb unentſchieden und beide verdienten gekrönt zu werden.

Denn, ſo wie der weiſe Dichter uns die Schönheit, die er nach ihren Beſtandtheilen nicht ſchildern zu können fühlte, bloß in ihrer Wirkung zeigte: ſo zeigte der nicht minder weiſe Maler uns die Schönheit nach nichts als ihren Beſtandtheilen, und hielt es ſeiner Kunſt für unanſtändig, zu irgend einem andern Hülfsmittel Zuflucht zu nehmen. Sein Gemälde beſtand aus der einzigen Figur der Helena, die nackend da ſtand. Denn es iſt wahrſcheinlich, daß es eben die Helena war, welche er für die zu Crotona malte.[1]

Man vergleiche hiermit, Wunders halber, das Gemälde, welches Caylus dem neuern Künſtler aus jenen Zeilen des Homer vorzeichnet: „Helena mit einem weißen Schleier bedeckt, erſcheint mitten unter verſchiedenen alten Männern, in deren Zahl ſich auch Priamus befindet, der an den Zeichen ſeiner königlichen Würde zu erkennen iſt. Der Artiſt muß ſich beſonders angelegen ſeyn laſſen, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeußerungen einer ſtaunenden Bewunderung auf den Geſichtern dieſer kalten Greiſe empfinden zu laſſen. Die Scene iſt über einem von den Thoren der Stadt. Die Vertiefung des Gemäldes kann ſich in den freien Himmel oder gegen höhere Gebäude der Stadt verlieren: jenes würde kühner laſſen, eines aber iſt ſo ſchicklich wie das andere.“

Man denke ſich dieſes Gemälde von dem größten Meiſter unſerer Zeit ausgeführt, und ſtelle es gegen das Werk des Zeuxis. Welches wird den wahren Triumph der Schönheit zeigen? Dieſes, wo ich ihn ſelbſt fühle, oder jenes, wo ich ihn aus den Grimaſſen gerührter Graubärte ſchließen ſoll? **Turpe senilis amor**; ein gieriger Blick macht das ehrwürdigſte Geſicht lächerlich, und ein Greis, der jugendliche Begierden verräth, iſt ſogar ein ekler Gegenſtand. Den Homeriſchen Greiſen iſt dieſer Vorwurf nicht zu machen; denn der Affect, den ſie empfinden, iſt ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit ſogleich erſtickt; nur beſtimmt, der Helena Ehre zu machen, aber nicht, ſie ſelbſt zu ſchänden. Sie bekennen ihr Gefühl, und fügen ſogleich hinzu:

> *Αλλα και ὡς, τοιη περ ἐουσ', ἐν νηυσι νεεσθω,*
> *Μηδ' ἡμιν τεκεεσσι τ' ὀπισσω πημα λιποιτο.*

Ohne dieſen Entſchluß wären es alte Gecke, wären ſie das, was ſie in dem Gemälde des Caylus erſcheinen. Und worauf richten ſie denn da ihre gierigen Blicke? Auf eine vermummte, verſchleierte Figur. Das iſt Helena? Es iſt mir unbegreiflich, wie ihr Caylus hier den Schleier laſſen können. Zwar Homer giebt ihr denſelben ausdrücklich:

> *Αυτικα δ' ἀργεννῃσι καλυψαμενη ὀθονῃσιν*
> *Ὡρματ' ἐκ θαλαμοιο — —*

aber, um über die Straßen damit zu gehen; und wenn auch ſchon bei ihm die Alten ihre Bewunderung zeigen, noch ehe ſie den Schleier wieder abgenommen oder zurückgeworfen zu haben ſcheint, ſo war es nicht das erſtemal, daß ſie die Alten ſahen; ihr Bekenntniß durfte alſo nicht aus dem jetzigen augenblicklichen Anſchauen entſtehen, ſondern ſie konnten ſchon oft empfunden haben, was ſie zu empfinden bei dieſer Gelegenheit nur zum erſtenmal bekannten. In dem Gemälde findet ſo etwas nicht ſtatt. Wenn ich hier entzückte Alte ſehe, ſo will ich auch zugleich ſehen, was ſie in Entzückung ſetzt; und ich werde äußerſt betroffen, wenn ich weiter nichts, als, wie geſagt, eine vermummte, verſchleierte Figur wahrnehme, die ſie brünſtig angaffen. Was hat dieſes Ding von der Helena? Ihren weißen Schleier, und etwas von ihrem proportionirten Umriſſe, ſo weit Umriß unter Gewändern ſichtbar werden kann. Doch vielleicht war es auch des Grafen Meinung nicht, daß ihr Geſicht verdeckt ſeyn ſollte, und er nennt den Schleier bloß als ein Stück ihres Anzuges. Iſt dieſes (ſeine Worte ſind einer ſolchen Auslegung zwar nicht wohl fähig: **Hélène couverte d'un voile blanc**), ſo entſteht eine andere Verwunderung bei mir: er empfiehlt dem Artiſten ſo ſorgfältig den Ausdruck auf den Geſichtern der Alten; nur über die Schönheit in dem Geſichte der Helena verliert er kein Wort. Dieſe ſittſame Schönheit, im Auge den feuchten Schimmer einer reuenden Thräne, furchtſam ſich nähernd — Wie? Iſt die höchſte Schönheit unſern Künſtlern ſo etwas geläufiges, daß ſie auch nicht daran erinnert zu werden brauchen? Oder iſt Ausdruck mehr als Schönheit? Und ſind wir auch in Gemälden ſchon gewohnt, ſo wie auf der Bühne, die häßlichſte Schauſpielerin für eine entzückende Prinzeſſin gelten zu laſſen, wenn ihr Prinz nur recht warme Liebe gegen ſie zu empfinden äußert?

In Wahrheit, das Gemälde des Caylus würde ſich gegen das Gemälde des Zeuxis wie Pantomime zur erhabenſten Poeſie verhalten.

Homer ward vor Alters unſtreitig fleißiger geleſen, als jetzt. Dennoch findet man ſogar vieler Gemälde nicht erwähnt, welche die alten Künſtler aus ihm gezogen hätten.[1] Nur den Fingerzeig des Dichters auf beſondere körperliche Schönheiten ſcheinen ſie fleißig genutzt zu haben; dieſe malten ſie, und in dieſen Gegenſtänden, fühlten ſie wohl, war es ihnen allein vergönnt, mit dem Dichter wetteifern zu wollen. Außer der Helena hatte Zeuxis auch die Penelope gemalt, und des Apelles Diana war die Homeriſche in Begleitung ihrer Nymphen. Bei dieſer Gelegenheit will ich erinnern, daß die Stelle des Plinius, in welcher von der letztern die Rede iſt, einer Verbeſſerung bedarf.[1] Handlungen aber aus dem Homer zu malen, bloß weil ſie eine reiche Compoſition, vorzügliche Contraſte, künſtliche Beleuchtungen darbieten, ſchien der alten Artiſten ihr Geſchmack nicht zu ſeyn, und konnte es nicht ſeyn, ſo lange ſich noch die Kunſt in den engern Gränzen ihrer höchſten Beſtimmung hielt. Sie nährten ſich dafür mit dem Geiſte des Dichters; ſie füllten ihre Einbildungskraft mit ſeinen erhabenſten Zügen: das Feuer ſeines Enthuſiasmus entflammte den ihrigen; ſie ſahen und empfanden wie er: und ſo wurden ihre Werke Abdrücke der Homeriſchen, nicht in dem Verhältniſſe eines Portraits zu ſeinem Originale, ſondern in dem Verhältniſſe eines Sohnes zu ſeinem Vater, ähnlich, aber verſchieden. Die Aehnlichkeit liegt öfters nur in einem einzigen Zuge; die übrigen alle haben unter ſich nichts gleiches, als daß ſie mit dem ähnlichen Zuge in dem einen ſowohl, als in dem andern harmoniren.

---

[1] Val. Maximus lib. III. cap. 7. Dionysius Halicarnass. Art. Rhet. cap. 12. *περι λογων ἐξετασεως.*

[1] Fabricii Biblioth. Græc. Lib. II. cap. 6. p. 345

Da übrigens die Homeriſchen Meiſterſtücke der Poeſie älter waren, als irgend ein Meiſterſtück der Kunſt; da Homer die Natur eher mit einem maleriſchen Auge betrachtet hatte, als ein Phidias und Apelles: ſo iſt es nicht zu verwundern, daß die Artiſten verſchiedene, ihnen beſonders nützliche Bemerkungen, ehe ſie Zeit hatten, ſie in der Natur ſelbſt zu machen, ſchon bei dem Homer gemacht fanden, wo ſie dieſelben begierig ergriffen, um durch den Homer die Natur nachzuahmen. Phidias bekannte, daß die Zeilen:[1]

Η, και κυανεῃσιν επ᾽ ὀφρυσι νευσε Κρονιων᾽
Αμβροσιαι δ᾽ ἀρα χαιται ἐπεῤῥωσαντο ἀνακτος,
Κρατος ἀπ᾽ ἀθανατοιο᾽ μεγαν δ᾽ ἐλελιξεν Ολυμπον᾽

ihm bei ſeinem olympiſchen Jupiter zum Vorbilde gedient, und daß ihm nur durch ihre Hülfe ein göttliches Antlitz, propemodum ex ipso cœlo petitum, gelungen ſey. Wem dieſes nichts mehr geſagt heißt, als daß die Phantaſie des Künſtlers durch das erhabene Bild des Dichters befeuert, und eben ſo erhabener Vorſtellungen fähig gemacht worden, der, dünkt mich, überſieht das Weſentlichſte, und begnügt ſich mit etwas ganz allgemeinem, wo ſich, zu einer weit gründlichern Befriedigung, etwas ſehr ſpecielles angeben läßt. So viel ich urtheile, bekannte Phidias zugleich, daß er in dieſer Stelle zuerſt bemerkt habe, wie viel Ausdruck in den Augenbraunen liege, quanta pars animi[2] ſich in ihnen zeige. Vielleicht, daß ſie ihn auch auf das Haar mehr Fleiß zu wenden bewegte, um das einigermaßen auszudrücken, was Homer ambroſiſches Haar nennt. Denn es iſt gewiß, daß die alten Künſtler vor dem Phidias das Sprechende und Bedeutende der Mienen wenig verſtanden, und beſonders das Haar ſehr vernachläſſigt hatten. Noch Myron war in beiden Stücken tadelhaft, wie Plinius anmerkt,[3] und nach ebendemſelben war Pythagoras Leontinus der erſte, der ſich durch ein zierliches Haar hervorthat.[4] Was Phidias aus dem Homer lernte, lernten die andern Künſtler aus den Werken des Phidias.

Ich will noch ein Beiſpiel dieſer Art anführen, welches mich allezeit ſehr vergnügt hat. Man erinnere ſich, was Hogart über den Apollo zu Belvedere anmerkt.[5] „Dieſer Apollo, ſagt er, und der Antinous ſind beide in eben demſelben Palaſte zu Rom zu ſehen. Wenn aber Antinous den Zuſchauer mit Verwunderung erfüllt, ſo ſetzt ihn der Apollo in Erſtaunen, und zwar, wie ſich die Reiſenden ausdrücken, durch einen Anblick, welcher etwas mehr als menſchliches zeigt, welches ſie gemeiniglich gar nicht zu beſchreiben im Stande ſind. Und dieſe Wirkung iſt, ſagen ſie, um deſto bewundernswürdiger, da, wenn man es unterſucht, das Unproportionirliche daran auch einem gemeinen Auge klar iſt. Einer der beſten Bildhauer, welche wir in England haben, der neulich dahin reiſte, dieſe Bildſäule zu ſehen, bekräftigte mir das, was jetzt geſagt worden, beſonders daß die Füße und Schenkel, in Anſehung der obern Theile, zu lang und zu breit ſind. Und Andreas Sacchi, einer der größten italieniſchen Maler, ſcheint eben dieſer Meinung geweſen zu ſeyn, ſonſt würde er ſchwerlich (in einem berühmten Gemälde, welches jetzt in England iſt) ſeinem Apollo, wie er den Tonkünſtler Paſquilini krönt, das völlige Verhältniß des Antinous gegeben haben, da er übrigens wirklich eine Copie von dem Apollo zu ſeyn ſcheint. Ob wir gleich an ſehr großen Werken oft ſehen, daß ein geringerer Theil aus der Acht gelaſſen worden, ſo kann dieſes doch hier der Fall nicht ſeyn. Denn an einer ſchönen Bildſäule iſt ein richtiges Verhältniß eine von ihren weſentlichen Schönheiten. Daher iſt zu ſchließen, daß dieſe Glieder mit Fleiß müſſen ſeyn verlängert worden, ſonſt würde es leicht haben können vermieden werden. Wenn wir alſo die Schönheiten dieſer Figur durch und durch unterſuchen, ſo werden wir mit Grunde urtheilen, daß das, was man bisher für unbeſchreiblich vortrefflich an ihrem allgemeinen Anblicke gehalten, von dem hergerührt hat, was ein Fehler in einem Theile derſelben zu ſeyn geſchienen.“ — Alles dieſes iſt ſehr einleuchtend, und ſchon Homer, füge ich hinzu, hat es empfunden und angedeutet, daß es ein erhabenes Anſehen giebt, welches bloß aus dieſem Zuſatze von Größe in den Abmeſſungen der Füße und Schenkel entſpringt. Denn wenn Antenor die Geſtalt des Ulyſſes mit der Geſtalt des Menelaus vergleichen will, ſo läßt er ihn ſagen:[1]

---

[1] Plinius ſagt von dem Apelles: (Libr. XXXV. sect. 36. p. 698. Edit. Hard.) Fecit et Dianam sacrificantium virginum choro mixtam: quibus vicisse Homeri versus videtur id ipsum describentis. Nichts kann wahrer, als dieſer Lobſpruch geweſen ſeyn. Schöne Nymphen um eine ſchöne Göttin her, die mit der ganzen majeſtätiſchen Stirne über ſie hervorragt, ſind freilich ein Vorwurf, der der Malerei angemeſſener iſt, als der Poeſie. Das sacrificantium nur iſt mir höchſt verdächtig. Was macht die Göttin unter opfernden Jungfrauen? Und iſt dieſes die Beſchäftigung, die Homer den Geſpielinnen der Diana giebt? Mit nichten; ſie durchſtreifen mit ihr Berge und Wälder, ſie jagen, ſie ſpielen, ſie tanzen: (Odyss. Z. v. 102–106.)

Οιη δ᾽ Αρτεμις εἰσι κατ᾽ οὐρεος ἰοχεαιρα
Η κατα Τηϋγετον περιμηκετον, ἠ Ερυμανθον
Τερπομενη καπροισι και ὠκειῃς ἐλαφοισι᾽
Τῃ δε θ᾽ ἀμα Νυμφαι, κουραι Διος Αιγιοχοιο,
Αγρονομοι παιζουσι᾽ — — — —

Plinius wird alſo nicht sacrificantium, er wird venantium, oder etwas ähnliches geſchrieben haben, vielleicht sylvis vagantium, welche Verbeſſerung die Anzahl der veränderten Buchſtaben ungefähr hätte. Dem *παιζουσι* beim Homer würde saltantium am nächſten kommen, und auch Virgil läßt in ſeiner Nachahmung dieſer Stelle die Diana mit ihren Nymphen tanzen: (Aeneid. I. v. 497. 498.)

Qualis in Eurotæ ripis, aut per juga Cynthi
Exercet Diana choros — —

Spence hat hierbei einen ſeltſamen Einfall. (Polymetis Dial. VIII. p. 102.) This Diana, ſagt er, both in the picture and in the descriptions, was the Diana Venatrix, tho' she was not represented either by Virgil, or Apelles, or Homer, as hunting with her Nymphs; but as employed with them in that sort of dances, which of old were regarded as very solemn acts of devotion. In einer Anmerkung fügt er hinzu: The expression of *παιζειν*, used by Homer on this occasion, is scarce proper for hunting; as that of, Choros exercere, in Virgil, should be understood of the religious dances of old, because dancing, in the old Roman idea of it, was indecent even for men, in public; unless it were the sort of dances used in Honour of Mars, or Bacchus, or some other of their gods. Spence will nämlich jene feierliche Tänze verſtanden wiſſen, welche bei den Alten mit unter die gottesdienſtlichen Handlungen gerechnet wurden. Und daher, meint er, brauche denn auch Plinius das Wort sacrificare: It is in consequence of this that Pliny, in speaking of Diana's Nymphs on this very occasion, uses the word, sacrificare, of them; which quite determines these dances of theirs to have been of the religious kind. Er vergißt, daß bei dem Virgil die Diana ſelbſt mit tanzt: exercet Diana choros. Sollte nun dieſer Tanz ein gottesdienſtlicher Tanz ſeyn, zu weſſen Verehrung tanzte ihn die Diana? Zu ihrer eignen? Oder zur Verehrung einer andern Gottheit? Beides iſt widerſinnig. Und wenn die alten Römer das Tanzen überhaupt einer ernſthaften Perſon nicht für ſehr anſtändig hielten, mußten darum ihre Dichter die Gravität ihres Volkes auch in die Sitten der Götter übertragen, die von den ältern griechiſchen Dichtern ganz anders feſtgeſetzt waren? Wenn Horaz von der Venus ſagt: (Od. IV. lib. 1.)

Jam Cytherea choros ducit Venus, imminente luna:
Junctæque Nymphis Gratiæ decentes
Alterno terram quatiunt pede — —

waren dieſes auch heilige gottesdienſtliche Tänze? Ich verliere zu viele Worte über eine ſolche Grille.

[1] Iliad. A. v. 528. Valerius Maximus lib. III. cap. 7.

[2] Plinius lib. X. sect. 51. p. 616. Edit. Hard.

[3] Idem lib. XXXIV. sect. 19. p. 651. Ipse tamen corporum tenus curiosus, animi sensus non expressisse videtur, capillum quoque et pubem non emendatius fecisse, quam rudis antiquitas instituisset.

[4] Ibid. Hic primus nervos et venas expressit: capillumque diligentius.

[5] Zergliederung der Schönheit. S. 47. Berl. Ausg.

Σταντων μεν, Μενελαος ὑπειρεχεν ἐυρεας ὠμους,
Αμφω δ' ἑζομενω, γεραρωτερος ἠεν Οδυσσευς.

„Wann beide ſtanden, ſo ragte Menelaus mit den breiten Schultern hoch hervor; wann aber beide ſaßen, war Ulyſſes der anſehnlichere.“ Da Ulyſſes alſo das Anſehen im Sitzen gewann, welches Menelaus im Sitzen verlor, ſo iſt das Verhältniß leicht zu beſtimmen, welches beider Oberleib zu den Füßen und Schenkeln gehabt. Ulyſſes hatte einen Zuſatz von Größe in den Proportionen des erſtern, Menelaus in den Proportionen der letztern.

XXIII.

Ein einziger unſchicklicher Theil kann die übereinſtimmende Wirkung vieler zur Schönheit ſtören. Doch wird der Gegenſtand darum noch nicht häßlich. Auch die Häßlichkeit erfordert mehrere unſchickliche Theile, die wir ebenfalls auf einmal müſſen überſehen können, wenn wir dabei das Gegentheil von dem empfinden ſollen, was uns die Schönheit empfinden läßt.

Sonach würde auch die Häßlichkeit, ihrem Weſen nach, kein Vorwurf der Poeſie ſeyn können; und dennoch hat Homer die äußerſte Häßlichkeit in dem Therſites geſchildert, und ſie nach ihren Theilen neben einander geſchildert. Warum war ihm bei der Häßlichkeit vergönnt, was er bei der Schönheit ſo einſichtsvoll ſich ſelbſt unterſagte? Wird die Wirkung der Häßlichkeit durch die aufeinanderfolgende Enumeration ihrer Elemente nicht eben ſo wohl gehindert, als die Wirkung der Schönheit durch die ähnliche Enumeration ihrer Elemente vereitelt wird?

Allerdings wird ſie das, aber hierin liegt auch die Rechtfertigung des Homer. Eben weil die Häßlichkeit in der Schilderung des Dichters zu einer minder widerwärtigen Erſcheinung körperlicher Unvollkommenheiten wird, und gleichſam von der Seite ihrer Wirkung, Häßlichkeit zu ſeyn, aufhört, wird ſie dem Dichter brauchbar; und was er für ſich ſelbſt nicht nutzen kann, nutzt er als ein Ingrediens, um gewiſſe vermiſchte Empfindungen hervorzubringen und zu verſtärken, mit welchen er uns in Ermangelung reinangenehmer Empfindungen unterhalten muß.

Dieſe vermiſchte Empfindungen ſind das Lächerliche und das Schreckliche.

Homer macht den Therſites häßlich, um ihn lächerlich zu machen. Er wird aber nicht durch ſeine bloße Häßlichkeit lächerlich; denn Häßlichkeit iſt Unvollkommenheit, und zu dem Lächerlichen wird ein Contraſt von Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten erfordert.[1] Dieſes iſt die Erklärung meines Freundes, zu der ich hinzuſetzen möchte, daß dieſer Contraſt nicht zu krall und zu ſchneidend ſeyn muß, daß die Oppoſita, um in der Sprache der Maler fortzufahren, von der Art ſeyn müſſen, daß ſie ſich in einander verſchmelzen laſſen. Der weiſe und rechtſchaffene Aeſop wird dadurch, daß man ihm die Häßlichkeit des Therſites gegeben, nicht lächerlich. Es war eine alberne Mönchsfratze, das *Γελοιον* ſeiner lehrreichen Mährchen vermittelſt der Ungeſtaltheit auch in ſeine Perſon verlegen zu wollen. Denn ein mißgebildeter Körper und eine ſchöne Seele ſind wie Oel und Eſſig, die, wenn man ſie ſchon in einander ſchlägt, für den Geſchmack doch immer getrennt bleiben. Sie gewähren kein Drittes; der Körper erweckt Verdruß, die Seele Wohlgefallen, jedes das ſeine für ſich. Nur wenn der mißgebildete Körper zugleich gebrechlich und kränklich iſt, wenn er die Seele in ihren Wirkungen hindert, wenn er die Quelle nachtheiliger Vorurtheile gegen ſie wird: alsdann fließen Verdruß und Wohlgefallen in einander, aber die neue daraus entſpringende Erſcheinung iſt nicht Lachen, ſondern Mitleid, und der Gegenſtand, den wir ohne dieſes nur hochgeachtet hätten, wird intereſſant. Der mißgebildete gebrechliche Pope mußte ſeinen Freunden weit intereſſanter ſeyn, als der ſchöne und geſunde Wicherley den ſeinen. — So wenig aber Therſites durch die bloße Häßlichkeit lächerlich wird, eben ſo wenig würde er es ohne dieſelbe ſeyn. Die Häßlichkeit; die Uebereinſtimmung dieſer Häßlichkeit mit ſeinem Charakter; der Widerſpruch, den beide mit der Idee machen, die er von ſeiner eigenen Wichtigkeit hegt; die unſchädliche, ihn allein demüthigende Wirkung ſeines boshaften Geſchwätzes: alles muß zuſammen zu dieſem Zwecke wirken. Der letztere Umſtand iſt das *Ου φθαρτικον*, welches Ariſtoteles[2] unumgänglich zu dem Lächerlichen verlangt; ſo wie es auch mein Freund zu einer nothwendigen Bedingung macht, daß jener Contraſt von keiner Wichtigkeit ſeyn, und uns nicht ſehr intereſſiren müſſe. Denn man nehme auch nur an, daß dem Therſites ſelbſt ſeine hämiſche Verkleinerung des Agamemnon theurer zu ſtehen gekommen wäre, daß er ſie, anſtatt mit ein paar blutigen Schwielen, mit dem Leben bezahlen müſſen: und wir würden aufhören über ihn zu lachen. Denn dieſes Scheuſal von einem Menſchen iſt doch ein Menſch, deſſen Vernichtung uns ſtets ein größeres Uebel ſcheint, als alle ſeine Gebrechen und Laſter. Um die Erfahrung hiervon zu machen, leſe man ſein Ende bei dem Quintus Calaber.[3] Achilles betauert die Pentheſilea getödtet zu haben: die Schönheit in ihrem Blute, ſo tapfer vergoſſen, fordert die Hochachtung und das Mitleid des Helden, und Hochachtung und Mitleid werden Liebe. Aber der ſchmähſüchtige Therſites macht ihm dieſe Liebe zu einem Verbrechen. Er eifert wider die Wolluſt, die auch den wackerſten Mann zu Unſinnigkeiten verleite,

— — — ἡτ' ἀφρονα φωτα τιθησι
Και πινυτον περ ἐοντα — — — —

---

[1] Iliad. Γ. v. 210. 211.

[1] Philoſ. Schriften des Hrn. Moſes Mendelsſohn. Th. II. S. 23.

[2] De Poetica cap. V.

[3] Paralipom. lib. I. v. 720–778.

Achilles ergrimmt, und ohne ein Wort zu verſetzen, ſchlägt er ihn ſo unſanft zwiſchen Back und Ohr, daß ihm Zähne, und Blut und Seele mit eins aus dem Halſe ſtürzen. Zu grauſam! Der jachzornige mörderiſche Achilles wird mir verhaßter, als der tückiſche knurrende Therſites; das Freudengeſchrei, welches die Griechen über dieſe That erheben, beleidigt mich; ich trete auf die Seite des Diomedes, der ſchon das Schwert zuckt, ſeinen Anverwandten an dem Mörder zu rächen: denn ich empfinde es, daß Therſites auch mein Anverwandter iſt, ein Menſch.

Geſetzt aber gar, die Verhetzungen des Therſites wären in Meuterei ausgebrochen, das aufrühreriſche Volk wäre wirklich zu Schiffe gegangen und hätte ſeine Heerführer verrätheriſch zurückgelaſſen, die Heerführer wären hier einem rachſüchtigen Feinde in die Hände gefallen, und dort hätte ein göttliches Strafgericht über Flotte und Volk ein gänzliches Verderben verhangen: wie würde uns alsdann die Häßlichkeit des Therſites erſcheinen? Wenn unſchädliche Häßlichkeit lächerlich werden kann, ſo iſt ſchädliche Häßlichkeit allezeit ſchrecklich. Ich weiß dieſes nicht beſſer zu erläutern, als mit ein paar vortrefflichen Stellen des Shakeſpeare. Edmund, der Baſtard des Grafen von Gloſter im König Lear, iſt kein geringerer Böſewicht, als Richard, Herzog von Gloceſter, der ſich durch die abſcheulichſten Verbrechen den Weg zum Throne bahnte, den er unter dem Namen Richard der Dritte beſtieg. Aber wie kömmt es, daß jener bei weitem nicht ſo viel Schaudern und Entſetzen erweckt, als dieſer? Wenn ich den Baſtard ſagen höre:[1]

Thou, Nature, art my Goddess, to thy Law
My Services are bound; wherefore should I
Stand in the Plage of Custom, and permit
The curtesie of Nations to deprive me,
For that I am some twelve, or fourteen Moonshines
Lag of a Brother? Why Bastard? wherefore base?
When my dimensions are as well compact,
My mind as gen'rous, and my shape as true
As honest Madam's Issue? Why brand they thus
With base? with baseness? bastardy, base? base?
Who, in the lusty stealth of Nature, take
More composition and fierce quality,
Than doth, within a dull, stale, tired Bed,
Got to creating a whole tribe of Fops,
Got 'tween a-sleep and wake?

ſo höre ich einen Teufel, aber ich ſehe ihn in der Geſtalt eines Engels des Lichts. Höre ich hingegen den Grafen von Gloceſter ſagen:[2]

But I, that am not shap'd for sportive Tricks,
Nor made to court an am'rous looking-glass,
I, that am rudely stampt, and want Love's Majesty,
To strut before a wanton, ambling Nymph;
I, that am courtail'd of this fair proportion,
Cheated of feature by dissembling nature,
Deform'd, unfinish'd, sent before my time
Into this breathing world, scarce half made up,
And that so lamely and unfashionably,
That dogs bark at me, as I halt by them;
Why I (in this weak piping time of Peace)
Have no delight to pass away the time;
Unless to spy my shadow in the sun,
And descant on mine own deformity.
And therefore, since I cannot prove a Lover,
To entertain these fair well-spoken days,
I am determined, to prove a Villain!

ſo höre ich einen Teufel und ſehe einen Teufel, in einer Geſtalt, die der Teufel allein haben ſollte.

XXIV.

So nutzt der Dichter die Häßlichkeit der Formen; welchen Gebrauch iſt dem Maler davon zu machen vergönnt?

Die Malerei, als nachahmende Fertigkeit, kann die Häßlichkeit ausdrücken: die Malerei, als ſchöne Kunſt, will ſie nicht ausdrücken. Als jener gehören ihr alle ſichtbare Gegenſtände zu: als dieſe ſchließt ſie ſich nur auf diejenigen ſichtbaren Gegenſtände ein, welche angenehme Empfindungen erwecken.

Aber gefallen nicht auch die unangenehmen Empfindungen in der Nachahmung? Nicht alle. Ein ſcharfſinniger Kunſtrichter[1] hat dieſes bereits von dem Eckel bemerkt. „Die Vorſtellungen der Furcht," ſagt er, „der Traurigkeit, des Schreckens, des Mitleids u. ſ. w. können nur Unluſt erregen, in ſo weit wir das Uebel für wirklich halten. Dieſe können alſo durch die Erinnerung, daß es ein künſtlicher Betrug ſey, in angenehme Empfindungen aufgelöſt werden. Die widrige Empfindung des Eckels aber erfolgt vermöge des Geſetzes der Einbildungskraft auf die bloße Vorſtellung in der Seele, der Gegenſtand mag für wirklich gehalten werden oder nicht. Was hilft's dem beleidigten Gemüthe alſo, wenn ſich die Kunſt der Nachahmung noch ſo ſehr verräth? Ihre Unluſt entſprang nicht aus der Vorausſetzung, daß das Uebel wirklich ſey, ſondern aus der bloßen Vorſtellung deſſelben, und dieſe iſt wirklich da. Die Empfindungen des Eckels ſind alſo allezeit Natur, niemals Nachahmung."

Eben dieſes gilt von der Häßlichkeit der Formen. Dieſe Häßlichkeit beleidigt unſer Geſicht, widerſteht unſerm Geſchmack an Ordnung und Uebereinſtimmung, und erweckt Abſcheu, ohne Rückſicht auf die wirkliche Exiſtenz des Gegenſtandes, an welchem wir ſie wahrnehmen. Wir mögen den Therſites weder in der Natur noch im Bilde ſehen; und wenn ſchon ſein Bild weniger mißfällt, ſo geſchieht dieſes doch nicht deswegen, weil die Häßlichkeit ſeiner Form in der Nachahmung Häßlichkeit zu ſeyn aufhört, ſondern weil wir das Vermögen beſitzen, von dieſer Häßlichkeit zu abſtrahiren, und uns bloß an der Kunſt des Malers zu vergnügen. Aber auch dieſes Vergnügen wird alle Augenblicke durch die Ueberlegung unterbrochen, wie übel die Kunſt angewendet worden, und dieſe Ueberlegung wird ſelten fehlen, die Geringſchätzung des Künſtlers nach ſich zu ziehen.

Ariſtoteles giebt eine andere Urſache an,[2] warum Dinge, die wir in der Natur mit Widerwillen erblicken, auch in der getreueſten Abbildung Vergnügen gewähren: die allgemeine Wißbegierde des Menſchen. Wir freuen uns, wenn wir entweder aus der Abbildung lernen können, τί ἕκαστον, was ein jedes Ding iſt, oder wenn wir daraus ſchließen können, ὅτι οὗτος ἐκεῖνος, daß es dieſes oder jenes iſt. Allein auch hieraus folgt, zum Beſten der Häßlichkeit in der Nachahmung, nichts. Das Vergnügen, welches aus der Befriedigung unſerer Wißbegierde entſpringt, iſt momentan, und dem Gegenſtande, über welchen ſie befriedigt wird, nur zufällig; das Mißvergnügen hingegen, welches den Anblick der Häßlichkeit begleitet, permanent, und dem Gegenſtande, der es erweckt, weſentlich. Wie kann alſo jenes dieſem das Gleichgewicht halten? Noch weniger kann die kleine angenehme Beſchäftigung, welche uns die Bemerkung der Aehnlichkeit macht, die unangenehme Wirkung der Häßlichkeit beſiegen. Je genauer ich das häßliche Nachbild mit dem häßlichen Urbilde vergleiche, deſto mehr ſtelle ich mich dieſer Wirkung bloß, ſo daß das Vergnügen der Vergleichung gar bald verſchwindet, und mir nichts als der widrige Eindruck der verdoppelten Häßlichkeit übrig bleibt. Nach den Beiſpielen, welche Ariſtoteles giebt, zu urtheilen, ſcheint es, als habe er auch ſelbſt die Häßlichkeit der Formen nicht mit zu den mißfälligen Gegenſtänden rechnen wollen, die in der Nachahmung gefallen können. Dieſe Beiſpiele ſind reißende Thiere und Leichname. Reißende Thiere erregen Schrecken, wenn ſie auch nicht häßlich ſind; und dieſes Schrecken, nicht ihre Häßlichkeit iſt es, was durch die Nachahmung in angenehme Empfindung aufgelöſt wird. So auch mit den Leichnamen; das ſchärfere Gefühl des Mitleids, die ſchreckliche Erinnerung an unſere eigene Vernichtung iſt es, welche uns einen Leichnam in der Natur zu einem widrigen Gegenſtande macht; in der Nachahmung aber verliert jenes Mitleid durch die Ueberzeugung des Betrugs das Schneidende, und von dieſer fatalen Erinnerung kann uns ein Zuſatz von ſchmeichelhaften Umſtänden entweder gänzlich abziehen, oder ſich ſo unzertrennlich mit ihr vereinen, daß wir mehr wünſchenswürdiges als ſchreckliches darin zu bemerken glauben.

---

[1] King Lear. Act. I. Sc. VI.

[2] The Life and Death of Richard III. Act. I. Sc. I.

[1] Briefe, die neueſte Litteratur betreffend. Th. V. S. 102.

[2] De Poetica cap. IV.

Da alſo die Häßlichkeit der Formen, weil die Empfindung, welche ſie erregt, unangenehm, und doch nicht von derjenigen Art unangenehmer Empfindungen iſt, welche ſich durch die Nachahmung in angenehme verwandeln, an und für ſich ſelbſt kein Vorwurf der Malerei, als ſchöner Kunſt ſeyn kann; ſo käme es noch darauf an, ob ſie ihr nicht eben ſo wohl wie der Poeſie, als Ingrediens, um andere Empfindungen zu verſtärken, nützlich ſeyn könne.

Darf die Malerei zu Erreichung des Lächerlichen und Schrecklichen ſich häßlicher Formen bedienen?

Ich will es nicht wagen, ſo geradezu, mit Nein hierauf zu antworten. Es iſt unläugbar, daß unſchädliche Häßlichkeit auch in der Malerei lächerlich werden kann, beſonders wenn eine Affectation nach Reiz und Anſehen damit verbunden wird. Es iſt eben ſo unſtreitig, daß ſchädliche Häßlichkeit, ſo wie in der Natur, alſo auch im Gemälde Schrecken erweckt, und daß jenes Lächerliche und dieſes Schreckliche, welches ſchon für ſich vermiſchte Empfindungen ſind, durch die Nachahmung einen neuen Grad von Anzüglichkeit und Vergnügen erlangen.

Ich muß aber zu bedenken geben, daß demungeachtet ſich die Malerei hier nicht völlig mit der Poeſie in gleichem Falle befindet. In der Poeſie, wie ich angemerkt, verliert die Häßlichkeit der Form, durch die Veränderung ihrer coexiſtirenden Theile in ſucceſſive, ihre widrige Wirkung faſt gänzlich; ſie hört von dieſer Seite gleichſam auf, Häßlichkeit zu ſeyn, und kann ſich daher mit andern Erſcheinungen deſto inniger verbinden, um eine neue beſondere Wirkung hervorzubringen. In der Malerei hingegen hat die Häßlichkeit alle ihre Kräfte beiſammen, und wirkt nicht viel ſchwächer, als in der Natur ſelbſt. Unſchädliche Häßlichkeit kann folglich nicht wohl lange lächerlich bleiben; die unangenehme Empfindung gewinnt die Oberhand, und was in den erſten Augenblicken poſſirlich war, wird in der Folge bloß abſcheulich. Nicht anders geht es mit der ſchädlichen Häßlichkeit; das Schreckliche verliert ſich nach und nach, und das Unförmliche bleibt allein und unveränderlich zurück.

Dieſes überlegt, hatte der Graf Caylus vollkommen Recht, die Epiſode des Therſites aus der Reihe ſeiner Homeriſchen Gemälde wegzulaſſen. Aber hat man darum auch Recht, ſie aus dem Homer ſelbſt wegzuwünſchen? Ich finde ungern, daß ein Gelehrter, von ſonſt ſehr richtigem und feinem Geſchmacke, dieſer Meinung iſt.[1] Ich verſpare es auf einen andern Ort, mich weitläuftiger darüber zu erklären.

XXV.

Auch der zweite Unterſchied, welchen der angeführte Kunſtrichter zwiſchen dem Eckel und andern unangenehmen Leidenſchaften der Seele findet, äußert ſich bei der Unluſt, welche die Häßlichkeit der Formen in uns erweckt.

„Andere unangenehme Leidenſchaften, ſagt er,[1] können außer der Nachahmung, in der Natur ſelbſt, dem Gemüthe öfters ſchmeicheln, indem ſie niemals reine Unluſt erregen, ſondern ihre Bitterkeit allezeit mit Wolluſt vermiſchen. Unſere Furcht iſt ſelten von aller Hoffnung entblößt; der Schrecken belebt alle unſere Kräfte, der Gefahr auszuweichen; der Zorn iſt mit der Begierde ſich zu rächen, die Traurigkeit mit der angenehmen Vorſtellung der vorigen Glückſeligkeit verknüpft, und das Mitleiden iſt von den zärtlichen Empfindungen der Liebe und Zuneigung unzertrennlich. Die Seele hat die Freiheit, ſich bald bei dem vergnüglichen, bald bei dem widrigen Theile einer Leidenſchaft zu verweilen, und ſich eine Vermiſchung von Luſt und Unluſt ſelbſt zu ſchaffen, die reizender iſt, als das lauterſte Vergnügen. Es braucht nur ſehr wenig Achtſamkeit auf ſich ſelber, um dieſes vielfältig beobachtet zu haben; und woher käme es denn ſonſt, daß dem Zornigen ſein Zorn, dem Traurigen ſeine Unmuth lieber iſt, als alle freudige Vorſtellungen, dadurch man ihn zu beruhigen gedenkt? Ganz anders aber verhält es ſich mit dem Eckel und den ihm verwandten Empfindungen. Die Seele erkennt in demſelben keine merkliche Vermiſchung von Luſt. Das Mißvergnügen gewinnt die Oberhand, und daher iſt kein Zuſtand, weder in der Natur noch in der Nachahmung zu erdenken, in welchem das Gemüth nicht von dieſen Vorſtellungen mit Widerwillen zurückweichen ſollte.“

Vollkommen richtig; aber da der Kunſtrichter ſelbſt noch andere mit dem Eckel verwandte Empfindungen erkennt, die gleichfalls nichts als Unluſt gewähren; welche kann ihm näher verwandt ſeyn, als die Empfindung des Häßlichen in den Formen? Auch dieſe iſt in der Natur ohne die geringſte Miſchung von Luſt; und da ſie deren eben ſo wenig durch die Nachahmung fähig wird, ſo iſt auch von ihr kein Zuſtand zu erdenken, in welchem das Gemüth von ihrer Vorſtellung nicht mit Widerwillen zurückweichen ſollte.

Ja dieſer Widerwille, wenn ich anders mein Gefühl ſorgfältig genug unterſucht habe, iſt gänzlich von der Natur des Eckels. Die Empfindung, welche die Häßlichkeit der Form begleitet, iſt Eckel, nur in einem geringern Grade. Dieſes ſtreitet zwar mit einer andern Anmerkung des Kunſtrichters, nach welcher er nur die allerdunkelſten Sinne, den Geſchmack, den Geruch und das Gefühl, dem Eckel ausgeſetzt zu ſeyn glaubt. „Jene beide, ſagt er, durch eine übermäßige Süßigkeit, und dieſes durch eine allzugroße Weichheit der Körper, die den berührenden Fibern nicht genugſam widerſtehen. Dieſe Gegenſtände werden ſodann auch dem Geſichte unerträglich, aber bloß durch die Aſſociation der Begriffe, indem wir uns des Widerwillens erinnern, den ſie dem Geſchmacke, dem Geruche oder dem Gefühle verurſachen. Denn eigentlich zu reden, giebt es keine Gegenſtände des Eckels für das Geſicht.“ Doch mich dünkt, es laſſen ſich dergleichen allerdings nennen. Ein Feuermaal in dem Geſichte, eine Haſenſcharte, eine gepletſchte Naſe mit vorragenden Löchern, ein gänzlicher Mangel der Augenbraunen, ſind Häßlichkeiten, die weder dem Geruche, noch dem Geſchmacke, noch dem Gefühle zuwider ſeyn können. Gleichwohl iſt es gewiß, daß wir etwas dabei empfinden, welches dem Eckel ſchon viel näher kömmt, als das, was uns andere Unförmlichkeiten des Körpers, ein krummer Fuß, ein hoher Rücken, empfinden laſſen; je zärtlicher das Temperament iſt, deſto mehr werden wir von den Bewegungen in dem Körper dabei fühlen, welche vor dem Erbrechen vorhergehen. Nur daß dieſe Bewegungen ſich ſehr bald wieder verlieren, und ſchwerlich ein wirkliches Erbrechen erfolgen kann: wenn man allerdings die Urſache darin zu ſuchen hat, daß es Gegenſtände des Geſichts ſind, welches in ihnen und mit ihnen zugleich eine Menge Realitäten wahrnimmt, durch deren angenehme Vorſtellungen jene unangenehme ſo geſchwächt und verdunkelt wird, daß ſie keinen merklichen Einfluß auf den Körper haben kann. Die dunkeln Sinne hingegen, der Geſchmack, der Geruch, das Gefühl, können dergleichen Realitäten, indem ſie von etwas Widerwärtigem gerührt werden, nicht mit bemerken; das Widerwärtige wirkt folglich allein und in ſeiner ganzen Stärke, und kann nicht anders als auch in dem Körper von einer weit heftigern Erſchütterung begleitet ſeyn.

---

[1] Klotzii Epistolæ Homericæ, p. 33 et seq.

[1] Eben daſelbſt. S. 103.

Uebrigens verhält ſich auch zur Nachahmung das Eckelhafte vollkommen ſo, wie das Häßliche. Ja, da ſeine unangenehme Wirkung die heftigere iſt, ſo kann es noch weniger als das Häßliche an und für ſich ſelbſt ein Gegenſtand weder der Poeſie, noch der Malerei werden. Nur weil es ebenfalls durch den wörtlichen Ausdruck ſehr gemildert wird, getraute ich mich doch wohl zu behaupten, daß der Dichter, wenigſtens einige eckelhafte Züge, als ein Ingrediens zu den nämlichen vermiſchten Empfindungen brauchen könne, die er durch das Häßliche mit ſo gutem Erfolge verſtärkt.

Das Eckelhafte kann das Lächerliche vermehren; oder Vorſtellungen der Würde, des Anſtandes, mit dem Eckelhaften in Kontraſt geſetzt, werden lächerlich. Exempel hiervon laſſen ſich bei dem Ariſtophanes in Menge finden. Das Wieſel fällt mir ein, welches den guten Sokrates in ſeinen aſtronomiſchen Beſchauungen unterbrach.[1]

ΜΑΘ. Πρωην δε γε γνωμην μεγαλην ἀφῃρεθη
Υπ' ἀσκαλαβωτου. ΣΤΡ. Τινα τροπον; κατειπε μοι.
ΜΑΘ. Ζητουντος ἀυτου της σεληνης τας ὁδους
Και τας περιφορας, εἶτ' ἀνω κεχηνοτος
Απο της ὀροφης νυκτωρ γαλεωτης κατεχεσεν.
ΣΤΡ. Ἡσθην γαλεωτῃ καταχεσαντι Σωκρατους.

Man laſſe es nicht eckelhaft ſeyn, was ihm in den offenen Mund fällt, und das Lächerliche iſt verſchwunden. Die drolligſten Züge von dieſer Art hat die Hottentottiſche Erzählung, Tquaſſouw und Knonmquaiha, in dem Kenner, einer engliſchen Wochenſchrift voller Laune, die man dem Lord Cheſterfield zuſchreibt. Man weiß, wie ſchmutzig die Hottentotten ſind, und wie vieles ſie für ſchön und zierlich und heilig halten, was uns Eckel und Abſcheu erweckt. Ein gequetſchter Knorpel von Naſe, ſchlappe bis auf den Nabel herabhangende Brüſte, den ganzen Körper mit einer Schminke aus Ziegenfett und Ruß an der Sonne durchbeizt, die Haarlocken von Schmeer triefend, Füße und Arme mit friſchem Gedärme umwunden: dieß denke man ſich an dem Gegenſtande einer feurigen, ehrfurchtsvollen, zärtlichen Liebe; dieß höre man in der edeln Sprache des Ernſtes und der Bewunderung ausgedrückt, und enthalte ſich des Lachens![2]

Mit dem Schrecklichen ſcheint ſich das Eckelhafte noch inniger vermiſchen zu können. Was wir das Gräßliche nennen, iſt nichts als ein eckelhaftes Schreckliche. Longin[1] mißfällt zwar in dem Bilde der Traurigkeit beim Heſiodus,[2] das *Της ἐκ μεν ῥινων μυξαι ῥεον*; doch mich dünkt, nicht ſowohl weil es ein ekler Zug iſt, als weil es ein bloß ekler Zug iſt, der zum Schrecklichen nichts beiträgt. Denn die langen über die Finger hervorragenden Nägel (*μακροι δ' ὀνυχες χειρεσσιν ὑπῆσαν*) ſcheint er nicht tadeln zu wollen. Gleichwohl ſind lange Nägel nicht viel weniger eckel, als eine fließende Naſe. Aber die langen Nägel ſind zugleich ſchrecklich; denn ſie ſind es, welche die Wangen zerfleiſchen, daß das Blut davon auf die Erde rinnt:

— — — — ἐκ δε παρειων
Αἱμ' ἀπελειβετ' ἐραζ' — — —

Hingegen eine fließende Naſe iſt weiter nichts als eine fließende Naſe; und ich rathe der Traurigkeit nur, das Maul zuzumachen. Man leſe bei dem Sophokles die Beſchreibung der öden Höhle des unglücklichen Philoktet. Da iſt nichts von Lebensmitteln, nichts von Bequemlichkeiten zu ſehen, außer eine zertretene Streu von dürren Blättern, ein unförmlicher hölzerner Becher, ein Feuergeräth. Der ganze Reichthum des kranken verlaſſenen Mannes! Wie vollendet der Dichter dieſes traurige fürchterliche Gemälde? Mit einem Zuſatze von Eckel. „Ha!“ fährt Neoptolem auf einmal zuſammen, „hier trocknen zerriſſene Lappen, voll Blut und Eiter!“[3]

ΝΕ. Ὁρω κενην οἰκησιν ἀνθρωπων διχα.
ΟΔ. Οὐδ' ἐνδον οἰκοποιος ἐστι τις τροφη;
ΝΕ. Στειπτη γε φυλλας ὡς ἐναυλιζοντι τῳ.
ΟΔ. Τα δ' ἀλλ' ἐρημα, κοὐδεν ἐσθ' ὑποστεγον;
ΝΕ. Αὐτοξυλον γ' ἐκπωμα, φλαυρουργου τινος
Τεχνηματ' ἀνδρος, και πυρει' ὁμου ταδε.
ΟΔ. Κεινου το θησαυρισμα σημαινεις τοδε.
ΝΕ. Ἰου, ἰου· και ταυτα γ' ἀλλα θαλπεται
Ῥακη, βαρειας του νοσηλειας πλεα.

So wird auch beim Homer der geſchleifte Hector, durch das, von Blut und Staub entſtellte Geſicht, und zuſammenverklebte Haar,

Squallentem barbam et concretos sanguine crines,

(wie es Virgil ausdrückt[4]) ein ekler Gegenſtand, aber eben dadurch um ſo viel ſchrecklicher, um ſo viel rührender. Wer kann die Strafe des Marſyas, beim Ovid, ſich ohne Empfindung des Eckels denken?[5]

Clamanti cutis est summos derepta per artus:
Nec quidquam, nisi vulnus erat: cruor undique manat:
Detectique patent nervi: trepidæque sine ulla
Pelle micant venæ: salientia viscera possis,
Et perlucentes numerare in pectore fibras.

Aber wer empfindet auch nicht, daß das Eckelhafte hier an ſeiner Stelle iſt? Es macht das Schreckliche gräßlich; und das Gräßliche iſt ſelbſt in der Natur, wenn unſer Mitleid dabei intereſſirt wird, nicht ganz unangenehm;

---

[1] Nubes v. 170–174.

[2] The Connoisseur, Vol. I. No. 21. Von der Schönheit der Knonmquaiha heißt es: He was struck with the glossy hue of her complexion, which shone like the jetty down on the black hogs of Hessaqua; he was ravished with the prest gristle of her nose; and his eyes dwelt with admiration on the flaccid beauties of her breasts, which descended to her navel. Und was trug die Kunſt bei, ſo viel Reize in ihr vortheilhafteſtes Licht zu ſetzen? She made a varnish of the fat of goats mixed with soot, with which she anointed her whole body, as she stood beneath the rays of the sun: her locks were clotted with melted grease, and powdered with the yellow dust of Buchu: her face, which shone like the polished ebony, was beautifully varied with spots of red earth, and appeared like the sable curtain of the night bespangled with stars: she sprinkled her limbs with wood-ashes, and perfumed them with the dung of Stinkbingsem. Her arms and legs were entwined with the shining entrails of an heifer: from her neck there hung a pouch composed of the stomach of a kid: the wings of an ostrich overshadowed the fleshy promontories behind; and before she wore an apron formed of the shaggy ears of a lion. Ich füge noch die Ceremonie der Zuſammengebung des verliebten Paares hinzu: The Surri or Chief Priest approached them, and in a deep voice chanted the nuptial rites to the melodious grumbling of the Gom-Gom; and at the same time (according to the manner of Caffraria) bedewed them plentifully with the urinary benediction. The bride and bridegroom rubbed in the precious stream with extasy; while the briny drops trickled from their bodies, like the oozy surge from the rocks of Chirigriqua.

[1] *Περι Ὑψους, τμημα θ'*. p. 15. edit. T. Fabri.

[2] Scut. Hercul. v. 266.

[3] Philoct. v. 31–39.

[4] Aeneid. lib. II. v. 277.

[5] Metamorph. VI. v. 387.

wie viel weniger in der Nachahmung? Ich will die Exempel nicht häufen. Doch dieſes muß ich noch anmerken, daß es eine Art von Schrecklichem giebt, zu dem der Weg dem Dichter faſt einzig und allein durch das Eckelhafte offen ſteht. Es iſt das Schreckliche des Hungers. Selbſt im gemeinen Leben drücken wir die äußerſte Hungersnoth nicht anders als durch die Erzählungen aller der unnahrhaften, ungeſunden und beſonders eckeln Dinge aus, mit welchen der Magen befriedigt werden müſſen. Da die Nachahmung nichts von dem Gefühle des Hungers ſelbſt in uns erregen kann, ſo nimmt ſie zu einem andern unangenehmen Gefühle ihr Zuflucht, welches wir im Falle des empfindlichſten Hungers für das kleinere Uebel erkennen. Dieſes ſucht ſie zu erregen, um uns aus der Unluſt deſſelben ſchließen zu laſſen, wie ſtark jene Unluſt ſeyn müſſe, bei der wir die gegenwärtige gern aus der Acht ſchlagen würden. Ovid ſagt von der Oreade, welche Ceres an den Hunger abſchickte:[1]

Hanc (famem) procul ut vidit — —
— refert mandata deæ; paulumque morata,
Quanquam aberat longe, quanquam modo venerat illuc,
Visa tamen sensisse famem — — —

Eine unnatürliche Uebertreibung! Der Anblick eines Hungrigen, und wenn es auch der Hunger ſelbſt wäre, hat dieſe anſteckende Kraft nicht; Erbarmen, und Gräuel, und Eckel, kann er empfinden laſſen, aber keinen Hunger. Dieſen Gräuel hat Ovid in dem Gemälde der Fames nicht geſpart, und in dem Hunger des Eriſichthon ſind ſo wohl bei ihm als bei dem Kallimachus[2] die eckelhaften Züge die ſtärkſten. Nachdem Eriſichthon alles aufgezehrt und auch der Opferkuh nicht verſchont hatte, die ſeine Mutter der Veſta auffütterte, läßt ihn Kallimachus über Pferde und Katzen herfallen, und auf den Straßen die Brocken und ſchmutzigen Ueberbleibſel von fremden Tiſchen betteln:

Και ταν βων ἐφαγεν, ταν Ἑστιᾳ ἐτρεφε ματηρ,
Και τον ἀεθλοφορον και τον πολεμηιον ἱππον,
Και ταν αἰλουρον, ταν ἐτρεμε θηρια μικκα —
Και τοθ' ὁ τω βασιληος ἐνι τριοδοισι καθηστο
Αἰτιζων ἀκολως τε και ἐκβολα λυματα δαιτος —

Und Ovid läßt ihn zuletzt die Zähne in ſeine eigene Glieder ſetzen, um ſeinen Leib mit ſeinem Leibe zu nähren.

Vis tamen illa mali postquam consumserat omnem
Materiam — — — — —
Ipse suos artus lacero divellere morsu
Cœpit; et infelix minuendo corpus alebat.

Nur darum waren die häßlichen Harpyen ſo ſtinkend, ſo unflätig, daß der Hunger, welchen ihre Entführung der Speiſen bewirken ſollte, deſto ſchrecklicher würde. Man höre die Klage des Phineus, beim Apollonius:[3]

Τυτθον δ' ἠν αρα δη ποτ' ἐδητυος ἀμμι λιπωσι,
Πνει τοδε μυδαλεον τε και οὐ τλητον μενος ὀδμης.
Οὐ κε τις οὐδε μινυνθα βροτων ἀνσχοιτο πελασσας,
Οὐδ' εἰ οἱ ἀδαμαντος ἐληλαμενον κεαρ εἰη.
Ἀλλα με πικρη δητα μενει δαις ἀατος ἀναγκη
Μιμνειν, και μιμνοντα κακη ἐν γαστερι θεσθαι.

Ich möchte gern aus dieſem Geſichtspunkte die eckele Einführung der Harpyen beim Virgil entſchuldigen; aber es iſt kein wirklicher gegenwärtiger Hunger, den ſie verurſachen, ſondern nur ein inſtehender, den ſie prophezeihen; und noch dazu löſt ſich die ganze Prophezeihung endlich in ein Wortſpiel auf. Auch Dante bereitet uns nicht nur auf die Geſchichte von der Verhungerung des Ugolino, durch die eckelhafteſte, gräßlichſte Stellung, in die er ihn mit ſeinem ehemaligen Verfolger in der Hölle ſetzt; ſondern auch die Verhungerung ſelbſt iſt nicht ohne Züge des Eckels, der uns beſonders da ſehr merklich überfällt, wo ſich die Söhne dem Vater zur Speiſe anbieten. In der Note will ich noch eine Stelle aus einem Schauſpiele von Beaumont und Fletcher anführen, die ſtatt aller andern Beiſpiele hätte ſeyn können, wenn ich ſie nicht für ein wenig zu übertrieben erkennen müßte.[1]

Ich komme auf die eckelhaften Gegenſtände in der Malerei. Wenn es auch ſchon ganz unſtreitig wäre, daß es eigentlich gar keine eckelhafte Gegenſtände für das Geſicht gäbe, von welchen es ſich von ſich ſelbſt verſtünde, daß die Malerei, als ſchöne Kunſt, ihrer entſagen würde: ſo müßte ſie dennoch die eckelhaften Gegenſtände überhaupt vermeiden, weil die Verbindung der Begriffe ſie auch dem Geſichte eckel macht. Pordenone läßt in einem Gemälde von dem Begräbniſſe Chriſti einen von den Anweſenden die Naſe ſich zuhalten. Richardſon mißbilligt dieſes deswegen,[1] weil Chriſtus noch nicht ſo lange todt geweſen, daß ſein Leichnam in Fäulung übergehen können. Bei der Auferweckung des Lazarus hingegen, glaubt er, ſey es dem Maler erlaubt, von den Umſtehenden einige ſo zu zeigen, weil es die Geſchichte ausdrücklich ſage, daß ſein Körper ſchon gerochen habe. Mich dünkt dieſe Vorſtellung auch hier unerträglich; denn nicht bloß der wirkliche Geſtank, auch ſchon die Idee des Geſtankes erweckt Eckel. Wir fliehen ſtinkende Orte, wenn wir ſchon den Schnupfen haben. Doch die Malerei will das Eckelhafte nicht des Eckelhaften wegen, ſie will es, ſo wie die Poeſie, um das Lächerliche und Schreckliche dadurch zu verſtärken. Auf ihre Gefahr! Was ich aber von dem Häßlichen in dieſem Falle angemerkt habe, gilt von dem Eckelhaften um ſo viel mehr. Es verliert in einer ſichtbaren Nachahmung von ſeiner Wirkung ungleich weniger, als in einer hörbaren; es kann ſich alſo auch dort mit den Beſtandtheilen des Lächerlichen und Schrecklichen weniger innig vermiſchen, als hier; ſobald die Ueberraſchung vorbei, ſobald der erſte gierige Blick geſättigt, trennt es ſich wiederum gänzlich und liegt in ſeiner eigenen cruden Geſtalt da.

---

[1] Ibid. lib. VIII. v. 809.
[2] Hym. in Cererem v. 111–116.
[3] Argonaut. lib. II. v. 228–233.

[1] The Sea-Voyage Act. III. Sc. I. Ein franzöſiſcher Seeräuber wird mit ſeinem Schiffe an eine wüſte Inſel verſchlagen. Habſucht und Neid entzweien ſeine Leute, und ſchaffen ein paar Elenden, welche auf dieſer Inſel geraume Zeit der äußerſten Noth ausgeſetzt geweſen, Gelegenheit, mit dem Schiffe in die See zu ſtechen. Alles Vorrathes von Lebensmitteln ſonach auf einmal beraubt, ſehen jene Nichtswürdige gar bald den ſchmählichſten Tod vor Augen, und einer drückt gegen den andern ſeinen Hunger und ſeine Verzweiflung folgendergeſtalt aus:

LAMURE. Oh, what a Tempest have I in my Stomach!
How my empty Guts cry out! My wounds ake,
Would they would bleed again, that I might get
Something to quench my thirst.
FRANVILLE. O Lamure, the Happiness my dogs had
When I kept house at home! They had a storehouse,
A storehouse of most blessed bones and crusts,
Happy crusts. Oh, how sharp Hunger pinches me! —
LAMURE. How now, what news?
MORILLAR. Hast any Meat yet?
FRANVILLE. Not a bit that I can see;
Here be goodly quarries, but they be cruel hard
To gnaw: I ha' got some mud, we'll eat it with spoons,
Very good thick mud; but it stinks damnably,
There's old rotten trunks of trees too,
But not a leaf nor blossom in all the island.
LAMURE. How it looks!
MORILLAR. It stinks too.
LAMURE. It may be poison.
FRANVILLE. Let it be any thing;
So I can get it down. Why Man,
Poison's a princely dish.
MORILLAR. Hast thou no bisket?
No crumbs left in thy pocket? Here is my doublet,
Give me but three small crumbs.
FRANVILLE. Not for three Kingdoms,
If I were Master of 'em. Oh, Lamure,
But one poor joint of Mutton, we ha' scorn'd, Man.
LAMURE. Thou speak'st of Paradise;
Or but the snuffs of those Healths,
We have lewdly at midnight flung away.
MORILLAR. Ah! but to lick the glasses.

Doch alles dieſes iſt noch nichts gegen den folgenden Auftritt, wo der Schiffschirurgus dazu kömmt.

FRANVILLE. Here comes the Surgeon. What
Hast thou discover'd? Smile, smile and comfort us.
SURGEON. I am expiring;
Smile they that can. I can find nothing, Gentlemen,
Here 's nothing can be meat, without a miracle.
Oh that I had my boxes and my lints now,
My stupes, my tents, and those sweet helps of Nature,
What dainty dishes could I make of 'em.
MORILLAR. Hast ne'er an old suppository?
SURGEON. Oh would I had, Sir.
LAMURE. Or but the paper where such a cordial
Potion, or pills hath been entomb'd.
FRANVILLE. Or the best bladder where a cooling-glister.
MORILLAR. Hast thou no searcloths left?
Nor any old pultesses?
FRANVILLE. We care not to what it hath been ministred.
SURGEON. Sure I have none of these dainties, Gentlemen.
FRANVILLE. Where's the great wen
Thou cut'st from Hugh the sailor's shoulder?
That would serve now for a most princely Banquet.
SURGEON. Ay if we had it, Gentlemen.
I flung it over-bord, Slave that I was.
LAMURE. A most improvident Villain.

XXVI.

Des Herrn Winkelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums iſt erſchienen. Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieſes Werk geleſen zu haben. Bloß aus allgemeinen Begriffen über die Kunſt vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz zu ſeiner Beſchämung in den Werken der Kunſt widerlegt findet. Auch die Alten kannten die Bande, welche die Malerei und Poeſie mit einander verknüpfen, und ſie werden ſie nicht enger zugezogen haben, als es beiden zuträglich iſt. Was ihre Künſtler gethan, wird mich lehren, was die Künſtler überhaupt thun ſollen; und wo ſo ein Mann die Fackel der Geſchichte vorträgt, kann die Speculation kühnlich nachtreten.

Man pflegt in einem wichtigen Werke zu blättern, ehe man es ernſtlich zu leſen anfängt. Meine Neugierde war, vor allen Dingen des Verfaſſers Meinung von dem Laokoon zu wiſſen; nicht zwar von der Kunſt des Werkes, über welche er ſich ſchon anderwärts erklärt hat, als nur von dem Alter deſſelben. Wem tritt er darüber bei? Denen, welchen Virgil die Gruppe vor Augen gehabt zu haben ſcheint? Oder denen, welche die Künſtler dem Dichter nacharbeiten laſſen?

Es iſt ſehr nach meinem Geſchmacke, daß er von einer gegenſeitigen Nachahmung gänzlich ſchweigt. Wo iſt die abſolute Nothwendigkeit derſelben? Es iſt gar nicht unmöglich, daß die Aehnlichkeiten, die ich oben zwiſchen dem poetiſchen Gemälde und dem Kunſtwerke in Erwägung gezogen habe, zufällige und nicht vorſätzliche Aehnlichkeiten ſind; und daß das eine ſo wenig das Vorbild des andern geweſen, daß ſie auch nicht einmal beide einerlei Vorbild gehabt zu haben brauchen. Hätte indeß auch ihn ein Schein dieſer Nachahmung geblendet, ſo würde er ſich für die erſtern haben erklären müſſen. Denn er nimmt an, daß der Laokoon aus den Zeiten ſey, da ſich die Kunſt unter den Griechen auf dem höchſten Gipfel ihrer Vollkommenheit befunden habe; aus den Zeiten Alexanders des Großen.

„Das gütige Schickſal, ſagt er,[2] welches auch über die Künſte bei ihrer Vertilgung noch gewacht, hat aller Welt zum Wunder ein Werk aus dieſer Zeit der Kunſt erhalten, zum Beweiſe von der Wahrheit der Geſchichte von der Herrlichkeit ſo vieler vernichteten Meiſterſtücke. Laokoon, nebſt ſeinen beiden Söhnen, vom Ageſander, Apollodorus[1] und Athenodorus aus Rhodus gearbeitet, iſt nach aller Wahrſcheinlichkeit aus dieſer Zeit, ob man gleich dieſelbe nicht beſtimmen, und wie einige gethan haben, die Olympias, in welcher dieſe Künſtler geblüht haben, angeben kann.“

In einer Anmerkung ſetzt er hinzu: „Plinius meldet kein Wort von der Zeit, in welcher Ageſander und die Gehülfen an ſeinem Werke gelebt haben; Maffei aber, in der Erklärung alter Statuen, hat wiſſen wollen, daß dieſe Künſtler in der achtundachtzigſten Olympias geblüht haben, und auf deſſen Wort haben andere, als Richardſon, nachgeſchrieben. Jener hat, wie ich glaube, einen Athenodorus unter des Polykletus Schülern für einen von unſern Künſtlern genommen, und da Polykletus in der ſiebenundachtzigſten Olympias geblüht, ſo hat man ſeinen vermeinten Schüler eine Olympias ſpäter geſetzt: andere Gründe kann Maffei nicht haben.“

Er konnte ganz gewiß keine andere haben. Aber warum läßt es Herr Winkelmann dabei bewenden, dieſen vermeinten Grund des Maffei bloß anzuführen? Widerlegt er ſich von ſich ſelbſt? Nicht ſo ganz. Denn wenn er auch ſchon von keinen andern Gründen unterſtützt iſt, ſo macht er doch ſchon für ſich ſelbſt eine kleine Wahrſcheinlichkeit, wo man nicht ſonſt zeigen kann, daß Athenodorus, des Polyklet Schüler, und Athenodorus, der Gehülfe des Ageſander und Polydorus, unmöglich eine und eben dieſelbe Perſon können geweſen ſeyn. Zum Glücke läßt ſich dieſes zeigen, und zwar aus ihrem verſchiedenen Vaterlande. Der erſte Athenodorus war, nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Pauſanias,[2] aus Klitor in Arkadien; der andere hingegen, nach dem Zeugniſſe des Plinius, aus Rhodus gebürtig.

Herr Winkelmann kann keine Abſicht dabei gehabt haben, daß er das Vorgeben des Maffei, durch Beifügung dieſes Umſtandes, nicht unwiderſprechlich widerlegen wollen. Vielmehr müſſen ihm die Gründe, die er aus der Kunſt des Werks, nach ſeiner unſtreitigen Kenntniß, zieht, von ſolcher Wichtigkeit geſchienen haben, daß er ſich unbekümmert gelaſſen, ob die Meinung des Maffei noch einige Wahrſcheinlichkeit behalte, oder nicht. Er erkennt ohne Zweifel in dem Laokoon zu viele von den argutiis,[3] die dem Lyſippus ſo eigen waren, mit welchen dieſer Meiſter die Kunſt zuerſt bereicherte, als daß er ihn für ein Werk vor deſſelben Zeit halten ſollte.

Allein, wenn es erwieſen iſt, daß der Laokoon nicht älter ſeyn kann, als Lyſippus, iſt dadurch auch zugleich erwieſen, daß er ungefähr aus ſeiner Zeit ſeyn müſſe? daß er unmöglich ein weit ſpäteres Werk ſeyn könne? Damit ich die Zeiten, in welchen die Kunſt in Griechenland, bis zum Anfange der römiſchen Monarchie, ihr Haupt bald wiederum empor hob, bald wiederum ſinken ließ, übergehe: warum hätte nicht Laokoon die glückliche Frucht des Wetteifers ſeyn können, welchen die verſchwenderiſche Pracht der erſten Kaiſer unter den Künſtlern entzünden mußte? Warum könnten nicht Ageſander und ſeine Gehülfen die Zeitverwandten eines Strongylion, eines Arceſilaus, eines Paſiteles, eines Poſidonius, eines Diogenes ſeyn? Wurden nicht die Werke auch dieſer Meiſter zum Theil dem Beſten, was die Kunſt jemals hervorgebracht hatte, gleich geſchätzt?

---

[1] Richardson de la Peinture, T. I p. 74.

[2] Geſchichte der Kunſt S. 347.

[1] Nicht Apollodorus, ſondern Polydorus. Plinius iſt der einzige, der dieſe Künſtler nennt, und ich wüßte nicht, daß die Handſchriften in dieſem Namen von einander abgingen. Harduin würde es gewiß ſonſt angemerkt haben. Auch die ältern Ausgaben leſen alle Polydorus. Herr Winkelmann muß ſich in dieſer Kleinigkeit bloß verſchrieben haben.

[2] Ἀθηνόδωρος δὲ καὶ Δάμιας — οὗτοι δὲ Ἀρκάδες, εἰσὶν ἐκ Κλείτορος. Phoc. cap. 9. p. 819. Edit. Kuh.

[3] Plinius lib. XXXIV. sect. 19. p. 653. Edit. Hard.

Und wenn noch ungezweifelte Stücke von ſelbigen vorhanden wären, das Alter ihrer Urheber aber wäre unbekannt, und ließe ſich aus nichts ſchließen, als aus ihrer Kunſt, welche göttliche Eingebung müßte den Kenner verwahren, daß er ſie nicht eben ſo wohl in jene Zeiten ſetzen zu müſſen glaubte, die Herr Winkelmann allein des Laokoon würdig zu ſeyn achtet?

Es iſt wahr, Plinius bemerkt die Zeit, in welcher die Künſtler des Laokoon gelebt haben, ausdrücklich nicht. Doch wenn ich aus dem Zuſammenhang der ganzen Stelle ſchließen ſollte, ob er ſie mehr unter die alten oder unter die neuern Artiſten gerechnet wiſſen wollen: ſo bekenne ich, daß ich für das letztere eine größere Wahrſcheinlichkeit darin zu bemerken glaube. Man urtheile.

Nachdem Plinius von den älteſten und größten Meiſtern in der Bildhauerkunſt, dem Phidias, dem Praxiteles, dem Scopas, etwas ausführlicher geſprochen, und hierauf die übrigen, beſonders ſolche, von deren Werken in Rom etwas vorhanden war, ohne alle chronologiſche Ordnung namhaft gemacht, ſo fährt er folgender Geſtalt fort:[1] Nec multo plurium fama est, quorundam claritati in operibus eximiis obstante numero artificum, quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari possunt, sicut in Laocoonte, qui est in Titi Imperatoris domo, opus omnibus et picturæ et statuariæ artis præponendum. Ex uno lapide eum et liberos draconumque mirabiles nexus de consilii sententia fecere summi artifices, Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii. Similiter Palatinas domus Cæsarum replevere probatissimis signis Craterus cum Pythodoro, Polydectes cum Hermolao, Pythodorus alius cum Artemone, et singularis Aphrodisius Trallianus. Agrippæ Pantheum decoravit Diogenes Atheniensis, et Caryatides in columnis templi ejus probantur inter pauca operum: sicut in fastigio posita signa, sed propter altitudinem loci minus celebrata.

Von allen den Künſtlern, welche in dieſer Stelle genannt werden, iſt Diogenes von Athen derjenige, deſſen Zeitalter am unwiderſprechlichſten beſtimmt iſt. Er hat das Pantheum des Agrippa ausgeziert; er hat alſo unter dem Auguſtus gelebt. Doch man erwäge die Worte des Plinius etwas genauer, und ich denke, man wird auch das Zeitalter des Craterus und Pythodorus, des Polydektes und Hermolaus, des zweiten Pythodorus und Artemons, ſo wie des Aphrodiſius Trallianus, eben ſo unwiderſprechlich beſtimmt finden. Er ſagt von ihnen: Palatinas domus Cæsarum replevere probatissimis signis. Ich frage: kann dieſes wohl nur ſo viel heißen, daß von ihren vortrefflichen Werken die Paläſte der Kaiſer angefüllt geweſen? In dem Verſtande nämlich, daß die Kaiſer ſie überall zuſammen ſuchen und nach Rom in ihre Wohnungen verſetzen laſſen? Gewiß nicht. Sondern ſie müſſen ihre Werke ausdrücklich für dieſe Paläſte der Kaiſer gearbeitet, ſie müſſen zu den Zeiten dieſer Kaiſer gelebt haben. Daß es ſpäte Künſtler geweſen, die nur in Italien gearbeitet, läßt ſich auch ſchon daher ſchließen, weil man ihrer ſonſt nirgends gedacht findet. Hätten ſie in Griechenland in frühern Zeiten gearbeitet, ſo würde Pauſanias ein oder das andere Werk von ihnen geſehen und ihr Andenken uns aufbehalten haben. Ein Pythodorus kömmt zwar bei ihm vor,[2] allein Harduin hat ſehr Unrecht, ihn für den Pythodorus in der Stelle des Plinius zu halten. Denn Pauſanias nennt die Bildſäule der Juno, die er von der Arbeit des erſtern zu Koronea in Böotien ſah, ἄγαλμα ἀρχαῖον, welche Benennung er nur den Werken derjenigen Meiſter giebt, die in den allererſten und rauheſten Zeiten der Kunſt, lange vor einem Phidias und Praxiteles, gelebt hatten. Und mit Werken ſolcher Art werden die Kaiſer gewiß nicht ihre Paläſte ausgeziert haben. Noch weniger iſt auf die andere Vermuthung des Harduin zu achten, daß Artemon vielleicht der Maler gleiches Namens ſey, deſſen Plinius an einer andern Stelle gedenkt. Name und Name geben nur eine ſehr geringe Wahrſcheinlichkeit, derentwegen man noch lange nicht befugt iſt, der natürlichen Auslegung einer unverfälſchten Stelle Gewalt anzuthun.

Iſt es aber ſonach außer allem Zweifel, daß Craterus und Pythodorus, daß Polydektes und Hermolaus, mit den übrigen unter den Kaiſern gelebt, deren Paläſte ſie mit ihren trefflichen Werken angefüllt: ſo dünkt mich, kann man auch denjenigen Künſtlern kein ander Zeitalter geben, von welchen Plinius auf jene durch ein Similiter übergeht. Und dieſes ſind die Meiſter des Laokoon. Man überlege es nur: wären Ageſander, Polydorus und Athenodorus ſo alte Meiſter, als wofür ſie Herr Winkelmann hält; wie unſchicklich würde ein Schriftſteller, dem die Präciſion des Ausdrucks keine Kleinigkeit iſt, wenn er von ihnen auf einmal auf die allerneueſten Meiſter ſpringen müßte, dieſen Sprung mit einem Gleichergeſtalt thun?

Doch man wird einwenden, daß ſich dieſes Similiter nicht auf die Verwandtſchaft in Anſehung des Zeitalters, ſondern auf einen andern Umſtand beziehe, welchen dieſe in Betrachtung der Zeit ſo unähnliche Meiſter, mit einander gemein gehabt hätten. Plinius rede nämlich von ſolchen Künſtlern, die in Gemeinſchaft gearbeitet, und wegen dieſer Gemeinſchaft unbekannter geblieben wären, als ſie verdienten. Denn da keiner ſich die Ehre des gemeinſchaftlichen Werks allein anmaßen können, alle aber, die daran Theil gehabt, jederzeit zu nennen zu weitläuftig geweſen wäre: (quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari possunt), ſo wären ihre ſämmtliche Namen darüber vernachläſſigt worden. Dieſes ſey den Meiſtern des Laokoon, dieſes ſey ſo manchen andern Meiſtern widerfahren, welche die Kaiſer für ihre Paläſte beſchäftigt hätten.

Ich gebe dieſes zu. Aber auch ſo noch iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß Plinius nur von neuern Künſtlern ſprechen wollen, die in Gemeinſchaft gearbeitet. Denn hätte er auch von älteren reden wollen, warum hätte er nur allein der Meiſter des Laokoon erwähnt? Warum nicht auch anderer? Eines Onatas und Kalliteles; eines Timokles und Timarchides, oder der Söhne dieſes Timarchides, von welchen ein gemeinſchaftlich gearbeiteter Jupiter in Rom war.[1] Herr Winkelmann ſagt ſelbſt, daß man von dergleichen ältern Werken, die mehr als einen Vater gehabt, ein langes Verzeichniß machen könne.[2] Und Plinius ſollte ſich nur auf die einzigen Ageſander, Polydorus und Athenodorus beſonnen haben, wenn er ſich nicht ausdrücklich nur auf die neueſten Zeiten hätte einſchränken wollen?

Wird übrigens eine Vermuthung um ſo viel wahrſcheinlicher, je mehrere und größere Unbegreiflichkeiten ſich daraus erklären laſſen, ſo iſt es die, daß die Meiſter des Laokoon unter den erſten Kaiſern geblüht haben, gewiß in einem ſehr hohen Grade. Denn hätten ſie in Griechenland zu den Zeiten, in welche ſie Herr Winkelmann ſetzt, gearbeitet; hätte der Laokoon ſelbſt in Griechenland ehedem geſtanden: ſo müßte das tiefe Stillſchweigen, welches die Griechen von einem ſolchen Werke (opere omnibus et picturæ et statuariæ artis præponendo) beobachtet hätten, äußerſt befremden. Es müßte äußerſt befremden, wenn ſo große Meiſter weiter gar nichts gearbeitet hätten, oder wenn Pauſanias von ihren übrigen Werken in ganz Griechenland, eben ſo wenig wie von dem Laokoon, zu ſehen bekommen hätte. In Rom hingegen konnte das größte Meiſterſtück lange im Verborgenen bleiben, und wenn Laokoon auch bereits unter dem Auguſtus wäre verfertigt worden, ſo dürfte es doch gar nicht ſonderbar ſcheinen, daß erſt Plinius ſeiner gedacht, ſeiner zuerſt und zuletzt gedacht. Denn man erinnere ſich nur, was er von einer Venus des Scopas ſagt,[1] die zu Rom in einem Tempel des Mars ſtand: quemcunque alium locum nobilitatura. Romæ quidem magnitudo operum eam obliterat, ac magni officiorum negotiorumque acervi omnes a contemplatione talium abducunt: quoniam otiosorum et in magno loci silentio apta admiratio talis est.

---

[1] Libr. XXXVI. sect. 4. p. 730.

[2] Boeotic. cap. XXXIV. p. 778. Edit. Kuhn.

[1] Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 730.

[2] Geſchichte der Kunſt, Th. II. S. 331.

Diejenigen, welche in der Gruppe Laokoon ſo gern eine Nachahmung des Virgiliſchen Laokoon ſehen wollen, werden, was ich bisher geſagt, mit Vergnügen ergreifen. Noch fiel mir eine Muthmaßung bei, die ſie gleichfalls nicht ſehr mißbilligen dürften. Vielleicht, könnten ſie denken, war es Aſinius Pollio, der den Laokoon des Virgil durch griechiſche Künſtler ausführen ließ. Pollio war ein beſonderer Freund des Dichters, überlebte den Dichter, und ſcheint ſogar ein eigenes Werk über die Aeneis geſchrieben zu haben. Denn wo ſonſt, als in einem eigenen Werke über dieſes Gedicht, können ſo leicht die einzelnen Anmerkungen geſtanden haben, die Servius aus ihm anführt?[2] Zugleich war Pollio ein Liebhaber und Kenner der Kunſt, beſaß eine reiche Sammlung der trefflichſten alten Kunſtwerke, ließ von Künſtlern ſeiner Zeit neue fertigen, und dem Geſchmacke, den er in ſeiner Wahl zeigte, war ein ſo kühnes Stück als Laokoon vollkommen angemeſſen:[3] ut fuit acris vehementiæ sic quoque spectari monumenta sua voluit. Doch da das Cabinet des Pollio zu den Zeiten des Plinius, als Laokoon in dem Palaſte des Titus ſtand, noch ganz unzertrennt an einem beſondern Orte beiſammen geweſen zu ſeyn ſcheint: ſo möchte dieſe Muthmaßung von ihrer Wahrſcheinlichkeit wiederum etwas verlieren. Und warum könnte es nicht Titus ſelbſt gethan haben, was wir dem Pollio zuſchreiben wollen?

XXVII.

Ich werde in meiner Meinung, daß die Meiſter des Laokoon unter den erſten Kaiſern gearbeitet haben, wenigſtens ſo alt gewiß nicht ſeyn können, als ſie Herr Winkelmann angiebt, durch eine kleine Nachricht beſtärkt, die er ſelbſt zuerſt bekannt macht. Sie iſt dieſe:[4]

„Zu Nettuno, ehemals Antium, hat der Herr Cardinal Alexander Albani, im Jahre 1717, in einem großen Gewölbe, welches im Meere verſunken lag, eine Vaſe entdeckt, welche von ſchwarz gräulichem Marmor iſt, den man jetzt Bigio nennt, in welche die Figur eingefügt war; auf derſelben befindet ſich folgende Inſchrift:

ΑΘΑΝΟΔΩΡΟΣ ΑΓΗΣΑΝΔΡΟΥ
ΡΟΔΙΟΣ ΕΠΟΙΗΣΕ

Athanodorus, des Ageſanders Sohn aus Rhodus, hat es gemacht. Wir lernen aus dieſer Inſchrift, daß Vater und Sohn am Laokoon gearbeitet haben, und vermuthlich war auch Apollodorus (Polydorus) des Ageſanders Sohn: denn dieſer Athanodorus kann kein anderer ſeyn als der, welchen Plinius nennt. Es beweiſt ferner dieſe Inſchrift, daß ſich mehr Werke der Kunſt, als nur allein drei, wie Plinius will, gefunden haben, auf welche die Künſtler das Wort: Gemacht, in vollendeter und beſtimmter Zeit geſetzt, nämlich *ἐποίησε*, fecit; er berichtet, daß die übrigen Künſtler aus Beſcheidenheit ſich in unbeſtimmter Zeit ausgedrückt, *ἐποίει*, faciebat.“

Darin wird Herr Winkelmann wenig Widerſpruch finden, daß der Athanodorus in dieſer Inſchrift kein anderer als der Athenodorus ſeyn könne, deſſen Plinius unter den Meiſtern des Laokoon gedenkt. Athanodorus und Athenodorus iſt auch völlig ein Name; denn die Rhodier bedienten ſich des Doriſchen Dialekts. Allein über das, was er ſonſt daraus folgern will, muß ich einige Anmerkungen machen.

Das erſte, daß Athenodorus ein Sohn des Ageſanders geweſen ſey, mag hingehen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, nur nicht unwiderſprechlich. Denn es iſt bekannt, daß es alte Künſtler gegeben, die, anſtatt ſich nach ihrem Vater zu nennen, ſich lieber nach ihrem Lehrmeiſter nennen wollen. Was Plinius von den Gebrüdern Apollonius und Tauriscus ſagt, leidet nicht wohl eine andere Auslegung.[1]

Aber wie? Dieſe Inſchrift ſoll zugleich das Vorgeben des Plinius widerlegen, daß ſich nicht mehr als drei Kunſtwerke gefunden, in welchen ſich ihre Meiſter in der vollendeten Zeit, (anſtatt des *ἐποίει*, durch *ἐποίησε*) bekannt hätten? Dieſe Inſchrift? Warum ſollen wir erſt aus dieſer Inſchrift lernen, was wir längſt aus vielen andern hätten lernen können? Hat man nicht ſchon auf der Statue des Germanicus *Κλεομένης — ἐποίησε* gefunden? Auf der ſogenannten Vergötterung des Homer, *Ἀρχέλαος ἐποίησε*? Auf der bekannten Vaſe zu Gaeta, *Σαλπίων ἐποίησε*? u. ſ. w.[2]

Herr Winkelmann kann ſagen: „Wer weiß dieſes beſſer als ich? Aber, wird er hinzuſetzen, deſto ſchlimmer für den Plinius. Seinem Vorgeben iſt alſo um ſo öfter widerſprochen; es iſt um ſo gewiſſer widerlegt.“

Noch nicht. Denn wie, wenn Herr Winkelmann den Plinius mehr ſagen ließe, als er wirklich ſagen wollen? Wenn alſo die angeführten Beiſpiele, nicht das Vorgeben des Plinius, ſondern bloß das Mehrere, welches Herr Winkelmann in dieſes Vorgeben hineingetragen, widerlegten? Und ſo iſt es wirklich. Ich muß die ganze Stelle anführen. Plinius will in ſeiner Zueignungsſchrift an den Titus von ſeinem Werke mit der Beſcheidenheit eines Mannes ſprechen, der es ſelbſt am beſten weiß, wie viel demſelben zur Vollkommenheit noch fehle. Er findet ein merkwürdiges Exempel einer ſolchen Beſcheidenheit bei den Griechen, über deren prahlende, viel verſprechende Büchertitel (inscriptiones, propter quas vadimonium deseri possit) er ſich ein wenig aufgehalten, und ſagt:[3] Et ne in totum videar Græcos insectari, ex illis nos velim intelligi pingendi fingendique conditoribus, quos in libellis his invenies, absoluta opera, et illa quoque quæ mirando non satiamur, pendenti titulo inscripsisse: ut APELLES FACIEBAT, aut POLYCLETUS: tanquam inchoata semper arte et imperfecta: ut contra judiciorum varietates superesset artifici regressus ad veniam, velut emendaturo quidquid desideraretur, si non esset interceptus. Quare plenum verecundiæ illud est, quod omnia opera tanquam novissima inscripsere, et tanquam singulis fato adempti. Tria non amplius, ut opinor, absolute traduntur inscripta, ILLE FECIT, quæ suis locis reddam: quo apparuit, summam artis securitatem auctori placuisse, et ob id magna invidia fuere omnia ea. Ich bitte auf die Worte des Plinius: pingendi fingendique conditoribus, aufmerkſam zu ſeyn. Plinius ſagt nicht, daß die Gewohnheit, in der unvollendeten Zeit ſich zu ſeinem Werke zu bekennen, allgemein geweſen, daß ſie von allen Künſtlern, zu allen Zeiten beobachtet worden; er ſagt ausdrücklich, daß nur die erſten alten Meiſter, jene Schöpfer der bildenden Künſte, pingendi fingendique conditores, ein Apelles, ein Polyklet und ihre Zeitverwandte dieſe kluge Beſcheidenheit gehabt hätten; und da er dieſe nur allein nennt, ſo giebt er ſtillſchweigend, aber deutlich genug zu verſtehen, daß ihre Nachfolger, beſonders in den ſpätern Zeiten, mehr Zuverſicht auf ſich ſelber geäußert.

---

[1] Plinius l. c. p. 727.

[2] Ad ver. 7. lib. II. Aeneid. und beſonders ad ver. 183. lib. XI. Man dürfte alſo wohl nicht Unrecht thun, wenn man das Verzeichniß der verlorenen Schriften dieſes Mannes mit einem ſolchen Werke vermehrte.

[3] Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 729.

[4] Geſchichte der Kunſt, Th. II. S. 347.

[1] Libr. XXXVI. sect. 4. p. 730.

[2] Man ſehe das Verzeichniß der Aufſchriften alter Kunſtwerke beim Mar. Gudius ad Phædri fab. 5. lib. I. und ziehe zugleich die Berichtigung deſſelben vom Gronov Præf. ad Tom. IX. Thesauri Antiqu. Græc. zu Rathe.

[3] Lib. I. p. 5. Edit. Hard.

Dieſes aber angenommen, wie man es annehmen muß, ſo kann die entdeckte Aufſchrift von dem einen der drei Künſtler des Laokoon ihre völlige Richtigkeit haben, und es kann demungeachtet wahr ſeyn, daß, wie Plinius ſagt, nur etwa drei Werke vorhanden geweſen, in deren Aufſchriften ſich ihre Urheber der vollendeten Zeit bedient; nämlich unter den ältern Werken, aus den Zeiten des Apelles, des Polyklet, des Nicias, des Lyſippus. Aber das kann ſodann ſeine Richtigkeit nicht haben, daß Athenodorus und ſeine Gehülfen Zeitverwandte des Apelles und Lyſippus geweſen ſind, zu welchen ſie Herr Winkelmann machen will. Man muß vielmehr ſo ſchließen: Wenn es wahr iſt, daß unter den Werken der ältern Künſtler, eines Apelles, eines Polyklet und der übrigen aus dieſer Claſſe, nur etwa drei geweſen ſind, in deren Aufſchriften die vollendete Zeit von ihnen gebraucht worden; wenn es wahr iſt, daß Plinius dieſe drei Werke ſelbſt namhaft gemacht hat,[1] ſo kann Athenodorus, von dem keines dieſer drei Werke iſt, und der ſich dem ungeachtet auf ſeinen Werken der vollendeten Zeit bedient, zu jenen alten Künſtlern nicht gehören, er kann kein Zeitverwandter des Apelles, des Lyſippus ſeyn, ſondern er muß in ſpätere Zeiten geſetzt werden.

Kurz ich glaube, es ließe ſich als ein ſehr zuverläſſiges Kriterium angeben, daß alle Künſtler, die das ἐποίησε gebraucht, lange nach den Zeiten Alexanders des Großen, kurz vor oder unter den Kaiſern geblüht haben. Von dem Cleomenes iſt es unſtreitig; von dem Archelaus iſt es höchſt wahrſcheinlich; und von dem Salpion kann wenigſtens das Gegentheil auf keine Weiſe erwieſen werden. Und ſo von den übrigen, den Athenodorus nicht ausgeſchloſſen.

Herr Winkelmann ſelbſt mag hierüber Richter ſeyn! Doch proteſtire ich gleich im voraus wider den umgekehrten Satz. Wenn alle Künſtler, welche ἐποίησε gebraucht, unter die ſpäten gehören, ſo gehören darum nicht alle, die ſich des ἐποίει bedient, unter die ältern. Auch unter den ſpätern Künſtlern können einige dieſe einem großen Manne ſo wohl anſtehende Beſcheidenheit wirklich beſeſſen, und andere ſie zu beſitzen ſich geſtellt haben.

XXVIII.

Nach dem Laokoon war ich auf nichts neugieriger, als auf das, was Herr Winkelmann von dem ſogenannten Borgheſiſchen Fechter ſagen möchte. Ich glaube eine Entdeckung über dieſe Statue gemacht zu haben, auf die ich mir alles einbilde, was man ſich auf dergleichen Entdeckungen einbilden kann.

Ich beſorgte ſchon, Herr Winkelmann würde mir damit zuvor gekommen ſeyn. Aber ich finde nichts dergleichen bei ihm, und wenn nunmehr mich etwas mißtrauiſch in ihre Richtigkeit machen könnte, ſo würde es eben das ſeyn, daß meine Beſorgniß nicht eingetroffen.

---

[1] Er verſpricht wenigſtens ausdrücklich, es zu thun: quæ suis locis reddam. Wenn er es aber nicht gänzlich vergeſſen, ſo hat er es doch ſehr im Vorbeigehen, und gar nicht auf eine Art gethan, als man nach einem ſolchen Verſprechen erwartet. Wenn er z. E. ſchreibt: (Lib. XXXV. sect. 39.) Lysippus quoque Æginæ picturæ suæ inscripsit, ἐνέκαεν: quod profecto non fecisset, nisi encaustica inventa: ſo iſt es offenbar, daß er dieſes ἐνέκαεν zum Beweiſe einer ganz andern Sache braucht. Hat er aber, wie Harduin glaubt, auch zugleich das eine von den Werken dadurch angeben wollen, deren Aufſchrift in dem Aoriſto abgefaßt geweſen: ſo hätte es ſich wohl der Mühe verlohnt, ein Wort davon mit einfließen zu laſſen. Die andern zwei Werke dieſer Art findet Harduin in folgender Stelle: Idem (Divus Augustus) in Curia quoque, quam in comitio consecrabat, duas tabulas impressit parieti: Nemeam sedentem supra leonem, palmigeram ipsam, adstante cum baculo sene, cujus supra caput tabula bigæ dependet. Nicias scripsit se inussisse: tali enim usus est verbo. Alterius tabulæ admiratio est, puberem filium seni patri similem esse, salva ætatis differentia, supervolante aquila draconem complexa. Philochares hoc suum opus esse testatus est. (Libr. XXXV. sect. 10.) Hier werden zwei verſchiedene Gemälde beſchrieben, welche Auguſtus in dem neuerbauten Rathhauſe aufſtellen laſſen. Das zweite iſt vom Philochares, das erſte vom Nicias. Was von jenem geſagt wird, iſt klar und deutlich. Aber bei dieſem finden ſich Schwierigkeiten. Es ſtellte die Nemea vor, auf einem Löwen ſitzend, einen Palmenzweig in der Hand, neben ihr ein alter Mann mit einem Stabe; cujus supra caput tabula bigæ dependet. Was heißt das? Ueber deſſen Haupte eine Tafel hing, worauf ein zweiſpänniger Wagen gemalt war? Das iſt noch der einzige Sinn, den man dieſen Worten geben kann. Alſo war auf das Hauptgemälde noch ein anderes kleineres Gemälde gehangen? Und beide waren von dem Nicias? So muß es Harduin genommen haben. Denn wo wären hier ſonſt zwei Gemälde des Nicias, da das andere ausdrücklich dem Philochares zugeſchrieben wird? Inscripsit Nicias igitur geminæ huic tabulæ suum nomen in hunc modum: *Ο ΝΙΚΙΑΣ ΕΝΕΚΑΥΣΕΝ*; atque adeo e tribus operibus, quæ absolute fuisse inscripta, ILLE FECIT, indicavit Præfatio ad Titum, duo hæc sunt Niciæ. Ich möchte den Harduin fragen: wenn Nicias nicht den Aoriſtum, ſondern wirklich das Imperfectum gebraucht hätte, Plinius aber hätte bloß bemerken wollen, daß der Meiſter, anſtatt des γράφειν, ἐγκαίειν gebraucht hätte; würde er in ſeiner Sprache auch nicht noch alsdann haben ſagen müſſen: Nicias scripsit se inussisse? Doch ich will hierauf nicht beſtehen; es mag wirklich des Plinius Wille geweſen ſeyn, eines von den Werken, wovon die Rede iſt, dadurch anzudeuten. Wer aber wird ſich das doppelte Gemälde einreden laſſen, deren eines über dem andern gehangen? Ich mit nimmermehr. Die Worte cujus supra caput tabula bigæ dependet, können alſo nicht anders als verfälſcht ſeyn. Tabula bigæ, ein Gemälde, worauf ein zweiſpänniger Wagen gemalt, klingt nicht ſehr Plinianiſch, wenn auch Plinius ſchon ſonſt den Singularem von bigæ braucht. Und was für ein zweiſpänniger Wagen? Etwa dergleichen zu den Wettrennen in den nemeaiſchen Spielen gebraucht wurden, ſo daß dieſes kleinere Gemälde in Anſehung deſſen, was es vorſtellte, zu dem Hauptgemälde gehört hätte? Das kann nicht ſeyn; denn in den nemeaiſchen Spielen waren nicht zweiſpännige, ſondern vierſpännige Wagen gewöhnlich. (Schmidius in Prol. ad Nemeonicas, pag. 2.) Einsmals kam ich auf die Gedanken, daß Plinius anſtatt des bigæ vielleicht ein griechiſches Wort geſchrieben, welches die Abſchreiber nicht verſtanden; ich meine πτυχίον. Wir wiſſen nämlich aus einer Stelle des Antigonus Caryſtius, beim Zenobius (conf. Gronovius T. IX. Antiquit. Græc. Præf. p. 7.), daß die alten Künſtler nicht immer ihre Namen auf ihre Werke ſelbſt, ſondern auch wohl auf beſondere Täfelchen geſetzt, welche dem Gemälde oder der Statue angehangen wurden. Und ein ſolches Täfelchen hieß πτυχίον. Dieſes griechiſche Wort fand ſich vielleicht in einer Handſchrift durch die Gloſſe, tabula, tabella, erklärt; und das tabula kam endlich mit in den Text. Aus πτυχίον ward bigæ, und ſo entſtand das tabula bigæ. Nichts kann zu dem Folgenden beſſer paſſen, als dieſes πτυχίον; denn das folgende eben iſt es, was darauf ſtand. Die ganze Stelle wäre alſo zu leſen: cujus supra caput πτυχίον dependet, quo Nicias scripsit se inussisse. Doch dieſe Correctur, ich bekenne es, iſt ein wenig kühn. Muß man denn auch alles verbeſſern können, was man verfälſcht zu ſeyn beweiſen kann? Ich begnüge mich, das letztere hier geleiſtet zu haben, und überlaſſe das erſtere einer geſchicktern Hand. Doch nunmehr wiederum zur Sache zurück zu kommen; wenn Plinius alſo nur von einem Gemälde des Nicias redet, deſſen Aufſchrift im Aoriſto abgefaßt geweſen, und das zweite Gemälde dieſer Art das obige des Lyſippus iſt: welches iſt denn nun das dritte? Das weiß ich nicht. Wenn ich es bei einem andern alten Schriftſteller finden dürfte, als bei dem Plinius, ſo würde ich nicht ſehr verlegen ſeyn. Aber es ſoll bei dem Plinius gefunden werden; und noch einmal: bei dieſem weiß ich es nicht zu finden.

„Einige, ſagt Herr Winkelmann,[1] machen aus dieſer Statue einen Diſcobolus, das iſt, der mit dem Diſco, oder mit einer Scheibe von Metall wirft, und dieſes war die Meinung des berühmten Herrn von Stoſch in einem Schreiben an mich, aber ohne genugſame Betrachtung des Standes, worin dergleichen Figur will geſetzt ſeyn. Denn derjenige, welcher etwas werfen will, muß ſich mit dem Leibe hinterwärts zurückziehen, und indem der Wurf geſchehen ſoll, liegt die Kraft auf dem nächſten Schenkel, und das linke Bein iſt müßig: hier aber iſt das Gegentheil. Die ganze Figur iſt vorwärts geworfen, und ruht auf dem linken Schenkel, und das rechte Bein iſt hinterwärts auf das äußerſte ausgeſtreckt. Der rechte Arm iſt neu, und man hat ihm in die Hand ein Stück von einer Lanze gegeben; auf dem linken Arme ſieht man den Riem von dem Schilde, welchen er gehalten hat. Betrachtet man, daß der Kopf und die Augen aufwärts gerichtet ſind, und daß die Figur ſich mit dem Schilde vor etwas, das von oben her kommt, zu verwahren ſcheint, ſo könnte man dieſe Statue mit mehrerem Rechte für eine Vorſtellung eines Soldaten halten, welcher ſich in einem gefährlichen Stande beſonders verdient gemacht hat; den Fechtern in Schauſpielen iſt die Ehre einer Statue unter den Griechen vermuthlich niemals widerfahren, und dieſes Werk ſcheint älter als die Einführung der Fechter unter den Griechen zu ſeyn.“

Man kann nicht richtiger urtheilen. Dieſe Statue iſt eben ſo wenig ein Fechter, als ein Diſcobolus; es iſt wirklich die Vorſtellung eines Kriegers, der ſich in einer ſolchen Stellung bei einer gefährlichen Gelegenheit hervorthat. Da Herr Winkelmann aber dieſes ſo glücklich errieth, wie konnte er hier ſtehen bleiben? Wie konnte ihm der Krieger nicht beifallen, der vollkommen in dieſer nämlichen Stellung die völlige Niederlage eines Heeres abwandte, und dem ſein erkenntliches Vaterland eine Statue vollkommen in der nämlichen Stellung ſetzen ließ?

Mit einem Worte: Die Statue iſt Chabrias.

Der Beweis iſt folgende Stelle des Nepos in dem Leben dieſes Feldherrn.[2] Hic quoque in summis habitus est ducibus: resque multas memoria dignas gessit. Sed ex his elucet maxime inventum ejus in proelio, quod apud Thebas fecit, quum Bœotiis subsidio venisset. Namque in eo victoriæ fidente summo duce Agesilao, fugatis jam ab eo conductitiis catervis, reliquam phalangem loco vetuit cedere, obnixoque genu scuto, projectaque hasta impetum excipere hostium docuit. Id novum Agesilaus contuens, progredi non est ausus, suosque jam incurrentes tuba revocavit. Hoc usque eo tota Græcia fama celebratum est, ut illo statu Chabrias sibi statuam fieri voluerit, quæ publice ei ab Atheniensibus in foro constituta est. Ex quo factum est, ut postea athletæ, ceterique artifices his statibus in statuis ponendis uterentur, in quibus victoriam essent adepti.

Ich weiß es, man wird noch einen Augenblick anſtehen, mir Beifall zu geben; aber ich hoffe auch wirklich nur einen Augenblick. Die Stellung des Chabrias ſcheint nicht vollkommen die nämliche zu ſeyn, in welcher wir die Borgheſiſche Statue erblicken. Die vorgeworfene Lanze, projecta hasta, iſt beiden gemein, aber das obnixo genu scuto erklären die Ausleger durch obnixo in scutum, obfirmato genu ad scutum: Chabrias wies ſeinen Soldaten, wie ſie ſich mit dem Knie gegen das Schild ſtemmen und hinter demſelben den Feind abwarten ſollten, die Statue hingegen hält das Schild hoch. Aber wie, wenn die Ausleger ſich irrten? Wie, wenn die Worte obnixo genu scuto nicht zuſammen gehörten, und man obnixo genu beſonders, und scuto beſonders, oder mit dem darauf folgenden projectaque hasta zuſammen leſen müßte? Man mache ein einziges Komma, und die Gleichheit iſt nunmehr ſo vollkommen, als möglich. Die Statue iſt ein Soldat, qui obnixo genu,[1] scuto projectaque hasta impetum hostis excipit: ſie zeigt was Chabrias that, und iſt die Statue des Chabrias. Daß das Komma wirklich fehle, beweiſt das dem projecta angehängte que, welches, wenn obnixo genu scuto zuſammen gehörten, überflüſſig ſeyn würde, wie es denn auch wirklich einige Ausgaben daher weglaſſen.

Mit dem hohen Alter, welches dieſer Statue ſonach zukäme, ſtimmt die Form der Buchſtaben in der darauf befindlichen Aufſchrift des Meiſters vollkommen überein, und Herr Winkelmann ſelbſt hat aus derſelben geſchloſſen, daß es die älteſte von den gegenwärtigen Statuen in Rom ſey, auf welchen ſich der Meiſter angegeben hat. Seinem ſcharfſichtigen Blicke überlaſſe ich es, ob er ſonſt in Anſehung der Kunſt etwas daran bemerkt, welches mit meiner Meinung ſtreiten könnte. Sollte er ſie ſeines Beifalles würdigen, ſo dürfte ich mich ſchmeicheln, ein beſſeres Exempel gegeben zu haben, wie glücklich ſich die claſſiſchen Schriftſteller durch die alten Kunſtwerke, und dieſe hinwiederum aus jenen aufklären laſſen, als in dem ganzen Folianten des Spence zu finden iſt.

XXIX.

Bei der unermeßlichen Beleſenheit, bei den ausgebreitetſten feinſten Kenntniſſen der Kunſt, mit welchen ſich Herr Winkelmann an ſein Werk machte, hat er mit der edeln Zuverſicht der alten Artiſten gearbeitet, die allen ihren Fleiß auf die Hauptſache verwandten, und was Nebendinge waren, entweder mit einer gleichſam vorſetzlichen Nachläſſigkeit behandelten, oder gänzlich der erſten der beſten fremden Hand überließen.

Es iſt kein geringes Lob, nur ſolche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können. Sie ſtoßen bei der erſten flüchtigen Lectüre auf, und wenn man ſie anmerken darf, ſo muß es nur in der Abſicht geſchehen, um gewiſſe Leute, welche allein Augen zu haben glauben, zu erinnern, daß ſie nicht angemerkt zu werden verdienen.

Schon in ſeinen Schriften über die Nachahmung der griechiſchen Kunſtwerke iſt Herr Winkelmann einigemal durch den Junius verführt worden. Junius iſt ein ſehr verfänglicher Autor; ſein ganzes Werk iſt ein Cento, und da er immer mit den Worten der Alten reden will, ſo wendet er nicht ſelten Stellen aus ihnen auf die Malerei an, die an ihrem Orte von nichts weniger als von der Malerei handeln. Wenn z. E. Herr Winkelmann lehren will, daß ſich durch die bloße Nachahmung der Natur das Höchſte in der Kunſt eben ſo wenig wie in der Poeſie erreichen laſſe, daß ſowohl Dichter als Maler lieber das Unmögliche, welches wahrſcheinlich iſt, als das bloß mögliche wählen müſſe, ſo ſetzt er hinzu: „die Möglichkeit und Wahrheit, welche Longin von einem Maler im Gegenſatze des Unglaublichen bei dem Dichter fordert, kann

---

[1] Geſch. der Kunſt Th. II. S. 394.

[2] Cap. I.

[1] So ſagt Statius obnixa pectora (Thebaid. lib. VI. v. 863):

— — — — rumpunt obnixa furentes
Pectora,

welches der alte Gloſſator des Barths durch summa vi contra nitentia erklärt. So ſagt Ovid (Halieut. v. 11) obnixa fronte, wenn er von der Meerbramſe (Scaro) ſpricht, die ſich nicht mit dem Kopfe, ſondern mit dem Schwanze durch die Reuſen zu arbeiten ſucht:

Non audet radiis obnixa occurrere fronte hiermit ſehr wohl beſtehen." Allein dieſer Zuſatz wäre beſſer weggeblieben; denn er zeigt die zwei größten Kunſtrichter in einem Widerſpruche, der ganz ohne Grund iſt. Es iſt falſch, daß Longin ſo etwas jemals geſagt hat. Er ſagt etwas ähnliches von der Beredtſamkeit und Dichtkunſt, aber keineswegs von der Dichtkunſt und Malerei. *Ὡς δ' ἑτερον τι ἡ ῥητορικη φαντασια βουλεται, και ἑτερον ἡ παρα ποιηταις, ουκ ἀν λαθοι σε*, ſchreibt er an ſeinen Terentian;[1] *οὐδ' ὁτι της μεν ἐν ποιησει τελος ἐςιν ἐκπληξις, της δ' ἐν λογοις ἐναργεια*. Und wiederum: *Ου μην ἀλλα τα μεν παρα τοις ποιηταις μυθωδεστεραν ἐχει την ὑπερεκπτωσιν, και παντῃ το πιστον ὑπεραιρουσαν· της δε ῥητορικης φαντασιας καλλιστον ἀει το ἐμπρακτον και ἐναληθες.* Nur Junius ſchiebt, anſtatt der Beredtſamkeit, die Malerei hier unter, und bei ihm war es, nicht bei dem Longin, wo Herr Winkelmann geleſen hatte:[2] **Præsertim cum Poeticæ phantasiæ finis sit** *ἐκπληξις*, **Pictoriæ vero,** *ἐναργεια. Και τα μεν παρα τοις ποιηταις*, **ut loquitur idem Longinus**, u. ſ. w. Sehr wohl, Longins Worte, aber nicht Longins Sinn!

Mit folgender Anmerkung muß es ihm eben ſo gegangen ſeyn: „Alle Handlungen, ſagt er,[3] und Stellungen der griechiſchen Figuren, die mit dem Charakter der Weisheit nicht bezeichnet, ſondern gar zu feurig und zu wild waren, verfielen in einen Fehler, den die alten Künſtler Parenthyrſus nannten." Die alten Künſtler? Das dürfte nur aus dem Junius zu erweiſen ſeyn. Denn Parenthyrſus war ein rhetoriſches Kunſtwort, und vielleicht, wie die Stelle des Longin zu verſtehen zu geben ſcheint, auch nur dem einzigen Theodor eigen.[4] *Τουτῳ παρακειται τριτον τι κακιας εἰδος ἐν τοις παθητικοις, ὁπερ ὁ Θεοδωρος παρενθυρσον ἐκαλει· ἐςι δε παθος ἀκαιρον και κενον, ἐνθα μη δει παθους· ἡ ἀμετρον, ἐνθα μετριου δει.* Ja ich zweifle ſogar, ob ſich überhaupt dieſes Wort in die Malerei übertragen läßt. Denn in der Beredtſamkeit und Poeſie giebt es ein Pathos, das ſo hoch getrieben werden kann als möglich, ohne Parenthyrſus zu werden, und nur das höchſte Pathos an der unrechten Stelle iſt Parenthyrſus. In der Malerei aber würde das höchſte Pathos allezeit Parenthyrſus ſeyn, wenn es auch durch die Umſtände der Perſon, die es äußert, noch ſowohl entſchuldigt werden könnte.

Dem Anſehen nach werden alſo auch verſchiedene Unrichtigkeiten in der Geſchichte der Kunſt bloß daher entſtanden ſeyn, weil Herr Winkelmann in der Geſchwindigkeit nur den Junius und nicht die Quellen ſelbſt zu Rathe ziehen wollen. Z. E. Wenn er durch Beiſpiele zeigen will, daß bei den Griechen, alles Vorzügliche in allerlei Kunſt und Arbeit beſonders geſchätzt worden, und der beſte Arbeiter in der geringſten Sache zur Verewigung ſeines Namens gelangen können: ſo führt er unter andern auch dieſes an:[5] „Wir wiſſen den Namen eines Arbeiters von ſehr richtigen Wagen, oder Wageſchaalen, er hieß Parthenius." Herr Winkelmann muß die Worte des Juvenals, auf die er ſich deßfalls beruft, **Lances Parthenio factas**, nur in dem Catalog des Junius geleſen haben. Denn hätte er den Juvenal ſelbſt nachgeſehen, ſo würde er ſich nicht von der Zweideutigkeit des Wortes lanx haben verführen laſſen, ſondern ſogleich aus dem Zuſammenhange erkannt haben, daß der Dichter nicht Wagen oder Wageſchaalen, ſondern Teller und Schüſſeln meine. Juvenal rühmt nämlich den Catullus, daß er es bei einem gefährlichen Sturme zur See wie der Biber gemacht, welcher ſich die Geilen abbeißt, um das Leben davon zu bringen, daß er ſeine koſtbarſten Sachen ins Meer werfen laſſen, um nicht mit ſammt dem Schiffe unterzugehen. Dieſe koſtbaren Sachen beſchreibt er, und ſagt unter andern:

> Ille nec argentum dubitabat mittere, lances
> Parthenio factas, urnæ cratera capacem
> Et dignum sitiente Pholo, vel conjuge Fusci.
> Adde et bascaudas et mille escaria, multum
> Cælati, biberet quo callidus emtor Olynthi.

Lances, die hier mitten unter Bechern und Schwenkkeſſeln ſtehen, was können es anders ſeyn, als Teller und Schüſſeln? Und was will Juvenal anders ſagen, als daß Catull ſein ganzes ſilbernes Eßgeſchirr, unter welchem ſich auch Teller von getriebener Arbeit des Parthenius befanden, ins Meer werfen laſſen. **Parthenius**, ſagt der alte Scholiaſt, **cælatoris nomen.** Wenn aber Grangäus in ſeinen Anmerkungen zu dieſem Namen hinzuſetzt: **sculptor, de quo Plinius**, ſo muß er dieſes wohl nur auf gutes Glück hingeſchrieben haben; denn Plinius gedenkt keines Künſtlers dieſes Namens.

„Ja, fährt Herr Winkelmann fort, es hat ſich der Name des Sattlers, wie wir ihn nennen würden, erhalten, der den Schild des Ajax von Leder machte." Aber auch dieſes kann er nicht daher genommen haben, wohin er ſeine Leſer verweiſt, aus dem Leben des Homer, vom Herodotus. Denn hier werden zwar die Zeilen aus der Iliade angeführt, in welchen der Dichter dieſem Lederarbeiter den Namen Tychius beilegt; es wird aber auch zugleich ausdrücklich geſagt, daß eigentlich ein Lederarbeiter von des Homer Bekanntſchaft ſo geheißen, dem er durch Einſchaltung ſeines Namens ſeine Freundſchaft und Erkenntlichkeit bezeigen wollen:[1] *Ἀποδωκε δε χαριν και Τυχιῳ τῳ σκυτει, ὁς ἐδεξατο ἀυτον ἐν τῳ Νεῳ τειχει, προσελθοντα προς το σκυτειον ἐν τοις ἐπεσι καταζευξας ἐν τῃ Ἰλιαδι τοισδε.*

> *Αἰας δ' ἐγγυθεν ἠλθε, φερων σακος ἠυτε πυργον,*
> *Χαλκεον, ἑπταβοειον· ὁ οἱ Τυχιος καμε τευχων*
> *Σκυτοτομων ὀχ' ἀριστος, Ὑλῃ ἐνι οἰκια ναιων.*

Es iſt alſo gerade das Gegentheil von dem, was uns Herr Winkelmann verſichern will; der Name des Sattlers, welcher das Schild des Ajax gemacht hatte, war ſchon zu des Homer Zeiten ſo vergeſſen, daß der Dichter die Freiheit hatte, einen ganz fremden Namen dafür unterzuſchieben.

Verſchiedene andere kleine Fehler ſind bloße Fehler des Gedächtniſſes, oder betreffen Dinge, die er nur als beiläufige Erläuterungen anbringt. Z. E.

Es war Herkules und nicht Bacchus, von welchem ſich Parrhaſius rühmte, daß er ihm in der Geſtalt erſchienen ſey, in welcher er ihn gemalt.[2]

Tauriscus war nicht aus Rhodus, ſondern aus Tralles in Lydien.[3]

Die Antigone iſt nicht die erſte Tragödie des Sophokles.[4]

---

[1] *Περι Ὑψους, τμημα ιδ'.* Edit. T. Fabri. p. 36. 39.

[2] De Pictura Vet. lib. I. cap. 4. p. 33.

[3] Von der Nachahmung der griech. Werke ꝛc. S. 23.

[4] *Τμημα β.*

[5] Geſchichte der Kunſt. Th. I. S. 136.

[1] Herodotus de Vita Homeri, p. 756. Edit. Wessel.

[2] Geſch. der Kunſt Th. I. S. 176. Plinius lib. XXXV. sect. 36. Athenæus lib. XII. p. 543.

[3] Geſch. der Kunſt Th. II. S. 353. Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 729. l. 17.

[4] Geſch. der Kunſt Th. II. S. 328. „Er führte die Antigone, ſein erſtes Trauerſpiel, im dritten Jahre der ſiebenundſiebzigſten Olympias auf." Die Zeit iſt ungefähr richtig, aber daß dieſes erſte Trauerſpiel die Antigone geweſen ſey, das iſt ganz unrichtig. Samuel Petit, den Herr Winkelmann in der Note anführt, hat dieſes auch gar nicht geſagt; ſondern die Antigone ausdrücklich in das dritte Jahr der vierundachtzigſten Olympias geſetzt. Sophokles ging das Jahr darauf mit dem Perikles nach Samos, und das Jahr dieſer Expedition kann zuverläſſig beſtimmt werden. Ich zeige in meinem Leben des Sophokles, aus der Vergleichung mit einer Stelle des ältern Plinius, daß das erſte Trauerſpiel dieſes Dichters wahrſcheinlicher Weiſe Triptolemus

Doch ich enthalte mich, dergleichen Kleinigkeiten auf einen Haufen zu tragen. Tadelſucht könnte es zwar nicht ſcheinen; aber wer meine Hochachtung für den Herrn Winkelmann kennt, dürfte es für Krokylegmus halten.

---

geweſen. Plinius redet nämlich (Libr. XVIII. sect. 12. p. 107. Edit. Hard.) von der verſchiedenen Güte des Getreides in verſchiedenen Ländern, und ſchließt: Hæ fuere sententiæ, Alexandro magno regnante, cum clarissima fuit Græcia, atque in toto terrarum orbe potentissima; ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta in fabula Triptolemo frumentum italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata sententia:

Et fortunatam Italiam frumento canere candido.

Nun iſt zwar hier nicht ausdrücklich von dem erſten Trauerſpiele des Sophokles die Rede; allein es ſtimmt die Epoche deſſelben, welche Plutarch und der Scholiaſt und die Arundel'ſchen Denkmäler einſtimmig in die ſiebenundſiebzigſte Olympias ſetzen, mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus ſetzt, ſo genau überein, daß man nicht wohl anders als dieſen Triptolemus ſelbſt für das erſte Trauerſpiel des Sophokles erkennen kann. Die Berechnung iſt gleich geſchehen. Alexander ſtarb in der hundert und vierzehnten Olympias; hundertundfünfundvierzig Jahre betragen ſechsunddreißig Olympiaden und ein Jahr, und dieſe Summe von jener abgerechnet, giebt ſiebenundſiebzig. In die ſiebenundſiebzigſte Olympias fällt alſo der Triptolemus des Sophokles, und da in eben dieſe Olympias, und zwar, wie ich beweiſe, in das letzte Jahr derſelben auch das erſte Trauerſpiel deſſelben fällt: ſo iſt der Schluß ganz natürlich, daß beide Trauerſpiele eines ſind. Ich zeige zugleich eben daſelbſt, daß Petit die ganze Hälfte des Capitels ſeiner Miscellaneorum (XVIII. lib. III. eben daſſelbe, welches Herr Winkelmann anführt) ſich hätte erſparen können. Es iſt unnöthig in der Stelle des Plutarch, die er daſelbſt verbeſſern will, den Archon Aphepſion in Demotion oder ἀνεψιος zu verwandeln. Er hätte aus dem dritten Jahr der ſiebenundſiebenzigſten Olympias nur in das vierte derſelben gehen dürfen, und er würde gefunden haben, daß der Archon dieſes Jahres von den alten Schriftſtellern eben ſo oft, wo nicht noch öfter, Aphepſion, als Phädon genannt wird. Phädon nennt ihn Diodorus Siculus, Dionyſius Halicarnaſſeus und der Ungenannte in ſeinem Verzeichniſſe der Olympiaden. Aphepſion hingegen nennen ihn die Arundel'ſchen Marmor, Apollodorus, und der dieſen anführt, Diogenes Laertius. Plutarchus aber nennt ihn auf beide Weiſe; im Leben des Theſeus Phädon, und in dem Leben des Cimon Aphepſion. Es iſt alſo wahrſcheinlich, wie Palmerius vermuthet, Aphepsionem et Phædonem Archontas fuisse eponymos; scilicet uno in magistratu mortuo, suffectus fuit alter. (Exercit. p. 452.) — Vom Sophokles, erinnere ich noch gelegentlich, hatte Herr Winkelmann auch ſchon in ſeiner erſten Schrift von der Nachahmung der griechiſchen Kunſtwerke (S. 8) eine Unrichtigkeit einfließen laſſen. „Die ſchönſten jungen Leute tanzten unbekleidet auf dem Theater, und Sophokles, der große Sophokles, war der erſte, der in ſeiner Jugend dieſes Schauſpiel ſeinen Bürgern gab.“ Auf dem Theater hat Sophokles nie nackend getanzt; ſondern um die Tropäen nach dem ſalaminiſchen Siege, und auch nur nach einigen nackend, nach andern aber bekleidet (Athen. lib. I. p. m. 20). Sophokles war nämlich unter den Knaben, die man nach Salamis in Sicherheit gebracht hatte; und hier auf dieſer Inſel war es, wo es damals der tragiſchen Muſe, alle ihre drei Lieblinge in einer verkleinernden Gradation zu verſammeln beliebte. Der kühne Aeſchylus half ſiegen; der blühende Sophokles tanzte um die Tropäen, und Euripides ward an eben dem Tage des Sieges, auf eben der glücklichen Inſel geboren.

Hamburgiſche Dramaturgie.

1767 — 69.

Ankündigung.

Es wird ſich leicht errathen laſſen, daß die neue Verwaltung des hieſigen Theaters die Veranlaſſung des gegenwärtigen Blattes iſt.

Der Endzweck deſſelben ſoll den guten Abſichten entſprechen, welche man den Männern, die ſich dieſer Verwaltung unterziehen wollen, nicht anders als beimeſſen kann. Sie haben ſich ſelbſt hinlänglich darüber erklärt, und ihre Aeußerungen ſind, ſowohl hier als auswärts, von dem feineren Theile des Publicums mit dem Beifalle aufgenommen worden, den jede freiwillige Beförderung des allgemeinen Beſten verdient, und zu unſern Zeiten ſich verſprechen darf.

Freilich gibt es immer und überall Leute, die, weil ſie ſich ſelbſt am beſten kennen, bei jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabſichten erblicken. Man könnte ihnen dieſe Beruhigung ihrer ſelbſt gern gönnen; aber, wenn die vermeinten Nebenabſichten ſie wider die Sache ſelbſt aufbringen; wenn ihr hämiſcher Neid, um jene zu vereiteln, auch dieſe ſcheitern zu laſſen bemüht iſt: ſo müſſen ſie wiſſen, daß ſie die verachtungswürdigſten Glieder der menſchlichen Geſellſchaft ſind.

Glücklich der Ort, wo dieſe Elenden den Ton nicht angeben; wo die größere Anzahl wohlgeſinnter Bürger ſie in den Schranken der Ehrerbietung hält, und nicht verſtattet, daß das Beſſere des Ganzen ein Raub ihrer Kabalen, und patriotiſche Abſichten ein Vorwurf ihres ſpöttiſchen Aberwitzes werden!

So glücklich ſey Hamburg in allem, woran ſeinem Wohlſtande und ſeiner Freiheit gelegen: denn es verdient, ſo glücklich zu ſeyn!

Als Schlegel, zur Aufnahme des däniſchen Theaters, — (ein deutſcher Dichter des däniſchen Theaters!) — Vorſchläge that, von welchen es Deutſchland noch lange zum Vorwurfe gereichen wird, daß ihm keine Gelegenheit gemacht worden, ſie zur Aufnahme des unſrigen zu thun: war dieſes der erſte und vornehmſte, „daß man den Schauſpielern ſelbſt die Sorge nicht überlaſſen müſſe, für ihren Verluſt und Gewinnſt zu arbeiten.“[1] Die Principalſchaft unter ihnen hat eine freie Kunſt zu einem Handwerke herabgeſetzt, welches der Meiſter mehrentheils deſto nachläſſiger und eigennütziger treiben läßt, je gewiſſere Kunden, je mehrere Abnehmer ihm Nothdurft oder Luxus verſprechen.

Wenn hier alſo bis jetzt auch weiter noch nichts geſchehen wäre, als daß eine Geſellſchaft von Freunden der Bühne Hand an das Werk gelegt, und nach einem gemeinnützigen Plane arbeiten zu laſſen, ſich verbunden hätte: ſo wäre dennoch, bloß dadurch, ſchon viel gewonnen. Denn aus dieſer erſten Veränderung können, auch bei einer nur mäßigen Begünſtigung des Publicums, leicht und geſchwind alle andere Verbeſſerungen erwachſen, deren unſer Theater bedarf.

An Fleiß und Koſten wird ſicherlich nichts geſpart werden: ob es an Geſchmack und Einſicht fehlen dürfte, muß die Zeit lehren. Und hat es nicht das Publicum in ſeiner Gewalt, was es hierin mangelhaft finden ſollte, abſtellen und verbeſſern zu laſſen? Es komme nur, und ſehe und höre, und prüfe und richte. Seine Stimme ſoll nie geringſchätzig verhört, ſein Urtheil ſoll nie ohne Unterwerfung vernommen werden!

Nur daß ſich nicht jeder kleine Kritikaſter für das Publicum halte, und derjenige, deſſen Erwartungen getäuſcht werden, auch ein wenig mit ſich ſelbſt zu Rathe gehe, von welcher Art ſeine Erwartungen geweſen. Nicht jeder Liebhaber iſt Kenner; nicht jeder, der die Schönheiten Eines Stückes, das richtige Spiel Eines Acteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller andern ſchätzen. Man hat keinen Geſchmack, wenn man nur einen einſeitigen Geſchmack hat; aber oft iſt man deſto parteiiſcher. Der wahre Geſchmack iſt der allgemeine, der ſich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als ſie nach ihrer Art gewähren kann.

Der Stufen ſind viel, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchſteigen hat; aber eine verderbte Bühne iſt von dieſer Höhe, natürlicher Weiſe, noch weiter entfernt: und ich fürchte ſehr, daß die deutſche mehr dieſes als jenes iſt.

Alles kann folglich nicht auf einmal geſchehen. Doch was man nicht wachſen ſieht, findet man nach einiger Zeit gewachſen. Der Langſamſte, der ſein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geſchwinder, als der ohne Ziel herum irrt.

Dieſe Dramaturgie ſoll ein kritiſches Regiſter von allen aufzuführenden Stücken halten, und jeden Schritt begleiten, den die Kunſt, ſowohl des Dichters, als des Schauſpielers, hier thun wird. Die Wahl der Stücke iſt keine Kleinigkeit: aber Wahl ſetzt Menge voraus: und wenn nicht immer Meiſterſtücke aufgeführt werden ſollten, ſo ſieht man wohl, woran die Schuld liegt. Indeß iſt es gut, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben wird, als es iſt; und der unbefriedigte Zuſchauer wenigſtens daran urtheilen lernt.

---

[1] Werke, dritter Theil, S. 252.

Einem Menſchen von geſundem Verſtande, wenn man ihm Geſchmack beibringen will, braucht man es nur auseinander zu ſetzen, warum ihm etwas nicht gefallen hat. Gewiſſe mittelmäßige Stücke müſſen auch ſchon darum beibehalten werden, weil ſie gewiſſe vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur ſeine ganze Stärke zeigen kann. So verwirft man nicht gleich eine muſikaliſche Kompoſition, weil der Text dazu elend iſt.

Die größte Feinheit eines dramatiſchen Richters zeigt ſich darin, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens unfehlbar zu unterſcheiden weiß, was und wie viel davon auf die Rechnung des Dichters, oder des Schauſpielers zu ſetzen ſey. Den einen um etwas tadeln, was der andere verſehen hat, heißt beide verderben. Jenem wird der Muth benommen, und dieſer wird ſicher gemacht.

Beſonders darf es der Schauſpieler verlangen, daß man hierin die größte Strenge und Unparteilichkeit beobachte. Die Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden; ſein Werk bleibt da, und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden. Aber die Kunſt des Schauſpielers iſt in ihren Werken tranſitoriſch. Sein Gutes und Schlimmes rauſcht gleich ſchnell vorbei; und nicht ſelten iſt die heutige Laune des Zuſchauers mehr Urſache als er ſelbſt, warum das eine oder das andere einen lebhaftern Eindruck auf jenen gemacht hat.

Eine ſchöne Figur, eine bezaubernde Miene, ein ſprechendes Auge, ein reizender Tritt, ein lieblicher Ton, eine melodiſche Stimme ſind Dinge, die ſich nicht wohl mit Worten ausdrücken laſſen. Doch ſind es auch weder die einzigen noch größten Vollkommenheiten des Schauſpielers. Schätzbare Gaben der Natur ſind zu ſeinem Berufe ſehr nöthig, aber noch lange nicht ſeinen Beruf erfüllend! Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menſchliches widerfahren iſt, für ihn denken.

Man hat allen Grund, häufige Beiſpiele hiervon ſich von unſern Schauſpielern zu verſprechen. — Doch ich will die Erwartung des Publicums nicht höher ſtimmen. Beide ſchaden ſich ſelbſt: der zu viel verſpricht, und der zu viel erwartet.

Heute geſchieht die Eröffnung der Bühne. Sie wird viel entſcheiden; ſie muß aber nicht alles entſcheiden ſollen. In den erſten Tagen werden ſich die Urtheile ziemlich durchkreuzen. Es würde Mühe koſten, ein ruhiges Gehör zu erlangen. — Das erſte Blatt dieſer Schrift ſoll daher nicht eher als mit dem Anfange des künftigen Monats erſcheinen.

Hamburg, den 22. April, 1767.

Erſtes Stück.

Den 1. Mai 1767.

Das Theater iſt den 22ſten vorigen Monats mit dem Trauerſpiele: Olint und Sophronia, glücklich eröffnet worden.

Ohne Zweifel wollte man gern mit einem deutſchen Originale anfangen, welches hier noch den Reiz der Neuheit habe. Der innere Werth dieſes Stückes konnte auf eine ſolche Ehre keinen Anſpruch machen. Die Wahl wäre zu tadeln, wenn ſich zeigen ließe, daß man eine viel beſſere hätte treffen können.

Olint und Sophronia iſt das Werk eines jungen Dichters, und ſein unvollendet hinterlaſſenes Werk. Cronegk ſtarb allerdings für unſere Bühne zu früh; aber eigentlich gründet ſich ſein Ruhm mehr auf das, was er, nach dem Urtheile ſeiner Freunde, für dieſelbe noch hätte leiſten können, als was er wirklich geleiſtet hat. Und welcher dramatiſche Dichter, aus allen Zeiten und Nationen, hätte in ſeinem ſechsundzwanzigſten Jahre ſterben können, ohne die Kritik über ſeine wahren Talente nicht eben ſo zweifelhaft zu laſſen?

Der Stoff iſt die bekannte Epiſode beim Taſſo. Eine kleine rührende Erzählung in ein rührendes Drama umzuſchaffen, iſt ſo leicht nicht. Zwar koſtet es wenig Mühe, neue Verwickelungen zu erdenken, und einzelne Empfindungen in Scenen auszudehnen. Aber zu verhüten wiſſen, daß dieſe neuen Verwickelungen weder das Intereſſe ſchwächen, noch der Wahrſcheinlichkeit Eintrag thun; ſich aus dem Geſichtspunkte des Erzählers in den wahren Standort einer jeden Perſon verſetzen können; die Leidenſchaften nicht beſchreiben, ſondern vor den Augen des Zuſchauers entſtehen, und ohne Sprung, in einer ſo illuſoriſchen Stetigkeit wachſen zu laſſen, daß dieſer ſympathiſiren muß, er mag wollen oder nicht: das iſt es, was dazu nöthig iſt; was das Genie, ohne es zu wiſſen, ohne es ſich langweilig zu erklären, thut, und was der bloß witzige Kopf nachzumachen, vergebens ſich martert.

Taſſo ſcheint, in ſeinem Olint und Sophronia, den Virgil, in ſeinem Niſus und Euryalus, vor Augen gehabt zu haben. So wie Virgil in dieſen die Stärke der Freundſchaft geſchildert hatte, wollte Taſſo in jenen die Stärke der Liebe ſchildern. Dort war es heldenmüthiger Dienſteifer, der die Probe der Freundſchaft veranlaßte: hier iſt es die Religion, welche der Liebe Gelegenheit giebt, ſich in aller ihrer Kraft zu zeigen. Aber die Religion, welche bei dem Taſſo nur das Mittel iſt, wodurch er die Liebe ſo wirkſam zeigt, iſt in Cronegks Bearbeitung das Hauptwerk geworden. Er wollte den Triumph dieſer in den Triumph jener veredeln. Gewiß, eine fromme Verbeſſerung — weiter aber auch nichts, als fromm! Denn ſie hat ihn verleitet, was bei dem Taſſo ſo ſimpel und natürlich, ſo wahr und menſchlich iſt, ſo verwickelt und romanenhaft, ſo wunderbar und himmliſch zu machen, daß nichts darüber!

Beim Taſſo iſt es ein Zauberer, ein Kerl, der weder Chriſt noch Mahomedaner iſt, ſondern ſich aus beiden Religionen einen eigenen Aberglauben zuſammengeſponnen hat, welcher dem Aladin den Rath giebt, das wunderthätige Marienbild aus dem Tempel in die Moſchee zu bringen. Warum machte Cronegk aus dieſem Zauberer einen mahomedaniſchen Prieſter? Wenn dieſer Prieſter in ſeiner Religion nicht eben ſo unwiſſend war, als es der Dichter zu ſeyn ſcheint, ſo konnte er einen ſolchen Rath unmöglich geben. Sie duldet durchaus keine Bilder in ihren Moſcheen. Cronegk verräth ſich in mehreren Stücken, daß ihm eine ſehr unrichtige Vorſtellung von dem mahomedaniſchen Glauben beigewohnt. Der gröbſte Fehler aber iſt, daß er eine Religion überall des Polytheismus ſchuldig macht, die faſt mehr als jede andere auf die Einheit Gottes dringt. Die Moſchee heißt ihm: „ein Sitz der falſchen Götter,“ und den Prieſter ſelbſt läßt er ausrufen:

> „So wollt ihr euch noch nicht mit Rach und Strafe rüſten,
> „Ihr Götter? Blitzt, vertilgt das freche Volk der Chriſten!

Der ſorgſame Schauſpieler hat in ſeiner Tracht das Coſtume, vom Scheitel bis zur Zehe, genau zu beobachten geſucht; und er muß ſolche Ungereimtheiten ſagen!

Beim Taſſo kömmt das Marienbild aus der Moſchee weg, ohne daß man eigentlich weiß, ob es von Menſchenhänden entwendet worden, oder ob eine höhere Macht dabei im Spiele geweſen. Cronegk macht den Olint zum Thäter. Zwar verwandelt er das Marienbild in „ein Bild des Herrn am Kreuz;“ aber Bild iſt Bild, und dieſer armſelige Aberglaube giebt dem Olint eine ſehr verächtliche Seite. Man kann ihm unmöglich wieder gut werden, daß er es wagen können, durch eine ſo kleine That ſein Volk an den Rand des Verderbens zu ſtellen. Wenn er ſich hernach freiwillig dazu bekennt: ſo iſt es nichts mehr als Schuldigkeit, und keine Großmuth. Beim Taſſo läßt ihn bloß die Liebe dieſen Schritt thun; er will Sophronien retten, oder mit ihr ſterben: mit ihr ſterben, bloß um mit ihr zu ſterben; kann er mit ihr nicht Ein Bette beſteigen, ſo ſey es Ein Scheiterhaufen; an ihrer Seite, an den nämlichen Pfahl gebunden, beſtimmt, von dem nämlichen Feuer verzehrt zu werden, empfindet er bloß das Glück einer ſo ſüßen Nachbarſchaft, denkt an nichts, was er jenſeit dem Grabe zu hoffen habe, und wünſcht nichts, als daß dieſe Nachbarſchaft noch enger und vertrauter ſeyn möge, daß er Bruſt gegen Bruſt drücken, und auf ihren Lippen ſeinen Geiſt verhauchen dürfe.

Dieſer vortreffliche Kontraſt zwiſchen einer lieben, ruhigen, ganz geiſtigen Schwärmerin, und einem hitzigen, begierigen Jünglinge, iſt beim Cronegk völlig verloren. Sie ſind beide von der kälteſten Einförmigkeit; beide haben nichts als das Märterthum im Kopfe; und nicht genug, daß Er, daß Sie für die Religion ſterben wollen: auch Evander wollte, auch Serena hätte nicht übel Luſt dazu.

Ich will hier eine doppelte Anmerkung machen, welche, wohl behalten, einen angehenden tragiſchen Dichter vor großen Fehltritten bewahren kann. Die eine betrifft das Trauerſpiel überhaupt. Wenn heldenmüthige Geſinnungen Bewunderung erregen ſollen: ſo muß der Dichter nicht zu verſchwenderiſch damit umgehen; denn was man öfters, was man an mehreren ſieht, hört man auf zu bewundern. Hierwider hatte ſich Cronegk ſchon in ſeinem Codrus ſehr verſündigt. Die Liebe des Vaterlandes, bis zum freiwilligen Tode für daſſelbe, hätte den Codrus allein auszeichnen ſollen: er hätte als ein einzelnes Weſen einer ganz beſondern Art daſtehen müſſen, um den Eindruck zu machen, welchen der Dichter mit ihm im Sinne hatte. Aber Elesinde und Philaide, und Medon, und wer nicht? ſind alle gleich bereit, ihr Leben dem Vaterlande aufzuopfern; unſere Bewunderung wird getheilt, und Codrus verliert ſich unter der Menge. So auch hier. Was in Olint und Sophronia Chriſt iſt, das alles hält gemartert werden und ſterben für ein Glas Waſſer trinken. Wir hören dieſe frommen Bravaden ſo oft, aus ſo verſchiedenem Munde, daß ſie alle Wirkung verlieren.

Die zweite Anmerkung betrifft das chriſtliche Trauerſpiel insbeſondere. Die Helden deſſelben ſind mehrentheils Märtyrer. Nun leben wir zu einer Zeit, in welcher die Stimme der geſunden Vernunft zu laut erſchallt, als daß jeder Raſender, der ſich muthwillig, ohne alle Noth, mit Verachtung aller ſeiner bürgerlichen Obliegenheiten, in den Tod ſtürzt, den Titel eines Märtyrers ſich anmaßen dürfte. Wir wiſſen jetzt zu wohl die falſchen Märtyrer von den wahren zu unterſcheiden; wir verachten jene eben ſo ſehr, als wir dieſe verehren, und höchſtens können ſie uns eine melancholiſche Thräne über die Blindheit und den Unſinn auspreſſen, deren wir die Menſchheit überhaupt in ihnen fähig erblicken. Doch dieſe Thräne iſt keine von den angenehmen, die das Trauerſpiel erregen will. Wenn daher der Dichter einen Märtyrer zu ſeinem Helden wählt: daß er ihm ja die lauterſten und triftigſten Bewegungsgründe gebe! daß er ihn ja in die unumgängliche Nothwendigkeit ſetze, den Schritt zu thun, durch den er ſich der Gefahr bloß ſtellt! daß er ihn ja den Tod nicht freventlich ſuchen, nicht höhniſch ertrotzen laſſe! Sonſt wird uns ſein frommer Held zum Abſcheu, und die Religion ſelbſt, die er ehren wollte, kann darunter leiden. Ich habe ſchon berührt, daß es nur ein eben ſo nichtswürdiger Aberglaube ſeyn konnte, als wir in dem Zauberer Iſmen verachten, welcher den Olint antrieb, das Bild aus der Moſchee wieder zu entwenden. Es entſchuldigt den Dichter nicht, daß es Zeiten gegeben, wo ein ſolcher Aberglaube allgemein war, und bei vielen guten Eigenſchaften beſtehen konnte; daß es noch Länder giebt, wo er der frommen Einfalt nichts befremdendes haben würde. Denn er ſchrieb ſein Trauerſpiel eben ſo wenig für jene Zeiten, als er es beſtimmte, in Böhmen oder Spanien geſpielt zu werden. Der gute Schriftſteller, er ſey von welcher Gattung er wolle, wenn er nicht bloß ſchreibt, ſeinen Witz, ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, hat immer die Erleuchtetſten und Beſten ſeiner Zeit und ſeines Landes in Augen, und nur was dieſen gefallen, was dieſe rühren kann, würdigt er zu ſchreiben. Selbſt der dramatiſche, wenn er ſich zu dem Pöbel herabläßt, läßt ſich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu beſſern; nicht aber ihn in ſeinen Vorurtheilen, ihn in ſeiner unedeln Denkungsart zu beſtärken.

Zweites Stück.

Den 5. Mai 1767.

Noch eine Anmerkung, gleichfalls das chriſtliche Trauerſpiel betreffend, würde über die Bekehrung der Clorinde zu machen ſeyn. So überzeugt wir auch immer von den unmittelbaren Wirkungen der Gnade ſeyn mögen, ſo wenig können ſie uns doch auf dem Theater gefallen, wo alles, was zu dem Charakter der Perſonen gehört, aus den natürlichſten Urſachen entſpringen muß. Wunder dulden wir da nur in der phyſikaliſchen Welt; in der moraliſchen muß alles ſeinen ordentlichen Lauf behalten, weil das Theater die Schule der moraliſchen Welt ſeyn ſoll. Die Bewegungsgründe zu jedem Entſchluſſe, zu jeder Aenderung der geringſten Gedanken und Meinungen, müſſen, nach Maaßgebung des einmal angenommenen Charakters, genau gegen einander abgewogen ſeyn, und jene müſſen nie mehr hervorbringen, als ſie nach der ſtrengſten Wahrheit hervorbringen können. Der Dichter kann die Kunſt beſitzen, uns, durch Schönheiten des Detail, über Mißverhältniſſe dieſer Art zu täuſchen; aber er täuſcht uns nur einmal, und ſobald wir wieder kalt werden, nehmen wir den Beifall, den er uns abgelauſcht hat, zurück. Dieſes auf die vierte Scene des dritten Aktes angewendet, wird man finden, daß die Reden und das Betragen der Sophronia die Clorinde zwar zum Mitleiden hätten bewegen können, aber viel zu unvermögend ſind, Bekehrung an einer Perſon zu wirken, die gar keine Anlage zum Enthuſiasmus hat. Beim Taſſo nimmt Clorinde auch das Chriſtenthum an; aber in ihrer letzten Stunde; aber erſt, nachdem ſie kurz zuvor erfahren, daß ihre Eltern dieſem Glauben zugethan geweſen: feine, erhebliche Umſtände, durch welche die Wirkung einer höheren Macht in die Reihe natürlicher Begebenheiten gleichſam mit eingeflochten wird. Niemand hat es beſſer verſtanden, wie weit man in dieſem Stücke auf dem Theater gehen dürfe, als Voltaire. Nachdem die empfindliche, edle Seele des Zamor, durch Beiſpiel und Bitten, durch Großmuth und Ermahnungen beſtürmt, und bis in das Innerſte erſchüttert worden, läßt er ihn doch die Wahrheit der Religion, an deren Bekennern er ſo viel Großes ſieht, mehr vermuthen als glauben. Und vielleicht würde Voltaire auch dieſe Vermuthung unterdrückt haben, wenn nicht zur Beruhigung des Zuſchauers etwas hätte geſchehen müſſen.

Selbſt der Polyeukt des Corneille iſt, in Abſicht auf beide Anmerkungen, tadelhaft; und wenn es ſeine Nachahmungen immer mehr geworden ſind, ſo dürfte die erſte Tragödie, die den Namen einer chriſtlichen verdient, ohne Zweifel noch zu erwarten ſeyn. Ich meine ein Stück, in welchem einzig der Chriſt als Chriſt uns intereſſirt. — Iſt ein ſolches Stück aber auch wohl möglich? Iſt der Charakter des wahren Chriſten nicht etwa ganz untheatraliſch? Streiten nicht etwa die ſtille Gelaſſenheit, die unveränderliche Sanftmuth, die ſeine weſentlichſten Züge ſind, mit dem ganzen Geſchäfte der Tragödie, welches Leidenſchaften durch Leidenſchaften zu reinigen ſucht? Widerſpricht nicht etwa ſeine Erwartung einer belohnenden Glückſeligkeit nach dieſem Leben, der Uneigennützigkeit, mit welcher wir alle große und gute Handlungen auf der Bühne unternommen und vollzogen zu ſehen wünſchen?

Bis ein Werk des Genies, von dem man nur aus der Erfahrung lernen kann, wie viel Schwierigkeiten es zu überſteigen vermag, dieſe Bedenklichkeiten unwiderſprechlich widerlegt, wäre alſo mein Rath: — man ließe alle bisherige chriſtliche Trauerſpiele unaufgeführt. Dieſer Rath, welcher aus den Bedürfniſſen der Kunſt hergenommen iſt, welcher uns um weiter nichts, als ſehr mittelmäßige Stücke bringen kann, iſt darum nichts ſchlechter, weil er den ſchwächern Gemüthern zu Statten kömmt, die, ich weiß nicht welchen Schauder empfinden, wenn ſie Geſinnungen, auf die ſie ſich nur an einer heiligeren Stätte gefaßt machen, im Theater zu hören bekommen. Das Theater ſoll niemanden, wer es auch ſey, Anſtoß geben; und ich wünſchte, daß es auch allem genommenen Anſtoße vorbeugen könnte und wollte.

Cronegk hatte ſein Stück nur bis gegen das Ende des vierten Aufzuges gebracht. Das übrige hat eine Feder in Wien dazu gefügt; eine Feder — denn die Arbeit eines Kopfes iſt dabei nicht ſehr ſichtbar. Der Ergänzer hat, allem Anſehen nach, die Geſchichte ganz anders geendet, als ſie Cronegk zu enden Willens geweſen. Der Tod löſet alle Verwirrungen am beſten; darum läßt er beide ſterben, den Olint und die Sophronia. Beim Taſſo kommen ſie beide davon; denn Clorinde nimmt ſich mit der uneigennützigſten Großmuth ihrer an. Cronegk aber hatte Clorinden verliebt gemacht, und da war es freilich ſchwer zu errathen, wie er zwei Nebenbuhlerinnen auseinander ſetzen wollen, ohne den Tod zu Hülfe zu rufen. In einem andern noch ſchlechteren Trauerſpiele, wo eine von den Hauptperſonen ganz aus heiler Haut ſtarb, fragte ein Zuſchauer ſeinen Nachbar: Aber woran ſtirbt ſie denn? — Woran? am fünften Acte; antwortete dieſer. In Wahrheit; der fünfte Act iſt eine garſtige böſe Staupe, die manchen hinreißt, dem die erſten vier Acte ein weit längeres Leben verſprachen. —

Doch ich will mich in die Kritik des Stückes nicht tiefer einlaſſen. So mittelmäßig es iſt, ſo ausnehmend iſt es vorgeſtellt worden. Ich ſchweige von der äußern Pracht; denn dieſe Verbeſſerung unſeres Theaters erfordert nichts als Geld. Die Künſte, deren Hülfe dazu nöthig iſt, ſind bei uns in eben der Vollkommenheit, als in jedem andern Lande; nur die Künſtler wollen eben ſo bezahlt ſeyn, wie in jedem andern Lande.

Man muß mit der Vorſtellung eines Stückes zufrieden ſeyn, wenn unter vier, fünf Perſonen einige vortrefflich, und die andern gut geſpielt haben. Wen in den Nebenrollen, ein Anfänger oder ſonſt ein Nothnagel, ſo ſehr beleidigt, daß er über das Ganze die Naſe rümpft, der reiſe nach Utopien, und beſuche da die vollkommenen Theater, wo auch der Lichtputzer ein Garrik iſt.

Herr Eckhof war Evander; Evander iſt zwar der Vater des Olint, aber im Grunde doch nicht viel mehr als ein Vertrauter. Indeß mag dieſer Mann eine Rolle machen, welche er will; man erkennt ihn in der kleinſten noch immer für den erſten Acteur, und bedauert, auch nicht zugleich alle übrige Rollen von ihm ſehen zu können. Ein ihm ganz eigenes Talent iſt dieſes, daß er Sittenſprüche und allgemeine Betrachtungen, dieſe langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anſtande, mit einer Innigkeit zu ſagen weiß, daß das Trivialſte von dieſer Art in ſeinem Munde Neuheit und Würde, das Froſtigſte Feuer und Leben erhält.

Die eingeſtreuten Moralen ſind Cronegks beſte Seite. Er hat, in ſeinem Codrus und hier, ſo manche in einer ſo ſchönen nachdrücklichen Kürze ausgedrückt, daß viele von ſeinen Verſen als Sentenzen behalten, und von dem Volke unter die im gemeinen Leben gangbare Weisheit aufgenommen zu werden verdienen. Leider ſucht er uns nur auch öfters gefärbtes Glas für Edelſteine, und witzige Antitheſen für geſunden Verſtand einzuſchwatzen. Zwei dergleichen Zeilen, in dem erſten Acte, hatten eine beſondere Wirkung auf mich. Die eine,

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Prieſter nicht.“

Die andere,

„Wer ſchlimm von andern denkt, iſt ſelbſt ein Böſewicht.“

Ich ward betroffen, in dem Parterre eine allgemeine Bewegung, und dasjenige Gemurmel zu bemerken, durch welches ſich der Beifall ausdrückt, wenn ihn die Aufmerkſamkeit nicht gänzlich ausbrechen läßt. Theils dachte ich: Vortrefflich! man liebt hier die Moral; dieſes Parterre findet Geſchmack an Maximen; auf dieſer Bühne könnte ſich ein Euripides Ruhm erwerben, und ein Sokrates würde ſie gern beſuchen. Theils fiel es mir zugleich mit auf, wie ſchielend, wie falſch, wie anſtößig dieſe vermeinten Maximen waren, und ich wünſchte ſehr, daß die Mißbilligung an jenem Gemurmel den meiſten Antheil möge gehabt haben. Es iſt nur Ein Athen geweſen, es wird nur Ein Athen bleiben, wo auch bei dem Pöbel das ſittliche Gefühl ſo fein, ſo zärtlich war, daß einer unlauteren Moral wegen Schauſpieler und Dichter Gefahr liefen, von dem Theater herabgeſtürmt zu werden! Ich weiß wohl, die Geſinnungen müſſen in dem Drama dem angenommenen Charakter der Perſon, welche ſie äußert, entſprechen; ſie können alſo das Siegel der abſoluten Wahrheit nicht haben; genug, wenn ſie poetiſch wahr ſind, wenn wir geſtehen müſſen, daß dieſer Charakter, in dieſer Situation, bei dieſer Leidenſchaft, nicht anders als ſo habe urtheilen können. Aber auch dieſe poetiſche Wahrheit muß ſich, auf einer andern Seite, der abſoluten wiederum nähern, und der Dichter muß nie ſo unphiloſophiſch denken, daß er annimmt, ein Menſch könne das Böſe, um des Böſen wegen, wollen, er könne nach laſterhaften Grundſätzen handeln, das Laſterhafte derſelben erkennen, und doch gegen ſich und andere damit prahlen. Ein ſolcher Menſch iſt ein Unding, ſo gräßlich als ununterrichtend, und nichts als die armſelige Zuflucht eines ſchalen Kopfes, der ſchimmernde Tiraden für die höchſte Schönheit des Trauerſpiels hält. Wenn Iſmenor ein grauſamer Prieſter iſt, ſind darum alle Prieſter Iſmenors? Man wende nicht ein, daß von Prieſtern einer falſchen Religion die Rede ſey. So falſch war noch keine in der Welt, daß ihre Lehrer nothwendig Unmenſchen ſeyn müſſen. Prieſter haben in den falſchen Religionen, ſo wie in der wahren, Unheil geſtiftet, aber nicht weil ſie Prieſter, ſondern weil ſie Böſewichter waren, die, zum Behuf ihrer ſchlimmen Neigungen, die Vorrechte auch eines jeden andern Standes gemißbraucht hätten.

Wenn die Bühne ſo unbeſonnene Urtheile über die Prieſter überhaupt ertönen läßt, was Wunder, wenn ſich auch unter dieſen Unbeſonnene finden, die ſie als die gerade Heerſtraße zur Hölle ausſchreien?

Aber ich verfalle wiederum in die Kritik des Stückes, und ich wollte von dem Schauſpieler ſprechen.

Drittes Stück.

Den 8. Mai 1767.

Und wodurch bewirkt dieſer Schauſpieler (Hr. Eckhof), daß wir auch die gemeinſte Moral ſo gern von ihm hören? Was iſt es eigentlich, was ein Anderer von ihm zu lernen hat, wenn wir ihn in ſolchem Falle eben ſo unterhaltend finden ſollen?

Alle Moral muß aus der Fülle des Herzens kommen, von der der Mund übergehet; man muß eben ſo wenig lange darauf zu denken, als damit zu prahlen ſcheinen.

Es verſteht ſich alſo von ſelbſt, daß die moraliſchen Stellen vorzüglich wohl gelernt ſeyn wollen. Sie müſſen ohne Stocken, ohne den geringſten Anſtoß, in einem ununterbrochenen Fluſſe der Worte, mit einer Leichtigkeit geſprochen werden, daß ſie keine mühſame Auskramungen des Gedächtniſſes, ſondern unmittelbare Eingebungen der gegenwärtigen Lage der Sachen ſcheinen.

Eben ſo ausgemacht iſt es, daß kein falſcher Accent uns muß argwöhnen laſſen, der Acteur plaudere, was er nicht verſtehe. Er muß uns durch den richtigſten, ſicherſten Ton überzeugen, daß er den ganzen Sinn ſeiner Worte durchdrungen habe.

Aber die richtige Accentuation iſt zur Noth auch einem Papagey beizubringen. Wie weit iſt der Akteur, der eine Stelle nur verſteht, noch von dem entfernt, der ſie auch zugleich empfindet! Worte, deren Sinn man einmal gefaßt, die man ſich einmal ins Gedächtniß geprägt hat, laſſen ſich ſehr richtig herſagen, auch indem ſich die Seele mit ganz andern Dingen beſchäftigt; aber alsdann iſt keine Empfindung möglich. Die Seele muß ganz gegenwärtig ſeyn; ſie muß ihre Aufmerkſamkeit einzig und allein auf ihre Reden richten, und nur alsdann —

Aber auch alsdann kann der Acteur wirklich viel Empfindung haben, und doch keine zu haben ſcheinen. Die Empfindung iſt überhaupt immer das ſtreitigſte unter den Talenten eines Schauſpielers. Sie kann ſeyn, wo man ſie nicht erkennt; und man kann ſie zu erkennen glauben, wo ſie nicht iſt. Denn die Empfindung iſt etwas Inneres, von dem wir nur nach ſeinen äußern Merkmalen urtheilen können. Nun iſt es möglich, daß gewiſſe Dinge in dem Baue des Körpers dieſe Merkmale entweder gar nicht verſtatten, oder doch ſchwächen und zweideutig machen. Der Acteur kann eine gewiſſe Bildung des Geſichts, gewiſſe Mienen, einen gewiſſen Ton haben, mit denen wir ganz andere Fähigkeiten, ganz andere Leidenſchaften, ganz andere Geſinnungen zu verbinden gewohnt ſind, als er gegenwärtig äußern und ausdrücken ſoll. Iſt dieſes, ſo mag er noch ſo viel empfinden, wir glauben ihm nicht: denn er iſt mit ſich ſelbſt im Widerſpruche. Gegentheils kann ein anderer ſo glücklich gebaut ſeyn: er kann ſo entſcheidende Züge beſitzen; alle ſeine Muskeln können ihm ſo leicht, ſo geſchwind zu Gebote ſtehen; er kann ſo feine, ſo vielfältige Abänderungen der Stimme in ſeiner Gewalt haben; kurz, er kann mit allen zur Pantomime erforderlichen Gaben in einem ſo hohen Grade beglückt ſeyn, daß er uns in denjenigen Rollen, die er nicht urſprünglich, ſondern nach irgend einem guten Vorbilde ſpielt, von der innigſten Empfindung beſeelt ſcheinen wird, da doch alles, was er ſagt und thut, nichts als mechaniſche Nachäffung iſt.

Ohne Zweifel iſt dieſer, ungeachtet ſeiner Gleichgültigkeit und Kälte, dennoch auf dem Theater weit brauchbarer als jener. Wenn er lange genug nichts als nachgeäfft hat, haben ſich endlich eine Menge kleiner Regeln bei ihm geſammelt, nach denen er ſelbſt zu handeln anfängt, und durch deren Beobachtung (zu Folge dem Geſetze, daß eben die Modificationen der Seele, welche gewiſſe Veränderungen des Körpers hervorbringen, hinwiederum durch dieſe körperliche Veränderungen bewirkt werden) er zu einer Art von Empfindung gelangt, die zwar die Dauer, das Feuer derjenigen, die in der Seele ihren Anfang nimmt, nicht haben kann, aber doch in dem Augenblicke der Vorſtellung kräftig genug iſt, etwas von den nicht freiwilligen Veränderungen des Körpers hervorzubringen, aus deren Daſeyn wir faſt allein auf das innere Gefühl zuverläſſig ſchließen zu können glauben. Ein ſolcher Acteur ſoll z. E. die äußerſte Wuth des Zornes ausdrücken; ich nehme an, daß er ſeine Rolle nicht einmal recht verſteht, daß er die Gründe dieſes Zornes weder hinlänglich zu faſſen, noch lebhaft genug ſich vorzuſtellen vermag, um ſeine Seele ſelbſt in Zorn zu ſetzen. Und ich ſage, wenn er nur die allergröbſten Aeußerungen des Zornes, einem Acteur von urſprünglicher Empfindung abgelernt hat, und getreu nachzumachen weiß — den haſtigen Gang, den ſtampfenden Fuß, den rauhen bald kreiſchenden bald verbiſſenen Ton, das Spiel der Augenbraunen, die zitternde Lippe, das Knirſchen der Zähne u. ſ. w. — wenn er, ſage ich, nur dieſe Dinge, die ſich nachmachen laſſen, ſobald man will, gut nachmacht: ſo wird dadurch unfehlbar ſeine Seele ein dunkles Gefühl von Zorn befallen, welches wiederum in den Körper zurückwirkt, und da auch diejenigen Veränderungen hervorbringt, die nicht bloß von unſerm Willen abhangen; ſein Geſicht wird glühen, ſeine Augen werden blitzen, ſeine Muskeln werden ſchwellen; kurz, er wird ein wahrer Zorniger zu ſeyn ſcheinen, ohne es zu ſeyn, ohne im geringſten zu begreifen, warum er es ſeyn ſollte.

Nach dieſen Grundſätzen von der Empfindung überhaupt, habe ich mir zu beſtimmen geſucht, welche äußerliche Merkmale diejenige Empfindung begleiten, mit der moraliſche Betrachtungen wollen geſprochen ſeyn, und welche von dieſen Merkmalen in unſerer Gewalt ſind, ſo daß ſie jeder Acteur, er mag die Empfindung ſelbſt haben oder nicht, darſtellen kann. Mich dünkt Folgendes.

Jede Moral iſt ein allgemeiner Satz, der, als ſolcher, einen Grad von Sammlung der Seele und ruhiger Ueberlegung verlangt. Er will alſo mit Gelaſſenheit und einer gewiſſen Kälte geſagt ſeyn.

Allein dieſer allgemeine Satz iſt zugleich das Reſultat von Eindrücken, welche individuelle Umſtände auf die handelnden Perſonen machen; er iſt kein bloßer ſymboliſcher Schluß; er iſt eine generaliſirte Empfindung, und als dieſe will er mit Feuer und einer gewiſſen Begeiſterung geſprochen ſeyn.

Folglich mit Begeiſterung und Gelaſſenheit, mit Feuer und Kälte? —

Nicht anders; mit einer Miſchung von beiden, in der aber, nach Beſchaffenheit der Situation, bald dieſes, bald jenes hervorſticht.

Iſt die Situation ruhig, ſo muß ſich die Seele durch die Moral gleichſam einen neuen Schwung geben wollen; ſie muß über ihr Glück, oder ihre Pflichten, bloß darum allgemeine Betrachtungen zu machen ſcheinen, um durch dieſe Allgemeinheit ſelbſt jenes deſto lebhafter zu genießen, dieſe deſto williger und muthiger zu beobachten.

Iſt die Situation hingegen heftig, ſo muß ſich die Seele durch die Moral (unter welchem Worte ich jede allgemeine Betrachtung verſtehe) gleichſam von ihrem Fluge zurückholen; ſie muß ihren Leidenſchaften das Anſehen der Vernunft, ſtürmiſchen Ausbrüchen den Schein vorbedächtlicher Entſchließungen geben zu wollen ſcheinen.

Jenes erfordert einen erhabenen und begeiſterten Ton; dieſes einen gemäßigten und feierlichen. Denn dort muß das Raiſonnement in Affekt entbrennen, und hier der Affekt in Raiſonnement ſich auskühlen.

Die meiſten Schauſpieler kehren es gerade um. Sie poltern in heftigen Situationen die allgemeinen Betrachtungen eben ſo ſtürmiſch heraus, als das Uebrige; und in ruhigen beten ſie dieſelben eben ſo gelaſſen her, als das Uebrige. Daher geſchieht es denn aber auch, daß ſich die Moral weder in den einen noch in den andern bei ihnen ausnimmt; und daß wir ſie in jenen eben ſo unnatürlich, als in dieſen langweilig und kalt finden. Sie überlegten nie, daß die Stickerei von dem Grunde abſtechen muß, und Gold auf Gold brodiren ein elender Geſchmack iſt.

Durch ihre Geſtus verderben ſie vollends alles. Sie wiſſen weder, wenn ſie deren dabei machen ſollen, noch was für welche. Sie machen gemeiniglich zu viele, und zu unbedeutende.

Wenn in einer heftigen Situation die Seele ſich auf einmal zu ſammeln ſcheint, um einen überlegenden Blick auf ſich oder auf das, was ſie umgiebt, zu werfen; ſo iſt es natürlich, daß ſie allen Bewegungen des Körpers, die von ihrem bloßen Willen abhangen, gebieten wird. Nicht die Stimme allein wird gelaſſener; die Glieder alle gerathen in einen Stand der Ruhe, um die innere Ruhe auszudrücken, ohne die das Auge der Vernunft nicht wohl um ſich ſchauen kann. Mit eins tritt der fortſchreitende Fuß feſt auf, die Arme ſinken, der ganze Körper zieht ſich in den wagrechten Stand; eine Pauſe — und dann die Reflexion. Der Mann ſteht da, in einer feierlichen Stille, als ob er ſich nicht ſtören wollte, ſich ſelbſt zu hören. Die Reflexion iſt aus — wieder eine Pauſe — und ſo wie die Reflexion abgezielt, ſeine Leidenſchaft entweder zu mäßigen oder zu befeuern, bricht er entweder auf einmal wieder los, oder ſetzt allmälig das Spiel ſeiner Glieder wieder in Gang. Nur auf dem Geſichte bleiben, während der Reflexion, die Spuren des Affekts; Miene und Auge ſind noch in Bewegung und Feuer; denn wir haben Miene und Auge nicht ſo urplötzlich in unſerer Gewalt, als Fuß und Hand. Und hierin dann, in dieſen ausdrückenden Mienen, in dieſem entbrannten Auge, und in dem Ruheſtande des ganzen übrigen Körpers, beſteht die Miſchung von Feuer und Kälte, mit welcher ich glaube, daß die Moral in heftigen Situationen geſprochen ſeyn will.

Mit eben dieſer Miſchung will ſie auch in ruhigen Situationen geſagt ſeyn; nur mit dem Unterſchiede, daß der Theil der Action, welcher dort der feurige war, hier der kältere, und welcher dort der kältere war, hier der feurige ſeyn muß. Nämlich: da die Seele, wenn ſie nichts als ſanfte Empfindungen hat, durch allgemeine Betrachtungen dieſen ſanften Empfindungen einen höhern Grad von Lebhaftigkeit zu geben ſucht, ſo wird ſie auch die Glieder des Körpers, die ihr unmittelbar zu Gebote ſtehen, dazu beitragen laſſen; die Hände werden in voller Bewegung ſeyn; nur der Ausdruck des Geſichts kann ſo geſchwind nicht nach, und in Miene und Auge wird noch die Ruhe herrſchen, aus der ſie der übrige Körper gern herausarbeiten möchte.

Viertes Stück.

Den 12. Mai 1767.

Aber von was für Art ſind die Bewegungen der Hände, mit welchen, in ruhigen Situationen, die Moral geſprochen zu ſeyn liebt?

Von der Chironomie der Alten, das iſt, von dem Inbegriffe der Regeln, welche die Alten den Bewegungen der Hände vorgeſchrieben hatten, wiſſen wir nur ſehr wenig; aber dieſes wiſſen wir, daß ſie die Händeſprache zu einer Vollkommenheit gebracht, von der ſich aus dem, was unſere Redner darin zu leiſten im Stande ſind, kaum die Möglichkeit ſollte begreifen laſſen. Wir ſcheinen von dieſer ganzen Sprache nichts als ein unartikulirtes Geſchrei behalten zu haben; nichts als das Vermögen, Bewegungen zu machen, ohne zu wiſſen, wie dieſen Bewegungen eine fixirte Bedeutung zu geben, und wie ſie unter einander zu verbinden, daß ſie nicht bloß eines einzelnen Sinnes, ſondern eines zuſammenhangenden Verſtandes fähig werden

Ich beſcheide mich gern, daß man, bei den Alten, den Pantomimen nicht mit dem Schauſpieler vermengen muß. Die Hände des Schauſpielers waren bei weitem ſo geſchwätzig nicht, als die Hände des Pantomimen. Bei dieſem vertraten ſie die Stelle der Sprache; bei jenem ſollten ſie nur den Nachdruck derſelben vermehren, und durch ihre Bewegungen, als natürliche Zeichen der Dinge, den verabredeten Zeichen der Stimme Wahrheit und Leben verſchaffen helfen. Bei dem Pantomimen waren die Bewegungen der Hände nicht bloß natürliche Zeichen; viele derſelben hatten eine conventionelle Bedeutung, und dieſer mußte ſich der Schauſpieler gänzlich enthalten.

Er gebrauchte ſich alſo ſeiner Hände ſparſamer als der Pantomime, aber eben ſo wenig vergebens als dieſer. Er rührte keine Hand, wenn er nichts damit bedeuten oder verſtärken konnte. Er wußte nichts von den gleichgültigen Bewegungen, durch deren beſtändigen einförmigen Gebrauch ein ſo großer Theil von Schauſpielern, beſonders das Frauenzimmer, ſich das vollkommene Anſehen von Drahtpuppen giebt. Bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, die Hälfte einer krieplichten Achte, abwärts vom Körper, beſchreiben, oder mit beiden Händen zugleich die Luft von ſich wegrudern, heißt ihnen Action haben; und wer es mit einer gewiſſen Tanzmeiſtergrazie zu thun geübt iſt, o! der glaubt uns bezaubern zu können!

Ich weiß wohl, daß ſelbſt Hogarth den Schauſpielern befiehlt, ihre Hand in ſchönen Schlangenlinien bewegen zu lernen; aber nach allen Seiten, mit allen möglichen Abänderungen, deren dieſe Linien, in Anſehung ihres Schwunges, ihrer Größe und Dauer, fähig ſind. Und endlich befiehlt er es ihnen nur zur Uebung, um ſich zum Agiren dadurch geſchickt zu machen, um den Armen die Biegungen des Reizes geläufig zu machen; nicht aber in der Meinung, daß das Agiren ſelbſt in weiter nichts als in der Beſchreibung ſolcher ſchönen Linien, immer nach der nämlichen Direktion, beſtehe.

Weg alſo mit dieſem unbedeutenden Portebras, vornämlich bei moraliſchen Stellen weg mit ihm! Reiz am unrechten Orte iſt Affektation und Grimaſſe; und eben derſelbe Reiz, zu oft hintereinander wiederholt, wird kalt und endlich eckel. Ich ſehe einen Schulknaben ſein Sprüchelchen aufſagen, wenn der Schauſpieler allgemeine Betrachtungen mit der Bewegung, mit welcher man in der Menuet die Hand giebt, mir zureicht, oder ſeine Moral gleichſam vom Rocken ſpinnt.

Jede Bewegung, welche die Hand bei moraliſchen Stellen macht, muß bedeutend ſeyn. Oft kann man bis in das Maleriſche damit gehen; wenn man nur das Pantomimiſche vermeidet. Es wird ſich vielleicht ein andermal Gelegenheit finden, dieſe Gradation von bedeutenden zu maleriſchen, von maleriſchen zu pantomimiſchen Geſten, ihren Unterſchied und ihren Gebrauch, in Beiſpielen zu erläutern. Jetzt würde mich dieſes zu weit führen, und ich merke nur an, daß es unter den bedeutenden Geſten eine Art giebt, die der Schauſpieler vor allen Dingen wohl zu beobachten hat, und mit denen er allein der Moral Licht und Leben ertheilen kann. Es ſind dieſes, mit einem Worte, die individualiſirenden Geſtus. Die Moral iſt ein allgemeiner Satz, aus den beſondern Umſtänden der handelnden Perſonen gezogen; durch ſeine Allgemeinheit wird er gewiſſermaßen der Sache fremd, er wird eine Ausſchweifung, deren Beziehung auf das Gegenwärtige von dem weniger aufmerkſamen, oder weniger ſcharfſinnigen Zuhörer, nicht bemerkt oder nicht begriffen wird. Wenn es daher ein Mittel giebt, dieſe Beziehung ſinnlich zu machen, das Symboliſche der Moral wiederum auf das Anſchauende zurückzubringen, und wenn dieſes Mittel gewiſſe Geſtus ſeyn können, ſo muß ſie der Schauſpieler ja nicht zu machen verſäumen.

Man wird mich aus einem Exempel am beſten verſtehen. Ich nehme es, wie mir es jetzt beifällt; der Schauſpieler wird ſich ohne Mühe auf noch weit einleuchtendere beſinnen. — Wenn Olint ſich mit der Hoffnung ſchmeichelt, Gott werde das Herz des Aladin bewegen, daß er ſo grauſam mit den Chriſten nicht verfahre, als er ihnen gedrohet: ſo kann Evander, als ein alter Mann, nicht wohl anders, als ihm die Betrüglichkeit unſerer Hoffnungen zu Gemüthe führen.

„Vertraue nicht, mein Sohn, Hoffnungen, die betrügen!“

Sein Sohn iſt ein feuriger Jüngling, und in der Jugend iſt man vorzüglich geneigt, ſich von der Zukunft nur das Beſte zu verſprechen.

„Da ſie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft.“

Doch indem beſinnt er ſich, daß das Alter zu dem entgegengeſetzten Fehler nicht weniger geneigt iſt; er will den unverzagten Jüngling nicht ganz niederſchlagen, und fährt fort:

„Das Alter quält ſich ſelbſt, weil es zu wenig hofft.“

Dieſe Sentenzen mit einer gleichgültigen Action, mit einer nichts als ſchönen Bewegung des Armes begleiten, würde weit ſchlimmer ſeyn, als ſie ganz ohne Action herſagen. Die einzige ihnen angemeſſene Action iſt die, welche ihre Allgemeinheit wieder auf das Beſondere einſchränkt. Die Zeile,

„Da ſie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft.“

muß in dem Tone, mit dem Geſtu der väterlichen Warnung, an und gegen den Olint geſprochen werden, weil Olint es iſt, deſſen unerfahrne leichtgläubige Jugend bei dem ſorgſamen Alten dieſe Betrachtung veranlaßt. Die Zeile hingegen,

„Das Alter quält ſich ſelbſt, weil es zu wenig hofft.“

erfordert den Ton, das Achſelzucken, mit dem wir unſere eigene Schwachheiten zu geſtehen pflegen, und die Hände müſſen ſich nothwendig gegen die Bruſt ziehen, um zu bemerken, daß Evander dieſen Satz aus eigener Erfahrung habe, daß er ſelbſt der Alte ſey, von dem er gelte. —

Es iſt Zeit, daß ich von dieſer Ausſchweifung über den Vortrag der moraliſchen Stellen wieder zurückkomme. Was man Lehrreiches darin findet, hat man lediglich den Beiſpielen des Hrn. Eckhof zu danken; ich habe nichts als von ihnen richtig zu abſtrahiren geſucht. Wie leicht, wie angenehm iſt es, einem Künſtler nachzuforſchen, dem das Gute nicht bloß gelingt, ſondern der es macht!

Die Rolle der Clorinde ward von Madame Henſeln geſpielt, die ohnſtreitig eine von den beſten Actricen iſt, welche das deutſche Theater jemals gehabt hat. Ihr beſonderer Vorzug iſt eine ſehr richtige Deklamation; ein falſcher Accent wird ihr ſchwerlich entwiſchen; ſie weiß den verworrenſten, holprichſten, dunkelſten Vers mit einer Leichtigkeit, mit einer Präciſion zu ſagen, daß er durch ihre Stimme die deutlichſte Erklärung, den vollſtändigſten Commentar erhält. Sie verbindet damit nicht ſelten ein Raffinement, welches entweder von einer ſehr glücklichen Empfindung, oder von einer ſehr richtigen Beurtheilung zeugt. Ich glaube die Liebeserklärung, welche ſie dem Olint thut, noch zu hören:

„— Erkenne mich! Ich kann nicht länger ſchweigen;
„Verſtellung oder Stolz ſey niedern Seelen eigen.
„Olint iſt in Gefahr, und ich bin außer mir —
„Bewundernd ſah ich oft im Krieg und Schlacht nach dir;
„Mein Herz, das vor ſich ſelbſt ſich zu entdecken ſcheute,
„War wider meinen Ruhm und meinen Stolz im Streite.
„Dein Unglück aber reißt die ganze Seele hin,
„Und jetzt erkenn ich erſt, wie klein, wie ſchwach ich bin.
„Jetzt, da dich alle die, die dich verehrten, haſſen,
„Da du zur Pein beſtimmt, von jedermann verlaſſen,
„Verbrechern gleich geſtellt, unglücklich und ein Chriſt,
„Dem furchtbarn Tode nah, im Tod noch elend biſt:
„Jetzt wag ich's zu geſtehn: jetzt kenne meine Triebe!

Wie frei, wie edel war dieſer Ausbruch! Welches Feuer, welche Inbrunſt beſeelten jeden Ton! Mit welcher Zudringlichkeit, mit welcher Ueberſtrömung des Herzens ſprach ihr Mitleid! Mit welcher Entſchloſſenheit ging ſie auf das Bekenntniß ihrer Liebe los! Aber wie unerwartet, wie überraſchend brach ſie auf einmal ab, und veränderte auf einmal Stimme und Blick, und die ganze Haltung des Körpers, da es nun darauf ankam, die dürren Worte ihres Bekenntniſſes zu ſprechen. Die Augen zur Erde geſchlagen, nach einem langſamen Seufzer, in dem furchtſamen gezogenen Tone der Verwirrung, kam endlich

„Ich liebe dich, Olint, —

heraus, und mit einer Wahrheit! Auch der, der nicht weiß, ob die Liebe ſich ſo erklärt, empfand, daß ſie ſich ſo erklären ſollte. Sie entſchloß ſich als Heldin, ihre Liebe zu geſtehen, und geſtand ſie als ein zärtliches, ſchamhaftes Weib. So Kriegerin als ſie war, ſo gewöhnt ſonſt in allem zu männlichen Sitten: behielt das Weibliche doch hier die Oberhand. Kaum aber waren ſie hervor, dieſe der Sittſamkeit ſo ſchwere Worte, und mit eins war auch jener Ton der Freimüthigkeit wieder da. Sie fuhr mit der ſorgloſeſten Lebhaftigkeit, in aller der unbekümmerten Hitze des Affekts, fort:

„— — — Und ſtolz auf meine Liebe,
„Stolz, daß dir meine Macht dein Leben retten kann,
„Biet ich dir Hand und Herz, und Kron und Purpur an.

Denn die Liebe äußert ſich nun als großmüthige Freundſchaft: und die Freundſchaft ſpricht eben ſo dreiſt, als ſchüchtern die Liebe.

Fünftes Stück.

Den 15. Mai 1767.

Es iſt unſtreitig, daß die Schauſpielerin durch dieſe meiſterhafte Abſetzung der Worte

„Ich liebe dich, Olint —

der Stelle eine Schönheit gab, von der ſich der Dichter, bei dem alles in dem nämlichen Fluſſe von Worten daher rauſcht, nicht das geringſte Verdienſt beimeſſen kann. Aber wenn es ihr doch gefallen hätte, in dieſen Verfeinerungen ihrer Rolle fortzufahren! Vielleicht beſorgte ſie, den Geiſt des Dichters ganz zu verfehlen; oder vielleicht ſcheute ſie den Vorwurf, nicht das, was der Dichter ſagt, ſondern was er hätte ſagen ſollen, geſpielt zu haben. Aber welches Lob könnte größer ſeyn, als ſo ein Vorwurf? Freilich muß ſich nicht jeder Schauſpieler einbilden, dieſes Lob verdienen zu können. Denn ſonſt möchte es mit den armen Dichtern übel ausſehen.

Cronegk hat wahrlich aus ſeiner Clorinde ein ſehr abgeſchmacktes, widerwärtiges, häßliches Ding gemacht. Und dem ungeachtet iſt ſie noch der einzige Charakter, der uns bei ihm intereſſirt. So ſehr er die ſchöne Natur in ihr verfehlt, ſo thut doch noch die plumpe, ungeſchlachte Natur einige Wirkung. Das macht, weil die übrigen Charaktere ganz außer aller Natur ſind, und wir doch noch leichter mit einem Dragoner von Weibe, als mit himmelbrütenden Schwärmern ſympathiſiren. Nur gegen das Ende, wo ſie mit in den begeiſterten Ton fällt, wird ſie uns eben ſo gleichgültig und eckel. Alles iſt Widerſpruch in ihr, und immer ſpringt ſie von einem Aeußerſten auf das andere. Kaum hat ſie ihre Liebe erklärt, ſo fügt ſie hinzu:

„Wirſt du mein Herz verſchmähn? Du ſchweigſt? — Entſchließe dich;
„Und wenn du zweifeln kannſt — ſo zittre!

So zittre? Olint ſoll zittern? er, den ſie ſo oft, in dem Tumulte der Schlacht, unerſchrocken unter den Streichen des Todes geſehen? Und ſoll vor ihr zittern? Was will ſie denn? Will ſie ihm die Augen auskratzen? — O wenn es der Schauſpielerin eingefallen wäre, für dieſe ungezogene weibliche Gasconade „ſo zittre!“ zu ſagen: ich zittere! Sie konnte zittern, ſo viel ſie wollte, ihre Liebe verſchmäht, ihren Stolz beleidigt zu finden. Das wäre ſehr natürlich geweſen. Aber es von dem Olint verlangen, Gegenliebe von ihm, mit dem Meſſer an der Gurgel, fordern, daß iſt ſo unartig als lächerlich.

Doch was hätte es geholfen, den Dichter einen Augenblick länger in den Schranken des Wohlſtandes und der Mäßigung zu erhalten? Er fährt fort, Clorinden in dem wahren Tone einer beſoffenen Marquetenderin raſen zu laſſen; und da findet keine Linderung, keine Bemäntelung mehr Statt.

Das einzige, was die Schauſpielerin zu ſeinem Beſten noch thun könnte, wäre vielleicht dieſes, wenn ſie ſich von ſeinem wilden Feuer nicht ſo ganz hinreißen ließe, wenn ſie ein wenig an ſich hielte, wenn ſie die äußerſte Wuth nicht mit der äußerſten Anſtrengung der Stimme, nicht mit den gewaltſamſten Gebärden ausdrückte.

Wenn Shakeſpeare nicht ein eben ſo großer Schauſpieler in der Ausübung geweſen iſt, als er ein dramatiſcher Dichter war, ſo hat er doch wenigſtens eben ſo gut gewußt, was zu der Kunſt des einen, als was zu der Kunſt des andern gehört. Ja vielleicht hatte er über die Kunſt des erſtern um ſo viel tiefer nachgedacht, weil er ſo viel weniger Genie dazu hatte. Wenigſtens iſt jedes Wort, das er dem Hamlet, wenn er die Komödianten abrichtet, in den Mund legt, eine goldene Regel für alle Schauſpieler, denen an einem vernünftigen Beifalle gelegen iſt. „Ich bitte Euch, läßt er ihn unter andern zu dem Komödianten ſagen, „ſprecht die Rede ſo, wie ich ſie Euch vorſagte; die Zunge muß nur eben darüber hinlaufen. Aber wenn ihr mir ſie ſo heraushalſet, wie es manche von unſern Schauſpielern thun: ſeht, ſo wäre mir es eben ſo lieb geweſen, wenn der Stadtſchreier meine Verſe geſagt hätte. Auch durchſägt mir mit eurer Hand nicht ſo ſehr die Luft, ſondern macht alles hübſch artig; denn mitten in dem Strome, mitten in dem Sturme, mitten, ſo zu reden, in dem Wirbelwinde der Leidenſchaften, müßt ihr noch einen Grad von Mäßigung beobachten, der ihnen das Glatte und Geſchmeidige giebt.“

Man ſpricht ſo viel von dem Feuer des Schauſpielers; man zerſtreitet ſich ſo ſehr, ob ein Schauſpieler zu viel Feuer haben könne. Wenn die, welche es behaupten, zum Beweiſe anführen, daß ein Schauſpieler ja wohl am unrechten Orte heftig, oder wenigſtens heftiger ſeyn könne, als es die Umſtände erfordern: ſo haben die, welche es läugnen, Recht zu ſagen, daß in ſolchem Falle der Schauſpieler nicht zu viel Feuer, ſondern zu wenig Verſtand zeige. Ueberhaupt kömmt es aber wohl darauf an, was wir unter dem Worte Feuer verſtehen. Wenn Geſchrei und Kontorſionen Feuer ſind, ſo iſt es wohl unſtreitig, daß der Acteur darin zu weit gehen kann. Beſteht aber das Feuer in der Geſchwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Stücke, die den Acteur ausmachen, das ihrige dazu beitragen, um ſeinem Spiele den Schein der Wahrheit zu geben: ſo müßten wir dieſen Schein der Wahrheit nicht bis zur äußerſten Illuſion getrieben zu ſehen wünſchen, wenn es möglich wäre, daß der Schauſpieler allzuviel Feuer in dieſem Verſtande anwenden könnte. Es kann alſo auch nicht dieſes Feuer ſeyn, deſſen Mäßigung Shakeſpeare, ſelbſt in dem Strome, in dem Sturme, in dem Wirbelwinde der Leidenſchaft verlangt: er muß bloß jene Heftigkeit der Stimme und der Bewegungen meinen; und der Grund iſt leicht zu finden, warum auch da, wo der Dichter nicht die geringſte Mäßigung beobachtet hat, dennoch der Schauſpieler ſich in beiden Stücken mäßigen müſſe. Es giebt wenig Stimmen, die in ihrer äußerſten Anſtrengung nicht widerwärtig würden; und allzu ſchnelle, allzu ſtürmiſche Bewegungen werden ſelten edel ſeyn. Gleichwohl ſollen weder unſere Augen noch unſere Ohren beleidigt werden; und nur alsdenn, wenn man bei Aeußerung der heftigen Leidenſchaften alles vermeidet, was dieſen oder jenen unangenehm ſeyn könnte, haben ſie das Glatte und Geſchmeidige, welches ein Hamlet auch noch da von ihnen verlangt, wenn ſie den höchſten Eindruck machen, und ihm das Gewiſſen verſtockter Frevler aus dem Schlafe ſchrecken ſollen.

Die Kunſt des Schauſpielers ſteht hier zwiſchen den bildenden Künſten und der Poeſie mitten inne. Als ſichtbare Malerei muß zwar die Schönheit ihr höchſtes Geſetz ſeyn; doch als tranſitoriſche Malerei braucht ſie ihren Stellungen jene Ruhe nicht immer zu geben, welche die alten Kunſtwerke ſo imponirend macht. Sie darf ſich, ſie muß ſich das Wilde eines Tempeſta, das Freche eines Bernini öfters erlauben; es hat bei ihr alle das Ausdrückende, welches ihm eigenthümlich iſt, ohne das Beleidigende zu haben, das es in den bildenden Künſten durch den permanenten Stand erhält. Nur muß ſie nicht allzulang darin verweilen; nur muß ſie es durch die vorhergehenden Bewegungen allmälig vorbereiten, und durch die darauf folgenden wiederum in den allgemeinen Ton des Wohlanſtändigen auflöſen; nur muß ſie ihm nie alle die Stärke geben, zu der ſie der Dichter in ſeiner Bearbeitung treiben kann. Denn ſie iſt zwar eine ſtumme Poeſie, aber die ſich unmittelbar unſern Augen verſtändlich machen will; und jeder Sinn will geſchmeichelt ſeyn, wenn er die Begriffe, die man ihm in die Seele zu bringen giebt, unverfälſcht überliefern ſoll.

Es könnte leicht ſeyn, daß ſich unſere Schauſpieler bei der Mäßigung, zu der ſie die Kunſt auch in den heftigſten Leidenſchaften verbindet, in Anſehung des Beifalles, nicht allzuwohl befinden dürften. — Aber welches Beifalles? — Die Gallerie iſt freilich ein großer Liebhaber des Lärmenden und Tobenden, und ſelten wird ſie ermangeln, eine gute Lunge mit lauten Händen zu erwiedern. Auch das deutſche Parterre iſt noch ziemlich von dieſem Geſchmacke, und es giebt Acteurs, die ſchlau genug von dieſem Geſchmacke Vortheil zu ziehen wiſſen. Der Schläfrigſte rafft ſich, gegen das Ende der Scene, wenn er abgehen ſoll, zuſammen, erhebt auf einmal die Stimme, und überladet die Action, ohne zu überlegen, ob der Sinn ſeiner Rede dieſe höhere Anſtrengung auch erfordere. Nicht ſelten widerſpricht ſie ſogar der Verfaſſung, mit der er abgehen ſoll; aber was thut das ihm? Genug, daß er das Parterre dadurch erinnert hat, aufmerkſam auf ihn zu ſeyn, und wenn es die Güte haben will, ihm nachzuklatſchen. Nachziſchen ſollte es ihm! Doch leider iſt es theils nicht Kenner genug, theils zu gutherzig, und nimmt die Begierde, ihm gefallen zu wollen, für die That.

Ich getraue mich nicht, von der Action der übrigen Schauſpieler in dieſem Stücke etwas zu ſagen. Wenn ſie nur immer bemüht ſeyn müſſen, Fehler zu bemänteln, und das Mittelmäßige geltend zu machen: ſo kann auch der Beſte nicht anders, als in einem ſehr zweideutigen Lichte erſcheinen. Wenn wir ihn auch den Verdruß, den uns der Dichter verurſacht, nicht mit entgelten laſſen, ſo ſind wir doch nicht aufgeräumt genug, ihm alle die Gerechtigkeit zu erweiſen, die er verdient.

Den Beſchluß des erſten Abends machte der Triumph der vergangenen Zeit, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen des le Grand. Es iſt eines von den drei kleinen Stücken, welche le Grand unter dem allgemeinen Titel: der Triumph der Zeit, im Jahr 1724 auf die franzöſiſche Bühne brachte, nachdem er den Stoff deſſelben, bereits einige Jahre vorher, unter der Aufſchrift: die lächerlichen Verliebten, behandelt, aber wenig Beifall damit erhalten hatte. Der Einfall, der dabei zum Grunde liegt, iſt drollig genug, und einige Situationen ſind ſehr lächerlich. Nur iſt das Lächerliche von der Art, wie es ſich mehr für eine ſatyriſche Erzählung, als auf die Bühne ſchickt. Der Sieg der Zeit über Schönheit und Jugend macht eine traurige Idee; die Einbildung eines ſechzigjährigen Gecks und einer eben ſo alten Närrin, daß die Zeit nur über ihre Reize keine Gewalt ſollte gehabt haben, iſt zwar lächerlich; aber dieſen Geck und dieſe Närrin ſelbſt zu ſehen, iſt eckelhafter als lächerlich.

Sechstes Stück.

Den 19. Mai 1767.

Noch habe ich der Anreden an die Zuſchauer, vor und nach dem großen Stücke des erſten Abends, nicht gedacht. Sie ſchreiben ſich von einem Dichter her, der es mehr als irgend ein anderer verſteht, tiefſinnigen Verſtand mit Witz aufzuheitern, und nachdenklichem Ernſte die gefällige Miene des Scherzes zu geben. Womit könnte ich dieſe Blätter beſſer auszieren, als wenn ich ſie meinen Leſern ganz mittheile? Hier ſind ſie. Sie bedürfen keines Commentars. Ich wünſche nur, daß manches darin nicht in den Wind geſagt ſey!

Sie wurden beide ungemein wohl, die erſtere mit alle dem Anſtande und der Würde, und die andere mit alle der Wärme und Feinheit und einſchmeichelnden Verbindlichkeit geſprochen, die der beſondere Inhalt einer jeden erforderte.

Prolog.

(Geſprochen von Madame Löwen.)

Ihr Freunde, denen hier das mannichfache Spiel
Des Menſchen in der Kunſt der Nachahmung gefiel:
Ihr, die ihr gerne weint, ihr weichen, beſſern Seelen,
Wie ſchön, wie edel iſt die Luſt, ſich ſo zu quälen;
Wenn bald die ſüße Thrän', indem das Herz erweicht,
In Zärtlichkeit zerſchmilzt, ſtill von den Wangen ſchleicht,
Bald die beſtürmte Seel', in jeder Nerv' erſchüttert,
Im Leiden Wolluſt fühlt, und mit Vergnügen zittert!
O ſagt, iſt dieſe Kunſt, die ſo Eu'r Herz zerſchmelzt,
Der Leidenſchaften Strom ſo durch Eu'r Inners wälzt,
Vergnügend, wenn ſie rührt, entzückend, wenn ſie ſchrecket,
Zu Mitleid, Menſchenlieb', und Edelmuth erwecket,
Die Sittenbilderin, die jede Tugend lehrt,
Iſt die nicht Eurer Gunſt und Eurer Pflege werth?
Die Vorſicht ſendet ſie mitleidig auf die Erde,
Zum Beſten des Barbars, damit er menſchlich werde;
Weiht ſie, die Lehrerin der Könige zu ſeyn,
Mit Würde, mit Genie, mit Feu'r vom Himmel ein;
Heißt ſie, mit ihrer Macht, durch Thränen zu ergötzen,
Das ſtumpfeſte Gefühl der Menſchenliebe wetzen;
Durch ſüße Herzensangſt, und angenehmes Graun
Die Bosheit bändigen, und an den Seelen baun;
Wohlthätig für den Staat, den Wüthenden, den Wilden,
Zum Menſchen, Bürger, Freund, und Patrioten bilden.
Geſetze ſtärken zwar der Staaten Sicherheit,
Als Ketten an der Hand der Ungerechtigkeit:
Doch deckt noch immer Liſt den Böſen vor dem Richter,
Und Macht wird oft der Schutz erhabner Böſewichter.
Wer rächt die Unſchuld dann? Weh dem gedrückten Staat,
Der, ſtatt der Tugend, nichts, als ein Geſetzbuch hat!
Geſetze, nur ein Zaum der offenen Verbrechen,
Geſetze, die man lehrt des Haſſes Urtheil ſprechen,
Wenn ihnen Eigennutz', Stolz und Parteilichkeit
Für eines Solons Geiſt, den Geiſt der Drückung leiht!
Da lernt Beſtechung bald, um Strafen zu entgehen,
Das Schwert der Majeſtät aus ihren Händen drehen:
Da pflanzet Herrſchbegier, ſich freuend des Verfalls
Der Redlichkeit, den Fuß der Freiheit auf den Hals.
Läßt den, der ſie vertritt, in Schimpf und Banden ſchmachten,
Und das blutſchuld'ge Beil der Themis Unſchuld ſchlachten!
Wenn der, den kein Geſetz ſtraft oder ſtrafen kann,
Der ſchlaue Böſewicht, der blutige Tyrann,
Wenn der die Unſchuld drückt, wer wagt es, ſie zu decken?
Den ſichert ſeine Liſt, und dieſen waffnet Schrecken.
Wer iſt ihr Genius, der ſich entgegen legt? —
Wer? Sie, die jetzt den Dolch, und jetzt die Geißel trägt,
Die unerſchrockne Kunſt, die allen Mißgeſtalten
Straſloſer Thorheit wagt den Spiegel vorzuhalten,
Die das Geweb' enthüllt, worin ſich Liſt verſpinnt,
Und den Tyrannen ſagt, daß ſie Tyrannen ſind;
Die, ohne Menſchenfurcht, vor Thronen nicht erblödet,
Und mit des Donners Stimm' ans Herz der Fürſten redet;
Gekrönte Mörder ſchreckt, den Ehrgeiz nüchtern macht,
Den Heuchler züchtiget, und Thoren klüger lacht:
Sie, die zum Unterricht die Todten läßt erſcheinen,
Die große Kunſt, mit der wir lachen, oder weinen.
Sie fand in Griechenland Schutz, Lieb' und Lehrbegier
In Rom, in Gallien, in Albion, und — hier.
Ihr, Freunde, habt hier oft, wenn ihre Thränen floſſen,
Mit edler Weichlichkeit, die Euren mit vergoſſen;
Habt redlich Euren Schmerz mit ihrem Schmerz vereint,
Und ihr aus voller Bruſt den Beifall zugeweint:
Wie ſie gehaßt, geliebt, gehoffet, und geſcheuet,
Und Eurer Menſchlichkeit im Leiden Euch erfreuet.
Lang hat ſie ſich umſonſt nach Bühnen umgeſehn:
In Hamburg fand ſie Schutz: hier ſey denn ihr Athen!
Hier, in dem Schooß der Ruh, im Schutze weiſer Gönner,
Gemuthiget durch Lob, vollendet durch den Kenner;
Hier reifet — ja ich wünſch', ich hoff', ich weiſſag' es! —
Ein zweiter Roſcius, ein zweiter Sophokles,
Der Gräciens Kothurn Germanien erneure:
Und ein Theil dieſes Ruhms, ihr Gönner, wird der Eure.
O ſeyd deſſelben werth! Bleibt Eurer Güte gleich,
Und denkt, o denkt daran, ganz Deutſchland ſieht auf Euch.

Epilog.

(Geſprochen von Madame Henſel)

Seht hier! ſo ſtandhaft ſtirbt der überzeugte Chriſt!
So lieblos haſſet der, dem Irrthum nützlich iſt,
Der Barbarei bedarf, damit er ſeine Sache,
Sein Anſehn, ſeinen Traum, zu Lehren Gottes mache.
Der Geiſt des Irrthums war Verfolgung und Gewalt,
Wo Blindheit für Verdienſt, und Furcht für Andacht galt.
So konnt' er ſein Geſpinnſt von Lügen, mit den Blitzen
Der Majeſtät, mit Gift, mit Meuchelmord beſchützen.
Wo Ueberzeugung fehlt, macht Furcht den Mangel gut:
Die Wahrheit überführt, der Irrthum fordert Blut.
Verfolgen muß man die, und mit dem Schwert bekehren,
Die anders Glaubens ſind, als die Ismenors lehren.
Und mancher Aladin ſieht, ſtaatsklug oder ſchwach,
Dem ſchwarzen Blutgericht der heil'gen Mörder nach,
Und muß mit ſeinem Schwert den, welchen Träumer haſſen,
Den Freund, den Märtyrer der Wahrheit würgen laſſen.
Abſcheulichs Meiſterſtück der Herrſchſucht und der Liſt,
Wofür kein Name hart, kein Schimpfwort lieblos iſt!
O Lehre, die erlaubt, die Gottheit ſelbſt mißbrauchen,
In ein unſchuldig Herz des Haſſes Dolch zu tauchen,
Dich, die ihr Blutpanier oft über Leichen trug,
Dich, Gräuel, zu verſchmähn, wer leiht mir einen Fluch!
Ihr Freund', in deren Bruſt der Menſchheit edle Stimme
Laut für die Heldin ſprach, als ſie dem Prieſtergrimme
Ein ſchuldlos Opfer ward, und für die Wahrheit ſank:
Habt Dank für dieß Gefühl, für jede Thräne Dank!
Wer irrt, verdient nicht Zucht des Haſſes oder Spottes:
Was Menſchen haſſen lehrt, iſt keine Lehre Gottes!
Ach! liebt die Irrenden, die ohne Bosheit blind,
Zwar Schwächere vielleicht, doch immer Menſchen ſind.
Belehret, duldet ſie; und zwingt nicht die zu Thränen,
Die ſonſt kein Vorwurf trifft, als daß ſie anders wähnen!
Rechtſchaffen iſt der Mann, den, ſeinem Glauben treu,
Nichts zur Verſtellung zwingt, zu böſer Heuchelei;
Der für die Wahrheit glüht, und, nie durch Furcht gezügelt,
Sie freudig, wie Olint, mit ſeinem Blut verſiegelt. —
Solch Beiſpiel, edle Freund', iſt Eures Beifalls werth:
O wohl uns! hätten wir, was Cronegk ſchön gelehrt,
Gedanken, die ihn ſelbſt ſo ſehr veredelt haben,
Durch unſre Vorſtellung tief in Eu'r Herz gegraben!
Des Dichters Leben war ſchön, wie ſein Nachruhm iſt;
Er war, und — o verzeiht die Thrän'! — und ſtarb ein Chriſt.
Ließ ſein vortrefflich Herz der Nachwelt in Gedichten,
Um ſie — was kann man mehr? noch todt zu unterrichten.
Verſaget, hat Euch jetzt Sophronia gerührt,
Denn ſeiner Aſche nicht, was ihr mit Recht gebührt,
Den Seufzer, daß er ſtarb, den Dank für ſeine Lehre,
Und — ach! den traurigen Tribut von einer Zähre.
Uns aber, edle Freund', ermuntre Gütigkeit;
Und hätten wir gefehlt, ſo tadelt; doch verzeiht.
Verzeihung muthiget zu edelerm Erkühnen,
Und feiner Tadel lehrt, das höchſte Lob verdienen.
Bedenkt, daß unter uns die Kunſt nur kaum beginnt,
In welcher tauſend Quins für einen Garrick ſind;
Erwartet nicht zu viel, damit wir immer ſteigen,
Und — doch nur Euch gebührt zu richten, uns zu ſchweigen.

Siebentes Stück.

Den 22. Mai 1767.

Der Prolog zeigt das Schauſpiel in ſeiner höchſten Würde, indem er es als das Supplement der Geſetze betrachten läßt. Es giebt Dinge in dem ſittlichen Betragen des Menſchen, welche, in Anſehung ihres unmittelbaren Einfluſſes auf das Wohl der Geſellſchaft, zu unbeträchtlich, und in ſich ſelbſt zu veränderlich ſind, als daß ſie werth oder fähig wären, unter der eigentlichen Aufſicht des Geſetzes zu ſtehen. Es giebt wiederum andere, gegen die alle Kraft der Legiſlation zu kurz fällt; die in ihren Triebfedern ſo unbegreiflich, in ſich ſelbſt ſo ungeheuer, in ihren Folgen ſo unermeßlich ſind, daß ſie entweder der Ahndung der Geſetze ganz entgehen, oder doch unmöglich nach Verdienſt geahndet werden können. Ich will es nicht unternehmen, auf die erſtern, als auf Gattungen des Lächerlichen, die Comödie; und auf die andern, als auf außerordentliche Erſcheinungen in dem Reiche der Sitten, welche die Vernunft in Erſtaunen, und das Herz in Tumult ſetzen, die Tragödie einzuſchränken. Das Genie lacht über alle die Gränzſcheidungen der Kritik. Aber ſo viel iſt doch unſtreitig, daß das Schauſpiel überhaupt ſeinen Vorwurf entweder dieſſeits oder jenſeits der Gränzen des Geſetzes wählt, und die eigentlichen Gegenſtände deſſelben nur in ſo fern behandelt, als ſie ſich entweder in das Lächerliche verlieren, oder bis in das Abſcheuliche verbreiten.

Der Epilog verweilt bei einer von den Hauptlehren, auf welche ein Theil der Fabel und Charaktere des Trauerſpiels mit abzwecken. Es war zwar von dem Herrn von Cronegk ein wenig unüberlegt, in einem Stücke, deſſen Stoff aus den unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge genommen iſt, die Toleranz predigen, und die Abſcheulichkeiten des Geiſtes der Verfolgung an den Bekennern der mahomedaniſchen Religion zeigen zu wollen. Denn dieſe Kreuzzüge ſelbſt, die in ihrer Anlage ein politiſcher Kunſtgriff der Päpſte waren, wurden in ihrer Ausführung die unmenſchlichſten Verfolgungen, deren ſich der chriſtliche Aberglaube jemals ſchuldig gemacht hat; die meiſten und blutgierigſten Ismenors hatte damals die wahre Religion; und einzelne Perſonen, die eine Moſchee beraubt haben, zur Strafe ziehen, kömmt das wohl gegen die unſelige Raſerei, welche das rechtgläubige Europa entvölkerte, um das ungläubige Aſien zu verwüſten? Doch was der Tragicus in ſeinem Werke ſehr unſchicklich angebracht hat, das konnte der Dichter des Epilogs gar wohl auffaſſen. Menſchlichkeit und Sanftmuth verdienen bei jeder Gelegenheit empfohlen zu werden, und kein Anlaß dazu kann ſo entfernt ſeyn, den wenigſtens unſer Herz nicht ſehr natürlich und dringend finden ſollte.

Uebrigens ſtimme ich mit Vergnügen dem rührenden Lobe bei, welches der Dichter dem ſeligen Cronegk ertheilt. Aber ich werde mich ſchwerlich bereden laſſen, daß er mit mir, über den poetiſchen Werth des kritiſirten Stückes, nicht ebenfalls einig ſeyn ſollte. Ich bin ſehr betroffen geweſen, als man mich verſichert, daß ich verſchiedene von meinen Leſern durch mein unverhohlnes Urtheil unwillig gemacht hätte. Wenn ihnen beſcheidene Freiheit, bei der ſich durchaus keine Nebenabſichten denken laſſen, mißfällt, ſo laufe ich Gefahr, ſie noch oft unwillig zu machen. Ich habe gar nicht die Abſicht gehabt, ihnen die Leſung eines Dichters zu verleiden, den ungekünſtelter Witz, viel feine Empfindung und die lauterſte Moral empfehlen. Dieſe Eigenſchaften werden ihn jederzeit ſchätzbar machen, ob man ihm ſchon andere abſprechen muß, zu denen er entweder gar keine Anlage hatte, oder die zu ihrer Reife gewiſſe Jahre erfordern, weit unter welchen er ſtarb. Sein Codrus ward von den Verfaſſern der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften gekrönt, aber wahrlich nicht als ein gutes Stück, ſondern als das beſte von denen, die damals um den Preis ſtritten. Mein Urtheil nimmt ihm alſo keine Ehre, die ihm die Kritik damals ertheilt. Wenn Hinkende um die Wette laufen, ſo bleibt der, welcher von ihnen zuerſt an das Ziel kömmt, doch noch ein Hinkender.

Eine Stelle in dem Epilog iſt einer Mißdeutung ausgeſetzt geweſen, von der ſie gerettet zu werden verdient. Der Dichter ſagt:

„Bedenkt, daß unter uns die Kunſt nur kaum beginnt,
„In welcher tauſend Quins für einen Garrick ſind.

Quin, habe ich dawider erinnern hören, iſt kein ſchlechter Schauſpieler geweſen. — Nein, gewiß nicht; er war Thomſons beſonderer Freund, und die Freundſchaft, in der ein Schauſpieler mit einem Dichter, wie Thomſon, geſtanden, wird bei der Nachwelt immer ein gutes Vorurtheil für ſeine Kunſt erwecken. Auch hat Quin noch mehr, als dieſes Vorurtheil für ſich: man weiß, daß er in der Tragödie mit vieler Würde geſpielt; daß er beſonders der erhabenen Sprache des Milton Genüge zu leiſten gewußt; daß er, im Komiſchen, die Rolle des Falſtaff zu ihrer größten Vollkommenheit gebracht. Doch alles dieſes macht ihn zu keinem Garrick; und das Mißverſtändniß liegt bloß darin, daß man annimmt, der Dichter habe dieſem allgemeinen und außerordentlichen Schauſpieler einen ſchlechten, und für ſchlecht durchgängig erkannten, entgegenſetzen wollen. Quin ſoll hier einen von der gewöhnlichen Sorte bedeuten, wie man ſie alle Tage ſieht; einen Mann, der überhaupt ſeine Sache ſo gut wegmacht, daß man mit ihm zufrieden iſt; der auch dieſen und jenen Charakter ganz vortrefflich ſpielt, ſo wie ihm ſeine Figur, ſeine Stimme, ſein Temperament dabei zu Hülfe kommen. So ein Mann iſt ſehr brauchbar, und kann mit allem Rechte ein guter Schauſpieler heißen; aber wie viel fehlt ihm noch, um der Proteus in ſeiner Kunſt zu ſeyn, für den das einſtimmige Gerücht ſchon längſt den Garrick erklärt hat. Ein ſolcher Quin machte, ohne Zweifel, den König im Hamlet, als Thomas Jones und Rebhuhn in der Comödie waren; und der Rebhuhne giebt es mehrere, die nicht einen Augenblick anſtehen, ihn einem Garrick weit vorzuziehen. „Was? ſagen ſie, Garrick der größte Acteur? Er ſchien ja nicht über das Geſpenſt erſchrocken, ſondern er war es. Was iſt das für eine Kunſt, über ein Geſpenſt zu erſchrecken? Gewiß und wahrhaftig, wenn wir den Geiſt geſehen hätten, ſo würden wir eben ſo ausgeſehen, und eben das gethan haben, was er that. Der andere hingegen, der König, ſchien wohl auch etwas gerührt zu ſeyn, aber als ein guter Acteur gab er ſich doch alle mögliche Mühe, es zu verbergen. Zudem ſprach er alle Worte ſo deutlich aus, und redete noch einmal ſo laut, als jener kleine unanſehnliche Mann, aus dem ihr ſo ein Aufhebens macht!“

Bei den Engländern hat jedes neue Stück ſeinen Prolog und Epilog, den entweder der Verfaſſer ſelbſt, oder ein Freund deſſelben, abfaßt. Wozu die Alten den Prolog brauchten, den Zuhörer von verſchiedenen Dingen zu unterrichten, die zu einem geſchwindern Verſtändniſſe der zum Grunde liegenden Geſchichte des Stückes dienen, dazu brauchen ſie ihn zwar nicht. Aber er iſt darum doch nicht ohne Nutzen. Sie wiſſen hunderterlei darin zu ſagen, was das Auditorium für den Dichter, oder für den von ihm bearbeiteten Stoff einnehmen, und unbilligen Kritiken, ſowohl über ihn als über die Schauſpieler, vorbauen kann. Noch weniger bedienen ſie ſich des Epilogs, ſo wie ſich wohl Plautus deſſen manchmal bedient; um die völlige Auflöſung des Stücks, die in dem fünften Acte nicht Raum hatte, darin erzählen zu laſſen. Sondern ſie machen ihn zu einer Art von Nutzanwendung, voll guter Lehren, voll feiner Bemerkungen über die geſchilderten Sitten, und über die Kunſt, mit der ſie geſchildert worden; und das alles in dem ſchnurrigſten, launigſten Tone. Dieſen Ton ändern ſie auch nicht einmal gern bei dem Trauerſpiele; und es iſt gar nichts ungewöhnliches, daß nach dem blutigſten und rührendſten die Satyre ein ſo lautes Gelächter aufſchlägt, und der Witz ſo muthwillig wird, daß es ſcheint, es ſey die ausdrückliche Abſicht, mit allen Eindrücken des Guten ein Geſpötte zu treiben. Es iſt bekannt, wie ſehr Thomſon wider dieſe Narrenſchelle, mit der man der Melpomene nachklingelt, geeifert hat. Wenn ich daher wünſchte, daß auch bei uns neue Originalſtücke, nicht ganz ohne Einführung und Empfehlung, vor das Publicum gebracht würden, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß bei dem Trauerſpiele der Ton des Epilogs unſerm deutſchen Ernſte angemeſſener ſeyn müßte. Nach dem Luſtſpiele könnte er immer ſo burlesk ſeyn, als er wollte. Dryden iſt es, der bei den Engländern Meiſterſtücke von dieſer Art gemacht hat, die noch jetzt mit dem größten Vergnügen geleſen werden, nachdem die Spiele ſelbſt, zu welchen er ſie verfertigt, zum Theil längſt vergeſſen ſind. Hamburg hätte einen deutſchen Dryden in der Nähe; und ich brauche ihn nicht noch einmal zu bezeichnen, wer von unſern Dichtern Moral und Kritik mit attiſchem Salze zu würzen, ſo gut als der Engländer verſtehen würde.

Achtes Stück.

Den 26. Mai 1767.

Die Vorſtellungen des erſten Abends wurden den zweiten wiederholt.

Den dritten Abend (Freitag, den 24. v. M.) ward Melanide aufgeführt. Dieſes Stück des Nivelle de la Chauſſee iſt bekannt. Es iſt von der rührenden Gattung, der man den ſpöttiſchen Beinamen, der Weinerlichen, gegeben. Wenn weinerlich heißt, was uns die Thränen nahe bringt, wobei wir nicht übel Luſt hätten zu weinen, ſo ſind verſchiedene Stücke von dieſer Gattung etwas mehr, als weinerlich; ſie koſten einer empfindlichen Seele Ströme von Thränen; und der gemeine Praß franzöſiſcher Trauerſpiele verdient, in Vergleichung ihrer, allein weinerlich genannt zu werden. Denn eben bringen ſie es ungefähr ſo weit, daß uns wird, als ob wir hätten weinen können, wenn der Dichter ſeine Kunſt beſſer verſtanden hätte.

Melanide iſt kein Meiſterſtück von dieſer Gattung; aber man ſieht es doch immer mit Vergnügen. Es hat ſich, ſelbſt auf dem franzöſiſchen Theater, erhalten, auf welchem es im Jahre 1741 zuerſt geſpielt ward. Der Stoff, ſagt man, ſey aus einem Roman, Mademoiſelle de Bontems betitelt, entlehnt. Ich kenne dieſen Roman nicht; aber wenn auch die Situation der zweiten Scene des dritten Acts aus ihm genommen iſt, ſo muß ich einen Unbekannten, anſtatt des de la Chauſſee, um das beneiden, weßwegen ich wohl eine Melanide gemacht zu haben wünſchte.

Die Ueberſetzung war nicht ſchlecht; ſie iſt unendlich beſſer, als eine italieniſche, die in dem zweiten Bande der theatraliſchen Bibliothek des Diodati ſteht. Ich muß es zum Troſte des größten Haufens unſerer Ueberſetzer anführen, daß ihre italieniſchen Mitbrüder meiſtentheils noch weit elender ſind, als ſie. Gute Verſe indeß in gute Proſa überſetzen, erfordert etwas mehr, als Genauigkeit; oder ich möchte wohl ſagen, etwas anders. Allzu pünktliche Treue macht jede Ueberſetzung ſteif, weil unmöglich alles, was in der einen Sprache natürlich iſt, es auch in der andern ſeyn kann. Aber eine Ueberſetzung aus Verſen macht ſie zugleich wäßrig und ſchielend. Denn wo iſt der glückliche Verſificateur, den nie das Sylbenmaaß, nie der Reim, hier etwas mehr oder weniger, dort etwas ſtärker oder ſchwächer, früher oder ſpäter, ſagen ließe, als er es, frei von dieſem Zwange, würde geſagt haben? Wenn nun der Ueberſetzer dieſes nicht zu unterſcheiden weiß; wenn er nicht Geſchmack, nicht Muth genug hat, hier einen Nebenbegriff wegzulaſſen, da ſtatt der Metapher den eigentlichen Ausdruck zu ſetzen, dort eine Ellipſis zu ergänzen oder anzubringen: ſo wird er uns alle Nachläſſigkeiten ſeines Originals überliefert, und ihnen nichts als die Entſchuldigung benommen haben, welche die Schwierigkeiten der Symmetrie und des Wohlklanges in der Grundſprache für ſie machen.

Die Rolle der Melanide ward von einer Actrice geſpielt, die, nach einer neunjährigen Entfernung vom Theater, aufs neue in allen den Vollkommenheiten wieder erſchien, die Kenner und Nichtkenner, mit und ohne Einſicht, ehedem an ihr empfunden und bewundert hatten. Madame Löwen verbindet mit dem ſilbernen Tone der ſonorſten lieblichſten Stimme, mit dem offenſten, ruhigſten und gleichwohl ausdrucksfähigſten Geſichte von der Welt das feinſte, ſchnellſte Gefühl, die ſicherſte, wärmſte Empfindung, die ſich, zwar nicht immer ſo lebhaft, als es viele wünſchen, doch allezeit mit Anſtand und Würde äußert. In ihrer Deklamation accentuirt ſie richtig, aber nicht merklich. Der gänzliche Mangel intenſiver Accente verurſacht Monotonie; aber ohne ihr dieſe vorwerfen zu können, weiß ſie dem ſparſamern Gebrauche derſelben durch eine andere Feinheit zu Hülfe zu kommen, von der, leider, ſehr viele Acteurs ganz und gar nichts wiſſen. Ich will mich erklären. Man weiß, was in der Muſik das Mouvement heißt; nicht der Takt, ſondern der Grad der Langſamkeit oder Schnelligkeit, mit welchen der Takt geſpielt wird. Dieſes Mouvement iſt durch das ganze Stück einförmig; in dem nämlichen Maaße der Geſchwindigkeit, in welchem die erſten Takte geſpielt worden, müſſen ſie alle, bis zu den letzten, geſpielt werden. Dieſe Einförmigkeit iſt in der Muſik nothwendig, weil Ein Stück nur einerlei ausdrücken kann, und ohne dieſelbe gar keine Verbindung verſchiedener Inſtrumente und Stimmen möglich ſeyn würde. Mit der Declamation hingegen iſt es ganz anders. Wenn wir einen Perioden von mehreren Gliedern als ein beſonderes muſikaliſches Stück annehmen, und die Glieder als die Takte deſſelben betrachten, ſo müſſen dieſe Glieder, auch alsdann, wenn ſie vollkommen gleicher Länge wären, und aus der nämlichen Anzahl von Sylben des nämlichen Zeitmaaßes beſtänden, dennoch nie mit einerlei Geſchwindigkeit geſprochen werden. Denn da ſie, weder in Abſicht auf die Deutlichkeit und den Nachdruck, noch in Rückſicht auf den in dem ganzen Perioden herrſchenden Affect, von einerlei Werth und Belang ſeyn können: ſo iſt es der Natur gemäß, daß die Stimme die geringfügigern ſchnell herausſtößt, flüchtig und nachläſſig darüber hinſchlüpft, auf den beträchtlichern aber verweilt, ſie dehnt und ſchleift, und jedes Wort, und in jedem Worte jeden Buchſtaben uns zuzählt. Die Grade dieſer Verſchiedenheit ſind unendlich; und ob ſie ſich ſchon durch keine künſtliche Zeittheilchen beſtimmen und gegen einander abmeſſen laſſen, ſo werden ſie doch auch von dem ungelehrteſten Ohre unterſchieden, ſo wie von der ungelehrteſten Zunge beobachtet, wenn die Rede aus einem durchdrungenen Herzen, und nicht bloß aus einem fertigen Gedächtniſſe fließt. Die Wirkung iſt unglaublich, die dieſes beſtändig abwechſelnde Mouvement der Stimme hat; und werden vollends alle Abänderungen des Tones, nicht bloß in Anſehung der Höhe und Tiefe, der Stärke und Schwäche, ſondern auch des Rauhen und Sanften, des Schneidenden und Runden, ſogar des Holprichten und Geſchmeidigen, an den rechten Stellen, damit verbunden: ſo entſteht jene natürliche Muſik, gegen die ſich unfehlbar unſer Herz eröffnet, weil es empfindet, daß ſie aus dem Herzen entſpringt, und die Kunſt nur in ſo fern daran Antheil hat, als auch die Kunſt zur Natur werden kann. Und in dieſer Muſik, ſage ich, iſt die Actrice, von welcher ich ſpreche, ganz vortrefflich, und ihr niemand zu vergleichen, als Herr Eckhof, der aber, indem er die intenſiven Accente auf einzelne Worte, worauf ſie ſich weniger befleißigt, noch hinzufügt, bloß dadurch ſeiner Declamation eine höhere Vollkommenheit zu geben im Stande iſt. Doch vielleicht hat ſie auch dieſe in ihrer Gewalt; und ich urtheile bloß ſo von ihr, weil ich ſie noch in keinen Rollen geſehen, in welchen ſich das Rührende zum Pathetiſchen erhebt. Ich erwarte ſie in dem Trauerſpiele, und fahre indeß in der Geſchichte unſers Theaters fort.

Den vierten Abend (Montags, den 27. v. M.) ward ein neues deutſches Original, betitelt Julie, oder Wettſtreit der Pflicht und Liebe, aufgeführt. Es hat den Herrn Heufeld in Wien zum Verfaſſer, der uns ſagt, daß bereits zwei andere Stücke von ihm den Beifall des dortigen Publicums erhalten hätten. Ich kenne ſie nicht; aber nach dem gegenwärtigen zu urtheilen, müſſen ſie nicht ganz ſchlecht ſeyn.

Die Hauptzüge der Fabel und der größte Theil der Situationen ſind aus der neuen Heloiſe des Rouſſeau entlehnt. Ich wünſchte, daß Hr. Heufeld, ehe er zu Werke geſchritten, die Beurtheilung dieſes Romans in den Briefen, die neueſte Literatur betreffend,[1] geleſen und ſtudirt hätte. Er würde mit einer ſicherern Einſicht in die Schönheiten ſeines Originals gearbeitet haben, und vielleicht in vielen Stücken glücklicher geweſen ſeyn.

Der Werth der Neuen Heloiſe iſt, von der Seite der Erfindung, ſehr gering, und das Beſte darin ganz und gar keiner dramatiſchen Bearbeitung fähig. Die Situationen ſind alltäglich oder unnatürlich, und die wenig guten ſo weit von einander entfernt, daß ſie ſich, ohne Gewaltſamkeit, in den engen Raum eines Schauſpiels von drei Aufzügen nicht zwingen laſſen. Die Geſchichte konnte ſich auf der Bühne unmöglich ſo ſchließen, wie ſie ſich in dem Romane nicht ſowohl ſchließt, als verliert. Der Liebhaber der Julie mußte hier glücklich werden, und Hr. Heufeld läßt ihn glücklich werden. Er bekömmt ſeine Schülerin. Aber hat Hr. Heufeld auch überlegt, daß ſeine Julie nun gar nicht mehr die Julie des Rouſſeau iſt? Doch Julie des Rouſſeau, oder nicht: wem liegt daran? Wenn ſie nur ſonſt eine Perſon iſt, die intereſſirt. Aber eben das iſt ſie nicht; ſie iſt nichts, als eine kleine verliebte Närrin, die manchmal artig genug ſchwatzt, wenn ſich Hr. Heufeld auf eine ſchöne Stelle im Rouſſeau beſinnt. „Julie, ſagt der Kunſtrichter, deſſen Urtheils ich erwähnt habe, ſpielt in der Geſchichte eine zweifache Rolle. Sie iſt Anfangs ein ſchwaches und ſogar etwas verführeriſches Mädchen, und wird zuletzt ein Frauenzimmer, das, als ein Muſter der Tugend, alle, die man jemals erdichtet hat, weit übertrifft.“ Dieſes letztere wird ſie durch ihren Gehorſam, durch die Aufopferung ihrer Liebe, durch die Gewalt, die ſie über ihr Herz gewinnt. Wenn nun aber von allen dieſen in dem Stücke nichts zu hören und zu ſehen iſt: was bleibt von ihr übrig, als, wie geſagt, das ſchwache verführeriſche Mädchen, das Tugend und Weisheit auf der Zunge, und Thorheit im Herzen hat?

Den St. Preux des Rouſſeau hat Hr. Heufeld in einen Siegmund umgetauft. Der Name Siegmund ſchmeckt bei uns ziemlich nach dem Domeſtiquen. Ich wünſchte, daß unſere dramatiſchen Dichter auch in ſolchen Kleinigkeiten ein wenig geſuchter, und auf den Ton der großen Welt aufmerkſamer ſeyn wollten. — St. Preux ſpielt ſchon bei dem Rouſſeau eine ſehr abgeſchmackte Figur. „Sie nennen ihn alle, ſagt der angeführte Kunſtrichter, den Philoſophen. Den Philoſophen! Ich möchte wiſſen, was der junge Menſch in der ganzen Geſchichte ſpricht oder thut, dadurch er dieſen Namen verdient? In meinen Augen iſt er der albernſte Menſch von der Welt, der in allgemeinen Ausrufungen Vernunft und Weisheit bis in den Himmel erhebt, und nicht den geringſten Funken davon beſitzt. In ſeiner Liebe iſt er abenteuerlich, ſchwülſtig, ausgelaſſen, und in ſeinem übrigen Thun und Laſſen findet ſich nicht die geringſte Spur von Ueberlegung. Er ſetzt das ſtolzeſte Zutrauen in ſeine Vernunft, und iſt dennoch nicht entſchloſſen genug, den kleinſten Schritt zu thun, ohne von ſeiner Schülerin, oder von ſeinem Freunde an der Hand geführt zu werden.“ Aber wie tief iſt der deutſche Siegmund noch unter dieſem St. Preux.

Neuntes Stück.

Den 29. Mai 1767.

In dem Romane hat St. Preux doch noch dann und wann Gelegenheit, ſeinen aufgeklärten Verſtand zu zeigen, und die thätige Rolle des rechtſchaffenen Mannes zu ſpielen. Aber Siegmund in der Comödie iſt weiter nichts, als ein kleiner eingebildeter Pedant, der aus ſeiner Schwachheit eine Tugend macht, und ſich ſehr beleidigt findet, daß man ſeinem zärtlichen Herzchen nicht durchgängig will Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Seine ganze Wirkſamkeit läuft auf ein paar mächtige Thorheiten heraus. Das Bürſchchen will ſich ſchlagen und erſtechen.

Der Verfaſſer hat es ſelbſt empfunden, daß ſein Siegmund nicht in genugſamer Handlung erſcheint; aber er glaubt, dieſem Einwurfe dadurch vorzubeugen, wenn er zu erwägen giebt: „daß ein Menſch ſeines gleichen, in einer Zeit von vierundzwanzig Stunden, nicht wie ein König, dem alle Augenblicke Gelegenheiten dazu darbieten, große Handlungen verrichten könne. Man müſſe zum voraus annehmen, daß er ein rechtſchaffener Mann ſey, wie er beſchrieben werde; und genug, daß Julie, ihre Mutter, Clariſſe, Eduard, lauter rechtſchaffene Leute, ihn dafür erkannt hätten.“

Es iſt recht wohl gehandelt, wenn man, im gemeinen Leben, in den Charakter anderer kein beleidigendes Mißtrauen ſetzt; wenn man dem Zeugniſſe, das ſich ehrliche Leute unter einander ertheilen, allen Glauben beimißt. Aber darf uns der dramatiſche Dichter mit dieſer Regel der Billigkeit abſpeiſen? Gewiß nicht; ob er ſich ſchon ſein Geſchäft dadurch ſehr leicht machen könnte. Wir wollen es auf der Bühne ſehen, wer die Menſchen ſind, und können es nur aus ihren Thaten ſehen. Das Gute, das wir ihnen, bloß auf anderer Wort, zutrauen ſollen, kann uns unmöglich für ſie intereſſiren; es läßt uns völlig gleichgültig, und wenn wir nie die geringſte eigene Erfahrung davon erhalten, ſo hat es ſogar eine üble Rückwirkung auf diejenigen, auf deren Treu und Glauben wir es einzig und allein annehmen ſollen. Weit gefehlt alſo, daß wir deßwegen, weil Julie, ihre Mutter, Clariſſe, Eduard, den Siegmund für den vortrefflichſten, vollkommenſten jungen Menſchen erklären, ihn auch dafür zu erkennen bereit ſeyn ſollten: ſo fangen wir vielmehr an, in die Einſicht aller dieſer Perſonen ein Mißtrauen zu ſetzen, wenn wir nie mit unſern eigenen Augen etwas ſehen, was ihre günſtige Meinung rechtfertigt. Es iſt wahr, in vierundzwanzig Stunden kann eine Privatperſon nicht viel große Handlungen verrichten. Aber wer verlangt denn große? Auch in den kleinſten kann ſich der Charakter ſchildern; und nur die, welche das meiſte Licht auf ihn werfen, ſind, nach der poetiſchen Schätzung, die größten. Wie traf es ſich denn indeß, daß vierundzwanzig Stunden Zeit genug waren, dem Siegmund zu den zwei äußerſten Narrheiten Gelegenheit zu ſchaffen, die einem Menſchen in ſeinen Umſtänden nur immer einfallen können? Die Gelegenheiten ſind auch darnach: könnte der Verfaſſer antworten; doch das wird er wohl nicht. Sie möchten aber noch ſo natürlich herbeigeführt, noch ſo fein behandelt ſeyn: ſo würden darum die Narrheiten ſelbſt, die wir ihn zu begehen im Begriffe ſehen, ihre üble Wirkung auf unſere Idee von dem jungen ſtürmiſchen Scheinweiſen nicht verlieren. Daß er ſchlecht handle, ſehen wir: daß er gut handeln könne, hören wir nur, und nicht einmal in Beiſpielen, ſondern in den allgemeinſten ſchwankendſten Ausdrücken.

---

[1] Theil X. S. 255. u. f. (Von M. Mendelsſohn.)

Die Härte, mit der Julien von ihrem Vater begegnet wird, da ſie einen andern von ihm zum Gemahle nehmen ſoll, als den ihr Herz gewählt hatte, wird beim Rouſſeau nur kaum berührt. Hr. Heufeld hatte den Muth, uns eine ganze Scene davon zu zeigen. Ich liebe es, wenn ein junger Dichter etwas wagt. Er läßt den Vater die Tochter zu Boden ſtoßen. Ich war um die Ausführung dieſer Action beſorgt. Aber vergebens; unſere Schauſpieler hatten ſie ſo wohl concertirt; es ward, von Seiten des Vaters und der Tochter, ſo viel Anſtand dabei beobachtet, und dieſer Anſtand that der Wahrheit ſo wenig Abbruch, daß ich mir geſtehen mußte, dieſen Acteurs könne man ſo etwas anvertrauen, oder keinen. Hr. Heufeld verlangt, daß, wenn Julie von ihrer Mutter aufgehoben wird, ſich in ihrem Geſichte Blut zeigen ſoll. Es kann ihm lieb ſeyn, daß dieſes unterlaſſen worden. Die Pantomime muß nie bis zu dem Eckelhaften getrieben werden. Gut, wenn in ſolchen Fällen die erhitzte Einbildungskraft Blut zu ſehen glaubt; aber das Auge muß es nicht wirklich ſehen.

Die darauf folgende Scene iſt die hervorragendſte des ganzen Stückes. Sie gehört dem Rouſſeau. Ich weiß ſelbſt nicht, welcher Unwille ſich in die Empfindung des Pathetiſchen miſcht, wenn wir einen Vater ſeine Tochter fußfällig um etwas bitten ſehen. Es beleidigt, es kränkt uns, denjenigen ſo erniedrigt zu erblicken, dem die Natur ſo heilige Rechte übertragen hat. Dem Rouſſeau muß man dieſen außerordentlichen Hebel verzeihen; die Maſſe iſt zu groß, die er in Bewegung ſetzen ſoll. Da keine Gründe bei Julien anſchlagen wollen; da ihr Herz in der Verfaſſung iſt, daß es ſich durch die äußerſte Strenge in ſeinem Entſchluſſe nur noch mehr befeſtigen würde: ſo konnte ſie nur durch die plötzliche Ueberraſchung der unerwartetſten Begegnung erſchüttert, und in einer Art von Betäubung umgelenkt werden. Die Geliebte ſollte ſich in die Tochter, verführeriſche Zärtlichkeit in blinden Gehorſam verwandeln; da Rouſſeau kein Mittel ſah, der Natur dieſe Veränderung abzugewinnen, ſo mußte er ſich entſchließen, ihr ſie abzunöthigen, oder, wenn man will, abzuſtehlen. Auf keine andere Weiſe konnten wir es Julien in der Folge vergeben, daß ſie den inbrünſtigſten Liebhaber dem kälteſten Ehemanne aufgeopfert habe. Aber da dieſe Aufopferung in der Comödie nicht erfolgt; da es nicht die Tochter, ſondern der Vater iſt, der endlich nachgiebt: hätte Hr. Heufeld die Wendung nicht ein wenig lindern ſollen, durch die Rouſſeau bloß das Befremdliche jener Aufopferung rechtfertigen, und das Ungewöhnliche derſelben vor dem Vorwurfe des Unnatürlichen in Sicherheit ſetzen wollte? — Doch Kritik, und kein Ende! Wenn Hr. Heufeld das gethan hätte, ſo würden wir um eine Scene gekommen ſeyn, die, wenn ſie ſchon nicht ſo recht in das Ganze paſſen will, doch ſehr kräftig iſt; er würde uns ein hohes Licht in ſeiner Copie vermalt haben, von dem man zwar nicht eigentlich weiß, wo es herkömmt, das aber eine treffliche Wirkung thut. Die Art mit der Hr. Eckhof dieſe Scene ausführte, die Action, mit der er einen Theil der grauen Haare vors Auge brachte, bei welchen er die Tochter beſchwor, wären es allein werth geweſen, eine kleine Unſchicklichkeit zu begehen, die vielleicht niemanden, als dem kalten Kunſtrichter, bei Zergliederung des Planes, merklich wird.

Das Nachſpiel dieſes Abends war, der Schatz; die Nachahmung des Plautiniſchen Trinummus, in welcher der Verfaſſer alle die komiſchen Scenen ſeines Originals in einen Aufzug zu concentriren geſucht hat. Er ward ſehr wohl geſpielt. Die Acteurs alle wußten ihre Rollen mit der Fertigkeit, die zu dem Niedrigkomiſchen ſo nothwendig erfordert wird. Wenn ein halbſchieriger Einfall, eine Unbeſonnenheit, ein Wortſpiel, langſam und ſtotternd vorgebracht wird; wenn ſich die Perſonen auf Armſeligkeiten, die weiter nichts als den Mund in Falten ſetzen ſollen, noch erſt viel beſinnen: ſo iſt die Langeweile unvermeidlich. Poſſen müſſen Schlag auf Schlag geſagt werden, und der Zuhörer muß keinen Augenblick Zeit haben, zu unterſuchen, wie witzig oder unwitzig ſie ſind. Es ſind keine Frauenzimmer in dieſem Stücke; das einzige, welches noch anzubringen geweſen wäre, würde eine froſtige Liebhaberin ſeyn; und freilich lieber keines, als ſo eines. Sonſt möchte ich es niemanden rathen, ſich dieſer Beſonderheit zu befleißigen. Wir ſind zu ſehr an die Untermengung beider Geſchlechter gewöhnt, als daß wir bei gänzlicher Vermiſſung des reizendern nicht etwas Leeres empfinden ſollten.

Unter den Italienern hat ehedem Cecchi, und neuerlich unter den Franzoſen Deſtouches, das nämliche Luſtſpiel des Plautus wieder auf die Bühne gebracht. Sie haben beide große Stücke von fünf Aufzügen daraus gemacht, und ſind daher genöthigt geweſen, den Plan des Römers mit eignen Erfindungen zu erweitern. Das vom Cecchi heißt: die Mitgift, und wird vom Riccoboni, in ſeiner Geſchichte des italieniſchen Theaters, als eines von den beſten alten Luſtſpielen deſſelben empfohlen. Das vom Deſtouches führt den Titel: der verborgne Schatz, und ward ein einzigesmal, im Jahre 1745 auf der italieniſchen Bühne zu Paris, und auch dieſes einzigemal nicht ganz bis zu Ende, aufgeführt. Es fand keinen Beifall, und iſt erſt nach dem Tode des Verfaſſers, und alſo verſchiedene Jahre ſpäter als der deutſche Schatz, im Druck erſchienen. Plautus ſelbſt iſt nicht der erſte Erfinder dieſes ſo glücklichen, und von mehrern mit ſo vieler Nacheiferung bearbeiteten Stoffes geweſen; ſondern Philemon, bei dem es eben die ſimple Aufſchrift hatte, zu der es im Deutſchen wieder zurückgeführt worden. Plautus hatte ſeine ganz eigene Manier in Benennung ſeiner Stücke; und meiſtentheils nahm er ſie von dem allerunerheblichſten Umſtande her. Dieſes z. E. nannte er Trinummus, den Dreiling, weil der Sykophant einen Dreiling für ſeine Mühe bekam.

Zehntes Stück.

Den 2. Juni 1767.

Das Stück des fünften Abends (Dienſtags, den 28. April,) war: das unvermuthete Hinderniß, oder das Hinderniß ohne Hinderniß, vom Deſtouches.

Wenn wir die Annalen des franzöſiſchen Theaters nachſchlagen, ſo finden wir, daß die luſtigſten Stücke dieſes Verfaſſers, gerade den allerwenigſten Beifall gehabt haben. Weder das gegenwärtige, noch der verborgne Schatz, noch das Geſpenſt mit der Trommel, noch der poetiſche Dorfjunker, haben ſich darauf erhalten, und ſind, ſelbſt in ihre Neuheit, nur wenigemal aufgeführt worden. Es beruht ſehr viel auf dem Tone, in welchem ſich ein Dichter ankündigt, oder in welchem er ſeine beſten Werke verfertigt. Man nimmt ſtillſchweigend an, als ob er eine Verbindung dadurch eingehe, ſich von dieſem Tone niemals zu entfernen; und wenn er es thut, dünkt man ſich berechtigt, darüber zu ſtutzen. Man ſucht den Verfaſſer in dem Verfaſſer, und glaubt, etwas Schlechters zu finden, ſobald man nicht das nämliche findet. Destouches hatte in ſeinem verheiratheten Philoſophen, in ſeinem Ruhmredigen, in ſeinem Verſchwender Muſter eines feinern, höhern Komiſchen gegeben, als man vom Moliere, ſelbſt in ſeinen ernſthafteſten Stücken, gewohnt war. Sogleich machten die Kunſtrichter, die ſo gern klaſſificiren, dieſes zu ſeiner eigenthümlichen Sphäre; was bei dem Poeten vielleicht nichts als zufällige Wahl war, erklärten ſie für vorzüglichen Hang und herrſchende Fähigkeit; was er einmal, zweimal nicht gewollt hatte, ſchien er ihnen nicht zu können; und als er es nunmehr wollte, was ſieht Kunſtrichtern ähnlicher, als daß ſie ihm lieber nicht Gerechtigkeit widerfahren ließen, ehe ſie ihr voreiliges Urtheil änderten? Ich will damit nicht ſagen, daß das Niedrigkomiſche des Destouches mit dem Molieriſchen von einerlei Güte ſey. Es iſt wirklich um vieles ſteifer; der witzige Kopf iſt mehr darin zu ſpüren, als der getreue Maler; ſeine Narren ſind ſelten von den behaglichen Narren, wie ſie aus den Händen der Natur kommen, ſondern mehrentheils von der hölzernen Gattung, wie ſie die Kunſt ſchnitzelt, und mit Affectation, mit verfehlter Lebensart, mit Pedanterie überladet; ſein Schulwitz, ſeine Maſuren ſind daher froſtiger als lächerlich. Aber dem ungeachtet, — und nur dieſes wollte ich ſagen, — ſind ſeine luſtigen Stücke am wahren Komiſchen ſo geringhaltig noch nicht, als ſie ein verzärtelter Geſchmack findet; ſie haben Scenen mit unter, die uns aus Herzensgrunde zu lachen machen, und die ihm allein einen anſehnlichen Rang unter den komiſchen Dichtern verſichern könnten.

Hierauf folgte ein neues Luſtſpiel in einem Aufzuge, betitelt: die neue Agneſe.

Madame Gertrude ſpielte vor den Augen der Welt die fromme Spröde; aber insgeheim war ſie die gefällige, feurige Freundin eines gewiſſen Bernard. Wie glücklich, o wie glücklich machſt du mich, Bernard! rief ſie einſt in der Entzückung, und ward von ihrer Tochter behorcht. Morgens darauf fragt das liebe einfältige Mädchen: Aber, Mama, wer iſt denn der Bernard, der die Leute glücklich macht? Die Mutter merkte ſich verrathen, faßte ſich aber geſchwind. Es iſt der Heilige, meine Tochter, den ich mir kürzlich gewählt habe; einer von den größten im Paradieſe. Nicht lange, ſo ward die Tochter mit einem gewiſſen Hilar bekannt. Das gute Kind fand in ſeinem Umgange recht viel Vergnügen; Mama bekömmt Verdacht, Mama beſchleicht das glückliche Paar; und da bekömmt Mama von dem Töchterchen eben ſo ſchöne Seufzer zu hören, als das Töchterchen jüngſt von Mama gehört hatte. Die Mutter ergrimmt, überfällt ſie, tobt. Nun, was denn, liebe Mama? ſagt endlich das ruhige Mädchen. Sie haben ſich den H. Bernard gewählt; und ich, ich mir den H. Hilar. Warum nicht? — Dieſes iſt eines von den lehrreichen Mährchen, mit welchen das weiſe Alter des göttlichen Voltaire die junge Welt beſchenkte. Favart fand es gerade ſo erbaulich, als die Fabel zu einer komiſchen Oper ſeyn muß. Er ſah nichts anſtößiges darin, als die Namen der Heiligen, und dieſem Anſtoße wußte er auszuweichen. Er machte aus Madame Gertrude eine platoniſche Weiſe, eine Anhängerin der Lehre des Gabalis; und der H. Bernard ward zu einem Sylphen, der unter dem Namen und in der Geſtalt eines guten Bekannten die tugendhafte Frau beſuchte. Zum Sylphen ward dann auch Hilar, und ſo weiter. Kurz, es entſtand die Operette: Iſabelle und Gertrude, oder die vermeinten Sylphen, welche die Grundlage zur neuen Agneſe iſt. Man hat die Sitten darin den unſrigen näher zu bringen geſucht; man hat ſich aller Anſtändigkeit befliſſen; das liebe Mädchen iſt von der reizendſten, verehrungswürdigſten Unſchuld; und durch das Ganze ſind eine Menge gute komiſche Einfälle verſtreut, die zum Theil dem deutſchen Verfaſſer eigen ſind. Ich kann mich in die Veränderungen ſelbſt, die er mit ſeiner Urſchrift gemacht, nicht näher einlaſſen; aber Perſonen von Geſchmack, welchen dieſe nicht unbekannt war, wünſchten, daß er die Nachbarin, anſtatt des Vaters, beibehalten hätte. — Die Rolle der Agneſe ſpielte Mademoiſelle Felbrich, ein junges Frauenzimmer, das eine vortreffliche Actrice verſpricht, und daher die beſte Aufmunterung verdient. Alter, Figur, Miene, Stimme, alles kömmt ihr hier zu Statten; und ob ſich, bei dieſen Naturgaben, in einer ſolchen Rolle ſchon vieles von ſelbſt ſpielt: ſo muß man ihr doch auch eine Menge Feinheiten zugeſtehen, die Vorbedacht und Kunſt, aber gerade nicht mehr und nicht weniger verriethen, als ſich an einer Agneſe verrathen darf.

Den ſechſten Abend (Mittwochs, den 29. April) ward die Semiramis des Hrn. von Voltaire aufgeführt.

Dieſes Trauerſpiel ward im Jahre 1748 auf die franzöſiſche Bühne gebracht, erhielt großen Beifall, und macht, in der Geſchichte dieſer Bühne, gewiſſermaßen Epoche. — Nachdem der Hr. von Voltaire ſeine Zaire und Alzire, ſeinen Brutus und Cäſar geliefert hatte, ward er in der Meinung beſtärkt, daß die tragiſchen Dichter ſeiner Nation die alten Griechen in vielen Stücken weit überträfen. Von uns Franzoſen, ſagt er, hätten die Griechen eine geſchicktere Expoſition, und die große Kunſt, die Auftritte untereinander ſo zu verbinden, daß die Scene niemals leer bleibt, und keine Perſon weder ohne Urſache kömmt noch abgeht, lernen können. Von uns, ſagt er, hätten ſie lernen können, wie Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen, in witzigen Antitheſen, mit einander ſprechen; wie der Dichter, mit einer Menge erhabner, glänzender Gedanken, blenden und in Erſtaunen ſetzen müſſe. Von uns hätten ſie lernen können — O freilich; was iſt von den Franzoſen nicht alles zu lernen! Hier und da möchte zwar ein Ausländer, der die Alten auch ein wenig geleſen hat, demüthig um Erlaubniß bitten, anderer Meinung ſeyn zu dürfen. Er möchte vielleicht einwenden, daß alle dieſe Vorzüge der Franzoſen auf das Weſentliche des Trauerſpiels eben keinen großen Einfluß hätten; daß es Schönheiten wären, welche die einfältige Größe der Alten verachtet habe. Doch was hilft es, dem Hrn. von Voltaire etwas einzuwenden? Er ſpricht, und man glaubt. Ein einziges vermißte er bei ſeiner Bühne: daß die großen Meiſterſtücke derſelben nicht mit der Pracht aufgeführt würden, deren doch die Griechen die kleinen Verſuche einer erſt ſich bildenden Kunſt gewürdigt hätten. Das Theater in Paris, ein altes Ballhaus, mit Verzierungen von dem ſchlechteſten Geſchmacke, wo ſich in einem ſchmutzigen Parterre das ſtehende Volk drängt und ſtößt, beleidigte ihn mit Recht; und beſonders beleidigte ihn die barbariſche Gewohnheit, die Zuſchauer auf der Bühne zu dulden, wo ſie den Acteurs kaum ſo viel Platz laſſen, als zu ihren nothwendigſten Bewegungen erforderlich iſt. Er war überzeugt, daß bloß dieſer Uebelſtand Frankreich um vieles gebracht habe, was man, bei einem freiern, zu Handlungen bequemern und prächtigern Theater, ohne Zweifel gewagt hätte. Und eine Probe hiervon zu geben, verfertigte er ſeine Semiramis.

Eine Königin, welche die Stände ihres Reichs verſammelt, um ihnen ihre Vermählung zu eröffnen; ein Geſpenſt, das aus ſeiner Gruft ſteigt, um Blutſchande zu verhindern, und ſich an ſeinem Mörder zu rächen; dieſe Gruft, in die ein Narr hereingeht, um als ein Verbrecher wieder herauszukommen: das alles war in der That für die Franzoſen etwas ganz Neues. Es macht ſo viel Lärmen auf der Bühne, es erfordert ſo viel Pomp und Verwandlung, als man nur immer in einer Oper gewohnt iſt. Der Dichter glaubte das Muſter zu einer ganz beſondern Gattung gegeben zu haben; und ob er es ſchon nicht für die franzöſiſche Bühne, ſo wie ſie war, ſondern ſo wie er ſie wünſchte, gemacht hatte: ſo ward es dennoch auf derſelben, vor der Hand, ſo gut geſpielt, als es ſich ungefähr ſpielen ließ. Bei der erſten Vorſtellung ſaßen die Zuſchauer noch mit auf dem Theater; und ich hätte wohl ein altväteriſches Geſpenſt in einem ſo galanten Zirkel mögen erſcheinen ſehen. Erſt bei den folgenden Vorſtellungen ward dieſer Unſchicklichkeit abgeholfen; die Acteurs machten ſich ihre Bühne frei; und was damals nur eine Ausnahme, zum Beſten eines ſo außerordentlichen Stückes, war, iſt nach der Zeit die beſtändige Einrichtung geworden. Aber vornehmlich nur für die Bühne in Paris; für die, wie geſagt, Semiramis in dieſem Stücke Epoche macht. In den Provinzen bleibt man noch häufig bei der alten Mode, und will lieber aller Illuſion, als dem Vorrechte entſagen, den Zairen und Meropen auf die Schleppe treten zu können.

Eilftes Stück.

Den 5. Juni 1767.

Die Erſcheinung eines Geiſtes war in einem franzöſiſchen Trauerſpiele eine ſo kühne Neuheit, und der Dichter, der ſie wagte, rechtfertigt ſie mit ſo eignen Gründen, daß es ſich der Mühe lohnt, einen Augenblick dabei zu verweilen.

„Man ſchrie und ſchrieb von allen Seiten, ſagt der Herr von Voltaire, daß man an Geſpenſter nicht mehr glaube, und daß die Erſcheinung der Todten, in den Augen einer erleuchteten Nation, nicht anders als kindiſch ſeyn könne. Wie? verſetzt er dagegen; das ganze Alterthum hätte dieſe Wunder geglaubt, und es ſollte nicht vergönnt ſeyn, ſich nach dem Alterthume zu richten? Wie? unſere Religion hätte dergleichen außerordentliche Fügungen der Vorſicht geheiligt und es ſollte lächerlich ſeyn, ſie zu erneuern?“

Dieſe Ausrufungen, dünkt mich, ſind rhetoriſcher, als gründlich. Vor allen Dingen wünſchte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu laſſen. In Dingen des Geſchmacks und der Kritik ſind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, ſeinen Gegner zum Stillſchweigen zu bringen, aber nicht ſo recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion, als Religion, muß hier nichts entſcheiden ſollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andere Zeugniſſe des Alterthums gelten. Und ſonach hätten wir es auch hier nur mit dem Alterthume zu thun.

Sehr wohl; das ganze Alterthum hat Geſpenſter geglaubt. Die dramatiſchen Dichter des Alterthums hatten alſo Recht, dieſen Glauben zu nutzen; wenn wir bei einem von ihnen wiederkommende Todte aufgeführt finden, ſo wäre es unbillig, ihm nach unſern beſſern Einſichten den Prozeß zu machen. Aber hat darum der neue, dieſe unſere beſſere Einſichten theilende dramatiſche Dichter die nämliche Befugniß? Gewiß nicht. — Aber wenn er ſeine Geſchichte in jene leichtgläubigere Zeiten zurücklegt? Auch alsdann nicht. Denn der dramatiſche Dichter iſt kein Geſchichtſchreiber; er erzählt nicht, was man ehedem geglaubt, daß es geſchehen, ſondern er läßt es vor unſern Augen nochmals geſchehen; und läßt es nochmals geſchehen, nicht der bloßen hiſtoriſchen Wahrheit wegen, ſondern in einer ganz andern und höhern Abſicht; die hiſtoriſche Wahrheit iſt nicht ſein Zweck, ſondern nur das Mittel zu ſeinem Zwecke; er will uns täuſchen, und durch die Täuſchung rühren. Wenn es alſo wahr iſt, daß wir jetzt keine Geſpenſter mehr glauben; wenn dieſes Nichtglauben die Täuſchung nothwendig verhindern müßte, wenn ohne Täuſchung wir unmöglich ſympathiſiren können: ſo handelt jetzt der dramatiſche Dichter wider ſich ſelbſt, wenn er uns dem ungeachtet ſolche unglaubliche Mährchen ausſtaffirt; alle Kunſt, die er dabei anwendet, iſt verloren.

Folglich? Folglich iſt es durchaus nicht erlaubt, Geſpenſter und Erſcheinungen auf die Bühne zu bringen? Folglich iſt dieſe Quelle des Schrecklichen und Pathetiſchen für uns vertrocknet? Nein; dieſer Verluſt wäre für die Poeſie zu groß; und hat ſie nicht Beiſpiele für ſich, wo das Genie aller unſerer Philoſophie trotzt, und Dinge, die der kalten Vernunft ſehr ſpöttiſch vorkommen, unſerer Einbildung ſehr fürchterlich zu machen weiß? Die Folge muß daher anders fallen; und die Vorausſetzung wird nur falſch ſeyn. Wir glauben keine Geſpenſter mehr? Wer ſagt das? Oder vielmehr, was heißt das? Heißt es ſo viel: wir ſind endlich in unſern Einſichten ſo weit gekommen, daß wir die Unmöglichkeit davon erweiſen können; gewiſſe unumſtößliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Geſpenſter im Widerſpruche ſtehen, ſind ſo allgemein bekannt worden, ſind auch dem gemeinſten Manne immer und beſtändig ſo gegenwärtig, daß ihm Alles, was damit ſtreitet, nothwendig lächerlich und abgeſchmackt vorkommen muß? Das kann es nicht heißen. Wir glauben jetzt keine Geſpenſter, kann alſo nur ſo viel heißen: in dieſer Sache, über die ſich faſt eben ſo viel dafür als darwider ſagen läßt, die nicht entſchieden iſt, und nicht entſchieden werden kann, hat die gegenwärtig herrſchende Art zu denken den Gründen darwider das Uebergewicht gegeben; einige wenige haben dieſe Art zu denken, und viele wollen ſie zu haben ſcheinen; dieſe machen das Geſchrei und geben den Ton; der größte Haufe ſchweigt und verhält ſich gleichgültig, und denkt bald ſo, bald anders, hört beim hellen Tage mit Vergnügen über die Geſpenſter ſpotten, und bei dunkler Nacht mit Grauſen davon erzählen.

Aber in dieſem Verſtande keine Geſpenſter glauben, kann und darf den dramatiſchen Dichter im geringſten nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen. Der Same, ſie zu glauben, liegt in uns allen, und in denen am häufigſten, für die er vornehmlich dichtet. Es kömmt nur auf ſeine Kunſt an, dieſen Samen zum Keimen zu bringen; nur auf gewiſſe Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geſchwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er dieſe in ſeiner Gewalt, ſo mögen wir in gemeinem Leben glauben, was wir wollen; im Theater müſſen wir glauben, was Er will.

So ein Dichter iſt Shakeſpeare, und Shakeſpeare faſt einzig und allein. Vor ſeinem Geſpenſte im Hamlet richten ſich die Haare zu Berge, ſie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. Der Herr von Voltaire that gar nicht wohl, ſich auf dieſes Geſpenſt zu berufen; es macht ihn und ſeinen Geiſt des Ninus — lächerlich.

Shakeſpeares Geſpenſt kömmt wirklich aus jener Welt; ſo dünkt uns. Denn es kömmt zu der feierlichen Stunde, in der ſchaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düſtern, geheimnißvollen Nebenbegriffe, wann und mit welchen wir, von der Amme an, Geſpenſter zu erwarten und zu denken gewohnt ſind. Aber Voltaires Geiſt iſt auch nicht einmal zum Popanze gut, Kinder damit zu ſchrecken; es iſt der bloße verkleidete Comödiant, der nichts hat, nichts ſagt, nichts thut, was es wahrſcheinlich machen könnte, er wäre das, wofür er ſich ausgiebt; alle Umſtände vielmehr, unter welchen er erſcheint, ſtören den Betrug, und verrathen das Geſchöpf eines kalten Dichters, der uns gern täuſchen und ſchrecken möchte, ohne daß er weiß, wie er es anfangen ſoll. Man überlege auch nur dieſes einzige: am hellen Tage, mitten in der Verſammlung der Stände des Reichs, von einem Donnerſchlage angekündigt, tritt das Voltairiſche Geſpenſt aus ſeiner Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört, daß Geſpenſter ſo dreiſt ſind? Welche alte Frau hätte ihm nicht ſagen können, daß die Geſpenſter das Sonnenlicht ſcheuen, und große Geſellſchaften gar nicht gern beſuchten? Doch Voltaire wußte zuverläſſig das auch; aber er war zu furchtſam, zu ekel dieſe gemeinen Umſtände zu nutzen; er wollte uns einen Geiſt zeigen, aber es ſollte ein Geiſt von einer edlern Art ſeyn; und durch dieſe edlere Art verdarb er alles. Das Geſpenſt, das ſich Dinge herausnimmt, die wider alles Herkommen, wider alle gute Sitten unter den Geſpenſtern ſind, dünkt mich kein rechtes Geſpenſt zu ſeyn; und alles, was die Illuſion hier nicht befördert, ſtört die Illuſion.

Wenn Voltaire einiges Augenmerk auf die Pantomime genommen hätte, ſo würde er auch von einer andern Seite die Unſchicklichkeit empfunden haben, ein Geſpenſt vor den Augen einer großen Menge erſcheinen zu laſſen. Alle müſſen auf einmal, bei Erblickung deſſelben, Furcht und Entſetzen äußern; alle müſſen es auf verſchiedene Art äußern, wenn der Anblick nicht die froſtige Symmetrie eines Ballets haben ſoll. Nun richte man einmal eine Heerde dumme Statiſten dazu ab; und wenn man ſie auf das glücklichſte abgerichtet hat, ſo bedenke man, wie ſehr dieſer vielfache Ausdruck des nämlichen Affects die Aufmerkſamkeit theilen, und von den Hauptperſonen abziehen muß. Wenn dieſe den rechten Eindruck auf uns machen ſollen, ſo müſſen wir ſie nicht allein ſehen können, ſondern es iſt auch gut, wenn wir ſonſt nichts ſehen, als ſie. Beim Shakeſpeare iſt es der einzige Hamlet, mit dem ſich das Geſpenſt einläßt; in der Scene, wo die Mutter dabei iſt, wird es von der Mutter weder geſehen noch gehört. Alle unſere Beobachtung geht alſo auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauder und Schrecken zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, deſto bereitwilliger ſind wir, die Erſcheinung, welche dieſe Zerrüttung in ihm verurſacht, für eben das zu halten, wofür er ſie hält. Das Geſpenſt wirkt auf uns, mehr durch ihn, als durch ſich ſelbſt. Der Eindruck, den es auf ihn macht, geht in uns über, und die Wirkung iſt zu augenſcheinlich und zu ſtark, als daß wir an der außerordentlichen Urſache zweifeln ſollten. Wie wenig hat Voltaire auch dieſen Kunſtgriff verſtanden! Es erſchrecken über ſeinen Geiſt viele; aber nicht viel. Semiramis ruft einmal: Himmel! ich ſterbe! und die andern machen nicht mehr Umſtände mit ihm, als man ungefähr mit einem weit entfernt geglaubten Freunde machen würde, der auf einmal ins Zimmer tritt.

Zwölftes Stück.

Den 9. Juni 1767.

Ich bemerke noch einen Unterſchied, der ſich zwiſchen den Geſpenſtern des engliſchen und franzöſiſchen Dichters findet. Voltaires Geſpenſt iſt nichts als eine poetiſche Maſchine, die nur des Knotens wegen da iſt; es intereſſirt uns für ſich ſelbſt nicht im geringſten. Shakeſpeares Geſpenſt hingegen iſt eine wirklich handelnde Perſon, an deſſen Schickſale wir Antheil nehmen; es erweckt Schauder, aber auch Mitleid.

Dieſer Unterſchied entſprang, ohne Zweifel, aus der verſchiedenen Denkungsart beider Dichter von den Geſpenſtern überhaupt. Voltaire betrachtet die Erſcheinung eines Verſtorbenen als ein Wunder; Shakeſpeare als eine ganz natürliche Begebenheit. Wer von beiden philoſophiſcher denkt, dürfte keine Frage ſeyn; aber Shakeſpeare dachte poetiſcher. Der Geiſt des Ninus kam bei Voltairen, als ein Weſen, das noch jenſeit dem Grabe angenehmer und unangenehmer Empfindungen fähig iſt, mit welchem wir alſo Mitleiden haben können, in keine Betrachtung. Er wollte bloß damit lehren, daß die höchſte Macht, um verborgene Verbrechen ans Licht zu bringen und zu beſtrafen, auch wohl eine Ausnahme von ihren ewigen Geſetzen mache.

Ich will nicht ſagen, daß es ein Fehler iſt, wenn der dramatiſche Dichter ſeine Fabel ſo einrichtet, daß ſie zur Erläuterung oder Beſtätigung irgend einer großen moraliſchen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf ſagen, daß dieſe Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig iſt; daß es ſehr lehrreiche vollkommene Stücke geben kann, die auf keine ſolche einzelne Maxime abzwecken; daß man Unrecht thut, den letzten Sittenſpruch, den man zum Schluſſe verſchiedener Trauerſpiele der Alten findet, ſo anzuſehen, als ob das Ganze bloß um ſeinetwillen da wäre.

Wenn daher die Semiramis des Herrn von Voltaire weiter kein Verdienſt hätte, als dieſes, worauf er ſich ſo viel zu gute thut, daß man nämlich daraus die höchſte Gerechtigkeit verehren lerne, die, außerordentliche Laſterthaten zu ſtrafen, außerordentliche Wege wähle: ſo würde Semiramis in meinen Augen nur ein ſehr mittelmäßiges Stück ſeyn. Beſonders da dieſe Moral ſelbſt nicht eben die erbaulichſte iſt. Denn es iſt unſtreitig dem weiſeſten Weſen weit anſtändiger, wenn es dieſer außerordentlichen Wege nicht bedarf, und wir uns die Beſtrafung des Guten und Böſen in die ordentliche Kette der Dinge von ihm mit eingeflochten denken.

Doch ich will mich bei dem Stücke nicht länger verweilen, um noch ein Wort von der Art zu ſagen, wie es hier aufgeführt worden. Man hat alle Urſache, damit zufrieden zu ſeyn. Die Bühne iſt geräumig genug, die Menge von Perſonen ohne Verwirrung zu faſſen, die der Dichter in verſchiedenen Scenen auftreten läßt. Die Verzierungen ſind neu, von dem beſten Geſchmacke, und ſammeln den ſo oft abwechſelnden Ort ſo gut als möglich in Einen.

Den ſiebenten Abend (Donnerſtags, den 30. April) ward der verheirathete Philoſoph, vom Deſtouches, geſpielt.

Dieſes Luſtſpiel kam im Jahr 1727 zuerſt auf die franzöſiſche Bühne, und fand ſo allgemeinen Beifall, daß es in Jahr und Tag ſechsunddreißigmal aufgeführt ward. Die deutſche Ueberſetzung iſt nicht die proſaiſche aus den zu Berlin überſetzten ſämmtlichen Werken des Deſtouches; ſondern eine in Verſen, an der mehrere Hände geflickt und gebeſſert haben. Sie hat wirklich viel glückliche Verſe, aber auch viel harte und unnatürliche Stellen. Es iſt unbeſchreiblich, wie ſchwer dergleichen Stellen dem Schauſpieler das Agiren machen; und doch werden wenig franzöſiſche Stücke ſeyn, die auf irgend einem deutſchen Theater jemals beſſer ausgefallen wären, als dieſes auf unſerm. Die Rollen ſind alle auf das ſchicklichſte beſetzt, und beſonders ſpielt Madame Löwen die launigte Celiante als eine Meiſterin, und Herr Ackermann den Geront unverbeſſerlich. Ich kann es überhoben ſeyn, von dem Stücke ſelbſt zu reden. Es iſt zu bekannt, und gehört unſtreitig unter die Meiſterſtücke der franzöſiſchen Bühne, die man auch unter uns immer mit Vergnügen ſehen wird.

Das Stück des achten Abends (Freitags, den 1. Mai) war das Kaffeehaus, oder die Schottländerin des Herrn von Voltaire.

Es ließe ſich eine lange Geſchichte von dieſem Luſtſpiele machen. Sein Verfaſſer ſchickte es als eine Ueberſetzung aus dem Engliſchen des Hume, nicht des Geſchichtſchreibers und Philoſophen, ſondern eines andern dieſes Namens, der ſich durch das Trauerſpiel: Douglas, bekannt gemacht hat, in die Welt. Es hat in einigen Charakteren mit der Kaffeeſchenke des Goldoni etwas Aehnliches; beſonders ſcheint der Don Marzio des Goldoni das Urbild des Frelon geweſen zu ſeyn. Was aber dort blos ein bösartiger Kerl iſt, iſt hier zugleich ein elender Scribent, den er Frelon nannte, damit die Ausleger deſto geſchwinder auf ſeinen geſchwornen Feind, den Journaliſten Freron, fallen möchten. Dieſen wollte er damit zu Boden ſchlagen, und ohne Zweifel hat er ihm einen empfindlichen Streich verſetzt. Wir Ausländer, die wir an den hämiſchen Neckereien der franzöſiſchen Gelehrten unter ſich keinen Antheil nehmen, ſehen über die Perſönlichkeiten dieſes Stücks weg, und finden in dem Frelon nichts als die getreue Schilderung einer Art von Leuten, die auch bei uns nicht fremd iſt. Wir haben unſere Frelons ſo gut, wie die Franzoſen und Engländer, nur daß ſie bei uns weniger Aufſehen machen, weil uns unſere Literatur überhaupt gleichgültiger iſt. Fiele das Treffende dieſes Charakters aber auch gänzlich in Deutſchland weg, ſo hat das Stück doch, noch außer ihm, Intereſſe genug, und der ehrliche Freeport allein könnte es in unſrer Gunſt erhalten. Wir lieben ſeine plumpe Edelmüthigkeit, und die Engländer ſelbſt haben ſich dadurch geſchmeichelt gefunden.

Denn nur ſeinetwegen haben ſie erſt kürzlich den ganzen Stamm auf den Grund wirklich verpflanzt, auf welchem er ſich gewachſen zu ſeyn rühmte. Colman, unſtreitig jetzt ihr beſter komiſcher Dichter, hat die Schottländerin, unter dem Titel des engliſchen Kaufmanns, überſetzt, und ihr vollends alle das nationale Colorit gegeben, das ihr in dem Originale noch mangelte. So ſehr der Herr von Voltaire die engliſchen Sitten auch kennen will, ſo hatte er doch häufig dagegen verſtoßen; z. E. darin, daß er ſeine Lindane auf einem Kaffeehauſe wohnen läßt. Colman miethet ſie dafür bei einer ehrlichen Frau ein, die möblirte Zimmer hält, und dieſe Frau iſt weit anſtändiger die Freundin und Wohlthäterin der jungen verlaſſenen Schöne, als Fabriz. Auch die Charaktere hat Colman für den engliſchen Geſchmack kräftiger zu machen geſucht. Lady Alton iſt nicht bloß eine eiferſüchtige Furie; ſie will ein Frauenzimmer von Genie, von Geſchmack und Gelehrſamkeit ſeyn, und giebt ſich das Anſehen einer Schutzgöttin der Literatur. Hierdurch glaubte er die Verbindung wahrſcheinlicher zu machen, in der ſie mit dem elenden Frelon ſteht, den er Spatter nennt. Freeport vornehmlich hat eine weitere Sphäre von Thätigkeit bekommen, und er nimmt ſich des Vaters der Lindane eben ſo eifrig an, als der Lindane ſelbſt. Was im Franzöſiſchen der Lord Falbridge zu deſſen Begnadigung thut, thut im Engliſchen Freeport, und er iſt es allein, der alles zu einem glücklichen Ende bringt.

Die engliſchen Kunſtrichter haben in Colmans Umarbeitung die Geſinnungen durchaus vortrefflich, den Dialog fein und lebhaft, und die Charaktere ſehr wohl ausgeführt gefunden. Aber doch ziehen ſie ihr Colmans übrige Stücke weit vor, von welchen man die eiferſüchtige Ehefrau auf dem Ackermanniſchen Theater ehedem hier geſehen, und nach der diejenigen, die ſich ihrer erinnern, ungefähr urtheilen können. Der engliſche Kaufmann hat ihnen nicht Handlung genug; die Neugierde wird ihnen nicht genug darin genährt; die ganze Verwicklung iſt in dem erſten Acte ſichtbar. Hiernächſt hat er ihnen zu viel Aehnlichkeit mit andern Stücken, und den beſten Situationen fehlt die Neuheit. Freeport, meinen ſie, hätte nicht den geringſten Funken von Liebe gegen die Lindane empfinden müſſen; ſeine gute That verliere dadurch alles Verdienſt u. ſ. w.

Es iſt an dieſer Kritik manches nicht ganz ungegründet; indeß ſind wir Deutſchen es ſehr wohl zufrieden, daß die Handlung nicht reicher und verwickelter iſt. Die engliſche Manier in dieſem Punkte zerſtreut und ermüdet uns; wir lieben einen einfältigen Plan, der ſich auf einmal überſehen läßt. So wie die Engländer die franzöſiſchen Stücke mit Epiſoden erſt vollpfropfen müſſen, wenn ſie auf ihrer Bühne gefallen ſollen; ſo müßten wir die engliſchen Stücke von ihren Epiſoden erſt entladen, wenn wir unſere Bühne glücklich damit bereichern wollten. Ihre beſten Luſtſpiele eines Congreve und Wycherley würden uns, ohne dieſen Aushau des allzu wollüſtigen Wuchſes, unausſtehlich ſeyn. Mit ihren Tragödien werden wir noch eher fertig; dieſe ſind zum Theil bei weitem ſo verworren nicht, als ihre Komödien, und verſchiedene haben, ohne die geringſte Veränderung, bei uns Glück gemacht, welches ich von keiner einzigen ihrer Komödien zu ſagen wüßte.

Auch die Italiener haben eine Ueberſetzung von der Schottländerin, die in dem erſten Theile der theatraliſchen Bibliothek des Diodati ſteht. Sie folgt dem Originale Schritt vor Schritt, ſo wie die deutſche; nur eine Scene zum Schluſſe hat ihr der Italiener mehr gegeben. Voltaire ſagte, Frelon werde in der engliſchen Urſchrift am Ende beſtraft; aber ſo verdient dieſe Beſtrafung ſey, ſo habe ſie ihm doch dem Hauptintereſſe zu ſchaden geſchienen, er habe ſie alſo weggelaſſen. Dem Italiener dünkte dieſe Entſchuldigung nicht hinlänglich, und er ergänzte die Beſtrafung des Frelon aus ſeinem Kopfe; denn die Italiener ſind große Liebhaber der poetiſchen Gerechtigkeit.

Dreizehntes Stück.

Den 12. Juni 1767.

Den neunten Abend (Montags, den 4. Mai) ſollte Cenie geſpielt werden. Es wurden aber auf einmal mehr als die Hälfte der Schauſpieler, durch einen epidemiſchen Zufall, außer Stand geſetzt zu agiren; und man mußte ſich ſo gut zu helfen ſuchen, als möglich. Man wiederholte die neue Agneſe, und gab das Singſpiel: die Gouvernante.

Den zehnten Abend (Dienſtags, den 5. Mai) ward der poetiſche Dorfjunker, vom Deſtouches, aufgeführt.

Dieſes Stück hat im Franzöſiſchen drei Aufzüge, und in der Ueberſetzung fünf. Ohne dieſe Verbeſſerung war es nicht werth, in die deutſche Schaubühne des weiland berühmten Herrn Profeſſor Gottſcheds aufgenommen zu werden, und ſeine gelehrte Freundin, die Ueberſetzerin, war eine viel zu brave Ehefrau, als daß ſie ſich nicht den kritiſchen Ausſprüchen ihres Gemahls blindlings hätte unterwerfen ſollen. Was koſtet es denn nun auch für große Mühe, aus drei Aufzügen fünf zu machen? Man läßt in einem andern Zimmer einmal Kaffee trinken; man ſchlägt einen Spaziergang im Garten vor; und wenn Noth an den Mann geht, ſo kann ja auch der Lichtputzer herauskommen und ſagen: Meine Damen und Herren, treten ſie ein wenig ab; die Zwiſchenakte ſind des Putzens wegen erfunden, und was hilft ihr Spielen, wenn das Parterre nicht ſehen kann? — Die Ueberſetzung ſelbſt iſt ſonſt nicht ſchlecht, und beſonders ſind der Frau Profeſſorin die Knittelverſe des Maſuren, wie billig, ſehr wohl gelungen. Ob ſie überall eben ſo glücklich geweſen, wo ſie den Einfällen ihres Originals eine andere Wendung geben zu müſſen geglaubt, würde ſich aus der Vergleichung zeigen. Eine Verbeſſerung dieſer Art, mit der es die liebe Frau recht herrlich gut armirt hatte, habe ich dem ungeachtet aufmuntern hören. In der Scene, wo Henriette die alberne Dirne ſpielt, läßt Deſtouches den Majoren zu ihr ſagen: „Sie ſetzen mich in Erſtaunen, Mademoiſelle; ich habe Sie für eine Virtuoſin gehalten. O pfui! erwiedert Henriette; wofür haben Sie mich gehalten? Ich bin ein ehrliches Mädchen, daß Sie es nur wiſſen. Aber man kann ja, fällt ihr Majoren ein, beides wohl zugleich, ein ehrliches Mädchen und eine Virtuoſin, ſeyn. Nein, ſagt Henriette; ich behaupte, daß man das nicht zugleich ſeyn kann. Ich eine Virtuoſin!" Man erinnere ſich, was Madame Gottſched, anſtatt des Worts, Virtuoſin, geſetzt hat: ein Wunder. Kein Wunder! ſagte man, daß ſie das that. Sie fühlte ſich auch ſo etwas von einer Virtuoſin zu ſeyn, und ward über den vermeinten Stich böſe. Aber ſie hätte nicht böſe werden ſollen, und was die witzige und gelehrte Henriette, in der Perſon einer dummen Figur, ſagt, hätte die Frau Profeſſorin immer, ohne Mundſpitzen, nachſagen können. Doch vielleicht war ihr nur das fremde Wort, Virtuoſin, anſtößig; Wunder iſt deutſcher; zudem giebt es unter unſern Schönen funfzig Wunder gegen eine Virtuoſin; die Frau wollte rein und verſtändlich überſetzen; ſie hatte ſehr recht.

Den Beſchluß dieſes Abends machte die ſtumme Schönheit von Schlegel.

Schlegel hatte dieſes kleine Stück für das neuerrichtete Kopenhagen'ſche Theater geſchrieben, um auf demſelben in einer däniſchen Ueberſetzung aufgeführt zu werden. Die Sitten darin ſind daher auch wirklich däniſcher, als deutſch. Dem ungeachtet iſt es unſtreitig unſer beſtes komiſches Original, das in Verſen geſchrieben iſt. Schlegel hatte überall eine eben ſo fließende als zierliche Verſifikation, und es war ein Glück für ſeine Nachfolger, daß er ſeine größern Komödien nicht auch in Verſen ſchrieb. Er hätte ihnen leicht das Publicum verwöhnen können, und ſo würden ſie nicht allein ſeine Lehre, ſondern auch ſein Beiſpiel wider ſich gehabt haben. Er hatte ſich ehedem der gereimten Komödie ſehr lebhaft angenommen; und je glücklicher er die Schwierigkeiten derſelben überſtiegen hätte, deſto unwiderleglicher würden ſeine Gründe geſchienen haben. Doch, als er ſelbſt Hand an das Werk legte, fand er ohne Zweifel, wie unſägliche Mühe es koſte, nur einen Theil derſelben zu überſteigen, und wie wenig das Vergnügen, welches aus dieſen überſtiegenen Schwierigkeiten entſteht, für die Menge kleiner Schönheiten, die man ihnen aufopfern müſſe, ſchadlos halte. Die Franzoſen waren ehedem ſo ekel, daß man ihnen die proſaiſchen Stücke des Moliere, nach ſeinem Tode, in Verſe bringen mußte; und noch jetzt hören ſie ein proſaiſches Luſtſpiel als ein Ding an, das ein jeder von ihnen machen könne. Den Engländer hingegen würde eine gereimte Komödie aus dem Theater jagen. Nur die Deutſchen ſind auch hierin, ſoll ich ſagen billiger, oder gleichgültiger? Sie nehmen an, was ihnen der Dichter vorſetzt. Was wäre es auch, wenn ſie jetzt ſchon wählen und ausmuſtern wollten?

Die Rolle der ſtummen Schöne hat ihre Bedenklichkeiten. Eine ſtumme Schöne, ſagt man, iſt nicht nothwendig eine dumme, und die Schauſpielerin hat Unrecht, die eine alberne plumpe Dirne daraus macht. Aber Schlegels ſtumme Schönheit iſt allerdings dumm zugleich; denn daß ſie nichts ſpricht, kömmt daher, weil ſie nichts denkt. Das Feine dabei würde alſo dieſes ſeyn, daß man ſie überall, wo ſie, um artig zu ſcheinen, denken müßte, unartig machte, dabei aber ihr alle die Artigkeiten ließe, die bloß mechaniſch ſind, und die ſie, ohne viel zu denken, haben könnte. Ihr Gang z. E. ihre Verbeugungen brauchen gar nicht bäuriſch zu ſeyn; ſie können ſo gut und zierlich ſeyn, als ſie nur immer ein Tanzmeiſter lehren kann; denn warum ſollte ſie von ihrem Tanzmeiſter nichts gelernt haben, da ſie ſogar Quadrille gelernt hat? Und ſie muß Quadrille nicht ſchlecht ſpielen; denn ſie rechnet feſt darauf, dem Papa das Geld abzugewinnen. Auch ihre Kleidung muß weder altväteriſch, noch ſchlampicht ſeyn; denn Frau Praatgern ſagt ausdrücklich:

„Biſt du vielleicht nicht wohl gekleidet? — Laß doch ſehn!
„Nun! — dreh dich um! — das iſt ja gut, und ſitzt galant.
„Was ſagt denn der Phantaſt, dir fehle der Verſtand?

In dieſer Muſterung der Frau Praatgern überhaupt hat der Dichter deutlich genug bemerkt, wie er das Aeußerliche ſeiner ſtummen Schöne zu ſeyn wünſche. Gleichfalls ſchön nur nicht reizend.

„Laß ſehn, wie trägſt du dich? — Den Kopf nicht ſo zurücke!

Dummheit ohne Erziehung hält den Kopf mehr vorwärts, als zurück; ihn zurück halten, lehrt der Tanzmeiſter; man muß alſo Charlotten den Tanzmeiſter anſehen, und je mehr, je beſſer; denn das ſchadet ihrer Stummheit nichts, vielmehr ſind die zierlich ſteifen Tanzmeiſtermanieren gerade die, welche der ſtummen Schönheit am meiſten entſprechen; ſie zeigen die Schönheit in ihrem beſten Vortheile, nur daß ſie ihr das Leben nehmen.

„Wer fragt: hat ſie Verſtand? der ſieht nur ihre Blicke.

Recht wohl, wenn man eine Schauſpielerin mit großen ſchönen Augen zu dieſer Rolle hat. Nur müſſen ſich dieſe ſchöne Augen wenig oder gar nicht regen; ihre Blicke müſſen langſam und ſtier ſeyn; ſie müſſen uns, mit ihrem unbeweglichen Brennpunkte, in Flammen ſetzen wollen, aber nichts ſagen.

„Geh doch einmal herum. — Gut! hieher! — Neige dich!
„Da haben wir's, das fehlt. Nein, ſieh! So neigt man ſich.

Dieſe Zeilen verſteht man ganz falſch, wenn man Charlotten eine bäuriſche Neige, einen dummen Knix machen läßt. Ihre Verbeugung muß wohl gelernt ſeyn, und wie geſagt, ihrem Tanzmeiſter keine Schande machen. Frau Praatgern muß ſie nur noch nicht affectirt genug finden. Charlotte verbeugt ſich und Frau Praatgern will, ſie ſoll ſich dabei zieren. Das iſt der ganze Unterſchied, und Madame Löwen bemerkte ihn ſehr wohl, ob ich gleich nicht glaube, daß die Praatgern ſonſt eine Rolle für ſie iſt. Sie kann die feine Frau zu wenig verbergen, und gewiſſen Geſichtern wollen nichtswürdige Handlungen, dergleichen die Vertauſchung einer Tochter iſt, durchaus nicht laſſen.

Den eilften Abend (Mittwochs, den 6. Mai) ward Miß Sara Sampſon aufgeführt.

Man kann von der Kunſt nichts mehr verlangen, als was Madame Henſeln in der Rolle der Sara leiſtet, und das Stück ward überhaupt ſehr gut geſpielt. Es iſt ein wenig zu lang, und man verkürzt es daher auf den meiſten Theatern. Ob der Verfaſſer mit allen dieſen Verkürzungen ſo recht zufrieden iſt, daran zweifle ich faſt. Man weiß ja, wie die Autoren ſind, wenn man ihnen auch nur einen Niednagel nehmen will, ſo ſchreien ſie gleich: Ihr kommt mir ans Leben! Freilich iſt der übermäßigen Länge eines Stücks, durch das bloße Weglaſſen, nur übel abgeholfen, und ich begreife nicht, wie man eine Scene verkürzen kann, ohne die ganze Folge des Dialogs zu ändern. Aber wenn dem Verfaſſer die fremden Verkürzungen nicht anſtehen, ſo mache er ſelbſt welche, falls es ihm der Mühe werth dünkt, und er nicht von denjenigen iſt, die Kinder in die Welt ſetzen, und auf ewig die Hand von ihnen abziehen.

Madame Henſeln ſtarb ungemein anſtändig; in der maleriſchſten Stellung; und beſonders hat mich ein Zug außerordentlich überraſcht. Es iſt eine Bemerkung an

Sterbenden, daß ſie mit den Fingern an ihren Kleidern oder Betten zu rupfen anfangen. Dieſe Bemerkung machte ſie ſich auf die glücklichſte Art zu Nutze; in dem Augenblicke, da die Seele von ihr wich, äußerte ſich auf einmal, aber nur in den Fingern des erſtarrten Armes, ein gelinder Spasmus; ſie kniff den Rock, der um ein weniges erhoben ward und gleich wieder ſank: das letzte Aufflattern eines verlöſchenden Lichts; der jüngſte Strahl einer untergehenden Sonne. — Wer dieſe Feinheit in meiner Beſchreibung nicht ſchön findet, der ſchiebe die Schuld auf meine Beſchreibung: aber er ſehe ſie einmal!

Vierzehntes Stück.

Den 16. Junii 1767.

Das bürgerliche Trauerſpiel hat an dem franzöſiſchen Kunſtrichter, welcher die Sara ſeiner Nation bekannt gemacht,[1] einen ſehr gründlichen Vertheidiger gefunden. Die Franzoſen billigen ſonſt ſelten etwas, wovon ſie kein Muſter unter ſich ſelbſt haben.

Die Namen von Fürſten und Helden können einem Stücke Pomp und Majeſtät geben; aber zur Rührung tragen ſie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umſtände den unſrigen am nächſten kommen, muß natürlicher Weiſe am tiefſten in unſre Seele dringen; und wenn wir mit Königen Mitleiden haben, ſo haben wir es mit ihnen als mit Menſchen, und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand ſchon öfters ihre Unfälle wichtiger, ſo macht er ſie darum nicht intereſſanter. Immerhin mögen ganze Völker darein verwickelt werden; unſere Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenſtand, und ein Staat iſt ein viel zu abſtrakter Begriff für unſere Empfindungen.

„Man thut dem menſchlichen Herzen Unrecht, ſagt auch Marmontel, man verkennt die Natur, wenn man glaubt, daß ſie Titel bedürfe, uns zu bewegen und zu rühren. Die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, des Geliebten, des Gatten, des Sohnes, der Mutter, des Menſchen überhaupt: dieſe ſind pathetiſcher, als alles; dieſe behaupten ihre Rechte immer und ewig. Was liegt daran, welches der Rang, der Geſchlechtsname, die Geburt des Unglücklichen iſt, den ſeine Gefälligkeit gegen unwürdige Freunde, und das verführeriſche Beiſpiel, ins Spiel verſtrickt, der ſeinen Wohlſtand und ſeine Ehre darüber zu Grunde gerichtet, und nun im Gefängniſſe ſeufzet, von Scham und Reue zerriſſen? Wenn man fragt, wer er iſt; ſo antworte ich: er war ein ehrlicher Mann, und zu ſeiner Marter iſt er Gemahl und Vater; ſeine Gattin, die er liebt und von der er geliebt wird, ſchmachtet in der äußerſten Bedürfniß, und kann ihren Kindern, welche Brod verlangen, nichts als Thränen geben. Man zeige mir in der Geſchichte der Helden eine rührendere, moraliſchere, mit einem Worte tragiſchere Situation! Und wenn ſich endlich dieſer Unglückliche vergiftet, wenn er, nachdem er ſich vergiftet, erfährt, daß der Himmel ihn noch retten wollen: was fehlt dieſem ſchmerzlichen und fürchterlichen Augenblicke, wo ſich zu den Schreckniſſen des Todes marternde Vorſtellungen, wie glücklich er habe leben können, geſellen; was fehlt ihm, frage ich, um der Tragödie würdig zu ſeyn? Das Wunderbare, wird man antworten. Wie? findet ſich denn nicht dieſes Wunderbare genugſam in dem plötzlichen Uebergange von der Ehre zur Schande, von der Unſchuld zum Verbrechen, von der ſüßeſten Ruhe zur Verzweiflung; kurz, in dem äußerſten Unglücke, in das eine bloße Schwachheit geſtürzt?“

Man laſſe aber dieſe Betrachtungen den Franzoſen, von ihren Diderots und Marmontels, noch ſo eingeſchärft werden: es ſcheint doch nicht, daß das bürgerliche Trauerſpiel darum bei ihnen beſonders in Schwang kommen werde. Die Nation iſt zu eitel, iſt in Titel und andere äußerliche Vorzüge zu verliebt; bis auf den gemeinſten Mann will alles mit Vornehmern umgehen; und Geſellſchaft mit ſeines gleichen iſt ſo viel als ſchlechte Geſellſchaft. Zwar ein glückliches Genie vermag viel über ſein Volk; die Natur hat nirgends ihre Rechte aufgegeben, und ſie erwartet vielleicht auch dort nur den Dichter, der ſie in aller ihrer Wahrheit und Stärke zu zeigen verſteht. Der Verſuch, den ein Ungenannter in einem Stücke gemacht hat, welches er das Gemälde der Dürftigkeit nennt, hat ſchon große Schönheiten; und bis die Franzoſen daran Geſchmack gewinnen, hätten wir es für unſer Theater adoptiren ſollen.

Was der erſtgedachte Kunſtrichter an der deutſchen Sara ausſetzt, iſt zum Theil nicht ohne Grund. Ich glaube aber doch, der Verfaſſer wird lieber ſeine Fehler behalten, als ſich der vielleicht unglücklichen Mühe einer gänzlichen Umarbeitung unterziehen wollen. Er erinnert ſich, was Voltaire bei einer ähnlichen Gelegenheit ſagte: „Man kann nicht immer alles ausführen, was uns unſere Freunde rathen. Es giebt auch nothwendige Fehler. Einem Bucklichten, den man von ſeinem Buckel heilen wollte, müßte man das Leben nehmen. Mein Kind iſt bucklicht, aber es befindet ſich ſonſt ganz gut.“

Den zwölften Abend (Donnerſtags, den 7. Mai) ward der Spieler, vom Regnard, aufgeführt.

Dieſes Stück iſt ohne Zweifel das beſte, was Regnard gemacht hat; aber Riviere du Freny, der bald darauf gleichfalls einen Spieler auf die Bühne brachte, nahm ihn wegen der Erfindung in Anſpruch. Er beklagte ſich, daß ihm Regnard die Anlage und verſchiedene Scenen geſtohlen habe; Regnard ſchob die Beſchuldigung zurück, und jetzt wiſſen wir von dieſem Streite nur ſo viel mit Zuverläſſigkeit, daß einer von beiden der Plagiarius geweſen. Wenn es Regnard war, ſo müſſen wir es ihm wohl noch dazu danken, daß er ſich überwinden konnte, die Vertraulichkeit ſeines Freundes zu mißbrauchen; er bemächtigte ſich, bloß zu unſerm Beſten, der Materialien, von denen er voraus ſahe, daß ſie verhunzt werden würden. Wir hätten nur einen ſehr elenden Spieler, wenn er gewiſſenhafter geweſen wäre. Doch hätte er die That eingeſtehen, und dem armen Du Freny einen Theil der damit erworbenen Ehre laſſen müſſen.

Den dreizehnten Abend (Freitags, den 8. Mai) ward der verheirathete Philoſoph wiederholt; und den Beſchluß machte der Liebhaber als Schriftſteller und Bedienter.

Der Verfaſſer dieſes kleinen artigen Stücks heißt Cerou; er ſtudirte die Rechte, als er es im Jahre 1740 den Italienern in Paris zu ſpielen gab. Es fällt ungemein wohl aus.

Den vierzehnten Abend (Montags, den 11. Mai) wurden die coquette Mutter vom Quinault, und der Advocat Patelin aufgeführt.

Jene wird von den Kennern unter die beſten Stücke gerechnet, die ſich auf dem franzöſiſchen Theater aus dem vorigen Jahrhundert erhalten haben. Es iſt wirklich viel gutes Komiſches darin, deſſen ſich Moliere nicht hätte ſchämen dürfen. Aber der fünfte Act und die ganze Auflöſung hätte weit beſſer ſeyn können; der alte Sklave, deſſen in den vorhergehenden Acten gedacht wird, kömmt nicht zum Vorſchein; das Stück ſchließt mit einer kalten Erzählung, nachdem wir auf eine theatraliſche Handlung vorbereitet worden. Sonſt iſt es in der Geſchichte des franzöſiſchen Theaters deswegen mit merkwürdig, weil der lächerliche Marquis darin der erſte von ſeiner Art iſt. Die coquette Mutter iſt auch kein eigentlicher Titel nicht, und Quinault hätte es immer bei dem zweiten, die veruneinigten Verliebten, können bewenden laſſen.

---

[1] Journal Etranger, Decembre 1761.

Der Advocat Patelin iſt eigentlich ein altes Poſſenſpiel aus dem funfzehnten Jahrhunderte, das zu ſeiner Zeit außerordentlichen Beifall fand. Es verdiente ihn auch, wegen der ungemeinen Luſtigkeit, und des guten Komiſchen, das aus der Handlung ſelbſt und aus der Situation der Perſonen entſpringt, und nicht auf bloßen Einfällen beruht. Brueys gab ihm eine neue Sprache und brachte es in die Form, in welcher es gegenwärtig aufgeführt wird. Herr Eckhof ſpielt den Patelin ganz vortrefflich.

Den funfzehnten Abend (Dienſtags, den 12. Mai) ward Leſſings Freigeiſt vorgeſtellt.

Man kennt ihn hier unter dem Titel des beſchämten Freigeiſtes, weil man ihn von dem Trauerſpiele des Herrn von Brawe, das eben dieſe Aufſchrift führt, unterſcheiden wollen. Eigentlich kann man wohl nicht ſagen, daß derjenige beſchämt wird, welcher ſich beſſert. Adraſt iſt auch nicht einzig und allein der Freigeiſt; ſondern es nehmen mehrere Perſonen an dieſem Charakter Theil. Die eitle unbeſonnene Henriette, der für Wahrheit und Irrthum gleichgültige Liſidor, der ſpitzbübiſche Johann, ſind alles Arten von Freigeiſtern, die zuſammen den Titel des Stückes erfüllen müſſen. Doch was liegt an dem Titel? Genug, daß die Vorſtellung alles Beifalls würdig war. Die Rollen ſind ohne Ausnahme wohl beſetzt; und beſonders ſpielt Herr Böck den Theophan mit alle dem freundlichen Anſtande, den dieſer Charakter erfordert, um dem endlichen Unwillen über die Hartnäckigkeit, mit der ihn Adraſt verkennt, und auf dem die ganze Kataſtrophe beruht, dagegen abſtechen zu laſſen.

Den Beſchluß dieſes Abends machte das Schäferſpiel des Herrn Pfeffel: der Schatz.

Dieſer Dichter hat ſich, außer dieſem kleinen Stücke, noch durch ein anderes, der Eremit, nicht unrühmlich bekannt gemacht. In den Schatz hat er mehr Intereſſe zu legen geſucht, als gemeiniglich unſere Schäferſpiele zu haben pflegen, deren ganzer Inhalt tändelnde Liebe iſt. Sein Ausdruck iſt nur öfters ein wenig zu geſucht und koſtbar, wodurch die ohnedem ſchon allzu verfeinerten Empfindungen ein höchſt ſtudirtes Anſehen bekommen, und zu nichts als froſtigen Spielwerken des Witzes werden. Dieſes gilt beſonders von ſeinem Eremiten, welches ein kleines Trauerſpiel ſeyn ſoll, das man, anſtatt der allzuluſtigen Nachſpiele, auf rührende Stücke könnte folgen laſſen. Die Abſicht iſt recht gut; aber wir wollen vom Weinen doch noch lieber zum Lachen, als zum Gähnen übergehen.

Funfzehntes Stück.

Den 19. Juni 1767.

Den ſechzehnten Abend (Mittwochs, den 13. Mai) ward die Zaire des Herrn von Voltaire aufgeführt.

„Den Liebhabern der gelehrten Geſchichte, ſagt Herr von Voltaire, wird es nicht unangenehm ſeyn, zu wiſſen, wie dieſes Stück entſtanden. Verſchiedene Damen hatten dem Verfaſſer vorgeworfen, daß in ſeinen Tragödien nicht genug Liebe wäre. Er antwortete ihnen, daß, ſeiner Meinung nach, die Tragödie auch eben nicht der ſchicklichſte Ort für die Liebe ſey; wenn ſie aber doch mit aller Gewalt verliebte Helden haben müßten, ſo wolle er ihnen welche machen, ſo gut als ein anderer. Das Stück ward in achtzehn Tagen vollendet, und fand großen Beifall. Man nennt es zu Paris ein chriſtliches Trauerſpiel, und es iſt oft, anſtatt des Polyeukts, vorgeſtellt worden."

Den Damen haben wir alſo dieſes Stück zu verdanken und es wird noch lange das Lieblingsſtück der Damen bleiben. Ein junger feuriger Monarch, nur der Liebe unterwürfig; ein ſtolzer Sieger, nur von der Schönheit beſiegt; ein Sultan ohne Polygamie; ein Seraglio, in den freien zugänglichen Sitz einer unumſchränkten Gebieterin verwandelt; ein verlaſſenes Mädchen, zur höchſten Staffel des Glücks, durch nichts als ihre ſchönen Augen, erhöht; ein Herz, um das Zärtlichkeit und Religion ſtreiten, das ſich zwiſchen ſeinen Gott und ſeinen Abgott theilt, das gern fromm ſeyn möchte, wenn es nur nicht aufhören ſollte zu lieben; ein Eiferſüchtiger, der ſein Unrecht erkennt, und es an ſich ſelbſt rächt: wenn dieſe ſchmeichelnde Ideen das ſchöne Geſchlecht nicht beſtechen, durch was ließe es ſich denn beſtechen?

Die Liebe ſelbſt hat Voltairen die Zaire dictirt: ſagt ein Kunſtrichter artig genug. Richtiger hätte er geſagt: die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe ſelbſt arbeiten helfen; und das iſt Romeo und Julie, vom Shakeſpeare. Es iſt wahr, Voltaire läßt ſeine verliebte Zaire ihre Empfindungen ſehr fein, ſehr anſtändig ausdrücken: aber was iſt dieſer Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinſten geheimſten Ränke, durch die ſich die Liebe in unſere Seele einſchleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die ſie darin gewinnt, aller der Kunſtgriffe, mit denen ſie jede andere Leidenſchaft unter ſich bringt, bis ſie der einzige Tyrann aller unſerer Begierden und Verabſcheuungen wird? Voltaire verſteht, wenn ich ſo ſagen darf, den Kanzleiſtyl der Liebe vortrefflich; das iſt, diejenige Sprache, denjenigen Ton der Sprache, den die Liebe braucht, wenn ſie ſich auf das behutſamſte und gemeſſenſte ausdrücken will, wenn ſie nichts ſagen will, als was ſie bei der ſpröden Sophiſtin und bei dem kalten Kunſtrichter verantworten kann. Aber der beſte Kanzliſt weiß von den Geheimniſſen der Regierung nicht immer das meiſte; oder hat gleichwohl Voltaire in das Weſen der Liebe eben die tiefe Einſicht, die Shakeſpeare gehabt, ſo hat er ſie wenigſtens hier nicht zeigen wollen, und das Gedicht iſt weit unter dem Dichter geblieben.

Von der Eiferſucht läßt ſich ungefähr eben das ſagen. Der eiferſüchtige Orosmann ſpielt, gegen den eiferſüchtigen Othello des Shakeſpeare, eine ſehr kahle Figur. Und doch iſt Othello offenbar das Vorbild des Orosmann geweſen. Cibber ſagt,[1] Voltaire habe ſich des Brandes bemächtigt, der den tragiſchen Scheiterhaufen des Shakeſpeare in Gluth geſetzt. Ich hätte geſagt: eines Brandes aus dieſem flammenden Scheiterhaufen; und noch dazu eines, der mehr dampft, als leuchtet und wärmt. Wir hören in dem Orosmann einen Eiferſüchtigen reden, wir ſehen ihn die raſche That eines Eiferſüchtigen begehen; aber von der Eiferſucht ſelbſt lernen wir nicht mehr und nicht weniger, als wir vorher wußten. Othello hingegen iſt das vollſtändigſte Lehrbuch über dieſe traurige Raſerei; da können wir alles lernen, was ſie angeht, ſie erwecken und ſie vermeiden.

Aber iſt es denn immer Shakeſpeare, werden einige meiner Leſer fragen, immer Shakeſpeare, der alles beſſer verſtanden hat, als die Franzoſen? Das ärgert uns; wir können ihn ja nicht leſen. — Ich ergreife dieſe Gelegenheit, das Publicum an etwas zu erinnern, das es vorſätzlich vergeſſen zu wollen ſcheint. Wir haben eine Ueberſetzung vom Shakeſpeare. Sie iſt noch kaum fertig geworden, und niemand bekümmert ſich ſchon mehr darum. Die Kunſtrichter haben viel Böſes davon geſagt. Ich hätte große Luſt, ſehr viel Gutes davon zu ſagen. Nicht, um dieſen gelehrten Männern zu widerſprechen; nicht, um die Fehler zu vertheidigen, die ſie darin bemerkt haben; ſondern, weil ich glaube, daß man von dieſen Fehlern kein ſolches Aufheben hätte machen ſollen. Das Unternehmen war ſchwer; ein jeder anderer, als Herr Wieland, würde in der Eil noch öfter verſtoßen, und aus Unwiſſenheit oder Bequemlichkeit noch mehr überhüpft haben; aber was er gut gemacht hat, wird ſchwerlich jemand beſſer machen. So wie er uns den Shakeſpeare geliefert hat, iſt es noch immer ein Buch, das man unter uns nicht genug empfehlen kann. Wir haben an den Schönheiten, die es uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen es ſie liefert, ſo beleidigen, daß wir nothwendig eine beſſere Ueberſetzung haben müßten.

---

[1] From English Plays, Zara's French author fir'd
Confess'd his Muse, beyond herself, inspir'd;
From rack'd Othello's rage, he rais'd his style
And snatch'd the brand, that lights this tragic pile.

Doch wieder zur Zaire. Der Verfaſſer brachte ſie im Jahre 1733 auf die Pariſer Bühne; und drei Jahr darauf ward ſie ins Engliſche überſetzt, und auch in London auf dem Theater in Drury-Lane geſpielt. Der Ueberſetzer war Aaron Hill, ſelbſt ein dramatiſcher Dichter, nicht von der ſchlechteſten Gattung. Voltaire fand ſich ſehr dadurch geſchmeichelt, und was er, in dem ihm eigenen Tone der ſtolzen Beſcheidenheit, in der Zuſchrift ſeines Stücks an den Engländer Fackener, davon ſagt, verdient geleſen zu werden. Nur muß man nicht alles für vollkommen ſo wahr annehmen, als er es ausgiebt. Wehe dem, der Voltaire's Schriften überhaupt nicht mit dem ſceptiſchen Geiſte lieſt, in welchem er einen Theil derſelben geſchrieben hat!

Er ſagt z. E. zu ſeinem engliſchen Freunde: „Eure Dichter hatten eine Gewohnheit, der ſich ſelbſt Addiſon[1] unterworfen; denn Gewohnheit iſt ſo mächtig als Vernunft und Geſetz. Dieſe gar nicht vernünftige Gewohnheit beſtand darin, daß jeder Act mit Verſen beſchloſſen werden mußte, die in einem ganz andern Geſchmacke waren, als das Uebrige des Stücks; und nothwendig mußten dieſe Verſe eine Vergleichung enthalten. Phädra, indem ſie abgeht, vergleicht ſich ſehr poetiſch mit einem Rehe, Cato mit einem Felſen, und Cleopatra mit Kindern, die ſo lange weinen, bis ſie einſchlafen. Der Ueberſetzer der Zaire iſt der erſte, der es gewagt hat, die Rechte der Natur gegen einen von ihr ſo entfernten Geſchmack zu behaupten. Er hat dieſen Gebrauch abgeſchafft; er hat es empfunden, daß die Leidenſchaft ihre wahre Sprache führen, und der Poet ſich überall verbergen müſſe, um uns nur den Helden erkennen zu laſſen.“

Es ſind nicht mehr als nur drei Unwahrheiten in dieſer Stelle; und das iſt für den Herrn von Voltaire eben nicht viel. Wahr iſt es, daß die Engländer, vom Shakeſpeare an, und vielleicht auch von noch länger her, die Gewohnheit gehabt, ihre Aufzüge in ungereimten Verſen mit ein paar gereimten Zeilen zu enden. Aber daß dieſe gereimten Zeilen nichts als Vergleichungen enthielten, daß ſie nothwendig Vergleichungen enthalten müſſen, das iſt grundfalſch; und ich begreife gar nicht, wie der Herr von Voltaire einem Engländer, von dem er doch glauben konnte, daß er die tragiſchen Dichter ſeines Volkes auch geleſen habe, ſo etwas unter die Naſe ſagen können. Zweitens iſt es nicht an dem, daß Hill in ſeiner Ueberſetzung der Zaire von dieſer Gewohnheit abgegangen. Es iſt zwar beinahe nicht glaublich, daß der Herr von Voltaire die Ueberſetzung ſeines Stücks nicht genauer ſollte angeſehen haben, als ich oder ein anderer. Gleichwohl muß es ſo ſeyn. Denn ſo gewiß ſie in reimfreien Verſen iſt, ſo gewiß ſchließt ſich auch jeder Act mit zwei oder vier gereimten Zeilen. Vergleichungen enthalten ſie freilich nicht; aber, wie geſagt, unter allen dergleichen gereimten Zeilen, mit welchen Shakeſpeare, und Johnſon, und Dryden, und Lee, und Otway, und Rowe, und wie ſie alle heißen, ihre Aufzüge ſchließen, ſind ſicherlich hundert gegen fünfe, die gleichfalls keine enthalten. Was hatte denn Hill alſo beſonders? Hätte er aber auch wirklich das Beſondere gehabt, das ihm Voltaire leiht: ſo wäre doch drittens das nicht wahr, daß ſein Beiſpiel von dem Einfluſſe geweſen, von dem es Voltaire ſeyn läßt. Noch bis dieſe Stunde erſcheinen in England eben ſo viel, wo nicht noch mehr Trauerſpiele, deren Acte ſich mit gereimten Zeilen enden, als die es nicht thun. Hill ſelbſt hat in keinem einzigen Stücke, deren er doch verſchiedene, noch nach der Ueberſetzung der Zaire, gemacht, ſich der alten Mode gänzlich entäußert. Und was iſt es denn nun, ob wir zuletzt Reime hören oder keine? Wenn ſie da ſind, können ſie vielleicht dem Orcheſter noch nutzen; als Zeichen nämlich, nach den Inſtrumenten zu greifen, welches Zeichen auf dieſe Art weit ſchicklicher aus dem Stücke ſelbſt abgenommen würde, als daß es die Pfeife oder der Schlüſſel giebt.

Sechzehntes Stück.

Den 23. Juni 1767.

Die engliſchen Schauſpieler waren zu Hills Zeiten ein wenig ſehr unnatürlich; beſonders war ihr tragiſches Spiel äußerſt wild und übertrieben; wo ſie heftige Leidenſchaften auszudrücken hatten, ſchrien und gebärdeten ſie ſich als Beſeſſene; und das Uebrige tönten ſie in einer ſteifen, ſtrotzenden Feierlichkeit daher, die in jeder Sylbe den Komödianten verrieth. Als er daher ſeine Ueberſetzung der Zaire aufführen zu laſſen gedacht war, vertraute er die Rolle der Zaire einem jungen Frauenzimmer, das noch nie in der Tragödie geſpielt hatte. Er urtheilte ſo: dieſes junge Frauenzimmer hat Gefühl, und Stimme, und Figur, und Anſtand; ſie hat den falſchen Ton des Theaters noch nicht angenommen; ſie braucht keine Fehler erſt zu verlernen; wenn ſie ſich nur ein paar Stunden überreden kann, das wirklich zu ſeyn, was ſie vorſtellt, ſo darf ſie nur reden, wie ihr der Mund gewachſen, und alles wird gut gehen. Es ging auch; und die Theaterpedanten, welche gegen Hillen behaupteten, daß nur eine ſehr geübte, ſehr erfahrene Perſon einer ſolchen Rolle Genüge leiſten könne, wurden beſchämt. Dieſe junge Actrice war die Frau des Komödianten Colley Cibber, und der erſte Verſuch in ihrem achtzehnten Jahre ward ein Meiſterſtück. Es iſt merkwürdig, daß auch die franzöſiſche Schauſpielerin, welche die Zaire zuerſt ſpielte, eine Anfängerin war. Die junge reizende Mademoiſelle Goſſin ward auf einmal dadurch berühmt, und ſelbſt Voltaire ward ſo entzückt über ſie, daß er ſein Alter recht kläglich betauerte.

Die Rolle des Osmann hatte ein Anverwandter des Hill übernommen, der kein Komödiant von Profeſſion, ſondern ein Mann von Stande war. Er ſpielte aus Liebhaberei, und machte ſich nicht das geringſte Bedenken, öffentlich aufzutreten, um ein Talent zu zeigen, das ſo ſchätzbar als irgend ein anders iſt. In England ſind dergleichen Exempel von angeſehenen Leuten, die zu ihrem bloßen Vergnügen einmal mitſpielen, nicht ſelten. „Alles was uns dabei befremden ſollte, ſagt der Herr von Voltaire, iſt dieſes, daß es uns befremdet. Wir ſollten überlegen, daß alle Dinge in der Welt von der Gewohnheit und Meinung abhangen. Der franzöſiſche Hof hat ehedem auf dem Theater mit den Opernſpielern getanzt; und man hat weiter nichts beſonders dabei gefunden, als daß dieſe Art von Luſtbarkeit aus der Mode gekommen. Was iſt zwiſchen den beiden Künſten für ein Unterſchied, als daß die eine über die andere eben ſo weit erhaben iſt, als es Talente, welche vorzügliche Seelenkräfte erfordern, über bloß körperliche Fertigkeiten ſind?"

---

[1] Le plus sage de vos écrivains, ſetzt Voltaire hinzu. Wie wäre das wohl recht zu überſetzen? Sage heißt weiſe: aber der weiſeſte unter den engliſchen Schriftſtellern, wer würde den Addiſon dafür erkennen? Ich beſinne mich, daß die Franzoſen auch ein Mädchen sage nennen, dem man keinen Fehltritt, ſo keinen von den groben Fehltritten, vorzuwerfen hat. Dieſer Sinn dürfte vielleicht hier paſſen. Und, nach dieſem könnte man ja wohl geradezu überſetzen: Addiſon derjenige von euern Schriftſtellern, der uns harmloſen nüchternen Franzoſen am nächſten kommt.

Ins Italieniſche hat der Graf Gozzi die Zaire überſetzt; ſehr genau und ſehr zierlich; ſie ſteht in dem dritten Theile ſeiner Werke. In welcher Sprache können zärtliche Klagen rührender klingen, als in dieſer? Mit der einzigen Freiheit, die ſich Gozzi gegen das Ende des Stücks genommen, wird man ſchwerlich zufrieden ſeyn. Nachdem ſich Orosmann erſtochen, läßt ihn Voltaire nur noch ein paar Worte ſagen, uns über das Schickſal des Nereſtan zu beruhigen. Aber was thut Gozzi? Der Italiener fand es ohne Zweifel zu kalt, einen Türken ſo gelaſſen wegſterben zu laſſen. Er legt alſo dem Orosmann noch eine Tirade in den Mund, voller Ausrufungen, voller Winſeln und Verzweiflung. Ich will ſie der Seltenheit halber unter den Text ſetzen.[1]

Es iſt doch ſonderbar, wie weit ſich hier der deutſche Geſchmack von dem welſchen entfernt! Dem Welſchen iſt Voltaire zu kurz; uns Deutſchen iſt er zu lang. Kaum hat Orosmann geſagt „verehret und gerochen;" kaum hat er ſich den tödtlichen Stoß beigebracht, ſo laſſen wir den Vorhang niederfallen. Iſt es denn aber auch wahr, daß der deutſche Geſchmack dieſes ſo haben will? Wir machen dergleichen Verkürzung mit mehreren Stücken: aber warum machen wir ſie? Wollen wir denn im Ernſt, daß ſich ein Trauerſpiel wie ein Epigramm ſchließen ſoll? Immer mit der Spitze des Dolchs, oder mit dem letzten Seufzer des Helden? Woher kömmt uns gelaſſenen, ernſten Deutſchen die flatternde Ungeduld, ſobald die Execution vorbei, durchaus nun weiter nichts hören zu wollen, wenn es auch noch ſo wenige, zur völligen Rundung des Stücks noch ſo unentbehrliche Worte wären? Doch ich forſche vergebens nach der Urſache einer Sache, die nicht iſt. Wir hätten kalt Blut genug, den Dichter bis ans Ende zu hören, wenn es uns der Schauſpieler nur zutrauen wollte. Wir würden recht gern die letzten Befehle des großmüthigen Sultans vernehmen; recht gern die Bewunderung und das Mitleid des Nereſtan noch theilen: aber wir ſollen nicht. Und warum ſollen wir nicht? Auf dieſes warum, weiß ich kein darum. Sollten wohl die Orosmannsſpieler daran Schuld ſeyn? Es wäre begreiflich genug, warum ſie gern das letzte Wort haben wollten. Erſtochen und geklatſcht! Man muß Künſtlern kleine Eitelkeiten verzeihen.

Bei keiner Nation hat die Zaire einen ſchärfern Kunſtrichter gefunden, als unter den Holländern. Friedrich Duim, vielleicht ein Anverwandter des berühmten Acteurs dieſes Namens auf dem Amſterdamer Theater, fand ſo viel daran auszuſetzen, daß er es für etwas kleines hielt, eine beſſere zu machen. Er machte auch wirklich eine — andere,[1] in der die Bekehrung der Zaire das Hauptwerk iſt, und die ſich damit endet, daß der Sultan über ſeine Liebe ſiegt, und die chriſtliche Zaire mit aller der Pracht in ihr Vaterland ſchickt, die ihrer vorgehabten Erhöhung gemäß iſt; der alte Luſignan ſtirbt vor Freuden. Wer iſt begierig, mehr davon zu wiſſen? Der einzige unverzeihliche Fehler eines tragiſchen Dichters iſt dieſer, daß er uns kalt läßt; er intereſſire uns, und mache mit den kleinen mechaniſchen Regeln, was er will. Die Duime können wohl tadeln, aber den Bogen des Ulyſſes müſſen ſie nicht ſelber ſpannen wollen. Dieſes ſage ich darum, weil ich nicht gern zurück, von der mißlungenen Verbeſſerung auf den Ungrund der Kritik, geſchloſſen wiſſen möchte. Duims Tadel iſt in vielen Stücken ganz gegründet; beſonders hat er die Unſchicklichkeiten, deren ſich Voltaire in Anſehung des Orts ſchuldig macht, und das Fehlerhafte in dem nicht genugſam motivirten Auftreten und Abgehen der Perſonen ſehr wohl angemerkt. Auch iſt ihm die Ungereimtheit der ſechsten Scene im dritten Acte nicht entgangen. „Orosmann, ſagt er, kömmt, Zairen in die Moſchee abzuholen; Zaire weigert ſich, ohne die geringſte Urſache von ihrer Weigerung anzuführen; ſie geht ab, und Orosmann bleibt als ein Laffe (als eenen lafhartigen) ſtehen. Iſt das wohl ſeiner Würde gemäß? Reimt ſich das wohl mit ſeinem Charakter? Warum dringt er nicht in Zairen, ſich deutlicher zu erklären? Warum folgt er ihr nicht in das Seraglio? Durfte er ihr nicht dahin folgen?" — Guter Duim! wenn ſich Zaire deutlicher erklärt hätte: wo hätten denn die andern Acte ſollen herkommen? Wäre nicht die ganze Tragödie darüber in die Pilze gegangen? — Ganz recht! auch die zweite Scene des dritten Acts iſt eben ſo abgeſchmackt: Orosmann kömmt wieder zu Zairen; Zaire geht abermals, ohne die geringſte nähere Erklärung, ab, und Orosmann, der gute Schlucker (dien goeden hals), tröſtet ſich deßfalls in einem Monologe. Aber, wie geſagt, die Verwicklung, oder Ungewißheit, mußte doch bis zum fünften Aufzuge hinhalten; und wenn die ganze Kataſtrophe an einem Haare hängt, ſo hängen mehr wichtige Dinge in der Welt an keinem ſtärkern.

Die letzterwähnte Scene iſt ſonſt diejenige, in welcher der Schauſpieler, der die Rolle des Orosmann hat, ſeine feinſte Kunſt in alle dem beſcheidenen Glanze zeigen kann, in dem ſie nur ein eben ſo feiner Kenner zu empfinden fähig iſt. Er muß aus einer Gemüthsbewegung in die andere übergehen, und dieſen Uebergang durch das ſtumme Spiel ſo natürlich zu machen wiſſen, daß der Zuſchauer durchaus durch keinen Sprung, ſondern durch eine zwar ſchnelle, aber doch dabei merkliche Gradation mit fortgeriſſen wird. Erſt zeigt ſich Orosmann in aller ſeiner Großmuth, willig und geneigt, Zairen zu vergeben, wenn ihr Herz bereits eingenommen ſeyn ſollte, falls ſie nur aufrichtig genug iſt, ihm länger kein Geheimniß davon zu machen. Indem erwacht ſeine Leidenſchaft aufs neue, und er fordert die Aufopferung ſeines Nebenbuhlers. Er wird zärtlich genug, ſie unter dieſer Bedingung aller ſeiner Huld zu verſichern. Doch da Zaire auf ihrer Unſchuld beſteht, wider die er ſo offenbare Beweiſe zu haben glaubt, bemeiſtert ſich ſeiner nach und nach der äußerſte Unwille. Und ſo geht er von dem Stolze zur Zärtlichkeit, und von der Zärtlichkeit zur Erbitterung über. Alles was Remond de Saint Albine, in ſeinem Schauſpieler,[2] hierbei beobachtet wiſſen will, leiſtet Herr Eckhof auf eine ſo vollkommene Art, daß man glauben ſollte, er allein könne das Vorbild des Kunſtrichters geweſen ſeyn.

---

[1] Questo mortale orror che per le vene
Tutte mi scorre, omai non e dolore,
Che basti ad appagarti, anima bella.
Feroce cor, cor dispietato, e misero,
Paga la pena del delitto orrendo.
Mani crudeli — oh Dio — Mani, che siete
Tinte del sangue di si cara donna,
Voi — voi — dov' e quel ferro? Un' altra volta
In mezzo al petto — Oime, dov' e quel ferro?
L'acuta punta — —
Tenebre, e notte
Si fanno intorno — —
Perche non posso — —
Non posso spargere
Il sangue tutto?
Si, si, lo spargo tutto, anima mia,
Dove sei? — piu non posso — oh Dio! non posso —
Vorrei — vederti — io manco, io manco, oh Dio!

[1] Zaire, bekeerde Turkinne. Treurspel. Amsterd. 1745.
[2] Le Comedien. Partie II. Chap. X p. 209.

Siebzehntes Stück.

Den 26 Juni 1767

Den ſiebzehnten Abend (Donnerſtags, den 14. Mai) ward der Sidney, vom Greſſet, aufgeführt.

Dieſes Stück kam im Jahr 1745 zuerſt aufs Theater. Ein Luſtſpiel wider den Selbſtmord, konnte in Paris kein großes Glück machen. Die Franzoſen ſagten: es wäre ein Stück für London. Ich weiß auch nicht; denn die Engländer dürften vielleicht den Sidney ein wenig unengliſch finden; er geht nicht raſch genug zu Werke; er philoſophirt, ehe er die That begeht, zu viel, und nachdem er ſie begangen zu haben glaubt, zu wenig; ſeine Reue könnte ſchimpflicher Kleinmuth ſcheinen; ja, ſich von einem franzöſiſchen Bedienten ſo angeführt zu ſehen, möchte von manchen für eine Beſchämung gehalten werden, die des Hängens allein würdig wäre.

Doch ſo wie das Stück iſt, ſcheint es für uns Deutſche recht gut zu ſeyn. Wir mögen eine Raſerei gern mit ein wenig Philoſophie bemänteln, und finden es unſerer Ehre eben nicht nachtheilig, wenn man uns von einem dummen Streiche zurückhält, und das Geſtändniß, falſch philoſophirt zu haben, uns abgewinnt. Wir werden daher dem Dümont, ob er gleich ein franzöſiſcher Prahler iſt, ſo herzlich gut, daß uns die Etiquette, welche der Dichter mit ihm beobachtet, beleidigt. Denn indem es Sidney nun erfähret, daß er durch die Vorſicht desſelben dem Tode nicht näher iſt, als der geſundeſten einer, ſo läßt ihn Greſſet ausrufen: „Kaum kann ich es glauben — Roſalia! — Hamilton! — und du, deſſen glücklicher Eifer u. ſ. w.“ Warum dieſe Rangordnung? Iſt es erlaubt, die Dankbarkeit der Politeſſe aufzuopfern? Der Bediente hat ihn gerettet; dem Bedienten gehört das erſte Wort, der erſte Ausdruck der Freude, ſo Bedienter, ſo weit unter ſeinem Herrn und ſeines Herrn Freunden er auch immer iſt. Wenn ich Schauſpieler wäre, hier würde ich es kühnlich wagen, zu thun, was der Dichter hätte thun ſollen. Wenn ich ſchon, wider ſeine Vorſchrift, nicht das erſte Wort an meinen Erretter richten dürfte, ſo würde ich ihm wenigſtens den erſten gerührten Blick zuſchicken, mit der erſten dankbaren Umarmung auf ihn zueilen; und dann würde ich mich gegen Roſalien und gegen Hamilton wenden, und wieder auf ihn zurückkommen. Es ſey uns immer angelegener, Menſchlichkeit zu zeigen, als Lebensart!

Herr Eckhof ſpielt den Sidney ſo vortrefflich — Es iſt unſtreitig eine von ſeinen ſtärkſten Rollen. Man kann die enthuſiaſtiſche Melancholie, das Gefühl der Fühlloſigkeit, wenn ich ſo ſagen darf, worin die ganze Gemüthsverfaſſung des Sidney beſteht, ſchwerlich mit mehr Kunſt, mit größerer Wahrheit ausdrücken. Welcher Reichthum von malenden Geſten, durch die er allgemeinen Betrachtungen gleichſam Figur und Körper giebt, und ſeine innerſten Empfindungen in ſichtbare Gegenſtände verwandelt! Welcher fortreißende Ton der Ueberzeugung! —

Den Beſchluß machte dieſen Abend ein Stück in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen des l'Affichard, unter dem Titel: Iſt er von Familie? Man erräth gleich, daß ein Narr oder eine Närrin darin vorkommen muß, der es hauptſächlich um den alten Adel zu thun iſt. Ein junger wohlerzogener Menſch, aber von zweifelhaftem Herkommen, bewirbt ſich um die Stieftochter eines Marquis. Die Einwilligung der Mutter hängt von der Aufklärung dieſes Punkts ab. Der junge Menſch hielt ſich nur für den Pflegeſohn eines gewiſſen bürgerlichen Liſanders, aber es findet ſich, daß Liſander ſein wahrer Vater iſt. Nun wäre weiter an die Heirath nicht zu denken, wenn nicht Liſander ſelbſt ſich nur durch Unfälle zu dem bürgerlichen Stande herablaſſen müſſen. In der That iſt er von eben ſo guter Geburt, als der Marquis; er iſt des Marquis Sohn, den jugendliche Ausſchweifungen aus dem väterlichen Hauſe vertrieben. Nun will er ſeinen Sohn brauchen, um ſich mit ſeinem Vater auszuſöhnen. Die Ausſöhnung gelingt, und macht das Stück gegen das Ende ſehr rührend. Da alſo der Hauptton desſelben rührender, als komiſch iſt: ſollte uns nicht auch der Titel mehr jenes als dieſes erwarten laſſen? Der Titel iſt eine wahre Kleinigkeit; aber dießmal hätte ich ihn von dem einzigen lächerlichen Charakter nicht hergenommen; er braucht den Inhalt weder anzuzeigen, noch zu erſchöpfen; aber er ſollte doch auch nicht irre führen. Und dieſer thut es ein wenig. Was iſt leichter zu ändern, als ein Titel? Die übrigen Abweichungen des deutſchen Verfaſſers von dem Originale gereichen mehr zum Vortheile des Stücks, und geben ihm das einheimiſche Anſehen, das faſt allen von dem franzöſiſchen Theater entlehnten Stücken mangelt.

Den achtzehnten Abend (Freitags, den 15. Mai) ward das Geſpenſt mit der Trommel geſpielt.

Dieſes Stück ſchreibt ſich eigentlich aus dem Engliſchen des Addiſon her. Addiſon hat nur eine Tragödie, und nur eine Komödie gemacht. Die dramatiſche Poeſie überhaupt war ſein Fach nicht. Aber ein guter Kopf weiß ſich überall aus dem Handel zu ziehen; und ſo haben ſeine beiden Stücke, wenn ſchon nicht die höchſten Schönheiten ihrer Gattung, wenigſtens andere, die ſie noch immer zu ſehr ſchätzbaren Werken machen. Er ſuchte ſich mit dem einen ſowohl als mit dem andern der franzöſiſchen Regelmäßigkeit mehr zu nähern; aber noch zwanzig Addiſons, und dieſe Regelmäßigkeit wird doch nie nach dem Geſchmacke der Engländer werden. Begnüge ſich damit, wer keine höhere Schönheiten kennt!

Deſtouches, der in England perſönlichen Umgang mit Addiſon gehabt hatte, zog das Luſtſpiel desſelben über einen noch franzöſiſcheren Leiſten. Wir ſpielen es nach ſeiner Umarbeitung, in der wirklich vieles feiner und natürlicher, aber auch manches kälter und kraftloſer geworden. Wenn ich mich indeß nicht irre, ſo hat Madame Gottſched, von der ſich die deutſche Ueberſetzung herſchreibt, das engliſche Original mit zur Hand genommen, und manchen guten Einfall wieder daraus hergeſtellt.

Den neunzehnten Abend (Montags, den 18. Mai) ward der verheirathete Philoſoph, vom Deſtouches, wiederholt.

Des Regnard Demokrit war dasjenige Stück, welches den zwanzigſten Abend (Dienſtags, den 19. Mai) geſpielt wurde.

Dieſes Luſtſpiel wimmelt von Fehlern und Ungereimtheiten, und doch gefällt es. Der Kenner lacht dabei ſo herzlich, als der Unwiſſendſte aus dem Pöbel. Was folgt hieraus? Daß die Schönheiten, die es hat, wahre allgemeine Schönheiten ſeyn müſſen, und die Fehler vielleicht nur willkürliche Regeln betreffen, über die man ſich leichter hinausſetzen kann, als es die Kunſtrichter Wort haben wollen. Er hat keine Einheit des Orts beobachtet: mag er doch. Er hat alles Uebliche aus den Augen geſetzt: immerhin. Sein Demokrit ſieht dem wahren Demokrit in keinem Stücke ähnlich; ſein Athen iſt ein ganz anderes Athen, als wir kennen: nun wohl, ſo ſtreiche man Demokrit und Athen aus, und ſetze bloß erdichtete Namen dafür. Regnard hat es gewiß ſo gut, als ein anderer gewußt, daß um Athen keine Wüſte und keine Tiger und Bären waren; daß es, zu der Zeit des Demokrit, keinen König hatte u. ſ. w. Aber er hat das alles jetzt nicht wiſſen wollen; ſeine Abſicht war, die Sitten ſeines Landes unter fremden Namen zu ſchildern. Dieſe Schilderung iſt das Hauptwerk des komiſchen Dichters, und nicht die hiſtoriſche Wahrheit.

Andere Fehler möchten ſchwerer zu entſchuldigen ſeyn; der Mangel des Intereſſe, die kahle Verwickelung, die Menge müßiger Perſonen, das abgeſchmackte Geſchwätz des Demokrit, nicht deßwegen nur abgeſchmackt, weil es der Idee widerſpricht, die wir von dem Demokrit haben, ſondern weil es Unſinn in jedes andern Munde ſeyn würde, der Dichter möchte ihn genannt haben wie er wolle. Aber was überſieht man nicht bei der guten Laune, in die uns Strabo und Thaler ſetzen? Der Charakter des Strabo iſt gleichwohl ſchwer zu beſtimmen; man weiß nicht, was man aus ihm machen ſoll; er ändert ſeinen Ton gegen jeden, mit dem er ſpricht; bald iſt er ein feiner witziger Spötter, bald ein plumper Spaßmacher, bald ein zärtlicher Schulfuchs, bald ein unverſchämter Stutzer. Seine Erkennung mit der Cleanthis iſt ungemein komiſch, aber unnatürlich. Die Art, mit der Mademoiſelle Beauval und la Thorilliere dieſe Scenen zuerſt ſpielten, hat ſich von einem Acteur zum andern, von einer Actrice zur andern fortgepflanzt. Es ſind die unanſtändigſten Grimaſſen; aber da ſie durch die Ueberlieferung bei Franzoſen und Deutſchen geheiligt ſind, ſo kömmt es niemanden ein, etwas daran zu ändern, und ich will mich wohl hüten zu ſagen, daß man ſie eigentlich kaum in dem niedrigſten Poſſenſpiele dulden ſollte. Der beſte, drolligſte und ausgeführteſte Charakter iſt der Charakter des Thalers; ein wahrer Bauer, ſchalkiſch und geradezu; voller boshafter Schnurren; und der, von der poetiſchen Seite betrachtet, nichts weniger als epiſodiſch, ſondern zu Auflöſung des Knoten eben ſo ſchicklich als unentbehrlich iſt.[1]

Achtzehntes Stück.

Den 30. Juni 1767.

Den einundzwanzigſten Abend (Mittwochs, den 20. Mai) wurde das Luſtſpiel des Marivaux, die falſchen Vertraulichkeiten, aufgeführt.

Marivaux hat faſt ein ganzes halbes Jahrhundert für die Theater in Paris gearbeitet; ſein erſtes Stück iſt vom Jahre 1712, und ſein Tod erfolgte 1763, in einem Alter von zweiundſiebzig. Die Zahl ſeiner Luſtſpiele beläuft ſich auf einige dreißig, wovon mehr als zwei Drittheile den Harlekin haben, weil er ſie für die italieniſche Bühne verfertigte. Unter dieſe gehören auch die falſchen Vertraulichkeiten, die 1763 zuerſt, ohne beſondern Beifall, geſpielt, zwei Jahre darauf aber wieder hervorgeſucht wurden, und deſto größeren erhielten.

Seine Stücke, ſo reich ſie auch an mannichfaltigen Charakteren und Verwicklungen ſind, ſehen ſich einander dennoch ſehr ähnlich. In allen der nämliche ſchimmernde, und öfters allzugeſuchte Witz; in allen die nämliche metaphyſiſche Zergliederung der Leidenſchaften; in allen die nämliche blumenreiche, neologiſche Sprache. Seine Plane ſind nur von einem ſehr geringen Umfange; aber als ein wahrer Kallipides ſeiner Kunſt weiß er den engen Bezirk derſelben mit einer Menge ſo kleiner und doch ſo merklich abgeſetzter Schritte zu durchlaufen, daß wir am Ende einen noch ſo weiten Weg mit ihm zurückgelegt zu haben glauben.

Seitdem die Neuberin, sub auspiciis Sr. Magnificenz, des Herrn Profeſſors Gottſched, den Harlekin öffentlich von ihrem Theater verbannte, haben alle deutſche Bühnen, denen daran gelegen war, regelmäßig zu heißen, dieſer Verbannung beizutreten geſchienen. Ich ſage geſchienen; denn im Grunde hatten ſie nur das bunte Jäckchen und den Namen abgeſchafft, aber den Narren behalten. Die Neuberin ſelbſt ſpielte eine Menge Stücke, in welchen Harlekin die Hauptperſon war. Aber Harlekin hieß bei ihr Hänschen, und war ganz weiß anſtatt ſcheckigt gekleidet. Wahrlich ein großer Triumph für den guten Geſchmack!

Auch die falſchen Vertraulichkeiten haben einen Harlekin, der in der deutſchen Ueberſetzung zu einem Peter geworden. Die Neuberin iſt todt, Gottſched iſt auch todt: ich dächte, wir zögen ihm das Jäckchen wieder an. — Im Ernſte; wenn er unter fremdem Namen zu dulden iſt, warum nicht auch unter ſeinem? „Er iſt ein ausländiſches Geſchöpf;“ ſagt man. Was thut das? Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären! „Er trägt ſich, wie ſich kein Menſch unter uns trägt:“ — ſo braucht er nicht erſt lange zu ſagen, wer er iſt. „Es iſt widerſinnig, das nämliche Individuum alle Tage in einem andern Stücke erſcheinen zu ſehen.“ Man muß ihn als kein Individuum, ſondern als eine ganze Gattung betrachten; es iſt nicht Harlekin, der heute im Timon, morgen im Falken, übermorgen in den falſchen Vertraulichkeiten, wie ein wahrer Hans in allen Gaſſen, vorkömmt; ſondern es ſind Harlekine; die Gattung leidet tauſend Varietäten; der im Timon iſt nicht der im Falken; jener lebte in Griechenland, dieſer in Frankreich; nur weil ihr Charakter einerlei Hauptzüge hat, hat man ihnen einerlei Namen gelaſſen. Warum wollen wir ekler, in unſern Vergnügungen wähliger, und gegen kahle Vernünfteleien nachgebender ſeyn, als — ich will nicht ſagen, die Franzoſen und Italiener ſind — ſondern, als ſelbſt die Römer und Griechen waren? War ihr Paraſit etwas anders als der Harlekin? Hatte er nicht auch ſeine eigene, beſondere Tracht, in der er in einem Stücke über dem andern vorkam? Hatten die Griechen nicht ein eigenes Drama, in das jederzeit Satyrn eingeflochten werden mußten, ſie mochten ſich nun in die Geſchichte des Stückes ſchicken oder nicht?

Harlekin hat, vor einigen Jahren, ſeine Sache vor dem Richterſtuhle der wahren Kritik mit eben ſo vieler Laune als Gründlichkeit vertheidigt. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möſer über das Groteske-Komiſche allen meinen Leſern, die ſie noch nicht kennen; die ſie kennen, deren Stimme habe ich ſchon. Es wird darin beiläufig von einem gewiſſen Schriftſteller geſagt, daß er Einſicht genug beſitze, dermaleins der Lobredner des Harlekin zu werden. Jetzt iſt er es geworden! wird man denken. Aber nein; er iſt es immer geweſen. Den Einwurf, den ihm Herr Möſer wider den Harlekin in den Mund legt, kann er ſich nie gemacht, ja nicht einmal gedacht zu haben erinnern.

Außer dem Harlekin kömmt in den falſchen Vertraulichkeiten noch ein anderer Bedienter vor, der die ganze Intrigue führt. Beide wurden ſehr wohl geſpielt; und unſer Theater hat überhaupt an den Herren Henſel und Merſchy ein paar Acteurs, die man zu den Bedientenrollen kaum beſſer verlangen kann.

Den zweiundzwanzigſten Abend (Donnerſtags, den 21. Mai) ward die Zelmire des Herrn Du Belloy aufgeführt.

Der Name Du Belloy kann niemanden unbekannt ſeyn, der in der neueren franzöſiſchen Literatur nicht ganz ein Fremdling iſt. Des Verfaſſers der Belagerung von Calais! Wenn es dieſes Stück nicht verdiente, daß die Franzoſen ein ſolches Lärmen damit machten, ſo gereicht doch dieſes Lärmen ſelbſt den Franzoſen zur Ehre. Es zeigt ſie als ein Volk, das auf ſeinen Ruhm eiferſüchtig iſt; auf das die großen Thaten ſeiner Vorfahren den Eindruck nicht verloren haben; das, von dem Werthe eines Dichters und von dem Einfluſſe des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu ſeinen unnützen Gliedern rechnet, dieſes nicht zu den Gegenſtänden zählt, um die ſich nur geſchäftige Müßiggänger bekümmern. Wie weit ſind wir Deutſche in dieſem Stücke noch hinter den Franzoſen! Es gerade herauszuſagen: wir ſind gegen ſie noch die wahren Barbaren! Barbariſcher, als unſere barbariſchſten Voreltern, denen ein Liederſänger ein ſehr ſchätzbarer Mann war, und die, bei aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künſte und Wiſſenſchaften, die Frage, ob ein Barde, oder einer, der mit Bärfellen und Bernſtein handelt, der nützlichere Bürger wäre? ſicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten! — Ich mag mich in Deutſchland umſehen, wo ich will, die Stadt ſoll noch gebaut werden, von der ſich erwarten ließe, daß ſie nur den tauſendſten Theil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutſchen Dichter haben würde, die Calais gegen den Du Belloy gehabt hat. Man erkenne es immer für franzöſiſche Eitelkeit: wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu ſo einer Eitelkeit fähig ſeyn werden! Was Wunder auch? Unſere Gelehrte ſelbſt ſind klein genug, die Nation in der Geringſchätzung alles deſſen zu beſtärken, was nicht geradezu den Beutel füllt. Man ſpreche von einem Werke des Genies, von welchem man will; man rede von der Aufmunterung der Künſtler; man äußere den Wunſch, daß eine reiche blühende Stadt der anſtändigſten Erholung für Männer, die in ihren Geſchäften des Tages Laſt und Hitze getragen, und der nützlichſten Zeitverkürzung für andere, die gar keine Geſchäfte haben wollen, (das wird doch wenigſtens das Theater ſeyn?) durch ihre bloße Theilnehmung aufhelfen möge: — und ſehe und höre um ſich. „Dem Himmel ſey Dank, ruft nicht bloß der Wucherer Albinus, daß unſere Bürger wichtigere Dinge zu thun haben.“

---

[1] Histoire du Théâtre Français. T. XIV. p. 164.

— — — — Eu!
Rem poteris servare tuam: — —

Wichtigere? Einträglichere; das gebe ich zu! Einträglich iſt freilich unter uns nichts, was im geringſten mit den freien Künſten in Verbindung ſteht. Aber,

— hæc animos ærugo et cura peculi
Cum semel imbuerit —

Doch ich vergeſſe mich. Wie gehört das alles zur Zelmire?

Du Belloy war ein junger Menſch, der ſich auf die Rechte legen wollte oder ſollte. Sollte wird es wohl mehr geweſen ſeyn. Denn die Liebe zum Theater behielt die Oberhand; er legte den Bartolus bei Seite und ward Comödiant. Er ſpielte einige Zeit unter der franzöſiſchen Truppe zu Braunſchweig, machte verſchiedene Stücke, kam wieder in ſein Vaterland, und ward geſchwind durch ein paar Trauerſpiele ſo glücklich und berühmt, als ihn nur immer die Rechtsgelehrſamkeit hätte machen können, wenn er auch ein Beaumont geworden wäre. Wehe dem jungen deutſchen Genie, das dieſen Weg einſchlagen wollte! Verachtung und Betteleí würden ſein gewiſſeſtes Loos ſeyn!

Das erſte Trauerſpiel des Du Belloy heißt Titus; und Zelmire war ſein zweites. Titus fand keinen Beifall, und ward nur ein einzigesmal geſpielt. Aber Zelmire fand deſto größern; es ward vierzehnmal hinter einander aufgeführt, und die Pariſer hatten ſich noch nicht daran ſatt geſehen. Der Inhalt iſt von des Dichters eigener Erfindung.

Ein franzöſiſcher Kunſtrichter[1] nahm hiervon Gelegenheit, ſich gegen die Trauerſpiele von dieſer Gattung überhaupt zu erklären: „Uns wäre, ſagt er, ein Stoff aus der Geſchichte weit lieber geweſen. Die Jahrbücher der Welt ſind an berüchtigten Verbrechen ja ſo reich; und die Tragödie iſt ja ausdrücklich dazu, daß ſie uns die großen Handlungen wirklicher Helden zur Bewunderung und Nachahmung vorſtellen ſoll. Indem ſie ſo den Tribut bezahlt, den die Nachwelt ihrer Aſche ſchuldig iſt, befeuert ſie zugleich die Herzen der Jetztlebenden mit der edlen Begierde, ihnen gleich zu werden. Man wende nicht ein, daß Zaire, Alzire, Mahomet, doch auch nur Geburten der Erdichtung wären. Die Namen der beiden erſten ſind erdichtet, aber der Grund der Begebenheiten iſt hiſtoriſch. Es hat wirklich Kreuzzüge gegeben, in welchen ſich Chriſten und Türken zur Ehre Gottes, ihres gemeinſchaftlichen Vaters, haßten und würgten. Bei der Eroberung von Mexico haben ſich nothwendig die glücklichen und erhabenen Contraſte zwiſchen den europäiſchen und amerikaniſchen Sitten, zwiſchen der Schwärmerei und der wahren Religion, äußern müſſen. Und was den Mahomet anbelangt, ſo iſt er der Auszug, die Quinteſſenz, ſo zu reden, aus dem ganzen Leben dieſes Betrügers; der Fanatismus, in Handlung gezeigt; das ſchönſte philoſophiſchſte Gemälde, das jemals von dieſem gefährlichen Ungeheuer gemacht worden.“

Neunzehntes Stück.

Den 3. Juli 1767.

Es iſt einem jeden vergönnt, ſeinen eigenen Geſchmack zu haben; und es iſt rühmlich, ſich von ſeinem eigenen Geſchmacke Rechenſchaft zu geben ſuchen. Aber den Gründen, durch die man ihn rechtfertigen will, eine Allgemeinheit ertheilen, die, wenn es ſeine Richtigkeit damit hätte, ihn zu dem einzigen wahren Geſchmacke machen müßte, heißt aus den Gränzen des forſchenden Liebhabers herausgehen, und ſich zu einem eigenſinnigen Geſetzgeber aufwerfen. Der angeführte franzöſiſche Schriftſteller fängt mit einem beſcheidenen „Uns wäre lieber geweſen“ an, und geht zu ſo allgemein verbindenden Ausſprüchen fort, daß man glauben ſollte, dieſes Uns ſey aus dem Munde der Kritik ſelbſt gekommen. Der wahre Kunſtrichter folgert keine Regeln aus ſeinem Geſchmacke, ſondern hat ſeinen Geſchmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache erfordert.

Nun hat es Ariſtoteles längſt entſchieden, wie weit ſich der tragiſche Dichter um die hiſtoriſche Wahrheit zu bekümmern habe; nicht weiter als ſie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich iſt, mit der er ſeine Abſichten verbinden kann. Er braucht eine Geſchichte nicht darum, weil ſie geſchehen iſt, ſondern darum, weil ſie ſo geſchehen iſt, daß er ſie ſchwerlich zu ſeinem gegenwärtigen Zwecke beſſer erdichten könnte. Findet er dieſe Schicklichkeit von ungefähr an einem wahren Falle, ſo iſt ihm der wahre Fall willkommen; aber die Geſchichtbücher erſt lange darum nachzuſchlagen, lohnt der Mühe nicht. Und wie viele wiſſen denn, was geſchehen iſt? Wenn wir die Möglichkeit, daß etwas geſchehen kann, nur daher abnehmen wollen, weil es geſchehen iſt: was hindert uns, eine gänzlich erdichtete Fabel für eine wirklich geſchehene Hiſtorie zu halten, von der wir nie etwas gehört haben? Was iſt das erſte, was uns eine Hiſtorie glaubwürdig macht? Iſt es nicht ihre innere Wahrſcheinlichkeit? Und iſt es nicht einerlei, ob dieſe Wahrſcheinlichkeit von gar keinen Zeugniſſen und Ueberlieferungen beſtätigt wird, oder von ſolchen, die zu unſerer Wiſſenſchaft noch nie gelangt ſind? Es wird ohne Grund angenommen, daß es eine Beſtimmung des Theaters mit ſey, das Andenken großer Männer zu erhalten; dafür iſt die Geſchichte, aber nicht das Theater. Auf dem Theater ſollen wir nicht lernen, was dieſer oder jener einzelne Menſch gethan hat, ſondern was ein jeder Menſch von einem gewiſſen Charakter unter gewiſſen gegebenen Umſtänden thun werde. Die Abſicht der Tragödie iſt weit philoſophiſcher als die Abſicht der Geſchichte; und es heißt ſie von ihrer wahren Würde herabſetzen, wenn man ſie zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht, oder ſie gar den Nationalſtolz zu nähren mißbraucht.

---

[1] Journal Encyclopédique. Juillet 1762.

Die zweite Erinnerung des nämlichen franzöſiſchen Kunſtrichters gegen die Zelmire des Du Belloy iſt wichtiger. Er tadelt, daß ſie faſt nichts als ein Gewebe mannichfaltiger wunderbarer Zufälle ſey, die, in den engen Raum von vierundzwanzig Stunden zuſammengepreßt, aller Illuſion unfähig würden. Eine ſeltſam ausgeſparte Situation über die andre! ein Theaterſtreich über den andern! Was geſchieht nicht alles! was hat man nicht alles zu behalten! Wo ſich die Begebenheiten ſo drängen, können ſchwerlich alle vorbereitet genug ſeyn. Wo uns ſo vieles überraſcht, wird uns leicht manches mehr befremden, als überraſchen. „Warum muß ſich z. E. der Tyrann dem Rhamnes entdecken? Was zwingt den Antenor, ihm ſeine Verbrechen zu offenbaren? Fällt Ilus nicht gleichſam vom Himmel? Iſt die Gemüthsänderung des Rhamnes nicht viel zu ſchleunig? Bis auf den Augenblick, da er den Antenor erſticht, nimmt er an den Verbrechen ſeines Herrn auf die entſchloſſenſte Weiſe Theil; und wenn er einmal Reue zu empfinden geſchienen, ſo hatte er ſie doch ſogleich wieder unterdrückt. Welche geringfügige Urſachen giebt hiernächſt der Dichter nicht manchmal den wichtigſten Dingen! So muß Polidor, wenn er aus der Schlacht kömmt, und ſich wiederum in dem Grabmale verbergen will, der Zelmire den Rücken zukehren, und der Dichter muß uns ſorgfältig dieſen kleinen Umſtand einſchärfen. Denn, wenn Polidor anders ginge, wenn er der Prinzeſſin das Geſicht anſtatt den Rücken zuwendete: ſo würde ſie ihn erkennen, und die folgende Scene, wo dieſe zärtliche Tochter unwiſſend ihren Vater ſeinen Henkern überliefert, dieſe ſo vorſtechende, auf alle Zuſchauer ſo großen Eindruck machende Scene fiele weg. Wäre es gleichwohl nicht weit natürlicher geweſen, wenn Polidor, indem er wieder in das Grabmal flüchtet, die Zelmire bemerkt, ihr ein Wort zugerufen, oder auch nur einen Wink gegeben hätte? Freilich wäre es ſo natürlicher geweſen, als daß die ganzen letzten Acte ſich nunmehr auf die Art, wie Polidor geht, ob er ſeinen Rücken dahin oder dorthin kehrt, gründen müſſen. Mit dem Billet des Azor hat es die nämliche Bewandtniß: brachte es der Soldat im zweiten Acte gleich mit, ſo wie er es hätte mitbringen ſollen, ſo war der Tyrann entlarvt, und das Stück hatte ein Ende."

Die Ueberſetzung der Zelmire iſt nur in Proſa. Aber wer wird nicht lieber eine körnichte, wohlklingende Proſa hören wollen, als matte, geradebrechte Verſe? Unter allen unſeren gereimten Ueberſetzungen werden kaum ein halbes Dutzend ſeyn, die erträglich ſind. Und daß man mich ja nicht bei dem Worte nehme, ſie zu nennen! Ich würde eher wiſſen, wo ich aufhören, als wo ich anfangen ſollte. Die beſte iſt an vielen Stellen dunkel und zweideutig; der Franzoſe war ſchon nicht der größte Verſificateur, ſondern ſtümperte und flickte; der Deutſche war es noch weniger, und indem er ſich bemühte, die glücklichen und unglücklichen Zeilen ſeines Originals gleich treu zu überſetzen, ſo iſt es natürlich, daß öfters, was dort nur Lückenbüßerei oder Tautologie war, hier zu förmlichem Unſinne werden mußte. Der Ausdruck iſt dabei meiſtens ſo niedrig, und die Conſtruction ſo verworfen, daß der Schauſpieler allen ſeinen Adel nöthig hat, jenem aufzuhelfen, und allen ſeinen Verſtand braucht, dieſe nur nicht verfehlen zu laſſen. Ihm die Declamation zu erleichtern, daran iſt vollends gar nicht gedacht worden!

Aber verlohnt es denn auch der Mühe, auf franzöſiſche Verſe ſo viel Fleiß zu wenden, bis in unſerer Sprache eben ſo wäſſerig korrekte, eben ſo grammatikaliſch kalte Verſe daraus werden? Wenn wir hingegen den ganzen poetiſchen Schmuck der Franzoſen in unſere Proſa übertragen, ſo wird unſere Proſa dadurch eben noch nicht ſehr poetiſch werden. Es wird der Zwitterton noch lange nicht daraus entſtehen, der aus den proſaiſchen Ueberſetzungen engliſcher Dichter entſtanden iſt, in welchen der Gebrauch der kühnſten Tropen und Figuren, außer einer gebundenen cadenzirten Wortfügung, uns an Beſoffene denken läßt, die ohne Muſik tanzen. Der Ausdruck wird ſich höchſtens über die alltägliche Sprache nicht weiter erheben, als ſich die theatraliſche Declamation über den gewöhnlichen Ton der geſellſchaftlichen Unterhaltungen erheben ſoll. Und ſonach wünſchte ich unſerm proſaiſchen Ueberſetzer recht viele Nachfolger; ob ich gleich der Meinung des Houdar de la Motte gar nicht bin, daß das Sylbenmaaß überhaupt ein kindiſcher Zwang ſey, dem ſich der dramatiſche Dichter am wenigſten Urſache habe, zu unterwerfen. Denn hier kömmt es bloß darauf an, unter zwei Uebeln das kleinſte zu wählen; entweder Verſtand und Nachdruck der Verſification, oder dieſe jenen aufzuopfern. Dem Houdar de la Motte war ſeine Meinung zu vergeben; er hatte eine Sprache in Gedanken, in der das Metriſche der Poeſie nur Kitzelung der Ohren iſt, und zur Verſtärkung des Ausdrucks nichts beitragen kann; in der unſrigen hingegen iſt es etwas mehr, und wir können der griechiſchen ungleich näher kommen, die durch den bloßen Rhythmus ihrer Versarten die Leidenſchaften, die darin ausgedrückt werden, anzudeuten vermag. Die franzöſiſchen Verſe haben nichts als den Werth der überſtandenen Schwierigkeit für ſich; und freilich iſt dieſes nur ein ſehr elender Werth.

Die Rolle des Antenor hat Herr Borchers ungemein wohl geſpielt; mit aller der Beſonnenheit und Heiterkeit, die einem Böſewichte von großem Verſtande ſo natürlich zu ſeyn ſcheinen. Kein mißlungener Anſchlag wird ihn in Verlegenheit ſetzen; er iſt an immer neuen Ränken unerſchöpflich; er beſinnt ſich kaum, und der unerwartetſte Streich, der ihn in ſeiner Blöße darzuſtellen drohte, empfängt eine Wendung, die ihm die Larve nur noch feſter aufdrückt. Dieſen Charakter nicht zu verderben, iſt von Seiten des Schauſpielers das getreueſte Gedächtniß, die fertigſte Stimme, die freieſte nachläſſigſte Action unumgänglich nöthig. Herr Borchers hat überhaupt ſehr viele Talente, und ſchon das muß ein günſtiges Vorurtheil für ihn erwecken, daß er ſich in alten Rollen eben ſo gern übt, als in jungen. Dieſes zeigt von ſeiner Liebe zur Kunſt; und der Kenner unterſcheidet ihn ſogleich von ſo vielen andern jungen Schauſpielern, die nur immer auf der Bühne glänzen wollen, und deren kleine Eitelkeit, ſich in lauter galanten liebenswürdigen Rollen begaffen und bewundern zu laſſen, ihr vornehmſter, auch wohl öfters ihr einziger Beruf zum Theater iſt.

Zwanzigſtes Stück.

Den 7. Juli 1767.

Den dreiundzwanzigſten Abend (Freitags, den 22. Mai) ward Cenie aufgeführt.

Dieſes vortreffliche Stück der Graffigny mußte der Gottſchedin zum Ueberſetzen in die Hände fallen. Nach dem Bekenntniſſe, welches ſie von ſich ſelbſt ablegt, daß ſie die Ehre, welche man durch Ueberſetzung oder auch Verfertigung theatraliſcher Stücke erwerben könne, allezeit nur für ſehr mittelmäßig gehalten habe.“ läßt ſich leicht vermuthen, daß ſie, dieſe mittelmäßige Ehre zu erlangen, auch nur ſehr mittelmäßige Mühe werde angewendet haben. Ich habe ihr die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie einige luſtige Stücke des Deſtouches eben nicht verdorben hat. Aber wie viel leichter iſt es, eine Schnurre zu überſetzen, als eine Empfindung! Das Lächerliche kann der Witzige und Unwitzige nachſagen; aber die Sprache des Herzens kann nur das Herz treffen. Sie hat ihre eigene Regeln; und es iſt ganz um ſie geſchehen, ſobald man dieſe verkennt, und ſie dafür den Regeln der Grammatik unterwerfen, und ihr alle die kalte Vollſtändigkeit, alle die langweilige Deutlichkeit geben will, die wir an einem jeglichen Satze verlangen. Z. E. Dorimond hat dem Mericourt eine anſehnliche Verbindung nebſt dem vierten Theile ſeines Vermögens zugedacht. Aber das iſt das wenigſte, worauf Mericourt geht; er verweigert ſich dem großmüthigen Anerbieten und will ſich ihm aus Uneigennützigkeit verweigert zu haben ſcheinen. „Wozu das? ſagt er. Warum wollen Sie ſich Ihres Vermögens berauben? Genießen Sie Ihrer Güter ſelbſt; ſie haben Ihnen Gefahr und Arbeit genug gekoſtet.“ J'en jouirai, je vous rendrai tous heureux: läßt die Graffigny den lieben gutherzigen Alten antworten. „Ich will Ihrer genießen, ich will euch alle glücklich machen.“ Vortrefflich! Hier iſt kein Wort zu viel! Die wahre nachläſſige Kürze, mit der ein Mann, dem Güte zur Natur geworden iſt, von ſeiner Güte ſpricht, wenn er davon ſprechen muß! Seines Glückes genießen, andere glücklich machen: beides iſt ihm nur eines; das eine iſt ihm nicht bloß eine Folge des andern, ein Theil des andern; das eine iſt ihm ganz das andere: und ſo wie ſein Herz keinen Unterſchied darunter kennt, ſo weiß auch ſein Mund keinen darunter zu machen; er ſpricht, als ob er das nämliche zweimal ſpräche, als ob beide Sätze wahre tautologiſche Sätze, vollkommen identiſche Sätze wären; ohne das geringſte Verbindungswort. O des Elenden, der die Verbindung nicht fühlt, dem ſie eine Partikel erſt fühlbar machen ſoll! Und dennoch, wie glaubt man wohl, daß die Gottſchedin jene acht Worte überſetzt hat? „Alsdann werde ich meiner Güter erſt recht genießen, wenn ich euch beide dadurch werde glücklich gemacht haben.“ Unerträglich! Der Sinn iſt vollkommen übergetragen, aber der Geiſt iſt verflogen; ein Schwall von Worten hat ihn erſtickt. Dieſes Alsdann, mit ſeinem Schwanze von Wenn; dieſes Erſt; dieſes Recht; dieſes Dadurch: lauter Beſtimmungen, die dem Ausbruche des Herzens alle Bedenklichkeiten der Ueberlegung geben, und eine warme Empfindung in eine froſtige Schlußrede verwandeln.

Denen, die mich verſtehen, darf ich nur ſagen, daß ungefähr auf dieſen Schlag das ganze Stück überſetzt iſt. Jede feinere Geſinnung iſt in ihren geſunden Menſchenverſtand paraphraſirt, jeder affectvolle Ausdruck in die todten Beſtandtheile ſeiner Bedeutung aufgelöſt worden. Hierzu kömmt in vielen Stellen der häßliche Ton des Ceremoniels; verabredete Ehrenbenennungen contraſtiren mit den Ausrufungen der gerührten Natur auf die abſcheulichſte Weiſe. Indem Genie ihre Mutter erkennt, ruft ſie: „Frau Mutter! o welch ein ſüßer Name!“ Der Name Mutter iſt ſüß; aber Frau Mutter iſt wahrer Honig mit Citronenſaft! Der herbe Titel zieht das ganze der Empfindung ſich öffnende Herz wieder zuſammen. Und in dem Augenblicke, da ſie ihren Vater findet, wirft ſie ſich gar mit einem „Gnädiger Herr Vater! bin ich Ihrer Gnade werth!“ ihm in die Arme. Mon père! auf deutſch: Gnädiger Herr Vater. Was für ein reſpectuöſes Kind! Wenn ich Dorſainville wäre, ich hätte es eben ſo gern gar nicht wieder gefunden, als mit dieſer Anrede.

Madame Löwen ſpielt die Orphiſe; man kann ſie nicht mit mehrerer Würde und Empfindung ſpielen. Jede Miene ſpricht das ruhige Bewußtſeyn ihres verkannten Werthes; und ſanfte Melancholie auszudrücken, kann nur ihrem Blicke, kann nur ihrem Tone gelingen.

Genie iſt Madame Henſel. Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was ſie ſagt, hat ſie nicht gelernt; es kömmt aus ihrem eigenen Kopfe, aus ihrem eigenen Herzen. Sie mag ſprechen oder ſie mag nicht ſprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort. Ich wüßte nur einen einzigen Fehler; aber es iſt ein ſehr ſeltener Fehler; ein ſehr beneidenswürdiger Fehler. Die Actrice iſt für die Rolle zu groß. Mich dünkt einen Rieſen zu ſehen, der mit dem Gewehre eines Cadets exercirt. Ich möchte nicht alles machen, was ich vortrefflich machen könnte.

Herr Eckhof in der Rolle des Dorimond iſt ganz Dorimond. Dieſe Miſchung von Sanftmuth und Ernſt, von Weichherzigkeit und Strenge wird gerade in ſo einem Manne wirklich ſeyn, oder ſie iſt es in keinem. Wenn er zum Schluſſe des Stücks vom Mericourt ſagt: „Ich will ihm ſo viel geben, daß er in der großen Welt leben kann, die ſein Vaterland iſt; aber ſehen mag ich ihn nicht mehr!“ wer hat den Mann gelehrt, mit ein paar erhobenen Fingern, hierhin und dahin bewegt, mit einem einzigen Kopfdrehen uns auf einmal zu zeigen, was das für ein Land iſt, dieſes Vaterland des Mericourt? Ein gefährliches, ein böſes Land!

Tot linguæ, quot membra viro! —

Den vierundzwanzigſten Abend (Freitags, den 25. Mai) ward die Amalia des Herrn Weiß aufgeführt.

Amalia wird von Kennern für das beſte Luſtſpiel dieſes Dichters gehalten. Es hat auch wirklich mehr Intereſſe, ausgeführtere Charaktere und einen lebhaftern gedankenreichern Dialog, als ſeine übrige komiſche Stücke. Die Rollen ſind hier ſehr wohl beſetzt; beſonders macht Madame Böck den Manley oder die verkleidete Amalia mit vieler Anmuth und mit aller der ungezwungenen Leichtigkeit, ohne die wir es ein wenig ſehr unwahrſcheinlich finden würden, ein junges Frauenzimmer ſo lange verkannt zu ſehen. Dergleichen Verkleidungen überhaupt geben einem dramatiſchen Stücke zwar ein romanenhaftes Anſehen, dafür kann es aber auch nicht fehlen, daß ſie nicht ſehr komiſche, auch wohl ſehr intereſſante Scenen veranlaſſen ſollten. Von dieſer Art iſt die fünfte des letzten Acts, in welcher ich meinem Freunde einige allzu kühn croquirte Pinſelſtriche zu lindern und mit dem Uebrigen in eine ſanftere Haltung zu vertreiben wohl rathen möchte. Ich weiß nicht, was in der Welt geſchieht; ob man wirklich mit dem Frauenzimmer manchmal in dieſem zudringlichen Tone ſpricht. Ich will nicht unterſuchen, wie weit es mit der weiblichen Beſcheidenheit beſtehen könne, gewiſſe Dinge, obſchon unter der Verkleidung, ſo zu brüsquiren. Ich will die Vermuthung ungeäußert laſſen, daß es vielleicht gar nicht einmal die rechte Art ſey, eine Madame Freemann ins Enge zu treiben; daß ein wahrer Manley die Sache wohl hätte feiner anfangen können; daß man über einen ſchnellen Strom nicht in gerader Linie ſchwimmen zu wollen verlangen müſſe; daß — Wie geſagt, ich will dieſe Vermuthungen ungeäußert laſſen; denn es könnte leicht bei einem ſolchen Handel mehr als eine rechte Art geben. Nachdem nämlich die Gegenſtände ſind; obſchon alsdann noch gar nicht ausgemacht iſt, daß diejenige Frau, bei der die eine Art fehlgeſchlagen, auch allen übrigen Arten Obſtand halten werde. Ich will bloß bekennen, daß ich für mein Theil nicht Herz genung gehabt hätte, eine dergleichen Scene zu bearbeiten. Ich würde mich vor der einen Klippe, zu wenig Erfahrung zu zeigen, eben ſo ſehr gefürchtet haben, als vor der andern, allzu viele zu verrathen. Ja wenn ich mir auch einer mehr als Crebillon'ſchen Fähigkeit bewußt geweſen wäre, mich zwiſchen beide Klippen durchzuſtehlen: ſo weiß ich doch nicht, ob ich nicht viel lieber einen ganz andern Weg eingeſchlagen wäre. Beſonders da ſich dieſer andere Weg hier von ſelbſt öffnet. Manley, oder Amalia, wußte ja, daß Freemann mit ſeiner vorgeblichen Frau nicht geſetzmäßig verbunden ſey. Warum konnte er alſo nicht dieſes zum Grunde nehmen, ſie ihm gänzlich abſpänſtig zu machen, und ſich ihr nicht als einen Galan, dem es nur um flüchtige Gunſtbezeugungen zu thun, ſondern als einen ernſthaften Liebhaber anzutragen, der ſein ganzes Schickſal mit ihr zu theilen bereit ſey? Seine Bewerbungen würden dadurch, ich will nicht ſagen unſträflich, aber doch unſträflicher geworden ſeyn; er würde, ohne ſie in ihren eigenen Augen zu beſchimpfen, darauf haben beſtehen können; die Probe wäre ungleich verführeriſcher und das Beſtehen in derſelben ungleich entſcheidender für ihre Liebe gegen Freemann geweſen. Man würde zugleich einen ordentlichen Plan von Seiten der Amalia dabei abgeſehen haben; anſtatt daß man jetzt nicht wohl errathen kann, was ſie nun weiter thun können, wenn ſie unglücklicher Weiſe in ihrer Verführung glücklich geweſen wäre.

Nach der Amalia folgte das kleine Luſtſpiel des Saintfoix, der Finanzpachter. Es beſteht ungefähr aus ein Dutzend Scenen von der äußerſten Lebhaftigkeit. Es dürfte ſchwer ſeyn, in einen ſo engen Bezirk mehr geſunde Moral, mehr Charaktere, mehr Intereſſe zu bringen. Die Manier dieſes liebenswürdigen Schriftſtellers iſt bekannt. Nie hat ein Dichter ein kleineres niedlicheres Ganze zu machen gewußt, als Er.

Den fünfundzwanzigſten Abend (Dienſtags, den 26. Mai) ward die Zelmire des Du Belloy wiederholt.

Einundzwanzigſtes Stück.

Den 10. Juli 1767.

Den ſechsundzwanzigſten Abend (Freitags, den 29. Mai) ward die Mütterſchule des Nivelle de la Chauſſee aufgeführt.

Es iſt die Geſchichte einer Mutter, die für ihre parteiiſche Zärtlichkeit gegen einen nichtswürdigen ſchmeichleriſchen Sohn die verdiente Kränkung erhält. Marivaux hat auch ein Stück unter dieſem Titel. Aber bei ihm iſt es die Geſchichte einer Mutter, die ihre Tochter, um ein recht gutes, gehorſames Kind an ihr zu haben, in aller Einfalt erzieht, ohne alle Welt und Erfahrung läßt: und wie geht es damit? Wie man leicht errathen kann. Das liebe Mädchen hat ein empfindliches Herz; ſie weiß keiner Gefahr auszuweichen, weil ſie keine Gefahr kennt; ſie verliebt ſich in den erſten in den beſten, ohne Mama darum zu fragen, und Mama mag dem Himmel danken, daß es noch ſo gut abläuft. In jener Schule giebt es eine Menge ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen; in dieſer ſetzt es mehr zu lachen. Die eine iſt der Pendant der andern; und ich glaube, es müßte für Kenner ein Vergnügen mehr ſeyn, beide an einem Abende hinter einander beſuchen zu können. Sie haben hierzu auch alle äußerliche Schicklichkeit; das erſte Stück iſt von fünf Acten, das andere von einem.

Den ſiebenundzwanzigſten Abend (Montags, den 1. Juni) ward die Nanine des Herrn von Voltaire geſpielt.

Nanine? fragten ſogenannte Kunſtrichter, als dieſes Luſtſpiel im Jahre 1749 zuerſt erſchien. Was iſt das für ein Titel? Was denkt man dabei? — Nicht mehr nicht weniger, als man bei einem Titel denken ſoll. Ein Titel muß kein Küchenzettel ſeyn. Je weniger er von dem Inhalte verräth, deſto beſſer iſt er. Dichter und Zuſchauer finden ihre Rechnung dabei, und die Alten haben ihren Komödien ſelten andere, als nichtsbedeutende Titel gegeben. Ich kenne kaum drei oder vier, die den Hauptcharakter anzeigten oder etwas von der Intrigue verriethen. Hierunter gehört des Plautus Miles gloriosus. Wie kömmt es, daß man noch nicht angemerkt, daß dieſer Titel dem Plautus nur zur Hälfte gehören kann? Plautus nannte ſein Stück bloß Gloriosus; ſo wie er ein anderes Truculentus überſchrieb. Miles muß der Zuſatz eines Grammatikers ſeyn. Es iſt wahr, der Prahler, den Plautus ſchildert, iſt ein Soldat; aber ſeine Prahlereien beziehen ſich nicht bloß auf ſeinen Stand, und ſeine kriegeriſche Thaten. Er iſt in dem Punkte der Liebe eben ſo großſprecheriſch; er rühmt ſich nicht allein der tapferſte, ſondern auch der ſchönſte und liebenswürdigſte Mann zu ſeyn. Beides kann in dem Worte Gloriosus liegen; aber ſobald man Miles hinzufügt, wird das gloriosus nur auf das erſtere eingeſchränkt. Vielleicht hat den Grammatiker, der dieſen Zuſatz machte, eine Stelle des Cicero[1] verführet; aber hier hätte ihm Plautus ſelbſt mehr als Cicero gelten ſollen. Plautus ſelbſt ſagt:

> ALAZON Græce huic nomen est Comœdiæ
> Id nos latine GLORIOSUM dicimus —

und in der Stelle des Cicero iſt es noch gar nicht ausgemacht, daß eben das Stück des Plautus gemeint ſey. Der Charakter eines großſprecheriſchen Soldaten kam in mehrern Stücken vor. Cicero kann eben ſo wohl auf den Thraſo des Terenz gezielt haben. — Doch dieſes beiläufig. Ich erinnere mich, meine Meinung von den Titeln der Komödien überhaupt ſchon einmal geäußert zu haben. Es könnte ſeyn, daß die Sache ſo unbedeutend nicht wäre. Mancher Stümper hat zu einem ſchönen Titel eine ſchlechte Komödie gemacht, und bloß des ſchönen Titels wegen. Ich möchte doch lieber eine gute Komödie mit einem ſchlechten Titel. Wenn man nachfragt, was für Charaktere bereits bearbeitet worden, ſo wird kaum einer zu erdenken ſeyn, nach welchem beſonders die Franzoſen nicht ſchon ein Stück genannt hätten. Der iſt längſt da geweſen! ruft man. Der auch ſchon! Dieſer würde vom Moliere, jener vom Deſtouches entlehnt ſeyn! Entlehnt? Das kömmt aus den ſchönen Titeln. Was für ein Eigenthumsrecht erhält ein Dichter auf einen gewiſſen Charakter dadurch, daß er ſeinen Titel davon hergenommen? Wenn er ihn ſtillſchweigend gebraucht hätte, ſo würde ich ihn wiederum ſtillſchweigend brauchen dürfen, und niemand würde mich darüber zum Nachahmer machen. Aber ſo wage es einer einmal und mache z. E. einen neuen Miſanthropen. Wenn er auch keinen Zug von dem Moliere'ſchen nimmt, ſo wird ſein Miſanthrop doch immer nur eine Copie heißen. Genug, daß Moliere den Namen zuerſt gebraucht hat. Jener hat unrecht, daß er funfzig Jahre ſpäter lebt, und daß die Sprache für die unendlichen Varietäten des menſchlichen Gemüths nicht auch unendliche Benennungen hat.

Wenn der Titel Nanine nichts ſagt, ſo ſagt der andere Titel deſto mehr: Nanine oder das beſiegte Vorurtheil. Und warum ſoll ein Stück nicht zwei Titel haben? Haben wir Menſchen doch auch zwei, drei Namen. Die Namen ſind der Unterſcheidung wegen; und mit zwei Namen iſt die Verwechslung ſchwerer, als mit einem. Wegen des zweiten Titels ſcheint der Herr von Voltaire noch nicht recht einig mit ſich geweſen zu ſeyn. In der nämlichen Ausgabe ſeiner Werke heißt er auf einem Blatte das beſiegte Vorurtheil, und auf dem andern der Mann ohne Vorurtheil. Doch beides iſt nicht weit auseinander. Es iſt von dem Vorurtheile, daß zu einer vernünftigen Ehe die Gleichheit der Geburt und des Standes erforderlich ſey, die Rede. Kurz, die Geſchichte der Nanine iſt die Geſchichte der Pamela. Ohne Zweifel wollte der Herr von Voltaire den Namen Pamela nicht brauchen, weil ſchon einige Jahre vorher ein paar Stücke unter dieſem Namen erſchienen waren und eben kein großes Glück gemacht hatten. Die Pamela des Boiſſy und des De la Chauſſee ſind auch ziemlich kahle Stücke, und Voltaire brauchte eben nicht Voltaire zu ſeyn, etwas weit Beſſeres zu machen.

---

[1] De Officiis Lib. I. Cap. 38.

Nanine gehört unter die rührenden Luſtſpiele. Es hat aber auch ſehr viel lächerliche Scenen, und nur in ſo fern, als die lächerlichen Scenen mit den rührenden abwechſeln, will Voltaire dieſe in der Komödie geduldet wiſſen. Eine ganz ernſthafte Komödie, wo man niemals lacht, auch nicht einmal lächelt, wo man nur immer weinen möchte, iſt ihm ein Ungeheuer. Hingegen findet er den Uebergang von dem Rührenden zum Lächerlichen und von dem Lächerlichen zum Rührenden ſehr natürlich. Das menſchliche Leben iſt nichts als eine beſtändige Kette ſolcher Uebergänge und die Komödie ſoll ein Spiegel des menſchlichen Lebens ſeyn. „Was iſt gewöhnlicher, ſagt er, als daß in dem nämlichen Hauſe der zornige Vater poltert, die verliebte Tochter ſeufzt, der Sohn ſich über beide aufhält und jeder Anverwandte bei der nämlichen Scene etwas anderes empfindet? Man verſpottet in einer Stube ſehr oft, was in der Stube nebenan äußerſt bewegt; und nicht ſelten hat eben dieſelbe Perſon in eben derſelben Viertelſtunde über eben dieſelbe Sache gelacht und geweint. Eine ſehr ehrwürdige Matrone ſaß bei einer von ihren Töchtern, die gefährlich krank lag, am Bette, und die ganze Familie ſtand um ihr herum. Sie wollte in Thränen zerfließen, ſie rang die Hände, und rief: O Gott! laß mir, laß mir dieſes Kind, nur dieſes; magſt du mir doch alle die andern dafür nehmen! Hier trat ein Mann, der eine von ihren übrigen Töchtern geheirathet hatte, näher zu ihr hinzu, zupfte ſie beim Aermel und fragte: Madame, auch die Schwiegerſöhne? Das kalte Blut, der komiſche Ton, mit denen er dieſe Worte ausſprach, machten einen ſolchen Eindruck auf die betrübte Dame, daß ſie in vollem Gelächter herauslaufen mußte; alles folgte ihr und lachte; die Kranke ſelbſt, als ſie es hörte, wäre vor Lachen faſt erſtickt.“

„Homer, ſagt er an einem andern Orte, läßt ſogar die Götter, indem ſie das Schickſal der Welt entſcheiden, über den poſſirlichen Anſtand des Vulcan lachen. Hector lacht über die Furcht ſeines kleinen Sohnes, indem Andromache die heißeſten Thränen vergießt. Es trifft ſich wohl, daß mitten unter den Greueln einer Schlacht, mitten in den Schrecken einer Feuersbrunſt, oder ſonſt eines traurigen Verhängniſſes, ein Einfall, eine ungefähre Poſſe, trotz aller Beängſtigung, trotz alles Mitleids das unbändigſte Lachen erregt. Man befahl in der Schlacht bei Speyern einem Regimente, daß es keinen Pardon geben ſollte. Ein deutſcher Officier bat darum, und der Franzoſe, den er darum bat, antwortete: Bitten Sie, mein Herr, was Sie wollen, nur das Leben nicht; damit kann ich unmöglich dienen! Dieſe Naivetät ging ſogleich von Mund zu Munde: man lachte und metzelte. Wie viel eher wird nicht in der Komödie das Lachen auf rührende Empfindungen folgen können? Bewegt uns nicht Alkmene? Macht uns nicht Soſias zu lachen? Welche elende und eitle Arbeit, wider die Erfahrung ſtreiten zu wollen.“

Sehr wohl! Aber ſtreitet nicht auch der Herr von Voltaire wider die Erfahrung, wenn er die ganz ernſthafte Komödie für eine eben ſo fehlerhafte als langweilige Gattung erklärt? Vielleicht damals, als er es ſchrieb, noch nicht. Damals war noch kein Genie, noch kein Hausvater vorhanden; und vieles muß das Genie erſt wirklich machen, wenn wir es für möglich erkennen ſollen.

Zweiundzwanzigſtes Stück.

Den 14. Juli 1767.

Den achtundzwanzigſten Abend (Dienſtags, den 2. Junii) ward der Advokat Patelin wiederholt und mit der kranken Frau des Herrn Gellert beſchloſſen.

Unſtreitig iſt unter allen unſern komiſchen Schriftſtellern Herr Gellert derjenige, deſſen Stücke das meiſte urſprünglich Deutſche haben. Es ſind wahre Familiengemälde, in denen man ſogleich zu Hauſe iſt; jeder Zuſchauer glaubt, einen Vetter, einen Schwager, ein Mühmchen aus ſeiner eigenen Verwandtſchaft darin zu erkennen. Sie beweiſen zugleich, daß es an Originalnarren bei uns gar nicht mangelt und daß nur die Augen ein wenig ſelten ſind, denen ſie ſich in ihrem wahren Lichte zeigen. Unſere Thorheiten ſind bemerkbarer, als bemerkt; im gemeinen Leben ſehen wir über viele aus Gutherzigkeit hinweg; und in der Nachahmung haben ſich unſere Virtuoſen an eine allzuflache Manier gewöhnt. Sie machen ſie ähnlich, aber nicht hervorſpringend. Sie treffen; aber da ſie ihren Gegenſtand nicht vortheilhaft genug zu beleuchten gewußt, ſo mangelt dem Bilde die Rundung, das Körperliche; wir ſehen nur immer Eine Seite, an der wir uns bald ſatt geſehen und deren allzuſchneidende Außenlinien uns gleich an die Täuſchung erinnern, wenn wir in Gedanken um die übrigen Seiten herumgehen wollen. Die Narren ſind in der ganzen Welt platt und froſtig und ekel; wenn ſie beluſtigen ſollen, muß ihnen der Dichter etwas von dem Seinigen geben. Er muß ſie nicht in ihrer Alltagskleidung, in der ſchmutzigen Nachläſſigkeit auf das Theater bringen, in der ſie innerhalb ihrer vier Pfähle herumträumen. Sie müſſen nichts von der engen Sphäre kümmerlicher Umſtände verrathen, aus der ſich ein jeder gern herausarbeiten will. Er muß ſie aufputzen; er muß ihnen Witz und Verſtand leihen, das Armſelige ihrer Thorheiten bemänteln zu können; er muß ihnen den Ehrgeiz geben, damit glänzen zu wollen.

Ich weiß gar nicht, ſagte eine von meinen Bekanntinnen, was das für ein Paar zuſammen iſt, dieſer Herr Stephan und dieſe Frau Stephan! Herr Stephan iſt ein reicher Mann und ein guter Mann. Gleichwohl muß ſeine geliebte Frau Stephan um eine lumpige Adrienne ſo viel Umſtände machen! Wir ſind freilich ſehr oft um ein Nichts krank; aber doch um ein ſo gar großes Nichts nicht. Eine neue Adrienne! Kann ſie nicht hinſchicken und ausnehmen laſſen und machen laſſen. Der Mann wird ja wohl bezahlen, und er muß ja wohl.

Ganz gewiß! ſagte eine andere. Aber ich habe noch etwas zu erinnern. Der Dichter ſchrieb zu den Zeiten unſerer Mütter. Eine Adrienne! Welche Schneidersfrau trägt denn noch eine Adrienne? Es iſt nicht erlaubt, daß die Actrice hier dem guten Manne nicht ein wenig nachgeholfen! Konnte ſie nicht Roberonde, Benedictine, Reſpectueuſe — (ich habe die andern Namen vergeſſen, ich würde ſie auch nicht zu ſchreiben wiſſen, — dafür ſagen! Mich in einer Adrienne zu denken, das allein könnte mich krank machen. Wenn es der neueſte Stoff iſt, wornach Madame Stephan lechzt, ſo muß es auch die neueſte Tracht ſeyn. Wie können wir es ſonſt wahrſcheinlich finden, daß ſie darüber krank geworden?

Und ich, ſagte eine dritte (es war die gelehrteſte) finde es ſehr unanſtändig, daß die Stephan ein Kleid anzieht, das nicht auf ihren Leib gemacht worden. Aber man ſieht wohl, was den Verfaſſer zu dieſer — wie ſoll ich es nennen? — Verkennung unſerer Delicateſſe gezwungen hat. Die Einheit der Zeit! Das Kleid mußte fertig ſeyn; die Stephan ſollte es noch anziehen; und in vierundzwanzig Stunden wird nicht immer ein Kleid fertig. Ja er durfte ſich nicht einmal zu einem kleinen Nachſpiele vierundzwanzig Stunden gar wohl erlauben. Denn Ariſtoteles ſagt — hier wird meine Kunſtrichterin unterbrochen.

Den neunundzwanzigſten Abend (Mittwochs, den 3. Juni) ward nach der Melanide des De la Chauſſee der Mann nach der Uhr oder der ordentliche Mann geſpielt.

Der Verfaſſer dieſes Stücks iſt Herr Hippel in Danzig. Es iſt reich an drolligen Einfällen; nur ſchade, daß ein jeder, ſobald er den Titel hört, alle dieſe Einfälle vorausſieht. National iſt es auch genug, oder vielmehr provincial. Und dieſes könnte leicht das andere Extrem werden, in das unſere komiſchen Dichter verfielen, wenn ſie wahre deutſche Sitten ſchildern wollten. Ich fürchte, daß jeder die armſeligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er geboren worden, für die eigentlichen Sitten des gemeinſchaftlichen Vaterlandes halten dürfte. Wem aber liegt daran, zu erfahren, wie vielmal im Jahre man da oder dort grünen Kohl ißt?

Ein Luſtſpiel kann einen doppelten Titel haben; doch verſteht ſich, daß jeder etwas anders ſagen muß. Hier iſt das nicht; der Mann nach der Uhr oder der ordentliche Mann ſagen ziemlich das nämliche; außer daß das erſte ungefähr die Carikatur von dem andern iſt.

Den dreißigſten Abend (Donnerſtags, den 4. Juni) ward der Graf von Eſſex vom Thomas Corneille aufgeführt.

Dieſes Trauerſpiel iſt faſt das einzige, welches ſich aus der beträchtlichen Anzahl der Stücke des jüngern Corneille auf dem Theater erhalten hat. Und ich glaube, es wird auf den deutſchen Bühnen noch öfter wiederholt, als auf den franzöſiſchen. Es iſt vom Jahre 1678, nachdem vierzig Jahre vorher bereits Calprenede die nämliche Geſchichte bearbeitet hatte.

„Es iſt gewiß, ſchreibt Corneille, daß der Graf von Eſſex bei der Königin Eliſabeth in beſondern Gnaden geſtanden. Er war von Natur ſehr ſtolz. Die Dienſte, die er England geleiſtet hatte, blieſen ihn noch mehr auf. Seine Feinde beſchuldigten ihn eines Verſtändniſſes mit dem Grafen von Tyrone, den die Rebellen in Irland zu ihrem Haupte erwählt hatten. Der Verdacht, der dieſerwegen auf ihm blieb, brachte ihn um das Kommando der Armee. Er ward erbittert, kam nach London, wiegelte das Volk auf, ward in Verhaft gezogen, verurtheilt, und, nachdem er durchaus nicht um Gnade bitten wollen, den 25. Februar 1601 enthauptet. So viel hat mir die Hiſtorie an die Hand gegeben. Wenn man mir aber zur Laſt legt, daß ich ſie in einem wichtigen Stücke verfälſcht hätte, weil ich mich des Vorfalls mit dem Ringe nicht bedient, den die Königin dem Grafen zum Unterpfande ihrer unfehlbaren Begnadigung, falls er ſich jemals eines Staatsverbrechens ſchuldig machen ſollte, gegeben habe: ſo muß mich dieſes ſehr befremden. Ich bin verſichert, daß dieſer Ring eine Erfindung des Calprenede iſt, wenigſtens habe ich in keinem Geſchichtſchreiber das geringſte davon geleſen.“

Allerdings ſtand es Corneillen frei, dieſen Umſtand mit dem Ringe zu nutzen oder nicht zu nutzen; aber darin ging er zu weit, daß er ihn für eine poetiſche Erfindung erklärte. Seine hiſtoriſche Richtigkeit iſt neuerlich faſt außer Zweifel geſetzt worden; und die bedächtlichſten, ſceptiſchſten Geſchichtſchreiber, Hume und Robertſon, haben ihn in ihre Werke aufgenommen.

Wenn Robertſon in ſeiner Geſchichte von Schottland von der Schwermuth redet, in welche Eliſabeth vor ihrem Tode verfiel, ſo ſagt er: „Die gemeinſte Meinung damaliger Zeit, und vielleicht die wahrſcheinlichſte, war dieſe, daß dieſes Uebel aus einer betrübten Reue wegen des Grafen von Eſſex entſtanden ſey. Sie hatte eine ganz außerordentliche Achtung für das Andenken dieſes unglücklichen Herrn; und wiewohl ſie oft über ſeine Hartnäckigkeit klagte, ſo nannte ſie doch ſeinen Namen ſelten ohne Thränen. Kurz vorher hatte ſich ein Vorfall zugetragen, der ihre Neigung mit neuer Zärtlichkeit belebte und ihre Betrübniß noch mehr vergällte. Die Gräfin von Nottingham, die auf ihrem Todbette lag, wünſchte die Königin zu ſehen, und ihr ein Geheimniß zu offenbaren, deſſen Verhehlung ſie nicht ruhig würde ſterben laſſen. Wie die Königin in ihr Zimmer kam, ſagte ihr die Gräfin, Eſſex habe, nachdem ihm das Todesurtheil geſprochen worden, gewünſcht, die Königin um Vergebung zu bitten, und zwar auf die Art, die Ihro Majeſtät ihm ehemals ſelbſt vorgeſchrieben. Er habe ihr nämlich den Ring zuſchicken wollen, den ſie ihm zur Zeit der Huld mit der Verſicherung geſchenkt, daß, wenn er ihr denſelben bei einem etwaigen Unglücke als ein Zeichen ſenden würde, er ſich ihrer völligen Gnade wiederum verſichert halten ſollte. Lady Scroop ſey die Perſon, durch welche er ihn habe überſenden wollen; durch ein Verſehen aber ſey er nicht in der Lady Scroop, ſondern in ihre Hände gerathen. Sie habe ihrem Gemahl die Sache erzählt (er war einer von den unverſöhnlichſten Feinden des Eſſex) und der habe ihr verboten, den Ring weder der Königin zu geben, noch dem Grafen zurück zu ſenden. Wie die Gräfin der Königin ihr Geheimniß entdeckt hatte, bat ſie dieſelbe um Vergebung; allein Eliſabeth, die nunmehr ſowohl die Bosheit der Feinde des Grafen, als ihre eigene Ungerechtigkeit einſah, daß ſie ihn im Verdacht eines unbändigen Eigenſinnes gehabt, antwortete: Gott mag Euch vergeben; ich kann es nimmermehr! Sie verließ das Zimmer in großer Entſetzung und von dem Augenblicke an ſanken ihre Lebensgeiſter gänzlich. Sie nahm weder Speiſe noch Trank zu ſich; ſie verweigerte ſich allen Arzneien; ſie kam in kein Bette; ſie blieb zehn Tage und zehn Nächte auf einem Polſter, ohne ein Wort zu ſprechen, in Gedanken ſitzen; einen Finger im Munde, mit offnen, auf die Erde geſchlagnen Augen; bis ſie endlich, von innerlicher Angſt der Seelen und von ſo langem Faſten ganz entkräftet, den Geiſt aufgab.“

Dreiundzwanzigſtes Stück.

Den 17. Juli 1767.

Der Herr von Voltaire hat den Eſſex auf eine ſonderbare Weiſe kritiſirt. Ich möchte nicht gegen ihn behaupten, daß Eſſex ein vorzüglich gutes Stück ſey; aber das iſt leicht zu erweiſen, daß viele von den Fehlern, die er daran tadelt, theils ſich nicht darin finden, theils unerhebliche Kleinigkeiten ſind, die ſeinerſeits eben nicht den richtigſten und würdigſten Begriff von der Tragödie vorausſetzen.

Es gehört mit unter die Schwachheiten des Herrn von Voltaire, daß er ein ſehr profunder Hiſtorikus ſeyn will. Er ſchwang ſich alſo auch bei dem Eſſex auf dieſes ſein Streitroß und tummelte es gewaltig herum. Schade nur, daß alle die Thaten, die er darauf verrichtet, des Staubes nicht werth ſind, den er erregt.

Thomas Corneille hat ihm von der engliſchen Geſchichte nur wenig gewußt, und zum Glück für den Dichter, war das damalige Publicum noch unwiſſender.

Jezt, ſagt er, kennen wir die Königin Eliſabeth und den Grafen Eſſer beſſer; jezt würden einem Dichter dergleichen grobe Verſtoßungen wider die hiſtoriſche Wahrheit ſchärfer aufgemuzt werden.

Und welches ſind denn dieſe Verſtoßungen? Voltaire hat ausgerechnet, daß die Königin damals, als ſie dem Grafen den Proceß machen ließ, achtundſechzig Jahre alt war. Es wäre alſo lächerlich, ſagt er, wenn man ſich einbilden wollte, daß die Liebe den geringſten Antheil an dieſer Begebenheit könne gehabt haben. Warum das? Geſchieht nichts Lächerliches in der Welt? Sich etwas Lächerliches als geſchehen denken, iſt das ſo lächerlich? „Nachdem das Urtheil über den Eſſer abgegeben war, ſagt Hume, fand ſich die Königin in der äußerſten Unruhe und in der grauſamſten Ungewißheit. Rache und Zuneigung, Stolz und Mitleiden, Sorge für ihre eigene Sicherheit und Bekümmerniß um das Leben ihres Lieblings, ſtritten unaufhörlich in ihr: und vielleicht, daß ſie in dieſem quälenden Zuſtande mehr zu beklagen war, als Eſſer ſelbſt. Sie unterzeichnete und widerrief den Befehl zu ſeiner Hinrichtung einmal über das andere; jezt war ſie faſt entſchloſſen, ihn dem Tode zu überliefern; den Augenblick darauf erwachte ihre Zärtlichkeit aufs neue, und er ſollte leben. Die Feinde des Grafen ließen ſie nicht aus den Augen; ſie ſtellten ihr vor, daß er ſelbſt den Tod wünſche, daß er ſelbſt erklärt habe, wie ſie doch anders keine Ruhe vor ihm haben würde. Wahrſcheinlicherweiſe that dieſe Aeußerung von Reue und Achtung für die Sicherheit der Königin, die der Graf ſonach lieber durch ſeinen Tod befeſtigen wollte, eine ganz andere Wirkung, als ſich ſeine Feinde davon verſprochen hatten. Sie fachte das Feuer einer alten Leidenſchaft, die ſie ſo lange für den unglücklichen Gefangnen genährt hatte, wieder an. Was aber dennoch ihr Herz gegen ihn verhärtete, war die vermeintliche Halsſtarrigkeit, durchaus nicht um Gnade zu bitten. Sie verſah ſich dieſes Schrittes von ihm alle Stunden, und nur aus Verdruß, daß er nicht erfolgen wollte, ließ ſie dem Rechte endlich ſeinen Lauf.“

Warum ſollte Eliſabeth nicht noch in ihrem achtundſechzigſten Jahre geliebt haben, ſie, die ſich ſo gern lieben ließ? Sie, der es ſo ſehr ſchmeichelte, wenn man ihre Schönheit rühmte? Sie, die es ſo wohl aufnahm, wenn man ihre Kette zu tragen ſchien? Die Welt muß in dieſem Stücke keine eitlere Frau jemals geſehen haben. Ihre Höflinge ſtellten ſich daher alle in ſie verliebt und bedienten ſich gegen Ihro Majeſtät, mit allem Anſcheine des Ernſtes, des Styls der lächerlichſten Galanterie. Als Raleigh in Ungnade fiel, ſchrieb er an ſeinen Freund Cecil einen Brief, ohne Zweifel, damit er ihn weiſen ſollte, in welchem ihm die Königin eine Venus, eine Diane und ich weiß nicht was war. Gleichwohl war dieſe Göttin damals ſchon ſechzig Jahre alt. Fünf Jahre darauf führte Heinrich Unton, ihr Abgeſandter in Frankreich, die nämliche Sprache mit ihr. Kurz, Corneille iſt hinlänglich berechtigt geweſen, ihr alle die verliebte Schwachheit beizulegen, durch die er das zärtliche Weib mit der ſtolzen Königin in einen ſo intereſſanten Streit bringt.

Eben ſo wenig hat er den Charakter des Eſſer verſtellt oder verfälſcht. Eſſer, ſagt Voltaire, war der Held gar nicht, zu dem ihn Corneille macht: er hat nie etwas merkwürdiges gethan. Aber wenn er es nicht war, ſo glaubte er es doch zu ſeyn. Die Vernichtung der ſpaniſchen Flotte, die Eroberung von Cadix, an der ihm Voltaire wenig oder gar kein Theil läßt, hielt er ſo ſehr für ſein Werk, daß er es durchaus nicht leiden wollte, wenn ſich jemand die geringſte Ehre davon anmaßte. Er erbot ſich, es mit dem Degen in der Hand, gegen den Grafen von Nottingham, unter dem er kommandirt hatte, gegen ſeinen Sohn, gegen jeden von ſeinen Anverwandten zu beweiſen, daß ſie ihm allein zugehöre.

Corneille läßt den Grafen von ſeinen Feinden, namentlich vom Raleigh, vom Cecil, vom Cobhan, ſehr verächtlich ſprechen. Auch das will Voltaire nicht gut heißen. Es iſt nicht erlaubt, ſagt er, eine ſo neue Geſchichte ſo gröblich zu verfälſchen, und Männer von ſo vornehmer Geburt, von ſo großen Verdienſten ſo unwürdig zu mißhandeln. Aber hier kömmt es ja gar nicht darauf an, was dieſe Männer waren, ſondern wofür ſie Eſſer hielt; und Eſſer war auf ſeine eigene Verdienſte ſtolz genug, um ihnen ganz und gar keine einzuräumen.

Wenn Corneille den Eſſer ſagen läßt, daß es nur an ſeinem Willen gemangelt, den Thron ſelbſt zu beſteigen, ſo läßt er ihn freilich etwas ſagen, was noch weit von der Wahrheit entfernt war. Aber Voltaire hätte darum doch nicht ausrufen müſſen: „Wie? Eſſer auf dem Throne? mit was für Recht? unter was für Vorwande? wie wäre das möglich geweſen?“ Denn Voltaire hätte ſich erinnern ſollen, daß Eſſer von mütterlicher Seite aus dem königlichen Hauſe abſtammte, und daß es wirklich Anhänger von ihm gegeben, die unbeſonnen genug waren, ihn mit unter diejenigen zu zählen, die Anſprüche auf die Krone machen könnten. Als er daher mit dem Könige Jakob von Schottland in geheime Unterhandlung trat, ließ er es das erſte ſeyn, ihn zu verſichern, daß er ſelbſt dergleichen ehrgeizige Gedanken nie gehabt habe. Was er hier von ſich ablehnte, iſt nicht viel weniger, als was ihn Corneille vorausſetzen läßt.

Indem alſo Voltaire durch das ganze Stück nichts als hiſtoriſche Unrichtigkeiten findet, begeht er ſelbſt nicht geringe. Ueber eine hat ſich Walpole [1] ſchon luſtig gemacht. Wenn nämlich Voltaire die erſtern Lieblinge der Königin Eliſabeth nennen will, ſo nennt er den Robert Dudley und den Grafen von Leiceſter. Er wußte nicht, daß beide nur eine Perſon waren, und daß man mit eben dem Rechte den Poeten Arouet und den Kammerherrn von Voltaire zu zwei verſchiedenen Perſonen machen könnte. Eben ſo unverzeihlich iſt das Hyſteronproteron, in welches er mit der Ohrfeige verfällt, die die Königin dem Eſſer gab. Es iſt falſch, daß er ſie nach ſeiner unglücklichen Expedition in Irland bekam; er hatte ſie lange vorher bekommen; und es iſt ſo wenig wahr, daß er damals den Zorn der Königin durch die geringſte Erniedrigung zu beſänftigen geſucht, daß er vielmehr auf die lebhafteſte und edelſte Art mündlich und ſchriftlich ſeine Empfindlichkeit darüber ausließ. Er that zu ſeiner Begnadigung auch nicht wieder den erſten Schritt; die Königin mußte ihn thun.

Aber was geht mich hier die hiſtoriſche Unwiſſenheit des Herrn von Voltaire an? Eben ſo wenig als ihn die hiſtoriſche Unwiſſenheit des Corneille hätte angehen ſollen. Und eigentlich will ich mich auch nur dieſer gegen ihn annehmen.

Die ganze Tragödie des Corneille ſey ein Roman: wenn er rührend iſt, wird er dadurch weniger rührend, weil der Dichter ſich wahrer Namen bedient hat?

Weßwegen wählt der tragiſche Dichter wahre Namen? Nimmt er ſeine Charaktere aus dieſen Namen; oder nimmt er dieſe Namen, weil die Charaktere, welche ihnen die Geſchichte beilegt, mit den Charakteren, die er in Handlung zu zeigen ſich vorgenommen, mehr oder weniger Gleichheit haben? Ich rede nicht von der Art, wie die meiſten Trauerſpiele vielleicht entſtanden ſind, ſondern wie ſie eigentlich entſtehen ſollten. Oder, mich mit der gewöhnlichen Praxi der Dichter übereinſtimmender auszudrücken: ſind es die bloßen Facta, die Umſtände der Zeit und des Orts, oder ſind es die Charaktere der

---

[1] Le Château d'Otrante, Préf. p. XIV.

Perſonen, durch welche die Facta wirklich geworden, warum der Dichter lieber dieſe als eine andere Begebenheit wählt? Wenn es die Charaktere ſind, ſo iſt die Frage gleich entſchieden, wie weit der Dichter von der hiſtoriſchen Wahrheit abgehen könne? In allem, was die Charaktere nicht betrifft, ſo weit er will. Nur die Charaktere ſind ihm heilig; dieſe zu verſtärken, dieſe in ihrem beſten Lichte zu zeigen, iſt alles, was er von dem Seinigen dabei hinzuthun darf; die geringſte weſentliche Veränderung würde die Urſache aufheben, warum ſie dieſe und nicht andere Namen führen; und nichts iſt anſtößiger, als wovon wir uns keine Urſache geben können.

Vierundzwanzigſtes Stück.

Den 21. Juli 1767.

Wenn der Charakter der Eliſabeth des Corneille das poetiſche Ideal von dem wahren Charakter iſt, den die Geſchichte der Königin dieſes Namens beilegt; wenn wir in ihr die Unentſchlüſſigkeit, die Widerſprüche, die Beängſtigung, die Reue, die Verzweiflung, in die ein ſtolzes und zärtliches Herz, wie das Herz der Eliſabeth, ich will nicht ſagen, bei dieſen und jenen Umſtänden wirklich verfallen iſt, ſondern auch nur verfallen zu können vermuthen laſſen, mit wahren Farben geſchildert finden: ſo hat der Dichter alles gethan, was ihm als Dichter zu thun obliegt. Sein Werk, mit der Chronologie in der Hand, unterſuchen; ihn vor den Richterſtuhl der Geſchichte führen, um ihn da jedes Datum, jede beiläufige Erwähnung, auch wohl ſolcher Perſonen, über welche die Geſchichte ſelbſt in Zweifel iſt, mit Zeugniſſen belegen zu laſſen: heißt ihn und ſeinen Beruf verkennen, heißt von dem, dem man dieſe Verkennung nicht zutrauen kann, mit einem Worte, chicaniren.

Zwar bei dem Herrn von Voltaire könnte es leicht weder Verkennung noch Chicane ſeyn. Denn Voltaire iſt ſelbſt ein tragiſcher Dichter und unſtreitig ein weit größerer, als der jüngere Corneille. Es wäre denn, daß man ein Meiſter in einer Kunſt ſeyn und doch falſche Begriffe von der Kunſt haben könnte. Und was die Chicane anbelangt, die iſt, wie die ganze Welt weiß, ſein Werk nun gar nicht. Was ihr in ſeinen Schriften hier und da ähnlich ſieht, iſt nichts als Laune; aus bloßer Laune ſpielt er dann und wann in der Poetik den Hiſtorikus, in der Hiſtorie den Philoſophen, und in der Philoſophie den witzigen Kopf.

Sollte er umſonſt wiſſen, daß Eliſabeth achtundſechzig Jahr alt war, als ſie den Grafen köpfen ließ? Im achtundſechzigſten Jahre noch verliebt, noch eiferſüchtig! Die große Naſe der Eliſabeth dazu genommen, was für luſtige Einfälle muß das geben! Freilich ſtehen dieſe luſtigen Einfälle in dem Commentare über eine Tragödie; alſo da, wo ſie nicht hingehören. Der Dichter hätte Recht zu ſeinem Commentator zu ſagen: „Mein Herr Notenmacher, dieſe Schwänke gehören in eure allgemeine Geſchichte, nicht unter meinen Text. Denn es iſt falſch, daß meine Eliſabeth achtundſechzig Jahre alt iſt. Weiſet mir doch, wo ich das ſage. Was iſt in meinem Stücke, das Euch hinderte, ſie nicht ungefähr mit dem Eſſer von gleichem Alter anzunehmen? Ihr ſagt: Sie war aber nicht von gleichem Alter. Welche Sie? Eure Eliſabeth im Rapin de Thoyras; das kann ſeyn. Aber warum habt ihr den Rapin de Thoyras geleſen? Warum ſeyd ihr ſo gelehrt? Warum vermengt ihr dieſe Eliſabeth mit meiner? Glaubt ihr im Ernſt, daß die Erinnerung bei dem und jenem Zuſchauer, der den Rapin de Thoyras auch einmal geleſen hat, lebhafter ſeyn werde, als der ſinnliche Eindruck, den eine wohlgebildete Actrice in ihren beſten Jahren auf ihn macht? Er ſieht ja meine Eliſabeth; und ſeine eigene Augen überzeugen ihn, daß es nicht eure achtundſechzigjährige Eliſabeth iſt. Oder wird er dem Rapin de Thoyras mehr glauben, als ſeinen eignen Augen?“ —

So ungefähr könnte ſich auch der Dichter über die Rolle des Eſſer erklären. „Euer Eſſer im Rapin de Thoyras, könnte er ſagen, iſt nur der Embryo von dem meinigen. Was ſich jener zu ſeyn dünkte, iſt meiner wirklich; was jener, unter glücklichern Umſtänden für die Königin vielleicht gethan hätte, hat meiner gethan. Ihr hört ja, daß es ihm die Königin ſelbſt zugeſteht; wollt ihr meiner Königin nicht eben ſo viel glauben, als dem Rapin de Thoyras? Mein Eſſer iſt ein verdienter und großer, aber ſtolzer und unbiegſamer Mann. Eurer war in der That weder ſo groß, noch ſo unbiegſam: deſto ſchlimmer für ihn. Genug für mich, daß er doch immer noch groß und unbiegſam genug war, um meinem von ihm abgezogenen Begriffe ſeinen Namen zu laſſen.“

Kurz, die Tragödie iſt keine dialogirte Geſchichte; die Geſchichte iſt für die Tragödie nichts, als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewiſſe Charaktere zu verbinden gewohnt ſind. Findet der Dichter in der Geſchichte mehrere Umſtände zur Ausſchmückung und Individualiſirung ſeines Stoffes bequem: wohl, ſo brauche er ſie. Nur daß man ihm hieraus eben ſo wenig ein Verdienſt, als aus dem Gegentheile ein Verbrechen mache!

Dieſen Punkt von der hiſtoriſchen Wahrheit abgerechnet, bin ich ſehr bereit, das übrige Urtheil des Herrn von Voltaire zu unterſchreiben. Eſſer iſt ein mittelmäßiges Stück, ſowohl in Anſehung der Intrigue, als des Styls. Den Grafen zu einem ſeufzenden Liebhaber einer Irton zu machen; ihn mehr aus Verzweiflung, daß er der ihrige nicht ſeyn kann, als aus edelmüthigem Stolze ſich nicht zu Entſchuldigungen und Bitten herab zu laſſen, auf das Schaffot zu führen: das war der unglücklichſte Einfall, den Thomas nur haben konnte, den er aber als ein Franzoſe wohl haben mußte. Der Styl iſt in der Grundſprache ſchwach; in der Ueberſetzung iſt er oft kriechend geworden. Aber überhaupt iſt das Stück nicht ohne Intereſſe und hat hier und da glückliche Verſe, die aber im Franzöſiſchen glücklicher ſind, als im Deutſchen. „Die Schauſpieler, ſetzt der Herr von Voltaire hinzu, beſonders die in der Provinz, ſpielen die Rolle des Eſſer gar zu gern, weil ſie in einem geſtickten Bande unter dem Knie und mit einem großen blauen Bande über die Schulter darin erſcheinen können. Der Graf iſt ein Held von der erſten Klaſſe, den der Neid verfolgt: das macht Eindruck. Uebrigens iſt die Zahl der guten Tragödien bei allen Nationen in der Welt ſo klein, daß die, welche nicht ganz ſchlecht ſind, noch immer Zuſchauer an ſich ziehen, wenn ſie von guten Acteurs nur aufgeſtutzt werden.“

Er beſtätigt dieſes allgemeine Urtheil durch verſchiedene einzelne Anmerkungen, die eben ſo richtig als ſcharfſinnig ſind, und deren man ſich vielleicht bei einer wiederholten Vorſtellung mit Vergnügen erinnern dürfte. Ich theile die vorzüglichſten alſo hier mit; in der feſten Ueberzeugung, daß die Kritik dem Genuſſe nicht ſchadet, und daß diejenigen, welche ein Stück am ſchärfſten zu beurtheilen gelernt haben, immer diejenigen ſind, welche das Theater am fleißigſten beſuchen.

„Die Rolle des Cecil iſt eine Nebenrolle und eine ſehr froſtige Nebenrolle. Solche kriechende Schmeichler zu malen, muß man die Farben in ſeiner Gewalt haben, mit welchen Racine den Narciſſus geſchildert hat.“

„Die vorgebliche Herzogin von Irton iſt eine vernünftige tugendhafte Frau, die ſich durch ihre Liebe zu dem Grafen weder die Ungnade der Eliſabeth zuziehen, noch ihren Liebhaber heirathen wollen. Dieſer Charakter würde ſehr ſchön ſeyn, wenn er mehr Leben hätte, und wenn er zur Verwickelung etwas beitrüge; aber hier vertritt ſie bloß die Stelle eines Freundes. Das iſt für das Theater nicht hinlänglich."

„Mich dünkt, daß alles, was die Perſonen in dieſer Tragödie ſagen und thun, immer noch ſehr ſchielend, verwirrt und unbeſtimmt iſt. Die Handlung muß deutlich, der Knoten verſtändlich, und jede Geſinnung plan und natürlich ſeyn: das ſind die erſten weſentlichſten Regeln. Aber was will Eſſex? Was will Eliſabeth? Worin beſteht das Verbrechen des Grafen? Iſt er ſchuldig, oder iſt er fälſchlich angeklagt? Wenn ihn die Königin für unſchuldig hält, ſo muß ſie ſich ſeiner annehmen. Iſt er aber ſchuldig: ſo iſt es ſehr unvernünftig, die Vertraute ſagen zu laſſen, daß er nimmermehr um Gnade bitten werde, daß er viel zu ſtolz dazu ſey. Dieſer Stolz ſchickt ſich ſehr wohl für einen tugendhaften unſchuldigen Helden, aber für keinen Mann, der des Hochverraths überwieſen iſt. Er ſoll ſich unterwerfen, ſagt die Königin. Iſt das wohl die eigentliche Geſinnung, die ſie haben muß, wenn ſie ihn liebt? Wenn er ſich nun unterworfen, wenn er nun ihre Verzeihung angenommen hat, wird Eliſabeth darum von ihm mehr geliebt, als zuvor? Ich liebe ihn hundertmal mehr, als mich ſelbſt, ſagt die Königin. Ah, Madame, wenn es ſo weit mit Ihnen gekommen iſt, wenn Ihre Leidenſchaft ſo heftig geworden; ſo unterſuchen Sie doch die Beſchuldigungen Ihres Geliebten ſelbſt, und verſtatten nicht, daß ihn ſeine Feinde unter Ihrem Namen ſo verfolgen und unterdrücken, wie es durch das ganze Stück, obwohl ganz ohne Grund, heißt."

„Auch aus dem Freunde des Grafen, dem Salisbury, kann man nicht klug werden, ob er ihn für ſchuldig oder für unſchuldig hält. Er ſtellt der Königin vor, daß der Anſchein öfters betrüge, daß man alles von der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit ſeiner Richter zu beſorgen habe. Gleichwohl nimmt er ſeine Zuflucht zur Gnade der Königin. Was hatte er dieſes nöthig, wenn er ſeinen Freund nicht ſtrafbar glaubte? Aber was ſoll der Zuſchauer glauben? Der weiß eben ſo wenig, woran er mit der Verſchwörung des Grafen, als woran er mit der Zärtlichkeit der Königin gegen ihn iſt."

„Salisbury ſagt der Königin, daß man die Unterſchrift des Grafen nachgemacht habe. Aber die Königin läßt ſich im geringſten nicht einfallen, einen ſo wichtigen Umſtand näher zu unterſuchen. Gleichwohl war ſie als Königin und als Geliebte dazu verbunden. Sie antwortet nicht einmal auf dieſe Eröffnung, die ſie doch begierigſt hätte ergreifen müſſen. Sie erwiedert bloß mit andern Worten, daß der Graf allzu ſtolz ſey, und daß ſie durchaus wolle, er ſolle um Gnade bitten."

„Aber warum ſollte er um Gnade bitten, wenn ſeine Unterſchrift nachgemacht war?"

Fünfundzwanzigſtes Stück.

Den 24. Juli 1767.

„Eſſex ſelbſt betheuert ſeine Unſchuld; aber warum will er lieber ſterben, als die Königin davon überzeugen? Seine Feinde haben ihn verleumdet; er kann ſie mit einem einzigen Worte zu Boden ſchlagen; und er thut es nicht. Iſt das dem Charakter eines ſo ſtolzen Mannes gemäß? Soll er aus Liebe zur Irton ſo widerſinnig handeln: ſo hätte ihn der Dichter durch das ganze Stück von ſeiner Leidenſchaft mehr bemeiſtert zeigen müſſen. Die Heftigkeit des Affects kann alles entſchuldigen; aber in dieſer Heftigkeit ſehen wir ihn nicht."

„Der Stolz der Königin ſtreitet unaufhörlich mit dem Stolze des Eſſex; ein ſolcher Streit kann leicht gefallen. Aber wenn allein dieſer Stolz ſie handeln läßt, ſo iſt er bei der Eliſabeth ſowohl als bei dem Grafen bloßer Eigenſinn. Er ſoll mich um Gnade bitten: ich will ſie nicht um Gnade bitten: das iſt die ewige Leier. Der Zuſchauer muß vergeſſen, daß Eliſabeth entweder ſehr abgeſchmackt oder ſehr ungerecht iſt, wenn ſie verlangt, daß der Graf ſich ein Verbrechen ſoll vergeben laſſen, welches er nicht begangen, oder ſie nicht unterſucht hat. Er muß es vergeſſen und er vergißt es wirklich, um ſich bloß mit den Geſinnungen des Stolzes zu beſchäftigen, der dem menſchlichen Herzen ſo ſchmeichelhaft iſt."

„Mit einem Worte: keine einzige Rolle dieſes Trauerſpiels iſt was ſie ſeyn ſollte; alle ſind verfehlt; und gleichwohl hat es gefallen. Woher dieſes Gefallen? Offenbar aus der Situation der Perſonen, die für ſich ſelbſt rührend iſt. — Ein großer Mann, den man auf das Schaffot führt, wird immer intereſſiren; die Vorſtellung ſeines Schickſals macht auch ohne alle Hülfe der Poeſie Eindruck; ungefähr eben den Eindruck, den die Wirklichkeit ſelbſt machen würde."

So viel liegt für den tragiſchen Dichter an der Wahl des Stoffes. Durch dieſe allein können die ſchwächſten verwirrteſten Stücke eine Art von Glück machen; und ich weiß nicht, wie es kömmt, daß es immer ſolche Stücke ſind, in welchen ſich gute Acteurs am vortheilhafteſten zeigen. Selten wird ein Meiſterſtück ſo meiſterhaft vorgeſtellt, als es geſchrieben iſt; das Mittelmäßige fährt mit ihnen immer beſſer. Vielleicht, weil ſie in dem Mittelmäßigen mehr von dem Ihrigen hinzuthun können; vielleicht weil uns das Mittelmäßige mehr Zeit und Ruhe läßt, auf ihr Spiel aufmerkſam zu ſeyn; vielleicht weil in dem Mittelmäßigen alles nur auf einer oder zwei hervorſtechenden Perſonen beruht, anſtatt daß in einem vollkommnern Stücke öfters eine jede Perſon ein Hauptacteur ſeyn müßte, und wenn ſie es nicht iſt, indem ſie ihre Rolle verhunzt, zugleich auch die übrigen verderben hilft.

Beim Eſſex können alle dieſe und mehrere Urſachen zuſammen kommen. Weder der Graf noch die Königin ſind von dem Dichter mit der Stärke geſchildert, daß ſie durch die Action nicht noch weit ſtärker werden könnten. Eſſex ſpricht ſo ſtolz nicht, daß ihn der Schauſpieler nicht in jeder Stellung, in jeder Gebärde, in jeder Miene noch ſtolzer zeigen könnte. Es iſt ſogar dem Stolze weſentlich, daß er ſich weniger durch Worte als durch das übrige Betragen äußert. Seine Worte ſind öfters beſcheiden, und es läßt ſich nur ſehen, nicht hören, daß es eine ſtolze Beſcheidenheit iſt. Dieſe Rolle muß alſo nothwendig in der Vorſtellung gewinnen. Auch die Nebenrollen können keinen übeln Einfluß auf ihn haben; je ſubalterner Cecil und Salisbury geſpielt werden, deſto mehr ragt Eſſex hervor. Ich darf es alſo nicht erſt lange ſagen, wie vortrefflich ein Eckhof das machen muß, was auch der gleichgültigſte Acteur nicht ganz verderben kann.

Mit der Rolle der Eliſabeth iſt es nicht völlig ſo; aber doch kann ſie auch ſchwerlich ganz verunglücken. Eliſabeth iſt ſo zärtlich, als ſtolz; ich glaube ganz gern, daß ein weibliches Herz beides zugleich ſeyn kann; aber wie eine Actrice beides gleich gut vorſtellen könne, das begreife ich nicht recht. In der Natur ſelbſt trauen wir einer ſtolzen Frau nicht viel Zärtlichkeit und einer zärtlichen nicht viel Stolz zu. Wir trauen es ihr nicht zu, ſage ich: denn die Kennzeichen des einen widerſprechen den Kennzeichen des andern. Es iſt ein Wunder, wenn ihr beide gleich geläufig ſind; hat ſie aber nur die einen vorzüglich in ihrer Gewalt, ſo kann ſie die Leidenſchaft, die ſich durch die andern ausdrückt, zwar empfinden, aber ſchwerlich werden wir ihr glauben, daß ſie dieſelbe ſo lebhaft empfindet, als ſie ſagt. Wie kann eine Actrice nun weiter gehen, als die Natur? Iſt ſie von einem majeſtätiſchen Wuchſe, tönt ihre Stimme voller und männlicher, iſt ihr Blick dreiſt, iſt ihre Bewegung ſchnell und herzhaft: ſo werden ihr die ſtolzen Stellen vortrefflich gelingen; aber wie ſteht es mit den zärtlichen? Iſt ihre Figur hingegen weniger imponirend, herrſcht in ihren Mienen Sanftmuth, in ihren Augen ein beſcheidenes Feuer, in ihrer Stimme mehr Wohlklang, als Nachdruck; iſt in ihrer Bewegung mehr Anſtand und Würde als Kraft und Geiſt: ſo wird ſie den zärtlichen Stellen die völligſte Genüge leiſten; aber auch den ſtolzen? Sie wird ſie nicht verderben, ganz gewiß nicht; ſie wird ſie noch genug abſetzen; wir werden eine beleidigte zürnende Liebhaberin in ihr erblicken; nur keine Eliſabeth nicht, die Manns genug war, ihren General und Geliebten mit einer Ohrfeige nach Hauſe zu ſchicken. Ich meine alſo, die Actricen, welche die ganze doppelte Eliſabeth uns gleich täuſchend zu zeigen vermögend wären, dürften noch ſeltner ſeyn, als die Eliſabethe ſelber: und wir können und müſſen uns begnügen, wenn eine Hälfte nur recht gut geſpielt und die andere nicht ganz verwahrloſt wird.

Madame Löwen hat in der Rolle der Eliſabeth ſehr gefallen, aber, jene allgemeine Anmerkung nunmehr auf ſie anzuwenden, uns mehr die zärtliche Frau, als die ſtolze Monarchin ſehen und hören laſſen. Ihre Bildung, ihre Stimme, ihre beſcheidene Action ließen es nicht anders erwarten; und mich dünkt, unſer Vergnügen hat dabei nichts verloren. Denn wenn nothwendig eine die andere verfinſtert, wenn es kaum anders ſeyn kann, als daß nicht die Königin unter der Liebhaberin oder dieſe unter jener leiden ſollte: ſo glaube ich, iſt es zuträglicher, wenn eher etwas von dem Stolze und der Königin, als von der Liebhaberin und der Zärtlichkeit verloren geht.

Es iſt nicht bloß eigenſinniger Geſchmack, wenn ich ſo urtheile; noch weniger iſt es meine Abſicht, einem Frauenzimmer ein Compliment damit zu machen, die noch immer eine Meiſterin in ihrer Kunſt ſeyn würde, wenn ihr dieſe Rolle auch gar nicht gelungen wäre. Ich weiß einem Künſtler, er ſey von meinem oder dem andern Geſchlechte, nur eine einzige Schmeichelei zu machen; und dieſe beſteht darin, daß ich annehme, er ſey von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunſt gehe bei ihm über alles, er höre gern frei und laut über ſich urtheilen, und wolle ſich lieber auch dann und wann falſch als ſeltner beurtheilt wiſſen. Wer dieſe Schmeichelei nicht verſteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre und er iſt es nicht werth, daß wir ihn ſtudiren. Der wahre Virtuoſe glaubt es nicht einmal, daß wir ſeine Vollkommenheit einſehen und empfinden, wenn wir auch noch ſo viel Geſchrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für ſeine Schwäche haben. Er ſpottet bei ſich über jede uneingeſchränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln.

Ich wollte ſagen, daß ſich Gründe anführen laſſen, warum es beſſer iſt, wenn die Actrice mehr die zärtliche als die ſtolze Eliſabeth ausdrückt. Stolz muß ſie ſeyn, das iſt ausgemacht: und daß ſie es iſt, das hören wir. Die Frage iſt nur, ob ſie zärtlicher als ſtolz, oder ſtolzer als zärtlich ſcheinen ſoll; ob man, wenn man unter zwei Actricen zu wählen hätte, lieber die zur Eliſabeth nehmen ſollte, welche die beleidigte Königin mit allem drohenden Ernſte, mit allen Schrecken der rächeriſchen Majeſtät auszudrücken vermöchte, oder die, welcher die eiferſüchtige Liebhaberin mit allen kränkenden Empfindungen der verſchmähten Liebe, mit aller Bereitwilligkeit, dem theuern Frevler zu vergeben, mit aller Beängſtigung über ſeine Hartnäckigkeit, mit allem Jammer über ſeinen Verluſt angemeſſener wäre? Und ich ſage: dieſe.

Denn erſtlich wird dadurch die Verdopplung des nämlichen Charakters vermieden. Eſſer iſt ſtolz, und wenn Eliſabeth auch ſtolz ſeyn ſoll, ſo muß ſie es wenigſtens auf eine andere Art ſeyn. Wenn bei dem Grafen die Zärtlichkeit nicht anders als dem Stolze untergeordnet ſeyn kann, ſo muß bei der Königin die Zärtlichkeit den Stolz überwiegen. Wenn der Graf ſich eine höhere Miene giebt als ihm zukömmt, ſo muß die Königin etwas weniger zu ſeyn ſcheinen, als ſie iſt. Beide auf Stelzen, mit der Naſe nur immer in der Luft einhertreten, beide mit Verachtung auf alles, was um ſie iſt, herabblicken laſſen, würde die eckelſte Einförmigkeit ſeyn. Man muß nicht glauben können, daß Eliſabeth, wenn ſie an des Eſſer Stelle wäre, eben ſo wie Eſſer handeln würde. Der Ausgang weiſet es, daß ſie nachgebender iſt als er; ſie muß alſo auch gleich von Anfang nicht ſo hoch daherfahren als er. Wer ſich durch äußere Macht empor zu halten vermag, braucht weniger Anſtrengung, als der es durch eigene innere Kraft thun muß. Wir wiſſen darum doch, daß Eliſabeth die Königin iſt, wenn ſich gleich Eſſer das königlichere Anſehen giebt.

Zweitens iſt es in dem Trauerſpiele ſchicklicher, daß die Perſonen in ihren Geſinnungen ſteigen, als daß ſie fallen. Es iſt ſchicklicher, daß ein zärtlicher Charakter Augenblicke des Stolzes hat, als daß ein ſtolzer von der Zärtlichkeit ſich fortreißen läßt. Jener ſcheint ſich zu erheben; dieſer zu ſinken. Eine ernſthafte Königin, mit gerunzelter Stirne, mit einem Blicke, der alles ſcheu und zitternd macht, mit einem Tone der Stimme, der allein ihr Gehorſam verſchaffen könnte, wenn die zu verliebten Klagen gebracht wird und nach den kleinen Bedürfniſſen ihrer Leidenſchaft ſeufzt, iſt faſt, faſt lächerlich. Eine Geliebte hingegen, die ihre Eiferſucht erinnert, daß ſie Königin iſt, erhebt ſich über ſich ſelbſt, und ihre Schwachheit wird fürchterlich.

Sechsundzwanzigſtes Stück.

Den 28. Juli 1767.

Den einunddreißigſten Abend (Mittwochs den 10. Juni) ward das Luſtſpiel der Madame Gottſched: die Hausfranzöſin oder die Mamſell, aufgeführt.

Dieſes Stück iſt eines von den ſechs Originalien, mit welchen 1744, unter Gottſchediſcher Geburtshülfe, Deutſchland im fünften Bande der Schaubühne beſchenkt ward. Man ſagt, es ſey zur Zeit ſeiner Neuheit hier und da mit Beifall geſpielt worden. Man wollte verſuchen, welchen Beifall es noch erhalten würde, und es erhielt den, den es verdient: gar keinen. Das Teſtament, von eben derſelben Verfaſſerin, iſt noch ſo etwas; aber die Hausfranzöſin iſt ganz und gar nichts. Noch weniger als nichts: denn ſie iſt nicht allein niedrig und platt und kalt, ſondern noch oben darein ſchmutzig, eckel, und im höchſten Grade beleidigend. Es iſt mir unbegreiflich, wie eine Dame ſolches Zeug ſchreiben können. Ich will hoffen, daß man mir den Beweis von dieſem allen ſchenken wird. —

Den zweiunddreißigſten Abend (Donnerſtags, den 11. Juni) ward die Semiramis des Herrn von Voltaire wiederholt.

Da das Orcheſter bei unſern Schauſpielen gewiſſermaßen die Stelle der alten Chöre vertritt, ſo haben Kenner ſchon längſt gewünſcht, daß die Muſik, welche vor und zwiſchen und nach dem Stücke geſpielt wird, mit dem Inhalte deſſelben mehr übereinſtimmen möchte. Herr Scheibe iſt unter den Muſikern derjenige, welcher zuerſt hier ein ganz neues Feld für die Kunſt bemerkte. Da er einſah, daß, wenn die Rührung des Zuſchauers nicht auf eine unangenehme Art geſchwächt und unterbrochen werden ſollte, ein jedes Schauſpiel ſeine eigene muſikaliſche Begleitung erfordere: ſo machte er nicht allein bereits 1738 mit dem Polyeukt und Mithridat den Verſuch, beſondere dieſen Stücken entſprechende Symphonien zu verfertigen, welche bei der Geſellſchaft der Neuberin hier in Hamburg, in Leipzig, und anderwärts aufgeführt wurden, ſondern ließ ſich auch in einem beſondern Blatte ſeines kritiſchen Muſikus[1] umſtändlich darüber aus, was überhaupt der Componiſt zu beobachten habe, der in dieſer neuen Gattung mit Ruhm arbeiten wolle.

„Alle Symphonien, ſagt er, die zu einem Schauſpiele verfertigt werden, ſollen ſich auf den Inhalt und die Beſchaffenheit deſſelben beziehen. Es gehören alſo zu den Trauerſpielen eine andere Art von Symphonien, als zu den Luſtſpielen. So verſchieden die Tragödien und Komödien unter ſich ſelbſt ſind, ſo verſchieden muß auch die dazu gehörige Muſik ſeyn. Insbeſondere aber hat man auch wegen der verſchiedenen Abtheilungen der Muſik in den Schauſpielen auf die Beſchaffenheit der Stellen, zu welchen eine jede Abtheilung gehört, zu ſehen. Daher muß die Anfangsſymphonie ſich auf den erſten Aufzug des Stücks beziehen; die Symphonien aber, die zwiſchen den Aufzügen vorkommen, müſſen theils mit dem Schluſſe des vorhergehenden Aufzugs, theils aber mit dem Anfange des folgenden Aufzugs übereinkommen, ſo wie die letzte Symphonie dem Schluſſe des letzten Aufzugs gemäß ſeyn muß."

„Alle Symphonien zu Trauerſpielen müſſen prächtig, feurig und geiſtreich geſetzt ſeyn. Inſonderheit aber hat man den Charakter der Hauptperſonen und den Hauptinhalt zu bemerken, und darnach ſeine Erfindung einzurichten. Dieſes iſt von keiner gemeinen Folge. Wir finden Tragödien, da bald dieſe, bald jene Tugend eines Helden oder einer Heldin der Stoff geweſen iſt. Man halte einmal den Polyeukt gegen den Brutus, oder auch die Alzire gegen den Mithridat; ſo wird man gleich ſehen, daß ſich keineswegs einerlei Muſik dazu ſchickt. Ein Trauerſpiel, in welchem die Religion und Gottesfurcht den Helden oder die Heldin in allen Zufällen begleiten, erfordert auch ſolche Symphonien, die gewiſſermaßen das Prächtige und Ernſthafte der Kirchenmuſik beweiſen. Wenn aber die Großmuth, die Tapferkeit oder die Standhaftigkeit in allerlei Unglücksfällen im Trauerſpiele herrſchen, ſo muß auch die Muſik weit feuriger und lebhafter ſeyn. Von dieſer letztern Art ſind die Trauerſpiele Cato, Brutus, Mithridat. Alzire aber und Zaire erfordern hingegen ſchon eine etwas veränderte Muſik, weil die Begebenheiten und die Charaktere in dieſen Stücken von einer andern Beſchaffenheit ſind, und mehr Veränderung der Affekten zeigen."

„Eben ſo müſſen die Komödienſymphonien überhaupt frei, fließend und zuweilen auch ſcherzhaft ſeyn, insbeſondere aber ſich nach dem eigenthümlichen Inhalte einer jeden Komödie richten. So wie die Komödie bald ernſthafter, bald verliebter, bald ſcherzhafter iſt, ſo muß auch die Symphonie beſchaffen ſeyn. Z. E. die Komödien: der Falke und die beiderſeitige Unbeſtändigkeit, würden ganz andere Symphonien erfordern, als der verlorene Sohn. So würden ſich auch nicht die Symphonien, die ſich zum Geizigen oder zum Kranken in der Einbildung ſehr wohl ſchicken möchten, zum Unentſchlüſſigen oder zum Zerſtreuten ſchicken. Jene müſſen ſchon luſtiger und ſcherzhafter ſeyn, dieſe aber verdrießlicher und ernſthafter."

„Die Anfangsſymphonie muß ſich auf das ganze Stück beziehen; zugleich aber muß ſie auch den Anfang deſſelben vorbereiten und folglich mit dem erſten Auftritt übereinkommen. Sie kann aus zwei oder drei Sätzen beſtehen, ſo wie es der Componiſt für gut findet. — Die Symphonien zwiſchen den Aufzügen aber, weil ſie ſich nach dem Schluſſe des vorhergehenden Aufzuges und nach dem Anfange des folgenden richten ſollen, werden am natürlichſten zwei Sätze haben können. Im erſten kann man mehr auf das Vorhergegangene, im zweiten aber mehr auf das Folgende ſehen. Doch iſt ſolches nur allein nöthig, wenn die Affecten einander allzu ſehr entgegen ſind; ſonſt kann man auch wohl nur einen Satz machen, wenn er nur die gehörige Länge erhält, damit die Bedürfniſſe der Vorſtellung, als Lichtputzen, Umkleiden u. ſ. w. indeß beſorgt werden können. — Die Schlußſymphonie endlich muß mit dem Schluſſe des Schauſpiels auf das genaueſte übereinſtimmen, um die Begebenheit den Zuſchauern deſto nachdrücklicher zu machen. Was iſt lächerlicher, als wenn der Held auf eine unglückliche Weiſe ſein Leben verloren hat und es folgt eine luſtige und lebhafte Symphonie darauf? Und was iſt abgeſchmackter, als wenn ſich die Komödie auf eine fröhliche Art endigt, und es folgt eine traurige und bewegliche Symphonie darauf?" —

„Da übrigens die Muſik zu den Schauſpielen bloß allein aus Inſtrumenten beſteht, ſo iſt eine Veränderung derſelben ſehr nöthig, damit die Zuhörer deſto gewiſſer in der Aufmerkſamkeit erhalten werden, die ſie vielleicht verlieren möchten, wenn ſie immer einerlei Inſtrumente hören ſollten. Es iſt aber beinahe eine Nothwendigkeit, daß die Anfangsſymphonie ſehr ſtark und vollſtändig iſt, und alſo deſto nachdrücklicher ins Gehör falle. Die Veränderung der Inſtrumente muß alſo vornehmlich in den Zwiſchenſymphonien erſcheinen. Man muß aber wohl urtheilen, welche Inſtrumente ſich am beſten zur Sache ſchicken und womit man dasjenige am gewiſſeſten ausdrücken kann, was man ausdrücken ſoll. Es muß alſo auch hier eine vernünftige Wahl getroffen werden, wenn man ſeine Abſicht geſchickt und ſicher erreichen will. Sonderlich aber iſt es nicht allzu gut, wenn man in zwei auf einander folgenden Zwiſchenſymphonien einerlei Veränderung der Inſtrumente anwendet. Es iſt allemal beſſer und angenehmer, wenn man dieſen Uebelſtand vermeidet."

Dieſes ſind die wichtigſten Regeln, um auch hier die Tonkunſt und Poeſie in eine genauere Verbindung zu bringen. Ich habe ſie lieber mit den Worten eines Tonkünſtlers, und zwar desjenigen vortragen wollen, der ſich die Ehre der Erfindung anmaßen kann, als mit meinen. Denn die Dichter und Kunſtrichter bekommen nicht ſelten von den Muſikern den Vorwurf, daß ſie weit mehr von ihnen erwarten und verlangen, als die Kunſt zu leiſten im Stande ſey. Die mehrſten müſſen es von ihren Kunſtverwandten erſt hören, daß die Sache zu bewerkſtelligen iſt, ehe ſie die geringſte Aufmerkſamkeit darauf wenden.

Zwar die Regeln ſelbſt waren leicht zu machen; ſie lehren nur was geſchehen ſoll, ohne zu ſagen, wie es geſchehen kann. Der Ausdruck der Leidenſchaften, auf welchen alles dabei ankömmt, iſt noch einzig das Werk des Genies. Denn ob es ſchon Tonkünſtler giebt und gegeben, die bis zur Bewunderung darin glücklich ſind, ſo mangelt es doch unſtreitig noch an einem Philoſophen, der ihnen die Wege abgelernt und allgemeine Grundſätze aus ihren Beiſpielen hergeleitet hätte. Aber je häufiger dieſe Beiſpiele werden, je mehr ſich die Materialien zu dieſer Herleitung ſammeln, deſto eher können wir ſie uns verſprechen; und ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht ein großer Schritt dazu durch die Beeiferung der Tonkünſtler in dergleichen dramatiſchen Symphonien geſchehen könnte. In der Vokalmuſik hilft der Text dem Ausdruck allzuſehr nach; der ſchwächſte und ſchwankendſte wird durch die Worte beſtimmt und verſtärkt: in der Inſtrumentalmuſik hingegen fällt dieſe Hülfe weg und ſie ſagt gar nichts, wenn ſie das, was ſie ſagen will, nicht rechtſchaffen ſagt. Der Künſtler wird alſo hier ſeine äußerſte Stärke anwenden müſſen; er wird unter den verſchiedenen Folgen von Tönen, die eine Empfindung ausdrücken können, nur immer diejenigen wählen, die ſie am deutlichſten ausdrücken; wir werden dieſe öfter hören, wir werden ſie mit einander öfter vergleichen, und durch die Bemerkung deſſen, was ſie beſtändig gemein haben, hinter das Geheimniß des Ausdrucks kommen.

---

[1] Stück 67.

Welchen Zuwachs unſer Vergnügen im Theater dadurch erhalten würde, begreift jeder von ſelbſt. Gleich vom Anfange der neuen Verwaltung unſers Theaters hat man ſich daher nicht nur überhaupt bemüht, das Orcheſter in einen beſſeren Stand zu ſetzen, ſondern es haben ſich auch würdige Männer bereit finden laſſen, die Hand an das Werk zu legen und Muſter in dieſer Art von Compoſition zu machen, die über alle Erwartung ausgefallen ſind. Schon zu Cronegks Olint und Sophronia hatte Herr Hertel eigene Symphonien verfertigt; und bei der zweiten Aufführung der Semiramis wurden dergleichen von dem Herrn Agricola in Berlin aufgeführt.

Siebenundzwanzigſtes Stück.

Den 31. Juli 1767.

Ich will es verſuchen, einen Begriff von der Muſik des Herrn Agricola zu machen. Nicht zwar nach ihren Wirkungen; — denn je lebhafter und feiner ein ſinnliches Vergnügen iſt, deſto weniger läßt es ſich mit Worten beſchreiben; man kann nicht wohl anders, als in allgemeine Lobſprüche, in unbeſtimmte Ausrufungen, in kreiſchende Bewunderung damit verfallen, und dieſe ſind eben ſo ununterrichtend für den Liebhaber, als eckelhaft für den Virtuoſen, den man zu ehren vermeint; — ſondern bloß nach den Abſichten, die ihr Meiſter dabei gehabt, und nach den Mitteln überhaupt, deren er ſich zu Erreichung derſelben bedienen wollen.

Die Anfangsſymphonie beſteht aus drei Sätzen. Der erſte Satz iſt ein Largo, nebſt den Violinen mit Hoboen und Flöten; der Grundbaß iſt durch Fagotte verſtärkt. Sein Ausdruck iſt ernſthaft, manchmal gar wild und ſtürmiſch; der Zuhörer ſoll vermuthen, daß er ein Schauſpiel ungefähr dieſes Inhalts zu erwarten habe. Doch nicht dieſes Inhalts allein; Zärtlichkeit, Reue, Gewiſſensangſt, Unterwerfung nehmen ihr Theil daran; und der zweite Satz, ein Andante mit gedämpften Violinen und concertirenden Fagotten, beſchäftigt ſich alſo mit dunkeln und mitleidigen Klagen. In dem dritten Satz vermiſchen ſich die beweglichen Tonwendungen mit ſtolzen; denn die Bühne eröffnet ſich mit mehr als gewöhnlicher Pracht; Semiramis naht ſich dem Ende ihrer Herrlichkeit; wie dieſe Herrlichkeit das Auge ſpüren muß, ſoll ſie auch das Ohr vernehmen. Der Charakter iſt Allegretto und die Inſtrumente ſind wie in dem erſten, außer daß die Hoboen, Flöten und Fagotte mit einander einige beſondere kleinere Sätze haben.

Die Muſik zwiſchen den Acten hat durchgängig nur einen einzigen Satz, deſſen Ausdruck ſich auf das Vorhergehende bezieht. Einen zweiten, der ſich auf das Folgende bezöge, ſcheint Herr Agricola alſo nicht zu billigen. Ich würde hierin ſehr ſeines Geſchmacks ſeyn. Denn die Muſik ſoll dem Dichter nichts verderben; der tragiſche Dichter liebt das Unerwartete, das Ueberraſchende mehr als ein anderer; er läßt ſeinen Gang nicht gern voraus verrathen, und die Muſik würde ihn verrathen, wenn ſie die folgende Leidenſchaft angeben wollte. Mit der Anfangsſymphonie iſt es ein anderes; ſie kann auf nichts Vorhergehendes gehen; und doch muß auch ſie nur den allgemeinen Ton des Stückes angeben, und nicht ſtärker, nicht beſtimmter, als ihn ungefähr der Titel angiebt. Man darf dem Zuhörer wohl das Ziel zeigen, wohin man ihn führen will, aber die verſchiedenen Wege, auf welchen er dahin gelangen ſoll, müſſen ihm gänzlich verborgen bleiben. Dieſer Grund wider einen zweiten Satz zwiſchen den Acten iſt aus dem Vortheile des Dichters hergenommen; und er wird durch einen andern, der ſich aus den Schranken der Muſik ergiebt, beſtärkt. Denn geſetzt, daß die Leidenſchaften, welche in zwei auf einander folgenden Acten herrſchen, einander ganz entgegen wären, ſo würden nothwendig auch die beiden Sätze von eben ſo widriger Beſchaffenheit ſeyn müſſen. Nun begreife ich ſehr wohl, wie uns der Dichter aus einer jeden Leidenſchaft zu der ihr entgegenſtehenden, zu ihrem völligen Widerſpiele, ohne unangenehme Gewaltſamkeit bringen kann; er thut es nach und nach, gemach und gemach; er ſteigt die ganze Leiter von Sproſſe zu Sproſſe, entweder hinauf oder hinab ohne irgendwo den geringſten Sprung zu thun. Aber kann dieſes auch der Muſikus? Es ſey, daß er es in Einem Stücke von der erforderlichen Länge eben ſo wohl thun könne; aber in zwei beſonderen, von einander gänzlich abgeſetzten Stücken, muß der Sprung z. E. aus dem Ruhigen in das Stürmiſche, aus dem Zärtlichen in das Grauſame nothwendig ſehr merklich ſeyn und alle das Beleidigende haben, was in der Natur jeder plötzliche Uebergang aus einem Aeußerſten in das andere, aus der Finſterniß in das Licht, aus der Kälte in die Hitze, zu haben pflegt. Jetzt zerſchmelzen wir in Wehmuth, und auf einmal ſollen wir raſen. Wie? warum? wider wen? wider eben den, für den unſere Seele ganz mitleidiges Gefühl war? oder wider einen andern? Alles das kann die Muſik nicht beſtimmen; ſie läßt uns in Ungewißheit und Verwirrung; wir empfinden, ohne eine richtige Folge unſerer Empfindungen wahrzunehmen; wir empfinden, wie im Traume, und alle dieſe unordentlichen Empfindungen ſind mehr abmattend, als ergötzend. Die Poeſie hingegen läßt uns den Faden unſerer Empfindungen nie verlieren; hier wiſſen wir nicht allein was wir empfinden ſollen, ſondern auch warum wir es empfinden ſollen; und nur dieſes Warum macht die plötzlichſten Uebergänge nicht allein erträglich, ſondern auch angenehm. In der That iſt dieſe Motivirung der plötzlichen Uebergänge einer der größten Vortheile, den die Muſik aus der Vereinigung mit der Poeſie zieht, ja vielleicht der allergrößte. Denn es iſt bei weitem nicht ſo nothwendig, die allgemeinen unbeſtimmten Empfindungen der Muſik, z. E. der Freude, durch Worte auf einen gewiſſen einzelnen Gegenſtand der Freude einzuſchränken, weil auch jene dunkeln ſchwanken Empfindungen noch immer ſehr angenehm ſind; als nothwendig es iſt, abſtechende widerſprechende Empfindungen durch deutliche Begriffe, die nur Worte gewähren können, zu verbinden, um ſie durch dieſe Verbindung in ein Ganzes zu verweben, in welchem man nicht allein Mannichfaltiges, ſondern auch Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen bemerke. Nun aber würde bei dem doppelten Satze zwiſchen den Acten eines Schauſpiels dieſe Verbindung erſt hintennach kommen; wir würden es erſt hintennach erfahren, warum wir aus einer Leidenſchaft in eine ganz entgegengeſetzte überſpringen müſſen: und das iſt für die Muſik ſo gut, als erführen wir es gar nicht. Der Sprung hat einmal ſeine üble Wirkung gethan und er hat uns darum nicht weniger beleidigt, weil wir nun einſehen, daß er uns nicht hätte beleidigen ſollen. Man glaube aber nicht, daß ſonach überhaupt alle Symphonien verwerflich ſeyn müßten, weil alle aus mehreren Sätzen beſtehen, die von einander unterſchieden ſind, und deren jeder etwas anderes ausdrückt, als der andere. Sie drücken etwas anderes aus, aber nicht etwas verſchiedenes; oder vielmehr, ſie drücken das nämliche und nur auf eine andere Art aus. Eine Symphonie, die in ihren verſchiedenen Sätzen verſchiedene, ſich widerſprechende Leidenſchaften ausdrückt, iſt ein muſikaliſches Ungeheuer; in Einer Symphonie muß nur Eine Leidenſchaft herrſchen, und jeder beſondere Satz muß eben dieſelbe Leidenſchaft, bloß mit verſchiedenen Abänderungen, es ſey nun nach den Graden ihrer Stärke und Lebhaftigkeit, oder nach den mancherlei Vermiſchungen mit andern verwandten Leidenſchaften, ertönen laſſen und in uns zu erwecken ſuchen. Die Anfangsſymphonie war vollkommen von dieſer Beſchaffenheit; das Ungeſtüme des erſten Satzes zerfließt in das Klagende des zweiten, welches ſich in dem dritten zu einer Art von feierlicher Würde erhebt. Ein Tonkünſtler, der ſich in ſeinen Symphonien mehr erlaubt, der mit jedem Satze den Affect abbricht, um mit dem folgenden einen neuen ganz verſchiedenen Affect anzuheben, und auch dieſen fahren läßt, um ſich in einen dritten eben ſo verſchiedenen zu werfen, kann viel Kunſt ohne Nutzen verſchwendet haben, kann überraſchen, kann betäuben, kann kitzeln, nur rühren kann er nicht. Wer mit unſerem Herzen ſprechen und ſympathetiſche Regungen in ihm erwecken will, muß eben ſowohl Zuſammenhang beobachten, als wer unſern Verſtand zu unterhalten und zu belehren denkt. Ohne Zuſammenhang, ohne die innigſte Verbindung aller und jeder Theile iſt die beſte Muſik ein eitler Sandhaufen, der keines dauerhaften Eindrucks fähig iſt; nur der Zuſammenhang macht ſie zu einem feſten Marmor, an dem ſich die Hand des Künſtlers verewigen kann.

Der Satz nach dem erſten Acte ſucht alſo lediglich die Beſorgniſſe der Semiramis zu unterhalten, denen der Dichter dieſen Act gewidmet hat; Beſorgniſſe, die noch mit einiger Hoffnung vermiſcht ſind; ein Andante meſto, bloß mit gedämpften Violinen und Bratſche.

In dem zweiten Acte ſpielt Aſſur eine zu wichtige Rolle, als daß er nicht den Ausdruck der darauf folgenden Muſik beſtimmen ſollte. Ein Allegro aſſai aus dem G dur, mit Waldhörnern, durch Flöten und Hoboen, auch den Grundbaß mitſpielende Fagotte verſtärkt, drückt den durch Zweifel und Furcht unterbrochenen, aber immer noch ſich wieder erholenden Stolz dieſes treuloſen und herrſchſüchtigen Miniſters aus.

In dem dritten Acte erſcheint das Geſpenſt. Ich habe, bei Gelegenheit der erſten Vorſtellung, bereits angemerkt, wie wenig Eindruck Voltaire dieſe Erſcheinung auf die Anweſenden machen läßt. Aber der Tonkünſtler hat ſich, wie billig, daran nicht gekehrt; er holt es nach, was der Dichter unterlaſſen hat, und ein Allegro aus dem E moll, mit der nämlichen Inſtrumentenbeſetzung des vorhergehenden, nur daß E-Hörner mit G-Hörnern verſchiedentlich abwechſeln, ſchildert kein ſtummes und träges Erſtaunen, ſondern die wahre wilde Beſtürzung, welche eine dergleichen Erſcheinung unter dem Volke verurſachen muß.

Die Beängſtigung der Semiramis im vierten Aufzuge erweckt unſer Mitleid; wir betauern die Reuende, ſo ſchuldig wir auch die Verbrecherin wiſſen. Betauern und Mitleid läßt alſo auch die Muſik ertönen; in einem Larghetto aus dem A moll, mit gedämpften Violinen und Bratſche, und einer concertirenden Hoboe.

Endlich folgt auch auf den fünften Act nur ein einziger Satz, ein Adagio aus dem E dur, nächſt den Violinen und der Bratſche, mit Hörnern, mit verſtärkenden Hoboen und Flöten, und mit Fagotten, die mit dem Grundbaſſe gehen. Der Ausdruck iſt den Perſonen des Trauerſpiels angemeſſene, und ins Erhabene gezogene Betrübniß, mit einiger Rückſicht, wie mich däucht, auf die vier letzten Zeilen, in welchen die Wahrheit ihre warnende Stimme gegen die Großen der Erde eben ſo würdig als mächtig erhebt.

Die Abſichten eines Tonkünſtlers merken, heißt ihm zugeſtehen, daß er ſie erreicht hat. Sein Werk ſoll kein Räthſel ſeyn, deſſen Deutung eben ſo mühſam als ſchwankend iſt. Was ein geſundes Ohr am geſchwindeſten in ihm vernimmt, das und nichts anderes hat er ſagen wollen; ſein Lob wächſt mit ſeiner Verſtändlichkeit; je leichter, je allgemeiner dieſe, deſto verdienter jenes. — Es iſt kein Ruhm für mich, daß ich recht gehört habe; aber für den Herrn Agricola iſt es ein ſo viel größerer, daß in dieſer ſeiner Compoſition niemand etwas anderes gehört hat, als ich.

Achtundzwanzigſtes Stück.

Den 4. Auguſt 1767.

Den dreiunddreißigſten Abend (Freitags, den 12. Juni) ward die Nanine wiederholt, und den Beſchluß machte der Bauer mit der Erbſchaft, aus dem Franzöſiſchen des Marivaux.

Dieſes kleine Stück iſt hier Waare für den Platz und macht daher allezeit viel Vergnügen. Jürge kömmt aus der Stadt zurück, wo er einen reichen Bruder begraben laſſen, von dem er hunderttauſend Mark geerbt. Glück ändert Stand und Sitten; nun will er leben wie vornehme Leute leben, erhebt ſeine Liſe zur Madame, findet geſchwind für ſeinen Hans und für ſeine Grete eine anſehnliche Partie, alles iſt richtig, aber der hinkende Bote kömmt nach. Der Makler, bei dem die hunderttauſend Mark geſtanden, hat Banquerot gemacht, Jürge iſt wieder nichts wie Jürge, Hans bekömmt den Korb, Grete bleibt ſitzen und der Schluß würde traurig genug ſeyn, wenn das Glück mehr nehmen könnte, als es gegeben hat; geſund und vergnügt waren ſie, geſund und vergnügt bleiben ſie.

Dieſe Fabel hätte jeder erfinden können; aber wenige würden ſie ſo unterhaltend zu machen gewußt haben, als Marivaux. Die drolligſte Laune, der ſchnurrigſte Witz, die ſchalkiſchſte Satyre laſſen uns vor Lachen kaum zu uns ſelbſt kommen; und die naive Bauernſprache giebt allem eine ganz eigene Würze. Die Ueberſetzung iſt von Kriegern, der das franzöſiſche Patois in den hieſigen platten Dialekt meiſterhaft zu übertragen gewußt hat. Es iſt nur Schade, daß verſchiedene Stellen höchſt fehlerhaft und verſtümmelt abgedruckt worden. Einige müßten nothwendig in der Vorſtellung berichtigt und ergänzt werden. Z. E. folgende, gleich in der erſten Scene.

Jürge. He, he, he! Giv mie doch ſief Schillink kleen Geld, ik hev niks, as Gullen un Dahlers.

Liſe. He, he, he! Segge doch, heſt du Schrullen med dinen ſief Schillink kleen Geld? wat wiſt du damed maaken?

Jürge. He, he, he, he! Giv mie ſief Schillink kleen Geld, ſeg ik die.

Liſe. Woto denn, Hans Narr?

Jürge. För düſſen Jungen, de mie mienen Bündel op der Reiſe hed in unſe Dörp dragen hed, un ik bün ganß licht un ſacht hergahn.

Liſe. Büſt du to Foote hergahn?

Jürge. Ja. Wiel't veel commoder is.

Liſe. Da heſt du een Maark.

Jürge. Dat is doch noch reſnabel. Wo veel maakt't? So veel is dat. Een Maark hed ſe mie dahn: da, da is't. Nehmt't hen; ſo is't richdig.

Liſe. Un du verdeihſt ſief Schillink an een Jungen, de die dat Pak dragen hed?

Jürge. Ja! ik mot ehm doch een Drankgeld geven.

Valentin. Sollen die fünf Schilling für mich, Herr Jürge?

Jürge. Ja, mien Früнd!

Valentin. Fünf Schilling? ein reicher Erbe! fünf Schillinge? ein Mann von Ihrem Stande! Und wo bleibt die Hoheit der Seele?

Jürge. O! et kumt mie even darop nich an, jo dörft't man ſeggen. Maake Froo, ſmiet ehm noch een Schillink hen; by uns regnet man ſo.

Wie iſt das? Jürge iſt zu Fuße gegangen, weil es kommoder iſt? Er fordert fünf Schillinge, und ſeine Frau giebt ihm ein Mark, die ihm fünf Schillinge nicht geben wollte? Die Frau ſoll dem Jungen noch einen Schilling hinſchmeißen? warum thut er es nicht ſelbſt? Von dem Marke blieb ihm ja noch übrig. Ohne das Franzöſiſche wird man ſich ſchwerlich aus dem Hanſe finden. Jürge war nicht zu Fuße gekommen, ſondern mit der Kutſche; und darauf geht ſein „Wiel't veel cummoder is." Aber die Kutſche ging vielleicht bei ſeinem Dorfe nur vorbei, und von da, wo er abſtieg, ließ er ſich bis zu ſeinem Hauſe das Bündel nachtragen. Dafür giebt er dem Jungen die fünf Schillinge; das Mark giebt ihm nicht die Frau, ſondern das hat er für die Kutſche bezahlen müſſen, und er erzählt ihr nur, wie geſchwind er mit dem Kutſcher darüber fertig geworden.[1]

Den vierunddreißigſten Abend (Montags, den 29. Juni) ward der Zerſtreute des Regnard aufgeführt.

Ich glaube ſchwerlich, daß unſere Großväter den deutſchen Titel dieſes Stückes verſtanden hätten. Noch Schlegel überſetzte Distrait durch Träumer. Zerſtreut ſeyn, ein Zerſtreuter, iſt lediglich nach der Analogie des Franzöſiſchen gemacht. Wir wollen nicht unterſuchen, wer das Recht hatte, dieſe Worte zu machen; ſondern wir wollen ſie brauchen, nachdem ſie einmal gemacht ſind. Man verſteht ſie nunmehr, und das iſt genug.

Regnard brachte ſeinen Zerſtreuten im Jahre 1697 aufs Theater; und er fand nicht den geringſten Beifall. Aber vierunddreißig Jahre darauf, als ihn die Komödianten wieder verſuchten, fand er einen ſo viel größern. Welches Publikum hatte nun Recht? Vielleicht hatten ſie beide nicht Unrecht. Jenes ſtrenge Publikum verwarf das Stück als eine gute förmliche Komödie, wofür es der Dichter ohne Zweifel ausgab. Dieſes geneigtere nahm es für nichts mehr auf, als es iſt; für eine Farce, für ein Poſſenſpiel, das zu lachen machen ſoll; man lachte und war dankbar. Jenes Publikum dachte:

> — non satis est risu diducere rictum
> Auditoris — — —

und dieſes:

> — et est quaedam tamen hic quoque virtus.

Außer der Verſification, die noch dazu ſehr fehlerhaft und nachläßig iſt, kann dem Regnard dieſes Luſtſpiel nicht viel Mühe gemacht haben. Den Charakter ſeiner Hauptperſon fand er bei dem La Bruyere völlig entworfen. Er hatte nichts zu thun, als die vornehmſten Züge theils in Handlung zu bringen, theils erzählen zu laſſen. Was er von dem Seinigen hinzufügte, will nicht viel ſagen.

Wider dieſes Urtheil iſt nichts einzuwenden; aber wider eine andere Kritik, die den Dichter auf der Seite der Moralität faſſen will, deſto mehr. Ein Zerſtreuter ſoll kein Vorwurf für die Komödie ſeyn. Warum nicht? Zerſtreut ſeyn, ſagt man, ſey eine Krankheit, ein Unglück, und kein Laſter. Ein Zerſtreuter verdiene eben ſo wenig ausgelacht zu werden, als einer der Kopfſchmerzen hat. Die Komödie müſſe ſich nur mit Fehlern abgeben, die ſich verbeſſern laſſen. Wer aber von Natur zerſtreut ſey, der laſſe ſich durch Spöttereien eben ſo wenig beſſern, als ein Hinkender.

Aber iſt es denn wahr, daß die Zerſtreuung ein Gebrechen der Seele iſt, dem unſere beſten Bemühungen nicht abhelfen können? Sollte ſie wirklich mehr natürliche Verwahrloſung, als üble Angewohnheit ſeyn? Ich kann es nicht glauben. Sind wir nicht Meiſter unſerer Aufmerkſamkeit? Haben wir es nicht in unſerer Gewalt, ſie anzuſtrengen, ſie abzuziehen, wie wir wollen? Und was iſt die Zerſtreuung anders, als ein unrechter Gebrauch unſerer Aufmerkſamkeit? Der Zerſtreute denkt, und denkt nur das nicht, was er, ſeinen jetzigen ſinnlichen Eindrücken zu Folge, denken ſollte. Seine Seele iſt nicht entſchlummert, nicht betäubt, nicht außer Thätigkeit geſetzt; ſie iſt nur abweſend, ſie iſt nur anderwärts thätig. Aber ſo gut ſie dort ſeyn kann, ſo gut kann ſie auch hier ſeyn; es iſt ihr natürlicher Beruf, bei den ſinnlichen Veränderungen ihres Körpers gegenwärtig zu ſeyn; es koſtet Mühe, ſie dieſes Berufs zu entwöhnen, und es ſollte unmöglich ſeyn, ihr ihn wieder geläufig zu machen?

Doch es ſey; die Zerſtreuung ſey unheilbar: wo ſteht es denn geſchrieben, daß wir in der Komödie nur über moraliſche Fehler, nur über verbeſſerliche Untugenden lachen ſollen? Jede Ungereimtheit, jeder Kontraſt von Mangel und Realität iſt lächerlich. Aber lachen und verlachen iſt ſehr weit auseinander. Wir können über einen Menſchen lachen, bei Gelegenheit ſeiner lachen, ohne ihn im Geringſten zu verlachen. So unſtreitig, ſo bekannt dieſer Unterſchied iſt, ſo ſind doch alle Chicanen, welche noch neuerlich Rouſſeau gegen den Nutzen der Komödie gemacht hat, nur daher entſtanden, weil er ihn nicht gehörig in Erwägung gezogen. Moliere, ſagt er z. E., macht uns über den Miſanthropen zu lachen, und doch iſt der Miſanthrop der ehrliche Mann des Stücks; Moliere beweiſet ſich alſo als einen Feind der Tugend, indem er den Tugendhaften verächtlich macht. Nicht doch; der Miſanthrop wird nicht verächtlich, er bleibt wer er iſt, und das Lachen, welches aus den Situationen entſpringt, in die ihn der Dichter ſetzt, benimmt ihm von unſerer Hochachtung nicht das geringſte. Der Zerſtreute gleichfalls; wir lachen über ihn, aber verachten wir ihn darum? Wir ſchätzen ſeine übrigen guten Eigenſchaften, wie wir ſie ſchätzen ſollen; ja ohne ſie würden wir nicht einmal über ſeine Zerſtreuung lachen können. Man gebe dieſe Zerſtreuung einem boshaften, nichtswürdigen Manne, und ſehe, ob ſie noch lächerlich ſeyn wird? Widrig, eckel, häßlich wird ſie ſeyn, nicht lächerlich.

Neunundzwanzigſtes Stück.

Den 7. Auguſt 1767.

Die Komödie will durch Lachen beſſern; aber nicht eben durch Verlachen; nicht gerade diejenigen Unarten, über die ſie zu lachen macht, noch weniger bloß und allein die, an welchen ſich dieſe lächerliche Unarten finden. Ihr wahrer allgemeiner Nutzen liegt in dem Lachen ſelbſt, in der Uebung unſerer Fähigkeit das Lächerliche zu bemerken; es unter allen Bemäntelungen der Leidenſchaft und der Mode, es in allen Vermiſchungen mit noch ſchlimmern oder mit guten Eigenſchaften, ſogar in den Runzeln des feierlichen Ernſtes, leicht und geſchwind zu bemerken. Zugegeben, daß der Geizige des Moliere nie einen Geizigen, der Spieler des Regnard nie einen Spieler gebeſſert habe; eingeräumt, daß das Lachen dieſe Thoren gar nicht beſſern könne: deſto ſchlimmer für ſie, aber nicht für die Komödie. Ihr iſt genug, wenn ſie keine verzweifelte Krankheiten heilen kann, die Geſunden in ihrer Geſundheit zu befeſtigen. Auch dem Freigebigen iſt der Geizige lehrreich; auch dem, der gar nicht ſpielt, iſt der Spieler unterrichtend; die Thorheiten, die ſie nicht haben, haben andere, mit welchen ſie leben müſſen; es iſt erſprießlich, diejenigen zu kennen, mit welchen man in Colliſion kommen kann; erſprießlich, ſich wider alle Eindrücke des Beiſpiels zu verwahren. Ein Präſervativ iſt auch eine ſchätzbare Arzney, und die ganze Moral hat kein kräftigeres, wirkſameres, als das Lächerliche. —

---

[1] Blaise. Eh! eh! eh! baille-moi cinq sols de monnoye, je n'ons que de grosses pieces.

Claudine (le contrefaisant). Eh! eh! eh! di donc, Nicaise, avec tes cinq sols de monnoye, qu'est-ce que t'en veux faire?

Blaise. Eh! eh! eh! baille-moi cinq sols de monnoye, te dis-je.

Claudine. Pourquoi donc, Nicodeme?

Blaise. Pour ce garçon qui apporte mon paquet depis la voiture jusqu'à cheux nous, pendant que je marchois tout bellement et à mon aise.

Claudine. T'es venu dans la voiture?

Blaise. Oui, parce que cela est plus commode.

Claudine. T'a baillé un écu?

Blaise. Oh bien noblement. Combien faut-il? ai-je fait. Un écu, ce m'a-t-on fait. Tenez, le vela, prenez. Tout comme ça.

Claudine. Et tu dépenses cinq sols en porteurs de paquets?

Blaise. Oui, par maniere de récréation.

Arlequin. Est-ce pour moi les cinq sols, Monsieur Blaise?

Blaise. Oui, mon ami, etc.

Das Räthſel oder **Was den Damen am meiſten gefällt**, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge von Herr Löwen, machte dieſen Abend den Beſchluß.

Wenn Marmontel und Voltaire nicht Erzählungen und Mährchen geſchrieben hätten, ſo würde das franzöſiſche Theater eine Menge Neuigkeiten haben entbehren müſſen. Am meiſten hat ſich die komiſche Oper aus dieſen Quellen bereichert. Des letztern **Ce qui plait aux Dames** gab den Stoff zu einem mit Arien untermengten Luſtſpiele von vier Aufzügen, welches unter dem Titel **La Fée Urgele** von den italieniſchen Komödianten zu Paris im December 1765 aufgeführt ward. Herr Löwen ſcheint nicht ſowohl dieſes Stück, als die Erzählung des Voltaire ſelbſt vor Augen gehabt zu haben. Wenn man bei Beurtheilung einer Bildſäule mit auf den Marmorblock zu ſehen hat, aus welchem ſie gemacht worden; wenn die primitive Form dieſes Blocks es zu entſchuldigen vermag, daß dieſes oder jenes Glied zu kurz, dieſe oder jene Stellung zu gezwungen gerathen: ſo iſt die Kritik auf einmal abgewieſen, die den Herrn Löwen wegen der Einrichtung ſeines Stücks in Anſpruch nehmen wollte. Mache aus einem Hexenmährchen etwas Wahrſcheinlicheres, wer da kann! Herr Löwen ſelbſt giebt ſein Räthſel für nichts anders, als für eine kleine Plaiſanterie, die auf dem Theater gefallen kann, wenn ſie gut geſpielt wird. Verwandlung und Tanz und Geſang concurriren zu dieſer Abſicht; und es wäre bloßer Eigenſinn, an keinem Belieben zu finden. Die Laune des Pedrillo iſt zwar nicht original, aber doch gut getroffen. Nur dünkt mich, daß ein Waffenträger oder Stallmeiſter, der das Abgeſchmackte und Wahnſinnige der irrenden Ritterſchaft einſieht, ſich nicht ſo recht in eine Fabel paſſen will, die ſich auf die Wirklichkeit der Zauberei gründet, und ritterliche Abenteuer als rühmliche Handlungen eines vernünftigen und tapfern Mannes annimmt. Doch, wie geſagt, es iſt eine Plaiſanterie, und Plaiſanterien muß man nicht zergliedern wollen.

Den fünfunddreißigſten Abend (Mittwochs, den 1. Juli) ward in Gegenwart Sr. Königl. Majeſtät von Dänemark die Rodogune des Peter Corneille aufgeführt.

Corneille bekannte, daß er ſich auf dieſes Trauerſpiel das meiſte einbilde, daß er es weit über ſeinen Cinna und Cid ſetze, daß ſeine übrigen Stücke wenig Vorzüge hätten, die in dieſem nicht vereint anzutreffen wären; ein glücklicher Stoff, ganz neue Erdichtungen, ſtarke Verſe, ein gründliches Raiſonnement, heftige Leidenſchaften, ein von Act zu Act immer wachſendes Intereſſe. —

Es iſt billig, daß wir uns bei dem Meiſterſtücke dieſes großen Mannes verweilen.

Die Geſchichte, auf die es gebaut iſt, erzählt Appianus Alexandrinus gegen das Ende ſeines Buchs von den ſyriſchen Kriegen. „Demetrius, mit dem Zunamen Nicanor, unternahm einen Feldzug gegen die Parther, und lebte als Kriegsgefangner einige Zeit an dem Hofe ihres Königs Phraates, mit deſſen Schweſter Rodogune er ſich vermählte. Inzwiſchen bemächtigte ſich Diodotus, der den vorigen Königen gedient hatte, des ſyriſchen Thrones, und erhob ein Kind, den Sohn des Alexander Nothus, darauf, unter deſſen Namen er als Vormund anfangs die Regierung führte. Bald aber ſchaffte er den jungen König aus dem Wege, ſetzte ſich ſelbſt die Krone auf und gab ſich den Namen Tryphon. Als Antiochus, der Bruder des gefangenen Königs, das Schickſal deſſelben und die darauf erfolgten Unruhen des Reichs, zu Rhodus, wo er ſich aufhielt, hörte, kam er nach Syrien zurück, überwand mit vieler Mühe den Tryphon und ließ ihn hinrichten. Hierauf wandte er ſeine Waffen gegen den Phraates, und forderte die Befreiung ſeines Bruders. Phraates, der ſich des Schlimmſten beſorgte, gab den Demetrius auch wirklich los; aber nichts deſto weniger kam es zwiſchen ihm und dem Antiochus zum Treffen, in welchem dieſer den Kürzern zog und ſich aus Verzweiflung ſelbſt entleibte. Demetrius, nachdem er wieder in ſein Reich gekehrt war, ward von ſeiner Gemahlin, Cleopatra, aus Haß gegen die Rodogune, umgebracht; obſchon Cleopatra ſelbſt, aus Verdruß über dieſe Heirath, ſich mit dem nämlichen Antiochus, ſeinem Bruder, vermählt hatte. Sie hatte von dem Demetrius zwei Söhne, wovon ſie den älteſten, mit Namen Seleucus, der nach dem Tode ſeines Vaters den Thron beſtieg, eigenhändig mit einem Pfeile erſchoß; es ſey nun, weil ſie beſorgte, er möchte den Tod ſeines Vaters an ihr rächen, oder weil ſie ſonſt ihre grauſame Gemüthsart dazu veranlaßte. Der jüngſte Sohn hieß Antiochus; er folgte ſeinem Bruder in der Regierung, und zwang ſeine abſcheuliche Mutter, daß ſie den Giftbecher, den ſie ihm zugedacht hatte, ſelbſt trinken mußte.“

In dieſer Erzählung lag Stoff zu mehr als einem Trauerſpiele. Es würde Corneillen eben nicht viel mehr Erfindung gekoſtet haben, einen Tryphon, einen Antiochus, einen Demetrius, einen Seleucus daraus zu machen, als es ihm, eine Rodogune daraus zu erſchaffen, koſtete. Was ihn aber vorzüglich darin reizte, war die beleidigte Ehefrau, welche die uſurpirten Rechte ihres Ranges und Bettes nicht grauſam genug rächen zu können glaubt. Dieſe alſo nahm er heraus; und es iſt unſtreitig, daß ſonach ſein Stück nicht Rodogune, ſondern Cleopatra heißen ſollte. Er geſtand es ſelbſt, und nur weil er beſorgte, daß die Zuhörer dieſe Königin von Syrien mit jener berühmten letzten Königin von Aegypten gleiches Namens verwechſeln dürften, wollte er lieber von der zweiten als von der erſten Perſon den Titel hernehmen. „Ich glaubte mich, ſagt er, dieſer Freiheit um ſo eher bedienen zu können, da ich angemerkt hatte, daß die Alten ſelbſt es nicht für nothwendig gehalten, ein Stück eben nach ſeinem Helden zu benennen, ſondern es ohne Bedenken auch wohl nach dem Chore benannt haben, der an der Handlung doch weit weniger Theil hat und weit epiſodiſcher iſt, als Rodogune; ſo hat z. E. Sophokles eines ſeiner Trauerſpiele die Trachinerinnen genannt, welches man jetziger Zeit ſchwerlich anders als den ſterbenden Herkules nennen würde.“ Dieſe Bemerkung iſt an und für ſich ſehr richtig; die Alten hielten den Titel für ganz unerheblich; ſie glaubten im geringſten nicht, daß er den Inhalt angeben müſſe; genug, wenn dadurch ein Stück von dem andern unterſchieden ward, und hierzu iſt der kleinſte Umſtand hinlänglich. Allein gleichwohl glaube ich ſchwerlich, daß Sophokles das Stück, welches er die Trachinerinnen überſchrieb, würde haben Dejanira nennen wollen. Er ſtand nicht an, ihm einen nichtsbedeutenden Titel zu geben, aber ihm einen verführeriſchen Titel zu geben, einen Titel, der unſere Aufmerkſamkeit auf einen falſchen Punkt richtet, deſſen möchte er ſich ohne Zweifel mehr bedacht haben. Die Beſorgniß des Corneille ging hiernächſt zu weit; wer die ägyptiſche Cleopatra kennt, weiß auch, daß Syrien nicht Aegypten iſt, weiß, daß mehr Könige und Königinnen einerlei Namen geführt haben; wer aber jene nicht kennt, kann ſie auch mit dieſer nicht verwechſeln. Wenigſtens hätte Corneille in dem Stücke ſelbſt den Namen Cleopatra nicht ſo ſorgfältig vermeiden ſollen; die Deutlichkeit hat in dem erſten Acte darunter gelitten; und der deutſche Ueberſetzer that daher ſehr wohl, daß er ſich über dieſe kleine Bedenklichkeit wegſetzte. Kein Scribent, am wenigſten ein Dichter, muß ſeine Leſer oder Zuhörer ſo gar unwiſſend annehmen; er darf auch gar wohl manchmal denken: was ſie nicht wiſſen, das mögen ſie fragen!

Dreißigſtes Stück.

Den 11. Auguſt 1767.

Cleopatra, in der Geſchichte, ermordet ihren Gemahl, erſchießt den einen von ihren Söhnen und will den andern mit Gift vergeben. Ohne Zweifel folgte ein Verbrechen aus dem andern, und ſie hatten alle im Grunde nur eine und eben dieſelbe Quelle. Wenigſtens läßt es ſich mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß die einzige Eiferſucht ein wüthendes Eheweib zu einer eben ſo wüthenden Mutter machte. Sich eine zweite Gemahlin an die Seite geſtellt zu ſehen, mit dieſer die Liebe ihres Gatten und die Hoheit ihres Ranges zu theilen, brachte ein empfindliches und ſtolzes Herz leicht zu dem Entſchluſſe, das gar nicht zu beſitzen, was es nicht allein beſitzen konnte. Demetrius muß nicht leben, weil er für Cleopatra nicht allein leben will. Der ſchuldige Gemahl fällt; aber in ihm fällt auch ein Vater, der rächende Söhne hinterläßt. An dieſe hatte die Mutter in der Hitze ihrer Leidenſchaft nicht gedacht, oder nur als an *ihre* Söhne gedacht, von deren Ergebenheit ſie verſichert ſey, oder deren kindlicher Eifer doch, wenn er unter Eltern wählen müßte, unfehlbar ſich für den zuerſt beleidigten Theil erklären würde. Sie fand es aber ſo nicht; der Sohn ward König und der König ſah in der Cleopatra nicht die Mutter, ſondern die Königsmörderin. Sie hatte alles von ihm zu fürchten; und von dem Augenblicke an er alles von ihr. Noch kochte die Eiferſucht in ihrem Herzen; noch war der treuloſe Gemahl in ſeinen Söhnen übrig; ſie fing an alles zu haſſen, was ſie erinnern mußte, ihn einmal geliebt zu haben; die Selbſterhaltung ſtärkte dieſen Haß; die Mutter war fertiger als der Sohn, die Beleidigerin fertiger als der Beleidigte; ſie beging den zweiten Mord, um den erſten ungeſtraft begangen zu haben; ſie beging ihn an ihrem Sohne und beruhigte ſich mit der Vorſtellung, daß ſie ihn nur an dem begehe, der ihr eignes Verderben beſchloſſen habe, daß ſie eigentlich nicht morde, daß ſie ihrer Ermordung nur zuvorkomme. Das Schickſal des ältern Sohnes wäre auch das Schickſal des jüngern geworden; aber dieſer war raſcher oder war glücklicher. Er zwingt die Mutter das Gift zu trinken, das ſie ihm bereitet hat; ein unmenſchliches Verbrechen rächt das andere; und es kömmt bloß auf die Umſtände an, auf welcher Seite wir mehr Verabſcheuung oder mehr Mitleid empfinden ſollen.

Dieſer dreifache Mord würde nur eine Handlung ausmachen, die ihren Anfang, ihr Mittel und ihr Ende in der nämlichen Leidenſchaft der nämlichen Perſon hätte. Was fehlt ihr alſo noch zum Stoffe einer Tragödie? Für das Genie fehlt ihr nichts, für den Stümper alles. Da iſt keine Liebe, da iſt keine Verwicklung, keine Erkennung, kein unerwarteter wunderbarer Zwiſchenfall; alles geht ſeinen natürlichen Gang. Dieſer natürliche Gang reizt das Genie, und den Stümper ſchreckt er ab. Das Genie können nur Begebenheiten beſchäftigen, die in einander gegründet ſind, nur Ketten von Urſachen und Wirkungen. Dieſe auf jene zurück zu führen, jene gegen dieſe abzuwägen, überall das Ungefähr auszuſchließen, alles, was geſchieht, ſo geſchehen zu laſſen, daß es nicht anders geſchehen können: das, das iſt ſeine Sache, wenn es in dem Felde der Geſchichte arbeitet, um die unnützen Schätze des Gedächtniſſes in Nahrungen des Geiſtes zu verwandeln. Der Witz hingegen, als der nicht auf das in einander Gegründete, ſondern nur auf das Aehnliche oder Unähnliche geht, wenn er ſich an Werke wagt, die dem Genie allein vorgeſpart bleiben ſollten, hält ſich bei Begebenheiten auf, die weiter nichts mit einander gemein haben, als daß ſie zugleich geſchehen. Dieſe mit einander zu verbinden, ihre Fäden ſo durch einander zu flechten und zu verwirren, daß wir jeden Augenblick den einen unter dem andern verlieren, aus einer Befremdung in die andere geſtürzt werden: das kann er, der Witz, und nur das. Aus der beſtändigen Durchkreuzung ſolcher Fäden von ganz verſchiedenen Farben entſteht denn eine Contextur, die in der Kunſt eben das iſt, was die Weberei Changeant nennt: ein Stoff, von dem man nicht ſagen kann, ob er blau oder roth, grün oder gelb iſt; der beides iſt, der von dieſer Seite ſo, von der andern anders erſcheint; ein Spielwerk der Mode, ein Gaukelputz für Kinder.

Nun urtheile man, ob der große Corneille ſeinen Stoff mehr als ein Genie oder als ein witziger Kopf bearbeitet habe. Es bedarf zu dieſer Beurtheilung weiter nichts, als die Anwendung eines Satzes, den niemand in Zweifel zieht: das Genie liebt Einfalt, der Witz Verwicklung.

Cleopatra bringt, in der Geſchichte, ihren Gemahl aus Eiferſucht um. Aus Eiferſucht? dachte Corneille: das wäre ja eine ganz gemeine Frau; nein, meine Cleopatra muß eine Heldin ſeyn, die noch wohl ihren Mann gern verloren hätte, aber durchaus nicht den Thron; daß ihr Mann Rodogunen liebt, muß ſie nicht ſo ſehr ſchmerzen, als daß Rodogune Königin ſeyn ſoll, wie ſie; das iſt weit erhabner. —

Ganz recht; weit erhabner und — weit unnatürlicher. Denn einmal iſt der Stolz überhaupt ein unnatürlicheres, ein gekünſtelteres Laſter, als die Eiferſucht. Zweitens iſt der Stolz eines Weibes noch unnatürlicher, als der Stolz eines Mannes. Die Natur rüſtete das weibliche Geſchlecht zur Liebe, nicht zu Gewaltſeligkeiten aus; es ſoll Zärtlichkeit, nicht Furcht erwecken; nur ſeine Reize ſollen es mächtig machen; nur durch Liebkoſungen ſoll es herrſchen, und ſoll nicht mehr beherrſchen wollen, als es genießen kann. Eine Frau, der das Herrſchen bloß des Herrſchens wegen gefällt, bei der alle Neigungen dem Ehrgeize untergeordnet ſind, die keine andere Glückſeligkeit kennt, als zu gebieten, zu tyranniſiren und ihren Fuß ganzen Völkern auf den Nacken zu ſetzen; ſo eine Frau kann wohl einmal, auch mehr als einmal wirklich geweſen ſeyn, aber ſie iſt dem ungeachtet eine Ausnahme, und wer eine Ausnahme ſchildert, ſchildert unſtreitig das minder Natürliche. Die Cleopatra des Corneille, die ſo eine Frau iſt, die, ihren Ehrgeiz, ihren beleidigten Stolz zu befriedigen, ſich alle Verbrechen erlaubt, die mit nichts als mit machiavelliſchen Maximen um ſich wirft, iſt ein Ungeheuer ihres Geſchlechts, und Medea iſt gegen ihr tugendhaft und liebenswürdig. Denn alle die Grauſamkeiten, welche Medea begeht, begeht ſie aus Eiferſucht. Einer zärtlichen, eiferſüchtigen Frau will ich noch alles vergeben; ſie iſt das, was ſie ſeyn ſoll, nur zu heftig. Aber gegen eine Frau, die aus kaltem Stolze, aus überlegtem Ehrgeize Frevelthaten verübt, empört ſich das ganze Herz; und alle Kunſt des Dichters kann ſie uns nicht intereſſant machen. Wir ſtaunen ſie an, wie wir ein Monſtrum anſtaunen; und wenn wir unſere Neugierde geſättigt haben, ſo danken wir dem Himmel, daß ſich die Natur nur alle tauſend Jahre einmal ſo verirrt, und ärgern uns über den Dichter, der uns dergleichen Mißgeſchöpfe für Menſchen verkaufen will, deren Kenntniß uns erſprießlich ſeyn könnte. Man gehe die ganze Geſchichte durch; unter funfzig Frauen, die ihre Männer vom Throne geſtürzt und ermordet haben, iſt kaum eine, von der man nicht beweiſen könnte, daß nur beleidigte Liebe ſie zu dieſem Schritte bewogen. Aus bloßem Regierungsneide, aus bloßem Stolze das Scepter ſelbſt zu führen, welches ein liebreicher Ehemann führte, hat ſich ſchwerlich eine ſo weit vergangen. Viele, nachdem ſie als beleidigte Gattinnen die Regierung an ſich geriſſen, haben dieſe Regierung hernach mit allem männlichen Stolze verwaltet, das iſt wahr. Sie hatten bei ihren kalten, mürriſchen, treuloſen Gatten alles, was die Unterwürfigkeit Kränkendes hat, zu ſehr erfahren, als daß ihnen nachher ihre mit der äußerſten Gefahr erlangte Unabhängigkeit nicht um ſo viel ſchätzbarer hätte ſeyn ſollen. Aber ſicherlich hat keine das bei ſich gedacht und empfunden, was Corneille ſeine Cleopatra ſelbſt von ſich ſagen läßt; die unſinnigſten Bravaden des Laſters. Der größte Böſewicht weiß ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, ſucht ſich ſelbſt zu überreden, daß das Laſter, welches er begeht, kein ſo großes Laſter ſey, oder daß ihn die unvermeidliche Nothwendigkeit es zu begehen zwinge. Es iſt wider alle Natur, daß er ſich des Laſters als Laſters rühmt; und der Dichter iſt äußerſt zu tadeln, der, aus Begierde, etwas Glänzendes und Starkes zu ſagen, uns das menſchliche Herz ſo verkennen läßt, als ob ſeine Grundneigungen auf das Böſe, als auf das Böſe, gehen könnten.

Dergleichen mißgeſchilderte Charaktere, dergleichen ſchaudernde Tiraden ſind indeß bei keinem Dichter häufiger, als bei Corneillen, und es könnte leicht ſeyn, daß ſich zum Theil ſein Beiname des Großen mit darauf gründe. Es iſt wahr, alles athmet bei ihm Heroismus; aber auch das, was keines fähig ſeyn ſollte und wirklich auch keines fähig iſt: das Laſter. Den Ungeheuern, den Gigantiſchen hätte man ihn nennen ſollen, aber nicht den Großen. Denn nichts iſt groß, was nicht wahr iſt.

Einunddreißigſtes Stück.

Den 14. Auguſt 1767.

In der Geſchichte rächt ſich Cleopatra bloß an ihrem Gemahl; an Rodogunen konnte oder wollte ſie ſich nicht rächen. Bei dem Dichter iſt jene Rache längſt vorbei; die Ermordung des Demetrius wird bloß erzählt, und alle Handlung des Stücks geht auf Rodogunen. Corneille will ſeine Cleopatra nicht auf halbem Wege ſtehen laſſen; ſie muß ſich noch gar nicht gerächt zu haben glauben, wenn ſie ſich nicht auch an Rodogunen rächt. Einer Eiferſüchtigen iſt es allerdings natürlich, daß ſie gegen ihre Nebenbuhlerin noch unverſöhnlicher iſt, als gegen ihren treuloſen Gemahl. Aber die Cleopatra des Corneille, wie geſagt, iſt wenig oder gar nicht eiferſüchtig; ſie iſt bloß ehrgeizig, und die Rache einer Ehrgeizigen ſollte nie der Rache einer Eiferſüchtigen ähnlich ſeyn. Beide Leidenſchaften ſind zu ſehr unterſchieden, als daß ihre Wirkungen die nämlichen ſeyn könnten. Der Ehrgeiz iſt nie ohne eine Art von Edelmuth, und die Rache ſtreitet mit dem Edelmuthe zu ſehr, als daß die Rache des Ehrgeizigen ohne Maaß und Ziel ſeyn ſollte. So lange er ſeinen Zweck verfolgt, kennt ſie keine Gränzen; aber kaum hat er dieſen erreicht, kaum iſt ſeine Leidenſchaft befriedigt, als auch ſeine Rache kälter und überlegender zu werden anfängt. Er proportionirt ſie nicht ſowohl nach dem erlittenen Nachtheile, als vielmehr nach dem noch zu beſorgenden. Wer ihm nicht weiter ſchaden kann, von dem vergißt er es auch wohl, daß er ihm geſchadet hat. Wen er nicht zu fürchten hat, den verachtet er, und wen er verachtet, der iſt weit unter ſeiner Rache. Die Eiferſucht hingegen iſt eine Art von Neid, und Neid iſt ein kleines kriechendes Laſter, das keine andere Befriedigung kennt, als das gänzliche Verderben ſeines Gegenſtandes. Sie tobt in einem Feuer fort; nichts kann ſie verſöhnen; da die Beleidigung, die ſie erweckt hat, nie aufhört, die nämliche Beleidigung zu ſeyn, und immer wächſt, je länger ſie dauert: ſo kann auch ihr Durſt nach Rache nie erlöſchen, die ſie ſpät oder früh immer mit gleichem Grimme vollziehen wird. Gerade ſo iſt die Rache der Cleopatra beim Corneille; und die Mißhelligkeit, in der dieſe Rache alſo mit ihrem Charakter ſteht, kann nicht anders, als äußerſt beleidigend ſeyn. Ihre ſtolzen Geſinnungen, ihr unbändiger Trieb nach Ehre und Unabhängigkeit laſſen ſie uns als eine große, erhabene Seele betrachten, die alle unſere Bewunderung verdient. Aber ihr tückiſcher Groll, ihre hämiſche Rachſucht gegen eine Perſon, von der ihr weiter nichts zu befürchten ſteht, die ſie in ihrer Gewalt hat, der ſie, bei dem geringſten Funken von Edelmuth, vergeben müßte; ihr Leichtſinn, mit dem ſie nicht allein ſelbſt Verbrechen begeht, mit dem ſie auch andern die unſinnigſten ſo plump und geradehin zumuthet, machen ſie uns wiederum ſo klein, daß wir ſie nicht genug verachten zu können glauben. Endlich muß dieſe Verachtung nothwendig jene Bewunderung aufzehren, und es bleibt in der ganzen Cleopatra nichts übrig, als ein häßliches, abſcheuliches Weib, das immer ſprudelt und raſet und die erſte Stelle im Tollhauſe verdient.

Aber nicht genug, daß Cleopatra ſich an Rodogunen rächt: der Dichter will, daß ſie es auf eine ganz ausnehmende Weiſe thun ſoll. Wie fängt er dieſes an? Wenn Cleopatra ſelbſt Rodogunen aus dem Wege ſchafft, ſo iſt das Ding viel zu natürlich: denn was iſt natürlicher, als ſeine Feindin hinzurichten? Ginge es nicht an, daß zugleich eine Liebhaberin in ihr hingerichtet würde? Und daß ſie von ihrem Liebhaber hingerichtet würde? Warum nicht? Laßt uns erdichten, daß Rodogune mit dem Demetrius noch nicht völlig vermählt geweſen; laßt uns erdichten, daß nach ſeinem Tode ſich die beiden Söhne in die Braut des Vaters verliebt haben; laßt uns erdichten, daß die beiden Söhne Zwillinge ſind, daß dem älteſten der Thron gehört, daß die Mutter es aber beſtändig verborgen gehalten, welcher von ihnen der älteſte ſey; laßt uns erdichten, daß ſich endlich die Mutter entſchloſſen, dieſes Geheimniß zu entdecken oder vielmehr nicht zu entdecken, ſondern an deſſen Statt denjenigen für den älteſten zu erklären, und ihn dadurch auf den Thron zu ſetzen, welcher eine gewiſſe Bedingung eingehen wolle; laßt uns erdichten, daß dieſe Bedingung der Tod der Rodogune ſey. Nun hätten wir ja, was wir haben wollten: beide Prinzen ſind in Rodogunen ſterblich verliebt; wer von beiden ſeine Geliebte umbringen will, der ſoll regieren.

Schön; aber könnten wir den Handel nicht noch mehr verwickeln? Könnten wir die guten Prinzen nicht noch in größere Verlegenheit ſetzen? Wir wollen verſuchen. Laßt uns alſo weiter erdichten, daß Rodogune den Anſchlag der Cleopatra erfährt; laßt uns weiter erdichten, daß ſie zwar einen von den Prinzen vorzüglich liebt, aber es ihm nicht bekannt hat, auch ſonſt keinem Menſchen es bekannt hat, noch bekennen will; daß ſie feſt entſchloſſen iſt, unter den Prinzen weder dieſen geliebtern, noch den, welchem der Thron heimfallen dürfte, zu ihrem

Gemahl zu wählen; daß ſie allein den wählen wolle, welcher ſich ihr am würdigſten erzeigen werde. Rodogune muß gerächet ſeyn wollen, muß an der Mutter der Prinzen gerächet ſeyn wollen; Rodogune muß ihnen erklären: wer mich von euch haben will, der ermorde ſeine Mutter!

Bravo! Das nenne ich doch noch eine Intrigue! Dieſe Prinzen ſind gut angekommen! Die ſollen zu thun haben, wenn ſie ſich herauswickeln wollen! Die Mutter ſagt zu ihnen: wer von euch regieren will, der ermorde ſeine Geliebte! Und die Geliebte ſagt: wer mich haben will, ermorde ſeine Mutter! Es verſteht ſich, daß es ſehr tugendhafte Prinzen ſeyn müſſen, die einander von Grund der Seele lieben, die viel Reſpect für den Teufel von Mama und eben ſo viel Zärtlichkeit für eine liebäugelnde Furie von Gebieterin haben. Denn wenn ſie nicht beide ſehr tugendhaft ſind, ſo iſt die Verwicklung ſo arg nicht, als es ſcheint; oder ſie iſt zu arg, daß es gar nicht möglich iſt, ſie wieder aufzuwickeln. Der eine geht hin und ſchlägt die Prinzeſſin todt, um den Thron zu haben: damit iſt es aus. Oder der andere geht hin und ſchlägt die Mutter todt, um die Prinzeſſin zu haben: damit iſt es wieder aus. Oder ſie gehen beide hin und ſchlagen die Geliebte todt, und wollen beide den Thron haben: ſo kann es gar nicht aus werden. Oder ſie ſchlagen beide die Mutter todt, und wollen beide das Mädchen haben: und ſo kann es wiederum nicht aus werden. Aber wenn ſie beide fein tugendhaft ſind, ſo will keiner weder die eine noch die andere todt ſchlagen; ſo ſtehen ſie beide hübſch und ſperren das Maul auf, und wiſſen nicht, was ſie thun ſollen: und das iſt eben die Schönheit davon. Freilich wird das Stück dadurch ein ſehr ſonderbares Anſehen bekommen, daß die Weiber darin ärger als raſende Männer, und die Männer weibiſcher als die armſeligſten Weiber handeln: aber was ſchadet das? Vielmehr iſt dieſes ein Vorzug des Stückes mehr; denn das Gegentheil iſt ſo gewöhnlich, ſo abgedroſchen! —

Doch im Ernſte; ich weiß nicht, ob es viel Mühe koſtet, dergleichen Erdichtungen zu machen; ich habe es nie verſucht, ich möchte es auch ſchwerlich jemals verſuchen. Aber das weiß ich, daß es einem ſehr ſauer wird, dergleichen Erdichtungen zu verdauen.

Nicht zwar, weil es bloße Erdichtungen ſind; weil nicht die mindeſte Spur in der Geſchichte davon zu finden. Dieſe Bedenklichkeit hätte ſich Corneille immer erſparen können. „Vielleicht, ſagt er, dürfte man zweifeln, ob ſich die Freiheit der Poeſie ſo weit erſtreckt, daß ſie unter bekannten Namen eine ganze Geſchichte erdenken darf; ſo wie ich es hier gemacht habe, wo nach der Erzählung im erſten Acte, welche die Grundlage des folgenden iſt, bis zu den Wirkungen im fünften, nicht das geringſte vorkommt, welches einigen hiſtoriſchen Grund hätte. Doch, fährt er fort, mich dünkt, wenn wir nur das Reſultat einer Geſchichte beibehalten, ſo ſind alle vorläufige Umſtände, alle Einleitungen zu dieſem Reſultate in unſerer Gewalt. Wenigſtens wüßte ich mich keiner Regel dawider zu erinnern, und die Ausübung der Alten iſt völlig auf meiner Seite. Denn man vergleiche nur einmal die Elektra des Sophokles mit der Elektra des Euripides, und ſehe, ob ſie mehr mit einander gemein haben, als das bloße Reſultat, die letzten Wirkungen in den Begegniſſen ihrer Heldin, zu welchen jeder auf einem beſondern Wege durch ihm eigenthümliche Mittel gelangt, ſo daß wenigſtens eine davon nothwendig ganz und gar die Erfindung ihres Verfaſſers ſeyn muß. Oder man werfe nur die Augen auf die Iphigenia in Taurika, die uns Ariſtoteles zum Muſter einer vollkommenen Tragödie giebt, und die doch ſehr darnach ausſieht, daß ſie weiter nichts als eine Erdichtung iſt, indem ſie ſich bloß auf das Vorgeben gründet, daß Diana die Iphigenia in einer Wolke von dem Altare, auf welchem ſie geopfert werden ſollte, entrückt, und ein Reh an ihrer Stelle untergeſchoben habe. Vornehmlich aber verdient die Helena des Euripides bemerkt zu werden, wo ſowohl die Haupthandlung als die Epiſoden, ſowohl der Knoten als die Auflöſung gänzlich erdichtet ſind und aus der Hiſtorie nichts als die Namen haben."

Allerdings durfte Corneille mit den hiſtoriſchen Umſtänden nach Gutdünken verfahren. Er durfte z. B. Rodogunen ſo jung annehmen, als er wollte; und Voltaire hat ſehr Unrecht, wenn er auch hier wiederum aus der Geſchichte nachrechnet, daß Rodogune ſo jung nicht könne geweſen ſeyn; ſie habe den Demetrius geheirathet, als die beiden Prinzen, die jetzt doch wenigſtens zwanzig Jahre haben müßten, noch in ihrer Kindheit geweſen wären. Was geht das den Dichter an? Seine Rodogune hat den Demetrius gar nicht geheirathet; ſie war ſehr jung, als ſie der Vater heirathen wollte, und nicht viel älter, als ſich die Söhne in ſie verliebten. Voltaire iſt mit ſeiner hiſtoriſchen Controle ganz unleidlich. Wenn er doch lieber die Data in ſeiner allgemeinen Weltgeſchichte dafür verificiren wollte!

Zweiunddreißigſtes Stück.

Den 18. Auguſt 1767.

Mit den Beiſpielen der Alten hätte Corneille noch weiter zurück gehen können. Viele ſtellen ſich vor, daß die Tragödie in Griechenland wirklich zur Erneuerung des Andenkens großer und ſonderbarer Begebenheiten erfunden worden; daß ihre erſte Beſtimmung alſo geweſen, genau in die Fußſtapfen der Geſchichte zu treten und weder zur Rechten noch zur Linken auszuweichen. Aber ſie irren ſich. Denn ſchon Theſpis ließ ſich um die hiſtoriſche Richtigkeit ganz unbekümmert.[1] Es iſt wahr, er zog ſich darüber einen harten Verweis von dem Solon zu. Doch ohne zu ſagen, daß Solon ſich beſſer auf die Geſetze des Staats als der Dichtkunſt verſtanden, ſo läßt ſich den Folgerungen, die man aus ſeiner Mißbilligung ziehen könnte, auf eine andere Art ausweichen. Die Kunſt bediente ſich unter dem Theſpis ſchon aller Vorrechte, als ſie ſich von Seiten des Nutzens, ihrer noch nicht würdig erzeigen konnte. Theſpis erſann, erdichtete, ließ die bekannteſten Perſonen ſagen und thun, was er wollte; aber er wußte ſeine Erdichtungen vielleicht weder wahrſcheinlich, noch lehrreich zu machen. Solon bemerkte in ihnen alſo nur das Unwahre, ohne die geringſte Vermuthung von dem Nützlichen zu haben. Er eiferte wider ein Gift, welches, ohne ſein Gegengift mit ſich zu führen, leicht von übeln Folgen ſeyn könnte.

Ich fürchte ſehr, Solon dürfte auch die Erdichtungen des großen Corneille nichts als leidige Lügen genannt haben. Denn wozu alle dieſe Erdichtungen? Machen ſie in der Geſchichte, die er damit überladet, das geringſte wahrſcheinlicher? Sie ſind nicht einmal für ſich ſelbſt wahrſcheinlich. Corneille prahlte damit, als mit ſehr wunderbaren Anſtrengungen der Erdichtungskraft; und er hätte doch wohl wiſſen ſollen, daß nicht das bloße Erdichten, ſondern das zweckmäßige Erdichten einen ſchöpferiſchen Geiſt beweiſe.

Der Poet findet in der Geſchichte eine Frau, die Mann und Söhne mordet; eine ſolche That kann Schrecken und Mitleid erwecken, und er nimmt ſich vor, ſie in einer Tragödie zu behandeln. Aber die Geſchichte ſagt ihm weiter nichts als das bloße Factum, und dieſes iſt eben ſo gräßlich als außerordentlich. Es giebt höchſtens drei Scenen, und da es von allen nähern Umſtänden entblößt iſt, drei unwahrſcheinliche Scenen. — Was thut alſo der Poet?

---

[1] Diogenes Laertius Lib. I. §. 59.

So wie er dieſen Namen mehr oder weniger verdient, wird ihm entweder die Unwahrſcheinlichkeit oder die magere Kürze der größere Mangel ſeines Stückes ſcheinen.

Iſt er in dem erſtern Falle, ſo wird er vor allen Dingen bedacht ſeyn, eine Reihe von Urſachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unwahrſcheinliche Verbrechen nicht wohl anders, als geſchehen müſſen. Unzufrieden, ihre Möglichkeit blos auf die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit zu gründen, wird er ſuchen, die Charaktere ſeiner Perſonen ſo anzulegen; wird er ſuchen, die Vorfälle, welche dieſe Charaktere in Handlung ſetzen, ſo nothwendig einen aus dem andern entſpringen zu laſſen; wird er ſuchen, die Leidenſchaften nach eines jeden Charakter ſo genau abzumeſſen; wird er ſuchen, dieſe Leidenſchaften durch ſo allmähliche Stufen durchzuführen: daß wir überall nichts als den natürlichſten ordentlichſten Verlauf wahrnehmen; daß wir bei jedem Schritte, den er ſeine Perſonen thun läßt, bekennen müſſen, wir würden ihn, in dem nämlichen Grade der Leidenſchaft, bei der nämlichen Lage der Sachen, ſelbſt gethan haben; daß uns nichts dabei befremdet, als die unmerkliche Annäherung eines Zieles, vor dem unſere Vorſtellungen zurückbeben, und an dem wir uns endlich, voll des innigſten Mitleids gegen die, welche ein ſo fataler Strom dahin reißt und voll Schrecken über das Bewußtſeyn befinden, auch uns könne ein ähnlicher Strom dahin reißen, Dinge zu begehen, die wir bei kaltem Geblüte noch ſo weit von uns entfernt zu ſeyn glauben. — Und ſchlägt der Dichter dieſen Weg ein, ſagt ihm ſein Genie, daß er darauf nicht ſchimpflich ermatten werde, ſo iſt mit eins auch jene magere Kürze ſeiner Fabel verſchwunden; es bekümmert ihn nun nicht mehr, wie er mit ſo wenigen Vorfällen fünf Acte füllen wolle; ihm iſt nur bange, daß fünf Acte alle den Stoff nicht faſſen werden, der ſich unter ſeiner Bearbeitung aus ſich ſelbſt immer mehr und mehr vergrößert, wenn er einmal der verborgenen Organiſation deſſelben auf die Spur gekommen und ſie zu entwickeln verſteht.

Hingegen dem Dichter, der dieſen Namen weniger verdient, der weiter nichts als ein witziger Kopf, als ein guter Verſificateur iſt, dem, ſage ich, wird die Unwahrſcheinlichkeit ſeines Vorwurfs ſo wenig anſtößig ſeyn, daß er vielmehr eben hierin das Wunderbare deſſelben zu finden vermeint, welches er auf keine Weiſe vermindern dürfe, wenn er ſich nicht ſelbſt des ſicherſten Mittels berauben wolle, Schrecken und Mitleid zu erregen. Denn er weiß ſo wenig, worin eigentlich dieſes Schrecken und dieſes Mitleid beſteht, daß er, um jenes hervor zu bringen, nicht ſonderbare, unerwartete, unglaubliche, ungeheure Dinge genug häufen zu können glaubt, und um dieſes zu erwecken, nur immer ſeine Zuflucht zu den außerordentlichſten, gräßlichſten Unglücksfällen und Frevelthaten nehmen zu müſſen vermeint. Kaum hat er alſo in der Geſchichte eine Kleopatra, eine Mörderin ihres Gemahls und ihrer Söhne, aufgejagt, ſo ſieht er, um eine Tragödie daraus zu machen, weiter nichts dabei zu thun, als die Lücken zwiſchen beiden Verbrechen auszufüllen und ſie mit Dingen auszufüllen, die wenigſtens eben ſo befremdend ſind, als dieſe Verbrechen ſelbſt. Alles dieſes, ſeine Erfindungen und die hiſtoriſchen Materialien, knetet er dann in einen fein langen, fein ſchwer zu faſſenden Roman zuſammen; und wenn er es ſo gut zuſammen geknetet hat, als ſich nur immer Heckſel und Mehl zuſammenkneten laſſen: ſo bringt er ſeinen Teig auf das Drahtgerippe von Acten und Scenen, läßt erzählen und erzählen, läßt reden und reimen, — und in vier, ſechs Wochen, nachdem ihm das Reimen leichter oder ſaurer ankömmt, iſt das Wunder fertig; es heißt ein Trauerſpiel, — wird gedruckt und aufgeführet, — geleſen und angeſehen, — bewundert oder ausgepfiffen, — beibehalten oder vergeſſen, — ſo wie es das liebe Glück will. Denn et habent sua fata libelli.

Darf ich es wagen, die Anwendung hiervon auf den großen Corneille zu machen? Oder brauche ich ſie noch lange zu machen? — Nach dem geheimnißvollen Schickſale, welches die Schriften ſo gut als die Menſchen haben, iſt ſeine Rodogune nun länger als hundert Jahre, als das größte Meiſterſtück des größten tragiſchen Dichters, von ganz Frankreich, und gelegentlich mit von ganz Europa bewundert worden. Kann eine hundertjährige Bewunderung wohl ohne Grund ſeyn? Wo haben die Menſchen ſo lange ihre Augen, ihre Empfindung gehabt? War es von 1644 bis 1767 allein dem hamburgiſchen Dramaturgiſten aufbehalten, Flecken in der Sonne zu ſehen und ein Geſtirn auf ein Meteor herabzuſetzen?

O nein! Schon im vorigen Jahrhunderte ſaß einmal ein ehrlicher Hurone in der Baſtille zu Paris; dem ward die Zeit lang, ob er ſchon in Paris war; und vor langer Weile ſtudirte er die franzöſiſchen Poeten; dieſem Huronen wollte die Rodogune gar nicht gefallen. Hernach lebte, zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts, irgendwo in Italien ein Pedant, der hatte den Kopf von den Trauerſpielen der Griechen und ſeiner Landsleute des ſechzehnten Seculi voll und der fand an der Rodogune gleichfalls vieles auszuſetzen. Endlich kam vor einigen Jahren ſogar auch ein Franzoſe, ſonſt ein gewaltiger Verehrer des Corneille'ſchen Namens (denn, weil er reich war und ein ſehr gutes Herz hatte, ſo nahm er ſich einer armen verlaßnen Enkelin dieſes großen Dichters an, ließ ſie unter ſeinen Augen erziehen, lehrte ſie hübſche Verſe machen, ſammelte Almoſen für ſie, ſchrieb zu ihrer Ausſteuer einen großen einträglichen Commentar über die Werke ihres Großvaters u. ſ. w.), aber gleichwohl erklärte er die Rodogune für ein ſehr ungereimtes Gedicht, und wollte ſich des Todes verwundern, wie ein ſo großer Mann, als der große Corneille, ſolch widerſinniges Zeug habe ſchreiben können. — Bei einem von dieſen iſt der Dramaturgiſt unſtreitig in die Schule gegangen, und aller Wahrſcheinlichkeit nach bei dem letztern; denn es iſt doch gemeiniglich ein Franzoſe, der den Ausländern über die Fehler eines Franzoſen die Augen eröffnet. Dieſem ganz gewiß betet er nach; — oder iſt es nicht dieſem, wenigſtens dem Welſchen, — wo nicht gar dem Huronen. Von einem muß er es doch haben. Denn daß ein Deutſcher ſelbſt dächte, von ſelbſt die Kühnheit hätte, an der Vortrefflichkeit eines Franzoſen zu zweifeln, wer kann ſich das einbilden?

Ich rede von dieſen meinen Vorgängern mehr bei der nächſten Wiederholung der Rodogune. Meine Leſer wünſchen aus der Stelle zu kommen, und ich mit ihnen. Jetzt nur noch ein Wort von der Ueberſetzung, nach welcher dieſes Stück aufgeführt worden. Es war nicht die alte Wolfenbüttel'ſche vom Breſſand, ſondern eine ganz neue, hier verfertigte, die noch ungedruckt liegt, in gereimten Alexandrinern. Sie darf ſich gegen die beſte von dieſer Art nicht ſchämen und iſt voller ſtarken, glücklichen Stellen. Der Verfaſſer aber, weiß ich, hat zu viel Einſicht und Geſchmack, als daß er ſich einer ſo undankbaren Arbeit noch einmal unterziehen wollte. Corneillen gut zu überſetzen, muß man beſſere Verſe machen können als er ſelbſt.

Dreiunddreißigſtes Stück.

Den 21. Auguſt 1767.

Den ſechsunddreißigſten Abend (Freitags, den 3. Juli) ward das Luſtſpiel des Herrn Favart, Soliman der Zweite, ebenfalls in Gegenwart Sr. Königl. Majeſtät von Dänemark, aufgeführt.

Ich mag nicht unterſuchen, wie weit es die Geſchichte beſtätigt, daß Solimann der Zweite ſich in eine europäiſche Sklavin verliebt habe, die ihn ſo zu feſſeln, ſo nach ihrem Willen zu lenken gewußt, daß er, wider alle Gewohnheit ſeines Reichs, ſich förmlich mit ihr verbinden und ſie zur Kaiſerin erklären müſſen. Genug, daß Marmontel hierauf eine von ſeinen moraliſchen Erzählungen gegründet, in der er aber jene Sklavin, die eine Italienerin ſoll geweſen ſeyn, zu einer Franzöſin macht; ohne Zweifel, weil er es ganz unwahrſcheinlich gefunden, daß irgend eine andere Schöne als eine franzöſiſche einen ſo ſeltnen Sieg über einen Großtürken erhalten können.

Ich weiß nicht, was ich eigentlich zu der Erzählung des Marmontel ſagen ſoll: nicht, daß ſie nicht mit vielem Witze angelegt, mit allen den feinen Kenntniſſen der großen Welt, ihrer Eitelkeit und ihres Lächerlichen ausgeführt und mit der Eleganz und Anmuth geſchrieben wäre, welche dieſem Verfaſſer ſo eigen ſind; von dieſer Seite iſt ſie vortrefflich, allerliebſt. Aber es ſoll eine moraliſche Erzählung ſeyn, und ich kann nur nicht finden, wo ihr das Moraliſche ſitzt. Allerdings iſt ſie nicht ſo ſchlüpfrig, ſo anſtößig, als eine Erzählung des La Fontaine oder Grecourt: aber iſt ſie darum moraliſch, weil ſie nicht ganz unmoraliſch iſt?

Ein Sultan, der in dem Schooße der Wollüſte gähnt, dem ſie der alltägliche und durch nichts erſchwerte Genuß unſchmackhaft und ekel gemacht hat, der ſeine ſchlaffen Nerven durch etwas ganz Neues, ganz Beſonderes wieder geſpannt und gereizt wiſſen will, um den ſich die feinſte Sinnlichkeit, die raffinirteſte Zärtlichkeit umſonſt bewirbt, vergebens erſchöpft: dieſer kranke Wollüſtling iſt der leidende Held in der Erzählung. Ich ſage, der leidende; der Lecker hat ſich mit zu viel Süßigkeiten den Magen verdorben; nichts will ihm mehr ſchmecken, bis er endlich auf etwas verfällt, was jedem geſunden Magen Abſcheu erwecken würde, auf faule Eier, auf Rattenſchwänze und Raupenpaſteten; die ſchmecken ihm. Die edelſte, beſcheidenſte Schönheit, mit dem ſchmachtendſten Auge, groß und blau, mit der unſchuldigſten empfindlichſten Seele, beherrſcht den Sultan, — bis ſie gewonnen iſt. Eine andere, majeſtätiſcher in ihrer Form, blendender von Colorit, blühende Suada auf ihren Lippen, und in ihrer Stimme das ganze liebliche Spiel bezaubernder Töne, eine wahre Muſe, nur verführeriſcher, wird — genoſſen und vergeſſen. Endlich erſcheint ein weibliches Ding, flüchtig, unbedachtſam, wild, witzig bis zur Unverſchämtheit, luſtig bis zum Tollen, viel Phyſiognomie, wenig Schönheit, niedlicher als wohlgeſtaltet, Taille, aber keine Figur; dieſes Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpeſten Schmeichelei, wie mit der Thüre ins Haus: Graces au ciel, voici une figure humaine! — (Eine Schmeichelei, die nicht bloß dieſer Sultan, auch mancher deutſche Fürſt dann und wann etwas feiner, dann und wann aber auch wohl noch plumper zu hören bekommen, und mit der unter zehn neune, ſo gut wie der Sultan, vorlieb genommen, ohne die Beſchimpfung, die ſie wirklich enthält, zu fühlen.) Und ſo wie dieſes Eingangscompliment, ſo das Uebrige — Vous êtes beaucoup mieux, qu'il n'appartient à un Turc: vous avez même quelque chose d'un François — En vérité ces Turcs sont plaisans — Je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc — Je ne desespère pas d'en faire quelque jour un François. — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und ſchilt, es droht und ſpottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug, ihm zu gefallen, dem Seraglio eine neue Geſtalt gegeben zu haben, auch Reichsgeſetze abändern und Geiſtlichkeit und Pöbel wider ſich aufzubringen Gefahr laufen muß, wenn er anders mit ihr eben ſo glücklich ſeyn will, als ſchon der und jener, wie ſie ihm ſelbſt bekennt, in ihrem Vaterlande mit ihr geweſen. Das verlohnte ſich wohl der Mühe!

Marmontel fängt ſeine Erzählung mit der Betrachtung an, daß große Staatsveränderungen oft durch ſehr geringfügige Kleinigkeiten veranlaßt worden, und läßt den Sultan mit der heimlichen Frage an ſich ſelbſt ſchließen: wie iſt es möglich, daß eine kleine aufgeſtülpte Naſe die Geſetze eines Reiches umſtoßen können? Man ſollte alſo faſt glauben, daß er bloß dieſe Bemerkung, dieſes anſcheinende Mißverhältniß zwiſchen Urſache und Wirkung durch ein Exempel erläutern wollen. Doch dieſe Lehre wäre unſtreitig zu allgemein, und er entdeckt uns in der Vorrede ſelbſt, daß er eine ganz andere und weit ſpeciellere dabei zur Abſicht gehabt. „Ich nahm mir vor, ſagt er, die Thorheit derjenigen zu zeigen, welche ein Frauenzimmer durch Anſehen und Gewalt zur Gefälligkeit bringen wollen; ich wählte alſo zum Beiſpiele einen Sultan und eine Sklavin, als die zwei Extreme der Herrſchaft und Abhängigkeit.“ Allein Marmontel muß ſicherlich auch dieſen ſeinen Vorſatz während der Ausarbeitung vergeſſen haben; faſt nichts zielt dahin ab; man ſieht nicht den geringſten Verſuch einiger Gewaltſamkeit von Seiten des Sultans; er iſt gleich bei den erſten Inſolenzen, die ihm die galante Franzöſin ſagt, der zurückhaltendſte, nachgebendſte, gefälligſte, folgſamſte, unterthänigſte Mann, la meilleure pâte de mari, als kaum in Frankreich zu finden ſeyn würde. Alſo nur gerade heraus: entweder es liegt gar keine Moral in dieſer Erzählung des Marmontel, oder es iſt die, auf welche ich oben bei dem Charakter des Sultans gewieſen: der Käfer, wenn er alle Blumen durchſchwärmt hat, bleibt endlich auf dem Miſte liegen.

Doch Moral oder keine Moral; dem dramatiſchen Dichter iſt es gleichviel, ob ſich aus ſeiner Fabel eine allgemeine Wahrheit folgern läßt oder nicht; und alſo war die Erzählung des Marmontel darum nichts mehr und nichts weniger geſchickt, auf das Theater gebracht zu werden. Das that Favart und ſehr glücklich. Ich rathe allen, die unter uns das Theater aus ähnlichen Erzählungen bereichern wollen, die Favartiſche Ausführung mit dem Marmontel'ſchen Urſtoffe zuſammen zu halten. Wenn ſie die Gabe zu abſtrahiren haben, ſo werden ihnen die geringſten Veränderungen, die dieſer gelitten und zum Theil leiden müſſen, lehrreich ſeyn, und ihre Empfindung wird ſie auf manchen Handgriff leiten, der ihrer bloßen Speculation wohl unentdeckt geblieben wäre, den noch kein Kritikus zur Regel generaliſirt hat, ob er es ſchon verdiente, und der öfters mehr Wahrheit, mehr Leben in ihr Stück bringen wird, als alle die mechaniſchen Geſetze, mit denen ſich kahle Kunſtrichter herumſchlagen, und deren Beobachtung ſie lieber, dem Genie zum Trotze, zur einzigen Quelle der Vollkommenheit eines Drama machen möchten.

Ich will nur bei einer von dieſen Veränderungen ſtehen bleiben. Aber ich muß vorher das Urtheil anführen, welches Franzoſen ſelbſt über das Stück gefällt haben.[1] Anfangs äußern ſie ihre Zweifel gegen die Grundlage des Marmontel. „Solimann der Zweite, ſagen ſie, war einer von den größten Fürſten ſeines Jahrhunderts; die Türken haben keinen Kaiſer, deſſen Andenken ihnen theurer wäre als dieſes Solimanns. Seine Siege, ſeine Talente und Tugenden machten ihn ſelbſt bei den Feinden verehrungswürdig, über die er ſiegte; aber welche kleine, jämmerliche Rolle läßt ihn Marmontel ſpielen? Roxelane war, nach der Geſchichte, eine verſchlagene ehrgeizige Frau, die, ihren Ehrgeiz zu betriebigen, der kühnſten, ſchwärzeſten Streiche fähig war, die den Sultan durch ihre Ränke und falſche Zärtlichkeit ſo weit zu bringen wußte, daß er wider ſein eigenes Blut wüthete, daß er ſeinen Ruhm durch die Hinrichtung eines unſchuldigen Sohnes befleckte: und dieſe Roxelane iſt bei dem Marmontel eine kleine närriſche Coquette, wie nur immer eine in Paris herumflattert, den Kopf voller Wind, doch das Herz mehr gut als böſe. Sind dergleichen Verkleidungen, fragen ſie, wohl erlaubt? Darf ein Poet oder ein Erzähler, wenn man ihm auch noch ſo viel Freiheit verſtattet, dieſe Freiheit wohl bis auf die allerbekannteſten Charaktere erſtrecken? Wenn er Facta nach ſeinem Gutdünken verändern darf, darf er auch eine Lucretia verbuhlt, und einen Sokrates galant ſchildern?"

---

[1] Journ. Encyclop. Janvier 1762.

Das heißt einem mit aller Beſcheidenheit zu Leibe gehen. Ich möchte die Rechtfertigung des Hrn. Marmontel nicht übernehmen; ich habe mich vielmehr ſchon dahin geäußert, daß die Charaktere dem Dichter weit heiliger ſeyn müſſen, als die Facta. Einmal, weil, wenn jene genau beobachtet werden, dieſe, in ſo fern ſie eine Folge von jenen ſind, von ſelbſt nicht viel anders ausfallen können; da hingegen einerlei Factum ſich aus ganz verſchiednen Charakteren herleiten läßt. Zweitens, weil das Lehrreiche nicht in den bloßen Factis, ſondern in der Erkenntniß beſtehet, daß dieſe Charaktere unter dieſen Umſtänden ſolche Facta hervorzubringen pflegen und hervorbringen müſſen. Gleichwohl hat es Marmontel gerade umgekehrt. Daß es einmal in dem Serraglio eine europäiſche Sklavin gegeben, die ſich zur geſetzmäßigen Gemahlin des Kaiſers zu machen gewußt: das iſt das Factum. Die Charaktere dieſer Sklavin und dieſes Kaiſers beſtimmen die Art und Weiſe, wie dieſes Factum wirklich geworden; und da es durch mehr als eine Art von Charakteren wirklich werden können, ſo ſteht es freilich bei dem Dichter, als Dichter, welche von dieſen Arten er wählen will; ob die, welche die Hiſtorie beſtätigt, oder eine andere, ſo wie der moraliſchen Abſicht, die er mit ſeiner Erzählung verbindet, das eine oder das andere gemäßer iſt. Nur ſollte er ſich, im Fall, daß er andere Charaktere, als die hiſtoriſchen, oder wohl gar dieſen völlig entgegen geſetzte wählt, auch der hiſtoriſchen Namen enthalten, und lieber ganz unbekannten Perſonen das bekannte Factum beilegen, als bekannten Perſonen nicht zukommende Charaktere andichten. Jenes vermehrt unſere Kenntniß, oder ſcheint ſie wenigſtens zu vermehren, und iſt dadurch angenehm. Dieſes widerſpricht der Kenntniß, die wir bereits haben, und iſt dadurch unangenehm. Die Facta betrachten wir als etwas zufälliges, als etwas, das mehrern Perſonen gemein ſeyn kann; die Charaktere hingegen als etwas weſentliches und eigenthümliches. Mit jenen laſſen wir den Dichter umſpringen, wie er will, ſo lange er ſie nur nicht mit den Charakteren in Widerſpruch ſetzt; dieſe hingegen darf er wohl ins Licht ſtellen, aber nicht verändern: die geringſte Veränderung ſcheint uns die Individualität aufzuheben und andere Perſonen unterzuſchieben, betrügeriſche Perſonen, die fremde Namen uſurpiren und ſich für etwas ausgeben, was ſie nicht ſind.

Vierunddreißigſtes Stück.

Den 25. Auguſt 1767.

Aber dennoch dünkt es mich immer ein weit verzeihlicherer Fehler, ſeinen Perſonen nicht die Charaktere zu geben, die ihnen die Geſchichte giebt, als in dieſen freiwillig gewählten Charakteren ſelbſt, es ſey von Seiten der innern Wahrſcheinlichkeit oder von Seiten des Unterrichtenden, zu verſtoßen. Denn jener Fehler kann vollkommen mit dem Genie beſtehen, nicht aber dieſer. Dem Genie iſt es vergönnt, tauſend Dinge nicht zu wiſſen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrath ſeines Gedächtniſſes, ſondern das, was es aus ſich ſelbſt, aus ſeinem eigenen Gefühl hervorzubringen vermag, macht ſeinen Reichthum aus;[1] was es gehört oder geleſen, hat es entweder wieder vergeſſen oder mag es weiter nicht wiſſen, als in ſo fern es in ſeinen Kram taugt; es verſtößt alſo bald aus Sicherheit, bald aus Stolz, bald mit, bald ohne Vorſatz, ſo oft, ſo gröblich, daß wir andern guten Leute uns nicht genug darüber verwundern können; wir ſtehen und ſtaunen und ſchlagen die Hände zuſammen und rufen: „Aber, wie hat ein ſo großer Mann nicht wiſſen können! — wie iſt es möglich, daß ihm nicht beifiel! — überlegte er denn nicht?" O, laßt uns ja ſchweigen; wir glauben ihn zu demüthigen, und wir machen uns in ſeinen Augen lächerlich; alles, was wir beſſer wiſſen, als er, beweiſt bloß, daß wir fleißiger zur Schule gegangen, als er; und das hatten wir leider nöthig, wenn wir nicht vollkommene Dummköpfe bleiben wollten.

Marmontels Solimann hätte daher meinetwegen immer ein ganz anderer Solimann und ſeine Roxelane eine ganz andere Roxelane ſeyn mögen, als mich die Geſchichte kennen lehret: wenn ich nur gefunden hätte, daß, ob ſie ſchon nicht aus dieſer wirklichen Welt ſind, ſie dennoch zu einer andern Welt gehören könnten; zu einer Welt, deren Zufälligkeiten in einer andern Ordnung verbunden, aber doch eben ſo genau verbunden ſind, als in dieſer; zu einer Welt, in welcher Urſachen und Wirkungen zwar in einer andern Reihe folgen, aber doch zu eben der allgemeinen Wirkung des Guten abzwecken; kurz, zu der Welt eines Genies, das — (es ſey mir erlaubt, den Schöpfer ohne Namen durch ſein edelſtes Geſchöpf zu bezeichnen!) das, ſage ich, um das höchſte Genie im Kleinen nachzuahmen, die Theile der gegenwärtigen Welt verſetzt, vertauſcht, verringert, vermehrt, um ſich ein eigenes Ganze daraus zu machen, mit dem es ſeine eigene Abſichten verbindet. Doch da ich dieſes in dem Werke des Marmontel nicht finde, ſo kann ich es zufrieden ſeyn, daß man ihm auch jenes nicht für genoſſen ausgehen läßt. Wer uns nicht ſchadlos halten kann, oder will, muß uns nicht vorſetzlich beleidigen. Und hier hat es wirklich Marmontel, es ſey nun nicht gekonnt oder nicht gewollt.

Denn nach dem angedeuteten Begriffe, den wir uns von dem Genie zu machen haben, ſind wir berechtigt, in allen Charakteren, die der Dichter ausbildet oder ſich ſchafft, Uebereinſtimmung und Abſicht zu verlangen, wenn er von uns verlangt, in dem Lichte eines Genies betrachtet zu werden.

Uebereinſtimmung: — Nichts muß ſich in den Charakteren widerſprechen; ſie müſſen immer einförmig, immer ſich ſelbſt ähnlich bleiben; ſie dürfen ſich jetzt ſtärker, jetzt ſchwächer äußern, nachdem die Umſtände auf ſie wirken; aber keine von dieſen Umſtänden müſſen mächtig genug ſeyn können, ſie von ſchwarz auf weiß zu ändern. Ein Türk und Deſpot muß, auch wenn er verliebt iſt, noch Türk und Deſpot ſeyn. Dem Türken, der nur die ſinnliche Liebe kennt, müſſen keine von den Raffinements beifallen, die eine verwöhnte europäiſche Einbildungskraft damit verbindet. „Ich bin dieſer liebkoſenden Maſchinen ſatt; ihre weiche Gelehrigkeit hat nichts Anzügliches, nichts Schmeichelhaftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden haben, und wenn ich ſie überwunden habe, durch neue Schwierigkeiten in Athem erhalten ſeyn:" ſo kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es iſt wahr, wenn man einem Sultan dieſe Denkungsart einmal giebt, ſo kömmt der Deſpot nicht mehr in Betrachtung; er entäußert ſich ſeines Deſpotismus ſelbſt, um einer freiern Liebe zu genießen; aber wird er deßwegen auf einmal der zahme Affe ſeyn, den eine dreiſte Gauklerin kann tanzen laſſen, wie ſie will? Marmontel ſagt: Solimann war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten ſeines Seraglio auf den Fuß wichtiger Staatsgeſchäfte hätte treiben ſollen. Sehr wohl; aber ſo hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeſchäfte nicht auf den Fuß der kleinen Angelegenheiten ſeines Seraglio treiben müſſen. Denn zu einem großen Manne gehört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. Er ſuchte, wie ihn Marmontel ſelbſt ſagen läßt, freie Herzen, die ſich aus bloßer Liebe zu ſeiner Perſon die Sklaverei gefallen ließen; er hatte ein ſolches Herz an der Elmire gefunden; aber weiß er, was er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wolluſtigen Delia verdrängt, bis ihm eine Unbeſonnene den Strick über die Hörner wirft, der er ſich ſelbſt zum Sklaven machen muß, ehe er die zweideutige Gunſt genießt, die bisher immer der Tod ſeiner Begierden geweſen. Wird ſie es nicht auch hier ſeyn? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delia nach dem Genuſſe auf einmal alles verlieren, was ihn vorher entzückte, was wird denn Roxelane nach dieſem kritiſchen Augenblicke für ihn noch behalten? Wird er es acht Tage nach ihrer Krönung noch der Mühe werth halten, ihr dieſes Opfer gebracht zu haben? Ich fürchte ſehr, daß er ſchon den erſten Morgen, ſobald er ſich den Schlaf aus den Augen gewiſcht, in ſeiner verehlichten Sultane weiter nichts ſieht, als ihre zuverſichtliche Frechheit und ihre aufgeſtülpte Naſe. Mich dünkt, ich höre ihn ausrufen: Beim Mahomet, wo habe ich meine Augen gehabt!

---

[1] Pindarus Olymp. II. str. 5. v. 10.

Ich läugne nicht, daß bei alle den Widerſprüchen, die uns dieſen Solimann ſo armſelig und verächtlich machen, er nicht wirklich ſeyn könnte. Es giebt Menſchen genug, die noch kläglichere Widerſprüche in ſich vereinigen. Aber dieſe können auch eben darum keine Gegenſtände der poetiſchen Nachahmung ſeyn. Sie ſind unter ihr, denn ihnen fehlt das Unterrichtende; es wäre denn, daß man ihre Widerſprüche ſelbſt, das Lächerliche oder die unglücklichen Folgen derſelben zum Unterrichtenden machte, welches jedoch Marmontel bei ſeinem Solimann zu thun offenbar weit entfernt geweſen. Einem Charakter aber, dem das Unterrichtende fehlt, dem fehlt die Abſicht. — Mit Abſicht handeln, iſt das, was den Menſchen über geringere Geſchöpfe erhebt; mit Abſicht dichten, mit Abſicht nachahmen, iſt das, was das Genie von den kleinen Künſtlern unterſcheidet, die nur dichten um zu dichten, die nur nachahmen um nachzuahmen, die ſich mit dem geringen Vergnügen befriedigen, das mit dem Gebrauche ihrer Mittel verbunden iſt, die dieſe Mittel zu ihrer ganzen Abſicht machen und verlangen, daß auch wir uns mit dem eben ſo geringen Vergnügen befriedigen ſollen, welches aus dem Anſchauen ihres kunſtreichen aber abſichtloſen Gebrauchs ihrer Mittel entſpringt. Es iſt wahr, mit dergleichen leidigen Nachahmungen fängt das Genie an zu lernen; es ſind ſeine Vorübungen; auch braucht es ſie in größern Werken zu Füllungen, zu Ruhepunkten unſerer wärmern Theilnehmung; allein mit der Anlage und Ausbildung ſeiner Hauptcharaktere verbindet es weitere und größere Abſichten; die Abſicht, uns zu unterrichten, was wir zu thun oder zu laſſen haben; die Abſicht, uns mit den eigentlichen Merkmalen des Guten und Böſen, des Anſtändigen und Lächerlichen bekannt zu machen; die Abſicht, uns jenes in allen ſeinen Verbindungen und Folgen als ſchön und als glücklich ſelbſt im Unglücke, dieſes hingegen als häßlich und unglücklich ſelbſt im Glücke zu zeigen; die Abſicht, bei Vorwürfen, wo keine unmittelbare Nacheiferung, keine unmittelbare Abſchreckung für uns Statt hat, wenigſtens unſere Begehrungs- und Verabſcheuungskräfte mit ſolchen Gegenſtänden zu beſchäftigen, die es zu ſeyn verdienen und dieſe Gegenſtände jederzeit in ihr wahres Licht zu ſtellen, damit uns kein falſcher Tag verführt, was wir begehren ſollten zu verabſcheuen und was wir verabſcheuen ſollten zu begehren.

Was iſt nun von dieſem allem in dem Charakter des Solimanns, in dem Charakter der Roxelane? Wie ich ſchon geſagt habe: Nichts. Aber von manchem iſt gerade das Gegentheil darin; ein paar Leute, die wir verachten ſollten, wovon uns das eine Eckel und das andere Unwillen eigentlich erregen müßte, ein ſtumpfer Wollüſtling, eine abgefeimte Buhlerin, werden uns mit ſo verführeriſchen Zügen, mit ſo lachenden Farben geſchildert, daß es mich nicht wundern ſollte, wenn mancher Ehemann ſich daraus berechtigt zu ſeyn glaubte, ſeiner rechtſchaffenen und ſo ſchönen als gefälligen Gattin überdrüßig zu ſeyn, weil ſie eine Elmire und keine Roxelane iſt.

Wenn Fehler, die wir adoptiren, unſere eigene Fehler ſind, ſo haben die angeführten franzöſiſchen Kunſtrichter Recht, daß ſie alle das Tadelhafte des Marmontel'ſchen Stoffes dem Favart mit zur Laſt legen. Dieſer ſcheint ihnen ſogar dabei noch mehr geſündigt zu haben, als jener. „Die Wahrſcheinlichkeit, ſagen ſie, auf die es vielleicht in einer Erzählung ſo ſehr nicht ankömmt, iſt in einem dramatiſchen Stücke unumgänglich nöthig; und dieſe iſt in dem gegenwärtigen auf das äußerſte verletzt. Der große Solimann ſpielt eine ſehr kleine Rolle und es iſt unangenehm, ſo einen Helden nur immer aus ſo einem Geſichtspunkte zu betrachten. Der Charakter eines Sultans iſt noch mehr verunſtaltet; da iſt auch nicht ein Schatten von der unumſchränkten Gewalt, vor der alles ſich ſchmiegen muß. Man hätte dieſe Gewalt wohl lindern können; nur ganz vertilgen hätte man ſie nicht müſſen. Der Charakter der Roxelane hat wegen ſeines Spiels gefallen; aber wenn die Ueberlegung darüber kömmt, wie ſieht es dann mit ihm aus? Iſt ihre Rolle im geringſten wahrſcheinlich? Sie ſpricht mit dem Sultan wie mit einem Pariſer Bürger; ſie tadelt alle ſeine Gebräuche; ſie widerſpricht in allen ſeinem Geſchmacke und ſagt ihm ſehr harte, nicht ſelten ſehr beleidigende Dinge. Vielleicht zwar hätte ſie das alles ſagen können; wenn ſie es nur mit gemeſſenern Ausdrücken geſagt hätte. Aber wer kann es aushalten, den großen Solimann von einer jungen Landſtreicherin ſo hofmeiſtern zu hören? Er ſoll ſogar die Kunſt zu regieren von ihr lernen. Der Zug mit dem verſchmähten Schnupftuche iſt hart, und der mit der weggeworfenen Tabakspfeife ganz unerträglich."

Fünfunddreißigſtes Stück.

Den 28. Auguſt 1767.

Der letztere Zug, muß man wiſſen, gehört dem Favart ganz allein; Marmontel hat ſich ihn nicht erlaubt. Auch iſt der erſtere bei dieſem feiner als bei jenem. Denn beim Favart giebt Roxelane das Tuch, welches der Sultan ihr gegeben, weg; ſie ſcheint es der Delia lieber zu gönnen als ſich ſelbſt; ſie ſcheint es zu verſchmähen: das iſt Beleidigung. Beim Marmontel hingegen läßt ſich Roxelane das Tuch von dem Sultan geben und giebt es der Delia in ſeinem Namen; ſie beugt damit einer Gunſtbezeugung nur vor, die ſie ſelbſt noch nicht anzunehmen Willens iſt, und das mit der uneigennützigſten, gutherzigſten Miene; der Sultan kann ſich über nichts beſchweren, als daß ſie ſeine Geſinnungen ſo ſchlecht erräth oder nicht beſſer errathen will.

Ohne Zweifel glaubte Favart durch dergleichen Ueberladungen das Spiel der Roxelane noch lebhafter zu machen; die Anlage zu Impertinenzen ſahe er einmal gemacht, und eine mehr oder weniger konnte ihm nichts verſchlagen, beſonders wenn er die Wendung in Gedanken hatte, die er am Ende mit dieſer Perſon nehmen wollte. Denn ungeachtet, daß ſeine Roxelane noch unbedachtſamere Streiche macht, noch plumpern Muthwillen treibt, ſo hat er ſie dennoch zu einem beſſern und edlern Charakter zu machen gewußt, als wir in Marmontels Roxelane erkennen. Und wie das? warum das?

Eben auf dieſe Veränderung wollte ich oben kommen: und mich dünkt, ſie iſt ſo glücklich und vortheilhaft, daß ſie von den Franzoſen bemerkt und ihrem Urheber angerechnet zu werden verdient hätte.

Marmontels Roxelane iſt wirklich, was ſie ſcheint, ein kleines närriſches, vermeſſenes Ding, deſſen Glück es iſt, daß der Sultan Geſchmack an ihm gefunden, und das die Kunſt verſteht, dieſen Geſchmack durch Hunger immer gieriger zu machen und ihn nicht eher zu befriedigen, als bis ſie ihren Zweck erreicht hat. Hinter Favarts Roxelane hingegen ſteckt mehr, ſie ſcheint die freche Buhlerin mehr geſpielt zu haben, als zu ſeyn, durch ihre Dreiſtigkeiten den Sultan mehr auf die Probe geſtellt, als ſeine Schwäche mißbraucht zu haben. Denn kaum hat ſie den Sultan dahin gebracht, wo ſie ihn haben will, kaum erkennt ſie, daß ſeine Liebe ohne Gränzen iſt, als ſie gleichſam die Larve abnimmt, und ihm eine Erklärung thut, die zwar ein wenig unvorbereitet kömmt, aber ein Licht auf ihre vorige Aufführung wirft, durch welches wir ganz mit ihr ausgeſöhnt werden. „Nun kenn' ich dich, Sultan; ich habe deine Seele bis in ihre geheimſte Triebfedern erforſcht; es iſt eine edle, große Seele, ganz den Empfindungen der Ehre offen. So viel Tugend entzückt mich! Aber lerne nun auch mich kennen. Ich liebe dich, Solimann; ich muß dich wohl lieben! Nimm alle deine Rechte, nimm meine Freiheit zurück; ſey mein Sultan, mein Held, mein Gebieter! Ich würde dir ſonſt ſehr eitel, ſehr ungerecht ſcheinen müſſen. Nein, thue nichts, als was dich dein Geſetz zu thun berechtigt. Es giebt Vorurtheile, denen man Achtung ſchuldig iſt. Ich verlange einen Liebhaber, der meinetwegen nicht erröthen darf; ſieh hier in Roxelanen — nichts als deine unterthänige Sklavin.“[1] So ſagt ſie, und uns wird auf einmal ganz anders; die Coquette verſchwindet und ein liebes, eben ſo vernünftiges als drolligtes Mädchen ſteht vor uns; Solimann hört auf uns verächtlich zu ſcheinen, denn dieſe beſſere Roxelane iſt ſeiner Liebe würdig; wir fangen ſogar in dem Augenblicke an zu fürchten, er möchte die nicht genug lieben, die er uns zuvor viel zu ſehr zu lieben ſchien, er möchte ſie bei ihrem Worte faſſen, der Liebhaber möchte den Deſpoten wieder annehmen, ſobald ſich die Liebhaberin in die Sklavin ſchickt, eine kalte Dankſagung, daß ſie ihn noch zu rechter Zeit von einem ſo bedenklichen Schritte zurückhalten wollen, möchte anſtatt einer feurigen Beſtätigung ſeines Entſchluſſes erfolgen, das gute Kind möchte durch ihre Großmuth wieder auf einmal verlieren, was ſie durch muthwillige Vermeſſenheiten ſo mühſam gewonnen; doch dieſe Furcht iſt vergebens, und das Stück ſchließt ſich zu unſerer völligen Zufriedenheit.

Und nun, was bewog den Favart zu dieſer Veränderung? Iſt ſie bloß willkührlich, oder fand er ſich durch die beſondern Regeln der Gattung, in welcher er arbeitete, dazu verbunden? Warum gab nicht auch Marmontel ſeiner Erzählung dieſen vergnügendern Ausgang? Iſt das Gegentheil von dem, was dort eine Schönheit iſt, hier ein Fehler?

Ich erinnere mich, bereits an einem andern Orte angemerkt zu haben, welcher Unterſchied ſich zwiſchen der Handlung der äſopiſchen Fabel und des Drama findet. Was von jener gilt, gilt von jeder moraliſchen Erzählung, welche die Abſicht hat, einen allgemeinen moraliſchen Satz zur Intuition zu bringen. Wir ſind zufrieden, wenn dieſe Abſicht erreicht wird, und es iſt uns gleichviel, ob es durch eine vollſtändige Handlung, die für ſich ein wohlgeründetes Ganze ausmacht, geſchieht oder nicht; der Dichter kann ſie abbrechen, wo er will, ſobald er ſich an ſeinem Ziele ſieht; wegen des Antheils, den wir an dem Schickſale der Perſonen nehmen, durch welche er ſie ausführen läßt, iſt er unbekümmert, er hat uns nicht intereſſiren, er hat uns unterrichten wollen; er hat es lediglich mit unſerm Verſtande, nicht mit unſerm Herzen zu thun, dieſes mag befriedigt werden oder nicht, wenn jener nur erleuchtet wird. Das Drama hingegen macht auf eine einzige, beſtimmte, aus ſeiner Fabel fließende Lehre keinen Anſpruch; es geht entweder auf die Leidenſchaften, welche der Verlauf und die Glücksveränderungen ſeiner Fabel anzufachen und zu unterhalten vermögend ſind, oder auf das Vergnügen, welches eine wahre und lebhafte Schilderung der Sitten und Charaktere gewährt; und beides erfordert eine gewiſſe Vollſtändigkeit der Handlung, ein gewiſſes befriedigendes Ende, welches wir bei der moraliſchen Erzählung nicht vermiſſen, weil alle unſere Aufmerkſamkeit auf den allgemeinen Satz gelenkt wird, von welchem der einzelne Fall derſelben ein ſo einleuchtendes Beiſpiel giebt.

Wenn es alſo wahr iſt, daß Marmontel durch ſeine Erzählung lehren wollte, die Liebe laſſe ſich nicht erzwingen, ſie müſſe durch Nachſicht und Gefälligkeit, nicht durch Anſehen und Gewalt erhalten werden, ſo hatte er Recht, ſo aufzuhören, wie er aufhört. Die unbändige Roxelane wird durch nichts als Nachgeben gewonnen; was wir dabei von ihrem und des Sultans Charakter denken, iſt ihm ganz gleichgültig, mögen wir ſie doch immer für eine Närrin und ihn für nichts beſſers halten. Auch hat er gar nicht Urſache, uns wegen der Folge zu beruhigen; es mag uns immer noch ſo wahrſcheinlich ſeyn, daß den Sultan ſeine blinde Gefälligkeit bald gereuen werde: was geht das ihn an? Er wollte uns zeigen, was die Gefälligkeit über das Frauenzimmer überhaupt vermag; er nahm alſo eines der wildeſten; unbekümmert, ob es eine ſolche Gefälligkeit werth ſey oder nicht.

Allein als Favart dieſe Erzählung auf das Theater bringen wollte, ſo empfand er bald, daß durch die dramatiſche Form die Intuition des moraliſchen Satzes größtentheils verloren gehe, und daß, wenn ſie auch vollkommen erhalten werden könne, das daraus erwachſende Vergnügen doch nicht ſo groß und lebhaft ſey, daß man dabei ein anderes, welches dem Drama weſentlicher iſt, entbehren könne. Ich meine das Vergnügen, welches uns eben ſo rein gedachte, als richtig gezeichnete Charaktere gewähren. Nichts beleidigt uns aber, von Seite dieſer, mehr, als der Widerſpruch, in welchem wir ihren moraliſchen Werth oder Unwerth mit der Behandlung des Dichters finden; wenn wir finden, daß ſich dieſer entweder ſelbſt damit betrogen hat, oder uns wenigſtens damit betrügen will, indem er das Kleine auf

---

[1] Sultan, j'ai pénétré ton ame;
J'en ai démêlé les ressorts.
Elle est grande, elle est fiere, et la gloire l'enflamme,
Tant de vertus excitent mes transports.
A ton tour, tu vas me connoître:
Je t'aime, Soliman; mais tu l'as mérité.
Reprends tes droits, reprends ma liberté;
Sois mon Sultan, mon Heros et mon Maitre.
Tu me soupçonnerois d'injuste vanité.
Va, ne fais rien, que ta loi n'autorise:
Il est des préjugés qu'on ne doit point trahir,
Et je veux un Amant, qui n'ait point à rougir:
Tu vois dans Roxelane une Esclave soumise.

Stelzen hebt, muthwilligen Thorheiten den Anſtrich heiterer Weisheit giebt, und Laſter und Ungereimtheiten mit allen betrügeriſchen Reizen der Mode, des guten Tons, der feinen Lebensart, der großen Welt ausſtaffirt. Je mehr unſere erſten Blicke dadurch geblendet werden, deſto ſtrenger verfährt unſere Ueberlegung; das häßliche Geſicht, das wir ſo ſchön geſchminkt ſehen, wird für noch einmal ſo häßlich erklärt, als es wirklich iſt; und der Dichter hat nur zu wählen, ob er von uns lieber für einen Giftmiſcher oder für einen Blödſinnigen will gehalten ſeyn. So wäre es dem Favart, ſo wäre es ſeinen Charakteren des Solimanns und der Roxelane ergangen; und das empfand Favart. Aber da er dieſe Charaktere nicht von Anfang ändern konnte, ohne ſich eine Menge Theaterſpiele zu verderben, die er ſo vollkommen nach dem Geſchmacke ſeines Parterres zu ſeyn urtheilte, ſo blieb ihm nichts zu thun übrig, als was er that. Nun freuen wir uns, uns an nichts vergnügt zu haben, was wir nicht auch hochachten könnten; und zugleich befriedigt dieſe Hochachtung unſere Neugierde und Beſorgniß wegen der Zukunft. Denn da die Illuſion des Drama weit ſtärker iſt als einer bloßen Erzählung, ſo intereſſiren uns auch die Perſonen in jenem weit mehr als in dieſer, und wir begnügen uns nicht, ihr Schickſal bloß für den gegenwärtigen Augenblick entſchieden zu ſehen, ſondern wir wollen uns auf immer deßfalls zufrieden geſtellt wiſſen.

Sechsunddreißigſtes Stück.

Den 1. September 1767.

So unſtreitig wir aber, ohne die glückliche Wendung, welche Favart am Ende dem Charakter der Roxelane giebt, ihre darauf folgende Krönung nicht anders als mit Spott und Verachtung, nicht anders als den lächerlichen Triumph einer Serva Padrona, würden betrachtet haben; ſo gewiß, ohne ſie, der Kaiſer in unſern Augen nichts als ein kläglicher Pimpinello, und die neue Kaiſerin nichts als eine häßliche, verſchmitzte Serbinette geweſen wäre, von der wir voraus geſehen hätten, daß ſie nun bald dem armen Sultan, Pimpinello dem Zweiten, noch ganz anders mitſpielen werde: ſo leicht und natürlich dünkt uns doch auch dieſe Wendung ſelbſt, und wir müſſen uns wundern, daß ſie dem ungeachtet ſo manchem Dichter nicht beigefallen, und ſo manche drollige und dem Anſehen nach wirklich komiſche Erzählung in der dramatiſchen Form darüber verunglücken müſſen.

Zum Exempel die Matrone von Epheſus. Man kennt dieſes beißende Mährchen, und es iſt unſtreitig die bitterſte Satyre, die jemals gegen den weiblichen Leichtſinn gemacht worden. Man hat es dem Petron tauſendmal nacherzählt; und da es ſelbſt in der ſchlechteſten Copie noch immer gefiel, ſo glaubte man, daß es ein eben ſo glücklicher Stoff auch für das Theater ſeyn müſſe. Houdar de la Motte und andere machten den Verſuch; aber ich berufe mich auf jedes feinere Gefühl, wie dieſer Verſuch ausgefallen. Der Charakter der Matrone, der in der Erzählung ein nicht unangenehmes höhniſches Lächeln über die Vermeſſenheit der ehelichen Liebe erweckt, wird in dem Drama ekel und gräßlich. Wir finden hier die Ueberredungen, deren ſich der Soldat gegen ſie bedient, bei weitem nicht ſo fein und dringend und ſiegend, als wir ſie uns dort vorſtellen. Dort bilden wir uns ein empfindliches Weibchen ein, dem es mit ſeinem Schmerze wirklich Ernſt iſt, das aber den Verſuchungen und ihrem Temperament unterliegt; ihre Schwäche dünkt uns die Schwäche des ganzen Geſchlechts zu ſeyn; wir faſſen alſo keinen beſondern Haß gegen ſie; was ſie thut, glauben wir, würde ungefähr jede Frau gethan haben; ſelbſt ihren Einfall, den lebendigen Liebhaber vermittelſt des todten Mannes zu retten, glauben wir ihr, des Sinnreichen und der Beſonnenheit wegen, verzeihen zu müſſen; oder vielmehr eben das Sinnreiche dieſes Einfalls bringt uns auf die Vermuthung, daß er wohl auch nur ein bloßer Zuſatz des hämiſchen Erzählers ſey, der ſein Mährchen gern mit einer recht giftigen Spitze ſchließen wollen. Aber in dem Drama findet dieſe Vermuthung nicht ſtatt; was wir dort nur hören, daß es geſchehen ſey, ſehen wir hier wirklich geſchehen; woran wir dort noch zweifeln können, davon überzeugt uns unſer eigener Sinn hier zu unwiderſprechlich; bei der bloßen Möglichkeit ergötzte uns das Sinnreiche der That, bei ihrer Wirklichkeit ſehen wir bloß ihre Schwärze; der Einfall vergnügte unſern Witz, aber die Ausführung des Einfalls empört unſere ganze Empfindlichkeit; wir wenden der Bühne den Rücken und ſagen mit dem Lykas beim Petron, auch ohne uns in dem beſondern Falle des Lykas zu befinden: Si justus Imperator fuisset, debuit patrisfamiliæ corpus in monimentum referre, mulierem adfigere cruci. Und dieſe Strafe ſcheint ſie uns um ſo viel mehr zu verdienen, je weniger Kunſt der Dichter bei ihrer Verführung angewendet; denn wir verdammen ſodann in ihr nicht das ſchwache Weib überhaupt, ſondern ein vorzüglich leichtſinniges, liederliches Weibsſtück insbeſondere. — Kurz, die petroniſche Fabel glücklich auf das Theater zu bringen, müßte ſie den nämlichen Ausgang behalten und auch nicht behalten; müßte die Matrone ſo weit gehen und auch nicht ſo weit gehen. — Die Erklärung hierüber anderwärts!

Den ſiebenunddreißigſten Abend (Sonnabends, den 4. Juli) wurden Nanine und der Advocat Patelin wiederholt.

Den achtunddreißigſten Abend (Dienſtags, den 7. Juli) ward die Merope des Herrn von Voltaire aufgeführt.

Voltaire verfertigte dieſes Trauerſpiel auf Veranlaſſung der Merope des Maffei; vermuthlich im Jahr 1737 und vermuthlich zu Cirey, bei ſeiner Urania, der Marquiſe du Chatelet. Denn ſchon im Jänner 1738 lag die Handſchrift davon zu Paris bei dem Pater Brumoy, der als Jeſuit und als Verfaſſer des Théâtre des Grecs am geſchickteſten war, die beſten Vorurtheile dafür einzuflößen und die Erwartung der Hauptſtadt dieſen Vorurtheilen gemäß zu ſtimmen. Brumoy zeigte ſie den Freunden des Verfaſſers, und unter andern mußte er ſie auch dem alten Pater Tournemine ſchicken, der, ſehr geſchmeichelt, von ſeinem lieben Sohne Voltaire über ein Trauerſpiel, über eine Sache, wovon er eben nicht viel verſtand, um Rath gefragt zu werden, ein Briefchen voller Lobeserhebungen an jenen darüber zurückſchrieb, welches nachher, allen unberufenen Kunſtrichtern zur Lehre und zur Warnung, jederzeit dem Stücke ſelbſt vorgedruckt worden. Es wird darin für eines von den vollkommenſten Trauerſpielen, für ein wahres Muſter erklärt, und wir können uns nunmehr ganz zufrieden geben, daß das Stück des Euripides gleichen Inhalts verloren gegangen; oder vielmehr, dieſes iſt nun nicht länger verloren, Voltaire hat es uns wieder hergeſtellt.

So ſehr hierdurch nun auch Voltaire beruhigt ſeyn mußte, ſo ſchien er ſich doch mit der Vorſtellung nicht übereilen zu wollen, welche erſt im Jahre 1743 erfolgte. Er genoß von ſeiner ſtaatsklugen Verzögerung auch alle die Früchte, die er ſich nur immer davon verſprechen konnte. Merope fand den außerordentlichſten Beifall, und das Parterre erzeigte dem Dichter eine Ehre, von der man noch zur Zeit kein Exempel gehabt hatte. Zwar begegnete ehedem das Publicum auch dem großen Corneille ſehr vorzüglich; ſein Stuhl auf dem Theater ward beſtändig frei gelaſſen, wenn der Zulauf auch noch ſo groß war, und wenn er kam, ſo ſtand Jedermann auf; eine Diſtinction, deren in Frankreich nur die Prinzen vom Geblüte gewürdigt werden. Corneille ward im

Theater wie in ſeinem Hauſe angeſehen; und wenn der Hausherr erſcheint, was iſt billiger, als daß ihm die Gäſte ihre Höflichkeit bezeigen? Aber Voltairen widerfuhr noch ganz etwas anders: das Parterre ward begierig den Mann von Angeſicht zu kennen, den es ſo ſehr bewundert hatte; wie die Vorſtellung alſo zu Ende war, verlangte es ihn zu ſehen, und rief, und ſchrie und lärmte, bis der Herr von Voltaire heraustreten und ſich begaffen und beklatſchen laſſen mußte. Ich weiß nicht, welches von beiden mich hier mehr befremdet hätte, ob die kindiſche Neugierde des Publicums, oder die eitle Gefälligkeit des Dichters. Wie denkt man denn, daß ein Dichter ausſieht? Nicht wie andere Menſchen? Und wie ſchwach muß der Eindruck ſeyn, den das Werk gemacht hat, wenn man in eben dem Augenblick auf nichts begieriger iſt, als die Figur des Meiſters dagegen zu halten? Das wahre Meiſterſtück, dünkt mich, erfüllt uns ſo ganz mit ſich ſelbſt, daß wir des Urhebers darüber vergeſſen; daß wir es nicht als das Product eines einzelnen Weſens, ſondern der allgemeinen Natur betrachten. Young ſagt von der Sonne, es wäre Sünde in den Heiden geweſen, ſie nicht anzubeten. Wenn Sinn in dieſer Hyperbel liegt, ſo iſt es dieſer: der Glanz, die Herrlichkeit der Sonne iſt ſo groß, ſo überſchwenglich, daß es dem rohern Menſchen zu verzeihen, daß es ſehr natürlich war, wenn er ſich keine größere Herrlichkeit, keinen Glanz denken konnte, von dem jener nur ein Abglanz ſey, wenn er ſich alſo in der Bewunderung der Sonne ſo ſehr verlor, daß er an den Schöpfer der Sonne nicht dachte. Ich vermuthe, die wahre Urſache, warum wir ſo wenig Zuverläſſiges von der Perſon und den Lebensumſtänden des Homer wiſſen, iſt die Vortrefflichkeit ſeiner Gedichte ſelbſt. Wir ſtehen voller Erſtaunen an dem breiten rauſchenden Fluſſe, ohne an ſeine Quelle im Gebirge zu denken. Wir wollen es nicht wiſſen, wir finden unſere Rechnung dabei, es zu vergeſſen, daß Homer, der Schulmeiſter in Smyrna, Homer, der blinde Bettler, eben der Homer iſt, welcher uns in ſeinen Werken ſo entzückt. Er bringt uns unter Götter und Helden; wir müßten in dieſer Geſellſchaft viel Langeweile haben, um uns nach dem Thürſteher ſo genau zu erkundigen, der uns hereingelaſſen. Die Täuſchung muß ſehr ſchwach ſeyn, man muß wenig Natur, aber deſto mehr Künſtelei empfinden, wenn man ſo neugierig nach dem Künſtler iſt. So wenig ſchmeichelhaft alſo im Grunde für einen Mann von Genie das Verlangen des Publicums, ihn von Perſon zu kennen, ſeyn müßte (und was hat er dabei auch wirklich vor dem erſten dem beſten Murmelthiere voraus, welches der Pöbel geſehen zu haben eben ſo begierig iſt?): ſo wohl ſcheint ſich doch die Eitelkeit der franzöſiſchen Dichter dabei befunden zu haben. Denn da das Pariſer Parterre ſah, wie leicht ein Voltaire in dieſe Falle zu locken ſey, wie zahm und geſchmeidig ſo ein Mann durch zweideutige Careſſen werden könne: ſo machte es ſich dieſes Vergnügen öfter, und ſelten ward nachher ein neues Stück aufgeführt, deſſen Verfaſſer nicht gleichfalls hervor mußte, und auch ganz gern hervor kam. Von Voltairen bis zum Marmontel, und vom Marmontel bis tief herab zum Cordier haben faſt alle an dieſem Pranger geſtanden. Wie manches Armeſündergeſicht muß darunter geweſen ſeyn! Die Poſſe ging endlich ſo weit, daß ſich die Ernſthaftern von der Nation ſelbſt darüber ärgerten. Der ſinnreiche Einfall des weiſen Polichinell iſt bekannt. Und nur erſt ganz neulich war ein junger Dichter kühn genug, das Parterre vergebens nach ſich rufen zu laſſen. Er erſchien durchaus nicht; ſein Stück war mittelmäßig, aber dieſes ſein Betragen deſto braver und rühmlicher. Ich wollte durch mein Beiſpiel einen ſolchen Uebelſtand lieber abgeſchafft, als durch zehn Meropen ihn veranlaßt haben.

Siebenunddreißigſtes Stück.

Den 4. September 1767.

Ich habe geſagt, daß Voltairens Merope durch die Merope des Maffei veranlaßt worden. Aber veranlaßt, ſagt wohl zu wenig: denn jene iſt ganz aus dieſer entſtanden; Fabel und Plan und Sitten gehören dem Maffei; Voltaire würde ohne ihn gar keine, oder doch ſicherlich eine ganz andere Merope geſchrieben haben.

Alſo um die Copie des Franzoſen richtig zu beurtheilen, müſſen wir zuvörderſt das Original des Italieners kennen lernen; und um das poetiſche Verdienſt des letztern gehörig zu ſchätzen, müſſen wir vor allen Dingen einen Blick auf die hiſtoriſchen Facta werfen, auf die er ſeine Fabel gegründet hat.

Maffei ſelbſt faßt dieſe Facta in der Zueignungsſchrift ſeines Stücks folgender Geſtalt zuſammen. „Daß einige Zeit nach der Eroberung von Troja, als die Herakliden, d. i. die Nachkommen des Herkules, ſich in Peloponneſus wieder feſtgeſetzt, dem Kreſphont das Meſſeniſche Gebiet durch das Loos zugefallen; daß die Gemahlin dieſes Kreſphont Merope geheißen; daß Kreſphont, weil er dem Volke ſich allzu günſtig erwieſen, von den Mächtigern des Staats mit ſammt ſeinen Söhnen umgebracht worden, den jüngſten ausgenommen, welcher auswärts bei einem Anverwandten ſeiner Mutter erzogen ward; daß dieſer jüngſte Sohn, Namens Aepytus, als er erwachſen, durch Hülfe der Arkader und Dorier, ſich des väterlichen Reiches wieder bemächtigt und den Tod ſeines Vaters an deſſen Mördern gerächt habe: dieſes erzählt Pauſanias. Daß, nachdem Kreſphont mit ſeinen zwei Söhnen umgebracht worden, Polyphont, welcher gleichfalls aus dem Geſchlechte der Herakliden war, die Regierung an ſich geriſſen; daß dieſer die Merope gezwungen, ſeine Gemahlin zu werden; daß der dritte Sohn, den die Mutter in Sicherheit bringen laſſen, den Tyrannen nachher umgebracht und das Reich wieder erobert habe: dieſes berichtet Apollodorus. Daß Merope ſelbſt den geflüchteten Sohn unbekannter Weiſe tödten wollen; daß ſie aber noch in dem Augenblicke von einem alten Diener daran verhindert worden, welcher ihr entdeckt, daß der, den ſie für den Mörder ihres Sohnes halte, ihr Sohn ſelbſt ſey; daß der nun erkannte Sohn bei einem Opfer Gelegenheit gefunden, den Polyphont hinzurichten: dieſes meldet Hyginus, bei dem Aepytus aber den Namen Telephontes führt.“

Es wäre zu verwundern, wenn eine ſolche Geſchichte, die ſo beſondere Glückswechſel und Erkennungen hat, nicht ſchon von den alten Tragikern wäre genutzt worden. Und was ſollte ſie nicht? Ariſtoteles in ſeiner Dichtkunſt gedenkt eines Kreſphontes, in welchem Merope ihren Sohn erkenne, eben da ſie im Begriffe ſey, ihn als den vermeinten Mörder ihres Sohnes umzubringen; und Plutarch, in ſeiner zweiten Abhandlung vom Fleiſcheſſen, zielt ohne Zweifel auf eben dieſes Stück,[1] wenn er ſich auf die Bewegung beruft, in welche das ganze Theater gerathe, indem Merope die Axt gegen ihren Sohn erhebt, und auf die Furcht, die jeden Zuſchauer befalle, daß der Streich geſchehen werde, ehe der alte Diener dazu kommen könne. Ariſtoteles erwähnt dieſes Kreſphonts zwar ohne Namen des Verfaſſers; da wir aber bei dem Cicero und mehrern Alten einen Kreſphont des Euripides angezogen finden, ſo wird er wohl kein anderes als das Werk dieſes Dichters gemeint haben.

---

[1] Dieſes vorausgeſetzt (wie man es denn wohl ſicher vorausſetzen kann, weil es bei den alten Dichtern nicht gebräuchlich und auch nicht erlaubt war, einander ſolche eigene Situationen abzuſtehlen), würde ſich an der angezogenen Stelle des Plutarch ein Fragment des Euripides finden, welches Joſua Barnes nicht mitgenommen hätte, und ein neuer Herausgeber des Dichters nutzen könnte.

* Der Pater Tournemine ſagt in dem obgedachten Briefe: „Ariſtoteles, dieſer weiſe Geſetzgeber des Theaters, hat die Fabel der Merope in die erſte Klaſſe der tragiſchen Fabeln geſetzt (a mis ce sujet au premier rang des sujets tragiques). Euripides hatte ſie behandelt, und Ariſtoteles meldet, daß, ſo oft der Kreſphont des Euripides auf dem Theater des witzigen Athens vorgeſtellt worden, dieſes an tragiſche Meiſterſtücke ſo gewöhnte Volk ganz außerordentlich ſey betroffen, gerührt und entzückt worden.“ — Hübſche Phraſen, aber nicht viel Wahrheit! Der Pater irrt ſich in beiden Punkten. Bei dem letztern hat er den Ariſtoteles mit dem Plutarch vermengt, und bei dem erſtern den Ariſtoteles nicht recht verſtanden. Jenes iſt eine Kleinigkeit, aber über dieſes verlohnt es der Mühe, ein paar Worte zu ſagen, weil mehrere den Ariſtoteles eben ſo unrecht verſtanden haben.

Die Sache verhält ſich, wie folgt. Ariſtoteles unterſucht in dem vierzehnten Kapitel ſeiner Dichtkunſt, durch was eigentlich für Begebenheiten Schrecken und Mitleid erregt werde. Alle Begebenheiten, ſagt er, müſſen entweder unter Freunden oder unter Feinden, oder unter gleichgültigen Perſonen vorgehen. Wenn ein Feind ſeinen Feind tödtet, ſo erweckt weder der Anſchlag noch die Ausführung der That ſonſt weiter einiges Mitleid als das allgemeine, welches mit dem Anblicke des Schmerzlichen und Verderblichen überhaupt verbunden iſt. Und ſo iſt es auch bei gleichgültigen Perſonen. Folglich müſſen die tragiſchen Begebenheiten ſich unter Freunden ereignen; ein Bruder muß den Bruder, ein Sohn den Vater, eine Mutter den Sohn, ein Sohn die Mutter tödten oder tödten wollen, oder ſonſt auf eine empfindliche Weiſe mißhandeln oder mißhandeln wollen. Dieſes aber kann entweder mit, oder ohne Wiſſen und Vorbedacht geſchehen; und da die That entweder vollführt oder nicht vollführt werden muß: ſo entſtehen daraus vier Klaſſen von Begebenheiten, welche den Abſichten des Trauerſpiels mehr oder weniger entſprechen. Die erſte: wenn die That wiſſentlich mit völliger Kenntniß der Perſon, gegen welche ſie vollzogen werden ſoll, unternommen, aber nicht vollzogen wird. Die zweite: wenn ſie wiſſentlich unternommen, und wirklich vollzogen wird. Die dritte: wenn die That unwiſſend, ohne Kenntniß des Gegenſtandes unternommen, und vollzogen wird, und der Thäter die Perſon, an der er ſie vollzogen, zu ſpät kennen lernt. Die vierte: wenn die unwiſſend unternommene That nicht zur Vollziehung gelangt, indem die darein verwickelten Perſonen einander noch zur rechten Zeit erkennen. Von dieſen vier Klaſſen giebt Ariſtoteles der letztern den Vorzug; und da er die Handlung der Merope, in dem Kreſphont, davon zum Beiſpiele anführt: ſo haben Tournemine und andere dieſes ſo angenommen, als ob er dadurch die Fabel dieſes Trauerſpiels überhaupt von der vollkommenſten Gattung tragiſcher Fabeln zu ſeyn erkläre.

Indeß ſagt doch Ariſtoteles kurz zuvor, daß eine gute tragiſche Fabel ſich nicht glücklich, ſondern unglücklich enden müſſe. Wie kann dieſes beides bei einander beſtehen? Sie ſoll ſich unglücklich enden, und gleichwohl läuft die Begebenheit, welche er nach jener Claſſification allen andern tragiſchen Begebenheiten vorzieht, glücklich ab. Widerſpricht ſich nicht alſo der große Kunſtrichter offenbar?

Victorius, ſagt Dacier, ſey der einzige, welcher dieſe Schwierigkeit geſehen; aber da er nicht verſtanden, was Ariſtoteles eigentlich in dem ganzen vierzehnten Kapitel gewollt: ſo habe er auch nicht einmal den geringſten Verſuch gewagt, ſie zu heben. Ariſtoteles, meint Dacier, rede dort gar nicht von der Fabel überhaupt, ſondern wolle nur lehren, auf wie mancherlei Art der Dichter tragiſche Begebenheiten behandeln könne, ohne das Weſentliche, was die Geſchichte davon meldet, zu verändern, und welche von dieſen Arten die beſte ſey. Wenn z. E. die Ermordung der Klytemneſtra durch den Oreſt der Inhalt des Stückes ſeyn ſollte: ſo zeige ſich, nach dem Ariſtoteles, ein vierfacher Plan, dieſen Stoff zu bearbeiten, nämlich entweder als eine Begebenheit der erſtern, oder der zweiten, oder der dritten, oder der vierten Klaſſe; der Dichter müſſe nun überlegen, welcher hier der ſchicklichſte und beſte ſey. Dieſe Ermordung als eine Begebenheit der erſtern Klaſſe zu behandeln, finde darum nicht ſtatt, weil ſie nach der Hiſtorie wirklich geſchehen müſſe, und durch den Oreſt geſchehen müſſe. Nach der zweiten darum nicht, weil ſie zu gräßlich ſey. Nach der vierten darum nicht, weil Klytemneſtra dadurch abermals gerettet würde, die doch durchaus nicht gerettet werden ſolle. Folglich bleibe ihm nichts als die dritte Klaſſe übrig.

Die dritte! Aber Ariſtoteles giebt ja der vierten den Vorzug; und nicht bloß in einzelnen Fällen, nach Maaßgebung der Umſtände, ſondern überhaupt. Der ehrliche Dacier macht es öfter ſo: Ariſtoteles behält bei ihm Recht, nicht weil er Recht hat, ſondern weil er Ariſtoteles iſt. Indem er auf der einen Seite eine Blöße von ihm zu decken glaubt, macht er ihm auf einer andern eine eben ſo ſchlimme. Wenn nun der Gegner die Beſonnenheit hat, anſtatt nach jener in dieſe zu ſtoßen: ſo iſt es ja doch um die Untrüglichkeit ſeines Alten geſchehen, an der ihm im Grunde noch mehr als an der Wahrheit ſelbſt zu liegen ſcheint. Wenn ſo viel auf die Uebereinſtimmung der Geſchichte ankömmt, wenn der Dichter allgemein bekannte Dinge aus ihr zwar lindern, aber nie gänzlich verändern darf: wird es unter dieſen nicht auch ſolche geben, die durchaus nach dem erſten oder zweiten Plane behandelt werden müſſen? Die Ermordung der Klytemneſtra müßte eigentlich nach dem zweiten vorgeſtellt werden; denn Oreſtes hat ſie wiſſentlich und vorſetzlich vollzogen; der Dichter aber kann den dritten wählen, weil dieſer tragiſcher iſt, und der Geſchichte doch nicht geradezu widerſpricht. Gut, es ſey ſo: aber z. E. Medea, die ihre Kinder ermordet? Welchen Plan kann hier der Dichter anders einſchlagen, als den zweiten? Denn ſie muß ſie umbringen, und ſie muß ſie wiſſentlich umbringen; beides iſt aus der Geſchichte gleich allgemein bekannt. Was für eine Rangordnung kann alſo unter dieſen Planen ſtattfinden? Der in einem Falle der vorzüglichſte iſt, kömmt in einem andern gar nicht in Betrachtung. Oder um den Dacier noch mehr einzutreiben, ſo mache man die Anwendung nicht auf hiſtoriſche, ſondern auf bloß erdichtete Begebenheiten. Geſetzt, die Ermordung der Klytemneſtra wäre von dieſer letztern Art, und es hätte dem Dichter freigeſtanden, ſie vollziehen oder nicht vollziehen zu laſſen, ſie mit oder ohne völlige Kenntniß vollziehen zu laſſen. Welchen Plan hätte er dann wählen müſſen, um eine ſo viel als möglich vollkommene Tragödie daraus zu machen? Dacier ſagt ſelbſt, den vierten; denn wenn er ihm den dritten vorziehe, ſo geſchähe es bloß aus Achtung gegen die Geſchichte. Den vierten alſo? Den alſo, welcher ſich glücklich ſchließt? Aber die beſten Tragödien, ſagt eben der Ariſtoteles, der dieſem vierten Plane den Vorzug vor allen ertheilt, ſind ja die, welche ſich unglücklich ſchließen? Und das iſt ja eben der Widerſpruch, den Dacier heben wollte. Hat er ihn denn alſo gehoben? Beſtätigt hat er ihn vielmehr.

Achtunddreißigſtes Stück.

Den 6. September 1767.

Ich bin es auch nicht allein, dem die Auslegung des Dacier keine Genüge leiſtet. Unſern deutſchen Ueberſetzer der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt[1] hat ſie eben ſo wenig befriedigt. Er trägt ſeine Gründe dagegen vor, die zwar nicht eigentlich die Ausflucht des Dacier beſtreiten, aber ihn doch ſonſt erheblich genug dünken, um ſeinen Autor lieber gänzlich im Stiche zu laſſen, als einen neuen Verſuch zu wagen, etwas zu retten, was nicht zu retten ſey. „Ich überlaſſe, ſchließt er, einer tiefern Einſicht, dieſe Schwierigkeiten zu heben; ich kann kein Licht zu ihrer Erklärung finden, und ſcheint mir wahrſcheinlich, daß unſer Philoſoph dieſes Kapitel nicht mit ſeiner gewöhnlichen Vorſicht durchgedacht habe."

---

[1] Herrn Curtius, S. 214

Ich bekenne, daß mir dieſes nicht ſehr wahrſcheinlich ſcheint. Eines offenbaren Widerſpruchs macht ſich ein Ariſtoteles nicht leicht ſchuldig. Wo ich dergleichen bei ſo einem Manne zu finden glaube, ſetze ich das größere Mißtrauen lieber in meinen als in ſeinen Verſtand. Ich verdopple meine Aufmerkſamkeit, ich überleſe die Stelle zehnmal, und glaube nicht eher, daß er ſich widerſprochen, als bis ich aus dem ganzen Zuſammenhange ſeines Syſtems erſehe, wie und wodurch er zu dieſem Widerſpruche verleitet worden. Finde ich nichts, was ihn dazu verleiten können, was ihm dieſen Widerſpruch gewiſſermaaßen unvermeidlich machen müſſen, ſo bin ich überzeugt, daß er nur anſcheinend iſt. Denn ſonſt würde er dem Verfaſſer, der ſeine Materie ſo oft überdenken müſſen, gewiß am erſten aufgefallen ſeyn, und nicht mir ungeübterm Leſer, der ich ihn zu meinem Unterrichte in die Hand nehme. Ich bleibe alſo ſtehen, verfolge den Faden ſeiner Gedanken zurück, ponderire ein jedes Wort, und ſage mir immer: Ariſtoteles kann irren, und hat oft geirrt; aber daß er hier etwas behaupten ſollte, wovon er auf der nächſten Seite gerade das Gegentheil behauptet, das kann Ariſtoteles nicht. Endlich findet ſich's auch.

Doch ohne weitere Umſtände; hier iſt die Erklärung, an welcher Herr Curtius verzweifelt. — Auf die Ehre einer tiefern Einſicht mache ich deßfalls keinen Anſpruch. Ich will mich mit der Ehre einer größern Beſcheidenheit gegen einen Philoſophen, wie Ariſtoteles, begnügen.

Nichts empfiehlt Ariſtoteles dem tragiſchen Dichter mehr, als die gute Abfaſſung der Fabel; und nichts hat er ihm durch mehrere und feinere Bemerkungen zu erleichtern geſucht, als eben dieſe. Denn die Fabel iſt es, die den Dichter vornehmlich zum Dichter macht: Sitten, Geſinnungen und Ausdruck werden zehnen gerathen, gegen einen, der in jener untadelhaft und vortrefflich iſt. Er erklärt aber die Fabel durch die Nachahmung einer Handlung, *πράξεως*, und eine Handlung iſt ihm eine Verknüpfung von Begebenheiten, *σύνθεσις πραγμάτων*. Die Handlung iſt das Ganze, die Begebenheiten ſind die Theile dieſes Ganzen, und ſo wie die Güte eines jeden Ganzen auf der Güte ſeiner einzelnen Theile und deren Verbindung beruht, ſo iſt auch die tragiſche Handlung mehr oder weniger vollkommen, nachdem die Begebenheiten, aus welchen ſie beſteht, jede für ſich und alle zuſammen den Abſichten der Tragödie mehr oder weniger entſprechen. Nun bringt Ariſtoteles alle Begebenheiten, welche in der tragiſchen Handlung Statt haben können, unter drei Hauptſtücke: des Glückswechſels, *περιπετείας*; der Erkennung, *ἀναγνωρισμοῦ*, und des Leidens, *πάθους*. Was er unter den beiden erſtern verſteht, zeigen die Worte genugſam; unter dem dritten aber faßt er alles zuſammen, was den handelnden Perſonen verderbliches und ſchmerzliches widerfahren kann: Tod, Wunden, Martern und dergleichen. Jene, der Glückswechſel und die Erkennung, ſind das, wodurch ſich die verwickelte Fabel, *μῦθος πεπλεγμένος*, von der einfachen, *ἁπλῷ*, unterſcheidet; ſie ſind alſo keine weſentliche Stücke der Fabel; ſie machen die Handlung nur mannichfaltiger und dadurch ſchöner und intereſſanter; aber eine Handlung kann auch ohne ſie ihre völlige Einheit und Rundung und Größe haben. Ohne das dritte hingegen läßt ſich gar keine tragiſche Handlung denken. Arten des Leidens, *πάθη*, muß jedes Trauerſpiel haben, die Fabel deſſelben mag einfach oder verwickelt ſeyn; denn ſie gehen geradezu auf die Abſicht des Trauerſpiels, auf die Erregung des Schreckens und Mitleids; dahingegen nicht jeder Glückswechſel, nicht jede Erkennung, ſondern nur gewiſſe Arten derſelben dieſe Abſicht erreichen, ſie in einem höhern Grad erreichen helfen, andere aber ihr mehr nachtheilig als vortheilhaft ſind. Indem nun Ariſtoteles aus dieſem Geſichtspunkte die verſchiedenen unter drei Hauptſtücke gebrachten Theile der tragiſchen Handlung jeden insbeſondere betrachtet und unterſucht, welches der beſte Glückswechſel, welches die beſte Erkennung, welches die beſte Behandlung des Leidens ſey: ſo findet ſich in Anſehung des erſtern, daß derjenige Glückswechſel der beſte, das iſt der fähigſte, Schrecken und Mitleid zu erwecken und zu befördern, ſey, welcher aus dem Beſſern in das Schlimmere geſchieht; und in Anſehung der letztern, daß diejenige Behandlung des Leidens die beſte in dem nämlichen Verſtande ſey, wenn die Perſonen, unter welchen das Leiden bevorſteht, einander nicht kennen, aber in eben dem Augenblicke, da dieſes Leiden zur Wirklichkeit gelangen ſoll, einander kennen lernen, ſo daß es dadurch unterbleibt.

Und dieſes ſoll ſich widerſprechen? Ich verſtehe nicht, wo man die Gedanken haben muß, wenn man hier den geringſten Widerſpruch findet. Der Philoſoph redet von verſchiedenen Theilen: warum ſoll denn das, was er von dieſem Theile behauptet, auch von jenem gelten müſſen? Iſt denn die möglichſte Vollkommenheit des einen nothwendig auch die Vollkommenheit des andern? Oder iſt die Vollkommenheit eines Theils auch die Vollkommenheit des Ganzen? Wenn der Glückswechſel und das, was Ariſtoteles unter dem Worte Leiden begreift, zwei verſchiedene Dinge ſind, wie ſie es ſind, warum ſoll ſich nicht ganz etwas Verſchiedenes von ihnen ſagen laſſen? Oder iſt es unmöglich, daß ein Ganzes Theile von entgegengeſetzten Eigenſchaften haben kann? Wo ſagt Ariſtoteles, daß die beſte Tragödie nichts als die Vorſtellung einer Veränderung des Glücks in Unglück ſey? Oder, wo ſagt er, daß die beſte Tragödie auf nichts, als auf die Erkennung deſſen, hinauslaufen müſſe, an dem eine grauſam widernatürliche That verübt werden ſollen? Er ſagt weder das eine noch das andere von der Tragödie überhaupt, ſondern jedes von einem beſondern Theile derſelben, welcher dem Ende mehr oder weniger nahe liegen, welcher auf den andern mehr oder weniger Einfluß und auch wohl gar keinen haben kann. Der Glückswechſel kann ſich mitten in dem Stücke ereignen, und wenn er ſchon bis an das Ende fortdauert, ſo macht er doch nicht ſelbſt das Ende; ſo iſt z. E. der Glückswechſel im Oedip, der ſich bereits zum Schluſſe des vierten Acts äußert, zu dem aber noch mancherlei Leiden (*πάθη*) hinzukommen, mit welchen ſich eigentlich das Stück ſchließt. Gleichfalls kann das Leiden mitten in dem Stücke zur Vollziehung gelangen ſollen, und in dem nämlichen Augenblicke durch die Erkennung hintertrieben werden, ſo daß durch dieſe Erkennung das Stück nichts weniger als geendet iſt; wie in der zweiten Iphigenia des Euripides, wo Oreſtes auch ſchon in dem vierten Acte von ſeiner Schweſter, die ihn aufzuopfern im Begriffe iſt, erkannt wird. Und wie vollkommen wohl jener tragiſchſte Glückswechſel mit der tragiſchſten Behandlung des Leidens ſich in einer und eben derſelben Fabel verbinden laſſe, kann man an der Merope ſelbſt zeigen. Sie hat die letztere; aber was hindert es, daß ſie nicht auch die erſtere haben könnte, wenn nämlich Merope, nachdem ſie ihren Sohn unter dem Dolche erkannt, durch ihre Beeiferung, ihn nunmehr auch wider den Polyphont zu ſchützen, entweder ihr eigenes oder dieſes geliebten Sohnes Verderben beförderte? Warum konnte ſich dieſes Stück nicht eben ſowohl mit dem Untergange der Mutter als des Tyrannen ſchließen? Warum ſollte es einem Dichter nicht frei ſtehen können, um unſer Mitleiden gegen eine ſo zärtliche Mutter auf das höchſte zu treiben, ſie durch ihre Zärtlichkeit ſelbſt unglücklich werden zu laſſen? Oder warum ſollte es ihm nicht erlaubt ſeyn, den Sohn, den er der frommen Rache ſeiner Mutter entriſſen, gleichwohl den Nachſtellungen des Tyrannen unterliegen zu laſſen? Würde eine ſolche Merope in beiden Fällen nicht wirklich die beiden Eigenſchaften des beſten Trauerſpiels verbinden, die man bei dem Kunſtrichter ſo widerſprechend findet?

Ich merke wohl, was das Mißverſtändniß veranlaßt haben kann. Man hat ſich einen Glückswechſel aus dem Beſſern in das Schlimmere nicht ohne Leiden, und das durch die Erkennung verhinderte Leiden nicht ohne Glückswechſel denken können. Gleichwohl kann beides gar wohl ohne das andere ſeyn: nicht zu erwähnen, daß auch nicht beides eben die nämliche Perſon treffen muß, und wenn es die nämliche Perſon trifft, daß eben nicht beides ſich zu der nämlichen Zeit ereignen darf, ſondern eines auf das andere folgen, eines durch das andere verurſacht werden kann. Ohne dieſes zu überlegen, hat man nur an ſolche Fälle und Fabeln gedacht, in welche beide Theile entweder zuſammen fließen, oder der eine den andern nothwendig ausſchließt. Daß es dergleichen giebt, iſt unſtreitig. Aber iſt der Kunſtrichter deßwegen zu tadeln, der ſeine Regeln in der möglichſten Allgemeinheit abfaßt, ohne ſich um die Fälle zu bekümmern, in welchen ſeine allgemeinen Regeln in Colliſion kommen, und eine Vollkommenheit der andern aufgeopfert werden muß? Setzt ihn eine ſolche Colliſion mit ſich ſelbſt in Widerſpruch? Er ſagt: dieſer Theil der Fabel, wenn er ſeine Vollkommenheit haben ſoll, muß von dieſer Beſchaffenheit ſeyn, jener von einer andern, und ein dritter wiederum von einer andern. Aber wo hat er geſagt, daß jede Fabel dieſe Theile alle nothwendig haben müſſe? Genug für ihn, daß es Fabeln giebt, die ſie alle haben können. Wenn eure Fabel aus der Zahl dieſer glücklichen nicht iſt; wenn ſie euch nur den beſten Glückswechſel, oder nur die beſte Behandlung des Leidens erlaubt: ſo unterſucht, bei welchem von beiden ihr am beſten überhaupt fahren würdet und wählet. Das iſt es alles!

Neununddreißigſtes Stück.

Den 11 September 1767.

Am Ende zwar mag ſich Ariſtoteles widerſprochen oder nicht widerſprochen haben; Tournemine mag ihn recht verſtanden oder nicht recht verſtanden haben: die Fabel der Merope iſt weder in dem einen noch in dem andern Falle ſo ſchlechterdings für eine vollkommene tragiſche Fabel zu erkennen. Denn hat ſich Ariſtoteles widerſprochen, ſo behauptet er eben ſowohl gerade das Gegentheil von ihr, und es muß erſt unterſucht werden, wo er das größere Recht hat, ob dort oder hier. Hat er ſich aber nach meiner Erklärung nicht widerſprochen, ſo gilt das Gute, was er davon ſagt, nicht von der ganzen Fabel, ſondern nur von einem einzelnen Theile derſelben. Vielleicht war der Mißbrauch ſeines Anſehens bei dem Pater Tournemine auch nur ein bloßer Jeſuiterkniff, um uns mit guter Art zu verſtehen zu geben, daß eine ſo vollkommene Fabel von einem ſo großen Dichter, als Voltaire, bearbeitet, nothwendig ein Meiſterſtück werden müſſen.

Doch Tournemine und Tournemine — Ich fürchte, meine Leſer werden fragen: „Wer iſt denn dieſer Tournemine? Wir kennen keinen Tournemine.“ Denn viele dürften ihn wirklich nicht kennen, und manche dürften ſo fragen, weil ſie ihn gar zu gut kennen, wie Monteſquieu.[1]

Sie belieben alſo anſtatt des Pater Tournemine den Herrn von Voltaire ſelbſt zu ſubſtituiren. Denn auch er ſucht uns von dem verlorenen Stücke des Euripides die nämlichen irrigen Begriffe zu machen. Auch er ſagt, daß Ariſtoteles in ſeiner unſterblichen Dichtkunſt nicht anſtehe, zu behaupten, daß die Erkennung der Merope und ihres Sohnes der intereſſanteſte Augenblick der ganzen griechiſchen Bühne ſey. Auch er ſagt, daß Ariſtoteles dieſem Coup de Theatre den Vorzug vor allen andern ertheile. Und vom Plutarch verſichert er uns gar, daß er dieſes Stück des Euripides für das rührendſte von allen Stücken deſſelben gehalten habe.[2] Dieſes letztere iſt nun gänzlich aus der Luft gegriffen. Denn Plutarch macht von dem Stücke, aus welchem er die Situation der Merope anführt, nicht einmal den Titel namhaft; er ſagt weder wie es heißt, noch wer der Verfaſſer deſſelben ſey; geſchweige, daß er es für das rührendſte von allen Stücken des Euripides erkläre.

Ariſtoteles ſoll nicht anſtehen, zu behaupten, daß die Erkennung der Merope und ihres Sohnes der intereſſanteſte Augenblick der ganzen griechiſchen Bühne ſey! Welche Ausdrücke: nicht anſtehen, zu behaupten! Welche Hyperbel: der intereſſanteſte Augenblick der ganzen griechiſchen Bühne! Sollte man hieraus nicht ſchließen, Ariſtoteles gehe mit Fleiß alle intereſſante Augenblicke, welche ein Trauerſpiel haben könne, durch, vergleiche einen mit dem andern, wiege die verſchiedenen Beiſpiele, die er von jedem insbeſondere bei allen, oder wenigſtens den vornehmſten Dichtern gefunden, unter einander ab, und thue endlich ſo dreiſt als ſicher den Ausſpruch für dieſen Augenblick bei dem Euripides. Gleichwohl iſt es nur eine einzelne Art von intereſſanten Augenblicken, wovon er ihn zum Beiſpiele anführt; gleichwohl iſt er nicht einmal das einzige Beiſpiel von dieſer Art. Denn Ariſtoteles fand ähnliche Beiſpiele in der Iphigenia, wo die Schweſter den Bruder, und in der Helle, wo der Sohn die Mutter erkennt, eben da die erſtern im Begriffe ſind, ſich gegen die andern zu vergehen.

Das zweite Beiſpiel von der Iphigenia iſt wirklich aus dem Euripides; und wenn, wie Dacier vermuthet, auch die Helle ein Werk dieſes Dichters geweſen: ſo wäre es doch ſonderbar, daß Ariſtoteles alle drei Beiſpiele von einer ſolchen glücklichen Erkennung gerade bei demjenigen Dichter gefunden hätte, der ſich der unglücklichen Peripetie am meiſten bediente. Warum zwar ſonderbar? Wir haben ja geſehen, daß die eine die andere nicht ausſchließt; und obſchon in der Iphigenia die glückliche Erkennung auf die unglückliche Peripetie folgt, und das Stück überhaupt alſo glücklich ſich endet: wer weiß, ob nicht in den beiden andern eine unglückliche Peripetie auf die glückliche Erkennung folgte, und ſie alſo völlig in der Manier ſchloſſen, durch die ſich Euripides den Charakter des tragiſchſten von allen tragiſchen Dichtern verdiente?

Mit der Merope, wie ich gezeigt, war es auf eine doppelte Art möglich; ob es aber wirklich geſchehen oder nicht geſchehen, läßt ſich aus den wenigen Fragmenten, die uns von dem Kreſphontes übrig ſind, nicht ſchließen.

---

[1] Lettres familieres.

[2] Aristote, dans sa Poetique immortelle, ne balance pas à dire que la reconnaissance de Merope et de son fils étaient le moment le plus interessant de toute la scene Grecque. Il donnait à ce coup de Theâtre la préference sur tous les autres. Plutarque dit que les Grecs, ce peuple si sensible, fremissaient de crainte que le vieillard, qui devait arreter le bras de Merope, n'arrivât pas assez tôt. Cette piece, qu'on jouait de son tems, et dont il nous reste tres peu de fragmens, lui paraissait la plus touchante de toutes les tragédies d'Euripide, etc. Lettre à M. Maffei.

Sie enthalten nichts als Sittenſprüche und moraliſche Geſinnungen, von ſpätern Schriftſtellern gelegentlich angezogen, und werfen nicht das geringſte Licht auf die Oekonomie des Stücks.[1] Aus dem einzigen, bei dem Polybius, welches eine Anrufung an die Göttin des Friedens iſt, ſcheint zu erhellen, daß zu der Zeit, in welche die Handlung gefallen, die Ruhe in dem Meſſeniſchen Staate noch nicht wieder hergeſtellt geweſen; und aus ein paar andern ſollte man faſt ſchließen, daß die Ermordung des Kreſphontes und ſeiner zwei ältern Söhne entweder einen Theil der Handlung ſelbſt ausgemacht habe, oder doch nur kurz vorhergegangen ſey, welches beides ſich mit der Erkennung des jüngern Sohnes, der erſt verſchiedene Jahre nachher ſeinen Vater und ſeine Brüder zu rächen kam, nicht wohl zuſammen reimt. Die größte Schwierigkeit aber macht mir der Titel ſelbſt. Wenn dieſe Erkennung, wenn dieſe Rache des jüngern Sohnes der vornehmſte Inhalt geweſen: wie konnte das Stück Kreſphontes heißen? Kreſphontes war der Name des Vaters; der Sohn aber hieß nach einigen Aepytus und nach andern Telephontes; vielleicht, daß jenes der rechte und dieſes der angenommene Name war, den er in der Fremde führte, um unerkannt und vor den Nachſtellungen des Polyphont ſicher zu bleiben. Der Vater muß längſt todt ſeyn, wenn ſich der Sohn des väterlichen Reiches wieder bemächtigt. Hat man jemals gehört, daß ein Trauerſpiel nach einer Perſon benannt worden, die gar nicht darin vorkömmt? Corneille und Dacier haben ſich geſchwind über dieſe Schwierigkeit hinweg zu ſetzen gewußt, indem ſie angenommen, daß der Sohn gleichfalls Kreſphont geheißen;[2] aber mit welcher Wahrſcheinlichkeit? aus welchem Grunde?

Wenn es indeß mit einer Entdeckung ſeine Richtigkeit hat, mit der ſich Maffei ſchmeichelte: ſo können wir den Plan des Kreſphontes ziemlich genau wiſſen. Er glaubte ihn nämlich bei dem Hyginus in der hundertundvierundachtzigſten Fabel gefunden zu haben.[3] Denn er hält die Fabeln des Hyginus überhaupt größten Theils für nichts als für die Argumente alter Tragödien, welcher Meinung auch ſchon vor ihm Reineſius geweſen war, und empfiehlt daher den neuern Dichtern, lieber in dieſem verfallenen Schachte nach alten tragiſchen Fabeln zu ſuchen, als ſich neue zu erdichten. Der Rath iſt nicht übel und zu befolgen. Auch hat ihn mancher befolgt, ehe ihn Maffei noch gegeben, oder ohne zu wiſſen, daß er ihn gegeben. Herr Weiß hat den Stoff z. ſeinem Thyeſt aus dieſer Grube geholt; und es wartet da noch mancher auf ein verſtändiges Auge. Nur möchte es nicht der größte, ſondern vielleicht gerade der allerkleinſte Theil ſeyn, der in dieſer Abſicht von dem Werke des Hyginus zu nutzen. Es braucht auch darum gar nicht aus den Argumenten der alten Tragödien zuſammen geſetzt zu ſeyn; es kann aus eben den Quellen, mittelbar oder unmittelbar, gefloſſen ſeyn, zu welchen die Tragödienſchreiber ſelbſt ihre Zuflucht nahmen. Ja, Hyginus, oder wer ſonſt die Compilation gemacht, ſcheint ſelbſt die Tragödien als abgeleitete verdorbene Bäche betrachtet zu haben, indem er an verſchiedenen Stellen das, was weiter nichts als die Glaubwürdigkeit eines tragiſchen Dichters für ſich hatte, ausdrücklich von der alten echtern Tradition abſondert. So erzählt er z. E. die Fabel von der Ino und die Fabel von der Antiopa zuerſt nach dieſer und darauf in einem beſondern Abſchnitte, nach der Behandlung des Euripides.

Vierzigſtes Stück.

Den 15. September 1767.

Damit will ich jedoch nicht ſagen, daß, weil über der hundertundvierundachtzigſten Fabel der Name des Euripides nicht ſtehe, ſie auch nicht aus dem Kreſphont deſſelben könne gezogen ſeyn. Vielmehr bekenne ich, daß ſie wirklich den Gang und die Verwickelung eines Trauerſpiels hat, ſo daß, wenn ſie keines geweſen iſt, ſie doch leicht eines werden könnte, und zwar eines, deſſen Plan der alten Simplicität weit näher käme als alle neuere Meropen. Man urtheile ſelbſt: die Erzählung des Hyginus, die ich oben nur verkürzt angeführt, iſt nach allen ihren Umſtänden folgende.

Kreſphontes war König von Meſſenien und hatte mit ſeiner Gemahlin Merope drei Söhne, als Polyphontes einen Aufſtand gegen ihn erregte, in welchem er nebſt ſeinen beiden älteſten Söhnen das Leben verlor. Polyphontes bemächtigte ſich hierauf des Reichs und der Hand der Merope, welche während dem Aufruhr Gelegenheit gefunden hatte, ihren dritten Sohn, Namens Telephontes, zu einem Gaſtfreunde in Aetolien in Sicherheit bringen zu laſſen. Je mehr Telephontes heranwuchs, deſto unruhiger ward Polyphontes. Er konnte ſich nichts Gutes von ihm gewärtigen, und verſprach alſo demjenigen eine große Belohnung, der ihn aus dem Wege räumen würde. Dieſes erfuhr Telephontes; und da er ſich nunmehr fähig fühlte, ſeine Rache zu unternehmen, ſo machte er ſich heimlich aus Aetolien weg, ging nach Meſſenien, kam zu dem Tyrannen, ſagte, daß er den Telephontes umgebracht habe, und verlangte die von ihm dafür ausgeſetzte Belohnung. Polyphontes nahm ihn auf, und befahl, ihn ſo lange in ſeinem Palaſte zu bewirthen, bis er ihn weiter ausfragen könne. Telephontes ward alſo in das Gaſtzimmer gebracht, wo er vor Müdigkeit einſchlief. Indeß kam der alte Diener, welchen bisher Mutter und Sohn zu ihren wechſelſeitigen Botſchaften gebraucht, weinend zu Meropen und meldet ihr, daß Telephontes aus Aetolien weg ſey, ohne daß man wiſſe, wo er hingekommen. Sogleich eilt Merope, der es nicht unbekannt geblieben, weſſen ſich der angekommene Fremde rühme, mit einer Axt nach dem Gaſtzimmer, und hätte ihn im Schlafe unfehlbar umgebracht, wenn nicht der Alte, der ihr dahin nachgefolgt, den Sohn noch zur rechten Zeit erkannt und die Mutter an der Frevelthat verhindert hätte. Nunmehr machten beide gemeinſchaftliche Sache, und Merope ſtellte ſich gegen ihren Gemahl ruhig und verſöhnt. Polyphontes dünkte ſich aller ſeiner Wünſche gewährt und wollte den Göttern durch ein feierliches Opfer ſeinen Dank bezeugen. Als ſie aber alle um den Altar verſammelt waren, führte Telephontes den Streich, mit dem er das Opferthier fällen zu wollen ſich ſtellte, auf den König: der Tyrann fiel und Telephontes gelangte zu dem Beſitze ſeines väterlichen Reichs. [1]

---

[1] Dasjenige, welches Dacier anführt (Poëtique d'Aristote, Chap. XV. Rem. 23), ohne ſich zu erinnern, wo er es geleſen, ſteht bei dem Plutarch in der Abhandlung: Wie man ſeine Feinde nutzen ſolle.

[2] Remarque 22. sur le Chapitre XV. de la Poët. d'Arist. Une Mère, qui va tuer son fils, comme Merope va tuer Cresphonte, etc.

[3] — Questa scoperta penso io d'aver fatta, nel leggere la Favola 184 d'Igino, la quale a mio credere altra non è, che l'Argomento di quella Tragedia, in cui si rappresenta interamente la condotta di essa. Sovvienmi, che al primo gettar gli occhi, ch' io feci gia in quell' Autore, mi apparve subito nella mente, altro non essere le più di quelle Favole, che gli Argomenti delle Tragedie antiche: mi accertai di ciò col confrontarne alcune poche con le Tragedie, che ancora abbiamo; e appunto in questi giorni, venutami a mano l'ultima editione d'Igino, mi è stato caro di vedere in un passo addotto, come fu anche il Reinesio di tal sentimento. Una miniera è però questa di Tragici Argomenti, che se fosse stata nota a' Poeti, non avrebbero penato tanto in rinvenir soggetti a lor fantasia: io la scoprirò loro di buona voglia, perchè rendano col loro ingegno alla nostra età ciò, che dal tempo invidioso le fu rapito. Merita dunque, almeno per questo capo, alquanto piu di considerazione quell' Operetta, anche tal qual l'abbiamo, che da gli Eruditi non è stato creduto: e quanto al discordar talvolta dagli altri Scrittori delle favolose Storie, questa avertenza ce ne addita la ragione, non avendole costui narrate secondo la tradizione, ma conforme i Poeti in proprio uso convertendole, le avean ridotte.

Auch hatten ſchon in dem ſechzehnten Jahrhunderte zwei italieniſche Dichter, Joh. Bapt. Liviera und Pomponio Torelli, den Stoff zu ihren Trauerſpielen, Kreſphont und Merope, aus dieſer Fabel des Hyginus genommen, und waren ſonach, wie Maffei meint, in die Fußſtapfen des Euripides getreten, ohne es zu wiſſen. Doch dieſer Ueberzeugung ungeachtet wollte Maffei ſelbſt ſein Werk ſo wenig zu einer bloßen Divination über den Euripides machen, und den verlornen Kreſphont in ſeiner Merope wieder aufleben laſſen, daß er vielmehr mit Fleiß von verſchiedenen Hauptzügen dieſes vermeintlichen Euripidiſchen Planes abging, und nur die einzige Situation, die ihn vornehmlich darin gerührt hatte, in aller ihrer Ausdehnung zu nutzen ſuchte.

Die Mutter nämlich, die ihren Sohn ſo feurig liebte, daß ſie ſich an dem Mörder deſſelben mit eigner Hand rächen wollte, brachte ihn auf den Gedanken, die mütterliche Zärtlichkeit überhaupt zu ſchildern und mit Ausſchließung aller andern Liebe durch dieſe einzige reine und tugendhafte Leidenſchaft ſein ganzes Stück zu beleben. Was dieſer Abſicht alſo nicht vollkommen zuſprach, ward verändert; welches beſonders die Umſtände von Meropens zweiter Verheirathung und von des Sohnes auswärtiger Erziehung treffen mußte. Merope mußte nicht die Gemahlin des Polyphont ſeyn; denn es ſchien dem Dichter mit der Gewiſſenhaftigkeit einer ſo frommen Mutter zu ſtreiten, ſich den Umarmungen eines zweiten Mannes überlaſſen zu haben, indem ſie den Mörder ihres erſten kannte, und deſſen eigene Erhaltung es erforderte, ſich durchaus von allen, welche nähere Anſprüche auf den Thron haben könnten, zu befreien. Der Sohn mußte nicht bei einem vornehmen Gaſtfreunde ſeines väterlichen Hauſes, in aller Sicherheit und Gemächlichkeit, in der völligen Kenntniß ſeines Standes und ſeiner Beſtimmung erzogen ſeyn: denn die mütterliche Liebe erkaltet natürlicher Weiſe, wenn ſie nicht durch die beſtändigen Vorſtellungen des Ungemachs, der immer neuen Gefahren, in welche ihr abweſender Gegenſtand gerathen kann, gereizt und angeſtrengt wird. Er mußte nicht in der ausdrücklichen Abſicht kommen, ſich an dem Tyrannen zu rächen; er muß nicht von Meropen für den Mörder ihres Sohnes gehalten werden, weil er ſich ſelbſt dafür ausgiebt, ſondern weil eine gewiſſe Verbindung von Zufällen dieſen Verdacht auf ihn zieht; denn kennt er ſeine Mutter, ſo iſt ihre Verlegenheit bei der erſten mündlichen Erklärung aus, und ihr rührender Kummer, ihre zärtliche Verzweiflung hat nicht freies Spiel genug.

Und dieſen Veränderungen zufolge kann man ſich den Maffeiſchen Plan ungefähr vorſtellen. Polyphontes regiert bereits funfzehn Jahre, und doch fühlt er ſich auf dem Throne noch nicht befeſtigt genug. Denn das Volk iſt noch immer dem Hauſe ſeines vorigen Königs zugethan und rechnet auf den letzten geretteten Zweig deſſelben. Die Mißvergnügten zu beruhigen, fällt ihm ein, ſich mit Meropen zu verbinden. Er trägt ihr ſeine Hand an, unter dem Vorwande einer wirklichen Liebe. Doch Merope weiſet ihn mit dieſem Vorwande zu empfindlich ab; und nun ſucht er durch Drohungen und Gewalt zu erlangen, wozu ihm ſeine Verſtellung nicht verhelfen können. Eben dringt er am ſchärfſten in ſie, als ein Jüngling vor ihn gebracht wird, den man auf der Landſtraße über einem Morde ergriffen hat. Aegiſth, ſo nannte ſich der Jüngling, hatte nichts gethan, als ſein eigenes Leben gegen einen Räuber vertheidigt; ſein Anſehen verräth ſo viel Adel und Unſchuld, ſeine Rede ſo viel Wahrheit, daß Merope, die noch außerdem eine gewiſſe Falte ſeines Mundes bemerkt, die ihr Gemahl mit ihm gemein hatte, bewogen wird, den König für ihn zu bitten, und der König begnadigt ihn. Doch gleich darauf vermißt Merope ihren jüngſten Sohn, den ſie einem alten Diener, Namens Polydor, gleich nach dem Tode ihres Gemahls anvertraut hatte, mit dem Befehle, ihn als ſein eignes Kind zu erziehen. Er hat den Alten, den er für ſeinen Vater hält, heimlich verlaſſen, um die Welt zu ſehen; aber er iſt nirgends wieder aufzufinden. Dem Herzen einer Mutter ahnt immer das Schlimmſte; auf der Landſtraße iſt jemand ermordet worden; wie, wenn es ihr Sohn geweſen wäre? So denkt ſie und wird in ihrer bangen Vermuthung durch verſchiedene Umſtände, durch die Bereitwilligkeit des Königs, den Mörder zu begnadigen, vornehmlich aber durch einen Ring beſtärkt, den man bei dem Aegiſth gefunden, und von dem ihr geſagt wird, daß ihn Aegiſth dem Erſchlagenen abgenommen habe. Es iſt dieſes der Siegelring ihres Gemahls, den ſie dem Polydor mitgegeben hatte, um ihn ihrem Sohne einzuhändigen, wenn er erwachſen, und es Zeit ſeyn würde, ihm ſeinen Stand zu entdecken. Sogleich läßt ſie den Jüngling, für den ſie vorher ſelbſt gebeten, an eine Säule binden, und will ihm das Herz mit eigener Hand durchſtoßen. Der Jüngling erinnert ſich in dieſem Augenblicke ſeiner Eltern; ihm entfährt der Name Meſſene; er gedenkt des Verbots ſeines Vaters, dieſen Ort ſorgfältig zu vermeiden; Merope verlangt hierüber Erklärung: indem kömmt der König dazu und der Jüngling wird befreit. So nahe Merope der Erkennung ihres Irrthums war, ſo tief verfällt ſie wiederum darein zurück, als ſie ſieht, wie höhniſch der König über ihre Verzweiflung triumphirt. Nun iſt Aegiſth unfehlbar der Mörder ihres Sohnes, und nichts ſoll ihn vor ihrer Rache ſchützen. Sie erfährt mit einbrechender Nacht, daß er in dem Vorſaale ſey, wo er eingeſchlafen, und kömmt mit einer Axt, ihm den Kopf zu ſpalten, und ſchon hat ſie die Axt zu dem Streiche erhoben, als ihr Polydor, der ſich kurz zuvor in eben den Vorſaal eingeſchlichen, und den ſchlafenden Aegiſth erkannt hatte, in die Arme fällt. Aegiſth erwacht und flieht, und Polydor entdeckt Meropen ihren eigenen Sohn in dem vermeinten Mörder ihres Sohnes. Sie will ihm nach und würde ihn leicht durch ihre ſtürmiſche Zärtlichkeit dem Tyrannen entdeckt haben, wenn ſie der Alte nicht auch hiervon zurück gehalten hätte. Mit frühem Morgen ſoll ihre Vermählung mit dem Könige vollzogen werden; ſie muß zu dem Altare, aber ſie will eher ſterben, als ihre Einwilligung ertheilen. Indeß hat Polydor auch den Aegiſth ſich kennen gelehrt; Aegiſth eilt in den Tempel, drängt ſich durch das Volk, und — das Uebrige wie bei dem Hyginus.

---

[1] In der 184. Fabel des Hyginus, aus welcher obige Erzählung genommen, ſind offenbar Begebenheiten in einander gefloſſen, die nicht die geringſte Verbindung unter ſich haben. Sie fängt an mit dem Schickſale des Pentheus und der Agave, und endet ſich mit der Geſchichte der Merope. Ich kann gar nicht begreifen, wie die Herausgeber dieſe Verwirrung unangemerkt laſſen können; es wäre denn, daß ſie ſich bloß in derjenigen Ausgabe, welche ich vor mir habe (Joannis Schefferi, Hamburgi 1674), befände. Dieſe Unterſuchung überlaſſe ich dem, der die Mittel dazu bei der Hand hat. Genug, daß hier, bei mir, die 184. Fabel mit den Worten: quam Licoterses excepit, aus ſeyn muß. Das übrige macht entweder eine beſondere Fabel, von der die Anfangsworte verloren gegangen, oder gehört, welches mir das wahrſcheinlichſte iſt, zu der 137. ſo daß, beides mit einander verbunden, ich die ganze Fabel von der Merope, man mag ſie nun zu der 137. oder zu der 184. machen wollen, folgendermaßen zuſammen leſen würde. Es verſteht ſich, daß in der letztern die Worte: cum qua Polyphontes, occiso Cresphonte, regnum occupavit, als eine unnöthige Wiederholung, mit ſammt dem darauf folgenden ejus, welches auch ſo ſchon überflüſſig iſt, wegfallen mußte.

MEROPE.

Polyphontes, Messeniæ rex, Cresphontem Aristomachi filium cum interfecisset, ejus imperium et Meropem uxorem possedit. Filium autem infantem Merope mater, quem ex Cresphonte habebat, abscondite ad hospitem in Aetoliam mandavit. Hunc Polyphontes maxima cum industria quærebat, aurumque pollicebatur, si quis eum necasset. Qui postquam ad puberem ætatem venit, capit consilium, ut exequatur patris et fratrum mortem. Itaque venit ad regem Polyphontem, aurum petitum, dicens se Cresphontis interfecisse filium et Meropis, Telephontem. Interim rex eum jussit in hospitio manere, ut amplius de eo perquireret. Qui cum per lassitudinem obdormisset, senex qui inter matrem et filium internuncius erat, flens ad Meropem venit, negans eum apud hospitem esse, nec comparere. Merope credens eum esse filii sui interfectorem, qui dormiebat, in Chalcidicum cum securi venit, inscia ut filium suum interficeret, quem senex cognovit, et matrem a scelere retraxit. Merope postquam invenit, occasionem sibi datam esse, ab inimico se ulciscendi, redit cum Polyphonte in gratiam. Rex lætus cum rem divinam faceret, hospes falso simulavit se hostiam percussisse, eumque interfecit, patriumque regnum adeptus est.

Einundvierzigſtes Stück.

Den 16. September 1767.

Je ſchlechter es zu Anfange dieſes Jahrhunderts mit dem italieniſchen Theater überhaupt ausſah, deſto größer war der Beifall und das Zujauchzen, womit die Merope des Maffei aufgenommen wurde.

Cedite Romani scriptores, cedite Graii,
Nescio quid majus nascitur Oedipode:

ſchrie Leonardo Adami, der nur noch die erſten zwei Acte in Rom davon geſehen hatte. In Venedig ward 1714 das ganze Carneval hindurch faſt kein anderes Stück geſpielt als Merope; die ganze Welt wollte die neue Tragödie ſehen und wieder ſehen, und ſelbſt die Opernbühnen fanden ſich darüber verlaſſen. Sie ward in einem Jahre viermal gedruckt, und in ſechzehn Jahren (von 1714 — 1730) ſind mehr als dreißig Ausgaben in und außer Italien, zu Wien, zu Paris, zu London davon gemacht worden. Sie ward ins Franzöſiſche, ins Engliſche, ins Deutſche überſetzt, und man hatte vor, ſie mit allen dieſen Ueberſetzungen zugleich drucken zu laſſen. Ins Franzöſiſche war ſie bereits zweimal überſetzt, als der Herr von Voltaire ſich nochmals darüber machen wollte, um ſie auch wirklich auf die franzöſiſche Bühne zu bringen. Doch er fand bald, daß dieſes durch eine eigentliche Ueberſetzung nicht geſchehen könnte, wovon er die Urſachen in dem Schreiben an den Marquis, welches er nachher ſeiner eignen Merope vorſetzte, umſtändlich angiebt.

„Der Ton, ſagt er, ſey in der italieniſchen Merope viel zu naiv und bürgerlich und der Geſchmack des franzöſiſchen Parterres viel zu fein, viel zu verzärtelt, als daß ihm die bloße ſimple Natur gefallen könne. Es wolle die Natur nicht anders als unter gewiſſen Zügen der Kunſt ſehen, und dieſe Züge müßten zu Paris weit anders als zu Verona ſeyn." Das ganze Schreiben iſt mit der äußerſten Politeſſe abgefaßt; Maffei hat nirgends gefehlt; alle ſeine Nachläſſigkeiten und Mängel werden auf die Rechnung ſeines Nationalgeſchmacks geſchrieben; es ſind wohl noch gar Schönheiten, aber leider nur Schönheiten für Italien. Gewiß, man kann nicht höflicher kritiſiren! Aber die verzweifelte Höflichkeit! Auch einem Franzoſen wird ſie gar bald zur Laſt, wenn ſeine Eitelkeit im geringſten dabei leidet. Die Höflichkeit macht, daß wir liebenswürdig ſcheinen, aber nicht groß, und der Franzoſe will eben ſo groß als liebenswürdig ſcheinen.

Was folgt alſo auf die galante Zueignungsſchrift des Herrn von Voltaire? Ein Schreiben eines gewiſſen de la Lindelle, welcher dem guten Maffei eben ſo viel Grobheiten ſagt, als ihm Voltaire Verbindliches geſagt hatte. Der Styl dieſes de la Lindelle iſt ziemlich der Voltairiſche Styl; es iſt Schade, daß eine ſo gute Feder nicht mehr geſchrieben hat, und übrigens ſo unbekannt geblieben iſt. Doch Lindelle ſey Voltaire oder ſey wirklich Lindelle: wer einen franzöſiſchen Januskopf ſehen will, der vorne auf die einſchmeichelndſte Weiſe lächelt und hinten die hämiſchſten Grimaſſen ſchneidet, der leſe beide Briefe in einem Zuge. Ich möchte keinen geſchrieben haben, am wenigſten aber beide. Aus Höflichkeit bleibt Voltaire dieſſeits der Wahrheit ſtehen, und aus Verkleinerungsſucht ſchweift Lindelle bis jenſeit derſelben. Jener hätte freimüthiger und dieſer gerechter ſeyn müſſen, wenn man nicht auf den Verdacht gerathen ſollte, daß der nämliche Schriftſteller ſich hier unter einem fremden Namen wieder einbringen wollen, was er ſich dort unter ſeinem eigenen vergeben habe.

Voltaire rechne es dem Marquis immer ſo hoch an, als er will, daß er einer der erſtern unter den Italienern ſey, welcher Muth und Kraft genug gehabt, eine Tragödie ohne Galanterie zu ſchreiben, in welcher die ganze Intrigue auf der Liebe einer Mutter beruhe, und das zärtlichſte Intereſſe aus der reinſten Tugend entſpringe. Er beklage es ſo ſehr als ihm beliebt, daß die falſche Delicateſſe ſeiner Nation ihm nicht erlauben wollen, von den leichteſten natürlichſten Mitteln, welche die Umſtände zur Verwicklung darbieten, von den unſtudirten wahren Reden, welche die Sache ſelbſt in den Mund legt, Gebrauch zu machen. Das Pariſer Parterre hat unſtreitig ſehr Unrecht, wenn es ſeit dem königlichen Ringe, über den Boileau in ſeinen Satyren ſpottet, durchaus von keinem Ringe auf dem Theater mehr hören will;[1] wenn es ſeine Dichter daher zwingt, lieber zu jedem andern, auch dem aller unſchicklichſten Mittel der Erkennung ſeine Zuflucht zu nehmen, als zu einem Ringe, mit welchem doch die ganze Welt zu allen Zeiten, eine Art von Erkennung, eine Art von Verſicherung der Perſon verbunden hat. Es hat ſehr Unrecht, wenn es nicht will, daß ein junger Menſch, der ſich für den Sohn gemeiner Eltern hält und in dem Lande auf Abenteuer ganz allein herumſchweift, nachdem er einen Mord verübt, dem ungeachtet nicht ſoll für einen Räuber gehalten werden dürfen, weil es voraus ſieht, daß er der Held des Stücks werden müſſe;[2] wenn es beleidigt wird, daß man einem ſolchen Menſchen keinen koſtbaren Ring zutrauen will, da doch kein Fähndrich in des Königs Armee ſey, der nicht de belles Nippes beſitze. Das Pariſer Parterre, ſage ich, hat in dieſen und ähnlichen Fällen Unrecht; aber warum muß Voltaire auch in andern Fällen, wo es gewiß nicht Unrecht hat, dennoch lieber ihm als dem Maffei Unrecht zu geben ſcheinen wollen? Wenn die franzöſiſche Höflichkeit gegen Ausländer darin beſteht, daß man ihnen auch in ſolchen Stücken Recht giebt, wo ſie ſich ſchämen müßten, Recht zu haben, ſo weiß ich nicht, was beleidigender und einem freien Menſchen unanſtändiger ſeyn kann, als dieſe franzöſiſche Höflichkeit. Das Geſchwätz, welches Maffei ſeinem alten Polydor von luſtigen Hochzeiten, von prächtigen Krönungen, denen er vor dieſen beigewohnt, in den Mund legt, und zu einer Zeit in den Mund legt, wenn das Intereſſe aufs höchſte geſtiegen und die Einbildungskraft der Zuſchauer mit ganz andern Dingen beſchäftigt iſt: dieſes Neſtoriſche, aber am unrechten Orte Neſtoriſche, Geſchwätz, kann durch keine Verſchiedenheit des Geſchmacks unter verſchiedenen cultivirten Völkern entſchuldigt werden; hier muß der Geſchmack überall der nämliche ſeyn und der Italiener hat nicht ſeinen eigenen, ſondern hat gar keinen Geſchmack, wenn er nicht eben ſo wohl dabei gähnt und darüber unwillig wird, als der Franzoſe. „Sie haben, ſagt Voltaire zu dem Marquis, in Ihrer Tragödie jene ſchöne und rührende Vergleichung des Virgil:

---

[1] Je n'ai pu me servir comme Mr. Maffei d'un anneau parce que depuis l'anneau royal dont Boileau se moque dans ses satyres, cela semblerait trop petit sur notre théâtre.

[2] Je n'oserai hasarder de faire prendre un héros pour un voleur, quoique la circonstance ou il se trouve autorise cette méprise.

> Qualis populea mœrens Philomela sub umbra
> Amissos queritur fœtus — — —

überſetzen und anbringen dürfen. Wenn ich mir ſo eine Freiheit nehmen wollte, ſo würde man mich damit in die Epopee verweiſen. Denn Sie glauben nicht, wie ſtreng der Herr iſt, dem wir zu gefallen ſuchen müſſen: ich meine unſer Publicum. Dieſes verlangt, daß in der Tragödie überall der Held und nirgends der Dichter ſprechen ſoll, und meint, daß bei kritiſchen Vorfällen in Rathsverſammlungen, bei einer heftigen Leidenſchaft, bei einer dringenden Gefahr kein König, kein Miniſter poetiſche Vergleichungen zu machen pflege.“ Aber verlangt denn dieſes Publicum etwas unrechtes? meint es nicht, was die Wahrheit iſt? Sollte nicht jedes Publicum eben dieſes verlangen? eben dieſes meinen? Ein Publicum, das anders richtet, verdient dieſen Namen nicht: und muß Voltaire das ganze italieniſche Publicum zu ſo einem Publicum machen wollen, weil er nicht Freimüthigkeit genug hat, dem Dichter gerade heraus zu ſagen, daß er hier und an mehreren Stellen luxurire und ſeinen eigenen Kopf durch die Tapete ſtecke? Auch unerwogen, daß ausführliche Gleichniſſe überhaupt ſchwerlich eine ſchickliche Stelle in dem Trauerſpiele finden können, hätte er anmerken ſollen, daß jenes Virgiliſche von dem Maffei äußerſt gemißbraucht worden. Bei dem Virgil vermehrt es das Mitleiden und dazu iſt es eigentlich geſchickt; bei dem Maffei aber iſt es in dem Mund desjenigen, der über das Unglück, wovon es das Bild ſeyn ſoll, triumphirt, und müßte nach der Geſinnung des Polyphont mehr Hohn als Mitleid erwecken. Auch noch wichtigere und auf das Ganze noch größern Einfluß habende Fehler ſcheut ſich Voltaire nicht, lieber dem Geſchmacke der Italiener überhaupt, als einem einzelnen Dichter aus ihnen, zur Laſt zu legen, und dünkt ſich von der allerfeinſten Lebensart, wenn er den Maffei damit tröſtet, daß es ſeine ganze Nation nicht beſſer verſtehe als er; daß ſeine Fehler die Fehler ſeiner Nation wären; daß aber Fehler einer ganzen Nation eigentlich keine Fehler wären, weil es ja eben nicht darauf ankomme, was an und für ſich gut oder ſchlecht ſey, ſondern was die Nation dafür wolle gelten laſſen. „Wie hätte ich es wagen dürfen, fährt er mit einem tiefen Bücklinge, aber auch zugleich mit einem Schnippchen in der Taſche, gegen den Marquis fort, bloße Nebenperſonen ſo oft mit einander ſprechen zu laſſen, als Sie gethan haben? Sie dienen bei Ihnen die intereſſanten Scenen zwiſchen den Hauptperſonen vorzubereiten; es ſind die Zugänge zu einem ſchönen Palaſte; aber unſer ungeduldiges Publicum will ſich auf einmal in dieſem Palaſte befinden. Wir müſſen uns alſo ſchon nach dem Geſchmack eines Volks richten, welches ſich an Meiſterſtücken ſatt geſehen hat und alſo äußerſt verwöhnt iſt.“ Was heißt dieſes anders als: „Mein Herr Marquis, Ihr Stück hat ſehr, ſehr viel kalte, langweilige, unnütze Scenen. Aber es ſey fern von mir, daß ich Ihnen einen Vorwurf daraus machen ſollte! Behüte der Himmel! ich bin ein Franzoſe; ich weiß zu leben; ich werde Niemanden etwas Unangenehmes unter die Naſe reiben. Ohne Zweifel haben Sie dieſe kalten, langweiligen, unnützen Scenen mit Vorbedacht, mit allem Fleiß gemacht; weil ſie gerade ſo ſind, wie ſie Ihre Nation braucht. Ich wünſchte, daß ich auch ſo wohlfeil davon kommen könnte; aber leider iſt meine Nation ſo weit, ſo weit, daß ich noch viel weiter ſeyn muß, um meine Nation zu befriedigen. Ich will mir darum eben nicht viel mehr einbilden als Sie; aber da jedoch meine Nation die Ihre Nation ſo ſehr überſieht“ — weiter darf ich meine Paraphraſis wohl nicht fortſetzen; denn ſonſt,

> Desinit in piscem mulier formosa superne:

aus der Höflichkeit wird Persiflage (ich brauche dieſes franzöſiſche Wort, weil wir Deutſchen von der Sache nichts wiſſen), und aus der Persiflage dummer Stolz.

Zweiundvierzigſtes Stück.

Den 22. September 1767.

Es iſt nicht zu läugnen, daß ein guter Theil der Fehler, welche Voltaire als Eigenthümlichkeiten des italieniſchen Geſchmacks nur deßwegen an ſeinem Vorgänger zu entſchuldigen ſcheint, um ſie der italieniſchen Nation überhaupt zur Laſt zu legen, daß, ſage ich, dieſe und noch mehrere und noch größere ſich in der Merope des Maffei befinden. Maffei hatte in ſeiner Jugend viel Neigung zur Poeſie; er machte mit vieler Leichtigkeit Verſe in allen verſchiedenen Stylen der berühmteſten Dichter ſeines Landes; doch dieſe Neigung und dieſe Leichtigkeit beweiſen für das eigentliche Genie, welches zur Tragödie erfordert wird, wenig oder nichts. Hernach legte er ſich auf die Geſchichte, auf Kritik und Alterthümer; und ich zweifle, ob dieſe Studien die rechte Nahrung für das tragiſche Genie ſind. Er war unter Kirchenvätern und Diplomen vergraben und ſchrieb wider die Pfaffen und Basnagen, als er auf geſellſchaftliche Veranlaſſung ſeine Merope vor die Hand nahm und ſie in weniger als zwei Monaten zu Stande brachte. Wenn dieſer Mann unter ſolchen Beſchäftigungen in ſo kurzer Zeit ein Meiſterſtück gemacht hätte, ſo müßte er der außerordentlichſte Kopf geweſen ſeyn; oder eine Tragödie überhaupt iſt ein ſehr geringfügiges Ding. Was indeß ein Gelehrter von gutem claſſiſchem Geſchmacke, der ſo etwas mehr für eine Erholung als für eine Arbeit anſieht, die ſeiner würdig wäre, leiſten kann, das leiſtete auch er. Seine Anlage iſt geſuchter und ausgedrechſelter als glücklich; ſeine Charaktere ſind mehr nach den Zergliederungen des Moraliſten, oder nach bekannten Vorbildern in Büchern, als nach dem Leben geſchildert; ſein Ausdruck zeigt von mehr Phantaſie als Gefühl; der Literator und der Verſificateur läßt ſich überall ſpüren, aber nur ſelten das Genie und der Dichter.

Als Verſificateur läuft er den Beſchreibungen und Gleichniſſen zu ſehr nach. Er hat verſchiedene ganz vortreffliche, wahre Gemälde, die in ſeinem Munde nicht genug bewundert werden konnten; aber in dem Munde ſeiner Perſonen unerträglich ſind, und in die lächerlichſten Ungereimtheiten ausarten. So iſt es z. E. zwar ſehr ſchicklich, daß Aegiſth ſeinen Kampf mit dem Räuber, den er umgebracht, umſtändlich beſchreibt, denn auf dieſen Umſtänden beruht ſeine Vertheidigung; daß er aber auch, wenn er den Leichnam in den Fluß geworfen zu haben bekennt, alle, ſelbſt die allerkleinſten Phänomene malt, die den Fall eines ſchweren Körpers ins Waſſer begleiten, wie er hinein ſchießt, mit welchem Geräuſch er das Waſſer zertheilt, das hoch in die Luft ſpritzt, und wie ſich die Fluth wieder über ihn zuſchließt:[1] das würde man auch nicht einmal einem

---

[1] Atto I. Sc. III.

— — — — — — In core
Pero mi venne di lanciar nel fiume
Il morto, o semivivo; e con fatica
(Ch' inutil' era per riuscire, e vana)
L'alzai da terra, e in terra rimaneva
Una pozza di sangue: a mezo il ponte
Portailo in fretta, di vermiglia striscia
Sempre rigando il suol; quinci cadere

kalten geſchwätzigen Advocaten, der für ihn ſpräche, vertreiben, geſchweige ihm ſelbſt. Wer vor ſeinem Richter ſteht und ſein Leben zu vertheidigen hat, dem liegen andere Dinge am Herzen, als daß er in ſeiner Erzählung ſo kindiſch genau ſeyn könnte.

Als Literator hat er zu viel Achtung für die Simplicität der alten griechiſchen Sitten und für das Coſtume bezeigt, mit welchem wir ſie bei dem Homer und Euripides geſchildert finden, das aber allerdings um etwas, ich will nicht ſagen veredelt, ſondern unſerm Coſtume näher gebracht werden muß, wenn es der Rührung im Trauerſpiele nicht mehr ſchädlich als zuträglich ſeyn ſoll. Auch hat er zu gefliſſentlich ſchöne Stellen aus den Alten nachzuahmen geſucht, ohne zu unterſcheiden, aus was für einer Art von Werken er ſie entlehnt und in was für eine Art von Werken er ſie überträgt. Neſtor iſt in der Epopee ein geſprächiger freundlicher Alte; aber der nach ihm gebildete Polydor wird in der Tragödie ein alter ekler Salbader. Wenn Maffei dem vermeintlichen Plane des Euripides hätte folgen wollen, ſo würde uns der Literator vollends etwas zu lachen gemacht haben. Er hätte es ſodann für ſeine Schuldigkeit geachtet, alle die kleinen Fragmente, die uns von dem Kreſphontes übrig ſind, zu nutzen, und ſeinem Werke getreulich einzuflechten.[1] Wo er alſo geglaubt hätte, daß ſie ſich hinpaßten, hätte er ſie als Pfähle aufgerichtet, nach welchen ſich der Weg ſeines Dialogs richten und ſchlingen müſſen. Welcher pedantiſche Zwang! Und wozu? Sind es nicht dieſe Sittenſprüche, womit man ſeine Lücken füllt, ſo ſind es andere.

Dem ungeachtet möchten ſich wiederum Stellen finden, wo man wünſchen dürfte, daß ſich der Literator weniger vergeſſen hätte. Z. E. Nachdem die Erkennung vorgegangen und Merope einſieht, in welcher Gefahr ſie zweimal geweſen ſey, ihren eigenen Sohn umzubringen, ſo läßt er die Ismene voller Erſtaunen ausrufen: „Welche wunderbare Begebenheit, wunderbarer, als ſie jemals auf einer Bühne erdichtet worden!“

> Con cosi strani avvenimenti uom forse
> Non vide mai favoleggiar le scene.

Maffei hat ſich nicht erinnert, daß die Geſchichte ſeines Stücks in eine Zeit fällt, da noch an kein Theater gedacht war; in die Zeit vor dem Homer, deſſen Gedichte den erſten Samen des Drama ausſtreuten. Ich würde dieſe Unachtſamkeit Niemanden als ihm aufmutzen, der ſich in der Vorrede entſchuldigen zu müſſen glaubte, daß er den Namen Meſſene zu einer Zeit brauche, da ohne Zweifel noch keine Stadt dieſes Namens geweſen, weil Homer keiner erwähne. Ein Dichter kann es mit ſolchen Kleinigkeiten halten wie er will; nur verlangt man, daß er ſich immer gleich bleibt, und daß er ſich nicht einmal über etwas Bedenken macht, worüber er ein andermal kühnlich weggeht; wenn man nicht glauben ſoll, daß er den Anſtoß vielmehr aus Unwiſſenheit nicht geſehen, als nicht ſehen wollen. Ueberhaupt würden mir die angeführten Zeilen nicht gefallen, wenn ſie auch keinen Anachronismus enthielten. Der tragiſche Dichter ſollte alles vermeiden, was die Zuſchauer an ihre Illuſion erinnern kann; denn ſobald ſie daran erinnert ſind, ſo iſt ſie weg. Hier ſcheint es zwar, als ob Maffei die Illuſion eher noch beſtärken wollen, indem er das Theater ausdrücklich außer dem Theater annehmen läßt; doch die bloßen Worte Bühne und erdichten ſind der Sache ſchon nachtheilig, und bringen uns geraden Wegs dahin, wovon ſie uns abbringen ſollen. Dem komiſchen Dichter iſt es eher erlaubt, auf dieſe Weiſe ſeiner Vorſtellung Vorſtellungen entgegen zu ſetzen; denn unſer Lachen zu erregen, braucht es des Grades der Täuſchung nicht, den unſer Mitleiden erfordert.

Ich habe ſchon geſagt, wie hart de la Lindelle dem Maffei mitſpielt. Nach ſeinem Urtheile hat Maffei ſich mit dem begnügt, was ihm ſein Stoff von ſelbſt anbot, ohne die geringſte Kunſt dabei anzuwenden; ſein Dialog iſt ohne alle Wahrſcheinlichkeit, ohne allen Anſtand und Würde; da iſt ſo viel Kleines und Kriechendes, das kaum in einem Poſſenſpiel in der Bude des Harlekins zu dulden wäre; alles wimmelt von Ungereimtheiten und Schulſchnitzern. „Mit einem Worte, ſchließt er, das Werk des Maffei enthält einen ſchönen Stoff, iſt aber ein ſehr elendes Stück. Alle Welt kömmt in Paris darin überein, daß man die Vorſtellung deſſelben nicht würde haben aushalten können, und in Italien ſelbſt wird von verſtändigen Leuten ſehr wenig daraus gemacht. Vergebens hat der Verfaſſer auf ſeinen Reiſen die elendeſten Schriftſteller in Sold genommen, ſeine Tragödie zu überſetzen; er konnte leichter einen Ueberſetzer bezahlen als ſein Stück verbeſſern.“

So wie es ſelten Complimente giebt ohne alle Lügen, ſo finden ſich auch ſelten Grobheiten ohne alle Wahrheit. Lindelle hat in vielen Stücken wider den Maffei Recht, und möchte er doch höflich oder grob ſeyn, wenn er ſich begnügte ihn bloß zu tadeln. Aber er will ihn unter die Füße treten, vernichten, und geht mit ihm ſo blind als treulos zu Werke. Er ſchämt ſich nicht offenbare Lügen zu ſagen, augenſcheinliche Verfälſchungen zu begehen, um nur ein recht hämiſches Gelächter aufſchlagen zu können. Unter drei Streichen, die er thut, geht immer einer in die Luft, und von den andern zweien, die ſeinen Gegner ſtreifen oder treffen, trifft einer unfehlbar den zugleich mit, dem ſeine Klopffechterei Platz machen ſoll, Voltairen ſelbſt. Voltaire ſcheint dieſes auch zum Theil gefühlt zu haben und iſt daher nicht ſaumſelig in der Antwort an Lindellen, den Maffei in allen den Stücken zu vertheidigen, in welchen er ſich zugleich mit vertheidigen zu müſſen glaubt. Dieſer ganzen Correſpondenz mit ſich ſelbſt, dünkt mich, fehlt das intereſſanteſte Stück: die Antwort des Maffei. Wenn uns doch auch dieſe der Herr von Voltaire hätte mittheilen wollen. Oder war ſie etwa ſo nicht, wie er ſie durch ſeine Schmeichelei zu erſchleichen hoffte? Nahm ſich Maffei etwa die Freiheit, ihm hinwiederum die Eigenthümlichkeiten des franzöſiſchen Geſchmacks ins Licht zu ſtellen? ihm zu zeigen, warum die franzöſiſche Merope eben ſo wenig in Italien als die italieniſche in Frankreich gefallen könne? —

Dreiundvierzigſtes Stück.

Den 25. September 1767.

So etwas läßt ſich vermuthen. Doch ich will lieber beweiſen, was ich ſelbſt geſagt habe, als vermuthen, was andere geſagt haben könnten.

Lindern vors erſte, ließe ſich der Tadel des Lindelle faſt in allen Punkten. Wenn Maffei gefehlt hat, ſo hat er doch nicht immer ſo plump gefehlt, als uns Lindelle will glauben machen. Er ſagt z. E., Aegiſth, wenn ihn Merope nunmehr erſtechen wolle, rufe aus: O mein alter Vater! und die Königin werde durch dieſes Wort, alter Vater, ſo gerührt, daß ſie von ihrem Vorſatze ablaſſe und auf die Vermuthung komme, Aegiſth könne wohl ihr Sohn ſeyn. Iſt das nicht, ſetzt er höhniſch hinzu, eine ſehr gegründete Vermuthung! Denn

---

> Col capo in giù il lasciai: piombò, e gran tonfo
> S'udì nel profondarsi: in alto salse
> Lo spruzzo, e l'onda sopra lui si chiuse.

[1] Non essendo dunque stato mio pensiero di seguir la Tragedia d'Euripide, non ho cercato per consequenza di porre nella mia que' sentimenti di essa, che son rimasti qua, e là; avendone tradotti cinque versi Cicerone, e recati tre passi Plutarco, e due versi Gellio, e alcuni trovandosene ancora, se la memoria non m'inganna, presso Stobeo.

freilich iſt es ganz etwas ſonderbares, daß ein junger Menſch einen alten Vater hat! „Maffei, fährt er fort, hat mit dieſem Fehler, dieſem Mangel von Kunſt und Genie, einen andern Fehler verbeſſern wollen, den er in der erſtern Ausgabe ſeines Stückes begangen hatte. Aegiſth rief da: Ach, Polydor, mein Vater! Und dieſer Polydor war eben der Mann, dem Merope ihren Sohn anvertraut hatte. Bei dem Namen Polydor hätte die Königin gar nicht mehr zweifeln müſſen, daß Aegiſth ihr Sohn ſey; und das Stück wäre aus geweſen. Nun iſt dieſer Fehler zwar weggeſchafft; aber ſeine Stelle hat ein noch weit gröberer eingenommen." Es iſt wahr, in der erſten Ausgabe nennt Aegiſth den Polydor ſeinen Vater; aber in den nachherigen Ausgaben iſt von gar keinem Vater mehr die Rede. Die Königin ſtutzt bloß bei dem Namen Polydor, der den Aegiſth gewarnt habe, ja keinen Fuß in das Meſſeniſche Gebiet zu ſetzen. Sie giebt auch ihr Vorhaben darum nicht auf; ſie fordert bloß nähere Erklärung, und ehe ſie dieſe erhalten kann, kömmt der König dazu. Der König läßt den Aegiſth wieder los binden, und da er die That, weßwegen Aegiſth eingebracht worden, billigt und rühmt, und ſie als eine wahre Heldenthat zu belohnen verſpricht: ſo muß wohl Merope in ihren erſten Verdacht wieder zurückfallen. Kann der ihr Sohn ſeyn, den Polyphontes eben darum belohnen will, weil er ihren Sohn umgebracht habe? Dieſer Schluß muß nothwendig bei ihr mehr gelten, als ein bloßer Name. Sie bereut es nunmehr auch, daß ſie eines bloßen Namens wegen, den ja wohl mehrere führen können, mit der Vollziehung ihrer Rache gezaudert habe;

> Che dubitar? misera, ed io da un nome
> Trattener mi lasciai, quasi un tal nome
> Altri aver non potesse —

und die folgenden Aeußerungen des Tyrannen können ſie nicht anders als in der Meinung vollends beſtärken, daß er von dem Tode ihres Sohnes die allerzuverläſſigſte, gewiſſeſte Nachricht haben müſſe. Iſt denn das alſo nun ſo gar abgeſchmackt? Ich finde es nicht. Vielmehr muß ich geſtehen, daß ich die Verbeſſerung des Maffei nicht einmal für ſehr nöthig halte. Laßt es den Aegiſth immerhin ſagen, daß ſein Vater Polydor heiße! Ob es ſein Vater oder ſein Freund war, der ſo hieße, und ihn vor Meſſene warnte, das nimmt einander nicht viel. Genug, daß Merope ohne alle Widerrede das für wahrſcheinlicher halten muß, was der Tyrann von ihm glaubt, da ſie weiß, daß er ihrem Sohne ſo lange, ſo eifrig nachgeſtellt, als das, was ſie aus der bloßen Uebereinſtimmung eines Namens ſchließen könnte. Freilich, wenn ſie wüßte, daß ſich die Meinung des Tyrannen, Aegiſth ſey der Mörder ihres Sohnes, auf weiter nichts als ihre eigene Vermuthung gründe: ſo wäre es etwas anders. Aber dieſes weiß ſie nicht; vielmehr hat ſie allen Grund zu glauben, daß er ſeiner Sache werde gewiß ſeyn. — Es verſteht ſich, daß ich das, was man zur Noth entſchuldigen kann, darum nicht für ſchön ausgebe; der Poet hätte unſtreitig ſeine Anlage viel feiner machen können. Sondern ich will nur ſagen, daß auch ſo, wie er ſie gemacht hat, Merope noch immer nicht ohne zureichenden Grund handelt; und daß es gar wohl möglich und wahrſcheinlich iſt, daß Merope in ihrem Vorſatze der Rache verharren, und bei der erſten Gelegenheit einen neuen Verſuch, ſie zu vollziehen, wagen können. Worüber ich mich alſo beleidigt finden möchte, wäre nicht dieſes, daß ſie zum zweitenmale ihren Sohn als den Mörder ihres Sohnes zu ermorden, kömmt; ſondern dieſes, daß ſie zum zweitenmale durch einen glücklichen ungefähren Zufall daran verhindert wird. Ich würde es dem Dichter verzeihen, wenn er Meropen auch nicht eigentlich nach den Gründen der größern Wahrſcheinlichkeit ſich beſtimmen ließe; denn die Leidenſchaft, in der ſie iſt, könnte auch den Gründen der ſchwächern das Uebergewicht ertheilen. Aber das kann ich ihm nicht verzeihen, daß er ſich ſo viel Freiheit mit dem Zufalle nimmt, und mit dem Wunderbaren deſſelben ſo verſchwenderiſch iſt, als mit den gemeinſten ordentlichſten Begebenheiten. Daß der Zufall Einmal der Mutter einen ſo frommen Dienſt erweiſet, das kann ſeyn; wir wollen es um ſo viel lieber glauben, je mehr uns die Ueberraſchung gefällt. Aber daß er zum zweitenmale die nämliche Uebereilung, auf die nämliche Weiſe, verhindern werde, das ſieht dem Zufalle nicht ähnlich; eben dieſelbe Ueberraſchung wiederholt, hört auf Ueberraſchung zu ſeyn; ihre Einförmigkeit beleidigt und wir ärgern uns über den Dichter, der zwar eben ſo abenteuerlich, aber nicht eben ſo mannichfaltig zu ſeyn weiß, als der Zufall.

Von den augenſcheinlichen und vorſetzlichen Verfälſchungen des Lindelle will ich nur zwei anführen. — „Der vierte Act, ſagt er, fängt mit einer kalten und unnöthigen Scene zwiſchen dem Tyrannen und der Vertrauten der Merope an; hierauf begegnet dieſe Vertraute, ich weiß ſelbſt nicht wie, dem jungen Aegiſth, und beredet ihn, ſich in dem Vorhauſe zur Ruhe zu begeben, damit, wenn er eingeſchlafen wäre, ihn die Königin mit aller Gemächlichkeit umbringen könne. Er ſchläft auch wirklich ein, ſo wie er es verſprochen hat. O ſchön! und die Königin kömmt zum zweitenmale mit einer Axt in der Hand, um den jungen Menſchen umzubringen, der ausdrücklich deßwegen ſchläft. Dieſe nämliche Situation, zweimal wiederholt, verräth die äußerſte Unfruchtbarkeit; und dieſer Schlaf des jungen Menſchen iſt ſo lächerlich, daß in der Welt nichts lächerlicher ſeyn kann." Aber iſt es denn auch wahr, daß ihn die Vertraute zu dieſem Schlafe beredet? Das lügt Lindelle.[1] Aegiſth trifft die Vertraute an, und bittet ſie, ihm doch die Urſache zu entdecken, warum die Königin ſo ergrimmt auf ihn ſey. Die Vertraute antwortet, ſie wolle ihm gern alles ſagen; aber ein wichtiges Geſchäft rufe ſie jetzt wo anders hin; er ſolle einen Augenblick hier verziehen; ſie wolle gleich wieder bei ihm ſeyn. Allerdings hat die Vertraute die Abſicht, ihn der Königin in die Hände zu liefern; ſie beredet ihn zu bleiben, aber nicht zu ſchlafen; und Aegiſth, welcher, ſeinem Verſprechen nach, bleibt, ſchläft, nicht ſeinem Verſprechen nach, ſondern ſchläft, weil er müde iſt, weil es Nacht iſt, weil er nicht ſieht, wo er die Nacht ſonſt werde zubringen können als hier.[2] — Die zweite Lüge des Lindelle iſt von eben dem Schlage. „Merope, ſagt er, nachdem ſie der alte Polydor an der Ermordung ihres Sohnes verhindert, fragt ihn, was für eine Belohnung er dafür verlange; und der alte Narr bittet ſie, ihn zu verjüngen." Bittet ſie, ihn zu verjüngen? „Die Belohnung meines Dienſtes, antwortet der Alte, iſt dieſer Dienſt ſelbſt; iſt dieſes, daß ich dich vergnügt ſehe. Was könnteſt du mir auch geben? Ich brauche nichts, ich verlange nichts. Eines möchte ich mir wünſchen, aber das ſteht weder in deiner, noch in irgend eines Sterblichen Gewalt, mir zu gewähren; daß mir die Laſt meiner Jahre, unter welcher ich erliege, erleichtert würde, u. ſ. w."[1] Heißt das: erleichtere Du mir dieſe Laſt? gieb Du mir Stärke und Jugend wieder? Ich will gar nicht ſagen, daß eine ſolche Klage über die Ungemächlichkeiten des Alters hier an dem ſchicklichſten Orte ſtehe, ob ſie ſchon vollkommen in dem Charakter des Polydor iſt. Aber iſt denn jede Unſchicklichkeit Wahnwitz? Und mußten nicht Polydor und ſein Dichter im eigentlichſten Verſtande wahnwitzig ſeyn, wenn dieſer jenem die Bitte wirklich in den Mund legte, die Lindelle ihnen anlügt. — Anlügt! Lügen! Verdienen ſolche Kleinigkeiten wohl ſo harte Worte? — Kleinigkeiten? Was dem Lindelle wichtig genug war, darum zu lügen, ſoll das einem dritten nicht wichtig genug ſeyn, ihm zu ſagen, daß er gelogen hat? —

---

[1] Und der Herr von Voltaire gleichfalls. Denn nicht allein Lindelle ſagt: ensuite cette suivante rencontre le jeune Egiste, je ne sais comment, et lui persuade de se reposer dans le vestibule, afin que, quand il sera endormi, la reine puisse le tuer tout à son aise, ſondern auch der Herr von Voltaire ſelbſt: la confidente de Mérope engage le jeune Egiste à dormir sur la scène, afin de donner le tems à la reine de venir l'y assassiner. Was aus dieſer Uebereinſtimmung zu ſchließen iſt, brauche ich nicht erſt zu ſagen. Selten ſtimmt ein Lügner mit ſich ſelbſt überein; und wenn zwei Lügner mit einander übereinſtimmen, ſo iſt es gewiß abgeredete Karte.

[2] Atto IV. Sc. II.

> Egi. Ma di tanto furor: di tanto affanno
> Qual' ebbe mai cagion? — —
> Ism. Il tutto
> Scoprirti io non ricuso: mà egli e d'uopo
> Che qui t'arresti per brev' ora: urgente
> Cura or mi chiama altrove.
> Egi. Io volontieri
> T'attendo quanto vuoi.
> Ism. Ma non partire
> E non far si, ch' io quà ritorni indarno.
> Egi. Mia fe do in pegno; e dove gir dovrei? —

Vierundvierzigſtes Stück.

Den 29. September 1767.

Ich komme auf den Tadel des Lindelle, welcher den Voltaire ſo gut als den Maffei trifft, dem er doch nur allein zugedacht war.

Ich übergehe die beiden Punkte bei welchen es Voltaire ſelbſt fühlte, daß der Wurf auf ihn zurückpralle. — Lindelle hatte geſagt, daß es ſehr ſchwache und unedle Merkmale wären, aus welchen Merope bei dem Maffei ſchließe, daß Aegiſth der Mörder ihres Sohnes ſey. Voltaire antwortet: „Ich kann es Ihnen nicht bergen; ich finde, daß Maffei es viel künſtlicher angelegt hat, als ich, Meropen glauben zu machen, daß ihr Sohn der Mörder ihres Sohnes ſey. Er konnte ſich eines Ringes dazu bedienen, und das durfte ich nicht; denn ſeit dem königlichen Ringe, über den Boileau in ſeinen Satyren ſpottet, würde das auf unſerm Theater ſehr klein ſcheinen." Aber mußte denn Voltaire eben eine alte Rüſtung anſtatt des Ringes wählen? Als Narbas das Kind mit ſich nahm, was bewog ihn denn, auch die Rüſtung des ermordeten Vaters mitzunehmen? Damit Aegiſth, wenn er erwachſen wäre, ſich keine neue Rüſtung kaufen dürfe, und ſich mit der alten ſeines Vaters behelfen könne? Der vorſichtige Alte! Ließ er ſich nicht auch ein paar alte Kleider von der Mutter mitgeben? Oder geſchah es, damit Aegiſth einmal an dieſer Rüſtung erkannt werden könne? So eine Rüſtung gab es wohl nicht mehr? Es war wohl eine Familienrüſtung, die Vulkan ſelbſt dem Großgroßvater gemacht hatte? Eine undurchdringliche Rüſtung? Oder wenigſtens mit ſchönen Figuren und Sinnbildern verſehen, an welchen ſie Eurikles und Merope nach funfzehn Jahren ſogleich wieder erkannten? Wenn das iſt: ſo mußte ſie der Alte freilich mitnehmen; und der Hr. von Voltaire hat Urſache, ihm verbunden zu ſeyn, daß er unter den blutigen Verwirrungen, bei welchen ein anderer nur an das Kind gedacht hätte, auch zugleich an ein ſo nützliches Möbel dachte. Wenn Aegiſth ſchon das Reich ſeines Vaters verlor, ſo mußte er doch nicht auch die Rüſtung ſeines Vaters verlieren, in der er jenes wieder erobern konnte. — Zweitens hatte ſich Lindelle über den Polyphont des Maffei aufgehalten, der die Merope mit aller Gewalt heirathen will. Als ob der Voltairiſche das nicht auch wollte! Voltaire antwortet ihm daher: „Weder Maffei, noch ich, haben die Urſachen dringend genug gemacht, warum Polyphont durchaus Meropen zu ſeiner Gemahlin verlangt. Das iſt vielleicht ein Fehler des Stoffes; aber ich bekenne Ihnen, daß ich einen ſolchen Fehler für ſehr gering halte, wenn das Intereſſe, welches er hervor bringt, beträchtlich iſt." Nein, der Fehler liegt nicht in dem Stoffe. Denn in dieſem Umſtande eben hat Maffei den Stoff verändert. Was brauchte Voltaire dieſe Veränderung anzunehmen, wenn er ſeinen Vortheil nicht dabei ſahe? —

Der Punkte ſind mehrere, bei welchen Voltaire eine ähnliche Rückſicht auf ſich ſelbſt hätte nehmen können; aber welcher Vater ſieht alle Fehler ſeines Kindes? Der Fremde, dem ſie in die Augen fallen, braucht darum gar nicht ſcharfſichtiger zu ſeyn, als der Vater; genug, daß er nicht der Vater iſt. Geſetzt alſo, ich wäre dieſer Fremde!

Lindelle wirft dem Maffei vor, daß er ſeine Scenen oft nicht verbinde, daß er das Theater oft leer laſſe, daß ſeine Perſonen oft ohne Urſache aufträten und abgingen; alles weſentliche Fehler, die man heut zu Tage auch dem armſeligſten Poeten nicht mehr verzeihe. — Weſentliche Fehler dieſes? Doch das iſt die Sprache der franzöſiſchen Kunſtrichter überhaupt; die muß ich ihm ſchon laſſen, wenn ich nicht ganz von vorne mit ihm anfangen will. So weſentlich oder unweſentlich ſie aber auch ſeyn mögen: wollen wir es Lindellen auf ſein Wort glauben, daß ſie bei den Dichtern ſeines Volks ſo ſelten ſind? Es iſt wahr, ſie ſind es, die ſich der größten Regelmäßigkeit rühmen; aber ſie ſind es auch, die entweder dieſen Regeln eine ſolche Ausdehnung geben, daß es ſich kaum mehr der Mühe verlohnt, ſie als Regeln vorzutragen, oder ſie auf eine ſolche linke und gezwungene Art beobachten, daß es weit mehr beleidigt, ſie ſo beobachtet zu ſehen, als gar nicht.[1] Beſonders iſt Voltaire ein Meiſter, ſich die Feſſeln der Kunſt ſo leicht, ſo weit zu machen, daß er alle Freiheit behält, ſich zu bewegen wie er will; und doch bewegt er ſich oft ſo plump und ſchwer, und macht ſo ängſtliche Verdrehungen, daß man meinen ſollte, jedes Glied von ihm ſey an einen beſondern Klotz geſchmiedet. Es koſtet mir Ueberwindung, ein Werk des Genies aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten; doch da es bei der gemeinen Claſſe von Kunſtrichtern noch ſo ſehr Mode iſt, es faſt aus keinem andern als aus dieſem zu betrachten; da es der iſt, aus welchem die Bewunderer des franzöſiſchen Theaters das lauteſte Geſchrei erheben, ſo will ich doch erſt genauer hinſehen, ehe ich in ihr Geſchrei mit einſtimme.

---

[1] Atto IV. Sc. VII.

Mer. Ma quale, ô mio fedel, qual potrò io
Darti già mai mercè, che i merti agguagli?
Pol. Il mio stesso servir fu premio; ed ora
M'è, il vederti contenta, ampia mercede.
Che vuoi tu darmi? io nulla bramo: caro
Sol mi saria ciò, ch' altri dar non puote;
Che scemato mi fosse il grave incarco
De gli anni, che mi sta sù'l capo, e à terra
Il curva, e preme sì, che parmi un monte —

[1] Dieſes war zum Theil ſchon das Urtheil unſers Schlegels. „Die Wahrheit zu geſtehen, ſagt er in ſeinen Gedanken zur Aufnahme des däniſchen Theaters, beobachten die Engländer, die ſich keiner Einheit des Orts rühmen, dieſelbe großentheils viel beſſer als die Franzoſen, die ſich damit viel wiſſen, daß ſie die Regeln des Ariſtoteles ſo genau beobachten. Darauf kömmt gerade am allerwenigſten an, daß das Gemälde der Scenen nicht verändert wird. Aber wenn keine Urſache vorhanden iſt, warum die auftretenden Perſonen ſich an dem angezeigten Orte befinden, und nicht vielmehr an demjenigen geblieben ſind, wo ſie vorhin waren; wenn eine Perſon ſich als Herr und Bewohner eben des Zimmers aufführt, wo kurz vorher eine andere, als ob ſie ebenfalls Herr vom Hauſe wäre, in aller Gelaſſenheit mit ſich ſelbſt oder mit einem Vertrauten geſprochen, ohne daß dieſer Umſtand auf eine wahrſcheinliche Weiſe entſchuldigt wird; kurz, wenn die Perſonen nur deßwegen in den angezeigten Saal oder Garten kommen, um auf die Schaubühne zu treten: ſo würde der Verfaſſer des Schauſpiels am beſten gethan haben, anſtatt der Worte „der Schauplatz iſt ein Saal in Climenens Hauſe" unter das Verzeichniß ſeiner Perſonen zu ſetzen: „der Schauplatz iſt auf dem Theater." Oder im Ernſte zu reden, es würde weit beſſer geweſen ſeyn, wenn der Verfaſſer nach dem Gebrauche der Engländer die Scene aus dem Hauſe des einen in das Haus eines andern verlegt, und alſo den Zuſchauer ſeinem Helden nachgeführt hätte; als daß er ſeinem Helden die Mühe macht, den Zuſchauern zu gefallen, an einen Platz zu kommen, wo er nichts zu thun hat."

1. Die Scene iſt zu Meſſene, in dem Palaſte der Merope. Das iſt gleich Anfangs die ſtrenge Einheit des Ortes nicht, welche, nach den Grundſätzen und Beiſpielen der Alten, ein Hedelin verlangen zu können glaubte. Die Scene muß kein ganzer Palaſt, ſondern nur ein Theil des Palaſtes ſeyn, wie ihn das Auge aus einem und eben demſelben Standorte zu überſehen fähig iſt. Ob ſie ein ganzer Palaſt oder eine ganze Stadt, oder eine ganze Provinz iſt, das macht im Grunde einerlei Ungereimtheit. Doch ſchon Corneille gab dieſem Geſetze, von dem ſich ohnedem kein ausdrückliches Gebot bei den Alten findet, die weitere Ausdehnung, und wollte, daß eine einzige Stadt zur Einheit des Ortes hinreichend ſey. Wenn er ſeine beſten Stücke von dieſer Seite rechtfertigen wollte, ſo mußte er wohl ſo nachgebend ſeyn. Was Corneillen aber erlaubt war, das muß Voltairen Recht ſeyn. Ich ſage alſo nichts dagegen, daß eigentlich die Scene bald in dem Zimmer der Königin, bald in dem oder jenem Saale, bald in dem Vorhofe, bald nach dieſer bald nach einer andern Ausſicht, muß gedacht werden. Nur hätte er bei dieſen Abwechslungen auch die Vorſicht brauchen ſollen, die Corneille dabei empfahl: ſie müſſen nicht in dem nämlichen Acte, am wenigſten in der nämlichen Scene angebracht werden. Der Ort, welcher zu Anfang des Acts iſt, muß durch dieſen Act ganz dauern; und ihn vollends in eben derſelben Scene abändern, oder auch nur erweitern oder verengern, iſt die äußerſte Ungereimtheit von der Welt. — Der dritte Act der Merope mag auf einem freien Platz, unter einem Säulengang oder in einem Saal ſpielen, in deſſen Vertiefung das Grabmal des Kreſphontes zu ſehen, an welchem die Königin den Aegiſth mit eigener Hand hinrichten will; was kann man ſich armſeliger vorſtellen, als daß, mitten in der vierten Scene, Eurikles, der den Aegiſth wegführt, dieſe Vertiefung hinter ſich zuſchließen muß? Wie ſchließt er ſie zu? Fällt ein Vorhang hinter ihm nieder? Wenn jemals auf einen Vorhang das, was Hedelin von dergleichen Vorhängen überhaupt ſagt, gepaßt hat, ſo iſt es auf dieſen;[1] beſonders wenn man zugleich die Urſache erwägt, warum Aegiſth ſo plötzlich abgeführt, durch dieſe Maſchinerie ſo augenblicklich aus dem Geſicht gebracht werden muß, von der ich hernach reden will. — Eben ſo ein Vorhang wird in dem fünften Acte aufgezogen. Die erſten ſechs Scenen ſpielen in einem Saale des Palaſtes, und mit der ſiebenten erhalten wir auf einmal die offene Ausſicht in den Tempel, um einen todten Körper in einem blutigen Rocke ſehen zu können. Durch welches Wunder? Und war dieſer Anblick dieſes Wunders wohl werth? Man wird ſagen, die Thüren dieſes Tempels eröffnen ſich auf einmal, Merope bricht auf einmal mit dem ganzen Volke heraus, und dadurch erlangen wir die Einſicht in denſelben. Ich verſtehe; dieſer Tempel war Ihro verwittweten Königlichen Majeſtät Schloßkapelle, die gerade an den Saal ſtieß, und mit ihm Communication hatte, damit Allerhöchſtdieſelben jederzeit trocknes Fußes zu dem Orte ihrer Andacht gelangen konnten. Nur ſollten wir ſie dieſes Wegs nicht allein herauskommen, ſondern auch hereingehen ſehen; wenigſtens den Aegiſth, der am Ende der vierten Scene zu laufen hat, und ja den kürzeſten Weg nehmen muß, wenn er, acht Zeilen darauf, ſeine That ſchon vollbracht haben ſoll.

Fünfundvierzigſtes Stück.

Den 2. October 1767.

2. Nicht weniger bequem hat es ſich der Herr von Voltaire mit der Einheit der Zeit gemacht. Man denke ſich einmal alles das, was er in ſeiner Merope vorgehen läßt, an Einem Tage geſchehen; und ſage, wie viel Ungereimtheiten man ſich dabei denken muß. Man nehme immer einen völligen, natürlichen Tag; man gebe ihm immer die dreißig Stunden, auf die Corneille ihn auszudehnen erlauben will. Es iſt wahr, ich ſehe zwar keine phyſikaliſche Hinderniſſe, warum alle die Begebenheiten in dieſem Zeitraume nicht hätten geſchehen können; aber deſto mehr moraliſche. Es iſt freilich nicht unmöglich, daß man innerhalb zwölf Stunden um ein Frauenzimmer anhalten und mit ihr getraut ſeyn kann, beſonders wenn man es mit Gewalt vor den Prieſter ſchleppen darf. Aber wenn es geſchieht, verlangt man nicht eine ſo gewaltſame Beſchleunigung durch die allertriftigſten und dringendſten Urſachen gerechtfertigt zu wiſſen? Findet ſich hingegen auch kein Schatten von ſolchen Urſachen, wodurch ſoll uns, was bloß phyſikaliſcher Weiſe möglich iſt, denn wahrſcheinlich werden? Der Staat will ſich einen König wählen; Polyphont und der abweſende Aegiſth können allein dabei in Betrachtung kommen; um die Anſprüche des Aegiſth zu vereiteln, will Polyphont die Mutter deſſelben heirathen; an eben demſelben Tage, da die Wahl geſchehen ſoll, macht er ihr den Antrag; ſie weiſt ihn ab; die Wahl geht vor ſich und fällt für ihn aus; Polyphont iſt alſo König, und man ſollte glauben, Aegiſth möge nunmehr erſcheinen, wann er wolle, der neuerwählte König könne es fürs erſte mit ihm anſehen. Nichts weniger; er beſteht auf der Heirath, und beſteht darauf, daß ſie noch deſſelben Tages vollzogen werden ſoll; eben des Tages, an dem er Meropen zum erſtenmale ſeine Hand angetragen; eben des Tages, da ihn das Volk zum Könige ausgerufen. Ein ſo alter Soldat und ein ſo hitziger Freier! Aber ſeine Freierei iſt nichts als Politik. Deſto ſchlimmer; diejenige, die er in ſein Intereſſe verwickeln will, ſo zu mißhandeln! Merope hatte ihm ihre Hand verweigert, als er noch nicht König war, als ſie glauben mußte, daß ihm ihre Hand vornehmlich auf den Thron verhelfen ſollte; aber nun iſt er König, und iſt es geworden ohne ſich auf den Titel ihres Gemahls zu gründen; er wiederhole ſeinen Antrag, und vielleicht giebt ſie es näher; er laſſe ihr Zeit, den Abſtand zu vergeſſen, der ſich ehedem zwiſchen ihnen befand, ſich zu gewöhnen, ihn als ihres gleichen zu betrachten, und vielleicht iſt nur kurze Zeit dazu nöthig. Wenn er ſie nicht gewinnen kann, was hilft es ihm, ſie zu zwingen? Wird es ihren Anhängern unbekannt bleiben, daß ſie gezwungen worden? Werden ſie ihn nicht auch darum haſſen zu müſſen glauben? Werden ſie nicht auch darum dem Aegiſth, ſo bald er ſich zeigt, beizutreten, und in ſeiner Sache zugleich die Sache ſeiner Mutter zu betreiben, ſich für verbunden achten? Vergebens, daß das Schickſal dem Tyrannen, der ganzer funfzehn Jahre ſonſt ſo bedächtlich zu Werke gegangen, dieſen Aegiſth nun ſelbſt in die Hände liefert, und ihm dadurch ein Mittel, den Thron ohne alle Anſprüche zu beſitzen, anbietet, das weit kürzer, weit unfehlbarer iſt, als die Verbindung mit ſeiner Mutter: es ſoll und muß geheirathet ſeyn, und noch heute, und noch dieſen Abend; der neue König will bei der alten Königin noch dieſe Nacht ſchlafen, oder es geht nicht gut. Kann man ſich etwas komiſcheres denken? In der Vorſtellung, meine ich; denn daß es einem Menſchen, der nur einen Funken von Verſtand hat, einkommen

---

[1] On met des rideaux qui se tirent et retirent, pour faire que les Acteurs paroissent et disparoissent selon la nécessité du Sujet — ces rideaux ne sont bons qu'à faire des couvertures pour berner ceux qui les ont inventés, et ceux qui les approuvent. Pratique du Théâtre Liv. II. chap. 6.

können, wirklich ſo zu handeln, widerlegt ſich von ſelbſt. Was hilft es nun alſo dem Dichter, daß die beſondern Handlungen eines jeden Acts zu ihrer wirklichen Ereignung ungefähr nicht viel mehr Zeit brauchen würden, als auf die Vorſtellung dieſes Acts geht, und daß dieſe Zeit mit der, welche auf die Zwiſchenacte gerechnet werden muß, noch lange keinen völligen Umlauf der Sonne erfordert; hat er darum die Einheit der Zeit beobachtet? Die Worte dieſer Regel hat er erfüllt, aber nicht ihren Geiſt. Denn was er an Einem Tage thun läßt, kann zwar an Einem Tage gethan werden, aber kein vernünftiger Menſch wird es an Einem Tage thun. Es iſt an der phyſiſchen Einheit der Zeit nicht genug; es muß auch die moraliſche dazu kommen, deren Verletzung allen und jeden empfindlich iſt, anſtatt daß die Verletzung der erſtern, ob ſie gleich meiſtens eine Unmöglichkeit involvirt, dennoch nicht immer ſo allgemein anſtößig iſt, weil dieſe Unmöglichkeit vielen unbekannt bleiben kann. Wenn z. E. in einem Stücke von einem Orte zum andern gereiſt wird, und dieſe Reiſe allein mehr als einen ganzen Tag erfordert, ſo iſt der Fehler nur denen merklich, welche den Abſtand des einen Orts von dem andern wiſſen. Nun aber wiſſen nicht alle Menſchen die geographiſchen Diſtanzen; aber alle Menſchen können es an ſich ſelbſt merken, zu welchen Handlungen man ſich Einen Tag, und zu welchen man ſich mehrere nehmen ſollte. Welcher Dichter alſo die phyſiſche Einheit der Zeit nicht anders als durch Verletzung der moraliſchen zu beobachten verſteht, und ſich kein Bedenken macht, dieſe jener aufzuopfern, der verſteht ſich ſehr ſchlecht auf ſeinen Vortheil, und opfert das Weſentlichere dem Zufälligen auf. — Maffei nimmt doch wenigſtens noch eine Nacht zu Hülfe; und die Vermählung, die Polyphont der Merope heute andeutet, wird erſt den Morgen darauf vollzogen. Auch iſt es bei ihm nicht der Tag, an welchem Polyphont den Thron beſteigt; die Begebenheiten preſſen ſich folglich weniger; ſie eilen, aber ſie übereilen ſich nicht. Voltairens Polyphont iſt ein Ephemeron von einem König, der ſchon darum den zweiten Tag nicht zu regieren verdient, weil er den erſten ſeine Sache ſo gar albern und dumm anfängt.

3. Maffei, ſagt Lindelle, verbinde öfters die Scenen nicht, und das Theater bleibe leer; ein Fehler, den man heut Tage auch den geringſten Poeten nicht verzeihe. „Die Verbindung der Scenen, ſagt Corneille, iſt eine große Zierde eines Gedichts, und nichts kann uns von der Stetigkeit der Handlung beſſer verſichern, als die Stetigkeit der Vorſtellung. Sie iſt aber doch nur eine Zierde und keine Regel; denn die Alten haben ſich ihr nicht immer unterworfen u. ſ. w.“ Wie? iſt die Tragödie bei den Franzoſen ſeit ihrem großen Corneille ſo viel vollkommener geworden, daß das, was dieſer bloß für eine mangelnde Zierde hielt, nunmehr ein unverzeihlicher Fehler iſt? Oder haben die Franzoſen ſeit ihm das Weſentliche der Tragödie noch mehr verkennen gelernt, daß ſie auf Dinge einen ſo großen Werth legen, die im Grunde keinen haben? Bis uns dieſe Frage entſchieden iſt, mag Corneille immer wenigſtens eben ſo glaubwürdig ſeyn als Lindelle; und was, nach jenem, alſo eben noch kein ausgemachter Fehler bei dem Maffei iſt, mag gegen den minder ſtreitigen des Voltaire aufgehen, nach welchem er das Theater öfters länger voll läßt, als es bleiben ſollte. Wenn z. E. in dem erſten Acte Polyphont zu der Königin kömmt, und die Königin mit der dritten Scene abgeht, mit was für Recht kann Polyphont in dem Zimmer der Königin verweilen? Iſt dieſes Zimmer der Ort, wo er ſich gegen ſeinen Vertrauten ſo frei herauslaſſen ſollte? Das Bedürfniß des Dichters verräth ſich in der vierten Scene gar zu deutlich, in der wir zwar Dinge erfahren, die wir nothwendig wiſſen müſſen, nur daß wir ſie an einem Orte erfahren, wo wir es nimmermehr erwartet hätten.

4. Maffei motivirt das Auftreten und Abgehen ſeiner Perſonen oft gar nicht; — und Voltaire motivirt es eben ſo oft falſch, welches wohl noch ſchlimmer iſt. Es iſt nicht genug, daß eine Perſon ſagt, warum ſie kömmt, man muß auch aus der Verbindung einſehen, daß ſie darum kommen müſſen. Es iſt nicht genug, daß ſie ſagt, warum ſie abgeht, man muß auch in dem Folgenden ſehen, daß ſie wirklich darum abgegangen iſt. Denn ſonſt iſt das, was ihr der Dichter desfalls in den Mund legt, ein bloßer Vorwand und keine Urſache. Wenn z. E. Eurikles in der dritten Scene des zweiten Acts abgeht, um, wie er ſagt, die Freunde der Königin zu verſammeln; ſo müßte man von dieſen Freunden und von dieſer ihrer Verſammlung auch hernach etwas hören. Da wir aber nichts davon zu hören bekommen, ſo iſt ſein Vorgeben ein ſchülerhaftes Peto veniam exeundi, mit der erſten beſten Lüge, die dem Knaben einfällt. Er geht nicht ab, um das zu thun, was er ſagt, ſondern um, ein paar Zeilen darauf, mit einer Nachricht wiederkommen zu können, die der Poet durch keinen andern ertheilen zu laſſen wußte. Noch ungeſchickter geht Voltaire mit dem Schluſſe ganzer Acte zu Werke. Am Ende des dritten ſagt Polyphont zu Meropen, daß der Altar ihrer erwarte, daß zu ihrer feierlichen Verbindung ſchon alles bereit ſey; und ſo geht er mit einem Venez, Madame ab. Madame aber folgt ihm nicht, ſondern geht mit einer Exclamation zu einer andern Couliſſe hinein, worauf Polyphont den vierten Act wieder anfängt, und nicht etwa ſeinen Unwillen äußert, daß ihm die Königin nicht in den Tempel gefolgt iſt (denn er irrte ſich, es hat mit der Trauung noch Zeit), ſondern wiederum mit ſeinem Erox Dinge plaudert, über die er nicht hier, über die er zu Hauſe in ſeinem Gemache mit ihm hätte ſchwatzen ſollen. Nun ſchließt auch der vierte Act, und ſchließt vollkommen wie der dritte. Polyphont citirt die Königin nochmals nach dem Tempel, Merope ſelbſt ſchreit:

> Courrons tous vers le temple où m'attend mon outrage;

und zu den Opferprieſtern, die ſie dahin abholen ſollen, ſagt ſie:

> Vous venez à l'autel entrainer la victime.

Folglich werden ſie doch gewiß zu Anfang des fünften Acts in dem Tempel ſeyn, wo ſie nicht ſchon gar wieder zurück ſind? Keines von beiden; gut Ding will Weile haben; Polyphont hat noch etwas vergeſſen und kömmt noch einmal wieder, und ſchickt auch die Königin noch einmal wieder. Vortrefflich! Zwiſchen dem dritten und vierten, und zwiſchen dem vierten und fünften Acte geſchieht demnach nicht allein das nicht, was geſchehen ſollte, ſondern es geſchieht auch, platter Dings, gar nichts, und der dritte und vierte Act ſchließen bloß, damit der vierte und fünfte wieder anfangen können.

Sechsundvierzigſtes Stück.

Den 6. October 1767.

Ein anderes iſt, ſich mit den Regeln abfinden, ein anderes, ſie wirklich beobachten. Jenes thun die Franzoſen; dieſes ſcheinen nur die Alten verſtanden zu haben.

Die Einheit der Handlung war das erſte dramatiſche Geſetz der Alten; die Einheit der Zeit und die Einheit des Ortes waren gleichſam nur Folgen aus jener, die ſie ſchwerlich ſtrenger beobachtet haben würden, als es jene nothwendig erfordert hätte, wenn nicht die Verbindung des Chors dazu gekommen wäre. Da nämlich ihre Handlungen eine Menge Volks zum Zeugen haben mußten, und dieſe Menge immer die nämliche blieb, welche ſich weder weiter von ihren Wohnungen entfernen, noch länger aus denſelben wegbleiben konnte, als man gewöhnlichermaßen der großen Neugierde wegen zu thun pflegt: ſo konnten ſie faſt nicht anders, als den Ort auf einen und eben denſelben individuellen Platz, und die Zeit auf einen und eben denſelben Tag einſchränken. Dieſer Einſchränkung unterwarfen ſie ſich denn auch bona fide; aber mit einer Biegſamkeit, mit einem Verſtande, daß ſie unter neunmalen, ſiebenmal weit mehr dabei gewannen als verloren. Denn ſie ließen ſich dieſen Zwang einen Anlaß ſeyn, die Handlung ſelbſt ſo zu ſimplificiren, alles Ueberflüſſige ſo ſorgfältig von ihr abzuſondern, daß ſie, auf ihre weſentlichſten Beſtandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieſer Handlung ward, welches ſich gerade in derjenigen Form am glücklichſten ausbildete, die den wenigſten Zuſatz von Umſtänden der Zeit und des Orts verlangte.

Die Franzoſen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geſchmack fanden, die durch die wilden Intriguen der ſpaniſchen Stücke ſchon verwöhnt waren, ehe ſie die griechiſche Simplicität kennen lernten, betrachteten die Einheiten der Zeit und des Orts nicht als Folgen jener Einheit, ſondern als für ſich zur Vorſtellung einer Handlung unumgängliche Erforderniſſe, welche ſie auch ihren reichern und verwickeltern Handlungen in eben der Strenge anpaſſen müßten, als es nur immer der Gebrauch des Chors erfordern könnte, dem ſie doch gänzlich entſagt hatten. Da ſie aber fanden wie ſchwer, ja wie unmöglich öfters dieſes ſey, ſo trafen ſie mit den tyranniſchen Regeln, welchen ſie ihren völligen Gehorſam aufzukündigen nicht Muth genug hatten, ein Abkommen. Anſtatt eines einzigen Ortes führten ſie einen unbeſtimmten Ort ein, unter dem man ſich bald den, bald jenen einbilden könne; genug, wenn dieſe Orte zuſammen nur nicht gar zu weit aus einander lägen, und keiner eine beſondere Verzierung bedürfe, ſondern die nämliche Verzierung ungefähr dem einen ſo gut als dem andern zukommen könne. Anſtatt der Einheit des Tages ſchoben ſie die Einheit der Dauer unter; und eine gewiſſe Zeit, in der man von keinem Aufgehen und Untergehen der Sonne hörte, in der Niemand zu Bette ging, wenigſtens nicht öfter als einmal zu Bette ging, mochte ſich doch ſonſt noch ſo viel und mancherlei darin ereignen, ließen ſie für Einen Tag gelten.

Niemand würde ihnen dieſes verdacht haben; denn unſtreitig laſſen ſich auch ſo noch vortreffliche Stücke machen; und das Sprichwort ſagt, bohre das Bret, wo es am dünnſten iſt. — Aber ich muß meinen Nachbar nur auch da bohren laſſen. Ich muß ihm nicht immer nur die dickſte Kante, den äſtigſten Theil des Bretes zeigen und ſchreien: Da bohre mir durch! da pflege ich durchzubohren! — Gleichwohl ſchreien die franzöſiſchen Kunſtrichter alle ſo; beſonders wenn ſie auf die dramatiſchen Stücke der Engländer kommen. Was für ein Aufhebens machen ſie von der Regelmäßigkeit, die ſie ſich ſo unendlich erleichtert haben! — Doch mir ekelt, mich bei dieſen Elementen länger aufzuhalten.

Möchten meinetwegen Voltairens und Maffeis Merope acht Tage dauern, und an ſieben Orten in Griechenland ſpielen! Möchten ſie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich dieſe Pedanterien vergeſſen machen!

Die ſtrengſte Regelmäßigkeit kann den kleinſten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen. Wie abgeſchmackt Polyphont bei dem Maffei öfters ſpricht und handelt, iſt Lindellen nicht entgangen. Er hat Recht, über die heilloſen Maximen zu ſpotten, die Maffei ſeinem Tyrannen in den Mund legt. Die Edelſten und Beſten des Staats aus dem Wege zu räumen; das Volk in alle die Wollüſte zu verſenken, die es entkräften und weibiſch machen können; die größten Verbrechen unter dem Scheine des Mitleids und der Gnade ungeſtraft zu laſſen u. ſ. w., wenn es einen Tyrannen giebt, der dieſen unſinnigen Weg zu regieren einſchlägt, wird er ſich deſſen auch rühmen? So ſchildert man die Tyrannen in einer Schulübung; aber ſo hat noch keiner von ſich ſelbſt geſprochen.[1] — Es iſt wahr, ſo gar froſtig und wahnwitzig läßt Voltaire ſeinen Polyphont nicht declamiren; aber mitunter läßt er ihn doch auch Dinge ſagen, die gewiß kein Mann von dieſer Art über die Zunge bringt. Z. E.

— Des Dieux quelquefois la longue patience
Fait sur nous à pas lents descendre la vengeance —

Ein Polyphont ſollte dieſe Betrachtung wohl machen, aber er macht ſie nie. Noch weniger wird er ſie in dem Augenblicke machen, da er ſich zu neuen Verbrechen aufmuntert:

Eh bien, encore ce crime! — —

Wie unbeſonnen und in den Tag hinein er gegen Meropen handelt, habe ich ſchon berührt. Sein Betragen gegen den Aegiſth ſieht einem eben ſo verſchlagenen als entſchloſſenen Manne, wie ihn uns der Dichter von Anfange ſchildert, noch weniger ähnlich. Aegiſth hätte bei dem Opfer gerade nicht erſcheinen müſſen. Was ſoll er da? Ihm Gehorſam ſchwören? In den Augen des Volks? Unter dem Geſchrei ſeiner verzweifelnden Mutter? Wird da nicht unfehlbar geſchehen, was er zuvor ſelbſt beſorgte?[2] Er hat ſich für ſeine Perſon alles von dem Aegiſth zu verſehen; Aegiſth verlangt nur ſein Schwert wieder, um den ganzen Streit zwiſchen ihnen mit eins zu entſcheiden; und dieſen tollkühnen Aegiſth läßt er ſich an dem Altare, wo das erſte das beſte, was ihm in die Hand fällt, ein Schwert werden kann, ſo nahe kommen? Der Polyphont des Maffei iſt von dieſen Ungereimtheiten frei; denn dieſer kennt den Aegiſth nicht, und hält ihn für ſeinen Freund. Warum hätte Aegiſth ſich ihm alſo bei dem Altare nicht nähern dürfen? Niemand gab auf ſeine Bewegungen Acht; der Streich war geſchehen und er zu dem zweiten ſchon bereit, ehe es noch einem Menſchen einkommen konnte, den erſten zu rächen.

„Merope, ſagt Lindelle, wenn ſie bei dem Maffei erfähret, daß ihr Sohn ermordet ſey, will dem Mörder das Herz aus dem Leibe reißen, und es mit ihren Zähnen zerfleiſchen.[3] Das heißt, ſich wie eine Kannibalin und nicht wie eine betrübte Mutter ausdrücken;

---

[1] Atto III. Sc. II.

— — — Quando
Saran da poi sopiti alquanto, e queti
Gli animi, l'arte del regnar mi giovi.
Per mute oblique vie n'andranno a Stigo
L'alme più audaci, e generose. A i vizi
Per cui vigor si abbatte, ardir si toglie
Il freno allargherò. Lunga clemenza
Con pompa di pietà farò, che splenda
Su i delinquenti; a i gran delitti invito,
Onde restino i buoni esposti, e paghi
Renda gl' iniqui la licenza; ed onde
Poi fra se distruggendosi, in crudeli
Gare private il lor furor si stempri.
Udrai sovente risonar gli editti,
E raddopiar le leggi, che al sovrano
Giovan servate, e transgredite. Udrai
Correr minaccia ognor di guerra esterna;
Ond' io n'andrò su l'atterrita plebe
Sempre crescendo i pesi, e peregrine
Milizie indrodurrò. — —

[2] Acte I. Sc. 4.

Si ce fils, tant pleuré, dans Messène est produit,
De quinze ans de travaux j'ai perdu tout le fruit.
Crois-moi, ces préjugés de sang et de naissance
Revivront dans les cœurs, y prendront sa défense.
Le souvenir du père, et cent rois pour ayeux,
Cet honneur prétendu d'être issu de nos Dieux;
Les cris, le désespoir d'une mère éplorée,
Détruiront ma puissance encor mal assurée.

[3] Atto II. Sc. 6.

Quel scelerato in mio poter vorrei
Per trarne prima, s'ebbe parte in questo

das Anſtändige muß überall beobachtet werden.“ Ganz recht; aber obgleich die franzöſiſche Merope delikater iſt, als daß ſie ſo in ein rohes Herz ohne Salz und Schmalz beißen ſollte: ſo dünkt mich doch, iſt ſie im Grunde eben ſo gut Kannibalin, als die italieniſche. —

Siebenundvierzigſtes Stück.

Den 9. October 1767.

Und wie das? — Wenn es unſtreitig iſt, daß man den Menſchen mehr nach ſeinen Thaten, als nach ſeinen Reden richten muß; daß ein raſches Wort, in der Hitze der Leidenſchaft ausgeſtoßen, für ſeinen moraliſchen Charakter wenig, eine überlegte kalte Handlung aber alles beweiſet: ſo werde ich wohl Recht haben. Merope, die ſich in der Ungewißheit, in welcher ſie von dem Schickſale ihres Sohnes iſt, dem bängſten Kummer überläßt, die immer das Schrecklichſte beſorgt, und in der Vorſtellung, wie unglücklich ihr abweſender Sohn vielleicht ſey, ihr Mitleid über alle Unglückliche erſtreckt: iſt das ſchöne Ideal einer Mutter. Merope, die in dem Augenblicke, da ſie den Verluſt des Gegenſtandes ihrer Zärtlichkeit erfährt, von ihrem Schmerze betäubt dahin ſinkt, und plötzlich, ſobald ſie den Mörder in ihrer Gewalt hört, wieder aufſpringt, und tobt, und wüthet, und die blutigſte ſchrecklichſte Rache an ihm zu vollziehen droht, und wirklich vollziehen würde, wenn er ſich eben unter ihren Händen befände: iſt eben dieſes Ideal, nur in dem Stande einer gewaltſamen Handlung, in welchem es an Ausdruck und Kraft gewinnt, was es an Schönheit und Rührung verloren hat. Aber Merope, die ſich zu dieſer Rache Zeit nimmt, Anſtalten dazu vorkehrt, Feierlichkeiten dazu anordnet, und ſelbſt die Henkerin ſeyn, nicht tödten ſondern martern, nicht ſtrafen ſondern ihre Augen an der Strafe weiden will: iſt das auch noch eine Mutter? Freilich wohl; aber eine Mutter, wie wir ſie uns unter den Kannibalinnen denken; eine Mutter, wie es jede Bärin iſt. — Dieſe Handlung der Merope gefalle wem da will; mir ſage er es nur nicht, daß ſie ihm gefällt, wenn ich ihn nicht eben ſo ſehr verachten, als verabſcheuen ſoll.

Vielleicht dürfte der Herr von Voltaire auch dieſes zu einem Fehler des Stoffes machen; vielleicht dürfte er ſagen, Merope müſſe ja wohl den Aegiſth mit eigener Hand umbringen wollen, oder der ganze Coup de Théatre, den Ariſtoteles ſo ſehr anpreiſe, der die empfindlichen Athenienſer ehedem ſo ſehr entzückt habe, falle weg. Aber der Herr von Voltaire würde ſich wiederum irren und die willkürlichen Abweichungen des Maffei abermals für den Stoff ſelbſt nehmen. Der Stoff erfordert zwar, daß Merope den Aegiſth mit eigner Hand ermorden will, allein er erfordert nicht, daß ſie es mit aller Ueberlegung thun muß. Und ſo ſcheint ſie es auch bei dem Euripides nicht gethan zu haben, wenn wir anders die Fabel des Hyginus für den Auszug ſeines Stückes annehmen dürfen. Der Alte kömmt und ſagt der Königin weinend, daß ihm ihr Sohn weggekommen; eben hatte ſie gehört, daß ein Fremder angelangt ſey, der ſich rühme, ihn umgebracht zu haben, und daß dieſer Fremde ruhig unter ihrem Dache ſchlafe; ſie ergreift das erſte das beſte, was ihr in die Hände fällt, eilt voller Wuth nach dem Zimmer des Schlafenden, der Alte ihr nach, und die Erkennung geſchieht in dem Augenblicke, da das Verbrechen geſchehen ſollte. Das war ſehr ſimpel und natürlich, ſehr rührend und menſchlich! Die Athenienſer zitterten für den Aegiſth, ohne Meropen verabſcheuen zu dürfen. Sie zitterten für Meropen ſelbſt, die durch die gutartigſte Uebereilung Gefahr lief, die Mörderin ihres Sohnes zu werden. Maffei und Voltaire aber machen mich bloß für den Aegiſth zittern; denn auf ihre Merope bin ich ſo ungehalten, daß ich es ihr faſt gönnen möchte, ſie vollführte den Streich. Möchte ſie es doch haben! Kann ſie ſich Zeit zur Rache nehmen, ſo hätte ſie ſich auch Zeit zur Unterſuchung nehmen ſollen. Warum iſt ſie ſo eine blutdürſtige Beſtie? Er hat ihren Sohn umgebracht: gut; ſie mache in der erſten Hitze mit dem Mörder was ſie will, ich verzeihe ihr, ſie iſt Menſch und Mutter; auch will ich gern mit ihr jammern und verzweifeln, wenn ſie finden ſollte, wie ſehr ſie ihre erſte raſche Hitze zu verwünſchen habe. Aber, Madame, einen jungen Menſchen, der Sie kurz zuvor ſo ſehr intereſſirte, an dem Sie ſo viele Merkmale der Aufrichtigkeit und Unſchuld erkannten, weil man eine alte Rüſtung bei ihm findet, die nur Ihr Sohn tragen ſollte, als den Mörder Ihres Sohnes an dem Grabmale ſeines Vaters mit eigner Hand abſchlachten zu wollen, Leibwache und Prieſter dazu zu Hülfe zu nehmen — O pfui, Madame! Ich müßte mich ſehr irren, oder Sie wären in Athen ausgepfiffen worden.

Daß die Unſchicklichkeit, mit welcher Polyphont nach funfzehn Jahren die veraltete Merope zur Gemahlin verlangt, eben ſo wenig ein Fehler des Stoffes iſt, habe ich ſchon berührt. Denn nach der Fabel des Hyginus hatte Polyphont Meropen gleich nach der Ermordung des Kreſphont geheirathet; und es iſt ſehr glaublich, daß ſelbſt Euripides dieſen Umſtand ſo angenommen hatte. Warum ſollte er auch nicht? Eben die Gründe, mit welchen Eurikles, beim Voltaire, Meropen jetzt nach funfzehn Jahren bereden will, dem Tyrannen ihre Hand zu geben,[1] hätten ſie auch vor funfzehn Jahren dazu vermögen können. Es war ſehr in der Denkungsart der alten griechiſchen Frauen, daß ſie ihren Abſcheu gegen die Mörder ihrer Männer überwanden und ſie zu ihren zweiten Männern annahmen, wenn ſie ſahen, daß den Kindern ihrer erſten Ehe Vortheil daraus erwachſen könne. Ich erinnere mich etwas ähnliches in dem griechiſchen Roman des Chariton, den d'Orville herausgegeben, ehedem geleſen zu haben, wo eine Mutter das Kind ſelbſt, welches ſie noch unter ihrem Herzen trägt, auf eine ſehr rührende Art darüber zum Richter nimmt. Ich glaube, die Stelle verdiente angeführt zu werden; aber ich habe das Buch nicht bei der Hand. Genug, daß das, was dem Eurikles Voltaire ſelbſt in den Mund legt, hinreichend geweſen wäre, die Aufführung ſeiner Merope zu rechtfertigen, wenn er ſie als die Gemahlin des Polyphont eingeführt hätte. Die kalten Scenen einer politiſchen Liebe wären dadurch weggefallen; und ich ſehe mehr als einen Weg, wie das Intereſſe durch dieſen Umſtand ſelbſt noch weit lebhafter, und die Situationen noch weit intriguanter hätten werden können.

Assassinio il tiranno, io voglio poi
Con una scure spalancargli il petto,
Voglio strappargli il cor, voglio co' denti
Lacerarlo, e sbranarlo — —

[1] Acte II. Sc. 1.
— — Mer. Non, mon fils ne le souffrirait pas.
L'exil où son enfance a langui condamnée
Lui serait moins affreux que ce lâche hymenée.
Eur. Il le condamnerait, si, paisible en son rang,
Il n'en croyait ici que les droits de son sang;
Mais si par les malheurs son ame était instruite,
Sur ses vrais intérets s'il réglait sa conduite,
De ses tristes amis s'il consultait la voix,
Et la nécessité souveraine des loix,
Il verrait que jamais sa malheureuse mere
Ne lui donna d'amour une marque plus chere.
Me. Ah que me dites-vous?
Eur. De dures vérités
Qui m'arrachent mon zèle et vos calamités.
Me. Quoi! Vous me demandez que l'intérêt surmonte
Cette invincible horreur que j'ai pour Polifonte!
Vous qui me l'avez peint de si noires couleurs!
Eur. Je l'ai peint dangereux, je connais ses fureurs,
Mais il est tout-puissant; mais rien ne lui résiste:
Il est sans héritier, et vous aimez Egiste. —

Doch Voltaire wollte durchaus auf dem Wege bleiben, den ihm Maffei gebahnt hatte, und weil es ihm gar nicht einmal einfiel, daß es einen beſſern geben könne, daß dieſer beſſere eben der ſey, der ſchon vor Alters befahren worden, ſo begnügte er ſich, auf jenem ein Paar Sandſteine aus dem Gleiße zu räumen, über die er meint, daß ſein Vorgänger faſt umgeſchmiſſen hätte. Würde er wohl ſonſt auch dieſes von ihm beibehalten haben, daß Aegiſth, unbekannt mit ſich ſelbſt, von ungefähr nach Meſſene gerathen und daſelbſt durch kleine zweideutige Merkmale in den Verdacht kommen muß, daß er der Mörder ſeiner ſelbſt ſey? Bei dem Euripides kannte ſich Aegiſth vollkommen, kam in dem ausdrücklichen Vorſatze, ſich zu rächen, nach Meſſene, und gab ſich ſelbſt für den Mörder des Aegiſth aus; nur daß er ſich ſeiner Mutter nicht entdeckte, es ſey aus Vorſicht oder aus Mißtrauen, oder aus was ſonſt für Urſache, an der es ihm der Dichter gewiß nicht wird haben mangeln laſſen. Ich habe zwar oben dem Maffei einige Gründe zu allen den Veränderungen, die er mit dem Plane des Euripides gemacht hat, von meinem Eigenen geliehen. Aber ich bin weit entfernt, die Gründe für wichtig, und die Veränderungen für glücklich genug auszugeben. Vielmehr behaupte ich, daß jeder Tritt, den er aus den Fußſtapfen des Griechen zu thun gewagt, ein Fehltritt geworden. Daß ſich Aegiſth nicht kennt, daß er von ungefähr nach Meſſene kömmt, und per combinazione d'accidenti (wie Maffei es ausdrückt) für den Mörder des Aegiſth gehalten wird, giebt nicht allein der ganzen Geſchichte ein ſehr verwirrtes, zweideutiges und romanenhaftes Anſehen, ſondern ſchwächt auch das Intereſſe ungemein. Bei dem Euripides wußte es der Zuſchauer von dem Aegiſth ſelbſt, daß er Aegiſth ſey, und je gewiſſer er es wußte, daß Merope ihren eigenen Sohn umzubringen kömmt, deſto größer mußte nothwendig das Schrecken ſeyn, das ihn darüber befiel, deſto quälender das Mitleid, welches er voraus ſah, falls Merope an der Vollziehung nicht zu rechter Zeit verhindert würde. Bei dem Maffei und Voltaire hingegen, vermuthen wir es nur, daß der vermeinte Mörder des Sohnes der Sohn wohl ſelbſt ſeyn könne, und unſer größtes Schrecken iſt auf den einzigen Augenblick verſpart, in welchem es Schrecken zu ſeyn aufhört. Das ſchlimmſte dabei iſt noch dieſes, daß die Gründe, die uns in dem jungen Fremdlinge den Sohn der Merope vermuthen laſſen, eben die Gründe ſind, aus welchen es Merope ſelbſt vermuthen ſollte; und daß wir ihn, beſonders bei Voltairen, nicht in dem allergeringſten Stücke näher und zuverläſſiger kennen, als ſie ihn ſelbſt kennen kann. Wir trauen alſo dieſen Gründen entweder eben ſo viel, als ihnen Merope trauet, oder wir trauen ihnen mehr. Trauen wir ihnen eben ſo viel, ſo halten wir den Jüngling mit ihr für einen Betrüger, und das Schickſal, das ſie ihm zugedacht, kann uns nicht ſehr rühren. Trauen wir ihnen mehr, ſo tadeln wir Meropen, daß ſie nicht beſſer darauf merkt, und ſich von weit ſeichteren Gründen hinreißen läßt. Beides aber taugt nicht.

Achtundvierzigſtes Stück.

Den 13. October 1767.

Es iſt wahr, unſere Ueberraſchung iſt größer, wenn wir es nicht eher mit völliger Gewißheit erfahren, daß Aegiſth Aegiſth iſt, als bis es Merope ſelbſt erfährt. Aber das armſeelige Vergnügen einer Ueberraſchung! Und was braucht der Dichter uns zu überraſchen? Er überraſche ſeine Perſonen, ſo viel er will; wir werden unſer Theil ſchon davon zu nehmen wiſſen, wenn wir, was ſie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch ſo lange vorausgeſehen haben. Ja, unſer Antheil wird um ſo lebhafter und ſtärker ſeyn, je länger und zuverläſſiger wir es vorausgeſehen haben.

Ich will über dieſen Punkt den beſten franzöſiſchen Kunſtrichter für mich ſprechen laſſen. „In den verwickelten Stücken, ſagt Diderot,[1] iſt das Intereſſe mehr die Wirkung des Plans, als der Reden; in den einfachen Stücken hingegen iſt es mehr die Wirkung der Reden als des Plans. Allein worauf muß ſich das Intereſſe beziehen? Auf die Perſonen? Oder auf die Zuſchauer? Die Zuſchauer ſind nichts als Zeugen, von welchen man nichts weiß. Folglich ſind es die Perſonen, die man vor Augen haben muß. Unſtreitig! Dieſe laſſe man den Knoten ſchürzen, ohne daß ſie es wiſſen; für dieſe ſey alles undurchdringlich; dieſe bringe man, ohne daß ſie es merken, der Auflöſung immer näher und näher. Sind dieſe nur in Bewegung, ſo werden wir Zuſchauer den nämlichen Bewegungen ſchon auch nachgeben, ſie ſchon auch empfinden müſſen. — Weit gefehlt, daß ich mit den meiſten, die von der dramatiſchen Dichtkunſt geſchrieben haben, glauben ſollte, man müſſe die Entwickelung vor dem Zuſchauer verbergen. Ich dächte vielmehr, es ſollte meine Kräfte nicht überſteigen, wenn ich mir ein Werk zu machen vorſetzte, wo die Entwickelung gleich in der erſten Scene verrathen würde, und aus dieſem Umſtande ſelbſt das allerſtärkſte Intereſſe entſpränge. — Für den Zuſchauer muß alles klar ſeyn. Er iſt der Vertraute einer jeden Perſon; er weiß alles was vorgeht, alles was vorgegangen iſt; und es giebt hundert Augenblicke, wo man nichts beſſeres thun kann, als daß man ihm gerade vorausſagt, was noch vorgehen ſoll. — O ihr Verfertiger allgemeiner Regeln, wie wenig verſteht ihr die Kunſt, und wie wenig beſitzt ihr von dem Genie, das die Muſter hervorgebracht hat, auf welche ihr ſie baut, und das ſie übertreten kann, ſo oft es ihm beliebt! — Meine Gedanken mögen ſo parador ſcheinen als ſie wollen: ſo viel weiß ich gewiß, daß für Eine Gelegenheit, wo es nützlich iſt, dem Zuſchauer einen wichtigen Vorfall ſo lange zu verhehlen, bis er ſich ereignet, es immer zehn und mehrere giebt, wo das Intereſſe gerade das Gegentheil erfordert. — Der Dichter bewerkſtelligt durch ſein Geheimniß eine kurze Ueberraſchung; und in welche anhaltende Unruhe hätte er uns ſtürzen können, wenn er uns kein Geheimniß daraus gemacht hätte! — Wer in Einem Augenblicke getroffen und niedergeſchlagen wird, den kann ich auch nur einen Augenblick betauern. Aber wie ſteht es alsdann mit mir, wenn ich den Schlag erwarte, wenn ich ſehe, daß ſich das Ungewitter über meinem oder eines andern Haupte zuſammenzieht und lange Zeit darüber verweilt? — Meinetwegen mögen die Perſonen alle einander nicht kennen; wenn ſie nur der Zuſchauer alle kennt. — Ja, ich wollte faſt behaupten, daß der Stoff, bei welchem die Verſchweigungen nothwendig ſind, ein undankbarer Stoff iſt; daß der Plan, in welchem man ſeine Zuflucht zu ihnen nimmt, nicht ſo gut iſt, als der, in welchem man ſie hätte entübrigen können. Sie werden nie zu etwas Starkem Anlaß geben. Immer werden wir uns mit Vorbereitungen beſchäftigen müſſen, die entweder allzu dunkel oder allzu deutlich ſind. Das ganze Gedicht wird ein Zuſammenhang von kleinen Kunſtgriffen werden, durch die man weiter nichts als eine kurze Ueberraſchung hervorzubringen vermag. Iſt hingegen alles, was die Perſonen angeht, bekannt, ſo ſehe ich in dieſer Vorausſetzung die Quelle der allerheftigſten Bewegungen. — Warum haben gewiſſe Monologen eine ſo große Wirkung? Darum, weil ſie mir die geheimen Anſchläge einer Perſon vertrauen, und dieſe Vertraulichkeit mich den Augenblick mit Furcht oder Hoffnung erfüllt. —

---

[1] In ſeiner dramat. Dichtkunſt, hinter dem Hausvater S. [illegible] d. Ueberſ.

werft ihr ihm noch Mangel der Kunſt vor? Vergebt ihm doch immer einen Fehler, der mit einem einzigen Striche der Feder gut zu machen iſt. Einen wollüſtigen Schößling ſchneidet der Gärtner in der Stille ab, ohne auf den geſunden Baum zu ſchelten, der ihn getrieben hat. Wollt ihr aber einen Augenblick annehmen, — es iſt wahr, es heißt ſehr viel annehmen, — daß Euripides vielleicht eben ſo viel Einſicht, eben ſo viel Geſchmack könne gehabt haben, als ihr, und es wundert euch um ſo viel mehr, wie er bei dieſer großen Einſicht, bei dieſem feinen Geſchmacke dennoch einen ſo groben Fehler begehen können, ſo tretet zu mir her und betrachtet, was ihr Fehler nennt, aus meinem Standorte. Euripides ſah es ſo gut, als wir, daß z. E. ſein Jon ohne den Prolog beſtehen könne; daß er ohne denſelben ein Stück ſey, welches die Ungewißheit und Erwartung des Zuſchauers bis an das Ende unterhalte; aber eben an dieſer Ungewißheit und Erwartung war ihm nichts gelegen. Denn erfuhr es der Zuſchauer erſt in dem fünften Acte, daß Jon der Sohn der Kreuſa ſey: ſo iſt es für ihn nicht ihr Sohn, ſondern ein Fremder, ein Feind, den ſie in dem dritten Acte aus dem Wege räumen will, ſo iſt es für ihn nicht die Mutter des Jon, an welcher ſich Jon in dem vierten Acte rächen will, ſondern bloß die Meuchelmörderin. Wo ſollten aber alsdann Schrecken und Mitleid herkommen? Die bloße Vermuthung, die ſich etwa aus übereintreffenden Umſtänden hätte ziehen laſſen, daß Jon und Kreuſa einander wohl näher angehen könnten, als ſie meinen, würde dazu nicht hinreichend geweſen ſeyn. Dieſe Vermuthung mußte zur Gewißheit werden, und wenn der Zuhörer dieſe Gewißheit nur von Außen erhalten konnte, wenn es nicht möglich war, daß er ſie einer von den handelnden Perſonen ſelbſt zu danken haben konnte: war es nicht immer beſſer, daß der Dichter ſie ihm auf die einzige mögliche Weiſe ertheilte, als gar nicht? Sagt von dieſer Weiſe, was ihr wollt: genug, ſie hat ihm ſein Ziel erreichen helfen; ſeine Tragödie iſt dadurch, was eine Tragödie ſeyn ſoll, und wenn ihr noch unwillig ſeyd, daß er die Form dem Weſen nachgeſetzt hat, ſo verſorge euch eure gelehrte Kritik mit nichts als Stücken, wo das Weſen der Form aufgeopfert iſt, und ihr ſeyd belohnt! Immerhin gefalle euch Whiteheads Kreuſa, wo euch kein Gott etwas vorausſagt, wo ihr alles von einem alten plauderhaften Vertrauten erfahrt, den eine verſchlagene Zigeunerin ausfragt, immerhin gefalle ſie euch beſſer, als des Euripides Jon, und ich werde euch nie beneiden!

Wenn Ariſtoteles den Euripides den tragiſchſten von allen tragiſchen Dichtern nennt, ſo ſah er nicht bloß darauf, daß die meiſten ſeiner Stücke eine unglückliche Kataſtrophe haben; ob ich ſchon weiß, daß viele den Stagyriten ſo verſtehen. Denn das Kunſtſtück wäre ihm ja wohl bald abgelernt; und der Stümper, der brav würgen und morden, und keine von ſeinen Perſonen geſund oder lebendig von der Bühne kommen ließe, würde ſich eben ſo tragiſch dünken dürfen, als Euripides. Ariſtoteles hatte unſtreitig mehrere Eigenſchaften im Sinne, welchen zu Folge er ihm dieſen Charakter ertheilte; und ohne Zweifel, daß die eben berührte mit dazu gehörte, vermöge der er nämlich den Zuſchauern alle das Unglück, welches ſeine Perſonen überraſchen ſollte, lange vorher zeigte, um die Zuſchauer auch dann ſchon mit Mitleiden für die Perſonen einzunehmen, wenn dieſe Perſonen ſelbſt ſich noch weit entfernt glaubten, Mitleid zu verdienen. — Sokrates war der Lehrer und Freund des Euripides; und wie mancher dürfte der Meinung ſeyn, daß der Dichter dieſer Freundſchaft des Philoſophen weiter nichts zu danken habe, als den Reichthum von ſchönen Sittenſprüchen, den er ſo verſchwenderiſch in ſeinen Stücken ausſtreut. Ich denke, daß er ihr weit mehr ſchuldig war; er hätte ohne ſie eben ſo ſpruchreich ſeyn können; aber vielleicht würde er ohne ſie nicht ſo tragiſch geworden ſeyn. Schöne Sentenzen und Moralen ſind überhaupt gerade das, was wir von einem Philoſophen, wie Sokrates, am ſeltenſten hören; ſein Lebenswandel iſt die einzige Moral, die er predigt. Aber den Menſchen und uns ſelbſt kennen; auf unſere Empfindungen aufmerkſam ſeyn; in allen die ebenſten und kürzeſten Wege der Natur ausforſchen und lieben; jedes Ding nach ſeiner Abſicht beurtheilen: das iſt es, was wir in ſeinem Umgange lernen; das iſt es, was Euripides von dem Sokrates lernte, und was ihn zu dem Erſten in ſeiner Kunſt machte. Glücklich der Dichter, der ſo einen Freund hat, — und ihn alle Tage, alle Stunden zu Rathe ziehen kann! —

Auch Voltaire ſcheint es empfunden zu haben, daß es gut ſeyn würde, wenn er uns mit dem Sohn der Merope gleich Anfangs bekannt machte; wenn er uns mit der Ueberzeugung, daß der liebenswürdige unglückliche Jüngling, den Merope erſt in Schutz nimmt, und den ſie bald darauf als den Mörder ihres Aegiſths hinrichten will, der nämliche Aegiſth ſey, ſofort könne ausſehen laſſen. Aber der Jüngling kennt ſich ſelbſt nicht; auch iſt ſonſt Niemand da, der ihn beſſer kennte und durch den wir ihn könnten kennen lernen. Was thut alſo der Dichter? Wie fängt er es an, daß wir es gewiß wiſſen, Merope erhebe den Dolch gegen ihren eigenen Sohn, noch ehe es ihr der alte Narbas zuruft? — O, das fängt er ſehr ſinnreich an! Auf ſo einen Kunſtgriff konnte ſich nur ein Voltaire beſinnen! — Er läßt, ſobald der unbekannte Jüngling auftritt, über das erſte, was er ſagt, mit großen ſchönen, leſerlichen Buchſtaben den ganzen vollen Namen Aegiſth ſetzen; und ſo weiter über jede ſeiner folgenden Reden. Nun wiſſen wir es: Merope hat in dem Vorhergehenden ihren Sohn ſchon mehr wie einmal bei dieſem Namen genannt, und wenn ſie das auch nicht gethan hätte, ſo dürften wir ja nur das vorgedruckte Verzeichniß der Perſonen nachſehen; da ſteht es lang und breit! Freilich iſt es ein wenig lächerlich, wenn die Perſon, über deren Reden wir nun ſchon zehnmal den Namen Aegiſth geleſen haben, auf die Frage:

> — — — Narbas vous est connu?
> Le nom d'Egiste au moins jusqu'à vous est venu?
> Quel étoit votre état, votre rang, votre pere?

antwortet:

> Mon pere est un vieillard accablé de misere;
> Policlete est son nom; mais Egiste, Narbas,
> Ceux dont vous me parlez, je ne les connais pas.

Freilich iſt es ſehr ſonderbar, daß wir von dieſem Aegiſth, der nicht Aegiſth heißt, auch keinen andern Namen hören; daß, da er der Königin antwortet, ſein Vater heiße Polyklet, er nicht auch hinzuſetzt, er heiße ſo und ſo. Denn einen Namen muß er doch haben, und den hätte der Herr von Voltaire ja wohl ſchon mit erfinden können, da er ſo viel erfunden hat! Leſer, die den Rummel einer Tragödie nicht recht gut verſtehen, können leicht darüber irre werden. Sie leſen, daß hier ein Burſche gebracht wird, der auf der Landſtraße einen Mord begangen hat; dieſer Burſche, ſehen ſie, heißt Aegiſth, aber er ſagt, er heiße nicht ſo, und ſagt doch auch nicht, wie er hieße: o, mit dem Burſchen, ſchließen ſie, iſt es nicht richtig; das iſt ein abgefeimter Straßenräuber, ſo jung er iſt, ſo unſchuldig er ſich ſtellt. So, ſage ich, ſind unerfahrene Leſer zu denken in Gefahr, und doch glaube ich in allem Ernſte, daß es für die erfahrnen Leſer beſſer iſt, auch ſo gleich Anfangs zu erfahren, wer der unbekannte Jüngling iſt, als gar nicht. Nur daß man mir nicht ſage, daß dieſe Art, ſie davon zu unterrichten, im geringſten künſtlicher und feiner ſey, als ein Prolog im Geſchmacke des Euripides! —

Funfzigſtes Stück.

Den 20 October 1767.

Bei dem Maffei hat der Jüngling ſeine zwei Namen, wie es ſich gehört: Aegiſth heißt er als der Sohn des Polydor, und Kreſphont als der Sohn der Merope. In dem Verzeichniſſe der handelnden Perſonen wird er auch nur unter jenem eingeführt; und Becelli rechnet es ſeiner Ausgabe des Stücks als kein geringes Verdienſt an, daß dieſes Verzeichniß den wahren Stand des Aegiſth nicht voraus verrathe.[1] Das iſt, die Italiener ſind von den Ueberraſchungen noch größere Liebhaber als die Franzoſen. —

Aber noch immer Merope! — Wahrlich, ich bedaure meine Leſer, die ſich an dieſem Blatt eine theatraliſche Zeitung verſprochen haben, ſo mancherlei und bunt, ſo unterhaltend und ſchnurrig, als eine theatraliſche Zeitung nur ſeyn kann. Anſtatt des Inhalts der hier gangbaren Stücke, in kleine luſtige oder rührende Romane gebracht; anſtatt beiläufiger Lebensbeſchreibungen drolliger, ſonderbarer, närriſcher Geſchöpfe, wie die doch wohl ſeyn müſſen, die ſich mit Komödienſchreiben abgeben; anſtatt kurzweiliger, auch wohl ein wenig ſkandalöſer Anekdoten von Schauſpielern und beſonders Schauſpielerinnen; anſtatt aller dieſer artigen Sächelchen, die ſie erwarteten, bekommen ſie lange, ernſthafte, trockene Kritiken über alte bekannte Stücke; ſchwerfällige Unterſuchungen über das, was in einer Tragödie ſeyn ſollte und nicht ſeyn ſollte; mitunter wohl gar Erklärungen des Ariſtoteles. Und das ſollen ſie leſen? Wie geſagt, ich bedauere ſie; ſie ſind gewaltig angeführt! — Doch im Vertrauen: beſſer, daß ſie es ſind, als ich. Und ich würde es ſehr ſeyn, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Geſetze machen müßte. Nicht daß ihre Erwartungen ſehr ſchwer zu erfüllen wären; wirklich nicht; ich würde ſie vielmehr ſehr bequem finden, wenn ſie ſich mit meinen Abſichten nur beſſer vertragen wollten.

Ueber die Merope indeß muß ich freilich einmal wegzukommen ſuchen. — Ich wollte eigentlich nur erweiſen, daß die Merope des Voltaire im Grunde nichts als die Merope des Maffei ſey; und ich meine, dieſes habe ich erwieſen. Nicht eben derſelbe Stoff, ſagt Ariſtoteles, ſondern eben dieſelbe Verwicklung und Auflöſung machen, daß zwei oder mehrere Stücke für eben dieſelben Stücke zu halten ſind. Alſo nicht, weil Voltaire mit dem Maffei einerlei Geſchichte behandelt hat, ſondern weil er ſie mit ihm auf eben dieſelbe Art behandelt hat, iſt er hier für weiter nichts, als für den Ueberſetzer und Nachahmer deſſelben zu erklären. Maffei hat die Merope des Euripides nicht bloß wieder hergeſtellt, er hat eine eigene Merope gemacht: denn er ging völlig von dem Plane des Euripides ab; und in dem Vorſatze, ein Stück ohne Galanterie zu machen, in welchem das ganze Intereſſe bloß aus der mütterlichen Zärtlichkeit entſpringe, ſchuf er die ganze Fabel um; gut oder übel, das iſt hier die Frage nicht; genug, er ſchuf ſie doch um. Voltaire aber entlehnte vom Maffei die ganze ſo umgeſchaffene Fabel; er entlehnte von ihm, daß Merope mit dem Polyphont nicht vermählt iſt; er entlehnte von ihm die politiſchen Urſachen, aus welchen der Tyrann nun erſt nach funfzehn Jahren auf dieſe Vermählung dringen zu müſſen glaubt; er entlehnte von ihm, daß der Sohn der Merope ſich ſelbſt nicht kennt; er entlehnte von ihm, wie und warum dieſer von ſeinem vermeinten Vater entkömmt; und er entlehnte von ihm den Vorfall, der den Aegiſth als einen Mörder nach Meſſene bringt; er entlehnte von ihm die Mißdeutung, durch die er für den Mörder ſeiner ſelbſt gehalten wird; er entlehnte von ihm die dunkeln Regungen der mütterlichen Liebe, wenn Merope den Aegiſth zum erſtenmal erblickt; er entlehnte von ihm den Vorwand, warum Aegiſth vor Meropens Augen, von ihren eigenen Händen ſterben ſoll, die Entdeckung ſeiner Mitſchuldigen: mit einem Wort, Voltaire entlehnte vom Maffei die ganze Verwicklung. Und hat er nicht auch die ganze Auflöſung von ihm entlehnt, indem er das Opfer, bei welchem Polyphont umgebracht werden ſollte, von ihm mit der Handlung verbinden lernte? Maffei machte es zu einer hochzeitlichen Feier, und vielleicht, daß er bloß darum ſeinen Tyrannen jetzt erſt auf die Verbindung mit Meropen fallen ließ, um dieſes Opfer deſto natürlicher anzubringen. Was Maffei erfand, that Voltaire nach.

Es iſt wahr, Voltaire gab verſchiedenen von den Umſtänden, die er vom Maffei entlehnte, eine andere Wendung. Z. E. Anſtatt daß beim Maffei Polyphont bereits funfzehn Jahre regiert hat, läßt er die Unruhen in Meſſene ganzer funfzehn Jahre dauern, und den Staat ſo lange in der unwahrſcheinlichſten Anarchie verharren. Anſtatt daß, beim Maffei, Aegiſth von einem Räuber auf der Straße angefallen wird, läßt er ihn in einem Tempel des Hercules von zwei Unbekannten überfallen werden, die es ihm übel nehmen, daß er den Hercules für die Herakliden, den Gott des Tempels für die Nachkommen deſſelben anſieht. Anſtatt daß beim Maffei Aegiſth durch einen Ring in Verdacht geräth, läßt Voltaire dieſen Verdacht durch eine Rüſtung entſtehen u. ſ. w. Aber alle dieſe Veränderungen betreffen die unerheblichſten Kleinigkeiten, die faſt alle außer dem Stück ſind und auf die Oekonomie des Stücks ſelbſt keinen Einfluß haben. Und doch wollte ich ſie Voltairen noch gern als Äußerungen ſeines ſchöpferiſchen Genies anrechnen, wenn ich nur fände, daß er das, was er ändern zu müſſen vermeinte, in allen ſeinen Folgen zu ändern verſtanden hätte. Ich will mich an dem mittelſten von den angeführten Beiſpielen erklären. Maffei läßt ſeinen Aegiſth von einem Räuber angefallen werden, der den Augenblick abpaßt, da er ſich mit ihm auf dem Weg allein ſieht, unfern einer Brücke über die Pamiſe; Aegiſth erlegt den Räuber und wirft den Körper in den Fluß, aus Furcht, wenn der Körper auf der Straße gefunden würde, daß man den Mörder verfolgen und ihn dafür erkennen dürfte. Ein Räuber, dachte Voltaire, der einem Prinzen den Rock ausziehen und den Beutel nehmen will, iſt für mein feines, edles Parterre ein viel zu niedriges Bild; beſſer, aus dieſem Räuber einen Mißvergnügten gemacht, der dem Aegiſth als einem Anhänger der Herakliden zu Leibe will. Und warum nur Einen? Lieber zwei; ſo iſt die Heldenthat des Aegiſth deſto größer, und der, welcher von dieſen zweien entrinnt, wenn er zu dem ältern gemacht wird, kann hernach für den Narbas genommen werden. Recht gut, mein lieber Johann Ballhorn; aber nun weiter. Wenn Aegiſth den einen von dieſen Mißvergnügten erlegt hat, was thut er alsdann? Er trägt den todten Körper auch ins Waſſer. Auch? Aber wie denn? warum denn? Von der leeren Landſtraße in den nahen Fluß, das iſt ganz begreiflich; aber aus dem Tempel in den Fluß, dieſes auch? War denn außer ihnen Niemand in dieſem Tempel? Es ſey ſo; auch iſt das die größte Ungereimtheit noch nicht. Das Wie ließe ſich noch denken, aber das Warum gar nicht. Maffeis Aegiſth trägt den Körper in den Fluß, weil er ſonſt verfolgt und erkannt zu werden fürchtet; weil er glaubt, wenn der Körper bei Seite geſchafft ſey, daß ſodann nichts ſeine That verrathen könne; daß dieſe ſodann mit ſammt dem Körper in der Fluth begraben ſey. Aber kann das Voltairens Aegiſth auch glauben? Nimmermehr; oder der zweite hätte nicht entkommen müſſen. Wird ſich dieſer begnügen, ſein Leben davon getragen zu haben? wird er ihn nicht, wenn er auch noch ſo furchtſam iſt, von weitem beobachten? Wird er ihn nicht mit ſeinem Geſchrei verfolgen, bis ihn andere feſthalten? Wird er ihn nicht anklagen und wider ihn zeugen? Was hilft es dem Mörder alſo, das Corpus delicti weggebracht zu haben? Hier iſt ein Zeuge, welcher es nachweiſen kann. Dieſe vergebene Mühe hätte er ſparen und darauf eilen ſollen, je eher je lieber über die Gränze zu kommen. Freilich mußte der Körper, des Folgenden wegen, ins Waſſer geworfen werden, es war Voltairen eben ſo nöthig als dem Maffei, daß Merope nicht durch die Beſichtigung deſſelben aus ihrem Irrthume geriſſen werden konnte; nur daß, was bei dieſem Aegisth ſich ſelber zum Beſten thut, er bei jenem bloß dem Dichter zu gefallen thun muß. Denn Voltaire corrigirte die Urſache weg, ohne zu überlegen, daß er die Wirkung dieſer Urſache brauche, die nunmehr von nichts als von ſeiner Bedürfniß abhängt.

---

[1] Fin ne i nomi de Personaggi si è levato quell' errore, comunissimo alle stampe d'ogni drama, di scoprire il secreto nel premettergli, e per conseguenza di levare il piacere a chi legge, overo ascolta, essendosi messo Egisto, dove era, Cresfonte sotto nome d'Egisto.

Eine einzige Veränderung, die Voltaire in dem Plane des Maffei gemacht hat, verdient den Namen einer Verbeſſerung. Die nämlich, durch welche er den wiederholten Verſuch der Merope, ſich an dem vermeinten Mörder ihres Sohnes zu rächen, unterdrückt, und dafür die Erkennung von Seiten des Aegisth, in Gegenwart des Polyphont, geſchehen läßt. Hier erkenne ich den Dichter, und beſonders iſt die zweite Scene des vierten Acts ganz vortrefflich. Ich wünſchte nur, daß die Erkennung überhaupt, die in der vierten Scene des dritten Acts von beiden Seiten erfolgen zu müſſen das Anſehen hat, mit mehrerer Kunſt hätte getheilt werden können. Denn daß Aegisth mit einmal von dem Eurikles weggeführt wird und die Vertiefung ſich hinter ihm ſchließt, iſt ein ſehr gewaltſames Mittel. Es iſt nicht ein Haar beſſer, als die übereilte Flucht, mit der ſich Aegisth bei dem Maffei rettet, und über die Voltaire ſeinen Lindelle ſo ſpotten läßt. Oder vielmehr, dieſe Flucht iſt um vieles natürlicher; wenn der Dichter nur hernach Sohn und Mutter einmal zuſammengebracht und uns nicht gänzlich die erſten rührenden Ausbrüche ihrer beiderſeitigen Empfindungen gegen einander vorenthalten hätte. Vielleicht würde Voltaire die Erkennung überhaupt nicht getheilt haben, wenn er ſeine Materie nicht hätte dehnen müſſen, um fünf Acte damit vollzumachen. Er jammert mehr als einmal über cette longue carrière de cinq actes qui est prodigieusement difficile à remplire sans episodes — Und nun für dieſesmal genug von der Merope!

Einundfunfzigſtes Stück.

Den 23. October 1767.

Den neununddreißigſten Abend (Mittwochs, den 8. Juli) wurden der verheirathete Philoſoph und die neue Agneſe wiederholt.

Chevrier ſagt,[1] daß Destouches ſein Stück aus einem Luſtſpiele des Campiſtron geſchöpft habe, und daß, wenn dieſer nicht ſeinen Jaloux desabusé geſchrieben hätte, wir wohl ſchwerlich einen verheiratheten Philoſophen haben würden. Die Comödie des Campiſtron iſt unter uns wenig bekannt; ich wüßte nicht, daß ſie auf irgend einem deutſchen Theater wäre geſpielt worden; auch iſt keine Ueberſetzung davon vorhanden. Man dürfte alſo vielleicht um ſo viel lieber wiſſen wollen, was eigentlich an dem Vorgeben des Chevrier ſey.

Die Fabel des Campiſtron'ſchen Stücks iſt kurz dieſe: Ein Bruder hat das anſehnliche Vermögen ſeiner Schweſter in Händen, und um dieſes nicht herausgeben zu dürfen, möchte er ſie lieber gar nicht verheirathen. Aber die Frau dieſes Bruders denkt beſſer, oder wenigſtens anders, und um ihren Mann zu vermögen, ſeine Schweſter zu verſorgen, ſucht ſie ihn auf alle Weiſe eiferſüchtig zu machen, indem ſie verſchiedene junge Mannsperſonen ſehr gütig aufnimmt, die alle Tage unter dem Vorwande ſich um ihre Schwägerin zu bewerben, zu ihr ins Haus kommen. Die Liſt gelingt; der Mann wird eiferſüchtig, und willigt endlich, um ſeiner Frau den vermeinten Vorwand, ihre Anbeter um ſich zu haben, zu benehmen, in die Verbindung ſeiner Schweſter mit Clitandern, einem Anverwandten ſeiner Frau, dem zu gefallen ſie die Rolle der Coquette geſpielt hatte. Der Mann ſieht ſich berückt, iſt aber ſehr zufrieden, weil er zugleich von dem Ungrunde ſeiner Eiferſucht überzeugt wird.

Was hat dieſe Fabel mit der Fabel des verheiratheten Philoſophen ähnliches? Die Fabel nicht das geringſte. Aber hier iſt eine Stelle aus dem zweiten Act des Campiſtron'ſchen Stücks, zwiſchen Dorante, ſo heißt der Eiferſüchtige, und Dubois, ſeinem Secretär. Dieſe wird gleich zeigen, was Chevrier gemeint hat.

Dubois. Und was fehlt Ihnen denn?

Dorante. Ich bin verdrüßlich, ärgerlich; alle meine ehemalige Heiterkeit iſt weg; alle meine Freude hat ein Ende. Der Himmel hat mir einen Tyrannen, einen Henker gegeben, der nicht aufhören wird, mich zu martern, zu peinigen —

Dubois. Und wer iſt denn dieſer Tyrann, dieſer Henker?

Dorante. Meine Frau.

Dubois. Ihre Frau, mein Herr?

Dorante. Ja, meine Frau, meine Frau. — Sie bringt mich zur Verzweiflung.

Dubois. Haſſen Sie ſie denn?

Dorante. Wollte Gott! So wäre ich ruhig. — Aber ich liebe ſie und liebe ſie ſo ſehr — Verwünſchte Qual!

Dubois. Sie ſind doch wohl nicht eiferſüchtig?

Dorante. Bis zur Raſerei.

Dubois. Wie? Sie, mein Herr? Sie eiferſüchtig? Sie, der Sie von jeher über alles, was Eiferſucht heißt, —

Dorante. Gelacht und geſpottet. Deſto ſchlimmer bin ich nun daran! Ich Geck, mich von den elenden Sitten der großen Welt ſo hinreißen zu laſſen! In das Geſchrei der Narren einzuſtimmen, die ſich über die Ordnung und Zucht unſerer ehrlichen Vorfahren ſo luſtig machen! Und ich ſtimmte nicht bloß ein; es währte nicht lange, ſo gab ich den Ton. Um Witz, um Lebensart zu zeigen, was für albernes Zeug habe ich nicht geſprochen! Eheliche Treue, beſtändige Liebe, pfui, wie ſchmeckt das nach dem kleinſtädtiſchen Bürger! Der Mann, der ſeiner Frau nicht allen Willen läßt, iſt ein Bär! Der es ihr übel nimmt, wenn ſie auch andern gefällt und zu gefallen ſucht, gehört ins Tollhaus. So ſprach ich, und mich hätte man da ſollen ins Tollhaus ſchicken. —

Dubois. Aber warum ſprachen Sie ſo?

Dorante. Hörſt du nicht? Weil ich ein Geck war und glaubte, es ließe noch ſo galant und weiſe. — Inzwiſchen wollte mich meine Familie verheirathet wiſſen. Sie ſchlugen mir ein junges, unſchuldiges Mädchen vor, und ich nahm es. Mit der, dachte ich, ſoll es gute Wege haben; die ſoll in meiner Denkungsart nicht viel ändern; ich liebe ſie jetzt nicht beſonders, und der Beſitz wird mich noch gleichgültiger gegen ſie machen. Aber wie ſehr habe ich mich betrogen! Sie ward täglich ſchöner, täglich reizender. Ich ſah es, und entbrannte, und entbrannte je mehr und mehr; und jetzt bin ich ſo verliebt, ſo verliebt in ſie —

Dubois. Nun, das nenne ich gefangen werden!

Dorante. Denn ich bin ſo eiferſüchtig! — Daß ich mich ſchäme, es auch nur dir zu bekennen. — Alle meine Freunde ſind mir zuwider — und verdächtig; die ich ſonſt nicht oft genug um mich haben konnte, ſehe ich jetzt lieber gehen als kommen. Was haben ſie auch in meinem

---

[1] L'Observateur des Spectacles. T. II. p. 135.

Hauſe zu ſuchen? Was wollen die Müßiggänger? Wozu alle die Schmeicheleien, die ſie meiner Frau machen? Der eine lobt ihren Verſtand, der andere erhebt ihr gefälliges Weſen bis in den Himmel. Den entzücken ihre himmliſchen Augen, und den ihre ſchönen Zähne. Alle finden ſie höchſt reizend, höchſt anbetenswürdig; und immer ſchließt ſich ihr verdammtes Geſchwätz mit der verwünſchten Betrachtung, was für ein glücklicher, was für ein beneidenswürdiger Mann ich bin.

Dubois. Ja, ja, es iſt wahr, ſo geht es zu.

Dorante. O, ſie treiben ihre unverſchämte Kühnheit wohl noch weiter! Kaum iſt ſie aus dem Bette, ſo ſind ſie um ihre Toilette. Da ſollteſt du erſt ſehen und hören! Jeder will da ſeine Aufmerkſamkeit und ſeinen Witz mit dem andern um die Wette zeigen. Ein abgeſchmackter Einfall jagt den andern, eine boshafte Spötterei die andere, ein kitzelndes Hiſtörchen das andere. Und das alles mit Zeichen, mit Mienen, mit Liebängeleien, die meine Frau ſo leutſelig annimmt, ſo verbindlich erwiedert, daß — daß mich der Schlag oft rühren möchte! Kannſt du glauben, Dubois? ich muß es wohl mit anſehen, da ſie ihr die Hand küſſen.

Dubois. Das iſt arg!

Dorante. Gleichwohl darf ich nicht muchſen. Denn was würde die Welt dazu ſagen? Wie lächerlich würde ich mich machen, wenn ich meinen Verdruß auslaſſen wollte? Die Kinder auf der Straße würden mit Fingern auf mich weiſen. Alle Tage würde ein Epigramm, ein Gaſſenhauer auf mich zum Vorſchein kommen u. ſ. w.

Dieſe Situation muß es ſeyn, in welcher Chevrier das Aehnliche mit dem verheiratheten Philoſophen gefunden hat. So wie der Eiferſüchtige des Campiſtron ſich ſchämt, ſeine Eiferſucht auszulaſſen, weil er ſich ehedem über dieſe Schwachheit allzu luſtig gemacht hat: ſo ſchämt ſich auch der Philoſoph des Deſtouches, ſeine Heirath bekannt zu machen, weil er ehedem über alle ernſthafte Liebe geſpottet und den eheloſen Stand für den einzigen erklärt hatte, der einem freien und weiſen Mann anſtändig ſey. Es kann auch nicht fehlen, daß dieſe ähnliche Scham ſie nicht beide in mancherlei ähnliche Verlegenheiten bringen ſollte. So iſt z. E. die, in welcher ſich Dorante beim Campiſtron ſieht, wenn er von ſeiner Frau verlangt, ihm die überläſtigen Beſucher vom Halſe zu ſchaffen, dieſe aber ihn bedeutet, daß das eine Sache ſey, die er ſelbſt bewerkſtelligen müſſe, faſt die nämliche mit der bei dem Deſtouches, in welcher ſich Ariſt befindet, wenn er es ſelbſt dem Marquis ſagen ſoll, daß er ſich auf Meliten keine Rechnung machen könne. Auch leidet dort der Eiferſüchtige, wenn ſeine Freunde in ſeiner Gegenwart über die Eiferſüchtigen ſpotten, und er ſelbſt ſein Wort dazu geben muß, ungefähr auf gleiche Weiſe als hier der Philoſoph, wenn er ſich muß ſagen laſſen, daß er ohne Zweifel viel zu klug und vorſichtig ſey, als daß er ſich zu ſo einer Thorheit, wie das Heirathen, ſollte haben verleiten laſſen.

Dem ungeachtet aber ſehe ich nicht, warum Deſtouches bei ſeinem Stücke nothwendig das Stück des Campiſtron vor Augen gehabt haben müßte, und mir iſt es ganz begreiflich, daß wir jenes haben könnten, wenn dieſes auch nicht vorhanden wäre. Die verſchiedenſten Charaktere können in ähnliche Situationen gerathen; und da in der Komödie die Charaktere das Hauptwerk, die Situationen aber nur die Mittel ſind, jene ſich äußern zu laſſen und ins Spiel zu ſetzen, ſo muß man nicht die Situationen, ſondern die Charaktere in Betrachtung ziehen, wenn man beſtimmen will, ob ein Stück Original oder Copie genannt zu werden verdiene. Umgekehrt iſt es in der Tragödie, wo die Charaktere weniger weſentlich ſind, und Schrecken und Mitleid vornehmlich aus den Situationen entſpringt. Aehnliche Situationen geben alſo ähnliche Tragödien, aber nicht ähnliche Komödien. Hingegen geben ähnliche Charaktere ähnliche Komödien, anſtatt daß ſie in den Tragödien faſt gar nicht in Erwägung kommen.

Der Sohn unſers Dichters, welcher die prächtige Ausgabe der Werke ſeines Vaters beſorgt hat, die vor einigen Jahren in vier Quartbänden aus der königlichen Druckerei zu Paris erſchien, meldet uns in der Vorrede zu dieſer Ausgabe eine beſondere dieſes Stück betreffende Anekdote. Der Dichter nämlich habe ſich in England verheirathet, und aus gewiſſen Urſachen ſeine Verbindung geheim halten müſſen. Eine Perſon aus der Familie ſeiner Frau aber habe das Geheimniß früher ausgeplaudert, als ihm lieb geweſen, und dieſes habe Gelegenheit zu dem verheiratheten Philoſophen gegeben. Wenn dieſes wahr iſt, — und warum ſollten wir es ſeinem Sohne nicht glauben? — ſo dürfte die vermeinte Nachahmung des Campiſtron um ſo eher wegfallen.

Zweiundfunfzigſtes Stück.

Den 27. October 1767.

Den vierzigſten Abend (Donnerſtags, den 9. Juli) ward Schlegels Triumph der guten Frauen aufgeführt.

Dieſes Luſtſpiel iſt unſtreitig eines der beſten deutſchen Originale. Es war, ſo viel ich weiß, das letzte komiſche Werk des Dichters, das ſeine frühern Geſchwiſter unendlich übertrifft und von der Reife ſeines Urhebers zeugt. Der geſchäftige Müßiggänger war der erſte jugendliche Verſuch, und fiel aus, wie alle ſolche jugendliche Verſuche ausfallen. Der Witz verzeihe es denen und räche ſich nie an ihnen, die allzuviel Witz darin gefunden haben! Er enthält das kalteſte, langweiligſte Alltagsgewäſche, das nur immer in dem Hauſe eines Meißniſchen Pelzhändlers vorfallen kann. Ich wüßte nicht, daß er jemals wäre aufgeführt worden, und ich zweifle, daß ſeine Vorſtellung dürfte auszuhalten ſeyn. Der Geheimnißvolle iſt um vieles beſſer; ob es gleich der Geheimnißvolle gar nicht geworden iſt, den Moliere in der Stelle geſchildert hat, aus welcher Schlegel den Anlaß zu dieſem Stücke wollte genommen haben.[1] Molieres Geheimnißvoller iſt ein Geck, der ſich ein wichtiges Anſehen geben will; Schlegels Geheimnißvoller aber ein gutes ehrliches Schaf, das den Fuchs ſpielen will, um von den Wölfen nicht gefreſſen zu werden. Daher kömmt es auch, daß er ſo viel ähnliches mit dem Charakter des Mißtrauiſchen hat, den Cronegk hernach auf die Bühne brachte. Beide Charaktere aber, oder vielmehr beide Nüancen des nämlichen Charakters können nicht anders als in einer ſo kleinen und armſeligen, oder ſo menſchenfeindlichen und häßlichen Seele ſich finden, daß ihre Vorſtellungen nothwendig mehr Mitleiden oder Abſcheu erwecken müſſen, als Lachen. Der Geheimnißvolle iſt wohl ſonſt hier aufgeführt worden; man verſichert mich aber auch durchgängig, und aus der eben gemachten Betrachtung iſt mir es ſehr begreiflich, daß man ihn läppiſcher gefunden habe, als luſtig.

Der Triumph der guten Frauen hingegen hat, wo er noch aufgeführt worden, und ſo oft er noch aufgeführt worden, überall und jederzeit, einen ſehr vorzüglichen Beifall erhalten; und daß ſich dieſer Beifall auf wahre Schönheiten gründen müſſe, daß er nicht das Werk einer überraſchenden blendenden Vorſtellung ſey, iſt daher klar, weil ihn noch niemand nach Leſung des Stücks zurückgenommen. Wer es zuerſt geleſen, dem gefällt es um ſo viel mehr, wenn er es ſpielen ſieht, und wer es zuerſt ſpielen geſehen, dem gefällt es um ſo viel mehr, wenn er es lieſt. Auch haben es die ſtrengſten Kunſtrichter eben ſo ſehr ſeinen übrigen Luſtſpielen, als dieſe überhaupt dem gewöhnlichen Praſſe deutſcher Komödien vorgezogen.

---

[1] Misantrope Acte II. Sc. 4.

C'est de la tête aux pieds, un homme tout mistère,
Qui vous jette, en passant, un coup d'oeil égare,
Et sans aucune affaire est toujours affairé.
Tout ce qu'il vous debite en grimaces abonde.
A force de façons il assomme le monde.
Sans cesse il a tout bas, pour rompre l'entretien,
Un secret à vous dire, et ce secret n'est rien.
De la moindre vetille il fait une merveille
Et jusques au bon jour, il dit tout a l'oreille.

„Ich las, ſagt einer von ihnen, [1] den geſchäftigen Müßiggänger; die Charaktere ſchienen mir vollkommen nach dem Leben: ſolche Müßiggänger, ſolche in ihre Kinder vernarrte Mütter, ſolche ſchalwitzige Beſuche und ſolche dumme Pelzhändler ſehen wir alle Tage. So denkt, ſo lebt, ſo handelt der Mittelſtand unter den Deutſchen. Der Dichter hat ſeine Pflicht gethan, er hat uns geſchildert, wie wir ſind. Allein ich gähnte vor Langeweile. — Ich las darauf den Triumph der guten Frauen. Welcher Unterſchied! Hier finde ich Leben in den Charakteren, Feuer in ihren Handlungen, echten Witz in ihren Geſprächen, und den Ton einer feinen Lebensart in ihrem ganzen Umgange.“

Der vornehmſte Fehler, den eben derſelbe Kunſtrichter daran bemerkt hat, iſt der, daß die Charaktere an ſich ſelbſt nicht deutſch ſind. Und leider muß man dieſen zugeſtehen. Wir ſind aber in unſern Luſtſpielen ſchon zu ſehr an fremde und beſonders an franzöſiſche Sitten gewöhnt, als daß er eine beſonders üble Wirkung auf uns haben könnte.

„Nikander, heißt es, iſt ein franzöſiſcher Abenteurer, der auf Eroberungen ausgeht, allen Frauenzimmern nachſtellt, keinem im Ernſte gewogen iſt, alle ruhige Ehen in Uneinigkeit zu ſtürzen, aller Frauen Verführer und aller Männer Schrecken zu werden ſucht, und der bei allem dieſem kein ſchlechtes Herz hat. Die herrſchende Verderbniß der Sitten und Grundſätze ſcheint ihn mit fortgeriſſen zu haben. Gottlob! daß ein Deutſcher, der ſo leben will, das verderbteſte Herz von der Welt haben muß. — Hilaria, des Nikanders Frau, die er vier Wochen nach der Hochzeit verlaſſen, und nunmehr in zehn Jahren nicht geſehen hat, kömmt auf den Einfall ihn aufzuſuchen. Sie kleidet ſich als eine Mannsperſon, und folgt ihm unter dem Namen Philint in alle Häuſer nach, wo er Aventuren ſucht. Philint iſt witziger, flatterhafter und unverſchämter als Nikander. Das Frauenzimmer iſt dem Philint mehr gewogen, und ſobald er mit ſeinem frechen, aber doch artigen Weſen ſich ſehen läßt, ſteht Nikander da wie verſtummt. Dieſes giebt Gelegenheit zu ſehr lebhaften Situationen. Die Erfindung iſt artig, der zweifache Charakter wohl gezeichnet, und glücklich in Bewegung geſetzt; aber das Original zu dieſem nachgeahmten Petitmaitre iſt gewiß kein Deutſcher.“

„Was mir, fährt er fort, ſonſt an dieſem Luſtſpiele mißfällt, iſt der Charakter des Agenor. Den Triumph der guten Frauen vollkommen zu machen, zeigt dieſer Agenor den Ehemann von einer gar zu häßlichen Seite. Er tyranniſirt ſeine unſchuldige Juliane auf das unwürdigſte, und hat recht ſeine Luſt ſie zu quälen. Grämlich, ſo oft er ſich ſehen läßt, ſpöttiſch bei den Thränen ſeiner gekränkten Frau, argwöhniſch bei ihren Liebkoſungen, boshaft genug, ihre unſchuldigſten Reden und Handlungen durch eine falſche Wendung zu ihrem Nachtheile auszulegen, eiferſüchtig, hart, unempfindlich, und wie ſie ſich leicht einbilden können, in ſeiner Frau Kammermädchen verliebt. — Ein ſolcher Mann iſt gar zu verderbt, als daß wir ihm eine ſchleunige Beſſerung zutrauen könnten. Der Dichter giebt ihm eine Nebenrolle, in welcher ſich die Falten ſeines nichtswürdigen Herzens nicht genug entwickeln können. Er tobt, und weder Juliane noch die Leſer wiſſen recht, was er will. Eben ſo wenig hat der Dichter Raum gehabt, ſeine Beſſerung gehörig vorzubereiten und zu veranſtalten. Er mußte ſich begnügen, dieſes gleichſam im Vorbeigehen zu thun, weil die Haupthandlung mit Nikander und Philinten zu ſchaffen hatte. Cathrine, dieſes edelmüthige Kammermädchen der Juliane, das Agenor verfolgt hatte, ſagt gar recht am Ende des Luſtſpiels: Die geſchwindeſten Bekehrungen ſind nicht allemal die aufrichtigſten! Wenigſtens ſo lange dieſes Mädchen im Hauſe iſt, möchte ich nicht für die Aufrichtigkeit ſtehen.“

Ich freue mich, daß die beſte deutſche Komödie dem richtigſten deutſchen Beurtheiler in die Hände gefallen iſt. Und doch war es vielleicht die erſte Komödie, die dieſer Mann beurtheilte.

Dreiundfunfzigſtes Stück.

Den 3. November 1767.

Den einundvierzigſten Abend (Freitags, den 10. Julius) wurden Cenie und der Mann nach der Uhr wiederholt.

„Cenie, ſagt Chevrier gerade heraus, [1] führt den Namen der Frau von Graffigni, iſt aber ein Werk des Abts von Voiſenon. Es war Anfangs in Verſen; weil aber die Frau von Graffigni, der es erſt in ihrem vierundfunfzigſten Jahre einfiel, die Schriftſtellerin zu ſpielen, in ihrem Leben keinen Vers gemacht hatte, ſo ward Cenie in Proſa gebracht. Mais l'Auteur, fügt er hinzu, y a laissé 61 vers qui y existent dans leur entier.“ Das iſt, ohne Zweifel, von einzeln hin und wieder zerſtreuten Zeilen zu verſtehen, die den Reim verloren, aber die Sylbenzahl beibehalten haben. Doch wenn Chevrier keinen andern Beweis hatte, daß das Stück in Verſen geweſen: ſo iſt es ſehr erlaubt, daran zu zweifeln. Die franzöſiſchen Verſe kommen überhaupt der Proſa ſo nahe, daß es Mühe koſten ſoll, nur in einem etwas geſuchteren Style zu ſchreiben, ohne daß ſich nicht von ſelbſt ganze Verſe zuſammen finden, denen nichts wie der Reim mangelt. Und gerade denjenigen, die gar keine Verſe machen, können dergleichen Verſe am erſten entwiſchen; eben weil ſie gar kein Ohr für das Metrum haben, und es alſo eben ſo wenig zu vermeiden als zu beobachten verſtehen.

Was hat Cenie ſonſt für Merkmale, daß ſie nicht aus der Feder eines Frauenzimmers könne gefloſſen ſeyn?

„Das Frauenzimmer überhaupt, ſagt Rouſſeau, [2] liebt keine einzige Kunſt, verſteht ſich auf keine einzige, und an Genie fehlt es ihm ganz und gar. Es kann in kleinen Werken glücklich ſeyn, die nichts als leichten Witz, nichts als Geſchmack, nichts als Anmuth, höchſtens Gründlichkeit und Philoſophie verlangen. Es kann ſich Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit und alle Talente erwerben, die ſich durch Mühe und Arbeit erwerben laſſen. Aber jenes himmliſche Feuer, welches die Seele erhitzet und entflammet, jenes um ſich greifende, verzehrende Genie, jene brennende Beredtſamkeit, jene erhabene Schwünge, die ihr Entzückendes dem Innerſten unſeres Herzens mittheilen, werden den Schriften des Frauenzimmers allezeit fehlen.“

Alſo fehlen ſie wohl auch der Cenie? Oder, wenn ſie ihr nicht fehlen, ſo muß Cenie nothwendig das Werk eines Mannes ſeyn? Rouſſeau ſelbſt würde ſo nicht ſchließen. Er ſagt vielmehr, was er dem Frauenzimmer überhaupt abſprechen zu müſſen glaube, wolle er darum keiner Frau insbeſondere ſtreitig machen. (Ce n'est pas à une femmes mais aux femmes que je refuse les talens des hommes.[1] Und dieſes ſagt er eben auf Veranlaſſung der Cenie, eben da, wo er die Graffigni als die Verfaſſerin derſelben anführt. Dabei merke man wohl, daß Graffigni ſeine Freundin nicht war, daß ſie übels von ihm geſprochen hatte, daß er ſich an eben der Stelle über ſie beklagt. Dem ungeachtet erklärt er ſie lieber für eine Ausnahme ſeines Satzes, als daß er im geringſten auf das Vorgeben des Chevrier anſpielen ſollte, welches er zu thun, ohne Zweifel, Freimüthigkeit genug gehabt hätte, wenn er nicht von dem Gegentheile überzeugt geweſen wäre.

---

[1] Briefe, die neueſte Literatur betreffend. Th. XXI. S. 133. (Von M. Mendelsſohn.)

[1] Observateur des Spectacles. Tome I. p. 211.

[2] à d'Alembert, p. 103.

Chevrier hat mehr ſolche verkleinerliche geheime Nachrichten. Eben dieſer Abt, wie Chevrier wiſſen will, hat für die Favart gearbeitet. Er hat die komiſche Oper, Annette und Lubin, gemacht; und nicht Sie, die Actrice, von der er ſagt, daß ſie kaum leſen könne. Sein Beweis iſt ein Gaſſenhauer, der in Paris darüber herumgegangen; und es iſt allerdings wahr, daß die Gaſſenhauer in der franzöſiſchen Geſchichte überhaupt unter die glaubwürdigſten Documente gehören.

Warum ein Geiſtlicher ein ſehr verliebtes Singſpiel unter fremdem Namen in die Welt ſchicke, ließe ſich endlich noch begreifen. Aber warum er ſich zu einer Cenie nicht bekennen wolle, der ich nicht viele Predigten vorziehen möchte, iſt ſchwerlich abzuſehen. Dieſer Abt hat ja ſonſt mehr als ein Stück aufführen und drucken laſſen, von welchen ihn jedermann als den Verfaſſer kennt, und die der Cenie bei weitem nicht gleich kommen. Wenn er einer Frau von vierundfunfzig Jahren eine Galanterie machen wollte, iſt es wahrſcheinlich, daß er es gerade mit ſeinem beſten Werke würde gethan haben? —

Den zweiundvierzigſten Abend (Montags, den 13. Julius) ward die Frauenſchule von Moliere aufgeführt.

Moliere hatte bereits ſeine Männerſchule gemacht, als er im Jahre 1662 dieſe Frauenſchule darauf folgen ließ. Wer beide Stücke nicht kennt, würde ſich ſehr irren, wenn er glaubte, daß hier den Frauen, wie dort den Männern ihre Schuldigkeit gepredigt würde. Es ſind beides witzige Poſſenſpiele, in welchen ein Paar junge Mädchen, wovon das eine in aller Strenge erzogen und das andere in aller Einfalt aufgewachſen, ein Paar alte Laffen hintergehen, und die beide die Männerſchule heißen müßten, wenn Moliere weiter nichts darin hätte lehren wollen, als daß das dümmſte Mädchen noch immer Verſtand genug habe zu betrügen, und daß Zwang und Aufſicht weit weniger fruchte und nutze, als Nachſicht und Freiheit. Wirklich iſt für das weibliche Geſchlecht in der Frauenſchule nicht viel zu lernen; es wäre denn, daß Moliere mit dieſem Titel auf die Eheſtandsregeln, in der zweiten Scene des dritten Acts, geſehen hätte, mit welchen aber die Pflichten der Weiber eher lächerlich gemacht werden.

„Die zwei glücklichſten Stoffe zur Tragödie und Komödie, ſagt Trublet,[2] ſind der Cid und die Frauenſchule. Aber beide ſind vom Corneille und Moliere bearbeitet worden, als dieſe Dichter ihre völlige Stärke noch nicht hatten. Dieſe Anmerkung, fügt er hinzu, habe ich von dem Herrn von Fontenelle."

Wenn doch Trublet den Herrn von Fontenelle gefragt hätte, wie er dieſes meine. Oder falls es ihm ſo ſchon verſtändlich genug war, wenn er es doch auch ſeinen Leſern mit ein paar Worten hätte verſtändlich machen wollen. Ich wenigſtens bekenne, daß ich gar nicht abſehe, wo Fontenelle mit dieſem Räthſel hingewollt. Ich glaube, er hat ſich verſprochen; oder Trublet hat ſich verhört.

Wenn indeß, nach der Meinung dieſer Männer, der Stoff der Frauenſchule ſo beſonders glücklich iſt, und Moliere in der Ausführung deſſelben nur zu kurz gefallen: ſo hätte ſich dieſer auf das ganze Stück eben nicht viel einzubilden gehabt. Denn der Stoff iſt nicht von ihm, ſondern theils aus einer ſpaniſchen Erzählung, die man bei dem Scarron, unter dem Titel: die vergebliche Vorſicht, findet, theils aus den ſpaßhaften Nächten des Straparolle genommen, wo ein Liebhaber einem ſeiner Freunde alle Tage vertrauet, wie weit er mit ſeiner Geliebten gekommen, ohne zu wiſſen, daß dieſer Freund ſein Nebenbuhler iſt.

„Die Frauenſchule, ſagt der Herr von Voltaire, war ein Stück von einer ganz neuen Gattung, worin zwar alles nur Erzählung, aber doch ſo künſtliche Erzählung iſt, daß alles Handlung zu ſeyn ſcheint."

Wenn das Neue hierin beſtand, ſo iſt es ſehr gut, daß man die neue Gattung eingehen laſſen. Mehr oder weniger künſtlich, Erzählung bleibt immer Erzählung, und wir wollen auf dem Theater wirkliche Handlungen ſehen. — Aber iſt es denn auch wahr, daß alles darin erzählt wird? daß alles nur Handlung zu ſeyn ſcheint? Voltaire hätte dieſen alten Einwurf nicht wieder aufwärmen ſollen; oder, anſtatt ihn in ein anſcheinendes Lob zu verkehren, hätte er wenigſtens die Antwort beifügen ſollen, die Moliere ſelbſt darauf ertheilte, und die ſehr paſſend iſt. Die Erzählungen nämlich ſind in dieſem Stücke, vermöge der innern Verfaſſung deſſelben, wirkliche Handlung; ſie haben alles, was zu einer komiſchen Handlung erforderlich iſt; und es iſt bloße Wortklauberei, ihnen dieſen Namen hier ſtreitig zu machen.[1] Denn es kömmt ja weit weniger auf die Vorfälle an, welche erzählt werden, als auf den Eindruck, welchen dieſe Vorfälle auf den betrogenen Alten machen, wenn er ſie erfährt. Das Lächerliche dieſes Alten wollte Moliere vornehmlich ſchildern; ihn müſſen wir alſo vornehmlich ſehen, wie er ſich bei dem Unfalle, der ihm drohet, gebärdet; und dieſes hätten wir ſo gut nicht geſehen, wenn der Dichter das, was er erzählen läßt, vor unſern Augen hätte vorgehen laſſen, und das, was er vorgehen läßt, dafür hätte erzählen laſſen. Der Verdruß, den Arnolph empfindet; der Zwang, den er ſich anthut, dieſen Verdruß zu verbergen; der höhniſche Ton, den er annimmt, wenn er den weitern Progreſſen des Horaz nun vorgebauet zu haben glaubt; das Erſtaunen, die ſtille Wuth, in der wir ihn ſehen, wenn er vernimmt, daß Horaz dem ungeachtet ſein Ziel glücklich verfolgt: das ſind Handlungen, und weit komiſchere Handlungen, als alles, was außer der Scene vorgeht. Selbſt in der Erzählung der Agneſe, von ihrer mit dem Horaz gemachten Bekanntſchaft, iſt mehr Handlung, als wir finden würden, wenn wir dieſe Bekanntſchaft auf der Bühne wirklich machen ſähen.

Alſo, anſtatt von der Frauenſchule zu ſagen, daß alles darin Handlung ſcheine, obgleich alles nur Erzählung ſey, glaubte ich mit mehrerem Rechte ſagen zu können, daß alles Handlung darin ſey, obgleich alles nur Erzählung zu ſeyn ſcheine.

Vierundfunfzigſtes Stück.

Den 6. November 1767.

Den dreiundvierzigſten Abend (Dienſtags, den 14. Julius) ward die Mütterſchule des La Chauſſee, und den vierundvierzigſten Abend (als den 15.) der Graf von Eſſex wiederholt.

Da die Engländer von jeher ſo gern domestica facta auf ihre Bühne gebracht haben, ſo kann man leicht vermuthen, daß es ihnen auch an Trauerſpielen über dieſen Gegenſtand nicht fehlen wird. Das älteſte iſt das von Joh. Banks, unter dem Titel: der unglückliche Liebling, oder Graf von Eſſex. Es kam 1682 aufs Theater, und erhielt allgemeinen Beifall. Damals aber hatten die Franzoſen ſchon drei Eſſexe; des Calprenede von 1638; des Boyer von 1678, und des jüngern Corneille von eben dieſem Jahre. Wollten indeß die Engländer, daß ihnen die Franzoſen auch hierin nicht möchten zuvorgekommen ſeyn, ſo würden ſie ſich vielleicht auf Daniels Philotas beziehen können: ein Trauerſpiel von 1611, in welchem man die Geſchichte und den Charakter des Grafen, unter fremden Namen, zu finden glaubte. [1]

---

[1] à d'Alembert, p. 78.

[2] Essais de Litt. et de Morale. T. IV. p. 293.

[1] In der Kritik der Frauenſchule, in der Perſon des Dorante: Les récits eux-mêmes y sont des actions suivant la constitution du sujet.

Banks ſcheint keinen von ſeinen franzöſiſchen Vorgängern gekannt zu haben. Er iſt aber einer Novelle gefolgt, die den Titel: Geheime Geſchichte der Königin Eliſabeth und des Grafen von Eſſex, führt, [2] wo er den ganzen Stoff ſich ſo in die Hände gearbeitet fand, daß er ihn bloß zu dialogiren, ihm bloß die äußere dramatiſche Form zu ertheilen brauchte. Hier iſt der ganze Plan, wie er von dem Verfaſſer der unten angeführten Schrift, zum Theil, ausgezogen worden. Vielleicht, daß es meinen Leſern nicht unangenehm iſt, ihn gegen das Stück des Corneille halten zu können.

„Um unſer Mitleid gegen den unglücklichen Grafen deſto lebhafter zu machen, und die heftige Zuneigung zu entſchuldigen, welche die Königin für ihn äußert, werden ihm alle die erhabenſten Eigenſchaften eines Helden beigelegt; und es fehlt ihm zu einem vollkommenen Charakter weiter nichts, als daß er ſeine Leidenſchaften nicht beſſer in ſeiner Gewalt hat. Burleigh, der erſte Miniſter der Königin, der auf ihre Ehre ſehr eiferſüchtig iſt, und den Grafen wegen der Gunſtbezeigungen beneidet, mit welchen ſie ihn überhäuft, bemüht ſich unabläſſig, ihn verdächtig zu machen. Hierin ſteht ihm Sir Walter Raleigh, welcher nicht minder des Grafen Feind iſt, treulich bei; und beide werden von der boshaften Gräfin von Nottingham noch mehr verhetzt, die den Grafen ſonſt geliebt hatte, nun aber, weil ſie keine Gegenliebe von ihm erhalten können, was ſie nicht beſitzen kann, zu verderben ſucht. Die ungeſtüme Gemüthsart des Grafen macht ihnen nur allzugutes Spiel, und ſie erreichen ihre Abſicht auf folgende Weiſe.

Die Königin hatte den Grafen, als ihren Generaliſſimus, mit einer ſehr anſehnlichen Armee gegen den Tyrone geſchickt, welcher in Irland einen gefährlichen Aufſtand erregt hatte. Nach einigen nicht viel bedeutenden Scharmützeln ſah ſich der Graf genöthigt, mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten, weil ſeine Truppen durch Strapazen und Krankheiten ſehr abgemattet waren, Tyrone aber mit ſeinen Leuten ſehr vortheilhaft poſtirt ſtand. Da dieſe Unterhandlung zwiſchen den Anführern mündlich betrieben ward, und kein Menſch dabei zugegen ſeyn durfte, ſo wurde ſie der Königin als ihrer Ehre höchſt nachtheilig, und als ein gar nicht zweideutiger Beweis vorgeſtellt, daß Eſſex mit den Rebellen in einem heimlichen Verſtändniſſe ſtehen müſſe. Burleigh und Raleigh, mit einigen andern Parlamentsgliedern, treten ſie daher um Erlaubniß an, ihn des Hochverraths anklagen zu dürfen, welches ſie aber ſo wenig zu verſtatten geneigt iſt, daß ſie ſich vielmehr über ein dergleichen Unternehmen ſehr aufgebracht bezeigt. Sie wiederholt die vorigen Dienſte, welche der Graf der Nation erwieſen, und erklärt, daß ſie die Undankbarkeit und den boshaften Neid ſeiner Ankläger verabſcheue. Der Graf von Southampton, ein aufrichtiger Freund des Eſſex, nimmt ſich zugleich ſeiner auf das lebhafteſte an; er erhebt die Gerechtigkeit der Königin, einen ſolchen Mann nicht unterdrücken zu laſſen; und ſeine Feinde müſſen vor dieſesmal ſchweigen. (Erſter Act.)

Indeß iſt die Königin mit der Aufführung des Grafen nichts weniger, als zufrieden, ſondern läßt ihm befehlen, ſeine Fehler wieder gut zu machen, und Irland nicht eher zu verlaſſen, als bis er die Rebellen völlig zu Paaren getrieben, und alles wieder beruhigt habe. Doch Eſſex, dem die Beſchuldigungen nicht unbekannt geblieben, mit welchen ihn ſeine Feinde bei ihr anzuſchwärzen ſuchen, iſt viel zu ungeduldig, ſich zu rechtfertigen, und kömmt, nachdem er den Tyrone zu Niederlegung der Waffen vermocht, des ausdrücklichen Verbots der Königin ungeachtet, nach England über. Dieſer unbedachtſame Schritt macht ſeinen Feinden eben ſo viel Vergnügen, als ſeinen Freunden Unruhe: beſonders zittert die Gräfin von Rutland, mit welcher er insgeheim verheirathet iſt, vor den Folgen. Am meiſten aber betrübt ſich die Königin, da ſie ſieht, daß ihr durch dieſes raſche Betragen aller Vorwand benommen iſt, ihn zu vertreten, wenn ſie nicht eine Zärtlichkeit verrathen will, die ſie gern vor der ganzen Welt verbergen möchte. Die Erwägung ihrer Würde, zu welcher ihr natürlicher Stolz kömmt, und die heimliche Liebe, die ſie zu ihm trägt, erregen in ihrer Bruſt den grauſamſten Kampf. Sie ſtreitet lange mit ſich ſelbſt, ob ſie den verwegnen Mann nach dem Tower ſchicken, oder den geliebten Verbrecher vor ſich laſſen und ihm erlauben ſoll, ſich gegen ſie ſelbſt zu rechtfertigen. Endlich entſchließt ſie ſich zu dem letztern, doch nicht ohne alle Einſchränkung; ſie will ihn ſehen, aber ſie will ihn auf eine Art empfangen, daß er die Hoffnung wohl verlieren ſoll, für ſeine Vergehungen ſobald Vergebung zu erhalten. Burleigh, Raleigh und Nottingham ſind bei dieſer Zuſammenkunft gegenwärtig. Die Königin iſt auf die letztere gelehnt, und ſcheint tief im Geſpräche zu ſeyn, ohne den Grafen nur ein einzigesmal anzuſehen. Nachdem ſie ihn eine Weile vor ſich knieen laſſen, verläßt ſie auf einmal das Zimmer, und gebietet allen, die es redlich mit ihr meinen, ihr zu folgen, und den Verräther allein zu laſſen. Niemand darf es wagen, ihr ungehorſam zu ſeyn; ſelbſt Southampton geht mit ihr ab, kömmt aber bald, mit der troſtloſen Rutland, wieder, ihren Freund bei ſeinem Unfalle zu beklagen. Gleich darauf ſchickt die Königin den Burleigh und Raleigh zu dem Grafen, ihm den Commandoſtab abzunehmen; er weigert ſich aber, ihn in andere, als in der Königin eigene Hände zurück zu liefern, und beiden Miniſtern wird, ſowohl von ihm, als von dem Southampton, ſehr verächtlich begegnet. (Zweiter Act.)

Die Königin, der dieſes ſein Betragen ſogleich hinterbracht wird, iſt äußerſt gereizt, aber doch in ihren Gedanken noch immer uneinig. Sie kann weder die Verunglimpfungen, deren ſich die Nottingham gegen ihn erkühnt, noch die Lobſprüche vertragen, die ihm die unbedachtſame Rutland aus der Fülle ihres Herzens ertheilt; ja, dieſe ſind ihr noch mehr zuwider als jene, weil ſie daraus entdeckt, daß die Rutland ihn liebt. Zuletzt befiehlt ſie, dem ungeachtet, daß er vor ſie gebracht werden ſoll. Er kömmt, und verſucht es, ſeine Aufführung zu vertheidigen. Doch die Gründe, die er desfalls beibringt, ſcheinen ihr viel zu ſchwach, als daß ſie ihren Verſtand von ſeiner Unſchuld überzeugen ſollten. Sie verzeiht ihm, um der geheimen Neigung, die ſie für ihn hegt, ein Genüge zu thun; aber zugleich entſetzt ſie ihn aller ſeiner Ehrenſtellen, in Betrachtung deſſen, was ſie ſich ſelbſt, als Königin, ſchuldig zu ſeyn glaubt. Und nun iſt der Graf nicht länger vermögend, ſich zu mäßigen; ſeine Ungeſtümheit bricht los; er wirft den Stab zu ihren Füßen, und bedient ſich verſchiedener Ausdrücke, die zu ſehr wie Vorwürfe klingen, als daß ſie den Zorn der Königin nicht aufs höchſte treiben ſollten.

---

[1] Cibber's Lives of the Engl. Poets. Vol. I. p. 147.

[2] The Companion to the Theatre. Vol. II. p. 99.

Auch antwortet ſie ihm darauf, wie es Zornigen ſehr natürlich iſt; ohne ſich um Anſtand und Würde, ohne ſich um die Folgen zu bekümmern: nämlich, anſtatt der Antwort, giebt ſie ihm eine Ohrfeige. Der Graf greift nach dem Degen, und nur der einzige Gedanke, daß es ſeine Königin, daß es nicht ſein König iſt, der ihn geſchlagen, mit einem Worte, daß es eine Frau iſt, von der er die Ohrfeige hat, hält ihn zurück, ſich thätlich an ihr zu vergeben. Southampton beſchwört ihn, ſich zu faſſen; aber er wiederholt ſeine ihr und dem Staate geleiſteten Dienſte nochmals, und wirft dem Burleigh und Raleigh ihren niederträchtigen Neid, ſo wie der Königin ihre Ungerechtigkeit vor. Sie verläßt ihn in der äußerſten Wuth, und niemand als Southampton bleibt bei ihm, der Freundſchaft genug hat, ſich jetzt eben am wenigſten von ihm trennen zu laſſen. (Dritter Act.)

Der Graf geräth über ſein Unglück in Verzweiflung; er läuft wie unſinnig in der Stadt herum, ſchreit über das ihm angethane Unrecht und ſchmäht auf die Regierung. Alles das wird der Königin, mit vielen Uebertreibungen, wiedergeſagt, und ſie giebt Befehl, ſich der beiden Grafen zu verſichern. Es wird Mannſchaft gegen ſie ausgeſchickt, ſie werden gefangen genommen, und in den Tower in Verhaft geſetzt, bis daß ihnen der Prozeß kann gemacht werden. Doch indeß hat ſich der Zorn der Königin gelegt, und günſtigern Gedanken für den Eſſex wiederum Raum gemacht. Sie will ihn alſo, ehe er zum Verhöre geht, allem, was man ihr dawider ſagt, ungeachtet, nochmals ſehen; und da ſie beſorgt, ſeine Verbrechen möchten zu ſtrafbar befunden werden, ſo giebt ſie ihm, um ſein Leben wenigſtens in Sicherheit zu ſetzen, einen Ring, mit dem Verſprechen, ihm gegen dieſen Ring, ſobald er ihn ihr zuſchicke, alles, was er verlangen würde, zu gewähren. Faſt aber bereut ſie es wieder, daß ſie ſo gütig gegen ihn geweſen, als ſie gleich darauf erfährt, daß er mit der Rutland vermählt iſt, und es von der Rutland ſelbſt erfährt, die für ihn um Gnade zu bitten kömmt. (Vierter Act.)

Fünfundfunfzigſtes Stück.

Den 10. November 1767.

Was die Königin gefürchtet hatte, geſchieht; Eſſex wird nach den Geſetzen ſchuldig befunden und verurtheilt, den Kopf zu verlieren; ſein Freund Southampton desgleichen. Nun weiß zwar Eliſabeth, daß ſie, als Königin, den Verbrecher begnadigen kann; aber ſie glaubt auch, daß eine ſolche freiwillige Begnadigung auf ihrer Seite eine Schwäche verrathen würde, die keiner Königin gezieme; und alſo will ſie ſo lange warten, bis er ihr den Ring ſenden, und ſelbſt um ſein Leben bitten wird. Voller Ungeduld indeß, daß es je eher je lieber geſchehen möge, ſchickt ſie die Nottingham zu ihm, und läßt ihn erinnern, an ſeine Rettung zu denken. Nottingham ſtellt ſich, das zärtlichſte Mitleid für ihn zu fühlen, und er vertrauet ihr das koſtbare Unterpfand ſeines Lebens, mit der demüthigſten Bitte an die Königin, es ihm zu ſchenken. Nun hat Nottingham alles, was ſie wünſcht; nun ſteht es bei ihr, ſich wegen ihrer verachteten Liebe an dem Grafen zu rächen. Anſtatt alſo das auszurichten, was er ihr aufgetragen, verleumdet ſie ihn auf das boshafteſte, und malt ihn ſo ſtolz, ſo trotzig, ſo feſt entſchloſſen ab, nicht um Gnade zu bitten, ſondern es auf das Aeußerſte ankommen zu laſſen, daß die Königin dem Berichte kaum glauben kann, nach wiederholter Verſicherung aber voller Wuth und Verzweiflung den Befehl ertheilt, das Urtheil ohne Anſtand an ihm zu vollziehen. Dabei giebt ihr die boshafte Nottingham ein, den Grafen von Southampton zu begnadigen, nicht weil ihr das Unglück deſſelben wirklich nahe geht, ſondern weil ſie ſich einbildet, daß Eſſex die Bitterkeit ſeiner Strafe um ſo viel mehr empfinden werde, wenn er ſieht, daß die Gnade, die man ihm verweigert, ſeinem mitſchuldigen Freunde nicht entſtehe. In eben dieſer Abſicht räth ſie der Königin auch, ſeiner Gemahlin, der Gräfin von Rutland, zu erlauben, ihn noch vor ſeiner Hinrichtung zu ſehen. Die Königin willigt in beides, aber zum Unglück für die grauſame Rathgeberin; denn der Graf giebt ſeiner Gemahlin einen Brief an die Königin, die ſich eben in dem Tower befindet, und ihn kurz darauf, als man den Grafen abgeführt, erhält. Aus dieſem Briefe erſieht ſie, daß der Graf der Nottingham den Ring gegeben, und ſie durch dieſe Verrätherin um ſein Leben bitten laſſen. Sogleich ſchickt ſie, und läßt die Vollſtreckung des Urtheils unterſagen; doch Burleigh und Raleigh, dem ſie aufgetragen war, hatten ſo ſehr damit geeilt, daß die Botſchaft zu ſpät kömmt. Der Graf iſt bereits todt. Die Königin geräth vor Schmerz außer ſich, verbannt die abſcheuliche Nottingham auf ewig aus ihren Augen, und giebt allen, die ſich als Feinde des Grafen erwieſen hatten, ihren bitterſten Unwillen zu erkennen.“

Aus dieſem Plane iſt genugſam abzunehmen, daß der Eſſex des Banks ein Stück von weit mehr Natur, Wahrheit und Uebereinſtimmung iſt, als ſich in dem Eſſex des Corneille findet. Banks hat ſich ziemlich genau an die Geſchichte gehalten, nur daß er verſchiedene Begebenheiten näher zuſammen gerückt, und ihnen einen unmittelbarern Einfluß auf das endliche Schickſal ſeines Helden gegeben hat. Der Vorfall mit der Ohrfeige iſt eben ſo wenig erdichtet, als der mit dem Ringe; beide finden ſich, wie ich ſchon angemerkt, in der Hiſtorie, nur jener weit früher und bei einer ganz andern Gelegenheit, ſo wie es auch von dieſem zu vermuthen. Denn es iſt begreiflicher, daß die Königin dem Grafen den Ring zu einer Zeit gegeben, da ſie mit ihm vollkommen zufrieden war, als daß ſie ihm dieſes Unterpfand ihrer Gnade jetzt erſt ſollte geſchenkt haben, da er ſich ihrer eben am meiſten verluſtig gemacht hatte, und der Fall, ſich deſſen zu gebrauchen, ſchon wirklich da war. Dieſer Ring ſollte ſie erinnern, wie theuer ihr der Graf damals geweſen, als er ihn von ihr erhalten; und dieſe Erinnerung ſollte ihm alsdann alle das Verdienſt wiedergeben, welches er unglücklicher Weiſe in ihren Augen etwa könnte verlieren haben. Aber was braucht es dieſes Zeichens, dieſer Erinnerung von heute bis auf morgen? Glaubt ſie ihrer günſtigen Geſinnungen auch auf ſo wenige Stunden nicht mächtig zu ſeyn, daß ſie ſich mit Fleiß auf eine ſolche Art feſſeln will? Wenn ſie ihm in Ernſte vergeben hat, wenn ihr wirklich an ſeinem Leben gelegen iſt: wozu das ganze Spiegelgefecht? Warum konnte ſie es bei den mündlichen Verſicherungen nicht bewenden laſſen? Gab ſie den Ring, bloß um den Grafen zu beruhigen, ſo verbindet er ſie, ihm ihr Wort zu halten, er mag wieder in ihre Hände kommen oder nicht. Gab ſie ihn aber, um durch die Wiedererhaltung deſſelben von der fortdauernden Reue und Unterwerfung des Grafen verſichert zu ſeyn: wie kann ſie in einer ſo wichtigen Sache ſeiner tödtlichſten Feindin glauben? Und hatte ſich die Nottingham nicht kurz zuvor gegen ſie ſelbſt als eine ſolche bewieſen?

So wie Banks alſo den Ring gebraucht hat, thut er nicht die beſte Wirkung. Mich dünkt, er würde eine weit beſſere thun, wenn ihn die Königin ganz vergeſſen hätte, und er ihr plötzlich, aber auch zu ſpät, eingehändigt würde, indem ſie eben von der Unſchuld, oder wenigſtens geringern Schuld des Grafen noch aus andern Gründen überzeugt würde. Die Schenkung des Ringes hätte vor der Handlung des Stücks lange müſſen vorhergegangen ſeyn, und bloß der Graf hätte darauf rechnen müſſen, aber aus Edelmuth nicht eher Gebrauch davon machen wollen, als bis er geſehen, daß man auf ſeine Rechtfertigung nicht achte, daß die Königin zu ſehr wider ihn eingenommen ſey, als daß er ſie zu überzeugen hoffen könne, daß er ſie alſo zu bewegen ſuchen müſſe. Und indem ſie ſo bewegt würde, müßte die Ueberzeugung dazu kommen; die Erkennung ſeiner Unſchuld und die Erinnerung ihres Verſprechens, ihn auch dann, wenn er ſchuldig ſeyn ſollte, für unſchuldig gelten zu laſſen, müßten ſie auf einmal überraſchen, aber nicht eher überraſchen, als bis es nicht mehr in ihrem Vermögen ſteht, gerecht und erkenntlich zu ſeyn.

Viel glücklicher hat Banks die Ohrfeige in ſein Stück eingeflochten. — Aber eine Ohrfeige in einem Trauerſpiele! Wie engliſch, wie unanſtändig! — Ehe meine feineren Leſer zu ſehr darüber ſpotten, bitte ich ſie, ſich der Ohrfeige im Cid zu erinnern. Die Anmerkung, die der Herr von Voltaire darüber gemacht hat, iſt in vielerlei Betrachtung merkwürdig. „Heut zu Tage, ſagt er, dürfte man es nicht wagen, einem Helden eine Ohrfeige geben zu laſſen. Die Schauſpieler ſelbſt wiſſen nicht, wie ſie ſich dabei anſtellen ſollen; ſie thun nur, als ob ſie eine gäben. Nicht einmal in der Komödie iſt ſo etwas mehr erlaubt; und dieſes iſt das einzige Exempel, welches man auf der tragiſchen Bühne davon hat. Es iſt glaublich, daß man unter andern mit deßwegen den Cid eine Tragikomödie betitelte; und damals waren faſt alle Stücke des Scuderi und des Boisrobert Tragikomödien. Man war in Frankreich lange der Meinung geweſen, daß ſich das ununterbrochene Tragiſche, ohne alle Vermiſchung mit gemeinen Zügen, gar nicht aushalten laſſe. Das Wort Tragikomödie ſelbſt iſt ſehr alt; Plautus braucht es, ſeinen Amphitruo damit zu bezeichnen, weil das Abenteuer des Soſias zwar komiſch, Amphitruo ſelbſt aber in allem Ernſte betrübt iſt.“ — Was der Herr von Voltaire nicht alles ſchreibt! Wie gern er immer ein wenig Gelehrſamkeit zeigen will, und wie ſehr er meiſtentheils damit verunglückt!

Es iſt nicht wahr, daß die Ohrfeige im Cid die einzige auf der tragiſchen Bühne iſt. Voltaire hat den Eſſex des Banks entweder nicht gekannt, oder vorausgeſetzt, daß die tragiſche Bühne ſeiner Nation allein dieſen Namen verdiene. Unwiſſenheit verräth beides; und nur das letztere noch mehr Eitelkeit, als Unwiſſenheit. Was er von dem Namen der Tragikomödie hinzufügt, iſt eben ſo unrichtig. Tragikomödie hieß die Vorſtellung einer wichtigen Handlung unter vornehmen Perſonen, die einen vergnügten Ausgang hat; das iſt der Cid, und die Ohrfeige kam dabei gar nicht in Betrachtung; denn dieſer Ohrfeige ungeachtet, nannte Corneille hernach ſein Stück eine Tragödie, ſobald er das Vorurtheil abgelegt hatte, daß eine Tragödie nothwendig eine unglückliche Kataſtrophe haben müſſe. Plautus braucht zwar das Wort **Tragicocomœdia**: aber er braucht es bloß im Scherze; und gar nicht, um eine beſondere Gattung damit zu bezeichnen. Auch hat es ihm in dieſem Verſtande kein Menſch abgeborgt, bis es in dem ſechzehnten Jahrhunderte den ſpaniſchen und italieniſchen Dichtern einfiel, gewiſſe von ihren dramatiſchen Mißgeburten ſo zu nennen.[1] Wenn aber auch Plautus ſeinen Amphitruo im Ernſte ſo genannt hätte, ſo wäre es doch nicht aus der Urſache geſchehen, die ihm Voltaire andichtet. Nicht weil der Antheil, den Soſias an der Handlung nimmt, komiſch, und der, den Amphitruo daran nimmt, tragiſch iſt: nicht darum hätte Plautus ſein Stück lieber eine Tragicomödie nennen wollen. Denn ſein Stück iſt ganz komiſch, und wir beluſtigen uns an der Verlegenheit des Amphitruo eben ſo ſehr, als an des Soſias ſeiner. Sondern darum, weil dieſe komiſche Handlung größtentheils unter höhern Perſonen vorgeht, als man in der Komödie zu ſehen gewohnt iſt. Plautus ſelbſt erklärt ſich darüber deutlich genug:

> Faciam ut commixta sit Tragico-comœdia:
> Nam me perpetuo facere ut sit Comœdia
> Reges quo veniant et di, non par arbitror.
> Quid igitur? quoniam hic servus quoque partes habet,
> Faciam hanc, proinde ut dixi, Tragico-comœdiam.

Sechsundfunfzigſtes Stück.

Den 13. November 1767.

Aber wiederum auf die Ohrfeige zu kommen. — Einmal iſt es doch nun ſo, daß eine Ohrfeige, die ein Mann von Ehre von ſeines Gleichen oder von einem Höhern bekömmt, für eine ſo ſchimpfliche Beleidigung gehalten wird, daß alle Genugthuung, die ihm die Geſetze dafür verſchaffen können, vergebens iſt. Sie will nicht von einem dritten beſtraft, ſie will von dem Beleidigten ſelbſt gerächt, und auf eine eben ſo eigenmächtige Art gerächt ſeyn, als ſie erwieſen worden. Ob es die wahre oder die falſche Ehre iſt, die dieſes gebietet, davon iſt hier die Rede nicht. Wie geſagt, es iſt nun einmal ſo.

Und wenn es nun einmal in der Welt ſo iſt: warum ſoll es nicht auch auf dem Theater ſo ſeyn? Wenn die Ohrfeigen dort im Gange ſind: warum nicht auch hier?

„Die Schauſpieler, ſagt der Herr von Voltaire, wiſſen nicht, wie ſie ſich dabei anſtellen ſollen.“ Sie wüßten es wohl; aber man will eine Ohrfeige auch nicht einmal gern im fremden Namen haben. Der Schlag ſetzt ſie in Feuer; die Perſon erhält ihn, aber ſie fühlen ihn; das Gefühl hebt die Verſtellung auf; ſie gerathen aus ihrer Faſſung; Scham und Verwirrung äußert ſich wider Willen auf ihrem Geſichte; ſie ſollten zornig ausſehen, und ſie ſehen albern aus; und jeder Schauſpieler, deſſen eigene Empfindungen mit ſeiner Rolle in Colliſion kommen, macht uns zu lachen.

Es iſt dieſes nicht der einzige Fall, in welchem man die Abſchaffung der Masken bedauern möchte. Der Schauſpieler kann unſtreitig unter der Maske mehr Contenance halten; ſeine Perſon findet weniger Gelegenheit auszubrechen; und wenn ſie ja ausbricht, ſo werden wir dieſen Ausbruch weniger gewahr.

Doch der Schauſpieler verhalte ſich bei der Ohrfeige, wie er will: der dramatiſche Dichter arbeitet zwar für den Schauſpieler, aber er muß ſich darum nicht alles verſagen, was dieſem weniger thunlich und bequem iſt. Kein Schauſpieler kann roth werden, wenn er will: aber gleichwohl darf es ihm der Dichter vorſchreiben; gleichwohl darf er den einen ſagen laſſen, daß er es den andern werden ſieht. Der Schauſpieler will ſich nicht ins Geſicht ſchlagen laſſen; er glaubt, es mache ihn verächtlich; es verwirrt ihn; es ſchmerzt ihn: recht gut! Wenn er es in ſeiner Kunſt ſo weit noch nicht gebracht hat, daß ihn ſo etwas nicht verwirrt; wenn er ſeine Kunſt ſo ſehr nicht liebt, daß er ſich, ihr zum Beſten, eine kleine Kränkung will gefallen laſſen: ſo ſuche er über die Stelle ſo gut wegzukommen, als er kann; er weiche dem Schlage aus; er halte die Hand vor; nur verlange er nicht, daß ſich der Dichter ſeinetwegen mehr Bedenklichkeiten machen ſoll, als er ſich der Perſon wegen macht, die er ihn vorſtellen läßt. Wenn der wahre Diego, wenn der wahre Eſſer eine Ohrfeige hinnehmen muß: was wollen ihre Repräſentanten dawider einzuwenden haben?

---

[1] Ich weiß zwar nicht, wer dieſen Namen eigentlich zuerſt gebraucht hat; aber das weiß ich gewiß, daß es Garnier nicht iſt. Hedelin ſagte: Je ne sçai si Garnier fut le premier qui s'en servit, mais il a fait porter ce titre à sa Bradamante, ce que depuis plusieurs ont imité. (Prat. du Th. livr. II. ch. 10.) Und dabei hätten es die Geſchichtſchreiber des franzöſiſchen Theaters auch nur ſollen bewenden laſſen. Aber ſie machen die leichte Vermuthung des Hedelin zur Gewißheit, und gratuliren ihrem Landsmanne zu einer ſo ſchönen Erfindung. Voici la premiere Tragi-Comédie, ou pour mieux dire le premier poëme du Théâtre qui a porté ce titre — Garnier ne connoissoit pas assez les finesses de l'art qu'il professoit; tenons-lui cependant compte d'avoir le premier, et sans le secours des Anciens, ni de ses contemporains, fait entrevoir une idée, qui n'a pas été inutile à beaucoup d'Auteurs du dernier siecle. Garniers Bradamante iſt von 1582, und ich kenne eine Menge weit frühere ſpaniſche und italieniſche Stücke, die dieſen Titel führen.

Aber der Zuſchauer will vielleicht keine Ohrfeige geben ſehen? Oder höchſtens nur einem Bedienten, den ſie nicht beſonders ſchimpft, für den ſie eine ſeinem Stande angemeſſene Züchtigung iſt? Einem Helden hingegen, einem Helden eine Ohrfeige! wie klein, wie unanſtändig! — Und wenn ſie das nun eben ſeyn ſoll? Wenn eben dieſe Unanſtändigkeit die Quelle der gewaltſamſten Entſchließungen, der blutigſten Rache werden ſoll, und wird? Wenn jede geringere Beleidigung dieſe ſchreckliche Wirkungen nicht hätte haben können? Was in ſeinen Folgen ſo tragiſch werden kann, was unter gewiſſen Perſonen nothwendig ſo tragiſch werden muß, ſoll dennoch aus der Tragödie ausgeſchloſſen ſeyn, weil es auch in der Komödie, weil es auch in dem Poſſenſpiele Platz findet? Worüber wir einmal lachen, ſollen wir ein andermal nicht erſchrecken können?

Wenn ich die Ohrfeigen aus einer Gattung des Drama verbannt wiſſen möchte, ſo wäre es aus der Komödie. Denn was für Folgen kann ſie da haben? Traurige? die ſind über ihrer Sphäre. Lächerliche? die ſind unter ihr, und gehören dem Poſſenſpiele. Gar keine? ſo verlohnte es nicht der Mühe, ſie geben zu laſſen. Wer ſie giebt, wird nichts als pöbelhafte Hitze, und wer ſie bekömmt, nichts als knechtiſche Kleinmuth verrathen. Sie verbleibt alſo den beiden Extremen, der Tragödie und dem Poſſenſpiele, die mehrere dergleichen Dinge gemein haben, über die wir entweder ſpotten oder zittern wollen.

Und ich frage jeden, der den Cid vorſtellen ſehen, oder ihn mit einiger Aufmerkſamkeit auch nur geleſen, ob ihn nicht ein Schauder überlaufen, wenn der großſprecheriſche Gormas den alten würdigen Diego zu ſchlagen ſich erdreiſtet? Ob er nicht das empfindlichſte Mitleid für dieſen, und den bitterſten Unwillen gegen jenen empfunden? Ob ihm nicht auf einmal alle die blutigen und traurigen Folgen, die dieſe ſchimpfliche Begegnung nach ſich ziehen müſſe, in die Gedanken geſchoſſen, und ihn mit Erwartung und Furcht erfüllt? Gleichwohl ſoll ein Vorfall, der alle dieſe Wirkung auf ihn hat, nicht tragiſch ſeyn?

Wenn jemals bei dieſer Ohrfeige gelacht worden, ſo war es ſicherlich von einem auf der Gallerie, der mit den Ohrfeigen zu bekannt war, und eben jetzt eine von ſeinem Nachbar verdient hätte. Wen aber die ungeſchickte Art, mit der ſich der Schauſpieler etwa dabei betrug, wider Willen zu lächeln machte, der biß ſich geſchwind in die Lippe, und eilte, ſich wieder in die Täuſchung zu verſetzen, aus der faſt jede gewaltſamere Handlung den Zuſchauer mehr oder weniger zu bringen pflegt.

Auch frage ich, welche andere Beleidigung wohl die Stelle der Ohrfeige vertreten könnte? Für jede andere würde es in der Macht des Königs ſtehen, dem Beleidigten Genugthuung zu ſchaffen; für jede andere würde ſich der Sohn weigern dürfen, ſeinem Vater den Vater ſeiner Geliebten aufzuopfern. Für dieſe einzige läßt das Pundonor weder Entſchuldigung noch Abbitte gelten; und alle gütliche Wege, die ſelbſt der Monarch dabei einleiten will, ſind fruchtlos. Corneille ließ nach dieſer Denkungsart den Gormas, wenn ihm der König andeuten läßt, den Diego zufrieden zu ſtellen, ſehr wohl antworten:

> Ces satisfactions n'appaissent point une ame:
> Qui les reçoit n'a rien, qui les fait se diffame.
> Et de tous ces accords l'effet le plus commun,
> C'est de deshonorer deux hommes au lieu d'un.

Damals war in Frankreich das Edict wider die Duelle nicht lange ergangen, dem dergleichen Maximen ſchnurſtracks zuwider liefen. Corneille erhielt alſo zwar Befehl, die ganzen Zeilen wegzulaſſen; und ſie wurden aus dem Munde der Schauſpieler verbannt. Aber jeder Zuſchauer ergänzte ſie aus dem Gedächtniſſe und aus ſeiner Empfindung.

In dem Eſſer wird die Ohrfeige dadurch noch kritiſcher, daß ſie eine Perſon giebt, welche die Geſetze der Ehre nicht verbinden. Sie iſt Frau und Königin: was kann der Beleidigte mit ihr anfangen? Ueber die handfertige wehrhafte Frau würde er ſpotten; denn eine Frau kann weder ſchimpfen, noch ſchlagen. Aber dieſe Frau iſt zugleich der Souverain, deſſen Beſchimpfungen unauslöſchlich ſind, da ſie von ſeiner Würde eine Art von Geſetzmäßigkeit erhalten. Was kann alſo natürlicher ſcheinen, als daß Eſſer ſich wider dieſe Würde ſelbſt auflehnt, und gegen die Höhe tobt, die den Beleidiger ſeiner Rache entzieht? Ich wüßte wenigſtens nicht, was ſeine letzten Vergehungen ſonſt wahrſcheinlich hätte machen können. Die bloße Ungnade, die bloße Entſetzung ſeiner Ehrenſtellen konnte und durfte ihn ſo weit nicht treiben. Aber durch eine ſo knechtiſche Behandlung außer ſich gebracht, ſehen wir ihn alles, was ihm die Verzweiflung eingiebt, zwar nicht mit Billigung, doch mit Entſchuldigung unternehmen. Die Königin ſelbſt muß ihn aus dieſem Geſichtspunkte ihrer Verzeihung würdig erkennen; und wir haben ſo ungleich mehr Mitleid mit ihm, als er uns in der Geſchichte zu verdienen ſcheint, wo das, was er hier in der erſten Hitze der gekränkten Ehre thut, aus Eigennutz und andern niedrigen Abſichten geſchieht.

Der Streit, ſagt die Geſchichte, bei welchem Eſſer die Ohrfeige erhielt, war über die Wahl eines Königs von Irland. Als er ſah, daß die Königin auf ihrer Meinung beharrte, wandte er ihr mit einer ſehr verächtlichen Gebärde den Rücken. In dem Augenblicke fühlte er ihre Hand, und ſeine fuhr nach dem Degen. Er ſchwur, daß er dieſen Schimpf weder leiden könne noch wolle; daß er ihn ſelbſt von ihrem Vater Heinrich nicht würde erduldet haben: und ſo begab er ſich vom Hofe. Der Brief, den er an den Kanzler Egerton über dieſen Vorfall ſchrieb, iſt mit dem würdigſten Stolze abgefaßt, und er ſchien feſt entſchloſſen, ſich der Königin nie wieder zu nähern. Gleichwohl finden wir ihn bald darauf wieder in ihrer völligen Gnade, und in der völligen Wirkſamkeit eines ehrgeizigen Lieblings. Dieſe Verſöhnlichkeit, wenn ſie ernſtlich war, macht uns eine ſehr ſchlechte Idee von ihm; und keine viel beſſere, wenn ſie Verſtellung war. In dieſem Falle war er wirklich ein Verräther, der ſich alles gefallen ließ, bis er den rechten Zeitpunkt gekommen zu ſeyn glaubte. Ein elender Weinpacht, den ihm die Königin nahm, brachte ihn am Ende weit mehr auf, als die Ohrfeige; und der Zorn über dieſe Verſchmälerung ſeiner Einkünfte verblendete ihn ſo, daß er ohne alle Ueberlegung losbrach. So finden wir ihn in der Geſchichte, und verachten ihn. Aber nicht ſo bei dem Banks, der ſeinen Aufſtand zu der unmittelbaren Folge der Ohrfeige macht, und ihm weiter keine treuloſen Abſichten gegen ſeine Königin beilegt. Sein Fehler iſt der Fehler einer edlen Hitze, den er bereuet, der ihm vergeben wird, und der bloß durch die Bosheit ſeiner Feinde der Strafe nicht entgeht, die ihm geſchenkt war.

Siebenundfunfzigſtes Stück.

Den 17. November 1767.

Banks hat die nämlichen Worte beibehalten, die Eſſer über die Ohrfeige ausſtieß. Nur daß er ihn dem einen Heinriche noch alle Heinriche in der Welt, mit ſammt

Alexandern, beifügen läßt.[1] Sein Eſſex iſt überhaupt zu viel Prahler: und es fehlt wenig, daß er nicht ein eben ſo großer Gaſconier iſt, als der Eſſex des Gaſconiers Calprenede. Dabei erträgt er ſein Unglück viel zu kleinmüthig, und iſt bald gegen die Königin eben ſo kriechend, als er vorher vermeſſen gegen ſie war. Banks hat ihn zu ſehr nach dem Leben geſchildert. Ein Charakter, der ſich ſo leicht vergißt, iſt kein Charakter, und eben daher der dramatiſchen Nachahmung unwürdig. In der Geſchichte kann man dergleichen Widerſprüche mit ſich ſelbſt für Verſtellung halten, weil wir in der Geſchichte doch ſelten das Innerſte des Herzens kennen lernen: aber in dem Drama werden wir mit dem Helden allzuvertraut, als daß wir nicht gleich wiſſen ſollten, ob ſeine Geſinnungen wirklich mit den Handlungen, die wir ihm nicht zugetraut hätten, übereinſtimmen oder nicht. Ja, ſie mögen es, oder ſie mögen es nicht: der tragiſche Dichter kann ihn in beiden Fällen nicht recht nutzen. Ohne Verſtellung fällt der Charakter weg: bei der Verſtellung die Würde deſſelben.

Mit der Eliſabeth hat er in dieſen Fehler nicht fallen können. Dieſe Frau bleibt ſich in der Geſchichte immer ſo vollkommen gleich, als es wenige Männer bleiben. Ihre Zärtlichkeit ſelbſt, ihre heimliche Liebe zu dem Eſſex, hat er mit vieler Anſtändigkeit behandelt; ſie iſt auch bei ihm gewiſſermaßen noch ein Geheimniß. Seine Eliſabeth klagt nicht, wie die Eliſabeth des Corneille, über Kälte und Verachtung, über Glut und Schickſal; ſie ſpricht von keinem Gifte, das ſie verzehre; ſie jammert nicht, daß ihr der Undankbare eine Suffolk vorziehe, nachdem ſie ihm doch deutlich genug zu verſtehen gegeben, daß er um ſie allein ſeufzen ſolle, u. ſ. w. Keine von dieſen Armſeligkeiten kömmt über ihre Lippen. Sie ſpricht nie als eine Verliebte, aber ſie handelt ſo. Man hört es nie, aber man ſieht es, wie theuer ihr Eſſex ehedem geweſen, und noch iſt. Einige Funken Eiferſucht verrathen ſie; ſonſt würde man ſie ſchlechterdings für nichts, als für ſeine Freundin halten können.

Mit welcher Kunſt aber Banks ihre Geſinnungen gegen den Grafen in Action zu ſetzen gewußt, das können folgende Scenen des dritten Aufzuges zeigen. — Die Königin glaubt ſich allein, und überlegt den unglücklichen Zwang ihres Standes, der ihr nicht erlaube, nach der wahren Neigung ihres Herzens zu handeln. Indem wird ſie die Nottingham gewahr, die ihr nachgekommen. —

Die Königin. Du hier, Nottingham? Ich glaubte, ich ſey allein.

Nottingham. Verzeihe, Königin, daß ich ſo kühn bin. Und doch befiehlt mir meine Pflicht, noch kühner zu ſeyn. — Dich bekümmert etwas. Ich muß fragen, — aber erſt auf meinen Knieen Dich um Verzeihung bitten, daß ich es frage — Was iſt's, das Dich bekümmert? Was iſt es, das dieſe erhabene Seele ſo tief herab beugt? — Oder iſt Dir nicht wohl?

Die Königin. Steh auf, ich bitte dich. — Mir iſt ganz wohl. — Ich danke dir für deine Liebe. — Nur unruhig, ein wenig unruhig bin ich, — meines Volkes wegen. Ich habe lange regiert, und ich fürchte, ihm nur zu lange. Es fängt an, meiner überdrüſſig zu werden. — Neue Kronen ſind wie neue Kränze; die friſcheſten ſind die lieblichſten. Meine Sonne neigt ſich; ſie hat in ihrem Mittage zu ſehr gewärmt; man fühlt ſich zu heiß: man wünſcht, ſie wäre ſchon untergegangen. — Erzähle mir doch, was ſagt man von der Ueberkunft des Eſſex?

Nottingham. — Von ſeiner Ueberkunft — ſagt man — nicht das Beſte. Aber von ihm — er iſt für einen ſo tapfern Mann bekannt —

Die Königin. Wie? tapfer? da er mir ſo dient? — Der Verräther!

Nottingham. Gewiß, es war nicht gut —

Die Königin. Nicht gut! nicht gut? — Weiter nichts?

Nottingham. Es war eine verwegene, frevelhafte That.

Die Königin. Nicht wahr, Nottingham? — Meinen Befehl ſo gering zu ſchätzen! Er hätte den Tod dafür verdient. — Weit geringere Verbrechen haben hundert weit geliebtern Lieblingen den Kopf gekoſtet. —

Nottingham. Ja wohl. — Und doch ſollte Eſſex, bei ſo viel größerer Schuld, mit geringerer Strafe davon kommen? Er ſollte nicht ſterben?

Die Königin. Er ſoll! — Er ſoll ſterben, und in den empfindlichſten Martern ſoll er ſterben! — Seine Pein ſey, wie ſeine Verrätherei, die größte von allen! — Und dann will ich ſeinen Kopf und ſeine Glieder, nicht unter den finſtern Thoren, nicht auf den niedrigen Brücken, auf den höchſten Zinnen will ich ſie aufgeſteckt wiſſen, damit jeder, der vorübergeht, ſie erblicke und ausrufe: Siehe da, den ſtolzen, undankbaren Eſſex! Dieſen Eſſex, welcher der Gerechtigkeit ſeiner Königin trotzte! — Wohl gethan! Nicht mehr, als er verdiente! — Was ſagſt du, Nottingham? Meinſt du nicht auch? — Du ſchweigſt? Warum ſchweigſt du? Willſt du ihn noch vertreten?

Nottingham. Weil Du es denn befiehlſt, Königin, ſo will ich Dir alles ſagen, was die Welt von dieſem ſtolzen, undankbaren Manne ſpricht. —

Die Königin. Thu das! — Laß hören: was ſagt die Welt von ihm und mir?

Nottingham. Von Dir, Königin? — Wer iſt es, der von Dir nicht mit Entzücken und Bewunderung ſpräche? Der Nachruhm eines verſtorbenen Heiligen iſt nicht lauterer, als Dein Lob, von dem aller Zungen ertönen. Nur dieſes einzige wünſcht man, und wünſcht es mit den heißeſten Thränen, die aus der reinſten Liebe gegen Dich entſpringen, — dieſes einzige, daß Du geruhen möchteſt, ihren Beſchwerden gegen dieſen Eſſex abzuhelfen, einen ſolchen Verräther nicht länger zu ſchützen, ihn nicht länger der Gerechtigkeit und der Schande vorzuenthalten, ihn endlich der Rache zu überliefern —

Die Königin. Wer hat mir vorzuſchreiben?

Nottingham. Dir vorzuſchreiben! — Schreibt man dem Himmel vor, wenn man ihn in tiefſter Unterwerfung anfleht? — Und ſo fleht Dich alles wider den Mann an, deſſen Gemüthsart ſo ſchlecht, ſo boshaft iſt, daß er es auch nicht der Mühe werth achtet, den Heuchler zu ſpielen. — Wie ſtolz! wie aufgeblaſen! Und wie unartig, pöbelhaft ſtolz; nicht anders als ein elender Lakai auf ſeinen bunten verbrämten Rock! — Daß er tapfer iſt, räumt man ihm ein; aber ſo, wie es der Wolf oder der Bär iſt, blind zu, ohne Plan und Vorſicht. Die wahre Tapferkeit, welche eine edle Seele über Glück und Unglück erhebt, iſt fern von ihm. Die geringſte Beleidigung bringt ihn auf; er tobt und raſet über ein Nichts; alles ſoll ſich vor ihm ſchmiegen; überall will er allein glänzen, allein hervorragen. Lucifer ſelbſt, der den erſten Samen des Laſters in dem Himmel ausſtreute, war nicht ehrgeiziger und herrſchſüchtiger, als er. Aber, ſo wie dieſer aus dem Himmel ſtürzte — —

Die Königin. Gemach, Nottingham, gemach! — Du eiferſt dich ja ganz aus dem Athem. — Ich will nichts mehr hören — bei Seite. Gift und Blattern auf ihre Zunge! — Gewiß, Nottingham, du ſollteſt dich ſchämen, ſo etwas auch nur nachzuſagen; dergleichen Niederträchtigkeiten des boshaften Pöbels zu wiederholen. Und es iſt nicht einmal wahr, daß der Pöbel das ſagt. Er denkt es auch nicht. Aber ihr, ihr wünſcht, daß er es ſagen möchte.

---

[1] Act. III.
— — — — By all
The Subtilty, and Woman in your Sex,
I swear, that had you been a Man you durst not.
Nay, your bold Father Harry durst not this
Have done — Why ſay I him? Not all the Harrys,
Nor Alexander's ſelf, were he alive,
Shou'd boast of such a deed on Essex done
Without revenge. — — —

Nottingham. Ich erſtaune, Königin —

Die Königin. Worüber?

Nottingham. Du geboteſt mir ſelbſt, zu reden —

Die Königin. Ja, wenn ich es nicht bemerkt hätte, wie gewünſcht dir dieſes Gebot kam! wie vorbereitet du darauf wareſt! Auf einmal glühte dein Geſicht, flammte dein Auge; das volle Herz freute ſich, überzufließen, und jedes Wort, jede Gebärde hatte ſeinen längſt abgezielten Pfeil, deren jeder mich mit trifft.

Nottingham. Verzeihe, Königin, wenn ich in dem Ausdrucke meine Schuldigkeit gefehlt habe. Ich maß ihn nach Deinem ab.

Die Königin. Nach meinem? — Ich bin ſeine Königin. Mir ſteht es frei, dem Dinge, das ich geſchaffen habe, mitzuſpielen, wie ich will. — Auch hat er ſich der gräßlichſten Verbrechen gegen meine Perſon ſchuldig gemacht. Mich hat er beleidigt, aber nicht dich. — Womit könnte dich der arme Mann beleidigt haben? Du haſt keine Geſetze, die er übertreten, keine Unterthanen, die er bedrücken, keine Krone, nach der er ſtreben könnte. Was findeſt du denn alſo für ein grauſames Vergnügen, einen Elenden, der ertrinken will, lieber noch auf den Kopf zu ſchlagen, als ihm die Hand zu reichen?

Nottingham. Ich bin zu tadeln —

Die Königin. Genug davon! — Seine Königin, die Welt, das Schickſal ſelbſt erklärt ſich wider dieſen Mann, und doch ſcheint er dir kein Mitleid, keine Entſchuldigung zu verdienen? —

Nottingham. Ich bekenne es, Königin, —

Die Königin. Geh, es ſey dir vergeben! — Rufe mir gleich die Rutland her. —

Achtundfunfzigſtes Stück.

Den 20. November 1767.

Nottingham geht, und bald darauf erſcheint Rutland. Man erinnere ſich, daß Rutland, ohne Wiſſen der Königin, mit dem Eſſex vermählt iſt.

Die Königin. Kömmſt du, liebe Rutland? Ich habe nach dir geſchickt. — Wie iſt's? Ich finde dich, ſeit einiger Zeit, ſo traurig. Woher dieſe trübe Wolke, die dein holdes Auge umzieht? Sey munter, liebe Rutland; ich will dir einen wackern Mann ſuchen.

Rutland. Großmüthige Frau! — Ich verdiene es nicht, daß meine Königin ſo gnädig auf mich herabſieht.

Die Königin. Wie kannſt du ſo reden? — Ich liebe dich; ja wohl, liebe ich dich. — Du ſollſt es daraus ſchon ſehen! — Eben habe ich mit der Nottingham, der widerwärtigen! — einen Streit gehabt; und zwar — über Mylord Eſſex.

Rutland. Ha!

Die Königin. Sie hat mich recht ſehr geärgert. Ich konnte ſie nicht länger vor Augen ſehen.

Rutland bei Seite. Wie fahre ich bei dieſem theuern Namen zuſammen! Mein Geſicht wird mich verrathen. Ich fühl' es; ich werde blaß — und wieder roth. —

Die Königin. Was ich dir ſage, macht dich erröthen? —

Rutland. Dein ſo überraſchendes, gütiges Vertrauen, Königin, —

Die Königin. Ich weiß, daß du mein Vertrauen verdienſt. — Komm, Rutland, ich will dir alles ſagen. Du ſollſt mir rathen. — Ohne Zweifel, liebe Rutland, wirſt du es auch gehört haben, wie ſehr das Volk wider den armen, unglücklichen Mann ſchreit; was für Verbrechen es ihm zur Laſt legt. Aber das Schlimmſte weißt du vielleicht noch nicht? Er iſt heute aus Irland angekommen; wider meinen ausdrücklichen Befehl; und hat die dortigen Angelegenheiten in der größten Verwirrung gelaſſen.

Rutland. Darf ich Dir, Königin, wohl ſagen, was ich denke? — Das Geſchrei des Volkes iſt nicht immer die Stimme der Wahrheit. Sein Haß iſt öfters ſo ungegründet —

Die Königin. Du ſprichſt die wahren Gedanken meiner Seele. — Aber, liebe Rutland, er iſt dem ungeachtet zu tadeln. — Komm her, meine Liebe; laß mich an deinen Buſen mich lehnen. — O gewiß, man legt mir es zu nahe! Nein, ſo will ich mich nicht unter ihr Joch bringen laſſen. Sie vergeſſen, daß ich ihre Königin bin. — Ah, Liebe; ſo ein Freund hat mir längſt gefehlt, gegen den ich ſo meinen Kummer ausſchütten kann! —

Rutland. Siehe meine Thränen, Königin — Dich ſo leiden zu ſehen, die ich ſo bewundere! — O, daß mein guter Engel Gedanken in meine Seele, und Worte auf meine Zunge legen wollte, den Sturm in Deiner Bruſt zu beſchwören, und Balſam in Deine Wunden zu gießen!

Die Königin. O, ſo wäreſt du mein guter Engel! mitleidige, beſte Rutland! — Sage, iſt es nicht Schade, daß ſo ein braver Mann ein Verräther ſeyn ſoll? daß ſo ein Held, der wie ein Gott verehrt ward, ſich ſo erniedrigen kann, mich um einen kleinen Thron bringen zu wollen?

Rutland. Das hätte er gewollt? das könnte er wollen? Nein, Königin, gewiß nicht, gewiß nicht! Wie oft habe ich ihn von Dir ſprechen hören! mit welcher Ergebenheit, mit welcher Bewunderung, mit welchem Entzücken habe ich ihn von Dir ſprechen hören!

Die Königin. Haſt du ihn wirklich von mir ſprechen hören?

Rutland. Und immer als einen Begeiſterten, aus dem nicht kalte Ueberlegung, aus dem ein inneres Gefühl ſpricht, deſſen er nicht mächtig iſt. Sie iſt, ſagte er, die Göttin ihres Geſchlechts, ſo weit über alle andere Frauen erhaben, daß das, was wir in dieſen am meiſten bewundern, Schönheit und Reiz, in ihr nur die Schatten ſind, ein größeres Licht dagegen abzuſetzen. Jede weibliche Vollkommenheit verliert ſich in ihr, wie der ſchwache Schimmer eines Sternes in dem alles überſtrömenden Glanze des Sonnenlichts. Nichts überſteigt ihre Güte; die Huld ſelbſt beherrſcht, in ihrer Perſon, dieſe glückliche Inſel; ihre Geſetze ſind aus dem ewigen Geſetzbuche des Himmels gezogen, und werden dort von Engeln wieder aufgezeichnet. — O, unterbrach er ſich dann mit einem Seufzer, der ſein ganzes getreues Herz ausdrückte, o, daß ſie nicht unſterblich ſeyn kann! Ich wünſche ihn nicht zu erleben, den ſchrecklichen Augenblick, wenn die Gottheit dieſen Abglanz von ſich zurückruft, und mit eins ſich Nacht und Verwirrung über Britannien verbreiten.

Die Königin. Sagte er das, Rutland?

Rutland. Das, und weit mehr. Immer ſo neu, als wahr in Deinem Lobe, deſſen unverſiegene Quelle von den lauterſten Geſinnungen gegen Dich überſtrömte —

Die Königin. O, Rutland, wie gern glaube ich dem Zeugniſſe, das du ihm giebſt!

Rutland. Und kannſt ihn noch für einen Verräther halten?

Die Königin. Nein; — aber doch hat er die Geſetze übertreten. — Ich muß mich ſchämen, ihn länger zu ſchützen. — Ich darf es nicht einmal wagen, ihn zu ſehen.

Rutland. Ihn nicht zu ſehen, Königin? nicht zu ſehen? — Bei dem Mitleid, das ſeinen Thron in

Deiner Seele aufgeſchlagen, beſchwöre ich Dich. — Du mußt ihn ſehen! Schämen? weſſen? daß Du mit einem Unglücklichen Erbarmen haſt? — Gott hat Erbarmen: und Erbarmen ſollte Könige ſchimpfen? — Nein, Königin; ſey auch hier Dir ſelbſt gleich. Ja, Du wirſt es; Du wirſt ihn ſehen, wenigſtens einmal ſehen —

Die Königin. Ihn, der meinen ausdrücklichen Befehl ſo geringſchätzen können? Ihn, der ſich ſo eigenmächtig vor meine Augen drängen darf? Warum blieb er nicht, wo ich ihm zu bleiben befahl?

Rutland. Rechne ihm dieſes zu keinem Verbrechen! Gieb die Schuld der Gefahr, in der er ſich ſah. Er hörte, was hier vorging; wie ſehr man ihn zu verkleinern, ihn Dir verdächtig zu machen ſuche. Er kam alſo, zwar ohne Erlaubniß, aber in der beſten Abſicht; in der Abſicht, ſich zu rechtfertigen, und Dich nicht hintergehen zu laſſen.

Die Königin. Gut; ſo will ich ihn denn ſehen, und will ihn gleich ſehen. — O, meine Rutland, wie ſehr wünſche ich es, ihn noch immer eben ſo rechtſchaffen zu finden, als tapfer ich ihn kenne!

Rutland. O, nähre dieſe günſtige Gedanken! Deine königliche Seele kann keine gerechtere hegen. — Rechtſchaffen! So wirſt Du ihn gewiß finden. Ich wollte für ihn ſchwören; bei aller Deiner Herrlichkeit für ihn ſchwören, daß er es nie aufgehört zu ſeyn. Seine Seele iſt reiner als die Sonne, die Flecken hat, und irdiſche Dünſte an ſich zieht, und Geſchmeiß ausbrütet. — Du ſagſt, er iſt tapfer; und wer ſagt es nicht? Aber ein tapferer Mann iſt keiner Niederträchtigkeit fähig. Bedenke, wie er die Rebellen gezüchtigt; wie furchtbar er Dich dem Spanier gemacht, der vergebens die Schätze ſeiner Indien wider Dich verſchwendete. Sein Name floh vor Deinen Flotten und Völkern vorher, und ehe dieſe noch eintrafen, hatte öfters ſchon ſein Name geſiegt.

Die Königin bei Seite. Wie beredt ſie iſt! — Ha! dieſes Feuer, dieſe Innigkeit, — das bloße Mitleid geht ſo weit nicht. — Ich will es gleich hören! — Zu ihr. Und dann, Rutland, ſeine Geſtalt —

Rutland. Recht, Königin; ſeine Geſtalt. — Nie hat eine Geſtalt den innern Vollkommenheiten mehr entſprochen! — Bekenn es, Du, die Du ſelbſt ſo ſchön biſt, daß man nie einen ſchönern Mann geſehen! So würdig, ſo edel, ſo kühn und gebieteriſch die Bildung! Jedes Glied, in welcher Harmonie mit dem andern! Und doch das Ganze von einem ſo ſanften lieblichen Umriſſe! Das wahre Modell der Natur, einen vollkommenen Mann zu bilden! Das ſeltene Muſter der Kunſt, die aus hundert Gegenſtänden zuſammen ſuchen muß, was ſie hier bei einander findet!

Die Königin bei Seite. Ich dacht' es! — Das iſt nicht länger auszuhalten. — Zu ihr. Wie iſt dir, Rutland? Du geräthſt außer dir. Ein Wort, ein Bild überjagt das andere. Was ſpielt ſo den Meiſter über dich? Iſt es bloß deine Königin, iſt es Eſſex ſelbſt, was dieſe wahre, oder dieſe erzwungene Leidenſchaft wirkt? — Bei Seite. Sie ſchweigt; — ganz gewiß, ſie liebt ihn. — Was habe ich gethan? Welchen neuen Sturm habe ich in meinem Buſen erregt? u. ſ. w.

Hier erſcheinen Burleigh und die Nottingham wieder, der Königin zu ſagen, daß Eſſex ihren Befehl erwarte. Er ſoll vor ſie kommen. „Rutland," ſagt die Königin, „wir ſprechen einander ſchon weiter; geh' nur. — Nottingham, tritt du näher." Dieſer Zug der Eiferſucht iſt vortrefflich. Eſſex kömmt; und nun erfolgt die Scene mit der Ohrfeige. Ich wüßte nicht, wie ſie verſtändiger und glücklicher vorbereitet ſeyn könnte. Eſſex anfangs, ſcheint ſich völlig unterwerfen zu wollen; aber da ſie ihm befiehlt, ſich zu rechtfertigen, wird er nach und nach hitzig; er prahlt, er pocht, er trotzt. Gleichwohl hätte alles das die Königin ſo weit nicht aufbringen können, wenn ihr Herz nicht ſchon durch Eiferſucht erbittert geweſen wäre. Es iſt eigentlich die eiferſüchtige Liebhaberin, welche ſchlägt, und die ſich nur der Hand der Königin bedient. Eiferſucht überhaupt ſchlägt gern. —

Ich, meines Theils, möchte dieſe Scenen lieber auch nur gedacht, als den ganzen Eſſex des Corneille gemacht haben. Sie ſind ſo charakteriſtiſch, ſo voller Leben und Wahrheit, daß das Beſte des Franzoſen eine ſehr armſelige Figur dagegen macht.

Neunundfunfzigſtes Stück.

Den 24. November 1767.

Nur den Styl des Banks muß man aus meiner Ueberſetzung nicht beurtheilen. Von ſeinem Ausdrucke habe ich gänzlich abgehen müſſen. Er iſt zugleich ſo gemein und ſo koſtbar, ſo kriechend und ſo hochtrabend, und das nicht von Perſon zu Perſon, ſondern ganz durchaus, daß er zum Muſter dieſer Art von Mißhelligkeit dienen kann. Ich habe mich zwiſchen beide Klippen, ſo gut als möglich, durchzuſchleichen geſucht; dabei aber doch an der einen lieber, als an der andern, ſcheitern wollen.

Ich habe mich mehr vor dem Schwülſtigen gehütet, als vor dem Platten. Die mehrſten hätten vielleicht gerade das Gegentheil gethan; denn ſchwülſtig und tragiſch halten viele ſo ziemlich für einerlei. Nicht nur viele der Leſer, auch viele der Dichter ſelbſt. Ihre Helden ſollten wie andere Menſchen ſprechen? Was wären das für Helden? Ampullæ et sesquipedalia verba, Sentenzen und Blaſen und ellenlange Worte, das macht ihnen den wahren Ton der Tragödie.

„Wir haben es an nichts fehlen laſſen, ſagt Diderot,[1] (man merke, daß er vornehmlich von ſeinen Landsleuten ſpricht) das Drama aus dem Grunde zu verderben. Wir haben von den Alten die volle prächtige Verſification beibehalten, die ſich doch nur für Sprachen von ſehr abgemeſſenen Quantitäten, und ſehr merklichen Accenten, nur für weitläuftige Bühnen, nur für eine in Noten geſetzte und mit Inſtrumenten begleitete Declamation ſo wohl ſchickt: ihre Einfalt aber in der Verwickelung und dem Geſpräche, und die Wahrheit ihrer Gemälde haben wir fahren laſſen."

Diderot hätte noch einen Grund hinzufügen können, warum wir uns den Ausdruck der alten Tragödien nicht durchgängig zum Muſter nehmen dürfen. Alle Perſonen ſprechen und unterhalten ſich da auf einem freien, öffentlichen Platze, in Gegenwart einer neugierigen Menge Volks. Sie müſſen alſo faſt immer mit Zurückhaltung und Rückſicht auf ihre Würde ſprechen; ſie können ſich ihrer Gedanken und Empfindungen nicht in den erſten den beſten Worten entladen; ſie müſſen ſie abmeſſen und wählen. Aber wir Neuern, die wir den Chor abgeſchafft, die wir unſere Perſonen größtentheils zwiſchen ihren vier Wänden laſſen: was können wir für Urſache haben, ſie dem ungeachtet immer eine ſo geziemende, ſo ausgeſuchte, ſo rhetoriſche Sprache führen zu laſſen? Sie hört niemand, als dem ſie es erlauben wollen, ſie zu hören; mit ihnen ſpricht niemand als Leute, welche in die Handlung wirklich mit verwickelt, die alſo ſelbſt im Affecte ſind, und weder Luſt noch Muße haben, Ausdrücke zu controliren. Das war nur von dem Chore zu beſorgen, der, ſo genau er auch in das Stück eingeflochten war, dennoch niemals mit handelte, und ſtets die handelnden Perſonen mehr richtete, als an ihrem Schickſale wirklichen Antheil nahm. Umſonſt beruft man ſich desfalls auf den höhern Rang der Perſonen. Vornehme Leute haben ſich beſſer ausdrücken gelernt, als der gemeine Mann; aber ſie affectiren nicht unaufhörlich, ſich beſſer auszudrücken, als er. Am wenigſten in Leidenſchaften, deren jeder ſeine eigene Beredtſamkeit hat, mit der allein die Natur begeiſtert, die in keiner Schule gelernt wird, und auf die ſich der Unerzogenſte ſo gut verſteht, als der Polirteſte.

---

[1] Zweite Unterredung hinter dem natürlichen Sohne. S. d. Ueberſ. 247.

Bei einer geſuchten, koſtbaren, ſchwülſtigen Sprache kann niemals Empfindung ſeyn. Sie zeigt von keiner Empfindung, und kann keine hervorbringen. Aber wohl verträgt ſie ſich mit den ſimpelſten, gemeinſten, plattſten Worten und Redensarten.

Wie ich Banks Eliſabeth ſprechen laſſe, weiß ich wohl, hat noch keine Königin auf dem franzöſiſchen Theater geſprochen. Den niedrigen, vertraulichen Ton, in dem ſie ſich mit ihren Frauen unterhält, würde man in Paris kaum einer guten adeligen Landfrau angemeſſen finden. „Iſt dir nicht wohl? — Mir iſt ganz wohl. Steh auf, ich bitte dich. — Nur unruhig; ein wenig unruhig bin ich. — Erzähle mir doch. — Nicht wahr, Nottingham? Thu das! Laß hören! — Gemach, gemach! — Du eiferſt dich aus dem Athem. — Gift und Blattern auf ihre Zunge! Mir ſteht es frei, dem Dinge, das ich geſchaffen habe, mitzuſpielen, wie ich will. — Auf den Kopf ſchlagen. — Wie iſt's? Sey munter, liebe Rutland; ich will dir einen wackern Mann ſuchen. — Wie kannſt du ſo reden? — Du ſollſt es ſchon ſehen. — Sie hat mich recht ſehr geärgert. Ich konnte ſie nicht länger vor Augen ſehen. — Komm her, meine Liebe; laß mich an deinen Buſen mich lehnen. — Ich dacht' es! — Das iſt nicht länger auszuhalten.“ — Ja wohl iſt es nicht auszuhalten! würden die feinen Kunſtrichter ſagen. —

Werden vielleicht auch manche von meinen Leſern ſagen. Denn leider giebt es Deutſche, die noch weit franzöſiſcher ſind, als die Franzoſen. Ihnen zu gefallen, habe ich dieſe Brocken auf einen Haufen getragen. Ich kenne ihre Art zu kritiſiren. Alle die kleinen Nachläſſigkeiten, die ihr zärtliches Ohr ſo unendlich beleidigen, die dem Dichter ſo ſchwer zu finden waren, die er mit ſo vieler Ueberlegung dahin und dorthin ſtreute, um den Dialog geſchmeidig zu machen, und den Reden einen wahrern Anſchein der augenblicklichen Eingebung zu ertheilen, reihen ſie ſehr witzig zuſammen auf einen Faden, und wollen ſich krank darüber lachen. Endlich folgt ein mitleidiges Achſelzucken: „man hört wohl, daß der gute Mann die große Welt nicht kennt; daß er nicht viele Königinnen reden gehört; Racine verſtand das beſſer; aber Racine lebte auch bei Hofe.“

Dem ungeachtet würde mich das nicht irre machen. Deſto ſchlimmer für die Königinnen, wenn ſie wirklich nicht ſo ſprechen, nicht ſo ſprechen dürfen. Ich habe es lange ſchon geglaubt, daß der Hof der Ort eben nicht iſt, wo ein Dichter die Natur ſtudiren kann. Aber wenn Pomp und Etiquette aus Menſchen Maſchinen macht, ſo iſt es das Werk des Dichters, aus dieſen Maſchinen wieder Menſchen zu machen. Die wahren Königinnen mögen ſo geſucht und affectirt ſprechen, als ſie wollen: ſeine Königinnen müſſen natürlich ſprechen. Er höre der Hekuba des Euripides nur fleißig zu; und tröſte ſich immer, wenn er ſchon ſonſt keine Königinnen geſprochen hat.

Nichts iſt züchtiger und anſtändiger als die ſimple Natur. Grobheit und Wuſt iſt eben ſo weit von ihr entfernt, als Schwulſt und Bombaſt von dem Erhabenen. Das nämliche Gefühl, welches die Gränzſcheidung dort wahrnimmt, wird ſie auch hier bemerken. Der ſchwülſtigſte Dichter iſt daher unfehlbar auch der pöbelhafteſte. Beide Fehler ſind unzertrennlich; und keine Gattung giebt mehrere Gelegenheit in beide zu verfallen, als die Tragödie.

Gleichwohl ſcheint die Engländer vornehmlich nur der eine in ihrem Banks beleidigt zu haben. Sie tadelten weniger ſeinen Schwulſt, als die pöbelhafte Sprache, die er ſo edle und in der Geſchichte ihres Landes ſo glänzende Perſonen führen laſſe: und wünſchten lange, daß ſein Stück von einem Manne, der den tragiſchen Ausdruck mehr in ſeiner Gewalt habe, möchte umgearbeitet werden.[1] Dieſes geſchah endlich auch. Faſt zu gleicher Zeit machten ſich Jones und Brook darüber. Heinrich Jones, von Geburt ein Irländer, war ſeiner Profeſſion nach ein Maurer, und vertauſchte, wie der alte Ben Johnſon, ſeine Kelle mit der Feder. Nachdem er ſchon einen Band Gedichte auf Subſcription drucken laſſen, die ihn als einen Mann von großem Genie bekannt machten, brachte er ſeinen Eſſex 1753 aufs Theater. Als dieſer zu London geſpielt ward, hatte man bereits den von Heinrich Brook in Dublin geſpielt. Aber Brook ließ ſeinen erſt einige Jahre hernach drucken; und ſo kann es wohl ſeyn, daß er, wie man ihm Schuld giebt, eben ſowohl den Eſſex des Jones als den vom Banks genutzt hat. Auch muß noch ein Eſſex von einem James Ralph vorhanden ſeyn. Ich geſtehe, daß ich keinen geleſen habe, und alle drei nur aus den gelehrten Tagebüchern kenne. Von dem Eſſex des Brook, ſagt ein franzöſiſcher Kunſtrichter, daß er das Feuer und das Pathetiſche des Banks mit der ſchönen Poeſie des Jones zu verbinden gewußt habe. Was er über die Rolle der Rutland, und über derſelben Verzweiflung bei der Hinrichtung ihres Gemahls hinzufügt,[2] iſt merkwürdig; man lernt auch daraus das Pariſer Parterre auf einer Seite kennen, die ihm wenig Ehre macht.

Aber einen ſpaniſchen Eſſex habe ich geleſen, der viel zu ſonderbar iſt, als daß ich nicht im Vorbeigehen etwas davon ſagen ſollte. —

Sechzigſtes Stück.

Den 27. November 1767.

Er iſt von einem Ungenannten, und führt den Titel: Für ſeine Gebieterin ſterben.[3] Ich finde ihn in einer Sammlung von Komödien, die Joſeph Padrino zu Sevilien gedruckt hat, und in der er das vierundſiebzigſte Stück iſt. Wenn er verfertigt worden, weiß ich nicht; ich ſehe auch nichts, woraus es ſich ungefähr abnehmen ließe. Das iſt klar, daß ſein Verfaſſer weder die franzöſiſchen und engliſchen Dichter, welche die nämliche Geſchichte bearbeitet haben, gebraucht hat, noch von ihnen gebraucht worden. Er iſt ganz original. Doch ich will dem Urtheile meiner Leſer nicht vorgreifen.

Eſſex kömmt von ſeiner Expedition wider die Spanier zurück, und will der Königin in London Bericht davon abſtatten. Wie er anlangt, hört er, daß ſie ſich zwei Meilen von der Stadt auf dem Landgute einer ihrer Hofdamen, Namens Blanca, befinde. Dieſe Blanca iſt die Geliebte des Grafen und auf dieſem Landgute hat er, noch bei Lebzeiten ihres Vaters, viele heimliche Zuſammenkünfte mit ihr gehabt. Sogleich begiebt er ſich

[1] (Companion to the Theatre Vol. II. p. 105.) — The Diction is every where very bad, and in some Places so low, that it even becomes unnatural. — And I think, there cannot be a greater Proof of the little Encouragement this Age affords to Merit, than that no Gentleman possest of a true Genius and Spirit of Poetry, thinks it worth his Attention to adorn so celebrated a Part of History with that Dignity of Expression befitting Tragedy in general, but more particularly, where the Characters are perhaps the greatest the World ever produced.

[2] (Journal Encycl. Mars 1761.) Il a aussi fait tomber en demence la Comtesse de Rutland au moment que cet illustre époux est conduit à l'échafaud; ce moment ou cette Comtesse est un objet bien digne de pitié, a produit une très grande sensation, et a été trouvé admirable à Londres: en France il eut paru ridicule, il aurait été sifflé et l'on aurait envoyé la Comtesse avec l'Auteur aux Petites-Maisons.

[3] Dar la vida por su Dama, el Conde de Sex; de un Ingenio de esta Corte.

dahin, und bedient ſich des Schlüſſels, den er noch von der Gartenthüre bewahrt, durch die er ehedem zu ihr gekommen. Es iſt natürlich, daß er ſich ſeiner Geliebten eher zeigen will, als der Königin. Als er durch den Garten nach ihren Zimmern ſchleicht, wird er, an dem ſchattichten Ufer eines durch denſelben geleiteten Armes der Themſe, ein Frauenzimmer gewahr (es iſt ein ſchwüler Sommerabend), das mit den bloßen Füßen in dem Waſſer ſitzt, und ſich abkühlt. Er bleibt voller Verwunderung über ihre Schönheit ſtehen, ob ſie ſchon das Geſicht mit einer halben Maske bedeckt hat, um nicht erkannt zu werden. (Dieſe Schönheit, wie billig, wird weitläuftig beſchrieben, und beſonders werden über die allerliebſten weißen Füße in dem klaren Waſſer ſehr ſpitzfindige Dinge geſagt. Nicht genug, daß der entzückte Graf zwei kryſtallene Säulen in einem fließenden Kryſtalle ſtehen ſieht; er weiß vor Erſtaunen nicht, ob das Waſſer der Kryſtall ihrer Füße iſt, welcher in Fluß gerathen, oder ob ihre Füße der Kryſtall des Waſſers ſind, der ſich in dieſe Form condenſirt hat.[1] Noch verwirrter macht ihn die halbe ſchwarze Maske auf dem weißen Geſichte: er kann nicht begreifen, in welcher Abſicht die Natur ein ſo göttliches Monſtrum gebildet, und auf ſeinem Geſichte ſo ſchwarzen Baſalt mit ſo glänzendem Helfenbeine gepaaret habe; ob mehr zur Bewunderung, oder mehr zur Verſpottung?[2] Kaum hat ſich das Frauenzimmer wieder angekleidet, als, unter der Ausrufung: Stirb Tyrannin! ein Schuß auf ſie geſchieht, und gleich darauf zwei maskirte Männer mit bloßem Degen auf ſie los gehen, weil der Schuß ſie nicht getroffen zu haben ſcheint. Eſſex beſinnt ſich nicht lange, ihr zu Hülfe zu eilen. Er greift die Mörder an, und ſie entfliehen. Er will ihnen nach; aber die Dame ruft ihn zurück, und bittet ihn, ſein Leben nicht in Gefahr zu ſetzen. Sie ſieht, daß er verwundet iſt, knüpft ihre Schärpe los, und giebt ſie ihm, ſich die Wunde damit zu verbinden. Zugleich, ſagt ſie, ſoll dieſe Schärpe dienen, mich Euch zu ſeiner Zeit zu erkennen zu geben; jetzt muß ich mich entfernen, ehe über den Schuß mehr Lärmen entſteht; ich möchte nicht gern, daß die Königin den Zufall erführe, und ich beſchwöre Euch daher um Eure Verſchwiegenheit. Sie geht, und Eſſex bleibt voller Erſtaunen über dieſe ſonderbare Begebenheit, über die er mit ſeinem Bedienten, Namens Coſme, allerlei Betrachtungen anſtellt. Dieſer Coſme iſt die luſtige Perſon des Stücks; er war vor dem Garten geblieben, als ſein Herr hereingegangen, und hatte den Schuß zwar gehört, aber ihm doch nicht zu Hülfe kommen dürfen. Die Furcht hielt an der Thüre Schildwache, und verſperrte ihm den Eingang. Furchtſam iſt Coſme für viere;[1] und das ſind die ſpaniſchen Narren gemeiniglich alle. Eſſex bekennt, daß er ſich unfehlbar in die ſchöne Unbekannte verliebt haben würde, wenn Blanca nicht ſchon ſo völlig Beſitz von ſeinem Herzen genommen hätte, daß ſie durchaus keiner andern Leidenſchaft darin Raum laſſe. Aber, ſagt er, wer mag ſie wohl geweſen ſeyn? Was dünkt dich, Coſme? — Wer wird's geweſen ſeyn, antwortete Coſme, als des Gärtners Frau, die ſich die Beine gewaſchen?[2] — Aus dieſem Zuge kann man leicht auf das Uebrige ſchließen. Sie gehen endlich beide wieder fort; es iſt zu ſpät geworden; das Haus könnte über den Schuß in Bewegung gerathen ſeyn; Eſſex getraut ſich daher nicht, unbemerkt zur Blanca zu kommen, und verſchiebt ſeinen Beſuch auf ein andermal.

Nun tritt der Herzog von Alanzon auf, mit Flora, der Blanca Kammermädchen. (Die Scene iſt noch auf dem Landgute, in einem Zimmer der Blanca; die vorigen Auftritte waren in dem Garten. Es iſt des folgenden Tages.) Der König von Frankreich hatte der Eliſabeth eine Verbindung mit ſeinem jüngſten Bruder vorgeſchlagen. Dieſes iſt der Herzog von Alanzon. Er iſt, unter dem Vorwande einer Geſandtſchaft, nach England gekommen, um dieſe Verbindung zu Stande zu bringen. Es läßt ſich alles, ſowohl von Seiten des Parlaments als der Königin, ſehr wohl dazu an: aber indeß erblickt er die Blanca, und verliebt ſich in ſie. Jetzt kömmt er, und bittet Floren, ihm in ſeiner Liebe behülflich zu ſeyn. Flora verbirgt ihm nicht, wie wenig er zu erwarten habe; doch ohne ihm das geringſte von der Vertraulichkeit, in welcher der Graf mit ihr ſteht, zu entdecken. Sie ſagt bloß, Blanca ſuche ſich zu verheirathen, und da ſie hierauf ſich mit einem Manne, deſſen Stand ſo weit über den ihrigen erhaben ſey, doch keine Rechnung machen könne, ſo dürfte ſie ſchwerlich ſeiner Liebe Gehör geben. — (Man erwartet, daß der Herzog auf dieſen Einwurf die Lauterkeit ſeiner Abſichten betheuern werde: aber davon kein Wort! Die Spanier ſind in dieſem Punkte lange ſo ſtrenge und delikat nicht, als die Franzoſen.) Er hat einen Brief an die Blanca geſchrieben, den Flora übergeben ſoll. Er wünſcht, es ſelbſt mit anzuſehen, was dieſer Brief für Eindruck auf ſie machen werde. Er ſchenkt Floren eine güldene Kette, und Flora verſteckt ihn in eine anſtoßende Galerie, indem Blanca mit Coſme hereintritt, welcher ihr die Ankunft ſeines Herrn meldet.

Eſſex kömmt. Nach den zärtlichſten Bewillkommungen der Blanca, nach den theuerſten Verſicherungen des Grafen, wie ſehr er ihrer Liebe ſich würdig zu zeigen wünſche, müſſen ſich Flora und Coſme entfernen, und Blanca bleibt mit dem Grafen allein. Sie erinnert ihn, mit welchem Eifer und mit welcher Standhaftigkeit er ſich um ihre Liebe beworben habe. Nachdem ſie ihm drei Jahre widerſtanden, habe ſie endlich ſich ihm ergeben, und ihn, unter Verſicherung ſie zu heirathen, zum Eigenthümer ihrer Ehre gemacht. (Te hice dueño de mi honor: der Ausdruck ſagt im Spaniſchen ein wenig viel.) Nur die Feindſchaft, welche unter ihren beiderſeitigen Familien obgewaltet, habe nicht erlaubt, ihre Verbindung zu vollziehen. Eſſex iſt nichts in Abrede, und fügt hinzu, daß, nach dem Tode ihres Vaters und Bruders, nur die ihm aufgetragene Expedition wider die Spanier dazwiſchen gekommen ſey. Nun aber habe er dieſe glücklich vollendet; nun wolle er unverzüglich die Königin um Erlaubniß zu ihrer Vermählung antreten. — Und ſo kann ich dir denn, ſagt Blanca, als meinem Geliebten, als meinem Bräutigam, als meinem Freunde, alle meine Geheimniſſe ſicher anvertrauen.[1] —

---

[1] Las dos columnas bellas
Metiò dentro del rio, y como al vellas
Vi un crystal en el rio desatado,
Y vi crystal en ellas condensado,
No supe si las aguas que se vian
Eran sus pies, que liquidos corrian,
O si sus dos columnas se formaban
De las aguas, que alli se congelaban.

Dieſe Aehnlichkeit treibt der Dichter noch weiter, wenn er beſchreiben will, wie die Dame, das Waſſer zu koſten, es mit ihrer hohlen Hand geſchöpft, und nach dem Munde geführt habe. Dieſe Hand, ſagt er, war dem klaren Waſſer ſo ähnlich, daß der Fluß ſelbſt fur Schrecken zuſammen fuhr, weil er befürchtete, ſie möchte einen Theil ihrer eigenen Hand mittrinken.

Quiso probar a caso
El agua, y fueron crystalino vaso
Sus manos, acercò las a los labios,
Y entonces el arrayo llorò agravios,
Y como tanto, en fin, se parecia
A sus manos aquello que bebia,
Temi con sobresalto (y no fue en vano)
Que se bebiera parte de la mano.

[2] Yo, que al principio vi, ciego, y turbado
A una parte nevado
Y en otra negro el rostro,
Juzguè, mirando tan divino monstruo,
Que la naturaleza cuidadosa
Desigual uniendo tan hermosa,
Quiso hacer por assombro, o por ultrage,
De azabache y marfil un maridage.

[1] Ruido de armas en la Quinta,
Y dentro el Conde? Que aguardo,
Que no voi à socorrerle?
Que aguardo? Lindo recado:
Aguardo à que quiera el miedo
Dexarme entrar: — — — —
— — — — — — — — — —
Cosme, que ha tenido un miedo
Que puede valer por quatro.

[2] La muger del hortelano,
Que se lavaba las piernas.

Einundſechzigſtes Stück.

Den 1. December 1767.

Hierauf beginnt ſie eine lange Erzählung von dem Schickſale der Maria von Schottland. Wir erfahren (denn Eſſex ſelbſt muß alles das ohne Zweifel längſt wiſſen), daß ihr Vater und Bruder dieſer unglücklichen Königin ſehr zugethan geweſen; daß ſie ſich geweigert, an der Unterdrückung der Unſchuld Theil zu nehmen; daß Eliſabeth ſie daher gefangen ſetzen, und in dem Gefängniſſe heimlich hinrichten laſſen. Kein Wunder, daß Blanca die Eliſabeth haßt; daß ſie feſt entſchloſſen iſt, ſich an ihr zu rächen. Zwar hat Eliſabeth nachher ſie unter ihre Hofdamen aufgenommen, und ſie ihres ganzen Vertrauens gewürdigt. Aber Blanca iſt unverſöhnlich. Umſonſt wählte die Königin, nur kürzlich, vor allen andern das Landgut der Blanca, um die Jahreszeit einige Tage daſelbſt ruhig zu genießen. — Dieſen Vorzug ſelbſt wollte Blanca ihr zum Verderben gereichen laſſen. Sie hatte an ihren Oheim geſchrieben, welcher, aus Furcht, es möchte ihm wie ſeinem Bruder, ihrem Vater, ergehen, nach Schottland geflohen war, wo er ſich im Verborgenen aufhielt. Der Oheim war gekommen; und kurz, dieſer Oheim war es geweſen, welcher die Königin in dem Garten ermorden wollen. Nun weiß Eſſex, und wir mit ihm, wer die Perſon iſt, der er das Leben gerettet hat. Aber Blanca weiß nicht, daß es Eſſex iſt, welcher ihren Anſchlag vereiteln müſſen. Sie rechnet vielmehr auf die unbegränzte Liebe, deren ſie Eſſex verſichert, und wagt es, ihn nicht bloß zum Mitſchuldigen machen zu wollen, ſondern ihm völlig die glücklichere Vollziehung ihrer Rache zu übertragen. Er ſoll ſogleich an ihren Oheim, der wieder nach Schottland geflohen iſt, ſchreiben, und gemeinſchaftliche Sache mit ihm machen. Die Tyrannin müſſe ſterben; ihr Name ſey allgemein verhaßt; ihr Tod ſey eine Wohlthat für das Vaterland, und niemand verdiene es mehr als Eſſex, dem Vaterlande dieſe Wohlthat zu verſchaffen.

Eſſex iſt über dieſen Antrag äußerſt betroffen. Blanca, ſeine theure Blanca, kann ihm eine ſolche Verrätherei zumuthen? Wie ſehr ſchämt er ſich, in dieſem Augenblicke, ſeiner Liebe! Aber was ſoll er thun? Soll er ihr, wie es billig wäre, ſeinen Unwillen zu erkennen geben? Wird ſie darum weniger bei ihren ſchändlichen Geſinnungen bleiben? Soll er der Königin die Sache hinterbringen? Das iſt unmöglich: Blanca, ſeine ihm noch immer theure Blanca, läuft Gefahr. Soll er ſie, durch Bitten und Vorſtellungen, von ihrem Entſchluſſe abzubringen ſuchen? Er müßte nicht wiſſen, was für ein rachſüchtiges Geſchöpf eine beleidigte Frau iſt; wie wenig es ſich durch Flehen erweichen, und durch Gefahr abſchrecken läßt. Wie leicht könnte ſie ſeine Abrathung, ſein Zorn, zur Verzweiflung bringen, daß ſie ſich einem andern entdeckte, der ſo gewiſſenhaft nicht wäre, und ihr zu Liebe alles unternähme?[1] — Dieſes in der Geſchwindigkeit überlegt, faßt er den Vorſatz, ſich zu verſtellen, um den Roberto, ſo heißt der Oheim der Blanca, mit allen ſeinen Anhängern, in die Falle zu locken.

Blanca wird ungeduldig, daß ihr Eſſex nicht ſogleich antwortet. „Graf, ſagt ſie, wenn Du erſt lange mit Dir zu Rathe gehſt, ſo liebſt Du mich nicht. Auch nur zweifeln, iſt Verbrechen. Undankbarer![2] — Sey ruhig, Blanca! erwiedert Eſſex: ich bin entſchloſſen. — Und wozu? — Gleich will ich Dir es ſchriftlich geben.“

Eſſex ſetzt ſich nieder, an ihren Oheim zu ſchreiben, und indem tritt der Herzog aus der Galerie näher. Er iſt neugierig zu ſehen, wer ſich mit der Blanca ſo lange unterhält; und erſtaunt, den Grafen von Eſſex zu erblicken. Aber noch mehr erſtaunt er über das, was er gleich darauf zu hören bekömmt. Eſſex hat an den Roberto geſchrieben, und ſagt der Blanca den Inhalt ſeines Schreibens, das er ſofort durch den Coſme abſchicken will. Roberto ſoll mit allen ſeinen Freunden einzeln nach London kommen; Eſſex will ihn mit ſeinen Leuten unterſtützen; Eſſex hat die Gunſt des Volks; nichts wird leichter ſeyn, als ſich der Königin zu bemächtigen; ſie iſt ſchon ſo gut, als todt. Erſt müßt ich ſterben! ruft auf einmal der Herzog, und kömmt auf ſie los. Blanca und der Graf erſtaunen über dieſe plötzliche Erſcheinung; und das Erſtaunen des letztern iſt nicht ohne Eiferſucht. Er glaubt, daß Blanca den Herzog bei ſich verborgen gehalten. Der Herzog rechtfertigt die Blanca, und verſichert, daß ſie von ſeiner Anweſenheit nichts gewußt; er habe die Galerie offen gefunden, und ſey von ſelbſt hereingegangen, die Gemälde darin zu betrachten.[3]

---

[1] Bien podrè seguramente
Revelarte intentos mios,
Como a galan, como a dueño
Como a esposo, y como a amigo.

[1] Ay tal traicion! vive el Cielo,
Que de amarla estoi corrido
Blanca, que es mi dulce dueño,
Blanca, á quien quiero, y estimo,
Me propone tal traicion!
Que hare, porque si ofendido,
Respondiendo, como es justo,
Contra su traicion me irrito,
No por esso ha de evitar
Su resuelto desatino.
Pues darle cuenta a la reina
Es impossible, pues quiso
Mi suerte, que tenga parte
Blanca en aqueste delito.
Pues si procuro con ruegos
Disuadirla, es desvario,
Que es una muger resuelta
Animal tan vengativo,
Que no se dobla à los riesgos:
Antes con afecto impio,
En el mismo rendimiento
Suelen aguzar los filos;
Y quizà desesperada
De mi enojo, o mi desvio,
Se declarara con otro
Menos leal, menos fino,
Que quizà por ella intente,
Lo que yo hacer no he querido.

[2] Si estàs consultando, Conde,
Allà dentro de ti mismo
Lo que has de hacer, no me quieres,
Ya el dudarlo fue delito.
Vive Dios, que eres ingrato!

[3] Por vida del Rey mi hermano,
Y por la que mas estimo,
De la Reina mi señora,
Y por — pero yo lo digo,
Que en mi es el mayor empeño
De la verdad del decirlo.
Que no tiene Blanca parte
De estar yo aqui — — — —
— — — — — — — —
Y estad mui agradecido
A Blanca, de que yo os dè,
No satisfacion, aviso
De esta verdad, porque a vos,
Hombres como yo — Cond. Imagino
Que no me conoceis bien.

Der Herzog. Bei dem Leben meines Bruders, bei dem mir noch koſtbarern Leben der Königin, bei — Aber genug, daß Ich es ſage: Blanca iſt unſchuldig. Und nur ihr, Mylord, haben Sie dieſe Erklärung zu danken. Auf Sie iſt im geringſten nicht dabei geſehen. Denn mit Leuten, wie Sie, machen Leute, wie ich —

Der Graf. Prinz, Sie kennen mich ohne Zweifel nicht recht? —

Der Herzog. Freilich habe ich Sie nicht recht gekannt. Aber ich kenne Sie nun. Ich hielt Sie für einen ganz andern Mann: und ich finde, Sie ſind ein Verräther.

Der Graf. Wer darf das ſagen?

Der Herzog. Ich! — Nicht ein Wort mehr! Ich will kein Wort mehr hören, Graf!

Der Graf. Meine Abſicht mag auch geweſen ſeyn —

Der Herzog. Denn kurz: ich bin überzeugt, daß ein Verräther kein Herz hat. Ich treffe Sie als einen Verräther: ich muß Sie für einen Mann ohne Herz halten. Aber um ſo weniger darf ich mich dieſes Vortheils über Sie bedienen. Meine Ehre verzeiht Ihnen, weil Sie der Ihrigen verluſtig ſind. Wären Sie ſo unbeſcholten, als ich Sie ſonſt geglaubt, ſo würde ich Sie zu züchtigen wiſſen.

Der Graf. Ich bin der Graf von Eſſex. So hat mir noch niemand begegnen dürfen, als der Bruder des Königs von Frankreich.

Der Herzog. Wenn ich auch der nicht wäre, der ich bin; wenn nur Sie der wären, der Sie nicht ſind, ein Mann von Ehre: ſo ſollten Sie wohl empfinden, mit wem Sie zu thun hätten. — Sie, der Graf von Eſſex? Wenn Sie dieſer berufene Krieger ſind: wie können Sie ſo viele große Thaten durch eine ſo unwürdige That vernichten wollen? —

Zweiundſechzigſtes Stück.

Den 4. December 1767.

Der Herzog fährt hierauf fort, ihm ſein Unrecht, in einem etwas gelindern Tone, vorzuhalten. Er ermahnt ihn, ſich eines beſſern zu beſinnen; er will es vergeſſen, was er gehört habe; er iſt verſichert, daß Blanca mit dem Grafen nicht einſtimme, und daß ſie ſelbſt ihm eben das würde geſagt haben, wenn er, der Herzog, ihr nicht zuvorgekommen wäre. Er ſchließt endlich: „Noch einmal, Graf; gehen Sie in ſich! Stehen Sie

> Duq. No os havia conocido
> Hasta aqui; mas ya os conozco,
> Pues ya tan otro os he visto
> Que os reconozco traidor.
> Cond. Qui en dixere — Duq. Yo lo digo
> No pronuncieis algo, Conde,
> Que ya non puedo sufriros.
> Cond. Qualquier cosa que yo intente —
> Duq. Mirad que estoi persuadido
> Que hacer la traicion cobardes;
> Y assi quando os he cogido
> En un lance que me da
> De que sois cobarde indicios,
> No he de aprovecharme de esto,
> Y assi os perdona mi brio
> Este rato que teneis
> El valor desminuido;
> Que a estar todo vos entero,
> Supiera daros castigo.
> Cond. Yo soi el conde de Sex
> Y nadie se me ha atrevido
> Sino el hermano del Rey
> De Francia. Duq. Yo tengo brio
> Para que sin ser quien soi,
> Pueda mi valor invicto
> Castigar, non digo yo
> Solo a vos, mas a vos mismo,
> Siendo leal, que es lo mas
> Con que queda encarecido.
> Y pues sois tan gran Soldado,
> No echeis a perder, os pido,
> Tantas heroicas hazañas
> Con un hecho tan indigno —

von einem ſo ſchändlichen Verhaben ab! Werden Sie wieder Sie ſelbſt! Wollen Sie aber meinem Rathe nicht folgen: ſo erinnern Sie ſich, daß Sie einen Kopf haben, und London einen Henker.“[1] — Hiermit entfernt ſich der Herzog. Eſſex iſt in der äußerſten Verwirrung; es ſchmerzt ihn, ſich für einen Verräther gehalten zu wiſſen; gleichwohl darf er es jetzt nicht wagen, ſich gegen den Herzog zu rechtfertigen; er muß ſich gedulden, bis es der Ausgang lehre, daß er da ſeiner Königin am getreueſten geweſen ſey, als er es am wenigſten zu ſeyn geſchienen.[2] So ſpricht er mit ſich ſelbſt: zur Blanca aber ſagt er, daß er den Brief ſogleich an ihren Oheim ſenden wolle, und geht ab. Blanca desgleichen: nachdem ſie ihren Unſtern verwünſcht, ſich aber noch damit getröſtet, daß es kein Schlimmerer als der Herzog ſey, welcher von dem Anſchlage des Grafen wiſſe.

Die Königin erſcheint mit ihrem Kanzler, dem ſie es vertraut hat, was ihr in dem Garten begegnet. Sie befiehlt, daß ihre Leibwache alle Zugänge wohl beſetze; und morgen will ſie nach London zurückkehren. Der Kanzler iſt der Meinung, die Meuchelmörder aufſuchen zu laſſen, und durch ein öffentliches Edict demjenigen, der ſie anzeigen werde, eine anſehnliche Belohnung zu verheißen, ſollte er auch ſelbſt ein Mitſchuldiger ſeyn. „Denn da es ihrer zwei waren, ſagt er, die den Anfall thaten, ſo kann leicht einer davon ein eben ſo treuloſer Freund ſeyn, als er ein treuloſer Unterthan iſt.“[3] — Aber die Königin mißbilligt dieſen Rath; ſie hält es für beſſer, den ganzen Vorfall zu unterdrücken, und es gar nicht bekannt werden zu laſſen, daß es Menſchen gegeben, die ſich einer ſolchen That erkühnen dürfen. „Man muß, ſagt ſie, die Welt glauben machen, daß die Könige ſo wohl bewacht werden, daß es der Verrätherei unmöglich iſt, an ſie zu kommen. Außerordentliche Verbrechen werden beſſer verſchwiegen, als beſtraft. Denn das Beiſpiel der Strafe iſt von dem Beiſpiele der Sünde unzertrennlich; und dieſes kann oft eben ſo ſehr anreizen, als jenes abſchrecken.“[4]

Indem wird Eſſex gemeldet, und vorgelaſſen. Der Bericht, den er von dem glücklichen Erfolge ſeiner Expedition abſtattet, iſt kurz. Die Königin ſagt ihm auf eine ſehr verbindliche Weiſe: „Da ich Euch wieder erblicke, weiß ich von dem Ausgange des Krieges ſchon genug.“[5] Sie will von keinen nähern Umſtänden hören, bevor ſie ſeine Dienſte nicht belohnt, und befiehlt dem Kanzler, dem Grafen ſogleich das Patent als Admiral von England auszufertigen. Der Kanzler geht; die

---

[1] Miradlo mejor, dexad
Un intento tan indigno,
Corresponded a quien sois,
Y sino bastan avisos,
Mirad que ay Verdugo en Londres,
Y en vos cabeza, harto os digo.

[2] No he de responder al Duque
Hasta que el sucesso mismo
Muestre como fueron falsos
De mi traicion los indicios,
Y que soi mas leal, quanto
Mas traidor he parecido.

[3] Y pues son dos los culpados
Podrà ser, que alguno de ellos
Entregue al otro; que es llano,
Que serà traidor amigo
Quien fue desleal vassallo.

[4] Y es gran materia de estado
Dar a entender, que los Reyes
Estan en si tan guardados
Que aunque la traicion los busque,
Nunca ha de poder hallarlos;
Y assi el secreto avergue
Enormes delitos, quando
Mas que el castigo, escarmientos
De de exemplares el pecado.

[5] Que ya solo con miraros
Se el sucesso de la guerra.

Königin und Eſſex ſind allein; das Geſpräch wird vertraulicher: Eſſex hat die Schärpe um; die Königin bemerkt ſie, und Eſſex würde es aus dieſer bloßen Bemerkung ſchließen, daß er ſie von ihr habe; wenn er es aus den Reden der Blanca nicht ſchon geſchloſſen hätte. Die Königin hat den Grafen ſchon längſt heimlich geliebt: und nun iſt ſie ihm ſogar das Leben ſchuldig.[1] Es koſtet ihr alle Mühe, ihre Neigung zu verbergen. Sie thut verſchiedene Fragen, ihn auszulocken und zu hören, ob ſein Herz ſchon eingenommen, und ob er es vermuthe, wem er das Leben in dem Garten gerettet. Das letzte giebt er ihr durch ſeine Antworten gewiſſermaßen zu verſtehen, und zugleich, daß er für eben dieſe Perſon mehr empfinde, als er derſelben zu entdecken ſich erkühnen dürfe. Die Königin iſt auf dem Punkte, ſich ihm zu erkennen zu geben: doch ſiegt noch ihr Stolz über ihre Liebe. Eben ſo ſehr hat der Graf mit ſeinem Stolze zu kämpfen; er kann ſich des Gedankens nicht entwehren, daß ihn die Königin liebe, ob er ſchon die Vermeſſenheit dieſes Gedankens erkennt. (Daß dieſe Scene größtentheils aus Reden beſtehen müſſe, die jedes ſeitab führt, iſt leicht zu erachten.) Sie heißt ihn gehen, und heißt ihn wieder ſo lange warten, bis der Kanzler ihm das Patent bringe. Er bringt es; ſie überreicht es ihm; er bedankt ſich, und das Seitab fängt mit neuem Feuer an.

Die Königin. Thörichte Liebe! —

Eſſex. Eitler Wahnſinn! —

Die Königin. Wie blind! —

Eſſex. Wie verwegen! —

Die Königin. So tief willſt du, daß ich mich herabſetze?

Eſſex. So hoch willſt du, daß ich mich verſteige?

Die Königin. Bedenke, daß ich Königin bin!

Eſſex. Bedenke, daß ich Unterthan bin!

Die Königin. Du ſtürzeſt mich bis in den Abgrund, —

Eſſex. Du erhebſt mich bis zur Sonne, —

Die Königin. Ohne auf meine Hoheit zu achten.

Eſſex. Ohne meine Niedrigkeit zu erwägen.

Die Königin. Aber, weil du meines Herzens dich bemeiſtert: —

Eſſex. Aber, weil du meiner Seele dich bemächtigt: —

Die Königin. So ſtirb da, und komm nie auf die Zunge!

Eſſex. So ſtirb da, und komm nie über die Lippen![2]

(Iſt das nicht eine ſonderbare Art von Unterhaltung? Sie reden mit einander; und reden auch nicht mit einander. Der eine hört, was der andere nicht ſagt, und antwortet auf das, was er nicht gehört hat. Sie nehmen einander die Worte nicht aus dem Munde, ſondern aus der Seele. Man ſage jedoch nicht, daß man ein Spanier ſeyn muß, um an ſolchen unnatürlichen Künſteleien Geſchmack zu finden. Noch vor einigen dreißig Jahren fanden wir Deutſche eben ſo viel Geſchmack daran; denn unſere Staats- und Heldenactionen wimmelten davon, die in allem nach den ſpaniſchen Muſtern zugeſchnitten waren.)

Nachdem die Königin den Eſſex beurlaubt und ihm befohlen, ihr bald wieder aufzuwarten, gehen beide auf verſchiedene Seiten ab, und machen dem erſten Aufzuge ein Ende. — Die Stücke der Spanier, wie bekannt, haben deren nur drei, welche ſie Jornadas, Tagwerke, nennen. Ihre allerälteſten Stücke hatten viere: ſie krochen, ſagt Lope de Vega, auf allen vieren, wie Kinder; denn es waren auch wirklich noch Kinder von Komödien. Virves war der erſte, welcher die vier Aufzüge auf drei brachte; und Lope folgte ihm darin, ob er ſchon die erſten Stücke ſeiner Jugend, oder vielmehr ſeiner Kindheit, ebenfalls in vieren gemacht hatte. Wir lernen dieſes aus einer Stelle in des letztern Neuen Kunſt, Komödien zu machen;[1] mit der ich aber eine Stelle des Cervantes in Widerſpruch finde,[2] wo ſich dieſer den Ruhm anmaßt, die ſpaniſche Komödie von fünf Acten, aus welchen ſie ſonſt beſtanden, auf drei gebracht zu haben. Der ſpaniſche Literator mag dieſen Widerſpruch entſcheiden; ich will mich dabei nicht aufhalten.

Dreiundſechzigſtes Stück.

Den 8. December 1767.

Die Königin iſt von dem Landgute zurückgekommen; und Eſſex gleichfalls. Sobald er in London angelangt, eilt er nach Hofe, um ſich keinen Augenblick vermiſſen zu laſſen. Er eröffnet mit ſeinem Coſme den zweiten Act, der in dem königlichen Schloſſe ſpielt. Coſme hat, auf Befehl des Grafen, ſich mit Piſtolen verſehen müſſen; der Graf hat heimliche Feinde; er beſorgt, wenn er des Nachts ſpät vom Schloſſe gehe, überfallen zu werden. Er heißt den Coſme, die Piſtolen nur indeß in das Zimmer der Blanca zu tragen, und ſie von Floren aufheben zu laſſen. Zugleich bindet er die Schärpe los, weil er zur Blanca gehen will. Blanca iſt eiferſüchtig; die Schärpe könnte ihr Gedanken machen; ſie könnte ſie haben wollen; und er würde ſie ihr abſchlagen müſſen. Indem er ſie dem Coſme zur Verwahrung übergiebt, kömmt Blanca dazu. Coſme will ſie geſchwind verſtecken; aber es kann ſo geſchwind nicht geſchehen, daß es Blanca nicht merken ſollte. Blanca nimmt den Grafen mit ſich zur Königin; und Eſſex ermahnt im Abgehen den Coſme, wegen der Schärpe reinen Mund zu halten, und ſie niemanden zu zeigen.

Coſme hat, unter ſeinen andern guten Eigenſchaften, auch dieſe, daß er ein Erzplauderer iſt. Er kann kein Geheimniß eine Stunde bewahren; er fürchtet ein Geſchwür im Leibe davon zu bekommen; und das Verbot des Grafen hat ihn zu rechter Zeit erinnert, daß er ſich dieſer Gefahr bereits ſechsunddreißig Stunden ausgeſetzt habe.[3] Er giebt Floren die Piſtolen, und hat den

---

[1] No bastaba, amor tyranno,
Una inclinacion tan fuerte,
Sin que te aya ayudado
Del deberle yo la vida?

[2] REIN. Loco Amor — COND. Necio impossible —
REIN. Que ciego — COND. Què temerario —
REIN. Me abates a tal baxeza —
COND. Me quieres subir tan alto —
REIN. Advierte, que soi la Reina —
COND. Advierte que soi vasallo —
REIN. Pues me humillas a el abysmo —
COND. Pues me acercas a los rayos —
REIN. Sin reparar mi grandeza —
COND. Sin mirar mi humilde estado —
REIN. Ya que te miro acà dentro —
COND. Ya que en mi te vas entrando —
REIN. Muere entre el pecho, y la voz.
COND. Muere entre el alma, y los labios.

[1] Arte nuevo de hazer Comedias, die ſich hinter des Lope Rimas befindet.

El Capitan Virves insigne ingenio,
Puso en tres actos la Comedia, que antes
Andava en quatro, come pies de nino,
Que eran entonces ninas las Comedias,
Y yo las escrivi de onze, y doze anos,
De à quatro actos, y de à quatro pliegos,
Porque cada acto un pliego contenia.

[2] In der Vorrede zu ſeinen Komödien: Donde me atrevi a reducir las Comedias a tres Jornadas, de cinco que tenian.

[3] — Yo no me acordaba
De decirlo, y lo callaba,
Y como me lo entregó,
Ya por decirlo rebiento,
Que tengo tal propriedad,
Que en un hora, ó la mitad,
Se me hace postema un cuento.

Mund ſchon auf, ihr auch die ganze Geſchichte von der maſkirten Dame und der Schärpe zu erzählen. Doch eben beſinnt er ſich, daß es wohl eine würdigere Perſon ſeyn müſſe, der er ſein Geheimniß zuerſt mittheile. Es würde nicht laſſen, wenn ſich Flora rühmen könnte, ihn deſſen deflorirt zu haben.[1] (Ich muß von allerlei Art des ſpaniſchen Witzes eine kleine Probe einzuflechten ſuchen.)

Coſme darf auf dieſe würdigere Perſon nicht lange warten. Blanca wird von ihrer Neugierde viel zu ſehr gequält, daß ſie ſich nicht ſobald als möglich von dem Grafen losmachen ſollen, um zu erfahren, was Coſme vorhin ſo haſtig vor ihr zu verbergen geſucht. Sie kömmt alſo ſogleich zurück, und nachdem ſie ihn zuerſt gefragt, warum er nicht ſchon nach Schottland abgegangen, wohin ihn der Graf ſchicken wollen, und er ihr geantwortet, daß er mit anbrechendem Tage abreiſen werde: verlangt ſie zu wiſſen, was er da verſteckt halte? Sie dringt in ihn: doch Coſme läßt nicht lange in ſich dringen. Er ſagt ihr alles, was er von der Schärpe weiß; und Blanca nimmt ſie ihm ab. Die Art, mit der er ſich ſeines Geheimniſſes entledigt, iſt äußerſt eckel. Sein Magen will es nicht länger bei ſich behalten; es ſtößt ihm auf; es kneipt ihn; er ſteckt den Finger in den Hals; er giebt es von ſich; und um einen beſſeren Geſchmack wieder in den Mund zu bekommen, läuft er geſchwind ab, eine Quitte oder Olive darauf zu kauen.[2] Blanca kann aus ſeinem verwirrten Geſchwätze zwar nicht recht klug werden; ſie verſteht aber doch ſo viel daraus, daß die Schärpe das Geſchenk einer Dame iſt, in die Eſſex verliebt werden könnte, wenn er es nicht ſchon ſey. „Denn er iſt doch nur ein Mann;“ ſagt ſie. „Und wehe der, die ihre Ehre einem Manne anvertraut hat! Der beſte iſt noch ſo ſchlimm!“[3] — Um ſeiner Untreue alſo zuvorzukommen, will ſie ihn je eher je lieber heirathen.

Die Königin tritt herein, und iſt äußerſt niedergeſchlagen. Blanca fragt, ob ſie die übrigen Hofdamen rufen ſoll; aber die Königin will lieber allein ſeyn; nur Irene ſoll kommen, und vor dem Zimmer ſingen. Blanca geht auf der einen Seite nach Irenen ab, und von der andern kömmt der Graf.

Eſſex liebt die Blanca: aber er iſt ehrgeizig genug, auch der Liebhaber der Königin ſeyn zu wollen. Er wirft ſich dieſen Ehrgeiz ſelbſt vor; er beſtraft ſich deßwegen; ſein Herz gehört der Blanca; eigennützige Abſichten müſſen es ihr nicht entziehen wollen; unechte Convenienz muß keinen echten Affect beſiegen.[4] Er will ſich alſo lieber wieder entfernen, als er die Königin gewahr wird; und die Königin, als ſie ihn erblickt, will ihm gleichfalls ausweichen. Aber ſie bleiben beide. Indem fängt Irene vor dem Zimmer an zu ſingen. Sie ſingt eine Redondilla, ein kleines Lied von vier Zeilen, deſſen Sinn dieſer iſt: „Sollten meine verliebten Klagen zu deiner Kenntniß gelangen: o ſo laß das Mitleid, welches ſie verdienen, den Unwillen überwältigen, den du darüber empfindeſt, daß ich es bin, der ſie führt.“ Der Königin gefällt das Lied; und Eſſex findet es bequem, ihr durch daſſelbe auf eine verſteckte Weiſe ſeine Liebe zu erklären. Er ſagt, er habe es gloſſirt,[1] und bittet um Erlaubniß, ihr ſeine Gloſſe vorſagen zu dürfen. In dieſer Gloſſe beſchreibt er ſich als den zärtlichſten Liebhaber, dem es aber die Ehrfurcht verbiete, ſich dem geliebten Gegenſtande zu entdecken. Die Königin lobt ſeine Poeſie: aber ſie mißbilligt ſeine Art zu lieben. „Eine Liebe, ſagt ſie unter andern, die man verſchweigt, kann nicht groß ſeyn: denn Liebe wächſt nur durch Gegenliebe, und der Gegenliebe macht man ſich durch das Schweigen muthwillig verluſtig.“

---

[1] Alla Flora; mas no,
Sera persona mas grave —
No es bien que Flora se alabe
Quel el cuento me desfloró.

[2] Ya se me viene a la boca
La purga. — —
O que regueldos tan secos
Me vienen! terrible aprieto. —
Mi estomago no lo lleva;
Protesto que es gran trabajo,
Meto los dedos. —
Y pues la purga he trocado,
Y el secreto he vomitado
Desde el principio hasta el fin,
Y sin dexar cosa alguna,
Tal asco me diò al decillo,
Voi à probar de un membrillo,
O a morder de una azeituna. —

[3] Es hombre al fin, y ay de aquella
Que a un hombre fiò su honor,
Siendo tan malo el mejor.

[4] Abate, abate las alas,
No subas tanto, busquemos
Mas proporcionada esfera
A tan limitado vuelo.
Blanca me quiere, y a Blanca
Adoro yo ya en mi dueño:
Pues como de amor tan noble
Por una ambicion me alexo?
No conveniencia bastarda
Venza un legitimo afecto.

[1] Die Spanier haben eine Art von Gedichten, welche ſie Glossas nennen. Sie nehmen eine oder mehrere Zeilen gleichſam zum Texte, und erklären oder umſchreiben dieſen Text ſo, daß ſie die Zeilen ſelbſt in dieſe Erklärung oder Umſchreibung wiederum einflechten. Den Text heißen ſie Mote oder Letra, und die Auslegung insbeſondere Glossa, welches denn aber auch der Name des Gedichts überhaupt iſt. Hier läßt der Dichter den Eſſex das Lied der Irene zum Moto machen, das aus vier Zeilen beſteht, deren jede er in einer beſondern Stanze umſchreibt, die ſich mit der umſchriebenen Zeile ſchließt. Das Ganze ſieht ſo aus:

MOTE.

Si acaso mis desvarios
Llegaren a tus umbrales,
La lastima de ſer males
Quite el horror de ſer mios.

GLOSSA.

Aunque el dolor me provoca
De mis quexas, y no puedo,
Que es mi osadia tan poca,
Que entre el respeto, y el miedo
Se me mueren en la boca;
Y assi non llegan tan mios
Mis males a tus orejas.
Porque no han de ser oidos
Si acaso digo mis quexas,
Si acaso mis desvarios.

El ser tan mal explicados
Sea su mayor indicio,
Que trocando en mis cuidados
El silencio, y voz su oficio,
Quedaran mas ponderados:
Desde oy por estas señales
Sean de ti conocidos,
Que sin duda son mis males
Si algunos mas repetidos
Llegaren a tus umbrales.

Mas ay Dios! que mis cuidados
De tu crueldad conocidos,
Aunque mas acreditados,
Seran menos adquiridos,
Que con los otros mezclados:
Porque no sabiendo a quales
Mas tu ingratitud se deba
Viendolos todos iguales
Fuerza es que en commun te mueva
La lastima de ser males.

En mi este afecto violento
Tu hermoso desden le causa;
Tuyo, y mio es mi tormento;
Tuyo, porque eres la causa;
Y mio, porque yo siento:
Sepan, Laura, tus desvios
Que mis males son tan tuyos,
Y en mis cuerdos desvarios
Estos que tienen de tuyos
Quite el horror de ser mios.

Es müſſen aber eben nicht alle Gloſſen ſo ſymmetriſch ſeyn, als dieſe. Man hat alle Freiheit, die Stanzen, die man mit den Zeilen des Mote ſchließt, ſo ungleich zu machen, als man will. Man braucht auch nicht alle Zeilen einzuflechten; man kann ſich auf eine einzige einſchränken, und dieſe mehr als einmal wiederholen. Uebrigens gehören dieſe Gloſſen unter die älteren Gattungen der ſpaniſchen Poeſie, die nach dem Boſcan und Garcilaſſo ziemlich aus der Mode gekommen.

Vierundſechzigſtes Stück.

Den 11. December 1767.

Der Graf verſetzt, daß die vollkommenſte Liebe die ſey, welche keine Belohnung erwarte; und Gegenliebe ſey Belohnung. Sein Stillſchweigen ſelbſt mache ſein Glück: denn ſo lange er ſeine Liebe verſchweige, ſey ſie noch unverworfen, könne er ſich noch von der ſüßen Vorſtellung täuſchen laſſen, daß ſie vielleicht dürfe genehmigt werden. Der Unglückliche ſey glücklich, ſo lange er noch nicht wiſſe, wie unglücklich er ſey.[1] Die Königin widerlegt dieſe Sophiſtereien als eine Perſon, der ſelbſt daran gelegen iſt, daß Eſſex nicht länger darnach handle; und Eſſex, durch dieſe Widerlegung erdreiſtet, iſt im Begriff, das Bekenntniß zu wagen, von welchem die Königin behauptet, daß es ein Liebhaber auf alle Weiſe wagen müſſe; als Blanca hereintritt, den Herzog anzumelden. Dieſe Erſcheinung der Blanca bewirkt einen von den ſonderbarſten Theaterſtreichen. Denn Blanca hat die Schärpe um, die ſie dem Eſſex abgenommen, welches zwar die Königin, aber nicht Eſſex gewahr wird.[2]

Eſſex. So ſey es gewagt! — Friſch! Sie ermuntert mich ſelbſt. Warum will ich an der Krankheit ſterben, wenn ich an dem Hülfsmittel ſterben kann? Was fürchte ich noch? — Königin, wann denn alſo, —

Blanca. Der Herzog, Ihro Majeſtät, —

Eſſex. Blanca könnte nicht ungelegener kommen.

Blanca. Wartet in dem Vorzimmer, —

Die Königin. Ah! Himmel!

Blanca. Auf Erlaubniß, —

Die Königin. Was erblicke ich?

Blanca. Hereintreten zu dürfen.

Die Königin. Sag ihm — Was ſeh ich! — Sag ihm, er ſoll warten. — Ich komme von Sinnen! — Geh, ſag ihm das.

Blanca. Ich gehorche.

Die Königin. Bleib! Komm her! näher! —

Blanca. Was befehlen Ihro Majeſtät? —

Die Königin. O, ganz gewiß! — Sage ihm — Es iſt kein Zweifel mehr! — Geh, unterhalte ihn einen Augenblick, — Weh mir! — Bis ich ſelbſt zu ihm herauskomme. Geh, laß mich!

Blanca. Was iſt das? — Ich gehe.

Eſſex. Blanca iſt weg. Ich kann nun wieder fortfahren, —

Die Königin. Ha, Eiferſucht!

Eſſex. Mich zu erklären. — Was ich wage, wage ich auf ihre eigene Ueberredung.

Die Königin. Mein Geſchenk in fremden Händen! Bei Gott! — Aber ich muß mich ſchämen, daß eine Leidenſchaft ſo viel über mich vermag!

Eſſex. Wenn denn alſo, — wie Ihro Majeſtät geſagt, — und wie ich einräumen muß, — das Glück, welches man durch Furcht erkauft, — ſehr theuer zu ſtehen kömmt; — wenn man viel edler ſtirbt; — ſo will auch ich, —

Die Königin. Warum ſagen Sie das, Graf?

Eſſex. Weil ich hoffe, daß, wenn ich — Warum fürchte ich mich noch? — wenn ich Ihro Majeſtät meine Leidenſchaft bekennte, — daß einige Liebe —

Die Königin. Was ſagen Sie da, Graf? An mich richtet ſich das? Wie? Thor! Unſinniger! Kennen Sie mich auch? Wiſſen Sie, wer ich bin? Und wer Sie ſind? Ich muß glauben, daß ſie den Verſtand verloren. —

Und ſo fahren Ihro Majeſtät fort, den armen Grafen auszufenſtern, daß es eine Art hat! Sie fragt ihn, ob er nicht wiſſe, wie weit der Himmel über alle menſchliche Erfrechungen erhaben ſey? Ob er nicht wiſſe, daß der Sturmwind, der in den Olymp dringen wolle, auf halbem Wege zurückbrauſen müſſe? Ob er nicht wiſſe, daß die Dünſte, welche ſich zur Sonne erhüben, von ihren Strahlen zerſtreut würden? — Wer vom Himmel gefallen zu ſeyn glaubt, iſt Eſſex. Er zieht ſich beſchämt zurück und bittet um Verzeihung. Die Königin befiehlt ihm, ihr Angeſicht zu meiden, nie ihren Palaſt wieder zu betreten, und ſich glücklich zu ſchätzen, daß ſie ihm den Kopf laſſe, in welchem ſich ſo eitle Gedanken erzeugen können.[3] Er entfernt ſich; und die Königin geht gleichfalls ab, nicht ohne uns merken zu laſſen, wie wenig ihr Herz mit ihren Reden übereinſtimme.

Blanca und der Herzog kommen an ihrer Statt, die Bühne zu füllen. Blanca hat dem Herzoge es frei geſtanden, auf welchem Fuße ſie mit dem Grafen ſtehe;

---

[1] — El mas verdadero amor
Es el que en si mismo quieto
Descansa, sin atender
A mas paga, o mas intento:
La correspondencia es paga,
Y tener por blanco el precio
Es querer por grangeria. —
— — — —
Dentro esta del silencio, y del respeto
Mi amor, y assi mi dicha esta segura,
Presumiendo tal vez (dulce locura!)
Que es admitido del mayor sugeto.
Dexandome engañar de este concepto,
Dura mi bien, porque mi engaño dura;
Necio sera la lengua, si aventura
Un bien que esta seguro en el secreto. —
Que es feliz quien no siendo venturoso
Nunca llega a saber, que es desdichado.

[2] Por no morir de mal, quando
Puedo morir de remedio,
Digo pues, ea, ossadia,
Ella me alentò, que temo? —
Que sera bien que a tu Alteza —
(Sale Blanca con la vanda puesta.)
Bl. Señora, el duque — Con. A mal tiempo
Viene Blanca. Bl. Esta aguardando
En la antecamara — Rein. Ay, cielo!
Bl. Para entrar — Rein. Que es lo que miro!
Bl. Licencia. Rein. Decid; — que veo! —
Decid que espere; — estoi loca!
Decid, andad. Bl. Ya obedezco.
Rein. Venid aca, volved. Bl. Que manda
Vuestra Alteza? Rein. El daño es cierto. —
Decidle — no ay que dudar —
Entretenedle un momento —
Ay de mi! — mientras yo salgo —
Y dexadme. Bl. Que es aquesto?
Ya voi. Con. Ya Blanca se fue,
Quiero pues volver. — Rein. Ha zelos!
Con. A declararme atrevido,
Pues si me atrevo, me atrevo
En fe de sus pretensiones.
Rein. Mi prendra en poder ageno?
Vive dios, pero es verguenza
Que pueda tanto un afecto
En mi. Con. Segun lo que dixo
Vuestra Alteza aqui, y supuesto,
Que cuesta cara la dicha,
Que se compra con el miedo,
Quiero morir noblemente.
Rein. Porque lo decis? Con. Que espero,
Si a vuestra Alteza (que dudo!)
Lo declarasse mi afecto,
Algun amor — Rein. Que decis?
A mi? como, loco, necio,
Conoceisme? Quien soi yo?
Decid, quien soi? que sospecho
Que se os huye la memoria. —

[3] — — No me veais,
Y agradeced el que os dexo
Cabeza, en que se engendraron
Tan livianos pensamientos.

daß er nothwendig ihr Gemahl werden müſſe, oder ihre Ehre ſey verloren. Der Herzog faßt den Entſchluß, den er wohl faſſen muß; er will ſich ſeiner Liebe entſchlagen: und ihr Vertrauen zu vergelten, verſpricht er ſogar, ſich bei der Königin ihrer anzunehmen, wenn ſie ihr die Verbindlichkeit, die der Graf gegen ſie habe, entdecken wolle.

Die Königin kömmt bald in tiefen Gedanken wieder zurück. Sie iſt mit ſich ſelbſt im Streit, ob der Graf auch wohl ſo ſchuldig ſey, als er ſcheine. Vielleicht daß es eine andere Schärpe war, die der ihrigen nur ſo ähnlich iſt. — Der Herzog tritt ſie an. Er ſagt, er komme ſie um eine Gnade zu bitten, um welche ſie auch zugleich Blanca bitte. Blanca werde ſich näher darüber erklären; er wolle ſie zuſammen allein laſſen; und ſo läßt er ſie.

Die Königin wird neugierig und Blanca verwirrt. Endlich entſchließt ſich Blanca, zu reden. Sie will nicht länger von dem veränderlichen Willen eines Mannes abhängen; ſie will es ſeiner Rechtſchaffenheit nicht länger anheim ſtellen, was ſie durch Gewalt erhalten kann. Sie fleht die Eliſabeth um Mitleid an: die Eliſabeth, die Frau; nicht die Königin. Denn da ſie eine Schwachheit ihres Geſchlechts bekennen müſſe: ſo ſuche ſie in ihr nicht die Königin, ſondern nur die Frau.[1]

Fünfundſechzigſtes Stück.

Den 15. December 1767.

Du? mir eine Schwachheit? fragt die Königin.

Blanca. Schmeicheleien, Seufzer, Liebkoſungen, und beſonders Thränen ſind vermögend, auch die reinſte Tugend zu untergraben. Wie theuer kömmt mir dieſe Erfahrung zu ſtehen! Der Graf —

Die Königin. Der Graf? Was für ein Graf? —

Blanca. Von Eſſex.

Die Königin. Was höre ich?

Blanca. Seine verführeriſche Zärtlichkeit —

Die Königin. Der Graf von Eſſex?

Blanca. Er ſelbſt, Königin. —

Die Königin, bei Seite. Ich bin des Todes! — Nun? weiter!

Blanca. Ich zittere. — Nein, ich darf es nicht wagen —

Die Königin macht ihr Muth, und lockt ihr nach und nach mehr ab, als Blanca zu ſagen brauchte; weit mehr, als ſie ſelbſt zu hören wünſcht. Sie hört, wo und wie der Graf glücklich geweſen;[2] und als ſie endlich auch hört, daß er ihr die Ehe verſprochen und daß Blanca auf die Erfüllung dieſes Verſprechens dringe: ſo bricht der ſo lange zurückgehaltene Sturm auf einmal aus. Sie verhöhnt das leichtgläubige Mädchen auf das empfindlichſte und verbietet ihr ſchlechterdings, an den Grafen weiter zu denken. Blanca erräth ohne Mühe, daß dieſer Eifer der Königin Eiferſucht ſeyn müſſe, und giebt es ihr zu verſtehen.

Die Königin. Eiferſucht? — Nein; bloß deine Aufführung entrüſtet mich. — Und geſetzt, — ja geſetzt, ich liebte den Grafen. Wenn ich, — Ich ihn liebte, und eine andere wäre ſo vermeſſen, ſo thöricht, ihn neben mir zu lieben, — was ſage ich, zu lieben? — ihn nur anzuſehen, — was ſage ich, anzuſehen? — ſich nur einen Gedanken von ihm in den Sinn kommen zu laſſen: das ſollte dieſer andern nicht das Leben koſten? — Du ſiehſt, wie ſehr mich eine bloß vorausgeſetzte, erdichtete Eiferſucht aufbringt: urtheile daraus, was ich bei einer wahren thun würde. Jetzt ſtelle ich mich nur eiferſüchtig: hüte dich, mich es wirklich zu machen![1]

Mit dieſer Drohung geht die Königin ab, und läßt die Blanca in der äußerſten Verzweiflung. Dieſes fehlte noch zu den Beleidigungen, über die ſich Blanca bereits zu beklagen hatte. Die Königin hat ihr Vater und Bruder und Vermögen genommen: und nun will ſie ihr auch den Grafen nehmen. Die Rache war ſchon beſchloſſen: aber warum ſoll Blanca noch erſt warten, bis ſie ein anderer für ſie vollzieht? Sie will ſie ſelbſt bewerkſtelligen, und noch dieſen Abend. Als Kammerfrau der Königin muß ſie ſie auskleiden helfen; da iſt ſie mit ihr allein, und es kann ihr an Gelegenheit nicht fehlen. — Sie ſieht die Königin mit dem Kanzler wiederkommen, und geht, ſich zu ihrem Vorhaben gefaßt zu machen.

Der Kanzler hält verſchiedene Briefſchaften, die ihm die Königin nur auf einen Tiſch zu legen befiehlt; ſie will ſie vor Schlafengehen noch durchſehen. Der Kanzler erhebt die außerordentliche Wachſamkeit, mit der ſie ihren Reichsgeſchäften obliege; die Königin erkennt es für ihre Pflicht und beurlaubt den Kanzler. Nun iſt ſie allein und ſetzt ſich zu den Papieren. Sie will ſich ihres verliebten Kummers entſchlagen, und anſtändigeren Sorgen überlaſſen. Aber das erſte Papier, was ſie in die Hände nimmt, iſt die Bittſchrift eines Grafen Felix. Eines Grafen! „Muß es denn eben,“ ſagt ſie, „von einem Grafen ſeyn, was mir zuerſt vorkömmt!“ Dieſer Zug iſt vortrefflich. Auf einmal iſt ſie wieder mit ihrer ganzen Seele bei demjenigen Grafen, an den ſie jetzt nicht denken wollte. Seine Liebe zur Blanca iſt ein

---

[1] — — Ya estoi resuelta:
No a la voluntad mudable
De un hombre este yo sujeta,
Que aunque no se que mi olvide,
Es necedad, que yo quiera
Dexar a su cortesia
Lo que puede hacer la fuerza.
Gran Isabela, escuchadme,
Y al escucharme tu Alteza,
Ponga aun mas que la atencion,
La piedad con las orejas.
Isabela os he llámado
En esta ocasion, no Reina,
Que quando vengo a deciros
Del honor una flaqueza,
Que he hecho como muger,
Porque mejor os parezca,
No Reina, muger os busco,
Solo muger os quisiera. —

[2] Bl. Lo llamè una noche obscura —
Rein. Y vino a verte? Bl. Pluguiera
A dios, que no fuera tanta
Mi desdicha, y su fineza.
Vino mas galan que nunca,
Y yo que dos veces ciega,
Por mi mal, estaba entonces
Del amor, y las tinieblas —

[1] Rein. Este es zelo, Blanca. Bl. Zelos,
Añadiendose una letra.
Rein. Que decis? Bl. Señora, que
Si acaso possible fuera,
A no ser vos la que dice
Essas palabras, dixera,
Que eran zelos. Rein. Que son zelos?
No son zelos, es ofensa
Que me estais haciendo vos.
Supongamos, que quisiera
A el Conde en esta ocasion:
Pues si yo a el Conde quisiera
Y alguna atrevida, loca
Presumida, descompuesta
Le quisiera, que es querer?
Que le mirara, o le viera;
Que es verle? No se que diga,
No hai cosa que menos sea —
No la quitara la vida?
La sangre no la bebiera? —
Los zelos, aunque fingidos,
Me arrebataron la lengua,
Y dispararon mi enojo —
Mirad que no me deis zelos,
Que si fingidos se altera
Tanto mi enojo, ved vos,
Si fuera verdad, que hiciera —
Escarmentad en las burlas,
No me deis zelos de veras.

Stachel in ihrem Herzen, der ihr das Leben zur Laſt macht. Bis ſie der Tod von dieſer Marter befreie, will ſie bei dem Bruder des Todes Linderung ſuchen; und ſo fällt ſie in Schlaf.

Indem tritt Blanca herein und hat eine von den Piſtolen des Grafen, die ſie in ihrem Zimmer gefunden. (Der Dichter hatte ſie zu Anfang dieſes Actes nicht vergebens dahin tragen laſſen.) Sie findet die Königin allein und entſchlafen: was für einen bequemeren Augenblick könnte ſie ſich wünſchen? Aber eben hat der Graf die Blanca geſucht, und ſie in ihrem Zimmer nicht getroffen. Ohne Zweifel erräth man, was nun geſchieht. Er kömmt alſo, ſie hier zu ſuchen; und kömmt eben noch zurecht, der Blanca in den mörderiſchen Arm zu fallen und ihr die Piſtole, die ſie auf die Königin ſchon geſpannt hat, zu entreißen. Indem er aber mit ihr ringt, geht der Schuß los: die Königin erwacht, und alles kömmt aus dem Schloſſe herzugelaufen.

Die Königin, im Erwachen. Ha! Was iſt das?

Der Kanzler. Herbei, herbei! Was war das für ein Knall in dem Zimmer der Königin? Was geſchieht hier?

Eſſer, mit der Piſtole in der Hand. Grauſamer Zufall!

Die Königin. Was iſt das, Graf?

Eſſer. Was ſoll ich thun?

Die Königin. Blanca, was iſt das?

Blanca. Mein Tod iſt gewiß!

Eſſer. In welcher Verwirrung befinde ich mich!

Der Kanzler. Wie? der Graf ein Verräther?

Eſſer, bei Seite. Wozu ſoll ich mich entſchließen? Schweige ich, ſo fällt das Verbrechen auf mich. Sage ich die Wahrheit, ſo werde ich der nichtswürdige Verkläger meiner Geliebten, meiner Blanca, meiner theuerſten Blanca.

Die Königin. Sind Sie der Verräther, Graf? Biſt du es, Blanca? Wer von euch war mein Retter? wer mein Mörder? Mich dünkt, ich hörte im Schlafe euch beide rufen: Verrätherin! Verräther! Und doch kann nur eines von euch dieſen Namen verdienen. Wenn eines von euch mein Leben ſuchte, ſo bin ich es dem andern ſchuldig. Wem bin ich es ſchuldig, Graf? Wer ſuchte es, Blanca? Ihr ſchweigt? — Wohl, ſchweigt nur! Ich will in dieſer Ungewißheit bleiben; ich will den Unſchuldigen nicht wiſſen, um den Schuldigen nicht zu kennen. Vielleicht dürfte es mich eben ſo ſehr ſchmerzen, meinen Beſchützer zu erfahren, als meinen Feind. Ich will der Blanca gern ihre Verrätherei vergeben, ich will ſie ihr verdanken, wenn dafür der Graf nur unſchuldig war.[1]

Aber der Kanzler ſagt: wenn es die Königin ſchon hierbei wolle bewenden laſſen, ſo dürfe er es doch nicht: das Verbrechen ſey zu groß; ſein Amt erfordere, es zu ergründen; beſonders da aller Anſchein ſich wider den Grafen erkläre.

Die Königin. Der Kanzler hat Recht; man muß es unterſuchen. — Graf, —

Eſſer. Königin! —

Die Königin. Bekennen Sie die Wahrheit. — bei Seite. Aber wie ſehr fürchtet meine Liebe, ſie zu hören! — War es Blanca?

Eſſer. Ich Unglücklicher!

Die Königin. War es Blanca, die meinen Tod wollte?

Eſſer. Nein, Königin; Blanca war es nicht.

Die Königin. Sie waren es alſo?

Eſſer. Schreckliches Schickſal! — Ich weiß nicht.

Die Königin. Sie wiſſen es nicht? — Und wie kömmt dieſes mörderiſche Werkzeug in Ihre Hand? —

Der Graf ſchweigt und die Königin befiehlt, ihn nach dem Tower zu bringen. Blanca, bis ſich die Sache mehr aufhellt, ſoll in ihrem Zimmer bewacht werden. Sie werden abgeführt und der zweite Aufzug ſchließt.

Sechsundſechzigſtes Stück.

Den 16. December 1767.

Der dritte Aufzug fängt ſich mit einem langen Monologe der Königin an, die allen Scharfſinn der Liebe aufbietet, den Grafen unſchuldig zu finden. Die Vielleicht werden nicht geſpart, um ihn weder als ihren Mörder, noch als den Liebhaber der Blanca denken zu dürfen. Beſonders geht ſie mit den Vorausſetzungen wider die Blanca ein wenig ſehr weit; ſie denkt über dieſen Punkt überhaupt lange ſo zärtlich und ſittſam nicht, als wir es wohl wünſchen möchten und als ſie auf unſern Theatern denken müßte.[1]

Es kommen der Herzog und der Kanzler: jener, ihr ſeine Freude über die glückliche Erhaltung ihres Lebens zu bezeigen; dieſer, ihr einen neuen Beweis, der ſich wider den Eſſer äußert, vorzulegen. Auf der Piſtole, die man ihm aus der Hand genommen, ſteht ſein Name; ſie gehört ihm; und wem ſie gehört, der hat ſie unſtreitig auch brauchen wollen.

Doch nichts ſcheint den Eſſer unwiderſprechlicher zu verdammen, als was nun erfolgt. Coſme hat bei anbrechendem Tage mit dem bewußten Briefe nach Schottland abgehen wollen und iſt angehalten worden. Seine Reiſe ſieht einer Flucht ſehr ähnlich und eine ſolche Flucht läßt vermuthen, daß er an dem Verbrechen ſeines Herrn Antheil könne gehabt haben. Er wird alſo vor den Kanzler gebracht und die Königin befiehlt, ihn in ihrer Gegenwart zu verhören. Den Ton, in welchem ſich Coſme rechtfertigt, kann man leicht errathen. Er weiß von nichts; und als er ſagen ſoll, wo er hingewollt, läßt er ſich um die Wahrheit nicht lange nöthigen. Er zeigt den Brief, den ihm ſein Graf an einen andern

---

[1] Conde, vos traidor? Vos, Blanca?
El juicio esta indiferente,
Qual me libra, qual me mata.
Conde, Blanca, respondedme!
Tu a la Reina? tu a la Reina?
Oid, aunque confusamente:
Ha, traidora, dixo el Conde;
Blanca dixo: Traidor eres.
Estas razones de entrambos
A entrambas cosas convienen:
Uno de los dos me libra,
Otro de los dos me ofende.
Conde, qual me daba vida?
Blanca, qual me daba muerte?
Decidme! — no lo digais,
Que neutral mi valor quiere,
Por no saber el traidor,
No saber el innocente.
Mejor es quedar confusa,
En duda mi juicio quede,
Porque quando mire a alguno,
Y de la traicion me acuerde,
A pensar, que es el traidor,
Que es el leal tambien piense.
Yo le agradeciera a Blanca,
Que ella la traidora fuesse,
Solo à trueque de que el Conde
Fuera el, que estaba innocente. —

[1] No pudo ser que mintiera
Blanca en lo que me conto
De gozarla el Conde? No,
Que Blanca no lo fingiera:
No pudo haverla gozado,
Sin estar enamorado,
Y quando tierno, y rendido,
Entonces la haya querido,
No puede haverla olvidado?
No le vieron mis antojos
Entre acogimientos sabios,
Mui callando con los labios,
Mui bachiller con los ojos,
Quando al decir sus enojos
Yo su despecho reñi?

Grafen nach Schottland zu überbringen befohlen, und man weiß, was dieſer Brief enthält. Er wird geleſen, und Coſme erſtaunt nicht wenig, als er hört, wohin es damit abgeſehen geweſen. Aber noch mehr erſtaunt er über den Schluß deſſelben, worin der Ueberbringer ein Vertrauter heißt, durch den Roberto ſeine Antwort ſicher beſtellen könne. „Was höre ich?“ ruft Coſme. „Ich ein Vertrauter? Bei dieſem und jenem! ich bin kein Vertrauter; ich bin niemals einer geweſen und will auch in meinem Leben keiner ſeyn. — Habe ich wohl das Anſehen zu einem Vertrauten? Ich möchte doch wiſſen, was mein Herr an mir gefunden hätte, um mich dazu zu nehmen. Ich ein Vertrauter, ich, dem das geringſte Geheimniß zur Laſt wird? Ich weiß zum Exempel, daß Blanca und mein Herr einander lieben, und daß ſie heimlich mit einander verheirathet ſind: es hat mir ſchon lange das Herz abdrücken wollen; und nun will ich es nur ſagen, damit ſie hübſch ſehen, meine Herren, was für ein Vertrauter ich bin. Schade, daß es nicht etwas viel wichtigeres iſt; ich würde es eben ſo wohl ſagen.“[1] Dieſe Nachricht ſchmerzt die Königin nicht weniger, als die Ueberzeugung, zu der ſie durch den unglücklichen Brief von der Verrätherei des Grafen gelangt. Der Herzog glaubt, nun auch ſein Stillſchweigen brechen zu müſſen und der Königin nicht länger zu verbergen, was er in dem Zimmer der Blanca zufälliger Weiſe angehört habe. Der Kanzler dringt auf die Beſtrafung des Verräthers, und ſobald die Königin wieder allein iſt, reizen ſie ſowohl beleidigte Majeſtät als gekränkte Liebe, des Grafen Tod zu beſchließen.

Nunmehr bringt uns der Dichter zu ihm in das Gefängniß. Der Kanzler kömmt und eröffnet dem Grafen, daß ihn das Parlament für ſchuldig erkannt und zum Tode verurtheilt habe, welches Urtheil morgen des Tages vollzogen werden ſolle. Der Graf betheuert ſeine Unſchuld.

Der Kanzler. Ihre Unſchuld, Mylord, wollte ich gern glauben; aber ſo viele Beweiſe wider Sie! — Haben Sie den Brief an den Roberto nicht geſchrieben? Iſt es nicht Ihr eigenhändiger Name?

Eſſex. Allerdings iſt er es.

Der Kanzler. Hat der Herzog von Alanzon Sie in dem Zimmer der Blanca nicht ausdrücklich den Tod der Königin beſchließen hören?

Eſſex. Was er gehört hat, hat er freilich gehört.

Der Kanzler. Sah die Königin, als ſie erwachte, nicht die Piſtole in Ihrer Hand? Gehört die Piſtole, auf der Ihr Name geſtochen, nicht Ihnen?

Eſſex. Ich kann es nicht läugnen.

Der Kanzler. So ſind Sie ja ſchuldig.

Eſſex. Das läugne ich.

Der Kanzler. Nun, wie kamen Sie denn dazu, daß Sie den Brief an den Roberto ſchrieben?

Eſſex. Ich weiß nicht.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß der Herzog den verrätheriſchen Vorſatz aus Ihrem eigenen Munde vernehmen mußte?

Eſſex. Weil es der Himmel ſo wollte.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß ſich das mörderiſche Werkzeug in Ihren Händen fand?

Eſſex. Weil ich viel Unglück habe.

Der Kanzler. Wenn alles das Unglück und nicht Schuld iſt: wahrlich, Freund, ſo ſpielt Ihnen Ihr Schickſal einen harten Streich. Sie werden Ihn mit Ihrem Kopfe bezahlen müſſen.

Eſſex. Schlimm genug.[1]

„Wiſſen Ihro Gnaden nicht,“ fragt Coſme, der dabei iſt, „ob ſie mich etwa mit hängen werden?“ Der Kanzler antwortet Nein, weil ihn ſein Herr hinlänglich gerechtfertigt habe, und der Graf erſucht den Kanzler, zu verſtatten, daß er die Blanca noch vor ſeinem Tode ſprechen dürfe. Der Kanzler bedauert, daß er, als Richter, ihm dieſe Bitte verſagen müſſe, weil beſchloſſen worden, ſeine Hinrichtung ſo heimlich als möglich geſchehen zu laſſen, aus Furcht vor den Mitverſchworenen, die er vielleicht ſowohl unter den Großen, als unter dem Pöbel in Menge haben möchte. Er ermahnt ihn, ſich zum Tode zu bereiten und geht ab. Der Graf wünſchte bloß deßwegen die Blanca noch einmal zu ſprechen, um ſie zu ermahnen, von ihrem Vorhaben abzuſtehen. Da er es nicht mündlich thun dürfen, ſo will er es ſchriftlich thun. Ehre und Liebe verbinden ihn, ſein Leben für ſie hinzugeben; bei dieſem Opfer, das die Verliebten alle auf der Zunge führen, das aber nur bei ihm zur Wirklichkeit gelangt, will er ſie beſchwören, es nicht fruchtlos bleiben zu laſſen. Es iſt Nacht; er ſetzt ſich nieder zu ſchreiben und befiehlt Coſmen, den Brief, den er ihm hernach geben werde, ſogleich nach ſeinem Tode der Blanca einzuhändigen. Coſme geht ab, um indeß erſt auszuſchlafen.

Siebenundſechzigſtes Stück.

Den 22. December 1767.

Nun folgt eine Scene, die man wohl ſchwerlich erwartet hätte. Alles iſt ruhig und ſtille, als auf einmal eben die Dame, welcher Eſſex in dem erſten Acte das

---

[1] Que escucho? Señores mios,
Dos mil demonios me lleven,
Si yo confidente soi,
Si lo he sido, o si lo fuere,
Ni tengo intencion de serlo.
— — — Tengo yo
Cara de ser confidente?
Yo no se que ha visto en mi
Mi amo para tenerme
En esta opinion, y à fe,
Que me holgara de que fuesse
Cosa de mas importancia
Un secretillo mui leve,
Que rabio ya por decirlo
Que es que el Conde a Blanca quiere,
Que estan casados los dos
En secreto — — —

[1] Cond. Solo el descargo que tengo
Es el estar innocente.
Senescal. Aunque yo quiera creerlo
No me dexan los indicios,
Y advertid, que ya no es tiempo
De dilacion, que mañana
Haveis de morir. Con. Yo muero
Innocente. Sen. Pues decid
No escribisteis a Roberto
Esta carta? Aquesta firma
No es la vuestra? Con. No lo niego.
Sen. El gran duque de Alanzon
No os oyo en el aposento
De Blanca trazar la muerte
De la Reina? Con. Aquesso es cierto.
Sen. Quando desperto la Reina
No os hallo, Conde, a vos mesmo
Con la pistola en la mano?
Y la pistola que vemos
Vuestro nombre alli gravado
No es vuestro? Con. Os lo concedo.
Sen. Luego vos estais culpado.
Con. Esso solamente niego.
Sen. Pues como escribisteis, Conde
La carta al traidor Roberto?
Con. No lo se. Sen. Pues como el Duque
Que escucho vuestros intentos,
Os convence en la traicion?
Con. Porque assi lo quiso el cielo.
Sen. Como hallando en vuestra mano
Os culpa el vil instrumento?
Con. Porque tengo poca dicha. —
Sen. Pues sabed, que si es desdicha
Y no culpa, en tanto aprieto
Os pone vuestra fortuna,
Conde amigo, que supuesto
Que no dais otro descargo,
En fe de indicios tan ciertos,
Mañana vuestra cabeza
Ha de pagar —

Leben rettete, in eben dem Anzuge, die halbe Maske auf dem Geſichte, mit einem Lichte in der Hand, zu dem Grafen in das Gefängniß hereintritt. Es iſt die Königin. „Der Graf," ſagt ſie vor ſich im Hereintreten, „hat mir das Leben erhalten; ich bin ihm dafür verpflichtet. Der Graf hat mir das Leben nehmen wollen: das ſchreit um Rache. Durch ſeine Verurtheilung iſt der Gerechtigkeit ein Genüge geſchehen; nun geſchehe es auch der Dankbarkeit und Liebe!"[1] Indem ſie näher kömmt, wird ſie gewahr, daß der Graf ſchreibt. „Ohne Zweifel," ſagt ſie, „an ſeine Blanca! Was ſchadet das? Ich komme aus Liebe, aus der feurigſten, uneigennützigſten Liebe; jetzt ſchweige die Eiferſucht! — Graf!" — Der Graf hört ſich rufen, ſieht hinter ſich, und ſpringt voller Erſtaunen auf. „Was ſeh ich!" — „Keinen Traum," fährt die Königin fort, „ſondern die Wahrheit. Eilen Sie, ſich davon zu überzeugen, und laſſen Sie uns koſtbare Augenblicke nicht mit Zweifeln verlieren. — Sie erinnern ſich doch meiner? Ich bin die, der Sie das Leben gerettet. Ich höre, daß Sie morgen ſterben ſollen; und ich komme, Ihnen meine Schuld abzutragen, Ihnen Leben für Leben zu geben. Ich habe den Schlüſſel des Gefängniſſes zu bekommen gewußt. Fragen Sie mich nicht, wie? Hier iſt er; nehmen Sie; er wird Ihnen die Pforte in den Park eröffnen; fliehen Sie, Graf, und erhalten Sie ein Leben, das mir ſo theuer iſt."

Eſſex. Theuer? Ihnen, Madame?

Die Königin. Würde ich ſonſt ſo viel gewagt haben, als ich wage?

Eſſex. Wie ſinnreich iſt das Schickſal, das mich verfolgt! Es findet einen Weg, mich durch mein Glück ſelbſt unglücklich zu machen. Ich ſcheine glücklich, weil die mich zu befreien kömmt, die meinen Tod will; aber ich bin um ſo viel unglücklicher, weil die meinen Tod will, die meine Freiheit mir anbietet. —[2]

Die Königin verſteht hieraus genugſam, daß ſie Eſſex kennt. Er verweigert ſich der Gnade, die ſie ihm angetragen, gänzlich; aber er bittet, ſie mit einer andern zu vertauſchen.

Die Königin. Und mit welcher?

Eſſex. Mit der, Madame, von der ich weiß, daß ſie in Ihrem Vermögen ſteht, — mit der Gnade, mir das Angeſicht meiner Königin ſehen zu laſſen. Es iſt die einzige, um die ich es nicht zu klein halte, Sie an das zu erinnern, was ich für Sie gethan habe. Bei dem Leben, das ich Ihnen gerettet, beſchwöre ich Sie, Madame, mir dieſe Gnade zu erzeigen.

Die Königin (vor ſich). Was ſoll ich thun? Vielleicht, wenn er mich ſieht, daß er ſich rechtfertigt! Das wünſche ich ja nur.

Eſſex. Verzögern Sie mein Glück nicht, Madame.

Die Königin. Wenn Sie es denn durchaus wollen, Graf; wohl; aber nehmen Sie erſt dieſen Schlüſſel; von ihm hängt Ihr Leben ab. Was ich jetzt für Sie thun darf, könnte ich hernach vielleicht nicht dürfen. Nehmen Sie; ich will Sie geſichert wiſſen.[3]

Eſſex, (indem er den Schlüſſel nimmt). Ich erkenne dieſe Vorſicht mit Dank. — Und nun, Madame, — ich brenne, mein Schickſal aus dem Angeſichte der Königin, oder dem Ihrigen zu leſen.

Die Königin. Graf, ob beide gleich eines ſind, ſo gehört doch nur das, welches Sie noch ſehen, mir ganz allein; denn das, welches Sie nun erblicken, (indem ſie die Maske abnimmt) iſt der Königin. Jenes, mit welchem ich Sie erſt ſprach, iſt nicht mehr.

Eſſex. Nun ſterbe ich zufrieden! Zwar iſt es das Vorrecht des königlichen Antlitzes, daß es jeden Schuldigen begnadigen muß, der es erblickt; und auch mir müßte dieſe Wohlthat des Geſetzes zu Statten kommen. Doch ich will weniger hierzu, als zu mir ſelbſt, meine Zuflucht nehmen. Ich will es wagen, meine Königin an die Dienſte zu erinnern, die ich ihr und dem Staate geleiſtet —[1]

Die Königin. An dieſe habe ich mich ſchon ſelbſt erinnert. Aber Ihr Verbrechen, Graf, iſt größer, als Ihre Dienſte.

Eſſex. Und ich habe mir nichts von der Huld meiner Königin zu verſprechen?

Die Königin. Nichts.

Eſſex. Wenn die Königin ſo ſtreng iſt, ſo rufe ich die Dame an, der ich das Leben gerettet. Dieſe wird doch wohl gütiger mit mir verfahren?

Die Königin. Dieſe hat ſchon mehr gethan, als ſie ſollte; ſie hat Ihnen den Weg geöffnet, der Gerechtigkeit zu entfliehen.

Eſſex. Und mehr habe ich um Sie nicht verdient, um Sie, die mir Ihr Leben ſchuldig iſt?

Die Königin. Sie haben ſchon gehört, daß ich dieſe Dame nicht bin. Aber geſetzt, ich wäre es: gebe ich Ihnen nicht eben ſo viel wieder, als ich von Ihnen empfangen habe?

Eſſex. Wo das? Dadurch doch wohl nicht, daß Sie mir den Schlüſſel gegeben?

Die Königin. Dadurch allerdings.

Eſſex. Der Weg, den mir dieſer Schlüſſel eröffnen kann, iſt weniger der Weg zum Leben, als zur Schande. Was meine Freiheit bewirken ſoll, muß nicht meiner Furchtſamkeit zu dienen ſcheinen. Und doch glaubt die Königin, mich mit dieſem Schlüſſel, für die Reiche, die ich ihr erfochten, für das Blut, das ich um ſie vergoſſen, für das Leben, das ich ihr erhalten, mich mit dieſem elenden Schlüſſel für alles das abzulohnen?[2] Ich will mein Leben einem anſtändigern Mittel zu danken haben, oder ſterben. (Indem er nach dem Fenſter geht.)

---

[1] El conde me dio la vida
Y assi obligada me veo;
El Conde me daba muerte,
Y assi ofendida me quexo.
Pues ya que con la sentencia
Esta parte he satisfecho,
Pues cumpli con la justicia,
Con el amor cumplir quiero. —

[2] Ingeniosa mi fortuna
Hallo en la dicha mas nuevo
Modo de hacerme infeliz,
Pues quando dichoso veo,
Que me libra quien me mata,
Tambien desdichado advierto,
Que me mata quien me libra.

[3] Pues si esto ha de ser, primero
Tomad, Conde, aquesta llave,
Que si ha de ser instrumento
De vuestra vida, quiza
Tan otra, quitando el velo,
Sere, que no pueda entonces
Hacer lo que ahora puedo,
Y como a daros la vida
Me empeñe, por lo que os debo,
Por si no puedo despues,
De esta suerte me prevengo.

[1] Morire yo consolado,
Aunque si por privilegio
En viendo la cara al Rey
Queda perdonado el reo;
Yo de este indulto, Señora,
Vida por ley me prometo;
Esto es en comun, que es
Lo que a todos da el derecho;
Pero si en particular
Merecer el perdon quiero,
Oid, vereis, que me ayuda
Major indulto en mis hechos,
Mis hazañas — —

[2] Luego esta, que assi camino
Abrira a mi vida, abriendo
Tambien lo abrira a mi infamia:
Luego esta, que instrumento
De mi libertad, tambien
Lo havra de ser de mi miedo.
Esta, que solo me sirve
De huir, es el desempeño

Die Königin. Wo gehen Sie hin?

Eſſex. Nichtswürdiges Werkzeug meines Lebens, und meiner Entehrung! Wenn bei dir alle meine Hoffnung beruht, ſo empfange die Fluth, in ihrem tiefſten Abgrunde, alle meine Hoffnung! (Er eröffnet das Fenſter, und wirft den Schlüſſel durch das Gitter in den Kanal.) Durch die Flucht wäre mein Leben viel zu theuer erkauft.[1]

Die Königin. Was haben Sie gethan, Graf? — Sie haben ſehr übel gethan.

Eſſex. Wenn ich ſterbe, ſo darf ich wenigſtens laut ſagen, daß ich eine undankbare Königin hinterlaſſe. — Will ſie aber dieſen Vorwurf nicht, ſo denke ſie auf ein anderes Mittel, mich zu retten. Dieſes unanſtändigere habe ich ihr genommen. Ich berufe mich nochmals auf meine Dienſte; es ſteht bei ihr, ſie zu belohnen, oder mit dem Andenken derſelben ihren Undank zu verewigen.

Die Königin. Ich muß das letztere Gefahr laufen. — Denn wahrlich, mehr konnte ich, ohne Nachtheil meiner Würde, für Sie nicht thun.

Eſſex. So muß ich denn ſterben?

Die Königin. Unfehlbar. Die Frau wollte Sie retten; die Königin muß dem Rechte ſeinen Lauf laſſen. Morgen müſſen Sie ſterben; und es iſt ſchon morgen. Sie haben mein ganzes Mitleid; die Wehmuth bricht mir das Herz; aber es iſt nun einmal das Schickſal der Könige, daß ſie viel weniger nach ihren Empfindungen handeln können, als andere. — Graf, ich empfehle Sie der Vorſicht! —

Achtundſechzigſtes Stück.

Den 25. December 1767.

Noch einiger Wortwechſel zum Abſchiede, noch einige Ausrufungen in der Stille: und beide, der Graf und die Königin, gehen ab, jedes von einer beſondern Seite. Im Herausgehen, muß man ſich einbilden, hat Eſſex Coſmen den Brief gegeben, den er an die Blanca geſchrieben. Denn den Augenblick darauf kömmt dieſer damit herein, und ſagt, daß man ſeinen Herrn zum Tode führe; ſobald es damit vorbei ſey, wolle er den Brief, ſo wie er es verſprochen, übergeben. Indem er ihn aber anſieht, erwacht ſeine Neugierde. „Was mag dieſer Brief wohl enthalten? Eine Eheverſchreibung? die käme ein wenig zu ſpät. Die Abſchrift von ſeinem Urtheile? die wird er doch nicht der ſchicken, die es zur Wittwe macht. Sein Teſtament? auch wohl nicht. Nun was denn?“ Er wird immer begieriger; zugleich fällt ihm ein, wie es ihm ſchon einmal faſt das Leben gekoſtet hätte, daß er nicht gewußt, was in dem Briefe ſeines Herrn ſtünde. „Wäre ich nicht, ſagt er, bei einem Haare zum Vertrauten darüber geworden? Hol der Geyer die Vertrautſchaft! Nein, das muß mir nicht wieder begegnen!“ Kurz, Coſme beſchließt, den Brief zu erbrechen; und erbricht ihn. Natürlich, daß ihn der Inhalt äußerſt betroffen macht; er glaubt, ein Papier, das ſo wichtige und gefährliche Dinge enthalte, nicht geſchwind genug los werden zu können; er zittert über den bloßen Gedanken, daß man es in ſeinen Händen finden könne, ehe er es freiwillig abgeliefert; und eilet, es geraden Weges der Königin zu bringen.

Eben kömmt die Königin mit dem Canzler heraus. Coſme will ſie den Canzler nur erſt abfertigen laſſen; und tritt bei Seite. Die Königin ertheilt dem Canzler den letzten Befehl zur Hinrichtung des Grafen; ſie ſoll ſogleich und ganz in der Stille vollzogen werden; das Volk ſoll nichts davon erfahren, bis der geköpfte Leichnam ihm mit ſtummer Zunge Treue und Gehorſam zurufe.[1] Den Kopf ſoll der Canzler in den Saal bringen, und, nebſt dem blutigen Beile, unter einen Teppich legen laſſen; hierauf die Großen des Reichs verſammeln, um ihnen mit eins Verbrechen und Strafe zu zeigen, zugleich ſie an dieſem Beiſpiele ihrer Pflicht zu erinnern, und ihnen einzuſchärfen, daß ihre Königin eben ſo ſtrenge zu ſeyn wiſſe, als ſie gnädig ſeyn zu können wünſche: und das alles, wie ſie der Dichter ſagen läßt, nach Gebrauch und Sitte des Landes.[2]

Der Canzler geht mit dieſen Befehlen ab und Coſme tritt die Königin an. „Dieſen Brief, ſagt er, hat mir mein Herr gegeben, ihn nach ſeinem Tode der Blanca einzuhändigen. Ich habe ihn aufgemacht, ich weiß ſelbſt nicht warum; und da ich Dinge darin finde, die Ihro Majeſtät wiſſen müſſen, und die dem Grafen vielleicht noch zu Statten kommen können: ſo bringe ich ihn Ihro Majeſtät, und nicht der Blanca.“ Die Königin nimmt den Brief, und lieſt: „Blanca, ich nahe mich meinem letzten Augenblicke; man will mir nicht vergönnen, mit dir zu ſprechen: empfange alſo meine Ermahnung ſchriftlich. Aber vors erſte lerne mich kennen; ich bin nie der Verräther geweſen, der ich dir vielleicht geſchienen; ich verſprach, dir in der bewußten Sache behülflich zu ſeyn, bloß um der Königin deſto nachdrücklicher zu dienen, und den Roberto, nebſt ſeinen Anhängern, nach London zu locken. Urtheile, wie groß meine Liebe iſt, da ich dem ungeachtet eher ſelbſt ſterben, als dein Leben in Gefahr ſetzen will. Und nun die Ermahnung: ſtehe von dem Vorhaben ab, zu welchem dich Roberto anreizt; du haſt mich nun nicht mehr; und es möchte ſich nicht alle Tage einer finden, der dich ſo ſehr liebte, daß er den Tod des Verräthers für dich ſterben wollte.“[3] —

De Reinos, que os he ganado,
De servicios, que os he hecho,
Y en fin, de essa vida, de essa,
Que teneis oy por mi esfuerzo?
En esta se cifra tanto? —

[1] Vil instrumento
De mi vida, y de mi infamia,
Por esta rexa cayendo
Del parque, que bate el rio,
Entre sus cristales quiero,
Si sois mi esperanza, hundiros.
Caed al humedo centro,
Donde el Tamasis sepulte
Mi esperanza, y mi remedio.

[1] Hasta que el tronco cadaver
Le sirva de muda lengua.

[2] Y assi al salon de palacio
Hareis que llamados vengan
Los Grandes y los Milordes,
Y para que alli le vean,
Debaxo de una cortina
Hareis poner la cabeza
Con el sangriento cuchillo,
Que amenaza junto a ella,
Por symbolo de justicia,
Costumbre de Inglaterra:
Y en estando todos juntos,
Monstrandome justiciera,
Exhortandolos primero
Con amor a la obediencia,
Les mostrare luego al Conde,
Para que todos atiendan,
Que en mi ay rigor que los rinda,
Si ay piedad que los atreva.

[3] Blanca en el ultimo trance,
Porque hablarte no me dexan,
He de escribirte un consejo,
Y tambien una advertencia:
La advertencia es, que yo nunca
Fui traidor, que la promessa
De ayudar en lo que sabes,
Fue por servir a la Reina,
Cogiendo a Roberto en Londres,
Y a los que seguirle intentan;
Para aquesto fue la carta:
Esto he querido que sepas,
Porque adviertas el prodigio
De mi amor, que assi se dexa
Morir, por guardar tu vida.

Menſch! ruft die beſtürzte Königin, was haſt du mir da gebracht? Nun? ſagt Coſme, bin ich noch ein Vertrauter? — „Eile, fliehe, deinen Herrn zu retten! Sage dem Canzler, einzuhalten! — Holla, Wache! bringt ihn augenblicklich vor mich, — den Grafen, — geſchwind!“ — Und eben wird er gebracht: ſein Leichnam nämlich. — So groß die Freude war, welche die Königin auf einmal überſtrömte, ihren Grafen unſchuldig zu wiſſen, ſo groß ſind nunmehr Schmerz und Wuth, ihn hingerichtet zu ſehen. Sie verflucht die Eilfertigkeit, mit der man ihren Befehl vollzogen, und Blanca mag zittern! —

So ſchließt ſich dieſes Stück, bei welchem ich meine Leſer vielleicht zu lange aufgehalten habe. Vielleicht auch nicht. Wir ſind mit den dramatiſchen Werken der Spanier ſo wenig bekannt; ich wüßte kein einziges, welches man uns überſetzt, oder auch nur auszugsweiſe mitgetheilt hätte. Denn die Virginia des Auguſtino de Montiano y Luyando iſt zwar ſpaniſch geſchrieben; aber kein ſpaniſches Stück: ein bloßer Verſuch in der correcten Manier der Franzoſen, regelmäßig aber froſtig. Ich bekenne ſehr gern, daß ich bei weitem ſo vortheilhaft nicht mehr davon denke, als ich wohl ehedem muß gedacht haben.[1] Wenn das zweite Stück des nämlichen Verfaſſers nicht beſſer gerathen iſt; wenn die neueren Dichter der Nation, welche eben dieſen Weg betreten wollen, ihn nicht glücklicher betreten haben: ſo mögen ſie mir es nicht übel nehmen, wenn ich noch immer lieber nach ihrem alten Lope und Calderon greife, als nach ihnen.

Die echten ſpaniſchen Stücke ſind vollkommen nach der Art dieſes Eſſex. In allen einerlei Fehler und einerlei Schönheiten, mehr oder weniger, das verſteht ſich. Die Fehler ſpringen in die Augen, aber nach den Schönheiten dürfte man mich fragen. — Eine ganz eigne Fabel, eine ſehr ſinnreiche Verwicklung, ſehr viele und ſonderbare und immer neue Theaterſtreiche; die ausgeſparteſten Situationen, meiſtens ſehr wohl angelegte und bis ans Ende erhaltene Charaktere, nicht ſelten viel Würde und Stärke im Ausdrucke. —

Das ſind allerdings Schönheiten: ich ſage nicht, daß es die höchſten ſind; ich läugne nicht, daß ſie zum Theil ſehr leicht bis in das Romanenhafte, Abenteuerliche, Unnatürliche können getrieben werden, daß ſie bei den Spaniern von dieſer Uebertreibung ſelten frei ſind. Aber man nehme den meiſten franzöſiſchen Stücken ihre mechaniſche Regelmäßigkeit und ſage mir, ob ihnen andere als Schönheiten ſolcher Art übrig bleiben? Was haben ſie ſonſt noch viel Gutes, als Verwicklung und Theaterſtreiche und Situationen?

Anſtändigkeit, wird man ſagen. — Nun ja; Anſtändigkeit. Alle ihre Verwicklungen ſind anſtändiger und einförmiger; alle ihre Theaterſtreiche anſtändiger und abgedroſchner; alle ihre Situationen anſtändiger und gezwungner. Das kömmt von der Anſtändigkeit!

Aber Coſme, dieſer ſpaniſche Hanswurſt, dieſe ungeheure Verbindung der pöbelhafteſten Poſſen mit dem feierlichſten Ernſte; dieſe Vermiſchung des Komiſchen und Tragiſchen, durch die das ſpaniſche Theater ſo berüchtigt iſt? Ich bin weit entfernt, dieſe zu vertheidigen. Wenn ſie zwar bloß mit der Anſtändigkeit ſtritte, — man verſteht ſchon, welche Anſtändigkeit ich meine; — wenn ſie weiter keinen Fehler hätte, als daß ſie die Ehrfurcht beleidigte, welche die Großen verlangen, daß ſie der Lebensart, der Etiquette, dem Ceremoniel und allen den Gaukeleien zuwiderlief, durch die man den größern Theil der Menſchen bereden will, daß es einen kleinern gäbe, der von weit beſſerm Stoffe ſey, als er: ſo würde mir die unſinnigſte Abwechslung von Niedrig auf Groß, von Aberwitz auf Ernſt, von Schwarz auf Weiß willkommner ſeyn, als die kalte Einförmigkeit, durch die mich der gute Ton, die feine Welt, die Hofmanier, und wie dergleichen Armſeligkeiten mehr heißen, unfehlbar einſchläfert. Doch es kommen ganz andere Dinge hier in Betrachtung.

Neunundſechzigſtes Stück.

Den 29. December 1767.

Lope de Vega, ob er ſchon als der Schöpfer des ſpaniſchen Theaters betrachtet wird, war es indeß nicht, der jenen Zwitterton einführte. Das Volk war bereits ſo daran gewöhnt, daß er ihn wider Willen mit anſtimmen mußte. In ſeinem Lehrgedichte über die Kunſt, neue Komödien zu machen, deſſen ich oben ſchon gedacht, jammert er genug darüber. Da er ſah, daß es nicht möglich ſey, nach den Regeln und Muſtern der Alten für ſeine Zeitgenoſſen mit Beifall zu arbeiten: ſo ſuchte er der Regelloſigkeit wenigſtens Gränzen zu ſetzen; das war die Abſicht dieſes Gedichts. Er dachte, ſo wild und barbariſch auch der Geſchmack der Nation ſey, ſo müſſe er doch ſeine Grundſätze haben; und es ſey beſſer, auch nur nach dieſen mit einer beſtändigen Gleichförmigkeit zu handeln, als nach gar keinen. Stücke, welche die claſſiſchen Regeln nicht beobachten, können doch noch immer Regeln beobachten, und müſſen dergleichen beobachten, wenn ſie gefallen wollen. Dieſe alſo, aus dem bloßen Nationalgeſchmacke hergenommen, wollte er feſtſetzen; und ſo ward die Verbindung des Ernſthaften und Lächerlichen die erſte.

„Auch Könige, ſagt er, könnet ihr in euern Komödien auftreten laſſen. Ich höre zwar, daß unſer weiſer Monarch (Philipp der Zweite) dieſes nicht gebilligt; es ſey nun, weil er einſah, daß es wider die Regeln laufe, oder weil er es der Würde eines Königes zuwider glaubte, ſo mit unter den Pöbel gemengt zu werden. Ich gebe auch gern zu, daß dieſes wieder zur älteſten Komödie zurückkehren heißt, die ſelbſt Götter einführte, wie unter andern in dem Amphitruo des Plautus zu ſehen; und ich weiß gar wohl, daß Plutarch, wenn er von Menandern redet, die älteſte Komödie nicht ſehr lobt. Es fällt mir alſo freilich ſchwer, unſere Mode zu billigen. Aber da wir uns nun einmal in Spanien ſo weit von der Kunſt entfernen: ſo müſſen die Gelehrten ſchon auch hierüber ſchweigen. Es iſt wahr, das Komiſche mit dem Tragiſchen vermiſcht, Seneca mit dem Terenz zuſammengeſchmolzen, giebt kein geringeres Ungeheuer, als der Minotaurus der Paſiphae war. Doch dieſe Abwechſelung gefällt nun einmal; man will nun einmal keine andere Stücke ſehen, als die halb ernſthaft und halb luſtig ſind; die Natur ſelbſt lehrt uns dieſe Mannichfaltigkeit, von der ſie einen Theil ihrer Schönheit entlehnt.“[1]

Este ha sido la advertencia:
(Valgame dios!) el consejo
Es, que desistas la empressa
A que Roberto te incita.
Mira que sin mi te quedas,
Y no ha de haver cada dia
Quien por mucho que te quiera,
Por conservarte la vida
Por traidor la suya pierda. —

[1] Theatraliſche Bibliothek, erſtes Stück, S. 117.

[1] Eligese el sujeto, y no se mire,
(Perdonen los preceptos) si es de Reyes,
Aunque por esto entiendo, que el prudente
Filipo Rey de España, y Señor nuestro,
En viendo un Rey en ellos se enfadava,
O fuesse el ver, que al arte contradize,
O que la autoridad real no deve
Andar fingida entre la humilde plebe,
Este es bolver a la Comedia antigua,
Donde vemos, que Plauto puso Dioses,
Como en su Anfitrion lo muestra Jupiter.
Sabe Dios, que me pesa de aprovarlo,
Porque Plutarco hablando de Menandro,
No siente bien de la Comedia antigua.
Mas pues del arte vamos tan remotos,

Die letzten Worte ſind es, weßwegen ich dieſe Stelle anführe. Iſt es wahr, daß uns die Natur ſelbſt in dieſer Vermengung des Gemeinen und Erhabnen, des Poſſirlichen und Ernſthaften, des Luſtigen und Traurigen zum Muſter dient? Es ſcheint ſo. Aber wenn es wahr iſt, ſo hat Lope mehr gethan, als er ſich vornahm; er hat nicht bloß die Fehler ſeiner Bühne beſchönigt; er hat eigentlich erwieſen, daß wenigſtens dieſer Fehler keiner iſt; denn nichts kann ein Fehler ſeyn, was eine Nachahmung der Natur iſt.

„Man tadelt,“ ſagt einer von unſern neueſten Skribenten, „an Shakeſpeare, — demjenigen unter allen Dichtern ſeit Homer, der die Menſchen, vom Könige bis zum Bettler, und von Julius Cäſar bis zu Jack Fallſtaff, am beſten gekannt, und mit einer Art von unbegreiflicher Intuition durch und durch geſehen hat, — daß ſeine Stücke keinen, oder doch nur einen ſehr fehlerhaften unregelmäßigen und ſchlecht ausgeſonnenen Plan haben; daß komiſches und tragiſches darin auf die ſeltſamſte Art durch einander geworfen iſt, und oft eben dieſelbe Perſon, die uns durch die rührende Sprache der Natur Thränen in die Augen gelockt hat, in wenigen Augenblicken darauf uns durch irgend einen ſeltſamen Einfall oder barokiſchen Ausdruck ihrer Empfindungen, wo nicht zu lachen macht, doch dergeſtalt abkühlt, daß es ihm hernach ſehr ſchwer wird, uns wieder in die Faſſung zu ſetzen, worin er uns haben möchte. — Man tadelt das, und denkt nicht daran, daß ſeine Stücke eben darin natürliche Abbildungen des menſchlichen Lebens ſind.“

„Das Leben der meiſten Menſchen und (wenn wir es ſagen dürfen) der Lebenslauf der großen Staatskörper ſelbſt, in ſo fern wir ſie als eben ſo viel moraliſche Weſen betrachten, gleicht den Haupt- und Staatsactionen im alten gothiſchen Geſchmack in ſo vielen Punkten, daß man beinahe auf die Gedanken kommen möchte, die Erfinder dieſer letztern wären klüger geweſen, als man gemeiniglich denkt, und hätten, wofern ſie nicht gar die heimliche Abſicht gehabt, das menſchliche Leben lächerlich zu machen, wenigſtens die Natur eben ſo getreu nachahmen wollen, als die Griechen ſich angelegen ſeyn ließen, ſie zu verſchönern. Um jetzt nichts von der zufälligen Aehnlichkeit zu ſagen, daß in dieſen Stücken, ſo wie im Leben, die wichtigſten Rollen ſehr oft gerade durch die ſchlechteſten Acteurs geſpielt werden, — was kann ähnlicher ſeyn, als es beide Arten der Haupt- und Staatsactionen einander in der Anlage, in der Abtheilung und Dispoſition der Scenen, im Knoten und in der Entwicklung zu ſeyn pflegen. Wie ſelten fragen die Urheber der einen und der andern ſich ſelbſt, warum ſie dieſes oder jenes gerade ſo und nicht anders gemacht haben? Wie oft überraſchen ſie uns durch Begebenheiten, zu denen wir nicht im mindeſten vorbereitet waren? Wie oft ſehen wir Perſonen kommen und wieder abtreten, ohne daß ſich begreifen läßt, warum ſie kamen, oder warum ſie wieder verſchwinden? Wie viel wird in beiden dem Zufall überlaſſen? Wie oft ſehen wir die größeſten Wirkungen durch die armſeligſten Urſachen hervorgebracht? Wie oft das Ernſthafte und Wichtige mit einer leichtſinnigen Art, und das Nichtbedeutende mit lächerlicher Gravität behandelt? Und wenn in beiden endlich alles ſo kläglich verworren und durch einander geſchlungen iſt, daß man an der Möglichkeit der Entwicklung zu verzweifeln anfängt: wie glücklich ſehen wir durch irgend einen unter Blitz und Donner aus papiernen Wolken herabſpringenden Gott, oder durch einen friſchen Degenhieb den Knoten auf einmal zwar nicht aufgelöst, aber doch aufgeſchnitten, welches in ſo fern auf eines hinausläuft, daß auf die eine oder die andere Art das Stück ein Ende hat, und die Zuſchauer klatſchen oder ziſchen können, wie ſie wollen oder — dürfen. Uebrigens weiß man, was für eine wichtige Perſon in den komiſchen Tragödien, wovon wir reden, der edle Hanswurſt vorſtellt, der ſich, vermuthlich zum ewigen Denkmal des Geſchmacks unſerer Voreltern, auf dem Theater der Hauptſtadt des deutſchen Reichs erhalten zu wollen ſcheint. Wollte Gott, daß er ſeine Perſon allein auf dem Theater vorſtellte! Aber wie viel große Aufzüge auf dem Schauplatze der Welt hat man nicht in allen Zeiten mit Hanswurſt, — oder, welches noch ein wenig ärger iſt, durch Hanswurſt, — aufführen geſehen? Wie oft haben die größeſten Männer, dazu geboren, die ſchützenden Genien eines Throns, die Wohlthäter ganzer Völker und Zeitalter zu ſeyn, alle ihre Weisheit und Tapferkeit durch einen kleinen ſchnakiſchen Streich von Hanswurſt oder ſolchen Leuten vereitelt ſehen müſſen, welche, ohne eben ſein Wamms und ſeine gelben Hoſen zu tragen, doch gewiß ſeinen ganzen Charakter an ſich trugen? Wie oft entſteht in beiden Arten der Tragi-Komödien die Verwicklung ſelbſt lediglich daher, daß Hanswurſt durch irgend ein dummes und ſchelmiſches Stückchen von ſeiner Arbeit den geſcheidten Leuten, eh ſie ſich's verſehen können, ihr Spiel verderbt?“ —

Wenn in dieſer Vergleichung des großen und kleinen, des urſprünglichen und nachgebildeten, heroiſchen Poſſenſpiels — (die ich mit Vergnügen aus einem Werke abgeſchrieben, welches unſtreitig unter die vortrefflichſten unſers Jahrhunderts gehört, aber für das deutſche Publicum noch viel zu früh geſchrieben zu ſeyn ſcheint. In Frankreich und England würde es das äußerſte Aufſehen gemacht haben; der Name ſeines Verfaſſers würde auf aller Zungen ſeyn. Aber bei uns? Wir haben es, und damit gut. Unſere Großen lernen fürs erſte an den *** kauen; und freilich iſt der Saft aus einem franzöſiſchen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß ſchärfer und ihr Magen ſtärker geworden, wenn ſie indeß Deutſch gelernt haben, ſo kommen ſie auch wohl einmal über den — Agathon.[1] Dieſes iſt das Werk, von welchem ich rede, von welchem ich es lieber nicht an dem ſchicklichſten Orte, lieber hier als gar nicht ſagen will, wie ſehr ich es bewundere: da ich mit der äußerſten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Stillſchweigen unſere Kunſtrichter darüber beobachten, oder in welchem kalten und gleichgültigen Tone ſie davon ſprechen. Es iſt der erſte und einzige Roman für den denkenden Kopf von claſſiſchem Geſchmack. Roman? Wir wollen ihm dieſen Titel nur geben, vielleicht daß es einige Leſer mehr dadurch bekömmt. Die wenigen, die es darüber verlieren möchte, an denen iſt ohnedem nichts gelegen.)

Siebzigſtes Stück.

Den 1. Januar 1768.

Wenn in dieſer Vergleichung, ſage ich, die ſatyriſche Laune nicht zu ſehr vorſtäche: ſo würde man ſie für die beſte Schutzſchrift des komiſch-tragiſchen oder tragiſch-komiſchen Drama (Miſchſpiel habe ich es einmal auf irgend einem Titel genannt gefunden), für die gefliſſentlichſte Ausführung des Gedankens beim Lope halten dürfen. Aber zugleich würde ſie auch die Widerlegung deſſelben ſeyn. Denn ſie würde zeigen, daß eben das

---

Y en España le hazemos mil agravios,
Cierren los Doctos esta vez los labios
  Lo Tragico, y lo Comico mezclado,
Y Terencio con Seneca, aunque sea,
Como otro Minotauro de Pasife,
Haran grave una parte, otra ridicula,
Que aquesta variedad deleyta mucho
Buen exemplo nos da naturaleza,
Que por tal variedad tiene belleza.

[1] Zweiter Theil S. 192.

Beiſpiel der Natur, welches die Verbindung des feierlichen Ernſtes mit der poſſenhaften Luſtigkeit rechtfertigen ſoll, eben ſo gut jedes dramatiſche Ungeheuer, das weder Plan, noch Verbindung, noch Menſchenverſtand hat, rechtfertigen könne. Die Nachahmung der Natur müßte folglich entweder gar kein Grundſatz der Kunſt ſeyn, oder, wenn ſie es doch bliebe, würde durch ihn ſelbſt die Kunſt, Kunſt zu ſeyn, aufhören, wenigſtens keine höhere Kunſt ſeyn, als etwa die Kunſt, die bunten Adern des Marmors in Gyps nachzuahmen; ihr Zug und Lauf mag gerathen, wie er will, der ſeltſamſte kann ſo ſeltſam nicht ſeyn, daß er nicht natürlich ſcheinen könnte; bloß und allein der ſcheint es nicht, bei welchem ſich zu viel Symmetrie, zu viel Ebenmaaß und Verhältniß, zu viel von dem zeigt, was in jeder andern Kunſt die Kunſt ausmacht; der künſtlichſte in dieſem Verſtande iſt hier der ſchlechteſte, und der wildeſte der beſte.

Als Kritikus dürfte unſer Verfaſſer ganz anders ſprechen. Was er hier ſo ſinnreich aufſtützen zu wollen ſcheint, würde er ohne Zweifel als eine Mißgeburt des barbariſchen Geſchmacks verdammen, wenigſtens als die erſten Verſuche der unter ungeſchlachteten Völkern wieder auflebenden Kunſt vorſtellen, an deren Form irgend ein Zuſammenfluß gewiſſer äußerlichen Urſachen oder das Ungefähr den meiſten, Vernunft und Ueberlegung aber den wenigſten, auch wohl ganz und gar keinen Antheil hatte. Er würde ſchwerlich ſagen, daß die erſten Erfinder des Miſchſpiels (da das Wort einmal da iſt, warum ſoll ich es nicht brauchen?) „die Natur eben ſo getreu nachahmen wollen, als die Griechen ſich angelegen ſeyn laſſen, ſie zu verſchönern.“

Die Worte getreu und verſchönert, von der Nachahmung und der Natur, als dem Gegenſtande der Nachahmung, gebraucht, ſind vielen Mißdeutungen unterworfen. Es giebt Leute, die von keiner Natur wiſſen wollen, welche man zu getreu nachahmen könne; ſelbſt was uns in der Natur mißfalle, gefalle in der getreuen Nachahmung vermöge der Nachahmung. Es giebt andere, welche die Verſchönerung der Natur für eine Grille halten; eine Natur, die ſchöner ſeyn wolle, als die Natur, ſey eben darum nicht Natur. Beide erklären ſich für Verehrer der einzigen Natur, ſo wie ſie iſt: jene finden in ihr nichts zu vermeiden, dieſe nichts hinzuzuſetzen. Jenen alſo müßte nothwendig das gothiſche Miſchſpiel gefallen, ſo wie dieſe Mühe haben würden, an den Meiſterſtücken der Alten Geſchmack zu finden.

Wenn dieſes nun aber nicht erfolgte? Wenn jene, ſo große Bewunderer ſie auch von der gemeinſten und alltäglichſten Natur ſind, ſich dennoch wider die Vermiſchung des Poſſenhaften und Intereſſanten erklärten? Wenn dieſe, ſo ungeheuer ſie auch alles finden, was beſſer und ſchöner ſeyn will, als die Natur, dennoch das ganze griechiſche Theater, ohne den geringſten Anſtoß von dieſer Seite, durchwandelten? Wie wollten wir dieſen Widerſpruch erklären?

Wir würden nothwendig zurückkommen, und das, was wir von beiden Gattungen erſt behauptet, widerrufen müſſen. Aber wie müßten wir widerrufen, ohne uns in neue Schwierigkeiten zu verwickeln? Die Vergleichung einer ſolchen Haupt- und Staats-Action, über deren Güte wir ſtreiten, mit dem menſchlichen Leben, mit dem gemeinen Laufe der Welt, iſt doch ſo richtig!

Ich will einige Gedanken herwerfen, die, wenn ſie nicht gründlich genug ſind, doch gründlichere veranlaſſen können. — Der Hauptgedanke iſt dieſer: es iſt wahr und auch nicht wahr, daß die komiſche Tragödie gothiſcher Erfindung die Natur getreu nachahmt; ſie ahmt ſie nur in einer Hälfte getreu nach und vernachläſſigt die andere Hälfte gänzlich; ſie ahmt die Natur der Erſcheinungen nach, ohne im geringſten auf die Natur unſerer Empfindungen und Seelenkräfte dabei zu achten.

In der Natur iſt alles mit allem verbunden; alles durchkreuzt ſich, alles wechſelt mit allem, alles verändert ſich eines in das andere. Aber nach dieſer unendlichen Mannichfaltigkeit iſt ſie nur ein Schauſpiel für einen unendlichen Geiſt. Um endliche Geiſter an dem Genuſſe deſſelben Antheil nehmen zu laſſen, mußten dieſe das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die ſie nicht hat; das Vermögen abzuſondern und ihre Aufmerkſamkeit nach Gutdünken lenken zu können.

Dieſes Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne daſſelbe würde es für uns gar kein Leben geben; wir würden vor allzu verſchiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beſtändiger Raub des gegenwärtigen Eindrucks ſeyn; wir würden träumen, ohne zu wiſſen, was wir träumten.

Die Beſtimmung der Kunſt iſt, uns in dem Reiche des Schönen dieſer Abſonderung zu überheben, uns die Fixirung unſerer Aufmerkſamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenſtande oder einer Verbindung verſchiedener Gegenſtände, es ſey der Zeit oder dem Raume nach, in unſern Gedanken abſondern oder abſondern zu können wünſchen, ſondert ſie wirklich ab, und gewährt uns dieſen Gegenſtand oder dieſe Verbindung verſchiedener Gegenſtände ſo lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die ſie erregen ſollen, verſtattet.

Wenn wir Zeugen von einer wichtigen und rührenden Begebenheit ſind, und eine andere von nichtigem Belange läuft quer ein: ſo ſuchen wir der Zerſtreuung, die dieſe uns droht, möglichſt auszuweichen. Wir abſtrahiren von ihr, und es muß uns nothwendig ekeln, in der Kunſt das wieder zu finden, was wir aus der Natur wegwünſchten.

Nur wenn eben dieſelbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Intereſſe annimmt, und eine nicht bloß auf die andere folgt, ſondern ſo nothwendig aus der andern entſpringt; wenn der Ernſt das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, ſo unmittelbar erzeugt, daß uns die Abſtraction des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdann verlangen wir ſie auch in der Kunſt nicht, und die Kunſt weiß aus dieſer Unmöglichkeit ſelbſt Vortheil zu ziehen. —

Aber genug hiervon: man ſieht ſchon, wo ich hinaus will. —

Den fünfundvierzigſten Abend (Freitags, den 12. Juli) wurden die Brüder des Hrn. Romanus und das Orakel vom Saint-Foix geſpielt.

Das erſtere Stück kann für ein deutſches Original gelten, ob es ſchon größten Theils aus den Brüdern des Terenz genommen iſt. Man hat geſagt, daß auch Moliere aus dieſer Quelle geſchöpft habe und zwar ſeine Männerſchule. Der Herr von Voltaire macht ſeine Anmerkungen über dieſes Vorgeben, und ich führe Anmerkungen von dem Herrn von Voltaire ſo gern an! Aus ſeinen geringſten iſt noch immer etwas zu lernen, wenn ſchon nicht allezeit das, was er darin ſagt, wenigſtens das, was er hätte ſagen ſollen. Primus sapientiæ gradus est, falsa intelligere; (wo dieſes Sprüchelchen ſteht, will mir nicht gleich beifallen) und ich wüßte keinen Schriftſteller in der Welt, an dem man es ſo gut verſuchen könnte, ob man auf dieſer erſten Stufe der Weisheit ſtehe, als an dem Herrn von Voltaire; aber daher auch keinen, der uns die zweite zu erſteigen weniger behülflich ſeyn könnte; secundus vera cognoscere. Ein kritiſcher Schriftſteller, dünkt mich, richtet ſeine Methode auch am beſten nach dieſem Sprüchelchen ein. Er ſuche ſich nur erſt jemanden, mit dem er ſtreiten kann: ſo kömmt er nach und nach in die Materie und das übrige findet ſich. Hierzu habe ich mir in dieſem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die franzöſiſchen Scribenten vornehmlich erwählt, und unter dieſen beſonders den Herrn von Voltaire. Alſo auch jetzt, nach einer kleinen Verbeugung, nur darauf zu! Wem dieſe Methode aber etwan mehr muthwillig als gründlich ſcheinen wollte, der ſoll wiſſen, daß ſelbſt der gründliche Ariſtoteles ſich ihrer faſt immer bedient hat. Solet Aristoteles, ſagt einer von ſeinen Auslegern, der mir eben zur Hand liegt, quærere pugnam in suis libris. Atque hoc facit non temere, et casu, sed certa ratione atque consilio: nam labefactatis aliorum opinionibus, u. ſ. w. O des Pedanten! würde der Herr von Voltaire rufen. — Ich bin es bloß aus Mißtrauen in mich ſelbſt.

„Die Brüder des Terenz, ſagt der Herr von Voltaire, können höchſtens die Idee zu der Männerſchule gegeben haben. In den Brüdern ſind zwei Alte von verſchiedner Gemüthsart, die ihre Söhne ganz verſchieden erziehen; eben ſo ſind in der Männerſchule zwei Vormünder, ein ſehr ſtrenger und ein ſehr nachſehender; das iſt die ganze Aehnlichkeit. In den Brüdern iſt faſt ganz und gar keine Intrigue, die Intrigue in der Männerſchule hingegen iſt fein und unterhaltend und komiſch. Eine von den Frauenzimmern des Terenz, welche eigentlich die intereſſanteſte Rolle ſpielen müßte, erſcheint bloß auf dem Theater, um niederzukommen. Die Iſabelle des Moliere iſt faſt immer auf der Scene, und zeigt ſich immer witzig und reizend, und verbindet ſogar die Streiche, die ſie ihrem Vormunde ſpielt, noch mit Anſtand. Die Entwicklung in den Brüdern iſt ganz unwahrſcheinlich; es iſt wider die Natur, daß ein Alter, der ſechzig Jahre ärgerlich und ſtreng und geizig geweſen, auf einmal luſtig und höflich und freigebig werden ſollte. Die Entwicklung in der Männerſchule aber iſt die beſte von allen Entwicklungen des Moliere; wahrſcheinlich, natürlich, aus der Intrigue ſelbſt hergenommen, und was unſtreitig nicht das ſchlechteſte daran iſt, äußerſt komiſch."

Einundſiebzigſtes Stück.

Den 5. Januar 1768.

Es ſcheint nicht, daß der Herr von Voltaire, ſeitdem er aus der Klaſſe bei den Jeſuiten gekommen, den Terenz viel wieder geleſen habe. Er ſpricht ganz ſo davon, als von einem alten Traume; es ſchwebt ihm nur noch ſo was davon im Gedächtniſſe, und das ſchreibt er auf gut Glück ſo hin, unbekümmert, ob es gehauen oder geſtochen iſt. Ich will ihm nicht aufmutzen, was er von der Pamphila des Stücks ſagt, „daß ſie bloß auf dem Theater erſcheine, um niederzukommen." Sie erſcheint gar nicht auf dem Theater; ſie kömmt nicht auf dem Theater nieder; man vernimmt bloß ihre Stimme aus dem Hauſe; und warum ſie eigentlich die intereſſanteſte Rolle ſpielen müßte, das läßt ſich auch gar nicht abſehen. Den Griechen und Römern war nicht alles intereſſant, was es den Franzoſen iſt. Ein gutes Mädchen, das mit ihrem Liebhaber zu tief in das Waſſer gegangen, und Gefahr läuft, von ihm verlaſſen zu werden, war zu einer Hauptrolle ehedem ſehr ungeſchickt. —

Der eigentliche und grobe Fehler, den der Herr von Voltaire macht, betrifft die Entwicklung und den Charakter des Demea. Demea iſt der mürriſche, ſtrenge Vater, und dieſer ſoll ſeinen Charakter auf einmal völlig verändern. Das iſt, mit Erlaubniß des Herrn von Voltaire, nicht wahr. Demea behauptet ſeinen Charakter bis ans Ende. Donatus ſagt: Servatur autem per totam fabulam mitis Micio, sævus Demea, Leno avarus u. ſ. w. Was geht mich Donatus an? dürfte der Herr von Voltaire ſagen. Nach Belieben; wenn wir Deutſche nur glauben dürfen, daß Donatus den Terenz fleißiger geleſen und beſſer verſtanden, als Voltaire. Doch es iſt ja von keinem verlornen Stücke die Rede; es iſt noch da, man leſe ſelbſt.

Nachdem Micio den Demea durch die triftigſten Vorſtellungen zu beſänftigen geſucht, bittet er ihn, wenigſtens auf heute ſich ſeines Aergerniſſes zu entſchlagen, wenigſtens heute luſtig zu ſeyn. Endlich bringt er ihn auch ſo weit; heute will Demea alles gut ſeyn laſſen; aber morgen, bei früher Tageszeit, muß der Sohn wieder mit ihm aufs Land; da will er ihn nicht gelinder halten, da will er es wieder mit ihm anfangen, wo er es heute gelaſſen hat; die Sängerin, die dieſem der Vetter gekauft, will er zwar mitnehmen, denn es iſt doch immer eine Sklavin mehr, und eine, die ihm nichts koſtet; aber zu ſingen wird ſie nicht viel bekommen, ſie ſoll kochen und backen. In der darauf folgenden vierten Scene des fünften Acts, wo Demea allein iſt, ſcheint es zwar, wenn man ſeine Worte ſo obenhin nimmt, als ob er völlig von ſeiner alten Denkungsart abgehen, und nach den Grundſätzen des Micio zu handeln anfangen wolle.[1] Doch die Folge zeigt es, daß man alles das nur von dem heutigen Zwange, den er ſich anthun ſoll, verſtehen muß. Denn auch dieſen Zwang weiß er hernach ſo zu nutzen, daß er zu der förmlichſten hämiſchſten Verſpottung ſeines gefälligen Bruders ausſchlägt. Er ſtellt ſich luſtig, um die andern wahre Ausſchweifungen und Tollheiten begehen zu laſſen; er macht in dem verbindlichſten Tone die bitterſten Vorwürfe; er wird nicht freigebig, ſondern er ſpielt den Verſchwender; und wohl zu merken, weder von dem Seinigen, noch in einer andern Abſicht, als um alles, was er Verſchwenden nennt, lächerlich zu machen. Dieſes erhellt unwiderſprechlich aus dem, was er dem Micio antwortet, der ſich durch den Anſchein betrügen läßt und ihn wirklich verändert glaubt.[2] Hic ostendit Terentius, ſagt Donatus, magis Demeam simulasse mutatos mores, quam mutavisse.

Ich will aber nicht hoffen, daß der Herr von Voltaire meint, ſelbſt dieſe Verſtellung laufe wider den Charakter des Demea, der vorher nichts als geſchmählt und gepoltert habe: denn eine ſolche Verſtellung erfordere mehr Gelaſſenheit und Kälte, als man dem Demea zutrauen dürfe. Auch hierin iſt Terenz ohne Tadel, und er hat alles ſo vortrefflich motivirt, bei jedem Schritte Natur und Wahrheit ſo genau beobachtet, bei dem geringſten Uebergange ſo feine Schattirungen in Acht genommen, daß man nicht aufhören kann, ihn zu bewundern.

Nur iſt öfters, um hinter alle Feinheiten des Terenz zu kommen, die Gabe ſehr nöthig, ſich das Spiel des Acteurs dabei zu denken; denn dieſes ſchrieben die alten Dichter nicht bei. Die Declamation hatte ihren eignen Künſtler, und in dem Uebrigen konnten ſie ſich ohne Zweifel auf die Einſicht der Spieler verlaſſen, die aus ihrem Geſchäfte ein ſehr ernſtliches Studium machten. Nicht ſelten befanden ſich unter dieſen die Dichter ſelbſt; ſie ſagten, wie ſie es haben wollten: und da ſie ihre Stücke überhaupt nicht eher bekannt werden ließen, als bis ſie geſpielt waren, als bis man ſie geſehen und gehört hatte: ſo konnten ſie es um ſo mehr überhoben ſeyn, den geſchriebenen Dialog durch Einſchiebſel zu unterbrechen, in welchen ſich der beſchreibende Dichter gewiſſermaßen mit unter die handelnden Perſonen zu miſchen ſcheint. Wenn man ſich aber einbildet, daß die alten Dichter, um ſich dieſe Einſchiebſel zu erſparen, in den Reden ſelbſt, jede Bewegung, jede Gebärde, jede Miene, jede beſondre Abänderung der Stimme, die dabei zu beobachten, mit anzudeuten geſucht, ſo irrt man ſich. In dem Terenz allein kommen unzählige Stellen vor, in welchen von einer ſolchen Andeutung ſich nicht die geringſte Spur zeigt, und wo gleichwohl der wahre Verſtand nur durch die Errathung der wahren Action kann getroffen werden; ja in vielen ſcheinen die Worte gerade das Gegentheil von dem zu ſagen, was der Schauſpieler durch jene ausdrücken muß.

---

[1] — Nam ego vitam duram, quam vixi usque adhuc
Prope jam excurso spatio mitto —

[2] Mi. Quid istuc? quæ res tam repente mores mutavit tuos?
Quod prolubium, quæ istæc subita est largitas? De. Dicam tibi:
Ut id ostenderem, quod te isti facilem et festivum putant,
Id non fieri ex vera vita, neque adeo ex æquo et bono,
Sed ex assentando, indulgendo, et largiendo, Micio.
Nunc adeo, si ob eam rem vobis mea vita invisa est, Aeschine,
Quia non justa injusta prorsus omnia, omnino obsequor;
Missa facio: effundite, emite, facite quod vobis lubet!

Selbſt in der Scene, in welcher die vermeinte Sinnesänderung des Demea vorgeht, finden ſich dergleichen Stellen, die ich anführen will, weil auf ihnen gewiſſermaßen die Mißdeutung beruht, die ich beſtreite. — Demea weiß nunmehr alles, er hat es mit ſeinen eignen Augen geſehen, daß es ſein ehrbarer frommer Sohn iſt, für den die Sängerin entführt worden, und ſtürzt mit dem unbändigſten Geſchrei heraus. Er klagt es dem Himmel und der Erde und dem Meere; und eben bekömmt er den Micio zu Geſicht.

Demea. Ha! da iſt er, der mir ſie beide verdirbt — meine Söhne, mir ſie beide zu Grunde richtet! —

Micio. O ſo mäßige dich, und komm wieder zu dir!

Demea. Gut, ich mäßige mich, ich bin bei mir, es ſoll mir kein hartes Wort entfahren. Laß uns bloß bei der Sache bleiben. Sind wir nicht eins geworden, warſt du es nicht ſelbſt, der es zuerſt auf die Bahn brachte, daß ſich ein jeder nur um den ſeinen bekümmern ſollte? Antworte [1] u. ſ. w.

Wer ſich hier nur an die Worte hält und kein ſo richtiger Beobachter iſt, als es der Dichter war, kann leicht glauben, daß Demea viel zu geſchwind austobe, viel zu geſchwind dieſen gelaſſenern Ton anſtimme. Nach einiger Ueberlegung wird ihm zwar vielleicht beifallen, daß jeder Affect, wenn er aufs äußerſte gekommen, nothwendig wieder ſinken müſſe; daß Demea, auf den Verweis ſeines Bruders, ſich des ungeſtümen Jachzorns nicht anders als ſchämen könne; das alles iſt auch ganz gut, aber es iſt doch noch nicht das rechte. Dieſes laſſe er ſich alſo vom Donatus lehren, der hier zwei vortreffliche Anmerkungen hat. Videtur, ſagt er, paulo citius destomachatus, quam res etiam incertæ poscebant. Sed et hoc morale: nam juste irati, omissa sævitia ad ratiocinationes sæpe festinant. Wenn der Zornige ganz offenbar Recht zu haben glaubt, wenn er ſich einbildet, daß ſich gegen ſeine Beſchwerden durchaus nichts einwenden laſſe: ſo wird er ſich bei dem Schelten gerade am wenigſten aufhalten, ſondern zu den Beweiſen eilen, um ſeinen Gegner durch eine ſo ſonnenklare Ueberzeugung zu demüthigen. Doch da er über die Wallungen ſeines kochenden Geblüts nicht ſo unmittelbar gebieten kann, da der Zorn, der überführen will, doch noch immer Zorn bleibt: ſo macht Donatus die zweite Anmerkung: non quod dicatur, sed quo gestu dicatur, specta: et videbis neque adhuc repressisse iracundiam, neque ad se rediisse Demeam. Demea ſagt zwar: ich mäßige mich, ich bin wieder bei mir; aber Geſicht und Gebärde und Stimme verrathen genugſam, daß er ſich noch nicht gemäßigt hat, daß er noch nicht wieder bei ſich iſt. Er beſtürmt den Micio mit einer Frage über die andere, und Micio hat alle ſeine Kälte und gute Laune nöthig, um nur zum Worte zu kommen.

Zweiundſiebzigſtes Stück.

Den 8. Januar 1768.

Als er endlich dazu kömmt, wird Demea zwar eingetrieben, aber im geringſten nicht überzeugt. Aller Vorwand, über die Lebensart ſeiner Kinder unwillig zu ſeyn, iſt ihm benommen, und doch fängt er wieder von vorne an, zu nergeln. Micio muß auch nur abbrechen und ſich begnügen, daß ihm die mürriſche Laune, die er nicht ändern kann, wenigſtens auf heute Frieden laſſen will. Die Wendungen, die ihn Terenz dabei nehmen läßt, ſind meiſterhaft. [1]

Demea. Nun gieb nur Acht, Micio, wie wir mit dieſen ſchönen Grundſätzen, mit dieſer deiner lieben Nachſicht, am Ende fahren werden.

Micio. Schweig doch! Beſſer als du glaubſt. — Und nun genug davon! Heute ſchenke dich mir. Komm, kläre dich auf.

Demea. Mags doch nur heute ſeyn! Was ich muß, das muß ich. — Aber morgen, ſobald es Tag wird, geh ich wieder aufs Dorf, und der Burſche geht mit. —

Micio. Lieber noch ehe es Tag wird, dächte ich. Sey nur heute luſtig!

Demea. Auch das Menſch von einer Sängerin muß mit heraus.

Micio. Vortrefflich! So wird ſich der Sohn gewiß nicht weg wünſchen. Nur halte ſie auch gut.

Demea. Da laß mich vor ſorgen! Sie ſoll, in der Mühle und vor dem Ofenloche, Mehlſtaubs und Kohlſtaubs und Rauchs genug kriegen. Dazu ſoll ſie mir am heißen Mittage ſtoppeln gehn, bis ſie ſo trocken, ſo ſchwarz geworden, als ein Löſchbrand.

Micio. Das gefällt mir! Nun biſt du auf dem rechten Wege! — Und alsdann, wenn ich wie du wäre, müßte mir der Sohn bei ihr ſchlafen, er möchte wollen oder nicht.

Demea. Lachſt du mich aus? — Bei ſo einer Gemüthsart freilich kannſt du wohl glücklich ſeyn. Ich fühl es, leider —

Micio. Du fängſt doch wieder an?

Demea. Nu, nu; ich höre ja auch ſchon wieder auf.

Bei dem „Lachſt du mich aus?“ des Demea merkt Donatus an: Hoc verbum vultu Demeae sic profertur, ut subrisisse videatur invitus. Sed rursus EGO SENTIO, amare severeque dicit. Unvergleichlich! Demea, deſſen voller Ernſt es war, daß er die Sängerin nicht als Sängerin, ſondern als eine gemeine Sklavin halten und nutzen wollte, muß über den Einfall des Micio lachen. Micio ſelbſt braucht nicht zu lachen; je ernſthafter er ſich ſtellt, deſto beſſer. Demea kann darum doch ſagen: Lachſt du mich aus? und muß ſich zwingen wollen, ſein eignes Lachen zu verbeißen. Er verbeißt es auch bald, denn das „Ich fühl es leider!“ ſagt er wieder in einem ärgerlichen und bittern Tone. Aber ſo ungern, ſo kurz das Lachen auch iſt, ſo große Wirkung hat es gleichwohl. Denn einen Mann wie Demea hat man wirklich fürs erſte gewonnen, wenn man ihn nur zu lachen machen kann. Je ſeltner ihm dieſe wohlthätige Erſchütterung iſt, deſto länger hält ſie innerlich an; nachdem er längſt alle Spur derſelben auf ſeinem Geſichte vertilgt, dauert ſie noch fort, ohne daß er es ſelbſt weiß, und hat auf ſein nächſtfolgendes Betragen einen gewiſſen Einfluß. —

---

[1] — — — DE. Eccum adest
Communis corruptela nostrum liberum.
MI. Tandem reprime iracundiam, atque ad te redi.
DE. Repressi, redii, mitto maledicta omnia:
Rem ipsam putemus. Dictum hoc inter nos fuit,
Et ex te adeo est ortum, ne tu curares meum,
Neve ego tuum? responde. —

[1] — — — DE. Ne nimium modo
Bonæ tuæ istæ nos rationes, Micio,
Et tuus iste animus æquus subvertat. MI. Tace;
Non fiet. Mitte jam istæc; da te hodie mihi:
Exporge frontem. DE. Scilicet ita tempus fert,
Faciendum est: ceterum rus cras cum filio
Cum primo lucu ibo hinc. MI. De nocte censeo:
Hodie modo hilarum fac te. DE. Et istam psaltriam
Una illuc mecum hinc abstraham. MI. Pugnaveris.
Eo pacto prorsum illic alligaris filium.
Modo facito, ut illam serves. DE. Ego istuc videro,
Atque ibi favillæ plena, fumi, ac pollinis,
Coquendo sit faxo et molendo; præter hæc
Meridie ipso faciam ut stipulam colligat:
Tam excoctam reddam atque atram, quam carbo est.
MI. Placet.
Nunc mihi videre sapere. Atque equidem filium,
Tum etiam si nolit, cogam, ut cum illa una cubet.
DE. Derides? fortunatus, qui istoc animo sies:
Ego sentio. MI. Ah pergisne? DE. Jam jam desino.

Aber wer hätte wohl bei einem Grammatiker ſo feine Kenntniſſe geſucht? Die alten Grammatiker waren nicht das, was wir jetzt bei dem Namen denken. Es waren Leute von vieler Einſicht; das ganze weite Feld der Kritik war ihr Gebiet. Was von ihren Auslegungen claſſiſcher Schriften auf uns gekommen, verdient daher nicht bloß wegen der Sprache ſtudirt zu werden. Nur muß man die neuern Interpolationen zu unterſcheiden wiſſen. Daß aber dieſer Donatus (Aelius) ſo vorzüglich reich an Bemerkungen iſt, die unſern Geſchmack bilden können, daß er die verſteckteſten Schönheiten ſeines Autors mehr als irgend ein anderer zu enthüllen weiß: das kömmt vielleicht weniger von ſeinen größern Gaben, als von der Beſchaffenheit ſeines Autors ſelbſt. Das römiſche Theater war zur Zeit des Donatus noch nicht gänzlich verfallen; die Stücke des Terenz wurden noch geſpielt, und ohne Zweifel noch mit vielen von den Ueberlieferungen geſpielt, die ſich aus den beſſern Zeiten des römiſchen Geſchmacks herſchrieben: er durfte alſo nur anmerken, was er ſah und hörte; er brauchte alſo nur Aufmerkſamkeit und Treue, um ſich das Verdienſt zu machen, daß ihm die Nachwelt Feinheiten zu verdanken hat, die er ſelbſt ſchwerlich dürfte ausgegrübelt haben. Ich wüßte daher auch kein Werk, aus welchem ein angehender Schauſpieler mehr lernen könnte, als dieſen Commentar des Donatus über den Terenz; und bis das Latein unter unſern Schauſpielern üblicher wird, wünſchte ich ſehr, daß man ihnen eine gute Ueberſetzung davon in die Hände geben wollte. Es verſteht ſich, daß der Dichter dabei ſeyn und aus dem Commentar alles wegbleiben müßte, was die bloße Worterklärung betrifft. Die Dacier hat in dieſer Abſicht den Donatus nur ſchlecht genutzt, und ihre Ueberſetzung des Textes iſt wäſſerig und ſteif. Eine neuere deutſche, die wir haben, hat das Verdienſt der Richtigkeit ſo ſo, aber das Verdienſt der komiſchen Sprache fehlt ihr gänzlich;[1] und Donatus iſt auch nicht weiter gebraucht, als ihn die Dacier zu brauchen für gut befunden. Es wäre alſo keine gethane Arbeit, was ich vorſchlage; aber wer ſoll ſie thun? Die nichts beſſers thun könnten, können auch dieſes nicht, und die etwas beſſers thun könnten, werden ſich bedanken.

Doch endlich vom Terenz auf unſern Nachahmer zu kommen — Es iſt doch ſonderbar, daß auch Herr Romanus den falſchen Gedanken des Voltaire gehabt zu haben ſcheint. Auch er hat geglaubt, daß am Ende mit dem Charakter des Demea eine gänzliche Veränderung vorgehe; wenigſtens läßt er ſie mit dem Charakter ſeines Lyſimons vorgehen. „Je Kinder,“ läßt er ihn rufen, „ſchweigt doch! Ihr überhäuft mich ja mit Liebkoſungen. Sohn, Bruder, Vetter, Diener, alles ſchmeichelt mir, bloß weil ich einmal ein bißchen freundlich ausſehe. Bin ich's denn, oder bin ich's nicht? Ich werde wieder recht jung, Bruder! Es iſt doch hübſch, wenn man geliebt wird. Ich will auch gewiß ſo bleiben. Ich wüßte nicht, wenn ich ſo eine vergnügte Stunde gehabt hätte.“ Und Frontin ſagt: „Nun unſer Alter ſtirbt gewiß bald.[1] Die Veränderung iſt gar zu plötzlich.“ Ja wohl; aber das Sprüchwort und der gemeine Glaube von den unvermutheten Veränderungen, die einen nahen Tod vorbedeuten, ſoll doch wohl nicht im Ernſte hier etwas rechtfertigen?

Dreiundſiebzigſtes Stück.

Den 12. Januar 1768.

Die Schlußrede des Demea bei dem Terenz geht aus einem ganz andern Tone. „Wenn euch nur das gefällt: nun ſo macht, was ihr wollt, ich will mich um nichts mehr bekümmern!“ Er iſt es ganz und gar nicht, der ſich nach der Weiſe der andern, ſondern die andern ſind es, die ſich nach ſeiner Weiſe künftig zu bequemen verſprechen. — Aber wie kömmt es, dürfte man fragen, daß die letzten Scenen mit dem Lyſimon in unſern deutſchen Brüdern bei der Vorſtellung gleichwohl immer ſo wohl aufgenommen werden? Der beſtändige Rückfall des Lyſimon in ſeinen alten Charakter macht ſie komiſch; aber bei dieſem hätte es auch bleiben müſſen. — Ich verſpare das Weitere, bis zu einer zweiten Vorſtellung des Stücks.

Das Orakel vom Saint-Foix, welches dieſen Abend den Beſchluß machte, iſt allgemein bekannt und allgemein beliebt.

Den ſechsundvierzigſten Abend (Montags, den 20. Julius) ward Miß Sara, und den ſiebenundvierzigſten, Tages darauf, Nanine wiederholt. Auf die Nanine folgte: der unvermuthete Ausgang, vom Marivaux, in einem Acte.

Oder, wie es wörtlicher und beſſer heißen würde: die unvermuthete Entwicklung. Denn es iſt einer von denen Titeln, die nicht ſowohl den Inhalt anzeigen, als vielmehr gleich Anfangs gewiſſen Einwendungen vorbauen ſollen, die der Dichter gegen ſeinen Stoff oder deſſen Behandlung vorher ſieht. Ein Vater will ſeine Tochter an einen jungen Menſchen verheirathen, den ſie nie geſehen hat. Sie iſt mit einem andern ſchon halb richtig, aber dieſes auch ſchon ſeit ſo langer Zeit, daß es faſt gar nicht mehr richtig iſt. Unterdeſſen möchte ſie ihn doch noch lieber als einen ganz Unbekannten und ſpielt ſogar, auf ſein Angeben, die Rolle einer Wahnwitzigen, um den neuen Freier abzuſchrecken. Dieſer kömmt; aber zum Glücke iſt es ein ſo ſchöner liebenswürdiger Mann, daß ſie gar bald ihre Verſtellung vergißt und in aller Geſchwindigkeit mit ihm einig wird. Man gebe dem Stücke einen andern Titel und alle Leſer und Zuſchauer werden ausrufen: das iſt auch ſehr unerwartet! Einen Knoten, den man in zehn Scenen ſo mühſam geſchürzt hat, in einer einzigen nicht zu löſen, ſondern mit eins zu zerhauen! Nun aber iſt dieſer Fehler in dem Titel ſelbſt angekündigt und durch dieſe Ankündigung gewiſſermaßen gerechtfertigt. Denn, wenn es nun wirklich einmal ſo einen Fall gegeben hat: warum ſoll er nicht auch vorgeſtellt werden können? Er ſahe ja in der Wirklichkeit einer Komödie ſo ähnlich, und ſollte er denn eben deßwegen um ſo unſchicklicher zur Komödie ſeyn? — Nach der Strenge allerdings; denn alle Begebenheiten, die man im gemeinen Leben wahre Komödien nennt, findet man in der Komödie wahren Begebenheiten nicht ſehr gleich; und darauf käme es doch eigentlich an.

---

[1] Halle 1753. Wunders halben erlaube man mir die Stelle daraus anzuführen, die ich eben jetzt überſetzt habe. Was mir hier aus der Feder gefloſſen, iſt weit entfernt, ſo zu ſeyn, wie es ſeyn ſollte: aber man wird doch ungefähr daraus ſehen können, worin das Verdienſt beſteht, das ich dieſer Ueberſetzung abſprechen muß.

Demea. Aber mein lieber Bruder, daß uns nur nicht deine ſchönen Gründe und dein gleichgültiges Gemüthe ſie ganz und gar ins Verderben ſtürzen.

Micio. Ach, ſchweig doch nur, das wird nicht geſchehen. Laß das immer ſeyn. Ueberlaß dich heute einmal mir. Weg mit den Runzeln von der Stirne.

Demea. Ja, ja, die Zeit bringt es ſo mit ſich, ich muß es wohl thun. Aber mit anbrechendem Tage gehe ich wieder mit meinem Sohne aufs Land.

Micio. Ich werde dich nicht aufhalten, und wenn du die Nacht wieder gehn willſt; ſey doch heute nur einmal fröhlich.

Demea. Die Sängerin will ich zugleich mit herausſchleppen.

Micio. Da thuſt du wohl, dadurch wirſt du machen, daß dein Sohn ohne ſie nicht wird leben können. Aber ſorge auch, daß du ſie gut verhältſt.

Demea. Dafür werde ich ſchon ſorgen. Sie ſoll mir kochen, und Rauch, Aſche und Mehl ſollen ſie ſchon kenntlich machen. Außerdem ſoll ſie mir in der größten Mittagshitze gehen und Aehren leſen, und dann will ich ſie ihm ſo verbrannt und ſo ſchwarz, wie eine Kohle, überliefern.

Micio. Das gefällt mir; nun ſeh ich recht ein, daß du weislich handelſt; aber dann kannſt du auch deinen Sohn mit Gewalt zwingen, daß er ſie mit zu Bette nimmt.

Demea. Lachſt du mich etwa aus? Du biſt glücklich, daß du ein ſolches Gemüth haſt; aber ich fühle —

Micio. Ach! hältſt du noch nicht inne?

Demea. Ich ſchweige ſchon.

[1] So ſoll es ohne Zweifel heißen, und nicht: ſtirbt unmöglich bald. Für viele von unſern Schauſpielern iſt es nöthig, auch ſolche Druckfehler anzumerken.

Aber Ausgang und Entwicklung, laufen beide Worte nicht auf eins hinaus? Nicht völlig. Der Ausgang iſt, daß Jungfer Argante den Craſt und nicht den Dorante heirathet, und dieſer iſt hinlänglich vorbereitet. Denn ihre Liebe gegen Doranten iſt ſo lau, ſo wetterläuniſch; ſie liebt ihn, weil ſie ſeit vier Jahren niemanden geſehen hat, als ihn; manchmal liebt ſie ihn mehr, manchmal weniger, manchmal gar nicht, ſo wie es kömmt; hat ſie ihn lange nicht geſehen, ſo kömmt er ihr liebenswürdig genug vor; ſieht ſie ihn alle Tage, ſo macht er ihr Langeweile; beſonders ſtoßen ihr dann und wann Geſichter auf, gegen welche ſie Dorantens Geſicht ſo kahl, ſo unſchmackhaft, ſo eckel findet! Was brauchte es alſo weiter, um ſie ganz von ihm abzubringen, als daß Craſt, den ihr ihr Vater beſtimmte, ein ſolches Geſicht iſt? Daß ſie dieſen alſo nimmt, iſt ſo wenig unerwartet, daß es vielmehr ſehr unerwartet ſeyn würde, wenn ſie bei jenem bliebe. Entwicklung hingegen iſt ein mehr relatives Wort; und eine unerwartete Entwicklung involvirt eine Verwicklung, die ohne Folgen bleibt, von der der Dichter auf einmal abſpringt, ohne ſich um die Verlegenheit zu bekümmern, in der er einen Theil ſeiner Perſonen läßt. Und ſo iſt es hier: Peter wird es mit Doranten ſchon ausmachen; der Dichter empfiehlt ſich ihm.

Den achtundvierzigſten Abend (Mittwochs, den 22. Julius) ward das Trauerſpiel des Herrn Weiß, Richard der Dritte, aufgeführt; zum Beſchluſſe Herzog Michel.

Dieſes Stück iſt unſtreitig eines von unſern beträchtlichſten Originalen; reich an großen Schönheiten, die genugſam zeigen, daß die Fehler, mit welchen ſie verwebt ſind, zu vermeiden im geringſten nicht über die Kräfte des Dichters geweſen wäre, wenn er ſich dieſe Kräfte nur ſelbſt hätte zutrauen wollen.

Schon Shakeſpeare hatte das Leben und den Tod des dritten Richard auf die Bühne gebracht; aber Herr Weiß erinnerte ſich deſſen nicht eher, als bis ſein Werk bereits fertig war. „Sollte ich alſo, ſagt er, bei der Vergleichung ſchon viel verlieren: ſo wird man doch wenigſtens finden, daß ich kein Plagium begangen habe; — aber vielleicht wäre es ein Verdienſt geweſen, an dem Shakeſpeare ein Plagium zu begehen.“

Vorausgeſetzt, daß man eines an ihm begehen kann. Aber was man von dem Homer geſagt hat, es laſſe ſich dem Herkules eher ſeine Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt ſich vollkommen auch vom Shakeſpeare ſagen. Auf die geringſte von ſeinen Schönheiten iſt ein Stempel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakeſpeares! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, ſich neben ihr zu ſtellen!

Shakeſpeare will ſtudirt, nicht geplündert ſeyn. Haben wir Genie, ſo muß uns Shakeſpeare das ſeyn, was dem Landſchaftsmaler die Camera obſcura iſt: er ſehe fleißig hinein, um zu lernen, wie ſich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projectirt; aber er borge nichts daraus.

Ich wüßte auch wirklich in dem ganzen Stücke des Shakeſpeare keine einzige Scene, ſogar keine einzige Tirade, die Herr Weiß ſo hätte brauchen können, wie ſie dort iſt. Alle, auch die kleinſten Theile beim Shakeſpeare, ſind nach den großen Maaßen des hiſtoriſchen Schauſpiels zugeſchnitten, und dieſes verhält ſich zu der Tragödie franzöſiſchen Geſchmacks ungefähr wie ein weitläuftiges Freskogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring. Was kann man zu dieſem aus jenem nehmen, als etwa ein Geſicht, eine einzelne Figur, höchſtens eine kleine Gruppe, die man ſodann als ein eigenes Ganze ausführen muß? Eben ſo würden aus einzelnen Gedanken beim Shakeſpeare ganze Scenen, und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müſſen. Denn wenn man den Ermel aus dem Kleide eines Rieſen für einen Zwerg recht nutzen will, ſo muß man ihm nicht wieder einen Ermel, ſondern einen ganzen Rock daraus machen.

Thut man aber auch dieſes, ſo kann man wegen der Beſchuldigung des Plagiums ganz ruhig ſeyn. Die meiſten werden in dem Faden die Flocke nicht erkennen, woraus er geſponnen iſt. Die wenigen, welche die Kunſt verſtehen, verrathen den Meiſter nicht, und wiſſen, daß ein Goldkorn ſo künſtlich kann getrieben ſeyn, daß der Werth der Form den Werth der Materie bei weitem überſteigt.

Ich für mein Theil betauere es alſo wirklich, daß unſerm Dichter Shakeſpeares Richard ſo ſpät beigefallen. Er hätte ihn können gekannt haben und doch eben ſo original geblieben ſeyn, als er jetzt iſt; er hätte ihn können genutzt haben, ohne daß ein einziger übergetragener Gedanke davon gezeugt hätte.

Wäre mir indeß eben das begegnet, ſo würde ich Shakeſpeares Werk wenigſtens nachher als einen Spiegel genutzt haben, um meinem Werke alle die Flecken abzuwiſchen, die mein Auge unmittelbar darin zu erkennen nicht vermögend geweſen wäre. — Aber woher weiß ich, daß Herr Weiß dieſes nicht gethan? Und warum ſollte er es nicht gethan haben?

Kann es nicht eben ſo wohl ſeyn, daß er das, was ich für dergleichen Flecken halte, für keine hält? Und iſt es nicht ſehr wahrſcheinlich, daß er mehr Recht hat, als ich? Ich bin überzeugt, daß das Auge des Künſtlers größtentheils viel ſcharfſichtiger iſt, als das ſcharfſichtigſte ſeiner Betrachter. Unter zwanzig Einwürfen, die ihm dieſe machen, wird er ſich von neunzehn erinnern, ſie während der Arbeit ſich ſelbſt gemacht und ſie auch ſchon ſich ſelbſt beantwortet zu haben.

Gleichwohl wird er nicht ungehalten ſeyn, ſie auch von andern machen zu hören; denn er hat es gern, daß man über ſein Werk urtheilt; ſchaal oder gründlich, links oder rechts, gutartig oder hämiſch, alles gilt ihm gleich; und auch das ſchaalſte, linkſte, hämiſchſte Urtheil iſt ihm lieber, als kalte Bewunderung. Jenes wird er auf die eine oder die andre Art in ſeinen Nutzen zu verwenden wiſſen: aber was fängt er mit dieſer an? Verachten möchte er die guten ehrlichen Leute nicht gern, die ihn für ſo etwas außerordentliches halten: und doch muß er die Achſeln über ſie zucken. Er iſt nicht eitel, aber er iſt gemeiniglich ſtolz; und aus Stolz möchte er zehnmal lieber einen unverdienten Tadel als ein unverdientes Lob auf ſich ſitzen laſſen. —

Man wird glauben, welche Kritik ich hiermit vorbereiten will. — Wenigſtens nicht bei dem Verfaſſer, — höchſtens nur bei einem oder dem andern Mitſprecher. Ich weiß nicht, wo ich es jüngſt gedruckt leſen mußte, daß ich die Amalia meines Freundes auf Unkoſten ſeiner übrigen Luſtſpiele gelobt hätte.[1] — Auf Unkoſten? aber doch wenigſtens der frühern? Ich gönne es Ihnen, mein Herr, daß man niemals Ihre ältern Werke ſo möge tadeln können. Der Himmel bewahre Sie vor dem tückiſchen Lobe: daß Ihr letztes immer ihr beſtes iſt! —

Vierundſiebzigſtes Stück.

Den 15. Januar 1768.

Zur Sache. — Es iſt vornehmlich der Charakter des Richard worüber ich mir die Erklärung des Dichters wünſchte.

Ariſtoteles würde ihn ſchlechterdings verworfen haben; zwar mit dem Anſehen des Ariſtoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit ſeinen Gründen zu werden wüßte.

Die Tragödie, nimmt er an, ſoll Mitleid und Schrecken erregen, und daraus folgert er, daß der Held derſelben weder ein ganz tugendhafter Mann, noch ein völliger Böſewicht ſeyn müſſe. Denn weder mit des einen noch mit des andern Unglücke laſſe ſich jener Zweck erreichen.

Räume ich dieſes ein: ſo iſt Richard der Dritte eine Tragödie, die ihres Zweckes verfehlt. Räume ich es nicht ein: ſo weiß ich gar nicht mehr, was eine Tragödie iſt.

Denn Richard der Dritte, ſo wie ihn Herr Weiß geſchildert hat, iſt unſtreitig das größte, abſcheulichſte Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen. Ich ſage, die Bühne; daß es die Erde wirklich getragen habe, daran zweifle ich.

Was für Mitleid kann der Untergang dieſes Ungeheuers erwecken? Doch, das ſoll er auch nicht; der Dichter hat es darauf nicht angelegt; und es ſind ganz andere Perſonen in ſeinem Werke, die er zu Gegenſtänden unſers Mitleids gemacht hat.

Aber Schrecken? — Sollte dieſer Böſewicht, der die Kluft, die ſich zwiſchen ihm und dem Throne befunden, mit lauter Leichen gefüllt, mit den Leichen derer, die ihm das Liebſte in der Welt hätten ſeyn müſſen; ſollte dieſer blutdürſtige, ſeines Blutdurſtes ſich rühmende, über ſeine Verbrechen ſich kitzelnde Teufel, nicht Schrecken in vollem Maaße erwecken?

Wohl erweckt er Schrecken, wenn unter Schrecken das Erſtaunen über unbegreifliche Miſſethaten, das Entſetzen über Bosheiten, die unſern Begriff überſteigen, wenn darunter der Schauder zu verſtehen iſt, der uns bei Erblickung vorſetzlicher Greuel, die mit Luſt begangen werden, überfällt. Von dieſem Schrecken hat mich Richard der Dritte mein gutes Theil empfinden laſſen.

Aber dieſes Schrecken iſt ſo wenig eine von den Abſichten des Trauerſpiels, daß es vielmehr die alten Dichter auf alle Weiſe zu mindern ſuchten, wenn ihre Perſonen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten. Sie ſchoben öfters lieber die Schuld auf das Schickſal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängniſſe einer rächenden Gottheit, verwandelten lieber den freien Menſchen in eine Maſchine, ehe ſie uns bei der gräßlichen Idee wollten verweilen laſſen, daß der Menſch von Natur einer ſolchen Verderbniß fähig ſey.

Bei den Franzoſen führt Crebillon den Beinamen des Schrecklichen. Ich fürchte ſehr, mehr von dieſem Schrecken, welches in der Tragödie nicht ſeyn ſollte, als von dem echten, das der Philoſoph zu dem Weſen der Tragödie rechnet.

Und dieſes — hätte man gar nicht Schrecken nennen ſollen. Das Wort, welches Ariſtoteles braucht, heißt Furcht; Mitleid und Furcht, ſagt er, ſoll die Tragödie erregen, nicht Mitleid und Schrecken. Es iſt wahr, das Schrecken iſt eine Gattung der Furcht; es iſt eine plötzliche, überraſchende Furcht. Aber eben dieſes Plötzliche, dieſes Ueberraſchende, welches die Idee deſſelben einſchließt, zeigt deutlich, daß die, von welchen ſich hier die Einführung des Wortes Schrecken, anſtatt des Wortes Furcht, herſchreibt, nicht eingeſehen haben, was für eine Furcht Ariſtoteles meine. — Ich möchte dieſes Weges ſobald nicht wieder kommen; man erlaube mir alſo einen kleinen Ausſchweif.

„Das Mitleid, ſagt Ariſtoteles, verlangt einen, der unverdient leidet, und die Furcht einen unſers gleichen. Der Böſewicht iſt weder dieſes noch jenes: folglich kann auch ſein Unglück, weder das erſte noch das andere erregen.“[1]

Die Furcht, ſage ich, nennen die neuern Ausleger und Ueberſetzer Schrecken und es gelingt ihnen, mit Hülfe dieſes Worttauſches, dem Philoſophen die ſeltſamſten Händel von der Welt zu machen.

„Man hat ſich, ſagt einer aus der Menge,[2] über die Erklärung des Schreckens nicht vereinigen können; und in der That enthält ſie in jeder Betrachtung ein Glied zu viel, welches ſie an ihrer Allgemeinheit hindert und ſie allzuſehr einſchränkt. Wenn Ariſtoteles durch den Zuſatz „unſers gleichen“ nur bloß die Aehnlichkeit der Menſchheit verſtanden hat, weil nämlich der Zuſchauer und die handelnde Perſon beide Menſchen ſind, geſetzt auch, daß ſich unter ihrem Charakter, ihrer Würde und ihrem Range ein unendlicher Abſtand befände: ſo war dieſer Zuſatz überflüſſig; denn er verſtand ſich von ſelbſt. Wenn er aber die Meinung hatte, daß nur tugendhafte Perſonen, oder ſolche, die einen vergeblichen Fehler an ſich hätten, Schrecken erregen könnten: ſo hatte er Unrecht; denn die Vernunft und die Erfahrung iſt ihm ſodann entgegen. Das Schrecken entſpringt unſtreitig aus einem Gefühl der Menſchlichkeit: denn jeder Menſch iſt ihm unterworfen, und jeder Menſch erſchüttert ſich, vermöge dieſes Gefühls, bei dem widrigen Zufalle eines andern Menſchen. Es iſt wohl möglich, daß irgend jemand einfallen könnte, dieſes von ſich zu läugnen; allein dieſes würde allemal eine Verläugnung ſeiner natürlichen Empfindungen, und alſo eine bloße Prahlerei aus verderbten Grundſätzen, und kein Einwurf ſeyn. — Wenn nun auch einer laſterhaften Perſon, auf die wir eben unſere Aufmerkſamkeit wenden, unvermuthet ein widriger Zufall zuſtößt, ſo verlieren wir den Laſterhaften aus dem Geſichte, und ſehen bloß den Menſchen. Der Anblick des menſchlichen Elendes überhaupt macht uns traurig, und die plötzliche, traurige Empfindung, die wir ſodann haben, iſt das Schrecken.“

Ganz recht, aber nur nicht an der rechten Stelle! Denn was ſagt das wider den Ariſtoteles? Nichts. Ariſtoteles denkt an dieſes Schrecken nicht, wenn er von der Furcht redet, in die uns nur das Unglück unſers gleichen ſetzen könne. Dieſes Schrecken, welches uns bei der plötzlichen Erblickung eines Leidens befällt, das einem andern bevorſteht, iſt ein mitleidiges Schrecken und alſo ſchon unter dem Mitleide begriffen. Ariſtoteles würde nicht ſagen Mitleiden und Furcht, wenn er unter der Furcht weiter nichts als eine bloße Modification des Mitleids verſtünde.

---

[1] Eben erinnere ich mich noch: in des Herrn Schmids Zuſätzen zu ſeiner Theorie der Poeſie, S. 45.

[1] Im 13. Kapitel der Dichtkunſt.

[2] Hr. S. in der Vorrede zu ſ. komiſchen Theater, S. 35.

„Das Mitleid, ſagt der Verfaſſer der Briefe über die Empfindungen,[1] iſt eine vermiſchte Empfindung, die aus der Liebe zu einem Gegenſtande und aus der Unluſt über deſſen Unglück zuſammengeſetzt iſt. Die Bewegungen, durch welche ſich das Mitleid zu erkennen giebt, ſind von den einfachen Symptomen der Liebe ſowohl als der Unluſt unterſchieden, denn das Mitleid iſt eine Erſcheinung. Aber wie vielerei kann dieſe Erſcheinung werden! Man ändre nur in dem betauerten Unglück die einzige Beſtimmung der Zeit: ſo wird ſich das Mitleiden durch ganz andere Kennzeichen zu erkennen geben. Mit der Elektra, die über die Urne ihres Bruders weint, empfinden wir ein mitleidiges Trauern, denn ſie hält das Unglück für geſchehen und bejammert ihren gehabten Verluſt. Was wir bei den Schmerzen des Philoktet fühlen, iſt gleichfalls Mitleiden, aber von einer etwas andern Natur; denn die Qual, die dieſer Tugendhafte auszuſtehen hat, iſt gegenwärtig und überfällt ihn vor unſern Augen. Wenn aber Oedip ſich entſetzt, indem das große Geheimniß ſich plötzlich entwickelt; wenn Monime erſchrickt, als ſie den eiferſüchtigen Mithridates ſich entfärben ſieht; wenn die tugendhafte Desdemona ſich fürchtet, da ſie ihren ſonſt zärtlichen Othello ſo drohend mit ihr reden hört: was empfinden wir da? Immer noch Mitleiden! Aber mitleidiges Entſetzen, mitleidige Furcht, mitleidiges Schrecken. Die Bewegungen ſind verſchieden, allein das Weſen der Empfindungen iſt in allen dieſen Fällen einerlei. Denn, da jede Liebe mit der Bereitwilligkeit verbunden iſt, uns an die Stelle des Geliebten zu ſetzen: ſo müſſen wir alle Arten von Leiden mit der geliebten Perſon theilen, welches man ſehr nachdrücklich Mitleiden nennt. Warum ſollten alſo nicht auch Furcht, Schrecken, Zorn, Eiferſucht, Rachbegier und überhaupt alle Arten von unangenehmen Empfindungen, ſogar den Neid nicht ausgenommen, aus Mitleiden entſtehen können? — Man ſieht hieraus, wie gar ungeſchickt der größte Theil der Kunſtrichter die tragiſchen Leidenſchaften in Schrecken und Mitleiden eintheilt. Schrecken und Mitleiden! Iſt denn das theatraliſche Schrecken kein Mitleiden? Für wen erſchrickt der Zuſchauer, wenn Merope auf ihren eignen Sohn den Dolch zieht? Gewiß nicht für ſich, ſondern für den Aegiſth, deſſen Erhaltung man ſo ſehr wünſcht und für die betrogne Königin, die ihn für den Mörder ihres Sohnes anſieht. Wollen wir aber nur die Unluſt über das gegenwärtige Uebel eines andern Mitleiden nennen: ſo müſſen wir nicht nur das Schrecken, ſondern alle übrigen Leidenſchaften, die uns von einem andern mitgetheilt werden, von dem eigentlichen Mitleiden unterſcheiden.“ —

Fünfundſiebzigſtes Stück.

Den 19. Januar 1768.

Dieſe Gedanken ſind ſo richtig, ſo klar, ſo einleuchtend, daß uns dünkt, ein jeder hätte ſie haben können und haben müſſen. Gleichwohl will ich die ſcharfſinnigen Bemerkungen des neuen Philoſophen dem alten nicht unterſchieben; ich kenne jenes Verdienſt um die Lehre von den vermiſchten Empfindungen zu wohl; die wahre Theorie derſelben haben wir nur ihm zu danken. Aber was er ſo vortrefflich auseinandergeſetzt hat, das kann doch Ariſtoteles im Ganzen ungefähr empfunden haben; wenigſtens iſt es unläugbar, daß Ariſtoteles entweder muß geglaubt haben, die Tragödie könne und ſolle nichts als das eigentliche Mitleid, nichts als die Unluſt über das gegenwärtige Uebel eines andern erwecken, welches ihm ſchwerlich zuzutrauen; oder er hat alle Leidenſchaften überhaupt, die uns von einem andern mitgetheilt werden, unter dem Worte Mitleid begriffen.

Denn er, Ariſtoteles, iſt es gewiß nicht, der die mit Recht getadelte Eintheilung der tragiſchen Leidenſchaften in Mitleid und Schrecken gemacht hat. Man hat ihn falſch verſtanden, falſch überſetzt. Er ſpricht von Mitleid und Furcht, nicht von Mitleid und Schrecken; und ſeine Furcht iſt durchaus nicht die Furcht, welche uns das bevorſtehende Uebel eines andern für dieſen andern erweckt, ſondern es iſt die Furcht, welche aus unſerer Aehnlichkeit mit der leidenden Perſon für uns ſelbſt entſpringt; es iſt die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über dieſe verhängt ſehen, uns ſelbſt treffen können; es iſt die Furcht, daß wir der bemitleidete Gegenſtand ſelbſt werden können. Mit einem Worte: dieſe Furcht iſt das auf uns ſelbſt bezogene Mitleid.

Ariſtoteles will überall aus ſich ſelbſt erklärt werden. Wer uns einen neuen Commentar über ſeine Dichtkunſt liefern will, welcher den Dacier'ſchen weit hinter ſich läßt, dem rathe ich, vor allen Dingen die Werke des Philoſophen vom Anfange bis zum Ende zu leſen. Er wird Aufſchlüſſe für die Dichtkunſt finden, wo er ſich deren am wenigſten vermuthet; beſonders muß er die Bücher der Rhetorik und Moral ſtudiren. Man ſollte zwar denken, dieſe Aufſchlüſſe müßten die Scholaſtiker, welche die Schriften des Ariſtoteles an den Fingern wußten, längſt gefunden haben. Doch die Dichtkunſt war gerade diejenige von ſeinen Schriften, um die ſie ſich am wenigſten bekümmerten. Dabei fehlten ihnen andere Kenntniſſe, ohne welche jene Aufſchlüſſe wenigſtens nicht fruchtbar werden konnten; ſie kannten das Theater und die Meiſterſtücke deſſelben nicht.

Die authentiſche Erklärung dieſer Furcht, welche Ariſtoteles dem tragiſchen Mitleid beifügt, findet ſich in dem fünften und achten Kapitel des zweiten Buchs ſeiner Rhetorik. Es war gar nicht ſchwer, ſich dieſer Kapitel zu erinnern; gleichwohl hat ſich vielleicht keiner ſeiner Ausleger ihrer erinnert, wenigſtens hat keiner den Gebrauch davon gemacht, der ſich davon machen läßt. Denn auch die, welche ohne ſie einſahen, daß dieſe Furcht nicht das mitleidige Schrecken ſey, hätten noch ein wichtiges Stück aus ihnen zu lernen gehabt: die Urſache nämlich, warum der Stagirit dem Mitleid hier die Furcht, und warum nur die Furcht, warum keine andere Leidenſchaft, und warum nicht mehrere Leidenſchaften, beigeſellt habe. Von dieſer Urſache wiſſen ſie nichts, und ich möchte wohl hören, was ſie aus ihrem Kopfe antworten würden, wenn man ſie fragte: warum z. E. die Tragödie nicht eben ſo wohl Mitleid und Bewunderung, als Mitleid und Furcht, erregen könne und dürfe?

Es beruht aber alles auf dem Begriffe, den ſich Ariſtoteles von dem Mitleid gemacht hat. Er glaubte nämlich, daß das Uebel, welches der Gegenſtand unſers Mitleidens werden ſolle, nothwendig von der Beſchaffenheit ſeyn müſſe, daß wir es auch für uns ſelbſt oder für eines von den Unſrigen zu befürchten hätten. Wo dieſe Furcht nicht ſey, könne auch kein Mitleiden ſtattfinden. Denn weder der, den das Unglück ſo tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für ſich zu fürchten ſähe, noch der, welcher ſich ſo vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreife, woher ihm ein Unglück zuſtoßen könne, weder der Verzweifelnde noch der Uebermüthige pflege mit andern Mitleid zu haben. Er erklärt daher auch das Fürchterliche und das Mitleidswürdige, eines durch das andere. Alles das, ſagt er, iſt uns fürchterlich, was, wenn es einem andern begegnet wäre oder begegnen ſollte, unſer Mitleid erwecken würde:[1] und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns ſelbſt bevorſtünde. Nicht genug alſo, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleiden haben ſollen, ſein Unglück nicht verdiene, ob er es ſich ſchon durch irgend eine Schwachheit zugezogen, ſeine gequälte Unſchuld, oder vielmehr ſeine zu hart heimgeſuchte Schuld, ſey für uns verloren, ſey nicht vermögend, unſer Mitleid zu erregen, wenn wir keine Möglichkeit ſähen, daß uns ſein Leiden auch treffen könne. Dieſe Möglichkeit aber finde ſich alsdann, und könne zu einer großen Wahrſcheinlichkeit erwachſen, wenn ihn der Dichter nicht ſchlimmer mache, als wir gemeiniglich zu ſeyn pflegen, wenn er ihn vollkommen ſo denken und handeln laſſe, als wir in ſeinen Umſtänden würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigſtens glauben, daß wir hätten denken und handeln müſſen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korne ſchildere. Aus dieſer Gleichheit entſtehe die Furcht, daß unſer Schickſal gar leicht dem ſeinigen eben ſo ähnlich werden könne, als wir ihm zu ſeyn uns ſelbſt fühlen, und dieſe Furcht ſey es, welche das Mitleid gleichſam zur Reife bringe.

---

[1] Philoſophiſche Schriften des Hrn. Moſes Mendelsſohn, zweiter Theil, S. 4.

So dachte Ariſtoteles von dem Mitleiden und nur hieraus wird die wahre Urſache begreiflich, warum er in der Erklärung der Tragödie, nächſt dem Mitleiden, nur die einzige Furcht nannte. Nicht als ob dieſe Furcht hier eine beſondere von dem Mitleiden unabhängige Leidenſchaft ſey, welche bald mit bald ohne dem Mitleid, ſo wie das Mitleid bald mit bald ohne ihr erregt werden könne; welches die Mißdeutung des Corneille war: ſondern weil, nach ſeiner Erklärung des Mitleids, dieſes die Furcht nothwendig einſchließt; weil nichts unſer Mitleid erregt, als was zugleich unſere Furcht erwecken kann.

Corneille hatte ſeine Stücke ſchon alle geſchrieben, als er ſich hinſetzte, über die Dichtkunſt des Ariſtoteles zu commentiren.[2] Er hatte funfzig Jahre für das Theater gearbeitet, und nach dieſer Erfahrung würde er uns unſtreitig vortreffliche Dinge über den alten dramatiſchen Codex haben ſagen können, wenn er ihn nur auch während der Zeit ſeiner Arbeit fleißiger zu Rathe gezogen hätte. Allein dieſes ſcheint er höchſtens nur in Abſicht auf die mechaniſchen Regeln der Kunſt gethan zu haben. In den weſentlichern ließ er ſich um ihn unbekümmert, und als er am Ende fand, daß er wider ihn verſtoßen, gleichwohl nicht wider ihn verſtoßen haben wollte: ſo ſuchte er ſich durch Auslegungen zu helfen, und ließ ſeinen vorgeblichen Lehrmeiſter Dinge ſagen, an die er offenbar nie gedacht hatte.

Corneille hatte Märtyrer auf die Bühne gebracht, und ſie als die vollkommenſten untadelhafteſten Perſonen geſchildert; er hatte die abſcheulichſten Ungeheuer in dem Pruſias, in dem Phokas, in der Kleopatra aufgeführt; und von beiden Gattungen behauptet Ariſtoteles, daß ſie zur Tragödie unſchicklich wären, weil beide weder Mitleid noch Furcht erwecken könnten. Was antwortet Corneille hierauf? Wie fängt er es an, damit bei dieſem Widerſpruche weder ſein Anſehen, noch das Anſehen des Ariſtoteles leiden möge? „O, ſagt er, mit dem Ariſtoteles können wir uns hier leicht vergleichen.[1] Wir dürfen nur annehmen, er habe eben nicht behaupten wollen, daß beide Mittel zugleich, ſowohl Furcht als Mitleid, nöthig wären, um die Reinigung der Leidenſchaften zu bewirken, die er zu dem letzten Endzwecke der Tragödie macht: ſondern nach ſeiner Meinung ſey auch eines zureichend. — Wir können dieſe Erklärung, fährt er fort, aus ihm ſelbſt bekräftigen, wenn wir die Gründe recht erwägen, welche er von der Ausſchließung derjenigen Begebenheiten, die er in den Trauerſpielen mißbilligt, giebt. Er ſagt niemals: dieſes oder jenes ſchickt ſich in die Tragödie nicht, weil es bloß Mitleiden und keine Furcht erweckt; oder dieſes iſt daſelbſt unerträglich, weil es bloß die Furcht erweckt, ohne das Mitleid zu erregen. Nein; ſondern er verwirft ſie deßwegen, weil ſie, wie er ſagt, weder Mitleid noch Furcht zuwege bringen, und giebt uns dadurch zu erkennen, daß ſie ihm deßwegen nicht gefallen, weil ihnen ſowohl das eine als das andere fehlt, und daß er ihnen ſeinen Beifall nicht verſagen würde, wenn ſie nur eines von beiden wirkten.“

Sechsundſiebzigſtes Stück.

Den 22. Januar 1768.

Aber das iſt grundfalſch! — Ich kann mich nicht genug wundern, wie Dacier, der doch ſonſt auf die Verdrehungen ziemlich aufmerkſam war, welche Corneille von dem Texte des Ariſtoteles zu ſeinem Beſten zu machen ſuchte, dieſe größte von allen überſehen können. Zwar, wie konnte er ſie nicht überſehen, da es ihm nie einkam, des Philoſophen Erklärung vom Mitleid zu Rathe zu ziehen? — Wie geſagt, es iſt grundfalſch, was ſich Corneille einbildet. Ariſtoteles kann das nicht gemeint haben, oder man müßte glauben, daß er ſeine eigene Erklärungen vergeſſen können, man müßte glauben, daß er ſich auf die handgreiflichſte Weiſe widerſprechen können. Wenn, nach ſeiner Lehre, kein Uebel eines andern unſer Mitleid erregt, was wir nicht für uns ſelbſt fürchten: ſo konnte er mit keiner Handlung in der Tragödie zufrieden ſeyn, welche nur Mitleid und keine Furcht erregt; denn er hielt die Sache ſelbſt für unmöglich; dergleichen Handlungen exiſtirten ihm nicht; ſondern ſobald ſie unſer Mitleid zu erwecken fähig wären, glaubte er, müßten ſie auch Furcht für uns erwecken; oder vielmehr, nur durch dieſe Furcht erweckten ſie Mitleid. Noch weniger konnte er ſich die Handlung einer Tragödie vorſtellen, welche Furcht für uns erregen könne, ohne zugleich unſer Mitleid zu erwecken: denn er war überzeugt, daß alles, was uns Furcht für uns ſelbſt errege, auch unſer Mitleid erwecken müſſe, ſobald wir andere damit bedroht oder betroffen erblickten; und das iſt eben der Fall der Tragödie, wo wir alle das Uebel, welches wir fürchten, nicht uns, ſondern andern begegnen ſehen.

Es iſt wahr, wenn Ariſtoteles von den Handlungen ſpricht, die ſich in die Tragödie nicht ſchicken, ſo bedient er ſich mehrmalen des Ausdrucks von ihnen, daß ſie weder Mitleid noch Furcht erwecken. Aber deſto ſchlimmer, wenn ſich Corneille durch dieſes weder noch verführen laſſen. Dieſe disjunctive Partikeln involviren nicht immer, was er ſie involviren läßt. Denn wenn wir zwei oder mehrere Dinge von einer Sache durch ſie verneinen, ſo kömmt es darauf an, ob ſich dieſe Dinge eben ſo wohl in der Natur von einander trennen laſſen, als wir ſie in der Abſtraction und durch den ſymboliſchen Ausdruck trennen können, wenn die Sache dem ungeachtet noch beſtehen ſoll, ob ihr ſchon das eine oder das andere von dieſen Dingen fehlt. Wenn wir z. E. von einem Frauenzimmer ſagen, ſie ſey weder ſchön noch witzig: ſo wollen wir allerdings ſagen, wir würden zufrieden ſeyn, wenn ſie auch nur eins von beiden wäre; denn Witz und Schönheit laſſen ſich nicht bloß in Gedanken trennen, ſondern ſie ſind wirklich getrennt. Aber wenn wir ſagen, dieſer Menſch glaubt weder Himmel noch Hölle: wollen wir damit auch ſagen, daß wir zufrieden ſeyn würden, wenn er nur eins von beiden glaubte, wenn er nur den Himmel und keine Hölle, oder nur die Hölle und keinen Himmel glaubte? Gewiß nicht: denn wer das eine glaubt, muß nothwendig auch das andere glauben; Himmel und Hölle, Strafe und Belohnung ſind relativ; wenn das eine iſt, iſt auch das andere. Oder, um mein Exempel aus einer verwandten Kunſt zu nehmen: wenn wir ſagen, dieſes Gemälde taugt nichts, denn es hat weder Zeichnung noch Kolorit: wollen wir damit ſagen, daß ein gutes Gemälde ſich mit mit einem von beiden begnügen könne? — Das iſt ſo klar!

---

[1] Ὡς δ' ἁπλῶς εἰπεῖν, φοβερά ἐστιν, ὅσα ἐφ' ἑτέρων γιγνόμενα ἢ μέλλοντα, ἐλεεινά ἐστιν. Ich weiß nicht, was dem Aemilius Portus (in ſeiner Ausgabe der Rhetorik, Spiræ 1598) eingekommen iſt, dieſes zu überſetzen: Denique ut simpliciter loquar, formidabilia sunt, quæcunque simulac in aliorum potestatem venerunt, vel ventura sunt, miseranda sunt. Es muß ſchlechtweg heißen: quæcunque aliis evenerunt, vel eventura sunt.

[2] Je hazarderai quelque chose sur cinquante ans de travail pour la scene, ſagt er in ſeiner Abhandlung über das Drama. Sein erſtes Stück, Melite, war von 1625, und ſein letztes, Surena, von 1675; welches gerade die funfzig Jahr ausmacht, ſo daß es gewiß iſt, daß er bei den Auslegungen des Ariſtoteles, auf alle ſeine Stücke ein Auge haben konnte und hatte.

[1] Il est aisé de nous accommoder avec Aristote etc.

Allein, wie, wenn die Erklärung, welche Ariſtoteles von dem Mitleiden giebt, falſch wäre? Wie, wenn wir auch mit Uebeln und Unglücksfällen Mitleid fühlen könnten, die wir für uns ſelbſt auf keine Weiſe zu beſorgen haben?

Es iſt wahr: es braucht unſerer Furcht nicht, um Unluſt über das phyſikaliſche Uebel eines Gegenſtandes zu empfinden, den wir lieben. Dieſe Unluſt entſteht bloß aus der Vorſtellung der Unvollkommenheit, ſo wie unſere Liebe aus der Vorſtellung der Vollkommenheiten deſſelben; und aus dem Zuſammenfluſſe dieſer Luſt und Unluſt entſpringt die vermiſchte Empfindung, welche wir Mitleid nennen.

Jedoch auch ſonach glaube ich nicht, die Sache des Ariſtoteles nothwendig aufgeben zu müſſen.

Denn, wenn wir auch ſchon, ohne Furcht für uns ſelbſt, Mitleid für andere empfinden können: ſo iſt es doch unſtreitig, daß unſer Mitleid, wenn jene Furcht dazu kömmt, weit lebhafter und ſtärker und anzüglicher wird, als es ohne ſie ſeyn kann. Und was hindert uns, anzunehmen, daß die vermiſchte Empfindung über das phyſikaliſche Uebel eines geliebten Gegenſtandes, nur allein durch die dazu kommende Furcht für uns, zu dem Grade erwächst, in welchem ſie Affect genannt zu werden verdient?

Ariſtoteles hat es wirklich angenommen. Er betrachtet das Mitleid nicht nach ſeinen primitiven Regungen, er betrachtet es bloß als Affect. Ohne jene zu verkennen, verweigert er nur dem Funken den Namen der Flamme. Mitleidige Regungen, ohne Furcht für uns ſelbſt, nennt er Philanthropie, und nur den ſtärkern Regungen dieſer Art, welche mit Furcht für uns ſelbſt verknüpft ſind, giebt er den Namen des Mitleids. Alſo behauptet er zwar, daß das Unglück eines Böſewichts weder unſer Mitleid noch unſere Furcht errege: aber er ſpricht ihm darum nicht alle Rührung ab. Auch der Böſewicht iſt noch Menſch, iſt noch ein Weſen, das bei allen ſeinen moraliſchen Unvollkommenheiten Vollkommenheiten genug behält, um ſein Verderben, ſeine Zernichtung lieber nicht zu wollen, um bei dieſer etwas mitleidähnliches, die Elemente des Mitleids gleichſam, zu empfinden. Aber, wie ſchon geſagt, dieſe mitleidähnliche Empfindung nennt er nicht Mitleid, ſondern Philanthropie. „Man muß, ſagt er, keinen Böſewicht aus unglücklichen in glückliche Umſtände gelangen laſſen; denn das iſt das untragiſchſte, was nur ſeyn kann; es hat nichts von allem, was es haben ſollte; es erweckt weder Philanthropie, noch Mitleid, noch Furcht. Auch muß es kein völliger Böſewicht ſeyn, der aus glücklichen Umſtänden in unglückliche verfällt; denn eine dergleichen Begebenheit kann zwar Philanthropie, aber weder Mitleid noch Furcht erwecken.“ Ich kenne nichts kahleres und abgeſchmackteres, als die gewöhnlichen Ueberſetzungen dieſes Wortes Philanthropie. Sie geben nämlich das Adjectivum davon im Lateiniſchen durch hominibus gratum; im Franzöſiſchen durch ce que peut faire quelque plaisir: und im Deutſchen durch „was Vergnügen machen kann.“ Der einzige Goulſton, ſo viel ich finde, ſcheint den Sinn des Philoſophen nicht verfehlt zu haben, indem er das φιλάνθρωπον durch quod humanitatis sensu tangat überſetzt. Denn allerdings iſt unter dieſer Philanthropie, auf welche das Unglück auch eines Böſewichts Anſpruch macht, nicht die Freude über ſeine verdiente Beſtrafung, ſondern das ſympathetiſche Gefühl der Menſchlichkeit zu verſtehen, welches, trotz der Vorſtellung, daß ſein Leiden nichts als Verdienſt ſey, dennoch in dem Augenblicke des Leidens in uns ſich für ihn regt. Herr Curtius will zwar dieſe mitleidigen Regungen für einen unglücklichen Böſewicht nur auf eine gewiſſe Gattung der ihn treffenden Uebel einſchränken. „Solche Zufälle des Laſterhaften, ſagt er, die weder Schrecken noch Mitleid in uns wirken, müſſen Folgen ſeines Laſters ſeyn: denn treffen ſie ihn zufällig, oder wohl gar unſchuldig, ſo behält er in dem Herzen der Zuſchauer die Vorrechte der Menſchlichkeit, als welche auch einem unſchuldig leidenden Gottloſen ihr Mitleid nicht verſagt.“ Aber er ſcheint dieſes nicht genug überlegt zu haben. Denn auch dann noch, wenn das Unglück, welches den Böſewicht befällt, eine unmittelbare Folge ſeines Verbrechens iſt, können wir uns nicht entwehren, bei dem Anblicke dieſes Unglücks mit ihm zu leiden.

„Seht jene Menge,“ ſagt der Verfaſſer der Briefe über die Empfindungen, „die ſich um einen Verurtheilten in dichte Haufen drängt. Sie haben alle Greuel vernommen, die der Laſterhafte begangen; ſie haben ſeinen Wandel und vielleicht ihn ſelbſt verabſcheut. Jetzt ſchleppt man ihn entſtellt und ohnmächtig auf das entſetzliche Schaugerüſt. Man arbeitet ſich durch das Gewühl, man ſtellt ſich auf die Zehen, man klettert die Dächer hinan, um die Züge des Todes ſein Geſicht entſtellen zu ſehen. Sein Urtheil iſt geſprochen; ſein Henker naht ſich ihm; ein Augenblick wird ſein Schickſal entſcheiden. Wie ſehnlich wünſchen jetzt aller Herzen, daß ihm verziehen würde! Ihm? dem Gegenſtande ihres Abſcheues, den ſie einen Augenblick vorher ſelbſt zum Tode verurtheilt haben würden? Wodurch wird jetzt ein Strahl der Menſchenliebe wiederum bei ihnen rege? Iſt es nicht die Annäherung der Strafe, der Anblick der entſetzlichſten phyſikaliſchen Uebel, die uns ſogar mit einem Ruchloſen gleichſam ausſöhnen und ihm unſere Liebe erwerben? Ohne Liebe könnten wir unmöglich mitleidig mit ſeinem Schickſale ſeyn.“

Und eben dieſe Liebe, ſage ich, die wir gegen unſern Nebenmenſchen unter keinerlei Umſtänden ganz verlieren können, die unter der Aſche, mit welcher ſie andere ſtärkere Empfindungen überdecken, unverlöſchlich fortglimmt, und gleichſam nur einen günſtigen Windſtoß von Unglück und Schmerz und Verderben erwartet, um in die Flamme des Mitleids auszubrechen; eben dieſe Liebe iſt es, welche Ariſtoteles unter dem Namen der Philanthropie verſteht. Wir haben Recht, wenn wir ſie mit unter dem Namen des Mitleids begreifen. Aber Ariſtoteles hatte auch nicht Unrecht, wenn er ihr einen eigenen Namen gab, um ſie, wie geſagt, von dem höchſten Grade der mitleidigen Empfindungen, in welchem ſie durch die Dazukunft einer wahrſcheinlichen Furcht für uns ſelbſt Affect werden, zu unterſcheiden.

Siebenundſiebzigſtes Stück.

Den 26. Januar 1768.

Einem Einwurfe iſt hier noch vorzukommen. Wenn Ariſtoteles dieſen Begriff von dem Affecte des Mitleids hatte, daß er nothwendig mit der Furcht für uns ſelbſt verknüpft ſeyn müſſe: was war es nöthig, der Furcht noch insbeſondere zu erwähnen? Das Wort Mitleid ſchloß ſie ſchon in ſich, und es wäre genug geweſen, wenn er bloß geſagt hätte: die Tragödie ſoll durch Erregung des Mitleids die Reinigung unſerer Leidenſchaft bewirken. Denn der Zuſatz der Furcht ſagt nichts mehr, und macht das, was er ſagen ſoll, noch dazu ſchwankend und ungewiß.

Ich antworte: wenn Ariſtoteles uns bloß hätte lehren wollen, welche Leidenſchaften die Tragödie erregen könne und ſolle, ſo würde er ſich den Zuſatz der Furcht allerdings haben erſparen können und ohne Zweifel ſich wirklich erſpart haben; denn nie war ein Philoſoph ein größerer Wortſparer als er. Aber er wollte uns zugleich lehren, welche Leidenſchaften durch die in der Tragödie erregten in uns gereinigt werden ſollten; und in dieſer Abſicht mußte er der Furcht insbeſondere gedenken. Denn obſchon, nach ihm, der Affect des Mitleids weder in noch außer dem Theater ohne Furcht für uns ſelbſt ſeyn kann; ob ſie ſchon ein nothwendiges Ingredienz des Mitleids iſt: ſo gilt dieſes doch nicht auch umgekehrt, und das Mitleid für andere iſt kein Ingredienz der Furcht für uns ſelbſt. Sobald die Tragödie aus iſt, hört unſer Mitleid auf, und nichts bleibt von allen den empfundenen Regungen in uns zurück, als die wahrſcheinliche Furcht, die uns das bemitleidete Uebel für uns ſelbſt ſchöpfen laſſen. Dieſe nehmen wir mit; und ſo wie ſie, als Ingredienz des Mitleids, das Mitleid reinigen helfen, ſo hilft ſie nun auch, als eine für ſich fortdauernde Leidenſchaft, ſich ſelbſt reinigen. Folglich, um anzuzeigen, daß ſie dieſes thun könne und wirklich thue, fand es Ariſtoteles für nöthig, ihrer insbeſondere zu gedenken.

Es iſt unſtreitig, daß Ariſtoteles überhaupt keine ſtrenge logiſche Definition von der Tragödie geben wollen. Denn ohne ſich auf die bloß weſentlichen Eigenſchaften derſelben einzuſchränken, hat er verſchiedene zufällige hineingezogen, weil ſie der damalige Gebrauch nothwendig gemacht hatte. Dieſe indeß abgerechnet und die übrigen Merkmale in einander reducirt, bleibt eine vollkommen genaue Erklärung übrig: die nämlich, daß die Tragödie, mit einem Worte, ein Gedicht iſt, welches Mitleid erregt. Ihrem Geſchlechte nach iſt ſie die Nachahmung einer Handlung; ſo wie die Epopee und die Komödie: ihrer Gattung aber nach die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung. Aus dieſen beiden Begriffen laſſen ſich vollkommen alle ihre Regeln herleiten: und ſogar ihre dramatiſche Form iſt daraus zu beſtimmen.

An dem letztern dürfte man vielleicht zweifeln. Wenigſtens wüßte ich keinen Kunſtrichter zu nennen, dem es nur eingekommen wäre, es zu verſuchen. Sie nehmen alle die dramatiſche Form der Tragödie als etwas Hergebrachtes an, das nun ſo iſt, weil es einmal ſo iſt, und das man ſo läßt, weil man es gut findet. Der einzige Ariſtoteles hat die Urſache ergründet, aber ſie bei ſeiner Erklärung mehr vorausgeſetzt, als deutlich angegeben. „Die Tragödie, ſagt er, iſt die Nachahmung einer Handlung, — die nicht vermittelſt der Erzählung, ſondern vermittelſt des Mitleids und der Furcht die Reinigung dieſer und dergleichen Leidenſchaften bewirkt.“ So drückt er ſich von Wort zu Wort aus. Wem ſollte hier nicht der ſonderbare Gegenſatz: „nicht vermittelſt der Erzählung, ſondern vermittelſt des Mitleids und der Furcht,“ befremden? Mitleid und Furcht ſind die Mittel, welche die Tragödie braucht, um ihre Abſicht zu erreichen: und die Erzählung kann ſich nur auf die Art und Weiſe beziehen, ſich dieſer Mittel zu bedienen, oder nicht zu bedienen. Scheint hier alſo Ariſtoteles nicht einen Sprung zu machen? Scheint hier nicht offenbar der eigentliche Gegenſatz der Erzählung, welches die dramatiſche Form iſt, zu fehlen? Was thun aber die Ueberſetzer bei dieſer Lücke? Der eine umgeht ſie ganz behutſam, und der andere füllt ſie, aber nur mit Worten. Alle finden weiter nichts darin, als eine vernachläſſigte Wortfügung, an die ſie ſich nicht halten zu dürfen glauben, wenn ſie nur den Sinn des Philoſophen liefern. Dacier überſetzt: d'une action — qui, sans le secours de la narration, par le moyen de la compassion et de la terreur u. ſ. w.; und Curtius: „einer Handlung, welche nicht durch die Erzählung des Dichters, ſondern (durch Vorſtellung der Handlung ſelbſt) uns vermittelſt des Schreckens und Mitleids von den Fehlern der vorgeſtellten Leidenſchaften reinigt.“ O, ſehr recht! Beide ſagen, was Ariſtoteles ſagen will, nur daß ſie es nicht ſo ſagen, wie er es ſagt. Gleichwohl iſt auch an dieſem Wie gelegen; denn es iſt wirklich keine bloß vernachläſſigte Wortfügung. Kurz, die Sache iſt dieſe: Ariſtoteles bemerkte, daß das Mitleid nothwendig ein vorhandenes Uebel erfordere; daß wir längſt vergangene oder fern in der Zukunft bevorſtehende Uebel entweder gar nicht, oder doch bei weitem nicht ſo ſtark bemitleiden können, als ein anweſendes; daß es folglich nothwendig ſey, die Handlung, durch welche wir Mitleid erregen wollen, nicht als vergangen, das iſt, nicht in der erzählenden Form, ſondern als gegenwärtig, das iſt, in der dramatiſchen Form, nachzuahmen. Und nur dieſes, daß unſer Mitleid durch die Erzählung wenig oder gar nicht, ſondern faſt einzig und allein durch die gegenwärtige Anſchauung erregt wird, nur dieſes berechtigte ihn, in der Erklärung anſtatt der Form der Sache die Sache gleich ſelbſt zu ſetzen, weil dieſe Sache nur dieſer einzigen Form fähig iſt. Hätte er es für möglich gehalten, daß unſer Mitleid auch durch die Erzählung erregt werden könne: ſo würde es allerdings ein ſehr fehlerhafter Sprung geweſen ſeyn, wenn er geſagt hätte, „nicht durch die Erzählung, ſondern durch Mitleid und Furcht.“ Da er aber überzeugt war, daß Mitleid und Furcht in der Nachahmung nur durch die einzige dramatiſche Form zu erregen ſey: ſo konnte er ſich dieſen Sprung der Kürze wegen erlauben. — Ich verweiſe desfalls auf das nämliche neunte Kapitel des zweiten Buchs ſeiner Rhetorik.[1]

Was endlich den moraliſchen Endzweck anbelangt, welchen Ariſtoteles der Tragödie giebt, und den er mit in die Erklärung derſelben bringen zu müſſen glaubte: ſo iſt bekannt, wie ſehr beſonders in den neuern Zeiten darüber geſtritten worden. Ich getraue mich aber zu erweiſen, daß alle, die ſich dawider erklärt, den Ariſtoteles nicht verſtanden haben. Sie haben ihm alle ihre eigene Gedanken untergeſchoben, ehe ſie gewiß wußten, welches ſeine wären. Sie beſtreiten Grillen, die ſie ſelbſt gefangen, und bilden ſich ein, wie unwiderſprechlich ſie den Philoſophen widerlegen, indem ſie ihr eigenes Hirngeſpinſte zu Schanden machen. Ich kann mich in die nähere Erörterung dieſer Sache hier nicht einlaſſen. Damit ich jedoch nicht ganz ohne Beweis zu ſprechen ſcheine, will ich zwei Anmerkungen machen.

1. Sie laſſen den Ariſtoteles ſagen, „die Tragödie ſolle uns vermittelſt des Schreckens und Mitleids von

---

[1] Επει δ' εγγυς φαινομενα τα παθη, ἐλεεινα εἰσι, τα δε μυριοστον ἐτος γενομενα, ἢ ἐσομενα, οὔτ' ἐλπιζοντες, οὔτε μεμνημενοι, ἢ ὅλως οὐκ ἐλεουσιν, ἢ οὐχ ὁμοιως, ἀναγκη τους συναπεργαζομενους σχημασι και φωναις, και ἐσθητι, και ὅλως τῃ ὑποκρισει, ἐλεεινοτερους εἰναι.

den Fehlern der vorgeſtellten Leidenſchaften reinigen.“ Der vorgeſtellten? Alſo, wenn der Held durch Neugierde, oder Ehrgeiz, oder Liebe, oder Zorn unglücklich wird: ſo iſt es unſere Neugierde, unſer Ehrgeiz, unſere Liebe, unſer Zorn, welchen die Tragödie reinigen ſoll? Das iſt dem Ariſtoteles nie in den Sinn gekommen. Und ſo haben die Herren gut ſtreiten; ihre Einbildung verwandelt Windmühlen in Rieſen; ſie jagen in der gewiſſen Hoffnung des Sieges darauf los, und kehren ſich an keinen Sancho, der weiter nichts als geſunden Menſchenverſtand hat, und ihnen auf ſeinem bedächtlichern Pferde hinten nach ruft, ſich nicht zu übereilen und doch nur erſt die Augen recht aufzuſperren. *Των τοιουτων παθηματων*, ſagt Ariſtoteles; und das heißt nicht, der vorgeſtellten Leidenſchaften: das hätten ſie überſetzen müſſen durch dieſer und dergleichen oder der erweckten Leidenſchaften. Das *τοιουτων* bezieht ſich lediglich auf das vorhergehende Mitleid und Furcht; die Tragödie ſoll unſer Mitleid und unſere Furcht erregen, bloß um dieſe und dergleichen Leidenſchaften, nicht aber alle Leidenſchaften ohne Unterſchied zu reinigen. Er ſagt aber *τοιουτων* und nicht *τουτων*; er ſagt dieſer und dergleichen, und nicht bloß dieſer, um anzuzeigen, daß er unter dem Mitleid nicht bloß das eigentlich ſogenannte Mitleid, ſondern überhaupt alle philanthropiſche Empfindungen, ſo wie unter der Furcht nicht bloß die Unluſt über ein uns bevorſtehendes Uebel, ſondern auch jede damit verwandte Unluſt, auch die Unluſt über ein gegenwärtiges, auch die Unluſt über ein vergangenes Uebel, Betrübniß und Gram, verſtehe. In dieſem ganzen Umfange ſoll das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, unſer Mitleid und unſere Furcht reinigen; aber auch nur dieſe reinigen und keine andere Leidenſchaften. Zwar können ſich in der Tragödie auch zur Reinigung der andern Leidenſchaften nützliche Lehren und Beiſpiele finden; doch ſind dieſe nicht ihre Abſicht; dieſe hat ſie mit der Epopee und Komödie gemein, in ſo fern ſie ein Gedicht, die Nachahmung einer Handlung überhaupt iſt, nicht aber in ſo fern ſie Tragödie, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung insbeſondere iſt. Beſſern ſollen uns alle Gattungen der Poeſie: es iſt kläglich, wenn man dieſes erſt beweiſen muß; noch kläglicher iſt es, wenn es Dichter giebt, die ſelbſt daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles beſſern; wenigſtens nicht jedes ſo vollkommen, wie das andere; was aber jede am vollkommenſten beſſern kann, worin es ihr keine andere Gattung gleich zu thun vermag, das allein iſt ihre eigentliche Beſtimmung.

Achtundſiebzigſtes Stück.

Den 29. Januar 1768.

2. Da die Gegner des Ariſtoteles nicht in Acht nahmen, was für Leidenſchaften er eigentlich durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie in uns gereinigt haben wollte: ſo war es natürlich, daß ſie ſich auch mit der Reinigung ſelbſt irren mußten. Ariſtoteles verſpricht am Ende ſeiner Politik, wo er von der Reinigung der Leidenſchaften durch die Muſik redet, von dieſer Reinigung in ſeiner Dichtkunſt weitläuftiger zu handeln. „Weil man aber, ſagt Corneille, ganz und gar nichts von dieſer Materie darin findet, ſo iſt der größte Theil ſeiner Ausleger auf die Gedanken gerathen, daß ſie nicht ganz auf uns gekommen ſey.“ Gar nichts? Ich meines Theils glaube, auch ſchon in dem, was uns von ſeiner Dichtkunſt noch übrig, es mag viel oder wenig ſeyn, alles zu finden, was er einem, der mit ſeiner Philoſophie ſonſt nicht ganz unbekannt iſt, über dieſe Sache zu ſagen für nöthig halten konnte. Corneille ſelbſt bemerkte eine Stelle, die uns, nach ſeiner Meinung, Licht genug geben könne, die Art und Weiſe zu entdecken, auf welche die Reinigung der Leidenſchaften in der Tragödie geſchehe: nämlich die, wo Ariſtoteles ſagt, „das Mitleid verlange einen, der unverdient leide, und die Furcht einen unſers gleichen.“ Dieſe Stelle iſt auch wirklich ſehr wichtig, nur daß Corneille einen falſchen Gebrauch davon machte, und nicht wohl anders als machen konnte, weil er einmal die Reinigung der Leidenſchaften überhaupt im Kopfe hatte. „Das Mitleid mit dem Unglücke, ſagt er, von welchem wir unſers gleichen befallen ſehen, erweckt in uns die Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne; dieſe Furcht erweckt die Begierde, ihm auszuweichen; und dieſe Begierde ein Beſtreben, die Leidenſchaft, durch welche die Perſon, die wir betauern, ſich ihr Unglück vor unſern Augen zuzieht, zu reinigen, zu mäßigen, zu beſſern, ja gar auszurotten; indem einem jeden die Vernunft ſagt, daß man die Urſache abſchneiden müſſe, wenn man die Wirkung vermeiden wolle.“ Aber dieſes Raiſonnement, welches die Furcht bloß zum Werkzeuge macht, durch welches das Mitleid die Reinigung der Leidenſchaften bewirkt, iſt falſch und kann unmöglich die Meinung des Ariſtoteles ſeyn; weil ſonach die Tragödie gerade alle Leidenſchaften reinigen könnte, nur nicht die zwei, die Ariſtoteles ausdrücklich durch ſie gereinigt wiſſen will. Sie könnte unſern Zorn, unſere Neugierde, unſern Neid, unſern Ehrgeiz, unſern Haß und unſere Liebe reinigen, ſo wie es die eine oder die andere Leidenſchaft iſt, durch die ſich die bemitleidete Perſon ihr Unglück zugezogen. Nur unſer Mitleid und unſere Furcht müßte ſie ungereinigt laſſen. Denn Mitleid und Furcht ſind die Leidenſchaften, die in der Tragödie wir, nicht aber die handelnden Perſonen empfinden; ſind die Leidenſchaften, durch welche die handelnden Perſonen uns rühren, nicht aber die, durch welche ſie ſich ſelbſt ihre Unfälle zuziehen. Es kann ein Stück geben, in welchem ſie beides ſind: das weiß ich wohl. Aber noch kenne ich kein ſolches Stück: ein Stück nämlich, in welchem ſich die bemitleidete Perſon durch ein übelverſtandenes Mitleid, oder durch eine übelverſtandene Furcht ins Unglück ſtürze. Gleichwohl würde dieſes Stück das einzige ſeyn, in welchem, ſo wie es Corneille verſteht, das geſchehe, was Ariſtoteles will, daß es in allen Tragödien geſchehen ſoll: und auch in dieſem einzigen würde es nicht auf die Art geſchehen, auf die es dieſer verlangt. Dieſes einzige Stück würde gleichſam der Punkt ſeyn, in welchem zwei gegen einander ſich neigende gerade Linien zuſammentreffen, um ſich in alle Unendlichkeit nicht wieder zu begegnen. — So gar ſehr konnte Dacier den Sinn des Ariſtoteles nicht verfehlen. Er war verbunden, auf die Worte ſeines Autors aufmerkſamer zu ſeyn, und dieſe beſagen es zu poſitiv, daß unſer Mitleid und unſere Furcht durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie gereinigt werden ſollen. Weil er aber ohne Zweifel glaubte, daß der Nutzen der Tragödie ſehr gering ſeyn würde, wenn er bloß hierauf eingeſchränkt wäre: ſo ließ er ſich verleiten, nach der Erklärung des Corneille, ihr die ebenmäßige Reinigung auch aller übrigen Leidenſchaften beizulegen. Wie nun Corneille dieſe für ſein Theil läugnete, und in Beiſpielen zeigte, daß ſie mehr ein ſchöner Gedanke, als eine Sache ſey, die gewöhnlicher Weiſe zur Wirklichkeit gelange: ſo mußte er ſich mit ihm in dieſe Beiſpiele ſelbſt einlaſſen, wo er ſich denn ſo in der Enge fand, daß er die gewaltſamſten Drehungen und Wendungen machen mußte, um ſeinen Ariſtoteles mit ſich durch zu bringen. Ich ſage, ſeinen Ariſtoteles: denn der rechte iſt weit entfernt, ſolcher Drehungen und Wendungen zu bedürfen. Dieſer, um es abermals und abermals zu ſagen, hat an keine andere Leidenſchaften gedacht, welche das Mitleid und die Furcht der Tragödie reinigen ſolle, als an unſer Mitleid und unſere Furcht ſelbſt; und es iſt ihm ſehr gleichgültig, ob

die Tragödie zur Reinigung der übrigen Leidenſchaften viel oder wenig beiträgt. An jene Reinigung hätte ſich Dacier allein halten ſollen; aber freilich hätte er ſodann auch einen vollſtändigern Begriff damit verbinden müſſen. „Wie die Tragödie, ſagt er, Mitleid und Furcht erregt, um Mitleid und Furcht zu reinigen, das iſt nicht ſchwer zu erklären. Sie erregt ſie, indem ſie uns das Unglück vor Augen ſtellt, in das unſers gleichen durch nicht vorſetzliche Fehler gefallen ſind; und ſie reinigt ſie, indem ſie uns mit dieſem nämlichen Unglücke bekannt macht, und uns dadurch lehrt, es weder allzuſehr zu fürchten, noch allzuſehr davon gerührt zu werden, wenn es uns wirklich ſelbſt treffen ſollte. — Sie bereitet die Menſchen, die allerwidrigſten Zufälle muthig zu ertragen, und macht die Allerelendeſten geneigt, ſich für glücklich zu halten, indem ſie ihre Unglücksfälle mit weit größern vergleichen, die ihnen die Tragödie vorſtellt. Denn in welchen Umſtänden kann ſich wohl ein Menſch finden, der bei Erblickung eines Oedip, eines Philoktet, eines Oreſt nicht erkennen müßte, daß alle Uebel, die er zu erdulden, gegen die, welche dieſe Männer erdulden müſſen, gar nicht in Vergleichung kommen?“ Nun das iſt wahr; dieſe Erklärung kann dem Dacier nicht viel Kopfbrechens gemacht haben. Er fand ſie faſt mit den nämlichen Worten bei einem Stoiker, der immer ein Auge auf die Apathie hatte. Ohne ihm indeß einzuwenden, daß das Gefühl unſers eigenen Elendes nicht viel Mitleid neben ſich duldet; daß folglich bei dem Elenden, deſſen Mitleid nicht zu erregen iſt, die Reinigung oder Linderung ſeiner Betrübniß durch das Mitleid nicht erfolgen kann: will ich ihm alles, ſo wie er es ſagt, gelten laſſen. Nur fragen muß ich: wie viel er nun damit geſagt? Ob er im geringſten mehr damit geſagt, als, daß das Mitleid unſere Furcht reinige? Gewiß nicht: und das wäre doch nur kaum der vierte Theil der Forderung des Ariſtoteles. Denn wenn Ariſtoteles behauptet, daß die Tragödie Mitleid und Furcht errege, um Mitleid und Furcht zu reinigen: wer ſieht nicht, daß dieſes weit mehr ſagt, als Dacier zu erklären für gut befunden? Denn nach den verſchiedenen Combinationen der hier vorkommenden Begriffe muß der, welcher den Sinn des Ariſtoteles ganz erſchöpfen will, ſtückweiſe zeigen: 1. wie das tragiſche Mitleid unſer Mitleid, 2. wie die tragiſche Furcht unſere Furcht, 3. wie das tragiſche Mitleid unſere Furcht, und 4. wie die tragiſche Furcht unſer Mitleid reinigen könne und wirklich reinige. Dacier aber hat ſich nur an den dritten Punkt gehalten, und auch dieſen nur ſehr ſchlecht, und auch dieſen nur zur Hälfte erläutert. Denn wer ſich um einen richtigen und vollſtändigen Begriff von der Ariſtoteliſchen Reinigung der Leidenſchaften bemüht hat, wird finden, daß jeder von jenen vier Punkten einen doppelten Fall in ſich ſchließt. Da nämlich, es kurz zu ſagen, dieſe Reinigung in nichts anderm beruht, als in der Verwandlung der Leidenſchaften in tugendhafte Fertigkeiten, bei jeder Tugend aber, nach unſerm Philoſophen, ſich dieſſeits und jenſeits ein Extrem findet, zwiſchen welchem ſie inne ſteht: ſo muß die Tragödie, wenn ſie unſer Mitleid in Tugend verwandeln ſoll, uns von beiden Extremen des Mitleids zu reinigen vermögend ſeyn; welches auch von der Furcht zu verſtehen. Das tragiſche Mitleid muß nicht allein in Anſehung des Mitleids die Seele deßjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlet, ſondern auch deßjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragiſche Furcht muß nicht allein, in Anſehung der Furcht, die Seele deßjenigen reinigen, welcher ſich ganz und gar keines Unglücks befürchtet, ſondern auch deßjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteſte, auch das unwahrſcheinlichſte, in Angſt ſetzt. Gleichfalls muß das tragiſche Mitleid in Anſehung der Furcht dem, was zu viel, und dem, was zu wenig, ſteuern; ſo wie hinwiederum die tragiſche Furcht in Anſehung des Mitleids. Dacier aber, wie geſagt, hat nur gezeigt, wie das tragiſche Mitleid unſere allzu große Furcht mäßige: und noch nicht einmal, wie es dem gänzlichen Mangel derſelben abhelfe, oder ſie in dem, welcher allzu wenig von ihr empfindet, zu einem heilſamern Grade erhöhe; geſchweige, daß er auch das Uebrige ſollte gezeigt haben. Die nach ihm gekommen, haben, was er unterlaſſen, auch im geringſten nicht ergänzt; aber wohl ſonſt, um nach ihrer Meinung den Nutzen der Tragödie völlig außer Streit zu ſetzen, Dinge dahin gezogen, die dem Gedichte überhaupt, aber keinesweges der Tragödie als Tragödie insbeſondere zukommen; z. E. daß ſie die Triebe der Menſchlichkeit nähren und ſtärken; daß ſie Liebe zur Tugend und Haß gegen das Laſter wirken ſolle u. ſ. w.[1] Lieber! welches Gedicht ſollte das nicht? Soll es aber ein jedes, ſo kann es nicht das unterſcheidende Kennzeichen der Tragödie ſeyn; ſo kann es nicht das ſeyn, was wir ſuchten.

Neunundſiebzigſtes Stück.

Den 2. Februar 1768.

Und nun wieder auf unſern Richard zu kommen. — Richard alſo erweckt eben ſo wenig Schrecken als Mitleid: weder Schrecken in dem gemißbrauchten Verſtande für die plötzliche Ueberraſchung des Mitleids, noch in dem eigentlichen Verſtande des Ariſtoteles für heilſame Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne. Denn wenn er dieſe erregte, würde er auch Mitleid erregen; ſo gewiß er hinwiederum Furcht erregen würde, wenn wir ihn unſers Mitleids nur im geringſten würdig fänden. Aber er iſt ſo ein abſcheulicher Kerl, ſo ein eingefleiſchter Teufel, in dem wir ſo völlig keinen einzigen ähnlichen Zug mit uns ſelbſt finden, daß ich glaube, wir könnten ihn vor unſern Augen den Martern der Hölle übergeben ſehen, ohne das geringſte für ihn zu empfinden, ohne im geringſten zu fürchten, daß, wenn ſolche Strafe nur auf ſolche Verbrechen folge, ſie auch unſerer erwarte. Und was iſt endlich das Unglück, die Strafe, die ihn trifft? Nach ſo vielen Miſſethaten, die wir mit anſehen müſſen, hören wir, daß er mit dem Degen in der Fauſt geſtorben. Als der Königin dieſes erzählt wird, läßt ſie der Dichter ſagen:

Dieß iſt etwas! —

Ich habe mich nie enthalten können, bei mir nachzuſprechen: nein, das iſt gar nichts! Wie mancher gute König iſt ſo geblieben, indem er ſeine Krone wider einen mächtigen Rebellen behaupten wollen? Richard ſtirbt doch als ein Mann auf dem Bette der Ehre. Und ſo ein Tod ſollte mich für den Unwillen ſchadlos halten, den ich das ganze Stück durch über den Triumph ſeiner Bosheiten empfunden? (Ich glaube, die griechiſche Sprache iſt die einzige, welche ein eigenes Wort hat, dieſen Unwillen über das Glück eines Böſewichts auszudrücken: νεμεσις, νεμεσαν.[2]) Sein Tod ſelbſt, welcher wenigſtens meine Gerechtigkeitsliebe befriedigen ſollte, unterhält noch meine Nemeſis. Du biſt wohlfeil weggekommen! denke ich: aber gut, daß es noch eine andere Gerechtigkeit giebt, als die poetiſche!

Man wird vielleicht ſagen: nun wohl! wir wollen den Richard aufgeben; das Stück heißt zwar nach ihm, aber er iſt darum nicht der Held deſſelben, nicht die Perſon, durch welche die Abſicht der Tragödie erreicht wird; er hat nur das Mittel ſeyn ſollen, unſer Mitleid für andere zu erregen. Die Königin, Eliſabeth, die Prinzen, erregen dieſe nicht Mitleid? —

---

[1] Hr. Curtius in ſeiner Abhandlung von der Abſicht des Trauerſpiels, hinter der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt.

[2] Arist. Rhet. Lib. II. Cap. 9.

Um allem Wortſtreite auszuweichen: ja. Aber was iſt es für eine fremde, herbe Empfindung, die ſich in mein Mitleid für dieſe Perſonen miſcht? die da macht, daß ich mir dieſes Mitleid erſparen zu können wünſchte? Das wünſche ich mir bei dem tragiſchen Mitleid doch ſonſt nicht; ich verweile gern dabei, und danke dem Dichter für eine ſo ſüße Qual.

Ariſtoteles hat es wohl geſagt, und das wird es ganz gewiß ſeyn! Er ſpricht von einem μιαρον, von einem Gräßlichen, das ſich bei dem Unglücke ganz guter, ganz unſchuldiger Perſonen finde. Und ſind nicht die Königin, Eliſabeth, die Prinzen, vollkommen ſolche Perſonen? Was haben ſie gethan? wodurch haben ſie es ſich zugezogen, daß ſie in den Klauen dieſer Beſtie ſind? Iſt es ihre Schuld, daß ſie ein näheres Recht auf den Thron haben, als er? Beſonders die kleinen wimmernden Schlachtopfer, die noch kaum rechts und links unterſcheiden können! Wer wird läugnen, daß ſie unſern ganzen Jammer verdienen? Aber iſt dieſer Jammer, der mich mit Schaudern an die Schickſale der Menſchen denken läßt, dem Murren wider die Vorſehung ſich zugeſellt, und Verzweiflung von weitem nachſchleicht, iſt dieſer Jammer — ich will nicht fragen, Mitleid? — Er heiße wie er wolle — Aber iſt er das, was eine nachahmende Kunſt erwecken ſollte?

Man ſage nicht: erweckt ihn doch die Geſchichte; gründet er ſich doch auf etwas, das wirklich geſchehen iſt. — Das wirklich geſchehen iſt? es ſey: ſo wird es ſeinen guten Grund in dem ewigen unendlichen Zuſammenhange aller Dinge haben. In dieſem iſt Weisheit und Güte, was uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter herausnimmt, blindes Geſchick und Grauſamkeit ſcheint. Aus dieſen wenigen Gliedern ſollte er ein Ganzes machen, das völlig ſich rundet, wo eines aus dem andern ſich völlig erklärt, wo keine Schwierigkeit aufſtößt, derenwegen wir die Befriedigung nicht in ſeinem Plane finden, ſondern ſie außer ihm, in dem allgemeinen Plane der Dinge ſuchen müſſen; das Ganze dieſes ſterblichen Schöpfers ſollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers ſeyn; ſollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie ſich in ihm alles zum Beſten auflöſe, werde es auch in jenem geſchehen; und er vergißt dieſe ſeine edelſte Beſtimmung ſo ſehr, daß er die unbegreiflichen Wege der Vorſicht mit in ſeinen kleinen Zirkel flicht, und gefliſſentlich unſern Schauder darüber erregt? — O verſchonet uns damit, ihr, die ihr unſer Herz in eurer Gewalt habt! Wozu dieſe traurige Empfindung? Uns Unterwerfung zu lehren? Dieſe kann uns nur die kalte Vernunft lehren; und wenn die Lehre der Vernunft in uns bekleiben ſoll, wenn wir, bei unſerer Unterwerfung, noch Vertrauen und fröhlichen Muth behalten ſollen: ſo iſt es höchſt nöthig, daß wir an die verwirrenden Beiſpiele ſolcher unverdienten ſchrecklichen Verhängniſſe ſo wenig als möglich erinnert werden. Weg mit ihnen von der Bühne! Weg, wenn es ſeyn könnte, aus allen Büchern mit ihnen! —

Wenn nun aber der Perſonen des Richards keine einzige die erforderlichen Eigenſchaften hat, die ſie haben müßten, falls er wirklich das ſeyn ſollte, was er heißt: wodurch iſt er gleichwohl ein ſo intereſſantes Stück geworden, wofür ihn unſer Publikum hält? Wenn er nicht Mitleid und Furcht erregt: was iſt denn ſeine Wirkung? Wirkung muß er doch haben, und hat ſie. Und wenn er Wirkung hat: iſt es nicht gleichviel, ob er dieſe oder ob er jene hat? Wenn er die Zuſchauer beſchäftigt, wenn er ſie vergnügt: was will man denn mehr? Müſſen ſie denn nothwendig nur nach den Regeln des Ariſtoteles beſchäftigt und vergnügt werden?

Das klingt ſo unrecht nicht; aber es iſt darauf zu antworten. Ueberhaupt, wenn Richard ſchon keine Tragödie wäre, ſo bleibt er doch ein dramatiſches Gedicht; wenn ihm ſchon die Schönheiten der Tragödie mangelten, ſo könnte er doch ſonſt Schönheiten haben. Poeſie des Ausdrucks, Bilder, Tiraden, kühne Geſinnungen, einen feurigen hinreißenden Dialog, glückliche Veranlaſſungen für den Acteur, den ganzen Umfang ſeiner Stimme mit den mannichfaltigſten Abwechslungen zu durchlaufen, ſeine ganze Stärke in der Pantomime zu zeigen u. ſ. w.

Von dieſen Schönheiten hat Richard viele, und hat auch noch andere, die den eigentlichen Schönheiten der Tragödie näher kommen.

Richard iſt ein abſcheulicher Böſewicht; aber auch die Beſchäftigung unſers Abſcheues iſt nicht ganz ohne Vergnügen; beſonders in der Nachahmung.

Auch das Ungeheure in den Verbrechen participirt von den Empfindungen, welche Größe und Kühnheit in uns erwecken.

Alles, was Richard thut, iſt Greuel; aber alle dieſe Greuel geſchehen in Abſicht auf etwas; Richard hat einen Plan; und überall, wo wir einen Plan wahrnehmen, wird unſere Neugierde rege; wir warten gern mit ab, ob er ausgeführt wird werden und wie er es wird werden; wir lieben das Zweckmäßige ſo ſehr, daß es uns, auch unabhängig von der Moralität des Zwecks, Vergnügen gewährt.

Wir wollten, daß Richard ſeinen Zweck erreichte: und wir wollten, daß er ihn auch nicht erreichte. Das Erreichen erſpart uns das Mißvergnügen über ganz vergebens angewandte Mittel; wenn er ihn nicht erreicht, ſo iſt ſo viel Blut völlig umſonſt vergoſſen worden; da es einmal vergoſſen iſt, möchten wir es nicht gern, auch noch bloß vor langer Weile, vergoſſen finden. Hinwiederum wäre dieſes Erreichen das Frohlocken der Bosheit; nichts hören wir ungerner; die Abſicht intereſſirte uns, als zu erreichende Abſicht; wenn ſie aber nun erreicht wäre, würden wir nichts als das Abſcheuliche derſelben erblicken, würden wir wünſchen, daß ſie nicht erreicht wäre; dieſen Wunſch ſehen wir voraus, und uns ſchaudert vor der Erreichung.

Die guten Perſonen des Stückes lieben wir; eine ſo zärtliche feurige Mutter, Geſchwiſter, die ſo ganz eines in dem andern leben; dieſe Gegenſtände gefallen immer, erregen immer die ſüßeſten ſympathetiſchen Empfindungen, wir mögen ſie finden wo wir wollen. Sie ganz ohne Schuld leiden zu ſehen, iſt zwar herbe, iſt zwar für unſere Ruhe, zu unſerer Beſſerung kein ſehr erſprießliches Gefühl; aber es iſt doch immer Gefühl.

Und ſonach beſchäftigt uns das Stück durchaus und vergnügt durch dieſe Beſchäftigung unſerer Seelenkräfte. Das iſt wahr; nur die Folge iſt nicht wahr, die man daraus zu ziehen meint: nämlich, daß wir alſo damit zufrieden ſeyn können.

Ein Dichter kann viel gethan, und doch noch nichts damit verthan haben. Nicht genug, daß ſein Werk Wirkungen auf uns hat; es muß auch die haben, die ihm vermöge der Gattung zukommen; es muß dieſe vornehmlich haben, und alle andere können den Mangel derſelben auf keine Weiſe erſetzen, beſonders wenn die Gattung von der Wichtigkeit und Schwierigkeit und Koſtbarkeit iſt, daß alle Mühe und aller Aufwand vergebens wäre, wenn ſie weiter nichts als ſolche Wirkungen hervorbringen wollte, die durch eine leichtere und weniger Anſtalten erfordernde Gattung eben ſo wohl zu erhalten wären. Ein Bund Stroh aufzuheben muß man keine Maſchinen in Bewegung ſetzen; was ich mit dem Fuße umſtoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine ſprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen.

Achtzigſtes Stück.

Den 5. Februar 1768.

Wozu die ſaure Arbeit der dramatiſchen Form? wozu ein Theater erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtniſſe gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? wenn ich mit meinem Werke und mit der Aufführung deſſelben weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von jedem zu Hauſe in ſeinem Winkel geleſen, ungefähr auch hervorbringen würde.

Die dramatiſche Form iſt die einzige, in welcher ſich Mitleid und Furcht erregen läßt; wenigſtens können in keiner andern Form dieſe Leidenſchaften auf einen ſo hohen Grad erregt werden; und gleichwohl will man lieber alle andere darin erregen, als dieſe; gleichwohl will man ſie lieber zu allem andern brauchen, als zu dem, wozu ſie ſo vorzüglich geſchickt iſt.

Das Publicum nimmt vorlieb. — Das iſt gut und auch nicht gut. Denn man ſehnt ſich nicht ſehr nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß.

Es iſt bekannt, wie erpicht das griechiſche und römiſche Volk auf die Schauſpiele waren; beſonders jenes auf das tragiſche. Wie gleichgültig, wie kalt iſt dagegen unſer Volk für das Theater! Woher dieſe Verſchiedenheit, wenn ſie nicht daher kömmt, daß die Griechen vor ihrer Bühne ſich mit ſo ſtarken, ſo außerordentlichen Empfindungen begeiſtert fühlten, daß ſie den Augenblick nicht erwarten konnten, ſie abermals und abermals zu haben; dahingegen wir uns vor unſerer Bühne ſo ſchwacher Eindrücke bewußt ſind, daß wir es ſelten der Zeit und des Geldes werth halten, ſie uns zu verſchaffen? Wir gehen, faſt alle, faſt immer, aus Neugierde, aus Mode, aus langer Weile, aus Geſellſchaft, aus Begierde zu begaffen und begafft zu werden ins Theater; und nur wenige und dieſe wenige nur ſparſam aus anderer Abſicht.

Ich ſage wir, unſer Volk, unſere Bühne; ich meine aber nicht bloß uns Deutſche. Wir Deutſche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unſern Kunſtrichtern, die in dieſes Bekenntniß mit einſtimmen und große Verehrer des franzöſiſchen Theaters ſind, dabei denken, das kann ich ſo eigentlich nicht wiſſen. Aber ich weiß wohl, was ich dabei denke. Ich denke nämlich dabei: daß nicht allein wir Deutſche, ſondern daß auch die, welche ſich ſeit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmen, ja das beſte Theater von ganz Europa zu haben prahlen, — daß auch die Franzoſen noch kein Theater haben.

Kein tragiſches gewiß nicht! Denn auch die Eindrücke, welche die franzöſiſche Tragödie macht, ſind ſo flach, ſo kalt! — Man höre einen Franzoſen ſelbſt davon ſprechen.

„Bei den hervorſtechenden Schönheiten unſers Theaters,“ ſagt der Herr von Voltaire, „fand ſich ein verborgener Fehler, den man nicht bemerkt hatte, weil das Publicum von ſelbſt keine höheren Ideen haben konnte, als ihm die großen Meiſter durch ihre Muſter beibrachten. Der einzige Saint-Evremont hat dieſen Fehler aufgemutzt; er ſagt nämlich, daß unſere Stücke nicht Eindruck genug machten, daß das, was Mitleid erwecken ſolle, aufs höchſte Zärtlichkeit errege, daß Rührung die Stelle der Erſchütterung und Erſtaunen die Stelle des Schreckens vertrete; kurz, daß unſere Empfindungen nicht tief genug gingen. Es iſt nicht zu läugnen, Saint-Evremont hat mit dem Finger gerade auf die heimliche Wunde des franzöſiſchen Theaters getroffen. Man ſage immerhin, daß Saint-Evremont der Verfaſſer der elenden Komödie Sir Politik Wouldbe und noch einer andern eben ſo elenden, die Opern genannt, iſt; daß ſeine kleinen geſellſchaftlichen Gedichte das kahlſte und gemeinſte ſind, was wir in dieſer Gattung haben; daß er nichts als ein Phraſendrechsler war; man kann keinen Funken Genie haben und gleichwohl viel Witz und Geſchmack beſitzen. Sein Geſchmack aber war unſtreitig ſehr fein, da er die Urſache, warum die meiſten von unſern Stücken ſo matt und kalt ſind, ſo genau traf. Es hat uns immer an einem Grade von Wärme gefehlt; das andere hatten wir alles.“

Das iſt: wir hatten alles, nur nicht das, was wir haben ſollten; unſere Tragödien waren vortrefflich, nur daß es keine Tragödien waren. Und woher kam es, daß ſie das nicht waren?

„Dieſe Kälte aber,“ fährt er fort, „dieſe einförmige Mattigkeit entſprang zum Theil von dem kleinen Geiſte der Galanterie, der damals unter unſern Hofleuten und Damen ſo herrſchte und die Tragödie in eine Folge von verliebten Geſprächen verwandelte, nach dem Geſchmacke des Cyrus und der Clelie. Was für Stücke ſich hiervon noch etwa ausnahmen, die beſtanden aus langen politiſchen Raiſonnements, dergleichen den Sertorius ſo verdorben, den Otho ſo kalt, und den Surena und Attila ſo elend gemacht haben. Noch fand ſich aber auch eine andere Urſache, die das hohe pathetiſche von unſerer Scene zurückhielt und die Handlung wirklich tragiſch zu machen verhinderte; und dieſe war das enge ſchlechte Theater mit ſeinen armſeligen Verzierungen. — Was ließ ſich auf einem paar Dutzend Brettern, die noch dazu mit Zuſchauern angefüllt waren, machen? Mit welchem Pomp, mit welchen Zurüſtungen konnte man da die Augen der Zuſchauer beſtechen, feſſeln, täuſchen? Welche große tragiſche Action ließ ſich da aufführen? Welche Freiheit konnte die Einbildungskraft des Dichters da haben? Die Stücke mußten aus langen Erzählungen beſtehen, und ſo wurden ſie mehr Geſpräche als Spiele. Jeder Acteur wollte in einem langen Monologe glänzen, und ein Stück, das dergleichen nicht hatte, ward verworfen. — Bei dieſer Form fiel alle theatraliſche Handlung weg; fielen alle die großen Ausdrücke der Leidenſchaften, alle die kräftigen Gemälde der menſchlichen Unglücksfälle, alle die ſchrecklichen bis in das Innerſte der Seele dringenden Züge weg; man rührte das Herz nur kaum, anſtatt es zu zerreißen.“

Mit der erſten Urſache hat es ſeine gute Richtigkeit. Galanterie und Politik läßt immer kalt; und noch iſt es keinem Dichter in der Welt gelungen, die Erregung des Mitleids und der Furcht damit zu verbinden. Jene laſſen uns nichts als den Fat oder den Schulmeiſter hören; und dieſe fordern, daß wir nichts als den Menſchen hören ſollen.

Aber die zweite Urſache? — Sollte es möglich ſeyn, daß der Mangel eines geräumlichen Theaters und guter Verzierungen einen ſolchen Einfluß auf das Genie der Dichter gehabt hätte? Iſt es wahr, daß jede tragiſche Handlung Pomp und Zurüſtungen erfordert? Oder ſollte der Dichter nicht vielmehr ſein Stück ſo einrichten, daß es auch ohne dieſe Dinge ſeine völlige Wirkung hervorbrächte.

Nach dem Ariſtoteles ſollte er es allerdings. „Furcht und Mitleid, ſagt der Philoſoph, läßt ſich zwar durchs Geſicht erregen; es kann aber auch aus der Verknüpfung der Begebenheiten ſelbſt entſpringen, welches letztere vorzüglicher und die Weiſe des beſſern Dichters iſt. Denn die Fabel muß ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie, auch ungeſehen, den, der den Verlauf ihrer Begebenheiten bloß anhört, zu Mitleid und Furcht über dieſe Begebenheiten bringt; ſo wie die Fabel des Oedip, die man nur anhören darf, um dazu gebracht zu werden. Dieſe Abſicht aber durch das Geſicht erreichen wollen, erfordert weniger Kunſt, und iſt deren Sache, welche die Vorſtellung des Stückes übernommen.“

Wie entbehrlich überhaupt die theatraliſchen Verzierungen ſind, davon will man mit den Stücken des Shakeſpeare eine ſonderbare Erfahrung gehabt haben. Welche Stücke brauchten, wegen ihrer beſtändigen Unterbrechung und Veränderung des Orts, des Beiſtandes der Scenen und der ganzen Kunſt des Decorateurs wohl mehr, als eben dieſe? Gleichwohl war eine Zeit, wo die Bühnen, auf welchen ſie geſpielt wurden, aus nichts beſtanden, als aus einem Vorhange von ſchlechtem groben Zeuge, der, wenn er aufgezogen war, die bloßen blanken, höchſtens mit Matten oder Tapeten behangenen Wände zeigte; da war nichts als die Einbildung, was dem Verſtändniſſe des Zuſchauers und der Ausführung des Spielers zu Hülfe kommen konnte; und dem ungeachtet, ſagt man, waren damals die Stücke des Shakeſpeare ohne alle Scenen verſtändlicher, als ſie es hernach mit denſelben geweſen ſind.[1]

Wenn ſich alſo der Dichter um die Verzierung gar nicht zu bekümmern hat; wenn die Verzierung, auch wo ſie nöthig ſcheint, ohne beſondern Nachtheil ſeines Stückes wegbleiben kann; warum ſollte es an dem engen, ſchlechten Theater gelegen haben, daß uns die franzöſiſchen Dichter keine rührendere Stücke geliefert? Nicht doch: es lag an ihnen ſelbſt.

Und das beweiſet die Erfahrung. Denn nun haben ja die Franzoſen eine ſchönere, geräumlichere Bühne; keine Zuſchauer werden mehr darauf geduldet; die Couliſſen ſind leer; der Decorateur hat freies Feld; er malt und baut dem Poeten alles, was dieſer von ihm verlangt: aber wo ſind ſie denn die wärmeren Stücke, die ſie ſeitdem erhalten haben? Schmeichelt ſich der Herr von Voltaire, daß ſeine Semiramis ein ſolches Stück iſt? Da iſt Pomp und Verzierung genug; ein Geſpenſt oben darein: und doch kenne ich nichts kälteres, als ſeine Semiramis.

Einundachtzigſtes Stück.

Den 9. Februar 1768.

Will ich denn nun aber damit ſagen, daß kein Franzoſe fähig ſey, ein wirklich rührendes tragiſches Werk zu machen? daß der volatile Geiſt der Nation einer ſolchen Arbeit nicht gewachſen ſey? — Ich würde mich ſchämen, wenn mir das nur eingekommen wäre. Deutſchland hat ſich noch durch keinen Bouhours lächerlich gemacht. Und ich, für mein Theil, hätte nun gleich die wenigſte Anlage dazu. Denn ich bin ſehr überzeugt, daß kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geiſtes vorzüglich vor andern Völkern erhalten habe. Man ſagt zwar: der tiefſinnige Engländer, der witzige Franzoſe. Aber wer hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiß nicht, die alles unter alle gleich vertheilt. Es giebt eben ſo viel witzige Engländer, als witzige Franzoſen; und eben ſo viel tiefſinnige Franzoſen, als tiefſinnige Engländer; der Braß von dem Volke aber iſt keines von beiden. —

Was will ich denn? Ich will bloß ſagen, was die Franzoſen gar wohl haben könnten, daß ſie das noch nicht haben: die wahre Tragödie. Und warum noch nicht haben? — Dazu hätte ſich der Herr von Voltaire ſelbſt beſſer kennen müſſen, wenn er es hätte treffen wollen.

Ich meine, ſie haben es noch nicht, weil ſie es ſchon lange gehabt zu haben glauben. Und in dieſem Glauben werden ſie nun freilich durch etwas beſtärkt, das ſie vorzüglich vor allen Völkern haben; aber es iſt keine Gabe der Natur: durch ihre Eitelkeit.

Es geht mit den Nationen wie mit einzelnen Menſchen. — Gottſched (man wird leicht begreifen, wie ich eben hier auf dieſen falle) galt in ſeiner Jugend für einen Dichter, weil man damals den Versmacher von dem Dichter noch nicht zu unterſcheiden wußte. Philoſophie und Kritik ſetzten nach und nach dieſen Unterſchied ins Helle; und wenn Gottſched mit dem Jahrhunderte nur hätte fortgehen wollen, wenn ſich ſeine Einſichten und ſein Geſchmack nur zugleich mit den Einſichten und dem Geſchmacke ſeines Zeitalters hätten verbreiten und läutern wollen: ſo hätte er vielleicht wirklich aus dem Versmacher ein Dichter werden können. Aber da er ſich ſchon ſo oft den größten Dichter hatte nennen hören, da ihn ſeine Eitelkeit überredet hatte, daß er es ſey: ſo unterblieb jenes. Er konnte unmöglich erlangen, was er ſchon zu beſitzen glaubte; und je älter er ward, deſto hartnäckiger und unverſchämter ward er, ſich in dieſem träumeriſchen Beſitze zu behaupten.

Gerade ſo, dünkt mich, iſt es den Franzoſen ergangen. Kaum riß Corneille ihr Theater ein wenig aus der Barbarei: ſo glaubten ſie es der Vollkommenheit ſchon ganz nahe. Racine ſchien ihnen die letzte Hand angelegt zu haben; und hierauf war gar nicht mehr die Frage (die es zwar auch nie geweſen), ob der tragiſche Dichter nicht noch pathetiſcher, noch rührender ſeyn könne, als Corneille und Racine, ſondern dieſes ward für unmöglich angenommen, und alle Beeiferung der nachfolgenden Dichter mußte ſich darauf einſchränken, dem einen oder dem andern ſo ähnlich zu werden als möglich. Hundert Jahre haben ſie ſich ſelbſt und zum Theil ihre Nachbarn mit hintergangen: nun komme einer und ſage ihnen das, und höre, was ſie antworten!

Von beiden aber iſt es Corneille, welcher den meiſten Schaden geſtiftet und auf ihre tragiſchen Dichter den verderblichſten Einfluß gehabt hat. Denn Racine hat nur durch ſeine Muſter verführt: Corneille aber durch ſeine Muſter und Lehren zugleich.

Dieſe letztern beſonders, von der ganzen Nation (bis auf einen oder zwei Pedanten, einen Hedelin, einen Dacier, die aber oft ſelbſt nicht wußten, was ſie wollten), als Orakelſprüche angenommen, von allen nachherigen Dichtern befolgt, haben, — ich getraue mich, es Stück vor Stück zu beweiſen, — nichts anders, als das kahlſte, wäßrichſte, untragiſchſte Zeug hervorbringen können.

Die Regeln des Ariſtoteles ſind alle auf die höchſte Wirkung der Tragödie calculirt. Was macht aber Corneille damit? Er trägt ſie falſch und ſchielend genug vor; und weil er ſie doch noch viel zu ſtrenge findet: ſo ſucht er, bei einer nach der andern, quelque modération, quelque favorable interprétation; entkräftet und verſtümmelt, deutelt und vereitelt eine jede, — und warum? pour n'être pas obligé de condamner beaucoup de poëmes que nous avons vû réussir sur nos théatres; um nicht viele Gedichte verwerfen zu dürfen, die auf unſern Bühnen Beifall gefunden. Eine ſchöne Urſache!

Ich will die Hauptpunkte geſchwind berühren. Einige davon habe ich ſchon berührt; ich muß ſie aber, des Zuſammenhanges wegen, wiederum mitnehmen.

1. Ariſtoteles ſagt: die Tragödie ſoll Mitleid und Furcht erregen. — Corneille ſagt: o ja, aber wie es

---

[1] (Cibber's Lives of the Poets of G. B. and Ir. Vol. II. p. 78, 79.) — Some have insinuated, that fine scenes proved the ruin of acting. — In the reign of Charles I. there was nothing more than a curtain of very coarse stuff, upon the drawing up of which, the stage appeared either with bare walls on the sides, coarsly matted, or covered with tapestry; so that for the place originally represented, and all the successive changes, in which the poets of those times freely indulged themselves, there was nothing to help the spectator's understanding, or to assist the actor's performance, but bare imagination. — The spirit and judgement of the actors supplied all deficiencies, and made as some would insinuate, plays more intelligible without scenes, than they afterwards were with them.

kömmt, beides zugleich iſt eben nicht immer nöthig; wir ſind auch mit einem zufrieden; jetzt einmal Mitleid ohne Furcht; ein andermal Furcht ohne Mitleid. Denn wo blieb ich, ich der große Corneille, ſonſt mit meinem Rodrigue und meiner Chimene? Die guten Kinder erwecken Mitleid, und ſehr großes Mitleid, aber Furcht wohl ſchwerlich. Und wiederum: wo blieb ich ſonſt mit meiner Cleopatra, mit meinem Pruſias, mit meinem Phocas? Wer kann Mitleid mit dieſen Nichtswürdigen haben? Aber Furcht erregen ſie doch. — So glaubte Corneille, und die Franzoſen glaubten es ihm nach.

2. Ariſtoteles ſagt: die Tragödie ſoll Mitleid und Furcht erregen; beides, verſteht ſich, durch eine und eben dieſelbe Perſon. — Corneille ſagt: wenn es ſich ſo trifft, recht gut. Aber abſolut nothwendig iſt es eben nicht; und man kann ſich gar wohl auch verſchiedener Perſonen bedienen, dieſe zwei Empfindungen hervorzubringen, ſo wie Ich in meiner Rodogune gethan habe. — Das hat Corneille gethan; und die Franzoſen thun es ihm nach.

3. Ariſtoteles ſagt: durch das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, ſoll unſer Mitleid und unſere Furcht, und was dieſen anhängig, gereinigt werden. — Corneille weiß davon gar nichts, und bildet ſich ein, Ariſtoteles habe ſagen wollen, die Tragödie erwecke unſer Mitleid, um unſere Furcht zu erwecken, um durch dieſe Furcht die Leidenſchaften in uns zu reinigen, durch die ſich der bemitleidete Gegenſtand ſein Unglück zugezogen. Ich will von dem Werthe dieſer Abſicht nicht ſprechen; genug, daß es nicht die ariſtoteliſche iſt; und daß, da Corneille ſeinen Tragödien eine ganz andere Abſicht gab, auch nothwendig ſeine Tragödien ſelbſt ganz andere Werke werden mußten, als die waren, von welchen Ariſtoteles ſeine Abſicht abſtrahirt hatte; es mußten Tragödien werden, welches keine wahre Tragödien waren. Und das ſind nicht allein ſeine, ſondern alle franzöſiſche Tragödien geworden; weil ihre Verfaſſer alle nicht die Abſicht des Ariſtoteles, ſondern die Abſicht des Corneille ſich vorſetzten. Ich habe ſchon geſagt, daß Dacier beide Abſichten wollte verbunden wiſſen; aber auch durch dieſe bloße Verbindung wird die erſtere geſchwächt und die Tragödie muß unter ihrer höchſten Wirkung bleiben. Dazu hatte Dacier, wie ich gezeigt, von der erſtern nur einen ſehr unvollſtändigen Begriff, und es war kein Wunder, wenn er ſich daher einbildete, daß die franzöſiſchen Tragödien ſeiner Zeit noch eher die erſte als die zweite Abſicht erreichten. „Unſere Tragödie, ſagt er, iſt zu Folge jener noch ſo ziemlich glücklich, Mitleid und Furcht zu erwecken und zu reinigen. Aber dieſe gelingt ihr nur ſehr ſelten, die doch gleichwohl die wichtigere iſt, und ſie reinigt die übrigen Leidenſchaften nur ſehr wenig, oder da ſie gemeiniglich nichts als Liebesintriguen enthält, wenn ſie ja eine davon reinigte, ſo würde es einzig und allein die Liebe ſeyn, woraus denn klar erhellt, daß ihr Nutzen nur ſehr klein iſt.“ [1] Gerade umgekehrt! Es giebt noch eher franzöſiſche Tragödien, welche der zweiten, als welche der erſten Abſicht ein Genüge leiſten. Ich kenne verſchiedene franzöſiſche Stücke, welche die unglücklichen Folgen irgend einer Leidenſchaft recht wohl ins Licht ſetzen; aus denen man viele gute Lehren, dieſe Leidenſchaft betreffend, ziehen kann; aber ich kenne keines, welches mein Mitleid in dem Grade erregte, in welchem die Tragödie es erregen ſollte, in welchem ich aus verſchiedenen griechiſchen und engliſchen Stücken gewiß weiß, daß ſie es erregen kann. Verſchiedene franzöſiſche Tragödien ſind ſehr feine, ſehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes werth halte: nur, daß es keine Tragödien ſind. Die Verfaſſer derſelben konnten nicht anders, als ſehr gute Köpfe ſeyn; ſie verdienen zum Theil unter den Dichtern keinen geringen Rang: nur daß ſie keine tragiſche Dichter ſind; nur daß ihr Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakeſpeare zum Shakeſpeare macht. Dieſe ſind ſelten mit den weſentlichen Forderungen des Ariſtoteles im Widerſpruch; aber jene deſto öfter. Denn nur weiter —

Zweiundachtzigſtes Stück.

Den 12. Februar 1768.

4. Ariſtoteles ſagt: man muß keinen ganz guten Mann, ohne all ſein Verſchulden, in der Tragödie unglücklich werden laſſen; denn ſo was ſey gräßlich. — Ganz recht, ſagt Corneille: „ein ſolcher Ausgang erweckt mehr Unwillen und Haß gegen den, welcher das Leiden verurſacht, als Mitleid für den, welchen es trifft. Jene Empfindung alſo, welche nicht die eigentliche Wirkung der Tragödie ſeyn ſoll, würde, wenn ſie nicht ſehr fein behandelt wäre, dieſe erſticken, die doch eigentlich hervorgebracht werden ſollte. Der Zuſchauer würde mißvergnügt weggehen, weil ſich allzuviel Zorn mit dem Mitleiden vermiſcht, welches ihm gefallen hätte, wenn er es allein mit wegnehmen können. Aber — kömmt Corneille hinten nach; denn mit einem Aber muß er nachkommen, — aber, wenn dieſe Urſache wegfällt, wenn es der Dichter ſo eingerichtet, daß der Tugendhafte, welcher leidet, mehr Mitleid für ſich als Widerwillen gegen den erweckt, der ihn leiden läßt: alsdann? — O alsdann, ſagt Corneille, halte ich dafür, darf man ſich gar kein Bedenken machen, auch den tugendhafteſten Mann auf dem Theater im Unglücke zu zeigen.“ [1] — Ich begreife nicht, wie man gegen einen Philoſophen ſo in den Tag hineinſchwatzen kann; wie man ſich das Anſehen geben kann, ihn zu verſtehen, indem man ihn Dinge ſagen läßt, an die er nie gedacht hat. Das gänzlich unverſchuldete Unglück eines rechtſchaffenen Mannes, ſagt Ariſtoteles, iſt kein Stoff für das Trauerſpiel; denn es iſt gräßlich. Aus dieſem Denn, aus dieſer Urſache macht Corneille ein In ſo fern, eine bloße Bedingung, unter welcher es tragiſch zu ſeyn aufhört. Ariſtoteles ſagt: es iſt durchaus gräßlich und eben daher untragiſch. Corneille aber ſagt: es iſt untragiſch, in ſo fern es gräßlich iſt. Dieſes Gräßliche findet Ariſtoteles in dieſer Art des Unglücks ſelbſt: Corneille aber ſetzt es in den Unwillen, den es gegen den Urheber deſſelben verurſacht. Er ſieht nicht, oder will nicht ſehen, daß jenes Gräßliche ganz etwas anders iſt, als dieſer Unwille; daß, wenn auch dieſer ganz wegfällt, jenes doch noch in ſeinem vollen Maaße vorhanden ſeyn kann; genug, daß fürs erſte mit dieſem Quid pro quo verſchiedene von ſeinen Stücken gerechtfertigt ſcheinen, die er ſo wenig wider die Regeln des Ariſtoteles will gemacht haben, daß er vielmehr vermeſſen genug iſt, ſich einzubilden, es habe dem Ariſtoteles bloß an dergleichen Stücken gefehlt, um ſeine Lehre darnach näher einzuſchränken und verſchiedene Manieren daraus zu abſtrahiren, wie dem ungeachtet das Unglück des ganz rechtſchaffenen Mannes ein tragiſcher Gegenſtand werden könne. En voici, ſagt er, deux ou trois manières, que peut-être Aristote n'a sû prévoir, parce qu'on n'en voyoit pas d'exemples sur les théatres de son tems. Und von wem ſind dieſe Exempel? Von wem

---

[1] (Poet. d'Arist. Chap. VI. Rem. 8.) Notre Tragédie peut réussir assez dans la premiere partie, c'est à dire, qu'elle peut exciter et purger la terreur et la compassion. Mais elle parvient rarement à la derniere, qui est pourtant la plus utile, elle purge peu les autres passions, ou comme elle roule ordinairement sur des intrigues d'amour, si elle en purgeoit quelqu'une, ce seroit celle-là seule, et par là il est aisé de voir qu'elle ne fait que peu de fruit.

[1] J'estime qu'il ne faut point faire de difficulté d'exposer sur la scene des hommes tres vertueux.

anders, als von ihm ſelbſt? Und welches ſind jene zwei oder drei Manieren? Wir wollen geſchwind ſehen. — „Die erſte,“ ſagt er, „iſt, wenn ein ſehr Tugendhafter durch einen ſehr Laſterhaften verfolgt wird, der Gefahr aber entkömmt, und ſo, daß der Laſterhafte ſich ſelbſt darin verſtrickt, wie es in der Rodogune und im Heraklius geſchieht, wo es ganz unerträglich würde geweſen ſeyn, wenn in dem erſten Stücke Antiochus und Rodogune, und in dem andern Heraklius, Pulcheria und Martian umgekommen wären, Cleopatra und Phokas aber triumphirt hätten. Das Unglück der erſtern erweckt ein Mitleid, welches durch den Abſcheu, den wir wider ihre Verfolger haben, nicht erſtickt wird, weil man beſtändig hofft, daß ſich irgend ein glücklicher Zufall ereignen werde, der ſie nicht unterliegen laſſe.“ Das mag Corneille ſonſt jemanden weiß machen, daß Ariſtoteles dieſe Manier nicht gekannt habe! Er hat ſie ſo wohl gekannt, daß er ſie, wo nicht gänzlich verworfen, wenigſtens mit ausdrücklichen Worten für angemeſſener der Komödie als Tragödie erklärt hat. Wie war es möglich, daß Corneille dieſes vergeſſen hatte? Aber ſo geht es allen, die im Voraus ihre Sache zu der Sache der Wahrheit machen. Im Grunde gehört dieſe Manier auch gar nicht zu dem vorhabenden Falle. Denn nach ihr wird der Tugendhafte nicht unglücklich, ſondern befindet ſich nur auf dem Wege zum Unglück; welches gar wohl mitleidige Beſorgniſſe für ihn erregen kann, ohne gräßlich zu ſeyn. — Nun, die zweite Manier! „Auch kann es ſich zutragen, ſagt Corneille, daß ein ſehr tugendhafter Mann verfolgt wird und auf Befehl eines andern umkömmt, der nicht laſterhaft genug iſt, unſern Unwillen allzuſehr zu verdienen, indem er in der Verfolgung, die er wider den Tugendhaften betreibt, mehr Schwachheit als Bosheit zeigt. Wenn Felix ſeinen Eidam Polyeukt umkommen läßt, ſo iſt es nicht aus wüthendem Eifer gegen die Chriſten, der ihn uns verabſcheuungswürdig machen würde, ſondern bloß aus kriechender Furchtſamkeit, die ſich nicht getraut, ihn in Gegenwart des Severus zu retten, vor deſſen Haſſe und Rache er in Sorgen ſteht. Man faßt alſo wohl einigen Unwillen gegen ihn und mißbilligt ſein Verfahren; doch überwiegt dieſer Unwille nicht das Mitleid, welches wir für den Polyeukt empfinden, und verhindert auch nicht, daß ihn ſeine wunderbare Bekehrung zum Schluſſe des Stücks nicht völlig wieder mit den Zuhörern ausſöhnen ſollte.“ Tragiſche Stümper, denke ich, hat es wohl zu allen Zeiten und ſelbſt in Athen gegeben. Warum ſollte es alſo dem Ariſtoteles an einem Stücke von ähnlicher Einrichtung gefehlt haben, um daraus eben ſo erleuchtet zu werden, als Corneille? Poſſen! Die furchtſamen, ſchwanken unentſchloſſenen Charaktere, wie Felix, ſind in dergleichen Stücken ein Fehler mehr, und machen ſie noch obendrein ihrerſeits kalt und eckel, ohne ſie auf der andern Seite im geringſten weniger gräßlich zu machen. Denn, wie geſagt, das Gräßliche liegt nicht in dem Unwillen oder Abſcheu, den ſie erwecken; ſondern in dem Unglücke ſelbſt, das jene unverſchuldet trifft; das ſie einmal ſo unverſchuldet trifft als das andere, ihre Verfolger mögen böſe oder ſchwach ſeyn, mögen mit oder ohne Vorſatz ihnen ſo hart fallen. Der Gedanke iſt an und für ſich ſelbſt gräßlich, daß es Menſchen geben kann, die ohne all ihr Verſchulden unglücklich ſind. Die Heiden hätten dieſen gräßlichen Gedanken ſo weit von ſich zu entfernen geſucht als möglich; und wir wollten ihn nähren? wir wollten uns an Schauſpielen vergnügen, die ihn beſtätigen? wir? die Religion und Vernunft überzeugt haben ſollte, daß er eben ſo unrichtig als gotteslästerlich iſt? — Das nämliche würde ſicherlich auch gegen die dritte Manier gelten, wenn ſie Corneille nicht ſelbſt näher anzugeben vergeſſen hätte.

5. Auch gegen das, was Ariſtoteles von der Unſchicklichkeit eines ganz Laſterhaften zum tragiſchen Helden ſagt, als deſſen Unglück weder Mitleid noch Furcht erregen könne, bringt Corneille ſeine Läuterungen bei. Mitleid zwar, geſteht er zu, könne er nicht erregen, aber Furcht allerdings. Denn ob ſich ſchon keiner von den Zuſchauern der Laſter deſſelben fähig glaube, und folglich auch deſſelben ganzes Unglück nicht zu befürchten habe: ſo könne doch ein jeder irgend eine jenen Laſtern ähnliche Unvollkommenheit bei ſich hegen, und durch die Furcht vor den zwar proportionirten, aber doch noch immer unglücklichen Folgen derſelben gegen ſie auf ſeiner Hut zu ſeyn lernen. Doch dieſes gründet ſich auf den falſchen Begriff, welchen Corneille von der Furcht und von der Reinigung der in der Tragödie zu erweckenden Leidenſchaften hatte, und widerſpricht ſich ſelbſt. Denn ich habe ſchon gezeigt, daß die Erregung des Mitleids von der Erregung der Furcht unzertrennlich iſt, und daß der Böſewicht, wenn es möglich wäre, daß er unſere Furcht erregen könne, auch nothwendig unſer Mitleid erregen müßte. Da er aber dieſes, wie Corneille ſelbſt zugeſteht, nicht kann: ſo kann er auch jenes nicht, und bleibt gänzlich ungeſchickt, die Abſicht der Tragödie erreichen zu helfen. Ja Ariſtoteles hält ihn hierzu noch für ungeſchickter als den ganz tugendhaften Mann; denn er will ausdrücklich, falls man den Held aus der mittlern Gattung nicht haben könne, daß man ihn eher beſſer als ſchlimmer wählen ſolle. Die Urſache iſt klar; ein Menſch kann ſehr gut ſeyn und doch noch mehr als eine Schwachheit haben, mehr als einen Fehler begehen, wodurch er ſich in ein unabſehliches Unglück ſtürzt, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllt, ohne im geringſten gräßlich zu ſeyn, weil es die natürliche Folge ſeines Fehlers iſt. — Was Du Bos[1] von dem Gebrauche der laſterhaften Perſonen in der Tragödie ſagt, iſt das nicht, was Corneille will. Du Bos will ſie nur zu den Nebenrollen erlauben; bloß zu den Werkzeugen, die Hauptperſonen weniger ſchuldig zu machen; bloß zur Abſtechung. Corneille aber will das vornehmſte Intereſſe auf ſie beruhen laſſen, ſo wie in der Rodogune; und das iſt es eigentlich, was mit der Abſicht der Tragödie ſtreitet und nicht jenes. Du Bos merkt dabei auch ſehr richtig an, daß das Unglück dieſer ſubalternen Böſewichter keinen Eindruck auf uns mache. Kaum, ſagt er, daß man den Tod des Narciß im Britannicus bemerkt. Aber alſo ſollte ſich der Dichter auch ſchon deßwegen ihrer ſo viel als möglich enthalten. Denn wenn ihr Unglück die Abſicht der Tragödie nicht unmittelbar befördert, wenn ſie bloße Hülfsmittel ſind, durch die ſie der Dichter deſto beſſer mit andern Perſonen zu erreichen ſucht: ſo iſt es unſtreitig, daß das Stück noch beſſer ſeyn würde, wenn es die nämliche Wirkung ohne ſie hätte. Je ſimpler eine Maſchine iſt, je weniger Federn und Räder und Gewichte ſie hat, deſto vollkommener iſt ſie.

Dreiundachtzigſtes Stück.

Den 16. Februar 1768.

6. Und endlich die Mißdeutung der erſten und weſentlichſten Eigenſchaft, welche Ariſtoteles für die Sitten der tragiſchen Perſonen fordert! Sie ſollen gut ſeyn, die Sitten. — Gut? ſagt Corneille. „Wenn gut hier ſo viel als tugendhaft heißen ſoll: ſo wird es mit den meiſten alten und neuen Tragödien übel ausſehen, in welchen ſchlechte und laſterhafte, wenigſtens mit einer Schwachheit, die nächſt der Tugend ſo recht nicht beſtehen kann, behaftete Perſonen genug vorkommen.“ Beſonders iſt ihm für ſeine Cleopatra in der Rodogune bange. Die Güte, welche Ariſtoteles fordert, will er

---

[1] Reflexions cr. T. I. Sect. XV.

alſo durchaus für keine moraliſche Güte gelten laſſen; es muß eine andere Art von Güte ſeyn, die ſich mit dem moraliſch Böſen eben ſo wohl verträgt als mit dem moraliſch Guten. Gleichwohl meint Ariſtoteles ſchlechterdings eine moraliſche Güte, nur daß ihm tugendhafte Perſonen, und Perſonen welche in gewiſſen Umſtänden tugendhafte Sitten zeigen, nicht einerlei ſind. Kurz, Corneille verbindet eine ganz falſche Idee mit dem Worte Sitten, und was die Proäreſis iſt, durch welche allein nach unſerm Weltweiſen freie Handlungen zu guten oder böſen Sitten werden, hat er gar nicht verſtanden. Ich kann mich jetzt nicht in einen weitläuftigen Beweis einlaſſen; er läßt ſich nur durch den Zuſammenhang, durch die ſyllogiſtiſche Folge aller Ideen des griechiſchen Kunſtrichters einleuchtend genug führen. Ich verſpare ihn daher auf eine andere Gelegenheit, da es bei dieſer ohnedem nur darauf ankömmt, zu zeigen, was für einen unglücklichen Ausweg Corneille bei Verfehlung des richtigen Weges ergriffen. Dieſer Ausweg lief dahin, daß Ariſtoteles unter der Güte der Sitten den glänzenden und erhabnen Charakter irgend einer tugendhaften oder ſtrafbaren Neigung verſtehe, ſo wie ſie der eingeführten Perſon entweder eigenthümlich zukomme, oder ihr ſchicklich beigelegt werden könne: le caractère brillant et élevé d'une habitude vertueuse ou criminelle, selon qu'elle est propre et convenable à la personne qu'on introduit. „Cleopatra in der Rodogune, ſagt er, iſt äußerſt böſe; da iſt kein Meuchelmord, vor dem ſie ſich ſcheue, wenn er ſie nur auf dem Throne zu erhalten vermag, den ſie allem in der Welt vorzieht; ſo heftig iſt ihre Herrſchſucht. Aber alle ihre Verbrechen ſind mit einer gewiſſen Größe der Seele verbunden, die ſo etwas Erhabenes hat, daß man, indem man ihre Handlungen verdammt, doch die Quelle, woraus ſie entſpringen, bewundern muß. Eben dieſes getraue ich mir von dem Lügner zu ſagen. Das Lügen iſt unſtreitig eine laſterhafte Angewohnheit; allein Dorant bringt ſeine Lügen mit einer ſolchen Gegenwart des Geiſtes, mit ſo vieler Lebhaftigkeit vor, daß dieſe Unvollkommenheit ihm ordentlich wohl läßt und die Zuſchauer geſtehen müſſen, daß die Gabe ſo zu lügen ein Laſter ſey, deſſen kein Dummkopf fähig iſt." — Wahrlich, einen verderblichern Einfall hätte Corneille nicht haben können! Befolget ihn in der Ausführung, und es iſt um alle Wahrheit, um alle Täuſchung, um allen ſittlichen Nutzen der Tragödie gethan! Denn die Tugend, die immer beſcheiden und einfältig iſt, wird durch jenen glänzenden Charakter eitel und romantiſch; das Laſter aber mit einem Firniß überzogen, der uns überall blendet, wir mögen es aus einem Geſichtspunkte nehmen, aus welchem wir wollen. Thorheit bloß durch die unglücklichen Folgen von dem Laſter abſchrecken wollen, indem man die innere Häßlichkeit deſſelben verbirgt! Die Folgen ſind zufällig, und die Erfahrung lehrt, daß ſie eben ſo oft glücklich als unglücklich fallen. Dieſes bezieht ſich auf die Reinigung der Leidenſchaften, wie ſie Corneille ſich dachte. Wie ich mir ſie vorſtelle, wie ſie Ariſtoteles gelehrt hat, iſt ſie vollends nicht mit jenem trügeriſchen Glanze zu verbinden. Die falſche Folie, die ſo dem Laſter untergelegt wird, macht, daß ich Vollkommenheiten erkenne, wo keine ſind; macht, daß ich Mitleiden habe, wo ich keines haben ſollte. — Zwar hat ſchon Dacier dieſer Erklärung widerſprochen, aber aus untriftigern Gründen; und es fehlt nicht viel, daß die, welche er mit dem Pater Le Boſſu dafür annimmt, nicht eben ſo nachtheilig iſt, wenigſtens den poetiſchen Vollkommenheiten des Stücks eben ſo nachtheilig werden kann. Er meint nämlich, „die Sitten ſollen gut ſeyn," heiße nichts mehr als ſie ſollen gut ausgedrückt ſeyn, qu'elles soient bien marquées. Das iſt allerdings eine Regel, die, richtig verſtanden, an ihrer Stelle aller Aufmerkſamkeit des dramatiſchen Dichters würdig iſt. Aber wenn es die franzöſiſchen Muſter nur nicht bewieſen, daß man „gut ausdrücken" für ſtark ausdrücken genommen hätte. Man hat den Ausdruck überladen, man hat Druck auf Druck geſetzt, bis aus charakteriſirten Perſonen perſonifirte Charaktere, aus laſterhaften oder tugendhaften Menſchen hagere Gerippe von Laſtern und Tugenden geworden ſind. —

Hier will ich dieſe Materie abbrechen. Wer ihr gewachſen iſt, mag die Anwendung auf unſern Richard ſelbſt machen.

Vom Herzog Michel, welcher auf den Richard folgte, brauche ich wohl nichts zu ſagen. Auf welchem Theater wird er nicht geſpielt, und wer hat ihn nicht geſehen oder geleſen? Krüger hat indeß das wenigſte Verdienſt darum; denn er iſt ganz aus einer Erzählung in den Bremiſchen Beiträgen genommen. Die vielen guten ſatyriſchen Züge, die er enthält, gehören jenem Dichter, ſo wie der ganze Verfolg der Fabel. Krügern gehört nichts als die dramatiſche Form. Doch hat wirklich unſere Bühne an Krügern viel verloren. Er hatte Talent zum niedrig Komiſchen, wie ſeine Candidaten beweiſen. Wo er aber rührend und edel ſeyn will, iſt er froſtig und affectirt. Herr Löwen hat ſeine Schriften geſammelt, unter welchen man jedoch die Geiſtlichen auf dem Lande vermißt. Dieſes war der erſte dramatiſche Verſuch, welchen Krüger wagte, als er noch auf dem Grauen Kloſter in Berlin ſtudirte.

Den neunundvierzigſten Abend (Donnerſtags, den 23. Juli) ward das Luſtſpiel des Herrn von Voltaire: die Frau die Recht hat, geſpielt, und zum Beſchluſſe des L'Affichard: Iſt er von Familie? wiederholt.

Die Frau die Recht hat, iſt eines von den Stücken, welche der Herr von Voltaire für ſein Haustheater gemacht hat. Dafür war es nun auch gut genug. Es iſt ſchon 1758 zu Carouge geſpielt worden, aber noch nicht zu Paris, ſo viel ich weiß. Nicht als ob ſie da ſeit der Zeit keine ſchlechtern Stücke geſpielt hätten; denn dafür haben die Marins und Le Brets wohl geſorgt. Sondern weil — ich weiß ſelbſt nicht. Denn ich wenigſtens möchte doch noch lieber einen großen Mann in ſeinem Schlafrocke und ſeiner Nachtmütze, als einen Stümper in ſeinem Feierkleide ſehen.

Charaktere und Intereſſe hat das Stück nicht, aber verſchiedene Situationen, die komiſch genug ſind. Zwar iſt auch das Komiſche aus dem allergemeinſten Fache, da es ſich auf nichts als aufs Incognito, auf Verkennungen und Mißverſtändniſſe gründet. Doch die Lacher ſind nicht eckel; am wenigſten würden es unſre deutſchen Lacher ſeyn, wenn ihnen das Fremde der Sitten und die elende Ueberſetzung das mot pour rire nur nicht meiſtens ſo unverſtändlich machte.

Den funfzigſten Abend (Freitags, den 24. Juli) ward Greſſets Sidney wiederholt. Den Beſchluß machte der ſehende Blinde.

Dieſes kleine Stück iſt vom Le Grand und auch nicht von ihm. Denn er hat Titel und Intrigue und alles einem alten Stücke des de Broſſe abgeborgt. Ein Officier, ſchon etwas bei Jahren, will eine junge Wittwe heirathen, in die er verliebt iſt, als er Ordre bekömmt, ſich zur Armee zu verfügen. Er verläßt ſeine Verſprochene mit den wechſelſeitigen Verſicherungen der aufrichtigſten Zärtlichkeit. Kaum aber iſt er weg, ſo nimmt die Wittwe die Aufwartungen des Sohnes von dieſem Officier an. Die Tochter deſſelben macht ſich gleichergeſtalt die Abweſenheit ihres Vaters zu Nutze und nimmt einen jungen Menſchen, den ſie liebt, im Hauſe auf. Dieſe doppelte Intrigue wird dem Vater gemeldet, der, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen, ihnen ſchreiben läßt, daß er ſein Geſicht verloren habe. Die Liſt gelingt; er kömmt wieder nach Paris, und mit Hülfe eines Bedienten, der um den Betrug weiß, ſieht er alles, was in ſeinem Hauſe vorgeht. Die Entwicklung läßt ſich errathen; da der Officier an der Unbeſtändigkeit der Wittwe nicht länger zweifeln kann, ſo erlaubt er ſeinem Sohne ſie zu heirathen und der Tochter giebt er die nämliche Erlaubniß, ſich mit ihrem Geliebten zu verbinden. Die Scenen zwiſchen der Wittwe und dem Sohn des Officiers, in Gegenwart des letzten, haben viel Komiſches; die Wittwe verſichert, daß ihr der Zufall des Officiers ſehr nahe gehe, daß ſie ihn aber darum nicht weniger liebe; und zugleich giebt ſie ſeinem Sohn, ihrem Liebhaber, einen Wink mit den Augen, oder bezeigt ihm ſonſt ihre Zärtlichkeit durch Gebärden. Das iſt der Inhalt des alten Stücks vom de Broſſe [1] und iſt auch der Inhalt von dem neuen Stücke des Le Grand. Nur daß in dieſem die Intrigue mit der Tochter weggeblieben iſt, um jene fünf Acte deſto leichter in Einen zu bringen. Aus dem Vater iſt ein Onkel geworden, und was ſonſt dergleichen kleine Veränderungen mehr ſind. Es mag endlich entſtanden ſeyn wie es will; genug, es gefällt ſehr. Die Ueberſetzung iſt in Verſen, und vielleicht eine von den beſten, die wir haben; ſie iſt wenigſtens ſehr fließend und hat viele drollige Zeilen.

Vierundachtzigſtes Stück.

Den 19. Februar 1768.

Den einundfunfzigſten Abend (Montags, den 27. Juli) ward der Hausvater des Herrn Diderot aufgeführt.

Da dieſes vortreffliche Stück, welches den Franzoſen nur ſo ſo gefällt, — wenigſtens hat es mit Mühe und Noth kaum ein- oder zweimal auf dem Pariſer Theater erſcheinen dürfen, — ſich allem Anſehen nach lange, ſehr lange und warum nicht immer? auf unſern Bühnen erhalten wird; da es auch hier nicht oft genug wird können geſpielt werden: ſo hoffe ich Raum und Gelegenheit genug zu haben, alles auszukramen, was ich ſowohl über das Stück ſelbſt, als über das ganze dramatiſche Syſtem des Verfaſſers von Zeit zu Zeit angemerkt habe.

Ich hole recht weit aus. — Nicht erſt mit dem natürlichen Sohne in den beigefügten Unterredungen, welche zuſammen im Jahre 1757 herauskamen, hat Diderot ſein Mißvergnügen mit dem Theater ſeiner Nation geäußert. Bereits verſchiedene Jahre vorher ließ er es ſich merken, daß er die hohen Begriffe gar nicht davon habe, mit welchen ſich ſeine Landsleute täuſchen und Europa ſich von ihnen täuſchen laſſen. Aber er that es in einem Buche, in welchem man freilich dergleichen Dinge nicht ſucht: in einem Buche, in welchem der perſiflirende Ton ſo herrſcht, daß den meiſten Leſern auch das, was guter geſunder Verſtand darin iſt, nichts als Poſſe und Höhnerei zu ſeyn ſcheint. Ohne Zweifel hatte Diderot ſeine Urſachen, warum er mit ſeiner Herzensmeinung lieber erſt in einem ſolchen Buche hervorkommen wollte; ein kluger Mann ſagt öfters erſt mit Lachen, was er hernach im Ernſte wiederholen will.

Dieſes Buch heißt Les Bijoux indiscrets, und Diderot will es jetzt durchaus nicht geſchrieben haben. Daran thut Diderot auch ſehr wohl; aber doch hat er es geſchrieben und muß es geſchrieben haben, wenn er nicht ein Plagiarius ſeyn will. Auch iſt es gewiß, daß nur ein ſolcher junger Mann dieſes Buch ſchreiben konnte, der ſich einmal ſchämen würde, es geſchrieben zu haben.

Es iſt eben ſo gut, wenn die wenigſten von meinen Leſern dieſes Buch kennen. Ich will mich auch wohl hüten, es ihnen weiter bekannt zu machen, als es hier in meinen Kram dient. —

Ein Kaiſer — was weiß ich wo und welcher? — hatte mit einem gewiſſen magiſchen Ringe gewiſſe Kleinode ſo viel häßliches Zeug ſchwatzen laſſen, daß ſeine Favoritin durchaus nichts mehr davon hören wollte. Sie hätte lieber gar mit ihrem ganzen Geſchlechte darüber brechen mögen; wenigſtens nahm ſie ſich auf die erſten vierzehn Tage vor, ihren Umgang einzig auf des Sultans Majeſtät und ein paar witzige Köpfe einzuſchränken. Dieſe waren Selim und Riccaric: Selim, ein Hofmann, und Riccaric, ein Mitglied der kaiſerlichen Akademie, ein Mann, der das Alterthum ſtudirt hatte und ein großer Verehrer deſſelben war, doch ohne Pedant zu ſeyn. Mit dieſen unterhält ſich die Favoritin einsmals, und das Geſpräch fällt auf den elenden Ton der akademiſchen Reden, über den ſich niemand mehr ereifert als der Sultan ſelbſt, weil es ihn verdrießt, ſich nur immer auf Unkoſten ſeines Vaters und ſeiner Vorfahren darin loben zu hören, und er wohl vorausſieht, daß die Akademie eben ſo auch ſeinen Ruhm einmal dem Ruhme ſeiner Nachfolger aufopfern werde. Selim, als Hofmann, war dem Sultan in allem beigefallen; und ſo ſpinnt ſich die Unterredung über das Theater an, die ich meinen Leſern hier ganz mittheile.

„Ich glaube, Sie irren ſich, mein Herr, antwortete Riccaric dem Selim. Die Akademie iſt noch jetzt das Heiligthum des guten Geſchmacks, und ihre ſchönſten Tage haben weder Weltweiſe noch Dichter aufzuweiſen, denen wir nicht andere aus unſerer Zeit entgegen ſetzen könnten. Unſer Theater ward für das erſte Theater in ganz Afrika gehalten und wird noch dafür gehalten. Welch ein Werk iſt nicht der Tamerlan des Tuxigraphe! Es verbindet das Pathetiſche des Eurisope mit dem Erhabnen des Azophe. Es iſt das klare Alterthum!“

„Ich habe, ſagte die Favoritin, die erſte Vorſtellung des Tamerlan geſehen und gleichfalls den Faden des Stücks ſehr richtig geführt, den Dialog ſehr zierlich und das Anſtändige ſehr wohl beobachtet gefunden.“

„Welcher Unterſchied, Madame, unterbrach ſie Riccaric, zwiſchen einem Verfaſſer wie Tuxigraphe, der ſich durch Leſung der Alten genähret, und dem größten Theil unſrer Neuern!“

„Aber dieſe Neuern, ſagte Selim, die Sie hier ſo wacker über die Klinge ſpringen laſſen, ſind doch bei weitem ſo verächtlich nicht, als Sie vorgeben. Oder wie? finden Sie kein Genie, keine Erfindung, kein Feuer, keine Charaktere, keine Schilderungen, keine Tiraden bei ihnen? Was bekümmere ich mich um Regeln, wenn man mir nur Vergnügen macht? Es ſind wahrlich nicht die Bemerkungen des weiſen Almudir und des gelehrten Abdaldok, noch die Dichtkunſt des ſcharfſinnigen Facardin, die ich alle nicht geleſen habe, welche es machen, daß ich die Stücke des Aboulcazem, des Muhardar, des Albaboukre und ſo vieler andren Saracenen bewundre! Giebt es denn auch eine andere Regel, als die Nachahmung der Natur? Und haben wir nicht eben die Augen, mit welchen dieſe ſie ſtudirten?“

„Die Natur, antwortete Riccaric, zeigt ſich uns alle Augenblicke in verſchiedenen Geſtalten. Alle ſind wahr, aber nicht alle ſind gleich ſchön. Eine gute Wahl darunter zu treffen, das müſſen wir aus den Werken lernen, von welchen Sie eben nicht viel zu halten ſcheinen. Es ſind die geſammelten Erfahrungen, welche ihre Verfaſſer und deren Vorgänger gemacht haben. Man mag ein noch ſo vortrefflicher Kopf ſeyn, ſo erlangt man doch nur ſeine Einſichten eine nach der andern; und ein einzelner Menſch ſchmeichelt ſich vergebens, in dem kurzen

---

[1] Hist. du Th. Fr. Tome VII. p. 226.

Raume ſeines Lebens, alles ſelbſt zu bemerken, was in ſo vielen Jahrhunderten vor ihm entdeckt worden. Sonſt ließe ſich behaupten, daß eine Wiſſenſchaft ihren Urſprung, ihren Fortgang, und ihre Vollkommenheit einem einzigen Geiſte zu verdanken haben könne; welches doch wider alle Erfahrung iſt."

„Hieraus, mein Herr, antwortete ihm Selim, folgt weiter nichts, als daß die Neuern, welche ſich alle die Schätze zu Nutze machen können, die bis auf ihre Zeit geſammelt worden, reicher ſeyn müſſen, als die Alten; oder wenn Ihnen dieſe Vergleichung nicht gefällt, daß ſie auf den Schultern dieſer Koloſſen, auf die ſie geſtiegen, nothwendig müſſen weiter ſehen können, als dieſe ſelbſt. Was iſt auch in der That ihre Naturlehre, ihre Aſtronomie, ihre Schiffskunſt, ihre Mechanik, ihre Rechenlehre, in Vergleichung mit unſern? Warum ſollten wir ihnen alſo in der Beredtſamkeit und Poeſie nicht eben ſo wohl überlegen ſeyn?"

„Selim, verſetzte die Sultane, der Unterſchied iſt groß, und Riccaric kann Ihnen die Urſachen davon ein andermal erklären. Er mag Ihnen ſagen, warum unſere Tragödien ſchlechter ſind als der Alten ihre; aber daß ſie es ſind, kann ich leicht ſelbſt auf mich nehmen, Ihnen zu beweiſen. Ich will Ihnen nicht Schuld geben, fuhr ſie fort, daß Sie die Alten nicht geleſen haben. Sie haben ſich um zu viele ſchöne Kenntniſſe beworben, als daß Ihnen das Theater der Alten unbekannt ſeyn ſollte. Nun ſetzen Sie gewiſſe Ideen, die ſich auf ihre Gebräuche, auf ihre Sitten, auf ihre Religion beziehen, und die Ihnen nur deßwegen anſtößig ſind, weil ſich die Umſtände geändert haben, bei Seite, und ſagen Sie mir, ob ihr Stoff nicht immer edel, wohlgewählt und intereſſant iſt? ob ſich die Handlung nicht gleichſam von ſelbſt einleitet? ob der ſimple Dialog dem Natürlichen nicht ſehr nahe kömmt? ob die Entwicklungen im geringſten gezwungen ſind? ob ſich das Intereſſe wohl theilt und die Handlung mit Epiſoden überladen iſt? Verſetzen Sie ſich in Gedanken in die Inſel Alindala; unterſuchen Sie alles, was da vorging; hören Sie alles, was von dem Augenblicke an, als der junge Ibrahim und der verſchlagene Forfanti ans Land ſtiegen, da geſagt ward; nähern Sie ſich der Höhle des unglücklichen Polipſile; verlieren Sie kein Wort von ſeinen Klagen und ſagen Sie mir, ob das geringſte vorkömmt, was Sie in der Täuſchung ſtören könnte? Nennen Sie mir ein einziges neueres Stück, welches die nämliche Prüfung aushalten, welches auf den nämlichen Grad der Vollkommenheit Anſpruch machen kann: und Sie ſollen gewonnen haben."

„Beim Brama! rief der Sultan und gähnte; Madame hat uns da eine vortreffliche akademiſche Vorleſung gehalten!"

„Ich verſtehe die Regeln nicht, fuhr die Favoritin fort, und noch weniger die gelehrten Worte, in welchen man ſie abgefaßt hat. Aber ich weiß, daß nur das Wahre gefällt und rührt. Ich weiß auch, daß die Vollkommenheit eines Schauſpiels in der ſo genauen Nachahmung einer Handlung beſteht, daß der ohne Unterbrechung betrogene Zuſchauer bei der Handlung ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn glaubt. Findet ſich aber in den Tragödien, die Sie uns ſo rühmen, nur das geringſte, was dieſem ähnlich ſähe?"

Fünfundachtzigſtes Stück.

Den 23. Februar 1768.

„Wollen Sie den Verlauf darin loben? Er iſt meiſtens ſo vielfach und verwickelt, daß es ein Wunder ſeyn würde, wenn wirklich ſo viel Dinge in ſo kurzer Zeit geſchehen wären. Der Untergang oder die Erhaltung eines Reichs, die Heirath einer Prinzeſſin, der Fall eines Prinzen, alles das geſchieht ſo geſchwind, wie man eine Hand umwendet. Kömmt es auf eine Verſchwörung an? im erſten Act wird ſie entworfen; im zweiten iſt ſie beiſammen; im dritten werden alle Maaßregeln genommen, alle Hinderniſſe gehoben, und die Verſchwornen halten ſich fertig; mit nächſtem wird es einen Aufſtand ſetzen, wird es zum Treffen kommen, wohl gar zu einer förmlichen Schlacht. Und das alles nennen Sie gut geführt, intereſſant, warm, wahrſcheinlich? Ihnen kann ich nun ſo etwas am wenigſten vergeben, der Sie wiſſen, wie viel es oft koſtet, die allerelendeſte Intrigue zu Stande zu bringen, und wie viel Zeit bei der kleinſten politiſchen Angelegenheit auf Einleitungen, auf Beſprechungen und Berathſchlagungen geht."

„Es iſt wahr, Madame, antwortete Selim, unſere Stücke ſind ein wenig überladen; aber das iſt ein nothwendiges Uebel; ohne Hülfe der Epiſoden würden wir uns vor Froſt nicht zu laſſen wiſſen."

„Das iſt: um der Nachahmung einer Handlung Feuer und Geiſt zu geben, muß man die Handlung weder ſo vorſtellen, wie ſie iſt, noch ſo, wie ſie ſeyn ſollte. Kann etwas lächerlicheres gedacht werden? Schwerlich wohl; es wäre denn etwa dieſes, daß man die Geigen ein lebhaftes Stück, eine muntere Sonate ſpielen läßt, während daß die Zuhörer um den Prinzen bekümmert ſeyn ſollen, der auf dem Punkte iſt, ſeine Geliebte, ſeinen Thron und ſein Leben zu verlieren."

„Madame, ſagte Mongogul, Sie haben vollkommen Recht; traurige Arien müßte man indeß ſpielen, und ich will Ihnen gleich einige beſtellen gehen. Hiermit ſtand er auf und ging heraus, und Selim, Riccaric und die Favoritin ſetzten die Unterredung unter ſich fort."

„Wenigſtens, Madame, erwiederte Selim, werden Sie nicht läugnen, daß, wenn die Epiſoden uns aus der Täuſchung heraus bringen, der Dialog uns wieder herein ſetzt. Ich wüßte nicht wer das beſſer verſtünde als unſere tragiſche Dichter."

„Nun, ſo verſteht es durchaus niemand, antwortete Mirzoza. Das Geſuchte, das Witzige, das Spielende, das darin herrſcht, iſt tauſend und tauſend Meilen von der Natur entfernt. Umſonſt ſucht ſich der Verfaſſer zu verſtecken; er entgeht meinen Augen nicht und ich erblicke ihn unaufhörlich hinter ſeinen Perſonen. Cinna, Sertorius, Maximus, Aemilia ſind alle Augenblicke das Sprachrohr des Corneille. So ſpricht man bei unſern alten Saracenen nicht mit einander. Herr Riccaric kann Ihnen, wenn Sie wollen, einige Stellen daraus überſetzen; und Sie werden die bloße Natur hören, die ſich durch den Mund derſelben ausdrückt. Ich möchte gar zu gern zu den Neuern ſagen: „Meine Herren, anſtatt daß ihr euren Perſonen bei aller Gelegenheit Witz gebt, ſo ſucht ſie doch lieber in Umſtände zu ſetzen, die ihnen welchen geben."

„Nach dem zu urtheilen, was Madame von dem Verlaufe und dem Dialoge unſerer dramatiſchen Stücke geſagt hat, ſcheint es wohl nicht, ſagte Selim, daß ſie den Entwicklungen wird Gnade widerfahren laſſen."

„Nein, gewiß nicht, verſetzte die Favoritin; es giebt hundert ſchlechte für eine gute. Die eine iſt nicht vorbereitet; die andere ereignet ſich durch ein Wunder. Weiß der Verfaſſer nicht, was er mit einer Perſon, die er von Scene zu Scene ganze fünf Acte durchgeſchleppt hat, anfangen ſoll: geſchwind fertigt er ſie mit einem guten Dolchſtoße ab; die ganze Welt fängt an zu weinen und ich, ich lache, als ob ich toll wäre. Hernach, hat man wohl jemals ſo geſprochen, wie wir declamiren? Pflegen die Prinzen und Könige wohl anders zu gehen als ſonſt ein Menſch, der gut geht? Geſticuliren ſie wohl jemals wie Beſeſſene und Raſende? Und wenn Prinzeſſinnen ſprechen, ſprechen ſie wohl in ſo einem heulenden Tone? Man nimmt durchgängig an, daß wir die Tragödie zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben; und ich meines Theils halte es faſt für erwieſen, daß von allen Gattungen der Literatur, auf die ſich die Afrikaner in den letzten Jahrhunderten gelegt haben, gerade dieſe die unvollkommenſte geblieben iſt."

„Eben hier war die Favoritin mit ihrem Ausfalle gegen unſere theatraliſche Werke, als Mongogul wieder herein kam. Madame, ſagte er, Sie werden mir einen Gefallen erweiſen, wenn Sie fortfahren. Sie ſehen, ich verſtehe mich darauf, eine Dichtkunſt abzukürzen, wenn ich ſie zu lang finde."

„Laſſen Sie uns, fuhr die Favoritin fort, einmal annehmen, es käme einer ganz friſch aus Angote, der in ſeinem Leben von keinem Schauſpiele etwas gehört hätte, dem es aber weder an Verſtand noch an Welt fehle; der ungefähr wiſſe, was an einem Hofe vorgehe; der mit den Anſchlägen der Höflinge, mit der Eiferſucht der Miniſter, mit den Hetzereien der Weiber nicht ganz unbekannt wäre, und zu dem ich im Vertrauen ſagte: „Mein Freund, es äußern ſich in dem Seraglio ſchreckliche Bewegungen. Der Fürſt, der mit ſeinem Sohne mißvergnügt iſt, weil er ihn im Verdacht hat, daß er die Manimonbanda liebt, iſt ein Mann, den ich für fähig halte, an beiden die grauſamſte Rache zu üben. Dieſe Sache muß, allem Anſehen nach, ſehr traurige Folgen haben. Wenn Sie wollen, ſo will ich machen, daß Sie von allem, was vorgeht, Zeuge ſeyn können." Er nimmt mein Anerbieten an, und ich führe ihn in eine mit Gitterwerk vermachte Loge, aus der er das Theater ſieht, welches er für den Palaſt des Sultans hält. Glauben Sie wohl, daß trotz alles Ernſtes, in dem ich mich zu erhalten bemühte, die Täuſchung dieſes Fremden einen Augenblick dauern könnte? Müſſen Sie nicht vielmehr geſtehen, daß er, bei dem ſteifen Gange der Acteurs, bei ihrer wunderlichen Tracht, bei ihren ausſchweifenden Gebärden, bei dem ſeltſamen Nachdrucke ihrer gereimten, abgemeſſenen Sprache, bei tauſend andern Ungereimtheiten, die ihm auffallen würden, gleich in der erſten Scene mir ins Geſicht lachen und gerade herausſagen würde, daß ich ihn entweder zum beſten haben wollte, oder daß der Fürſt mit ſammt ſeinem Hofe nicht wohl bei Sinnen ſeyn müßten."

„Ich bekenne, ſagte Selim, daß mich dieſer angenommene Fall verlegen macht; aber könnte man Ihnen nicht zu bedenken geben, daß wir in das Schauſpiel gehen mit der Ueberzeugung, der Nachahmung einer Handlung, nicht aber der Handlung ſelbſt beizuwohnen."

„Und ſollte denn dieſe Ueberzeugung verwehren, erwiederte Mirzoza, die Handlung auf die allernatürlichſte Art vorzuſtellen?" —

Hier kömmt das Geſpräch nach und nach auf andere Dinge, die uns nichts angehen. Wir wenden uns alſo wieder zu ſehen, was wir geleſen haben. Den klaren lautern Diderot! Aber alle dieſe Wahrheiten waren damals in den Wind geſagt. Sie erregten eher keine Empfindung in dem franzöſiſchen Publicum, als bis ſie mit allem didaktiſchen Ernſte wiederholt und mit Proben begleitet wurden, in welchen ſich der Verfaſſer von einigen der gerügten Mängel zu entfernen und den Weg der Natur und Täuſchung beſſer einzuſchlagen bemüht hatte. Nun weckte der Neid die Kritik. Nun war es klar, warum Diderot das Theater ſeiner Nation auf dem Gipfel der Vollkommenheit nicht ſahe, auf dem wir es durchaus glauben ſollen; warum er ſo viel Fehler in den geprieſenen Meiſterſtücken deſſelben fand: bloß und allein, um ſeinen Stücken Platz zu ſchaffen. Er mußte die Methode ſeiner Vorgänger verſchrieen haben, weil er empfand, daß in Befolgung der nämlichen Methode er unendlich unter ihnen bleiben würde. Er mußte ein elender Charlatan ſeyn, der allen fremden Theriak verachtet, damit kein Menſch andern als ſeinen kaufe. Und ſo fielen die Paliſſote über ſeine Stücke her.

Allerdings hatte er ihnen auch in ſeinem natürlichen Sohne manche Blöße gegeben. Dieſer erſte Verſuch iſt bei weitem das nicht, was der Hausvater iſt. Zu viel Einförmigkeit in den Charakteren, das romantiſche in dieſen Charakteren ſelbſt, ein ſteifer koſtbarer Dialog, ein pedantiſches Geklinge von neumodiſch philoſophiſchen Sentenzen: alles das machte den Tadlern leichtes Spiel. Beſonders zog die feierliche Thereſia (oder Conſtantia, wie ſie in dem Originale heißt) die ſo philoſophiſch ſelbſt auf die Freierei geht, die mit einem Manne, der ſie nicht mag, ſo weiſe von tugendhaften Kindern ſpricht, die ſie mit ihm zu erzielen gedenkt, die Lacher auf ihre Seite. Auch kann man nicht läugnen, daß die Einkleidung, welche Diderot den beigefügten Unterredungen gab, daß der Ton, den er darin annahm, ein wenig eitel und pompös war; daß verſchiedene Anmerkungen als ganz neue Entdeckungen darin vorgetragen wurden, die doch nicht neu und dem Verfaſſer nicht eigen waren; daß andere Anmerkungen die Gründlichkeit nicht hatten, die ſie in dem blendenden Vortrage zu haben ſchienen.

Sechsundachtzigſtes Stück.

Den 26. Februar 1768.

Z. E. Diderot behauptete,[1] daß es in der menſchlichen Natur aufs höchſte nur ein Dutzend wirklich komiſche Charaktere gäbe, die großer Züge fähig wären, und daß die kleinen Verſchiedenheiten unter den menſchlichen Charakteren nicht ſo glücklich bearbeitet werden könnten, als die reinen unvermiſchten Charaktere. Er ſchlug daher vor, nicht mehr die Charaktere, ſondern die Stände auf die Bühne zu bringen, und wollte die Bearbeitung dieſer zu dem beſondern Geſchäfte der ernſthaften Komödie machen. „Bisher, ſagt er, iſt in der Komödie der Charakter das Hauptwerk geweſen, und der Stand war nur etwas Zufälliges; nun aber muß der Stand das Hauptwerk und der Charakter das Zufällige werden. Aus dem Charakter zog man die ganze Intrigue: man ſuchte durchgängig die Umſtände, in welchen er ſich am beſten äußert, und verband dieſe Umſtände unter einander. Künftig muß der Stand, müſſen die Pflichten, die Vortheile, die Unbequemlichkeiten deſſelben zur Grundlage des Werks dienen. Dieſe Quelle ſcheint mir weit ergiebiger, von weit größerm Umfange, von weit größerm Nutzen, als die Quelle der Charaktere. War der Charakter nur ein wenig übertrieben, ſo konnte der Zuſchauer zu ſich ſelbſt ſagen, das bin ich nicht. Das aber kann er unmöglich läugnen, daß der Stand, den man ſpielt, ſein Stand iſt; ſeine Pflichten kann er unmöglich verkennen. Er muß das, was er hört, nothwendig auf ſich anwenden."

Was Paliſſot hierwider erinnert,[2] iſt nicht ohne Grund. Er läugnet es, daß die Natur ſo arm an urſprünglichen Charakteren ſey, daß ſie die komiſchen Dichter bereits ſollten erſchöpft haben. Moliere ſah noch genug neue Charaktere vor ſich, und glaubte kaum den allerkleinſten Theil von denen behandelt zu haben, die er behandeln könne. Die Stelle, in welcher er verſchiedene derſelben in der Geſchwindigkeit entwirft, iſt ſo merkwürdig als lehrreich, indem ſie vermuthen läßt, daß der Miſanthrop ſchwerlich ſein Non plus ultra in dem hohen Komiſchen dürfte geblieben ſeyn, wenn er länger gelebt hätte.[3] Paliſſot ſelbſt iſt nicht unglücklich einige neue Charaktere von ſeiner eigenen Bemerkung beizufügen: den dummen Mäcen mit ſeinen kriechenden Clienten; den Mann an ſeiner unrechten Stelle; den Argliſtigen, deſſen ausgekünſtelte Anſchläge immer gegen die Einfalt eines treuherzigen Biedermanns ſcheitern; den Scheinphiloſophen; den Sonderling, den Deſtouches verfehlt habe; den Heuchler mit geſellſchaftlichen Tugenden, da der Religionsheuchler ziemlich aus der Mode ſey. — Das ſind wahrlich nicht gemeine Ausſichten, die ſich einem Auge, das gut in die Ferne trägt, bis ins Unendliche erweitern. Da iſt noch Ernte genug für die wenigen Schnitter, die ſich daran wagen dürfen!

---

[1] S. die Unterredungen hinter dem Natürlichen Sohne S. 321, 322 der Ueberſ.

[2] Petites Lettres sur de grands Philosophes. Lettr. II

[3] Impromptu de Versailles Sc. 3. Eh! mon pauvre Marquis, nous lui (à Moliere) fournirons toujours assez de matière, et nous ne prenons gueres le chemin de nous rendre sages par tout ce qu'il fait et tout ce

Und wenn auch, ſagt Paliſſot, der komiſchen Charaktere wirklich ſo wenige, und dieſe wenigen wirklich alle ſchon bearbeitet wären: würden die Stände denn dieſer Verlegenheit abhelfen? Man wähle einmal einen; z. E. den Stand des Richters. Werde ich ihm denn, dem Richter, nicht einen Charakter geben müſſen? Wird er nicht traurig oder luſtig, ernſthaft oder leichtſinnig, leutſelig oder ſtürmiſch ſeyn müſſen? Wird es nicht bloß dieſer Charakter ſeyn, der ihn aus der Klaſſe metaphyſiſcher Abſtrakte heraushebt und eine wirkliche Perſon aus ihm macht? Wird nicht folglich die Grundlage der Intrigue und die Moral des Stücks wiederum auf dem Charakter beruhen? Wird nicht folglich wiederum der Stand nur das Zufällige ſeyn?

Zwar könnte Diderot hierauf antworten: Freilich muß die Perſon, welche ich mit dem Stande bekleide, auch ihren individuellen moraliſchen Charakter haben; aber ich will, daß es ein ſolcher ſeyn ſoll, der mit den Pflichten und Verhältniſſen des Standes nicht ſtreitet, ſondern aufs beſte harmonirt. Alſo wenn dieſe Perſon ein Richter iſt, ſo ſteht es mir nicht frei, ob ich ihn ernſthaft oder leichtſinnig, leutſelig oder ſtürmiſch machen will; er muß nothwendig ernſthaft und leutſelig ſeyn, und jedesmal es in dem Grade ſeyn, den das vorhabende Geſchäft erfordert.

Dieſes, ſage ich, könnte Diderot antworten; aber zugleich hätte er ſich einer andern Klippe genähert, nämlich der Klippe der vollkommenen Charaktere. Die Perſonen ſeiner Stände würden nie etwas anders thun, als was ſie nach Pflicht und Gewiſſen thun müßten; ſie würden handeln, völlig wie es im Buche ſteht. Erwarten wir das in der Komödie? Können dergleichen Vorſtellungen anziehend genug werden? Wird der Nutzen, den wir davon hoffen dürfen, groß genug ſeyn, daß es ſich der Mühe verlohnt, eine neue Gattung dafür feſt zu ſetzen, und für dieſe eine eigene Dichtkunſt zu ſchreiben?

Die Klippe der vollkommenen Charaktere ſcheint mir Diderot überhaupt nicht genug erkundigt zu haben. In ſeinen Stücken ſteuert er ziemlich gerade darauf los, und in ſeinen kritiſchen Seekarten findet ſich durchaus keine Warnung davor. Vielmehr finden ſich Dinge darin, die den Lauf nach ihr hin zu lenken rathen. Man erinnere ſich nur, was er bei Gelegenheit des Contraſtes unter den Charakteren von den Brüdern des Terenz ſagt.[1] „Die zwei contraſtirten Väter darin ſind mit ſo gleicher Stärke gezeichnet, daß man dem feinſten Kunſtrichter Trotz bieten kann, die Hauptperſon zu nennen; ob es Micio oder ob es Demea ſeyn ſoll? Fällt er ſein Urtheil vor dem letzten Auftritte, ſo dürfte er leicht mit Erſtaunen wahrnehmen, daß der, den er ganzer fünf Aufzüge hindurch für einen verſtändigen Mann gehalten hat, nichts als ein Narr iſt, und daß der, den er für einen Narren gehalten hat, wohl gar der verſtändige Mann ſeyn könnte. Man ſollte zu Anfang des fünften Aufzuges dieſes Drama's faſt ſagen, der Verfaſſer ſey durch den beſchwerlichen Contraſt gezwungen worden, ſeinen Zweck fahren zu laſſen und das ganze Intereſſe des Stücks umzukehren. Was iſt aber daraus geworden? Dieſes, daß man gar nicht mehr weiß, für wen man ſich intereſſiren ſoll. Vom Anfange her iſt man für den Micio gegen den Demea geweſen, und am Ende iſt man für keinen von beiden. Beinahe ſollte man einen dritten Vater verlangen, der das Mittel zwiſchen dieſen zwei Perſonen hielte und zeigte, worin ſie beide fehlten.“

Nicht ich! Ich verbitte mir ihn ſehr, dieſen dritten Vater; es ſey in dem nämlichen Stücke, oder auch allein. Welcher Vater glaubt nicht zu wiſſen, wie ein Vater ſeyn ſoll? Auf dem rechten Wege dünken wir uns alle: wir verlangen nur, dann und wann vor den Abwegen zu beiden Seiten gewarnt zu werden.

Diderot hat Recht: es iſt beſſer, wenn die Charaktere bloß verſchieden, als wenn ſie contraſtirt ſind. Contraſtirte Charaktere ſind minder natürlich und vermehren den romantiſchen Anſtrich, an dem es den dramatiſchen Begebenheiten ſo ſchon ſelten fehlt. Für eine Geſellſchaft im gemeinen Leben, wo ſich der Contraſt der Charaktere ſo abſtechend zeigt, als ihn der komiſche Dichter verlangt, werden ſich immer tauſend finden, wo ſie weiter nichts als verſchieden ſind. Sehr richtig! Aber iſt ein Charakter, der ſich immer genau in dem geraden Gleiſe hält, das ihm Vernunft und Tugend vorſchreiben, nicht eine noch ſeltenere Erſcheinung? Von zwanzig Geſellſchaften im gemeinen Leben werden eher zehn ſeyn, in welchen man Väter findet, die bei Erziehung ihrer Kinder völlig entgegengeſetzte Wege einſchlagen, als eine, die den wahren Vater aufweiſen könnte. Und dieſer wahre Vater iſt noch dazu immer der nämliche, iſt nur ein einziger, da der Abweichungen von ihm unendlich ſind. Folglich werden die Stücke, die den wahren Vater ins Spiel bringen, nicht allein jedes für ſich unnatürlicher, ſondern auch unter einander einförmiger ſeyn, als es die ſeyn können, welche Väter von verſchiedenen Grundſätzen einführen. Auch iſt es gewiß, daß die Charaktere, welche in ruhigen Geſellſchaften bloß verſchieden ſcheinen, ſich von ſelbſt contraſtiren, ſobald ein ſtreitendes Intereſſe ſie in Bewegung ſetzt. Ja es iſt natürlich, daß ſie ſich ſodann beeifern, noch weiter von einander entfernt zu ſcheinen, als ſie wirklich ſind. Der Lebhafte wird Feuer und Flamme gegen den, der ihm zu lau ſich zu betragen ſcheint; und der Laue wird kalt wie Eis, um jenen ſo viel Uebereilungen begehen zu laſſen, als ihm nur immer nützlich ſeyn können.

---

qu'il dit. Crois-tu qu'il ait épuisé dans ses Comédies tous les ridicules des hommes, et sans sortir de la Cour, n'a-t-il pas encore vingt caractères de gens, où il n'a pas touché? N'a-t-il pas, par exemple, ceux qui se font les plus grandes amitiés du monde, et qui, le dos tourné, font galanterie de se déchirer l'un l'autre? N'a-t-il pas ces adulateurs à outrance, ces flatteurs insipides qui n'assaisonnent d'aucun sel les louanges qu'ils donnent, et dont toutes les flatteries ont une douceur fade qui fait mal au cœur à ceux qui les écoutent? N'a-t-il pas ces lâches courtisans de la faveur, ces perfides adorateurs de la fortune, qui vous encensent dans la prospérité, et vous accablent dans la disgrace? N'a-t-il pas ceux qui sont toujours mécontens de la Cour, ces suivans inutiles, ces incommodes assidus, ces gens, dis-je, qui pour services ne peuvent compter que des importunités, et qui veulent qu'on les récompense d'avoir obsédé le Prince dix ans durant? N'a-t-il pas ceux qui caressent également tout le monde, qui promènent leurs civilités à droite, à gauche, et courent à tous ceux qu'ils voyent avec les mêmes embrassades, et les mêmes protestations d'amitié? — — Va, va, Marquis, Molière aura toujours plus de sujets qu'il n'en voudra, et tout ce qu'il a touché n'est que bagatelle au prix de ce qui reste.

[1] In der fr. Dichtkunſt hinter dem Hausvater S. 188 f. Ueberſ.

Sieben- und achtundachtzigſtes Stück.

Den 1. März 1768.

Und ſo ſind andere Anmerkungen des Paliſſot mehr, wenn nicht ganz richtig, doch auch nicht ganz falſch. Er ſieht den Ring, in den er mit ſeiner Lanze ſtoßen will, ſcharf genug; aber in der Hitze des Anſprengens verrückt die Lanze, und er ſtößt den Ring gerade vorbei.

So ſagt er über den natürlichen Sohn unter anderm. „Welch ein ſeltſamer Titel! der natürliche Sohn! Warum heißt das Stück ſo? Welchen Einfluß hat die Geburt des Dorval? Was für einen Vorfall veranlaßt ſie? Zu welcher Situation giebt ſie Gelegenheit? Welche Lücke füllt ſie auch nur? Was kann alſo die Abſicht des Verfaſſers dabei geweſen ſeyn? Ein paar Betrachtungen über das Vorurtheil gegen die uneheliche Geburt aufzuwärmen? Welcher vernünftige Menſch weiß denn nicht von ſelbſt, wie ungerecht ein ſolches Vorurtheil iſt?“

Wenn Diderot hierauf antwortete: Dieſer Umſtand war allerdings zur Verwickelung meiner Fabel nöthig; ohne ihn würde es weit unwahrſcheinlicher geweſen ſeyn, daß Dorval ſeine Schweſter nicht kennt, und ſeine Schweſter von keinem Bruder weiß; es ſtand mir frei, den Titel davon zu entlehnen, und ich hätte den Titel von noch einem geringern Umſtande entlehnen können. — Wenn Diderot dieſes antwortete, ſag ich, wäre Paliſſot nicht ungefähr widerlegt?

Gleichwohl iſt der Charakter des natürlichen Sohnes einem ganz andern Einwurfe bloß geſtellt, mit welchem Paliſſot dem Dichter weit ſchärfer hätte zuſetzen können. Dieſem nämlich: daß der Umſtand der unehelichen Geburt und der daraus erfolgten Verlaſſenheit und Abſonderung, in welcher ſich Dorval von allen Menſchen ſo viele Jahre hindurch ſah, ein viel zu eigenthümlicher und beſonderer Umſtand iſt, gleichwohl auf die Bildung ſeines Charakters viel zu viel Einfluß gehabt hat, als daß dieſer diejenige Allgemeinheit haben könne, welche nach der eigenen Lehre des Diderot ein komiſcher Charakter nothwendig haben muß. — Die Gelegenheit reizt mich zu einer Ausſchweifung über dieſe Lehre; und welchem Reize von der Art brauchte ich in einer ſolchen Schrift zu widerſtehen?

„Die komiſche Gattung, ſagt Diderot,[1] hat Arten, und die tragiſche hat Individuen. Ich will mich erklären. Der Held einer Tragödie iſt der und der Menſch: es iſt Regulus oder Brutus oder Cato, und ſonſt kein anderer. Die vornehmſte Perſon einer Komödie hingegen muß eine große Anzahl von Menſchen vorſtellen. Gäbe man ihr von ungefähr eine ſo eigene Phyſiognomie, daß ihr nur ein einziges Individuum ähnlich wäre, ſo würde die Komödie wieder in ihre Kindheit zurücktreten. — Terenz ſcheint mir einmal in dieſen Fehler gefallen zu ſeyn. Sein Heautontimorumenos iſt ein Vater, der ſich über den gewaltſamen Entſchluß grämt, zu welchem er ſeinen Sohn durch übermäßige Strenge gebracht hat, und der ſich deßwegen nun ſelbſt beſtraft, indem er ſich in Kleidung und Speiſe kümmerlich hält, allen Umgang flieht, ſein Geſinde abſchafft, und das Feld mit eigenen Händen baut. Man kann gar wohl ſagen, daß es ſo einen Vater nicht giebt. Die größte Stadt würde kaum in einem ganzen Jahrhundert Ein Beiſpiel einer ſo ſeltſamen Betrübniß aufzuweiſen haben.“

Zuerſt von der Inſtanz des Heautontimorumenos. Wenn dieſer Charakter wirklich zu tadeln iſt, ſo trifft der Tadel nicht ſowohl den Terenz, als den Menander. Menander war der Schöpfer deſſelben, der ihn, allem Anſehen nach, in ſeinem Stücke noch eine weit ausführlichere Rolle ſpielen laſſen, als er in der Copie des Terenz ſpielt, in der ſich ſeine Sphäre, wegen der verdoppelten Intrigue, wohl ſehr einziehen müſſen.[2] Aber

---

[1] Unterred. S. 292 der Ueberſ.

[2] Falls nämlich die 6. Zeile des Prologs

Duplex quæ ex argumento facta eſt ſimplici,

von dem Dichter wirklich ſo geſchrieben und nicht anders zu verſtehen iſt, als die Dacier und nach ihr der neue engliſche Ueberſetzer des Terenz, Colman, ſie erklären. Terence only meant to ſay, that he had doubled the characters; inſtead of one old man, one young gallant, one miſtreſs, as in Menander, he had two old men etc. He therefore adds very properly: novam eſſe oſtendi, — which certainly could not have been implied, had the characters been the ſame in the Greek poet. Auch ſchon Adrian Barlandus, ja ſelbſt die alte Gloſſa interlinealis des Aſcenſius hatte das duplex nicht anders verſtanden: propter ſenes et juvenes ſagt dieſe; und jener ſchreibt, nam in hac latina ſenes duo, adoleſcentes item duo ſunt. Und dennoch will mir dieſe Auslegung nicht in den Kopf, weil ich gar nicht einſehe, was von dem Stücke übrig bleibt, wenn man die Perſonen, durch welche Terenz den Alten, den Liebhaber und die Geliebte verdoppelt haben ſoll, wieder wegnimmt. Mir iſt es unbegreiflich, wie Menander dieſen Stoff ohne den Chremes und ohne den Clitipho habe behandeln können; beide ſind ſo genau hineingeflochten, daß ich mir weder Verwicklung noch Auflöſung ohne ſie denken kann. Einer andern Erklärung, durch welche ſich Julius Scaliger lächerlich gemacht hat, will ich gar nicht gedenken. Auch die, welche Eugraphius gegeben hat und die vom Faerne angenommen worden, iſt ganz unſchicklich. In dieſer Verlegenheit haben die Kritiker bald das duplex, bald das ſimplici in der Zeile zu verändern geſucht, wozu ſie die Handſchriften gewiſſermaßen berechtigten. Einige haben geleſen:

Duplex quæ ex argumento facta eſt duplici.

Andere:

Simplex quæ ex argumento facta eſt duplici.

Was bleibt noch übrig, als daß nun auch einer lieſt:

Simplex quæ ex argumento facta eſt ſimplici?

Und in allem Ernſte, ſo möchte ich am liebſten leſen. Man ſehe die Stelle im Zuſammenhange und überlege meine Gründe.

Ex integra Græca integram comœdiam
Hodie ſum acturus Heautontimorumenon:
Simplex quæ ex argumento facta eſt ſimplici.

Es iſt bekannt, was dem Terenz von ſeinen neidiſchen Mitarbeitern am Theater vorgeworfen ward:

Multas contaminaſſe græcas, dum facit
Paucas latinas —

Er ſchmelzte nämlich öfters zwei Stücke in eines und machte aus zwei griechiſchen Komödien eine einzige lateiniſche. So ſetzte er ſeine Andria aus der Andria und Perinthia des Menander zuſammen; ſeinen Eunuchus, aus dem Eunuchus und dem Colax eben dieſes Dichters; ſeine Brüder, aus den Brüdern des nämlichen und einem Stücke des Diphilus. Wegen dieſes Vorwurfs rechtfertigt er ſich nun in dem Prolog des Heautontimorumenos. Die Sache ſelbſt geſteht er ein; aber er will damit nichts anders gethan haben, als was andere gute Dichter vor ihm gethan hätten.

— — — Id eſſe factum hic non negat
Neque ſe pigere, et deinde factum iri autumat.
Habet bonorum exemplum: quo exemplo ſibi
Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.

Ich habe es gethan, ſagt er, und ich denke, daß ich es noch öfter thun werde. Das bezog ſich aber auf vorige Stücke und nicht auf das gegenwärtige, den Heautontimorumenos. Denn dieſer war nicht aus zwei griechiſchen Stücken, ſondern nur aus einem einzigen gleiches Namens genommen. Und das iſt es, glaube ich, was er in der ſtreitigen Zeile ſagen will, ſo wie ich ſie zu leſen vorſchlage:

Simplex quæ ex argumento facta eſt ſimplici.

So einfach, will Terenz ſagen, als das Stück des Menander iſt, eben ſo einfach iſt auch mein Stück; ich habe durchaus nichts aus andern Stücken eingeſchaltet: es iſt, ſo lang es iſt, aus dem griechiſchen Stücke genommen, und das griechiſche Stück iſt ganz in meinem lateiniſchen; ich gebe alſo

Ex integra Græca integram Comœdiam.

Die Bedeutung, die Faerne dem Worte integra in einer alten Gloſſe gegeben fand, daß es ſo viel ſeyn ſollte, als a nullo tacta, iſt hier offenbar falſch, weil ſie ſich nur auf das erſte integra, aber keinesweges auf das zweite integram ſchicken würde. — Und ſo glaube ich, daß ſich meine daß er von Menandern herrührt, dieſes allein ſchon hätte mich wenigſtens abgeſchreckt, den Terenz deßfalls zu verdammen. Das ὦ Μένανδρε καὶ βίε, πότερος ἄρ' ὑμῶν πότερον ἀπεμιμήσατο; iſt zwar froſtiger, als witzig geſagt; doch würde man es wohl überhaupt von einem Dichter geſagt haben, der Charaktere zu ſchildern im Stande wäre, wovon ſich in der größten Stadt kaum in einem ganzen Jahrhundert ein einziges Beiſpiel zeigt? Zwar in hundert und mehr Stücken könnte ihm auch wohl Ein ſolcher Charakter entfallen ſeyn. Der fruchtbarſte Kopf ſchreibt ſich leer; und wenn die Einbildungskraft ſich keiner wirklichen Gegenſtände der Nachahmung mehr erinnern kann, ſo componirt ſie deren ſelbſt, welches denn freilich meiſtens Caricaturen werden. Dazu will Diderot bemerkt haben, daß ſchon Horaz, der einen ſo beſonders zärtlichen Geſchmack hatte, den Fehler, wovon die Rede iſt, eingeſehen, und im Vorbeigehen, aber faſt unmerklich, getadelt habe.

Die Stelle ſoll die in der zweiten Satyre des erſten Buchs ſeyn, wo Horaz zeigen will, „daß die Narren aus einer Uebertreibung in die andere entgegengeſetzte zu fallen pflegen. Fufidius, ſagt er, fürchtet für einen Verſchwender gehalten zu werden. Wißt ihr, was er thut? Er leiht monatlich für fünf Procent, und macht ſich im Voraus bezahlt. Je nöthiger der andere das Geld braucht, deſto mehr fordert er. Er weiß die Namen aller jungen Leute, die von gutem Hauſe ſind und jetzt in die Welt treten, dabei aber über harte Väter zu klagen haben. Vielleicht aber glaubt ihr, daß dieſer Menſch wieder einen Aufwand mache, der ſeinen Einkünften entſpricht? Weit gefehlt! Er iſt ſein grauſamſter Feind, und der Vater in der Komödie, der ſich wegen der Entweichung ſeines Sohnes beſtraft, kann ſich nicht ſchlechter quälen: non se pejus cruciaverit.“ — Dieſes ſchlechter, dieſes pejus, will Diderot, ſoll hier einen doppelten Sinn haben; einmal ſoll es auf den Fufidius und einmal auf den Terenz gehen; dergleichen beiläufige Hiebe, meint er, wären dem Charakter des Horaz auch vollkommen gemäß.

Das letzte kann ſeyn, ohne ſich auf die vorhabende Stelle anwenden zu laſſen. Denn hier, dünkt mich, würde die beiläufige Anſpielung dem Hauptverſtande nachtheilig werden. Fufidius iſt kein ſo großer Narr, wenn es mehr ſolche Narren giebt. Wenn ſich der Vater des Terenz eben ſo abgeſchmackt peinigte, wenn er eben ſo wenig Urſache hätte, ſich zu peinigen, als Fufidius, ſo theilt er das Lächerliche mit ihm, und Fufidius iſt weniger ſeltſam und abgeſchmackt. Nur alsdann, wenn Fufidius ohne alle Urſache eben ſo hart und grauſam gegen ſich ſelbſt iſt, als der Vater des Terenz mit Urſache iſt, wenn jener aus ſchmutzigem Geize thut, was dieſer aus Reue und Betrübniß that: nur alsdann wird uns jener unendlich lächerlicher und verächtlicher, als mitleidswürdig wir dieſen finden.

Und allerdings iſt jede große Betrübniß von der Art, wie die Betrübniß dieſes Vaters; die ſich nicht ſelbſt vergißt, die peinigt ſich ſelbſt. Es iſt wider alle Erfahrung, daß kaum alle hundert Jahre ſich ein Beiſpiel einer ſolchen Betrübniß finde; vielmehr handelt jede ungefähr eben ſo, nur mehr oder weniger, mit dieſer oder jener Veränderung. Cicero hatte auf die Natur der Betrübniß genauer gemerkt; er ſah daher in dem Betragen des Heautontimorumenos nichts mehr, als was alle Betrübte, nicht bloß von dem Affecte hingeriſſen, thun, ſondern auch bei kälterm Geblüte fortſetzen zu müſſen glauben.[1] Hæc omnia recta, vera, debita putantes, faciunt in dolore: maximeque declaratur, hoc quasi officii judicio fieri, quod si qui forte, cum se in luctu esse vellent, aliquid fecerunt humanius, aut si hilarius locuti essent, revocant se rursus ad mœstitiam, peccatique se insimulant, quod dolere intermiserint: pueros vero matres et magistri castigare etiam solent, nec verbis solum, sed etiam verberibus, si quid in domestico luctu hilarius ab iis factum est, aut dictum: plorare cogunt. — Quid ille Terentianus ipse se puniens? u. ſ. w.

Menedemus aber, ſo heißt der Selbſtpeiniger bei dem Terenz, hält ſich nicht allein ſo hart aus Betrübniß; ſondern, warum er ſich auch jeden geringen Aufwand verweigert, iſt die Urſache und Abſicht vornehmlich dieſes, um deſto mehr für den abweſenden Sohn zu ſparen, und dem einmal ein deſto gemächlicheres Leben zu verſichern, den er jetzt gezwungen, ein ſo ungemächliches zu ergreifen. Was iſt hierin, was nicht hundert Väter thun würden? Meint aber Diderot, daß das Eigene und Seltſame darin beſtehe, daß Menedemus ſelbſt hackt, ſelbſt gräbt, ſelbſt ackert: ſo hat er wohl in der Eile mehr an unſere neuere als an die alten Sitten gedacht. Ein reicher Vater jetziger Zeit würde das freilich nicht ſo leicht thun, denn die wenigſten würden es zu thun verſtehen. Aber die wohlhabendſten, vornehmſten Römer und Griechen waren mit allen ländlichen Arbeiten bekannter und ſchämten ſich nicht, ſelbſt Hand anzulegen.

Doch alles ſey vollkommen wie es Diderot ſagt! Der Charakter des Selbſtpeinigers ſey wegen des allzu Eigenthümlichen, wegen dieſer ihm faſt nur allein zukommenden Falte, zu einem komiſchen Charakter ſo ungeſchickt, als er nur will. Wäre Diderot nicht in eben den Fehler gefallen? Denn was kann eigenthümlicher ſeyn, als der Charakter ſeines Dorval? Welcher Charakter kann mehr eine Falte haben, die ihm nur allein zukömmt, als der Charakter dieſes natürlichen Sohnes? „Gleich nach meiner Geburt, läßt er ihn von ſich ſelbſt ſagen, ward ich an einen Ort verſchleudert, der die Gränze zwiſchen Einöde und Geſellſchaft heißen kann; und als ich die Augen

---

Vermuthung und Auslegung wohl hören läßt! Nur wird man ſich an die gleich folgende Zeile ſtoßen:

Novam esse ostendi, et quæ esset —

Man wird ſagen: wenn Terenz bekennt, daß er das ganze Stück aus einem einzigen Stücke des Menander genommen habe; wie kann er eben durch dieſes Bekenntniß bewieſen zu haben vorgeben, daß ſein Stück neu ſey, novam esse? — Doch dieſe Schwierigkeit kann ich ſehr leicht heben, und zwar durch eine Erklärung eben dieſer Worte, von welcher ich mich zu behaupten getraue, daß ſie ſchlechterdings die einzig wahre iſt, ob ſie gleich nur mir zugehört und kein Ausleger, ſo viel ich weiß, ſie nur von weitem vermuthet hat. Ich ſage nämlich: die Worte

Novam esse ostendi, et quæ esset —

beziehen ſich keinesweges auf das, was Terenz den Vorredner in dem vorigen ſagen laſſen; ſondern man muß darunter verſtehen apud Aediles: novus aber heißt hier nicht, was aus des Terenz eigenem Kopfe gefloſſen, ſondern bloß, was im Lateiniſchen noch nicht vorhanden geweſen. Daß mein Stück, will er ſagen, ein neues Stück ſey, das iſt ein ſolches Stück, welches noch nie lateiniſch erſchienen, welches ich ſelbſt aus dem Griechiſchen überſetzt, das habe ich den Aedilen, die mir es abgekauft, bewieſen. Um mir hierin ohne Bedenken beizufallen, darf man ſich nur an den Streit erinnern, welchen er wegen ſeines Eunuchus vor den Aedilen hatte. Dieſen hatte er ihnen als ein neues, von ihm aus dem Griechiſchen überſetztes Stück verkauft; aber ſein Widerſacher, Lavinius, wollte den Aedilen überreden, daß er es nicht aus dem Griechiſchen, ſondern aus zwei alten Stücken des Nävius und Plautus genommen habe. Freilich hatte der Eunuchus mit dieſen Stücken vieles gemein; aber doch war die Beſchuldigung des Lavinius falſch; denn Terenz hatte nur aus eben der griechiſchen Quelle geſchöpft, aus welcher, ihm unwiſſend, ſchon Nävius und Plautus vor ihm geſchöpft hatten. Alſo, um dergleichen Verleumdungen bei ſeinem Heautontimorumenos vorzubauen, was war natürlicher, als daß er den Aedilen das griechiſche Original vorgezeigt und ſie wegen des Inhalts unterrichtet hatte? Ja, die Aedilen konnten das leicht ſelbſt von ihm gefordert haben. Und darauf geht das

Novam esse ostendi, et quæ esset.

[1] Tusc. Quæst. lib. III. c. 27.

aufthat, mich nach den Banden umzuſehen, die mich mit den Menſchen verknüpften, konnte ich kaum einige Trümmer davon erblicken. Dreißig Jahre lang irrte ich unter ihnen einſam, unbekannt und verabſäumt umher, ohne die Zärtlichkeit irgend eines Menſchen empfunden, noch irgend einen Menſchen angetroffen zu haben, der die meinige geſucht hätte." Daß ein natürliches Kind ſich vergebens nach ſeinen Eltern, vergebens nach Perſonen umſehen kann, mit welchen es die nähern Bande des Bluts verknüpfen: das iſt ſehr begreiflich; das kann unter zehnen neunen begegnen. Aber daß es ganze dreißig Jahre in der Welt herum irren könne, ohne die Zärtlichkeit irgend eines Menſchen empfunden zu haben, ohne irgend einen Menſchen angetroffen zu haben, der die ſeinige geſucht hätte: das, ſollte ich faſt ſagen, iſt ſchlechterdings unmöglich. Oder wenn es möglich wäre, welche Menge ganz beſonderer Umſtände müßten von beiden Seiten, von Seiten der Welt und von Seiten dieſes ſo lange iſolirten Weſens zuſammen gekommen ſeyn, dieſe traurige Möglichkeit wirklich zu machen? Jahrhunderte auf Jahrhunderte werden verfließen, ehe ſie wieder einmal wirklich wird. Wolle der Himmel nicht, daß ich mir je das menſchliche Geſchlecht anders vorſtelle! Lieber wünſchte ich ſonſt, ein Bär geboren zu ſeyn, als ein Menſch. Nein, kein Menſch kann unter Menſchen ſo lange verlaſſen ſeyn! Man ſchleudere ihn hin, wohin man will; wenn er noch unter Menſchen fällt, ſo fällt er unter Weſen, die, ehe er ſich umgeſehen, wo er iſt, auf allen Seiten bereit ſtehen ſich an ihn anzuketten. Sind es nicht vornehme, ſo ſind es geringe! Sind es nicht glückliche, ſo ſind es unglückliche Menſchen! Menſchen ſind es doch immer. So wie ein Tropfen nur die Fläche des Waſſers berühren darf, um von ihm aufgenommen zu werden und ganz in ihm zu verfließen, das Waſſer heiße wie es will, Lache oder Quelle, Strom oder See, Belt oder Ocean.

Gleichwohl ſoll dieſe dreißigjährige Einſamkeit unter den Menſchen den Charakter des Dorval gebildet haben. Welcher Charakter kann ihm nun ähnlich ſehen? Wer kann ſich in ihm erkennen? nur zum kleinſten Theil in ihm erkennen?

Eine Ausflucht, finde ich doch, hat ſich Diderot auszuſparen geſucht. Er ſagt in dem Verfolge der angezogenen Stelle: „In der ernſthaften Gattung werden die Charaktere oft eben ſo allgemein ſeyn, als in der komiſchen Gattung; ſie werden aber allezeit weniger individuell ſeyn, als in der tragiſchen." Er würde ſonach antworten: Der Charakter des Dorval iſt kein komiſcher Charakter; er iſt ein Charakter, wie ihn das ernſthafte Schauſpiel erfordert; wie dieſes den Raum zwiſchen Komödie und Tragödie füllen ſoll, ſo müſſen auch die Charaktere deſſelben das Mittel zwiſchen den komiſchen und tragiſchen Charakteren halten; ſie brauchen nicht ſo allgemein zu ſeyn als jene, wenn ſie nur nicht ſo völlig individuell ſind als dieſe; und ſolcher Art dürfte doch wohl der Charakter des Dorval ſeyn.

Alſo wären wir glücklich wieder an dem Punkte, von welchem wir ausgingen. Wir wollten unterſuchen, ob es wahr ſey, daß die Tragödie Individuen, die Komödie aber Arten habe: das iſt, ob es wahr ſey, daß die Perſonen der Komödie eine große Anzahl von Menſchen faſſen und zugleich vorſtellen müßten; da hingegen der Held der Tragödie nur der und der Menſch, nur Regulus, oder Brutus, oder Cato ſey und ſeyn ſolle. Iſt es wahr, ſo hat auch das, was Diderot von den Perſonen der mittlern Gattung ſagt, die er die ernſthafte Komödie nennt, keine Schwierigkeit, und der Charakter ſeines Dorval wäre ſo tadelhaft nicht. Iſt es aber nicht wahr, ſo fällt auch dieſes von ſelbſt weg, und dem Charakter des natürlichen Sohnes kann aus einer ſo ungegründeten Eintheilung keine Rechtfertigung zufließen.

Neunundachtzigſtes Stück.

Den 8. März 1768.

Zuerſt muß ich anmerken, daß Diderot ſeine Aſſertion ohne allen Beweis gelaſſen hat. Er muß ſie für eine Wahrheit angeſehen haben, die kein Menſch in Zweifel ziehen werde, noch könne; die man nur denken dürfe, um ihren Grund zugleich mit zu denken. Und ſollte er den wohl gar in den wahren Namen der tragiſchen Perſonen gefunden haben? Weil dieſe Achilles, und Alexander, und Cato, und Auguſtus heißen, und Achilles, Alexander, Cato, Auguſtus wirklich einzelne Perſonen geweſen ſind; ſollte er wohl daraus geſchloſſen haben, daß ſonach alles, was der Dichter in der Tragödie ſie ſprechen und handeln läßt, auch nur dieſen einzelnen ſo genannten Perſonen und keinem in der Welt zugleich mit müſſe zukommen können? Faſt ſcheint es ſo.

Aber dieſen Irrthum hatte Ariſtoteles ſchon vor zweitauſend Jahren widerlegt, und auf die ihr entgegen ſtehende Wahrheit den weſentlichen Unterſchied zwiſchen der Geſchichte und Poeſie, ſo wie den größern Nutzen der letztern vor der erſtern gegründet. Auch hat er es auf eine ſo einleuchtende Art gethan, daß ich nur ſeine Worte anführen darf, um keine geringe Verwunderung zu erwecken, wie in einer ſo offenbaren Sache ein Diderot nicht gleicher Meinung mit ihm ſeyn könne.

„Aus dieſen alſo," ſagt Ariſtoteles,[1] nachdem er die weſentlichen Eigenſchaften der poetiſchen Fabel feſtgeſetzt, „aus dieſen alſo erhellet klar, daß des Dichters Werk nicht iſt, zu erzählen, was geſchehen, ſondern zu erzählen, von welcher Beſchaffenheit das Geſchehene und was nach der Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit dabei möglich geweſen. Denn Geſchichtſchreiber und Dichter unterſcheiden ſich nicht durch die gebundene oder ungebundene Rede: indem man die Bücher des Herodotus in gebundene Rede bringen kann, und ſie darum doch nichts weniger in gebundener Rede eine Geſchichte ſeyn werden, als ſie es in ungebundener waren. Sondern darin unterſcheiden ſie ſich, daß jener erzählt, was geſchehen; dieſer aber, von welcher Beſchaffenheit das Geſchehene geweſen. Daher iſt denn auch die Poeſie philoſophiſcher und nützlicher als die Geſchichte. Denn die Poeſie geht mehr auf das Allgemeine und die Geſchichte auf das Beſondere. Das Allgemeine aber iſt, wie ſo oder ſo ein Mann nach der Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit ſprechen und handeln würde; als worauf die Dichtkunſt bei Ertheilung der Namen ſieht. Das beſondere hingegen iſt, was Alcibiades gethan oder gelitten hat. Bei der Komödie nun hat ſich dieſes ſchon ganz offenbar gezeigt; denn wenn die Fabel nach der Wahrſcheinlichkeit abgefaßt iſt, legt man die etwaigen Namen ſonach bei, und macht es nicht wie die jambiſchen Dichter, die bei dem Einzelnen bleiben. Bei der Tragödie aber hält man ſich an die ſchon vorhandenen Namen, aus Urſache, weil das Mögliche glaubwürdig iſt, und wir nicht möglich glauben, was nie geſchehen, dahingegen was geſchehen, offenbar möglich ſeyn muß, weil es nicht geſchehen wäre, wenn es nicht möglich wäre. Und doch ſind auch in den Tragödien in einigen nur ein oder zwei bekannte Namen, und die übrigen ſind erdichtet; in einigen auch gar keiner, ſo wie in der *Blume des Agathon*. Denn in dieſem Stücke ſind Handlungen und Namen gleich erdichtet, und doch gefällt es darum nichts weniger."

In dieſer Stelle, die ich nach meiner eigenen Ueberſetzung anführe, mit welcher ich ſo genau bei den Worten geblieben bin als möglich, ſind verſchiedene Dinge, welche von den Auslegern, die ich noch zu Rathe ziehen

[1] Dichtk. 9. Kapitel.

können, entweder gar nicht oder falſch verſtanden worden. Was davon hier zur Sache gehört, muß ich mitnehmen.

Das iſt unwiderſprechlich, daß Ariſtoteles ſchlechterdings keinen Unterſchied zwiſchen den Perſonen der Tragödie und Komödie in Anſehung ihrer Allgemeinheit macht. Die einen ſo wohl als die andern, und ſelbſt die Perſonen der Epopee nicht ausgeſchloſſen, alle Perſonen der poetiſchen Nachahmung ohne Unterſchied ſollen ſprechen und handeln, nicht wie es ihnen einzig und allein zukommen könnte, ſondern ſo wie ein jeder von ihrer Beſchaffenheit in den nämlichen Umſtänden ſprechen oder handeln würde und müßte. In dieſem καθολου, in dieſer Allgemeinheit liegt allein der Grund, warum die Poeſie philoſophiſcher und folglich lehrreicher iſt als die Geſchichte; und wenn es wahr iſt, daß derjenige komiſche Dichter, welcher ſeinen Perſonen ſo eigene Phyſiognomien geben wollte, daß ihnen nur ein einziges Individuum in der Welt ähnlich wäre, die Komödie, wie Diderot ſagt, wiederum in ihre Kindheit zurückſetzen und in Satyre verkehren würde: ſo iſt es auch eben ſo wahr, daß derjenige tragiſche Dichter, welcher nur den und den Menſchen, nur den Cäſar, nur den Cato, nach allen den Eigenthümlichkeiten, die wir von ihnen wiſſen, vorſtellen wollte, ohne zugleich zu zeigen, wie alle dieſe Eigenthümlichkeiten mit dem Charakter des Cäſar und Cato zuſammen gehangen, der ihnen mit mehrern kann gemein ſeyn, daß, ſage ich, dieſer die Tragödie entkräften und zur Geſchichte erniedrigen würde.

Aber Ariſtoteles ſagt auch, daß die Poeſie auf dieſes Allgemeine der Perſonen mit den Namen, die ſie ihnen ertheile, ziele (οὗ ςοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιθεμενη), welches ſich beſonders bei der Komödie deutlich gezeigt habe. Und dieſes iſt es, was die Ausleger dem Ariſtoteles nachzuſagen ſich begnügt, im geringſten aber nicht erläutert haben. Wohl aber haben verſchiedene ſich ſo darüber ausgedrückt, daß man klar ſieht, ſie müſſen entweder nichts, oder etwas ganz falſches dabei gedacht haben. Die Frage iſt: wie ſieht die Poeſie, wenn ſie ihren Perſonen Namen ertheilt, auf das Allgemeine dieſer Perſonen? und wie iſt dieſe ihre Rückſicht auf das Allgemeine der Perſon, beſonders bei der Komödie, ſchon längſt ſichtbar geweſen?

Die Worte: ἐςι δε καθολου μεν, τῳ ποιῳ τα ποῖ' ἀττα συμβαινει λεγειν, ἡ πραττειν κατα το εἰκος ἡ το ἀναγκαιον. οὗ ςοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιθεμενη. überſetzt Dacier: une chose générale, c'est ce que tout homme d'un tel ou d'un tel caractère, a dû dire, ou faire vraisemblablement ou nécessairement, ce qui est le but de la Poésie lors même, qu'elle impose les noms à ses personnages. Vollkommen ſo überſetzt ſie auch Herr Curtius: „Das Allgemeine iſt, was einer, vermöge eines gewiſſen Charakters, nach der Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit redet oder thut. Dieſes Allgemeine iſt der Endzweck der Dichtkunſt, auch wenn ſie den Perſonen beſondere Namen beilegt.“ Auch in ihrer Anmerkung über dieſe Worte ſtehen beide für einen Mann; der eine ſagt vollkommen eben das, was der andere ſagt. Sie erklären beide, was das Allgemeine iſt; ſie ſagen beide, daß dieſes Allgemeine die Abſicht der Poeſie ſey: aber wie die Poeſie bei Ertheilung der Namen auf dieſes Allgemeine ſieht, davon ſagt keiner ein Wort. Vielmehr zeigt der Franzoſe durch ſein lors même, ſo wie der Deutſche durch ſein auch wenn offenbar, daß ſie nichts davon zu ſagen gewußt, ja daß ſie gar nicht einmal verſtanden, was Ariſtoteles ſagen wollen. Denn dieſes lors même, dieſes auch wenn heißt bei ihnen nichts mehr, als ob ſchon; und ſie laſſen den Ariſtoteles ſonach bloß ſagen, daß ungeachtet die Poeſie ihren Perſonen Namen von einzelnen Perſonen beilege, ſie dem ungeachtet nicht auf das Einzelne dieſer Perſonen, ſondern auf das Allgemeine derſelben gehe. Die Worte des Dacier, die ich in der Note anführen will,[1] zeigen dieſes deutlich. Nun iſt es wahr, daß dieſes eigentlich keinen falſchen Sinn macht; aber es erſchöpft doch auch den Sinn des Ariſtoteles hier nicht. Nicht genug, daß die Poeſie, ungeachtet der von einzelnen Perſonen genommenen Namen, auf das Allgemeine gehen kann: Ariſtoteles ſagt, daß ſie mit dieſen Namen ſelbſt auf das Allgemeine ziele, οὗ ςοχαζεται. Ich ſollte doch wohl meinen, daß beides nicht einerlei wäre. Iſt es aber nicht einerlei, ſo geräth man nothwendig auf die Frage: wie zielt ſie darauf? Und auf dieſe Frage antworten die Ausleger nichts.

Neunzigſtes Stück.

Den 11. März 1768.

Wie ſie darauf ziele, ſagt Ariſtoteles, dieſes habe ſich ſchon längſt an der Komödie deutlich gezeigt: Ἐπι μεν οὐν της κωμῳδιας ἠδη τουτο δηλον γεγονεν· συςησαντες γαρ τον μυθον δια των εἰκοτων, οὑτω τα τυχοντα ὀνοματα ἐπιτιθεασι, και οὐχ ὡσπερ οἱ ἰαμβοποιοι περι των καθ' ἑκαςον ποιουσιν. Ich muß auch hiervon die Ueberſetzungen des Dacier und Curtius anführen. Dacier ſagt: C'est ce qui est déjà rendu sensible dans la Comédie, car les Poëtes comiques, après avoir dressé leur sujet sur la vraisemblance imposent après cela à leurs personnages tels noms qu'il leur plait, et n'imitent pas les Poëtes satyriques, qui ne s'attachent qu'aux choses particulières. Und Curtius: „In dem Luſtſpiele iſt dieſes ſchon lange ſichtbar geweſen. Denn wenn die Komödienſchreiber den Plan der Fabel nach der Wahrſcheinlichkeit entworfen haben, legen ſie den Perſonen willkürliche Namen bei, und ſetzen ſich nicht, wie die jambiſchen Dichter, einen beſondern Vorwurf zum Ziele.“ Was findet man in dieſen Ueberſetzungen von dem, was Ariſtoteles hier vornehmlich ſagen will? Beide laſſen ihn weiter nichts ſagen, als daß die komiſchen Dichter es nicht machten wie die jambiſchen (das iſt, ſatyriſchen Dichter), und ſich an das Einzelne hielten, ſondern auf das Allgemeine mit ihren Perſonen gingen, denen ſie willkürliche Namen, tels noms qu'il leur plait, beilegten. Geſetzt nun auch, daß τα τυχοντα ὀνοματα dergleichen Namen bedeuten könnten: wo haben denn beide Ueberſetzer das οὑτω gelaſſen? Schien ihnen denn dieſes οὑτω gar nichts zu ſagen? Und doch ſagt es hier alles: denn dieſem οὑτω zufolge legten die komiſchen Dichter ihren Perſonen

[1] Aristote previent ici une objection, qu'on pouvoit lui faire, sur la definition, qu'il vient de donner d'une chose generale; car les ignorans n'auroient pas manqué de lui dire, qu'Homere, par exemple, n'a point en vue d'ecrire une action generale et universelle, mais une action particulière, puisqu'il raconte ce qu'ont fait de certains hommes, comme Achille, Agamemnon, Ulysse, etc., et que par consequent, il n'y a aucune difference entre Homere et un Historien, qui auroit ecrit les actions d'Achille. Le Philosophe va au devant de cette objection, en faisant voir que les Poetes, c'est a dire, les Auteurs d'une Tragedie ou d'un Poëme Epique, lors même, qu'ils imposent les noms a leurs personnages ne pensent en aucune maniere à les faire parler veritablement, ce qu'ils seroient obligés de faire, s'ils écrivoient les actions particulieres et véritables d'un certain homme, nommé Achille ou Edipe, mais qu'ils se proposent de les faire parler et agir nécessairement ou vraisemblablement; c'est a dire, de leur faire dire, et faire tout ce que des hommes de ce même caractere devoient faire et dire en cet etat, ou par nécessité, ou au moins selon les regles de la vraisemblance: ce qui prouve incontestablement que ce sont des actions générales et universelles. Nichts anders ſagt auch Hr. Curtius in ſeiner Anmerkung; nur daß er das Allgemeine und Einzelne noch an Beiſpielen zeigen wollen, die aber nicht ſo recht beweiſen, daß er auf den Grund der Sache gekommen. Denn ihnen zufolge wurden es nur perſonifirte Charaktere ſeyn, welche der Dichter reden und handeln ließe, da es doch charakteriſirte Perſonen ſeyn ſollen.

nicht allein willkürliche Namen bei, ſondern ſie legten ihnen dieſe willkürlichen Namen ſo, *οὕτω* bei. Und wie ſo? So, daß ſie mit dieſen Namen ſelbſt auf das Allgemeine zielten: *οὐ στοχάζεται ἡ ποίησις ὀνόματα ἐπιτιθεμένη*. Und wie geſchah das? Davon finde man mir ein Wort in den Anmerkungen des Dacier und Curtius!

Ohne weitere Umſchweiſe: es geſchah ſo, wie ich nun ſagen will. Die Komödie gab ihren Perſonen Namen, welche, vermöge ihrer grammatiſchen Ableitung und Zuſammenſetzung oder auch ſonſtigen Bedeutung, die Beſchaffenheit dieſer Perſonen ausdrückten; mit einem Worte ſie gab ihnen redende Namen, Namen, die man nur hören durfte, um ſogleich zu wiſſen, von welcher Art die ſeyn würden, die ſie führen. Ich will eine Stelle des Donatus hierüber anziehen. Nomina personarum ſagt er bei Gelegenheit der erſten Zeile in dem erſten Aufzuge der Brüder, in comœdiis duntaxat, habere debent rationem et etymologiam. Etenim absurdum est, comicum aperte argumentum confingere: vel nomen personæ incongruum dare vel officium quod sit a nomine diversum.[1] Hinc servus fidelis Parmeno: infidelis vel Syrus vel Geta: miles Thraso vel Polemon: juvenis Pamphilus: matrona Myrrhina, et puer ab odore Storax: vel a ludo et a gesticulatione Circus: et item similia. In quibus summum Poetæ vitium est, si quid e contrario repugnans contrarium diversumque protulerit nisi per *ἀντίφρασιν* nomen imposuerit joculariter, ut Misargyrides in Plauto dicitur trapezita. Wer ſich durch noch mehr Beiſpiele hiervon überzeugen will, der darf nur die Namen bei dem Plautus und Terenz unterſuchen. Da ihre Stücke alle aus dem Griechiſchen genommen ſind: ſo ſind auch die Namen ihrer Perſonen griechiſchen Urſprungs und haben der Etymologie nach immer eine Beziehung auf den Stand, auf die Denkungsart, oder auf ſonſt etwas, was dieſe Perſonen mit mehrern gemein haben können, wenn wir ſchon ſolche Etymologie nicht immer klar und ſicher angeben können.

Ich will mich bei einer ſo bekannten Sache nicht verweilen: aber wundern muß ich mich, wie die Ausleger des Ariſtoteles ſich ihrer gleichwohl da nicht erinnern können, wo Ariſtoteles ſo unwiderſprechlich auf ſie verweiſet. Denn was kann nunmehr wahrer, was kann klarer ſeyn, als was der Philoſoph von der Rückſicht ſagt, welche die Poeſie bei Ertheilung der Namen auf das Allgemeine nimmt? Was kann unläugbarer ſeyn, als daß *ἐπὶ μὲν τῆς κωμῳδίας ἤδη τοῦτο δῆλον γέγονεν*, daß ſich dieſe Rückſicht bei der Komödie beſonders längſt offenbar gezeigt habe? Von ihrem erſten Urſprung an, das iſt, ſobald ſich die jambiſchen Dichter von dem Beſondern zu dem Allgemeinen erhoben, ſobald aus der beleidigenden Satyre die unterrichtende Komödie entſtand, ſuchte man jenes Allgemeine durch die Namen ſelbſt anzudeuten. Der großſprecheriſche feige Soldat hieß nicht wie dieſer oder jener Anführer aus dieſem oder jenem Stamme, er hieß Pyrgopolinices, Hauptmann Mauerbrecher. Der elende Schmarutzer, der dieſem um das Maul ging, hieß nicht, wie ein gewiſſer armer Schlucker in der Stadt, er hieß Artotrogus, Brockenſchröter. Der Jüngling, welcher durch ſeinen Aufwand, beſonders auf Pferde, den Vater in Schulden ſetzte, hieß nicht, wie der Sohn dieſes oder jenes edeln Bürgers, er hieß Phidippides, Junker Spaarroß.

Man könnte einwenden, daß dergleichen bedeutende Namen wohl nur eine Erfindung der neuern griechiſchen Komödie ſeyn dürften, deren Dichtern es ernſtlich verboten war, ſich wahrer Namen zu bedienen: daß aber Ariſtoteles dieſe neuere Komödie nicht gekannt habe und folglich bei ſeinen Regeln keine Rückſicht auf ſie nehmen können. Das Letztere behauptet Hurd;[1] aber es iſt eben ſo falſch, als falſch es iſt, daß die ältere griechiſche Komödie ſich nur wahrer Namen bedient habe. Selbſt in denjenigen Stücken, deren vornehmſte, einzige Abſicht es war, eine gewiſſe bekannte Perſon lächerlich und verhaßt zu machen, waren, außer dem wahren Namen dieſer Perſon, die übrigen faſt alle erdichtet, und mit Beziehung auf ihren Stand und Charakter erdichtet.

Einundneunzigſtes Stück.

Den 15. März 1768.

Ja die wahren Namen ſelbſt, kann man ſagen, gingen nicht ſelten mehr auf das Allgemeine, als auf das Einzelne. Unter dem Namen Sokrates wollte Ariſtophanes nicht den einzelnen Sokrates, ſondern alle Sophiſten, die ſich mit Erziehung junger Leute bemengten, lächerlich und verdächtig machen. Der gefährliche Sophiſt überhaupt war ſein Gegenſtand, und er nannte dieſen nur Sokrates, weil Sokrates als ein ſolcher verſchrieen war. Daher eine Menge Züge, die auf den Sokrates gar nicht paßten; ſo daß Sokrates in dem Theater getroſt aufſtehen, und ſich der Vergleichung preis geben konnte! Aber wie ſehr verkennt man das Weſen der Komödie, wenn man dieſe nicht treffende Züge für nichts als muthwillige Verleumdungen erklärt, und ſie durchaus dafür nicht erkennen will, was ſie doch ſind, für Erweiterungen des einzelnen Charakters, für Erhebungen des Perſönlichen zum Allgemeinen!

---

[1] Dieſe Periode könnte leicht ſehr falſch verſtanden werden. Nämlich wenn man ſie ſo verſtehen wollte, als ob Donatus auch das für etwas ungereimtes hielte, Comicum aperte argumentum confingere. Und das iſt doch die Meinung des Donatus gar nicht. Sondern er will ſagen: es würde ungereimt ſeyn, wenn der komiſche Dichter, da er ſeinen Stoff offenbar erfindet, gleichwohl den Perſonen unſchickliche Namen oder Beſchäftigungen beilegen wollte, die mit ihren Namen ſtritten. Denn freilich, da der Stoff ganz von der Erfindung des Dichters iſt, ſo ſtand es ja einzig und allein bei ihm, was er ſeinen Perſonen für Namen beilegen, oder was er mit dieſen Namen für einen Stand oder für eine Verrichtung verbinden wollte. Sonach durfte ſich vielleicht Donatus auch ſelbſt ſo zweideutig nicht ausgedrückt haben; und mit Veränderung einer einzigen Sylbe iſt dieſer Anſtoß vermieden. Man leſe nämlich entweder: Absurdum est, Comicum aperte argumentum confingentem vel nomen personæ etc. Oder auch aperte argumentum confingere et nomen personæ u. ſ. w.

[1] Hurd in ſeiner Abhandlung über die verſchiedenen Gebiete des Drama. From the account of Comedy, here given, it may appear, that the idea of this drama is much enlarged beyond what it was in Aristotle's time; who defines it to be, an imitation of light and trivial actions, provoking ridicule. His notion was taken from the state and practice of the Athenian stage; that is from the old or middle comedy, which answer to this description. The great revolution, which the introduction of the new comedy made in the drama, did not happen till afterwards. Aber dieſes nimmt Hurd bloß an, damit ſeine Erklärung der Komödie mit der Ariſtoteliſchen nicht ſo geradezu zu ſtreiten ſcheine. Ariſtoteles hat die neue Komödie allerdings erlebt, und er gedenkt ihrer namentlich in der Moral an den Nicomachus, wo er von dem anſtändigen und unanſtändigen Scherze handelt (Lib. IV. cap. 14). *Ἴδοι δ' ἄν τις καὶ ἐκ τῶν κωμῳδιῶν τῶν παλαιῶν καὶ τῶν καινῶν. Τοῖς μὲν γὰρ ἦν γελοῖον ἡ αἰσχρολογία, τοῖς δὲ μᾶλλον ἡ ὑπόνοια.* Man könnte zwar ſagen, daß unter der neuen Komödie hier die mittlere verſtanden werde; denn als noch keine neue geweſen, habe nothwendig die mittlere die neue heißen müſſen. Man könnte hinzuſetzen, daß Ariſtoteles in eben der Olympiade geſtorben, in welcher Menander ſein erſtes Stück aufführen laſſen und zwar noch das Jahr vorher (Eusebius in Chronico ad Olymp. CXIV. 4). Allein man hat Unrecht, wenn man den Anfang der neuen Komödie von dem Menander rechnet; Menander war der erſte Dichter dieſer Epoche dem poetiſchen Werthe nach, aber nicht der Zeit nach. Philemon, der dazu gehört, ſchrieb viel früher, und der Uebergang von der mittlern zur neuern Komödie war ſo unmerklich, daß es dem Ariſtoteles unmöglich an Muſtern derſelben kann gefehlt haben. Ariſtophanes ſelbſt hatte ſchon ein ſolches Muſter gegeben; ſein Kokalos war ſo beſchaffen, wie ihn Philemon ſich mit wenigen Veränderungen zueignen konnte: *Κώκαλον*, heißt es in dem Leben des Ariſtophanes, *ἐν ᾧ εἰσάγει φθορὰν καὶ ἀναγνωρισμὸν καὶ τἄλλα πάντα ἃ ἐζήλωσε Μένανδρος*. Wie nun alſo Ariſtophanes Muſter von allen verſchiedenen Abänderungen der Komödie gegeben, ſo konnte auch Ariſtoteles ſeine Erklärung der Komödie überhaupt auf ſie alle einrichten. Das that er denn, und die Komödie hat nachher keine Erweiterung bekommen, für welche dieſe Erklärung zu enge geworden wäre. Hurd hätte ſie nur recht verſtehen dürfen, und er würde gar nicht nöthig gehabt haben, um ſeine an und für ſich richtigen Begriffe von der Komödie außer allen Streit mit den Ariſtoteliſchen zu ſetzen, ſeine Zuflucht zu der vermeintlichen Unerfahrenheit des Ariſtoteles zu nehmen.

Hier ließe ſich von dem Gebrauche der wahren Namen in der griechiſchen Komödie überhaupt verſchiedenes ſagen, was von den Gelehrten ſo genau noch nicht aus einander geſetzt worden, als es wohl verdiente. Es ließe ſich anmerken, daß dieſer Gebrauch keinesweges in der ältern griechiſchen Komödie allgemein geweſen,[1] daß ſich nur der und jener Dichter gelegentlich deſſelben erkühnt,[2] daß er folglich nicht als ein unterſcheidendes Merkmal dieſer Epoche der Komödie zu betrachten.[3] Es ließe ſich zeigen, daß als er endlich durch ausdrückliche Geſetze unterſagt war, doch noch immer gewiſſe Perſonen von dem Schutze dieſer Geſetze entweder namentlich ausgeſchloſſen waren, oder doch ſtillſchweigend für ausgeſchloſſen gehalten wurden. In den Stücken des Menander ſelbſt wurden noch Leute genug bei ihren wahren Namen genannt und lächerlich gemacht.[1] Doch ich muß mich nicht aus einer Ausſchweifung in die andere verlieren.

Ich will nur noch die Anwendung auf die wahren Namen der Tragödie machen. So wie der Ariſtophaniſche Sokrates nicht den einzelnen Mann dieſes Namens vorſtellte, noch vorſtellen ſollte; ſo wie dieſes perſonificirte Ideal einer eiteln und gefährlichen Schulweisheit nur darum den Namen Sokrates bekam, weil Sokrates als ein ſolcher Täuſcher und Verführer zum Theil bekannt war, zum Theil noch bekannter werden ſollte; ſo wie bloß der Begriff von Stand und Charakter, den man mit dem Namen Sokrates verband und noch näher verbinden ſollte, den Dichter in der Wahl des Namens beſtimmte: ſo iſt auch bloß der Begriff des Charakters, den wir mit den Namen Regulus, Cato, Brutus zu verbinden gewohnt ſind, die Urſache, warum der tragiſche Dichter ſeinen Perſonen dieſe Namen ertheilt. Er führt einen Regulus, einen Brutus auf, nicht um uns mit den wirklichen Begegniſſen dieſer Männer bekannt zu machen, nicht um das Gedächtniß derſelben zu erneuern, ſondern um uns mit ſolchen Begegniſſen zu unterhalten, die Männern von ihrem Charakter überhaupt begegnen können und müſſen. Nun iſt zwar wahr, daß wir dieſen ihren Charakter aus ihren wirklichen Begegniſſen abſtrahirt haben; es folgt aber doch daraus nicht, daß uns auch ihr Charakter wieder auf ihre Begegniſſe zurückführen müſſe; er kann uns nicht ſelten weit kürzer, weit natürlicher auf ganz andere bringen, mit welchen jene wirkliche weiter nichts gemein haben, als daß ſie mit ihnen aus einer Quelle, aber auf unzuverfolgenden Umwegen und über Erdſtriche hergefloſſen ſind, welche ihre Lauterheit verdorben haben. In dieſem Falle wird der Poet jene erfundene den wirklichen ſchlechterdings vorziehen, aber den Perſonen noch immer die wahren Namen laſſen. Und zwar aus einer doppelten Urſache: einmal, weil wir ſchon gewohnt ſind, bei dieſen Namen einen Charakter zu denken, wie er ihn in ſeiner Allgemeinheit zeigt; zweitens, weil wirklichen Namen auch wirkliche Begebenheiten anzuhängen ſcheinen, und alles, was einmal geſchehen, glaubwürdiger iſt, als was nicht geſchehen. Die erſte dieſer Urſachen fließt aus der Verbindung der Ariſtoteliſchen Begriffe überhaupt, ſie liegt zum Grunde, und Ariſtoteles hatte nicht nöthig, ſich umſtändlicher bei ihr zu verweilen; wohl aber bei der zweiten, als einer von anderwärts noch dazu kommenden Urſache. Doch dieſe liegt jetzt außer meinem Wege, und die Ausleger insgeſammt haben ſie weniger mißverſtanden als jene.

---

[1] Wenn nach dem Ariſtoteles das Schema der Komödie von dem Margites des Homer, ὀυ ψογον, ἀλλα το γελοιον δραματοποιησαντος, genommen worden: ſo wird man, allem Anſehn nach, auch gleich Anfangs die erdichteten Namen mit eingeführt haben. Denn Margites war wohl nicht der wahre Name einer gewiſſen Perſon: indem Μαργιτης wohl eher von μαργης gemacht worden, als daß μαργης von Μαργιτης ſollte entſtanden ſeyn. Von verſchiedenen Dichtern der alten Komödie finden wir es auch ausdrücklich angemerkt, daß ſie ſich aller Anzüglichkeiten enthalten, welches bei wahren Namen nicht möglich geweſen wäre. Z. E. von dem Pherekrates.

[2] Die perſönliche und namentliche Satyre war ſo wenig eine weſentliche Eigenſchaft der alten Komödie, daß man vielmehr denjenigen ihrer Dichter gar wohl kennt, der ſich ihrer zuerſt erkühnt. Es war Cratinus, welcher zuerſt τῳ χαριεντι της κωμῳδιας το ὠφελιμον προσεθηκε, τους κακως πραττοντας διαβαλλων, και ὡσπερ δημοσιᾳ μαστιγι τῃ κωμῳδιᾳ κολαζων. Und auch dieſer wagte ſich nur Anfangs an gemeine verworfene Leute, von deren Ahndung er nichts zu befürchten hatte. Ariſtophanes wollte ſich die Ehre nicht nehmen laſſen, daß er es ſey, welcher ſich zuerſt an die Großen des Staats gewagt habe (Ir. v. 750):

Ουκ ἰδιωτας ἀνθρωπισκους κωμῳδων, ὀυδε γυναικας,
Ἀλλ' Ἡρακλεους ὀργην τιν' ἐχων, τοισι μεγιστοις
ἐπιχειρει.

Ja er hätte lieber gar dieſe Kühnheit als ſein eigenes Privilegium betrachten mögen. Er war höchſt eiferſüchtig, als er ſah, daß ihm ſo viele andere Dichter, die er verachtete, darin nachfolgten.

[3] Welches gleichwohl faſt immer geſchieht. Ja man geht noch weiter und will behaupten, daß mit den wahren Namen auch wahre Begebenheiten verbunden geweſen, an welchen die Erfindung des Dichters keinen Theil gehabt. Dacier ſelbſt ſagt: Aristote n'a pu vouloir dire qu'Epicharmus et Phormis inventerent les sujets de leurs pieces, puisque l'un et l'autre ont été des Poëtes de la vieille Comédie, où il n'y avoit rien de feint, et que ces aventures feintes ne commencèrent à être mises sur le theatre, que du tems d'Alexandre le Grand, c'est à dire dans la nouvelle Comédie. (Remarque sur le Chap. V. de la Poët. d'Arist.) Man ſollte glauben, wer ſo etwas ſagen könne, müßte nie auch nur einen Blick in den Ariſtophanes gethan haben. Das Argument, die Fabel der alten griechiſchen Komödie war eben ſowohl erdichtet, als es die Argumente und Fabeln der neuen nur immer ſeyn konnten. Kein einziges von den übrig gebliebenen Stücken des Ariſtophanes ſtellt eine Begebenheit vor, die wirklich geſchehen wäre; und wie kann man ſagen, daß ſie der Dichter deßwegen nicht erfunden, weil ſie zum Theil auf wirkliche Begebenheiten anſpielt? Wenn Ariſtoteles als ausgemacht annimmt, ὁτι τον ποιητην μαλλον των μυθων εἰναι δει ποιητην, ἡ των μετρων: würde er nicht ſchlechterdings die Verfaſſer der alten griechiſchen Komödie aus der Klaſſe der Dichter haben ausſchließen müſſen, wenn er geglaubt hätte, daß ſie die Argumente ihrer Stücke nicht erfunden? Aber ſo wie es nach ihm in der Tragödie gar wohl mit der poetiſchen Erfindung beſtehen kann, daß Namen und Umſtände aus der wahren Geſchichte entlehnt ſind, ſo muß es ſeiner Meinung nach auch in der Komödie beſtehen können. Es kann unmöglich ſeinen Begriffen gemäß geweſen ſeyn, daß die Komödie dadurch, daß ſie wahre Namen brauche und auf wahre Begebenheiten anſpiele, wiederum in die jambiſche Schmähſucht zurück falle: vielmehr muß er geglaubt haben, daß ſich das καθολου ποιειν λογους ἡ μυθους gar wohl damit vertrage. Er geſteht dieſes den älteſten komiſchen Dichtern, dem Epicharmus, dem Phormis und Krates zu, und wird es gewiß dem Ariſtophanes nicht abgeſprochen haben, ob er ſchon wußte, wie ſehr er nicht allein den Kleon und Hyperbolus, ſondern auch den Perikles und Sokrates namentlich mitgenommen.

[1] Mit der Strenge, mit welcher Plato das Verbot, jemand in der Komödie lächerlich zu machen, in ſeiner Republik einführen wollte (μητε λογῳ, μητε εἰκονι, μητε θυμῳ, μητε ἀνευ θυμου, μηδαμως μηδενα των πολιτων κωμῳδειν), iſt in der wirklichen Republik niemals darüber gehalten worden. Ich will nicht anführen, daß in den Stücken des Menander noch ſo mancher cyniſche Philoſoph, noch ſo manche Buhlerin mit Namen genennt ward; man könnte antworten, daß dieſer Abſchaum von Menſchen nicht zu den Bürgern gehört. Aber Kteſippus, der Sohn des Chabrias, war doch gewiß athenienſiſcher Bürger, ſo gut wie einer, und man ſehe, was Menander von ihm ſagte (Menandri Fr. p. 137. Edit. Cl.).

Nun alſo auf die Behauptung des Diderot zurück zu kommen. Wenn ich die Lehre des Ariſtoteles richtig erklärt zu haben glauben darf: ſo darf ich auch glauben, durch meine Erklärung bewieſen zu haben, daß die Sache ſelbſt unmöglich anders ſeyn kann, als ſie Ariſtoteles lehrt. Die Charaktere der Tragödie müſſen eben ſo allgemein ſeyn, als die Charaktere der Komödie. Der Unterſchied, den Diderot behauptet, iſt falſch, oder Diderot muß unter der Allgemeinheit eines Charakters ganz etwas anders verſtehen, als Ariſtoteles darunter verſtand.

Zweiundneunzigſtes Stück.

Den 16. März 1768.

Und warum könnte das Letztere nicht ſeyn? Finde ich doch noch einen andern, nicht minder trefflichen Kunſtrichter, der ſich faſt eben ſo ausdrückt als Diderot, faſt eben ſo geradezu dem Ariſtoteles zu widerſprechen ſcheint, und gleichwohl im Grunde ſo wenig widerſpricht, daß ich ihn vielmehr unter allen Kunſtrichtern für denjenigen erkennen muß, der noch das meiſte Licht über dieſe Materie verbreitet hat.

Es iſt dieſes der engliſche Commentator der Horaziſchen Dichtkunſt, Hurd, ein Schriftſteller aus derjenigen Klaſſe, die durch Ueberſetzungen bei uns immer am ſpäteſten bekannt werden. Ich möchte ihn aber hier nicht gern anpreiſen, um dieſe ſeine Bekanntmachung zu beſchleunigen. Wenn der Deutſche, der ihr gewachſen wäre, ſich noch nicht gefunden hat, ſo dürften vielleicht auch der Leſer unter uns noch nicht viele ſeyn, denen daran gelegen wäre. Der fleißige Mann voll guten Willens übereile ſich alſo lieber damit nicht und ſehe, was ich von einem noch unüberſetzten guten Buche hier ſage, ja für keinen Wink an, den ich ſeiner allezeit fertigen Feder geben wollen.

Hurd hat ſeinem Commentar eine Abhandlung über die verſchiednen Gebiete des Drama beigefügt. Denn er glaubte bemerkt zu haben, daß bisher nur die allgemeinen Geſetze dieſer Dichtungsart in Erwägung gezogen worden, ohne die Gränzen der verſchiedenen Gattungen derſelben feſtzuſetzen. Gleichwohl müſſe auch dieſes geſchehen, um von dem eigenen Verdienſte einer jeden Gattung insbeſondere ein billiges Urtheil zu fällen. Nachdem er alſo die Abſicht des Drama überhaupt und der drei Gattungen deſſelben, die er vor ſich findet, der Tragödie, der Komödie und des Poſſenſpiels, insbeſondere feſtgeſetzt: ſo folgert er aus jener allgemeinen und aus dieſen beſondern Abſichten ſowohl diejenigen Eigenſchaften, welche ſie unter ſich gemein haben, als diejenigen, in welchen ſie von einander unterſchieden ſeyn müſſen.

Unter die letztern rechnet er in Anſehung der Komödie und Tragödie auch dieſe, daß der Tragödie eine wahre, der Komödie hingegen eine erdichtete Begebenheit zuträglicher ſey. Hierauf fährt er fort: The same genius in the two dramas is observable, in their draught of characters. Comedy makes all its characters general; Tragedy, particular. The Avare of Moliere is not so properly the picture of a covetous man, as of covetousness itself. Racine's Nero on the other hand, is not a picture of cruelty, but of a cruel man. D. i.: „In dem nämlichen Geiſte ſchildern die zwei Gattungen des Drama auch ihre Charaktere. Die Komödie macht alle ihre Charaktere general; die Tragödie partikular. Der Geizige des Moliere iſt nicht ſo eigentlich das Gemälde eines geizigen Mannes, als des Geizes ſelbſt. Racine's Nero hingegen iſt nicht das Gemälde der Grauſamkeit, ſondern nur eines grauſamen Mannes.“

Hurd ſcheint ſo zu ſchließen: wenn die Tragödie eine wahre Begebenheit erfordert, ſo müſſen auch ihre Charaktere wahr, das iſt, ſo beſchaffen ſeyn, wie ſie wirklich in den Individuen exiſtiren; wenn hingegen die Komödie ſich mit erdichteten Begebenheiten begnügen kann, wenn ihr wahrſcheinliche Begebenheiten, in welchen ſich die Charaktere nach allen ihrem Umfange zeigen können, lieber ſind als wahre, die ihnen einen ſo weiten Spielraum nicht erlauben: ſo dürfen und müſſen auch ihre Charaktere ſelbſt allgemeiner ſeyn, als ſie in der Natur exiſtiren; angeſehen dem Allgemeinen ſelbſt in unſerer Einbildungskraft eine Art von Exiſtenz zukömmt, die ſich gegen die wirkliche Exiſtenz des Einzelnen eben wie das Wahrſcheinliche zu dem Wahren verhält.

Ich will jetzt nicht unterſuchen, ob dieſe Art zu ſchließen, nicht ein bloßer Zirkel iſt; ich will die Schlußfolge bloß annehmen, ſo wie ſie da liegt und wie ſie der Lehre des Ariſtoteles ſchnurſtracks zu widerſprechen ſcheint. Doch, wie geſagt, ſie ſcheint es bloß, welches aus der weitern Erklärung des Hurd erhellt.

„Es wird aber,“ fährt er fort, „hier dienlich ſeyn, einer doppelten Verſtoßung vorzubauen, welche der eben angeführte Grundſatz zu begünſtigen ſcheinen könnte

„Die erſte betrifft die Tragödie, von der ich geſagt habe, daß ſie partikuläre Charaktere zeige. Ich meine ihre Charaktere ſind partikulärer, als die Charaktere der Komödie. Das iſt: die Abſicht der Tragödie verlangt es nicht und erlaubt es nicht, daß der Dichter von den charakteriſtiſchen Umſtänden, durch welche ſich die Sitten ſchildern, ſo viele zuſammen zieht, als die Komödie. Denn in jener wird von dem Charakter nicht mehr gezeigt, als ſo viel der Verlauf der Handlung unumgänglich erfordert. In dieſer hingegen werden alle Züge, durch die er ſich zu unterſcheiden pflegt, mit Fleiß aufgeſucht und angebracht.

„Es iſt faſt wie mit dem Porträtmalen. Wenn ein großer Meiſter ein einzelnes Geſicht abmalen ſoll, ſo giebt er ihm alle die Lineamente, die er in ihm findet, und macht es Geſichtern von der nämlichen Art nur ſo weit ähnlich, als es ohne Verletzung des allergeringſten eigenthümlichen Zuges geſchehen kann. Soll eben derſelbe Künſtler hingegen einen Kopf überhaupt malen, ſo wird er alle die gewöhnlichen Mienen und Züge zuſammen anzubringen ſuchen, von denen er in der geſammten Gattung bemerkt hat, daß ſie die Idee am kräftigſten ausdrücken, die er ſich jetzt in Gedanken gemacht hat und in ſeinem Gemälde darſtellen will.

„Eben ſo unterſcheiden ſich die Schildereien der beiden Gattungen des Drama; woraus denn erhellt, daß, wenn ich den tragiſchen Charakter partikular nenne, ich bloß ſagen will, daß er die Art, zu welcher er gehört, weniger vorſtellig macht, als der komiſche; nicht aber, daß das, was man von dem Charakter zu zeigen für gut befindet, es mag nun ſo wenig ſeyn, als es will, nicht nach dem Allgemeinen entworfen ſeyn ſollte, als wovon ich das Gegentheil anderwärts behauptet und umſtändlich erläutert habe.[1]

„Was zweitens die Komödie anbelangt, ſo habe ich geſagt, daß ſie generale Charaktere geben müſſe, und habe zum Beiſpiel den Geizigen des Moliere angeführt, der mehr der Idee des Geizes als eines wirklichen geizigen Mannes entſpricht. Doch auch hier muß man meine Worte nicht in aller ihrer Strenge nehmen. Moliere dünkt mich in dieſem Beiſpiele ſelbſt fehlerhaft; ob es ſchon ſonſt mit der erforderlichen Erklärung nicht ganz unſchicklich ſeyn wird, meine Meinung begreiflich zu machen.

---

[1] Bei den Verſen der horaziſchen Dichtkunſt: Respicere exemplar vitæ morumque jubebo Doctum imitatorem, et veras hinc ducere voces, wo Hurd zeigt, daß die Wahrheit, welche Horaz hier verlangt, einen ſolchen Ausdruck bedeute, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß iſt; Falſchheit hingegen das heiße, was zwar dem vorhabenden beſondern Falle angemeſſen, aber nicht mit jener allgemeinen Natur übereinſtimmend ſey.

„Da die komiſche Bühne die Abſicht hat, Charaktere zu ſchildern, ſo meine ich, kann dieſe Abſicht am vollkommenſten erreicht werden, wenn ſie dieſe Charaktere ſo allgemein macht, als möglich. Denn indem auf dieſe Weiſe die in dem Stücke aufgeführte Perſon gleichſam der Repräſentant aller Charaktere dieſer Art wird, ſo kann unſere Luſt an der Wahrheit der Vorſtellung ſo viel Nahrung darin finden, als nur möglich. Es muß aber ſodann dieſe Allgemeinheit ſich nicht bis auf unſern Begriff von den möglichen Wirkungen des Charakters, im Abſtracto betrachtet, erſtrecken, ſondern nur bis auf die wirkliche Aeußerung ſeiner Kräfte, ſo wie ſie von der Erfahrung gerechtfertigt werden und im gemeinen Leben ſtattfinden können. Hierin haben Moliere und vor ihm Plautus gefehlt; ſtatt der Abbildung eines geizigen Mannes haben ſie uns eine grillenhafte widrige Schilderung der Leidenſchaft des Geizes gegeben. Ich nenne es eine grillenhafte Schilderung, weil ſie kein Urbild in der Natur hat. Ich nenne es eine widrige Schilderung; denn da es die Schilderung einer einfachen unvermiſchten Leidenſchaft iſt, ſo fehlen ihr alle die Lichter und Schatten, deren richtige Verbindung allein ihr Kraft und Leben ertheilen könnte. Dieſe Lichter und Schatten ſind die Vermiſchung verſchiedener Leidenſchaften, welche mit der vornehmſten oder herrſchenden Leidenſchaft zuſammen den menſchlichen Charakter ausmachen; und dieſe Vermiſchung muß ſich in jedem dramatiſchen Gemälde von Sitten finden, weil es zugeſtanden iſt, daß das Drama vornehmlich das wirkliche Leben abbilden ſoll. Doch aber muß die Zeichnung der herrſchenden Leidenſchaft ſo allgemein entworfen ſeyn, als es ihr Streit mit den andern in der Natur nur immer zulaſſen will, damit der vorzuſtellende Charakter ſich deſto kräftiger ausdrücke.

Dreiundneunzigſtes Stück.

Den 22. März 1768.

„Alles dieſes läßt ſich abermals aus der Malerei ſehr wohl erläutern. In charakteriſtiſchen Porträten, wie wir diejenigen nennen können, welche eine Abbildung der Sitten geben ſollen, wird der Artiſt, wenn er ein Mann von wirklicher Fähigkeit iſt, nicht auf die Möglichkeit einer abſtrakten Idee losarbeiten. Alles was er ſich vornimmt zu zeigen wird dieſes ſeyn, daß irgend eine Eigenſchaft die herrſchende iſt; dieſe drückt er ſtark und durch ſolche Zeichen aus, als ſich in den Wirkungen der herrſchenden Leidenſchaft am ſichtbarſten äußern. Und wenn er dieſes gethan hat, ſo dürfen wir, nach der gemeinen Art zu reden, oder wenn man will, als ein Compliment gegen ſeine Kunſt, gar wohl von einem ſolchen Porträte ſagen, daß es uns nicht ſowohl den Menſchen, als die Leidenſchaft zeige; gerade ſo wie die Alten von der berühmten Bildſäule des Apollodorus vom Silanion angemerkt haben, daß ſie nicht ſowohl den zornigen Apollodorus, als die Leidenſchaft des Zornes vorſtelle.[1] Dieſes aber muß bloß ſo verſtanden werden, daß er die hauptſächlichen Züge der vorgebildeten Leidenſchaft gut ausgedrückt habe. Denn im Uebrigen behandelt er ſeinen Vorwurf eben ſo, wie er jeden andern behandeln würde: das iſt, er vergißt die mitverbundenen Eigenſchaften nicht und nimmt das allgemeine Ebenmaaß und Verhältniß, welches man an einer menſchlichen Figur erwartet, in Acht. Und das heißt denn die Natur ſchildern, welche uns kein Beiſpiel von einem Menſchen giebt, der ganz und gar in eine einzige Leidenſchaft verwandelt wäre. Keine Metamorphoſe könnte ſeltſamer und unglaublicher ſeyn. Gleichwohl ſind Porträte in dieſem tadelhaften Geſchmacke verfertigt, die Bewunderung gemeiner Gaffer, die, wenn ſie in einer Sammlung das Gemälde, z. E. eines Geizigen (denn ein gewöhnlicheres giebt es wohl in dieſer Gattung nicht), erblicken, und nach dieſer Idee jede Muskel, jeden Zug angeſtrengt, verzerrt und überladen finden, ſicherlich nicht ermangeln, ihre Billigung und Bewunderung darüber zu äußern. — Nach dieſem Begriffe der Vortrefflichkeit würde Le Bruns Buch von den Leidenſchaften eine Folge der beſten und richtigſten moraliſchen Porträte enthalten, und die Charaktere des Theophraſt müßten, in Abſicht auf das Drama, den Charaktern des Terenz weit vorzuziehen ſeyn.

„Ueber das erſtere dieſer Urtheile würde jeder Virtuoſe in den bildenden Künſten unſtreitig lachen. Das letztere aber, fürchte ich, dürften wohl nicht alle ſo ſeltſam finden; wenigſtens nach der Praxis verſchiedener unſerer beſten komiſchen Schriftſteller und nach dem Beifalle zu urtheilen, welchen dergleichen Stücke gemeiniglich gefunden haben. Es ließen ſich leicht faſt aus allen charakteriſtiſchen Komödien Beiſpiele anführen. Wer aber die Ungereimtheit, dramatiſche Sitten nach abſtrakten Ideen auszuführen, in ihrem völligen Lichte ſehen will, der darf nur B. Johnſon's Jedermann aus ſeinem Humor[1]

---

[1] Non hominem ex ære fecit, sed iracundiam. Plinius libr. 34. 8.

[1] Beim B. Johnſon ſind zwei Komödien, die er vom Humor benennt hat: die eine Every Man in his Humour und die andere Every Man out of his Humour. Das Wort Humor war zu ſeiner Zeit aufgekommen und wurde auf die lächerlichſte Weiſe gemißbraucht. Sowohl dieſen Mißbrauch, als den eigentlichen Sinn deſſelben, bemerkt er in folgender Stelle ſelbſt:

As when some one peculiar quality
Doth so possess a Man, that it doth draw
All his affects, his spirits, and his powers,
In their constructions, all to run one way,
This may be truly said to be a humour.
But that a rook by wearing a py'd feather,
The cable hatband, or the three-pil'd ruff,
A yard of shoe-tye, or the Switzer's knot
On his French garters, should affect a humour!
O, it is more than most ridiculous.

In der Geſchichte des Humors ſind beide Stücke des Johnſon alſo ſehr wichtige Dokumente und das letztere noch mehr als das erſtere. Der Humor, den wir den Engländern jetzt ſo vorzüglich zuſchreiben, war damals bei ihnen großentheils Affectation, und vornehmlich dieſe Affectation lächerlich zu machen, ſchilderte Johnſon Humor. Die Sache genau zu nehmen, müßte auch nur der Affectirte und nie der wahre Humor ein Gegenſtand der Komödie ſeyn. Denn nur die Begierde, ſich von andern auszuzeichnen, ſich durch etwas Eigenthümliches merkbar zu machen, iſt eine allgemeine menſchliche Schwachheit, die nach Beſchaffenheit der Mittel, welche ſie wählt, ſehr lächerlich oder auch ſehr ſtrafbar werden kann. Das aber, wodurch die Natur ſelbſt oder eine anhaltende, zur Natur gewordene Gewohnheit einen einzelnen Menſchen von allen andern auszeichnet, iſt viel zu ſpeciell, als daß es ſich mit der allgemeinen philoſophiſchen Abſicht des Drama vertragen könnte. Der überhäufte Humor in vielen engliſchen Stücken dürfte ſonach auch wohl das Eigene, aber nicht das Beſſere derſelben ſeyn. Gewiß iſt es, daß ſich in dem Drama der Alten keine Spur von Humor findet. Die alten dramatiſchen Dichter wußten das Kunſtſtück, ihre Perſonen auch ohne Humor zu individualiſiren, ja die alten Dichter überhaupt. Wohl aber zeigen die alten Geſchichtſchreiber und Redner dann und wann Humor, wenn nämlich die hiſtoriſche Wahrheit oder die Aufklärung eines gewiſſen Facti dieſe genaue Schilderung καθ' ἕκαστον erfordert. Ich habe Exempel davon fleißig geſammelt, die ich auch bloß darum in Ordnung bringen zu können wünſchte, um gelegentlich einen Fehler wieder gut zu machen, der ziemlich allgemein geworden iſt. Wir überſetzen nämlich jetzt faſt durchgängig Humor durch Laune, und ich glaube mir bewußt zu ſeyn, daß ich der erſte bin, der es ſo überſetzt hat. Ich habe ſehr unrecht daran gethan und ich wünſchte, daß man mir nicht gefolgt wäre. Denn vor ſich nehmen, welches ein charakteriſtiſches Stück ſeyn ſoll, in der That aber nichts als eine unnatürliche und, wie es die Maler nennen würden, harte Schilderung einer Gruppe von für ſich beſtehenden Leidenſchaften iſt, wovon man das Urbild in dem wirklichen Leben nirgends findet. Dennoch hat dieſe Komödie immer ihre Bewunderer gehabt, und beſonders muß Randolph von ihrer Einrichtung ſehr bezaubert geweſen ſeyn, weil er ſie in ſeinem Spiegel der Muſe ausdrücklich nachgeahmt zu haben ſcheint.

„Auch hierin, müſſen wir anmerken, iſt Shakeſpeare, ſo wie in allen andern noch weſentlichern Schönheiten des Drama, ein vollkommenes Muſter. Wer ſeine Komödien in dieſer Abſicht aufmerkſam durchleſen will, wird finden, daß ſeine auch noch ſo kräftig gezeichneten Charaktere den größten Theil ihrer Rollen durch ſich vollkommen wie alle andere ausdrücken, und ihre weſentlichen und herrſchenden Eigenſchaften nur gelegentlich, ſo wie die Umſtände eine ungezwungene Aeußerung veranlaſſen, an den Tag legen. Dieſe beſondere Vortrefflichkeit ſeiner Komödien entſtand daher, daß er die Natur getreulich kopirte und ſein reges und feuriges Genie auf alles aufmerkſam war, was ihm in dem Verlaufe der Scenen dienliches aufſtoßen konnte; dahingegen Nachahmung und geringere Fähigkeiten kleine Scribenten verleiten, ſich um die Fertigkeit zu beeifern, dieſen einen Zweck keinen Augenblick aus dem Geſichte zu laſſen, und mit der ängſtlichſten Sorgfalt ihre Lieblingscharaktere in beſtändigem Spiele und ununterbrochner Thätigkeit zu erhalten. Man könnte über dieſe ungeſchickte Anſtrengung ihres Witzes ſagen, daß ſie mit den Perſonen ihres Stücks nicht anders umgehen, als gewiſſe ſpaßhafte Leute mit ihren Bekannten, denen ſie mit ihren Höflichkeiten ſo zuſetzen, daß ſie ihren Antheil an der allgemeinen Unterhaltung gar nicht nehmen können, ſondern nur immer zum Vergnügen der Geſellſchaft Sprünge und Männerchen machen müſſen.“

Vierundneunzigſtes Stück.

Den 25. März 1768.

Und ſo viel von der Allgemeinheit der komiſchen Charaktere und den Gränzen dieſer Allgemeinheit, nach der Idee des Hurd! — Doch es wird nöthig ſeyn, noch erſt die zweite Stelle beizubringen, wo er erklärt zu haben verſichert, in wie weit auch den tragiſchen Charakteren, ob ſie ſchon nur partikular wären, dennoch eine Allgemeinheit zukomme, ehe wir den Schluß überhaupt machen können, ob und wie Hurd mit Diderot und beide mit dem Ariſtoteles übereinſtimmen.

„Wahrheit, ſagt er, heißt in der Poeſie ein ſolcher Ausdruck, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß iſt: Falſchheit hingegen ein ſolcher, als ſich zwar zu dem vorhabenden beſondern Falle ſchickt, aber nicht mit jener allgemeinen Natur übereinſtimmt. Dieſe Wahrheit des Ausdrucks in der dramatiſchen Poeſie zu erreichen, empfiehlt Horaz[1] zwei Dinge: einmal die Sokratiſche Philoſophie fleißig zu ſtudiren; zweitens ſich um die genaue Kenntniß des menſchlichen Lebens zu bewerben. Jenes, weil es der eigenthümliche Vorzug dieſer Schule iſt, ad veritatem vitae propius accedere;[2] dieſes, um unſerer Nachahmung eine deſto allgemeinere Aehnlichkeit ertheilen zu können. Sich hiervon zu überzeugen, darf man nur erwägen, daß man ſich in Werken der Nachahmung an die Wahrheit zu genau halten kann; und dieſes auf doppelte Weiſe. Denn entweder kann der Künſtler, wenn er die Natur nachbilden will, ſich zu ängſtlich befleißigen, alle und jede Beſonderheiten ſeines Gegenſtandes anzudeuten, und ſo die allgemeine Idee der Gattung auszudrücken verfehlen. Oder er kann, wenn er ſich dieſe allgemeine Idee zu ertheilen bemüht, ſie aus zu vielen Fällen des wirklichen Lebens nach ſeinem weiteſten Umfange zuſammen ſetzen; da er ſie vielmehr von dem lautern Begriffe, der ſich bloß in der Vorſtellung der Seele findet, hernehmen ſollte. Dieſes letztere iſt der allgemeine Tadel, womit die Schule der niederländiſchen Maler zu belegen, als die ihre Vorbilder aus der wirklichen Natur, und nicht, wie die italieniſche, von dem geiſtigen Ideale der Schönheit entlehnt.[3] Jenes aber entſpricht einem andern Fehler, den man gleichfalls den niederländiſchen Meiſtern vorwirft, und der dieſer iſt, daß ſie lieber die beſondere, ſeltſame und groteske, als die allgemeine und reizende Natur ſich zum Vorbilde wählen.“

„Wir ſehen alſo, daß der Dichter, indem er ſich von der eigenen und beſondern Wahrheit entfernt, deſto getreuer die allgemeine Wahrheit nachahmt. Und hieraus ergiebt ſich die Antwort auf jenen ſpitzfindigen Einwurf, den Plato gegen die Poeſie ausgegrübelt hatte und nicht ohne Selbſtzufriedenheit vorzutragen ſchien. Nämlich, daß die poetiſche Nachahmung uns die Wahrheit nur ſehr von weitem zeigen könne. Denn der poetiſche Ausdruck, ſagt der Philoſoph, iſt das Abbild von des Dichters eigenen Begriffen; die Begriffe des Dichters ſind das Abbild der Dinge, und die Dinge das Abbild des Urbildes, welches in dem göttlichen Verſtande exiſtirt. Folglich iſt der Ausdruck des Dichters nur das Bild von dem Bilde eines Bildes, und liefert uns urſprüngliche Wahrheit nur gleichſam aus der dritten Hand.[4] Aber alle dieſe Vernünftelei fällt weg, ſobald man die nur gedachte Regel des Dichters gehörig faßt und fleißig in Ausübung bringt. Denn indem der Dichter von dem Weſen alles abſondert, was allein das Individuum angeht und unterſcheidet, überſpringt ſein Begriff gleichſam alle die zwiſchen inne liegenden beſondern Gegenſtände und erhebt ſich ſo viel möglich zu dem göttlichen Urbilde, um ſo das unmittelbare Nachbild der Wahrheit zu werden. Hieraus lernt man denn auch einſehen, was und wie viel jenes ungewöhnliche Lob, welches der große Kunſtrichter der Dichtkunſt ertheilt, ſagen wolle: daß

---

ich glaube es unwiderſprechlich beweiſen zu können, daß Humor und Laune ganz verſchiedene, ja in gewiſſem Verſtande gerade entgegen geſetzte Dinge ſind. Laune kann zu Humor werden; aber Humor iſt außer dieſem einzigen Falle nie Laune. Ich hätte die Abſtammung unſers deutſchen Worts und den gewöhnlichen Gebrauch deſſelben beſſer unterſuchen und genauer erwägen ſollen. Ich ſchloß zu eilig, weil Laune das franzöſiſche Humeur ausdrücke, daß es auch das engliſche Humour ausdrücken könnte; aber die Franzoſen ſelbſt können Humour nicht durch Humeur überſetzen. — Von den genannten zwei Stücken des Johnſon hat das erſte, Jedermann in ſeinem Humor, den vom Hurd hier gerügten Fehler weit weniger. Der Humor, den die Perſonen deſſelben zeigen, iſt weder ſo individuell, noch ſo überladen, daß er mit der gewöhnlichen Natur nicht beſtehen könnte; ſie ſind auch alle zu einer gemeinſchaftlichen Handlung ſo ziemlich verbunden. In dem zweiten hingegen, Jedermann aus ſeinem Humor, iſt faſt nicht die geringſte Fabel; es treten eine Menge der wunderlichſten Narren nach einander auf, man weiß weder wie, noch warum, und ihr Geſpräch iſt überall durch ein paar Freunde des Verfaſſers unterbrochen, die unter dem Namen Grex eingeführt ſind und Betrachtung über die Charaktere der Perſonen und über die Kunſt des Dichters, ſie zu behandeln, anſtellen. Das aus ſeinem Humor, out of his Humour, zeigt an, daß alle die Perſonen in Umſtände gerathen, in welchen ſie ihres Humors ſatt und überdrüſſig werden.

[1] De arte poet. v. 310, 317. 18.

[2] De Orat. I. 51.

[3] Nach Maaßgebung der Antiken. Nec enim Phidias, cum faceret Jovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem e quo similitudinem duceret: sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus ad illius similitudinem artem et manum dirigebat (Cic. Or. 2.

[4] Plato de Repl. L. X.

ſie, gegen die Geſchichte genommen, das ernſtere und philoſophiſchere Studium ſey. φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον ποίησις ἱστορίας ἐστίν. Die Urſache, welche gleich darauf folgt, iſt nun gleichfalls ſehr begreiflich: ἡ μὲν γὰρ ποίησις μᾶλλον τὰ καθόλου, ἡ δ' ἱστορία τὰ καθ' ἕκαστον λέγει.[1] Ferner wird hieraus ein weſentlicher Unterſchied deutlich, der ſich, wie man ſagt, zwiſchen den zwei großen Nebenbuhlern der griechiſchen Bühne ſoll befunden haben. Wenn man dem Sophokles vorwarf, daß es ſeinen Charakteren an Wahrheit fehle, ſo pflegte er ſich damit zu verantworten, daß er die Menſchen ſo ſchildere, wie ſie ſeyn ſollten, Euripides aber ſo, wie ſie wären. Σοφοκλῆς ἔφη, αὐτὸς μὲν οἵους δεῖ ποιεῖν, Εὐριπίδης δὲ οἷοι εἰσί.[2] Der Sinn hiervon iſt dieſer: Sophokles hatte durch ſeinen ausgebreiteteren Umgang mit Menſchen die eingeſchränkte enge Vorſtellung, welche aus der Betrachtung einzelner Charaktere entſteht, in einen vollſtändigen Begriff des Geſchlechts erweitert; der philoſophiſche Euripides hingegen, der ſeine meiſte Zeit in der Akademie zugebracht hatte und von da aus das Leben überſehen wollte, hielt ſeinen Blick zu ſehr auf das Einzelne, auf wirklich exiſtirende Perſonen geheftet, verſenkte das Geſchlecht in das Individuum und malte folglich, den vorhabenden Gegenſtänden nach, ſeine Charaktere zwar natürlich und wahr, aber auch dann und wann ohne die höhere allgemeine Aehnlichkeit, die zur Vollendung der poetiſchen Wahrheit erfordert wird.[3]

„Ein Einwurf ſtößt gleichwohl hier auf, den wir nicht unangezeigt laſſen müſſen. Man könnte ſagen, „daß philoſophiſche Speculationen die Begriffe eines Menſchen eher abſtract und allgemein machen, als ſie auf das Individuelle einſchränken müßten. Das letztere ſey ein Mangel, welcher aus der kleinen Anzahl von Gegenſtänden entſpringe, die den Menſchen zu betrachten vorkommen, und dieſem Mangel ſey nicht allein dadurch abzuhelfen, daß man ſich mit mehrern Individuen bekannt mache, als worin die Kenntniß der Welt beſtehe; ſondern auch dadurch, daß man über die allgemeine Natur der Menſchen nachdenke, ſo wie ſie in guten moraliſchen Büchern gelehrt werde. Denn die Verfaſſer ſolcher Bücher hätten ihren allgemeinen Begriff von der menſchlichen Natur nicht anders als aus einer ausgebreiteten Erfahrung (es ſey nun ihrer eigenen, oder fremden) haben können, ohne welche ihre Bücher ſonſt von keinem Werthe ſeyn würden.“ Die Antwort hierauf, dünkt mich, iſt dieſe. Durch Erwägung der allgemeinen Natur des Menſchen lernt der Philoſoph, wie die Handlung beſchaffen ſeyn muß, die aus dem Uebergewichte gewiſſer Neigungen und Eigenſchaften entſpringt; das iſt, er lernt das Betragen überhaupt, welches der beigelegte Charakter erfordert. Aber deutlich und zuverläſſig zu wiſſen, wie weit und in welchem Grade von Stärke ſich dieſer oder jener Charakter, bei beſondern Gelegenheiten, wahrſcheinlicher Weiſe äußern würde, das iſt einzig und allein eine Frucht von unſerer Kenntniß der Welt. Daß Beiſpiele von dem Mangel dieſer Kenntniß bei einem Dichter, wie Euripides war, ſehr häufig ſollten geweſen ſeyn, läßt ſich nicht wohl annehmen: auch werden, wo ſich dergleichen in ſeinen übrig gebliebenen Stücken etwa finden ſollten, ſie ſchwerlich ſo offenbar ſeyn, daß ſie auch einem gemeinen Leſer in die Augen fallen müßten. Es können nur Feinheiten ſeyn, die allein der wahre Kunſtrichter zu unterſcheiden vermögend iſt: und auch dieſem kann, in einer ſolchen Entfernung von Zeit, aus Unwiſſenheit der griechiſchen Sitten, wohl etwas als ein Fehler vorkommen, was im Grunde eine Schönheit iſt. Es würde alſo ein ſehr gefährliches Unternehmen ſeyn, die Stellen im Euripides anzeigen zu wollen, welche Ariſtoteles dieſem Tadel unterworfen zu ſeyn geglaubt hatte. Aber gleichwohl will ich es wagen, eine anzuführen, die, wenn ich ſie auch ſchon nicht nach aller Gerechtigkeit kritiſiren ſollte, wenigſtens meine Meinung zu erläutern dienen kann.

Fünfundneunzigſtes Stück.

Den 29. März 1768.

„Die Geſchichte ſeiner Elektra iſt ganz bekannt. Der Dichter hatte in dem Charakter dieſer Prinzeſſin ein tugendhaftes, aber mit Stolz und Groll erfülltes Frauenzimmer zu ſchildern, welches durch die Härte, mit der man ſich gegen ſie ſelbſt betrug, erbittert war, und durch noch weit ſtärkere Bewegungsgründe angetrieben ward, den Tod eines Vaters zu rächen. Eine ſolche heftige Gemüthsverfaſſung, kann der Philoſoph in ſeinem Winkel wohl ſchließen, muß immer ſehr bereit ſeyn, ſich zu äußern. Elektra, kann er wohl einſehen, muß bei der geringſten ſchicklichen Gelegenheit ihren Groll an den Tag legen, und die Ausführung ihres Vorhabens beſchleunigen zu können wünſchen. Aber zu welcher Höhe dieſer Groll ſteigen darf? d. i. wie ſtark Elektra ihre Rachſucht ausdrücken darf, ohne daß ein Mann, der mit dem menſchlichen Geſchlechte und mit den Wirkungen der Leidenſchaften im Ganzen bekannt iſt, dabei ausrufen kann: das iſt unwahrſcheinlich! Dieſes auszumachen wird die abſtrakte Theorie von wenig Nutzen ſeyn. Sogar eine nur mäßige Bekanntſchaft mit dem wirklichen Leben iſt hier nicht hinlänglich, uns zu leiten. Man kann eine Menge Individuen bemerkt haben, welche den Poeten, der den Ausdruck eines ſolchen Grolles bis auf das Aeußerſte getrieben hätte, zu rechtfertigen ſcheinen. Selbſt die Geſchichte dürfte vielleicht Exempel an die Hand geben, wo eine tugendhafte Erbitterung auch wohl noch weiter getrieben worden, als es der Dichter hier vorgeſtellt. Welches ſind denn nun alſo die eigentlichen Gränzen derſelben, und wodurch ſind ſie zu beſtimmen? Einzig und allein durch Bemerkung ſo vieler einzelnen Fälle als möglich; einzig und allein vermittelſt der ausgebreitetſten Kenntniß, wie viel eine ſolche Erbitterung über dergleichen Charaktere unter dergleichen Umſtänden im wirklichen Leben gewöhnlicher Weiſe vermag. So verſchieden dieſe Kenntniß in Anſehung ihres Umfanges iſt, ſo verſchieden wird denn auch die Art der Vorſtellung ſeyn. Und nun wollen wir ſehen, wie der vorhabende Charakter von dem Euripides wirklich behandelt worden.

„In der ſchönen Scene, welche zwiſchen der Elektra und dem Oreſtes vorfällt, von dem ſie aber noch nicht weiß, daß er ihr Bruder iſt, kömmt die Unterredung ganz natürlich auf die Unglücksfälle der Elektra und auf den Urheber derſelben, die Klytemneſtra, ſo wie auch auf die Hoffnung, welche Elektra hat, von ihren Drangſalen durch den Oreſtes befreit zu werden. Das Geſpräch, wie es hierauf weiter geht, iſt dieſes:

---

[1] Dichtkunſt, Kap. 9.

[2] Dichtkunſt, Kap. 25.

[3] Dieſe Erklärung iſt der, welche Dacier von der Stelle des Ariſtoteles giebt, weit vorzuziehen. Nach den Worten der Ueberſetzung ſcheint Dacier zwar eben das zu ſagen, was Hurd ſagt: que Sophocle faisoit ses Heros, comme ils devoient etre et qu' Euripide les faisoit comme ils etoient. Aber er verbindet im Grunde einen ganz andern Begriff damit. Hurd verſteht unter dem Wie ſie ſeyn ſollten die allgemeine abſtrakte Idee des Geſchlechts, nach welcher der Dichter ſeine Perſonen mehr als nach ihren individuellen Verſchiedenheiten ſchildern müſſe. Dacier aber denkt ſich dabei eine höhere moraliſche Vollkommenheit, wie ſie der Menſch zu erreichen fähig ſey, ob er ſie gleich nur ſelten erreiche; und dieſe, ſagt er, habe Sophokles ſeinen Perſonen gewöhnlicher Weiſe beigelegt: Sophocle tâchoit de rendre ses imitations parfaites, en suivant toujours bien plus ce qu'une belle Nature etoit capable de faire, que ce qu'elle faisoit. Allein dieſe höhere moraliſche Vollkommenheit gehört gerade zu jenem allgemeinen Begriffe nicht; ſie ſteht dem Individuo zu, aber nicht dem Geſchlechte; und der Dichter, der ſie ſeinen Perſonen beilegt, ſchildert gerade umgekehrt mehr in der Manier des Euripides als des Sophokles. Die weitere Ausführung hiervon verdient mehr als eine Note.

„**Oreſtes.** Und Oreſtes? Geſetzt, er käme nach Argos zurück —

„**Elektra.** Wozu dieſe Frage, da er allem Anſehen nach niemals zurückkommen wird?

„**Oreſtes.** Aber geſetzt, er käme! Wie müßte er es anfangen, um den Tod ſeines Vaters zu rächen?

„**Elektra.** Sich eben des erkühnen, weſſen die Feinde ſich gegen ſeinen Vater erkühnten.

„**Oreſtes.** Wollteſt du es wohl mit ihm wagen, deine Mutter umzubringen?

„**Elektra.** Sie mit dem nämlichen Eiſen umbringen, mit welchem ſie meinen Vater mordete!

„**Oreſtes.** Und darf ich das als deinen feſten Entſchluß deinem Bruder vermelden?

„**Elektra.** Ich will meine Mutter umbringen, oder nicht leben!

„Das Griechiſche iſt noch ſtärker:

„Θανοιμι, μητρος αἱμ᾽ ἐπισφαξασ᾽ ἐμης.

„Ich will gern des Todes ſeyn, ſobald ich meine Mutter umgebracht habe!

„Nun kann man nicht behaupten, daß dieſe letzte Rede ſchlechterdings unnatürlich ſey. Ohne Zweifel haben ſich Beiſpiele genug ereignet, wo unter ähnlichen Umſtänden die Rache ſich eben ſo heftig ausgedrückt hat. Gleichwohl, denke ich, kann uns die Härte dieſes Ausdrucks nicht anders als ein wenig beleidigen. Zum mindeſten hielt Sophokles nicht für gut, ihn ſo weit zu treiben. Bei ihm ſagt Elektra unter gleichen Umſtänden nur das: Jetzt ſey dir die Ausführung überlaſſen! Wäre ich aber allein geblieben, ſo glaube mir nur, beides hätte mir gewiß nicht mißlingen ſollen; entweder mit Ehren mich zu befreien, oder mit Ehren zu ſterben!

„Ob nun dieſe Vorſtellung des Sophokles der Wahrheit, in ſo fern ſie aus einer ausgebreiteteren Erfahrung, d. i. aus der Kenntniß der menſchlichen Natur überhaupt geſammelt worden, nicht weit gemäßer iſt, als die Vorſtellung des Euripides, will ich denen zu beurtheilen überlaſſen, die es zu beurtheilen fähig ſind. Iſt ſie es, ſo kann die Urſache keine andere ſeyn, als die ich angenommen: daß nämlich Sophokles ſeine Charaktere ſo geſchildert, als er, unzähligen von ihm beobachteten Beiſpielen der nämlichen Gattung zufolge, glaubte, daß ſie ſeyn ſollten; Euripides aber ſo, als er in der engeren Sphäre ſeiner Beobachtungen erkannt hatte, daß ſie wirklich wären.“

Vortrefflich! Auch unangeſehen der Abſicht, in welcher ich dieſe langen Stellen des Hurd angeführt habe, enthalten ſie unſtreitig ſo viel feine Bemerkungen, daß es mir der Leſer wohl erlaſſen wird, mich wegen Einſchaltung derſelben zu entſchuldigen. Ich beſorge nur, daß er meine Abſicht ſelbſt darüber aus den Augen verloren. Sie war aber dieſe: zu zeigen, daß auch Hurd, ſo wie Diderot, der Tragödie beſondere und nur der Komödie allgemeine Charaktere zutheile, und dem ungeachtet dem Ariſtoteles nicht widerſprechen wolle, welcher das Allgemeine von allen poetiſchen Charakteren und folglich auch von den tragiſchen verlangt. Hurd erklärt ſich nämlich ſo: der tragiſche Charakter müſſe zwar partikular oder weniger allgemein ſeyn, als der komiſche, d. i. er müſſe die Art, zu welcher er gehöre, weniger vorſtellig machen; gleichwohl aber müſſe das Wenige, was man von ihm zu zeigen für gut finde, nach dem Allgemeinen entworfen ſeyn, welches Ariſtoteles fordere.[1]

Und nun wäre die Frage, ob Diderot ſich auch ſo verſtanden wiſſen wolle? — Warum nicht, wenn ihm daran gelegen wäre, ſich nirgends in Widerſpruch mit dem Ariſtoteles finden zu laſſen? Mir wenigſtens, dem daran gelegen iſt, daß zwei denkende Köpfe von der nämlichen Sache nicht Ja und Nein ſagen, könnte es erlaubt ſeyn, ihm dieſe Auslegung unterzuſchieben, ihm dieſe Ausflucht zu leihen.

Aber lieber von dieſer Ausflucht ſelbſt ein Wort! — Mich dünkt, es iſt eine Ausflucht und iſt auch keine. Denn das Wort Allgemein wird offenbar darin in einer doppelten und ganz verſchiedenen Bedeutung genommen. Die eine, in welcher es Hurd und Diderot von dem tragiſchen Charakter verneinen, iſt nicht die nämliche, in welcher es Hurd von ihm bejaht. Freilich beruht eben hierauf die Ausflucht: aber wie, wenn die eine die andere ſchlechterdings ausſchlöße?

In der erſten Bedeutung heißt ein allgemeiner Charakter ein ſolcher, in welchem man das, was man an mehrern oder allen Individuen bemerkt hat, zuſammen nimmt; es heißt mit einem Worte ein überladener Charakter; es iſt mehr die perſonifirte Idee eines Charakters, als eine charakteriſirte Perſon. In der andern Bedeutung aber heißt ein allgemeiner Charakter ein ſolcher, in welchem man von dem, was an mehrern oder allen Individuen bemerkt worden, einen gewiſſen Durchſchnitt, eine mittlere Proportion angenommen; es heißt mit einem Worte ein gewöhnlicher Charakter, nicht zwar in ſo fern der Charakter ſelbſt, ſondern nur in ſo fern der Grad, das Maaß deſſelben gewöhnlich iſt.

Hurd hat vollkommen recht, das καθολου des Ariſtoteles von der Allgemeinheit in der zweiten Bedeutung zu erklären. Aber wenn denn nun Ariſtoteles dieſe Allgemeinheit eben ſo wohl von den komiſchen als tragiſchen Charakteren erfordert: wie iſt es möglich, daß der nämliche Charakter zugleich auch jene Allgemeinheit haben kann? Wie iſt es möglich, daß er zugleich überladen und gewöhnlich ſeyn kann? Und geſetzt auch, er wäre ſo überladen noch lange nicht, als es die Charaktere in dem getadelten Stücke des Johnſon ſind; geſetzt, er ließe ſich noch gar wohl in einem Individuum gedenken, und man habe Beiſpiele, daß er ſich wirklich in mehrern Menſchen eben ſo ſtark, eben ſo ununterbrochen geäußert habe: würde er dem ungeachtet nicht auch noch viel ungewöhnlicher ſeyn, als jene Allgemeinheit des Ariſtoteles zu ſeyn erlaubt?

Das iſt die Schwierigkeit! — Ich erinnere hier meine Leſer, daß dieſe Blätter nichts weniger als ein dramatiſches Syſtem enthalten ſollen. Ich bin alſo nicht verpflichtet, alle die Schwierigkeiten aufzulöſen, die ich mache. Meine Gedanken mögen immer ſich weniger zu verbinden, ja wohl gar ſich zu widerſprechen ſcheinen; wenn es denn nur Gedanken ſind, bei welchen ſie Stoff finden, ſelbſt zu denken. Hier will ich nichts als Fermenta cognitionis ausſtreuen.

Sechsundneunzigſtes Stück.

Den 1. April 1768.

Den zweiundfunfzigſten Abend (Dienſtags, den 28. Juli) wurden des Herrn Romanus Brüder wiederholt. Oder ſollte ich nicht vielmehr ſagen: die Brüder des Herrn Romanus? Nach einer Anmerkung nämlich, welche Donatus bei Gelegenheit der Brüder des Terenz macht. Hanc dicunt fabulam secundo loco actam, etiam tum rudi nomine poëtæ; itaque sic pronunciatam, Adelphoi Terenti, non Terenti Adelphoi, quod adhuc magis de fabulæ nomine poeta, quam de poetæ nomine fabula commendabatur. Herr Romanus hat ſeine Komödien zwar ohne ſeinen Namen herausgegeben, aber doch iſt ſein Name durch ſie bekannt geworden. Noch jetzt ſind diejenigen Stücke, die ſich auf unſerer Bühne von ihm erhalten haben, eine Empfehlung ſeines Namens, der in Provinzen Deutſchlands genannt wird, wo er ohne ſie wohl nie wäre gehört worden. Aber welches widrige Schickſal hat auch dieſen Mann abgehalten, mit ſeinen Arbeiten für das Theater ſo lange fortzufahren, bis die Stücke aufgehört hätten, ſeinen Namen zu empfehlen, und ſein Name dafür die Stücke empfohlen hätte?

---

[1] In calling the tragic character particular, I suppose it only less representative of the kind than the comic; not that the draught of so much character as it is concerned to represent should not be general.

Das meiſte, was wir Deutſche noch in der ſchönen Literatur haben, ſind Verſuche junger Leute. Ja das Vorurtheil iſt bei uns faſt allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in dieſem Felde zu arbeiten. Männer, ſagt man, haben ernſthaftere Studien oder wichtigere Geſchäfte, zu welchen ſie die Kirche oder der Staat auffordert. Verſe und Komödien heißen Spielwerke; allenfalls nicht unnützliche Vorübungen, mit welchen man ſich höchſtens bis in ſein fünfundzwanzigſtes Jahr beſchäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, ſollen wir fein alle unſere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieſes Amt einige Zeit, etwas zu ſchreiben, ſo ſoll man ja nichts anders ſchreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range deſſelben beſtehen kann; ein hübſches Compendium aus den höhern Facultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterſtadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen.

Daher kömmt es denn auch, daß unſere ſchöne Literatur, ich will nicht bloß ſagen gegen die ſchöne Literatur der Alten, ſondern ſogar faſt gegen aller neuern polirten Völker ihre, ein ſo jugendliches, ja kindiſches Anſehen hat, und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlt es ihr endlich nicht: aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch ſehr. Sie hat noch ſo wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt iſt, gern zur Hand nimmt, wenn er, zu ſeiner Erholung und Stärkung, einmal außer dem einförmigen ekeln Zirkel ſeiner alltäglichen Beſchäftigungen denken will! Welche Nahrung kann ſo ein Mann wohl z. E. in unſern höchſt trivialen Komödien finden? Wortſpiele, Sprichwörter, Späßchen, wie man ſie alle Tage auf den Gaſſen hört: ſolches Zeug macht zwar das Parterre zu lachen, das ſich vergnügt ſo gut es kann; wer aber von ihm mehr als den Bauch erſchüttern will, wer zugleich mit ſeinem Verſtande lachen will, der iſt einmal da geweſen und kömmt nicht wieder.

Wer nichts hat, der kann nichts geben. Ein junger Menſch, der erſt ſelbſt in die Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen und ſie ſchildern. Das größte komiſche Genie zeigt ſich in ſeinen jugendlichen Werken hohl und leer; ſelbſt von den erſten Stücken des Menanders ſagt Plutarch,[1] daß ſie mit ſeinen ſpätern und letztern Stücken gar nicht zu vergleichen geweſen. Aus dieſen aber, ſetzt er hinzu, könne man ſchließen, was er noch würde geleiſtet haben, wenn er länger gelebt hätte. Und wie jung meint man wohl, daß Menander ſtarb? Wie viel Komödien meint man wohl, daß er erſt geſchrieben hatte? Nicht weniger als hundertundfünfe; und nicht jünger als zweiundfunfzig.

Keiner von allen unſern verſtorbenen komiſchen Dichtern, von denen es ſich noch der Mühe verlohnte zu reden, iſt ſo alt geworden; keiner von den jetztlebenden iſt es noch zur Zeit; keiner von beiden hat das vierte Theil ſo viel Stücke gemacht. Und die Kritik ſollte von ihnen nicht eben das zu ſagen haben, was ſie von dem Menander zu ſagen fand? — Sie wage es aber nur und ſpreche!

Und nicht die Verfaſſer allein ſind es, die ſie mit Unwillen hören. Wir haben, dem Himmel ſey Dank, jetzt ein Geſchlecht ſelbſt von Kritikern, deren beſte Kritik darin beſteht, — alle Kritik verdächtig zu machen. „Genie! Genie!" ſchreien ſie. „Das Genie ſetzt ſich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, iſt Regel!" So ſchmeicheln ſie dem Genie; ich glaube, damit wir ſie auch für Genies halten ſollen. Doch ſie verrathen zu ſehr, daß ſie nicht einen Funken davon in ſich ſpüren, wenn ſie in einem und eben demſelben Athem hinzuſetzen: „die Regeln unterdrücken das Genie!" — Als ob ſich Genie durch etwas in der Welt unterdrücken ließe! Und noch dazu durch etwas, das, wie ſie ſelbſt geſtehen, aus ihm hergeleitet iſt. Nicht jeder Kunſtrichter iſt Genie; aber jedes Genie iſt ein geborner Kunſtrichter. Es hat die Probe aller Regeln in ſich. Es begreift und behält und befolgt nur die, die ihm ſeine Empfindung in Worten ausdrücken. Und dieſe ſeine in Worten ausgedrückte Empfindung ſollte ſeine Thätigkeit verringern können? Vernünftelt darüber mit ihm, ſo viel ihr wollt; es verſteht euch nur, in ſo fern es eure allgemeinen Sätze den Augenblick in einem einzelnen Falle anſchauend erkennt; und nur von dieſem einzelnen Falle bleibt Erinnerung in ihm zurück, die während der Arbeit auf ſeine Kräfte nicht mehr und nicht weniger wirken kann, als die Erinnerung eines glücklichen Beiſpiels, die Erinnerung einer eigenen glücklichen Erfahrung auf ſie zu wirken im Stande iſt. Behaupten alſo, daß Regeln und Kritik das Genie unterdrücken können: heißt mit andern Worten behaupten, daß Beiſpiele und Uebung eben dieſes vermögen; heißt, das Genie nicht allein auf ſich ſelbſt, heißt es ſogar, lediglich auf ſeinen erſten Verſuch einſchränken.

Eben ſo wenig wiſſen dieſe weiſe Herren, was ſie wollen, wenn ſie über die nachtheiligen Eindrücke, welche die Kritik auf das genießende Publicum mache, ſo luſtig wimmern! Sie möchten uns lieber bereden, daß kein Menſch einen Schmetterling mehr bunt und ſchön findet, ſeitdem das böſe Vergrößerungsglas erkennen laſſen, daß die Farben deſſelben nur Staub ſind.

„Unſer Theater, ſagen ſie, iſt noch in einem viel zu zarten Alter, als daß es den monarchiſchen Scepter der Kritik ertragen könne. — Es iſt faſt nöthiger, die Mittel zu zeigen, wie das Ideal erreicht werden kann, als darzuthun, wie weit wir noch von dieſem Ideale entfernt ſind. — Die Bühne muß durch Beiſpiele, nicht durch Regeln reformirt werden. — Raiſonniren iſt leichter, als ſelbſt erfinden."

Heißt das, Gedanken in Worte kleiden, oder heißt es nicht vielmehr, Gedanken zu Worten ſuchen, und keine erhaſchen? — Und wer ſind ſie denn, die ſo viel von Beiſpielen und vom ſelbſt Erfinden reden? Was für Beiſpiele haben ſie denn gegeben? Was haben ſie denn ſelbſt erfunden? — Schlaue Köpfe! Wenn ihnen Beiſpiele zu beurtheilen vorkommen, ſo wünſchen ſie lieber Regeln; und wenn ſie Regeln beurtheilen ſollen, ſo möchten ſie lieber Beiſpiele haben. Anſtatt von einer Kritik zu beweiſen, daß ſie falſch iſt, beweiſen ſie, daß ſie zu ſtreng iſt, und glauben verthan zu haben! Anſtatt ein Raiſonnement zu widerlegen, merken ſie an, daß Erfinden ſchwerer iſt als Raiſonniren, und glauben widerlegt zu haben!

Wer richtig raiſonnirt, erfindet auch, und wer erfinden will, muß raiſonniren können. Nur die glauben, daß ſich das eine von dem andern trennen laſſe, die zu keinem von beiden aufgelegt ſind.

---

[1] Ἐν τῇ συγκρίσει Ἀριστ. καὶ Μενάν. p. 1588. Ed. Henr. Stephani.

Doch was halte ich mich mit dieſen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen und mich unbekümmert laſſen, was die Grillen am Wege ſchwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um ſie zu zertreten, iſt ſchon zu viel. Ihr Sommer iſt ſo leicht abgewartet!

Alſo, ohne weitere Einleitung, zu den Anmerkungen, die ich bei Gelegenheit der erſten Vorſtellung der Brüder des Hrn. Romanus annoch über dieſes Stück verſprach! — Die vornehmſten derſelben werden die Veränderungen betreffen, die er in der Fabel des Terenz machen zu müſſen geglaubt, um ſie unſern Sitten näher zu bringen.

Was ſoll man überhaupt von der Nothwendigkeit dieſer Veränderungen ſagen? Wenn wir ſo wenig Anſtoß finden, römiſche oder griechiſche Sitten in der Tragödie geſchildert zu ſehen: warum nicht auch in der Komödie? Woher die Regel, wenn es anders eine Regel iſt, die Scene der erſtern in ein entferntes Land, unter ein fremdes Volk; die Scene der andern aber in unſere Heimath zu legen? Woher die Verbindlichkeit, die wir dem Dichter aufbürden, in jener die Sitten desjenigen Volkes, unter dem er ſeine Handlung vorgehen läßt, ſo genau als möglich zu ſchildern; da wir in dieſer nur unſere eigene Sitten von ihm geſchildert zu ſehen verlangen? „Dieſes, ſagt Pope an einem Orte, ſcheint dem erſten Anſehen nach bloßer Eigenſinn, bloße Grille zu ſeyn: es hat aber doch ſeinen guten Grund in der Natur. Das Hauptſächlichſte, was wir in der Komödie ſuchen, iſt ein getreues Bild des gemeinen Lebens, von deſſen Treue wir aber nicht ſo leicht verſichert ſeyn können, wenn wir es in fremde Moden und Gebräuche verkleidet finden. In der Tragödie hingegen iſt es die Handlung, was unſere Aufmerkſamkeit am meiſten an ſich zieht. Einen einheimiſchen Vorfall aber für die Bühne bequem zu machen, dazu muß man ſich mit der Handlung größere Freiheiten nehmen, als eine zu bekannte Geſchichte verſtattet."

Siebenundneunzigſtes Stück.

Den 5. April 1768.

Dieſe Auflöſung, genau betrachtet, dürfte wohl nicht in allen Stücken befriedigend ſeyn. Denn zugegeben, daß fremde Sitten der Abſicht der Komödie nicht ſo gut entſprechen, als einheimiſche: ſo bleibt noch immer die Frage, ob die einheimiſchen Sitten nicht auch zur Abſicht der Tragödie ein beſſeres Verhältniß haben als fremde? Dieſe Frage iſt wenigſtens durch die Schwierigkeit, einen einheimiſchen Vorfall ohne allzumerkliche und anſtößige Veränderungen für die Bühne bequem zu machen, nicht beantwortet. Freilich erfordern einheimiſche Sitten auch einheimiſche Vorfälle: wenn denn aber nur mit jenen die Tragödie am leichteſten und gewiſſeſten ihren Zweck erreichte: ſo müßte es ja doch wohl beſſer ſeyn, ſich über alle Schwierigkeiten, welche ſich bei Behandlung dieſer finden, wegzuſetzen, als in Abſicht des Weſentlichſten zu kurz zu fallen, welches unſtreitig der Zweck iſt. Auch werden nicht alle einheimiſchen Vorfälle ſo merklicher und anſtößiger Veränderungen bedürfen; und die deren bedürfen, iſt man ja nicht verbunden zu bearbeiten. Ariſtoteles hat ſchon angemerkt, daß es gar wohl Begebenheiten geben kann und giebt, die ſich vollkommen ſo ereignet haben, als ſie der Dichter braucht. Da dergleichen aber nur ſelten ſind, ſo hat er auch ſchon entſchieden, daß ſich der Dichter um den wenigern Theil ſeiner Zuſchauer, der von den wahren Umſtänden vielleicht unterrichtet iſt, lieber nicht bekümmern, als ſeiner Pflicht minder Genüge leiſten müſſe.

Der Vortheil, den die einheimiſchen Sitten in der Komödie haben, beruht auf der innigen Bekanntſchaft, in der wir mit ihnen ſtehen. Der Dichter braucht ſie uns nicht erſt bekannt zu machen; er iſt aller hierzu nöthigen Beſchreibungen und Winke überhoben; er kann ſeine Perſonen ſogleich nach ihren Sitten handeln laſſen, ohne uns dieſe Sitten ſelbſt erſt langweilig zu ſchildern. Einheimiſche Sitten alſo erleichtern ihm die Arbeit und befördern bei dem Zuſchauer die Illuſion.

Warum ſollte nun der tragiſche Dichter ſich dieſes wichtigen doppelten Vortheils begeben? Auch er hat Urſache, ſich die Arbeit ſo viel als möglich zu erleichtern, ſeine Kräfte nicht an Nebenzwecke zu verſchwenden, ſondern ſie ganz für den Hauptzweck zu ſparen. Auch ihm kömmt auf die Illuſion des Zuſchauers alles an. — Man wird vielleicht hierauf antworten, daß die Tragödie der Sitten nicht groß bedürfe, daß ſie ihrer ganz und gar entübrigt ſeyn könne. Aber ſonach braucht ſie auch keine fremde Sitten, und von dem Wenigen, was ſie von Sitten haben und zeigen will, wird es doch immer beſſer ſeyn, wenn es von einheimiſchen Sitten hergenommen iſt, als von fremden.

Die Griechen wenigſtens haben nie andere als ihre eigene Sitten, nicht bloß in der Komödie, ſondern auch in der Tragödie, zum Grunde gelegt. Ja ſie haben fremden Völkern, aus deren Geſchichte ſie den Stoff ihrer Tragödie etwa einmal entlehnten, lieber ihre eigenen griechiſchen Sitten leihen, als die Wirkungen der Bühne durch unverſtändliche barbariſche Sitten entkräften wollen. Auf das Coſtume, welches unſern tragiſchen Dichtern ſo ängſtlich empfohlen wird, hielten ſie wenig oder nichts. Der Beweis hiervon können vornehmlich die Perſerinnen des Aeſchylus ſeyn; und die Urſache, warum ſie ſich ſo wenig an das Coſtume binden zu dürfen glaubten, iſt aus der Abſicht der Tragödie leicht zu folgern.

Doch ich gerathe zu weit in denjenigen Theil des Problems, der mich jetzt gerade am wenigſten angeht. Zwar indem ich behaupte, daß einheimiſche Sitten auch in der Tragödie zuträglicher ſeyn würden als fremde, ſo ſetze ich ſchon als unſtreitig voraus, daß ſie es wenigſtens in der Komödie ſind. Und ſind ſie das, glaube ich wenigſtens, daß ſie es ſind, ſo kann ich auch die Veränderungen, welche Herr Romanus in Abſicht derſelben mit dem Stücke des Terenz gemacht hat, überhaupt nicht anders als billigen.

Er hatte Recht, eine Fabel, in welche ſo beſondere griechiſche und römiſche Sitten ſo innig verwebt ſind, umzuſchaffen. Das Beiſpiel erhält ſeine Kraft nur von ſeiner innern Wahrſcheinlichkeit, die jeder Menſch nach dem beurtheilt, was ihm ſelbſt am gewöhnlichſten iſt. Alle Anwendung fällt weg, wo wir uns erſt mit Mühe in fremde Umſtände verſetzen müſſen. Aber es iſt auch keine leichte Sache mit einer ſolchen Umſchaffung. Je vollkommner die Fabel iſt, deſto weniger läßt ſich der geringſte Theil verändern, ohne das Ganze zu zerrütten. Und ſchlimm! wenn man ſich ſodann nur mit Flicken begnügt, ohne im eigentlichen Verſtande umzuſchaffen.

Das Stück heißt die Brüder, und dieſes bei dem Terenz aus einem doppelten Grunde. Denn nicht allein die beiden Alten, Micio und Demea, ſondern auch die beiden jungen Leute, Aeſchinus und Kteſipho, ſind Brüder. Demea iſt dieſer beider Vater; Micio hat den einen, den Aeſchinus, nur an Sohnes Statt angenommen. Nun begreif ich nicht, warum unſerm Verfaſſer dieſe Adoption mißfallen. Ich weiß nicht anders, als daß die Adoption auch unter uns, auch noch jetzt gebräuchlich, und vollkommen auf den nämlichen Fuß gebräuchlich iſt, wie ſie es bei den Römern war. Dem ungeachtet iſt er davon abgegangen; bei ihm ſind nur die zwei Alten Brüder, und jeder hat einen leiblichen Sohn, den er nach ſeiner Art erzieht. Aber deſto beſſer! wird man vielleicht ſagen. So ſind denn auch die zwei Alte wirkliche Väter, und das Stück iſt wirklich eine Schule der Väter, d. i. ſolcher, denen die Natur die väterliche Pflicht aufgelegt, nicht ſolcher, die ſie freiwillig zwar übernommen, die ſich ihrer aber ſchwerlich weiter unterziehen, als es mit ihrer eigenen Gemächlichkeit beſtehen kann.

Pater esse disce ab illis, qui vere sciunt!

Sehr wohl! Nur Schade, daß durch Auflöſung dieſes einzigen Knoten, welcher bei dem Terenz den Aeſchinus und Kteſipho unter ſich, und beide mit dem Demea, ihrem Vater verbindet, die ganze Maſchine auseinander fällt, und aus Einem allgemeinen Intereſſe zwei ganz verſchiedene entſtehen, die bloß die Convenienz des Dichters und keineswegs ihre eigene Natur zuſammen hält!

Denn iſt Aeſchinus nicht bloß der angenommene, ſondern der leibliche Sohn des Micio, was hat Demea ſich viel um ihn zu bekümmern? Der Sohn eines Bruders geht mich ſo nahe nicht an, als mein eigener. Wenn ich finde, daß jemand meinen eigenen Sohn verzieht, geſchähe es auch in der beſten Abſicht von der Welt, ſo habe ich Recht, dieſem gutherzigen Verführer mit aller der Heftigkeit zu begegnen, mit welcher beim Terenz Demea dem Micio begegnet. Aber wenn es nicht mein Sohn iſt, wenn es der eigene Sohn des Verziehers iſt, was kann ich mehr, was darf ich mehr, als daß ich dieſen Verzieher warne, und wenn er mein Bruder iſt, ihn öfters und ernſtlich warne? Unſer Verfaſſer ſetzt den Demea aus dem Verhältniſſe, in welchem er bei dem Terenz ſteht, aber er läßt ihm die nämliche Ungeſtümheit, zu welcher ihn doch nur jenes Verhältniß berechtigen konnte. Ja bei ihm ſchimpft und tobt Demea noch weit ärger als bei dem Terenz. Er will aus der Haut fahren, „daß er an ſeines Bruders Kinde Schimpf und Schande erleben muß." Wenn ihm nun aber dieſer antwortete: „Du biſt nicht klug, mein lieber Bruder, wenn du glaubſt, du könnteſt an meinem Kinde Schimpf und Schande erleben. Wenn mein Sohn ein Bube iſt und bleibt, ſo wird, wie das Unglück, alſo auch der Schimpf nur mein ſeyn. Du magſt es mit deinem Eifer wohl gut meinen, aber er geht zu weit, er beleidigt mich. Falls du mich nur immer ſo ärgern willſt, ſo komm mir lieber nicht über die Schwelle! u. ſ. w." Wenn Micio, ſage ich, dieſes antwortete, nicht wahr, ſo wäre die Komödie auf einmal aus? Oder könnte Micio etwa nicht ſo antworten? Ja, müßte er wohl eigentlich nicht ſo antworten?

Wie viel ſchicklicher eifert Demea bei Terenz. Dieſer Aeſchinus, den er ein ſo liederliches Leben zu führen glaubt, iſt noch immer ſein Sohn, ob ihn gleich der Bruder an Kindes Statt angenommen. Und dennoch beſteht der römiſche Micio weit mehr auf ſeinem Rechte als der deutſche. Du haſt mir, ſagt er, deinen Sohn einmal überlaſſen; bekümmere dich um den, der dir noch übrig iſt;

— — nam ambos curare; propemodum
Reposcere illum est, quem dedisti — —

Dieſe verſteckte Drohung, ihm ſeinen Sohn zurück zu geben, iſt es auch, die ihn zum Schweigen bringt; und doch kann Micio nicht verlangen, daß ſie alle väterliche Empfindungen bei ihm unterdrücken ſoll. Es muß den Micio zwar verdrießen, daß Demea auch in der Folge nicht aufhört, ihm immer die nämlichen Vorwürfe zu machen; aber er kann es dem Vater doch auch nicht verdenken, wenn er ſeinen Sohn nicht gänzlich will verderben laſſen. Kurz, der Demea des Terenz iſt ein Mann, der für das Wohl deſſen beſorgt iſt, für den ihm die Natur zu ſorgen aufgab; er thut es zwar auf die unrechte Weiſe, aber die Weiſe macht den Grund nicht ſchlimmer. Der Demea unſers Verfaſſers hingegen iſt ein beſchwerlicher Zänker, der ſich aus Verwandtſchaft zu allen Grobheiten berechtigt glaubt, die Micio auf keine Weiſe an dem bloßen Bruder dulden müßte.

Achtundneunzigſtes Stück.

Den 5. April 1768.

Eben ſo ſchielend und falſch wird, durch Aufhebung der doppelten Brüderſchaft, auch das Verhältniß der beiden jungen Leute. Ich verdenke es dem deutſchen Aeſchinus, daß er[1] „vielmals an den Thorheiten des Kteſipho Antheil nehmen zu müſſen geglaubt, um ihn, als ſeinen Vetter, der Gefahr und öffentlichen Schande zu entreißen." Was Vetter? Und ſchickt es ſich wohl für den leiblichen Vater, ihm darauf zu antworten: „ich billige deine hierbei bezeigte Sorgfalt und Vorſicht; ich verwehre dir es auch inskünftige nicht?" Was verwehrt der Vater dem Sohne nicht? An den Thorheiten eines ungezogenen Vetters Antheil zu nehmen? Wahrlich, das ſollte er ihm verwehren. „Suche deinen Vetter, müßte er ihm höchſtens ſagen, ſo viel möglich von Thorheiten abzuhalten; wenn du aber findeſt, daß er durchaus darauf beſteht, ſo entziehe dich ihm, denn dein guter Name muß dir werther ſeyn als ſeiner."

Nur dem leiblichen Bruder verzeihen wir, hierin weiter zu gehen. Nur an leiblichen Brüdern kann es uns freuen, wenn einer von dem andern rühmt:

— — Illius opera nunc vivo! Festivum caput,
Qui omnia sibi post putarit esse præ meo commodo:
Maledicta, famam, meum amorem et peccatum in se transtulit.

Denn der brüderlichen Liebe wollen wir von der Klugheit keine Gränzen geſetzt wiſſen. Zwar iſt es wahr, daß unſer Verfaſſer ſeinem Aeſchinus die Thorheit überhaupt zu erſparen gewußt hat, die der Aeſchinus des Terenz für ſeinen Bruder begeht. Eine gewaltſame Entführung hat er in eine kleine Schlägerei verwandelt, an welcher ſein wohlgezogner Jüngling weiter keinen Theil hat, als daß er ſie gern verhindern wollen. Aber gleichwohl läßt er dieſen wohlgezognen Jüngling für einen ungezognen Vetter noch viel zu viel thun. Denn müßte es jener wohl auf irgend eine Weiſe geſtatten, daß dieſer ein Kreatürchen, wie Citaliſe iſt, zu ihm in das Haus brächte? in das Haus ſeines Vaters? unter die Augen ſeiner tugendhaften Geliebten? Es iſt nicht der verführeriſche Damis, dieſe Peſt für junge Leute,[2] deſſenwegen der deutſche Aeſchinus ſeinem liederlichen Vetter die Niederlage bei ſich erlaubt; es iſt die bloße Convenienz des Dichters.

Wie vortrefflich hängt alles das bei dem Terenz zuſammen! Wie richtig und nothwendig iſt da auch die geringſte Kleinigkeit motivirt! Aeſchinus nimmt einem Sklavenhändler ein Mädchen mit Gewalt aus dem Hauſe, in das ſich ſein Bruder verliebt hat. Aber er thut das weniger, um der Neigung ſeines Bruders zu willfahren, als um einem größern Uebel vorzubauen. Der Sklavenhändler will mit dieſem Mädchen unverzüglich auf einen auswärtigen Markt, und der Bruder will dem Mädchen nach; will lieber ſein Vaterland verlaſſen, als den Gegenſtand ſeiner Liebe aus den Augen verlieren.[3] Noch erfährt Aeſchinus zu rechter

---

[1] Aufz. I., Auft. 3. S. 15.

[2] Seite 30.

[3] Act. II. Sc. 4.
AE. Hoc mihi dolet, nos pæne sero scisse: et pæne in eum locum
Rediisse, ut si omnes cuperent, nihil tibi possent auxiliarier.

Zeit dieſen Entſchluß. Was ſoll er thun? Er bemächtigt ſich in der Geſchwindigkeit des Mädchens und bringt ſie in das Haus ſeines Oheims, um dieſem gütigen Manne den ganzen Handel zu entdecken. Denn das Mädchen iſt zwar entführt, aber ſie muß ihrem Eigenthümer doch bezahlt werden. Micio bezahlt ſie auch ohne Anſtand, und freut ſich nicht ſowohl über die That der jungen Leute, als über die brüderliche Liebe, welche er zum Grunde ſieht, und über das Vertrauen, welches ſie auf ihn dabei ſetzen wollen. Das größte iſt geſchehen, warum ſollte er nicht noch eine Kleinigkeit hinzufügen, ihnen einen vollkommen vergnügten Tag zu machen?

> — — — Argentum adnumeravit illico:
> Dedit præterea in sumptum dimidium minæ.

Hat er dem Kteſipho das Mädchen gekauft, warum ſoll er ihm nicht verſtatten, ſich in ſeinem Hauſe mit ihr zu vergnügen? Da iſt nach den alten Sitten nichts, was im geringſten der Tugend und Ehrbarkeit widerſpräche.

Aber nicht ſo in unſern Brüdern! Das Haus des gütigen Vaters wird auf das ungeziemendſte gemißbraucht. Anfangs ohne ſein Wiſſen, und endlich gar mit ſeiner Genehmigung. Citaliſe iſt eine weit unanſtändigere Perſon, als ſelbſt jene Pſaltria, und unſer Kteſipho will ſie gar heirathen. Wenn das der Terenziſche Kteſipho mit ſeiner Pſaltria vorgehabt hätte, ſo würde ſich der Terenziſche Micio ſicherlich ganz anders dabei genommen haben. Er würde Citaliſen die Thüre gewieſen und mit dem Vater die kräftigſten Mittel verabredet haben, einen ſich ſo ſträflich emancipirenden Burſchen im Zaume zu halten.

Ueberhaupt iſt der deutſche Kteſipho von Anfang viel zu verderbt geſchildert, und auch hierin iſt unſer Verfaſſer von ſeinem Muſter abgegangen. Die Stelle erweckt mir immer Grauſen, wo er ſich mit ſeinem Vetter über ſeinen Vater unterhält.[1]

> **Leander.** Aber wie reimt ſich das mit der Ehrfurcht, mit der Liebe, die du deinem Vater ſchuldig biſt?
>
> **Lycaſt.** Ehrfurcht? Liebe? hm! die wird er wohl nicht von mir verlangen.
>
> **Leander.** Er ſollte ſie nicht verlangen?
>
> **Lycaſt.** Nein, gewiß nicht. Ich habe meinen Vater gar nicht lieb. Ich müßte es lügen, wenn ich es ſagen wollte.
>
> **Leander.** Unmenſchlicher Sohn! Du bedenkſt nicht, was du ſagſt. Denjenigen nicht lieben, der dir das Leben gegeben hat! So ſprichſt du jetzt, da du ihn noch leben ſiehſt. Aber verliere ihn einmal; hernach will ich dich fragen.
>
> **Lycaſt.** Hm! Ich weiß nun eben nicht, was da geſchehen würde. Auf allen Fall würde ich wohl auch ſogar unrecht nicht thun. Denn ich glaube, er würde es auch nicht beſſer machen. Er ſpricht ja faſt täglich zu mir: „Wenn ich dich nur los wäre! wenn du nur weg wärſt!“ Heißt das Liebe? Kannſt du verlangen, daß ich ihn wieder lieben ſoll?

Auch die ſtrengſte Zucht müßte ein Kind zu ſo unnatürlichen Geſinnungen nicht verleiten. Das Herz, das ihrer aus irgend einer Urſache fähig iſt, verdient nicht anders als ſklaviſch gehalten zu werden. Wenn wir uns des ausſchweifenden Sohnes gegen den ſtrengen Vater annehmen ſollen, ſo müſſen jene Ausſchweifungen kein grundböſes Herz verrathen; es müſſen nichts als Ausſchweifungen des Temperaments, jugendliche Unbedachtſamkeiten, Thorheiten des Kitzels und Muthwillens ſeyn. Nach dieſem Grundſatze haben Menander und Terenz ihren Kteſipho geſchildert. So ſtreng ihn ſein Vater hält, ſo entfährt ihm doch nie das geringſte böſe Wort gegen denſelben. Das einzige, was man ſo nennen könnte, macht er auf die vortrefflichſte Weiſe wieder gut. Er möchte ſeiner Liebe gern wenigſtens ein paar Tage ruhig genießen; er freut ſich, daß der Vater wieder hinaus auf das Land an ſeine Arbeit iſt, und wünſcht, daß er ſich damit ſo abmatten, — ſo abmatten möge, daß er ganze drei Tage nicht aus dem Bette könne. Ein raſcher Wunſch! aber man ſehe mit welchem Zuſatze:

> — — — utinam quidem
> Quod cum salute ejus fiat, ita se defatigarit velim,
> Ut triduo hoc perpetuo prorsum e lecto nequeat surgere.

Quod cum salute ejus fiat! Nur müßte es ihm weiter nicht ſchaden! — So recht! ſo recht, liebenswürdiger Jüngling! Immer geh, wohin dich Freude und Liebe rufen! Für dich drücken wir gern ein Auge zu! Das Böſe, das du begehſt, wird nicht ſehr böſe ſeyn! Du haſt einen ſtrengern Aufſeher in dir, als ſelbſt dein Vater iſt! — Und ſo ſind mehrere Züge in der Scene, aus der dieſe Stelle genommen iſt. Der deutſche Kteſipho iſt ein abgefäumter Bube, dem Lügen und Betrug ſehr geläufig ſind; der römiſche hingegen iſt in der äußerſten Verwirrung um einen kleinen Vorwand, durch den er ſeine Abweſenheit bei ſeinem Vater rechtfertigen könnte.

> Rogabit me: ubi fuerim? quem ego hodie toto non vidi die.
> Quid dicam? Sy. Nilne in mentem venit? Ct. Nunquam quicquam. Sy. Tanto nequior.
> Cliens, amicus, hospes, nemo est vobis? Ct. Sunt, quid postea?
> Sy. Hisce opera ut data sit. Ct. Quæ non data sit? Non potest fieri!

Dieſes naive, aufrichtige: quæ non data sit! Der gute Jüngling ſucht einen Vorwand, und der ſchalkiſche Knecht ſchlägt ihm eine Lüge vor. Eine Lüge! Nein, das geht nicht: non potest fieri!

Neunundneunzigſtes Stück.

Den 12. April 1768.

Sonach hatte Terenz auch nicht nöthig, uns ſeinen Kteſipho am Ende des Stücks beſchämt und durch die Beſchämung auf dem Wege der Beſſerung zu zeigen. Wohl aber müßte dieſes unſer Verfaſſer thun. Nur fürchte ich, daß der Zuſchauer die kriechende Reue und die furchtſame Unterwerfung eines ſo leichtſinnigen Buben nicht für ſehr aufrichtig halten kann. Eben ſo wenig, als die Gemüthsänderung ſeines Vaters. Beider Umkehrung iſt ſo wenig in ihrem Charakter gegründet, daß man das Bedürfniß des Dichters, ſein Stück ſchließen zu müſſen, und die Verlegenheit, es auf eine beſſere Art zu ſchließen, ein wenig zu ſehr darin empfindet. — Ich weiß überhaupt nicht, woher ſo viele komiſche Dichter die Regel genommen haben, daß der Böſe nothwendig am Ende des Stücks entweder beſtraft werden oder ſich beſſern müſſe. In der Tragödie möchte dieſe Regel noch eher gelten; ſie kann uns da mit dem Schickſale verſöhnen, und Murren in Mitleid kehren. Aber in der Komödie, denke ich, hilft ſie nicht allein nichts, ſondern ſie verdirbt vielmehr vieles. Wenigſtens macht ſie immer den Ausgang ſchielend und kalt, und einförmig. Wenn die verſchiednen Charaktere, welche ich in eine Handlung verbinde, nur dieſe Handlung zu Ende bringen, warum ſollen ſie nicht bleiben, wie ſie waren? Aber freilich muß die Handlung ſodann in etwas mehr, als in einer bloßen Colliſion der Charaktere beſtehen. Dieſe kann allerdings nicht anders, als durch Nachgebung und Veränderung des einen Theiles dieſer Charaktere geendet werden; und ein Stück, das wenig oder nichts mehr hat als ſie, nähert ſich nicht ſowohl ſeinem

---

Ct. Pudebat. Æ. Ah, stultitia est istæc: non pudor, tam ob parvulam
Rem pæne e patria: turpe dictu. Deos quæso ut istæc prohibeant.

[1] I. Aufz. 6. Auft.

Ziele, ſondern ſchläft vielmehr nach und nach ein. Wenn hingegen jene Colliſion, die Handlung mag ſich ihrem Ende nähern, ſo viel als ſie will, dennoch gleich ſtark fortdauert, ſo begreift man leicht, daß das Ende eben ſo lebhaft und unterhaltend ſeyn kann, als die Mitte nur immer war. Und das iſt gerade der Unterſchied, der ſich zwiſchen dem letzten Acte des Terenz und dem letzten unſers Verfaſſers befindet. Sobald wir in dieſem hören, daß der ſtrenge Vater hinter die Wahrheit gekommen, ſo können wir uns das Uebrige alles an den Fingern abzählen; denn es iſt der fünfte Act. Er wird Anfangs poltern und toben, bald darauf wird er ſich beſänftigen laſſen, wird ſein Unrecht erkennen und ſo werden wollen, daß er nie wieder zu einer ſolchen Komödie den Stoff geben kann; desgleichen wird der ungerathene Sohn kommen, wird abbitten, wird ſich zu beſſern verſprechen; kurz, alles wird ein Herz und eine Seele werden. Den hingegen will ich ſehen, der in dem fünften Acte des Terenz die Wendungen des Dichters errathen kann! Die Intrigue iſt längſt zu Ende, aber das fortwährende Spiel der Charaktere läßt es uns kaum bemerken, daß ſie zu Ende iſt. Keiner verändert ſich, ſondern jeder ſchleift nur dem andern eben ſo viel ab, als nöthig iſt, ihn gegen den Nachtheil des Exceſſes zu verwahren. Der freygebige Micio wird durch das Manöver des geizigen Demea dahin gebracht, daß er ſelbſt das Uebermaaß in ſeinem Bezeigen erkennt und fragt:

> Quod proluvium? quæ istæc subita est largitas?

So wie umgekehrt der ſtrenge Demea durch das Manöver des nachſichtsvollen Micio endlich erkennt, daß es nicht genug iſt, nur immer zu tadeln und zu beſtrafen, ſondern es auch gut ſey, obsecundare in loco. —

Noch eine einzige Kleinigkeit will ich erinnern, in welcher unſer Verfaſſer ſich, gleichfalls zu ſeinem eigenen Nachtheile, von ſeinem Muſter entfernt hat.

Terenz ſagt es ſelbſt, daß er in die Brüder des Menander eine Epiſode aus einem Stücke des Diphilus übergetragen und ſo ſeine Brüder zuſammengeſetzt habe. Dieſe Epiſode iſt die gewaltſame Entführung der Pſaltria durch den Aeſchinus, und das Stück des Diphilus hieß: die mit einander Sterbenden.

> Synapothnescontes Diphili comœdia est —
> In Græca adolescens est, qui lenoni eripit
> Meretricem in prima fabula — —
> — — eum hic locum sumpsit sibi
> In Adelphos — — —

Nach dieſen beiden Umſtänden zu urtheilen, mochte Diphilus ein Paar Verliebte aufgeführt haben, die feſt entſchloſſen waren, lieber mit einander zu ſterben, als ſich trennen zu laſſen; und wer weiß was geſchehen wäre, wenn ſich gleichfalls nicht ein Freund ins Mittel geſchlagen und das Mädchen für den Liebhaber mit Gewalt entführt hätte? Den Entſchluß, mit einander zu ſterben, hat Terenz in den bloßen Entſchluß des Liebhabers, dem Mädchen nachzufliehen und Vater und Vaterland um ſie zu verlaſſen, gemildert. Donatus ſagt dieſes ausdrücklich: Menander mori illum voluisse fingit, Terentius fugere. Aber ſollte es in dieſer Note des Donatus nicht Diphilus anſtatt Menander heißen? Ganz gewiß; wie Peter Nannius dieſes ſchon angemerkt hat.[1] Denn der Dichter, wie wir geſehen, ſagt es ja ſelbſt, daß er dieſe ganze Epiſode von der Entführung nicht aus dem Menander, ſondern aus dem Diphilus entlehnt habe, und das Stück des Diphilus hatte von dem Sterben ſogar ſeinen Titel.

Indeß muß freylich, anſtatt dieſer von dem Diphilus entlehnten Entführung, in dem Stücke des Menander eine andere Intrigue geweſen ſeyn, an der Aeſchinus gleicher Weiſe für den Kteſipho Antheil nahm, und wodurch er ſich bei ſeiner Geliebten in eben den Verdacht brachte, der am Ende ihre Verbindung ſo glücklich beſchleunigte. Worin dieſe eigentlich beſtanden, dürfte ſchwer zu errathen ſeyn. Sie mag aber beſtanden haben worin ſie will, ſo wird ſie doch gewiß eben ſo wohl gleich vor dem Stücke vorhergegangen ſeyn, als die vom Terenz dafür gebrauchte Entführung. Denn auch ſie muß es geweſen ſeyn, wovon man noch überall ſprach, als Demea in die Stadt kam; auch ſie muß die Gelegenheit und der Stoff geweſen ſeyn, worüber Demea gleich Anfangs mit ſeinem Bruder den Streit beginnt, in welchem ſich beider Gemüthsarten ſo vortrefflich entwickeln.

> — — Nam illa, quæ antehac facta sunt
> Omitto: modo quid designavit? —
> Fores effregit, atque in ædes irruit
> Alienas — — — —
> — — clamant omnes, indignissime
> Factum esse. Hoc advenienti quot mihi, Micio
> Dixere? in ore est omni populo —

Nun habe ich ſchon geſagt, daß unſer Verfaſſer dieſe gewaltſame Entführung in eine kleine Schlägerei verwandelt hat. Er mag auch ſeine guten Urſachen dazu gehabt haben; wenn er nur dieſe Schlägerei ſelbſt nicht ſo ſpät hätte geſchehen laſſen. Auch ſie ſollte und müßte das ſeyn, was den ſtrengen Vater aufbringt. So aber iſt er ſchon aufgebracht, ehe ſie geſchieht, und man weiß gar nicht worüber? Er tritt auf und zankt, ohne den geringſten Anlaß. Er ſagt zwar: „Alle Leute reden von der ſchlechten Aufführung deines Sohnes, ich darf nur einmal den Fuß in die Stadt ſetzen, ſo höre ich mein blaues Wunder.“ Aber was denn die Leute eben jetzt reden, worin das blaue Wunder beſtanden, das er eben jetzt gehört und worüber er ausdrücklich mit ſeinem Bruder zu zanken kömmt, das hören wir nicht und können es auch aus dem Stücke nicht errathen. Kurz, unſer Verfaſſer hätte den Umſtand, der den Demea in Harniſch bringt, zwar verändern können, aber er hätte ihn nicht verſetzen müſſen! Wenigſtens, wenn er ihn verſetzen wollen, hätte er den Demea im erſten Acte ſeine Unzufriedenheit mit der Erziehungsart ſeines Bruders nur nach und nach müſſen äußern, nicht aber auf einmal damit herausplatzen laſſen. —

Möchten wenigſtens nur diejenigen Stücke des Menander auf uns gekommen ſeyn, welche Terenz genutzt hat! Ich kann mir nichts Unterrichtenderes denken, als eine Vergleichung dieſer griechiſchen Originale mit den lateiniſchen Copien ſeyn würde.

Denn gewiß iſt es, daß Terenz kein bloßer ſklaviſcher Ueberſetzer geweſen. Auch da, wo er den Faden des Menandriſchen Stücks völlig beibehalten, hat er ſich noch manchen kleinen Zuſatz, manche Verſtärkung oder Schwächung eines und des andern Zuges erlaubt, wie uns deren verſchiedene Donatus in ſeinen Scholien angezeigt. Nur ſchade, daß ſich Donatus immer ſo kurz und öfters ſo dunkel darüber ausdrückt (weil zu ſeiner Zeit die Stücke des Menander noch ſelbſt in Jedermanns Händen waren), daß es ſchwer wird, über den Werth oder Unwerth ſolcher Terenziſchen Künſteleien etwas Zuverläſſiges zu ſagen. In den Brüdern findet ſich hiervon ein ſehr merkwürdiges Exempel.

---

[1] Sylloge V. Miscell. cap. 10. Videat quæso accuratus lector, num pro Menandro legendum sit Diphilus. Certe vel tota Comœdia, vel pars istius argumenti, quod hic tractatur, ad verbum e Diphilo translata est. — Ita cum Diphili comœdia a commoriendo nomen habeat, et ibi dicatur adolescens mori voluisse, quod Terentius in fugere mutavit, omnino adducor, eam imitationem a Diphilo, non a Menandro mutuatam esse, et ex eo commoriendi cum puella studio συναποθνησκοντες nomen fabulæ inditum esse. —

Hundertſtes Stück.

Den 15. April 1768.

Demea, wie ſchon angemerkt, will im fünften Acte dem Micio eine Lection nach ſeiner Art geben. Er ſtellt ſich luſtig, um die andern wahre Ausſchweifungen und Tollheiten begehen zu laſſen; er ſpielt den Freigebigen, aber nicht aus ſeinem, ſondern aus des Bruders Beutel; er möchte dieſen lieber auf einmal ruiniren, um nur das boshafte Vergnügen zu haben, ihm am Ende ſagen zu können: „Nun ſiehe, was du von deiner Gutherzigkeit haſt!“ So lange der ehrliche Micio nur von ſeinem Vermögen dabei zuſetzt, laſſen wir uns den hämiſchen Spaß ziemlich gefallen. Aber nun kömmt es dem Verräther gar ein, den guten Hageſtolz mit einem alten verlebten Mütterchen zu verkuppeln. Der bloße Einfall macht uns Anfangs zu lachen; wenn wir aber endlich ſehen, daß es Ernſt damit wird, daß ſich Micio wirklich die Schlinge über den Kopf werfen läßt, der er mit einer einzigen ernſthaften Wendung hätte ausweichen können, wahrlich, ſo wiſſen wir kaum mehr, auf wen wir ungehaltener ſeyn ſollen, ob auf den Demea, oder auf den Micio.[1]

Demea. Ja wohl iſt das mein Wille! Wir müſſen von nun an mit dieſen guten Leuten nur eine Familie machen; wir müſſen ihnen auf alle Weiſe aufhelfen, uns auf alle Art mit ihnen verbinden. —

Aeſchinus. Das bitte ich, mein Vater.

Micio. Ich bin gar nicht dagegen.

Demea. Es ſchickt ſich auch nicht anders für uns. — Denn erſt iſt ſie ſeiner Frau Mutter —

Micio. Nun denn?

Demea. Auf die nichts zu ſagen; brav, ehrbar —

Micio. So höre ich.

Demea. Bei Jahren iſt ſie auch.

Micio. Ja wohl.

Demea. Kinder kann ſie ſchon lange nicht mehr haben. Dazu iſt Niemand, der ſich um ſie bekümmerte; ſie iſt ganz verlaſſen.

Micio. Was will der damit?

Demea. Die mußt du billig heirathen, Bruder. Und du, zum Aeſchinus, mußt ja machen, daß er es thut.

Micio. Ich? ſie heirathen?

Demea. Du!

Micio. Ich?

Demea. Du, wie geſagt, du!

Micio. Du biſt nicht klug.

Demea zum Aeſchinus. Nun zeige, was du kannſt! Er muß!

Aeſchinus. Mein Vater —

Micio. Wie? — Und du, Geck, kannſt ihm noch folgen?

Demea. Du ſträubſt dich umſonſt; es kann nun einmal nicht anders ſeyn.

Micio. Du ſchwärmſt.

Aeſchinus. Laß dich erbitten, mein Vater.

Micio. Raſeſt du? Geh!

Demea. O, ſo mach dem Sohne doch die Freude!

Micio. Biſt du wohl bei Verſtande? Ich, in meinem fünfundſechzigſten Jahre noch heirathen? Und ein altes verlebtes Weib heirathen? Das könntet ihr mir zumuthen?

Aeſchinus. Thue es immer; ich habe es Ihnen verſprochen.

Micio. Verſprochen gar? — Bürſchchen, verſprich für dich, was du verſprechen willſt!

Demea. Friſch! Wenn es nun etwas wichtigeres wäre, warum er dich bäte?

Micio. Als ob etwas wichtigeres ſeyn könnte, wie das?

Demea. So willfahre ihm doch nur!

Aeſchinus. Sey uns nicht zuwider!

Demea. Fort, verſprich!

Micio. Wie lange ſoll das währen?

Aeſchinus. Bis du dich erbitten laſſen.

Micio. Aber das heißt Gewalt brauchen.

Demea. Thue ein Uebriges, guter Micio.

Micio. Nun denn; — ob ich es zwar ſehr unrecht, ſehr abgeſchmackt finde; ob es ſich ſchon weder mit der Vernunft, noch mit meiner Lebensart reimt, — weil ihr doch ſo ſehr darauf beſteht; es ſey!

„Nein, ſagt die Kritik; das iſt zu viel! Der Dichter iſt hier mit Recht zu tadeln. Das einzige, was man noch zu ſeiner Rechtfertigung ſagen könnte, wäre dieſes, daß er die nachtheiligen Folgen einer übermäßigen Gutherzigkeit habe zeigen wollen. Doch Micio hat ſich bis dahin ſo liebenswürdig bewieſen, er hat ſo viel Verſtand, ſo viel Kenntniß der Welt gezeigt, daß dieſe ſeine letzte Ausſchweifung wider alle Wahrſcheinlichkeit iſt, und den feinern Zuſchauer nothwendig beleidigen muß. Wie geſagt alſo, der Dichter iſt hier zu tadeln, auf alle Weiſe zu tadeln!“

Aber welcher Dichter? Terenz? oder Menander? oder beide? — Der neue engliſche Ueberſetzer des Terenz, Colmann, will den größern Theil des Tadels auf den Menander zurückſchieben, und glaubt aus einer Anmerkung des Donatus beweiſen zu können, daß Terenz die Ungereimtheit ſeines Originals in dieſer Stelle wenigſtens ſehr gemildert habe. Donatus ſagt nämlich: Apud Menandrum senex de nuptiis non gravatur. Ergo Terentius εὑρετικῶς.

„Es iſt ſehr ſonderbar, erklärt ſich Colmann, daß dieſe Anmerkung des Donatus ſo gänzlich von allen Kunſtrichtern überſehen worden, da ſie, bei unſerm Verluſte des Menander, doch um ſo viel mehr Aufmerkſamkeit verdient. Unſtreitig iſt es, daß Terenz in dem letzten Acte dem Plane des Menander gefolgt iſt; ob er nun aber ſchon die Ungereimtheit, den Micio mit der alten Mutter zu verheirathen, angenommen, ſo lernen wir doch von Donatus, daß dieſer Umſtand ihm ſelber anſtößig geweſen, und er ſein Original dahin verbeſſert, daß er den Micio alle den Widerwillen gegen eine ſolche Verbindung äußern laſſen, den er in dem Stücke des Menander, wie es ſcheint, nicht geäußert hatte.“

---

[1] Act. V. Sc. VIII.
De. Ego vero jubeo, et in hac re, et in aliis omnibus,
Quam maxime unam facere nos hanc familiam;
Colere, adjuvare, adjungere. Aes. Ita quæso pater.
Mi. Haud aliter censeo. De. Imo hercle ita nobis decet.
Primum hujus uxoris est mater. Mi. Quid postea?
De. Proba, et modesta. Mi. Ita ajunt. De. Natu grandior.
Mi. Scio. De. Parere jam diu hæc per annos non potest:
Nec qui eam respiciat, quisquam est: sola est. Mi. Quam hic rem agit?
De. Hanc te æquum est ducere; et te operam, ut fiat, dare.
Mi. Me ducere autem? De. Te. Mi. Me? De. Te inquam. Mi. Ineptis. De. Si tu sis homo,
Hic faciat. Aes. Mi pater. Mi. Quid? Tu autem huic, asine, auscultas. De. Nihil agis,
Fieri aliter non potest. Mi. Deliras. Aes. Sine te exorem, mi pater.
Mi. Insanis, aufer. De. Age, da veniam filio. Mi. Satin' sanus es?
Ego novus maritus anno demum quinto et sexagesimo
Fiam; atque anum decrepitam ducam? Idne estis auctores mihi?
Aes. Fac; promisi ego illis. Mi. Promisti autem? de te largitor puer.
De. Age, quid, si quid te majus oret? Mi. Quasi non hoc sit maximum.
De. Da veniam. Aes. Ne gravere. De. Fac, promitte. Mi. Non omittis?
Aes. Non; nisi te exorem. Mi. Vis est hæc quidem. De. Age prolixe Micio.
Mi. Etsi hoc mihi pravum, ineptum, absurdum, atque alienum a vita mea
Videtur: si vos tantopere istuc vultis, fiat.

Es iſt nicht unmöglich, daß ein römiſcher Dichter nicht einmal etwas beſſer könne gemacht haben, als ein griechiſcher. Aber der bloßen Möglichkeit wegen möchte ich es gern in keinem Falle glauben.

Colmann meint alſo, die Worte des Donatus: Apud Menandrum senex de nuptiis non gravatur, hießen ſo viel, als: beim Menander ſträubt ſich der Alte gegen die Heirath nicht. Aber wie, wenn ſie das nicht hießen? Wenn ſie vielmehr zu überſetzen wären: beim Menander fällt man dem Alten mit der Heirath nicht beſchwerlich? Nuptias gravari würde zwar allerdings jenes heißen, aber auch de nuptiis gravari? In jener Redensart wird gravari gleichſam als ein Deponens gebraucht; in dieſer aber iſt es ja wohl das eigentliche Paſſivum, und kann alſo meine Auslegung nicht allein leiden, ſondern vielleicht wohl gar keine andere leiden, als ſie.

Wäre aber dieſes, wie ſtände es dann um den Terenz? Er hätte ſein Original ſo wenig verbeſſert, daß er es vielmehr verſchlimmert hätte; er hätte die Ungereimtheit mit der Verheirathung des Micio durch die Weigerung deſſelben nicht gemildert, ſondern ſie ſelber erfunden. Terentius εὑρητικῶς! Aber nur, daß es mit den Erfindungen der Nachahmer nicht weit her iſt!

Hundert und erſtes, zweites, drittes und viertes Stück.

Den 19. April 1768.

Hundert und erſtes bis viertes? — Ich hatte mir vorgenommen, den Jahrgang dieſer Blätter nur aus hundert Stücken beſtehen zu laſſen. Zweiundfunfzig Wochen und die Woche zwei Stück, geben zwar allerdings hundert und viere. Aber warum ſollte, unter allen Tagewerkern, dem einzigen wöchentlichen Schriftſteller kein Feiertag zu Statten kommen? Und in dem ganzen Jahre nur viere: iſt ja ſo wenig!

Doch Dodsley und Compagnie haben dem Publicum, in meinem Namen, ausdrücklich hundert und vier Stück verſprochen. Ich werde die guten Leute ſchon nicht zu Lügnern machen müſſen.

Die Frage iſt nur: wie fange ich es am beſten an? — Der Zeug iſt ſchon verſchnitten, ich werde einflicken oder recken müſſen. — Aber das klingt ſo ſtümpermäßig. Mir fällt ein, — was mir gleich hätte einfallen ſollen: die Gewohnheit der Schauſpieler, auf ihre Hauptvorſtellung ein kleines Nachſpiel folgen zu laſſen. Das Nachſpiel kann handeln, wovon es will, und braucht mit dem Vorhergehenden nicht in der geringſten Verbindung zu ſtehen. — So ein Nachſpiel denn mag die Blätter nun füllen, die ich mir ganz erſparen wollte.

Erſt ein Wort von mir ſelbſt! Denn warum ſollte nicht auch ein Nachſpiel einen Prolog haben dürfen, der ſich mit einem Poeta, cum primum animum ad scribendum appulit, anfinge?

Als vor Jahr und Tag einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Verſuch zu machen, ob nicht für das deutſche Theater ſich etwas mehr thun laſſe, als unter der Verwaltung eines ſogenannten Principals geſchehen könne, ſo weiß ich nicht, wie man auf mich dabei fiel, und ſich träumen ließ, daß ich bei dieſem Unternehmen wohl nützlich ſeyn könnte? — Ich ſtand eben am Markte und war müßig; Niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel, weil mich Niemand zu brauchen wußte, bis gerade auf dieſe Freunde! — Noch ſind mir in meinem Leben alle Beſchäftigungen ſehr gleichgültig geweſen: ich habe mich nie zu einer gedrungen, oder nur erboten; aber auch die geringfügigſte nicht von der Hand gewieſen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erleſen zu ſeyn glauben konnte.

Ob ich zur Aufnahme des hieſigen Theaters concurriren wolle? darauf war alſo leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am beſten könne?

Ich bin weder Schauſpieler noch Dichter.

Man erweiſet mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel in die Hand nimmt und Farben verquiſtet, iſt ein Maler. Die älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und Leichtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neueren erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft ſich emporarbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt, ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf preſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſeyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie ſoll das Genie erſticken: und ich ſchmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie ſehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähſchrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, ſich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, ſo auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches beſſer iſt, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, ſo koſtet es mich ſo viel Zeit, ich muß von andern Geſchäften ſo frei, von unwillkürlichen Zerſtreuungen ſo ununterbrochen ſeyn, ich muß meine ganze Beleſenheit ſo gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll, Niemand in der Welt ungeſchickter ſeyn kann, als ich.

Was Goldoni für das italieniſche Theater that, der es in einem Jahre mit dreizehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutſche zu thun folglich bleiben laſſen. Ja, das würde ich bleiben laſſen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauiſcher gegen alle erſte Gedanken, als de la Caſa und der alte Shandy nur immer geweſen ſind. Denn wenn ich ſie auch ſchon nicht für Eingebungen des böſen Feindes, weder des eigentlichen noch des allegoriſchen, halte:[1] ſo denke ich doch immer, daß die erſten Gedanken die erſten ſind, und daß das Beſte auch nicht einmal in allen Suppen oben auf zu ſchwimmen pflegt. Meine erſte Gedanken ſind gewiß kein Haar beſſer, als Jedermanns erſte Gedanken; und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügſten zu Hauſe.

---

[1] An opinion JOHN DE LA CASA, archbishop of Benevento, was afflicted with — which opinion was, — that whenever a Christian was writing a book (not for his private amusement, but) where his intent and purpose was bona fide, to print and publish it to the world, his first thoughts were always the temptations of the evil one. — My father was hugely pleased with this theory of John de la Casa; and (had it not cramped him a little in his creed) I believe would have given ten of the best acres in the Shandy estate, to have been the broacher of it: — but as he could not have the honour of it in the litteral sense of the doctrine, he took up with the allegory of it. Prejudice of education, he would say, is the devil etc. (Life and Op. of Tristram Shandy Vol. V. p. 74.)

— Endlich fiel man darauf, ſelbſt das, was mich zu einem ſo langſamen, oder, wie es meinen rüſtigeren Freunden ſcheint, ſo faulen Arbeiter macht, ſelbſt das an mir nutzen zu wollen, die Kritik. Und ſo entſprang die Idee zu dieſem Blatte.

Sie gefiel mir, dieſe Idee. Sie erinnerte mich an die Didaskalien der Griechen, d. i. an die kurzen Nachrichten, dergleichen ſelbſt Ariſtoteles von den Stücken der griechiſchen Bühne zu ſchreiben der Mühe werth gehalten. Sie erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Caſaubonus bei mir gelacht zu haben, der ſich, aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wiſſenſchaften, einbildete, daß es dem Ariſtoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bei ſeinen Didaskalien zu thun geweſen.[1] — Wahrhaftig, es wäre auch eine ewige Schande für den Ariſtoteles, wenn er ſich mehr um den poetiſchen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geſchmacks darin bekümmert hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade, als um die Namen der Archonten, unter welchen ſie zuerſt aufgeführt worden!

Ich war ſchon Willens, das Blatt ſelbſt Hamburgiſche Didaskalien zu nennen. Aber der Titel klang mir allzufremd, und nun iſt es mir ſehr lieb, daß ich ihm dieſen vorgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen oder nicht bringen wollte, das ſtand bei mir; wenigſtens hatte mir Lione Allacci desfalls nichts vorzuſchreiben. Aber wie eine Didaskalie ausſehen müſſe, glauben die Gelehrten zu wiſſen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre, die eben dieſer Caſaubonus breviter et eleganter scriptas nennt. Ich hatte weder Luſt, meine Didaskalien ſo kurz, noch ſo elegant zu ſchreiben, und unſere jetztlebende Caſauboni würden die Köpfe trefflich geſchüttelt haben, wenn ſie gefunden hätten, wie ſelten ich irgend eines chronologiſchen Umſtandes gedenke, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verloren gegangen wären, auf irgend ein hiſtoriſches Factum einiges Licht werfen könnte. In welchem Jahre Ludwigs des Vierzehnten, oder Ludwigs des Funfzehnten, ob zu Paris, oder zu Verſailles, ob in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte, oder nicht der Prinzen vom Geblüte, dieſes oder jenes franzöſiſche Meiſterſtück zuerſt aufgeführt worden, das würden ſie bei mir geſucht und zu ihrem großen Erſtaunen nicht gefunden haben.

Was ſonſt dieſe Blätter werden ſollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erklärt: was ſie wirklich geworden, das werden meine Leſer wiſſen. Nicht völlig das, wozu ich ſie zu machen verſprach, etwas anderes; aber doch, denke ich, nichts ſchlechteres.

„Sie ſollten jeden Schritt begleiten, den die Kunſt, ſowohl des Dichters, als des Schauſpielers hier thun würde.“

Die letztere Hälfte bin ich ſehr bald überdrüſſig geworden. Wir haben Schauſpieler, aber keine Schauſpielkunſt. Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat, ſo haben wir ſie nicht mehr; ſie iſt verloren; ſie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geſchwätz darüber hat man in verſchiedenen Sprachen genug; aber ſpecielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präciſion abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Acteurs in einem beſondern Falle zu beſtimmen ſey, deren wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kömmt es, daß alles Raiſonnement über dieſe Materie immer ſo ſchwankend und vieldeutig ſcheint, daß es eben kein Wunder iſt, wenn der Schauſpieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, ſich auf alle Weiſe dadurch beleidigt findet. Gelobt wird er ſich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben, ja öfters wird er gar nicht einmal wiſſen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die Anmerkung ſchon längſt gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künſtler, in Anſehung der Kritik, in eben dem Verhältniſſe ſteigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundſätze ihrer Künſte abnimmt. — So viel zu meiner und ſelbſt zu deren Entſchuldigung, ohne die ich mich nicht zu entſchuldigen hätte.

Aber die erſtere Hälfte meines Verſprechens? Bei dieſer iſt freilich das Hier zur Zeit noch nicht ſehr in Betrachtung gekommen, — und wie hätte es auch können? Die Schranken ſind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber ſchon bei dem Ziele ſehen; bei einem Ziele, das ihnen alle Augenblicke immer weiter und weiter hinausgeſteckt wird? Wenn das Publicum fragt: was iſt denn nun geſchehen? und mit einem höhniſchen Nichts ſich ſelbſt antwortet, ſo frage ich wiederum: und was hat denn das Publicum gethan, damit etwas geſchehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas ſchlimmeres als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert, es hat ihm nicht einmal ſeinen natürlichen Lauf gelaſſen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern bloß von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſey, keinen eigenen haben zu wollen. Wir ſind noch immer die geſchworenen Nachahmer alles Ausländiſchen, beſonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzoſen; alles was uns von jenſeit dem Rheine kömmt, iſt ſchön, reizend, allerliebſt, göttlich; lieber verläugnen wir Geſicht und Gehör, als daß wir es anders finden ſollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimaſſe für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poeſie, Geheule für Muſik uns einreden laſſen, als im geringſten an der Superiorität zweifeln, welche dieſes liebenswürdige Volk, dieſes erſte Volk in der Welt, wie es ſich ſelbſt ſehr beſcheiden zu nennen pflegt, in allem was gut und ſchön und erhaben und anſtändig iſt, von dem gerechten Schickſale zu ſeinem Antheile erhalten hat. —

Doch dieſer Locus communis iſt ſo abgedroſchen, und die nähere Anwendung deſſelben könnte leicht ſo bitter werden, daß ich lieber davon abbreche.

Ich war alſo genöthigt, anſtatt der Schritte, welche die Kunſt des dramatiſchen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bei denen zu verweilen, die ſie vorläufig thun müßte, und dann mit eins ihre Bahn mit deſto ſchnellern und größern zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muß, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen und ſein Ziel gerade in das Auge zu bekommen.

Seines Fleißes darf ſich jedermann rühmen; ich glaube, die dramatiſche Dichtkunſt ſtudirt zu haben, ſie mehr ſtudirt zu haben, als zwanzig, die ſie ausüben. Auch habe ich ſie ſo weit ausgeübt, als es nöthig iſt, um mitſprechen zu dürfen; denn ich weiß wohl, ſo wie der Maler ſich von niemanden gern tadeln läßt, der den Pinſel ganz und gar nicht zu führen weiß, ſo auch der Dichter. Ich habe es wenigſtens verſucht, was er bewerkſtelligen muß, und kann von dem, was ich ſelbſt nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es ſich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo ſo mancher ſich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, ſtummer ſeyn würde als ein Fiſch.

---

[1] Animadv. in Athenæum Lib. VI. cap. 7. *Διδασκαλία* accipitur pro eo scripto, quo explicatur ubi, quando, quomodo et quo eventu fabula aliqua fuerit acta. — Quantum critici hac diligentia veteres chronologos adjuverint, soli æstimabunt illi, qui norunt quam infirma et tenuia præsidia habuerint, qui ad ineundam fugacis temporis rationem primi animum appulerunt. Ego non dubito, eo potissimum spectasse Aristotelem, cum *Διδασκαλίας* suas componeret. —

Aber man kann ſtudiren und ſich tief in den Irrthum hinein ſtudiren. Was mich alſo verſichert, daß mir dergleichen nicht begegnet ſey, daß ich das Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt nicht verkenne, iſt dieſes, daß ich es vollkommen ſo erkenne, wie es Ariſtoteles aus den unzähligen Meiſterſtücken der griechiſchen Bühne abſtrahirt hat. Ich habe von dem Entſtehen, von der Grundlage der Dichtkunſt dieſes Philoſophen meine eigene Gedanken, die ich hier ohne Weitläuftigkeit nicht äußern könnte. Indeß ſteh ich nicht an, zu bekennen (und ſollte ich in dieſen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich ſie für ein eben ſo unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer ſind. Ihre Grundſätze ſind eben ſo wahr und gewiß, nur freilich nicht ſo faßlich, und daher mehr der Chicane ausgeſetzt, als alles, was dieſe enthalten. Beſonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit ſo ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwiderſprechlich zu beweiſen, daß ſie ſich von der Richtſchnur des Ariſtoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne ſich eben ſo weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Nach dieſer Ueberzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmteſten Muſter der franzöſiſchen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn dieſe Bühne ſoll ganz nach den Regeln des Ariſtoteles gebildet ſeyn, und beſonders hat man uns Deutſche bereden wollen, daß ſie nur durch dieſe Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher ſie die Bühnen aller neuern Völker ſo weit unter ſich erblicke. Wir haben das auch lange ſo feſt geglaubt, daß bei unſern Dichtern, den Franzoſen nachahmen, eben ſo viel geweſen iſt, als nach den Regeln der Alten arbeiten.

Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unſer Gefühl beſtehen. Dieſes ward glücklicher Weiſe durch einige engliſche Stücke aus ſeinem Schlummer erweckt, und wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig ſey, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von dieſem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den engliſchen Stücken fehlten zu augenſcheinlich gewiſſe Regeln, mit welchen uns die franzöſiſchen ſo bekannt gemacht hatten. Was ſchloß man daraus? Dieſes, daß ſich auch ohne dieſe Regeln der Zweck der Tragödie erreichen laſſe; ja daß dieſe Regeln wohl gar Schuld ſeyn könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mögen! — Aber mit dieſen Regeln fing man an alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterei zu erklären, dem Genie vorzuſchreiben, was es thun und was es nicht thun müſſe. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verſcherzen, und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunſt aufs neue für ſich erfinden ſolle.

Ich wäre eitel genug, mir einiges Verdienſt um unſer Theater beizumeſſen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, dieſe Gährung des Geſchmacks zu hemmen. Darauf los gearbeitet zu haben, darf ich mir wenigſtens ſchmeicheln, indem ich mir nichts angelegener ſeyn laſſen, als den Wahn von der Regelmäßigkeit der franzöſiſchen Bühne zu beſtreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzoſen. Einige beiläufige Bemerkungen, die ſie über die ſchicklichſte äußere Einrichtung des Drama bei dem Ariſtoteles fanden, haben ſie für das Weſentliche angenommen, und das Weſentliche, durch allerlei Einſchränkungen und Deutungen, dafür ſo entkräftet, daß nothwendig nichts anders als Werke daraus entſtehen konnten, die weit unter der höchſten Wirkung blieben, auf welche der Philoſoph ſeine Regeln calculirt hatte.

Ich wage es, hier eine Aeußerung zu thun, mag man ſie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht beſſer machen wollte. Was gilt die Wette? —

Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man dieſe Aeußerung für Prahlerei nehmen könne. Man merke alſo wohl, was ich hinzuſetze: Ich werde es zuverläſſig beſſer machen, — und doch lange kein Corneille ſeyn, — und doch lange noch kein Meiſterſtück gemacht haben. Ich werde es zuverläſſig beſſer machen, — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der ſo feſt an den Ariſtoteles glaubt, wie ich.

Eine Tonne für unſere kritiſche Wallfiſche! Ich freue mich im voraus, wie trefflich ſie damit ſpielen werden. Sie iſt einzig und allein für ſie ausgeworfen; beſonders für den kleinen Wallfiſch in dem Salzwaſſer zu Halle! —

Und mit dieſem Uebergang, — ſinnreicher muß er nicht ſeyn, — mag denn der Ton des ernſthaftern Prologs in den Ton des Nachſpiels verſchmelzen, wozu ich dieſe letztern Blätter beſtimmte. Wer hätte mich auch ſonſt erinnern können, daß es Zeit ſey, dieſes Nachſpiel anfangen zu laſſen, als eben der Herr Stl., welcher in der deutſchen Bibliothek des Hrn. Geheimerath Klotz den Inhalt deſſelben bereits angekündigt hat? —[1]

Aber was bekömmt denn der ſchnackiſche Mann in dem bunten Jäckchen, daß er ſo dienſtfertig mit ſeiner Trommel iſt? Ich erinnere mich nicht, daß ich ihm etwas dafür verſprochen hätte. Er mag wohl bloß zu ſeinem Vergnügen trommeln, und der Himmel weiß, wo er alles her hat, was die liebe Jugend auf den Gaſſen, die ihm mit einem bewundernden Ah! nachfolgt, aus der erſten Hand von ihm zu erfahren bekömmt. Er muß einen Wahrſagergeiſt haben, trotz der Magd in der Apoſtelgeſchichte. Denn wer hätte es ihm ſonſt ſagen können, daß der Verfaſſer der Dramaturgie auch mit der Verleger derſelben iſt? Wer hätte ihm ſonſt die geheimen Urſachen entdecken können, warum ich der einen Schauſpielerin eine ſonore Stimme beigelegt, und das Probeſtück einer andern ſo erhoben habe? Ich war freilich damals in beide verliebt; aber ich hätte doch nimmermehr geglaubt, daß es eine lebendige Seele errathen ſollte. Die Damen können es ihm auch unmöglich ſelbſt geſagt haben, folglich hat es mit dem Wahrſagergeiſte ſeine Richtigkeit. Ja, weh uns armen Schriftſtellern, wenn unſere hochgebietende Herren, die Journaliſten und Zeitungsſchreiber, mit ſolchen Kälbern pflügen wollen! Wenn ſie zu ihren Beurtheilungen, außer ihrer gewöhnlichen Gelehrſamkeit und Scharfſinnigkeit, ſich auch noch ſolcher Stückchen aus der geheimſten Magie bedienen wollen: wer kann wider ſie beſtehen?

---

[1] Neuntes Stück S. 60.

„Ich würde," ſchreibt dieſer Hr. Stl. aus Eingebung ſeines Kobolts, auch den zweiten Band der Dramaturgie anzeigen können, wenn nicht die Abhandlung wider die Buchhändler dem Verfaſſer zu viel Arbeit machte, als daß er das Werk bald beſchließen könnte."

Man muß auch einen Kobolt nicht zum Lügner machen wollen, wenn er es gerade einmal nicht iſt. Es iſt nicht ganz ohne, was das böſe Ding dem guten Stl. hier eingeblaſen. Ich hatte allerdings ſo etwas vor. Ich wollte meinen Leſern erzählen, warum dieſes Werk ſo oft unterbrochen worden; warum in zwei Jahren erſt, und noch mit Mühe, ſo viel davon fertig geworden, als auf ein Jahr verſprochen war. Ich wollte mich über den Nachdruck beſchweren, durch den man den geradeſten Weg eingeſchlagen, es in ſeiner Geburt zu erſticken. Ich wollte über die nachtheiligen Folgen des Nachdrucks überhaupt einige Betrachtungen anſtellen. Ich wollte das einzige Mittel vorſchlagen, ihm zu ſteuern. — Aber das wäre ja ſonach keine Abhandlung wider die Buchhändler geworden? Sondern vielmehr für ſie, wenigſtens der rechtſchaffenen Männer unter ihnen; und es giebt deren. Trauen Sie, mein Herr Stl., Ihrem Kobolte alſo nicht immer ſo ganz! Sie ſehen es: was ſolch Geſchmeiß des böſen Feindes von der Zukunft noch etwa weiß, das weiß es nur halb. —

Doch nun genug dem Narren nach ſeiner Narrheit geantwortet, damit er ſich nicht weiſe dünke. Denn eben dieſer Mund ſagt: antworte dem Narren nicht nach ſeiner Narrheit, damit du ihm nicht gleich werdeſt!

Das iſt: antworte ihm nicht ſo nach ſeiner Narrheit, daß die Sache ſelbſt darüber vergeſſen wird, als wodurch du ihm gleich werden würdeſt. Und ſo wende ich mich wieder an meinen ernſthaften Leſer, den ich dieſer Poſſen wegen ernſtlich um Vergebung bitte. —

Es iſt die lautere Wahrheit, daß der Nachdruck, durch den man dieſe Blätter gemeinnütziger machen wollen, die einzige Urſache iſt, warum ſich ihre Ausgabe bisher ſo verzögert hat und warum ſie nun gänzlich liegen bleiben. Ehe ich ein Wort mehr hierüber ſage, erlaube man mir, den Verdacht des Eigennutzes von mir abzulehnen. Das Theater ſelbſt hat die Unkoſten dazu hergegeben, in Hoffnung, aus dem Verkaufe wenigſtens einen anſehnlichen Theil derſelben wieder zu erhalten. Ich verliere nichts dabei, daß dieſe Hoffnung fehl ſchlägt. Auch bin ich gar nicht ungehalten darüber, daß ich den zur Fortſetzung geſammelten Stoff nicht weiter an den Mann bringen kann. Ich ziehe meine Hand von dieſem Pfluge eben ſo gern wieder ab, als ich ſie anlegte. Klotz und Conſorten wünſchen ohnedem, daß ich ſie nie angelegt hätte, und es wird ſich leicht einer unter ihnen finden, der das Tageregiſter einer mißlungenen Unternehmung bis zu Ende führt und mir zeigt, was für einen periodiſchen Nutzen ich einem ſolchen periodiſchen Blatte hätte ertheilen können und ſollen.

Denn ich will und kann es nicht bergen, daß dieſe letzten Bogen faſt ein Jahr ſpäter niedergeſchrieben worden, als ihr Datum beſagt. Der ſüße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, iſt ſchon wieder verſchwunden; und ſo viel ich dieſen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der ſeyn, wo ein ſolcher Traum am ſpäteſten in Erfüllung gehen wird.

Aber auch das kann mir ſehr gleichgültig ſeyn! — Ich möchte überhaupt nicht gern das Anſehen haben, als ob ich es für ein großes Unglück hielte, daß Bemühungen vereitelt worden, an welchen ich Antheil genommen. Sie können von keiner beſondern Wichtigkeit ſeyn, eben weil ich Antheil daran genommen. Doch wie, wenn Bemühungen von weiterem Belange durch die nämlichen Undienſte ſcheitern könnten, durch welche meine geſcheitert ſind? Die Welt verliert nichts, daß ich, anſtatt fünf und ſechs Bände Dramaturgie, nur zwei an das Licht bringen kann. Aber ſie könnte verlieren, wenn einmal ein nützlicheres Werk eines beſſern Schriftſtellers eben ſo ins Stecken geriethe, und es wohl gar Leute gäbe, die einen ausdrücklichen Plan darnach machten, daß auch das nützlichſte, unter ähnlichen Umſtänden unternommene Werk verunglücken ſollte und müßte.

In dieſem Betracht ſtehe ich nicht an, und halte es für meine Schuldigkeit, dem Publicum ein ſonderbares Complot zu denunciren. Eben dieſe Dodsley und Compagnie, welche ſich die Dramaturgie nachzudrucken erlaubt, laſſen ſeit einiger Zeit einen Aufſatz, gedruckt und geſchrieben, bei den Buchhändlern umlaufen, welcher von Wort zu Wort ſo lautet:

Nachricht an die Herren Buchhändler.

Wir haben uns mit Beihülfe verſchiedener Herren Buchhändler entſchloſſen, künftig denenjenigen, welche ſich ohne die erforderlichen Eigenſchaften in die Buchhandlung miſchen werden (wie es zum Exempel die neuaufgerichtete, in Hamburg und anderer Orten vorgebliche Handlungen mehrere) das Selbſtverlegen zu verwehren und ihnen ohne Anſehen nachzudrucken; auch ihre geſetzten Preiſe alle Zeit um die Hälfte zu verringern. Die dieſem Vorhaben bereits beigetretene Herren Buchhändler, welche wohl eingeſehen, daß eine ſolche unbefugte Störung für alle Buchhändlern zum größten Nachtheil gereichen müſſe, haben ſich entſchloſſen, zu Unterſtützung dieſes Vorhabens eine Caſſe aufzurichten, und eine anſehnliche Summe Geld bereits eingelegt, mit Bitte, ihre Namen vorerſt noch nicht zu nennen, dabei aber verſprochen, ſelbige ferner zu unterſtützen. Von den übrigen gutgeſinnten Herren Buchhändlern erwarten wir demnach zur Vermehrung der Caſſe deßgleichen, und erſuchen, auch unſern Verlag beſtens zu recommandiren. Was den Druck und die Schönheit des Papiers betrifft, ſo werden wir der Erſten nichts nachgeben, übrigens aber uns bemühen, auf die unzählige Menge der Schleichhändler genau Acht zu geben, damit nicht jeder in der Buchhandlung zu hocken und zu ſtören anfange. So viel verſichern wir ſowohl als die noch zutretende Herren Mitcollegen, daß wir keinem rechtmäßigen Buchhändler ein Blatt nachdrucken werden; aber dagegen werden wir ſehr aufmerkſam ſeyn, ſobald jemanden von unſerer Geſellſchaft ein Buch nachgedruckt wird, nicht allein dem Nachdrucker hinwieder allen Schaden zuzufügen, ſondern auch nicht weniger denenjenigen Buchhändlern, welche ihren Nachdruck zu verkaufen ſich unterfangen. Wir erſuchen demnach alle und jede Herren Buchhändler dienſtfreundlichſt, von alle Arten des Nachdrucks in einer Zeit von einem Jahre, nachdem wir die Namen der ganzen Buchhändlergeſellſchaft gedruckt angezeigt haben werden, ſich los zu machen, oder zu erwarten, ihren beſten Verlag für die Hälfte des Preiſes oder noch weit geringer verkaufen zu ſehen. Denenjenigen Herren Buchhändlern von unſrer Geſellſchaft aber, welchen etwas nachgedruckt werden ſollte, werden wir nach Proportion und Ertrag der Caſſe eine anſehnliche Vergütung wiederfahren zu laſſen nicht ermangeln. Und ſo hoffen wir, daß ſich auch die übrigen Unordnungen bei der Buchhandlung mit Beihülfe gutgeſinnter Herren Buchhändler in kurzer Zeit legen werden.

Wenn die Umſtände erlauben, ſo kommen wir alle Oſtermeſſen ſelbſt nach Leipzig, wo nicht, ſo werden wir doch deßfalls Commiſſion geben. Wir empfehlen uns deren guten Geſinnungen und verbleiben Deren getreuen Mitcollegen,

J. Dodsley und Compagnie.

Wenn dieſer Aufſatz nichts enthielte als die Einladung zu einer genauern Verbindung der Buchhändler, um dem eingeriſſenen Nachdrucke unter ſich zu ſteuern, ſo würde ſchwerlich ein Gelehrter ihm ſeinen Beifall verſagen. Aber wie hat es vernünftigen und rechtſchaffenen Leuten einkommen können, dieſem Plane eine ſo ſtrafbare Ausdehnung zu geben? Um ein paar armen Handdieben das Handwerk zu legen, wollen ſie ſelbſt Straßenräuber werden? „Sie wollen dem nachdrucken, der ihnen nachdruckt." Das möchte ſeyn, wenn es ihnen die Obrigkeit anders erlauben will, ſich auf dieſe Art ſelbſt zu rächen. Aber ſie wollen zugleich das Selbſt-Verlegen verwehren. Wer ſind die, der das verwehren wollen? Haben ſie wohl das Herz, ſich unter ihren wahren Namen zu dieſem Frevel zu bekennen? Iſt irgendwo das Selbſt-Verlegen jemals verboten geweſen? Und wie kann es verboten ſeyn? Welch Geſetz kann dem Gelehrten das Recht ſchmälern, aus ſeinem eigenthümlichen Werke alle den Nutzen zu ziehen, den er möglicher Weiſe daraus ziehen kann? „Aber ſie miſchen ſich ohne die erforderlichen Eigenſchaften in die Buchhandlung.“ Was ſind das für erforderliche Eigenſchaften? Daß man fünf Jahre bei einem Manne Packete zubinden gelernt, der auch nichts weiter kann, als Packete zubinden? Und wer darf ſich in die Buchhandlung nicht miſchen? Seit wann iſt der Buchhandel eine Innung? Welches ſind ſeine ausſchließenden Privilegien? Wer hat ſie ihm ertheilt?

Wenn Dodsley und Compagnie ihren Nachdruck der Dramaturgie vollenden, ſo bitte ich ſie, mein Werk wenigſtens nicht zu verſtümmeln, ſondern auch das getreulich nachdrucken zu laſſen, was ſie hier gegen ſich finden. Daß ſie ihre Vertheidigung beifügen — wenn anders eine Vertheidigung für ſie möglich iſt — werde ich ihnen nicht verdenken. Sie mögen ſie auch in einem Tone abfaſſen, oder von einem Gelehrten, der klein genug ſeyn kann, ihnen ſeine Feder dazu zu leihen, abfaſſen laſſen, in welchem ſie wollen, ſelbſt in dem ſo intereſſanten der Klotziſchen Schule, reich an allerlei Hiſtörchen und Anekdötchen und Pasquillchen, ohne ein Wort von der Sache. Nur erkläre ich im voraus die geringſte Inſinuation, daß es gekränkter Eigennutz ſey, der mich ſo warm gegen ſie ſprechen laſſen, für eine Lüge. Ich habe nie etwas auf meine Koſten drucken laſſen, und werde es ſchwerlich in meinem Leben thun. Ich kenne, wie ſchon geſagt, mehr als einen rechtſchaffenen Mann unter den Buchhändlern, deſſen Vermittelung ich ein ſolches Geſchäft gern überlaſſe. Aber keiner von ihnen muß mir es auch verübeln, daß ich meine Verachtung und meinen Haß gegen Leute bezeige, in deren Vergleich alle Buſchklepper und Weglagerer wahrlich nicht die ſchlimmern Menſchen ſind. Denn jeder von dieſen macht ſeinen coup de main für ſich; Dodsley und Compag. aber wollen Bandenweiſe rauben.

Das Beſte iſt, daß ihre Einladung wohl von den Wenigſten dürfte angenommen werden. Sonſt wäre es Zeit, daß die Gelehrten mit Ernſt darauf dächten, das bekannte Leibnitziſche Projekt auszuführen.

Ueber Meuſels Apollodor.

1768.

„Bibliothek des Apollodors. Aus dem Griechiſchen überſetzt von J. G. Meuſel. Nebſt einer Vorrede von Herrn Klotz. Halle, bei Curt. 1768. in 8. 13 Bogen.“

„Alles, belieben der Herr Geheimerath Klotz ſich gleich zu Anfang ihrer Vorrede auszudrücken, alles, was ich von der Güte und Treue dieſer Ueberſetzung ſagen könnte, wird durch die eigenen Schriften ihres Verfaſſers unnöthig gemacht. Dieſe ſind wegen ihrer ſtarken Empfehlungen, die ſie von der Beleſenheit, dem Geſchmack und der Beurtheilungskraft erhalten, auch für den Werth dieſer Arbeit Bürge.“ Gewiß, wir müſſen uns ſchämen, öffentlich zu bekennen, daß uns die eigenen Schriften des Herrn Meuſel ganz und gar nicht bekannt ſind. Wäre es doch dem Herrn Geheimenrath gefällig geweſen, für den Ruhm ſeines Freundes und für unſere Unwiſſenheit ein wenig mehr zu ſorgen! Hätte er uns doch nur einige von dieſen Schriften namhaft gemacht! Wir rechnen viel zu ſehr auf ſein Wort, als daß wir würden angeſtanden haben, die gegenwärtige Ueberſetzung lediglich nach dieſen Schriften zu beurtheilen. So aber haben wir ſie nur aus ſich ſelbſt beurtheilen können, und befinden uns dadurch in der äußerſten Verlegenheit, unſer Urtheil mit ſeinem zu vereinigen.

Nur gleich eine Probe: auf der 10ten Seite dieſes verdeutſchten Apollodor heißt es von dem Orion: „Er kam hierauf nach Chios und vermählte ſich mit der Merope, einer Tochter des Oenopions. Der betrunkene Oenopion blendete ihn im Schlafe und warf ihn an das Ufer, worauf er in eine Schmiede ging, einen Knaben raubte, ihn auf ſeine Schultern ſetzte, und ihm befahl, ihn gegen der Sonne Aufgang hinzuführen. Als er dahin gekommen war, erlangte er, von den Sonnenſtrahlen erhitzt, ſein Geſicht wieder, und kam eilends wieder zum Oenopion.“ Aus der Ueberſetzung iſt, ohne Zuziehung des Originals, unmöglich klug zu werden. Orion, mit der Merope vermählt, wird von ſeinem betrunkenen Schwiegervater geblendet, worauf er in eine Schmiede geht — man weiß nicht, ob Orion oder Oenopion, bis man es am Ende ungefähr erräth. Doch das ſchielende, nachläſſige Deutſch iſt der geringſte Fehler. So leicht Apollodor ſchreibt, (man erklärt ihn in vielen Schulen den Anfängern der griechiſchen Sprache zuerſt) ſo wenig hat ihn Herr Meuſel doch öfters verſtanden; und dieſe einzige kleine Stelle hat nicht mehr als drei recht plumpe Schnitzer. 1) Apollodor ſagt nicht, daß Orion ſich mit der Merope vermählt habe; ἐμνηστεύετο heißt bloß, er hielt um ſie an, er ſuchte ſie zur Frau. 2) Nicht der betrunkene Oenopion blendete den Orion; wozu hätte ſich Oenopion dazu erſt betrinken müſſen? ſondern Oenopion machte den Orion betrunken und ſo blendete er ihn; μεθύσας iſt hier von μεθύσκω, ich mache betrunken, nicht von μεθύω, ich bin betrunken; und Herr Meuſel hätte wohl wiſſen können, daß jenes Tempora von dieſem entlehnt. 3) Nachdem Orion das Geſicht wieder erlangt hatte, kam er nicht bloß eilends wieder zum Oenopion, ſondern Apollodor ſagt, ἐπὶ τὸν Οἰνοπίωνα ἔσπευδεν, er eilte wider den Oenopion, d. i. er eilte ſich an ihm zu rächen.

Wir konnten, wie geſagt, die Ueberſetzung des Herrn Meuſel nicht nach ſeinen eigenen Schriften beurtheilen; wehe ihm, wenn man ſeine eigene Schriften nach dieſer Ueberſetzung beurtheilen darf!

Von der Vorrede des Herrn Geheimenrath Klotz insbeſondere etwas zu erwähnen, iſt nicht nöthig. Sie iſt, wie alles, was dieſer große Gelehrte ſchreibt, voll eigenthümlicher Beurtheilungen. Z. E. Wo er bedauert, daß die zwölf Bücher des Apollodor über das Homeriſche Verzeichniß der Schiffe verloren gegangen, ſetzt er hinzu: „Ich ſtelle mir vor (wer in der Welt hätte ſich ſo etwas vorſtellen können, als der Herr Geheimerath Klotz!), als ob die alte Erdbeſchreibung dadurch gewonnen haben würde." Voller Bewunderung riefen wir aus: Rem acu tetigisti, Vir celeberrime! denn daß Apollodor die verſchiedene Bauart aller der Schiffe ſo viel verſchiedener Völker in ſeinem Werke unterſucht und etwa aus geſchnittenen Steinen erläutert haben ſollte, das iſt uns ſelbſt nie wahrſcheinlich vorgekommen, ob wir ſchon dabei bekennen, daß wir uns ſchwerlich getraut haben dürften, eben dieſelbe kühne Vermuthung zu äußern, mit welcher der Herr Geheimerath ſeine Leſer überraſcht.

Briefe, antiquariſchen Inhalts.

Αγωνισμα μαλλον ἐς το παραχρημα ἀκουειν ἢ κτημα ἐς ἀει. —

Erſter Theil.

1768.

Vorbericht.

Dieſe Briefe waren Anfangs nur beſtimmt, einem wöchentlichen Blatte einverleibt zu werden. Denn man glaubte, daß ihr Inhalt keine andere, als eine beiläufige Leſung verdiene.

Aber es wurden ihrer für dieſe Beſtimmung zu viel; und da die Folge den Inhalt ſelbſt wichtiger zu machen ſchien, als es bloße Zänkereien über mißverſtandene Meinungen dem Publicum zu ſeyn pflegen: ſo ward geurtheilt, daß ſie als ein eigenes Buch ſchon mit unterlaufen dürften.

Die Ausſchweifungen, welche der Verfaſſer mit ſeiner Rechtfertigung verbunden, werden wenigſtens zeigen, daß er nicht erſt ſeit geſtern mit den Gegenſtänden derſelben bekannt iſt. In der Fortſetzung, welche der Titel verſpricht, hofft er noch mehr einzelne Anmerkungen los zu werden, von denen es immer gut ſeyn wird, daß ſie einmal gemacht worden.

Wem ſie allzu klein, allzu unerheblich vorkommen ſollten, für den, dünkt ihn, iſt wohl das ganze Fach nicht, in welches ſie gehören.

Noch erwartet man vielleicht, daß er ſich über den Ton erkläre, den er in dieſen Briefen genommen. — Vide quam sim antiquorum hominum! antwortete Cicero dem lauen Atticus, der ihm vorwarf, daß er ſich über etwas wärmer, rauher und bitterer ausgedrückt habe, als man von ſeinen Sitten erwarten können.

Der ſchleichende, ſüße Complimentirton ſchickte ſich weder zu dem Vorwurfe, noch zu der Einkleidung. Auch liebt ihn der Verfaſſer überhaupt nicht, der mehr das Lob der Beſcheidenheit, als der Höflichkeit ſucht. Die Beſcheidenheit richtet ſich genau nach dem Verdienſte, das ſie vor ſich hat; ſie giebt jedem, was jedem gebühret. Aber die ſchlaue Höflichkeit giebt allen alles, um von allen alles wieder zu erhalten.

Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben ſo weit, als von der Grobheit entfernt.

Der Neidiſche, der Hämiſche, der Rangſüchtige, der Verhetzer iſt der wahre Grobe; er mag ſich noch ſo höflich ausdrücken.

Doch es ſey, daß jene gothiſche Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges iſt. Soll ſie darum unſere Schriften eben ſo ſchaal und falſch machen, als unſern Umgang? —

Erſter Brief.

Mein Herr,

Wenn es Ihnen gleichviel iſt, ob Sie den Platz, den Sie in Ihren Blättern gelehrten Sachen beſtimmen, mit einer guten Kritik, oder mit der Widerlegung einer verunglückten füllen, ſo haben Sie die Güte, Folgendes einzurücken.

Herr Klotz ſoll mich eines unverzeihlichen Fehlers in ſeinem Buche von den alten geſchnittenen Steinen überwieſen haben. Das hat ein Recenſent dieſes Buches[1] für nöthig gehalten, mit anzumerken.

Mich eines Fehlers? das kann ſehr leicht ſeyn. Aber eines unverzeihlichen? das ſollte mir Leid thun. Zwar nicht ſowohl meinetwegen, der ich ihn begangen hätte, als derentwegen, die ihn mir nicht verzeihen wollten.

Denn es wäre ja doch nur ein Fehler. Fehler ſchließen Vorſatz und Tücke aus; und daher müſſen alle Fehler allen zu verzeihen ſeyn.

Doch, gewiſſe Recenſenten haben ihre eigene Sprache. Unverzeihlich heißt bei ihnen alles, worüber ſie ſich nicht enthalten können, die Zähne zu fletſchen.

Wenn es weiter nichts iſt! — Aber dem ungeachtet: worin beſteht er denn nun, dieſer unverzeihliche Fehler?

Herr Klotz ſchreibt: „Wie hat es einem unſerer beſten Kunſtrichter (dem Verfaſſer des Laokoon) einfallen können, zu ſagen, daß man ſogar vieler Gemälde nicht erwähnt finde, die die alten Maler aus dem Homer gezogen hätten, und daß es nicht der alten Artiſten Geſchmack geweſen zu ſeyn ſcheine, Handlungen aus dieſem Dichter zu malen? Die Homeriſchen Gedichte waren ja gleichſam das Lehrbuch der alten Künſtler, und ſie borgten ihm ihre Gegenſtände am liebſten ab. Erinnerte ſich Hr. Leſſing nicht an das große Homeriſche Gemälde des Polygnotus, welches zu unſern Tagen gleichſam wieder neu geſchaffen worden iſt? Unter denen vom Philoſtratus beſchriebenen Gemälden ſind drei Homeriſche, und die vom Plinius kurz angezeigten kann jeder leicht finden. Unter den Herculaniſchen Gemälden iſt eines, welches den Ulyſſes vorſtellt, der zur Penelope kömmt. Von halb erhabnen Werken will ich nur die merkwürdigſten anführen u. ſ. w.

---

[1] Beitrag zum Reichspoſtreuter St. 55.

Ich könnte zu dem Recenſenten ſagen: Hier ſehe ich bloß, daß Herr Klotz nicht meiner Meinung iſt, daß ihn meine Meinung befremdet; aber er ſagt nichts von Fehler, noch weniger von einem unverzeihlichen Fehler.

Doch der Recenſent könnte antworten: Was Herr Klotz keinen unverzeihlichen Fehler nennt, das beſchreibt er doch als einen ſolchen; ich habe alſo dem Kinde nur ſeinen rechten Namen gegeben.

Der Recenſent hätte faſt Recht. Ich muß mich alſo nicht an ihn, ſondern an den Herrn Klotz ſelbſt wenden. Und was kann ich dieſem antworten?

Nur das: daß er mich nicht verſtanden hat; daß er mich etwas ſagen läßt, woran ich nicht gedacht habe.

Herr Klotz beliebe zu überlegen, daß es zwei ganz verſchiedene Dinge ſind, Gegenſtände malen, die Homer behandelt hat, und dieſe Gegenſtände ſo malen, wie ſie Homer behandelt hat. Es iſt meine Schuld nicht, wenn er dieſen Unterſchied nicht begreift, wenn er ihn in meinem Laokoon nicht gefunden hat. Alles bezieht ſich darauf.

Daß die alten Artiſten ſehr gern Perſonen und Handlungen aus der Trojaniſchen Epoche gemalt haben, das weiß ich, und wer weiß es nicht? Will man alle ſolche Gemälde Homeriſche Gemälde nennen, weil Homer die vornehmſte Quelle der Begebenheiten dieſer Epoche iſt: meinetwegen. Aber was haben die Homeriſchen Gemälde in dieſem Verſtande mit denen zu thun, von welchen ich rede; mit denen, dergleichen der Graf von Caylus den neuern Künſtlern vorgeſchlagen hat?

Die Beiſpiele, welche Herr Klotz mir vorhält, ſind mir alle ſo bekannt geweſen, daß ich mich würde geſchämt haben, ſie Herrn Klotzen vorzuhalten. Ich würde mich geſchämt haben, zu verſtehen zu geben, Herr Klotz habe ſie entweder gar nicht, oder doch nicht ſo gut gekannt, daß ſie ihm da beifallen können, wo ſie ihm ſo nützlich geweſen wären.

Was das ſonderbarſte iſt, ich habe dieſe Beiſpiele faſt alle ſelbſt angeführt, und an dem nämlichen Orte meines Laokoon angeführt, den Herr Klotz beſtreitet. Er hätte ſie aus meiner eigenen Anführung lernen können, wenn er ſie nicht ſchon gewußt hätte. Und gleichwohl — ich denke, das heißt, mit dem Sprüchworte zu reden, einen mit ſeinem eigenen Fette beträufeln wollen.

Ich ſage, daß ich ſie faſt alle ſelbſt angeführt habe, und füge hinzu: außer ihnen noch weit mehrere, indem ich nämlich meine Leſer auf den Fabricius[1] verwieſen. Denn ich mache nicht gern zehn Allegata, wo ich mit einem davon kommen kann.

Folglich, habe ich dieſe Beiſpiele und noch weit mehrere ihrer Art gekannt, ſo iſt es ja wohl deutlich, daß, wenn ich dem ungeachtet geſagt, „es ſcheine nicht der Geſchmack der alten Artiſten geweſen zu ſeyn, Handlungen aus dem Homer zu malen," ich ganz etwas anderes damit muß gemeint haben, als das, was dieſe Beiſpiele widerlegen.

Ich habe damit gemeint, und meine es noch, daß ſo ſehr die alten Artiſten den Homer auch genutzt, ſie ihn doch nicht auf die Weiſe genutzt haben, wie Caylus will, daß ihn unſere Artiſten nutzen ſollen. Caylus will, ſie ſollen nicht allein Handlungen aus dem Homer malen, ſondern ſie ſollen ſie auch vollkommen ſo malen, wie ſie ihnen Homer vormalt; ſie ſollen nicht ſowohl eben die Gegenſtände malen, welche Homer malt, als vielmehr das Gemälde ſelbſt nachmalen, welches Homer von dieſen Gegenſtänden macht; mit Beibehaltung der Ordonnanz des Dichters, mit Beibehaltung aller von ihm angezeigten Localumſtände u. ſ. w.

Das, ſage ich, ſcheinen die alten Artiſten nicht gethan zu haben, ſo viel oder ſo wenig Homeriſche Gegenſtände ſie auch ſonſt mögen gemalt haben. Ihre Gemälde waren Homeriſche Gemälde, weil ſie den Stoff dazu aus dem Homer entlehnten, den ſie nach den Bedürfniſſen ihrer eigenen Kunſt, nicht nach dem Beiſpiele einer fremden, behandelten; aber es waren keine Gemälde zum Homer.

Hingegen die Gemälde, welche Caylus vorſchlägt, ſind mehr Gemälde zum Homer, als Homeriſche Gemälde, als Gemälde in dem Geiſte des Homer und ſo angegeben, wie ſie Homer ſelbſt würde ausgeführt haben, wenn er anſtatt Worten mit dem Pinſel gemalt hätte.

Deutlicher kann ich mich nicht erklären. Wer das nicht begreift, für den iſt der Laokoon nicht geſchrieben. Wer es aber für falſch hält, deſſen Widerlegung ſoll mir willkommen ſeyn; nur ſieht man wohl, muß ſie von einer andern Art ſeyn, als die Klotziſche.

Herr Klotz hat in ſeinem Buche mir viermal die Ehre erwieſen mich anzuführen, um mich viermal eines Beſſern zu belehren. Ich wollte nicht gern, daß ein Menſch in der Welt wäre, der ſich lieber belehren ließe, als ich. Aber —

So viel iſt gewiß, er ſtreitet alle viermal nicht mit mir, ſondern ich weiß ſelbſt nicht mit wem. Mit einem, dem er meinen Namen giebt, den er zu einem großen Ignoranten und zugleich zu einem unſrer beſten Kunſtrichter macht.

Wahrhaftig, ich kenne mich zu gut, als daß ich mich für das eine oder für das andere halten ſollte.

Zweiter Brief.

Sie meinen, es lohne ſich allerdings der Mühe, auch von den übrigen Beſtreitungen des Herrn Klotz ein Wort zu ſagen, weil ſie gar zu ſonderbar ſind, und Klotz ein gar zu berühmter Name geworden. Es ſey ſo, wie Sie meinen!

Aber ich muß bei der erſten wieder anfangen. Herr Klotz fragt: „Erinnerte ſich Leſſing nicht an das große Homeriſche Gemälde des Polygnotus?"

In der Leſche zu Delphi waren zwei große Gemälde des Polygnotus. Welches meint Herr Klotz? das im Hereintreten rechter oder linker Hand? Nach ſeinem Allegate[1] muß er das erſtere meinen, welches die Zerſtörung von Troja und die Rückkehr der Griechen vorſtellte. Beide Vorwürfe liegen außer dem Plane des Homer; von beiden hat er nur einzelne Züge in die Odyſſee einſtreuen können. Aber die Griechen beſaßen eine Menge andere Dichter, welche dieſe Vorwürfe ausdrücklich behandelt hatten; und dieſen, nicht dem Homer, iſt Polygnotus in ſeinem Gemälde gefolgt; einem Leſcheus, einem Steſichorus. Wie kann es alſo Herr Klotz ein Homeriſches Gemälde nennen?

---

[1] Bibl. Græc. Lib. II. c. VI. p. 348.

[1] Pauſanias Lib. X. p. 830.

Doch er mag das zweite linker Hand gemeint haben, welches den opfernden Ulyſſes im Reiche der Schatten vorſtellte. Das iſt zwar der Stoff eines ganzen Buches der Odyſſee; aber dennoch iſt es klar, daß Polygnotus auch in Anordnung dieſes Gemäldes nicht ſowohl der Odyſſee, als vielleicht den Gedichten Minyas und Noſti gefolgt iſt. Denn er hat weder die Homeriſche Scene angenommen, noch ſich mit den vom Homer eingeführten Perſonen begnügt. Folglich müßte auch dieſes kein Homeriſches Gemälde heißen; und ich könnte antworten, es wäre beſſer geweſen, Herr Klotz hätte ſich gewiſſer Dinge gar nicht erinnert, als falſch.

In beiden Gemälden hat Polygnotus ſich bald an dieſen, bald an jenen Dichter und Geſchichtſchreiber gehalten, ohne ſich ein Gewiſſen zu machen, auch Dinge von ſeiner eigenen Erfindung mit einzumiſchen. Eine Freiheit, deren ſich auch andere alte Artiſten bedienten, wenn ſie Vorſtellungen aus der Trojaniſchen Epoche wählten!

Zwar habe ich ſchon geſagt, daß Herr Klotz dieſe Vorſtellungen alle meinetwegen immerhin Homeriſche Vorſtellungen und Gemälde nennen mag. Aber noch einmal: was haben dieſe Gemälde, welche ihm Homeriſche zu nennen beliebt, weil ihre Vorwürfe aus eben der Geſchichte genommen ſind, aus welcher Homer die ſeinigen gewählt hatte, mit den Homeriſchen Gemälden zu thun, wie ſie Caylus haben will?

Ich dünke mich über den Gebrauch, den die alten Artiſten von dem Homer machten, verſtändlichere Dinge geſagt zu haben, als irgend ein Schriftſteller über dieſe Materie. Ich habe mich nicht mit den ſchwanken, nichts lehrenden Ausdrücken von Erhitzung der Einbildungskraft, von Begeiſterung, begnügt; ich habe in Beiſpielen gezeigt, was für maleriſche Bemerkungen die alten Artiſten ſchon in dem Homer gemacht fanden, ehe ſie Zeit hatten, ſie in der Natur ſelbſt zu machen.[1] Ich habe mich nicht begnügt, ſie bloß darum zu loben, daß ſie ihre Vorwürfe aus ihm entlehnten: — welcher Stümper kann das nicht? — ich habe an Beiſpielen gewieſen, wie ſie es anfingen, in den nämlichen Vorwürfen mit ihm zu wetteifern, und mit ihm zu dem nämlichen Ziele der Täuſchung auf einem ganz verſchiedenen Wege zu gelangen;[2] auf einem Wege, von dem ſich Caylus nichts träumen laſſen. —

Nothwehr entſchuldigt Selbſtlob.

Dritter Brief.

Ich komme alſo zu der zweiten Beſtreitung des Herrn Klotz. Er fährt fort: „auch die Einwürfe, welche Herr Leſſing von der Schwierigkeit hernimmt, die Homeriſchen Fabeln zu malen, ſind leicht zu heben, obgleich dieſe Widerlegung deutlicher durch den Pinſel ſelbſt, als durch meine Feder werden würde."

Ich glaube es ſehr gern, daß Herr Klotz vieles ungemein leicht findet, was ich für ungemein ſchwer halte. Dieſes kömmt von der Verſchiedenheit, entweder unſerer beiderſeitigen Kräfte, oder unſers beiderſeitigen Zutrauens auf uns ſelbſt. Doch das iſt hier nicht die Sache.

Meine Einwürfe, von der Schwierigkeit hergenommen, die Homeriſchen Fabeln zu malen: was betreffen ſie? Die Homeriſchen Fabeln überhaupt, oder nur einige derſelben? Dieſe und jene einzeln genommen, oder alle zuſammen in ihrer unzertrennlichen Folge bei dem Dichter?

Caylus ſchlug nicht bloß den neuern Artiſten vor, ihren Stoff fleißiger aus dem Homer, mit Beibehaltung der dichteriſchen Umſtände zu entlehnen; er wünſchte den ganzen Homer ſo gemalt zu wiſſen; wünſchte, daß ein mächtiger Prinz eigene Gallerien dazu bauen wollte.[3] Das hätte er immer wünſchen können! Weil er ſich aber dabei einbildete, daß eine ſolche zuſammenhängende Reihe von Gemälden ein wirkliches Heldengedicht in Gemälden ſeyn würde; daß ſich der ganze maleriſche Geiſt des Dichters darin zeigen müſſe; daß ſie, ſtatt des Probierſteins, zur Schätzung, in welchem Verhältniſſe ein epiſcher Dichter vor dem andern das maleriſche Talent beſitze, dienen könne: ſo glaubte ich einige Einwendungen dagegen machen zu dürfen.

Fürs erſte wendete ich ein:[1] daß Homer eine doppelte Gattung von Weſen und Handlungen bearbeite, ſichtbare und unſichtbare; daß aber die Malerei dieſen Unterſchied nicht angeben könne, daß bei ihr alles ſichtbar und auf einerlei Art ſichtbar ſey; daß folglich — wenn in den Gemälden des Caylus das Sichtbare mit dem Unſichtbaren, ohne unterſcheidende Abänderung mit einander wechsle, ohne eigenthümliche Merkmale ſich mit einander vermiſche — nothwendig ſowohl die ganze Reihe, als auch manches einzelne Stück, dadurch äußerſt verwirrt, unbegreiflich und widerſprechend werden müſſe.

Was antwortet Herr Klotz auf dieſe Schwierigkeit? Wie ſchon angeführt: — daß ſie leicht zu heben ſey. — Wahrhaftig? Aber wie denn? Darüber hat Herr Klotz nicht Zeit, ſich einzulaſſen; genug, daß meine Widerlegung deutlicher durch den Pinſel ſelbſt, als durch ſeine Feder werden würde. —

Ewig Schade, daß Herr Klotz den Pinſel nicht führt! Er würde ihn ohne Zweifel eben ſo meiſterhaft führen, als die Feder. Oder vielmehr noch unendlich meiſterhafter. Denn das geringſte wäre, daß er Unmöglichkeiten damit möglich machte!

Bis er ihn führen lernt, bitte ich indeß ſeine Feder, mich in die Schule zu nehmen. Seine fertige Feder ſey ſo gütig, und belehre mich — (wenn ſie es ſchon nicht ganz deutlich kann, ich bin auch mit einer halb deutlichen Belehrung zufrieden) — und belehre mich nur einigermaßen, wie man es einem Gemälde anſehen kann, daß das, was man darin ſieht, nicht zu ſehen ſeyn ſollte; — und belehre mich, was für Mittel ungefähr der Pinſel brauchen könnte, um gewiſſe Perſonen in einem Gemälde mit ſehenden Augen ſo blind, oder mit blinden Augen ſo ſehend zu malen, daß ſie von zwei oder mehrern Gegenſtänden, die ſie alle gleich nahe, gleich deutlich vor oder neben ſich haben, die einen zu ſehen und die andern nicht zu ſehen ſcheinen können. Sie belehre mich; nur beliebe ſie unter dieſe Mittel keine Wolken zu rechnen, von welchen ich das Unmaleriſche erwieſen habe.

Sie wird mehr zu belehren bekommen. Denn zweitens wendete ich ein: daß, durch die Aufhebung des Unſichtbaren in den Homeriſchen Handlungen, zugleich alle die charakteriſtiſchen Züge verloren gehen müßten, durch welche ſich bei dem Dichter die Götter über die Menſchen auszeichnen.

Auch dieſes iſt leicht zu beantworten? Und am beſten mit dem Pinſel? — Abermals Schade, daß Herr Klotz den Pinſel nicht führt; ſchweigend würde er ihn ergreifen, mit der Palette vor die Leinwand treten, und ſpielend meine Widerlegung dahin croquiren. Doch meine ganze Einbildungskraft iſt zu ſeinen Dienſten; er ſetze ſeine Feder dafür an: ich will mich bemühen, in den Beſchreibungen derſelben zu finden, was mir, leider, keine Gemälde von ihm zeigen können. — Indeß ſinne ich bei mir ſelbſt nach, welche Dimenſion ſeine Feder den Homeriſchen Göttern auf der Leinwand anweiſen wird; ſinne nach, welches das Verhältniß ſeyn dürfte, das ſie dem Steine, mit dem Minerva den Mars zu Boden wirft, zur Statur der Göttin, oder der Statur zu dieſem Steine, beſtimmen wird, damit unſer Erſtaunen zwar erregt, gleichwohl aber über ſeine anſcheinende

---

[1] Laokoon S. 227—231. (S. 192—193.)

[2] Laokoon S. 219—225. (S. 191.)

[3] Tableaux tirés de l'Iliade. Avert. p. 26. 27.

[1] Laokoon XII.

Unmöglichkeit erregt werde; ſinne nach, in welcher Größe ſie entſcheiden wird, daß der zu Boden geworfene Mars da liegen ſoll, um die Homeriſche Größe zu haben, und dennoch gegen die übrigen Ausbildungen der Scene nicht ungeheuer und brobdingnakiſch zu erſcheinen; ſinne nach — Nein; ich würde mich zu Schanden ſinnen; ich muß lediglich abwarten, was das Orakel unter den Federn mir darüber zu offenbaren belieben wird.

Drittens wende ich ein: daß die Gemälde, an welchen Homer am reichſten, in welchen Homer am meiſten Homer ſey, progreſſive Gemälde wären, die eigentliche Malerei aber auf das Progreſſive keinen Anſpruch machen könne.

Ich Dummkopf, der ich noch jetzt dieſe Einwendung für unwiderſprechlich halte, bloß weil ſie auf das Weſen der verſchiedenen Künſte gegründet iſt! Herr Klotz muß über mich lachen; und wenn Herr Klotz vollends den Pinſel führte! — Nichts würde ihm leichter ſeyn, als den Pandarus, von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeils, in jedem Augenblicke, auf einem und eben demſelben Gemälde darzuſtellen.[1] — Seiner Feder dürfte es freilich ſchwerer werden, mich zu belehren, wie und wodurch dem Pinſel dieſes Wunder gelingen müſſe. Doch er verſuch es nur; am Ende iſt ſeiner Feder nichts zu ſchwer; ich kenne keine Feder, die alles ſo leicht, ſo deutlich zu machen weiß! —

Vierter Brief.

Sie haben Recht: mein voriger Brief fiel in das Höhniſche. — Glauben Sie, daß es ſo leicht iſt, ſich gegen einen ſtolzen und kahlen Entſcheider des höhniſchen Tones zu enthalten?

Aber Sie urtheilen: daß ich zur Unzeit höhne; daß Herr Klotz unmöglich dieſe Einwendungen gegen die Homeriſchen Gemälde könne gemeint haben.

Und gleichwohl habe ich keine andere jemals gemacht.

Ja auch dieſe — merken Sie das wohl — habe ich keinesweges gegen die Ausführung der vom Caylus vorgeſchlagnen, oder in ſeinem Geiſte vorzuſchlagenden, Homeriſchen Gemälde gemacht; habe ich keinesweges in der Meinung gemacht, daß dieſe Ausführung nothwendig mißlingen müſſe.

Wenn dem Maler nicht jeder Gebrauch willkürlicher Zeichen unterſagt iſt, wenn er mit Recht von uns verlangen kann, daß wir ihm gewiſſe Vorausſetzungen erlauben, gewiſſe Dinge ihm zu Gefallen annehmen, andere ihm zu Gefallen vergeſſen: warum ſollte er nicht, wenn er ſonſt ein braver Meiſter iſt, aus jenen Entwürfen zu Homeriſchen Gemälden ſehr ſchätzbare Kunſtwerke darſtellen können?

Ich wüßte nicht, wo ich meinen Verſtand müßte gehabt haben, wenn ich dieſes jemals geläugnet hätte.

Meine Einwendungen ſollten lediglich die Folgerungen entkräften oder einſchränken, welche Caylus aus dem Malbaren der Dichter, aus ihrer größern oder geringern Schicklichkeit, in materielle Gemälde gebracht zu werden, wider einige dieſer Dichter, zum Nachtheile der Dichtkunſt ſelbſt, macht.

Fünfter Brief.

Sie beſtehen darauf, daß Herr Klotz dieſe Einwendungen nicht könne gemeint haben; das Beiſpiel, worauf er ſich beziehe, zeige es deutlich.

Gut, daß Sie auf dieſes Beiſpiel kommen. Laſſen Sie uns den Mann hören.

„Nur Ein Beiſpiel, ſagt Herr Klotz, anzuführen: ſo verwirft Leſſing des Grafen Caylus Vorſchlag, die Bewunderung der Trojaniſchen Greiſe über Helenens Schönheit, aus dem dritten Buche der Iliade, zu malen. Er nennt dieſe Epiſode einen ekeln Gegenſtand. Ich frage hier alle, welche die von Rubens gemalte Suſanna, nebſt den beiden verliebten Alten geſehen, ob ihnen dieſer Anblick ekelhaft geweſen, und widrige Empfindungen in ihrer Seele erzeugt habe. Kann man denn keinen alten Mann vorſtellen, ohne ihm dürre Beine, einen kahlen Kopf, und ein eingefallenes Geſicht zu geben? Malt der Künſtler einen ſolchen Greis verliebt, ſo iſt das lächerliche Bild fertig. Aber Balthaſar Denner und Bartholomäus van der Helſt belehren uns, daß auch der Kopf eines alten Mannes gefallen könne. Ueberhaupt iſt das, was Herr Leſſing von den jugendlichen Begierden und Caylus von gierigen Blicken ſagt, eine Idee, die ſie dem Homer aufdringen. Ich finde keine Spur davon bei dem Griechen, und der alte Künſtler würde ſie ohne Zweifel auch nicht gefunden haben.“

Vortrefflich! Wenn einem Unwahrheiten andichten, und dieſen angedichteten Unwahrheiten die aller trivialſten Dinge entgegen ſetzen, einen widerlegen heißt: ſo verſteht ſich in der Welt niemand beſſer auf das Widerlegen, als Herr Klotz.

Es iſt nicht wahr, daß ich jenen Vorſchlag des Grafen Caylus verworfen habe.

Es iſt nicht wahr, daß ich dieſe Epiſode einen ekeln Gegenſtand genannt habe.

Es iſt nicht wahr, daß ich dem Homer die Idee von jugendlichen Begierden aufgedrungen habe.

Nur drei Unwahrheiten in einer Stelle, die groß genug wäre, ſieben zu enthalten: das iſt bei alle dem doch nicht viel! Laſſen Sie uns eine nach der andern vornehmen.

Es iſt nicht wahr, daß ich jenen Vorſchlag des Grafen Caylus verworfen habe. Denn verwirft man einen Vorſchlag, wenn man bloß einige zugleich mit vorgeſchlagene Mittel dieſen Vorſchlag auszuführen verwirft? Wo habe ich geſagt, daß der Eindruck, den die Schönheit der Helena auf die trojaniſchen Greiſe machte, gar nicht gemalt werden könne oder müſſe? Ich habe bloß gemißbilligt, daß Caylus in einem ſolchen Gemälde der Helena noch ihren Schleier laſſen, und uns ihre ganze Schönheit einzig und allein in den Wirkungen auf die ſie betrachtenden Greiſe zeigen will. Ja auch ſo hab ich nicht geläugnet, daß ein guter Meiſter noch immer ein ſchätzbares Stück daraus machen könne. Ich habe nur behauptet, daß dieſes Stück nicht der Triumph der Schönheit ſeyn würde, ſo wie ihn Zeuxis in der Stelle des Homer erkannte. Ich habe nur behauptet, daß dieſes Stück ſich gegen das Gemälde des Zeuxis wie Pantomime zur erhabenſten Poeſie verhalten würde; weil wir dort erſt aus Zeichen errathen müßten, was wir hier unmittelbar fühlen. Ich habe nur durch dieſes Beiſpiel zeigen wollen, welcher Unterſchied es ſey, in dem Geiſte des Homer malen und den Homer malen. Der Artiſt des Caylus hätte den Homer gemalt, aber Zeuxis malte in dem Geiſte des Homer. Jener wäre knechtiſch innerhalb den Schranken geblieben, welche dem Dichter das Weſen ſeiner Kunſt hier ſetzt, anſtatt daß Zeuxis dieſe Schranken nicht für ſeine Schranken erkannte, und indem er den höchſten Ausdruck der Dichtkunſt nicht bloß nachahmte, ſondern in den höchſten Ausdruck ſeiner Kunſt verwandelte, eben durch dieſe Verwandlung in dem höheren Verſtande Homeriſch ward. — Habe ich daran Recht oder Unrecht? Es entſcheide, wer da will: aber er verſtehe mich nur erſt. Ich will nichts außerordentliches geſagt haben: aber er laſſe mich nur auch nichts abgeſchmacktes ſagen. — Doch weiter. —

Es iſt nicht wahr, daß ich dieſe Epiſode einen ekeln Gegenſtand genannt habe. Nicht dieſe Epiſode, ſondern die Art des Ausdruckes, mit der Caylus ſie gemalt wiſſen wollen, habe ich eckel genannt. Caylus will, daß ſich der Artiſt beſtreben ſoll, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeußerungen einer ſtaunenden Bewunderung auf den Geſichtern der kalten Greiſe empfinden zu laſſen. Hierwider, nicht wider den Homer, habe ich geſagt, daß ein gieriger Blick auch das ehrwürdigſte Geſicht lächerlich mache, und ein Greis, der jugendliche Begierden verrathe, ſogar ein eckler Gegenſtand ſey. Iſt er das nicht? Ich denke noch, daß er es iſt; Herr Klotz mag mir von einer Suſanna des Rubens ſchwatzen, was er will, die weder ich noch er geſehen haben. Aber ich habe mehr Suſannen geſehen; auch ſelbſt eine vom Rubens in der Gallerie zu Sans-Souci; und ſelten habe ich mich enthalten können, bei Erblickung der verliebten Greiſe bei mir auszurufen: o über die alten Böcke! Was war dieſer Ausruf, als Eckel? Ich weiß es, die Kunſt kann dieſen Eckel mindern; ſie kann durch Nebenſchönheiten ihn faſt unmerklich machen; aber iſt ein Ingredienz deßwegen gar nicht in einer Miſchung, weil es nicht vorſchmeckt? Nicht die dürren Beine, nicht der kahle Kopf, nicht das eingefallene Geſicht machen den verliebten Alten zu einem eckeln Gegenſtande, ſondern die Liebe ſelbſt. Man gebe ihm alle Schönheiten, die mit ſeinem Alter beſtehen können; aber man male ihn verliebt, man laſſe ihn jugendliche Begierden verrathen, und er iſt eckel, trotz jenen Schönheiten allen.

---

[1] Laokoon XV.

Das ſage ich von den trojaniſchen Greiſen des Caylus; aber wo habe ich es von den Greiſen des Homer geſagt? Wo habe ich dieſen jugendliche Begierden aufgedrungen? — Und das iſt die dritte Unwahrheit, welche Hr. Klotz ſich auf meine Rechnung erlaubt. Vielmehr habe ich ausdrücklich geſagt, [1] „den Homeriſchen Greiſen iſt dieſer Vorwurf (nämlich des Lächerlichen und Eckelhaften) nicht zu machen, denn der Affect, den ſie empfinden, iſt ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit ſogleich erſtickt; nur beſtimmt, der Helena Ehre zu machen, aber nicht ſie ſelbſt zu ſchänden."

Nun ſagen Sie mir, mein Freund, was ich von dem Herrn Klotz denken ſoll? was er darunter ſuchen mag, daß ihm gerade mein Name gut genug iſt, unter demſelben ſich einen Strohmann aufzuſtellen, an dem er ſeine Fechterſtreiche zeigen könne? warum gerade ich der Blödſinnige ſeyn muß, dem er Dinge vordocirt, die das Auge von ſelbſt lernt, die zu begreifen ſchlechterdings nicht mehr Menſchenverſtand erfordert wird, als um von eins bis auf drei zu zählen? „Kann man denn keinen alten Mann vorſtellen, ohne ihm dürre Beine, einen kahlen Kopf und ein eingefallnes Geſicht zu geben?" Welch eine Frage! und in welchem Tone gethan! und in welchem Tone ſich ſelbſt beantwortet! „Aber Balthaſar Denner und Bartholomäus von der Helſt belehren uns, daß auch der Kopf eines alten Mannes gefallen könne." Alſo bis auf Balthaſar Denner, bis auf Bartholomäus von der Helſt wußte das in der Welt niemand? Und wen es nicht dieſer Balthaſar und dieſer Bartholomäus gelehrt hat, der weiß es noch nicht? Ich bin wirklich ſo eitel und glaube, daß ich es auch ohne dieſe Meiſter wiſſen würde; ja ohne alle Meiſter in der Welt.

Sechster Brief.

Sie entſchuldigen den Herrn Klotz: er habe zu ſeinem Buche ſo vieles nachſchlagen müſſen, daß es kein Wunder ſey, wenn er nicht alles auf das genaueſte behalten; mein Laokoon ſey auch das Werk nicht, das er verbunden geweſen, ſo eigentlich zu ſtudiren; indeß zeigten ſeine Einwürfe ſelbſt, daß er es zu leſen gewürdigt; er habe es auch anderwärts mit Lobſprüchen überhäuft. So würde ich ihn gern ſelbſt entſchuldigen, wenn er nicht in mehreren Stücken eine allzuausdrückliche Befliſſenheit verriethe, ſeine Leſer wider mich einzunehmen.

In dieſem Lichte ſollen Sie ſogleich auch ſeine übrigen Beſtreitungen erblicken, die ich in dieſem Briefe zuſammen faſſen will.

An einem Orte ſchreibt Herr Klotz: [1] „Ich gebe es Herr Leſſingen gern zu, daß, wenn Dichter und Künſtler die Gegenſtände, welche ſie mit einander gemein haben, nicht ſelten aus dem nämlichen Geſichtspunkte betrachten müſſen, ihre Nachahmungen oft in vielen Stücken übereinſtimmen können, ohne daß zwiſchen ihnen ſelbſt die geringſte Nachahmung oder Beeiferung geweſen. Aber ich möchte dieſen Satz nicht allzu ſehr ausgedehnt haben." Bin ich's, der ihn allzu ſehr ausgedehnt hat? Wozu mein Name hier, wenn er dieſes nicht zu verſtehen geben will? Der Satz enthält eine Bemerkung, die ich wahrlich nicht zuerſt gemacht habe, und auf die ich mich im Laokoon bloß gegen Spencen bezog, der das Gegentheil viel zu weit ausdehnt.

Doch ich will meinen Namen hier gar nicht geſehen haben. Auch in der Anmerkung will ich ihn nicht gefunden haben, [2] wo Herr Klotz ſagt, daß er ſich einer Münze des Antoninus Pius gegen mich angenommen. Ich habe nie dieſe Münze, ſondern bloß die Erklärung beſtritten, welche Addiſon von einer Zeile des Juvenal aus ihr herholen wollen; und habe ſie beſtritten, nicht um meine Erklärung dafür annehmlicher zu machen, ſondern lediglich das beſcheidene Non liquet auch hier wiederum in ſeine Rechte zu ſetzen.

Aber nicht genug wundern kann ich mich, wie ich zu der Ehre komme, das Werk des Herrn Klotz durch mich gekrönt zu ſehen. Er hat einige Steine zu ſeinem Buche in Kupfer ſtechen laſſen, wovon der letzte meinem Unterrichte ganz beſonders gewidmet iſt. „Dieſer Stein, ſchreibt er, iſt gleichfalls aus der Sammlung des Herrn Caſanova und auch von ihm gezeichnet. Er ſtellt eine Furie vor, und ich habe ihn meinem Buche beigefügt, um Herr Leſſingen zu überzeugen, daß die alten Künſtler wirklich Furien gebildet haben, welches er läugnet."

Welches er läugnet! Als ob ich es ſo ſchlechterdings, ſo völlig ohne alle Ausnahme geläugnet hätte, daß ich durch das erſte das beſte Beiſpiel widerlegt werden könnte!

Er ſtellt eine Furie vor dieſer Stein! — Ganz gewiß? Ich erkenne bloß einen Kopf im Profil mit wildem, aufſtiegenden Haare zweideutigen Geſchlechts. Muß ein ſolcher Kopf nothwendig der Kopf einer Furie ſeyn? Der Ausdruck des Geſichts, wird Herr Klotz ſagen, macht ihn dazu. Auch dieſer Ausdruck iſt ſehr zweideutig; ich finde mehr Verachtung, als Wuth darin.

Doch es mag eine Furie ſeyn. Was mehr? Was liegt mir daran? Wäre es doch eine Furie auf einem geſchnittenen Steine; und die geſchnittenen Steine habe ich ausdrücklich ausgenommen.

Ausdrücklich ausgenommen? Ausdrücklich; denn es war mir gar nichts Unbekanntes, daß man auf geſchnittenen Steinen Furien und Furienköpfe ſehen wollen.

Sie können dieſes kaum glauben, mein Freund, und fragen, wie es bei dieſer Ausnahme dem ungeachtet dem Herrn Klotz einfallen können, mich mit einem geſchnittenen Steine zu widerlegen?

Ja das frag' ich Sie! Leſen Sie indeß nur die Stellen meines Laokoon. —

Siebenter Brief.

Vergeſſen hatte Herr Klotz meine Einſchränkungen wohl nicht, aber er verſchwieg ſie ſeinem Leſer mit Fleiß. Und er mußte wohl; denn allerdings würde es ein wenig kindiſch geklungen haben, wenn er aufrichtig genug geweſen wäre zu ſchreiben: „Ungeachtet Leſſing, wenn er behauptet, daß die alten Artiſten keine Furien gebildet, die geſchnittenen Steine ausnimmt, ſo will ich ihn dennoch mit einem geſchnittenen Steine augenſcheinlich hier widerlegen.“ Lieber alſo ſchlecht weg: Leſſing läugnet gebildete Furien; hier iſt eine!

---

[1] Laokoon S. 221. (S. 161.)

[1] S. 170.
[2] S. 205.

Ich weiß wohl, daß meine Aſſertion von den Furien mehrere befremdet hat. Das Allgemeine ſcheint uns in allen Anmerkungen anſtößig zu ſeyn. Kaum hören wir eine Verneinung oder Bejahung dieſer Art, ſogleich zieht unſere Einbildungskraft dagegen zu Felde; und ſelten oder nie wird es ihr mißlingen, einzelne Fälle und Dinge dagegen aufzutreiben. Aber nur der Einfältigere wird ſich bereden, daß durch dieſe einzelne Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu ſeyn aufhöre. Der Verſtändigere unterſucht die Ausnahmen, und wenn er findet, daß ſie aus der Colliſion mit einem andern allgemeinen Satze entſpringen, ſo erkennt er ſie für Beſtätigungen beider.

Der Mythologiſt hatte es längſt vor mir angemerkt, daß man auf alten Denkmälern wenig oder nichts von Abbildungen der Furien finde. Was der Mythologiſt aber dem bloßen Zufalle zuſchrieb, glaubte ich aus einem Grundſatze der Kunſt herleiten zu dürfen. Der Artiſt ſoll nur das Schöne zu bilden *wählen*; folglich wird der alte Artiſt, der dem Schönen ſo vorzüglich treu blieb, keine Furien zu bilden *gewählt* haben; und daher der Mangel ihrer Abbildungen.

Aber eben der Artiſt, welcher nur das Schöne zu bilden wählen ſollte, muß alles bilden *können*. Wen verleitet ſein Können nicht öfters über ſein Sollen hinaus? Zudem arbeitet der Artiſt meiſtens für andere, von denen er nicht fordern kann, daß ſie ſeiner Geſchicklichkeit ſich nur zur höchſten Beſtimmung der Kunſt bedienen ſollen, ſo lange es noch mehr Dinge giebt, zu welchen ſie ihnen gleichfalls nützlich ſeyn kann. Und folglich? Folglich iſt es moraliſch unmöglich, daß es keinem Menſchen vor Alters ſollte eingefallen ſeyn, eine Furie zu bilden, oder ſich bilden zu laſſen. Es hat vielen einfallen können, und iſt vielen eingefallen.

Läugne ich dieſes, wenn ich jenes behaupte? Nur der Antiquar, der nichts als Antiquar iſt, dem es an jedem Funken von Philoſophie fehlt, kann mich ſo verſtehen.

Ich that alles, was ich thun konnte, dieſem Mißverſtändniſſe vorzubauen. Ich ſchlug vor, den Namen der Kunſtwerke nicht allen Antiken ohne Unterſchied zu geben, ſondern nur denen, in welchen ſich der Künſtler wirklich als Künſtler zeigen können, bei welchen die Schönheit ſeine erſte und letzte Abſicht geweſen. „Macht man, ſchrieb ich,[1] keinen ſolchen Unterſchied, ſo werden der Kenner und der Antiquar beſtändig mit einander im Streit liegen, weil ſie einander nicht verſtehen. Wenn jener nach ſeiner Einſicht in die Beſtimmung der Kunſt behauptet, daß dieſes oder jenes der alte Künſtler nie gemacht habe, nämlich als Künſtler nicht, freiwillig nicht: ſo wird dieſer es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch ſonſt eine außer dem Gebiete der Kunſt liegende Urſache von dem Künſtler habe machen laſſen, von dem Künſtler als Handarbeiter. Er wird alſo mit der erſten mit der beſten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben“ u. ſ. w.

Das iſt keine jetzt erſonnene Ausflucht, da ich mich in die Enge getrieben ſehe; das ſchrieb ich ſchon damals, als mir noch niemand widerſprach; das ſchrieb ich, um allen eiteln das rechte Ziel verfehlenden Widerſprüchen vorzukommen; aber was kümmert das Herr Klotzen und ſeines gleichen? Er thut dennoch gerade das, was ich verbeten; um zu zeigen, daß er ein paar armſelige Beiſpiele mehr weiß, als ich wiſſen mag. Ich gönne ihm dieſen Vorzug recht gern; es ſey aber, daß ich ſie gekannt oder nicht gekannt habe, ſie haben ihre Abfertigung mit der ganzen Klaſſe erhalten, in die ſie gehören.

Welches Jucken, ſeine Beleſenheit ſo ſehr auf Unkoſten ſeiner Ueberlegung zu zeigen!

Wenn Herr Klotz noch erſt den Unterſchied beſtritten hätte, den ich unter den Antiken zu machen vorſchlage! Aber ſtillſchweigend dieſen Unterſchied zugeben, und nur immer mit einzelnen Beiſpielen auf mich einſtürmen, die nach dieſem Unterſchiede von gar keiner Folge für mich ſind: wahrlich, das iſt eine Art zu ſtreiten — eine Art, für die ich gar kein Beiwort weiß.

Als ich behauptete, daß die alten Artiſten keine Furien gebildet, fügte ich unmittelbar hinzu:[1] „ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bilderſprache, als zur Kunſt gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich ſind.“ Dem ungeachtet kömmt Herr Klotz, mich zu widerlegen, mit ein paar Münzen aufgezogen, auf welchen Caylus Furien bemerkt habe. Ich kannte dergleichen Münzen ſchon ſelbſt; was liegt an der Mehrheit?

Die Figuren auf den Münzen, ſagte ich, gehören *vornehmlich* zur Bilderſprache. Aber nicht allein; die geſchnittenen Steine gehören wegen ihres Gebrauchs als Siegel gleichfalls dahin.[2] Wenn wir alſo auf geſchnittenen Steinen Furien zu ſehen glauben, ſo ſind wir berechtigt, ſie mehr für eigenſinnige Symbola der Beſitzer, als für freiwillige Werke der Künſtler zu halten. Ich kannte dergleichen Steine; aber Herr Klotz kennt einen mehr! Ei, welche Freude! So freut ſich ein Kind, das bunte Kieſel am Ufer findet, und einen nach dem andern mit Jauchzen der Mutter in den Schooß bringt: die Mutter lächelt und ſchüttet ſie, wenn das Kind nun müde iſt, alle mit eins wieder in den Sand.

Achter Brief.

Noch hundert ſolche Steine, noch hundert ſolche Münzen, und meine Meinung bleibt, wie ſie war. Es iſt vergebens, die Einſchränkungen, die ich ihr ſelbſt geſetzt, zu Widerlegungen machen zu wollen.

Aber Herr Riedel, wie Herr Klotz ſagt,[3] ſoll bereits dieſe meine Meinung mit guten Gründen widerlegt haben.

Ich habe Herr Riedeln aus ſeinem Buche als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verſpricht; verſpricht, indem er ſich in vielen Stücken bereits als einen ſolchen zeigt. Ich traue ihm zu, daß er in den folgenden Theilen ganz Wort halten wird, wo er auf Materien ſtoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet.

Doch hier habe ich ihn nicht zu loben, ſondern auf ſeine Widerlegung zu merken.

Er gedenkt meiner Aſſertion von den Furien an zwei Orten. An dem erſteren[4] giebt er ihr völligen Beifall. Er nimmt ſich ſogar ihrer gegen den Herrn Klotz ſelbſt an, indem er hinzuſetzt: „Herr Klotz hat zwar unter den alten Denkmälern der Kunſt Furien gefunden.[5] Allein Herr Leſſing hat ſchon diejenigen Figuren ausgenommen, die mehr zur Bilderſprache, als zur Kunſt gehören, und von dieſer Art ſcheinen die Beiſpiele des Herrn Klotz zu ſeyn.“

Dieſe Stelle führt Herr Klotz ſehr weislich nicht an. Er durfte ſie vielleicht auch nicht anführen, wenn es wahr iſt, daß Hr. Riedel an der zweiten völlig anderes Sinnes geworden.

---

[1] Laokoon S. 105. (S. 472.)

[1] Laokoon S. 16. (S. 456. Note.)
[2] Laokoon S. 105 (S. 472.)
[3] S. 232.
[4] Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften S. 45.
[5] S. Acta litter. Vol. III. p. 289.

Sie lautet ſo:[1] „Hr. Leſſing behauptet, daß die alten Künſtler keine Furien gebildet, welches ich ſelbſt eben zugegeben habe. Jetzt muß ich ihm, nachdem ich eine kleine Entdeckung gemacht habe, widerſprechen, aber aus einem andern Grunde, als Hr. Klotz. Es iſt hier dem Hrn. Leſſing eben das begegnet, was er vom Hrn. Winkelmann ſagt; er iſt durch den Junius verführt worden. Vermuthlich hat er, in dem Regiſter der alten Kunſtwerke unter dem Titel Furien geſucht und nichts gefunden. Ich ſchlage nach, Eumenides; und finde, daß Scopas deren zwei und Calos die dritte zu Athen gebildet. Man kann den Beweis im Clemens Alexandrinus ſelbſt nachleſen.“

Ich wundere mich nicht, daß Hr. Riedeln die kleine Entdeckung, wie er ſie ſelbſt nennt, ſo glücklich geſchienen, daß er geglaubt, ſeinen Beifall zurücknehmen zu müſſen. Aber ich werde mich wundern, wenn er das, was ich dagegen zu ſagen habe, nicht auch ein wenig glücklich findet.

Vorläufig muß ich ihn verſichern, daß ich nicht durch den Junius verführt worden. Denn ich erinnere mich überhaupt nicht, den Junius der Furien wegen nachgeſchlagen zu haben. Nicht weil in dieſes Schriftſtellers Verzeichniſſe der alten Kunſtwerke unter dem Titel Furien keiner Furien gedacht wird, ſondern weil ich die ſchon erwähnte Bemerkung der Mythologiſten, namentlich des Bannier,[2] im Kopfe hatte, daß ſich gegenwärtig keine alte Abbildungen von dieſen Göttinnen fänden: kam ich auf den Gedanken, daß vielleicht die alten Artiſten dergleichen nie gemacht, und ward in dieſem Gedanken durch die Beiſpiele ſelbſt beſtärkt, die bei dem erſten Anblicke dagegen zu ſeyn ſcheinen.

Hätte ich den Junius nachgeſchlagen, ſo hätte mir ſehr leicht begegnen können, was Hr. Riedel vermuthet, ſehr leicht aber auch nicht; denn daß die Furien mehr als einen Namen haben, iſt ja ſo gar unbekannt nicht. Und geſetzt, es wäre mir nicht begegnet; geſetzt, ich wäre auf die Furien geſtoßen, die Herr Riedel darin gefunden: was mehr? Würde ich meine Meinung eben ſo geſchwind zurückgenommen haben, als er ſeinen Beifall? Gewiß nicht.

Der ganze Zuſammenhang beim Clemens Alexandrinus zeigt es, daß er von Statuen redet, die der Verehrung gewidmet waren, und in ihren Tempeln ſtanden. Da nun Herr Riedel gegen meine Ausnahme aller mehr zur Bilderſprache, als zur Kunſt gehörigen Figuren nichts zu erinnern hatte; da er ſelbſt urtheilte, daß eben wegen dieſer Ausnahme die vom Herrn Klotz gegen mich angeführten Beiſpiele in keine Betrachtung kämen: wie konnte es Hr. Riedeln nicht einfallen, daß keine Figuren gerade mehr zur Bilderſprache gehören, als eben die, welche der Anbetung öffentlich aufgeſtellt waren?

Nicht genug, daß ich in einem eigenen Abſchnitte meines Laokoon ausdrücklich hierauf dringe; ich gedenke ſogar insbeſondere der Statuen, welche die Furien in ihren Tempeln nicht anders als gehabt haben könnten; ich führe namentlich die in dem Tempel zu Cerynea an. Aber auch dieſe ſtatt aller; denn was hätte es helfen können, wenn ich einen Tempel nach dem andern durchgegangen wäre? Was ich von den Statuen des einen ſagte, hätte ich von den Statuen aller ſagen müſſen.

Und alſo, dächte ich, wäre dem Einwurfe des Hrn. Riedel genugſam begegnet, wenn ich ihm antwortete: die Furien, die Sie mir entgegen ſetzen, gehören zu den Kunſtwerken nicht, von welchen ich rede; es ſind Werke, wie ſie die Religion befohlen hatte, die bei den ſinnlichen Vorſtellungen, welche ſie der Kunſt aufgiebt, mehr auf das Bedeutende, als auf das Schöne zu ſehen pflegt.

Doch ich habe noch etwas wichtigeres zu erwiedern. Die Furien vom Scopas und Calos,[1] die Junius Herr Riedeln bei dem Clemens Alexandrinus nachwies, ſind unſtreitig die, welche in ihrem Tempel zu Athen ſtanden, und von welchen Pauſanias ausdrücklich verſichert,[2] daß ſie durchaus nichts Schreckliches, *οὐδὲν φοβερὸν*, an ſich gehabt. Nun ſage mir Herr Riedel, ob Furien, welche nichts von Furien an ſich haben, ſolche Furien ſind, deren Abbildung ich auf die alten Artiſten nicht will kommen laſſen? Ich ſchreibe im Laokoon: „Wuth und Verzweiflung ſchändeten keines von ihren Werken; ich darf behaupten, daß ſie nie eine Furie gebildet haben.“ Aus der unmittelbaren Verbindung dieſer zwei Sätze iſt es ja wohl klar, was für Furien ich meine; Furien, die in jedem Geſichtszuge, in Stellung und Gebärden verrathen, was ſie ſeyn ſollen. Waren die Furien des Scopas und Calos dieſer Art? Es waren Furien und waren auch keine; ſie ſtellten die Göttinnen der Rache vor, aber nicht ſo vor, wie wir ſie jetzt bei dem Namen der Furien denken.

Sie beſtärken alſo meinen Satz vielmehr, als daß ſie ihn im geringſten zweifelhaft machen ſollten. Denn wenn die Alten auch nicht einmal an ihren gottesdienſtlichen Vorſtellungen, da, wo das Bedeutende ihnen mehr galt, als das Schöne, wenn ſie auch nicht einmal da duldeten, wenigſtens nicht verlangten, daß die Göttinnen der Rache durch die häßlichen, ſchändenden Kennzeichen des menſchlichen Affects entſtellt und erniedrigt würden: was ſollte ihre Artiſten, die in willkürlichen Werken den Ausdruck der Schönheit ſtets unterordneten, zu ſo ſcheußlichen Fratzengeſichtern haben verleiten können? Selbſt die Hetruriſchen Künſtler, die der Schönheit weit weniger opferten als die Griechiſchen, wenn ſie Furien bilden mußten, bildeten ſie nicht als Furien; wie ich an einer Urne beim Gorius gezeigt habe, von welcher ich ſchon damals anmerkte, daß ſie den Worten, aber nicht dem Geiſte meiner Aſſertion widerſpreche.

Ich darf es nicht bergen, daß es Herr Klotz ſelbſt iſt, welcher mir die unſchrecklichen Furien zu Athen nachgewieſen.[3] Sie ſchwebten mir in den Gedanken, aber im Nachſchlagen gerieth ich auf die zu Cerynea.

Und nun, was meinen Sie, mein Freund? Sie ſehen, Herr Riedel widerlegt die Einwürfe des Herrn Klotz, und Herr Klotz giebt mir Waffen wider Herr Riedeln. Sie dringen von entgegen geſetzten Seiten in mich; beide wollen mich umſtürzen; aber da ich dem einen gerade dahin fallen ſoll, wo mich der andere nicht will hinfallen laſſen, ſo heben ſich ihre Kräfte gegen einander auf, und ich bleibe ſtehen. Ich dächte, ich ſchiede gänzlich aus, ſo liegen ſie einander ſelbſt in den Haaren. Doch dafür werden ſie ſich wohl hüten. Vielmehr ſehe ich ſie ſchon im voraus in ihrer Deutſchen Bibliothek ſo nahe zuſammenrücken, daß ich doch küppen muß, ich mag wollen oder nicht; geben Sie nur Acht!

Neunter Brief.

Ich denke nicht, daß ich mir zu viel herausnehme, wenn ich mich auch noch an einem Orte von Herrn Klotz gemeint glaube, wo er mich nicht nennt; denn er nennt mich dafür anderwärts, wo er den nämlichen Kampf kämpft.

---

[1] S. 136.

[2] Nous n'avons point à présent de figures antiques de ces Déesses. Mémoires de l'Acad. des Inscr. T. V. p. 43.

[1] Bei Herr Riedeln heißt er Calas. Ein unſtreitiger Druckfehler; ſo wie in der Citation des Clemens p. 47 anſtatt 41. (Aber wenn Herr Klotz nicht bloß an einem Orte, nicht bloß in einem und eben demſelben Buche, immer und ewig Zeuxes ſchreibt: ſo ſcheint es wohl etwas mehr als ein Druckfehler zu ſeyn, und er kann es nicht übel nehmen, wenn man ihn beiläufig erinnert, daß dieſer Maler nicht Zeuxes, ſondern Zeuxis geheißen.)

[2] Lib. I. cap. 28. p. 68. Edit. Kuh.

[3] Acta litt. Vol. III. Pars III. p. 280.

Er will durchaus nicht leiden, daß man den alten Artiſten die Perſpektiv abſpricht.

Im Laokoon hatte ich es gethan, obſchon gar nicht in der Abſicht, wie Perrault und andere, denen es damit auf die Verkleinerung der Alten angeſehen iſt. Doch da Herr Klotz mich ſo ſelten verſtanden, wie konnte ich verlangen, daß er mich hier errathen ſollte? Er warf mich alſo mit den Perraults in eine Claſſe, und nahm ſich in ſeinem Beitrage zur Geſchichte des Geſchmacks und der Kunſt aus Münzen[1] der Alten gegen mich an, die es wahrhaftig nie nöthig haben, daß man ſich ihrer gegen mich annimmt.

Seitdem hat er neue Hülfsvölker angeworben, mit denen er in ſeinem Buche von geſchnittenen Steinen[2] zum zweiten auf dem Plane erſcheint. „Mein Eifer," ſagt er, „für den Ruhm der Alten, denen ich große Dankbarkeit ſchuldig zu ſeyn glaube, erlaubt mir nicht, eine Anmerkung hier zu unterdrücken." Und dieſe Anmerkung läuft dahin aus, daß nunmehr durch Einen geſchnittenen Stein aus Tauſenden, durch eine gewiſſe Abhandlung des Grafen Caylus, und durch eine bisher unbemerkte Stelle des Philoſtratus der Alten ihre Kenntniß und Ausübung der Perſpektiv außer allem Zweifel geſetzt ſey.

Ich wünſchte ſehr, daß ſich der Eifer des Herrn Klotz für den Ruhm der Alten mehr auf Einſicht, als auf Dankbarkeit gründen möchte! Die Dankbarkeit iſt eine ſchöne Tugend, aber ohne ein feines Gefühl dringt ſie dem Wohlthäter oft Dinge auf, die er nicht haben mag, und wobei er ſich beſſer befindet, ſie nicht zu haben, als zu haben. Meinem Bedünken nach iſt die Dankbarkeit des Herrn Klotz gänzlich in dieſem Falle. Doch davon an einem andern Orte. Jetzt laſſen Sie uns ſehen, was Herr Klotz von der Perſpektiv überhaupt weiß, und mit welchen ihm eigenen Gründen er ſie den Alten zuſprechen zu müſſen glaubt.

Herr Klotz erklärt die Perſpektiv, in ſo fern ſie in dem Künſtler iſt, durch „die Geſchicklichkeit,[3] die Gegenſtände auf einer Oberfläche ſo vorzuſtellen, wie ſie ſich unſerm Auge in einem gewiſſen Abſtande zeigen." Dieſe Erklärung iſt von Wort zu Wort aus dem deutſchen Pernety abgeſchrieben, welches das abgeſchmackte Oberfläche beweiſt. Fläche iſt für die Malerei Fläche, ſie mag oben, oder unten, oder auf der Seite ſeyn.

Doch abgeſchrieben oder nicht abgeſchrieben, wenn ſie nur richtig iſt. — Richtig iſt die Erklärung allerdings; aber dabei viel zu weitläuftig, als daß ſie bei Entſcheidung der vorhabenden Streitſache im geringſten zu brauchen ſey.

Denn iſt die Perſpektiv weiter nichts als die Wiſſenſchaft, Gegenſtände auf einer Fläche ſo vorzuſtellen, wie ſie ſich in einem gewiſſen Abſtande unſerm Auge zeigen: ſo iſt die Perſpektiv kein Theil der Zeichenkunſt, ſondern die Zeichenkunſt ſelbſt. Was thut die Zeichenkunſt anders, was thut ſie im geringſten mehr, als was nach dieſer Erklärung die Perſpektiv thut? Auch ſie ſtellt die Gegenſtände auf einer Fläche vor; auch ſie ſtellt ſie vor, nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie dem Auge erſcheinen, und ihm in einem gewiſſen Abſtande erſcheinen. Folglich kann ſie nie ohne Perſpektiv ſeyn, und das geringſte, was der Zeichner vorſtellt, kann er nicht anders als perſpektiviſch vorſtellen.

Den Alten in dieſem Verſtande die Perſpektiv abſprechen, würde wahrer Unſinn ſeyn. Denn es würde ihnen nicht die Perſpektiv, ſondern die ganze Zeichenkunſt abſprechen heißen, in der ſie ſo große Meiſter waren.

Das hat niemanden einkommen können. Sondern wenn man den Alten die Perſpektiv ſtreitig macht, ſo geſchieht es in dem engern Verſtande, in welchem die Künſtler dieſes Wort nehmen. Die Künſtler aber verſtehen darunter die Wiſſenſchaft, mehrere Gegenſtände mit einem Theile des Raums, in welchem ſie ſich befinden, ſo vorzuſtellen, wie dieſe Gegenſtände, auf verſchiedene Plane des Raums verſtreut, mit ſammt dem Raume dem Auge aus einem und ebendemſelben Standorte erſcheinen würden.

Dieſe Erklärung iſt mit jener im Grunde eins, nur daß jene, die mathematiſche, ſich auf einen einzelnen Gegenſtand bezieht, dieſe aber auf mehrere geht, welche zuſammen aus dem nämlichen Geſichtspunkte, jedoch in verſchiedener Entfernung von dieſem gemeinſchaftlichen Geſichtspunkte, betrachtet werden. Nach jener können einzelne Theile in einem Gemälde vollkommen perſpektiviſch ſeyn, ohne daß es nach dieſer das ganze Gemälde iſt, indem es ihm an der Einheit des Geſichtspunkts fehlt und die verſchiedenen Theile deſſelben verſchiedene Geſichtspunkte haben.

Herr Klotz ſcheint von dieſem Fehler gar nichts zu verſtehen. Er ſpricht nur immer von der verhältnißmäßigen Verkleinerung der Figuren und der Verminderung der Tinten, und bildet ſich ein, daß damit in der Perſpektiv alles gethan ſey. Aber er ſollte wiſſen, daß ein Gemälde beide dieſe Stücke gut genug haben und dennoch ſehr unperſpektiviſch ſeyn kann.

Die bloße Beobachtung der optiſchen Erfahrung, ſage ich im Laokoon,[1] daß ein Ding in der Ferne kleiner erſcheint, als in der Nähe, macht ein Gemälde noch lange nicht perſpektiviſch. Ich brauche alſo dieſe Beobachtung den alten Artiſten gar nicht abzuſprechen; die Natur lehrt ſie; ja, es würde mir unbegreiflich ſeyn, wenn nicht gleich die allererſten darauf gefallen wären. Ob ſie aber die mathematiſche Genauigkeit dabei angebracht, die wir bei unſern auch ſehr mittelmäßigen Malern gewohnt ſind, ob ſie ſich nicht mit einem ungefähren Augenmaße begnügt, das iſt eine andere Frage, die durch bloße Schriftſtellen zum Beſten der Alten nicht entſchieden werden kann, beſonders da ſo unzählige alte Kunſtwerke einer ſolchen Entſcheidung keineswegs günſtig ſind.

Eben ſo natürlich iſt eine etwanige Verminderung der Tinten; denn eben die tägliche Erfahrung, welche uns lehrt, daß ein Ding in der Entfernung kleiner erſcheint, lehrt uns auch, daß die Farben der entfernten Dinge immer mehr und mehr ermatten und ſchwinden, in einander verfließen und in einander ſich verwandeln. Folglich können und müſſen die alten Gemälde auch hiervon gezeigt haben; und die, welche ungleich mehr als andere davon zeigten, werden mehr als andere deßhalb ſeyn geprieſen worden.

Dieſes beantwortet die Frage des Hrn. Klotz: „Konnten die alten Schriftſteller von einer Sache reden, die nicht da war, und eine Eigenſchaft an einem Gemälde rühmen, die niemand ſah?" Sie lobten was ſie ſahen; daß ſie aber etwas ſahen, was auch wir ſehr lobenswürdig finden würden, beweiſet ihr Lob nicht.

Doch indeß zugegeben, daß die alten Gemälde in beiden Stücken eben ſo vollkommen waren, als die beſten Gemälde neuerer Zeit: waren ſie darum auch eben ſo perſpektiviſch? Konnten ſie den Fehler darum nicht haben, von dem ich ſage, daß Herr Klotz nichts verſtehen muß?

Er ſieht es nicht gern,[2] daß man ſich bei dieſer Streitigkeit immer auf die Herkulaniſchen Gemälde beruft. — In ſeinem Tone zu bleiben; ob er mir ſchon freilich ſo wohl nicht laſſen wird, — ich ſehe es auch nicht gern. Aber unſer beider nicht gern Sehen hat ganz verſchiedene Urſachen. Herr Klotz ſieht es nicht gern, weil unſtreitig der blühende Zeitpunkt der Kunſt vorbei war, als die Herkulaniſchen Gemälde verfertigt wurden; und ich ſehe es nicht gern, weil, obſchon dieſer Zeitpunkt vorbei war, dennoch die Meiſter der Herkulaniſchen Gemälde von der Perſpektiv gar wohl mehr verſtehen konnten, als die Meiſter aus jenem Zeitpunkte, an den wir vornehmlich denken, wenn wir von der Kunſt der Alten ſprechen. Denn die Perſpektiv iſt keine Sache des Genies; ſie beruht auf Regeln und Handgriffen, die, wenn ſie einmal feſtgeſetzt und bekannt ſind, der Stümper eben ſo leicht befolgen und ausüben kann, als das größte Genie.

---

[1] S. 179.
[2] S. 92.
[3] Beitrag zur Geſch. der Kunſt aus Münzen S. 176.

[1] S. 198. (S. 687.)
[2] S. 96.

Aber wenn es Herr Klotz nicht gern ſieht, daß wir uns auf die Herkulaniſchen Gemälde berufen: auf welche will er denn, daß wir uns berufen ſollen? Aus dem blühenden Zeitpunkte der Kunſt iſt ſchlechterdings kein einziges von den noch vorhandenen alten Gemälden. Wir müſſen alſo dieſe überhaupt aufgeben, und uns auf die Beſchreibungen einſchränken, die wir in den Schriften der Alten von einigen der berühmteſten Stücke aus dieſem Zeitpunkte finden.

Ich wählte hierzu im Laokoon die Beſchreibungen des Pauſanias von den zwei großen Gemälden des Polygnotus in der Leſche zu Delphi, und urtheilte, daß dieſe offenbar ohne alle Perſpektiv geweſen. Eines derſelben, höre ich von Herr Klotzen,[1] „ſoll zu unſern Tagen gleichſam wieder neu ſeyn geſchaffen worden.“ Ich weiß nicht, welches; von dem Werke, auf das er mich verweiſet, habe ich nur die erſten Bände, und ich befinde mich gerade an einem Orte, wo ich wenig andere Bücher brauchen kann, als die ich ſelbſt beſitze. Aber es ſey das eine oder das andere; wenn es in der neuen Schöpfung Perſpektiv bekommen hat, ſo iſt es ſicherlich nicht das Gemälde des Polygnotus, ſondern ein Gemälde ungefähr des nämlichen Vorwurfs.

Der Hauptfehler, welcher ſich in dieſen Gemälden des Polygnotus wider die Perſpektiv fand, iſt klar und unwiderſprechlich. Um ſich Platz für ſo viele Figuren zu machen, hatte Polygnotus einen ſehr hohen Geſichtspunkt angenommen, aus welchem der ganze weite Raum vom Ufer, wo das Schiff des Menelaus liegt, bis hinein in die verheerte Stadt zu überſehen ſey. Aber dieſer Geſichtspunkt war bloß für die Grundfläche, ohne es zugleich mit für die Figuren zu ſeyn. Denn weil aus einem ſo hohen Geſichtspunkte beſonders die Figuren des Vordergrundes von oben herab ſehr verkürzt und verſchoben hätten erſcheinen müſſen, wodurch alle Schönheit und ein großer Theil des wahren Ausdrucks verloren gegangen wäre: ſo ging er davon ab, und zeichnete die Figuren aus dem natürlichen, ihrer Höhe ungefähr gleichen Geſichtspunkte. Ja auch dieſen behielt er nicht, nach Maaßgebung der vordern Figuren, für alle die entferntern Figuren gleich und einerlei. Denn da, zu Folge der aus einem ſehr hohen Geſichtspunkte genommenen Grundfläche, die Figuren, welche hintereinander ſtehen ſollten, übereinander zu ſtehen kamen (welches beim Pauſanias aus dem öftern ἄνωθεν, ἀνωτέρω und dergleichen erhellt), ſo würden dieſe entfernter oder höher ſtehende Figuren, wenn er ſie aus dem Geſichtspunkte der Figuren des Vordergrundes hätte zeichnen wollen, von unten hinauf verſchoben und verkürzt werden müſſen, welches der Grundfläche das Anſehen einer Berg an laufenden Fläche gegeben hätte, da es doch nur eine perſpektiviſch verlängerte Fläche ſeyn ſollte. Folglich mußte er für jede Figur, für jede Gruppe von Figuren einen neuen, ihrer beſondern natürlichen Höhe gleichen Geſichtspunkt annehmen, das iſt, er zeichnete ſie alle ſo, als ob wir gerade vor ihnen ſtänden, da wir ſie doch alle von oben herab ſehen ſollten.

Es iſt ſchwer, ſich in dergleichen Dingen verſtändlich auszudrücken, ohne wortreich zu werden. Man kann aber auch noch ſo wortreich ſeyn, und gewiſſe Leute werden uns doch nicht verſtehen; ſolche nämlich, denen es an den erſten Begriffen der Sache, wovon die Rede iſt, fehlt. Und an dieſen fehlt es dem Herrn Klotz in der Perſpektiv gänzlich, denn er verſteht ſich ja auch nicht einmal auf ihre Terminologie.

„Die gewöhnliche Perſpektiv der Alten, ſagt er, iſt die von uns ſo genannte Militarperſpektiv von oben herein.“ — Nicht jede Perſpektiv von oben herein iſt Militarperſpektiv. Bei dieſer werden zugleich die wahren Maaße der Gegenſtände überall beibehalten, und nichts wird nach Erforderniß der Entfernung verkleinert. Folglich iſt die Militarperſpektiv eigentlich gar keine Perſpektiv, ſondern ein bloßes techniſches Hülfsmittel, gewiſſe Dinge vors Auge zu bringen, die aus einem niedrigen Geſichtspunkt nicht zu ſehen ſeyn würden, und ſie ſo vors Auge zu bringen, wie ſie wirklich ſind, nicht wie ſie ihm bloß erſcheinen. In dieſem Verſtande alſo von den Alten ſagen, daß ihre gewöhnliche Perſpektiv die Militarperſpektiv geweſen, heißt ihnen in den gewöhnlichen Fällen ſchlechterdings alle Perſpektiv abſprechen. Nur diejenige Perſpektiv aus einem hohen Geſichtspunkte iſt wahre Perſpektiv, die alles und jedes nach Maaßgebung der Höhe und Entfernung dieſes Geſichtspunkts verkleinert, verkürzt und verſchiebt, welches die Militarperſpektiv aber nicht thut, und welches auch in den Gemälden des Polygnotus nicht geſchehen war.

Eben ſo wenig wird es in den Münzen geſchehen ſeyn, welche Herr Klotz zum Beweiſe anführt, wie gut ſich die Alten auf die ihm ſo genannte Militarperſpektiv verſtanden! Ich mag mir nicht einmal die Mühe nehmen, ſie nachzuſehen. Gleichwohl darf er in dem ihm eigenen Tone hinzuſetzen: „Sollten dieſe Zeugniſſe nicht einmal die ewigen Anklagen der Alten wegen der Unwiſſenheit der Perſpektiv vermindern?“ Allerdings ſollten ſie nicht, ſondern Herr Klotz ſollte erſt lernen, was Perſpektiv ſey, ehe er einen ſo entſcheidenden Ton ſich anmaßt.

„Die Alten, fährt er fort, haben zugleich den Plan von ihren Gebäuden gewieſen, und wenn ſie den Augenpunkt ſehr ſcharf hätten nehmen wollen, ſo würden ſie ein allzu hohes Relief gebraucht haben. Hätten ſie das Relief flach gehalten, ſo würde die Münze ohne Geſchmack, gothiſch oder nach der Art unſerer neuen Münzen ausgefallen ſeyn.“

O ſchön! o ſchön! Kauderwelſcher könnte Criſpin in der Komödie, wenn er ſich für einen Maler ausgiebt, die Kunſtwörter nicht unter einander werfen, als hier geſchehen iſt. — „Die Alten haben zugleich den Plan von ihren Gebäuden gewieſen.“ Wie zugleich? Zugleich mit den Außenſeiten? Wie machten ſie das? Zeichneten ſie, wie wir in unſern architektoniſchen Riſſen, etwa den Grundriß neben die Façade? Oder wie? — „Wenn ſie den Augenpunkt zu ſcharf hätten nehmen wollen.“ Was heißt das, den Augenpunkt zu ſcharf nehmen? Heißt das, ſich zu ſcharf an die Einheit des Augenpunkts halten? Oder was heißt es? — „So würden ſie ein allzuhohes Relief gebraucht haben.“ Was hat der Augenpunkt mit dem Relief zu thun? Beſtimmt der Augenpunkt, wie hoch oder wie flach das Relief ſeyn ſoll? — „Hätten ſie das Relief flach gehalten;“ — Nun, was denn?

---

[1] S. 140.

was wäre alsdann geworden? — „ſo würde die Münze ohne Geſchmack, gothiſch oder nach der Art unſerer neuen Münzen ausgefallen ſeyn.“ O Logik und alle Muſen! Ein Mann, der ſo ſchließen kann, unterſteht ſich von der Kunſt zu ſchreiben? Alſo iſt eine Münze von flachem Relief nothwendig ohne Geſchmack und gothiſch? Alſo iſt es nicht möglich, daß wir in einem flachen Relief eben ſo viel erkennen können, als in einem hohen? Alſo kann in einem flachen Relief nicht eben ſo viel, ja wohl noch mehr Kunſt ſeyn, als in einem hohen? O Logik und alle Muſen! Der Mann hat lauten hören, aber nicht zuſammen ſchlagen. Weil man das hohe Relief auf Münzen vorzieht, aus Urſache, daß es Münzen ſind, daß es Werke ſind, die ſich ſehr abnutzen; weil man aus dieſer Urſache das flache Relief an curſirenden Münzen mißbilligt, daraus ſchließt er, daß das flache Relief überhaupt ohne Geſchmack und gothiſch iſt? O Logik und alle Muſen!

Zehnter Brief.

Ich ſagte in meinem Vorigen, daß ein Gemälde die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren und die Verminderung der Tinten gut genug haben, und dennoch nicht perſpektiviſch ſeyn könne, falls ihm die Einheit des Geſichtspunkts fehle.

Gut genug; Sie wiſſen was man gut genug heißt. Laſſen Sie mich mit dieſem gut genug ja nicht mehr ſagen, als ich ſagen will. Gut genug, wenn man das recht Gute dagegen ſtellt, iſt nicht viel mehr als ziemlich ſchlecht.

Denn wie in der Natur alle Phänomene des Geſichts, die Erſcheinung der Größe, die Erſcheinung der Formen, die Erſcheinung des Lichts und der Farben, und die daraus entſpringende Erſcheinung der Entfernung, unzertrennlich verbunden ſind: ſo auch in der Malerei. Man kann in keiner den geringſten Fehler begehen, ohne daß ſie nicht zugleich alle zweideutig und falſch werden.

Hatte das Gemälde des Polygnotus einen vielfachen Geſichtspunkt: ſo hatte es nothwendig mehr Fehler gegen die Perſpektiv, oder vielmehr kein Stück derſelben konnte ſeine eigentliche Richtigkeit haben: es konnte von allen nur ſo etwas da ſeyn, als genug war ein ungelehrtes Auge zu befriedigen. Hier nenne ich es ein ungelehrtes Auge, an einem andern Orte werde ich es ein unverzärteltes Auge, ein Auge nennen, das noch nicht verwöhnt iſt, ſich durch den Mangel zufälliger Schönheiten in dem Genuſſe der weſentlichen ſtören zu laſſen. Räthſel! wird Herr Kloß rufen. Ich mache keinen Anſpruch mehr darauf, von ihm verſtanden zu werden.

Ein vielfacher Geſichtspunkt hebt nicht allein die Einheit in der Erſcheinung der Formen, ſondern auch die Einheit der Beleuchtung ſchlechterdings auf. Was kann aber, ohne Einheit der Beleuchtung, für eine perſpektiviſche Behandlung der Tinten ſtattfinden? Die wahre gewiß nicht; und jede andere als dieſe iſt im Grunde ſo gut als keine, ob ſie ſchon immer auf den einigen Eindruck machen kann, der die wahre nirgends geſehen. In einem etwanigen Abfalle von Farben, in Anſehung ihrer Lebhaftigkeit und Reinigkeit, mochte die ganze Luftperſpektiv des Polygnotus beſtehen.

Selbſt die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren kann in dem Gemälde des Polygnotus nicht geweſen ſeyn, ſondern ungefähr ſo etwas ihr ähnliches. Denn man erwäge den Raum von dem Ufer, wo die Flotte der Griechen lag, bis hinein in die verheerte Stadt, und urtheile, von welcher koloſſaliſchen Größe die Figuren des Vordergrundes angelegt ſeyn müßten, wenn, nach den wahren perſpektiviſchen Verhältniſſen, die Figuren des hinterſten Grundes im Geringſten erkenntlich ſeyn ſollten.

Eben das hätte ſich Moor fragen müſſen, und er würde lieber von gar keiner Perſpektiv in dem allegoriſchen Gemälde des Cebes geſprochen haben. Ich biete dem größten Zeichner Trotz, etwas daraus zu machen, was die Probe halte. Alle bisherige Verſuche ſind gerade ſo gerathen, wie ſie ungefähr Kinder befriedigen können. Der erträglichſte iſt der von dem jüngern Merian, welcher ganz von den Worten des Cebes abging, indem er die verſchiedenen Umzäunungen in einen ſchroffen Felſen mit eben ſo vielen Abſätzen verwandelte, und dennoch nichts Perſpektiviſches herausbringen konnte. Seine Figuren verjüngen ſich von unten bis oben: aber perſpektiviſch? So wie ſich die in dem Gemälde des Polygnotus mögen verjüngt haben, wo man, von dem Schiffe des Menelaus bis hinein in die Stadt, noch das Parderfell erkannte, welches Antenor über die Thüre ſeines Hauſes zum Zeichen der Verſchonung aufgehangen hatte.

Eilfter Brief.

Es würde eine ſehr undankbare Arbeit ſeyn, alle Stellen und Beiſpiele zu prüfen, die Herr Kloß zum Behuf ſeiner guten Meinung von der Perſpektiv der Alten dem Caylus abborgt, oder aus den Schätzen ſeiner eigenen Beleſenheit beizubringen vorgiebt. Nur von einigen ein Wort.

Was für eine perſpektiviſche Anordnung kann Caylus in der Aldrovandiniſchen Hochzeit gefunden haben? Sie hat höchſtens keine Fehler gegen die Perſpektiv, weil ſich der Meiſter keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen. Er hat alle ſeine Perſonen nach der Schnur neben einander geſtellt; ſie ſtehen alle auf einem und eben demſelben Grunde; wenigſtens nicht auf ſo verſchiedenen Gründen, daß die geringſte Verjüngung unter ihnen möglich wäre.

Das, was Plinius von dem Ochſen des Pauſias ſagt, zu Perſpektiv machen, heißt mit dem Worte tändeln. Es war Perſpektiv in dem weitläuftigen Verſtande, in welchem ſie, wie ich ſchon erinnert, kein Menſch den Alten abgeſprochen hat, noch abſprechen kann.

Lauter Wind, wenn Herr Kloß verſichert, „daß Lucian von der perſpektiviſchen Anordnung in einem Gemälde des Zeuxis ſo weitläuftig rede, daß dieſe Stelle bei dieſer Streitigkeit nothwendig geprüft werden müſſe!“ Er nennt ſie ungemein entſcheidend, und ſie entſcheidet ſchlechterdings nichts. Ἀποτειναι τας γραμμας ἐς το εὐθυτατον, was iſt es anders, als ein correkter Contour? was die ἀκριβης κρασις, die εὐκαιρος ἐπιβολη των χρωματων anders, als die ſchickliche Verbindung und fleißige Verſchmelzung der Localfarben? Das σκιασαι ἐς δεον iſt die gute Vertheilung von Licht und Schatten; mit einem Worte, das Helldunkle. Der λογος του μεγεθους, iſt nicht das Verhältniß der ſcheinbaren Größen, in Abſicht der Entfernung, ſondern das Verhältniß an Größe wirklich verſchiedener Körper: namentlich in dem Gemälde, wovon die Rede iſt, das Verhältniß der jungen Centauren gegen die alten. Die ἰσοτης των μερων[†] προς το ὁλον, die ἁρμονια, iſt das

---

[†] Herr Kloß muß ſich einbilden, daß er ſeinen Leſern weiß machen kann, was ihm beliebt, und daß ſie ihm auf ſein Wort glauben müſſen, was er will. „Einige Ausgaben, ſagt er, haben των μελων: welche Leſart mir richtiger ſcheint, obgleich jene ſich auch vertheidigen läßt.“ Nicht einige, ſondern die meiſten Ausgaben und Handſchriften leſen μελων, der Verſtand aber duldet dieſes μελων, wie Gravius erwieſen hat, ſo wenig, daß es lächerlich iſt zu ſagen, es ſcheine die richtigere Leſart zu

Ebenmaaß der Theile zu dem Ganzen, der Glieder zu dem Körper, die Uebereinſtimmung des Verſchiednen. Und nun frage ich: welches von dieſen Stücken beziehet ſich nothwendig auf die Perſpektiv? Keines; jedes derſelben iſt ohne Unterſchied allen Gemälden, auch denen, in welchen gar keine Perſpektiv angebracht worden, den Gemälden eines einzelnen Gegenſtandes, dem bloßen Portrait, wenn es ſchön und vollkommen ſeyn ſoll, unentbehrlich. Es ſind Eigenſchaften eines guten Gemäldes überhaupt, bei welchen das Perſpektiviſche ſeyn und nicht ſeyn kann.

Mich dünkt ſogar, es aus einem Zuge des Lucian ſelbſt beweiſen zu können, daß dieſes Gemälde des Zeuxis von der Seite der Perſpektiv ſehr mangelhaft geweſen. Denn wenn er den alten Centaur beſchreiben will, ſo ſagt er: ἄνω δὲ τῆς εἰκόνος, οἷον ἀπό τινος σκοπῆς Ἱπποκένταυρός τις ἐπικύπτει γελῶν: er ſey oben an dem Bilde zu ſehen geweſen, und habe ſich von da, gleichſam wie von einer Warte, gegen ſeine Jungen lachend herabgeneigt. Dieſes *gleichſam wie von einer Warte* ſcheint mir nicht undeutlich anzuzeigen, daß Lucian ſelbſt nicht gewiß geweſen, ob die Figur nur rückwärts oder auch zugleich höher geſtanden. Ich glaube die Anordnungen der alten Basreliefs zu erkennen, wo die hinterſten Figuren immer über die vorderſten wegſehen, nicht weil ſie wirklich höher ſtehen, ſondern bloß, weil ſie weiter hinten zu ſtehen ſcheinen ſollen. Jedoch will ich damit nicht ſagen, daß die Stellung der Figuren, ſo wie ſie Lucian beſchreibt, nicht einer völlig richtig perſpektiviſchen Behandlung fähig wären, ſondern ich will nur ſagen, daß wenn Lucian eine dergleichen Behandlung vor ſich gehabt hätte, er ſich ſchwerlich darüber ſo dürfte ausgedrückt haben.

Endlich auf die bisher unbemerkte Stelle des Philoſtratus zu kommen: ſo weiß ich nicht, welches die größere Armſeligkeit iſt, ſie eine bisher unbemerkte Stelle zu nennen, oder Perſpektiv in ihr finden zu wollen. Philoſtratus rühmt an den Gemälden des Zeuxis, des Polygnotus, des Euphranor, τὸ εὔσκιον, die gute Schattirung; τὸ ἔμπνουν, das Lebende, und τὸ εἰσέχον καὶ ἐξέχον, das Herausſpringende und Zurückweichende. Was haben dieſe Eigenſchaften mit der Perſpektiv zu thun? Sie können alle in einem Gemälde ſeyn, wo gar keine Perſpektiv angebracht, wo ſie mit den gröbſten Fehlern angebracht iſt. Sie beziehen ſich insgeſammt auf die kräftige Wirkung des Schattens, durch welchen allein wir die tiefern Theile eines Körpers von den hervorragenden unterſcheiden, welcher allein es macht, daß die Figur ſich rundet, aus der Tafel oder dem Tuche gleichſam hervortritt, und nicht das bloße Bild des Dinges, ſondern das Ding ſelbſt zu ſeyn ſcheint. Mußte des Apelles Alexander, mit dem Blitze in der Hand, von welchem Plinius ſagt: digiti eminere videbantur, et fulmen extra tabulam esse, mußte er darum, weil er das εἰσέχον und ἐξέχον in ſo hohem Grade hatte, nothwendig auch ein Werk ſeyn, welches Perſpektiv, und eine richtige Perſpektiv zeigte? Und dennoch darf Herr Klotz von der Stelle des Philoſtratus ſagen: „ſie kann von nichts anders handeln, als von der Kunſt des Malers, gewiſſe Dinge auf dem Vordergrunde und andere auf dem Hintergrunde des Gemäldes erſcheinen zu laſſen, andere zu entfernen und andere dem Auge zu nähern.“ Nein, kahler und zugleich poſitiver kann ſich kein Menſch ausdrücken, als Herr Klotz! Sie kann von nichts anders handeln? Und gleichwohl handelt ſie von etwas anderm. Wenn ſie aber auch wirklich davon handelte, wovon Herr Klotz ſagt; wäre dadurch die Perſpektiv der alten Gemälde erwieſen? Wer hat denn in der Welt, indem er ihnen die Perſpektiv abgeſprochen, ihnen zugleich alle verſchiedene Gründe, alle Entfernungen abſprechen wollen? „Iſt aber dieſes Verſchießen, fährt Herr Klotz fort, dieſe Schwächung, oder ſtufenweiſe Verringerung des Lichts und der Farbe, nicht eine Folge einer wohlbeobachteten Perſpektiv?“ Was ſteht von alle dem in der Stelle des Philoſtratus? Kein Wort. Und wie ſchielend heißt es ſich ausdrücken, das, wodurch eine Sache wirklich wird, zu einer Folge dieſer Sache zu machen? Denn nicht die ſtufenweiſe Verringerung des Lichts und der Farbe iſt eine Folge der wohlbeobachteten Perſpektiv, ſondern dieſe iſt vielmehr eine Folge von jener. Doch das Schielende iſt der eigentliche Charakter des Klotziſchen Styls, und es ſteht in keines Menſchen Macht von einer Sache, die er nicht verſteht, anders als ſchielend zu ſprechen.

Wenn er denn nur beſcheiden ſpricht, im Fall er ſich gezwungen ſieht, von einer ſolchen Sache zu ſprechen! Aber zugleich den Ton eines Mannes annehmen, von dem man neue Entdeckungen darin erwarten darf, ungefähr wie dieſer: *„Ich will noch eine andere bisher unbemerkte Stelle aus dem Philoſtratus herſchreiben;“* was dünkt Ihnen davon, mein Freund? Eine bisher unbemerkte und folglich von Herr Klotzen zuerſt, von ihm allein bemerkte Stelle! Iſt ſie das, dieſe Stelle des Philoſtratus? Nichts weniger. Er ſelbſt findet ſie bereits vom Junius und Scheffer genutzt; aber freilich mag es weder Junius noch Scheffer ſeyn, dem er ihre erſte Nachweiſung zu danken hat. Ich denke, ich kenne den rechten, dem Herr Klotz ſeinen kleinen Dank hier ſchuldig bleibt. Es iſt unſtreitig Du Soul; denn als er in der Reitziſchen Ausgabe des Lucian jene Beſchreibung von dem Gemälde des Zeuxis nachlas, fand er in den Anmerkungen dieſes Gelehrten bei dem ὡσανεὶ ἐς θεὸν nicht allein einen Ausfall wider die Perraults, als Verächter der alten Malerei, ſondern auch die nämliche Stelle des Philoſtratus dabei angeführt.[1] Nun ſchlug Herr Klotz ſelbſt nach, und weil er das, was Du Soul nur der Seite nach citirt hatte, auch nach dem Kapitel citiren zu können, für ſich aufbehalten ſah: ſo glaubte er Recht zu haben, etwas, das Er bisher noch nicht bemerkt hatte, überhaupt bisher unbemerkt nennen zu dürfen. Der Unterſchied mag wohl ſo groß nicht ſeyn; ich fürchte nur, es wird ein dritter kommen, der auch Herr Klotzen die erſte Bemerkung durch eine noch genauere Citation ſtreitig macht. Denn ſo wie Herr Klotz die Anführung des Du Soul Philost. p. 71 durch Philist. Vit. Apollon. c. 20. p. 71 berichtigt, ſo läßt ſich ſeine Anführung, durch Einſchiebung Lib. II. gleichfalls noch mehr berichtigen. Denn das Leben des Apollonius hat acht Bücher, und es wäre ſchlimm, wenn der, welcher die Ausgabe des Olearius nicht hat, in allen acht Büchern darnach ſuchen müßte. —

Sie lachen über mich, daß ich mich bei ſolchen Kleinigkeiten aufhalten kann. — Ja wohl Kleinigkeiten! Wenn man denn nun aber einen Mann vor ſich hat,

---

ſeyn, wenn man ſie noch dazu für die ungewöhnlichere ausgiebt. Die Mehrheit der Handſchriften und Ausgaben iſt das einzige, was ſie für ſich hat, und ich möchte doch wiſſen, wie ſie Herr Klotz ſonſt vertheidigen wollte. Er zieht ſie bloß vor, um etwas von Menſuren in der Stelle zu finden, die er auf die Verhältniſſe der Perſpektiv deuten könnte. — Sonſt muß ich noch erinnern, daß Lucian nicht in ſeinem Herodotus, wie Hr. Klotz citirt, ſondern im Zeuxis dieſes Gemälde beſchreibt; und daß, wenn Herr Klotz ſagt, „die Kopie deſſelben ſey in Rom geweſen, da das Original, welches Sulla nach Rom ſchicken wollen, im Schiffbruch untergegangen,“ es das erſtemal für Rom Athen heißen muß. Von dergleichen Fehlern, welche die Eilfertigkeit des Schreibers verrathen, wimmelt das Buch.

[1] At, si Perraltos audias, hoc pictoribus antiquis ne in mentem quidem venerat. Vid. Philost. p. 71. et Junius de Pict. Vet. III. 3.

der ſich auf ſolche Kleinigkeiten brüſtet? — Bisher unbemerkt! Von mir zuerſt bemerkt! — Iſt es nicht gut, daß man dieſem Manne zum Zeitvertreibe einmal weiſet, daß er auch in ſolchen Kleinigkeiten das nicht iſt, was er ſich zu ſeyn einbildet? —

Sogar Webb hat dieſe Stelle des Philoſtratus gebraucht.[1]

Zwölfter Brief.

Wahrhaftig, Sie haben Recht: das hätte ich bedenken ſollen. Allerdings iſt Herr Klotz der erſte, welcher die Stelle des Philoſtratus bemerkt hat; nicht zwar nach ihren Worten, aber doch nach ihrem geheimen Sinne. Denn wem iſt es vor ihm eingekommen, das geringſte von Perſpektiv darin zu finden? Junius, Scheffer, Du Bos, Webb, haben ſie alle bloß von der Schattirung verſtanden. Die guten Leute! Von der Perſpektiv iſt ſie zu verſtehen; Herr Klotz iſt der erſte, der dieſes ſagt, — und auch der letzte, hoff ich.

Aber laſſen Sie mich nicht vergeſſen, bei welcher Gelegenheit Herr Klotz die Ausſchweifung über die Perſpektiv der Alten in ſeinem Buche macht. Ohne Zweifel bei der großen Menge geſchnittener Steine, welche ſie unwiderſprechlich beweiſen! Ja wohl: und wie viele meinen Sie, daß er deren anführt? In allen, Summa Summarum, richtig gerechnet, — einen. Und dieſer eine iſt gerade der, von welchem Herr Lippert, aus dem er ihn anführt, ausdrücklich ſagt: „daß er gewiß glaube, er ſey der einzige in ſeiner Art; denn unter ſo vielen Tauſenden, die er geſehen, hab er nichts ähnliches angetroffen, wo die Perſpektiv ſo wäre beobachtet worden.“

„Ueberhaupt, ſagt Herr Lippert,[2] iſt die Perſpektiv bei den Alten ſehr geringe. Es hat aber doch Leute gegeben, die ſolche als ein Wunderwerk an ihnen gelobt. Aber wie weit kann die Liebhaberei einen nicht treiben? Wenn ich die Beſchreibung oder Erklärung eines alten Werks etwa in einem Buche geleſen, worinnen von deſſen ſchöner Perſpektiv etwas geſagt worden, habe ich auch allemal lachen müſſen; denn das ſonſt accurate Kupfer hat mir allemal das Gegentheil gezeigt. Denn ich konnte an dem Bilde nicht einen einzigen Zug, der nach den Regeln dieſer Wiſſenſchaft geweſen wäre, erkennen, aber wohl ſolche Fehler, die man auch einem Anfänger in dieſer Wiſſenſchaft nicht vergeben würde. Die Alten ahmten die Dinge ſo ungefähr nach, wie ſie ſich dem Auge darſtellten, ohne die Regeln und Urſachen zu wiſſen, warum die entfernten Dinge im Auge verkürzt oder kleiner erſcheinen. Es iſt aber etwas ſehr gemeines, daß man von Sachen urtheilt, wovon man doch nichts verſteht.“

Wie kömmt es, da Herr Klotz ſonſt ſich die Einſichten des Herren Lippert ſo frei zu Nutze gemacht, daß er es nicht auch in dieſem Punkte gethan? Herr Lippert ſagt nichts mehr, als was alle Künſtler ſagen. Er nicht allein, ſie alle lachen, wenn ihnen der Gelehrte in den alten Kunſtwerken Perſpektiv zeigen will. Aber Herr Klotz hatte bereits ſeinen Entſchluß genommen; ſeine Ehre war einmal verpfändet: er hält bei der Stange. Der Künſtler, denkt er, ſind ſo wenige; laß ſie lachen! Sie können dich doch nicht um dein Anſehen lachen, das ſich auf den Beifall ganz anderer Leute gründet! —

Und hat er nicht ſeinen Caylus zum Rückenhalter! Auch noch Einen ſolchen Mann möchte er ſich gern dazu ausſparen. Aber ich fürchte, daß ihn dieſer im Stiche läßt, denn dieſer fand in der Folge das Perſpektiviſche in den Herkulaniſchen Gemälden nicht, welches er ſich damals darin zu finden verſprach, als er nicht ſo gar unverhörter Sache die Alten desfalls verdammt wiſſen wollte.[1]

Daß ſolches auch mehr geſchehen zu ſeyn ſchien, als wirklich geſchehen war, zeigt ſich nunmehr in den Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen,[2] deren Verfaſſer gewiß nicht proletariſche Kenntniſſe von beiden beſitzt. Ich hätte daher gern den Herrn Klotz an dieſen Schriftſteller verwieſen. Aber ſeine deutſche Bibliothek iſt mir zuvor gekommen,[3] und hat dieſen Schriftſteller bereits an Herr Klotzen verwieſen. Dieſen Schriftſteller an Herr Klotzen! Nun das iſt wahr: die deutſche Bibliothek verſteht ſich darauf, welcher Gelehrte von dem andern noch etwas lernen könnte. Welch ein unwiſſender Mann iſt dieſer Schriftſteller, der uns auf einen Daniel Barbaro, auf einen Lomazzo, auf einen Fonſeca, ja gar auf den pedantiſchen Commentator eines wunderlichen Poeten wegen der Perſpektiv der Alten verweiſt, und gerade die beiden Hauptabhandlungen des Sallier und Caylus in den grundgelehrten Werken der franzöſiſchen Akademie der Inſchriften, aus welchen Herr Klotz ſeine Weisheit, wie aus der Quelle, geſchöpft, gar nicht zu kennen ſcheint!

Freilich iſt das arg; aber doch, dächte ich, ſtellt ſich die deutſche Bibliothek dieſen Schriftſteller ein wenig gar zu unwiſſend vor. Weil er in das Verzeichniß der Kupferſtiche nach dem Michel Angelo auch ein Blatt von dem ſo genannten Petſchaftringe dieſes Meiſters bringt, ſo möchte ſie lieber gar argwohnen, „er habe geglaubt, Michel Angelo ſey der Verfertiger davon geweſen.“ Nein, das kann er wohl nicht geglaubt haben; denn drei Zeilen darauf führt er den Titel einer Schrift an, wo dieſer Petſchaftring ausdrücklich une Cornaline antique, nommée le cachet de Michel-ange, heißt. Und ſo viel Franzöſiſch mag er doch wohl verſtehen!

Dreizehnter Brief.

Warum ſollte der Liebhaber die Abbildung eines alten geſchnittenen Steines, den Michel Angelo ſo werth hielt, der mit unter die Antiken gehört, nach welchen Michel Angelo ſtudirte, aus welchem Michel Angelo ſogar Figuren entlehnte, nicht in eben das Portefeuille mit legen dürfen, in welchem er die Kupfer nach dieſem Meiſter aufhebt? Sind doch die Kupfer der ganzen erſten Claſſe, welche die Bildniſſe deſſelben vorſtellen, eben ſo wenig Kupfer nach Gemälden von ihm. Genug, daß ſie eine ſo genaue Beziehung auf ihn haben.

Das fühlt jeder: nur ein Kritikaſter wie F. will es nicht fühlen. Denn hier oder nirgends kann er einen Brocken Weisheit wieder auskramen, den er ſich ſelbſt erſt geſtern oder ehegeſtern einbettelte. „Wie kömmt, fragt er, unter das Verzeichniß der Arbeiten dieſes Künſtlers das berühmte Cachet de Michelange?“ Hat der Schriftſteller, den er zu hofmeiſtern denkt, ein Verzeichniß der Arbeiten dieſes Künſtlers liefern wollen? Ich denke bloß ein Verzeichniß der Kupferſtiche von verſchiedenen Arbeiten deſſelben, und es fehlt viel, daß ſie alle geſtochen ſeyn ſollten. „Der Verfaſſer, fährt er fort, wird doch nicht geglaubt haben, daß er der Verfertiger deſſelben geweſen.“ Nun ja: ein Mann, der das Leben dieſes Künſtlers aus dem Condivi und Gori, aus dem Vaſari und Bottari ſich bekannt gemacht hat, kann freilich ſo viel nicht wiſſen, als Herr F., der den Artikel im Füeßlin von ihm geleſen. Von ſo einem Manne kann man freilich ohne Bedenken ſchreiben:

---

[1] S. 100 deut. Ueberſ.

[2] Daktyl. Vorbericht S. XVIII.

[1] Bibl. der ſch. Wiſſenſch. und der fr. K. B. VI. Stück 2. S. 676, verglichen mit S. 185 der Betrachtung über die Malerei.

[2] S. 485.

[3] Fünftes Stück S. 132.

„Ueberhaupt muß er dieſes berühmte Werk der Steinſchneiderkunſt gar nicht kennen." Und warum denn nicht? Hören Sie doch den ſchönen Grund! Weil er hinzugeſetzt hat: „Die Abdrücke ohne Buchſtaben ſind ſchön und rar." — „Dieſes verſteh ich nicht!" ruft Herr F. — Nicht? Herr F. hat doch wohl nicht das auf die Abdrücke des Steins gezogen, was der Verfaſſer von den Abdrücken der Piccart'ſchen Platte ſagt!

Und ſolches Zeug in den Tag hineinſchreiben, nennen die Herren kritiſiren. War es nicht auch eben dieſer F., welcher in einem von den vorhergehenden Stücken der Bibliothek einem Schriftſteller, dem er doch ja von weitem erſt möchte nachdenken lernen, ehe er das geringſte an ihm ausſetzt, Schuld gab, er habe nicht gewußt, was ein Torſo ſey?

Wie glauben Sie, daß dem armen Schriftſteller zu Muthe werden muß, wenn er ſich ſo etwas gerade auf den Kopf zugeſagt findet? Nur neulich ward es mir auch ſo gut, eine kleine Erfahrung davon zu machen.

Ich leſe eine Recenſion von dem neueſten Werke des Herrn Winkelmann,[1] und auf einmal ſtoße ich auf folgende Stelle: „Beim Laokoon gedenkt Herr Winkelmann Herrn Leſſings als eines einſichtsvollen und gelehrten Schriftſtellers, bleibt aber dabei, es wahrſcheinlicher zu finden, daß die Künſtler des Laokoon in die ſchönſten Zeiten gehören; nicht zwar nach Widerlegung des Leſſing'ſchen Grundes, der aus der Zuſammenſtellung dieſer Künſtler mit jüngern beim Plinius und aus dem ganzen Zuſammenhange genommen iſt, ſondern durch Anführung zwo neuer Gründe, von denen der eine das Alter der Buchſtabenzüge auf der zu Nettuno gefundenen Steinſchrift, mit dem Namen des Athanodor, Ageſanders Sohns, der andere die Arbeit an der Gruppe ſelbſt iſt. Denn dieſe kömmt an den Köpfen der beiden Söhne vollkommen mit den beiden Ringern zu Florenz, in welchen Herr W. Söhne der Niobe entdeckt hat, überein. Da hier Herr W. ſeines Landsmannes Erwähnung thut, ſo dürfte es jemanden wundern, warum er nicht beim Borgheſiſchen Fechter eben deſſelben Deutung dieſes Fechters auf den Chabrias angeführt hat; allein dieſe Vorbeilaſſung gereicht dem Herrn Winkelmann zur Ehre; er hätte Herr Leſſingen ſagen müſſen, daß er jenen Fechter mit einer Statue in Florenz verwechſelt hat, welche im Muſeum Florent. Tab. 77 unter dem Namen Miles Veles ſteht, und einen ähnlichen Ausfall thut, aber doch nicht obnixo genu scuto."

Wer vom Himmel fiel, das war ich! Du haſt nicht recht geleſen! ſagt ich mir. Ich las nochmals und nochmals; je öfter ich las, je betäubter ward ich. Noch jetzt weiß ich nicht, was ich anders aus der letzten Hälfte dieſer Stelle machen ſoll, als ein chriſtliches Präſervativ über den Anfang derſelben nicht allzu ſtolz zu werden.

Verwechſelt ſoll ich den Borgheſiſchen Fechter und mit einer Statue in Florenz verwechſelt haben? Aus Großmuth ſoll mir Hr. Winkelmann dieſe Verwechſelung nicht aufgemußt haben? Aber der Recenſent iſt ſo großmüthig nicht, er mußt mir ſie auf. Bei allem, was mir werth iſt! ich wollte dieſem für ſeine Aufrichtigkeit, ſo ſehr ſie mich auch beſchämen möchte, unendlich verbundener ſeyn, als dem Hrn. Winkelmann für ſeine Großmuth, die mich lieber nicht belehren, als beſchämen will! Aber wie kann ich?

Hr. Winkelmann konnte mich ſchlechterdings nicht beſchämen, ohne ſich ſelbſt zu beſchämen. Denn wenn ich den Borgheſiſchen Fechter verwechſelt habe, ſo hat auch Er ihn verwechſelt. Ich habe keine andere Statue gemeint, als die Er unter dieſem Namen meint; keine andere, als die Ihm der Hr. v. Stoſch für einen Diſcobulus einreden wollte; keine andere, als die Er eben ſo wenig für einen Fechter, als für einen Diſcobulus, ſondern für einen Soldaten erkennt, der ſich in einem gefährlichen Stande beſonders verdient gemacht hatte. Dieſe, dieſe Statue habe ich auf den Chabrias gedeutet; und iſt dieſe Statue nicht der Borgheſiſche Fechter, iſt ſie der Miles Veles in dem Florentiniſchen Muſeo: wie geſagt, ſo hat beide dieſe Werke Hr. Winkelmann ſelbſt und zuerſt verwechſelt; ſeine Verwechslung hat die meinige veranlaßt.

Kein Menſch wird das von Hr. Winkelmannen glauben wollen; aber dem ungeachtet wohl von mir. Denn ich, ich bin nicht in Italien geweſen; ich habe den Fechter nicht ſelbſt geſehen! — Was thut das? Was kömmt hier auf das ſelbſt Sehen an? Ich ſpreche ja nicht von der Kunſt; ich nehme ja alles an, was die, die ihn ſelbſt geſehen, an ihm bemerkt haben; ich gründe ja meine Deutung auf nichts, was ich allein daran bemerkt haben wollte.

Und habe ich denn nicht Kupfer vor mir gehabt, in welchen die ganze Welt den Borgheſiſchen Fechter erkennt? Oder iſt es nicht der Borgheſiſche Fechter, welcher bei dem Perrier (Taf. 26, 27, 28, 29) von vier Seiten, bei dem Maffei (Taf. 75, 76) von zwei Seiten, und in dem lateiniſchen Sandrart (S. 68) gleichfalls von zwei Seiten erſcheint? Dieſe Blätter, erinnere ich mich, vor mir gehabt zu haben, den Miles Veles in dem Florentiniſchen Muſeum hingegen nicht; wie iſt es möglich, daß ich beide Figuren dem ungeachtet verwechſeln können?

Endlich, worin habe ich ſie denn verwechſelt? Man verwechſelt zwei Dinge, wenn man dem einen Eigenſchaften beilegt, die nur dem andern zukommen. Welches iſt denn das Eigene des Miles Veles, das ich dem Borgheſiſchen Fechter angedichtet hätte? Weil beide einen ähnlichen Ausfall thun: ſo hätte ich ſie verwechſeln können; aber muß ich ſie darum verwechſelt haben?

Ich werde die erſte Gelegenheit ergreifen, den göttingiſchen Gelehrten inſtändigſt um eine nähere Erklärung zu bitten.

Was noch überhaupt gegen meine Deutung jenes ſogenannten Fechters bisher erinnert worden, iſt nicht von der geringſten Erheblichkeit. Man hätte mir etwas ganz anderes einwenden können, und die Wahrheit zu ſagen, nur dieſe Einwendung erwarte ich, um ſodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drücken, oder ſie gänzlich zurück zu nehmen.

Vierzehnter Brief.

Und nun fragen Sie mich: was ich von dem Buche des Hrn. Klotz überhaupt urtheile?

Wollen Sie auch glauben, daß ich ohne Groll urtheile? daß ich nicht anders urtheilen würde, wenn er mich eben ſo oft darin gerühmt hätte, als er mich getadelt hat?

So urtheile ich, daß das Buch des Hrn. Klotz „über den Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittenen Steine und ihrer Abdrücke" ein ganz nützliches Buch für den ſeyn kann, welcher von der darin abgehandelten Materie ganz und gar nichts weiß, und ſich in der Geſchwindigkeit eine Menge Ideen davon machen will, ohne daß ihm an der Deutlichkeit und Richtigkeit dieſer Ideen viel gelegen iſt.

Wenn Mariette, wenn Caylus, wenn die Ausleger und Beſchreiber der verſchiedenen Daktyliotheken, wenn Winkelmann und Lippert das ihrige zurück nehmen, ſo ſteht die Krähe wieder da!

Hätte Hr. Klotz bloß aus fremden, ſeltenen Büchern zuſammen getragen, ſo könnten wir ihm noch Dank wiſſen. Was ein Deutſcher einem Ausländer abnimmt, ſey immer gute Priſe. Aber ſollte er ſeine eigene Landsleute plündern? —

Erlauben Sie mir, Ihnen die näheren Erörterungen hierüber nach und nach zukommen zu laſſen.

---

[1] Göttingiſche Anzeigen 22. und 23. Stück dieſes Jahres.

Funfzehnter Brief.

Sie ſcheinen zur Entſchuldigung des Herrn Klotz zu glauben, daß man in dergleichen Dingen nichts anders thun könne, als zuſammen tragen.

Doch wohl! — Und wenigſtens kann man als ein denkender Kopf zuſammen tragen. —

Hr. Klotz hat auch ſelbſt geglaubt, daß ſich etwas mehr dabei thun laſſe, und hat ſich ſogar geſchmeichelt, etwas mehr gethan zu haben. „Der Gebrauch der Quellen, ſagt er,[1] die Anordnung der Sachen und einige eigene Bemerkungen werden dieſen Aufſatz gegen den Vorwurf der Compilation ſchützen."

Einige eigene Bemerkungen? klingt beſcheiden genug! Aber welches dieſe eigene Bemerkungen ſind, kann man nicht eher ſagen, als bis man die fremden und geborgten davon abgeſondert hat. Was übrig bleibt, iſt freilich ſein!

Die Anordnung der Sachen? — Mit dieſer iſt es nicht bloß gethan, um aus einem Compilator ein Autor zu werden. Seine eigene Ordnung hat jeder Compilator.

Der Gebrauch der Quellen? — Auch der Compilator ſollte dieſe wenigſtens verificiren. —

Und iſt es auch wahr, daß ſie Hr. Klotz immer gebraucht hat? Laſſen Sie uns doch eine Seite, wie ſie mir in die Hand fällt, unterſuchen.

„Die geſchnittenen Steine, ſchreibt Hr. Klotz,[2] machten noch einen andern Theil des Schmuckes aus. Das Frauenzimmer ſuchte verſchiedentlich ihrem Putze dadurch einen größeren Glanz zu verſchaffen. Hierzu nahm man die erhaben geſchnittenen Steine und eine gute Vereinigung dieſer vortrefflichen Werke mit dem übrigen Schmucke mußte in den Augen der Zuſchauer eine ungemein ſchöne Wirkung thun."

Hierüber führt Hr. Klotz den Bartholinus an.[3] Den Bartholinus! Iſt Bartholinus eine Quelle? Er hätte die entſcheidendſte von den Stellen der Alten anführen ſollen, auf die ſich Bartholinus gründet.

Hr. Klotz fährt fort: „Auch das männliche Geſchlecht beſetzte die Kleidung mit Steinen;" und beruft ſich desfalls auf den Claudian.[4] Aber dort, bei dem Claudian, iſt nicht die geringſte Spur von geſchnittenen Steinen; der Dichter redet bloß von Degen, von Harniſchen, von Helmen, von Gehenken und Heften, von Kronen mit Edelſteinen beſetzt; es kann wohl ſeyn, daß unter dieſen auch geſchnittene waren; aber das iſt nur zu vermuthen, und von dieſer Vermuthung muß Claudian nicht Gewähr leiſten ſollen.

„Caligula, fügt Hr. Klotz hinzu, ahmte in dieſem Stücke der Verſchwendung des weiblichen Geſchlechts nach." Und das ſoll Suetonius[5] verſichern. Aber das Zeugniß des Suetonius iſt hier gedoppelt gemißbraucht. Denn einmal redet Suetonius gleichfalls bloß von Edelſteinen, die Caligula ſogar auf ſeinen Reiſe- und Regenkleidern getragen (gemmatas indutus pænulas), und daß es geſchnittene Edelſteine geweſen, iſt der Zuſatz des Hrn. Klotz. Zweitens ſagt auch Sueton nicht, daß Caligula hierin der Verſchwendung des weiblichen Geſchlechts nachgeahmt; denn er ſagt weder, daß das weibliche Geſchlecht ſich einer ſolchen Verſchwendung in geſchnittenen Steinen ſchuldig gemacht, noch daß es Caligula ihm darin nachgethan. Der vestitus non virilis, den Sueton dem Caligula zur Laſt legt, bezieht ſich nicht auf den Gebrauch der Edelſteine, ſondern anderer Kleidungsſtücke, die dem weiblichen Geſchlechte eigen waren; auf die Cyklas, auf den Soccus.

Nun ſagen Sie mir: heißt das Quellen brauchen? Iſt es genug, um dieſes von ſich zu verſichern, daß man den unterſten Rand des Blattes mit Namen klaſſiſcher Schriftſteller umzäunt? Oder muß man dieſe Schriftſteller auch ſelbſt nachgeſehen haben, und gewiß ſeyn, daß ſie wirklich das ſagen, was man ſie ſagen läßt?

Einige Seiten vorher ſchreibt Hr. Klotz: „um den Ring des Prometheus, von welchem man den Urſprung der in Ringe gefaßten Steine hergeleitet hat, bekümmere ich mich nicht." Sehr wohl! Aber warum führt er dieſes Rings wegen den Iſidorus an? Man muß den Iſidorus oft anführen, weil er nicht ſelten Bücher gebraucht hat, die hernach verloren gegangen. Aber warum hier? Hier iſt Iſidorus der wörtliche Ausſchreiber des älteren Plinius; Plinius iſt hier die Quelle,[1] und dieſen hätte Hr. Klotz anführen müſſen.

Es iſt ein ſeltſamer Kniff mehrerer Gelehrten, über die bekannteſte Sache gerade den unbekannteſten Schriftſteller anzuführen, damit ſie ihre Nachrichten ja aus recht beſondern Quellen zu haben ſcheinen.

Ein anderer iſt dieſer: daß ſie, anſtatt den Hauptort anzuführen, wo von der Sache, die ſie erörtern wollen, gefliſſentlich und umſtändlich gehandelt wird, ſich auf Stellen beziehen, wo man dieſer Sache nur im Vorbeigehen gedenkt, um ihre Scharfſichtigkeit bewundern zu laſſen, der auch nicht der geringſte Nebenzug entwiſche.

Z. E. um zu beweiſen, „daß man in Rom ſogar die Bildſäulen mit Ringen geziert," würde der gute einfältige Gelehrte geradezu den Plinius anführen,[2] wo dieſer ausdrücklich von den Ringen handelt und ſich wundert, daß unter den Bildſäulen der römiſchen Könige im Capitol nur Numa und Servius Tullius einen Ring habe. Aber nicht ſo Herr Klotz und ſeines gleichen; ſie führen lieber eine Stelle des Cicero an,[3] wo unter verſchiedenen Merkmalen, aus welchen erhelle, daß eine gewiſſe Statue eben ſo wohl die Statue des Scipio Africanus ſey, als eine andere dafür erkannte, auch mit des Ringes gedacht wird.

Doch Herr Klotz habe es hiemit halten können, wie er gewollt: wenn ich nur ſonſt ſeinen Scharfſinn weniger dabei vermißte! Weder die Stelle des Cicero, noch die ausdrücklichere des Plinius beweiſen, daß es wirkliche Ringe geweſen, welche dieſe Bildſäulen gehabt; es werden, allem Anſehen nach, nur durch die Sculptur angedeutete, und mit eines jeden Symbolo bemerkte Ringe geweſen ſeyn. Waren es aber nur ſolche, ſo mußte ſie Herr Klotz gar nicht anführen; denn in der Sculptur bloß nachgeahmte Ringe konnten die wirklichen Ringe weder nothwendiger noch häufiger machen. Man bedenke, wie abſtehend ein einzelner Finger von den andern hätte müſſen gearbeitet ſeyn, wenn man einen wirklichen Ring daran hätte ſtecken wollen, und erinnere ſich, daß es der alten Meiſter ihre Sache nicht war, dergleichen Extremitäten ſo zerbrechlich auszuführen.

Aber der Fehler des Herrn Klotz iſt es überhaupt nicht, allzu viel zu bedenken. Vielmehr weiß ich zuverläßig voraus, daß er jeden feinern Unterſchied, mit dem man ſeine Gelehrſamkeit auf die Capelle bringt, für Sophiſterei erklären wird.

Sechzehnter Brief.

Laufen Sie geſchwind die ganze Schrift des Herrn Klotz mit mir durch. Es iſt am beſten, daß ich Ihnen in eben der Ordnung, in welcher Herr Klotz ſein Buch geſchrieben, mein Urtheil darüber erhärte. Mehrere Beweiſe, wie ſchlecht er die Quellen gebraucht hat, werden uns bei jedem Schritte aufſtoßen.

---

[1] S. 16.
[2] S. 22.
[3] De Armillis veter. p. 13 et 35.
[4] De Laudib. Stil. Lib. II. v. 80.
[5] In Calig. c. 52.

[1] Libr. XXXIII. Sect. 4. et Libr. XXXVII. Sect. 1.
[2] Libr. XXXIII. Sect. 4.
[3] Hr. Klotz führt ſie noch dazu mit einem Fehler an: denn ſie ſteht nicht in dem erſten Briefe des vierten, ſondern des ſechsten Buches an den Atticus. Dergleichen Druckfehler ſind bei Hr. Klotzen ſehr häufig, ſo daß beſonders von ſeinen Anführungen der klaſſiſchen Schriftſteller unter zwölfen gewiß immer achte uns zum April ſchicken.

Den Eingang (von Seite 1—16) laſſen Sie uns überſchlagen. Er enthält ſehr viel gemeine, ſehr viel ſchwanke, ſehr viel falſche Gedanken, in einem ſehr pompöſen und dennoch ſehr lendenlahmen Style. Das liebe Ich herrſcht in allen Zeilen bis zum Eckel. „Ich will die Lehrer der Wiſſenſchaften auf gewiſſe Dinge aufmerkſamer machen! Möchten ſie doch von mir lernen wollen! Ich will ihnen eine kleine Anweiſung geben! Ich will ſie gleichſam bei der Hand ergreifen, und ſie zu den Werken berühmter Künſtler des Alterthums führen! Ich will ihnen dieſe Werke zeigen ꝛc.“

Endlich und endlich kömmt er, aber wiederum mit einem ſolchen Ich, zur Sache. „Ehe Ich, ſchreibt er, meine Leſer von der Vortrefflichkeit der geſchnittenen Steine und ihrem vielfachen Nutzen unterrichte, muß ich einige Anmerkungen von der Kunſt in Stein zu ſchneiden und ihrer Geſchichte, von den berühmteſten Künſtlern, deren Werke wir noch bewundern, von dem mancherlei Gebrauche der geſchnittenen Steine und ihren Abdrücken vorausſchicken.“

Sie wiſſen doch, was die franzöſiſchen Taktiker Enfants perdus nennen? Wenn es die beſten Soldaten ſind, welche der General dazu ausſucht, ſo kann ich ihren Namen hier nicht nutzen. Iſt es aber Geſindel, an dem nicht viel gelegen, ſo glaube ich, wird ihre Benennung auf die vorausgeſchickten Kenntniſſe des Hrn. Klotz vortrefflich paſſen. Ich verſpreche es Ihnen: was nicht ganz davon in die Pfanne gehauen wird, ſoll wenigſtens nicht geſund nach Hauſe kommen.

Erſt ſpricht er von dem hohen Alter der Kunſt, in Stein zu ſchneiden. Um den Ring des Prometheus, wie Sie ſchon gehört haben, will er ſich nicht bekümmern. Was hätte er ſich auch darum zu bekümmern? Hat jemand behauptet, daß in den Stein deſſelben etwas geſchnitten geweſen? Aber ſo vermengt er mit Fleiß das Alterthum und den Gebrauch der Ringe und Edelſteine überhaupt, mit dem Alterthume und dem Gebrauche der geſchnittenen Steine insbeſondere, um aus dem Kirchmann de annulis, und dergleichen Büchern, eine Menge Dinge abſchreiben [1] zu können, die wenig oder gar nicht zur Sache gehören. Die gemißbrauchten Stellen des Claudian und Sueton, ſo wie den albernen Einfall von wirklichen Ringen an Statuen, habe ich in meinem Vorigen bereits gerügt, und wie vieles könnte ich noch gegen den übrigen Wuſt rügen.

Ich könnte z. E. Hr. Klotzen fragen, mit was für Recht er alle die Daktyliotheken, die er aus dem Plinius beibringt, [2] zu Sammlungen geſchnittener Steine macht? Es waren Sammlungen von Edelſteinen, gefaßt oder ungefaßt; und wenn ſich geſchnittene darunter fanden, ſo war deren, aller Wahrſcheinlichkeit nach, die kleinſte Anzahl. Denn nur die minder koſtbaren Steine wurden gewöhnlicher Weiſe geſchnitten; die eigentlichen Edelſteine aber hatten, als bloße Steine, bei den Alten viele ſo eifrige Bewunderer, daß ſie es für ein Verbrechen hielten, dergleichen Kleinode, in welchen die Natur ſich ihnen in aller ihrer Herrlichkeit zeigte, durch die Kunſt verletzen zu laſſen. Tantum, ſagt Plinius, [3] tribuunt varietati, coloribus, materiæ, decori: violari etiam signis gemmas nefas ducentes. Warum könnte alſo Scaurus, der die allererſte Daktyliothek zu Rom hatte, nicht ein Liebhaber von dieſer Art geweſen ſeyn? Warum muß ihn Hr. Klotz zu einem Kenner machen? „Wir leſen, verſichert er, daß Scaurus, der Stiefſohn des Sylla, zuerſt in Rom ſich geſchnittene Steine geſammelt habe.“ Wo leſen wir denn das? Plinius ſagt von ihm bloß: gemmas plures primus omnium habuit Romæ. Sind denn gemmæ nothwendig geſchnittene Steine? Weil bei den neuen Antiquaren alte Gemmen ſo viel heißen, als alte geſchnittene Steine, und Daktyliothek ſo viel als eine Sammlung ſolcher Steine: muß Hr. Klotz darum dieſe Bedeutung in die alten Autoren übertragen? Und was ich von der Daktyliothek des Scaurus ſage, iſt von den übrigen noch mit mehrerem Grunde zu vermuthen. Noch jetzt überſteigt es nicht das Vermögen eines wohlhabenden Privatmannes, anſehnliche Sammlungen von geſchnittenen Steinen zu haben; und weiter nichts als ſolche Sammlungen ſollten die Daktyliotheken geweſen ſeyn, welche Pompejus und Cäſar, und Marcellus aufs Capitol und in die Tempel ſchenkten?

„Auch von Mäcen, ſagt Hr. Klotz, [1] wiſſen wir, daß er eine beſondere Neigung zu den Edelſteinen gehabt habe. Er geſteht dieſe Neigung nicht allein ſelbſt in einem Gedichte an den Horaz, ſondern man ſieht ſie auch aus einem Briefe des Auguſtus an ihn.“ Er geſteht ſie ſelbſt? Ich habe die Anthologie ſeines Freundes, des Hrn. Burmann, auf die er deßfalls verweiſet, nicht bei der Hand; doch das Gedicht auf den Horaz, in welchem Mäcen ſeine Neigung ſelbſt geſtehen ſoll, werden ohne Zweifel die Verſe ſeyn, die uns Iſidorus aufbehalten hat, und ſich anfangen:

> Lugent, o mea vita, te smaragdus,
> Beryllus quoque.

Aus dieſen aber erhellet bloß die abgeſchmackte Kakozelie des Mäcenas, und keinesweges ſeine Liebhaberei an Edelſteinen. Denn ſonſt würde man auch unſere Lohenſteine und Hallmanne, die ihren Geliebten ſo gern Augen von Diamanten, Lippen von Rubin, Zähne von Perlen, eine Stirn von Helfenbein, und einen Hals von Alabaſter gaben, für große Liebhaber und Kenner von dergleichen Koſtbarkeiten erklären müſſen. Selbſt das Fragment von dem Briefe des Auguſtus, beim Macrobius, iſt nichts als eine Verſpottung dieſer Kakozelie. Eher noch hätte ſich Hr. Klotz darauf berufen können, daß Mäcenas von Edelſteinen etwas geſchrieben zu haben ſcheine, weil Plinius ihn zu ſeinem ſieben und dreißigſten Buche genutzt zu haben bekennt. Doch wozu auch das? Mäcenas mag ein noch ſo großer Liebhaber von Edelſteinen geweſen ſeyn; war er es darum von geſchnittenen? Wenn er ſie der Pracht wegen liebte, wie von ihm zu vermuthen, ſo zog er ſicherlich die ungeſchnittenen vor.

Um die Mannichfaltigkeit der Vorſtellungen auf geſchnittenen Steinen zu begreifen, ſagt Hr. Klotz, [2] müſſe man erwägen, daß die Alten keine den Geſchlechtern eigenthümliche Wappen in den Ringen geführt. Das ſchreibt er dem ehrlichen Kirchmann auf Treu und Glauben nach. Indeß iſt nur ſo viel davon wahr, daß dergleichen Geſchlechtsſiegel nicht ſo gewöhnlich bei ihnen waren, als ſie bei uns ſind. Wer ſie ganz und gar läugnen will, der iſt bald widerlegt. Hatte nicht Galba ein ſolches προγονικον σφραγισμα, wie es Dio [3] nennt? Bis auf ihn hatten die Kaiſer alle mit dem Kopfe des

---

[1] Denn der iſt doch wirklich ein bloßer Abſchreiber, der auch die Druckfehler in den Allegaten mit abſchreibt. Z. E. Auf der 19ten Seite citirt Hr. Klotz Macrob. Saturn. VII. 18, weil er beim Kirchmann (de Annulis cap. XI. p. 59) dieſe Stelle ſo citirt fand. Aber es iſt ein Druckfehler beim Kirchmann; das ſiebente Buch des Macrobius hat keine 18 Kapitel, es muß 13 heißen.

[2] S. 23.

[3] Libro XXXVII. Sect. 1.

[1] S. 24.

[2] S. 20.

[3] Libr. LI. p. 634, Edit. Reimari.

Auguſtus geſiegelt: aber er behielt ſein Geſchlechtsſiegel, welches ein Hund war, der ſich über das Vordertheil eines Schiffes herabbiegte. Die ganze Familie der Macrianer führte den Alexander in ihren Ringen. Hiervon bringt Kirchmann ſelbſt die Stelle aus dem Trebellius Pollio in dem nämlichen Capitel bei, in welchem er die Geſchlechtsſiegel der Alten läugnet: aber welcher Compilator hat nicht auf der andern Seite ſchon vergeſſen, was er auf der erſten geſchrieben?

Und nun hören Sie doch, wie Hr. Klotz dieſe Materie ſchließt![1] „Wir würden alſo, ſagt er, von der Steinſchneiderkunſt ungefähr folgende chronologiſche Geſchichte zu entwerfen haben. Sie ſcheint im Orient entſtanden zu ſeyn, wurde von den meiſten Völkern Aſiens ausgeübt, und beſonders von den Aegyptern getrieben. Dann kam ſie zu den Hetruriern, ward den Griechen bekannt, und endlich in Rom aufgenommen.“ Sagen Sie mir doch, was den Hrn. Klotz mag bewogen haben, den Hetruriern eine frühere Kenntniß der Steinſchneiderkunſt beizulegen, als den Griechen? Glaubt er wirklich, daß ſie den Hetruriern unmittelbar von den Aegyptern mitgetheilt worden? Iſt es alſo mehr als eine leere Vermuthung des Buonarotti, daß die Hetrurier eine Colonie der Aegypter geweſen? Hat man, außer der Aehnlichkeit des Styls in den Zeichnungen beider Völker, hiſtoriſche Beweiſe davon, und welche ſind es? Doch ich will dieſe Fragen nicht weiter fortſetzen. Hr. Klotz hat ſicherlich an keine derſelben gedacht, ſondern, allem Anſehen nach, dieſe ſeine chronologiſche Geſchichte lediglich nach der Folge der Capitel in Winkelmanns Geſchichte der Kunſt abgefaßt. Wie dieſe, mit Abſicht auf die verſchiedenen Stufen der Kunſt, geordnet ſind, läßt er die Kunſt ſelbſt wandern: aus Aegypten nach Hetrurien, aus Hetrurien nach Griechenland, und aus Griechenland nach Rom.

Siebzehnter Brief.

Was Hr. Klotz hierauf von dem verſchiedenen Style der Aegyptiſchen, Hetruriſchen und Griechiſchen Künſtler beibringt, das gehört dem Hrn. Winkelmann, ob er es gleich vollkommen in dem Tone eines Mannes vorträgt, der alle dieſe Dinge ſich ſelbſt abſtrahirt hat.

Eine Stelle fällt mir darunter in die Augen, die zur Probe dienen kann, in welchem hohen Grade Hr. Klotz die Geſchicklichkeit beſitzt, fremde Bemerkungen ſo zu verſtümmeln, daß ihre Urheber alle Luſt verlieren müſſen, ſich dieſelben wiederum zuzueignen.

„Man hat, ſagt er,[2] viele hohlgegrabene Steine der Aegypter. Allein der Graf Caylus erinnert ſich nicht, einen erhaben geſchnittnen Stein geſehen zu haben. Hatten die Aegypter keinen Geſchmack an den letztern? oder hat ein ungefährer Zufall ſie unſern Augen entzogen? oder was iſt ſonſt die Urſache dieſer Seltenheit?“

Wie? Caylus erinnerte ſich keines einzigen Aegyptiſchen Cameo? Er beſaß ja ſelbſt einen, den er ſelbſt beſchrieben, und deſſen ich mich bei ihm ſehr wohl erinnere: einen Löwen auf einem Carneol.[3]

Nun ſehe ich den Ort nach, wo Hr. Klotz bei dem Caylus ſo etwas will gefunden haben, und ſehe, daß Caylus bloß ſagt: „Ungeachtet wir eine große Menge Aegyptiſcher Steine kennen, welche in die Tiefe geſchnitten ſind, ſo haben wir doch beinahe gar keine, an denen die Figuren erhaben geſchnitten ſind, und die wir pierres camées nennen.“ —[4] Beinahe gar keine! Heißt das, keine? Vielmehr ſagt Caylus damit, daß ihm einige bekannt geweſen.

Sonſt hätte ich ſelbſt ihm ein Paar nachweiſen können. Der ſchönſte Aegyptiſche Stein, den Natter jemals geſehen, und der an trefflicher Arbeit keinem Griechiſchen etwas nachgab, war ein Cameo. Er ſtellt den Kopf einer Iſis vor, und gehörte dem Marcheſe Capponi zu Rom. Einen ähnlichen, aber größern, beſaß D. Mead.[1]

Ich glaube gläſerne Paſten von beiden in der Stoſchiſchen, jetzt Königl. Preußiſchen Sammlung geſehen zu haben. Herr Winkelmann ſagt zwar,[2] daß das Original des erſtern ſich in dem Collegium des h. Ignatius zu Rom befinde; allein es kann aus dem Beſitze des Marcheſe Capponi dahin gekommen ſeyn. Wo das Original des zweiten ſey, giebt Hr. Winkelmann gar nicht an; doch der Umſtand, daß er eine ähnliche Iſis, nur etwas größer vorſtelle, läßt vermuthen, daß er in der Sammlung des D. Mead zu ſuchen geweſen. Irre ich mich: deſto beſſer: ſo finden ſich zwei vortreffliche erhabene Aegyptiſche Steine mehr, die dem Hrn. Klotz wohl hätten bekannt ſeyn ſollen.

Die nämliche Stoſchiſche Sammlung enthält noch verſchiedene andere, ſowohl alte als neue Aegyptiſche Paſten, die alle von erhabnen Steinen genommen worden, und deren Originale in den Cabinetten entweder verſtreut ſind, oder verloren gegangen.

Die Fragen, in welche Hr. Klotz über die vermeinte gänzliche Vermiſſung erhabener Aegyptiſcher Steine ausbricht, ſind ebenfalls die verſtümmelten Fragen des Caylus. Anſtatt ihm ſo ſonderbar nachzufragen, hätte er vielmehr die falſche Vorausſetzung des Grafen rügen ſollen. Weil die Kunſt, die Steine tief zu arbeiten, und die ihr entſprechende Kunſt, ſie erhaben zu arbeiten, nicht wohl anders, als mit gleichen Schritten fortgehen können: ſo ſchließt Caylus, hätten ſich auch die Steine von beiden Gattungen in gleicher Proportion vermehren müſſen. Gewiß nicht; denn der Gebrauch, damit zu ſiegeln, machte die von der einen Gattung nothwendiger, als die von der andern, und folglich auch häufiger. Daher ſind, nicht bloß bei den Aegyptiſchen Steinen, der Cameen die wenigern, ſondern bei allen. Der Luxus allein vermehrte die Cameen, und wenn bei den Aegyptern der Cameen gegen ihre vertieften Steine ungleich weniger waren, als bei den Griechen und Römern: ſo kam es nur daher, weil bei jenen der Luxus niemals ſo groß geweſen, als bei dieſen. Das iſt die Auflöſung des Räthſels, die Caylus nicht erſt von der Zeit hätte erwarten dürfen.

Ich könnte hinzufügen, daß die Aegypter diejenigen geweſen, welche beide Arten des Schneidens auf ihren Steinen angebracht. Ich meine die ſogenannten Scarabäen, welche auf der flachen Seite tiefe Zeichen und Figuren, auf der hintern convexen Fläche aber einen erhaben geſchnittenen Käfer zeigen. Hr. Klotz muß aus ſeinem Caylus wiſſen,[3] daß ſich unter dieſen Käfern Stücke von ſehr ſchöner Arbeit finden. Wenn Aelianus aber ſagt,[4] daß die Käfer, welche die Aegyptiſchen Soldaten in ihren Ringen getragen, eingegrabener Arbeit geweſen wären: ſo hat Aelian entweder ſich geirrt, oder es hat ſich mit dieſen Käfern gerade das Gegentheil von dem zugetragen, was Hr. Klotz meint, daß mit den andern Aegyptiſchen Steinen geſchehen. Die von erhabener Arbeit ſind nur allein übrig geblieben; ich wenigſtens habe nie von einem tief gegrabenen Käfer dieſer Art gehört.

---

[1] S. 26.
[2] S. 27.
[3] Samml. von Alterth. B. 1. Taf. 1. Nr. 3.
[4] Ebendaſ. S. 26 deutſcher Ueberſ.

[1] Traité de la Méthode antique etc. Préf. p. 7.
[2] Descript. des Pier. gr. p. 9. 10.
[3] Erſter Band, Taf. IX. Nr. 3.
[4] Hist. Animal. Libr. X. cap. 15. — *Εγγεγλυμμενον κανθαρον*.

Achtzehnter Brief.

Mit einem andern Auge betrachtet Caylus, mit einem andern Winkelmann die Werke der Hetruriſchen Künſtler. Caylus neigt ſich noch immer gegen die Meinung des Buonarotti, welcher die Hetruriſche Kunſt Aegyptiſchen Urſprungs macht; Winkelmann hingegen will davon nichts wiſſen, ſondern, wenn die Kunſt durch Fremde nach Hetrurien gebracht worden, ſo waren es nach ihm die Pelasger, von welchen die Hetrurier den erſten Unterricht darin bekamen. Jenem iſt es genug, daß ein Stein, den man für Hetruriſch hält, ein Scarabäus iſt, um daraus auf die Verwandtſchaft dieſes Volkes mit den Aegyptern zurückzuſchließen; dieſer erkennt zwar in dem älteſten Hetruriſchen Style die Aehnlichkeit mit dem Aegyptiſchen; aber auch der älteſte griechiſche Styl hatte dieſe Aehnlichkeit, und das iſt genug, ſie in den Hetruriſchen Werken zu erklären, ohne deßwegen zu einer unmittelbaren Abſtammung von den Aegyptern ſeine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Mit welchen von beiden hält es Herr Klotz? — O, Herr Klotz hält es mit beiden; deſto flinker geht das Abſchreiben von Statten. Denn ſo ungefähr eine Verbindung iſt zwiſchen beiden bald gemacht. „An einigen ihrer Werke, ſagt er,[1] kann man die Quelle wahrnehmen, woraus die Künſte der Hetrurier gefloſſen: ich meine Aegypten. — Die Werke ſpäterer Zeiten zeugen von einer Bekanntſchaft mit Griechenland.“ Die Werke ſpäterer Zeiten: ſehen Sie, nun hat Caylus und Winkelmann Recht; einer ſo gut wie der andere. Aber fragen Sie ja nicht: warum nur die Werke ſpäterer Zeiten? Fragen Sie ja nicht: welche ältere Hetruriſche Steine Hr. Klotz kennt, als den mit den fünf Helden vor Theben? und wie er ſelbſt eben dieſen Stein, drei Zeilen vorher, wegen ſeines Alterthums rühmen und dennoch gleich darauf die Bekanntſchaft der Hetruriſchen Künſtler mit der griechiſchen Geſchichte und Fabel auf ihre Werke ſpäterer Zeit einſchränken können? Der Compilator kann ſich widerſprechen, ſo oft als er will.

Von den Hetruriern leitet Hr. Klotzen ſeine chronologiſche Ordnung auf die Griechen. „Zur höchſten Vollkommenheit, ſchreibt er,[2] ward die Steinſchneiderkunſt von den Griechen gebracht, welche dieſelbe, nach der Meinung einiger Schriftſteller, von den Aegyptern empfangen, aber durch die Größe ihres Geiſtes erhoben hatten.“ Geben Sie wohl Acht! Nach der Meinung einiger Schriftſteller von den Aegyptern: aber nach ſeiner, und beſſern, die ſich auf die Chronologie gründet, von den Hetruriern! Oder wollen wir Herr Klotzen dieſe gar zu große Ungereimtheit lieber nicht behaupten laſſen, ob er ſie ſchon wirklich ſagt? Gut, ſie mag nichts als Mangel an Präciſion ſeyn, und wir wollen, was er da vorbringt, von einer andern Seite betrachten

Wer ſind die einigen Schriftſteller, welche behaupten, daß die Griechen die Steinſchneiderkunſt von den Aegyptern empfangen? Herr Klotz, der die Quellen gebraucht zu haben verſichert, verweiſt uns deßfalls auf Nattern. Natter iſt keine Quelle; aber die Quellen werden ſich bei dem Natter finden: gut. Ich ſchlage alſo Nattern nach, und finde, daß er allerdings ſagt: J'en conclus naturellement — que les Grecs et les autres Nations avoient emprunté leur Methode de graver des Egyptiens et l'avoient perfectionnée, comme tant de savans l'ont déjà prouvé évidemment. Ein Stern verweiſt mich unter den Text, und da ſtehen wirklich einige von dieſen Gelehrten genannt: Plinius, Stoſch und Mariette. Aber Stoſch und Mariette gelten eben ſo viel als Natter und Klotz, und alles beruht folglich auf dem Plinius, deſſen Anführung buchſtäblich nachgeſchrieben ſo ausſieht: Plin. lib. 35. c. 3. p. m. 346. Anaglypho opere gemmis insculpere populis illis (Aegyptis) mos erat, etc.

Ich ſage: Herr Klotz muß dieſe Anführung nicht nur nicht nachgeſchlagen, ſondern auch nicht einmal geleſen haben.

Denn wenn er ſie geleſen hätte, würde er ſich ihrer doch wohl da erinnert haben, wo er ganz und gar von keinen erhaben geſchnittenen Aegyptiſchen Steinen wiſſen will. Wenigſtens würde er ſeine Frage: „Hatten etwa die Aegypter keinen Geſchmack an ſolchen Steinen?“ zurückbehalten haben, indem, nach den angeführten Worten des Plinius, ſie gerade mehr Geſchmack an erhaben, als an tief geſchnittenen Steinen gehabt hätten; anaglypho opere gemmis insculpere populis illis mos erat. — Doch ich vergeſſe ſchon wiederum den Compilator, der ſich ſchlechterdings an nichts zu erinnern braucht.

Nachgeſchlagen hat er die Stelle wenigſtens gewiß nicht. Denn wenn er ſie nachgeſchlagen hätte, würde er ſie ſicherlich — nicht gefunden haben, wenigſtens da nicht gefunden haben, wo ſie ſtehen ſoll. Sie ſteht nicht in dem dritten Capitel des fünfunddreißigſten Buchs; ſie ſteht in dem ganzen fünfunddreißigſten Buche nicht; kurz, ſie ſteht in dem ganzen Plinius nicht, und Gott mag wiſſen, wo ſie Natter oder Herr Deschamps, deſſen Feder ſich Natter bediente, hergenommen hat.

Wie gefällt Ihnen das? Was ſagen Sie zu einem ſolchen Quellenbraucher, der aus der erſten der beſten Pfütze ſchöpft, ohne ſich zu bekümmern, was für Unreinigkeiten auf dem Grunde liegen?

Neunzehnter Brief.

Von den Römern, in Abſicht auf die Kunſt, ſchwatzt Herr Klotz[1] nach dem alten, von Winkelmannen[2] genugſam widerlegten Vorurtheile, daß ihre Künſtler einen eigenen Styl gehabt. „Wahre Kenner, ſagt er, bemerken an den römiſchen Steinen eine trockene Zeichnung, ein ängſtliches und plumpes Weſen, eine kalte Arbeit, und an den Köpfen weder Geiſt noch Charakter.“ Ueber die wahren Kenner! Wenn das den römiſchen Styl ausmacht, ſo arbeiten alle Stümper im römiſchen Style. Aber wer heißt denn dieſe wahre Kenner, alles was ſchlecht iſt, für römiſch ausgeben? Gab es unter den griechiſchen Künſtlern keine Stümper?

Der letzte Stoß, mit dem Herr Klotz gegen die römiſche Kunſt ausfällt, iſt beſonders merkwürdig. Auch iſt er ganz von ſeiner eigenen Erfindung, und mit einer Behändigkeit und Stärke geführt, daß ich gar nicht abſehe, wie er zu pariren iſt. „Die Römer, verſichert er, hatten nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Steinſchneider anzudeuten.“

Was eine ſo gering ſcheinende Anmerkung aus dem Wörterbuche mit eins für einen Aufſchluß in die Geſchichte der Künſte geben kann!

Nun rede man mir ja nichts mehr von der Baukunſt der Römer! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Baumeiſter anzudeuten.

Eben ſo wenig ſage man mir von ihrer Dichtkunſt: Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Dichter anzudeuten.

Hingegen iſt aus eben dieſem Grunde klar, daß wir Deutſche ganz andere Architekten und Poeten haben müſſen.

Nur fällt mir ein, — kaum getraue ich mir aber gegen einen Lateiner, wie Herr Klotz iſt, einen ſolchen

---

[1] S. 28.
[2] S. 29.

[1] S. 30 u. f.
[2] Geſch. der Kunſt. S. 291 und 293.

Einfall vorzubringen — ob es auch wirklich wahr iſt, daß die Römer kein Wort in ihrer Sprache gehabt, einen Steinſchneider anzudeuten?

Sigilliarius, worüber ſich Herr Klotz in der Note allein ausläßt, mag es freilich nicht ſeyn; und beſonders mag es, mit Flaturarius verbunden (nicht Flatuarius, wie Herr Klotz zweimal mit großen und mit kleinen Buchſtaben drucken laſſen), wohl etwas ganz anders heißen. „Herr Walch, ſagt Herr Klotz, erklärt es richtiger durch signorum statuarumque ex metallo fuso fabricator.“ Es kann ſeyn; aber warum denn eben Herr Walch? Schon in Fabers Theſauro war es durch χαλκευς ἀνδριαντοποιος erklärt. Ich für mein Theil möchte indeß die Meiſter großer Werke nicht anders darunter verſtehen, als in ſo fern ein Künſtler, der das große zu fertigen weiß, auch das kleinere dieſer Art machen kann. Denn für jenen war das Wort Statuarius insbeſondere; und der Sigilliarius, denke ich, beſchäftigte ſich allein mit den kleinen Kunſt- und Spielwerken, welche die Römer zum Beſchluſſe der Saturnalien einander ſchickten, und welche nach dem Savot und Rink größtentheils aus Medaillen beſtanden.

Aber was hat Herr Klotz gegen das Wort Scalptor? Ich ſollte meinen, es wäre ausgemacht, daß es in dem eigentlichſten Verſtande einen Steinſchneider bedeute.[1] Bei dem Plinius bedeutet es ihn gewiß, ſo oft es allein ſteht; und wenn er eine andere Art Künſtler damit anzeigen will, ſo ſetzt er die beſondere Materie, in der er arbeitet, hinzu. Er ſagt: scalptores et pictores hoc cibo utuntur oculorum causa; er ſagt: adamantis crustæ expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur; hingegen ſagt er, wenn er von Bildhauern redet, hæc sint dicta de marmorum scalptoribus.

Auch kömmt in alten Inſchriften und Gloſſen das Wort cavator und cavitarius vor, welches ganz und gar nichts anders als einen Steinſchneider bedeutet, und von den neuern Griechen ſogar in ihre Sprache übergenommen worden.[2]

Zwanzigſter Brief.

Nun kömmt Herr Klotz auf die berühmteſten Steinſchneider neuer und alter Zeit.[3] Mit jenen thut er, als ob er noch ſo bekannt ſey; er läßt, die er für die vorzüglichſten hält, die Muſterung paſſiren, und jeden mit einer kleinen Cenſur laufen. Seine Cenſuren aber ſind lauter Scharwenzel, die man verſetzen und vertauſchen kann, wie man will, indem ſie auf den einen eben ſo gut, wie auf den andern paſſen: „er hat ſich mit Ruhm gezeigt; er erwarb ſich allgemeine Hochachtung; er iſt keinem Freunde der Kunſt unbekannt.“ Was lernt man aus ſolchen Lobſprüchen? — Daß uns der Ertheiler nichts zu lehren gewußt.

Aber Herr Klotz will uns nun mit aller Gewalt belehren; er ſchreibt alſo ohne Wahl und Prüfung aus, und lehrt auf gut Glück, es mag wahr oder falſch ſeyn. „Philipp Chriſtoph Beckern, ſagt er, und Marcus Tuſchern will ich das Lob des Fleißes nicht ſtreitig machen.“ Marcus Tuſchern, das Lob des Fleißes! das will ihm Herr Klotz nicht ſtreitig machen! Herr Klotz kennt alſo wohl recht viel geſchnittene Steine von Marcus Tuſchern? O! das wird ihm Marcus Tuſcher noch im Grabe danken. Denn Marcus Tuſcher wollte gar zu gern ein Edelſteinſchneider heißen, und war ganz und gar keiner. — Ganz und gar keiner? und Herr Klotz macht ihn zu einem der fleißigſten? — Der Ausſchreiber müßte ſich hüten, zu dem was er findet, auch nicht eine Sylbe hinzu zu ſetzen! Herr Klotz fand Tuſchern beim Mariette als Steinſchneider angeführt, ob wohl nicht als einen fleißigen; der Fleiß iſt ſein Zuſatz; und durch dieſen Zuſatz wird eine kleine Irrung des Mariette zu einer groben Unwahrheit. Leſen Sie nur folgende Stelle! Mr. Mariette, ſagt Natter in ſeiner Vorrede,[1] se trompe encore au sujet de Mr. Marc Tuscher de Nuremberg, qui n'a jamais gravé en pierres fines. C'étoit un Peintre qui avoit le faible de vouloir passer aussi pour un Graveur. Il a modélé son propre Portrait en cire molle, fort en petit: il en a fait une empreinte en plâtre, et puis en pâte de differentes couleurs; entr'autres en couleur d'Aigue-marine, dont Mr. Ghinghi, qui étoit alors Graveur du Grand-Duc de Toscane, a rétouché les cheveux, et poli la face. Il a gravé à la vérité la tête de Minerve en pierre Paragone, mais cela se peut faire avec une simple aiguille et un canif sur cette pierre, mais non sur des pierres fines.

Von den alten Meiſtern hat Herr Klotz ſo etwas hingeworfen, was weder halb noch ganz iſt. Unter denen, die man in Schriften genannt findet, vergißt er den Cronius, deſſen Plinius mit dem Pyrgoteles und Apollonides zugleich gedenkt, und von denen, deren Namen bloß auf Steinen vorkommen, bringt er keinen einzigen bei, den er nicht aus dem bekannten Stoſchiſchen Werke genommen hätte. Er ſcheint nicht einmal gewußt zu haben, daß Stoſch an einem zweiten Theile dieſes Werks geſammelt; daß verſchiedene dazu geſammelte Stücke in ſeiner von Winkelmann beſchriebenen Daktyliothek anzutreffen, und daß ſogar von einigen ſehr ſchöne Kupfer, die Schweikart nach Marcus Tuſchers Zeichnung geſtochen, gewiſſen Exemplaren des Winkelmanniſchen Werkes einverleibt ſind. Er hätte ſonſt den Phrygillus anführen müſſen, deſſen auf der Erde ſitzender Cupido, mit einer offenen Muſchel neben ſich, unter allen bekannten griechiſchen Steinen einer der ſchätzbarſten iſt, ſowohl in Anſehung der Kunſt und Arbeit, als des hohen Alters, an welchem ihm, nach dem Zuge der Buchſtaben in dem Namen des Künſtlers zu urtheilen, kein einziger von den beſchriebenen Steinen beikömmt.[2] Er hätte ſonſt unter den Werken des Solon die Bacchantin auf einer alten Paſte nicht vergeſſen müſſen, die uns eine weit größere Idee von dieſem Künſtler macht, als uns die bisher von ihm bekannten Steine gewähren können.[3]

Der hiſtoriſchen Nachrichten von den alten Künſtlern ſind freilich wenige. Dieſes hindert aber nicht, daß nicht über verſchiedene dem ungeachtet vielerlei anzumerken ſeyn ſollte. Ueber den Dioscorides z. E., oder wie wir ihn eigentlich ſchreiben ſollten, Dioscurides; denn ſo hat er ſich auf ſeinen Steinen ſelbſt geſchrieben; ſo hat ihn Torrentius in verſchiedenen Handſchriften des Sueton geſchrieben gefunden. Von den Steinen, die ſeinen Namen führen, hat man nicht wenige für untergeſchoben zu halten; und von denen, die man ihm nicht abſprechen kann, werden verſchiedene ganz falſch gedeutet. Die zwei Köpfe des Auguſtus beim Stoſch können keine Köpfe des Auguſtus ſeyn; der ſogenannte Diomedes mit dem Palladio ſtellt vielleicht ganz etwas anders vor, u. ſ. w.

Doch mit den Unterlaſſungsſünden des Herrn Klotz muß ich mich ja nicht abgeben. Ich würde kein Ende finden!

---

[1] Scalptores proprie qui gemmas cavant, hoc est, qui cavam faciunt in gemmis effigiem, quæ pro sigillo solet insculpi. Salmasius ad Solinum p. 1100. Edit. Par.

[2] Salmasius l. c.

[3] S. 33—80.

[1] Préf. XXXI.

[2] Winkelmann, Descript. des pier gr. p. 137.

[3] Ibid. p. 251.

Einundzwanzigſter Brief.

Laſſen Sie ſehen, was Herr Klotz von der Materie, in welche dieſe Künſtler arbeiteten, von den Steinen als Steinen, weiß.

„Die alten Künſtler, ſchreibt er,[1] gruben in alle Arten von koſtbaren Steinen. Mariette ſagt, daß er ſo gar ſchöne Smaragde und Rubinen geſehen habe, in welche der Steinſchneider Figuren geſchnitten. Aber dieſes ſcheint mir ſeltener geſchehen zu ſeyn, am ſeltenſten mit dem Rubin, wegen ſeiner Härte und großem Werthe. Selten ſind auch ihre Werke in Sapphir. Am häufigſten brauchten ſie zu hohlgegrabenen Werken den Carneol und Agath, von einer Farbe, ſo wie ſie ſich bei erhabenen Werken der verſchiedenen Agathonyche und Sardonyche bedienten.“

Wie vieles wäre hier zu erinnern! Wie manches müßte geändert und genauer ausgedrückt werden, ehe es von einem Manne geſchrieben zu ſeyn ſcheinen könnte, der in dieſen Dingen kein Fremdling iſt.

Es ſey, daß die alten Künſtler ſo gut wie die neuern in alle Arten von Edelſteinen ſchneiden können; es ſey, daß ſie wirklich in alle geſchnitten haben. Ihre Werke auf eigentliche Edelſteine waren darum doch eben ſo ſelten, als dergleichen zu unſerer Zeit ſind, und es iſt bloße Declamation, wenn Herr Klotz an einem andern Orte[2] ſchreibt, „daß jene Neigung der Alten zu den Ringen mit geſchnittenen Steinen einen beſſern Geſchmack anzeige, als man heut zu Tage habe, da man bloß geſchliffene Steine, ohne daß die Erfindung oder Arbeit des Steinſchneiders ſich auf eine Art daran gezeigt hätte, die uns unterrichten oder ergötzen könnte, hochſchätzt, und mit ungeheuren Summen bezahlt.“ — Dergleichen Steine, die man jetzt mit ungeheuren Summen bezahlt, hielt auch das Alterthum, wie ich ſchon erinnert habe, für viel zu gut, ſie von der Kunſt verletzen zu laſſen. Auch ſchon vor Alters dünkte es der Prachtliebe von beſſerem Geſchmacke, dergleichen Steine als bloße Steine zu tragen;[3] und nur denen von geringerem Werthe ließ man durch die Kunſt einen höheren Werth ertheilen, ut alibi ars, alibi materia esset in pretio. Und wahrlich ſo gehört es ſich auch! Denn wenn die Kunſt nicht ausdrücklich, zur leichteren und glücklicheren Behandlung, die koſtbarere Materie erfordert: ſo iſt es albern, und zeigt gerade von keinem Geſchmacke, und zeigt von nichts, als einer barbariſchen Verſchwendung, dieſe koſtbarere Materie dem ungeachtet, vorzüglich vor der weniger koſtbaren, aber zur Behandlung mehr geſchickten Materie, zu brauchen.

Wenn folglich die Alten auch ſchlechterdings nie in Diamant, oder Smaragd, oder Rubin geſchnitten hätten; wir Neuern hingegen hätten in nichts als ſolche Steine geſchnitten: ſo würde dieſes doch auf keine Weiſe ein Vorzug für unſere Künſtler ſeyn, geſetzt auch, daß ihre Arbeit vollkommen ſo gut, als die Arbeit der alten Künſtler wäre. Zwar gehört die Härte mit unter die Eigenſchaften, welche den Werth eines Steines erhöhen, und derjenige Künſtler, der einen ungleich härtern Stein bearbeitet, findet ungleich größere Schwierigkeiten zu überſteigen, als der, welcher einen geſchmeidigeren unter Händen hat. Aber die überſtiegene Schwierigkeit machte bei den Alten keine Schönheit mehr, und ihren Künſtlern kam es nie ein, ſich muthwillig Schwierigkeiten zu ſchaffen, um ſie überwinden zu können.

Wenn ein Natter zwölfmal mehr Zeit braucht, einen Kopf in einen Diamant zu ſchneiden, als in einen andern orientaliſchen Stein,[1] warum ſoll Natter ſeiner Zeit und ſeiner Ehre ſo feind ſeyn, und für zwölf Kunſtwerke nur eins machen? Was hilft es ihn, daß dieſes eine von Diamant iſt? Der Diamant hat nicht gemacht, daß ſeiner Kunſt ein einziger Schwung ſanfter, ein einziger Druck kräftiger gerathen; aber die Kunſt hat den Diamant verhunzt. Der Diamant hat von ſeiner Maſſe, hat von ſeinem Feuer verloren, und warum? wozu? Eben die Kunſt, die uns dieſen Verluſt kaum kann vergeſſen machen, würde jeden geringern Stein in einen Diamant veredelt haben.

Und ſo wollte ich ſicher annehmen, daß überall, wo in den alten Schriftſtellern eines beſonders koſtbaren Ringes oder Steines gedacht wird, ein Stein ohne Figuren zu verſtehen ſey. Von dem, zu deſſen freiwilligem Verluſte ſich Polykrates entſchloß, um die neidiſche Gottheit zu verſöhnen, die ſein ununterbrochenes Glück leicht beleidigen dürfte, ſagt es Plinius ausdrücklich; ja, ſeine Worte[2] ſcheinen ſogar anzudeuten, daß dieſer Stein nicht einmal geſchliffen, ſondern völlig ſo geweſen, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

Hingegen bin ich völlig der Meinung, daß, wenn Eupolis den Cyrenäern nachſagte,[3] daß der geringſte von ihnen einen Siegelring trage, der zehn Minen koſte, dieſer Vorwurf der Verſchwendung mehr auf die zu theuren Steine ging, welche ſie ungeſchnitten in ihren Ringen trugen, oder geſchnitten zu ihren Siegeln mißbrauchten, als auf den zu großen Lohn, den ſie dem Künſtler für den Schnitt entrichteten.

Zweiundzwanzigſter Brief.

Allerdings iſt es ganz ohne Grund, wenn Herr Klotz in dem Ringe, welcher die Feindſchaft zwiſchen dem Cäpio und Druſus veranlaßte, ſo wie in dem Opal, der dem Nonius die Verbannung zuzog, geſchnittene Steine finden will.[4] Aber über den Ring des Polykrates, meinen Sie, dürfte dem Plinius weniger zu glauben ſeyn, als dem Herodotus, und Strabo und Pauſanias und Tzetzes, die nicht allein ausdrücklich ſagen, daß der Stein deſſelben ein geſchnittener Stein geweſen, ſondern auch den Meiſter nennen, der ihn geſchnitten habe.

Und doch halte ich es lieber mit dem Plinius! Nicht zwar deßwegen, weil Plinius ſagt, daß dieſer Stein des Polykrates, welcher ein Sardonyx geweſen, noch bei ſeiner Zeit zu Rom, in dem Tempel der Concordia, gezeigt worden, und er ſich alſo mit ſeinen eigenen Augen belehren können; denn er ſelbſt ſagt das, weil er es ſagen hören, nicht weil er es wirklich glaubt;[5]

---

[1] S. 40.

[2] S. 21.

[3] Alias deinde gemmas luxuria violari nefas putavit, ac ne quis signandi causam in annulis esse intelligeret, solidas induit. Plinius lib. XXXIII. sect. 6.

[1] Préf. XVI.

[2] Polycratis gemma, quæ demonstratur, illibata intactaque est. Libr. XXXV. sect. 4.

[3] Aelianus Hist. var. lib. XII. cap. 30.

[4] S. 21.

[5] Sardonychem, heißen die Worte des Plinius, eam gemmam fuisse constat: ostenduntque Romæ, si credimus, Concordiæ delubro, cornu aureo Augusti dono inclusam, et novissimum prope locum tot prælatis obtinentem. Dieſes giebt unſer deutſcher Ueberſetzer: „und man zeigt ihn, wo wir's glauben wollen, zu Rom in der Kapelle der Eintracht, wo er durch das Geſchenk der Kaiſerin in ein goldenes Horn eingeſchloſſen iſt, und da ihm ſo viele vorgezogen ſind, faſt den letzten Ort behauptet.“ Ich zweifle, ob man daraus verſteht, was Plinius ſagen wollen, und was er für ein goldnes Horn gemeint, in welchem ſich dieſer Stein befand. Ich glaube, er meinte das Füllhorn, mit welchem die Göttin der Eintracht vorgeſtellt wird. Dieſes war mit Edelſteinen beſetzt, unter welchen ſich auch der Sardonyx des Polykrates, wie man vorgab, befand; aber faſt ganz unten, wo er ſo vielen andern nachſtehen mußte, zum Beweiſe, wie ſehr der Luxus in dieſen Koſtbarkeiten, ſeit den Zeiten des Polykrates, geſtiegen.

ſondern ich gründe mich auf etwas anderes. Auf den Künſtler nämlich, der ihn geſchnitten haben ſoll.

Theodorus von Samos wird als dieſer genannt. Nun aber ſagt das ganze Alterthum, daß dieſer Theodorus in Metall gearbeitet, und zugleich ein Baumeiſter geweſen. Wäre es faſt nicht ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinſchneider zu machen? Und wie, wenn der Ring, von dem die Rede iſt, ſein Werk ſeyn könnte, wenn er auch kein Steinſchneider geweſen wäre? wenn er ihn nämlich bloß gefaßt hätte? Ohne Zweifel paßt dieſes zu ſeiner anderweitigen Kunſt beſſer; und Herodotus ſcheint in der That auch nichts anders ſagen zu wollen: ἦν δε σφρηγις την ἐφορεε χρυσοδετος — ἦν δε ἐργον Θεοδωρου του Τηλεκλεος Σαμιου. „Polykrates hatte einen in Gold gefaßten Stein, welcher ein Werk des Theodorus war.“ Ich verſtehe, in ſo fern er gefaßt war, nicht aber, in ſo fern er irgend eine eingeſchnittene Figur enthielt. Denn es iſt falſch, was Kuhnius [1] und andere ſagen, daß σφραγις nothwendig einen Ring mit einem geſchnittenen Steine bedeute; es kann eben ſo wohl einen Ring mit einem bloßen ungeſchnittenen Steine bedeuten. Denn Pollux ſagt ausdrücklich:[2] οὑτω (σφραγιδας) τους ἐπισημους δακτυλιους ὀνομαζων, τους τε σημαντρα, ἢ λιθους ἐν αὐτοις ἐχοντας; und beim Teophraſt heißen σφραγιδια durchgängig alle Edelſteine überhaupt, wie man ſie in Ringen zu tragen pflegt, ohne Abſicht auf darein gegrabene Zeichen oder Bilder.

Indeß iſt es auch nicht zu läugnen, daß σφραγις öfters im engern Verſtande das ἐκμαγειον das Bild, die Figur bedeute, welche auf den Stein geſchnitten iſt und ſich in dem Wachſe abdrückt. Ja, eben dieſe Zweideutigkeit ſcheint mir die Urſache zu ſeyn, warum man in der angeführten Stelle des Herodotus einen Steinſchneider zu finden geglaubt, wo man nichts als einen Goldarbeiter ſehen ſollen. Was bei dem Herodotus σφρηγις σμαραγδου λιθου ἐουσα heißt, heißt bei dem Pauſanias:[3] ἐπι του λιθου της σμαραγδου σφραγις; und man muß ſonach erſt dieſes wiederum in jenes überſetzen, wenn man ſich nicht eine ganz falſche Vorſtellung davon machen will.

Ich halte mich bei dieſer Kleinigkeit auf, weil es mir vorkömmt, als habe uns Plinius die Epoche der erfundenen, oder in Griechenland wenigſtens bekannter gewordenen Kunſt in Stein zu ſchneiden, zwiſchen die Zeiten des Polykrates und Iſmenias wollen vermuthen laſſen.[4] Er ſagt: Polycratis gemma, quæ demonstratur, illibata intactaque est: Ismeniæ ætate multos post annos, apparet scalpi etiam smaragdos solitos. „Der Edelſtein des Polykrates war völlig unverletzt, und erſt zu den Zeiten des Iſmenias, viele Jahre nachher, zeigt es ſich, daß man auch in Smaragd geſchnitten.“ Ein geſchnittener Stein aus den Zeiten vor dem Polykrates war dem Plinius alſo nicht vorgekommen; und der Smaragd des Iſmenias war der erſte geſchnittene Stein, deſſen er erwähnt gefunden.

Dieſes Datum aber fiele weg, wenn man nothwendig zugeben müßte, daß Theodorus von Samos auch in Edelſteinen gearbeitet habe. Indeß hätte Hr. Winkelmann es immer als ausgemacht annehmen mögen, wenn er das Zeitalter dieſes Künſtlers nur nicht überhaupt ſo ſehr unrichtig beſtimmt hätte. „In Erz,“[5] ſagt er, „müßte man in Italien weit eher als in Griechenland gearbeitet haben, wenn man dem Pauſanias folgen wollte. Dieſer macht die erſten Künſtler in dieſer Art Bildhauerei, einen Rhöcus und Theodorus aus Samos, namhaft. Dieſer letzte hatte den berühmten Stein des Polykrates geſchnitten, welcher zur Zeit des Cröſus, alſo etwa um die ſechzigſte Olympias, Herr von der Inſel Samos war. Die Scribenten der römiſchen Geſchichte aber berichten, daß bereits Romulus ſeine Statue, von dem Siege gekrönt, auf einem Wagen mit vier Pferden, alles von Erz, ſetzen laſſen u. ſ. w.“

Es folgt nicht, weil Theodor den Stein des Polykrates geſchnitten, weil er die große Vaſe von Silber gearbeitet hatte, welche Cröſus in den Tempel zu Delphi ſchenkte, daß er darum ein Zeitverwandter des Polykrates und Cröſus geweſen. Cröſus und Polykrates konnten im Beſitze dieſer Kunſtwerke ſeyn, ohne ſie dem Meiſter ſelbſt aufgegeben zu haben. Dieſer konnte längſt vor ihnen gelebt haben, und muß auch. Denn Plinius ſagt ausdrücklich: Plasticen invenisse Rhoecum et Theodorum tradunt, multo ante Bacchiadas Corintho pulsos. Dieſe Vertreibung der Bacchiaden geſchah durch den Cypſelus um die dreißigſte Olympiade; und das multo ante des Plinius bringt das Zeitalter des Theodorus den Zeiten des Romulus ungleich näher, ja beide können gar wohl als völlig zeitverwandte Perſonen betrachtet werden.

Aus dem Clemens Alexandrinus lernen wir zwar, daß Polykrates mit einer Leyer geſiegelt,[1] und Junius vermuthet, daß dieſe eben das Sinnbild geweſen, welches Theodorus auf jenen Stein geſchnitten. Aber wir wiſſen, daß man in den älteſten Zeiten auch mit Ringen von bloßem Metall ſiegelte, in welches die Namen oder Sinnbilder gegraben waren; und folglich kann die Nachricht des Clemens ihre Richtigkeit haben, ohne daß darum die Nachricht des Plinius falſch iſt. Denn in dieſer iſt nicht von bloßen Siegelringen, ſondern von Siegelringen mit geſchnittenen Steinen die Rede; und es iſt der Natur der Sache gemäß, daß jene längſt im Gebrauche geweſen, ehe dieſe aufgekommen.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Zum Beweiſe, daß die Cyrenäer von je her als ein der Verſchwendung und Wolluſt äußerſt ergebenes Volk bekannt geweſen, führt Aelian aus dem Eupolis an, daß der geringſte von ihnen einen Ring von zehn Minen getragen, ὁς τις αὐτων εὐτελεστατος σφραγιδα; εἰχε δεκα μνων; und ſetzt hinzu: παρην δε θαυμαζεσθαι και τους διαγλυφοντας τους δακτυλιους; „denn man hatte Urſache, die, welche die Ringe geſtochen hatten, zu bewundern.“

Aber hier muß man den Zuſatz des Aelian von dem Zeugniß des Eupolis unterſcheiden. Es iſt bloß die Auslegung des Aelian, daß dieſe Ringe wegen der Arbeit des Steinſchneiders ſo koſtbar geweſen. Denn σφραγιδες, wie ſchon erinnert, heißen nicht eben nothwendig Ringe mit geſchnittenen Steinen; und wenn ſie es auch hier hießen, ſo iſt darum noch nicht ausgemacht, ob der Stein oder die Arbeit in dem Steine das mehrſte gekoſtet.

Ich weiß wohl, auch Chriſt [2] hat das letztere angenommen, um daraus zu zeigen, wie hoch die Alten die

---

[1] Σφραγιδες differebant ἀπο των δακτυλιων in eo, quod signa quædam habebant insculpta in gemmis. In Indice ad Ael. Hist. var.

[2] Lib. V. segm. 100.

[3] Lib. VIII. p. 629. Edit. Kuh.

[4] Lib. XXXVII. Sect. 4.

[5] Geſchichte der Kunſt S. 16.

[1] Pædag. Lib. III. p. 289. Edit. Pott.

[2] Comment. Lips. litt. Vol. I. p. 325. Wenn Chriſt die Worte des Aelian daſelbſt anführt, ſo ſagt er: Hæc autem sunt ejus verba, de Commentariis Eupolis petita, super moribus Cyrenensium. Aelian aber citirt den Eupolis bloß ἐν τῳ Μαρικᾳ; und Marikas war der Titel eines ſeiner Luſtſpiele, in welchem er der Verſchwendung der Cyrenäer ohne Zweifel nur im Vorbeigehen gedachte. Wie hat Chriſt aus dieſem Luſtſpiele eigene Commentarii super moribus Cyrenensium machen können?

Kunſt des Steinſchneidens geſchätzt, und wie gut ſich die Meiſter derſelben bezahlen laſſen. Er evaluirt die zehn Minen über hundertundſechsundſechzig Thaler jetzigen Geldes, und meint, daß dieſes der ganz gewöhnliche Preis eines geſchnittenen Steines geweſen. Aber ich finde, daß die geſchnittenen Steine zu eben den alten Zeiten weit wohlfeiler gekauft wurden. Iſmenias durfte für einen Smaragd, auf welchem eine Amymone geſtochen war, nicht mehr als vier güldene Denare bezahlen, ob er gleich gerne ſechs dafür bezahlt hätte: und vier güldene Denare machen, nach eben dem Fuße evaluirt, welchen Chriſt angenommen, nicht viel mehr als ſechzehn Thaler. Nun iſt der Unterſchied von ſechzehn auf hundertundſechsundſechzig Thaler ohne Zweifel zu groß, als daß er bloß von der mehr oder weniger trefflichen Arbeit hätte entſtehen ſollen; und die Ringe der Cyrenäer müſſen nicht bloß beſſer geſchnittene, ſondern auch an und für ſich ſelbſt ungleich theurere Steine gehabt haben.

Was Plinius von dem Smaragde des Iſmenias erzählt, iſt von Harduin und andern ſehr falſch verſtanden worden, ſo deutlich auch die Worte des Plinius ſind. Erlauben Sie mir, ſie her zu ſetzen![1] Nec deinde alia, quæ tradatur, magnopere gemmarum claritas exstat apud auctores: præterquam Ismeniam choraulem, multis fulgentibusque uti solitum, comitante fabula vanitatem ejus, indicato in Cypro sex aureis denariis smaragdo, in quo fuerat sculpta Amymone, jussisse numerari: et cum duo relati essent, imminuto pretio, male hercules curatum, dixisse: multum enim detractum gemmæ dignitati. Iſmenias erfährt, daß in Cypern ein geſchnittener Smaragd für ſechs güldene Denare zu verkaufen ſey; geſchwind ſchickt er einen hin, der ſolchen um dieſen Preis für ihn kaufen ſoll. Der Beſitzer läßt ſich handeln; Iſmenias bekömmt den Stein für vier Denare, und zwei Denare wieder zurück. Anſtatt aber, daß er hierüber vergnügt ſeyn ſollte, iſt er vielmehr ärgerlich. Der Stein, ſagt er zu dem Unterhändler, iſt nun das nicht mehr, was er geweſen; um ſo viel wohlfeiler du ihn bekommen, um ſo viel ſchlechter haſt du ihn gemacht. Die Worte, et cum duo relati essent, beziehen ſich offenbar auf denarios aureos. Harduin aber nimmt es ſo, als ob bei duo zu verſtehen wäre Smaragdi, und glaubt, Iſmenias hätte für ſeine ſechs Denare zwei Smaragde ſtatt einem bekommen. Mercatorem, ſagt er, puduit tanti æstimasse vel unicum: pretio persoluto duos emptori obtulit. Eben ſo hat auch unſer deutſcher Ueberſetzer den Plinius verſtanden. „Es ſey in Cyprus ein Smaragd für ſechs goldene Denare feil geboten worden, in welchem die Amymone eingegraben war, und er habe das Geld dafür bezahlen laſſen; als man ihm nachher zwei dafür brachte, habe er geſagt, u. ſ. w." Relati kann nur auf etwas gehen, was Iſmenias wieder bekam, was er erſt gegeben hatte; und das waren die zwei Denare. Wie hätte auch der Verkäufer, ſtatt einem ſolchen Steine, gleich zwei geben können, da es kein bloßer, ſondern ein geſchnittener Smaragd war? Die Sache ſpricht für ſich ſelbſt.

Iſmenias war ein Zeitverwandter des Antiſthenes,[2] welcher den Sokrates überlebte. Man kann annehmen, daß er gegen die neunzigſte Olympiade geblüht. Ungefähr in eben dieſe Zeit muß die Komödie des Eupolis fallen, aus welcher Aelian ſein obiges Zeugniß von der Verſchwendung der Cyrenäer entlehnte. Denn wir wiſſen aus dem Quintilian, daß Eupolis unter ſeinem Marikas den Hyperbolus verſtanden habe, welcher in der zwei und neunzigſten Olympiade zu Samos umgebracht wurde.[1]

Dieſer Synchronismus leitet zu verſchiednen Schlüſſen in der Geſchichte der älteſten Kunſt.

Als in Griechenland die geſchnittenen und ungeſchnittenen Steine nur erſt ein eitler aber faſt unentbehrlicher Putz für die Finger der Flötenſpieler waren; als ein Iſmenias von Athen bis nach Cypern ſchickte, um Einen, lieber theurer als wohlfeiler, für ſich kaufen zu laſſen: waren ſie in Ländern von Afrika ſchon ſo gemein, daß der geringſte Cyrenäer keinen ſchlechtern als für zehn Minen zu tragen pflegte. Zu den Cyrenäern war die

---

[1] Lib. XXXVII. sect. 3.

[2] Plutarch merkt in dem Eingange zu dem Leben des Perikles an, daß es Geſchicklichkeiten gäbe, die wir bewundern könnten, ohne die, welche ſie beſitzen, doch zu ſchätzen: daß wir uns über ein Werk freuen können, deſſen Meiſter wir verachten. Antiſthenes habe daher ſehr wohl geſagt, als er gehört, daß Iſmenias ein ſehr geſchickter Flötenſpieler ſey: „doch muß er ein ſchlechter Menſch ſeyn, ſonſt wäre er kein ſo guter Flötenſpieler." Antiſthenes liebte die Muſik überhaupt nicht, die er zu den Weichlichkeiten des Lebens zählte, an welchen der Weiſe keinen Geſchmack haben müſſe. Als einſt bei einem Gaſtmahle jemand zu ihm ſagte: Singe! ſo antwortete er ihm: Und du, blaſe mir. *Ειποντος αὐτῳ τινος παρα ποτον, ᾀσον. Συ μοι, φησιν, αὐλησον.* Die Antwort ſagt gar nichts, wenn ſie nicht eben das ſagt, was wir bei den deutſchen Worten verſtehen würden! Ganz gewiß eine ſehr unflätige Grobheit; die ſich aber ein Cyniker gar wohl erlaubte. Doch ich will hier nicht von dem Haſſe des Antiſthenes gegen die Muſik, auch nicht von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit reden, durch unabläſſige Uebung eine nichtswürdige Geſchicklichkeit auf den höchſten Grad ihrer Vollkommenheit zu bringen, und dabei dennoch ein guter rechtſchaffener Mann zu ſeyn; ich betrachte jetzt nur das Urtheil des Antiſthenes als einen Beweis, daß Iſmenias ein Zeitverwandter dieſes Philoſophen geweſen. Nun hatte Antiſthenes ſelbſt ſchon Schüler, als er ſich zum Sokrates in die Schule begab, und kann dieſen nicht viel überlebt haben. Folglich kann auch Iſmenias, welcher bei Lebzeiten des Antiſthenes ſchon ein vollkommner Meiſter war, nicht viel älter geworden ſeyn als dieſer. Sokrates ſtarb gegen den Anfang der 95. Olympias; man laſſe den Antiſthenes zwanzig Jahre länger als den Sokrates, und den Iſmenias zwanzig Jahre länger als den Antiſthenes gelebt haben: ſo iſt Iſmenias doch in der 105ten Olympias ſchon todt geweſen. Gleichwohl leſen wir bei dem Plutarch (*Αποφθ. Βασ. και Στρ.* Edit. Henr. Steph. in 8. p. 305) unter den denkwürdigen Sprüchen des Atheas folgendes: *Ισμηνιαν, τον ἀριϛον αὐλητην, λαβων αἰχμαλωτον, ἐκελευσεν αὐλησαι. θαυμαζοντων δε των ἀλλων, αὐτος ὠμοσεν ἡδιον ἀκουειν του ἱππου χρεμετιζοντος.* „Atheas, oder wie ihn Plutarch ſchreibt, Ateas, habe den berühmten Flötenſpieler Iſmenias gefangen bekommen, und ihn vor ſich blaſen laſſen. Als ihn nun die andern ſehr bewundert, habe Atheas geſchworen, das Wiehern eines Pferdes ſey ihm weit angenehmer." Dieſer Atheas war der König der Scythen, mit welchen Philippus König von Macedonien Krieg führte; und dieſer Krieg fällt in die 110te Olympiade. Wie iſt es wahrſcheinlich, daß dieſer Iſmenias unſer Iſmenias geweſen ſey? Wenn er auch damals noch leben können, ſo wird ein Mann von ſeinem Alter doch nicht mehr in den Krieg gezogen ſeyn. Er lebte und lehrte zu Athen; wie wäre er unter das Heer des Königs von Macedonien gekommen? Hier iſt nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit, und der Flötenſpieler, welchen Atheas gefangen bekam, muß entweder ein ganz anderer Iſmenias geweſen ſeyn, oder dieſer Name iſt ſelbſt bei dem Plutarch verſchrieben. Ich glaube das letztere. Denn obſchon Plutarch das nämliche Hiſtörchen noch an zwei andern Orten ſeiner Schriften wiederholt hat; (nämlich einmal in der Abhandlung *Οτι οὐδε ζην ἐϛιν ἡδεως κατ' Επικουρον* p. m. 2010 und das anderemal in der zweiten Rede *περι της Αλεξανδρου τυχης ἡ ἀρετης* p. m. 393) und obgleich an beiden Orten, nach der Ausgabe des Henricus Stephanus, deren ich mich bediene, ſo wie in den denkwürdigen Reden, *Ισμηνιας* geleſen wird: ſo iſt doch gewiß, daß nicht alle Ausgaben ſo leſen, folglich nicht alle Handſchriften ſo geleſen haben, und man in verſchiedenen *Αμεινιας* anſtatt *Ισμηνιας* findet. Paulus Leopardus (Emendat. lib. XII. cap. 2) will zwar jenes in dieſes verwandelt wiſſen, allein aus den von mir angeführten Gründen hätte er vielmehr grade das Gegentheil rathen ſollen. Auch Xylander ſchreibt in ſeiner lateiniſchen Ueberſetzung der Denkſprüche Ameinias anſtatt Ismenias; und Aminias iſt [illegible] auch nichts weniger als ein ungewöhnlicher Name.

[1] Thucyd. lib. VIII. §. 13.

Hierzu kömmt noch dieſes: der Smaragd war bei den Alten nicht allein in höherm Werthe, als der Rubin, ſondern es war auch ſogar verboten, ihn zu ſchneiden, wegen ſeiner wohlthätigen Wirkung auf das Auge. Auch dieſes lehrt uns Plinius: quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis.[1]

Ich weiß zwar wohl, was Goguet[2] gegen dieſes Vorgeben erinnert: „Man begreift nicht, ſagt er, worauf ſich Plinius gegründet, wenn er anmerkt, daß es überhaupt nicht erlaubt geweſen, in Smaragd zu ſchneiden. Die alte Geſchichte belehrt uns von dem Gegentheile. Der Ring, welchen Polykrates ins Meer warf, und der in dem Bauche eines Fiſches wieder gefunden ward, war ein Smaragd, den Theodorus, ein berühmter Künſtler des Alterthums, geſchnitten hatte. Desgleichen meldet Theophraſt, daß viele Leute die Gewohnheit gehabt, Siegel von Smaragd zu führen, um ſich durch ihren Anblick das Geſicht zu ſtärken. Ja, Plinius ſelbſt hatte verſchiedene Beiſpiele von dergleichen geſchnittenen Steinen vor ſich.“

Doch, dieſen Einwürfen iſt zu begegnen. Fürs erſte glaube ich nicht, daß Plinius ſagen wollen, es ſey ein poſitives, wirklich niedergeſchriebenes und unter einer gewiſſen feſtgeſetzten Strafe promulgirtes Verbot, in Smaragd zu ſchneiden, vorhanden geweſen. Dergleichen läßt ſich kaum denken; und wo wäre es geweſen? Es hätte doch nur in einzelnen Ländern von Kraft ſeyn können, und in allen übrigen würden ſich Künſtler und Liebhaber darüber weggeſetzt haben. Die Worte des Plinius (decreto hominum iis parcitur) ſcheinen weiter nichts anzudeuten, als ein allgemeines aber ſtillſchweigendes Uebereinkommen der Menſchen, durch welches ſich die Sache ſelbſt verbot. Denn, da man den Smaragd nur ſeines lieblichen Anblicks wegen ſuchte, ſeiner Farbe wegen, welche das Auge ſo angenehm füllt, ohne es zu ſättigen: ſo konnte es unmöglich eine Empfehlung für ihn ſeyn, ſein Convolut durch die Kunſt zu verringern. Jedermann liebte ihn wegen ſeiner Beſtandtheile, und alles was dieſe verminderte, mußte nothwendig auch ſeinen Werth vermindern. Wer hätte alſo Luſt haben können, ihn zu ſchneiden, da er ungeſchnitten mehr gelten, mehr Käufer finden konnte, als noch ſo künſtlich geſchnitten?

Sollte indeß, was auf dieſe Weiſe unterblieb, wohl ohne alle Ausnahme unterblieben ſeyn? Wer kann ſich das vorſtellen? Vielmehr haben deren aus eben der Urſache, welche das allgemeine Geſetz veranlaßte, von dem ſie die Ausnahmen ſind, entſpringen können und müſſen. Die Urſache, warum man den Smaragd nicht ſchnitt, war, wie es Solinus ausdrückt: ne offensum decus imaginum lacunis corrumperetur. Wenn nun aber dem Künſtler ein Smaragd in die Hände fiel, der irgend einen kleinen Fehler der Farbe oder des Körpers hatte, von welchem er ſahe, daß er eben durch dergleichen imaginum lacunas heraus zu bringen ſey: wird er ihn nicht eben darum geſchnitten haben, warum er ihn ohne dieſen Fehler nicht hätte ſchneiden müſſen?

Und dieſes wäre die Antwort überhaupt auf alle die einzelnen Beiſpiele von geſchnittenen Smaragden, die man dem Plinius entgegen ſetzen könnte. Von denen aber, die Goguet anführt, läßt ſich bei jedem noch etwas insbeſondere anmerken.

Daß der Stein des Polykrates ein Smaragd geweſen, iſt ſo ausgemacht nicht. Herodotus zwar ſagt es: aber Plinius giebt ihn für einen Sardonyx aus. Wäre es aber auch wirklich ein Smaragd geweſen, ſo habe ich ſchon gezeigt, wie wenig es erwieſen, daß es ein geſchnittener geweſen.

Das Zeugniß des Theophraſt[1] beweiſet vollends nichts. Denn Theophraſt, wenn er anmerkt, daß der Smaragd für die Augen gut ſey, ſagt bloß: διο και τα σφραγιδια φορουσιν ἐξ αὐτης, ὡστε βλεπειν; welches weiter nichts bedeutet, als daß man ihn daher gern in Ringen geführt.

Was endlich die geſchnittenen Smaragde anbelangt, die bei dem Plinius ſelbſt vorkommen ſollen, ſo erinnere ich mich nur des einzigen, bereits gedachten, den Iſmenias in Cypern kaufen ließ. Dieſer beweiſe, ſagt Plinius, daß damals scalpi etiam smaragdos solitos. „Man ſchnitt damals auch ſogar Smaragde.“ Das etiam iſt deutlich mit Beziehung auf das ſtreitige Verbot geſagt. Freilich wird man, zu Anfange der Kunſt die erſten die beſten Steine geſchnitten haben, die unter die Hände kamen. Das Verbot, oder die ſtillſchweigende Uebereinſtimmung der Menſchen, die Smaragde nicht zu ſchneiden, kann nicht mit der Kunſt zugleich entſtanden ſeyn. Dabei mußten Erfahrungen vorausgeſetzt werden, wie wenig der Schnitt dem Smaragde zuträglich ſey; und ſonach widerſpricht ſich Plinius auch hier ſo wenig, daß er ſich vielmehr beſtätigt.

Fünfundzwanzigſter Brief.

Was ich aber zu ſo vielen geſchnittenen Smaragden ſage, die ſich in den Cabinetten finden?

Daß es keine wahren Smaragde ſind; daß es Steine von einer geringern Gattung ſind, welche dem alten Smaragde mehr oder weniger beikommen.

Die meiſten dürften vielleicht das ſeyn, was die Italiener Plasma di Smeraldo nennen. Plasma di Smeraldo, ſagt Hr. Winkelmann,[2] iſt die Mutter oder die äußere Rinde des Smaragds. Ich will ihm das hier nicht ſtreitig machen; aber erlauben Sie mir eine etymologiſche Anmerkung über das Wort Plasma. Man würde ſich ſehr irren, wenn man es für das Griechiſche πλασμα halten wollte. Es iſt weiter nichts, als das ſanfter ausgeſprochene Prasma; denn Zanetti,[3] und andere, ſchreiben allezeit Prasma, anſtatt Plasma di Smeraldo; und Hr. Lippert macht daher ohne Grund Plasma und Prasma zu zwei verſchiedenen Steinen.[4] Er iſt auch ganz falſch berichtet, daß die Italiener unter Plasma einen gräulich geſprengten Hornſtein verſtünden. Weder einen Hornſtein, noch weniger einen gräulich geſprengten! Vielleicht zwar, daß das letztere bloß bei Hr. Lipperten verdruckt iſt, und es anſtatt gräulich, grünlich heißen ſoll. Was er Plasma heißt, muß eben der Stein ſeyn, den er anderwärts Prasma nennt, und an einem dritten Orte, Pras.[5] Denn kurz, Plasma und Prasma und Pras iſt alles eins.

Aber wie das? Alle drei ſind nichts als der Prasius, oder die gemma prasina der Alten. In Prasina war der Punkt verwiſcht, in ward für m geleſen, und ſo entſtand das Prasma, oder Plasma, welches wir Deutſche jetzt in Pras verkürzen, nachdem das alte Präſem[6] aus dem Gebrauche gekommen.

Die Griechen und Römer ſcheinen, unter Praſius oder Praſites, alle Steine von einer unreinen grünen Farbe begriffen zu haben, indem das Wort ſelbſt weiter nichts als eine ſolche Farbe andeutet. Da es aber unter dieſen nothwendig einige geben mußte, welche dem ſchönen Grün des Smaragds näher kamen: ſo machten die neuern Steinkenner für ſie den zuſammengeſetzten Namen, Prasma di Smeraldo, Smaraldpräſem, welches im lateiniſchen Smaragdoprasius heißen muß, und keinesweges vom Gori[1] durch Prasma Smaragdinea hätte überſetzt werden ſollen. Denn das heißt Verſtümmlungen der Unwiſſenheit autoriſiren, und die Benennungen unnöthiger Weiſe häufen.

---

[1] L. c.

[2] De l'Origine des Lois, des Arts, etc. Tom. I. Part. II. pag. 238.

[1] Seite 62 der Engliſchgriechiſchen Ausgabe von Hill.

[2] Anmerk. zu der Geſch. der K. S. 16.

[3] Dactyl. Zanett. p. 17.

[4] Dactyl. Erſtes Tauſend Nr. 178. und zweites Tauſend Nr. 391.

[5] Ebend. ſ. Erſtes Tauſend, Nr. 270.

[6] Boetius de Boot. ex recens. Adriani Toll. p. 203.

Die Alten kannten ſo vielerlei Arten von Pras, oder gemmis viridantibus, welche alle ihre beſondere Namen hatten! Der alte geſchnittene Stein, den man Smaragd nennt, wird alſo ſicherlich eher von der einen oder der andern, als ein wahrer Smaragd ſeyn. Denn da es Plinius ausdrücklich ſagt, daß dieſer nicht geſchnitten worden, ſo kann man es glauben und muß es glauben. Wie hätte ſich Plinius ſo etwas können in den Kopf ſetzen laſſen, wenn es nicht wahr geweſen wäre? Er ſollte uns eine falſche Nachricht hinterlaſſen haben, deren Widerlegung ihm alle Tage hätte vor Augen kommen können?

Ich finde noch einen Umſtand bei ihm, der dieſes Vorgeben beſtätigt. Dieſen nämlich, daß die Smaragde meiſtens hohl geſchliffen wurden:[2] iidem plerumque et concavi, ut visum colligant, eine Form, welche ſie zum Schneiden ganz ungeſchickt machte. — Doch von dieſer concaven oder convexen Form der alten Gemmen, einmal in einem beſondern Briefe, wo es ſich zeigen wird, daß die Meinung des Salmaſius,[3] welcher das Verbot die Smaragde zu ſchneiden, nur auf die concav geſchliffenen einſchränken will, nicht Statt haben kann.

Sechsundzwanzigſter Brief.

„Selten, ſetzt Hr. Klotz hinzu, ſind auch ihre Werke in Sapphir.“

Was für einen Sapphir meint er? Den Sapphir der Alten, oder unſern? Denn er wird wiſſen, daß dieſes zwei ganz verſchiedene Steine ſind. Von jenem wäre es kein Wunder, denn Plinius nennt ihn ausdrücklich inutilem scalpturæ, intervenientibus crystallinis centris.[4] Ueber dieſen aber wird noch geſtritten, ob er den Alten überhaupt bekannt geweſen. Und kannten ſie ihn ja, ſo kannten ſie ihn doch nur als eine Art des Amethyſts oder Berylls. Er hatte den Werth nicht, den er bei uns hat; und wenn ſie ihn ſchnitten, ſo geſchah es mehr von ungefähr, als in der Meinung, einen koſtbaren Stein zu ſchneiden.

„Am häufigſten, fährt Hr. Klotz fort, brauchten ſie zu hohl gegrabenen Werken den Carneol oder Agat von einer Farbe, ſo wie ſie ſich bei erhobenen Werken der verſchiedenen Agatonyche und Sardonyche bedienten.“

Hier möchte ich erſt eine orthographiſche Kleinigkeit fragen? Warum ſchreibt Hr. Klotz beſtändig Agat? Der Stein und der Fluß, von welchem der Stein den Namen hat, haben im Griechiſchen ein χ; und nur die Franzoſen müſſen wegen ihrer ziſchenden Ausſprache des ch, dieſes χ in ein g verwandeln. Aber warum wir? Daß es Hr. Klotz thut, iſt alſo ein Beweis, mit welcher Oſcitanz er ſeinen franzöſiſchen Währmännern nachſchreibt. Aus eben dieſer Oſcitanz ſchreibt er Berill und Amethiſt, anſtatt daß er Beryll und Amethyſt ſchreiben ſollte.

Sodann möchte ich wiſſen, ob ſich Hr. Klotz in dieſer Stelle mehr als Antiquar oder als Naturkundiger, mehr in der Sprache der alten oder der neueren Steinkenner habe ausdrücken wollen? Denn gewiß iſt es, daß er ſich nur nach einer und eben derſelben hätte ausdrücken, und nicht in der nämlichen Periode bald dieſe bald jene führen müſſen.

Hat er mit den alten Steinkennern ſprechen wollen, ſo hätte er ſich des Wortes Carneol enthalten, und nicht von einfärbigen Achaten ſprechen müſſen. Die Achate der Alten waren lauter vielfarbige Steine.

Πολλα μεν οὐν φρεν γ' ἐγω ἀχατου χρωματ' ἰδεσθαι.[1] Nur nach der unter dieſen verſchiedenen Farben am meiſten hervorſtechenden, zum Grunde liegenden, herrſchenden Farbe bekam er verſchiedene Namen, und hieß bald Cerachates, bald Hämachates, bald Leukachates u. ſ. w. Ich weiß wohl, daß Plinius eines Achats gedenkt,[2] quæ unius coloris sit, und der, von Ringern getragen, ſie unüberwindlich mache. Aber Salmaſius hat ſehr richtig angemerkt,[3] daß man anſtatt unius coloris, minii coloris leſen müſſe; nicht zwar aus dem Grunde, daß die Alten von keinem einfärbigen Achate gewußt: aber dieſer Grund iſt darum doch nichts minder wahr. Was bei den Alten Achat heißen ſollte, mußte Streife oder Punkte von anderer Farbe haben, als die übrige Maſſe des Steines war; und alle einfarbige Steine, die ihrer übrigen Eigenſchaften wegen zu den Achaten gehört hätten, hatten ihre eigene Namen.

Nur die neueren Steinkenner und Naturkundiger, die ihre Claſſen mehr nach den Beſtandtheilen zu ordnen geſucht, ſind es, welche den Namen Achat zu einem Geſchlechtsnamen gemacht haben, unter welchem ſie alle durchſichtigere Hornſteine begreifen, ſie mögen eine oder mehrere Farben zeigen. Hat Hr. Klotz aber ſich mit dieſen ausdrücken wollen, ſo hätte er bedenken müſſen, daß ſonach der Carneol ſelbſt mit zu den Achaten gehört. Er hätte nicht ſagen müſſen, daß die Alten zu hohlgegrabenen Werken am häufigſten den „Carneol und Achat von einer Farbe“ gebraucht; denn wer wird erſt eine einzelne Art nennen, und dann das Geſchlecht? Sondern er hätte ſagen müſſen, daß ſie gemeiniglich Achate von einer Farbe und unter dieſen am häufigſten den Carneol dazu gebraucht haben, in ſo fern man unter Carneol, welche Benennung den Alten unbekannt war, den Sarder mit verſtehen darf.

Mit einem Worte: die Steinkenntniß des Hrn. Klotz iſt eine ſehr ungelehrte Kenntniß. Sie iſt lediglich aus den Namenverzeichniſſen der verſchiedenen Daktyliotheken und beſonders der Lippert'ſchen zuſammengeſtoppelt. Was wird uns aber in dieſen Verzeichniſſen nicht oft aufgeheftet! Was für Monſtra von Namen kommen nicht da zum Vorſchein!

Ein ſolches Monſtrum iſt der Achatonyx, deſſen ſich nach Hr. Klotzen die Alten zu erhobenen Werken verſchiedentlich ſollen bedient haben. Auch Hr. Lippert braucht dieſen Namen ſehr häufig. Aber er iſt bei den Alten ganz unerhört, und ſelbſt die ſpäteren Schriftſteller Marbodus, Albertus Magnus, Camillus Leonardus, Baccius, Conrad Geſner, und wie ſie alle heißen, kennen ihn nicht, ſo daß er aus einer ganz neuen Hecke ſeyn muß. Aber was ſollen wir uns dabei denken? Es läßt ſich ſchlechterdings nichts dabei denken. Der Onyx gehört unter die Achate; und wie läßt ſich eine Zwittergattung aus dem Geſchlechte und der Art zuſammenſetzen? Bloß die reguläre Lage der farbigen Streife macht den Achat zum Onyx; und ich verſtehe nicht, wie dieſe Streife zugleich regulär und auch nicht regulär ſeyn können. Ganz anders iſt es mit dem Sardonyx: hier iſt Art und Art zuſammengeſetzt, und man hat für gut befunden, denjenigen Onyx, deſſen Streife von der Farbe des Sarders ſind, durch dieſen Zwitternamen auszuzeichnen.

---

[1] Dactyl. Zanett. l. c.
[2] Lib. XXXVII. sect. 16.
[3] Ad Solinum p. 196.
[4] Libr. XXXVII. sect. 39.

[1] Orpheus de Lapidibus v. 103.
[2] Lib. c. sect. 54.
[3] Ad Solinum p. 133.

O des glücklichen Gelehrten, der ſo zahm und fromm alles auf Treu und Glauben nachſchreibt, und ſich alle pedantiſche Diſcuſſionen erſpart! Was ſchadet es ihm, wenn man auch manchmal über ihn lächeln muß? — Weil Herr Lippert den Abdruck eines Kopfes beibringt, der in einen Diamant geſchnitten ſeyn ſoll:[1] „ſo haben wir, nach dem Herrn Klotz, nun nicht mehr nöthig, uns auf bloße Muthmaßungen zu verlaſſen, daß die Alten in Diamant gegraben haben.“[2] Durch dieſen einzigen Diamant iſt Goguet, und wer es mit Goguet hält, auf einmal zum Stillſchweigen gebracht. Er befindet ſich in der Sammlung des Mylord Bedfort, dieſer Diamant! Was für eine Koſtbarkeit und Seltenheit kann man nicht einem Mylord zutrauen! — Es wäre ſehr natürlich, aus dem Lächeln darüber ins Lachen zu fallen. —

Doch, ich will lieber ganz ernſthaft den Hrn. Lippert und den Hrn. Klotz bitten, mich zu belehren, woher ſie es ſo gewiß wiſſen, daß dieſer Stein des Mylord Bedfort ein wahrer Diamant iſt? Welche Verſuche ſind damit angeſtellt worden? Wie, wenn es ein gebrannter Amethyſt, oder Sapphir, oder Smaragd wäre, deren orientaliſche Gattungen, wenn ſie durch das Feuer ihrer Farben beraubt worden, ſo viel von dem wahren Glanze und Waſſer des Diamants haben, daß der erfahrenſte Juwelier damit betrogen werden kann?[3] Hätte kein Antiquar dieſen Betrug verſuchen können? Wäre es aber auch ein wahrer Diamant, könnte die Arbeit darauf nicht das Werk eines neuen Künſtlers ſeyn? Wer kann dafür ſtehen, daß ſie es nicht iſt?

Hier müſſen Beweiſe aus Büchern mehr gelten, als der Augenſchein. Wenn die Bücher der Alten keiner geſchnittenen Diamante erwähnen; wenn hundert Umſtände hingegen in ihnen vorkommen, die es ſchwer zu begreifen machen, daß ſie deren gehabt, die es ſogar zweifelhaft machen, ob ſie auch nur geſchliffene Diamante gehabt: ſo wäre es eine große Einfalt, jemanden in der Welt, er ſey, wer er wolle, auf ſein bloßes Wort zu glauben, daß ſich da oder dort ein ſolcher alter Diamant wirklich befinde.

Siebenundzwanzigſter Brief.

Aber Herr Klotz hat ſich eine zu gute Entſchuldigung ausgeſpart, warum er ſo kahle und verwirrte Kenntniſſe von Edelſteinen zeigt, als daß ich mich länger bei dieſer Materie verweilen darf.

Er ſagt nämlich,[4] „daß in Anſehung der Benennungen, welche die alten Schriftſteller den Edelſteinen beigelegt haben, eine große Dunkelheit herrſche. Die Neueren hätten zwar die alten Namen beibehalten; allein ſie hätten ganz andere Steine damit beſchenkt, als die Alten.“

Das iſt nun zwar ſehr ſelten geſchehen, und es iſt in dieſem Theile der natürlichen Geſchichte weit mehr Ungewißheit und Verwirrung daher entſtanden, daß man anſtatt der alten Namen ganz neue eingeführt (wie z. E. die Namen des Rubins mit ſeinen Abänderungen, Ballas, Rubinell, Spinell), als daher, daß man die alten Benennungen auf Steine, denen ſie ehedem nicht zugekommen, übergetragen. Doch bei dem allem, es mag ſo ſeyn; wir wollen von Hr. Klotzen nicht verlangen, daß er mehr wiſſen ſoll, als er verſichert, daß man wiſſen kann.

Und ſo gingen wir weiter, und kämen auf die mechaniſche Ausübung der Kunſt, von der er nur wenig ſagen zu können ſagt. Aber er ſagt gar nichts davon, und das iſt freilich ſehr wenig; vielleicht auch ein wenig zu wenig, um in dem Folgenden allen ſeinen Leſern verſtändlich zu ſeyn.

Hr. Klotz ſchreibt:[1] „die neue Entdeckung von dem Steinſchneiden der Alten darf hier nicht wohl übergangen werden, welche Chriſt glaubte gemacht zu haben. Er überredete ſich, daß die Alten mit Diamant allein geſchnitten hätten, ohne ſich des Rades dabei zu bedienen.“ —

Alles, was Hr. Klotz wider dieſe Meinung ſagt, hat er Hr. Lipperten abgeborgt; nur daß dieſer gerechter gegen Chriſten iſt. Hr. Lippert ſchreibt bloß, Chriſt (den er, wie ich ſehe, gar nicht einmal nennt)[2] habe geglaubt, „daß man vor Alters auch mit dem Diamant allein geſchnitten habe.“ Auch! das wäre noch eher recht. Aber Hr. Klotz läßt dieſes Auch aus, und ſtellt uns folglich Chriſten als den Mann vor, der es überhaupt nicht Wort haben wollen, daß die alten Steinſchneider das Rad gekannt und gebraucht hätten. Davon war Chriſt weit entfernt.

Chriſt behauptete bloß, daß ſich die alten Steinſchneider des Rades ſeltener bedient, als die neueren;[3] daß ſie mehr mit der Diamantſpitze gearbeitet, als die neueren;[4] und daß beſonders die ſehr kleinen Steine nicht wohl mit jenem, ſondern lediglich mit dieſer von ihnen gefertigt werden können.[5] Dabei läugnete er keineswegs, daß man nicht Steine die Menge finde, auf welchen ſich eben ſo wohl die Spuren des Rades, als der Diamantſpitze zeigen.[6] Vielmehr geſtand er ſelbſt, daß auf einigen älteren, und beſonders ägyptiſchen Steinen, ihm das Rad alles gethan zu haben ſcheine, und ſich durchaus keine Spur der Diamantſpitze äußere.[7] —

Das war Chriſts Meinung, und dieſe Meinung nennt Hr. Klotz gerade zu eine lächerliche Meinung? Es iſt ihm nicht möglich, ihr einen gelinderen Namen zu geben?

„Wer dieſes glaubt, fährt er fort, muß niemals in Stein haben ſchneiden ſehen, muß auch die Natur und Geſtalt der Diamante gar nicht kennen. Wie ſtellt er ſich wohl vor, daß der Diamant gefaßt werden könne, um die kleinen Tiefen auszugraben? oder wie glaubt er, daß man die kleinen Diamantkörner mit einer ſo großen Spitze, als hierzu erfordert wird, verſehen können? Was muß er für Begriffe von der Größe und Koſtbarkeit der Diamante haben, wenn er ſich einbildet, daß man große Diamante ſo ſpitzig zuſchleifen könne, als dieſe Arbeit erfordert? Kurz, die ganze Sache iſt unmöglich, und wenn Chriſt oder andere ſich in den Werkſtätten umgeſehen hätten, ſo würden ſie niemals dieſe Meinung behauptet haben.“

---

[1] Zweites Tauſend. Nr. 387.

[2] S. 42.

[3] S. Hills Anmerkungen über den Theophraſt, S. 63.

[4] S. 44.

[1] S. 45.

[2] Vorrede zur Dactyl. S. XXX.

[3] Ego vero non dubito, quin Græci præsertim artifices rarius hac machina, cujus certe ingenium compendiumque omne cognitum perspectumque habebant, in gemmis annularibus scalpendis usi fuerint. v. Comment. Lips. Litterarii T. I. sect. 3. p. 334.

[4] Sed, quamvis majore difficilioreque negotio, quod opus tamen acutius subtiliusque præstaret, adhibuisse eos puto crustas adamantis in acutissimum fastigiatas mucronem etc. ibid.

[5] Nam primum in minimis quibusdam gemulis potior soli mucroni adamantis et crustis acutissimis locus fuerat, non fere orbiculo terebræ ac rotarum. ibid. p. 336.

[6] — tanquam si in omni annulo sculpendo opus utrumque, terebræ ac mucronis adamantini adhibitum fuisset. In quibusdam sic veteres egisse, quomodo contendunt illi, dabimus; et conspectus exemplorum in dactyliothecis multorum, tanquam in re præsenti, istud fere probat. ibid.

[7] Deinde veteres aliquæ gemmæ, præsertim Aegyptiæ, arrosæ tantum harenis mihi quidem videntur, nullo mucronis adhibiti vestigio. ibid.

Im Vorbeigehen: Chriſt hatte ſich ſicherlich in den Werkſtätten mehr umgeſehen, als Herr Klotz. Ich habe Chriſten gekannt, und Chriſten gehört, und ihn über dieſe Sachen ſelbſt gehört.

Ich habe ſchon geſagt, alle die Einwürfe, die Hr. Klotz gegen Chriſts Meinung macht, ſind Lipperts Einwürfe. Aber Hr. Klotz drückt ſie nach ſeiner Art aus, das iſt, er miſcht ein wenig Nonſens mit unter. — Er fragt z. E.: „wie glaubte Chriſt, daß man die kleinen Diamantkörner mit einer ſo großen Spitze, als hierzu erfordert wird, verſehen könne?“ Freilich müßte Chriſt ein ſehr lächerlicher Mann geweſen ſeyn, wenn er geglaubt hätte, daß man kleine Diamantkörner mit großen Spitzen verſehen könne. Lippert hat ſo ſeltſam nicht gefragt.

Gleichwohl bin ich um Herr Lipperten beſorgt, daß ihn ſein Eifer zu weit geführt, wenn er ausruft: „lauter Unſinn, der aus einer verderbten Einbildungskraft, und aus grober Unwiſſenheit von den Möglichkeiten und den Vortheilen, die zu dieſer Kunſt gehören, entſtanden iſt!“ Denn dieſen Unſinn dichtet ſich Hr. Lippert zum größten Theil ſelbſt. Chriſt verſtand unter dem mucrone adamantino eben ſo wenig Diamantkörner, als größere ſpitzig zugeſchliffene Diamante, ſondern ſpitze Splitter von zerſchlagenen Diamanten. Die Möglichkeit ſolcher Splitter giebt Hr. Lippert ſelbſt zu, und er iſt nur verlegen, wie ſie gehörig zu faſſen. —

Doch man wird ſagen: iſt einem Künſtler nicht in ſeiner Kunſt zu glauben? Thut Hr. Klotz alſo nicht beſſer, daß er Hr. Lipperten folgt, als ich, der ich mich lieber an Chriſten halten will?

Nein; es iſt nicht Chriſt, an den ich mich halte; auch bei mir gilt der Künſtler in ſeiner Kunſt alles. Aber Ein Künſtler macht nicht alle aus, und wenn die Künſtler ſelbſt uneinig ſind, muß es dem Gelehrten frei ſtehen, ſich auf die Seite des einen oder des andern zu ſtellen, ohne zu fürchten, daß man ihn für unwiſſend, oder gar unſinnig ſchelten werde.

Kurz, Natter iſt es, der mich kühn genug macht, an den Ausſprüchen des Hrn. Lippert zu zweifeln.

Natter zeigte, an einer dazu ausgeſuchten Folge alter Steine, die offenbaren Spuren des Rades, um zu beweiſen, daß auch die alten Künſtler das Rad gebraucht hätten, und folglich bei ihrer Arbeit überhaupt ungefähr eben ſo verfahren wären, als unſere Künſtler. Für Chriſten durfte er eigentlich dieſes nicht beweiſen, denn Chriſt, wie ich ſchon geſagt, hatte den Alten den Gebrauch des Rades nichts weniger als abgeſprochen. Er mag es aber bewieſen haben, für wen er will; wir ſind ihm Dank ſchuldig, daß er es bewieſen, weil er uns dadurch vor mancherlei chimäriſchen Begriffen verwahrt hat, die wir uns ſonſt von dem Verfahren der alten Artiſten machen könnten.

Aber, dieſes den Alten vindicirten Rades ungeachtet, wo hat Natter jemals den Gebrauch der Diamantſpitze ſo weit herabgeſetzt, als ihn Hr. Klotz herabſetzt? „Allerdings, ſagt Hr. Klotz, braucht man die Diamantſpitze, aber alsdann erſt, wenn durch das Rad das Gehörige verrichtet iſt. Nämlich: man kann mit dieſer eingefaßten Diamantſpitze, wovon das Werkzeug beim Mariette abgebildet iſt, die vom Rade noch übrig gebliebenen groben und nicht zart genug verarbeiteten Partien ſanfter und verlaufend machen.“

Wer hat dem Hrn. Klotz das geſagt? In wie vielen Werkſtätten hat er es geſehen, daß man die Diamantſpitze nur dazu brauche? — Ich will ihm ſeine Widerlegung beim Natter faſt auf allen Blättern zeigen.

Urtheilt nicht Natter ausdrücklich, daß an den Hetruriſchen Steinen Contur und Muskeln mit der Diamantſpitze ausgegraben zu ſeyn ſcheinen?[1]

Schließt nicht Natter, daß verſchiedenes mit dem Rade gemacht worden, weil es mit der Spitze des Diamants nicht ſo leicht und kühn zu machen geweſen?[2] — Nicht ſo leicht, nicht ſo kühn, aber doch zu machen.

Erkennt nicht Natter an den beiden Othryaden, daß, ſo wie an dem einen alles mit dem Rade geſchnitten ſey, ſo ſey an dem andern das meiſte mit der Diamantſpitze gefertigt?[3] Sagt er nicht mit klaren Worten, daß eben in dieſem Gebrauche der Diamantſpitze die eigene Manier beſtanden, welche der Meiſter des zweiten gehabt?

Aeußert ſich nicht Natter von ſeinem Faune, auf einem außerordentlich kleinen Onyx, daß in Betrachtung der correkten Zeichnung auf einem ſo eingeſchränkten Raume, er nothwendig glauben müſſe, der Artiſt habe ſich meiſtens der Diamantſpitze dabei bedient?[4] Und was iſt das viel anders, als was Chriſt von dergleichen kleinen Steinen überhaupt ſagt?[5]

Alles das endlich zuſammengenommen: iſt es nicht unwiderſprechlich, daß Natter einen weit ausgebreitetern Gebrauch der Diamantſpitze an den alten Werken erkennt, als Hr. Klotz einräumen will? daß er eben denſelben daran erkennt, welchen Chriſt behauptet, wenn er von den alten Künſtlern ſagt, non modo extremam operi manum scalpellis adamantinis adhibuisse, sed prorsus rudimenta signi excavandi sic posuisse etiam?[6]

Ich möchte (um von der vorzüglichen Feinheit der Natter'ſchen Werke, die unſtreitig unter allen neuern Werken den beſten Griechiſchen mit am nächſten kommen, einen Grund mehr angeben zu können) ohne Bedenken hinzuſetzen, daß Natter dieſen ausgebreiteten Gebrauch der Diamantſpitze, den er an den alten Werken erkannte, ſich ohne Zweifel ſelbſt werde eigen gemacht haben, ohne ſich in vieles Reden und Aufheben darüber einzulaſſen. Denn es iſt bekannt, daß Natter mit ſeinen Inſtrumenten und Handgriffen ein wenig geheim war.

Doch, es ſey mit dieſer Vermuthung, wie es wolle: genug, daß Natter, nach dem, was ich von ihm angeführt, nothwendig für Chriſts Meinung ſeyn mußte, und es Chriſt alſo nicht verdient hat, daß ihm Herr Klotz desfalls ſo verächtlich begegnet.

Müßte es Hr. Klotzen wohl einkommen, ſich gegen dieſen Mann zu meſſen? Gleichwohl ergreift er jede Gelegenheit, ihn zu mißhandeln. Ich mag noch von Chriſten leſen, was ich will, ich lerne immer etwas. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich das auch von denen ſagen könnte, die jetzt ſo verächtlich auf ihn zurückſchielen. Wie viel lieber wollte ich ſeine kleine Abhandlung super

---

[1] Ces sortes de gravures sont ordinairement en fort bas relief; le contour, et les muscles sont trop creuses et paroissent avoir été faits avec la pointe de Diamant. Traité de la Meth. ant. p. 10.

[2] Il paroit aussi visiblement que le bouclier est fait au Touret, avec un Outil peu taillant, car on n'auroit pu l'exécuter avec autant de hardiesse, ni aussi facilement avec la pointe de Diamant. Ibid. p. 12.

[3] Car celui-ci a réglé son dessein sur sa maniere particulière de graver, c'est-à-dire, pour la plûpart avec la pointe de Diamant. Ibid. p. 21.

[4] Cette piece est estimable par sa beauté, et par la correction du dessein, dans un espace si petit que l'on a de la peine à y rien distinguer à l'œil nud, quelque bon qu'il soit, et que l'on est forcé d'avoir recours au Microscope pour pouvoir bien l'examiner. C'est ce qui me fait croire que l'Artiste y a employé le plus souvent la pointe de Diamant, surtout pour le visage et les cheveux; car il est plus facile d'y réussir de cette façon-là qu'au Touret. Ibid. p. 36.

[5] Siehe oben S. 665. Note 5.

[6] l. c. p. 330.

Gemmis gedacht und geſchrieben, als zehn ſolche Büchelchen, von dem Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittnen Steine, zuſammen geleſen haben.

Achtundzwanzigſter Brief.

Nachdem ich mich Chriſts angenommen, kann ich nicht umhin, auch für den Plinius ein Wort zu ſprechen.

Herr Klotz weiß ſich mit den Stellen des Plinius, wo er des Steinſchneidens erwähnt, nicht anders zu helfen, als daß er behauptet, Plinius ſey von dieſer Kunſt nicht unterrichtet geweſen, er habe aus Unwiſſenheit, wie die Steinſchneider in ihrer Kunſt verfahren, ſo und ſo geſchrieben.

„Freilich, fügt Hr. Klotz hinzu,[1] wird dieſe Kühnheit diejenigen beleidigen müſſen, welche in den alten Schriftſtellern keine Fehler finden wollen, und ehe ſie dieſe zugeben, lieber auf Unkoſten ihrer eigenen Ehre die ſeltſamſten Erklärungen und Vertheidigungen unternehmen. Aber unpartheiiſche Kunſtrichter, welche ſich überzeugt halten, daß man an jemand Fehler finden, und ſeine Einſichten und Verdienſte doch zugleich hochſchätzen könne, werden wider dieſe Muthmaßung deſto weniger aufgebracht werden, je mehr ſie Bewegungsgründe, ein ſolches Urtheil zu fällen, und Entſchuldigungen für den, welcher es ausſpricht, auch bei dem Plinius, deſſen große Gelehrſamkeit ſie übrigens mit Recht verehren, gefunden haben."

Geſchwätz, das nur abzielen kann, nähern Unterſuchungen vorzubeugen! Die alten Schriftſteller haben fehlen können; aber mich zu überzeugen, daß ſie wirklich gefehlt haben, dazu gehört mehr als die bloße Möglichkeit. Beſonders wenn der vermeinte Fehler Sachen betrifft, die ihnen alle Tage vor Augen geweſen. Bei der unzähligen Menge von Steinen, bei dem Ueberfluſſe an Künſtlern dieſer Art, die ſich bei den Römern, zu Folge jener Menge, finden müſſen: ſollte Plinius in der Unwiſſenheit von dem eigentlichen Verfahren derſelben geblieben ſeyn?

Aber wenn es ſeine eigenen Worte beweiſen? — Das ſagt Hr. Klotz, und ich läugne es. Urtheilen Sie, mein Freund —

Vor allen Dingen aber bilden Sie ſich wohl ein, daß Plinius nirgends von der Kunſt des Steinſchneidens ausdrücklich handeln wollen. Er gedenkt bloß, bei Gelegenheit der Steine, bei Gelegenheit der Mittel, ſie zu bewältigen, etwas von dieſer Kunſt; und man muß dergleichen Stellen ſorgfältig alle zuſammen nehmen, ehe man entſcheidet, ob er im Ganzen einen richtigen Begriff davon gehabt oder nicht. Und doch wäre es kein Wunder, wenn man dieſes auch alsdann noch nicht entſcheiden könnte, weil er, wie geſagt, nur gewandtsweiſe von der Sache ſpricht. Findet man indeß nur, daß er nicht augenſcheinliche Ungereimtheiten ſagt, ſo iſt es billig, daß wir das Beſte, nicht das Schlimmſte von ihm annehmen.

Nun zu den Stellen! — Ich fange bei der an, die den meiſten Streit veranlaßt.

Plinius redet von dem Diamante, von der außerordentlichen Härte deſſelben, von dem ſonderbaren Mittel über dieſe Härte dennoch zu ſiegen, und fügt hinzu:[2] cum feliciter rumpere contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut cerni vix possint. Expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes.

Dieſe Stelle, ſagt Hr. Klotz, habe Chriſten auf die lächerliche Meinung gebracht, daß die alten Steinſchneider nur mit der Diamantſpitze gearbeitet. Ich habe erwieſen, daß Chriſt dieſe lächerliche Meinung nicht gehabt hat. Chriſt ſchloß aus dieſer Stelle, daß die Alten mit der Diamantſpitze gearbeitet; aber keinesweges, daß ſie einzig und allein damit gearbeitet.

Doch Hr. Lippert behauptet, daß hier überhaupt von keiner Diamantſpitze die Rede ſey; ſondern von dem Diamantpulver, welches anſtatt des Smirgels an das Rad geſtrichen worden. Dieſes Rad werde vorne ein wenig ausgedreht, damit der Smirgel oder das Diamantpulver beſſer hafte, und daher das Wort includuntur.

Ich antworte Hr. Lipperten: wenn ſich auch ſchon das Wort includuntur ſo auslegen läßt, ſo braucht Plinius doch noch ein anderes, welches dieſer Erklärung durchaus widerſpricht. Plinius ſagt: cum feliciter rumpere contigit. Herr Lippert merke auf das feliciter. Dieſes zeigt auf eine glückliche Spaltung des Diamants, und paßt keinesweges auf ſeine eiſerne Büchſe, oder auf jede andere Weiſe der bloßen Zermalmung des Diamants in Pulver. Bei dieſer iſt weder ein feliciter noch infeliciter zu denken; wohl aber bei einer ſolchen Sprengung des Diamants, die eine gewiſſe Art von Splittern gewähren ſoll.

Auch Hr. Klotz iſt über dieſes feliciter hingehuſcht. Aber er hält ſich an das includuntur; und weil er nicht zugeben kann, daß ſich dieſes Wort von dem bloßen Beſtreichen verſtehen laſſe; was thut er? Er entſcheidet, daß Plinius von einer Sache geſprochen, die er nicht verſtanden.

Das iſt nun freilich der kürzeſte Weg, ſich aus den Schwierigkeiten, die man bei den alten Schriftſtellern findet, zu helfen.

Der ehrliche Künſtler wollte den Plinius retten; der ſtolze Gelehrte verweiſt ihn in die Schule, in die Werkſtätte, da erſt zu lernen, wovon er ſchreiben wollen.

Herr Klotz hat Recht: das includuntur, und noch weniger das feliciter erlaubt, die Stelle des Plinius vom Diamantpulver zu erklären. Aber folgt daraus, daß Plinius nicht gewußt, was er ſchreibe?

Sagt nicht Solinus das nämliche? Und Iſidorus? Und Marbodus? Hr. Klotz wird ſagen, das ſind Ausſchreiber des Plinius. Ich gebe es zu: aber auch Ausſchreiber hätten leicht ſo etwas beſſer wiſſen können, wenn Plinius wirklich ſo unwiſſend geweſen wäre, als er ihn machen will.

Und warum ſoll es, warum kann es denn nicht bei dem Verſtande bleiben, den die Worte des Plinius nach ihrer eigentlichen Bedeutung geben? Warum ſoll denn nun mit Gewalt alle Erwähnung der Diamantſpitze aus dieſer Stelle verdrängt werden?

Hr. Klotz giebt ja zu, daß die Steinſchneider die Diamantſpitze brauchen, und wenn es auch wahr wäre, daß ſie ſie nur dazu brauchten, wozu er ſagt; wenn es auch wahr wäre, daß die alten Künſtler gleichfalls ſie nicht weiter gebraucht hätten: würde ſie dem ungeachtet nicht verdienen, unter den Werkzeugen der Steinſchneider genannt zu werden?

Was will denn Plinius hier mehr, als ein ſolches Werkzeug nennen? Er ſpricht ja nicht von der Kunſt überhaupt; er ſagt ja nicht, daß dieſes Werkzeug das einzige ſey, welches die Kunſt brauche; er merkt ja nur an, daß gewiſſe glückliche Splitter von zerſchlagenen Diamanten von den Steinſchneidern ſehr geſucht würden, daß ſie ihnen ſehr zu Statten kämen, weil ſie allen harten Steinen damit abgewinnen könnten.

Wie geſagt, wenn die Diamantſpitze auch nur den Nutzen hätte, den ihr Hr. Klotz giebt, warum ſollte Plinius dieſen Nutzen nicht hier haben anmerken dürfen? Und hat ſie gar einen noch größern, den Natter ſelbſt, wie ich gezeigt habe, eingeſehen, ſo begreife ich vollends nicht, warum man Schwierigkeiten macht, ihn hier bei dem Plinius zu finden.

---

[1] S. 51.
[2] Libr. XXXVII. sect. 15.

Neunundzwanzigſter Brief.

Ich habe geſagt, Plinius erwähne in jener Stelle der Diamantſpitze als eines einzelnen Werkzeuges, nicht aber als des einzigen, denn in andern Stellen erwähnt er anderer Werkzeuge.

Wo er lehrt, wie falſche Edelſteine zu erkennen, kömmt er auf die verſchiedene Härte der wahren, und ſagt:[1] tanta differentia est, ut aliæ ferro scalpi non possint, aliæ non nisi retuso, verum omnes adamante. Plurimum vero in his terebrarum proficit fervor.

Dieſe Stelle hat Hr. Klotz ſelbſt angeführt; aber, wie es ſcheint, bloß, um den kindiſchen Fehler des Harduin aufzumutzen, welcher ſich einbildete, daß die bohrenden Inſtrumente der Steinſchneider erſt warm gemacht werden müßten. Hr. Klotz hat ſehr Recht, daß unter dem fervor der geſchwinde Umlauf des Rades zu verſtehen.

Alſo erkennt er doch hier das Rad? Alſo hat Plinius nicht behauptet, daß die alten Steinſchneider bloß mit der Diamantſpitze gearbeitet?

Und gleichwohl ſoll Plinius, wie Hr. Klotz ſagt, die Sache nur halb verſtanden haben?

Warum denn nur halb? Hier halb und dort halb; zwei Hälften machen ein Ganzes. Dort gedenkt Plinius der Diamantſpitze, hier des Rades; was will denn Hr. Klotz noch mehr?

Ich wollte wetten, daß es Hr. Klotz ſey, der die Sache nur halb verſtehe. Denn ſonſt hätte er es uns wohl mit klaren dürren Worten geſagt, worin ſich Plinius auch hier geirrt habe. „Auch hier,“ ſagt er, „vermißt man eine genaue und richtige Kenntniß der Steinſchneiderkunſt.“ Wie denn? warum denn? Mit der Sprache heraus, wenn man tadeln will.

Wenn ihm dieſe Stelle nicht richtig, nicht genau genug ſcheint, ſo kann es nur daher kommen, daß er gar nicht einſieht, was Plinius ſagen will, daß er nicht einmal die Ausdrücke des Plinius begreift. Beſonders muß er gar nicht wiſſen, was Plinius unter dem ſtumpfen Eiſen, ferro retuso, verſteht, welches über gewiſſe Edelſteine mehr Gewalt habe, als das ſcharfe Eiſen.

Denn wenn er es wüßte, würde er den Gebrauch des Rades in ihm nicht noch weit deutlicher geſehen haben, als in dem terebrarum fervor?

Ich bilde mir ein, den ganzen Vorrath der Werkzeuge der alten Steinſchneider in dieſer Stelle des Plinius zu finden. Ich glaube ſogar eine ganze Gattung darunter zu bemerken, von welcher die neuern Steinſchneider gar nichts wiſſen.

Doch ich will mich nicht verleiten laſſen, mit dieſer Meinung eher hervor zu treten, als bis ich ſie durch Verſuche beſtätigen kann.

Sie iſt genau mit einer eigenen Betrachtung über die Toreutik der Alten verbunden, von welcher ich glaube, daß wir Neuern ſie nur zur Hälfte ausüben, und daß es, um mich ſo auszudrücken, ein gewiſſes ἀντίγραφον von ihr geben könne, und wirklich gegeben habe, durch welches Dinge möglich zu machen, deren Bewirkung Salmaſius ihr ſchlechterdings abſpricht, und nur der Toreutik zuerkennen will.

Dreißigſter Brief.

Hr. Klotz erkannte in der vorigen Stelle des Plinius das Rad. Das Rad muß man auch in der Stelle vorausſetzen, wo Plinius von den verſchiedenen Sandarten handelt, durch deren Hülfe die Marmor- und Edelſteine geſägt und geſchnitten wurden. Denn was er von der Sägung des Marmors ſagt:[1] arena hoc fit, et ferro videtur fieri, serra in prætenui linea premente arenas, versandoque tractu ipso secante: das gilt ebenfalls von den Inſtrumenten des Rades.

Verſtehen wir uns auch über das Wort Rad? Bei der Beſchreibung, die Hr. Lippert davon macht, könnten wir Gefahr laufen, uns nicht zu verſtehen. Ich weiß nicht, warum Hr. Lippert, und die deutſchen Künſtler, denen er hierin ohne Zweifel folgt, das, was er auf der zweiunddreißigſten Seite ſeines Vorberichts, neben der Büchſe, uns vorgezeichnet hat, das Rad nennen. Es iſt, ſo viel ich ſehen kann, die Bouterolle: nicht alſo das Rad, ſondern nur eines von den Inſtrumenten, welche in das Rad geſetzt werden. Was ich das Rad nenne, ſcheint er das Schlegezeug zu nennen. Doch, das ſind Kleinigkeiten: wenn wir uns nur verſtehen.

Genug, ich begreife unter dem Rade alle und jede eiſerne oder kupferne Werkzeuge, welche nach Erforderniß der Wirkung, die ſie hervorbringen ſollen, in das Rad geſetzt, und von dem Rade herumgetrieben werden. Von dieſen Werkzeugen iſt es unſtreitig, daß ſie, eben wie die Marmorſäge, eigentlich ſelbſt nicht ſchneiden, ſondern nur zu ſchneiden ſcheinen, indem ſie den Smirgel, oder was man ſonſt für eine feinere Sandart dazu braucht, dem Steine einreiben: arena hoc fit, et ferro videtur fieri. Wie aber dieſes ohne Maſchine zu bewerkſtelligen geweſen, iſt nicht abzuſehen. Folglich muß man eine Maſchine, ein Rad überall vorausſetzen, wo von der Wirkung einer feinern Sandart auf Edelſteine die Rede iſt, und dieſe Wirkung nicht das bloße Poliren ſeyn ſoll.

Nun leſen Sie die Stelle des Plinius:[2] Signis e marmore poliendis, gemmisque etiam scalpendis atque limandis, Naxium diu placuit ante alia: ita vocantur cotes in Cypro insula genitæ. Vicere postea ex Armenia vectæ.

Naxium hieß alſo das Pulver, welches die alten Steinſchneider Anfangs anſtatt unſers Smirgels brauchten, und ward aus Cypriſchem Schleifſteine gemacht. In der Folge zog man das vor, welches aus Armeniſchem Schleifſteine verfertigt wurde.

Salmaſius macht über dieſe Stelle einen trefflichen Wirrwarr. Weil Plinius an einem andern Orte,[3] wo er die verſchiedenen Arten der Diamante erzählt, auch eines Cypriſchen Diamants gedenkt: ſo ſoll jener Cypriſche Diamant und dieſer Cypriſche Schleifſtein, aus welchem das Naxium gemacht wurde, nur eins ſeyn. Er meint, Plinius habe irgendwo den Cypriſchen Schleifſtein wegen ſeiner Härte adamas genannt gefunden, ſo wie ſelbſt das Eiſen aus eben der Urſache dieſen Namen führe. Dadurch ſey Plinius verleitet worden, dort unter die wirklichen Diamante zu rechnen, was er hier einen bloßen Schleifſtein nenne. Hæc tam varie, ſetzt er hinzu,[4] quia ex variis auctoribus sumpta. Auctori igitur vel judicium vel otium defuit componendi similia inter se, quæ apud diversos auctores invenerat, ac dissimilia secernendi. Kurz; Salmaſius will von keinem Cypriſchen Diamante wiſſen; ſein Solinus muß es dasmal beſſer verſtanden haben, als Plinius; was Plinius de insula Cypro meint, das ſoll de ære cyprio zu meinen ſeyn;[5] der Diamant, von dem Plinius ſagt, daß er in Cypern gefunden werde, muß der Diamant heißen, den man in Kupferminen finde; und was man den Cypriſchen Diamant genannt, das ſey nichts als der Cypriſche Schleifſtein. Ueber den ſonderbaren Mann! Wozu denn nun alle dieſe Verdrehungen? Kann denn nicht eben dieſelbe Inſel beides, Diamante und Schiefer, hervorbringen?

---

[1] Libr. XXXVII. sect. 76.

[1] Lib. XXXVI. sect. 9.

[2] Lib. XXXVI. sect. 10.

[3] Lib. XXXVII. sect. 15.

[4] Ad Solinum p. 1101. Edit. Paris.

[5] ibid. 1094.

Doch, warum will ich bloße Möglichkeiten gegen ihn anführen? Cypern hat wirklich Diamante, und noch jetzt ſind die Cypriſchen Diamante unter dem Namen der Diamante von Baffa bekannt.

Ich weiß wohl, daß die Kenner dieſe Diamante nicht ſo recht für echte wollen gelten laſſen. Aber eben dieſes macht es um ſo viel wahrſcheinlicher, daß Plinius die nämlichen gemeint habe. Denn auch die Cypriſchen Diamante des Plinius ſind ihm von der ſchlechteren Gattung, weder ſo hart noch ſo klar, als die Aethiopiſchen, Arabiſchen und Macedoniſchen.

Einunddreißigſter Brief.

Ich wollte in meinem Vorigen von dem Cypriſchen Schiefer ſprechen; (denn alle Schleif- und Probierſteine gehören unter die Schieferarten, und nur ihr beſonderer Gebrauch giebt ihnen den beſondern Namen:) und kam auf die Cypriſchen Diamante. Ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, den Salmaſius zu widerlegen. Merken Sie unſere Weiſe? Wir widerlegen immer die am liebſten, aus denen wir das meiſte lernen. Aus einem kleinen Stolze, meine ich, daß wir doch etwas beſſer wiſſen, als ſie. Oder meinen Sie, vielmehr aus Dankbarkeit, damit ſie wiederum etwas von uns lernen mögen? —

Mit dem Meurſius, der einen andern Fehler in der Stelle des Plinius findet, dürfte ich nicht ſo bald fertig werden. Er ſagt, das Naxium ſey nicht von Cypriſchen, ſondern von Cretiſchen Schiefern gemacht worden; Plinius habe Creta für Cypern ſchreiben wollen; denn nicht auf Cypern, ſondern auf Creta liege ein Naxus.[1] Und es iſt allerdings wahr, daß bei andern Schriftſtellern Naxiſcher Stein durch Schleifſtein aus Creta erklärt wird.[2]

Harduin hatte den Einfall, anzunehmen,[3] daß dieſer Naxiſche Schiefer zwar wirklich in Cypern gebrochen, aber in Naxus auf Creta vollends zurechte gemacht, und von da nach Rom gebracht worden, wodurch er ſeinen Beinamen erhalten.

Doch dieſer Einfall empfiehlt ſich durch nichts, als durch die Gutherzigkeit, auf ſeinen Schriftſteller durchaus keinen Fehler kommen zu laſſen. Ehe wir den Alten einen ſo unnöthigen Transport von Cypern nach Creta verurſachen, dächte ich doch, wir ließen den Plinius ſich lieber verſchrieben haben. Solche Fehler können die Menge im Plinius ſeyn, und ſind wirklich darin, obſchon gewiß die wenigſten von ihm ſelbſt herkommen mögen. Ganz anders iſt es mit Fehlern, wie ſie ihm Herr Klotz aufheften will: mit Fehlern einer unbegreiflichen Unwiſſenheit, der er ſo leicht hätte abhelfen können. Warum hätten die Cypriſchen Schiefer nicht gleich in Cypern in die Form der Schleifſteine gebracht, oder zum Gebrauche der Steinſchneider in Pulver verwandelt werden können? Warum hätte man ſie erſt deßwegen nach Naxus auf Creta bringen müſſen?

Endlich, was liegt daran, ob man den Naxiſchen Stein in Cypern oder in Creta gebrochen? Ich will ihn ja unſern Steinſchneidern eben ſo wenig als den Armeniſchen ſtatt des Smirgels empfehlen; ich habe eine ganz andere Abſicht, warum ich ſeiner gedenke.

Genug, es war ein pulveriſirter Schleifſtein, deſſen ſich die Alten zum Ausarbeiten ihrer Gemmen bedienten. Ein Schleifſtein, wiederhole ich, um meine Verwunderung damit zu verbinden, daß man den Alten einen ſo allgemeinen Gebrauch des Diamantpulvers, anſtatt des Naxium, anſtatt des Armeniſchen Schieferpulvers, andichten will.

Hr. Lippert wenigſtens ſcheint ſich wirklich überredet zu haben, daß das Diamantpulver den alten Steinſchneidern eben ſo gewöhnlich geweſen, als den unſrigen der Smirgel;[1] denn er entſchuldigt dieſe, wegen des Gebrauchs des letztern, durch die Seltenheit und Koſtbarkeit der Diamante; daher die wenigſten zum Gebrauche des Diamantpulvers angeführt werden könnten, und alſo, an den Smirgel einmal gewöhnt, wenn ſie mit jenem ſchneiden ſollten, oft zu viel von einem Orte wegnehmen würden, indem das Rad, mit Diamantpulver beſtrichen, weit geſchwinder und ſchärfer ſchneide, als mit Smirgel.

Ich bin gewiß, daß die Erſparung der Zeit, die Hr. Lippert den alten Künſtlern machen will,[2] ihnen ſo nicht zu Statten gekommen. Ihr Naxium kann, in Betrachtung der Natur des Schiefers, weder geſchwinder noch ſchärfer geſchnitten haben, als der Smirgel, wohl aber feiner; ſo daß es ihnen einen großen Theil der Polirung erſparte.

Kurz; wenn ich ſchon nicht behaupten wollte, daß die Alten das Diamantpulver überhaupt nicht gekannt und gebraucht, ſo darf ich doch kühnlich läugnen, daß ſie es zur Ausſchleifung geringerer Edelſteine angewendet haben. Denn Hr. Lippert mag von der jetzigen Koſtbarkeit der Diamante ſagen, was er will: ſo waren ſie bei den Alten doch noch ungleich koſtbarer, denn ſie waren ungleich ſeltener. Die Alten wußten von keinen Braſiliſchen Diamanten, die ſo neuerlich Europa überſchwemmt haben. Unſere Künſtler müßten den Aufwand, den das Diamantpulver erfordert, alſo weit eher machen können, als ihn die alten Künſtler machen konnten.

Und wer ſagt es denn, daß dieſe ihn gemacht? Plinius? wo denn? Da, wo er ausdrücklich des Mittelkörpers erwähnt, durch den die Inſtrumente des Rades in den Stein wirken, ſehen wir ja, daß er das Naxium, daß er das Armeniſche Schieferpulver nennt. Konnten die Künſtler ſeiner Zeit aber damit fertig werden, was für Grund hat man, ihnen noch den Gebrauch des Diamantpulvers zuzuſchreiben? Weil Plinius ihnen anderwärts denſelben zuſchreibt? Wo anderwärts? —

Zweiunddreißigſter Brief.

„Die Alten, ſagt Hr. Klotz[3], kannten die Kraft des Diamantſtaubes, die feinen Steine anzugreifen, und ſie bedienten ſich, welches unläugbar iſt, deſſelben.“

Welches unläugbar iſt! Warum wär es denn unläugbar? Weil es Hr. Klotz bei dem Goguet dafür ausgegeben fand? Und warum giebt es Goguet dafür aus?[4] „Weil es Plinius ausdrücklich ſagt; und weil, wenn Plinius auch nichts ſagte, die Meiſterſtücke der alten Steinſchneiderkunſt, welche wir noch vor Augen haben, es deutlich genug zeigen würden.“

---

[1] Cypri lib. II. cap. 5.

[2] Id. Cretæ lib. I. cap. 12.

[3] Ad Plinii l. c.

[1] Vorr. der Dakt. S. 34.

[2] Vorr. der Dakt. S. 33.

[3] S. 42.

[4] Il est constant que les Anciens ont parfaitement connu la propriété qu'a la poudre de Diamant pour mordre sur les pierres fines; ils en faisoient un grand usage, tant pour les graver, que pour les tailler. Pline le dit expressement, et quand il ne l'auroit pas dit, les chef-d'œuvres que les Anciens ont produits en ce genre, et que nous avons encore sous les yeux, le feroient assez connoitre.

Aber dieſe Meiſterſtücke können das nicht zeigen: denn niemand läugnet, daß ſie nicht auch mit Hülfe des Smirgels, des Nariums, des Armeniſchen Schieferpulvers, oder eines jeden andern aus einem orientaliſchen Steine verfertigten Nagemittels (Mordant) eben ſo gut, obſchon nicht eben ſo geſchwind, hätten gearbeitet werden können.

Alles beruht folglich auf dem Zeugniſſe des Plinius; in welcher Abſicht ſich Goguet auf zwei Stellen deſſelben beruft.

Die erſte iſt die nämliche, welche ich in dem acht und zwanzigſten Briefe bereits unterſucht habe, und die von parvis crustis eines glücklich zerſchlagnen Diamants redet, deren ſich die Steinſchneider bedienten. Allein, ich habe eben da erwieſen, daß unter dieſen crustis kein Staub, kein Pulver verſtanden werden kann, ſondern ſpitze ſchneidende Splitter zu verſtehen ſind, welche gefaßt werden können.

Die andere Stelle beweiſet noch weniger, wo es nur überhaupt heißt, daß ſich alle feine Steine ohne Unterſchied mit dem Diamante graben ließen: verum omnes adamante scalpi possunt.[1] Denn können hier nicht eben ſo wohl jene parvæ crustæ des Diamants, jene kleine ſchneidende Splitter verſtanden werden, als Diamantſtaub?

Beſonders muß Hr. Klotz auf den Beweis, der in der erſteren Stelle liegen ſoll, gänzlich Verzicht thun, indem er ſelbſt bekennt, daß das Wort includuntur nicht erlaube, etwas zu verſtehen, welches dem Werkzeuge des Rades bloß angeſtrichen werde. Findet er nun aber da kein Diamantpulver, ſondern Diamantſplitter, von welchen es ſich Plinius bloß habe weiß machen laſſen, daß man ſie zum Steinſchneiden brauche; wo findet er es denn?

Er wird es nirgends finden; und ich biete ihm Trotz, mir bei Griechen oder Römern ſonſt eine Stelle zu zeigen, die zu dieſem Behufe angeführt werden könnte.

Und nun laſſen Sie mich es gerade herausſagen: ich glaube, die Alten haben das Diamantpulver ganz und gar nicht gekannt.

Denn nicht genug, daß die zwei einzigen Stellen, wo man deſſen Erwähnung finden wollen, ſeiner nicht erwähnen; daß dieſe Stellen nicht von dem Diamantpulver, ſondern von Diamantſplittern reden: ich getraue mir, die eine ſogar zu einem klaren Beweiſe gegen das Diamantpulver zu machen.

Plinius ſagt: Adamas, cum feliciter rumpi contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut cerni vix possint. Expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes. Ich habe ſchon angemerkt, daß man auf das feliciter hier ſehr ſchlecht geachtet. Man hat es ſo verſtanden, als ob es zu contigit gehöre, als ob Plinius damit ſagen wollen, „wenn es ſich glücklicher Weiſe trifft, daß man den Diamant zerſchlägt.“ So hat es auch Goguet verſtanden, wenn er es als einen Beweis nimmt, qu'on regardoit comme un heureux hazard de pouvoir le rompre. Aber das iſt falſch, das kann Plinius nicht haben ſagen wollen, denn es war kein bloßer glücklicher Zufall mehr, wenn ſich der Diamant in Stücken ſchlagen ließ; man wußte, nach dem Plinius, ein ſicheres Mittel, daß er in Stücken ſpringen mußte, ob ſchon mit Mühe, aber doch ganz unvermeidlich: hircino sanguine, eoque recenti calidoque, macerata. Folglich gehört das feliciter zu rumpere, und Plinius wollte ſagen: „wenn es ſich trifft, daß er glücklich ſpringt,“ nämlich daß er in ſolche kleine ſchneidende Splitter ſpringt, wie ſie die Steinſchneider ſuchen, und brauchen können. Es war kein Glück, daß er unter dem Hammer zerſprang; es war ein Glück, wenn er ſo und ſo zerſprang.

Iſt aber das: nun ſo iſt es auch klar, daß die Alten den Diamant nicht zu ſchleifen verſtanden haben, daß ſie nicht gewußt haben, der Diamant laſſe ſich durch ſeinen eigenen Staub ſchleifen. Denn hätten ſie das gewußt, ſo hätte der Diamant mögen ſpringen, wie er gewollt hätte; die Splitter hätten mögen von einer Art ſeyn, von welcher es ſey: ſie hätten ihnen immer nachhelfen, ſie hätten ihnen immer durch das Schleifen die Spitze, die Schneide ertheilen können, welche der Künſtler daran ſuchte. Aber das konnten ſie nicht; und nur weil ſie es nicht konnten, mußten ſie es bloß auf einen glücklichen Zufall ankommen laſſen, dergleichen Splitter zu erlangen.

Ich bin verſichert, Goguet, wenn er noch lebte, würde dieſer meiner Auslegung am erſten beitreten. Denn nur durch ſie fällt ein Einwurf wider ſeine Meinung, daß die Kunſt, die Diamante zu ſchleifen und zu brillantiren, dem Alterthume gänzlich unbekannt geweſen ſey, weg, den er zwar ſelbſt berühret, auf den er aber nur ſehr obenhin antwortet. Wenn nämlich die Alten das Diamantpulver gekannt und gebraucht haben, wie Goguet zugeſtehen zu müſſen glaubt: wie kam es, daß ſie es nicht an dem Diamante ſelbſt verſuchten? „Dieſes ſcheint,“ antwortet Goguet, „allerdings ſchwer zu begreifen; gleichwohl iſt es nun nicht anders. Auch finden ſich mehr ſolche Beiſpiele von Schranken, die ſich der menſchliche Geiſt gleichſam ſelbſt zu ſetzen pflegt. Auf einmal bleibt er ſtehen, wenn er eben dem Ziele am nächſten gekommen, und ihm noch kaum ein Schritt fehlt, um es völlig zu erreichen.“

Es iſt wahr, dieſe wunderbare Erfahrung hat man. Gleichwohl möchte ich mich doch ſo ſelten als möglich darauf berufen; eben weil ſie ſo wunderbar iſt. Wenn wir ohne ſie fertig werden können, deſto beſſer. Und hier können wir es: die Alten verſäumten das Diamantpulver an dem Diamante ſelbſt zu verſuchen, weil ſie überhaupt das Diamantpulver nicht brauchten, nicht kannten.

Dreiunddreißigſter Brief.

Wenn ich geſagt, daß die alten Künſtler das Diamantpulver wohl nicht gebraucht haben dürften, weil die Diamante vor Alters noch weit ſeltner, weit koſtbarer geweſen, als ſie jetziger Zeit ſind: ſo würde man dieſen Grund freilich um ſo viel mehr auch gegen die Diamantſplitter anwenden können. Wie viele Diamante hätten ſie oft zerſchlagen müſſen, ehe ſich einer, wie ſie ihn brauchten, fand!

Plinius ſcheint ihre Seltenheit durch das expetuntur a scalptoribus ſelbſt anzudeuten. Sie waren ſo gemein nicht, daß ſie jeder Artiſt leicht haben konnte. Vielleicht, daß manche ſich ohne ſie behelfen mußten.

Aber was thaten dieſe? Mußten ſie folglich alles durch das Rad vollführen? Nach dem Plinius nicht. In Ermangelung des Diamants fand ſich ein anderer Stein, deſſen Splitter das nämliche verrichteten. Er ſagt von dem Oſtracitis:[1] duriori tanta inest vis, ut aliæ gemmæ scalpantur fragmentis ejus.

Ich getraue mir nicht zu ſagen, was dieſes für ein Stein geweſen, wie er jetzt heiße, wo er zu finden; aber wird deßwegen das Vorgeben des Plinius ungewiß, oder gar falſch?

Was er dort crustas nannte, nennt er hier fragmenta; und dieſes Wort kann eben ſo wenig als jenes, Pulver von genanntem Steine bedeuten. Das Nämliche alſo, mit ſo ähnlichen Worten, von zwei verſchiedenen aber zu einerlei Zwecke dienlichen Dingen behauptet, zeigt, daß Plinius ſeiner Sache hierin ſehr gewiß geweſen.

---

[1] Lib. XXXVII. sect. 76.

[1] Lib. XXXVII. sect. 65.

Er hat ſich in das Mechaniſche ſeiner einzigen Kunſt tiefer eingelaſſen; und, alles zuſammen genommen, kann ich behaupten, daß er von der Steinſchneiderkunſt, die er am wenigſten ſoll verſtanden haben, gerade die meiſten und poſitivſten Data angegeben hat. Er gedenkt der verſchiedenen Inſtrumente, nach Verſchiedenheit der Härte der Steine; er gedenkt des Rades; er gedenkt der Diamantſpitze; er gedenkt anderer ſcharfen Steinſplitter, welche bei gewiſſen Steinen die Stelle der Diamantſpitze vertreten können; er gedenkt verſchiedener Arten des Smirgels, um Smirgel hier für die allgemeine Benennung des Mittelkörpers bei dem Ausſchleifen zu brauchen.

Was hat ein Mann mehr ſagen können, der von dieſer Kunſt nicht ausdrücklich handeln wollen; der nur beiläufig ihrer erwähnt, indem er auf die Materialien kömmt, deren ſie ſich bedient?

Und dennoch ſoll er nur halbe Kenntniß davon gehabt haben? Das glaube Herr Klotzen wer da will; mich hat er zu ſcheu gemacht, ihm irgend etwas auf ſein bloßes Wort zu glauben. —

Von ungefähr ſehe ich eben jetzt ein Wort bei ihm genauer an, von dem ich in einem meiner Vorigen anmerkte, daß er es unrecht ſchreibe. Ich ſagte, er ſchreibe Agat, anſtatt Achat, nach dem Franzoſen oder Engländer, welcher ſeine Urſachen habe, das ch in ein g zu verwandeln. Aber nein; er ſchreibt nicht bloß Agat, ſondern gar Agath. Bewundern Sie den gelehrten Mann, dem eben ſeine Kenntniß der griechiſchen Sprache ſo vortrefflich zu Statten kam! Als er bei dem Mariette, oder wer weiß wo, **Agate** las: ſo fiel ihm zwar nicht ein, welche Veränderung der Franzoſe mit ch mache; aber es fiel ihm ein, daß er oft das th in ein bloßes t verwandele, und dieſes brachte ihn auf das Wörtlein ἀγαθος. Von dieſem Wörtlein alſo leitete er die Benennung des Steins ab, und ſchrieb Agath, mit Vorbehaltung, ohne Zweifel, dieſe Ableitung einmal gegen den Theophraſt und Plinius weitläuftig zu erhärten. Wenn dieſes iſt: ſo will ich dem Herrn Klotz allenfalls einen Vorgänger nennen, den Andreas Baccius nämlich, welcher, wie ich vermuthe, auf eben dieſe Weiſe ſeine Kenntniß der griechiſchen Sprache zeigen wollte. Lapis Achates; verſichert er, sic dictus fuit, quasi sociabilis et gratiosissimus. Aber doch wollte er es nicht wagen, anſtatt **Achates**, **Agathes** zu ſchreiben, und dieſe wichtige Neuerung war dem Herrn Klotz allein vorbehalten.

Vierunddreißigſter Brief.

Sie fragen, worauf ich mich in einem meiner Vorigen gegründet, wenn ich von Nattern geſagt, daß er mit ſeinen Inſtrumenten und Handgriffen geheim geweſen?

Nicht bloß auf das Werkzeug Parallellinien zu ſchneiden, das er zwar dem Herrn Guay mittheilte, aber dem ungeachtet in ſeinem Werke weder mit ſtechen ließ, noch ſonſt beſchrieb, weil es in Frankreich und Italien noch nicht bekannt ſey.

Nicht bloß darauf: ſondern noch auf einen ganz andern Umſtand. Aber gedulden Sie ſich. Hr. Klotz hat uns Natters Leben verſprochen. Wenn es wirklich das Leben des Künſtlers wird; wenn es keine bloße Zuſammenkoppelung typiſcher und chroniſcher Kleinigkeiten, kein kahles Verzeichniß ſeiner hinterlaſſenen Werke wird: ſo wird Hr. Klotz dieſen Umſtand nicht bloß berühren, er wird ſich weitläuftig darüber auslaſſen. Da werden wir ſehen, wie bekannt er in den Werkſtätten iſt; wie offenherzig die Künſtler gegen ihn geweſen!

Und Natter hatte nicht bloß ſeine Geheimniſſe. Natter war überzeugt, daß auch die Alten die ihrigen gehabt hatten. — Geben Sie Acht, wie viel Wichtiges und Neues uns Hr. Klotz von beiden dieſen Punkten ſagen wird! —

Zweiter Theil.

1769.

Fünfunddreißigſter Brief.

Ich darf es wiederholen: „Was gegen meine Deutung des ſogenannten Borgheſiſchen Fechters zur Zeit noch erinnert worden, iſt nicht von der geringſten Erheblichkeit.“

Was beſonders Herr Klotz dagegen eingewendet hat, könnte nicht kahler ſeyn. Ich ſchlug vor, die Worte des Nepos, obnixo genu scuto, nicht zuſammen zu leſen, ſie nicht zu überſetzen mit gegen das Knie geſtemmtem Schilde; ſondern nach genu ein Komma zu machen, und obnixo genu beſonders, und scuto beſonders zu leſen. Hierwider ſagt Herr Klotz, ich weiß ſelbſt nicht was. Er räumt mir ein, daß man obniti in dem Sinne finde, in welchem ich ſage, daß es hier gebraucht ſei, und räumt es auch wieder nicht ein. Er führt ſelbſt noch eine Stelle aus dem Livius an, die ich hätte brauchen können, und doch ſoll mir auch die nicht zu Statten kommen. Er geſteht zwar, daß man ſagen könne: obnixo pectore, obnixa fronte, ohne Zufügung der Sache, gegen welche ſich die Bruſt oder die Stirne ſtemmt; aber er verſichert, daß man nicht ſagen könne, obnixo genu. Warum nicht? Die Urſache behält er für ſich: ich muß mich mit einem pro autoritate geſprochenen alia ratio est, mit einem insolens dicendi ratio begnügen.

Sie meinen, daß Herr Klotz, wenn es auf die Latinität ankömmt, auch ſchon eher das Recht hat, ein Wort pro autoritate zu ſprechen, als ich. Das mag ſeyn! Aber ich kann mich allenfalls auf Männer berufen, die auch ihr Bischen Latein verſtanden haben. Denn ich bin nicht der erſte, der obnixo genu von scuto trennt. Unter andern muß es auch Stewechius ſo zu trennen für gut befunden haben. Er ſchreibt in ſeinem Commentar über den Vegetius:[1] Chabrias, Atheniensium dux rei bellicae peritissimus, quo phalangis impetum sustineret, jussit suos in acie subsistere, docuitque obnixo genu, scuto, projectaque hasta, phalangem expectare et excipere.

Aber Herr Klotz weiß nicht, was obnixo genu heißen ſoll. Er fragt: quid vero est obnixo genu? an idem quod obnixo gradu? hunc certe sensum locus postulat. In Wahrheit, wenn das ſo recht gefragt iſt, ſo muß ſich das gute Latein zuweilen von dem geſunden

---

[1] Ad Cap. 16. Lib. II.

Menſchenverſtande ſehr weit entfernen. Denn obniti zeigt unſtreitig eine Gegenwirkung an; das Beſtreben eines Körpers, ſich nicht aus dem Raume drängen zu laſſen, den er einmal einnimmt. Es kömmt alſo mehr dem Körper ſelbſt, als einer Veränderlichkeit deſſelben zu; und man würde berechtigt ſeyn, gerade umgekehrt zu fragen: quid vero est obnixo gradu? an idem quod obnixo genu? Denn ſicherlich iſt es der Fuß, und nicht der Schritt oder Tritt des Fußes, welcher entgegen geſtemmt wird. Ich habe keine Autoren mit Erythräiſchen Regiſtern zur Hand: aber dem ungeachtet wollte ich wohl wetten, daß Herr Klotz keine Parallelſtelle für obnixo gradu finden dürfte. Denn gradus stabilis, gradus certus iſt das noch lange nicht.

Auch die Handſchriften des Nepos glaubt er gegen mich anziehen zu können. Wenn genu, ſagt er, getrennt werden ſollte, ſo müßte das folgende projecta hasta nothwendig eine Verbindungspartikel, ein et oder ein que haben; die meiſten Handſchriften aber leſen es ohne Verbindungspartikel: folglich u. ſ. w. — Die meiſten! Hat ſie Herr Klotz gezählt? Es ſey: aber die meiſten ſind doch nicht alle. Und wenn es auch nur eine einzige wäre, welche projectaque hasta hätte, ſo wäre auch dieſe einzige für mich ſchon genug. Wie viele richtige Lesarten gründen ſich bloß und allein auf eine einzige Handſchrift; und welcher Criticus in der Welt hat die Güte einer Lesart nach der Menge der Handſchriften beſtimmen wollen, in welchen ſie ſich befindet?

Endlich merkt Herr Klotz noch an, daß die rechte Hand an dem Fechter neu ſey, und folglich überhaupt nichts gewiſſes von ihm geſagt werden könne. Wenn es nur die Hand wäre, ſo würde es nicht viel zu bedeuten haben; die Richtung des übrigen Armes, die Lage der Muskeln und Nerven deſſelben würde deutlich genug zeigen, ob die angeſetzte Hand anders ſeyn könnte, oder nicht. Aber Winkelmann ſagt gar: der Arm. Und das wäre freilich ſchon mehr. Doch auch ſo iſt aus der Lage des Achſelbeines, und aus der ganzen Ponderation des Körpers für den fehlenden Arm noch immer genug zu ſchließen.

Aber leſen Sie, bitte ich, den ganzen Ort bei dem Herrn Klotz ſelbſt.[1] Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn Sie mir mehr Bündiges darin zeigen können, als ich gefunden habe!

Sechsunddreißigſter Brief.

Aber ich habe ja den Borgheſiſchen Fechter mit dem Miles Veles zu Florenz verwechſelt? Das iſt doch wohl Einwurfs gegen meine Deutung genug? Und ſehen Sie: Herr Klotz ſelbſt verſichert, dieſe Anmerkung gegen mich gemacht zu haben, noch ehe er ſie in den Göttingiſchen Anzeigen gefunden.[2]

Ei, über den ſcharfſichtigen Mann! Ja, ja, was deſſen Falkenaugen entgehen ſoll! — Und er hat mich bloß mit dem Vorwurfe dieſes Fehlers verſchont, weil er aus Freundſchaft überhaupt keine Fehler in meinen Schriften rügen wollen. Nur jetzt erſt, da ich dieſe Freundſchaft nicht erwiedern will, ſondern mich unterſtanden habe, Fehler in ſeinen Schriften zu rügen, kömmt er gleichfalls damit angezogen.

Jämmerlich! — Denn was wird Herr Klotz nun ſagen, wenn er hört, daß der Götting'ſche Gelehrte ſeinen Vorwurf zurücknimmt, und bekennt, daß er weiter nichts damit ſagen wollen, als daß meine Deutung noch eher auf den Miles Veles zu Florenz, als auf den Fechter in der Villa Borgheſe paſſen dürfte? Wird Herr Klotz ſagen, daß er das auch gemeint habe? Oder wird er gar nichts ſagen? Ich denke wohl, er wird gar nichts ſagen, er wird ſich ganz in der Stille ſchämen. — Schämen? Auch das wird er nicht!

Alle dem ungeachtet aber bin ich bei weitem nicht mehr ſo überzeugt, daß der Borgheſiſche Fechter Chabrias iſt, als ich es in meinem Laokoon geweſen zu ſeyn ſcheine. Ein Tag lehrt den andern. Laokoon war kaum gedruckt, als ich auf einen Umſtand gerieth, der mich in dem Vergnügen über meine vermeinte Entdeckung ſehr ſtörte.

Zudem fand ich mich von Hrn. Winkelmann ſelbſt gewiſſermaßen irre gemacht. Denn es hat ſich in die Beſchreibung, welche er uns von dem Borgheſiſchen Fechter giebt, ein Fehler eingeſchlichen, der ganz ſonderbar iſt. Herr Winkelmann ſagt:[1] „die ganze Figur iſt vorwärts geworfen, und ruhet auf dem linken Schenkel, und das rechte Bein iſt hinterwärts auf das äußerſte ausgeſtreckt.“ Das aber iſt nicht ſo: die Figur ruhet auf dem rechten Schenkel, und das linke Bein iſt hinterwärts ausgeſtreckt.

Vielleicht mochte dasjenige Kupfer, welches mir aus denen, die ich vor mir gehabt hatte, am lebhafteſten in der Einbildung geblieben war, nach einem nicht umgezeichneten Bilde gemacht ſeyn. Es war durch den Abdruck links geworden, und beſtärkte folglich die Idee, die ich in der Winkelmann'ſchen Beſchreibung fand. Ohne Zweifel mag auch ein dergleichen Kupfer den Fehler des Hern Winkelmann ſelbſt veranlaßt haben. Wahr iſt's, der erſte Blick, den ich auch in einem ſolchen Kupfer auf die Figur im Ganzen geworfen hätte, würde mich von dieſem Fehler haben überzeugen können. Denn derjenige Arm, welcher das Schild trägt, muß der linke ſeyn, wenn er auch ſchon im Kupfer als der rechte erſcheint; und der Fuß, dieſem Arme gegenüber, muß der rechte ſeyn, wenn er ſchon in dem Kupfer der linke iſt. Aber ich muß nur immer auf dieſen allein mein Augenmerk gerichtet haben. Genug, ich bin mißgeleitet worden, und habe mich allzu ſicher mißleiten laſſen.

Doch kömmt denn ſo viel darauf an, ob es der rechte oder linke Fuß iſt, welcher ausfällt? Allerdings. Vegetius ſagt:[2] Sciendum præterea, cum missilibus agitur, sinistros pedes inante milites habere debere: ita enim vibrandis spiculis vehementior ictus est. Sed cum ad pila, ut appellant, venitur, et manu ad manum gladiis pugnatur, tunc dextros pedes inante milites habere debent: ut et latera eorum subducantur ab hostibus, ne possint vulnus accipere, et proximior dextra sit, quæ plagam possit inferre. So will es die Natur. Andere Bewegungen, andere Aeußerungen der Kraft verlangen den rechten, andere verlangen den linken Fuß des Körpers voraus. Bei dem Wurfe muß der linke vor ſtehen; deßgleichen wenn der Soldat mit gefälltem Spieße den anrückenden Feind erwarten ſoll. Denn der rechte Arm und der rechte

---

[1] Acta Litt. Vol. III. pt. 3. p. 313. Neque de hac re me sibi assentientem habet V. cl. Primum non nego τὸ obnixus hoc sensu occurrere, et potuisset Auctor locum Livii laudare (L. VI. 12. 8) „ne procurri quidem ab acie velim, sed obnixos vos stabili gradu impetum hostium excipere.“ (Ich danke für die gelehrte Nachweiſung! Eben ſehe ich, daß ich ſie auch von dem e[illegible]gen Faber hätte bekommen können, wenn es mir, wie Herrn Klotz, eingefallen wäre, ihn zu Rathe zu ziehen.) Sed insolens est dicendi ratio, obnixo genu, non addito nomine rei cui obnititur. Alia ratio est exemplorum, ubi pectus et frons obniti dicitur. Quid vero est obnixo genu? an idem, quod obnixo gradu? Hunc certe sensum locus postulat. Porro plerorumque codicum lectio Viro cl. adversatur. Nam in iis legitur obnixoque genu scuto projectaque hasta i. e. h. d. Verbum que non posset deesse, si τὸ scuto conjungi deberet cum τῷ hasta. Denique dextra manus statuæ, quæ projectam hastam tenet, ab artifice recentiore addita est. Inde nihil certi de hac statua dici potest.

[2] Hamburger Correſp. Nummer 154 d. v. J. (23. Sept. 1766.)

[1] Geſchichte der Kunſt S. 395.

[2] De re milit. lib. 1 [illegible] 20.

Fuß müſſen nachſtoßen und nachtreten können. Der Hieb hingegen, und jeder Stoß in der Nähe, will den rechten Fuß voraus haben, um dem Feinde die wenigſte Blöße zu geben, und ihm mit der Hand, welche den Hieb oder Stoß führt, ſo nahe zu ſeyn als möglich.

Folglich, wenn ich mir den Borgheſiſchen Fechter mit vorliegendem linken Schenkel, den rechten Fuß rückwärts geſtreckt, dachte: ſo konnte es gar wohl die Lage ſeyn, welche Chabrias ſeine Soldaten, nach dem Nepos, nehmen ließ. Denn ſie ſollten in einer feſten Stellung, hinter ihren Schilden, mit geſenkten Lanzen, die anrückenden Spartaner erwarten; die Schildſeite und der Fuß dieſer Seite mußte alſo vorſtehen; der Körper mußte auf dieſem Fuße ruhen, damit ſich der rechte Fuß heben, und der rechte Arm mit aller Kraft nachſtoßen könne.

Hätte ich mir hingegen den rechten Schenkel des Fechters vorgeworfen, und den ganzen Körper auf dieſem ruhend, lebhaft genug gedacht, ſo glaube ich nicht, — wenigſtens glaube ich es jetzt nicht, — daß mir die Lage des Chabrias ſo leicht dabei würde eingefallen ſeyn. Der vorliegende rechte Schenkel zeigt unwiderſprechlich, daß die Figur im Handgemenge begriffen iſt, daß ſie einem nahen Feinde einen Hieb verſetzen, nicht aber einen anrückenden von ſich abhalten will.“

Sehen Sie, mein Freund, das hätte Herr Klotz gegen meine Deutung einwenden können, einwenden ſollen, und ſo würde es noch geſchienen haben, als ob er der Mann wäre, der ſich über dergleichen Dinge zu urtheilen anmaßen darf.

Und gleichwohl iſt auch dieſes der Umſtand nicht, von dem ich bekenne, daß er ſchlechterdings meine Muthmaßung mit eins vernichtet. Gegen dieſen wüßte ich vielleicht noch Ausflüchte, aber nicht gegen den andern.

Siebenunddreißigſter Brief.

Sie ſollen ihn bald erfahren, den einzigen Umſtand, gegen den ich es umſonſt verſucht habe, mich in dem ſüßen Traume von einer glücklichen Entdeckung zu erhalten. Denn eben hat ihn ein Gelehrter berührt.

Und zwar eben derſelbe Gelehrte, um deſſen nähere Erklärung über den Vorwurf der Verwechslung des Borgheſiſchen Fechters mit dem Miles Veles zu Florenz ich mir in dem dreizehnten dieſer Briefe die Freiheit nahm, zu bitten.

Er hat die Güte gehabt, mir ſie zu ertheilen. Leſen Sie beiliegendes Blatt.[1]

„Herr Leſſing iſt mit dem Recenſenten der Winkelmann'ſchen Monumenti inediti in unſern Anzeigen unzufrieden, daß er ihm Schuld giebt, als habe er den Borgheſiſchen Fechter mit dem ſogenannten Miles Veles im Muſeum Florentinum verwechſelt. Herr Leſſing hat Recht; der Recenſent hätte allerdings dieſes wenigſtens durch ein es ſcheinet ausdrücken ſollen. Herr Leſſing lehnt auch wirklich einen ſolchen Verdacht auf eine nachdrückliche Weiſe von ſich ab. Hierzu kömmt in der That noch dieſes, daß der Miles Veles den Schild eben ſo wenig vor ſich an das Knie geſtemmt hält, und daß alſo das obnixo genu scuto eben ſo wenig ſtatt findet, obgleich ſonſt die Stellung eines Kriegers, der ſeinen Feind erwartet, und inſonderheit das gebogene Knie, auf die beſchriebene Stellung des Chabrias eher zu paſſen ſchien; in ſo fern man annehmen kann, daß des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angeſetzt, ein Knie gebogen und daran geſtemmt, und auf dieſe Weiſe ihre Kraft verdoppelt haben. Eben dieſe Vorſtellung hatte dem Recenſenten Anlaß zu jener Vermuthung gegeben, welche freilich Herr Leſſing mit Grund von ſich abweiſet, und abweiſen kann. Jene Stellung läßt ſich vielleicht auch eben ſo gut und noch beſſer im Stehen denken, ſo daß der Soldat das Knie an den Schild anſchließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerſtehen.“

Das iſt alles, was ich verlangen, das iſt alles, was ich von einem rechtſchaffenen Manne erwarten konnte. Er, dem es bloß um die Aufklärung der Wahrheit zu thun iſt, kann wohl dann und wann ein Wort für das andere, eine Wendung für die andere ergreifen; aber ſobald er ſieht, daß dieſes unrechte Wort, daß dieſe unrechte Wendung einen Eindruck machen, den ſie nicht machen ſollen, daß kleine hämiſche Kläffer dahinter her bellen, und die unwiſſende Schadenfreude den Wurf, der ihm entfuhr, für abgezielt ausſchreit: ſo ſteht er keinen Augenblick an, das Mißverſtändniß zu heben, die Sache mag noch ſo geringſchätzig ſcheinen.

Was wäre es denn nun, zwei Statuen verwechſelt zu haben? — Freilich wäre es für die Welt weniger als nichts, aber für den, der ſich einer ſolchen Nachläſſigkeit ſchuldig machen könnte, und gleichwohl von dergleichen Dingen ſchreiben wollte, wäre es viel. Das Quid pro quo wäre zu grob, um das Zutrauen ſeiner Leſer nicht dadurch zu verſcherzen.

Ich will mich erklären, in wie fern ich auf dieſes Zutrauen ſehr eiferſüchtig bin. Niemanden würde ich lächerlicher vorkommen, als mir ſelbſt, wenn ich auch von dem aller eingeſchränkteſten unfähigſten Kopfe verlangen könnte, ein Urtheil, eine Meinung blindlings bloß darum anzunehmen, weil es mein Urtheil, weil es meine Meinung iſt. Und wie könnte ich ſo ein verächtliches Zutrauen fordern, da ich es ſelbſt gegen keinen Menſchen in der Welt habe? Es iſt ein weit anſtändigeres, worauf ich Anſpruch mache. Nämlich: ſo oft ich für meine Meinung, für mein Urtheil Zeugniſſe und Facta anziehe, wollte ich gern, daß niemand Grund zu haben glaubte, zu zweifeln, ob ich dieſe Zeugniſſe auch wohl ſelbſt möchte nachgeſehen, ob ich dieſe Facta auch wohl aus ihren eigentlichen Quellen möchte geſchöpft haben. Ich verlange nicht, mit dem Kaufmanne zu reden, für einen reichen Mann geachtet zu werden, aber ich verlange, daß man die Tratten, die ich gebe, für aufrichtig und ſicher halte. Die Sachen, welche zum Grunde liegen, müſſen ſo viel möglich ihre Richtigkeit haben; aber, ob auch die Schlüſſe, die ich daraus ziehe? da traue mir niemand; da ſehe jeder ſelbſt zu.

Sonach: wenn man den Borgheſiſchen Fechter, den ich für den Chabrias halte, nicht dafür erkennen will: was kann ich dawider haben? Und wenn man mich wirklich überführt, daß er es nicht ſeyn könne, was kann ich anders als dem danken, der mir dieſen Irrthum benommen, und verhindert hat, daß nicht auch andere darein verfallen? Aber wenn man ſagt, der Borgheſiſche Fechter, den ich zum Chabrias machen wolle, ſey nicht der Borgheſiſche Fechter: ſo iſt das ganz ein anderes. Dort habe ich mich geirrt, indem ich die Wahrheit ſuchte; und hier hätte ich als ein Geck in die Luft geſprochen. Das möchte ich nicht gern!

Doch, wie geſagt, es iſt nicht geſchehen; der Götting'ſche Gelehrte hat auch gar nicht ſagen wollen, daß es geſchehen ſey; nur Hr. Klotz hat unſtreitig aus eigener Erfahrung einen ſolchen Plunder für möglich halten können; jener würdigere Widerſacher hat bloß ſagen wollen, daß meine Deutung beſſer auf eine andere Statue, als auf die, von der ich rede, paſſen dürfte.

Doch auch hierauf, wie Sie werden bemerkt haben, ſcheint er nicht beſtehen zu wollen. Denn auf der einen Seite erklärt er ſich, daß die Stellung des Miles Veles gleichfalls nicht vollkommen der Beſchreibung des Nepos entſpreche, indem das obnixo genu scuto, nach der gemeinen Auslegung, eben ſo wenig von ihm, als von dem Borgheſiſchen Fechter gelte, und auf der andern räumt er ein, daß der ſtehende Stand des Borgheſiſchen Fechters ſich mit den Worten des Nepos eben ſo wohl zuſammen räumen laſſe, als der knieende des Miles Veies. Er hält ſich auch in der Folge lediglich an meine Deutung ſelbſt, und zeigt bloß umſtändlicher und genauer, warum dieſe nicht Statt haben könne, ohne ſie weiter ſeiner Florentiniſchen Statue zueignen zu wollen. Denn leſen Sie nur:

---

[1] Goettingiſche Anzeigen St. 130. S. 1056 vorigen Jahres.

„Nun bleiben aber doch gegen die andere von Herrn Leſſing vorgebrachte Meinung, daß der Borgheſiſche Fechter den Chabrias vorſtellen ſolle, folgende Schwierigkeiten übrig, welche der Recenſent damals freilich nicht beibringen konnte. Nepos beſchreibt die Stellung der Soldaten des Chabrias, ſo daß ſie einen Angriff des eindringenden und anprallenden Feindes haben aufhalten wollen: **reliquam phalangem loco vetuit cedere, obnixoque genu scuto projectaque hasta impetum excipere hostium docuit.** Der natürliche Verſtand der Worte ſcheint der zu ſeyn, daß die Soldaten das Knie an den Schild anſtemmen, und ſo den Spieß vorwärts halten mußten, daß der Feind nicht einbrechen konnte. Dieſe Erklärung wird durch die beiden Parallelſtellen im Diodor und Polyän, und durch die Lage der Sache mit den übrigen Umſtänden ſelbſt, beſtätigt; denn der Angriff der Lacedemonier geſchah gegen die auf einer Anhöhe geſtellten Thebaner. (Vergl. Xenoph. Rer. Gr. V. 4. 50.) Hiermit ſcheint der Borgheſiſche Fechter nicht wohl überein zu kommen, deſſen Stellung dieſe iſt, daß er nicht ſowohl den Angriff aufhält, als ſelbſt im lebhafteſten Ausfalle begriffen iſt; daß er den Kopf und die Augen nicht vor- oder herabwärts, ſondern aufwärts richtet, und ſich mit dem aufwärts gehaltenen Schilde vor etwas, das von oben herkömmt, zu verwahren ſcheint: wie nicht nur das Kupfer zeigt, ſondern auch Hr. Leſſing im Laokoon ſelbſt die Beſchreibung mit Winkelmann's Worten anführt. Herr L., der dieſe Unähnlichkeiten gar wohl bemerkt hat, ſchlägt vor, die Stelle im Nepos durch eine andere Interpunction der Stellung des Borgheſiſchen Fechters näher zu bringen. Dem ſey alſo: aber auch dann wiſſen wir weder die Stelle im Diodor und Polyän, noch die Stellung beider Heere, noch das loco vetuit cedere, das projecta hasta, das impetum excipere hostium damit zu vereinigen. Doch alles dieſes muß Hr. L. nicht als Widerlegung, ſondern als Schwierigkeiten anſehen, die er in der Folge ſeiner Briefe vielleicht aus dem Wege räumen wird. Denn ſonſt würden wir noch anführen, daß der ganze Körper des Borgheſiſchen Fechters in unſern Augen den ganzen Wuchs und Bildung, die Haltung und Stellung eines Fechters, aber gar nicht das Anſehen eines athenienſiſchen Feldherrn hat. Aber nach Kupfern läßt ſich ſo etwas nicht beurtheilen, und hiebei könnte die Vorſtellungskraft ſehr verſchieden ſeyn. Noch müſſen wir gedenken, daß wir vor einiger Zeit in Hrn. Prof. Sachſens zu Utrecht Abhandlung de Dea Angerona p. 7. den Stein im Mus. Flor. T. II. tab. 26. n. 2. gleichfalls mit dem Chabrias verglichen gefunden haben.“

Das nenne ich doch Einwürfe! Hier höre ich doch einen Mann, der mit Kenntniß der Sache ſpricht, der Gründe und Gegengründe abzuwägen weiß, gegen den man mit Ehren Unrecht haben kann! — Erlauben Sie mir, die ganze Stelle durchzugehen, und anzuzeigen, was ich für mehr oder weniger ſchließend, und was ich für völlig entſcheidend darin halte.

Der Götting'ſche Gelehrte erkennt in der Borgheſiſchen Statue den ganzen Wuchs, die ganze Bildung eines Fechters; das Anſehen eines athenienſiſchen Feldherrn hat ſie ihm gar nicht. — Gegen jenes hat Winkelmann ſchon erinnert, „daß den Fechtern in Schauſpielen die Ehre einer Statue unter den Griechen wohl niemals widerfahren ſey, und daß dieſes Werk älter, als die Einführung der Fechter unter den Griechen zu ſeyn ſcheine.“ Auf dieſes würde ich antworten, daß die Statue ikoniſch ſey. Es war eine größere Ehre bei den Griechen, eine ikoniſche Statue zu erhalten, als eine bloß idealiſche,[1] und Chabrias war der größern Ehre wohl würdig. Folglich muß man das Ideal eines Feldherrn daran nicht ſuchen; ſie iſt nach der Wahrheit der Natur gebildet, und aus einem einzelnen Falle genommen, in welchem ſich Chabrias ſelbſt zugleich mit als den thätigen Soldaten zeigte, nachdem er ſich als den denkenden Feldherrn erwieſen hatte. Wenn Winkelmann die erhabenern Statuen des Apollo und Laokoon mit dem Heldengedichte vergleicht, welches die Wahrſcheinlichkeit über die Wahrheit hinaus bis zum Wunderbaren führt: ſo iſt ihm unſer Fechter wie die Geſchichte, in welcher nur die Wahrheit, aber mit den ausgeſuchteſten Gedanken und Worten vorgetragen wird. Er ſieht in ſeiner Bildung einen Menſchen, welcher nicht mehr in der Blüthe ſeiner Jahre ſteht, ſondern das männliche Alter erreicht hat, und findet die Spuren von einem Leben darin, welches beſtändig beſchäftigt geweſen und durch Arbeit abgehärtet worden. Alles das läßt ſich eher von einem Krieger überhaupt, es ſey ein befehlender oder gehorchender, als von einem abgerichteten feilen Fechter ſagen.

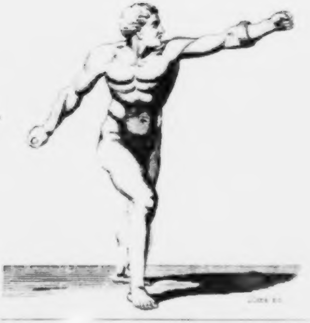
Nach der Form, welche alſo wider meine Deutung eigentlich nicht wäre, laſſen Sie uns die Stellung betrachten. Der Borgheſiſche Fechter, ſagt Winkelmann, hat den Kopf und die Augen aufwärts gerichtet, und ſcheint ſich mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, das von oben herkömmt. Aber der Soldat des Chabrias, ſagt mein Gegner, mußte gerade vor ſich hinſehen, um den anrückenden Feind zu empfangen; ja er mußte ſogar herabwärts ſehen, indem er auf einer Anhöhe ſtand, und der Feind gegen ihn bergan rückte. Hierauf könnte ich antworten: der Künſtler hat ſein Werk auf eine abhängende Fläche weder ſtellen können, noch wollen; ſowohl zum Beſten ſeiner Kunſt, als zur Ehre der Athenienſer, wollte er und mußte er den Vortheil des Bodens unangedeutet laſſen, den dieſe gegen die Spartaner gehabt hatten; er zeigte die Stellung des Chabrias wie ſie für ſich, auf gleicher Ebene mit dem Feinde, ſeyn würde; und dieſe gleiche Ebene angenommen, würde der einhauende Feind unſtreitig ſeinen Hieb von oben herein haben führen müſſen; nicht zu gedenken, daß der Feind, wie Diodor ausdrücklich ſagt, zum Theil auch aus Reiterei beſtand, und der Soldat des Chabrias ſich um ſo mehr von obenher zu decken hatte. Dieſes, ſage ich, könnte ich antworten, würde ich antworten, wenn ich ſonſt nichts zu antworten hätte, das näher zum Zwecke trifft. Aber wie ich ſchon erinnert habe, daß Winkelmann die Füße des Fechters verwechſelt, ſo muß ich auch hier ſagen, daß er die Lage des ſchildtragenden Armes ganz falſch erblickt, oder ſich ihrer ganz unrichtig wieder erinnert hat. Und das iſt der Umſtand! Es iſt mir ſchwer zu begreifen, wie ſo ein Mann in Beſchreibung eines Kunſtwerkes, das er unzähligemal muß betrachtet und wieder betrachtet haben, ſich ſo mannichfaltig habe irren können; gleichwohl iſt es geſchehen, und ich kann weiter nichts als es bedauern, daß ich ſeinen Angaben, die ich nach dem eigenen Augenſcheine ertheilt zu ſeyn glauben durfte, ſo ſorglos gefolgt bin.

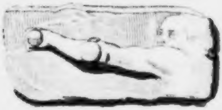
Nein, der Borgheſiſche Fechter ſcheint ſich nicht mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, was von oben herkömmt; ſchlechterdings nicht. Denn wenn er dieſes ſcheinen ſollte, müßte nicht nothwendig der Schild auf dem Arme faſt horizontal liegen, und die Knöchelſeite

---

[1] Laokoon S. 15 (S. 456.)

Taf. I, Fig. 2





der Hand nach oben gekehrt ſeyn? Aber das iſt ſie nicht: die Knöchel ſind auswärts, und das Schild hat faſt perpendikular an dem Arme gehangen, welches auch aus dem Polſter des obern Schildriemen abzunehmen. Der Kopf und die Augen ſind auch nicht höher gerichtet, als nöthig iſt, hinter und über dem Schilde weg zu ſehen, und aus der geſtreckten niedrigen Lage dem Feinde ins Auge blicken zu können. In den meiſten Kupfern geht der linke Arm viel zu hoch in die Luft; die Zeichner haben ihn aus einem viel tiefern Geſichtspunkte genommen, als den übrigen Körper. Die eingreifende Hand ſollte mit der Stirne faſt in gerader Linie liegen, deſſen mich nicht nur verſchiedene Abgüſſe überzeugen, ſondern auch Herr **Anton Tiſchbein** verſichert, welcher in Rom dieſe Statue ſtudirt, und ſie mehr als zehnmal aus mehr als zehn verſchiedenen Geſichtspunkten gezeichnet hat. Ich habe mir unter ſeinen Zeichnungen diejenige, die ich zu meiner Abſicht hier für die bequemſte halte, ausſuchen dürfen, und lege ſie Ihnen bei.[1] In der Sammlung des Maffei iſt es ſchon aus der Vergleichung beider Tafeln, die ſich daſelbſt von dem Fechter befinden, augenſcheinlich, wie falſch und um wie vieles zu hoch der linke Arm in der einen derſelben gezeichnet iſt.

Ich habe es Winkelmannen zwar nachgeſchrieben, daß ſich der Fechter mit dem Schilde vor etwas zu verwahren ſcheine, was von oben her kömmt. Aber ich habe bei dieſem **von oben her** weiter nichts gedacht, als in ſo fern es ſich von jedem Hiebe ſagen läßt, der von oben herein, höchſtens von einem Pferde herab, geführt wird. Winkelmann aber ſcheint einen aus der Luft ſtürzenden Pfeil oder Stein dabei gedacht zu haben, welcher mit dem Schilde aufgefangen werde; denn anſtatt daß er, in ſeiner Geſchichte der Kunſt, überhaupt nur in dem Fechter einen Soldaten erkennt, der ſich in einem dergleichen Stande beſonders hervorgethan habe, glaubt er in ſeinem neueſten Werke[2] ſogar den Vorfall beſtimmen zu können, bei welchem dieſes geſchehen ſey, nämlich bei einer Belagerung.

Wenigſtens, glaube ich, würde er einen Ausfall der Belagerten haben annehmen müſſen, wenn man in ihn gedrungen wäre, ſich umſtändlicher, auch nach der übrigen Lage der ſtreitigen Vorſtellung, zu erklären. Denn nur bei dieſer kann der Belagerer mit dem Feinde zugleich aus der Ferne und in der Nähe zu ſtreiten haben; nur bei dieſer kann er genöthigt ſeyn, ſich von oben her gegen das, was von den Mauern der belagerten Stadt auf ihn geworfen wird, zu decken, indem er zugleich handgemein geworden iſt. Handgemein aber iſt dieſe Figur, die wir den Fechter nennen; das iſt offenbar. Sie iſt nicht in dem bloßen unthätigen Stande der Vertheidigung; ſie greift zugleich ſelbſt an, und iſt bereit, einen wohl abgepaßten Stoß aus allen Kräften zu verſetzen. Sie hat eben mit dem Schilde ausgeſchlagen, und wendet ſich auf dem rechten Fuße, auf welchem die ganze Laſt des Körpers liegt, gegen die geſchützte Seite, um da dem Feinde in ſeine Blöße zu fallen.

Bis hieher iſt alſo von den Einwendungen des Götting'ſchen Gelehrten, dieſes die ſchließendere! „Der Soldat des Chabrias ſollte den anprellenden Feind bloß abhalten; die Stellung des Borgheſiſchen Fechters aber iſt ſo, daß er nicht ſowohl den Angriff aufhält, als ſelbſt im lebhafteſten Ausfalle begriffen iſt; folglich kann dieſer nicht jener, jener nicht dieſer ſeyn.“ Sehr richtig; hierauf iſt wenig oder nichts zu antworten; ich habe mich in meinem vorigen Briefe auch ſchon erklärt, woher es gekommen, daß mich das Angreifende in der Figur ſo ſchwach gerührt hat: aus der Verwechſelung der Füße nämlich, zu welcher mich Winkelmann wo nicht verleitet, in der er mich wenigſtens beſtärkt hat.

Achtunddreißigſter Brief.

Aber noch war ich in meinem Vorigen nicht, wo ich ſeyn wollte. —

Der bildende Künſtler hat eben das Recht, welches der Dichter hat; auch ſein Werk ſoll kein bloßes Denkmal einer hiſtoriſchen Wahrheit ſeyn; beide dürfen von dem Einzelnen, ſo wie es exiſtirt hat, abweichen, ſobald ihnen dieſe Abweichung eine höhere Schönheit ihrer Kunſt gewährt.

Wenn alſo der **Agaſias**, dem es die Athenienſer aufgaben, den Chabrias zu bilden, gefunden hätte, daß der unthätige Stand der Schutzwehr, den dieſer Feldherr ſeinen Soldaten gebot, nicht die vortheilhafteſte Stellung für ein permanentes Werk der Nachahmung ſeyn würde: was hätte ihn abhalten können, einen ſpätern Augenblick zu wählen, und uns den Helden in derjenigen Lage zu zeigen, in die er nothwendig hätte gerathen müſſen, wenn der Feind nicht zurückgegangen, ſondern wirklich mit ihm handgemein geworden wäre? Hätte nicht ſodann nothwendig Angriff und Vertheidigung verbunden ſeyn müſſen? Und hätten ſie es ungefähr nicht eben ſo ſeyn können, wie ſie es in der ſtreitigen Statue ſind?

Welche hartnäckige Spitzfindigkeiten! werden Sie ſagen. — Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum ſogleich aufgiebt, weil man vorausſieht, daß ſie in die Länge doch nicht zu behaupten ſey. Noch weniger muß man, wenn der tapfere Tydeus an dem einen Thore ſtürmt, die Stadt dem minder zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen.

Beſchuldigen Sie mich alſo nur keiner Sophiſterei, daß, indem ich mein Unrecht ſchon erkenne, ich mich dennoch gegen ſchwächere Beweiſe verhärte. —

Das Weſentliche meiner Deutung beruhet auf der Trennung, welche ich in den Worten des Nepos, obnixo genu scuto, annehmen zu dürfen meinte. Wie ſehr iſt nicht ſchon über die Zweideutigkeit der lateiniſchen Sprache geklagt worden! Scuto kann eben ſowohl zu obnixo gehören, als nicht gehören; das eine macht einen eben ſo guten Sinn als das andere; weder die Grammatik, noch die Sache, können für dieſes oder für jenes entſcheiden; alle hermeneutiſche Mittel, die uns die Stelle ſelbſt anbietet, ſind vergebens. Ich durfte alſo unter beiden Auslegungen wählen; und was Wunder, daß ich die wählte, durch welche ich zugleich eine andere Dunkelheit aufklären zu können glaubte?

Aber gleichwohl habe ich mich übereilt. Ich hätte vorher nachforſchen ſollen, ob Nepos der einzige Schriftſteller ſey, der dieſes Vorfalles gedenkt. Da es eine griechiſche Begebenheit iſt, ſo hätte mir einfallen ſollen, daß, wenn auch ein Grieche ſie erzählte, er ſchwerlich in ſeiner Sprache an dem nämlichen Orte die nämliche Zweideutigkeit haben werde, die uns bei dem lateiniſchen Scribenten verwirre. Und wenn ich dann gefunden hätte, daß das, was Nepos durch obnixo genu scuto ſo ſchwankend andeutet, von einem durch *τας ἀσπιδας προς το γονυ κλιναντας*, und von dem andern durch *τας ἀσπιδας ἐς γονυ προσερεισαμενους* ausgedrückt werde: würde ich wegen des eigentlichen Sinnes jener lateiniſchen Worte wohl noch einen Augenblick ungewiß geblieben ſeyn? Unmöglich.

Nun findet ſich wirklich das eine bei dem Diodor,[1] und das andere bei dem Polyän.[2] Beider Ausdruck ſtimmt faſt wörtlich überein, und geht dahin, uns die Schilde an oder vor, oder auf dem Knie denken zu laſſen. Der andere Sinn, den ich dem Nepos leihen konnte, iſt in die Griechen nicht zu legen, und muß folglich der unrechte auch nothwendig bei dem Lateiner ſeyn.

---

[1] S. Taf. I.

[2] **Monumenti antichi et inediti**, Tratt. prel. p. 94 et Ind. IV. Il preteso Gladiatore sembra statua eretta in memoria d'un guerriero che si era segnalato nell' assedio di qualche città.

[1] Diod. Sic. Lib. XV. c. 32. Edit. Wessel. T. II. p. 27.

[2] Strat. lib. II. cap. 1. 2.

Kurz: die Parallelſtellen des Diodor und Polyän entſcheiden alles, und entſcheiden alles allein, obgleich der Götting'ſche Gelehrte ſie mehr unter ſeine Velites als Triarier zu ordnen ſcheint. Sie nur hatte ich im Sinne, als ich ſagte, „daß man mir gegen meine Deutung ganz etwas anders einwenden können, als damals noch geſchehen ſey, und daß ich nur dieſe Einwendung erwarte, um ſodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drucken, oder ſie gänzlich zurück zu nehmen.“

Ich nehme ſie gänzlich zurück: der Borgheſiſche Fechter mag meinetwegen nun immer der Borgheſiſche Fechter bleiben: Chabrias ſoll er mit meinem Willen nie werden.

In der künftigen Ausgabe des Laokoon fällt der ganze Abſchnitt, der ihn betrifft, weg: ſo wie mehrere antiquariſche Auswüchſe, auf die ich ärgerlich bin, weil ſie ſo mancher tiefgelehrte Kunſtrichter für das Hauptwerk des Buches gehalten hat.

Neununddreißigſter Brief.

Meinen Sie, daß es gleichwohl Schade um meinen Chabrias ſey? Daß ich ihn doch wohl noch hätte retten können? — Und wie? Hätte ich etwa ſagen ſollen, daß Diodor und Polyän ſpätere Schriftſteller wären, als Nepos? Daß Nepos nicht ſie, wohl aber ſie ihn könnten vor Augen gehabt haben? Daß auch ſie von der Zweideutigkeit des lateiniſchen Ausdrucks verführt worden? Ei nun ja, das wäre wahrſcheinlich genug!

Doch ich merke Ihre Spötterei. Die Henne ward über ihr Ei ſo laut; und es war noch dazu ein Windei!

Freilich! Indeß, wenn Sie denken, daß ich mich meines Einfalls zu ſchämen habe, weil ich ihn ſelbſt zurücknehmen müſſen: ſo denken Sie es wenigſtens nicht mit mir. — In dem antiquariſchen Studium iſt es öfters mehr Ehre, das Wahrſcheinliche gefunden zu haben, als das Wahre. Bei Ausbildung des erſtern war unſere ganze Seele geſchäftig: bei Erkennung des andern kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu Statten. Noch jetzt bilde ich mir mehr darauf ein, daß ich in den Worten des Nepos mehr, als darin iſt, geſehen habe, als daß ich endlich beim Diodor und Polyän gefunden habe, was ein jeder da finden muß, der es zu ſuchen weiß.

Was wollen Sie auch? Hat meine Muthmaßung nicht wenigſtens eine nähere Discuſſion veranlaßt, und zu verdienen geſchienen? Und ob ich ſchon der ſtreitigen Statue aus der Stelle des Nepos kein Licht verſchaffen können; wie wenn wenigſtens dieſe Stelle ſelbſt ein größeres Licht durch jenen unglücklichen Verſuch gewänne?

Ich will zeigen, daß ſie deſſen ſehr bedarf. — So viel ich noch Ausleger und Ueberſetzer des Nepos nachſehen können, alle ohne Ausnahme haben ſich die Stellung des Chabrias als knieend vorgeſtellt. So muß ſie auch der Götting'ſche Gelehrte gedacht haben, weil er ſie in dem Miles Veles zu Florenz zu finden glaubte, der auf dem rückwärts geſtreckten linken Knie liegt, und das rechte Schienbein vorſetzt. So muß ſie nicht weniger Herr Prof. Sachſe annehmen, der eine Aehnlichkeit von ihr auf einem geſchnittenen Steine, ebenfalls zu Florenz, in der Figur des verwundeten Achilles zu ſehen meint, welche, das linke Schienbein vorſetzend, auf dem rechten Knie liegt, und ſich den Pfeil nächſt dem Knöchel dieſes Fußes herauszieht. Kurz, ſie müſſen alle geglaubt haben, daß das eine Knie nicht gegen das Schild geſtemmt ſeyn können, ohne daß das andere zur Erde gelegen.

Aber haben ſie hieran wohl Recht? — Wo iſt ein Wort beim Nepos, das auch nur einen Argwohn von dieſer knieenden Lage machen könne? Wo bei dem Diodor? Wo bei dem Polyän? Bei allen dreien befiehlt Chabrias ſeinen Soldaten weiter nichts, als 1) geſchloſſen in ihren Gliedern zu bleiben — loco vetuit cedere — τῃ ταξει μενοντας — μη προδραμειν, ἀλλα μενειν ἡσυχῃ; 2) die Spieße gerade vor zu halten — projecta hasta — ἐν ὀρθῳ τῳ δορατι μενειν — τα δορατα ὀρθα προτειναμενους; 3) die Schilder gegen das Knie zu ſenken, oder an das Knie zu ſchließen — obnixo genu scuto — τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας — τας ἀσπιδας ἐς γονυ προσερεισαμενους. Da iſt nichts vom Niederfallen; da iſt nichts, was das Niederfallen im geringſten erfordern könnte! — man erwäge ferner, wie ungeſchickt ſogar die knieende Lage zur der Wirkung geweſen wäre, die ſich Chabrias verſprach. Kann der Körper im Knieen wohl ſeine ganzen Kräfte anſtrengen? Kann er den Spieß ſo gerade, ſo mächtig vorhalten, als im Stehen? Das ὀρθα δορατα will, daß die Spieße horizontal geſenkt werden. Sie ſollten dem Feinde gerade wider die Bruſt gehen; und im Knieen würden ſie ihm gerade gegen die Beine gegangen ſeyn. Noch, weniger würde ſich das Knieen zu einem Umſtande ſchicken, der dem Diodor bei Beſchreibung dieſer Evolution eigen iſt. Er ſagt, Chabrias habe ſeinen Soldaten befohlen, δεχεσθαι τους πολεμιους καταπεφρονηκοτως, die Feinde ganz verächtlich zu empfangen; und der Feind habe ſich wirklich durch dieſe καταφρονησιν abſchrecken laſſen. Die knieende Lage aber hat von dieſem Verächtlichen wohl wenig oder nichts; ſie verräth gerade mehr Furchtſames, als Verächtliches; man ſieht ſeinen Gegner darin ſchon halb zu ſeinen Füßen.

Man wende mir nicht ein, daß noch jetzt das erſte Glied des Fußvolks den Angriff der Reiterei auf dem Knie empfängt. Dieſer Fall iſt ganz etwas anders. Das erſte Glied befindet ſich bei Ertheilung der letzten Salve ſchon in dieſer Lage; der Feind iſt ihm ſchon zu nahe, ſich erſt wieder aufzurichten. Zudem iſt wirklich die ſchiefe Richtung des aufgepflanzten und mit der Kolbe des Gewehrs gegen die Erde geſteiften Bajonets dem anſprengenden Pferde gefährlicher; es ſpießt ſich von oben herein tiefer. Wenn aber Fußvolk Fußvolk mit geſenktem Bajonete auf ſich anrücken ſieht, bleibt das erſte Glied gewiß nicht auf den Knieen, ſondern richtet ſich auf, und empfängt ſeinen Feind ſtehend.

Eben das thaten die Triarier bei den Römern. So lange die vordern Treffen ſtritten und ſtanden, lagen ſie auf ihrem rechten Knie, das linke Bein vor, ihre Spieße neben ſich in die Erde geſteckt, und deckten ſich mit ihren Schildern, ne stantes, wie Vegetius ſagt, venientibus telis vulnerarentur. Allein ſie blieben nicht auf den Knieen, wenn die vordern Treffen geſchmiſſen waren, und der Streit nunmehr an ſie kam. Sondern ſodann richteten ſie ſich auf, consurgebant, und gingen dem Feinde mit gefällten Spießen entgegen. Nicht alſo ihre Subsessio intra scuta, nicht ihre Verbergung hinter dem Schilde auf dem Knie, in der ſie noch keinen Feind vor ſich hatten, und ſich bloß gegen das Geſchoß aus der Ferne, ſo wie es über die vordern Treffen flog, deckten: nicht die, ſondern ihre aufgerichtete acies ſelbſt, quæ hastis velut vallo septa inhorrebat, kann mit dem Stande der Soldaten des Chabrias verglichen werden. Nur daß dieſe den Feind bloß feſten Fußes erwarteten, und ihm nicht entgegen rückten, um den Vortheil der Anhöhe nicht zu verlieren.

Das iſt unwiderſprechlich, ſollt ich meinen; und ich habe ſonach die Stelle des Nepos, da ich einen ſtehenden Krieger darin erkannte, doch immer noch richtiger eingeſehen, als alle die, welche ſich einen knieenden einfallen laſſen. Ja es iſt ſo wenig wahr, daß Herrn Sachſens verwundeter Achilles, in Betracht ſeiner Stellung, mit dem Chabrias könne verglichen werden;

oder daß der Miles Veles, wie ihn Gori genannt hat, eher noch Chabrias ſeyn könne, als der Borgheſiſche Fechter, wie der Götting'ſche Gelehrte will: daß vielmehr an jene beide auch gar nicht einmal zu denken iſt, wenn man unter den alten Kunſtwerken eine Aehnlichkeit mit jener Stellung des Chabrias aufſuchen will. Sie knieen; und die Statue des Chabrias kann ſchlechterdings nicht geknieet haben.

Was ließe ſich gegen den Miles Veles nicht noch beſonders erinnern! Er hat im geringſten nicht das Anſehen eines Kriegers, welcher ſeinen Feind erwartet: denn er liegt auf dem linken Knie, und der nämliche Arm mit dem Schilde weicht zurück. Könnte man auch ſchon annehmen, daß „des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angeſetzt, ein Knie gebogen und daran geſtemmt, und auf dieſe Weiſe ihre Kraft verdoppelt hätten:“ ſo müßte doch dieſes eine gebogene Knie das linke geweſen ſeyn, das rechte hätte es unmöglich ſeyn können; von dem Miles Veles aber liegt das linke zur Erde. Auch iſt der rechte Arm deſſelben gar nicht ſo, wie er ſeyn müßte, wenn er mit demſelben irgend ein Gewehr gegen den anrückenden Feind halten ſollte. Nicht zu gedenken, daß die Figur bekleidet, und die Arbeit römiſch iſt, ob ſie gleich keinen Römer vorſtellt, und noch weniger einen Griechen vorſtellen kann. Ich habe das Muſeum Florentinum nicht vor mir, um mich in einen umſtändlichen Beweis hierüber einlaſſen zu können. Aber des Schildes erinnere ich mich deutlich, das dieſer vermeinte Miles Veles trägt. Es hat Falten, welches zu erkennen giebt, daß es ein Schild von bloßem Leder war; kein hölzernes mit Leder überzogen. Dergleichen *δερματινοι θυρεοι* aber waren den Karthaginenſern und andern afrikaniſchen Völkern eigenthümlich.[1]

Doch was halte ich mich bei einem Werke auf, das mich ſo wenig angeht? Mein Gegner ſelbſt geſteht, „daß ſich die Stellung des Chabrias vielleicht eben ſo gut und noch beſſer im Stehen denken laſſe, ſo daß der Soldat das Knie an den Schild anſchließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerſtehen.“ Und was iſt das anders, als ſeine Vermuthung, daß jene knieende Figur Chabrias ſey, mehr als um die Hälfte zurücknehmen? Ich ſchmeichle mir, wenn er meine Gründe in Erwägung ziehen will, daß er ſie auch wohl ganz zurücknimmt, und ſich überzeugt erkennt, daß die Stellung des Chabrias ſich nicht bloß auch oder beſſer im Stehen denken laſſe, ſondern daß ſie durchaus nicht anders gedacht werden könne, als im Stehen.

Nun aber, dieſe ſtehende Stellung als ausgemacht betrachtet: wie müſſen wir uns die Haltung des Schildes ſelbſt vorſtellen, um das obnixum genu des Nepos, das *κλινειν προς το γονυ* des Diodorus, und das *ἐς γονυ προσερειδεσθαι* des Polyänus davon ſagen zu können?

Ich denke ſo! — Sie wiſſen, ohne es erſt von Herr Klotzen aus geſchnittenen Steinen gelernt zu haben,[2] daß es an den Schilden der Alten innerhalb zwei Riemen gab, die zur Befeſtigung und Regierung des Schildes dienten. Durch den obern ward der Arm bis an das Gelenke geſteckt, und in den unterſten griff die Hand. Herr Klotz nennt, ſo wie er überhaupt ſtark iſt, ſich von allen Dingen auf das eigentlichſte und beſtimmteſte auszudrücken, beide dieſe Riemen Handhaben, und ſagt, daß die Soldaten den Arm durch beide geſteckt.[3] Die Griechen haben ein doppeltes Wort für dieſe Riemen, *ὀχανον* und *πορπαξ*; und ich meine, daß *ὀχανον* eigentlich den obern Riemen, den Armriemen (wenn man ſich dieſes Wort dafür gefallen laßen will), *πορπαξ* aber den untern Riemen bedeutet, der allein die Handhabe heißen kann.[1] An dem *ὀχανῳ* blieb das Schild beſtändig feſt, den *πορπαξ* aber konnte der Soldat fahren laſſen, und ließ ihn fahren, ſo oft er die linke Hand nöthiger brauchte. Dieſes ſcheint Lipſius nicht erwogen zu haben, wenn er aus dem größern Schilde, welches die Triarier geführt, ſchließen will, daß ihre Spieße nicht allzu lang könnten geweſen ſeyn, weil ſie dieſelben nur mit einer Hand führen müſſen.[2] Sie konnten die andere Hand dazu nehmen, und nahmen ſie wirklich dazu, wenn ſie die Spieße mit größerer Macht vorhalten, oder irgend einen kräftigern Stoß damit führen wollten.

Und nun überlegen Sie, wenn der Soldat die Handhabe des Schildes fahren ließ, um mit der Linken zugleich den Spieß zu faſſen, und das Schild nur bloß an dem Armriemen hangen blieb, in welche Lage das Schild nothwendig fallen mußte? Da der Armriemen mehr gegen den obern Theil befeſtigt war, ſo konnte der übrige Theil nicht anders als herabſinken, gegen den vorgeſetzten linken Fuß herabſinken, und wenn es lang genug war, das Knie deſſelben bedecken. Das Knie konnte ſich ſodann an das Schild ſtemmen, und kurz, es erfolgte der völlige Stand, den Chabrias ſeinen Soldaten zu nehmen befahl. Er befahl ihnen, in ihren Gliedern ſtehen zu bleiben; die Handhabe des Schildes fahren zu laſſen, wodurch die Schilde auf das Knie herab ſanken, τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας; zugleich mit der Linken den Spieß zu ergreifen, und ſo, ἐν ὀρθῳ τῳ δορατι μενειν, mit gefällten Spießen den Feind zu erwarten. Das iſt die ungezwungenſte Umſchreibung der Worte des Diodor, und kann es eben ſo wohl von den Worten des Nepos und des Polyänus ſeyn.

---

[1] V. Lipsius de Milit. Rom. lib. III. Dial. 1. p. m. 103.

[2] S. 103.

[3] „Linguett hätte die Steine betrachten ſollen, auf welchen man den doppelten Riemen am Schilde deutlich ſieht, durch den die Soldaten den Arm ſteckten. Auf andern iſt nur eine dergleichen Handhabe zu ſehen.“ l. c.

[1] Lipſius (Anal. ad. Milit. p. m. XVII) hat ſich von dieſem Unterſchiede nichts einfallen laſſen, und *ὀχανον* und *πορπαξ* für völlig gleichbedeutende Wörter genommen. Daß ſie dieſes aber nicht geweſen, zeigt ſelbſt die Stelle beim Suidas, oder dem Scholiaſten des Ariſtophanes, in der es ungewiß gelaſſen wird, ob *πορπαξ* den Armriemen oder die Handhabe bedeute. *Πορπαξ κατα μεν τινας ὁ ἀναφορευς της ἀσπιδος· ὡς δε τινες, το ὀχανον μεσον της ἀσπιδος σιδηρον, ᾧ κρατει την ἀσπιδα ὁ στρατιωτης.* Ich ſage alſo auch nicht, daß *ὀχανον* und *πορπαξ* nie verwechſelt worden, und daß es keine Fälle gegeben, wo man unter dem einen auch das andere verſtanden. Sondern ich rede bloß von der eigenthümlichen Bedeutung eines jeden dieſer Wörter, wenn ſie ſo ſtehen, daß nur einer von beiden Tragriemen gemeint ſeyn kann. Alsdann, ſage ich, heißt *ὀχανον* der Armriemen, welches mich die Stelle des Herodotus lehrt, wo er ſagt, daß die *ὀχανα* der Schilder von den Cariern erfunden worden, da man ſie vorher bloß mit Riemen um den Hals gehangen, und ſo die linke Seite damit geſchützt habe. Denn *πορπακες*, Handhaben, mußten an den Schilden nothwendig auch damals ſchon ſeyn, um ſie von dem Leibe abzuhalten und nach Befinden zu lenken. Die Carier erfunden bloß, daß es beſſer ſey, die Schilde an dem Arme ſelbſt zu befeſtigen, als um den Hals zu tragen. *Ὀχανον* und *πορπαξ* mußten in der Weite des Ellenbogens bis zur geballten Hand auseinander ſtehen. Daher ſaß jener mehr gegen den obern Rand des Schildes, und dieſer gegen die Mitte deſſelben, damit ein großer Theil über die Hand hinaus reiche, und ſich die Deckung beſto weiter erſtrecke. Jener war ein wirklicher Riemen, mit einem kleinen Polſter an dem Orte, wo der Arm an dem Schilde anlag; dieſer aber war öfters von Eiſen, und ging durch das Schild durch. Dem *πορπαξ* entſpricht das lateiniſche ansa, und Lipſius (l. c.) hat Unrecht, wenn er bei Gelegenheit einer Stelle des Ammianus ſagt: Unam ansam nominat; atqui duæ plerumque fuere in scuto grandiore. Denn dieſe Stelle ſelbſt zeigt, daß nur die Handhabe, und nicht der Armriemen, ansa geheißen. — Wenn man auf alten Denkmälern Schilde bloß mit Einem Tragriemen, das iſt, bloß mit dem Armriemen, ohne Handhabe findet: ſo können es dem Feinde abgenommene und geweihte Schilde ſeyn, die nicht anders als mit abgebrochenen Handhaben in den Tempeln aufgehangen wurden, damit ſich ihrer niemand in der Geſchwindigkeit bedienen könne.

[2] De M. R. lib. III. dial. 6. p. m. 135. Ne tamen erres, hastæ istæ non nimis longæ, nec ut Macedonum sarissæ. Qui potuissent? scutum majus sinistra Triarii gerebant; nec videntur nisi una manu commode tractasse istas hastas.

Wollten Sie zweifeln, ob die Alten wirklich ihren Schild bloß an dem Armriemen hangen laſſen, um die linke Hand mit zu Führung des Spießes zu brauchen: ſo werfen Sie einen Blick auf einen Stein beim Natter. Er iſt, als ob ich ihn zum Behuf meiner Meinung ausdrücklich hätte ſchneiden laſſen, und ich kann mich daher nicht enthalten, Ihnen einen Abriß davon beizulegen.[1] Betrachten Sie: hier hängt offenbar das Schild des ſtehenden Soldaten, der ſeinen verwundeten Gefährten vertheidigt, an dem bloßen Armriemen, und hängt ſo tief herab, daß es völlig das vorgeſetzte Knie decken könnte, wenn der Spieß nicht ſo hoch, ſondern mehr geradeaus geführt würde. Wundern Sie ſich aber nicht, daß das Schild innerhalb dem Arme hängt; der Künſtler wollte ſich die Ausführung des linken Armes erſparen, und verſteckte ihn hinter dem Schilde, da er eigentlich vor ihm liegen ſollte. Vielleicht erlaubte es auch der Stein nicht, in den Schild oben tiefer hineinzugehen, und ſo den Arm herauszuholen, als unten der Kopf des liegenden Kriegers herausgeholt iſt. Dergleichen Unrichtigkeiten finden ſich auf alten geſchnittenen Steinen die Menge, und müſſen, der Billigkeit nach, als Mängel betrachtet werden, zu welchen die Beſchaffenheit des Steines den Künſtler gezwungen hat.

Vierzigſter Brief.

Und nun wieder zu Herr Klotzen! Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Collegium wegbleiben wollten. Er lehrt uns zwar wenig; aber dem ungeachtet können wir viel bei ihm lernen. Wir dürfen nur an allem zweifeln, was er ſagt, und uns weiter erkundigen.

Wo blieben wir? — Bei der Art, wie die alten Steinſchneider in ihrer Kunſt verfahren, von der Plinius wenig oder nichts gewußt haben ſoll. Daß Herr Klotz nichts davon weiß, haben wir geſehen. Doch will er noch „zwei Anmerkungen beifügen, die beide das Mechaniſche der Kunſt betreffen.“[2]

Die erſte dieſer Anmerkungen geht auf die Form der Steine. „Die alten Künſtler, ſagt Herr Klotz, pflegten gern ihre Steine hoch und ſchildförmig zu ſchleifen.“ — Einen Augenblick Geduld! Die alten Künſtler? Sie ſelbſt? Das heißt, ihnen auch ſehr viel zumuthen. So weit, ſollte ich meinen, hätten ſich die alten Künſtler die Steine wohl können in die Hand arbeiten laſſen. Es ſind ja jetzt drei ganz verſchiedene Leute, die ſich in die Verarbeitung der Edelſteine getheilt haben: der Steinſchleifer, le Lapidaire; der Steinſchneider, le Graveur en pierres fines; und der Juwelier, le Jouaillier oder le Metteur en œuvre.

Warum ſollte das nicht auch bei den Alten geweſen ſeyn? Und es iſt allerdings geweſen. Sie hatten ihre Politores, ſie hatten ihre Scalptores, ſie hatten ihre Compositores gemmarum.

Politores gemmarum hießen die Steinſchleifer; denn polire heißt nicht bloß, was wir im engen Verſtande poliren nennen, welches man genauer durch lævigare ausdrückt; ſondern es heißt auch zuſchleifen. So ſagt Plinius: Berylli omnes poliuntur sexangula figura; ſie werden alle ſechseckig geſchliffen. Und nicht allein das Schleifen aus dem Groben, und das Poliren, glaube ich, war dieſer Leute Sache. Sie verſtanden ſich, ohne Zweifel, auf alle und jede γανωσιν προς το λαμπρον, auf alle und jede Hülfsmittel und Kunſtgriffe, die Steine reiner, klärer und glänzender zu machen. Natter bemerkte, daß die alten Carneole und Onyche, auch wenn die Arbeit darauf noch ſo ſchlecht ſey, dennoch ſehr feine und lautere Steine wären; er ſchloß alſo, daß einige alte Künſtler wohl das Geheimniß dürften gehabt haben, ſie zu reinigen, und ihrem Glanze nachzuhelfen, indem man jetzt unter tauſenden kaum einen finde, der das nämliche Feuer habe. Es ſtreiten, ſagt er, für dieſe Muthmaßung noch andere ſtärkere und überzeugendere Gründe, die ich dem neugierigen Leſer indeß zu errathen überlaſſe, bis ich ſie ihm bei einer andern Gelegenheit ſelbſt mittheilen kann.[1] Natter hat ſehr richtig gemuthmaßt, wenn es anders bloße Muthmaßung bei ihm war, was Plinius mit ausdrücklichen Zeugniſſen beſtätigt, der uns ſogar eines von den Mitteln aufbehalten hat, deſſen ſich die Steinſchleifer zu dieſer Abſicht bedienten. Omnes gemmæ, ſagt er,[2] mellis decoctu nitescunt, præcipue Corsici: in omni alio usu acrimoniam abhorrentes. Eine bloße Reinigung der äußern Fläche kann nicht gemeint ſeyn; dieſer decoctus mellis Corsici mußte tiefer dringen, und durch die ganze Maſſe des Steines wirken. Die Schärfe des Corſiſchen Honigs, die ihn hierzu vornehmlich geſchickt machte, obgleich ſonſt die Edelſteine ſcharfe Säfte nicht wohl vertragen können, ſchreibt Plinius an einem andern Orte[3] der Blüthe des Buxbaumes zu, welcher in Corſica ſehr häufig wachſe. Ich merke dieſes an, um in Ermangelung des Corſiſchen Honigs, unſer gemeines Honig mit zerquetſchten Buxbaumblättern oder Blüthen abzureiben, falls man einen Verſuch damit machen wollte, für deſſen Erfolg ich jedoch nicht ſtehen mag.

Aus den Händen dieſer Politorum gemmarum empfingen alſo die Scalptores die Steine, in welchen ſie ihre Kunſt zeigen wollten. Sie von ihnen ſelbſt zuſchleifen laſſen, heißt den Bildhauer in die Kluft ſchicken, daß er den Marmorblock, den er beleben will, auch ſelbſt brechen ſoll.

Die Compositores gemmarum waren die, welche die geſchliffenen oder geſchnittenen Steine faßten, und ſo, wie ſie ſich nach ihren Farben am beſten zuſammen ſchickten, ordneten. Denn da die Alten einen ganzen Schmuck von lauter Steinen einer und ebenderſelben Farbe vielleicht nicht liebten, im Grunde auch ſo leicht nicht zuſammen bringen konnten, als es uns bei der ungleich größeren Menge von Steinen jeder Art möglich iſt: ſo kam ſehr viel darauf an, die Steine von verſchiedenen Farben ſo zu verbinden, daß keiner den andern ſchändete, und ſie alle zuſammen eine gute Wirkung auf das Auge machten. Dieſer Compositorum gedenkt Plinius, wo er von dem Opale redet:[4] Opali smaragdis tantum cedentes. India sola horum est mater: atque ideo eis pretiosissimam gloriam Compositores gemmarum et maxime inenarrabilem difficultatem dederunt.

---

[1] S. Tafel II. Beim Natter iſt es die neunte Tafel.

[2] S. [illegible]

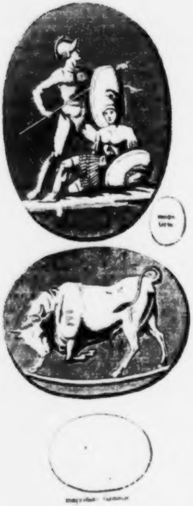
[1] Zum Schluſſe ſeiner Vorrede: Je suis dans l'opinion que quelques Graveurs anciens possédoient le secret de raffiner ou de clarifier les Cornalines et les Onyx, vû la quantité prodigieuse de Cornalines fines et mal gravées que les Anciens nous ont transmises; tandis qu'à présent à peine en trouve-t-on une entre mille qui ait le même feu. Il y a encore d'autres raisons plus fortes et plus convaincantes en faveur de cette conjecture: mais je laisse aux Curieux à les deviner, en attendant que je trouve une autre occasion de les leur communiquer.

[2] Libr. XXXVII. Sect. 74.

[3] Libr. XVI. Sect. 18.

[4] Libr. XXXVII. cap. 6.

Taf II S 678



So hieß es, wie ich glaube, in allen gedruckten Ausgaben des Plinius, bis auf den Harduin, der ich weiß nicht welche Dunkelheit in den Worten des Plinius fand, und die letzte Periode aus ſeinen Manuſcripten folgender Geſtalt zu leſen befahl: atque in pretiosissimarum gemmarum gloria compositi maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. Das iſt, wie er es in einer Note ſelbſt erklärt, weil er ohne Zweifel vorausſah, daß dieſe Lesart hinwiederum andern nicht ſehr deutlich ſeyn dürfte: et cum pretiosissimis gemmis comparati maxime inenarrabilem dedere difficultatem, num gemmis aliis, quarum similitudinem referunt, potiores eos haberi oporteret. Es iſt wahr, nun verſteh' ich es recht wohl, was Harduin will: aber eine ſolche unausſprechliche Schwierigkeit kömmt mir doch auch ſehr ſeltſam vor. Eine unausſprechliche Schwierigkeit, einem Dinge einen Werth zu ſetzen, was keinen beſtimmten Werth haben kann! Es kam ja lediglich auf den Geſchmack des Liebhabers an. Meinetwegen mag alſo Harduins Verbeſſerung gefallen, wem ſie will; ich bleibe bei der alten Lesart, die doch wohl auch Manuſcripte muß für ſich gehabt haben, und auf alle Weiſe dem Zuſammenhange gemäßer und des Plinius würdiger iſt. Nur weil Harduin, wie es ſcheint, nicht wußte, welche Idee er ſich eigentlich von den hier erwähnten Künſtlern machen ſollte, kam ihm die ganze Stelle dunkel vor. Er bildete ſich vielleicht ein, daß Compositores gemmarum ſo viel als mangones, adulteratores gemmarum ſeyn ſollten; und ſie waren das, was ich geſagt habe. Sie faßten und ſetzten; und bei dieſer Arbeit erfuhren ſie denn, daß der Opal, dem pretiosissima gloria als eines ſeltenen Steines zukomme, der nur in Indien gefunden werde, zugleich inenarrabilem difficultatem habe; nämlich in Anſehung ſeiner Verbindung mit andern Steinen. Denn da der Opal keine beſtimmte Farbe hat, ſondern mehr als eine zeigt, ſo wie man ihn wendet und die Lichtſtrahlen ſich durch ihn brechen: ſo muß ihm ſein Platz bei andern farbigen Steinen ſehr ſchwer anzuweiſen ſeyn, die ſich unmöglich nach allen ſeinen Veränderungen einmal ſo gut wie das andere zu ihm ſchicken können. — In Abſicht der Fertigkeit und des guten Geſchmacks in Verbindung der verträglichſten Farben, vergleicht Paſchalius[1] die Compositores gemmarum ſehr richtig mit den Winderinnen der Blumenkränze (Στεφανοπλόκοις), dergleichen Glycera war, mit welcher Pauſias wetteiferte.

Einundvierzigſter Brief.

Alſo ſchliffen ſie eben nicht gern, die alten Künſtler, ihre Steine hoch und ſchildförmig, ſondern ſie bedienten ſich nur gern ſo geſchliffener Steine. Und warum? Das will uns nun Hr. Klotz lehren.

„Hierdurch ſagt er, befreiten ſie ſich von dem Zwange, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und ſie konnten die äußern und vom Leibe abſtehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung geſchickt herausbringen. Die alten Steinſchneider liebten die Verkürzungen nicht, und nur die unvermeidliche Nothwendigkeit mußte ſie antreiben, ſie zu bilden. Man hat aber doch Beiſpiele.“

Ich bitte Sie, mein Freund, leſen Sie das noch einmal; — und noch einmal. Denn nur Einmal, ſo obenhin geleſen, klingt es wirklich, als ob es etwas wäre. Und es iſt nichts; nichts als Worte ohne Sinn!

Allerdings iſt es wahr, daß der Raum einer convexen Fläche größer iſt, als der Raum einer ganz ebenen, in der nämlichen Peripherie eingeſchloſſen. Aber wie dieſer größere Raum dem Steinſchneider könne zu Statten kommen, das iſt über meinen Begriff. Denn das Relief der Figur, welche er einſchneidet, wird ja nicht concav, ſondern es muß ſo gleich oder ſo ungleich erhaben ſeyn, als es die Form dieſer Figur erfordert. Bloß in der glatten Area des Steines erkennt man noch ſeine Convexität. Der Künſtler kann alſo ſchlechterdings weder größere noch mehrere Gegenſtände auf eine ſchildförmige Fläche bringen, als ſich auch auf eine ganz platte von gleicher Außenlinie bringen laſſen. Ganz anders iſt es, wenn man auf eine ſolche ſchildförmige oder ſphäriſche Fläche zeichnet oder malt; auf der Fläche eines Hemiſphärii z. E. laſſen ſich freilich mehrere Objecte, oder die nämlichen Objecte, größer zeichnen, als auf einen ebenen Zirkel von gleichem Diameter gehen würden. Das macht, wir können das Hemiſphärium wenden, oder uns um daſſelbe herumbewegen, und in Gedanken jedes einzelne Stück deſſelben applaniren. Sollte aber dieſes Hemiſphärium aus dem Punkte ſeiner höchſten Erhöhung oder Vertiefung auf einmal überſehen werden, wie eine geſchnittene Gemme; ſo würde für den Maler auch nicht mehr Raum darauf ſeyn, als auf dem platten Zirkel von gleicher Peripherie. Ja in dieſem Falle wäre es ſo wenig wahr, daß ihm das Sphäriſche ſeiner Fläche dienlich wäre, die Glieder oder Theile ſeines Objects in ihren wahren völligen Maaßen zu zeichnen, daß vielmehr gerade keines ſo gezeichnet werden könnte, und er überall Verkürzungen oder Verlängerungen anbringen müßte, wenn er dem Auge glauben machen wollte, anſtatt eines ſphäriſchen Körpers, eine bloße zirkelrunde Fläche bemalt zu ſehen.

Das alles ſind bekannte Dinge! Können ſie aber wohl Herr Klotzen bekannt ſeyn, wenn er uns weiß machen will, daß ſich die alten Künſtler durch das Schildförmige von dem Zwange befreit, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und daß ſie das Räumlichere der ſchildförmigen Fläche dazu genützt, um die vom Leibe abſtehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung heraus zu bringen? Auch dieſe Theile müſſen im Abdrucke ſo heraustreten, als ob ſie gänzlich aus dem Vollen gearbeitet wären; und ſie würden ſehr krüpplig erſcheinen, wenn man ihnen im geringſten anmerkte, daß ſie ſich auf einer concaven Fläche herumzögen. Die Verkürzungen, die ſich der Steinſchneider auf der ſchildförmigen Fläche zu erſparen weiß, kann er ſich eben ſo wohl auf der platten erſparen; der Unterſchied des Raums zwiſchen dieſer platten und dieſer ſchildförmigen Fläche von gleicher Peripherie kann ihm dazu nichts helfen.

Herr Klotz fährt fort: „Jene ſchildförmig geſchliffenen Steine waren zur Abwechslung in dem mehr oder weniger erhabenen bequem. Wir haben vortreffliche Steine von dieſer Art, die wir nicht genug bewundern können.“

Das ſoll doch wohl ein zweiter Nutzen ſeyn, den Herr Klotz den geſchnittenen Steinen beilegt? Als dieſer hätte es die Deutlichkeit erfordert, ihn mit dem Vorhergehenden durch ein Auch zu verbinden. Doch was Deutlichkeit? Die wollte ich ihm gern erlaſſen, wenn denn nur Wahrheit zum Grunde läge, die es der Mühe lohnte, aus ſeiner verworrenen Schreibart heraus zu fitzen.

Alſo fand der alte Künſtler auf dem ſchildförmigen Steine nicht allein mehr Platz, ſondern er war ihm auch „zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem!“ Nur der ſchildförmige hierzu bequem? Das verſteh ich nicht. Sind denn die flachen Steine nicht auch dazu bequem? Zeigen denn die Werke der neuen Künſtler, die in flache Steine arbeiten, keine Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen?

---

[1] Coronarum lib. II. cap. 12.

Oder ſoll *bequem* hier nur ſo viel heißen, als *bequemer*? Aber wie denn, warum denn bequemer? —

O, laſſen Sie uns weiter gehen, mein Freund, damit ich gelegentlich auf etwas komme, das erörtert zu werden verdient. Herr Klotz weiß nicht, was er will; ſeine Fehler, die nur *ſeine* Fehler ſind, ſind ſo armſelige Fehler, daß ſie auch nicht einmal Anlaß geben, etwas Eigenes anzubringen. Um ſie in ihr Licht zu ſtellen, muß man faſt eben ſo trivial und langweilig werden, als er ſelbſt iſt.

Zweiundvierzigſter Brief.

Nicht wahr? Nun glauben Sie mich ertappt zu haben! Wie ungerecht ich doch bin; und zugleich wie unvorſichtig! Alles, was ich in meinem Vorigen an Herrn Klotzen tadle, hat nicht Herr Klotz, ſondern Herr Lippert geſagt. Herr Klotz hat nach dem Rechte, das ihm als Commentator des Herrn Lippert zuſtand, dieſen bloß ausgeſchrieben.

Das hat er freilich. Aber gleichwohl iſt es falſch, daß ich in dem Ausſchreiber den Ausgeſchriebenen getadelt habe. Als Herr Klotz Lipperten plünderte, entwandte er nur Lippert'ſche Worte und Redensarten; der Sinn darin war ihm zu ſchwer; den konnte er nicht mit fortbringen; den ließ er, wo er war.

Das ſoll ſich gleich zeigen. Laſſen Sie uns nur Herrn Lipperten ſelbſt hören, wie er ſich über den Nutzen der ſchildförmigen Steine erklärt.

Die Hauptſtelle iſt in ſeinem Vorberichte,[1] wo er von dem gänzlichen Mangel der Perſpektiv auf alten Kunſtwerken redet, dabei aber des Vortheils erwähnt, wodurch in erhabener Arbeit das Auge noch einigermaßen betrogen, und jenem Mangel in etwas abgeholfen werde. Dieſer beſteht, wie bekannt, darin, „daß die voranſtehenden Figuren ſtärker und erhabner, oder bei geſchnittenen Steinen tiefer herausgeholt, die hinteren aber flächer gearbeitet ſind, ſo wie ſie mehr oder weniger entfernt ſcheinen ſollen.“ Und nun fährt er fort: „Ein anderer Vortheil that bei geſchnittenen Steinen noch mehr; ſie nahmen einen hohen und ſchildförmig geſchliffenen Stein, in welchen ſie auf oberzählte Art die Figuren einſchnitten; die Fläche, welche nun im Abdruck hohl erſchien, machte, daß die Nebenfiguren wie von der Seite oder herumgeſtellt und von der Hauptfigur entfernt ausſahen, da dieſe, wie geſagt, ſtärker ausgedruckt war.“

Die Anmerkung iſt richtig und fein. Da die Theile einer concaven Fläche wirklich in verſchiedener Entfernung von unſerm Auge liegen; da ſich wirklich nähere und tiefere Gründe darauf finden, ſo iſt es gar wohl möglich und begreiflich, daß die Natur der zu kurz fallenden Kunſt hier zu Statten kommen, und die Wirklichkeit an die Stelle der verfehlten Nachahmung treten kann. Das iſt: es können und müſſen Figuren, auch ohne nach den Regeln der Perſpektiv behandelt zu ſeyn, mehr oder weniger entfernt ſcheinen, — wenn ſie wirklich mehr oder weniger entfernt ſind. Da aber der Künſtler zu ſeiner Täuſchung nur den Schein und nie die Wahrheit ſelbſt brauchen ſoll; da die Vermiſchung des Scheines und der Wahrheit auch einem ungelehrten Auge bald merklich wird, und es beleidigt; da das, was die eingemiſchte Wahrheit leiſtet, noch weit von dem entfernt ſeyn kann, was nach den Geſetzen des Scheines geleiſtet werden ſollte; da ſogar das Wirkliche, welches in dem einen Falle der Nachahmung behülflich iſt, in andern Fällen ihr vielleicht gerade zuwider laufen wird: ſo iſt es wohl unſtreitig, daß dieſer angegebene Vortheil der ſchildförmigen Steine nur ſehr zufällig, nur ſehr mißlich, nur ſehr gering ſeyn kann. Herr Lippert geſteht es ſelbſt, denn er ſetzt hinzu: „Die Höhlung macht freilich einen Eindruck im Auge von einer ziemlichen Weite des Raumes, wodurch beim erſten Anblick der Verſtand betrogen wird. Er wird aber auch bei genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel geſetzt, den man ohne Begriffe von Kunſtregeln nicht ſogleich heben wird, und von der Schönheit des Werks gereizt, vergißt man leicht, was mancher, auch als ein Unwiſſender, nur für ein Nebenwerk hält, weil er nicht nach der Wahrheit und nach der Kunſt zugleich urtheilt.“

Es iſt nicht zu läugnen, daß ſich Herr Lippert hier nicht ein wenig beſtimmter hätte ausdrücken können. Aber ſo verlegen man auch in dem Style eines Künſtlers um die Wortfügung ſeyn mag: ſo leuchtet doch immer der Sinn hindurch, beſonders für den, der nur einigermaßen im Stande iſt, mit dem Künſtler zu denken, und zu beurtheilen, was der Künſtler ungefähr habe ſagen können, und was er nach den Grundſätzen ſeiner Kunſt ſchlechterdings nicht habe ſagen können.

Kurz, es iſt lediglich ein perſpektiviſcher Vortheil, lediglich ein Vortheil, durch den der Stein ein augenblickliches Blendwerk von Perſpektiv erhalten kann, ohne die geringſte Perſpektiv zu haben, den Herr Lippert der ſchildförmigen Fläche deſſelben beilegt. Und nun ſagen Sie mir, was Sie von dieſem Vortheile bei Herrn Klotz finden? Nicht eine Sylbe. Aber wohl hat er dieſen Vortheil in einen andern umgeſchaffen, von dem ſich weder Lippert noch ein Menſch in der Welt träumen laſſen: in den Vortheil der größern Räumlichkeit; in den Vortheil der Befreiung von dem Zwange, den der enge Raum des Steines dem Künſtler anlegt. Kann man ſich etwas lächerlicheres und ſinnloſeres denken!

Indeß begreife ich wohl, wie es mit dieſer poſſierlichen Verwandlung zugegangen. Denn daß ſie vorſetzlich ſeyn ſollte; daß Herr Klotz dem Lippert'ſchen Nutzen, den er etwa für falſch erkannte, einen andern von ſeiner eigenen Bemerkung ſollte ſubſtituirt haben: das müſſen Sie ſich auch gar nicht einfallen laſſen. Sein Fehler iſt nicht, daß er unrichtig, ſondern daß er ſchlechterdings gar nicht gedacht hat, als ſich Lippert'ſche Worte in Klotziſche Perioden fügen mußten.

Sehen Sie nur noch, wo Herr Lippert in dem Werke ſelbſt den bemerkten Vortheil der ſchildförmigen Fläche an einzelnen Beiſpielen zeigen will! So ſagt er z. E. bei einem Jupiter Ammon auf einem Jaſpis:[1] „Der Stein iſt erhaben und ſchildförmig geſchliffen. Dieſen Vortheil, die Steine hoch und ſchildförmig zu ſchleifen, brauchten die Alten, wie ich ſchon im Vorbericht erinnert habe, um die Figuren in allen Theilen flach zu ſchneiden, und doch auch die vom Leibe abſtehenden Arme und Beine, ohne ſie zu verkürzen, geſchickt heraus zu bringen.“ Nun leſen Sie noch einmal, was Herr Klotz hieraus gemacht hat: „Durch das Schildförmige befreiten ſich die alten Künſtler von dem Zwange, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte; und ſie konnten die äußeren vom Leibe abſtehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung geſchickt herausbringen.“ Kann man wörtlicher und doch zugleich ungetreuer abſchreiben! Herr Klotz behält ein jedes Wort, und ein jedes Wort ſagt bei ihm etwas anderes, als es bei Herrn Lippert ſagt.

Herrn Lipperts Meinung iſt die! Da auf einer ſchildförmigen Fläche gewiſſe Theile wirklich dem Auge näher, und andere weiter von ihm entfernt liegen: ſo kann der Künſtler ſeine darauf zu ſchneidende Figur ſo ſtellen, daß gewiſſe Glieder derſelben uns näher oder weiter ſcheinen, ohne daß ſie darum viel tiefer oder viel flacher geſchnitten ſind, als andere. Die ganze Figur kann gleich flach geſchnitten ſeyn, und dennoch kann durch den Vortheil der ſchildförmigen Fläche dieſes Glied mehr vorzutreten und ein anderes mehr zurück zu weichen ſcheinen. Nämlich was zurückweichen ſoll, bringt der Künſtler der Mitte der ſchildförmigen Fläche, als welche in dem Abdrucke die größte Entfernung erhält, ſo nahe als möglich; und was vortreten ſoll, entfernt er von der Mitte, und bringt es auf die im Steine abfallenden und im Abdrucke aufſteigenden Theile der Fläche.

---

[1] S. XIX.

[1] Erſtes Tauſend, Nr. 6.

An einem Beiſpiele läßt ſich das am deutlichſten einſehen. Ich wähle eines aus dem Natter, wobei das Profil gezeichnet iſt; die Jägerin Diana, auf der einunddreißigſten Tafel. — Wie glücklich kömmt hier die concave Fläche der zurückweichenden linken, und der hervortretenden rechten Hand zu Statten! Die rechte Hand, durch die ſich die Figur oben an dem Spieße heben will, iſt mit ihrem Arme nur ſehr flach geſchnitten; gleichwohl tritt ſie noch über das Geſicht hinaus. Wie könnte dieſes aber möglich ſeyn, wenn ſich die Fläche ſelbſt, an der ſie ruht, nicht hervorbiegte? Wie tief hätte der Künſtler arbeiten müſſen, um ſie ſo aus einem platten Steine herauszuholen? Weit tiefer, als es der Umfang der Hand erlaubt, die nicht frei ſtehen kann, und einen Träger (Support) haben müßte. Was für einen Träger aber hätte er ihr geben können? Wenn er nicht auch hier eben den Fehler hätte begehen wollen, den er mit dem linken Knie begangen, (welches ſo weit vortritt, ohne daß der Raum hinter der Beugung deſſelben weiter eine Stütze oder Füllung hat, als in dem Abdrucke von dem Wachſe von ſelbſt zurückbleibt): ſo hätte er ihr keinen andern geben können, als ihren eigenen Arm, wonach aber nothwendig der ganze Arm weit mehr hätte verwendet, und folglich verkürzt werden müſſen.

Und dieſe Verkürzung iſt es, welche die ſchildförmige Fläche dem Künſtler erſparte. Sie erſparte ſie ihm aber nicht, weil ſie geräumlicher als die platte Fläche iſt, weil der völlige Arm auf ihm Raum hat, der auf der platten nicht Raum haben würde; deßwegen gar nicht; das iſt die ſchülerhafteſte Idee die man haben kann. Sondern ſie erſpart ſie ihm dadurch, weil ſie ihm die Wirkung des Vortretens gewährt, die er ſonſt nicht anders als vermittelſt einer gewaltſamen Verkürzung hätte erhalten können.

Das, und nur das kann Herr Lippert meinen, wenn er ſagt, „daß ſich auf einem ſchildförmigen Steine die von dem Leibe abſtehenden Arme und Beine, ohne ſie zu verkürzen, ohne ſie merklich tiefer zu ſchneiden, geſchickt herausbringen ließen.“ Ein Exempel mehr kann nichts verderben. Betrachten Sie den Faun auf der zweiundzwanzigſten Tafel beim Natter. Beide Arme deſſelben ſind ohne alle Verkürzung; beſonders ſcheint der rechte dadurch, daß er nicht gegen uns zu verkürzt iſt, ſo weit hinterwärts zu fallen, daß er in der Natur unmöglich ſo ſeyn könnte, ohne ganz aus dem Schulterknochen verrenkt zu ſeyn. Gleichwohl müßte ſo wohl ſeine Hand, als die Hand des linken Armes, wenn der Stein merklich ſchildförmiger wäre, als er vielleicht ſeyn mag, vorzutreten ſcheinen, ohne deswegen viel tiefer geſchnitten oder auf den verkürzten Arm geſtützt zu ſeyn, bloß weil dieſe Hände in dem Abdrucke auf der concaven Fläche unſerm Auge wirklich näher zu liegen kommen.

Auch Natter hatte dieſen optiſchen Vortheil der convexen Steine vor Lipperten ſchon bemerkt. Leſen Sie nur nach, was er, bei der ſechzehnten Tafel von den ſpitzen Ohren des Sirius,[1] und bei der ſiebzehnten von dem Schwanze des Löwen ſagt.[1] Aber Natter war zu vorſichtig, dieſes ſehr zufälligen Vortheils wegen die convexen Steine überhaupt anzupreiſen. Denn Herr Lippert mag auch noch ſo viel Beiſpiele anbringen, wo die Convexität der Fläche eine gute Wirkung hat: ſo wird er doch ſelbſt nicht in Abrede ſeyn, daß ſich nicht noch weit mehrere anführen laſſen, wo eben dieſe Convexität die Erſcheinungen gerade falſcher macht. Und geſteht er es nicht ſelbſt, daß auch in den Fällen, wo die Convexität der Täuſchung des Auges zuträglich iſt, dennoch „der Verſtand bei genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel geſetzt werde?“

Dreiundvierzigſter Brief.

Sollte nun das Büchelchen des Herrn Klotz ein Commentar über das Lippert'ſche Werk ſeyn: was hätte der Commentator hier thun müſſen?

Er hätte müſſen erinnern, daß Herr Lippert aus dem Vortheile der convexen Steine ein wenig zu viel mache; daß ſie dieſes Vortheils wegen nicht überhaupt empfohlen zu werden verdienten; daß dieſe Convexität eben ſo oft nachtheilig ſeyn könne; und daß es lediglich auf die zu ſchneidende Figur ankomme, ob der Künſtler lieber einen platten oder einen convexen Stein zu wählen habe. Dieſe letzte Erinnerung hat auch ſchon Natter gegeben,[2] und dadurch den Vorzug der convexen Steine richtiger und genauer beſtimmt, als man wohl ſagen möchte, daß es von Herrn Lipperten geſchehen ſey.

Anſtatt deſſen aber, was hat er gethan, der treffliche Commentator? dieſer ſtolze Scribent, der ſich zutrauen durfte, ſowohl dem Gelehrten, der die Künſte kennt, als dem Künſtler, der die Literatur liebt, nützlich zu werden?[3] was hat er gethan? Nicht genug, daß er eine Anmerkung, die nur auf wenig Steine paßt, indem ſich auf weit mehrern gerade das Gegentheil, und auf den allermeiſten weder dieſes noch jenes äußert; nicht genug, ſage ich, daß er eine ſolche Anmerkung noch allgemeiner ausdrückt, ſie noch wichtiger, von noch weiterm Belange macht, als ſie ſelbſt der Urheber ausgiebt; er hat dieſe Anmerkung nicht einmal verſtanden. Und das habe ich doch wohl bewieſen!

Wahr iſt es, auch die Worte des Herrn Klotz, „daß ſich die alten Künſtler durch die ſchildförmige Fläche von dem Zwange befreit, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte,“ ſind gewiſſermaßen Worte des Herrn Lippert. Wenigſtens bis auf das enge. Aber eben dieſes einzige Wort, enge, welches Hr. Klotz von dem Seinen hinzufügt, beweiſt auch unwiderſprechlich, wie weit er von dem wahren Sinne ſeines Autors entfernt geweſen, und wie ſehr er ſich überhaupt hüten müßte, da, wo er gute Leute ausſchreibt, das allergeringſte von dem Seinen einzuflicken.

Hr. Lippert kömmt nämlich, in ſeinem Werke ſelbſt, verſchiedentlich auf den Vortheil der ſchildförmigen Steine zu ſprechen. Beſonders erklärt er ſich, bei Nr. 139 des erſten Tauſend, faſt noch umſtändlicher darüber, als er in der Vorrede gethan, indem er, außer dem dort angezeigten Nutzen, noch einen zweiten beibringt, den Herr

---

[1] Cette convexité sert encore ici à relever d'avantage les extrémités des oreilles, et à les rendre plus fines, de façon qu'elles paroissent s'avancer jusqu'à la hauteur des yeux.

[1] La queue du Lion n'est pas profonde, mais il semble que son extrémité s'élève presque perpendiculairement à sa tête; ce qu'il auroit été impossible d'exprimer sur une pierre plâte.

[2] Meth. de gr. p. 45. Ce Mercure-ci n'auroit pas été propre à être gravé dans une pierre fort convexe, parce que le corps et le bras auroient été trop enfoncés, avant que l'on eût pû placer la tête sur la même ligne, et l'on auroit été obligé de faire la draperie plus forte ou differente, et par conséquent le tout seroit devenu trop grossier et pesant. Il paroit par-là que c'est sur la Figure que l'on se propose de graver, qu'il faut se regler pour choisir une surface ou plate ou convexe; et cela depend du génie de l'artiste.

[3] S. 15.

Klotz gar nicht mitzunehmen beliebt hat. Ich will die ganze Stelle anführen, weil ich auch noch ſonſt eine Anmerkung darüber zu machen habe.

„Ich hätte, ſchreibt Herr Lippert,[1] ſchon längſt etwas von den hohen Steinen ſagen ſollen, die ſich zu unſerer heutigen Art zu ſiegeln nun nicht mehr ſchicken, da wir uns, anſtatt des bei den Alten gewöhnlichen Wachſes, des Siegellacks bedienen. Man kann eine gedoppelte Urſache angeben, warum den Alten ein hoher und ſchildförmig geſchliffener Stein gefiel. Erſtlich um die äußern Theile einer Figur, des flachen Schnittes ungeachtet, dennoch ohne Verkürzung der Arme und Beine, womit ſie ſich ohnedieß nicht gern abgaben, geſchickt herauszubringen, ohne ſich wegen des Raums zwingen zu dürfen, wie es wohl hätte geſchehen müſſen, wenn der Stein wäre glatt geſchliffen geweſen. Die zweite Urſache konnte dieſe ſeyn, weil, da das Wachs nicht ſo hart als unſer Siegellack iſt, das Bild leicht würde ſeyn gedrückt, und alſo verwiſcht worden; nachdem es aber auf dieſe Art zu ſtehen kam, ſo verhinderte der nunmehr durch den Abdruck entſtandene hohe Rand, daß es nicht ſo leicht geſchehen konnte, und dieſes ſieht man bei den beſten und älteſten Steinen.“

Ich habe ſchon geſagt: wenn man einen Künſtler lieſt, der mit andern Werkzeugen umzugehen gewohnt iſt, als mit der Feder, ſo muß man mehr darauf ſehen, was er nach den Grundſätzen ſeiner Kunſt ſagen kann, als was er zu ſagen ſcheint. „Ohne ſich wegen des Raums zwingen zu dürfen, wie es wohl hätte geſchehen müſſen, wenn der Stein wäre glatt geſchliffen geweſen.“ Ich wünſchte ſelbſt das Wort Raum aus dieſer Redensart weg. Doch wenn der um die Proprietät der Worte unbeſorgte Künſtler,[2] bei dem Worte Raum nicht eben einzig und allein an das Engere und Weitere gedacht; wenn er überhaupt die ganze äußere Conformation der Maſſe des Steins darunter verſtanden hat: ſo hat es mit dem Sinne noch immer ſeine gute Richtigkeit. Er will ſagen: auf einem ſchildförmigen Steine laſſen ſich die äußern Theile einer Figur geſchickt, d. i. mit einem Anſcheine des Hervortretens, der Näherung, herausbringen, ohne daß man deßwegen nöthig hat, ſie tiefer zu ſchneiden, oder gar die Arme oder Beine, an welchen dieſe äußeren Theile ſind, zu verkürzen, als zu welchem letztern der Raum eines platten Steins den Künſtler würde gezwungen haben: nicht in ſo fern dieſer Raum des platten Steins enger iſt, und das unverkürzte Glied weniger Platz darauf hätte, als auf der ſchildförmigen Fläche; ſondern in ſo fern es dem platten Steine da an Maſſe fehlt, wo das äußere Theil hervortreten ſoll, und es alſo nicht anders zum Hervortreten zu bringen iſt, als daß man es auf ſeinem verkürzten Gliede aus der Tiefe des Steins herausholt. Ich beziehe mich nochmals auf die Diana beim Natter. Die rechte Hand, dieſer äußere Theil des unverkürzten Armes, konnte nur vermittelſt der ſchildförmigen Fläche des Steines bis über die Stirne herausgebracht werden; hätte der Künſtler in einen platten Stein gearbeitet, ſo hätte er nothwendig den ganzen Arm verwenden, und ſo verkürzen müſſen, daß er die Hand auf dem verkürzten Arme aus der Tiefe herausholen und bis über die Stirne bringen können. —

Sind Sie noch zweifelhaft über das gedankenloſe Ausſchmieren des Herrn Klotz? — Nun wohl; Herr Lippert lebt ja. So ſage es Herr Lippert ſelbſt, wer von uns beiden, ich oder Herr Klotz, ihn richtiger verſtanden? Ob ſchon Herr Lippert und Herr Klotz Freunde ſind; ob ich Herr Lipperten ſchon nicht kenne; ob ich ihn ſchon nie mit ekeln Lobſprüchen zu beſtechen, und mich an ihn anzuketten geſucht: dennoch berufe ich mich getroſt auf ſeinen Ausſpruch. Der älteſte und theuerſte Freund des Künſtlers iſt ihm die Kunſt. Er entſcheide, wenn er es der Mühe werth hält. Er ſage es ſelbſt, und alsdann muß ich es wohl glauben, daß er das Räumlichere für das halte, warum die Alten die ſchildförmigen Steine den platten vorgezogen. Er ſage es ſelbſt: — aber auf allen Fall erlaube er mir auch, ihn um ein paar Beiſpiele zu erſuchen. Er ſey ſo gut, und weiſe mir die Gemmen nach, auf welche der Künſtler wegen der Convexität ihrer Fläche mehrere oder größere Gegenſtände bringen können, als ihm auf platte Steine von der nämlichen Peripherie zu bringen möglich geweſen wäre.

Vierundvierzigſter Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich ſonſt über die in meinem Vorigen angeführte Stelle des Herrn Lippert zu machen habe.

Alſo einen doppelten Nutzen hatten die ſchildförmigen Steine? Einmal den, den Herr Klotz ſo lächerlich mißverſtanden? und zweitens den, daß unter dem hohen Rande, welchen die Convexität bei dem Abdrucke im Wachſe zurückließ, die Figur gleichſam geſichert lag, und ſich nicht ſo leicht drücken konnte? Aber nur dieſen doppelten Nutzen hatten ſie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen dritten vergeſſen, der vielleicht der weſentlichſte war. Wenigſtens hat ihn Natter dafür erkannt, und ihm auf ſeiner erſten Tafel ausdrücklich zwei Figuren gewidmet. Er beſteht darin, daß bei einem convexen Steine der Raum zwiſchen dem Werkzeuge und dem Rande des Steines größer iſt, als bei einem platten, und jenes folglich in den convexen Stein weiter eindringen und einen tiefern Schnitt verrichten kann,[1] als ihm in den platten zu verrichten möglich wäre, ohne den Stein ſchief zu wenden, wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringt, aber mit einem Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur daher läßt ſich denn auch behaupten, „daß die ſchildförmigen Steine zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequemer ſind,“ als die platten, in ſo fern ſie es nämlich gewiſſen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudringen, als ſie wohl auf den platten eindringen können. Doch muß auch der Künſtler ſeine Figur nach dieſer Bequemlichkeit einrichten; er muß ſie ſo wählen oder ordnen, daß ſie ihr höchſtes Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er ſie anders, bedürfen ſie ihr höchſtes Relief mehr gegen den Rand: ſo iſt ihm die Convexität des Steines gerade mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ueberhaupt läßt ſich von der Vorzüglichkeit dieſer oder jener Art Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach Beſchaffenheit der Figur, die darauf kommen ſoll, iſt bald dieſe bald jene zuträglicher, und eben ſo gut, als Herr Klotz behaupten können, daß die ſchildförmige Fläche zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem ſey, eben ſo gut kann man auch behaupten, daß ſie nicht minder bequem ſey, eine Figur durchaus flach darauf zu ſchneiden, ohne daß darum alle Theile dieſer Figur gleich nahe oder gleich weit entfernt zu ſeyn ſcheinen. Ich will ein ganz einfältiges Exempel geben, welches beide Fälle erläutern kann. Man nehme an, es ſolle ein rundes bauchichtes Schild mitten auf einen ſphäriſch convexen Stein geſchnitten werden. So wie man verlangt, daß ſich dieſes Schild auf dieſem Steine zeigen ſoll, ob auch von ſeiner convexen oder von ſeiner concaven Seite: ſo wird auch der convexe Stein ſich bald mehr bald weniger dazu ſchicken. Soll das Schild ſeine convexe Seite zeigen, ſo iſt klar, daß der Künſtler aus dem convexen Steine den Umbo des Schildes ſo tief herausholen kann, als er nur will, ob ſchon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll das Schild hingegen ſeine concave Seite zeigen, ſo iſt eben ſo klar, daß er das ganze Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach ſchneiden und doch mit aller Täuſchung vollenden kann, indem der höchſte Punkt des Steines im Abdrucke den tiefſten Punkt des concaven Schildes von ſelbſt giebt.

---

[1] S. 59.

[2] Wenn er es weniger wäre, würde er in eben dieſer Stelle nicht auch glatt für platt gebraucht haben. Glatt kann auch ein ſchildförmiger Stein geſchliffen ſeyn, aber nicht platt.

[1] No. 9. Ceci représente une pierre à surface convexe, avec un Outil que l'on y applique, et c'est pour montrer l'avantage qu'il y a de travailler ces sortes de pierres; car l'espace qui se trouve entre la pierre et l'Outil étant plus considerable dans une pierre convexe, que dans une pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut penetrer plus avant, et faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre. Voyez le No. 10, où le même Outil touche bien plûtot aux bords de la pierre plate.

Das freiere Spiel indeß, welches die Werkzeuge bei einem convexen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgeben des Salmaſius, welches ich in meinem fünfundzwanzigſten Briefe berührte. Weil auch Salmaſius die Nachricht des Plinius, daß man ſich ehedem enthalten, die Smaragde zu ſchneiden, nicht ſo recht wahrſcheinlich fand: ſo glaubte er den Plinius dadurch zu retten, daß er annahm, es müſſe dieſe Nachricht nur von einer gewiſſen Art Smaragde verſtanden werden. Da nämlich vor den Worten, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis, gleich vorhergeht, iidem plerumque et concavi, ut visum colligant: ſo will er, daß jenes iis auf dieſes concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn dieſer ſey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, ſondern nur die concav geſchliffenen zu ſchneiden verboten geweſen.[1] Doch nicht zu gedenken, daß dem iis ſonach Gewalt geſchieht, wenn man es auf das nächſtſtehende Subject zieht: auch ohne zu wiederholen, daß ich aus einer Parallelſtelle des Plinius unwiderſprechlich gezeigt habe, daß das ſtreitige Verbot von den Smaragden überhaupt zu nehmen ſey: will ich hier bloß auf dem Widerſpruche, der in der Sache ſelbſt liegt, beſtehen. So bequem die convexen Steine zum Schneiden ſind, ſo unbequem müſſen nothwendig, aus der nämlichen Urſache, die concaven dazu ſeyn. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steins bleiben, deſto geſchwinder nahen ſie ſich ihm an dieſen, und der Künſtler iſt alle Augenblicke genöthigt, um das Anſtoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem Sotto Squadro hineingehen zu laſſen. Endlich: ſind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren, überhaupt zu meiden, ungeſchnitten gelaſſen? An was für concave Gemmen haben ſie denn ſonſt zu ſchneiden, großes Belieben getragen?

Denn ich will eben nicht ſagen, daß es durchaus ganz und gar keine geſchnittene Steine von concaver Fläche gegeben. Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, — irgendwo bei dem Vettori geleſen, und ein Paar habe ich ſelbſt vor mir, da ich dieſes ſchreibe. Aber das kann ich ſagen, daß ſie äußerſt ſelten ſind, und allem Anſehen nach bloß das Werk der Armuth oder des Eigenſinns geweſen. Folglich konnte die Beſorgniß, daß man die theuerſte Art eines ſo theuren Steins, als der Smaragd war, allzuhäufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht ſo groß ſeyn, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Geſetze hätte vorbauen müſſen.

Fünfundvierzigſter Brief.

Aber eben dieſer Vettori hat in der nämlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz anders gefunden. Spuren des Vergrößerungsglaſes.

Denn da er ſelbſt verſchiedene alte geſchnittene Steine von ſo außerordentlicher Kleinheit beſaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß ſie geſchnitten wären, aber durchaus nichts darauf zu unterſcheiden vermochte:[1] ſo meinte er, daß ſich dergleichen Steine auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet zu ſeyn, denken ließen. Manni hatte ſchon geurtheilt, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder ſo etwas ähnliches, nicht ganz abſprechen könne; er hatte ſich beſonders auf die mit Waſſer gefüllte gläſerne Kugel, deren Seneca gedenkt, geſtützt, und Vettori glaubte, durch das, was Plinius von den Smaragden ſagt, iidem plerumque et concavi, ut visum colligant, dieſe Meinung noch mehr beſtätigen zu können. Igitur, ſagt er, si concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut facile visum colligere possent, sane non nisi arte optica illam cavitatem induissent, quam artem ideo perfecte scivisse præsumendum videtur. Et Neronis Smaragdum, quo ludos gladiatorios spectare consueverat, pari argumento, concavum fuisse, licet arguere.

Aber Vettori muß wenig von der Wiſſenſchaft verſtanden haben, von der er glaubt, daß ſie die Alten ſo vollkommen ausgeübt. Sonſt hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner und nicht größer erſcheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläſer den Augen verſchaffen, nur für kurzſichtige Augen iſt, für die ſie die Strahlen auf eine gemäßere Art brechen. Dieſe Brechung aber, wenn es auch wahr wäre, daß ſie die Alten gekannt hätten, würde durch visum colligere gerade nicht ausgedrückt ſeyn, ſondern visum colligere würde ſich eher von der Brechung der Strahlen durch convexe Gläſer ſagen laſſen. Denn der Presbyte.

---

[1] In ſeiner Anmerkung über die Worte des Solinus: Nec aliam ob causam placuit ut non scalperentur (Smaragdi), ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur. Ich ſetze ſie ganz her, aus Urſache, die ſich gleich zeigen wird. De concavis hoc tantum dicit Plinius: Iidem plerumque et concavi, ut visum colligant, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis. Qui concavi sunt quod visum colligant, et colligendo magis aciem recreent et juvent, ideo tales non scalpi placere. At noster in universum smaragdos scalpi non solitos idcirco facit, ne offensum decus imaginum, scalpturæ cavis corrumperetur. Quasi ad hoc tantum expetiti fuerint smaragdi olim, ut imagines redderent, quod specula melius faciunt. Præterea, qui concavi sunt, imagines non recte reddunt, sed quorum planities extenta et resupina, ut idem Plinius ostendit. Hæc igitur ex æquo et a veritate et Plinii mente discedunt. Hier iſt ein klares Exempel, daß Salmaſius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus ſagt: ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur, und ſo ließ Salmaſius ſelbſt den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwiſchen decus und imaginum erſt nach imaginum ſtehe, und man leſen müſſe: ne offensum decus imaginum, lacunis corrumperetur. Solinus wollte ſagen, man habe die Smaragde darum nicht geſchnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darin gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmaſius aber läßt ihn ſagen, „damit die ſich in ihnen ſpiegelnden Bilder der vorſtehenden Objecte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden.“ Und mit welchem Rechte läßt er ihn das ſagen? Wenn Solinus ja einen falſchen Begriff von der Spiegelung auf concaver Fläche gehabt: ſo verdient er den Tadel deßwegen doch erſt in dem Folgenden, wo er ſagt: cum concavi sunt, inspectantium facies æmulantur, nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav geſchliffenen insbeſondere redet.

[1] Dissert. Glyptogr. p. 107. Exstant in Museo Victorio gemmæ aliquæ ita parvulæ, ut lenticulæ granum illis duplo majus sit; et tamen in iis vel semiexstantes figuræ, vel incisæ pariter spectantur: opere in area tam parvula sane admirando, quas oculo nudo, vix incisas esse judicaveris.

der ſich convexer Gläſer bedient, bedient ſich ihrer nur deßwegen, damit die Strahlen, welche in ſeinem Auge zu ſehr zerſtreut ſind, mehr gebrochen, und dadurch eher an dem gehörigen Orte zuſammengebracht werden, welches denn wohl visum colligere heißen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläſern ſeine Zuflucht nimmt, nimmt ſie nur deßwegen dazu, weil die Strahlen, welche in ſeinem Auge zu früh zuſammen treffen, durch ſie erſt zerſtreut und ſonach zu einer ſpätern Vereinigung an dem rechten Orte geſchickt gemacht werden, welches gerade das Gegentheil von jenem iſt, und ſchwerlich auch visum colligere heißen könnte.

Doch es iſt ausgemacht, daß die Alten von dieſem allem nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müſſen nicht von gebrochenen, ſondern von zurückgeworfenen Strahlen verſtanden werden. Sie müſſen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erklärt werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer convexen Fläche reflectirte Strahlen divergiren, die von einer concaven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das ſtärkere Licht von ſich ſtrahlen muß. Und dieſe Verſtärkung des Lichts, wie folglich auch der Farbe, iſt es, was Plinius durch visum colligere meint, und warum er ſagt, daß man die Smaragde meiſtens concav geſchliffen habe.

Der Smaragd des Nero beweiſt nichts. Nero kann den Fechterſpielen durch einen Smaragd zugeſehen haben, und gleichwohl brauchte dieſer Smaragd weder concav noch convex geſchliffen zu ſeyn. Denn Plinius ſagt auch, daß man die Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein ſolcher platter Smaragd geweſen ſeyn, deſſen ſich Nero als eines Conſervativglaſes, vornehmlich wegen der dem Auge ſo zuträglichen grünen Farbe bediente. Man betrachte nur, wie die Worte bei dem Plinius auf einander folgen, und man wird nicht in Abrede ſeyn, daß dieſes ihre natürlichſte Erklärung iſt. Iidem plerumque et concavi, ut visum colligant. Quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis. Quanquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Quorum vero corpus extensum est, eadem, qua specula, ratione supini imagines rerum reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas spectabat smaragdo. Wenn dieſer Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Claſſen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen, quorum corpus extensum est, als zu den concavis zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn ſicherlich weder zu dieſen, noch zu jenen, in ſo fern ſie als Spiegel zu brauchen waren, wollen gerechnet wiſſen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dient, kann eben daher unmöglich auch zum Durchſehen dienen.

Geſetzt aber, daß er wirklich eine ſphäriſche Fläche gehabt hätte dieſer Smaragd des Nero; geſetzt, daß er dem Nero wirklich die Dienſte eines ſphäriſchen Augenglaſes gethan hätte, daß Nero deutlicher dadurch geſehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wiſſen, wie oder warum, auch wohl gar ſich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuſchreiben ſey; das Alles, ſage ich, geſetzt, ſo kann ich, von einer andern Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Vettori beweiſen. Der Smaragd des Nero kann ſchlechterdings nicht concav, er muß convex geſchliffen geweſen ſeyn, denn, mit einem Worte, Nero war ein Presbyte. Sueton beſchreibt ihn uns oculis cæsiis et hebetioribus,[1] und Plinius ſagt noch ausdrücklicher: Neroni, nisi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes.[2]

Es würde mir ſchwerlich eingefallen ſeyn, einen ſo puren puten Antiquar, als Vettori, in ſolchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch jetzt Herr Lippert in die Fußſtapfen deſſelben getreten. Auch Herr Lippert glaubt ſich für die Vergrößerungsgläſer der Alten erklären zu dürfen; und zwar aus Wahrſcheinlichkeiten, die im Grunde die nämlichen ſind, auf welche Vettori drang, nur daß er ſie etwas richtiger entwickelt hat.

„Noch eine Anmerkung, ſchreibt er,[1] bei den ſo ſubtilen Werken der alten Steinſchneider, verdient hier einen Platz. Dieſes ſo feine hat mehr denn ein ſcharf ſehend Auge erfordert. Die Augen der Alten haben aber deßwegen nicht ſchärfer als die unſrigen geſehen. Es iſt alſo zu vermuthen, daß ſie die Augen, ſo wie es unſere heutigen Künſtler auch bei dem ſchärfſten Geſichte thun, manchmal bewaffnet, und ſich mit Vergrößerungsgläſern und Brillen beholfen haben. Aber dieſe verfertigen zu können, gehört zu Dioptrik. Daß aber die Dioptrik bei den Alten im Gange geweſen, finde ich nicht, oder doch nur eine kleine Muthmaßung. Ich weiß wohl, daß Euklides, ungefähr dreihundert Jahr vor Chriſti Geburt, die Matheſis und auch die Optik gelehrt, und daß hernach aus ihm Alhazen und Vitellio ihre Grundſätze zur Optik genommen; aber daß die Dioptrik beſonders gelehrt worden, habe ich nirgends finden können. So viel könnte ſeyn, daß man ſie zur Optik mitgerechnet, weil man den Namen Anaclastica einer Wiſſenſchaft beilegt, die zur Optik mitgerechnet worden, welche es vermuthlich geweſen iſt. Man hat aber viel ältere rundgeſchliffene Steine, als Euklides iſt, und die ein Alter von mehr als dreitauſend Jahren zu erkennen geben. Es wäre denn, daß man aus der Schrift, die man auf den Steinen gar oft findet, und aus dem Charakter der Buchſtaben ihr Alter ſicher angeben könnte; aber auch da findet man, daß ſie das Alter des Euklides ſehr weit überſteigen. Indeß halte ich es für gar möglich, daß die Vergrößerungsgläſer ſehr zeitig, und nur zufälliger Weiſe können erfunden worden ſeyn. Ein einziger Tropfen Waſſer, der von ungefähr auf einen kleinen Körper gefallen war, konnte hierzu Gelegenheit gegeben haben, ohne daß man dabei denken darf, daß ſolche nach den Regeln der Dioptrik verfertigt worden. Denn viele alte Steine ſind ganz rund und ſchildförmig, wie die Microſcope, geſchliffen; auch brauchten die Alten öfters Kryſtall, oder andere eben ſo reine und durchſichtige Edelſteine, beſonders den Beryll. Es durfte nur ein Kryſtall von ungefähr linſenförmig geſchliffen worden ſeyn, ſo war das Vergrößerungsglas entdeckt. Vom Nero weiß man, daß er einen geſchliffenen Smaragd gebraucht, um dadurch die Zuſchauer, wenn er aufs Theater kam, anzuſehen.“[2]

Das wird einem flüchtigen Leſer annehmlich genug dünken. Urtheilen Sie aber aus folgenden Anmerkungen, wie weit es für den Unterſucher Stich halten dürfte.

1. Aus dem Plinius habe ich erwieſen, daß Nero ein Presbyte war. Da er nun durch ſeinen Smaragd nach entfernten Gegenſtänden blickte, (Herr Lippert ſagt, nach den Zuſchauern des Spektakels; Plinius nach dem Spektakel ſelbſt) ſo geſchah es nicht, um den Fehler ſeiner Augen dadurch zu verbeſſern, ſondern bloß, um ſie weniger anzuſtrengen, um ſie, während der Anſtrengung ſelbſt, durch das angenehme Grün des Steines zu ſtärken. Die Fläche deſſelben brauchte nicht convex zu ſeyn, denn er wollte nicht nahe Gegenſtände ſo dadurch ſehen, als ob die Strahlen derſelben von entfernten kämen; und concav durfte ſie nicht ſeyn, denn ſonſt wären ihm die entfernten Gegenſtände, noch

---

[1] Cap. 51.
[2] Libr. XI. sect. 51. Edit. Hard.

[1] Vorbericht S. XXXV.
[2] Baccius de Gemm. natura p. 49.

welchen er damit ſahe, eben ſo undeutlich geworden, als ihm die nahen für das bloße Auge waren. Sondern ſie mußte platt ſeyn dieſe Fläche, und die Strahlen nach eben der Richtung durchlaſſen, nach welcher ſie einfielen. Als ein platter durchſichtiger Körper aber, hatte der Smaragd des Nero mit den Brillengläſern nichts weiter gemein, als in ſo fern man auch die bloßen Converſationsgläſer Brillengläſer nennen will, ob ſie ſchon zur Schärfung des Geſichts nichts beitragen, von welcher gleichwohl die Rede iſt. Ich finde, daß ſelbſt Baccius, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verſtanden hat. Smaragdus, ſchreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnas Smaragdo, tanquam speculo, spectasse aiunt: et mea quidem sententia, ut ejus aspectu oculorum recrearet aciem, qua ratione nos quoque crystallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr Lippert dürfte alſo den Baccius für ſeine Meinung eben ſo wenig anführen, als er ihn für das Factum ſelbſt hätte anführen ſollen. Nur hätte Baccius auch die Worte tanquam speculo weglaſſen müſſen. Sie ſtreiten mit dem Durchſehen ſchlechterdings; und auch Plinius, wie ich ſchon angemerkt, ſagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von ſeinem Smaragde gemacht, der nehmliche geweſen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen gepflegt. Er erwähnt dieſes doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander; aber einen durch den andern zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen können. Wenn Baccius erkannte, daß Nero durch ſeinen Smaragd geſehen, ſo hätte er nicht ſagen müſſen, daß dieſes tanquam speculo geſchehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero ſich ſeines Smaragds tanquam speculo bedient habe: ſo mußte jenes wegfallen, denn er hatte ſich den Stein, entweder als völlig undurchſichtig, oder wenigſtens als auf der hintern Seite geblendet zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen ſeyn, ob die Alten ihre dioptriſchen Kenntniſſe zugleich mit der Optik oder beſonders, ob unter dieſem oder unter einem andern Namen, gelehrt hätten, wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch iſt Herr Lippert auch darin falſch berichtet, daß ſie eine eigene Wiſſenſchaft unter dem Namen der Anaklaſtik gehabt. Wenn ich nicht irre, ſo iſt dieſer Name noch neuer, als ſelbſt der Name Dioptrik, wenigſtens iſt gewiß, daß noch zu den Zeiten des Proclus, im fünften Jahrhunderte n. Ch. Geb., keine eigene Wiſſenſchaft weder unter dieſem, noch unter jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die Strahlen, wenn ſie durch Mittel von verſchiedner Dichte gehen, eine ἀνάκλασιν (Brechung) leiden; aber nach welchen Geſetzen dieſe Brechung geſchehe, davon wußten ſie ſchlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieſer Brechung überhaupt, ſo ungefähr einige wenige Erſcheinungen der durch verſchiedene natürliche Mittel gehenden Strahlen; aber mit dem künſtlichen Mittel des Glaſes hatten ſie keine Verſuche angeſtellt, und es blieb ein tiefes Geheimniß für ſie, wie ſich durch die verſchiedene Fläche dieſes künſtlichen Mittels die Brechung in unſere Gewalt bringen laſſe.

3. Doch Herr Lippert giebt die theoretiſchen Kenntniſſe der Alten hievon endlich ſelbſt auf, und meint nur, daß ſie Vergrößerungsgläſer könnten gehabt haben, auch ohne daß ſolche nach den Regeln der Dioptrik verfertigt worden. Das iſt wahr: bediente man ſich doch in den neuern Zeiten der Brillen ſchon an die dreihundert Jahre, ehe man eigentlich erklären konnte, wie ſie der Undeutlichkeit abhelfen.[1] Aber die bloße Möglichkeit beweiſt nichts: auch ſelbſt die Leichtigkeit, mit der dieſe Möglichkeit alle Augenblicke wirklich werden können, beweiſt nichts. Die leichteſten Entdeckungen müſſen nicht eben die früheſten geweſen ſeyn. Im Grunde mochte dieſe Leichtigkeit auch wohl ſo groß nicht ſeyn, als ſie Hr. Lippert macht. Die Steine, welche die Alten am häufigſten ſchnitten, waren wenig oder gar nicht durchſichtig; und wenn auch der reinſte Kryſtall von ungefähr linſenförmig geſchliffen geweſen wäre, ſo war darum doch noch lange nicht das Vergrößerungsglas entdeckt. Denn ein von ungefähr linſenförmig geſchliffener Kryſtall wird auch nur ungefähr linſenförmig ſeyn, und alſo die Figur des unterliegenden kleinen Körpers zwar vergrößern, aber auch verfälſchen. Was konnte der, der die Vergrößerung bemerkte, alſo für beſondern Nutzen daraus hoffen, wenn er noch von der Vermuthung ſo weit entfernt war, daß die Verfälſchung aus der mindern Genauigkeit der ſphäriſchen Fläche entſtehe, und durch Berichtigung dieſer jener abzuhelfen ſey?

4. Endlich, wozu denn überhaupt dieſer von ungefähr linſenförmig geſchliffene Kryſtall? Weiß man denn nicht, daß die Alten dem Vergrößerungsglaſe noch näher waren, als ein ſolcher Kryſtall ſie bringen konnte, und es dennoch nicht hatten? — Folgende Stelle in Smiths Optik hat mich daher ein wenig befremdet.[1] „Da die Alten die Wirkungen der Kugeln zu brennen gekannt haben, ſo iſt zu verwundern, daß wir bei ihnen gar keine Spur finden, daß ſie etwas von derſelben Vergrößerung gewußt. Sollten ſie wohl niemals durch eine Kugel geſehen haben? Herr de la Hire erklärt dieſes. Die Brennweite einer gläſernen Kugel iſt der vierte Theil des Durchmeſſers, von der nächſten Fläche gerechnet. Hätten die Alten eine ſolche Kugel von 6 Zoll gehabt, und größer dürfen wir es nicht annehmen, ſo müßte eine Sache, die ſie deutlich hätten dadurch ſehen ſollen, 1½ Zoll von ihr geſtanden haben. Natürlicher Weiſe haben ſie dadurch nach entfernten Sachen geſehen, die ihnen nur undeutlich erſchienen ſind. Weite Sachen deutlich zu ſehen, erfordert entweder eine größere Kugel, als ſich verfertigen läßt, oder Abſchnitte von großen Kugeln, die wir jetzo mit Vortheil gebrauchen. Die Alten wußten vermuthlich nicht das Glas zu ſchleifen, ſie konnten es nur in Kugeln blaſen." Ich glaube nicht, daß dieſe Erklärung des de la Hire ſehr befriedigend ſeyn könnte, falls auch ſchon die Sache, die ſie erklären ſoll, ihre Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch ihre gläſerne Kugel von 6 Zoll, nach entfernten Gegenſtänden ſahen, mußten ſie nicht nähern vorbei ſehen? und wie leicht konnte ſich nicht ein Gegenſtand gerade in der Entfernung finden, den die Brennweite der Kugel erforderte? Wahrlich, es wäre ganz unbegreiflich, wenn eine ſolche Kugel niemals von ungefähr ſo gelegen hätte, niemals von ungefähr wäre ſo geführt und gehalten worden, daß das Auge einen Gegenſtand durch ſie von ungefähr eben da erblickt hätte, wo ſie ihn nach Maaßgebung ihres Diameters vergrößern kann. Es wäre unbegreiflich, ſage ich: aber gut, daß wir dieſe Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Vorausſetzung ſelbſt iſt falſch, und es finden ſich allerdings Spuren, daß die Alten die Wirkung der gläſernen Kugel, zu vergrößern, eben ſo wohl gekannt haben, als die, zu brennen. Was Spuren? Das ausdrückliche Zeugniß des Seneca:[2] Litteræ quamvis minutæ et obscuræ, per vitream pilam aqua plenam majores clarioresque cernuntur, dieſes, meine ich, iſt ja wohl mehr als Spur; und es iſt nur Schade, daß es Smithen

---

[1] S. Käſtners Lehrbegriff der Optik S. 366.

[1] S. 381.

[2] Natural. quæst. lib. 1 cap. 6.

ſo wohl als dem de la Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte ſchon Petrarch, ohne Zweifel in Rückſicht auf die Stelle des Seneca, dieſes Mittel, das Geſicht zu verſtärken, den Alten zugeſtanden: doch glaube ich, iſt unter den neuern Schriftſtellern Manni der erſte, der in ſeinem Traktate von Erfindung der Brillen, welcher erſt 1738 herauskam, als de la Hire und Smith ſchon geſchrieben hatten, ſich ausdrücklich darauf bezogen. Aber Manni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß ungeachtet dieſer Vergrößerungskugel, von welcher bis zu dem eigentlichen Vergrößerungsglaſe nur ſo ein kleiner Schritt zu ſeyn ſcheint, die Alten dennoch dieſen kleinen Schritt nicht gethan. Daß ſie das Glas nicht zu ſchleifen verſtanden, möchte ich mit dem de la Hire nicht gern annehmen. Ich weiß wohl, er meint nicht das Schleifen überhaupt, ſondern das Schleifen in Schalen von gewiſſen Zirkelbögen. Wenn ihnen das aber auch unbekannt geweſen wäre: wie hätten ſie nicht darauf fallen können, das Glas in dergleichen Schalen ſo fort zu gießen, und es hernach aus freier Hand vollends fein zu ſchleifen? Ganz gewiß würden ſie darauf gefallen ſeyn, wenn ſie nur im geringſten vermuthet hätten, daß die Sache überhaupt auf die ſphäriſche Fläche ankomme. Und hier meine ich, zeigt ſich der Aufſchluß des ganzen Räthſels. Es währte nur darum noch ſo viele Jahrhunderte, ehe man von der mit Waſſer gefüllten gläſernen Vergrößerungskugel auf die Vergrößerungsgläſer überhaupt kam, weil man die Urſache der Vergrößerung nicht in der ſphäriſchen Fläche des Glaſes, ſondern in dem Waſſer glaubte. Daß dieſes der allgemein angenommene Gedanke der Alten geweſen, iſt gewiß; und ſelbſt die Worte, die vor der angeführten Stelle des Seneca unmittelbar vorhergehen, bezeugen es: Omnia per aquam videntibus longe esse majora. Auch darf man gar nicht meinen, daß ſie, beſonders in dieſem Falle, die Urſache der Vergrößerung dem Waſſer zuſchrieben, in ſo fern es in der hohlen ſphäriſchen Kugel gleichfalls in eine ſphäriſche Fläche zuſammen gehalten wird. Nein, an die ſphäriſche Fläche dachten ſie ganz und gar nicht, ſie dachten einzig an eine gewiſſe Schlüpfrigkeit des Waſſers, vermöge welcher die ungewiſſen Blicke ſo abgleiteten, ſo — was weiß ich, wie und was? Mit einem Worte: dieſe Schlüpfrigkeit war nicht viel anders als eine qualitas occulta, durch die ſie die ganze Erſcheinung mit eins erklärten. — Und ſo dünkt mich, iſt es faſt immer gegangen, wo wir die Alten in der Nähe einer Wahrheit oder Erfindung halten ſehen, die wir ihnen gleichwohl abſprechen müſſen. Sie thaten den letzten Schritt zum Ziele nicht darum nicht, weil der letzte Schritt der ſchwerſte iſt, oder weil es eine unmittelbare Einrichtung der Vorſicht iſt, daß ſich gewiſſe Einſichten nicht eher als zu gewiſſen Zeiten entwickeln ſollen; ſondern ſie thaten ihn darum nicht, weil ſie, ſo zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel ſtanden, und irgend ein Vorurtheil ſie verleitete, nach dieſem Ziele auf einer ganz falſchen Seite zu ſehen. Der Tag brach für ſie an; aber ſie ſuchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War ſie nun einmal da, die gläſerne Kugel des Seneca, durch welche man noch ſo kleine und unleſerliche Buchſtaben deutlicher und größer erblickte; warum hätte man ſich ihrer nicht auch bei andern, wegen ihrer Kleinheit ſchwer zu unterſcheidenden Gegenſtänden bedienen können? — Du Cange theilt dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Procoprodromus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Aerzten des Kaiſers Emanuel Comnenus heißt:

Ἔρχονται, βλέπουσιν ἰδόντες, ψηλαφῶσι τὸν σφυγμὸν
τοῦ·
θεωροῦσι καὶ τὰ σκύβαλα μετὰ τοῦ ὑέλου —

„ſie kommen, betrachten ihn ſtarr, fühlen ihm an den Puls und beſchauen die Auswürfe mit dem Glaſe.“ Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter dieſem Glaſe eine Brille, oder ſonſt ein Vergrößerungsglas zu verſtehen; endlich aber hielt er es für wahrſcheinlicher, daß bloß ein Glas darunter verſtanden werde, welches über das Gefäß, worin die Auswürfe waren, gelegt wurde, um den übeln Geruch abzuhalten. Molineux und Smith ſtimmen dieſer Auslegung bei, und letzterer mit dem Zuſatze, daß ſonach die Stelle auch wohl nur bloß von der Beſichtigung des Harnes zu erklären ſey. Ja Manni ſelbſt ſagt:[1] „dieß iſt in der That auch der wahre Verſtand, wie man eben dieſe Gewohnheit noch heutiges Tages an einigen Orten findet, oder man müßte das Glas für eine Art von lente erklären, wiewohl ich zweifle, daß die Alten dergleichen Gläſer gehabt haben.“ Aber wenn Manni hieran auch mehr als gezweifelt hätte, wenn er völlig überzeugt geweſen wäre, daß die Alten dergleichen Gläſer ſchlechterdings nicht gehabt: folgte denn deswegen nothwendig jenes? Die Alten hatten keine linſenförmig geſchliffenen Vergrößerungsgläſer: folglich war das Glas, wodurch die alten Aerzte die Excremente ihrer Kranken betrachteten, „mehr die Naſe zu ſchützen, als den Augen zu helfen?“ Ein Arzt, dächte ich, ſollte ſo ekel nicht ſeyn, und wenn er aus der genaueren Betrachtung des Kothes etwas lernen kann, ſich lieber die Naſe zuhalten, als den Koth weniger genau betrachten wollen. Das μετὰ τοῦ ὑέλου ſagt alſo wohl etwas mehr; und warum könnte denn auch nicht eben die gläſerne Kugel des Seneca darunter verſtanden werden, die Manni ſelbſt ſo wohl kannte? Es befremdet mich, daß Manni auf dieſen ſo natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen ſeyn, wenn er gewußt oder ſich eben erinnert hätte, daß es den alten Aerzten gewöhnlich geweſen, ſich einer vollkommen ähnlich gläſernen Kugel zu einer verwandten Abſicht zu bedienen. Invenio Medicos, ſagt Plinius,[2] quæ sunt urenda corporum, non aliter utilius id fieri putare, quam crystallina pila adversis posita solis radiis. Hier iſt dem Plinius dieſe Kugel von Kryſtall; an einem andern Orte iſt es ebenfalls eine gläſerne, mit Waſſer gefüllte Kugel.[3] Sie ſey aber von Kryſtall oder von Glas, mit oder ohne Waſſer geweſen: genug, daß die nämliche durchſichtige Kugel, welche brennt, nothwendig auch vergrößern muß, und daß es ſchwer zu begreifen iſt, wie man ſich ihrer lange zu der einen Abſicht bedienen kann, ohne die andere gewahr zu werden. — Ein Umſtand nur dürfte hierbei auffallen. Dieſer nämlich: wenn die Kugel, womit die Aerzte brannten, durch die ſie folglich auch die Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Waſſer gefüllt, ſondern durch und durch Kryſtall war: ſo müßte ja wohl das falſche, die Alten nach meiner Meinung von Entdeckung der eigentlichen Vergrößerungsgläſer entfernende Raiſonnement, als liege der Grund der Vergrößerung in den Beſtandtheilen des Waſſers, wegfallen; und was hinderte die Alten ſodann, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius iſt ſpäter, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläſerne, mit Waſſer gefüllte Kugeln; zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß ſich beides auch durch dichte kryſtallene Kugeln thun laſſe: nur das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in dieſem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmaſius[1] bei Gelegenheit einer andern Stelle des Plinius ſagt: Vitrum pro crystallo accepit Plinius; τὸ κρυσταλλόμορφον, ἀντὶ τοῦ κρυστάλλου. Die Kugel, von der er geleſen hatte, daß ſie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Kryſtallglaſe, und nicht von wirklichem Kryſtalle; es war die nämliche Kugel, die er an der andern Stelle beſchreibt; alſo die nämliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch iſt es überhaupt den Schriftſtellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucentes, es mochten Producte der Natur oder der Kunſt ſeyn, das reine Glas ſowohl als die edlern farbloſen Steine, crystalla zu nennen. Doch wozu nur ſo halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, iſt dieſe: es ſey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Kryſtall geweſen; wer ſagt uns denn, daß ſie dichte durch Kryſtall geweſen? Kryſtall läßt ſich hohl drehen, und die Alten haben es hohl zu drehen verſtanden. Was hinderte alſo, daß die wirklich kryſtallene Kugel, durch welche die Alten brannten und vergrößerten, nicht auch mit Waſſer gefüllt geweſen? Nichts hinderte; vielmehr fand ſich die nämliche Urſache, warum ſie die Kugel von Glas mit Waſſer füllen zu müſſen glaubten, vollkommen auch bei der Kugel von Kryſtall. Sie füllten die Kugel von Glas mit Waſſer, weil ſie ſich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Waſſers das Glas die erforderliche Erhitzung durch die Sonnenſtrahlen nicht aushalten könne, daß es ohne Waſſer ſpringen müßte. Das ſagt Plinius ſelbſt ausdrücklich: Est autem caloris impatiens (vitrum,) ni præcedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreæ pilæ sole adverso in tantum excandescant, ut vestes exurant. Nun aber glaubten ſie auch von dem wirklichen Kryſtalle, daß es die Hitze eben ſo wenig vertragen könne, und mußten es, vermöge der ſeltſamen Meinung, die ſie von der Entſtehung des Kryſtalles hatten, um ſo vielmehr glauben.[2] Folglich konnte gleiche Beſorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorſicht veranlaſſen: füllten ſie die gläſerne Brennkugel mit Waſſer, ſo mußten ſie auch die kryſtallene damit füllen.

---

[1] Nach der deutſchen Ueberſetzung, in dem 7ten Theile des Allgemeinen Magazins S. 9.

[2] Libr. XXXVII. Sect. 10.

[3] Libr. XXXVI. sect. 67. Addita aqua vitreæ pilæ sole adverso in tantum excandescunt, ut vestes exurant.

6. Und nun, dem Hrn. Lippert wieder näher zu treten: was iſt es, was er eigentlich mit ſeiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläſer der Alten betreffend, will? Warum trägt er ſie vor? warum trägt er ſie eben hier vor? Er trägt ſie vor, ohne Zweifel, weil er ſie für neu hielt, wenigſtens den Grund für neu hielt, den er von den durchſichtigen, bauchicht geſchliffenen Steinen für ſie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den ſo bewundernswürdig kleinen Werken der alten Steinſchneider war? Glaubt Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und beſſer zu machen ſind, als mit bloßem Auge? Ich habe mir das Gegentheil ſagen laſſen, und außerordentliche Künſtler im Kleinen, deren ich mehr als einen kenne, haben mich alle verſichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bei der Arbeit ſchlechterdings zu nichts dienen könne, da es Stein und Inſtrument und Hand, alles gleich ſehr vergrößere. Es iſt wahr, ſie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn ſie beſtimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden. Aber da es lächerlich wäre, nur deßwegen kleine Kunſtwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, ſie durch das Glas vergrößert zu ſehen: ſo ſind alle Mängel, die man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künſtler braucht nur denen abzuhelfen, die ein geſundes unbewaffnetes Auge zu unterſcheiden vermag. Aber auch hierbei muß er die größere Schärfe ſeines Geſichts, ſo zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er ſehen könnte, wie er es thut. Wenn alſo auch ſchon die alten Steinſchneider, es ſey die gläſerne Vergrößerungskugel des Seneca, oder einen durchſichtigen, ſphäriſch geſchliffenen Stein, zu brauchen gewußt hätten: wozu hätten ſie ihn eben brauchen müſſen? Und nur daher begreif' ich, wie jene gläſerne Vergrößerungskugel zu den Zeiten des Plinius bekannt ſeyn konnte, ohne daß er ihrer jemals, bei ſo vielfältiger Erwähnung mikrotechniſcher Werke, gedenkt, da er im Gegentheil verſchiedene Mittel, deren ſich beſonders die Steinſchneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres Geſichts zu erhalten und zu ſtärken, ſorgfältig anmerkt.[1] Andere alte Schriftſteller gedenken noch anderer ſolcher Mittel, die man alle jetziger Zeit, da der Gebrauch der Vergrößerungsgläſer ſo allgemein geworden, unſtreitig zu ſehr vernachläſſigt, ſo daß die Frage, ob der Sinn des Geſichts bei den Alten, oder bei den Neueren der ſchärfere? eine Unterſcheidung erfordert. Wir ſehen mehr, als die Alten; und doch dürften vielleicht unſere Augen ſchlechter ſeyn, als die Augen der Alten; die Alten ſahen weniger, wie wir, aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht ſchärfer geweſen ſeyn, als unſere. — Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und Neueren hierauf hinauslaufen dürfte.

Sechsundvierzigſter Brief.

Ich habe mich bei der erſten Klotziſchen Anmerkung über das Mechaniſche der Steinſchneiderkunſt etwas lange verweilt. Bei der zweiten werde ich um ſo viel kürzer ſeyn können. Sie lautet ſo:[2]

„Die natürlichen Adern und Flecken eines Steines dienten den Alten bei erhaben geſchnittenen Werken oft zur Erreichung ihres Endzwecks, die jedem Dinge eigenen Farben zu geben und die ſchönſte Malerei zuwege zu bringen. Sie wußten hierdurch ihren Werken eine Lebhaftigkeit zu geben, die ſich der Natur näherte, und machten dem Maler ſeinen Vorzug zweifelhaft. Die Farben ſind ſo gebraucht, daß die Farbe, welche zu einer Sache angewandt worden, ſich nicht auf eine andere zugleich mit erſtreckt, und alle Unordnung iſt vermieden.“

Welch ſchielendes Wortgepränge! welche abgeſchmackte Uebertreibung von der etwanigen Wirkung eines glücklichen Zufalls, oder einer ängſtlichen Tändelei! Alſo war es, bei erhaben geſchnittenen Werken, der Endzweck der Alten, „jedem Dinge die ihm eigene Farbe zu geben?“ Der Endzweck! kann man ſich ungereimter ausdrücken? Und dieſen Endzweck halfen ihnen die natürlichen Adern und Flecken des Steines erreichen? und ſo erreichen, daß die ſchönſte Malerei daraus entſtand? Die ſchönſte Malerei! Eine Malerei, die dem Maler ſeinen Vorzug zweifelhaft macht! Kann man kindiſcher hyperboliſiren? Gerade ſo würde ein ſpielendes Mädchen, das Kupferſtiche ausſchneidet, und ſie mit bunten, ſeidenen Fleckchen auslegt, dem Maler ſeinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung ſagen, als was bereits ein Gelehrter davon geſagt hat, welcher gleichfalls ſein freimüthiges Urtheil über die Schrift des Herrn Klotz fällen wollen, ohne ſich vor dem Kothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden?

---

[1] Ad Solinum p. 1092. Edit. Paris.

[2] Plinius lib. XXXVII. sect. 9. Crystallum glaciem esse certum est — ideo caloris impatiens non nisi frigido potui addicitur.

[1] Lib. XX. sect. 51. et lib. XXXVII. sect. 16.

[2] S. 33.

„Ich habe," ſagt Herr Raſpe,[1] „viele geſchnittene Steine dieſer Art geſehen. Sie kommen mir vor, als die Akroſticha und Chronodiſticha in der Poeſie. Viel Zwang und etwas Farbe iſt gemeiniglich ihr ganzes Verdienſt." Auch Herr Lippert erkennt dieſen Zwang faſt an allen ſo maleriſch geſchnittenen Steinen, die er ſeiner Daktyliothek dem ungeachtet einverleiben wollen. Wozu alſo in einem Büchelchen ſo viel Aufhebens davon, das die Gemmen hauptſächlich zu Bildung des Kunſtauges und des Geſchmackes empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort geweſen ſeyn, die Liebhaber vor dergleichen Afterwerken der Kunſt zu warnen.

Setzen Sie noch hinzu, daß die beſten unter dieſen Afterwerken der Kunſt, diejenigen, meine ich, welche die richtigſte ungezwungenſte Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht Betrug ſind: ich will ſagen, daß ſie nicht aus Einem Steine beſtehen, deſſen Streiſe von verſchiedener Farbe man ſo kunſtreich genutzt, ſondern daß es verſchiedene Steine ſind, die man ſo unmerklich auf einander zu ſetzen verſtanden. Sardonyches, ſagt Plinius,[2] e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non possit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis. Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch ſo fein ſeyn. — Aber doch iſt auch ſo viel wahr, daß es einem Künſtler weit anſtändiger iſt, den Stoff, in den er arbeitet, ſeinen Gedanken, als ſeine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen.

Siebenundvierzigſter Brief.

Es verſteht ſich, daß ich unter den Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Cameen mit begreife.

Sie werden mich fragen, was ich eigentliche Cameen nenne? Solche erhaben geſchnittene Steine, die allein dieſen Namen führen ſollten. Ich weiß wohl, daß man jetzt einen jeden erhaben geſchnittenen Stein eine Camee nennt. Ich weiß aber auch, daß dieſes weder immer geſchehen, noch jetzt von uns geſchehen müßte, wenn wir genau und beſtimmt ſprechen wollten.

Eigentlich heißt eine Camee nur ein ſolcher erhaben geſchnittener Stein, welcher zwei Schichten von verſchiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, und die andere der Grund derſelben geblieben. Dieſes bekräftiget für mich Boot:[3] Cum crusta unius coloris scalpitur, ac alterius coloris pro strato relinquitur, tum gemmarii Camehujam vel Cameum vocant, sive Onyx, sive Sardonyx sit. Es iſt gleichviel, welche von den Schichten der Künſtler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunklere; aber freilich, wenn ihm die Wahl frei ſteht, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die Figur die natürlichſte oder ſchicklichſte iſt; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Onyx ſchneiden ſoll, der eine gleich hohe weiße und ſchwarze Schichte hat, ſo wäre es wohl ſehr ungereimt, wenn er die weiße zum Kopfe und die ſchwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgeben, weil er ihr nachgeben kann, ohne ſeiner Kunſt den geringſten Zwang anzuthun; und von dieſem Maleriſchen des Steinſchneiders, ſehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bei dem jetzigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhaben geſchnittener Stein ein Camee heißen, ob ſchon die von einer Farbe ſo nicht heißen ſollten. Aber das Wort Camee ſelbſt? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir iſt es ſelten genug, daß ich ein Ding kenne, und weiß, wie dieſes Ding heißt; ich möchte ſehr oft auch gern wiſſen, warum dieſes Ding ſo und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entſchloſſenſten Wortgrüblern; und ſo lächerlich als vielen das etymologiſche Studium vorkömmt, ſo geringfügig mir es ſelbſt mit dem Studium der Dinge verglichen erſcheint, ſo erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geiſt iſt dabei in einer ſo ſanften Thätigkeit; er iſt ſo geſchäftig und zugleich ſo ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüſtigere Arbeit denken kann. Man ſchmeichelt ſich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man ſucht; man freut ſich über das Finden, ohne ſich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts iſt, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

Aber jede Freude theilt ſich auch gern mit, und ſo müſſen Sie ſich ſchon das Wort Camee von mir erklären laſſen.

Wir neuern Deutſche haben Camee unſtreitig geradezu von dem Italieniſchen Cameo entlehnt. Meine Unterſuchung muß alſo auf dieſes, oder auf das ihm entſprechende Franzöſiſche Camayeu gehen. Nun laſſen Sie uns fürs erſte den Menage[1] unter Camayeu nachſchlagen, und die daſelbſt geſammelten Ableitungen erwägen. Gaffarel und Huet machen es urſprünglich zu einem hebräiſchen, Menage ſelbſt aber zu einem griechiſchen Worte.

Gaffarel ſagt, Camayeux hießen in Frankreich figurirte Achate, und weil man wäßrichte oder gewäſſerte Achate habe, welche vollkommen wie Waſſer ausſähen,[2] ſo hätten die Juden, die ſeit langer Zeit in Frankreich gewohnt und in deren Händen der Steinhandel größtentheils geweſen, das Wort vielleicht von dem Hebräiſchen Chemaija gemacht, welches ſo viel heiße als Himmliſche Waſſer, oder nach dem eigenen Ausdrucke dieſer Sprache, ſehr ſchöne Waſſer. — Aber was ſind wäßrichte oder gewäſſerte Achate? Was ſind Achate, die vollkommen wie Waſſer ausſehen? Sind das Achate, die ſo klar ſind als das reinſte Waſſer? Oder Achate, deren vielfarbige Flecken den Wellen des Waſſers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn nur ſolche Achate, ſolche ſeltene Achate? Gab es denn nicht eben ſo viele, nicht unendlich mehrere, die mit dem Waſſer durchaus nichts ähnliches hatten? Kaum daß ein ſo ſeichter Einfall eine ernſtliche Widerlegung verdient.

---

[1] Anmerkungen ꝛc. S. 31. (Caſſel 1768 in 12.)

[2] Lib. XXXVII. sect. 75.

[3] Lib. II. cap. 86. p. 234. Edit. Adr. Tollii. Ich citire hier den Boot, weil ſein Werk, mit den Anmerkungen und Zuſätzen des Tollius und Laet, unſtreitig das vollſtändigſte und gewöhnlichſte Handbuch in dieſer Art von Kenntniſſen iſt. Denn ſonſt hätte ich eben ſo wohl andere, als z. E. den Cäſalpinus, citiren können, welcher lib. II. de Metallicis cap. 36. das nämliche, faſt mit den nämlichen Worten, ſagt: scalpunt gemmarii has Onyches vario modo. Si enim crusta alba alteri nigræ superposita sit, aut secundum alios colores, ut rubens, albæ aut nigræ, aut e converso, scalpunt in superiori imaginem, ut inferior veluti stratum sit, has vulgo cameos vocant. Es iſt bekannt, daß Cäſalpinus einige Jahre früher als Boot ſchrieb; und aus ſolchen gleichlautenden Stellen hat daher Caylus den Boot zum Plagiarius des Cäſalpinus zu machen, kein Bedenken getragen. „Dieſer Schriftſteller," ſchreibt Caylus (in ſeiner Abhandlung vom Obſidianiſchen Steine S. 31. deut. Ueb.), „hat oft ganze Stücke aus dem Texte des Cäſalpinus abgeſchrieben, indem er nur einige Ausdrücke daran verändert, oder hinzugeſetzt. Er iſt nicht zu entſchuldigen, daß er hiervon gar nichts gedenkt und den Cäſalpinus unter der Zahl der Schriftſteller, deren er ſich bei Verfertigung ſeines Werks bediente, nicht einmal genennt hat." Dieſe Anklage iſt hart; aber Boot hat ein Verzeichniß ſo vieler andern Schriftſteller, die er gebraucht, ſeinem Werke vorgeſetzt; warum ſollte er nun eben den Cäſalpinus ausgelaſſen haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hatte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen andern. Folglich kann es gar wohl ſeyn, daß Boot mit ſeinem Buche, das 1609 zuerſt gedruckt ward, längſt fertig war, als das Buch des Cäſalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutſchland durch den Nürnberger Nachdruck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Boot nur aus dem Cäſalpinus hätte nehmen können, was er nicht eben ſo gut ſchon in ältern Schriftſtellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäſalpinus, mehr als von ungefähr geſchehen konnte, zuſammen zu treffen ſcheint, dürfen ſie beide nur eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl leicht auf mich nehmen, bei den mehreſten Stellen, wo Caylus den Boot für den Ausſchreiber des Cäſalpinus halten können, dieſe beiden gemeinſchaftliche Quelle nachzuweiſen.

[1] Dict. Etym. de la Langue Fr.

[2] A cause qu'on voit des Achates ondées, representant parfaitement de l'eau.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Huet. Auch Huet leitete Camayeu aus dem Hebräiſchen her, aber von **Kamia**, welches etwas bedeute, das man an den Hals hängt, um dem Gifte oder andern Schädlichkeiten zu widerſtehen; mit einem Worte, ein Amulet. Denn, ſagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine Figur geprägt iſt, ſehr große Tugenden bei.[1] Doch Huet hätte wiſſen ſollen, daß **Kamia** nicht eigentlich ein hebräiſches, ſondern ein rabbiniſches Wort iſt, das iſt ein ſolches, welches die Juden ſelbſt aus einer fremden Sprache entlehnt haben. Und ſo fragt ſich: aus welcher? und was bedeutet dieſes Wort in der Sprache, aus der ſie es entlehnt haben?

Menage würde uns desfalls zu dem Griechiſchen verwieſen haben. Denn er ſagt, Camayeu komme her von *χαμαὶ* tief, weil ſie tief gegraben wurden.[2] Aber wie? es ſind ja gerade nicht die tief, ſondern die erhaben geſchnittenen Steine, die man vorzüglich Camayeux nennt.

Außer dieſen Ableitungen iſt mir weiter keine bekannt, als die von *καῦμα*, die Gerutus[3] (nach dem Camillus Leonardus glaub ich,) angiebt. *Καῦμα* heißt Brand; und daher ſey Camæ gemacht, weil dieſe Art Steine an ſulphuriſchen und heißen Orten gefunden würden. Gerutus verſteht die Onyxe darunter; aber woher beweiſt er, daß die Onyxe nur an ſolchen Orten erzeugt würden? Und geſetzt, er bewieſe es; wie hat man den Namen Camee in dieſem Verſtande gleichwohl nur den geſchnittenen Onyxen beigelegt? Was hatten dieſe vor den ungeſchnittenen Onyxen voraus, daß man ſie allein nach ihrem Erzeugungsorte benannte?

Noch kahler werden Ihnen alle dieſe Grillen, gegen die wahre Abſtammung geſtellt, erſcheinen. Ich will Ihnen ſagen, wie ich auf dieſe gekommen bin. Die mineralogiſchen Schriftſteller des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wiſſen von ſelbſt, daß die früheſten und beſten derſelben faſt lauter Deutſche waren. Bei ihnen fand ich nämlich das Italieniſche Cameo, das Franzöſiſche Camayeu, das Lateiniſche Camehuja, wie es Boot nennt,[4] bald Gemohuidas, bald Gammenhü, bald Gemmahuja, auch wohl gar getrennt, als zwei Worte Gemma huja geſchrieben.[5] Was ich daraus aber ſchließen mußte, iſt klar: folglich ſind die erſten Sylben von Camayeu oder Cameo, das lateiniſche Gemma: und die ganze Schwierigkeit iſt nur noch, was die letzten Sylben in Camehuja oder Gemmahuja bedeuten ſollen.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführt, dürfte man faſt auf die Vermuthung kommen, daß huja ſo viel als das deutſche hoch, aufgeſchwollen, trächtig, heißen ſolle. Doch wer würde ſich einen ſolchen lateiniſchdeutſchen Hybrida, den Franzoſen und Italiener von uns angenommen hätten, leicht einreden laſſen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen: ſo mache ich es kurz, und ſage Ihnen, daß huja ſo viel iſt, als onychia; und Gemmahuja folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zuſammengezogene und verſtümmelte Gemma onychia. Aus Gemma onychia ward Gemmahuja; aus Gemmahuja ward Camehuja; aus Camehuja ward Camayeu: ſo wie wiederum aus Gemmahuja, Gammenhü, Cameo; ja allem Anſehen nach auch das rabbiniſche **Kamia**.

Ich halte dafür, dieſe Ableitung iſt an ſich ſo einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach andern Beweisgründen umzuſehen. Der vornehmſte indeß würde dieſer ſeyn, daß, vom Cäſalpinus an, es durchgängig von allen mineralogiſchen Schriftſtellern angenommen wird, daß der Camehuja oder Cameo nicht eine beſondere Art Stein, ſondern nur ein beſonderer Name eines unter einem andern Namen bekannteren Steines ſey, nämlich des Onyx. Onix, oder Onickel, oder Niccolo, ſagen ſie alle, heißt dieſer Stein, wenn er nur geſchliffen, oder ſo iſt, wie er von Natur iſt; Cameo aber heißt er alsdann, wenn er geſchnitten iſt, und zwar ſo geſchnitten, daß Figur und Grund von verſchiedener Farbe ſind.[1] Iſt nun aber jeder Cameo ein Onyx; bezeichnen beide Namen den nämlichen Stein: warum ſollen die Namen ſelbſt nicht auch urſprünglich die nämlichen Worte ſeyn, wenn ſie es ſo leicht und natürlich ſeyn können, als ich gezeigt habe?

Vor dem Cäſalpinus wurde der Camehuja bald für dieſen, bald für jenen Stein ausgegeben, auch wohl zu einem eigenen beſondern Steine gemacht. Würde dieſes aber wohl geſchehen ſeyn, wenn man ſich um die Abſtammung des Worts bekümmert hätte? Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt! Es iſt nicht ſo gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht verſteht, die Sache ſchon mehr als halb kennt.

Zu einem beſondern Steine machte den Camehuja Kentmann.[2] Auch wohl, vor dieſem, Camillus Leonardus. Denn der Stein, den Leonardus **Kamam** nennt, kann wohl nichts anders als der Cameo, die gemma onychia ſeyn, wie aus den Kennzeichen, die er ſelbſt angiebt, erhellt.[3] Aus dem Leonardus hat Boot dieſen

---

[1] Parcequ'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres, qui sont empreintes naturellement de quelques figures.

[2] A cause du creux où ces pierres sont taillées.

[3] Mus. Calceolar. Sect. III. p. 212. Camæ a nonnullis vocantur, sumpta denominatione a voce græca *καῦμα*, quod est idem quod incendium: dicunt namque in locis sulphureis et calidis inveniri.

[4] Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Dieſe kannten das Wort Camehuja zuverläſſig nicht, welches ich wider den Hrn. Cronſtedt erinnere. S. deſſen Verſuch einer neuen Mineralogie, deut. Ueberſ. S. 61.

[5] Gemohuidas ſchreibt es Erasmus Stella, deſſen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerſt gedruckt worden, Bruckmann 1736 wieder auflegen laſſen. Parte III. cap. 5. Gemmas ad Ectypam eruditi dixere, quæ ad imagines in eis scalpendas aptæ sunt; harum quanquam multæ numero sunt, Peantides tamen, quæ et Gemohuidas nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenae significantur, sese principem offert, quod usu vulgatior est, dicitur mederi parturientibus et etiam parere.

Gammenhü ſchreibt es Conrad Geßner: (de Figuris lapidum p. 98. Tiguri 1565.) Gemmarii vero seu scalptores gemmarum gemmas minus duras ad hoc diligunt: ut quas Germani vulgo a levi mollitie puto, Speckſtein appellant, et Gammenhü.

Gemmahuia ſchreibt es Joh. Kentmann: Nomenclatura rerum fossilium p. 32.

Gemmahuja ſchreibt es Agricola: (beim Geßner l. c.) Lapis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant gemmam hujam) lineas albas distinguit modo nigram, modo cineream materiam. Ejus pars potissimum candida latior, et Sarda nostris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas scalpturas.

[1] Caesalpinus de Metallicis lib. II. cap. 122. Hos omnes hodie Niccolos vocant, cum solum perpoliti sunt; exsculptos autem, ut substratum alterius coloris sit, Cameos.

[2] Nomencl. Rer. foss. l. c.

[3] Kamam seu Kakamam, est albus variis coloribus distinctus et a Kaumate dicitur, quod incendium importat: reperitur in locis sulphureis ac calidis; et frequentissime onicae (Onychi) admixtus. Ejus determinata

Kamam in ſein Verzeichniß unbekannter Edelſteine übergetragen; und nun wiſſen Sie doch ungefähr, was Sie von dem **Kaman**, wie ihn Boot daſelbſt ſchreibt, denken müſſen. Sie glauben kaum, wie ſehr ich in dieſem Verzeichniſſe mit meiner Etymologie aufräumen könnte!

Hingegen zu irgend einem andern Steine, als dem Onyx, machten den Gemmahuja, Stella und Agricola. Und zwar Stella zur Päantis der Alten. Ich habe kurz vorher geſagt, zu welchem Irrthume die Worte des Stella, **Peantides, quæ et Gemohuidas nuncupatur, quo nomine prægnantes ac plenæ significantur**, wohl verführen könnten; nämlich in den letzten Sylben von Gemmahuja unſer deutſches hoch zu finden. Aber hier kann ich Ihnen nun genauer ſagen, was Stella eigentlich will. Er fand in ſeinem Plinius: **Pæantides, quas quidem Gemonidas vocant, prægnantes fieri et parere dicuntur mederique parturientibus.** Dieſes Gemonidas fiel ihm auf; es hatte ihm mit dem Worte Gemmahuja ſo viel ähnliches, daß er glaubte, beide könnten auch nur das nämliche Ding bezeichnen; er formte alſo ſein Gemohuidas vollends darnach, und ſo ward der Gemmahuja zur Päantis, zu *dem Steine*, von welchem die Alten glaubten, daß er für Gebährerinnen heilſam ſey, weil er ſelbſt ſeines gleichen gebähre. Aber Harduin verſichert, daß er in allen ſeinen Handſchriften des Plinius, anſtatt Gemonidas, Geanidas gefunden; und nun denke man, wie viel auf eine ſo zweifelhafte Lesart zu bauen. Hätte Stella in ſeinem Plinius auch Geanidas geleſen, ſo wäre ſicherlich der Gemmahuja nie zur Päantis geworden.[1]

Auch mißbilligte ſchon Agricola dieſe Meinung gänzlich, der den Gemmahuja für den Speckſtein ausgab.[2] Doch das iſt wider allen Augenſchein; unter hundert alten geſchnittenen Steinen, ſowohl erhabnen als tiefen, wird man nicht einen ſo thonichten finden. Denn wenn die thonichten Steine ſchon gut zu ſchneiden ſind, ſo waren ſie doch den Alten deſto untauglicher zum Abdrucke: es wäre denn — Aber von dieſer Vermuthung an einem andern Orte.

Unter den Neuern kenne ich nur den Herrn D. Vogel, von dem man ſagen könnte, daß er mit dem Agricola den Gemmahuja zum Speckſteine mache,[3] wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzunehmen, daß er nur zum Verſtändniſſe derjenigen ſeiner Vorgänger, die es wirklich gethan, unter die verſchiedenen Namen des Speckſteins auch den Namen Gemmahuja ſetzen wollen.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflöſung des Camehuja in **Gemma onychia** machen könnte. Man dürfte ſagen: warum ſollten die Alten mit zwei Worten ausgedrückt haben, was ſie mit zwei Sylben ſagen konnten? warum gemma onychia, da ſie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum, antworte ich: weil Onyx bei den Alten nicht allein der Name eines Edelſteines, ſondern auch einer Marmorart war, ja ſogar der Edelſtein dieſen ſeinen Namen von dem Marmor bekommen hatte.[1] Zum Unterſchiede alſo, und wenn ein großer Theil des Werths von dieſem Unterſchiede abhing, mußte man ja wohl gemma onychia oder onychina ſagen.

Und nun noch ein paar Anmerkungen, die ungefähr eben ſo wichtig ſind, als der ganze Kram, mit dem ich dieſen Brief vollgepfropft habe.

Wenn ein Cameo, oder **Camayeu**, nur ein ſolcher erhaben geſchnittener Stein geheißen hat und eigentlich heißen ſollte, deſſen Grundlage von einer andern Farbe iſt, als die darauf geſchnittene Figur, der alſo zuverläſſig ein Onyx ſeyn wird, weil unter den Edelſteinen nur die Onyxe dergleichen reguläre Lagen von verſchiedener *Farbe haben*: ſo wird man leicht daraus errathen können, von welcher Beſchaffenheit diejenigen Gemälde ſeyn müſſen, welche die Franzoſen gleichfalls **Camayeux** nennen, und einſehen, warum dergleichen Gemälden dieſer Name beigelegt werden. Nicht weil ſie das Basrelief nachahmen, heißen ſie **Camayeux**, wie ſich Pernety[2] und andere einbilden: denn ich wüßte nicht was *χαμαί*, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte? Sondern ſie

---

virtus nulla est, sed virtutem ex sculpturis seu imaginibus, quae in ipso sculptae sunt, accipit. (De Lapid. lib. II. p. 89. Edit. Hamb.) Dieſe Stelle hatte ich im Sinne, als ich eben ſagte, daß es wohl Leonardus ſeyn möchte, aus dem Cerutus die Etymologie von Camee genommen. Wenigſtens zeigt dieſe nämliche Etymologie, und die nämliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Camee des Cerutus und der **Kamam** des Leonardus nur ein und eben derſelbe Stein ſeyn können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmale des Leonardus, daß der Kamam an dem Onyx öfters anwachſe, und daß er ſeine ganze Kraft von den darauf geſchnittenen Figuren erhalte, welches alles den Camee verräth.

[1] Indeß läßt ſich freilich von **Geanidas** eben ſo wenig Rechenſchaft geben, als von **Gemonidas**, nur daß man aus jenem leichter abnehmen kann, daß Plinius ohne Zweifel ein von *γεννάω* oder von *γονή* abgeleitetes Wort dürfte geſchrieben haben. Vielleicht *γονιμωτάτας*, welches ſodann Marbodus ausgedrückt hätte, wenn er von der Päantis, oder wie er das Wort ſchreibt, Peanites, ſagt:

Feminei sexus referens imitando labores.

[2] (**Apud Gesnerum l. c.**) **Lapidis, quem, quia ejus color candidus pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt (quidam vocant Gemmam hujam), limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Erasmus Stella Gemohuidas nominans, easdem veterum Paeantides non recte facit.**

[3] Pract. Mineralſyſtem S. 900.

[1] **Plinius (Libr. XXXVII. sect. 24.) Exponenda est et Onychis ipsius natura, propter nominis societatem: hoc in gemmam transiit ex lapide Carmaniae.** An der andern Stelle, wo Plinius des Marmors dieſes Namens gedenkt (Lib. XXXVI. sect. 6.), ſteht anſtatt **Carmania**, welches eine Provinz in Perſien war, **Germania**. Aber Salmaſius hat ſchon angemerkt (ad Solinum p. [illegible]), daß dieſes ein bloßer Schreibfehler ſey, und Harduin hätte daher nur immer **Carmania** anſtatt **Germania**, dort in den Text nehmen ſollen. Er hat dieſe Ehre wohl ſtreitigern Lesarten erwieſen. Indeß giebt mir das, was er daſelbſt in der Note hinzufügt, Gelegenheit zu einer andern Anmerkung. **Cave porro**, ſchreibt Harduin, **onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea accipi, quam nostri vocant Cassidoine, ut plerisque visum.** Ich frage, was iſt das für ein Wort, **Cassidoine**, und wie kommt der Onyx dazu, von den Franzoſen ſo genannt zu werden? Beim Richelet wird **Cassidoine** durch **Murrha** erklärt und hinzugeſetzt: **Maniere de pierre precieuse, embellie de veines de diverses couleurs.** Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man auch gern lernen, wo das Wort ſelbſt herkomme; und davon findet ſich nichts. Ich will es kurz machen. **Cassidoine** iſt nichts als ein alberner Schreibfehler, den die Unwiſſenheit fortgepflanzt, und nun faſt gültig gemacht hat. Es ſoll **Calcedoine** heißen: **Quae hodie Chalcedonia audit, et corrupte Cassedonia**, ſagt Laet. Denn der milchfarbene trübe Achat, den wir jetzt Chalcedon nennen, hieß in frühern Zeiten weißer Onyx. Wie er aber zu dem Namen Chalcedon gekommen, iſt ſchwer zu ſagen, da er mit allen den Steinen, welche bei den Alten von Karchedon, oder Kalchedon, ihren Beinamen haben, nicht das geringſte Ähnliches hat. So viel weiß ich nur, daß er dieſen Namen nach den Zeiten des Marbodus muß bekommen haben. Denn der Chalcedon des Marbodus iſt weder unſer Chalcedon, noch ſonſt ein onyxartiger Stein, ſondern der kalchedoniſche Smaragd des Plinius, vermengt mit eben deſſelben ſmaragdartigem Jaspis, Grammatias oder Polygrammos genannt, wie aus dem Zuſatze, daß er den Rednern und Sachwaltern dienlich ſey, erhellt. Weder die Ausleger des Marbodus, noch Salmaſius, der den Chalcedon des Marbodus bloß für des Plinius **turbida Jaspis, quam Calchedon mittebat**, hielt, haben dieſes gehörig bemerkt.

[2] Dict. de Peint. Ce mot ne devroit servir que pour les bas-reliefs puisqu'il tire son nom du mot grec *χαμαί*, qui signifie, bas, à terre. Mariette, und aus ihm Richelet, nebſt andern Wörterbüchern, ſagen eben das.

heißen ſo, weil ſie ganz aus Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemalt ſind, und hierin die geſchnittene gemma onychia nachahmen. Ueberhaupt will ich hier noch hinzuſetzen, daß das Erhabene ſo wenig das Weſentliche des Camee ausmacht, daß auch ſogar tief geſchnittene Steine (Onyxe verſteht ſich) Cameen heißen können und heißen ſollten, ſobald ſie durch die obere einfarbige Schichte bis auf die untere Schichte von einer andern Farbe geſchnitten worden, und alſo die Area von dieſer, nur das Bild von jener Farbe erſcheinen. Es iſt noch nicht ſo gar lange her, daß die Franzoſen ſelbſt das Wort Camayeu eben ſo wohl von tiefer, als von erhabner Arbeit brauchten. Les Jouaillers et les Lapidaires, ſchrieb Felibien in ſeinem Dictionnaire des Arts, nomment Camayeux les Onyces, Sardoines et autres pierres taillées en relief ou en creux. Nur die Worte et autres pierres taillées hätte er ſollen weglaſſen. Denn höchſtens können nur die Sardonyxe noch dazu gerechnet werden, als welche von den Alten mit unter dem allgemeinen Namen der Onyxe begriffen wurden, und allein einer ähnlichen Bearbeitung fähig ſind.

Vielleicht auch iſt dieſer ältere und weitere Gebrauch des franzöſiſchen Camayeu die Urſache, warum die neuern Schriftſteller dieſer Nation, wenn ſie erhaben geſchnittene Steine durch ein Kunſtwort ausdrücken wollen, lieber pierre camée, als camayeu ſagen. Wir Deutſche wenigſtens wollen, zu dieſer Abſicht, nur immer das fremde und neue Camee lieber fortbrauchen, als das alte Gemmenhü erneuern. Es wäre denn, daß wir es ganz in ſeinem lauterſten Verſtande erneuern, und nicht alle und jede erhaben geſchnittene Steine, auch nicht nur allein erhaben, ſondern auch tief geſchnittene Steine, an welchen das Bild eine andere Farbe als die obere Fläche zeigt, damit belegen wollten. Wenn wir ſodann dieſen genuinen Begriff wiederum damit verbinden lernten, ſo ſehe ich nicht, warum wir nicht, eben ſo gut als die Franzoſen, auch die einfarbigen Gemälde auf einem Grunde von einer andern Farbe, Gemmenhüe, oder Gemälde auf Gemmenhüart, nennen könnten.

Achtundvierzigſter Brief.

Noch finde ich bei den Exempeln, welche Herr Klotz zur Erläuterung ſeiner zweiten Anmerkung über das Mechaniſche der Kunſt beibringt, einiges zu erinnern, welches ich freilich übergehen müßte, wenn mir nur um Herrn Klotzen zu thun wäre. Ich will es alſo nur gegen ſeine Währmänner erinnert haben, und Herr Klotz hat ſich von dem Tadel mehr nicht anzunehmen, als davon auf die Rechnung des zahmen Nachſchreibers fallen kann.

„Herr Winkelmann, ſind ſeine Worte, gedenkt eines Sardonych, welcher aus vier Lagen, einer über der andern, beſteht, und auf welchen der vierſpännige Wagen der Aurora erhaben geſchnitten iſt." Erſt, mit Erlaubniß des Herrn Klotz: Winkelmann gedenkt keines Sardonych, ſondern eines Sardonyx. Warum man in der mehrern Zahl noch wohl, wenn man will, Sardonyche ſagen darf, das weiß ich; aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonych ſagen könne, das iſt mir zu hoch. Vielleicht zwar iſt einem lateiniſchen Gelehrten, der ſich herabläßt, deutſch zu ſchreiben, ein ſolcher Schnitzer allein erlaubt. Und ſo habe er denn ſeine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er ſie nennen will, für ſich! Was ich eigentlich hier anmerken will, iſt gegen Winkelmann. Winkelmann hatte Unrecht, einen Stein, von dem er ſelbſt ſagt, daß er vier Lagen von vier verſchiedenen Farben habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß ſchlechterdings nur drei Lagen von drei Farben zeigen;[1] zwei, die er als Onyx haben muß, und eine dritte, welche dem Sarder oder Carneol gleicht, und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Iſidorus, Marbodus nennen dieſe drei Farben, ſchwarz, weiß, roth. Aber die erſte iſt ſo unveränderlich nicht; denn ſie kann eben ſo wohl grau oder braun, als ſchwarz ſeyn. Nur die zweite und dritte ſind unumgänglich; denn ohne die zweite könnte er kein Onyx, und ohne die dritte kein Sardonyx heißen.[2] Nun aber iſt unter den vier Farben des von Winkelmann ſogenannten Sardonyx die dritte gerade nicht; und das iſt ſonach der zweite Grund, warum ihm dieſer Name abzuſprechen. Meinem Bedünken nach hätte ihn Winkelmann ſchlechtweg Onyx, höchſtens einen vielſtreifigen Onyx nennen ſollen. Denn ob man dem Onyx ſchon nur zwei Schichten von zwei Farben beilegt, ſo iſt dieſes doch nur von dem Onyx, wie er in kleine Stücken gebrochen, nicht aber, wie er wächſt, zu verſtehen. Ich will ſagen: da dieſe zweifarbigte Schichten wechſelsweiſe parallel laufen, ſo kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verſchiedenen Schattirungen wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt. Da aber eine ſolche Dicke zu Ring- und Siegelſteinen eben nicht die bequemſte iſt: ſo wird er freilich aus der Hand des Steinſchleifers ſelten anders als mit zwei Schichten kommen. Nur wenn dieſe Schichten dünne genug ſind, oder das Kunſtwerk, zu welchem er beſtimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie geſagt, jede der zwei Schichten mehr als einmal, und die dunklere nach verſchiedenen Schattirungen haben können. Und das iſt hier der Fall. Die vier Lagen des Winkelmanniſchen Steines ſind in ihrer Folge, ſchwarzbraun, braungelb, weiß und aſchgrau. Alle dieſe Farben und Schichten kommen ihm als Onyx zu; und beſonders, ſieht man wohl, ſind die zwei erſten nichts als Verlauf der nämlichen Schichte ins Hellere, ſo wie die vierte, die aſchgraue, (wenn ſie ihm anders hier nicht aufgeſetzt iſt,) nichts als allmälige Verdunkelung der weißen Schichte in die natürlicher Weiſe wiederum angränzende ſchwarzbraune oder braungelbe, ſeyn dürfte. Freilich iſt die rothe Farbe, die den Sardonyx zum Onyx macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen; denn beide ſind, ihren Beſtandtheilen nach, auch vollkommen der nämliche Stein; aber wenn denn nun einmal für dieſe Variation ein beſonderer Name beſtimmt iſt, warum will man ihn einer andern beilegen? —

Ein zweites Exempel nimmt Herr Klotz aus der Daktyliothek des Zanetti. „In der Zanettiſchen Sammlung, ſagt er, wird ein Tiger aus dem orientaliſchen Steine, Mace, bewundert, wo ſich der Künſtler der Flecken des Steins bedient hat, um die Flecken des Tigers auszudrücken. Maco? Wer hat jemals von einem ſolchen Steine gehört? Da wird ſich ganz gewiß wieder der Setzer verſetzt, oder der Schreiber verſchrieben haben. So iſt es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieſer Daktyliothek ſind, ſagt: exsculptum lapillo orientali, quem vulgo appellant Moco. Moco alſo, nicht Maco; und nun errathe ich es ungefähr, daß Gori einen Mokhaſtein meint, einen Stein, den jetzt faſt jeder kleine Galanteriekrämer kennt, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn, — ich will nicht ſagen, Herr Klotz: wer wird von dem das andere erwarten? — ſondern Gori ſelbſt nicht gekannt haben. Denn ſonſt hätte er ihn uns gewiß bei ſeinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition iſt, und nicht bloß bei dieſem ſo viel als nichts ſagenden Juweliernamen genannt. Der Mokhaſtein iſt ein Dendrachat, und hat in den neuern Zeiten dieſen Namen bekommen, nicht weil er eben um Mokha gefunden, ſondern aus andern öſtlichen Ländern nach dieſem Hafen gebracht, und von da in Menge nach Europa geführt wird.[1]

---

[1] Plinius (Lib. XXXVII. sect. 75.) Sardonyches e ternis glutinantur gemmis — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis. Vor dem Harduin las man zwar in dieſer Stelle anſtatt e ternis, e ceraunis, und dieſe alte Leſart hat auch der deutſche Ueberſetzer beibehalten, bei dem es ſonderbar genug klingt, „aus Donnerkeilen zuſammen gekittet." Doch Harduins Verbeſſerung iſt unwiderſprechlich, wie man bei ihm ſelbſt nachſehen mag. Außer dem Iſidorus hätte er auch noch den Marbodus für ſich anführen können, der eben ſo ausdrücklich von dem Sardonyx ſagt:

Tres capit ex binis unus lapis iste colores:
Albus et hinc niger est, rubeus supereminet albo.

[2] Salmaſius will zwar (ad Solinum p. 563), daß die arabiſchen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt; allein in der Stelle des Plinius, worin er das finden will, finde ich es nicht. Eben ſo wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx ſoll ſo viel heißen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als ſey dieſes von einigen geglaubt worden. Denn Plinius ſagt zu ausdrücklich: Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda

Neunundvierzigſter Brief.

Gori zeigt ſich überhaupt, in ſeiner Daktyliothek des Zanetti, nicht eben als einen beſondern Steinkenner. Er ſchrieb den Namen hin, wie er ihn hörte, unbekümmert, ob ſeine Leſer etwas dabei würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters ſelbſt nichts dabei denken.

Sie erinnern ſich, was ich bereits in meinem fünfundzwanzigſten Briefe wegen der Prasma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer ſolchen Praſma fand er den Stein ſehr ähnlich, auf welchem er den Kopf des jungen Tiberius erkannte:[2] und wie ſagt er, daß man dieſen Stein nenne? Quem Igiadam adpellant: oder mit den Worten ſeines Ueberſetzers, Igiada molto bella, che al Prasma di Smeraldo assai si avvicina. Sie ſollen zwanzig Naturaliſten aufſchlagen, ehe Sie dieſer Igiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verſtümmelte ſpaniſche Name eines ſehr bekannten Steines iſt? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenſtein, den ſie häufig aus ihren amerikaniſchen Provinzen bringen.[3] Dieſer hat auch wirklich die Farbe eines Praſius oder Präſem, aber bei weitem nicht deſſen Härte, und kann folglich auch deſſen Politur nicht haben. Dazu iſt der Name Igiada bei dem Gori um ſo viel unſchicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt ſeyn könnte.

Sollte ein Gelehrter dem unwiſſenden Pöbel die Worte ſo aus dem Munde nehmen, wenn es nur an ihm liegt, ſich von dem nämlichen Dinge ohne ſie, eben ſo richtig als allgemein verſtändlich, auszudrücken? Sollte er, einen Stein zu benennen, lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforſcher ſprechen? Gleichwohl iſt es in den ſpätern Zeiten faſt immer geſchehen; und nur dadurch ſind in dieſem Theile der Naturgeſchichte der Dunkelheiten und Verwirrungen ſo viel geworden, die ſich nothwendig auch je länger je mehr häufen müſſen, wenn ſich ein jeder nach eigenem Gutdünken, oder mit dem erſten dem beſten Worte, das er gehört, darin ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zweihundert Jahren, eiferte wider dieſe Unart: aber was half es? Seine Worte ſind der Beiſpiele wegen merkwürdig. Se non parum admirari, ſchreibt er,[1] viros alioquin doctos, in his rebus, quas natura tanta ornasset pulchritudine, barbara ac plebeia uti nuncupatione, ut scil. Carbunculos Rubinos, Lychnites Amandinos, Sandaresios Granatos, Chrysolithos Citrinos, dicerent et pleraque alias ineptissimis vocabulis appellarent, quæ tamen elegantissimis nominibus apud scriptores, tum Græcos, tum Latinos celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig iſt, wird man die übrigen neugeprägten Namen, von nachherigen Schriftſtellern auf ganz andere alte zurückgeführt finden. Sie mögen darin auch leicht eben ſo viel Recht haben, als Stella, nur wegen des Amandins möchte ich es lieber mit dieſem halten. Ein Wort hierüber.

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus iſt bei dem Plinius ein und eben derſelbe Stein, einmal nach einer ihm beſonders zukommenden Eigenſchaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, ſo genannt. Denn beide ſind dem Plinius aus dem genere ardentium, beide ſind ihm nigriores oder remissiores carbunculi, und von den beiden ſagt er, daß ſie in Orthosia caute oder circa Orthosiam gefunden würden. Wenn alſo Stella den Amandin der Neuern zu der Lychnis der Alten macht: ſo macht er ihn zugleich zum carbunculo alabandico, das iſt, zu einem dunkelrothen Rubin. Cäſalpinus hingegen, Boot, Laet und die ganze Heerde ihrer Nachfolger, machen den Amandin zum Troezenius des Plinius, das iſt, zu einem Rubin mit weißen Flecken. Doch unterſcheiden eben dieſe den Amandin von dem Almandin, welchen letztern ſie für den carbunculum alabandicum ausgeben, obſchon ohne im geringſten zu vermuthen, daß dieſer und die Lychnis ein und eben derſelbe Stein ſey. Ich habe aber nicht finden können, mit welchem Grunde ſie den Almandin und Amandin zu zwei verſchiedenen Steinen machen; beide Namen ſcheinen nur Ein Wort, beide nichts als das verſtümmelte Alabandicus zu ſeyn. Dazu kömmt eben dieſes Zeugniß des Stella, welcher hundert Jahr früher geſchrieben als ſie alle, und dem zu Folge eben darum der Amandin kein weiß geſprengter Rubin ſeyn kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem andern Orte, wo er ausdrücklich alle die neubenannten Arten des Carbunculus herrechnet, nur des Amandin, und keines Almandin.[2] Kurz, die Weſen ſind hier ohne Noth vermehrt worden; und mich wundert nur, daß ſelbſt Hill ſich dieſen chimäriſchen Unterſchied noch gefallen laſſen.[3]

Ich erinnere mich hier noch über einen andern ſeltſamen Namen eines Edelſteines den eigentlichen Aufſchluß bei dem Stella gefunden zu haben. Unſere Voreltern, wie Sie wiſſen, nannten einen Opal einen Wayſe, oder wie ſie es ſchrieben, Weſe, Webſe, Weiſe. Woher dieſem Steine dieſer Name? Boot will, er habe ihn vermittelſt des Pæderos erhalten, eines Beinamens, den man, wie Plinius meldet, gemeiniglich dem ſchönſten Opal wegen ſeiner beſondern Lieblichkeit gab. Olim Pæderos, ſchreibt Boot,[4] hæc gemma vocata est, a puero et amore, quod pueri pulcherrimi et innocentissimi instar omni amore digna sit. Ab hoc nomine forte deductum est nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Webſe; id est.

---

[1] Hill, in ſeinen Anmerkungen über den Theophraſt S. 86. Agates, with the Resemblance of Trees and Shrubs on them, they call'd, for that Reason, Dendrachates. These are what our Jewellers at this Time call Mochostones, but improperly: for they are not the Product of that Kingdom, but are only used to be brought from other Countries and shipp'd there for the Use of our Marchants.

[2] Tab. IX. p. 17.

[3] Laet. Libr. I. cap. 23.

[1] Præf. Interpret. Gem.

[2] Parte III. cap. 1.

[3] Theophrastus's History of Stones, p. 44.

[4] Lib. II. cap. 46.

pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Booten nicht auf ſein Wort glauben, daß Waiſe ehedem nur von Knaben gebraucht worden: warum denn nicht auch von Mädchen? Jetzt wenigſtens wird es von beiden gebraucht, und zwar von beiden als ein Wort weiblichen Geſchlechts: wir ſagen, „dieſer Knabe iſt eine Waiſe, er ward ſehr jung zur Waiſe.“ Doch das war ehedem allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geſchlechte, obſchon nicht bloß für das männliche Geſchlecht. Wenn jedoch auch dieſes geweſen wäre: ſind denn nur Knaben, welche Waiſen ſind, liebenswürdige Knaben? Boot hätte ſo ſinnreich nicht ſeyn dürfen: das deutſche Waiſe iſt nichts als das überſetzte Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrſcheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copiſten in den Schriften des Albertus Magnus geworden.[1] Hätte Boot bei dem Stella dieſes geleſen, ſo würde er nicht umgekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Ueberſetzung von Waiſe ſey, auch würde er den Orphanus nicht bloß zu einer geringern Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella erhellt, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten echten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Friſchen muß der Urſprung des Weſe unbekannt geblieben ſeyn; er führt das Wort, das er nach dem Peucer durch Asterios und Kristallis erklärt, in ſeinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demſelben beibringt, daß die Deutſchen dieſen Namen mehrern Edelſteinen beilegten, ſo hätte er zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzuſetzen mögen, was für mehrern? Keinen andern als ſolchen, die, ſo wie ſie gewendet werden, in verſchiedene Farben ſpielen, und folglich insgeſammt unter das Geſchlecht der Opale gehören.

Funfzigſter Brief.

Auch finden ſich die nichtsbedeutenden Namen, Achatonyx, Achatſardonyx, zum öftern bei dem Gori, und er ohne Zweifel iſt es, der dem Hrn. Lippert damit vorgegangen.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen ſoll, ſo hat der Achatonyx den ſeinigen an einem Jenaiſchen Recenſenten des erſten Theiles dieſer Briefe bereits bekommen. Dieſer läugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geſchlechtsnamen, alle edlere Hornſteine begreife, und ſagt, „wir haben noch nie gehört, daß man den Chalcedon einen Achat genannt.“ Wir! So muß dieſes Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen gehört haben. Brückmann ſagt:[3] „Der Achat wird von den mehrſten Schriftſtellern, die von Edelſteinen geſchrieben haben, für das Hauptgeſchlecht aller dieſer Steine ausgegeben, welche wir in dieſem Abſchnitte beſchrieben haben.“ Und was hatte er in dieſem Abſchnitte für Steine beſchrieben? „Quarzartige, im Anbruch glatte oder glänzende, halb durchſichtige und undurchſichtige Edelſteine, die auch von einigen hornartig, der Aehnlichkeit zufolge, genennt werden.“ Ja er ſetzt ausdrücklich hinzu: „Z. E. von halb durchſichtigen Steinen wird der Chalcedon, der Carneol u. ſ. w., von undurchſichtigen der Onyx für Achatarten angenommen.“ — Aus welchen Büchern hat denn nun das Jenaiſche Wir, viel wiſſenden Tones, ſeine Mineralogie gelernt, daß es ſo bekannte Dinge theils läugnet, theils nie gehört hat? Und ſo, wie die mehrſten Schriftſteller vor Brückmannen den Achat zum Geſchlechtsnamen aller edlern Hornſteine, den Chalcedon nicht ausgeſchloſſen, gemacht: ſo haben dieſes auch noch viele nach ihm gethan, von welchen ich Vogeln ſtatt aller nennen will.[1]

„Der Name, Achatonyx,“ fährt der Jenenſer fort, „iſt kein Monſtrum, wie Leſſing glaubt, wenn gleich Achat und Onyx zu einem Geſchlechte gehören. Auf ſolche Art müßte der Chalcedonyx auch ein Monſtrum ſeyn.“ Mit Erlaubniß: ich habe ihn ein Monſtrum genannt, nicht in ſofern Achat und Onyx zu einem Geſchlechte gehören, und nur verſchiedene Arten des nämlichen Geſchlechts ſind, die ſich allerdings componiren laſſen, wie ich bei dem Sardonyx zugeſtanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erſt zu lernen brauche; ſondern in ſofern, als Achat das Geſchlecht und Onyx die Art iſt, und alle Compoſita aus Geſchlecht und Art widerſinnige Compoſita ſind. Gleichwohl möchte man ſich auch den Chalcedonyx verbitten, denn nicht einmal unſern Chalcedon kannten die Alten unter dieſem Namen, geſchweige den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? Die weiße Schichte des Onyx iſt jederzeit Chalcedon: nämlich was wir jetzt Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunklere Schichte dazu kömmt, ſo heißt der Stein Onyx; aber wann und warum ſoll er Chalcedonyx heißen? Wenn er durchſichtiger iſt? Schon der Onyx iſt ja nicht immer ganz undurchſichtig; und es muß daher wohl eine ſehr mißliche Sache ſeyn, mit Brückmannen[2] den ganzen Unterſchied zwiſchen ihm und dem Chalcedon auf dem Mehr oder Wenigern beruhen zu laſſen. Ich begreife zwar, warum man für die weiße Schichte des Onyx, die gar wohl allein ſeyn kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen beſondern Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen worden, ſo mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus dieſem Chalcedon nun wiederum einen Chalcedonyx machen ſoll, das kann ich nicht begreifen.

Es iſt freilich bloß willkürlich, ob man den Namen Achat, oder einen andern zum Geſchlechtsnamen der edlern Hornſteine machen will. Brückmann hielt es darum nicht für thunlich,[3] weil der Achat nichts als eine Zuſammenſetzung mehrerer ſo der an Farbe und Durchſichtigkeit verſchiedener Hornſteine ſey, gegen die er ſich gleichſam wie die Glockenſpeiſe zu den Ingredienzen derſelben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Meſſing oder Blei zu einer Art Glockenſpeiſe zu machen: eben ſo ungereimt ſey es, den Carneol oder Chalcedon oder Onyx für einen Achat auszugeben. Das mag ſeyn, und wenn man will, mag man daher auch lieber mit Brückmannen den Chalcedon, anſtatt des Achats, zum Geſchlechtsnamen aller dieſer Steine ausſondern. Soviel bleibt doch immer unſtreitig, daß ſie alle zu einem Geſchlechte gehören, und daß, wenn man auch ſchon den Onyx nicht zu einem Achate machen ſollte, dennoch beider Beſtandtheile die nämlichen ſind, und ſie ſich folglich nur nach den Farben, oder der Lage dieſer Farben unterſcheiden können. Aber auch das ſollen ſie nicht, zu Folge dem Jenaiſchen Recenſenten; denn er ſagt: „daß die reguläre Lage der farbigen Streife den Achat zum Onyx mache, müſſe er darum bezweifeln, weil die Streife keine nothwendige Eigenſchaft des Onyx wären, und es auch genug Achate gäbe, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen hätten, und gleichwohl darum noch nicht zu Onyxen würden." Daß doch ſolche Herren meiſtentheils das Beſte in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Onyxe ſind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für ſeine Belehrung wiſſen. Nur muß er mir nicht mit den ſogenannten Bandſteinen aufgezogen kommen. Denn es iſt zwar wahr, daß die Bandſteine eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und doch keine Onyxe ſind; aber ſie ſind auch keine Achate. Sondern es ſind Jaſpisarten; wie ſie denn auch bei Kennern Bänderjaſpis heißen, und nur von ganz Unwiſſenden Bänderachat genannt werden. Schon Theophraſt hat die reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des Onyx angegeben; das iſt ſie auch beſtändig geweſen und iſt es noch jetzt, da man ſich an die Farben ſelbſt, welche Theophraſt angab, nicht mehr bindet.[1]

---

[1] Quænam hæc gemma foret, quam tantopere et ad insaniam Nonius adamasset, quam ego Opalum quum dixissem, convivæ cæteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui Opali loco Orphani nomen substituere, id venisse, ob id elimandum obeliscoque expugnandum in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque ejus loco inscribendum fore.

[2] St. 96. Jahr 1768.

[3] Abhandlung von Edelſteinen S. 85.

[1] Mineralſyſtem S. 132.

[2] S. 71 und 80.

[3] S. 86.

Wahrlich, es verlohnt ſich der Mühe, die ausgemachteſten Sachen zu bezweifeln, die angenommenſten Syſteme zu verwerfen und überall das Oberſte zum Unterſten zu kehren, um nur den Herrn Klotz nicht Unrecht haben zu laſſen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen Achatonyx verbinden könnte, wäre dieſer, daß man einen Onyx darunter verſtünde, der an Achat angewachſen, oder noch nicht ganz von dem Achat getrennt worden, in welchem er gewachſen. In dieſem Sinne kann ſich auch wohl der Naturaliſt dieſes Namens bedienen, um ein dergleichen Stück in ſeinem Cabinete zu bemerken, ſo wie er noch tauſend ſolcher Namen machen kann, ähnliche Verbindungen verſchiedener Körper anzudeuten. Aber dieſe Namen zu Benennungen beſonderer Arten machen, und von ihnen etwas ſagen, was ſich nur von eignen Arten ſagen läßt (wie z. E. mit Hr. Klotzen, daß ſich die Alten zu erhabenen Werken am häufigſten der Achatonyxe bedient), das iſt eine große Ungereimtheit, die ſich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geſtändniß der Unwiſſenheit entſchuldigen läßt.

Das nämliche gilt von dem Achatſardonyx und allen den Compoſitis, die ohne Beiſpiel der Alten gemacht worden. Hr. Lippert iſt daran ſehr reich. Er hat nicht allein Achatonyxe und Achatſardonyxe, ſondern auch Achatchalcedonier, Sapphirachate, und wie die Raritäten alle heißen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von dieſen Namen in dem Sinne will verſtanden wiſſen, von dem ich geſagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten laſſen. Ich zweifle, ob er z. E. unter ſeinem Sapphirachat einen Sapphir verſteht, der an einen Achat angewachſen, oder nicht vielmehr einen etwas durchſichtigen Achat von der Farbe des Sapphir. Und dieſe Zweideutigkeit allein hätte ihn bewegen ſollen, dergleichen eigenmächtige Compoſita zu vermeiden.

Einundfunfzigſter Brief.

Sie wundern ſich, daß ich eines Jenaiſchen Recenſenten meiner Briefe gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Klotz ſelbſt dazu ſagt.

Ich habe lange bei mir angeſtanden, ob ich Sie davon unterhalten ſoll. Die Ränke ſchlechter Schriftſteller, wenn ſie ſich in die Enge getrieben fühlen, ſind Ihnen ja wohl ſchon aus andern Beiſpielen bekannt. Neue hat Herr Klotz deren eben nicht erfunden. Trotz meiner Erwartung, ihn wenigſtens hier Original zu ſehen, hat er es bei den Alten bewenden laſſen, die er jedoch treulich alle durch verſucht, ohne ſich daran zu kehren, daß die letztern immer die erſtern wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern geſehen hatte, gab er ſich alle Mühe, in der feierlichen Kälte einer Standesperſon davon zu ſprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel, die er mit aller Beſcheidenheit vorgetragen, ſo empfindlich werden können; er verſicherte, daß ihm ſein Bewußtſeyn der untadelhafteſten Abſichten nicht erlaube, jemandes Unwillen, am wenigſten meinen Zorn zu befürchten; er erklärte, daß unſer Zwiſt das Publicum, in deſſen Angeſichte ich, ihn zu belehren, auftrete, wenig intereſſire, daß er nicht einſehe, welchen Nutzen Künſte und Wiſſenſchaften davon haben würden; er ſprach von ſeinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeigte ſeine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunſt wiſſe, ſchuldig ſey; er gab es zu, daß er mich nicht könne verſtanden haben, merkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewiſſen Punkt ja auch nicht verſtanden, und führte mir ſchlüßlich zu Gemüthe, daß ich ihn wohl ehedem einen Gelehrten von ſehr richtigem und feinem Geſchmacke genannt hätte.[1]

Was ich auf alles dieſes damals antwortete, — oder antworten hätte können, — war, wie folgt.

Herr Klotz ſagt, „unſer Zwiſt intereſſire das Publicum wenig." — Wenn ich mir nun aber das Publicum als Richter denke? Ein Richter muß alle Zwiſte anhören, und über alle erkennen, auch über die geringſchätzigſten, ſie mögen ihn intereſſiren, oder nicht. Zudem, wer ſind denn die Schriftſteller? wer ſind wir beide, Herr Klotz und ich, denn unter den Schriftſtellern, daß wir das Publicum zu intereſſiren verlangen können? Alle Leſer, auf die wir rechnen dürfen, ſind hier und da, und dann und wann, irgend ein ſtudirter Müßiggänger, dem es gleich viel iſt, mit welchem Wiſche er ſich die lange Weile vertreibt, irgend ein neugieriger oder ſchadenfroher Pedant, irgend ein ſich erholen oder ſich zerſtreuen wollender Gelehrte, irgend ein junger Menſch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und dieſe Handvoll Individuen haben wir die Impertinenz, das Publicum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publicum ſind, ſo intereſſiren wir das Publicum gewiß!

Aber Herr Klotz ſagt zugleich, „er ſehe nicht ein, daß die Künſte und Wiſſenſchaften einigen Nutzen aus unſerm Zwiſte haben würden." Das wäre nun deſto ſchlimmer für ihn, der einen ſolchen Zwiſt erregt hat! Doch ſollte nicht die Kritik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Kritik bei Herrn Klotzen weder eine Kunſt noch eine Wiſſenſchaft iſt.

Herr Klotz ſpricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Beſcheidenheit vorgetragen. Wenn die Beſcheidenheit darin beſteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweiſet, ohne einen Bückling dazu zu machen: ſo mag ſeine Beſcheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich dünkt, die wahre Beſcheidenheit eines Gelehrten beſtehe in etwas ganz anderm: ſie beſtehe nämlich darin, daß er genau die Schranken ſeiner Kenntniſſe und ſeines Geiſtes kennt, innerhalb welchen er ſich zu halten hat; daß er für jeden Schriftſteller ſo viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widerſprechen, als bis er ihn verſtanden; daß er nicht verlangt, der mißverſtandene Schriftſteller ſolle es bei ſeinem Widerſpruche bewenden laſſen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beſchuldigt, wenn er es nicht dabei bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er ſich ſelbſt zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiverſirt, nicht in einem ſauerſüßen Tone, mit einer ſchnöden Miene, ſtatt aller Antwort vorwendet, „das Publicum intereſſire dergleichen nicht, er ſehe nicht ein, was für Nutzen Künſte und Wiſſenſchaften davon haben könnten!“ u. ſ. w.

---

[1] Theophraſt ſagt, daß das Weiße und Braune, aus welchem der Onyx beſtehe, parallel liegen müſſe. Das Uebrige will ich mit den Worten ſeines engliſchen Commentators bekräftigen. The Zones, ſagt Hill, are laid in prefect Regularity, and do not, according to the Judgment of the nicest Distinguishers of the present Times, exclude it from the Onyx Class, of whatsoever Colour they are, except red: in which case it takes the Name of Sardonyx. The Colour of the Ground and Regularity of the Zones, are therefore the distinguishing Characteristics of this Stone: and in the last, particularly, it differs from the Agate, which often has same Colours, but placed in irregular Clouds, Veins, or Spots.

[1] Man ſehe den bündigen Aufſatz des Hrn. Klotz, im 133ſten Stücke des Hamburg. Correſp. vorigen Jahres (19. Auguſt 1768). Das Weſentlichſte von meiner nachſtehenden Antwort war dem 135ſten Stücke der Hamburgiſchen Neuen Zeitung eingeſchaltet (25. Auguſt 1768).

Mit ſolchen Wendungen macht ſich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann iſt zwar höflich, aber nie beſcheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit ſo leicht für Beſcheidenheit gehalten wird! Aber noch ſchlimmer, wenn die kleinſte Freimüthigkeit Unwille und Zorn heißen ſoll!

„Mein Bewußtſeyn, ſagt Herr Klotz, daß ich niemanden in der Welt beleidigen wollte —“

Beleidigen! vorſätzlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herr Klotzen das zutrauen? Einem vorſätzlich eine unangenehme Stunde machen, das kann er wohl, das hält ſich ſein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswürdigſten Freimüthigkeit ſelbſt bekennt.[1] Aber iſt denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben ſo viel, als einen beleidigen?

„Dieſes Bewußtſeyn, ſagt er, erlaubt mir nicht jemandes Unwillen, am wenigſten Hrn. Leſſings Zorn zu befürchten.“ — Meinen Zorn! mein Zorn! O, der Hr. Geheimderath haben mich zum beſten!

Und ſeine Leſer ein wenig mit zugleich. Denn nun ſoll ich es für gut befunden haben, Hr. Klotzen im Angeſichte des Publicum zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es bloß für gut befunden, mich ſeinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Urſache, weil ſie mich leider nie belehrten. Und geſchahen dieſe Belehrungen nicht auch im Angeſichte des Publicum? oder geſchieht das nicht im Angeſichte des Publicum, was Herr Klotz in ſeinen Schriften thut? Es könnte ſeyn.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgeſetzt iſt, die Meinung eines andern nicht zu faſſen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftſteller iſt, könnte er ſich Zeit nehmen ſie zu faſſen. Und wie, wenn er durchaus keine recht faßt, dieſer ehrliche Schriftſteller?

Sehen Sie nur; ſelbſt da verſteht mich Herr Klotz nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verſtanden habe. Er ſagt, „ich gäbe ihm in meinem Laokoon Schuld, daß er die homeriſche Epiſode von Therſites um deßwillen tadle, weil Therſites eine häßliche Perſon ſey; dieſes ſey ihm nie eingefallen; er habe ihn deßwegen weggewünſcht, weil er eine lächerliche Perſon ſey, und durch ſeine Gegenwart die feierliche Harmonie des epiſchen Gedichts zerſtöre.“

O ich habe ihn alſo recht gut verſtanden; denn ich habe ihn gerade ſo verſtanden, wie er ſich hier erklärt.

Eigentlich zwar erwähne ich der Urſache, warum Hr. Klotz den Therſites aus dem Homer wegwünſcht, mit keiner Sylbe. Aber wie hätte ich die Häßlichkeit zu dieſer Urſache machen können, da ich behaupte, daß die Häßlichkeit in der Poeſie Häßlichkeit zu ſeyn aufhöre, und entweder lächerlich oder ſchrecklich werde?

Vielmehr, wenn Therſites in dem Homer bloß eine häßliche Perſon wäre, ſo hätte Herr Klotz nach meiner Meinung ſehr Recht, ihn wegzuwünſchen. Aber er iſt nicht ſowohl häßlich als lächerlich; und aus eben dieſer Urſache, aus welcher ihn Herr Klotz wegwünſcht, ſage ich, daß er bleiben muß.

Die feierliche Harmonie des epiſchen Gedichts iſt eine Grille. Euſtathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter die Mittel, deren ſich Homer bedient, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu ſtürmiſch geworden. Wenn Therſites, weil er lächerlich iſt, weg müßte, ſo müßten mehr Epiſoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche iſt dem Homer nicht entwiſcht, ſondern er hat es mit großem Fleiße und Verſtande geſucht.

Das iſt es, was ich an einem andern Orte weitläuftiger zu erklären, im Laokoon verſprach. Das iſt es, wovon mir damals Hr. Klotz ganz und gar keine Idee zu haben ſchien, ob ich ihn ſchon für einen Gelehrten von ſonſt ſehr richtigem und feinem Geſchmacke erkannte.

Aber ein richtiger und feiner Geſchmack iſt nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch iſt ein Mann von Geſchmack noch lange kein Kunſtrichter. Zu dieſem finde ich in Hr. Klotzen jetzt noch eben ſo wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht erkannt haben, wenn er ſchon damals die deutſche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worin ich ſehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wieder loben würde, wenn ich Luſt hätte, weiter darin gelobt zu werden. —

Auf dieſe Antwort, und nachdem Hr. Klotz den Verfolg meiner Briefe erhalten hatte, erſchien ein zweiter Aufſatz von ihm in dem nämlichen Correſpondenten.[1] Er merkte, daß es mit der vornehmen, abweiſenden Miene nicht ganz gethan ſeyn dürfte; er ließ ſich alſo auf die Rechtfertigung ſeines Tadels ein, und hören Sie doch, was er dieſem Tadel überhaupt für eine Beſchönigung giebt! „Wenn Hr. Leſſing, lauten die Worte, über die Zweifel, die ich gegen ſeinen Laokoon auf die beſcheidenſte Art gemacht habe, mir ſo deutlich ſeinen Unwillen bezeugt, ſo kann mich dieſes nicht anders, als ſehr befremden. Hr. Leſſing verlangte in einem Briefe vom 9. Juni 1766 meine Widerſprüche ohne allen Rückhalt, und er bezeugte mir in ſo gefälligen und höflichen Ausdrücken ſein Verlangen über mein Urtheil von ſeinem Laokoon, daß ich es ſogar für meine Schuldigkeit hielt, ihm meine Meinung über einiges zu ſagen. Ich habe auch dieſes, wie ich glaube, auf eine Art gethan, die der Höflichkeit, welche mir Hr. Leſſing erwies, gemäß war. Es war mir bloß um die Liebe zur Wahrheit zu thun; nie habe ich den Willen gehabt, etwan Fehler aufzuſuchen, und dadurch Hrn. Leſſing beſchwerlich zu werden. Wäre dieſes meine Abſicht geweſen, ſo würde ich gewiß ſeine Hypotheſe vom Borgheſiſchen Fechter zuerſt angegriffen haben. Ehe noch in den Götting'ſchen Anzeigen (1768 S. 176) dieſe Erinnerung gemacht wurde, hatte ich bemerkt, daß Hr. Leſſing zwei Statuen mit einander verwechſelt habe. Denn die Stellung des Fechters (ſiehe Villa Borghese S. 217) kann ganz und gar nicht dem Chabrias beigelegt werden.“

O des unſchuldigen, friedlichen, mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe alle Mängel bedeckenden, nur aus Gefälligkeit widerſprechenden Mannes! Wie unleidlich, wie zänkiſch, wie mir ſelbſt ungleich muß ich gegen ihn nicht erſcheinen! — Wenigſtens legt er es darauf an, daß ich ſo erſcheinen ſoll.

Seinen bis jetzt ſo freundſchaftlich verſparten Vorwurf, den Borgheſiſchen Fechter betreffend, haben wir ſchon vorgehabt.[2] Wenn es wahr iſt, daß auch Er, und Er noch früher als der Götting'ſche Gelehrte, meine Verwechſelung dieſes Fechters mit einer andern Statue bemerkt hat, ſo mache er ſein Wort nunmehr gut. Er zeige, wie und worin dieſe Verwechſelung geſchehen: es liegt ſeiner Ehre daran, dieſes zu zeigen. Denn zeigt er es nicht, kann er es nicht zeigen: ſo war er auch hier nicht bloß der kahle Nachbeter, ſondern der plagiariſche Nachbeter, der bei allem ſeinen Nachbeten immer noch ſelbſt geleſen, ſelbſt gedacht haben will. Er merke aber wohl, es iſt von der Verwechſelung, nicht von der Deutung der Statue die Rede!

---

[1] Allgem. Bibliothek B. VIII. St. II. Vorr. S. 21.

[1] St. 154. 55. vor. Jahr. (26. und 27. September 1768).

[2] Brf. 36.

Von den beſondern Rechtfertigungen ſeines Tadels, führe ich nichts an. Er hat getadelt, und ich habe mich verantwortet: er beſteht auf ſeinem Tadel, und ich ſchweige. Mich ſelbſt wiederholen, iſt mir noch eckelhafter, als es dem Leſer ſeyn würde: neue Erläuterungen aber, ſehe ich nicht hinzu zu ſetzen. Das letzte Wort will ich ihm gern laſſen. Nur die Einbildung kann ich ihm nicht laſſen, jemanden in der Welt überredet zu haben, daß ich ihn um ſein Urtheil über meinen Laokoon gebeten.

Und das hatte ich nicht gethan? Gewiß nicht. Aber er beruft ſich ja auf eine Zuſchrift von mir? Sie ſollen bald hören, was es damit für eine Bewandtniß hat.

Denn nun war der erſte Theil dieſer Briefe erſchienen; und kaum war er erſchienen, ſo war er auch ſchon in dem ſiebenten Stücke der deutſchen Bibliothek des Herrn Klotz — wie ſoll ich es nennen? wie würden Sie es nennen, was Sie da von Seite 465 bis 78 geleſen haben, oder geſchwind noch leſen müſſen?

Zweiundfunfzigſter Brief.

Herr Klotz ſah, daß ich es nicht bei der Schutzwehr wolle bewenden laſſen; er ſah, daß ich ihm den Krieg in ſein eigenes Land ſpiele: und das war ihm zu arg! Nach dieſem Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit ſeiner ganzen Artillerie von Vorausſetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hatte ich es doch gedacht!

Indeß, meinen Sie, müſſe es damit wohl ſeine Richtigkeit haben, daß ich den Herrn Klotz um ſein Urtheil über meinen Laokoon erſucht. Denn er erzähle ja die ganze Geſchichte, wie er auf die Prüfung deſſelben gekommen, und dieſe fange er mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unterm 9. Juni 1766. an ihn geſchrieben.

Schlimm genug, daß er ſie damit anfängt. Ich habe alſo wohl zuerſt an ihn geſchrieben? Nicht Er iſt es, ſondern ich bin es alſo wohl, der die Correſpondenz zwiſchen uns eröffnet hat? Oder hat er es im Ernſt vergeſſen, daß mein Brief vom 9. Juni nichts als eine Antwort auf ſeine Zuſchrift vom 9. Mai war? Hat er es im Ernſt vergeſſen, daß er mich in dieſer ſeiner frühern, ſeiner erſten Zuſchrift, um Erlaubniß bat, mir ſeine Zweifel über den Laokoon in den Actis litter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das iſt, ſo bin ich genöthigt, ihm ſein Gedächtniß aufzufriſchen, und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, ſeinem Beiſpiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu laſſen, ſo kann mir nicht anders als vergönnt ſeyn, eben das mit ſeinem ganzen Briefe zu thun. Hier iſt er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, mein wertheſter Herr, Sie in meinem zarteſten Alter bei meinem Vater in Biſchofswerde geſehen zu haben, wohin Sie ein gewiſſer Herr Lindner, wo ich nicht irre, begleitet hatte. Sie können nicht glauben, wie ſehr ich mich freue, ſo oft ich meinen Freunden ſagen kann, daß ich Sie von Perſon zu kennen das Glück habe. Warum ich es für ein Glück halte, würde ich Ihnen erzählen, wenn ich glaubte, daß man Ihre Freundſchaft durch eine Sprache verdienen könnte, welche Ihnen verdächtig ſcheinen möchte, da ſie ſo oft von der Verſtellung gebraucht worden. Aber erzeigen Sie mir immer die Wohlthat und glauben Sie mir auf mein Wort, daß ich es allezeit für meine Pflicht gehalten, einer Ihrer aufrichtigſten Verehrer zu ſeyn, und daß vielleicht wenige Sie ſo zärtlich, ſo ohne alle Nebenabſichten geliebt haben, als ich.“

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht Ihr Laokoon! Ich bin Ihnen es ſchuldig, daß ich einmal an einem Orte, wo Barbarei und Unwiſſenheit herrſcht und wo ich nur verdrießliche Geſchäfte habe, auf einige Tage aufgeheitert worden. Ein Mann von Ihrer Denkungsart nimmt mein Geſtändniß nicht übel, daß ich nicht überall mit Ihren Meinungen zufrieden bin. Ja ich bin ſo frei zu glauben, daß Sie mir erlauben, wenn ich meinen Zweifeln weiter nachgedacht habe, ſolche in den Actis litter. Ihnen mitzutheilen. Ich thue es um noch mehr von Ihnen zu lernen. Denn wie viel habe ich nicht ſchon in Ihrem Buche geleſen, das ich zuvor nicht wußte!“

„Ich habe mir vorgenommen, eine neue Ausgabe der Epp. Homeric. zu machen. Es ſind mir verſchiedene geſchnittene Steine und andere Monumente vorgekommen, woraus ein ziemlicher Zuwachs von Anmerkungen entſtanden. Das Gedicht des Sadolets über den Laokoon hatte ich aus Joh. Matthæi Toscani Carmin. Poetar. illust. Italorum (Lutetiæ 1577), wo es im 2. Thle. S. 132 ſteht, mir gleichfalls angemerkt. Nun ſehe ich, daß Sie mir zuvorgekommen ſind.“

„Vielleicht iſt dem Lieblinge der Griechiſchen Muſe es nicht unangenehm, wenn ich noch hinzuſetze, daß die noch nicht bekannte Anthologie des Strato nun völlig in meinen Händen ſey. Ich habe einen Theil dieſer kleinen Gedichte meinem Commentar über den Tyrtäus eingewebt, welchen Richter jetzt mit einer vielleicht übertriebenen Pracht druckt. Ein großer Theil aber iſt zu frei, als daß er wenigſtens von mir bekannt gemacht werden könne. — Doch ich trage Bedenken, weiter mit Ihnen zu reden, bis ich die Verſicherung habe, daß Sie mir erlauben, Ihr Freund zu ſeyn. Unterdeſſen bin ich doch allezeit

Ihr

Halle, den 9. Mai
1766.

gehorſamſter Diener
Klotz.“

Dieſen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne aus dem Monde gerade nicht mehr und nicht weniger erwartet geweſen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und wie? Der Ton war angegeben, in welchen es die ungeſittetſte Kälte geweſen wäre, nicht einſtimmen zu wollen. Hr. Klotz erinnert ſich, mich in ſeinem zarteſten Alter in dem Hauſe ſeines Vaters geſehen zu haben; ich werde mich deſſen auch erinnern müſſen. Hr. Klotz verſichert mich, allezeit einer der aufrichtigſten Verehrer von mir geweſen zu ſeyn: von mir als Schriftſteller, verſteht ſich, und Hr. Klotz war auch Schriftſteller. Hr. Klotz bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will ſagen, wenn man vieles nicht weiß, kann man aus dem erſten dem beſten Buche, oder richtiger zu reden, aus dem erſten dem ſchlechteſten, vieles lernen, und alſo auch dieſes Compliment kann ich ihm in aller Demuth zurückgeben. Endlich; Hr. Klotz iſt nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er will dieſen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich ihm ſodann erlauben werde, mir ſie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es ihm nun nicht erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu ſchreiben pflegt! Alſo nicht bloß erlauben muß ich ihm das: ich muß ihm wenigſtens verſichern, mich darauf zu freuen.

Allein dieſe Verſicherung — ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen jeden, der Luſt hätte, mir darauf zu antworten — iſt dieſe Verſicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Hr. Klotz zuerſt anbietet, willkommen ſeyn werden, iſt dieſe Verſicherung eine eigentliche von mir herkommende Bitte, um dieſes Urtheil, um dieſe Anmerkungen und Zweifel? Kann man ſagen, daß ich ihn um das erſucht habe, was ich von ihm anzunehmen mich nicht weigern durfte? Gleichwohl ſagt es Hr. Klotz: gleichwohl darf er ſich unterſtehen, es mit meinen eigenen Worten beweiſen zu wollen.

Meine eigene Worte ſollen dieſe geweſen ſeyn: „Ich verſpreche meinem Laokoon wenige Leſer, und ich weiß, daß er noch wenigere gültige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den einen davon in Ihnen zu beſtechen, ſo geſchah es gewiß weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerſt widerſprochen; und ich würde ſagen, es ſey dieß in der Abſicht geſchehen, mir Ihre Widerſprüche ohne allen Rückhalt zu verſichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtſchaffener Mann erſt gereizt werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung ſprechen ſollte. Der häßliche Therſites ſoll unter uns eben ſo wenig Unheil ſtiften, als ihm vor Troja zu ſtiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meine mich um die Wahrheit eben ſo verdient gemacht zu haben, wenn ich ſie verfehle, mein Fehler aber die Urſache iſt, daß ſie ein anderer entdeckt, als wenn ich ſie ſelbſt entdecke. Mit dieſen Geſinnungen kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in den Actis litter. nicht anders als freuen."

Ich erkenne in dieſen Worten meine Denkungsart; es mögen alſo gar wohl meine eigenen Worte geweſen ſeyn. Aber was daraus für Hr. Klotzen? Es waren, wie Sie geſehen, erwiedernde Worte, nicht auffodernde Worte. Ja ſo wenig auffodernd, daß ſie ihn vielmehr hätten ſtutzig machen müſſen. Ich laſſe ihm merken, daß ich über meinen Laokoon nur ſehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte, und wenn ich ihn jetzt einen Augenblick für dieſen annehme, ſo geſchieht es nur, weil er ſich ſo zuverſichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter ſeyn; und daraus ſchlieſſe ich, daß er ſich aus der kleinen Zahl der gültigen zu ſeyn fühlen müſſe. Konnte ich ihn damals ſchon beſſer kennen, als er ſich kannte? —

Aber ein Wort von dieſer ſo ſtolz klingenden Aeußerung ſelbſt! Sie klingt es bloß; ſie iſt es gar nicht. Nicht darum meinte ich, könne mein Laokoon nur ſehr wenige gültige Richter haben, weil ganz außerordentliche Kenntniſſe, ein ganz beſonderer Scharfſinn dazu erfodert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein großer Geck ſeyn, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntniſſe von dahin einſchlagenden Dingen beſitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfſinn haben, als ich, — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beides, Kenntniſſe und Scharfſinn, auch nur in einem leidlichen Grade in ſich vereinigen, giebt es ſo viele ſchon nicht. Unter dieſen wenigern giebt es noch wenigere, welche dieſen Scharfſinn, den ſie haben, auf dergleichen Kenntniſſe, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können oder zu dürfen glauben. Die mehrſten von ihnen halten Scharfſinn auf ſolche Kenntniſſe angewandt, für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die ſelbſt dem Vergnügen, das ſie aus dieſen Kenntniſſen ziehen, nachtheilig werden müſſe. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieſes ſein Vergnügen auf das Spiel zu ſetzen, um in der Beſchauung und Muſterung und Läuterung deſſelben Vergnügen zu finden. Und ſo wie dieſe höchſt ſeltenen Grübler nur meine Leſer ſeyn werden, ſo können nur die geübteſten derſelben meine Richter ſeyn. Aber Tauſend gegen Eines, daß ſich unter dieſen kein Dichter, kein Maler finden wird. Es hat daher nie meine Abſicht ſeyn können, unmittelbar für den Dichter, oder für den Maler zu ſchreiben. Ich ſchreibe über ſie, nicht für ſie. Sie können mich, ich aber nicht ſie entbehren. Um mich in einem Gleichniſſe auszudrucken: ich wickle das Geſpinnſte der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer ſpinnen zu lehren, ſondern aus der Seide für mich und meines gleichen Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzuſetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen ſo lange ſammle, bis ich ſie in gute wichtige Goldſtücke allgemeiner Anmerkungen umſetzen, und dieſe zu dem Capitale ſelbſtgedachter Wahrheiten ſchlagen kann. —

Dreiundfunfzigſter Brief.

Das alſo iſt erwieſen, daß ich den Hrn. Klotz um ſein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es bloß nicht verbeten.

Ich war nie begierig darnach geweſen, ehe mich ſeine Zuſchrift begierig darnach machte. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerſpruche, zu welchem er ſich aufwarf, wohl könne gereizt haben. Gereizt! denn ich hatte ihm ſelbſt gelegentlich widerſprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben laſſen, daß ich ihn für gereizt hielte, oder mußte es ihm nur durch die Verſicherung, daß ich ihn nicht dafür hielt, merken laſſen. Kurz, ich ſehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber hören Sie weiter. — Nach Verlauf von fünf Monaten erſchien das Stück von den Actis litt.,[1] in welchem Hr. Klotz Wort hielt; und er hatte die Güte, es mir mit einem zweiten Schreiben ſelbſt zuzuſchicken. Ich theile auch dieſes ganz mit; denn da Hr. Klotz es einmal für gut befunden, unſer Publicum in einen Privatbrief gucken zu laſſen, ſo mag dieſem Publicum nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet ſo:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer auf Ihre Ankunft in Halle, mein wertheſter Herr, gewartet, und mit dieſer Hoffnung mir alles das Unangenehme, welches mein Profeſſoramt bei ſich führt, verſüßt hatte, bringt mir mein Freund, Hr. Hauſen, die Nachricht, daß Sie in Berlin ſind. Es bleibt mir alſo nichts übrig, als, um mir das Vergnügen, Sie zu umarmen, zu verſchaffen, ſelbſt nach Berlin zu reiſen, und ich hoffe gewiß, daß ich auf Oſtern meinem Verlangen werde ein Genüge leiſten können. Unter die Vortheile, die ich mir von dem Warſchauer Antrage verſprach, rechnete ich immer auch den, daß ich Sie einige Wochen genieſſen würde."

„Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, das nieder zu ſchreiben, was ich bei dem Leſen Ihres vortrefflichen Laokoon gedacht. Wenn Sie einige Augenblicke beigelegter Schrift gönnen wollen, ſo werden Sie ſehen, daß ich mich derſelben bedient habe. Ein Mann von gegründetem Ruhme und edlem Bewußtſeyn ſeiner Verdienſte erlaubt dem andern gern ſeine ſchwachen Bemühungen, ihm nachzuahmen, zeigen zu dürfen, und wenn er auch gleich einſieht, daß er ihn nicht erreicht, ſo verzeiht er ihm doch den Mangel an Kräften, und liebt ihn wegen ſeines guten Willens. Dieſer Gedanke verſpricht mir eine freundſchaftliche Aufnahme meiner Einfälle von Ihnen."

„Es war mir genug, daß Herr Hauſen mir ſagte, daß einige Berliniſche Gelehrte ſich über meinen Auszug aus der allgemeinen Welthiſtorie gewundert hätten, um die ganze Arbeit wieder aufzugeben. Die Umſtände, in welchen ich mich befand, da ſie mir angetragen wurde, nöthigten mich, eine Sache zu unternehmen, bei der ich bloß den Fleiß eines Taglöhners anzuwenden brauchte. Allein, ſchon der Wink eines einſichtsvollen Kunſtrichters zwingt mich zu erröthen, und lieber alles einzubüßen, als

---

[1] Voluminis III. Pars III.

Vertrauen und Gunſt der Männer, gegen deren Urtheil ich nicht gleichgültig ſeyn kann."

„Ich hoffe nun bald durch Bücher und andern Vorrath mich in den Stand zu ſetzen, ein Buch von der alten Steinſchneiderkunſt zu verfertigen, wozu ich den Plan ſeit einigen Jahren gemacht, und an deſſen Ausführung mich die allhier herrſchende Barbarei und der Mangel an Hülfsmitteln gehindert."

„Mit einer Hochachtung und Ergebenheit, in deren Aufrichtigkeit ich niemanden in der Welt nachgeben werde, habe ich die Ehre zu ſeyn

Ihr
gehorſamſter Diener
Klotz."

Halle, den 11. Oct.
1766.

Was ſagen Sie zu dieſem Briefe, mein Freund? Iſt es nicht ein feiner, artiger, ſüßer, liebkoſender Brief; voller Freundſchaft, voller Vertraulichkeit, voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erſt, die dabei lag! Das nenne ich eine Recenſion! Das iſt ein Mann, der zu leben verſteht! O, wie ſchwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantissimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Muſen dudum principem inter Germaniæ ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perspecta, conjunctaque antiquarum litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erſt lieb! Denn es war dem Herrn Klotz ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!

Was werde ich auf dieſen Brief und auf dieſe Recenſion dem allerliebſten Verfaſſer nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückenden Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß gelobt haben! Nicht wahr? —

Ich erſuche den Herrn Klotz, meine Antwort auf dieſes ſein zweites Schreiben, auf dieſe ſeine Recenſion, drucken zu laſſen. Sie wird mich freilich jetzt beſchämen, wenn ſie ſo ausgefallen iſt, wie ich glauben muß, daß er ſie erwartet hat. Aber er ſchone mich nur nicht; ich muß gedemüthigt ſeyn: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum geſpielt zu haben?

Vierundfunfzigſter Brief.

Die Wahrheit, mein Freund, iſt, daß ich dem Herrn Klotz auf ſein zweites Schreiben, auf ſeine Recenſion ganz und gar nicht geantwortet habe; daß ich ihm noch heute darauf antworten ſoll. Ich hatte an ſeinem zweiten Briefe genug; meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach ſich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erſt bei dem dritten oder bei dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich doch einmal müſſen; und ich denke, je früher eine ſolche Unhöflichkeit erfolgt, deſto kleiner iſt ſie.

Auf den erſten Brief konnte ich dem Herrn Klotz verbindlich, aber doch noch mit Beſtande der Wahrheit antworten. Ich nahm den Mann vorläufig ſo an, als ich ihn zu finden wünſchte; und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten mit guter Freund zu erwiedern, weil ſich endlich findet, daß dieſer Unbekannte weder gut, noch Freund iſt? — Mit dem zweiten Briefe hingegen war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich ſchlechterdings gegen meine Ueberzeugung ſprechen müſſen, und nach meiner Ueberzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillſchweigen befürchten durfte, von welchem er ſich noch immer eine Urſache deuten konnte, wie ſie ſeiner Eitelkeit am wenigſten auffiel.

Und zwar hatte dieſe Alternative, gegen Herrn Klotzen entweder den Schmeichler zu ſpielen, oder ihm unangenehme Dinge zu ſagen, einen doppelten Grund. Seine Lobſprüche waren mir äußerſt ekel, weil ſie äußerſt übertrieben waren, und ſeine Einwürfe fand ich höchſt nüchtern, ſo ein gelehrtes Maul er auch dabei immer zog.

Ueber jenes hätte ich ihm ſagen müſſen: „Mein wertheſter Herr, ein anderes iſt, einem Weihrauch ſtreuen, und ein anderes, einem, mit Wernicken zu reden, das Rauchfaß um den Kopf ſchmeißen. Ich will glauben, daß Sie das erſte thun wollen, aber das andere haben Sie gethan. Ich will glauben, daß es ihre bloße Ungeſchicklichkeit in Schwenkung des Rauchfaſſes iſt, aber ich habe dem ungeachtet die Beulen, und fühle ſie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geſchrieben, kitzelt mich freilich, ſelbſt von Ihnen zu vernehmen. Es kitzelt mich freilich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutſchlands gezählt zu ſehen, denn wer will nicht ſeinem Vaterlande wenigſtens gern keine Schande machen? Aber nun genug mit dem Kitzeln, denn ſehen Sie, ich muß mich ſchon mehr krümmen, als ich lachen kann. Oder denken Sie, daß meine Haut Elephantenleder iſt? Das müſſen Sie wohl denken, denn Sie machen es immer ärger, und Sie werden mich todt kitzeln. Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutſchlands nicht allein eine Stelle, Sie ertheilen mir eine von den erſten, wo nicht gar die erſte. Ja, nicht Sie bloß ertheilen ſie mir; Sie laſſen ſie mir von den Muſen ertheilen, und laſſen ſie mir von den Muſen damals ſchon längſt ertheilt haben. Cui dudum Musæ principem inter Germaniæ ornamenta locum tribuerunt! Mein wertheſter, wertheſter Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernſte ſo denken, ſo haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne ſelbſt ein Wort davon zu glauben, bloß um mich zum Beſten zu haben: ſo ſind Sie ein ſchlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder ſo ſchlimm, noch ſo einfältig ſeyn. Sie preiſen die Felſenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie ſchneiden den Biſſen nicht für meine, ſondern für Ihre Kehle; was mir Würgen verurſacht, geht bei Ihnen glatt herunter. Wenn das iſt, mein wertheſter Herr: ſo bedaure ich Sie, daß Sie an den unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie ſind zuverläßig gelehrter, als ich; aber Sie darum unter die Zierden Deutſchlands einzuſchreiben, Sie hinzuſtellen, wo Sie mich hinſtellen wollen, das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben koſtete! Haben es die Muſen bereits gethan: ſo weiß ich nichts davon, und ohne ſichern Grund möchte ich den Muſen ſo was nicht gern nachſagen. Wollen es die Muſen noch thun, das ſoll mich freuen; aber laſſen Sie uns fleißig ſeyn, und warten. Die Ehre iſt am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus." —

Ueber den zweiten Punkt hätte ich dem Herrn Klotz ſagen müſſen: „Mein wertheſter Herr, ich finde, daß Sie ein ſehr beleſener Mann ſind, oder ſich wenigſtens trefflich darauf verſtehen, wie man es zu ſeyn ſcheinen kann. Sie mögen auch wohl hübſche Collectaneen haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr geleſen zu haben ſcheinen, als ich wirklich geleſen habe; ich finde manchmal ſogar, daß ich für meinen geſunden Verſtand ſchon viel zu viel geleſen habe. Mein halbes Leben iſt vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, ſelbſt zu denken; oder, wenn es damit zu ſpät ſeyn ſollte, wenigſtens das, wovon ich gelernt habe, daß es andere gedacht, mir ſo zu ordnen, mir ſo zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigene Gedanken gelten kann. Es ſcheint nicht, daß Sie ſchon da halten, wo ich halte; es ſcheint nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, ſchon ſo dringend fühlen, als ich es fühle: Sie ſammeln noch, und ich werfe ſchon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie ſo geſchäftig und dienſtfertig um mich ſeyn wollen; aber bemerken Sie doch nur, mein wertheſter Herr, daß Sie mir faſt lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort ſchon in den Winkel geſtellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anders in die Hand, als es iſt. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Abſicht; Sie halten ſich bei den beiläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptſache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Regiſter zu nutzen; an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden laſſen, nur für die Gedanken müßte ich ſelbſt ſorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen auch noch die Seitenzahlen nachzuberichtigen, nicht verſäumte! Denn oft ſagt das Regiſter etwas ganz anders, als das Buch. Ich verſprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachſchlagen, und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefallen damit geſchieht, ſo ſollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben; was mein Buch beweiſen und erläutern ſoll, beweiſt und erläutert es darum nicht ein Haar weniger.“ —

So, und nur ſo, hätte ich dem Hrn. Klotz antworten können, ohne meiner Freimüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte: wozu dieſe Gewalt? ſo fragte ich mich auch zugleich: wozu dieſe Freimüthigkeit? Was wird ſie nutzen, als daß du dir, aus einem ungewiſſen Freunde, einen gewiſſen Feind machſt? Wähle das Mittel, erſpare deiner Freimüthigkeit die Gewalt, indem du dir die Freimüthigkeit ſelbſt erſparſt; ſchweig! — Und ich ſchwieg.

Fünfundfunfzigſter Brief.

Ich ſchwieg in das zweite Jahr; und ich würde ſicherlich noch ſchweigen —

„Wenn Herr Nicolai mit ſeiner Allgemeinen Bibliothek nicht wäre.“

So ſagt Hr. Klotz! „Damals,“ ſagt er,[1] „als ich noch an keine Deutſche Bibliothek gedacht, (als meine deutſche Bibliothek noch nicht Schuld war, daß Herr Nicolai von ſeiner allgemeinen Bibliothek weniger Exemplare auf der Meſſe verkaufte,)[2] ſtand ich bei Herr Nicolai und ſeinen Freunden noch in Gnaden. Aber ſobald ich mich an die Spitze der über den kritiſchen Deſpotiſmus Unzufriedenen ſtellte, ſo ſah man mich auch mit andern Augen an; dann ſchrieb der jüngere Herr Candidat Leſſing in Berlin wider mich Zeitungsartikel, wovon der eine ſo ehrenrührig war, daß er auf Befehl eines großen Miniſters unterdrückt wurde; dann ergriff Hr. Magiſter Leſſing die Feder; dann ward ich ſelbſt in der Allgemeinen Bibliothek gemißhandelt.“ —

Dieſer Magiſter Leſſing ſoll ich ſeyn, und dieſer Candidat Leſſing ſoll mein Bruder ſeyn, und wir beide ſollen bloß und allein wider den Herrn Magiſter Klotz die Feder ergriffen haben, um die Nahrung des Herrn Buchhändler Nicolai aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich ſchon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu leſen, das Vergnügen gehabt habe; aber ſo eine grobe, aus der Luft gegriffene, hämtückiſche iſt mir doch lange nicht vorgekommen, als dieſe Klotziſche! Mein Bruder mag ſich ſelbſt rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Herr Klotzen gemacht hat, das weiß ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben ſollte, das glaub ich nicht; und gewiß iſt es, daß ein ſolcher ehrenrühriger Artikel von ihm, auf Befehl eines großen Miniſters nicht kann ſeyn unterdrückt werden, weil in Berlin kein Miniſter, ſondern nur ein Geheimderath die Zeitungen cenſirt. Ein Geheimderath kann ja wohl einem andern Geheimderathe auch einen bloß empfindlichen Artikel haben erſparen wollen, und ein empfindlicher Artikel iſt noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Herr Klotzen wohl fragen, ob er dieſen ehrenrührigen Artikel ſelbſt geleſen? und ob er es ganz gewiß weiß, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn geſchrieben? Hat er ihn nicht ſelbſt geleſen, weiß er dieſes nicht ganz gewiß: ſo denke er doch einen Augenblick nach, welche Grauſamkeit es iſt, einen jungen unbekannten Menſchen auf Gerathewohl der Welt damit zuerſt bekannt zu machen, daß man ihm nachſagt, er ſey fähig, ehrenrührige Dinge zu ſchreiben? Eine ſolche Beſchuldigung iſt ehrenrührig; und wenn ſie Herr Klotz nicht unwiderſprechlich erweiſen kann: ſo iſt Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem er hier meinen Bruder machen will.

Doch wie geſagt, ich will nur meine Thüre rein halten; und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht ſchon längſt hätte thun ſollen?

Dieſe nämlich: Herr Nicolai iſt mein Freund; aber mit ſeiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu ſchaffen. Sie iſt bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachſen, und noch ſoll ich die Feder für ſie anſetzen. Da iſt nicht eine einzige Recenſion, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche ſich von mir herſchriebe! Da iſt kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wiſſentlich, den geringſten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewiſſe Pſalmen und Threnodieen, die ich noch leſen ſoll, anders angezeigt worden, als es ſich der Verfaſſer und deſſen Freunde verſehen hatten. Sogleich erſchien ein langes Sendſchreiben an mich,[1] in welchem ich auf die bitterſte und verächtlichſte Weiſe darüber zur Rede geſtellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündiſche, eſelhafte Kritik ſelbſt gemacht haben, oder nicht: ſo ſey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waſchen! Denn es ſey doch einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmſten Mitarbeiter an der allgemeinen Bibliothek ſey; es geſchehe doch unter meinem Namen, daß ein ſo entſetzlicher Menſch einem der größten Dichter unſerer Zeit ein ſo himmelſchreiendes Unrecht zufüge; ich müſſe alſo einem ſolchen Unweſen ſteuern, oder wenigſtens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringſte gelegen ſey, öffentlich meinen Abſcheu dagegen bezeigen und erklären, daß ich ihm nicht zu ſteuern vermöge.

Wie man gewiſſe Dinge gerade deßwegen nicht thut, weil gewiſſe Leute behaupten, daß man ſie thun müſſe: ſo bezeigte und erklärte ich von allem, was der Sendſchreiber meinte, daß ich nothwendig bezeigen und erklären müſſe, ſchlechterdings nichts. Dieſer Elende, dachte ich, der fähig iſt, einen bei ſich niederfallenden Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem erſten, den er in die Augen faßt, an den Kopf zu werfen, — dieſer Elende mag von dir glauben was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Aber hierin betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzuoft die nämliche Sprache wider mich führen hören. Selbſt in dieſem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Herrn Riedel aus der Hand,[2] in welchem er von dem letzten Stücke der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwei Recenſionen die Parteilichkeit gar zu ſichtbar ſey; in der von den Reliquien und in der, welche die Nachricht von Künſtlern und Kunſtſachen betrifft." „Der bittere Tadel des Herrn von Heinecke, ſetzt er hinzu, und das Lob, welches ihm neulich Herr Leſſing ertheilte, machen einen Gegenſatz aus, bei welchem wir nicht wiſſen, was wir denken ſollen." Nicht wiſſen, was wir denken ſollen! Und warum denn nicht? Unſtreitig, weil Herr Riedel das ſimpelſte und natürlichſte nicht denken will! Oder wäre es das ſimpelſte und natürlichſte etwa nicht, auch ſchon aus dieſem einzigen Exempel zu ſchließen, wie wenig ich mit der Allgemeinen Bibliothek colludire? Was geht es mich an, wie die Allgemeine Bibliothek urtheilt? Warum muß ich ihr Urtheil nothwendig zu meinem machen? Warum ſie mein Urtheil zu ihrem? Das Einverſtändniß, das Herr Riedel zwiſchen ihr und mir vorausſetzt, worauf gründet es ſich? Was für Beweiſe kann er davon geben?

---

[1] S. 168.

[2] Halliſche Zeitung 1768, St. [illegible]

[1] In Leipzig bei Hilſchern, 1768.

[2] Erfurtiſche gelehrte Zeitung, [illegible] Stück.

Doch Er und ſein theuerſter Freund, Herr Klotz, haben es ſich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berliniſche Literaturſchule aufzuheften, und mich zu einem von den Stiftern derſelben zu machen. Dieſe Schule ſoll in den Journalen, welche Herr Nicolai ſeit zwölf Jahren beſorgt, leiben und leben, und den unerträglichſten Despotismus üben. Der Mißvergnügten über dieſen Despotismus ſollen in Deutſchland unzählige ſeyn, und Herr Klotz will ſich endlich an die Spitze derſelben geſtellt haben.

Viel Glück zu dieſen Erſcheinungen und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieſer Helden wenigſtens nur in Abſicht auf mich erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Rieſe. Da ſtehe ich auf meinem Platze ganz außer dem Dorfe auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und laſſe mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuſchütten habe, ſo mahle ich es ab, es mag ſeyn mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde ſind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmoſphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur dieſen Umlauf laſſe man ihnen frei. Mücken können dazwiſchen hin ſchwärmen, aber muthwillige Buben müſſen nicht alle Augenblicke ſich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß ſie eine Hand hemmen wollen, die nicht ſtärker iſt, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft ſchleudern, der hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, auch kann ich ihn nicht ſanfter niederſetzen, als er fällt. —

Seit dem Jahre 61 habe ich für die Journale des Herrn Nicolai gerade einen kleinen Octavbogen geliefert, welcher die Anpreiſung eines Werkes enthält, über deſſen Güte wir alle einig ſind. Dennoch darf Herr Klotz mich zum geſchworenen Vorfechter des Herrn Nicolai machen. Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird meine eigene Rechtfertigung mir ſelbſt zum Eckel.

Sechsundfunfzigſter Brief.

Aber wenn es nicht Hr. Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Hrn. Klotzen aufbrachte? — Denn aufgebracht ſoll ich doch nun einmal ſeyn.

Ich weiß nicht, was ich bin, oder zu ſeyn ſcheinen mag. So viel weiß ich, daß ich das, was ich bin, mit ſehr kaltem Blute bin. Es iſt nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton geſtimmt, in welchem man mich mit Herrn Klotzen hört. Es iſt der ruhigſte Vorbedacht, die langſamſte Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederſchreibe. Wo man ein ſpöttiſches, bitteres, hartes findet, da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren ſey. Ich hatte nach meiner beſten Einſicht geurtheilt, daß ihm dieſes ſpöttiſche, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weiſe erſparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Was war Hr. Klotz? Was wollte er auf einmal ſeyn? Was iſt er?

Herr Klotz war, bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateiniſches Büchelchen über das andere drucken laſſen. Die erſten und meiſten dieſer Büchelchen ſollten Satyren ſeyn, und waren ihm zu Pasquillen gerathen. Das Verdienſt der beſten war zuſammengeſtoppelte Gelehrſamkeit, Alltagswitz und Schulblümchen. Bei ſolchen Talenten konnte er ſeinen Beruf zum Journaliſten von Profeſſion nicht lange verkennen. Er ward es, doch auch nur erſt auf Latein. Man lernte aus ſeinen Actis litterariis, daß er manch gutes Buch zu Geſicht bekomme; aber daß er über ein gutes Buch ſelbſt etwas Gutes zu ſagen wiſſe, davon ſollen uns dieſe Acta noch den erſten Beweis geben. Wovon ſie uns die häufigſten Beweiſe gaben, war der unglückliche Hang des Verfaſſers, in ſeine Urtheile die diffamirendſten Perſönlichkeiten einzuflechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach Herr Klotzens eigenem Geſtändniſſe, ſich in ſeinen erſten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in ſeinen letztern allmählig ſinkt, oder einen Wiſch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennt: was thut da Herr Klotz? Iſt es ihm genug, den Verfall dieſes Mannes anzumerken? die Nachläſſigkeiten deſſelben ins Licht zu ſtellen? über die anſcheinende Unwiſſenheit zu ſpotten? Iſt es ihm genug, auf die Zerſtreuungen von weitem anzuſpielen, aus welchen jene Nachläſſigkeiten vielleicht entſpringen? Zwar wäre auch dieſer Schritt ſchon viel zu vermeſſen, ſchon viel zu weit über die Gränze der Kritik. Und doch wie unſchuldig wäre er gegen den, den ſich Herr Klotz erlauben dürfen. Leſen Sie, wie er dem D. Conradi mitgeſpielt, und erſtaunen Sie![1] Aber erſtaunen Sie nicht ſowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine ſolche Frechheit ungenoſſen ausgegangen. Um ſeinen Leſern begreiflich zu machen, wie die neueſten Schriften dieſes Gelehrten ſo ſchlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der ſich einbildet, alle Menſchen müßten, wie er,[2] lieber an ihrer Rechtſchaffenheit als an ihrer Gelehrſamkeit zweifeln laſſen! — um zu verhüten, daß man nicht nach dieſen neueſten Schriften die Wiſſenſchaft ihres Verfaſſers ſchätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt, — o des kritiſchen Biedermannes! — erzählt er uns: „D. Conradi habe ſich ſeit einiger Zeit auf den Weinhandel und aufs Saufen gelegt, habe ſeine Creditores, man verſteht nicht recht, ob betrogen? oder mit anderer Schaden bereichert? bis er endlich, um bei Ehren zu bleiben und ſich des Hungers zu erwehren, von Leipzig nach Marburg entweichen müſſen."[3] — Abſcheulicher Recenſent, wer verlangt das zu wiſſen? Sag' uns, ob das Buch ſchlecht oder gut iſt, und von dem übrigen ſchweig! Auch wenn alles wahr iſt, ſchweig, denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, ſolche Brandmale auf die Stirne des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Klotz dieſem Schandurtheil die Buchſtaben **I. S. A.** unterſetzen laſſen, ohne Zweifel, um uns damit zu ſagen, daß er es nicht ſelbſt abgefaßt habe. Aber ſelbſt, oder nicht ſelbſt: es iſt darum nicht weniger ſein Werk. Denn der allgemeine Titel: **Acta litteraria scripsit Klotzius**, macht es dazu; und der Wirth, der in ſeiner Kneipſchenke wiſſentlich morden läßt, iſt nicht ein Haar beſſer, als der Mörder.

---

[1] Act. Litt. Vol. II. P. IV. p. 465.

[2] Der ſich ruhig fripon nennen läßt, aber ſobald er ſich mauvais auteur nennen hört, erbittert ausruft: Arrêtez, s'il vous plait; on peut attaquer mes mœurs; mais pour ma reputation d'auteur, je ne le souffrirai jamais.

[3] Hier iſt die ganze Stelle: Est haud raro doctissimorum ingeniorum hæc fortuna, ut, dum genio suo nimis indulgent, rebus a libris plane alienis facile distrahantur. Talem quoque expertus est juris civilis apprime peritus Conradus, qui, dum Lipsiæ jurisprudentiam docuit, editis initio libris egregiis, eruditi ICti nomen sibi paraverat, at postea cum ad bibendi studium et vinarium commercium, quod non sine aliorum invidia et insigni creditorum commodo exercebat, se convertisset, acceptam jam laudem adeo deseruit, ut aut nihil plane scriberet, aut, quando suo nomine aliquid edere debebat, vel amici cujusdam, his in litteris minime versati, opera uteretur, vel ipse, quicquid in mentem venisset, in chartam conjiceret. Quod quidem non malevolo animo, aut calumniæ causa scribimus, sed ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicemus.

Dieſes und unzähliger ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend ſeyn müßte, auch den beſten Kritikus der öffentlichen Verachtung ſo auszuſetzen, daß er ſich in ſeinem Leben nicht wieder unterſtünde, ſeine Stimme hören zu laſſen, gelang es Herr Klotzen, ſich einen Anhang zu erſchimpfen, und einen noch größeren ſich zu erloben. Beſonders hatte er einen Schwarm junger aufſchießender Scribler ſich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außerordentlichſten Mann ausposaunten, und ihn in eine ſolche Wolke von Weihrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotiſchen Dampf verlor. In dieſer Betäubung wurde ihm das Reich der lateiniſchen Sprache zu enge, und er beſchloß, ſeine Eroberungen auch über das Reich der Deutſchen zu verbreiten. Die erſten Streifereien dahin wagte er in ein paar Werklein, die, höchſt arm an Gedanken und Sachen, mit deutſchen Worten, aber wahrlich nicht deutſch geſchrieben waren. Dennoch wurden auch dieſe bis in den Himmel erhoben; ihr Verfaſſer hieß **in utroque Caesar**; und der gute Mann vergaß es in vollem Ernſte, daß alle dieſe Zujauchzungen nichts, als der vervielfältigte Wiederhall ſeiner eigenen Bewunderung waren.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobſprüche kann man jedem gönnen, und wer ſich deren ſelbſt ertheilt, iſt damit beſtraft genug, daß er ſie ſchwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein ſo **precario**, ſo **dolose** berühmt gewordener Mann ſich mit dem ſtillen Beſitze ſeiner erſchlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwiſch, den man zum Meteor aufſteigen laſſen, nunmehr auch lieber ſengen und brennen möchte, wenigſtens überall um ſich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann ſich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, deſſen Umſtände es erlauben, iſt nicht verbunden, ſeinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben verſucht hatte, über einen Kohl, den er zum ſiebenundſiebzigſten Male aufwärmte, eine deutſche Brühe zu gießen, ward Hr. Klotz urplötzlich zum allgemeinen Kunſtrichter der ſchönen Wiſſenſchaften — und der deutſchen ſchönen Wiſſenſchaften! Unter dem Vorwande, daß er und ſeine Freunde mit verſchiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht bloß ſeine Läuterungen desfalls bei dem Publicum ein, ſondern errichtete ſelbſt ein Tribunal, und welch ein Tribunal!

Er das Haupt! Er namentlich! und nicht ohne ſeinen bürgerlichen Titel! — Wer iſt der Hr. Klotz, der ſich aufwirft, über einen Klopſtock, und Moſes und Rammler und Gerſtenberg Gericht zu halten? — Es iſt Hr. Klotz, der Geheimderath. — Sehr wohl; damit muß ſich die Schildwache in einer preußiſchen Veſtung begnügen, aber auch der Leſer? Wenn der Leſer fragt: wer iſt der Hr. Klotz? ſo will er wiſſen, was dieſer Hr. Klotz geſchrieben hat, und worauf ſich ſein Recht gründet, über ſolche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht dieſe Männer nehmen ihn wegen dieſes Rechts in Anſpruch, ſondern das Publicum. Die Nachſicht, die das Publicum hierin gegen einen ungenannten kritiſchen Schriftſteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunſtrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publicum ſeyn, und ſo lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publicum dafür gelten. Aber der Kunſtrichter, der ſich nennt, will nicht eine Stimme des Publicums ſeyn, ſondern will das Publicum ſtimmen. Seine Urtheile ſollen nicht bloß durch ſich ſo viel Glück machen, als ſie machen können; ſie ſollen es zugleich mit durch ſeinen Namen machen; denn wozu ſonſt dieſer Name? Daher aber auch von unſerer Seite das Verlangen, dieſen Namen bewährt zu wiſſen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in dieſem Bezirke iſt! Jeder andere Name iſt noch mehr Betrug, als Beſtechung. Und wenn Hr. Klotz Staatsminiſter wäre, und wenn er der größte lateiniſche Styliſt, der erſte Philolog von Europa wäre, was geht uns das hier an? Hier wollen wir ſeine Verdienſte um die deutſchen ſchönen Wiſſenſchaften kennen, und welche ſind die? Was hat unſere Sprache von ihm erhalten, worauf ſie gegen andere Sprachen ſtolz ſeyn könnte? Stolz? was ſie ſich nur nicht ſchämen dürfte, aufzuweiſen!

So ſteht es mit dem Haupte; wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Herrn Klotz ſind. Sie wollen unbekannt ſeyn; und ich denke, ſie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wiſſen. Es mögen ſich mehr Geheimderäthe unter ihnen finden, oder nicht; ſie mögen Profeſſoren oder Studenten, Candidaten oder Paſtoren ſeyn; ſie mögen auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; ſie mögen von ihrer Schreiberei leben oder nicht; alles das iſt eines wie das andere. Nicht aus dem, was ſie ſind, laßt uns beurtheilen, was ſie ſchreiben, ſondern aus dem, was ſie ſchreiben, laßt uns urtheilen, was ſie ſeyn ſollten.

Wahrlich, keiner von ihnen ſollte Profeſſor ſeyn, wenigſtens nicht Profeſſor in den ſchönen Wiſſenſchaften. Alle ſollten ſie noch Studenten, und fleißige, beſcheidene Studenten ſeyn. Denn welcher von ihnen verräth im geringſten mehr Kenntniſſe, gründlichere Einſichten, als jeder angehende Student haben ſollte? Was iſt in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte ſchreiben können; nur ein Mann, der ſich in ſeinem Fache fühlte? Welches iſt die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, ſie ſey ſo klein als ſie wolle, worüber einer von dieſen Großſprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale, platte Wäſcher ſind ſie alle; keiner hat auch nicht einmal ſeinen eigenen Ton; alle ſchreiben ſie ein Deutſch, das nicht kraftloſer, diſſoluter ſeyn kann. Sie mögen ſich zum Theil darauf verſtehen, einer Ueberſetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Waſſer zu beſehen; das müßte aber alles ſeyn, womit ſie ſich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftſteller, von dem Maaße ihrer eigenen Talente, ſollten ſie urtheilen wollen, denn es iſt ein ekler Anblick, wenn man eine Spinne die andere freſſen ſieht, und meiſtens ergiebt es ſich zu deutlich, daß ſie das getadelte Werk noch lange ſo gut nicht ſelbſt hervorgebracht haben würden. Aber wenn ſie vollends an die wenigen Verfaſſer ſich wagen, denen es Deutſchland allein zu danken hat, daß ſeine Literatur gegen die Literatur anderer Völker in Anſchlag kömmt, ſo iſt das eine Vermeſſenheit, von der ich nicht weiß, ob ſie lächerlicher oder ärgerlicher iſt. Was ſollen dieſe von ihnen lernen? Soll Klopſtock von ihnen etwa lernen, in ſeine Elegien mehr Fiction zu bringen? und Rammler,

---

qui cum non nisi ex postremis scriptis noverunt. Tandem, quo fami famaeque consuleret, Lipsia abiit in patriam suam, Marburgum, etc.

in ſeine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile ſind, ſo viel Schaden ſtiften ſie gleichwohl in einem Publicum, das ſich zum größten Theile noch erſt bildet. Der ſchwächere Leſer kann ſich nicht entwehren, eine geringſchätzige Idee mit dem Namen ſolcher Männer zu verbinden, denen ſolche Stümper ſolche Armſeligkeiten unausgepfiffen vordociren dürfen.

Endlich, das ſtinkende Fett, womit dieſe Herren ihre kritiſchen Waſſerſuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruht der Geiſt ihres verſchwärzenden Herausgebers ſiebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunſtrichter, zur Mißbilligung und Verſpottung des Schriftſtellers die Züge von dem Menſchen, von dem Gliede der bürgerlichen Geſellſchaft zu entlehnen, einen Namen haben ſoll, ſo muß ſie Klotzianiſmus heißen.

Siebenundfunfzigſter Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunſtrichter mit dem kritiſirten Buche in der Hand gut machen kann, iſt dem Kunſtrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorſchreiben, wie ſanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines ſolchen Tadels oder Spottes wählen ſoll. Er muß wiſſen, welche Wirkung er damit hervorbringen will, und es iſt nothwendig, daß er ſeine Worte nach dieſer Wirkung abwägt.

Aber ſobald der Kunſtrichter verräth, daß er von ſeinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften deſſelben ſagen können; ſobald er ſich aus dieſer nähern Kenntniß des geringſten nachtheiligen Zuges wider ihn bedient: ſogleich wird ſein Tadel perſönliche Beleidigung. Er hört auf, Kunſtrichter zu ſeyn, und wird — das verächtlichſte, was ein vernünftiges Geſchöpf werden kann — Klätſcher, Anſchwärzer, Pasquillant.

Dieſe Beſtimmung unerlaubter Perſönlichkeiten, und eines erlaubten Tadels, iſt unſtreitig die wahre, und nach ihr verlange ich, auf das ſtrengſte gerichtet zu ſeyn!

Herr Klotz klagt mich an, meine antiquariſchen Briefe mehr gegen Ihn, als gegen ſein Buch gerichtet zu haben, welches „aus den perſönlichen Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem Styl, der oft mehr als bloß ſatyriſch ſey, kurz aus dem Tone erhelle, welcher uns, wider unſern Willen, an den Verfaſſer des Vademecum für Herr Langen zu denken zwinge.“[1]

Perſönliche Beleidigungen! Hr. Klotz klagt über perſönliche Beleidigungen! Hr. Klotz! Quis tulerit Gracchos etc. Und doch, wo ſind ſie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und ſie ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken laſſen, daß ich ihn weiter als aus ſeinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott iſt mir entfahren, der ſich auf mehr gründet, als auf Beweiſe ſeiner Unwiſſenheit und Uebereilung, wie ſie in ſeinen Schriften da liegen? Ich habe ihn ein oder zweimal Geheimderath genannt, und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht ſelbſt mit dieſem Titel unter den Schriftſtellern aufgetreten wäre. Was weiß ich ſonſt von ſeiner Perſon? Was verlange ich von ihr zu wiſſen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen; die im Laokoon. Das nicht uneingeſchränkte Lob, welches ich Hrn. Klotzen da ertheilte, mußte mir ihn freilich auf den Hals ziehen. Aber nachher ſind alle Zudringlichkeiten von ſeiner Seite. Was ich dagegen gethan, ſind nichts als Abwehrungen; auf jetzt, und wo möglich, auf künftig.

Der Styl, der oft mehr, als bloß ſatyriſch iſt! — Es thut mir leid, wenn mein Styl irgendwo bloß ſatyriſch iſt. Meinem Vorſatze nach ſoll er allezeit mehr als ſatyriſch ſeyn. Und was ſoll er mehr ſeyn, als ſatyriſch? Treffend.

Der Ton, welcher an das Vademecum für Herr Langen zu denken zwingt. — Nun denn? Aber zu weſſen Beſchämung wird dieſe erzwungene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann ich dafür, daß ſein Buch eben ſo kindiſche Schnitzer hat, als der Langiſche Horaz?

Kurz; von allen dieſen Vorwürfen bleibt nichts, als höchſtens der Skrupel, ob es nicht beſſer geweſen wäre, etwas ſäuberlicher mit dem Hrn. Klotz zu verfahren? Die Höflichkeit ſey doch eine ſo artige Sache. —

Gewiß! denn ſie iſt eine ſo kleine!

Aber ſo artig, wie man will: die Höflichkeit iſt keine Pflicht, und nicht höflich ſeyn, iſt noch lange nicht grob ſeyn. Hingegen zum Beſten der Mehrern freimüthig ſeyn, iſt Pflicht; ſogar es mit Gefahr ſeyn, darüber für ungeſittet und bösartig gehalten zu werden, iſt Pflicht.

Wenn ich Kunſtrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunſtrichterſchild aushängen zu können: ſo würde meine Tonleiter dieſe ſeyn. Gelinde und ſchmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meiſter; abſchreckend und poſitiv gegen den Stümper; höhniſch gegen den Prahler, und ſo bitter als möglich gegen den Cabalenmacher.

Der Kunſtrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte beſſer gar keinen. Und beſonders der, der gegen alle nur höflich iſt, iſt im Grunde gegen die er höflich ſeyn könnte, grob.

Ueberhaupt verſtehen ſich auf das Raffinement der Höflichkeit die höflichſten Herren am wenigſten. Einer von ihnen ſagte zu mir: „aber Hr. Klotz iſt doch immer ſo höflich gegen Sie geweſen. Sogar ſeine Recenſion der antiquariſchen Briefe iſt noch ſo höflich!“

Noch ſo höflich? Der Bauernſtolz ſelbſt hätte ſie nicht gröber und plumper abfaſſen können.

Was will Herr Klotz, der mich ſonſt immer nur ſchlechtweg Leſſing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieſer Recenſion Magiſter Leſſing nennt? Was ſonſt, als mir zu verſtehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwiſchen uns befeſtigt habe? Er Geheimderath, und ich nur Magiſter! — Was iſt denn Bauernſtolz, wenn das nicht Bauernſtolz iſt?

Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abſtand, der ſich zwiſchen einem Geheimdenrathe, wie Er, und zwiſchen einem Magiſter befindet, für ſo unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine, er ſey gerade nicht unermeßlicher als der Abſtand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme dem Schmetterling ſchlecht, eine Spanne über den Dornenſtrauch erhaben, ſo verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß ſein König ihn aus einer andern Urſache zum Geheimdenrathe ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magiſter gehalten. Der König hätte in ihm den Magiſter ſo geehrt, und er ſelbſt wollte den Magiſter verachten?

Ja, der Magiſter gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, ſogar mehr, als der Geheimderath. Wenn der Herr Geheimderath Klotz nicht auch Herr Magiſter Klotz wäre, oder zu ſeyn verdiente, ſo wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimderath zu ſchaffen haben könnte. Der Magiſter macht es, daß ich mich um den Geheimdenrath bekümmere: und ſchlimm für den Geheimdenrath, wenn ihn ſein Magiſter im Stiche läßt!

---

[1] Deutſche Bibl. ſiebentes Stück, S. [illegible]

Wie die Alten den Tod gebildet.

. . . . . Nullique ea tristis imago;
STATIUS.

Eine Unterſuchung.

1769.

Vorrede.

Ich wollte nicht gern, daß man dieſe Unterſuchung nach ihrer Veranlaſſung ſchätzen möchte. Ihre Veranlaſſung iſt ſo verächtlich, daß nur die Art, wie ich ſie genutzt habe, mich entſchuldigen kann, daß ich ſie überhaupt nutzen wollen.

Nicht zwar, als ob ich unſer jetziges Publicum gegen alles, was Streitſchrift heißt und ihr ähnlich ſieht, nicht für ein wenig allzu ekel hielte. Es ſcheint vergeſſen zu wollen, daß es die Aufklärung ſo mancher wichtigen Punkte dem bloßen Widerſpruche zu danken hat, und daß die Menſchen noch über nichts in der Welt einig ſeyn würden, wenn ſie noch über nichts in der Welt gezankt hätten.

„Gezankt;“ denn ſo nennt die Artigkeit alles Streiten: und Zanken iſt etwas ſo unmanierliches geworden, daß man ſich weit weniger ſchämen darf, zu haſſen und zu verleumden, als zu zanken.

Beſtünde indeß der größere Theil des Publicums, das von keinen Streitſchriften wiſſen will, etwa aus Schriftſtellern ſelbſt: ſo dürfte es wohl nicht die bloße Politeſſe ſeyn, die den polemiſchen Ton nicht dulden will. Er iſt der Eigenliebe und dem Selbſtdünkel ſo unbehäglich! Er iſt den erſchlichenen Namen ſo gefährlich!

Aber die Wahrheit, ſagt man, gewinnt dabei ſo ſelten. — So ſelten? Es ſey, daß noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden: ſo hat dennoch die Wahrheit bei jedem Streite gewonnen. Der Streit hat den Geiſt der Prüfung genährt, hat Vorurtheil und Anſehen in einer beſtändigen Erſchütterung erhalten; kurz, hat die geſchminkte Unwahrheit verhindert, ſich an der Stelle der Wahrheit feſtzuſetzen.

Auch kann ich nicht der Meinung ſeyn, daß wenigſtens das Streiten nur für die wichtigern Wahrheiten gehöre. Die Wichtigkeit iſt ein relativer Begriff, und was in einem Betracht ſehr unwichtig iſt, kann in einem andern ſehr wichtig werden. Als Beſchaffenheit unſerer Erkenntniß iſt dazu eine Wahrheit ſo wichtig als die andere: und wer in dem allergeringſten Dinge für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig iſt, wird mich nimmermehr überreden, daß er die Wahrheit bloß der Wahrheit wegen liebt.

Ich will meine Denkungsart hierin niemanden aufdringen. Aber den, der am weiteſten davon entfernt iſt, darf ich wenigſtens bitten, wenn er ſein Urtheil über dieſe Unterſuchung öffentlich ſagen will, es zu vergeſſen, daß ſie gegen jemand gerichtet iſt. Er laſſe ſich auf die Sache ein, und ſchweige von den Perſonen. Welcher von dieſen der Kunſtrichter gewogener iſt, welche er überhaupt für den beſſern Schriftſteller hält, verlangt kein Menſch von ihm zu wiſſen. Alles was man von ihm zu wiſſen begehrt, iſt dieſes, ob er, ſeinerſeits, in die Wagſchaale des einen oder des andern etwas zu legen habe, welches im gegenwärtigen Falle den Ausſchlag zwiſchen ihnen äußere oder vermehre. Nur ein ſolches Beigewicht, aufrichtig ertheilt, macht ihn dazu, was er ſeyn will; aber er bilde ſich nicht ein, daß ſein bloßer kahler Ausſpruch ein ſolches Beigewicht ſeyn kann. Iſt er der Mann, der uns beide überſieht, ſo bediene er ſich der Gelegenheit, uns beide zu belehren.

Von dem Tumultuariſchen, welches er meiner Arbeit gar bald anmerken wird, kann er ſagen, was ihm beliebt. Wenn er nur die Sache darunter nicht leiden läßt. Allerdings hätte ich mit mehr Ordnung zu Werke gehen können; ich hätte meine Gründe in ein vortheilhafteres Licht ſtellen können; ich hätte noch dieſes und jenes ſeltene oder koſtbare Buch nutzen können; — was hätte ich nicht alles!

Dabei ſind es nur längſt bekannte Denkmale der alten Kunſt, die mir freigeſtanden, zur Grundlage meiner Unterſuchung zu machen. Schätze dieſer Art kommen täglich mehrere an das Licht, und ich wünſchte ſelbſt von denen zu ſeyn, die ihre Wißbegierde am erſten damit befriedigen können. Aber es wäre ſonderbar, wenn nur der reich heißen ſollte, der das meiſte friſch gemünzte Geld beſitzt. Die Vorſicht erforderte vielmehr, ſich mit dieſem überhaupt nicht eher viel zu bemengen, bis der wahre Gehalt außer Zweifel geſetzt worden.

Der Antiquar, der zu einer neuen Behauptung uns auf ein altes Kunſtwerk verweiſet, das nur er noch kennt, das er zuerſt entdeckt hat, kann ein ſehr ehrlicher Mann ſeyn, und es wäre ſchlimm für das Studium, wenn unter achten nicht ſieben es wären. Aber der, der, was er behauptet, nur aus dem behauptet, was ein Boiſſard oder Pighius hundert und mehr Jahre vor ihm geſehen haben, kann ſchlechterdings kein Betrieger ſeyn; und etwas Neues an dem Alten entdecken, iſt wenigſtens eben ſo rühmlich, als das Alte durch etwas Neues beſtätigen.

Veranlaſſung.

Immer glaubt Herr **Klotz**, mir auf den Ferſen zu ſeyn. Aber immer, wenn ich mich, auf ſein Zurufen, nach ihm umwende, ſehe ich ihn, ganz ſeitab, in einer Staubwolke, auf einem Wege einherziehen, den ich nie betreten habe.

„Herr Leſſing, lautet ſein neueſter Zuruf dieſer Art,[1] wird mir erlauben, der Behauptung, daß die alten Artiſten den Tod nicht als ein Skelet vorgeſtellt hätten (ſ. Laokoon S. 122 [S. 475]) eben den Werth beizulegen, den ſeine zwei andern Sätze, daß die Alten nie eine Furie, und nie ſchwebende Figuren ohne Flügel gebildet, haben. Er kann ſich ſogar nicht bereden, daß das liegende Skelet von Bronze, welches mit dem einen Arme auf einem Aſchenkruge ruht, in der Herzoglichen Gallerie zu Florenz, eine wirkliche Antike ſey. Vielleicht überredet er ſich eher, wenn er die geſchnittenen Steine anſieht, auf welchen ein völliges Gerippe abgebildet iſt (ſ. Buonarotti Oss. sopr alc. Vetri t. XXXVIII. 3. und Lipperts Daktyliothek, zweites Tauſend, n. 998). Im Muſeo Florentino ſieht man dieſes Skelet, welchem ein ſitzender Alter etwas vorbläſt, gleichfalls auf einem Steine (ſ. Les Satires de Perse par Sinner S. 30). Doch geſchnittene Steine, wird Herr Leſſing ſagen, gehören zur Bilderſprache. Nun ſo verweiſe ich ihn auf das metallene Skelet in dem Kircher'ſchen Muſeum (ſ. Ficoroni Gemmas antiq. rarior. t. VIII). Iſt er auch hiemit noch nicht zufrieden, ſo will ich ihn zum Ueberfluſſe erinnern, daß bereits Herr Winkelmann in ſeinem Verſuch der Allegorie S. 81 zweier alten Urnen von Marmor in Rom Meldung gethan, auf welchen Todtengerippe ſtehen. Wenn Herrn Leſſing meine vielen Beiſpiele nicht verdrüßlich machen, ſo ſetze ich noch Sponii Miscell. Antiq. Erud. Sect. I. Art. III. hinzu: beſonders n. 5. Und da ich mir einmal die Freiheit genommen, [illegible] ihn einiges zu erinnern, ſo muß ich ihn auf die [illegible]tige Sammlung der gemalten Gefäße des Herrn Hamilton verweiſen, um noch eine Furie auf einem Gefäße zu erblicken. (Collection of Etruscan, Grecian and Roman Antiquities from the Cabinet of the Hon. Wm. Hamilton n. 6.)"

---

[1] In der Vorrede zum zweiten Theile der Abhandlungen des Grafen Caylus.

Es iſt, bei Gott, wohl eine große Freiheit, mir zu widerſprechen! Und wer mir widerſpricht, hat ſich wohl ſehr zu bekümmern, ob ich verdrüßlich werde, oder nicht!

Allerdings zwar ſollte ein Widerſpruch, als womit mich Herr Klotz verfolgt, in die Länge auch den gelaſſenſten, kälteſten Mann verdrüßlich machen. Wenn ich ſage: „es iſt noch nicht Nacht," ſo ſagt Herr Klotz, „aber Mittag iſt doch ſchon längſt vorbei." Wenn ich ſage „ſieben und ſieben macht nicht funfzehn," ſo ſagt er: „aber ſieben und achte macht doch funfzehn." Und das heißt er mir widerſprechen, mich widerlegen, mir unverzeibliche Irrthümer zeigen!

Ich bitte ihn, einen Augenblick ſeinen Verſtand etwas mehr als ſein Gedächtniß zu Rathe zu ziehen.

Ich habe behauptet, daß die alten Artiſten den Tod nicht als ein Skelet vorgeſtellt, und ich behaupte es noch. Aber ſagen, daß die alten Artiſten den Tod nicht als ein Skelet vorgeſtellt, heißt denn dieſes von ihnen ſagen, daß ſie überhaupt kein Skelet vorgeſtellt? Iſt denn unter dieſen beiden Sätzen ſo ganz und gar kein Unterſchied, daß wer den einen erweiſet, auch nothwendig den andern erwieſen hat? daß wer den einen läugnet, auch nothwendig den andern läugnen muß?

Hier iſt ein geſchnittener Stein, und da eine marmorne Urne, und dort ein metallenes Bildchen; alle ſind ungezweifelt antik, und alle ſtellen ein Skelet vor. Wohl! Wer weiß das nicht? Wer kann das nicht wiſſen, dem geſunde Finger und Augen nicht abgehen, ſobald er es wiſſen will? Sollte man in den antiquariſchen Werken nicht etwas mehr, als gebildert haben?

Dieſe antiken Kunſtwerke ſtellen Skelete vor; aber ſtellen denn dieſe Skelete den Tod vor? Muß denn ein Skelet ſchlechterdings den Tod, das perſonifirte Abſtraktum des Todes, die Gottheit des Todes vorſtellen? Warum ſollte ein Skelet nicht auch bloß ein Skelet vorſtellen können? Warum nicht auch etwas anderes?

Unterſuchung.

Der Scharfſinn des Herrn Klotz geht weit! — Mehr brauchte ich ihm nicht zu antworten, aber doch will ich mehr thun, als ich brauchte. Da noch andere Gelehrte an den verkehrten Einbildungen des Herrn Klotz mehr oder weniger Theil nehmen, ſo will ich für dieſe hier zweierlei beweiſen.

Fürs erſte: daß die alten Artiſten den Tod, die Gottheit des Todes, wirklich unter einem ganz andern Bilde vorſtellten, als unter dem Bilde des Skelets.

Fürs zweite: daß die alten Artiſten, wenn ſie ein Skelet vorſtellten, unter dieſem Skelete etwas ganz anders meinten, als den Tod, als die Gottheit des Todes.

I. Die alten Artiſten ſtellten den Tod nicht als ein Skelet vor, denn ſie ſtellten ihn nach der Homeriſchen Idee,[1] als den Zwillingsbruder des Schlafes vor, und ſtellten beide, den Tod und den Schlaf, mit der Aehnlichkeit unter ſich vor, die wir an Zwillingen ſo natürlich erwarten. Auf einer Kiſte von Cedernholz, in dem Tempel der Juno zu Elis, ruhten ſie beide als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere ſchwarz; jener ſchlief, dieſer ſchien zu ſchlafen; beide mit über einander geſchlagenen Füßen.[2]

Hier nehme ich einen Satz zu Hülfe, von welchem ſich nur wenige Ausnahmen finden dürften. Dieſen nämlich, daß die Alten die ſinnliche Vorſtellung, welche ein idealiſches Weſen einmal erhalten hatte, getreulich beibehielten. Denn ob dergleichen Vorſtellungen ſchon willkürlich ſind, und ein jeder gleiches Recht hätte, ſie ſo oder anders anzunehmen: ſo hielten es dennoch die Alten für gut und nothwendig, daß ſich der Spätere dieſes Rechtes begebe, und dem erſten Erfinder folge. Die Urſache iſt klar: ohne dieſe allgemeine Einförmigkeit iſt keine allgemeine Erkenntlichkeit möglich.

Folglich auch jene Aehnlichkeit des Todes mit dem Schlafe von den griechiſchen Artiſten einmal angenommen, wird ſie von ihnen, allem Vermuthen nach, auch immer ſeyn beobachtet worden. Sie zeigte ſich unſtreitig an den Bildſäulen, welche beide dieſe Weſen zu Lacedämon hatten, denn ſie erinnerten den Pauſanias[3] an die Verbrüderung, welche Homer unter ihnen eingeführt.

Welche Aehnlichkeit mit dem Schlafe aber läßt ſich im geringſten denken, wenn der Tod als ein bloßes Gerippe ihm zur Seite ſtand?

„Vielleicht, ſchrieb Winkelmann,[4] war der Tod bei den Einwohnern von Gades, dem heutigen Cadix, welche unter allen Völkern die einzigen waren, die den Tod verehrten, alſo geſtaltet." — Als Gerippe nämlich.

Doch Winkelmann hatte zu dieſem Vielleicht nicht den geringſten Grund. Philoſtrat[5] ſagt bloß von den Gaditanern, „daß ſie die einzigen Menſchen wären, welche „dem Tode Päane ſängen." Er erwähnt nicht einmal einer Bildſäule, geſchweige daß er im geringſten vermuthen laſſe, dieſe Bildſäule habe ein Gerippe vorgeſtellt. Endlich, was würde uns auch hier die Vorſtellung der Gaditaner angehen? Es iſt von den ſymboliſchen Bildern der Griechen, nicht der Barbaren die Rede.

Ich erinnere beiläufig, daß ich die angezogenen Worte des Philoſtrat, τον θανατον μονοι ἀνθρωπων παιανιζονται, nicht mit Winkelmannen überſetzen möchte, „die Gaditaner wären unter allen Völkern die einzigen geweſen,

---

[1] Il. π. v. 681. 82.

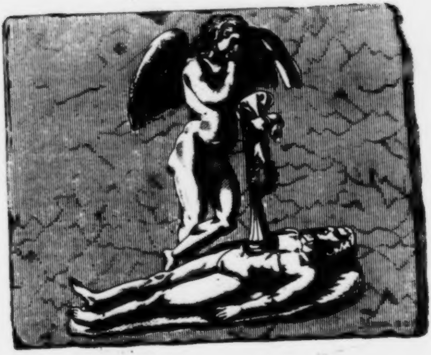
[2] Pauſanias Eliac. cap. XVIII. p. 422. Edit. Kuh. Laokoon S. 121. (S. 475.)

[3] Laconic. cap. XIIX. p. 253.

[4] Allego. S. 63.

[5] Vita Apollo. lib. V. c. 4.

Taf. III z. S. [illegible]



welche den Tod verehrt.“ Verehrt ſagt von den Gaditanern zu wenig, und verneint von den übrigen Völkern zu viel. Selbſt bei den Griechen war der Tod nicht ganz ohne Verehrung. Das Beſondere der Gaditaner war nur dieſes, daß ſie die Gottheit des Todes für erbittlich hielten; daß ſie glaubten, durch Opfer und Päane ſeine Strenge mildern, ſeinen Schluß verzögern zu können. Denn Päane heißen im beſonderen Verſtande Lieder, die einer Gottheit zur Abwendung irgend eines Uebels geſungen werden. Philoſtrat ſcheint auf die Stelle des Aeſchylus anzuſpielen, wo von dem Tode geſagt wird, daß er der einzige unter den Göttern ſey, der keine Geſchenke anſehe, der daher keine Altäre habe, dem keine Päane geſungen würden:

Οὐδ᾽ ἔστι βωμὸς, οὐδὲ παιωνίζεται. —

Winkelmann ſelbſt merkt in ſeinem Verſuche über die Allegorie bei dem Schlafe an,[1] daß auf einem Grabſteine in dem Palaſte Albani der Schlaf als ein junger Genius, auf eine umgekehrte Fackel ſich ſtützend, nebſt ſeinem Bruder, dem Tode, vorgeſtellt wären, „und eben ſo abgebildet fänden ſich dieſe zwei Genii auch an einer Begräbnißurne in dem Collegio Clementino zu Rom.“ Ich wünſchte, er hätte ſich dieſer Vorſtellung bei dem Tode ſelbſt wiederum erinnert. Denn ſo würden wir die einzig genuine und allgemeine Vorſtellung des Todes da nicht vermiſſen, wo er uns nur mit verſchiedenen Allegorieen verſchiedener Arten des Sterbens abfindet.

Auch dürfte man wünſchen, Winkelmann hätte uns die beiden Denkmäler etwas näher beſchrieben. Er ſagt nur ſehr wenig davon, und das Wenige iſt ſo beſtimmt nicht, als es ſeyn könnte. Der Schlaf ſtützt ſich da auf eine umgekehrte Fackel; aber auch der Tod? und vollkommen eben ſo? Iſt gar kein Abzeichen zwiſchen beiden Genien? und welches iſt es? Ich wüßte nicht, daß dieſe Denkmäler ſonſt bekannt gemacht wären, wo man ſich Raths erholen könnte.

Jedoch ſie ſind, zum Glücke, nicht die einzigen ihrer Art. Winkelmann bemerkte auf ihnen nichts, was ſich nicht auch auf mehreren und längſt vor ihm bekannten bemerken ließe. Er ſah einen jungen Genius mit umgeſtürzter Fackel und der ausdrücklichen Ueberſchrift Somno; aber auf einem Grabſteine beim Boiſſard[2] erblicken wir die nämliche Figur, und die Ueberſchrift Somno Orestilia Filia läßt uns wegen der Deutung derſelben eben ſo wenig ungewiß ſeyn. Ohne Ueberſchrift kömmt ſie eben daſelbſt noch oft vor; ja auf mehr als einem Grabſteine und Sarge kömmt ſie doppelt vor.[3] Was kann aber in dieſer vollkommen ähnlichen Verdoppelung, wenn das eine Bild der Schlaf iſt, das andere wohl ſchicklicher ſeyn, als der Zwillingsbruder des Schlafes, der Tod?

Es iſt zu verwundern, wie Alterthumsforſcher dieſes nicht wiſſen, oder wenn ſie es wußten, in ihren Auslegungen anzuwenden vergeſſen konnten. Ich will hiervon nur einige Beiſpiele geben.

Vor allen fällt mir der marmorne Sarg bei, welchen Bellori in ſeinen Admirandis bekannt gemacht,[4] und von dem letzten Schickſale des Menſchen erklärt hat. Hier zeigt ſich unter andern ein geflügelter Jüngling, der in einer tiefſinnigen Stellung, den linken Fuß über den rechten geſchlagen, neben einem Leichname ſteht, mit ſeiner Rechten und dem Haupte auf einer umgekehrten Fackel ruht, die auf die Bruſt des Leichnams geſtützt iſt, und in der Linken, die um die Fackel herabgreift, einen Kranz mit einem Schmetterlinge hält.[5] Dieſe Figur, ſagt Bellori, ſey Amor, welcher die Fackel, das iſt, die Affekten auf der Bruſt des verſtorbenen Menſchen auslöſche. Und ich ſage: dieſe Figur iſt der Tod!

Nicht jeder geflügelte Knabe oder Jüngling muß ein Amor ſeyn. Amor und das Heer ſeiner Brüder hatten dieſe Bildung mit mehreren geiſtigen Weſen gemein. Wie manche aus dem Geſchlecht der Genien wurden als Knaben vorgeſtellt![1] Und was hatte nicht ſeinen Genius? Jeder Ort; jeder Menſch; jede geſellſchaftliche Verbindung des Menſchen; jede Beſchäftigung des Menſchen von der niedrigſten bis zur größten;[2] ja, ich möchte ſagen, jedes unbelebte Ding, an deſſen Erhaltung gelegen war, hatte ſeinen Genius. — Wenn dieſes, unter andern auch dem Herrn Klotz, nicht eine ganz unbekannte Sache geweſen wäre: ſo würde er uns ſicherlich mit dem größten Theile ſeiner zuckerſüßen Geſchichte des Amors aus geſchnittenen Steinen[3] verſchont haben. Mit den aufmerkſamſten Fingern forſchte dieſer große Gelehrte dieſem niedlichen Gotte durch alle Kupferbücher nach; und wo ihm nur ein kleiner nackter Bube vorkam, da ſchrie er: Amor! Amor! und trug ihn geſchwind in ſeine Rolle ein. Ich wünſche dem viel Geduld, der die Muſterung über dieſe Klotziſchen Amors unternehmen will. Alle Augenblicke wird er einen aus dem Gliede ſtoßen müſſen. — Doch davon an einem andern Orte!

Genug, wenn nicht jeder geflügelte Knabe oder Jüngling nothwendig ein Amor ſeyn muß: ſo braucht es dieſer auf dem Monumente des Bellori am wenigſten zu ſeyn.

Und kann es ſchlechterdings nicht ſeyn! Denn keine allegoriſche Figur muß mit ſich ſelbſt im Widerſpruche ſtehen. In dieſem aber würde ein Amor ſtehen, deſſen Werk es wäre, die Affekten in der Bruſt des Menſchen zu verlöſchen. Ein ſolcher Amor iſt eben darum kein Amor.

Vielmehr ſpricht alles, was um und an dieſem geflügelten Jünglinge iſt, für das Bild des Todes.

Denn wenn es auch nur von dem Schlafe erwieſen wäre, daß ihn die Alten als einen jungen Genius mit Flügeln vorgeſtellt: ſo würde auch ſchon das uns hinlänglich berechtigen, von ſeinem Zwillingsbruder, dem Tode, ein Gleiches zu vermuthen. Somni idolum senile fingitur, ſchrieb Barth auf gut Glück nur ſo hin,[4] um ſeine Interpunktion in einer Stelle des Statius zu rechtfertigen.

Crimine quo merui, juvenis placidissime divûm,
Quove errore miser, donis ut solus egerem
Somne tuis? —

flehte der Dichter zu dem Schlafe; und Barth wollte, daß der Dichter das juvenis von ſich ſelbſt, nicht von dem Schlafe geſagt habe:

Crimine quo merui juvenis, placidissime divum etc.

Es ſey, weil es zur Noth ſeyn könnte; aber der Grund iſt doch ganz nichtig. Der Schlaf war bei allen Dichtern eine jugendliche Gottheit; er liebte eine von den Grazien, und Juno, für einen wichtigen Dienſt, gab ihm dieſe Grazie zur Ehe. Gleichwohl ſollten ihn die Künſtler als einen Greis gebildet haben? Das wäre von ihnen nicht zu glauben, wenn auch in keinem Denkmale das Gegentheil mehr ſichtbar wäre.

Doch nicht der Schlaf bloß, wie wir geſehen, auch noch ein zweiter Schlaf, der nichts anders als der Tod ſeyn kann, iſt ſowohl auf den unbekanntern Monumenten des Winkelmann, als auf den bekannteren des Boiſſard, gleich einem jungen Genius, mit umgeſtürzter Fackel zu ſehen. Iſt der Tod dort ein junger Genius: warum könnte ein junger Genius hier nicht der Tod ſeyn? Und muß er es nicht ſeyn, da außer der umgeſtürzten Fackel auch alle übrige ſeiner Attributen die ſchönſten, redendſten Attribute des Todes ſind?

---

[1] S. 76.
[2] Topograph. Parte III. p. 48.
[3] Parte V. p. 22. 23.
[4] Tab. LXXIX.
[5] S. Taf. III.

[1] Barthius ad Rutilii lib. I. v. 327. p. 11.
[2] Idem. ibid. p. 128.
[3] Ueber den Nutzen und Gebr. der alt. geſchn. St. von S. 194 bis 224.
[4] Ad Statium, Silv. V. 4.

Was kann das Ende des Lebens deutlicher bezeichnen, als eine verloſchene, umgeſtürzte Fackel? Wenn dort der Schlaf, dieſe kurze Unterbrechung des Lebens, ſich auf eine ſolche Fackel ſtützt: mit wie viel größerem Rechte darf es der Tod?

Auch die Flügel kommen noch mit größerem Rechte ihm, als dem Schlafe zu. Denn ſeine Ueberraſchung iſt noch plötzlicher, ſein Uebergang noch ſchneller.

> — — — Seu me tranquilla Senectus
> Expectat, seu Mors atris circumvolat alis:

ſagt Horaz.[1]

Und der Kranz in ſeiner Linken? Es iſt der Todtenkranz. Alle Leichen wurden bei Griechen und Römern bekränzt; mit Kränzen ward die Leiche von den hinterlaſſenen Freunden beworfen; bekränzt wurden Scheiterhaufe und Urne und Grabmal.[2]

Endlich, der Schmetterling über dieſem Kranze? Wer weiß nicht, daß der Schmetterling das Bild der Seele und beſonders der von dem Leibe geſchiedenen Seele vorſtellt.

Hierzu kömmt der ganze Stand der Figur, neben einem Leichnam, und geſtützt auf dieſen Leichnam. Welche Gottheit, welches höhere Weſen könnte und dürfte dieſen Stand haben, wenn es nicht der Tod ſelbſt wäre? Ein todter Körper verunreinigte, nach den Begriffen der Alten, alles, was ihm nahe war, und nicht allein die Menſchen, welche ihn berührten oder nur ſahen, ſondern auch die Götter ſelbſt. Der Anblick eines Todten war ſchlechterdings keinem von ihnen vergönnt.

> — — *Ἐμοι γαρ οὐ θεμις φθιτους ὁραν.*

ſagt Diana, bei dem Euripides,[3] zu dem ſterbenden Hippolyt. Ja, um dieſen Anblick zu vermeiden, mußten ſie ſich ſchon entfernen, ſobald der Sterbende die letzten Athemzüge that. Denn Diana fährt dort fort:

> *Οὐδ' ὀμμα χραινειν θανασιμοισιν ἐκπνοαις·*
> *Ὁρω δε σ' ἠδη τουδε πλησιον κακου*

und hiemit ſcheidet ſie von ihrem Lieblinge. Aus eben dieſem Grunde ſagt auch Apoll, bei eben dem Dichter,[4] daß er die geliebte Wohnung des Admetus nun verlaſſen müßte, weil Alceſte ſich ihrem Ende nahe:

> *Ἐγω δε, μη μιασμα μ' ἐν δομοις κιχῃ,*
> *Λειπω μελαθρων τωνδε φιλτατην στεγην.*

Ich halte dieſen Umſtand, daß die Götter ſich durch den Anblick eines Todten nicht verunreinigen durften, hier für ſehr erheblich. Er iſt ein zweiter Grund, warum es Amor nicht ſeyn kann, der bei dem Leichname ſteht, und zugleich ein Grund wider alle andere Götter; den einzigen Gott ausgenommen, welcher ſich unmöglich durch Erblickung eines Todten verunreinigen konnte, den Tod ſelbſt.

Oder meint man, daß vielleicht doch noch Eine Gottheit hiervon auszunehmen ſeyn dürfte? Nämlich der eigentliche Genius, der eigentliche Schutzgeiſt des Menſchen. Wäre es denn, könnte man ſagen, ſo etwas ungereimtes, daß der Genius des Menſchen trauernd bei dem Körper ſtünde, durch deſſen Erſtarrung er ſich auf ewig von ihm trennen müſſen? Doch wenn das ſchon nicht ungereimt wäre, ſo wäre es doch völlig wider die Denkungsart der Alten, nach welcher auch der eigentliche Schutzgeiſt des Menſchen den völligen Tod deſſelben nicht abwartete, ſondern ſich von ihm noch eher trennte, als in ihm die gänzliche Trennung zwiſchen Seele und Leib geſchah. Hiervon zeugen ſehr deutliche Stellen;[1] und folglich kann auch dieſer Genius der eigentliche Genius des eben verſchiednen Menſchen nicht ſeyn, auf deſſen Bruſt er ſich mit der Fackel ſtützt.

Noch darf ich eine Beſonderheit in dem Stande deſſelben nicht mit Stillſchweigen übergehen. Ich glaube in ihr die Beſtätigung einer Muthmaßung zu erblicken, die ich an eben derſelben Stelle des Laokoon berührte.[2] Sie hat Widerſpruch gefunden, dieſe Muthmaßung; es mag ſich nun zeigen, ob ſie ihn zu behalten verdient.

Wenn nämlich Pauſanias die gleich Anfangs erwähnte Vorſtellung, auf der Kiſte in dem Tempel der Juno zu Elis, beſchreibt, wo unter andern eine Frau erſcheine, die in ihrer Rechten einen ſchlafenden weißen Knaben halte, in ihrer Linken aber einen ſchwarzen Knaben, *καθευδοντι ἐοικοτα*, welches eben ſowohl heißen kann, der jenem ſchlafenden Knaben ähnlich ſey, als, der zu ſchlafen ſcheine: ſo ſetzt er hinzu: *ἀμφοτερους διεστραμμενους τους ποδας.* Dieſe Worte giebt der lateiniſche Ueberſetzer durch: distortis utrinque pedibus; und der franzöſiſche durch: les pieds contrefaits. Ich fragte: was ſollen hier die krummen Füße? wie kommen der Schlaf und der Tod zu dieſen ungeſtalteten Gliedern? was können ſie andeuten ſollen? Und in der Verlegenheit, mir hierauf zu antworten, ſchlug ich vor, *διεστραμμενους τους ποδας* nicht durch krumme, ſondern durch über einander geſchlagene Füße zu überſetzen, weil dieſes die gewöhnliche Lage der Schlafenden ſey, und der Schlaf auf alten Monumenten nicht anders liege.

Erſt wird es, wegen einer Verbeſſerung, die Sylburg in eben den Worten machen zu müſſen glaubte, nöthig ſeyn, die ganze Stelle in ihrem Zuſammenhange anzuführen: *Πεποιηται δε γυνη παιδα λευκον καθευδοντα ἀνεχουσα τῃ δεξιᾳ χειρι, τῃ δε ἑτερᾳ μελανα ἐχει παιδα καθευδοντι ἐοικοτα, ἀμφοτερους διεστραμμενους τους ποδας.* Sylburg fand das *διεστραμμενους* anſtößig, und meinte, daß es beſſer ſeyn würde, *διεστραμμενον* dafür zu leſen, weil *ἐοικοτα* vorher gehe und beides ſich auf *παιδα* beziehe.[3] Doch dieſe Veränderung würde nicht allein ſehr überflüſſig, ſondern auch ganz falſch ſeyn. Ueberflüſſig: denn warum ſoll ſich nun eben das *διεστραφθαι* auf *παιδα* beziehen, da es ſich eben ſowohl auf *ἀμφοτερους* oder *ποδας* beziehen kann? Falſch: denn ſonach würde *ἀμφοτερους* nur zu *ποδας* gehören können, und man würde überſetzen müſſen: krumm an beiden Füßen; da es doch auf das doppelte *παιδα* geht, und man überſetzen muß, beide mit krummen Füßen. Wenn anders *διεστραμμενος* hier krumm heißt, und überhaupt krumm heißen kann!

Zwar muß ich geſtehen, daß ich damals, als ich den Ort im Laokoon ſchrieb, ſchlechterdings keine Auslegung kannte, warum der Schlaf und der Tod mit krummen Füßen ſollten ſeyn gebildet werden. Ich habe erſt nachher beim Rondel[4] gefunden, daß die Alten durch die krummen Füße des Schlafes die Ungewißheit und Betrüglichkeit der Träume andeuten wollen. Aber worauf gründet ſich dieſes Vorgeben? und was wäre es auch damit? Was es erklären ſollte, würde es höchſtens nur zur Hälfte erklären. Der Tod iſt doch wohl ohne Träume, und dennoch hatte der Tod eben ſo krumme Füße. Denn wie geſagt, das ἀμφοτερους muß ſchlechterdings auf das doppelte vorhergehende παιδα ſich beziehen, ſonſt würde ἀμφοτερους, zu τους ποδας genommen, ein ſehr ſchaler Pleonasmus ſeyn. Wenn ein Menſch krumme Füße hat, ſo verſteht es ſich ja wohl, daß ſie beide krumm ſind.

---

[1] Lib. II. Sat. 1. v. 57. 58.

[2] Car. Paschalii Coronarum lib. IV. c. 5.

[3] Hippol. v. 1437.

[4] Alc. v. 22. 23.

[1] Wonna Exercit. III. de Geniis, cap. 2. §. 7.

[2] S. 121. (S. 475.)

[3] Rectius διεστραμμενον, ut antea ἐοικοτα, respiciunt enim Accusativum παιδα.

[4] Expos. Signi veteris Tolliani p. 294. Fortuitorum Jacobi Tollii.

Oder ſollte wohl jemand auch nur deßwegen ſich die Lesart des Sylburg (διεστραμμενοι für διεστραμμενους) gefallen laſſen, um die krummen Füße bloß und allein dem Schlafe beilegen zu können? Nun ſo zeige mir dieſer Eigenſinnige doch irgend einen antiken Schlaf mit dergleichen Füßen. Es ſind ſowohl ganz runde als halb erhabene Werke genug übrig, in welchen die Alterthumskundigen einmüthig den Schlaf erkennen. Wo iſt ein einziger, an welchem ſich krumme Füße auch nur argwohnen ließen?

Was folgt aber hieraus? — Sind die krummen Füße des Todes und des Schlafes ohne alle befriedigende Bedeutung; ſind die krummen Füße des letztern in keiner antiken Vorſtellung deſſelben ſichtbar: ſo meine ich, folgt wohl nichts natürlicher, als die Vermuthung, daß es mit dieſen krummen Füßen überhaupt eine Grille ſeyn dürfte. Sie gründen ſich auf eine einzige Stelle des Pauſanias, auf ein einziges Wort in dieſer Stelle, und dieſes Wort iſt noch dazu eines ganz andern Sinnes fähig.

Denn διεστραμμενος, von διαστρεφειν, heißt nicht ſowohl krumm, verbogen, als nur überhaupt verwandt, aus ſeiner Richtung gebracht; nicht ſowohl tortuosus, distortus, als obliquus, transversus, und ποδες διεστραμμενοι ſind alſo nicht nur eben ſowohl durch quer, überzwerch liegende Füße, als durch krumme Füße zu überſetzen; ſondern durch jenes ſogar noch beſſer und eigentlicher zu überſetzen, als durch dieſes.

Doch daß διεστραμμενος bloß ſo überſetzt werden könnte, würde noch wenig entſcheiden. Der eigentlichere Sinn iſt nicht immer der wahre. Von größerm, den völligen Ausſchlag gebendem Gewicht iſt alſo dieſes, daß die ποδες διεστραμμενοι, ſo überſetzt wie ich ſage, durch über einander geſchlagen überſetzt, nicht allein, ſowohl bei dem Tode als bei dem Schlafe, die ſchönſte angemeſſenſte Bedeutung haben, ſondern auch häufig auf alten Denkmälern zu erblicken ſind.

Ueber einander geſchlagene Füße ſind die natürliche Lage, die der Menſch in einem ruhigen geſunden Schlafe nimmt. Dieſe Lage haben die alten Künſtler auch einſtimmig jeder Perſon gegeben, die ſie in einem ſolchen Schlafe zeigen wollen. So ſchläft die vermeinte Cleopatra im Belvedere; ſo ſchläft die Nymphe auf einem alten Monumente beim Boiſſard; ſo ſchläft, oder will eben entſchlafen, der Hermaphrodit des Dioskurides. Es würde ſehr überflüſſig ſeyn, dergleichen Exempel zu häufen. Ich wüßte mich jetzt nur einer einzigen alten Figur zu erinnern, welche in einer andern Lage ſchliefe. — (Dem Herrn Klotz unverwehrt, geſchwind ſeine Kupferbücher durchzublättern, und mir mehrere zu zeigen!) — Aber dieſe einzige Figur iſt auch ein trunkener Faun, dem der gährende Wein keinen ruhigen Schlaf vergönnen darf.[1] Bis auf die ſchlafenden Thiere, beobachteten die alten Künſtler die angegebene Lage. Die zwei antiken Löwen, von gelblichem Marmor, unter den königlichen Alterthümern zu Berlin, ſchlafen mit über einander geſchlagenen Vorderfüßen, auf welchen der Kopf ruhet. Kein Wunder folglich, daß man auch den Schlaf ſelbſt, in dieſer den Schlafenden ſo gewöhnlichen Lage, von ihnen vorgeſtellt ſieht. Ich verwies auf den Schlaf beim Maffei,[1] und ich hätte eben ſowohl auf den ähnlichen Marmor des Tollius verweiſen können. Zwei kleinere, ehedem bei dem Connetable Colonna, von jenen wenig oder nichts unterſchieden, erwähnt ebenfalls Maffei.

Ja auch an wachenden Figuren iſt die Lage der über einander geſchlagenen Füße das Zeichen der Ruhe. Nicht wenige von den ganz oder halb liegenden Flußgöttern ruhen ſo auf ihren Urnen, und ſogar an ſtehenden Perſonen iſt ein Fuß über den andern geſchlagen der eigentliche Stand des Verweilens und der Erholung. Daher erſcheinen die Mercure und Faune ſo manchmal in dieſem Stande; beſonders, wenn wir ſie in ihre Flöte, oder ſonſt ein erquickendes Spiel, vertieft finden.

Nun wäge man alle dieſe Wahrſcheinlichkeiten gegen die blank und bloßen Widerſprüche ab, mit welchen man meine Auslegung abfertigen wollen. Der gründlichſte iſt noch der, der ſich von einem Gelehrten herſchreibt, dem ich wichtigere Erinnerungen zu danken habe. „Die Leſſingiſche Erklärung des διεστραμμενους τους ποδας," ſagt der Verfaſſer der kritiſchen Wälder,[2] „ſcheint dem Sprachgebrauche zu widerſprechen; und wenn es aufs Muthmaßen ankäme, könnte ich eben ſo ſagen: ſie ſchliefen mit über einander geſchlagenen Füßen, d. i. des einen Fuß ſtreckte ſich über den andern hin, um die Verwandtſchaft des Schlafes und Todes anzuzeigen u. ſ. w."

Wider den Sprachgebrauch? wie das? Heißt διεστραμμενος etwas anders, als verwandt? und muß denn alles, was verwandt iſt, nothwendig krumm ſeyn? Wie könnte man denn einen mit übergeſchlagenen Füßen auf griechiſch richtiger und beſſer nennen, als διεστραμμενον (κατα) τους ποδας? oder διεστραμμενους τους ποδας, mit unter verſtandenem ἐχοντα? Ich wüßte im geringſten nicht, was hier wider die natürliche Bedeutung der Worte, oder gegen die genuine Conſtruction der Sprache wäre. Wenn Pauſanias hätte krumm ſagen wollen, warum ſollte er nicht das ſo gewöhnliche σκολιος gebraucht haben?

Muthmaßen hiernächſt läßt ſich freilich vielerlei. Aber verdient wohl eine Muthmaßung, die nichts als die bloße Möglichkeit vor ſich hat, einer entgegen geſetzt zu werden, der ſo wenig zu einer ausgemachten Wahrheit fehlt? Ja, auch kaum die Möglichkeit kann ich jener mit entgegen geſetzten Muthmaßung einräumen. Denn der eine Knabe ruhete in dem einen, und der andere in dem andern Arme der Nacht; folglich wäre die Verſchränkung der Füße des einen mit den Füßen des andern kaum zu begreifen. Endlich die Möglichkeit dieſer Verſchränkung auch zugegeben, würde ſodann das διεστραμμενους, welches ſie ausdrücken ſollte, nicht ebenfalls etwas ganz anderes heißen, als krumm? Würde dieſe Bedeutung nicht ebenfalls wider den Sprachgebrauch ſeyn? Würde die Muthmaßung meines Gegners alſo nicht eben der Schwierigkeit ausgeſetzt ſeyn, der er meine ausgeſetzt zu ſeyn meint, ohne daß ſie eine einzige der Empfehlungen hätte, die er dieſer nicht abſprechen kann?

Nun zurück zu dem Bilde beim Bellori. Wenn aus dem, was ich bisher beigebracht, erwieſen iſt, daß die alten Artiſten den Schlaf mit über einander geſchlagenen Füßen gebildet; wenn es erwieſen iſt, daß ſie dem Tod eine genaue Aehnlichkeit mit dem Schlafe gegeben: ſo werden ſie, allem Vermuthen nach, auch den Tod mit über einander geſchlagenen Füßen vorzuſtellen nicht unterlaſſen haben. Und wie, wenn eben dieſes Bild beim Bellori ein Beweis davon wäre? Denn wirklich ſteht es, den einen Fuß über den andern geſchlagen; und dieſe Beſonderheit des Standes, glaube ich, kann eben ſo wohl dienen, die Bedeutung der ganzen Figur zu beſtätigen, als die anderweits erwieſene Bedeutung derſelben das Charakteriſtiſche dieſes beſondern Standes feſtzuſetzen hinlänglich ſeyn dürfte.

---

[1] Beim Maffei T. XCIV., wo man ſich über den Geſchmack dieſes Auslegers ärgern muß, der eine ſo unanſtändige Figur mit aller Gewalt zu einem Bacchus machen will.

[1] Tabl. CLI.

[2] Erſtes Wäldchen S. 85.

Doch es verſteht ſich, daß ich ſo geſchwind und dreiſt nicht ſchließen würde, wenn dieſes das einzige alte Monument wäre, auf welchem ſich die über einander geſchlagenen Füße an dem Bilde des Todes zeigten. Denn nichts würde natürlicher ſeyn, als mir einzuwenden: „wenn die alten Künſtler den Schlaf mit über einander geſchlagenen Füßen gebildet haben, ſo haben ſie ihn doch nur als liegend, und wirklich ſelbſt ſchlafend ſo gebildet; von dieſer Lage des Schlafes im Schlafe iſt alſo auf ſeinen ſtehenden Stand, oder gar auf den ſtehenden Stand des ihm ähnlichen Todes, wenig oder nichts zu ſchließen, und es kann ein bloßer Zufall ſeyn, daß hier einmal der Tod ſo ſteht, als man ſonſt den Schlaf ſchlafen ſieht.“

Nur mehrere Monumente, welche eben das zeigen, was ich an der Figur beim Bellori zu ſehen glaube, können dieſer Einwendung vorbauen. Ich eile alſo, deren ſo viele anzuführen, als zur Induktion hinreichend ſind, und glaube, daß man es für keine bloße überflüſſige Auszierung halten wird, einige der vorzüglichſten in Abbildung beigefügt zu finden.

Zuerſt alſo[1] erſcheint der ſchon angeführte Grabſtein beim Boiſſard. Weil die ausdrücklichen Ueberſchriften deſſelben nicht verſtatten, uns in der Deutung ſeiner Figuren zu irren: ſo kann er gleichſam der Schlüſſel zu allen übrigen Denkmälern heißen. Wie aber zeigt ſich hier die Figur, welche mit Somno Orestilia Filia überſchrieben iſt? Als ein nackter Jüngling, einen traurigen Blick ſeitwärts zur Erde heftend, mit dem einen Arme auf eine umgekehrte Fackel ſich ſtützend, und den einen Fuß über den andern geſchlagen. — Ich darf nicht unerinnert laſſen, daß von eben dieſem Denkmale ſich auch eine Zeichnung unter den Papieren des Pighius in der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, aus welcher Spanheim die einzelne Figur des Schlafes ſeinem Kommentar über den Kallimachus einverleibt hat.[2] Daß es ſchlechterdings die nämliche Figur des nämlichen Denkmals beim Boiſſard ſeyn ſoll, iſt aus der nämlichen Ueberſchrift unſtreitig. Aber um ſo viel mehr wird man ſich wundern, an beiden ſo merkliche Verſchiedenheiten zu erblicken. Die ſchlanke, ausgebildete Geſtalt beim Boiſſard iſt beim Pighius ein fetter ſtämmiger Knabe; dieſer hat Flügel, und jene hat keine; geringerer Abweichungen, als in der Wendung des Hauptes, in der Richtung der Arme, zu geſchweigen. Wie dieſe Abweichungen von Spanheim nicht bemerkt werden können, iſt begreiflich: Spanheim kannte das Denkmal nur aus den Inſchriften des Gruter, wo er die bloßen Worte ohne alle Zeichnung fand; er wußte nicht, oder erinnerte ſich nicht, daß die Zeichnung bereits beim Boiſſard vorkomme, und glaubte alſo etwas ganz unbekanntes zu liefern, wenn er ſie uns zum Theil aus den Papieren des Pighius mittheilte. Weniger iſt Grävius zu entſchuldigen, welcher ſeiner Ausgabe der Gruter'ſchen Inſchriften die Zeichnung aus dem Boiſſard beifügte,[3] und gleichwohl den Widerſpruch, den dieſe Zeichnung mit der wörtlichen Beſchreibung des Gruter macht, nicht bemerkte. In dieſer iſt die Figur Genius alatus, crinitus, obesus, dormiens, dextra manu in humerum sinistrum, a quo velum retrorsum dependet, posita; und in jener erſcheint ſie, gerade gegenüber, ſo wie wir ſie hier erblicken, ganz anders: nicht geflügelt, nicht eben von ſtarken Haaren, nicht fett, nicht ſchlafend, nicht mit der rechten Hand auf der linken Schulter. Eine ſolche Mißhelligkeit iſt anſtößig, und kann nicht anders als Mißtrauen bei dem Leſer erwecken, beſonders wenn er ſich noch dazu nicht einmal davor gewarnt findet. Sie beweiſt indeß ſo viel, daß unmöglich beide Zeichnungen unmittelbar von dem Denkmale können genommen ſeyn; eine derſelben muß nothwendig aus dem Gedächtniſſe ſeyn gemacht worden. Ob dieſes die Zeichnung des Pighius oder die Zeichnung des Boiſſard ſey, kann nur der entſcheiden, welcher das Denkmal ſelbſt damit zu vergleichen Gelegenheit hat. Nach der Angabe des letztern befand es ſich zu Rom in dem Palaſte des Cardinals Ceſi. Dieſer Palaſt aber, wenn ich recht unterrichtet bin, ward in der Plünderung von 1527 gänzlich zerſtört. Verſchiedene von den Alterthümern, welche Boiſſard daſelbſt ſah, mögen ſich jetzt in dem Palaſte Farneſe befinden; ich vermuthe dieſes von dem Hermaphrodit, und dem vermeinten Kopfe des Pyrrhus.[1] Andere glaube ich in andern Cabinetten wiedergefunden zu haben; kurz, ſie ſind verſtreut, und es dürfte ſchwer halten, das Denkmal, wovon die Rede iſt, wieder aufzufinden, wenn es noch gar vorhanden iſt. Aus bloßen Muthmaßungen möchte ich mich eben ſo wenig für die Zeichnung des Boiſſard, als für die Zeichnung des Pighius erklären. Denn wenn es gewiß iſt, daß der Schlaf Flügel haben kann: ſo iſt es eben ſo gewiß, daß er nicht nothwendig Flügel haben muß.

Die fünfte Kupfertafel zeigt das Grabmal einer Clymene, ebenfalls aus dem Boiſſard entlehnt.[2] Die eine der Figuren darauf hat mit der eben erwähnten zu viel Aehnlichkeit, als daß dieſe Aehnlichkeit, und der Ort, den ſie einnimmt, uns im geringſten ihrentwegen ungewiß laſſen könnten. Sie kann nichts anders als der Schlaf ſeyn, und dieſer Schlaf, auf eine umgekehrte Fackel ſich ſtützend, hat den einen Fuß über den andern geſchlagen. — Die Flügel übrigens fehlen ihm gleichfalls, und es wäre doch ſonderbar, wenn ſie Boiſſard hier zum zweitenmale vergeſſen hätte. Doch wie geſagt, die Alten werden den Schlaf öfters auch ohne Flügel gebildet haben. Pauſanias giebt dem Schlafe in dem Arme der Nacht keine; und weder Ovidius noch Statius legen, in ihren umſtändlichen Beſchreibungen dieſes Gottes und ſeiner Wohnung, ihm deren bei. Bronckhuyſen hat ſich ſehr verſehen, wenn er vorgiebt, daß der letztere Dichter dem Schlafe ſogar zwei Paar Flügel, eines an dem Kopfe und eines an den Füßen, andichte.[3] Denn obſchon Statius von ihm ſagt:

> Ipse quoque et volucrem gressum et ventosa citavit
> Tempora:

ſo iſt dieſes doch im geringſten nicht von natürlichen Flügeln, ſondern von dem geflügelten Petaſus und von den Talariis zu verſtehen, welche die Dichter nicht bloß dem Mercur beilegen, ſondern auch häufig von andern Göttern brauchen laſſen, die ſie uns in beſonderer Eile zeigen wollen. Doch es iſt mir hier überhaupt nicht um die Flügel, ſondern um die Füße des Schlafes zu thun; und ich fahre fort, das *διεστραμμενον* derſelben in mehreren Monumenten zu zeigen.

Auf der ſechsten Kupfertafel ſieht man eine Pila, oder einen Sarg, der wiederum aus dem Boiſſard

---

[1] S. Tafel IV.

[2] Ad ver. 234. Hym. in Delum, p. 524. Edit. Ern.

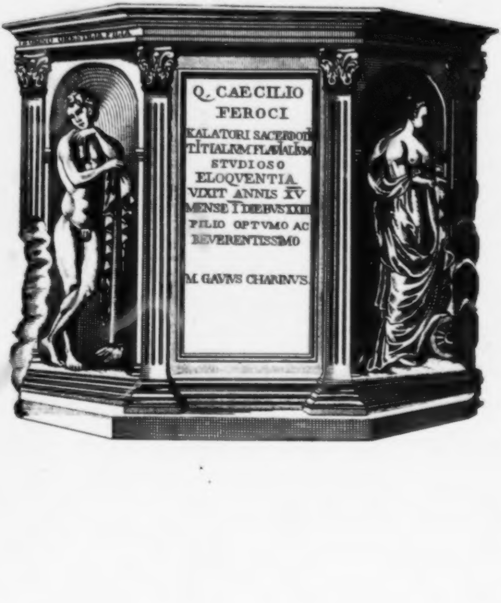
[3] Pag. CCCIV.

[1] Hermaphroditus nudus, qui involutum palliolo femur habet. — Caput ingens Pyrrhi regis Epirotarum, galeatum, cristatum, et armato pectore. Topogr. Parte I. p. 4. 5. Winkelmanns Anmerkungen über die Geſchichte der Kunſt. S. 96.

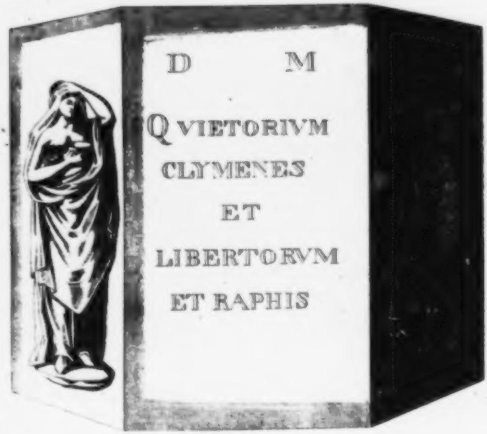
[2] Par. VI. p. 119.

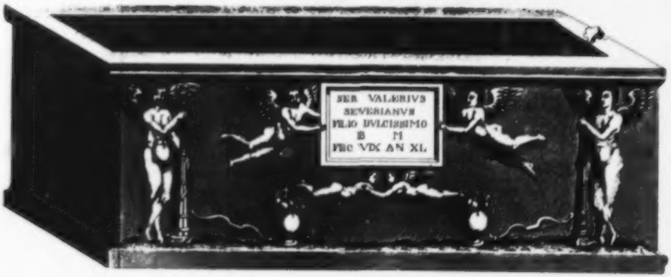
[3] Ad Tibullum Lib. II. Eleg. I. v. 89. Et sic quidem poetæ plerique omnes, videlicet ut alas habuerit hic deus in humeris. Papinius autem, suo quodam jure peculiari, alas ei in pedibus et in capite adfingit, L. 10. Theb. v. 131.

Taf. IV z. S. 708.

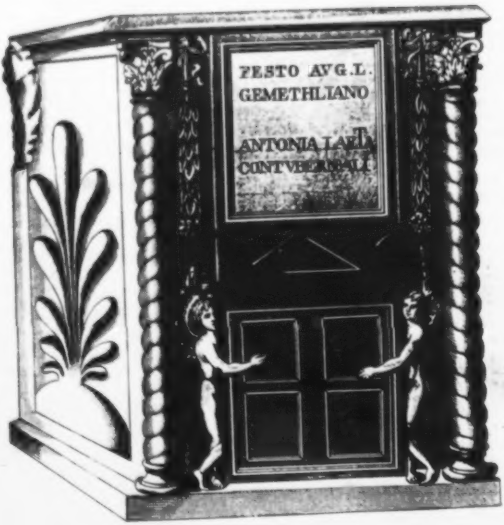

Q. CAECILIO
FEROCI
KALATORI SACERDOT
TITIALIVM FLAVIALIVM
STVDIOSO
ELOQVENTIA
VIXIT ANNIS XV
MENSE I DIEBVS XXIII
PILIO OPTVMO AC
REVERENTISSIMO
M. GAVIVS CHARINVS.

[illegible]


D M
Q VIETORIVM
CLYMENES
ET
LIBERTORVM
ET RAPHIS


SER VALERIVS
SEVERIANVS
FILIO DVLCISSIMO
B M
FEC VIX AN XL

Taf VII Fig


FESTO AVG.L.
GEMETHLIANO
ANTONIA LAETA
CONTVBERNALI

genommen iſt.[1] Die Aufſchrift dieſer Pila kömmt auch bei dem Gruter vor,[2] wo die zwei Genien mit umgekehrten Fackeln zwei Cupidines heißen. Doch wir ſind mit dieſem Bilde des Schlafes nun ſchon zu bekannt, als daß wir es hier verkennen ſollten. Und auch dieſer Schlaf ſteht beidemal mit dem einen Fuße über den andern geſchlagen. Aber warum dieſe nämliche Figur hier nochmals wiederholt? Nicht ſowohl wiederholt, als vielmehr verdoppelt, um Bild und Gegenbild zu zeigen. Beides iſt der Schlaf; das eine der überhingehende, das andere der lange dauernde Schlaf; mit einem Worte, es ſind die ähnlichen Zwillingsbrüder: Schlaf und Tod. Ich darf vermuthen, wie wir ſie hier ſehen, ſo und nicht anders werden ſie auf den von Winkelmann erwähnten Monumenten, auf dem Grabſteine in dem Palaſte Albani, und auf der Begräbnißurne in dem Collegium Clementinum erſcheinen. — Man laſſe ſich die Bogen, die dieſen Genien hier zu Füßen liegen, nicht irren; ſie können eben ſowohl zu den beiden ſchwebenden Genien gehören, als zu dieſen ſtehenden; und ich habe auf mehr Grabmälern einen losgeſpannten, oder gar zerbrochenen Bogen, nicht als das Attribut des Amors, ſondern als ein von dieſem unabhängiges Bild des verbrauchten Lebens überhaupt, gefunden. Wie ein Bogen das Bild einer guten Hausmutter ſeyn könne, weiß ich zwar nicht; aber doch ſagt eine alte Grabſchrift, die Leich aus der ungedruckten Anthologie bekannt gemacht,[3] daß er es geweſen,

Τόξα μὲν αὐδάσει τὰν εὔτονον ἀγέτιν οἴκου

und daraus zeigt ſich wenigſtens, daß er nicht nothwendig das Rüſtzeug des Amors ſeyn muß, und daß er mehr bedeuten kann, als wir zu erklären wiſſen.

Ich füge die ſiebente Tafel hinzu, und auf dieſer einen Grabſtein, den Boiſſard in Rom zu St. Angelo (in Templo Junonis, quod est in foro piscatorio) fand, wo er ſich ohne Zweifel auch noch finden wird.[4] Hinter einer verſchloſſenen Thüre ſteht, auf beiden Seiten, ein geflügelter Genius mit halbem Körper hervorragend, und mit der Hand auf dieſe verſchloſſene Thüre zeigend. Die Vorſtellung iſt zu redend, als daß uns nicht jene domus exilis Plutonia einfallen ſollte,[5] aus welcher keine Erlöſung zu hoffen; und wer könnten die Thürſteher dieſes ewigen Kerkers beſſer ſeyn, als Schlaf und Tod? Bei der Stellung und Action, in der wir ſie erblicken, braucht ſie keine umgeſtürzte Fackel deutlicher zu bezeichnen; nur den einen über den andern geſchlagenen Fuß hat auch ihnen der Künſtler gegeben. Aber wie unnatürlich würde hier dieſer Stand ſeyn, wenn er nicht ausdrücklich charakteriſtiſch ſeyn ſollte?

Man glaube nicht, daß dieſes die Beiſpiele alle ſind, welche ich für mich anführen könnte. Selbſt aus dem Boiſſard würde ich noch verſchiedene hieher ziehen können, wo der Tod, entweder als Schlaf, oder mit dem Schlafe zugleich, den nämlichen Stand der Füße beobachtet.[6] Eine ganze Ernte von Figuren, ſo wie die auf der vierten Tafel erſcheint oder erſcheinen ſollte, würde mir auch Maffei anbieten.[7] Doch wozu dieſer Ueberfluß? Vier dergleichen Denkmäler, das beim Bellori ungerechnet, ſind mehr als hinlänglich, die Vermuthung abzuwenden, daß das auch wohl ein bloßer unbedeutender Zufall ſeyn könne, was eines ſo nachdenklichen Sinnes fähig iſt. Wenigſtens wäre ein ſolcher Zufall der ſonderbarſte, der ſich nur denken ließe! Welch ein Ungefähr, wenn nur von ungefähr in mehr als einem unverdächtigen alten Monumente gewiſſe Dinge gerade ſo wären, als ich ſage, daß ſie nach meiner Auslegung einer gewiſſen Stelle ſeyn müßten; oder wenn nur von ungefähr ſich dieſe Stelle gerade ſo auslegen ließe, als wäre ſie in wirklicher Rückſicht auf dergleichen Monumente geſchrieben worden. Nein, das Ungefähr iſt ſo übereinſtimmend nicht; und ich kann ohne Eitelkeit behaupten, daß folglich meine Erklärung, ſo ſehr es auch nur meine Erklärung iſt, ſo wenig Glaubwürdigkeit ihr auch durch mein Anſehen zuwachſen kann, dennoch ſo vollkommen erwieſen iſt, als nur immer etwas von dieſer Art erwieſen werden kann.

Ich halte es daher auch kaum der Mühe werth, dieſe und jene Kleinigkeit noch aus dem Wege zu räumen, die einem Zweifler, der durchaus nicht aufhören will, zu zweifeln, vielleicht einfallen könnte. Z. E. die Zeilen des Tibullus:[1]

Postque venit tacitus fuscis circumdatus alis
Somnus, et incerto somnia vara pede.

Es iſt wahr, hier wird ausdrücklich krummbeiniger Träume gedacht. Aber Träume! und wenn die Träume krummbeinig waren: warum mußte es denn auch der Schlaf ſeyn? Weil er der Vater der Träume war? Eine treffliche Urſache! Und doch iſt auch das noch nicht die eigentliche Abfertigung, die ſich mir hier anträgt. Denn die eigentliche iſt dieſe: daß das Beiwort vara überhaupt ſicherlich nicht vom Tibull iſt, daß es nichts als eine eigenmächtige Lesart des Broukhuyſen iſt. Vor dieſem Commentator laſen alle Ausgaben entweder nigra oder vana. Das letzte iſt das wahre; und es zu verwerfen, konnte Broukhuyſen nur die Leichtigkeit, mit Veränderung eines einzigen Buchſtaben, ſeinem Autor einen fremden Gedanken unterzuſchieben, verleiten. Aber wenn ſchon die alten Dichter die Träume öfters auf ſchwachen, ungewiſſen Füßen einhergaukeln laſſen, nämlich die täuſchenden, betrügeriſchen Träume; folgt denn daraus, daß ſie dieſe ſchwachen ungewiſſen Füße ſich auch als krumme Füße müſſen gedacht haben? Wo liegt denn die Nothwendigkeit, daß ſchwache Füße auch krumme Füße, oder krumme Füße auch ſchwache Füße ſeyn müſſen? Dazu waren den Alten ja nicht alle Träume täuſchend und betrügeriſch; ſie glaubten eine Art ſehr wahrhafter Träume, und der Schlaf, mit dieſen ſeinen Kindern, war ihnen eben ſowohl Futuri certus als pessimus auctor.[2] Folglich konnten auch die krummen Füße, als das Symbol der Ungewißheit, nach ihren Begriffen nicht den Träumen überhaupt, noch weniger dem Schlafe, als dem allgemeinen Vater derſelben, zukommen. Und doch, geſtehe ich, würden alle dieſe Vernünfteleien bei Seite zu ſetzen ſeyn, wenn Broukhuyſen außer der mißverſtandenen Stelle des Pauſanias auch nur ſonſt eine einzige für die krummen Füße der Träume und des Schlafes anzuführen gewußt hätte. Was varus heißt, erklärt er mit zwanzig ſehr überflüſſigen Stellen; aber daß varus ein Beiwort des Traumes ſey, davon giebt er keine Beweisſtelle, ſondern will ſie erſt machen; und, wie geſagt, nicht ſowohl aus dem einzigen Pauſanias, als aus der falſchen Ueberſetzung des Pauſanias machen. Denn faſt lächerlich iſt es, wenn er uns, da er keinen krummbeinigen Schlaf aufbringen kann, wenigſtens einen Genius mit krummen Füßen in einer Stelle des Perſius[3] zeigen will, wo genius weiter nichts heißt als indoles, und varus weiter nichts als von einander abſtehend:

— — Geminos, horoscope, varo
Producis genio. —

---

[1] Par. V. p. 115
[2] Pag. DCCXII
[3] Sepulc. Car. XIV
[4] Parte V. p. 22.
[5] Tollii Expos. Signi vet. p. 292.
[6] Als Par. III. p. 69 und vielleicht auch Part. 5. p. 23
[7] Museo Veron. Tab. CXXXIX

[1] Lib. II. Eleg. 1. v. 89. 90
[2] Seneca Herc. Fur. v. 1070
[3] Sat. VI. v. 18

Ueberhaupt würde dieſe Ausſchweifung über das *διεστραμμενους* des Pauſanias hier viel zu weitläuftig gerathen ſeyn, wenn ſie mir nicht Gelegenheit gegeben hätte, zugleich mehrere antike Abbildungen des Todes anzuführen. Denn mag es denn nun auch mit ſeinen und ſeines Bruders übergeſtellten Füßen ſeyn, wie es will; mag man ſie doch für charakteriſtiſch halten, oder nicht: ſo iſt aus den angeführten Denkmälern doch ſo viel unſtreitig, daß die alten Artiſten immer fortgefahren haben, den Tod nach einer genauen Aehnlichkeit mit dem Schlafe zu bilden; und nur das war es, was ich eigentlich hier erweiſen wollte.

Ja, ſo ſehr ich auch von dem Charakteriſtiſchen jener beſondern Fußſtellung ſelbſt überzeugt bin, ſo will ich doch keinesweges behaupten, daß ſchlechterdings kein Bild des Schlafes oder Todes ohne ſie ſeyn können. Vielmehr kann ich mir den Fall ſehr wohl denken, in welchem eine ſolche Fußſtellung mit der Bedeutung des Ganzen ſtreiten würde; und ich glaube Beiſpiele von dieſem Falle anführen zu können. Wenn nämlich der über den andern geſchlagene Fuß das Zeichen der Ruhe iſt, ſo wird es nur dem bereits erfolgten Tode eigentlich zukommen können; der Tod hingegen, wie er erſt erfolgen ſoll, wird eben darum eine andere Stellung erfordern.

In ſo einer andern, die Annäherung ausdrückenden Stellung glaube ich ihn auf einer Gemme beim Stephanonius, oder Licetus[1] zu erkennen. Ein geflügelter Genius, welcher in der einen Hand einen Aſchenkrug hält, ſcheint mit der andern eine umgekehrte, aber noch brennende Fackel ausſchleudern zu wollen, und ſieht dabei mit einem traurigen Blicke ſeitwärts auf einen Schmetterling herab, der auf der Erde kriecht. Die geſpreizten Beine ſollen ihn entweder im Fortſchreiten begriffen, oder in derjenigen Stellung zeigen, die der Körper natürlicher Weiſe nimmt, wenn er den einen Arm mit Nachdruck zurück ſchleudern will. Ich mag mich mit Widerlegung der höchſt gezwungenen Deutungen nicht aufhalten, welche ſowohl der erſte poetiſche Erklärer der Stephanoniſchen Steine, als auch der hieroglyphiſche Licetus von dieſem Bilde gegeben haben. Sie gründen ſich ſämmtlich auf die Vorausſetzung, daß ein geflügelter Knabe nothwendig ein Amor ſeyn müſſe; und ſo wie ſie ſich ſelbſt unter einander aufreiben, ſo fallen ſie alle zugleich mit einmal weg, ſobald man auf den Grund jener Vorausſetzung geht. Dieſer Genius iſt alſo weder Amor, der das Andenken des verſtorbenen Freundes in treuem Herzen bewahrt; noch Amor, der ſich ſeiner Liebe entſchlägt, aus Verdruß, weil er keine Gegenliebe erhalten kann; ſondern dieſer Genius iſt nichts als der Tod, und zwar der eben bevorſtehende Tod, im Begriffe, die Fackel auszuſchlagen, auf die, verloſchen, ihn wir anderwärts ſchon geſtützt finden.

Dieſes Genius der auszuſchleudernden Fackel, als Sinnbild des nahenden Todes, habe ich mich immer erinnert, ſo oft mir die ſogenannten Brüder, Caſtor und Pollux, in der Villa Ludoviſi vor Augen gekommen.[2] Daß es Caſtor und Pollux nicht ſind, hat ſchon vielen Gelehrten eingeleuchtet; aber ich zweifle, ob del Torre und Maffei der Wahrheit darum näher gekommen. Es ſind zwei unbekleidete, ſehr ähnliche Genien, beide in einer ſanften melancholiſchen Stellung; der eine ſchlägt ſeinen Arm um die Schulter des andern, und dieſer hält in jeder Hand eine Fackel; die in der Rechten, welche er ſeinem Geſpielen genommen zu haben ſcheint, iſt er bereit, auf einem zwiſchen ihnen inne ſtehenden Altare auszudrücken, indem er die andere, in der Linken, die über die Schulter zurückgeführt, um ſie mit Gewalt auszuſchlagen; hinter ihnen ſteht eine kleinere weibliche Figur, einer Iſis nicht unähnlich. Del Torre ſahe in dieſen Figuren zwei Genien, welche der Iſis opferten; aber Maffei wollte ſie lieber für den Lucifer und Heſperus gehalten wiſſen. So gut die Gründe auch ſeyn mögen, welche Maffei gegen die Deutung des del Torre beibringt, ſo unglücklich iſt doch ſein eigener Einfall. Woher könnte uns Maffei beweiſen, daß die Alten den Lucifer und Heſperus als zwei beſondere Weſen gebildet? Es waren ihnen nichts als zwei Namen, ſo wie des nämlichen Sternes, alſo auch der nämlichen mythiſchen Perſon.[1] Es iſt ſchlimm, wenn ein Mann, der die geheimſten Gedanken des Alterthums zu errathen ſich getraut, ſo allgemein bekannte Dinge nicht weiß! Aber um ſo viel nöthiger dürfte es ſeyn, auf eine neue Auslegung dieſes trefflichen Kunſtwerks zu denken; und wenn ich den Schlaf und den Tod dazu vorſchlage, ſo will ich doch nichts, als ſie dazu vorſchlagen. Augenſcheinlich iſt es, daß ihre Stellung keine Stellung für Opfernde iſt; und wenn die eine Fackel das Opfer anzünden ſoll, was ſoll denn die andere auf dem Rücken? Daß eine Figur beide Fackeln zugleich auslöſcht, würde nach meinem Vorſchlage ſehr bedeutend ſeyn; denn eigentlich macht doch der Tod beidem, dem Wachen und dem Schlafen, ein Ende. Auch dürfte, nach eben dieſem Vorſchlage, die kleinere weibliche Figur nicht unrecht für die Nacht, als die Mutter des Schlafes und des Todes, zu nehmen ſeyn. Denn wenn der Kalathus auf dem Haupte eine Iſis, oder Cybele, als die Mutter aller Dinge kenntlich machen ſoll: ſo würde mich es nicht wundern, auch die Nacht, dieſe

— θεων γενετειραν, — ἠδε και ἀνδρων,

wie ſie Orpheus nennt, hier mit dem Kalathus zu erblicken.

Was ſich ſonſt aus der Figur des Stephanonius, mit der beim Bellori verbunden, am zuverläſſigſten ergiebt, iſt dieſes, daß der Aſchenkrug, der Schmetterling, und der Kranz diejenigen Attribute ſind, durch welche der Tod, wo und wie es nöthig ſchien, von ſeinem Ebenbilde, dem Schlafe, unterſchieden ward. Das beſondere Abzeichen des Schlafes hingegen war unſtreitig das Horn.

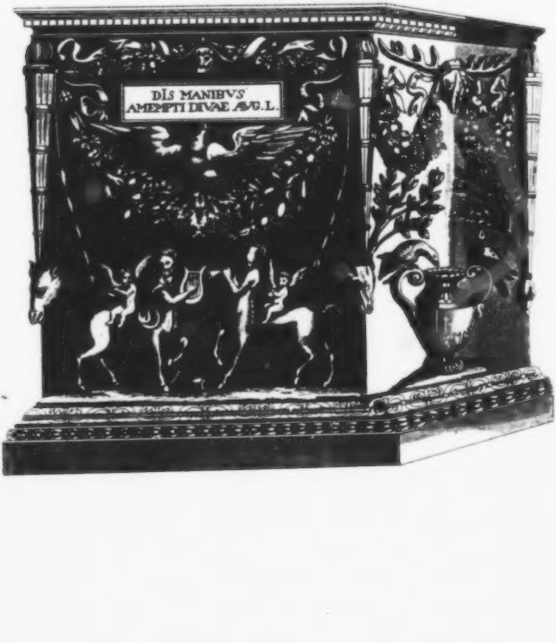
Und hieraus möchte vielleicht eine ganz beſondere Vorſtellung auf dem Grabſteine eines gewiſſen Amemptus, eines Freigelaſſenen, ich weiß nicht welcher Kaiſerin, oder kaiſerlichen Prinzeſſin, einiges Licht erhalten. Man ſehe die neunte Tafel.[2] Ein männlicher und weiblicher Centaur, jener auf der Leyer ſpielend, dieſe eine doppelte Tibia blaſend, tragen beide einen geflügelten Knaben auf ihren Rücken, deren jeder auf einer Querpfeife bläſt; unter dem aufgehabenen Vorderfuße des einen Centaur liegt ein Krug, und unter des andern ein Horn. Was kann dieſe Allegorie ſagen ſollen? was kann ſie hier ſagen ſollen? Ein Mann zwar, wie Herr Klotz, der ſeinen Kopf voller Liebesgötter hat, würde mit der Antwort bald fertig ſeyn. Auch das ſind meine Amors! würde er ſagen, und der weiſe Künſtler hat auch hier den Triumph der Liebe über die unbändigſten Geſchöpfe, und zwar ihren Triumph vermittelſt der Muſik, vorſtellen wollen! — Ei nun ja; was wäre der Weisheit der alten Künſtler auch würdiger geweſen, als nur immer mit der Liebe zu tändeln; beſonders, wie dieſe Herren die Liebe kennen! Indeß wäre es doch möglich, daß einmal auch ein alter Künſtler, nach ihrer Art zu reden, der Liebe und den Grazien weniger geopfert, und hier bei hundert Meilen an die liebe Liebe nicht gedacht hätte! Es wäre möglich, daß was ihnen dem Amor ſo ähnlich ſieht, als ein Tropfen Waſſer dem andern, gerade nichts Luſtigeres, als der Schlaf und der Tod ſeyn ſollte.

---

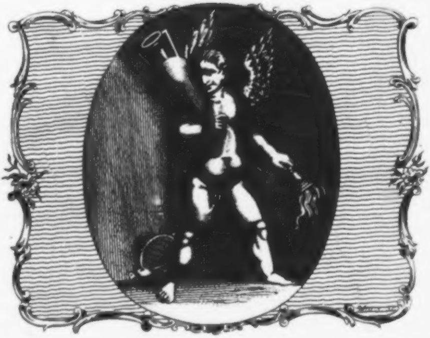
[1] Schemate VII. p. 123. Siehe Taf. VIII.
[2] Beim Maffei Tab. CXXI.

[1] Hyginus Poet. Astr. Libr. II. cap. 42.
[2] Boissardus Par. III. p. 144.

Taf. II. [illegible]


DIS MANIBVS
AMEMPTI DIVAE AVG. L.

Tif VIII z S. 710



Sie ſind uns beide, in der Geſtalt geflügelter Knaben, nicht mehr fremd; nur der Krug auf der Seite des einen, und das Horn auf der Seite des andern, dünken mich nicht viel weniger redend, als es ihre buchſtäblichen Namen ſeyn würden. Zwar weiß ich gar wohl, daß der Krug und das Horn auch nur Trinkgeſchirre ſeyn können, und daß die Centaure in dem Alterthume nicht die ſchlechteſten Säufer ſind; daher ſie auch auf verſchiedenen Werken in dem Gefolge des Bacchus erſcheinen, oder gar ſeinen Wagen ziehen.[1] Aber was brauchten ſie in dieſer Eigenſchaft noch erſt durch Attribute bezeichnet zu werden? und iſt es nicht, auch für den Ort, weit ſchicklicher, dieſen Krug und dieſes Horn für die Attribute des Schlafes und des Todes zu erklären, die ſie nothwendig aus den Händen werfen mußten, um die Flöten behandeln zu können?

Wenn ich aber den Krug oder die Urne als das Attribut des Todes nenne, ſo will ich nicht bloß den eigentlichen Aſchenkrug, das Ossuarium oder Cinerarium, oder wie das Gefäß ſonſt hieß, in welchem die Ueberreſte der verbrannten Körper aufbewahrt wurden, darunter verſtanden wiſſen. Ich begreife darunter auch die Λήκυθους, die Flaſchen jeder Art, die man den todten Körpern, die ganz zur Erde beſtattet wurden, beizuſetzen pflegte, ohne mich darüber einzulaſſen, was in dieſen Flaſchen enthalten geweſen. Sonder einer ſolchen Flaſche blieb bei den Griechen ein zu begrabender Leichnam eben ſo wenig, als ſonder Kranz; welches unter andern verſchiedene Stellen des Ariſtophanes ſehr deutlich beſagen,[2] ſo daß es ganz begreiflich wird, wie beides ein Attribut des Todes geworden.

Wegen des Hornes, als Attribut des Schlafes, iſt noch weniger Zweifel. An unzähligen Stellen gedenken die Dichter dieſes Hornes: aus vollem Horne ſchüttet er ſeinen Segen über die Augenlieder der Matten,

> — — — illos post vulnera fessos
> Exceptamque hiemem, cornu perfuderat omni
> Somnus; —

mit geleertem Horne folgt er der weichenden Nacht nach, in ſeine Grotte,

> Et Nox, et cornu fugiebat Somnus inani.

Und ſo wie ihn die Dichter ſahen, bildeten ihn auch die Künſtler.[3] Nur das doppelte Horn, womit ihn die ausſchweifende Einbildungskraft des Romeyn de Hooghe überladen, kannten weder dieſe noch jene.[4]

Zugegeben alſo, daß es der Schlaf und der Tod ſeyn könnten, die hier auf den Centauren ſitzen: was wäre nun der Sinn der Vorſtellung zuſammen? — Denn wenn ich glücklicher Weiſe einen Theil errathen hätte: muß ich darum auch das Ganze zu erklären wiſſen? Vielleicht zwar, daß ſo tiefe Geheimniſſe nicht darunter verborgen liegen. Vielleicht, daß Amemptus ein Tonkünſtler war, der ſich vornehmlich auf die Inſtrumente verſtand, die wir hier in den Händen dieſer unterirdiſchen Weſen erblicken; denn auch die Centaure hatten bei den ſpätern Dichtern ihren Aufenthalt vor den Pforten der Hölle,

> Centauri in foribus stabulant, —

und es war ganz gewöhnlich, auf dem Grabmale eines Künſtlers die Werkzeuge ſeiner Kunſt anzubringen, welches denn hier nicht ohne ein ſehr feines Lob geſchehen wäre.

Ich kann indeß, von dieſem Monumente überhaupt, mich nicht anders als furchtſam ausdrücken. Denn ich ſehe mich wiederum wegen der Treue des Boiſſard in Verlegenheit. Von dem Boiſſard iſt die Zeichnung; aber vor ihm hatte ſchon Smetius die Aufſchrift, und zwar mit einer Zeile mehr,[1] bekannt gemacht, und eine wörtliche Beſchreibung der darum befindlichen Bilder beigefügt. Inferius, ſagt Smetius von den Hauptfiguren, Centauri duo sunt, alter mas, lyncea instratus, lyram tangens, cui Genius alatus, fistula, Germanicae modernae simili, canens insidet: alter fœmina, fistulis duabus simul in os insertis canens, cui alter Genius fœmineus alis papilionum, manibus nescio quid concutiens, insidet. Inter utrumque cantharus et cornu Bacchicum projecta jacent. Alles trifft ein; bis auf den Genius, den der weibliche Centaur trägt. Dieſer ſoll, nach dem Smetius, auch weiblichen Geſchlechts ſeyn, und Schmetterlingsflügel haben, und mit den Händen etwas zuſammenſchlagen. Nach dem Boiſſard aber hat er keine andere Flügel, als ſein Geſpiel; und anſtatt der Cymbeln, oder des Crotalum vielleicht, bläst er auf eben dem Inſtrumente, auf dem jener. — Es iſt traurig, ſolche Widerſprüche oft zu bemerken. Sie müſſen einem Manne, der nicht gern auf Treibſand bauet, das antiquariſche Studium von Zeit zu Zeit ſehr zuwider machen.

Zwar würde ich auch ſodann, wenn Smetius richtiger geſehen hätte, als Boiſſard, meine Erklärung nicht ganz aufgeben dürfen. Denn ſodann würde der weibliche Genius mit Schmetterlingsflügeln eine Pſyche ſeyn; und wenn Pſyche das Bild der Seele iſt: ſo wäre anſtatt des Todes hier die Seele des Todten zu ſehen. Auch dieſer könnte das Attribut der Urne zukommen, und das Attribut des Hornes würde noch immer den Schlaf bezeichnen.

Ich bilde mir ohnedem ein, den Schlaf noch anderwärts, als auf ſepulcraliſchen Monumenten, und beſonders in einer Geſellſchaft zu finden, in der man ihn ſchwerlich vermuthet hätte. Unter dem Gefolge des Bacchus nämlich erſcheint nicht ſelten ein Knabe, oder Genius mit einem Füllhorne, und ich wüßte nicht, daß noch jemand es auch nur der Mühe werth gehalten hätte, dieſe Figur näher zu beſtimmen. Sie iſt z. E. auf dem bekannten Steine des Bagarris, jetzt in der Sammlung des Königs von Frankreich, deſſen Erklärung Caſaubonus zuerſt gegeben, von ihm und allen folgenden Auslegern[2] zwar bemerkt worden; aber kein einziger hat mehr davon zu ſagen gewußt, als der Augenſchein giebt, und ein Genius mit einem Füllhorne iſt ein Genius mit einem Füllhorne geblieben. Ich wage es, ihn für den Schlaf zu erklären. Denn, wie erwieſen, der Schlaf iſt ein kleiner Genius, das Attribut des Schlafes iſt ein Horn: und welchen Begleiter könnte ein trunkner Bacchus lieber wünſchen, als den Schlaf? Daß die Paarung des Bacchus mit dem Schlafe den alten Artiſten auch gewöhnlich geweſen, zeigen die Gemälde vom Schlafe, mit welchen Statius den Palaſt des Schlafes auszieret: [1]

---

[1] Gemme antiche colle sposizioni di P. A. Maffei. Parte III. p. 38.

[2] Beſonders in den Ekkleſiazuſen, wo Blepyrus mit ſeiner Praxagora ſchilt, daß ſie des Nachts heimlich aufgeſtanden und mit ſeinen Kleidern ausgegangen ſey. (S. 535—38.)

> Ὤχου καταλιποῦσ᾽ ὡσπερεὶ προκείμενον,
> Μόνον οὐ ςεφανώσασ᾽, οὐδ᾽ ἐπιθεῖσα λήκυθον.

Der Scholiaſt ſetzt hinzu: Ἐτίθεσαν γὰρ ἐπὶ νεκρῶν τοῦτο ποιεῖν. Man vergleiche in dem nämlichen Stücke die Zeilen 1022—27, wo man die griechiſchen Gebräuche der Leichenbeſtattung beiſammen findet. Daß dergleichen den Todten beizuſetzende Flaſchen, λήκυθοι, bemalt wurden, und daß es eben nicht die größten Meiſter waren, die ſich damit abgaben, erhellt eben daſelbſt aus Z. 987. 88. Tanaquill Faber ſcheint geglaubt zu haben, daß es nicht wirkliche bemalte Flaſchen geweſen, die man den Todten beigeſetzt, ſondern daß man nur um ſie her dergleichen Flaſchen gemalt; denn er merkt bei der letzten Stelle an: Quod autem lecythi mortuis appingerentur, aliunde ex Aristophane innotuit. Ich wünſchte, er hätte uns dieſes aliunde nachweiſen wollen.

[3] Servius ad Aeneid. VI. v. 233. Somnum cum cornu novimus pingi. Lutatius apud Barthium ad Thebaid. VI. v. 27. Nam sic a pictoribus simulatur, ut liquidum somnium ex cornu super dormientes videatur effundere.

[4] Denkbilder der alten Völker. S. 193 deut. Ueberſ.

[1] Die diejenigen benennt, welche dem Amemptus das Denkmal geſetzt,

LALUS. ET. CORINTHVS. L.

V. Gruteri Corp. Inscr. p. DCVI. Edit. Graev.

[2] S. Lipperts Dakt. I. 366.

Mille intus simulacra dei cælaverat ardens,
Mulciber. Hic hæret lateri redimita Voluptas.
Hic comes in requiem vergens labor. Est ubi Baccho,
Est ubi Martigenæ socium pulvinar amori
Obtinet. Interius tectum in penetralibus altis,
Et cum Morte jacet: nullique ea tristis imago.

Ja, wenn einer alten Inſchrift zu trauen, oder vielmehr, wenn dieſe Inſchrift alt genug iſt: ſo wurden ſogar Bacchus und der Schlaf als die zwei größten und ſüßeſten Erhalter des menſchlichen Lebens gemeinſchaftlich angebetet. [2]

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Spur ſchärfer zu verfolgen. Eben ſo wenig iſt es jetzt meine Gelegenheit, mich über meinen eigentlichen Vorwurf weiter zu verbreiten, und nach mehreren Beweiſen umher zu ſchweifen, daß die Alten den Tod als den Schlaf und den Schlaf als den Tod, bald einzeln, bald beiſammen, bald ohne, bald mit gewiſſen Abzeichen gebildet haben. Die angeführten, und wenn auch kein einziger ſonſt aufzutreiben wäre, erhärten hinlänglich, was ſie erhärten ſollen, und ich kann ohne Bedenken zu dem zweiten Punkte fortgehen, welcher die Widerlegung des Gegenſatzes enthält.

II. Ich ſage: die alten Artiſten, wenn ſie ein Skelet bildeten, meinten damit etwas ganz anderes, als den Tod, als die Gottheit des Todes. Ich beweiſe alſo, 1) daß ſie nicht den Tod damit meinten, und zeige, 2) was ſie ſonſt damit meinten.

1) Daß ſie Skelete gebildet, iſt mir nie eingekommen, zu läugnen. Nach den Worten des Herrn Klotz müßte ich es zwar geläugnet haben, und aus dem Grunde geläugnet haben, weil ſie überhaupt, häßliche und ekle Gegenſtände zu bilden, ſich enthalten. Denn er ſagt, ich würde die Beiſpiele davon auf geſchnittenen Steinen ohne Zweifel in die Bilderſprache verweiſen wollen, die ſie von jenem höheren Geſetze der Schönheit losgeſprochen. Wenn ich das nöthig hätte zu thun, dürfte ich nur hinzuſetzen, daß die Figuren auf Grabſteinen und Todtenurnen nicht weniger zur Bilderſprache gehörten; und ſodann würden von allen ſeinen angeführten Exempeln nur die zwei metallenen Bilder in dem Kircher'ſchen Muſeum und in der Gallerie zu Florenz wider mich übrig bleiben, die doch auch wirklich nicht unter die Kunſtwerke, ſo wie ich das Wort im Laokoon nehme, zu rechnen wären.

Doch wozu dieſe Feinheiten gegen ihn? Gegen ihn brauche ich, was er mir Schuld giebt, nur ſchlechtweg zu verneinen. Ich habe nirgends geſagt, daß die alten Artiſten keine Skelete gebildet; ich habe bloß geſagt, daß ſie den Tod nicht als ein Skelet gebildet. Es iſt wahr, ich glaubte an dem echten Alterthume des metallenen Skelets zu Florenz zweifeln zu dürfen; aber ich ſetzte unmittelbar hinzu: „den Tod überhaupt kann es wenigſtens nicht vorſtellen ſollen, weil ihn die Alten anders vorſtellten." Dieſen Zuſatz verhält Herr Klotz ſeinen Leſern, und doch kömmt alles darauf an. Denn er zeigt, daß ich das nicht geradezu läugnen will, woran ich zweifle. Er zeigt, daß meine Meinung nur die geweſen: wenn das benannte Bild, wie Spence behauptet, den Tod vorſtellen ſoll, ſo iſt es nicht antik; und wenn es antik iſt, ſo ſtellt es nicht den Tod vor.

Ich kannte auch wirklich ſchon damals mehr Skelete auf alten Werken, und jetzt kenne ich ſogar verſchiedene mehr, als der unglückliche Fleiß, oder der prahleriſche Unfleiß des Herrn Klotz anzuführen vermögend geweſen.

Denn in der That ſtehen die, die er anführt, bis auf eines, ſchon alle beim Winkelmann; [1] und daß er dieſen auch hier nur ausgeſchrieben, iſt aus einem Fehler ſichtbar, welchen ſie beide machen. Winkelmann ſchreibt: „Ich merke hier an, daß nur auf zwei alten Denkmalen und Urnen von Marmor zu Rom Todtengerippe ſtehen, die eine iſt in der Villa Medicis, die andere in dem Muſeo des Collegii Romani; ein anderes mit einem Gerippe findet ſich beim Spon, und iſt nicht mehr zu Rom befindlich." Wegen des erſten dieſer Gerippe, welches noch in der Villa Medicis ſtehe, beruft er ſich auf Spons **Rech. d'Antiq. p. 93:** und wegen des dritten, das nicht mehr in Rom vorhanden ſey, auf eben deſſelben Gelehrten **Miscel.** ant. p. 7. Allein dieſes und jenes beim Spon ſind nur eines und das nämliche; und wenn das, welches Spon in ſeinen **Recherches** anführt, noch in der Villa Medicis ſteht, ſo iſt das in ſeinen **Miscellaneis** gewiß auch noch in Rom und in der nämlichen Villa auf dem nämlichen Platze zu ſehen. Spon zwar, welches ich zugleich erinnern will, ſah es nicht in der Villa Medicis, ſondern in der Villa Madama. So wenig alſo Winkelmann die beiden Citate des Spon verglichen haben konnte, eben ſo wenig kann es Herr Klotz gethan haben, denn ſonſt würde er mich nicht zum Ueberfluſſe, wie er ſagt, auf die beiden Marmor, die Winkelmann in ſeinem Verſuche über die Allegorie anführt, verweiſen, und dennoch gleich darauf auch das Denkmal beim Spon in Rechnung bringen. Eines, wie geſagt, iſt hier doppelt gezählt, und das wird er mir erlauben, ihm abzuziehen.

Damit er jedoch über dieſen Abzug nicht verdrüßlich werde, ſo ſtehen ihm ſogleich für das eine abgeſtrittene Gerippe ein Halbdutzend andere zu Dienſte. Es iſt Wildbret, das ich eigentlich nicht ſelbſt hege, das nur von ungefähr in meine Gehege übergetreten iſt, und mit dem ich daher ſehr freigebig bin. Fürs erſte ganzer drei beiſammen, habe ich die Ehre, ihm auf einem Steine aus der Daktyliothek des Andreini zu Florenz beim Gori [2] vorzuführen. Das vierte wird ihm eben dieſer Gori auf einem alten Marmor, gleichfalls zu Florenz, nachweiſen. [3] Das fünfte trifft er, wenn mich meine Kundſchaft nicht trügt, beim Fabretti; [4] und das ſechste auf dem andern der zwei Stoſchiſchen Steine, von welchen er nur den einen aus den Lippert'ſchen Abdrücken beibringt. [5]

Welch elendes Studium iſt das Studium des Alterthums, wenn das Feine deſſelben auf ſolche Kenntniſſe ankömmt! wenn der der Gelehrteſte darin iſt, der ſolche Armſeligkeiten am fertigſten und vollſtändigſten auf den Fingern herzuzählen weiß!

Aber mich dünkt, daß es eine würdigere Seite hat, dieſes Studium. Ein anderes iſt der Alterthumskrämer, ein anderes der Alterthumskundige. Jener hat die Scherben, dieſer den Geiſt des Alterthums geerbt. Jener denkt nur kaum mit ſeinen Augen, dieſer ſieht auch mit ſeinen Gedanken. Ehe jener noch ſagt, „ſo war das“ weiß dieſer ſchon, ob es ſo ſeyn können.

---

[1] Thebaid. X. v. 100. Barth hätte nicht ſo ekel ſeyn, und dieſe Zeilen darum zu commentiren unterlaſſen ſollen, weil ſie in einigen der beſten Handſchriften fehlen. Er hat ſeine Gelehrſamkeit an ſchlechtere Verſe verſchwendet.

[2] Corp. Inscript. p. LXVII. 8.

[1] Allegorie S. 61.

[2] Inscript. antiq. quæ in Etruriae Urbibus exstant Par. I. p. 455.

[3] Ibid. p. 382. — Tabula, in qua sub titulo sculptum est canistrum, binæ corollæ, fœmina coram mensa tripode in lectisternio decumbens, Pluto quadriga vectus animam rapiens, præeunte Mercurio petasato et caduceato, qui rotundam domum intrat, prope quam jacet sceletus.

[4] Inscript. cap. I. n. 17. vom Gori am letztern Orte angeführt.

[5] Descript. des Pierres gr. p. 517. n. 241.

Man laſſe jenen noch ſiebzig und ſieben ſolcher Kunſtgerippe aus ſeinem Schutte zuſammen klauben, um zu beweiſen, daß die Alten den Tod als ein Gerippe gebildet: dieſer wird über den kurzſichtigen Fleiß die Achſel zucken, und was er ſagte, ehe er dieſe Siebenſachen alle kannte, noch ſagen: **entweder ſie ſind ſo alt nicht, als man ſie glaubt, oder ſie ſind das nicht, wofür man ſie ausgiebt!**

Den Punkt des Alters, es ſey als ausgemacht, oder als nicht auszumachend, bei Seite geſetzt: was für Grund hat man, zu ſagen, daß dieſe Skelete den Tod vorſtellen?

Weil wir Neueren den Tod als ein Skelet bilden? Wir Neueren bilden, zum Theil noch, den Bacchus als einen fetten Wanſt: war das darum auch die Bildung, die ihm die Alten gaben? Wenn ſich ein Basrelief von der Geburt des Herkules fände, und wir ſähen eine Frau mit kreuzweis eingeſchlagenen Fingern, digitis pectinatim inter se implexis, vor der Thüre ſitzen: wollten wir wohl ſagen, dieſe Frau bete zur Juno Lucina, damit ſie der Alkmene zu einer baldigen und glücklichen Entbindung helfe? Aber wir beten ja ſo? — Dieſer Grund iſt ſo elend, daß man ſich ſchämen muß, ihn jemanden zu leihen. Zudem bilden auch wir Neueren den Tod nicht einmal als ein bloßes Skelet; wir geben ihm eine Senſe oder ſo was in die Hand, und dieſe Senſe macht erſt das Skelet zum Tode.

Wenn wir glauben ſollen, daß die alten Skelete den Tod vorſtellen: ſo müſſen wir entweder durch die Vorſtellung ſelbſt, oder durch ausdrückliche Zeugniſſe alter Schriftſteller davon überzeugt werden können. Aber da iſt weder dieſes, noch jenes. Selbſt nicht das geringſte indirecte Zeugniß läßt ſich dafür aufbringen.

Ich nenne indirecte Zeugniſſe die Anſpielungen und Gemälde der Dichter. Wo iſt der geringſte Zug bei irgend einem römiſchen oder griechiſchen Dichter, welcher nur argwohnen laſſen könnte, daß er den Tod als ein Gerippe vorgeſtellt gefunden, oder ſich ſelbſt gedacht hätte?

Die Gemälde des Todes ſind bei den Dichtern häufig, und nicht ſelten ſehr ſchrecklich. Es iſt der blaſſe, bleiche, fahle Tod;[1] er ſtreift auf ſchwarzen Flügeln umher;[2] er führt ein Schwert;[3] er fletſcht hungrige Zähne;[4] er reißt einen gierigen Rachen auf;[5] er hat blutige Nägel, mit welchen er ſeine beſtimmten Opfer zeichnet;[6] ſeine Geſtalt iſt ſo groß und ungeheuer, daß er ein ganzes Schlachtfeld überſchattet,[7] mit ganzen Städten davon eilt.[8] Aber wo iſt da nur ein Argwohn von einem Gerippe? In einem von den Trauerſpielen des Euripides wird er ſogar als eine handelnde Perſon mit aufgeführt, und er iſt auch da der traurige, fürchterliche, unerbittliche Tod. Doch auch da iſt er weit entfernt, als ein Gerippe zu erſcheinen, ob man ſchon weiß, daß die alte Skenopöie ſich kein Bedenken machte, ihre Zuſchauer noch mit weit gräßlicheren Geſtalten zu ſchrecken. Es findet ſich keine Spur, daß er durch mehr als ſein ſchwarzes Gewand[9] und durch den Stahl bezeichnet geweſen, womit er dem Sterbenden das Haar abſchnitt, und ihn ſo den unterirdiſchen Göttern weihte;[1] Flügel hatte er nur vielleicht.[2]

Prallt indeß von dieſem Wurfe nicht auch etwas auf mich ſelbſt zurück? Wenn man mir zugiebt, daß in den Gemälden der Dichter nichts von einem Gerippe zu ſehen: muß ich nicht hinwieder einräumen, daß ſie dem ungeachtet viel zu ſchrecklich ſind, als daß ſie mit jenem Bilde des Todes beſtehen könnten, welches ich den alten Artiſten zugerechtet zu haben vermeine? Wenn aus dem, was in den poetiſchen Gemälden ſich nicht findet, ein Schluß auf die materiellen Gemälde der Kunſt gilt: wird nicht ein ähnlicher Schluß auch aus dem gelten, was ſich in jenen Gemälden findet?

Ich antworte: Nein; dieſer Schluß gilt in dem einen Falle nicht völlig, wie in dem andern. Die poetiſchen Gemälde ſind von unendlich weiterem Umfange, als die Gemälde der Kunſt: beſonders kann die Kunſt, bei Perſonifirung eines abſtrakten Begriffes, nur bloß das Allgemeine und Weſentliche deſſelben ausdrücken, auf alle Zufälligkeiten, welche Ausnahmen von dieſem Allgemeinen ſeyn würden, welche mit dieſem Weſentlichen in Widerſpruch ſtehen würden, muß ſie Verzicht thun; denn dergleichen Zufälligkeiten des Dinges würden das Ding ſelbſt unkenntlich machen, und ihr iſt an der Kenntlichkeit zuerſt gelegen. Der Dichter hingegen, der ſeinen perſonifirten, abſtrakten Begriff in die Claſſe handelnder Weſen erhebt, kann ihn gewiſſermaßen wider dieſen Begriff ſelbſt handeln laſſen, und ihn in allen den Modificationen einführen, die ihm irgend ein einzelner Fall giebt, ohne daß wir im geringſten die eigentliche Natur deſſelben darüber aus den Augen verlieren.

Wenn die Kunſt alſo uns den perſonifirten Begriff des Todes kenntlich machen will: durch was muß ſie, durch was kann ſie es anders thun, als dadurch, was dem Tode in allen möglichen Fällen zukömmt? und was iſt dieſes ſonſt, als der Zuſtand der Ruhe und Unempfindlichkeit? Je mehr Zufälligkeiten ſie ausdrücken wollte, die in einem einzelnen Falle die Idee dieſer Ruhe und Unempfindlichkeit entfernten, deſto unkenntlicher müßte nothwendig ihr Bild werden, falls ſie nicht ihre Zuflucht zu einem beigeſetzten Worte, oder zu ſonſt einem conventionalen Zeichen, welches nicht beſſer als ein Wort iſt, nehmen, und ſonach, bildende Kunſt zu ſeyn, aufhören will. Das hat der Dichter nicht zu fürchten. Für ihn hat die Sprache bereits ſelbſt die abſtrakten Begriffe zu ſelbſtſtändigen Weſen erhoben; und das nämliche Wort hört nie auf, die nämliche Idee zu erwecken, ſo viel mit ihm ſtreitende Zufälligkeiten er auch immer damit verbindet. Er kann den Tod noch ſo ſchmerzlich, noch ſo fürchterlich und grauſam ſchildern, wir vergeſſen darum doch nicht, daß es nur der Tod iſt, und daß ihm eine ſo gräßliche Geſtalt nicht vor ſich, ſondern bloß unter dergleichen Umſtänden zukömmt.

Todt ſeyn hat nichts Schreckliches; und in ſo fern Sterben nichts als der Schritt zum Todtſeyn iſt, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben. Nur ſo und ſo ſterben, eben jetzt in dieſer Verfaſſung, nach dieſes oder jenes Willen, mit Schimpf und Marter ſterben, kann ſchrecklich werden und wird ſchrecklich. Aber iſt es ſodann das Sterben, iſt es der Tod, welcher das Schrecken verurſachte? Nichts weniger; der Tod iſt von allen dieſen Schrecken das erwünſchte Ende, und es iſt nur der Armuth der Sprache zuzurechnen, wenn ſie beide dieſe Zuſtände, den Zuſtand, welcher unvermeidlich in den Tod führt, und den Zuſtand des Todes ſelbſt mit einem und eben demſelben Worte benennt. Ich weiß, daß dieſe Armuth oft eine Quelle des Pathetiſchen werden kann, und der Dichter daher ſeine Rechnung bei ihr findet; aber dennoch verdient diejenige Sprache unſtreitig den Vorzug, die ein Pathetiſches, das ſich auf die Verwirrung ſo verſchiedener Dinge gründet, verſchmäht, indem ſie dieſer Verwirrung ſelbſt durch verſchiedene Benennungen vorbaut. Eine ſolche Sprache ſcheint die ältere griechiſche, die Sprache des Homer geweſen zu ſeyn. Ein anderes iſt dem Homer *Κηρ*, ein anderes *Θανατος*: denn er würde *Θανατον και Κηρα* nicht ſo unzähligemal verbunden haben, wenn beide nur eines und eben daſſelbe bedeuten ſollten. Unter *Κηρ* verſteht er die Nothwendigkeit zu ſterben, die öfters traurig werden kann, einen frühzeitigen, gewaltſamen, ſchmähligen, ungelegenen Tod; unter *Θανατος* aber den natürlichen Tod, vor dem keine *Κηρ* vorhergeht, oder den Zuſtand des Todtſeyns ohne alle Rückſicht auf die vorhergegangene *Κηρ*. Auch die Römer machten einen Unterſchied zwiſchen Lethum und Mors.

---

[1] Pallida, lurida Mors.

[2] Atris circumvolat alis. (Horat. Sat. II. 1. v. 58.)

[3] Fila sororum ense metit. (Statius Theb. I. v. 633.)

[4] Mors avidis pallida dentibus. (Seneca Her. Fur.)

[5] Avidos oris hiatus pandit. (Idem Oedipo.)

[6] Præcipuos annis animisque cruento ungue notat. (Statius Theb. VIII. v. 380.)

[7] Fruitur cœlo, bellatoremque volando campum operit. (Idem ibid. v. 378.)

[8] Captam tenens fert Manibus urbem. (Idem Th. I. v. 633.)

[9] Alcest. v. 843, wo ihn Herkules *Ανακτα τον μελαμπεπλον νεκρων* nennt.

[1] Eben daſelbſt, Z. 76, 77, wo er von ſich ſelbſt ſagt:

Ιερος γαρ ὁυτος των κατα χθονος θεων.
Οτου τοδ᾽ ἐγχος κρατος ἁγνισει τριχα.

[2] Wenn anders das *πτερωτος ᾁδης* in der 261ſten Zeile von ihm zu verſtehen iſt.

> Emergit late Ditis chorus, horrida Erinnys,
> Et Bellona minax, facibusque armata Megæra,
> Lethumque, Insidiæque, et lurida Mortis imago:

ſagt Petron. Spence meint, er ſey ſchwer zu begreifen, dieſer Unterſchied; vielleicht aber hätten ſie unter Lethum den allgemeinen Samen, oder die Quelle der Sterblichkeit verſtanden, dem ſie ſonach die Hölle zum eigentlichen Sitze angewieſen; unter Mors aber, die unmittelbare Urſache einer jeden beſondern Aeußerung der Sterblichkeit auf unſerer Erde.[1] Ich, meines Theils, möchte lieber glauben, daß Lethum mehr die Art des Sterbens und Mors den Tod überhaupt urſprünglich bedeuten ſollen; denn Statius ſagt:[2]

> Mille modis lethi miseros Mors una fatigat.

Der Arten des Sterbens ſind unendliche: aber es iſt nur Ein Tod. Folglich würde Lethum dem griechiſchen *Κηρ*, und Mors dem *Θανατος* eigentlich entſprochen haben, unbeſchadet, daß in der einen Sprache ſowohl, als in der andern beide Worte mit der Zeit verwechſelt, und endlich als völlige Synonyma gebraucht worden.

Indeß will ich mir auch hier einen Gegner denken, der jeden Schritt des Feldes ſtreitig zu machen verſteht. Ein ſolcher könnte ſagen: „Ich laſſe mir den Unterſchied zwiſchen *Κηρ* und *Θανατος* gefallen; aber wenn der Dichter, wenn die Sprache ſelbſt einen ſchrecklichen Tod und einen nicht ſchrecklichen unterſchieden haben: warum könnte nicht auch die Kunſt ein dergleichen doppeltes Bild für den Tod gehabt haben, und haben dürfen? Das minder ſchreckliche Bild mag der Genius, der ſich auf die umgekehrte Fackel ſtützt, mit ſeinen übrigen Attributen geweſen ſeyn; aber ſonach war dieſer Genius nur *Θανατος*. Wie ſteht es mit dem Bilde der *Κηρ*? Wenn dieſes ſchrecklich ſeyn müſſen: ſo iſt dieſes vielleicht ein Gerippe geweſen, und es bliebe uns noch immer vergönnt zu ſagen, daß die Alten den Tod, nämlich den gewaltſamen Tod, für den es unſerer Sprache an einem beſonderen Worte mangelt, als ein Gerippe gebildet haben.“

Und allerdings iſt es wahr, daß auch die alten Künſtler die Abſtraktion des Todes von den Schreckniſſen, die vor ihm hergehen, angenommen, und dieſe unter dem beſonderen Bilde der *Κηρ* vorgeſtellt haben. Aber wie hätten ſie zu dieſer Vorſtellung etwas wählen können, was erſt ſpät auf den Tod folgt? Das Gerippe wäre ſo unſchicklich dazu geweſen, als möglich. Wen dieſer Schluß nicht befriedigt, der ſehe das Factum! Pauſanias hat uns zum Glück die Geſtalt aufbehalten, unter welcher die *Κηρ* vorgeſtellt wurde. Sie erſchien als ein Weib mit gräulichen Zähnen und mit krummen Nägeln, gleich einem reißenden Thiere. So ſtand ſie auf eben der Kiſte des Cypſelus, auf welcher Schlaf und Tod in den Armen der Nacht ruhten, hinter dem Polynices, indem ihn ſein Bruder Eteokles anfällt: *Του Πολυνεικους δε ὀπισθεν ἑστηκεν ὀδοντας τε ἐχουσα οὐδεν ἡμερωτερους θηριου, και οἱ και των χειρων εἰσιν ἐπικαμπεις οἱ ὀνυχες· ἐπιγραμμα δε ἐπ' αὐτῃ εἰναι φασι Κηρα.*[1] Vor dem *ἑστηκεν* ſcheint ein Subſtantivum in dem Texte zu fehlen; aber es wäre eine bloße Chicane, wenn man zweifeln wollte, daß es ein anderes als *Γυνη* ſeyn könne. Wenigſtens kann es *Σκελετος* doch nicht ſeyn, und das iſt mir genug.

Schon ehemals hatte Herr Klotz dieſes Bild der *Κηρ* gegen meine Behauptung von dem Bilde des Todes bei den Alten brauchen wollen,[2] und nun weiß er, was ich ihm hätte antworten können. *Κηρ* iſt nicht der Tod, und es iſt bloße Armuth derjenigen Sprache, die es durch eine Umſchreibung, mit Zuziehung des Wortes Tod, geben muß; ein ſo verſchiedener Begriff ſollte in allen Sprachen ein eigenes Wort haben. Und doch hätte Hr. Klotz auch den Kuhnius nicht loben ſollen, daß er *Κηρ* durch Mors fatalis überſetzt habe. Genauer und richtiger würde Fatum mortale, mortiferum, geweſen ſeyn, denn beim Suidas wird *Κηρ* durch *θανατηφορος μοιρα*, nicht durch *Θανατος πεπρωμενος* erklärt.

Endlich will ich an den Euphemiſmus der Alten erinnern, an ihre Zärtlichkeit diejenigen Worte, welche unmittelbar eine eckle, traurige, gräßliche Idee erwecken, mit minder auffallenden zu verwechſeln. Wenn ſie dieſem Euphemiſmus zufolge nicht gern geradezu ſagten: „er iſt geſtorben,“ ſondern lieber: „er hat gelebt, er iſt geweſen, er iſt zu den Mehreren abgegangen,“[3] und dergleichen; wenn eine der Urſachen dieſer Zärtlichkeit die ſo viel als mögliche Vermeidung alles Ominöſen war: ſo iſt kein Zweifel, daß auch die Künſtler ihre Sprache zu dieſem gelinderen Tone werden herabgeſtimmt haben. Auch ſie werden den Tod nicht unter einem Bilde vorgeſtellt haben, bei welchem einem jeden unvermeidlich alle die eckeln Begriffe von Moder und Verweſung einſchießen, nicht unter dem Bilde des häßlichen Gerippes; denn auch in ihren Compoſitionen hätte der unvermuthete Anblick eines ſolchen Bildes eben ſo ominös werden können, als die unvermuthete Vernehmung des eigentlichen Wortes. Auch ſie werden dafür lieber ein Bild gewählt haben, welches uns auf das, was es anzeigen ſoll, durch einen anmuthigen Umweg führt; und welches Bild könnte hierzu dienlicher ſeyn, als dasjenige, deſſen ſymboliſchen Ausdruck die Sprache ſelbſt ſich für die Benennung des Todes ſo gern gefallen läßt, das Bild des Schlafes?

> — — Nullique ea tristis imago!

---

[1] Polymetis, p. 261. The Roman poets sometimes make a distinction between Lethum and Mors, which the poverty of our language will not allow us to express; and which it is even difficult enough to conceive. Perhaps, they meant by Lethum, that general principle or source of mortality, which they supposed to have its proper residence in hell; and by Mors, or Mortes (for they had several of them), the immediate cause of each particular instance of mortality on our earth.

[2] Thebaid. IX. v. 280.

[1] Libr. V. cap. 19. p. 425. Edit. Kuh.

[2] Act. Litt. Vol. III. Parte III. p. 288. Consideremus quasdam figuras arcæ Cypseli in templo Olympico insculptas. Inter eas apparet *γυνη ὀδοντας κ. τ. λ.* — Verbum *Κηρα* recte explicat Kuhnius mortem fatalem, eoque loco refutari posse videtur Auctoris opinio de minus terribili forma morti ab antiquis tributa, cui sententiæ etiam alia monimenta adversari videntur.

[3] Gattakerus de novi instrumenti stylo cap. XIX.

Doch ſo wie der Euphemiſmus die Wörter, die er mit ſanftern vertauſcht, darum nicht aus der Sprache verbannt, nicht ſchlechterdings aus allem Gebrauche ſetzt; ſo wie er vielmehr eben dieſe widrigen und jetzt daher vermiedenen Wörter bei einer noch gräulicheren Gelegenheit, als die minder beleidigenden, verſucht: ſo wie er z. E., wenn er von dem, der ruhig geſtorben iſt, ſagt, daß er nicht mehr lebe, von dem, der unter den ſchrecklichſten Martern ermordet worden, ſagen würde, daß er geſtorben ſey; eben ſo wird auch die Kunſt diejenigen Bilder, durch welche ſie den Tod andeuten könnte, aber wegen ihrer Gräßlichkeit nicht andeuten mag, darum nicht gänzlich aus ihrem Gebiete verweiſen, ſondern ſie vielmehr auf Fälle verſparen, in welchen ſie hinwiederum die gefälligeren, oder wohl gar die einzig brauchbaren ſind.

Alſo: 2) da es erwieſen iſt, daß die Alten den Tod nicht als ein Gerippe gebildet; da ſich gleichwohl auf alten Denkmälern Gerippe zeigen: was ſollen ſie denn ſeyn, dieſe Gerippe?

Ohne Umſchweif; dieſe Gerippe ſind Larvæ: und das nicht ſowohl in ſo fern, als Larva ſelbſt nichts anderes als ein Gerippe heißt, ſondern in ſo fern, als unter Larvæ eine Art abgeſchiedener Seelen verſtanden wurden.

Die gemeine Pneumatologie der Alten war dieſe. Nach den Göttern glaubten ſie ein unendliches Geſchlecht erſchaffener Geiſter, die ſie Dämones nannten. Zu dieſen Dämonen rechneten ſie auch die abgeſchiedenen Seelen der Menſchen, die ſie unter dem allgemeinen Namen Lemures begriffen, und deren nicht wohl anders als eine zweifache Art ſeyn konnte. Abgeſchiedene Seelen guter, abgeſchiedene Seelen böſer Menſchen. Die guten wurden ruhige, ſelige Hausgötter ihrer Nachkommenſchaft, und hießen Lares. Die böſen, zur Strafe ihrer Verbrechen, irrten unſtät und flüchtig auf der Erde umher, den Frommen ein leeres, den Ruchloſen ein verderbliches Schrecken, und hießen Larvæ. In der Ungewißheit, ob die abgeſchiedene Seele der erſten oder zweiten Art ſey, galt das Wort Manes.[1]

Und ſolche Larvæ, ſage ich, ſolche abgeſchiedene Seelen böſer Menſchen wurden als Gerippe gebildet. — Ich bin überzeugt, daß dieſe Anmerkung von Seiten der Kunſt neu iſt, und von keinem Antiquare zu Auslegung alter Denkmäler noch gebraucht worden. Man wird ſie alſo bewieſen zu ſehen verlangen, und es dürfte wohl nicht genug ſeyn, wenn ich mich deßfalls auf eine Gloſſe des Henr. Stephanus berufte, nach welcher in einem alten Epigramm οἱ Σκελετοὶ durch Manes zu erklären ſind. Aber was dieſe Gloſſe nur etwa dürfte vermuthen laſſen, werden folgende Worte außer Zweifel ſetzen. Nemo tam puer est, ſagt Seneca,[2] ut Cerberum timeat, et tenebras, et Larvarum habitum nudis ossibus cohærentium. Oder, wie es unſer alter ehrlicher und wirklich deutſcher Michael Herr überſetzt: „Es iſt niemants ſo kindiſch, der den Cerberus förcht, die Finſterniß und die todten Geſpenſt, da nichts dann die leidigen Bein an einander hangen.“[3] Wie könnte man ein Gerippe, ein Skelet deutlicher bezeichnen, als durch das nudis ossibus cohærens? Wie könnte man es geradezu bekräftigt wünſchen, daß die Alten ihre ſpuckenden Geiſter als Gerippe zu denken und zu bilden gewohnt geweſen?

Wenn eine dergleichen Anmerkung einen natürlicheren Aufſchluß für mißverſtandene Vorſtellungen gewährt, ſo iſt es unſtreitig ein neuer Beweis ihrer Richtigkeit. Nur Ein Gerippe auf einem alten Denkmale könnte freilich der Tod ſeyn, wenn es nicht aus anderweitigen Gründen erwieſen wäre, daß er ſo nicht gebildet worden. Aber wie, wo mehrere ſolche Gerippe erſcheinen? Darf man ſagen, ſo wie der Dichter mehrere Tode kenne,

> Stant Furiæ circum, variæque ex ordine Mortes:

ſo müſſe es auch dem Künſtler vergönnt ſeyn, verſchiedene Arten des Todes jede in einen beſonderen Tod auszubilden? Und wenn auch dann noch eine ſolche Compoſition verſchiedener Gerippe keinen geſunden Sinn giebt? Ich habe oben[1] eines Steines beim Gori gedacht, auf welchem drei Gerippe zu ſehen: das eine fährt auf einer Biga, mit grimmigen Thieren beſpannt, über ein anderes, das zur Erde liegt, daher, und droht ein drittes, das vorſteht, gleichfalls zu überfahren. Gori nennt dieſe Vorſtellung den Triumph des Todes über den Tod. Worte ohne Sinn! Aber zum Glück iſt dieſer Stein von ſchlechter Arbeit und mit einer griechiſchſcheinenden Schrift vollgefüllt, die keinen Verſtand macht. Gori erklärt ihn alſo für das Werk eines Gnoſtikers; und es iſt von jeher erlaubt geweſen, auf Rechnung dieſer Leute ſo viel Ungereimtheiten zu ſagen, als man nur immer nicht zu erweiſen Luſt hat. Anſtatt den Tod über ſich ſelbſt, oder über ein Paar neidiſche Mitbewerber um ſeine Herrſchaft da triumphiren zu ſehen, ſehe ich nichts als abgeſchiedene Seelen, als Larven, die noch in jenem Leben einer Beſchäftigung nachhängen, die ihnen hier ſo angenehm geweſen. Daß dieſes erfolge, war eine allgemein angenommene Meinung bei den Alten; und Virgil hat unter den Beiſpielen, die er davon giebt, der Liebe zu den Rennſpielen nicht vergeſſen:[2]

> — — — quæ gratia currûm
> Armorumque fuit vivis, quæ cura nitentes
> Pascere equos, eadem sequitur tellure repostos.

Daher auf den Grabmälern und Urnen und Särgen, nichts häufiger, als Genien, die

> — aliquas artes, antiquæ imitamina vitæ,

ausüben; und in eben dem Werke des Gori, in welchem er dieſen Stein mitgetheilt, kömmt ein Marmor vor, von welchem der Stein gleichſam nur die Carikatur heißen könnte. Die Gerippe, die auf dem Steine fahren und überfahren werden, ſind auf dem Marmor Genien.

Wenn denn aber die Alten ſich die Larven, d. i. die abgeſchiedenen Seelen böſer Menſchen nicht anders als Gerippe dachten: ſo war es ja wohl natürlich, daß endlich jedes Gerippe, wenn es auch nur das Werk der Kunſt war, den Namen Larva bekam. Larva hieß alſo auch dasjenige Gerippe, welches bei feierlichen Gaſtmalen mit auf der Tafel erſchien, um zu einem deſto eilfertigeren Genuß des Lebens zu ermuntern. Die Stelle des Petrons von einem ſolchen Gerippe iſt bekannt;[3] aber der Schluß wäre ſehr übereilt, den man für das Bild des Todes daraus ziehen wollte. Weil ſich die Alten an einem Gerippe des Todes erinnerten, war darum ein Gerippe das angenommene Bild des Todes? Der Spruch, den Trimalcio dabei ſagte, unterſcheidet vielmehr das Gerippe und den Tod ausdrücklich:

---

[1] Apuleius de Deo Socratis (p. 110. Edit. Bas. per Hen. Petri). Est et secundo signatu species dæmonum, animus humanus exutus et liber, stipendiis vitæ corpore suo abjuratis. Hunc vetere Latina lingua reperio Lemurem dictitatum. Ex hisce ergo Lemuribus, qui posterorum suorum curam sortitus, pacato et quieto numine domum possidet, Lar dicitur familiaris. Qui vero propter adversa vitæ merita, nullis bonis sedibus incerta vagatione, ceu quodam exilio punitur, inane terriculamentum bonis hominibus, cæterum noxium malis, hunc plerique Larvam perhibent. Cum vero incertum est quæ cuique sortitio evenerit, utrum Lar sit an Larva, nomine Manium deum nuncupant, et honoris gratia Dei vocabulum additum est.

[2] Epist. XXIV.

[3] Sittliche Zuchtbücher des hochberühmten Philoſophen Seneca. Straßburg 1536, in Folio. Ein ſpäterer Ueberſetzer des Seneca, Conrad Fuchs (Frankf. 1620), giebt die Worte, et Larvarum habitum nudis ossibus cohærentium, durch „und der Todten gebeinichte Companey.“ Fein zierlich und toll!

[1] S. 712.

[2] Aeneid. VI. v. 653.

[3] Potantibus ergo, et accuratissimas nobis lautitias mirantibus, larvam argenteam attulit servus sic aptatam, ut articuli ejus vertebræque laxatæ in omnem partem verterentur. Hanc quum super mensam semel iterumque abjecisset, et catenatio mobilis aliquot figuras exprimeret, Trimalcio adjecit:

> Heu, heu, nos miseros, quam totus homuncio nil est!

Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus.

Das heißt nicht: bald wird uns dieſer fortſchleppen! in dieſer Geſtalt wird der Tod uns abfordern! Sondern: das müſſen wir alle werden; ſolche Gerippe werden wir alle, wenn der Tod uns einmal abgefordert hat. —

Und ſo glaube ich auf alle Weiſe erwieſen zu haben, was ich zu erweiſen verſprochen. Aber noch liegt mir daran, zu zeigen, daß ich nicht bloß gegen Herr Klotzen mir dieſe Mühe genommen. Nur Herr Klotzen zurechte weiſen, dürfte den meiſten Leſern eine eben ſo leichte, als unnütze Beſchäftigung ſcheinen. Ein anderes iſt es, wenn er mit der ganzen Heerde irrt. Sodann iſt es nicht das hinterſte nachblöckende Schaf, ſondern die Heerde, die den Hirten oder den Hund in Bewegung ſetzt.

Prüfung.

Ich werfe alſo einen Blick auf beſſere Gelehrte, die, wie geſagt, an den verkehrten Einbildungen des Herrn Klotz mehr oder weniger Theil nehmen, und fange bei dem Manne an, der Herr Klotzen alles in allem iſt: bei ſeinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus. — Was für ſchöne Seelen, die jeden, mit dem ſie in einer Entfernung von hundert Meilen ein paar Complimente gewechſelt, ſtracks für ihren Freund erklären! Schade nur, daß man eben ſo leicht ihr Feind werden kann!

Unter den Gemälden, welche der Graf Caylus den Künſtlern aus dem Homer empfahl, war auch das vom Apoll, wie er den gereinigten und balſamirten Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem Schlafe übergiebt.[1] „Es iſt nur verdrüßlich,“ ſagt der Graf, „daß Homer ſich nicht auf die Attribute eingelaſſen, die man zu ſeiner Zeit dem Schlafe ertheilte. Wir kennen, dieſen Gott zu bezeichnen, nur ſeine Handlung ſelbſt, und krönen ihn mit Mohn. Dieſe Ideen ſind neu, und die erſte, welche überhaupt von geringem Nutzen iſt, kann in dem gegenwärtigen Falle gar nicht gebraucht werden, in welchem mir ſelbſt die Blumen ganz unſchicklich vorkommen, beſonders für eine Figur, die mit dem Tode gruppiren ſoll.“[2] Ich wiederhole hier nicht, was ich gegen den kleinen Geſchmack des Grafen, der von dem Homer verlangen konnte, daß er ſeine geiſtigen Weſen mit den Attributen der Künſtler ausſtaffiren ſollen, im Laokoon erinnert habe. Ich will hier nur anmerken, wie wenig er dieſe Attribute ſelbſt gekannt, und wie unerfahren er in den eigentlichen Vorſtellungen beides des Schlafes und des Todes geweſen. Fürs erſte erhellet aus ſeinen Worten unwiderſprechlich, daß er geglaubt, der Tod könne und müſſe ſchlechterdings nicht anders als ein Gerippe vorgeſtellt werden. Denn ſonſt würde er von dem Bilde deſſelben nicht gänzlich, als von einer Sache, die ſich von ſelbſt verſteht, geſchwiegen haben; noch weniger würde er ſich geäußert haben, daß eine mit Blumen gekrönte Figur mit der Figur des Todes nicht wohl gruppiren möchte. Dieſe Beſorgniß konnte nur daher kommen, weil er ſich von der Aehnlichkeit beider Figuren nie etwas träumen laſſen; weil er den Schlaf als einen ſanften Genius, und den Tod als ein eckles Ungeheuer ſich dachte. Hätte er gewußt, daß der Tod ein eben ſo ſanfter Genius ſeyn könne, ſo würde er ſeinen Künſtler deſſen gewiß erinnert, und mit ihm nur noch überlegt haben, ob es gut ſey, dieſen ähnlichen Genien ein Abzeichen zu geben, und welches wohl das ſchicklichſte ſeyn könne. Aber er kannte, fürs zweite, auch nicht einmal den Schlaf, wie er ihn hätte kennen ſollen. Es iſt ein wenig viel Unwiſſenheit, zu ſagen, daß wir dieſen Gott, außer ſeiner Handlung, nur durch die leidigen Mohnblumen kenntlich machen könnten. Er merkt zwar richtig an, daß beide Kennzeichen neu wären; aber welches denn nun die alten genuinen Kennzeichen geweſen, ſagt er nicht bloß nicht, ſondern er läugnet auch geradezu, daß uns deren überliefert worden. Er wußte alſo nichts von dem Horne, das die Dichter dem Schlafe ſo häufig beilegen, und mit dem er, nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Servius und Lutatius, auch gemalt wurde! Er wußte nichts von der umgeſtürzten Fackel; er wußte nicht, daß eine Figur mit dieſer umgeſtürzten Fackel aus dem Alterthume vorhanden ſey, welche nicht eine bloße Muthmaßung, welche die eigene ungezweifelte Ueberſchrift für den Schlaf erkläre; er hatte dieſe Figur weder beim Boiſſard, noch Gruter, noch Spanheim, noch Beger, noch Brouckhuſen[1] gefunden, und überall nichts von ihr in Erfahrung gebracht. Nun denke man ſich das Homeriſche Gemälde, ſo wie er es haben wollte, mit einem Schlafe, als ob es der aufgeweckte Schlaf des Algardi wäre: mit einem Tode, ein klein wenig artiger, als er in den deutſchen Todtentänzen herumſpringt. Was iſt hier alt, was griechiſch, was homeriſch? Was iſt nicht galant, und gothiſch, und franzöſiſch? Würde ſich dieſes Gemälde des Caylus zu dem Gemälde, wie es ſich Homer denken mußte, nicht eben verhalten, als Hudarts Ueberſetzung zu dem Originale? Gleichwohl wäre nur der Rathgeber des Künſtlers Schuld, wenn dieſer ſo eckel und abenteuerlich modern würde, wo er ſich, in dem wahren Geiſte des Alterthums, ſo ſimpel und fruchtbar, ſo anmuthig und bedeutend zeigen könnte. Wie ſehr müßte es ihn reizen, an zwei ſo vortheilhaften Figuren, als geflügelte Genien ſind, alle ſeine Fähigkeit zu zeigen, das Aehnliche verſchieden, und das Verſchiedene ähnlich zu machen! Gleich an Wuchs, und Bildung, und Miene; an Farbe und Fleiſch ſo ungleich, als es ihm der allgemeine Ton ſeines Colorits nur immer erlauben will. Denn nach dem Pauſanias war der eine dieſer Zwillingsbrüder ſchwarz, der andere weiß. Ich ſage, der eine und der andere, weil es aus den Worten des Pauſanias nicht eigentlich erhellt, welches der ſchwarze, oder welches der weiße geweſen. Und ob ich es ſchon dem Künſtler jetzt nicht verdenken würde, welcher den Tod zu dem ſchwarzen machen wollte, ſo möchte ich ihn darum doch nicht einer ganz ungezweifelten Uebereinſtimmung mit dem Alterthume verſichern. Nonnus wenigſtens läßt den Schlaf *μελανόχροον* nennen, wenn ſich Venus geneigt bezeigt, der weißen Paſithea ſo einen ſchwarzen Gatten nicht mit Gewalt aufdringen zu wollen;[2] und es wäre leicht möglich, daß der alte Künſtler dem Tode die weiße Farbe gegeben, um auch dadurch anzudeuten, daß er der fürchterlichere Schlaf von beiden nicht ſey.

Freilich konnte Caylus aus den bekannten Ikonologiſchen Werken eines Ripa, Chartarius, und wie deren

---

Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus.
Ergo vivamus, dum licet esse bene.
Edit. Mich. Hadr. p. 115.)

[1] Iliad. π. v. 681.

[2] Tableaux tirés de l'Iliade etc.

[1] Brouckhuſen hat ſie, aus dem Spanheim, ſeinem Tibull einverleibt. Beger aber, welches ich oben (S. 708) mit hätte anmerken ſollen, hat das ganze Monument, von welchem dieſe einzelne Figur genommen, gleichfalls aus den Papieren des Pighius, in ſeinem Spicilegio Antiquitatis p. 106 bekannt gemacht. Beger gedenkt dabei ſo wenig Spanheims, als Spanheim Begers.

[2] Lib. XXXIII. v. 40.

Ausſchreiber heißen, ſich wenig oder gar nicht eines Beſſern unterrichten.

Zwar das Horn des Schlafes kannte Riva;[1] aber wie betrüglich ſchmückt er ihn ſonſt aus? Das weiße kürzere Oberkleid über ein ſchwarzes Unterkleid, welches er und Chartarius ihm geben,[2] gehört dem Traume, nicht dem Schlafe. Von der Gleichheit des Todes mit ihm kennt Riva zwar die Stelle des Pauſanias, aber ohne zu jenes Bild den geringſten Gebrauch davon zu machen. Er ſchlägt deſſen ein dreifaches vor, und keines iſt ſo, wie es der Grieche oder Römer würde erkannt haben. Gleichwohl iſt auch nur das eine, von der Erfindung des Camillo da Ferrara, ein Skelet; aber ich zweifle, ob Riva damit ſagen wollen, daß dieſer Camillo es ſey, welcher den Tod zuerſt als ein Skelet gemalt. Ich kenne dieſen Camillo überhaupt nicht.

Diejenigen, welche Riva und Chartarius am meiſten gebraucht haben, ſind Gyraldus und Natalis Comes.

Dem Gyraldus haben ſie den Irrthum wegen der weißen und ſchwarzen Bekleidung des Schlafes nachgeſchrieben;[3] Gyraldus aber muß, anſtatt des Philoſtratus ſelbſt, nur einen Ueberſetzer deſſelben nachgeſehen haben. Denn es iſt nicht Ὕπνος, ſondern Ὄνειρος, von welchem Philoſtratus ſagt:[4] ἐν ἀνειμένῳ τῷ εἴδει γέγραπται, καὶ ἐσθῆτα ἔχει λευκὴν ἐπὶ μελαίνῃ, τὸ, οἶμαι, νύκτωρ αὐτοῦ καὶ μεθ' ἡμέραν. Es iſt mir unbegreiflich, wie auch der neueſte Herausgeber der Philoſtratiſchen Werke, Gottfr. Olearius, der uns doch eine faſt ganz neue Ueberſetzung geliefert zu haben verſichert, bei dieſen Worten ſo äußerſt nachläſſig ſeyn können. Sie lauten bei ihm auf Latein: Ipse somnus remissa pictus est facie, candidamque super nigra vestem habet, eo, ut puto, quod nox sit ipsius, et quae diem excipiunt. Was heißt das, et quae diem excipiunt. Sollte Olearius nicht gewußt haben, daß μεθ' ἡμέραν interdiu heiße, ſo wie νύκτωρ noctu? Man wird müde, könnte man zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, die alten elenden Ueberſetzungen auszumiſten. So hätte er wenigſtens aus einer ungeprüften Ueberſetzung Niemanden entſchuldigen, und Niemanden widerlegen ſollen! Weil es aber darin weiter fort heißt: Cornu is (somnus) manibus quoque tenet, ut qui insomnia per veram portam inducere soleat: ſo ſetzt er in einer Note hinzu: Ex hoc vero Philostrati loco patet optimo jure portas illas somni dici posse, qui scilicet somnia per eas inducat, nec necesse esse ut apud Virgilium (Aeneid. VI. v. 562) somni dictum intelligamus pro somnii, ut voluit Turnebus l. IV. Advers. c. 14. Allein, wie geſagt, Philoſtratus ſelbſt redet nicht von den Pforten des Schlafes, Somni, ſondern des Traumes, Somnii; und Ὄνειρος, nicht Ὕπνος, iſt es auch ihm, welcher die Träume durch die wahre Pforte einläßt. Folglich iſt dem Virgil noch immer nicht anders, als durch die Anmerkung des Turnebus zu helfen, wenn er durchaus in ſeiner Erdichtung von jenen Pforten mit dem Homer übereinſtimmen ſoll. — Von der Geſtalt des Todes ſchweigt Gyraldus gänzlich.

Natalis Comes giebt dem Tode ein ſchwarzes Gewand mit Sternen.[5] Das ſchwarze Gewand, wie wir oben geſehen,[6] iſt in dem Euripides gegründet; aber wer ihm die Sterne darauf geſetzt, weiß ich nicht. Träume contortis cruribus hat er auch, und er verſichert, daß ſie Lucian auf ſeiner Inſel des Schlafes ſo umher ſchwärmen laſſen. Aber bei dem Lucian ſind es bloß ungeſtaltete Träume, ἄμορφοι, und die krummen Beine ſind von ſeiner eigenen Ausbildung. Doch würden auch dieſe krummen Beine nicht den Träumen überhaupt als allegoriſches Kennzeichen, ſondern nur gewiſſen Träumen, ſelbſt nach ihm, zukommen.

Andere mythologiſche Compilatoren nachzuſehen, lohnt wohl kaum der Mühe. Der einzige Banier möchte eine Ausnahme zu verdienen ſcheinen. Aber auch Banier ſagt von der Geſtalt des Todes ganz und gar nichts, und von der Geſtalt des Schlafes mehr als eine Unrichtigkeit.[1] Denn auch Er verkennt in jenem Gemälde beim Philoſtrat den Traum für den Schlaf, und erblickt ihn da als einen Mann gebildet, ob er ſchon aus der Stelle des Pauſanias ſchließen zu können glaubt, daß er als ein Kind, und einzig als ein Kind, vorgeſtellt worden. Er ſchreibt dabei dem Montfaucon einen groben Irrthum nach, den ſchon Winkelmann gerügt hat, und der ſeinem deutſchen Ueberſetzer ſonach wohl hätte bekannt ſeyn können.[2] Beide nämlich, Montfaucon und Banier, geben den Schlaf des Algardi in der Villa Borgheſe für alt aus, und eine neue Vaſe, die dort mit mehreren neben ihm ſteht, weil ſie Montfaucon auf einem Kupfer dazugeſetzt gefunden, ſoll ein Gefäß mit ſchlafmachendem Safte bedeuten. Dieſer Schlaf des Algardi ſelbſt iſt ganz wider die Einfalt und den Anſtand des Alterthums; er mag ſonſt ſo kunſtreich gearbeitet ſeyn, als man will. Denn ſeine Lage und Gebärdung iſt von der Lage und Gebärdung des ſchlafenden Fauns im Palaſte Barberino entlehnt, deſſen ich oben gedacht habe.[3]

Mir iſt überall kein Schriftſteller aus dem Fache dieſer Kenntniſſe vorgekommen, der das Bild des Todes, ſo wie es bei den Alten geweſen, entweder nicht ganz unbeſtimmt gelaſſen, oder nicht falſch angegeben hätte. Selbſt diejenigen, welche die von mir angeführten Monumente, oder denſelben ähnliche, ſehr wohl kannten, haben ſich darum der Wahrheit nicht viel mehr genähert.

So wußte Tollius zwar, daß verſchiedene alte Marmor vorhanden wären, auf welchen geflügelte Knaben mit umgeſtürzten Fackeln den ewigen Schlaf der Verſtorbenen vorſtellten.[4] Aber heißt dieſes, in dem Einen derſelben, den Tod ſelbſt erkennen? Hat er darum eingeſehen, daß die Gottheit des Todes von den Alten nie in einer andern Geſtalt gebildet worden? Von dem ſymboliſchen Zeichen eines Begriffs bis zu der feſtgeſetzten Bildung dieſes perſonificirten, als ein ſelbſtſtändiges Weſen verehrten Begriffes, iſt noch ein weiter Schritt.

Eben dieſes iſt vom Gori zu ſagen. Gori nennt zwar noch ausdrücklicher zwei dergleichen geflügelte Knaben auf alten Särgen, Genios Somnum et Mortem referentes;[5] aber ſchon dieſes referentes ſelbſt verräth ihn. Und da gar, an einem andern Orte,[6] ihm eben dieſe Genien Mortem et Funus designantes heißen; da er, noch anderswo, in dem einen derſelben, trotz der ihm nach dem Buonarotti zugeſtandenen Bedeutung des Todes, immer noch einen Cupido ſieht; da er, wie wir geſehen, die Gerippe auf dem alten Steine für Mortes erkennt: ſo iſt wohl unſtreitig, daß er wenigſtens über alle dieſe Dinge noch ſehr uneins mit ſich ſelbſt geweſen.

Auch gilt ein gleiches von dem Grafen Maffei. Denn ob auch dieſer ſchon glaubte, daß auf alten Grabſteinen die zwei geflügelten Knaben mit umgeſtürzten Fackeln den Schlaf und den Tod bedeuten ſollten: ſo erklärte er dennoch einen ſolchen Knaben, der auf dem bekannten Conclamationsmarmor in dem Antiquitätenſaale zu Paris ſteht, weder für den einen, noch für den andern, ſondern für einen Genius, der durch ſeine umgeſtürzte Fackel anzeige, daß die darauf vorgeſtellte verblichene Perſon in ihrer ſchönſten Blüthe geſtorben ſey, und daß Amor mit ſeinem Reiche ſich über dieſen Tode betrübe.[1] Selbſt als Dom Martin ihm das erſtere Vorgeben mit vieler Bitterkeit ſtreitig gemacht hatte, und er den nämlichen Marmor in ſein Muſeum Veronenſe einſchaltete, ſagt er zu deſſen näherer Beſtätigung ſchlechterdings nichts, und läßt die Figuren der 139ſten Tafel, die er dazu hätte brauchen können, ganz ohne alle Erklärung.

---

[1] Iconolog. p. 464. Edit. Rom. 1603.
[2] Imag. Deorum p. 143. Francof. 1687.
[3] Hist. Deorum Syntag. IX. p. 311. Edit. Jo. Jensii.
[4] Iconum lib. I. 27.
[5] Mythol. lib. III. cap. 13.
[6] S. 715.

[1] Erläut. der Götterlehre, vierter Band, S. 147 deut. Ueberſ.
[2] Vorrede zur Geſchichte der Kunſt, S. XV.
[3] S. 707.
[4] In notis ad Rondelli Expositionem S. T. p. 292.
[5] Inscript. ant. quæ in Etruriæ Urbibus exstant, Parte III. p. XCIII.
[6] L. c. p. LXXXI.

Dieſer Dom Martin aber, welcher die zwei Genien mit umgeſtürzten Fackeln auf alten Grabſteinen und Urnen für den Genius des Mannes und den Genius der Gattin deſſelben oder für den doppelten Schutzgeiſt wollte gehalten wiſſen, den, nach der Meinung einiger Alten, ein jeder Menſch habe, verdient kaum widerlegt zu werden. Er hätte wiſſen können und ſollen, daß wenigſtens die eine dieſer Figuren, zu Folge der ausdrücklichen alten Ueberſchrift, ſchlechterdings der Schlaf ſey; und eben gerathe ich glücklicher Weiſe auf eine Stelle unſeres Winkelmanns, in der er die Unwiſſenheit dieſes Franzoſen bereits gerügt hat.

„Es fällt mir ein, ſchreibt Winkelmann,[2] daß ein anderer Franzos, Martin, ein Menſch, welcher ſich erkühnen können, zu ſagen, Grotius habe die Siebenzig Dollmetſcher nicht verſtanden, entſcheidend und kühn vorgiebt, die beiden Genien an den alten Urnen könnten nicht den Schlaf und den Tod bedeuten; und der Altar, an welchem ſie in dieſer Bedeutung mit der alten Ueberſchrift des Schlafes und des Todes ſtehen, iſt öffentlich in dem Hofe des Palaſtes Albani aufgeſtellt.“ Ich hätte mich dieſer Stelle oben (S. 705) erinnern ſollen, denn Winkelmann meint hier eben denſelben Marmor, den ich dort aus ſeinem Verſuche über die Allegorie anführe. Was dort ſo deutlich nicht ausgedrückt war, iſt es hier um ſo viel mehr: nicht bloß der eine Genius, ſondern auch der andere, werden auf dieſem Albaniſchen Monumente durch die wörtliche alte Ueberſchrift für das erklärt, was ſie ſind: für Schlaf und Tod. — Wie ſehr wünſchte ich, durch Mittheilung deſſelben das Siegel auf dieſe Unterſuchung drücken zu können!

Noch ein Wort von Spencen, und ich ſchließe. Spence, der uns unter allen am poſitivſten ein Gerippe für das antike Bild des Todes aufdringen will, Spence iſt der Meinung, daß die Bilder, welche bei den Alten von dem Tode gewöhnlich geweſen, nicht wohl anders als ſchrecklich und gräßlich ſeyn können, weil die Alten überhaupt weit finſtrere und traurigere Begriffe von ſeiner Beſchaffenheit gehabt hätten, als uns gegenwärtig davon beiwohnen könnten.[1]

Gleichwohl iſt es gewiß, daß diejenige Religion, welche dem Menſchen zuerſt entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde ſey, die Schrecken des Todes unendlich vermehren mußte. Es hat Weltweiſe gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte ohne Offenbarung ſchlechterdings in keines Menſchen Gedanken kommen, der nur ſeine Vernunft brauchte.

Von dieſer Seite wäre es alſo zwar vermuthlich unſere Religion, welche das alte heitere Bild des Todes aus den Gränzen der Kunſt verdrungen hätte! Da jedoch eben dieſelbe Religion uns nicht jene ſchreckliche Wahrheit zu unſerer Verzweiflung offenbaren wollen; da auch ſie uns verſichert, daß der Tod der Frommen nicht anders als ſanft und erquickend ſeyn könne: ſo ſehe ich nicht, was unſere Künſtler abhalten ſollte, das ſcheußliche Gerippe wiederum aufzugeben, und ſich wiederum in den Beſitz jenes beſſern Bildes zu ſetzen. Die Schrift redet ſelbſt von einem Engel des Todes; und welcher Künſtler ſollte nicht lieber einen Engel, als ein Gerippe bilden wollen?

Nur die mißverſtandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen, und es iſt ein Beweis für die wahre, für die richtig verſtandene wahre Religion, wenn ſie uns überall auf das Schöne zurückbringt.

---

[1] Explic. de divers Monuments singuliers qui on rapport à la Religion des plus anciens peuples, par le R. P. Dom ** p. 36.

[2] Vorrede zur Geſchichte der Kunſt, S. XVI.

[1] Polymetis p. 262.

Gedichte von Andreas Scultetus,

aufgefunden von Gotthold Ephraim Leſſing.

Aus zwei Briefen an den Herrn Prof. Zachariä.

(Von Hamburg.)

1769.

I.

Es iſt ſo, mein Freund, wie Ihnen unſer Ebert geſagt hat. Ich beſitze ſchon ſeit geraumer Zeit von einem deutſchen Dichter, einem Schleſier, einem Zeitverwandten des Opitz, den man längſt wieder vergeſſen hat, wenn er anders je außer den Mauern ſeiner Stadt bekannt geworden, verſchiedene gedruckte Stücke, die es ſehr wohl verdienten, daß man ſie wenigſtens auf einige Zeit der Vergeſſenheit wieder entriſſe.

Er heißt Andreas Scultetus. Der Geſchlechtsname Scultetus kömmt in der Rolle der Reimer und Versmacher häufig genug vor. Aber von einem Andreas werden Sie, weder bei dem Neumeiſter, noch Jöhn, noch irgendwo, die geringſte Erwähnung finden, welches mir lange Zeit unbegreiflich geweſen.

Das erſte Stück von ihm gerieth mir vor länger als zwanzig Jahren zu Wittenberg in daſiger Univerſitätsbibliothek in die Hände, wo ein glücklicher Zufall unter einem Wuſte alter Leichen- und Hochzeitlieder meine Augen darauf lenkte. Der Titel verſprach Bombaſt: *Andreæ Sculteti, Boleslavii,* Oeſterliche Triumphpoſaune.[1] Doch er betrog mich auf eine angenehme Art. Nicht zwar, als ob mir gar nichts von Schwulſt in einem Gedicht, welches ſo abenteuerlich angekündigt ward, aufgeſtoßen wäre. Aber ich fand doch weit mehr wahres Erhabene, als Schwulſt. Auch ſchrieb ich mir es von Wort zu Wort ab: und ich habe es nach der Zeit ſo oft geleſen, ſo oft vorgeleſen, mir es ſo oft vorleſen laſſen, daß ich jede gute Zeile darin getreulich aus dem Gedächtniſſe wieder herſtellen könnte, wenn die wenigen Abdrücke, die vielleicht noch in dem oder jenem Winkel ſtecken, mit ſammt meiner Abſchrift, alle auf einmal verſchwänden.

Gleich der Anfang überraſchte mich außerordentlich: und was mich damals überraſchte, gefällt mir noch immer.

> Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen:
> Dich, Herr, kann ohne dich kein Muttermenſch erkennen.
> Du pfropfeſt in die Bruſt der Sinne Wunderkraft,
> Die uns zu Menſchen macht; du pflanzeſt Wiſſenſchaft,
> Die uns zu Göttern lehrt. Ich nahe ſchlechte Gaben;
> Doch mein Vermögen iſt, Vermögen wollen haben.
> Trägt meine Singekunſt nur keinen Spott davon,
> So ſchätz ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron,
> — — — — — —
> — — — ſein ſtrahlumzirktes Licht
> Verſchmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,
> Zeucht Waſſer auch empor; ſo brechen ſchlechte Leute
> Zu Zeiten auch heraus. Wohl auf, ſo höre heute
> See, Himmel, Erd und Luft, was immer hören kann,
> Das höre mich geneigt, mich Oſterſängern an.

Der wahre Ton des Opitz, wo er am meiſten Opitz iſt! Die Gedanken richtig, edel und neu; der Ausdruck leicht und doch ſtark, gewählt und doch natürlich.

In dieſer ſo demüthigen als zuverſichtlichen Anrufung kündigt der Dichter ſeinen Vorwurf mit einem einzigen Worte an: mich Oſterſänger! Wozu auch deren mehr? Und ſo mit eins, voll von den Wundern und den ſeligen Folgen des großen Tages, den er beſingt, iſt er mitten in dem Lobe deſſelben. Er vergleicht ihn mit andern berühmten Tagen, welche ſeit dem ſchrecklichen Tage,

> Da über die Natur Neptunus ſich erhub,
> Und, was ſich regt, geſammt der Erde ſelbſt, begrub,
> Da alles Waſſer war — — —

in dem Buche der Zeit aufbehalten worden. Einen jeden dieſer Tage ſtellt uns ſein flüchtiger, aber ſicherer Pinſel mit einem einzigen Zuge vor das Auge, der täuſchender iſt, als ein ganzes weitläuftiges Gemälde ſeyn würde. Der Tag

> — — — — — da Iſraels Geſchlechte,
> Das Zeptervolk der Welt, des Chenchres Ziegelknechte,
> Das Zuchthaus ſegneten; — —

der Tag, als den Amalek

> — Gottes General, durch zweier Hände Bitten
> Vielmehr, als Joſua durch tauſend, welche ſtritten,
> Die Flucht zu geben zwang; —

der Tag, als

> — — — aller Himmel Gott
> Den trüben Sinai mit Flammen ſein Gebot
> Herabgedonnert hat; —

der Tag, als

> — — — — David unverzagt
> Dem Goliath den Tod zur Stirnen eingejagt; —

der Tag, als

> Elias, der Prophet, mit einem ſchnellen Feuer
> Im Himmel Einzug hielt; —

der Tag, als

> — du, o Sonnenlicht, den überſchifften Ort
> Zum erſten wiederum, auf Jeſaias Wort,
> Noch einmal haſt beſucht; —

welche Tage! Aber was ſind ſie dem Dichter alle gegen den Tag ſeines Liedes? Und ſo wie ſich ihm dieſer Tag zu allen andern großen Tagen verhält: ſo auch der Held dieſes Tages zu allen andern Helden. Er berührt einige der vornehmſten mit ein oder zwei Worten; entwirft die Hauptzüge deſſen, der ſie alle unendlich zurück läßt, und fängt nun an, die Glorie deſſelben nach dem Muſter eines wahren alten Triumphes zu beſchreiben.

---

[1] Gedruckt zu Breslau mit Baumanniſchen Schriften 1642 auf zwei vollen Bogen in Quart.

Es geſchieht nach dieſem Muſter ſogar, daß er von dem Stande der Erniedrigung ſelbſt ausgehen zu müſſen glaubt.

— — — — — Wie aber bei den Alten
Den Führern, welche ſich im Felde ſteif gehalten,
Nachdem ſie überkränzt, mit Schimmeln triumphirt,
Der Schauplatz um und um mit Flecken ward ſchattirt,
Wo ihre Fauſt gekämpft: ſo fuhr ich auch im Schilde,
Des Höchſten Niedrigkeit in meiner Verſen Bilde,
Hauptſächlich darzuthun.

Er zielt auf die Verkleinerungen und Spottlieder, unter welchen der gemeine Soldat ſeinem triumphirenden Feldherrn folgte. Die Wendung iſt ſonderbar; aber die Bilder, zu welchen ſie Gelegenheit giebt, ſind größtentheils vortrefflich. Urtheilen Sie nach der Frage, mit welcher er ausbricht.

— — — — — wo blühte ſeine Pracht,
Als Chriſtus eingeſtallt die Mutter angelacht?
Im Lächeln bloß allein und in den Perlenzähren —

Oder lieber nach dem Gemälde der Mutter am Kreuze.

Wie Jeſus in der Luft die Arme weit gereckt,
Und ſich, die ganze Welt zu faſſen, ausgeſtreckt;
Wie ſeine Mutter kocht, die zwiſchen Furcht und Zagen
Ihr aufgeſchwelltes Leid mit Kummer kann ertragen:
Die tauſend Tode ſtirbt, und tauſend Tode lebt.
Ihr Herze pocht und ſchwirrt; ihr rechtes Herze webt
In dieſem, welches ſtirbt. Die Thränen ſtießen dichte;
Kein Tropfen Menſchenblut erregt ſich im Geſichte,
Aus welcher obenher von Gottes Wunden fällt,
Und ihren Mutterleib nach Donners Art erſchällt.

Denn ich überſpringe dieſen ganzen Ort, ob er gleich bei weitem den größten Theil des Gedichtes ausmacht; um Ihnen noch einiges von den Schilderungen des Prunkes und Jubels, mit welchen nun endlich der Dichter die Auferſtehung Chriſti von der geſammten Natur feiern läßt, niederſchreiben zu können. Hier kommen Stellen vor, die des größten Dichters würdig ſind. — Suchen Sie mir eine, in allen Dichtern ſeines Jahrhunderts, die mit folgender verglichen zu werden verdient! —

— — — — — Die Werkſtatt dieſer Welt
Staffirt ſich ſtattlich aus und nimmt, als ein Gezelt,
Den Siegesherzog auf. Der Erde Luſtgehege
Beſetzt ihm um und um mit Blumen ſeine Wege.
Violen ſchießen auf, und geben, auf den Schlag
Der Telamoner Frucht, mit Blättern an den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Kindes lange Mühen,
Die Aecker, hegen Streit, wer meiſtes könne blühen,
Den Feſttag zu begehn. Der Dornen Blume bloß,
Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt verſchloß,
Begehrt halb und halb, ſich ſchamroth zu verſtecken,
Und anderwärts zur Gunſt den Zierrath aufzudecken.
Der andern Kräuter Reſt, ſo keinen Namen hat,
Stand überall bereit, wohin er fröhlich trat,
Und ſchienen allzumal, als hätten ſie gebeten,
Ihr Herrſcher wolle ſie zu Ehren niedertreten.

Welche Phantaſie! welche Empfindung mit einer ſolchen Phantaſie verbunden! Die Roſe, die ſich lieber verſtecken möchte, weil ihre Mutter, die Dornhecke, das heilige zarte Haupt geritzet! Der namenloſe Reſt von Kräutern, die keine andere Ehre verlangen, als von dem göttlichen Fuße zertreten zu werden!

Und doch iſt die Beſchreibung, welche der Dichter von der ſüßen Freude eines lautern Theiles der Schöpfung macht, faſt noch ſchöner.

Ein ſtiller Zephyrus, der Lieblichkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus, und fodert von den Seen
Auf ein Geſangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erſcheint, ſo ſchickt die Nachtigall
Das Orgelwerk, ſo lebt, den tauſendfachen Schall
In Dienens Loſer. Hier lauten hundert Zinken,
Hier wird das Meiſterwerk zu ſteigen und zu ſinken,
Auf einmal angewandt. Der Vogelpöbel ſtimmt,
Auf ihren Mund ergrimmt: das meiſte Theil verſtummt.
Die Lerche bittet bloß ihr Tiretireliren
Der Zungenkünſtlerin hernach zu practiciren,
Und ſchweifet trotziglich, bis an der Wolken Port,
Auf allerhand Manier mit lauten Kreiſen fort;
In Augen iſt ſie nicht, nur immer in den Ohren,
Den Vorzug giebt ſie zwar, die Ehre nicht verloren.

Aber wie? Erinnern Sie ſich wohl, bei einem von unſern neuern Dichtern die letzte ohne eine Zeile faſt von Wort zu Wort bereits geleſen zu haben?

In Augen iſt ſie nicht, nur immer in den Ohren.

Sagt nicht auch Kleiſt ebenfalls von der Lerche?

Die Lerche, die im Auge nicht,
Doch immer in den Ohren iſt.

Sollte es wohl möglich ſeyn, daß an eben derſelben Sache zwei Dichter von ſelbſt eben denſelben kleinen Umſtand bemerkt, und ihn von ſelbſt mit eben denſelben Worten ausgedrückt hätten? Warum nicht möglich? Beſonders wenn der Umſtand ſo wahr, ſo einleuchtend iſt, und die Worte ſo ungeſucht ſind, als hier. Man ſollte ſich einbilden, man könne eine Lerche gar nicht hören, ohne anzumerken, daß das Auge, geblendet von dem Schimmer der frühen Sonne, in welchem ſich der Sänger badet, ſchwerlich abnehmen könne, wo der Ton herkomme. Aber gleichwohl iſt dieſes der Fall hier nicht, ſondern die Wahrheit iſt, daß Kleiſt den gemeinſchaftlichen Umſtand nicht unmittelbar aus der Natur genommen hat. Zu der Zeit nämlich, als er das Geburtslied verfertigte, in welchem er ihm einen Platz gegeben, hatte ich das Glück täglich um ihn zu ſeyn. Er machte mir öfter das Vergnügen, ihm Stellen aus meinem Scultetus vorzuſagen, den ich nur im Gedächtniſſe bei mir führte; und ich hatte es bald weg, daß die Lerche ſein Liebling geworden war. Als er mir daher ſein Gedicht vorlas, ſahe er mich bei dem Worte Lerche mit einem Lächeln an, das mir alles voraus ſagte. Ich ſchlug vor Freuden in die Hände. Aber! ſetzte ich hinzu, ich bin feſt entſchloſſen, über lang oder kurz meinen Dichter wieder drucken zu laſſen. Und alsdann? Freilich wird es immer Ehre genug für ihn ſeyn, wenn ich anführen kann, daß er hier eben der feine Bemerker geweſen, der — Mit nichten! fiel mir der beſte Mann in das Wort. Nur unter der Bedingung, daß Sie mich ſodann bloß als ſeinen Kopiſten nennen, will ich mir es indeß erlauben, mir eine fremde Schönheit als meine anrechnen zu laſſen. —

Ich lebe eine ſehr angenehme Stunde, indem ich mich für Sie mit meinem alten poetiſchen Findlinge — und zugleich mit dem Andenken eines Freundes beſchäftige, deſſen geringſte Eigenſchaften der Dichter und der Soldat waren. Aber dem ungeachtet erfahren Sie jetzt von jenem weiter nichts. Ich muß erſt hören, welche Aufnahme er auf dieſe Kundſchaft ſich von Ihnen zu verſprechen hat.

II.

Ich freue mich, daß ich ſo viel meines altväteriſchen Geſchmacks in Ihnen finde. — Und nun ſollen Sie auch alles wiſſen und alles haben, was ich von meinem Dichter weiß und beſitze. — Aber wenn die Folge dem Anfange nicht entſpricht — wer kann wider das Schickſal? —

Es waren zehn Jahre und drüber vergangen, und ich war auf gutem Wege, den ganzen Andreas Scultetus zu vergeſſen, als ich nach Schleſien kam. Dort in ſeinem Vaterlande, ſeiner Geburtsſtadt ſo nahe, — denn Sie werden bemerkt haben, daß er ſich auf dem Titel ſeiner Oeſterlichen Triumphpoſaune einen Bunzlauer nennt — wachte die Neugierde, ihn näher kennen zu lernen, um ſo natürlicher auf, je wahrſcheinlicher ich ſie da befriedigt zu ſehen hoffen durfte. Die Schleſier (und ich liebe ſie auch darum) ſind noch große Verehrer derjenigen ihrer Dichter des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, durch die es faſt zu einem allgemeinen

Vorurtheile eines guten Dichters in Deutſchland geworden war, ein Schleſier geboren zu ſeyn. Aber bei wem ich mich auch von ihnen nach einem Andreas Scultetus erkundigte, der des Opiz eigentlicher Landsmann, und nach meinem Bedünken der würdigſte Zögling ſeiner Muſe geweſen ſey: die alle geſtanden, daß ſie ſeinen Namen von mir zuerſt hörten. Selbſt Gelehrte, die aus der Literaturgeſchichte ihres Landes ſich ein eigenes Studium gemacht hatten, — (Ich muß Ihnen hier ein Paar würdige Freunde, die Herren Arletius und Kloſe in Breslau nennen, deren erſterer ſogar einen reichen Schatz von Opitianis beſitzt, die entweder noch nie oder wenigſtens nicht in den Sammlungen der Opitziſchen Werke gedruckt worden) — ſelbſt dieſe Männer hörten die öſterliche Triumphpoſaune bei mir zuerſt; und wunderten ſich nicht weniger als ich, von dem Virtuoſen ſelbſt nirgends die geringſte Spur zu finden.

Ich ſchäme mich, Ihnen zu geſtehen, wie viel Zeit und Mühe ich angewandt, unter der unendlichen Menge Schleſiſcher Gelegenheitsdichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Namen meines Scultetus irgendwo wieder anſichtig zu werden. Endlich war ich ſo glücklich, noch ein paar andere Gedichte von ihm aufzutreiben, die auf Vorfälle zu Breslau theils in dem nämlichen zweiundvierzigſten, theils in dem nächſtvorhergehenden Jahre verfertigt und eben daſelbſt gedruckt waren. Doch auch dieſe gaben mir von dem Verfaſſer ſelbſt weiter kein Licht, bis ich noch auf ein anderes, an den bekannten Chriſtoph Colerus, damaligen Conrector des Gymnaſii zu St. Eliſabeth in Breslau, gerieth, in welchem er ſich für einen Schüler deſſelben bekennt; worauf mir endlich auch eine kurze poetiſche Condolenz an den Buchhändler Jacob in Breslau, über den Verluſt ſeiner Gattin, aus dem Jahre 1640 von ihm aufſtieß, die ich unter ähnlichen Condolenzen verſchiedener Gymnaſiaſten zu erblicken glaubte.

Der Vermuthung, die aus beiden dieſen Umſtänden erwuchs, war leicht auf den Grund zu kommen. Herr Arletius hatte die Güte, die Matrikel des gedachten Gymnaſii für mich nachzuſchlagen: und ſiehe da! ſo fand es ſich wirklich. Der Dichter, dem ich ſo lange nachgeſpürt hatte, war ein junger Gymnaſiaſt; und alles, was ich zum Theil mit ſo vielem Vergnügen von ihm geleſen hatte, waren Verſuche eines Schülers. Die Matrikel beſagte, daß ſein Vater ein Schuſter in Bunzlau geweſen ſey, und daß er den 25. Auguſt 1639 auf das Gymnaſium nach Breslau gekommen, wo er von dem Rektor Elias Major inſcribirt worden. Ich könnte Ihnen aus eben der Quelle noch ſagen, wo er zu Breslau gewohnt hat; aber ich wünſchte lieber, daß ich Ihnen ſagen könnte, was in der Folge aus ihm geworden. Allem Vermuthen nach muß er entweder noch auf der Schule, oder bald auf der Univerſität geſtorben ſeyn. Denn ich glaube nicht, daß andere Umſtände als der Tod ſo frühe und ſo beſondere Talente ſo gänzlich würden haben erſticken können, daß nirgends weiter von ihnen etwas gehört worden.

Meine Achtung für ihn ward indeß durch dieſe Entdeckung eher vermehrt, als vermindert. Denn wenn ich ihm nun die Schönheiten, die ich eines weit reifern Genies nicht für unwürdig gehalten hatte, um ſo viel höher anrechnen mußte: ſo lernte ich zugleich ſeine Fehler von einer Seite betrachten, von welcher ſie mehr als bloße Verzeihung verdienen. Der vornehmſte dieſer Fehler iſt das Beſtreben, überall Gelehrſamkeit zu zeigen, durch welches auch in ſeinem beſten Gedichte verſchiedene Stellen ganz unerträglich geworden. Es kommen Anſpielungen vor, die auch mir, ſeinem ſo fleißigen Leſer, noch zu gelehrt ſind, obſchon nicht gelehrt genug, um nur ein einziges Buch darum nachzuſchlagen. Wenn ein Mann dieſen Fehler hat, ſo iſt es ekle Pedanterei. Aber wenn ein Jüngling darein verfällt, ſo zeigt er von einem vollen Kopfe und iſt einer von den wollüſtigen Auswüchſen, die ein wenig mehr Geſchmack in der Folge ſchon beſchneiden wird. Etwas von dieſem Fehler haben zu können, wäre manchem von unſern jetzigen jungen Dichtern ſehr zu wünſchen. Noch mehr aber manchem von unſern jetzigen jungen Kunſtrichtern: denn da dieſe Herren ſelbſt keine Verſe machen, ſo würden ſie keine damit verderben, wohl aber in denen, welche nur damit verdorben ſind, andere Schönheiten darüber nicht zu verkennen, geneigter ſeyn.

Eine von ſolchen ſchadloshaltenden Schönheiten bei unſerm Dichter iſt die Sprache, die ſo reich, ſo ſtark, ſo maleriſch iſt, daß ſie nur mit der Opitziſchen verglichen zu werden verdient. Flemming und Tſcherning, und wie ſie alle heißen, die dem Opitz damals nacheiferten, kommen ihm bei weitem darin nicht gleich.

Doch alles das wird Ihnen ohne mich zur Genüge einleuchten, wenn Sie ſich die Mühe nehmen, die Stücke nach der Reihe nun ſelbſt zu leſen, die ich Ihnen hierbei ſende. Es ſteht bei Ihnen, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen. Wollen Sie denſelben einen Platz in Ihrer Sammlung gönnen, ſo können Sie wenigſtens auf Eines Dank gewiß rechnen.

Ich lege noch einige Anmerkungen über verſchiedene Worte und Ausdrücke des Dichters bei, wie ich ſie zu einer andern Ihnen bewußten Abſicht ausgezogen habe, und auch mit dieſen können Sie ſchalten, wie Sie es für gut finden. — Wie gern möchte ich mit ſchönern Blumen das Grab eines jungen Dichters beſtreuen, der eine Zeile gemacht hat, um die ihn Kleiſt beneidete!

Leſſing.

Berengarius Turonenſis,

oder

Ankündigung eines wichtigen Werkes deſſelben,

wovon in der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuſcript befindlich, welches bisher völlig unerkannt geblieben; von Gotthold Ephraim Leſſing, Bibliothekar daſelbſt.

1770.

Vorrede.

Den Gelehrten iſt bekannt, daß Herr Schmid, Profeſſor der Theologie bei dem Carolino in Braunſchweig, unlängſt den Brief des Adelmann an den Berengarius aus einer Handſchrift der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, zu ergänzen das Glück gehabt. Die Ausgabe davon erſchien zu eben der Zeit, als des regierenden Herzogs Durchlaucht mir die Aufſicht über dieſe Bibliothek anzuvertrauen die Gnade hatten, und es war natürlich, daß meine Neugierde, die ungedruckten Schätze derſelben kennen zu lernen, dadurch ihre erſte Richtung erhielt.

Ich zweifle, ob ſie eine glücklichere hätte erhalten können. Denn gleich in den erſten Tagen gerieth mir das Werk in die Hände, welches ich dem Publicum hiermit ankündige.

Wie billig, ertheilte ich dem Herrn Schmid die erſte Nachricht davon, und gegenwärtige Ankündigung ſelbſt beſteht nur aus den Briefen, die ich darüber an ihn zu ſchreiben Gelegenheit nahm.

Zwar ſchrieb ich dieſe Briefe ſogleich in der Abſicht, von mehrern geleſen zu werden. Aber dennoch muß ich bekennen — und um Verzeihung bitten, — daß ich weder die Zeit noch den Fleiß darauf verwandt habe, den dieſe weitere Abſicht erfordert hätte.

Ich glaubte ſogar, hier ſey es allerdings beſſer, lieber um Verzeihung bitten zu wollen, als den Fehler nicht zu begeben. Es kömmt mehr darauf an, was ich ankündige, als wie ich es ankündige; und lieber die Neugierde der Welt, die ein ſo wichtiges Werk ſo lange entbehren müſſen, ein wenig zum Nachtheil meiner Eitelkeit befriedigt, als ſpäter.

Beſonders merke ich nun wohl, daß es mir ergangen, wie es faſt immer ergeht, wenn man von der Hand weg ſchreibt. Man wird zugleich zu kurz und zu lang, man ſagt zugleich zu viel und zu wenig. Dieſen und jenen ganz kritiſchen Punkt hätte ich vielleicht nur kaum berühren ſollen; mit gewiſſen Schriftſtellern hätte ich mich bei weitem ſo tief nicht einlaſſen ſollen. Dagegen hätte ich mich bei dem weſentlichen Inhalte des angekündigten Werkes länger aufhalten und mehr Beſonderheiten deſſelben mittheilen müſſen.

Doch wenn bei jenen Auswüchſen höchſtens nur einige Bogen verſchwendet worden, ſo iſt dieſem Mangel durch einige Bogen mehr leicht ein andermal abzuhelfen. Ich habe ohnedem noch gewiſſe Dinge zurück, die zwar nicht eigentlich das Werk des Berengarius betreffen, aber doch aus demſelben ein ſo beſonderes Licht erhalten, und mit demſelben in ſo genauer Verbindung ſtehen, daß ſie einer eigenen Erörterung gewiß ſehr werth ſind. Vornehmlich wird es die Schriften des Paſchaſius und Ratramnus gelten. Mehr brauche ich der Sache kundigen Leſern nicht zu ſagen.

Was ich inzwiſchen vor jetzt liefere, ſo viel oder ſo wenig es iſt, wird doch immer hinlänglich ſeyn, um einen Begriff von dem Ganzen zu machen, und die Anfrage darauf zu gründen, ob und wie fern dieſes Ganze völlig an das Licht gebracht zu werden verdiene?

Ich ſehe voraus, wie unendlich verſchieden die Urtheile hierüber ausfallen müſſen. Aber wer erräth auch nicht, welche Urtheile allein entſcheiden können? Unſtreitig nur die Urtheile der Theologen *unſerer* Kirche, und unter dieſen vorzüglich nur derer, welche die Sache mehr nach dem Bedürfniſſe als nach dem Tone der Zeit ermeſſen können und wollen.

Daß ſodann des regierenden Herzogs Durchl. die Erlaubniß zu dem Abdrucke des Manuſcripts ertheilen dürften, glaube ich verſprechen zu können. Ein ſo guter und weiſer Fürſt iſt zu ſehr überzeugt, daß auch ſolche Schätze keine Schätze ſind, wenn ſie nicht jeder nutzen kann, der ihrer bedarf.

Ungern nur möchte ich mich ſelbſt der Ausgabe unterziehen. Ich kenne meine Kräfte, und begreife ſehr wohl, was für ein Unterſchied es iſt, eine dergleichen Handſchrift für ſich ſo und ſo zu brauchen und ſie der Welt in allen Stücken brauchbar zu machen. Schon das Beſtreben dieſes zu thun, würde mich zudem mehr Zeit koſten, als ich von meinen andern Geſchäften entübrigen kann. Dieſe mögen wichtiger ſeyn oder nicht; es ſind doch immer mehr *meine* Geſchäfte. Auch wünſchte ich ſehr, daß dem Berengarius die gute Aufnahme unter uns ſo zuverläſſig gemacht würde als möglich; welches nicht wohl anders geſchehen kann, als wenn ein Gottesgelehrter von Würde und erkannten Verdienſten ihn einzuführen ſich gefallen läßt.

Einem ſolchen, er ſey wer er wolle, will ich alles Recht, welches mir die erſte Entdeckung geben könnte, mit Vergnügen abtreten, und er ſoll zu einer Arbeit willkommen ſeyn, zu der ich mich einzig und allein in Ermanglung eines jeden andern Beſorgers zu verſtehen gedenke.

I.

Der Inhalt meines Vorigen war eine Kleinigkeit, nur einem Herausgeber nicht gleichgültig, der ſeinen Schriftſteller gern mit allen möglichen Erläuterungen und Rettungen in die Welt ſchicken will.[1]

Ich eile, Ihnen eine andere Entdeckung mitzutheilen, die viel zu wichtig iſt, als daß ich nicht zu völliger Benutzung derſelben Ihren, oder eines andern würdigen Gelehrten unſerer Kirche Beitritt auffordern dürfte.

Die Ergänzung des Adelmann macht Ihnen als Criticus Ehre, dem es genug iſt, die Ueberreſte des Alterthums dem Untergange zu entreißen, ohne ſich zu bekümmern, ob ſie von großem Nutzen ſind und wem damit am meiſten gedient ſeyn möchte. Geſtehen Sie aber ſelbſt, daß es nicht unſere, ſondern die Römiſche Kirche iſt, die Sie darunter am meiſten ſich verpflichtet haben. Dieſe hat ungern einen ſo angeſehenen Vertheidiger einer ihrer Hauptlehren bisher nur verſtümmelt aufweiſen können; und ſie durfte es aus dem Bücherſchatze eines Proteſtantiſchen Hauſes vielleicht am wenigſten erwarten, einen Mangel erſetzt zu ſehen,[2] wodurch ſie nun freilich nicht eben neue Waffen, aber doch eine alte Waffe ausgebeſſert und friſch aufgeputzt erhalten.

Zwar weiß ich wohl, daß ihr ſelbſt die Beiſtimmung des Adelmann kann ſtreitig gemacht werden. Flacius trug kein Bedenken, ihn unter ſeinen Zeugen der Wahrheit anzuführen,[3] und klar iſt es, daß in dem ganzen Briefe des Adelmann kein Ausdruck zu finden, welcher den cruden Begriff der Transſubſtantiation ſchlechterdings vorausſetzte. Da jedoch Adelmann auch mit keinem Worte ſich gegen dieſen Begriff, welcher der herrſchende geworden war, erklärt; da er zwiſchen dem einen Abwege des Paſchaſius, den die Kirche mit vollem Haufen einſchlug, und dem andern Abwege, auf welchem er den Berengarius glaubte, keine Mittelſtraße zu erkennen ſcheint: ſo dürfen wir uns wenigſtens nicht wundern, wenn ihn unſere Gegner für ſich anzuziehen, mehr Recht zu haben glauben, als ſie uns thun zu können jemals einräumen werden.

Es ſey denn auch! Wir können ihnen ſo einen Mann gern gönnen, der es — wenn Sie mir erlauben wollen, mein Freund, — kaum verdiente, daß Sie ſich die geringſte Mühe gaben, ihn zu einem Deutſchen zu machen. Er ſey ein Deutſcher, oder ein Wahle, oder was er will geweſen: er war einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halb offnen Augen, wie im Traume, ihren Weg ſo fortſchlendern. Entweder weil ſie nicht ſelbſt denken können, oder aus Kleinmuth nicht ſelbſt denken zu dürfen vermeinen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten ſie feſt an dem, was ſie in ihrer Kindheit gelernt haben, und glücklich genug, wenn ſie nur von andern nicht verlangen, mit Gutem und Böſen verlangen, daß ſie ihrem Beiſpiele hierin folgen ſollen.

Lieber wollte ich, daß Sie mir den Berengarius zu einem Deutſchen machen könnten! — „Den Berengarius? dieſen Ketzer? dieſen doppelten Ketzer? Ketzer in ſeiner Trennung von der Kirche: Ketzer in ſeiner Rückkehr zu ihr.“

Wäre das auch alles ſo: nichts deſtoweniger! Das Ding, was man Ketzer nennt, hat eine ſehr gute Seite. Es iſt ein Menſch, der mit ſeinen eigenen Augen wenigſtens ſehen wollen. Die Frage iſt nur, ob es gute Augen geweſen, mit welchen er ſelbſt ſehen wollen. Ja, in gewiſſen Jahrhunderten iſt der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können, noch größer als der Name Zaubrer, Magus, Teufelsbanner; denn unter dieſen läuft doch mancher Betrüger mit unter.

Daß Berengarius in einem ſolchen Jahrhunderte gelebt, das iſt wohl unſtreitig. — Alſo auch: wenn Ihnen die Wahl noch jetzt frei ſtünde, ob Sie lieber vom Adelmann oder vom Berengar etwas an das Licht bringen wollten; wem würden Sie Ihren Fleiß wohl am liebſten widmen? Doch, das bedarf keiner Frage. Sie wiſſen über dieſes zu wohl, wie unbekannt noch bis jetzt der wahre Berengarius iſt; wie unzuverläſſig ſich noch bis jetzt von ſeiner wahren Meinung urtheilen laſſe, und wie ſehr auch daher ſchon alles erhalten und bekannter gemacht zu werden verdient, was ihn angeht und dieſer Unzuverläſſigkeit abhelfen kann.

Berengarius ſelbſt hat alles gethan, um die Nachwelt wegen ſeiner eigentlichen Lehre nicht in Zweifel zu laſſen. Er hat ſie in mehr als einer Schrift vorgetragen, und gegen ſeine Widerſacher in mehr als einer vertheidigt. Das bezeugt Sigebertus Gemblacenſis.[1]

Aber wo ſind ſie, dieſe Schriften? Hielt man es nicht der Mühe werth, ſie zu erhalten? Oder hielt man es der Mühe werth, ſie vorſetzlich zu vernichten? Wenn die Schriften ſeiner Gegner zugleich mit dahin wären: ſo möchte leicht jenes eben ſo wahrſcheinlich ſeyn, als dieſes. Aber da kann man, außer Ihrem Adelmann, — wenn man will, — noch einen Lanfrancus, einen Guitmundus, einen Algerus, einen Deodwinus und wie ſie alle heißen, der verderbenden Zeit zum Trotze, leſen, die ſich alle trefflich mit dem armen Berengarius herumzanken und — Recht behalten. Wie natürlich: denn man hört nur immer einen ſprechen, und wenn der andere ja einmal etwas ſagt, ſo ſagt er es durch den Mund ſeines Gegners.

Es müſſen aber ſchon zu des Flacius Zeiten die Schriften des Berengarius ſo gut als aus der Welt geweſen ſeyn. Man kennt den unverdroſſenen Fleiß dieſes Mannes, (ſeinen improbus labor, in jedem Verſtande, wie man ſagt) mit welchem er alles überall zuſammenſuchte, was er zu ſeiner Abſicht dienlich hielt. Gleichwohl war ihm weiter nichts von dem Berengarius bekannt geworden, als was jedermann kannte; ſeine Palinodie auf der Kirchenverſammlung zu Rom unter Nicolaus dem Zweiten, und die wenigen Stellen, welche aus ſeiner nachherigen Verdammung dieſer Palinodie uns Lanfrancus aufzubehalten für gut befunden hat.

Dieſes waren denn auch die Beweisſtücke alle, auf die man ſich in den unglücklichen Sacramentariſchen Streitigkeiten berufen konnte, wenn von der einen oder von der andern Gemeinde der proteſtantiſchen Kirche, des Berengarius zum Schutz oder zum Trutz Erwähnung geſchah. Ich wünſchte nur, daß es von beiden Theilen mit mehr Mißtrauen in die Glaubwürdigkeit derſelben geſchöpfen wäre. Ein Widerruf, den ein vermeinter Irrgläubiger gezwungen unterſchreiben muß; einzelne, unzuſammenhangende Stellen, die ſeine Gegner ihren Widerlegungen aus ſeinen Schriften einverleiben, beweiſen wohl, was dieſe Gegner ſich eingebildet, daß dieſer Irrgeiſt geglaubt, beweiſen wohl, was ſie verlangt, daß er an deſſen Statt glauben ſollen: aber das, was er eigentlich geglaubt hat, kann von beiden, von dem einem ſowohl als von dem andern, gleich weit entfernt ſeyn.

---

[1] Es betraf die Nachweiſung des Aufſatzes vom Doneda (in der Raccolta d'Opuscoli scient. e filol. T. XLVI) in welchem die Zeit, wann Adelmann mit Tode abgegangen, näher beſtimmt werden ſoll, und mit welchem Herr Prof. Schmid ſeine Ausgabe noch hätte bereichern können.

[2] Galeardus wandte ſich deßfalls, außer den Bibliotheken in Italien, an die zu Paris und Wien, aber bei Unſerer Nachfrage zu halten, muß ihm auch nicht einmal eingefallen ſeyn; ob es ſchon freilich mit allen ſolchen Nachfragen eine ſehr mißliche Sache iſt.

[3] Cat. Test. Ver. lib. XII. p. 1279. Edit. Genev.

[1] Scripsit contra Adelmannum — defendens suam de mysteriis Christi sententiam. Et quia multi ad eum, vel contra eum super hac re scripserunt, scripsit et ipse ad vel contra eos. — *De Script. Eccl. cap. 154. in Bibl. Eccl. Fabricii*, p. 111.

Luther hatte hier kein Arges, er nahm das, was für die wahre Meinung des Berengarius von den Widerſachern deſſelben ausgegeben ward, dafür an: und da er immer noch der Transſubſtantiation geneigter blieb, als dem bloßen Tropus, da er ſich überführt hatte, daß dieſe Auslegung mehr mit dem Weſentlichen des Glaubens ſtreite, als jene: ſo bezeigte er ſeinen ganzen Unwillen gegen den Berengarius, und erkannte nicht allein die von dem Papſt gegen ihn gebrauchte Gewalt für Recht, ſondern billigte auch die Ausdrücke des ihm aufgedrungenen Widerrufs ſogar mehr, als ſie ſelbſt von manchen Katholiken waren gebilligt worden.[1] Berengar ward in ſeinen Augen das Schlimmſte, was er ſeyn konnte, ein Vorläufer der ihm ſo verhaßten Sacramentirer, deſſen Irrthum Carlſtadt und Zwinglius bloß erneuerten;[2] und was Berengarius in Luthers Augen war, das blieb er in den Augen ſeiner orthodoxern Nachfolger, der Weſtphale und Selnecker, die ihn mit aller Strenge behandelten. Mir iſt unter den ältern Theologen unſerer Kirche nur ein einziger bekannt, welcher gelinder und vortheilhafter von dem Berengarius urtheilt, und dieſes iſt eben der Flacius,[3] der gleichwohl zu ſeiner beſſern Meinung von ihm nicht mehr Data hatte, als jene zu ihrer ſchlimmern. Arnolden könnte ich ihm allenfalls noch beigeſellen; aber in deſſen Plane war es, ſich aller Ketzer anzunehmen.

Hingegen ließen es die, welche ſich zur Meinung des Zwinglius bekannten, ſich nicht zweimal ſagen, daß Berengarius ihr Vorgänger geweſen ſey: ſie griffen begierig zu, und ſetzten ſich ganz in den Beſitz dieſes Mannes. Wer kann es ihnen verdenken? Es war ihnen daran gelegen, daß ihre Lehre für keine Neuerung angeſehen ward; es mußte ihnen lieb ſeyn, in frühern Jahrhunderten die Spuren davon aufweiſen, und dadurch wahrſcheinlich machen zu können, daß ihr Glaube kein anderer, als der Glaube der erſten Chriſten ſey. Dabei war Berengarius ein ſo angeſehener, ſo gelehrter, ſo ſcharfſinniger, und von Seiten ſeines Lebens, ſelbſt nach Zeugniſſen ſeiner Feinde, ſo untadelhafter Mann geweſen, daß ſie im geringſten nichts wagten, ſich freiwillig für ſeine Nachfolger zu bekennen. Von jeher haben daher auch die angeſehenſten reformirten Theologen, wo ſie in ihren dogmatiſchen, oder polemiſchen, oder hiſtoriſchen Schriften auf den Berengarius kommen konnten, ſich ſehr gern bei ihm verweilt, und ihn mit ſo vieler Gefliſſenheit, mit ſo vieler Wärme vertheidigt, daß lutheriſche Gelehrte davor warnen zu müſſen, nicht umhin zu können glaubten.[1]

Nur endlich, zu Anfange dieſes Jahrhunderts, hätten leicht die Wagſchaalen für den Berengarius umſchlagen können. Außer verſchiedenen Kleinigkeiten von ihm, welche fleißige Gelehrte aus Handſchriften nach und nach bekannt machten, die aber mit ſeiner Streitigkeit vom Abendmahle in geringer oder gar keiner Verbindung ſtehen, brachten nämlich Martene und Durand eine von dem Berengarius ſelbſt aufgeſetzte Verhandlung von der unter Gregorius dem Siebenten, im Jahr 1078 ſeinetwegen gehaltenen Kirchenverſammlung, aus einem Manuſcripte zu Gemblou an das Licht.[2] Hatte man bis dahin wohl noch gezweifelt, ob überhaupt Berengarius unter nur gedachtem Papſte nochmals perſönlich zu Rom verdammt und zum Widerrufe gezwungen worden:[3] ſo ſahe man nun nicht allein aus dieſer eigenen Schrift des Berengarius, daß ſolches allerdings geſchehen, ſondern man ſahe auch zugleich, wie es geſchehen, und daß es ungefähr eben ſo damit zugegangen, als es zwanzig Jahre vorher unter Nicolaus dem Zweiten zuging. Berengarius ließ wiederum die Furcht über ſich Meiſter werden, und bequemte ſich wiederum ſeinen Feinden; kaum aber war er auch wiederum in ſein Frankreich, und da in Sicherheit, als er wiederum mündlich und ſchriftlich bezeugte, wie feſt er noch an ſeiner Lehre hange, und wie wenig ein abgedrungener Eid auch dieſesmal auf ihn wirken könne und ſolle. Indem er dieſes bezeugte, hatte er zugleich Gelegenheit, ſeine Lehre ſelbſt abermals in ihr richtiges Licht zu ſetzen; und es iſt klar, daß beſagte dieſe Schrift daher das einzige Authentiſche enthält, was wir überhaupt bis jetzt davon haben.

Aber wie lautet dieſes? Es lautet ſo, daß die Herausgeber, Martene und Durand, ihm von ſeiner Ketzerei ein Großes erlaſſen zu müſſen glaubten. Sie erklärten, aus den klaren Worten des Berengarius ſowohl, als aus der Nachſicht ſelbſt, mit welcher die Kirche bei allen den wiederholten Verdammungen gegen ihn verfahren, erhelle unwiderſprechlich, daß Berengarius nur in einem einzigen Punkte ſich von dem allgemeinen Glauben entfernt habe; daß er zwar die Transſubſtantiation, aber nicht die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle geläugnet und beſtritten habe.[4] Eben dieſes Urtheil war auch bereits vom Mabillon gefällt, und weitläuftig erhärtet worden, welcher das nämliche Manuſcript zu Gemblou genutzt, und wenn ich ſeine Werke recht verſuche, gar zu erſt entdeckt hatte.[1]

---

[1] „Darum thun die Schwärmer unrecht, ſowohl als die Gloſſa im geiſtlichen Recht, daß ſie den Papſt Niclaus ſtrafen, daß er den Berengar hat gedrungen zu ſolcher Bekänntniß, daß er ſpricht: Er zudrucke und zuriebe mit ſeinen Zähnen den wahrhaftigen Leib Chriſti. Wollte Gott, alle Päpſte hätten ſo chriſtlich in allen Stücken gehandelt, als dieſer Papſt mit dem Berenger in ſolcher Bekänntniß gehandelt hat." Luthers Bekänntniß vom Abendmahl Chriſti, im Jahr 1528.

[2] „Carlſtadt erneuerte den greulichen Irrthum Berengarii vom Sacrament des Abendmahls, daß daſelbſt nur Brod und Wein u. ſ. w." Aurifaber, im Bericht, was ſich mit Luther und ſeiner Lehre in den Jahren 1524 und 25 zugetragen.

[3] Sowohl in ſeinem Cat. T. Verit., als auch in den Magdeburgiſchen Centurien, die unter ſeiner Aufſicht ganz in dem Geiſte jenes Werks verfaßt wurden.

[1] Inter eos, qui Historiam *Berengarii* consignarunt, circumspecte et caute legendi sunt Reformati, quandoquidem id agunt, ut purgent Berengarium, speciose que defendant, quorsum refero Ioannem Episcopum Dunelmensem. *Fechtius de Origine et superstitione Missarum, App. II. de Concomitantia Sacr. p.* 1024. Es iſt Johann Coſin, Biſchof zu Durham, den Fecht namentlich anführt, und deſſen Historia Transsubstantiationis Papalis zu Bremen 1678 nachgedruckt worden. Er hätte aber eben ſowohl einen Mornäus, Forbeſius, Uſſerius, und zwanzig andere nennen können, welche Trithemius ohne Zweifel in Gedanken hatte, wenn er ſchrieb: Hæc de certamine *Berengarii* non mea, sed Historicorum fide docere volui, cum viderem ex Reformatis non paucos apposito verborum colore, obscuratis aliquibus, nonnullis etiam silentio pressis, nimis dubiam et incertam reddidisse *Berengarii* Historiam. *De Doctoribus Scholasticis, cap. VI.*

[2] Acta Concilii Romani, sub *Gregorio VII.* in causa *Berengarii* conscripta, cum ipsius postea recantatione; ex Ms. codice Gemblacensi. *Tomo IV. Thes. novi Anecdot. p.* 99.

[3] Conciliorum rhapsodus, ex *Blondo et Sabellico* tradit, sub *Gregorio septimo*, alteram revocationem fuisse factam a *Berengario*, quem in Pontificia sententia mortuum esse fingit. Illa vero, cum fundamento careant, omittimus. *Flacius Cat. Test. Verit. l. c. p.* 1274. Doch war auch durch den Ungenannten, deſſen Aufſatz de Berengarii hæresiarchæ damnatione multiplici P. Fr. Chifflettius herausgegeben hatte, die Sache ſchon ſo ziemlich außer Zweifel geſetzt.

[4] Ex hoc loco et ex superius dictis patet, *Berengarium* realem, ut aiunt, Christi præsentiam admisisse in Eucharistia, sed transsubstantiationem præsertim cum negasse, id quod probat multisque exemplis demonstrat noster

Iſt nun aber dieſes, hat Berengarius die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle geglaubt und bekannt, hat er ſeine Waffen einzig und allein gegen eine Lehre gerichtet, welche auch von unſerer Kirche beſtritten wird: ſo iſt klar, daß, wenn er darum ſchon nicht ein Genoſſe unſers Glaubens muß geweſen ſeyn, er doch ganz gewiß auch der Mann nicht ſeyn kann, den die Reformirten zu ihrem Vorgänger annehmen dürfen.

Ich bin in den Schriften der neueſten Reformirten Theologen zu wenig beleſen, um zu wiſſen, ob ſie dem ungeachtet fortgefahren, den Berengarius zu einem ihrer Glaubenshelden zu machen. Ich weiß nur, daß Clericus nicht ſäumte, dem Urtheile des Martene und Durand zu widerſprechen,[2] und zu zeigen ſuchte, daß aus den Worten des Berengarius noch lange nicht folge, was ſie daraus folgern wollen. Da, wo Clericus dieſes thut, bekennt er zwar, daß er die weitere Ausführung ihres Urtheils beim Mabillon damals noch nicht geleſen habe; aber auch das weiß ich nicht einmal, ob er ſie nachher geleſen, und irgendwo ſonſt umſtändlicher darauf geantwortet hat.

Von allem dieſem, mein Freund, werden Sie mir mehr zu ſagen wiſſen. Ich werfe nur noch einen Blick auf das Verhalten unſerer Theologen bei dieſem Vorfalle, und ich bin ſogleich, wo ich ſeyn will.

Unſere Theologen verhielten ſich, bei dieſer anſcheinenden Möglichkeit, ihren verſchieden denkenden Brüdern einen ſo angeſehenen Verfechter abzuſpannen, ſehr gleichgültig. Ich will nicht ſagen, ob ſie in ſolchen Dingen überhaupt ein wenig zu gleichgültig ſind; ob ſie, von der Wahrheit ihrer Lehre überzeugt, ſich nicht zu wenig bekümmern, wer ihnen darin vorgegangen. Ich will nicht ſagen, ob ſie ein für allemal gegen den Berengarius zu ſehr eingenommen waren, als daß ſie gern ein Wort um ihn verlieren wollten. Sie mögen gar wohl von jenem Kaltſinne gegen das Alterthum, und von dieſer Abneigung gegen einen Namen, mit dem ſie von jeher einen nachtheiligen Begriff verbunden hatten, gleich weit entfernt geweſen ſeyn. Aber ſie überlegten, ohne Zweifel, daß es ſich kaum der Mühe verlohne, ihr Gegentheil zu ſchwächen, ohne ſich ſelbſt dadurch zu verſtärken. Bei der Ueberzeugung von der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im Abendmahle finden, außer dem päpſtiſchen Mißglauben, noch ſo viel andere heterodoxe Vorſtellungen ſtatt; und Impanation, Conſubſtantiation, Aſſumtion, Augmentation, ſind der geſunden Vernunft und der Einfalt des Glaubens nicht weniger entgegen, als die Transſubſtantiation ſelbſt. Wenn Berengarius ſich von dieſem Irrwege entfernt hatte: wer konnte ihnen ſagen, ob er ſich nicht auf einem von jenen verloren; geſetzt auch, daß er wirklich nicht aus Scylla in Charybdis geſtürzt wäre? Hierüber gewiß zu ſeyn, reichte auch das noch lange nicht zu, was Martene und Durand von ihm bekannt gemacht hatten; und ſo ließen ſie den Mann ſtehen, wo er nun ſchon einmal ſtand, von deſſen völliger Lauterkeit ſie doch nicht überzeugt ſeyn konnten.

Anders zu verfahren, würde allerdings einer Neckerei ähnlicher geſehen haben, als einem Angriffe von ernſtlichen Folgen. Nur hätte Mosheim ſich eines Verdachts enthalten ſollen, der den Berengarius allzuſehr erniedrigt. Weil Mosheim zugeben wollte, daß die wahre Meinung des Berengarius nicht deutlich genug erhelle: ſo bedachte er ſich zugleich eines Grundes von dieſer Undeutlichkeit, und fiel unglücklicher Weiſe gerade auf den, an welchem meines Bedünkens der ehrliche Name eines Mannes, der das Anſehen haben will, ſich allgemeinen Irrthümern zu widerſetzen, am gewiſſeſten ſcheitert. Er vermuthete nämlich, Berengarius habe mit Fleiß ſeine Meinung ſo dunkel und zweideutig vorgetragen, damit ſie nicht allzu greulich ſcheinen möge.[1]

Ein harter Verdacht! Und womit hätte Berengarius dieſen Verdacht verdient? Etwa damit, daß ſeine Feinde die ausführlichſten ſeiner Schriften unterdrückt haben? Oder will man ſagen, damit, daß er ſchwach genug war, die erkannte Wahrheit zu verläugnen?

Das ſey fern! — Ich weiß nicht, ob es Pflicht iſt, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigſtens ſind Muth und Entſchloſſenheit, welche dazu gehören, keine Gaben die wir uns ſelbſt geben können. Aber das weiß ich, iſt Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, ſie ganz oder gar nicht zu lehren; ſie klar und rund, ohne Räthſel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit, zu lehren; und die Gaben, welche dazu erfordert werden, ſtehen in unſerer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er ſie erworben, nicht brauchen will, der macht ſich um den menſchlichen Verſtand nur ſchlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, deſto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je ſchwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum iſt.

Weil Berengarius ſchwach war, muß er darum mit Vorſatz auch falſch geweſen ſeyn? Weil ich ihn beklagen muß, ſoll ich ihn auch verachten müſſen? Der Mann, der bei drohenden Gefahren der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch ſehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm ſeine Untreue um ſeiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler ſeyn, nur ihr Liebhaber iſt er nie geweſen.

Ich wüßte kaum etwas ſchlechteres, als einen ſolchen Kuppler der Wahrheit, und der Verdacht, daß Berengarius dergleichen geweſen ſeyn könne, iſt deſſen, den er trifft, und deſſen, der ihn hägen konnte, gleich unwürdig. Auch iſt es dem beſcheidenen Mosheim nur ſelten widerfahren, ſo voreilig zu argwohnen.

Aber, werden Sie ſagen, wenn es bei dem allen dennoch mehr als Argwohn wäre! Die Möglichkeit wäre doch da, und ich könnte wohl eben ſo voreilig vertheidigen, als Mosheim argwohnen.

Nur dieſesmal nicht; denn kurz, ich habe den unwiderſprechlichſten Beweis in Händen. Und das eben iſt die Entdeckung, welche ich Ihnen mitzutheilen eile. —

Mabillonius in præfat. ad Sæculum VI. Bened. Tomo II *l. c. p.* 107.

[1] Hoc ſcriptum olim inveni in Bibliotheca Gembla-censi, quæ ante paucos annos, non levi reipublicæ litterariæ detrimento, incendio consumpta est. *Præf. Tomi I. Sæculi VI. Act. Ord. Bened. p. XVI.*

[2] Bibliotheque anc. et moderne T. XV. p. 306.

[1] Nescio, an de vera eius hodie sententia satis aperte constet. Sunt qui præter Figuram corporis et sanguinis domini nil esse in sacra cœna, hominem disputasse perhibent, sunt qui exploratum putant esse, quod credide- hit, corpus et sanguinem vere exhiberi. Quidquid ejus resiat, id multum habet barbariei et obscuritatis, neque statim legenti sensus apparet vocabulorum, quæ adhi- buit, scholasticorum. Nec fortassis errabit, qui consulto Berengarium sententiam, ne nimis atrox videretur, oc- cultasse ac ambigue proposuisse, conjecerit. *Institut. Hist. Eccles. lib. III p.* 353.

Was meinen Sie, wenn ich Ihnen ſage, daß ein Werk des Berengarius, ein umſtändliches, ausführliches Werk, welches allem Anſehen nach ſein wichtigſtes Werk geweſen iſt, daß ſo ein Werk, deſſen kein Menſch gedenkt, von deſſen Wirklichkeit ſich niemand träumen laſſen, daß ſo ein Werk, von dem ſolcher Dinge ſonſt ſehr kundige Männer ſogar behaupten, daß es nie exiſtirt habe, auf deſſen Nichtſeyn eben dieſe Männer ganze Gebäude von frommen Vermuthungen und Lügen aufführen; was meinen Sie, wenn ich Ihnen ſage, daß ein ſolches Werk noch vorhanden, daß es hier bei uns, unter den ungedruckten Schätzen der hieſigen Fürſtlichen Bibliothek vorhanden?

Nicht wahr, das wäre noch ein anderer Fund, als Ihr Adelmann, der Ihnen unter eben dieſen Schätzen ſo glücklich in die Hände gerieth?

Sie werden mir kaum glauben; auch habe ich lange meinen eigenen Augen nicht trauen wollen. Und doch iſt es, wie ich ſage. Kommen Sie; ich rufe Ihnen ſelbſt das *Ἑρμης κοινος* zu: denn Sie ſind es, Ihr Adelmann iſt es, ohne die ich doch gewiß dieſen Fund nicht gemacht hätte.

II.

Ich habe Ihnen keine vergebene Freude verurſacht, und ich will ſogleich Ihre Neugierde mehr befriedigen.

Sie wiſſen, daß Lanfrancus unter den Gegnern des Berengarius den erſten Platz einnimmt. Berengarius war auf der Kirchenverſammlung zu Rom unter Nicolaus dem Zweiten gezwungen worden, das Anathema über ſeine Meinung zu ſprechen, und eine Glaubensformel zu unterſchreiben, welche hernach ihren Platz unter den Decretalen gefunden. Aber kaum war er aus den Händen ſeiner Feinde, als er alles wieder zurücknahm, was er, aus Furcht vor dem Tode, gegen die Wahrheit geredet und geſchrieben hatte. Er entſagte jener Glaubensformel in einer eigenen Schrift, in welcher er ſeine abgeſchworne Meinung zugleich aufs neue vertheidigte. Dieſe Schrift war es, welche Lanfrancus in einem Werke zu widerlegen glaubte, das mit großem Beifalle von der Kirche aufgenommen ward, und noch jetzt als ein Hauptwerk in den Eucharistiſchen Streitigkeiten betrachtet wird. Es iſt ſehr oft, bald einzeln, bald mit andern ähnlichen Werken, bald mit den ſämmtlichen Schriften des Verfaſſers, bald in den Bibliotheken der Väter, und in andern dergleichen großen Sammlungen, gedruckt und wieder gedruckt worden. Sie kennen es, und wiſſen, was für Lobſprüche nicht allein die Theologen der Römiſchen Kirche ohne Ausnahme, ſondern auch einige der Unirigen, daran verſchwendet haben. Es iſt nichts geringeres, als ein niederdonnerndes Werk, voll der triumphirendſten Gründe.

Aber haben Sie wohl jemals gehört oder irgendwo geleſen, daß Berengarius gleichwohl auf dieſes niederdonnernde, triumphirende Werk geantwortet hat?

Gewiß das haben Sie nicht. Vielmehr werden Sie ſich erinnern, gerade das Gegentheil davon geleſen zu haben. Insbeſondere behaupten die Benediktiner, welche die Gelehrtengeſchichte von Frankreich ſchreiben, ausdrücklich, daß Berengarius die Widerlegung des Lanfrancus ohne Antwort gelaſſen; ja ſie nehmen an, daß die Vorſehung ſich eben dieſer Widerlegung bedient habe, dem unglücklichen Scholaſtiker die Augen zu öffnen und das Herz zu rühren; kurz, ſie ſchreiben dem Buche des Lanfrancus die Bekehrung des Berengarius ganz ſicherlich zu.[1]

Die gutherzigen Väter! Wenn die Bekehrung des Berengarius eben ſo wahr iſt, als dieſe Veranlaſſung, die ſie ihr geben, ſo mögen die Canonici St. Martini zu Tours ja fleißig fortfahren, auf ſeinem Grabe das **Ex profundis** anzuſtimmen. Ich bedauere, daß ſo viel ſchöne Figuren, ſo viel treffliche Schlüſſe, als Don *** (wie er nun heißt, der in dem achten Bande benannter Geſchichte die Feder geführt hat) anwendet, für nichts und wieder nichts angewendet ſeyn ſollen. Ich bedauere, daß ſein frommer Eifer gegen jeden vermeſſenen **Ergoteur**, der ihm ſeine gute Meinung von der Schrift des Lanfrancus ſtreitig machen will, nicht Vernünfteleien und Schlüſſen, die er verachtet, ſondern dem Augenſcheine und der Sache ſelbſt, leider wird weichen müſſen.

Denn mit ſeiner Erlaubniß: eben das Manuſcript, welches ich Ihnen ankündige, iſt die Antwort des Berengarius auf jene unwiderlegte und unwiderlegliche Schrift ſeines Lanfrancus! — Und nun wird es Ihnen doch bald wahrſcheinlich werden, daß ich nicht zu viel Aufhebens davon gemacht habe? —

Aber Sie wollen wiſſen, wie ich zu dieſer Entdeckung gekommen? und wie es möglich geweſen, daß ſie mir aufbehalten bleiben können?

Auf den erſten Punkt antworte ich Ihnen, daß es, genau zu reden, keine Entdeckung, ſondern, wie ich es ſchon genannt habe, ein Fund iſt. Man entdeckt, was man ſucht, man findet, woran man nicht denkt. Ich war dabei, mir, meiner jetzigen Beſtimmung gemäß, die Manuſcripte der Bibliothek näher bekannt zu machen, als es aus den bloßen Verzeichniſſen geſchehen kann. Ich hatte meine Urſachen, warum ich mit den ſogenannten Weiſſenburgiſchen, deren Geſchichte Ihnen ungefähr aus dem Burkhard bekannt ſeyn wird,[1] anfangen wollte. In dem feſten Vorſatze, Stück nach Stück vor die Hand zu nehmen, und keines eher wieder wegzulegen, als bis ich mir eine hinlängliche Idee davon gemacht, traf ich gleich Anfangs auf einen Band, der von außen **Tractatus de Cœna Domini et Transsubstantiatione** neuerlich beſchrieben war. Ungefähr die nämliche Aufſchrift, **de Cœna Domini præsertim de Transsubstantiatione**, hatte eine andere etwas ältere Hand innerhalb auf den unterſten Rand des erſten Blattes geſetzt. Ihr Adelmann war mir noch im friſchen Gedächtniſſe; und da die Handſchrift eines mit ſeinem Briefe ſo verwandten Inhalts mir, dem Alter nach, ſeinen Zeiten ſehr nahe zu kommen ſchien: ſo können Sie leicht denken, ob ſie meine Neugier weniger reizte, als eine andere. Um in der Geſchwindigkeit alles davon zu wiſſen, was andere ſchon davon gewußt hätten, nahm ich meine Zuflucht zu den Catalogen.[2]

---

[1] Wenn ſie von den verſchiedenen Schriften reden, in welchen Berengarius ſeine Meinung vorgetragen, ſo ſagen ſie: Ecrits au reste qui furent mis en poudre par le docte *Lanfranc* son illustre adversaire, du vivant même de *Berenger*, qui les laissa sans replique. Wenn ſie die Zeit beſtimmen wollen, um welche Lanfrancus ſein Werk geſchrieben, ſo muthmaßen ſie in dem zuverſichtlichſten Tone: Il y a tout sujet de croire, que Dieu se servit de ce même écrit, pour ouvrir les yeux et toucher le cœur à cet infortuné Scolastique. Il y trouva effectivement tout ce qui étoit necessaire pour le convaincre de sa mauvaise foi, de ses altérations, ou falsifications même à citer les Peres, de ses autres artifices pour soutenir et répandre ses erreurs, de sa fausse dialectique, de sa perfidie, de ses parjures, de ses propres contradictions. Il y trouva de plus une réfutation complete de toutes ses objections pretendues triomphantes, et la croiance commune de l'Eglise etablie d'une maniere invincible. Und wenn ſie von dem ähnlichen Werke reden, welches Guitmundus dem Berengarius entgegenſetzte, ſo behaupten ſie gerade zu: Ces deux Ouvrages fermerent la bouche a notre Ergoteur, et furent les principaux instrumens que Dieu emploia pour le ramener à la foi catholique. Depuis cette epoque il garda un profond silence — — *Histoire literaire de France*, T. VIII. p. 209. 212. 213.

[1] Hist. Bibl. Augustæ Parte I. p. 256.

[2] Leibniz, zu deſſen Zeiten die Weiſſenburgiſchen Manuſcripte in die Bibliothek gekommen waren, und der die erſte Gelegenheit ergriff, ihrer zu gedenken, ſagt: *de Nummis Gratiani*. Op. T. IV. Pt. II. p. 253.) Plerique scripti sunt temporibus Carolingorum, et ne dubites, extat in

Doch in dieſe fand ich mehr nicht eingetragen, als was jene Aufſchriften beſagen, bloß mit dem Zuſatze Anonymi. Dieſer Zuſatz ſelbſt machte mir ſchlechte Hoffnung, meinen Mann kennen zu lernen, angenommen nämlich, daß man nur denjenigen Schriftſteller einen Anonymus nennen ſollte, der ſich vor ſeinem Werke nicht allein nicht genannt, ſondern auch in dem Werke ſelbſt alles ſorgfältig vermieden hat, was ſeine Perſon verrathen könnte. Das Beſte, was ich mir alſo verſprach, war, einen namloſen Mönch des zwölften Jahrhunderts vor mir zu haben, der vielleicht die feine Lehre des Paſchaſius aufs Reine bringen helfen. Doch fing ich an zu blättern; und das erſte, was mich zu etwas wichtigerm vorbereitete, war die Raſur eines Namens, welche mehr als einmal vorkömmt. Ich erkannte dieſen radierten Namen gar bald für Ioannes Scotus; und welcher wichtigere Name hätte mir, in einer Schrift vom Abendmahle, aus dieſen Zeiten, aufſtoßen können? Sein Buch über dieſen Glaubensartikel, wenn es nicht noch unter einem fremden Namen vorhanden iſt, oder eben ſo unerkannt, wie Berengarius, in irgend einer Bibliothek ſteht, iſt verloren; aber Stellen aus ihm durfte ich in meinem alten Buche, wenn es anders ein noch unbekanntes Buch wäre, zu finden glauben, welche zu vielerlei zu brauchen ſtünden. Zugleich fiel mir ſehr häufig bald ein Inquis tu, bald ein Inquio ego in die Augen, welche anzeigten, daß der Vortrag polemiſch ſey. Das war mir um ſo viel lieber; und nun fing ich mit Ernſt an zu leſen. Doch kaum hatte ich einige Blätter geleſen, und dabei mich in Ulimmers Sammlung[1] mit umgeſehen, als ich auf einmal erkannte, daß jenes Tu Lanfrancus, und dieſes Ego Berengarius wären. Kurz, ich fand, was ich geſagt habe: ein Werk, worin Berengarius dem Lanfrancus Schritt vor Schritt folgt, und auf jedes ſeiner Argumente und Einwendungen nach der nämlichen Methode antwortet, welche ſein Gegner wider ihn gebraucht hatte; nämlich daß er erſt die eigenen Worte deſſelben anführt, und ſodann ſeinen Beſcheid ausführlich darauf ertheilt.

Was ich Ihnen über den andern Punkt zu ſagen hätte, werden Sie zum Theil aus der nähern Beſchreibung des Manuſcripts ermeſſen. Es gehört, wie ich bereits erwähnt habe, zu den Weiſſenburgiſchen Manuſcripten, welche der erſte große Zuwachs waren, den die Bibliothek nach den Zeiten des Herzogs Auguſt erhielt. Ihm und ſeinem Conring, deſſen Urtheil er über jede beträchtliche Handſchrift zu Rathe zog, die Ihm in den letzten Jahren ſeines Lebens vorkam, dürfte Berengarius wohl ſchwerlich unerkannt geblieben ſeyn. So lange ſich Leibnitz der Bibliothek annahm, hatte er ſein vornehmſtes Augenmerk auf die Geſchichte; und eben ſo hingen die folgenden verdienten Männer, welche die Bibliothek nutzten, oder ihr vorſtanden, ihrem Hauptſtudium viel zu emſig nach, als daß ſie außer ihrem Wege nach Abenteuern hätten umherſchauen ſollen. Das Manuſcript ſelbſt iſt auf Pergamen, und macht einen mäßigen Band in klein Quart, von hundert und vierzehn Blättern. Es hat alles Anſehen, noch in dem eilften, längſtens zu Anfange des zwölften Jahrhunderts geſchrieben zu ſeyn. Nur war es nicht mit der Sorgfalt geſchehen, daß eine ſpätere Hand nicht viel Fehler und Lücken darin zu verbeſſern und zu füllen ſollte gefunden haben. Doch hat auch dieſe ſpätere Hand noch alle Merkmale des zwölften Jahrhunderts. Das Schlimmſte iſt dieſes, wovon [illegible]leicht aus der ſchwankenden Angabe des Titels [illegible] was beſorgt haben: es hat weder Anfang noch Ende. Ich darf glauben, daß nicht die bloße, ohne Abſicht verwüſtende Zeit an dieſer Verſtümmelung Urſache iſt; ſondern daß Vorſatz mit dabei gewaltet. Man hat das Werk den Augen der Neugierde entziehen wollen; man hat die gemeinen Leſer, welche der Name Berengarius zu häufig anlocken dürfte, wollen vorbeiſchießen laſſen. Vielleicht hat man es auch vor einer gänzlichen Vernichtung, die es von dummen Eiferern und eigennützigen Zwangslehrern zu beſorgen hatte, dadurch in Sicherheit ſetzen wollen; man hat die kenntlichſten Theile aufgeopfert, um das Ganze zu bergen. Mit beiden Abſichten reimt ſich der beſondere Umſtand ſehr wohl, deſſen ich ſchon gedacht habe, daß nämlich der Name Scotus, bis auf den Anfangsbuchſtaben, durchgängig ausgekratzt war. Und dieſer Vorſorge, das Werk eines Erzketzers, es ſey nun weniger in die Augen fallend zu machen, oder vor dem Untergange zu retten, habe ich es denn ohne Zweifel vornehmlich zu danken, daß die Wiedererkennung deſſelben mir aufgeſpart bleiben können.

Doch noch eines ſcheint hierzu faſt nothwendig. Dieſes: es müſſen ſonſt keine Abſchriften von dieſem Werke des Berengarius mehr vorhanden ſeyn, die Unſere muß die einzige ſeyn, die ſich, vielleicht durch Hülfe ihrer Verſtümmelung, erhalten; oder man müßte annehmen, daß noch jetzt Bibliotheken dergleichen haben könnten, ohne es haben zu wollen; daß es noch jetzt Gelehrte geben könne, die wohl wüßten, wo ſo etwas im Verborgenen ſtecke, und es mit gutem Fleiße im Verborgenen ließen.

Dieſes zwar anzunehmen, dürfte leicht wenig gewagt ſeyn; und mehr als ein Umſtand könnte ſogar dazu berechtigen. Zum Exempel: ſchon Labbe und De Roye haben angezeigt, daß die erſte Schrift des Berengarius, auf welche ſich die Widerlegung des Lanfrancus bezieht, in der königlichen Bibliothek zu Paris ganz vorhanden ſey.[1] Lanfrancus führt nur einzelne Stellen daraus an, bekennt aber, daß in dem Uebrigen, welches zum Theil nicht zur Sache gehöre, Berengarius ſeine Dornen mit Roſen unterflochten habe.[2] Wie kömmt es, dürfte man fragen, daß uns keine von dieſen Roſen aus dem vollſtändigen Werke jemals mitgetheilt worden? Martene, Mabillon und ihres gleichen haben ſo viel unnützes Zeug aus Handſchriften an das Licht gebracht: warum haben ſie dieſem vollſtändigen Werke des Berengarius nicht eben den Dienſt erwieſen? Wenn ich mich recht erinnere, ſo bekennt Mabillon ſogar an einem Orte, der mir jetzt nicht wieder in die Hände fallen will, daß er es ganz geleſen; aber was er darin geleſen, wüßte ich nirgends bei ihm gefunden zu haben. Sicherlich hätte er es leſen können, und die mehr belobten Benediktiner hätten es leſen müſſen, da wenigſtens ihnen nicht unbekannt ſeyn konnte, daß die Treue, mit welcher Lanfrancus die

---

vno Catalogus ipse antiquus Bibliothecæ Monasterii, addito nomine Abbatis, vbi hi ipsi bona ex parte recensentur, qui nuper Guelferbytum fuere translati. Es war natürlich, daß ich alſo auch dieſen Catalogus aufſuchte, welcher ſich hinter dem Augustinus de Concordia Euangelistarum (Nro. 30) befindet. Doch ſobald ich ſahe, daß der Abt, unter welchem er geſchrieben worden, Folmarus ſey, der bereits 1043 mit Tode abgegangen, ſo fiel es von ſelbſt weg, das Manuſcript des Berengarius darin zu erwarten. Wer ſonſt dieſen Catalogus zu kennen wünſcht, den verweiſe ich auf des Ungenannten Seriem Abbatum Monasterii Weissenburgensis beim Schannat (*Vind. lit. Coll. I. p. 8*), wo er, nur wenig verſchieden, eingerückt iſt. Die darin benannten Werke, ausgenommen was eigentliche Kirchenbücher ſind, finden ſich faſt alle hier; bis auf wenige, unter welchen leider die drei Bände eines deutſchen Pſalters ſind. Dafür aber ſind eine beträchtliche Anzahl anderer dazu gekommen, welche das Kloſter, ohne Zweifel erſt nach dem Abt Folmar, angeſchafft hatte.

[1] De veritate corporis et sanguinis Je. Ch. in Euch. sacra Authores vetusti. Louanii 1561. 8vo.

[1] Hist. litér. de France, T. VIII. p. 223.

[2] Nec ad omnia responsurus sum, quia spinis rosas interseris, et albis atque nigris coloribus phantasma tuum depingis, quædam etiam dicis, quæ nihil pertinent ad propositum quæstionis. *Cap. II. p. 232. Edit. Dach.*

einzelnen Stellen behandelt, vom Oudinus und andern in Zweifel gezogen werden.[1]

Auch kommen in mehreren Bibliotheken Frankreichs und Italiens Handſchriften unter dem Namen des Berengarius vor, die vielleicht mehr enthalten, als der Titel, den ſie vor der Welt führen, beſagt. Verſchiedene heißen **Confessio** oder **Recantatio Berengarii**;[2] und ſo ganz gewiß iſt es doch wohl nicht, daß es die bloßen, aus wenig Zeilen beſtehenden Bekenntniſſe oder Widerrufe wären, die Berengarius auf den Kirchenverſammlungen ablegen und unterzeichnen müſſen.

Nur um zwei dergleichen Handſchriften, die ſich aber in brittiſchen Bibliotheken befinden, hat ſich der einzige Oudinus näher bekümmert. Die eine iſt die, welche das Dreifaltigkeitscollegium zu Dublin beſitzt, unter dem Titel: **Berengarius de Sacramento altaris**, welchem das Verzeichniß beifügt, daß ſie von einer Handſchrift bei den Jeſuiten zu Löwen copirt worden. Die andere iſt die, welche Cave aus dem Verzeichniſſe des Collegii zur ehernen Naſe in Oxford anführt, und **Disputationes Berengarii cum Lanfranco de præsentia Christi in cœna** benennt.

Doch aus der Abſchrift, welche Oudinus durch Basnagen von erſterer erhielt, erkannte er, daß es kein Werk des Berengarius, ſondern der Tractat eines Ungenannten, **de Eucharistia**, ſey, den ſchon Cellotius herausgegeben. Und eben ſo verſichert er von der andern, daß ſie eigentlich nichts vom Berengarius, wohl aber die Widerlegung des Lanfrancus enthalte, mit deren Worten des zweiten Capitels, **patres redarguis injuriisque etc.** ſie anfange, weil die erſten Blätter verloren gegangen.

Wenn indeß, zufälliger Weiſe, von der letztern Handſchrift zu Oxford, Oudinus, oder wer ſie ſonſt für ihn in Augenſchein nahm, gerade weiter nichts zu leſen ſich die Mühe genommen hätte, als die Anfangsworte, die er für Worte des Lanfrancus erkannte: ſo dürfte eine nochmalige genauere Beſichtigung nicht ganz unnöthig ſeyn. Denn es wäre möglich, daß, der Worte des Lanfrancus ungeachtet, womit das verſtümmelte Werk anfängt, es dennoch kein Werk des Lanfrancus, ſondern ein Werk des Berengarius wäre, und zwar das nämliche Werk, welches ich vor mir habe. Wie ich nämlich ſchon angemerkt, wollte Berengarius ſeinem Gegner in deſſen eigener Methode begegnen, welche eine Art von Dialog ſeyn ſoll; und indem er alſo, Stelle vor Stelle, den Lanfrancus, durch ein **Inquis tu**, redend einführt: ſo hätte es ſich ſehr leicht fügen können, daß eben das Blatt mit einer ſolchen Stelle angefangen, an welchem auch dort die Wuth, es ſey der Zeit, oder der Barbarei, oder des frommen Eifers zuerſt ermüdete.

Doch dem allen ſey, wie ihm wolle. Genug, ſo weit wir die ungedruckten Schätze der vornehmſten Bibliotheken in Europa bis jetzt kennen, darf ich mit Grund behaupten, daß unſere fürſtliche an dem wiedererkannten Werke des Berengarius ein Kleinod beſitzt, deſſen ſich keine andere rühmen kann, ja deſſen gleichen auch nur, ſowohl an Seltenheit, als am innern Werthe, ihnen allen ſchwer ſeyn möchte, uns entgegen ſtellen zu können.

III.

Iſt unſer Berengariſches Werk einzig: ſo kann es ja wohl nicht anders, als den höchſten Grad der Seltenheit haben.

Doch, was Seltenheit? wenn es nichts als Seltenheit wäre. Ich getraue mir zu behaupten, daß der nützliche Gebrauch, der ſich davon machen läßt, nahe ſo groß iſt, als ſeine Seltenheit.

Und geſetzt nun auch, daß es zu weiter nichts dienen könnte, als die zuverſichtlichen Benedictiner unwiderbringlich abzuweiſen, die uns das Buch des Lanfrancus ſo gern als ein unwiderlegt gebliebenes Buch, als ein Buch anſchwatzen möchten, durch welches die Bekehrung des Berengarius vornehmlich mit bewirkt worden: wäre es denn auch ſchon dann nicht wichtig genug? Wie viele alte Schriften treten denn noch jetzt an das Licht, durch die dergleichen parteiiſche Verkleider der hiſtoriſchen Wahrheit augenſcheinlich zu Schanden gemacht werden!

Die ſo genannte Bekehrung des Berengarius beruht auf ſo unerheblichen Zeugniſſen, und ſie iſt an und für ſich ſelbſt ſo unwahrſcheinlich, ſo unbegreiflich, daß, wenn ſie auch auf ungleich gültigern Zeugniſſen beruhte, ich mir dennoch die Freiheit nehmen würde, daran zu zweifeln. Ja, ein großer Theil meiner Beruhigung würde von dieſem Zweifel abhangen. — Ein Mann, wie Berengarius, hätte die Wahrheit geſucht; hätte die geſuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem ſein Verſtand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt, und mit Gründen andere gelehrt; wäre bei der bekannten und gelehrten Wahrheit, Trotz allen Gefahren, Trotz ſeiner eigenen Furchtſamkeit vor dieſen Gefahren, dreißig, vierzig Jahre beharrt: und auf einmal, in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen dem Menſchen keine werther ſeyn müſſen, als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit ſich zu nehmen Hoffnung hat, — eben da, auf einmal, hätte ſeine ganze Seele ſo umgekehrt werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu ſeyn aufhörte? — Wer mich dieſes bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Unterſuchungen der Wahrheit von nun an zu entſagen. Denn wozu dieſe fruchtloſen Unterſuchungen, wenn ſich über die Vorurtheile unſerer erſten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? wenn dieſe nie auszurotten, ſondern höchſtens nur in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen ſind, aus welcher ſie wiederum auf uns zurück ſtürzen, eben wenn uns ein anderer Feind die Waffen entriſſen oder unbrauchbar gemacht hat, deren wir uns ehedem gegen ſie bedienten? Nein, nein, einen ſo grauſamen Spott treibt der Schöpfer mit uns nicht. Wer daher in Beſtreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals ſchüchtern, niemals laß zu werden wünſcht, der beſiege ja dieſes Vorurtheil zuerſt, daß die Eindrücke unſerer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unſerer Kindheit beigebracht werden, ſind gerade die allerflachſten, die ſich am allerleichteſten durch ſelbſt erworbene Begriffe auf ewig überſtreichen laſſen: und diejenigen, bei denen ſie in einem ſpätern Alter wieder zum Vorſchein kommen, legen dadurch wider ſich ſelbſt das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen ſie jene begraben wollen, noch flacher, noch ſeichter, noch weniger ihr Eigenthum geweſen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von ſolchen Menſchen können alſo auch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längſt abgelegte Irrthümer auf dem Todbette, wahr ſeyn, mit welchen man jeden kleinmüthigern Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von dieſen; aber von keinem Berengarius. Ein Berengarius ſtirbt ſicherlich, wie er lehrte; und ſo ſterben ſie alle, die eben ſo aufrichtig, eben ſo ernſtlich lehren, als er. Freilich muß ein hitziges Fieber aus dem Spiele bleiben; und, was noch ſchrecklicher iſt als ein hitziges Fieber, Einfalt und Heuchelei müſſen das Bett des Sterbenden nicht belagern, und ihm ſo lange zuſetzen, bis ſie ihm ein paar zweideutige Worte ausgemergelt, mit welchen der arme Kranke ſich bloß die Erlaubniß erkaufen wollte, ruhig ſterben zu können. —

---

[1] Comment. de Script. Eccl. antiq. T. II, p. 631.

[2] Beim Montfaucon in der Biblioth. Bibliothecarum Msptorum nachzuſehen.

Allerdings bedarf eine ſo befremdende Erſcheinung in der menſchlichen Natur, als die endliche Bekehrung eines Berengarius geweſen wäre, auf alle Weiſe ausſtaffirt zu werden, wenn ſie auch nur der Allerblödſinnigſte glauben ſoll; und ich bedauere die Männer, die es für ihre Pflicht halten, dergleichen fromme Geſpenſter ausſtaffiren zu helfen. Nur müſſen dieſe Männer es denn auch nicht übel nehmen, wenn ein anderer es gleichfalls für ſeine Pflicht hält, ihre Ausſtaffirungen wieder abzureiſſen, und das Ding zu zeigen, wie es iſt; ſie mögen darüber zum Geſpötte werden, oder nicht.

Es iſt faſt unglaublich, was für ſeltſame Wendungen die guten Benedictiner nehmen, was für Verdrehungen ſie ſich erlauben, was für Armſeligkeiten, die ſie bei jeder andern Gelegenheit gewiß verachtet hätten, ſie ſich zu Nutze machen, um es nur ein wenig wahrſcheinlich heraus zu bringen, daß Berengarius durch das Werk des Lanfrancus bekehrt worden. Alles, wie man leicht ſieht, kömmt hierbei auf die Zeit an, wann Lanfrancus dieſes Werk geſchrieben, und die gemeine Meinung hierüber taugte in ihren Kram ganz und gar nicht. Wenn Berengarius unter Gregorius dem Siebenten, im Jahre 1079, nochmals widerrufen; und wenn er auch von dieſem Widerrufe nochmals rückfällig geworden: ſo muß nothwendig Lanfrancus erſt nach dieſem Jahre geſchrieben haben, oder er war es nicht, welcher den Berengarius bekehren half, wenn der jemals bekehrt worden. Und nun, wie fangen ſie es an, zu erweiſen, daß Lanfrancus wirklich nicht früher geſchrieben? Es verlohnt der Mühe, ſie nach der Länge ſelbſt zu hören.

„Wegen der Zeit, wann Lanfrancus (ſchreiben ſie in dem Leben deſſelben)[1] ſein Werk verfertigt, iſt man ſehr uneinig. Die Chronik der Abtei zu Bec[2] ſagt, daß es im Jahre 1053 geſchehen ſey, welches ein offenbarer Irrthum iſt, weil die Schrift des Berengarius, welche Lanfrancus darin widerlegt, wenn ſie früh erſchienen, erſt ſechs Jahr nachher kann erſchienen ſeyn. Don Mabillon, nachdem er über dieſen Punkt ein wenig veränderlich geweſen, entſchloß ſich endlich für 1069.[3] Ueberhaupt kömmt man darin überein, daß der Verfaſſer noch Abt in dem Kloſter des heil. Stephanus zu Caen geweſen, als er ſein Buch herausgegeben. Doch die, welche für dieſes allgemeine Datum ſind, das acht bis neun Jahre in ſich faßt, gründen ſich einzig und allein auf die Meinung, nach welcher man vorausſetzt, daß es eben das nämliche Werk geweſen, welches Lanfrancus von Canterbury aus an den Papſt Alexander den Zweiten ſchickte, und von welchem er ſelbſt ſagt, daß er es noch als Abt verfertigt habe.[4] Eine Vorausſetzung, die ſehr zweideutig, ich will nicht ſagen, gänzlich falſch iſt: und zwar aus folgenden Gründen:

„Die Schrift, welche Lanfrancus an benannten Papſt ſchickte, war zwar wirklich gegen den Berengarius; aber ſie heißt doch nur ein bloßer Brief: Epistolam quam *Berengario* Schismatico, dum adhuc Cadomensi coenobio praeessem, transmisi, Paternitati vestrae ... transmittere curavi. Man gebe ſich die Mühe, die Ausdrücke dieſer Stelle des Lanfrancus eigentlich zu erwägen. Die Rede iſt von einem Briefe, den er aus Caen an den abtrünnigen Berengarius geſchrieben. Reimt ſich dieſe Vorſtellung wohl mit dem Begriffe, den wir von ſeinem Tractate, von dem Leibe und Blute des Herrn wider dieſen Ketzer haben, und den der Verfaſſer ſelbſt Liber Scintillarum überſchrieben hatte? Würde ihn Lanfrancus wohl dem Papſte, unter einem andern Titel überſendet haben, als den er ihm ſelbſt gegeben? Wenn man es nicht erweiſen könnte, daß Lanfrancus außer ſeinem Tractate vom Abendmahle auch noch andere Schriften gegen den Berengarius ausgehen laſſen, ſo dürfte man allenfalls noch eher zu der Vorausſetzung, die wir hier widerlegen, berechtigt ſeyn. Aber Sigebertus, ein zeitverwandter Schriftſteller, verſichert mit ausdrücklichen Worten,[1] daß außer dieſem Tractate, den er ſehr ſorgfältig bezeichnet, Lanfrancus mehr als einen Brief wider ſeinen Gegner geſchrieben, und die Irrthümer deſſelben mit vielem Nachdrucke darin widerlegt habe: Scripsit invectivas contra *Berengarium* Turonensem epistolas, refellens scripta eius; worauf Sigebertus insbeſondere den Tractat unſers Erzbiſchofs vom Abendmahle ſehr genau beſchreibt. Nichts kann klärer ſeyn, als das Zeugniß dieſes Schriftſtellers; auch iſt es hinlänglich, die Vorausſetzung zu vernichten, die man gemeiniglich wegen der vom Lanfrancus an den Papſt Alexander überſchickten Schrift zu machen pflegt. Es war nicht ſein Tractat vom Abendmahle, der bis auf uns gekommen iſt; ſondern es war einer von den erſten Briefen, die er über den nämlichen Gegenſtand, wie wir geſehen, an den Berengarius geſchrieben hatte, und deſſen uns die Unfälle der Zeit beraubt haben.

„Was das eigentliche Datum des Tractats anbelangt, von welchem wir hier handeln, ſo muß ſolches aus dem zweiten Kapitel deſſelben genommen werden. Lanfrancus redet daſelbſt von dem, was unter der Regierung Gregorius des Siebenten zu Rom wegen des Berengarius verhandelt worden, und führt von Wort zu Wort das ganze Glaubensbekenntniß an, welches dieſer Archidiaconus auf der im Februar 1079 gehaltenen Kirchenverſammlung, ſechs Jahre nach dem Tode des Papſt Alexanders, unterzeichnet hatte. Folglich kann Lanfrancus ſelbſt dieſes höchſtens nur in dem nämlichen, oder etwa dem folgenden Jahre geſchrieben haben, in welches die Bekehrung des Berengarius fällt, zu der das Werk des Lanfrancus, wie anderwärts von uns bemerkt worden, das Seinige gar wohl beigetragen haben mochte. Doch der Ort, auf den wir dieſes Datum gründen, wird in verſchiedenen Handſchriften und in den nach ſelben beſorgten Ausgaben vermißt, ob er ſich ſchon in den Ausgaben von 1540, 1648 und 1677 befindet. Was kann hieraus folgen? So viel, ſagt man, folge hieraus, daß Lanfrancus, der dieſen ſeinen Tractat geſchrieben, als er noch Abt zu Caen geweſen, ihn nach der Zeit müſſe wieder überſehen, und mit dem vermehrt haben, was ſich unter Gregorius dem Siebenten zugetragen. Allein ſo ſchließen, heißt mehr errathen wollen, als ſchließen. Weit natürlicher iſt es, daß die Lücke durch Unachtſamkeit eines Abſchreibers entſtanden iſt. Es braucht nur Einer den Fehler begangen zu haben, und er kann ſich in mehreren Manuſcripten finden, die nämlich nach ſeinem gemacht worden. Der Beiſpiele von dergleichen Lücken ſind unzählige —

„Sollte ſich mit dem allen ein Vernünftler (Ergoteur) finden, der unſerer Meinung zu widerſprechen, dieſes als einen Grund anführen wollte, daß man ſonach keine Urſache abſehen könne, warum es Lanfrancus an die zwanzig Jahre verſchoben habe, die Schrift des Berengarius zu widerlegen: ſo dürfen wir nur wiederum fragen, warum er, nach der gemeinen Meinung, es gleichwohl zehn Jahre verſchoben hätte? Wenigſtens erhellt aus ſeinen Worten ſelbſt, daß er es nicht eher als nach dem Tode des Kardinal Humbertus gethan, folglich doch erſt ganze fünf Jahre nachher, als Berengarius ſeine Schrift ausgehen laſſen. Man dürfte ſehr verlegen ſeyn, eine kategoriſche Urſache von dieſer Verzögerung anzugeben. Nur die, welche wir anführen können, iſt ſehr natürlich, und gründet ſich auf Facta. Lanfrancus, der, wie Siegebert verſichert, die Irrthümer des Berengarius ſchon mehr als einmal beſtritten hatte, ſah, daß andere Schriftſteller, wie Durandus, Abt zu Troarn, wie Euſebius Bruno, Biſchof zu Angers, auch vielleicht wie Guitmundus, und wer ſie ſonſt waren, ihnen ſehr einleuchtende Schriften entgegen ſetzten. Er hoffte, daß Berengarius endlich dadurch zum Stillſchweigen gebracht, und dieſe ärgerliche Streitigkeiten geendet werden ſollten. Als er aber eines Theils bemerkte, daß ſich noch niemand angelegen ſeyn laſſen, die Schmähungen abzulehnen, mit welchen dieſer Ketzer den Kardinal Humbertus angegriffen hatte, und andern Theils ſehen mußte, daß er ſeine falſche Lehre durch die Schrift erneuere, in der er auch demjenigen Bekenntniſſe, welches er 1079 unterſchrieben hatte, entſagte: ſodann entſchloß ſich Lanfrancus nicht ſowohl dieſe, als vielmehr das ältere Werk des Berengarius gegen ſein erſtes, zwanzig Jahre vorher unterſchriebenes Bekenntniß zu widerlegen. Warum er ſich aber lieber an dieſes, als an jenes Werk halten wollte, kam wohl daher, weil beide die nämlichen Spitzfindigkeiten und Trugſchlüſſe enthalten, in dem erſtern aber ſich die ſchimpflichen Vorwürfe befinden, deren wegen er den Humbertus und die römiſche Kirche rächen wollte. Indem alſo Lanfrancus ſeine Waffen gegen die erſte Schrift des Berengarius richtete, ſo gelang es ihm nicht allein, dieſen ſeinen Vorſatz zu erreichen, ſondern auch die eine Schrift ſowohl als die andere zu widerlegen. Mit einem Worte, eine Gelegenheit mußte Lanfrancus haben, wider den Berengarius zu ſchreiben. Die Bekanntmachung der 1059 ausgefertigten Schrift deſſelben war dieſe Gelegenheit nicht, indem er, wie andere Critici wollen, wenigſtens fünf, wo nicht gar zehn Jahre verſtreichen ließ, ehe er darauf antwortete. Sondern die Schrift von 1079 ſchaffte ihm dieſe Gelegenheit, und ſetzte ihn gleichſam in die Nothwendigkeit, ſeinem Gegner den Mund zu ſtopfen. Wir haben uns bei dieſem Punkte der Kritik vielleicht ein wenig zu lange aufgehalten; aber allgemein angenommene Vorurtheile machen es öfters nöthig, daß man ſich umſtändlich einlaſſen muß, um ſie deſto gewiſſer aus dem Wege zu räumen.

---

[1] T. VIII. p. 279.

[2] Chronicon Beccense in Append. ad Opera Lanfranci. Paris. 1648. fol. p. 2.

[3] Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti T. IX. p. 633. ibid. Praef. §. 57. Annal. Ord. S. Bened. lib. 63. T. V. §. 66.

[4] Lanfranc. Ep. 3. p. 303.

[1] De Script. Eccles. cap. 155.

„Dieſem Grundſatze zu Folge erlaube man uns alſo nur noch eine einzige Anmerkung, die mit zur Beſtätigung unſerer bisher dargethanen Meinung dienen kann. Seitdem Lanfrancus zum Biſchof erhoben war, hatte er dem Studium und Gebrauche der weltlichen Wiſſenſchaften gänzlich entſagt.[1] Dieſes verſichert er uns ſelbſt; und ohne Zweifel muß man auch die Dialektik darunter begreifen, als die einen Theil derſelben ausmacht. Hiermit vergleiche man nun, was er von dem Gebrauche dieſer Kunſt in ſeinem Werke wider den Berengarius ſagt, dem er vorwirft, daß er in Ermangelung gültiger Beweisſtellen ſeine Zuflucht zu ihr nehme.[2] Lanfrancus bekennt, daß er ſeines Theils in Dingen, welche die Religion betreffen, keinen Gefallen an den Regeln der Dialektik habe, weil er nicht gern ſcheinen wolle, ſich mehr auf ſie, als auf die Wahrheit ſelbſt, und auf das Anſehen der heiligen Väter zu verlaſſen. Sogar wenn der Gegenſtand des Streits von der Beſchaffenheit wäre, daß er ſich durch dieſe Regeln am leichteſten auseinander ſetzen laſſe, bemühe er ſich, ſie ſo viel möglich zu verſtecken, indem er ſich gleichgeltender Ausdrücke bediene. Aus der Beſchreibung, welche Siegebert von des Lanfrancus Auslegungen der Briefe Pauli macht, hat man geſehen, daß er ſich der nämlichen Enthaltſamkeit von dieſer Kunſt bei weitem nicht befliſſen, als er nur noch Abt war. Folglich muß er ſchon Erzbiſchof geweſen ſeyn, als er die Schrift gegen den Berengarius aufſetzte, die uns noch von ihm übrig iſt, ob er ſich ſchon darin keinen andern Titel, als den Titel eines katholiſchen Chriſten von Gottes Barmherzigkeit giebt.“

So viel halb wahres, ſo viel falſches auch in dieſer langweiligen Stelle iſt, ſo würde es doch ſchwer fallen, ſie, ohne unſer Manuſcript, auf eine ſchlechterdings befriedigende und unwiderſprechliche Art zu widerlegen. Denn alles, was man dagegen ſagen könnte, würde doch die Möglichkeit des Gegentheils nicht aufheben, die nur alsdann in keine Betrachtung mehr kömmt, wenn man ihr das Wirkliche entgegen ſtellen kann. Ich würde daher zwar nur meine Zeit verſchwenden, wenn ich, mit Zurückhaltung des alles entſcheidenden Augenſcheines, Vermuthungen bloß mit Vermuthungen beſtreiten wollte. Aber dennoch kann ich mich auch nicht enthalten, wenigſtens über ein paar Punkte, ohne Rückſicht auf meinen ſtärkern Hinterhalt, einige Anmerkungen zu machen.

1. Woher weiß es denn der Benediktiner, daß Lanfrancus ſelbſt ſein noch vorhandenes Buch wider den Berengarius Liber Scintillarum überſchrieben habe? Es ſey immer wahr, daß Bromton in ſeiner Chronik[1] es unter dieſem Titel anführt. Aber da in keiner von den Handſchriften, aus welchen es hernach abgedruckt worden, die geringſte Spur davon muß anzutreffen geweſen ſeyn, als in welchen es ſchlecht weg Liber de Corpore et Sanguine Domini geheißen: ſo könnte ja gar wohl eine ſo ſpielende Aufſchrift, das Buch der Funken, der witzige Einfall eines ſpätern Mönchs ſeyn. Daß mehrere Abſchreiber dieſem Buche des Lanfrancus einen Titel nach ihrem Gutdünken gegeben, beſtätigt auch das Exempel der heil. Diemude beim Pez,[2] die es Conflictus *Lanfranci* contra *Berengarium* benannte. Andere haben es Dialogus geheißen. Aber bei dem allen kömmt ihm doch ſchlechterdings keine Benennung mit mehrerm Rechte zu, als die Benennung eines Briefes, die ihm Lanfrancus ſelbſt in ſeinem Schreiben an den Pabſt Alexander giebt. Denn iſt es dann nicht wirklich ein Brief? eine ſchriftliche Anrede eines Abweſenden? Kann die Stärke oder Weitläuftigkeit deſſelben machen, daß es ein Brief zu ſeyn aufhört? Lanfrancus hätte ſeine Schrift mit der gewöhnlichen Briefformel angefangen,[3] und er ſollte Bedenken getragen haben, ſie gegen den Pabſt einen Brief zu nennen?

2. Müßten wir es denn aber ſchlechterdings dem Bromton auf ſein Wort glauben, daß die noch vorhandene Schrift des Lanfrancus gegen den Berengarius, von dem Verfaſſer ſelbſt, Liber Scintillarum überſchrieben geweſen: warum müßten wir ihm nicht ebenfalls auf ſein Wort glauben, daß Lanfrancus dieſes ſo überſchriebene Werk als Prior der Abtei zu Bec verfertigt habe? Denn beides ſagt er in der nämlichen Stelle, ſo zu reden, mit dem nämlichen Zuge der Feder: *Lanfrancus* Beccensis Prior tonantem librum contra *Berengarium* edidit, quem *Scintillarum* intitulavit. Kann, dieſen Worten zu Folge, das Buch, welches Lanfrancus an den Pabſt Alexander ſenden mußte, nicht deſſelben noch vorhandene Schrift wider den Berengarius ſeyn, weil dieſe Liber Scintillarum überſchrieben geweſen; ſo kann ja, eben dieſen Worten zu Folge, die nämliche Schrift nicht unter Gregorius dem Siebenten abgefaßt ſeyn, welches der Benediktiner doch mit aller Gewalt behaupten will, als unter deſſen Regierung Lanfrancus längſt nicht mehr Prior zu Bec, ſondern bereits Erzbiſchof zu Canterbury

---

[1] Epist. 33.
[2] Cap. 7.

[1] Historiæ Angl. Script. p. 964.
[2] Thes. Anecd. T. I. Pref. p. 21. §. 37.
[3] *Lanfrancus* misericordia Dei Catholicus, *Berengario* Catholicæ Ecclesiæ adversario.

war. Aber, was das vornehmſte iſt, wo ſagt denn Bromton, daß eben das noch vorhandene Buch des Lanfrancus wider den Berengarius **Liber Scintillarum** betitelt geweſen? In den angeführten Worten ſagt er es doch wahrlich nicht. Der Benediktiner ſelbſt beruft ſich ſo nachdrücklich auf das Zeugniß des Sigebertus, daß Lanfrancus mehrere Bücher gegen den Berengarius geſchrieben. Nun wohl; wir müſſen ihm zugeben, daß nach dieſem Zeugniſſe das Buch wider den Berengarius, welches Lanfrancus an den Alexander ſchickte, nicht eben das noch vorhandene muß geweſen ſeyn: daß es ein anderes geweſen ſeyn kann. Muß er aber nicht hinwiederum zugeben, daß nach eben dem Zeugniſſe dieſes noch vorhandene Buch auch nicht nothwendig dasjenige ſeyn muß, welches **Liber Scintillarum** überſchrieben geweſen? Denn warum könnte es kein anderes geweſen ſeyn, das dieſen Titel geführt? Kann es aber ein anderes geweſen ſeyn, wo bleibt ſein Schluß? Ja es muß ein anderes geweſen ſeyn, wenn das Anſehen des Bromton überhaupt etwas gelten ſoll. Das noch vorhandene Buch iſt augenſcheinlich eine geraume Zeit nach dem Tode des Kardinal Humbertus geſchrieben; da ſogar die Schrift des Berengarius, die es widerlegen ſoll, erſt nach dieſem Tode aufgeſetzt zu ſeyn ſcheint. Nun ſtarb Humbertus 1063, und wenn Lanfrancus in dieſem Jahre nicht ſchon Abt von St. Stephanus zu Caen war, ſo ward er es doch wenigſtens. Folglich kann er ſein noch vorhandenes Buch gegen den Berengarius als Prior zu Bec nicht geſchrieben haben, und das Buch der Funken, welches er in dieſer Würde ſchrieb, muß ein anderes geweſen ſeyn. Ja, ich glaube ſogar nicht unwahrſcheinlich angeben zu können, welches andere Buch es geweſen. Sie erinnern ſich, daß Lanfrancus von ſich ſelbſt erzählt, er ſey auf der Kirchenverſammlung zu Rom unter Leo dem Neunten, welches die erſte war, die gegen den Berengarius gehalten ward, faſt ſelbſt in den Verdacht gekommen, daß er der Meinung des Berengarius zugethan ſey. Der Papſt habe ihm alſo befohlen, ſich zu rechtfertigen, ein Bekenntniß ſeiner Orthodoxie abzulegen, und die allgemeine Lehre der Kirche, nicht ſowohl durch Gründe der Vernunft, als durch Beweisſtellen aus der Schrift und den Vätern zu erhärten. Dieſes habe er denn auch gethan, und den Beifall der ganzen Verſammlung erhalten.[1] Wenn man nun annehmen darf, daß dieſes nicht bloß mündlich geſchehen, ſondern daß Lanfrancus ſein Bekenntniß, ſeine Erörterung der katholiſchen Lehre, entweder vorher oder nachher, auch ſchriftlich werde aufgeſetzt haben: ſo dürfte ein ſolcher Aufſatz vielleicht am erſten, es ſey von ihm ſelbſt oder von andern, mit dem Titel des Buchs der Funken ſeyn belegt worden. Denn, wie geſagt, es ſollte vornehmlich eine Sammlung einzelner von dort und da zuſammengetragener Beweisſtellen, gleichſam alſo einzelner Funken ſeyn, aus welchen ſich die leuchtende Flamme der Wahrheit erzeugt. Hingegen einen Tractat ſo zu benennen, wie der noch vorhandene des Lanfrancus iſt, in welchem man einen Gegner Punkt für Punkt widerlegen, und die ganze ſtreitige Materie, nach allen Gründen für und wider, erſchöpfen will, würde ſo abgeſchmackt ſeyn, daß man ſich ſchwerlich bereden könne, es ſey von dem Verfaſſer ſelbſt geſchehen. Auch war es insbeſondere als Titel zu dieſem Tractate, daß ich ihn, in dem Vorhergehenden, für den witzigen Einfall eines ſpätern Mönchs erklärte.

3. Es iſt ſehr ſeltſam, mit dem Benediktiner anzunehmen, daß Lanfrancus ganze zwanzig Jahre angeſtanden haben ſollte, den Berengarius förmlich zu widerlegen, und daß er, als er ſich endlich dazu entſchloſſen, ſich lieber dabei an die allererſte, längſt vergeſſene Schrift deſſelben hätte halten wollen, als an die allerneueſte. Aber noch ſeltſamer iſt die Beſchönigung, daß Lanfrancus doch auch, nach der gemeinen Meinung, wenigſtens fünf, wo nicht gar zehn Jahre ſeine Widerlegung verzögert habe. Als ob zwanzig und zehn und fünf alles eins wäre! Und worauf gründet ſich denn nun auch dieſe Beſchönigung? Woher hat es denn der Benediktiner, daß Lanfrancus auch nur fünf Jahre verſtreichen laſſen? Es iſt wahr, Lanfrancus hat erſt nach dem Tode des Humbertus, das iſt nach 1063, geſchrieben, und Berengarius hatte bereits im April 1059 zu Rom widerrufen. Das macht freilich fünf Jahre; aber muß denn darum auch gleich im Jahre 59 Berengarius ſeinen Widerruf öffentlich zurückgenommen, und die Schrift, in welcher er es that, allen bekannt gemacht haben? Wer hat dem Benediktiner das geſagt? Iſt es nicht vielmehr höchſt wahrſcheinlich, daß die Klugheit dem Berengarius angerathen, vorher den Tod ſowohl des Papſtes als des Kardinals abzuwarten, die ihn zu dem Widerrufe gezwungen? Auch ergiebt ſich aus mehr als einem Umſtande, daß er dieſem Rathe der Klugheit wirklich gefolgt. Nicolaus ſtarb 1061, und Humbertus das zweite Jahr darauf. Von 59 bis 63 iſt kein Jahr verfloſſen, in welchem nicht zu Rom oder in Frankreich anſehnliche Kirchenverſammlungen gehalten worden. Aber auf keiner wurde des Berengarius und ſeiner erneuerten Ketzerei gedacht. Nur erſt in dem nämlichen 63ſten Jahre fand man auf der Kirchenverſammlung zu Rouen wieder für nöthig, die Schlüſſe der Kirche gegen den Berengarius und ſeine Anhänger zu wiederholen. Ja, wie ich ſchon angemerkt, die Worte des Berengarius ſelbſt, mit welchen er des Humbertus in ſeiner Schrift gedachte, ſcheinen nicht von der Art, daß ſie von einem noch lebenden Kardinale geſagt worden.[1] — Scriptum *Humberti* Burgundi, quem *fecerant* Romae Episcopum Cardinalem, quod scripsit contra catholicam veritatem, quod inferius patebit, ut cogeretur ex illo Berengarius quasi profiteri errorem *ineptissimi* Burgundi. Ich denke, nur von einem Todten ſpricht man in dieſem lange nachher erzählenden und freimüthigen Tone. Vielleicht ſchien auch ſonſt dieſe Zeit dem Berengarius vorzüglich bequem, einen ſo kühnen Schritt zu thun, als die öffentliche Zurücknahme ſeines Widerrufs war. Die oberſte Gewalt der Kirche war getheilt; zwei zugleich, und mit mächtigen Unterſtützungen, herrſchende Päpſte ſicherten ihn vor der Tyrannei des einen und des andern. Honorius der Zweite, oder vielmehr die Kirchenverſammlung zu Baſel, die ihn erwählte, hatte ſogar alle Thathandlungen und Schlüſſe ſeines Vorgängers, Nicolaus des Zweiten, für null und nichtig erklärt,[2] als worunter die Verdammung des Berengarius und ſeiner Lehre nothwendig begriffen war. Indeß will ich den Einfluß, den dieſer letztere Umſtand auf den Berengarius gehabt haben kann, für nichts als eine Vermuthung geben; genug, daß aus den übrigen ſattſam erhellt, daß die Schrift des Berengarius ſchwerlich vor 1063 bekannt geworden. Und nun kann ſie Lanfrancus ein, zwei, drei Jahre darauf beantwortet haben: wer will das beſtimmen? Nur daß er bis 69 ſollte damit verzögert haben, das iſt wenigſtens daraus nicht zu ſchließen, woraus es Mabillon ſchließen will.[3] Es iſt wahr, Lanfrancus ſchickte ſeine Widerlegung nicht eher als 70 oder 71 an den Papſt Alexander; aber nicht darum, weil ſie nicht eher fertig war, ſondern darum,

---

[1] Post hæc præcepit Papa, vt ego surgerem, fidem meam exponerem, expositam plus sacris authoritatibus, quam argumentis probarem. Itaque surrexi, quod sensi dixi, quod dixi probavi, quod probavi omnibus placuit, nulli displicuit. *Cap. IV.* p. 234. *Edit. Dach.*

[1] Apud *Lanfrancum* p. 2. Edit. *Vlimmerii.*

[2] *Fr. Pagi Brev.* T. II. p. 306. *Harduini* Acta. Concil. T. VI. Par. I. p. 117.

[3] Annal. Bened. lib. XIII. p. 19.

weil ſie der Papſt nicht eher verlangt hatte. Oder ſchickte etwa jeder Mönch, der ein Buch geſchrieben hatte, ein Exemplar ſofort an den Papſt? Alexander ohnedem verfuhr mit dem Berengarius ſehr ſäuberlich;[1] es ſey nun, weil er ihn für ſo irrgläubig nicht hielt, oder weil er in der Verfaſſung war, alles gern zum Freunde zu behalten, was nur immer ſein Freund ſeyn wollte. Dieſes wiſſen wir noch jetzt: warum ſollte es nicht auch damals Lanfrancus gewußt haben? Und wußte er es, ſo wird er ſich gewiß nicht übereilt haben, ſein heftiges verketzerndes Buch eher an den gelinden Papſt zu ſenden, als er es ausdrücklich von ihm verlangte.

4. Gleichwohl, wird man ſagen, geſchieht doch in dem Buche des Lanfrancus des Widerrufs, zu welchem ſich Berengarius auch unter Gregorius dem Siebenten gebracht ſah, nicht allein Meldung, ſondern dieſer Widerruf ſelbſt iſt von Wort zu Wort daſelbſt eingerückt. Wie wäre das möglich, wenn nicht Lanfrancus nachher erſt geſchrieben hätte? — Durch die unbeſonnene Interpolation eines Abſchreibers, antworte ich, war es möglich; und man ſollte ſich ſchämen, dieſe hier läugnen zu wollen. Doch, was ich in dem einen Manuſcripte für eingeſchoben erkläre, erklärt der Benediktiner in den andern Manuſcripten für ausgelaſſen. Wie wird das zu entſcheiden ſeyn? Ich ſollte meinen, daß hier ſehr vieles ſchon auf die Anzahl der Manuſcripte ankomme. Eingeſchaltet hat ſich die ſtreitige Stelle nur in einem einzigen Manuſcripte gefunden; nämlich in dem, nach welchem Franciſcus Quadratus das Werk des Lanfrancus herausgab: ausgelaſſen aber, in allen übrigen. Welches iſt nun wahrſcheinlicher? Dieſes, daß von der einzigen Handſchrift, in welcher die Stelle ausgelaſſen war, alle übrige Abſchriften genommen worden? oder dieſes, daß die eine verfälſchte Abſchrift glücklicher Weiſe ohne weitere Abſchrift geblieben? Die Ausgabe des Quadratus erſchien zu Rouen 1540; und Quadratus bildete ſich feſt ein, daß er das Werk des Lanfrancus zuerſt an das Licht brächte. — Novum, ſagt er in der Zueignungsſchrift, dixi propter eos, qui vel Desiderii Erasmi, vel nescio cujus opera hoc jam editum esse mentiuntur, certe non extat. Gleichwohl war es keine Lüge, daß zwar nicht Erasmus, ſondern Joh. Sichardus ihm bereits zuvorgekommen war. Dieſe Ausgabe des Sichard iſt zu Baſel 1528 in Octav gedruckt und mit dem Philaſtrius verbunden, den dieſer um mehrere alte Schriftſteller verdiente Mann gleichfalls zuerſt drucken ließ. Er hatte beider Handſchriften in einer alten Bibliothek zu Trier entdeckt; und in der von dem Werke des Lanfrancus fand ſich die ſtreitige Stelle nicht. Da indeß dem Quadratus ſein Vorgänger ſo völlig unbekannt geblieben war, ſo konnte ihm ſo leicht kein Argwohn darüber beifallen, und wir können es ihm nicht verdenken, daß er alles drucken ließ, wie er es vor ſich hatte. Nur dem Dacherius, der die geſammten Werke des Lanfrancus 1648 herausgab, iſt es zu verargen, daß er dem Quadratus die Ehre der erſten Ausgabe beſtätigte, da er doch wußte, daß überall, wo der Tractat des Lanfrancus ſonſt abgedruckt war, von mehr gedachter Stelle nicht die geringſte Spur zu ſehen ſey. Dieſes hätte ihn ja wohl eine andere Quelle müſſen vermuthen laſſen; und indem er dieſer nachgeforſcht, würde ihm Sichard nicht haben entgehen können. Denn obſchon auch Wimmer, nach dem Quadratus, eine Ausgabe von dem Buche des Lanfrancus 1561 beſorgt hatte, in welcher ſich die Stelle gleichfalls nicht befindet: ſo konnte Dacherius darum doch nicht glauben, daß man in allen den großen Sammlungen, in welche das Buch des Lanfrancus aufgenommen worden, dem einzigen Wimmer gefolgt ſey. Denn einige derſelben ſind früher, als Wimmers Ausgabe; z. E. das *Micropresbyticon* von 1550 und die Orthodoxographa von 1555, bei welchen beiden man nur allein der Sichardiſchen Ausgabe kann nachgegangen ſeyn, da man in ihnen Gregorius des Siebenten an dem zweifelhaften Orte eben ſo wenig erwähnt findet, als beim Sichard. Kurz, Dacherius hatte ſehr Unrecht, ſich an den einzigen Quadratus zu halten, und indem er den Text deſſelben allen übrigen vorzog, gleichſam den Grund zu den verführeriſchen Unwahrheiten zu legen, welche der Benediktiner in der Folge darauf zu bauen beliebte. Denn glauben Sie ja nicht, daß die drei Ausgaben von 1540, 1648 und 1677, in welchen er ſagt, daß ſich die Stelle vom Gregorius befinde, drei wirklich verſchiedene Ausgaben ſind. Die von 1540 iſt das Original des Quadratus; die von 1648 iſt die Sammlung des Dacherius, der jenem blindlings folgte, und die von 1677 iſt der Abdruck in dem 18ten Bande der Bibl. max. Patrum, in welcher man eben ſo blindlings ſich an den Dacherius gehalten hat: ſo daß man überall auf den leidigen Quadratus zurückkömmt. Ich gebe es zu, daß die Ausgabe des Sichard höchſt ſelten iſt. Auch die größten Bücherkenner, wenn ſie ja etwas von ihr wiſſen, haben nur einen ſehr verwirrten Begriff davon, welches ich Ihnen mit dem Beiſpiele des Fabricius beweiſen könnte.[1] Aber den Dacherius kann das noch lange nicht entſchuldigen. Er hatte doch ſonſt ſechs bis ſieben gedruckte Ausgaben vor ſich, und außer dieſen, wie er ſelbſt bekennt, noch drei Manuſcripte, welche alle der Interpolation des Quadratus widerſtritten. Was hätte dieſer einzige gegen ſo viele bei ihm vermögen ſollen? Zwar will er ſich durch die Vermuthung rechtfertigen, daß Lanfrancus vielleicht ſelbſt die Stelle in nachfolgenden Zeiten eingeſchoben, um ſein Buch deſto vollſtändiger zu machen.[2] Aber wo iſt der Verfaſſer, der ſein Buch auf Unkoſten aller Ordnung, alles Zuſammenhanges, alles geſunden Menſchenverſtandes, mit einer einzigen Nachricht vermehren wollte, die man bei ihm gar nicht ſucht? Und daß dieſes hier der Fall wäre, wird jeder empfinden, der ſich die Mühe nehmen will, die erſten zwei Kapitel in einem Striche zu leſen. Ein anderes wäre es, wenn noch ſonſt Spuren der Umarbeitung und Vermehrung in dem Texte des Quadratus ſich fänden. Allein keine einzige, als dieſe, und eine ſo unförmliche: das iſt ſchlechterdings unglaublich. Dennoch, wie beſcheiden iſt noch Dacherius im Vergleich mit dem Benediktiner, dem Lanfrancus nicht bloß ſo verwirrt ergänzt,

---

[1] Litteris eum satis amice præmonuit, ut a Secta sua cessaret, nec amplius sanctam Ecclesiam scandalizaret. *Anonymus Chiflettianus apud Hard. Tom. VI. Concil. P. I. p.* 1015.

[1] Liber *Lanfranci* contra *Berengarium* primum editus est a *Francisco Carro sive Quadrato*, Beccensi Cœnobita, recusus cum Philastrio. Basil. 1528. 1551. 8. et cum *Paschasii Ratberti* libro per *Guil. Ratum*, *Rothomag.* 1540. 8. *Fabr. Bibl. med. et inf. Latinit. libr. XI.* Es iſt kaum möglich, daß Fabricius eine einzige von allen dieſen Auflagen kann ſelbſt geſehen haben. Denn falſch iſt es, daß die Ausgabe des Quadratus die erſte iſt. Falſch iſt es, daß das Buch des Lanfrancus mit dem Philaſtrius wieder aufgelegt worden: eben dieſe Auflage iſt die allererſte des Sichards. Falſch endlich iſt es, daß ein Guil. Ratus 1540 zu Rouen den Lanfrancus herausgegeben: eben dieſe Ausgabe von Rouen und benanntem Jahre iſt die Ausgabe des Quadratus, und Guil. Ratus heißt nur der, welchem ſie Quadratus zuſchrieb. Ich kann nicht begreifen, woher dieſe Verwirrung entſtanden. Denn eine bloße Verwirrung kann es doch nur ſeyn; ob ich ſie ſchon auch von Hn. Hambergern nachgebetet finde. (Zuverläſſige Nachrichten, Th. *III.* S. [illegible])

[2] Deinde collato Tractatu ad tria Mss. Bibliothecarum Regiæ, Beccensis et Petavianæ, nec non ad omnes, quæ occurrerunt editiones, cum ejuscemodi professionis ne vel minima syllaba legeretur, magis augebatur suspicio. Nihilo tamen secius additamenta esse quæ protulimus, non est cur affirmemus, quandoquidem adjecisse ea B. Lanfrancum, elaborasseque ut amplior atque emendatior foret libellus, vero simillima est ratio; quod et solent plerique auctores sæpiuscule opera a se edita sub incudem revocare. *Dacherius ad Lectorem.*

ſondern gleich Anfangs geſchrieben haben ſoll? Iſt es möglich, daß dieſer Mann, auch nur den Anfang des Werks, mit Aufmerkſamkeit kann geleſen haben?

5. Denn endlich: was erhellt aus dieſem Anfange unwiderſprechlicher, als daß Lanfrancus nicht in England geſchrieben? Lanfrancus wirft dem Berengarius vor, daß er ihm ausweiche, ihn vermeide, daß er ſich mündlich mit ihm nicht einlaſſen, kein freundſchaftliches Geſpräch über die ſtreitige Materie, unter Zuziehung frommer und einſichtsvoller Schiedsrichter, mit ihm eingehen wolle. Si divina pietas cordi tuo inspirare dignaretur, quatenus respectu ejus, atque animæ tuæ *mecum loqui* velles, locumque opportunum in quo id competenter posset fieri, salubri deliberatione eligeres: multum fortasse tibi, procul dubio autem iis consuleres, quos decipis. — Sed quia elegisti pravitatem, quam semel imbibisti, clandestinis disputationibus apud imperitos tueri, palam autem atque in audientia sancti Concilii orthodoxam fidem non amore veritatis, sed timore mortis confiteri: propterea *refugis me*, refugis religiosas personas, qui de verbis tuis, ac meis possint ferre sententiam. Nun frage ich einen jeden, läßt ſich ſo ein Vorwurf einem Manne machen, den Land und Meer von uns trennen? Berengarius floh den Lanfrancus: alſo mußten ſie doch einander noch leicht treffen können? Berengarius wollte an dem dritten Orte mit dem Lanfrancus nicht zuſammen kommen: wie iſt das? ſollte der Archidiaconus zu dem Biſchofe nach England, oder wollte der Biſchof zu dem Archidiaconus nach Frankreich kommen? Thorheit! Berengarius und Lanfrancus mußten nothwendig noch in benachbarten Provinzen des nämlichen Landes leben; und über die See, aus einem Lande in das andere, macht man dergleichen Einladungen und Verweiſe nicht. —

Ich ſollte glauben, mein Freund, dieſer letzte Grund allein überwiege alle Sophiſtereien des Benediktiners. Und doch, wie geſagt, getraute ich mir nur wenig mit ihm und allen vorhergehenden gegen einen Mann auszurichten, dem das ſicherſte Zeichen der hiſtoriſchen Wahrheit dasjenige zu ſeyn ſcheint, was ſeiner Religion am meiſten Ehre macht. In der Ueberzeugung, daß, wenn die Dinge ſich ſchon nicht ſo, wie er ſagt, wirklich zugetragen hätten, ſie ſich dennoch ſo hätten zutragen ſollen, würde er mich Einen unerträglichen Ergoteur über den andern heißen, und es käme darauf an, wie viele Leſer ihm ſehr Unrecht geben würden, da es die Schwachheit der meiſten iſt, mehr Gefallen an dem Aufbauen, als an dem Niederreißen zu finden.

Gut alſo, daß auf dieſes Spiegelgefechte nichts ankömmt, und der Benediktiner ſich in ein ernſthafteres nun wohl ſchwerlich einlaſſen dürfte. Er wird ſchwerlich noch behaupten wollen, daß Berengarius die Schrift des Lanfrancus ohne Antwort gelaſſen: denn hier iſt die Antwort. Er wird ſchwerlich uns noch bereden wollen, daß Berengarius durch die Schrift des Lanfrancus bekehrt worden: denn die Antwort des Berengarius enthält ſo wenig eine Billigung ſeines Gegners, daß dieſer Gegner vielmehr darin ſo eingetrieben wird, daß allem Anſehen nach nicht Lanfrancus, ſondern Berengarius das letzte Wort behalten. Doch, das letzte Wort! Als ob nur der immer Recht hätte, der das letzte Wort behält.

Noch weniger, denke ich, wird der Benediktiner (oder, wenn der nämliche nicht mehr am Leben, einer von ſeinen Ordensbrüdern, der die Ehre ihres gemeinſchaftlichen Werkes retten zu müſſen glaubt,) darauf beſtehen wollen, daß dem ungeachtet Lanfrancus erſt unter Gregorius dem Siebenten müſſe geſchrieben haben. Denn warum ſollten ſie ein elendes Einſchiebſel noch länger vertheidigen wollen, da ſie doch die Hauptſache, welche ſie damit zu erhalten gedachten, aufgeben müſſen? Zwar beharrt man oft auf der Behauptung ſolcher unbedeutender Umſtände um ſo viel hartnäckiger, je weniger man ſich bloß geben will, daß man ſie Anfangs, nicht ſo wohl ihrer eigenen Exiſtenz wegen, als nur zum Behuf eines andern zu erſchleichenden Punkts von größerer Wichtigkeit, behauptet habe. Und auch auf dieſen Fall verſieht mich unſer Manuſcript mit Gründen, ihm zu begegnen.

Denn wie kann Lanfrancus ſein Buch erſt unter Gregorius dem Siebenten geſchrieben haben, da des Berengarius Widerlegung dieſes Buches weit früher geſchrieben iſt? Hiervon aber fallen überall die unwiderſprechlichſten Beweiſe in die Augen. Fürs erſte gedenkt Berengarius ſeines letzten Widerrufs unter genanntem Papſte mit keinem Worte: er entſchuldigt ſich bloß wegen des erſten, zu dem man ihn unter Nicolaus dem Zweiten gezwungen hatte; und unmöglich hätte er jenen ſo gänzlich mit Stillſchweigen übergehen können, wenn er bereits geſchehen geweſen wäre, wenn ihm Lanfrancus denſelben ſogar mit vorgeworfen hätte. Zweitens: Berengarius beruft ſich namentlich mehr als einmal auf den Kardinal Hildebrand; folglich war Hildebrand noch nicht Gregorius der Siebente, und Berengarius mußte dieſes noch unter der Regierung Alexanders des Zweiten ſchreiben. Drittens: Berengarius nennt den Lanfrancus ſelbſt durchgängig Monachum: eine Benennung, die dem Lanfrancus nur bis 1070 zukommen konnte, und die ihm, auch noch als Biſchof zu ertheilen, die gröbſte Beleidigung geweſen wäre.

Ich werde in meinen folgenden Briefen Gelegenheit haben, Ihnen aus dem Manuſcripte ſelbſt verſchiedene Stellen mitzutheilen, aus welchen dieſe Data erhellen. Jetzt merke ich überhaupt nur noch an, daß dem allen zufolge der Zeitraum zwiſchen 63 und 69 fallen muß, in welchem Berengarius zuerſt geſchrieben, Lanfrancus ihn widerlegt, und erſterer auf die Widerlegung geantwortet haben kann. So viele Jahre können auch gar wohl darüber verfloſſen ſeyn, denn ſo Schlag auf Schlag ließen ſich die gelehrten Streitigkeiten im eilften Jahrhunderte ohne Zweifel noch nicht führen, als wir ſie jetzt im achtzehnten geführt zu ſehen gewohnt ſind.

IV.

Wenn es Nugæ ſind, womit ich Sie in meinem vorigen Briefe unterhalten habe, ſo ſind es doch Nugæ aus der Klaſſe derer, quæ seria ducunt: und das muß mich entſchuldigen. Eine handgreiflich untergeſchobene Stelle ſey eine noch ſo klägliche Nichtswürdigkeit: das, wozu man dieſe Stelle brauchen will, iſt wenigſtens keine Nichtswürdigkeit.

Denn überſehen Sie nur den ganzen Weg des Benediktiners, von wannen er ausgeht, und nach welchem Ziele er fortſchreitet. Wenn die Stelle des Lanfrancus, ſchließt er, nicht untergeſchoben iſt, ſo hat Lanfrancus viel ſpäter geſchrieben: hat er viel ſpäter geſchrieben, ſo kann er wohl gar den Berengarius bekehrt haben; hat er ihn bekehren können, ſo hat er ihn gewiß bekehrt; und hat er ihn, den Patriarchen aller Feinde der Transſubſtantiation bekehrt, ſo iſt es bloße Hartnäckigkeit von mir, und von Ihnen, und von uns allen, wenn wir uns nicht gleichfalls durch ſeine Gründe bekehren laſſen.

Aber, wird man ſagen, ſo ſchloß vielleicht nur ein einziger Benediktiner; ſo ſchloſſen höchſtens nur diejenigen Benediktiner, die gemeinſchaftlich an einem Werke arbeiteten, das die Sanction ihrer Kirche weder erhalten hat, noch jemals erhalten wird; dieſe billigt dergleichen Federſtreiche eben ſo wenig, als ſie deren bedarf.

Nun wohl, ſo wollen wir alle die kleinen Vortheile, die unſer Manuſcript gegen unbefugte Parteigänger an die Hand giebt, für nichts rechnen, und zu wichtigern Dingen kommen.

Mit einem Worte, mein Freund, ich verſpreche Ihnen nichts geringeres, als die Aufklärung und Berichtigung der geſammten Berengariſchen Händel, in einem Grade, welcher ſchwerlich mehr zu erwarten ſtand. Sowohl die eigentliche Meinung des Berengarius, als die verſchiedenen Wege, welche man einſchlug, dieſe Meinung in ihm zu unterdrücken, wohin vornehmlich die gegen ihn gehaltenen Kirchenverſammlungen gehören, nebſt der räthſelhaften Nachſicht, die er bei allen ſeinen anſcheinenden Rückfällen fand: alles das ſollen Sie in einem ſchlechterdings neuen Lichte erblicken, welches Ueberzeugung und Befriedigung auf den geringſten Umſtand verbreitet.

Aber erlauben Sie mir, was ich Ihnen von der eigentlichen Meinung des Berengarius aus dem Manuſcripte mitzutheilen habe, noch fürs erſte bei Seite zu ſetzen. Ich halte es für ſchicklicher, bei dem bloß Hiſtoriſchen anzufangen, und Ihnen nach der Zeitordnung nicht unerhebliche Erörterungen über folgende beſondere Stücke vorzulegen: als nämlich 1) über die erſte Anklage des Berengarius bei dem Papſte; 2) über die Zeit, wann Berengarius ſeine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen; 3) über die erſte wider ihn zu Rom unter Leo dem Neunten 1050 gehaltene Kirchenverſammlung; 4) über die Kirchenverſammlung zu Vercelli, des nämlichen Jahres; 5) über die zu Paris in Gegenwart Heinrichs des Erſten, gleichfalls von dieſem Jahre; 6) über die zu Tours von 1055; und endlich 7) über die zu Rom von 1059 unter Nicolaus dem Zweiten, als der nähern Veranlaſſung der zwiſchen dem Lanfrancus und Berengarius gewechſelten Streitſchriften.

Alles, was wir von dieſen Dingen bisher gewußt haben, ſchreibt ſich, wie bekannt, faſt einzig und allein aus der Schrift des Lanfrancus her. Selbſt der zeitverwandte Anonymus, deſſen Aufſatz de *Berengarii* damnatione multiplici, Chiffletius herausgegeben hat, iſt nichts als der oft wörtliche Kopiſt des Lanfrancus, bis er auf den allerletzten Widerruf des Berengarius, unter Gregorius dem Siebenten, kömmt, welchem er ſelbſt beigewohnt haben will. Da ich nun geſagt, daß Berengarius in unſerm Manuſcripte dem Lanfrancus Schritt vor Schritt folge, ſo können Sie leicht erachten, daß er auch die hiſtoriſchen Umſtände nicht werde vorbeigegangen ſeyn, die dieſer ſeinen erſten Kapiteln eingeflochten. Aber hier iſt es, wo ich die Klage über die Verſtümmlung wiederholen muß, welche das Manuſcript erlitten. Es fängt nur wenige Zeilen vorher an, ehe Berengarius auf die Worte ſeines Gegners kömmt. Cur ergo scriptum hoc magis *Humberto* ascribis quam tibi, quam *Nicolao*, quam concilio, quam omnibus ecclesiis, quæ illud cum reverentia susceperunt? welche ſich bei dem Lanfrancus zu Ende des zweiten Kapitels in der Ausgabe des Dacherius auf der 283ſten Seite befinden. Was alſo Berengarius auf alles vorhergehende geantwortet, iſt verloren. Wie viel deſſen geweſen, iſt nicht leicht zu beſtimmen, aber daß es von Wichtigkeit geweſen, iſt wohl unſtreitig, und theils aus dem Inhalte des Lanfrancus, theils aus den eigenen nachfolgenden Beziehungen des Berengarius darauf, zu unſerm Leidweſen ſattſam zu ermeſſen. Indeß, was würde es helfen, dieſen Verluſt viel zu bejammern? Was weg iſt, iſt weg; laſſen Sie uns nur das, was wir noch haben, deſto ſorgfältiger brauchen. Und hiermit zur Sache!

1. Von der erſten Anklage des Berengarius bei dem Papſte.

Wenn wir uns um denjenigen bekümmern, welcher die beſondere Meinung des Berengarius zuerſt zu einer öffentlichen Angelegenheit der allgemeinen Kirche gemacht hat, um ſeinen erſten Ankläger bei dem Papſte: ſo finden wir zwar, daß Lanfrancus ſelbſt es weder läugnen wollen, noch läugnen können, daß Er gewiſſermaßen dafür anzuſehen ſey. Um jedoch allen Argwohn irgend eines perſönlichen Haſſes gegen den Berengarius von ſich abzulehnen, und ſich nicht ſowohl in dem Lichte eines verhaßten Anbringers, eines vorſätzlichen Ketzermachers, als vielmehr eines bloß leidenden Werkzeuges erblicken zu laſſen, deſſen ſich die Vorſicht dabei bedienen wollen: ſo erzählt er den Verlauf folgender Geſtalt.[1] „Berengarius, ſagt er, habe einen Brief über das Abendmahl an ihn nach der Normandie geſchrieben; weil er (Lanfrancus) aber alda gleich nicht gegenwärtig geweſen, ſo ſey der Brief verſchiedenen Geiſtlichen in die Hände gerathen, welche ihn geleſen und den anſtößigen Inhalt weiter bekannt gemacht hätten. Er ſey darüber in den Verdacht gerathen, als ob er es wohl ſelbſt mit dem Berengarius, es ſey aus bloßer Freundſchaft oder aus Ueberzeugung, halte: und dieſer Verdacht habe ſich ſogar in Rom verbreitet, als der Brief ihm von einem Geiſtlichen aus Reims dahin nachgebracht worden. Der Papſt habe davon gehört, und weil er eben ein Concilium um ſich verſammelt gehabt, ſo ſey der Brief öffentlich verleſen, und die darin geäußerte Meinung einmüthig verdammt worden; er ſelbſt aber habe auf päpſtlichen Befehl auftreten und die reine Lehre der Kirche zu ſeiner eigenen Rechtfertigung dagegen erhärten müſſen.“

Was nun den Brief ſelbſt anbelangt, welcher alle das Unheil angeſtiftet haben ſoll, ſo hat Lanfrancus nicht für gut befunden, ihn uns mitzutheilen. Aber Dacherius hat aus einer Handſchrift in der königlichen Bibliothek zu Paris einen Brief des Berengarius an den Lanfrancus bekannt gemacht, welchen er für den nämlichen hält.[2] Er iſt ſo kurz, und jedes Wort deſſelben verdient in Abſicht deſſen, was ich darüber zu ſagen habe, erwogen zu werden, daß ich ihn gar wohl hier ganz einrücken kann und muß.

FRATRI LANFRANCO BERENGARIVS.

Pervenit ad me, Frater Lanfrance, quiddam auditum ab Ingelranno Carnotensi, in quo dissimulare non debui ammonere dilectionem tuam. Id autem est, displicere tibi, immo hæreticas habuisse sententias Ioannis Scoti de Sacramento altaris, in quibus dissentit a suscepto tuo Paschasio. Hac ergo in re si ita est, Frater, indignum fecisti ingenio, quod tibi Deus non aspernabile contulit, præproperam ferendo sententiam. Nondum enim adeo satagisti in scriptura divina cum tuis diligentioribus. Et nunc ergo, Frater, quantumlibet rudis in illa scriptura vellem tantum audire de eo, si opportunum mihi fieret, adhibitis quibus velles, vel judicibus congruis, vel auditoribus. Quod quamdiu non fit, non aspernanter aspicias quod dico. Si hæreticum habes Ioannem, cuius sententias de Eucharistia probamus, habendus tibi est hæreticus Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, vt de cæteris taceam.

---

[1] Tempore sancti *Leonis* Papæ, delata est hæresis tua ad apostolicam sedem. Qui cum Synodo præsideret, ac resideret secum non parva multitudo Episcoporum, Abbatum, diversique ordinis a diversis regionibus religiosarum personarum, jussum est in omnium audientia recitari, quas mihi de Corpore et Sanguine Domini literas transmisisti. Portitor quippe earum legatus tuus me in Normannia non reperto, tradidit eas quibusdam clericis; quas cum legissent, et contra usitatissimam Ecclesiæ fidem animadvertissent, zelo Dei accensi quibusdam ad legendum eas porrexerunt, plurimis earum sententias verbis exposuerunt. Itaque factum est, ut non deterior de te quam de me fuerit orta suspicio, ad quem videlicet tales litteras destinaveris, putantibus multis me fovere, ac favere quæ a te dicerentur, vel gratia qua te diligerem, vel fide qua re vera ita esse non dubitanter tenerem. Igitur cum a quodam Remensi clerico Romam perlatas recitator legeret, intellecto quod *Joannem Scotum* extolleres, *Paschasium* damnares, communi de Eucharistia fidei adversa sentires, promulgata est in te damnationis sententia privans te communione sanctæ Ecclesiæ, quam tu privare sancta ejus communione satagebas. Post hæc præcepit Papa, ut ergo surgerem, pravi rumoris a me maculam abstergerem, fidem meam exponerem etc. Cap. IV. p. 234. Edit. *Dach.*

[2] In Notis et Observ. ad vitam *Lanfranci*, p. 22.

Dem Dacherius ſind in ſeiner Meinung von dieſem Briefe die gelehrteſten Männer der katholiſchen Kirche ohne Bedenken gefolgt. De Roye ſchloß ſo: aus dem Briefe, welcher auf dem Concilio vorgeleſen ward, erſah man, daß Berengarius dem Johannes Scotus beitrete, daß er den Paſchaſius verdamme, und daß er einen andern Glauben von dem Abendmahle habe, als den gemeinen Glauben der Kirche; dieſe drei Punkte ſind auch aus gegenwärtigem Briefe zu erſehen; folglich iſt dieſer jener, und jener dieſer. Coſſartius billigte dieſen Schluß, und beſtätigte ihn noch durch die Vergleichung mit einer Stelle aus dem Briefe des Berengarius an den Aſcelinus, die freilich ſehr entſcheidend iſt.[1] Ich übergehe den Du Pin[2] und andere, welche gleich ihm die Entdeckung des Dacherius ſtillſchweigend billigen, indem ſie dieſelbe nutzen.

Der einzige Mabillon erkannte hiebei eine Schwierigkeit, die allerdings ſo groß iſt, daß man ſich wundern muß, wie ſie von allen ſeinen Vorgängern hat können überſehen werden. Wenn nämlich ſchon die vom De Roye und Coſſartius angeführten Merkmale eintreffen, ſo iſt doch noch ein anderes und gerade das wichtigſte Merkmal übrig, welches auf den vom Dacherius bekannt gemachten Brief ſchlechterdings nicht paſſen will. Ich meine den Verdacht, welcher aus dem Briefe des Berengarius wider die Rechtgläubigkeit des Lanfrancus ſelbſt ſoll entſtanden ſeyn. Einen ſolchen Verdacht, ſagt Mabillon, hat der gegenwärtige Brief dem Lanfrancus nicht zuziehen können, weil ausdrücklich darin geſagt wird, daß Lanfrancus der Meinung des Berengarius nicht geweſen, und daß er ſie ſogar als ketzeriſch verworfen habe. Folglich, urtheilt Mabillon, müſſe es ein andrer Brief geweſen ſeyn, welcher in dem Concilio verleſen worden; und dieſes ſey ohne Zweifel der frühere geweſen, welcher den Lanfrancus in der Normandie nicht gefunden.[3]

Nun iſt zwar das letztere ganz ohne Grund. Denn aus den Worten des Lanfrancus erhellt im geringſten nicht, daß Berengarius zweimal an ihn während ſeiner Abweſenheit aus der Normandie geſchrieben habe, ſondern der Brief, welcher ihn in der Normandie nicht fand, iſt eben der, welcher von da nach Reims geſchickt, und von Reims ihm nach Rom gebracht wurde; wie ſolches eben der Benedittiner, mit welchem ich mich in meinem Vorigen herumgeſtritten, ſehr wohl zeigt.[1] Aber dem ungeachtet beſteht der Einwurf des Mabillon in aller ſeiner Stärke, und entweder iſt es nicht wahr, daß Lanfrancus ſelbſt durch den Brief des Berengarius verdächtig geworden, oder der Brief, durch welchen er es ward, iſt nicht der, welchen wir vor uns haben.

Daß Mabillon ſich lieber an die letzte Folge halten wollte, als an die erſte, iſt natürlich. Wie hätte er die erſte mit der Verehrung reimen können, die er gegen einen Heiligen ſeiner Kirche zu haben ſchuldig war? Der heilige Mann ſagt es ja ſelbſt, daß ſeine eigene Orthodoxie durch den Brief des Berengarius verdächtig geworden: wie ſollte nicht alles wahr ſeyn, was ſo ein heiliger Mann ſagt?

Und dennoch iſt es nicht wahr! Es war ein bloßer Vorwand, den Lanfrancus zu brauchen beliebte; und Berengarius unterläßt nicht, dieſen Vorwand in unſerm Manuſcripte gerade zu für das, was er war, für eine Lüge zu erklären. Denn freilich war der vor uns liegende Brief eben der, der in dem Concilio verleſen worden. Berengarius hatte ihn ſeiner Antwort ganz eingerückt. Leider zwar auf den erſten Blättern, welche verloren gegangen. Aber dem ungeachtet erhellt aus dem, was er in der Folge davon ſagt, unwiderſprechlich, daß wir uns unmöglich irren können, wenn wir den Brief bei dem Dacherius für den nämlichen, und für ſo authentiſch halten, als ob er aus den verlornen Blättern ſelbſt genommen wäre. Eben das alſo, wodurch er dem Mabillon verdächtig werden wollen, iſt das, was ihn am allerkenntlichſten machen muß. Mabillon ſagt, daß durch dieſen Brief Lanfrancus ſelbſt unmöglich in Verdacht gerathen können; eben dieſes ſagt auch Berengarius von dem, welchen er eingerückt hatte: folglich iſt es gewiß, daß ſie beide den einen und eben denſelben meinen.

Hier ſind die Stellen aus dem Manuſcripte ſelbſt, welche das gut machen werden, was ich geſagt habe. Es iſt, wie Sie wiſſen, überall Lanfrancus, mit dem Berengarius redet.

> »Quod meum ad te scriptum sententias habuisse de corpore et sanguine Domini dicere voluisti, indignissime tua veridicitate scripsisti, quia nullas de corpore tibi Christi et sanguine sententias in scripto illo proposui, quod ut manifestum fiat, ad scriptum illud, quod jam scripto isti inserui, qui voluerit recurrat.«

Und nicht weit darauf:

> »Sæpius me de falsitate tua scriptum tuum compellit, vt loquar. Qua enim fronte scribere potuisti suspicionem contra te de meo ad te scripto potuisse oriri? Admonebat te scriptum illud meum, præproperam contra Ioannem Scotum te tulisse sententiam, et vt de eo mecum agere dignareris secundum scripturas. Nec sani ergo capitis fuit, aliquid contra te suspicari de scripto illo, in quo ego reprehenderam, quod omnes, vt scribis, te fecisse approbabant. Denique legat scriptum illud qui voluerit, et nihil constantius reputare valebit, quam non potuisse oriri de te suspicionem, quæ de me orta fuerat per scriptum illud.«

Ich fürchte nicht, aus dieſen Stellen das geringſte mehr geſchloſſen zu haben, als die dürren Worte beſagen. Noch weniger fürchte ich, daß man den ganzen Umſtand für zu unerheblich halten werde, als daß er eine ſo beſondere Erörterung verdiene. Wenigſtens fürchte ich dieſes von denen nicht, welche wiſſen, was für Kleinigkeiten es öfters ſind, die gerade das meiſte Licht auf den

---

[1] Conciliorum T. XII. p. 1430.

[2] Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. VIII. p. 7.

[3] Ante has litteras *Berengarius ad Lanfrancum* alias, vt videtur, priores perferendas tradiderat cuidam nuntio, qui, *Lanfranco* in Normannia minime reperto, eas aperuit, et quibusdam legendas præbuit. Hinc, vt sunt proni ad sinistra judicia mortales, non deterior de *Berengario* ipso, quam de *Lanfranco* orta opinio, quasi hic eadem cum illo sentiret, quod prædictæ epistolæ convenire non potest, in qua *Lanfrancus* a *Berengario* dissentire aperte dicitur: adeoque necesse est, alias admittere *Berengarii* ad *Lanfrancum* priores litteras, in quibus amice cum eo de suo errore agebat. *Mabillon Act. Sanctorum Ord. Bened. Sæc. VI Par. II Præf.* § 13.

[1] Hist. lit. de la Fr. T. VIII. p. 263.

Charakter eines Mannes werfen. Hat aus dem Briefe des Berengarius kein Verdacht gegen den Lanfrancus entſtehen können: ſo iſt auch keiner daraus entſtanden. Iſt keiner daraus entſtanden, und Lanfrancus verſichert es dem ungeachtet: ſo wiſſen wir nun ſchon, was der gute Mann damit will. Der Kniff muß alt ſeyn unter den Ketzermachern; und ſie müſſen ſich ſehr wohl dabei zu befinden glauben: denn ſo alt er iſt, ſo üblich iſt er unter ihnen noch. Immer wollen ſie die grauſamen Anklagen, durch welche ſie ihres Nächſten Ehre und Wohlſtand und Leben in die äußerſte Gefahr ſetzen, für nichts als unumgängliche Selbſtvertheidigung gehalten wiſſen. Ohne dieſe würden ſie gern geſchwiegen, es gern ihrem Gott nur in der Stille geklagt haben, wie ſehr ſeine heilige Wahrheit gekränkt und verläſtert werde; aber ihr eigner guter Leumund wird darüber verunglimpft; ihr eigner Glaube, deſſen Licht ſie vor aller Welt leuchten zu laſſen ſo verbunden ſind, wird darüber verdunkelt: nun müſſen ſie auftreten, und müſſen reden, und müſſen vor Gott und der Welt bezeugen, wie verderblich, wie greulich, wie werth mit Feuer und Schwert verfolgt zu werden, ſie die Irrthümer ihres ihnen ſonſt ſo lieben Nächſten, ihres Bruders in Chriſto, finden.

Es wäre ſchlimm, wenn aus der folgenden Unterſuchung über die Zeit,

2. wann eigentlich Berengarius ſeine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen,

die Heuchelei des Lanfrancus noch ſchwärzer und verhaßter erſcheinen ſollte.

Der Brief des Berengarius war kurz vor, oder während der Kirchenverſammlung geſchrieben, welche zu Reims in den letzten Monaten des Jahres 49 gehalten wurde: denn er ward dem Lanfrancus, welcher ſich mit darauf befand, dahin nachgeſchickt. Lediglich auf dieſen Brief ward denn auch der Steller deſſelben, in dem nächſtfolgenden Jahre, zu Rom und Vercelli verdammt. Lanfrancus ſagt zwar, daß zu Vercelli die Lehre des Berengarius der Kirchenverſammlung vorgelegt worden, welches aus dem bloßen Briefe nicht wohl geſchehen können, und daher andere authentiſche Schriften ſollte vorausſetzen laſſen. Allein, was Berengarius dem Lanfrancus hierauf in unſerm Manuſcripte antwortet, iſt höchſt merkwürdig; nämlich:

> »Quod sententiam meam scribis Vercellis in consessu illo expositam: dico de rei veritate et testimonio conscientiæ meæ, nullum eo tempore sententiam meam exposuisse, quia nec mihi eo tempore tanta perspicuitate constabat, quia nondum tanta pro veritate eo tempore perpessus nondum tam diligenti in scripturis consideratione sategeram.«

Was meinen Sie? Wenn wir einer ſo feierlichen Verſicherung glauben dürfen; — und ich wüßte nicht, warum wir nicht dürften? — wenn es wahr iſt, daß in dem Jahre 50 ſchlechterdings kein Menſch die Lehre des Berengarius vortragen können, weil er ſie noch ſelbſt nicht aufs reine gebracht hatte, weil er ſich noch ſelbſt um den Gegenſtand derſelben ſo genau nicht bekümmert hatte, als ihn die Verfolgungen, die er nachher darüber erdulden mußte, zu thun nöthigten: wie wird es um die ſtehen, welche ſo zuverläſſig wiſſen wollen, daß er weit früher angefangen habe, ſeine Ketzerei zu verbreiten, und ihr durch Ueberredung und Beſtechung Anhänger zu verſchaffen?

Ich übergehe die elende Fabel, daß Berengarius eine beſondere Neigung zur Heterodoxie ſchon als Schüler des Biſchof Fulbert zu Chartres verrathen habe, und daß der ſterbende Fulbert ihn nicht vor ſeinen Augen leiden wollen, weil er einen Teufel ihm nachtreten geſehen. Wenn das geringſte davon wahr wäre, ſo würde ſein geweſener Mitſchüler, Ihr Adelmann, gewiß nicht unterlaſſen haben, in ſeinem Briefe es ihm vorzuhalten. Einigen Schriftſtellern zu Folge ſoll Adelmann das auch wirklich gethan haben, und Natalis Alexander ſchreibt ausdrücklich: Saepe adolescentem petulantis ingenii et ad novitates propensi Præceptor sanctissimus hortabatur ne a via regia, hoc est ab Apostolica fide et SS. Patrum doctrina deflecteret, vt Adelmannus testatur in Epistola ad ipsum data.[1] Aber wie muß dieſer Mann geleſen haben? Sie haben den Brief des Adelmann gewiß aufmerkſam geleſen, und wiſſen, daß die Ermahnungen des Fulbert, auf dem einmal gebahnten Wege zu bleiben, ſeinen Schülern überhaupt, nicht aber dem Berengarius insbeſondere, gegolten. Hätten ſie die geringſte beſondere Beziehung auf den Berengarius gehabt: ſo würde, wie geſagt, Adelmann ſicherlich ſich dieſes Vortheils gegen ihn da nicht begeben haben, wo er ja wohl eines ganz beſondern Eindruckes fähig geweſen wäre.

Auch bei dem Baronius brauche ich mich nicht zu verweilen, nach welchem Berengarius durch ſeine Ketzerei bereits im Jahre 1035 Unruhen ſoll erregt haben. Denn daß dieſes falſch ſey, haben Natalis Alexander und Ant. Pagi aus eigenen anderweitigen Nachrichten des Baronius gezeigt; und es iſt nur zu verwundern, wie Basnage dem Baronius ſo blindlings nachſchreiben können.[2]

Aber Pagi ſelbſt nimmt dafür das Jahr 45 an, in welchem die Ketzerei des Berengarius zuerſt ausgebrochen ſey; und gründet ſich deßfalls nicht ſowohl auf die Zeugniſſe verſchiedener Geſchichtſchreiber, an deren Genauigkeit ſich noch wohl zweifeln ließe, als vielmehr auf die mit dieſen Zeugniſſen übereinſtimmende Berechnung, welche ſich aus dem Briefe des Adelmann anſtellen läßt. Und dieſe iſt es, welche hier in nähere Erwägung gezogen zu werden verdient.

Sie erinnern ſich, daß man aus den Worten des Adelmann, Teutonicas aures, inter quas tam diu peregrinor, ſchließen zu dürfen glaubt, daß er noch der Schule zu Lüttich vorgeſtanden, als er ſeinen Brief an den Berengarius geſchrieben. Sie erinnern ſich, daß man als unſtreitig annimmt, Biſchof zu Brescia ſey er in dem Jahre 48 geworden. Hieraus würde nun freilich folgen, daß auch der Brief längſtens in dieſem Jahre, wo nicht noch vorher, geſchrieben worden; und da es in demſelben ſogar heißt, daß bereits zwei Jahre vorher der Ruf von der irrigen Lehre des Berengarius dem Adelmann zu Ohren gekommen: ſo würde eben ſo unſtreitig weiter folgen, daß Berengarius ſchon gegen 45 damit Aufſehen gemacht habe. Wäre nun aber dieſes, wie würde es um ſeine Verſicherung ſtehen, daß vor 50 keinem Menſchen ſeine wahre Meinung bekannt geweſen? Müßte er nicht entweder hiermit die Unwahrheit geſchrieben haben, oder leichtſinnig genug geweſen ſeyn, eine Lehre zu behaupten und auszubreiten, die er ſelbſt noch nicht hinlänglich unterſucht hatte?

Ich denke nicht, daß eines von beiden nothwendig folgt. Er kann gar wohl vor 50 eine Meinung geäußert haben, welche den blinden Anhängern des Paſchaſius ärgerlich war. Aber es war bis dahin nicht ſowohl ſeine eigene Meinung, als die Meinung des Scotus. Denn ſo viel Uebergewicht als damals auch ſchon die Lehre des Paſchaſius mochte gewonnen haben: ſo war ſie doch noch durch keinen Schluß der Kirche für die einzig wahre erkannt worden. Die Lehre des Scotus war noch unverworfen; und es mußte einem jeden Gliede der Kirche noch frei ſtehen, ſich für die eine oder für die andere zu erklären. Auch thut Berengarius in dem Briefe an den Lanfrancus ſelbſt weiter nichts, als daß er, zu Folge dieſer Freiheit, den Lanfrancus vor Uebereilung und eigenmächtiger Verdammung eines Mannes warnt, in welche die unſträflichſten Väter der Kirche mit verwickelt werden konnten.

---

[1] Diss. select. ad Hist. Eccles. Sæculi XI et XII. prima, art. 1.

[2] Hist. de l'Eglise T. I. p. 1306. §. 10.

Sie werden ſagen: „alles das, ſo befriedigend es auch immer ſeyn möge, könne doch nur für den Brief des Adelmann befriedigen; aber dieſen Brief habe Berengarius nicht ohne Antwort gelaſſen; beträchtliche Fragmente von dieſer Antwort wären vorhanden, und dieſe Fragmente wenigſtens widerſprächen der angezogenen Verſicherung ihres Verfaſſers, daß die zur Kirchenverſammlung zu Vercelli, ſie ſelbſt eingeſchloſſen, niemand von ſeiner Meinung hinlänglich unterrichtet geweſen; angeſehen in dieſen Fragmenten im geringſten nicht von der Meinung des Scotus, ſondern von der eigenen Meinung des Berengarius die Rede ſey, die er ſowohl durch Schlüſſe, als durch Stellen aus den Vätern zu behaupten ſuche.“

Recht; Sie ſetzen nämlich voraus — Doch ehe ich es vergeſſe! Es iſt ohne Zweifel ein bloßes Verſehen Ihres Setzers oder Abſchreibers, mein Freund, daß nurgedachte Fragmente in Ihrer Ausgabe als ein einziges fortlaufendes Fragment gedruckt worden. Martene und Durand hatten ſie nicht in bloßen Abſätzen drucken laſſen, ſondern die Abſätze ſelbſt noch durch die Worte Idem infra von einander getrennt, und dieſe Worte ſind es, welche ich ungern bei Ihnen vermiſſe. Nicht ſowohl deßwegen, weil man ohne ſie nun leicht einen Zuſammenhang ſuchen möchte, wo keiner ſeyn ſoll, als vielmehr deßwegen, weil ohne ſie dem Leſer ſo leicht nun nicht eine Frage beifallen kann, die nicht ſo ganz für die lange Weile ſeyn dürfte. Nämlich die: das Manuſcript, aus welchem Martene und Durand ihre erſte Ausgabe beſorgten, enthielt es ebenfalls nur die mitgetheilten Fragmente aus der Antwort des Berengarius? oder enthielt es dieſe Antwort ganz? Wenn gleichfalls nur die mitgetheilten Fragmente: warum ſagte man uns das nicht deutlich? Wenn die Antwort ganz: warum erhielten wir ſie nicht ganz daraus? Was für Recht hatten dieſe Benediktiner, das Uebrige zu unterdrücken? In welchem Verdachte müſſen uns ſolche Unterdrückungen beſtärken? Ich habe dieſe unangenehme Saite ſchon einmal berühren müſſen.[1] Nun wäre es leicht möglich, daß das, was ſie ſo zurückgehalten, gänzlich aus der Welt wäre: denn das Manuſcript, welches ſie brauchten, wird ohne Zweifel zu Gemblou mit verbrannt ſeyn. Aber wieder in das Gleiß. —

Sie ſetzen, ſage ich, voraus, — daß, wenn man das Datum eines Briefes wiſſe, man in dem Datum der Antwort nicht eben ſehr weit fehlen könne; daß alſo, wenn der Brief des Adelmann vor 48 geſchrieben worden, die Antwort des Berengarius wohl ſchwerlich erſt 50 und ſpäter werde erfolgt ſeyn. Gleichwohl, ſo natürlich dieſe Vorausſetzung iſt, ſo muß ſie doch hier einem unſtreitigern Beweiſe nachſtehen. Der Brief des Adelmann mag geſchrieben ſeyn wann er will, die Antwort des Berengarius iſt gewiß erſt nachher geſchrieben, als er mit dem Lanfrancus bereits in Streit gerathen war. Dieſes iſt aus den Worten unwiderſprechlich: Adversarii ergo, vulgus, et cum vulgo insanientes, Paschasius, Lanfrancus et quicumque alii ita causam intendebant: panem et vinum, per corruptionem vel absumptionem sui, in particulam carnis Christi sensualiter transire et sanguinis. Wie hätte Berengarius des Lanfrancus hier, und auf ſolche Weiſe, gedenken können, wenn er nicht bereits jenen Brief an ihn geſchrieben gehabt hätte, vor welchem er noch kaum wußte, wie ſehr abgeneigt Lanfrancus von der beſſern Meinung des Scotus ſey? Hatte er aber jenen Brief bereits geſchrieben, ſo iſt ſeine Antwort an den Adelmann auch zuverläſſig ſpäter als die Kirchenverſammlung von Vercelli, in welcher man ihn wegen einer Meinung verdammte, von der, wie er verſichert, noch kein Menſch wiſſen konnte, ob es ſeine Meinung ſey oder nicht. Nur durch dieſe und die kurz vorhergegangene römiſche Kirchenverſammlung lernte Berengarius ſelbſt den Lanfrancus erſt recht kennen; und wenn er einige Monate vorher noch zweifelte, ob es auch wahr ſey, was ihm Ingelrannus aus Chartres von deſſen Geſinnungen erzählt hatte: ſo wird er ihn gewiß nicht noch früher zu dem blödſinnigen, raſenden Pöbel gerechnet haben, wie er in der Antwort an den Adelmann thut.

Ob nun aus dem ſo beſtimmten ſpätern Datum dieſer Antwort auch auf das ſpätere Datum des Briefes ſelbſt müſſe zurückgeſchloſſen werden, will ich nicht zu entſcheiden ſuchen. Geſetzt es müßte, ſo würde höchſtens nur das Jahr, wann Adelmann Biſchof zu Brescia geworden, dadurch zweifelhaft werden. Denn jeder andere Grund, warum Adelmann nicht nach der Verdammung des Berengarius zu Vercelli könne geſchrieben haben, iſt ſo viel als keiner. Man fragt z. B., ob er ihn auch wohl ſodann noch ſancte Frater angeredet haben würde? Sancte nun wohl nicht, als welches Sie ſelbſt für den Zuſatz eines Abſchreibers erkennen, aber Frater doch ohne Zweifel. Denn Frater nennt ihn ja auch Aſcelinus in einem Briefe, der ſicherlich nach den erſten Kirchenverſammlungen geſchrieben war, die den Berengarius verdammt hatten.

Und ſo, dächte ich, wäre die Verſicherung des Berengarius, von welcher die Rede iſt, gegen alle ihr entgegenſtehende Behauptungen gerettet. Nun ſetze ich noch einen poſitiven Umſtand hinzu, der es ſchlechterdings unglaublich macht, daß Berengarius ſchon vor 50 als ein Ketzer bekannt geweſen.

Nämlich: wenn es nicht wahr iſt, was Berengarius von ſich verſichert, daß die Kirchenverſammlung zu Vercelli von ſeiner Meinung über das Abendmahl nichts wiſſen können, weil er noch ſelbſt keine gehabt, die er ſein eigen nennen können; wenn es im Gegentheil wahr iſt, daß ſchon lange vorher der Ruf von ſeiner Ketzerei ſich nicht allein in Frankreich, ſondern auch in Italien und ſogar in Deutſchland, wie Adelmann ſagt, verbreitet: wie kam es, daß ſie auf keiner frühern Kirchenverſammlung gerügt ward? Wie kam es, daß beſonders auf der zu Reims, bei welcher Leo der Neunte ſelbſt zugegen war, ihrer nicht im geringſten gedacht ward? Man ſage nicht, daß die mit andern Dingen beſchäftigt geweſen. In dem Eingange ihrer Verhandlungen, welche Baronius bekannt gemacht, heißt es ausdrücklich, daß auch de quibusdam haeresibus, quae in eisdem pullulaverant partibus, die Rede ſeyn ſollen; und bei Anführung der von ihr gefaßten Schlüſſe heißt es wiederum: Et quia novi Haeretici in Gallicanis partibus emerserant, Papa eos excommunicavit, illis additis qui ab eis aliquod munus vel servitium acciperent, aut quodlibet defensionis patrocinium illis impenderent.[1] Es hat auch an Gelehrten der römiſchen Kirche ſelbſt nicht gefehlt, welche wohl empfunden, wie ſchließend das Stillſchweigen dieſer Kirchenverſammlung zu Reims ſey. Bouläus iſt nahe daran, den ganzen Schluß zuzugeben, und die einzige Wendung, mit welcher er ihm noch auszuweichen glaubt, iſt ſo gezwungen, daß man ihr ſeine Verlegenheit dabei nur zu ſehr anſieht.[1] Cum in actis, ſagt er, concilii **Remensis** nulla videatur facta fuisse mentio **Berengarii**, credibile est tum nondum plane doctrinam illam extra scholas prodisse, aut si quid de ea relatum est, Leonem noluisse agitari, ne si corruptissimis Ecclesiasticorum temporibus illa Quaestio publice moveretur, plurimos inveniret fautores praesertim in Francia, ubi Disciplina plurimum elanguerat. Dieſer Bedenklichkeit, welche er dem Leo leiht, ſie möchte nun zu billigen ſeyn oder nicht, widerſpricht Lanfrancus ſelbſt, wenn er mit deutlichen Worten ſagt, daß die Ketzerei des Berengarius erſt nach der Kirchenverſammlung zu Reims dem Papſte zu Ohren gekommen, als er das Jahr darauf ein neues Concilium zu Rom um ſich verſammelt gehabt. Leo wollte ſie alſo zu Reims nicht vertuſchen, ſondern er hatte ſchlechterdings von ihr noch nichts gehört, und das Erſte, was er davon erfuhr, erfuhr er aus dem Briefe an den Lanfrancus. Hiedurch wird auch alle Vermuthung abgeſchnitten, ob ſich nicht unter den zu Reims verdammten Ketzereien, deren keine eigentlich benennt wird, die Ketzerei des Berengarius wirklich mit befunden. Denn wenn ſie ſchon in den geſchriebenen Verhandlungen nicht namentlich vorkommen müſſen, ſo hätte ſie doch namentlich müſſen verdammt ſeyn; und auch dann hätte Lanfrancus nicht ſagen können, daß ſie erſt das Jahr darauf zu Rom vor den Päpſtlichen Stuhl gebracht worden, und die Gelegenheit dazu der eigne Brief des Berengarius gegeben habe.

---

[1] In dem zweiten Briefe, S. 721.

[1] Hard. Concil. T. V. P. I. p. 1002 et 1007.

Kurz, ſo gewiß es iſt, daß in dieſem Briefe nichts vorgekommen, wodurch Lanfrancus ſelbſt verdächtig werden können, eben ſo gewiß möchte nun wohl auch erhellen, daß der nämliche Brief das erſte und einzige war, was Berengarius zur Zeit noch über die ſtreitige Materie geſchrieben hatte. Gleichwohl aber dieſe erſte und einzige Schrift, in welcher nichts beſtimmt wird, in welcher bloß zu einer vertrauten Unterredung eingeladen wird, in welcher bloß, bis zu deren Ausgange, vor übereilten und ſtolzen Entſcheidungen gewarnt wird; — gleichwohl dieſe freundſchaftliche, beſcheidene, ſchmeichelnde Schrift, ſo hämiſch zu einer förmlichen Anklage zu machen! o heiliger Lanfrancus, wenn du dir das erlauben konnteſt, — bitte für mich nicht!

Das war es denn auch, wodurch ich beſorgte, daß das Betragen des Lanfrancus noch ſchwärzer erſcheinen dürfte. Aber ich komme

3. auf die Kirchenverſammlung zu Rom, unter Leo dem Neunten,

nun ſelbſt; und wenn ja zur Entlarvung des Heuchlers noch etwas gefehlt hat, ſo wird es ſich hier finden.

Als Lanfrancus zu Rom war, wohin ihm der Brief des Berengarius nachgeſchickt ward, was machte er daſelbſt? was waren ſeine Verrichtungen damals zu Rom? Dieſe Frage iſt mehrern eingefallen, als mir; und die meiſten antworten darauf: das wiſſen wir nicht. Nur hier und da hat es einer zu errathen geſucht, der vielleicht fühlte, daß es für den Lanfrancus doch wohl gut wäre, wenn man es wüßte, um auch hierdurch einem Verdachte vorzubeugen, den er ſelbſt ſo gern von ſich ablehnen wollen.

De Roye wollte uns glauben machen, Lanfrancus ſey damals in Angelegenheiten ſeines Herzogs zu Rom geweſen; nämlich des Herzogs Wilhelm von der Normandie, welcher eine zu nahe Blutsverwandte geheirathet hatte, und darüber mit ſammt ſeinem Lande in den Päpſtlichen Bann gerathen war. Eine verwirrte Stelle in der Chronik von Bec hatte, ohne Zweifel, den de Roye verführt. Aber ſchon Dubois,[1] und nachher Coſſartius,[2] haben ihn deßfalls widerlegt, und es iſt unläugbar, daß jene Angelegenheit unter Nicolaus dem Zweiten ſich ereignet. Zu ihrem Behufe that Lanfrancus eine zweite Reiſe nach Rom; und hier iſt nicht von ſeiner zweiten, ſondern von ſeiner erſten die Rede.

Mein Benediktiner konnte in dieſen Fehler nicht fallen. Um jedoch auch den Lanfrancus nicht das erſtemal nach Rom reiſen zu laſſen, bloß um wieder zurückreiſen zu können, hat er eine andere Muthmaßung erhaſcht, die ihm ſo glücklich und ſicher dünkt, daß er ſie ganz in dem Tone einer ausgemachten Wahrheit vorträgt.[3] „Der Brief des Berengarius, ſagt er, wurde nach der Normandie geſchickt, wo er aber den Lanfrancus nicht fand. Lanfrancus hatte ſich auf das Concilium nach Reims verfügt, welches im Anfange des Octobers 1049, unter dem eigenen Vorſitze Papſt Leo des Neunten, gefeiert ward. Dieſes iſt ein Factum, welches allen Geſchichtſchreibern des Lanfrancus entwiſcht iſt, gleichwohl ganz natürlich aus dem folgt, was Lanfrancus ſelbſt in dem dreizehnten ſeiner Briefe erzählt. Er berichtet uns darin ausdrücklich, daß er ſich in dem Gefolge dieſes Papſtes befunden, als er auf ſeiner Rückreiſe durch Lothringen die Kirche zu Remiremont eingeweiht. Und ſeht, (voila!) das war die wahre Urſache ſeiner erſten Reiſe nach Rom, die bis auf dieſen Augenblick unbekannt geblieben.“

Und ſeht, das iſt wieder ein Freundſchaftsſtück, wie es nur immer ein todter Benediktiner von einem lebendigen erwarten kann! Ich will dem ſinnreichen Manne die Marſchroute, die er dem Lanfrancus nachzeichnet, nicht ſtreitig machen; er ſcheint ihm nicht unglücklich nachgeſpürt zu haben: Lanfrancus mag immer von Bec nach Reims, von Reims nach Remiremont, und von Remiremont weiter mit dem Papſte nach Rom gereiſt ſeyn. Aber wenn wir wiſſen, wie er gereiſt iſt, wiſſen wir darum auch, warum er gereiſt iſt? Die Einweihung der Kirche zu Remiremont war etwas, das er auf der Reiſe mit anſahe. Aber die Abſicht ſeiner Reiſe konnte ſie doch gewiß nicht ſeyn. Was hätte ein Mönch aus der Normandie bei der Einweihung einer Kirche in Lothringen zu thun gehabt? Und hätte er ja etwas dabei zu thun gehabt, warum von da nicht wieder nach Hauſe, in ſein Kloſter? Warum weiter mit dem Papſte nach Rom? Die Wahrheit zu ſagen, ich weiß ſchon nicht, was Lanfrancus auf dem Concilium zu Reims zu thun gehabt. Er war noch nicht Abt von Bec. Wenn er alſo nicht eigene Angelegenheiten daſelbſt hatte, im Namen ſeines Kloſters brauchte er nicht da zu ſeyn.

Aber wie, wenn er wirklich dergleichen eigene Angelegenheiten gehabt hätte? wenn dieſe eigene Angelegenheiten eben die vorhabende Anklage des Berengarius geweſen wäre? Wie, wenn wir annehmen, er habe den Brief des Berengarius ſchon zu Bec erhalten; er habe ſich ſogleich entſchloſſen, ſeine Anklage auf dieſen Brief zu gründen; er ſey damit nach Reims auf das Concilium gereiſt, aber zu Reims habe er nicht für gut befunden, damit heraus zu rücken, es ſey nun, weil er unter der daſelbſt verſammelten Geiſtlichkeit zu viele bemerkt, die es ebenfalls mehr mit dem Scotus, als Paſchaſius hielten, oder weil ihm Berengarius ſelbſt noch zu nahe war.

---

[1] Hist. Univers. Paris. T. I. p. 416.

[1] Lanfrancus hoc anno Romam venerat, et inter plures monachos, qui aderant Concilio, assitit. Nondum ille Beccensis Abbas erat, qua vero occasione Romam venerit, haud dixero. Certe non interdicti Normanniæ causa perrexisse Romam certum est, cum ea causa non ad Leonem IX. sed ad Nicolaum PP. pertineat. *Dubois Hist. Eccl. Paris.* T. I. p. 670.

[2] Coleti Conciliorum T. XI. p. 1428.

[3] Hist. lit. de la Fr. T. VIII. p. 263.

zu geſchwind ſelbſt bei der Hand ſeyn konnte, ſich mündlich zu vertheidigen; er ſey alſo von Reims dem Papſte nachgefolgt, in der Verſicherung, mit einem Papſte eher fertig zu werden, als mit einem Concilium; er habe nach Rom den Brief ſich nachbringen laſſen, mit allerlei darüber ausgeſprengten ihm ſelbſt nachtheiligen Auslegungen; er ſelbſt habe unter der Hand zu Rom über dieſen Brief des Redens und des Aergerniſſes ſo viel zu machen gewußt, bis endlich der Papſt davon gehört, bis der Papſt ihm ſelbſt eine Erklärung darüber abgefodert, und ſo die erſte Flamme ausgebrochen? Wie wenn wir dieſes annähmen? Wäre es denn ſo etwas ganz unerhörtes, daß der zuerſt Feuer gerufen, welcher das Feuer ſelbſt angelegt? Und was darf man ſich von einem Manne nicht zu argwohnen erlauben, den man einmal auf einer offenbaren Unwahrheit ertappt hat?

Erwarten Sie indeß nicht, daß ich dieſen Plan von Verfolgung und Tücke mit Stellen aus unſerm Manuſcripte belegen werde. Dergleichen hätten müſſen bald im Anfange vorkommen, welcher verloren gegangen. Aber dafür habe ich einen andern Gewährsmann aufzuſtellen, welcher hier noch wohl glaubwürdiger iſt, als Berengarius ſelbſt. Es iſt der eigene Biograph des Lanfrancus, Milo Criſpinus, der kurz nach dem Lanfrancus in dem nämlichen Kloſter zu Bec lebte.

Man fragt und zerfragt ſich, in welcher Abſicht Lanfrancus das erſtemal nach Rom gereiſt; man antwortet bald das, bald jenes, bald gar nichts: und wie? Hat man denn auch ſchon ſeinen Biographen darüber vernommen? Oder ſoll das Zeugniß deſſelben nichts gelten? Hat dieſes Zeugniß noch niemand bemerkt? Oder hat es niemand bemerken wollen? Was ſagt Milo Criſpinus?[1] Lanfrancus iterum Romanum Papam adiit, nämlich in obgedachter Angelegenheit ſeines Herzogs, jam enim antea Romam petierat causa cujusdam clerici nomine Berengarii, qui de Sacramento altaris aliter dogmatizabat quam Ecclesia tenet. Kann etwas ausdrücklicher geſagt werden? Romam petierat causa Berengarii! Heißt das etwa nur: auch beſchäftigte ihn in Rom die Sache des Berengarius? Oder heißt es nicht unwiderſprechlich: er reiſete eigentlich darum hin? Es iſt wahr, kurz darauf ſcheint Milo Criſpinus ſich zu widerſprechen, wenn er von eben derſelben erſten Angelegenheit des Lanfrancus zu Rom ſagt: at tum forte Lanfrancus ad urbem profectus erat. Aber wer verſichert uns, wo ſich dieſes forte herſchreibt? Sollte dieſes einzige Wort, welches ſehr leicht eingeſchoben ſeyn kann, eine vollſtändige Enunciation, welche es nicht ſeyn kann, Lügen ſtrafen? Und wenn es ſich auch von dem Criſpinus ſelbſt herſchriebe, ſo könnte es doch für weiter nichts als eine unſchickliche Einlenkung angeſehen werden, um die Sache nunmehr ſo viel möglich nach dem eignen Sinne und mit den eignen Worten des Lanfrancus zu erzählen.

Ich habe kurz vorher einer verwirrten Stelle in der Chronik von Bec gedacht, welche ohne Zweifel den de Rove verführt habe. Sie lautet ſo:[2] Quapropter, (nämlich ebenfalls in Abſicht ſeinen Herzog von dem Päpſtlichen Banne zu befreien) Lanfrancus Romam adiit, *quamvis iturus esset occasione cujusdam haeretici Berengarii:* et tunc praesidebat Leo octavus; et etiam ut ageret pro Duce Normannorum et uxore ejus. Igitur locutus est cum Papa Nicolao, et ostendit quod ejus sententia, videlicet interdictum, eos tantum gravabat etc. Handgreiflicher Unſinn in Verwirrung, oder vielmehr Zuſammenſchmelzung zweier Päpſte und Zeiten! Nichts iſt wahrſcheinlicher, als daß die mit Curſiv gedruckten Worte eine Gloſſe ſind, die von dem Rande in den Text gekommen, wo es vielleicht geheißen, quam jam adierat semel occasione haeretici Berengarii, oder was Sie ſonſt für Chronikenlatein dafür ſetzen wollen. Und gleichwohl würde die Stelle auch ſo, wie ſie jetzt geleſen wird, noch mit dem Zeugniſſe des Criſpinus übereinſtimmen. Denn können Sie das Quamvis iturus esset occasione Berengarii anders verſtehen, als: „Er reiſte in Angelegenheiten ſeines Herzogs nach Rom, ob er ſchon ohnedem auch des Berengarius wegen dahin gereiſt ſeyn würde?“

Erſt alſo ſage man mir, warum beide dieſe Zeugniſſe nicht gültig ſeyn können, ehe man von mir weitere Beweiſe verlangt, daß Lanfrancus in der ausdrücklichen Abſicht nach Rom gereiſt, um den Berengarius der Ketzerei anzuklagen. Setzen Sie dieſes aber auch, wenn Sie wollen, als ganz unglaublich bei Seite, und betrachten Sie nur das übrige Betragen des Lanfrancus. Es ſey, daß es der bloße Zufall war, welcher den Brief des Berengarius vor den Papſt brachte; es ſey, daß Lanfrancus wirklich ſelbſt darüber in einen Verdacht gerieth, den er durch die nachdrücklichſte Vertheidigung der gegenſeitigen Lehre zu vernichten ſich gemüßigt ſah: hätte man darum ſo weit gehen ſollen, daß man nicht allein die Lehre des Scotus, ſondern zugleich die Lehre des Berengarius verdammte, und nicht allein die Lehre verdammte, ſondern zugleich mit eins den, der ſie hegte, ohne die geringſte Abmahnung in den Bann that? Hätte dieſes Lanfrancus zugeben ſollen? Wer hätte mehr Recht gehabt ſich dawider zu ſetzen, als er? Wen würde man gewiſſer gehört haben, als ihn, wenn er ſich dawider geſetzt hätte? Die Lehre des Scotus für irrig zu erklären, dazu mochte der Papſt immer Stoff und Macht haben. Das Buch lag da, worin Scotus dieſe Lehre behauptet hatte. Nach den Gründen, auf welche er ſie gebaut, konnte er gerichtet werden. Aber woher wußte man denn, wie viel oder wie wenig Berengarius von dieſer Lehre annahm? Woher wußte man, daß er das, was er davon annahm, nicht mit andern und beſſern Gründen unterſtütze, als bei dem Scotus ſich fanden? Aus dem Briefe an den Lanfrancus konnte man das wahrlich nicht wiſſen, und andere ſchriftliche Belege waren nicht vorhanden. Doch zugegeben, es habe ſich aus dem Briefe allerdings erſehen laſſen, daß ſeine Lehre in allen Stücken die Lehre des Scotus ſey. Wohl, ſo konnte man freilich die eine in der andern verdammen, aber auch weiter nichts als die Lehre verdammen; und Berengarius ward zugleich excommunicirt! Wenn das nicht übereilt, wenn das nicht grauſam war, ſo iſt es nie in der Welt etwas geweſen. Denn wie ſchon geſagt, die Lehre des Scotus war noch nie von der Kirche verworfen worden, und niemand konnte alſo geſtraft werden, weil er ihr bisher angehangen. Sollte ſie von nun an verworfen ſeyn, ſo konnten nur die fürs erſte mit Strafe bedroht werden, die ihr weiter anhangen würden. Aber Berengarius ward nicht erſt bedroht, er ward Knall und Fall beſtraft, und eines Irrglaubens wegen beſtraft, der noch nie für einen erklärt worden. War hier der Geiſt der Unterweiſung und der Zucht, oder der Geiſt der Verfolgung und der Rache geſchäftig?

Sie können ſich leicht einbilden, daß Berengarius auch noch in unſerm Manuſcripte die bitterſten Klagen über dieſe ſchreiende Ungerechtigkeit führt. Wollen Sie hören?

«Quod promulgatam dicis in me damnationis sententiam, sacrilegæ sancto illi tuo Leoni notam præcipitationis affigis. Injustum enim esse præscribunt tam humana jura quam divina, inauditum condemnari. Contra quod Spiritus sanctus, *maledicent illi, et tu benedices*, et b. Augustinus in libro de Verbo Domini, *injusta vincula solvit justitia*: et b. Gregorius in quadam Homilia, *ipsa hac, inquit, ligandi ac solvendi potestate se privat, qui hanc non pro subditorum moribus, sed pro suæ voluntatis motibus exercet.* Maxime cum me Leo ille accersisset, donec certum fieret, vtrum præsentiam ejus adire suffugerem, suspendenda fuit sententia, vt re vera cognosceret, quod falsissimum habet scriptum tuum, quænam ego communi fidei adversa sentirem, vbi indignum te facis, vt jam dixi non semel, quod communem fidem communem dicis errorem. Expectandum inquam fuerat, vt per me verbis audiretur aut scriptis, quæ ego in Johanne Scoto approbarem, quæ in Paschasio, Corbeiensi Monacho, condemnarem.»

---

[1] Cap. III. p. 5. Edit. *Dach.*

[2] Edit. *Dach.* p. 3.

Doch wer kann ſich alles das nicht ſelbſt denken? Lieber will ich Ihnen eine Stelle abſchreiben, welche den Charakter Leo des Neunten näher kennen lehrt. Denn freilich ſpielte der Papſt hier noch immer eine wichtigere Rolle, als Lanfrancus ſelbſt. Wenn Lanfrancus heimtückiſch genug war, eine ſo ungerechte Verdammung, ſo viel an ihm lag, nicht zu hintertreiben: was mußte das für ein Papſt ſeyn, der ſie ergehen ließ? Gerade ſo einer, wie er dazu nöthig war: menſchengefällig, leichtſinnig, ungewiß mit ſich ſelbſt, jedem Winde auf ihn ſtoßender Meinungen und Rathſchläge nach allen Seiten, zu allen Stunden beweglich und richtbar. Zwar gehört die Stelle, welche ihn ſo zeigt, eigentlich zu dem folgenden Concilium von Vercelli. Doch da ich von dieſem ohnedem genug zu ſagen habe, und ſie eben ſowohl der Schlüſſel von dem Concilium zu Rom iſt: ſo will ich ſie hier einrücken. Machen Sie ſich gefaßt, mehr als eine Nachricht zu leſen, wovon die Geſchichtſchreiber der Kirche nur kaum murmeln. — Lanfrancus iſt ſtolz auf den allgemeinen Beifall, welchen ſein Vortrag bei dem Concilium erhalten habe, und hierauf antwortet ihm Berengarius:

«Dicens omnibus placuisse, quasi necessario me compellis dicere aliquid de indignitate tui illius Apostolici, et congregati tunc ab eo Concilii. Tempore enim, quo te Vercellis adfuisse scripsisti, Episcopus Vercellensis avunculo suo, Nobilium Papiæ cuidam, sponsam suam publico flagitio abstulerat. Hoc flagitium per provinciam omnes jure commoverat, omnium contra Episcopi vesaniam zelo Dei suscitaverat corda. Nobilis ille Papiensis illatam sibi a Nepote sponsæ præreptæ injuriam ad Episcopos, ad apostolicum Leonem illum sæpe pertulerat, nihilque tanto dignum maxime Episcopi flagitio optinuerat. Sed audito, quod affuturus esset Papa ille Vercellis, quæ pertinerent ad Christi jura quantopere acturus, in multam spem respiraverat, quod tot Episcoporum, tot egregiarum personarum, tanto omnium conventu, saltim tunc a non animadvertenda tanta Apostolicus prohiberetur injuria. Spe ista ductus, conventui illi Vercellico Papiensis ille non defuit, nobilium conjugatorum, qui aderant, ad expostulandam injuriam suam zelum facile comparavit. Sed quanti istud? Apostolicus apud adulterum Vercellensem illum hospitium accepit, regalibus adulteri sumptibus per dies non paucos exceptus est, eadem domo, eodem non dubitans participare convivio, cum interim Papiensis pro illata sibi a Nepote injuria, foris, intus, in ecclesia, in consessibus omnia tentaret, omnibus, si forte apud Apostolicum pro tanto adulterio obtinerent, molestus esse non desisteret. Nihil effecit, etiam intacta ejus causa remansit. Nihilominus Papa idem, cum fuisset a quibusdam admonitus, quod faceret contra ecclesiasticas rationes, reordinare Episcopos et Presbyteros in Vercellensi illo concilio, a regia illa sua sede consurgens, omnes qui circum sedebant in medio positus postulavit, Dominum pro eo, quod reordinasset, vt sibi indulgeretur orare. Et id quidem recte; sed tamen quanta laboraret indigentia pleni, quanta ageretur levitate, quam omni circumferretur vento doctrinæ, paucis post diebus excursis, manifestissimum dedit. Romam enim reductum objurgatione adorti sunt hi, quorum consilio reordinationes fecerat, cui Vercellis contradictoribus illis ad non reordinandum cessisset: in errorem rediit, atque post ad voluntatem eorum, qui Romæ fuerunt, maxime Humberti illius tui, reordinavit Episcopum Redonensem, *Magnum* nomine, Episcopum Lemovicensem incertum, cognomento *Capreolum*, Abbatem quoque Redonensem, nomine *Pireneum*, quos pro eo nominatim inserui, quia noti mihi erant et mecum de eo, quod Romæ gestum fuit, ipsi egerant, ne quis me putet de opinione, non de rei veritate scripsisse. Nec de Papa illo Leone maledicendi voto hæc refero, cum audierim ex Evangelio, *neque maledici regnum Dei possidebunt*; sed vt probabilius fiat eis, qui hæc forte legerint, quod tanti facit illum Papam scriptum tuum, non de rei veritate, sed de mea tibi calumnia processisse.» —

Es ſind zwei verſchiedene Punkte, welche in dieſer Stelle dem Papſte zur Laſt fallen, und deutlich zeigen, was für ein ſchaaler, leerer, veränderlicher Mann er geweſen, quanta indigentia pleni laboraverit, wie es Berengarius in ſeinem barbariſchen, aber oft nachdrücklichen Lateine ausdrückt, und zu welcher ärgerlichen Nachſicht gegen das Laſter ihn Menſchengefälligkeit und kleine Bedenklichkeiten vermögen können. Der erſte betrifft das Verbrechen des Biſchofs zu Vercelli und der zweite die Reordination.

Der Biſchof zu Vercelli hieß Gregorius, und daß es keine aus der Luft gegriffene Verleumdung ſey, was Berengarius hier von ihm erzählt, davon gewährt Hermannus Contractus die Verſicherung, bei welchem es unter dem Jahre 1051 heißt: Post pascha item Dominus Papa Leo synodum Romae collegit, ubi inter alia Gregorium Vercellensem Episcopum propter adulterium cum vidua quadam, avunculi sui sponsa, admissum, et perjuria perpetrata absentem et nescientem excommunicavit: quem tamen non multo post Romam venientem, satisfactionemque promittentem, officio priori restituit. Das Verbrechen iſt bei beiden das nämliche, und auch das, was ſie von dem Betragen des Papſtes ſagen, kann ſehr wohl bei einander beſtehen. Berengarius ſagt weiter nichts, als daß der Papſt während ſeiner Anweſenheit zu Vercelli ſeinem ſtrafbaren, aber freigebigen und prächtigen Wirthe durch die Finger geſehen; Hermannus hingegen ſagt, daß er ihn das Jahr darauf excommunicirt habe. Vielleicht, weil ihm zu Rom auch wegen dieſer Nachſicht Vorwürfe gemacht worden, und der beleidigte Theil von ſeinen Klagen nicht abſtand. Genug, daß die Beſtrafung ſelbſt, da der Verbrecher ſo bald und ſo leicht Gnade fand, nur zum Scheine ergangen zu ſeyn ſcheint, und Berengarius alſo, wenn er auch Nachricht davon gehabt hätte, als er das ſchrieb, immer berechtigt geweſen wäre, ſie für ſo gut als keine anzuſehen. Aber bewundern Sie einmal, wie ſehr man das Zeugniß des Hermannus Contractus, ohne Zweifel weil es das einzige war, zu entkräften und zu verfälſchen ſich nicht geſchämt hat! Was man nur aus dem Hermannus wiſſen konnte, das findet man bei dem Ughellius folgendermaßen erzählt:[1] Cum sequenti anno Romae idem Leo Pontifex Concilium agitasset, Vercellensem Gregorium apud Patres, adulterii, aliorumque scelerum dicunt fuisse expostulatum, absentemque anathemate percussum: verum latae sententiae certiorem factum illico Romam advolasse, objectaque crimina diluisse. Wenn Hermannus ſagt, der Biſchof habe Genugthuung verſprochen, — und dieſe verſpricht man doch nicht anders, als nachdem man ſich ſchuldig erkannt: mit welcher Stirne hat man das in eine gänzliche Rechtfertigung wegen der vorgeworfenen Verbrechen verwandeln können? Zwar freilich es war ein italieniſcher Biſchof, und wer wird in einer Italia sacra ſo etwas auf einen Italieniſchen Biſchof kommen laſſen?

Was es für Bewandtniß mit der Reordination habe, iſt Ihnen bekannt. Der Streit darüber war eine Folge von den Bemühungen, welche die Päpſte anwandten, der eingeriſſenen Simonie zu ſteuern. Dabei fragte ſich nämlich, ob diejenigen, welche von Biſchöfen ordinirt worden, die durch Simonie zu ihrer Würde gelangt, für gehörig ordinirt zu halten wären, oder aufs neue ordinirt werden müßten? Schon unter Clemens dem Zweiten war die Sache dahin entſchieden worden: Ut quicumque a Simoniaco consecratus esset, in ipso Ordinationis suæ tempore non ignorans Simoniacum, cui se obtulerat promovendum, quadraginta nunc dierum pœnitentiam ageret, et sic accepti Ordinis officio ministraret.[2] Aber unter Leo dem Neunten kam ſie aufs neue in Bewegung; und aus der Erzählung des Berengarius ſehen Sie, wie ſchlecht Se. untrügliche Heiligkeit ſich dabei zu nehmen wußte. Petrus Damiani, darf man wohl ſagen, half endlich durch ſein Buch Gratissimus, den Zwiſt beilegen. Sie kennen dieſes Buch: aber wenn Sie darin geleſen,[3] quod crescente fluctuationis ambiguo eatenus sit processum, ut nonnullos constet Episcopos a Simoniacis ordinatos Clericos denuo consecrasse: ſo hätten Sie wohl nicht geglaubt, daß der Papſt ſelbſt ſich unter dieſen ketzeriſchen Biſchöfen befunden. Damiani hatte daher wohl Urſache, ſo leiſe als möglich zu treten, und die Demuth, die Unterwürfigkeit, mit der er ſeine Meinung vorträgt, dürfte die Lobſprüche des Baronius ſo recht nicht verdienen; beſonders da man ohnedem weiß, daß Leo der Neunte nicht immer die beſte Meinung von ihm unterhielt, wie einer ſeiner eigenen Briefe bezeugt.[4] Doch was lenkt Baronius nicht alles der unumſchränkten Gewalt, der nie unterbrochenen Unfehlbarkeit des Papſtes zum Beſten? Sie werden es nun ſchwerlich, ohne den Mund zu verziehen, leſen können, wie viel Mühe er ſich giebt, auch in dieſer Sache allen Argwohn der Ungewißheit und Unentſchloſſenheit von dem Papſte zu entfernen.[5] Denn das heißt doch wahrlich etwas mehr als bloße Nachſicht gegen die Irrenden, wenn man ſich ihnen durch die That ſelbſt zugeſellet, und das durch eigene Ausübung bekräftigt, was man nur nicht mit Gewalt auszurotten das Anſehen haben will. Gut, daß Berengarius ſeine Erzählung nur auch mit Umſtänden beglaubigt hat, die allen Argwohn unterdrücken, daß er vielleicht falſch, oder nicht ſattſam unterrichtet geweſen. Er nennt ſie mit Namen, die der Papſt, uneingedenk ſeines reuigen Bezeigens zu Vercelli, auf Anliegen des Humbertus, zu Rom wiederum reordinirte; er hat ſie ſelbſt gekannt, und hat alles aus ihrem eigenen Munde vernommen. Der erſte war ein Biſchof von Rennes, Namens Magnus. Es muß der nämliche ſeyn, welcher bei den Sammarthanis[1] unter dem Namen Mainus oder Maine vorkömmt, und von 1036 bis 1057 den biſchöflichen Stuhl beſeſſen hat. Der zweite war ein Biſchof von Limoges, deſſen eigentlichen Namen Berengarius nicht wußte, deſſen Zuname aber Capreolus war. Nach Maaßgebung der Zeit wird es wohl Iterius oder Hicterius geweſen ſeyn, aus der Familie der Chabots, welcher 1052 erwählt ward; und es könnte ſeyn, daß ſelbſt aus dem Hicterius oder Icterius, das man für Böckig genommen, der Zuname Capreolus entſtanden wäre. Der dritte war ein Abt zu Redon, welches auf Lateiniſch Rotonum oder Regidonum heißt; Berengarius ſchreibt ſeinen Namen Pirenens, und bei den Sammarthanis[2] findet man ihn Permeſinus geſchrieben.

Ich will mich bei Dingen, die außer unſerm Wege liegen, nicht aufhalten. Es iſt mir hier bloß um den Charakter des Papſtes zu thun, welcher ſo unbeſonnen ſeyn konnte, den Berengarius unverhörter Sache zu verdammen; und dieſer erhellt ſo, daß er keines weitern Commentars bedarf. Ich eile vielmehr,

4. auf die Kirchenverſammlung zu Vercelli

zu kommen, und ich bin verſichert, daß hier Ihr Erſtaunen um ein großes zunehmen werde.

Basnage meint, man habe es bald merken müſſen, wie widerrechtlich man auf dem Concilium zu Rom verfahren, und dieſen Fehler gut zu machen, habe der Pabſt das Concilium zu Vercelli ausgeſchrieben, auf welches der beklagte und bereits verdammte Berengarius perſönlich vorgeladen worden. Laſſen Sie uns dieſe Vermuthung annehmen, weil ſie doch zu niemands Nachtheil gereicht, und nun ſehen, wie trefflich die Abſicht des gut zu machenden Fehlers erreicht worden.

Lanfrancus iſt wieder der einzige, von welchem wir die Nachrichten von dieſem Concilium zu Vercelli entlehnen müſſen. Und wie lauten dieſe? — Es wird gut ſeyn, wenn Sie ſeine eignen Worte ins Gedächtniß faſſen, weil ſich Berengarius in den Stellen, die ich aus dem Manuſcripte deßhalb anführen muß, darauf beziehet. Dehinc, ſchreibt er, in Verfolg der oben aus ihm genommenen Nachricht von dem Concilium zu Rom,[3] declarata est synodus Vercellensis, ad quam vocatus non venisti. Ego vero præcepto ac precibus præfati Pontificis vsque ad ipsam synodum secum remansi. In qua in audientia omnium, qui de diversis hujus mundi partibus illuc convenerant, Ioannis Scoti liber de Eucharistia lectus est, ac damnatus, sententia tua exposita est, atque damnata, fides sanctæ Ecclesiæ, quam ego teneo, et tenendam astruo, audita, et concordi omnium assensu confirmata. Duo Clerici, qui legatos tuos se esse dixerunt, volentes te defendere in primo statim aditu defecerunt, et capti sunt. Ab hac sententia nunquam discessit sanctus Leo in omnibus conciliis suis, seu quibus ipse suam præsentiam exhibuit, seu quæ per legatos suos in diversis provinciis congregari instituit.

Was Sie da geleſen, finden Sie in allen ſiebentauſend Büchern, in welchen des Berengarius und dieſer Kirchenverſammlung zu Vercelli Erwähnung geſchieht, getreulich nachgeſchrieben. Kein einziges ſagt Ihnen etwas mehr, oder etwas anders; und es iſt allerdings ein höchſt melancholiſcher Gedanke, zu erfahren, wie leicht durch die Ausſage eines einzigen falſchen Zeugen die Wahrheit auf immer kann unterdrückt werden. Getroſt, nicht auf immer! Ich freue mich, die Beiſpiele vermehren zu können, welche die Furcht vor Verleumdungen einem empfindlichen Geiſte minder ſchrecklich machen, deſſen ſtärkſte Triebfeder die Ehre iſt. Zwar ſollte, beſonders der Freund der Wahrheit, ſich edlerer Triebfedern bewußt ſeyn: aber die edelſten können nicht immer die wirkſamſten ſeyn, und beſſer, daß das Rad auch durch unreines Waſſer umgetrieben wird, als daß die Maſchine ganz ſtille ſteht.

---

[1] Italia sac. T. IV. p. 775.
[2] *Pet. Damiani* Gratissimus, cap. 35.
[3] Præf. ad Heinricum p. 423 Edit. Lugd. 1623.
[4] Epistolarum ad summos Pontif. III.
[5] *Ad Annum* 1052. Non id quidem factum inertia tanti Pontificis — at quoniam complures inventi sunt ex Ecclesiæ filiis, qui zelum habentes, sed revera non secundum scientiam, — sanctissimus Pontifex consultius esse duxit pacifice rem agere, tractu temporis lento gradu morbo mederi, quam non absque periculo ferro præcidere quod erat infirmum.

[1] Gallia Christ. T. III. p. 922.
[2] T. IV. p. 179.
[3] S. 732, in der Note.

Wir wollen Stück vor Stück vornehmen. Das erſte und hauptſächlichſte iſt unſtreitig dieſes, daß Berengarius, dem ausdrücklichen Befehle ungeachtet, perſönlich in Vercelli zu erſcheinen, dennoch nicht erſchienen iſt. Alles, was man aus dergleichen Weigerungen, ſich ſeinem Richter darzuſtellen, nachtheiliges zu ſchließen gewohnt iſt, iſt auch wider ihn geſchloſſen worden. Das Verfahren zu Vercelli gegen ihn hätte nun noch weit tumultuariſcher, noch weit illegaler ſeyn können, als das zu Rom geweſen war; ſein Ausbleiben macht es rechtsgültig und billig.

Berengarius läugnet nicht, daß er vorgeladen worden. Aber er antwortet zweierlei, warum er dieſe Vorladung nicht befolgt. Wenn ihn das erſte nur entſchuldigen könnte, ſo iſt es gewiß, daß ihn das andere entſchuldigen muß.

„Ich bin, ſagt er, nach Vercelli gefordert worden: aber niemand hatte Recht, mich dahin zu fordern. Kein Geiſtlicher bei uns hat nöthig, außer ſeiner Provinz vor Gericht zu erſcheinen. Meine Freunde alſo nicht allein, ſondern ſelbſt anſehnliche Männer der Kirche widerriethen es mir, mich zu ſtellen." Es verſteht ſich, daß es die Vorrechte der franzöſiſchen Kirche ſind, auf die ſich Berengarius hiebei bezieht, und über die man ſchon damals alle Urſache hatte, ſo eiferſüchtig als möglich zu halten. Denn es war allerdings ſchon ein großer Eingriff in dieſe Vorrechte, daß Leo das Jahr vorher ſich erkühnt hatte, eigenmächtig ein Concilium in Frankreich auszuſchreiben, und in Perſon demſelben vorzuſitzen, ohne ſich zu bekümmern, ob der König der Feierung beitreten wolle oder nicht. Fleury und andere haben ſehr Unrecht, es bloß einem böſen Gewiſſen beizumeſſen, warum ſowohl verſchiedene vornehme Laien, als verſchiedene von den erſten Geiſtlichen, dem Könige riethen, dieſes Concilium zu hintertreiben. Ein böſes Gewiſſen kann bei einigen derſelben der Antrieb geweſen ſeyn, einen dergleichen Rath zu ertheilen; aber der König ſelbſt mußte doch wohl andere Befugniſſe haben, den Rath anzunehmen. Daß ſich der Papſt an die Vorſtellungen des Königs, das Concilium wenigſtens aufzuſchieben, nicht kehrte, war um ſo viel ſchlimmer; und der darauf folgende zweite Verſtoß, den er ſich mit dem Berengarius erlaubte, bewies genugſam, daß er überhaupt die Freiheiten der Galliſchen Kirche nicht kannte, oder nicht kennen wollte. Die insbeſondere, worauf es dem Berengarius ankam, werden Sie bei dem Pithou und ſeinem Commentator, dem Dupuy, ausführlich feſtgeſetzt und durch hiſtoriſche Beiſpiele, aus ſpätern und neuern Zeiten, beſtätigt finden:[1] ſo daß ich mich nicht genugſam verwundern kann, wie ſogar keinem einzigen Schriftſteller, meines Wiſſens, auch nur von weitem die Frage einfallen wollen, was für Recht der Papſt gehabt, einen franzöſiſchen Geiſtlichen aus ſeiner Provinz, aus ſeinem Lande, in ein fremdes Land vor ſich zu fordern? und ob denn dieſer ſo ungebührlich citirte Geiſtliche nothwendig erſcheinen müſſen? ob er wohl erſcheinen dürfen? Daß Lanfrancus, ein Italiener von Geburt, an alles das nicht dachte, oder wenigſtens nicht that, als ob ſich daran denken laſſen könne, iſt mir begreiflich. Aber daß auch nie einem Franzoſen der Gedanke eingekommen, das Ausbleiben des Berengarius aus dieſem Geſichtspunkte zu rechtfertigen, wenigſtens als verzeihlich vorzuſtellen, das läßt ſich nicht anders, als aus einem alles überwiegenden Abſcheu gegen Ketzer und Ketzerei erklären. Mag doch das eine und das andere verdammt ſeyn, wie es will, wenn es denn nur verdammt iſt!

Und das war das erſte, wovon ich geſagt, daß es den Berengarius entſchuldigen könnte. Doch der rechtſchaffene Mann braucht nicht immer die Entſchuldigung, die er brauchen könnte; beſonders läßt er gern von den eigenen Vorrechten nach, die ihm als Glied irgend einer Geſellſchaft zuſtehen, wenn er durch dieſe Entäußerung Wahrheit und Tugend befördern kann. In ſolchen Angelegenheiten iſt ihm jeder Richter ſein Richter, ſobald er ſich, ohne Vorurtheil von ihm gehört zu werden, verſprechen darf.

Man kann wohl nicht ſagen, daß ſich dieſes auch Berengarius ganz gewiß zu verſprechen hatte; gleichwohl war er bereit, es darauf ankommen zu laſſen. Nichts konnte ihn zwingen, ſich vor einem Papſte zu ſtellen, wenn es auch ein noch ſo würdiger geweſen wäre: alles widerrieth ihm, ſich vor einen zu ſtellen, der ihn ungehört ſchon vorläufig verdammt hatte. Aber dennoch wollte er der Würde die Ehrfurcht nicht entziehen, deren ſich der, welcher ſie bekleidete, verluſtig gemacht hatte: er wollte ſich ſtellen. Nur für ſich ſelbſt durfte er es zu thun nicht wagen; er mußte höhere Erlaubniß dazu haben, und keine geringere, als des Königs ſelbſt. Er macht ſich auf, dieſe zu ſuchen; er kömmt nach Paris, und — Was meinen Sie, daß ihm geſchieht? Sie meinen, daß ihm der König eine dem Anſehen ſeiner Kirche ſo nachtheilige, dem Berengarius ſelbſt ſo gefährliche Erlaubniß verſagte? So mitleidig grauſam war der König nicht. Und wohl, daß er es nicht war! Als ob, würde es doch nur jetzt heißen, ſich dergleichen Verweigerungen nicht einleiten, nicht erſchleichen ließen! Rathen Sie beſſer. — Berengarius kömmt nach Paris, und — wird ins Gefängniß geworfen, und wird alle des Seinigen beraubt, und wird mit einer unerſchwinglichen Geldbuße belegt, und wird ſo lange feſtgehalten, bis das Concilium zu Vercelli verſtrichen iſt. — Der ungehorſame, lichtſcheue Ketzer, daß er dem ungeachtet nicht auf dieſes, zu ſeiner Beſſerung lediglich angeſtellte Concilium kam!

Wo ſind Sie mit Ihren Gedanken, mein Freund? Hätten Sie dieſe Auflöſung ſich wohl träumen laſſen? — Sie werden fragen: „aber erfuhr man denn hiervon zu Vercelli nichts? Warum ſchickte Berengarius gleichwohl zwei Männer dahin, die ſeine Lehre für ihn vortragen und vertheidigen ſollten? Er hätte dieſes Geſchäft ſchlechterdings ſich ſelbſt vorbehalten, und für jetzt über das ihm zugefügte Unrecht nur klagen ſollen."

Das iſt ſehr wahr. Dieſe zwei Männer waren aber auch keine Abgeordnete von ihm, und hatten nichts weniger als den Auftrag, ſeine Lehre zu vertreten. Die Sache war ſo. Als man zu Tours das Unglück des Berengarius erfuhr, ſchickte die Kirche des heil. Martinus, an welcher er ſtand, unverzüglich einen aus ihrem Mittel an den Papſt nach Vercelli, um ihn zu bitten, ſein Anſehen bei dem Könige zum Beſten des Berengarius zu verwenden, der im Begriff geweſen ſey, ihm zu gehorchen, und auf eine ſo grauſame Art daran verhindert worden. Dieſen Abgeſchickten begleitete ein Freund, wie es ſcheint, aus bloßer Neugierde, und es waren nichts als wenige zufällige Worte, die beiden, außer dem Auftrage, entfielen, wodurch ſie ſich als Anhänger der Lehre des Berengarius verdächtig machten. Wie es ihnen dafür erging, ſcheint Lanfrancus mit Fleiß in einen

---

[1] de l'Edit. de Lenglet du Fresnoy, p. 46.

zweideutigen Ausdruck verſteckt zu haben: wenigſtens iſt es gewiß, daß er nicht immer gehörig verſtanden werden.

Doch warum verzögere ich länger, den Berengarius ſelbſt reden zu laſſen? Leſen Sie, leſen Sie: das ſchlechte Latein werden Sie über den Inhalt vergeſſen.

„Ad eam Synodum vocatum me non venisse scripsisti, quod scribens manifestam item fecisti malitiæ tuæ calumniam, magnopere contendens omnes, qui scriptum legissent tuum, a veritate revocatos in meum odium concitare, ubi quam maxima et mihi in hoc negotio et rebus humanis commiseratio debebatur, maxima nihilominus Papæ illi indignatio propter nimiam a me et a christiana et apostolica paternitate aversionem suam. Pervenerat enim ad me, præcepisse Leonem illum, vt ego Vercellensi illi conventui, in quo tamen nullam Papæ debebam obedientiam, non deessem. Dissuaserant secundum ecclesiastica jura, secundum quæ nullus extra provinciam ad judicium ire cogendus est, Personæ ecclesiasticæ; dissuaserant amici. Ego ob reverentiam Pontificatus Romani multo Romam iter labore susceperam, et vt irem securius ad Regem Franciæ, Ecclesiæ, cujus eram Clericus, Abbatem, accesseram; nihil a regia dignitate, nihil ab Abbatis paternitate sinistrum expectabam; non ab Ierusalem descendere in Iericho, sed ab Iericho in Ierusalem conscendere cogitabam, cum me carcerandum ac rebus omnibus exspoliandum cuidam dedit. Hoc Leo ille Vercellis audivit, non apostolica dignitate, non paterna miseratione, non humana motus est compassione, qui si non mihi, apostolicæ saltim sedi, ad quam jussus contendebam, dare debuit gloriam, vt si non pro me, saltim pro Apostolica dignitate, quantus posset, exsurgeret in eum, qui me ad se intendentem carcere clauserat, rebus exspoliabat, pro me in eum gladium christianæ animadversionis exsereret. Hæreticum me potius voce sacrilega, (non enim, miseratione divina, veridica: verba autem sacerdotis scriptura dicit, aut vera aut sacrilega) in conventu illo Vercellensi pronunciavit. Non illum religio, non humanarum rerum ad compatiendum permovit conditio. Longum facio, quod omnino non vellem: sed scriptum tuum in ista cogit falsissimum. Scripsisti enim, „ad quam tu vocatus non venisti:“ sed vocari secundum ecclesiastica jura non debui; venire ob reverentiam Romanæ Ecclesiæ non refugi, et revera, quantum in me fuit, veni; nec scribere, *ad quam tu vocatus non venisti*, quia historia hæc etiam remotiores non latebat, nisi de falsitate calumniæ potuisti, in quo non satis qui te noverit admirari sufficiet. Quid de te tantum commerueras? Si mihi non parcebas ex abundantia malitiæ, parceres a tanta falsitate saltim tibi, nec ita me in *Ticinum*, quod opinabaris, dares, vt te in *Padum* demergeres. Iohannis Scoti librum lectum scribis in audientia omnium, qui de diversis mundi partibus convenerant, atque damnatum. Ad hoc satis jam rescripsi, te ipsum narrasse quibusdam, librum illum pro eo damnatum, quod diceret, sacramenta altaris similitudinem, figuram, pignusque esse corporis et sanguinis Domini, in quo maxime secundum scripturas authenticas debuit approbari. Audieram etiam ab illis qui interfuerant concilio vanitatis, nulla librum illum alia diligentia damnatum, quam vt semel locus quidam illius audiretur et ita damnaretur: cum dicat Dominus, *scrutamini scripturas*, cumque poeticum illud, *hæc decies repetita placebit*, pro philosophico revera sit habendum. Attestante ineptiæ tuæ Petro, Romanæ Ecclesiæ Diacono, et præcipitante sententiam, ut diceret, *si adhuc in figura sumus, quando rem tenebimus?* non attendente quod dicit b. Augustinus, *hunc panem significavit manna, hunc panem significat altare Dei: in signis diversa sunt, in re quæ significatur paria:* et illud in Psalmo 111. *corporis et sanguinis sui figuram discipulis commendavit:* non attendente, non interesse nihil inter figuram vel signum rei quæ nunquam fuit, rei nondum exhibitæ prænunciatoriam, et figuram vel signum rei existentis, rei jam exhibitæ commonefactoriam. De diversis, inquis, mundi partibus convenerant: ad hoc satis respondi — — Quanquam falsissime scripseris, *de diversis mundi partibus*, cum de ejusdem regionis et linguæ ad Vercellicum tumultum illum convenerint.[1] — — — Immo si quis sententiam, sicut scribis, in consessu illo exposuit meam, non tamen jus ecclesiasticum habebat, absentem inadmonitumque aliquem debere damnari, in quo solo, si omittantur alia, de concilii Vercellensis diligentia potest quam plurimum æstimari. Illud quod nulla sit invalidum falsitate repeto: nullum qui meam de Eucharistia pernovisset sententiam, quam tu Vercellis expositam scribis atque damnatam, affuisse illi consessui Vercellensi. Fides, inquis, Ecclesiæ: nec dubitas ineptorum turbas Ecclesiam nominare, contra quod summa mihi non deest auctoritas ejus, qui dicit, *sinite illos, cæci sunt duces cæcorum;* Apostoli etiam, qui dicit, *si nos aut angelus de cœlo aliud evangelizaverit vobis, anathema sit.* — — Duos clericos meos Vercellis affuisse scripsisti: nec mirandum vsque eo, si alius minoris quam tu sis eruditionis tantam ab invidia sua et odio sibi sumeret libertatem mentiendi. Mihi in scripto tuo calumniaris, quod minus attendam quid dicam, dum Humbertum illum tuum in odium adducam: vnde ego non injuria tibi dico, *cura te ipsum, Medice.* Qui in me istud reprehendas, sed calumniose, Domini misericordia, tanta mentiri, scripto tuo, vt in odium auditorum me adduceres tuorum, non debuisti permittere. Clerici enim illi mei revera non fuerunt; me defendere minime susceperunt. Alter Concanonicus mihi erat in Ecclesia b. Martini, convictor et discipulus gloriosæ memoriæ Gazonis, Leodicensis Episcopi; juvenis non parvæ eruditionis, plurimæ probitatis atque honestatis. Hunc clerus ille b. Martini, cum me gregis sui Rex ille Franciæ, totius regiæ dignitatis oblitus, carcerandum dedisset cuidam adulescentulo suo, (qua ex causa, etsi turpius dicere, turpe tamen erat scribere) ad exigendam a me quantam ego numquam pecuniam noveram, consilio communi ad Leonem illum misit Vercellas, si forte infortunio meo compatiens, christiano rigore aliquid pro me adoriretur. Huic, cum esset in conventu illo Vercellensi, et quidam interrogatus a Papa responderet ad interrogata quod respondendum putavit, visum est illi, sicut mihi ipse narravit, dare illum sententiam, quod essem hæreticus; quo viso perturbatissimus, ad quem nesciebat, inclamavit quantum potuit, *per Deum omnipotentem, mentiris!* Alter Compatriota tuus, nomine Stephanus, ei, quem ab Ecclesia b. Martini missum dico, non ignotus, cum vidisset libellum Ioannis Scoti ex nutu et libito tuo conscindi, nobili permotus zelo

---

[1] Hierzwiſchen fehlen die Worte, die ich oben S. 736 angeführt habe.

non tacuit, similiter posse conscindi librum aliquem præproperanter b. Augustini, non adhibita mora et lima, vtrum conscindendus esset, sufficientis considerationis. Ita factum est, ut juberet Leo ille vtrumque teneri, non tamen, vt ipse postea exponebat, et rei exitus approbavit, vt illis aliquid injuriæ fieret aut molestiæ, sed ne turba forte in illos illicitum adoriretur aliquid. Ita indignum eruditione tua scriptum continuit tantam falsitatem tuam: „*duo clerici tui te volentes defendere primo aditu defecerunt.*“ Nullus cum eis saltim forensi modestia rationem posuit: non illi causam meam exponere, vel defendere sunt adorti. — —

Laſſen Sie ſich von Ihrem Erſtaunen durch eine und die andere Anmerkung zerſtreuen, die unter dem und jenem beſondern Orte dieſer Stelle einmal Platz finden kann, wenn das Ganze im Drucke erſcheint.

1. Berengarius nennt den König den Abt ſeiner Kirche: **Ecclesiæ, cujus eram Clericus, Abbatem.** Es könnte dieſes auch wohl einem Leſer auffallen, dem das Verhältniß, in welchem ein König von Frankreich mit der Kirche ſeines Reiches ſteht, ſonſt nicht unbekannt wäre. Ich glaube aber nicht, daß Berengarius mehr damit ſagen wollen, als in ſpätern Zeiten der Erzbiſchof von Reims; Urſinus, wenn er Carl den Siebenten den erſten Geiſtlichen und Prälaten der franzöſiſchen Kirche nannte.[1] Was der König in Betrachtung der Kirche überhaupt iſt, das iſt er ja wohl um ſo viel mehr in Anſehung einer jeden einzelnen Kirche insbeſondere.

2. Es klingt ein wenig geheimnißvoll, wenn Berengarius von einem **adulescentulo** des Königs ſpricht, bei dem er in Verhaft geweſen, und hinzu ſetzt: **qua ex causa, etsi turpius dicere, turpe tamen erat scribere.** (Bei ihm ſteht öfter **erat**, wo es vielmehr **esset** heißen ſollte.) Zwar wüßte ich nun eben nicht, daß Heinrich der Erſte von dieſer Seite der Sitten bei den Geſchichtſchreibern in übelm Rufe wäre; es ſey denn, daß man das Beiwort **mollis**, welches ihm der Biſchof Odolricus in einem Schreiben an den Biſchof Fulbert unter andern nachtheiligen Benennungen giebt,[2] dahin ziehen könnte. Indeß hat doch Petrus Damiani ſeinen erbaulichen **Liber Gomorrhianus** um dieſe Zeit geſchrieben; und wenn dieſes Laſter unter der Geiſtlichkeit damals ſo ſehr eingeriſſen war, warum ſollte man ſich wundern, es auch bei vornehmen Laien und an den Höfen zu finden?

3. Der **Petrus, Romanæ Ecclesiæ Diaconus**, von welchem Berengarius ſagt, daß er dem Lanfrancus beigefallen, kann kein anderer, als der nur gedachte Petrus Damiani ſeyn, deſſen grobe Begriffe von der Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle Sie ohnedem aus ſeinen Schriften kennen werden. Die Erzählungen, die er von der ſichtbarlichen Verwandlung des geheiligten Brodes uns aufheften will, oder ſich aufheften laſſen, ſind ſo ärgerlich als eckel.[3] Was wir aber ganz neues aus ſeiner Erwähnung bei dem Berengarius lernen, iſt dieſes, daß er bei dem Concilium zu Vercelli gegenwärtig geweſen, und ſchon in der Würde eines Diaconus der römiſchen Kirche gegenwärtig geweſen. Dieſes wußte keiner ſeiner Lebensbeſchreiber, nach welchen es läßt, als ob Stephanus der Neunte ihn vom bloßen Abte eines geringen Kloſters zum Kardinal erhoben habe.

4. Ich finde bei dem Bulänus,[4] daß de Roye (denn das Werk des de Roye ſelbſt habe ich zur Zeit noch nicht brauchen können) errathen oder muthmaßen wollen, die beiden Geiſtlichen, welche Lanfrancus für Bevollmächtigte des Berengarius ausgiebt, hätten Frewald und Walde geheißen. Daß er falſch gerathen oder gemuthmaßt hat, das wiſſen wir nun gewiß. Den einen, welcher der eigentliche Abgeſandte der Kirche des h. Martinus zu Tours war, nennt er zwar ſelbſt mit Namen nicht, beſchreibt ihn aber als ſeinen Mitcanonicus an gedachter Kirche, und als einen ehemaligen Schüler des Biſchofs Gazo von Lüttich, welcher 1047 geſtorben war, und bei den Sammarthanis Wazo geſchrieben wird. Der andere hieß Stephanus, und war ein Landsmann des Lanfrancus.

5. Von dieſen beiden Männern ſagt Lanfrancus, **volentes te defendere in primo statim aditu defecerunt, et capti sunt**: und ich habe im Vorbeigehen bemerkt, daß nicht alle den ganzen Sinn dieſer Worte gehörig gefaßt haben. Nicht allein Basnage[1] überſetzt ſie bloß durch: **ils se trouverent pris d'abord, et abandonnerent leur maitre.** Sondern ſelbſt du Pin[2] giebt ſie ſchlechtweg durch: **ils voulurent entreprendre sa defense, mais ils n'eurent pas plutôt commencé à parler qu'ils se trouverent embarrassés, et reduits à garder le silence.** Ohne Zweifel konnten ſich beide nicht einbilden, wie man Bevollmächtigte ins Gefängniß werfen könne, weil ſie alles für ihren Bevollmächtiger ſagen, was ſich für ihn ſagen läßt? Und wer konnte ſich leicht träumen laſſen, daß es auf den Kirchenverſammlungen damals, auch ſolche nicht ausgenommen, bei welchen der Papſt ſelbſt zugegen war, ſo wild und unbändig zugegangen, daß man Beklagte oder deren Fürſprecher aus bloßer Vorſicht ins Gefängniß ſetzen müſſen, damit ihnen nicht etwas weit ärgeres von dem gemeinen Haufen zugefügt würde? —

Noch iſt ein wichtiger und merkwürdiger Gebrauch, der ſich aus vorliegender Stelle machen läßt, zurück: und dieſer wird ſich bei dem zeigen, was ich

6. von der Kirchenverſammlung zu Paris

zu ſagen habe, welche, wenn Gott will, in dem nämlichen Jahre 1050, kurz nach dem Concilium zu Vercelli, ebenfalls wider den Berengarius, auf Befehl Heinrichs des Erſten ſoll ſeyn gehalten worden.

Mit einem Worte, mein Freund, dieſe Kirchenverſammlung iſt ein Unding: oder es mit einem weniger abſtrakten Worte zu ſagen, eine Lüge; eine ſo unverſchämte Lüge, als je eine in der Normandie, wo ſie ſich herſchreibt, gemacht worden.

Denn hier habe ich es nicht mit dem Lanfrancus zu thun. Weder Lanfrancus, noch Berengarius ſelbſt, noch der Anonymus des Chiflet gedenken dieſer Kirchenverſammlung mit einer Sylbe. Und ſchon das müßte ſie ſehr verdächtig machen. Auch wußte bis auf 1648 kein Menſch etwas von ihr; außer daß Baronius aus einem Briefe eines Biſchofs von Lüttich an den König Heinrich ſchließen wollte, ſie müſſe im Werke geweſen ſeyn. Aber er urtheilte auch aus dem nämlichen Briefe, daß ſie nicht zu Stande gekommen.

Ihr einziger Gewährsmann iſt der Verfaſſer eines Tractats **de Corpore et Sanguine Christi**, den Dacherius im beſagten Jahre 1648 als einen Anhang zu den Werken des Lanfrancus zuerſt herausgab. In dem letzten Abſchnitte dieſes Tractats wird eine kurze Geſchichte der erſten Berengariſchen Unruhen beigefügt, und der Erzähler ſpricht als ein Mann, der zu den Zeiten ſelbſt will gelebt haben. Dacherius fand ihn in ſeiner Handſchrift Durandus Abt von Troarn genannt; und weil allerdings ein Abt dieſes Kloſters und dieſes Namens ein Zeitverwandter des Berengarius geweſen, ſo blieb, wie billig, auch in der gedruckten Ausgabe dieſer Durandus der Verfaſſer des Tractats, und ward auf einmal eine ſehr zuverläſſige Quelle in der Geſchichte der Ketzerei des Berengarius.

---

[1] *Dupuy* sur le Traité de Pithou, p. 33.

[2] T. X. Script. rerum Gall. et Fr. p. 504.

[3] De miraculosis narrationibus, p. 682. Operum Edit. Lugd.

[4] *Hist. Univers.* Paris. T. I. p. 422. Misit vero tantum (*Berengarius*) illuc duos clericos, quos Franciscus De Roye in ejus vita suspicatur fuisse Frevaldum et Waldonem erroris adstipulatores, qui Magistri absentiam excusarent, ipsiusque nomine agerent.

[1] Hist. de l'Eglise, liv. XXIV. chap. 2. §. 12.

[2] Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. VIII. p. 8.

Eine ſehr zuverläſſige Quelle! Dafür ſollte man ſie wenigſtens halten, wenn man ſieht, wie allgemein ſie ſeit ihrer Entdeckung genutzt worden. Doch wenn anders eine Ausſage dadurch, daß ſie unendlichmal wiederholt worden, um nichts wahrer wird, als ſie für ſich ſelbſt iſt: ſo ſcheue ich mich nicht, wenn der gutherzigen Nachſchreiber auch noch mehrere wären, die Ausſage dieſes Durandus für nichts weniger als glaubwürdig zu erklären.

Gerade heraus; alles, ohne Ausnahme, was dieſer Durandus Hiſtoriſches von dem Berengarius beibringt, iſt erlogen; und freilich muß ich es unſerm Manuſcripte vornehmlich danken, daß ich zu dieſer Einſicht gelangt bin; obſchon auch ohne dieſes ſo viel Widerſprüche von ſelbſt in die Augen leuchten, in welche er ſowohl mit ſich als mit andern gültigern Zeugen verfällt, daß man alle Mühe gehabt hat, ihn bei Anſehen zu erhalten. Leſen Sie nur, was unter andern Coſſartius[1] für Wendungen zu nehmen nöthig findet, und doch kann er es nicht überall in Abrede ſeyn, daß ſich Durandus wohl möge geirrt haben.

Den Beweis meines Urtheils in allem ſeinem Umfange zu führen, muß ich mir indeß auf eine andere Gelegenheit vorbehalten. Die Weitläuftigkeit der Sache will, daß ich mich hier lediglich auf die Kirchenverſammlung zu Paris einſchränke. Leſen Sie, was Durandus davon ſagt,[2] und erwägen Sie folgende Punkte.

Sie ſoll, dieſe Kirchenverſammlung, bald nach der zu Vercelli im Monat October des nämlichen Jahres ſeyn gehalten worden, welches das Jahr 1050 war. Ich will hier dem Durandus nicht von neuem aufmutzen, daß er dafür das Jahr 1053 angiebt: denn auch die, welche ihn ſonſt für einen ſehr glaubwürdigen Mann halten, erkennen einmüthig, daß ihm hier ſein Gedächtniß müſſe einen Streich geſpielt haben, weil ein Schreibfehler, wegen der nicht mit Ziffern, ſondern mit Worten ausgedruckten Zahl, nicht leicht anzunehmen ſey. Ich will auch nicht fragen: wenn Berengarius nur eben zu Vercelli von dem Papſte ſelbſt verdammt war, wozu ein neues Concilium zu Paris? Denn auch ſchon Coſſartius hat dieſe Frage berührt, und ſie ſo gut beantwortet, als er gekonnt hat. Sein ſchlechteſter Beſcheid darauf, causæ subesse potuerunt, quas ignoramus, ſoll mir begnügen. Nur hätte Durandus ſonſt keinen Umſtand müſſen einfließen laſſen, von deſſen Ungrund wir nunmehr überzeugt ſind. Er verſichert nämlich, Berengarius ſelbſt ſey von dem Könige auf das Concilium nach Paris gefordert worden, aber aus Furcht ſeines böſen Gewiſſens nicht erſchienen. Wie? Wiſſen wir denn nicht, daß Berengarius während dem Concilio zu Vercelli des Königs Gefangener in Paris war? Wenn der König einen Monat darauf ein neues Concilium halten wollte, ſo mußte es damals ja wohl ſchon ausgeſchrieben ſeyn? War man wohl ſo thöricht, den Schuldigen auf die kurze Zeit noch laufen zu laſſen, in Hoffnung, daß er gehorſam genug ſeyn werde, ſich wieder einzuſtellen? Man hatte es ihm doch wirklich nicht darnach gemacht. Nein, Durandus, da er einmal das Concilium uns aufheften wollte, hätte zugleich mit erdichten müſſen, daß Berengarius dabei zugegen geweſen wäre. So würde ſich dieſes doch nun mit der eigenen Erzählung des Berengarius beſſer reimen, und die, bei denen er Unrecht haben und behalten muß, könnten immer noch ſagen, es ſey bloße Verleumdung, daß er ein förmliches Concilium in eine ſo unrechtliche Procedur verwandle.

Ein anderer Umſtand, deſſen völlige Widerlegung ebenfalls aus unſerm Manuſcripte herzuholen, iſt dieſer, daß es der Biſchof von Orleans geweſen ſeyn ſoll, welcher die Stelle des Anklägers vertreten. Ich will die ſtrafbare Nichtswürdigkeit nicht rügen, welche Durandus den Biſchof von ſich ſelbſt bekennen läßt, daß er nämlich den vertrauten Brief des Berengarius an einen Freund, aus welchem ſich die Ketzerei deſſelben zeigen ſollte, mit Gewalt rauben laſſen. Der Biſchof iſt ganz gewiß unſchuldig, und der Erzähler mochte wohl eher als der Biſchof einer ſolchen frommen Straßenräuberei fähig ſeyn. Dieſer Biſchof von Orleans müßte Iſambardus geheißen haben, welcher den Stuhl von 1033 bis wenigſtens 63 beſeſſen. Da nun auch ein Biſchof von Orleans, einige Jahre darauf, 1055, bei dem Concilium zu Tours gegenwärtig war: ſo könnte auch dieſer kein anderer, als der nämliche Iſambardus geweſen ſeyn. Nun aber berichtet von dieſem uns Berengarius ſelbſt Dinge, die ſich mit dem, was uns Durandus von ſeinem Biſchofe zu Orleans erzählt, ſchlechterdings nicht reimen. Hier, auf dem Concilio zu Paris, hätte Iſambardus aus einem eigenen Briefe des Berengarius die Ketzerei deſſelben umſtändlich erſehen; hätte ſie ſelbſt weiter bekannt gemacht; hätte ihre Verdammung dadurch bewirkt; wäre dieſer Verdammung beigetreten: und wenig Jahre nachher ſollte eben dieſer Iſambardus dort zu Tours kaum mehr gewußt haben, weſſen man den Berengarius beſchuldige? ſollte nicht gewußt haben, durch welche Beweisſtücke man ihn des Beſchuldigten überführen könnte? ſollte ſich mit der erſten der beſten nähern Erklärung haben befriedigen wollen? Jenes ſagt Durandus, und dieſes ſagt Berengarius ſelbſt, und wenn ſich beides nicht widerſpricht, ſo widerſpricht ſich nichts in der Welt. Denn, wie geſagt, beide Biſchöfe von Orleans ſind nur ein und eben derſelbe Mann: und es iſt wohl keine Frage, welcher den rechten am beſten gekannt hat, ob Durandus oder Berengarius?

---

[1] Hard. Concil. T. IV. P. I. p. 1022. 23.

[2] Cum autem tanti mali fama crebresceret, et omnium corda fidelium vehementius percelleret, perque multos hujusmodi virus latenter, et aperte jam serperet, contigit, vt ad aures etiam Regis Francorum Henrici perveniret, qui consultu sui regni pontificum procerumque, concilium Parisiis cogi decimo septimo kalendas Novembris præcepit, *ac præfatum Berengarium*, vt aut sua dicta Patrum autoritate firmaret, multis sibi obtinentibus, aut si ea defendere nequiret, in catholicam, cui obviare non posset, fidem prudenter transiret, *interesse sanctorum coetui Patrum imperavit.* Interea condicta venerat dies, frequensque conventus præsulum ac reliquorum sancti ordinis Clericorum, nec non nobilium laicorum, Parisiis factus est, sed jam dictus *Berengarius* malæ conscientiæ perculsus terrore, vt jussus erat eo venire distulit, seque cum Brunone suo, videlicet Episcopo Andegavensi, sub quo Archidiaconi fungebatur honore, pro eo maxime continuit, quia eodem errore vtpote tanti viri credulus et ipse noscebatur involvi. Interea Præsul Aurelianensis quosdam apices in scheda haud parva digestos in conspectu omnium et Regis, intererat enim, protulit. Et præcipiat, inquit, vestra Sanctitas, has litteras a Berengario editas si libet recitari, quas ego quidem ab ipso nequaquam accepi, sed cum eas cuidam suo familiari, nomine Paulo, per veredarium dirigeret, *violenter rapui.* Quibus susceptis et ad recitandum traditis, omnium aures eriguntur, ora in silentium componuntur, corda ad intelligendum, quæ continebantur in eis, præparantur, sed inter legendum multum repente fit murmur, et per singula absurdi sensus verba gravis instrepit fremitus. Itaque omnibus talis lectio, quoniam nequissima sordebat hæresi, vehementer displicuit, damnato proinde communi sententia talium auctore, damnatis ejus complicibus, cum codice Ioannis Scoti, ex quo ea quæ damnabantur sumpta videbantur, concilio soluto discessum est, ea conditione, vt nisi resipiscerent ejusmodi perversitatis auctor, cum sequacibus suis, ab omni exercitu Francorum præeuntibus Clericis cum ecclesiastico apparatu instanter quæsiti, vbicumque convenissent eo vsque obsiderentur, donec aut consentirent Catholicæ fidei, aut mortis pœnas luituri caperentur. — *Editionis Dach. in operibus Lanfranci*, p. 107.

Die Stelle aus dem Manuſcripte, welche hieher gehört, wird weiter hin, unter dem Concilium von Tours, vorkommen. Jetzt will ich nur noch einen Punkt berühren, der durch die Nachricht von der Mißhandlung, die Berengarius zu Paris über ſich müſſen ergehen laſſen, und auf welche das ganze Pariſiſche Concilium hinausläuft, eine ganz beſondere Aufklärung erhält, und zugleich dieſe Nachricht ſelbſt bekräftigt.

Sie erinnern ſich eines kurzen Briefes, vom Berengarius an einen gewiſſen Richard geſchrieben, den Dacherius zuerſt ans Licht brachte,[1] und der hernach durchgängig als ein Anhang zu den Verhandlungen des Concilii zu Paris mit durchlaufen müſſen. Er fängt an:

> Quia facile vobis factum esse cum Rege loqui non nescio: vellem, si videretur et vobis, verbum illi aliquod pro me faceretis, si forte humanitatis, liberalitatis, dignitatisque regiæ, atque Christianitatis reputatione, aliqua munificentia compensaret damnum, quod in clerico Ecclesiæ suæ injustissime, ac regia majestate indignissime, tantum intulit. Quod si facit, ab immodica culpa, se modica expensa, non modicum essolvit. Si autem non facit, me tamen præsto nihilominus habet in eo uno servire regiæ majestati, vt satisfaciam secundum scripturas illi et quibus velit: injustissime damnatum Scotum Ioannem, injustissime nihilominus assertum Paschasium in concilio Vercellensi, perverse et regio auditu indignissime exposuisse illi clericos Carnotenses (si ita res acta est quomodo ad me pervenit) sententiam de Eucharistia, quam in scriptura habent gloriosæ memoriæ Fulberti Episcopi — u. ſ. w.

Daß dieſer Brief, ſagen die Sammler der Concilien, und alle, welche deſſelben erwähnen, nach der Kirchenverſammlung zu Vercelli geſchrieben worden, bezeugen die ausdrücklichen Worte. Aber, fügen ſie hinzu, er muß auch nach der Kirchenverſammlung zu Paris geſchrieben ſeyn: denn über was für Unrecht von dem Könige hätte Berengarius ſonſt zu klagen gehabt, als über das, welches ihm in dieſer Kirchenverſammlung nach ſeiner Meinung zugefügt worden?[2] Und da ſolches Unrecht doch nicht in der bloßen Verdammung ſeiner Lehrſätze könnte beſtanden haben, ſo wollen einige ſogar wiſſen, daß ihm der König die Einkünfte ſeines Canonicats bei St. Martini zu Tours entzogen.[3] — Es iſt unglaublich, was gewiſſe Leute für eine Gabe haben, aus Nichts die allerentfernteſten Dinge zu ſchließen, indem ſie über das, was ihnen klar vor den Augen liegt, hinwegſehen! Ich frage: wie wäre es möglich, daß Berengarius die Strafe ſeines Königs, mit der er ihn, zu Folge eines förmlichen Concilii, belegen wollen, ein damnum hätte nennen können, quod in clerico Ecclesiæ suæ injustissime, ac regia majestate indignissime intulerit? Abgeſprochene Einkünfte wären hiernächſt ja wohl, mehr nur lucrum cessans, als damnum illatum. Doch es ſey, daß wer ſich beeinträchtigt fühlt, ſeinen Verluſt ſo unverdient, ſo groß, ſo wenig der Wahrheit gemäß beſchreiben darf, als er nur immer will. So frage ich weiter: wenn dieſem Briefe das vermeinte Concilium zu Paris vorhergegangen, auf welchem, nach des Durandus eigener Verſicherung, die Lehre des Scotus ebenmäßig verdammt worden, warum hätte ſich denn Berengarius nicht auf dieſe letztere, ſondern auf die zu Vercelli geſchehene Verdammung berufen? warum hätte er es denn gegen den Ausſpruch des Concilii zu Vercelli, bei welchem der König nicht gegenwärtig geweſen war, von deſſen Gründen der König nicht ſo völlig unterrichtet ſeyn konnte, erweiſen wollen, daß dem Scotus Unrecht geſchehen? warum hätte er ſich nicht lieber erbieten ſollen, eben das gegen den Ausſpruch des Concilii zu Paris zu beweiſen, wo der König ſelbſt den Vorſitz gehabt hatte, wo der König ſelbſt mit angehört haben konnte, warum ſo viele vornehme Geiſtliche ſeiner Kirche die Lehre des Scotus für irrgläubig erkannten? Gewiß, mein Freund; wenn man ſich jemals bei dem Schluſſe von der unterlaſſenen Erwähnung einer Sache auf die Unwirklichkeit derſelben zu irren nicht hat fürchten dürfen: ſo iſt es hier; hier, wo Berengarius der Begebenheit, die ich läugne, nicht bloß hätte erwähnen können, ſondern nothwendig hätte erwähnen müſſen, wenn das geringſte von ihr wahr geweſen wäre. Wir wiſſen es von ihm ſelbſt denn nun auch beſſer, wie die Sache zuſammengehangen, und bewundern die Vorſehung, die nach und nach von ſeinen eigenen Feinden Dinge hervorziehen und erhalten laſſen, die mit ſeiner endlichen Rechtfertigung auf eine ſo unerwartete Art übereinſtimmen.

Warum ſollte uns auch überhaupt das unbillige und tyranniſche Verfahren des Königs gegen den Berengarius ſehr befremden? Als ob es nicht ganz in dem Geiſte ſeines Jahrhunderts wäre? Als ob es ihm an ehrwürdigen, frommen, heiligen Männern könnte gefehlt haben, die ihm ſo etwas zu rathen, ihm ſo etwas als ſeine Pflicht vorzuſchreiben fähig waren? Sie merken wohl, daß ich auf jenen Brief des Biſchofs von Lüttich hinaus will, aus welchem, wie geſagt,[1] Baronius abnahm, daß ein Concilium zu Paris im Werke geweſen. Ein ganz abſcheulicher Brief! Alle Haare müſſen ſich zu Berge richten über die Herzensmeinung eines chriſtlichen Biſchofs, die man in dieſem Briefe lieſt: quod hujusmodi homines, — Schwachgläubige, Zweifler, Ketzer, was es nun ſind — nequaquam oporteat audire; neque tam sit pro illis concilium advocandum, quam de illorum supplicio exquirendum. Was that Heinrich nun mehr, als daß er dieſen Ausſpruch befolgte?

Dem ungeachtet, ſoll ich Ihnen aufrichtig ſagen, was ich von dieſem abſcheulichen Briefe halte? Ich halte ihn für untergeſchoben; für nachher, und vielleicht für lange nachher, geſchmiedet, in der Abſicht, das grauſame Verfahren des Königes einigermaßen zu entſchuldigen. Ich denke nicht, daß meine Gründe, dieſes zu vermuthen, von den ſchlechteſten ſind: aber auch die kann ich Ihnen hier nicht auskramen. Ich muß eilen, weiter zu kommen.

Damit ich Ihnen indeß, bei meiner Eile, auch nichts zu überhüpfen ſcheine: nur noch dieß einzige Wort. — Wenn an dem Concilium zu Paris ſo viel als nichts iſt, was kann wohl an einer gewiſſen Verſammlung zu Brione ſeyn, welcher Berengarius ſelbſt beigewohnt haben ſoll, und die gleichfalls nur auf dem einzigen Zeugniſſe des Durandus beruht? Zuverläſſig, noch weniger als nichts. Denn dieſe ſoll nun gar noch vor dem Concilium zu Vercelli ſeyn gehalten worden, als Berengarius wahrlich nicht Zeit hatte, noch eine ſo unnöthige Excurſion in die Normandie zu machen. — Doch ich habe mir ja ſchon die völlige Beleuchtung des ganzen Durandus auf ein andermal vorbehalten. Bei Seite alſo jetzt mit ihm, und wieder zu dem Lanfrancus, welcher von dem allen nichts weiß, und von dem Concilium zu Vercelli unmittelbar auf das kömmt, auf welches ich nunmehr komme, nämlich

---

[1] Spicilegii T. II. p. 105.

[2] Data est (*Epistola Berengarii ad Ricardum*) post concilium Vercellense, cujus meminit: data item post Parisiense, cum factam sibi a Rege dicat injuriam. Quam enim aliam? *Hard. Concil. T. VI. P. I p.* 1024.

[3] Comme le Roi étoit Abbé de saint Martin de Tours, il donna ordre d'oter à Berenger le revenu qu'il tiroit en qualité de Chanoine de cette Eglise. *Fleury Hist. Eccles. T. XII. p.* 541.

[1] Oben Seite 744.

6. auf das Concilium zu Tours, von 1055.

Lanfrancus verſichert zwar, daß Leo der Neunte auch auf mehrern Kirchenverſammlungen, als der zu Rom, und der zu Vercelli, die Verdammung des Berengarius erklärt und bekräftigt habe. Er führt aber namentlich deren keine an; und auch bei andern Scribenten iſt bis auf das Jahr 1055 von dem Berengarius alles ſtille. In dieſem müßte dafür die Flamme um ſo viel ſtärker wieder ausgebrochen ſeyn. Denn außer dem zu Tours ſollen nicht weniger als noch drei Concilien, in eben dieſem Jahre, ſammt und ſonders wider den Berengarius, ſeyn gehalten worden. Ich verſpreche Ihnen, daß Sie genau wiſſen ſollen, woran Sie mit allen vieren ſind, ſobald Sie das zu Tours beſſer kennen werden.

Und was ſagt Lanfrancus von dieſem? Quæ Sententia, nämlich die von Leo dem Neunten wider den Berengarius geſprochene, non effugit successorem quoque suum fœlicis Memoriæ, Papam Victorem. Sed quidquid de hac re seu cæteris ipse statuit, statuive præcepit: hoc etiam iste sua atque omnium conciliorum suorum auctoritate firmavit. Denique in concilio Turonensi, cui ipsius interfuere ac præfuere legati, data est tibi optio defendendi partem tuam. Quam cum defendendam suscipere non auderes, confessus coram omnibus communem Ecclesiæ fidem jurasti, ab illa hora te ita crediturum sicut in Romano concilio te jurasse est superius comprehensum.

Wie viel meinen Sie, daß hievon wahr iſt? Zählen Sie nach, was nicht wahr iſt, und ſehen Sie zu, was übrig bleibt. Das kann wahr ſeyn. — Falſch, daß auf dieſem Concilium zu Tours dem Berengarius frei gegeben worden, ſeine Meinung zu vertheidigen. Falſch, daß er auf demſelben eben das beſchworen, was er vier Jahre darauf unter Nicolaus dem Zweiten zu Rom beſchwur. Falſch, daß dieſes Concilium zu Tours unter dem Papſt Victor gehalten worden. Falſch, daß überhaupt Victor das geringſte über die ſtreitige Lehre, während ſeiner ganzen Regierung, mit ihm ſelbſt verhandelt, oder durch ſeine Legaten verhandeln laſſen.

Hören Sie ihn dieß alles ſelbſt erzählen:

»Compellit me, velim nolim, longum facere continua scripti tui monachatu tuo indignissima falsitas. Papam Victorem concilium Turoni convocasse per legatos scripsisti: Papæ Victoris nec adfuerunt legati, nec præfuerunt Concilio Turonensi; numquam mihi defendendi partes meas optionem dederunt legati Papæ Victoris. Non ausum me fuisse defendere partes meas, immensa falsitate scripsisti: jurasse me sicut Romæ, stupendo mendacio confirmasti; communem fidem, quo tuum nomine sæpe palliasti errorem, insanis me professum fuisse; ecclesiæ dicis, quod turbæ erraticæ verius dicere potuisti. Longum facio, sed enormitate falsitatis scripti tui compellor. Dicta repeto: nunquam Papa Victor per se, vel per Legatos, mecum egit de mensa dominica: numquam in eo mihi defendendi quæ afferrem optionem fecit; nunquam Papæ Victoris legatis communem ineptorum errorem, quem communem Ecclesiæ appellare non dubitas fidem, confessus aliquid juravi. Sed quia adhuc superest Hildebrandus, qui de veritate consultus tota dignitate est adhuc respondere idoneus, quamquam longissimum faciam, visum est de Concilio Turonensi quod rei veritas habuit, neque tamen eo nisi paucissimis tempore innotuit, palam facere omnibus, qui in hoc scriptum forte incidunt. Tempore non Victoris, sed Papæ Leonis, ab Ecclesia Romana Hildebrandus, vices in negotiis ecclesiasticis suppleturus apostolicas, Turoni adfuit. Huic contra calumniam in me insanorum, in quo adhuc, omisso me, audire eum potest, qui voluerit, de Propheta, de Apostolo, de Evangelista, de authenticis etiam scripturis satisfeci Ambrosii, Augustini, Hieronymi, Gregorii, in quo etiam nunc satis facere indissimulabiliter, miseratione divina, vt nihil ullo modo incertum remaneat ei, qui, me mansuetudine christiana, corde vigili audito, in eo dubitaverit, omnino sufficio: non venienti ad exprobrandum Deo viventi, ad dicendum Domino, *Scientiam viarum tuarum nolumus, recede a nobis*, ad perdendum me cum gladiis et fustibus; sed venienti ad audiendum me mansuetudine christiana in nomine Domini. Hildebrandus veritatis perspicuitate cognita, persuasit vt ad Leonem Papam intenderem, cujus autoritas superborum invidiam, atque ineptorum tumultum compesceret: ceterum quod ad instantia pertineret, si vellent Episcopi, qui convenerant, ex mora agere de Eucharistia, darentur eis in manus, locis denotatis signis adhibitis, diversorum libri, quos undecunque Hildebrandus ipse fecerat comportari; si vero sola responsione sine ipsius responsionis pertractatione contenti, convenit enim aliquando scripto adversariis et non sententia, sicut Arrianis et Catholicis, Patrem Filio esse majorem, alia pergerent pertractare negotia: soluto eorum conventu recta ego cum Hildebrando ad Romanum Pontificem, sicut supra dictum est, abiremus. Episcoporum ergo qui convenerant voluntas in eo fuit, ut quidam eorum me, Episcopus Aurelianensis, atque Episcopus Autisiodorensis, cum Archiepiscopo Turonensi, de Eucharistia separatim cum Clericis suis audirent. Ita ergo factum; conquesti sunt me accito Episcopi illi duo, quod culpa mea a propriarum eos Ecclesiarum pertractandis negotiis revocaret; quam meam culpam dicerent, interrogati responderunt: dicere me, panem sanctum altaris panem tantum esse, nec differre ab inconsecrato pane mensæ communis. Quem in eo accusatorem meum haberent? producere neminem potuerunt, ita diffamatum me se audisse responderunt, et quid dicerem, cum negarem illud, audire voluerunt. Hic ego inquio: certissimum habete, dicere me, panem atque vinum altaris post consecrationem Christi esse revera corpus et sanguinem. Quo audito, nihil aliud expectare a me alios, qui in Ecclesia S. Mauricii consederant, dixerunt Episcopos, quam ut in eorum quoque audientia eadem non tacerem, et ita eos liberum habituros, ut sua quisque agere negotia non differrent. Veni ergo cum iis, qui me separatim audierant, Aurelianensi atque Autisiodorensi Episcopis, in consessum aliorum, et quæ separatim quibusdam dixeram, in audientia omnium repetivi. Cumque jam pene mea illa finiretur calumnia, non defuerunt qui dicerent, quod dicebam non debere sufficere, quia aliud corde clauderem, aliud forsitan lingua emitterem: juramentum esse a me exigendum. Cum ergo exigerent, summaque injuria, quia produci non poterat accusator, qui a me audisset, quod me dicere prius putaverant, cessi tamen consilio Episcopi Andegavensis, atque Abbatis majoris Monasterii Alberti, qui me de scripturis habere certi erant quod dicerem, adhortantium ne tumultum compescere popularem suffugerem, cum scirent me revera idem habere in corde et in ore. Scripsi ergo ego ipse, quod jurarem: *Panis atque* *vinum Altaris post consecrationem sunt corpus Christi et sanguis: hæc me sicut ore proferrem, juramento confirmavi corde tenere:* contra jura tamen tam secularia quam ecclesiastica, sicut mi- prædixi, consilio eorum, qui mecum veritatis nime erant ignari, quos superius nominavi. Ita Hildebrandus, Romanæ Ecclesiæ Legatus, qui libros undecunque comparari fecerat, ut ex eorum auctoritate satis fieret de Eucharistia, pro cujus diligentiori consideratione et veritatis, Dei misericordia, comprehensione, hæresis me insimulaverant homines nihil scientes et superiores se in scientia alios non æquo animo, tolerantes, turbarum, quæ ad illud maxime valent ut clament, *crucifige! crucifige!* quæ ad comprehensionem veritatis vix aliquando vel nunquam sufficiunt, ad fustium et lancearum semper pronæ sunt apprehensionem, tumultu compescito, alia pro quibus a Romana Ecclesia venerat est prosecutus negotia. In quibus cum non nullas insumeret moras, meque cum illo jamjam accessurum Romam, ad satisfaciendum de mensa dominica de eminentia rationis, de immunitate auctoritatis, expectarem, secundum quod convenerat cum illo mihi, nunciatum illi est, Papam Leonem rebus decessisse humanis, quo audito a proposito eundi Romam itinere supersedi. Numquam mecum aliquid egerunt Legati Papæ Victoris: videris tu, quam indigna monachatu tuo, quam indigna tua eruditione vecordia persuadere suscepit scriptum tuum, quod Romæ juraverim me Turoni juravisse Legatis Papæ Victoris.« —

Die Hauptſache iſt hier ohne Zweifel die Zeit, wann und unter welchem Papſte dieſes Concilium zu Tours gehalten worden, und ich ſollte nicht meinen, daß man das geringſte Bedenken haben könne, das Zeugniß des Berengarius hierin allen andern vorzuziehen. Daß er am beſten davon unterrichtet ſeyn konnte, iſt unſtreitig; und was für Vortheil, was für Abſicht hätte er dabei haben können, uns von einem ſo unerheblichen Umſtande etwas anders als die lautere Wahrheit zu ſagen? Ich nenne den Umſtand unerheblich, in Beziehung auf die eigne Angelegenheit des Berengarius, die dadurch weder verbeſſert noch verſchlimmert werden konnte, ob das Concilium unter dem Legaten des einen oder des andern Papſtes wäre gehalten worden, nicht aber in Beziehung auf die Geſchichte, die allerdings dadurch ſehr berichtigt wird.

Wenden Sie nicht ein, daß es gleichwohl ſchwer zu begreifen ſey, wie ſich Lanfrancus ſo ſehr könne geirrt haben, da er doch ſelbſt auf dieſem Concilium zu Tours mit gegenwärtig geweſen, wie Ordericus Vitalis verſichere. Denn das iſt er nicht geweſen, und Vitalis verdient mit dieſem ſeinem Zeugniſſe nicht den geringſten Glauben, ob es ſchon Ant. Pagi[1] ohne Bedenken angenommen hat. Wäre Lanfrancus ſelbſt gegenwärtig geweſen, ſo würde er gewiß nicht ermangelt haben, uns deſſen auch ſelbſt zu verſichern. Und was hätte ihn damals nach Tours bringen ſollen? Er konnte ja nicht wiſſen, daß die Sache des Berengarius auf dem Concilium daſelbſt vorkommen würde. Es geſchah auf eigenen Betrieb des Berengarius, daß man ſie außerordentlich vornahm, und das Concilium war ganz und gar nicht ihretwegen ausgeſchrieben worden, welches uns ſo viel neuere Scribenten, als z. E. Lupus[2] gern möchten glauben machen.

Selbſt das Zeugniß des ſonſt mit dem Lanfrancus genau übereinſtimmenden Guitmundus, welcher des Concilii zu Tours gleichfalls erwähnt, iſt dießmal für ihn nicht. Denn Guitmundus ſchreibt nur alles, was darauf verhandelt worden, dem Hildebrand zu, ohne des Papſtes, deſſen Legatus Hildebrand war, namentlich zu gedenken. Der Umſtand endlich, daß gerade während dem Concilium die Nachricht von dem Tode des Papſtes eingetroffen, iſt ſo beſonders, zeichnet ſich ſo merklich aus, daß Vergeßlichkeit oder Verwirrung ſich kaum dabei denken läßt.

War nun aber Hildebrand, als er das Concilium zu Tours hielt, noch Leonis des Neunten Legatus; war es der Tod dieſes Leo, der es unterbrach, ſo gehört es auch nicht in das Jahr 1055, ſondern in das vorhergehende 54, als an deſſen neunzehntem April Leo ſtarb.

Was weiter hieraus für Verbeſſerungen in der Geſchichte und Veränderungen in der Ordnung der Concilien ſich ergeben, iſt klar. Nicht allein müſſen die Concilien zu Florenz und zu Lyon nunmehr nachſtehen, indem das zu Tours ſogar noch dem zu Narbonne vorgehen, und unmittelbar auf das vierte römiſche unter Leo dem Neunten folgen muß: ſondern auch alle die andern drei Concilien, welche in dem Jahre 55 wider den Berengarius ſollen ſeyn gehalten worden, ſind in ſofern für Erdichtungen zu erklären, als Victor der Zweite daran Antheil gehabt haben müßte.

Auch widerlegt ſich noch ein Umſtand, durch den ſich das Concilium zu Tours merkwürdig gemacht hätte, aus deſſen unumgänglicher Verſetzung, nunmehr von ſelbſt. Nach dem Baronius nämlich, — oder vielmehr nach dem Mariana, auf den ſich Baronius lediglich bezieht, — ſoll Kaiſer Heinrich der Zweite bei dieſem Concilium den König Ferdinandus von Caſtilien verklagt haben, daß er ſich den Titel eines Kaiſers von Spanien anmaße, und ſeine Abhängigkeit von dem römiſchen Reiche weiter nicht erkennen wolle; und Victor der Zweite ſoll zum Beſten des Kaiſers den Ausſpruch gethan haben. Die ganze Sache klingt ein wenig fabelhaft, und es wäre wenigſtens ſehr ſonderbar, wenn ſich ein deutſcher Kaiſer mit ſeinen Beſchwerden gegen einen König von Spanien an eine kleine Kirchenverſammlung irgendwo in Frankreich ſollte gewandt haben; denn daß ein päpſtlicher Legat dabei zugegen geweſen, das macht ſie eben um ſo viel wichtiger nicht. Es ſey aber die Sache ſelbſt ſo wahr als ſie wolle: von beiden Umſtänden kann doch nur einer ſtatt gehabt haben. Iſt ſie auf dem Concilium zu Tours anhängig gemacht worden, ſo hat ſie Victor auf dieſem Concilium nicht entſchieden; hat ſie Victor entſchieden, ſo kann ſie auf dem Concilium zu Tours, auch nicht einmal vermittelſt ſeines Legaten, ſeyn vor ihn gebracht worden.

Einen einzigen Weg wüßte ich, die Erzählung des Mariana noch zu retten: und dieſer wäre, wenn man annähme, daß kurz auf einander zwei Kirchenverſammlungen zu Tours gehalten worden; die erſte, von welcher Berengarius redet, und die zweite das Jahr darauf, auf welcher die Geſandten des Kaiſers möchten erſchienen ſeyn. In der That finden ſich auch Spuren von einer ſolchen zweiten, die bei den Sammlern der Concilien nicht vorkömmt. Doch was geht mich das hier an? Sie werden nicht wollen, daß ich mich von unſerm Manne noch weiter entfernen ſoll. —

Die Stelle haben Sie nun ohne Zweifel erwogen, auf die ich mich oben wegen des Biſchofs von Orleans bezog. Der Widerſpruch mit dem Durandus iſt, denke ich, ſo klar, daß ich nicht nöthig habe, noch etwas hinzu zu ſetzen. Dafür erlauben Sie mir, Sie einen Augenblick bei dem Biſchofe von Angers zu verweilen, der ebenfalls auf dem Concilium zu Tours gegenwärtig war. Es war Euſebius, mit dem Zunamen Bruno, welcher dieſe Würde ſeit 1047 bekleidete; es war eben der, der nach einigen den Berengarius zu ſeinem Archidiaconus in Angers gemacht hatte. Nach andern zwar müßte Berengarius das bereits im Jahre 1040 geweſen ſeyn, und ich weiß nicht, was ich zu den Beweiſen davon ſagen ſoll.[1] Gewiß iſt es, daß er während dem Concilium zu Vercelli noch Canonicus an der Kirche des heil. Martinus zu Tours war; gewiß iſt es, daß er auch während des Concilii zu Tours noch eben da, und nicht zu Angers lebte. Wenn er nun dem ungeachtet auch Archidiaconus zu Angers hätte ſeyn können, und wirklich geweſen wäre, ſo müßte man ſich wohl nicht ſehr an den alten Kanon, ut non nisi in unius civitatis Ecclesiis quisquam aliquod Clericale officium accipiat, gekehrt haben, ob er ſchon auch damals, in einem Concilium über dem andern, aufs neue eingeſchärft wurde. Doch dem ſey, wie ihm immer ſey; Berengarius ſey auf dem Concilium zu Tours bereits des Euſebius Archidiaconus geweſen, oder nicht; genug, daß Euſebius der Meinung des Berengarius war. Dieſes Zeugniß giebt ihm, wie Sie geleſen haben, Berengarius ſelbſt: »cessi tamen consilio Episcopi Andegavensis, atque Abbatis majoris Monasterii Alberti, qui me de scripturis habere certi erant, quod dicerem.« Es iſt alſo keine Verleumdung, keine ungegründete Sage, was man ſchon aus dem Durandus und Theoduinus von ihm gewußt hat, und weßwegen ihn zu retten ſich ſo manche ganz vergebliche Mühe gemacht haben. Beſonders iſt es Natalis Alexander,[2] und nach ihm ſind es die mehrgedachten franzöſiſchen Benediktiner,[3] welche den Verdacht durchaus nicht auf ihm laſſen wollen, daß er jemals der Lehre des Berengarius ernſtlich zugethan geweſen. Sie beziehen ſich desfalls vornehmlich auf einen eigenen Brief des Euſebius, welchen Claudius Menardus zuerſt herausgegeben.[4] Nun iſt es wahr, daß Euſebius in dieſem Briefe dem Berengarius ſein Mißfallen über die noch fortdauernde Streitigkeit zu erkennen giebt; aber dieſes Mißfallen an der Streitigkeit, als Streitigkeit, iſt nichts weniger als eine Mißbilligung der Meinung des Berengarius. Vielmehr ſpricht er von der ineptia atque insania Lanfranci, oder wiederholt doch wenigſtens dieſe Ausdrücke des Berengarius, ohne das geringſte dagegen zu erinnern, welches er gewiß nicht würde unterlaſſen haben, wenn Lanfrancus mehr Recht bei ihm gehabt hätte, als Berengarius. Euſebius wollte nur überhaupt über dergleichen Dinge nicht geſtritten wiſſen; er wollte, daß man ſich einzig und allein an die Worte der Schrift in Einfalt halte, und allen ſpitzfindigen Grübeleien über das Wie und Warum entſagen ſollte. Das war ſo übel nicht, werden Sie meinen. Allerdings nicht, und zuverläſſig iſt in dem ganzen eilften Jahrhunderte nichts vortrefflicheres von einem Theologen geſchrieben worden, als dieſer Brief des Euſebius. Die franzöſiſchen Benediktiner wundern ſich, daß er nicht in die neueſten Sammlungen der Concilien aufgenommen worden. Aber ohne Zweifel ſahen die Beſorger dieſer Sammlungen ihn nicht ſo ganz mit ihren Augen an. Ich zweifle, ob ſie ſelbſt ihn in eine Bibliothek der Kirchenväter aufnehmen würden, deren Anſehen und Gebrauch er ſo ſehr auf ihren wahren Werth herabſetzt. Porro, nos non Patrum scripta contemnentes, sed nec illa, ea securitate, qua Evangelium, legentes, (neque enim ipsi viventes et scribentes hoc voluerunt, et in suis opusculis ne id fieret vetuerunt) eorum sententiis, salva quae eis debetur reverentia, in tantae rei disceptatione abstinemus, ne si Patrum sensa aut aliquo eventu depravata, aut a nobis non bene intellecta, aut non plane inquisita, inconvenienter protulerimus, scandalum incurramus. Auch ſchon dieſe Stelle iſt ungleich ſtärker gegen den Lanfrancus, als gegen den Berengarius, da Lanfrancus gleich vom Anfange die Streitigkeit mehr aus den Zeugniſſen der Väter, als aus Vernunftgründen, zu welchen alle exegetiſche Hülfsmittel gehören, entſcheiden wollte. —

---

[1] In Annales Bar. ad annum 1055 §. 7.

[2] Operum T. V p. 6. 7.

In der angezogenen Stelle von dem Concilium zu Tours haben Sie denn nun auch die vierte Glaubensformel des Berengarius über die drei ſchon bekannten. Dieſe vierte aber iſt, der Zeit nach, die erſte, und daher auch die ſimpelſte, weil ſeine Feinde ſich noch nicht einfallen ließen, was für verſchiedene Begriffe man mit den nämlichen Worten verbinden könne. Zugleich zeigt ſie, wie wenig überhaupt noch damals der ganze Streit in Erörterung gezogen worden, und iſt ſo gut als ein förmlicher Beweis, daß Berengarius ſelbſt zur Zeit noch nichts Schriftliches darüber aufgeſetzt hatte. Doch hiervon vielleicht ein mehreres, wenn wir auf die Meinung des Berengarius beſonders kommen. Ich ſcheine Ihnen wohl ohnedem vergeſſen zu haben, daß ich einen Brief ſchreibe und kein Buch.

Noch iſt

7. das Concilium zu Rom, unter Nicolao dem Zweiten.

übrig, und ich ſchließe.

Wenn Victor vielleicht zu kurze Zeit regierte, als daß er ſich um den Berengarius und ſeine Lehre hätte bekümmern können und wollen: ſo dürfen wir uns noch weniger wundern, wenn auch ſein Nachfolger Stephanus der Neunte, der den Stuhl noch kein Jahr beſaß, ihn in Ruhe gelaſſen. Oder wer weiß, ob beide nicht wichtigere Urſachen hatten, eine Sache nicht weiter zu rühren, die ſie weder gern verdammen, noch billigen wollten?

Wer weiß ſogar, ob ſelbſt Nicolaus der Zweite ſie aus eigener Bewegung wieder vorgenommen hätte? Denn ſo viel kann ich Ihnen aus unſerm Manuſcripte verſichern, daß Berengarius nicht auf ſein Erfordern, ſondern ſchlechterdings freiwillig auf eigenen Antrieb (ultroneus) nach Rom kam, um ſeine Lehre von ihm prüfen zu laſſen. Die nämliche Bereitwilligkeit, nicht erſt zu warten, bis man ihm ſeine Vertheidigung abfordere, ſondern ſich ſelbſt damit anzubieten, haben Sie ſchon zu Tours an ihm bemerkt. Und wenn es ſchon nichts weniger als einerlei für ihn ſeyn konnte, ob er ſich zu Tours oder zu Rom wollte richten laſſen: ſo konnten doch eben die Urſachen, welche ihm Muth gemacht hatten, mit dem Kardinal Hildebrand zu Leo dem Neunten nach Rom zu gehen, ihn auch jetzt vermögen, ſich vor Nicolaus den Zweiten zu wagen.

Die wichtigſte dieſer Urſachen war unſtreitig der eigene Beifall des Kardinal Hildebrand, mit dem er ſich ſchmeichelte; und was für gute Hoffnung mußte er nicht haben, als Leo auch wirklich die ganze Sache dem Hildebrand auftrug? Wegen der mehrmals erwähnten Verſtümmelung unſers Manuſcripts kann es zwar leicht ſeyn, daß ich die eigentlichen Triebfedern nicht kenne, durch die ſeine Hoffnung vereitelt ward. Aber daß der ſtürmiſche Kardinal Humbert mit dabei im Spiele geweſen, iſt dem ungeachtet wohl gewiß. Dieſer verhinderte es, daß Berengarius ordentlich vernommen, die Streitfrage nach Gründen ruhig erwogen, und nicht anders als nach dem Anſchlage beiderſeitiger Gründe entſchieden ward. Voll geiſtlicher Vermeſſenheit wollte er nicht zugeben, daß hier etwas noch lange zu unterſuchen ſey, ſondern brauchte das Anſehen des Papſtes, einen Mann zu einem blinden Bekenntniſſe zu zwingen, den er weder überzeugen konnte noch wollte. Er ſetzte die bekannte Formel auf, die ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen in der Folge ſo anſtößig geworden, daß ſie die plumpen Ausdrücke derſelben (corpus et sanguinem Domini sensualiter, non solum sacramento, sed in veritate, manibus sacerdotum tractari, frangi, et fidelium dentibus atteri) nur mit der Abſicht entſchuldigen können, es einem Ketzer damit ſo nahe als möglich zu legen; oder, wie Innocentius der Dritte ſich darüber erklärt, ne remaneret anguis sub herba. Dieſe Formel ſollte Berengarius beſchwören und unterſchreiben, er ſollte, und mußte, und beſchwor, und unterſchrieb. Denn auf Gründe hatte er ſich gefaßt gemacht, aber nicht auf den Tod.

---

[1] *Mabillon* Acta Sanct. Ord. S. Bened. Sæculi VI. Parte II. præf. §. 12.

[2] In Hist. Eccl. Sæculi XI. Dissert. I. art. 4.

[3] Hist. lit. de la Fr. T. VIII. p. 101.

[4] In Notis ad Augustini libros posteriores adversus Julianum. p. 490.

Sehen Sie nun, wie Lanfrancus das alles einkleidet:[1] Nicolaus Papa comperiens te dicere, panem vinumque altaris post consecrationem sine materiali mutatione in pristinis essentiis remanere: concessa tibi, sicut superius dictum est, respondendi licentia, cum non auderes pro tuæ partis defensione aliquid respondere, pietate motus ad preces tuas præcepit tradi scripturam tibi, quam superius posui.

Was Berengarius aber hierauf antwortet, lautet ſo:

»Quod dicis comperisse Papam Nicolaum, de corde tuo loqueris, non de veritate. Ego longe verius te, quid cum Nicolao egerim, novi. Ego Nicolaum Papam quanta potui objurgatione adortus, cur me quasi feris objecisset inmansuetis animis, qui nec audire poterant spiritualem de Christi corpore refectionem, et ad vocem spiritualitatis aures potius obturabant, minime ad hoc adducere potui, vt me ipse mansuetudine christiana, paternaque diligentia audiret, vel si id minus liceret, minusve liberet, idoneos ad negotium, qui scripturas ex mora et lima intenderent, eligeret. Qui Romam tanto contendissem labore vltroneus, si non probandus, multo essem minus cum præcipitatione damnandus, sed potius ex otio christiana mansuetudine audiendus, paterna diligentia approbandus, misericordia, si ita res exigeret, admonendus vrgendusque. Solum mihi vt in Hildebrandum ista conjicerem, Papa respondit. Ita nec de mutatione Sacramentorum, quam, novitate verbi contra artem, vbi de generatione et corruptione subjecti agitur, et contra consuetudinem scripturarum, vbi habes, *hæc sunt generationes cœli et terræ*, materialem dicere voluisti, aliquid in me comperit: nec mihi respondendi licentiam fecit: nec quia non auderem defendere partes meas, de quibus mihi in nullo minus constabat, quam binario geminato quaternarium constitui, sed quia comminatione mortis, et forensibus etiam litibus indignissima merum agebatur tumultuaria perturbatione, vsquequaque obmutui, nec vllas, quod mentitur scriptum tuum, ad Papam ego preces feci. Tantum cum obmutuissem, ne mecum Christianismo suo indigne agerent, corde convolvens, humi procubui: et secundum hoc, quod dicis, illum rectissime præcepisse, injustissime diceres, si verum dicere voluisses.«

Hier wird des Humbertus nicht gedacht; ſondern alles ſcheint durch die Hände des Kardinal Hildebrand gehen zu ſollen. Wie ſchon geſagt, ich kann nicht angeben, auf welche Weiſe dieſer gleichwohl endlich allen Einfluß auf das Geſchäft verlor. Aber haben wir nicht geſehen, wie ſtürmiſch es auf den Kirchenverſammlungen damals zugieng? wie ſehr ſelbſt der Papſt das wilde Geſchrei der kleinern Clerisei fürchten, und ihm nachgeben mußte? Lanfrancus war hier ſelbſt zugegen, und er mochte ſeinen Mann an dem Humbertus bald kennen lernen. Wer das meiſte Lärmen machen konnte, überkam die meiſte Gewalt; und auf das Lärmen, das Toben, das Verdammen, das Nothzwingen, wer verſtand ſich beſſer, als Humbert? Er hatte davon eine vortreffliche Probe kürzlich in Konſtantinopel abgelegt; was ihm da mit dem Nicetas Pectoratus gelungen war, das glaubte er, könne ihm mit dem Berengarius nicht fehlen. Der ſtolze häßliche Mann war dazu verſehen, alle Trennungen der Kirche auf das Aeußerſte zu treiben! Schon in der erſten Schrift mochte ihm Berengarius ziemliche Gerechtigkeit haben widerfahren laſſen; aber Lanfrancus fand nicht für gut, mehr davon anzuziehen als gerade nöthig war, die Vertheidigung und Heiligpreiſung deſſelben anzubringen. Sie werden alſo hier nicht ungern ein paar Stellen leſen, die Berengarius dieſer Heiligpreiſung ſeines Verfolgers in unſerm Manuſcripte, als ſeiner zweiten Schrift, entgegenſetzt.

»Servum Dei Humbertum dixisti, quod, quantum ad id quod scribebas, vere dicere nequisti. Expertus in illo ego sum non Dei servum, sed Antichristi membrum, quod inferius apparebit. Tibi autem sanctum faciet tua erga me calumnia omnem, qui vecordiæ tuæ ineptus assensum non negaverit.«

Und weiter hin:

»Quod de humilitate vitæ et doctrinæ Humberti confirmas, vtinam non ex calumnia erga me tua, sed ex veritate firmaveris. Quantum ad experientiam hominis dico meam, in negotio isto de mensa dominica, quoquo modo vixerit, non humiliter sed superbissime docuit, quia, ad proferendum se mihi, contra ipsam veritatem, *corruptibile adhuc esse Christi corpus*, dicere non exhorruit. Romæ ego affui: si humilitas in illo christiana fuisset, non me inauditum quasi hæreticum condemnasset, potius me primo justus in misericordia corripuisset atque increpasset; si membrum ecclesiæ fuisset, revera me audiens, si veritatis invenisset inimicum, ad revincendum errorem meum, mecum sub congruis judicibus, non cum gladiis et fustibus, sed christiana mansuetudine constitisset.«

Es kann gar wohl ſeyn, daß die heilloſe Aſſertion, corruptibile adhuc esse Christi corpus, dem Humbertus nicht bloß in der Hitze des Zankes entfahren war. Denn ob er es ſchon den Griechen ſehr hoch aufgemutzt hatte, daß ſie glaubten, der Genuß des Abendmahls breche das Faſten; als ob das geheiligte Brod gleich andern Speiſen zerſtört und in Nahrungstheile aufgelöſet werden könne: ſo hatte er es doch zu gleicher Zeit eben den Griechen als ein großes Verbrechen angerechnet, daß ſie mit den Brocken und Ueberbleibſeln des geheiligten Brodes ſo nachläſſig und unehrerbietig umgingen, ſie auf die Erde fallen ließen, mit Schweineborſten zuſammenfegten, wie gemeines Brod verzehrten, vergrüben, in Brunnen würfen;[1] als ob dadurch etwas mehr zerſtört werden könnte: als bloßes Brod. Bei den Griechen konnte beides ſehr wohl mit einander beſtehen. Denn hierdurch ſelbſt gaben ſie deutlich genug zu erkennen, daß ſie im geringſten nicht das Brod für weſentlich in den Leib verwandelt hielten, daß nach ihrer Meinung Brod Brod bleibe, und daß nur mit einem gewiſſen

---

[1] Cap. 5 p. 238 Edit. Dach.

[1] Humbertus Disput. de Azymo et Fermentato apud Baronium, T. XI p. 715.

Genuſſe deſſelben ſich etwas höheres verbinde. Nicht dieſes Höhere, glaubten ſie, breche die Katzen, ſondern das damit verbundene Brod; nicht dieſes Höhere glaubten ſie zu vergraben und in Brunnen zu werfen; ſondern das Brod, welches außer jenem gewiſſen Genuſſe nichts weiter ſey als Brod, unbrauchbares Brod. Uebertriebene Folgen alſo aus einer Lehre, die ſie nicht annahmen, die ſie nicht kannten, legte ihnen Humbertus als Ketzereien zur Laſt, und er ſelbſt ſcheint faſt geglaubt zu haben, daß das verwandelte Brod ſonſt überall, im Waſſer und in der Erde, zertrennt und zerſtört werden könne, nur nicht in dem menſchlichen Körper.

Einem ſolchen Manne trug man es denn auf, für die geſammte Kirche zu ſprechen und zu ſchreiben! Welcher Widerſpruch hätte unſinnig genug ſeyn können, zu welchem er den Berengarius nicht mit Schwert und Knüttel (gladiis et fustibus, wie dieſer mehr als einmal ſagt) eben ſo wohl gezwungen haben würde, wenn er ihn einmal für einen Lehrſatz ſeiner Kirche gehalten hätte? Auch pflegte er mit niemanden über die abzufaſſende Formel die geringſte Rückſprache, am wenigſten mit dem Berengarius ſelbſt. Nach dem Lanfrancus ſollte es zwar ſcheinen, als ob dieſes allerdings geſchehen, indem er ihn mit ſo vieler Dreiſtigkeit fragt: cur ergo scriptum hoc magis adscribitur Humberto Episcopo quam tibi, quam Nicolao Pontifici, quam ejus concilio, quam denique omnibus Ecclesiis, quæ id cum debita reverentia susceperunt?[1] Aber Berengarius antwortet:

> »Iustissime id quidem: quia Humbertus auctor scripti erronei fuit, ego in corde errori non adsensi. Manu quidem — — — — — —[2] subscripsi, verum vt de consensu pronunciarem meo, nemo exegit. Tantum timore præsentis jam mortis scriptum illud, absque vlla conscientia mea jam factum, manibus accepi. Magis etiam Humberto quam Nicolao adscribendum fuit, quia, etsi ambo cum cæcus cæcum ducere debet, cadunt in foveam, minor tamen in sequente cæco, quam in eo qui de ducatu cæcus præsumsit, fuerat culpa.«

Und an einem andern Orte:

> »Quod dicis, infamare me solitum Nicolaum Papam, romanique Patres concilii, dum me solent de perjurio arguere amici, quasi ipsi mei fuerint causa perjurii, quam verum dixeris, viderit tua professio, viderit eruditio. Nullus enim amicorum de eo mecum quod scribis egit, nullus a me quod juraverim, vnde satis superius eum locutus, audivit; nullus me docuit. Solus Humbertus ille, inconvento et inaudito me, sine mora et lima diligentioris secundum scripturas considerationis, quod voluit scripsit, nimiaque levitate Nicolaus ille, de cujus ineruditione et morum indignitate facile mihi erat non insufficienter scribere — — quod dixerat Humbertus approbavit.«

Ueber ſeine Schwachheit, daß er aus Furcht des Todes die Wahrheit verläugnet, drückt ſich Berengarius ſehr wohl aus; und was er darüber ſagt, iſt eben ſo rührend, als die Einrede des Lanfrancus. »Nonne praestabat, si veram fidem te habere putabas, vitam honestam morte finire, quam perjurium facere, perfidiam jurare, fidem abjurare?« grauſam und höhniſch iſt. O infelix homo, o miserrima anima, fährt Lanfrancus fort, cur te credere jurabas, quae tantopere inter se dissidere intelligebas? Warum? antwortet Berengarius, aus Furcht; aus einer Schwachheit, deren ich nicht Meiſter war; aber wenn ich darum ein unſeliger Menſch, eine verlorene Seele bin, ſo waren Aaron und Petrus eben ſo unſelige Menſchen, eben ſo verlorene Seelen; Aaron, der aus Furcht vor dem Murren des Volks, ihm einen Götzen machte; Petrus, der, aus Scheu vor einer Magd, ſeinen Meiſter verläugnete, von dem er kurz vorher ein ſo übermenſchliches Zeugniß abgelegt hatte. — Ich erſpare Ihnen die Stelle ſelbſt, die Sie Zeit genug in dem Originale leſen werden.

Nur einen Augenblick ſtehen Sie noch mit mir ſtille, um den ganzen Weg, den wir zurückgelegt, auf einmal zu überſehen. Und ich denke, wir ſind eben auf eine Anhöhe gelangt, die uns die ungehindertſte Ausſicht nicht allein rückwärts, ſondern auch vorwärts gewährt. Hier liegen alle Krümmungen des genommenen und noch zu nehmenden Weges deutlich vor unſern Augen, und wir erkennen überall die Urſachen, warum er ſo, und nicht anders laufen müſſen.

Ich meine, das Räthſel, wie ſich Berengarius gegen ſo viele Kirchenverſammlungen verhärten können, wie er es wagen dürfen, immer wieder zu ſeiner entſagten Meinung zurück zu kehren, und wie es gekommen, daß die Kirche ſich gleichwohl gegen einen ſo hartnäckigen Relapſen ſo ſanft und nachſichtsvoll erwieſen, dieſes befremdende Räthſel iſt gelöſt.

Denn einmal haben wir geſehen, daß die Anzahl der gegen ihn gehaltenen Kirchenverſammlungen und die Anzahl ſeiner Widerrufe und Abſchwörungen bei weitem ſo groß nicht iſt, als ſie angegeben wird. Das Concilium zu Paris iſt ganz erlogen. Der Synodus zu Brione wird nicht viel beſſer ſeyn, wenigſtens iſt ſicherlich mit Zuziehung des Berengarius da nichts verhandelt worden. Die Concilien unter Victor dem Zweiten fallen alle weg. Auf den Kirchenverſammlungen zu Rom und Vercelli, unter Leo dem Neunten, ward er ungehört und abweſend verdammt. Auf der zu Tours, die ſeinetwegen gar nicht angeſtellt war, ward nichts unterſucht, ward nichts von ihm abgeſchworen; ſondern er übergab da lediglich ſein Glaubensbekenntniß und ließ ſich nur gefallen, mit einem Eide zu bekräftigen, daß ſolches Bekenntniß ſeine wahre, eigentliche Meinung enthalte; ſo daß nach aller Strenge dieſes Concilium nicht wider, ſondern für ihn iſt, indem man mit ſeinem Glauben zufrieden war und nur die Bekräftigung verlangte, daß es ſein wahrer Glaube ſey. Folglich bleibt nichts übrig als das Concilium zu Rom unter Nicolas dem Zweiten, von dem man ſagen könnte, daß es ihn ſeiner Ketzereien überführet habe, von dem man ſagen könnte, daß es ihn hätte verbinden müſſen, weil er ſich ſeinen Ausſprüchen unterwarf. Aber wie unterwarf er ſich dieſen? Wie ſehr Recht hatte er, ſich noch immer für nichts weniger als ſachfällig zu halten, und nach Niederlegung ſeiner Proteſtation einen beſſer unterrichteten Papſt, ein freieres und würdigeres Concilium abzuwarten? Wie natürlich endlich war es, daß ein folgender Papſt, der ſich durch das Zutrauen des Berengarius geſchmeichelt fühlte, der es erkannte, wie unrechtlich man mit ihm verfahren, ſeine Angelegenheit für unabgethan, ihn für unverdammt erklärte, indem er ſie aufs neue vornahm, und mit ihm den einzigen Weg einſchlug, gegen deſſen Rechtskräftigkeit er nichts einzuwenden haben könne, nämlich den Weg der vorläufigen Prüfung, deren man den Beklagten noch nie gewürdigt hatte?

---

[1] Cap. II. Edit. Dach. p. 233.

[2] Hier fehlen einige Worte, die ich nicht heraus bringen können. Denn die Stelle iſt von der erſten Seite des Manuſcripts, die mehr als andere gelitten. („Dieſe Lücke habe ich zu ergänzen und dadurch die ganze Stelle zu berichtigen das Glück gehabt. Die herausgebrachten Worte der beinahe völlig verwiſchten erſten Seite der Handſchrift geben einen Sinn, der dem gerade entgegen iſt, worauf Leſſing, durch das falſch geleſene: Manu quidem — subscripsi verum et — verfallen war. Die Stelle lautet nach der richtigen Ergänzung ſo: Manu, quod mendaciter ad te pervenit, non subscripsi; nam vt de consensu pronunciarem meo, nemo exegit. Berengarius hatte alſo ſeine Unterſchrift nicht widerrufen, oder abgeläugnet; er hatte die Schrift des Humbertus gar nicht unterſchrieben.“ C. A. Schmit.)

Und wer war, zweitens, dieſer billigere, beſſere Papſt? Kein anderer als Gregorius der Siebente: als eben der Hildebrand, welcher von der Rechtgläubigkeit des Berengarius überzeugt war, welcher (veritatis perspicuitate cognita) den Berengarius überredet hatte, ſich getroſt mit ihm zu Leo dem Neunten zu verfügen, der, ob er ihn ſchon ungehört, auf die einſeitige Klage ſeines Feindes, verdammt habe, dennoch nach mündlicher Vernehmung des andern Theils, gewiß nicht ermangeln würde, dem Neide ſeiner ſtolzen, und dem Tumulte ſeiner abgeſchmackten Gegner ein Ende zu machen. Ohne Zweifel hatte dieſer Hildebrand zwar, als Berengarius nachher, in ähnlicher Hoffnung, ſich Nicolaus dem Zweiten darſtellte, ihn, wie man es in der gemeinen Sprache auszudrücken pflegt, durchfallen laſſen: das iſt, er hatte ihn, und ſeine gute Sache, dem Widerſtande, den ſie fanden, aufgeopfert; er hatte, um nicht zugleich mit ihm unterzuliegen, ſich ſelbſt aus der Schlinge gezogen, unerachtet die Schlinge den Zurückgelaſſenen dadurch um ſo viel ſtärker zuſchnüren mußte. Aber es war doch auch, allem Anſehn nach, eben dieſer Hildebrand geweſen, welcher unter dem nachfolgenden Papſte, Alexander dem Zweiten, wiederum dem Berengarius ſo viel Nachſicht auswirkte, daß er ungeahndet ſeinen Widerruf zurücknehmen, und ſich ſo frei und kühn gegen den vorigen Papſt erklären durfte, welches alles Alexander weiter nicht rügte, als daß er ihn ganz freundſchaftlich ermahnte, von ſeiner Sekte abzulaſſen, und die heilige Kirche nicht weiter zu ärgern.[1] Denn Hildebrand war dieſes Alexanders Kanzler, penes quod officium universæ Romanæ Ecclesiæ administratio vertebatur, wie Fr. Pagi gegen den Cobellius erwieſen hat.[2] Und als er nun ſelbſt Papſt ward, dieſer Hildebrand, was hätte ihn hindern ſollen, einen Verſuch zu wagen, um der erkannten Wahrheit und ſeinem ungern verlaſſenen alten Freunde wieder aufzuhelfen? Dieſer Verſuch waren die Kirchenverſammlungen von 78 und 79 zu Rom, wo Berengarius ſelbſt zugegen war, und Gregorius der Siebente alles für ihn that, was ſich nur immer ſicher thun ließ. Wenn er denn nun aber auch hier nicht durchdrang, ſo kennen Sie ſeine Geſchichte und ſeinen Charakter zu wohl, um leicht einzuſehen, warum er weder recht konnte, noch recht wollte. An Einſicht fehlte es ihm gewiß nicht; aber ein Mann von ſeinem Ehrgeize ſetzt die Wahrheit nur alsdann mit aller Macht durch, wenn er ſein Anſehen und ſeine Gewalt mit ihr zugleich befeſtigen kann. Laufen dieſe hingegen die geringſte Gefahr, ſo giebt er ſie auf; er herrſchte gern über erleuchtete Menſchen; aber ehe er denn lieber nicht herrſchte, mögen ſie ſo unerleuchtet bleiben, als ſie wollen. — Gedenken Sie nur an die gefährliche Partei des Benno, welche Gregorius wider ſich hatte, und wie hämiſch ihn dieſe auch dann noch, als er den Berengarius zu ſeinem letzten Bekenntniſſe vermocht hatte, als einen Anhänger deſſelben verſchrie. Lächerlich aber iſt es, wenn Baronius[3] daraus, daß er den Berengarius bei ſeiner Lehre nicht geſchützt, beweiſen will, daß ihn die Parthei des Benno auch in dieſem Stücke verleumdet habe. In dieſem Stücke, wie wir nun wiſſen, that ſie ihm gewiß nicht zu viel, und Gott wolle nur, daß verſchiedene von ihren übrigen Beſchuldigungen weniger gegründet waren!

V.

Allerdings mußte die Beſchaffenheit der Lehre des Berengarius ſelbſt dazu kommen, daß er den Anfällen ſeiner Feinde ſo lange widerſtehen konnte. Sie mußte, dieſe Lehre, ſo irrgläubig und der Kirche ſo fremd nicht ſeyn: er und Hildebrand, und etwa noch Euſebius Bruno, mußten die einzigen nicht ſeyn, die ſich von ihr überzeugt hielten.

In wie weit dieſes, zum Theil, ſelbſt Gelehrte der römiſchen Kirche neuerlich zugeſtanden, habe ich in dem erſten Briefe bereits berührt. Wenn Sie aber wollen, mein Freund, daß auch ich, nach Maaßgebung unſers Manuſcripts, mich etwas weiter darüber auslaſſen ſoll, ſo müſſen Sie mir erlauben, nur unter allgemeinen Benennungen davon zu ſprechen, und die Namen von Lutheranern und Reformirten ganz aus dem Spiele zu laſſen. Ich wünſchte, daß ich dieſes ſchon dort gethan hätte. Denn ich möchte den Argwohn nicht gern auf mich laden, daß ich die Lippen einer Wunde, die man ſo gern ſich ſchließen ſähe, aufs neue klaffen zu machen geſucht, nachdem ſo viel würdige Männer beider Kirchen alles gethan haben, die Harſchung durch Heftpflaſter zu erzwingen; das iſt, ſich wenigſtens in Worten einander zu nähern, welches dem und jenem ſo trefflich gelingt, daß man das ganze Heftpflaſter nur für ein Schminkpfläſterchen halten ſollte.

Ich ſage alſo ſo: wenn es eine Kirche, oder Gemeinden einer Kirche giebt, welche die ſichtbaren Stücke des Abendmahls für bloße Zeichen erkennen, welche keinen andern Genuß darin zugeben, als einen geiſtlichen, welchen dieſer geiſtliche Genuß weiter nichts, als eine Zurechnung im Glauben iſt, ſo können dieſe Kirche, dieſe Gemeinden, keinen Anſpruch auf die Beiſtimmung des Berengarius machen. Denn Berengarius lehrte und bekannte eine wahre, weſentliche Gegenwart des Leibes und Blutes, und es würde ſehr unbillig und grauſam ſeyn, wenn man bei ihm einzelne Theile der Ausführung, zufällige Erläuterungen, nicht nach dem ausdrücklichen Bekenntniſſe, ſondern dieſes nach jenen verſtehen und beurtheilen, und aus etwaniger Zweideutigkeit jener ſchließen wollte, daß er etwas anders mit dem Munde bekannt, und etwas anders im Herzen geglaubt habe.

Ich ſetze hierbei als bekannt voraus, was ein zeitverwandter Gegner des Berengarius, der die Anhänger deſſelben tief und genau ausgeholt zu haben verſichert, ihm aus dem Munde dieſer Anhänger für ein Zeugniß ertheilt hat. So ſchreibt nämlich Guitmundus:[1] Berengariani omnes quidem in hoc conveniunt, quia panis et vinum essentialiter non mutantur: sed ut extorquere a quibusdam potui, multum in hoc differunt, quod alii nihil omnino de corpore et sanguine Domini sacramentis istis inesse, sed tantummodo vmbras hæc et figuras esse dicunt. Alii vero rectis Ecclesiæ rationibus cedentes, nec tamen a stultitia recedentes, vt quasi nobiscum aliquo modo esse videantur, dicunt ibi corpus et sanguinem Domini revera sed latenter contineri, et ut sumi possint quodam modo (vt ita dixerim) impanari. Et hanc ipsius Berengarii subtiliorem esse sententiam aiunt. Dieſe letzten Worte ſind ſo entſcheidend, daß der Katholik Ulimmer, welcher den Guitmundus 1561 wieder herausgab, nicht umhin konnte in einer Randgloſſe hinzuzuſetzen: Hanc sententiam videtur sequi Lutherus. Nun iſt es zwar eben ſo falſch, daß Luthern der eigentliche Begriff der Impanation zur Laſt zu legen, als gewiß es mir iſt, daß ſich Berengarius deſſelben nicht ſchuldig gemacht. Aber aus Ulimmers Wahne erhellt doch immer ſo viel, daß er beide einerlei zu lehren, beide von Läugnung der wirklichen Gegenwart gleich weit entfernt zu ſeyn, geglaubt hat; ſo wie es, nach den Worten des Guitmundus, ein jeder glauben muß.

---

[1] Alexander, successor Nicolai Papæ, literis Berengarium satis amice præmonuit, ut a secta sua cessaret, nec amplius sanctam ecclesiam scandalizaret. *Anonymus Chiffletianus, apud Hard. Concil. T. VI Par. I pag.* 1015.

[2] Brev. T. II. p. 388. Edit. Antwerp.

[3] Ad annum 1079. §. 3. 1. XI.

[1] De Sacramento lib. I. p. 32. Edit. *Ulimmerianæ.*

Desgleichen ſetze ich alles voraus, was bereits Mabillon und nach ihm Martene und Durand, aus den Schriften des Berengarius ſelbſt, ſo viel ſie deren brauchen können, über die wahre Meinung deſſelben geſagt haben, welches ich für eben ſo unwiderleglich, als noch bis jetzt unwiderlegt halte; wie es denn auch durch unſer Manuſcript, Stück für Stück, auf das vollkommenſte beſtätigt wird. Bloß diejenige Folgerung des Martene und Durand, gegen welche Clericus eine ziemlich blendende Einwendung gemacht hat, will ich mitnehmen, um von da aus weiter in die Materie zu gehen.

Es waren folgende Worte des Berengarius, aus ſeiner Nachricht von dem letzten wider ihn gehaltenen Concilium unter Gregorius dem Neunten: „Quod scripserunt de improprietate naturæ et veritate substantiæ, contra me non scripserunt; ego ita habebam, panem et vinum sacrata in altari esse non alius cujusdam, sed proprium Christi corpus; non fantasticum, sicut Manichæi, sed verum et humanum.“ [1] — Dieſe Worte, ſage ich, waren es, welche die Herausgeber gedachter Nachricht, Martene und Durand, vorzüglich vor allen andern, mit der Anmerkung begleiten zu müſſen glaubten, daß aus ihnen erhelle, Berengarius habe bloß die Tranſubſtantiation, keinesweges aber die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle, geläugnet. Nun will ich jetzt nicht unterſuchen, ob ſie nicht paſſendere Worte zu einer ſolchen Anmerkung hätten finden können: ſondern ich will bloß, was Clericus dagegen erinnert hat, erwägen. [2] „Berengarius, ſagt dieſer reformirte Gelehrte, hat ſeine Leſer mit der Zweideutigkeit des Wortes *wahr* zum Beſten: er will aber weiter nichts ſagen, als daß das Brod und der Wein in dem Abendmahle nicht Zeichen eines eingebildeten Körpers, ſondern Zeichen eines *wahren* menſchlichen Körpers wären. Hier iſt nichts, was nicht diejenigen, welche die wirkliche Gegenwart läugnen, nicht eben ſowohl ſagen könnten, ja was ſie nicht ſogar ſagen müſſen. Das geheiligte Brod und der geheiligte Wein ſind die Zeichen eines *wahren* Körpers, der aber nicht anders gegenwärtig iſt, als durch den Glauben derer, die ſie genießen.“

Wahrlich, das nenne ich einem auf den Kopf etwas zu ſagen! Wie? weil gewiſſe Leute gewiſſe Worte, zu Folge eines gewiſſen ſtillen Vorbehalts, ſo und ſo verſtehen *können*: ſo muß jeder, der dieſe Worte braucht, ſie eben ſo verſtanden haben? Ich ſollte meinen, von dem man dieſes verſichern will, von dem müßte man vorher erwieſen haben, daß ihm ein ſolcher ſtiller Vorbehalt bekannt und geläufig geweſen. Und wie hätte Clericus es anfangen wollen, das von dem Berengarius zu erweiſen? Wo hat Berengarius jemals ſich merken laſſen, daß ihm das Wort *ſeyn* ſo viel heiße als *bedeuten*? Es iſt wahr, auch er nennt das Brod und den Wein *Zeichen*: nämlich, in ſo fern ſie das Sichtbare ſind, unter welchem und mit welchem wir das Unſichtbare wirklich zu erhalten glauben. Aber iſt das der Sinn, den Clericus mit dem Worte *Zeichen* verband? Gewiß nicht: ihm hieß ein Zeichen nichts als ein Ding, woran man ſich eines andern Dinges *erinnern* kann, ohne daß man darum, indem man jenes beſitzt oder überkömmt, auch nothwendig dieſes beſitzen oder überkommen muß.

Wenn die Gegner des Berengarius ihn auf den Zahn fühlen wollten, ob er nicht bloß aus dem Vorurtheile des Manichäiſchen Irrthums, daß der Leib Chriſti ein leeres Blendwerk geweſen, die weſentliche Verwandlung des Brodes läugne: wie konnte er anders, als in den angeführten Worten dagegen proteſtiren? Aber konnte er in dem Antimanichäiſchen Verſtande den Leib Chriſti nicht einen *wahren* Leib nennen, und doch auch glauben, daß dieſer wahre Leib auf eine eben ſo wahre Art in dem Abendmahle empfangen werde? Allerdings konnte er das zugleich glauben, und glaubte es wirklich zugleich. Zum Beweiſe berufe ich mich auf die Stelle, die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe von dem Concilium zu Tours angeführt habe. Was er hier durch panem et vinum sacrata in altari esse *verum* et humanum Christi corpus ausdrückt, das hat er dort durch panem atque vinum altaris post consecrationem Christi esse *revera* corpus et sanguinem ausgedrückt. Daß aber revera, als ein Adverbium, zu esse gehört, und nicht zu corpus, wer kann das läugnen? Und wer muß nicht zugeben, daß folglich ſein vollſtändiges Glaubensbekenntniß, wenn er Chicanen hätte vorherſehen können, die man ihm nach ſieben hundert Jahren machen dürfte, beide Ausdrücke verbinden und ſonach „panem et vinum altaris post consecrationem esse *revera verum* corpus et sanguinem Christi“ lauten würde? Oder könnte auch das ſodann weiter nichts heißen, als daß Brod und Wein *wirkliche Zeichen* eines *wirklichen* menſchlichen Leibes wären? Denn es giebt ja wohl auch *verblümte Zeichen*!

Ich bin verſichert, mein Freund, daß unſer Manuſcript dergleichen bis in das Unendliche laufenden Vermuthungen ziemlich Schranken ſetzen wird. Denn da ſeine vornehmſte, einzige Abſicht dahin geht, die von dem Humbertus aufgeſetzte Formel, zu welcher ſich Berengarius unter Nicolao dem Zweiten, bekennen müſſen, gegen die Rechtfertigungen des Lanfrancus, in allen Stücken aufs neue zu beſtreiten und zu widerlegen; dieſe Formel aber beides, ſowohl die Lehre, welche Berengarius abſchwören, als auch die Lehre, welche er beſchwören müſſen, enthält: ſo werden Sie, in Anſehung erſterer, welche Humbertus in die Worte gefaßt hatte, panem et vinum, quæ in altari ponuntur, post consecrationem solummodo sacramentum, et non verum corpus et sanguinem Christi esse, ſo deutliche, ſo feierliche, ſo oft wiederholte Erklärungen finden, wie dieſes die Meinung des Verfaſſers ſchlechterdings nicht ſey, und nie geweſen ſey, daß er der größte, ſchimpflichſte Heuchler von der Welt ſeyn müſſen, wenn er ungeachtet bei dem, was er für ſeine wahre Meinung ausgiebt, nichts mehr gedacht hätte, als was ſich bei der Lehre von den bloßen Zeichen denken läßt.

Hingegen werden Sie in Anſehung derjenigen Lehre, zu welcher er ſich gezwungen bekennen mußte, nichts anders als ſolche Gründe und Einwürfe von ihm gebraucht finden, die ſchlechterdings nur wider die Tranſubſtantiation, und keinesweges gegen die wirkliche Gegenwart überhaupt, zu brauchen ſtehen. Er iſt weit entfernt, ſeinen Gegnern im geringſten ſtreitig zu machen, daß in Kraft der Conſecration eine wunderbare Veränderung mit dem Brode und dem Weine vorgehe; wovon die, ſo viel ich verſtehe, doch wohl nichts zu ſagen haben können, welche Brod und Wein für bloße Zeichen erkennen. Er ſtreitet einzig und allein über die Art und Weiſe dieſer Veränderung, und behauptet, daß die, welche Paſchaſius zuerſt gelehrt, ſo unmöglich, ſo abgeſchmackt ſey, daß ſich ohne offenbar wider einander laufende Worte auch nicht einmal davon ſprechen laſſe. Von dieſer nur, welcher im Grunde der Name *Veränderung* gar nicht zukomme, indem ſie auf der einen Seite eine wahre Vernichtung, und auf der andern eine neue Entſtehung ſey, ſagt er, daß ſie weder in der Schrift noch in den Vätern den geringſten Grund habe.

---

[1] Thesauri novi Anecdot. T. IV. p. 107.

[2] Bibl. anc. et moderne T. XV. p. 306.

»Da de Propheta, de Apostolo, de Evangelista locum aliquem, unde manifestissimum sit, ita debere sentiri de sacrificio populi christiani, vt non in eo sibi constet subjectum panis. Fac manifestum, verba ista tua, *non remanere panem et vinum in pristinis essentiis:* et si panem videat, qui communicat mensæ dominicæ, non tamen, quod panem sensualem videat, sibi fidem debere habere, miraculo id attribuendum esse, et ratum habeatur quicquid tibi videbitur contra veritatem afferre. Nec putet qui ista legerit, afferre me, non fieri panem corpus Christi de pane per consecrationem in altari: fit plane de pane corpus Christi, sed ipse panis, non secundum corruptionem subjecti, panis, inquam, qui potest incipere esse quod non erat, fit corpus Christi; sed non generatione ipsius corporis, quia corpus Christi semel ante tot tempora generatum generari ultra non poterit; fit inquam panis quod nunquam ante consecrationem fuerat de pane, scilicet de eo, quod ante fuerat commune quiddam, beatificum corpus Christi, sed non vt ipse panis per corruptionem esse desinat panis; sed non vt corpus Christi esse nunc incipiat per generationem sui, quia ante tot tempora beata constans immortalitate, non potest corpus illud etiam nunc esse incipere.«

Daher denn die häufigen Klagen des Berengarius, daß es nur, um ihn verhaßt zu machen, geſchehe, wenn Lanfrancus von ihm ſage, daß er überhaupt von keiner Verwandlung des Brodes und Weines, überhaupt von keiner weſentlichen Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle wiſſen wolle, weil er dieſe einzige Art derſelben ihm nicht zugeſtehe.

»Quod de conversione, inquio ego, panis et vini in verum Christi corpus et sanguinem opportuniori te scribis reservare loco, ego interim dico: panem et vinum per consecrationem converti in altari in verum Christi corpus et sanguinem, non mea, non tua, sed evangelica apostolicaque simul authenticarum scripturarum, quibus contra ire fas non sit, est sententia, nisi contra veritatem verborum istorum sinistra aliquis interpretatione insistas. Quod si facis, non solum te, sed et angelum de cœlo vulgo deputare non dubitem. Dum dicis converti in veram Christi carnem et sanguinem, quam diceres conversionem, est enim multiplex et vera conversio, minime assignasti. Dicens autem tuam esse tuorumque sententiam hanc, quasi non sit mea, sed potius putem vecordium esse sententiam eam, panem et vinum altaris converti in veram Christi carnem et sanguinem, quantum potest scriptum tuum mihi invidiam comparat.«

Aber wann würde ich aufhören können, falls ich ſo fortfahren wollte, Ihnen die Stellen ſelbſt abzuſchreiben? Und wie viele würde ich Gefahr laufen, Ihnen ganz vergeblich abzuſchreiben? In einigen würden Sie die Stärke vermiſſen, die ſie für mich in dem Zuſammenhange gehabt; andere würden Ihnen nichts, als Wiederholungen zu ſeyn ſcheinen: und endlich hätte doch wohl keine den Punkt getroffen, auf den es nach Ihrer Meinung eigentlich ankäme. Wir müſſen uns ſelbſt erſt hierüber mündlich erklären, und mündlich, das Manuſcript in der Hand, denke ich allen Schwierigkeiten begegnen zu können, die ſich der denkende Kopf gerade gegen das am liebſten macht, was er wahr zu ſeyn am meiſten wünſcht.

Auf einige Fragen indeß, die mir einmal über das andere beigefallen, ſo oft ich mir von den ſacramentariſchen Streitigkeiten überhaupt einen Begriff machen wollen, möchte ich Sie wohl erſuchen, ſich im voraus gefaßt zu halten. Nur fürchten Sie nicht, daß dieſe Fragen dogmatiſchen Inhalts ſeyn werden. Ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen; und am wenigſten wird mir es einfallen, die Hand nach der ſchwankenden Lade des Bundes auszuſtrecken. Meine Fragen betreffen einzig die Geſchichte des Dogma; höchſtens ein Vorurtheil, welches aus dieſer Geſchichte ſich für die eine oder die andere Meinung ergeben dürfte.

Nämlich: wenn die Lehre der bloßen Zeichen die älteſte, erſte, urſprüngliche Lehre geweſen wäre, wäre es wohl möglich, daß auf einmal die Lehre der Transſubſtantiation daraus hätte entſtehen können? Würde hier nicht ein gewaltiger Sprung ſeyn, dergleichen doch der menſchliche Verſtand nie, ſelbſt nicht in ſeinen Abweichungen von der Wahrheit begeht? Um dieſen Sprung nicht annehmen zu dürfen, würde man nicht von ſelbſt auf eine dritte Lehre kommen müſſen, durch welche der Uebergang von jener erſten auf jene zweite erfolgt wäre? Und welche dritte Lehre könnte dieſes ſeyn, als die Lehre von den prägnanten Zeichen, wie ich ſie der Kürze wegen nennen will?

Wäre nun aber, frage ich weiter, dieſe dritte Lehre ſchon vor Alters, ſchon vor der Lehre der Transſubſtantiation vorhanden geweſen, ſo wie ſie jetzt wirklich vorhanden iſt; wäre ſonach die ganze Progreſſion dieſe, daß man erſt bloße Zeichen, hernach prägnante Zeichen, und endlich in das Ding ſelbſt verwandelte Zeichen geglaubt hätte: wie wäre es immer gekommen, daß nur über die letzte Fortſchreitung, von den prägnanten Zeichen auf in das Ding ſelbſt verwandelte Zeichen, ſo viele Streitigkeiten und Unruhen in der Kirche entſtanden wären? Wie wäre es gekommen, daß die erſte Fortſchreitung von den bloßen Zeichen zu prägnanten Zeichen dagegen ſo ruhig abgelaufen, ſo ganz und gar keinen Widerſpruch gefunden hätte, da ſie doch den Grund zu jener gelegt, und in der That weit kühner als jene iſt, weit anſtößiger als jene hätte ſeyn müſſen? Oder ſind Ihnen Streitigkeiten über dieſe erſte Fortſchreitung in den ältern Zeiten bekannt?

Mir nicht; und ſo frage ich, bis Sie mir dergleichen nennen, endlich auf mein Ziel los. Sind keine Streitigkeiten darüber entſtanden, was iſt wahrſcheinlicher, als daß keine entſtehen können? Und wie haben keine entſtehen können? Wie anders, als daß die Fortſchreitung ſelbſt nicht Statt gehabt? Wie anders, als daß es nicht wahr iſt, daß man, anſtatt der bloßen Zeichen, prägnante Zeichen einſchleichen laſſen, ſondern daß, nicht die Lehre der bloßen, ſondern die Lehre der prägnanten Zeichen, die erſte urſprüngliche Lehre geweſen?

Ich weiß nicht, ob Sie mich recht verſtehen; ich weiß nicht, ob ich nicht etwas frage, worauf man ſchon längſt geantwortet hat; aber ich weiß, daß daraus wenigſtens ein Geſpräch unter uns werden kann, und daß ich mich auf jedes Geſpräch mit Ihnen freue. Leben Sie wohl!

Zerſtreute Anmerkungen

über das

Epigramm und einige der vornehmſten Epigrammatiſten.

1771.

I.

Ueber das Epigramm.

(1.)

Man hat das Wort Epigramm verſchiedentlich überſetzt: durch Ueberſchrift, Aufſchrift, Inſchrift, Sinnſchrift, Sinngedicht u. ſ. w. Ueberſchrift und Sinngedicht ſind dieſes durch den Gebrauch des Logau, und jenes durch den Gebrauch des Wernicke das gewöhnlichſte geworden; aber vermuthlich wird Sinngedicht auch endlich das Ueberſchrift verdrängen.

Aufſchrift und Inſchrift müſſen ſich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigramm in ſeinem Urſprunge war; das, woraus die ſogenannte Dichtungsart nach und nach entſtanden iſt.

Wenn Theſeus in der Landenge von Korinth eine Säule errichten, und auf die eine Seite derſelben ſchreiben ließ: Hier iſt nicht Peloponneſus, ſondern Attika; ſo wie auf die entgegenſtehende: Hier iſt Peloponneſus, und nicht Attika: ſo waren dieſe Worte das Epigramm, die Aufſchrift der Säule. Aber wie weit ſcheint ein ſolches Epigramm von dem entfernt zu ſeyn, was wir bei dem Martial alſo nennen! Wie wenig ſcheint eine ſolche Aufſchrift mit einem Sinngedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Urſache, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem witzigſten Spielwerke, der ſinnreichſten Kleinigkeit anheimgefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, ſich um dieſe Urſache zu bekümmern?

Für das eine, wie für das andere, erkläret ſich Vavaſſor.[1] Es däuchte ihm ſehr unnütz, den Unterricht über das Epigramm mit dem anzufangen, was das Wort ſeiner Ableitung nach bedeute, und ehedem nur bedeutet habe. Genug, daß ein jeder von ſelbſt ſehe, daß es jetzt dieſes nicht mehr bedeute. Das Wort ſey geblieben, aber die Bedeutung des Wortes habe ſich verändert.

Gleichwohl iſt gewiß, daß der Sprachgebrauch nur ſelten ganz ohne Grund iſt. Das Ding, dem er einen gewiſſen Namen zu geben fortfähret, fähret unſtreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieſer Name eigentlich erfunden war.

Und was iſt dieſes hier? Was hat das witzigſte Sinngedicht eines Martial mit der trockenſten Aufſchrift eines alten Denkmals gemein, ſo daß beide bei einem Volke, deſſen Sprache wohl am wenigſten unter allen Sprachen dem Zufalle überlaſſen war, einerlei Namen führen konnten?

Dieſe Frage iſt nicht die nämliche, welche Skaliger, zu Anfange ſeines Hauptſtücks über das Epigramm, aufwirft.[1] Skaliger fragt: „warum werden nur die kleinen Gedichte Epigrammen genannt?“ — Das heißt annehmen, daß alle kleine Gedichte ohne Unterſchied dieſen Namen führen können, und daß er nicht bloß einer beſondern Gattung kleiner Gedichte zukömmt. — Daher können mich auch nicht die Antworten des Skaliger befriedigen, die er, aber auch nur fragweiſe, darauf ertheilt. Etwa, ſagt er, eben darum, weil ſie klein, weil ſie kaum mehr als die bloße Aufſchrift ſind? Oder etwa darum, weil wirklich die erſten kleinen Gedichte auf Denkmäler geſetzt wurden, und alſo im eigentlichen Verſtande Aufſchriften waren?

Jenes, wie geſagt, ſetzt etwas falſches voraus, und macht allen Unterricht über das Epigramm überflüſſig. Denn wenn es wahr iſt, daß bloß die Kürze das Epigramm macht, daß jedes Paar einzelne Verſe ein Epigramm ſind: ſo gilt der cauſtiſche Einfall jenes Spaniers von dem Epigramme vornehmlich: „wer iſt ſo dumm, daß er nicht ein Epigramm machen könnte; aber wer iſt ſo ein Narr, daß er ſich die Mühe nehmen ſollte, deren zwei zu machen?“ —

Dieſes aber ſagt im Grunde nichts mehr, als was ich bei meiner Frage als bekannt annehme. Ich nehme an, daß die erſten kleinen Gedichte, welche auf Denkmäler geſetzt wurden, Epigrammen hießen; aber darin liegt noch kein Grund, warum jetzt auch ſolche kleine Gedichte Epigrammen heißen, die auf Denkmäler geſetzt zu werden weder beſtimmt noch geſchickt ſind. Oder höchſtens würde wiederum aller Grund auf die beiden gemeinſchaftliche Kürze hinaus laufen.

Ich finde nicht, daß die neuern Lehrer der Dichtkunſt, bei ihren Erklärungen des Epigramms auf meine Frage mehr Rückſicht genommen hätten. Wenigſtens nicht Boileau, von dem freilich ohnedem keine ſchulgerechte Definition an dem Orte[2] zu verlangen

---

[1] *De epigrammate cap. 3.* Frustra videntur scriptores hujus artis fuisse, qui nos illud primum admonitos esse voluerunt, epigramma atque inscriptionem unum sonare. — Facile intelligimus, manente verbo, mutata significatione et potestate vocis.

[1] *Poetices lib. III. cap.* 126. — Quam ob causam Epigrammatis vox brevibus tantum poematiis propria facta est? An propter ipsam brevitatem, quasi nihil esset praeter ipsam inscriptionem? An quae statuis, trophaeis, imaginibus, pro elogiis inscribebantur, ea primo veroque significatu Epigrammata sunt appellata?

[2] *L'Art poetiq. Chant. II. v.* 103

L'Epigramme — — — — —
N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné

war, wo er ſagt, daß das Epigramm oft weiter nichts ſey, als ein guter Einfall mit ein paar Reimen verziert. Aber auch Batteux nicht, der das Epigramm als einen intereſſanten Gedanken beſchreibt, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort ſehe ich die geringſte Urſache, warum denn nun aber ein guter gereimter Einfall, ein kurz und glücklich vorgetragener intereſſanter Gedanke, eben eine Aufſchrift, ein Epigramm heißt. Oder ich werde mich auch bei ihnen beiden damit begnügen müſſen, daß wenige Reime, Ein kurzer Gedanke, wenig und kurz genug ſind, um auf einem Denkmale Platz zu finden, wenn ſie ſonſt anders Platz darauf finden können.

Gewiß iſt es, daß es nicht die Materie ſeyn kann, welche das Sinngedicht noch jetzt berechtigt, den Namen Epigramm zu führen. Es hat längſt aufgehört, in die engen Gränzen einer Nachricht von dem Urſprunge und der Beſtimmung irgend eines Denkmals eingeſchränkt zu ſeyn, und es fehlt nicht viel, ſo erſtreckt es ſich nun über alles, was ein Gegenſtand der menſchlichen Wißbegierde werden kann.

Folglich aber muß es die Form ſeyn, in welcher die Beantwortung meiner Frage zu ſuchen. Es muß in den Theilen, in der Zahl, in der Anordnung dieſer Theile, in dem unveränderlichen Eindrucke, welchen ſolche und ſo geordnete Theile unfehlbar ein jedesmal machen; — in dieſen muß es liegen, warum ein Sinngedicht noch immer eine Ueberſchrift oder Aufſchrift heißen kann, ob ſie ſchon eigentlich nur ſelten dafür zu brauchen ſteht. —

Die eigentliche Aufſchrift iſt ohne das, worauf ſie ſteht, oder ſtehen könnte, nicht zu denken. Beides alſo zuſammen macht das Ganze, von welchem der Eindruck entſteht, den wir, der gewöhnlichen Art zu reden nach, der Aufſchrift allein zuſchreiben. Erſt irgend ein ſinnlicher Gegenſtand, welcher unſere Neugierde reizt; und dann die Nachricht auf dieſem Gegenſtande ſelbſt, welche unſere Neugierde befriedigt.

Wem nun aber, der auch einen noch ſo kleinen, oder noch ſo großen Vorrath von Sinngedichten in ſeinen Gedanken überlaufen kann, fällt es nicht ſogleich ein, daß ähnliche zwei Theile ſich faſt in jedem derſelben, und gerade in denjenigen am deutlichſten unterſcheiden laſſen, die ihm einem vollkommenen Sinngedichte am nächſten zu kommen ſcheinen werden? Dieſe zerlegen ſich alle von ſelbſt in zwei Stücke, in deren einem unſere Aufmerkſamkeit auf irgend einen beſondern Vorwurf rege gemacht, unſere Neugierde nach irgend einem einzelnen Gegenſtande gereizt wird, und in deren anderm unſere Aufmerkſamkeit ihr Ziel, unſere Neugierde einen Aufſchluß findet.

Auf dieſen einzigen Umſtand will ich es denn auch wagen, die ganze Erklärung des Sinngedichts zu gründen, und die Folge mag es zeigen, ob ſich nach meiner Erklärung ſowohl das Sinngedicht von allen möglichen andern kleinen Gedichten unterſcheiden, als auch aus ihr jede der Eigenſchaften herleiten läßt, welche Geſchmack und Kritik an ihm fordern.

Ich ſage nämlich: das Sinngedicht iſt ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufſchrift, unſere Aufmerkſamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenſtand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um ſie mit eins zu befriedigen.

Wenn ich ſage: „nach Art der eigentlichen Aufſchrift,“ ſo will ich, wie ſchon berührt, das Denkmal zugleich mit verſtanden wiſſen, welches die Aufſchrift führt, und welches dem erſten Theile des Sinngedichts entſpricht. Ich halte es aber für nöthig, dieſe Erinnerung ausdrücklich zu wiederholen, ehe ich zu der weitern Anwendung und Entwicklung meiner Erklärung fortgehe

(2.)

Unbemerkt ſind die zwei Stücke, die ich zu dem Weſen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunſt geblieben. Aber alle haben ſie, von ihrem Urſprunge gehörig abzuleiten, vernachläſſigt, und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Skaliger ließ ſich bloß durch ſie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen.[1] Da er ſie nämlich in der eigentlichen Aufſchrift nicht erkannte, in welcher er nichts als die bloße einfache Anzeige einer Perſon oder Handlung ſahe: ſo hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewiſſen Vorausſchickungen etwas hergeleitet wird, und in welchem alſo die Vorausſchickungen, und das was daraus hergeleitet wird, als zwei merklich verſchiedene Theile ſich nicht leicht verkennen laſſen, für völlig von jenem unterſchieden. Die Subtilität fiel ihm nicht bei, daß bei jenem, bei der eigentlichen Aufſchrift zu der Wirkung deſſelben das beſchriebene Werk ſelbſt das Seine mit beitrage, und folglich bei dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Vorausſchickungen nennt, dem beſchriebenen Werke, ſo wie das, was aus dieſen Vorausſchickungen hergeleitet wird, der Aufſchrift ſelbſt entſpreche.

Der wortreiche Vavaſſor hat ein langes Kapitel von den Theilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwei, unter dem Namen der Verſtändigung und des Schluſſes, annimmt, und über deren Bearbeitung er wirklich mancherlei gute Anmerkungen macht.[2] Aber auch er iſt weit entfernt, dieſe Theile für nothwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennt, welche ſie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenſchaften, noch für die individuelle Verſchiedenheit des Epigramms das geringſte zu folgern verſtanden hat.

Batteux ſagt ausdrücklich: „Das Epigramm hat nothwendiger Weiſe zwei Theile: der erſte iſt der Vortrag des Subjects, der Sache, die den Gedanken hervorgebracht oder veranlaßt hat, und der andere der Gedanke ſelbſt, welchen man die Spitze nennt, oder dasjenige, was den Leſer reizt, was ihn intereſſirt.“ Gleichwohl läßt er unter ſeinen Exempeln auch ſolche mit unterlaufen, die dieſe zwei Theile ſchlechterdings nicht haben, deren Erwähnung ohnedem in ſeinem ganzen übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibt. Folgende vier Zeilen des Peliſſon z. E.:

Grandeur, savoir, renommée,
Amitié, plaisir et bien,
Tout n'est que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'est rien.

mögen ihm immerhin einen noch ſo intereſſanten Gedanken enthalten. Aber wo iſt die Veranlaſſung dieſes Gedankens? Wo iſt der einzelne beſondere Fall, — denn ein ſolcher muß die Veranlaſſung ſeyn — bei welchem der Dichter darauf gekommen iſt, und ſeine Leſer darauf führt? Hier iſt nichts als der bloße intereſſante Gedanke, bloß der Eine Theil; und wenn, nach ihm ſelbſt, das Epigramm nothwendiger Weiſe zwei Theile haben muß, ſo können dieſe, ſo wie alle ihnen ähnliche Zeilen, unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück iſt es nicht bloß ein übelgewähltes Exempel, woraus ich dem Batteux hier einen Vorwurf mache. Sondern das Schlimmſte iſt, daß aus dieſem Exempel zugleich das Fehlerhafte ſeiner Erklärung des Epigramms erhellt, „nach welcher es ein intereſſanter Gedanke ſeyn ſoll, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen worden.“ Denn wenn ſich ein intereſſanter Gedanke auch ohne ſeine individuelle Veranlaſſung vortragen läßt, wie ſich aus dem Beiſpiele, wenn es ſchon kein Epigramm iſt, dennoch ergiebt: ſo wird wenigſtens die Anzahl der Theile des Epigramms, welche Batteux ſelbſt für nothwendig erklärt, weder in ſeiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weiſe daraus herzuleiten ſeyn. —

---

[1] Epigramma igitur est poema breve cum simplici cujuspiam rei, vel personæ, vel facti indicatione: aut ex propositis aliquid deducens. Quæ definitio simul complectitur etiam divisionem: ne quis damnet prolixitatem. *L. c.*

[2] Cap. 13. *de partibus epigrammatis.* Sunt igitur partes epigrammatis, duæ numero duntaxat, insignes ac primariæ, expositio rei, et conclusio epigrammatis. — In illo genere primo quod statuimus simplicis et unimodi epigrammatis.

Wenn uns unvermuthet ein beträchtliches Denkmal aufſtößt, ſo vermengt ſich mit der angenehmen Ueberraſchung, in welche wir durch die Größe oder Schönheit des Denkmals gerathen, ſogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewußte Beſtimmung deſſelben, welche ſo lange anhält, bis wir uns dem Denkmale genugſam genähert haben, und durch ſeine Aufſchrift aus unſerer Ungewißheit geſetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde ſich mit dem ſchmeichelhaften Eindrucke des ſchönen ſinnlichen Gegenſtandes verbindet, und beide zuſammen in ein drittes angenehmes Gefühl zuſammenſchmelzen. — Dieſe Reihe von Empfindungen, ſage ich, iſt das Sinngedicht beſtimmt nachzuahmen, und nur dieſer Nachahmung wegen hat es in der Sprache ſeiner Erfinder, den Namen ſeines Urbildes, des eigentlichen Epigramms behalten. Wie aber kann es ſie anders nachahmen, als wenn es nicht [illegible]n eben dieſelben Empfindungen, ſondern auch eben [illegible]ben Empfindungen nach eben derſelben Ordnung [illegible]nen Theilen erweckt? Es muß über irgend ei[illegible]lnen ungewöhnlichen Gegenſtand, den es zu e[illegible]l als möglich ſinnlichen Klarheit zu erheben [illegible]rwartung ſetzen, und durch einen unvorhergeſehenen [illegible]fſchluß dieſe Erwartung mit eins befriedigen. [illegible]icklichſten werden ſich alſo auch die Theile des [illegible]ns, Erwartung und Aufſchluß nennen [illegible]d unter dieſen Benennungen will ich ſie nun in v[illegible]iedenen Arten kleiner Gedichte aufſuchen, die faſt immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu ſehen, mit welchem Rechte man dieſes geſchehen läßt, und welche Claſſification unter ihnen eigentlich einzuführen ſeyn dürfte.

Natürlicher Weiſe aber kann es nur zweierlei Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufſchluß darüber zu gewähren; die andere, welche uns Aufſchlüſſe giebt, ohne unſere Erwartung darnach erweckt zu haben.

1. Ich fange von der letztern an, zu welcher vornehmlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moraliſche Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine ſolche Lehre oder Bemerkung, wenn ſie aus einem einzelnen Falle, der unſere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweiten Theil eines Sinngedichts ſehr wohl abgeben; aber an und für ſich ſelbſt, ſie ſey auch noch ſo witzig vorgetragen, ſie ſey in ihrem Schluſſe auch noch ſo ſpitzig zugearbeitet, iſt ſie kein Sinngedicht, ſondern nichts als eine Maxime, die, wenn ſie auch ſchon Bewunderung erregte, dennoch nicht diejenige Folge von Empfindungen erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen iſt.

Wenn Martial folgendes an den Decianus richtet:[1]

Quod magni Thraseæ, consumatique Catonis
  Dogmata sic sequeris, salvus ut esse velis;
Pectore nec nudo strictos incurris in enses,
  Quod fecisse velim te, Deciane facis.
Nolo virum, facili redimit qui sanguine famam:
  Hunc volo, laudari qui sine morte potest.

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein ſehr intereſſanter Gedanke zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde er aber allein eben den Werth haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? würde er, als eine bloße für ſich beſtehende allgemeine Maxime, eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindrucks fähig ſeyn, deſſen er hier iſt, wo wir ihn auf einen einzelnen Fall angewendet finden, welcher ihm eben ſo viel Ueberzeugung mittheilt, als er von ihm Glanz entlehnt?

Oder wenn unſer Wernike, zur Empfehlung einer milden Sparſamkeit, geſchrieben hätte:

Lieb immer Geld und Gut; nur ſo, daß dein Erbarmen
Der Arme fühl'; und flieh die Armuth, nicht die Armen;

wäre es nicht ebenfalls ein ſehr intereſſanter, ſo kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? Aber wäre es wohl eben das, was er wirklich an den ſparſamen Celidor ſchrieb?[2]

Du liebſt zwar Geld und Gut; doch ſo, daß dein Erbarmen
Der Arme fühlt. Du fliehſt die Armuth, nicht die Armen.

Der Unterſchied iſt klein; und doch iſt jenes, bei vollkommen eben derſelben Wendung, doch nichts als eine kalte allgemeine Lehre, und dieſes ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenſpruch, und dieſes ein wahres Sinngedicht.

Gleichwohl iſt eben dieſer Wernike, ſo wie auch der ältere Logau, nur allzu reich an ſogenannten Ueberſchriften, die nichts als allgemeine Lehrſätze enthalten; und ob ſie ſchon beide, beſonders aber Wernike, an Vortheilen unerſchöpflich ſind, eine bloße kahle Moral aufzuſtutzen, die einzelnen Begriffe derſelben ſo vortheilhaft gegen einander abzuſetzen, daß oftmals ein ziemlich verführeriſches Blendwerk von den weſentlichen Theilen des Sinngedichts daraus entſteht: ſo werden ſie doch nur ſelten ein feines Gefühl betrügen, daß es nicht den großen Abſtand von einem wahren Sinngedichte bis zu einer ſolchen zum Sinngedichte ausgefeilten Maxime bemerken ſollte. Vielmehr iſt einem Menſchen von ſolchem Gefühle, wenn er ein oder mehrere Bücher von ihnen hinter einander lieſt, oft nicht anders zu Muthe, als einem, der ſich mit einem feinen Weltmanne und einem ſteifen Pedanten zugleich in Geſellſchaft findet; wenn jener Erfahrungen ſpricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten, ſo ſpricht dieſer Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieſer Welt wohl gar noch erſt ſollen gemacht werden.

Bei keinem Epigrammatiſten aber iſt mir wenigſtens die ähnliche Abwechſelung von Empfindungen läſtiger geworden, als bei dem Owen. Nur daß bei dieſem der Pedant ſich unzählig öfter hören läßt, als der feine Mann von Erfahrung, und daß der Pedant mit aller Gewalt noch oben drein witzig ſeyn will. Ich halte den in allem Ernſte für einen ſtarken Kopf, der ein ganzes Buch des Owen in einem Zuge leſen kann, ohne drehend und ſchwindlicht zu werden. Ich werde es unfehlbar, und habe immer dieſes für die einzige Urſache gehalten, weil eine ſo große Menge bloß allgemeiner Begriffe, die unter ſich keine Verbindung haben, in ſo kurzer Zeit auf einander folgen; die Einbildung möchte jeden gern, in eben der Geſchwindigkeit, in ein individuelles Bild verwandeln, und erliegt endlich unter der vergebenen Bemühung.

Hingegen iſt das Moraliſiren gerade zu des Martial Sache gar nicht. Obſchon die meiſten ſeiner Gegenſtände ſittliche Gegenſtände ſind: ſo wüßte ich doch von allen lateiniſchen Dichtern keinen, aus dem ſich weniger Sittenſprüche wörtlich ausziehen ließen, als aus ihm. Er hat nur wenig Sinngedichte von der Art, wie das angeführte an den Decianus, welche ſich mit einer allgemeinen Moral ſchlößen; ſeine Moral iſt ganz in Handlung verwebt, und er moraliſirt mehr durch Beiſpiele, als durch Worte. Vollends von der Art, wie das dreizehnte ſeines zwölften Buchs iſt:

---

[1] Lib. I. ep. 9.

[2] Erſtes Buch S. 11 der Zürcheriſchen Ausgabe von 1763.

Ad Auctum

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.
Odisse quam donasse vilius constat.

welches nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher Verſchweigung des Vorfalls, von dem er ſie abgezogen, oder der ſich daraus erklären laſſen; von dieſer Art, ſage ich, wüßte ich außer dem gegenwärtigen nicht noch drei bei ihm aufzufinden. Und auch bei den wenigen ſcheint es, daß er den veranlaſſenden Vorfall mehr aus gewiſſen Bedenklichkeiten mit Fleiß verſchweigen wollen, als daß er gar keinen dabei im Sinne gehabt. Auctus möchte den Reichen wohl kennen, der ſo liſtig eine Urſache vom Zaune gebrochen, ſich über ihn, oder über den Dichter zu erzürnen, um ſich irgend ein kleines Geſchenk zu erſparen, das er ihnen ſonſt machen müſſen. Wenigſtens hat Martial dergleichen bloße ſittliche Bemerkungen doch immer an eine gewiſſe Perſon gerichtet, welche anſcheinende Kleinigkeit Logau und Wernike nicht hätten überſehen oder vernachläſſigen ſollen. Denn es iſt gewiß, daß ſie die Rede um ein großes mehr belebt, und wenn wir ſchon die angeredete Perſon, und die Urſache, warum nur dieſe und keine andere angeredet worden, weder kennen noch wiſſen: ſo ſetzt uns doch die bloße Anrede geſchwinder in Bewegung, unter unſerm eigenen Zirkel umzuſchauen, ob da ſich nicht jemand findet, ob da ſich nicht etwas zugetragen, worauf der Gedanke des Dichters anzuwenden ſey.

Wenn nun aber bloße allgemeine Sittenſprüche, ſie mögen nun mit der Einfalt eines vermeinten Cato, oder mit der Spitzfindigkeit eines Baudius, oder mit dem Scharfſinne eines Wernike vorgetragen ſeyn, die Wirkung nicht haben, die ſie allein zu dem Namen der Sinngedichte berechtigen könnte; wenn alſo ein Verinus und Pibrak, oder wie ſonſt die ehrlichen Männer heißen, die ſchöne erbauliche Diſticha geſchrieben haben, aus dem Regiſter der Epigrammatiſten wegfallen: ſo werden diejenigen noch weniger darin aufzunehmen ſeyn, welche andere ſcientifiſche Wahrheiten in die engen Schranken des Epigramms zu bringen verſucht haben. Ihre Verſe mögen gute Hülfsmittel des Gedächtniſſes abgeben; aber Sinngedichte ſind ſie gewiß nicht, wenn ihnen ſchon, nach der Erklärung des Batteux, dieſe Benennung nur ſchwer abzuſtreiten ſeyn dürfte. Denn ſind z. E. die mediciniſchen Vorſchriften der Schule von Salerne nicht eines ſehr intereſſanten Inhalts? Und könnten ſie nicht gar wohl mit eben ſo vieler Präciſion und Zierlichkeit vorgetragen ſeyn, als ſie es mit weniger ſind? Und dennoch, wenn ſie auch Vanier ſelbſt abgefaßt hätte, würden ſie nichts als ein Beiſpiel mehr ſeyn, daß die Erklärung des Batteux viel zu weitläuftig iſt, und gerade das vornehmſte Kennzeichen darin fehlt, welches das Sinngedicht von allen andern kleinen Gedichten unterſcheidet.

2. Die zweite Aftergattung des Epigramms war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufſchluß darüber zu gewähren. Dergleichen ſind vornehmlich alle kleine Gedichte, die nichts als ein bloßes ſeltſames Factum enthalten, ohne im geringſten anzuzeigen, aus welchem Geſichtspunkte wir daſſelbe betrachten ſollen; die uns alſo weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geſchehen iſt, was eben nicht alle Tage zu geſchehen pflegt. Derjenigen kleinen Stücke gar nicht einmal hier zu gedenken, die, wie die Kaiſer des Auſonius, die ganze Geſchichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zuſammenfaſſen, und deren unter den Titeln: **Icones**, **Heroes** u. ſ. w. ſo unzählige geſchrieben worden. Denn dieſe möchte man ſchon deßwegen nicht für Sinngedichte wollen gelten laſſen, weil ihnen die Einheit fehlt, die nicht in der Einheit der nämlichen Perſon, ſondern in der Einheit der nämlichen Handlung beſtehen muß, wenn ſie der Einheit des Gegenſtandes in der eigentlichen Aufſchrift entſprechen ſoll. Aber auch alsdann, wenn das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung enthält, iſt es noch kein Sinngedicht, falls man uns nicht etwas daraus ſchließen, oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derſelben tiefer eindringen läßt.

Wenn z. E. Martial ſich begnügt hätte, die bekannte Geſchichte des Mucius Scävola in folgende vier Verſe zu faſſen:[1]

Dum peteret regem decepta satellite dextra,
Injecit sacris se peritura focis.
Sed tam sæva pius miracula non tulit hostis,
Et raptum flammis jussit abire virum.

würden wir wohl ſagen können, daß er ein Sinngedicht auf dieſe Geſchichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eines, wenn er bloß hinzugeſetzt hätte:

Urere quam potuit contempto Mucius igne,
Hanc spectare manum Porsena non potuit.

Denn auch das iſt noch nicht viel mehr als Geſchichte, und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, ſind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

Major deceptæ fama est, et gloria dextræ:
Si non errasset, fecerat illa minus.

Denn nun erſt wiſſen wir, warum der Dichter unſere Aufmerkſamkeit mit jener Begebenheit beſchäftigen wollen, und das Vergnügen über eine ſo feine Betrachtung, „daß oft der Irrthum uns geſchwinder und ſicherer unſere Abſicht erreichen hilft, als der wohlüberlegte kühnſte Anſchlag,“ verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewährt, macht das geſammte Vergnügen des Sinngedichts.

Unſtreitig hingegen müſſen wir uns nur mit der Hälfte dieſes Vergnügens bei einigen Stücken der griechiſchen Anthologie, und bei noch mehreren verſchiedener neuern Dichter behelfen, die ſich eingebildet, daß ſie nur das erſte das beſte abgeſchmackte Hiſtörchen zuſammen reimen dürfen, um ein Epigramm gemacht zu haben. Ein Beiſpiel aus der Anthologie ſey dieſes:[2]

Κοινῇ τὴν κλίνην ληθαργικὸς εἶχε φρενιτικῷ,
Κείμενοι, ἀλλήλων νοῦσον ἀπεσκέδασαν.
Ἐξέθορε κλίνης γὰρ ὁ τολμήεις ὑπὸ λύσσης,
Καὶ τὸν ἀναίσθητον παντὸς ἔτυπτε μέλους.
Πληγαὶ δ' ἀμφοτέροις ἐγένοντ' ἄκος, ὧν ὁ μὲν αὐτῶν
Ἔγρετο, τὸν δ' ὕπνου πολλὸς ἔλυσε κόπος.

„Ein Wahnwitziger und ein Schlafſüchtiger lagen beiſammen auf Einem Bette, und einer wurde des andern Arzt. Denn in der Wuth ſprang jener auf, und prügelte dieſen, der im tiefſten Schlummer vergraben lag, durch und durch. Die Schläge halfen beiden; dieſer erwachte, und jener ſchlief vor Müdigkeit ein.“ Das Ding iſt ſchnurrig genug. Aber was denn nun weiter? Vielleicht war es auch nicht einmal wahr, daß beide curirt wurden. Denn der Schlafſüchtige ſchläft nicht immer, ſondern will nur immer ſchlafen, und ſo ſchlief er wohl auch hier bald wiederum ein; der Wahnwitzige aber, der vor Müdigkeit einſchlief, konnte gar wohl als ein Wahnwitziger wieder aufwachen. Doch geſetzt auch, ſie wären wirklich beide durch einander curirt worden: auch alsdann ſind wir um nichts klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Hiſtörchen, welches ich nirgends in meinen Nutzen verwenden zu können ſehe, über das ich auch nicht einmal lachen kann, iſt herzlich ſchwach.

---

[1] Lib. I. ep. 22.
[2] Lib. I. cap. 45.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geſchmacke der griechiſchen Simplicität fehle. Es gehört wohl zu der griechiſchen Simplicität, daß ein Ding keine Theile zu viel habe; aber daß es ihm an einem nothwendigen Theile fehle, das gehört doch gewiß nicht dazu. Es iſt nicht der witzige Schluß, den ich vermiſſe, ſondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Factums nicht hinlänglich iſt. Ich geſtehe, daß ich aus eben dieſem Grunde ein anderes ſehr berühmtes Epigramm auch nur für ein halbes Epigramm halte. Nämlich das über das Schickſal eines Hermaphroditen.

Quum mea me genitrix gravida gestaret in alvo,
  Quid pareret, fertur consuluisse Deos.
Mas est, Phoebus ait: Mars, femina: Junoque neutrum.
  Quumque forem natus, Hermaphroditus eram.
Quærenti letum? Dea sic ait; occidet armis:
  Mars cruce: Phœbus aquis. Sors rata quæque fuit.
Arbor obumbrat aquas: adscendo, decidit ensis,
Quem tuleram, casu labor et ipse super;
Pes hæsit ramis, caput incidit amne: tulique
  Femina, vir, neutrum, flumina, tela, crucem.

Die Erfindung dieſes kleinen Gedichts iſt ſo künſtlich, der Ausdruck ſo pünktlich und doch ſo elegant, daß noch jetzt ſehr gelehrte Kritiker ſich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters ſey. Denn ob de la Monnoye ſchon erwieſen zu haben glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handſchriften zugeſchrieben wird, kein Alter iſt, wofür ihn Politian und Skaliger und ſo viele andere gehalten haben, ſondern daß ein Vincentiner aus dem funfzehnten Jahrhunderte damit gemeint ſey: ſo möchte Herr Burmann der jüngere doch lieber vermuthen, daß dieſer Pulci, wie er eigentlich geheißen, ein ſo bewundertes Werk wohl aus einer alten Handſchrift abgeſchrieben und ſich zugeeignet haben könne; da man ihn ohnedem als einen beſondern Dichter weiter nicht kenne.[1] Ich habe hierwider nichts: nur für ein Muſter eines vollkommenen Epigramms möchte ich mir das Ding nicht einreden laſſen, es mag nun alt oder neu ſeyn. Einem ſo unfruchtbaren ſchielenden Mährchen fehlt zum Sinngedichte nichts geringeres, als der Sinn. Begreife ich doch nicht einmal, ob die Vorſehung der Götter damit mehr verſpottet, oder mehr angeprieſen werden ſoll. Sollen wir uns wundern, daß von ſo verſchiedenen Göttern ein jeder doch noch immer ſo viel von der Zukunft wußte? oder ſollen wir uns wundern, daß ſie nicht mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß ſie vollſtändiger und beſtimmter nicht antworten wollen? oder nicht antworten können? und daß eine vierte höhere Macht im Spiele geweſen, welche den Erfolg ſo zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glückliche Errather hier aufgeführt werden: wie viel ſinnreicher und lehrreicher iſt ſodann jenes Hiſtörchen, — im Don Quixote, wo ich mich recht erinnere — von den zwei Brüdern und Weinkoſtern? welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes Hundert von jenerlei Räthſeln, auch in den ſchönſten Verſen, gemacht haben möchte.

Das Gegentheil von ſolchen, zu aller moraliſchen Anwendung ungeſchickten, kleinen Erzählungen ſind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für ſich ſelbſt eine allgemeine Wahrheit ſo anſchauend enthalten, daß es nur Ueberfluß geweſen wäre, ſie noch mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Von dieſer Art iſt folgende bei dem Auſonius:[2]

Thesauro invento, qui limina mortis inibat,
  Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.
At qui, quod terræ abdiderat, non repperit aurum,
  Quem laqueum invenit, nexuit et periit:

wovon das griechiſche Original in der Anthologie zu finden; oder aus eben dieſer Anthologie, die von mehreren Dichtern daſelbſt vorgetragene Geſchichte vom Lahmen und Blinden:[1]

Ἀνερα τις λιπογυιον ὑπερ νωτοιο λιπαυγης
  Ἠγε ποδας χρησας, ὀμματα χρησαμενος.

Wer iſt ſo blödſinnig, daß er die großen Wahrheiten, von welchen dieſe Erzählungen Beiſpiele ſind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine ſo vorzügliche Art einen Sinn in ſich ſchließt, das wird doch wohl ein Sinngedicht heißen können?

Doch auch das nicht. Und warum ſollte es ein Sinngedicht heißen, wenn es etwas weit beſſeres heißen kann? Mit einem Worte: es iſt ein Apolog, eine wahre äſopiſche Fabel; denn die gedrungene Kürze, mit welcher ſie vorgetragen iſt, kann ihr Weſen nicht verändern, ſondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen ſolcherlei Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren, außer den zwei angeführten, in der Anthologie noch verſchiedene vor, von welchen in den gewöhnlichen äſopiſchen Sammlungen nichts ähnliches zu finden, die aber auch um ſo viel mehr von einem Nevelet oder Hauptmann ihnen beigefügt zu werden verdient hätten. Alle ſind mit der äußerſten Präciſion erzählt, und die weitläuftigſte, welche aus zwölf Zeilen beſteht,[2] hat nichts von der Geſchwätzigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter ſich ein ſo eigenes Verdienſt gemacht haben. Unſer Gellert that alſo zwar ganz wohl, daß er jene, vom Lahmen und Blinden, unter ſeine Fabeln aufnahm;[3] nur daß er ſie ſo ſehr wäſſerte, daß er ſo wenig beleſen war und nicht wußte, wo ſie ſich eigentlich herſchreibe; daran hätte er ohne Zweifel ein wenig beſſer thun können. —

Der weſentliche Unterſchied, der ſich zwiſchen dem Sinngedicht und der Fabel findet, beruht aber darin, daß die Theile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zuſammenfallen, und daher nur in der Abſtraction Theile ſind. Der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehört haben kann, ohne daß der Aufſchluß zugleich mit da iſt; ſie macht einen einzigen Eindruck, und iſt keiner Folge verſchiedner Eindrücke fähig. Das Sinngedicht hingegen enthält ſich eben darum entweder überhaupt ſolcher einzelnen Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anſchauend zu erkennen, oder läßt doch dieſe Wahrheit bei Seite liegen, und zieht unſere Aufmerkſamkeit auf eine Folge, die weniger nothwendig daraus fließt. Und nur dadurch entſteht Erwartung, die dieſes Namens wenig werth iſt, wo wir das, was wir zu erwarten haben, ſchon völlig vorausſehen.

Wenn denn aber ſo nach weder Begebenheiten ohne allen Nachſatz und Aufſchluß, noch auch ſolche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkannt werden kann, die erforderlichen Eigenſchaften des Sinngedichts haben: ſo folgt darum noch nicht, daß alle Sinngedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts, als ein bloßer Wiedererzähler zu ſeyn ſcheint. Denn es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder ſchon von ſich ſelbſt den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder denen dieſer Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkommner zu geben ſteht. So fand unſer Kleiſt das heroiſche Beiſpiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorging, in ſeiner genaueſten hiſtoriſchen Wahrheit mit

---

[1] Anth. lat. lib. III. ep. 77.
[2] Epig. 21.

[1] Lib. I. cap. 4.
[2] Lib. I. cap. 22. ep. 9.
[3] Die 20te des erſten Theils.

Recht für hinlänglich, ein ſchönes Sinngedicht abzugeben.

Als Pätus auf Befehl des Kaiſers ſterben ſollte,
Und ungern einen Tod ſich ſelber wählen wollte:
Durchſtach ſich Arria. Mit heiterem Geſicht
Gab ſie den Dolch dem Mann, und ſprach: Es ſchmerzet nicht.

Martial hingegen glaubte, daß das erhabene „Es ſchmerzt nicht" noch einer Verſchönerung fähig ſey, und ohne lange dieſe Verſchönerung auf ſeine eigene Rechnung zu ſetzen, legte er ſie der Arria ſelbſt in den Mund:[1]

Casta suo gladium cum traderet Arria Pæto,
Quem de visceribus traxerat ipsa suis:
Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit:
Sed quod tu facies, hoc mihi, Pæte, dolet.

Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße „non dolet" zu mannhaft, zu rauh vorkommen, und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterin des Todes mehr durchſchimmern laſſen. Ich wage es nicht, zwiſchen beiden Dichtern zu entſcheiden, da ich ohnedem damit nur ein Beiſpiel geben wollen, wie die wahren Begebenheiten ausſehen müſſen, denen zum Sinngedichte nichts als eine glückliche Verſification fehlt, und wie ſehr auch in dieſen der erfindſame Geiſt des Dichters noch geſchäftig ſeyn kann, ohne die hiſtoriſche Wahrheit zu verfälſchen. —

(3.)

Nicht genug aber, daß nach meiner Erklärung das Sinngedicht ſich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverläſſiger unterſcheiden läßt, als nach den ſonſt gewöhnlichen Erklärungen geſchehen kann: es laſſen ſich auch aus eben dieſer Erklärung die Eigenſchaften beſſer herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommenen Sinngedichte machen.

1. Wenn der erſte Theil des Sinngedichts, den ich die Erwartung genannt habe, dem Denkmale entſprechen ſoll, welches die Aufſchrift führt: ſo iſt unſtreitig, daß er um ſo viel vollkommener ſeyn wird, je genauer er einem neuen, an Größe oder Schönheit beſonders vorzüglichen Denkmale entſpricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich ſeyn; wir müſſen ihn mit einem Blicke überſehen können, unverwehrt indeß, daß der Dichter durch Auseinanderſetzung ſeiner einzelnen Begriffe ihm bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben darf, ſo wie er es ſeiner Abſicht am gemäßeſten erkennt. Er kann ihn eben ſo wohl aus fünf ſechs Worten, als aus eben ſo vielen und noch mehrern Zeilen beſtehen laſſen.

In folgendem Sinngedichte des Naugerius[2]

De Pythagoræ simulacro.

Quem toties vixisse animo redeunte renatum
Mutato fama est corpore Pythagoram:
Cerne, iterum ut docti cælo generatus Asylæ
Vivat; ut antiquum servet in ore decus.
Dignum aliquid certe volvit: sic fronte severa est:
Sic in se magno pectore totus abit.
Posset et ille alios animi depromere sensus:
Sed, veteri obstrictus religione, silet.

Sind die erſten ſechs Zeilen, welche die Erwartung enthalten, nichts als eine Umſchreibung des Subjects. Aber was hier ſechs Zeilen füllt, wird in dem griechiſchen Originale, welches ſich Naugerius eigen gemacht, mit vier Worten geſagt:[3]

Αὐτον Πυθαγορην ὁ ζωγραφος ὃν μετα φωνης
Εἶδες ἄν, εἰγε λαλειν ἤθελε Πυθαγορης.

„Da ſteht er, der wahre Pythagoras! Auch die Stimme würde ihm nicht fehlen, wenn Pythagoras hätte ſprechen wollen." Dieſes überſetzte Fauſtus Sabäus ſo:

Pythagoram pictor poterat finxisse loquentem:
Verum Pythagoram conticuisse juvat.

und wir könnten es durch die einzige Zeile überſetzen:

„Warum dieß Bild nicht ſpricht? Es iſt Pythagoras."

wenn die einzeiligen Sinngedichte in unſerer Sprache eben ſo gewöhnlich und angenehm wären, als ſie es in der griechiſchen und lateiniſchen ſind.

Das wahre Maaß der Erwartung ſcheint indeß in dem gegenwärtigen Beiſpiele weder Naugerius noch dieſer Grieche getroffen zu haben, ſondern ein anderer Grieche, welcher eben den Einfall in vier Zeilen brachte, und dieſen beſcheidenen Raum, nicht wie Naugerius, zu leeren Ausrufungen mißbrauchte, ſondern zur Berichtigung des Einfalls ſelbſt anwendete. Denn ſollte man aus dem Naugerius und dem angeführten griechiſchen Originale nicht ſchließen, daß Pythagoras immer geſchwiegen hätte? da das Schweigen doch nur gleichſam eine Vorübung in ſeiner Schule war. Wie viel ſchöner und genauer alſo Julianus ſo![1]

Οὐ τον ἀναπτυσσοντα φυσιν πολυμητιν ἀριθμων
Ἤθελεν ὁ πλαστης Πυθαγορην τελεσαι.
Αλλα τον ἐν σιγῃ πινυτοφρονα και ταχα φωνην
Ενδον ἀποκρυπτει, ἣν τοδ᾽ ἔχων ὀπασαι.

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur der Zahlen erklärt, hat der Künſtler darſtellen wollen, ſondern den Pythagoras in ſeinem weiſen Stillſchweigen. Daher verbarg er die Stimme, die er vernehmlich zu machen ſonſt gar wohl verſtand."

Die Hauptregel alſo, die man, in Anſehung des Umfanges der Erwartung, zu beobachten hat, iſt dieſe, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere; daß man nicht bloß erweitere, um ein paar Verſe mehr gemacht zu haben; ſondern daß man ſich nach dem zweiten Theile, nach dem Aufſchluſſe richte und urtheile, ob und wie viel dieſer, durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung, an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es giebt Fälle, wo auf dieſe Ausführlichkeit alles ankömmt. Dahin gehören vor andern diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufſchluß ſich auf einen relativen Begriff bezieht. Z. E. ſolche, in welchen ein Ding als ganz beſonders groß, oder ganz beſonders klein angegeben wird, und die daher nothwendig den Maaßſtab dieſer Größe oder Kleinheit vorausſchicken müſſen; ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern, oder größern und größern. Es wäre freilich ſchon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freigebiger Freund ſo viel als nichts ſchenkte, auch nur dieſe Zeilen gemacht hätte:

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis;
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Nam quo tempore prædium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Aber wie viel launiger und beißender wird dieſes Epigramm durch die eingeſchalteten noch kleinern Maaße, als ein Gärtchen vor einem Fenſter iſt. Und wie ſehr wächſt unſer Vergnügen, indem der Dichter den Abſtand von dieſem bis zu einem Munde voll Eſſen durch noch ſo viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß.[2]

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis;
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianæ,
Argutæ tegit ala quod cicadæ,
Quod formica die comedit uno,
Clusæ cui folium rosæ corona est;
In quo non magis invenitur herba,
Quam costi folium, piperve crudum;
In quo nec cucumis jacere rectus,

---

[1] Lib. I. ep. 14.
[2] Oper. p. 199. Patav. 1718. 4to.
[3] Anthol. lib. IV. cap. 33.

[1] Anth. l. c.
[2] Lib. XI. ep. 19.

Nec serpens habitare tuta possit.
Erucam male pascit hortus unam,
Consumto moritur culex salicto,
Et talpa est mihi fossor atque arator.
Non boletus hiare, non mariscæ
Ridere, aut violæ patere possunt.
Fines mus populatur, et colono
Tanquam sus Calydonius timetur:
Et sublata volantis ungue Procnes
In nido seges est hirundinino.
Et cum stet sine falce, mentulaque
Non est dimidio locus Priapo.
Vix implet cochleam peracta messis,
Et mustum nuce condimus picata.
Erasti, Lupe, litera sed una.
Nam quo tempore prædium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Es haben dergleichen hyperboliſche Sinngedichte, wie man ſie nach der darin herrſchenden Figur nennen könnte, ihre eigene Anmuth. Nur müſſen ſie nicht auf die bloße Hyperbel hinauslaufen: ſo wie dieſes griechiſche:[1]

'Αγρον Μηνοφανης ὠνησατο, και δια λιμον
'Εκ δρυος ἀλλοτριας αὐτον ἀπηγχονισεν.
Γην δ' αὐτῳ τεθνεωτι βαλειν οὐκ ἐσχον ἀνωθεν,
'Αλλ' ἐταφη μισθου προς τινα των ὁμορων.
Ει δ' ἐγνω τον ἀγρον του Μηνοφανους 'Επικουρος,
Παντα γεμειν ἀγρων εἰπεν αν, οὐκ ἀτομων.

„Menophanes hatte Feld gekauft; aber vor Hunger mußte er ſich an einer fremden Eiche hängen. So viel Erde hatte er nicht, daß ſein Leichnam damit bedeckt werden konnte; man mußte ihm ſeine Grabſtelle auf benachbartem Grunde kaufen. Hätte Epikurus das Feld des Menophanes geſehen, ſo würde er geſagt haben, daß alles voller Felder wäre; nicht voller Atomen.“ Denn ein ſolches Sinngedicht beſteht offenbar aus nichts als Erwartung: anſtatt des Aufſchluſſes wird uns das äußerſte Glied der Hyperbel untergeſchoben, und alle unſere Erwartung ſoll ſich mit der Unmöglichkeit, etwas größeres oder kleineres abzuſehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes können Lachen erregen: aber das Sinngedicht will etwas mehr. Die griechiſche Anthologie iſt davon voll; da ſie hingegen bei dem Martial ſehr ſparſam vorkommen, als der faſt immer von der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgeht, die mehr hinter ſich hat. Man leſe das dreiunddreißigſte Sinngedicht ſeines achten Buches, um ein ſehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum

De prætoricia folium mihi, Paulle, corona
  Mittis, et hoc phialæ nomen habere jubes.
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
  Pallida quam rubri diluit unda croci.
An magis astuti derasa est ungue ministri
  Bractea, de fulcro, quod reor esse, tuo?
Illa potest culicem longe sentire volantem,
  Et minimi penna papilionis agi.
Exiguæ volitat suspensa vapore lucernæ,
  Et leviter fuso rumpitur ista mero.
Hoc linitur sputo Jani caryota Calendis,
  Quam fert cum parvo sordidus asse cliens.
Lenta minus gracili crescunt colocasia filo:
  Plena magis nimio lilia sole cadunt:
Nec vaga tam tenui discursat aranea tela:
  Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.
Crassior in facie vetulæ stat creta Fabullæ:
  Crassior offensæ bulla tumescit aquæ.
Fortior et tortos servat vesica capillos,
  Et mutat Latias spuma Batava comas.
Hac cute Ledæo vestitur pullus in ovo:
  Talia lunata splenia fronte sedent.
Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere posses?
  Mittere cum posses vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur, cochleam cum mittere posses:
  Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperboliſchen Vergleichungen, die der Dichter hier anſtellt, ſtehen nicht bloß um ihrer ſelbſt willen da, ſondern mehr, um endlich gewiſſen Leuten, welche ſich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Koſten erwerben möchten, zu verſtehen zu geben, wie viel beſſer ſie thun würden, wenn ſie lieber gar nichts, als ſo unbeträchtliche Kleinigkeiten ſchenkten. Denn es iſt nicht Freigebigkeit, es iſt Geiz, ſich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes werth iſt.

Wie aber der fertige Verſificator, in Erweiterung des erſten Theiles, oft zu viel thut, ſo thut ein minder fertiger, aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit, nicht ſelten zu wenig: wenn er nämlich den ganzen erſten Theil in den Titel des Sinngedichts bringt, und ſich den bloßen Aufſchluß zu verſificiren oder zu reimen begnügen läßt. Es iſt ſonderbar, daß es ſogar Kenner gegeben hat, die dieſes zu thun dem Dichter ausdrücklich gerathen haben.[1] Aber ſie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, ſo viel es an Kürze dadurch gewinnt, von einer andern Seite hinwiederum verliert, indem es zu einem Ganzen von ſo heterogenen Theilen wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleiſt:

An zwei ſehr ſchöne, aber einäugige Geſchwiſter.

„Du mußt, o kleiner Lykon, dein Aug' Agathen leihn,
„Blind wirſt du dann Kupido, die Schweſter Venus ſeyn.“

und das lateiniſche des Hieronymus Amaltheus, aus welchem jenes genommen iſt:

Lumine Acon dextro, capta est Leonilla sinistro,
  Et potis est forma vincere uterque deos.
Blande puer, lumen, quod habes, concede puellæ,
  Sic tu cæcus Amor, sic erit illa Venus.

für gleich ſchön halten. Dieſes kann den ganzen Titel entbehren, und jenes iſt ohne Titel auch nicht einmal verſtändlich. Das ſchöne Sinngedicht iſt in der Ueberſetzung zur bloßen Aufſchrift geworden, und verhält ſich in ſeinem Eindrucke zu jenem ſo, wie eine kahle Aufſchrift, die in einem Buche angeführt wird, zu eben der Aufſchrift, die wir auf dem ſchönen Monumente ſelbſt leſen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle ſeine Titel beſtehen daher in den bloßen An, Von und Auf, mit Beifügungen des Namens derjenigen, die das Epigramm betrifft, oder an die es gerichtet iſt. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben ſollen, ſind nicht von ihm, ſondern ein Werk der ſpätern Abſchreiber, daher ſie auch in der einen Ausgabe ſo und in der andern anders lauten. Jeder Umſtand, auch der allerkleinſte, der zu dem Verſtande des Epigramms nothwendig gehört, iſt bei ihm in dem Epigramme ſelbſt enthalten; und wenn wir jetzt einen ſolchen ja darin zu vermiſſen glauben, ſo können wir nur gewiß verſichert ſeyn, daß er ſich zu der Zeit des Dichters von ſelbſt verſtanden hat. —

2. Wenn ferner der zweite Theil des Sinngedichts, den ich den Aufſchluß genannt habe, der eigentlichen Aufſchrift entſprechen ſoll, die wir zu unſerer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmale erblicken: ſo dürfen wir nur die Urſachen erwägen, warum eine ſolche Aufſchrift von der möglichſten Kürze ſeyn muß, um daraus zu ſchließen, daß die Kürze ebenfalls

---

[1] Anth. lib. II. c. 7. ep. 3.

[1] *Morhofius de discipl. Arg.* Sect. III. cap. 3. Vocari in subsidium brevitatis Lemma sive Inscriptio Epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quae est una Epigrammatis pars, plures versus impleantur, Lemma, si bene conceptum est, illorum vicem supplebit. E. g. legitur inter nostra Epigrammata illud:

„Quid juvat ah! ducta prolem sperare puella?
„Ut repares puerum, perdis, inepte, virum.

Lemma est: *In senem, qui quod masculus illi mortuus heres, puellam spe recuperandi ducebat.* Illa si Epigrammate exprimenda simul fuissent, vel quatuor versus fuissent insumendi: nunc uno Lemmate tota res exhibetur.

die erſte und vornehmſte Eigenſchaft des Aufſchluſſes in dem Sinngedichte werde ſeyn müſſen. Dieſe Urſachen aber ſind die: einmal, weil es nur Perſonen oder Handlungen von einer ohnedem ſchon genugſamen Bekanntheit und Berühmtheit ſind, oder ſeyn ſollten, denen Denkmäler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht ſehr viel von ihnen ſagen kann; zweitens, weil die Denkmäler ſelbſt, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht ſowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geſchäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher ſeine Belehrung gleichſam im Vorbeigehen muß mit ſich nehmen können. Eben ſo ſollte man bei einer Sammlung von Sinnſchriften vornehmlich auf ſolche Leſer ſehen, welchen es andere Geſchäfte nur ſelten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leſer wollen geſchwind, und doch nicht leer abgefertigt ſeyn; für das letzte aber halten ſie ſich allezeit, wenn man ſie entweder mit ganz gemeinen, oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufſchluſſes ſind indeß bei allen Arten der Epigrammatiſten wohl die ſeltenſten. Der ſchlechteſte nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuſchreiben, ohne den Aufſchluß vorher ſo gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich iſt. Oft hat er nichts voraus bedacht, als dieſen einzigen Aufſchluß, der daher auch nicht ſelten eben das iſt, was der Dietrich unter den Schlüſſeln iſt, ein Werkzeug, welches eben ſo gut hundert verſchiedene Schlöſſer eröffnen kann, als eines.

Hingegen iſt es gerade der beſſere Dichter, welcher noch am erſten hier fehlerhaft werden kann, und zwar aus Ueberfluß von Witz und Scharfſinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufſchluß geräth, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er ſich vorgeſetzt hatte, oder daß er jenſeits dieſem noch einen andern erblickt, den er ſich ebenfalls nicht gern möchte entwiſchen laſſen. Mich deucht, ſo etwas iſt ſelbſt dem Martial mit folgendem Sinngedichte widerfahren:[1]

In Ligurinum.

Occurit tibi nemo quod libenter,
Quod quacunque venis, fuga est, et ingens
Circa te, Ligurine, solitudo:
Quid sit scire cupis? nimis poeta es.

Wer kann läugnen, daß dieſe vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm ſind? Nur mochte dem Dichter ohne Zweifel das Nimis poeta es ein wenig zu räthſelhaft vorkommen; und weil er jenſeit der Umſchreibung deſſelben, die ſchon an und für ſich ſelbſt ſehr gefallen konnte, einen neuen Aufſchluß voraus ſah: ſo wagte er es, das ſchon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunkt zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszuſetzen; oder, wenn man will, nach dem nämlichen, das er ſich ſelbſt nur weiter geſteckt hatte. Alſo fährt er fort:

Hoc valde vitium periculosum est.
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipsas medio perusta sole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?
Et stanti legis, et legis sedenti,
Currenti legis, et legis cacanti.
In thermas fugio: sonas ad aurem.
Piscinam peto: non licet natare.
Ad cœnam propero: tenes euntem.
Ad cœnam venio: fugas sedentem.
Lassus dormio: suscitas jacentem.
Vis, quantum facias mali, videre?
Vir justus, probus, innocens timeris.

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter ungehalten zu ſeyn, der uns, ſtatt Eines Epigramms, in Einem zwei geben will? Beſonders, wenn ſie ſich ſo gut, wie hier, in einander fügen, auch das eine durch das andere im geringſten nicht geſchändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchſen eine Regel der Schönheit machen zu wollen, das iſt zu arg. Gleichwohl that es Skaliger, und nach ſeinen Worten zu urtheilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenſte ſeyn, das aus eben ſo viel andern kleinen Epigrammen beſteht, als es Diſticha enthält. Doch ſein eigenes Exempel von einem ſolchen Epigrammate differto, wie er es nennt, giebt die Sache näher: und wenn dieſes wirklich vier Epigrammen in ſich ſchließt, ſo ſind ſie auch alle viere darnach. Es iſt auf einen Podagriſten, dem man die Hungercur vorgeſchrieben hat, und lautet ſo:[1]

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
  Dente famis diræ discruciata perit.
Ah nequeam, nisi sic, finire dolore dolorem?
  Atque ferum finem tollere fine truci?
Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
  Et funus plus quam funere præveniens.
O vitam invitam: o incommoda commoda: lux nox!
  Si, ne aliquid sis, cogeris esse nihil.

Es iſt zu verwundern, wie ſehr ſich auch die gelehrteſten Leute verblenden können, ſobald ſie aus ihren eigenen Beiſpielen etwas abſtrahiren wollen. Dieſes Epigramm ſoll vier Epigramme enthalten, und es iſt zur höchſten Noth kaum eines: nur daß der ſchale Aufſchluß deſſelben in jeder Zeile wie eine Waſſerblaſe mehr und mehr aufſchwellt, bis er endlich in ein wahres Nichts zerſtiebt.

Eher war unſer Wernike der Mann, der zu dieſer *vollgepfropften* Art von Sinngedichten ein Muſter hätte machen können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Skaliger, indem er diejenigen Sinngedichte, „wo der Leſer faſt in jeder Zeile etwas nachzudenken findet, wo er unvermerkt, und zuweilen ehe er es verlangt, zu dem Schluſſe geführt wird,“ den andern weit vorzieht, „in welchen der Leſer nur durch weitläuftige und nichts bedeutende Umſtände von dem allein klingenden Ende aufgehalten wird.“ Wernike hatte allerdings Recht, wenn es wirklich, in allem Verſtande, nichts bedeutende Umſtände ſind, durch die der Leſer endlich zu dem Aufſchluſſe gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltender Umſtand, ob er ſchon für ſich ſelbſt nicht viel ſagen will, dennoch ſeine beſondere gute Beziehungen auf *das allein klingende Ende* hat: ſo iſt es ſchon genug, und das Ganze, welches daraus entſteht, bekömmt eine ſo gefällige Einheit, daß es unendlich ſchwer iſt, wegen des Mangels derſelben einen Leſer von richtigem Geſchmacke durch noch ſo häufig eingeſtreute Nebenzüge ſchadlos zu halten.

Das eigene Beiſpiel des Wernike ebenfalls, welches er von jener vorzüglichern Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht ſeine Theorie nicht gut, ſondern beſtätigt vielmehr, was ich von dem Mangel der Einheit geſagt habe.

Auf Mutius Skävola.

„Als Skävola, zum Mord verführt durch ſeine Jugend,
So wie das Laſter für die Tugend
Den Schreiber für den König nahm,
Und nach vollbrachter That erſt zur Erkenntniß kam,
Da wußt er der Gefahr den Vortheil abzuzwingen,
Und, durch die Schande nicht verzagt,
Das was das Laſter ihm verſagt,
Der Tugend ſelber abzudringen:
Er machte, daß der Haß ſich in Verwundrung wandt,
Verbrennt, entwaffnete ſein und des Feindes Hand;
Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend zählte,
Erreicht' er ſeinen Zweck, indem er ihn verfehlte.“

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend ſelber abzudringen“ aufhören ſollen; wenigſtens mit dem Gedanken, den ſie enthält. Denn alles, was folgt, iſt nur ſchleppende Umſchreibung dieſes Gedankens; mit einer Antitheſe beſchloſſen, die weder wahr iſt, noch, wenn ſie auch wahr wäre, hieher gehört. Sie iſt nicht wahr: denn Skävola erreichte ſeinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, ſondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, ſondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehört nicht hieher, wenn ſie von Seiten der Wahrheit auch ſchon noch zu rechtfertigen wäre: denn ſie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verſchiedenen Geſichtspunkte, als wir ſie vier Zeilen vorher ſehen; dort wird ſie uns als eine außerordentliche Anſtrengung von Tugend angeprieſen; hier bewundern wir ſie als das Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Geſichtspunkt aber iſt in der Poeſie kein geringerer Fehler, als in der Perſpective.

---

[1] Lib III ep. 44.

[1] *Poetices lib. III, cap* 126. Exemplum illius differti hoc unum esto, in quo continentur quatuor Epigrammata.

3. Wenn endlich die beiden Theile des Sinngedichts zugleich dem Denkmale und der Aufſchrift zugleich entſprechen ſollen: ſo wird auch das Verhältniß, welches ſich zwiſchen jenen befindet, dem Verhältniſſe entſprechen müſſen, welches dieſe unter ſich haben. Ich will ſagen: ſo wie ich bei Erblickung eines Denkmals zwar nicht den Inhalt der Aufſchrift, wohl aber den Ton derſelben aus dem Denkmale errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmal, welches traurige Ideen erregt, nicht eine luſtige oder lächerliche Aufſchrift führen werde, oder umgekehrt; eben ſo muß auch die Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufſchluſſes, aber doch die Farbe deſſelben voraus ſehen laſſen, ſo daß mir am Ende kein widriger Contraſt zwiſchen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt, gegen dieſe Regel verſtößt folgendes Sinngedicht des Martial auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines ſeiner Leibeigenen, deren Verluſt ihm ſo nahe ging.[1]

In Pætum.

Puella senibus dulcior mihi cycnis,
Agna Galesi mollior Phalantini,
Concha Lucrini delicatior stagni:
Cui nec lapillos præferas Erythræos,
Nec modo politum pecudis Indicæ dentem,
Nivesque primas, liliumque non tactum;
Quæ crine vicit Bætici gregis vellus,
Rhenique nodos, aureamque nitellam;
Fragravit ore quod rosarium Pæsti,
Quod Atticarum prima mella cerarum,
Quod succinorum rapta de manu gleba:
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis sciurus, et frequens phœnix:
Adhuc recenti tepet Erotion busto,
Quam pessimorum lex avara fatorum
Sexta peregit hyeme, nec tamen tota:
Nostros amores, gaudiumque, lususque.
Et esse tristem me meus vetat Pætus:
Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,
Deflere non te vernulæ pudet mortem?
Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
Notam, superbam, nobilem, locupletem.
Quid esse nostro fortius potest, Pæto?
Ducenties accepit, et tamen vivit.

Dieſes Sinngedicht fängt mit ſo ſanften Empfindungen an; es nimmt mich für den weichherzigen Dichter, der ſich um ein kleines unſchuldiges Ding ſo ſehr betrübt, ſo herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie ſo ſehr geſtimmt, daß ich mich nach ganz etwas anderem, als einem hämiſchen Zuge gegen einen guten Bekannten, ſehne. Betrübniß macht ſonſt ſo gutdenkend, und boshafter Witz verſtummt ſonſt ſo leicht bei einem bekümmerten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Contraſte nicht jeden plötzlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein, oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein ſolcher Sprung kann allerdings angenehm ſeyn, und wenigſtens den Mund in Falten ziehen, wenn nur unſere Empfindung nicht beſondern Theil daran nimmt. So wie etwa dieſer beim Skarron:

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux, dont la vaine structure
A temoigne que l'Art, par l'adresse des mains,
Et l'assidu travail, peut vaincre la Nature!
Vieux Palais ruines, Chef d'œuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Colisee, où souvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'assassiner se donnoient tablature!
Par l'injure des ans vous êtes abolis
Ou du moins la plûpart vous êtes demolis:
Il n'est point de ciment que le tems ne dissoude.
Si vos Marbres si durs ont senti son pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un mechant Pourpoint noir,
Qui m'a dure deux ans, soit perce par le coude?

Der Poſſe thut ſeine Wirkung. Gleichwohl iſt auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompöſen Erwartung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch die wir unmerklich auf ihn anſetzen: und mag er doch gerathen, wie er will; wir ſollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieſes Skarron'ſchen Sinngedichts, oder Sonetts, das Epigramm eines alten unbekannten Dichters zu ſeyn ſcheine, welches Barth zuerſt bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr iſt, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Obſcöne das Lächerliche vermehre. Denn anſtatt der durchgeſtoßenen Weſte — Doch wer Luſt hat, kann es bei dem Barth ſelbſt nachſehen.[1] Es iſt vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leſer ſeine Erwartung, nicht ohne Vergnügen, vielmehr getäuſcht, als erfüllt ſieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

(4.)

Einige Leſer dürften bei allem, was ich bisher von dem Sinngedichte geſagt habe, noch immer das Beſte vermiſſen. Sie kennen es als das ſinnreichſte von allen kleinen Gedichten; als eine witzige Schnurre wohl nur: und doch iſt des Witzes von mir noch kaum gedacht worden, geſchweige, daß ich die verſchiedenen Quellen des Sinnreichen anzugeben geſucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung und in die Befriedigung dieſer Erwartung geſetzt, ohne mich weiter einzulaſſen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen ſolche Befriedigung am beſten geſchehe. Was die lateiniſchen Kunſtrichter acumina, und die franzöſiſchen pointes nennen, habe ich weder erfordert, noch bisher verworfen.

Wenn indeß unter dieſen Worten nichts anders verſtanden werden ſoll, als derjenige Gedanke, um deſſen willen die Erwartung erregt wird, der alſo natürlicher Weiſe nach der Erwartung, am Ende des Ganzen, ſtehen muß, und ſich von allen übrigen Gedanken, als die nur ſeinetwegen da ſind, nicht anders als auszeichnen kann: ſo iſt es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe ſchlechterdings nicht ſeyn kann. Es bleibt vielmehr dieſes acumen das wahre allgemeine Kennzeichen deſſelben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu verſagen, wenn ſie auch ſonſt noch ſo viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weiſe darum zugleich ſtreitig macht.

Wenn hingegen unter acumen oder pointe man etwas meint, was bloß das Werk des Witzes iſt; mehr ein Gedankenſpiel, als einen Gedanken; einen Einfall, deſſen Anzügliches größtentheils von der Wahl oder Stellung der Worte entſteht, in welchen er ausgedrückt iſt, oder von dem wohl gar nichts Geſundes übrig bleibt, ſobald man dieſe Worte ändert oder verſetzt: ſo iſt die Frage, ob das Sinngedicht nothwendig eine dergleichen pointe haben müſſe? der Frage vollkommen gleich, ob man beſſer thue, ſeine Schulden in guter oder in falſcher Münze zu bezahlen?

---

[1] Lib. V. ep. 38

[1] Advers. Lib. XXXVI. c. 11

Denn ſo wie es nur der Mangel an guter Münze iſt, welcher falſche Münze zu prägen verleitet, eben ſo iſt es nur der Schwierigkeit, jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch wahren, mit einem ſcharfſinnigen und doch ungekünſtelten Aufſchluſſe zu befriedigen, — nur dieſe Schwierigkeit, ſage ich, iſt es, welche nach Mitteln umzuſchauen verführt, durch die wir jene Befriedigung geleiſtet zu haben wenigſtens ſcheinen können.

Glücklich, wenn man unter dieſen Mitteln nur noch die erträglichſten zu wählen verſteht! Denn es giebt in der That auch hier paduaniſche Münzen, die zwar falſche aber doch von ſo ſchönem und dem wahren ſo nahe kommendem Stempel ſind, daß ſie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja es giebt noch andere, deren innerer Werth nur wenig geringer iſt als der ächten, ſo daß der Münzer wenig mehr als den Schlagſchatz dabei gewinnen konnte.

Beſonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falſchen, noch ganz ächten Münzen, die, wenn ſie ſchon nicht im Handel und Wandel gelten können, doch immer ſchöne Spielmarken abgeben, zwei Gattungen von Sinngedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkommenen zu gehören, doch von jeher auch unter Leuten von Geſchmack ihre Liebhaber gefunden haben, und ſo noch ferner finden werden. Unter der erſten Gattung verſtehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen; und unter der andern die, deren Aufſchluß in einer Zweideutigkeit beſteht. — Von jeder ein Wort.

1. Das Neue iſt, eben weil es neu iſt, dasjenige, was am meiſten überraſcht. Ob nun gleich dieſes Ueberraſchende nicht das einzige ſeyn muß, wodurch das Neue gefällt, ſo iſt es doch unſtreitig, daß ſchon die bloße Ueberraſchung angenehm iſt. Wenn es denn aber nur ſelten in des Dichters Vermögen ſteht, ſeinen Leſer mit einem wirklich neuen Aufſchluſſe zu überraſchen: wer kann es ihm verdenken, wenn er ſeinem gemeinen Einfalle eine ſolche Wendung zu geben ſucht, daß er wenigſtens dieſe Eigenſchaft des Neuen, das Ueberraſchende, dadurch erhält? Und dieſes kann nicht anders geſchehen, als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leſer nichts geben kann, was dieſer auf keine Weiſe voraus ſehen könnte, ſo verführt er ihn, etwas ganz anders voraus zu ſehen, als er ihm endlich giebt. Er hebt z. E. von hohen Dingen an, und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er ſcheint loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er ſcheint tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt ſich in ein feines Lob. Doch ſo ganz einander entgegengeſetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu ſeyn; genug wenn der Blick des Leſers auch nur gerade vorbei ſchießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial ſey ſtatt aller.[1]

In Sanctram.

Nihil est miserius, nec gulosius Sanctra.
Rectam vocatus cum cucurrit ad cœnam,
Quam tot diebus noctibusque captavit;
Ter poscit apri glandulas, quater lumbum,
Et utramque coxam leporis, et duos armos;
Nec erubescit pejerare de turdo,
Et ostreorum rapere lividos cirros.
Buccis placentæ sordidam linit mappam.
Illic et uvæ collocantur ollares,
Et Punicorum pauca grana malorum,
Et excavatæ pellis indecens vulvæ,
Et lippa ficus, debilisque boletus.
Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
Rosos tepenti spondylos sinu condit,
Et devorato capite turturem truncum.
Colligere longa turpe nec putat dextra
Analecta, quicquid et canes reliquerunt.
Nec esculenta sufficit gulæ præda,
Misto lagenam replet ad pedes vino.
Hæc per ducentas cum domum tulit scalas
Seque obserata clusit anxius cella,
Gulosus ille postero die — vendit.

Bis auf das allerletzte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas anders, als wir finden. Noch immer denken wir uns den Sanktra als einen leckern Freſſer, der nie genug hat; auf einmal wendet ſich die Medaille, und wir finden, daß der leckere Freſſer ein armer Teufel iſt, der nicht darum die ſchmutzigſten Brocken ſo gierig zuſammenraffte, um noch eine Mahlzeit davon zu halten, ſondern um ſie zu verkaufen, und ſich andere Bedürfniſſe des Lebens dafür anzuſchaffen. Denn daß dieſes ſchon gewiſſermaßen in dem Worte miserius des erſten Verſes ſtecke, das hatten wir längſt wieder vergeſſen, wenn wir es auch ja hätten merken können. — Wie häufig die Epigrammatiſten, aller Zeiten und Völker, aus dieſer Quelle geſchöpft haben, darf ich nicht erſt ſagen. Ich will ſie aber darum doch nicht mit meinen, ſondern lieber mit den Worten des Cicero empfehlen:[1] Scitis esse notissimum ridiculi genus, cum aliud expectamus, aliud dicitur. Hic nobismetipsis noster error risum movet.

2. Cicero ſetzt hinzu: Quod si admixtum est etiam ambiguum, fit salsius. Und das wäre die zweite Gattung. Denn es iſt allerdings eine wichtige Erforderniß des Zweideutigen, daß es ſo wenig als möglich vorher geſehen werde. Was aber die Zweideutigkeit überhaupt ſey, brauche ich nicht zu erklären; eben ſo wenig, als ich nöthig habe, Beiſpiele davon anzuführen. Aber gut iſt es, gewiſſe allzu ekle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß ſie uns doch lieber das Lachen nicht ſo ſchwer und ſelten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen ſchon zu viel zugegeben; die Zweideutigkeit iſt nicht bloß gut zum Lachen, zum bloßen risu diducere rictum: ſie kann ſehr oft die Seele des feinſten Scherzes ſeyn, und dem Ernſte ſelbſt Anmuth ertheilen. Ex ambiguo dicta, ſagt ebenfalls Cicero, vel argutissima putantur, sed non semper in joco, sæpe etiam in gravitate versantur. Denn wenn die Zweideutigkeit etwas mehr als ein kahles Wortſpiel iſt, ſo iſt von dem doppelten Sinne, den ſie hat, der eine wenigſtens wahr, und der andere, wenn er falſch iſt, diente bloß zum Uebergange auf jenen. Und was dient uns in der Folge unſerer Ideen nicht alles, um von einer auf die andere überzugehen! Wir laſſen uns von der Aehnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten, und wollten bei einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt ſich hiervon ſagen, was nicht ſchon hundertmal geſagt wäre? —

Ich ſchließe alſo dieſe allgemeinen Anmerkungen über das Epigramm: und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, ſo ſchließe ich ſie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen ſtatt eines Paſſes bei denjenigen Leſern dienen kann, welche dergleichen Unterſuchungen über Werke des Witzes insgeſammt nicht lieben, und ihnen kühnlich allen Nutzen abſprechen, weil ſie einen insbeſondere nicht haben können.[2] Ego in his præceptis hanc vim, et hanc utilitatem esse arbitror, non ut ad reperiendum, quid dicamus, arte ducamur, sed ut ea, quæ natura, quæ studio, quæ exercitatione consequimur, aut recta esse confidamus, aut prava intelligamus, cum, quo referenda sint, didicerimus.

---

[1] Lib. VII ep. 19.

[1] De Oratore lib. II. c. 63.

[2] L. c. cap. 57.

II.

Catull.

(1.)

Es kommen unter den kleinern Gedichten des Catull allerdings verſchiedene vor, welche den völligen Gang des Sinngedichts haben.

Allein darum alle ſeine kleinern Gedichte zu Epigrammen zu machen, da er ſelbſt dieſen Namen ihnen nicht gegeben; von ihnen, ohne Unterſchied, eine beſondere Gattung des Epigramms zu abſtrahiren, und es als ein Problem aufzuwerfen, ob dieſe catulliſche, wie man ſie nennt, feinere Gattung, der martialiſchen ſpitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen ſey: das iſt mir immer ſehr ſonderbar vorgekommen.

Die allermeiſten von den kürzern Gedichten des Catull haben ſchlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein, als die Kürze. Es ſind kleine giftige oder obſcöne Tiraden, die weder Erwartung erwecken, noch Erwartung befriedigen; die mehr, um gegenwärtige dringende Empfindungen zu äußern, hingeworfen, als mit Abſicht auf eine beſondere Dichtungsart ausgearbeitet ſind. Wer z. E. ein Salve, nec minimo puella naso,[1] ein Disertissime Romuli nepotum,[2] ein Cæli, Lesbia nostra, Lesbia illa,[3] für Sinngedichte halten kann: der muß Luſt haben, ſelbſt auf die wohlfeilſte Art ein epigrammatiſcher Dichter werden zu wollen. So gar ſind die nie genug geprieſenen kleinen Stücke, dergleichen ad Phasellum, de passere mortuo Lesbiæ, und andere, die ſo unzähligmal nachgeahmt und überſetzt worden, dennoch nichts weniger als Sinngedichte. Aber ich gebe es zu, daß ſie etwas beſſeres ſind, und ich wüßte gar nicht, warum z. E. letzteres, auf den todten Sperling ſeiner Lesbia, welches jetzt unter uns durch eine vortreffliche Ueberſetzung und durch eine eben ſo glückliche Nachahmung in aller Munde iſt, ein Epigramm heißen müßte, da es die ſchönſte Nænia ihrer Art iſt, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben.

Wenn aber dem ungeachtet ſich Martial nach dem Catull ſoll gebildet haben; wenn er ſelbſt ihn für ſeinen einzigen Meiſter erkennt:[4] ſo iſt dieſes entweder nur von dem naiven Ausdrucke und andern allgemeinen Eigenſchaften des Dichters, oder doch nur von der geringſten Anzahl der kleinern catulliſchen Gedichte zu verſtehen, von welchen es allein möglich war, daß Martial ſein Ideal des Sinngedichts abſtrahirt haben konnte. Von ſolchen z. E.[5]

De Lesbia.

Lesbia mi dicit semper male, nec tacet unquam
De me: Lesbia me, dispeream, nisi amat.
Quo signo? quasi non totidem mox deprecor illi
Assidue: verum dispeream, nisi amo.

Ad Calvum de Quintilia.

Si quicquam mutis gratum acceptumve sepulchris
Accidere a nostro, Calve, dolore potest,
Quo desiderio veteres renovamus amores,
Atque olim missas flemus amicitias:
Certe non tanto mors immatura dolori est
Quintiliæ, quantum gaudet amore tuo.

De puero et præcone.

Cum puero bello præconem qui videt esse,
Quid credat, nisi se vendere discupere?

Denn wer erkennt in dieſen nicht die völlige Einrichtung des Martial? Und nur auf dieſe, wie es der Rhetor nennen würde, enthymematiſche Einrichtung kömmt es an, ob etwas ein Sinngedicht heißen kann: nicht aber auf die bloße Spitze des Schluſſes, die bald mehr bald weniger zugeſchliffen ſeyn kann, ſo wie ſie es auch wirklich bei dem Martial ſelbſt iſt.

(2.)

Ich getraute mir, wegen dieſes Urtheils über die kleinern Gedichte des Catull, mit einem Naugerius ſelbſt fertig zu werden.

Denn ſo ein großer Verehrer des Catull Naugerius auch immer mag geweſen ſeyn: ſo iſt doch gewiß, daß er den Martial eben ſo wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigenthümlichen Einrichtung des Sinngedichts, jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns Toskanus lieber bereden; aber wen hätte Naugerius ſodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtigern Catull. Dieſes hingegen kann darum nicht ſeyn, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung den Epigrammen des Martial weit näher kommen, als den kleinen Gedichten des Catulls, welches bereits Vavaſſor, und noch ein Gelehrter,[1] obſchon nur an dem einzigen auf die Bildſäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum dieſe Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie geſagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewiſſe Einfalt, die ſich mit dem zugeſpitzten Witze nicht wohl verträgt, zu thun; welches auch daher ſchon erhellt, weil er, nach dem Riccius,[2] die Priapeia allen andern Epigrammen dieſer Art weit vorgezogen. Sondern er ſah lediglich auf die Sprache, die ſich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des ciceroniſchen Zeitalters entferne. Wir wiſſen, was für ein Eiferer für die Sprache dieſes Zeitalters er war; er, dem Politian und Erasmus viel zu barbariſch ſchrieben. Wenn er alſo ja die zugeſpitzten Schlußfälle des Martial zugleich mit verwarf; ſo geſchah es doch gewiß nur in ſo weit, als eben ſie es ſind, die von jener Lauterkeit ſich zu entfernen, und jenem reichen Fluſſe von Worten zu entſagen, am erſten verleiten. Denn die nämlichen Schlußfälle, ſobald ſie nur einer altrömiſchern Diction fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man ſehe das zwölfte, das ſiebzehnte, das zweiundvierzigſte ſeiner Gedichte, in der Ausgabe der Vulpii. Das letztere iſt auf ſein eigenes Bildniß, in welchem ihm der Maler einen Harniſch angelegt hatte, und ſchließt:

— Non quod sim pugna versatus in ulla,
Hæc humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc Patriæ quod tempore iniquo,
Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geſchmacke des Martial ſeyn, als dieſer Schluß? Nur freilich, daß ihn Martial vielleicht mehr zuſammengepreßt, und anſtatt in vier Zeilen, nur in zweien würde geſagt haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag ſo gut ſeyn, als es will, iſt doch wahrlich ſehr proſaiſch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr ſeyn, daß Naugerius ein ſo beſonderer Verehrer des Catull geweſen. Denn Paul Jovius erzählt zwar, daß er alle Jahre, an einem gewiſſen den Muſen geheiligten Tage, eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulkan geopfert, das iſt, verbrannt habe. Aber es iſt, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zuſatz des Famianus Strada, daß dieſe Verbrennung dem Catull zu Ehren geſchehen ſey. Naugerius zeigt ſich, in ſeinen Gedichten ſelbſt, auch nur als einen ſehr entfernten Nachahmer des Catull; er iſt bei weitem kein Cotta, der, um eben dieſe

---

[1] Carmen 44.
[2] Carmen 50.
[3] Carmen 59.
[4] Lib. X. ep. 78.

Sic inter veteres legar Poetas,
Nec multos mihi præferas priores,
Uno sed tibi sim minor Catullo.

[5] Carmen 92. 95 et 105.

[1] Remarques sur les Reflexions du P. Rapin, p. 699. Op. Vavassoris. Observationes miscellaneæ in Auctores v. et n. Vol. II. T. II. p. 208.
[2] Barthol. Riccius de Imitatione lib. I.

Zeit, ſeinen Landsmann mit allen den offenbarſten Fehlern nachahmte, und beſonders in der Rauhigkeit des catulliſchen Pentameters eine Schönheit ſuchte, die nur für ganz eigene Ohren ſeyn kann. Zwar wenn Cotta dieſes in dem Geiſte that, in welchem es ſchon zu der Zeit des jüngern Plinius geſchah: ſo habe ich nichts dagegen. Denn ſchon damals bediente man ſich zu Rom der Schreibart des Catull, ſo wie jetzt franzöſiſche Dichter ſich der Schreibart ihres Marot dann und wann bedienen. Nicht als ob dieſe Schreibart noch jetzt die reinſte, und richtigſte, und beſte wäre: ſondern bloß weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Theil kürzer und kräftiger ſind, überhaupt aber Nachläſſigkeiten erlauben, die der Dichter in der jetzt üblichen Sprache auf keine Weiſe wagen dürfte. Facit versus, ſchreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus,[1] quales Catullus aut Calvus. Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis, amoris inserit! sane, sed data opera molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam: et hoc, quasi Catullus aut Calvus. Mich dünkt, es iſt kein Wunder, daß uns von dieſen Verſen des Saturninus nichts übrig geblieben; wer ſich nicht in der Sprache ſeines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getraut, nimmt vergebens zu einer ältern ſeine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn ſie auch nur die Muſter in jeder Gattung aufheben ſoll; und es iſt nichts mehr als Verdienſt, daß der originale Martial vor dem vollkommenſten Nachahmer des Catull auf uns gekommen iſt, wenn es auch ſchon wahr wäre, daß Catull ſelbſt dem Martial unendlich vorzuziehen ſey.

(3.)

Ich ergreife dieſe Gelegenheit, eine kleine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einſt über den erſten Wiederauffinder des Catull gemacht zu haben glaubte, und von deren Ungrunde ich auch jetzt nicht ſo völlig überzeugt bin, daß ich ſie nicht wenigſtens für geſchickt hielte, eine glücklichere einleiten zu können.

Es iſt nicht eigentlich bekannt, wer es geweſen, der, bei allmähliger Herſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften in dem funfzehnten Jahrhunderte, unſern Dichter wieder zuerſt an das Licht gebracht hat. Aber es giebt ein Epigramm in ziemlich barbariſchem Lateine und eben ſo räthſelhaften Ausdrücken, das beſtimmt geweſen, uns das Andenken dieſes Mannes und die näheren Umſtände ſeines glücklichen Fundes aufzubehalten. Daſſelbe ſteht vor mehr als einer der neuern Handſchriften des Catull, die von dem erſten wieder aufgefundenen Manuſcripte genommen zu ſeyn ſcheinen. Der jüngere Skaliger machte es, zu Anfange ſeines Commentars über den Dichter, bekannt, wo es ſo lautet:

> Ad patriam redeo longis a finibus exul.
>   Causa mei reditus compatriota fuit.
> Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen:
>   Quique notat cursum prætereuntis iter.
> Quo licet ingenio vestrum revocate Catullum,
>   Quoius sub modio clausa papyrus erat.

So viel verſteht man gleich, daß das Buch ſelbſt, oder vielmehr der Dichter ſelbſt redend eingeführt wird, um uns zu ſagen, durch wen und von wannen er aus dem Elende wieder in ſein Vaterland zurückgekommen ſey. Auch dieſes ergiebt ſich ſogleich, daß ſolches durch einen Landsmann von ihm, durch einen Veroneſer alſo, und aus einer ſehr entfernten Gegend geſchehen ſey. Wenn nun Skaliger bloß hätte vermuthen wollen, daß dieſe entfernte Gegend vielleicht Frankreich geweſen ſey, ſo möchte es hingehen. Allein er behauptet geradezu, daß ſie es wirklich geweſen, und will damit nichts mehr behaupten, als ausdrücklich in dem Epigramm ſelbſt ſtehe. In Galliis se eum reperisse ille ipse, qui publicavit, epigrammate testatus est. Gleichwohl iſt es offenbar, daß die erſten zwei Zeilen dieſes nicht beſagen, nur daß unter dem longis a finibus eben ſowohl Deutſchland, und jedes andere Land, verſtanden werden kann, als Frankreich. Zwar wird Frankreichs in der dritten Zeile gedacht: aber im geringſten nicht, um damit das Land anzugeben, wo zeither Catull im Staube und in der Dunkelheit gelegen, ſondern bloß, um aus der Sprache dieſes Landes ein Merkmal anzugeben, aus welchem wir den Namen des Finders errathen ſollen. Denn die Worte Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen können unmöglich etwas anderes heißen, als daß der Name dieſes Finders, dieſes Compatrioten des Catull, dieſes Veroneſers alſo, auf welchen nur allein das cui ſich beziehen kann, in der franzöſiſchen Sprache a calamis hergenommen ſey. Folgt aber hieraus, daß er ſich darum nothwendig auch auf franzöſiſchem Grund und Boden müſſe befunden haben, als er ſeinen Fund that? Möglich kann es ſeyn; nur aus dieſen Worten fließt es nicht ſchlechterdings.

Es war ſonach dem Laurentius Pignorius, als er einmal ſeine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man in Frankreich behaupte, Italien ſey dieſem Lande bei Wiederherſtellung der ſchönen Literatur ſehr vieles ſchuldig, nicht zu verdenken, daß er unter andern auch dem Skaliger die in Frankreich geſchehene Wiederentdeckung des Catull durchaus nicht einräumen wollte.[1] Er merkte an, daß das nämliche Epigramm ſich bereits in einer alten gedruckten Ausgabe des Catull befinde, wo es dem Guarinus zugeeignet werde. Aber er ſagt nicht, welchem Guarinus, und giebt auch dieſe alte Ausgabe ſelbſt nicht näher an. Woher es alſo Herr Hamberger hat, daß Baptiſta Guarinus zu verſtehen ſey, kann ich nicht wiſſen. Nur ſo viel weiß ich, daß ſich Herr Hamberger irrt, wenn er dieſen Baptiſta Guarinus ſelbſt zu dem Wiederauffinder des Catull macht.[2] Dieſes hat Pignorius auch gar nicht ſagen wollen, als der bloß meldet, daß das Epigramm vom Guarinus ſey, nicht aber, daß es auch zugleich von ihm handle. Vielmehr unterſcheidet er den Verfaſſer des Epigramms, den Guarinus, ausdrücklich von dem Compatrioten und Erretter des Catull; und der Fehler, den er dabei begeht, iſt nur dieſer, daß in eben der dritten Zeile, in welcher Skaliger zu viel ſah, er ſeines Theils zu wenig erkannte. Er behauptet nämlich, daß die Worte a Calamis tribuit cui Francia nomen weiter nichts ſagen ſollten, als daß der Wiederauffinder Franciskus geheißen habe. Und das iſt augenſcheinlich falſch: denn er ſoll ja nicht ſeinen Namen von Francia haben, ſondern Francia ſoll ihm ſeinen Namen a Calamis beigelegt haben. Indeß muß ich auch nicht unterlaſſen, zur Entſchuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpunktirt geleſen, als Skaliger. Nämlich ſo:

> Scilicet a Calamis; tribuit cui Francia nomen.[3]

Und ſo hat er ohne Zweifel das a Calamis für die nähere namentliche Beſtimmung des longis a finibus in der erſten Zeile gehalten; wonach die Worte tribuit cui Francia nomen, für ſich allein genommen, freilich nichts mehr ſagen können, als er ſie ſagen läßt. Allein was wäre denn unter dieſem a Calamis für ein Land, oder für ein Ort, oder für ein Volk zu verſtehen? Ich wüßte nicht; und ſicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja ſonſt der ganze Streit zwiſchen ihm und dem Skaliger auf einmal entſchieden wäre.

---

[1] Ep. 16. Lib. I.

[1] Symbolarum epistolicarum XVI. p. 34. Patavii 1628. 8vo.

[2] Zuverläſſige Nachr. Th. I. S. 470. „Was noch vorhanden iſt (vom Catull nämlich), hat Baptiſta Guarinus aus Verona, in Frankreich zuerſt gefunden.“

[3] Zwar ſteht bei ihm ſelbſt das Semikolon nach tribuit; aber wohl nur durch einen Druckfehler. Neque vero ille versus,

Scilicet a Calamis tribuit, cui Francia nomen,

aliam interpretationem recipit, quam a Francisco quodam repertum alicubi (et forte in horreo) Codicem Catulli.

Ueberhaupt ſieht man wohl, daß weder Skaliger noch Pignorius es der Mühe werth gehalten, einer ſolchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen, denn ſonſt hätte es ihnen ja wohl nicht ſchwer ſeyn können, die wahre Meinung zu erkennen und einen Geſchlechtsnamen ausfindig zu machen, der im Franzöſiſchen ſich wirklich a calamis ableiten laſſe. Angenommen nämlich, daß a calamis ſo viel heißen ſoll, als von Schreibfedern, welches es unſtreitig heißen kann; und nun ſich erinnert, daß Schreibfedern auf Franzöſiſch Plumes heißen: was iſt leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatius zu verfallen? Aber, wird man fragen, giebt es denn einen ſolchen Geſchlechtsnamen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß ſie die Entdecker des Catull geweſen wären? Allerdings; und wenigſtens lebte um eben dieſe Zeit, das iſt in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, ein berühmter Medicus, Namens Bernardinus Plumatius: und was das ſonderbarſte iſt, dieſer Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein geborener Veroneſer.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher und Papadopoli,[1] und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher dieſe ihre Nachricht von ihm geſchöpft, ſelbſt nachzuſehen, eben ſo wenig, als es mir gelingen wollen, eines von ſeinen Büchern, deren er verſchiedene geſchrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann alſo auch nicht ſagen, ob in dieſen oder in jener etwas vorkömmt, welches die Vermuthung, daß er es wohl ſelbſt ſeyn könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder beſtärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer ſchlechter Medicus, ſondern er galt zugleich für einen ſcharfſinnigen Philoſophen, und damals hatten die Philoſophen in Italien ſchon ziemlich angefangen, ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften wieder auszuſöhnen. Wenn er es aber auch nicht ſelbſt war, der ſich um den erſten Dichter ſeiner Vaterſtadt ſo verdient zu machen Gelegenheit hatte: ſo könnte es doch wenigſtens einer von ſeinen Vorfahren oder Anverwandten geweſen ſeyn. Denn das, muß man geſtehen, iſt doch immer ſehr merkwürdig, daß an einem von dieſem Geſchlechte beide Merkmale zugleich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein Plumatius war des Catull Compatriota: von einem Plumatius kann man ſagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beigelegt habe.

Kaum wird man nun aber auch begreifen, warum ich demungeachtet eine ſo wahrſcheinliche Vermuthung gleich Eingangs vor dem völligen Beifall verwahrt habe. Ich will es kurz machen. Die Urſache iſt die: weil ich ſeit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das a calamis auch für die wahre und rechte Leſart zu halten. Denn in einem Manuſcripte des Catull, in der fürſtlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgeſetzt worden, leſe ich anſtatt a calamis deutlich und ungezweifelt a talamis, das iſt thalamis. Und da läge ſie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn dieſe Leſart ihre Richtigkeit hätte; und ich könnte mein Rathen nur wieder von vorne anfangen! Doch lieber will ich einen andern ſein Glück verſuchen laſſen; und nur noch anmerken, daß beſagtes Manuſcript auch ſonſt einiges nicht völlig ſo leſen läßt, als Skaliger geleſen hatte. In der vierten Zeile,

Quique notat cursum prætereuntis iter,

welche beim Skaliger keinen Verſtand hat, ſteht anſtatt cursum, *turbæ*: und ſo ſcheint doch einigermaßen ein Verſtand von weitem herleuchten zu wollen. Doch dieſe beſſere Leſart giebt auch ſchon Fabricius,[1] ohne zu ſagen, woher. Denn aus dem Pignorius, den er zwar anführt, hat er ſie nicht, als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzuſetzen für nöthig erachtete. Vielleicht alſo, daß Fabricius die alte Ausgabe ſelbſt vor ſich gehabt, auf die ſich Pignorius bezieht, wonach aber die Interpunktation der dritten Zeile, welche dieſer doch auch daher genommen zu haben ſcheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius lieſt die dritte Zeile vollkommen wie Skaliger, und wie ich ſie auch in dem wolfenbüttelſchen Manuſcripte finde. — Endlich hat dieſes auch noch in der fünften Zeile anſtatt revocate, *celebrate*, und in der ſechsten anſtatt clausa, *causa*. Wenn denn nur aber in den Zeilen ſelbſt das geringſte dadurch mehr aufgeklärt würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Diſtichon mir völlig unverſtändlich iſt. Pignorius glaubte daraus errathen zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheuer wiedergefunden worden, denn er ward einen Scheffel (sub modio) gewahr; und wo ſind die Scheffel anders, als in den Scheuern? Wem das begnügt, dem begnüge es: ich habe nichts beſſeres zu ſagen.

III.

Martial.

(1.)

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial, bei den Griechen ſowohl als bei den Römern, gegeben, welche Epigrammen gemacht: aber einen Epigrammatiſten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will ſagen, daß er der erſte iſt, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet, und dieſer eigenen Gattung ſich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgeſondert unter dem Schwalle aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verſchiedenheit ſind, als daß man ſie noch alle hätte claſſificiren können oder wollen. Der Name ſelbſt ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterſchied beigelegt; Epigrammata, Idyllia, Eclogæ, waren völlig gleichgültige Benennungen; und noch der jüngere Plinius ſtellte es frei, welche von dieſen Benennungen man ſeinen poetiſchen Kleinigkeiten beilegen wolle, die er bloß nach dem allen gemeinſchaftlichen Sylbenmaaße überſchrieben hatte.[2]

Martial, wie geſagt, war der erſte, der ſich eine deutliche, feſte Idee von dem Epigramme machte, und dieſer Idee beſtändig treu blieb. So verſchieden ſeine Sinngedichte auch immer in Anſehung der Einfälle ſeyn mögen: ſo vollkommen ähnlich ſind ſie einander doch alle in Anſehung ihrer innern Einrichtung. Das ſchlechteſte und das beſte, das größte und das kleinſte, haben ohne Ausnahme das Merkmal, woran ihre Verwandtſchaft und Belangung zu der nämlichen Claſſe auch ein Leſer empfindet, der nichts weniger als Kunſtrichter iſt.

Und ſo wie dem Martial der Ruhm des erſten Epigrammatiſten der Zeit nach gehört, ſo iſt er auch noch bis jetzt der erſte dem Werthe nach geblieben. Nur wenige haben ſo viele Sinngedichte gemacht, als er, und niemand unter ſo vielen ſo viel gute, und ſo viel ganz vortreffliche. Wer ihm, aus allen Zeiten und Völkern, noch am nächſten kömmt, iſt unſer Wernike. Beider Reichthum iſt faſt gleich groß: nur daß man dem Reichthume des Deutſchen ein wenig zu ſehr die Mühe und den Schweiß anſieht, den er gekoſtet. Martial gewann den ſeinigen unter Menſchen und von Menſchen; Wernike förderte ſeinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schooße der Erde zu Tage. Wernike beſaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen: und dem Martial ging mehr gemünztes Geld durch die Hände.

---

[1] Historia Gymnasii Patavini, T. II. p. 181.

[1] Biblioth. lat. T. I. p. 33.

[2] *Lib. IV. ep.* 14. Proinde sive epigrammata, sive idyllia, sive eclogas, sive (ut multi) poemata, seu quod aliud vocare malueris, licebit voces: ego tantum Hendecasyllabos præsto.

Man ſchweige doch nur von dem falſchen Witze des Martial! Welcher Epigrammatiſt hat deſſen nicht? Aber wie viele haben das, was den falſchen Witz allein erträglich macht, und was Martial in ſo hohem Grade beſitzt? Martial weiß, daß es falſcher Witz iſt, und giebt ihn für nichts anders; ſeine müßigen Finger ſpielen, und kaum iſt das Spielwerk fertig, ſo bläſt er es aus der Hand. Andere hingegen wiſſen kaum, woran ſie ſchneiden und poliren, ob es ein echter oder unechter Stein iſt; ſie geben ſich mit dem einen eben ſo viel Mühe, als ſie nur mit dem andern ſich geben ſollten; mit gleich wichtiger, gleich feierlicher, gleich ehrlicher Miene bieten ſie den unechten eben ſo theuer als den echten.

Auch wüßte ich faſt kein Exempel, wo Martial in eben demſelben Sinngedichte falſchen und wahren Witz vermiſcht hätte. Er hat ſehr oft wahren Witz; auch wenn der Gegenſtand ſehr klein, ſehr lächerlich, ſehr verächtlich iſt. Aber nie zeigt er falſchen Witz bei einem ernſten, würdigen, großen Gegenſtande. Er kann bei einem ſolchen eben ſo ernſt, eben ſo würdig, eben ſo groß ſeyn, und nur das iſt der wahre Probierſtein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf. Seine Vertheidigung in dieſem Punkte wäre nicht beſſer zu führen, als durch Gegenſtellung neuerer Sinndichter, die ſich gelüſten laſſen, über den nämlichen ernſthaften Vorwurf mit ihm zu wetteifern. Ich will nur eine einzige vergleichen angeben, wozu ich das Sinngedicht auf den Tod der Porcia wähle. Das Original des Martial, — wer kennt es nicht? — iſt dieſes.[1]

Conjugis audisset fatum cum Porcia Bruti,
  Et subtracta sibi quæreret arma dolor:
Nondum scitis, ait, mortem non posse negari?
  Credideram satis hoc vos docuisse patrem.
Dixit, et ardentes avido bibit ore favillas:
  I nunc, et ferrum, turba molesta, nega.

Vortrefflich! ob ſchon nichts, als das hiſtoriſche Factum. Nur daß der Dichter das, *was Porcia bloß durch ihre* Handlung ſagte, ſie mit Worten ausdrücken läßt. Man ſage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unſchicklichkeit, wenn die That anders ſo geſchehen iſt, als Plutarch berichtet, daß nämlich Porcia, nachdem ſie die brennenden Kohlen verſchluckt hatte, den Mund feſt verſchloß, und durch Zurückhaltung des Athems ihren Tod beförderte.“ Freilich hat ſie nichts weiter geſprochen, und konnte wohl auch nichts weiter ſprechen. Doch wer heißt uns denn die letzte Zeile als Worte der Porcia anſehen? Ich weiß wohl, daß es Ausleger des Martial giebt, die dieſes zu thun ausdrücklich anweiſen, wie z. E. Raderus,[2] dagegen ich keinen weiß, der vor dieſer Mißdeutung gewarnt hätte. Gleichwohl iſt es ſicherlich eine; und die Worte I nunc, et ferrum, turba molesta, nega! ſind Worte des Dichters, der auf einmal ſich dünken läßt, bei der Handlung ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn, und ganz in dem Geiſte der Porcia, der vereitelten Aufſicht mit dieſem Epiphonema ſpottet. Mit der Arria, die man bei dem ähnlichen Entſchluſſe, mit ihrem Gemahle zu ſterben, an der Ausführung gleichfalls hindern wollte, und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß ſie für todt niederfiel, wäre es ein anderes geweſen. Denn dieſe ward wieder zu ſich gebracht, und hätte alſo ſelbſt ein ſolches I nunc zu der läſtigen Schaar ihrer gutherzigen Aufſeher ſagen können, wie ſie denn auch wirklich ſo etwas ſagte.[1] Aber der Porcia, mit den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: ſo eine Ungereimtheit konnte dem Martial unmöglich einfallen. Und nun, nachdem ich ihn von dieſem angeſchmitzten Flecke gereinigt, höre man ſeine Nacheiferer.

Der erſte ſey Marcus Antonius Caſanova: denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateiniſchen Epigrammatiſten den allererſten und zugleich den nächſten Platz nach dem Martial zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieſes erwecken![2]

Porcia magnanimi poteram post fata Catonis
  Vivere? debueram non superesse patri.
Sed me fata tuo servabant, Brute, dolori:
  An dux ad mortem non satis unus erat?
Dumque sibi ferrum queritur moritura negari:
  Hanc, ait, explorant Numina et igne domum.

Und nun, welcher Abfall! Ich will nicht tadeln, daß die Sermobination, welche von vorne herein nicht angegeben wird, mit der fünften Zeile ſo nachläſſig abbricht; ich will nicht anmerken, daß dem Leſer ſchon die ganze That der Porcia bekannt ſeyn muß, wenn er die letzte Zeile nur einigermaßen verſtehen ſoll: ſondern ich will bloß fragen, was wir bei dieſer letzten Zeile, außer der dunkeln Andeutung der That überhaupt denken ſollen? Oder was hätte Porcia wohl ſelbſt gedacht, wenn ihr wirklich in dem kritiſchen Augenblicke ſolche Worte entfahren wären? Wie kam ſie darauf, ſich einem Hauſe zu vergleichen? Was heißt, ein Haus mit Feuer prüfen? Was kann es in dem figürlichen Verſtande heißen, in welchem es hier gebraucht ſeyn muß? — Doch dieſe Armſeligkeit iſt ſo vieles Ernſtes nicht werth.

Ungefähr um gleiche Zeit mit dem Caſanova verſuchte auch Fauſtus Sabäus ſein Heil; und ſo:[3]

Bruto digna viro, generosi nata Catonis,
  Ebibis ardentes cur moritura faces?
Non aliter potui tantum compescere luctum:
  Igne exsiccantur, igne domantur aquæ.

Sollte man nicht glauben, Porcia habe ſich unter allen möglichen Todesarten gerade dieſe mit vielem Bedachte ausgeſonnen? Sie habe mit allem Fleiße die Waſſer ihrer Betrübniß, nicht etwa mit dem Dolche abzapfen, ſondern lieber mit Feuer auftrocknen wollen? Sie habe — Doch *was iſt leichter, als über ſo was zu ſpotten?*

Ich eile zu einem dritten, dem Nicolaus Grudius, dem Bruder des zärtlichen Johannes Secundus; leider nur einem leiblichen Bruder, und keinem Bruder in Apollo. — Aber ſein Epigramm iſt ſo lang — ich glaube, ich werde mit dem bloßen Schluſſe davon kommen können. Er läßt die Porcia gegen ihren todten Gemahl in zwölf Verſen betheuren, wie gern und wie unfehlbar ſie ihm unverzüglich folgen wolle, und ſetzt endlich hinzu:[4]

Hæc simul; ardenti simul obstruit ora favilla.
  Quæ potius flagrans tela ministret amor?

Quæ potius? Ich dächte lieber einen von ſeinen eigenen Pfeilen; beſonders wenn ihm von jenen vertauſchten noch einer übrig iſt. Oder, wenn es ja Feuer ſeyn mußte, warum nicht lieber ſeine eigene Fackel?

---

[1] Lib. I. ep. 43.

[2] Bei dem dieſe letzte Zeile Insultantis et irridentis Porciæ victricis vox heißt.

[1] *Plinius ep.* 16. *lib. III.* Focillata, dixeram, inquit, vobis inventuram me quamlibet duram ad mortem viam, si vos facilem negassetis.

[2] Delitiæ Poet. Ital. Par. I. p. 707.

[3] Delitiæ Poet. Ital. P. II. p. 565.

[4] Poemata trium fratrum Belgarum, p. 69.

Es folgt endlich Wernike, und es thut mir leid, daß ich ihn muß folgen laſſen. Er hat zwei Sinngedichte auf die Porcia; beide ungleich beſſer als die Sinngedichte des Caſanova, des Sabäus, des Grudius; aber beide doch noch unendlich unter dem Muſter des Martial. [1]

1.

„Man hört nicht Porcia vergebens ſich beklagen,
Noch daß dieß edle Weib in Ohnmacht weibiſch ſinkt;
Sie kann, gleich ihrem Mann, den Tod beherzt ertragen,
Und ißet Feu'r, weil er aus Lethe Waſſer trinkt."

2.

„Schau an die Porcia, die kein Geſchicke beugt,
Die mit dem Tode weiß, wie Cato ſelbſt, zu ſcherzen:
Die Kohl' in ihrem Munde zeigt,
Was für ein Feu'r in ihrem Herzen."

Ich hätte große Luſt, nach dem Beiſpiele des Plutarch, elenden Witz mit elendem Witze zu verlachen, und hinzuzuſetzen: Wunder, wenn unter allen dieſen froſtigen Einfällen, die glühenden Kohlen nicht verloſchen wären, und Porcia anſtatt Feuer nichts als Staub hinunter geſchluckt hätte! —

Noch könnte ich mir ein kleines Feſt mit dem Muretus machen, dem Martial nichts als ein Scurra de trivio war. Denn bei alle dem hat Muretus in ſeinen Epigrammen den Martial doch ſehr oft nachgeahmt, und immer ſehr unglücklich. Das einzige, worin er den alten Poſſenreißer übertrifft, ſind die Wortſpiele. Doch des Muretus Gedichte heißen Juvenilia: und das kritiſche Urtheil fällt er, wenn Gott will, in ſeinem reifen Alter.

Ich laſſe alſo den Mann ruhen, und ſage über den poetiſchen Werth des Martial überhaupt nur noch das. Wenn Aelius Verus, welcher den Martial ſeinen Virgil nannte, weiter nichts damit ſagen wollen, als daß Martial in ſeiner kleinen Dichtungsart eben das ſey, wofür Virgil in ſeiner größern gelte, wie ſich verſchiedene Gelehrte dieſes eingebildet: ſo hat ſich niemand zu ſchämen, ebenfalls von ſo vornehmem Geſchmacke zu ſeyn. Aber unſtreitig wollte dieſer Cäſar damit mehr ſagen; und es hat nie an Leuten ſeines Ranges gefehlt, die eine luſtige ſchmutzige Kleinigkeit in allem Ernſte dem größten Werke des Genies vorgezogen, das nur irgend einige Anſtrengung, ihm nach zu empfinden, fordert. Sie überſchätzen, was ihnen gefällt, ohne ſich zu bekümmern, was ihnen gefallen ſollte.

Höchſtens iſt eine dergleichen Ueberſchätzung nur dem Verfaſſer ſelbſt zu vergeben. Martial ſelbſt mochte immer glauben, daß ſeine Epigrammen eben ſo viel werth wären, als anderer ihre Heldenlieder und Trauerſpiele;[2] denn es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, daß man ſich dieſe Sache ſelbſt nicht geringfügig denkt. Man muß ſie vielmehr unabläſſig als eine der erſten in der Welt betrachten, oder es iſt kein Enthuſiasmus möglich, ohne den doch überall nichts Beſonderes auszurichten ſteht. Nur wehe dem Leſer, der ſich von dieſem den Verfaſſern ſo nützlichen Selbſtbetruge immer mit fortreißen läßt! Am Ende wird er ſelbſt nicht wiſſen, was groß oder klein, was wichtig oder unwichtig iſt, und damit aufhören, daß er alles verachtet.

(2.)

Nichts hat dem Ruhme des Martial in den neuern Zeiten mehr geſchadet, als der unzüchtige Inhalt, den ſeine Sinngedichte nicht ſelten haben. Nicht zwar, als ob man läugnen wollen, daß etwas äſthetiſch ſchön ſeyn könne, wenn es nicht auch moraliſch gut iſt. Aber es iſt doch auch ſo gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieſes Gute nicht zugleich erkennt.

Diejenigen meinten es daher noch immer ſehr treu mit ihm, die lieber alle ſeine juckenden, kranken, anſteckenden Theile ausſchneiden, als ihn gänzlich aus den Händen unſchuldiger und mit einer zartern Stirne begabter Leſer verbannt wiſſen wollten. Ramires de Prado mußte nicht klug im Kopfe ſeyn, daß er dem ehrlichen Rader wegen einer ſo guten Abſicht ſo übel mitſpielen konnte. Eine anderes wäre es geweſen, wenn das Ausgeſchnittene zugleich vernichtet worden, oder wenn noch jetzt leicht zu beſorgen ſtünde, daß was in Einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verloren gehen könnte.

Die eigene Entſchuldigung des Martial über den Punkt der Unzüchtigkeit,

Lasciva est nobis pagina? vita proba est —

will nicht weit reichen. Und doch haben die, welche meinen, daß nichts dawider einzuwenden ſey, ſie noch nicht einmal ſo weit ausgedehnt, als ſie ungefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich iſt, daß ein reines Leben bei ſo unreinen Gedichten beſtehen könne, noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem einen auf das andere wegfallen ſoll. — Nicht ſowohl um ihrer Meinung überhaupt beizutreten, als vielmehr bloß um einiges zum nähern Verſtändniſſe des Dichters beizutragen, will ich hierüber ein paar Anmerkungen niederſchreiben.

1. Wenn man von jeher, ſo wie denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, alſo auch denen, welche ſich der Beſſerung des ſittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freie Sprache zu führen, und ſich mit den eigentlichen Worten über alles auszudrücken, was der Wohlſtand, außer dieſer Abſicht, entweder gar nicht zu berühren, oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert den Martial in dem Geſichtspunkte Eines der letztern zu betrachten? Augenſcheinlich wenigſtens iſt es, daß er die Abſicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüſten anzupreiſen, deren bloße Benennungen bei ihm uns ſchon ſo viel Abſcheu erregen: vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geſchieht es nie anders, als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Vavaſſor im geringſten nicht gedacht haben, der ein gewiſſes Epigramm, worin ich zur Rechtfertigung des Martial gerade am meiſten zu finden glaube, ſo anſieht, als ob ſich der Dichter ſelbſt dadurch das Urtheil geſprochen. Es iſt das dreiundvierzigſte des zwölften Buchs, an einen nicht ganz ſchlechten Poeten, deſſen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinosis
Legisti nimium, Sabelle, versus:
Quales nec Didymi sciunt puellæ,
Nec molles Elephantidos libelli:
Sunt illic Veneris novæ figuræ;
Quales perditus audeat fututor;
Præstent et taceant quid exoleti;
Quo symplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat esse te disertum!

Vavaſſor erkennt in dieſen Verſen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen ſie am muthwilligſten unter die Füße getreten werde. Wenn ſich unter dem Sabellus, ſagt er, Martial nicht ſelbſt meint, ſo pralle doch der Pfeil, den er gegen dieſes ſein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück.[1]

---

[1] Zweites Buch, S. 46.

[2] Lib. IV. ep. 49.

[1] *Cap. XI.* — Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse per se, et Musis, quas conspurcavit, de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis, et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege

— Ich kann mich deſſen ſchwerlich bereden. Denn auch der unbeſonnenſte Schriftſteller nimmt ſich vor dergleichen Selbſtverdammungen wohl in Acht. Vielmehr muß Martial von ſeinem freieſten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin zu ſeyn geglaubt haben, und ich meine, er hätte dieſen abführen können, wenn er ſich der Retorſion gegen ihn bedienen wollen. „Wie?“ hätte Martial ſagen können, „ich mit dir, Sabellus, in gleicher Schuld? Ich, der ich nichts ſage, als was täglich um und neben mir geſchieht; der ich es höchſtens nur eben ſo ohne Scham ſage, als es geſchieht; der ich es aber auch ſo ohne Scham ſagen muß, wenn es ein Brandmal für den werden ſoll, von dem ich es ſage: was habe ich mit dir gemein, der du zu den Lüſten, die ich durch das Lächerliche ſo gut zu beſtreiten ſuche, als ſich etwas Strafbares durch das Lächerliche beſtreiten läßt, der du zu dieſen Lüſten mit aller möglichen verführeriſchen Beredſamkeit anreizeſt? Dieſes Anreizen, dieſe Erweckung der Begierden iſt es, was ich eigentlich an dir verdamme, und mich auf keine Weiſe trifft: nicht die nackten ſchamloſen Worte, die ich freilich eben ſo gut brauche, als du; aber zu einer andern Abſicht, als du. Sogar räume ich es ein, daß du im Gebrauche dieſer Worte weit mäßiger, weit beſcheidener biſt, als ich. Aber, guter Freund, im Grunde iſt das deſto ſchlimmer. Es zeigt, daß du dein Handwerk recht wohl verſtehſt, welches eines von denen iſt, die einen Menſchen um ſo viel ſchlechter machen, je vollkommener er darin wird. Du magſt es bald weggehabt haben, daß ſich die Begierden bei dem Verfeinten, Verſteckten, welches mehr errathen läßt, als ausdrückt, weit beſſer befinden, als bei dem plumpen Geradezu. Darum allein vermeideſt du dieſes, und verſchwendeſt an jenes ſo viel Witz und Blumen. Bei Leibe nicht, daß du jemanden Röthe in das Geſicht jagen ſollteſt! Röthe iſt Schamhaftigkeit, und Schamhaftigkeit iſt nie ohne Unwillen oder Furchtſamkeit. Wie taugten dieſe in deinen Kram? Lieber umgeheſt du dieſe Vorpoſten der Zucht ſo weit, ſo leiſe, als nur möglich. Du ſchoneſt der Schamhaftigkeit deiner Leſer, um ſie unmerklich gänzlich darum zu bringen. Ich beleidige ſie dann und wann; aber es geſchieht, um ſie thätig und aufmerkſam zu erhalten. Immer nenne mich einen ungeſchliffenen, groben Spötter, einen eckeln Poſſenreißer, wenn du willſt. Wer wird nicht lieber ein Spötter ſeyn wollen, als ein Verführer? Noch lieber ein Poſſenreißer, als eine liſtige, gleißende, maulſpitzende Hure! Frage bei dem Didymus nach, weſſen Gedichte ſeine Mädchen am liebſten leſen? ob meine, oder deine? Welche von beiden ſie ihren zaudernden oder entkräfteten Buhlern vorſingen? Mit welchen von beiden er ſie ſelbſt in dem Geſchmacke ihres Berufs erhält? Dich allein kennen ſie; du allein liegſt auf ihren ſchmutzigen Nachttiſchen. Ganz natürlich! Denn ich ſchlage, und du kitzelſt. Zwar, höre ich, ſoll es auch eine menſchliche Gattung von Waldeſeln geben, deren dicke Haut meine Schläge ſelbſt zu Kitzel macht. Aber wer fragt nach der? An der iſt nichts zu beſſern, und nichts zu verderben; und wenn es meine Schläge nicht ſind, welche ihr juckendes Fell krauen, ſo iſt es der erſte der beſte Eckſtein“ u. ſ. w.

Man wird leicht ſehen, warum ich in dieſer Rede, welche ich dem Martial in den Mund lege, den Sabellus weit weniger ſtrafbar annehme, als er in dem angeführten Sinngedicht erſcheint. Denn es verſteht ſich von ſelbſt, wenn Martial gegen den allerfeinſten Sabellus, gegen jeden Sänger der unſchuldigern Wolluſt ſich auf dieſe Weiſe vertheidigen kann: ſo wird er ſeine Sache, aus eben den Gründen, um ſo viel mehr gegen den wahren, eigentlichen, mehr als viehiſchen Sabellus gewinnen müſſen. Es kömmt unter beiden Theilen, wie geſagt, nicht auf die bloße ſchamloſe Erwähnung unzähliger Gegenſtände an, durch welche meiſtens nur eine Anſtändigkeit beleidigt wird, die ſich mehr von geſellſchaftlichen Verabredungen, als unmittelbar aus der Natur des Menſchen herſchreibt: ſondern es kömmt auf die anlockenden Sophiſtereien an, mit welchen man ſolche Gegenſtände ausrüſtet; auf die Anreizung zu Lüſten, zu welchen ohnedem ſchon ſo vieles in der Welt anreizt; auf die Erweckung ſolcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern erweckt werden müßten. Wenigſtens iſt der einzige zufällige Nutzen, den dahin abzielende Schriften noch haben können, der Beeiferung eines ehrlichen Mannes nicht ſehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtfertigung des Martial keiner weitern Ausflucht bedürfe. Und doch bedarf es noch einer ſehr großen, damit ihm auch nicht diejenigen Epigramme zur Laſt fallen, in welchen er offenbar nicht tadelt und ſpottet, ſondern von ſich ſelbſt redet, für ſich ſelbſt wünſcht und fordert. Was ſich für dieſe ſagen ließe, wenn es darauf abgeſehen wäre, den Martial von dem Verderbniſſe ſeiner Zeit ſo wenig als möglich angeſteckt zu zeigen, wäre indeß vielleicht folgendes.

Es iſt falſch, daß der epigrammatiſche Dichter alles, was er in der erſten Perſon ſagt, von ſeiner eigenen Perſon verſtanden wiſſen will. Kürze und Rundung, welches ſo nothwendige Eigenſchaften ſeiner Dichtungsart ſind, nöthigen ihn öfters, in der erſten Perſon etwas vorzutragen, woran weder ſein Herz noch ſein Verſtand Theil nimmt. Daß dieſes auch dem Martial begegnet ſey, daß auch Martial hieraus ſich kein Bedenken gemacht habe, iſt ſehr glaublich; und ein unwiderſprechliches Beiſpiel haben wir an dem ſechsten Epigramm des erſten Buchs.

Do tibi naumachiam, tu das Epigrammata nobis:
  Vis puto cum libro, Marce, natare tuo.

Wer iſt hier die erſte Perſon? der Dichter? Nichts weniger: der Dichter iſt vielmehr gerade der, mit welchem jene erſte Perſon ſpricht. Der Kaiſer Domitianus ſelbſt iſt es, welchen Martial ſo redend einführt, ohne uns weder in dem Gedichte, noch in der Aufſchrift den geringſten Wink davon zu geben. Was er alſo hier unterließ, warum könnte er es auch nicht öfter unterlaſſen haben? Warum könnte nicht in mehreren Epigrammen nicht Martial ſelbſt, ſondern ein Freund und Bekannter deſſelben ſprechen?

Martial bekennt ohnedem, daß er nicht immer aus eigener Willkür gedichtet. Er ließ ſich auch wohl den Gegenſtand zu einem Epigramm aufgeben; denn er beklagt ſich gegen einen gewiſſen Cäcilian, daß er ihm ſo ungeſchickte Gegenſtände vorlege, über die es ihm nicht möglich ſey, einen geſcheidten Einfall zu haben.[1]

Vivida cum poscas epigrammata, mortua ponis
  Lemmata: qui fieri, Cæciliane, potest?
Mella jubes Hyblæa tibi, vel Hymettia nasci,
  Et thyma Cecropiæ Corsica ponis api.

Nun frage ich, wenn ſo ein Cäcilian über den und jenen, über dieß und das ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiſte deſſelben gemacht haben? Wird er es ihm alſo auch nicht ſelbſt in den Mund gelegt haben?

Allerdings iſt durch dieſe Wendung gewiſſermaßen von dem moraliſchen Charakter des Martial nun alles abzulehnen, was ihm nachtheilig ſeyn könnte. Aber

---

ae judice. *Facundos mihi de libidinosis etc.* Est hoc Epigramma Martialis, scriptum in Sabellum nescio quem simulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus alios intenta resiliant, atque in caput jacientis recidant.

[1] Libr. XI. ep. 43.

wenn der Dichter ſo ſchlimm nicht war, als ſein Buch: wird denn darum auch das Buch im geringſten beſſer? Gewiß nicht: — doch dieſes gegen Tugend und Wohlſtand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

(3.)

Einen Augenblick will ich mich noch bei der letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu ſeyn ſcheinen, bloß um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von ſich ſelbſt verſichert, deſto wahrſcheinlicher zu machen. Es verlohnt ſich alſo der Mühe, ſie, ohne Rückſicht auf dieſen Punkt, durch einige Beiſpiele mehr zu erhärten, und wo möglich durch einige einleuchtendere, als das einzige angeführte, in welchem zwar freilich nicht der Dichter, ſondern Domitianus ſpricht, aber doch *mit* dem Dichter ſpricht. Aus dieſem Umſtande, dürfte man meinen, verſtünde es ſich von ſelbſt, daß die erſte Perſon darin nicht der Dichter ſeyn könne; aber eben dieſer Umſtand müſſe ſich dann auch bei den andern Beiſpielen zeigen, von welchen ſich das nämliche verſtehen ſolle. Das iſt: man dürfte die Anmerkung, nach Maaßgebung dieſes Muſters, nur von ſolchen Epigrammen wollen gelten laſſen, die der Dichter an ſich ſelbſt überſchrieben.

Was ich nun hierüber zu ſagen habe, wird zuſammen auf nichts ſchlechteres hinauslaufen, als auf eine Unterſuchung über — *die Frau des Martial*. Hat Martial, während ſeines vierunddreißigjährigen Aufenthalts zu Rom, eine Frau gehabt? oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war ſie? und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der erſten Perſon hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt, ſagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiſer das Jus trium liberorum erhielt, welches in gewiſſen bürgerlichen Vorzügen beſtand, deren ſich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drei Kindern waren: ſo machte er an ſeine Frau folgendes Epigramm:[1]

> Natorum mihi jus trium roganti
> Musarum pretium dedit mearum,
> Solus qui poterat. Valebis uxor!
> Non debet Domino perire munus.

Ein ſehr verbindliches Compliment! Doch eine gute Frau verſteht Spaß, und weiß wohl, daß man ſo was derjenigen gerade am erſten ſagt, die man am ungernſten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die dieſen Spaß für vollen Ernſt aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernſt aufgenommen. Sie ſind nur unter ſich ungewiß, wie der Dichter das valebis uxor eigentlich verſtanden habe. Ob er bloß damit ſagen wollen: „was bekümmere ich mich nun viel um dich?“ Oder ob er ihr die völlige Eheſcheidung damit angekündigt? Oder ob er ihr gar damit den Tod gewünſcht,[2] wenn ſie nicht ſelbſt ſchon ſo klug geweſen, ſich dazu zu entſchließen?

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn Valebis uxor überhaupt nur heißen ſollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu ſoll mir nun eine Frau?“ Mich dünkt, die Worte leiden dieſen Sinn, und beweiſen zu können glaube ich, daß das Jus trium liberorum auch wirklich Unverehelichten ertheilt worden

Aber freilich, Martial gedenkt ſeiner Frau noch weiter. Er ſagt von ihr, was man nun freilich von ſeiner Frau eben nicht einem jeden auf die Naſe bindet:[1]

> Ut patiar mœchum, rogat uxor, Galle, sed unum.
> Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau und der häßliche Mann! Was konnte ſie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch ſonſt eine ſo geſetzte, ſo ehrbare, und in dem Ehebette ſelbſt ſo keuſche Matrone! Sie war ihm nur zu keuſch, worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt.[2]

> Uxor vade foras, aut moribus utere nostris!
> Non ego sum Curius, non Numa, non Tatius. —
> Si te delectat gravitas, Lucretia tota
> Sis licet usque die: Laida nocte volo.

Anderswo ſcheint ſie es zwar näher gegeben zu haben; ja näher, als es Martial ſelbſt von ihr verlangte.[3] Aber doch nur alles aus aufrichtiger, inbrünſtiger Liebe gegen ihren Mann; ne vagus a thalamis conjugis erret amor: ſo daß es kaum zuſammen zu reimen ſteht, wie eine, ihrer Gemüthsart nach ſo ſittſame, und aus Gefälligkeit gegen ihren Mann ſo nachgebende Frau, gleichwohl noch einen Gehülfen hat verlangen können, und von ihrem Manne ſelbſt hat verlangen können?

Ich bin unbeſorgt, daß die, welchen Martial ſchlechterdings zu Rom ſoll verheirathet geweſen ſeyn, und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der erſten Perſon bei ihm die Rede iſt, ſeine eigene darunter verſtehen, nicht auch noch weit widerſprechendere Nachrichten von ihr ſollten zu vergleichen wiſſen. Aber begierig wäre ich zu hören, was ſie zu denjenigen Epigrammen ſagen, in welchen ſich Martial mit eben ſo klaren Worten für unverheirathet ausgiebt? Denn dieſes thut er doch wohl, wenn er z. E. jene güldene Heirathsregel ertheilt?[4]

> Uxorem quare locupletem ducere nolim
> Quæritis? Uxori nubere nolo meæ.
> Inferior matrona suo sit, Prisce, marito:
> Non aliter fuerint fœmina virque pares.

Oder wenn er die Urſache angiebt, warum er die Theleſina nicht heirathe, und warum er ſie dennoch wohl heirathen möchte?[5]

> Uxorem nolo Thelesinam ducere: quare?
> Mœcha est — — — — — —

Wollen ſie wohl ſagen, daß man die Zeiten unterſcheiden müſſe, und daß Martial damals wohl könne Wittwer geweſen ſeyn? Oder wollen ſie lieber ſagen, daß hier Martial in eines andern Namen ſpreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigſtens eines von beiden hier oder dort: warum nicht überhaupt an mehreren Orten? — Und das war es nur, worauf ich ſie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich ſonach weder für, noch wider die Frau des Martial aus den angeführten Epigrammen etwas zu ſchließen, ſo iſt es doch wahrſcheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, ſondern daß er ſich erſt in Spanien verheirathet, als ihn Verdruß und Mangel in ſeinem Alter wieder dahin zurück brachten. Hier erſt fand er eine liebenswürdige Perſon, die es ſich gefallen ließ, noch ſo ſpät ſein Glück zu machen. Dieſer erwähnt er daher auch erſt in dem zwölften Buche, welches er in Spanien ſchrieb, und erwähnt ihrer da namentlich, und erwähnt ihrer mit ſo individuellen Umſtänden, daß man wohl ſieht, da allein ſey es ihm Ernſt geweſen, von ſeiner wirklichen Frau zu ſprechen.[6] Er ſagt von ihr unter andern auch, daß ſie nie in Rom geweſen: und alſo hatte er ſie auch nicht in Rom; anzunehmen aber, daß er dem ungeachtet mit ihr ſchon verheirathet geweſen, und die ganzen vierunddreißig Jahre, die er dort zubrachte, ſie in Spanien allein ſitzen laſſen, das hieße ja wohl etwas ſehr unwahrſcheinliches annehmen, um etwas ſehr wahrſcheinliches zu läugnen.

---

[1] Lib. II ep 92.

[2] *Funccius de immineuti latinæ linguæ senectute*, p. 212. Ad uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.

[1] Lib. III. ep. 92.

[2] Lib. XI. ep. 105.

[3] Lib. XI. ep. 44.

[4] Lib. VIII. epigr. 12

[5] Lib. II. epig. 49.

[6] Lib. XII. ep. 21. 31

(4.)

In eine ähnliche Unterſuchung anderer Lebensumſtände des Dichters will ich mich nicht einlaſſen. Ich möchte nach dem Maſſon, deſſen Schrift mir eben nicht bei der Hand iſt, wenig Neues vorzubringen haben. Dazu ſind das wahre Leben eines Dichters ſeine Gedichte. Nur was von dieſen zu ſagen iſt, das allein kann noch jetzt einen wahren Nutzen haben, und die wichtigſten Nachrichten von einem alten Verfaſſer ſind nur in ſo weit wichtig, als ſie ſeinen Werken zur Erläuterung dienen können.

Was und wie viel uns von dem Martial übrig iſt, brauche ich nicht zu ſagen. Wenn einiges, was ſeinen Namen jetzt führt, nicht von ihm ſeyn ſollte: ſo vermiſſen wir dagegen vielleicht manches andere, das wirklich von ihm war. Ich verſtehe unter dieſem vornehmlich eine Sammlung jugendlicher Gedichte, an deren ehemaliger Exiſtenz ich nicht ſehe, warum Nic. Antonio[1] zweifeln wollen. Er gedenkt ihrer doch ſo ausdrücklich in dem hundertundvierzehnten Epigramme des erſten Buches.

Quaecunque lusi juvenis et puer quondam,
Apinasque nostras, quas nec ipse jam novi,
Male collocare si bonas voles, horas,
Et invidebis otio tuo, lector:
A Valeriano Pollio petes Quincto,
Per quem perire non licet meis nugis.

Hiermit können auf keine Weiſe die noch vorhandenen Epigramme, oder irgend ein einzelnes Buch derſelben gemeint ſeyn. Denn ob der Dichter auch ſchon von dieſen, an mehr als einem Orte, eine ſehr beſcheidene Meinung äußert, ſo konnte er ſie doch ſo weit nicht herunterſetzen, noch weniger das für unreife Früchte ſeiner poetiſchen Kindheit erklären, womit wir ihn in ältern Jahren ſo ernſtlich beſchäftigt finden.

Der Quinctus Pollius Valerianus, von dem Martial ſagt, daß er den gänzlichen Untergang dieſer verworfenen Kleinigkeiten noch verhindere, war alſo derjenige, welcher ſie zum Verkauf abſchrieb, oder für ſeine Rechnung abſchreiben ließ: ihr Verleger, mit einem Worte. Und auch hieraus iſt es ſchon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede ſeyn kann, denn der Buchhändler, welcher dieſe verkaufte, hieß Atrectus.

Warum ich aber der verlornen Jugendgedichte unſers Martial ſo gefliſſentlich hier gedenke, iſt eigentlich dieſes die Urſache: weil ich einen Einfall über ſie habe, von dem mich wundert, daß ihn nicht ſchon mehrere gehabt haben. *Ich glaube nämlich, daß ſie nicht ſo ganz untergegangen*, ſondern verſchiedene derſelben noch übrig ſind, und nur verkannt werden.

Der alte Scholiaſt des Juvenal führt eine Stelle aus dem Martial an, die ſich jetzt bei ihm nirgends findet. Allerdings haben wir ſonach den Martial nicht ganz: aber darum auch ſeine Epigrammen nicht ganz, wie Skriver argwohnt?[2] Warum könnte dieſe Stelle nicht eben in den Jugendgedichten geſtanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu ſeyn glauben? Doch wenn gerade nur dieſe davon übrig wäre, ſo wäre es freilich ſo viel als gar nichts.

Das Mehrere, worauf ich ziele, ſind diejenigen acht Epigrammen, mit welchen Junius ſeine Ausgabe des Martial vermehrte. Er fand ſie in einer Handſchrift der bodlejaniſchen Bibliothek; und ohne Zweifel, daß ſie in dieſer Handſchrift an eben den Orten eingeſchaltet waren, an welchen ſie in ſeiner Ausgabe vorkommen.[1] Es giebt nur wenig ſpätere Herausgeber des Martial, die ſich dieſe Einſchiebſel ſo völlig gefallen laſſen. Am ungeſtümſten aber ſtieß ſie Skriver wieder aus; und kaum, daß er ihnen noch ganz am Schluſſe ſeiner Ausgabe den Platz vergönnte, ne aliquis ex fungino genere ea desideret. Es iſt eine Luſt, ihn ſchimpfen zu hören: Tam fatua, tam stulta in elegantissimo opere, ceu pannum in purpura, quis ferat? Irato prorsus Deo Musisque aversis nata. Procul dubio ab insulsis monachis et scribis deliramenta hæc profecta sunt. Nunquam medius fidius nasum habeat oportet, qui ista talia non primo statim odore deprehendat. Aliter catuli olent, aliter sues.

Wer gibt auf ſolche kritiſche Trümpfe nicht gern zu? Wer läßt nicht lieber ein wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl haben, ergehen, als daß er ſich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geſchmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geſchehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Naſe des Skriver eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß ſie Schweine und Hunde recht gut zu unterſcheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen ſie in den ſtreitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Naſe, als Naſe, alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Naſe mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Naſe empfinden kann? Wer hieß Skrivern, mit der ſinnlichen Empfindung ſogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martial durchaus nicht laſſen will, gar nicht ſehr witzig ſind, daß ſie auch nicht immer in einer ſo guten Sprache geſchrieben ſind, als man von Schriftſtellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bei dem Martial wirklich findet; aber folgt daraus, daß ſie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfaſſer in ſeiner Jugend, in ſeiner Kindheit nichts gemacht haben, was den Werken ſeines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich ſieht? So lange man noch unter ſich ſelbſt iſt, iſt man um ſo viel mehr auch unter ſeiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpoſſen des Martial, weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: ſonſt wüßte ich gar nicht, warum er ſich ihrer ſollte geſchämt haben? Verhält ſich dieſes aber ſo: warum ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Liebhaber einige derſelben, die ihm noch am beſten gefallen, in ſein Exemplar der Epigrammen eingetragen hätte? Warum ſollte es nicht glaublich ſeyn, daß eben daher Ein Manuſcript Zuſätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß iſt es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuſcripts immer glaubwürdiger in ſolchen Dingen iſt, als der kahle Machtſpruch eines Kritikus, der ſich auf nichts als auf ſeine Naſe beruft.

Damit ich jedoch nicht ſcheinen möge, alles auf meine eigene Hörner zu nehmen: ſo will ich anführen, daß es vor und nach Skrivern, auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilt haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:

In Varum

Ad cœnam nuper Varus cum forte vocavit,
Ornatus dives, parvula cœna fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
Apponunt oculis plurima, pauca gulæ.

---

[1] Bibl. Hisp. vetus. p. 65.

[2] Animad. in Spectac. p. 28.

[1] Nämlich IV. 78. VII. 99. 100. 101. XII. 79. 101. 102. 103.

Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
  Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes.

elegans et poeta dignum. Und Barth[1] ſagt von einem andern:

De Milone.

Milo domi non est; peregre Milone profecto
  Arva vacant; uxor non minus inde parit.
Cur sit ager sterilis, cur uxor lectitet, edam:
  Quo fodiatur ager non habet, uxor habet.

ob er es ſchon ſelbſt für kein Werk des Martial erkennt, erudita tamen hujus Epigrammatis sententia est. Nam lege puto cautum fuisse etc. Wenigſtens, wo iſt das Mönchmäßige in dieſen zwei Proben? Und was haben ſie, das ſchlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte gefloſſen ſeyn, welcher noch keine Verſe machen kann, ſondern ſich erſt im Verſemachen übt? Eben das gilt von den übrigen ſechſen; ſogar das allerſchlechteſte In ponticum nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindiſche Verſuch eines angehenden Epigrammatiſten, auch aus einer Zeit ſeyn kann, in der der mittelmäßigſte Dichter eine weit beſſere Sprache hatte. Denn, wie ich ſchon erwähnt, der übende Schüler iſt weder ſeinem Zeitalter überhaupt, noch dem insbeſondere ähnlich, wozu er ſelbſt mit den Jahren gelangte.

Keineswegs aber will ich in dieſes gelindere Urtheil auch diejenigen Stücke mit eingeſchloſſen wiſſen, mit welchen Skriver ſelbſt die Zuſätze des Junius vermehrte. Denn in dieſen herrſcht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römiſcher Knabe, von noch ſo weniger Erziehung, haben konnte. Dazu ſehe ich auch nicht, daß Skriver ſie ausdrücklich für Epigrammen ausgegeben, die er unter dem Namen des Martial angeführt gefunden. Er ſagt bloß, daß es Epigrammen ſind, die er aus alten Pergamenten, beſonders aus alten Gloſſarien zuſammengeſchrieben habe; und dieſes hätten die neuern Herausgeber des Martial nicht aus der Acht laſſen ſollen, welche ſowohl jene authentiſcheren Zuſätze des Junius, als dieſe weit verfänglicheren des Skriver, ohne Unterſchied Martiali afficta genannt, und ihrem Autor beigefügt haben.

Weit eher könnte ich jetzt ſelbſt jene beſſern Stücke mit einem vermehren, welches aus einer ſehr alten Handſchrift genommen iſt, die eine große Anzahl meiſtens noch ungedruckter Epigrammen verſchiedener lateiniſcher Dichter enthält. Ich meine das bekannte Manuſcript, welches Salmaſius vom Joh. Lakurnäus bekam, und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird. Von einem Theile deſſelben hat Gudius eine Abſchrift genommen, die ſich unter ſeinen Papieren in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet, und in dieſer ſehe ich dem Martial folgendes Epigramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es ſonſt ſchon irgendwo gedruckt wäre.

Nec volo me summis fortuna nec adplicet imis,
  Sed medium vitæ temperet illa gradum.
Invidia excelsos, inopes injuria vexat:
  Quam felix vivit quisquis utroque caret!

Auch dieſes, meine ich, könnte ſich gar wohl aus ſeinen Jugendgedichten herſchreiben, da es nichts als eine feine moraliſche Geſinnung ausdrückt, von der er in reiferen Jahren nicht glaubte, daß ſie zu einem Epigramme hinlänglich ſey.

Vielleicht ließe ſich überhaupt die Frage aufwerfen, ob nicht ohnedem ſchon aus den Jugendgedichten des Verfaſſers mehrere in die Epigrammen übergetragen worden; und dieſes in ſo frühen Zeiten, daß es kein Wunder, wenn ſie nach und nach in alle Handſchriften gekommen. Wenigſtens, wenn Martial zu Ende ſeines erſten Buchs ſagt:

Cui legisse satis non est epigrammata centum,
  Nil illi satis est, Cæciliane, mali:

dieſes erſte Buch aber jetzt nicht hundert, ſondern hundertundneunzehn Epigramme enthält: ſo iſt es ſo gar ausgemacht wohl noch nicht, ob er bloß eine runde Anzahl ungefähr angeben wollen, oder ob ſich wirklich neunzehn fremde mit eingeſchlichen. Dem letztern Falle zufolge dürfte ein Archetypon,[1] oder eine von dem Dichter ſelbſt durchgeſehene und verbeſſerte Abſchrift, der ſtrengen Kritik leicht weit weniger Stoff zum Tadel gegeben haben, als ihr ein jetzt gedrucktes Exemplar giebt, welches wider ſeinen Willen mit verſchiedenen ſehr mittelmäßigen Stücken vermehrt worden, in deren Verwerfung er ihr längſt zuvorgekommen war.

(5.)

Ich habe oben angemerkt, daß der Buchhändler, welcher die Jugendgedichte des Martial zu verkaufen hatte, Quinctus Pollius Valerianus hieß, daß aber die Epigrammen nicht bei eben demſelben, ſondern bei einem andern, Namens Atrectus, zu finden waren, wie der Dichter ſelbſt zum Schluſſe des erſten Buches anzeigt.[2] Wenn ich nun hinzuſetze, daß ein dritter Buchhändler, Namens Tryphon, (der nämliche, durch den Quinctilian ſein Werk ausgeben ließ) beſonders die Xenia und Apophoreta deſſelben gehabt zu haben ſcheint:[3] ſo ſollte man faſt vermuthen, daß auch ſchon damals jeder Buchhändler ſeine eigenen Verlagsbücher, wie wir es jetzt nennen, beſeſſen, und nicht die erſten die beſten abſchreiben laſſen, die ihm vor die Fauſt gekommen, und auf die ſich ein anderer bereits eine Art von Recht erworben hatte. Sie können auch leicht gewiſſenhafter unter ſich geweſen ſeyn, als manche ihrer theuern Nachfolger jetziger Zeit zu ſeyn pflegen. Sogar hat es das Anſehen, daß ſie bei einem Buche, welches ſtarken Abgang hatte, ſich über die verſchiedenen Formate von Abſchrift verglichen; ſo daß der eine die großen Abſchriften für die Bibliotheken, und ein anderer die kleinen portativen Abſchriften beſorgte. Ich glaube dieſes deutlich in einem Epigramme zu ſehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einziger Ausleger gehörig verſtanden hat. Es iſt das dritte des erſten Buchs:

Qui tecum cupis esse meos ubicumque libellos,
  Et comites longæ quæris habere viæ;
Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:
  Scrinia da magnis, me manus una capit.
Ne tamen ignores ubi sim venalis, et erres
  Urbe vagus tota: me duce certus eris.
Libertum docti Lucensis quære Secundi,
  Limina post Pacis, Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieſes Epigramm ſetzen, Ubi libri venales, erſchöpft den Sinn deſſelben bei weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo ſeine Sinngedichte überhaupt zu kaufen, ſondern wo eine beſondere Art von Abſchrift derſelben zu bekommen; nämlich eine ſolche, die ſich bequem auf der Reiſe mitführen läßt; eine Ausgabe in Taſchenformat: dieſes erhellt aus den erſten zwei Zeilen unwiderſprechlich. Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis iſt der Gegenſatz von magnis, welches letztere nicht von jedem großen Werke, ſondern allein von der größern Ausgabe der Werke des Dichters zu verſtehen, die aufgerollt wurde: dahingegen das erſtere eine Handausgabe bezeichnet, die aus kleinen entweder zerſchnittenen, oder bloß übereinander gefalzten Blättern beſtand; nach Art der Schreibtafeln. Und nur mit dieſer gab ſich der Freigelaſſene des Secundus Lucenſis ab; denn wie geſagt, die größere Ausgabe beſorgte Atrectus, und vielleicht außer ihm Tryphon,[1] weil einer allein ohne Zweifel ſie nicht beſtreiten konnte.

---

[1] Advers. lib. XXIII. cap. 6.

[1] Lib. VII. ep. 10.
[2] Ep. 118.
[3] Lib. XIII. ep. 3.

Daß alle dieſe Leute mit dem Verkaufe der Gedichte des Martial ſehr gut fuhren, iſt begreiflich, da er in Rom und außer Rom ſo allgemein geleſen ward. Sie ließen ſich die Exemplare auch theuer genug bezahlen, und ich finde, daß der Dichter ſelbſt dem Tryphon darüber einen Stich giebt.[2]

> Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,
> Constabit nummis quatuor empta tibi.
> Quatuor est nimium, poterit constare duobus,
> Et faciet lucrum bibliopola Tryphon.

Ob er für ſein Theil von dem Gewinnſte etwas abbekommen, will ich dem zu unterſuchen überlaſſen, welcher Luſt hat, die Alterthümer der Autorſchaft umſtändlicher zu erörtern.

Ich warne den gelehrten Mann nur, der ſich durch dieſe Arbeit unſterblich machen will, daß er ſich vom Skriver nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martial weiß machen läßt,[3] nämlich den Pompejus Auctus, von welchem das funfzigſte Epigramm des ſiebenten Buchs redet. Es iſt klar, daß dieſer Auctus ein Rechtsgelehrter war, und ganz andere Geſchäfte hatte, als mit Büchern zu handeln. Er brachte die Epigrammen des Martial auch auf einem ganz andern Wege unter die Leute, als es die Buchhändler thun, und war wohl gar Schuld, daß manches Exemplar weniger gekauft ward. Denn er konnte die erbaulichſten auswendig, ſo daß ihm keine Sylbe daran fehlte, und ward gar nicht müde, ſie den Leuten vorzuſagen.

> Sic tenet absentes nostros, cantatque libellos:
> Ut pereat chartis litera nulla meis.

Ich weiß gar nicht, wie es Skrivern einkommen können, einen ſolchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

(6.)

Der Stellen ſind ziemlich viele, wo nach meiner wenigern Einſicht die Ausleger den Martial insgeſammt mißdeuten. Am gewöhnlichſten geſchieht es da, wo von Werken der Kunſt die Rede iſt, oder gewiſſe kleine Gebräuche zum Grunde liegen, die ſie mit ein wenig Scharfſinn aus dem Dichter ſelbſt hätten errathen können, deren Erläuterung ſie aber lieber in andern Schriftſtellern eben ſo mühſam als vergeblich aufſuchen wollten. Damit ich dieſes nicht ganz ohne Beweis geſagt habe, ſo will ich nur ein paar Beiſpiele anführen.

1. Eines von der letztern Art ſey das zwölfte Epigramm des erſten Buches, welches Heraldus unter die allerdunkelſten im ganzen Martial rechnet.

> Cum data sint equiti bis quina numismata, quare
> Bis decies solus, Sextiliane, bibis?
> Jam defecisset portantes calda ministros,
> Si non potares, Sextiliane, merum.

Die älteſten Ausleger, als Domitius und Perottus, haben es von der lege sumptuaria verſtehen wollen, die einem jeden Römer nach ſeinem Stande vorſchrieb, wie viel er höchſtens auf eine Mahlzeit verwenden dürfe; doch das iſt längſt widerlegt. Denn daß ſich Sextilian keiner Unmäßigkeit in ſeinem Hauſe, an ſeinem eigenen Tiſche, ſondern im Theater ſchuldig machte, erhellt aus dem zweiten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog:[4]

> Sextiliane bibis, quantum subsellia quinque,
> Solus: aqua toties ebrius esse potes.
> Nec consessorum vicina numismata tantum,
> Aera sed a cuneis ulteriora petis.
> Non hæc Pelignis agitur vindemia prælis,
> Uva nec in Tuscis nascitur ista jugis;
> Testa sed antiqui felix siccatur Opimi,
> Egerit et nigros Massica cella cados.
> A caupone tibi fæx Laletana petatur,
> Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subsellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie geſagt, war es alſo, wo Sextilian fünfmal mehr des koſtbarſten Weines in ſich goß, als für ihn allein und einen ſeines gleichen beſtimmt war. Wie nun das? Es iſt bekannt, ſagen die Ausleger, daß die Kaiſer auch wohl im Theater Sportulas unter das Volk vertheilen ließen; welche Sportulæ entweder in wirklichen Erfriſchungen beſtanden, oder in Geld gegeben wurden, wofür ſich jeder bei denen, welche Erfriſchungen im Theater feil trugen, kaufen konnte was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geſchehen, meinen ſie einmüthig, ſey klar, denn die Summe werde ausdrücklich benennt, wie viel an Geld auf einen Ritter gekommen, nämlich quinque numismata. Nur darüber ſind ſie nicht völlig einig, was dieſe quinque numismata nach andern Münzſorten eigentlich betragen. Der arme Ramires de Prado, welcher ſie, nach dem Turnebus, zu hundert Quadranten evaluirte, iſt bei dem Skriver ſchlecht weggekommen, welcher ihm über dieſe manifestam adsurditatem et fœdam hallucinationem trefflich den Text lieſt, und augenſcheinlich darthut, daß ſie, ein Numisma für einen Sestertius genommen, nicht hundert, ſondern hundertundſechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das Numisma eben für einen Sestertius zu halten, und warum, wenn Numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten ſoll, nicht eben ſo wohl ein Denarius oder Victoriatus darunter verſtanden werden könne; ſondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die quinque numismata wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eines oder mehrere, aus der Nähe und aus der Ferne, von andern verlangen? und wer wäre ſo ein Thor geweſen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu andern Dingen beſſer anwenden können, wenn er es ſchon nicht ſelbſt vertrinken wollen, oder können?

> Nec consessorum vicina numismata tantum,
> Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieſes iſt gerade die größte Schwierigkeit; aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigſten bekümmert: nur daß einige die Missilia in der Angſt herbeiziehen, damit ſie wenigſtens nicht ganz verſtummen dürfen. Doch ich will mich bei einzelnen Widerlegungen nicht aufhalten, ſondern kurz ſagen, worin ihrer aller Irrthum liegt. Es iſt falſch, daß die fünf Numismata, welche jeder Ritter im Theater damals hatte, fünf wirkliche auch außer dem Theater gangbare Geldſtücke waren: es waren nichts als fünf Zeichen, Marken, Zahlpfenninge, die ſie bei dem Eingange, oder vorher erhielten, und gegen deren Wiederablieferung ihnen etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, verabfolgt ward. Mit einem Worte, es waren Tesseræ; und ſo wie es Tesseræ frumentariæ, oleariæ, cænariæ, nummariæ gab,[1] warum ſollte es nicht auch Tesseræ vinariæ gegeben haben? Ganz gewiß, die quinque numismata waren quinque tesseræ vinariæ, und dieſes iſt der einzige wahre Schlüſſel zu beiden Epigrammen. Solche Tesseræ galten außer ihrer Beſtimmung nichts, und wer keinen Gebrauch von ihnen machte, wo er ihn machen ſollte, beſaß an ihnen auch weiter nichts. Dieſes allein macht es begreiflich, wie man im Theater ſo freigebig damit ſeyn konnte. Warum ſollte man einen andern nicht darauf genießen laſſen, was man ſelbſt nicht genießen mochte? Hätte ſich Sextilian nur ſeiner Unmäßigkeit nicht zu ſchämen gehabt: die Zeichen hätte er immer ohne Scham annehmen, auch wohl von ſeinen Bekannten ohne Scham fordern können. Zu mehrerer Beſtärkung dieſer meiner Auslegung merke ich nur noch an, daß numisma auch bloß für den Stempel, für das Gepräge auf einem Geldſtücke gebraucht wird, und daß das Wort tessera nach keiner Abänderung in das elegiſche Sylbenmaaß geht, wodurch allein ſchon Martial gezwungen werden konnte, ein anderes Wort dafür zu brauchen.

---

[1] Lib. IV. ep. 72.
[2] Lib. XIII. ep. 3.
[3] Animadvers. in Epigr. lib. I. p. 37.
[4] Lib. I. ep. 27.

[1] Torrentius ad Suet. Aug. c. 41.

2. Zum zweiten Beiſpiele wähle ich das einundfunfzigſte Epigramm des achten Buches, in welchem von einem Kunſtwerke die Rede iſt, nämlich von einem koſtbaren Trinkgeſchirre, welches der Dichter von dem Rufus geſchenkt bekam, und das er daſelbſt folgendermaßen beſchreibt:

Quis labor in phiala? docti Myos, anne Myronis?
  Mentoris hæc manus est, an, Polyclete, tua?
Livescit nulla caligine fusca, nec odit
  Exploratores nubila massa focos.
Vera minus flavo radiant electra metallo,
  Et niveum felix pustula vincit ebur.
Materiæ non cedit opus: sic alligat orbem,
  Plurima cum tota lampade Luna nitet.
Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi
  Cultus, ab hoc mallet vecta fuisse soror.
Hunc nec Cinyphius tonsor violaverit, et tu
  Ipse tua pasci vite, Lyæe, velis.
Terga premit pecoris geminis Amor aureus alis,
  Palladius tenero lotos ab ore sonat.
Sic Methymnæo gavisus Arione delphin,
  Languida non tacitum per freta vexit onus.
Imbuat egregium digno mihi nectare munus
  Non grege de domini, sed tua, Ceste, manus —

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeſchirr benannt habe, war eigentlich eine Schaale mit einem ganz runden Boden, ſo daß ſie auf dieſem Boden nicht ſtehen konnte, ſondern auf den Rand umgeſtürzt werden mußte, wenn ſie ruhig liegen ſollte. Das iſt die Beſchreibung wenigſtens, die uns Athenäus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionyſius Thrax von einer Phiala macht:[1] κατα τον πυθμενα μη δυναμενης τιθεσθαι, και ερειδεσθαι αλλα κατα το στομα. Es war alſo ganz genau das, was wir ein Tummelchen nennen; ein Becher, der gleichſam ſelbſt berauſcht iſt, und auf ſeinem Fuße nicht ſtehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeſchirres iſt mir es jetzt zu thun, ſondern lediglich um die Materie deſſelben. Ich frage: woraus beſtand es? Die Ausleger, ſo viel ich deren nachgeſehen, — das iſt, alle ohne Ausnahme — antworten hierauf, wie aus Einem Munde, daß ſie von Gold geweſen ſey, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche Electrum geheißen. Doch dieſer Uebereinſtimmung ungeachtet bin ich ganz anderer Meinung, ob ich gleich gern geſtehen will, daß die gemeine Auslegung, auf den erſten Anblick, die wahrſcheinlichere zu ſeyn ſcheint, und daß Martial Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn ſie niemanden verführt hätten. Die richtigere Erklärung dieſer Worte und Ausdrücke iſt es daher auch, die es der Mühe werth macht, ein längſt nicht mehr vorhandenes Geſchirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es ſonſt ſehr gleichgültig wäre, ob es von Gold, oder von wer weiß was? geweſen.

Ich ſage alſo, die Trinkſchaale unſers Dichters war nicht von Gold, ſondern aus einem koſtbaren Steine geſchnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nöthig haben werde, vorerſt zu erweiſen, daß es wirklich Trinkſchaalen aus koſtbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmaſius zwar ſollte ich es faſt nöthig haben. Denn dieſer hielt ſich ziemlich aus dem einzigen Grunde, daß die Phiala der Alten gewöhnlichermaßen von Silber geweſen, für berechtigt, in dem Lampridius eine Stelle zu ändern,[2] in der außer ihm wohl ſonſt kein Menſch etwas zu ändern hätte finden ſollen, und Phialas senas in eben ſo viel Mauleſelinnen zu verwandeln. Doch bei dem allen läugnet er es ſelbſt nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile vor Zeile erwogen.

Die erſten zwei, in welchen der Dichter den Meiſter ſeiner ſchönen Schaale errathen will oder zu wiſſen verlangt, ſollen mich dadurch nicht irre machen, daß ſich von dem Mys, dem Myron, und dem Mentor, nur Werke in Erz oder Silber angeführt finden. Die alten Statuarii waren allgemeine Bildner, und wer in Erz gießen konnte, der konnte gewöhnlich auch in jeder andern Materie arbeiten. Vom Polyklet wenigſtens finden ſich eben ſo wohl Werke in Stein als in Erz, bei alten Schriftſtellern genannt. Wenn alſo ſchon dieſe Zeilen nichts für mich beweiſen, ſo bin ich doch auch ganz ruhig, daß ſie im Grunde nichts gegen mich beweiſen können. Vielmehr iſt es billig, daß ſie ſich in ihrem Sinne nach den übrigen Zeilen bequemen.

Gleich die zweite und dritte nun:

Livescit nulla caligine fusca, nec odit
  Exploratores nubila massa focos:

wie iſt es doch immer möglich, daß man die vom Golde verſtehen kann? Wie kann Gold nubila massa heißen? Wie kann man vom Golde ſagen, daß es nulla caligine fuscum ſey? Wie kann man ſagen, daß ein goldenes Gefäß das Feuer nicht zu ſcheuen habe? Nubila massa kann ſchlechterdings nur von einer Maſſe geſagt werden, die weder ganz undurchſichtig noch ganz durchſichtig iſt; nur von einer Maſſe, durch die wir die Gegenſtände gleichſam wie durch einen Nebel erblicken, dergleichen alle Hornſteine in ihren klaren Stellen ſind. Auch kann das Gold im Schmelzen durch keinen Rauch etwas leiden; und wenn es noch ſo unſcheinbar aus der Kapelle kömmt, ſo iſt es doch gar bald polirt, und Farb und Glanz werden an einer Stelle, wie an der andern. Ein goldenes Gefäß aber zu probiren, wer in der Welt wird es in den Schmelztiegel werfen, wenn er ſein Gefäß nicht am längſten will gehabt haben? Hat man denn ſonſt kein Mittel zu erforſchen, ob das Gold lauter und rein, oder mit Zuſatz verfälſcht ſey? So wenig alle dieſe Ausdrücke aber auf das Gold paſſen, ſo vollkommen paſſen ſie hingegen auf eine ſchöne Steinart, die an allen Stellen das Licht in einem gleichen Grade durchläßt, ohne dichtere Flecken zu haben, wo es faſt ganz undurchſichtig iſt. Auch nur von einer Steinart gilt es, daß ſie die Probe des Feuers nicht zu ſcheuen hat. Denn es iſt gewiß, daß eine wahre edle Steinart einen höhern Grad des Feuers aushalten kann, als irgend eine Compoſition. Und deſſen, daß die Maſſe der Schaale keine Compoſition, ſondern echter natürlicher Stein ſey, konnte der Beſitzer auch höchſtens nur verſichert zu ſeyn verlangen; wie auch ſich wirklich verſichern, wenn er ſie mit der gehörigen Behutſamkeit einem Feuer ausſtellte, dem keine Compoſition, ohne Nachtheil an Klarheit und Farbe, Widerſtand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführeriſchſte:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt ſich: was ſind hier die vera Electra? Iſt das eigentlich ſogenannte Erdpech, der Bernſtein, das Succinum, und wie es ſonſt heißt, damit gemeint? oder ſollen wir die Art Goldes verſtehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechiſchen Namen des eben ſo blaßgelben Bernſteins bekam? Die Ausleger behaupten: das letztere. Denn, ſagen ſie, auch von dieſem Elektrum gab es zweierlei Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie berufen ſich deßhalb auf das Zeugniß des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden iſt.[1] Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito. Von dieſer zweiten nachgemachten Sorte, meinen ſie, ſey die Schaale geweſen; und Martial habe in den Worten: Vera minus flavo radiant electra metallo, von ihr rühmen wollen, daß ſie demungeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Elektrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen geweſen. Das alles klingt recht gründlich und gut; und gleichwohl iſt es ſo viel wie nichts. Denn man ſage mir doch nur, wie es möglich iſt, dem Golde, welches ein Fünftheil Zuſatz von Silber hat, es anzuſehen, daß es dieſen Zuſatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunſt ertheilt worden? Man ſage mir doch nur, woher zwiſchen dem Golde in dem einen Falle, und dem Golde in dem andern Falle, der geringſte Unterſchied kommen könne? Feines Gold iſt feines Gold, und ein Fünftheil Silber iſt in der Hand der Natur nicht mehr und nicht weniger, als in den Händen der Kunſt. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die eine inniger vermiſchen könne, als die andere, da ſich die Natur ſelbſt keiner andern Hülfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunſt von ihr entlehnt. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Elektrum, dem Golde, welches die Natur ſelbſt mit einem Fünftheil Silber vermiſcht hat, eine Eigenſchaft zuſchreibt, die er dem künſtlichen Elektrum ſonach abſpricht, weil er ſie namentlich nur jenem beilegt. Quod est nativum, ſagt er, et venena deprehendit. Aber die Sache würde nicht ſehr wahrſcheinlich ſeyn, wenn ſie auch ſchon nicht, durch die ungereimte Unterſcheidung zweier Dinge, an denen nichts zu unterſcheiden iſt, noch unwahrſcheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung werth ſind: denn kurz, vera electra ſind dem Martial allerdings hier eigentlicher wahrer Bernſtein, wahres Elektrum; und nicht jene bloß ſogenannte Miſchung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernſteine ſagt, flavo radiat metallo, das hat freilich alle diejenigen verwirren müſſen, welche nicht wußten, oder ſich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort Metallum nicht bloß von denjenigen mineraliſchen Körpern brauchen, von denen wir es jetzt brauchen, ſondern mehrere koſtbare Maſſen, die aus der Erde gegraben wurden, damit belegten. So nennt Martial ſelbſt den laconiſchen Marmor, welcher auf dem Taygetes gebrochen ward, grünes Metall:[2]

---

[1] Lib. XI p. 501. Edit. Dalech.
[2] Cap. 4. vitæ Alex. Sev.

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieſes und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unſerer Stelle das flavo metallo nicht auch bloß von der Farbe des gelben Metalls verſtanden werden? Und wenn Martial in dieſem Verſtande ſogar von der gelblichten Wolle der ſpaniſchen Schafe ſagen durfte:[3]

Vellera nativo pallent ubi flava metallo;

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des koſtbarſten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernſteine ſagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo;

ohne daß darum Wolle Wolle, und Bernſtein Bernſtein zu ſeyn aufhören müßte?

Ich komme auf die ſechste Zeile, in welcher ebenfalls ein zweideutiges Wort vorkömmt, deſſen falſche Auslegung den Irrthum beſtärken müſſen.

Et niveum felix pustula vincit ebur.

Pustula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die ſich auf der Haut äußert; eine Blatter, eine Maſer und dergleichen. Weil nun aber ſo eine Blatter oder Maſer über die Haut hinaustritt, ſo ſind einige Ausleger der Meinung, daß hier unter pustula die erhabenen Figuren der Schaale verſtanden würden. Andere aber ziehen das argentum pustulatum hierher, ohne uns jedoch zu ſagen, was es hier ſoll. Soll die Schaale ſelbſt von dieſem feinſten Silber geweſen ſeyn: wie war ſie denn auch zugleich von Elektrum? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus geweſen ſeyn: wer ſieht denn nicht, daß dieſem der Dichter ſelbſt ausdrücklich widerſpricht, wenn er weiterhin den ſchönen goldgelben Bock beſchreibt? Eben dadurch werden denn auch die erſtern widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der pustula, geſagt wird, daß ſie das Helfenbein an Weiße übertroffen: wie können ſie denn dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung: der wahre Verſtand iſt dieſer. Pustula ſchließt nicht nothwendig den Begriff der Erhöhung in ſich, ſondern heißt auch oft weiter nichts als ein bloßer Fleck; weiter nichts als das allgemeinere macula; eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides iſt eben das, was bei dem Plinius auch verrucæ heißen: und ſo wie Plinius maculæ und verrucæ verbindet, wenn er von den Edelſteinen ſagt, daß ſie nach Verſchiedenheit derſelben verſchiedene Namen bekämen; ſo nennt er auch ähnliche Flecken oder Mackeln, beſonders in den künſtlichen Steinen, ausdrücklich pustulas,[1] als die in ſolchen von einem verfangenen Luftbläschen entſtanden zu ſeyn ſcheinen. Und was kann nun deutlicher ſeyn, als daß der Dichter ſagen wollen, der koſtbare gelbliche Stein, aus welchem die Schaale geſchnitten, habe einen ſehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Faſt erweckt es Mitleiden, wenn man hört, was die Ausleger darauf antworten. Felix pustula dicitur, vel quod feliciter et ingeniose esset elaborata, vel quod nostrum poetam bearet. Nicht doch! dieſe pustula hieß glücklich, weil die Ausleger ſo glückliche Muthmaßungen einmal darüber haben ſollten.

Ernſtlich von der Sache zu ſprechen, glaube ich, das Glückliche dieſes Flecks in den folgenden Zeilen zu finden:

Materiæ non cedit opus: sic alligat orbem
Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Wie kömmt der volle Mond auf einmal hierher? O das wiſſen uns die Ausleger auf ſo vielerlei Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinſte iſt, daß die Schaale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wem das nicht genügt, dem giebt Rader zu bedenken, ob nicht vielmehr — Ich muß ſeine eigenen lateiniſchen Worte herſchreiben; denn ich weiß ſie wahrlich nicht zu überſetzen — An potius claudit (*luna*) orbem phialæ circulo elegantique emblemate? an implet et circinat? — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche Lateiniſch ſchreiben, denn ſie allein dürfen ſo etwas hinſetzen, wobei kein Menſch etwas denken kann. Man urtheile, ob ſich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meine nämlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schaale geſchnitten geweſen; und daß der Künſtler eben jenen weißen Fleck, eben jene felix pustula zu dieſem vollen Monde genutzt hatte; ſo daß eben durch dieſe Nutzung, eben durch dieſen glücklichen Einfall des Künſtlers, den blaſſen vollen Mond daraus zu ſchneiden, der Fleck ſelbſt ein glücklicher Fleck genannt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche oder glücklich genutzte Flecke es auf alten beſonders erhaben geſchnittenen Gemmen giebt, iſt bekannt.

---

[1] Nat. Hist. lib. XXXIII. c. 4.
[2] Lib. VI. ep. 42.
[3] Lib. IX. ep. 62.

[1] *Nat. Hist. lib. XXXVII. c.* 12. Illud vero meminisse conveniet, increscentibus varie maculis ac verrucis — mutari sæpius nomina in eadem plerumque materia. *Et cap.* 13. Factitiis pustulæ in profundo apparent.

Und hiermit breche ich ab, da ſich die übrigen Zeilen von ſelbſt erklären.

(7.)

An andern Stellen haben die Ausleger den Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigſtens etwas von einer Eigenſchaft erfordert wird, die ihnen leider noch öfter abgeht, als Scharfſinn: ich meine feines Gefühl.

Wer ſollte z. E. glauben, daß folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit ſelbſt zu ſeyn ſcheint, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erklärt worden.[1]

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Aber wie iſt das möglich? wird man fragen. Was iſt da viel zu erklären? was kann noch mehr darin ſtecken, als die trockenen Worte beſagen, welche die ganze Welt verſteht? Martial wünſcht, daß der, welcher dieſes nicht gern lieſt und ein höhniſches Geſicht darüber zieht, alles beneiden möge, ohne von jemanden in der Welt beneidet zu werden. — Sehr recht! Aber wie ſteht es denn mit dem dieſes? worauf geht denn das ista? Was iſt denn das, was der Dichter bei einer ſo hohen Verwünſchung durchaus ohne Mißgunſt und Hohn will geleſen wiſſen? Neun Zehntheile der Ausleger thun, als ob ſich das ja wohl von ſelbſt verſtände; und das Eine Zehntheil, welches ſich ausdrücklich darüber erklärt, verſichert im Namen aller, daß unter dem ista Martial ſeine eigenen Epigrammen überhaupt verſtehe. Denn was wohl ſonſt? — Wahrlich, ſchlimm für den Martial, wenn ſich ſonſt nichts darunter verſtehen läßt! Denn ſage mir doch, wer nur einiges Gefühl hat, was für ein Geck der Dichter ſeyn muß, der durchaus verlangt, daß man ſeine Verſe mit Vergnügen leſen ſoll; der durchaus nicht leiden will, daß man auch nur eine Miene darüber verzieht? Und was für ein bösartiger, unmenſchlicher Geck er ſeyn muß, wenn er gar allen, die keinen Geſchmack an ſeinen Verſen finden, das Schrecklichſte dafür anwünſchen kann, was ſich nur denken läßt? Gewiß, ſo ein Geck, ſo ein bösartiger Geck war Martial nicht; ja, wenn er es auch im Grunde geweſen wäre, glaubt man wohl, daß er ſich dafür bloß gegeben habe? Es iſt ſonderbar, wie er gerade da eine ſo kleine eitle Rolle ſpielen muß, wo er ganz von Freundſchaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß? Denn mit einem Worte, das ista bezieht ſich einzig und allein auf den Inhalt des nächſt vorhergehenden Epigramms, in welchem er ſeinem Freunde dem Decianus ein ſo ſeltenes Lob ertheilt, daß er, nicht ſeine eigenen Verſe, ſondern dieſes Lob gleich darauf gegen den Neid ſichern zu müſſen, ſelbſt für nöthig erachtete. Man leſe nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
Quales prisca fides, famaque novit anus;
Si quis Cecropiæ madidus Latiæque Minervæ
Artibus, et vera simplicitate bonus;
Si quis erit recti custos, imitator honesti,
Et nihil arcano qui roget ore deos,
Si quis erit magnæ subnixus robore mentis,
Dispeream, si non hic Decianus erit.

Und nun verbinde man hiermit ſofort das folgende, und urtheile ſelbſt.

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Sollten Leſer, die ſich nicht ſehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenſcheinliche Verbindung dieſer zwei Epigrammen unter ſich ſchlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrſamkeit in den alten Dichtern zu erklären ſteht, das iſt uns, die wir jetzt leben, ziemlich vorweg genommen. Aber auf mein Wort: von dem, was ſich in ihnen bloß durch Geſchmack und Empfindung erklären läßt, iſt uns noch manches übrig gelaſſen, was wir zuerſt bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hieher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen Epigramms rechnen darf, das ſo oft nachgeahmt, ſo oft überſetzt worden.[1]

Nuper erat medicus, nunc est vespillo Diaulus?
Quod vespillo facit, fecerat et medicus.

Denn wenn man es hier auch ſchon empfunden hätte, daß nach der gewöhnlichen und einzigen Auslegung dem Einfalle des Dichters an Richtigkeit noch ſehr vieles abgehe, ſo wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, erſetzen ſollen; da der Umſtand, durch den es einzig und allein geſchehen kann, ſo gänzlich unbekannt geblieben. Zur Noth müſſen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwiſchen einem Vespillo und einem ungeſchickten Arzte ſich findet, freilich auch ſchon damit begnügen, daß beide die Leute unter die Erde bringen, obſchon der eine in einem ganz andern Verſtande, als der andere. Aber wie, wenn ſich zeigen ließe, daß die Vespillones nicht bloße Todtengräber geweſen; daß ſie dabei noch ein anderes Handwerk gehabt, welches ſie einem mörderiſchen Arzte ungleich näher bringt; kurz, wenn ſich zeigen ließe, daß ſie die Gehülfen des Scharfrichters geweſen, die zugleich Verbrecher mit abthun müſſen: ſollte das nicht den Einfall des Dichters um eben ſo vieles richtiger, als beißender machen? Dieſes aber kann ich wirklich zeigen, und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateiniſchen Dichters in dem Salmaſiſchen Manuſcripte, welches ich aus der obgedachten Abſchrift des Gudius hier mittheilen will. Es iſt auf einen Elenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte, und lautet ſo:

Moles tanta tibi pendet sub ventre, Siringi,
Ut te non dubitem dicere bicipitem.
Nam te si addictum mittat sententia campo,
Vespillo ignorat, quod secet esse caput.

Das Zeugniß iſt klar und deutlich; und was wir daraus lernen, hat auch ſonſt ſeinen Nutzen, indem wir ſonach zugleich die Urſache erfahren, warum die Vespillones in dem römiſchen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Todtengräbern ſchwerlich hätte begegnen können, und daher immer ſehr fremd geſchienen.

(8.)

Ueberhaupt fehlt es uns noch gar ſehr an einer recht guten Ausgabe des Martial. Die vom Farnabius, und beſonders ſo, wie ſie Schrevel vermehrt hat, von 1656, iſt noch immer die beſte Handausgabe, und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Colleſſo zum Gebrauche des Dauphin 1680 beſorgt hat.

Wenn man alles ſo ziemlich beiſammen haben will, was über den Martial geſchrieben worden, ſo muß man außer der Ausgabe des Raderus noch die Pariſer von 1617 bei Mich. Sonnius in Folio, und die Skriverſche von 1619 in Duodez, zu bekommen ſuchen, welche beide letztern die Anmerkungen von nahe zwanzig verſchiedenen Gelehrten enthalten. Es iſt nur Schade, daß wir das Beſte, was in ihnen zerſtreut iſt, nicht in einem vollſtändigeren und beurtheilenderen Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, beſitzen ſollen, und daß kein Burmann oder Corte den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuſcripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer ſehr nöthig iſt.

Sollte ſich noch ein fleißiger Mann finden, der ſich dieſer Mühe zu unterziehen Luſt hätte, ſo zeige ich ihm hiermit an, daß die fürſtliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handſchriften vom Martial beſitzt, wovon drei auf Pergament ſind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen ſehr verloſchen, iſt von etwas beträchtlicherem Alter: denn die andern beide ſind aus der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, und ſcheinen entweder eine von der andern, oder beide von einer und der nämlichen dritten abgeſchrieben zu ſeyn, ſo ſehr ſtimmen ſie in allen Stücken überein. Das eine dieſer gleichlautenden Exemplare iſt deswegen mit merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita gehört hat, der es von ſeinem Freunde dem Auriſpa geſchenkt bekommen, wie am Ende deſſelben durch die Worte Antonii Panhormitæ liber: Aurispæ donum angezeigt wird. Zum Schluſſe des andern ſteht: Scriptum Ferrariæ per manus Theoderici Nicolai Werken de Abbenbroeck. Anno domini nostri Jesu Christi 1446.

---

[1] Lib. I. ep. 41.

[1] Lib. I. ep. 48.

Ich kann aber, die Wahrheit zu ſagen, von allen dieſen drei Handſchriften auf Pergament, ſo wie auch von der vierten auf Papier nicht viel Rühmens machen. Sie haben faſt durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerkſamkeit verdienten, ſind ſehr dünne geſäet. Eine und die andere iſt mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne Bedenken in den Text aufnehmen würde. Z. E. in dem neununddreißigſten Epigramme des neunten Buchs, auf einen geſchickten Balancirer (Ventilator), welcher ein kleines rundes Schild in die Luft warf, und es jedesmal mit verſchiedenen Theilen ſeines Körpers in der Balance wieder auffing. Von dieſem ſagt Martial in allen gedruckten Ausgaben:

Summa licet velox, Agathine, pericula ludas,
  Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.
Nolentem sequitur — — — — — —

Mir iſt von jeher das pericula ludas verdächtig vorgekommen. Denn pericula ludere mag nun heißen ſollen, ſo viel als cum periculo ludere, oder ſo viel als contemnere pericula, et perinde ludere parma, ac si nullum esset casus periculum, wie es uns die allzugütigen Ausleger freiſtellen: ſo ſtreitet doch, das eine ſowohl als das andere, ganz mit dem Sinne des Dichters, welcher es durch einen eben ſo witzigen als dem Künſtler ſchmeichelhaften Einfall verneinen will, daß viel Gefahr und Kunſt bei dem Spiele ſey, indem das Schild ihm wider Willen nachfolge, nolentem sequitur, und ſonach mehr Kunſt dazu gehören würde, ihm auszuweichen, es fallen zu laſſen, als es zu fangen. Nun leſen drei von unſern Manuſcripten anſtatt pericula ludas, deutlich und klar pericula laudes: und ich bin völlig verſichert, daß dieſe Lesart die richtigere und wahre iſt. Ich verſtehe das pericula laudes nämlich ſo, daß dergleichen Künſtler, wie ſie es noch thun, mündlich die äußerſte Schwierigkeit ihrer Kunſtſtücke anzupreiſen pflegten, und würde daher die ganze Stelle überſetzen: „Rühme nur, gewandter Agathin, wie viel Gefährniß bei deiner Kunſt ſey! Es ſteht ja doch nicht in deiner Macht, das Schild fallen zu laſſen; es verfolgt dich wider Willen, u. ſ. w.“

Auch beſitzt die Bibliothek ein Exemplar der Gruterſchen Ausgabe des Martial, zu welcher Salmaſius einiges an den Rand geſchrieben. Und ob Salmaſius ſchon ſelbſt das Beſte davon hin und wieder in ſeinen Werken, beſonders in den Exercit. Plin. angewendet hat, woraus es hernach Schrevel in ſeine Ausgabe übergetragen: ſo dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachleſe zu halten ſeyn.

(9.)

Ich ſchließe dieſe Rhapſodie über den Martial mit einer literariſchen Anmerkung über ein paar Ueberſetzer deſſelben, in Meinung, daß ich wohl jemanden ein vergebenes Nachſchlagen damit erſparen könnte.

Martial hat das Glück gehabt, ſogar in das Griechiſche überſetzt zu werden. Nicht zwar ganz, auch nicht von wirklichen Griechen, wenn es ſchon nur von den ſpätern wäre, dergleichen den Jul. Cäſar, den Eutropius, den Sittenlehrer Kato, in ein Griechiſches übertrugen, das nun freilich nicht das Griechiſche des Thucydides, des Xenophon, des Theognis iſt. Sondern die dem Martial dieſe Ehre erwieſen, waren Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, die ihn aus einer erlernten Sprache in eine andere erlernte Sprache überſetzten. Will man eine dergleichen Arbeit mehr für eine Schulübung, als für die anſtändige Beſchäftigung eines wahren Dichters halten: ſo habe ich nichts dagegen. Aber es giebt Männer von ſehr berühmten Namen, die zu ihrer Zeit mit dergleichen Schulübungen ſehr viel Aufhebens machten.

Der vornehmſte derſelben iſt unſtreitig Joſeph Skaliger. Im Bette, bei ſchlafloſen Nächten, ohne Licht und Bücher, wie er ſelbſt ſagt, überſetzte er vor langer Weile diejenigen Epigrammen, welche er auswendig wußte, und ſo entſtand das griechiſche Florilegium Martialis, welches Iſ. Kaſaubonus zu Paris 1607 zuerſt herausgab. Es enthält das dem Martial beigelegte eine Buch von Schauſpielen ganz, das dreizehnte und vierzehnte Buch faſt ganz, und von den übrigen zwölf Büchern eine ziemliche Anzahl. Kaſaubonus rühmte die Zierlichkeit dieſer Ueberſetzung außer alle Maaßen, und ſie war ihm ein Werk, quo ne Athenæ ipsæ magis Atticæ. Gleichwohl hat hundert Jahre nachher ein Mann, der ſich lange nicht weder ein Skaliger noch ein Kaſaubonus dünkte, ausführlich gezeigt,[1] daß ſie voller Schnitzer wider die Quantität, voller Barbarismen und Solöcismen, voller andern Fehler ſey, die zu entſchuldigen dem Verfaſſer und dem Herausgeber hätte ſchwer fallen ſollen. Und hierauf, denke ich, konnte jeder auch ſchon voraus ſchwören, der noch ſo wenig von der Sache verſtand.

Da man dieſe Nachtgeburten des Skaliger der großen Pariſer Ausgabe des Martial einverleibt hat, ſo habe ich lange in dem Wahne geſtanden, daß ſie allda weit vermehrter zu finden wären, als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß dieſe vermeinte Vermehrung eine bloße Nachläſſigkeit desjenigen iſt, der benannte Ausgabe des Martial beſorgt hat. Denn was ſich darin an griechiſchen Ueberſetzungen mehr findet, als in dem Florilegio ſteht, das gehört nicht dem Skaliger, ſondern dem Fr. Morellus, deſſen Namen man zum Unterſchiede ein jedesmal beizufügen nicht hätte unterlaſſen ſollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgeſetzten allgemeinen Verzeichniſſe der genutzten und eingeſchalteten Ausleger genannt wird: in dem Werke ſelbſt iſt ſeiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio[2] ſchon manchen mag befremdet haben. Es hatte aber Morellus ſeine griechiſchen Ueberſetzungen noch vor dem Skaliger gemacht, und ſie auf zwei einzelnen Bogen in Quart, wie ich vermuthe um 1600, aus ſeiner eigenen Druckerei ausgehen laſſen. Weil ich dieſe Bogen ſelbſt, die eine große Seltenheit ſind, vor mir habe, ſo will ich, weitern Irrthum zu verhindern, in der Note[3] alle die Epigrammen angeben, die ſie enthalten, und die aus ihnen unter dem Namen des Skaliger in gedachte Ausgabe des Martial gekommen ſind.

---

[1] Nämlich Monnoye, in ſeiner Ausgabe der Menagiana. T. I. pag. 325–336. Edit. de Paris.

[2] Bibl. Hisp. vet. l. c.

[3] Es ſind folgende: Lib. Spect. (1.) (5.) (8.) Ep. Lib. I. (6.) 10. 17. 48. 111. (112.) 113. Lib. II. 3. 13. 15. 18. 19. 78. Lib. III. 10. 12. 21. 78. 88. Lib. IV. 9. 47. Lib. V. 41. 44. 54. Lib. VI. 48. 53. 87. Lib. VII. 42. 48. 56. 73. Lib. VIII. 1. 5. 19. 27. 29. 33. 49. 69. 75. Lib. IX. 11. 47. 63. Lib. X. 4. 43. 47. 54. Lib. XI. 18. 68. 69. 90. 104. Lib. XII. 10. 47. Lib. XIII. (59.) (70.) (78.) Lib.

In geringerer Anzahl haben der ältere Douſa, Emanuel Martinus, Menage und andere, Martialiſche Epigrammen in das Griechiſche überſetzt.

Was die Ueberſetzungen in neuere Sprachen anbelangt: ſo glaube ich, daß die franzöſiſche die einzige iſt, die eine ganz vollſtändige aufweiſen kann. Und zwar eine doppelte, eine in Proſa und eine in Verſen; und dieſe doppelte noch dazu von einem und eben demſelben Manne. Doch da dieſer Mann der Abt Marolles iſt, ſo fällt alle Urſache weg, die Franzoſen darum zu beneiden. Einzelne Stücke ſind die Menge auch in alle andere Sprachen überſetzt worden, denen es nicht ganz an Poeten fehlt. Daß ſich eine ziemliche Anzahl ſpaniſcher Ueberſetzungen, von einem Emanuel de Salinas, in des Lorenzo Gracian Arte de Ingenio finden, merke ich deswegen an, weil ſie ſich der Kenntniß ſowohl des Antonio und Velazquez, als, welches eben ſo ſehr zu verwundern, unſers mit der ſpaniſchen Literatur ſo genau bekannten Ueberſetzers des letztern entzogen zu haben ſcheinen.

IV.

Priapeia.

Iſt es wohl noch vergönnt, ſo wie es ehedem mehr als einem ernſthaften Manne vergönnt geweſen, zur kritiſchen Berichtigung dieſer unſaubern Thorheiten einige Zeilen zu verlieren? Doch warum nicht? Da ſind ſie doch einmal: und beſſer iſt überall beſſer. Kann ſich hiernächſt kein Arzt mit Schäden beſchäftigen, ohne ſeine Einbildungskraft mit dem Orte, oder den Urſachen derſelben zu beflecken?

Ich habe ein paar Handſchriften von ihnen überlaufen, in welchen ich verſchiedene beſſere Lesarten angetroffen, als in den gedruckten Ausgaben ſämmtlich zu finden. Ich denke, daß hier gerade der rechte Winkel iſt, in welchen ich ſo etwas, auf Nothfall des Gebrauchs, hinwerfen, oder in Entſtehung alles Gebrauchs — wegwerfen kann.

1. Die eine dieſer Handſchriften iſt hier in der fürſtlichen Bibliothek, und führt den Titel: Publii Virgilii Maronis de vita et moribus Lampsacenorum liber. Sie iſt auf Papier, und kann nur kurz vor Erfindung der Druckerey geſchrieben ſeyn. So offenbar fehlerhaft ſie an vielen Stellen iſt, ſo hat ſie doch wiederum andere, an welchen in ihr auf einmal ein Licht aufgeht, nachdem ſich die Kritici vergebens umgeſehen. Eine Probe ſey das fünfundfunfzigſte Gedicht.

Priapus

Obliquis, pathicæ, quid me spectatis ocellis?
Non stat in inguinibus mentula tenta meis.
Quæ tamen exanimis nunc est, et inutile lignum:
Utilis hæc, aram si dederitis, erit.

Es iſt ſonderbar, daß Priapus einen Altar verlangen ſollte, und zu ſo einem Behufe: Aram si dederitis. Ihm war um ganz andere Huldigungen zu thun. Scioppius glaubte daher, daß man aræ si dederitis dafür leſen müſſe. Ita lego, ſagt er, quia ex altera lectione bonum sensum eruere nequivi. Utilis erit, si eam in aram ustulandam dabitis. Sed nec hoc mihi satisfacit. Ja wohl taugt auch das nicht; oder vielmehr es taugt noch weniger. Ein einziger Buchſtabe giebt dem Dinge eine andere Wendung. Man leſe nämlich, anſtatt aram, arram oder arrham, ſo wie das Manuſcript will: und auf einmal iſt Sinn und Witz wiederum da. Priapus nämlich will eben das ſagen, was Martial der alten Phyllis ſagt, deſſen Epigramm an ſie hier der beſte Kommentar iſt.[1]

Blanditias nescis: dabo, dic, tibi millia centum,
Et dabo Setini jugera culta soli.
Accipe vina, domum, pueros, chrysendeta, mensas.
Nil opus est — — —

Aus eben dieſem Manuſcripte könnte ich auch ein noch ungedrucktes, zwar nur einzeiliges, Epigramm ad quendam, quomodo debeat servire Priapo mittheilen, welches ſich zwiſchen dem zweyundvierzigſten und dreyundvierzigſten befindet: doch was von dieſer Art nicht ſchon bekannt iſt, ſoll es durch mich gewiß nicht werden. Und dazu iſt es ſo plump!

2. Die zweyte Handſchrift, mit der ich, vor länger als zehn Jahren, eine leere Stunde vertrieben, iſt unter den rhedigerſchen Manuſcripten der Bibliothek des Gymnaſii zu St. Eliſabeth in Breslau. Auch dieſe liefert manche Zeile viel ſchmeidiger, und dem Verſtande gemäßer, wovon ich nur ein paar Beyſpiele geben will.

Carmen XI. ad Priapum.

Qualibus Hippomenes rapuit Schœneida pomis;
Qualibus Hesperidum nobilis hortus erat;
Qualia credibile est spatiantem rure paterno
Nausicaam pleno sæpe tulisse sinu;
Quale fuit malum, quod litera pinxit Aconti,
Qua lecta, cupido pacta puella viro est:
Taliacunque puer dominus florentis agelli
Imposuit mensæ, nude Priape, tuæ.

Hier iſt von ſehr ſchönen Aepfeln die Rede, die mit den ſchönſten aus dem ganzen Fabelreiche verglichen werden. Wie ſchickt ſich nun zu dieſem das taliacunque, da cunque gemeiniglich etwas Verkleinerndes bey ſich hat, wie Bentley über den Horaz anmerkt.[2] Scioppius ſah ſich daher auch gedrungen in ſeinen Anmerkungen zu ſagen: το cunque παρέλκει. Aber was iſt ſo ein παρέλκει anders, als die gelehrtere Benennung eines Flickworts? welches wir uns hier erſparen können, wenn wir mit dem rhedigerſchen Manuſcripte leſen wollen:

Talia quinque puer dominus florentis agelli etc.

Es waren ſolcher ſchönen Aepfel fünfe, die dem Priapus vorgeſetzt wurden.

Carmen XX. ad Priapum.

Copia me perdit: te suffragare rogamus,
Indicio nec me crede, Priape, tuo.
Hæc quæcunque tibi posui vernacula poma,
De sacra nulli dicito esse via.

Gruter, welcher auf Veranlaſſung ſeines Freundes Wir[illegible] die Priapeia dem Martial als das funfzehnte Buch beyfügte, ſagt in ſeinen Anmerkungen (die in der Ausgabe des Hadrianides nicht hätten fehlen ſollen) über die dritte Zeile dieſes Gedichts: Magis arridet tertio marginalis, quamvis ei minime arrideant mss. codd. *Quæque tibi posui tanquam vernacula poma.* Wenn es aber ſonach nur noch der Beſtimmung von Handſchriften bedarf, dieſe beſſere Randgloſſe in den Text aufzunehmen, ſo kann ich verſichern, daß der Text ſowohl des rhedigerſchen als wolfenbüttelſchen Manuſcripts vollkommen ſo lieſt. Es iſt auch nothwendig, daß man ſo leſen muß: denn vernacula poma waren es ja wirklich nicht, ſondern ſollten es nur bedeuten.

3. Daß Fr. Lindenbruch den ſogenannten Anhang des Virgil mit Joſ. Skaligers und ſeinen Anmerkungen herausgegeben, iſt bekannt. Aber das iſt nicht bekannt, daß er eine zweyte, verbeſſerte und vermehrte Ausgabe davon zum Drucke faſt fertig gehabt, wovon das Exemplar, in welches er ſeine Verbeſſerungen und Vermehrungen eingetragen, in hieſiger Bibliothek befindlich.

XIV. 38. Die in Haken eingeſchloſſenen [illegible] aber in der Ausgabe des Martial, weil er ſolche hat, die [illegible] gleichfalls [illegible] hatte, und man ſich mit dieſen [illegible] Lib. I. [illegible] und XIII. [illegible] nicht [illegible] hatte.

[1] Lib. XI. ep. 50.

[2] Ad Lib. I. Od. VI.

Auch er hat darin die Priapeia mit einem Manuſcripte verglichen, und mancherlei Lesarten beigeſchrieben, deren aber die meiſten offenbare Schreibfehler ſind; wenigſtens iſt keine einzige darunter, die ich mit meinen vertauſchen möchte.

Warum ſonſt ſpätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nicht nutzen wollen, um uns den Text dieſer Kleinigkeiten, die vollends des Leſens nicht werth ſind, wenn man ſich erſt den Kopf darüber zerbrechen ſoll, ſo correct zu geben, als ihnen möglich war, davon kann nichts als Nachläſſigkeit ſchuld ſeyn. Wenn Scaliger z. B. bereits angemerkt hatte, daß das vierundzwanzigſte Epigramm aus dem Griechiſchen des Leonidas, in der Anthologie genommen ſey: warum hat man dem ungeachtet bisher unterlaſſen, die Interpunktion der zwei letzten Zeilen:

Dic habeas poenam, licet indignere, feramque
Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus

nach den griechiſchen Zeilen:

Ἀλλ' ἢν ἐντεταμών, [illegible], ταῦτα δ' ἐρεῖς·
[illegible]

zu berichtigen? nach welchen ſie nothwendig ſo ausſehen muß:

— — — — — — — feramque
Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

Und ſo hat ſie auch Salmaſius in ſeinem Exemplare des Gruter'ſchen Martial wirklich beigeſchrieben.

V.

Griechiſche Anthologie.

(1.)

Ich will hierunter ſowohl das Werk des Planudes als des Kephalas verſtanden wiſſen. Wenn das letztere eben dieſelbe Anthologie iſt, welche ſeit den Zeiten des Salmaſius ſo oft unter dem Namen der ungedruckten angeführt und genutzt worden: ſo haben wir es dem Herrn D. Reiſke zu verdanken, daß ſie dieſes Beiwortes zum größten Theil nicht weiter bedarf. Wenn ich aber hinzulege, daß beide Anthologien dieſem würdigen Gelehrten noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gefallen möchte, uns auch ſeiner ſcharfſinnigen Kritiken über die Planudiſche nicht zu berauben: ſo mag er bedenken, daß es Männer giebt, von denen man um ſo viel mehr fodert, je mehr ſie gutwillig leiſten. Ich wüßte wenigſtens nicht, wodurch er ſeine ſo großen Verdienſte um die geſammte griechiſche Litteratur beſſer krönen könnte, als durch die Erfüllung dieſes Wunſches. Nur doch muß ich mich gegen ihn ſchämen, dieſen Wunſch gethan zu haben, ſo lange ſein patriotiſcher Eifer, der leider mehr als uneigennützig heißen muß, wahrlich nicht zur Ehre unſerer Zeit und unſeres Vaterlandes, fortfährt, ſo wenig Unterſtützung zu finden.

(2.)

Es iſt aber, ſelbſt nach der Bemerkung des Herrn D. Reiſke, ſo gewiß nicht, daß die Anthologie des Kephalas, welche er aus der Leipziger Abſchrift herausgegeben, die von dem Heidelbergiſchen, nun Vatikaniſchen Manuſkripte genommen worden, die einzige noch jetzt vorhandene ungedruckte Anthologie iſt. Seine Vermuthung von dem barberiniſchen Codex, welchen Holſtein und Allatius gebraucht, ſcheint ſehr gegründet zu ſeyn:[1] und welch ein Glück wäre es, wenn ſich in dieſem wenigſtens nur die unverſtümmelte Anthologie des Agathias fände, und mit der Zeit an das Licht käme. Schon an ihr, wenn ſchon auch die urſprünglichen Sammlungen des Meleager und Philippus auf immer verloren wären, würden wir, denk' ich, von dem epigrammatiſchen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns jetzt davon zu machen, vielleicht nur verleitet werden.

(3.)

Denn was ſtellt ſich der größere Theil von denen, welcher die Anthologie nur vom Hörenſagen, und höchſtens aus wenig Beiſpielen daraus kennt, überhaupt darunter vor? Was ſonſt als eine Sammlung eigentlicher Sinngedichte, ganz in der Manier, welche den Griechen, in ihren beſſern Zeiten, eigen war? Und dieſe Manier, wofür hält er ſie anders, als für das ſtracke Gegentheil der Manier des Martial, welche ſich vornehmlich durch Witz und beißende Ueberraſchung auszeichnet? Gleichwohl geht von dieſer Vorſtellung, wenn man ſie auch nur bei dem Planudes und Kephalas auf die Probe bringt, ſehr vieles ab. Und wie viel mehr würde von ihr abgehen, wenn wir ſie gar gegen jene erſten urſprünglichen Sammlungen, oder auch nur, wie geſagt, gegen die erſte noch erträgliche Verfälſchung und Verſtümmelung derſelben halten könnten! In dieſer, des Agathias nämlich, war ein eigener Abſchnitt ſatyriſcher Sinngedichte; noch eines andern, welcher lediglich dem Lobe des Weines und der Schmauſerei gewidmet war, nicht zu gedenken. Wenn dieſe aber nun in dem Kephalas gänzlich fehlen; wenn ſich Kephalas, außer den verliebten Abſchnitten, in welchen freilich mehr Empfindung als Witz ſeyn mußte, nur auf die dedikatoriſchen und ſepulkraliſchen, überhaupt nur auf die eigentlichen Aufſchriften eingeſchränkt, deren größtes Verdienſt allerdings die Simplicität iſt, deren Wirkung aber nicht aus dieſer bloßen Simplicität, ſondern zugleich aus dem ſinnlichen Eindrucke entſprang, welchen das Denkmal machte: wie kann man ihn dem ungeachtet zum allgemeinen Maaßſtabe annehmen, nach welchem es auszumeſſen, wie viel Witz die Griechen in allen verſchiedenen Gattungen des Epigramms geliebt und zu brauchen vergönnt haben?

(4.)

Es mag ſich nun freilich wohl aus dem ſatyriſchen Abſchnitte, welcher in dem Kephalas mangelt, verſchiedenes in der Sammlung des Planudes finden. Allein was ſich denn auch in dieſer dahin gehöriges findet, das iſt von der Manier des Martial ſo weit lange nicht entfernt, als man ſich einbildet. Ja, es ſind nicht wenige Stücke darunter, die Martial ſelbſt nicht geſchraubter und ſpitzer hätte machen können, und die, wenn man ſie überſetzte, manchen vermeinten Kenner der griechiſchen Simplicität gewaltig irre führen würden. Ein Dutzend von dieſer Art habe ich unter meine Sinngedichte geſtreut: aber ich will den ſehen, welcher ſie, ohne ſie ſonſt zu kennen, von denen unterſcheiden ſoll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder überſetzt habe. Es iſt nur Thorheit ſich einzubilden, daß Witz nicht auch den Griechen ſollte Witz geweſen ſeyn, ihnen, die ſo gern lachten, als irgend ein Volk in der Welt, und bei denen ſich mehr als Ein Schriftſteller bemüht hatte, der Kunſt, das Lachen zu erwecken, eine ſcientifiſche Form zu geben, wobei doch alles vornehmlich auf die Quellen der bei dem Martial ſo ſehr verſchrieenen Pointen hinauslaufen mußte.[1] Man iſt nicht zu fein, ſondern zu ſtumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deßwegen kein Vergnügen findet, weil ſie nicht gerade die vornehmſte und intereſſanteſte iſt. Alles iſt gut, wenn es an ſeiner Stelle iſt; aber von allen Arten des Geſchmacks iſt der einſeitige der ſchlechteſte. Man iſt ſicherlich weder geſund noch klug, wenn man ſeine Speiſe nicht anders als in der Kleidung einer unſchuldigen Schäferin lieben kann.

---

[1] Praefat. ad Anth. Cephal. Lips. p. XIX.

[1] Cicero de Orat. lib. II. cap. 58 et 71.

(5.)

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſich Martial ſogar nach ſolchen griechiſchen Stücken gebildet hat, welche ſeinen ſo ähnlich ſehen. Er kannte den Meleager, und warum ſollte er nicht auch die Anthologie deſſelben gekannt haben, da er ſich eines von des Meleagers eigenen Epigrammen, welches ſich noch jetzt darin findet, ganz zu eigen gemacht? Nämlich die Grabſchrift, welche Meleager einem Aeſigenes ſetzte:[1]

Παμμῆτορ γῆ, χαῖρε· σὺ τὸν πάρος οὐ βαρὺν εἰς σὲ
Αἰσιγένη, καὐτὴ νῦν ἐπέχοις ἀβαρής·

hat er faſt wörtlich in den Schluß der Grabſchrift auf ſeine kleine liebe Erotion übergetragen.[2]

Mollis nec rigidus cespes tegat ossa; nec illi,
Terra, gravis fueris: non fuit illa tibi.

Indeß muß ich, den eigenthümlichen Reichthum des Martial nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieſes Exempel das einzige in der geſammten Anthologie iſt, nach welchem es ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er ſich dann und wann auch mit griechiſchen Einfällen beholfen. Denn ſo viel Aehnlichkeit auch mehrere von ſeinen Epigrammen mit dem oder jenem griechiſchen zu haben ſcheinen, ſo verſteht es ſich darum nicht gleich von ſelbſt, daß eben Er der Nachahmer geweſen. Ich muß von dem Alter des griechiſchen Verfaſſers ſicher überzeugt ſeyn, ehe ich das ſoll auf ihn kommen laſſen. Denn offenbar iſt es bei den meiſten, daß nicht die Griechen von ihm, ſondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß ſie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert ſich zwiſchen dem Epigramm eines gewiſſen Myrinas,[3]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

und dieſem vom Martial,[4]

Mammas atque tatas habet Afra: sed ipsa tatarum
Dici et mammarum maxima mamma potest.

zwar allerdings eine große Verwandtſchaft, und ſchwerlich dürfte das eine ohne Hülfe des andern ſeyn gemacht worden. Denn beide verſpotten ſie eine alte Närrin, die gern jünger ſcheinen möchte, als ſie iſt: nur daß das eine von ihr wirklich erzählt, was das andere ihr in dieſer Abſicht zu thun nur rathet. Aber welches iſt hier das Original, und welches die Copie? Das Alter des Myrinas iſt ungewiß, und Herr D. Reiske giebt es ſelbſt für nichts als eine Vermuthung aus, daß dieſer Myrinas der Rhetor L. Licinius Varro Murena ſeyn könne.[5]

Hingegen iſt zwiſchen folgendem des Martial:[6]

Lotus nobiscum est, hilaris cœnavit; et idem
Inventus mane est mortuus Andragoras.
Tam subitæ mortis causam, Faustine, requiris?
In somnis medicum viderat Hermocratem.

und dieſem des Lucilius[7]

Ἑρμογένην τὸν ἰατρὸν ἰδὼν Διόφαντος ἐν ὕπνοις,
Οὐκ ἔτ᾽ ἀνηγέρθη, καὶ περίαμμα φέρων.

die Sache außer Streit: und Rader hätte nicht ſo unbedachtſam mit einem e Græco hoc est expressum das Original des Martial geradeweg zur Nachahmung erniedrigen ſollen. Denn von dem Lucilius oder Lucillius, dem das Griechiſche gehört, iſt es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am ungernſten möchte ich dem Martial ſein ſo Bekanntes und noch immer ſo oft Anzuwendendes[1]

Non de vi, neque cæde, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis:
Vicini queror has abesse furto.
Hoc judex sibi postulat probari:
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum,
Et perjuria Punici furoris,
Et Syllas, Mariosque, Muciosque
Magna voce sonas, manuque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis.

ſtreitig gemacht wiſſen. Gleichwohl ſchreibt Farnabius in ſeinen Anmerkungen, vide Lucilli epigr. lib. 2. cap. 46. Anthol. unde hoc expressum. Das wäre mir ein ſchöner Commentator, der mich ſo ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer ſetzte! Oder verlohnte es ſich nicht der Mühe, ſo etwas genauer nachzuſehen: was verlohnte ſich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Farnabius hier zum Urheber macht, iſt der nämliche vorgedachte, von dem, wie geſagt, ſo viel gewiß iſt, daß er ſpäter als Martial gelebt. Denn er hat unter andern auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht.[2] Nun möchte ich zwar unter dieſem nicht, wie Fabricius gethan,[3] den ſogenannten Iatroſophiſten verſtehen, als wonach Lucillius bis in das vierte Jahrhundert herunter kommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweiten Jahrhunderte gemeint iſt, welcher Leibarzt bei den Antoninen war: ſo bleibt doch immer derjenige Dichter, der ein Epigramm auf den Tod deſſelben machen können, wenigſtens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillius ſelbſt iſt nicht ſchlecht, ſie hat ſogar eigenes genug, daß ſie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martial, ſondern eines dritten Muſters ſeyn könnte; beſonders wenn es wahr wäre, was dem Erasmus bedünkte, daß der Schluß derſelben aus einem Sprichworte entlehnt ſey,[4] und nicht vielmehr das Sprichwort ſelbſt ſeinen Urſprung daher hatte.

Hierüber aber, daß ſich in einer alten griechiſchen Anthologie mehr Stücke finden ſollen, welche aus dem Martial nachgeahmt worden, als ſolche, welche Martial daraus nachgeahmt, können ſich nur diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfaſſer derſelben nicht recht kennen. Es finden ſich darunter nicht nur ſehr viel ſpätere Griechen, denen es üblich war, die lateiniſche Sprache zu lernen, ſondern auch nicht wenig geborene Römer, die Griechiſch genug gelernt zu haben glaubten, um ein Epigramm darin wagen zu dürfen.

(6.)

Auch iſt, um ſich von der geprieſenen Simplicität, ſelbſt der älteſten und beſten griechiſchen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux ſehr richtig und dienlich, „daß wir öfters nur nicht alles wiſſen, was man wiſſen müßte, um richtig davon zu urtheilen, und nichts von ſo geringen Umſtänden abhange, als ein witziger Einfall."

Es iſt z. E. ſehr möglich und ſehr glaublich, daß in manchem griechiſchen Epigramme, in welchem wir nichts als die trockene kahle Anzeige eines hiſtoriſchen Umſtandes zu ſehen glauben, eine ſehr feine Anſpielung auf ganz etwas anders liegt, und der hiſtoriſche Umſtand ſelbſt nichts weniger als nach den Worten zu verſtehen iſt. Ein Exempel wird meine Meinung deutlicher machen.

---

[1] Anth. lib. III. cap. 1.
[2] Lib. V. ep. 35.
[3] Anth. lib. II. cap. 9.
[4] Lib. I. ep. 101.
[5] Notit. Poet. Anthol. p. 248.
[6] Lib. VI. ep. 53.
[7] Anth. Lib. II. cap. 22.

[1] Lib. VI. ep. 19.
[2] Anth. Lib. I. cap. 39.
[3] Bibl. Gr. Lib. III. cap. 28. p. 710.
[4] Adagior. Chil. III. cent. I.

Es iſt bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die ihre Nachricht unſtreitig aus den zuverläſſigſten Quellen werden genommen haben, ſehr einſtimmig von dem Tode des Sophokles melden: nämlich, daß die Freude ihn um das Leben gebracht habe, als er bei einem tragiſchen Wettſtreite mit genauer Noth endlich den Sieg davon getragen. Sophocles ultimæ jam senectutis, cum in certamine tragœdiam dixisset, ancipiti sententiarum eventu diu sollicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gaudium habuit.[1] Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngern Simonides auf den Tod dieſes Dichters.[2]

Ἐσβέσθης γηραιὲ Σοφόκλεες, ἄνθος ἀοιδῶν,
Οἰνωπὸν Βάκχου βότρυν ἐρεπτόμενος.

Nach dieſem ſoll Sophokles an einer Weintraube erſtickt ſeyn. Zwei ſehr verſchiedene Todesarten, dem erſten Anſehen nach! Der Freuden ſterben, und an einer Beere den Tod haben, davon ſcheint eines dem andern ziemlich zu widerſprechen: daher uns denn auch die Lebensbeſchreiber des Sophokles recht gern die Wahl laſſen, ob wir lieber dieſes oder jenes glauben wollen. Wie wäre es gleichwohl, wenn im Grunde keine Wahl hier ſtattfände? wenn Simonides, richtig verſtanden, gerade eben das ſagte, was Plinius und Valerius verſichern? wenn er, als ein Dichter, nur unter einem ſchicklichen und ſchönen Bilde hätte ſagen wollen, was dieſe, als Geſchichtſchreiber, ohne Bild ſagen müſſen? Denn man erinnere ſich nur, unter weſſen beſonderm Schutze das Theater, und alles, was zu dem Theater gehörte, ſtand. Eben der Gott, welcher die Menſchen den Wein gelehrt hatte, galt dafür, daß er ſie auch, durch die wilden und groben Freuden der Weinleſe, zu den feinern und menſchlichern Freuden des Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dichter und Spieler Dionyſiſche Künſtler; und wenn es vergönnt war, das eine ſeiner Geſchenke für das andere zu ſetzen: ſo konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine ſüße Traube heißen, womit er dieſen Liebling belohnen wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von einem ſolchen Siege dem Sieger tödtlich: wie konnte dieſes in der poetiſchen Sprache, mit Fortſetzung der nämlichen Metapher anders lauten, als daß er an einer Beere dieſer ſüßen Traube leider erſtickt ſey?

Eine dergleichen Auslegung, weiß man wohl, kann auf keine ſtrenge Art erwieſen werden; ſondern der Leſer, bei dem ſie Glück machen ſoll, muß ihr mit ſeinem eigenen Gefühle zu Hülfe kommen.

Wer indeß ihr ſeinen Beifall nur darum verſagen wollte, weil noch andere alte Schriftſteller eben das von dem Tode des Sophokles berichten, was das Epigramm des Simonides, den Worten nach, zu ſagen ſcheint, der thäte ſehr Unrecht. Denn alle dieſe andern Schriftſteller ſind jünger als Simonides, und haben den poetiſchen Ausdruck deſſelben entweder in ſeinem Geiſte nachgebraucht, oder wider ſeinen Geiſt verſtanden. Jenes kann Sotades gethan haben, dieſes hingegen iſt von dem kläglichen Zuſammenſchreiber der *Μακροβίων* ſehr glaublich, welches Lucian unmöglich kann geweſen ſeyn. Es iſt nicht jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchſchauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet: aber wenn eine dergleichen Hülle einmal für den Körper ſelbſt gehalten worden, ſo iſt ganz begreiflich, wie ſich mehrere hintergehen laſſen, und der Betrug endlich dahin gedeihen kann, daß er ſchwerlich mehr zu widerlegen ſteht.

(7.)

Freilich dürfte bei dem allen dieſes Exempel ſehr einzig in ſeiner Art ſcheinen. Ich füge alſo ein zweites bei, welches dieſen Anſtoß nicht haben wird, ohne darum weniger merkwürdig zu ſeyn.

Vorgedachter Lucillius hat an einen Demoſtratus, der ſich einem ſchlechten Augenarzte unter die Hände begab, folgendes gerichtet.[1]

Πρὶν σ' ἐναλείψασθαι, Δημόστρατε, χαῖρ' εἰπὲ φάος,
Εἶτα [illegible] Δίων·
Οὐ μόνον ἐξετύφλωσεν Ὀλυμπικὸν, ἀλλὰ δι' εἰκὼν
Ἣν εἶχεν [illegible] ἐξέβαλεν.

Der Dichter giebt in dieſen Zeilen dem Kranken den Rath, ehe er die Salbe des Dion brauche, immer ſo voraus von dem lieben Tageslichte Abſchied zu nehmen. Denn, ſagt er, dieſer Dion iſt ſeiner Sache ſo gewiß, daß er einen andern Patienten, welcher ein olympiſcher Sieger war, nicht allein ſelbſt ſtockblind gemacht, ſondern auch die Bildſäule deſſelben zugleich mit um ihre Augen gebracht hat.

Die Bildſäule zugleich mit um ihre Augen gebracht: das iſt ja wohl eine ſehr froſtige Uebertreibung. Hat denn eine Bildſäule Augen, mit welchen ſie wirklich ſieht? Kann ein unglücklicher Quackſalber ſie blinder machen, als ſie wirklich iſt? Oder, wenn nur die nachgebildeten todten Augen zu verſtehen ſind, wie hat er die Bildſäule um dieſe gebracht? Wirkte die ſchädliche Salbe durch Sympathie? Oder ſchlug er ihr, brach er ihr die Augen mit Gewalt aus? Dieſes zwar ſagen die Worte, wenn man ſie genau nimmt. Aber warum ſollte Dion dieſe verwüſtet haben? Wenn man ſchon zur Verhöhnung eines elenden Augenarztes ſagen kann, daß er der geſchworene Feind aller geſunden Augen ſey: darf man darunter auch Augen verſtehen, die ohnedem ſo ſind, als ob ſie aus ſeinen Händen gekommen wären? Eben ſo ſinnreich würde man ja wohl alsdann auch ſagen dürfen, daß er allen Augen ſo feind ſey, daß er ſelbſt die Augen an den treibenden Bäumen zu zerquetſchen Vergnügen finde?

Man ſieht ſich vergebens bei den Auslegern nach etwas um, wodurch dieſer ſchaale Witz Geiſt und Schärfe bekommen könnte. Sie überſetzen die Worte ſehr treulich; aber wem es von ihnen eingefallen, eine Umſchreibung oder Erklärung hinzuzuthun, der macht uns ſicherlich verwirrter damit, als wir waren. So ſagt z. E. Opſopöus: Non solum excæcavit Olympicum, sed propter imaginem quam habebat, etiam palpebras ejus eruit. Man ſieht wohl, daß er durch propter imaginem das *δι' εἰκόνος* ausdrücken wollen. Aber was ſoll es heißen? Beneidete der Arzt ſeinen Patienten wegen der Ehre, ſich im Bilde aufgeſtellt zu ſehen? und war es Neid, warum er dieſem Bilde die Augen ausſchlug? Das wäre noch der einzige Verſtand, den das propter imaginem haben könnte; aber es wäre auch gerade der, welcher am meiſten mit der Abſicht des Ganzen ſtritte. — Etwas erträglicher lautet das griechiſche Scholion, das ſich bei dieſem Epigramme findet; denn es ſagt doch wenigſtens keine Ungereimtheit: *τυφλοῦ γὰρ ὄντος αὐτοῦ ἐνδέχεται καὶ τὴν εἰκόνα τυφλὴν εἶναι.* Der Scholiaſt meint nämlich, der Dichter habe weiter nichts ſagen wollen, als dieſes: „Da der Sieger blind geworden, ſo habe auch die Bildſäule nicht anders als blind ſeyn können.“ Hiermit, könnte man ſagen, bezog ſich der Scholiaſt auf das Iconiſche der Statuen, welche die olympiſchen Sieger erhielten, auf das Geſetz der Hellanodiken, nach welchem eine Art dieſer Statuen nicht idealiſch, ſondern nach der beſten und ſtrengſten Aehnlichkeit gearbeitet ſeyn mußte.[2]

---

[1] Val. Max. lib. IX. c. 12. Plinius Nat. Hist. lib. VII. cap. 53.

[2] Anth. lib. III. cap. 25.

[1] Anth. lib. II. cap. 33.

[2] Plinius H. N. lib. XXXIV. sect. 9.

Aber es iſt ſehr zu zweifeln, ob dieſer gelehrtere Umſtand dem Scholiaſten bekannt war; und wenn er ihm bekannt war, wenn er wirklich darauf zielt, ſo hat er offenbar eine ganz falſche Anwendung davon gemacht. Denn erſtlich galt das Geſetz von Beobachtung der möglichſten Aehnlichkeit nur bei dem dreimaligen Sieger, für welchen man den in der Aufſchrift ohne Beweis annehmen müßte; und zweitens mußte ſich ja wohl dieſe Aehnlichkeit auf den Zuſtand, in welchem er ſiegte, beziehen, und nicht auf einen nachherigen, in welchen er durch Unglücksfälle gerieth. Endlich was wäre denn auch bei dieſer Auslegung der ganze Einfall? Wo läge denn nun das größere Verbrechen des Arztes? Und wie konnte ihm eine natürliche nothwendige Folge als ein zweiter freiwilliger Frevel angerechnet werden?

Kurz, der wahre, einzige Aufſchluß dieſes Epigramms iſt aus einer Bemerkung an den alten Bildſäulen herzuleiten, welche man bei den alten Schriftſtellern zwar von weitem angedeutet findet, die aber nur erſt von den neueſten Alterthumsforſchern, aus wirklich noch vorhandenen Stücken dieſer Art, in ihr völliges Licht geſetzt worden.[1] Da nämlich die Bildhauerei nur das eigentlich Körperliche, nur das, was durch Vertiefung und Erhöhung auf der Fläche ſichtbar iſt, ausdrücken ſoll: ſo kann ſie von dem menſchlichen Auge weit weniger nachahmen, als die Malerei. Der ganze Augapfel, auf welchem dieſe ſo vieles zu unterſcheiden findet, iſt für ſie weiter nichts als eine rundliche ebene Fläche. Weil nun aber hierdurch ein großer Theil des Lebens für ſie verloren gehen würde, ſo haben es ſchon ſehr alte Meiſter gewagt, durch einen Schritt über die Gränzen ihrer Kunſt die Malerei hier wiederum einzuholen. Sie machten nämlich den Augapfel entweder aus einem weißeren, glänzenderen Marmor, als die Bildſäule ſelbſt war; oder überzogen den Augapfel mit einem dünnen Silberbleche, welches die weiße Hornhaut vorſtellte, in der Mitte aber ausgeſchnitten war, um einen Stein zu faſſen, der die Farbe der Iris nachahmte, und in deſſen Mittelpunkte wiederum ein Edelſtein befeſtigt war, welcher den Stern bildete.

Nun nehme man an, daß die Augen der Bildſäule, von welcher in unſerm Epigramme die Rede iſt, von ſolcher Beſchaffenheit geweſen, und erinnere ſich zugleich eines anderweitigen Vorwurfs, welcher den alten Aerzten ſehr oft gemacht wurde: und ich meine, wir verſtehen den Dichter nunmehr ſo, wie wir ihn verſtehen ſollen. Es war aber, was man den alten Aerzten außer ihrer Unwiſſenheit und Vermeſſenheit ſonſt vorwarf, nichts geringeres, als dieſes, daß ſie nicht immer reine Hände behielten, und aus den Häuſern ihrer Kranken gern etwas mitgehen hießen. Dieſes Schlages war jener Arzt in der äſopiſchen Fabel, dem eine alte Frau, die er wirklich an ſchlimmen Augen kurirt hatte, gleichwohl den bedungenen Lohn unter dem zweideutigen Vorwande nicht zahlen wollte, weil ſie unmöglich glauben könne, daß ihre Augen völlig hergeſtellt wären, mit welchen ſie verſchiedene Dinge in ihrem Hauſe nicht mehr ſähe, die ſie vor den Beſuchen des Arztes doch zuverläſſig darin geſehen habe.[2] Dieſes Schlages war jener Herodes, von welchem Martial erzählt:[3]

Clinicus Herodes trullam subduxerat ægro;
Deprensus dixit, stulte, quid ergo bibis?

Dieſes Schlages war ein ungenannter Arzt, von welchem es in der Anthologie heißt:[4]

Φαρμακίῃσι ῥινῶν λέπρας καὶ χοιράδας αἴρει,
Τἄλλα δὲ πάντ᾽ αἴρει καὶ δίχα φαρμακίων.

Und, mit einem Worte, eben dieſes Schlages war unſer Dion. Dergleichen eingeſetzte Augen, als ich geſagt habe, waren Dinge von Werth, und dieſe brach Dion der Bildſäule ſeines Kranken bei einer guten Gelegenheit aus. Das iſt der eigentliche zweite Vorwurf, den ihm der Dichter macht; und der ganze epigrammatiſche Witz liegt in der Aehnlichkeit, welche dieſer zwiſchen der That, deren ſich Dion als Dieb ſchuldig machte, und der That, die er als ein ungeſchickter Arzt verübte, zu finden wußte.

(8.)

Außer ihrem poetiſchen Werthe hat die griechiſche Anthologie noch einen andern, der, wenigſtens in den Augen des Gelehrten, jenem bei weitem den Vorzug ſtreitig macht. Sie enthält einen Schatz von Nachrichten und Erläuterungen, die ſonſt nirgends zu finden, und auch lange nicht ſo verbraucht ſind, daß nicht noch jetzt hundert Dinge, die man entweder gar nicht oder nicht hinlänglich verſteht, ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich, hiervon nur ein einziges Beiſpiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jüngern Muſäus? und wer weiß nicht, wie viel Gelehrte ſich mit Aufklärung der geringſten Schwierigkeiten deſſelben beſchäftigt haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer alles darüber zuſammengetragen? Und gleichwohl, darf ich behaupten, iſt ein ſehr weſentlicher Umſtand, der durch das ganze Gedicht herrſcht, von ihnen allen völlig unerörtert geblieben. Ich meine den Umſtand des Orts, an welchem eigentlich der intereſſanteſte Theil der Geſchichte vorgeht.

Es heißt nämlich, daß Hero, die Heldin des Gedichts, fern von ihren Eltern am Meere in einem hohen Thurme gewohnt habe.[1]

Πύργον ἀπὸ προγόνων παρὰ γείτονι ναῖε θαλάσσῃ.

Wie kömmt es, daß man uns ſo gar nichts von dieſem Thurme ſagt? Ich kann nicht glauben, daß ſchlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit dieſem Thurme für eine Bewandtniß gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigſtens ſehr Unrecht gethan, ſeine Leſer für eben ſo gelehrt, als ſich ſelbſt zu halten. Denn wahrlich verſteht ſich die Sache nicht von ſelbſt. Hero war Prieſterin der Venus zu Seſtos; der Tempel dieſer Göttin, an welchem ſie ſtand, lag in der Stadt; in dieſem Tempel in der Stadt ward das Feſt gefeiert, bei dem ſie Leander zuerſt erblickte: wie nun, daß ſie gleichwohl nicht in dieſem Tempel in der Stadt, ſondern außer der Stadt, am Meere, in einem Thurme wohnte? Was war das für ein Thurm? und was waren ihre Verrichtungen in dieſem Thurme?

Ich bekenne, daß ich mir ſelbſt auf dieſe Fragen, über die, wie geſagt, in allem, was Noten über den Muſäus heißt, ein tiefes Stillſchweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewußt habe, bis ich endlich auf zwei Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erſcheint Venus als die Beherrſcherin des Meeres; in beiden wird eines Hauſes und einer Stätte gedacht, welche der Göttin an dem Ufer geheiligt waren. Allem Anſehen nach war alſo auch die Venus, die zu Seſtos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euplöa, oder was ſie ſonſt für einen Namen in jener Würde führte; und der Thurm, welchen ihre Prieſterin bewohnte, war gleichſam eine zu jenem Tempel gehörige Capelle, die außer der Stadt an dem Ufer zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reiſenden erbaut war.

Das erſte dieſer Epigrammen gehört einem Antipater, und lautet ſo:

---

[1] Winkelmanns Anmerkungen über d. Geſchichte der Kunſt S. 31.

[2] Fab. 21.

[3] Lib. IX. ep. 96.

[4] Lib. II. cap. 22. ep. 18.

[1] Ver. 32.

„Λιτὸς μοι δόμος οὗτος (ἐπεὶ παρὰ κύμασι τέγγει
Ἵδρυμαι, ξείνη, δεσπότις ἠιόνος)
Ἀλλὰ φίλος· πόντου γὰρ ἐπὶ πλατὺ δειμαίνοντος
Χαίρω, καὶ ναύταις εἰς ἐμὲ σωζομένοις.
Ἱλάσκευ τὴν Κύπριν· ἐγὼ δέ σοι ἢ ἐν ἔρωτι
Οὔριος, ἢ χαροπῷ πνεύσομαι ἐν πελάγει.

„Gering iſt dieß mein Haus, mir, der ſchäumenden Wogen Gebieterin, hier am feuchten Ufer errichtet: und doch iſt es mir lieb. Denn ich freue mich, wenn weit und breit das Meer vor mir erſchrickt, und der Schiffer mir ſeine Rettung dankt. Verſöhne Kypris! Ich bin es, die in der Liebe, ich bin es, die auf der ſtürmenden See dir mit günſtigem Winde beglückt.“ — Was Antipater δόμος nennt, heißt bei dem Muſäus πύργος: und es iſt natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See ſehen und vor der Ueberſchwemmung geſichert ſeyn ſollen, die Höhe und Form eines Thurmes werde gehabt haben. So iſt es auf den Münzen und geſchnittenen Steinen, auf welchen die Geſchichte des Leander abgebildet zu ſehen, auch wirklich ein Thurm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegen leuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeſchrieben wird, iſt noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Verrichtung erhellt, welche einer Prieſterin der Venus in einem dergleichen Thurme obgelegen.

Κύπριδος οὗτος ὁ χῶρος, ἐπεὶ φίλον ἔπλετο ταύτᾳ
Αἰὲν ἀπ' ἠπείρου λαμπρὸν ὁρῆν πέλαγος,
Ὄφρα φίλον ναύτῃσι τελῇ πλόον· ἀμφὶ δὲ πόντος
Δειμαίνει, λιπαρὸν δερκόμενος ξόανον.

„Der Kypris iſt dieſe Stätte! Ihr gefällt, vom feſten Geſtade immer auf ruhige glänzende Fluthen zu blicken; dem Schiffer zur glücklichen Fahrt. Ihr ſtrahlendes Bild erſcheint: die Wogen erſchrecken und fallen.“ Aus den letzten Worten iſt ſicher zu ſchließen, daß bei entſtehenden Stürmen das Bildniß der Venus zu oberſt auf dem Thurme ausgeſtellt worden, um das tobende Meer durch Erblickung ſeiner Beherrſcherin zu beſänftigen. Dieſe Ausſtellung war denn alſo das Geſchäft der Prieſterin: und ich irre mich ſehr, wenn nicht hieraus auch der ſtreitige Verſtand einer beſondern Stelle des Muſäus außer allem Zweifel geſetzt wird. Muſäus nämlich nennt die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele ſteckte, ἔρωτος ἄγαλμα;[1] und die Ausleger ſind äußerſt uneinig, wie dieſes ἄγαλμα hier zu überſetzen, ob durch ſimulacrum, oder ſignum, oder forma, oder indicium, oder ſolatium. Ich glaube aber, ἄγαλμα ſoll das ξόανον der Anyte ausdrücken; denn beides bedeutet eine Bildſäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgeſteckte Fackel, mit Anſpielung auf die Ausſtellung der wirklichen Bildſäule der Göttin der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erſte Ueberſetzung durch ſimulacrum die richtigere; oder wenn man ja ſignum dafür brauchen wollte, ſo müßte es doch nur in dem Verſtande geſchehen, in welchem dieſes Wort nicht für ein Zeichen überhaupt, ſondern für eine Art von ſimulacris genommen wird, und das Beiwort lætabile, welches Kromayer dabei für nöthig erachtet, wäre eben ſo überflüſſig als falſch.

Auf welchen von ſolchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieſer Epigrammen eigentlich gehe, iſt nicht zu beſtimmen. Es gab deren an den Küſten von Griechenland und den Inſeln des ägeiſchen Meeres mehr als einen, wie aus verſchiedenen Stellen des Pauſanias zu erſehen.

(9.)

Nicht minder reich an dergleichen, ſonſt nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen iſt die Anthologie des Kephalas. Eine einzige dieſer Art, was für grundgelehrten und wunderlichen Muthmaßungen kann ſie nicht auf einmal den Garaus ſpielen. Z. B.

Wer war wohl der Glykon, deſſen in den bekannten Zeilen des Horaz[1]

Non poſſis oculo quantum contendere Lynceus,
Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:
Nec, quia deſperes invicti membra Glyconis,
Nodoſa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Anſehen nach ein berühmter Athlete zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergiebt ſich von ihm aus der Stelle ſelbſt nicht; aber wie wenig iſt das für einen Ausleger, der Gelehrſamkeit zeigen ſoll! Heinſius erinnerte ſich, bei dem Laertius geleſen zu haben, daß der peripatetiſche Philoſoph Lykon, das dritte Haupt dieſer Schule nach dem Ariſtoteles, ein vorzüglich guter Ringer geweſen ſey. Weil nun dieſer Lykon wegen ſeiner ſüßen Beredſamkeit auch wohl Glykon genannt worden: ſo entſchied Heinſius, daß Horaz keinen andern, als ihn gemeint habe. Es iſt ſonderbar, auf dieſe Weiſe einen Philoſophen, der zum Vergnügen und der Geſundheit wegen die Gymnaſtik übt, in einen Ringer von Profeſſion zu verwandeln. Und doch iſt dieſe Meinung des Heinſius noch lange ſo abenteuerlich nicht, als eine andere, welche Spence uns gern eingeredet hätte. Weil nämlich der farneſiſche Herkules, eine der berühmteſten Bildſäulen, die aus dem Alterthume übrig geblieben, nach Ausſage der Aufſchrift von einem Künſtler Namens Glykon gearbeitet worden: ſo urtheilte Spence, der ſo gern Anſpielungen auf Kunſtwerke in den alten Dichtern fand, daß eben dieſe Bildſäule ſchon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt geweſen, und daß ſie es ſey, welche der Dichter unter dem Namen ihres Meiſters wolle verſtanden wiſſen.[2] Er machte alſo aus einem Ringer einen Gott; aus einem Menſchen einen Stein.

Es würde Mühe koſten, einem Heinſius und Spence die innere Ungereimtheit ihrer Meinungen ſo deutlich zu zeigen, daß ſie ſelbſt davon abſtehen zu müſſen glaubten. Ein Glück alſo, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des Kephalas dieſer Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten Glykon, aus den Zeiten des Horaz, kennen lernen, der zuverläſſig kein anderer geweſen, als der, welchen Horaz ſelbſt zum Beiſpiele angezogen.[3] Es lautet ſo:

Γλύκων, τὸ Περγάμοιο Ἀσίδι κλέος,
Ὁ παμμάχου κεραυνός, ὁ πλατὺς ὤμοις,

---

[1] Ver. 8.

[1] Lib. I. Epist. I. v. 28.

[2] The inscription on the basis of the Farnese Hercules tells us, it was made by an artist called Glycon. As we now call it, the Farnese Hercules, for distinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the same reason. Such distinctions were more necessary then, than now; because they had a much greater number of statues in Rome of old. If they did usually call this figure, the Hercules Glyconis, in Horace's time; he might very well call it, the Glycon, in verse.

If this may be allowed to have been the case, the intent and true meaning of the passage from him, will be as follows. „You can never come to see sharply as Lynceus; would you therefore suffer your eyes to get out? You can never acquire the strength and firmness of Hercules; would you therefore suffer your body to run to ruin, and to be crippled with diseases?"

I should the rather take this to be the case, because it seems more worthy of so good a writer, in two instances so closely united, to have taken them both from the antient mythology; than to take one from that, and the other from a supposed gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farnese Hercules. For that figure represents him as having just finished the last labour enjoined to him by the order of Juno; that is, just when she had given up her pursuit of him, as a person not to be conquered by any difficulties. *Polymetis Dial. IX.* p. 115. n. 10.

[3] Anth. Ceph. carmen 785. Edit. Reis. p. 168.

Ὁ κλεινὸς Ἀσίας, αἵ τ' ἀνίκητοι χέρες,
Ἔρμων τοσοῖσδε πρωτεύων οὔτ' ἐν Ἰταλοῖς,
Οὔθ' Ἑλλάδι τὸ πρῶτον, οὔτ' ἐν Ἀσίδι
Ὁ πάντα νικῶν Ἀΐδης ἀνέτραπεν.

Ich ſage, daß der Glykon, auf deſſen Tod dieſes Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz geweſen. Denn obſchon der Verfaſſer deſſelben nicht völlig gewiß iſt, indem es einige einem Antipater, andere einem Philippus zuſchreiben: ſo haben doch beide, wenn man unter erſterem den Theſſalonier verſteht, zu den Zeiten des Auguſtus gelebt. Das Beiwort des Unüberwundenen, welches ſowohl Horaz, als der griechiſche Dichter dieſem Glykon giebt, ſcheint die Sache vollends außer Streit zu ſetzen.

Zur Geſchichte und Literatur.

Aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Aus dem erſten Beitrage.

1773.

Vorrede.

Die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, deren Aufſicht mir anvertraut iſt, hat, von ihrer erſten Stiftung an, die Augen der Gelehrten ganz beſonders auf ſich gezogen. Und mit Recht. Die meiſten Bibliotheken ſind entſtanden: nur wenige ſind angelegt worden; und vielleicht iſt keine einzige mit der Befliſſenheit angelegt worden, deren ſich ein ſo kundiger Fürſt, als Auguſtus war, in einer ununterbrochenen Folge von nahe funfzig Jahren beeiferte.

Die Beweiſe hiervon ſind in der Geſchichte nachzuſehen, welche von ihr Burckhard, einer meiner Vorweſer, mit vielem Fleiße zuſammengetragen hat.

Dennoch aber iſt eben dieſes Werk nur wenig geſchickt, der Welt einen angemeſſenen Begriff von ihr zu machen.

Ich meine dieſes nicht bloß in Anſehung ihres gegenwärtigen Zuſtandes; in Anſehung des Anwachſes, den ſie in den letzten dreißig Jahren erhalten. Denn wie ſehr ſich Unſeres jetzt regierenden Herzogs Durchlaucht das Recht erworben haben, der zweite Stifter derſelben zu heißen: das hat es freilich nicht melden können. Die Beſchreibung dieſes glücklichen Zeitpunkts bleibt ſeinem Fortſetzer aufbehalten.

Sondern Burckhard ſcheint überhaupt nicht erwogen zu haben, worauf es bei der Geſchichte einer Bibliothek hauptſächlich ankömmt. Nicht darauf, daß man die gleichgültigern Umſtände ihrer Entſtehung und ihrer allmähligen Vermehrung mit einer ängſtlichen Gewiſſenhaftigkeit her erzählt; das wäre höchſtens die Genealogie der Bibliothek: ſondern darauf, daß man zeigt, wozu es denn nun auch der Gelehrſamkeit und den Gelehrten genutzt habe, daß ſo viele Bücher mit ſo vielen Koſten hier zu Hauſe gebracht worden. Das allein ſind die Thaten der Bibliothek: und ohne Thaten giebt es keine Geſchichte.

Denn kaum daß Burckhard noch die wenigen Werke mitnimmt, die Auguſtus ſelbſt aus dieſer ſeiner Bibliothek, entweder zuerſt, oder verbeſſert, herausgeben laſſen. Das weit Mehrere und weit Beträchtlichere, was in Zeiten, die ihm doch viel näher waren, Männer wie Leibnitz, Eckard, Lenfant, Gorte, Salig ꝛc. aus ihr geſchöpft haben, iſt mit dem tiefſten Stillſchweigen von ihm übergangen worden. Gleichwohl hätte auch er ſchon dreiſt behaupten können, was ich jetzt um ſo viel ſicherer behaupten darf: nämlich, daß in dieſem Jahrhunderte ſchwerlich eine Bibliothek in Europa ſo viele und ſo wichtige Beiträge zu ſo mancherlei Theilen der Gelehrſamkeit geliefert hat, als die unſrige.

Wenn ich es nun für meine erſte Pflicht hielt, mir von dieſen Beiträgen allen eine genaue und ſo viel möglich kritiſche Kenntniß zu erwerben: ſo ſchmeichle ich mir, daß ich in einiger Zeit nicht unfähig ſeyn dürfte, den Mangel des Burckhard'ſchen Werks zu ergänzen, und eine Litterär-Geſchichte derſelben bereit zu haben, die in einem vorzüglichern Verſtande die Geſchichte der Bibliothek heißen könnte. —

Doch was dann? Wird die Welt dadurch viel mehr bekommen, als ſie bereits hat? Ein Inventar von Schätzen iſt recht gut; aber es iſt kein neuer Schatz.

Und ich will es nur bekennen, was von Anfange an mein ſtolzerer Vorſatz geweſen iſt. Mit Einem Worte: lieber für die noch künftige Geſchichte der Bibliothek neuen Stoff zu brechen, als die Rechnungen von der verfloſſenen aufzunehmen.

Von der Ergiebigkeit des Grundes war ich aus fremden Erfahrungen hinlänglich überzeugt; und wurde es durch meine eigene um ſo mehr, als ich an jener Schrift des Berengarius einen ſo reichhaltigen Anbruch gleichſam zu Tage zu finden, das Glück hatte.

Wenn ich nun für das Weitere dem Rathe der Meiſten hätte folgen wollen: ſo würde die Abfaſſung und Bekanntmachung eines vollſtändigen Verzeichniſſes aller handſchriftlichen Schätze der Bibliothek, das Beſte und Kürzeſte geweſen ſeyn, was ich in Abſicht meines Vorſatzes hätte thun können.

Und allerdings wäre dieſer Rath recht herrlich und ſchön, wenn er nicht einen kleinen Fehler mit ſo manchem andern herrlichen und ſchönen Rathe gemein hätte. Die Ausführung iſt auf der einen Seite nicht eben ſehr nützlich, und auf der andern nicht ſo recht möglich

Denn entweder man meint ein Verzeichniß, welches nichts als die etwanigen Aufſchriften der Manuſcripte enthält. — Ein ſolches kann man ſich leicht einbilden, iſt längſt bei der Bibliothek vorhanden, und braucht nichts, als gelegentlich erweitert und berichtigt zu werden. Die Bekanntmachung deſſelben durch den Druck aber, dünkt mich, würde am Ende pompöſer, als erſprießlich ſeyn. Sie würde bei den Gelehrten ſo manche überflüſſige Neugierde, ſo manche eitle Erwartung erregen; ſie würde dem Bibliothekar auf ewige Zeiten ſo manche vergebene Mühe, ſo manchen Zeitverluſt machen, ihn ſo manchen auf nichts hinauslaufenden Anfragen ausſetzen, daß der daraus erwachſende Nachtheil den Vortheil unendlich überwiegen dürfte.

Oder man meint ein Verzeichniß, welches bei jedem Manuſcripte zugleich mit anmerkt, ob es bereits herausgegeben ſey, oder nicht; ob es ſonſt genutzt worden, oder nicht; ob es genutzt zu werden verdiene, oder nicht. — Iſt ein ſolches Verzeichniß das Werk einiger Jahre? Iſt es das Werk eines einzigen Mannes? Und würde ich dieſer einzige Mann ſeyn? —

So ſchränke ſich, wird man ſagen, der einzige Mann auf das Wichtigſte ein. — Recht wohl. Aber was iſt das Wichtigſte? Wo findet es ſich? Wer zeigt es ihm? Wie gelangt er dazu?

Ohne Zweifel, durch Verſuche; durch anhaltenden Fleiß; durch gutes Glück. — Und das iſt es, worauf ich kommen wollte.

Ich fange hiermit an, der Welt einige Proben vorzulegen, wie weit es mir noch bis jetzt durch dieſe drei Stücke gelungen iſt, Schätze kundbarer zu machen, die ihre Durchlauchtigſten Beſitzer von jeher ſo gemeinnützig als möglich zu wiſſen ſich zum Vergnügen gerechnet haben. Es ziemt mir nicht hier anzuzeigen, in welchem hohen Grade dieſes Lob beſonders dem Gegenwärtigen gebührt. Aber verſchweigen darf ich nicht, daß ich Seine ausdrückliche Genehmhaltung und Aufmunterung zu dieſer Arbeit habe. Möchte ſie doch nur auf einige Weiſe der Abſicht entſprechen, in welcher er mich dieſer Genehmigung und Aufmunterung gewürdigt!

Ich habe mich zweier Wege bedacht, dieſen Wunſch deſto eher zu erreichen.

Der eine iſt: diejenigen Gelehrten um ihren Beitritt zu erſuchen, welchen irgend ein geheimer Vorzug unſerer Bibliothek bekannt geworden. Wolfenbüttel ſelbſt hat ſolcher Gelehrten mehr als einen. Beſonders haben, wie man weiß, die Herren Knittel und Heuſinger, und den ich zu allererſt hätte nennen ſollen, des Herrn Geheimerath v. Praun Excellenz, ſo viele Jahre länger als ich, mit einer ſo viel ausgebreitetern und gründlichern Gelehrſamkeit, als ich mir anmaße, die Schätze derſelben genauer einzuſehen Gelegenheit gehabt. Wenn es dieſen Männern alſo gefällig wäre, mit mir gemeinſchaftliche Sache zu machen: ſo dürften ohne Zweifel die künftigen Theile meiner Schrift ein ganz anderes Anſehen gewinnen.

Der zweite Weg geht dahin: daß ich mir die Anfragen zu Nutze mache, welche auswärtige Gelehrte wegen der Bibliothek an mich zu thun für gut finden. Je mehr Anlaß ich dadurch erhalten werde, meine eigene Kenntniſſe von ihr auch von ſolchen Seiten zu erweitern, gegen die ich mich von ſelbſt wohl ſchwerlich dürfte gewandt haben: deſto angenehmer wird es mir ſeyn. Da ich mich aber ohnehin in keine weitläuftige Privat-Correſpondenz einlaſſen kann: ſo erlaube man mir, daß ich die wichtigſten derſelben hier öffentlich beantworte, und auf dieſe Weiſe die Neugierde oder das Bedürfniß eines einzigen, zum Gebrauche mehrerer verwende.

I.

Ueber die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger.

Erſte Entdeckung.

Die Gelehrten in der Schweiz, welche ſich um den Schwäbiſchen Zeitraum der deutſchen Dichtkunſt ſo ſehr verdient gemacht haben, ſchickten, ehe ſie mit der großen Maneſſiſchen Sammlung von Minneliedern an das Licht traten, zum Vorſchmack einen Band alter Fabeln voraus, die ſie ungefähr aus den nämlichen Jahren zu ſeyn urtheilten. Wer nicht ganz ein Fremdling in der Geſchichte unſerer Litteratur iſt, der kennt dieſe Fabeln, die unter dem Titel, Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger, im Jahre 1757 zu Zürich in Octav herauskamen, und von allen, die Einfalt und Wahrheit in einer echten und lautern Sprache zu ſchätzen wiſſen, mit ſo vielem Danke aufgenommen wurden.

Damals glaubten die Herausgeber, und glauben es ohne Zweifel noch, daß ſie der Welt an dieſen Fabeln etwas geliefert, was ihr ſo gut als völlig neu ſeyn müſſe. Sie hielten ſich nämlich für verſichert, daß außer der Hälfte derſelben, welche der Straßburgiſche Profeſſor, Joh. Geo. Scherz, von 1704 bis 1710, in eilf akademiſchen Diſſertationen, mit einem weitläuftigen Commentar abdrucken laſſen, ſonſt nichts davon im Druck erſchienen ſey; und ſie alſo diejenigen wären, welche das Ganze zuerſt aus ihren Handſchriften bekannt machten.

Wenn Herausgeber ſo etwas glauben, ſo glaubt es die Welt natürlicher Weiſe mit, denn man nimmt an, daß Herausgeber nicht unterlaſſen, ſo genaue Kundſchaft als möglich desfalls einzuziehen. Ich wüßte daher auch nicht, daß von irgend jemanden den Herren Schweizern die Ehre der erſten vollſtändigen Bekanntmachung benannter Fabeln wäre abgeſtritten worden: und ich ſelbſt bin länger als zehn Jahre der feſten Meinung geweſen, daß ſie ihnen auch nicht abzuſtreiten ſtehe.

Denn nur erſt 1769 gerieth ich auf den Verdacht, daß es doch wohl eben dieſe Fabeln ſeyn könnten, welche ſchon längſt einmal gedruckt geweſen, und ſchon längſt wieder vergeſſen worden. Ich bekenne es mit Vergnügen, wer mich auf die Spur dieſes Verdachts geholfen.

Es war der Herr von Heinecke, in ſeiner Nachricht von einer gelehrten Reiſe, die er das Jahr vorher durch Niederſachſen und Holland unternommen hatte.[1] Da es ihm damit vornehmlich um die Aufklärung des Urſprungs der Druckerei zu thun geweſen war (beſonders, in ſo fern ſie in der alten Formenſchneiderei zu ſuchen), und er in ſolcher Abſicht alle dahin einſchlagende Seltenheiten, welche in den Bibliotheken daſiger Gegend aufbewahrt werden, in Augenſchein genommen hatte: ſo war ihm unter denen, welche ihm die Bibliothek zu Wolfenbüttel in Menge anbot, auch ein deutſches Fabelbuch mit Holzſchnitten vorgekommen, in welchem auf dem letzten Blatte ſteht, daß es zu Bamberg 1461 geendet worden, und welches er daher näher zu beſchreiben für werth hielt.

Ich will damit nicht ſagen, daß der Herr v. Heinecke der erſte oder einzige geweſen, der dieſes alte Fabelbuch gekannt und ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt hätte. Es war ſchon vor ihm von verſchiedenen Bücherkennern angeführt worden; beſonders vom Johann Saubertus, in dem Anhange ſeiner Geſchichte der Nürnbergiſchen Bibliothek, wo er die erſten Drucke dieſes Bücherſchatzes anzeigt, und es für ein Werk hält, das nicht mit beweglichen Buchſtaben geſetzt, ſondern von eingeſchnittenen Tafeln abgedruckt worden.[1] Allein weder Saubertus, noch ſonſt jemand, hatte etwas daraus mitgetheilt, woraus der nähere Inhalt zu ſchließen geweſen wäre: und nur der Herr von Heineke hatte die Aufmerkſamkeit, dieſes zu thun, und dadurch den Weg zu einer Entdeckung zu bahnen, durch den das alte Buch noch einen weit größern Werth erhält, als ihm von der typographiſchen Seite gebührt. Er führte nämlich die erſten Zeilen der erſten Fabel daraus an:

---

[1] Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen. Theil II. S. 21.

Einsmals ein Affe kam gerant
Da es viel guter muſe fand u. ſ. w.

Und nun hätte ich die Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger viel weniger müſſen geleſen haben, als ich ſie wirklich geleſen hatte, wenn mir nicht ſogleich hätte einfallen ſollen, daß dieſe zwei Zeilen ja wohl auch der Anfang der allererſten Fabel von ihnen wären. Denn daß muſe für nuſſe, es für er, verdruckt ſey: das verſtand ſich von ſelbſt. Was war alſo natürlicher, als der Gedanke, ob das Bambergiſche Fabelbuch nicht wohl noch mehrere von jenen Fabeln enthielte? ja, ob es wohl nicht gar im Grunde weiter nichts, als ein früher unbekannter Abdruck derſelben ſey?

Ich hätte gleich damals, durch meine Freunde in Braunſchweig, ſehr bald und leicht hinter die wahre Beſchaffenheit kommen können. Doch, dachte ich, wer will eine jede ſolcher Spuren ſelbſt verfolgen? Hier iſt deutlich genug darauf gewieſen; der Fingerzeig wird mehrern in die Augen fallen, und wir werden bald hören, woran wir ſind.

Nur als ich ſelbſt nach Wolfenbüttel kam, erinnerte ich mich ſogleich, daß das, wovon ich ganz gewiß vermuthet hatte, daß es auch ohne mich geſchehen würde, dennoch bisher unterblieben ſey. Und da wäre es denn unſtreitig mehr Läſſigkeit, als Enthaltung geweſen, wenn ich es nicht mit eines von meinen Erſten ſeyn laſſen, mich auch hierüber durch meine eigene Augen des Gewiſſern zu belehren.

Es geſchah: und mit dem erſten Blicke, den ich auf das alte Buch warf, war die Sache entſchieden. Ich fand nämlich, zu meiner nicht geringen Freude, in der That und Wahrheit, daß dieſes zu Bamberg ſchon 1461 gedruckte Fabelbuch, ſchlechterdings nichts anders als eben die Sammlung alter Fabeln iſt, welche erſt Scherz und dann die Schweizer herausgegeben; unwiſſend, daß man ihnen längſt damit zuvorgekommen, und daß der alte Dichter, den ſie ihres Fleißes für ſo werth hielten, gleich im Anfange der Buchdruckerei für würdig geachtet worden, durch die neuerfundene Kunſt allgemeiner bekannt gemacht zu werden. Oder wenn dieſes die Sache nicht war, — wie man denn auch wohl ſchwerlich behaupten kann, daß alle Bücher, welche zuerſt gedruckt wurden, auch zuerſt gedruckt zu werden verdienten — ſo erhellt doch wenigſtens aus dem ſo ſchleunigen Abdrucke dieſer Fabeln, daß ſie damals ein Buch geweſen, welches viel geleſen ward: denn wenn die Wahl der erſten Drucker ſchon nicht immer auf die beſten Bücher fiel, ſo fiel ſie doch ſicherlich immer auf die gangbarſten.

Eine Anmerkung dringt ſich hier mir zu lebhaft auf, als daß ich ſie ganz verſchweigen ſollte. — Wie wenig man ſieht, wenn man nur das ſieht, was man ſehen will! wenn man für nichts Augen hat, als für ſeinen Kram! Und wie bekannt etwas ſeyn kann; und zugleich wie unbekannt! — Als erſter Druck, war unſer Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich iſt, war es ſo unbekannt, daß es, völlig ungerügt, einmal und zweimal, als etwas ganz Neues, aus Handſchriften konnte und durfte gedruckt werden. Das macht: der Literator verachtet meiſtens den Poeten; und der Poet lacht gemeiniglich über den Literator. Jeder begnügt ſich, um ſeine Welle zu gehen, wie ein geblendeter Gaul. —

Wer ſich indeß auf die Seltenheit eines deutſchen Druckes von 1461 verſteht, wird leicht begreifen, daß weder Scherzen, noch den Herrn Schweitzern aus ihrer Unwiſſenheit ein Vorwurf zu machen. Es wäre ſonſt eben als ob man von ihnen verlangte, daß ſie auch alle Handſchriften ſollten gekannt haben, die von den nämlichen Fabeln hin und wieder in Bibliotheken annoch verborgen liegen. Denn wahrlich iſt ein ſo früher Druck an Seltenheit einer Handſchrift vollkommen gleich; und der insbeſondere, von dem die Rede iſt, wohl noch gar ihr weit daran vorzuziehen. Denn Handſchriften von dieſen Fabeln kenne ich doch wenigſtens ſechſe: da ich hingegen von der Bamberger gedruckten Ausgabe ein zweites Exemplar, außer dem unſrigen, nicht nachzuweiſen wüßte. Wenigſtens macht es mir der Herr von Heineke ungewiß, ob dasjenige Exemplar, welches Saubertus doch wohl wird geſehen haben, annoch in der Nürnbergiſchen Bibliothek befindlich iſt, oder ob es gar jemals daſelbſt vorhanden geweſen.[1]

Was aber, wie geſagt, jenen Gelehrten nicht zu verübeln ſteht, das würde einem Bibliothekar, der eine ſo einzige Merkwürdigkeit unter ſeinem Beſchluſſe hat, ſehr zu verdenken ſeyn. Denn von dieſem verlangt man ſogar, daß er gelegentlich Meldung davon thue, wenn man ihm anders zutrauen ſoll, daß er das, was er bewacht, auch kenne. Und daher glaube ich denn mit folgender Nachricht, ſelbſt bei denen keinen Undank zu verdienen, die ihr ſchriftſtelleriſches Verdienſt um eine Kleinigkeit dadurch geſchmälert finden dürften.

— Alſo zuvörderſt das Aeußerliche und Materielle des Buchs zu beſchreiben: ſo ſetze ich zu dem, was der Herr von Heineke bereits von dem Formate und den eingedruckten Holzſchnitten deſſelben geſagt hat, noch dieſes hinzu.[2] — Das Papier iſt von ziemlicher Stärke, aber nicht von beſonderer Weiße, und hat zum Zeichen den aus den Mainziſchen alten Drucken ſo bekannten Ochſenkopf. Ich merke dieſes darum an, weil es ſonach ein ſichtbarer Beweis iſt, daß beſagtes Zeichen nicht ſchlechterdings einen Fauſt'ſchen Druck beweist, wie Naudäus behaupten wollen, welcher Behauptung die Kenner zwar ihren Zweifel, aber doch, ſo viel ich weiß, noch kein wirkliches Beiſpiel entgegen geſetzt haben.[3] — Die Blätter, deren in allen achtundachtzig ſind, haben überhaupt keines von den Merkzeichen, durch welche ihre Folge beſtimmt, und die Zuſammenbindung erleichtert wird. Sie ſind weder paginirt noch gezählt; ohne Cuſtos und Signatur: daher es um ſo weniger zu verwundern, daß ſie hier und da verbunden worden. — Die Schrift iſt eine plumpe ſtumpfe Fractur, faſt ſo groß als die, welche in den Formatbüchern Doppel-Mittel-Fractur heißt. Dem erſten Anſehen nach ſollte man ſie für eben die Schrift halten, aus welcher Conrad Kacheloven ſeinen Donat gedruckt hat. Doch bei genauer Betrachtung findet man dieſe etwas ſtärker, und in den Zügen einiger großen Buchſtaben verſchieden; zwar immer noch wenig genug, um das Deutſche für Lateiniſch, und das Lateiniſche für Deutſch zu halten. — Die Verſe ſind nicht abgeſetzt, ſondern laufen wie Proſa in einem fort, und machen der Zeilen auf jeder Seite, die durch keinen Holzſchnitt unterbrochen iſt, fünfundzwanzig. — Die Anfangsbuchſtaben einer jeden Fabel ſind roth hineingeſchrieben; mit welcher rothen Dinte oder Farbe denn auch die erſten großen Buchſtaben eines jeden Verſes ziemlich ſtark durchſtrichen ſind; als wodurch die illuminirten Holzſchnitte mit dazu genommen, das Ganze einen ſehr bunten Anblick macht. Von dieſen Holzſchnitten iſt noch zu merken, daß der Mann in dem langen zugegürteten Rocke, mit der rechten Hand auf etwas weiſend, wie er in der Probe, welche der Herr von Heineke davon nachſchneiden laſſen, neben den eigentlichen Figuren der Fabel in einer beſondern Einfaſſung ſteht: daß, ſage ich, dieſer Mann eben ſo auch bei allen übrigen Bildern vor einer jeden Fabel zu ſehen, und ohne Zweifel den auf ſeinen Vorwurf zeigenden Dichter vorſtellen ſoll. — An Unterſcheidungszeichen iſt keines gebraucht, als das Punkt; und auch dieſes kömmt nicht da vor, wo es der Verſtand erfodert, ſondern ſteht am Ende eines jeden Verſes, der Verſtand mag eine Unterſcheidung leiden oder nicht. — Die Fabeln ſelbſt ſind gleichfalls nicht numerirt, und ohne alle Anzeige des Inhalts. — Daß kein Titelblatt vorhanden, brauche ich kaum zu ſagen; aber es zeigt ſich auch ſonſt keine Spur von irgend einer Aufſchrift, die das Buch geführt, oder führen könnte; ſelbſt in den Schlußzeilen nicht, in welchen dergleichen doch ſonſt vorzukommen pflegt. Dieſe waren, vor dem Herrn von Heineke, auch bereits vom Saubertus angeführt, und lauten ſo:

---

[1] *Jo. Sauberti* Historia Bibliothecæ Reip. Noribergensis. Norib. 1643. in 12mo. p. 116.

[1] Nämlich in einem neuen Werke (Idée générale d'une Collection complette d'Estampes etc. à Vienne, 1771. p. 275), in welchem er die in den Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen ertheilte Beſchreibung, mit einigen Zuſätzen wiederholt hat.

[2] Nämlich, daß es in klein Folio ſey, und über jeder Fabel ein Holzſchnitt ſtehe, dergleichen er einen copiren, und ihn ſowohl ſeinen Nachrichten als dem angeführten franzöſiſchen Werke beidrucken laſſen.

[3] *Christ. Gottl. Schwarzii* Exercitatio, qua primaria quædam documenta de Origine Typographiæ illustrantur. pag. 45.

Zu bamberg dieß puchleyn geendet iſt
Nach der gepurt unſers herren iheſu criſt
Do man zalt tauſend unde vierhundert jar
Und ym einundſechzigſten das iſt war
An ſant valenteins tag
Gott behut uns vor ſeiner plag. Amen.

Die Jahrzahl, die hier angegeben wird, iſt außerordentlich früh; und noch mehr muß der Ort befremden, wo das puchleyn geendet ſeyn ſoll. Denn der gedruckten Bücher waren 1461 überhaupt noch ſo wenige, und unter dieſen wenigen, findet ſich kein einziges, von dem man nur mit Wahrſcheinlichkeit behaupten könne, daß es außer Mainz gedruckt wäre. Bamberg müßte ſonach, nicht allein mit unter den erſten Städten Deutſchlands ſeyn, in welche ſich die Druckerei verbreitet hätte, worunter ſie die alte Cöllniſche Chronik doch nicht rechnet, ſondern ſie müßte ſchlechterdings die allererſte ſeyn, denn ſelbſt von Straßburg findet ſich kein früherer Druck, als von 1466. Gleichwohl trifft man auch ſonſt kein Buch an, das um dieſe Zeit zu Bamberg gedruckt wäre; und nach dem Verzeichniſſe des Pr. Marchand[1] iſt das erſte, welches in dieſer Stadt ans Licht getreten, von 1491. Sollte es möglich ſeyn, daß eine ſo nützliche, und damals ſo einträgliche Kunſt, welche ſo geſchwind daſelbſt bekannt geworden, auch wiederum ſo geſchwind ins Stecken gerathen wäre? Und dieſes iſt denn auch wohl die vornehmſte Urſache, warum man unſer Fabelbuch lieber für eine von jenen Vorſpielungen der Druckerei, als für ein wirklich gedrucktes Werk halten wollen. In wie weit aber der Augenſchein dieſe Vermuthung begünſtige, will ich hier nicht unterſuchen. Genug daß, wenn er auch gänzlich darwider wäre, und man noch ſo offenbare Merkmale gegoſſener Buchſtaben fände, wo andere nichts als geſchnittene Tafeln zu erkennen geglaubt, man darum doch noch keinen Grund hat, die ganze Unterſchrift in Zweifel zu ziehen. Anfangs zwar ſcheint ſelbſt der Herr von Heineke hierzu nicht ungeneigt geweſen zu ſeyn, und wenigſtens wollte er ein Mißverſtändniß dabei argwohnen. Denn er ſagt in ſeinen Nachrichten, „es laſſe ſich nicht behaupten, daß unſer Fabelbuch wirklich 1461 zu Bamberg gedruckt worden; es ſtehe bloß da, es ſey in dieſem Jahre daſelbſt geendet worden, welches von der Verfertigung des Buchs eigentlich gelte.“ Nun weiß ich wohl, daß einige Data alter Abdrücke auf dieſe Weiſe zu verſtehen ſind: und aus dem Worte geendet iſt freilich nichts für den Druck zu ſchließen. Doch gewiß auch nichts darwider: und wenigſtens müßte, wenn es ja nicht auf den Druck gehen ſollte, ſodann nicht die Verfertigung des Buchs, ſondern lediglich die Verfertigung der Abſchrift des Buchs, welche der Drucker vor ſich gehabt, damit gemeint ſeyn. Denn das Buch ſelbſt, die Fabeln ſelbſt, ſind unſtreitig weit älter: welches ſo viele Handſchriften auf die unwiderſprechlichſte Art bezeugen. Doch es iſt unnöthig, noch jetzt dieſe Erinnerung gegen den Herrn von Heineke zu machen, da er ſelbſt, in ſeinem neueren franzöſiſchen Werke, auf ſeinem Argwohne nicht beſteht, ſondern es für gar nicht unmöglich erklärt, daß Bamberg eine von den erſten Städten, nach Mainz, geweſen, in welchen die Druckerei getrieben worden.[1] Aber auch, dürfte man fragen, in der Vollkommenheit getrieben worden, zu welcher der Herr von Heineke will, daß die Formenſchneiderei ſogleich übergegangen? Denn wenn unſer Fabelbuch nicht von geſchnittenen Tafeln abgedruckt iſt, ſo dürfte man doch wenigſtens glauben wollen, daß es mit hölzernen beweglichen Buchſtaben geſetzt worden; und dieſe hölzernen Buchſtaben ſind es, welche der Herr von Heineke gänzlich aus der Geſchichte der Druckerei will ausgethan wiſſen. Es iſt ſchwer, einem Manne, von ſeiner Erfahrenheit in ſolchen Dingen, etwas entgegenſetzen zu können, was ihm nicht längſt bekannt ſey. Und dennoch will ich es vielleicht ein andermal wagen, ihm einige Bemerkungen vorzulegen, die gedachter ſeiner Hypothes entgegen ſtehen, und ſich mehr auf eine Art von Zeugniſſen als auf mißliche Beurtheilungen des Auges gründen.

Für jetzt liegt mir an allem dieſen nichts, genug das Buch iſt da; mag es doch entſtanden ſeyn, wie es will. Ich komme vielmehr auf das Hauptwerk, welches der Text iſt.

Seinen Inhalt brauche ich meinen Leſern nicht bekannt zu machen, ſondern allein das Verhältniß, in welchem er mit dem Texte ſteht, den uns die Schweizer gegeben haben. Dieſes aber kann nicht beſſer geſchehen als durch Proben, aus deren Vergleichung ein jeder ſelbſt urtheilen kann, wie weit er ſich, an Sprache und Rechtſchreibung, von dem neuen, aus ſorgfältig verglichenen Manuſcripten gelieferten Zürcher Abdrucke entfernt, und um wie viel der eine dem andern, an Richtigkeit und Vollſtändigkeit, entweder vorzuziehen oder nachzuſetzen. Ich will alſo, ohne alle Wahl, ſo wie das Buch auffällt, einige Fabeln, mit möglichſter Sorgfalt Buchſtabe für Buchſtabe copirt, hier mittheilen, und von der erſten den Anfang machen.

I.

Ainsmals ein affe kam gerant
Do er viel guter nuſſe vant
Der hette er geſſen gerne
Im was geſagt von dem kerne
5 Der wer gar luſtiglich unde gut
Beſwert was ſein thummer mut
Do er der bitterkeit entſant
Der ſchalen darnach zu hant
Begreiff er der ſchalen hertikeit

---

[1] Histoire de l'origine et des premiers Progres de l'Imprimerie. Part. I. p. 86.

[1] Idee générale, p. 277.

10 Von den nuſſen iſt mir geſeit
Sprach er das iſt mir werden kunt
Sie haben mir verbenet meinen munt
Hyn warff er ſie zu derſelben fart
Der kerne der nuſſe im nye wart.
15 Demſelben aſſen ſein gleich
Beide jung arme unde reich
Die durch kurze ritterkeit
Verſchmehen lange unſtkeit
Wenne man das feuer enzunten will
20 So wirt des Rauches dick zu vil
Der thut einem in den augen we
Wenn man darzu bleiet mee
Biß es enzundet wirt wol
Und dañ hitz gibt als es ſol
25 Das feuer ſich kaum erwigt
Das es hitze und licht gibt
Alſo iſt es umb geiſtliche leben
Welches menſch ſich got will ergeben
Der muß haben groß leiden
30 Und viel dinges vermeiden
Darnach in viel mancher hertikeit
Im ein anfanck iſt bereit
Ee das Feuer der myñe
Im enzundet ſein ſiñe
35 Hieran mag gedenken wol
Der menſch der got dienen ſol
Der ſol durch keinerley abian
Er ſoll am ſtetem dinſt beſtan.

Ich will, wie geſagt, die Vergleichung dem Leſer ſelbſt überlaſſen. Wenn er aber finden ſollte, daß ſie ein wenig ſehr zum Nachtheil des alten Bambergiſchen Druckes ausfalle, daß in dem neuen Zürcher verſchiedene Zeilen weit geſchmeidiger und verſtändlicher aus den Handſchriften geliefert worden: ſo wird er doch auch nicht in Abrede ſeyn, daß hinwiederum in jenem eines und das andere vorkömmt, welches offenbar das Beſſere iſt, und von den letzten Herausgebern hätte genutzt werden können. Wenn z. E. die Schweizeriſche Ausgabe in der 14ten Zeile lieſt,

„Die nuß der kerne im nit wart"

klingt dieſes in unſerer nicht weit beſſer und dem Verſtande gemäßer,

„Der kerne der nuſſe im nye wart?"

Denn man ſagt doch wohl unſtreitig, der Kern der Nuß, und nicht, die Nuß des Kernes. Auch daß bei uns die beiden Zeilen, welche dort auf die 34ſte folgen,

Und im troſtlich muige weſen
Als wir dik herent leſen

gänzlich mangeln, iſt zu loben. Denn ſie ſind ſo überflüſſig, und zeigen von einer ſo elenden Flickerei, daß ſie unmöglich von dem Verfaſſer herkommen können. — Eine zweite Probe ſey die neunte Fabel der neueſten Ausgabe, welche in unſrer die achte iſt.

IX. (8.)

Vier geſellen komen uber ein
Das es alles ſol ſein gemein
Was ſie der jagten auf der heide
Beide groß unde cleine
5 Das ein was ein lewe freyſam
Ein geis ein ochſe was zam
Ein ſchaf der vierd geſelle was
Sie lebten am erſten ane haß
Ein hirs begegent in do
10 Do wurden ſye gar fro
Do der von in gefangen wart
Do wart nicht lenger geſpart
Er wart zu hawen ſchir
Unde geteilet in vier
15 Do ſprach der lewe freiſſam
Den erſten teil den muß ich han
Das ſol mir durch mein adelkeit
Vor euch allen ſein bereit
Das andre gibt mir mein krafft
20 Und mein groſe meiſterſchafft
Das dritte ſoll mir nicht engaan
Wañ ich am allermeiſten gevochten han
Mir beleib dann der vierde teil
Die freuntſchaft lies ich anders feil
25 Die wir zuſamen haben geſchworn
Sie vorchten alle des lewen zorn
Die teil muſten ſie ym alle lan
Und muſten hungerig von dañen gan
Es geſchicht unde iſt auch recht
30 Wo ſich gleichen wil der knecht
Dem herren durch ſein thumen mut
Das ſchadt ym unde iſt nicht gut
Mit herren weichſel eſſen
Wañ ſie haben ſich des vermeſſen
35 Der ſich nicht daver huten wil
Sie werffen in mit weichſeln ſtil
Die herren ſprechen wenn man teilen ſoll
Ich gan dir deines rechten wol
Hab dir das kalb las mir die ku
40 Ich nym dir anders was du haſt darzu
Alſo wirt der arme betrogen
Und von den gewaltigen an gelogen
Das mag anders nicht geweſen
Vor gewalt mag nymant geneſen
45 Wañ gewalt get fur recht
Und wo ſein ſulch knechte
Die des nit wollen abegan
Die kunnen die lenge nicht beſtan

Auch von dieſer Fabel gilt, was ich von der erſten geſagt habe. Auch hier giebt unſer alter Druck verſchiedene Kleinigkeiten an die Hand, die eher ſo, als ſo wie die Schweizer ſie leſen, aus der Feder des Dichters werden gefloſſen ſeyn. Wer zweifelt z. E. an der 7ten und 8ten Zeile, die bei jenen weit leerer und kahler ſo lautet:

Ein ſchaff der vierd geſelle was
Als ich an einem buoche las?

Es iſt der nämliche Lückenbüßer und Reimfüller, der in der vorigen Fabel bei uns ganz weggeblieben war, und in dieſer bei uns mit einem ſo ſchönen und paſſenden Umſtande erſetzt iſt, daß wenn der Dichter auch nicht wirklich ſo geſchrieben:

Ein ſchaf der vierd geſelle was
Sie lebten am erſten ane haß:

er doch unſtreitig ſo hätte ſchreiben ſollen. — Ich glaube nicht, daß es nöthig ſeyn wird, noch mehr als eine einzige Probe anzuführen, die ich jedoch mit Rückſicht auf einen anderweitigen Umſtand wählen will. Es iſt die bekannte Fabel von dem Vater, dem Sohne, und ihrem Eſel, nach der Ordnung die zwei und funfzigſte in der neuen, und die ſechs und vierzigſte in unſrer alten Ausgabe.

LII. (46.)

Eins mals zu markte fur ein man
Seinen ſun er zu ym nam
Einen Eſel darzu das
Er deſter gereiten mochte das
5 Auff den eſel ſaß der man
Seyn ſun muſte gan
Mit ym er het zu reiten nicht
Nu fugt es ſich von geſchicht
Das ym leut entgegen kamen
10 Die groß wunder namen
Sie ſprachen alle wie der man
Reit und leſt den jungen gan
Ließ er den knaben reiten
Und lief dem knaben bei der ſeiten
15 Daran thet er vil baß
Do der alt erhoret das
Von dem eſel ſaß er do
Der jung ſaß auff und was fro
Der ein zu dem andern ſprach
20 Do er den knaben reiten ſach
Wart getreuer geſelle meyn

Der alt mag wol ein narre ſein
Das er leſt reiten den knaben
Der ſolt lauffen und traben
Und ſolt der alt reiten
Vil kaum mocht er gebeiten
Das der alt auff den eſel kam
Zu dem knaben und reiten hin dan
Den eſel riten ſie beide
Das wart in ſchir zu leide
Do ym die leut bekommen
Wunder dum nemen
Sprachen ſie alle ſehet an
Wie thut der alt man
Sich geſezt hat auff das eſeleyn
Er und auch das knebleyn
Sie wollen den eſel haben tot
Zwar es tuit ym kein not
Der alt ſolt rue han
Und ſolt den jungen laßen gan
Die rede alſo geſchach
Der vater zu dem ſun ſprach
Wol abe wir wollen beide gan
Der eſel auch ſoll rue han
Do komen die frauen und die man
Sie ſprachen alle nu ſehet an
Wie torecht die beide ſint
Der alte man und auch ſein kint
Das ir nicht ſyn zu reiten hat
Der eſel der doch ledig gat
Do ſprach der vater ſun bilan
Wir wollen beide zu fuß gan
Und wollen den eſel tragen
Was dann die leut werden ſagen
Sie wurffen den eſel nider
Zuſamen bunten ſie ym ſein gelider
Und hingen in an ein ſtangen groß
Den eſel es ſere verdroß
Er wer vil lieber gegangen
Das er muſt an der ſtangen hangen
Nu wol auff der vater ſprach
Der ſun vil jemerlich ſach
Das er den eſel muſt tragen
Dy leute begunden zu ſagen
Man ſicht wol das ſie narren ſint
An witzen ſint ſie beide blint
Do das der alt ſach
Das ym nymand wol ſprach
Seufftzen er ſere began
Seinen ſun ſach er an
Er ſprach here was ich dir ſag
Es ſey dann das mich der eſel trag
Oder dich ſo ſey wir thoren
Treit er uns beyde er iſt verloren
Get er ledig ſo ſein wir narren
Tragen wir in den ſo an einer ſtangen
So iſt nyemant torechter dann wir
Dovon rat ich dir
Das du thuſt recht und wol
Die werlt iſt aller boßheit vol
An ſtraffe mag nymant geneſen
Wer mag an hinder rede geweſen
Wer an eren mag beſtan
Der ſol durch kein dinck abelan
Er ſoll thun was ym fuget wol
Auch wer er aller tugend vol
Und wie vil ein menſch gut thut
So dunket es die werlt nit gut
Geſehen ſint vil leut blint
Der herze ſo vergifftig ſint
Was ſie horen oder ſehen
Das ſie darzu das poſte jehen
Der ſich vor den gehuten kan
Es ſint frauen oder man
Der mag wol frolich loben got
Kumpt er hin ane ſpot.

In dieſer ganzen Fabel, ſo wie ſie hier und in unſrer erſten Ausgabe zu leſen, iſt ſchlechterdings nichts, was den Lesarten der neuen Ausgabe vorzuziehen wäre. Vielmehr iſt dieſer alte Text nicht allein durch offenbare Druckfehler verunſtaltet, (z. E. gleich in der vierten Zeile, wo es paß für baß heißen muß;) ſondern auch an mehr als einer Stelle verſtümmelt. Zwiſchen der 18ten und 19ten Zeile fehlen ihm folgende, oder ungefähr folgende Zeilen, wie ſie die verſchiedene Rechtſchreibung und Mundart geben würde:

Das er auch reiten ſolte
Der alte gerne wolte
Nebent bi dem eſel gan
Do bekamen in zwen ander man.

Zwiſchen 44 und 45 fehlt:

Sus gingens uff der ſtraße hin
Der eſel gieng auch ler mit in

Desgleichen nach der 64ſten:

Warta warta ſechent an
Ein eſel tragent zwene man
Der ſolt ſie beide billich tragen
Wen mag es wol ze mere ſagen

Denn ſo lieſt dieſes alles die neue Ausgabe der Schweizer, vollſtändiger und richtiger: welches Lob ich ihr auch in noch mehreren Fabeln, nicht ungern zugeſtehe.

Ja ich will eben ſo gern einräumen, daß wenn es überhaupt weiter nichts, als einige beſſere Lesarten wären, die aus dem alten Bambergiſchen Drucke zu ziehen, der Nutzen deſſelben ſehr geringe ſeyn würde. Und gewiß hätte es ſich kaum der Mühe verlohnt, mehr als mit ein paar Worten der Entdeckung deſſelben zu gedenken. Es wäre ein Leckerbiſſen für den Bücherwurm, und weiter nichts. Doch weit gefehlt, daß es nur dieſes ſeyn ſollte: das Beſte kömmt noch.

Als ich von vorne herein die Vergleichung Fabel vor Fabel anzuſtellen begann, konnte ich lange keinen andern weſentlichen Unterſchied entdecken, als daß in der alten Ausgabe einige der Fabeln gänzlich fehlten, welche ſich in der neuen finden. Auf einmal gerieth ich im Blättern an das Ende, und fand, daß dieſes mit einem Epilog verſehen ſey, der mir ganz fremd war, und der durch einen beſondern Umſtand meine ſchon erlöſchende Neugierde mit eins wieder erweckte. Hier iſt er, dieſer Epilog, der mir die erſte Hoffnung machte, daß, wo ich dieſen Anbruch gefunden, der Ausbeute wohl noch mehr werden dürfte.

Wer die peiſpil merken wil
Der ſeze ſich auff des endes zil
Der nutz leit am ende gar
Der peyſpiel nemet eben war
Die that iſt nit alſo geweſen
Der geſchicht als ir habt horen leſen
Darumb liſt man ein peiſpiel gut
Das weiſer werd des menſchen mut.
Hundert peiſpil han ich geleit
An diß puchlein und iſt becleit
Gar mit weiſen worten
Einfeltiglich an allen orten
Und gezirt ſind mein wort
Doch han ich cluger ſynn gehort
Ein durres tal offt treit
Ein kern der ſußikeit
Ein cleiner gart offt gebirt
Schlechte wort und ſchlecht gericht
Das lebt nu in der werlt nicht
Vil wort unde krump ſein geflochten
Der hat nu vaſt gefochten
Wenn ſchlecht wort nutz ſint
Keinen frumen er von in genympt
Es prediget mancher von hohem rat
Der ſich ſelber nicht verſtat
Der wol das ſchwert brechen kan
Dem iſt es nutz vil manch man
Treit ſyer meſſer unde ſchwert
Die ym ſein cleines nutz wert
In ſeiner hant das ein ende hat
Diß puch das do hie geſchriben ſtat

Wer es ſiſt oder leß leſen
Der muß ſelig ymmer weſen
Und wem es zu lieb geſchicht ſey
Der muß ymer werden frey
Vor allem unglück ymmer mee
Sein ſele befind nymer wee

Ich will mich jezt nicht bei einzelnen Stellen aufhalten, welche ſo, wie ſie hier geleſen werden, kaum verſtändlich ſind. Ich will nur ſogleich meine Leſer jenen Umſtand bemerken laſſen, der mir ſo beſonders auffiel. Doch ohne Zweifel haben ſie ihn ſchon von ſelbſt bemerkt. Es iſt die Zeile:

„Hundert peiſpil han ich geleit“

Hundert Beiſpiele! Ganze hundert Fabeln alſo, ſagt der Dichter ausdrücklich, daß er in ſeinem Buche erzählt habe. Und wo finden ſich dieſe hundert Fabeln, in der Ausgabe der Schweizer? Dieſe hat deren, nach eigner Numerirung, nicht mehr als vier und neunzig, oder gar nur drei und neunzig, wenn man genauer nachzählt. Denn da, wo die eine Handſchrift angefangen, ſpringt die Zahl von **XXIII** ſogleich auf **XXVI**. Und obſchon darzwiſchen auf der 45ſten Seite ein Abſatz vorkömmt, der ohne Zahl geblieben, aber die Zahl **XXIV** führen ſollte, weil er eine beſondere vollſtändige Fabel iſt: ſo fehlt doch noch immer Nummer **XXV**; und in allem fehlen folglich, an der vollen Anzahl von hundert, ganzer ſieben Stück.

Aber die Bamberger alte Ausgabe wird ſie doch vollzählig haben, dieſe hundert Stück? Das durfte ich kaum hoffen; und zu meinem großen Leidweſen fand ich in ihr deren gar nur fünf und achtzig. Alles, womit ich mir alſo vor der Hand noch ſchmeicheln konnte, war die Unwahrſcheinlichkeit, daß in beiden Ausgaben gerade die nämlichen Stücke fehlen ſollten.

Und ſo war es auch nicht. Denn kurz, nachdem ich endlich Stück vor Stück verglichen hatte, fand ich mich um ganzer ſechſe reicher; ſo, daß wenn die Anzahl **XCIV** in der Schweizer Ausgabe nur ihre Richtigkeit gehabt hätte, mir von allen hundert Fabeln unſers alten ehrlichen Dichters auch nicht eine einzige abgegangen wäre.

Von den drei und neunzigen nämlich, welche dieſe neue Ausgabe hat, mangeln in der alten Bambergiſchen, Nummer **VI. XVII. XXIV.**[1] **XXXVII. XLVIII. LIV. LVI. LIX. LXIV. LXVI. LXXI. LXXV. LXXXI** und **LXXXIII** folglich in allen vierzehn; wornach ihrer überhaupt nicht mehr als neun und ſiebenzig bleiben würden. Dagegen hat ſie, wie geſagt, ſechs eigene, die jener abgehen, und die ich hier ohne weitere Vorrede mittheilen will. Sie folgen auf die neun und ſiebzigſte alle hinter einander, und müſſen, wenn einmal in einer neuen Auflage die Schweizeriſche Ausgabe damit vermehrt werden ſollte, ebenfalls da hinter der vier und neunzigſten, oder eigentlich drei und neunzigſten, in Einer Ordnung folgen; worauf der ſchon angeführte Epilog das ganze Buch beſchließen würde. Daß ſie ohne Aufſchriften ſind, weiß man ſchon.

80.

Vil krieges macht dein unde mein
Das wart in einem krieg ſchein
Von dem ich geleſen han
Es kriegten zwen reich man
Mit einander umb gut
Der krieg wert lang und ir mut
Ir ialicher wolt haben recht
Sie machten ein groß gerecht
Des wart ir ſach hin gezogen
Und das ir ialcher wurde betrogen
Vor dem der ir herre was
Wer ſolt ſie richten daß
Das kein unrecht ſolt vor gan
Gut recht ſolten ſie beide han
Do die ſach geſezt wart
Darnach nit lang wart geſpart
Vil heimlich do der ein man
Gegangen zu dem herren kam
Und bracht ein ochſen der was groß
Der gabe den herren nit ſere verdros
Er ſprach lieber herre mein
Laſt euch mein ſach bevollen ſein
Mein ſach iſt gut meyn wort ſind ſchlecht
Ich pit nit anders den recht
Der herre ſprach es ſol geſcheen
Dein gab ſol ich wol anſehen
Des rechten ich mich wol verſtan
Dieſe rede vernam der ander man
Mit rat fur er heimlich zu
Des hern frau bracht er eyn ku
Do des hern frau die ku ſach
Fleißiglich er zu ir ſprach
Gnedige frau meyn
Laſt euch mein ſach bevollen ſein
Schweig ſtille und hab guten mu.
Dein ſach muß werden gut
Die frau zu dem herren ſprach
Do ſie die ſchone ku ane ſach
Durch mein willen hilff den man
Das er ſein ſach mug behan
Und ſein gut des pit ich dich
Der pete verzeihe nit mich
Der herre der frauen gerett das
Do der herre zu gericht ſaß
Do kamen auch die zwen man
Und ſolt auch ir krieg ein ende han
Sie legten beide fur ir clage
Der richter nach der frauen ſage
Er ſtunt ym bei der ym gab dy ku
Rede ochs ſprach der ander darzu
Wiltu nicht reden es iſt zeit
Du meiner ſach nit lenger peit
Rede an mein ochs des pit ich dich
Durch nicht ſoltu laßen mich
Der herre ſprach es mag nicht geſein
Das do rede der ochs dein
Die ku den mund beſchloſſen hat
Den ochſen an ſtym er ſtat
Der Ochs verlor ſein ſach gar
Das wart ſein meiſter wol gewar
Empfangen gabe binden kan
Gabe entricht manchen man
Empfangen gabe ſelten thut
An frauen und an mannen gut
Empfangen gabe gepirt
Das offt recht zu unrecht wirt
Ein richter der do recht richten will
Der bedarff keiner gabe zu vil
Der richter ſol nit abelan
Das recht ſol er veſte han
Wo das kunen kumet zu
Und empfangen wirt die ku
Do mag der kaum geſigen
Die ku ret der ochs was geſchwigen
Das tuet des kuſſes rat
Das dick ſchedlichen geraten hat
Mancher hoher richter unde furſprech
Got es ſelber an ym rech
An dem jungſten tage
Wirt er verurteilt als ich euch ſage
Das iſt die engliſch clage
So mag ym ſelber nymant vertrage.

81.

Stat macht dieb als ich euch ſag
Uebrige gezirde ſchat nacht unde tag
Wer ſich der maßet der thut wol
Als uns diß peiſpil ſagen ſol.

---

[1] So ſollte nämlich, wie ſchon berührt worden, in der Schweizeriſchen Ausgabe der Abſatz S. 45 numerirt ſeyn, welcher ſich anfängt,

„Es was ein wiger vroſchun voll ꝛc.

Ein purger der het in ſeinem hauß
Ein kazen die manch mauß
Ving die was ſtolz und gemeit
Jr palck was ſchon unde wol gecleit
Seinen nachpauern gevil ſie wol
Sein herz was begierde vol
Wie der die kazen mocht gehan
Den palck ſah er lieplich an
Der was weiß als der ſchnee
Nach der kazen was ym wee
Durch nicht wolt er ſie laſen geneſen
Der palck muſte ſein weſen
Des kan ich geniſen wol
Funff ſchilling er mir gelten ſol
Darnach nit lang wart gepait
Der kazen dieb gemeldet wart
Und wart dem purger kunt gethan
Wie das er die kazen wolt getot han
Durch des palges ſchein
Der purger ſprach es mag nit geſein
Sind der palck ſchaden tut
Jch ſchick das er were behut
Und meyn gevatter leſt in leben
Ein erznei wil ich ir geben
Mit einem ſchaub ſur er zu
Der kazen palck beſenget er nu
Das er ſchwarz unde manigvalt
Flecket was und ungeſtalt
Alſo behut der purger do
Sein kazen wer noch tut alſo
Des kaze wurd wol behut
Welche frau hat ein uppigen mut
Und ſtellet auff gezirde groß
Das manch frau nye verdroß
Wer die behuten wil
Der volge ires willen nit zu vil
Den palck er ir beſengen ſol
Das ſie icht eym andern gevalle wol
Durch des palges ſchein
So ſtete mag kein frau geſein
Wil ſie ſich der werlt geben
Vil ſchier wird geſchwecht ir leben
Welcher frauen ir wirt wol gevelt
Die leben in eren mannigvalt
Weiplich geperde frauen zucht
Die ſint vor aller werlt gerucht
Ein weib ſchon keuſch unde wol behut
Erhebt manches mannes mut
Nie auff ertrich peſſers wart
Denn eine frau von guter art
Frumer frauen leip unde mut
Jſt vor allen wandel behut
Die ſol man unbeſenget lan
Der kazen dieb leſt ſie wol gan
Und aller eren iſt ſie wert
Jch hoffe ſie wurd von got gewert
Was ſie von ym wolt pitten
Got behut ir aller ſitten
Durch alle weib reine
Sie ſind groß oder cleine

82.

Man liſt von einem kindelein alius
Das mit namen hieß parius
Sein leib was jung ſein ſyn waren alt
Sein herz auff weißheit was geſtalt
Zu rome es in das rathauß kam
Mit ſeinem Vater unde manchen man
Wann rome manch wiz pflag
Es geſchach auff einen Tag
Das ſich fuget ein wunderlicher rat
Zu rome in derſelben ſtat
Auch kamen ſie uber ein
Das nymant weder groß noch clein
Von dem rat ſolt ſagen
Do wurd des jungen muter fragen
Er ſprach liebe muter mein
Jch thu dir deines fragens ſchein
Jch ging mit meinem vater aus
Und kam in das rathauß
Do ſah ich manchen weiſen man
Jn dem groſen rat ſtan
Die muter ſprach zu ym zu hant
Was meinſtu das ſie heut hant
So lang geraten liebe muter mein
Das ich es ſage mag nit geſein
Das ich offen der romer rat
Das man ſuſt verpoten hat
Do die muter erhort das
Das der rat verpoten was
Do wart ir nach der ſach not
Sie wolt den knaben haben tot
Sie ſchlug in ſere der knabe ſprach
Do er die muter zornig ſach
Jch wil dir ſagen was do iſt der rat
Den man heut geraten hat
Es iſt ob ein frau zwene man
Mit recht mug zu der ee han
Oder ein man zwei weib
Sie ſprach ſam mir ſele und leib
Vil peſſer iſt das zwen man
Ein weib ſollen han
Wan zwei weib ein man hetten
Jch ſprech das und theten
Sie gewunen nymmer guten tag
Zwar ob ich es geſugen mag
Jch ſol es frolich widerſtan
Sie begund zu andern frauen zu gan
Sie thet ein weiplich that
Sie offent des herren rat
Als ir der knab het geſeit
Sie ſprach alle groß herzeleit
Und krieg muſten wir gegen in han
Es iſt peſſer das zwu frauen ein man
Sollen unterdenig ſeyn
Wol auff lieben geſpielen mein
Sprach eine zu der andern da
Uns iſt ſorge vil nah
Wir ſullen des zu rat gan
Und ſullen es mit nichte lan
Unſer not ſullen wir clagen
Und horen was ſie ſagen
Do die ſach alſo geſchach
Und die frauen der rat an ſach
Sie wunderten alle was das mocht geſein
Sie enpfingen ſie und lieſen ſie ein
Und als ſie die ſach hetten vernumen
Darumb ſie dar waren kumen
Sie richten ſie ſchon wider heim
Und ſprachen wir ſullen all uber ein
Kumen des das ein man wol
An einem weib benugen ſol
Die frauen gingen wider heim
Do ſprach der ratherrn ein
Wovon mag das ſein kumen
Das die frauen haben vernumen
Do ſprach der knab parius
Do ich geſtern kam zu hauß
Do wolt mein muter wiſen das
Wes man zu rat worden was
Do wolt ich ſie nit wiſen lan
Do geriet ſie mich gar ſere zu ſchlan
Eyn lugen der dacht ich auff der ſtunt
Und ſprach das wort das euch iſt worden kunt
Von den frauen nu
Sie ſprachen dank hab du
Und verpoten daß kein kind mer
Kem in den rat als ee
Wann dieſer knabe was acht jar alt
Seiner weißheit er nicht entgalt
Der do heimlich raten will
Der getrau kindern nit zu viel
Wan kinder und ein trunckner man
Mugen heimlich nicht behan
Unſtet iſt der frauen mut
Des ſeyn ir wort nit wol behut
Was eyn frau weiß wie ſchad es ymer mag geſeyn
Zu hant wiſen es zwu oder drei
Wovon dir mag geſchehen leit

Das las der frauen ungeſelt
Was du wilt verholn han
Das ſoltu das weib nit wiſſen lan
Doch man ſy darumb leren ſol
Sie mugen das verhelen wol
Das ſie das nicht wiſſen
Wann mancher wirt von in beſchiſſen
Das iſt wol worden ſchein
Dank hab der der an ſie wol mag geſein

83.

Von einem piſchoff liſt man das
Das er in groſſen eren ſaß
Gelerter pfaffen het er vil
Sein wirdikeit was an zil
Nu het er einen jungling
Ein ſchuler kundig auff alle ding
Bey dem was ſeins vettern kint
Der was dem piſchof gar gemynt
Er het auch ein weiſen man
Als ich das vernumen han
Ein ertzpriſter geſetzt ein
Den leuten zu einem guten ſchein
Nu fuget es ſich auff einen tag
Das der ertzpriſter ſiech lag
Und alſo ſiech ſtarb
Der jungling umb das ampt warb
Der piſchoff tet was er begert
Doch des ampts was er ungewert
Darnach nit lenger wart geſpart
Dem piſchof geſendet wart
Ein kerbe mit guten pirn vol
Des danket er dem poten wol
Gar lieb was ym das geſchank
Er ſprach zu dem ſeyn zu dank
Wem mag ich getrauen wol
Der mir der pirn huten ſol
Wurde mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu dem jungling ſprach er da
Iſt das ich dir ja
Der pirn ich dir getrauen ſol
Ein peſſern huter funde ich wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sy wurden geſſen gar palt
Ich wil mir nicht der pirn dir
Getrauen des glaube mir
Diſe red erhort ein weiſer man
Mit ernſt ſach er den piſchof an
Er ſprach nu erparm es got
Das ir begangen habt den ſpot
Das ir ſo manch ſalde hant
Bevolhen der euch iſt bekant
Sein kintheit und ſein jugent
Dovon ir nüſſer mugent
Ungemach haben unde leit
Von dem dem ir die pirn habt verſeit
Zu hant ſol der pfleger weſen
Der ſele wie mag dann geneſen
Das ſchaf ſo der wolff zu einem hirten wirt
Auff der ſtraſe wird verirt
Der der den blinden furen ſoll
Vallen ſie peide das iſt wol
Die ſchaf gar verirret ſind
Wan zu einem hirten wirt ein kint
Wie bericht der einige man
Der ſich ſelber nicht berichten kan
Wie mag der geſpeiſen wol
Wañ der ſelb nyñer wirt vol
Und lebet ſtet in geitikeit
Zu ſcheren ſind ſie bereit
Speiſten ſie die ſchaf alſo gern
Alſo wol ſie die ſchaf kuñen geſchern
Die ſchaf ſtunden deſterpaß
Nu get ir arger liſt auff das
Wie die ſchaf wurden geſchorn
Ob ſie nyñer wurden verlorn
Darauff ſind ſie beſorget gar
Sie entruchten nit wie die ſele far
Der weiſe piſchof beval
Dem jungen die ſele an zal
Und wolt beſelhen nicht
Die pirn das noch offt geſchicht
Das er der huten ſol
Uber eyn pirn getrauet wol
Wer ſie behut dem wil got geben
Umb ſein huten das ewig leben

84.

Von einem ritter ſagt man das
Das er in großen eren ſas
In reichtum und in wirdikeit
Seinen ſun hat er geleit
Zu ſchule nu kam er auff die trift
Das er die pucher und die ſchrift
Vil clein geriet zu verſtan
Der ritter wolt nit abelan
Er het gern eyn pfaffen gut
Auß ym gemacht das ſein mut
Zu ſchule ſant er in gen pareiß
In kunſten ſolt er werden weiß
Mit großer koſt er do was
Doch er nit gar vil las
Er vant do geſellen vil
Mit allerlei ſeiten ſpil
Zu pareiß lebt er manchen tag
Do er vil weißheit pflag
Sein zerung was unmaſen groß
Des ſein vater gar ſere verdroß
Do er wider zu lande kam
Und weißheit ſolt han
Sein vater was gar fro
Ein groß wirtſchaft macht er do
Sein freunde lud er alle gleich
Peide arm unde reich
Die zuſam̃en koñen dar
Sie nomen des pfaffen alle war
Sein geperde waren clug
Nach pfeffenlichen ſitten gnug
Nu ſach er durch die ſtuben durch
Do was eyn loch gepotet durch
Darein was ein ku zagel geſchlagen
Do hub der hohe pfaff an zu ſagen
Mich hat groß wunder genumen
Wie die ku durch das loch iſt kumen
Und in dem loch beliben iſt
Der zagel zu dieſer friſt
Er ging auch fur das hauß
Und ſtellt ſich fur die thur hin auß
Und lugt ſere den himel an
Der monde begund ſchon auff zu gan
Vil ſere ſach er ſich umb do
Sein freunde waren alle fro
Sie wenten alle des ſicher zu weſen
Er het aſtronomiam geleſen
Und wer ein herre in hoher kunſt
Do was weder witz noch vernunft
Do er den mond ane ſach
Vil ſchnelle ging er hin unde ſprach
Eines dinges mich wunder nympt
Des ich mich nit hab gefliſſen ſint
Das der mon gleich auff gat
Dem mond zu pareiß in der ſtat
So ſere das wundert mich
Sy ſint an einander ungleich
Es muß ſein gar ein weiß man
Der die zwen unterſcheiden kan
Do der ritter das erſach
Zu ſeinen freunden er ſprach
Von ſach wegen iſt mein hertz zorn
Koſt und erbeit iſt gar verlorn
Es dunket mich in meinen ſinnen wol
Das er iſt aller narheit vol
Der vater und die freunde ſein
Muſten in ein thoren laßen ſein
Wer von natur iſt unveñnt
Und nyñer witz hat dañ eyn kint
Dem mag die ſchule zu pareiß

An ſinnen nymer machen weiß
Iſt er ein eſel und ein gauch
Daſſelbe iſt er zu pareiß auch
Wo die natur verirt iſt
Was ſchrifft do hoher pfaffen iſt
Was hilfft das einer zu ſchule fert
Und groß gut an nutz verzert
Er horet hohe meiſter leſen
Ein narre muß er doch ymmer weſen
Gute pucher gewinnet er wol
Ein guter pfaff er nymmer werden ſoll
Hie heim ein narre ein rint dort
Dorcht ire werk tump ire wort
Sullen ſie weſen des gelaß
Nye kein pfaffe ſurpaß

85.

Ein marckt hub ſich in einer ſtat
Der marckt vil großer freiheit hat
Es waren frauen oder man
Wer do wolt zu marckte gan
Der het fride ſyben tage
Nu horet was ich euch ſage
Der marckt was wol behut
Do was feil allerley ſchlacht gut
Was ymant zu kauffen gert
Des wart er auff der ſtat gewert
Ein hoher pfaff an kunſten reich
Kam auff den marckt und thet gleich
Als er ein Kauffmañ ſolt weſen
Er ſprach wer do wil geneſen
Das des er mug haben heil
Große weißheit hab ich feil
Fur den kunig die rede kam
Sein knecht ſandt er hin dan
Das die mit nicht vermiden
Dan das ſie ſchnelle riden
Und ym kaufften die weißheit
Er ſprach ym were nit leit
Was ſie darumb muſten geben
Die knecht vernumen eben
Groß ſilber ſie do nomen
Do ſie zu dem meiſter komen
Sie ſprachen wir ſind her geſant
Mein herre der kunig hat euch vermant
Das ir das ſilber ſult nemen
Und ſult ym der weißheit geben
Er empfing das ſilber und ſazt ſich nieder
Er ſchreib ein wort und ſant wider
Dem kunig bey den knechten ſeyn
Das wort von deutſch zu latein
Sprach du ſolt das end anſehen
Deiner werk waß was dir geſcheen
Dir darumb mug geſcheen kunftlich
Der weißheit ſoltu fleißen dich
Den kunig brengt dieſe gebot
Das daucht ſie gar ein ſpot
Sie hetten alle des geſchworn
Das gut wer gar verlorn
Darumb die weißheit iſt gegeben
Domit der kunig ſein leben
Gebut der kauff gevil ym wol
Das wort was großer kunſt vol
Er hieß es ſchreiben an ſein thur
Mit gulden puchſtaben wer do fur
Ginge der mocht es wol leſen
Der kunig wer anders tot geweſen
Eins mals als ich euch ſagen wil
Het er heimlicher veint vil
Dy ſtellten ſere auff ſein tot
Und heimlichen das ſie nit in not
Komen fur die miſſetat
Nu gingen ſie heimlich zu rat
Ein ebenteuer die was klein
Gemeiniglich komen ſie uberein
Das ſie gelt und gut wolten geben
Einem barbirer der dem kunig ſein leben
Neme ſo er ym ſolt ſcheren
Sie wolten ihn des gelts geweren
Als ſchnelle er es het getan
Nu wolt der ſcherer heimlich gan
Zu dem kunig in den pallas
Und wolt von ſtund enden das
Darumb er empfangen het das gut
In große forcht kam ſein mut
Do er dy ſchrifft ſach an
Do begund er alda ſtille ſtan
Das ende deiner werk ſoltu an ſehen
Und was dir darumb mag geſchehen
Vil ſchnelle er zittern began
Ein tottich farb er gewan
Do in der kunig ane ſach
Schnelle er zu ym ſprach
Sag an was iſt dein not
Oder du muſt leiden den tot
Der kunig ließ in ſchnelle fahen
Und vil ſchwerlichen ſchlahen
Der bekant des mordes den er wolt haben getan
Des er durch der ſchrift willen muſt lan
Die ym das erwendet hat
Das auff der thur geſchrieben ſtat
Alſo behilt der kunig ſein leben
Sein veind muſten ym all geben
Im das gut das was wol
Das gekaufft wort das was nutzes vol
Wer das end anſehen kan
Seiner werk das iſt ein weiß man
Wer das end anſehen wil
Der kumpt nit auff der reue zil
Das ende vertreiben kan
Die ſunde wer do ſiehet an
Ein gut ende macht das
Alles das vor poſe was
Ein gut ende macht alles das gut
Ein gut ende nymer ubel thut
Der ſchiffman in dem ende ſtat
Und richtet das es wol gat
Wer ſich do in das ende leit
Und gewynnet mit ym nymer groß leit.

Alle dieſe ſechs Fabeln (die zweiundachtzigſte ausgenommen, welche aber auch eigentlich keine Fabel, ſondern die wahre Geſchichte des jungen Papirius iſt, deſſen Name in Parius verſtellt worden) wird man von keinem ältern Dichter erzählt finden. Ob ſie aber darum urſprünglich deutſche Erfindungen ſind, davon ein Mehreres in meiner zweiten Entdeckung über dieſe ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger, welche den wahren Namen des Verfaſſers betrifft, und die ich in den zweiten Beitrag verſpare. Ich ſage jetzt nur ſo viel davon, daß dieſer Name, aus einer Handſchrift unſerer Bibliothek, von Gottſcheden mit einer Oscitanz, — ich weiß kein anderes Wort: Unachtſamkeit ſagt viel zu wenig — ausgegeben worden, die ſchwerlich ihres gleichen haben dürfte.

II.

Romulus und Rimicius.

Mit jener Entdeckung hatte ich mich wieder ganz in das Feld der Aeſopiſchen Fabel verirrt. Es war eine Zeit, da ich keinen Dichter mit mehrerem Fleiße ſtudirte, als den Phäder. Und damals, wie oft wünſchte ich mich in die Bibliothek zu Wolfenbüttel! Denn nur allzuoft ſtieß ich, in den Noten des Gudius über meinen Autor, auf Dinge, die ich mir dort, und nur dort, aufklären zu können verſprach.

Es iſt bekannt, daß dieſe Noten des Gudius über den Phäder nicht von ihm ſelbſt, ſondern verſchiedene Jahre nach ſeinem Tode, von dem ältern Peter Burmann herausgegeben worden.[1] Und es iſt eben ſo bekannt, daß der größte Theil der hinterlaſſenen, eignen und fremden

---

[1] Nämlich zuerſt 1698. Gudius ſtarb 1689.

Handſchriften des Gudius in unſre Bibliothek gekommen. Nun wußte ich zwar, daß die Papiere, aus welchen Burmann ſeine Ausgabe beſorgt, ſich nicht mit darunter befinden könnten, als welche längſt zuvor von den Erben des Gudius an Gräven überlaſſen worden. Allein Gudius bezog ſich in den Noten ſelbſt noch auf ſo manches, das meine Neugierde reizte; beſonders auf verſchiedene alte Codices, die er ſelbſt zu Rathe gezogen, ſelbſt in Händen gehabt hatte. Und von dieſen durfte ich vermuthen, in Wolfenbüttel einiges wieder zu finden, das, wenn es Burmann gleichfalls vor ſich gehabt hätte, er gewiß näher angezeigt, und in manchen Fällen mehr genutzt haben würde.

Alles dieſes, wie geſagt, fiel mir jetzt wieder ein, und ich ſah, daß ich zu Erfüllung meines alten Wunſches nichts brauchte, als die Hand auszuſtrecken, und mir gewiſſe Ideen wieder klar und deutlich zu machen, die ich mich nur eben noch gehabt zu haben erinnern konnte.

Und warum nicht? Ich fing an, und ſuchte; und das erſte, worauf mich unſre Cataloge wieſen, war die eigenhändige Abſchrift des Gudius von dem **Codice Divionensi**, auf den er ſich verſchiedentlich in ſeinen Noten beruft. Ich ergriff ihn mit Vergnügen; aber ſchwerlich hätte ich mir in dem erſten Augenblicke auch wohl nur träumen laſſen, welchen beſondern Aufſchluß er mir in einer Sache gewähren würde, über die ſich, mit und ohne Verſchulden der fleißigſten und ſcharfſichtigſten Gelehrten, die äußerſte Dunkelheit und Verwirrung ſeit vielen Jahren verbreitet hatten.

Dieſe Sache verhält ſich ſo. — Als Iſaac Nevelet 1610 die alten Fabeldichter, unter dem Titel **Mythologia Aesopica**, alle insgeſammt herausgab, bezog er ſich zu Wiederherſtellung der echten Lesart des Phädrus auf einen gewiſſen Rimicius, welcher die Fabeln deſſelben in Proſa aufgelöſt habe. Und dieſer proſaiſche verſtümmelte Phädrus war bereits längſt gedruckt, ehe der wirkliche vom Pithöus 1596 an das Licht gezogen wurde. Nevelet hatte eine alte Ulmer Ausgabe davon vor ſich, die ihm Gruter aus der Heidelbergiſchen Bibliothek geliehen hatte. Gleich bei der zweiten Fabel des erſten Buchs gedenkt er derſelben: **Sic enim** *Rimicius* **quidam qui Phædri fabulas soluta oratione reddidit, servatis ut plurimum verbis, hac eadem de re loquens ait — Rimicii hujus exemplar mihi e Palatina Bibliotheca suppeditavit V. A.** *Janus Gruterus*, **Vlmæ olim impressum. Fabulas Aesopi, Avieni et Anonymi nostri fabulatoris latina germanicaque oratione exposuit. Id monendum hoc loco duxi, quod aliquoties hujus Rimicii facturus sum mentionem.** Zu gutem Glücke mußte ich eben dieſe Ulmer Ausgabe auch in unſerer Bibliothek antreffen; und ſie iſt es, ohne die mir doch wohl die Abſchrift des **Codicis Divionensis** ſo viel als nichts genutzt hätte. Ich mußte beide Stücke zugleich vor Augen haben, wenn ich die Wahrheit erkennen ſollte.

Doch nur erſt weiter. — Auf dieſe Quelle kritiſcher Verbeſſerungen des Phädrus, ſo verdorben ſie auch ſeyn mochte, hatte ſich Gudius von dem Nevelet nicht umſonſt verweiſen laſſen. Ich kann aus ſeinen Anmerkungen, wie ſie Burmann herausgegeben, zwar nicht ſehen, ob er die nämliche Ulmer Ausgabe dieſes ſogenannten Rimicius vor ſich gehabt. Aber ein Manuſcript von eben dieſem Rimicius führt er an, und nennt es ſein eigen.[1] **Neveletius ex Rimicii cujusdam sterquilinio gemmulam, ut putat, eruit,** *vestibus*. **— In MS. nostro Rimicii est** *sedibus*. Eben dieſes Manuſcript iſt es ohne Zweifel, welches er an einem andern Orte[2] **Sciassianum Rimicii codicem** nennt. Ich bekenne meine Unwiſſenheit, warum **Sciassianum**. Mir fällt weder ein Ort noch ein Gelehrter ein, nach welchem es dieſe Benennung führen könnte. Und was läge daran, wenn es weiter nichts wäre? Allein, was dem Gudius noch immer **Rimicius**, höchſtens **Remiccius**, heißt, das nennt er weiterhin **Romulus**. Ja damit wir nicht zweifeln können, daß er ein und eben daſſelbe Werk meine: ſo ſagt er ausdrücklich[1] **Romulius, sive, ut Neveletio vocatur, Rimicius.** Und hier hebt die Verwirrung an.

Sie war auch ſchon ziemlich auf das Aeußerſte gekommen, als Joh. Fr. Nilant 1709 alte Fabeln herausgab, in welchen er ebenfalls mißgehandelte Glieder des Phädrus zu erkennen glaubte. **Incredibilis**, ſagt er in der Vorrede, **videbatur virorum doctorum fluctuatio in multiplicatione nominum et personarum: quippe quum** *Romulus* **vel** *Romulius* **sive** *Romalius*, *Rimicius* **sive** *Rimiccius* **vel** *Remicius* **sive** *Remiccius*, **denique** *Rinucius* **vel** *Rinuncius* **audiat, tum etiam ista nomina nunc uni, nunc duabus personis tribuuntur.** Denn da er jenen gänzlich anonymen Fabeln eine andere ähnliche Sammlung aus einer Handſchrift beifügen wollte, die den Namen des Romulus führte: ſo konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, daß Gudius ſchon einen ſolchen geſchriebenen Romulus vor ſich gehabt habe, den er für den gedruckten Rimicius des Nevelet gehalten. Und ſo, indem er dieſem nachſpürte, um gewiß zu ſeyn, daß er keine vergebene Arbeit unternommen, geſchah es, daß er ſich von einer Seite der Wahrheit um einige Schritte näherte, und auf der andern ſich um ſo weiter von ihr entfernte.

Nilant war nämlich ſo glücklich, zwar nicht völlig eben daſſelbe alte zu Ulm gedruckte Fabelbuch, das Nevelet aus der Heidelbergiſchen Bibliothek gehabt hatte, aber doch ein anders ihm ſehr ähnliches zu bekommen, in welchem bis auf die deutſche Ueberſetzung alles enthalten war, was Nevelet in jenem gefunden hatte. Aus dieſem nun erkannte er gar bald, daß Rimicius ſchlechterdings ein ganz neuer Schriftſteller ſey, dem in dem ganzen Werke weiter nichts gehöre, als die Ueberſetzung von dem Leben des Aeſopus, und von nur einigen wenigen Fabeln deſſelben. Er erkannte zugleich, daß die Fabeln, welche Nevelet dem Rimicius zugeſchrieben, auch hier dem Romulus gehörten, und ſchloß, daß ſich Nevelet bloß übereilt habe, wenn er dem Herausgeber der Sammlung etwas beigelegt, was ſich dieſer in der Sammlung ſelbſt nicht anmaße.

Denn für dieſen, für den Herausgeber ſowohl ſeiner, als der Neveletſchen alten Ulmer Ausgabe, glaubte Nilant den Rimicius wenigſtens annehmen zu müſſen. Er nannte daher die darin enthaltenen Fabeln des Romulus, in den Anmerkungen zu ſeinem Romulus, faſt immer **Rimicii Romulum**: theils um ihn dadurch von ſeinem zu unterſcheiden, theils aber auch, weil er glaubte, daß Rimicius wohl nicht immer in Herausgebung des Romulus den Handſchriften treu geblieben ſeyn dürfte, ohne hier und da etwas von dem Seinigen hinzuzuſetzen. **Licet**, ſind ſeine Worte, **enim crebris sordibus obsitus esset liber cum auctoris, tum fortasse editoris injuria tamen** u. ſ. w. Und dieſer Verdacht, ſieht man wohl, wozu er eigentlich abzwecken ſollte. Der vermeinte Romulus des Rimicius mußte vermuthlich verfälſcht ſeyn, damit der Romulus des Nilant nur allein für den echten, aus einer Handſchrift treulich gezogenen Romulus gelten könne.

In wie weit die Gelehrten, nach dem Nilant, ſich dieſe ſeine Entſcheidung gefallen laſſen, darum will ich mich jetzt nicht bekümmern. Der ältere Burmann ſchien ſich ganz und gar nicht daran zu kehren: denn er fuhr fort, den Romulus jener ältern Ausgabe Rimicius zu nennen, ſo oft er ihn unter ſeinen aus ihm mit zum Theil hergeſtellten Fabeln anzuführen Gelegenheit fand.[1] Unſerm Chriſt hingegen, als er einen ähnlichen aber kühnern Verſuch wagte, war der Nilant'ſche Romulus einzig und allein Romulus.[2] Und ſo, oder ſo, bleiben es mehrere.

---

[1] ad Fab. 3. Lib. I.

[2] ad Fab. 30. Lib. I.

[1] ad Fab. 15. Lib. III.

Man weiß von dem Knoten ſchon genug, um nach der völligen Auflöſung deſſelben begierig zu ſeyn, die ſich wie von ſelbſt darbieten wird, wenn ich vorher zweierlei werde erwieſen haben. Fürs erſte, daß der Romulus in der alten Ulmer Ausgabe, welchen Nevelet Rimicius nannte, ein völlig eben ſo guter Romulus iſt, als Nilant nur immer ans Licht gebracht. Zweitens, daß Rimicius nie das allergeringſte mit dem Romulus zu ſchaffen gehabt, daß er weder Romulus iſt, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

I. Jenes erſtere nun iſt eben das, was mich die obgedachte Abſchrift des Codicis Divionensis gelehrt hat. — Daß dieſer Codex ein Romulus ſey, konnte ich zwar ſchon aus den Noten des Gudius ſchließen. Nur daß er vollkommen der Romulus ſey, welchen Nevelet unter dem Namen Rimicius anführt, konnte ich allein aus ihm ſelbſt lernen. Es iſt die nämliche Sammlung alter Fabeln, auf die nämliche Art in vier Bücher getheilt, deren jedes die nämlichen zwanzig enthält. Mit dem einzigen geringen Unterſchiede, daß die Handſchrift in dem vierten Buche zwei Fabeln mehr hat, als die gedruckte Ausgabe, wie auch ſonſt noch ein paar unerhebliche Zuſätze; wogegen wiederum in dem Gedruckten eine Fabel vorkömmt, die dort fehlt. Nicht zu vergeſſen, daß die dreizehnte Fabel des erſten Buchs nach der gedruckten Ausgabe in der Handſchrift zwiſchen der ſiebenten und achten des zweiten Buchs zu ſtehen gekommen, wodurch dieſe Bücher ungleich geworden, und das erſte aus 19, das zweite dafür aus 21 Fabeln beſteht. Was aber hiernächſt das Hauptwerk iſt, ſo ſind auch die Fabeln ſelbſt, hier ſowohl als dort, faſt mit eben denſelben Worten erzählt. Der Stellen ſind ſehr wenige, wo die Handſchrift merklich von dem Gedruckten abweicht; und in den geringern Verſchiedenheiten ſcheint die eine, eben ſo oft als das andere, die beſſere Leſeart zu haben. Proben hiervon zu geben, würde mich zu weit führen. Aber die beiden Fabeln will ich ganz herſetzen, welche das vierte Buch in der Handſchrift mehr hat. Es iſt die dreizehnte und vierzehnte.

XIII.

> Cornix sitiens accessit ad urnam dimidiam aquæ, et eam conabatur evertere. Sed qm fortiter stabat, non poterat eam movere, quod cum videret, hoc argumentum invenit, sumens calculos misit in urnam et ex multitudine calculorum aqua ex urna sursum porrecta est, et sic suam satiavit sitim.

XIV.

> Puer in silva auguria captans stetit super quendam lapidem, sub quo jacebat scorpius, quem conabatur vertere. Cui scorpius dixit sic. Vide miser, ne dum me captas, te ipsum perdas. Præcipit hæc fabula nihil tale audere, quod sit periculosum.

Die erſtere von dieſen Fabeln iſt die ſiebenundzwanzigſte des Avianus; und der ältere Plinius erzählt ein gleiches, als wahre Geſchichte von einem Raben. Sie iſt auch von neuern Fabeldichtern vielfältig nacherzählt worden. Von der zweiten wüßte ich dieſes nicht. Doch verdient ſie es auch kaum, und es würde Mühe koſten, ihr eine erträgliche Wendung zu geben. Die einzige Fabel, welche das gedruckte Werk dagegen voraus hat, iſt die letzte des vierten Buchs, Abies et Arundo. Was aber die übrigen unerheblichen Zuſätze der Handſchrift anbelangt, ſo ſind es größtentheils Worte ohne Sinn. Der eine folgt auf die einundzwanzigſte Fabel des vierten Buchs, und iſt als eine beſondere Fabel überſchrieben: De statua sua Æsopus ad cives. Es iſt eine barbariſche Abkürzung und Verſtümmelung von dem Epilogus des zweiten Buches im Phäder:

> Aesopo ingentem statuam posuere Attici etc.

Weil ſie aber doch noch zu etwas gut iſt, will ich ſie abſchreiben:

> Scripta et ingenium Aesopi ut agnoverunt quod multarum semitarum amplissimas faceret vias et pepercisset humilibus dum alligaverit multos qui erant summi atticorum, statuam posuerunt Aesopo, cui substatuti sunt ereuli, qm artis vias ingenio intellexi, mox fabulas edidi. Ideo cives posuimus statuam, quod est alicujus laboris bona remuneratio: sic scientes sequi querellas.

Das ſey zugleich eine Probe von der Treue, mit welcher Gudius den alten Codex behandelt hat. Die Abkürzungen, welche zweifelhaft waren, hat er mit allem Fleiße nachgemalt, ohne ſie auf das Ungewiſſe auszuſchreiben. Und nun, wozu er noch gut iſt dieſer Wuſt? Er iſt der unbekannte Beleg einer ſehr ſchönen Verbeſſerung, welche Gudius in jener Stelle des Phäder gemacht hat:

> Aesopo ingentem statuam posuere Attici.

Dieſes ingentem statuam iſt ſehr unſchicklich. Es wird doch gewiß keine koloſſaliſche Statue geweſen ſeyn. Sie wird doch gewiß nicht größer geweſen ſeyn, als ſie die Athenienſer andern verdienten Männern zu ſetzen pflegten. Gudius wollte alſo dafür geleſen wiſſen, Aesopi ingenio; und Burmann gab dieſer Aenderung ſeinen völligen Beifall. Crediderim Gudium, ſagt er, quia *Aesopi* erat in MS. dexterrime conjecisse *Aesopi ingenio*. Aber in welchem Manuſcripte hatte er dieſes Aesopi geleſen? In den beiden, welche Pithöus und Rigaltius gebraucht hatten, gewiß nicht. Folglich war es, ohne Zweifel, dieſer Codex Divionensis, auf den er ſich bei Ausarbeitung ſeiner Noten berufen wollte. Denn in der That findet ſich nicht allein hier Aesopi, ſondern das völlige Ingenium Aesopi, wogegen das statuam ganz ohne Beiwort ſteht. — Der zweite Zuſatz unſerer Handſchrift iſt, Magistro Rufo Aesopus überſchrieben. Und von dieſem werde ich ſchicklicher an einer andern Stelle reden.

Wenn nun alſo der zu Ulm gedruckte Romulus mit dem in dieſer Handſchrift von Dijon enthaltenen Romulus ſo genau übereinſtimmt, was könnte noch hindern, ihn für eben ſo gut als den zu erklären, welchen uns Nilant geliefert hat? Die Handſchrift von Dijon ſelbſt müßte jünger und daher unſicherer ſeyn als die, welche Nilant vor ſich hatte. Daran aber zweifle ich ſehr. Denn Nilant ſagt von dem Alter der ſeinigen, die der Bibliothek zu Leiden gehörte, gar nichts, und ich ſchließe daraus, daß es nicht beträchtlich geweſen. Gudius hingegen giebt der Handſchrift von Dijon mehr als fünfhundert Jahre. Ex vetusto codice, bezeugt er auf dem Titel ſeiner

---

[1] Nämlich in dem Appendice Fabularum, der ſich bei der zweiten Auflage ſeines Phädrus in 8 befindet. Und in der Vorrede zu eben dieſer Auflage. — Fabulas Aesopias, sive a Rimicio, sive a Romulo, sive a quocumque elaboratas.

[2] Ich will ſagen, daß er in ſeinen zwei Büchern Fabularum veterum Aesopiarum den Romulus in der alten Ulmer Ausgabe nie zu Rathe zieht, welche alte Ulmer Ausgabe ihm aber auch nur zur Hälfte bekannt geweſen. Wie dieſes zugegangen, wird man in der Folge ſehen.

Abſchrift, Divionensi monachorum sectæ Benedictinæ. Membranæ illæ quingentorum et amplius annorum forma prægrandi exhibebant Plinii Historiæ Nat. Libros XXXII, quibus præmittebantur hi quatuor libelli fabularum sub nomine Romuli cujusdam, quem quisquis ille fuerit, nam nomen nobis confictum videtur, Phædri nostri et fabulas et verba maximam partem sublegisse, alias monebimus.

Doch was ſage ich, nur eben ſo gut? Der alte Ulmer Romulus iſt offenbar weit beſſer, als der Nilant'ſche, und wir hätten dieſen, ohne den geringſten Verluſt, entbehren können. Denn war die Leidner Handſchrift auch nicht jünger, als die von Dijon, ſo war ſie doch gewiß von einem weit elendern Abſchreiber, der nicht allein vier Bücher in eines ſchmelzte, und alles daraus wegließ was ihm nicht anſtand, ſondern auch den kurzſichtigen Mönch bei aller Gelegenheit zeigte. Und daß dieſe Mönchsſpuren ſich weder in der Handſchrift von Dijon, noch in der alten gedruckten Ausgabe finden, erweckt für beide kein ſchlechtes Vorurtheil. Ein Exempel wird es zeigen, was ich unter dieſen Mönchsſpuren verſtehe. Man nehme die ſiebente Fabel nach dem Nilant, welches die ſechste im erſten Buche des Phädrus iſt. „Ein Dieb machte Hochzeit, und Aeſopus erzählte, in welches Schrecken einſt die Fröſche gerathen wären, als die Sonne heirathen wollen." Dieſes will auch Romulus nach ſeiner Art erzählen, und ſchickt die Moral voraus: a Natura nemo mutatur, sed de malo pejor nascitur. So lautet ſie in dem alten Gedruckten, ſo lautet ſie in dem Manuſcripte von Dijon. Und wie bei dem Nilant? A natura nulla Creatura mutatur excepto Homine et Angelo; sed dictu sæpius de malo pejor nascitur. Die Moral iſt freilich nicht wahr, aber ihr ſo nachhelfen, ſie ſo berichtigen, das konnte nur der dümmſte von allen Mönchen. Und ſo an mehreren Orten. Der beſſere Romulus ſchrieb zu Anfange ſeines zweiten Buchs: Omne genus fabularum probatur contra homines. Quis enim malus nisi homo? Et quis bonus nisi homo? Nun höre man den Romulus des Nilant: Omne genus fabularum sine dubio directo tramite ad homines refertur; nemo enim potest esse bonus malus, non nisi homo; de Deo enim et Angelis non est nobis sermocinatio. Der beſſere Romulus zieht aus der bekannten Fabel von der Matrone zu Epheſus die Lehre: Casta est illa mulier quæ importunum non patitur. Er hatte eben dieſe ſaubere Lehre in der vorhergehenden Fabel mit den Worten ausgedrückt: Fœmina nulla se importuno negabit. Ich mag dieſe Lehre auch nicht zu der meinen machen. Aber was meint man, mit welcher andern Lehre ſie der Romulus des Nilant vertauſcht? Ammonet subsequens Fabula, quod habent homines mortui, quod timeant post mortem, et non quod doleant. Die Fabel von der Matrone zu Epheſus! — Wenn überhaupt die Fabeln des Romulus noch nicht wären gedruckt geweſen, ſo hätte Nilant mit den ſeinigen Dank verdient. Aber da ſie längſt gedruckt waren, weit vollſtändiger und unverfälſchter gedruckt waren: wäre es nicht beſſer geweſen, wenn er den alten Druck, mit den Lesarten ſeines Manuſcripts, wieder hätte auflegen laſſen? Er ſcheint ſo etwas ſelbſt empfunden zu haben. Denn er bekennt nicht allein in den Noten zu ſeinem Romulus, daß der alte Romulus ſehr oft gedrungener, ſchicklicher und lateiniſcher ſey, ſondern weil ſein Romulus auch nur 45 Fabeln hat, der Ulmer Romulus aber 80, ſo fügte er aus dieſem noch einen Anhang hinzu, mit folgender Vorerinnerung: Sequentes Fabulæ reperiuntur quoque apud editum Romulum, cujus ne quid desideretur, et quia nonnullæ Phædri phrases diserte exhibet, eas in postremo agmine collocavi. Aber auch ſo kommen wir nicht ohne Schaden davon. Denn da, wie geſagt, ſein Romulus nur 45 Fabeln hat und in dieſem Anhange nur noch 15 aus dem alten Romulus nachgeholt werden: ſo fehlen zu der vollen Zahl, welche dieſer hat, noch ganzer 20. Ich will ſie nach unſerm Manuſcripte namhaft machen, dieſe 20 Fabeln, und da ich den Unterſchied, der ſich zwiſchen dieſem und dem alten Drucke findet, genau genug angegeben habe: ſo wird man ſie ohne Mühe auch in dieſem finden, wenn er etwa einem meiner Leſer zur Hand ſeyn ſollte. Zugleich will ich dabei anmerken, welche davon im Phädrus vorkommen, damit man nicht glaube, daß keine daſelbſt vorkäme, daß ſie der Kritikus folglich doch nicht vermiſſen würde, weil er den einzigen Gebrauch nicht davon machen könne, der ſich von dieſen alten armſeligen Dingen noch machen laſſe. Hier ſind ſie.

Lib. I. Fab. 10. Homo et Colubra. *(Phæd. IV, 18.)*
„ „ **11. Asinus irridens Aprum.** *(Ph. I. 29.)*
Lib. II. „ **7. Venator et canis.** *(Phæd. V. 10.)*
„ „ **10. Hœdus et Lupus.**
„ „ **11. Pauper et Serpens.**
„ „ **13. Calvus et Musca.** *(Phæd. V. 3.)*
„ „ **14. Vulpis et Ciconia.** *(Phæd. I. 26.)*
„ „ **16. Graculus superbus et Pavo.** *(Phæd. I. 3.)*
„ „ **18. Formica et Musca.** *(Phæd. IV, 23.)*
„ „ **19. Lupus et Vulpis, judice Simio.** *(Phæd. I. 10.)*
„ „ **20. Mustela et Homo.** *(Phæd. I. 22.)*
„ „ **21. Rana rupta et Bos.** *(Phæd. I. 24.)*
Lib. III. „ **6. Lupus, Vulpis et Pastor.**
„ „ **12. Vipera et Lima.** *(Phæd. IV. 7.)*
„ „ **18. Negotiator et Asellus.**
„ „ **19. Cervus et Boves.** *(Phæd. II. 8.)*
Lib. IV. „ **13. Cornix sitiens.**
„ „ **14. Puer et Scorpius.**
„ „ **18. Pulex et Camelus.**
„ „ **21. Ovis et Cornix.**

Ich ſehe wohl, was man zur Entſchuldigung des Nilant hier ſagen kann. Von dieſen 20 Fabeln, kann man ſagen, ſind nur zwei, welche ganz und gar bei ihm vermißt werden, nämlich die dreizehnte und vierzehnte des vierten Buchs. Und dieſes ſind eben dieſelben, welche, wie ſchon gedacht, ſelbſt in dem alten Drucke mangeln. Die übrigen achtzehn hat er deßwegen übergangen, und aus dem alten gedruckten Romulus nicht mit in den Anhang übergetragen, weil ſie alle ſchon bei ſeinem Anonymus vorkommen.

Aber doch, antworte ich hierauf, nicht völlig ſo vorkommen, daß ſie gänzlich vernachläſſigt zu werden verdient hätten. Nicht zu gedenken, daß doch auch in ſeinem Romulus mehr als eine Fabel anzutreffen, die wir gleichfalls ſchon bei dem Anonymus geleſen hatten. Und was iſt dieſer Anonymus überhaupt viel anders, als ein ſchlechter verſtümmelter Romulus? Ja ich würde ſagen, er ſey ganz und gar nichts anders, wenn er nicht allerdings noch verſchiedene Fabeln enthielte, welche der vollſtändige aus vier Büchern beſtehende Romulus nicht hat. Dieſe ſind die 2. 6. 8. 19. 24. 25. 30. 31. 32. 34. 36. 53. 57. 58. und 67ſte; worunter die 2. 31. 32. und 57ſte Fabeln des Phädrus ſind. Was ſich aus dieſen dem Anonymus eigenen Fabeln ſchließen läßt, will ich ein andermal anzeigen, wenn ich einen ſonſt wo bemerkten Grund eben derſelben Vermuthung beizubringen Gelegenheit habe. Jetzt beſtehe ich nur darauf, daß beſagter wenigen Fabeln ungeachtet, die ſich in den vier Büchern des Romulus nicht finden, es doch noch immer das Beſte geweſen wäre, wenn uns Nilant dieſen ganzen Romulus bloß mit einem Zuſatze derſelben vermehrt und wie geſagt mit den Leſarten ſeines Manuſcripts bereichert, wiedergegeben hätte. Denn auf dieſe Weiſe hätten wir doch nun etwas Vollſtändiges, welches uns jetzt fehlt, und um ſo mehr fehlt, je ſeltener der alte Ulmer Romulus ſich gemacht hat.

Schon Nilant mußte ihn mit vieler Mühe auftreiben, und trieb ihn doch nur endlich in einem verſtümmelten Exemplar auf. Er klagt an mehr als einer Stelle, daß ganze Blätter darin ausgeriſſen, und wenn er ſonach auch ſchon den Einfall bekommen hätte, zu thun, was ich für das Beſſere halte, ſo würde er es nicht gekonnt haben. — Dieſes bringt mich zu meinem zweiten Punkte, bei welchem die Hauptſache auf der nähern Kenntniß des alten Buches ſelbſt, das Nilant hatte und nicht hatte, beruhen wird.

II. Ich will hier beweiſen, daß Rimicius nie das allergeringſte mit dem Romulus zu ſchaffen gehabt, daß er weder Romulus iſt, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

Daß Rimicius und Romulus zwei ganz verſchiedene Perſonen ſind, die Jahrhunderte auseinander gelebt haben, hat ſchon Nilant erwieſen, und ohne Mühe erweiſen können, da Rimicius das, wovon er unſtreitig der Urheber iſt, einem Kardinale Antonius Cerdanus zugeeignet hat, der 1459 geſtorben; die Fabeln des Romulus hingegen in Handſchriften vorkommen, die offenbar vier bis fünfhundert Jahre älter ſind. Wer ſonſt Rimicius geweſen, und was es für Streitigkeiten über ſeinen Namen ſetzt, davon kann man den Kardinal Quirini in ſeiner Einleitung zu den Briefen des Franciscus Barbarus,[1] vornehmlich aber in ſeinem Schreiben an Schelhornen beim Freitag,[2] nachleſen. Mir kömmt es hier nicht ſowohl auf ſeine Perſon, als auf das an, was er wirklich geſchrieben, und was er nicht geſchrieben.

Rimicius hat das Leben des Aeſopus und Fabeln des Aeſopus aus dem Griechiſchen überſetzt. Das iſt unwiderſprechlich. Ob er den Druck dieſer Ueberſetzung ſelbſt erlebt habe, getraue ich mir nicht zu ſagen, da, wie ſchon gemeldet, der Kardinal welchem er ſie zugeeignet, bereits 1459 geſtorben. Aber gedruckt wurde ſie doch, und zwar ſchon 1476 zu Mailand. Fabricius hat nur eine ſpätere Ausgabe von 1480 gekannt; aber jene frühere hat Quirini ſelbſt vor ſich gehabt, und in dem angeführten Briefe beſchrieben. Ich finde ſie in unſerer Bibliothek nicht; Quirini ſagt auch nicht, was ſie für Fabeln enthalte, als welches zu ſeiner Abſicht nicht erforderlich war; eine Stelle jedoch aus einer ſogenannten Anacephalæosis totius operis, welche er ganz beibringt, würde allein mich dieſes Punktes wegen außer aller Ungewißheit ſetzen. Rimicius ſagt nämlich: Quod vero longe plures (*fabulas*) Aesopus confecerit hinc vel maxime conjectari licet; nam in describendo fabulas cum sequatur ordinem Alphabeti, in his hæ deficiunt literæ etc. Und dieſer Umſtand von der alphabetiſchen Ordnung, welcher in den Fabeln des Romulus auf keine Weiſe merklich iſt, würde, meine ich, ſchon allein genugſam beweiſen, daß es nicht dieſe ſind, ſondern daß es die gewöhnlichen griechiſchen Fabeln des Aeſopus ſeyn müſſen, ſo wie wir ſie jetzt haben, wenn mich auch nicht der Augenſchein anderweits davon überzeugt hätte. Denn es iſt mehr als eine ſpätere Ausgabe von den Fabeln des Aeſopus vorhanden, worin ſie vorkommen, die Rimicius überſetzt hat, und unter ſeinem Namen, mit ſeiner Vorrede vorkommen. Ich will ſtatt aller nur die Sammlung des Dorpius nennen, wovon ich einen Frankfurter Druck von 1587 in 8 vor mir habe. In dieſem folgen die Fabeln des Rimicius unmittelbar auf die, welche Laurentius Valla ſchon vor ihm überſetzt hatte, und gehen von der 373ſten bis auf die 472ſte. Es ſind deren alſo gerade hundert, die ich anfangs lediglich von den ältern 149 Aeſopiſchen Fabeln zu ſeyn glaubte, welche wir die Planudeiſchen zu nennen pflegen. Denn ich urtheilte ſo: die übrigen 148 Aeſopiſchen Fabeln hat Nevelet erſt 1610 zuerſt herausgegeben, und er nennt ſie ausdrücklich nunquam hactenus editas. Wie kann alſo eine von denen unter den Fabeln des Rimicius ſich finden, die bereits 1476 ſollen gedruckt ſeyn, und die ich hier wirklich wenigſtens von 1587 vor mir habe? Allein ich ſah mich zu meiner nicht geringen Befremdung betrogen, als ich unter den hundert Fabeln des Rimicius mehr denn dreißig zählte, welche allein unter den Nevelet'ſchen vorkommen. Das nunquam hactenus editæ des Nevelet muß alſo nur von dem griechiſchen Texte gelten. Wenn es auch noch von dieſem gilt! Doch davon anderswo.

Wenn Remicius nicht der erſte war, der die griechiſchen Fabeln des Aeſopus durch ſeine Ueberſetzung in Europa bekannt machte, indem ihm nicht allein, wie ſchon berührt, Laurentius Valla mit einigen, ſondern auch Omnibonus,[1] ohne Zweifel mit mehrern, darin zuvorgekommen: ſo war er doch der erſte wie es ſcheint, durch den ſie nach Deutſchland kamen. Nicht daß man in Deutſchland von gar keinen Aeſopiſchen Fabeln gewußt hätte: man las die mehrgedachten Fabeln des Romulus, unter deſſen Namen auch die elegiſchen Fabeln des Anonymus beim Nevelet im Gange waren: man las die Fabeln des Avianus, des Cyrillus, des Adelfonſus, und anderer. Nur die eigentlichen Aeſopiſchen Fabeln des Aeſopus, wie ſie, wenn auch nicht von ihm ſelbſt, ſeinen Zeiten doch um ſo viel näher, wo nicht in ſeiner, doch in einer Sprache aufgezeichnet worden, in der er die meiſten und glücklichſten Nachahmer gehabt, waren bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts unſern Vätern völlig unbekannt, und kamen ſo wie aus Griechenland nach Italien, alſo aus Italien nach Deutſchland.

Und wie geſagt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, zuerſt in der Ueberſetzung des Rimicius, aus welcher auch ſofort diejenigen Fabeln, die ganz neu waren, wovon ſich nichts ähnliches bei jenen barbariſchen Nacherzählern fand, ihnen beigefügt, und den allgemeinen Fabelbüchern einverleibt wurden.

Ein ſolch allgemeines Fabelbuch war denn auch das, welches Nevelet vor ſich hatte, und welches in ſeiner Hand die Veranlaſſung zu den nachher ſo oft und gleichwohl ſo ohne Grund verwechſelten Namen des Romulus und Rimicius wurde. Soll ich kurz ſagen, wie es das wurde? Weil Nevelet ein junger Franzoſe war, der ganz gewiß kein Wort Deutſch verſtand, und viel zu ſtolz, viel zu voreilig war, als daß er ſich hätte lange erklären laſſen, was er nicht verſtand.

Nevelet ſagt, wie oben ſchon angeführt worden, daß dieſes alte Fabelbuch zu Ulm gedruckt geweſen, und daß es die Fabeln des Aeſopus, des Avianus und ſeines Anonymus lateiniſch und deutſch enthalten. An einer andern Stelle, nämlich in den Noten über ſeinen Anonymus, bei der 21ſten Fabel, wo ſich in dem alten Werke ein zweites Buch anfängt, fügt er mit ausdrücklichen

---

[1] Diatr. præl. Part. I. cap. 4. §. 7.

[2] Tomo III. Apparat. litter. Append.

[1] Die ich nur noch aus einer Stelle des Kardinal Quirini kenne: Ea Omniboni versio, quam manuscriptam habuit Naudæus teste Labbeo Biblioth. nova MSS. vetustior utique ea Rimicii, Mediolani publicata ab Antonio Zaroto Parmensi anno MCCCCLXXVI. licet Rimicius in Proœmio ad Antonium tituli S. Chrysogoni Presbyterum Cardinalem, ita de suo labore loquatur, ut primus ipse Aesopum e Græcia in Latium convexisse videatur. *Diatrib. Præelim. ad Fr. Barbari Epistolas pag.* 108.

Worten hinzu, daß er Rimicius heiße, welcher ſowohl die proſaiſche lateiniſche Ueberſetzung dieſer, als auch die deutſche Ueberſetzung der nämlichen und übrigen Fabeln gemacht habe. Rimicius ein Italiener, eine deutſche Ueberſetzung!

Ich bin ſehr gewiß, daß ich ſchlechterdings das nämliche Buch vor mir habe, welches Nevelet vor ſich hatte, nicht bloß ein nur ähnliches, wie Nilant; und man ſoll nun gleich hören, wie viel Antheil Rimicius daran hat, und ob er auch nur für den bloßen Herausgeber, wie Nilant meinte, mit irgend einer Wahrſcheinlichkeit könne gehalten werden.

Das Buch iſt in klein Folio, und mit dem Orte des Druckes hat es ſeine Richtigkeit. Es iſt zu Ulm, und zwar bei Johann Zeinern gedruckt. Geendet ſeliglich von Johanne Zeiner zu Ulm, ſteht am Ende ohne Jahrzahl. Doch wir wiſſen, daß Johann Zeiner zu Ulm von 1473 bis 1484 gedruckt hat, und wenn es wahr iſt, daß die erſte Ausgabe des Rimicius von 1476 iſt, ſo kann dieſes ſein Werk, in welchem allerdings von des Rimicius Arbeit verſchiedenes vorkömmt, nicht vor 76, aber auch nicht nach 84 gedruckt ſeyn. Näher iſt das Jahr des Druckes ſchwerlich zu beſtimmen, und wozu? — Die Stärke beträgt 270 Blätter, anders kann ich ſie nicht angeben, weil Seitenzahlen und Signaturen fehlen. — Bei den übrigen typographiſchen Kleinigkeiten will ich mich nicht aufhalten, weil ſie hier ohne Nutzen ſind, und ohnedem ſich ähnliche Zeiner'ſche Drucke noch genug finden. Ich komme auf den Inhalt, den ich Stück vor Stück mit aller Genauigkeit angeben will.

Nach dem erſten Blatte, auf welchem ein ziemlich großer Aeſopus in Holzſchnitt mit allerlei kleinen Beiwerken zu ſehen, hebt das zweite ohne alle Aufſchrift, die ſich auf das Ganze bezöge, ſogleich mit den Worten an: **Vita Esopi fabulatoris clarissimi e greco latina per Rimicium facta ad reuerendissimum patrem dum Anthonium tituli sancti Chrysogoni presbiterum Cardinalem.** Aber anſtatt daß nunmehr wirklich dieſes Leben folgen ſollte, ſo folgt vorher ein Vorbericht des deutſchen Ueberſetzers, wovon dieſes der Anfang iſt: „Das leben deß hochberümten fabeldichters Eſopi, uß krichiſcher zungen in latin, durch Rimicium gemacht, an den hochwirdigen vatter, herren Anthonium des titels ſancti Chryſogoni prieſtern cardinaln, und fürbas daſſelb leben Eſopi mit ſynen fabeln, die etwan romulus von Athenis ſynen ſun Thiberio, uß krichiſcher zungen in latin gebracht, hett geſendet, und mer ettlich der fabeln Auiani, auch Doligami, Aldefonſy und ſchimpfreden poggy, und andrer ietliche mitt ieren titel ob verzaichnet, uß latin, von Doctore hainrico ſtainhöwel ſchlecht und verſtentlich getütſchet nit wort uß wort, ſondern ſin uß ſin, um merer lütrung wegen deß textes oft mit wenig zugelegten oder abgebrochnen worten gezogen, ze lob und ere dem Durchlüchtigſten fürſten und herren herren Sigmunden, hertzogen zu öſterrich, etliche ergetzlikait dar uß zu empfahen, die och nutzlich iſt, wa ſie verſtentlich werdent geleſen u. ſ. w."

Iſt es nun wahr oder nicht, was ich geſagt habe, daß Nevelet nur ein wenig Deutſch hätte verſtehen dürfen, um uns eine Verwirrung zu erſparen, welcher in den angeführten Worten auf alle Weiſe vorgebaut iſt? Nichts kann deutlicher als der Inhalt, nichts ausdrücklicher als der Ueberſetzer angegeben ſeyn. Nicht ein Italiener, nicht Rimicius iſt der Urheber dieſer deutſchen Ueberſetzung: ſondern Heinrich Steinhöwel. Nicht vom Rimicius wird geſagt, daß er die Fabeln des Aeſopus überſetzt habe: ſondern vom Romulus. Dem Rimicius wird lediglich nichts zugeſchrieben, als die Ueberſetzung von dem Leben des Aeſopus.

Was indeß Nevelet aus dieſem deutſchen Vorberichte nicht lernen konnte, wie konnte er es aus dem Buche ſelbſt nicht lernen? Er muß nicht die geringſte Neugierde gehabt haben, es ganz nach der Ordnung durchzublättern. Denn nur weiter.

Auch auf jenen Vorbericht folgt nicht ſogleich das Leben des Aeſopus, ſondern vorher noch eine kurze deutſche Anweiſung, was und wie vielerlei die Fabel ſey. Und ſodann das Leben: erſt lateiniſch, hernach deutſch. Es iſt kein anderes, als das, welches man dem Planudes zuſchreibt, nur von vorne herein, und vielleicht auch an andern Stellen, um etwas verkürzt. Der lateiniſche Text läuft hinter einander fort; der deutſche aber iſt, bei den darin vorkommenden Hiſtörchen und Mährchen, durch Holzſchnitte reichlich unterbrochen. Beide ſind mit dem ſechzigſten Blatte zu Ende.

Hierauf die Fabeln ſelbſt: und zwar fürs erſte die vier Bücher der alten vorlängſt bekannten Fabeln des Aeſopus, vom Romulus überſetzt: die nämlichen, wie ſie angezeigtermaßen der **Codex Divionensis** enthält. Und auch nur hier hätte Nevelet in der Vorrede des erſten Buchs leſen dürfen: **Ego Romulus transtuli de græco sermone in latinum**, um jedem das Seine zuzueignen. Was ſonſt an dieſen vier Bücher Fabeln hier merkwürdig iſt, iſt dieſes: daß ihnen, außer der deutſchen Ueberſetzung des Steinhöwel, auch die elegieſchen Fabeln des alten Anonymus, ſo weit ſie reichen, untergeordnet ſind. Sie reichen aber nur bis auf das vierte Buch, ob ſie ſchon überhaupt, aus den proſaiſchen Fabeln des Romulus genommen und entſtanden zu ſeyn, die offenbarſten Spuren haben. Denn es ſey nun, daß das vierte Buch von ihnen verloren gegangen, oder daß es nie zur Wirklichkeit gekommen: ſo iſt doch das, daß dieſer Anonymus nichts als der verſificirte Romulus urſprünglich ſey, nicht allein aus der Folge der Fabeln klar und deutlich, welche bei beiden die nämliche iſt, ſondern auch aus der Uebereinſtimmung der Fabeln ſelbſt, und beſonders aus dem Vorberichte der 21ſten. Denn warum hat dieſe 21ſte Fabel bei dem Anonymus anders einen beſondern Eingang, von dem Nutzen der Fabel überhaupt, als weil ſie die erſte des zweiten Buches bei dem Romulus war, und an ſo eine Stelle dergleichen allgemeine Betrachtungen wohl gehören? Daher iſt es denn auch gekommen, daß, wie ich ſchon erwähnt habe, die Arbeit des Anonymus für die eigene Arbeit des Romulus gegolten, und ſowohl in Manuſcripten, als in gedruckten Büchern des erſtern elegieſche Fabeln den Namen des letztern führen. Ich will von gedruckten Büchern für jetzt nur die alte Ausgabe zu Deventer unter dem Titel **Esopus moralisatus** nennen, wovon ich einen Abdruck, ſowohl von 1490 als von 1502, vor mir habe. Von dieſer Ausgabe war Chriſt ungewiß, ob ſie den Avianus oder den Romulus enthalte, weil er ſie nicht geſehen.[1] Sie enthält weder den einen, noch den andern: ſondern den Anonymus; das iſt, wenn man will, einen Romulus zwar, aber den verſificirten.

Doch damit ich nicht zu weit aus dem Gleiſe komme. Romulus mit ſeinem Verſificator geht in unſerm alten Buche von dem 60ſten Blatte bis auf das 147ſte, wo es zu Ende deſſelben heißt: **Finis quarti libri Esopi viri ingeniosi, nec plures ejus libri inveniuntur, multe tamen ejus fabule reperte sunt, quarum plurime sequuntur, ut in processu videbitur.** Und hieraus ſehen wir, was man den eigentlichen Aeſopus damals nannte: nichts als die vier Bücher des Romulus; höchſtens noch den elegieſchen Anonymus.

---

[1] Pseudoavianus fuerit, an Romulus, qui Daventriæ editus proditur a. C. n. 1490 hoc elegantiæ magistralis titulo, *Aesopus moralisatus cum bono commento*, mihi quidem adhuc incompertum est. *Prol. de Phaedro*, p. 37.

wie aus der Ausgabe von Deventer erhellt, und werden wir die Urſache wiſſen. Was man ſonſt von Aeſopiſchen Fabeln hier und da zerſtreut fand, fügte man allenfalls dem Aeſopus bei, ließ es aber dahin geſtellt ſeyn, ob ſie dem Aeſopus wirklich gehörten, oder nicht.

Die älteſten von dieſer Art folgen nun, vom 147ſten Blatte bis zum 187ſten, an der Zahl ſiebzehn, ebenfalls lateiniſch und deutſch. Nach der 17ten ſtehen die Worte: Finite sunt extravagantes antique, ascripte esopo, nescio si vere vel ficte. Der Zweifel hat nur allzuviel Grund. Denn unter den ſiebzehn ſind kaum zwei oder drei, die mit ſonſt bekannten Fabeln des Aeſopus etwas ähnliches haben. Die übrigen alle werden nicht allein ſonſt nirgends dem Aeſopus beigelegt, ſondern ſind auch, welches die Hauptſache iſt, ſo wenig in dem Geſchmacke des Aeſopus, von ſo abenteuerlicher gothiſcher Erfindung, daß ſie auch nicht einmal Aeſopiſch heißen können, geſchweige daß ſie von dem Aeſopus ſelbſt ſeyn ſollten. Ich will damit nicht ſagen, daß ihnen alle Anmuth abgeht: ſondern nur, daß ſie nicht die Anmuth haben, welche man an alten und griechiſchen Erfindungen gewohnt iſt. Sie ſtechen daher auch nicht wenig mit denen ab, die nun kommen, und welche wirklich aus dem Griechiſchen, und zwar vom Rimicius überſetzt ſind.

Denn, wie ich ſchon geſagt habe, kurz vorher, als Zeiner dieſes Werk ausgehen ließ, war die obgemeldete Ueberſetzung des Rimicius von dem Leben und hundert Fabeln des Aeſopus, zu Mailand gedruckt worden. Da ſie nun auch dieſſeits den Alpen bekannt wurde, und nicht allein das Leben des Aeſopus etwas ganz neues war, ſondern ſich auch unter den hundert Fabeln verſchiedene befanden, die eben dieſen Werth der Neuheit hatten: was Wunder, daß man ſowohl mit dieſen, als mit jenem, die gewöhnlichen Fabelbücher in Deutſchland zu vermehren eilte? Nicht, meine ich, mit allen den hundert Fabeln; denn was war das nöthig, da die meiſten ſchon bekannt waren, und in der alten Ueberſetzung des Romulus geleſen wurden? Sondern nur einzig und allein mit denen aus ihnen, die Romulus nicht hatte. Was ich da ſage, iſt keine bloße Vermuthung; ſondern gerade eben das, was Zeiner oder Steinhöwel, oder wer ſonſt unſere Ulmer Ausgabe beſorgte, in der That und Wahrheit gethan hat; ja, nicht ohne ausdrückliche Meldung gethan hat. Denn es heißt nicht allein zu Anfang ſothaner Fabeln des Rimicius, Sequuntur alique esopi fabule nove translationis rimicy, ſondern auch, noch beſtimmter und deutlicher, am Ende: Finis fabularum Esopi a rimitio nove translationis fabularum esopi grecarum auctore extracte: que a romulo in suis quatuor libris non continentur.

Und was wollen wir nun mehr? Iſt es noch zweifelhaft, was dem Romulus, und was dem Rimicius gehört? Iſt es noch möglich, daß Rimicius wie Nilant vermuthete, auch nur der Herausgeber des Ulmer Romulus kann geweſen ſeyn? Wird vom Rimicius nicht als von einer dritten Perſon geſprochen? Wird auf ſeine Ueberſetzung, die ſo bedeutend die neue heißt, nicht genugſam als auf ein beſonderes Werk gewieſen, das von dem gegenwärtigen völlig unterſchieden? aus welchem ſich das gegenwärtige bloß bereichert habe? Wie wäre Rimicius aus Italien nach Ulm gekommen, um daſelbſt bei Zeinern ein Fabelbuch zu beſorgen, in welchem er aus ſeiner eigenen Arbeit einen kümmerlichen Auszug machte?

Noch dazu einen ſehr kümmerlichen. Denn von allen den hundert Fabeln haben nicht mehr, als ſiebzehn Platz gefunden. Nehmlich die 2. 3. 5. 7. 10. 15. 18. 21. 40. 43. 53. 68. 70. 74. 90. 97. und 100ſte, nach der Ordnung des Rimicius, welches in der Sammlung des Dorpius die 374. 375. 377. 379. 382. 387. 390. 393. 412. 415. 425. 440. 442. 446. 462. 469. und 472ſte ſind. Es iſt keine darunter, welche wir nicht vorlängſt griechiſch hätten; ſo wie ſich auch unter den andern zurückgebliebenen dreiundachtzig keine dergleichen findet. Daß es auch wirkliche Ueberſetzungen aus dieſem vorhandenen Griechiſchen ſind, daß Rimicius nicht bloß, wie Romulus, vorgegeben, aus dem Griechiſchen zu überſetzen, in der That aber alte lateiniſche verſificirt vorhandene Fabeln in Proſa aufgelöſet habe, welches ſich unter andern Cannegieter von ihm eingebildet:[1] davon hat mich die angeſtellte Vergleichung überzeugt. Denn daß er in dem und jenem Ausdrucke von unſerm üblichen Texte, wie wir dieſen theils nach dem Aldus beibehalten, theils von dem Nevelet übernommen haben, gleichwohl abgeht, auch wohl hier und da den ganzen Faden der Erzählung anders führt, das beweiſt nur, daß er nicht völlig den nämlichen Text, ſondern einen vor ſich gehabt, der dann und wann noch wohl beſſer war.[2] Seine Latinität ſelbſt bewahrt ihn aber auch ſchon vor dieſem Argwohne, denn ich will den ſehen, der aus ſeinen Worten nur einen einzigen Vers zuſammenſtoppeln kann, der des Phädrus würdig wäre.

Ich kann nun den Reſt des alten Ulmer Drucks mit ein paar Worten abfertigen. Denn alles, was er noch enthält, ſiebzehn Fabeln des Avianus, und dreiundzwanzig Fabeln oder vielmehr Hiſtörchen aus dem Adelfonſus, Poligamus und Poggius, insgeſammt mit deutſchen Ueberſetzungen, das kann zu meiner gegenwärtigen Unterſuchung nun weiter nichts dienen. Was fehlte auch noch, um dieſe nicht völlig gerundet zu haben?

Denn da eine Handſchrift, die ſchon Gudius für älter als fünfhundert Jahr erkannte, die Fabeln des Romulus enthält, und zwar die nämlichen Fabeln des Romulus, die bereits im funfzehnten Seculo zu Ulm gedruckt worden; dieſer Ulmer Druck aber ganz gewiß nicht vom Rimicius beſorgt worden, auch Rimicius weiter keinen Theil daran hat, als daß man ſeine Ueberſetzung von dem Leben und einigen Fabeln des Aeſopus darin aufgenommen, ſo iſt es ja wohl nunmehr ſo ausgemacht.

---

[1] Certe ut ipse Perottus versus elegiacos in jambos mutavit, ita alii eos in sermonem prorsum converterunt. Inter quos est Rimicius, Hadrianus Barlandus, Guilielmus Hermannus, alter Guilielmus Gaudanus dictus. *Dissert. de aetate et stilo Flavii Aviani*, cap. 15. Unter dieſe gehört Rimicius ſchlechterdings nicht. Er iſt wahrer Ueberſetzer aus einer Sprache in die andere, nicht bloß aus einer Art des Vortrages in die andere. Aber man merkt wohl, daß auch Cannegieter noch den Rimicius für den Romulus genommen; ungeachtet desjenigen, was er desfalls vom Nilant bereits konnte gelernt haben, und was er aus eben derſelben Quelle, die Nilant gebraucht hatte, mit ein wenig mehr Aufmerkſamkeit auch noch beſſer hätte wiſſen können.

[2] Daß es dergleichen Texte gegeben, und in verſchiedenen Handſchriften noch geben müſſe, hat man immer gemuthmaßt. Beſonders in ſolchen Handſchriften, welche für älter zu erkennen, als Planudes, dem man den gewöhnlichen Text zuzuſchreiben pflegt. Eine ſolche Handſchrift fand Montfaucon in einer Bibliothek zu Florenz, und war Willens, nach ihr ſowohl das Leben als die Fabeln des Aeſopus, aufs neue herauszugeben. Aber es iſt unterblieben. Eine ſolche Handſchrift findet ſich auch in Deutſchland, in der Bibliothek der Stadt Augsburg, auf die ſchon ſeit 1741 Joh. Michael Heuſinger die Gelehrten aufmerkſam gemacht haben ſollte. Sein Zeugniß und ſeine Verſicherung hätte ich gemeint, müßte dieſen Schatz an das Licht zu bringen, unfehlbar veranlaſſen. Aber auch das iſt nicht geſchehen. Vielleicht weil es ſich nicht der Mühe verlohnte? Es verlohnt ſich ihrer recht ſehr, wie ich ganz gewiß weiß. Denn endlich bin ich ſo glücklich geweſen, eine Abſchrift von beſagtem Augsburgiſchen Codex zu erhalten, aus der ich ſehe, daß er alle meine Erwartung übertrifft. Dieſe Abſchrift iſt von der Hand der Madame Reiske, die ſich damit um die griechiſche Literatur unendlich verdienter wird gemacht haben, als eine Madame Dacier mit allen franzöſiſchen Ueberſetzungen, wenn man künftig einmal den Aeſop einzig ſo leſen wird, wie man ihn ohne ihr Zuthun vielleicht noch lange nicht; vielleicht auch wohl nie geleſen hätte.

als nur immer etwas dieſer Art ausgemacht ſeyn kann, daß nicht allein Romulus und Rimicius zwei ganz verſchiedene Perſonen ſind, ſondern daß auch Rimicius nie an den Romulus die geringſte Hand gelegt, wenigſtens zuverläſſig nicht an den Romulus, mit welchem ihn Nevelet ganz verwechſelte, oder für deſſen Herausgeber ihn Nilant angenommen. Eines iſt eben ſo falſch als das andere, und ich muß es nochmals und nochmals wiederholen, daß die ganze Verwirrung nichts zum Grunde hat, als den unwiſſenden Leichtſinn eines jungen Franzoſen, der einem Buche, das er weder kannte, noch ſich die Mühe nehmen wollte, kennen zu lernen, den erſten den beſten Namen beilegte, der ihm darin aufſtieß.

Warum aber Nilant nicht ganz hinter die Wahrheit gekommen, davon war, habe ich vorläufig geſagt, dieſes die Urſache, daß er das alte Buch des Nevelet hatte, und auch nicht hatte. Dieſes muß ich noch erklären.

Wie Nevelet ſchon angezeigt, und ich mehr als einmal bemerken laſſen, ſo iſt das Ulmer Fabelbuch durchaus mit einer deutſchen Ueberſetzung verſehen, welche nicht, wie es jetzt üblich, auf der andern Seite dem Texte gegenüber ſteht, ſondern ſtückweiſe, Fabel nach Fabel, eingeſchaltet iſt. Nun ſind bei ſo einem Buche, das Grundſprache und Ueberſetzung enthält, noch zwei Veränderungen möglich, die ein Drucker oder Verleger nicht leicht unterlaſſen wird zu machen, wenn er von der allgemeinen Brauchbarkeit des Buchs ſelbſt überzeugt iſt. Er kann, außer beiden zuſammen, die Grundſprache allein; er kann die Ueberſetzung allein abdrucken laſſen und verkaufen, ſo hat er drei Bücher ſtatt Einem.

Daß dieſes nun hier Johann Zeiner auch wirklich gethan, weiß ich theils ganz gewiß, theils kann ich es mit aller Zuverläſſigkeit ſchließen.

Daß er die Ueberſetzung allein drucken laſſen, weiß ich gewiß, denn habe ich ſie vor mir. Sie iſt ebenfalls in klein Folio, 119 Blätter ſtark, ohne das Regiſter „über „die gemeinen puncten der materi diß büchlis." Unter den „gemeinen Puncten," werden die loci communes, die Sittenlehren der Fabeln verſtanden, und dieſes Regiſter findet ſich auch bei jener Hauptausgabe, und nur deutſch. Der Holzſchnitt mit dem Aeſopus fängt auch hier an, aber anſtatt daß hierauf dort nur die Aufſchrift der vom Rimicius überſetzten Lebensbeſchreibung des Aeſopus folgt, ſo folgt hier eine allgemeine Aufſchrift des ganzen Werkes. Nämlich dieſe: „Hie hebt ſich an „das buch und leben des hochberümten fabeldichters „Eſopi auß kriechiſcher zungen in latein gemacht. Auch „ettlich ander fabeln als Aviani. auch Doligami Adelfonſi. und ettlicher ſchimpffreden Pogii. auch die hiſtori „Sigeſmunde der tochter des fürſten Tancredi. und des „jünglings Gwiſtardi." Ob nun aber gleich dieſe ganze Ueberſetzung von Wort zu Wort die Steinhöwelſche iſt, wie ſie in jener doppelten Ausgabe zu leſen: ſo iſt doch dieſer Druck davon nicht der bloß zuſammengeſchobene Druck aus jener, ſondern es iſt ein ſpäterer Druck aus ſchlechterer Schrift und auf ſchlechteres Papier, auch mit gröbern und ſtumpfern, obgleich in Anſehung der Zeichnung völlig ähnlichen Holzſchnitten, ohne Anzeige, wo und wann er veranſtaltet worden. Daß indeß vor ihm ſchon ein beſſerer vorhanden geweſen, urtheile ich daher, weil Chriſt einen gebraucht, von dem er Lettern und Papier ſo gut gefunden, daß er ihn für eine Scheffer'ſche Arbeit zu Mainz halten dürfen. Dieſes war ohne Zweifel der erſte Zeiner'ſche, wie er mit Weglaſſung des Lateiniſchen, auf das nämliche Papier zuſammengerückt und nachgeſchoſſen worden. Chriſt ſelbſt kannte ſonach den lateiniſchen Text auch gar nicht, muß ihn auch gänzlich nicht vermuthet haben, weil er ihn ſonſt gewiß bei ſeinen und nicht ſeinen, alten und nicht alten Fabeln brauchen zu können, ſich alle Mühe würde gegeben haben.

Die Geſchichte der Sigismunde anbelangend, welche, der Aufſchrift nach, der einzelnen Ueberſetzung beigefügt ſeyn ſoll, ſo finde ich ſie in unſerm Exemplar nicht. Aber wohl finde ich ſie hinter der lateiniſchdeutſchen Ausgabe, nicht zwar als ein Stück derſelben, ſondern nur augenſcheinlich aus eben der Schrift und auf eben ſolches Papier, folglich bei eben dem Zeiner zu Ulm, auf zehn Blättern abgedruckt. Ich denke, daß es eine Ueberſetzung aus dem Boccaz iſt, die ebenfalls Steinhöweln zum Verfaſſer hat.

So wie nun dieſe eine Hälfte ganz gewiß beſonders abgedruckt worden, ſo wird es höchſt wahrſcheinlicher Weiſe auch mit der andern geſchehen ſeyn. Denn eben ein Exemplar des bloßen lateiniſchen Textes war es unſtreitig, was Nilant von Burmannen geliehen bekam, und in Ermangelung des Nevelet'ſchen Buches an deſſen Statt ſicher brauchen zu können glaubte. Es war alles darin, was Nevelet angegeben, außer der deutſchen Ueberſetzung. Da es aber ſehr übel erhalten war, und die letzten Bogen völlig daran fehlten: ſo konnte Nilant für ſein Theil von dem Orte und dem Jahre, wann und wo es gedruckt worden, nichts zuverläſſiges wiſſen; welches denn vielleicht mit Urſache war, daß er noch immer einem Italiäner ſo viel Theil daran ließ. Dazu kam, daß er ſelbſt einige eingeſtreute Nachrichten von den Urhebern der Fabeln in dieſem ſeinem bloß lateiniſchen Drucke anders las, als ſie in dem lateiniſchdeutſchen zu leſen ſind. So las er unter andern, zum Schluſſe der ſiebzehn Fabeln nach der Ueberſetzung des Rimicius, dort die Worte: Registrum fabularum predictarum Esopi quas Rimicius transtulit; welche hier, angeführtermaßen, ganz anders lauten, und ſo lauten, daß er ſie ſelbſt ſicherlich nicht von dem Herausgeber würde verſtanden haben. Aus dieſen veränderten Schlußformeln iſt aber denn wiederum klar, daß auch der ganz lateiniſche Druck nicht unmittelbar aus unſerer urſprünglichen lateiniſchdeutſchen Ausgabe durch die bloße Zuſammenrückung genommen, ſondern nachher aufs neue aus ihr abgeſetzt worden. So zerriſſen und verſtümmelt indeß das burmanniſche Exemplar davon auch geweſen: ſo eine wichtige Rolle hat es gleichwohl in den Händen der Kritik geſpielt. Denn nicht allein hat es Nilant zu ſeinem Romulus gebraucht; ſondern auch Cannegieter zum Avianus, von dem es ebenfalls viele Jahre ſpäter hieß, daß er nun erſt im Drucke erſcheine, nachdem ein großer Theil von ihm vorlängſt ſchon dort mit abgedruckt geweſen. Ich ſchließe daraus auf den um ſo viel größern Werth unſeres originalen und ſo vollſtändig erhaltenen Exemplares, und darf mich nicht reuen laſſen, ſo viel Worte davon gemacht zu haben.

Noch komme ich mit wenigem auf den Romulus wieder zurück, um mir ſelbſt Rechenſchaft zu geben, was denn nun dieſe ganze Unterſuchung eigentlich nütze. Wozu hilft es, ob wir die Kahlmäuſerei wiſſen, oder ob wir ſie nicht wiſſen, daß Romulus Romulus geweſen, und Rimicius nie etwas mit dem Romulus zu thun gehabt? — Alles wohl überlegt, denke ich doch, daß ich nicht ſo ganz für die leidige Neubegierde gearbeitet habe. Denn man kann den Romulus in einem doppelten Lichte betrachten: als eine magere Kuh für ſich, und als eine magere Kuh, nachdem ſie eine fette verſchlungen, die man gern wieder aus ihr heraus haben möchte. Ich will ſagen, man kann in ihm entweder den bloßen Romulus, einen bloßen Schriftſteller des eiſernen Zeitalters, oder die verſchmolzenen Trümmer eines Schriftſtellers aus dem güldenen Zeitalter eines Phädrus, oder wie er ſonſt geheißen, ſehen und finden wollen. In dem einen Falle ſowohl als in dem andern iſt vor allen Dingen nöthig zu wiſſen, wo er in ſeiner möglichſten Lauterkeit noch anzutreffen. Beſonders wenn er einmal da iſt; wenn ihn die Gelehrten in einer ſchlechtern Geſtalt nicht gleichgültig aufgenommen haben: warum ſoll man ihn nicht in ſeiner beſſern bekannt machen dürfen?

Ja, wenn es wahr iſt, was Burmann ſagt, daß nach dem Gudius ſich niemand um den Phäder verdienter gemacht habe, als Nilant, eben durch die Ausgabe ſeines Romulus und der übrigen alten Fabeln: wäre es nicht noch Zeit, mit dem Nilant dieſes Verdienſt wenigſtens zu theilen?[1] Sollte es ſich nicht noch der Mühe lohnen, was man von dem Nilant mit ſo vielem Danke in der Verſtümmelung angenommen, in ſeiner Vollſtändigkeit aufs neue ans Licht zu bringen? Die eigentlichen Manuſcripte des Phädrus, wenn es deren gegeben, haben ſich, wie es ſcheint, gänzlich aus der Welt verloren. Denn wenn ſie noch irgendwo vorhanden wären, ſo würden ſie ſich damals, als Chriſt ihr Daſeyn in Zweifel zog, gewiß gemeldet haben. Ich meine, in Frankreich, wo ſie wahrſcheinlicher Weiſe ſtecken müßten, und wo Chriſts Widerſpruch genugſam bekannt geworden, würde ſich leicht ein Gelehrter gefunden haben, der es mit ein paar Worten angezeigt hätte, wo die augenſcheinliche Widerlegung des deutſchen Profeſſors zu finden ſey. In ihrer bis jetzt noch völligen Ermangelung alſo können und müſſen die alten Fabeln des Romulus allein die Stelle der Handſchriften vertreten. Nach ihnen allein kann bis jetzt noch jede kühnere Muthmaßung über den Text des Phädrus geprüft, und zu Folge dieſer Prüfung gebilligt oder verworfen werden. Da nun ohnedem der Phädrus von Zeit zu Zeit, zum Gebrauche der Schulen, wieder gedruckt wird: wie, wenn man eine ſolche Ausgabe einmal, ſtatt aller Anmerkungen, mit ihnen allein vermehrte? Nämlich mit ihnen, ſo wie ſie in der Handſchrift von Dijon, und in dem alten Ulmer Drucke, weit vollſtändiger und weit beſſer als bei dem Nilant, enthalten ſind.

Folgende Vergleichungstafel, die ich zum Schluſſe noch mittheile, wird es mit Einem Blicke überſehen laſſen, daß die Sache nichts weniger als überflüſſig, oder wohl gar ſchon ſo gut als geſchehen ſey. In der erſten Reihe ſtehen die Fabeln des Romulus nach dem Manuſcripte, welches, die wenigen angegebenen Verſchiedenheiten abgerechnet, auch die Ordnung der alten gedruckten Ausgabe iſt. In der zweiten Reihe ſind die Fabeln des Phädrus angegeben, die in den ihnen entſprechenden Fabeln des Romulus begraben liegen; ſowohl die, welche wir noch wirklich haben oder zu haben glauben, als auch die, welche Burmann daraus wieder herzuſtellen verſucht hat. Die Fabel des Romulus, die in dieſer Reihe ausfällt, iſt für den aufbehalten, der einen ähnlichen Verſuch wagen will. In der dritten Reihe ſieht man, wie ſich der Romulus des Nilant zu dem alten vollſtändigen Romulus verhält; welche Fabeln deſſelben dort vorkommen, und welche nicht. Aus der vierten Reihe endlich erhellet, was in dem Anonymus des Nilant von den Fabeln des Romulus zu finden; und ich wiederhole hier nochmals, daß dieſer Anonymus ſelbſt nichts anders als ein Romulus geweſen, indem er nicht bloß größtentheils die nämlichen Fabeln, ſondern auch dieſe nämlichen Fabeln mit den nämlichen Worten, und nur dann und wann interpolirter und unlateiniſcher als Romulus erzählt. Verſchiedene von den Fabeln des Romulus, wird man ſehen, fallen in allen drei Reihen weg; und das ſind denn die, welche das Manuſcript, oder der alte Ulmer Druck ganz eigen hat, in welchen man aber gleichwohl eben ſo gut noch einen Phädrus wieder finden kann, als man ihn in den andern wiedergefunden zu haben glaubt.

Romulus Divionensis.	Phædrus.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
Libr. I. 1.	III. 12	1.	
„ „ 2.	I. 1.	2.	
„ „ 3.	App. Bur. 6.	3.	
„ „ 4.	. . . . .	4.	
„ „ 5.	I. 4.	5.	
„ „ 6.	I. 5.	6.	
„ „ 7.	I. 6.	7.	
„ „ 8.	I. 8.	8.	
„ „ 9.	I. 19.	9.	
„ „ 10.	IV. 18.	—	11.
„ „ 11.	I. 29.	—	12.
„ „ 12.	App. Bur. 9.	10.	
„ „ 13.	II. 6.	12	
„ „ 14.	I. 13	13.	
„ „ 15.	I. 21.	14.	
„ „ 16.	App. Bur. 10.	15.	
„ „ 17.	App. Bur. 4.	16.	
„ „ 18.	App. Bur. 1.	—	
„ „ 19.	App. Bur. 12.	17.	
⁂			
Libr. II. 1.	I. 2.	18.	
„ „ 2.	I. 31.	19.	
„ „ 3.	I. 23.	20.	
„ „ 4.	. . . . .	21.	
„ „ 5.	IV. 22.	22.	
„ „ 6.	III. 15.	23.	
„ „ 7.	V. 10.	—	62.
„ „ 8.	I. 28.	11.	
„ „ 9.	App. Bur. 2.	24.	
„ „ 10.	App. Bur. 32.	—	61.
„ „ 11.	App. Bur. 33.	—	63.
„ „ 12.	I. 16.		
„ „ 13.	V. 3.	—	66.
„ „ 14.	I. 26.	—	65.
„ „ 15.	I. 7.		
„ „ 16.	I. 3.	—	56.
„ „ 17.	III. 6.		
„ „ 18.	IV. 23.	—	57.
„ „ 19.	I. 10.	—	58.
„ „ 20.	I. 22.	—	59.
„ „ 21.	I. 24.	—	33.
⁂			
Libr. III. 1.	App. Bur. 15.	25.	
„ „ 2.	. . . . .	26.	
„ „ 3.	App. Bur. 17.	—	37.
„ „ 4.	App. Bur. 18.	27.	
„ „ 5.	App. Bur. 19.	28.	
„ „ 6.	App. Bur. 20.	—	60
„ „ 7.	I. 23.	29.	
„ „ 8.	. . . . .	—	
„ „ 9.	. . . . .	30.	
„ „ 10.	. . . . .	31.	
„ „ 11.	. . . . .	—	
„ „ 12.	IV. 7.	—	42.
„ „ 13.	App. Bur. 21.	32.	
„ „ 14.	App. Bur. 5.	33.	
„ „ 15.	III. 7.	34.	
„ „ 16.	. . . . .	35.	
„ „ 17.	App. Bur. 22.	36.	
„ „ 18.	. . . . .	—	47.
„ „ 19.	II. 8.	—	48.
„ „ 20.	IV. 13.	37.	
⁂			
Libr. IV. 1.	IV. 2.	—	
„ „ 2.	IV. 1.	—	
„ „ 3.	App. Bur. 23.	38.	
„ „ 4.	III. 18.	39.	
„ „ 5.	III. 2.	—	
„ „ 6.	. . . . .	40.	
„ „ 7.	. . . . .	—	
„ „ 8.	App. Bur. 24.	41.	
„ „ 9.	IV. 3.	—	
„ „ 10.	I. 20.	42.	
„ „ 11.	. . . . .	—	
„ „ 12.	App. Bur. 30.	43.	
„ „ 13.	. . . . .	—	
„ „ 14.	. . . . .	—	
„ „ 15.	. . . . .	—	
„ „ 16.	. . . . .	—	
„ „ 17.	App. Bur. 25.	44.	
„ „ 18.	App. Bur. 31.	—	60.
„ „ 19.	App. Bur. 28.	45.	
„ „ 20.	. . . . .	—	
„ „ 21.	App. Bur. 27.	—	55.

---

[1] *Joh. Fr. Nilantius*, cujus ego industriam et laborem antiquis fabulis impensum, qui post Gudii notas in fabulis edendis laborarunt, diligentiæ præferre non dubito, utilissimo instituto in unum Fasciculum conjecisse fabulas Aesopias, sive e Rimicio, sive e Romulo, sive a quocumque elaboratas. *l. c. a.*

Wenn ich nächſtens einmal ein anderes Manuſcript bekannt mache, auf das Gudius ebenfalls ſich in ſeinen Noten über den Phädrus bezieht, will ich dieſe nämliche Tafel auf den Phädrus einrichten, und es vielleicht wagen, eine Vermuthung mitzutheilen, die durch dieſe Tafeln auf eine beſondere Art beſtärkt wird.

Leibnitz, von den ewigen Strafen.

Ich ſehe, daß gegenwärtig bei unſern Theologen der Streit über die Unendlichkeit der Höllenſtrafen wieder rege werden will. Möchte er es doch ſo werden, daß er endlich entſchieden und beigelegt heißen könnte! Denn das iſt ohne Zweifel bei dergleichen Streitigkeiten das Traurigſte, daß ſie gemeiniglich nichts erſtreiten, und ſich zwanzig oder fünfzig Jahre ſpäter der erſte der beſte Zelote oder Vernünftler berechtigt glaubt, die Sache ganz wieder von vorn anzufangen.

Einem ſolchen Schwätzer nicht gleich zu werden, iſt es höchſt nöthig, vorher die Geſchichte der ſtreitigen Lehre in ihrem ganzen Umfange zu ſtudiren. Nur wenn man genau weiß, wo jeder Vorgänger ſeinen Faden fallen laſſen, kann man durch Aufhebung derſelben, und durch Vergleichung ihrer verſchiedenen Richtungen, den entweder verlaſſenen oder noch nie betretenen Weg der Wahrheit einzuſchlagen hoffen. Wenn gar unter dieſen Vorgängern ſich Leibnitze befinden, was kann ſchlechterdings lehrreicher ſeyn, als ſich in die geringſten Fußſtapfen derſelben zu ſtellen, und von da aus um ſich zu ſchauen?

Mehr, glaube ich, bedarf es nicht, folgende wenige, aber bisher noch ungedruckte Zeilen des großen Mannes einzuleiten, der, wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile vergebens müßte geſchrieben haben. Was es aber damit für Bewandtniß habe, glaube ich nicht beſſer, als mit Mosheims Worten angeben zu können; beſonders da dieſe Worte ſelbſt dabei gelegentlich eine literariſche Erläuterung und Beſtätigung erhalten können.

Als Mosheim 1725 ſeine hierher gehörige Schrift hinter dem erſten Theile ſeiner heiligen Reden herausgab, ſchickte er folgende Erklärung darüber voraus. „Die beigefügten Gedanken von der Lehre derer, die den Strafen der Hölle ein Ziel ſetzen, ſind von mir gefodert worden. Andere haben weitläuftiger und gelehrter von dieſer Sache geſchrieben. Und ich kann's daher wohl leiden, wenn man glaubt, meine Arbeit ſey unnöthig. Die unſchuldige Uebereilung von einigen meiner Freunde, die gegen mein Wiſſen dieſelbe wollen drucken laſſen, und zwar nicht ohne Fehler, hat mich bewogen, da ich ihr Vorhaben erfahren, ihnen zu verſprechen, daß ich ſelbſt den Druck beſorgen würde. Ich vollziehe jetzt meine Zuſage. Und was iſt denn hierin ſtrafwürdiges? Oder würde ich nicht, wenn ich meine Zuſage nicht erhalten, eben ſo ſehr geſündigt haben, als da ich dieſelbe vollziehe? Es iſt endlich beſſer, einige Bogen zu viel, als zu wenig von dergleichen Dingen der Welt zu liefern. Und je mehr Einfluß dieſe Lehre in gewiſſe Wahrheiten des Glaubens hat, die den Grund der Seligkeit betreffen, je öfters hat man Urſache, die Beweisthümer derſelben feſt zu ſetzen. Man pflegt ſtets auf die Vernunft hierin ſich zu berufen. Und es kömmt vielen der berühmteſten Männer vor, als wenn die Sache derjenigen, welche die Ewigkeit der Strafen behaupten, beinahe verloren ſeyn würde, wenn man dieſe allein fragen wollte. Ich glaube das Gegentheil, ohne daß ich andere deßwegen verachten will, die anders denken. Mir deucht, daß die Vernunft, wo nicht ſtärker, doch eben ſo ſtark für diejenigen ſtreite, welche die Ewigkeit, als für die, welche das Ende der göttlichen Rache vertheidigen. Man ſieht oft gewiſſe Meinungen der Menſchen, die den Beifall der meiſten erhalten, für klare Geſetze der Vernunft an, die man nicht läugnen darf. Und oft mißt man die Gerechtigkeit des göttlichen Gerichts nach der Gewohnheit der menſchlichen Richterſtühle ab. Das ſcharfſinnigſte, was für das Ende der Höllenſtrafen geſchrieben, ſind die Gedanken eines ſonſt gelehrten Mannes, dem man Schuld giebt, daß er vor ſeinem Ende in die giftigen Irrthümer der Socinianer verfallen. Ich habe dieſelben nicht obenhin geleſen, und gebe dem Verfertiger das Zeugniß eines nicht übel beſchaffenen Verſtandes. Aber wenn man einige Zweideutigkeiten hebt, und die Kraft der Schlüſſe von den menſchlichen Sachen auf die göttlichen läugnet, ſo wird der ſogenannte Beweis ein Schatten, bei dem man den Zuſammenhang vergebens ſucht. Ich bin lange Willens, in einer lateiniſchen Schrift die Geſchichte der Lehre, von der hier die Rede, vorzutragen, und nicht nur die Quellen derſelben zu entdecken, ſondern auch die unterſchiedenen Arten, ihr eine Farbe und Gewicht zu geben, zu unterſuchen. Eine Menge von andern Arbeiten, die zum Theil nicht unbekannt, hat bisher die Ausarbeitung derſelben aufgehalten. Vielleicht finden ſich bald einige Stunden, in welchen ich den geſammelten Vorrath von Gedanken und Zeugniſſen in Ordnung bringen und der Welt vorlegen kann."

Wer jener gelehrte Mann ſey, der noch das Scharfſinnigſte für die verneinende Meinung geſchrieben, zeigt Mosheim durch den untergeſetzten Titel der Schrift ſelbſt an: *Ernesti Soneri* Demonstratio Theologica et Philosophica, quod æterna impiorum supplicia, non arguant Dei justitiam, sed injustitiam, und fügt hinzu: „Der weltberühmte Herr von Leibnitz hat dieß Werkchen herausgeben wollen, welches ſehr ſelten iſt. Ich habe eine Abſchrift deſſelben zur Hand, vor dem bereits die Vorrede ſteht, die er mit demſelben wollen drucken laſſen. Ein anderer Ort wird mir Gelegenheit geben, hievon mehr zu erwähnen, da ich zugleich die Güte desjenigen rühmen werde, dem ich dieſe und andere hierher gehörige Sachen zu danken habe."

Nun iſt leider Mosheimen die Gelegenheit nicht geworden, auf die er hier ſeine Leſer vertröſtet, und die er ohne Zweifel in jener lateiniſchen Schrift zu finden hoffte, welche er von der Geſchichte der ſtreitigen Lehre ausarbeiten wollte. So wie aber jene Schrift nicht zu Stande gekommen, ſo iſt auch die gedachte Vorrede des Leibnitz zu dem Soner'ſchen Beweiſe darüber im Verborgenen geblieben, und faſt gänzlich vergeſſen worden. Denn ſeit 1737, als Ludovici in der Hiſtorie der Leibnitz'ſchen Philoſophie[1] Mosheimen ſeines Verſprechens erinnerte, wüßte ich nicht, daß ihrer von jemand andern anders, als gelegentlich von dem leidigen Bücherkenner,[2] wenn er die Schrift des Sonerus wegen ihrer Seltenheit anführte, wäre gedacht worden. Selbſt von Bruckern nicht, der doch bei Erzählung von Sonerus Verdienſten um die Ariſtoteliſche Philoſophie,[3] die beſte Gelegenheit dazu gehabt hätte. Wenn ſie daher auch nicht in der neuen Ausgabe der ſämmtlichen Werke, die wir dem Herrn Dutens zu danken haben, erſchienen iſt: ſo dürfen wir uns um ſo weniger darüber wundern, da Deutſchland überhaupt ſo äußerſt nachläßig geweſen, die Bemühungen dieſes würdigen Ausländers zu unterſtützen. Anſtatt daß man ſich um die Wette hätte beeifern ſollen, ihm mit ſo vielen ungedruckten Vermehrungen, als ſich nur immer auftreiben laſſen wollen, an die Hand zu gehen: hat man ihm auch nicht einmal alle bereits gedruckte Aufſätze ſeines Autors angezeigt. Denn er, als ein Ausländer, konnte ſie freilich nicht alle ſelbſt wiſſen; und der einzige ehrliche Brucker konnte ſie ihm freilich auch nicht alle nachweiſen. Indeß, wenn das letztere vielleicht bloß unterblieben, weil jeder deutſche Gelehrte beſorgen mußte, daß ihm ſchon ein anderer darin zuvorgekommen, ſo iſt es weit weniger befremblich, als das tiefe Stillſchweigen, welches unſere Recenſenten darüber beobachten. Wußten ſie denn alle gar nichts, was in dieſen ſämmtlichen Werken fehlt? gar nichts, was nur im geringſten eine Anzeige verdient hätte?

---

[1] Theil II. S. 27.

[2] Wie etwa vom Vogt, Cat. libr. rar. p. 635.

[3] Hist. cr. Phil. T. IV. P. 1. p. 312.

Doch hiervon an einem andern Orte. Ich will mich jetzt von dem nicht zu weit verlieren, was mich auf dieſen Ausfall gebracht hat. — Alſo kurz: eben dieſe Vorrede, welche Leibnitz zu Soners Schrift gemacht hat, welche Mosheim beſaß, welche Mosheim drucken laſſen wollte, und nicht drucken ließ, iſt es, was ich hier aus unſerer Bibliothek gemein machen will.

Um nicht unangezeigt zu laſſen, wie ſie in unſere Bibliothek gekommen, muß ich ſagen, daß ſie Mosheim ſelbſt dem Anſehen nach aus unſerer Bibliothek erhalten. Wenigſtens war derjenige, deſſen Güte, in Mittheilung derſelben, er anderwärts rühmen wollte, der damalige Bibliothekarius Hertel. Doch da Hertel mit Leibnitzen ſelbſt viel Umgang gehabt hatte, auch nach allem ſehr begierig war, was ſelten und heterodox hieß, ſo kann es eben ſo wohl ſeyn, daß er ſie mit ſammt der Soner'ſchen Schrift, Mosheimen aus ſeinem eigenen literariſchen Vorrathe mitgetheilt, als unter welchen ſie alſo erſt nach ſeinem Tode unſerer Bibliothek einverleibt worden wäre. Dieſes wird mir auch daher wahrſcheinlicher, weil ſich nicht nur eine Abſchrift von Mosheims Gedanken, ſondern auch deſſen eigenhändiger Brief an Herteln dabei befindet. Jene ſtimmt mit dem nachher geſchehenen Abdrucke völlig überein; dieſen aber will ich in der Anmerkung[1] ganz vorlegen, und ſo, ohne weiteres, den Leſer zur Hauptſache kommen laſſen.

LEIBNITII PRÆFATIO.

Ernesti Soneri, Philosophi quondam apud Altorfinos clarissimi, Demonstratio, quam vocat, Theologica etc. de injustitia æternarum pœnarum, laudatur a nonnullis tanquam invicta; eoque plus nocet quod paucis visa est. Solent enim fere æstimare homines, quæ non noverunt. Ut sæpe adeo non inutile putem talia edi, ubi lectio ipsa sufficit ad refutandam, delendamque illam hominum opinionem e longinquo conceptam. Equidem negari non potest, Sonerum subtiliter et ingeniose scripsisse; sed demonstratio tamen ejus magno hiatu laborat, quod paucis indicare placet, ne quis incautus speciositate argumenti decipiatur, cujus vis huc redit. Peccata finita sunt; inter finitum et infinitum nulla est proportio; ergo pœnæ quoque debent esse finitæ. Porro peccata esse finita, ostendere tentat refutando modos, quibus infinita intelligi possint, quos his verbis enumerat. »Si impiorum delicta sint infinita, »aut ut talia considerari possint, vel habent vim »istam infinitam ex se ipsis, vel a delinquente, vel »ab eo in quem et contra quem delinquitur, vel ab »horum aliquibus, vel ab omnibus simul; sed nullo »istorum modorum possunt esse infinita, aut ut »talia considerari, et tamen præter hos nullus alius »superest modus, quo infinita dici et esse possint; »ergo omnino non sunt infinita.«

Quæ communiter respondere solent Theologi ad hoc argumentum a proportione delictorum pœnarumque petitum, apud ipsos utilius legentur. Hoc vero loco alium argumenti Soneriani defectum indicare placet; nempe imperfectam enumerationem modorum, quibus aliquid dici potest infinitum. Neque enim tantum ab objecto in quod peccatur, Deo videlicet, vel a modo peccandi, seu gradu intensivo, aliisque quorum autor meminit, sed et a numero peccata infinita dici possunt. Etiamsi igitur concederemus ipsi, nullum peccatum per se infinitum esse, revera tamen dici potest, damnatorum infinita numero peccata esse; quoniam per totam æternitatem in peccando perseverant. Quare si æterna sunt peccata, justum est, ut æternæ etiam sint pœnæ. Nempe homines mali se ipsos damnant, ut recte dictum est a sapientibus, perpetua scilicet impœnitentia et a Deo aversione. Nihil igitur hic Deo, quasi ultra mensuram peccati severo, imputari potest.

Und das iſt ſie ganz dieſe ſogenannte Vorrede. — Man wird hoffentlich von mir nicht erwarten, daß ich nun auch die Schrift des Sonerus ſelbſt beifügen werde. Zwar iſt ſie, als gedrucktes Buch, noch immer eben ſo ſelten, als ſie zu den Zeiten des Leibnitz war, weil ich nicht wüßte, daß ſie irgend nachher wieder wäre aufgelegt worden. Allein der Inhalt hat nicht mehr das Verdienſt, welches er damals bei denen haben konnte, die eine freie Unterſuchung in Glaubensſachen liebten. Er iſt in hundert Bücher ſeitdem übergetragen worden, die in aller Händen ſind. Denn da man beſonders den Freunden der Wiederbringung es neuerer Zeit nicht ſchwer gemacht hat, ihre Meinung ſo laut zu ſagen, als ſie nur gewollt: ſo iſt theils von ihnen, theils auf ihre Veranlaſſung, die unter der Wiederbringung vornehmlich begriffene Lehre von der Endlichkeit der Höllenſtrafen eben ſo oft mit allen Arten von Gründen, als mit allen Arten von Eifer und Schwärmerei vertheidiget und beſtritten worden. Kurz, Soners Demonſtration iſt, bis auf einige Spitzfindigkeiten vielleicht, nun verlegene Waare.

Aber, wird man denken, hätte ich nicht aus eben dieſem Grunde, auch die Vorrede des Leibnitz im Verborgenen laſſen können und müſſen? Denn was er Sonern darin entgegenſetzt, iſt jetzt nicht weniger bekannt, indem es auch von ihm ſelbſt anderwärts vorgetragen worden. — Ich weiß dieſes ſehr wohl. Doch meine Abſicht geht bei Bekanntmachung derſelben, auch nicht ſowohl auf die vertheidigte Wahrheit, als auf den

---

[1] „Nebſt nochmaliger gehorſamſter Dankſagung für die meinetwegen neulich genommene Mühe, ſende ich hier ſowohl meine eigene Einlage, als Soneri Gedanken von den Strafen der Hölle zurück. So ſpitzfündig dieſes letztere eingefädelt, ſo leicht iſt mit dem ehrlichen Manne nach ſeinen eigenen Grundſätzen auszukommen. Er ſetzt zum Grunde, in Gott ſey keine andere Gerechtigkeit, als dieſe, daß er ſeine Zuſage halten müſſe; in allen andern ſey ſeine Macht uneingeſchränkt. Sehr wohl! Es wird denn deutlich folgen, daß Gottes Gerechtigkeit gar nicht hindere, daß er den Gottloſen ewige Strafen auflegen könne. Nach ſeiner Macht kann er dieß thun. Der ganze Streit wird demnach darauf ankommen, ob Gott wirklich in der Schrift den Gottloſen ewige Strafen gedrohet. Aber kommt's ſo weit, ſo wird der ehrliche Socinianer verlieren, und man wird ihm auf eins zehn antworten können. Ich ſchriebe mehr, wenn ich mein Meiſter wäre. Unvermuthet ſoll ich wieder diſputiren, und meine andern Collegia ſollen auch vor Oſtern geendigt ſeyn. Daher wird mir faſt kein Augenblick frei gelaſſen, und, die ich frei habe, muß ich zur Ausfertigung des Haleſii anwenden. Meine Betrachtungen über die Conduite der Dortrechtiſchen Väter werden eben nicht wohl den Gönnern dieſes Concilii gefallen. Doch ſie ſind auf klare Facta und Sätze der Vernunft gegründet. Ich bin ohne Ausnahme, u. ſ. w."

Mosheim.

Vertheidiger, als auf deſſen Geſinnungen und Gründe bei ſeiner Vertheidigung. Beide ſind mißgedeutet und verkannt worden.

Mosheim ſelbſt, der es doch ſehr wohl wiſſen konnte, was die Vorrede des Leibnitz eigentlich enthalte, verleitet noch jetzt ſeine Leſer, ſich einen ganz falſchen Begriff davon zu machen. Als er ihrer zuerſt erwähnte,[1] geſchah es in ſo allgemeinen Ausdrücken, daß der gute Baarenkopen ſich einbildete, da Leibnitz die Demonſtration des Soner habe herausgeben wollen, ſo müſſe er ſie gebilligt haben. Um ihm nun das Verſtändniß näher zu eröffnen, erwiederte Mosheim hierauf:[2] „Der Herr von Leibnitz hat nicht darum dieſe Bogen wollen drucken laſſen, weil er ſie für wichtig gehalten und Soners Meinung angenommen. Er hat vielmehr dieſelben mit einer Vorrede begleiten wollen, die in meinen Händen iſt, worin er Sonern ſelbſt aus Ariſtotelis Grundlehren widerlegt und die Blöße ſeiner Beweisthümer aufdeckt. Sein Vorhaben war, der Welt den ſchlechten Werth ſeiner Schrift zu zeigen, die man deßwegen für unwiderleglich hielt, weil ſie ſelten war, und wenigen zu Geſichte kam.“ Aber wenn Mosheim Anfangs zu wenig geſagt hatte, ſo ſagt er offenbar nun zu viel; und ſeine Gegner dürften ihn nicht ohne Grund mit dem Verdachte belegen, daß er vorſätzlich das Anſehen des Leibnitz mißbrauchen wollen. Denn hier iſt ſie nun, dieſe Vorrede, und wahrlich, man muß in ſehr wenigen ſehr vieles zu ſehen wiſſen, wenn man alles darin finden will, was Mosheim darin gefunden zu haben vorgiebt. Leibnitz ſoll Sonern aus Ariſtoteles Grundlehren widerlegen? Er ſoll die Blöße ſeiner Beweisthümer aufdecken? ſeiner Beweisthümer? Sind ſeine Beweisthümer denn das einzige Dilemma? Und welches wären ſie denn, jene Ariſtoteliſche Grundlehren? Ich kann in Leibnitzens Vorrede dergleichen eben ſo wenig finden, als in Soners Schrift ſelbſt, von welcher Mosheim gleichfalls ſagt, daß ſie ſich auf Grundſätze des Ariſtoteles beziehe. Alles Ariſtoteliſche, was Soners Schrift hat, iſt dieſes, daß ſie in lauter ſchulgerechten Schlüſſen abgefaßt iſt. Denn die Prämiſſen dieſer Schlüſſe ſind nichts als Sätze des geſunden Menſchenverſtandes, und keinesweges dem Ariſtoteles eigenthümliche Lehren. Alſo auch, wenn durch die Bemerkung des Leibnitz das Dilemma des Soner wirklich ſeine Kraft verliert, ſo geſchieht es ja wohl ohne alles Zuthun des Ariſtoteles. Doch mit oder ohne Zuthun des Ariſtoteles: iſt es denn auch nur wahr, daß ſie ſo ſiegend, ſo entſcheidend iſt, dieſe einzige Bemerkung des Leibnitz? Aufrichtig zu reden, ich glaube nichts weniger. Denn es ſey immerhin unwiderſprechlich, daß die menſchlichen Sünden auch der Zahl nach unendlich werden können, ja werden müſſen: was ging Sonern dieſe eine noch mögliche Art ihrer Unendlichkeit an? was hatte er nöthig, ſich darauf einzulaſſen? und gegen wen ſollte er ſich darauf einlaſſen? Wenn ſie von einigen ſeiner Gegner auch angenommen wird, dieſe Unendlichkeit, wird ſie deßwegen als der vornehmſte, oder gar als der einzige Grund ihrer Lehre angenommen? Hören ſie darum auf zu behaupten, was Soner eigentlich beſtreitet? Nämlich, daß, wenn ſie auch nicht Statt hätte, dieſe Unendlichkeit der Sünden, dennoch auf die bloß endlichen Sünden dieſes Lebens eine unendliche Strafe warte? daß ſchon eine einzige dieſer Sünden dieſe unendliche Strafe verdiene? In der That verändert auch die Einwendung des Leibnitz die ganze Streitfrage. Dieſe ging bei Sonern lediglich auf die Sünden dieſes Lebens, welche der Zahl nach nicht anders als endlich ſeyn können. Und Leibnitz will, daß er auch die Sünden des künftigen Lebens mit in Rechnung bringen ſollen, die für ſich allein ſchon, wenn ſie nothwendig unaufhörlich geſchehen müßten, eine unaufhörliche Strafe verdienen würden.

Es könnte alſo leicht ſeyn, daß Leibnitz ſelbſt ſich dieſes bei einer zweiten Erwägung nicht bergen können, und eben deßwegen die ganze Vorrede zurückbehalten hätte. Denn da ſie einmal geſchrieben war, warum hätte er ſie ſonſt nicht ſollen drucken laſſen? Wenigſtens kann man hiergegen nicht einwenden, daß er gleichwohl das Weſentliche davon viele Jahre nachher an einem andern Orte angebracht habe, nämlich in ſeiner Theodicee. Eben derſelbe Gedanke kann an einem andern Orte einen ganz andern Werth haben. Was Leibnitz dort für eine ungültige Widerlegung erkannte, das konnte er hier zur Erläuterung einer andern Frage ja wohl mit beibringen. Dort ſollten alle Einwürfe des Soner damit zu Schanden gemacht, und die bezweifelte Lehre darauf gegründet werden, und dazu taugte es ſchlechterdings nicht. Hier aber in der Theodicee, wo er, was er damit nicht erweiſen konnte, als anderweitig erwieſen vorausſetzen durfte, ſollte es bloß dienen, das größte phyſikaliſche Uebel, das er ſonach in ſeiner beſten Welt zu ſeyn bekennen mußte, deſto unmittelbarer aus dem Uebel der Schuld herleiten zu können, ohne dabei auf die Unendlichkeit desjenigen zu ſehen, gegen den dieſe Schuld geſchehen, weil dieſe Unendlichkeit doch nicht mit in den Zuſammenhang der Dinge verwebt ſeyn konnte.

Und das würde es alles ſeyn, was ich hier hinzuzufügen hätte, wenn mir nicht eben dieſes Weges einer unſerer neueſten Schriftſteller begegnet wäre. Herr Eberhard in ſeiner Apologie des Sokrates, einem in vieler Abſicht ſehr vortrefflichen Buche, worin er die Lehre von der Seligkeit der Heiden unterſucht, hat auch die von der Unendlichkeit der Strafen mit in ſeine Prüfung ziehen zu müſſen geglaubt. Nun hat er zwar ſeine ganz beſondere Urſache, warum ich wünſchen könnte, daß er ſich wenigſtens nicht in einer Apologie des Sokrates dagegen erklärt hätte. Aber doch würde mich bloß dieſe ſchwerlich vermögen können, mir die geringſte Anmerkung dagegen zu erlauben, wenn er nicht zugleich, indem ihn ſeine Materie auch auf das brachte, was Leibnitz darüber geäußert hatte, gegen dieſen und deſſen Aeußerung verſchiedenes erinnert hätte, was ich hier in Erwägung zu ziehen einen ſo nahen Anlaß habe. Ich will, was ich zu ſagen habe, ſo kurz zu faſſen ſuchen, als möglich, und meine Gedanken wo nicht ordnen, doch zählen.

I. Ich fange von dem allgemeinen Urtheile an, welches Herr Eberhard von Leibnitzen in Abſicht ſeines Betragens gegen angenommene Religionsſätze fällt. Nachdem er nämlich nun auch auf denjenigen Beweis der ewigen Strafen gekommen, von welchem hier die Rede geweſen, zeigt er ſehr wohl, daß man mit demſelben nicht über die Gränzen der Möglichkeit gelangen könne, und fährt fort: „Die ſcharfſinnigſten Verfechter dieſer Sache, wie Leibnitz, haben es wohl gefühlt, daß ein ſolcher Beweis nicht weiter reicht. Leibnitz argumentirte alſo nur bloß für die, welche von der wirklichen Ewigkeit hölliſcher Qualen aus der Schrift ſchon überführt waren. Da ihm ſo viel daran gelegen war, ſeine Philoſophie allgemein zu machen, ſo ſucht er ſie den herrſchenden Lehrſätzen aller Parteien anzupaſſen, ſie ihnen allen für ihre Meinung günſtig und vortheilhaft zu zeigen, um ſich aller Beifall zu verſchaffen. Er nahm ihre Lehrſätze als Vorausſetzungen an, und legte ihnen einen erträglichen Sinn bei, nachdem er ſie mit ſeinem Syſtem verglich, ohne ihnen ſelbſt beizupflichten.“ — Erſcheint in dieſem Urtheile der Philoſoph nicht ein wenig zu eitel? Werden ſeine Geſinnungen gegen die Religion überhaupt nicht dadurch verdächtiger gemacht, als es der Religion ſelbſt zuträglich iſt? Beides iſt ganz gewiß des Herrn Eberhard Abſicht nicht geweſen. Aber es iſt unläugbar, daß er ſich hier nicht durchgängig ſo glücklich und beſtimmt ausgedrückt hat, als er ſich ſonſt auszudrücken pflegt. Denn ſo eingenommen man ſich auch Leibnitzen für ſeine Philoſophie denken darf oder will, ſo kann man doch wahrlich nicht ſagen, daß er ſie den herrſchenden Lehrſätzen aller Parteien anzupaſſen geſucht habe. Wie wäre das auch möglich geweſen? Wie hätte es ihm einkommen können, mit einem alten Sprichworte zu reden, dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Beſten ſeines Syſtems dann und wann that, war gerade das Gegentheil: er ſuchte die herrſchenden Lehrſätze aller Parteien ſeinem Syſteme anzupaſſen. Ich irre mich ſehr, oder beides iſt nichts weniger als einerlei. Leibnitz nahm bei ſeiner Unterſuchung der Wahrheit nie Rückſicht auf angenommene Meinungen; aber in der feſten Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen ſeyn könne, die nicht von einer gewiſſen Seite, in einem gewiſſen Verſtande wahr ſey, hatte er wohl oft die Gefälligkeit, dieſe Meinung ſo lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, dieſe gewiſſe Seite ſichtbar, dieſen gewiſſen Verſtand begreiflich zu machen. Er ſchlug aus Kieſel Feuer, aber er verbarg ſein Feuer nicht in Kieſel. Doch im Grunde hat Herr Eberhard das nur auch ſagen wollen, und ein Theil ſeiner Worte ſagt es wirklich. „Er nahm ihre Lehrſätze als Vorausſetzungen an, und legte ihnen einen erträglichen Sinn bei, nach welchem er ſie mit ſeinem Syſtem verglich.“ Sehr wohl; nur hätte Herr Eberhard nicht hinzuſetzen müſſen: „ohne ihnen ſelbſt beizupflichten.“ Allerdings pflichtete er ihnen bei, nämlich nach dem erträglichen Sinne, den er ihnen nicht ſowohl beilegte, als in ihnen entdeckte. Dieſer erträgliche Sinn war Wahrheit, und wie hätte er der Wahrheit nicht beipflichten ſollen? Auch iſt ihm das weder als Falſchheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philoſophen in ihrem *exoteriſchen* Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unſere neueſten Philoſophen viel zu weiſe geworden ſind. Er ſetzte willig ſein Syſtem bei Seite, und ſuchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.

---

[1] Angeführtermaßen vor dem 5ten Theile ſeiner heiligen Reden.

[2] In dem Sendſchreiben über unterſchiedliche Dinge, hinter dem zweiten Theile der heiligen Reden.

II. Herr Eberhard fährt fort: „Dieß iſt augenſcheinlich der Fall mit dem gegenwärtigen Beweiſe. Um ſeiner beſten Welt bei denen, die eine Ewigkeit der Höllenqualen annehmen, Eingang zu verſchaffen, ſuchte er darzuthun, daß auch dieſe ſich mit ſeinen Sätzen von der beſten Welt und mit ſeinen Begriffen von der Gerechtigkeit Gottes reimen laſſe.“ Man vergeſſe nicht, was dieſes für ein Beweis iſt. Es iſt der, welcher die endloſe Dauer der Strafen aus der unaufhörlichen Fortſetzung der Sünde herleitet. Aber in welcher Verbindung ſteht dieſer Beweis mit der Lehre von der beſten Welt? Wie kann er dieſer Lehre bei denen Eingang verſchaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen, auch ohne ihn, annehmen? Hören dieſe ewige Qualen darum auf, ein Einwurf gegen die beſte Welt zu ſeyn, weil ſie gerecht ſind? Gerecht oder nicht gerecht: ſie geben in beiden Fällen dem Uebel einen unendlichen Ausſchlag; und gegen dieſen Ausſchlag, nicht gegen ihre Ungerechtigkeit hätte Leibnitz ſeine beſte Welt verwahren müſſen. So wie er es auch wirklich gethan; aber nicht durch beſagten Beweis, ſondern durch eine ganz andere Ausflucht. Denn wenn dieſer nämliche, von den ewigen Qualen hergenommene Einwurf gegen ſeine beſte Welt auch noch dadurch verſtärkt wurde, daß ſelbſt die Zahl der ewig verdammten Menſchen unbeſchreiblich größer ſeyn werde, als die Zahl der Seligen: was antwortete er darauf? Etwa bloß, daß gleichwohl dieſe ungleich mehrere Verdammte mit Recht verdammt wären? Was hätte ihm dieſes für ſeine beſte Welt helfen können, was ſich ohnedem ſchon von ſelbſt verſteht, wenn anders die Sache ihre Richtigkeit hat? Vielmehr nahm er beides, ſowohl die ewige Verdammniß des größern Theils der Menſchen, als auch die Gerechtigkeit dieſer Verdammniß, für völlig ausgemacht an, und läugnete bloß die Folge, indem er zeigte, was für ein unendlich kleiner Theil der Welt die Menſchen insgeſammt wären, und wie dem ungeachtet in dem allgemeinen Staat Gottes das Böſe, in Vergleichung mit dem Guten, faſt für nichts zu rechnen ſeyn werde.[1] Und das, meine ich, hieß der Lehre von der beſten Welt auch bei denen Eingang verſchaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen annehmen. Der Gedanke aber, woraus dieſe Ewigkeit herzuleiten ſey, ſollte bloß die Gerechtigkeit Gottes dabei in ein näheres Licht ſetzen. Das allein iſt in den Worten des Herrn Eberhard wahr. Warum er aber ſagt, daß es nur auf *ſeine*, d. i. dem Leibnitz eigenthümliche Begriffe von der Gerechtigkeit, dabei abgeſehen geweſen, geſtehe ich, nicht einzuſehen. Schlimm genug, daß man die Lehre von der beſten Welt noch immer *ſeine* Lehre nennt; warum ſollen nun auch die einzigen wahren Begriffe von der Gerechtigkeit Gottes *ſeine* Begriffe heißen?

III. Noch fügt Herr Eberhard hinzu: „Er (Leibnitz) nimmt die ewigen Qualen nur bedingungsweiſe an, und zeigt, daß ſie in der Vorausſetzung ewiger Verſchuldigungen nichts ungerechtes enthalten.“ Ich kenne die Stelle in der Theodicee,[2] wo ſich Leibnitz vollkommen ſo ausdrückt. Gleichwohl würde er es ſchwerlich haben auf ſich kommen laſſen, wenn man daraus hätte ſchließen wollen, daß er ſonach alles, was die Gottesgelehrten ſonſt für die Ewigkeit der Strafen anzuführen pflegen, ſchlechterdings verwerfe. Er thut dieſes wirklich auch ſo wenig, daß er vielmehr in dem wichtigſten Punkte, worauf es dabei ankömmt, mit ihnen mehr als einig iſt. Ich will ſagen, daß er dieſen Punkt nicht allein in ſeinem Werthe oder Unwerthe beruhen läßt, ſondern ihn ſogar ſehr ſcharfſinnig vertheidigt. Herr Eberhard behauptet, daß Gott bei ſeinen Strafen einzig und allein die Beſſerung der Beſtraften zum Zwecke haben könne und müſſe. Leibnitz hingegen dehnt dieſe Beſſerung nicht allein auf die aus, welche die Strafen nur mit anſehen, geſetzt auch, daß ſie bei den Beſtraften ſelbſt nicht ſtattfände; ſondern er redet auch der bloß rächenden Gerechtigkeit Gottes, welche weder die Beſſerung, noch das Exempel, ni même la réparation du mal, zur Abſicht habe, ſehr ernſtlich das Wort; indem er ſie nicht bloß auf die von den Theologen erwieſene Androhung, ſondern auf eine wirkliche Convenienz, auf eine gewiſſe Schadloshaltung des Verſtandes, gründet.[3] Selbſt den Satz, daß die Sünde deswegen unendlich beſtraft werde, weil ſie ein unendliches Weſen beleidige, hat er nirgends verworfen, oder auch nur gemißbilligt. Er ſagt zwar an einem Orte, daß einmal eine Zeit geweſen, „als er dieſen Satz noch nicht genugſam unterſucht hatte, um darüber ein Urtheil zu fällen.“[4] Ich finde aber nicht, daß er es nachher gefällt; ohne Zweifel, weil er nachher, als er ihn genugſam unterſucht hatte, erkannte, daß ſich ſchlechterdings nichts darüber beſtimmen laſſe. Denn wenn jene rächende Gerechtigkeit Gott wirklich zukömmt: welcher endliche Verſtand kann ihre Gränzen bezeichnen? Wer darf ſich zu entſcheiden wagen, was für einen Maaßſtab ſie bei dieſen ihren Strafen anzunehmen habe, und was für einen nicht? Der Maaßſtab ihrer eigenen Unendlichkeit iſt wenigſtens eben ſo wahrſcheinlich, als jeder andere.

---

[1] Theodicee Th. I. §. 19.

[2] Theil I. §. 137.

[3] Cette espece de justice, qui n'a point pour but l'amendement, ni l'exemple, ni même la réparation du mal. — Hobbes et quelques autres n'admettent point cette justice punitive, qui est proprement vindicative. — Mais elle est toujours fondée dans un rapport de convenance, qui contente non seulement l'offensé, mais encore les sages qui la voyent; comme une belle musique, ou bien une bonne architecture contente les esprits bienfaits. Theod. II. §. 73.

[4] Theod. III. §. 92.

IV. Aber wozu dieſes alles? Will ich Leibnitzen in noch größern Verdacht bringen, daß er den Orthodoxen nur geheuchelt habe? oder will ich ihn in allem Ernſte, bis zum Aergerniß unſerer Philoſophen, orthodox machen? Keines von beiden. Ich gebe es zu, daß Leibnitz die Lehre von der ewigen Verdammung ſehr exoteriſch behandelt hat, und daß er ſich eſoteriſch ganz anders darüber ausgedrückt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabei etwas mehr als Verſchiedenheit der Lehrart zu ſehen glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn geradezu beſchuldigte, er ſey in Anſehung der Lehre ſelbſt mit ſich nicht einig geweſen, indem er ſie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und im Grunde aber geläugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg, und ließe ſich ſchlechterdings mit keiner didaktiſchen Politik, mit keiner Begierde, allen alles zu werden, entſchuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt, und glaube es erweiſen zu können, daß ſich Leibnitz nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung nach allen ihren exoteriſchen Gründen gefallen laſſen, ja gar ſie lieber noch mit neuen beſtärkt hätte, weil er erkannte, daß ſie mit einer großen Wahrheit ſeiner eſoteriſchen Philoſophie mehr übereinſtimme, als die gegenſeitige Lehre. Freilich nahm er ſie nicht in dem rohen und wüſten Begriffe, in dem ſie ſo mancher Theolog nimmt. Aber er fand, daß ſelbſt in dieſem rohen und wüſten Begriffe noch mehr wahres liege, als in den eben ſo rohen und wüſten Begriffen der ſchwärmeriſchen Vertheidiger der Wiederbringung; und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zu viel zu thun, als mit den letztern zu wenig.

V. Herr Eberhard hat dieſe Meinung von ihm und ſeiner eſoteriſchen Philoſophie gerade nicht. Er glaubt, der vornehmſte Grundſatz derſelben, von dem beſten Zuſammenhange der Dinge, erhalte erſt alsdann ſeine größte Evidenz, wenn man annimmt, daß alle vernünftige Weſen endlich einmal zur Glückſeligkeit gelangen. „Dieſes, ſagt er, hat Leibnitz wohl gefühlt, und ungeachtet er, wie ich oben bemerkt habe, ſeine Philoſophie auch der entgegengeſetzten Meinung anzupaſſen ſuchte, ſo hat er doch ſeine eigene Mißbilligung derſelben nicht undeutlich zu verſtehen gegeben. Einer ſeiner geſchickteſten Schüler und Vertheidiger (Vattel), erkennt dieſes ohne Bedenken. Das mildere Schickſal der Sünder iſt auch ſeinen Grundſätzen zu tief eingegraben, als daß man die letztern annehmen und das erſtere verwerfen könnte, wofern man ihre ganze Kraft und Ausdehnung kennt, und die innerſten Geheimniſſe derſelben erforſcht hat. Er kennt keinen Stillſtand, keine Ruhe in der Welt; alles iſt, bis im Kleinſten, in ſteter Bewegung, und zwar zu mehrerer Ausdehnung. Dieſen Wachsthum zieht er augenſcheinlich der gleichmäßigen Vollkommenheit vor; man mag ihn übrigens durch die Ordinaten der Hyperbel oder des Dreiecks erklären.“[1] Ich muß mit Erlaubniß des Herrn Eberhard, hier anmerken, daß, wenn er ſich, in Anſehung dieſes letztern aus der Leibnitziſchen Philoſophie gezogenen Grundes nicht überhaupt irrt, er ſich doch wenigſtens in Betracht der dafür in der Note angeführten Stelle gewiß ganz vergriffen hat. Leibnitz ſagt daſelbſt: Je ne vois pas encore le moyen de faire voir demonstrativement ce qu'on doit choisir par la pure raison. Dieſes ſcheint Herrn Eberhard von der doppelten Hypotheſe, die immer wachſende Vollkommenheit des Ganzen entweder durch die Ordinaten der Hyperbel oder des Dreiecks zu erklären, verſtanden zu haben. Allein es geht offenbar auf die doppelte Hypotheſe, überhaupt entweder eine immer wachſende oder eine immer gleiche Vollkommenheit des Ganzen anzunehmen.[1] Wenn nun Leibnitz ſelbſt im Jahr 1715 noch kein Mittel ſah, aus ungezweifelten Grundſätzen entweder das eine oder das andere zu demonſtriren: wie kann man ſagen, daß er gleichwohl das erſtere augenſcheinlich vorgezogen habe? Ihn zwang ſein Syſtem nicht im geringſten, ſich für eines von beiden zu erklären, es bleibt unter beiden Vorausſetzungen eben daſſelbe; und von beiden äußerte er bis auf das letzte, daß er noch nicht einſehe, welche er ſchlechterdings annehmen müſſe. Denn ſo wie er die von der immer wachſenden Vollkommenheit, in ſo fern man entweder einen erſten Augenblick annehmen wolle oder nicht, entweder durch die Hypotheſe der Hyperbel oder des Triangels erläutert: ſo erläutert er die immer gleiche Vollkommenheit durch das Rectangel. Von allen dieſen drei Hypotheſen zuſammen ſagt er in einem andern Briefe, als dem, welchen Hr. Eberhard anführt, ausdrücklich: Ainsi il n'est pas si aisé de decider, entre les trois hypothèses, et il faut encore beaucoup de méditation pour en venir à bout. Ferner in noch einem andern: Quant à la grande question, s'il est possible de demontrer par raison quelle hypothèse, savoir du rectangle, du triangle ou de l'hyperbole, est préferable dans la constitution de l'Univers, je crois qu'il faudroit s'attacher à un raisonnement rigoureux en bonne forme. Car comme en Metaphysique on n'a pas l'avantage des Mathématiciens de pouvoir fixer les idées par des figures; il faut que la rigueur du raisonnement y supplée, laquelle ne peut guère être obtenue en ces matières, qu'en observant la forme Logique. — Ainsi je vous prie, Monsieur, de penser comme vous pourriez réduire vos raisonnemens là-dessus à une forme due; car je n'en vois pas encore le moyen. Und, wie geſagt, alles dieſes ſchrieb er im Jahr 1715, alſo am Ende ſeiner Laufbahn, in Briefen, welche die letzten Erläuterungen ſeines Syſtems enthalten. Daher ſind dieſe nämlichen Briefe an Herrn Bourguet, welche in des Herrn Dutens Ausgabe der ſämmtlichen Werke zuerſt erſchienen, auch einer der ſchätzbarſten Vorzüge derſelben.

VI. Wollte aber Herr Eberhard ſeine Worte nicht ſo genau genommen wiſſen, ſollte er bloß haben ſagen wollen, daß, obſchon Leibnitz keine von den gedachten Hypotheſen im eigentlichen Verſtande demonſtriren können, er gleichwohl für die von dem beſtändigen Fortgange zu größerer Vollkommenheit einen merklichern Hang gehabt habe: ſo muß ich geſtehen, daß ich ihm auch hierin nicht beifallen kann. Leibnitz ſcheint mir vielmehr der immer gleichen Vollkommenheit um vieles geneigter geweſen zu ſeyn, ja ſeinen Freund einer förmlichen Demonſtration derſelben ſehr nahe gebracht zu haben, welche er vielleicht ſeine Urſachen hatte, lieber aus ihm herauszuholen, als ihm vorzuſagen. Ich gründe mich beſonders auf die Stelle, wo er ihm ſchreibt: Vous avez raison, Monsieur, de dire que de ce que les êtres finis sont infinis en nombre, il ne s'ensuit point que leur système doit recevoir d'abord toute la perfection dont il est capable. Car si cette conséquence étoit bonne, l'hypothèse du Rectangle seroit demontrée. Mich dünkt nämlich, wenn dieſe Folge auch nicht nothwendig, ſondern wenn ſie nur möglich iſt, daß dadurch die Hypotheſe des Rectangels ſchon einen großen Vorzug gewinnt. Denn das Ganze könnte ſonach in jedem Augenblicke diejenige Vollkommenheit haben, der es ſich, nach der andern Hypotheſe, nur immer nähert, ohne ſie jemals zu erreichen; und ich ſehe nicht, warum es nicht eben daher das Wählbarere für die ewige Weisheit ſollte geweſen ſeyn. Die Möglichkeit aber, daß die unendliche Zahl der endlichen Weſen gleich Anfangs in den vollkommenſten Zuſammenhang, deren ſie fähig ſind, gebracht werden können, giebt Leibniz nicht allein zu, ſondern rettet ſie auch gegen den Vorwurf des immer Einerleien; indem er zeigt, daß wenn der nämliche Grad der totalen Vollkommenheit ſchon bliebe, dennoch die einzelnen Vollkommenheiten unaufhörlich ſich ändern würden.

---

[1] Leibnitz, Lettre à M. Bourget, Opp. T. II. p. 332.

[1] Hier iſt die Stelle in ihrem völligen Zuſammenhange: On peut former deux hypothèses, l'une que la nature est toujours également parfaite, l'autre qu'elle croît toujours en perfection. Si elle est toujours également parfaite, mais variablement, il est plus vraisemblable qu'il n'y ait point de commencement. Mais si elle croissait toujours en perfection (supposé qu'il ne soit point possible de lui donner toute la perfection tout à la fois) la chose se pourroit encore expliquer de deux façons, savoir par les ordonnées de l'Hyperbole ou par celle du Triangle. Suivant l'hypothèse de l'Hyperbole, il n'y aurait point de commencement, et les instans ou états du monde seraient crû en perfection depuis toute l'éternité; mais suivant l'hypothèse du Triangle, il y aurait eu un commencement. L'hypothèse de la perfection égale serait celle d'un Rectangle. Je ne vois pas encore le moyen de faire voir demonstrativement ce qu'on doit choisir par la pure raison.

VII. Doch geſetzt auch, alles dieſes verhielte ſich nicht ſo, wie ich ſage; geſetzt, es wäre ganz unſtreitig, was Herr Eberhard vorgiebt, daß Leibniz den unaufhörlichen Wachsthum der gleichmäßigen Vollkommenheit augenſcheinlich vorgezogen habe: würde er nicht ſodann wenigſtens den Begriff, den Leibniz mit dieſem Wachsthum verband, viel zu weit ausdehnen? Leibniz hätte ihn zuverläſſig bloß von den allgemeinen Zuſtänden des Ganzen verſtanden, und Herr Eberhard erſtreckt ihn auf alle einzelne Weſen. Wenn aber auch dieſe in beſtändiger Bewegung zu mehrerer Ausbreitung ſeyn ſollen: ſo möchte ich wiſſen, wie bei moraliſchen Weſen überhaupt Sünde ſtatthaben könnte? Es wäre denn, daß die Sünde ſelbſt nichts anders als eine Bewegung zu mehrerer Ausdehnung ſeyn ſollte. Nein, ſo hat Leibniz gewiß nicht gedacht; ſondern was er von einem einzelnen Zuſtande des Ganzen, nach der Hypotheſe der gleichmäßigen Vollkommenheit, ſagt: cette collection peut avoir toute la perfection, *quoique les choses singulières qui la composent puissent augmenter et diminuer en perfection*: das iſt ſchlechterdings auch von jedem Zuſtande des Ganzen nach der Hypotheſe des immerwährenden Wachsthums zu verſtehen. Das Ganze mag in dem nämlichen Grade der Vollkommenheit fortdauern, oder jeden Augenblick an Vollkommenheit wachſen: ſo hindert das eine eben ſo wenig, als das andere, daß nicht einzelne Weſen eben ſo wohl an Vollkommenheit zunehmen als abnehmen könnten. Ohne dieſes mögliche Abnehmen iſt bei moraliſchen Weſen die Sünde unerklärlich; und mehr, als eben dieſes mögliche Abnehmen braucht es nicht, auch die Strafe, ja die ewige Strafe der Sünde, ſelbſt in dem Syſtem der immerwachſenden Vollkommenheit, zu erklären.

VIII. Aber ich muß zuvörderſt jene eſoteriſche große Wahrheit ſelbſt anzeigen, in deren Rückſicht Leibniz der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammniß das Wort zu reden zuträglich fand. Und welche kann es anders ſeyn, als der fruchtbare Satz, daß in der Welt nichts inſuliert, nichts ohne Folgen, nichts ohne ewige Folgen iſt? Wenn daher auch keine Sünde ohne Folgen ſeyn kann, und dieſe Folgen die Strafen der Sünde ſind: wie können dieſe Strafen anders als ewig dauern? wie können dieſe Folgen jemals Folgen zu haben aufhören? Herr Eberhard ſelbſt erkennt in dieſem Verſtande die Ewigkeit derſelben, und drückt ſich mit aller Stärke und Würde darüber aus. „Wenn nichts anders die endloſe Hölle ſeyn ſoll, als dieſer ewige Schaden, der uns von jeder Verſündigung ankleben ſoll: ſo wird Niemand bereitwilliger ſeyn, als ich, dieſer Meinung die Hände zu bieten. Ich werde gern alle Mißdeutungen, denen der Ausdruck könnte unterworfen ſeyn, um der Sache ſelbſt willen überſehen. Ich werde es mit allem Eifer und mit aller Ueberredungskraft, die mir Gott gegeben hat, den Gemüthern einzuprägen ſuchen, daß eine jede Unſittlichkeit ihre böſen Folgen bis ins Unendliche habe, daß ein jeglicher Schritt, den man in dem Wege der Vollkommenheit zurück thut, unſer ganzes ewiges Daſeyn hindurch, an der ganzen Summe derſelben, an der Länge des durchlaufenen Weges fehlen werde.“ Schön und wohl! Aber wie kam es, daß ihm nur der einzige Baumgarten dieſe Ewigkeit der Strafe zu innuiren ſchien? Wie kam es, daß er dieſem allein die Ehre gab, einen ſo wahren und großen Verſtand damit verknüpft zu haben? Folgt ſie nicht auch aus Leibniziſchen Grundſätzen? Ja, beruht ſie ſelbſt bei Baumgarten auf andern Grundſätzen, als auf Leibniziſchen? Der Satz, woraus ſie dieſer unmittelbar herleitet, daß kein negatives Ding in einem reellen Dinge ein Grund von Realität ſeyn könne: was iſt er weiter, als eine für gewiſſe Fälle brauchbarere Formel des zureichenden Grundes? Nicht zu gedenken, daß aus dieſem Satze nicht ſo wohl die ewige Fortdauer der Verdammniß, als die Unmöglichkeit, aus der Verdammniß durch die Verdammniß in die Seligkeit überzugehen, fließt.

IX. Wenn nun aber die Ewigkeit der Strafen in unbezweifelten Leibniziſchen Lehren ſo offenbar gegründet iſt: ſo muß ſie ſich auch zu beiden Hypotheſen von der Vollkommenheit der Welt, der gleichmäßigen ſowohl als der wachſenden, ſchicken; wenn ſich anders das ganze Syſtem des Leibniz, wie ich geſagt habe, gleichgültig gegen dieſe Hypotheſen verhält. Und das thut ſie auch wirklich; unter der Einſchränkung nämlich, daß ſowohl die eine als die andere Art der Vollkommenheit nicht von jedem einzelnen Weſen, ſondern von den totalen Zuſtänden aller Weſen zugleich prädiciret wird. Unbeſchadet der einen und der andern, kann ein moraliſches Weſen nicht allein in ſeinem Fortgange zur Vollkommenheit ſtocken, nicht allein einige Schritte zurückgehen, ſondern ich ſehe nicht, warum es nicht auch in dieſem Rückgange ewig beharren und ſich immer weiter und weiter von ſeiner Vollkommenheit entfernen könnte? Auf dieſer Möglichkeit beruht der exoteriſche Grund, den Leibniz für die unendliche Dauer der Verdammniß aus der endloſen Fortſetzung der Sünde hernahm. Nur hätte er, um ganz orthodox zu ſeyn, nicht nur eine ewige Verdammniß, ſondern eine ewige in alle Ewigkeit wachſende Verdammniß daraus folgern müſſen.

X. Allerdings ſchaudert die Menſchheit bei dieſer Vorſtellung, ob ſie ſchon nur auf die bloße Möglichkeit ſich bezieht. Ich möchte aber darum doch nicht fragen: warum mit einer bloßen Möglichkeit ſchrecken? Denn ich müßte mich der Gegenfrage beſorgen: warum nicht damit ſchrecken, wenn ſie doch nur eigentlich für den erſchrecklich ſeyn kann, dem es mit ſeiner Beſſerung nie ein Ernſt geweſen? Geſetzt aber auch, daß es ſelbſt mit dieſer Möglichkeit noch nicht ſeine Richtigkeit hätte, daß ſie zwar mit der Vollkommenheit des Ganzen beſtehen könnte, daß aber der ewige Rückgang eines moraliſchen Weſens in ſich ſelbſt widerſprechend wäre: ſo bleibt auch ſo noch die Ewigkeit der Strafen nach den ſtrengſten Leibniziſchen Grundſätzen gerettet. Genug, daß jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit in alle Ewigkeit nicht einzubringen iſt, und ſich alſo in alle Ewigkeit durch ſich ſelbſt beſtraft. Denn nun auch angenommen, daß das höchſte Weſen durchaus nicht anders ſtrafen kann, als zur Beſſerung des Beſtraften; angenommen, daß die Beſſerung über lang oder kurz die nothwendige Folge der Strafe ſey: iſt es ſchon ausgemacht, ob überhaupt die Strafe anders beſſern kann, als dadurch, daß ſie ewig dauert? Will man ſagen? „allerdings, durch die lebhafte Erinnerung, welche ſie von ſich zurück läßt.“ Als ob dieſe lebhafte Erinnerung nicht auch Strafe wäre?

XI. Doch warum bei Dingen verweilen, die Niemand läugnet? Nicht die Ewigkeit der natürlichen Strafen wird geläugnet, ſondern — was denn? — die Ewigkeit der Hölle. — Alſo iſt beides nicht eines? Alſo iſt die Hölle etwas anderes, wenigſtens etwas mehr als der Inbegriff jener Strafen? — Ich weiß wohl, daß es Theologen giebt, die dieſer Meinung ſind. Allein ich finde, daß wenigſtens Herr Eberhard unter dieſe Theologen nicht gehört, und er iſt darum gewiß nicht weniger orthodox, als ſie. Denn in der ganzen Religion iſt nichts, was ſo etwas zu glauben nöthige. Vielmehr kann und darf man mit aller Sicherheit annehmen, daß die in der Schrift gedrohten Strafen keine andere ſind, als die natürlichen, welche auch ohne dieſe Androhung auf die Sünde folgen würden. Wenn aber eine höhere Weisheit eine dergleichen außerordentliche Androhung noch für nöthig gehalten hat, ſo hat ſie für eben ſo zuträglich erkannt, ſich ganz nach unſern gegenwärtigen Empfindungen davon auszudrücken. Und hier, denke ich, ſtehen wir an der Quelle, woraus alle die Schwierigkeiten gefloſſen ſind, warum man die Ewigkeit der Verdammniß läugnen zu müſſen geglaubt. Indem nämlich die Schrift, um die lebhafteſte Vorſtellung von jener Unglückſeligkeit zu erwecken, die auf die Laſterhaften wartet, faſt alle ihre Bilder von dem körperlichen Schmerze hernahm, mit dem alle Menſchen ohne Ausnahme am bekannteſten ſind: ſo hat man, wenn auch nicht die körperlichen Schmerzen ſelbſt, wenigſtens deren Beſchaffenheit und Verhältniß zu unſerer Natur, nicht für das Bild, ſondern für die Sache ſelbſt genommen, und aus dieſem falſchen Begriffe etwas beſtritten, was auf alle Weiſe gegründeter iſt, als dieſer Begriff. So ſind aus Strafen Qualen, aus Qualen ein Zuſtand von Qualen, aus der Empfindung eines ſolchen Zuſtandes eine alles andere ausſchließende, unſers ganzen Weſens ſich bemächtigende Empfindung geworden. Kurz, die intenſive Unendlichkeit, die man mehr oder weniger, ſtillſchweigend oder ausdrücklich, den Strafen der Hölle unbedachtſam beigelegt, oder gar beilegen zu müſſen geglaubt: dieſe weder in der Vernunft noch in der Schrift gegründete intenſive Unendlichkeit allein iſt es, welche die unendliche Dauer derſelben ſo unbegreiflich, mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes ſo ſtreitend, unſern Verſtand und unſere Empfindung ſo empörend, macht, von jeher gemacht hat, und nothwendig machen muß.

XII. Beſonders bei denen machen muß, die ſich keine göttliche Strafen ohne Abſicht der Beſſerung denken können. Ihr Gefühl iſt ſehr richtig, aber ihr Verſtand macht einen Trugſchluß. Nicht durch die unendliche Dauer der Strafen wird die Beſſerung ausgeſchloſſen, ſondern durch die intenſive Unendlichkeit derſelben. Denn zu dieſer intenſiven Unendlichkeit gehört vornehmlich ihre Stetigkeit, und dieſe Stetigkeit iſt es, welche alle Beſſerung unmöglich macht. Ich will ſagen, und habe zum Theil ſchon geſagt: wenn die Strafen beſſern ſollen, ſo hindert die immerwährende Fortdauer des phyſiſchen Uebels derſelben ſo wenig die Beſſerung, daß vielmehr die Beſſerung eine Folge dieſer Fortdauer iſt. Aber die Empfindung dieſes dauernden Uebels muß nicht ſtetig, muß wenigſtens in ihrer Stetigkeit nicht immer herrſchend ſeyn, weil es unbegreiflich iſt, wie bei dieſer herrſchenden Stetigkeit auch nur der erſte Entſchluß zur Beſſerung entſtehen könnte. Herr Eberhard ſelbſt behauptet die Möglichkeit des erſteren mit ſo ausdrücklichen, als nachdrücklichen Worten. „Das phyſiſche der Strafe mag immer bleiben; der beſſer belehrte Sünder wird es kein Uebel mehr nennen, er wird ſich dabei nicht mehr unglücklich dünken, ſo ſchmerzhaft es auch immer ſeiner Sinnlichkeit ſeyn mag.“ Was heißt dieſes anders, als daß ſich der Sünder beſſern kann, ungeachtet ſeine Strafe nie aufhört? Aber wann ſollte er nur den Gedanken faſſen, daß das fortdauernde phyſiſche Uebel für ihn ein wohlthätiges Uebel ſey, wann ſollte er anfangen können, beſſer belehrt zu ſeyn, falls die Empfindung dieſes Uebels ſo intenſiv und ſtetig wäre, als man es aus einigen figürlichen Ausdrücken der Schrift folgern zu müſſen glaubt?

XIII. Ich ſage mit Bedacht, aus einigen figürlichen Ausdrücken. Denn andere, beſonders wenn man die Parabeln mit zu den figürlichen Ausdrücken rechnen darf, leiten auf weit richtigere Begriffe, mit welchen ſowohl die Endloſigkeit der Strafen, als zugleich die Beſſerung des Beſtraften beſtehen kann. Daß aber die eine die andere nicht aufhebt, iſt nicht allein unter der Vorausſetzung begreiflich, daß die Beſſerung nicht anders als durch die Fortdauer der Strafen erhalten werden könne, ſondern kann auch auf eine andere Weiſe mehr als wahrſcheinlich gemacht werden. Nämlich, wenn man in Erwägung zieht, daß, obſchon Strafe und Belohnung etwas poſitives ſeyn werden und ſeyn müſſen, dennoch ein Stand von Strafen und ein Stand von Belohnungen zugleich relative Begriffe ſind, welche die nämlichen bleiben, ſo lange ſie in dem nämlichen Verhältniſſe abnehmen oder wachſen. Der reiche Mann in der Hölle mag ſich immer beſſern, mag ſich immer, von dem erſten Augenblicke der empfundenen Strafe an, ſeiner Vollkommenheit wieder zugewandt, und mit jedem folgenden Augenblicke ſich ihr mehr und mehr genähert haben. Hört er darum auf, in Anſehung des Lazarus, in der Hölle zu bleiben, der von dem erſten Augenblicke ſeiner empfundenen Seligkeit an indeß um eben ſo viele Schritte einer höhern und höheren Vollkommenheit zugeeilt iſt? — Wer hierwider im Ernſte den Einwurf machen kann, daß auf dieſe Weiſe Hölle und Himmel in eines fließen, und ſich jeder Sünder ſonach tröſten könne, über lang oder kurz dennoch einmal in Himmel zu kommen; der iſt gerade derjenige, mit dem man ſich über dergleichen Dinge in gar keine Erklärung einlaſſen müßte. Für ihn mag es nur immer bei dem Buchſtaben bleiben. Denn auf ihn und ſeines gleichen ward gerade bei dem Buchſtaben geſehen.

XIV. Aber einen Mann, wie Herr Eberhard, darf ich fragen, ob jene unzertrennte Fortſchreitung, welche beide Stände, Himmel und Hölle, durch unendliche Stufen verbindet, ohne daß jemals weder der eine noch der andere ſeine relative Benennung verliert, nicht ſchon aus dem Syſtem der beſſernden Strafen folgt? Und ob die gänzliche Scheidung, welche die gemeine Denkungsart zwiſchen Himmel und Hölle macht, die nirgends gränzenden Gränzen, die auf einmal abgeſchnittenen Schranken derſelben, die, ich weiß nicht, durch was für eine Kluft von Nichts, getrennt ſeyn ſollen, dieſſeits welcher ſchlechterdings nur lauter ſolche, und jenſeits welcher ſchlechterdings nur lauter andere Empfindungen ſtatt haben würden: ob alle dergleichen Dinge nicht weit unphiloſophiſcher ſind, als der allergröbſte Begriff von der ewigen Dauer der Strafen nur immer ſeyn kann? Bei dieſem liegt doch noch wenigſtens eine große unſtreitige Wahrheit zum Grunde, und er wird nur darum ſo unſinnig grob, weil man jene

Ungereimtheiten mit hineinnimmt, die ſowohl mit dem Weſen der Seele, als mit der Gerechtigkeit Gottes ſtreiten.

XV. Daß ſie mit dem Weſen der Seele ſtreiten, iſt daher klar, weil die Seele keiner lautern Empfindung fähig iſt, das iſt, keiner ſolchen Empfindung fähig iſt, die bis in ihr kleinſtes Moment nichts als angenehm, oder nichts als unangenehm wäre; geſchweige, daß ſie eines Zuſtandes fähig ſeyn ſollte, in welchem ſie nichts als dergleichen lautere Empfindungen, entweder von der einen oder von der andern Art, hätte. Daß ſie aber auch mit der Gerechtigkeit Gottes ſtreiten, dieſes, fürchte ich, dürfte vielleicht weniger erwogen ſeyn werden, als es verdient. Was heißt indeß offenbarer damit ſtreiten, als annehmen oder zu verſtehen geben, daß ſelbſt die Gerechtigkeit Gottes einer Unvollkommenheit bei ihren Strafen nicht ausweichen könne, welche der menſchlichen Gerechtigkeit in gewiſſen Fällen unvermeidlich iſt? Dieſe Unvollkommenheit beſteht darin, daß die menſchliche Gerechtigkeit, wenn Strafen und Belohnungen colludiren, nicht anders als durch die wenigere Beſtrafung belohnen, und durch die wenigere Belohnung beſtrafen kann; mit einem Worte, daß ſie in dergleichen Fällen, wie der Ausdruck iſt, in Bauſch und Bogen beſtrafen und belohnen muß. Aber dieſes müßte auch Gott? Nimmermehr. Sondern wenn es wahr iſt, daß der beſte Menſch noch viel Böſes hat, und der ſchlimmſte nicht ohne alles Gute iſt: ſo müſſen die Folgen des Böſen jenem auch in den Himmel nachziehen, und die Folgen des Guten dieſen auch bis in die Hölle begleiten; ein jeder muß ſeine Hölle noch im Himmel und ſeinen Himmel noch in der Hölle finden. Die Folgen des Böſen müſſen von den mehreren Folgen des Guten, und die Folgen des Guten von den mehreren Folgen des Böſen nicht bloß abgezogen werden, ſondern jede derſelben müſſen ſich, in ihrer ganzen poſitiven Natur, für ſich ſelbſt äußern. Nichts anderes meint die Schrift ſelbſt, wenn ſie von Stufen der Hölle und des Himmels redet. Aber der undenkendere Theil ihrer Leſer, ſtellt er ſich dieſe Stufen auch ſo vor? Oder giebt er nicht vielmehr einer jeden dieſer Stufen, ſie ſey ſo niedrig als ſie wolle, gleichſam ihre eigene intenſive Unendlichkeit? Die niedrigſte Stufe des Himmels iſt ihm freilich nur die niedrigſte; aber dem ungeachtet nichts als Himmel, nichts als Freude und Wonne, nichts als Seligkeit.

XVI. Und nun, warum ſeine Waffen nicht lieber gegen dieſe irrigen Begriffe wenden, die noch dazu ungleich leichter aus der Schrift hinweg zu exegeſiren ſind, als die unendliche Dauer der Strafen? Mich wenigſtens dünkt, daß ſelbſt der ſcharfſinnigſte Ausleger, wenn er gegen dieſe an will, Dinge als ausgemacht annimmt, gegen welche noch ſehr viel einzuwenden wäre. Z. E. Wenn Herr Eberhard darauf dringt, daß das Wort ewig in der hebräiſchen und griechiſchen Sprache nur eine unbeſtimmte, aber keineswegs unendliche Dauer andeute, ſo ſagt er unter anderem: „Ueberhaupt muß man die Zeitfolge in der ſtufenweiſen Erhöhung eines ſolchen abſtracten Begriffs, als der Begriff der Ewigkeit iſt, wohl bemerken. Dieſer Begriff iſt nicht immer ſo transſcendental geweſen, als ihn zuletzt die ſtärkſte Anſtrengung der erhabenſten Philoſophie gemacht hat.“ Die Erinnerung, welche hier zum Grunde liegt, kann bei vielen metaphyſiſchen Begriffen ihre gute Anwendung haben, bei dem aber von der Ewigkeit wohl ſchwerlich. Da er bloß negativ iſt, ſo ſehe ich nicht, was für eine Gradation darin möglich iſt. Man hat ihn gar nicht gehabt, oder man hat ihn von jeher ſo vollſtändig gehabt, als er nur ſeyn kann. Daß man eine lange unbeſtimmte Zeit eine Ewigkeit zu nennen gewohnt geweſen, das beweiſt im geringſten nicht, daß man ſich Anfangs auch die Ewigkeit nur als eine lange unbeſtimmte Zeit gedacht habe. Denn jenes geſchieht noch täglich auch von Leuten, die ſehr gut wiſſen, was das Wort Ewigkeit eigentlich ſagen will. Noch weniger beweiſt die urſprüngliche Armuth der Sprache, die den abſtracten Begriff der Ewigkeit nicht anders, als durch Häufung der Zeit auf Zeit auszudrücken wußte, daß dem Begriffe ſelbſt das weſentliche jemals gefehlt habe. Die Geſchichte der Weltweiſheit iſt auch völlig dagegen. Denn er ſey immerhin, dieſer Begriff der Ewigkeit, eine beſondere Anſtrengung der erhabenſten Philoſophie, wenigſtens iſt die Philoſophie einer ſolchen Anſtrengung ſehr früh fähig geweſen; und dieſe erhabenſte Philoſophie iſt keine andere, als die allerälteſte. Selbſt das transſcendentalſte, deſſen er fähig iſt, dieſer Begriff der Ewigkeit, und wozu ſich ſelbſt noch jetzt ſo wenige erheben können, ich meine die Ausſchließung aller Folge, ſelbſt dieſes war den alten Philoſophen ſchon ſehr geläufig, und wie geſagt, faſt geläufiger, als unſern.

XVII. Eben ſo wenig möchte ich verſchiedene andere Aeußerungen des Herrn Eberhard über dieſe Materie zu den meinigen machen, die, ohne das Weſentliche der Streitfrage zu betreffen, ſie dennoch in einem falſchen Lichte zeigen. Ein ſolches Licht nenne ich die, obſchon nicht ausdrückliche Behauptung, aber gleichwohl ſehr richtig zu folgernde Andeutung, daß die Lehre von den ewigen Strafen unter den Chriſten entſtanden ſey. „Zwar bin ich nicht im Stande, ſagt er, den wahren Zeitpunkt ihres Entſtehens und ihrer Ausbreitung unter den Chriſten anzugeben. Es ſey aber, welcher es wolle, ſo muß in demſelben die Barbarei ſchon ſo viel Land gewonnen haben, daß die Sophiſterei der Schulgelehrten in den menſchlichen Gemüthern einen gebahnten Weg vor ſich finden konnte. Denn daß die Vernunft dieſe ſchreckliche Lehre verkenne, davon hoffe ich den Beweis bis zu einer ſolchen Augenſcheinlichkeit zu führen, daß Ihnen nichts mehr wird übrig bleiben, als ſie auf die Rechnung unrichtig verſtandener Schriftſtellen zu ſchreiben.“ Wie geſagt, wenn er es in dieſen Worten nicht ausdrücklich läugnet, daß auch andere Religionen, als die chriſtliche, die ewigen Strafen der Laſterhaften lehren, und gelehrt haben: ſo iſt ſein Ausdruck doch nicht ganz unſchuldig, wenn der Sache Unkundige ſich daraus einbilden, daß es allerdings von keiner andern geſchehe, oder jemals geſchehen ſey. Gleichwohl iſt dieſes ſo falſch, daß es ihm ſchwer werden dürfte, auch nur eine zu nennen, welche die endlichen Strafen mit klaren Worten lehre, und ſich nicht vielmehr von dem Gegentheil eben ſo ſtreng ausdrücke, als er zugeſtehen muß, daß es in der Schrift wenigſtens dem Anſehen nach geſchieht. Ein jeder neue Chriſt brachte daher die gemißbilligte Lehre aus ſeiner verlaſſenen Religion in die chriſtliche ſchon mit hinüber; und die mißverſtandenen Stellen der Schrift brauchten ihn nicht darauf zu bringen, ſondern konnten ihn höchſtens nur darin beſtärken. Vielmehr dürfte ſich der Zeitpunkt weit leichter angeben laſſen, wann man eine allen Religionen gemeine Lehre in der chriſtlichen Religion zuerſt angefangen hat, theils aus vermeinten philoſophiſchen Gründen, theils aus eigenen mißverſtandenen Vorausſetzungen zu beſtreiten. Und auch ſchon wegen dieſer Uebereinſtimmung aller Religionen möchte ich nicht mit dem Herrn Eberhard ſagen, „daß die Vernunft dieſe ſchreckliche Lehre verkenne,“ oder wie er ſich an einem andern Orte noch nachdrücklicher ausdrückt, „daß die Vernunft an dieſem Lehrſatze unſchuldig, daß in dem ganzen Umfange ihrer Wahrheiten ſich nicht eine finde, die durch eine richtige Folgerung dahin führe.“ Was alle Religionen gemein haben, kann ja wohl in der

Vernunft nicht ohne Grund ſeyn; und unſtreitig iſt die von jeher, obſchon mehr dunkel empfundene, als klar erkannte Wahrheit von den ewigen Folgen der Sünde hinlänglich geweſen, darauf zu bringen. Oder vielmehr dieſe Wahrheit und die Lehre von den ewigen Strafen iſt im Grunde eines; nur in den verſchiedenen Religionen durch die Bemühung, dieſe Strafen ſinnlich zu machen, mehr oder weniger verſtellt.

XVIII. Ich ſchließe mit der nähern Anzeige der gleich Anfangs erwähnten Urſache, warum ich wünſchen könnte, daß ſich Herr Eberhard gegen die ewigen Strafen der Laſterhaften, wenigſtens nicht in einer Apologie des Sokrates möchte erklärt haben. Es iſt dieſe, weil Sokrates ſelbſt ſolche ewigen Strafen in allem Ernſte geglaubt, wenigſtens ſo weit geglaubt hat, daß er es für zuträglich gehalten, ſie mit den unverdächtigſten, ausdrücklichſten Worten zu lehren. Man ſehe ſeine Rede zum Schluſſe des Gorgias beim Plato, in welcher folgende Stelle ſchlechterdings keine Einwendung dagegen erlaubt. *Προσήκει δὲ παντὶ τῷ ἐν τιμωρίᾳ ὄντι, ὑπ' ἄλλου ὀρθῶς τιμωρουμένῳ, ἢ βελτίονι γίγνεσθαι, καὶ ὀνίνασθαι, ἢ παράδειγμά τι τοῖς ἄλλοις γίγνεσθαι· ἵνα ἄλλοι ὁρῶντες πάσχοντα ἃ ἂν πάσχοι, φοβούμενοι, βελτίους γίγνωνται. Εἰσὶ δὲ οἱ μὲν ὠφελούμενοί τε καὶ δίκην διδόντες ὑπὸ θεῶν τε καὶ ἀνθρώπων, οὗτοι οἳ ἂν ἰάσιμα ἁμαρτήματα ἁμάρτωσιν. ὅμως δὲ δι' ἀλγηδόνων καὶ ὀδυνῶν γίγνεται αὐτοῖς ἡ ὠφέλεια καὶ ἐνθάδε καὶ ἐν ᾅδου· οὐ γὰρ οἷόν τε ἄλλως ἀδικίας ἀπαλλάττεσθαι. Οἳ δ' ἂν τὰ ἔσχατα ἀδικήσωσι, καὶ διὰ τοιαῦτα ἀδικήματα ἀνίατοι γένωνται, ἐκ τούτων τὰ παραδείγματα γίγνεται· καὶ οὗτοι, αὐτοὶ μὲν οὐκέτι ὀνίνανται οὐδέν, ἅτε ἀνίατοι ὄντες· ἄλλοι δὲ ὀνίνανται, καὶ τούτους ὁρῶντες διὰ τὰς ἁμαρτίας τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντας τὸν ἀεὶ χρόνον, ἀτεχνῶς παραδείγματα ἀνηρτημένους ἐκεῖ ἐν ᾅδου ἐν τῷ δεσμωτηρίῳ, τοῖς ἀεὶ τῶν ἀδίκων ἀφικνουμένοις θεάματα καὶ νουθετήματα.* — Hier iſt aller Ausflucht vorgebaut. Das *τὸν ἀεὶ χρόνον* iſt nicht ſo zweideutig, als jenes *αἰὼν* oder *αἰώνιος*. Und was wäre auch alle Zweideutigkeit bei dem ausdrücklichen Gegenſatze von Verdammten, die Strafen und Schmerzen leiden, damit ſie ſich beſſern, und von Verdammten, die ſich durchaus nicht beſſern können, ſondern bloß andern zum Beiſpiele in alle Ewigkeit gemartert und gepeinigt werden? *Τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντας τὸν ἀεὶ χρόνον.* Freilich iſt es wahr, daß wenigſtens ſonach Sokrates die Strafen der Hölle nicht überhaupt ohne Unterſchied ewig machte. Aber wenn bloß dadurch ſeine Lehre erträglicher wird: was iſt denn in unſerer Religion, das uns hindert, dieſen Unterſchied nicht auch anzunehmen? Was uns hindert? Als ob nicht der größere Theil unſerer Glaubensgenoſſen ihn wirklich angenommen hätte? Jener mittlere Zuſtand, den die ältere Kirche glaubt und lehrt, und den unſere Reformatoren, ungeachtet des ärgerlichen Mißbrauchs, zu dem er Anlaß gegeben hatte, vielleicht nicht ſo ſchlecht weg hätten verwerfen ſollen: was iſt er im Grunde anders, als die beſſernde ſokratiſche Hölle? Und wenn es denn nur auch bloß möglich wäre, ja in alle Ewigkeit bloß möglich bliebe, daß es Sünder geben könne, welche auf keine Weiſe zu beſſern ſtünden; Sünder, welche nie aufhören könnten zu ſündigen: warum für dieſe bloß möglichen Ungeheuer, nicht auch bloß mögliche, ihnen allein zukommende Strafen annehmen, oder gelten laſſen? —

— O meine Freunde, warum ſollten wir ſcharfſinniger als Leibnitz und menſchenfreundlicher ſcheinen wollen als Sokrates?

Aus dem zweiten Beitrage.

Ehemalige Fenſtergemälde im Kloſter Hirſchau.

Vitrea fracta! dürfte bei dieſer Aufſchrift vielleicht ein Leſer denken, der eckler iſt, als ich ihn mir wünſche.

Aber mit ſeiner Erlaubniß. Man muß, auch in der gelehrten Welt, hübſch leben und leben laſſen. Was uns nicht dient, dient einem andern. Was wir weder für wichtig noch für anmuthig halten, hält ein andrer dafür. Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öfter die Schwäche ſeines Geſichts bekennen, als den Werth der Dinge ſchätzen. Ja nicht ſelten geſchieht es, daß der Gelehrte, der unartig genug iſt, einen andern einen Mikrologen zu nennen, ſelbſt der erbärmlichſte Mikrolog iſt: aber freilich nur in ſeinem Fache. Außer dieſem iſt ihm alles klein: nicht weil er es wirklich als klein ſieht, ſondern weil er es gar nicht ſieht, weil es gänzlich außer dem Sehwinkel ſeiner Augen liegt. Seine Augen mögen ſo ſcharf ſeyn, als ſie wollen: es fehlt ihnen zu guten Augen doch noch eine große Eigenſchaft. Sie ſtehen ihm eben ſo unbeweglich im Kopfe, als dieſer Kopf ihm unbeweglich auf dem Rumpfe ſteht. Daher kann er nichts ſehen, als wovor er gerade mit dem ganzen vollen Körper gepflanzt iſt. Von den flüchtigen Seitenblicken, welche zur Ueberſchauung eines großen Ganzen ſo nothwendig ſind, weiß er nichts. Es gehören Maſchinen dazu, den ſchwerfälligen Mann nach einer andern Gegend zu wenden; und wenn man ihn nun endlich gewandt hat, ſo iſt ihm die vorige ſchon wieder aus dem Gedächtniſſe. —

Doch warum dieſen Ausfall hier? Meine ehemals ſo ſchön bemalte, nun längſt zerbrochene Fenſterſcheiben im Kloſter Hirſchau ſind noch lange die **Vitrea fracta** nicht, die einer ſolchen Vertheidigung bedürfen. Dazu iſt es mir nicht ſowohl um ſie ſelbſt zu thun, als vielmehr um das ſonderbare Licht, welches ſie mir auf eines von den älteſten Denkmälern der werdenden Druckerkunſt, oder vielmehr Formenſchneiderei, zu werfen ſcheinen. Und dieſer Anwendung, meine ich, hätte man ſich wohl am wenigſten vermuthet.

Es iſt aber jenes alte Denkmal, mit einem Worte, die ſogenannte Bibel der Armen, oder **Biblia pauperum**, welches, mit allen andern ſeiner Art, uns der Herr von Heineke in dem zweiten Theile ſeiner Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen,[1] am genaueſten und vollſtändigſten kennen lehrt. Ich ſetze alles, was er davon geſagt hat, als bekannt voraus, und zeige kurz an, wie ich entdeckt habe, daß dieſe Biblia pauperum nichts anders als Holzſchnitte von den Gemälden ſind, welche ſich ehedem auf den Fenſtern des Kloſters Hirſchau befunden.

---

[1] S. 117 bis 156. Oder auch in ſeiner Idée générale d'une Collection complette d'Estampes, und zwar in der derſelben eingeſchalteten Dissertation sur l'origine de la Gravure et sur les premiers Livres d'Images, von Seite 282 bis 334.

Ich will nun nach der Ordnung erzählen, wie ich zu dieſer Entdeckung gelangt, und wie weit ich nach und nach darin gekommen bin. Freilich muß dieſe Methode einem Gelehrten, dem man alles mit drei Worten ſagen könnte, ein wenig langweilig vorkommen. Aber ich denke, daß ſie doch auch dieſes Gute hat, daß ſie demjenigen, welcher einmal meine Unterſuchung berichtigen, oder ſie von neuem anſtellen will, manche Mühe erſparen kann; wenn er ſieht, welche Wege und Auswege ich dabei genommen, und ungefähr daraus urtheilen kann; welche Ausſichten mir vielleicht entgangen ſeyn dürften. Zu geſchweigen, daß oft die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, eben ſo viel werth, eben ſo lehrreich iſt, als die Sache ſelbſt.

Ich fange alſo mit dem an, was mir die erſte Vermuthung erweckte, wenn es nicht anders ſogleich weit mehr als Vermuthung war. Ich kam nämlich, indem ich mir die einzelnen Schriften bekannt machte, aus welchen Wegelins **Thesaurus Rerum Suevicarum** beſteht, im dritten Tome, auf des Martin Cruſius Nachricht, **de Comitibus Calvensibus, fundatoribus Monasteriorum Hirsaugiensis et Syndelphingensis,** und da ich einiges darin leſe, erregt folgende Stelle, gegen das Ende, meine ganze Aufmerkſamkeit. »**Cæterum sicut ipsum Hirsaugiæ Templum intra sese leucophæis imaginibus Veteris et Novi Testamenti, Romanorumque Imperatorum, pictum est, ita etiam Monasterii Peristylium iconibus artificio in XL. fenestris encausto exornatum est, iisque ternis (sicut et pulcherrimo salientium aquarum fonte) ternis, inquam, imaginibus eleganter decoratum est: nempe ita, ut in medio cuiusque fenestræ cernatur historia aliqua Novi Testamenti (a nato Christo, per passionem eius, usque ad iudicium extremum et vitam æternam) atque in utroque latere illius mediæ fenestræ, ex veteri Testamento typus appareat, aut historia typica, cum prædictionibus Prophetarum de Christo.**«

Auf einmal ſchoß mir die Gleichheit zu Sinne, die ſich, nach dieſer Beſchreibung, zwiſchen jenen Fenſtergemälden in dem Kreuzgange des Kloſters Hirſchau, und den Holzſchnitten der **Biblia Pauperum** findet. Sie iſt ſo groß, daß ſie kaum größer ſeyn könnte. Auch dieſe Holzſchnitte enthalten typiſche und antitypiſche Vorſtellungen von Chriſto; auch ſie ſind in drei Felder getheilt, wovon die beiden äußerſten die Typi, und auf das mittelſte den Antitypum enthalten; auch ſie ſind mit den Prophezeiungen von Chriſto verbrämt. Und was das ſonderbarſte iſt, auch ihrer ſind gerade nicht mehr und nicht weniger als vierzig: ſo viel dort Fenſter, ſo viel hier Blätter.

Was war nun natürlicher, als aus dieſer Gleichheit auf die Identität zu ſchließen? Doch, dachte ich, dergleichen typiſcher und antitypiſcher Vorſtellungen können ſo unzählige und ſo verſchiedene erfunden werden; der Mönchswitz hat hier ſo reichen Stoff, ſo gutes Spiel gehabt: daß mehr dazu gehört, ehe man mit Zuverläſſigkeit behaupten kann, daß beides für eins zu halten, und entweder die Holzſchnitte nach den Fenſtergemälden gezeichnet, oder die Fenſter nach den Holzſchnitten bemalt worden.

Ich dachte alſo herum, wo ich wohl mehrere und nähere Auskunft von dieſen merkwürdigen Fenſtern finden möchte, und man kann ſich leicht einbilden, daß **Trithemii Annales Hirsaugienses** das erſte Buch waren, welches ich in dieſer Abſicht fleißig durchſuchte. Aber vergebens. Hierauf ließ ich die **Annales Suevici** des nämlichen Cruſius folgen, dem ich jenen Fingerzeig zu danken hatte. Aber auch das war umſonſt: und ich konnte nirgends finden, daß er in dieſem weitläuftigen, und mit ſo vielen fremden Sachen angefüllten Werke, das wenige auch nur wiederholt hätte, was er dort in ſeine Nachricht **de Comitibus Calvensibus** einfließen laſſen. Endlich erinnerte ich mich glücklicher Weiſe, daß unſere Bibliothek verſchiedene Handſchriften von einem der Luther'ſchen Aebte verwahre, der dem Kloſter Hirſchau in der letzten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts vorgeſtanden, nämlich von dem D. Johann Parſimonius, oder, wie er mit ſeinem deutſchen Namen hieß, Karg. Zu dieſen nun verfügte ich mich: und wie groß war meine Freude, als ich darunter einen Band antraf, der nicht allein mancherlei Dinge zur Geſchichte des Kloſters Hirſchau enthält, ſondern unter dieſen Dingen auch ſogar etwas fand, das mir mit eins ſo vollkommene Genüge leiſtete, als ob ich es mir, wie man ſagt, beſtellt hätte; als ob es der ehrliche Karg vor zweihundert Jahren, in einem prophetiſchen Geiſte, ausdrücklich für mich zu meinem gegenwärtigen Behufe geſchrieben hätte.

Er hat nämlich in beſagtem Bande, im Jahre 1574, **Picturas et scripturas omnis generis in Monasterio Hirsaugiensi hinc inde exstantes** geſammelt und aufbehalten, worunter den größten Platz die **Historiae Novi Testamenti de Christo, Dei et Hominis filio, una cum Typis et Prophetiis Veteris Testamenti, in fenestris circuitus Monasterii Hirsaugiensis depictae** einnehmen. Und dieſe entſcheiden alles, und entſcheiden es auf eine Weiſe, daß ſchlechterdings auch nicht der geringſte Zweifel mehr übrig bleiben kann, indem die Gemälde nicht ſowohl beſchrieben, als vielmehr gänzlich gezeichnet ſind, nur ſo, daß man die Figuren nicht allein ſehen, ſondern auch hören kann.

Um meinem Leſer von dieſen wörtlichen Handriſſen den vollſtändigſten Begriff zu machen, will ich ihm ein paar Proben vorlegen, die er ſelbſt mit den alten Holzſchnitten vergleichen mag. Weil aber den wenigſten eine ſo äußerſte Seltenheit zur Hand ſeyn dürfte: ſo wähle ich dazu zwei Blätter, wovon ſich in bekannten Büchern Copien finden.

Auf beigefügter Tafel I. alſo zeigt ſich das erſte Fenſtergemälde, ſo wie es uns Parſimonius aufbehalten wollen. In der ſogenannten **Biblia Pauperum** iſt es daher auch das erſte Blatt, deſſen Copie beim Schelhorn[1] ich meinen Leſer bitte dagegen zu halten. Wozu er ſeine Augen brauchen kann, dazu habe ich nicht nöthig, ihm die meinigen zu leihen. Der erſte flüchtige Blick, ſo wie der letzte und genaueſte, wird ihn überzeugen, daß beides, der Holzſchnitt und die Beſchreibung, offenbar von dem nämlichen Urbilde genommen ſind, und daß folglich dieſes Urbild nirgends anders als in dem Kloſter zu Hirſchau ehedem zu ſuchen geweſen. Daß es nun, und zwar ſeit 1692, als die Franzoſen dieſes Kloſter einäſcherten, nicht mehr in der Welt iſt, das verſteht ſich. Daß aber nicht auch zugleich das Andenken davon auf ewig verloſchen iſt; daß wir ſie, ſo zu reden, noch ſehen, und in ihnen den Aufſchluß über eine alte Seltenheit erkennen, deren Urſprung und Beſtimmung ohne ſie nie aufgehört hätte, ein Räthſel zu bleiben: wem haben wir dieſes alles anders zu danken, als der glücklichen Mikrologie eines Mannes, der wohl auch etwas beſſeres hätte thun können?

Die zweite beigefügte Tafel enthält das vierzigſte und letzte Fenſtergemälde, welches denn auch

---

[1] Amœnit. Liter. Tomus IX. p. 296.

Legitur Gen. 3 Quod Dominus dixit serpenti: Super pectus tuum gradieris. Et ibidem de serpente et muliere: Ipsa conteret caput tuum, et insidiaberis calcaneo eius. Nam istud in annunciatione beatæ gloriosæ Virginis adimpletum est, quæ angelo annunciante concepit saluatorem mundi.

Deus in arbore residens.

Arbor Vitæ in horto Eden.

Eva cum Serpente loquens, et de arbore comedens

Arbor scientiæ boni et mali: cui Serpens innixus seu circumvolutus seducit Evam.

Vipera Vim perdit sine Vi pariente puella.

Propheta. **I.** **Propheta.**

Ecce Virgo concipiet et pariet filium. Esa. 7.

Descendet Dominus sicut pluvia in Vellus. Ps. 71.

Spiritus Sanctus specie columbæ superveniens in Mariam.

Angelus Gabriel cum sceptro, salutans et compellans Virginem Mariam: Ave Maria, etc.

Virgo Maria legens seu orans, viso angelo perturbata, etc.

Virgo salutatur innupta manens gravidatur.

Propheta.

Porta hæc clausa erit, et non aperietur. Ezech. 44.

Propheta.

Creavit Dominus novum super terram: fæmina circumdabit virum. Ier. 31.

Legitur in lib. Iudicum cap. 6. Quod Gedeon petiit signum victoriæ in vellere, per madefactionem roris irrigandum: quod bene figurabat Virginem Mariam gloriosam sine corruptione Virginitatis impregnandam ex Spiritus Sancti infusione, in nostram salutem et redemtionem æternam.

Angelus salutans Gedeonem.

Dominus tecum virorum fortissime

Gedeon flexis genibus et sublatis manibus cum Angelo loquens

Vellus in terra expansum

Scutum Gedeonis in terra iacens

Rore madet Vellus, permansit arida tellus.

Legitur in Cantico Canticorum 1. cap. Quod Sponsus alloquatur Sponsam, eamque sumendo dixerit: Tota pulchra es amica mea, et macula non est in te. Veni amica mea, etenim coronaberis. Sponsus verus est Christus, qui assumendo animam coronat eam. Sponsa ista est anima sine macula omnis peccati, et quam educit in requiem æternam, et coronat corona immortalitatis.

Sponsus coronat sponsam

Sponsa quæ a Sponso coronatur

Laus animæ veræ, sponsum bene sentit habere.

Propheta. **XXXX.** Propheta.

Ipse tanquam sponsus procedens de thalamo suo. Psal. 18.

Tanquam sponsus decoravit me corona. Sap. 6.

Christus coronans Animam Hoc est, Homini fideli et se adoranti coronam imponens

Anima quæ a Christo coronatur Hoc est, Homo fidelis coram Christo in genua procumbens eumque adorans, ab ipso coronatur.

Tunc gaudent animæ sibi quando bonum datur omne.

Propheta.

Corona tua circumligata sit tibi, et calciamenta tua in pedibus, etc. Ezech. 24.

Propheta.

Sponsabo te mihi in sempiternum. Oseæ. 2.

Legitur in Apocalypsi, 21 cap. Quod angelus Dei apprehendit Iohannem Evangelistam, cum esset in spiritu, et volens sibi ostendere arcana Dei, dixit ad eum. Veni, ostendam tibi sponsam Uxorem agni. Angelus loquitur ad omnes in genere, ut veniant ad auscultandum in spiritu agnum, innocentem Christum animam innocentem coronantem.

Angelus monstrans Iohanni secum in montem ducto sponsam Christi

Urbs cœlestis, quæ est sponsa agni Christi

Sponsus amat Sponsam Christus nimis et speciosam.

das letzte und vierzigſte Blatt unter den alten Holzſchnitten iſt. Eine Copie dieſes Blattes giebt der Herr von Heineke,[1] aus der man die vollkommene Uebereinſtimmung deſſelben mit der Beſchreibung des Parſimonius nicht weniger als bei dem vorhergehenden erkennen wird. Die einzige Kleinigkeit, in welcher man einige Verſchiedenheit zwiſchen beiden zu bemerken glauben könnte, wäre höchſtens dieſe, daß bei den kleinern Feldern, über und unter dem mittelſten Hauptfelde, wo bei dem Parſimonius bloß das Wort Propheta mit der prophetiſchen Schriftſtelle ſteht, in den Holzſchnitten der eigentliche Name des jedesmaligen Propheten und Urhebers dieſer Schriftſtelle zu ſtehen ſcheint. Doch wenn man genau zuſieht, iſt dieſer Name nichts als die Citation der Schriftſtelle, die beim Parſimonius hintennach folgt. Er ſelbſt fügt über beſagte kleinere Fächer zum Schluſſe ſeiner Beſchreibung folgende Anmerkung bei. *Nota.* Ubicunque in praecedentibus descriptis figuris, supra aut infra mediam figuram seu historiam ex Novo Testamento de Christo positam, nomen Propheta legitur, ibi semper in fenestris circuitus Monasterii Hirsaugiensis pro ipso nomine Prophetæ, pictus Propheta, hoc est, figura seu imago gravis et sapientis viri, interdum integra, interdum, et quidem ut plurimum, usque ad umbilicum tantummodo picta conspicitur, cui adiuncta aut circumvoluta est scheda, in qua Prophetæ dictum legitur, in hunc vel similem modum. Und hierunter hat er mit der Feder zwei von dieſen Bruſtbildern flüchtig gezeichnet, um welche, wie er ſagt, die Zettel mit dem Spruche, die in den Holzſchnitten links und rechts darunter weggehen, ſich hin und her ſchlingen; eine Veränderung, die der Formenſchneider offenbar zu ſeiner Bequemlichkeit gemacht hat. — Ich merke ſonſt bei dieſem vierzigſten Fenſter noch an, daß es zu der Zeit des Parſimonius bereits eingegangen war, und er es alſo nicht ſelbſt geſehen, ſondern aus der Beſchreibung ſeines Vorfahren, des Abt Heinrich Weickersreiter, genommen hatte, wie er ſelbſt mit dieſen, oberhalb der Tafel beigeſetzten Worten anzeigt: Hanc figuram ego in Circuitu nunquam vidi, sed a meo antecessore D. Heinrico Abbate descripsi.

Und ſo nun, wie dieſe zwei Tafeln beſchaffen ſind, ſind auch die übrigen dazwiſchen enthaltenen acht und dreißig beſchaffen. Ueberall und durchaus die nämliche Uebereinſtimmung mit den alten Holzſchnitten. Nicht die geringſte Verſetzung in ihrer Folge, nicht die geringſte Abweichung in irgend einer Figur, in irgend einer Schriftſtelle, in irgend einem Verſe! Kurz, wenn man von den Holzſchnitten ſelbſt eine Beſchreibung, nach der Weiſe des Parſimonius, machen ſollte: ſo könnte ſie unmöglich anders ausfallen, als dieſe Beſchreibung, die Parſimonius von den Fenſtern gemacht hat, ausgefallen iſt.

Was ich hieraus mit der völligſten Zuverläſſigkeit folgern zu können glaubte, und noch glaube, habe ich gleich Eingangs geſagt: daß nämlich die Holzſchnitte ganz unſtreitig nach den Fenſtern gemacht worden, und man ſonach das, was bisher in Deutſchland Biblia Pauperum genannt worden, wenigſtens das, was man bisher für die erſte originale Ausgabe dieſer Biblia Pauperum gehalten, (nämlich die aus vierzig Blättern beſtehende lateiniſche) inskünftige mit weit mehrerem Rechte die Hirſchau'ſchen Fenſtergemälde heißen kann.

Freilich iſt es immer auch noch möglich, daß die Fenſtergemälde nach den Holzſchnitten wären gemacht worden; weiter aber auch nichts, als möglich. Denn wie wäre es nur im geringſten wahrſcheinlich, daß man das Große nach dem Kleinen gemacht hätte, ohne daß wenigſtens das Kleine ausdrücklich die Skizze, der Entwurf geweſen, wornach das Große ausgeführt worden? Alſo, eins von beiden: die Holzſchnitte der gedachten erſten Ausgabe ſind entweder der Entwurf, oder die Copie der Fenſtergemälde; ein drittes, das bei ſeiner Entſtehung mit dieſen Fenſtergemälden gar nichts zu thun gehabt hätte, das man bei Ausmalung der Fenſter nur zufälliger Weiſe zum Urbilde gebraucht hätte, können ſie nicht wohl ſeyn. Denn, wenn ſie es wären, ſo müßte man nicht allein die Fenſtergemälde nach ihnen gemalt, ſondern den ganzen Kreuzgang ausdrücklich darnach gebaut haben, indem dieſer, wie ich aus eines Andreas Reichards Beſchreibung des Kloſters Hirſchau ſehe, die unſere Bibliothek im Manuſcripte beſitzt, um einen viereckigten Garten gegangen, und gerade an ſeinen vier Seiten nicht mehr und nicht weniger als vierzig Fenſter gehabt hat.

Und ſpricht denn nicht die Sache ſelbſt? Iſt es denn nicht aus den Holzſchnitten ſelbſt klar genug, daß ſie nichts als Fenſtergemälde vorſtellen ſollen? Verräth denn nicht ihre ganze Anordnung offenbar die breiten gothiſchen Fenſter, mit ihren gewöhnlichen Verzierungen und drei Feldern, deren mittelſtes das höchſte iſt, weil ſie oben in einem Bogen ſich ſchließen? Wie wäre es zu begreifen, daß der Zeichner oder Formenſchneider gerade auf dieſe Geſtalt und Eintheilung gefallen wäre, wenn er ſie nicht entweder von Fenſtern genommen, oder zu Fenſtern beſtimmt hätte? Ich kann mich jetzt nicht genug wundern, wie die Augen der Kenner dieſes nicht längſt vermuthet haben. Es wäre doch ſo natürlich, darauf zu fallen! Aber als ob uns nicht immer das Natürlichſte gerade am ſpäteſten einleuchtete! Als ob wir es irgendwo erriethen, ohne es zu ſehen.

So weit war ich, und wollte nun eben nachforſchen, um welche Zeit die Fenſter wohl möchten gemacht ſeyn: als mir einkam, die gleich anfangs angeführte Stelle des Cruſius an ihrem eigentlichen Orte nachzuſehen. Ich ſuchte mir alſo die Rede des Cruſius, aus welcher Wegelin die Nachricht de Comitibus Calvensibus gezogen: und was meint man, daß ich fand? Niemals bin ich auf einen Auszugmacher oder Verkürzer ungehaltener geweſen, als auf dieſen. Um ſich ein paar Zeilen zu erſparen, laſſen ſie nicht ſelten das wichtigſte weg. Ich fand nämlich, daß Cruſius nach der angezogenen Stelle nicht allein ein Exempel, wie die Dinge auf den Fenſtern des Kreuzganges geordnet geweſen, beifügt, ſondern auch anzeigt, von wem und welcher Zeit ſich dieſelben herſchreiben. Jenes, welches von dem erſten Fenſter genommen iſt, ſieht ſo aus:

Exemplum.

A.	B.	C.
Genes. 3.		Iudic. 6.
	Ecce virgo concipiet.	*Angelus: Dominus tecum, virorum fortissime.*
Deus in arbore sedens.		
Eva picta. *Serpens.*	*Angelus cum sceptro.* *Virgo Maria.*	*Vellus madefactum.* *Gedeon flexis genibus.*
Vipera vim vidit, sine vi pariente puella.	*Virgo salutatur: innupta manens gravidatur.*	*Rore madet vellus: permansit at arida tellus*

---

[1] Im angezogenen deutſchen Werke bei Seite 116.

Und dieſes geſchieht mit dieſen unmittelbar darauf folgenden Worten: Picta sunt hæc studio et opera **XXXXII.** Hirsaugiensis Abbatis Ioannis, patria Caluensis: anno salu. circiter **MDXVII.** tempore inceptæ Ecclesiarum per D. Lutherum reformationis.

Das war ärgerlich! Wenn ich es denn nur gleich beim Wegelin geleſen, und mir weiter keine Grillen in den Kopf geſetzt hätte. Nun aber hatte ich in meinen Gedanken ſchon den Fenſtern ich weiß nicht welches Alter gegeben; ich hatte gemeint, daß ſie wohl gar aus dem eilften Jahrhunderte ſeyn könnten, als gegen deſſen Ende das Kloſter ſelbſt von dem zwölften Abte deſſelben, dem heil. Wilhelmus, erbaut worden. Und nun zu ſehen, daß ich mich ſo geirrt!

Aber wenn es denn alſo wahr iſt, daß die Fenſter nicht älter geweſen; daß ſie erſt zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts gemalt worden: wie ſteht es mit der ſo zuverſichtlichen Entſcheidung, daß die Holzſchnitte nicht anders als nach ihnen können gemacht ſeyn? Läßt ſich dieſes noch ſagen? Es ſcheint nicht. Denn daß die Holzſchnitte nicht offenbar älter wären, dürfte ſich wohl niemand überreden laſſen, der ſich erinnert, daß es Exemplare mit deutſchem Texte davon giebt, welche die Jahrzahlen 1470 und 1475 haben. Beide dieſe Exemplare, welche vielleicht nirgends weiter beiſammen zu finden, als in unſerer Bibliothek, ſind dem vermeinten Originale von 40 Blättern mit lateiniſchem Texte auch viel zu ähnlich, und das eine hat auch ſelbſt gerade 40 Blätter, daß ſie ſchlechterdings die Urbilder von ihnen ſo ähnlichen Gemälden müſſen geweſen ſeyn, die erſt 1517 ſollen ſeyn gemacht worden.

In dieſe Enge ſah ich mich ungern getrieben, und fing alſo an, an dem Vorgeben ſelbſt zu zweifeln. Vielleicht, dachte ich, hat Cruſius die Sache nicht recht gewußt, vielleicht auch will er die angegebene Jahrzahl von 1517 keinesweges von allen vorhergedachten Gemälden, ſondern nur von einigen verſtanden wiſſen, unter welche wohl die Fenſtergemälde gerade nicht gehören. Ich ſchlug alſo weiter nach, und fand das letztere vollkommen wie ich es vermuthet hatte.

Es iſt zuverläſſig falſch, daß es der Abt Johann von Calw geweſen, welcher die Fenſter in dem Kreuzgange malen laſſen, wie Cruſius an dem angezogenen Orte zu ſagen ſcheint. Denn erſtlich ſagt Cruſius ſelbſt in ſeinem weitläuftigen ſpätern Werke, den Annalibus Suevicis, nichts davon, ſondern ſchränkt ſogar zweitens, was er dort überhaupt und unbeſtimmt geſagt hatte, hier auf ein einzelnes und beſonderes Stück ein, mit welchem die Gemälde im Kreuzgange nichts zu thun haben. Unter dem Jahre 1503 nämlich, wo er des Johann von Calw, als des Nachfolgers des Abt Blaſius gedenkt, ſchreibt er:[1] Hic 14 anno regiminis sui, petentibus fratribus suis, picturæ opus quod in æstuali Refectorio conspicitur, posteritati faciendum curavit. Konnte Cruſius nun dieſes geringern Werks hier zu ſeinem Lobe gedenken: ſo würde er ganz gewiß eines weit größern nicht vergeſſen haben, wenn er wirklich geglaubt hätte, daß es ihm gleichfalls zuzuſchreiben wäre.

Eben dieſe genauere Nachricht finde ich auch in Jacob Friſchlins ungedruckten Sammlungen zur Wirtembergiſchen Geſchichte beſtätigt, welche unſere Bibliothek von des Verfaſſers eigener Hand bewahrt. Es heißt da, unter beſagtem Abt Johann: „dieſer Abt hat, im vierzehnten Jare ſeiner Regierung, die ſchönen Gemähld in der Sommer Stuben, *Refectorium* genannt, angefangen, allda alle Prälaten in ihrer Statur und Form abcontraphet ſeyn.“ Und unter dem folgenden Abte Johann, dem dritten dieſes Namens, fügt er kurz darauf hinzu: „Unter dieſem Abt iſt die Kirch im Cloſter mit bibliſchen Figuren, wie noch zu ſehen, zu mahlen angefangen worden, und unter ſeiner Regierung vollendet.“

Ich konnte hiervon beim Tritheim nichts ſuchen, als welcher, wie bekannt, mit dem Jahre 1513 aufhört. Ich nahm aber doch daher Gelegenheit, genauer bei ihm nachzuſehen, welcher von den Aebten ſich etwa um die Gebäude des Kloſters und derſelben Auszierung vorzüglich verdient gemacht habe, um ſo vielleicht im Vorbeigehen einen kleinen Fingerzeig auf meine Fenſtergemälde zu entdecken.

Endlich fand ich denn auch einen dergleichen; aber ebenfalls zu einer Zeit, wo er mich in nicht viel geringere Verlegenheit ſetzt, als mich die falſch befundene Nachricht des Cruſius anfangs ſetzte: unter dem Abt Blaſius nämlich, dem unmittelbaren Vorgänger jenes Johann von Calw, welcher von 1484 bis 1503 regierte. Wie dieſer Abt die Einkünfte des Kloſters anſehnlich vermehrte, ſo verwandte er auch wiederum einen großen Theil derſelben auf die Ausbeſſerung, Erweiterung und Verſchönerung ihrer Gebäude. Wenn nun Tritheim das vornehmſte hievon anführt, ſo ſagt er einmal unter dem Jahre 1489: Secundum quoque latus de Ambitu cum fonte in annis quinque perfecit, pro quo mille centumque auri nummos expendit; und ein andermal, unter dem Jahre 1491: Fenestras cum rotundis (id est Schyben) et picturis ad tria latera Ambitus Monasterii fieri iussit; pro quibus plus quam trecentos auri florenos exposuit: in quarto vero latere picturas sine rotundis fecit duntaxat. Wenn nun in beiden dieſen Stellen Ambitus nichts anders wohl heißen kann, als was ſonſt in Beſchreibungen der Klöſter circuitus oder peristylium genennt wird, und folglich von dem Kreuzgange die Rede iſt, deſſen Eine Seite der Abt Blaſius ausgebaut, ſo wie drei andere mit gemalten Fenſtern ausgeziert haben ſoll: was können dieſes anders für Fenſter geweſen ſeyn, als die, von welchen ich behaupten will, daß die alten Holzſchnitte genommen worden?

Aber was hätte ich ſonach viel damit gewonnen, daß ich den Ungrund jener Nachricht des Cruſius erwieſen? Sie mögen 1517 oder 1491 gemalt ſeyn: was kann ein Unterſchied von 30 Jahren hier helfen? Die Holzſchnitte ſind doch auch zuverläſſig älter, als 1491. Und wenn ich es ſchon von der vermeinten Originalausgabe, die ohne Jahrzahl iſt, gegen alle hergebrachte Meinung, gegen allen Ausſpruch der Kenner läugnen wollte: wie könnte ich es von den zwei Ausgaben mit deutſchem Texte läugnen, in welchen ich die Jahrzahlen 1470 und 1475 hier vor meinen Augen ſehe? Die letztere derſelben beſteht, wie ſchon geſagt, auch aus den nämlichen vierzig Blättern; und dieſe vierzig Blätter waren alſo ſchon längſt da, ehe die Vorſtellungen, die ſie enthalten, auf die Fenſter zu Hirſchau gebracht wurden.

Ich weiß hierauf freilich nicht recht zu antworten. Aber dennoch geſtehe ich, daß ich mich des Weſentlichen meines Einfalls auf keine Weiſe entſchlagen kann; ſondern mich vielmehr darin beſtärke, je öfter und genauer ich die alten Holzſchnitte betrachte. Sie ſind doch ſo augenſcheinlich nichts als Fenſtergemälde! Das gothiſche Kloſterfenſter hat doch ſo offenbar ihre ganze Eintheilung beſtimmt! Wie alſo, wenn ſie auch nur von ältern Fenſtergemälden eines andern Kloſters genommen wären? Oder wie, wenn ſelbſt zu Hirſchau die nämlichen Gemälde ſich ſchon lange vor den Zeiten des Blaſius in den Fenſtern des Kreuzganges befunden hätten? Denn Blaſius hat doch nicht den ganzen Kreuzgang gebaut; dieſer Kreuzgang hatte ſchon vor ihm

---

[1] Lib. IX. Partis III. cap. 12. p. 521.

Fenſter: und dieſe Fenſter konnten vom Anfange an, das iſt von Erbauung des neuen Kloſters an, von 1091 an, eben dieſelben Gemälde gehabt haben, die zu den Zeiten des Blaſius natürlicher Weiſe ſehr beſchädigt, ſehr verunſtaltet ſeyn mußten, und die Blaſius folglich nur erneuern und wieder herſtellen ließ. Die vierzig Holzſchnitte mit dem deutſchen Texte würden ſonach vielleicht die Hirſchau'ſchen Fenſtergemälde vor dem Blaſius ſeyn, ſo wie die mit dem lateiniſchen Texte die von ihm erneuerten und in der Zeichnung etwas veränderten ſeyn würden. Ein beſonderer Umſtand, der mir dieſes wahrſcheinlich macht, und mich überhaupt bewegt, von den Hirſchau'ſchen Fenſtern durchaus nicht abzugehen, iſt dieſer, daß ſie ſogar auch die kleinen Säulen hatten, welche in den Holzſchnitten von beider Art die drei Felder in der Mitte ſcheiden. Ich lerne dieſes aus der obgedachten Beſchreibung des Andreas Reichard, die ich weiter hin, ſo weit ſie zur Sache gehört, mittheilen will.

Der Gedanke inzwiſchen, daß ſich vielleicht die nämlichen typiſchen und antitypiſchen Gemälde in den Fenſtern von mehrern alten Klöſtern befunden, iſt auch nicht zu verachten. Denn man kann durch ihn von allen den verſchiedenen Arten der unter dem Namen der **Biblia Pauperum** bisher bei uns bekannten alten Holzſchnitte eine ſehr gute und natürliche Rechenſchaft geben. Es giebt, außer den Folgen derſelben von vierzig Blättern, andere von zwei und zwanzig, von ſechs und zwanzig, von acht und dreißig, von funfzig Blättern. Woher dieſes? Woher ſonſt, als von dem verſchiedlichen Umfange, von der größern oder kleinern Anzahl der Fenſter in den zu verzierenden Kreuzgängen? Wo nicht mehr Fenſter waren, konnten auch nicht mehrere dergleichen Gemälde angebracht werden; und der Formenſchneider copierte gerade ſo viele, als er in dieſem oder jenem Kloſter fand, ohne ſich zu bekümmern, ob in einem andern eine größere Folge davon vorhanden ſey.

Ob denn aber auch die vollſtändigſte derſelben, außer dieſer ihrer Beſtimmung, Fenſter zu verzieren, jemals noch etwas anderes geweſen ſey; ich will ſagen, ob ſie jemals nichts als ein Buch geweſen ſey, ob die Holzſchnitte beſtimmt geweſen, dieſes Buch bekannter und allgemeiner zu machen: daran zweifle ich ſehr. Zwar hat man freilich von dieſen bisher nicht wohl etwas anderes glauben können; und der Titel **Biblia Pauperum** hat einen ſolchen Glauben ohne Zweifel beſtärkt. Aber von wem iſt er denn, dieſer Titel? wo ſchreibt er ſich her? Er findet ſich bei keiner von den verſchiedenen Sammlungen der Holzſchnitte, und alle, welche vor dem Herrn von Heineke ihrer erwähnen, geben ihnen nach Gutdünken ganz verſchiedene Benennungen. „Der Name," ſagt dieſer um ſie ſo verdiente Mann, „welchen wir ihnen im Deutſchen geben, nämlich **Biblia Pauperum**, ſchickt ſich am beſten. Denn dieſe Bilder ſind ſicher gemacht worden, damit diejenigen, die nicht im Stande waren ein damals ſehr koſtbares Manuſcript von der heil. Bibel zu bezahlen, dennoch mit wenigen Koſten einen Begriff von der Bibel und deren Inhalt bekämen." Daß ſie zu dieſer Abſicht gelegentlich haben dienen können, will ich nicht läugnen: ob ſie aber in jenen Zeiten zu dieſer Abſicht ausdrücklich gemacht worden, dürfte wohl eine andere Frage ſeyn. Denn damals ſollte der gemeine Mann die Bibel nicht leſen: wem hätte alſo einfallen können, einer anderweits dazukommenden Urſache, warum er ſie auch nicht ſo leicht leſen konnte, als jetzt, auf irgend eine Weiſe abzuhelfen? Was damals daher auch etwa den Titel **Biblia Pauperum** führte, war nichts weniger als ein Werk für den gemeinen Mann, dem man dadurch einen kleinen Begriff von dem Inhalte der Bibel machen wollte; ſondern vielmehr ein Werk für die Prädicanten, deren Armuth oder Unwiſſenheit man damit zu Hülfe zu kommen ſuchte. Dieſes beweiſt die **Biblia Pauperum** des Bonaventura, wovon ein alter Druck ohne Jahrzahl und Ort ſich in der Bibliothek findet.[1] Es iſt nichts als eine homiletiſche Schwarte, die nicht die geringſte Aehnlichkeit mit den alten Holzſchnitten hat.

Zwar iſt es wahr, daß es auch ſonſt noch eine Urſache haben mag, warum man dieſen den nämlichen Titel in Deutſchland gegeben. Und vielleicht ſchreibt ſich dieſe Urſache lediglich aus unſerer Bibliothek her. Denn über der Handſchrift, welche ſie davon beſitzt, ſtehen wirklich die Worte: **Hic incipit bibelia Pauperum**. Allein man ſieht deutlich, daß ſie von einer zweiten Hand hinzugefügt worden: wie denn auch das Manuſcript ſelbſt höchſtens aus der letztern Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts iſt. Ich würde mehr davon ſagen, wenn ich nicht lieber vorher die Beſchreibung erwarten wollte, die der Herr von Heineke davon verſprochen hat, deſſen Augen und Scharfſinn ich hier ganz ſicher mehr trauen kann als den meinen. So viel iſt gewiß, daß durch dieſe ſehr zweifelhafte und faſt verloſchene Aufſchrift unſer Lauterbach ehedem allein bewogen worden, ſie den gedruckten Ausgaben beizuſchreiben, wie auch unter ihr dieſe in den Catalog einzutragen. Ihm alſo, wie geſagt, iſt man wohl allein gefolgt, wenn man in Deutſchland den dieſem Manuſcripte ähnlichen Holzſchnitten eine Benennung gegeben, unter welcher ſie außer Deutſchland völlig unbekannt ſind.

Am allerwenigſten aber ſind ſie für ein Buch zu halten, das den heil. Anſcharius zum Verfaſſer habe. Ich kann zwar nicht ſagen, worauf ſich jene alte Hand gegründet, die dem Exemplare in der königlichen Bibliothek zu Hannover beigeſchrieben: **S. Ansgarius est Auctor hujus libri**: noch wie alt dieſe alte Hand iſt. Allein ſo viel weiß ich gewiß, daß die neuere Hand, welche dieſem alten Zuſatze durch das Citat des Ornhjälms zu Hülfe kommen wollen, ſich ſehr betrogen hat, und gröblicher betrogen hat, als es dem Hrn. von Heineke in der Geſchwindigkeit einleuchten konnte.

Die Sache iſt werth, daß ich mich noch einen Augenblick dabei verweile. Nämlich, um jenem Vorgeben von dem heil. Anſcharius mehr Wahrſcheinlichkeit zu verſchaffen, wird daſelbſt *Claudii Ornhielmi Historia Suevonum Gothorumque ecclesiastica Lib. I. c.* 21. *p.* 70. angeführt; und dieſe Stelle, wie ſie der Herr von Heineke beibringt, lautet ſo: Ingenii monumenta aliqua reliquisse videtur (Anscharius), sed quorum nulla posterorum cura ad nos pervenerint. Et quidem quos per *numeros* et *signa* conscripsisse eum libros Rambertus memorat, indigitatos *pigmentorum* vocabulo, eos continuisse palam est quasdam aut e divinarum litterarum, aut pie doctorum patrum scriptis, pericopas et sententias, ipsi in quotidianum usum delectas excerptasque, ac numeris librorum capitumque enotatis, ut cum usus requireret, ad manum essent, excitandae pietati ac resipiscentiae, nec non frequenti meditationi mortis et extremi illius rigidissimi judicii. Aber ſo lautet ſie nicht völlig auch beim Ornhjälm ſelbſt. Denn bei dieſem ſelbſt hat ſie, nach den Worten indigitatos *pigmentorum* vocabulo, noch ein Einſchiebſel, von welchem ich nicht weiß, warum es der Herr von Heinecke ausgelaſſen hat. Ornhjälm merkt nämlich im Vorbeigehen mit an, wie der ſchwediſche Ueberſetzer der Lebensbeſchreibung des h. Anſcharius vom h. Rembertus das Wort pigmenta hier gegeben, und was er darunter verſtanden habe. *Pigmentorum* vocabulo, ſchreibt er, quod interpres Suecus reddit per Säfferkakur, quasi diceres panes cupidiarios u. ſ. w. Der ſchwediſche Ueberſetzer hat hier ſehr wohl gewußt, was er ſchreibt, welches nicht immer der Fall der Ueberſetzer iſt; und wäre der Herr von Heinecke nur ſeiner Spur nachgegangen, ſo würde er auf einmal den ganzen Ungrund eines Vorgebens entdeckt haben, welches er ſeines Theils zwar nicht behaupten will, das er aber doch auch ſo ſchlechthin nicht zu verwerfen wagt. Es gehört, ſagt er, allerdings eine ſtarke Einbildungskraft dazu, aus jener Stelle die vom Anſcharius extrahirten bibliſchen Texte und Sprüche für eben dieſelben zu halten, welche den Holzſchnitten in der Biblia Pauperum beigefügt ſind: „indeſſen ſind die Worte, daß Anſcharius Bücher mit Zahlen und Zeichen geſchrieben, welche er Malereien betitelt, allemal bedenklich.“ Allerdings würden ſie es ſeyn, und würden es ſehr ſeyn, wenn es wahr wäre, daß er ſie wirklich Malereien betitelt hätte. Allein der h. Mann war weit entfernt, ſeinen erbaulichen Auszügen eine Benennung zu geben, von der es ſicherlich auch dem abenteuerlichſten Mönchswitze ſchwer werden ſollte, das ähnliche Tertium zu finden. Der nordiſche Apoſtel hatte in dem eigentlichen Verſtande zu ſo etwas viel zu viel Geſchmack; denn kurz, pigmenta heißen in ſeiner Sprache nichts weniger als Gemälde; er verſtand unter dieſen pigmentis, wie es der Schwede in ſeine Seele überſetzt hat, Zuckerkuchen, nichts als Zuckerkuchen.

---

[1] Der Titel heißt: Biblia pauperum a domino Bonoventus edita omnibus predicatoribus perutilis. Die nähere Beſchaffenheit derſelben erklären die am Ende befindlichen Worte: Expliciunt exempla sacre scripture ordinata secundum alphabetum ut possint que sunt necessaria in materiis sermonum et predicationum facilius a predicatoribus inveniri. Mattaire (Tom. I. p. 529) gedenkt einer Ausgabe von 1490 in 4. Wenn es dieſe nämliche ſeyn ſoll, ſo weiß ich nicht, wo er die Jahrzahl hergenommen, die ihr inzwiſchen gar wohl zukommen könnte. Ob der heil. Bonaventura, oder ein anderer dieſes Namens ordinis Minorum, der Verfaſſer ſey, kann ich auch nicht ſagen. Fabricius macht weder unter dieſem, noch unter einem andern, das ſchöne Werk namhaft.

Die Sache iſt klar, ſobald man auf die Quelle des Ornhjälm zurück geht, welche das Leben des h. Anſcharius iſt, ſo wie es ſein Nachfolger der h. Rembertus beſchrieben. Sie iſt, dieſe Quelle, beim Ornhjälm, ein wenig ſehr getrübt. Porro, ſagt Rembertus,[1] ad devotionem sibi in Dei amore acuendam quam studiosus fuerit, testantur codices magni apud nos, quos ipse propria manu *per notas* conscripsit, qui solummodo illa continere noscuntur, quæ ad laudem omnipotentis Dei pertinent, et ad peccatorum redargutionem. Ad laudem quoque beatæ et æternæ vitæ et terrorem gehennæ, et quicquid ad compunctionem pertinet et lamentum. Und bald darauf: Denique ex ipsis compunctivis rebus ex sacra scriptura sumptis, per omnes psalmos, unicuique videlicet psalmo, propriam aptavit oratiunculam, quod ipse *pigmentum* vocitare solebat, *ut ei psalmi hac de causa dulcescerent*. Der h. Mann nannte ſeine Stoßgebetchen, die er einem jeden Pſalmen beifügte, pigmenta, weil ſie den Pſalmen einen lieblichen Geſchmack geben ſollten: ut ei psalmi hac de causa dulcescerent. Wie können das nun Gemälde heißen ſollen? Doch es iſt auch ſonſt ſchon zur Genüge bekannt, daß in der ſpätern Latinität pigmentum nicht allein ſüßen Wein, potionem ex melle et vino et diversis speciebus confectam, ſondern auch irgend eine ſtark ſchmeckende Specerei, irgend ein aus lieblichen Gewürzen verfertigtes Leckerbißchen, bedeutet. Man ſehe die Beiſpiele davon beim du Cange, wovon ich nur das einzige, welches aus dem Leben des h. Gerardus genommen iſt, hierher ſetzen will: Noverit utique sermonem divinum aptissime appellari Pigmentum, qui quo magis ruminando teritur ore sermocinantium, eo magis reddit saporis odorisve oblectamentum.

Und nun, worauf beruht es denn noch weiter, daß Anſcharius der Verfaſſer der Rhapſodie ſey, welche uns die alten Holzſchnitte vor Augen ſtellen? Darauf etwa, daß Ornhjälm ſagt, der h. Mann habe auch außer ſeinen Pigmentis, ſo wie Rembertus melde, noch andere Bücher per numeros et signa geſchrieben? Aber wo ſagt das Rembertus? Es iſt ärgerlich, wenn man überall ſo viele Hirngeſpinnſte findet, deren ganzes Daſeyn ſich auf weiter nichts, als auf eine leichtſinnige verſtümmelte Anführung gründet. Rembertus redet bloß von codicibus, quos ipse propria manu *per notas* conscripsit. Und was waren das für Notae? Was ſonſt für welche, als die ſogenannten Notae Tironianae? Die Verfaſſer des Nouveau Traité de Diplomatique hatten daher ohne Zweifel dieſe nämliche Stelle des Rembertus im Sinne, wenn ſie ſagen,[1] daß der h. Anſcharius ſich im neunten Jahrhunderte dieſer Noten bedient habe, aber, wider ihre Gewohnheit, den Beweis davon nicht beibringen.[2]

Ein einziger Fall ließe ſich denken, wie es doch noch wohl wahr ſeyn könnte, daß ſich die Vorſtellungen der alten Holzſchnitte von dem Anſcharius herſchrieben. Nämlich wenn er es wäre, der nicht ſowohl ein Buch daraus gemacht, ſondern ſie einzig und allein angegeben hätte, um ſie in den Fenſtern einer ſeiner Kirchen, es ſey zu Bremen oder zu Hamburg, oder ſonſt wo ausführen zu laſſen. Und ſo könnte jene alte Hand auf dem Hannöver'ſchen Exemplare noch gewiſſermaßen Recht haben; ſo könnte auch Seelen nicht ganz ohne Grund vorgegeben haben, daß Anſcharius der Autor von etlichen in Holz geſchnittenen Büchern ſey. Aber freilich müßte, wenn man dieſes für ſo gut als gewiß annehmen ſollte, ſich noch ein ganz anderer Beweis finden, als die ſo mißverſtandene Stelle des Ornhjälm abgeben kann. Daß der Herr von Heinecke in dem Dome zu Bremen einige von den Vorſtellungen unſerer Holzſchnitte von erhabner Bildhauerarbeit in Stein gefunden, iſt ſchon etwas. Und wer weiß, was ſich mit der Zeit ſonſt noch findet.

---

[1] Beim Staphorſt Hamburgiſche Kirchengeſchichte, 1 Th. S. 124.

[1] Tome III. p. 510.

[2] Ich kann mich nicht enthalten, eine Vermuthung hier zu äußern, welcher auf den Grund zu gehen, ſich vielleicht ein andermal Gelegenheit finden wird. In der oben angezogenen Stelle des Rembertus heißt es nicht allein überhaupt, daß der h. Anſcharius verſchiedene große Bände voll heiliger Betrachtungen, *per notas* geſchrieben habe; ſondern es iſt offenbar, daß Rembertus dieſes auch von den Pigmentis zu den Pſalmen verſtanden wiſſen will. Denn er ſagt weiter hin ausdrücklich von ihnen: Quæ, aliis cum eo psalmos canentibus, finito psalmo ipse solus tacite ruminare solebat, *nec ulli ea manifestare solebat*. Um ſie deſto eher vor andern geheim halten zu können, hatte der heil. Mann auch dieſe ſeine Seufzerlein per notas geſchrieben. Nun finden ſich ſowohl in der königlichen Bibliothek zu Paris, in der Abtey von St. Germain des Prés, und zu Reims in der Abtey von St. Remi, als auch in unſerer Bibliothek, ganze mit Tironianiſchen Noten geſchriebene Pſalter; ohne des zu Straßburg zu gedenken, den Tritheim zuerſt bekannt machte. Wie nun, wenn dieſe Pſalter, oder wenigſtens einer derſelben, nicht bloß die Pſalmen, ſondern auch zugleich jene Pigmenta des h. Anſcharius enthielte? Oder wenn ſie wohl gar überhaupt nicht die Pſalmen, ſondern nur jene fromme Stoßgebetchen zu den Pſalmen, bloß unter der Rubrik der Pſalmen, enthielten? Es könnte leicht ſeyn, daß ſich in neuern Zeiten noch niemand die Mühe genommen hätte, ſie zu entziffern, und ſie alſo, bloß auf Treue und Glauben der Aufſchrift, für die wirklichen Pſalmen angenommen würden, von welchen ſich doch kaum eine Wahrſcheinlichkeit denken läßt, warum ſie, die aller Welt bekannt ſind, in geheimen Noten ſollten ſeyn geſchrieben worden. Es wäre denn, daß ſich die Schreiber ſelbſt die Noten dadurch hätten wollen geläufiger machen, indem ſie fleißig ihnen bereits geläufige Dinge darin laſen. Ich würde nicht ſäumen, unſern Codex hierüber auf die Probe zu ſtellen, wenn er ſich nicht ſeit einiger Zeit in den Händen eines auswärtigen Gelehrten befände, der uns vielleicht mehr davon ſagen wird.

Ich begnüge mich für jetzt, die Liebhaber auf eine neue, und wie ich mir ſchmeichle, auf die einzig wahre Spur gebracht zu haben, völlig hinter die Sache zu kommen. Zweifel und Bedenklichkeiten von Männern, wie der Herr von Heineke, werden mir ſehr willkommen ſeyn: freilich aber noch mehr ihr Beifall.

Des Kloſters Hirſchau Gebäude, übrige Gemälde, Bibliothek und älteſte Schriftſteller.

Hier folgen verſchiedene, aus Handſchriften genommene, Nachrichten von dem Kloſter Hirſchau, die theils zur Erläuterung und Beſtätigung des Vorhergehenden dienen, theils ſonſt ihren Nutzen haben können.

1.

Von den Gebäuden des Kloſters.

Um mir von dem Kreuzgange des Kloſters, in welchem ſich jene Fenſtergemälde fanden, keine falſche Vorſtellung zu machen, lag mir daran, von dem Gebäude deſſelben überhaupt einigen Begriff zu haben. Wo man ſo etwas zuerſt zu ſuchen pflegt, z. E. beim Zeiler, fand ich nichts. Ob Ge. Gardner in ſeiner Descriptio Ducatus Wirtembergici, qua ejus Oppida, Monasteria etc. magna cum cura exprimit, etwas davon hat, weiß ich nicht; ſein Buch fehlt in der Bibliothek. Noch ungerner aber habe ich die Schrift des Joh. Rudolph Bitſche vermißt, die er de Excidio Urbis Calvensis, a Gallis a. 1692 cum celeberrimo Monasterio Hirsaugiensi combustæ, als damaliger Diakonus zu Calw, ſoll haben drucken laſſen. Ich kenne ſie bloß aus Pregizers Suevia et Wirtembergia sacra, und urtheile, daß ſie ſehr ſelten ſeyn muß, weil weder er, noch Moſer nach ihm in ſeiner Bibliotheca Scriptorum de Rebus Suevicis, die nähern Umſtände des Drucks angeben. Es kann ſonſt nicht fehlen, daß ſie nicht verſchiedenes enthalten ſollte, was ich jetzt ſehr gern gewußt hätte.

Endlich fand ich mich einigermaßen, in der von mir S. 813 erwähnten „Beſchreibung des Kloſters Hirſchau“ von einem Andreas Reichard belehrt. Sie iſt 1610 aufgeſetzt, zu einer Zeit alſo, da das Kloſter noch in ſeinem völligen alten Glanze ſtand. Was der Verfaſſer von der Geſchichte deſſelben und ſeinen älteren Stiftungen und Erbauungen beibringt, iſt hinlänglich bekannt. Aber was er bei Gelegenheit der dritten und letztern ſagt, und ſich größtentheils auf Dinge bezieht, die er ſelbſt geſehen hat, dürfte es vielleicht weniger ſeyn, und gehört ſehr zu meiner Sache. Hier iſt ſie alſo die ganze Stelle, die ich daraus mitzutheilen verſprochen.

„Zum dritten, als das fürflieſſend Waſſer oft übergangen und dem Kloſter Schaden thun wollen; hat Albertus II. Graf zu Calw, durch Trieb ſeiner Gemahlin Wiltrudis, das neue Kloſter auf der andern Seiten des Waſſers an einem höhern Ort, unter dem Abt Friedrich, der mit 12 München aus dem Kloſter zum Einſidlen auf dem Schwarzwald, dahin erfordert geweſt, angefangen im Jahr 1060; da die Kirche, die der erſt Baw geweſt, in 11 Jahren verfertiget war: und als man 11 Jahre mit den übrigen Gebäuen uberſtanden, iſt hernach das Kloſter in 9 Jahren vollends erbawet worden; alſo daß man 20 Jahr am ganzen Baw zugebracht hatt. Endlich hat auch zu unſer Zeit der hochlöblich Fürſt und Herzog von Würtenberg, aus ſonder Anmutung und Luſt zu dieſem Kloſter, und ſonſten des luſtigen Orts halben, Anno ... das lang, hoch und fürſtlich Hauß auf den Platz der alten Abtey drein ſetzen laſſen, denn es liegt an einem ſchönen und luſtigen Ort in einem tiefen Wieſenthal, auf einem Bühel oder Rheinlen gegen dem Waſſer, zwiſchen hohen Bergen, darauf hohe und gerade Thannen und Forchen, das Thal von Mittag gegen Mitternacht ſich der Länge nach erſtreckend, mit einem ſchmalen Nebenthälen dahinder gegen der Sonnen Untergang, davon oberhalb ein Viertel Meil Wegs liegt die Stadt Calw, underhalb eine halbe Meil das berümbte Zellerbad, wie auch neben aus gegen Weſten das fürtreffliche Wildbad, auf ein Meil und beſſer umb gegen der linken oder Sudwerts, das geſunde Bad oder ſawer Brunn Dannacht. Auf der einen Seiten des Waſſers liegt das alt oder kleiner Kloſter, auf der andern das neu oder gröſſe. Ueber das Waſſer, Nagolt genannt, zwiſchen beiden Klöſtern, die doch zuſammen gehören, gehet ein ſchön ſteinere Bruck von braunroten Quaterſtücken, mit etlichen Schwibogen und Beckern, darauf man ſitzen und ſich mit Geſprach erluſtigen kann, uber dem Waſſer Wald und beide Klöſter vor Augen habend. Das Waſſer iſt friſch, reich, darein hin und her aus den Nebenthälen andere friſche helle Brunnen-Wäſſerlen aus dem Felſen uber Stein und Sand zuflieſſen. Die Kirch im neuen Kloſter iſt groß, lang, hoch, weit, mit zwei gleichen viereckieten hohen Thurnen, gegen der Sonnen Niedergang. Sie iſt gebawet in Form und Geſtalt des Creutzes Chriſti, auch von braunroten Quaterſtücken (wie vorgemeldte Bruck, und ſelben gleichen der Creutzgang). Oben, wie es kreutzweiß gebauet, iſt ein ſteinern achteckiger Glockenthurn. Inwendig der Kirchen ſind viel runde ſteine Seulen zu beeden Seiten, alles von eim Stein: auch mit ſchönen gemahlten Figuren und Geſchichten aus dem alten und neuen Teſtament; item mit der Patriarchen und Kayſer Bildnuſſen, und ſonderlich des Herrn Chriſti Geſchichten, von unten an bis oben aus, ein jedes an ſeinem Ort rausgeſtrichen und geziert. Gegen Mitnacht ſtoſſen luſtige Cappellen dran, da in dem ein, ein Mäß eines Rieſen auf viel Schuh, und ſeine liderne Klaiden, die er mit eyſenen Rinken zugethan, in ſelben Gebürg oder Revier ſich ſoll gehalten haben, gewieſen und gezeigt wird. Sonderlich gegen Mittag ſtoßt ein Capell dran mit Pfeilern, Fenſtergeſtellen und einem Gewelb, alles von braunroten Quaterſtucken oberzehlter Farb. Da ob demſelben ein fein Liberey, darinnen alte nambafte groſſe Bücher, ſonderlich ein gar groſſes ſchweres und Pergamentes Buch, das ein einziger Mann nit wol naher thun oder handeln kann, welches inwendig der Decken an Orten und Enden herumb, anſtatt der Spangen, mit hülzenen Remen beſchlagen und ein jedes Blatt ein junge Kalbshaut ſoll geweſt ſeyn. Auch 2 neue, lange, ſchöne und aufgeſtrichne Refectoria mit Seulen. Im Sommer Refectorio iſt ein Spring Brünnlein, da die Abt abcontrafehet und mit ihrem Thun beſchrieben werden. Im Winter Refectorio ein ehrner Off, darauf man ſteigen und oben rumb ſitzen kan. Der Kreutzgang zwiſchen der Kirchen und den Refectorien, darauf der jungen Studioſen Dormitorium, Schlafkammern und Studirkammern, umbfaßt ein ziemlichen Garten, hat auf 4 Seiten 40 Fenſter, da ein jedes der Breite nach in 3 Unterſchied oder Felder, durch zwei kleine ſteine Seulen getheilet, und je zwiſchen 2 Fenſtern ein ſteinern Pfeilern, in den Fenſtern je im mittlen Feld ſind die Geſchichte ſo ſich mit Chriſto verloffen, aus dem neuen Teſtament, ſamt den prophetiſchen Weiſſagungen, und in beeden Nebenfeldern die Figurn, Vorbilden und Bedeutung aus dem alten Teſtament, in die Fenſtergläſer gar kunſtlich und aufs deutlichſt mit allerlei ausbündigen Farben geſchmölzt. An dem Kreutzgang gegen Mitnacht werts, in den Kreutzgarten hinein, iſt ein hoher runder und weiter Erker mit Pfeilern und Fenſtergeſtellen, auch gemahlten und geſchmelzten Fenſtergläſern, darein ein hoher von Steinwerk und Bilder aufgebauener Springbrunn, mit 24 Rohren und mit 3 ſteinern Waſſernapfen uber einander, da in das Waſſer von oben, in engern und weitern mit lieblichen Getöß herab rauſchet, doch nicht ſtets, ſondern wenn er angelaſſen wird.

Das ſeind die furnembſten alter Gebäu, ohne das neue ſteine Fürſtenhauß gegen Mittag werts, deſſen oben gedacht, das zur fürſtlichen Wohnung und Herberg mit hohen Schnecken, auch Stuben und Kammern, je eines umbs ander, und andern dergleichen Gemach, wie auch wohl Uhrwerken und Sonnenzeigern, zugericht.“

Was Reichard von dem Kreuzgange ſagt, iſt beſonders anzumerken. Ich habe die zwei Umſtände ſchon berühret, die ganz eigentlich für meine Meinung ſind, und nicht wohl erlauben, daß man ſich die Fenſter, als zufälliger Weiſe nach den ſchon vorhandenen Holzſchnitten gemalt, denke. Es waren deren *auf vier Seiten vierzig*, und jedes derſelben war nicht durch bloßes Mauerwerk, ſondern *durch zwei kleine ſteinerne Säulen* in drei Felder getheilt, vollkommen wie es die Felder auf den Holzſchnitten ſind. Folglich iſt es wahr, daß man nach ihnen nicht allein müßte gemalt, ſondern ſich auch ſchon in dem Baue nach ihnen müßte gerichtet haben; und ſowohl in dem Baue der Fenſter, als des ganzen Kreuzganges. Wie viel natürlicher alſo iſt der andere Fall, daß die Holzſchnitte nach den Fenſtergemälden gemacht worden. Es verſteht ſich aber, daß Reichard die

Fenſter um den Springbrunnen, welcher an der mitternächtlichen Seite des Kreuzganges war, nicht mitgezählt hat. Dieſer lag in einem beſondern Erker, welcher eigentlich zu dem Kreuzgange nicht gehörte, ob man gleich ohne Zweifel aus ihm hineinkommen konnte.

2.

Von den übrigen Gemälden des Kloſters.

Das ganze Hirſchau, neuen Baues, war voller Gemälde. Nicht allein die vornehmſten Zimmer und Gänge des eigentlichen Kloſters waren ausgemalt, ſondern auch die Kirche war es von unten bis oben.

Alle dieſe Gemälde hat Parſimonius in dem erwähnten Bande ſorgfältig beſchrieben.[1] Nur Schade, daß er von dem, was wir jetzt ohne Zweifel am liebſten wiſſen möchten, nämlich wer die Maler geweſen und wie ſie ihre Sachen ungefähr ausgeführt, ganz und gar nichts beibringt.

In der Kirche waren, außer den vornehmſten Geſchichten des alten und neuen Teſtaments, jene in 63, und dieſe in 134 beſondern Gemälden, alle Regenten der vier Hauptmonarchieen bis auf Kaiſer Karl V. zu ſehen, als bei deſſen Regierung, wie ich aus den geſchriebenen Nachrichten Jacob Friſchlins bereits beigebracht habe, die ganze Kirche unter dem Abte Johann III., welcher von 1524 bis 1556 geſeſſen, gemalt worden. Die drei folgenden Kaiſer waren hernach von anderer Hand hinzugekommen. Auch hatte man, wie billig, der Sibyllen da nicht vergeſſen, deren nicht zehn ſondern eilfe gemalt waren, wovon die eilfte beim Parſimonius Sibylla Chimica heißt, mit der ich hier die erſte Bekanntſchaft gemacht habe. In dem innern Chore der Kirche war das Himmelreich und ewige Leben gemalt.

Ganz ſchlecht müſſen dieſe Gemälde nicht geweſen ſeyn; wenigſtens haben ſie zu den damaligen Zeiten vielen Ruhm gehabt. Denn in den Friſchlin'ſchen Nachrichten leſe ich, „daß Marggraff Albrecht von Brandenburg, Herzog in Preuſſen, ſie abconterfehen laſſen, vorhabens zu Königsberg eine gleichförmige Kirche aufzurichten.“ Ob ſo etwas wirklich geſchehen, kann ich nicht ſagen.

In dem Kloſtergebäude ſelbſt, und zwar in dem nämlichen Kreuzgange, in welchem die 40 Fenſtergemälde waren, ſagt Parſimonius, hätten ſich außer dieſen auch noch andere Fenſtergemälde befunden. Allein dieſes iſt von den Fenſtern des Erkers zu verſtehen, in welchem der Springbrunnen lag, und der, wie wir geſehen haben, zu dem Kreuzgange gehörte und auch nicht gehörte. Um dieſen waren in fünf kleineren und größeren Fenſtern, die ebenfalls in drei oder zwei Felder vertheilt waren, zwölf aus der Schrift genommene Hiſtorien gemalt, die ſich zu dem Brunnen paßten, und die Parſimonius auf ſeine Weiſe unter folgendem Titel beſchrieben: Aliquot Figuræ ex Veteri et Novo Testamento desumptæ, quæ etiam in fenestris Circuitus Monasterii Hirsaugiensis conspiciuntur, verum ad superiores figuras non pertinent, nec eiusdem cum illis sunt argumenti aut collationis: sed propter fontem, qui in medio harum pictarum figurarum in ambitu quodam rotundo per canales et plures plumbeos fluit calamos, omnes istæ figuræ ad fontem et aquas sunt accommodatæ, et singulæ singulas historias de aquis et fontibus ex sacra scriptura oculis subiiciunt. Ich führe dieſe Worte auch deßwegen an, weil ſie vielleicht die oben (S. 814) angezogenen zwei Stellen des Tritheim näher erklären, und den ganzen Einwurf heben, den ich mir ſelbſt daraus gegen das Alter der Gemälde gemacht habe. So viel iſt wenigſtens offenbar, daß dem Parſimonius Ambitus und Circuitus Monasterii nicht einerlei ſind. Unter dieſem verſteht er den eigentlichen Kreuzgang, unter jenem aber nur den Gang um den Brunnen innerhalb dem an den Kreuzgang ſtoßenden Erker, in welchem dieſer Brunnen lag. Wie alſo, wenn auch Tritheim unter Ambitus nicht den Kreuzgang, ſondern dieſen kleinern Gang verſtanden hätte? Das einzige iſt darwider, daß dieſer Gang in die Runde ging, und Tritheim von verſchiedenen lateribus dieſes Ambitus redet.

Hiernächſt kamen die beiden Refectoria. Um das Winter-Refectorium hatte ſich der Abt Blaſius verdient gemacht, von welchem Tritheim ſagt: Refectorium fratrum hyemale ampliavit, quod picturis, fenestris et cælaturis pulcre satis ornavit, impensis trecentorum florenorum. Die Gemälde waren aber nicht in den Fenſtern, ſondern auf den Wänden. Denn wo man volles Licht brauchte, bemalte man in den Klöſtern die Fenſter nicht, welches nur da geſchah, wo ein gemäßigtes und mehr gebrochenes Licht den heiligen Schauder des Orts vermehren ſollte; wie vornehmlich in den Kreuzgängen. Der Hauptgemälde in dieſem Refectorium waren zwei, welche Parſimonius gleichfalls nach ſeiner Art abgezeichnet hat; das eine von dem Stande des unbußfertigen Sünders, und das andere von der Rechtfertigung; beide, wie man ſich leicht vorſtellen kann, voller Schriftſtellen und Allegorie.

In dem Sommer-Refectorium, welches, wie wir aus dem Cruſius und aus dem Friſchlin geſehen, der Abt Johann von Calw ausmalen laſſen, waren, wie letzterer ſagt, alle Prälaten in ihrer Statur und Form abconterfeiet. Nicht aber allein die Prälaten, das iſt die Aebte des Kloſters, ſondern auch alle aus dem Kloſter zu Bisthümern gelangte Mönche, ſo wie auch diejenigen, welche ſich durch Gelehrſamkeit und Schriften aus ihnen hervorgethan hatten. Unter dieſen ihren Bildern befanden ſich kurze hiſtoriſche Nachrichten, welche Parſimonius aufbehalten, und wovon ich diejenigen aus ihm mittheilen will, welche die Gelehrten und Schriftſteller betreffen. Vorher aber noch

3.

Von der Bibliothek des Kloſters.

Wo die Bibliothek in dem Kloſter geweſen, haben wir aus der Stelle des Reichard geſehen, der uns aber wohl von ihrem damaligen Zuſtande, außer dem großen ſchweren Buche, etwas mehr hätte melden können. Es iſt ſonderbar, daß er auch nicht einmal ſagt, was in dieſem Buche geſtanden. Vermuthlich aber wird es ein Miſſale geweſen ſeyn, dergleichen eines, wohl eben ſo groß und ſchwer, auch in unſerer Bibliothek iſt.

Da indeß die Hirſchau'ſche Kloſterbibliothek ehedem ſo berühmt geweſen, ſo wird man hoffentlich nicht ungern einen kurzen Catalog derſelben hier finden, den Parſimonius aus einem alten Manuſcripte gezogen, und ſeinen Collectaneen einverleibt hat. Der Literator weiß ohne mich, wozu dergleichen Cataloge nutzen; und auch aus dieſem iſt einiges zu lernen. Wenn man aber auch ſchon nicht daraus ſieht, was eigentlich das Beſte in der Bibliothek geweſen: ſo ſieht man doch wenigſtens daraus, was die Mönche für das Beſte darin gehalten.

---

[1] Es iſt dieſes der nämliche Band, deſſen Joh. Jac. Moſer, in ſeiner Bibliotheca scriptorum de rebus suevicis, hinter der deutſchen Ueberſetzung der Jahrbücher des Cruſius (S. 35.) gedenkt. „In meiner Bibliothek, ſagt er, beſaß ich ehedeſſen einen geſchriebenen Quartband allerhand zu der beiden Klöſter Hirſchau und Bebenhauſen Hiſtorie gehöriger Collectaneorum, welche, ſo viel Hirſchau betrifft, von dem aldaſigen berühmten Abt Joh. Parſimonio, was aber Bebenhauſen anlanget, ohne Zweifel von dem alldaſigen damaligen Kloſter Präceptor M. Wilhelm Gmehlin, geſammelt und geſchrieben ſind. — Ich habe es nachmahls in die Wolfenbüttelſche Bibliothek, wo Parſimonii übrige Manuſcripte vorhanden ſind, geſchicket, und will hoffen, es ſoll allda angelangt ſeyn.“ Richtig und wohl. Auch ich will hoffen, daß Moſer nachher ein dankbarliches Recepiſſe darüber wird empfangen haben. Geſegnet ſey das Andenken aller der Männer, die der beſſern und ſchicklichern Erhaltung alter Schriften das Recht ihres Eigenthums aufopfern!

Libri probatissimorum Ecclesiæ authorum Hirsaugiensis Bibliothecæ

qui ferme omnes sub prædicto Patre Wilhelmo *tribus*
que illius successoribus, Brunone, Volmaro *et*
Manegoldo *Abbatibus, summo labore maximisque*
impensis manu scripti et congregati fuerunt:
Thesaurus procul dubio incomparabilis.

Libri veteris et novi Testamenti, in varias formas et partes scripti.
Libri Josephi, Historiographi Iudaici.
Libri Originis.
Libri Tertulliani.
Libri Cypriani, Episcopi et Martyris.
Libri Hilarii, Episcopi.
Libri Ambrosii, Episcopi.
Libri Augustini, Episcopi.
Libri Hieronymi, Presbyteri.
Libri Orosii, Presbyteri.
Libri Ioannis Chrysostomi.
Libri Athanasii, Episcopi.
Libri Gregorii, Papæ.
Libri Cassiani Abbatis.
Libri Cassiodori, Senatoris.
Libri Isidori, Episcopi.
Libri Bedæ, Presbyteri.
Libri Alcuini.
Libri Rabani, Moguntini Archiepiscopi.
Libri Haimonis.
Libri Anshelmi, Cantuariensis Episcopi.
Libri Petri Damiani.
Libri Domini Hermanni.
Libri Domini Bernoldi.
Libri Domini Wilhelmi, Hirsaugiensis Abbatis.
Libri cuiusdam Monachi Hirsaugiensis, cognomento Peregrini.

Item.

Variæ glossæ super libros Biblicos.
Hugo de Sacramentis in duobus Voluminibus.
Epistolæ Gregorii Papæ secundi, et Gregorii quarti.
Duo Volumina Canonum.
Libri de Canonibus et decretis Pontificum.
Prosper de contemplativa vita.
Didymus de Spiritu sancto.
Paschasius de corpore et sanguine Domini.
Varii libri chronici et historici.
Et in summa valde multi libri, quorum titulos et auctores nolui huc scribere.

Und doch wäre uns das Letztere, was der Verfertiger dieſes Catalogs unterlaſſen, jetzt vielleicht das Liebſte. Denn in Anſehung der vermeinten Hauptwerke, ſehen ſich die Kloſterbibliotheken des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ſehr ähnlich; und dieſe Hauptwerke ſelbſt ſind zur Genüge bekannt. Was indeß hier für Bücher unter den Libris Cassiani Abbatis verſtanden werden, geſtehe ich, nicht zu wiſſen. Ohne Zweifel die Bücher eines Abts zu Monte Caſſino: aber welches? Die Libri Domini Hermanni ſind unſtreitig die Schriften des Hermannus Contractus: und die Libri Domini Bernoldi verdienen deßwegen hier Aufmerkſamkeit, weil Tritheim (*de Script. Ecclesiast. cap.* 338) von den Schriften, welche dieſer Bernold oder Berthold, außer dem ihm beigelegten Ordine Romano, ſoll geſchrieben haben, ſagt, daß er ſie niemals zu Geſichte bekommen. Gleichwohl waren ſie hier in einer Bibliothek, die dem Tritheim ſehr wohl bekannt ſeyn mußte: oder erkannte ſchon Tritheim, daß ihm Dinge mit Unrecht beigelegt würden, von denen vielleicht in folgenden Zeiten verſchiedene unter ſeinem Namen erſchienen ſind? Die Schriften des Abts Wilhelm und des Mönchs mit dem Zunamen Peregrinus, wird man in dem Folgenden näher kennen lernen.

Aus der Aufſchrift des Catalogs erhellt, daß er in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts muß ſeyn verfaßt worden. Denn der Abt Mangold ſtarb 1165. Vor ihm war noch der Abt Hartwig, der aber hier nicht genannt wird, weil er in den zwei Monaten ſeines Regiments vermuthlich nicht Gelegenheit hatte, ſich um die Bibliothek verdient zu machen. Allein, daß nach dem Abt Wilhelm auch des Gerhard, der doch ganzer 14 Jahre Abt war, nicht gedacht wird, zeigt ohne Zweifel an, daß ſich dieſer um die Bibliothek nicht verdient machen wollen, und ſie gänzlich vernachläſſigt habe. Wie fleißig und ſorgfältig der Abt Wilhelm mit Abſchreibung der Handſchriften in ſeinem Kloſter zu Werke gehen laſſen, davon findet ſich eine merkwürdige Stelle beim Tritheim unter dem Jahre 1070. **Duodecim e Monachis suis scriptores optimos instituit. — Et his omnibus præerat Monachus unus in omni genere scientiarum doctissimus, — qui menda negligentius scribentium emendaret.**

4.

Von den älteſten Schriftſtellern des Kloſters.

Wir haben oben geſehen, daß das Sommer-Refectorium auch mit den Bildniſſen der vornehmſten Gelehrten und Schriftſteller des Kloſters ausgeziert war, und daß unter denſelben kurze Nachrichten und Lobſprüche geſtanden, welche Parſimonius ebenfalls ſämmtlich abzuſchreiben und aufzubehalten für gut befunden. Sie ſind zum Theil aus dem Tritheim genommen und mit Tritheims eigenen Worten verfaßt. Aber dem ungeachtet halte ich es der Mühe ſehr werth, ſie ganz mitzutheilen: nicht nur weil ſie beträchtliche Zuſätze und Vermehrungen zu einem ſo nützlichen Werke enthalten, als des Fabricius Bibliotheca latina med. et inf. æt. iſt, ſondern auch weil ich dabei Gelegenheit gehabt, eine Anmerkung über dieſe Bibliothek überhaupt zu machen, die dem, welcher ſie etwa vermehren wollte, nicht unangenehm ſeyn wird. Es folgt alſo aus der Handſchrift des Parſimonius:

Successio

illustrium Monachorum atque Doctorum sive Præceptorum

Cœnobii Hirsaugiensis

qui varia scripserunt Opuscula.

1. *Luthbertus*, Suevus patria, et primus S. Aurelii Abbas, Rabani Mauri auditor et discipulus, ac unus ex duodecim doctoribus Fuldensis scholæ, doctor magnus, et in omni terra nominatissimus evasit, regibus charus et suis charissimus, vita simul et eruditione præclarus. Hic præter alias multas ingenii sui lucubrationes, scripsit opus admirabile, mysticum et profundum in *Cantica Canticorum, lib.* 4. *Panegyricon ad Ludovicum pium, lib.* 2. et cetera multa.
2. *Hildulfus*, primus scholæ Monachorum apud S. Aurelium præceptor, vir in omni varietate scripturarum doctissimus, sub cujus magisterio prima tam secularium quam sacrarum jacta

sunt fundamenta, ac fratres multi haud mediocriter in omni genere doctrinarum profecerunt. Fuit enim Rabani Fuldensis Abbatis quondam auditor et discipulus, et unus de primis quindecim monachis, qui cum Luthberto ex Fuldensi monasterio venerant in Hirsaugiam. Scripsit *de Computo Ecclesiastico, lib. I.* Ad eundem Rabanum opus insigne *de spirituum ministerio, lib. II. De mysteriis Coelestium et utilitate Terrestrium, lib. II. Epistolarum ad diversos lib. II.* quædam alia.

3. *Ruthhardus*, S. Aurelii monachus et scholæ præceptor secundus, qui et ipse unus ex primis quindecim monachis extitit, quos Rabanus Abbas Fuldensis in Hirsaugiam misit. Strabum Fuldæ habuit magistrum, ingenio subtilis, eloquio disertus, metro excellens et prosa. Scripsit nonnulla ingenii sui præclara volumina: *Vitam d. Bonifacii* Archiepiscopi, heroico carmine, *lib.* 2. *In regulam S. Benedicti*, *lib.* 1. De Musica quoque, de Geometria, de Arithmetica, et aliis humanæ litteraturæ facultatibus elegantissima synthemata compilavit. Obiit autem anno Dm. 865. 24. die Octobris.

4. *Richbodo*, S. Aurelii monachus, et tertius scholæ moderator, sub disciplina Ruthardi litteris apprime eruditus, vir undecunque doctus extitit. Qui non minus exemplo sanctitatis, quam doctrina eruditionis, monachis sibi commissis iunioribus præfuit, annis 24. Scripsit autem inter reliqua ingenii sui monumenta, carmine *in librum psalmorum lib.* 3. Ad Hidulfum monachum *de rationibus metrologicis*, *lib.* 1.

5. *Helfridus*, S. Aurelii monachus, Ruthardi quondam auditor et discipulus, sub cuius magisterio in omni genere doctrinarum ad plenum institutus fuit. Scripsit autem *de spirituali Monomachia* libellum valde utilem ad institutionem Claustralium. *De sacramento Altaris*, *lib.* 1. *De continentia* quoque *sacerdotum* longam epistolam, et quædam alia.

6. *Rudolfus*, S. Aurelii monachus, vir scientia seculari et divina egregie doctus. Scripsit inter ceteras ingenii sui lucubrationes ad Reginbothonem, Abbatem S. Aurelii tertium, cuius in prologo meminit, *Commentaria in Tobiam*, *lib.* 1. *Epitome veteris et novi Testamenti* ad fratres publicæ audientiæ, *lib. X.*

7. *Harderadus*, S. Aurelii monachus, quartus ludi litterarii moderator, Richbodoni succedens, vir in utraque scientia nobiliter doctus et bonus. Verum vix biennio docendi magisterio præfuit, quoniam post resignationem Reginbothonis in Abbatem Monasterii huius S. Aurelii assumptus fuit.

8. *Luthelmus*, S. Aurelii monachus et quintus scholæ magister, in omni scientia perfectissimus, natione Suevus, humilibus quidem natalibus ortus, sed eruditione scripturarum cunctis tunc fratribus merito venerandus, qui uno et triginta annis magister scholarum apud S. Aurelium extitit, magnamque eruditionis suæ laudem obtinuit, et monachos in omni genere doctrinarum magnifice semper erudivit.

9. *Concigo*, S. Aurelii monachus, in omni scriptura tam divina quam humana doctissimus fuit et magna prudentia commendatus, qui sub Arnulfo Imperatore Abbas Monasterii regalis S. Nazarii in Laurissa prope Wormaciam fuerat ordinatus, propter excellentiam sapientiæ suæ. In quo uno tantum præfuit anno, morteque sublatus in eodem monasterio iacet sepultus. Scripsit ad eundem Imperatorem *Eucharisticon* i. e. gratiarum actionis, *librum unum.*

10. *Hardericus*, S. Aurelii monachus, eodem tempore in precio habitus, vir ingenio clarus, et in omni genere scientiarum doctissimus, qui multa et varia conscripsit opuscula, præcipue in Musica, et varios in honorem Sanctorum cantus ordinavit. Carmina quoque diversa et multa epigrammata composuit.

11. 12. 13. Claruerunt his ipsis quoque temporibus inter Claustrales huius Cœnobii Hirsaugiensis et alii complures monachi, tam in divinis scripturis quam in secularibus litteris omnifariam doctissimi, quorum multi multa scripserunt, quæ malitia temporum perpetua oblivione sepelivit. De diversis quoque Cœnobiis Monachi mittebantur ad Hirsaugiam, alii ut sanctis instituerentur moribus, alii vero ut divinarum humanarumque scientiam ab optimis magistris haurirent scripturarum.

14. *Adelbero*, S. Aurelii monachus Luthelmi discipulus, cum esset scripturarum varietate reliquis coetaneis suis plurimum commendatus, Moguntiæ monachorum scholæ ad S. Albanum præceptor datus est, ubi monachos in omni scientia gloriose instituens, magnam eruditionis suæ laudem obtinuit, qui non multos post annos, iussione Herigeri Moguntini Archiepiscopi, Abbas Monasterii S. Ferrucii in Blidenstat ordinatus est.

15. *Heribordus*, S. Aurelii monachus et scholæ præceptor sextus, homo et ipse doctus tam in literis secularibus quam in divinis scripturis, metro exercitatus et prosa. De quo scribitur, quod nemo illum umquam viderit ira commotum, vel animo turbatum, sed mente semper tranquilla et vultu sereno, ut angelus Dei, sine reprehensione laudabiliter in omnibus conversatus est. In lectione divinarum scripturarum semper fuit studiosissimus nec ullo umquam tempore otiosus. Semper enim aut scripsit aut legit, vel sanctis orationibus fuit intentus. Moritur autem, cum 16 præfuisset annis, anno Dm. 938. die 15 mensis Octobris.

16. *Dietherdus*, S. Aurelii monachus, vir tam secularis quam spiritualis litteraturæ non ignarus, metro et prosa scriptor exercitatissimus; nec minus sanctimonia vitæ quam illustratione scientiæ æterna memoria dignus, qui multis annis in regimine scholæ monasticæ Luthelmi coadiutor fuit, et quædam non contemnendæ lectionis opuscula lucubravit, qui tamen priorum negligentia patrum ab aliis hodie nequeunt discerni.

17. *Diethardus* alius, S. Aurelii monachus et septimus in præfectura scholastici muneris, Heribordi successor, vir non infime doctus, qui magisterio scholarum suscepto magnum eruditionis suæ fructum protulit, et monachos in omni scientia doctissimos plures erudivit. Præfuit autem annis 14. et non solum Hirsaugienses, sed etiam ex aliis monasteriis ad se destinatos monachos, in omni genere doctrinarum copiose instituit. Obiit anno Dm. 952. sexta die Ianuarii anno ætatis suæ 63.

18. *Meginradus*, S. Aurelii monachus et magister scholarum octavus. Vir in omni genera doctrinarum eruditissimus, qui fratrum scholæ annis

13. præsidens scripsit librum 1. *de novis adinventis veterum* ad Wintikindum Corbeiensis Cœnobii monachum atque scholasticum. Qui in eo libello quem composuit de studiis veterum monachorum, fatetur se fama et eruditione Meginradi, scholastici S. Aurelii Hirsaugiensis, excitatum venisse in Hirsaugiam et cum eo diebus habitasse aliquantis, multosque ibidem reperisse monachos vitæ merito venerabiles, et in omni varietate scripturarum doctissimos. Meginradum vero scholasticum his commemorat laudibus, dicens: Monachorum ille doctissimus præceptor, veluti Hieronymus alter, divinarum interpres scripturarum profundissimus, sua nos eruditione vertit in stuporem, ut vere cœlestis sapientiæ dici queat armarium, quippe quem nihil lateat doctrinarum. Scripsit quoque *de Computo Ecclesiastico*, *lib.* 1. *Commentarium in Psalmos*, *lib.* 1. Obiit autem anno Dni. 965. die 16. Ianuarii, ætatis suæ anno 65.

19. *Reginhardus*, monachus, magister scholarum S. Aurelii nonus post Meginradum constitutus est, et docendi munere fungitur annis 12. Vir quidem satis doctus, quamvis ad mensuram Meginradi non pervenerit, nec eam docendi gratiam et alacritatem per omnia fuerit assecutus; qui an scripserit quippiam de suo ingenio, certum non habetur.

20. *Wernherus*, S. Aurelii monachus, vir magnarum virtutum et scientiæ, qui propter singularis prudentiæ atque doctrinæ eminentiam, et ob vitæ meritum, mandante Wilhelmo Archiepiscopo Moguntino, Abbas S. Albani Martyris constituitur. Scripsit ad eundem Archiepiscopum *Apologeticum de non ambienda dignitate*, *lib.* 1. Ad Abbatem S. Ferrucii *de brevitate vitæ et iudicio prælatorum*, *lib.* 2. *De voluntario monachorum dæmonio propriæ voluntatis*, *lib.* 4. *Epistolarum libros* 2.

21. *Wunibaldus*, S. Aurelii monachus, cum esset divinarum ac humanarum doctissimus, Græcas quoque literas probe calluit, atque ob eam rem ludi moderator literarii ad S. Albanum Moguntiæ datus, qui propter eloquentiæ ac pariter doctrinæ præstantiam ab ipso Moguntino Archiepiscopo, magnus Wunibaldus vocari ac in precio haberi dignus fuit. Scripsit ad eundem *de Principatu Ecclesiastico* opus elegantissimum, *lib.* 3. et alia nonnulla.

22. *Bernolfus*, S. Aurelii monachus, Meginradi quondam auditor. Vir magnarum virtutum et scientiæ, ac propterea in precio ab omnibus habitus, qui ob scripturarum abundantiam et morum gravitatem Abbas S. Ferrucii in Blidenstadt constitutus fuit.

23. *Theobaldus*, S. Aurelii Monachus et scholæ præceptor decimus. Hic docendi munus subiens, auditores suos literis simul ac moribus studiosius erudivit. Fuit enim vir literis tam divinis quam secularibus egregie doctus, qui inter cetera ingenii sui opuscula scripsit heroico carmine *Vitam et laudes Ottonis secundi Imperatoris*, et reliqua.

24. *Arnoldus*, S. Aurelii monachus, vir in omni genere scripturarum doctissimus. Hic postulante Herbipolensi Episcopo Hugone, præceptor scholæ ad S. Burckhardum datus est, ubi docendo magnam eruditionis suæ gloriam acquisivit. Scripsit *in Proverbia Salomonis* opus metricum, *lib.* 1. *Consuetudines monachorum lib.* 2. *De institutione claustralis vitæ lib.* 1. *Epigrammata et carmina nonnulla.*

25. *Wilhelmus* duodecimus Abbas S. Aurelii. Vir in omni genere scientiarum doctissimus, quippe qui in Quadruvio parem habuit neminem. Scripsit autem *de Musica et compositione horologii et astrolabii ac quadrantis lib.* 3. *Constitutiones monachorum lib.* 2. et plura alia quæ prætereo.

26. *Haymo*, monachus Hirsaugiensis, Prior claustralis, tam in divinis quam secularibus literis egregie doctus. Scripsit *Correctorium veteris et novi Testamenti*, et quædam alia.

27. *Conradus*, qui et *Peregrinus*, doctor egregius, scripsit plura per dialogum opuscula. Ad Theodoram sanctimonialem *speculum Virginum lib.* 8. *Homiliarum per anni circulum lib.* 1. *Altercationem Pauli et Gamalielis in vetus et novum Testamentum libros* 2. *Matricularium de vita spiritus et fructu carnis*, *libr.* 2. *Didascalon libr.* 2. *De Musica et tonis lib.* 1. *Vitam S. Paulini lib.* 1. *Carmine in Iob. lib.* 1. *In Psalmos lib.* 1. *Threnos lib.* 2. *In Evangelia lib.* 1. *Epigrammata in Psalmos et Prophetas lib.* 1. *Vitam S. Benedicti duplici metro lib.* 1. *In gradus humilitatis lib.* 1. *Vitam S. Nicolai* et alia multa.

28. *Heinricus*, Hirsaugiensis monachus, in sacris et humanis literis affatim eruditus, ab Alberto Moguntino Archiepiscopo ad Breitennaw ordinatus. Scripsit per dialogum *de contemptu seculi lib.* 1. *De conflictu virtutum et vitiorum lib.* 2. *De lapsu primi hominis lib.* 1. *De civitate cuius nomen Dominus lib.* 1. *De resurrectione sanctorum lib.* 1. *De memoria mortis lib.* 1. *De mystico corpore Christi lib.* 1. *Hymnorum vario genere metri lib.* 1. et alia quidem multa.

29. *Iacobus*, cognomento Parvus, ex Oppenheim natus, atque ex reformatoribus Unionis Bursfeldinæ unus. Vir divinarum scripturarum affatim eruditus, cujus scientiæ magnitudo corporis molem excessit. Vita, moribus et religione probatus, quippe qui per annos 30 verbo et exemplo junioribus magisterio suo utiliter præfuit.

Ich habe geſagt, daß Fabricius durch dieſe Nachrichten nicht unerhebliche Zuſätze erhalte. Denn wenn ich den Rutharдus und Haymo ausnehme, die bei ihm vorkommen, ſo ſind die übrigen alle mit ſammt ihren Schriften ihm gänzlich unbekannt geblieben. Auch ſelbſt ſeine Artikel von dieſen zweien können hier ergänzt und berichtigt werden. Denn vom Ruthardus giebt er das Jahr ſeines Todes nicht an, und macht nur die zwei vornehmſten ſeiner Schriften namhaft; nicht zu gedenken, daß er in Anſehung der einen den nämlichen Fehler begeht, den die Verfaſſer der Histoire litteraire de la France ſo falſch beſtreiten, und der zwar nicht hieraus, aber aus einer anderweitigen Stelle des Trithem zu verbeſſern iſt.[1] Und von dem Haymo führt er nur eine einzige

---

[1] Er ſagt nämlich: *S. Benedicti Regulam* primus illustravit. Vor ihm hatten die benannten franzöſiſchen Verfaſſer geſagt: Trithème attribue à *Ruthard* un commentaire sur la Regle de S. Benoit, le premier, dit-il, de tous ceux, que j'ai pû lire jusqu'ici. Und hierauf erweiſen ſie, daß dieſes Vorgeben des Trithem falſch ſey, und daß die Ehre, die Regeln des h. Benedictus zuerſt commentirt zu haben, dem franzöſiſchen Mönch Hildemar zukomme. Das kann wohl ſeyn: aber mit wem ſtreiten ſie denn deßfalls? Mit Trithemen doch gewiß nicht. Denn dieſer behauptet im geringſten nicht, daß Ruthard überhaupt der erſte ſolche Commentator ſey; ſondern nur, daß er der erſte unter den Deutſchen ſey. Er ſagt unter dem Jahre 859 ausdrücklich: Denique (*Ruthardus*) primus omnium, quos ego legere hactenus potui, Regulam sanctissimi Patris nostri Benedicti commentariis glossare *apud Alemannos* ausus est.

Schrift an, die gerade hier nicht beſonders angezeigt worden.

Gleichwohl habe ich zu verſtehen gegeben, daß dieſe unſere Nachrichten großentheils aus dem Tritheim genommen und mit deſſen eigenen Worten abgefaßt ſind. Sollte Fabricius nicht den Tritheim genau und vollkommen genug excerpirt haben? Dahin bezieht ſich nun eben meine verſprochene Anmerkung. Nämlich Fabricius hat zwar den Tritheim de scriptoribus Ecclesiasticis in ſein Werk eingetragen; allein die beiläufigen Nachrichten, welche dieſer in ſein Chronicon Hirsaugiense, ſowohl von Hirſchau'ſchen als andern berühmten Schriftſtellern der mittleren Zeit, verſtreut, hat er nicht genutzt; ohne Zweifel weil er der Meinung war, daß Tritheim ſie ja wohl ſelbſt in jenes ſein Werk werde eingetragen haben. Dieſes aber iſt nicht geſchehen; und das Chronicon Hirsaugiense alſo iſt es, aus welchem eine gute Nachleſe zu dem Fabricius zu machen wäre.

Stünde denn aber ſonach auch ſchon in dieſer Chronik, was ich aus der Handſchrift des Parſimonius von den Hirſchau'ſchen Schriftſtellern mittheile, ſo hätte ich ja wohl mir dieſe Mühe erſparen können, und die Sache nur mit ein paar Worten anzeigen dürfen. Hierauf antworte ich, daß jedoch ſelbſt das, was Tritheim in ſeiner Chronik hat, aus dem Mitgetheilten in vielen Stücken zu berichtigen und zu vermehren ſteht; und manches ohne Zweifel von dem Abt Johann von Calw, der die Gemälde machen laſſen, in dieſe ihnen untergeſetzte Elogia gebracht worden, was ſich bei dem Tritheim gar nicht findet. So hat z. E. Tritheim die Schriften des Luitbertus, des Hildulfus, des Rudolphus, des Theobaldus, des Haimo, des Conradus, bei weitem nicht alle benannt, die ihnen hier beigelegt werden; und von dem Richbodus Gonzigo, Wernherus und Wunibaldus hat er ganz und gar keine beigebracht, welches, wie andere Umſtände mehr, man aus der nähern Vergleichung ſeiner einzelnen Stellen von ihnen erkennen wird.

Nur Cruſius, dem, wie ich finde,[1] Parſimonius ſeine Collectanea mitgetheilt hatte, und der aus denſelben auch wirklich illustres Hirsaugiæ Monachos et præceptores Monachorum anführt,[2] würde dieſe meine Arbeit ganz überflüſſig gemacht haben, wenn ſein Verzeichniß vollſtändig, und in dem, was das Beſte an ſolchen Verzeichniſſen überhaupt iſt, in Anführung der Schriften nicht verſtümmelt wäre.

---

[1] Annal. Suev. L. II. Part. II. c. 5.

[2] Libro Paralip. p. 37.

Aus dem dritten Beitrage.

1774.

Von Duldung der Deiſten.[1]

Fragment eines Ungenannten.

Die hauptſächlichſte Betrachtung, auf welche Neuſers Geſchichte einen denkenden Leſer führt, brauche ich wohl nicht erſt lange anzugeben. Sie iſt es aber, die mich an Fragmente eines ſehr merkwürdigen Werks unter den allerneueſten Handſchriften unſerer Bibliothek und beſonders an eines derſelben ſo lebhaft erinnert, daß ich mich nicht enthalten kann, von ihnen überhaupt ein Wort hier zu ſagen, und dieſes eine als Probe daraus mitzutheilen.

Es ſind, ſage ich, Fragmente eines Werks; aber ich kann nicht beſtimmen, ob eines wirklich einmal vollendet geweſenen und zerſtörten, oder eines niemals zu Stande gekommenen Werks. Denn ſie haben keine allgemeine Aufſchrift; ihr Urheber wird nirgends angegeben; auch habe ich auf keine Weiſe erfahren können, wie und wann ſie in unſere Bibliothek gekommen. Ja ſogar, daß es Fragmente eines Werks ſind, weiß ich nicht mit Gewißheit, ſondern ſchließe es nur daher, weil ſie alle einen Zweck haben, alle ſich auf die geoffenbarte Religion beziehen und vornehmlich die bibliſche Geſchichte prüfen.

Sie ſind mit der äußerſten Freimüthigkeit, zugleich aber mit dem äußerſten Ernſte geſchrieben. Der Unterſucher vergißt ſeine Würde nie; Leichtſinn ſcheint nicht ſein Fehler geweſen zu ſeyn, und nirgends erlaubt er ſich Spöttereien und Poſſen. Er iſt ein wahrer geſetzter Deutſcher in ſeiner Schreibart und in ſeinen Geſinnungen. Er ſagt ſeine Meinung gerade zu und verſchmäht alle kleine Hülfsmittel, den Beifall ſeiner Leſer zu erſchleichen.

Da, nach der Hand und der äußern Beſchaffenheit ſeiner Papiere zu urtheilen, ſie ungefähr vor dreißig Jahren geſchrieben ſein mögen; da aus vielen Stellen eine beſondere Kenntniß der hebräiſchen Sprache erhellt, und der Verfaſſer durchgängig aus Wolffiſchen Grundſätzen philoſophirt: ſo haben mich alle dieſe Umſtände zuſammen an einen Mann erinnert, welcher um beſagte Zeit hier in Wolfenbüttel lebte, und hier unter dem Schutze eines einſichtsvollen und gütigen Fürſten die Duldung fand, welche ihm die wilde Orthodoxie lieber in ganz Europa nicht hätte finden laſſen; an Schmid, den Wertheimiſchen Ueberſetzer der Bibel.

---

[1] Unter den Handſchriften der Wolfenbüttler Bibliothek fand Leſſing einen Brief des bekannten unglücklichen Unitariers und Apoſtaten Adam Neuſer, der ſich wegen ſeiner religiöſen Anſichten als Prediger zu Heidelberg nicht halten konnte, zu den Socinianern nach Siebenbürgen und endlich nach Conſtantinopel floh, wo er zum Islam überging, und daſelbſt im Jahr 1576 ſtarb. Dieſen Brief Neuſer's an einen Freund machte Leſſing unter den „Beiträgen zur Geſchichte und Literatur aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel" bekannt, und begleitete denſelben mit einer Abhandlung, in welcher er die Widerſprüche in den Nachrichten über Neuſer aufdeckt, und den Mann, ſoweit er nach Charakter und Anſichten zu vertheidigen iſt, gegen die Verleumdungen und Uebertreibungen ſeiner Zeitgenoſſen in Schutz nimmt. Dieſe Geſchichte Neuſers war es, von welcher, wie man aus Obigem erſieht, Leſſing Gelegenheit nahm, die berühmten Fragmente eines Unbekannten über religiöſe Gegenſtände dem Publikum vorzulegen, und ſie mit den Bemerkungen zu begleiten, welche ihn in die bekannten Streitigkeiten mit Göze und andern Theologen verwickelt, und die ganze Reihe der hier folgenden Streitſchriften herbeigeführt haben.

Doch, ohne mich bei Vermuthungen über den Verfaſſer aufzuhalten, hier iſt die Stelle, in welcher ſich meine Leſer mit ſeinem Geiſte näher bekannt machen können. Sie iſt aus einer Art von Einleitung genommen, in welcher er von der Vortrefflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion überhaupt handelt.[1]

Und ſo weiter! Zu einer Probe iſt dieſes mehr als hinreichend. Nun erlaube man mir noch, meinen Unbekannten nicht ſo ganz ohne Geleite abtreten zu laſſen.

1) Ich habe geſagt, daß Neuſers Schickſale mich an dieſe Stelle erinnert. Denn als Neuſer ſo weit gekommen war, daß er ſich kein Bedenken machte, zur mahometaniſchen Religion überzutreten, war er doch vermuthlich kein Phantaſt, der ſich von der Wahrheit der mahometaniſchen Religion, als geoffenbarter Religion, vorzüglich vor der chriſtlichen, überzeugt fühlte; ſondern er war ein Deiſt, der Eine geoffenbarte Religion für ſo erdichtet hielt, als die andere, und den nur die äußerſte Verfolgung zu einem Tauſche brachte, an den er nie würde gedacht haben, wenn er irgendwo in der Chriſtenheit die Duldung zu finden gewußt hätte, auf welche unſer Unbekannte für ſolcher Art Leute dringt. Er hatte ſie bei den Unitariern Anfangs zu finden geglaubt. Aber der Streit, in welchen er auch mit ihnen ſofort verwickelt wurde, mochte ihn wohl abnehmen laſſen, was er ſich mit der Zeit ſelbſt von denen zu verſehen habe, welche anderswo eben ſo vogelfrei waren, als er. Ja es ſcheint, daß dieſe ſeine Beſorgniß durch Franc. Davidis nachherige Schickſale hinlänglich gerechtfertigt worden. Indeß kann es doch gar wohl ſeyn, daß Neuſer auch eine Art von Prädilection für die mahometaniſche Religion gehabt, und daß er ihr bereits alle die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die weit neuerer Zeit freimüthige und unverdächtige Gelehrte ihr erzeigen zu müſſen geglaubt haben. „Des Mahomets Alkoran, ſagt auch unſer Unbekannte kurz vor der mitgetheilten Stelle, und der türkiſche Glaube hat zwar einen böſen Ruf bei uns, nicht allein, weil der Stifter dieſer Religion Betrügerei und Gewalt gebraucht, ſondern auch weil viele Thorheiten und Irrthümer nebſt manchen unnöthigen, äußerlichen, hergebrachten Gebräuchen ſich eingemiſcht finden. Ich will ihm auch gar nicht das Wort reden, viel weniger denſelben der chriſtlichen Religion zum Nachtheil erheben. Doch bin ich verſichert, daß unter denen, die der türkiſchen Religion dieß und jenes Schuld geben, die wenigſten den Alkoran geleſen haben, und daß auch unter denen, die ihn geleſen, die wenigſten den Vorſatz gehabt, den Worten einen geſunden Verſtand, deſſen ſie fähig ſind, zu geben. Ich getraute mir, wenn dieſes mein Hauptabſehen wäre, das vornehmſte der natürlichen Religion aus dem Alkoran gar deutlich und zum Theil gar ſchön ausgedruckt darzuthun, und glaube, daß ich bei Verſtändigen leicht darin Beifall finden werde, daß faſt alles weſentliche in Mahomet's Lehre auf natürliche Religion hinausläuft. Der gelehrte Thomas Hyde,[2] den man ſowohl der Sachen kundig als unparteiiſch halten muß, lobt den Mahomet als veræ Religionis Abrahami restauratorem, der die wahre Religion Abrahams wieder hergeſtellt habe, und der getreuſte Ueberſetzer und Ausleger des Alkorans Georg Sale[3] zeigt in ſeiner Einleitung zum Alkoran, daß der Grundſatz der Lehre Mahomets auf der Einheit Gottes beruhe, oder auf der Wahrheit, daß nur Ein Gott ſey und ſeyn könne; daß der Vorſatz, die heidniſchen Araber von der Abgötterei zum Erkenntniß dieſes Einigen Gottes zu bringen, edel und höchlich zu loben geweſen, und daß Herr Prideaux nicht mit Grund vorgebe, er habe Mahomet bei den Arabern ſtatt der Abgötterei eine Religion eingeführt, welche eben ſo ſchlimm ſey, als die Abgötterei. Herr Sale ſagt, daß die Ermahnungen zu guten Sitten und Tugenden, welche im Alkoran enthalten ſind, und ſonderlich die Ermahnungen zur Verehrung eines wahren Gottes zum Theil ſo vortrefflich ſind, daß ein Chriſt ſie wohl beobachten möchte.“ — Wie weit nun dieſes auch Neuſer zu ſeiner Zeit bereits erkannt, würden wir mit Gewißheit ſagen können, wenn es den Herausgebern der Monumentorum Palatinorum beliebt hätte, uns ſeine Anmerkungen über den Alkoran mitzutheilen, die ſie vor ſich gehabt zu haben verſichern.

2) Dennoch, muß ich hinzufügen, würde mich dieſe Beziehung auf Neuſern bloß und allein nicht haben bewegen können, die mitgetheilte Stelle vor allen andern zu wählen, wenn ich nicht in ihr auch einen beſondern Punkt der Gelehrſamkeit auf eine ganz beſondere Art berührt zu finden geglaubt hätte. Ich meine hiermit, was der Verfaſſer von den Proselytis portæ in der alten jüdiſchen Kirche behauptet. Nicht als ob die Sache ſelbſt nicht längſt bekannt wäre: es iſt bloß die Anwendung auf unſere heutigen Deiſten, die mir neu und ihm völlig eigen zu ſeyn ſcheint. Sie hat etwas ſehr blendendes, dieſe Anwendung; und ich wünſchte um ſo mehr, ſie aus den Quellen geprüft zu ſehen, je weniger ich meinem eigenen Urtheile in mir ſo fremden Dingen trauen darf. Indeß dünkt mich doch, daß, wenn man ſchon zugeben müßte, daß dieſe Proselyti portæ nichts als Deiſten geweſen, damit gleichwohl noch nicht erwieſen ſey, daß ſie auch alle die Freiheit unter den Juden genoſſen, auf welche die heutigen Deiſten unter den Chriſten Anſpruch machen. Wenn wenigſtens der Verfaſſer ſelbſt zugiebt, daß das ſiebente der noachiſchen Gebote ſie keineswegs als ein Naturgeſetz verbunden habe, ſondern nur hinzugefügt worden, um den Juden kein Aergerniß zu geben: ſo dürften ſie leicht mehreren ſolchen Einſchränkungen in Beziehung auf die herrſchende Religion, der ſie nicht zugethan ſeyn wollten, unterworfen geweſen ſeyn. Falls ſich nun dergleichen fänden, ſollten wohl nicht aus ihnen Bedingungen herzuleiten ſeyn, unter welchen ſich auch die Chriſten könnten und möchten gefallen laſſen, Deiſten in ihren Pfählen zu dulden? Aber unſere Deiſten wollen ohne alle Bedingung geduldet ſeyn. Sie wollen die Freiheit haben, die chriſtliche Religion zu beſtreiten, und doch geduldet ſeyn. Sie wollen die Freiheit haben, den Gott der Chriſten zu verlachen, und doch geduldet ſeyn. Das iſt freilich ein wenig viel und ganz gewiß mehr, als ihren vermeinten Vorgängern in der alten jüdiſchen Kirche erlaubt war. Denn wenn deren einer des Herrn Namen läſterte (Levit. XXIV. 12.), ſo ward er ohne Barmherzigkeit geſteinigt, und die Entſchuldigung half ihm nichts, daß er nicht den wahren Gott, den die Vernunft den Menſchen lehre, ſondern den Aftergott geläſtert habe, wie die Juden ſich ihn bildeten. Und ſchon hieraus, meine ich, iſt zu ſchließen, daß auch die alte jüdiſche Religion es in dieſem Stücke nicht anders werde gehalten haben, als ſie es alle halten.

3) Was von dem übrigen Inhalte der Stelle zu denken und zu ſagen, brauchen meine Leſer nicht von mir zu lernen. Aber wie ſehr merkt man es ihr an, daß ſie vor dreißig Jahren geſchrieben worden? Wie? noch jetzt wären der geſunden Vernunft alle Wege verſperrt, Gott nach ihrer Einſicht unter einem angenommenen

---

[1] Hier folgt das Fragment, welches hier nebſt den übrigen wegbleibt, weil ſie nachher zuſammen gedruckt ſind.

[2] Th. Heyde de relig. vet. Persar. p. 23.

[3] G. Sale preliminary discourse to the Koran p. 26. et 63.

Chriſtennamen zu verehren? Freilich, ein dergleichen angenommener Chriſtenname, als Arianer, Socinianer, iſt vielleicht noch eben ſo verhaßt, als er es jemals war. Allein, was braucht es auch dieſer Namen? Iſt der bloße Name Chriſt nicht weitläuftig, nicht bezeichnend genug? Sind die Namen Calviniſt und Lutheraner nicht eben ſo verwerflich geworden? Weg mit allen dieſen Namen, die uns der Einſicht eines Einzigen unterwerfen! Wir ſind Chriſten, bibliſche Chriſten, vernünftige Chriſten. Den wollen wir ſehen, der unſer Chriſtenthum des geringſten Widerſpruchs mit der geſunden Vernunft überführen kann! Was braucht es noch, die Schriften der Freigeiſter zu unterdrücken? Heraus damit! Sie können nichts als den Triumph unſerer Religion vermehren. — Daß dieſes die Sprache mancher heutigen Theologen iſt, wer weiß das nicht? Und allerdings hat dieſe Sprache das Gute hervorgebracht, daß neuerer Zeit, wenigſtens in dem proteſtantiſchen Deutſchland, alle bürgerliche Verfolgung gegen Schriften und Schriftſteller unterblieben iſt. Eine merkwürdige Erſcheinung, von welcher ich wohl wiſſen möchte, aus welchem Geſichtspunkte ſie unſer Unbekannte betrachtet haben dürfte! Er ſcheint dergleichen Theologen im Verdacht zu haben, daß ſie von dem ganzen Chriſtenthume nichts übrig laſſen und nichts übrig laſſen wollen, als den Namen. Daß dieſes bei einigen auch wohl der Fall ſeyn möchte, daran iſt kein Zweifel. Aber bei Vielen iſt er es auch gewiß nicht, bei denen gewiß nicht, die ſich gegen die Vertheidiger einer bloß natürlichen Religion mit ſo vielem Stolze, mit ſo vieler Bitterkeit ausdrücken, daß ſie mit jedem Worte verrathen, was man ſich von ihnen zu verſehen hätte, wenn die Macht in ihren Händen wäre, gegen welche ſie jetzt noch ſelbſt proteſtiren müſſen. Dieſer ihr vernünftiges Chriſtenthum iſt allerdings noch weit mehr, als natürliche Religion. Schade nur, daß man ſo eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Chriſtenthum ſitzt.

Aus dem vierten Beitrage.

1777.

Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten,

die Offenbarung betreffend.

Das Fragment eines Ungenannten von Duldung der Deiſten im vorigen Beitrage, hat bei einem und dem andern meiner Leſer, um deſſen Beifall mir es nicht am wenigſten zu thun iſt, einen beſondern Eindruck gemacht. Je weniger man hier ſo etwas erwartete, deſto angenehmer war es, „gleich einem grünen Platze, auf den man unvermuthet in einer Sandwüſte ſtößt." Das Gleichniß iſt nicht mein eigen, wie man wohl denken kann. Es gehört einem von gedachten meinen Leſern, der mich ſchriftlich damit belohnen und aufmuntern wollen. Denn er ſetzt hinzu, daß er es für wahre bibliothekariſche Pedanterie erklären werde, wenn ich deßwegen, weil dreißigjährige Papiere etwa noch nicht unleſerlich und vermodert genug ſeyn könnten, ſie gänzlich wieder bei Seite legen wollte. Er beſchwört mich ſogar, dem Publicum ja mit nächſtem ein Mehreres und wo möglich das Dreiſteſte und Stärkſte daraus mitzutheilen, um bei Kleingläubigen den Verdacht nicht zu erwecken, was für unbeantwortliche Dinge ſo geheim gehalten würden.

Nun fürchte ich jenen Spott zu ſehr, und bin, was dieſen Verdacht betrifft, der guten Sache zu gewiß, als daß ich im geringſten anſtehen ſollte, ſeinem Verlangen, welches, wie ich weiß, auch der Wunſch anderer ſeines gleichen iſt, ein Genüge zu leiſten. Nur dürfte ich ſchwerlich eben mit dem Dreiſteſten und Stärkſten ſofort aufwarten können. Die Papiere ſind noch in zu großer Unordnung, und der Faden bricht oft ab, wo man es am wenigſten erwartet. Bis ich in ihnen alle beſſer bewandert bin, begnüge man ſich mit nachſtehenden Fragmenten, die ich ohne weitere Einleitung vorlege.

Zum Schluſſe derſelben bloß erlaube man mir, einige Winke hinzuzufügen, welche die Art und Weiſe betreffen, wie man, vornehmlich in unſern neueſten Zeiten, alles das abzuweiſen und nichtig zu machen gewußt hat. Ich halte einen Zuſatz dieſer Art für meine Pflicht, ſo wenig ich mich auch demſelben gewachſen zu ſeyn fühle.

Erſtes Fragment.

Von Verſchreiung der Vernunft auf den Kanzeln.

Zweites Fragment.

Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben können.

Drittes Fragment.

Durchgang der Iſraeliten durchs rothe Meer

Viertes Fragment.

Daß die Bücher A. T. nicht geſchrieben worden, eine Religion zu offenbaren.

Fünftes Fragment.

Ueber die Auferſtehungsgeſchichte.

Und nun genug dieſer Fragmente! — Wer von meinen Leſern mir ſie aber lieber ganz geſchenkt hätte, der iſt ſicherlich furchtſamer, als unterrichtet. Er kann ein ſehr frommer Chriſt ſeyn, aber ein ſehr aufgeklärter iſt er gewiß nicht. Er kann es mit ſeiner Religion herzlich gut meinen, nur müßte er ihr auch mehr zutrauen.

Denn wie vieles läßt ſich noch auf alle dieſe Einwürfe und Schwierigkeiten antworten! Und wenn ſich auch ſchlechterdings nichts darauf antworten ließe, was dann? Der gelehrte Theolog könnte am Ende darüber verlegen ſeyn; aber auch der Chriſt? Der gewiß nicht. Jenem höchſtens könnte es zur Verwirrung gereichen, die Stützen, welche er der Religion unterziehen wollen, ſo erſchüttert zu ſehen, die Strebepfeiler ſo niedergeriſſen zu finden, mit welchen er, wenn Gott will, ſie ſo ſchön verwahrt hatte. Aber was gehen den Chriſten dieſes Mannes Hypotheſen und Erklärungen und Beweiſe an? Ihm iſt er doch einmal da, das Chriſtenthum, welches er ſo wahr, in welchem er ſich ſo ſelig fühlt. — Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des electriſchen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von beiden Recht hat? —

Kurz, der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt, und die Bibel iſt nicht die Religion. Folglich ſind Einwürfe gegen den Buchſtaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geiſt und gegen die Religion.

Denn die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion gehöriges, und es iſt bloße Hypotheſe, daß ſie in dieſem Mehrern gleich unfehlbar ſeyn müſſe. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Chriſtenthum war, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erſte von ihnen ſchrieb, und eine ſehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Es mag alſo von dieſen Schriften noch ſo viel abhängen, ſo kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem ſie bereits ſo ausgebreitet war, in welchem ſie bereits ſich ſo vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchſtabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen: ſo muß es auch möglich ſeyn, daß alles, was Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch beſtände. Die Religion iſt nicht wahr, weil die Evangeliſten und Apoſtel ſie lehrten; ſondern ſie lehrten ſie, weil ſie wahr iſt. Aus ihrer innern Wahrheit müſſen die ſchriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle ſchriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat.

Dieſes alſo wäre die allgemeine Antwort auf einen großen Theil dieſer Fragmente, — wie geſagt, in dem ſchlimmſten Falle. In dem Falle, daß der Chriſt, welcher zugleich Theolog iſt, in dem Geiſte ſeines angenommenen Syſtems nichts Befriedigendes darauf zu antworten wiſſe. Aber ob er das weiß, woher ſoll er ſelbſt die Erfahrung haben, woher ſollen wir es ihm zutrauen, wenn es nicht erlaubt ſeyn kann, alle Arten von Einwürfen frei und trocken herauszuſagen? Es iſt falſch, daß ſchon alle Einwürfe geſagt ſind. Noch falſcher iſt es, daß ſie alle ſchon beantwortet wären. Ein großer Theil wenigſtens iſt eben ſo elend beantwortet, als elend gemacht worden. Seichtigkeit und Spötterei der einen Seite hat man nicht ſelten mit Stolz und Naſerümpfen auf der andern erwiedert. Man hat ſich ſehr beleidigt gefunden, wenn der eine Theil Religion und Aberglauben für eins genommen; aber man hat ſich kein Gewiſſen gemacht, Zweifel für Unglauben, Begnügſamkeit mit dem, was die Vernunft ſagt, für Ruchloſigkeit auszuſchreien. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweiſen zum Gottesläugner herabgewürdigt. So hat der eine und der andere ſeinen Gegner zu einem Ungeheuer umgeſchaffen, um ihn, wenn er ihn nicht beſiegen kann, wenigſtens vogelfrei erklären zu dürfen.

Wahrlich, er ſoll noch erſcheinen, auf beiden Seiten ſoll er noch erſcheinen, der Mann, welcher die Religion ſo beſtreitet, und der, welcher die Religion ſo vertheidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfordert. Mit allen den Kenntniſſen, aller der Wahrheitsliebe, allem dem Ernſte! — Stürme auf einzelne Baſtionen wagen und abſchlagen, heißt weder belagern noch entſetzen. Und gleichwohl iſt bisher noch wenig mehr geſchehen. Kein Feind hat noch die Veſte ganz eingeſchloſſen, keiner noch einen allgemeinen Sturm auf ihre geſammten Werke zugleich gewagt. Immer iſt nur irgend ein Außenwerk, und oft ein ſehr unbeträchtliches angegriffen, aber auch nicht ſelten von den Belagerten mit mehr Hitze als Klugheit vertheidigt worden. Denn ihre gewöhnliche Maxime war, alles Geſchütz auf den einzigen angegriffenen Ort zuſammen zu führen, unbekümmert, ob indeß ein anderer Feind an einem andern Orte den entblößten Wall überſtiege oder nicht. Ich will ſagen: ein einziger Beweis ward oft zum Nachtheil aller andern, ja zu ſeinem eigenen überſpannt; Ein Nagel ſollte alles halten, und hielt nichts. Ein einziger Einwurf ward oft ſo beantwortet, als ob er der einzige wäre, und oft mit Dingen, die ihren eigenen Einwürfen noch ſehr ausgeſetzt waren. Noch ein unbeſonneneres Verfahren war es, wenn man das angegriffene Werk ohne alle Gegenwehr verließ, dem Feinde mit Verachtung preis gab, und ſich in ein anderes zog. Denn ſo hat man ſich nach und nach aus allen Werken nicht vertreiben, ſondern verſcheuchen laſſen, und wird nun bald genöthigt ſeyn, ſich wieder in das zuerſt verlaſſene zu werfen. Wer in den neueſten Schriften für die Wahrheit der chriſtlichen Religion ein wenig beleſen iſt, dem werden die Exempel zu jedem Gliede dieſer Allegorie leicht beifallen.

Wie nahe unſer Verfaſſer dem Ideale eines echten Beſtreiters der Religion gekommen, läßt ſich aus dieſen Fragmenten zwar einigermaßen ſchließen, aber nicht hinlänglich erkennen. Raum genug ſcheint er mit ſeinen Laufgräben eingenommen zu haben, und mit Ernſt geht er zu Werke. — Möchte er bald einen Mann erwecken, der dem Ideale eines echten Vertheidigers der Religion nur eben ſo nahe käme!

Um nicht dieſem Manne vorzugreifen, ſondern bloß urtheilen zu laſſen, wie vieles nun Er erſt zu ſagen haben würde, und hiernächſt dem erſten paniſchen Schrecken zu ſteuern, das einen kleinmüthigen Leſer befallen könnte, eile ich, jedem Fragmente insbeſondere einige Gedanken beizufügen, die ſich mir aufgedrungen haben. Wenn ich aber damit mehr thue, als ich gleich Anfangs thun zu dürfen um Erlaubniß bat, ſo geſchieht es, weil ich den Ton der Verhöhnung verabſcheue, in den ich leicht fallen könnte, wenn ich nur jenes thun wollte. Freilich giebt es der Männer genug, welche jetzt die Religion ſo vertheidigen, als ob ſie von ihren Feinden ausdrücklich beſtochen wären, ſie zu untergraben. Allein es wäre Verleumdung der Religion, wenn ich zu verſtehen geben wollte, daß gleichwohl dieſe Männer nur noch allein vor dem Riß ſtünden. Ja woher weiß ich, ob nicht auch dieſe Männer die beſten Abſichten von der Welt haben? Wenn ſie nicht ihre Abſichten ſchützen ſollen, was wird mich ſchützen, wenn ich das Ziel eben ſo weit verfehle?

I.

Das erſte Fragment beſtreitet eine Sache, die nichts weniger als das Chriſtenthum annehmlich zu machen vermögend iſt. Wenn es alſo Theologen gegeben, die darauf gedrungen, ſo müſſen ſie wohl von der Nothwendigkeit derſelben ſich ſehr lebendig überzeugt gefühlt haben. Würden ſie ſonſt unter das Joch, zu welchem ſie einzugehen ermunterten, Anhänger vor allen Augen haben werben wollen?

Und allerdings hat es dergleichen Theologen gegeben, allein wo giebt es deren denn noch? Hat man den Mantel nicht längſt auf die andere Schulter genommen? Die Kanzeln, anſtatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts, als von dem innigen Bande zwiſchen Vernunft und Glauben. Glaube iſt durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft, und Vernunft raiſonnirender Glaube geworden. Die ganze geoffenbarte Religion iſt nichts, als eine erneuerte Sanction der Religion der Vernunft. Geheimniſſe giebt es entweder darin gar nicht, oder wenn es welche giebt, ſo iſt es doch gleichviel, ob der Pöbel dieſes oder jenes oder gar keinen Begriff damit verbindet.

Wie leicht waren jene Theologen nicht zu widerlegen, die außer einigen mißverſtandenen Schriftſtellen nichts auf ihrer Seite hatten, und durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft im Harniſch erhielten! Sie brachten alles gegen ſich auf, was Vernunft haben wollte und hatte.

Wie kitzlich hingegen iſt es, mit dieſen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einſchläfern, indem ſie die Widerſacher der Offenbarung als Widerſacher des geſunden Menſchenverſtandes verſchreien! Sie beſtechen alles, was Vernunft haben will, und nicht hat.

Gleichwohl muß unſtreitig die Wahrheit auch hier liegen, wo ſie immer liegt, zwiſchen beiden Extremen. Ob eine Offenbarung ſeyn kann und ſeyn muß, und welche von ſo vielen, die darauf Anſpruch machen, es wahrſcheinlich ſey, kann nur die Vernunft entſcheiden. Aber wenn eine ſeyn kann und eine ſeyn muß, und die rechte einmal ausfindig gemacht worden: ſo muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derſelben, als ein Einwurf dawider ſeyn, wenn ſie Dinge darin findet, die ihren Begriff überſteigen. Wer dergleichen aus ſeiner Religion auspolirt, hätte eben ſo gut gar keine. Denn was iſt eine Offenbarung, die nichts offenbart? Iſt es genug, wenn man nur den Namen beibehält, ob man ſchon die Sache verwirft? Und ſind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben?

Eine gewiſſe Gefangennehmung unter den Gehorſam des Glaubens beruht alſo gar nicht auf dieſer oder jener Schriftſtelle, ſondern auf dem weſentlichen Begriffe einer Offenbarung. Unſer Verfaſſer mag immerhin jene Schriftſtellen beſſer verſtanden haben, und ich wüßte mehr als einen würdigen Ausleger, der eben nicht mehr darin gefunden. Er mag immerhin ſehr recht gegen die armſeligen Homileten haben, welche zu dem kläglichen Sündenfalle der erſten Aeltern ihre Zuflucht nehmen, eine Sache zu beweiſen, die dieſes Beweiſes gar nicht bedarf. Die moſaiſche Geſchichte davon erkennt er ſelbſt für unſchuldig an ſolchem Mißbrauche. Aber wie es nicht wahr iſt, daß daraus ein nachheriges Verderben der menſchlichen Vernunft zu folgern, ſo ſcheint mir doch auch Er nicht völlig eingeſehen zu haben, was darin liegt. Wenn er nämlich ſagt: „daß, nach Anleitung derſelben, die Prediger, als wahre Seelſorger, vielmehr ſchuldig wären, ihren Zuhörern die geſunde Vernunft und den Gebrauch derſelben als eine untrügliche Richtſchnur der göttlichen Erkenntniß und eines frommen Wandels zu empfehlen, indem unſere erſten Aeltern eben darum gefallen wären, weil ſie ihrer Vernunft ſich nicht bedient hätten;“ ſo erſchöpft er die Sache nur zur Hälfte. Denn über dieſes wird auch noch die Urſache darin angedeutet, wie und warum ihre Vernunft unwirkſam geblieben. Mit einem Worte, die Macht unſerer ſinnlichen Begierden, unſerer dunkeln Vorſtellungen über alle noch ſo deutliche Erkenntniß iſt es, welche zur kräftigſten Anſchauung darin gebracht wird. Von dieſer Macht berichtet die moſaiſche Erzählung entweder die erſte traurige Erfahrung, oder ertheilt das ſchicklichſte Beiſpiel. Factum oder Allegorie, in dieſer Macht allein liegt die Quelle aller unſerer Vergehungen, die dem Adam, des göttlichen Ebenbildes unbeſchadet, eben ſo wohl anerſchaffen war, als ſie uns angeboren wird. Wir haben in Adam alle geſündigt, weil wir alle ſündigen müſſen; und Ebenbild Gottes noch genug, daß wir doch nicht eben nichts anders thun, als ſündigen; daß wir es in uns haben, jene Macht zu ſchwächen, und wir uns ihrer eben ſo wohl zu guten als zu böſen Handlungen bedienen können. Dieſer lehrreichen Auslegung wenigſtens iſt das ſo oft verhöhnte Mährchen Moſis ſo fähig, wenn wir die Accommodationen, welche ein ſpäteres Syſtem davon machte, nur nicht mit hinein tragen, und Accommodationen Accommodationen ſeyn laſſen.

Wie geſagt, eine gewiſſe Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens beruht bloß auf dem weſentlichen Begriffe einer Offenbarung. Oder vielmehr, — denn das Wort Gefangennehmung ſcheint Gewaltſamkeit auf der einen, und Widerſtreben auf der andern Seite anzuzeigen, — die Vernunft giebt ſich gefangen, ihre Ergebung iſt nichts, als das Bekenntniß ihrer Gränzen, ſobald ſie von der Wirklichkeit der Offenbarung verſichert iſt. Dieß alſo, dieß iſt der Poſten, in welchem man ſich ſchlechterdings behaupten muß, und es verräth entweder armſelige Eitelkeit, wenn man ſich durch hämiſche Spötter herauslachen läßt, oder Verzweiflung an den Beweiſen für die Wirklichkeit einer Offenbarung, wenn man ſich in der Meinung hinausziehet, daß man es alsdann mit dieſen Beweiſen nicht mehr ſo ſtreng nehmen werde. Was man damit retten will, geht um ſo viel unwiederbringlicher verloren, und es iſt dieſer Fallſtrick, den die Widerſacher der chriſtlichen Religion durch Uebertreibung des Unbegreiflichen in derſelben denjenigen von ihren Vertheidigern legen, die ihrer Sache ſo ganz gewiß nicht ſind, und vor allen Dingen die Ehre ihres Scharfſinns in Sicherheit bringen zu müſſen glauben.

Ein anderer Fallſtrick, den man ſelbſt Theologen von der beſſeren Art legt, iſt der, daß man ſich mit den bisherigen katechetiſchen Lehrbüchern ſo unzufrieden bezeigt, und es ihrer fehlerhaften Einrichtung zuſchreibt, daß die Religion nicht mehr Eingang finde. Nun will ich zwar gar nicht läugnen, daß an dieſen Büchern nicht manches zu verbeſſern ſeyn ſollte; aber man ſehe doch wohl zu, ehe man mit gutherziger Uebereilung eben das daran verbeſſert, was gewiſſe Leute ſo gern verbeſſert haben möchten, zu welchen ſelbſt unſer Verfaſſer gehört, wenn er ihnen „den Mangel an einer vernünftigen Religion und an einem vernünftigen Uebergange von derſelben zur Offenbarung“ vorwirft.

Ich denke, dieſer Mangel iſt theils kein Mangel, und theils würde es äußerſt gefährlich ſeyn, ihm abzuhelfen, ihm wirklich abzuhelfen. Denn davon kann doch nur die Rede ſeyn, weil bloß ſo obenhin daran künſteln die lieben Büchelchen ja erſt recht ſchal und kahl machen würde.

Die geoffenbarte Religion ſetzt im geringſten nicht eine vernünftige Religion voraus, ſondern ſchließt ſie in ſich. Wenn ſie dieſelbe vorausſetzte, das iſt, wenn ſie ohne dieſelbe unverſtändlich wäre, ſo wäre der gerügte Mangel der Lehrbücher ein wahrer Mangel. Da ſie aber dieſelbe in ſich ſchließt, da ſie alle Wahrheiten enthält, welche jene lehrt, und ſie bloß mit einer andern Art von Beweiſen unterſtützt: ſo iſt es noch ſehr die Frage, ob die Einförmigkeit der Beweisart in Lehrbüchern für Kinder und gemeine Leute, nicht bequemer und nützlicher iſt, als eine genaue Abſonderung der vernünftigen und geoffenbarten Lehrſätze, einen jeden aus der ihm eigenthümlichen Quelle erwieſen.

Wenigſtens iſt es gewiß, daß der Uebergang von bloßen Vernunftswahrheiten zu geoffenbarten äußerſt mißlich iſt, wenn man ſich durch die eben ſo ſcharfen als faßlichen Beweiſe der erſtern verwöhnt hat. Man erwartet und fordert ſodann bei den Beweiſen der andern ebendieſelbe Schärfe und Faßlichkeit, und hält, was nicht eben ſo erwieſen iſt, für gar nicht erwieſen. Ich erinnere mich hiebei, was mir in meiner Jugend begegnete. Ich wollte Mathematik ſtudiren, und man gab mir des ältern Sturms Tabellen in die Hände.

in welchem noch die Chiromantie mit unter den mathematiſchen Wiſſenſchaften abgehandelt iſt. Als ich auf dieſe kam, wußte ich gar nicht, wie mir geſchah. Mein kleiner Verſtand kam auf einmal aus aller ſeiner Wirkſamkeit; und obſchon eine Kunſt, die mich mit meinem künftigen Schickſale bekannt zu machen verſprach, keinen geringen Reiz für mich hatte: ſo war mir doch, als ob ich ſchales Zuckerwaſſer auf lieblichen Wein tränke, wenn ich aus der Geometrie in ſie herüberblickte. Ich wußte nicht, was ich von dem Manne denken ſollte, der ſo disparate Dinge in Ein Buch vereinigt hatte; ich gab ihm ſeinen Abſchied, und ſuchte einen andern Lehrer. Hätte ich aber glauben müſſen, daß dieſer Mann unfehlbar geweſen, ſo würden die erbetenen Grundſätze der Chiromantie, deren Willkürlichkeit mir ſo auffallend war, mich mit Furcht und Mißtrauen gegen die mathematiſchen Wahrheiten erfüllt haben, die meinem Verſtande ſo ſehr behagten, ob ich ſie gleich zum Theil nur noch bloß mit dem Gedächtniſſe gefaßt hatte. Unmöglich hätte ich beide, Geometrie und Chiromantie, für gleich gewiß halten können; aber möglich wäre es geweſen, daß ich mich gewöhnt hätte, Chiromantie und Geometrie als gleich ungewiß zu denken.

Ich halte es kaum der Mühe werth, mich vor dem Verdachte zu bewahren, als wolle ich hiermit zu verſtehen geben, daß die Beweiſe für die Offenbarung und die Beweiſe für die Chiromantie von einerlei Gewichte wären. Sie ſind freilich nicht von einerlei Gewichte; ihre ſpecifiſchen Gewichte haben ſchlechterdings kein Verhältniß gegen einander: aber beider Beweiſe ſind doch aus der nämlichen Claſſe; ſie gründen ſich beide auf Zeugniſſe und Erfahrungsſätze. Und das Abſtechende der ſtärkſten Beweiſe dieſer Art gegen Beweiſe, die aus der Natur der Dinge fließen, iſt ſo auffallend, daß alle Kunſt, dieſes Auffallende zu vermindern, dieſes Abſtechende durch allerlei Schattirungen ſanfter zu machen, vergebens iſt.

II.

Das zweite Fragment ſagt eine Menge vollkommen richtiger, ganz unbezweifelter Dinge. Es mag nichts als ſolche Dinge enthalten! Der Beweis, daß eine Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben könnten, unmöglich ſey, ſey mit aller Strenge geführt. Und er iſt es wirklich.

Führt er aber ſeine Beantwortung nicht gleich mit ſich? Wenn eine ſolche Offenbarung unmöglich iſt, — nun freilich: ſo hat ſie auch Gott nicht möglich machen können. Allein, wenn nun gleichwohl eine Offenbarung nützlich und nöthig iſt: ſollte Gott dem ungeachtet lieber gar keine ertheilen, weil er keine ſolche ertheilen konnte? Sollte Gott dem ganzen menſchlichen Geſchlechte dieſe Wohlthat vorenthalten, weil er nicht alle Menſchen zu gleicher Zeit, in gleichem Grade daran Theil nehmen laſſen konnte? Wer hat das Herz, hierauf mit Ja zu antworten?

Genug, wenn die höchſte Weisheit und Güte bei Ertheilung der Offenbarung, die ſie in jener Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren konnte, nur denjenigen Weg gewählt hat, auf welchem in der kürzeſten Zeit die meiſten Menſchen des Genuſſes derſelben fähig wurden. Oder getraut ſich jemand zu zeigen, daß dieſes nicht geſchehen? daß die Offenbarung, zu einer andern Zeit einem andern Volke in einer andern Sprache ertheilt, mehrere Menſchen in kürzerer Zeit mit den Wahrheiten und den Bewegungsgründen zur Tugend hätte ausrüſten können, deren ſich jetzt wir Chriſten als Chriſten rühmen dürfen?

Wer ſich dieſes getraut, der nenne mir vorläufig doch nur erſt ein Volk, in deſſen Händen das anvertraute Pfund der Offenbarung wahrſcheinlicher Weiſe mehr gewuchert haben würde, als in den Händen des Jüdiſchen. Dieſes unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk iſt doch in der ganzen Geſchichte ſchlechterdings das erſte und einzige, welches ſich ein Geſchäft daraus gemacht, ſeine Religion mitzutheilen und auszubreiten. Wegen des Eifers, mit welchem die Juden dieſes Geſchäft betrieben, beſtrafte ſie ſchon Chriſtus, verlachte ſie ſchon Horaz. Alle anderen Völker waren mit ihren Religionen entweder zu geheim und zu neidiſch, oder viel zu kalt gegen ſie geſinnt, als daß ſie für derſelben Ausbreitung ſich der geringſten Mühewaltung hätten unterziehen wollen. Die chriſtlichen Völker, die den Juden in dieſem Eifer hernach gefolgt ſind, überkamen ihn bloß, in ſo fern ſie auf den Stamm des Judenthums gepfropft waren.

Wenn denn nun aber gleichwohl, würde unſer Verfaſſer inſiſtiren, eine gegründete Kenntniß der Offenbarung, die alle Menſchen unmöglich haben können, allen Menſchen zur Seligkeit unumgänglich nöthig iſt: wie kommen die Millionen dazu —?

Laßt uns einen ſo grauſamen Gedanken auch nicht einmal ausdenken! — Wehe dem menſchlichen Geſchlechte, wenn nichts dieſem Gedanken entgegen zu ſetzen, als etwa, — daß der Verfaſſer die Summe gezogen, ehe die Rechnung noch geſchloſſen und man zu ihm ſagen könnte: „das Chriſtenthum iſt auf ewige Zeiten; es gewinnt alle Jahre neuen Boden, obgleich weder Miſſionen noch gelehrte Erweiſe ſeiner Wahrheit dieſen neuen Boden gewinnen helfen; wenn ſchon in den letzten Jahrhunderten der chriſtlichen Völker nicht viel mehr geworden, ſo ſind unter dieſen chriſtlichen Völkern doch gewiß mehr Chriſten geworden; die Zeit muß kommen, da dieſes unmerkliche Wachsthum der Welt mit Erſtaunen in die Augen leuchten wird; der glückliche Windſtoß muß kommen, welcher die noch zerſtreuten Flammen in Einen alles umfaſſenden Brand vereinigt, ſo daß am Ende die Zahl der Verlornen ſich zu der Zahl der Geretteten eben ſo verhalten wird, als noch jetzt die Zahl der Geretteten ſich zu der Zahl der Verlornen verhält.“ —

Wehe dem menſchlichen Geſchlechte, wenn nur dieſes — oder etwa noch irgend ein armſeliges Diſtinctiönchen es tröſten ſoll! — Daß man zwiſchen der Offenbarung und den Büchern der Offenbarung einen Unterſchied machen müſſe; daß jene nur eine einzige ſehr faßliche Wahrheit ſey, deren Geſchichte in dieſen enthalten; daß die Seligkeit nicht an die mühſame Erforſchung dieſer, ſondern an die herzliche Annahme jener gebunden ſey, welches in den einzelnen Poſten der Rechnung große Ausfälle machen müßte. —

Denn Wehe dem menſchlichen Geſchlechte, wenn in dieſer Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht. An dem Verluſte dieſer einzigen müſſen alle den bitterſten Antheil nehmen, weil jede von allen dieſe einzige hätte ſeyn können. Und welche Seligkeit iſt ſo überſchwenglich, die ein ſolcher Antheil nicht vergällen könnte?

Aber wozu dieſer Parenthyrſus? — Eine ſo unverſchuldete Niederlage der Menſchen, ein von Gott ſelbſt der Hölle ſo in die Hände geſpielter Sieg iſt ein elendes Hirngeſpinnſt. Man gehe dem blinden Lärmen nur auf den Grund. Ein Wort, und er iſt beigelegt.

Daß nämlich die Offenbarung auch für diejenigen Menſchen zur Seligkeit nöthig ſey, die gar keine, oder doch keine gegründete Kenntniß davon erlangen können, iſt weder die Lehre Chriſti, noch jemals die allgemein anerkannte Lehre der Kirche geweſen. Selbſt die, die ſich in allen den verſchiedenen Gemeinden derſelben am härteſten darüber ausgedrückt haben, die jener allgemeinen

Nothwendigkeit nichts vergeben zu dürfen geglaubt, ſind den traurigen Folgerungen doch ausgewichen, und haben mit der andern Hand wiedergegeben, was ſie mit der einen genommen. Es iſt gleichviel, mit wie guter oder ſchlechter Art ſie dieſes gethan; wie unphiloſophiſch ſie dabei gedacht; wie treu oder nicht treu ſie ihrem eigenen Syſtem dabei geblieben: genug, ſie haben es doch gethan, und haben es gern und freudig gethan. Ihr bloßer Wunſch rechtfertigt ihr Herz, und ihr Geſtändniß, daß Gott diſpenſiren könne, wo es der Theolog nicht könne, daß Gott Auswege wiſſen werde, wo es auch nicht einmal der Diſpenſation bedürfe, verſöhnt mit ihrem Syſtem.

Und hier iſt es, wo ich die allgemeine Anmerkung gegen unſern Verfaſſer, die ich ſchon angedeutet, ausdrücklich wiederholen muß, die ihm aber eben ſo wohl zur Entſchuldigung, als zum Tadel gereicht. Er nimmt alles, was ein gewiſſes, in gewiſſen ſymboliſchen Büchern vorgetragenes Syſtem des Chriſtenthums begreift, für das einzig wahre eigentliche Chriſtenthum. Sätze, ohne welche das Chriſtenthum nicht beſtehen kann, welche von dem Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehrt worden, und Sätze, welche man bloß zur beſſeren Verbindung jener eingeſchaltet, oder aus ihnen folgern zu müſſen vermeint, ſind ihm Eins. Gleichwohl iſt billig und recht, daß bei Beſtreitung des Chriſtenthums alle Secten für Einen Mann zu ſtehen angenommen werden, und eigentlich nichts wider das Chriſtenthum für gültig zu achten, als worauf keine von allen dieſen Secten antworten kann. Aber von dieſer Art ſind doch wahrlich nicht weder die Lehre von der gänzlichen Verderbniß der menſchlichen Vernunft in göttlichen Dingen, gegen welche er in dem erſten Fragmente ſo gutes Spiel hatte, noch die Lehre von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines klaren und deutlichen Glaubens zur Seligkeit, auf welche dieſes zweite Fragment hinaus läuft; noch auch die Lehre von der Theopneuſtie, wie er ſie (S. 358) vorträgt, aber freilich auch vortragen mußte, um allen ſeinen Einwürfen, ſelbſt den geringfügigſten, einen gleich hohen Grad des Belangs zu verſchaffen. — So wenigſtens muß ich aus dem, was vor uns liegt, urtheilen.

III.

Der Einwurf des dritten Fragments iſt ſchon oft gemacht und oft beantwortet worden. Aber wie iſt er beides? Sicherlich iſt er noch nie ſo gründlich, ſo ausführlich, allen Ausflüchten ſo vorbeugend gemacht worden, als hier. Und nun verſuche man, wie viel die Antworten eines Clericus, eines Calmet, eines Saurin, eines Lilienthals dagegen verſchlagen. Ich fürchte, ſehr viel wohl nicht. Nothwendig wird der Orthodox alſo ganz auf etwas Neues denken müſſen, wenn er ſich auf ſeinem Poſten nicht zu behaupten weiß und ſeiner Sache doch nichts vergeben will.

Er wird ihr aber nicht wenig zu vergeben glauben, wenn er die Unmöglichkeit, daß eine ſo große Menge in ſo kurzer Zeit einen ſolchen Weg machen können, eingeſtehen und ſich damit zu retten ſuchen wollte, daß alſo wohl in dem Texte die Zahl des ausziehenden Volks verſchrieben ſeyn möge, daß anſtatt ſechsmalhundert tauſend ſtreitbarer Mann, nur deren ſechzigtauſend, nur ſechstauſend ausgezogen. — Ich nun freilich wohl wüßte nicht, was ein ſolcher Schreibfehler, wenn er auch noch ſo wiſſentlich wäre begangen worden, eben verderben würde. In den älteſten Zeiten verband man mit großen Summen noch ſehr undeutliche Begriffe, und es geſchah wohl oft ganz unſchuldiger Weiſe, wenn man eine ſehr große Zahl bald durch dieſe, bald durch eine andere Anzahl ausdrückte. Man hätte viel zu bezweifeln, wenn man an allen den alten Schlachten zweifeln wollte, bei welchen die Zahl der gebliebenen Feinde von dem einen Schriftſteller ſo, von dem andern anders und von allen weit größer angegeben wird, als ſich mit andern zugleich erzählten Umſtänden reimen läßt. Warum ſollte man mit Wundern es genauer nehmen wollen, bei welchen auf die Zahl derer, zu deren Beſten oder zu deren Züchtigung ſie geſchehen, weit weniger ankömmt, — ganz und gar nichts auf ihr beruht? Denn ob Moſes mit ſeinem Stabe das Meer theilt und Millionen trockenes Fußes hindurchführt, oder ob Eliſa mit dem Mantel ſeines Meiſters das nämliche an dem Jordan thut und bloß für ſeine Perſon hindurchgeht: iſt dieſes nicht ein eben ſo gutes Wunder als jenes?

So freilich würde ich denken. Aber allerdings kann der Orthodox ſo nachgebend nicht wohl ſeyn, ſo lange noch eine Möglichkeit unverſucht iſt, die Sache bis in den kleinſten Buchſtaben zu retten. — Wie vielleicht hier. — Denn wie, wenn das Wunder folgender Geſtalt erfolgt wäre? — Als die Iſraeliten an einen Arm des arabiſchen Meerbuſens gelangt waren, durch welchen ſie nothwendig mußten, wenn ſie ihren Verfolgern nicht in die Hände fallen wollten, ſo trieb ein ſtarker Wind — man nehme die Ebbe zu Hülfe, wenn man will — das Waſſer aus dieſem Arme Meer ein und hielt es ſo lange zurück, bis ſie mit aller Gemächlichkeit hindurch gegangen waren. Indeß ſuchte das oberwärts geſtauchte Waſſer einen andern Ablauf, brach hinter den Iſraeliten durch, ſtürzte ſich einen neuen Weg wieder Land ein, und in dieſem neuen Arme war es, wo die Aegyptier ihren Untergang fanden. Was könnte ungezwungener ſeyn, als dieſe Vorſtellung? Iſt es nicht die Natur des Waſſers, daß es, in ſeinem gewöhnlichen Ablaufe gehindert, die erſte die beſte ſchwache oder niedrige Stelle des Ufers überſteigt oder durchreißt und ein neues Bette ſich wühlt? Und welche Schwierigkeit unſers Fragments bleibt durch dieſe Vorſtellung noch ungehoben? Die Iſraeliten, deren ſo viel ſeyn mögen, als man will, brauchen nun nicht zu eilen; ſie können mit Rindern und Kindern, mit Sack und Pack nun ſo langſam ziehen, als ſie nur immer nöthig haben; ſind ſie gleich beim Eintritte der Morgenwache ſchon eben nicht über den ganzen breiten ausgetrockneten Arm, ſo iſt das Waſſer dieſes Armes doch nun ſchon hinter ihnen, und ihre Feinde erſaufen in eben dem Waſſer, auf deſſen Boden ſie ihnen entkommen.

Ich wüßte nicht, daß irgend ein Ausleger ſich eine ähnliche Vorſtellung gemacht und den Text darnach behandelt hätte, der ſich gewiß in ſehr vielen Stellen ihr ungemein fügen würde, ihr in allem beſſer fügen würde, als jeder andern Vorſtellung. Ja, die Sache noch ſo genau genommen, ſehe ich nur ein einziges Wort in der moſaiſchen Erzählung Luthers, das ihr entgegen zu ſeyn ſcheint. Nämlich: „und das Meer kam wieder für Morgens in ſeinen Strom;“ oder wie es Herr Michaelis überſetzt: „da kam das Waſſer um die Morgenzeit wieder und hielt ſeine gewöhnliche Fluth.“ Wenn es ſein Strom war, in welchen das Meer zurückkam, wenn es ſeine gewöhnliche Fluth war, mit welcher es zurückkam, ſo ſcheint ein neuer Arm, ein neuer Ausfluß freilich mehr als eigenmächtig angenommen zu ſeyn. Luther zwar hat ganz das Anſehen, hier mehr der Vulgata als dem Grundtexte gefolgt zu ſeyn, welche ſagt: mare reversum est primo diluculo ad priorem locum; und Herr Michaelis dürfte leicht ein wenig zu viel von ſeiner Hypotheſe in den Text getragen haben. Denn nach den Worten heißt es in dieſem doch nur: „und das Meer kam wieder am Morgen in ſeiner Stärke;“ ſo daß es noch nicht einmal entſchieden iſt, ob das Meer in ſeiner Stärke wiedergekommen, oder ob es wiederkam, als der Morgen in ſeiner Stärke war.

Doch dem ſey, wie ihm wolle. Meine Auslegung laſſe ſich, oder laſſe ſich nicht vertheidigen: ich bin weit entfernt zu glauben, daß der Orthodox genöthigt ſey, zu einem Einfalle von mir ſeine Zuflucht zu nehmen. Er braucht, wie geſagt, nur auf ſeinem Poſten ſich zu behaupten, und er kann alle die ſinnreichen Einfälle entbehren, mit welchen man ihm zu Hülfe zu kommen den Schein haben will, und in der That ihn nur aus ſeiner Verſchanzung heraus zu locken ſucht.

Ich nenne aber ſeinen Poſten den kleinen, aber unüberwindlichen Bezirk, außer welchem ihn gar keine Anfälle beunruhigen müßten, die Eine befriedigende Antwort, die er auf ſo viele Einwürfe ertheilen kann und ſoll. Als hier. „Wenn denn nun aber, darf er bloß ſagen, der *ganze* Durchgang ein Wunder war? Wenn das Wunder nicht bloß in der Austrocknung des Meerbuſens beſtand, wenn auch die Geſchwindigkeit, mit welcher eine ſolche Menge in ſo kurzer Zeit herüberkam, mit zu dem Wunder gehört? — Ich habe gar nichts dawider, daß man bei dem erſten Stücke dieſer wunderbaren Begebenheit auch natürliche Urſachen wirkſam ſeyn läßt; nicht den Wind bloß, deſſen die Schrift ſelbſt gedenkt, ſondern auch die Ebbe, von der die Schrift nichts ſagt; und wenn man an Einer Ebbe nicht genug hat, meinetwegen auch zwei aufeinander folgende Ebben, Ebbe auf Ebbe, von welcher weder die Schrift, noch die Admiralitäts-Lootſen in Curhafen etwas wiſſen.[1] Ich gebe es gern zu, daß es zu einem Wunder genug iſt, wenn dieſe natürlichen Urſachen nur nicht jetzt, oder jetzt nicht ſo und ſo wirkſam geweſen wären, und ihre dermalige ſo beſchaffene Wirkſamkeit, die unmittelbar in dem Willen Gottes gegründet iſt, gleichwohl vorhergeſagt worden. Ich gebe das gern zu: nur muß man mit dem, was ich *zugebe*, mich nicht ſchlagen wollen; nur muß man das, wovon ich zugebe, daß es bei einem Wunder, dem Wunder unbeſchadet, ſeyn könne, nicht zu einer unumgänglichen Erforderniß des Wunders überhaupt machen; man muß ein Wunder, weil ſich keine natürlichen Kräfte angeben laſſen, deren ſich Gott dazu bedient, nicht platterdings verwerfen. Die Austrocknung des Meerbuſens geſchah durch Ebbe und Wind; gut: und war doch ein Wunder. Die Geſchwindigkeit, mit der das Volk herüber kam, ward — freilich weiß ich nicht wie bewirkt: aber iſt ſie darum weniger ein Wunder? Sie iſt gerade Wunders um ſo viel mehr. Es klingt allerdings ganz ſinnreich, wenn ſich euer Verfaſſer (S. 372) verbittet, *daß man den Iſraeliten und ihren Ochſen und Karren nur keine Flügel gebe.* Indeß ſagt doch Gott ſelbſt, daß er die Iſraeliten auf *Adlersflügeln* (2. Moſ. 19, 4) aus Aegypten getragen habe: und wenn die Sprache nun kein Wort hat, die Art und Weiſe dieſer wunderbaren Geſchwindigkeit auszudrücken, als dieſe Metapher? Erlaubt mir immer, daß ich auch in einer Metapher, die Gott braucht, mehr Wirkliches ſehe, als in allen euren ſymboliſchen Demonſtrationen.“

Und wenn der Orthodox ſo antwortet, wie will man ihm beikommen? Man kann die Achſeln zucken über ſeine Antwort, ſo viel man will, aber ſtehen muß man ihn doch laſſen, wo er ſteht. Das iſt der Vortheil, den ein Mann hat, der ſeinen Grundſätzen treu bleibt, und lieber *nicht ſo ausgemachten* Grundſätzen folgen, als ihnen nicht *conſequent* reden und handeln will. Dieſe Conſequenz, vermöge welcher man vorausſagen kann, wie ein Menſch in einem gegebenen Falle reden und handeln werde, iſt es, was den Mann zum Manne macht, ihm Charakter und Stetigkeit giebt, dieſe großen Vorzüge eines denkenden Menſchen. Charakter und Stetigkeit berichtigen ſogar mit der Zeit die Grundſätze; denn es iſt unmöglich, daß ein Menſch lange nach Grundſätzen handeln kann, ohne es wahrzunehmen, wenn ſie falſch ſind. Wer viel rechnet, wird es bald merken, ob ihm ein richtiges Einmaleins beiwohnt oder nicht.

Nicht alſo die Orthodoxie, ſondern eine gewiſſe, ſchielende, hinkende, ſich ſelber ungleiche Orthodoxie iſt ſo ekel! So ekel, ſo widerſtehend, ſo aufſtoßend! — Das wenigſtens ſind die eigentlichen Worte für *meine* Empfindung.

IV.

Das alte Teſtament weiß von keiner Unſterblichkeit der Seele, von keinen Belohnungen und Strafen nach dieſem Leben. Es ſey ſo. Ja, man gehe, wenn man will, noch einen Schritt weiter. Man behaupte, das A. T. oder doch das iſraelitiſche Volk, wie wir es in den Schriften des A. T. vor den Zeiten der Babyloniſchen Gefangenſchaft kennen lernen, habe nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gehabt. Wenn man das Volk meint, und einzelne erleuchtetere Seelen, dergleichen die heiligen Schriftſteller ſelbſt waren, davon ausnimmt, ſo kann auch die Behauptung zu einem hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit getrieben werden. Gewiß iſt es wenigſtens, daß die Einheit, welche das iſraelitiſche Volk ſeinem Gott beilegte, gar nicht die transcendentale metaphyſiſche Einheit war, welche jetzt der Grund aller natürlichen Theologie iſt. Bis zu *der* Höhe hatte ſich der gemeine menſchliche Verſtand in ſo frühen Zeiten noch nicht erhoben, am wenigſten unter einem Volke erhoben, dem Künſte und Wiſſenſchaften ſo unangelegen waren, und das ſich aller Gemeinſchaft mit unterrichteteren Völkern ſo hartnäckig entzog. Bei dem wahren echten Begriffe eines einigen Gottes hätte dieſes Volk unmöglich ſo oft von ihm abfallen, und zu andern Göttern übergehen können. Es würde die falſchen Götter nicht des nämlichen Namens gewürdigt haben; es würde den wahren Gott nicht ſo ausſchließungsweiſe *ſeinen* Gott, den Gott *ſeines* Landes, den Gott *ſeiner* Väter genannt haben. Kurz, der Einige hieß bei ihm nichts mehr als der Erſte, der Vornehmſte, der Vollkommenſte in ſeiner Art. Die Götter der Heiden waren ihm auch Götter, aber unter ſo vielen Göttern konnte doch nur *einer* der mächtigſte und weiſeſte ſeyn, und dieſer mächtigſte und weiſeſte war ſein Jehova. So lange es keinen Grund fand, an der Macht und Weisheit, in welchen *ſein* Gott den Göttern aller andern Völker überlegen war, zu zweifeln, ſo lange hing es ihm an. Kaum aber glaubte es zu erkennen, daß dieſes oder jenes benachbarte Volk, durch Vorſorge ſeines Gottes, irgend eines Wohlſtandes genoß, der ihm abging, den ihm alſo ſein Jehova nicht gewähren konnte, oder nicht gewähren wollte, ſo wich es hinter ihm ab, und hurte mit den Göttern des vermeinten glücklichern Volks, von welchen es nicht eher wieder zurück kam, als bis es ſeine Luſt gebüßt hatte, und durch den Verluſt größerer Güter, durch Verwahrloſung des weſentlichern Wohlſtandes gebüßt hatte. Nur als es in der Babyloniſchen Gefängniß ſeinen Verſtand ein wenig mehr hatte brauchen lernen; als es ein Volk näher hatte kennen lernen, das ſich den einigen Gott würdiger dachte; als nun erſt ſelbſt die Schriften ſeines Geſetzgebers und ſeiner Propheten unter ihm gemeiner wurden; als es ſahe, wie viel große unerkannte Wahrheiten in dieſen Schriften lagen, oder ſich hineinlegen ließen; als es erkannte, wie ſelbſt nach dieſen Schriften ſeinem Jehova eine weit erhabenere Einheit zukomme, als die, welche ihn bloß an die Spitze aller andern Götter ſetzte: ward es auf einmal ein ganz anderes Volk, und alle Abgötterei hörte unter ihm auf. Wenn dieſe plötzliche Veränderung, die kein

---

[1] C. Niebuhrs Beſchreibung von Arabien, S. 411.

Menſch läugnen kann, nicht durch den veredelten Begriff zu erklären, den es ſich nun von ſeinem eigenen Gott machte, ſo iſt ſie durch nichts zu erklären. Man kann einem Nationalgott untreu werden, aber nie Gott, ſobald man ihn einmal erkannt hat.

Wie geſagt, man thue über die Einwürfe des vierten Fragments auch noch dieſen Schritt hinaus, und füge hinzu: daß, ſo wie Moſes ſelbſt im Anfange ſeiner Sendung von dem Unendlichen keinen Begriff hatte, — würde er ihn ſonſt nach ſeinem Namen gefragt haben? — ſich Gott zu ihm herabließ, und ſich ihm nicht als den Unendlichen, ſondern bloß als eine von den beſondern Gottheiten ankündigte, unter welche der Aberglaube Länder und Völker vertheilt hatte. Gott war der Gott der Ebräer, und wenn die Ebräer ihren Gott nun einmal ſatt hatten, was war natürlicher, als daß ſie es mit einem andern verſuchen wollten?

Auch ſo noch — wenn man dem alten iſraelitiſchen Volke ſelbſt dieſen großen mehr hergebrachten als erwieſenen Vorzug, den einigen wahren Gott gekannt zu haben, mit Grunde ſtreitig machen könnte — auch ſo noch getraute ich mir die Wege Gottes mit ihm zu rechtfertigen.

Auf die Göttlichkeit der Bücher des A. T. iſt aus dergleichen Dingen wenigſtens gar nichts zu ſchließen. Denn dieſe muß ganz anders, als aus den darin vorkommenden Wahrheiten der natürlichen Religion erwieſen werden. Wahrheiten, die allerdeutlichſten, die allererhabenſten, die allertiefſten von dieſer Art, kann jedes andere eben ſo alte Buch enthalten, wovon wir jetzt die Beweiſe haben; Beweiſe, welche ſo manchen gelehrten Sorites für die Göttlichkeit der Bibel fehlerhaft machen, in welchem die allein in dem alten Teſtament gelehrte Einheit Gottes ein Glied iſt. Die heiligen Bücher der Braminen müſſen es an Alter und an würdigen Vorſtellungen von Gott mit den Büchern des A. T. aufnehmen können, wenn das Uebrige den Proben entſpricht, die uns jetzt erſt zuverläſſige Männer daraus mitgetheilt haben. Denn obſchon der menſchliche Verſtand nur ſehr allmählig ausgebildet worden, und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinſten Manne ſo einleuchtend und faßlich ſind, einmal ſehr unbegreiflich, und daher unmittelbare Eingebungen der Gottheit müſſen geſchienen haben, und als ſolche auch damals nur haben angenommen werden können: ſo hat es doch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegirte Seelen gegeben, die aus eigenen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem größern Lichte entgegen eilten, und andern ihre Empfindungen davon, zwar nicht mittheilen, aber doch erzählen konnten.

Was ſich alſo von dergleichen Männern herſchreiben kann, deren noch jetzt von Zeit zu Zeit einige aufſtehen, ohne daß man ihnen immer Gerechtigkeit widerfahren läßt, das kann zu keinem Beweiſe eines unmittelbar göttlichen Urſprungs gebraucht werden. Kann es dieſen Urſprung aber nicht erweiſen, da, wo es vorhanden iſt, ſo kann es dieſen Urſprung auch nicht widerlegen, da wo es mangelt, und Bücher können gar wohl von Gott ſeyn, durch eine höhere Eingebung Gottes verfaßt ſeyn, ob ſich ſchon nur wenige, oder gar keine Spuren von der Unſterblichkeit der Seelen und der Vergeltung nach dieſem Leben darin finden. Dieſe Bücher können ſogar eine ſeligmachende Religion enthalten, das iſt, eine Religion, bei deren Befolgung ſich der Menſch ſeiner Glückſeligkeit ſo weit verſichert halten kann, als er hinausdenkt. Denn warum dürfte eine ſolche Religion ſich nicht nach den Gränzen ſeiner Sehnſucht und Wünſche fügen? Warum müßte ſie nothwendig erſt die Sphäre dieſer Sehnſucht und Wünſche erweitern? Freilich wäre eine ſolche ſeligmachende Religion nicht die ſeligmachende chriſtliche Religion. Aber wenn denn die chriſtliche Religion nur erſt zu einer gewiſſen Zeit, in einem gewiſſen Bezirke erſcheinen konnte, mußten deßwegen alle vorhergehende Zeiten, alle andere Bezirke keine ſeligmachende Religion haben? Ich will es den Gottesgelehrten gern zugeben, daß aber doch das Seligmachende in den verſchiedenen Religionen immer das Nämliche müſſe geweſen ſeyn, wenn ſie mir nur hinwiederum zugeben, daß darum nicht immer die Menſchen den nämlichen Begriff damit müſſen verbunden haben. Gott könnte ja wohl in allen Religionen die guten Menſchen in der nämlichen Betrachtung, aus den nämlichen Gründen ſelig machen wollen, ohne darum allen Menſchen von dieſer Betrachtung, von dieſen Gründen die nämliche Offenbarung ertheilt zu haben. —

Unter einem gewiſſen Cirkel von Freunden iſt vor einiger Zeit ein kleiner Aufſatz in der Handſchrift herum gegangen, welcher die erſten Linien zu einem ausführlichen Buche enthielt, und überſchrieben war: Die Erziehung des Menſchengeſchlechts. Ich muß bekennen, daß ich von einigen Gedanken dieſes Aufſatzes bereits wörtlich Gebrauch gemacht habe. Was hindert mich alſo, oder vielmehr, was iſt alſo ſchicklicher, als daß ich den Anfang deſſelben in ſeinem ganzen Zuſammenhange mittheile, der ſich auf den Inhalt unſers vierten Fragments ſo genau bezieht? Die Indiscretion, die ich damit begehe, weiß ich zu verantworten, und von der Lauterkeit der Abſichten des Verfaſſers bin ich überzeugt. Er iſt auch bei weitem ſo heterodox nicht, als er bei dem erſten Anblicke ſcheint, wie ihm auch die ſchwierigſten Leſer zugeſtehen werden, wenn er einmal den ganzen Aufſatz, oder gar die völlige Ausführung deſſelben bekannt zu machen für gut halten ſollte. Hier iſt indeß, wie geſagt, der Anfang,[1] — des verwandten und genutzten Inhalts wegen.

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

Und ſo gelangt der Verfaſſer zu dem zweiten großen Schritte in der Erziehung des Menſchengeſchlechts. Auf die kindiſchen Bewegungsgründe zum Gehorſam folgen die ungleich mehr anſpornenden Ausſichten des Jünglings. Künftige Ehre, künftiges Wohlleben tritt an die Stelle der gegenwärtigen Näſcherei, des gegenwärtigen Spielzeugs. Doch alle dieſe fernern Speculationen gehören nicht zu unſerer Sache, und ich breche ab. Auch giebt man einen Vorſchmack nicht mit der ganzen Schüſſel.

V.

Ueber die Widerſprüche in der Auferſtehungsgeſchichte, welche das fünfte Fragment uns ſo nahe legt, dächte ich nun ſo.

§. Die Zeugen der Auferſtehung Chriſti ſind nicht die nämlichen Perſonen, die uns die Nachricht von der Ausſage dieſer Zeugen überliefert haben. Denn wenn ſchon in einem und dem andern beide Charaktere zuſammenkommen, ſo iſt doch unwiderſprechlich, daß kein einziger Evangeliſt bei allen und jeden Erſcheinungen Chriſti gegenwärtig geweſen.

§. Folglich ſind zweierlei Widerſprüche hier möglich. Widerſprüche unter den Zeugen, und Widerſprüche unter den Geſchichtſchreibern der Ausſage dieſer Zeugen.

§. Sind Widerſprüche unter den Zeugen vorhanden? — Dergleichen könnten nur ſeyn, wenn ein Evangeliſt über den einzelnen Fall, bei welchem er ſelbſt Augenzeuge geweſen, ſich ſelbſt widerſpräche: oder wenigſtens, wenn mehrere Evangeliſten über den nämlichen einzelnen Fall, bei welchem jeder gegenwärtig geweſen, ſich unter einander widerſprächen. Dergleichen Widerſprüche ſind mir unbekannt.

---

[1] Die erſten 53 Paragraphen.

§. Sind Widerſprüche unter den Zeugen vorhanden *geweſen*? — Anſcheinende, warum nicht? Denn die Erfahrung giebt es, und es kann ſchlechterdings nicht anders ſeyn, als daß von mehreren Zeugen nicht jeder die nämliche Sache an dem nämlichen Orte, zu der nämlichen Zeit, anders ſehen, anders hören, folglich anders erzählen ſollte. Denn eines jeden Aufmerkſamkeit iſt anders geſtimmt. Ich halte es ſogar für unmöglich, daß der nämliche Zeuge von dem nämlichen Vorfalle, den er mit aller vorſetzlichen Aufmerkſamkeit beobachtete, zu verſchiedenen Zeiten die nämliche Ausſage machen könne. Denn die Erinnerung des Menſchen von der nämlichen Sache iſt zu verſchiedenen Zeiten verſchieden. Er müßte denn ſeine Ausſage auswendig gelernt haben; aber alsdann ſagt er nicht, wie er ſich der Sache jetzt erinnerlich iſt, ſondern wie er ſich derſelben zu der Zeit, als er ſeine Ausſage auswendig lernte, erinnerlich war.

§. Sind *wahre* Widerſprüche unter den Zeugen vorhanden geweſen? ſolche, die bei keiner billigen Vergleichung, bei keiner nähern Erklärung verſchwinden? — Woher ſollen wir das wiſſen? Wir wiſſen ja nicht einmal, ob jemals die Zeugen gehörig vernommen worden? Wenigſtens iſt das Protokoll über dieſes Verhör nicht mehr vorhanden; und wer Ja ſagt, hat in dieſem Betracht eben ſo viel Grund für ſich, als wer Nein ſagt.

§. Nur daß, wer Nein ſagt, eine ſehr geſetzliche Vermuthung für ſich anführen kann, die jener nicht kann. Dieſe nämlich. Der große Proceß, welcher von der glaubwürdigen Ausſage dieſer Zeugen abhing, iſt gewonnen. Das Chriſtenthum hat über die heidniſche und jüdiſche Religion geſiegt. Es iſt da.

§. Und wir ſollten geſchehen laſſen, daß man uns dieſen gewonnenen Proceß nach den unvollſtändigen, unconcertirten Nachrichten von jenen, wie aus dem Erfolge zu ſchließen, glaubwürdigen und einſtimmigen Zeugniſſen nochmals nach zweitauſend Jahren revidiren wolle? Nimmermehr.

§. Vielmehr: ſo viel Widerſprüche in den Erzählungen der Evangeliſten, als man will! — Es ſind nicht die Widerſprüche der Zeugen, ſondern der Geſchichtſchreiber, nicht der Ausſagen, ſondern der Nachrichten von dieſen Ausſagen.

§. Aber der heilige Geiſt iſt bei dieſen Nachrichten wirkſam geweſen. — Ganz recht; nämlich dadurch, daß er jeden zu ſchreiben getrieben, wie ihm die Sache nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen bekannt geweſen.

§. Wenn ſie nun dem einen ſo, dem andern anders bekannt war, bekannt ſeyn mußte? — Sollte der heilige Geiſt in dem Augenblicke, da ſie die Feder ergriffen, lieber ihre verſchiedenen Vorſtellungen einförmig, und eben durch dieſe Einförmigkeit verdächtig machen, oder ſollte er zugeben, daß die Verſchiedenheit beibehalten würde, auf die jetzt gar nichts mehr ankömmt?

§. Sagt man, Verſchiedenheiten ſind keine Widerſprüche? — Was ſie nicht ſind, das werden ſie in dem zweiten und dritten Munde. Was Verſchiedenheit bei den Augenzeugen war, wird Widerſpruch bei denen, welche die Sache nur von Hörenſagen haben.

§. Nur ein fortdauerndes Wunder hätte es verhindern können, daß in den 30 bis 40 Jahren, ehe Evangeliſten ſchrieben, ſolche Ausartungen der mündlichen Erzählung von der Auferſtehung ſich nicht ereignet hätten. Aber was für Recht haben wir, dieſes Wunder anzunehmen? Und was dringt uns, es anzunehmen?

§. Wer ſich irgend einen ſolchen Drang muthwillig ſchafft, der habe es. Aber er wiſſe auch, was ihm ſodann obliegt: alle die Widerſprüche zu heben, die ſich in den verſchiedenen Erzählungen der Evangeliſten finden, und ſie auf eine leichtere, natürlichere Art zu heben, als es in den gewöhnlichen Harmonien geſchehen iſt.

§. Daß er dabei ſich ja nicht auf dieſes und jenes Werk zu ſehr verlaſſe, deſſen vielverſprechender Titel ihm etwa nur bekannt iſt. Ditton hat freilich die Wahrheit der chriſtlichen Religion aus der Auferſtehung *demonſtrativiſch* erwieſen. Aber er hat die Widerſprüche der Evangeliſten ganz übergangen, entweder weil er glaubte, daß dieſe Widerſprüche ſchon längſt auf die unwiderſprechlichſte Weiſe gehoben wären, — woran ich zweifle; oder weil er dafür hielt, daß ſeine Demonſtration, ungeachtet aller dieſer Widerſprüche, in ihrer ganzen Stärke beſtehen könne, — wie auch mich dünkt.

§. Eben ſo iſt Th. Sherlok in ſeiner *gerichtlichen* Prüfung der Zeugen der Auferſtehung verfahren. Er erhärtet, daß die eigentlichen Zeugen allen Glauben verdienen; aber auf die Widerſprüche in den Erzählungen der Evangeliſten läßt er ſich nicht ein.

§. Der einzige Gilbert Weſt hat dieſe Widerſprüche zum Theil mit in ſeinen Plan ziehen zu müſſen geglaubt. Wen indeß ſeine ewige Vervielfältigung der nämlichen Perſonen und Erſcheinungen beruhigen kann, der muß ſo ſchwer eben nicht zu beruhigen ſeyn.

§. Folglich findet der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangeliſten in jedem Worte behauptet, auch hier noch unbearbeitetes Feld genug. Er verſuche es nun, und beantworte die gerügten zehn Widerſprüche unſers Fragments. Aber er beantworte ſie alle. Denn dieſem und jenem nur etwas wahrſcheinliches entgegen ſetzen, und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt keinen beantworten.

Fünfter Beitrag.

1781.

Ueber die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger.

Zweite Entdeckung.

Länger muß ich die *zweite* Entdeckung, die ich über die ſogenannten *Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger* gemacht habe, meinem Leſer nicht ſchuldig bleiben. Sie betrifft, wie er ſchon weiß, den Namen des Dichters.

Gottſched nämlich hat verſichert, ihn in einer Handſchrift gefunden zu haben, welche unſere Bibliothek von dieſen Fabeln aufbewahrt. Und ſo, wie er ihn will gefunden haben, ſo wie er ihn daraus mittheilt, haben ihn ſelbſt die Schweizer auf Treue und Glauben anzunehmen, kein Bedenken getragen. Unſere Handſchrift, ſagt er, ſey auf Papier, habe ſchlechte, zu den Fabeln gehörige Figuren, und ſey ſo zerriſſen und mangelhaft, daß bisweilen halbe, ja ganze Fabeln, nebſt ihren Bildern fehlen. „Weßwegen uns aber, fährt er fort, dieſer Braunſchweigiſche Codex lieb geweſen, iſt dieſes, daß er am Ende eine Jahrzahl, und außerdem eine Erwähnung des Namens von dem Dichter in ſich hält; zu geſchweigen, daß er die allermeiſten Fabeln in ſich begreift. Scherz hat nur 51 drucken laſſen, obwohl ſeine Handſchrift noch mehrere gehabt. Die Wolfenbüttelſche aber begreift 90 Fabeln, und noch einen Beſchluß, den der Verfaſſer, wie die Fabeln ſelbſt, das XCI. Capitel nennt. Die Jahrzahl am Ende iſt MCCCCII. Der Name des Verfaſſers wird in folgenden Zeilen erwähnt:

> Von Riedenburg iſt er genañt,
> Gott muß er ymer ſeyn bekañt,
> Und das er das zu teutſch hat gepracht
> Von Latein, ſo muß ſein gedacht
> Ymer zu gut werden
> In Himel und auf erden.“

Dieſes ſchrieb Gottſched im Junius 1756,[1] ein Jahr vorher, ehe die Schweizer ihre Ausgabe an das Licht treten ließen. Gleichwohl wußten ſie entweder damals von Gottſcheds Entdeckung noch nichts, oder wollten nichts davon wiſſen; ſondern erſt in der Vorrede zu der bald darauf erſcheinenden Chriemhilden Rache fanden ſie für gut, mit gänzlicher Verſchweigung von Gottſcheds Namen, Gebrauch davon zu machen. „Man hat, ſagen ſie, die Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger, von deren Verfaſſer jetzt bekannt iſt, daß er der Burggraf von Riedenburg geweſen, von welchem wir etliche artige Strophen in der Maneſſiſchen Sammlung haben, mit dem Lobe beehrt u. ſ. w.“ Und in der Note berufen ſie ſich deßfalls auf eben dieſelbe Handſchrift unſerer Bibliothek, und führen eben dieſelben Zeilen daraus an, die wir Gottſcheden daraus anführen geſehen. Indem ſie nun Gottſcheden die Ehre dieſer kleinen Entdeckung nicht gönnen wollen: ſo wären ſie es werth, wenn man ihnen nun nachſagte, nicht, daß ſie ſich bloß von ihm verführen laſſen, ſondern daß ſie, bei eigener Einſchauung der Handſchrift, ſich freierdings der nämlichen Oſcitanz ſchuldig gemacht, die ich an Gottſcheden bewundere. Doch ich weiß, daß ſie dieſes nicht haben; und höchſtens kann ihnen nur die voreilige Zuverſichtlichkeit zur Laſt gelegt werden, mit welcher ſie verſichern, daß der Dichter Riedenburg von Gottſcheds Schaffung eben derſelbe Burggraf von Rietenburg ſey, von welchem uns die Maneſſiſche Sammlung einige Strophen aufbehalten. Denn hierzu konnten ſie, außer der Aehnlichkeit des Namens, doch nicht den geringſten Grund haben; welche Aehnlichkeit für ſich allein ſelbſt alsdann ſo viel als nichts beweiſen würde, wenn auch Gottſcheds Vorgeben ſchon ſeine völlige Richtigkeit hätte.

Nun aber, da auch dieſe wegfällt — Denn kurz; wahr iſt es zwar, daß Gottſched den von ihm ſo und ſo beſchriebenen Codex aus unſerer Bibliothek gehabt, und daß ſich in demſelben die angeführten Zeilen von Wort zu Wort befinden. Allein es iſt nur Schade, daß ſie das nicht ſagen, was ſie Gottſched ſagen läßt, und daß der gute Mann nur zwei Zeilen hätte weiter leſen dürfen, um ſeinen Irrthum einzuſehen, welcher, mit einem Worte, darin beſteht, daß er für den Verfaſſer den Mäcen des Verfaſſers, für den Dichter den vornehmen Mann genommen hat, dem zum Beſten erſterer gedichtet oder überſetzt zu haben verſichert.

Der Epilog nämlich, welchen ich aus der Bamberger Ausgabe[2] angeführt habe, und welcher ſich daſelbſt mit den Worten Sein ſele befind nymmer wee ſchließt, hat in unſerer Handſchrift noch einige Zeilen mehr, deren Anfang ebendieſelben ſind, auf welche ſich Gottſched beruft. Wenn nun alſo auf den Wunſch, für das Wohlergehen deſſen, für den der Poet gedichtet:

> Und wem es zu lieb getichtet ſey
> Der muß ymer werden frey
> Vor allen Unglück ymer mee
> Sein ſele befind nimer wee

unmittelbar in der Handſchrift folget.

> Von Riedenburg iſt er genannt
> Gott muß er ymer ſein bekannt —

iſt es nicht klar, daß der Name Riedenburg ſich auf das vorhergehende beziehen muß? ſich auf den beziehen muß, dem zu lieb das Buch gedichtet ſey? Beſonders da gleich darauf ein zweiter Name folgt, welchen überſehen zu haben, ich Gottſcheden eben verdenke, und welches kein anderer ſeyn kann, als der Name des, der das Buch gedichtet hat. Um dieſes in ſeinem völligen Zuſammenhange einſehen zu laſſen, will ich den ganzen Epilog, der in der Bamberger Ausgabe ſehr verhunzt und kaum zu verſtehen iſt, aus dem Manuſcript noch einmal herausſetzen, und ihn zu leichterer Verſtändniß nothdürftig interpunktiren, jedoch ohne weiter das geringſte darin zu ändern.

Von dem meiſter der diß puch von latein zu dewtſch hat pracht.

Wer dy peyſpil merken wil,
Der ſetz ſich auf des endes zil.
Der nutz leyt an dem end gar
Diſer peyſpil, nemt es war.
Dy tat iſt nit alſo geweſen
Der ding, als man hat geleſen.
Darumb liſt man ein peyſpil gut,
Das weiſer werden der menſchen mut.
Hundert peyſpil han ich hy fur geleit
An diß puchlein, die diß bedeut
Sint mit weyſen worten,
Einfeltiglich an allen orten.
Doch han ich cluger ſynnen hort
An weyſe, und auch an wort.
Ein durres tal dick treyt
Ein kern der ſuſſigkeit.
Ein cleyner gart oft gepirt
Dy frucht, der man getroſt wirt.
Schlechte wort und ſchlechte gericht,
Dy leben nu in der welt nicht.
Vil wort krump ſein geflochten,
Der hat nu vaſt gefochten.
Wem ſchlechte wort nit nutz ſint,
Kein nutz er von den krumen pringt.
Es prediget mancher von hohen rat,
Der er doch ſelber nicht verſtat.
Der wol das ſper prechen kan,
Das iſt nütz vil manchem man.
Treyt ſper, meſſer und ſchwert,
Dy doch ſint cleins nutzes wert,
In ſeiner hant. Ein end hat
Das puch, das geſchriben ſtat.
Wer das liſt oder leſt leſen
Der muß ſelig ymmer weſen!
Und wem das zu lieb ſey
Geticht, der muß ymmer weſen frey
Vor allem ungluck, ymmer me,
Sein ſele leyde nymmer we!
Von Rindenperg iſt er genañt,
Got muß er ymmer ſein bekant!
Und der es zu dewtſch pracht
Von latein, des muß ymmer gedacht
Zu gut werden,
In Himmel und in erden!
Er iſt genant Bonerius,
Ein ritter gots alſus
Er friſtet uns vor der helle glut,
Das wir ymmer ſein behut
Vor des tewfels ſamen.
Sprecht alle, in gotes namen!

Bonerius alſo, Bonerius, nicht Riedenburg oder Riedenberg, hat unſer alter Fabeldichter geheißen. Was kann deutlicher, was kann unſtreitiger ſeyn?

Alles, was ſich zu Gottſcheds Entſchuldigung noch etwa ſagen ließe, wäre dieſes: daß der Epilog, ſo wie ich ihn hier mittheile, nicht aus eben derſelben Handſchrift genommen iſt, die ihm zum Gebrauche vergönnt geweſen, ſondern aus einer zweiten; und daß in jener die 40ſte Zeile allerdings ein wenig anders und ſo lautet, daß vielleicht auch ein anderer ſeinen Fehler könnte begangen haben, wenn das Vorhergehende und Nachfolgende nicht wäre. Anſtatt nämlich,

---

[1] Neueſtes aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, S. 424.

[2] Erſter Beitrag, S. 790.

Und der es zu dewtiſch pracht,

welches ſich nicht anders als auf den folgenden Bonerius beziehen kann, heißt es dort:

Und das er das zu teutſch hat gepracht,

welches von dem vorhergehenden Riedenburg geſagt zu ſeyn ſcheinen könnte, wenn ſchon ſonſt etwas von ihm geſagt wäre, womit dieſes durch ein und zu verbinden geweſen, und ſich das Er in dem

Von Riedenburg iſt er genañt

nicht ſo genau an den anſchlöſſe, für den das Buch gedichtet worden. Damit man aber auch nicht meine, daß in unſerer Handſchrift, welche Gottſched gebraucht, der Nachſatz von dem Bonerius überhaupt fehle: ſo will ich den ganzen Schluß ebenfalls daraus herſetzen.

Von Ridenburg iſt er genañt
Got muß er nymer ſeyn bekañt
Und das er das zu teutſch hat gepracht
Von latein ſo muß ſein gedacht
Ymmer zu gute werden
In himel und auf erden.
Er iſt genañt Benerius
Gott friſt ihn und auch uns.
Er behut uns vor der helle glut
Und helffe uns das wir werden behut
Vor des Lebens taten
Und vor der werlt geraten
Und vor des tewfels ſamen
Nu ſprecht alle Amen.

Daß hier verſchiedene Zeilen ganz anders klingen, darf man ſich nicht befremden laſſen. Es war das Schickſal der deutſchen Dichter aus dieſer Zeit, daß ſich die Abſchreiber mit ihnen mehr als mit allen andern Schriften erlaubten. Jeder ſchaltete ein und änderte, wie es ihm gut dünkte oder aus der Feder fiel. Es würde eine unendliche Arbeit für die Kritik ſeyn, die wahre Leſart des Verfaſſers wieder herzuſtellen; und oft wüßte ich gar nicht, wie ſie es anfangen wollte, wenn ſie nicht das Autographon des Verfaſſers bei der Hand hätte. Wer kann hier z. E. mit Zuverläſſigkeit entſcheiden, wie eigentlich die 46ſte Zeile zu leſen oder auch nur zu interpunktiren ſey? und ob es wahr iſt, daß Bonerius ein Ritter geweſen? wie die eine Handſchrift will und wovon die andre durchaus nichts weiß. Kaum läßt ſich mit einiger Gewißheit ſagen, ob die Namen hier oder dort richtiger geſchrieben. Denn warum kann Rindenberg nicht eben ſowohl eine Familie geweſen ſeyn, als Riedenburg? Nur Benerius iſt wohl offenbar das falſche; denn ich wüßte mich keines ſolchen Namens zu erinnern. Hingegen iſt ein ſpäterer Hier. Boner ſogar unter den deutſchen Ueberſetzern ſehr bekannt.

Da ich nun aber bereits ſchon zweier Handſchriften unſerer Bibliothek von dieſen Boner'ſchen Fabeln, (wie ich hoffe, daß man ſie nun künftig nennen wird) gedacht habe, und ſie auch noch eine dritte und eine vierte beſitzt: ſo muß ich wohl vor allen Dingen erſt einige nähere Nachricht von ihnen insgeſammt ertheilen, bevor ich, was ich noch von den Fabeln ſelbſt anzumerken habe, und worauf mich zum Theil dieſe meine zweite Entdeckung gebracht hat, auskrame.

Die erſte alſo, welches diejenige ſeyn mag, die Gottſched gebraucht hat, iſt von ihm hinlänglich beſchrieben. Ich darf nur noch hinzu ſetzen, daß von den 90 Kapiteln oder Fabeln, welche ſie zählt (die ſie aber lange nicht alle mehr enthält), die erſten 84 in der Ausgabe der Schweizer vorkommen, die letzten ſechſe aber die nämlichen ſind, welche ich aus dem Bamberger alten Drucke mitgetheilt habe, und ſich hier bald beſſer bald ſchlechter leſen laſſen. Damit man hiervon einigermaßen ſelbſt, zugleich auch von dem Dialekte urtheilen könne, in welchem die ganze Handſchrift abgefaßt iſt, will ich die eine, nämlich die 88ſte daraus herſetzen. Sie iſt überſchrieben:

Von unwerdem Ampt.

Von einem Biſchoff liſt man das
Das er in hohen eren ſaß
Gelertter pfaffen hett er vil
Sein wirdigkeit was ohne zil
Nu hette er einen Jungling
Der im der was ſeines vettern kint
Des was der Biſchoff gar wol gemint
Er hette auch einen weiſen man
Zu Ertzprieſter geſetzt hindan
Nu fuget es ſich auf einen tag
Das der Ertzprieſter lag
Und alſo ſiech was das er ſtarb
Der Junglingk umb das Ampte warb
Der Biſchoff tet was er begert
Noch was er des Amptes ungewert
Darnach nicht lange wart geſpart
Dem Biſchoff geſandt wardt
Ein korb was guter Biren vol
Des danket er dem boten wol.
Gar lieb was im die benſant
Zu dem geſinde ſprach er zuhant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir der Byren huten ſol
Wurde mir der Byrn eine verlorn
Das were mir nicht ein cleiner zorn
Zu dem Jungling ſprach er do
Mich duncket du ſeiſt zu thüſe darzu
Ich getrawe dir nicht uber die Byren wol
Einen andern ich ſie bevehlen ſol
Ich vorcht und gebe ich dir ſie in deinen gewalt
Sie wurden alle geſſen ungezalt
Ich wil nicht uber die Byrn dir
Getrawen das glawbe mir
Dieſe Rede hort ein weiſer man
Mit ernſt ſah er den Biſchoff an
Er ſprach im muſſe erbarmen got
Das ir begangen habt den ſpot
Des ir ſie ſo manchem bevolhen hart
Dem der euch ſeüet wol
Und den ſein kintheit und Jugent
Davon ir muget die Tugent
Ungemach haben und leyt
Dem ihr die Byren habt verſeit
Zubannde ſol der pfleger weſen
Wie mage das gut geweſen
Das geſchicht ſo der wolff zu einem huter wirt
Und auf der ſtraßen vert
Wo der blinde furen ſol
Den plinden vallen ſie beide das iſt wol
Die ſchaff gar verirret ſind
Alſo ſcher der wirt ein kint
Wie bericht der einen man
Der ſich berichten nicht enkan
Wie mag der ſpeiſen wol
Die Schaf nemet war
Und lebet in ſteter geitigkeit
Zu ſcheren ſind ſie alle bereit
Sreiſten ſie die ſchaff als gern
Als recht wol ſie koſten ſcheren
Die ſchaff ſtunden deſter baß
Nu gibet ir arge liſt was
Daß die ſchoff werden geſchorn
Ob die ſele wirt verlorn
Darauf haben ſie verſorget gar
Sie achten nicht wie die ſele gefar
Der weiſe biſchoff der bevalhe
Dem Jungen ſele onezale
Und wolde im doch bevelhen nicht
Die Byren des dick geſchicht
Das er ſele huten ſol
Den man noch nicht betruben ſol.

Eben dieſe Fabel will ich auch aus unſrer zweiten Handſchrift herſetzen, um gleichfalls daraus von der Mundart derſelben urtheilen zu können, und zugleich eine Probe zu haben, wie man aus allen drei Texten nun vielleicht einen vierten zuſammenſetzen könnte und möchte, der, wenn er auch nicht vollkommen der urſprüngliche Text des Verfaſſers wäre, dennoch, wenigſtens in Anſehung des Zuſammenhanges und Verſtandes, für denjenigen gelten könnte, der dem urſprünglichen am nächſten käme. Und dieſes will ich lieber gleich ſo fort thun, auch noch ehe ich dieſe zweite Handſchrift ſelbſt näher beſchreibe.

83.

Das man weltliche Dink ſo wol verſorgt und der ſel ſo wenig achtet.

Von einem piſchoff liſt man das
Das er in hoben eren ſaß
Nun hört als ich euch ſagen wil
Sein wirdikeit was on Zil
Nu het er einen Jungling
Einen ſchuler kundig auf alle ding
Bey einem das was ſeines vettern kint
Der was dem piſchoff liep über alle dink
Er het auch einen weyſen man
Als ich vernumen han
Ein ertzprieſter geſetzet ein
Den lewten zu einem guten ſchein
Nun füget es ſich auf einen tag
Das der ertzprieſter ſiech lag
Und alſo ſiech ſtarb
Der Jungling um das ampt warb
Der piſchoff tet als er begert
Darauff er het gelert
Dornach nit wart geſpart
Dem piſchoff geſendet wart
Ein korb mit guten pirn vol
Der danket er den poten wol
Gar liep was im das geſandt
Zu den kynnen ſprach er zu hant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir die pirn behalten ſol
Wurd mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu den Jungling ſprach er
Mich dunkt du ſeiſt nit guter ler
Der pirn der ich dir getrawen ſol
Mich dunkt ich find einen peſſern huter wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sie werden geſſen alſo pald
Ich wil mit nichte der pirn dir
Getrawen des glaub mir
Dieſe red hört ein weyſer man
Er ließ die red nit lenger ſtan
Er ſprach nu muß erbarmen gott
Das ihr begangen habt den ſpot
Dem ihr befolhen habt ſo mancher hant
Dem der euch was bekant
Sein kindheit und ſein jugent
Davon ir ymmer muget
Ungemach haben und leyt
Dem ir dy pirn habt verſeyt
Der ſol der ſele pfleger weſen
Wie mag denn geneſen
Das ſchaff ſo der Wolff zu hirten wirt
Und auf der ſtraß wirt verirrt
Der der den blinden füren ſol
Vallen ſie beyde das iſt wol
Dy ſchaff gar verirret ſint
Wenn zu einem hirten wird ein kint
Wie berichtet der einen man
Der ſich ſelber nit berichten kan
Wie mag der geſpeiſen wol
Der da nymmer wirt vol
Und lebet in ſteter geytigkeit
Sprenſten ſo die ſchof als gern
Als recht wol als ſie kuſen ſchern
Dy ſchoff ſtunden deſter paß
Nu get ir arger liſt auf das
Wie die ſchoff weren geſchoren
Ob die ſele wurd verloren
Darauf haben ſy verſorget gar
Sy achten nit wie ir ſel gefar
Der weiſ piſchoff der beſale
Dem jungen der ſele on zale
Und wolt im befelben der pirnen nicht
Das noch gar oft geſchicht
Das der huten ſol
Dem man über ein pirn nit getrawet wol
Das er ſich ſelber wol behut
Er vint es wol wer recht tut
Ein lon dem im got ſelber darum wil geben
Got geb uns das ewig leben.

Ich will keine umſtändliche und langweilige Vergleichung anſtellen, die der Leſer mit einem einzigen Blicke machen kann. Nur einiges muß ich berühren. Daß in dem Text unſerer erſten Handſchrift nach der 5ten Zeile,

Nun hat er einen junglingk,

die darauf reimende verloren gegangen, iſt klar. Wenn aber das gedruckte Bamberger Exemplar dieſe fehlende Zeile durch,

Ein ſchuler kundig auf alle ding,

ergänzt und fort fährt,

Bey dem was ſeines vettern kint:

ſo werden wir wegen des Helden der Fabel völlig ungewiß, und es ſcheint als ob der kündige Schüler und das Kind des Vetters zwei verſchiedne Perſonen ſeyn ſollten, deren eine bei der andern ſich aufgehalten hätte. Das ſoll nun aber nicht ſeyn; und die wahre Leſart hat uns unſtreitig die zweite Handſchrift aufbehalten, wo bloß ein guter alter, aber nicht mehr gangbarer Ausdruck zu jenen Verſtümmlungen Anlaß gegeben. Es heißt nämlich:

Nu het er einen jungling
Einen ſchuler kundig auf alle ding
Bey einem das was ſeines vettern kint;

und dieſes verſtehe ich ſo, daß bei einem, worauf ein Komma zu denken, hier ſo viel heißen ſoll, als außer einem, in welchem Verſtande die Partikel bei von Schriftſtellern damaliger Zeit häufig gebraucht wird. Das iſt: der junge Menſch, welcher des Biſchofs Anverwandter war, war in der That auch nicht ungeſchickt; er wußte vielmehr alles und jedes — gerade, wie manche unſrer heutigen theologiſchen Kandidaten — nur freilich Eines nicht, worauf es doch auch ein wenig mit ankam; er wußte alles, nur das eine nicht, was zu einem Seelenſorger gehöre. — Ich will nicht hoffen, daß ich den alten Dichter hiermit zu witzig mache. — Aber ganz gewiß iſt die, in der ſo weit guten zweiten Handſchrift, gleich darauf folgende Zeile,

Der war den piſchoff liep über alle dinck,

dafür von ihm nicht, ſondern die lieſt nun wiederum die erſte Handſchrift oder die gedruckte Bamberger Ausgabe beſſer. Daß hiernächſt die 3te und 38ſte Zeile der zweiten Handſchrift leere Flickzeilen ſind; daß das Wort verſorgen in der 6ten eben derſelben, für ſich aller Sorge entſchlagen, als welches auch die erſte Handſchrift erkennt, das wahre echte Wort ſey; daß die zwei letzten Zeilen des Bamberger Drucks, ſo wie die vier letzten Zeilen unſrer zweiten Handſchrift, leere und ſchaale Anhänge der Abſchreiber ſind, braucht keines langen Beweiſes. — Doch warum halte ich mich bei dieſen einzelnen Kleinigkeiten auf, und verſuche es nicht lieber ſogleich, wie aus allen drei Texten ein vierter gezogen werden könne, der ſich ohne allen Anſtoß noch jetzt leſen laſſe, ohne gleichwohl moderniſirt zu ſeyn oder nur ein einziges Wort zu enthalten, welches nicht den einen oder den andern Text für ſich habe. Er würde etwa ſo ausſehen, dieſer Verſuch!

Von einem Biſchof lieſt man das:
Daß er in hohen Ehren ſaß;
Gelehrter Pfaffen hett er viel,
Sein Wirdigkeit was ohn Zil.
Nun hett er einen Jüngling,
Einen Schüler kundig auf alle ding
Bey einem, das was ſeines Vettern Kind,
Des was der Biſchof gar geminnt.
Er hett auch einen weiſen Mann
Zu Erztprieſter geſetzt hintan.
Nun fügt es ſich auf einen Tag,
Daß der Erztprieſter ſiech lag,
Und alſo ſiech was, daß er ſtarb.
Der Jüngling um das Ampt warb
Der Biſchof ihm als er begert,
Doch des Amptes was er unwerth.
Darnach nicht lange ward geſpart,
Dem Biſchof geſendet ward
Ein Korb, was guter Birnen voll;
Des danket er dem Boten wohl.
Gar lieb was ihm dis Geſandt.
Zu den Seinen ſprach er zuhand:
Wem mag ich getrauen wohl,
Der mir der Birn hüten ſoll?
Würde mir der Birn eine verlorn,
Das wär mir nit ein kleiner Zorn.
Zu dem Jünglinge ſprach er do:
Mich dunkt, du ſeyſt zu dünn dazu.
Der Birn ich dir getrauen ſoll?
Ein beſſern Hüter finde ich wohl.
Ich fürcht, gäb ich dir den Gewalt,
Sie würden geſſen ungezahlt.
Ich will mit nichte der Birnen dir
Getrauen, das glaube mir!
Dieſe Rede hört ein weiſer Mann.
Mit Ernſt ſah er den Biſchof an.
Er ſprach: nun erbarm es Gott,
Daß Ihr begangen habt den Spott!
Daß Ihr befohlen habt ſo mancherhand
Dem, des Euch was bekannt
Sein Kindheit und ſein Jugend,
Davon Ihr immer muget
Ungemach haben und Leid.
Dem Ihr die Birnen habt verſeit,
Der ſoll der Seele Pfleger weſen?
Wie mag denn geneſen
Das Schaf, ſo der Wolf zum Hirten wird,
Und auf der Straße wird verirrt?
Wo der Blinde führen ſoll
Den Blinden, fallen ſie beide wohl.
Die Schafe gar verirret ſind,
Wenn zu einem Hirten wird ein Kind.
Wie berichtet der einen Mann,
Der ſich ſelber nit berichten kann?
Wie mag der geſpeiſen wohl,
Der da nimmer wird voll,
Und lebt in ſteter Geitigkeit?
Zu ſcheeren ſind alle bereit.
Speiſten ſie die Schaf alſo gern,
Als wohl ſie die Schaf können ſcheern
Die Schaf ſtünden deſter baß.
Nun geht ihr arger Liſt auf das,
Wie die Schaf werden geſchoren.
Ob die Sele wird verloren,
Darauf haben ſie verſorget gar.
Sie achten nit wie ihr Seel gefahr.
Der weiſe Biſchof der befahl
Dem Jungen der Seelen ohne Zahl
Und wollt ihm befehlen nicht
Die Birnen! daß noch oft geſchicht,
Daß der Seelen hüten ſoll,
Dem man über ein Birn nit getrauet wohl!

Ich ſage, daß in dieſem zuſammengeſetzten Texte nicht ein einziges Wort enthalten, welches nicht in einem von den alten Texten zu finden. Es iſt alſo alles alt darin; und nur durch eine kleine Wahl, durch eine nothdürftige Interpunktion, durch Beibehaltung der gewöhnlichen Orthographie, wo weder der Reim, noch das Sylbenmaaß, noch der Wohlklang die alte unbeſtimmte Orthographie erfordert, iſt alles wie neu geworden. Wenigſtens durchgängig verſtändlich; und es würde bloßer Eckel ſeyn, wenn man dem ungeachtet den alten treuherzigen Erzähler nicht anhören wollte, falls ihm etwa jemand von Anfang bis zu Ende dieſen Dienſt zu leiſten bedacht wäre, zu welchem ſich ohne Zweifel nur in unſerer Bibliothek der nöthige Vorrath finden dürfte. — Freilich will und kann ich nicht behaupten, daß eine ſolche Behandlung verſchiedener Handſchriften mit der ſtrengen Wahrheit übereinkomme, weil Zeiten und Mundarten dadurch verbunden werden, die vielleicht ſehr weit verſchieden ſind. Auch wollte ich ſie zu Dingen nicht anrathen, bei welchen es auf hiſtoriſche Gewißheit ankömmt, weil durch dergleichen Vermiſchung das ganze Monument verdächtig werden könnte. Nur bei alten Dichtern, meine ich, könnte ſie gar wohl gebraucht werden, die man bloß zum Vergnügen lieſt, ohne eben daraus auch nur die Geſchichte der Sprache ſtudiren zu wollen. — Doch dieſes bringt mich hier zu weit von meinem Wege, und ich erkläre mich anderweits darüber genauer. —

Unſere zweite Handſchrift ſelbſt, aus welcher wir ſchon die Probe geſehen, verdient in allem Betracht die erſte zu heißen. Es iſt eben die, aus welcher ich gleichfalls ſchon den Epilog mitgetheilt, der uns den wahren Namen des Dichters angiebt. Sie iſt ein ziemlich großer und ſtarker papierner Foliant, der aber häufig mit pergamenen Blättern untermengt iſt, wie man das bei deutſchen Handſchriften des 14ten und 15ten Jahrhunderts nicht ſelten findet. Aus den Gränzen dieſer beiden Jahrhunderte mag ſie denn auch wohl ſeyn, und wer weiß, ob noch? Denn die Hand iſt wirklich leſerlicher und zierlicher als die Hand der erſten Handſchrift, die nach Gottſcheds Angabe, wie wir geſehen, von 1402 ſeyn ſoll.[1] Die Schrift, verſteht ſich, iſt Kanzelei und kömmt der Schrift in unſern älteſten deutſchen Drucken ſehr nahe. Es iſt alſo auch nicht eigentlich das Alter, welches ihren Vorzug ausmacht, ſondern die Vollſtändigkeit und der Reichthum an beſſern Lesarten. Zwar enthält ſie auch nicht alle hundert Fabeln, aus welchen das Werk beſtanden; ſondern nur ſechsundneunzig, und hatte Anfangs deren gar nur fünfundachtzig enthalten, indem nach der fünfundachtzigſten der Epilogus folgt, und die übrigen eilfe von einer andern Hand nachbegetragen ſind. Unter dieſen ſechsundneunzig Fabeln finden ſich ſieben, welche in der Ausgabe der Schweizer fehlen; aber unter dieſen ſieben iſt nur eine einzige, welche nicht auch aus dem alten Bamberger Drucke könnte ergänzt werden. Und dieſe einzige iſt ſonach denn auch das Koſtbarſte, was ſie enthält. Es iſt die vom Hahn und der Perle, und ich freue mich, ſie daraus retten zu können und hier mitzutheilen.

XC.

Von geſchicht es alſo kam
Eins tags das ein han
Flog auf ſeins meiſters miſt
Daſſelb dick mer geſchehen iſt
Er ſucht do ſein ſpeiſe
Alſo thut auch der weiſe
Er vand das im nicht gevil beſchoß
Ein ſtein edel und groß
Ligen unwirdicliche
Er ſprach got herre reiche
Wie hab ich mein freud verlorn
Mich luſtet paß des gerſten korn

---

[1] Denn ich möchte nicht darauf wetten, daß er richtig geleſen; worüber der Augenſchein das nähere belehret.

Wann du biſt nit nutz mir
Was nutzeſt mich was ſol ich dir
Wiß das es mich nit furtreit
Dein ſchon noch dein adelkeit
Hett dich meiſter ypocras
Der konnd dein genieſſen bas
Dann ich du biſt mir unbekannt
Der han warf hin den ſtein zuhant
Eins haberkorns het er begert
Gaiſtlich diſe beiſchaft iſt geſeyt
Dem torn der ſein kolben treyt
Der iſt im lieber dann ein reich
Dem torn ſein alle ding geleich
Die weißheit kunſt und ere gut
Verſladen tut ir tummer mut
Die nutzet nit der edelſtein
Ein hunt lieber het ein bein
Dann ein edelſtein gelaub mir
Alſo ſtet auch der torn gir
Ir ſitt und ir geberden
Iſt auf uppigkeit auf erden
Die erkennen nit des ſteines kraft
Noch monner was in der beyſchaft
Verborgen guter ſynn iſt
Darzu viel hoher menger liſt
Die dem narren gar fremd ſind
Geſehent ſind die narren blind
Der tor ſol für ſich gan
Und ſol die beſchaft laſſen ſtan
Im mag der frubet werden niht
Recht als dem hannen nu geſchiht.

Wenn wir nun zuſammen rechnen, ſo wird ſich finden, daß uns höchſtens nur noch eine Fabel fehlt, um ſie alle hundert wieder beiſammen zu haben. Nämlich die Ausgabe der Schweizer enthält deren zweiundneunzig;[1] ſechs hat die Bamberger Ausgabe dazu geliefert; und eine liefert hier unſere zweite Handſchrift. Das macht neunundneunzig; und vielleicht fehlt uns auf dieſe Weiſe auch nicht einmal eine. Denn es wäre möglich, daß der Dichter ſeinen Epilogus als die hundertſte Fabel gezählt hätte, wie er denn auch wirklich in unſerer erſten Handſchrift als das 91ſte Kapitel überſchrieben iſt. Oder es könnte auch ſeyn, daß er, dem ungeachtet was ich unten in der Note geſagt habe, dennoch die 23ſte Fabel von den Fröſchen, mit ihrer vorhergehenden beſondern Anwendung auf Athen, für zwei Fabeln gerechnet hätte; wie ſie denn auch wirklich in allen unſern Handſchriften ein doppeltes Gemälde hat, wodurch ſie in zwei beſondere Stücke abgeſondert wird, deren jedes ſeine eigene Ueberſchrift hat. In der erſten nämlich iſt der Eingang Von Eigenſchaft, und die Fabel Von Freyheit überſchrieben. In der zweiten aber heißt die Ueberſchrift des Eingangs, die im ſelber Herrſchaft kaufen, und die Ueberſchrift der Fabel, wer frey iſt das ſich der nicht zu eygen gib. — Von den Gemälden, welche ſowohl in dieſer als in jener Handſchrift vor jeder Fabel ſtehen, iſt nicht viel zu ſagen. Die beſſern hat die zweite Handſchrift; aber auch dieſe beſſern ſind herzlich ſchlecht, außer daß ſie dann und wann einen Blick verdienen, wo der Meiſter damalige Trachten und Sitten abbilden müſſen. In dieſer Abſicht, weiß man, haben Gelehrte auch wohl noch elendere Figuren zu brauchen gewußt. — Noch muß ich des Titels gedenken, den dieſe zweite Handſchrift hat. Zu Anfang der erſten ſteht bloß: Hier hebt ſich an ein maiſter Eſopus genannt. Vor dieſer aber: Hie vahet an das puch das iſt genant der welt lauff und es hat ein Meiſter gemacht genandt Eſopus, und hayſſet der guldein ſtein und ſtrafet reich und arm geyſtlich und werltlich kunig und kayſer und alle welt und iſt gemalet mit den Figuren und auch andre meyſter geticht mehr hernach ſten gar kurtzweilig und gut zehoren ſind als den ein Regiſter hernach volgent aus weyſt mit der Zal der pleter an welchem plat man finden mag ein yeliches ſtuck. Wie man einer Sammlung von Fabeln den Titel der güldne Stein geben können, wird der Leſer wohl nicht von mir zu wiſſen verlangen. Eher dürfte er begierig ſeyn zu wiſſen, was das für Gedichte andrer Meiſter ſind, welche auf die Fabeln folgen. Aber hierzu muß ich mir einen andern Platz erbitten, weil ſie zum Theil wirklich nicht ſchlecht und von einer ganz beſondern Gattung ſind. —

Ich komme auf unſere dritte Handſchrift, bei der ich mich weniger aufzuhalten brauche, weil ſie nur 72 Fabeln enthält, die alle in der Ausgabe der Schweizer vorkommen. Die erſte Fabel iſt die zwölfte dieſer Ausgabe; und ſo folgen denn die übrigen ungefähr in der nämlichen Ordnung. Sie iſt, ebenfalls nur auf Papier, um 1458 geſchrieben, wie zu Ende der 72ſten Fabel zu ſehen. Gemälde hat ſie bei jeder Fabel auch; ſonſt aber weder Aufſchriften noch Titel. Von den andern alten Gedichten übrigens, die ſie gleichermaßen wie jene, außer den Fabeln enthält, will ich hier um ſo weniger reden, da ſie zum Theil die nämlichen ſind, die in der zweiten Handſchrift zu finden, welche mich viel zu ſehr vergnügt haben, als daß ich es vergeſſen ſollte, dieſes Vergnügen mit meinen Leſern je eher je lieber zu theilen.

Mit der vierten Handſchrift endlich kann ich noch geſchwinder fertig werden. Denn dieſe iſt offenbar die allerneueſte, und eigentlich nur der Anfang einer Handſchrift, indem ſie bloß die erſten 40 Fabeln und in der nämlichen Ordnung enthält, wie ſie in der Schweizer Ausgabe vorkommen. Zu Gemälden iſt Platz gelaſſen, und daß ſie auch nur auf Papier iſt, verſteht ſich. Zum Vergleichen iſt ſie indeß noch immer gut; und ich könnte aus ihr, ſo wie aus der dritten, mehr als eine gute Lesart anführen, wenn ich mich länger hierbei verweilen wollte.

Dafür will ich lieber noch alles zuſammenraffen, was ich über die Quellen und das Zeitalter des Dichters zu ſagen habe.

Aus dem Epilogus haben wir geſehen, daß der Dichter ſelbſt bekennt, ſeine Fabeln nicht erfunden, ſondern bloß aus dem Latein überſetzt zu haben. Und was hätte ihn bewegen können, dieſes Bekenntniß zu thun, wenn es nicht der ſtrengſten Wahrheit gemäß geweſen wäre? Er war ja kein ſatyriſcher Dichter, der die Rachſucht irgend eines beleidigten Thoren zu fürchten hatte. Fabeln ſind ja auch keine Erzählungen, denen er durch ein ſolches Vorgeben hiſtoriſche Glaubwürdigkeit etwa hätte verſchaffen wollen. Die eigne Erfindung, wenn ſie der Reimer auch nicht für das Hauptverdienſt halten will, iſt doch wohl wenigſtens ein Nebenverdienſt, deſſen er ſich nicht zu ſchämen gehabt hätte; oder, nächſt der Gabe zu erzählen, ein Verdienſt mehr. Alſo noch einmal, was hätte ihn bewegen können, ſich nur überhaupt für den Ueberſetzer anzugeben, wenn er ſich noch eines andern Titels dabei bewußt geweſen wäre? Gleichwohl gab ſich Gottſched das patriotiſche Anſehen, an der Wahrheit eines ſo treuherzigen Bekenntniſſes zu zweifeln. „Daß nun geſagt wird, ſchreibt er an einem Orte, wo er den deutſchen Urſprung der bekannten Fabel vom Müller und ſeinem Sohne, gegen franzöſiſche Anſprüche erhärten will, es habe der von Riedenburg dieſe Fabeln nur aus dem Latein überſetzt, iſt freilich von den meiſten wahr, die aus ältern Fabeldichtern entlehnt worden. Es iſt aber augenſcheinlich, daß viele, ja faſt die Hälfte, aus keinem jetzt bekannten ältern Fabeldichter genommen, ſondern von urſprünglich deutſcher Erfindung ſind." Es iſt keinem ehrlichen Manne zu verdenken, wenn er keine große Beleſenheit in den alten Fabeldichtern hat; er muß aber auch nur nicht thun, als ob er ſie hätte. Die Wahrheit iſt dieſe: daß drei Viertheil von unſern alten deutſchen Fabeln aus zwei ganz bekannten alten lateiniſchen Fabeldichtern genommen ſind, und ich von den übrigen fünfundzwanzig, wenigſtens achtzehn in Büchern nachweiſen kann, die, aller Wahrſcheinlichkeit nach, älter, als unſere Fabeln ſind. Ob aber dem ungeachtet die anderweits entlehnten 25 Fabeln nicht gleichwohl größtentheils deutſcher Erfindung ſind, das iſt eine andere Frage, die ſich freilich eher noch bejahen läßt. Denn die alten Bücher, in welchen ich ſie nachweiſen kann, ſind wenigſtens in Deutſchland geſchrieben. Aber was thut das unſerm Dichter, der ja nicht einmal etwas anders ſeyn will, als Ueberſetzer?

---

[1] Hier muß ich einen Irrthum verbeſſern, den ich im 1ſten Beitrage S. 791 begangen habe. Es iſt nämlich falſch, daß der Abſatz S. 46 in der Schweizer Ausgabe die Zahl XXIV. haben müſſe. Denn es iſt keine beſondere Fabel, ſondern gehört zu Nummer XXIII., welches bloß die Einleitung dazu iſt, die auch bei dem Anonymus des Nevelet, als der Quelle unſers Dichters, nicht für eine beſondere Fabel gerechnet wird, ſondern bloß Similitudo ad sequentem fabulam überſchrieben iſt. Der Sprung in der Schweizer Ausgabe bleibt alſo zwiſchen XXIII. auf XXVI. von zweien, und anſtatt der angegebenen XCIV. Fabeln enthält ſie deren nur XCII.

2. Und zwar ſind die zwei alten lateiniſchen Fabeldichter, aus welchen unſer Dichter vornehmlich geſchöpft hat, der ſogenannte Anonymus des Nevelet und Avianus. Jener Anonymus, habe ich anderwärts erwieſen, iſt nichts als der verſificirte Romulus, bis auf das vierte Buch; und von den drei erſten Büchern, die aber bei dem Anonymus ohne Abtheilung fortgehen, hat Boner bloß die 39ſte 49. 50. 51. 52. 53. 56. 57. und 58ſte unberührt gelaſſen. Die übrigen finden ſich bei ihm nicht nur alle, ſondern faſt alle[1] in der nämlichen Ordnung, bis auf wenige Verſetzungen; und daß wir es um ſo eher glauben können, daß ſie auch nicht anderwärts her entlehnt ſind, ſind einer jeden die zwei Schlußzeilen des lateiniſchen Dichters beigefügt, in welche dieſer die Moral derſelben zuſammengefaßt hatte. Dieſes letztere gilt wenigſtens von der ſchönen Handſchrift der Schweizer, welche das Autographon des Verfaſſers, oder doch wenigſtens aus dieſem zunächſt genommen zu ſeyn ſcheint. — Mit der 63ſten Fabel fangen ſodann die an, welche aus dem Avianus entlehnt ſind, von deſſen 42 Fabeln ihm aber nicht mehr als 22 beliebt haben, die man in nachſtehender Tabelle angegeben finden wird. Dieſe 22 mit den 52 aus dem gedachten Anonymus, machen 74, denen alſo, wie geſagt, zu den geſammten 99 noch 25 fehlen, deren anderweitige Quellen ich nun hier anzeigen müßte, um mein Wort gut zu machen. Doch weil mich dieſes jetzt zu weit abführen würde, ſo will ich von ihrem lateiniſchen Urſprunge überhaupt einen Beweis geben, den man hoffentlich wird gelten laſſen. Dieſen nämlich: daß, ſo viel deren in der eben gedachten ſchönen Handſchrift der Schweizer (Anfang und Ende fehlen), befindlich ſind, eine jede derſelben zwei lateiniſche Schlußzeilen hat, welche offenbar die Moral des lateiniſchen Textes geweſen ſind. Denn da der deutſche Dichter bei denjenigen Fabeln, welche aus dem Avianus und Nevelet'ſchen Anonymus ſind, die eignen Worte derſelben behalten hat, ſo kann man wohl gewiß ſeyn, daß er auch zu den übrigen die lateiniſchen Diſticha nicht ſelbſt werde gemacht haben. Warum dieſe beigefügten Diſticha überhaupt auch ſonſt noch ihren Werth haben, wird man im nächſtfolgenden Aufſatze ſehen. Jetzt erlaube man mir nur noch, folgende Tabelle einzurücken, in welcher man, was ich bisher geſagt, auf einmal überſehen kann, und die demjenigen einmal nicht wenig Mühe erſparen dürfte, der etwa den Bamberger Druck und das zweite Manuſcript in unſrer Bibliothek brauchen und nutzen wollte. Er wird ohne Zeitverluſt in derſelben ſehen können, wo er jede Fabel der Schweizeriſchen Ausgabe in beiden zu ſuchen habe.

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unſre zweite Handſchrift.	Quellen der Fabeln.
I.	1.	1.	Anony. Nev. Præf.
II.	2.	2.	Avianus fab. XVII.
III.	3.	3.	III.
IV.	4.	4.	IV.
V.	5.	5.	V.
VI.	—	87.	IX.
VII.	6.	6.	—
VIII.	7.	7.	Anony. fab. II.
IX.	8.	8.	VI.
X.	9.	9.	VII.
XI.	10.	10.	VIII.
XII.	11.	11.	X.
XIII.	12.	12.	XI.
XIV.	13.	13.	XII.
XV.	14.	14.	XIII.
XVI.	15.	15.	XIV.
XVII.	—	86.	XV.
XVIII.	16.	16.	XVI.
XIX.	17.	17.	XVII.
XX.	18.	18.	XVIII.
XXI.	19.	19.	XIX.
XXII.	20.	20.	XX.
XXIII.	21.	21.	XXI.
XXIV.	—	—	—
XXV.	—	—	—
XXVI.	22.	22.	XXII.
XXVII.	27.	23.	XXIII.
XXVIII.	28.	24.	XXIV.
XXIX.	29.	25.	XXV.
XXX.	30.	26.	XXVI.
XXXI.	31.	27.	Anony. XXVII.
XXXII.	24.	28.	XXVIII.
XXXIII.	23.	29.	XXIX.
XXXIV.	25.	30.	XXX.
XXXV.	26.	31.	XXXI.
XXXVI.	35.	32.	XXXII.
XXXVII.	—	88.	XXXIII.
XXXVIII.	36.	33.	XXXIV.
XXXIX.	37.	34.	XXXV.
XL.	38.	35.	XXXVII.
XLI.	32.	36.	XXXVI.
XLII.	33.	37.	Avian. XXXIV.
XLIII.	34.	38.	—
XLIV.	39.	39.	Anony. XLIV.
XLV.	40.	40.	XL.
XLVI.	41.	41.	XLI.
XLVII.	42.	42.	Anony. XXXVIII.
XLVIII.	—	89.	—
XLIX	43.	43.	—
L.	44.	44.	Anony. XLII.
LI.	45.	45.	Anony. XLIII.
LII.	46	46.	—
LIII.	47.	47.	—
LIV.	—	91.	Anony. XLV.
LV.	48.	48.	XLVI.
LVI.	—	92.	Anony. XLVII.
LVII.	49.	49.	XLVIII.
LVIII.	50.	50.	—
LIX.	—	—	LIV.
LX.	51.	51.	LV.
LXI.	52.	52.	LIX.
LXII.	53.	53.	LX.
LXIII.	54.	54.	Avianus I.
LXIV.	—	93.	II.
LXV.	55.	55.	III.
LXVI.	—	—	IV.
LXVII.	56.	56.	V.
LXVIII.	57.	57.	VI.
LXIX.	58.	58.	VII.
LXX.	59.	59.	—
LXXI.	—	94.	—
LXXII.	60.	60.	—
LXXIII.	61.	61.	IX.
LXXIV.	62.	62.	—
LXXV.	—	95.	X.
LXXVI.	63.	63.	—
LXXVII.	64.	64.	XI.
LXXVIII.	65.	65.	XIII.

---

[1] Selbſt die erſte Fabel von dem Affen, der die Nuß wegen der äußern bittern Schale verachtet, iſt aus dieſem Anonymus genommen, ob ſie ſchon da nicht als Fabel vorkommt. Nämlich aus der letzten Zeile ſeiner Vorrede:

Et nucleum celat arida testa bonum.

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unſre zweite Handſchrift.	Quellen der Fabeln.
LXXIX.	66.	66.	XIV.
LXXX.	67.	67.	XXIII.
LXXXI	—	95.	XV.
LXXXII.	68.	68.	—
LXXXIII.	—	—	XVI.
LXXXIV.	69.	69.	XVIII.
LXXXV.	70.	70.	—
LXXXVI.	71.	71.	XIX.
LXXXVII.	72.	72.	—
LXXXVIII.	73.	73.	XXII.
LXXXIX.	74.	74.	—
XC.	75.	75.	XXIX.
XCI.	76.	76.	XXVI.
XCII.	77.	77.	
XCIII.	78.	78.	
XCIV.	79.	79.	
	80.	80.	
	81.	81.	
	82.	82.	
	83.	83.	
	84.	84.	
	85.	85.	
	—	90.	Anony. I.

Ich eile zu dem letztern Punkte dieſes Aufſatzes, welcher das Zeitalter unſers ehrlichen Fabeldichters betrifft. — Sein Herausgeber in Zürich, wie bekannt, iſt der Meinung, daß er noch „vor den Tagen Friedrichs des Zweiten gelebt habe. Die Sprache, ſagt er, die Orthographie, die Einfälle, die Ausdrücke, alles verräth einen Verfaſſer aus dem blühenden Alter der ſchwäbiſchen Poeſie.“ — Je erfahrner und ſcharfſichtiger der Kunſtrichter iſt, der einen ſolchen Ausſpruch thut, von deſto größerm Gewichte iſt er. Gleichwohl aber iſt eine Deciſion des Geſchmacks kein hiſtoriſcher Beweisgrund, und es bleibt immer eine ſehr mißliche Sache, Facta durch Geſchmack entſcheiden wollen, wenn er auch noch ſo ſicher wäre. Denn wenn andere dieſen Geſchmack nun nicht haben? Wenn andere z. E. die Sprache des Dichters gar nicht für die Sprache jenes Alters erkennten, das mir überhaupt ein wenig zu ſehr nach dem franzöſiſchen Siecles geformt zu ſeyn ſcheint? Denn Gott weiß, ob die guten ſchwäbiſchen Kaiſer um die damalige deutſche Poeſie im geringſten mehr Verdienſt haben, als der jetzige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf ſchwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen ſollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutſchen Literatur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet! — Der ſchweizeriſche Kunſtrichter ſagt ja ſelbſt: „Wir haben gegenwärtige Fabeln deſto lieber vor der Maneſſiſchen Sammlung vorhergehen laſſen, weil ſie bei ihrer natürlichen Einfalt eine große Leichtigkeit haben, welche ſich auch öfters denjenigen verſtändlich macht, die nur ein flüchtiges Auge darauf werfen, ohne daß ſie ſich mit den Schönheiten der alten Sprache eine gelehrte Arbeit machen.“ Was heißt das anders, als: die Sprache dieſer Fabeln iſt nicht die Sprache der ältern Dichter in der Maneſſiſchen Sammlung, ſondern ein gutes Theil verſtändlicher, d. i. ein gutes Theil jünger, unſrer jetzigen Sprache näher? — Und was will der gelehrte Mann mit der Orthographie jenes Alters? Giebt es denn eine ſolche? Wenn er das Glück gehabt, einen Codex zu erhalten, in welchem durchaus eine gleichförmige Orthographie beobachtet worden: iſt das darum die Orthographie jenes Alters? Finden ſich denn nicht ſelbſt in der Maneſſiſchen Handſchrift faſt ſo viel verſchiedene Orthographien, als verſchiedene Dichter? — Was endlich den Ausdruck, die Einfälle, die ganze poetiſche Kunſt anbelangt, woraus wir ſchließen ſollen, daß unſer Fabeldichter der Zeitgenoſſe der Minneſinger geweſen; ſo kann ich nicht bergen, daß ein ſolcher Schluß zu viel Unkunde mit den ſpätern Dichtern des 14ten und der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts verräth. Zeiten, welche einen Hugo von Trimberg und einen Hermann von Sachſenheim noch gehabt haben, können ja wohl auch einen Fabeldichter hervorgebracht haben, wie dieſen. Ja, ich ſchäme mich nicht zu bekennen, daß die Fabeln, welche in dem Renner zerſtreut ſind, nach meinem Geſchmacke (ich weiß wohl, daß Gellerts Urtheil ganz anders ausgefallen iſt) weit lebhafter und unterhaltender erzählt ſind, als dieſe vorgegebenen Fabeln des ſchwäbiſchen Zeitalters.

Was der ſchweizeriſche Kunſtrichter von den materiellern Kennzeichen ſeiner beſſern Handſchrift ſagt, ſcheint eher noch ein hiſtoriſcher Beweis zu ſeyn. Scheint, ſage ich: denn im Grunde iſt es doch nur auch dunkle unerklärliche Empfindung. „So viel man, ſagt er, aus den Charakteren der Buchſtaben urtheilen kann, ſo iſt ſie gegen dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts geſchrieben worden.“ Wie wohl ſtünde es mit der Kenntniß der Handſchriften, wenn es in irgend einer Sprache von irgend einer Zeit Buchſtabenzüge gäbe, aus welchen ſich bis auf ein halbes Jahrhundert das Alter derſelben mit Zuverläſſigkeit angeben ließe. Freilich müßte es wohl dergleichen geben, und ſie würden vielleicht auch zu beſtimmen ſeyn, wenn man eine große Menge von Handſchriften des nämlichen Landes und der nämlichen Sprache vor ſich hätte, deren Folge und Ordnung aus andern unſtreitigen Gründen bereits beſtimmt wäre. Aber wo iſt das? und wo hat man das? Da, wo wir in der Diplomatik jetzt noch halten, bedarf es ſchon eines ſehr kundigen Mannes, der ſich aus den bloßen Zügen der Buchſtaben nicht mehr als um ein Jahrhundert irren ſoll; wie das jeder Gelehrte eingeſtehen wird, der Erfahrung in ſolchen Dingen hat und weder ſich noch andere betrügen will. — So iſt denn auch bisher ſchlechterdings noch keine Handſchrift von unſern Fabeln bekannt, die ſich durch eine ausdrückliche Jahrzahl zu dem 13ten Jahrhunderte legitimirte. Alle übrige, ſowohl die zweite der Schweizer, als die, welche D. Scherz gebraucht hat, nebſt den vieren unſrer Bibliothek, ſind wenigſtens ein Jahrhundert jünger, ja einige derſelben wohl zwei; wie nicht aus bloßer kritiſcher Schätzung, ſondern aus den ausdrücklich beigefügten Jahrzahlen zu erkennen.

Doch ich bin weit entfernt, mich eines ähnlichen Trugſchluſſes ſchuldig zu machen, und bloß daraus, daß alle Handſchriften viel neuer ſind, den Dichter ſelbſt für ſo viel neuer zu erklären. Es ſind vielmehr ganz andere Umſtände, woraus ich ſchließen zu können glaube, daß er wenigſtens jünger ſeyn müſſe, als der Verfaſſer des Renners, und vermuthlich in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geſchrieben habe. Umſtände, die weniger von Anſchein und Geſchmack abhangen, und faſt den Werth förmlicher Zeugniſſe haben.

Einmal alſo, daß unſer Fabeldichter jünger als Hugo von Trimberg, der Verfaſſer des Renners ſeyn müſſe, läßt ſchon Trimbergs Stillſchweigen von ihm vermuthen. Denn Trimberg ſchweigt nicht allein von ihm, welches ſo viel als nichts beweiſen würde, ſondern ſchweigt an Stellen von ihm, die gerade der Platz geweſen wären, ſeiner zu gedenken; an Stellen, an welchen er ſo vieler andern deutſchen Dichter des 13ten Jahrhunderts gedenkt, die zu Anfange des 14ten noch geleſen wurden; an Stellen, wo er die ganze deutſche Lektüre ſeiner Zeit namhaft macht, zu der unſer Fabeldichter wohl unſtreitig gehört hätte, wenn er ſchon vorhanden geweſen wäre. Dieſe Stellen finden ſich auf dem 9ten und 82ſten Blatte der einzigen gedruckten Ausgabe des Renners, und ſind von ſolcher Wichtigkeit für den deutſchen Literator, daß ich nichts überflüſſiges zu thun glaube, wenn ich ſie ein andermal mit den nöthigen Erläuterungen und Verbeſſerungen aus den vortrefflichen Handſchriften ganz mittheile, die unſere Bibliothek von dieſem merkwürdigen Gedichte beſitzt. Jetzt will ich bloß dieſen halben Beweis, der aus einem nicht zu verzeihenden Stillſchweigen hergenommen wäre, durch einen Zuſatz verſtärken, wodurch er zu einem ziemlich vollſtändigen Beweiſe erwächſt.

Nämlich: nicht genug, daß Trimberg von unſerm Boner nichts weiß: in beiden finden ſich Stellen, die ſich wie Original zur Kopie verhalten, und die man nur ein wenig genauer anſehen darf, um ſich zu überzeugen, daß die Originalität völlig auf Trimbergs Seite iſt, und folglich Trimberg auch früher geſchrieben haben muß. Von dieſen Stellen will ich nur die hauptſächlichſte wählen, welches die Erzählung von dem „Prälaten mit den Birnen“ iſt, die ich bereits unter ſo mancherlei Geſtalt als eine Boner'ſche Erzählung dem Leſer vorgelegt habe. Dieſe nun hat auch Trimberg, und hat ſie ſo, daß ſie ſich unmöglich in einem ſo allgemein bekannten Werke, als Boners Fabeln ſeit ihrem Daſeyn geweſen zu ſeyn ſcheinen, bereits kann befunden haben. Denn er führt ſie ausdrücklich mit den Worten ein:

Ein war mere ich vernummen han,
Des ich nicht wol vergeſſen kan,
Das wil ich ſchreiben, das andre Leut
Dabey ſich wollen beſſern heut.

Er hat ſie vernommen, d. i. er hat ſie nicht aus Büchern, ſondern aus mündlichem Berichte; ſie ſchwebt ihm noch in friſchem Andenken; er hält ſie für werth, zur Belehrung anderer niedergeſchrieben zu werden. Druckt man ſich ſo aus von einem Mährchen, welches nicht allein in einem Buche zu finden, das in jedermanns Händen iſt, ſondern auch ſelbſt in dieſem Buche nicht zuerſt vorkömmt? Denn, wie wir geſehen haben, fängt dieſes Mährchen beim Boner überall an:

Von einem Biſchof lieſt man das.

Man lieſt, und ich habe vernommen: aus dieſen Worten allein iſt klar, wer mit des andern Kalbe gepflügt, oder wenigſtens pflügen können. Denn da Boner alle ſeine Fabeln aus dem Lateiniſchen genommen zu haben vorgiebt, ſo kann ich freilich nicht ſo geradezu behaupten, daß er wenigſtens dieſe aus dem Deutſchen des Trimberg habe. Aber was er nicht unmittelbar von ihm hat, kann er ihm wenigſtens mittelbar zu danken haben. Ein ſpäterer lateiniſcher Verſifex kann ſie aus dem Renner überſetzt, und damit den Anonymus des Nevelet vermehrt haben. Und daß es einen ſolchen ſpätern Vermehrer dieſes Anonymus giebt, will ich an ſeinem Orte zeigen. Jetzt will ich die Erzählung ſelbſt nach Trimbergs Vortrage nur ganz herſetzen, um urtheilen zu laſſen, ob ihre Originalität auch nicht durch ihre innere Güte beſtätigt wird?

Ein war mere ich vernummen han,
des ich nicht wol vergeſſen kan,
Das wil ich ſchreiben, das andre leut
dabei ſich wollen beſſern heut.
Do ein prelate ze imal ſas,
und mit ſeinen geſten as,
Ein ſchenkart das wart im geſant
mit birn. do ſprach er zu hant
Wer behelt mir das ſchenkar
mit diſen birn one var,
Das ir keine werd verloren?
Ob das geſchech, das wer zoren.
Si ſprachen, das tu ewer ſchweſter ſon
Wer ſolt es billicher denn er ton?
Nein, ſprach er, der iſt ein tor.
Er nem vil leicht der beſten vor,
Und lies mier die beſten ligen.
Damit ward der red geſwigen.
Nu ſas ein geiſtlich man do bei,
Der ſprach diſ: dir geklaget ſei
Got herre, das man den nicht ſol
Zu ſechzig birn getrawen wol,
Dem tauſend ſele empholen ſind!
Ein reich pharre het das kint,
Dem man zu den birn nicht
Getraut, als leider eme geſchicht.
Das ſelen vas feiler ſind den birn.
Des unbild get mir in mein hirn.

In 28 Zeilen erzählt Trimberg, wozu ſich Boner an die 70 nimmt. Und fehlt es dieſer Kürze darum an Klarheit? Rollt nicht alles hier weit beſſer und überraſchender, als dort? Welcher Nacherzähler iſt nicht weitſchweifig und wäſſrig? Und welches Kennzeichen der Urſprünglichkeit iſt ſicherer, als die Anwendung gerade nur ſo vieler Worte, als eben zum vollſtändigen Ausdrucke unentbehrlich ſind?

Und nun bediene ich mich abermals einer einzelnen Fabel beim Boner, um ſein Alter noch genauer zu beſtimmen und zu erhärten, daß er wohl nicht früher, als gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts möge geſchrieben haben. Ich meine die bekannte Fabel vom Müller, ſeinem Sohne und ihrem Eſel, über die vor zwanzig Jahren zwiſchen Franzoſen und Deutſchen ein kleiner Streit vorfiel, welche von beiden Nationen ſich die Erfindung derſelben zueignen könnte.[1] Daß es eine deutſche Erfindung ſey, blieb ausgemacht; es ſey nun, daß ſie Camerarius, wie Gottſched wollte, aus unſers Boners alten deutſchen Fabel entlehnt habe, oder aus den Facetiis Poggii, wie ein Franzoſe für wahrſcheinlicher hielt. Denn Poggius ſelbſt bekennt in der Einleitung derſelben, daß ſie ſich aus Deutſchland herſchreibe, und eben dieſe Einleitung iſt es, die mir zu meiner Abſicht hier dienen ſoll. Dicebatur, ſchreibt Poggius,[2] inter Secretarios Pontificis, eos qui ad vulgi opinionem venirent, miserrima premi servitute: cum nequaque possibile esset, cum diversa sentirent, placere omnibus, diversis diversa probantibus. Tum *quidam* ad eam sententiam fabulam retulit, *quam nuper in Alamania scriptam pictamque vidisset.* Senem, ait, fuisse . . . und wie die beſagte Fabel daſelbſt weiter lautet, die bei unſerm Boner die 52ſte iſt, in der Ausgabe der Schweizer. Wer ſieht nicht, daß hier die Worte in Betrachtung kommen: quam nuper in Alemannia scriptam pictamque vidisset; und beſonders das nuper? Das nuper zwar iſt ſehr bald zu beſtimmen. Denn aus der Schlußrede des Poggius zu ſeinem Facetiis erhellt, daß dieſe Schnurren aus den vertraulichen Geſprächen entſtanden, die er während der Regierung Papſt Martinus des V., alſo von 1417 — 1431, mit einigen Freunden in dazu eigentlich beſtimmten Zuſammenkünften gehalten. Alſo, auch von 1417 an gerechnet, kann nuper keine ältere Zeit, als den Anfang des 15ten oder das Ende des 14ten Jahrhunderts bedeuten, und das wäre es eben, was ich wollte. Eine Fabel, von der es früheſtens um 1417 heißt, daß ſie vor kurzem, nuper, erfunden worden, iſt Beweis genug, daß die ganze Sammlung, worinn ſie ſich befindet, nicht älter ſeyn kann. Aber nun iſt die Frage: heißen denn die Worte zuſammen auch nothwendig das? quam nuper in Alemania scriptam pictamque vidisset. Iſt nuper nicht eben ſowohl zu vidisset zu ziehen, als zu scriptam pictamque? Muß eine Sache, die man erſt neulich geſehen hat, auch ſchlechterdings erſt neulich gemacht ſeyn? Wahrlich nicht: und dieſes iſt abermals ein Beweis, wie zweideutig die liebe lateiniſche Sprache iſt. Indeß, was an dieſem Exempel für mich das beſte iſt, iſt dieſes: daß der doppelte Sinn, der darin liegt, nicht weit auseinander ſeyn kann. Was Poggius ſelbſt, oder ſein Bekannter in der Art, an der ſie ſo reich, mit der ſie ſo bekannt waren, erſt neulich geſehen hatte, geſchrieben und gemalt geſehen hatte, muß wohl auch erſt neulich gemacht ſeyn. Wenigſtens nicht ſehr viel früher, weil es wohl ſonſt ſchon längſt zu ihrer und ihres gleichen Kenntniß gekommen wäre. Nichts breitet ſich leichter und geſchwinder aus, als Hiſtörchen, die eine unſtreitige Wahrheit auf eine ſo ſinnreiche Art unſerer Anſchauung darſtellen. Ich ſagte: „Poggius ſelbſt oder ſein Bekannter“ denn es wäre möglich, daß Poggius hier von ſich ſelbſt in der dritten Perſon ſpräche. Er war, wie bekannt, während des Conciliums zu Coſtnitz in dieſen Gegenden von Deutſchland geweſen, und hatte die Bibliotheken der Klöſter mit vielem Nutzen durchſucht. Da konnte ihm denn leicht in mehr als einer eines von den obenbeſchriebenen Exemplaren der Boner'ſchen Fabeln, mit Gemälden, zu Geſichte gekommen ſeyn, auf die er mir ſo deutlich durch das scriptam pictamque anzuſpielen ſcheint.

---

[1] Die Aufſätze, in welchen dieſer Streit geführt wurde, ſehe man im Journal Etranger und in Gottſcheds Neueſten vom Jahre 1756. Die mancherlei Zuſätze und Berichtigungen, deren ſie fähig ſind, werde ich an einem andern Orte anzeigen.

[2] Auf dem XI. Blatte der Straßburger Ausgabe von 1511.

Noch muß ich eine Kleinigkeit mit einem Worte berühren, die jedoch hier ſo gar Kleinigkeit nicht iſt. Was mich in der Meinung beſtärkt, daß Boner nicht früher als in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts könne gelebt haben, iſt dieſes, daß er ſich nicht Boner, ſondern Bonerius nennt. Denn ich denke, es iſt ausgemacht, daß der Gebrauch, ſeinem deutſchen Namen eine lateiniſche Endung zu geben, erſt um dieſe Zeit aufgekommen iſt; als der Vorläufer der noch pedantiſchern Sitte, ihn nach ſeiner Bedeutung in eine gelehrte Sprache zu überſetzen, welche gegen das ſechzehnte Jahrhundert und weiter hin, ſo annehmlich befunden wurde.

Nachſchrift.

Ich darf dieſe zweite Entdeckung über die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger nicht in die Welt ſchicken, ohne Gottſcheden, mit dem ich es ſo vielfältig darin zu thun habe, eine Gerechtigkeit zu erzeigen, die er ſich ſelbſt wiederfahren zu laſſen, wenn er noch lebte, ohne Zweifel nicht ermangeln würde. Ich habe nämlich geglaubt, daß er von unſern Handſchriften dieſer Fabel nicht mehr wiſſe, als er gelegentlich im Brachmond 1756 ſeines Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit beibringen wollen. Nun aber finde ich leider zu ſpät, daß er ſchon zehn Jahre vorher ein Programma de quibusdam Philosophiæ Moralis apud Germanos antiquiores speciminibus geſchrieben, aus welchem zu erſehen, daß er auch den alten Bamberger Druck gekannt, von welchem ich am erſten anzumerken geglaubt, daß er die nämlichen Fabeln enthelte, welche Scherz zu allererſt herauszugeben vermeinte. Wie nachläſſig er aber dieſe Entdeckung genutzt; wie ſorglos er eben daſelbſt nicht nur die Fehler in Anſehung unſerer Handſchrift begangen, die ich an ſeinem Neueſten gerügt, ſondern auch wie viel plumper dieſe Fehler dort erſcheinen! mag ſelbſt nachſehen, wer Luſt und Gelegenheit dazu hat. Ich kann mich nur nicht genug wundern, theils wie den Schweizern ſo viel früher die Gottſchediſche Anzeige unbekannt bleiben können, theils wie Gottſched es verſäumen können, als die Ausgabe der Schweizer erſchien, es der Welt mit ſeiner gewöhnlichen Beſcheidenheit anzuzeigen, wie viel dieſe Herausgeber ſchon längſt von ihm hätten lernen können. Aber ſo ging es damals: jeder ſchimpfte auf den andern, und keiner las den andern.

Ueber den Anonymus des Novelet.

Man verſteht unter dieſer Benennung den ungenannten halbbarbariſchen lateiniſchen Dichter, deſſen elegiſche Fabeln in der Sammlung des Nevelet unmittelbar auf die Fabeln des Avianus folgen. Da er in der Geſchichte der Fabel vieler Umſtände wegen ſehr merkwürdig iſt; da ich bereits zweierlei von ihm erwieſen habe, nämlich, daß er im Grunde nichts als ein verſificirter Romulus ſey, und daß er eine von den Hauptquellen unſers Boners geweſen; ſo will ich, was ich ſonſt für Nachforſchungen über ihn gemacht habe, hier mittheilen. Sie werden nicht allein die Neugierde des Literators unterhalten, ſondern können einmal demjenigen Gelehrten nützlich ſeyn, der etwa dieſem Anonymus eben die Ehre erweiſen wollte, die Kannegieter dem Avianus erwieſen hat. Denn wir wollen nur immer die Zunft der Scholiaſten noch eine Weile beſtehen laſſen! Wenn ſie mit den guten klaſſiſchen Schriftſtellern fertig iſt, kann ſie ja die Schriftſteller der ſpätern Zeiten vornehmen, welche aufzuklären und zu berichtigen gewiß nicht weniger Scharfſinn und Kritik erfordert. Annehmen und vorausſetzen, daß dieſes überflüſſig, und jenes ſchon geſchehen ſey, heißt ein wenig zu viel Unkunde in dieſer Art von Gelehrſamkeit verrathen. —

1. Die Zeit, in welcher der Ungenannte, von dem die Rede iſt, gelebt, läßt ſich bis jetzt noch eben ſo wenig mit Gewißheit angeben, als ſein Name. An Verſuchen, beides zu leiſten, haben es die Gelehrten zwar nicht fehlen laſſen; aber dieſe Verſuche zu widerlegen, iſt leichter, als etwas Zuverläſſigeres an ihre Stelle zu ſetzen. Sie reiben ſich zum Theil unter einander ſelbſt auf; und da ihre Verſchiedenheit gewiſſermaaßen von der Verſchiedenheit des Urtheils abhängt, das jeder von dem innern Werthe des Gegenſtandes gefället, ſo verlohnt es ſich ſchon der Mühe, vorher einen Blick darauf zu werfen; wäre es auch nur, um an einem Exempel mehr zu zeigen, daß der Geſchmack in ſolchen kritiſchen Unterſuchungen zwar nichts entſcheiden, aber doch auch (man erlaube mir dieſes Wort) der Mißgeſchmack ſelbſt den gelehrteſten Mann gewaltig irre führen kann.

2. Alſo vom Gyraldus anzufangen, dem erſten, und wohl noch dem einzigen kritiſchen Geſchichtſchreiber der Poeſie. — Gyraldus nennt unſern Ungenannten Romulus. Posset et inter hos poetas, ſchreibt er,[1] reponi Romulus ille, qui ad Tybertinum filium librum scripsit, quem, ab imitatione apologorum Aesopi illius Phrygis, *fabulas Aesopi* nuncupavit: non, ut aliqui rati sunt, transtulit. Mirum vobis dicam, quam anxie Parmenses quidam, non Romulum hujus libelli autorem asserunt, sed suum quendam Salonem municipem, qui Poeta dum Athenis studeret, e Græco fabulas has nostris moribus (ut ajunt) aptando, carmine composuerit. Sed certe hoc ipso vel Romulo vel Salone, me puero nullus liber æque trivialibus magistris terebatur, post Alexandri ineptias. Wie Gyraldus zu dieſem Irrthume gekommen, dem Verſificator den Namen des Urhebers beizulegen, kann ich leicht begreifen, wenn ich annehme, daß zu ſeiner Zeit in den Schulen Italiens eben ſolche Sammlungen von Fabeln gänge und gäbe geweſen, dergleichen ich an der Steinhöwelſchen in dem erſten Beitrage beſchrieben, in welchen die elegiſchen Fabeln unſers Anonymus den proſaiſchen des

---

[1] de Poetarum historia, Dial. V. circa finem.

Romulus untergeordnet waren. Indeß kann Gyraldus nicht einmal dieſe Schulbücher genau angeſehen haben, geſchweige, daß er gar Handſchriften darüber zu Rathe gezogen hätte. Denn in dieſen ſteht die Zuſchrift des Romulus an ſeinen Sohn Tybertinus oder Tyberinus jederzeit vor den proſaiſchen Fabeln, und der Eingang zu den elegiſchen enthält von dieſen Namen keinen. Auch ſagt Romulus in jener Zuſchrift ausdrücklich: Id ego Romulus transtuli de græco in latinum. Woher nun Gyraldus das beſſer wiſſen wollen, aus welchem Grunde er einen Schriftſteller, der ſich ſelbſt für nichts weiter als Ueberſetzer ausgiebt, zum Erfinder machen zu müſſen geglaubt hat, wünſchte ich wohl belehrt zu ſeyn. Noch begieriger aber wäre ich zu wiſſen, wer der Salo von Parma ſeyn ſollte, mit dem ſeine Landsleute den Romulus ſo gern verdrängen möchten. Noch habe ich nirgends etwas von ihm in Erfahrung bringen können; und auch Gesner kannte ihn nicht weiter, als aus dieſer Stelle des Gyraldus. Daß aber unter den Ineptiis Alexandri nichts anders zu verſtehen ſey, als die Grammatik des Alexander de Villa Dei, iſt wohl unſtreitig. Sie iſt in Leoniniſchen Verſen, führt den Titel Doctrinale, und war ſeit der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts in allen Schulen eingeführt. Wenn wir nun annehmen dürften, daß die Fabeln unſers Anonymus ſofort an die Stelle der Nugarum Maximiniani getreten, welche Alexander gleich zu Anfange ſeines Doctrinale aus den Schulen verweiſt: ſo wäre das die älteſte Spur, die mir noch von ihrem Daſeyn vorgekommen. — Doch Gyraldus ſoll ja ausdrücklich ſagen, daß ihr Verfaſſer bereits im 12ten Jahrhunderte gelebt habe? Wenigſtens verſichert dieſes de la Monnoye in ſeinen berichtigten Menagianen:[1] Lilius Gyraldus attribue ses Fables à un *Romulus* ou *Salo*, et le fait vivre dans le 12^e siècle. Allein dieſer ſonſt ſo genaue Literator hat ſich hier wohl ein wenig übereilt, wenn er darauf fußen zu können geglaubt, daß Gyraldus kurz vorher den Hildebertus namhaft macht, der 1100 geſtorben, ſodann des Gildas gedenkt, und fortfährt: posset et inter hos etc. Denn Gyraldus beobachtet überhaupt keine chronologiſche Ordnung, und das inter hos bezieht ſich nicht auf den Hildebertus und Gildas, ſondern auf die ſpätern lateiniſchen Dichter insgeſammt, qui nihil ad linguæ nitorem castimoniamque, sed ad eruditionem et historiam non nihil aliquando faciunt, wie er ſich gleich Eingangs über ſie erklärt.

3. Nach dem Gyraldus iſt J. C. Scaliger zu hören, der in ſeinem Hypercritico eben ſo viel ſcharfe und geſunde, als ſchiefe und abgeſchmackte Urtheile über Dichter gefällt hat. Scaliger nennt unſern Anonymus Accius und zählt ihn zu den ganz neuern Dichtern ſeines Jahrhunderts. Accius, ſchreibt er, quem faciunt Aesopicarum authorem fabularum, si quis alius, tum accuratus, tum argutus poeta est. Illud observarunt præceptores nostri: ab eo nusquam Ecthlipsin ullam factam in carmine syllabarum. Videmur tamen nos alicubi unam aut alteram deprehendisse. De ipso vero ita judico: quæ dixit, a me nullo modo melius dici posse. Quare cum poetis novitiis non solum ediscendum ob fabularum utilitatem, sed etiam propter versuum munditias imitandum. Parcius tamen concludendum sententias arctissimis illis gyris moneo. Quod unum sane illi potest obiici: cuiusmodi est illa vocum allusio:

> Assuitur muro reptile muris onus.

Neque enim eiusce generis agnominationes nisi in argutiis epigrammatum commendantur. Daß Scaliger hier von unſerm Anonymus rede, iſt aus dem angeführten Verſe klar, welcher in der zwölften Fabel de mure urbano et rustico vorkömmt. Aber welch ein Urtheil für ſolch einen Mann! Wenn er, dieſem Urtheile zu Folge, unſeren Anonymus für einen alten Dichter genommen hätte, ſollte es mich weit weniger wundern, als daß er ihn dem ungeachtet für ſo neu erklärt. Unterdeß ging auch dieſes natürlich zu. Denn vermöge ſeiner Erziehung kannte der ältere Scaliger die gemeinen Schulbücher nur wenig. Da kam ihm nun dieſes mit der italieniſchen Ueberſetzung eines gewiſſen Accio Zucco in die Hände; er glaubte, wer die italieniſchen Reime gemacht habe, werde auch die lateiniſchen Verſe gemacht haben; und ſo entſtand ein lateiniſcher Dichter Accius, von dem bis auf den nämlichen Augenblick kein Menſch in der Welt etwas gehört hatte. Dieſe Bemerkung hat de la Monnoye über den Baillet[1] gemacht, welcher, wie von ihm zu vermuthen, dem Scaliger blindlings gefolgt war. Wenn aber de la Monnoye auch das dem Scaliger nicht will gelten laſſen, daß er allerdings einige Ekthlipſes bei unſerm Anonymus will gefunden haben; wenn de la Monnoye behauptet, daß an dem einzigen Orte, wo eine hätte ſeyn müſſen:

> In gallo stolidum, in iaspide pulchra sophiae
> Dona notes — —

unſer Verſificator ſie dennoch lieber gar nicht machen wollen: ſo muß ich in Anſehung dieſes Exempels wenigſtens anmerken, daß alle unſere Handſchriften und alten Ausgaben dieſe Zeile ſo leſen, daß die Ekthlipſis gar nicht ſtatt findet. Nämlich:

> Tu gallo stolidum, tu iaspide pulchra sophiae
> Dona notes — —

Ueberhaupt ſcheint mir, daß Scaliger unter Ekthlipſis nicht bloß die Herausdrängung des m mit ſeinem vorhergehenden Selbſtlauter, ſondern eine jede Eliſion überhaupt verſtanden habe. Denn noch zur Zeit habe ich auch deren keine in allen den Fabeln finden können, die man von dem nämlichen erſten Verfaſſer zu ſeyn erachten kann; und nur in den letzten Fabeln, die offenbar von einer ſpätern Hand zu ſeyn ſcheinen, auch nicht einmal in allen Ausgaben befindlich ſind, kommen einige derſelben vor. So, denke ich, haben auch neuere Grammatiker den Scaliger verſtanden, z. E. die Poëtica maior der Gießen'ſchen Profeſſoren, wo es im zweiten Buche S. 156 heißt: A paucitate elisionum celebratur Accius is, quem faciunt Aesopicarum fabularum auctorem etc.

4. Um wie viel beſſer, obſchon neuer, als er beides iſt, Scaliger unſern Anonymus macht, um ſo viel ſchlechter, obſchon vielleicht auch um ſo viel älter, macht ihn Barth. Aber das zweiundzwanzigſte Kapitel des dritten Buchs ſeiner Adversariorum, welches er ihm gleichwohl gewidmet, iſt offenbar zu zwei ganz verſchiedenen Zeiten geſchrieben. In der erſten Hälfte giebt er ihn für einen ganz unbekannten alten barbariſchen Dichter aus, den er zu allererſt bekannt mache. In potestatem meam venit fabularum Poeta *priscus* in *obsoletissimas* membranas exaratus, sed valde ineptus atque barbarus; quia tamen non nescio homines esse usque adeo talium studiosos, ut nil quicquam interire velint, quod in membranis offenditur, vincam me ipsum patientia, et specimen producam, unde de universo opere judicari possit. Und hierauf läßt er den Eingang des erſten Buches nebſt der erſten Fabel deſſelben folgen, und ſetzt hinzu: Talis est universa illa poesis. Wahrlich ſcheint mir Barth hier ekler geweſen zu ſeyn, als ich ihn ſonſt an zwanzig Stellen finde, und ich ſchäme mich nicht zu bekennen, daß ich ſelbſt einer von denen bin, die durchaus nichts wollen untergehen laſſen, was auf ſehr altem Pergamen (obsoletissimis membranis) ſteht, wenn es auch ſchon noch ein wenig ſchlechter iſt, als die

---

[1] T. I. p. 173.

[1] Poëtes modernes; §. 1238.

angeführten Zeilen doch wirklich nicht ſind. Wüßten wir übrigens, was denn Barth eigentlich obsoletissimas membranas nenne, ſo wüßten wir vielleicht doch auch ſchon etwas mehr von der Zeit des darauf geſchriebenen Dichters. Allzuhoch zwar mag er in ſeinen Gedanken wohl nicht damit hinaufgeſtiegen ſeyn, wenn wir aus dem ſchließen ſollen, was er, nach meiner Vermuthung, zu einer andern Zeit beizufügen für gut befunden. Denn nun hatte er erfahren, daß ſchon Nevelet den Fabeldichter ganz herausgegeben, von dem er gewiß keine Probe würde mitgetheilt haben, wenn er dieſen Umſtand vorher gewußt hätte. Ja, er würde dieſe Probe ohne Zweifel völlig aus ſeinen Adversariis ausgeſtrichen haben, wenn ihm nicht noch eine Vermuthung wegen des wahren Verfaſſers beigefallen wäre, um derentwillen er glaubte, daß alles ſchon ſo ſtehen bleiben könnte, wie er es einmal geſchrieben. Et jam quidem, ſind ſeine Worte, edita et recensita (universa illa Poesis) a Neveleto Doschio. Si quis me auctoris nomen roget, dicam Bernardum esse, cujus ad oculum similes versus de Castoris fabula producit Silvester Giraldus, et hic forte exciderunt. Sed ne quis auctorem certiorem quoque ignorare possit, quæ de eo reperi adjungam. *Aesopus magister Atheniensium fuit. Quidam vero Imperator Romanorum rogavit magistrum Romalium, ut sibi aliquas iocosas fabulas conscriberet ad removendum publicas curas. Magister Romalius non audens precibus tanti viri contradicere, auctorum Græcum in Latinum transtulit.* Hæc membranæ. Alſo auf einen Bernhard räth Barth, auf einen Bernhard. Und auf welchen? Denn es ſind dieſes Namens mehrere, die alle lateiniſche Verſe gemacht haben, und auf unſere Fabeln Anſpruch machen könnten. Auf eben den, von welchem beim Silveſter Giraldus einige Zeilen aus einer Fabel vom Biber vorkommen, die hier in ſeinen Adversariis, in die er ſie ehedem eingetragen, verloren gegangen wären. Denn ſo verſtehe ich die Worte: et hic forte exciderunt. Das hic ziehe ich auf die Stelle in den Adversariis, und nicht auf die alten Fabeln, aus welchen die ganze Fabel vom Biber ſich verloren habe, als welches man ſich vielleicht daher deſto eher einbilden könnte, weil wirklich unter den griechiſchen Fabeln des Aeſopus eine vom Biber enthalten iſt, welche das bekannte Mährchen von deſſen Geilen enthält.[1] Ich ſchlage alſo im Silv. Giraldus die Stelle nach, die Barth kann gemeint haben, und finde im zweiten Buche des Itinerarii Cambriæ, im dritten Kapitel, folgendes Diſtichon eines Bernardus, den er weiter als mit dieſem ſeinem bloßen Namen nicht angiebt:

> Prodit item castor proprio de corpore velox
> Reddere, quas sequitur hostis avarus opes.

Und das ſind die Zeilen, die ad oculum den Zeilen unſeres Anonymus gleich ſeyn ſollen? Die erſten Worte zeigen deutlich, daß ſie aus dem Zuſammenhange geriſſen ſind, in welchem ſie vermuthlich mit mehrere Beiſpielen einer ähnlichen Befreiung geſtanden; wenigſtens, daß der einzelne Fall des Bibers nicht als Aeſopiſche Fabel hier kann abgehandelt ſeyn, iſt offenbar. Das Latein iſt freilich eben ſo ſchlecht, als es bei dem Anonymus oft vorkömmt; aber wo iſt die geringſte Spur von dem Lieblingsfehler deſſelben, durch den er, nach Scaligers obigem Urtheile, der poetiſchen Jugend minder nachahmungswürdig ſeyn ſoll? von ſeinen ſo häufigen Aſſimilationen? von der kindiſchen Wortklapper, ohne welche der Anonymus faſt keine Zeile ſchreiben kann? Ich wollte ganz einen andern nennen, der ihm nicht allein in dieſen Tändeleien, ſondern auch in der affectirten Vermeidung aller Eliſionen vollkommen gleich kömmt, welches denn eine weit ſchließerende Aehnlichkeit geben würde. Und das wäre Avianus. Doch ich will mich ſelbſt nicht in Vermuthungen verlieren, indem ich anderer Vermuthungen widerlege. Ich will vielmehr gänzlich den gänzlich gelehrten Männern entſagen, die ſo reich an Muthmaßungen und ſo arm an Urtheilskraft ſind, wenn ich vorher nur noch einen werde gehört haben, der ſo ganz in dieſe Claſſe nicht zu bringen, indem er ſeine kühnen und oft ſeltſamen Einfälle wenigſtens mit einer ſehr ausgeſuchten Beleſenheit zu belegen wußte.

5. Und dieſer iſt unſer Chriſt. Chriſt, welcher in der Hauptſache von Phädrus unſtreitig Recht hat, in der er bisher weder widerlegt worden, noch ſchwerlich jemals widerlegt werden dürfte, Chriſt hielt auch, wie bekannt, die Fabeln des Avianus, ſo wie ſie Kannegieter herausgegeben hat, für ein untergeſchobenes Werk, an welchem Rufus Feſtus Avianus wenig oder gar keinen Antheil habe. Höchſtens könne dieſer in einer eigenen und beſonderen, größeren und beſſeren Sammlung von Fabeln, den Stoff zu einigen derſelben, und hin und wieder ein Wort oder einen Ausdruck hergegeben haben. Das übrige ſey aus einem barbariſchen Zeitalter, und von einem eben ſo geſchmackloſen als unlateiniſchen Scribenten:[1] Ediderat Avienus fabulas multo plures, aliquanto melius, ut opinor, non elegiaco carmine. Has diu post homo nactus infelicis sæculi scholasticus, ad quadraginta duas, argumentis suo judicio delectis quibusdam, ut opinor, etiam additis, redegit, et omnia suis elegis pro lubitu comminuit, nihil aliud pensi, ut istud erat sæculum, habiturus, nisi ut versibus duodecim aut sedecim ineptis incitæ brevitatis studio coarctaret, quæ viginti fortassis aut triginta luculentis scripserat Avianus. — *Ut istud erat sæculum!* Und welches war das Jahrhundert, das durch ſein inscitæ brevitatis studium ſo vorzüglich berühmt iſt? Ich kenne keines. Es iſt vielmehr der Fehler aller barbariſchen Jahrhunderte, daß ihre Schriftſteller an beiden Enden ausſchweifen und eben ſo oft Schwätzer als Wortſparer ſind, ihre guten Muſter nicht ſeltener in einem Schwall von Worten erſäufen, als verſtümmeln. Doch Chriſt hat ohne Zweifel hiedurch auch kein eigentlich chronologiſches Merkmal angeben wollen, und alles, was er poſitives von dem Alter dieſes Pſeudoavienus ſagt, iſt nichts mehr als dieſes, daß er ſchwerlich älter als unſer Anonymus ſeyn könne. Hoc, quem descripsi, Pseudoavieno, nisi vetustior, et multo recentior esse non videtur incertæ ætatis anonymus, a *Neveleto* etiam denuo publicatus, quem Accium subinde vocavi, non quod verum hoc nomen putarem, sed ut aliquo non obscuro designarem, atque ut obiter distinguerem ab alio fabularum scriptore, quem *Nilantius* dedit. Hiermit meint Chriſt nicht die Fabulas antiquas, auf die es dem Nilant vornehmlich angeſehen war, ſondern er meint den Romulus ſelbſt, den Nilant auf dieſe Fabulas antiquas folgen laſſen, ob er ſchon bereits längſt in der Steinhöwel'ſchen Sammlung vollſtändiger und beſſer vorhanden war. Denn unter dieſem Namen, welcher eigentlich nur den proſaiſchen Fabeln gehört, verſtand man auch nicht ſelten die elegiſchen unſers Anonymus, woraus eine Verwirrung erwuchs, der man doch einmal abhelfen mußte, und der man nicht beſſer abhelfen konnte, als, wenn man dem einen und dem andern den Namen eines beſondern Verfaſſers beilegte; geſetzt auch, daß man den Irrthum eines großen Mannes dazu brauchte, wenn man nur weiß, daß es ein Irrthum iſt. Die übrigen Vermuthungen, die Chriſt von dieſem ſeinem Accius macht, gründen ſich auf die leeren Aeußerungen des armſeligen Scholiaſten, der ſich in einigen

---

[1] Collect. Planud. Fab. 34.

[1] Prolus. de Phaedro, p. 54.

alten Drucken und Handſchriften bei den Fabeln findet. Nugæ glossarum veterum ineptissimarum modo scriptorem earum elegiaco carmine fabularum faciunt, *Magistrum Esopum de civitate Atheniensi*; modo *Gualterum anglicum*, qui, ut puto, est inter cathedræ Romanæ purpuratos, dictus *a Winterhorn*, quem tradunt diem suum obiise a. C. N. MCCCV; modo subobscure aliquid ex hoc libro tribuunt *magistro Romulio*: quatenus fortassis argumenta præbuit. Ich kann nicht ſagen, auf welchen Währsmann ſich Chriſt wegen des Gualterus Anglicus hierbei bezieht. Ich finde in den alten gedruckten und geſchriebenen Büchern, die ich vor mir habe, davon nichts. Aber daß mit dem Magiſter Aeſopus bloß auf den Inhalt und den Urſtoff geſehen worden, ſo wie unter dem Romulius der mehrgedachte Romulus zu verſtehen, ergiebt ſich ja wohl von ſelbſt; und wie es gekommen, daß dieſer Namen beiden Fabeln, den proſaiſchen ſowohl als den elegeiiſchen, gegeben worden, habe ich ſchon geſagt. Auf Veranlaſſung der alten Fabelbücher nämlich, in welchen die elegeiiſchen, ſo weit ſie langten, den proſaiſchen untergeordnet waren, wie in dem Steinhöwel'ſchen zu ſehen. Vielleicht aber daß ſelbſt Chriſt von dieſem keine klare Idee hatte, indem ihm überhaupt bei ſeiner Nachricht ſo viele Bücher ſelbſt nicht vor Augen geweſen. Wenigſtens kann es nur aus dieſer Urſache geſchehen ſeyn, daß er zwei deutſche Schriftſteller mit einander verwechſelt hat, von welchen ſich unſere gedruckte Literatur ſo zu reden anfängt, und die ſich beide um unſere Sprache im funfzehnten Jahrhunderts ſo verdient gemacht haben, daß ihr Andenken wohl erneuert zu werden verdient, welches ſchwerlich aus einer Bibliothek vollſtändiger geſchehen kann, als aus unſerer. Nämlich Heinrich Steinhöweln ſelbſt, der ein Arzt in Ulm und von Weyl gebürtig war, mit Niklas von Wyle, der Canzler bei dem Grafen Ulrich von Wirtenberg und aus Eßlingen geweſen. Eines jeden beſondere Schriften ſollen ein andermal angezeigt werden.

Jetzt bleibe ich bloß bei der Hauptſache ſtehen, die das Urtheil betrifft, welches Chriſt über den klaſſiſchen Werth unſeres Anonymus ausſpricht. Wenn dieſes Urtheil ſehr gemäßigt zu ſeyn ſcheint, indem es gleichſam zwiſchen den Meinungen des Barth und J. C. Scaliger mitten inne liegt, ſo iſt es doch darum nicht minder parador, indem es der Rangordnung, nach welcher man gewöhnlich die ſpätern römiſchen Autoren aufeinander folgen läßt, ſo gewaltig widerſpricht. Aus einem barbariſchen Versmacher nämlich wird Chriſt auf einmal ein Scribent, wie wir uns nur immer einen **Virum consularem** des 4. Jahrhunderts, wenigſtens einen Höfling der Antoniner gedacht haben. Denn nicht allein in dieſe Zeiten erhebt er ihn, ſondern erkennt ihn auch an Sprache und Geſchmack dieſer Zeiten für würdig. **Scilicet**, ſagt er ausdrücklich — — —[1]

---

[1] Hier weicht die Handſchrift dieſes Aufſatzes ab, die der ſel. Leſſing nicht lange vor ſeinem Tode in die Druckerei gab; und bis jetzt hat ſich von ihrer Fortſetzung unter ſeinen Papieren nichts gefunden.

Eſchenburg.

Vom Alter der Oelmalerei

aus dem

Theophilus Presbyter.

1774.

Vorbericht.

Ich theile nachfolgende Merkwürdigkeit aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Presbyter, in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, ſo vorläufig beſonders darum mit, um zu erfahren, ob und wo ſich etwa noch mehr Nachrichten von dieſem Theophilus, oder Abſchriften von dieſem ſeinem Werke finden möchten, als mir bisher bekannt werden wollen.

Ich irre mich ſehr, oder es iſt von der äußerſten Schätzbarkeit. Denn es enthält nicht allein, zu Aufklärung der Geſchichte der verſchiedenen darin abgehandelten und berührten Künſte, ſo viel wichtige und in ihrer Gattung einzige Dinge, ſondern es dürfte vielleicht auch auf die Art und Weiſe ſelbſt, wie dieſe Künſte gegenwärtig geübt und betrieben werden, einen vortheilhaften Einfluß haben. Nämlich dieſen: daß es Methoden und Handgriffe beſchreibt, die entweder jetzt für verloren gehalten, und als ſolche bedauert werden; oder von denen es wohl noch zu unterſuchen ſeyn möchte, ob ſie wirklich alle durch offenbar beſſere nur verdrängt, und ſolchergeſtalt gleichſam mit Wiſſen und Willen vergeſſen worden.

Etwas ähnliches iſt uns aus den ältern Zeiten ganz und gar nicht übrig geblieben, und das einzige dahin einſchlagende aus den mittlern Zeiten, welches Muratori (**Antiquitat. Italic. T. II. p. 366**) gerettet und bekannt gemacht hat, iſt eine wahre Armſeligkeit, die weder in Anſehung des Umfanges, noch in Betracht der Deutlichkeit und Zuverläſſigkeit mit der Schrift des Theophilus zu vergleichen ſteht.

Mehr ſage ich über dieſen Punkt hier nicht, ſondern komme zu meinem Vorhaben.

Leſſing.

I.

Gelehrte und Künſtler geben einmüthig vor, (a) daß die Oelmalerei eine neuere Erfindung ſey, welche nicht eher, als in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts in Ausübung gebracht worden.

Auch geben ſie faſt eben ſo einmüthig vor, (b) daß man dieſe neuere Erfindung einem niederländiſchen Maler, Namens Johann von Eyck, oder wie er nach dem Orte, wo er meiſtens lebte und arbeitete, genannt wird, Johann von Brügge zu danken habe.

Und worauf gründet ſich dieſes Vorgeben? Was hat es für hiſtoriſche Beweiſe? Finden ſich Zeugniſſe zeitverwandter Schriftſteller? Oder hat der Erfinder ſelbſt auf ſeinen erſten Werken dieſer Art der Nachkommenſchaft die Verſicherung davon überliefert, ſo wie es die Erfinder der Druckerei zu thun die Vorſicht gehabt? Und wo ſind dieſe Werke, dieſe unwiderſprechlichen Belege?

Auf alle dieſe Fragen weiß ich mir nichts zu antworten, ſo angelegen ich mir es auch ſeit geraumer Zeit ſeyn laſſen, darauf antworten zu können. So viele der neueſten und gründlichſten Schriftſteller das nämliche verſichern, ſo viele weiſen mich alle, von einem Gewährsmanne zu dem andern, auf den einzigen Vaſari zurück.

Aber Vaſari ſchrieb anderthalbhundert Jahre nach Johann von Eyck (c); und unter die vielen und mancherlei Dinge, die er aus einer bloßen unſichern mündlichen Ueberlieferung mit ſolcher Zuverſicht hinſchrieb, als ob er ſelbſt bei der Verhandlung derſelben gegenwärtig geweſen wäre, könnte auch wohl dieſes von Erfindung der Oelfarben mit gehören. Wenigſtens iſt es gewiß, daß man dem Vaſari lediglich auf ſein Wort glauben muß; ja, ob er ſchon die Gemälde namhaft macht, welche die erſten in Oel geweſen ſeyn ſollen, ſo ſagt er doch weder, woran dieſe Gemälde für das, wofür er ſie ausgiebt, zu erkennen geweſen, noch auch, daß er ſie ſelbſt geſehen und unterſucht, und ältere Gemälde gegen ſie geprüft habe.

Freilich iſt es kaum glaublich, daß Vaſari ſchlechterdings der erſte ſeyn ſolle, welcher das, wovon die Rede iſt, geſchrieben oder drucken laſſen. Es mag wohl ältere Auctoritäten geben, oder gegeben haben. Ich ſage nur, daß er ſie nicht anführt, daß ich ſie auch ſonſt nirgends angeführt finde.

Sogar Karl van Mander, der erſte, welcher ſich nach dem Vaſari um die Geſchichte der Malerei verdient gemacht hat, ſagt, was er von der Sache ſagt, faſt alles nur dem Vaſari nach. Denn ob er ſchon, als ein Niederländer, den Quellen viel näher müßte geweſen ſeyn, ſo hat er doch außer der Nachweiſung einiger mehrern Eyckſchen Gemälde nichts eignes, als eine einzige Kleinigkeit, die noch dazu ſo wenig geſchickt iſt, eine nähere Beſtätigung abzugeben, daß ſie vielmehr einen ſehr gegründeten Argwohn erweckt. Er bringt nämlich die Grabſchrift des Johann von Eyck bei, welche ſich in einer Kirche zu Brügge befinden ſoll; und ſo ſehr in dieſer Grabſchrift Johann als ein großer und außerordentlicher Maler gerühmt wird, ſo gänzlich wird gleichwohl darin von dem eigentlichen Verdienſte geſchwiegen, welches er um die neuere Malerei haben ſoll (d).

Dem Antonello von Meſſina, welcher das Geheimniß der Oelfarben von ihm ſoll gelernt und zuerſt nach Italien gebracht haben, hat man in ſeiner Grabſchrift dieſes kleinere Verdienſt nicht vergeſſen, ſehr hoch anzurechnen. Und man ſollte in der Grabſchrift des wahren Erfinders von dem weit größeren geſchwiegen haben (e)?

Hierzu kömmt, daß in der Erzählung ſelbſt, welche Vaſari und van Mander von den Umſtänden machen, wie Johann von Eyck auf ſeine Erfindung gekommen ſey, und wie und wann ſie ſich weiter verbreitet habe, ſehr unwahrſcheinliche Dinge mit unterlaufen.

Zum Exempel aus Verdruß, weil ihm eines von ſeinen Gemälden, das er in Waſſerfarben und auf Holz ausgeführt hatte, als er es an der Sonne trocknen wollen, von der allzugroßen Hitze geborſten ſey; aus bitterm Verdruß hierüber, ſey er auf Mittel bedacht geweſen, die Sonne inskünftige zum Trocknen zu entbehren, und ſo habe er die Oelfarben erfunden (f). Dieſes lautet ungefähr, als ob ich erzählte: „jemand verſengte ſich am Ofen ein ſchönes Kleid, und um nicht wieder ſo unvorſichtig zu ſeyn, entſchloß er ſich, den Ofen aus der Stube zu ſchaffen, und erfand den Kamin.“ Das natürlichere wäre ja wohl geweſen, wenn Johann von Eyck ein andermal die Stücke ſeiner hölzernen Tafel beſſer zuſammengefügt, und ſie weniger unmittelbar einer allzuſtarken Sonnenhitze ausgeſetzt hätte. Auch weiß ich zuverläſſig, daß man längſt vor ihm ſehr wohl verſtand, die hölzernen Tafeln der Gemälde vor aller ſolcher Gefahr des Werfens und Berſtens auf das unfehlbarſte zu ſichern. Das Unglück alſo, welches ihm widerfahren ſeyn ſoll, hat ihm nicht leicht widerfahren können; und wenn es ihm aus Nachläſſigkeit einmal widerfahren wäre, war das eine von den Gelegenheiten, in welchen ſich der Verſtand zu neuen Erfindungen anſtrengt?

Ferner: das Geheimniß der Oelfarben ſoll lange Zeit bei dem Erfinder und ſeinen Freunden ganz allein geblieben ſeyn, ohne daß auswärtige Künſtler hätten dahinter kommen können; bis endlich Antonello von Meſſina aus Italien nach Flandern zu reiſen ſich entſchloſſen, und es dem Johann von Eyck freundſchaftlich abzulocken gewußt habe. Wer Augen und Naſe hat, wird ſich das ſchwerlich bereden laſſen. Denn beide überzeugen ihn, daß die Oelfarben zu denjenigen Erfindungen gehört haben müſſen, welche gemacht zu haben, und ſie bei der erſten Anwendung der ganzen Welt mitzutheilen, einerlei geweſen (g). Beſonders in erſt vollendeten Werken verräth ſich das Oel, auch unter der Glaſur eines van der Werft ſo deutlich, daß kunſtverwandte Betrachter gewiß nicht viel vergebliche Verſuche darum würden verloren haben. Und wollte man auch dieſes in Abrede ſeyn; wollte man annehmen, daß Johann von Eyck, um ſein Geheimniß zu verbergen, wohl ein zweites Geheimniß könne gehabt haben: ſo entſteht daraus eine Frage, auf die noch weit ſchwerer zu antworten ſeyn dürfte. Nämlich: konnte man es ſeinen Gemälden, als ſie neu waren, ſchlechterdings nicht anſehen, daß ſie mit Oel gemalt ſeyn müßten, wie konnte man es denn eben dieſen Gemälden hundert Jahre ſpäter anſehen? Gewiß mußte man es ihnen auch dann nicht anſehen können, und es war bloße Sage, auf welche Vaſari ſie für die erſten Oelgemälde ausgab.

Doch ich bin weit entfernt, auf dieſe Bedenklichkeiten allein, oder wohl gar aus dem leidigen Vorurtheile, daß es ſich ſchwer begreifen laſſe, wie die Alten, die in den Künſten ſo viele beſondere Erfahrungen angeſtellt, nicht auch auf die ſo leichte Miſchung der Farben mit Oel ſollten gefallen ſeyn; ich bin; ſage ich, weit entfernt, aus dergleichen Vernünfteleien den Neuern eine Erfindung abſtreiten zu wollen, die ihre Malerei ſo weit über alles erhoben hat, was wir uns von den Werken der alten Maler zu denken belieben. Denn ich weiß ſehr wohl, daß alle neuere Erfindungen auf dieſe Art verdächtig zu machen ſind. Auf viele geräth man auf einem Wege, auf welchem man gerade nicht darauf gerathen ſollte; und vielleicht von allen läßt ſich mehr oder weniger zeigen, daß irgend einmal irgend jemand ſehr nahe dabei geweſen ſeyn müſſe. Von einer, ſie ſey, welche es wolle, beweiſen, daß ſie vorlängſt hätte gemacht ſeyn können oder ſollen, iſt nichts als Chikane; man muß unwiderſprechlich beweiſen, daß ſie wirklich gemacht geweſen oder ſchweigen.

Und hieraus wird man leicht abnehmen, was ich mir ſelbſt zu thun auferlege und zu thun getraue, indem ich dem Johann von Eyck die Erfindung, weßwegen ſein Name länger als zweihundert Jahre mit ſo vielem Ruhme genennt worden, gänzlich abſpreche, und behaupte, daß die Oelmalerei nichts weniger als eine ſo neue Erfindung iſt, ſondern ſo manche Jahrhunderte zuvor ſchon bekannt geweſen, daß mich die Vermuthung ſehr erlaubt dünkt, ſie werde auch noch früher bekannt geweſen ſeyn.

Meine Beweiſe ſind klare, deutliche, unverdächtige, unwiderſprechliche Stellen aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Presbyter.

II.

Aber wer iſt dieſer Theophilus? Und was iſt dieſes für ein noch ungedrucktes Werk von ihm?

Es iſt eben derſelbe Mönch, oder wie er ſich ſelbſt nennt, Presbyter, dieſes Namens aus der mittlern Zeit; es iſt deſſen nämliches lateiniſches Werk, welches Feller unter den Handſchriften der Pauliner Bibliothek zu Leipzig fand, und als eine der erſten Koſtbarkeiten dieſer Bibliothek in ſeinem Verzeichniſſe von 1685, unter dem Titel: de coloribus et de arte colorandi vitra anzeigte (h).

Es iſt das nämliche Werk, welches einer von den Verfaſſern der Actor. Erudit. einige Jahre darauf, bei Gelegenheit des Ciampini, etwas näher bekannt machte, um damit zu beweiſen, daß Antonio Neri nicht der Erſte ſey, welcher von der Glasmacherkunſt geſchrieben habe (i).

Es wird vermuthlich eben der Schriftſteller und eben das Werk ſeyn, welches aus der Bibliothek des Abts Bigot in die königliche Bibliothek zu Paris gekommen, wo es gegenwärtig die 6741ſte Handſchrift iſt, und den Titel führt: Theophili liber de omni scientia picturae artis (k).

Bei den neueren Literatoren finde ich dieſes Theophilus und ſeines Werks nicht gedacht; ſelbſt beim Fabricius nicht. Wohl aber bei den älteren.

Geßner brachte bei, daß einer Namens Theophilus ein ſehr ſchönes Werk von der Glasmacherkunſt, de vitrificatoria, geſchrieben habe, und berufte ſich desfalls auf den Henr. Corn. Agrippa (l).

Simler fügte hinzu, daß ſolches Werk aus drei Büchern beſtehe, deren erſtes von Miſchung der Farben, das zweite von der Glaskunſt und das dritte von der Kunſt in Metall zu gießen, handle: wobei er zugleich anzeigte, daß ſich Handſchriften davon, eine auf Pergament beim Georg Agricola, und eine zweite in dem Kloſter Alten-Zelle befunden, deſſen Bibliothek nach Leipzig gekommen ſey. Eine andere Schrift des nämlichen Verfaſſers, ſagt er noch, werde in dem bekannten alten Werke Lumen animae angeführt (m).

Und ſo weit kannte ich unſern Theophilus und ſein Werk ſeit geraumer Zeit, und hatte noch kürzlich, da mich die alten gemalten Fenſterſcheiben zu Hirſchau beſchäftigten, mehr als einen Anlaß gehabt, bei mir zu wünſchen, daß ein Buch ſo ſeltenen Inhalts endlich einmal aus dem Staube gezogen werden möchte, als ich unvermuthet ſo glücklich war, eine ſehr ſchöne und ſehr alte Handſchrift davon auch in unſerer Bibliothek zu finden.

Eine umſtändliche Beſchreibung derſelben und eine genaue Anzeige des Inhalts iſt zu gegenwärtiger Abſicht nicht nöthig. Ich ertheile ſie an einem andern

Orte, und ſchränke mich hier bloß auf den einzigen nothwendigen Punkt ein, auf die nähere Beſtimmung des eigentlichen Alters meines Schriftſtellers, von dem ich nur noch eben allen Beweis einfließen laſſen, daß er zu der mittlern Zeit gehöre.

Daß Cornelius Agrippa ihn anführt, will noch nicht viel ſagen. Agrippa iſt hundert Jahre jünger, als Johann von Eyck, und folglich könnte auch Theophilus nach dieſem gelebt und geſchrieben haben.

Etwas älter würde ihn dieſes machen, daß ihn auch das Lumen animæ anführe, wenn es ſchlechterdings unwiderſprechlich wäre, daß es ihn anführte (n) und der darin vorkommende Theophilus nicht eben ſowohl ein anderer als unſer Theophilus ſeyn könnte.

Was alſo keine Zeugen für ihn ausſagen können, müſſen wir von ihm ſelbſt zu erfahren oder aus der äußern Beſchaffenheit der vorhandenen Handſchriften zu folgern ſuchen.

Auf dieſe nun aber darf man nur einen Blick fallen laſſen, und die Sache iſt ſo weit entſchieden, daß, wenn es wahr iſt, daß in ihnen der Oelmalerei auf eine unwiderſprechliche Art gedacht wird, nicht weiter daran zu denken ſteht, die Erfindung derſelben einem Künſtler des funfzehnten Jahrhunderts zuzuſchreiben.

Denn ſchon die jüngere, welche die Pauliner Bibliothek zu Leipzig aufbewahrt, iſt, wo nicht aus dem dreizehnten, doch ſicherlich aus dem vierzehnten Jahrhundert (o).

Die unſrige hingegen iſt weit älter, und man darf nur wenig ſich auf dergleichen Dinge verſtehen, um ihr ohne Bedenken ein Alter von ſieben bis achthundert Jahren zu geben. Sie hat alle Merkmale, welche der ſchwierigſte Kenner von Handſchriften des zehnten oder eilften Jahrhunderts nur immer verlangen kann (p).

In dem Werke ſelbſt hat der Verfaſſer zwar nichts einfließen laſſen, was die Zeit, in der er gelebt, ausdrücklich beſtimme. Aber doch iſt auch alles und jedes, was nur einigermaßen ſich dahin ziehen läßt, ſo wenig dem, angegebenen Alter unſerer Handſchrift zuwider, daß es vielmehr einzig und allein von einem Kloſterbruder des neunten Jahrhunderts herkommen zu können ſcheint, als in welchem die Mönche ſich noch ſo gern mit nützlichen Handarbeiten beſchäftigten, und alles ſelbſt anzugeben und zu machen verſtanden, was an und in ihren Gebäuden Nothdurft und Zierde erforderten.

Daß Theophilus ein Deutſcher geweſen, davon ſchmeichle ich mir, nicht undeutliche Spuren bemerkt zu haben. Da ich mich alſo auch unter den Deutſchen ſeines Schlages, und im neunten Jahrhunderte nach ihm umſah: ſo mußte ja wohl Tutilo zu St. Gallen meine Aufmerkſamkeit vornehmlich auf ſich ziehen.

Und wie, wenn eben dieſer Tutilo unſer Theophilus wäre? (q) Wenigſtens bedeuten Tutilo und Theophilus völlig das nämliche; Tutilo iſt nichts als das deutſche Theophilus, oder Theophilus nichts als das griechiſche Tutilo.

III.*

Doch es ſey mit dieſer Vermuthung wie es wolle. Die Sache kömmt nicht darauf an, daß ein unbekannter Schriftſteller, den ich für den Tutilo des neunten Jahrhunderts halte, der Oelmalerei gedenkt, ſondern daß ihrer in einer Handſchrift gedacht wird, die ſchlechterdings wenigſtens aus dem eilften Jahrhunderte ſeyn muß; mag dieſe Handſchrift doch zum Urheber haben, wen ſie will.

Aber warum ſage ich, daß der Oelmalerei darin gedacht wird? Die Oelmalerei wird darin gelehrt, bis auf die Bereitung des Oeles ſelbſt gelehrt. In dem erſten Buche nämlich, welches ganz von der Malerei und von verſchiedenen Farben, Firniſſen und Leimen handelt, und woraus ich nunmehr hieher gehörige Stellen nur treulich mitzutheilen brauche.

Die erſte alſo ſey das 18te Kapitel, deſſen bloße Aufſchrift, von Rothanſtreichung der Thüren mit dem Leinöle, ſchon mehr vermuthen läßt, als man in einem ſo alten Tröſter dem gemeinen Wahne nach ſuchen ſollte.

Cap. XVIII.

De rubicandis ostiis, et de oleo lini.

Si autem volueris ostia rubricare, tolle oleum lini, quod hoc modo compones. Accipe semen lini et exsicca illud in sartagine super ignem sine aqua. Deinde mitte in mortarium et contunde illud pila donec tenuissimus puluis fiat, rursusque mittens illud in sartaginem, et infundens modicum aquæ, sic calefacies fortiter. Postea inuolue illud in pannum nouum, et pone in pressatorium, in quo solet oleum olivæ, vel nucum, vel papaueris exprimi, et eodem modo etiam istud exprimatur. Cum hoc oleo tere minium siue cenobrium super lapidem sine aqua, et cum pincello linies super ostia vel tabulas, quas rubricare volueris, et ad solem siccabis. Deinde iterum linies et rursum siccabis.

Aber, wird man vielleicht ſagen, iſt Anſtreichen denn Malen? Wenn man in älteren Zeiten auch verſtand, einige gröbere Farben mit Leinöl aufzulöſen und abzureiben, um Thüren und anderes Holzwerk damit zu überziehen, mußte man es darum auch mit allen Farben zu thun? pflegte man darum auch dergleichen in Oel aufgelöſte und abgeriebene Farben zu eigentlichen Gemälden anzuwenden? — Sehr wohl! Wenn dieſes wirklich ein Einwurf ſeyn ſoll, ſo wird er doch wohl durch folgendes Kapitel wegfallen.

Cap. XXIII.

De coloribus oleo et gummi terendis.

Omnia genera colorum eodem genere olei teri et poni possunt in opere ligneo, in his tantum rebus, quæ sole siccari possunt, quia quotienscunque unum colorem imposueris, alterum ei superponere non potes, nisi prior exsiccetur, quod in imaginibus diuturnum et tædiosum nimis est. Si autem volueris opus tuum festinare, sume gummi, quod exit de arbore ceraso siue pruno, et concidens illud minutatim, pone in vas fictile, et aquam abundanter infunde, et pone ad solem, siue super carbones in hieme, donec gummi liquefiat, et ligno rotundo diligenter commisce. Deinde cola per pannum, et inde tere colores et impone. Omnes colores et mixturæ eorum hoc gummi teri et poni possunt, præter minium, et cerosam (cerussam) et carmin, qui cum claro ovi terendi et ponendi sunt. —

Hier denn wäre ſie doch wenigſtens die eigentliche Oelmalerei in ihrem ganzen Umfange: omnia genera colorum eodem genere olei teri et poni possunt. Oder, wie es zu Anfange des folgenden Kapitels eben ſo allgemein und ausdrücklich lautet: omnes colores siue oleo, siue gummi tritos in ligno ter debes ponere. Die Farben mit Gummiwaſſer anzumachen oder ſie mit Oel anzureiben, eines war den Künſtlern damaliger Zeit eben ſo bekannt als das andere. Sie malten mit Oelfarben eben ſo gut wie mit Waſſerfarben, nur daß ſie die Oelfarben nicht überall brauchten, sed in his tantum rebus, quae sole siccari possunt: nur daß ſie mit den Oelfarben nicht ſo geſchwind zu arbeiten verſtanden, weil die Oelfarben ihnen zu langſam trockneten, ehe ſie eine andere darauf ſetzen konnten, quod in imaginibus diuturnum et taediosum nimis est.

Allein finden ſich dieſe Schwierigkeiten bei der Oelmalerei zum Theil nicht noch? Und wenn dieſe Schwierigkeiten Urſache waren, daß ſich die älteren Maler ihrer weniger und ſeltener bedienten, darf man ihnen darum die ganze Kenntniß derſelben abſprechen?

Auch werden ſie ſich ihrer ſchwerlich ſo gar wenig und ſo gar ſelten bedient haben, daß ſie endlich ganz könnte verloren gegangen und verloren geblieben ſeyn, bis ſie etwa Johann von Eyck aufs neue erfunden hätte. Denn ich ſehe, daß ſie eine Art von Malerei hatten, zu welcher ſie nur Oelfarben brauchen konnten; wenigſtens wird bei dem Theophilus nur der Oelfarben zu dieſem Behuf erwähnt.

Cap. XXV.

De pictura translucida.

Fit etiam pictura in ligno, quæ dicitur translucida, et apud quosdam vocatur aureola, quam hoc modo compones. Tolle petulam stagni (stanni) non linitam glutine, nec coloratam glutine, vel croco sed ita simplicem et diligenter politam, et inde cooperies locum, quem ita pingere volueris. Deinde tere colores imponendos diligentissime oleo lini, ac valde tenues trahe eos cum pincello, sicque permitte siccari.

Ich glaube nicht, daß ſie ganze Gemälde auf dieſe Weiſe ausführten. Wenn es denn aber nur einzelne Stellen waren, welche ſie ſo behandelten, und wenn die petula stanni (r), die den durchſcheinenden Grund gab, keine andere als Oelfarben annahm, ſo hatten ſie ja wohl ſelbſt bei ihren Waſſergemälden noch Gelegenheit, der Oelfarben nicht ganz zu vergeſſen.

IV.

Es würde ſehr überflüſſig ſeyn, mehrere Zeugniſſe für das Alter der Oelfarben aus unſerer Handſchrift anzuführen. Ein einziges, in welchem die Oelfarben auch nur beiläufig genannt wären, würde meine Behauptung hinlänglich erhärten, und zwanzig, wenn ſie auch noch ausdrücklicher wären, als die drei angeführten, würden nicht mehr Kraft haben, als das einzige.

Anſtatt deſſen erlaube man mir vielmehr ein zweites Exempel daraus hier einzuſchalten, wie geneigt man geweſen, neueren Malern, nach dem Cimabue, Erfindungen beizulegen, die längſt vor ihnen gemacht waren.

Vaſari ſagt vom Margaritone: Egli fu il primo, che considerasse quello, che bisogna fare quando si lauora in tauole di legno, perche stiano ferme nelle commettiture, e non mostrino, aprendosi poi, che sono depinte, fessure o squarti, havendo egli usato di mettere sempre sopra le tauole, per tutto una tela di panno lino, appicata con forte colla, fatta con ritagli di carta pecora, et bollita al fuoco; e poi sopra detta tela dato di gesso, come in molte sue tauole, et d'altri si vede. Lauoro ancora sopra il gesso stemperato con la medesima colla, fregi, et diademe di rilieuo, et altri ornamenti tondi. E fu egli inuentore del modo di dare di Bolo, e metterui sopra l'oro in foglie e brunirlo. Le quali tutte cose non essendo mai prima state vedute, si veggiono in molte opere sue (s). —

Wer? Margaritone, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebte, ſollte zuerſt dieſe Vorſicht ausgeklügelt haben? Er ſollte es erdacht haben, über die hölzernen Tafeln, auf welche gemalt wurde, um ſie vor allem Werfen und Berſten zu verſichern, eine Leinwand zu leimen und dieſe mit Gips zu gründen? Kaum würde das glaublich ſeyn, wenn die Malerei überhaupt erſt im dreizehnten Jahrhunderte wäre erfunden worden? Ich habe auch ſchon oben (S. 845) zu verſtehen gegeben, daß ich das Gegentheil zuverläſſig wiſſe, und man wird leicht errathen, woher. Ebenfalls aus unſerm Theophilus, in deſſen folgendem Kapitel das ganze Verfahren des Margaritone, aber gewiß nicht nach dem Margaritone, auf das deutlichſte und umſtändlichſte beſchrieben wird.

Cap. XVII.

De tabulis altarium et ostiorum et de glutine casei.

Tabulæ altarium siue ostiorum primum particulatim diligenter coniungantur iunctorio instrumento, quo utuntur doliarii siue tonnarii; deinde componantur glutine casei, quod hoc modo fit. Caseus mollis minutatim incidatur et aqua calida in mortario cum pila tam diu lavetur, donec aqua multoties infusa pura inde exeat. Deinde idem caseus attenuatus manu, mittatur in frigidam aquam, donec indurescat. Post hæc teratur minutissime super ligneam tabulam æqualem cum altero ligno, sicque rursum mittatur in mortarium et cum pila diligenter tundatur, addita aqua cum viua calce mixta, donec sic spissum fiat, vt sunt feces. Hoc glutine tabulæ compaginatæ, postquam siccantur, ita sibi inhærent, vt nec humore nec calore disiungi possint. Postmodum æquari debent planatorio ferro, quod curvum et interius acutum habet duo manubria, vt cum utraque manu trahatur, unde raduntur tabulæ, ostia et scuta, donec omnino fiant plana. Inde cooperiantur corio crudo equi, sive asini, sive bovis, quod aqua madefactum, mox vt pili erasi fuerint, aqua aliquantulum extorqueatur, et ita humidum cum glutine casei superponatur. Quo diligenter exsiccato, tolle incisuras eiusdem corii similiter exsiccatas et particulatim incide, et accipiens cornua cervi minutatim confracta malleo ferrarii super incudem, compone in ollam nouam donec sit dimidia, et imple eam aqua, sicque adhibe ignem, donec excoquatur tertia pars aquæ, sic tamen vt non bulliat, et ita probabis: fac digitos tuos humidos eadem aqua, et cum refrigerati fuerint, si sibi adhærent, bonum est gluten; sin autem, tamdiu coque, donec sibi adhæreant. Deinde effunde ipsum gluten in vas mundum, et rursum imple ollam aqua et coque sicut prius, sicque facias usque quater. Posthæc tolle gypsum more calcis combustum, siue cretam, qua pelles dealbantur, et tere diligenter super lapidem cum aqua, deinde mitte in vas testeum et infundens gluten corii pone super carbones, ita vt gluten liquefiat, sicque linies cum pincello super ipsum corium tenuissime; ac deinde, cum siccum fuerit, linies aliquantulum spissius; et si opus fuerit, linies tertio. Cumque omnino siccum fuerit, tolle herbam, quæ appellatur asperella, quæ crescit in similitudinem iunci et est nodosa, quam cum in æstate collegeris, siccabis in sole, et ex ea fricabis ipsam dealbaturam, donec omnino plana et lucida fiat.

Offenbar iſt hier ſchon alles, was Vaſari dem Margaritone, in Anſehung des verſicherten Grundes, als Erfindung anrechnet, und alles ſchon weit beſſer. Denn die Erfindung des Margaritone ſoll doch wohl nicht darin beſtanden haben, daß er bloße Leinewand nahm, wozu die ältern Künſtler Häute brauchten (t)? Auch doch wohl nicht darin, daß er ſeine Leinewand mit einem bißchen Leime, aus Pergamentſchnitzen, aufklebte, anſtatt daß jene ihre Häute mit einer Maſſe befeſtigten, welche ſich weder durch Wärme, noch durch Feuchtigkeit wieder auflöſete (u)?

Und daß man ja nicht glaube, daß alſo Margaritone doch wenigſtens werde erfunden haben, das Gold in Blättern aufzutragen, und zu bruniren. Auch das hat er nicht erfunden, wie ich aus einem andern Kapitel des Theophilus zeigen könnte, wenn ich mich gegenwärtig dabei aufhalten wollte.

V.

Ich ſchließe, und kehre zu dem Manne zurück, der nunmehr nothwendig von ſeinem bisherigen Ruhme ſo vieles verliert.

Aber auch alles? Wenn Johann von Eyck die Oelmalerei nicht erfunden hat, ſollte er ſich nicht wenigſtens etwa ſo beſonders darum verdient gemacht haben, daß man dieſes Verdienſt der erſten Erfindung gleich ſchätzen und endlich gar damit vermengen können?

Ich bin ſehr geneigt, dergleichen zu glauben. Denn ſelten iſt ein beſonderer Ruhm ganz ohne Grund; und unſere Handſchrift ſelbſt giebt mir Anlaß, die ſtrenge Gerechtigkeit mit dieſer Billigkeit zu mildern.

Die Oelfarben der alten Künſtler, haben wir oben aus dem 23ſten Kapitel geſehen, trockneten ſehr ſchwer, welches ihnen die Arbeit damit langweilig und eckelhaft machte. Aus den zuſammengenommenen Stellen des Theophilus ſcheint auch zu erhellen, daß ſie ſich nur des Leinöls bedienten; wenigſtens nennt Theophilus überall nur das Leinöl, und ob er ſchon das Nußöl und Mohnöl kannte, ſo ſagt er doch nirgends, daß man ſich der letztern eben ſo wohl als des erſtern bedienen könne.

Nun aber iſt unter allen dieſen Oelen das Leinöl nicht allein das ſchmutzigſte und ſchlechteſte, ſondern auch gerade das, welches am ſchwerſten trocknet, ſo daß man daſſelbe jetzt noch kaum zum Gründen gebraucht. Wie alſo, wenn Johann von Eyck das reinlichere und leichter trocknende Nußöl oder Mohnöl, anſtatt des Leinöls, zuerſt gebraucht hätte? Wie wenn er erfunden und gelehrt hätte, es mit irgend etwas zu verſetzen, welches das Trocknen noch mehr beförderte? Mit Vitriol, oder Spicköl, oder Firniß, oder was ſonſt zu dieſer Abſicht dienliches jemals erdacht worden.

Sonach hätte er zwar nur gelehrt, mit den Oelfarben geſchwinder zu arbeiten; aber das allein fehlte auch nur, um die Oelmalerei in Aufnehmen zu bringen. Da man mit den Oelfarben nun geſchwinder malen konnte, ſo malte man auch öfter damit, und je öfter man damit malte, deſto deutlicher erkannte man die mancherlei Vorzüge derſelben, um welche man in der Folge die Waſſermalerei eben ſo ſehr vernachläſſigte, als man vor dieſer Verbeſſerung, bei der geläufigern Waſſermalerei, die Oelmalerei nur immer vernachläſſigt haben konnte.

Dieſes angenommen, würde es denn begreiflich, wie, nach der Erzählung des Vaſari, Johann von Eyck auf ſeine Erfindung, bei Gelegenheit eines ihm in der Sonnenhitze verunglückten Gemäldes, habe fallen können. Weder ein bloßes, noch ein mit Firniß überzogenes Waſſergemälde hatte er nöthig, einer ſtarken Sonnenhitze lange auszuſtellen. Oder wenn er es nöthig hatte, ſo hatte er es nur wegen des Oeles nöthig, woraus der Firniß zum Theil beſtand (x). Und hatte er es nur deſſenwegen nöthig, ſo konnte er unmöglich auf den Einfall gerathen, ſogar die Farben mit Oel abzureiben. Wahrſcheinlich trocknete er alſo ſchon dergleichen Farben an der Sonne, und der Unfall, der ihm begegnete, brachte ihn nur darauf, ſeine Oelfarben mit etwas zu verſetzen, um der gefährlichen Sonne weniger zu bedürfen.

Dieſes angenommen, könnte es denn auch gar wohl möglich ſeyn, daß Johann von Eyck an ſeiner Erfindung verſchiedene Jahre ein ihm eigenes Geheimniß gehabt hätte. Denn ſeine Erfindung beſtand nicht in dem Gebrauche des Oels, welches man ihm ſogleich würde abgeſehen haben, ſondern ſie beſtand in dem Gebrauche eines Mittels, das man ihm ſo leicht nicht abſehen konnte.

Dieſes angenommen, würden ſich endlich auch die Anſprüche vergleichen laſſen, welche auf die Ehre, die Oelfarben, wo nicht erfunden, doch eben ſo früh oder wohl noch früher, als Johann von Eyck gebraucht zu haben, für andere neuere Künſtler gemacht werden (y). Sie alle können ungefähr um eben dieſelbe Zeit gar wohl in Oel gemalt haben. Aber von ihnen allen hat keiner die Oelmalerei erfunden.

Anmerkungen.

Um den Leſer weder durch Anführungen noch durch Nebendinge zu unterbrechen, habe ich dieſe Anmerkungen hinten nach folgen zu laſſen, für gut befunden. Sie dienen auch überhaupt weniger für den, der ſich bloß von der Sache unterrichten will, als für den, der ſich einer eigenen Prüfung derſelben unterziehen wollte.

(a)

— — „geben einmüthig vor“] Denn ich kenne nur zwei Männer, die ſich von dieſer Einmüthigkeit einigermaßen ausſchließen, indem ſie das Alterthum der Oelmalerei zwar nicht ausdrücklich behaupten, die Neuheit derſelben zwar nicht ausdrücklich läugnen, aber doch auch jenes eben ſo wenig ſchlechterdings läugnen, als dieſe ſchlechterdings behaupten möchten. Sie ſtehen nur an; ſie halten ihre Stimme nur zurück. Und dieſe zwei Männer ſind — ich zweifle, ob ſie beide noch jemals zuſammen genannt worden; ich zweifle, ob man ſie bei einem andern Anlaſſe ſobald wieder zuſammen nennen dürfte — unſer Literator Jac. Fr. Reimmann und der Graf von Caylus.

Reimmann, bereits im Jahre 1709 in ſeiner Literär-Hiſtorie der Deutſchen, einem Werke, das wenigſtens aus ſehr gelehrten Fragen beſteht, wenn auch ſchon die Antworten nicht immer ſehr gelehrt ſeyn ſollten (Th. II. S. 287), ertheilte auf die Frage: „Wer hat die Kunſt die Oelfarben zu bereiten und mit denſelben auf Leinwand zu malen zuerſt erfunden?“ in dem ihm eigenen pedantiſch galanten Style folgende Antwort: „Das ſollen nach dem Bericht des Autoris der Baumeiſter-Academie in der Durchl. Welt Cap. 1. discursu 3. pag. 65 der Johannes und Hubertus van Eyck, Gebrüder aus Flandern, um das Jahr Chriſti 1410 zum erſtenmal erfunden haben, welches ich aber dem geneigten Leſer zur reifen Unterſuchung und dem Urheber dieſer Meinung zu ſeiner Verantwortung und deutlichen Erklärung überlaſſen will. Denn ich vor mein particulier geſtehe ganz gern, daß ich hierbei noch ein Haufen Scrupel habe, darin ich mich bis dato noch nicht finden kann. Und will ich wünſchen, daß entweder der Herr Autor oder ſonſt ein curieuser Kopf ſich an dieſe particulam historiæ graphices machen, und dieſelbe etwas deutlich und gründlich unterſuchen möchte.“ Nun will ich dem guten Manne hier nicht aufmutzen, daß er zwei ganz verſchiedene Fragen, „wer zuerſt die Oelfarben gebraucht? und wer zuerſt auf Leinwand gemalt habe?“ in eine geworfen und geglaubt, daß er auf dieſe doppelte Frage mit einer und eben derſelben Antwort abkommen könne. Auch will ich ihm nicht einmal aufrücken, daß er als ein gründlicher Literator, der er ſeyn wollte, und zum Theil auch wirklich war, doch wohl aus einer beſſern Quelle müßte geſchöpft haben, als aus der Eröffneten Ritteracademie. Denn dieſe, auf deren erſter Ausgabe von 1700 etwas von Durchlauchtiger Welt ſteht, meint er, und ob er ſchon in einer Note auch noch den [illegible] in ſeiner Rede pro Germania, und aus dieſer den Atlas des Mercator anführt, ſo ſind auch dieſes doch nur ſehr armſelige Bächlein. Ich will ihm, ſage ich, ſelbſt dieſes nicht aufrücken, weil wirklich der Schriftſteller, der in dieſer Sache Quelle iſt, doch ebenfalls nur kaum den Namen Quelle verdient. Aber vergeben kann ich es ihm nicht, daß er von dem Haufen Skrupel, den er dabei noch zu haben verſichert, auch nicht einen einzigen mittheilt. Er war allerdings ein Mann von vieler Beleſenheit, und konnte leicht in dieſer oder jener alten Schwarte etwas von Erheblichkeit gefunden haben. Nur will ich doch nicht glauben, daß er ſich unter andern auch auf eine Stelle des Seneca werde haben berufen wollen, mit welcher er mich eine Stunde ſo zum Beſten gehabt hat, daß ich nicht umhin kann, es hier anzumerken, weil er leicht auch andere damit irren könnte. In dem erſten Theile ſeines angeführten Werkes nämlich (S. 136), wo er von dem Zuſtande der Malerei in der mittlern Zeit redet, ſagt er: „Die Mönche hatten damals in ihren Klöſtern eine gewiſſe artem graphicam, die itzo zu unſrer Zeit verloren gegangen. Nämlich ſie nahmen dünne Gold-Blech (vielleicht vt commonstrarent Senecæ non tantum ex oleo et luto constare hanc scientiam) und machten dieſelbe auf das Pergamen feſt.“ Der Ort, wo Seneca dieſes von der Malerei ſoll geſagt haben, wird nicht angeführt; aber es ſchien mir gar wohl in dem Geiſte des Seneca zu ſeyn. Und dieſer Ort ſollte noch von ſonſt niemanden ſeyn bemerkt worden? ſollte noch von niemanden auf die Oelmalerei ſeyn angewendet worden? die doch ſo offenbar darin liegt? Denn wenn Seneca ſagt, daß die Malerei oleo tantum et luto beſtehe, was kann er unter lutum anders als die Erdfarben meinen, deren ſie ſich größtentheils bedient, und unter oleum anders, als das Oel, womit dieſe Erdfarben zu ihrem Gebrauche tüchtig gemacht werden? Dieſes bewog mich, die Stelle bei dem Seneca ſelbſt zu leſen, die ich auch gar bald in dem bekannten 88ſten Briefe von dem Werthe der freien Künſte fand, und die Täuſchung mit Lachen und Unwillen erkannte. Nicht von der Malerei, ſondern von der Ringekunſt, aus Urſachen, die jedermann weiß, ſagt Seneca, daß ſie aus nichts, als Staub und Oel beſtehe. Hier ſind ſeine Worte: Non enim adducor, ut in numerum liberalium artium pictores recipiam, non magis quam statuarios, aut marmorarios, aut ceteros luxuriæ ministros. Aeque luctatores, et totam oleo ac luto constantem scientiam expello ex his studiis liberalibus: aut et unguentarios recipiam et cocos u. ſ. w. Auch dieſes iſt ein Exempel, daß man ſich der Worte eines Alten nicht anders als von eben derſelben Sache bedienen ſollte, von welcher ſie der Alte gebraucht hat. Mit den Alten anwendungsweiſe reden, giebt zu lauter Verwirrungen Anlaß.

Es mögen denn aber auch Reimmanns Skrupel beſtanden haben, worin ſie wollen, ſo werden ſie doch ſchwerlich aus eben den Gründen gefloſſen ſeyn, aus welchen der Graf von Caylus das Alterthum der Oelfarben vermuthen zu können glaubte. Denn ohne auf den geringſten hiſtoriſchen Umſtand, ſo viel ich weiß, zu fußen, waren es eines Theils bloß günſtiges Vorurtheil für die Einſichten der Alten überhaupt, und andern Theils Geringſchätzung der Oelmalerei ſelbſt, die aus dieſem, wenn Gott will, Wiederherſteller einer weit beſſern Malerei ſprachen. Man ſehe den zweiten Abſchnitt ſeiner Reflexions sur quelques chapitres du XXXV. Livre de Pline, welchen er der Akademie der Inſchriften 1752 vorlas (Memoir. de Litterat. T. XXV. p. 173) und wo er ſich gegen das Ende folgendergeſtalt ausdrückt. Nous avons, il est vrai, la façon de mêler nos couleurs avec l'huile, et d'en faire la base de la plus grande partie de nos opérations; il se pourrait peut-être que les anciens ne l'ont pas autant ignoree qu'on se l'imagine, eux qui ont connu tant de preparations et de mixtions; celle dont il s'agit etait même des plus simples. Quoi qu'il en soit, voyons si l'ayant connue ils ont si mal fait de la negliger. Je conviens d'abord que l'huile donne une tres-grande facilite de pinceau, et qu'elle rend le travail plus agreable qu'aucun autre corps ne le pourroit faire: mais les anciens peu sensibles au moment present, travailloient toujours pour la posterite. Or il est constant que l'huile nous a fait perdre du côte de la conservation. Ce n'est pas tout, elle altère nos couleurs et les fait jaunir par la seule impression de l'air. Les teintes poussent souvent avec inegalite, les ombres noircissent: enfin nos couleurs et nos impressions s'ecaillent, et les peintures anciennes etoient, ce me semble, à l'abri de tous ces inconveniens: nous pratiquons l'huile depuis un temps assez considerable pour en connoître les effets, et pour avancer que l'on ne verra aucune de nos peintures preparees de cette façon dans huit cens ans, comme Pline a pû voir celles qui subsistoient dans les ruines d'Ardée, et comme nous voyons encore aujourd'hui des restes d'une beaucoup plus grande anciennete dans quelques endroits de l'Italie, et même jusque dans l'Egypte: il faut convenir que ces peintures sont à fresques. Mais comme ces reflexions conviendroient mieux à l'Academie de Peinture, je crains qu'elles n'aient ennuyé. Freilich gehörten dieſe Betrachtungen eher vor eine Akademie von Malern, als vor eine Akademie von Gelehrten. Aber doch that der Graf ſehr klug daran, ſie lieber Gelehrten vorzuleſen, als Malern, die in dieſem Sie war ſauer vielleicht nichts als einen pedantiſchen Fuchs zu hören, dürften geglaubt haben. Und vermuthlich ging er damals ſchon mit ſeiner eigenen Erfindung ſchwanger, welcher im voraus Platz zu machen, er allerdings die Oelmalerei herabzuſetzen und zu verleiden ſuchen mußte. Schade nur, daß es ihm ſo ſchlecht gelungen! Denn weder ſeine Enkauſtik, noch alle ihr zum Trotz erfundene Enkauſtiken, haben der Oelmalerei noch viel Abbruch gethan, die ſich vermuthlich auf immer ſelbſt bei denen erhalten wird, welchen es eben ſo angelegen iſt als den Alten, mehr für die Nachkommenſchaft als für den gegenwärtigen Augenblick zu malen. Was hindert ſie nämlich auf die Veränderungen, welche Luft und Zeit in den Oelfarben hervorbringen, ſofort Rückſicht zu nehmen, und ſo zu malen, daß ihr Colorit durch dieſe Veränderungen von Tag zu Tag mehr gewinnt als verliert? Ich kenne wenigſtens einen großen Maler, der dieſe ſtolze Verläugnung wirklich übt.

(L)

— — „faſt eben ſo einmüthig.“] Auch würde es ſehr zu verwundern ſeyn, wenn ein Niederländer in dem ruhigen Beſitze der Ehre einer ſolchen Erfindung ganz ohne Widerſpruch geblieben wäre. Jenſeit den Bergen wohnen auch Leute; und man kann leicht denken, daß man da nicht ſtille geſchwiegen haben werde. Außer den Sicilianern, von welchen ich in der Anmerkung (e) rede, ſind es aber unter den Italienern vornehmlich die Neapolitaner und die Bologneſer, welche, wo nicht die Oelmalerei erfunden, doch wenigſtens eben ſo früh und früher mit Oel gemalt zu haben behaupten, als in Flandern damit gemalt worden.

Die Sache der Neapolitaner führt am gefliſſentlichſten Tafuri in ſeinem zweiten Briefe, Intorno ad alcune Invenzioni uscite del Regno di Napoli, welcher in dem 6ten Theile der Raccolta d'Opuscoli scient. e filol. von 1732 zu finden. Ein Col' Antonio di Fiori iſt es, welcher zu Neapolis eher mit Oel gemalt haben ſoll, als Antonello da Meſſina die Erfindung nach Italien bringen können. So viel ich ſehe hat Carlo Celano in ſeinem Bello e Curioso di Napoli, welches Werk 1692 herauskam, dieſes zuerſt behauptet; und da Tafuri keine nähere oder mehrere Beweiſe davon beibringt, ſo brauche ich nur die Stelle des Celano mitzutheilen, um meinen Leſern zu zeigen, worauf ſich ein ſolches Vorgeben gründet. Vi si vede, in einer Kapelle zu Amalfi nämlich, ſagt Celano, ancora una picciola Tavola, nella quale sta depinto S. Girolamo in atto di studiare: opera veramente ammirabile di Col' Antonio di Fiore Napoletano, che fu il primo a dipingere ad oglio nell' Anno 1436 contra quello, che si scrive dal Vasari, che dice, che fu mandato un Quadro ad Alfonso primo Re di Napoli da Gio: da Bruggia Fiamingo dipinto ad Oglio, e che Antonello da Messina ammiratosi di questo nuovo modo di dipingere, desideroso di sapere il secreto, si portò in Fiandra, e dopo qualche tempo lo seppe da un allievo di Gio: di Fiandra, tornò in Italia, e passato in Venezia, ivi, come dice il Ridolfi, che scrive le Vite de' Depintori Veneziani, e dello stato, Gio: Bellini seppe con astuzia il secreto, scrivendo ancora, che per prima l'avesse Antonello communicato ad un tal Maestro Domenico: or si concordino i tempi. Col' Antonio nell' anno 1436 dipingeva ad oglio, Alfonso alli 2. di Luglio dell' anno 1433 prese Napoli per l'Aquedotto, ed è da supponersi, che non in questo tempo gli fosse stato presentato il Quadro del Bruggia, ma in qualche tempo dopo presa Napoli, ed Antonello nell' andare e tornare vi pose anco tempo; tal che chiaramente si raccoglie per quel, che dice il Vasari, che più di dieci anni prima Col' Antonio dipingeva ad oglio. Si prova piu chiaramente: l'ultimo Quadro, che fece Gio: Bellini, che lasciò imperfetto, fu nell' anno 1514. Visse quest' Artefice 90. anni: dal che si ricava, che egli nacque nell' anno 1424. Quando egli ebbe il secreto da Antonello, dice l'Autore della sua vita, ch'egli era molto stimato in Italia, e si può supporre, ch'egli fosse almeno di trent' anni; dunque nel 1454 cominciò a dipingere ad oglio, oltre che nella vita dello stesso Bellini si dice, che circa il 1490. avesse principiato a dipingere in questa maniera, dal che si ricava, che il primo, che avesse operato ad Oglio, fosse stato il nostro Col' Antonio nell' anno 1436 come si disse. Wer ſich hierwider des Johann von Eyck durchaus annehmen wollte oder müßte, würde gar leicht eine Antwort finden. Er dürfte nämlich bloß bemerken laſſen, daß durch dieſe ganze Zuſammenrechnung höchſtens nur die Erzählung verdächtig werde, nach welcher es Antonello von Meſſina geweſen ſey, der die Oelmalerei aus Flandern nach Italien gebracht habe; daß aber keineswegs Johann von Eyck ſelbſt dabei ins Gedränge komme, als deſſen Erfindung in das Jahr 1410 falle. Mir hingegen kann es ſehr gleichgültig ſeyn, wenn es auch ganz ohne Widerrede wäre, daß Col' Antonio mit Oel gemalt habe, ohne daß er die Kunſt auf irgend eine mittelbare Weiſe dem Johann von Eyck zu danken gehabt.

Eben ſo können meinetwegen auch die Bologneſer in ihren Anſprüchen noch ſo gegründet ſeyn; gegen welche allerdings die Verfechter des Johann von Eyck einen weit ſchlimmern Stand haben. Denn es iſt nicht aus den bloßen Worten des Vaſari, aus welchen Malvaſia (Felsina Pittrice, T. I. p. 27) folgert, daß nach deſſen eigenem unwilligen Bekenntniſſe, Lippo Dalmaſio bereits 1407 zu Bologna in Oel gemalt habe: ſondern es iſt die That ſelbſt, womit Malvaſia dieſes beweiſt, indem er mehr als ein Gemälde namhaft macht, welches ſogar dieſer benannte Bologneſiſche Künſtler lange vor 1400 in Oel gemalt hatte. Und dieſe Gemälde waren alle zur Zeit des Malvaſia noch vorhanden, mit ihren Jahrzahlen zum Theil vorhanden, und jedermann mußte bekennen, daß es wahre Oelgemälde wären. Vielmehr kommen dieſe ältern Bologneſiſchen Oelgemälde, worunter ſogar eins von 1376 war, mir ſehr zu Statten; nach welchen ich es als bereits erwieſen annehmen kann, daß Johann von Eyck nicht der erſte Oelmaler geweſen. Auch richte ich meine weitere Beſtreitung nur deßwegen namentlich gegen ihn, weil er beſonders dieſſeits der Alpen noch immer dafür gilt, und als ſolcher (bald mit, bald ohne ſeinen Bruder Hubert) aus einem Malerbuch in das andere, aus einem Künſtlerlexicon in das andere fortgepflanzt wird.

(c)

— — „Vaſari ſchrieb.“] Die erſte Ausgabe ſeines Werks, die er ſelbſt beſorgte, iſt von 1568 in Fiorenza appresso i Giunti; worin er von der Erfindung der Oelmalerei an zwei Orten handelt. Einmal überhaupt in dem 21ſten Kapitel der Einleitung; das anderemal umſtändlicher in dem Leben des Antonello da Meſſina. Und dieſes Werk, dieſe Orte dieſes Werkes ſind es, über welche ich mit meinen Nachforſchungen nie hinauskommen können. Denn auch diejenigen, welche mich nicht auf den Vaſari verwieſen, verwieſen mich doch auf Schriftſteller, die zuverläſſig aus dem Vaſari geſchöpft hatten.

Auf einen Peter Opmeer z. E., in deſſen Opere chronologico unter 1410 von den Brüdern Eyck zwar geſagt wird, quorum ingeniis primum excogitatum fuit, colores terere oleo lini. Allein da das Werk des Opmeer erſt 1611, mit der Fortſetzung des Laurentius Beyerlink ans Licht kam; da es Opmeer bis 1571 ſelbſt ausgearbeitet: ſo ſieht man leicht, daß er den Vaſari gar wohl brauchen können. Ja es ſcheint ſogar, daß der Herausgeber die ganze Stelle nach dem Karl van Mander verändert und erweitert habe, deſſen Schilderbuch indeß 1604 erſchienen war. Denn es ſind Umſtände eingeflochten, die nur Mander hat und aus Opmeern nicht haben konnte. Zu geſchweigen, daß die in Holz geſchnittenen Bildniſſe der Brüder Eyck offenbar aus dem Mander genommen ſind.

Oder ſie verwieſen mich auf einen Dominicus Lampſonius, deſſen lateiniſche Verſe unter das Bildniß des Johann von Eyck, Boullart (Acad. des Sc. et des Arts T. II. p. 377) anführt.

Ille ego, qui lætos oleo de semine lini
Expresso docui Princeps miscere colores
Huberto cum fratre. Novum stupuere repertum,
Atque ipsi ignotum quondam fortassis Apelli,
Florentes opibus Brugæ: mox nostra per omnem
Diffundi late probitas non abnuit orbem.

Denn dieſe Zeilen ſind aus den Elogiis in Effigies Pictorum celebrium Germaniæ inferioris, die Lampſonius erſt 1572 zu Antwerpen drucken laſſen; und ſtehen alſo der Autorität des Vaſari ebenfalls nach. Nur das beſcheidene fortassis iſt ihnen eigen.

Kurz, noch kenne ich keinen einzigen Flandriſchen oder Holländiſchen Schriftſteller, der ſeinen Landsleuten die Erfindung der Oelmalerei beilegte, und vor dem Vaſari geſchrieben hätte. Der beſte und umſtändlichſte Flandriſche Annaliſt vor dem Vaſari, Jacob Meyer, welcher 1552 ſtarb, und deſſen Rerum Flandricarum libri XVII, welche bis auf 1477 gehen, 1561 gedruckt wurden, hat kein Wort davon. Und wenn man meint, daß er die Sache nicht für würdig geachtet, dieſem ſeinen großen Werke einverleibt zu werden, ſo ſetze ich hinzu, daß er auch in ſeinem kleinern vorläufigen Werke, den Flandricarum rerum Tomis X, das 1533 zu Brügge gedruckt worden, nichts davon hat, wo er doch (Tomo IX Fol. 45) die beſte Gelegenheit dazu gehabt hätte, indem er Brügge wegen ſeiner kunſtreichen Maler und Bildhauer rühmt, die nach Dänemark und Norwegen und andern entfernten Ländern verſchrieben würden.

Hingegen wird man nach Bekanntwerdung des Vaſari, das iſt nach 1566, kaum eine kahle Chronik, kaum ein kleines Geſchichtsbuch von Flandern oder Holland finden, in welchem man der Erfindung der Brüder Eyck nicht ſorgfältig und meiſtens mit den abenteuerlichſten Lobſprüchen gedacht hätte.

(d)

„Sogar Karl van Mander — haben ſoll.“] „Johann von Eyck, ſagt Mander, iſt zu Brügge in gutem Alter geſtorben, und liegt in der Kirche des h. Donatus begraben, allwo an einer Säule folgende Grabſchrift auf ihn zu leſen.“

Hic jacet eximia clarus virtute Joannes,
 In quo picturæ gratia mira fuit.
Spirantes formas, et humum florentibus herbis
 Pinxit, et ad vivum quodlibet egit opus.
Quippe illi Phidias et cedere debet Apelles:
 Arte illi inferior ac Polycletus erat.
Crudeles igitur, crudeles dicite Parcas,
 Qui talem nobis eripuere virum.
At cum sit lachrimis incommutabile fatum,
 Vivat ut in cœlis inde precare Deum.

Schwerlich wohl iſt dieſe Grabſchrift gleich nach dem Tode des Künſtlers gemacht worden; denn die Verſe ſind doch ſchon um ein gutes beſſer, als ſie in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts daſiger Gegend gewöhnlich ausfielen. Sie würde alſo kaum ſehr glaubwürdig ſeyn, wenn ſie auch mit ausdrücklichen Worten der Erfindung des Johann von Eyck erwähnte. Wohl aber iſt ſie, da ſie ſolches unterläßt, ein ſtarker Beweis darwider. Denn man ſieht leicht, daß dieſes keiner von den Fällen iſt, wo der Beweis vom Stillſchweigen hergenommen nichts beweiſt. Hier beweiſt er alles, und es iſt ſchlechterdings unglaublich, daß man zu der Zeit, da dieſe Grabſchrift verfertigt worden, bereits die große Meinung von dem Verſtorbenen gehabt hätte, und dennoch in ſeinem Ehrengedächtniſſe auch nicht mit einem Worte darauf angeſpielt haben ſollte. In der alten Flämiſchen Grabſchrift auf den Hubertus von Eyck, welcher in der Johanniskirche zu Gent begraben liegt, und die van Mander gleichfalls beibringt, iſt eben ſo wenig einige Spur davon zu finden; ſo vielen Antheil er an der Erfindung ſeines Bruders auch immer ſoll gehabt haben.

Was ich ſonſt überhaupt von der Erzählung des van Mander ſage, wird aus der Zuſammenhaltung mit der Nachricht des Vaſari, einem jeden einleuchten. Mander ſchrieb einige dreißig Jahre nach dem Vaſari, und doch iſt er nichts als der Nachſchreiber des Vaſari, einige Kleinigkeiten ausgenommen. Denn ſelbſt dieſes, daß er die Nachläſſigkeit des Vaſari, in Bemerkung der Zeit verbeſſert, iſt eine Kleinigkeit, weil er ſie wirklich bloß nach Gutdünken verbeſſert, ohne den geringſten hiſtoriſchen Grund dazu anzuführen oder zu haben. Denn er mag immer ſagen: Der tydt wanneer Joannes d'Oly-verwe gevonden heeft, is gheweest by al dat ick vinden en overlegghen can, Ao. 1410: ſo hat er doch dieſes Datum nur ungefähr aus der Lebenszeit des Grafen von Flandern geſchloſſen, deſſen Geheimerrath Johannes von Eyck ſoll geweſen ſeyn. Wenigſtens hat er es gewiß nicht aus der Prüfung aller damals in den Niederlanden noch vorhandenen alten Gemälde, und dennoch iſt es auf ſein bloßes Anſehen die allgemein angenommene Epoche der Oelmalerei geworden. Denn ich wüßte nicht, daß ein einziger neuerer Geſchichtſchreiber der Malerei, eine Anmerkung genutzt oder auch nur wiederholt hätte, die ich bei dem Aubertus Miräus gemacht finde. In dieſes Chroni. Belg. nämlich, unter dem Jahre 1410, leſe ich folgende merkwürdige Stelle: Joannes Eickius et frater ejus Hubertus, pictores eximii, Brugis florent. Horum alter Joannes, oleo ex lini seminibus extuso, picturæ colores primus miscuisse, atque æternos, ut sic dicam, adversus ævi injuriam reddidisse creditur. Præclarum hoc inventum plerique ad an. 1410 referunt: sed ante annum 1400 illud in Belgio saltem apud pictores quosdam in usu fuisse, convincunt vetustiores tabellæ coloribus oleo mixtis depictæ, atque in his una, quæ in templo Franciscanorum Lovanii spectatur, cujus quidem auctor sive pictor an. 1400 notatur obiisse. Ob Houbraken in der neuen Ausgabe des van Mander zu Berichtigung ſeines Autors dieſes angeführt habe, weiß ich nicht, weil ich dieſelbe Ausgabe nicht in Händen habe. Eben ſo wenig weiß ich, ob er oder ein anderer etwas zum Beſten des Johann von Eyck darauf erwiedert habe. Ich geſtehe vielmehr, daß ich auch nicht einmal abſehe, was man darauf erwiedern könne. Denn wenn es mit dieſem Oelgemälde zu Löven ſeine Richtigkeit hatte; wenn der Urheber deſſelben bereits 1400 geſtorben war: iſt Johann von Eyck mit ſeinen Anwälden nicht hierdurch allein ſchon ſachfällig?

(e)

— — „Grabſchrift des Antonello von Meſſina.“] Dieſe Grabſchrift, wie ſie Vaſari in dem Leben des Antonello beibringt, deſſen Reiſe nach Flandern, um das Geheimniß des Johann von Eyck zu erforſchen, ſich ebenfalls nur auf das Zeugniß des Vaſari gründet, iſt folgende.

D. O. M.

Antonius pictor, præcipuum Messanæ suæ et
Siciliæ totius ornamentum, hac humo
contegitur. Non solum suis picturis,
in quibus singulare artificium et ve-
nustas fuit, sed et quod coloribus oleo
miscendis splendorem et perpetuitatem
primus Italicæ picturæ contulit: sum-
mo semper artificum studio
celebratus.

Wenn Antonello, nach dem Vaſari, zu Venedig geſtorben: ſo wird ihm dieſe Grabſchrift auch wohl zu Venedig ſeyn geſetzt worden. Daß es aber Vaſari nicht genauer anzeigt, in welcher Kirche, an welchem Orte daſelbſt ſie zu finden, iſt ihm kaum zu verzeihen. Doch er hat in dem Leben dieſes Künſtlers ſich noch weit unverzeihlichere Fehler der Unterlaſſung zu Schulden kommen laſſen, worunter Malvaſia lieber, ich weiß nicht welche Abſicht argwohnen möchte. (Fels. pittr. T. I. p. 28.) Und wahr iſt es, daß er beſonders durch die unbeſtimmte Anzeige, wann Antonello gelebt und geſtorben, die ganze Erzählung von deſſen Reiſe nach Flandern, und von der Erfindung des Johann von Eyck, in ſo fern ſie mit dieſer Reiſe in Verbindung ſteht, ſchwankend und verdächtig gemacht hat. Denn wenn Celano, in der oben angeführten Stelle (Anmerk. b.) behauptet, daß die Reiſe des Antonello, nach Angabe des Vaſari nicht vor 1434 könne geſchehen ſeyn, ſo behauptet Malvaſia gar, daß ſie nicht vor 1444 könne ſtattgefunden haben. Was aber Celano von dem Giov. Bellini ſagt, der das Geheimniß von Antonello gelernt, und doch erſt um 1490 angefangen haben ſoll, in Oel zu malen, kann auf den Vaſari nicht gehen, ſondern muß den andern Lebensbeſchreiber des Bellini, den

Ridolfi gelten. Vaſari ſagt ſo etwas nirgends, und eben ſo wenig kann ich den Ort finden, auf welchen van Mander zielt, wenn er ſagt: Daer Vasari oft zynen Drucker in mist, die dise vindinghe een hondert Jaar jongher beschryft te wesen. Jahrzahlen, bei welchen ſich der Setzer vergriffen haben könnte, und die ſich auf die Erfindung der Oelmalerei bezögen, ſehe ich bei ihm überall nicht.

Wäre es aber auch Wunder, wenn Vaſari in noch ſo große Widerſprüche gefallen wäre? Er nahm in ſeine Geſchichte eine völlig unwahre alte Sage auf, und Wunder wäre es vielmehr, wenn ſich dieſe unwahre Sage durch nichts verriethe.

Ja, wer weiß, ob die ganze Reiſe des Antonello von Meſſina auch noch einmal das war? Nämlich alte Sage. Vielleicht war ſie nichts als eine bloße Vermuthung, ein bloßer Einfall des Vaſari, auf den ihn die Grabſchrift des Antonello brachte. Er hatte einmal als ausgemacht ſich in den Kopf geſetzt, daß die Oelmalerei in Flandern durch Johann von Brügge erfunden worden; wie ſollte er nun das Lob, das dem Antonello in ſeiner Grabſchrift ertheilt ward, quod coloribus oleo miscendis splendorem et perpetuitatem primus Italicæ picturæ contulit, anders damit vergleichen, als daß er ihn eine glückliche Reiſe nach dem ausländiſchen Geheimniſſe thun läßt?

Gleichwohl muß man eingeſtehen, daß dieſe Worte der Grabſchrift ſo etwas keinesweges beſagen. Antonello kann gar wohl der Italieniſchen Malerei das Geheimniß der Oelfarben zugebracht haben, ſie damit bereichert haben, ohne ſie aus einem fremden Lande nach Italien geholt zu haben. Er kann ſie ſelbſt erfunden, und ſelbſt in Italien erfunden haben. Dieſe Auslegung leiden die Worte gar wohl.

Ohne Zweifel wird es auch dieſes ſeyn, worauf ſich die Sicilianer vornehmlich gründen, wenn ſie ihren Antonello nicht bloß für den erſten Schüler des Erfinders, ſondern für den Erfinder ſelbſt gehalten wiſſen wollen. Ich bedaure, daß ich das Werk, in welchem ein mehreres hiervon ſtehen ſoll (nämlich die Sicilia inventrice des Auria und vornehmlich die Zuſätze des Mongitore), nicht nutzen kann.

(f)

„Aus Verdruß, daß ihm ſeine Tafel geborſten.“] Die Worte des Vaſari ſind in dem Leben des Antonello dieſe: Hora havendo, nämlich Johann von Brügge, als er noch mit Waſſerfarben malte, aber zu guten Firniſſen ſchon mancherlei Verſuche gemacht hatte, una volta fra l'altre durato grandissima fatica in dipingere vna tauola, poiche l'hebbe con molta diligenza condotto a fine, le diede la vernice, e la mise a seccar al sole, come si costuma. Ma ò perche il caldo fusse violente, o forse mal commesso il legname, o male stagionato, la detta tauola si aperse in sulle commettiture di mala sorte. La onde, veduto Giovanni il nocumento, che si haueua fatto il caldo del sole, deliberò di far sì, che mai più gli farebbe il sole così gran danno nelle sue opere. E così recatosi non meno a noia la vernice, che il lavorare a tempera, cominciò a pensare di trouar modo di fare una sorte di vernice, che seccasse all' ombra, senza mettere al sole le sue pitture. Onde poiche hebbe molte cose sperimentate, e pure e mescolate insieme, alla fine trouò, che l'olio di seme di lino, e quello delle noci, fra tanti, che n'haueua prouati, erano più seccatiui di tutti gli altri. Questi dunque bolliti con altre sue misture, gli fecero la vernice, che egli, anzi tutti i pittori del mondo haueuano lungamente desiderato. Dopo fatto sperienza di molte altre cose, vide, che il mescolare i colori con queste sorti d'olii, daua loro una tempera molto forte; e che secca non solo non temeua l'acqua altrimenti, ma accendeua il colore tanto forte, che gli daua lustro da per se senza vernice. E quello, che piu gli parue mirabile, fu, che si vniua meglio, che la tempera infinitamente. Per cotale inuentione rallegrandosi molto Giouanni u. ſ. w. Es war alſo freilich nicht ein bloßes Waſſergemälde, ſondern ein mit einem Firniß überzogenes Waſſergemälde, welches Johann an der Sonne trocknete. Aber dieſer Firniß war doch nicht der gewöhnliche aus Leinöl; ſondern den Firniß aus Leinöl erfand Johann erſt um ſeine Gemälde im Schatten trocknen zu können. Ja dieſe Erfindung des Firniſſes aus Leinöl war es, welche ihm zu der wichtigern Erfindung, die Farben ſelbſt ſogleich mit Leinöl abzureiben, Gelegenheit gab. Wem dieſes begreiflich iſt, dem ſey es. Und doch erzählt auch van Mander die Sache vollkommen eben ſo, kleine Verbrämungen ausgenommen, wie ſie der Ausſchreiber, der gern nicht Ausſchreiber ſcheinen will, zu machen pflegt. Auch ihm heißt Johann von Eyck ein ſo glücklicher chemiſcher Unterſucher, dat hy te weghe bracht, zyn Ey oft Lymverwe te vernissen, met eenigh vernis ghemaeckt met eenige Olyen, dat welcke den volcke seer wel beviel, om dat het werck soo een schoon blinckende glans hadde. Nae dit secreet hadden in Italien veele vergheefs ghesocht: want sy de rechte maniere niet en vonden. Het is eens ghebeurt, dat Joannes hadde gemaeckt een Tafel, daer hy grooten tydt, vlyt en arbeydt in hadde ghebruckt (gelyck hy altyts met groote netticheyt en suyverheyt zyn dinghen dede). Dese Tafel op gedaen wesende, heftse nae zyn nieu inventie, en ghelyck hy nu ghewoon was, vernist, en steldese te drooghen in de Sonne. maer of de penneelen niet wel ghevoeght en ghelymt en waeren, oft de hitte der Sonnen the gheweldich, de Tafel is in de vergaderinghen gheborsten, en van een gheweken. Joannes was seer t'onvreden, dat zynen arbeydt door de Sonne so verloren, en te niete was, en nam vor hem te maecken, dat sulcke schade door de Sonne hem niet meer en soude obercomen: des hy d'Ey-verwe en 't vernissen vyandt wordende, eyndelyck gingh ondersoecken en overlegghen om eenigh vernis te maken, dat in huys en uyt de Sonne drogen mocht. Doe hy nu veel Olyen, en ander dinghen in der natuere hadde vast ondersocht, vont hy de Lynsaet in Nootoly de drooghenste van allen te wesen: dese dan siedende met eenighe ander stoffen die hy daarby dede, maeckte den besten vernis van der Weerelt. En also sulke werckende wacker gheesten, verder en verder soeckende, nae volcomenheydt trachten, bevont my met veel ondersoeckens, dat de verwe ghemenghelt met sulcke Olyen haer seer wel liet temperen, en wel hardt drooghde, en drooghe wesende, het water wel verdraghen mocht, dat d'Oly oock de verwen veel levender maeckten, en van selfs een blinckenheyt deden hebben, sonder dat mense verniste u. ſ. w. Eines zwar iſt bei dem Holländer etwas mehr, als eine bloße kleine Verbrämung ſeines Originals. Es iſt Uebertreibung, Verfälſchung. Nämlich, wenn Vaſari bloß ſagt, daß Johann von Eyk anfangs nur den Firniß aus Leinöl oder Nußöl erfunden habe, ſo läßt ihn Mander nicht allein dieſen, ſondern auch den Firniß überhaupt erfinden. Vaſari nennt mehr als einen ältern italieniſchen Maler, die ſich des Firniſſes bedient; und bekannt iſt aus dem Plinius, daß ſchon Apelles einen Firniß brauchte, mit welchem es ihm niemand gleich thun konnte. Aber das alles vergißt oder verſchweigt Mander.

um ſeinen Erfinder deſto mehr erheben zu können. Vaſari ſagt hienächſt gar nicht, woraus der allererſte Firniß beſtanden: aber Mander ſagt es ausdrücklich, daß er ebenfalls met eenige Olyen gemackt geweſen. Nun möchte ich doch dieſe Oele wiſſen, deren ſich Johann von Eyck vor dem Leinöle oder Nußöle dazu hätte bedienen können, und welche zugleich weit ſchwerer trockneten als Leinöl oder Nußöl. Doch wozu dieſe langweilige Beſtreitung? Ich will in der Anmerkung (k) der Sache auf einmal ein Ende machen, und durch eine Stelle aus unſerm Theophilus zeigen, daß auch der Firniß aus Leinöl ſchon längſt erfunden geweſen. Aber freilich mußte Vaſari weislich den Johann von Eyck erſt zum Erfinder dieſes Firniſſes machen, ehe er ihn zum Erfinder der Oelfarben ſelbſt machte. Denn wenn er hätte zugeben oder auch nur vermuthen laſſen ſollen, daß jener Firniß ſchon längſt erfunden und im Gebrauche geweſen, ſo empfand er wohl, daß man ſchwerlich begreifen würde, wie man nicht auch ſofort den kleinen Schritt zu den Oelfarben ſollte gethan haben. Und ſo ſieht man auch hier, daß ſich keine Unwahrheit behaupten läßt, ohne ihr zu Liebe noch andere Unwahrheiten zu erdichten.

(g)

„Geheimniß — — mitzutheilen einerlei geweſen."] Vaſari ſelbſt hat ſich bei Erzählung dieſes Umſtandes nicht enthalten können, den nämlichen Einwurf zu haben und zu äußern. Sparsa, fährt er fort, non molto dopo la fama dell' inventione de Giouanni, non solo per la Fiandra, ma per l'Italia e molte altre parti del mondo, mise in desiderio grandissimo gli artefici di sapere in che modo egli desse all' opere sue tanta perfettione. I quali artefici perche vedeuano l'opere, e non sapeuano quello, che egli si adoperasse, erano costretti a celebrarlo, e dargli lode immortali, e in un medesimo tempo virtuosamente inuidiarlo: e massimamente, che egli per vn tempo non volle da niuno esser veduto lauorare, ne insegnare a nessuno il segreto. Ma divenuto vecchio, ne fece gratia finalmente a Rugieri de Bruggia suo creato et Rugieri ad Ausse suo discepolo, et a gli altri de quali si parlo, doue si ragiona del colorire a olio nelle cose di pittura. Ma con tutto ciò, se bene i Mercanti ne faceuano incetta, e ne mandauano per tutto il mondo à Principi, e a gran personaggi con loro molto vtile, la cosa non vsciua di Fiandra. E ancorache cotali pitture hauessino in se quell' odore acuto, che loro davano i colori, et gli olii mescolati insieme, e particolarmente quando erano nuoue, onde pareua, che fosse possibile a conoscergli, non però si trouò mai nello spatio di molti anni. Und womit beantwortet er dieſen Einwurf? Mit nichts. Gerade, als ob ihn anführen auch ihn beantworten hieße! Gerade, als wäre ein ſolches obſchon durch ein bloßes dennoch gehoben! Und eben ſo macht es van Mander, wie man leicht denken kann, wenn er bei Gelegenheit des an den König Alphonſus nach Neapolis geſchickten Gemäldes ſagt: Om dit wonderlyck nieuw werck te sien, was grooten toeloop van den Schilders, gelyck elders oock. En hoewel d'Italianen vast toesaghen, met alderley opmerckinghe, en rickende daer aen, wel bevoelden een starckachtighe roke, die d'Oly met den verwen ghemenght van haer gaf, so bleef hun dit secret evenwel verborghen.

(h)

„— — welches Feller anzeigte."] In ſeinem Catalogo Codicum MSSctorum Bibliothecæ Paulinæ in Academia Lipsiensi (Lips. 1686 12.) und zwar nicht bloß in dem Verzeichniſſe der Handſchriften ſelbſt, S. 255, ſondern vornehmlich in der Vorrede, wo er die vorzüglichſten derſelben, welche als die eigenthümlichen Seltenheiten dieſer Bibliothek zu betrachten, anführt. Inter medicos, ſagt er, non sine gaudio inveniebam *Theophili monachi* librum *de arte colorandi ac coquendi vitra*, quam plane intercidisse hodie nonnulli asserunt. Dieſen Titel giebt ihm Feller, wie geſagt, in der Vorrede; in dem Verzeichniſſe aber giebt er ihm den, welchen ich in dem Text anführe.

Nun fanden ſich auch bald Gelehrte, welche befliſſen waren, Fellers Anzeige von einem ſo merkwürdigen Manuſcripte weiter zu verbreiten.

Sofort das Jahr darauf (1687) hob es Morhof in ſeinem Polyhiſtor (T. I. lib. I. cap. VII. §. 32.) aus dem ganzen Feller'ſchen Catalogus einig und allein aus. Theophili Monachi liber de arte colorandi ac coquendi vitra, ſchrieb er, *quem* plane intercidisse nonnulli existimant, merito conferendus cum illis, qui hodie de eodem argumento scripserunt. Aber indem er einen einzigen Buchſtaben bei Fellern falſch las, ſagte er etwas, was dieſem nie in den Sinn gekommen war zu ſagen. Für *quam* plane intercidisse nonnulli existimant, nämlich artem colorandi vitra, las er *quem* plane, nämlich Theophile librum.

Und ſchon Bayle hatte bei Anzeige der Feller'ſchen Schrift in ſeinen Nouvelles de la Républ. des lettres (Sept. 1686) des Theophilus mit erwähnt.

Was mich aber Wunder nimmt und was ich bedaure, iſt dieſes, daß Feller ſelbſt die Handſchrift des Theophilus einem Gelehrten zu zeigen vergaß, der gerade der Mann dafür geweſen wäre. Ich meine den Jac. Tollius, der ihn im Jahre 1687 beſuchte, und dem er ſonſt alle Schätze der Bibliothek vorlegte. (Tolli Epist. Itiner. III. p. 64.)

Noch mehr wundert mich, daß Montfaucon in dem Auszuge, welchen er in ſeiner Biblioth. Bibliothecarum Manuscriptorum (T. I. p. 594) aus dem Feller'ſchen Catalogus mittheilt, den Theophilus überſehen können.

(i)

„— — der *Act. Erud.* — — näher bekannt machte."] Vermuthlich war dieſer Verfaſſer ebenfalls Feller, welcher an den Actis Erudit. mit arbeitete, und beſonders die antiquariſchen Artikel beſorgte. Als er nun (Mens. Aug. a. 1690. p. 414) die Vetera Monumenta des Ciampini, deren erſter Theil zu Rom in eben dieſem Jahre erſchienen war, anzeigte, und den Antonio Neri nannte, den Ciampini als den vornehmſten Schriftſteller von der Glasmacherkunſt anführt, ſetzte er hinzu: Tacere autem hoc loco non possumus, extare hodieque in Bibliotheca Paulina Lipsiensi codicem membraneum MSCtum *Theophili* Monachi *de coloribus et de arte colorandi vitra*, qui et inter libros Medicos n. 21. recensitus est a clariss. Fellero nostro in Catalogo Codicum MSSctorum Paulinorum p. 255, qui eundem codicem et inter rariora Paulinæ MSSCta, in præfatione ad Lectorem retulit. Est autem isthoc libri initium: *Theophilus humilis presbyter, servus servorum Dei, indignus nomine et professione monachi, omnibus mentis desiderantibus vacationem utili manuum occupatione et delectabili novitatum meditatione declinare etc. retributionem coelestis præmii etc.* Libri hujus Artis Vitriariæ sunt tres, I. *de coloribus et eorum mixtura,* XXXVIII constans capitulis; II. *de constructione furni ad operandum vitrum, et instrumentis hanc in rem necessariis,* qui XXXIV capitulis absoluitur, quorum XIX est *de vitro, quod Musinum,* (ita enim semper in hoc libro legimus, non Musivum) *opus decorat;* III. *de limis, de vasculis ad liquefaciendum aurum et de* *nigello imponendo et poliendo*, sed in quo reliqua capitula post septimum desiderantur, quemadmodum et in libro II. capitula quinque, XII nempe, XIII, XIV, XV et XVI, deesse deprehenduntur. Sed hoc obiter indicasse sufficiat, ne solus Antonius Nerius scripsisse de hac arte videri queat. Was in dieſer nähern Nachricht nicht ſo iſt, wie es ſeyn ſollte, wird man zum Theil aus der Anmerkung (o) erſehen; umſtändlicher aber an einem andern Orte. Nach ihr wüßte ich nicht, daß irgendwo weiter des Theophilus wäre gedacht worden.

(k)

— — „in der königlichen Bibliothek zu Paris.“] Die Kenntniß davon habe ich aus dem Catalogo Codicum Manuscriptorum Bibliothecæ Regiæ (T. IV. p. 273 Paris e Typograph. reg. fol. 1744), allwo die Handſchrift, in welcher ich unſern Theophilus vermuthe, folgendermaßen angegeben wird:

vIMDCCXLI.

Codex chartaceus, olim Bigotianus.

Ibi continentur:

1° Experimenta 118 de coloribus: præmittitur tabula ordine alphabetico digesta, de vocabulis synonymis et æquivocis colorum, eorumque accidentium.

2° *Theophili* liber de omni scientia picturæ artis.

3° *Petri de Sancto Audemaro* liber de coloribus faciendis.

4° *Heraclii* libri tres de coloribus *et* de artibus Romanorum.

5° Libellus de compositione colorum: authore *Joanne Alcerio*.

6° Différentes receptes sur les couleurs, recueillies par *Jean le Begue*, Greffier de la Monnoye de Paris.

Is codex anno 1431 exaratus est.

Es ſollte mich ſehr freuen, wenn es mit meiner Vermuthung ſeine Richtigkeit hätte, und das zweite Stück dieſer Handſchrift das nämliche Werk wäre, worauf ſich meine gegenwärtige Erörterung gründet. Denn ſo würden neugierige Liebhaber auch in dieſer Entfernung Gelegenheit haben, ſich mit ihren eigenen Augen zu überzeugen. Noch mehr aber würde mich freuen, wenn ich hierdurch veranlaßte, daß ein Gelehrter, welchem die Künſte nicht gleichgültig ſind, oder ein Künſtler, dem die geringe dazu erforderliche Gelehrſamkeit nicht fehlt, (und wo müſſen Männer dieſer Art häufiger anzutreffen ſeyn als in Paris?) daß, ſage ich, ein ſolcher Mann ſich gefallen ließe, nicht bloß den Theophilus, ſondern auch die übrigen Stücke dieſer Handſchrift genauer anzuſehen und der Welt das nähere davon mitzutheilen. Es könnte leicht kommen, daß er unter andern das vierte Stück eben ſo wichtig und intereſſant fände, als ich den Theophilus gefunden habe. Mir ſcheint wenigſtens der Titel ich weiß nicht was zu verſprechen: de artibus Romanorum. Und wenn auch dieſer Heraclius nur ſo alt wäre als Theophilus, auch dann könnten ſehr viel Nachrichten darin ſtehen, nach welchen wir uns jetzt vergebens umſehen.

Die Jahrzahl 1431 ſcheint die Zeit anzudeuten, in welcher Jean le Begue alle dieſe Schriften zuſammenſchrieb. Geſetzt alſo auch, daß ſie ſich insbeſondere mit auf die Abſchrift des Theophilus bezieht, ſo wird man gleichwohl ſie noch immer alt genug finden, um das, was ich aus dieſem Verfaſſer wider die vermeinte neuere Erfindung anführe, ſelbſt alsdann gelten zu laſſen, wenn wir hier in Deutſchland auch keine weit ältere Abſchriften aufzuweiſen hätten.

(l)

— — „Geſner — — auf den Agrippa.“] *Conr. Gesneri Biblioth. Universalis* (*Tiguri* 1545.) *p.* 614. THEOPHILUS quidam pulcherrimum de vitrificatoria librum conscripsit. Henr. Corn. Agrippa. Die Stelle, wo Agrippa des Theophilus erwähnt, hat Geſner nicht genauer angegeben. Sie findet ſich aber in deſſen Buche de Vanitate scientiarum und zwar gegen das Ende des 96ſten Kapitels de Alcumistica, wo er, nachdem er alles mögliche Böſe von der Alchymie geſagt, doch endlich hinzufügt: Non inficior, ex hac arte multa admodum egregia artificia ortum habere traxisseque originem. Hinc acieri, cinnabrii, minii, purpuræ, et quod aurum musicum vocant, aliorumque colorum temperaturæ prodierunt; huic aurichalcum et metallorum omnium mixtiones, glutimina et examina et sequestrationes debemus; bombardæ formidabilis tormenti inventum illius est; ex ipsa prodiit vitrificatoria nobilissimum artificium, de qua Theophilus quidam pulcherrimum librum conscripsit.

(m)

— — „Simmler fügte hinzu“ —] *Append. Bibl. Conr. Gesneri* (*Tiguri* 1555.) *fol. S.* 3 THEOPHILI monachi libri III. Primus de temperamentis colorum, secundus de ratione vitri, tertius de fusoria et metallica. Extant apud Georgium Agricolam in pergamenis, et in Cella veteri monasterio, quæ Bibliotheca Lipsiam translata est. Idem Theophilus in tractatu diversarum artium adducitur, in libro qui inscribitur Lumen animæ. Ich wäre ſehr begierig zu wiſſen, woher Simmler dieſe Nachricht genommen. Die natürlichſte Vermuthung iſt, daß er ſie aus dem G. Agricola habe, der in ſeinen Werken mehr als eine Gelegenheit finden können, des Theophilus und ſeiner Handſchrift zu gedenken. So wird es auch wohl ſeyn, ob ich gleich bekennen muß, daß ich die Stelle alles angewandten Fleißes ungeachtet noch nicht finden können. Daß ſie da nicht iſt, wo er von dem Glasmachen gelegentlich handelt, glaube ich verſichern zu können.

(n)

— — „daß es ihn anführte.“] Dieſes Lumen Animæ iſt ein höchſt ſeltnes Buch, ob es gleich nach dem Mettaire zweimal ſoll gedruckt ſeyn, nämlich 1477 und 1479. Allein ich zweifle an der letztern Ausgabe. Keiner von denen, die gefliſſentlich von raren Büchern geſchrieben haben, gedenkt ſeiner. Auch Fabricius ſcheint es nur aus einer Anführung des Colomeſius zu kennen, wenn er es mit demſelben zu einem Werke des Matthias Farinator macht, welcher um 1320 blühte.

Würde alſo unſers Theophilus in dieſem Werke gedacht, ſo müßte er, nach beſagter Angabe von dem Alter ſeines Verfaſſers, wenigſtens im dreizehnten Jahrhunderte gelebt haben. Allein wie geſagt, der Theophilus, deſſen Breviarium diversarum artium verſchiedentlich darin angeführt wird, da dieſes Breviarium gewiß nicht unſer Werk iſt, wie aus den angezogenen Stellen erhellt, muß daher auch nicht nothwendig unſer Theophilus ſeyn.

Wäre er es aber inzwiſchen doch, nun ſo würde er ſchon hieraus vielleicht für noch älter angenommen werden müſſen. Denn kurz, ich weiß gewiß, daß Colomeſius und Fabricius ſich irren, daß ſich alle irren, welche das Lumen animae für ein Werk des Farinator halten. Es iſt älter als Farinator, der es bloß in eine bequemere Ordnung gebracht zu haben ſelbſt bekennt. Den Beweis hiervon und Proben, welchen eigenen Werth dieſes alte Werk ſelbſt hat, gebe ich anderwärts.

(o)

— — „die jüngere der Pauliner Bibliothek.“] Ich habe ſie durch die gütige Vermittelung des Herrn D. Erneſti ſelbſt vor mir. Daß es die nämliche ſey, welche ehedem nach Simlern in der Bibliothek des Kloſters Alten Zelle geweſen, daran iſt wohl kein Zweifel. Welche große Lücken ſie habe, wird in den Actis Er. angezeigt; und dieſe Lücken ſind ſchuld, daß daſelbſt, beſonders von dem dritten Buche nur ein ſehr unvollſtändiger Begriff hat gegeben werden können. Ja ſie ſind ohne Zweifel auch Urſache, daß das ganze Werk darüber vernachläſſigt worden. Bei denen, welche ſich mitten in dem zweiten Buche finden, ſehe ich von einer alten doch jüngern Hand, als von der das Manuſcript ſelbſt iſt, folgende Worte hinzugeſchrieben: Hic deficit subtilior pars et melior et utilior totius libri, pro qua si quidem haberent darent mille florenos. Wenn nun alſo ein Gelehrter zu Leipzig den Theophilus auch noch ſo wohl kannte, wie konnte er Luſt haben, ihn aus einer Handſchrift an das Licht zu bringen, in welcher gerade das Beſte und Nützlichſte fehlt?

(p)

— — „die unſrige und ältere“ —] So wie die Leipziger Handſchrift die nämliche aus Alten Zelle iſt: ſo vermuthe ich, daß die unſrige keine andere ſeyn werde, als die nach Simlern George Agricola ehedem beſeſſen. Sie gehört zu den Handſchriften des Marquardus Gudius. Warum man aber nie gehört, weder daß ſie Gudius gehabt, noch daß ſie gegenwärtig in unſerer Bibliothek ſich befinde, iſt unſtreitig dieſes die Urſache, weil man in den gedruckten Verzeichniſſen der Manuſcripte des Gudius ſie mit anzumerken vergeſſen hatte. Sie macht nämlich keinen eigenen Band aus, ſondern iſt mit der Handſchrift des Vitruvius zuſammengebunden, welche in dem gedruckten Verzeichniſſe in Quart unter den Lateiniſchen die 249ſte, in dem in Octav aber die 238ſte iſt. Ich ſage hier von ihr nichts weiter, als daß ſie die Lücken nicht hat, welche den Werth der Leipziger Handſchrift ſo ſehr verringern.

(q)

— — „Tutilo, Theophilus wäre.“] Welch ein großer Maler, welch ein allgemeiner Künſtler Tutilo geweſen, iſt bekannt. Man ſehe von ihm die Geſchichtſchreiber des Kloſters St. Gallen, die man in dem erſten Bande der Script. Rer. Alam. des Goldaſt beiſammen findet. Nun leſe ich zwar nirgends, daß er von einer der verſchiedenen Künſte, welche er übte, etwas ſchriftlich hinterlaſſen; warum könnte es aber dem ungeachtet nicht ſeyn?

Der Name Tutilo iſt deutſch. Er kommt in dem Catalogo nominum propriorum, quibus Alamanni quondam appellati, vor, den Goldaſt aus einer alten Handſchrift zu St. Gallen abdrucken laſſen (T. II. Sc. R. A.); und zwar in dem erſten Kapitel, welches diejenigen Namen enthält, die in Alamannia Theutonica üblich geweſen. Und hieraus denke ich erhellt allein ſchon genugſam, mit welchem Rechte die Benediktiner den Tutilo in ihre Histoire littéraire de la France gezogen haben.

Die Ableitung des Namens aber, auf die ich mich bei der angegebenen Bedeutung gründe, wird man leicht errathen. Nur hätte ich mich ohne Zweifel weniger poſitiv darüber ausdrücken ſollen.

(r)

— — „Petula stanni.“] Petulam nennt unſer Verfaſſer durchgehends, was bei andern Schriftſtellern der mittlern Zeit petulum heißt, vermuthlich von *πέταλον*. Petulæ auri ſind ihm alſo Goldblätter, die er in dem 21ſten Kapitel des erſten Buchs umſtändlich zu ſchlagen und aufzutragen lehrt. Petulæ stanni aber dergleichen Blätter aus dem feinſten Zinn, die er in Ermangelung des Goldes in dem folgenden Kapitel zu machen und mit einer Goldfarbe zu überziehen anweiſt.

Eigene Goldſchläger gab es zu der Zeit des Theophilus noch nicht. Sondern der Maler oder Künſtler, welcher Goldblätter brauchte, mußte ſie ſich ſelbſt verfertigen. Die Weiſe, wie er dabei zu Werke ging, war im Grunde eben die, welche noch jetzt im Gebrauche iſt, nur beſchwerlicher vermuthlich, indem er kein Ziehwerk hatte, ſondern alles vom Anfange an mit dem Hammer zwingen mußte. Hier iſt die ganze Stelle aus dem 21ſten Kapitel, in welcher mir beſonders die Materie, die er zu ſeinen Quetſchformen nahm, und die Art, wie er dieſe zu der Ausdehnung des Goldes dienſamer machte, anmerkungswürdig ſcheint. Tolle pergamenam græcam, quæ fit ex lana ligni, et fricabis eam ex utraque parte cum rubeo colore, qui comburitur ex ogra, minutissime trito et sicco, et polies eam dente castoris sive ursi, vel apri, diligentissime, donec lucida fiat, et idem color ipsa fricatione adhæreat. Deinde incide forpice ipsam pergamenam per partes quadras ad latitudinem quatuor digitorum, æqualiter latas et longas. Postmodum facies eadem mensura ex pergameno vituli, quasi marsupium et fortiter consues, ita amplum, ut multas partes rubricatæ pergamenæ possis imponere. Quo facto tolle aurum purum et fac illud attenuari malleo super incudem æqualem diligentissime ita, ut nulla sit in eo fractura, et incide illud per quadras partes ad mensuram duorum digitorum. Deinde mittes in illud marsupium unam partem rubricatæ pergamenæ, et super eam unam partem auri in medio, sicque pergamenam et rursus aurum; atque ita facies donec impleatur marsupium, et aurum semper sit in medio commixtum. Dehinc habeas malleum fusilem ex aurichalco, juxta manubrium gracilem et in plana latum, unde percuties ipsum marsupium super lapidem magnum et æqualem, non grauiter sed moderate, et cum sæpius respexeris, considerabis, utrum veli sipsum aurum omnino tenue facere, vel mediocriter spissum. Si autem supercreuerit aurum in attenuando et marsupium excesserit, præcides illud forcipe paruulo et leui, tantummodo ad hoc opus facto. Hæc est ratio aureæ petulæ. Quam cum secundum libitum tuum attenuaueris, ex ea incides forcipe particulas quantas volueris et inde ornabis coronas circa capita imaginum, et stolas et oras vestimentorum, et cetera ut libuerit.

(s)

„Vaſari ſagt vom Margaritone.“] Das nämliche verſichert auf Treu und Glauben des Vaſari auch van Mander; und auf Treu und Glauben des van Mander und Vaſari verſichern es alle, die dieſes alten Meiſters gedenken.

(t)

— — „daß er bloße Leinwand nahm“ —] Und auch dieſes, daß man ſich in Ermangelung der Häute der Leinwand bedienen könne, ſagt Theophilus (c. 19. lib I.) mit ausdrücklichen Worten: Si vero defuerit corium ad cooperiendas tabulas, eodem modo et glutine cooperiantur cum panno mediocri novo. Und daß er pannum linteum verſtehe, iſt wohl kein Zweifel.

(u)

— — „mit einer Maſſe, welche ſich u. ſ. w.“] Dieſe Maſſe, welche Theophilus gluten casei, Käſeleim nennt, und zu machen lehrt, kömmt auch unter den alten Compoſitionen beim Muratori (p. 382) vor, als beſonders dienlich, Holz und Knochen zuſammen zu leimen. Sie iſt auch wirklich nicht allein hierzu gut, ſondern überhaupt einer der beſten allgemeinen Leimen, der nur zu finden, und aus dem noch heut zu Tage verſchiedene Künſtler ein Geheimniß machen. So erinnere ich mich, daß vor einigen Jahren ein Franzoſe, Namens Renard, in Hamburg herum ging, und zerbrochenes Porcellan ſehr wohl und behende flickte. Der Leim, den er dazu brauchte, war kein anderer, als dieſer Käſeleim, den er in Oſtindien wollte gelernt haben. Kunkel (Kunſt- und Werkſchule, Th. II. Bd. V. Kap. 4) ſcheint ihn nicht gekannt zu haben, ob er ſchon verſchiedene andere Verbindungsmittel aus Eiweiß und Kalk anführt. Wohl aber muß Becher von ihm gehört haben, der in ſeiner närriſchen Weisheit (§.27) ſchreibt: „daß aus Kalk und neuem Käſe ein Stein oder Kieß kann werden, welcher an Härte dem Demant nicht viel weicht, iſt mir bekannt." Man ſehe auch: **Secrets concernants les Arts et les Metiers T. I. p. 50,** die zu Berlin 1717 herausgekommen.

(x)

— — „Firniß — zum Theil beſtand."] Denn derjenige Firniß, womit man Gemälde überzieht, iſt nichts als ein mit Gummi geſottenes Leinöl oder anderes Oel, welches durch das Sieden den größten Theil ſeiner wäſſerigen Feuchtigkeit verloren hat. Wenn alſo auch ſchon Johann von Eyck dieſen Firniß erfunden hätte, ſo würde doch nicht zu begreifen ſeyn, wie er von dieſer Erfindung auf den Einfall kommen können, die Farben ſelbſt mit ungeſottnem Oel abzureiben, indem dieſes Verfahren der Abſicht, die er damit ſoll gehabt haben, gerade entgegen geweſen wäre. Doch er hat ihn, wie geſagt, nicht erfunden, und hier iſt die verſprochene Stelle aus der Handſchrift, wo Theophilus den Firniß eben ſo zu machen lehrt, als er noch jetzt gemacht wird. (Lib. I. cap. XIX *de glutine vernition.*) Pone oleum lini in ollam novam parvulam, et adde gummi, quod vocatur Fornis, minutissime tritum, quod habet speciem lucidissimi thuris, sed cum frangitur fulgorem clariorem reddit. Quod cum super carbones posueris, coque diligenter sic ut non bulliat, donec tertia pars consumatur, et cave a flamma, quia periculosum est nimis, et difficile extinguitur si accendatur. Hoc glutine omnis pictura superlinita lucida fit et decora, ac omnino durabilis. Hierauf folgt noch eine andere Weiſe den Firniß zu machen, aus welcher ich nur hier anführe, daß er zu der vorgehenden Benennung des Gummi Fornis noch hinzufügt, quod romane Glassa dicitur.

Und dieſes **Fornis** iſt denn wohl das Stammwort von unſerm jetzt üblichen Firniß oder Verniß, von welchem ich mich nicht genug wundern kann, daß es Wachter lateiniſchen Urſprungs machen wollen. Als ob vernix jemals von einem alten lateiniſchen Schriftſteller wäre gebraucht worden. Ob aber darum die Ableitung, welche die Herausgeber der **Actorum Sanct.** (in dem Leben der heil. Lidwina **T. II. Mens. April p. 302**) gelegentlich beibringen, ihre Richtigkeit hat, dürfte eine andere Frage ſeyn.

(y)

— — „für andere neuere Künſtler" —] Nämlich wie wir in den Anmerkungen b und c geſehen haben, für den Neapolitaner Col' Antonio, für den Bologneſer Lippo Dalmaſio, und für den ungenannten Künſtler zu Löwen, deſſen Miräus gedenkt. Denn ich kann doch nicht glauben, daß Miräus bloß ſagen wollen, daß Johann von Eyck ſeine Erfindung eher als 1410 müſſe gemacht haben, weil ſie ein Künſtler, der bereits 1400 geſtorben, ſchon von ihm überkommen und geübt habe. Denn dieſes würde dem, was man von der Lebenszeit des Johann von Eyck gewöhnlich annimmt, und dem Sterbejahre des ältern Bruders, welches gewiß iſt, gänzlich widerſprechen.

Und wer weiß, wie viel man noch jetzt Gemälde in alten Kirchen finden möchte, die erweißlich älter ſind als 1400, und die man doch als wahre Oelgemälde würde erkennen müſſen, wenn man nur zuverläſſige Prüfungen damit anſtellen könnte und dürfte!

Theologiſche Streitſchriften.

Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft.

> — δια τας τεραστιους δυναμεις, ἁς κατασκευαστεον γεγονεναι και ἐκ πολλων μεν ἀλλων, και ἐκ του ἰχνη μεν ἀυτων ἐτι σωζεσθαι, παρα τοις κατα το βουλημα του λογου βιουσι.
>
> Ωριγενης κ. Κ.

An den Herrn Director Schumann zu Hannover.

1777.

Mein Herr!

Wem konnte es angelegener ſeyn, Ihre neue Schrift ſofort zu leſen, als mir? — Ich hungere nach Ueberzeugung ſo ſehr, daß ich, wie Eriſichton, alles verſchlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich ſieht. — Wenn Sie mit dieſem Bogen es eben ſo machen, ſo ſind wir einer des andern Mann. Ich bin mit der Hochachtung, welche Unterſucher der Wahrheit gegen einander zu tragen ſich nie entbrechen,

Ihr ꝛc. — — —

Ein anderes ſind erfüllte Weiſſagungen, die ich ſelbſt erlebe; ein anderes erfüllte Weiſſagungen, von denen ich nur hiſtoriſch weiß, daß ſie andere wollen erlebt haben.

Ein anderes ſind Wunder, die ich mit meinen Augen ſehe, und ſelbſt zu prüfen Gelegenheit habe; ein anderes ſind Wunder, von denen ich nur hiſtoriſch weiß, daß ſie andere wollen geſehen und geprüft haben.

Das iſt doch wohl unſtreitig? Dagegen iſt doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Chriſti Zeiten gelebt hätte, ſo würden mich die in ſeiner Perſon erfüllten Weiſſagungen allerdings auf ihn ſehr aufmerkſam gemacht haben. Hätte ich nun gar geſehen, ihn Wunder thun; hätte ich keine Urſache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder geweſen, ſo würde ich zu einem von ſo lange her ausgezeichneten wunderthätigen Mann allerdings ſo viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verſtand dem ſeinigen unterworfen hätte; daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen eben ſo ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen geweſen wären.

Oder wenn ich noch jetzt erlebte, daß Chriſtum oder die chriſtliche Religion betreffende Weiſſagungen, von deren Priorität ich längſt gewiß geweſen, auf die unſtreitigſte Art in Erfüllung gingen; wenn noch jetzt von gläubigen Chriſten Wunder gethan würden, die ich für echte Wunder erkennen müßte: was könnte mich abhalten, mich dieſem Beweiſe des Geiſtes und der Kraft, wie ihn der Apoſtel nennt, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes, der ſehr Recht hatte, zu ſagen, daß die chriſtliche Religion an dieſem Beweiſe des Geiſtes und der Kraft einen eigenen göttlicheren Beweis habe, als alle griechiſche Dialektik gewähren könne. Denn noch war zu ſeiner Zeit „die Kraft, wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen,“ die nach Chriſti Vorſchrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beiſpiele hiervon hatte, ſo mußte er nothwendig, wenn er nicht ſeine eigenen Sinne verläugnen wollte, jenen Beweis des Geiſtes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin, der ich in dem achtzehnten Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt; wenn ich anſtehe, noch jetzt auf den Beweis des Geiſtes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andere meiner Zeit angemeſſenere Beweiſe glauben kann, woran liegt es?

Daran liegt es, daß dieſer Beweis des Geiſtes und der Kraft jetzt weder Geiſt noch Kraft mehr hat, ſondern zu menſchlichen Zeugniſſen von Geiſt und Kraft herabgeſunken iſt.

Daran liegt es, daß Nachrichten von erfüllten Weiſſagungen nicht erfüllte Weiſſagungen, daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder ſind. Dieſe, die vor meinen Augen erfüllten Weiſſagungen, die vor meinen Augen geſchehenen Wunder wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weiſſagungen und Wundern, ſollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origines anführen und ihn ſagen laſſen, „daß der Beweis der Kraft wegen der erſtaunlichen Wunder ſo heiße, die zur Beſtätigung der Lehre Chriſti geſchehen,“ iſt nicht allzuwohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bei dem Origines darauf folgt, ſeinen Leſern verſchweigt. Denn die Leſer werden den Origines auch aufſchlagen, und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bei der Grundlegung des Chriſtenthums geſchehenen Wunder, ἐκ πολλων μεν ἀλλων, und alſo aus der Erzählung der Evangeliſten wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweiſt, die noch damals geſchahen.

Wenn nun dieſer Beweis des Beweiſes jetzt gänzlich weggefallen, wenn nun alle hiſtoriſche Gewißheit viel zu ſchwach iſt, dieſen weggefallenen augenſcheinlichen Beweis des Beweiſes zu erſetzen; wie iſt mir denn zuzumuthen, daß ich die nämlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor ſechzehn bis achtzehn hundert Jahren auf die kräftigſte Veranlaſſung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlaſſung eben ſo kräftig glauben ſoll?

Oder iſt, ohne Ausnahme, was ich bei glaubwürdigen Geſchichtſchreibern leſe, für mich eben ſo gewiß, als was ich ſelbſt erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Menſch behauptet hätte, ſondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weiſſagungen und Wundern haben, eben ſo zuverläſſig ſind, als nur immer hiſtoriſche Wahrheiten ſeyn können. — Und freilich, fügt man hinzu, könnten hiſtoriſche Wahrheiten nicht demonſtrirt werden, aber dem ungeachtet müſſe man ſie eben ſo feſt glauben, als demonſtrirte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich. *Erſtlich*, wer läugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weiſſagungen eben ſo zuverläſſig ſind, als nur immer hiſtoriſche Wahrheiten ſeyn können? — Aber nun, wenn ſie *nur* eben ſo zuverläſſig ſind, warum macht man ſie bei dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverläſſiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf ſie baut, als man auf hiſtoriſch erwieſene Wahrheiten zu bauen befugt iſt.

Wenn keine hiſtoriſche Wahrheit demonſtrirt werden kann, ſo kann auch nichts *durch* hiſtoriſche Wahrheiten demonſtrirt werden.

Das iſt, zufällige Geſchichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.

Ich läugne alſo gar nicht, daß in Chriſto Weiſſagungen erfüllt worden; ich läugne gar nicht, daß Chriſtus Wunder gethan, ſondern ich läugne, daß dieſe Wunder, ſeitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwieſen zu werden; ſeitdem ſie nichts als Nachrichten von Wundern ſind, (mögen doch dieſe Nachrichten ſo unwiderſprochen, ſo unwiderſprechlich ſeyn, als ſie immer wollen) mich zu dem geringſten Glauben an Chriſti anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Dieſe anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn *Zweitens*: was heißt einen hiſtoriſchen Satz für wahr halten? eine hiſtoriſche Wahrheit glauben? Heißt es im geringſten etwas anderes, als dieſen Satz, dieſe Wahrheit gelten laſſen? nichts dawider einzuwenden haben? ſich gefallen laſſen, daß ein anderer einen andern hiſtoriſchen Satz darauf baut, eine andere hiſtoriſche Wahrheit daraus folgert? ſich ſelbſt vorbehalten, andere hiſtoriſche Dinge darnach zu ſchätzen? Heißt es im geringſten etwas anderes? etwas mehr? Man prüfe ſich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit faſt ganz Aſien beſiegte. Aber wer wollte, auf dieſen Glauben hin, irgend etwas von großem dauerhaften Belange, deſſen Verluſt nicht zu erſetzen wäre, wagen? Wer wollte, dieſem Glauben zufolge, aller Kenntniß auf ewig abſchwören, die mit dieſem Glauben ſtritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe jetzt gegen den Alexander und ſeine Siege nichts einzuwenden; aber es wäre doch möglich, daß ſie ſich eben ſo wohl auf ein bloßes Gedicht des Choerilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja ſich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homer gründet.

Wenn ich folglich hiſtoriſch nichts dawider einzuwenden habe, daß Chriſtus einen Todten erweckt; muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Weſens ſey? In welcher Verbindung ſteht mein Unvermögen, gegen die Zeugniſſe von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, etwas zu glauben, wogegen ſich meine Vernunft ſträubt?

Wenn ich hiſtoriſch nichts dawider einzuwenden habe, daß dieſer Chriſtus ſelbſt von dem Tode auferſtanden; muß ich darum für wahr halten, daß eben dieſer auferſtandene Chriſtus der Sohn Gottes geweſen ſey?

Daß der Chriſtus, gegen deſſen Auferſtehung ich nichts Hiſtoriſches von Wichtigkeit einwenden kann, ſich deßwegen für den Sohn Gottes ausgegeben, daß ihn ſeine Jünger deßwegen dafür gehalten, das glaube ich herzlich gern. Denn dieſe Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derſelben Claſſe, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener hiſtoriſchen Wahrheit in eine ganz andere Claſſe von Wahrheiten herüber ſpringen, und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphyſiſchen und moraliſchen Begriffe darnach umbilden ſoll, mir zumuthen, weil ich der Auferſtehung Chriſti kein glaubwürdiges Zeugniß entgegen ſetzen kann, alle meine Grundideen von dem Weſen der Gottheit darnach abzuändern; wenn das nicht eine μετάβασις εἰς ἄλλο γένος iſt, ſo weiß ich nicht, was Ariſtoteles ſonſt unter dieſer Benennung verſtanden.

Man ſagt freilich: aber eben der Chriſtus, von dem du hiſtoriſch mußt gelten laſſen, daß er Todte erweckt, daß er ſelbſt vom Tode erſtanden, hat es ſelbſt geſagt, daß Gott einen Sohn gleiches Weſens habe, und daß Er dieſer Sohn ſey.

Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieſes Chriſtus geſagt, gleichfalls nicht mehr als hiſtoriſch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und ſagen: „O doch! das iſt mehr als hiſtoriſch gewiß; denn inſpirirte Geſchichtſchreiber verſichern es, die nicht irren können.“

So iſt auch das leider nur hiſtoriſch gewiß, daß dieſe Geſchichtſchreiber inſpirirt waren, und nicht irren konnten.

Das, das iſt der garſtige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, ſo oft und ernſtlich ich auch den Sprung verſucht habe. Kann mir Jemand hinüber helfen, der thue es, ich bitte ihn, ich beſchwöre ihn. Er verdient ein Gotteslohn an mir.

Und ſo wiederhole ich, was ich oben geſagt, mit den nämlichen Worten. Ich läugne gar nicht, daß in Chriſte Weiſſagungen erfüllt worden; ich läugne gar nicht, daß Chriſtus Wunder gethan; ſondern ich läugne, daß dieſe Wunder, ſeitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwieſen zu werden; ſeitdem ſie nichts als Nachrichten von Wundern ſind, (mögen doch dieſe Nachrichten ſo unwiderſprochen, ſo unwiderſprechlich ſeyn, als ſie immer wollen), mich zu dem geringſten Glauben an Chriſti anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Was verbindet mich denn dazu? — nichts als dieſe Lehren ſelbſt, die vor achtzehn hundert Jahren allerdings ſo neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten ſo fremd, ſo uneinverleiblich waren, daß nichts geringeres als Wunder und erfüllte Weiſſagungen erfordert wurden, um erſt die Menge aufmerkſam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerkſam machen, heißt, dem geſunden Menſchenverſtand auf die Spur helfen.

Auf die kam er, auf der iſt er, und was er auf dieſer Spur rechts und links aufgejagt, das, das ſind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weiſſagungen.

Dieſe Früchte ſehe ich vor mir reifen und gereift, und ich ſollte mich damit nicht ſättigen dürfen? weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Samen dazu ausgeſtreut, ſich ſiebenmal bei jedem Wurfe in Schneckenblute waſchen müſſen — nicht etwa läugnete, nicht etwa bezweifelte — ſondern bloß an ihren Ort geſtellt ſeyn ließe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falſch oder wahr iſt; die Früchte ſind trefflich.

Geſetzt, es gebe eine große nützliche mathematiſche Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugſchluß gekommen wäre; — (wenn es dergleichen nicht giebt, ſo könnte es doch dergleichen geben) — läugnete ich darum dieſe Wahrheit, entſagte ich darum, mich dieſer Wahrheit zu bedienen, wäre ich darum ein undankbarer Läſterer des Erfinders, weil ich aus ſeinem anderweitigen Scharfſinne nicht beweiſen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugſchluß, durch den er auf die Wahrheit geſtoßen, kein Trugſchluß ſeyn könne? —

— Ich ſchließe und wünſche: möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Teſtament Johannis wieder vereinigen! Es iſt freilich apokryphiſch, dieſes Teſtament, aber darum nicht weniger göttlich.

Das Teſtament Johannis.

> — qui in pectus domini recubuit et de purissimo fonte hausit rivulum doctrinarum.
>
> HIERONYMUS.

Ein Geſpräch.

1777.

Er und Ich.

Er. Sie waren ſehr fix mit dieſem Bogen:[1] aber man ſieht es dieſem Bogen auch an.

Ich. So?

Er. Sie pflegen ſonſt deutlicher zu ſchreiben.

Ich. Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.

Er. Aber ich ſehe, Sie laſſen ſich auch fortreißen. Sie fangen auch an zu glauben, nur immer auf Umſtände anſpielen, die unter hundert Leſern nicht einem bekannt ſind; die Ihnen ſelbſt vielleicht nur erſt ſeit geſtern oder ehegeſtern bekannt geworden —

Ich. Zum Exempel?

Er. Laſſe gelehrt.

Ich. Zum Exempel?

Er. Ihr Räthſel, womit Sie ſchließen. — Ihr Teſtament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius vergebens darnach durchblättert.

Ich. Muß denn auch alles ein Buch ſeyn?

Er. Es iſt kein Buch dieſes Teſtament Johannis? — Nun, was iſt es denn?

Ich. Der letzte Wille Johannis; — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederholten Worte des ſterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Teſtament heißen? Nicht?

Er. Können freilich. — Aber ſo bin ich ſchon weniger darauf neugierig. — Indeß doch: wie lauten ſie denn? — Ich bin in dem Abdias, oder wo ſie ſonſt ſtehen mögen, nicht eben ſehr beleſen.

Ich. Bei einem minder verdächtigen Schriftſteller ſtehen ſie nun doch. — Hieronymus hat ſie uns aufbehalten in ſeinem Commentar über den Pauliniſchen Brief an die Galater. — Da ſchlagen Sie nur nach. — Ich denke kaum, daß ſie Ihnen gefallen werden.

Er. Wer weiß? — Sagen Sie doch nur.

Ich. Aus dem Kopfe? Mit den Umſtänden, die mir jetzt erinnerlich ſind, oder wahrſcheinlich dünken?

Er. Warum nicht?

Ich. Johannes, der gute Johannes, der ſich von ſeiner Gemeinde, die er in Epheſus einmal geſammelt hatte, nie wieder trennen wollte, dem dieſe Eine Gemeinde ein genugſam großer Schauplatz ſeiner lehrreichen Wunder und wunderthätigen Lehre war; Johannes war nun alt und ſo alt —

Er. Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie ſterben.

Ich. Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr ſterben ſah.

Er. Der Aberglaube traut den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbſt da, als Johannes ſchon geſtorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht ſterben könne, daß er ſchlafe, nicht todt ſey.

Ich. Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

Er. Erzählen Sie nur weiter. Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort ſprechen hören.

Ich. So zaudernd eilig, als ein Freund ſich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen ſeiner Freundin zu eilen, — trennte ſich allmählig ſichtbar Johannis reine Seele von dem eben ſo reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn ſeine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen.

Und doch verſäumte Johannes auch keine Collecte gern; ließ keine Collecte gern zu Ende gehen, ohne ſeine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tägliches Brod lieber entbehrt hätte, als dieſe Anrede.

Er. Die öfters nicht ſehr ſtudirt mag geweſen ſeyn.

Ich. Lieben Sie das Studirte?

Er. Nachdem es iſt.

Ich. Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn ſie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn ſie war immer einfältig und kurz, und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er ſie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er. Auf welche?

Ich. „Kinderchen, liebt euch!“

Er. Wenig und gut.

Ich. Meinen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten und auch des Beſten, wenn es alltäglich zu ſeyn beginnt, ſo bald ſatt! — In der erſten Collecte, in welcher Johannes nicht mehr ſagen konnte, als „Kinderchen, liebt euch!“ gefiel dieſes „Kinderchen, liebt euch!“ ungemein. Es gefiel auch noch in der zweiten, in der dritten, in der vierten Collecte, denn es hieß: der alte ſchwache Mann kann nicht mehr ſagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch nichts mehr ſagte, und doch nur die tägliche Collecte mit weiter nichts, als einem „Kinderchen, liebt euch!“ beſchloß; als man ſah, daß der alte Mann nicht bloß nur ſo wenig ſagen konnte; als man ſah, daß er vorſetzlich nicht mehr ſagen wollte; ward das „Kinderchen, liebt euch!“ ſo matt, ſo kahl, ſo nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören, und erdreiſteten ſich endlich, den guten alten Mann zu fragen: Aber Meiſter, warum ſagſt du denn immer das nämliche?

---

[1] Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft.

Er. Und Johannes? —

Ich. Johannes antwortete: „Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geſchieht, genug, hinlänglich genug iſt.“ —

Er. Alſo das? Das iſt Ihr Teſtament Johannis?

Ich. Ja!

Er. Gut, daß Sie es apokryphiſch genannt haben!

Ich. Im Gegenſatz des kanoniſchen Evangelii Johannis. — Aber göttlich iſt mir es denn doch.

Er. Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich. Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht gewohnt, dieſes Wort ſo zu mißbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus dignam Joanne sententiam.

Er. Ah Hieronymus!

Ich. Auguſtinus erzählt, daß ein gewiſſer Platoniker geſagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis: „Im Anfang war das Wort u. ſ. w.“ verdiene in allen Kirchen an dem ſichtbarſten, in die Augen fallendſten Orte mit goldenen Buchſtaben angeſchrieben zu werden.

Er. Allerdings! der Platoniker hatte ſehr recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato ſelbſt hätte nichts Erhabeneres ſchreiben können, als dieſer Anfang des Evangelii Johannes iſt.

Ich. Mag wohl ſeyn. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberei eines Philoſophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerem Rechte in allen unſern Kirchen an dem ſichtbarſten, in die Augen fallendſten Orte mit goldenen Buchſtaben angeſchrieben zu werden verdiente — das Teſtament Johannis.

Er. Hm!

Ich. „Kinderchen, liebt euch!“

Er. Ja! ja!

Ich. Dieſes Teſtament Johannis war es, worauf ehedem ein gewiſſes Salz der Erde ſchwur. Jetzt ſchwört dieſes Salz der Erde auf das Evangelium Johannis, und man ſagt, es ſey nach dieſer Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er. Auch ein Räthſel?

Ich. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Er. Ja, ja, ich merke nun wohl.

Ich. Was merken Sie?

Er. So ziehen immer gewiſſe Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß ſie die chriſtliche Liebe beibehalten: mag doch aus der chriſtlichen Religion werden, was da will.

Ich. Ob Sie mich mit zu dieſen gewiſſen Leuten zählen?

Er. Ob ich recht daran thun würde, müſſen Sie von ſich ſelbſt erfragen.

Ich. Ich darf doch alſo ein Wort für dieſe gewiſſe Leute ſprechen?

Er. Wenn Sie ſich fühlen.

Ich. Aber ich verſtehe Sie auch wohl nicht. — So iſt die chriſtliche Liebe nicht die chriſtliche Religion?

Er. Ja und Nein.

Ich. Wie Nein?

Er. Denn ein anderes ſind die Glaubenslehren der chriſtlichen Religion, und ein anderes das Praktiſche, welches ſie auf dieſe Glaubenslehren will gegründet wiſſen.

Ich. Und wie Ja?

Er. In ſo fern nur das wahre chriſtliche Liebe iſt, die auf chriſtliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich. Aber welches von beiden möchte wohl das Schwerere ſeyn? — Die chriſtlichen Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die chriſtliche Liebe ausüben?

Er. Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bei weitem das Schwerere ſey.

Ich. Was ſoll es mir denn helfen?

Er. Denn es iſt um ſo lächerlicher, daß ſich jene gewiſſen Leute den Weg zur Hölle ſo ſauer machen.

Ich. Wie ſo?

Er. Wozu das Joch der chriſtlichen Liebe auf ſich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder ſanft, noch verdienſtlich wird?

Ich. Ja freilich: dieſe Gefahr müßten wir ſie nun ſchon laufen laſſen. Ich frage alſo nur: iſt es von andern gewiſſen Leuten klug gehandelt, dieſer Gefahr wegen, welche jene gewiſſen Leute mit ihrer unchriſtlichen chriſtlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Chriſten abzuſprechen?

Er. Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

Ich. Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter faſſen könnten? Und das nach dem Ausſpruche jenes guten Mannes: „Wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns.“ — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er. Recht wohl. Es iſt eben der, der an einem andern Orte ſagt: „Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich.“

Ich. Ja ſo! allerdings; das bringt mich zum Stillſchweigen. — O, Sie allein ſind ein wahrer Chriſt! — Und beleſen in der Schrift wie der Teufel.

Hieronymus

in Epist. ad Galatas, *cap.* 6.

Beatus Ioannes Evangelista, cum Ephesi moraretur usque ad ultimam senectutem, et vix inter discipulorum manus ad Ecclesiam deferretur, nec posset in plura vocem verba contexere, nihil aliud per singulas solebat proferre collectas, nisi hoc: Filioli diligite alterutrum. Tandem discipuli et fratres qui aderant, tædio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: Magister, quare semper hoc loqueris? Qui respondit dignam Joanne sententiam: Quia præceptum Domini est, et si solum fiat, sufficit.

Eine Duplik.

Contestandi magis gratia, quam aliquid ex oratione promoturus
Dictys Cret.

1778.

Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mann, der ſich in ſeinem Gewiſſen verbunden gefühlt hat, die *Auferſtehungsgeſchichte* gegen das Fragment meines Ungenannten zu retten. Wir handeln alle nach dem Maaße unſerer Einſichten und Kräfte, und es iſt immer rührend, wenn auch der ſchwache abgelebte Neſtor ſich dem ausfordernden Hektor ſtellen will, falls kein jüngerer und ſtärkerer Grieche mit ihm anzubinden ſich getraut.

Auch will ich mir nicht herausnehmen, bei dieſem Kampfe *Wärtel* zu ſeyn und meine Stange dazwiſchen zu werfen, wenn von der einen oder der andern Seite ein gar zu hämiſcher und unedler Streich geführt würde. Der *Kampfwärtel* war eine Gerichtsperſon; und ich richte niemanden, um von niemanden gerichtet zu ſeyn.

Aber ich darf nicht vergeſſen, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Abſicht verkannt und meine vorgeſchlagenen Austräge gemißdeutet werden. Ein Wort kann dieſem Uebel noch vorbauen: und wer wird mir dieſes Wort nicht erlauben oder verzeihen?

Leſſing.

Erſt wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem jeder von uns hält, damit wir um ſo redlicher Licht und Wetter theilen können. Denn nicht genug, daß wir alle mit gleichen Waffen fechten. Ein Sonnenſtrahl, der des einen Auge mehr trifft, als des andern; ein ſtrenger Luftzug, dem dieſer mehr ausgeſetzt iſt, als jener, ſind Vortheile, deren ſich kein ehrlicher Fechter wiſſentlich bedient. — Beſonders bewahre uns Gott alle vor der tödtlichen Zugluft heimlicher Verleumdung!

Mein Ungenannter behauptet: die Auferſtehung Chriſti iſt *auch darum* nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangeliſten davon ſich widerſprechen.

Ich erwiedere: die Auferſtehung Chriſti kann ihre gute Richtigkeit haben, *ob* ſich *ſchon* die Nachrichten der Evangeliſten widerſprechen.

Nun kömmt ein Dritter und ſagt: die Auferſtehung Chriſti iſt ſchlechterdings zu glauben, *denn* die Nachrichten der Evangeliſten davon widerſprechen ſich nicht.

Man gebe auf dieſes *auch darum*, auf dieſes *obſchon*, auf dieſes *denn* wohl Acht. Man wird finden, daß auf dieſen Partikeln gerade nur nicht alles beruht.

I.

Der Ungenannte, ſo viel ich nun von ſeinen Papieren näher weiß, hat nichts geringeres als einen Hauptſturm auf die chriſtliche Religion unternommen. Es iſt keine einzige Seite, kein einziger noch ſo verſteckter Winkel, dem er ſeine Sturmleitern nicht angeworfen. Freilich hat er dieſe Sturmleitern nicht alle mit eigener Hand neu geſchnitzt; die meiſten davon ſind ſchon bei mehreren Stürmen geweſen; einige derſelben ſind ſogar ein wenig ſehr ſchadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerſchmetternde Felſenſtücke auf den Feind herabwarfen. — Doch was thut das? Heran kömmt, nicht wer die Leiter machte, ſondern wer die Leiter beſteigt; und einen behenden kühnen Mann trägt auch wohl eine morſche Leiter.

Folglich mußte er nothwendig, als er zur Auferſtehungsgeſchichte kam, alles mitnehmen, was man von jeher wider die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit derſelben eingewendet hat, oder einwenden hätte können, wenn anders über eine ſo abgedroſchene Materie jetzt noch etwas einzuwenden ſeyn möchte, deſſen ſich nicht ſchon ſeit ſiebzehnhundert Jahren einer oder der andere ſollte bedacht haben. Was nun ſchon, vor kurz oder lang, einmal eingewendet worden, darauf wird, wie leicht zu glauben, auch wohl ſeyn geantwortet worden. Aber der Ungenannte dachte ohne Zweifel: ein anderes iſt, *auf etwas antworten*; ein anderes, *etwas beantworten*. Daher bot er alles auf, was ungefähr noch dienen konnte: Altes und Neues, mehr oder weniger Bekanntes, Argumente und Argumentchen. Und das mit *ſeinem* guten Rechte. Denn der zwanzigmal geſchlagene Soldat kann endlich doch einmal ſiegen helfen.

Wenn man aber *nun* ſchon, da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen Mannes — (gründlich und bündig kann man ſeyn, wenn man von der Wahrheit auch noch ſo weit entfernt bleibt —) nichts als Fragmente mittheilen können und wollen; wenn man, ſage ich, nun ſchon mit höhniſchem Achſelzucken, mit halb mitleidiger, halb ärgerlicher Miene über ihn herfährt, von aufgewärmtem Brei ſpricht und das Schickſal der Theologen beklagt, die noch immer auf Dinge antworten ſollen, die auf Treue und Glauben ihrer Lehrer und ihrer Lehrer Lehrer längſt beantwortet ſind: ſo muß ich freundſchaftlich rathen, den grellen Ton ein wenig ſanfter zu halten, dieweil es noch Zeit iſt. Denn man möchte ſonſt ſich ganz lächerlich gemacht haben, wenn man endlich erfährt, wer der ehrliche, unbeſcholtene Mann iſt, über den man ſo chriſtmilde geſpöttelt; wer der unſtreitige Gelehrte iſt, den man ſo gern zum unwiſſenden, muthwilligen Laffen erniedrigt hätte.

Das iſt nichts als Gerechtigkeit, die ich ſeiner *Perſon* widerfahren laſſe. Die Gerechtigkeit ſeiner *Sache* ſteht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit unter entgegengeſetzter Ueberzeugung in guter Abſicht eben ſo ſcharfſinnig als beſcheiden durchzuſetzen ſucht, iſt unendlich mehr werth, als ein Mann, der die beſte, edelſte Wahrheit aus Vorurtheil mit Verſchreiung ſeiner Gegner auf alltägliche Weiſe vertheidigt.

Will es denn Eine Claſſe von Leuten nie lernen, daß es ſchlechterdings nicht wahr iſt, daß jemals ein Menſch wiſſentlich und vorſätzlich ſich ſelbſt verblendet habe? Es iſt nicht wahr, ſag' ich; aus keinem geringeren Grunde, als weil es nicht möglich iſt. Was wollen ſie denn alſo mit ihrem Vorwurfe muthwilliger Verſtockung, gefliſſentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszuſtaffiren, die man Lügen zu ſeyn weiß? Was wollen ſie damit? Was anders, als — —

Nein; weil ich auch ihnen dieſe Wahrheit muß zu gute kommen laſſen: weil ich auch von ihnen glauben muß, daß ſie vorſätzlich und wiſſentlich kein falſches, verleumderiſches Urtheil fällen können, ſo ſchweige ich und enthalte mich alles Wiederſcheltens.

Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz irgend ein Menſch iſt, oder zu ſeyn vermeint, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worin allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſteht. Der Beſitz macht ruhig, träge, ſtolz —

Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit, und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte und ſpräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke und ſagte: Vater gieb! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein!

II.

Noch einmal: es iſt ledig meine Schuld, wenn der Ungenannte bis jetzt ſo beträchtlich nicht ſcheint, als er iſt. Man laſſe ihn dieſe fremde Schuld nicht entgelten.

Was kann er dafür, daß ich nur Fragmente ſeiner Arbeit fand, und aus Fragmenten gerade nur eben dieſe bekannt machte? Er ſelbſt würde, um ſich in ſeinem beſten Vortheile zu zeigen, vielleicht ganz andere Proben ausgeſucht haben, wenn er ſich nicht vielmehr alles Probegeben verbeten hätte.

Denn wie kann man auch von einer weitläuftigen zuſammengeſetzten Maſchine, deren kleinſte Theile auf eine einzige große Wirkung berechnet ſind, eine Probe geben? Ein Vorbild wohl, ein Modell wohl. Aber wer hat jemals ein Gewicht oder eine Unruhe, eine Feder oder ein Rad zur Probe von einer Uhr gegeben?

Auch fühle ich wohl, daß in dieſem Betracht — aber auch nur in dieſem — ich ſelbſt mit meinen Proben beſſer zu Hauſe geblieben wäre. Und warum blieb ich nicht auch? Weil ich das nämliche damals noch nicht fühlte? oder weil mich die Güte der Proben ſelbſt verführte?

Das letztere, wenn ich die Wahrheit bekennen ſoll; das letztere. Ich gab ein Rad, eine Feder nicht als Probe der Uhr, ſondern als Probe ihres gleichen. Das iſt: ich glaubte allerdings, daß auch in den einzelnen Materien, in welche die gelieferten Fragmente ſchlagen, noch nicht beſſeres und gründlicheres geſchrieben worden, als eben dieſe Fragmente. Ich glaubte allerdings, daß z. E. außer dem Fragmente von der Auferſtehungsgeſchichte noch nie und nirgends die häufigen Widerſprüche der Evangeliſten, die ich für wahre Widerſprüche erkannte, ſo umſtändlich und gefliſſentlich ins Licht geſetzt worden.

Das glaubte ich, das glaub' ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meinung? Wollte ich darum, will ich darum eben dahinaus, wo er hinaus wollte?

Mit nichten! — Ich gab den Vorderſatz zu, und läugnete die Folge.

Ich gab den Vorderſatz zu, weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Verſuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie ſchlecht es mit allen evangeliſchen Harmonien beſtellt ſey. Denn, überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir, nach eben den Regeln, welche ſie zum Grunde legen, ſchlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verſchiedene Erzählungen der nämlichen Begebenheit in nicht mindere Uebereinſtimmung zu ſetzen. Wo Geſchichtſchreiber nur in der Hauptſache übereinkommen, bietet die Methode unſerer evangeliſchen Harmoniſten allen übrigen Schwierigkeiten Trotz. Man ſoll ſie ſo toll nicht erdenken können: ich will ſie gar bald in Ordnung haben, und mein jedesmaliges Verfahren mit ihnen, mit dem Verfahren irgend eines berühmten Harmoniſten belegen.

Aber ich läugnete meinem Ungenannten die Folge. — Und wer hat ſich je in der Profangeſchichte die nämliche Folgerung erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionyſius und Tacitus eben dieſelbe Ereignung, etwa eben daſſelbe Treffen, eben dieſelbe Belagerung jeder mit ſo verſchiedenen Umſtänden erzählen, daß die Umſtände des einen die Umſtände des andern völlig Lügen ſtrafen; hat man darum jemals die Ereignung ſelbſt, in welcher ſie übereinſtimmen, geläugnet? Hat man ſich nie getraut, ſie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgeſonnen, jene widerſpenſtige Verſchiedenheit von Umſtänden wenigſtens, gleich ſtößigen Böcken, in einen engen Stall zu ſperren, in welchem ſie das Widereinanderlaufen wohl unterlaſſen müſſen?

Das wahre Bild unſerer harmoniſchen Paraphraſen der Evangeliſten! denn leider bleiben die Böcke darum doch immer ſtößig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander und reiben ſich und drängen ſich. — Ei, mag auch! Genug, daß der unverträglichen Böcke eben ſo viele in dem engen Stalle ſind, als der geduldigen, einverſtandenen Schafe nur immer hineingehen würden.

O der ſchönen Eintracht! — Ohne eine ſolche immer gährende, brauſende, aufſtoßende Harmonie ſollten Livius und Polybius, Dionyſius und Tacitus nicht glaubwürdige Geſchichtſchreiber ſeyn können?

„Poſſen! denkt der freie offene Leſer, der ſich nicht muthwillig durch kleine Sophiſtereien um den Nutzen und das Vergnügen der Geſchichte bringen will, Poſſen! Was kümmert mich der Staub, der unter jedes Schritten auffliegt? Waren ſie nicht alle Menſchen? Hier hatte nun dieſer oder jener nicht ſo gute Nachrichten, als der dritte! Hier ſchrieb der eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmann hatte. Nach Gutdünken! Nach ſeinem beſten Ermeſſen! So ein Umſtand war ihm juſt noch nöthig, um einen Uebergang zu haben, um eine Periode zu runden. Nun dann, da ſteht er! — Kann ich verlangen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?“

So denkt, ſag ich, der freie offene Kopf, der die Schranken der Menſchheit und das Gewerbe des Geſchichtſchreibers ein wenig näher kennt. — Kreuzige und ſegne dich immer darüber, gute ehrliche Haut, die du beredet worden, ich weiß nicht, welche Untrüglichkeit bis in der kleinſten Faſer eines guten Geſchichtſchreibers zu ſuchen! Haſt du nie geleſen, was ein Geſchichtſchreiber[1] ſelbſt, und zwar einer von den allerpünktlichſten, ſagt? Neminem scriptorum, quantum ad historiam pertinet, non aliquid esse mentitum. Vollſtändige Begebenheiten freilich nicht; ganze Thatſachen freilich nicht; aber ſo von den kleinen Beſtimmungen welche, die der Strom der Rede auch wohl ganz unwillkürlich aus ihm herausſpielt. Welcher Geſchichtſchreiber wäre jemals über die erſte Seite ſeines Werks gekommen, wenn er die Belege aller dieſer kleinen Beſtimmungen jedesmal hätte bei der Hand haben müſſen? Nordberg ſtraft in ſolchen kleinen Beſtimmungen Voltairen hundertmal Lügen; und doch iſt es das noch lange nicht, was Voltairen zum romanhaften Geſchichtſchreiber macht. So ſtraff den Zügel in der Hand kann man wohl eine Chronik zuſammenklauben; aber wahrlich keine Geſchichte ſchreiben.

Wenn nun Livius und Dionyſius und Polybius und Tacitus ſo frank und edel von uns behandelt werden, daß wir ſie nicht um jede Sylbe auf die Folter ſpannen:

---

[1] Vopiscus.

warum denn nicht auch Matthäus und Marcus und Lucas und Johannes?

Ich habe mich ſchon erklärt, daß ihr beſonderer Vorzug, durch einen nähern Antrieb des heil. Geiſtes geſchrieben zu haben, hier nichts verſchlägt. Aber wer darauf beſteht, verräth, warum es ihm zu thun iſt. — Nicht um die Glaubwürdigkeit der Auferſtehung, die unter unauflöslichen Widerſprüchen der Evangeliſten leiden möchte, ſondern um ſeine einmal eingeſogenen Begriffe von der Theopneuſtie. Nicht um das Evangelium, ſondern um ſeine Dogmatik.

Und doch, ſelbſt die crudeſten Begriffe von der Theopneuſtie angenommen, getraue ich mir zu beweiſen, daß, wenn die Evangeliſten einmal einander widerſprechende Nachrichten von der und jener bei der Auferſtehung vorgefallenen Kleinigkeit hatten (ſie konnten ſie aber ſo leicht haben, ſie konnten ſie faſt ſo unmöglich nicht haben, weil ſie ſo ſpät hernach ſchrieben, weil ſie von dem wenigſten, oder von gar nichts Augenzeugen geweſen waren), daß, ſag' ich, der heil. Geiſt ihnen dieſe widerſprechende Nachrichten nothwendig laſſen mußte.

Der Orthodoxiſt — (nicht der Orthodox. Der Orthodox tritt auf meine Seite. Auch mache ich den Unterſchied zwiſchen Orthodox und Orthodoxiſt nicht zuerſt:) der Orthodoxiſt ſagt ja ſelbſt, daß es der Weisheit des heil. Geiſtes nicht unanſtändig geweſen, anſcheinende Widerſprüche in die Erzählungen der Evangeliſten mit einfließen zu laſſen, damit ſo weniger der Verdacht der Abredung, den eine gar zu ſichtliche Uebereinſtimmung erwecken würde, auf ſie fallen könne.

Ganz recht! Aber warum denn nur anſcheinende Widerſprüche? — Es hätte wahrlich der heil. Geiſt auch nur ein anſcheinendes Mittel gebraucht, jenen Verdacht von den Evangeliſten abzulenken! Denn was ſind anſcheinende Widerſprüche? Sind es nicht Widerſprüche, die ſich endlich in die vollkommenſte Uebereinſtimmung auflöſen laſſen? — Nun, da iſt ſie ja wieder, die vollkommene Uebereinſtimmung, die der heil. Geiſt vermeiden wollte, weil ſie ſo ſehr nach Verabredung ſchmeckt. Der ganze Unterſchied wäre ja nur, daß die Evangeliſten in dieſem Falle ihre Verabredung meiſterlich hätten zu verſtecken gewußt. Sie verwirrten und verwickelten und verſtümmelten ihre Erzählung, damit ſie nicht nach vorläufiger Vereinſtändniß geſchrieben zu haben ſcheinen möchten. Sie verwirrten und verwickelten und verſtümmelten ſie aber ſo, daß ihnen auch kein Widerſpruch zur Laſt fallen konnte. Unſere nächſten Nachkommen, dachten ſie, die dem Dinge noch auf die Spur kommen könnten, wie alle die Bäche doch nur aus einer Quelle gefloſſen, laſſen ſich durch das Labyrinth unſerer Erzählung von dieſer Nachſuchung abhalten. Und wenn dergleichen Nachſuchung nicht mehr möglich iſt, ſo wird man ſchon den Faden zu unſerem Labyrinthe finden, und dieſe verſteckte Eintracht wird ein neuer Beweis unſerer Wahrhaftigkeit werden.

Ich wette eine Million Jahre von meiner Seligkeit, daß die Evangeliſten ſo nicht gedacht haben! Aber daß dieſe Spitzfündigkeit doch einem einfallen kann; daß man ſich ſo etwas doch als möglich denken muß: was veranlaßt offenbarer dazu, als unſere kunſtreichen Harmonien?

Sollte man ſich nicht erſt erkundigt haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geſchichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von Mehreren, die weder aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, noch ſich einer nach dem andern gerichtet (wenn ſie in ein ähnliches Detail kleiner Umſtände gehen wollen, als womit wir die Auferſtehungsgeſchichte ausgeſchmückt finden), ohne die offenbarſten, unauflöslichſten Widerſprüche erzählt worden? Ich biete aller Welt Trotz, mir ein einziges ſolches Exempel zu zeigen. Nur merke man die Bedingungen wohl: von Mehreren, die weder aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, noch ſich einer nach dem andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglichkeit eines ſolchen Exempels eben ſo gewiß überzeugt, als von meinem eigenen Daſeyn.

Wenn ſich nun in der ganzen unendlichen Weltgeſchichte ein ſolches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kann: warum verlangt man denn, daß uns gerade die Evangeliſten dieſes Exempel ſollen geliefert haben?

Weil ſie der heil. Geiſt trieb? darum? — Weil freilich arme Menſchen dem Irrthume unterworfen ſind; aber nicht der heil. Geiſt? darum?

Nimmermehr, nimmermehr! — Denn der heil. Geiſt, um ſich als den zu zeigen, der er iſt, hat ſchlechterdings nichts thun können, was eben ſo wohl die Wirkung der feinſten Büberei ſeyn könnte. Auch nur könnte. Nicht das, was die ägyptiſchen Zauberer dem Moſes nachthun konnten (wahr oder nur zum Schein nachthun konnten), ſondern was Moſes allein thun konnte, bekräftigte ſeine Sendung.

Noch hat ſich, ſo viel ich weiß, kein Orthodox einfallen laſſen, daß der Antrieb des heil. Geiſtes die Evangeliſten allwiſſend gemacht habe. Das iſt: was die Evangeliſten vor dieſem Antriebe nicht wußten, das wußten ſie auch unter und nach dieſem Antriebe nicht. Erfuhren ſie alſo durch den Antrieb des heil. Geiſtes nichts mehr, ſo erfuhren ſie auch nichts beſſer. Denn man kann nichts beſſer erfahren, ohne etwas mehr zu erfahren; indem alle unſere falſchen Urtheile nur daher entſtehen, weil wir Erkenntnißgründe nicht genug haben, und aus Abgang der wahren, uns mit angenommenen behelfen?

Mitwirkung des heil. Geiſtes genug, wenn er nur den zum Schreiben antrieb, in dem er die wenigſten und unerheblichſten Mißbegriffe erkannte; nur über deſſen Schrift beſonders wachte, der dieſe wenigen unerheblichen Mißbegriffe von geſchehenen Dingen in keine nothwendige Verbindung mit ſeinen Lehrſätzen gebracht hatte. Der geſunde Verſtand, der ſich damit nicht begnügt, wird des Dinges bald ſo viel haben, daß er ſich lieber mit gar nichts begnügen will. In dieſem Verſtande kann man ſagen, daß niemand mehr Ungläubige gemacht hat, als der ſogenannte Rechtgläubige.

Allerdings ward die neue Religion auf damalige Ueberzeugung von der Auferſtehung Chriſti gegründet, welche Ueberzeugung ſich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Nun haben wir, die wir jetzt leben, dieſe Augenzeugen nicht mehr unter uns; haben nur Geſchichtſchreiber von den Ausſagen dieſer Augenzeugen, in welchen Geſchichtſchreibern ſich nur das allgemeine Reſultat von den Ausſagen dieſer Augenzeugen unverfälſcht erhalten konnte; und gleichwohl ſoll unſere jetzige Ueberzeugung von der Auferſtehung Chriſti nicht gegründet genug ſeyn, wenn ſie ſich bloß auf jenes Reſultat der Ausſagen gründet, und ſich nicht zugleich auf die völlige Uebereinſtimmung der Geſchichtſchreiber von dieſen Ausſagen gründen kann? — Da wären wir, die wir jetzt leben, ſchön daran!

Und gleichwohl möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir, die wir jetzt leben, auch in dieſem Punkte beſſer daran ſind, als die, zu deren Zeiten die Augenzeugen noch vorhanden waren. Denn der Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich durch etwas erſetzt, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor ſich, auf den ſie, in Ueberzeugung ſeiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieſes große Gebäude ſelbſt aufgeführt vor uns. — Welcher Thor wühlt neugierig in dem Grunde ſeines Hauſes, bloß um ſich von der Güte des Grundes ſeines Hauſes zu überzeugen? — Setzen mußte ſich das Haus freilich erſt an dieſem und jenem Orte. — Aber daß der Grund gut iſt, weiß ich nunmehr, da das Haus ſo lange Zeit ſteht, überzeugender, als es die wiſſen konnten, die ihn legen ſahen.

Ein Gleichniß, welches mir hier einfällt, wird nichts verderben. Geſetzt, der Tempel der Diana zu Epheſus ſtünde noch in ſeiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände ſich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe; ſogar der Name des weiſen Mannes wäre noch bekannt, der zu einer ſo ſonderbaren Grundfeſte den Rath gegeben. Eine Grundlage von Kohlen! von morſchen zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg; ich begriffe ſogar, daß Theodorus wohl ſo uneben nicht geurtheilt haben möchte, daß Kohlen, wenn ſie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der Feuchtigkeit widerſtehen müßten. Sollte ich wohl, bei aller dieſer wahrſcheinlichen Vermuthung a priori, an der ganzen hiſtoriſchen Ausſage deßwegen zweifeln, weil die verſchiedenen Urheber derſelben über die Kohlen ſelbſt etwa nicht einig wären? Weil Plinius etwa ſagte, es wären ölbäumene Kohlen geweſen; Pauſanias aber von ellernen und Vitruvius von eichenen Kohlen ſpräche? O der Thoren, die dieſen Widerſpruch, ſo Widerſpruch als er iſt, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehen, in deren vom Feuer zerrütteten Textur eben ſowohl der Oelbaum, als die Eiche und Eller zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen ſtreiten, als die großen Ebenmaaße des Tempels bewundern wollten!

Ich lobe mir, was über der Erde ſteht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeiſter, daß ich von dieſem weiter nichts wiſſen mag, als daß es gut und feſt ſeyn muß. Denn es trägt, und trägt ſo lange. Iſt noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenſter aus ſeinem rechten Winkel gewichen, ſo iſt dieſer rechte Winkel freilich ein augenſcheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde, aber er iſt doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieſer, an dieſer will ich meine Betrachtungen weiden; in dieſer, in dieſer will ich dich preiſen, lieber Baumeiſter! Preiſen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze ſchöne Maſſe gar keinen Grund hätte, oder doch nur auf lauter Seifenblaſen ruhete.

Daß die Menſchen ſo ungern ſich mit dem befriedigen, was ſie vor ſich haben! — Die Religion iſt da, die durch die Predigt der Auferſtehung Chriſti über die heidniſche und jüdiſche Religion geſiegt hat, und dieſe Predigt ſoll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug geweſen ſeyn, als ſie ſiegte? Ich ſoll glauben, daß ſie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich jetzt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweiſen kann? —

Nicht viel anders iſt es mit den Wundern, durch welche Chriſtus und ſeine Jünger die Religion gepflanzt. — Mögen doch die jetzigen Nachrichten von ihnen noch ſo zweifelhaft, noch ſo verdächtig ſeyn; ſie wurden ja nicht für uns Chriſten gethan, die wir jetzt leben. Genug, daß ſie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die ſie haben ſollten! Und daß ſie die gehabt haben, beweiſt das noch immer fortdauernde Wunder der Religion ſelbſt. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrſcheinlich machen, die bei ihrer erſten Gründung ſollen geſchehen ſeyn. Aber auf die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit dieſer Wunder die Wahrheit der Religion gründen, wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht iſt! — — Es ſey herausgeſagt! Wenn ich jemals ſo richtig, ſo klug zu denken fähig bin, ſo iſt es um meinen Verſtand geſchehen. Das ſagt mir mein Verſtand jetzt. Und habe ich jemals einen andern Verſtand, ſo hatte ich nie einen.

Die Wunder, die Chriſtus und ſeine Jünger thaten, waren das Gerüſte und nicht der Bau. Das Gerüſte wird abgeriſſen ſobald der Bau vollendet iſt. Den muß der Bau wenig intereſſiren, der ſeine Vortrefflichkeit nur aus dem abgeriſſenen Gerüſte beweiſen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuthen laſſen, daß ein eben ſo großer Meiſter zu dem Gerüſte müſſe gehört haben, als zu dem Baue ſelbſt. — Kann wohl ſeyn! — Aber borgen und wagen will ich doch im geringſten nichts auf dieſe Vermuthung; noch weniger will ich, durch dieſes Vorurtheil von dem Gerüſte, mich im Geringſten abhalten laſſen, den Bau ſelbſt nach den eingeſtandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen. —

Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein, ſo tiefe Wunden hat die ſcholaſtiſche Dogmatik der Religion nie geſchlagen, als die hiſtoriſche Exegetik ihr jetzt täglich ſchlägt.

Wie? Es ſoll nicht wahr ſeyn, daß eine Lüge hiſtoriſch ungezweifelt bewieſen werden könne? Daß unter den tauſend und tauſend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geſchichte Anlaß geben, daß unter dieſen tauſend und tauſend Dingen auch wohl ungeſchehene Sachen mit unterlaufen könnten? Es ſoll nicht wahr ſeyn, daß unendliche Facta wahre unſtreitige Facta geweſen, für die uns dennoch die Geſchichte zu wenige, zu unwichtige Zeugniſſe hinterlaſſen, als daß wir ſie ohne Leichtſinn glauben könnten?

Das ſoll nicht wahr ſeyn? — Freilich, wenn es wahr iſt, wo bleiben alle *hiſtoriſche* Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion? — Wo ſie wollen! Wäre es denn ein großes Unglück, wenn ſie endlich einmal wieder in den Winkel des Zeughauſes geſtellt würden, in welchen ſie noch vor *funfzig* Jahren ſtanden?

III.

Bei dieſer meiner Geſinnung von der hiſtoriſchen Wahrheit, die weder aus Scepticismus entſteht, noch auf Scepticismus leitet, war es alſo gewiß keine ernſthafte Aufmunterung, wenn ich in meinen Gegenſätzen ſchrieb: „Der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangeliſten in jedem Worte behaupten wolle, finde auch hier (in der Auferſtehungsgeſchichte) noch unbearbeitetes Feld genug.“ Ich ſetzte freilich hinzu: „Er verſuche es nun, und beantworte die gerügten zehn Widerſprüche unſeres Fragments.“ Aber in dieſem Tone ſchreckt man auch ab, und das wollte ich. Abſchrecken wollte ich. Denn ich ſagte weiter: „Nur beantworte er ſie alle, dieſe gerügten Widerſprüche. Bloß dieſem und jenem etwas wahrſcheinliches entgegenſetzen, und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt keinen beantworten.“

Nun habe ich nie erwartet, daß man auf meine Ermunterung irgend etwas thun, oder auf meine Abſchreckung irgend etwas unterlaſſen müſſe. Mein Gewiſſen giebt mir das Zeugniß, daß ich ſo eitel zu ſeyn nicht fähig bin. Alles, was ich mir in dieſem Punkte ſelbſt vorwerfen kann, iſt dieſes, daß es mich aber doch ein wenig befremdet, wenn auf meine Ermunterung etwas zu thun, gerade das nämliche unterlaſſen, und auf meine Abſchreckung etwas zu unterlaſſen, gerade daß nämliche gethan wird.

Doch auch dieſe Befremdung iſt wahrlich nicht Stolz, iſt wahrlich nicht Unleidlichkeit, von meinem guten Nachbar Ja für Nein, und Nein für Ja zu hören. Ich kann mir nur nicht gleich einbilden, daß ich meinen guten Nachbar, oder daß mich mein guter Nachbar gehörig verſtanden. — So horche ich denn noch einmal hin, — und dann auf ewig nicht mehr. —

Wahrhaftig alſo, lieber Nachbar? wahrhaftig? — Auf alle, auf alle die gerügten Widerſprüche haſt du dir getraut, zu antworten, befriedigend zu antworten? — Und glaubſt wirklich nun nicht weniger geleiſtet zu haben, als du dir getraut? —

So würde ich freundſchaftlich meinem Nachbar unter vier Augen zuſprechen, wenn ich ihn kennte, wenn ich ſeinen Namen zuverläſſig wüßte, und ich mir ſeine Bekanntſchaft durch Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe zu erwerben hoffen dürfte. Aber ich weiß ſeinen Namen nicht, und er weiß meinen.

Er weiß ihn, ob er ihn ſchon nicht genannt hat. Er hat mich namentlich ganz aus dieſem Streite gelaſſen, es iſt ihm keine einzige nachtheilige Beziehung auf mich entfahren. Er hat mich für das genommen, was ich bin. Für einen Aufſeher von Bücherſchätzen, der (wie dieſe Leute einmal ſind!) ſich unbekümmert läßt, ob das Seltene, das er mittheilt, auch in allem Betracht gut iſt, oder nicht; wenn es nur ſelten iſt. Dafür hat er mich genommen, und ich danke ihm aufrichtig, daß er mich wenigſtens für nichts Schlimmeres genommen.

Nur bedaure ich zugleich, daß ich mich bei ſeiner Darſtellung auf eine vermeinte Herausforderung in derjenigen Entfernung nicht halten kann, in welcher mich zu halten er mir ſo gütig freiſtellen wollen. Und das zwar aus folgender Urſache nicht.

Wenn es wahr iſt, daß mein Ungenannter ein eben ſo unwiſſender als boshafter Mann iſt; wenn es wahr iſt, daß alle ſeine Einwürfe, alle ſeine gerügten Widerſprüche unzähligemal ſchon gemacht und gerügt, aber auch bereits eben ſo oft abgewieſen und beantwortet worden; wenn es wahr iſt, daß er ſchnurſtracks wider einander laufende Behauptungen in der Auferſtehungsgeſchichte gefunden, bloß weil er ſie finden *wollen*, nicht weil er das Unglück gehabt, ſie wirklich dafür zu halten; wenn es wahr iſt, daß man bloß ſeine Schmähſchrift in die eine und die Bibel in die andere Hand nehmen darf, um beiden Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; wenn alles das wahr iſt, — (der Spruch iſt gerecht! Ich ſpreche ihn über mich ſelbſt aus, breche über mich ſelbſt den Stab!) ſo bin ich, ich, ſein von ihm ungebetener Herausgeber, nicht allein eben ſo ſtrafbar, ſondern noch weit ſtrafbarer, als er ſelbſt.

Und das, das ſollte ich — (Mit dem *Seyn* hat es keine Noth. Daß ich das nicht *bin*, braucht nur Einer zu wiſſen. Der weiß es.) — das ſollte ich ruhig auch nur *ſcheinen* wollen? Ich müßte nicht wiſſen, daß die Welt mehr darauf achtet, was man ſcheint, als was man iſt. Und einmal muß ich doch mit der Welt leben, und will mit ihr leben.

Mein Ungenannter vielleicht hatte das Zeug einmal im hitzigen Fieber hingeſchrieben, aber Gott hatte ihn wieder zu geſunder und kalter Ueberlegung kommen laſſen; er war nur verhindert worden, den Zettel ganz zu vertilgen. Nun komme ich, ich, der ich doch wohl auch wiſſen könnte und ſollte, worauf ſich der Ungenannte bloß im hitzigen Fieber nicht zu beſinnen vermochte, nämlich, daß alles das nichts als abgedroſchenes und längſt den Flammen überantwortetes Stroh ſey; nun komme ich, und vollführe eine Sünde, die ich auszuhecken und zu entwerfen nicht einmal den Verſtand hatte; vollführe eine Sünde, damit der arme Teufel ja nichts einbüßt, bloß um eine Sünde zu vollführen, und Aergerniß zu geben. — Daß ich ſage: ich räumte nur ſeinen Vorderſatz ein, und läugnete die Folgerung, das macht meine Sache nicht um ein Haar beſſer. Denn die Leute, die ich ärgere, halten es für eben ſo wichtig, den Vorderſatz zu läugnen, als die Folgerung nicht zuzugeben. Ja ſie glauben die Folgerung nur, *weil* und *ſo fern* das Gegentheil des Vorderſatzes keine Richtigkeit hat.

Aber wie? Weil ich ſehe und überzeugt bin, daß man meinem Ungenannten nicht die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ihm gebührt; weil ich finde, daß man es ſich eben ſo leicht macht, ihn zu widerlegen, als mich es ſchwer dünkt; weil ich bemerke, daß man ihm die Karten in die Hand prakticirt, die man ſich am beſten zu ſtechen getraut, muß ich darum überhaupt ſein Verfechter werden? Das will ich denn auch wohl bleiben laſſen! Wer mit ſolchen Fuſcheleien ſpielt, und glauben kann, er habe ſein Geld gewonnen und nicht geſtohlen, der glaube es immerhin! Der Zuſchauer, der auf die Finger zu gut Acht gab, thut am beſten, er ſchweigt.

Schweigt? — Aber wenn er nun auf die Hand des betrogenen Spielers gewettet hat? — So kann er freilich nicht ſchweigen, wenn er ſein Geld nicht muthwillig verlieren will. Dann iſt der Fall kitzlich. Er gehe mit ſeinem Muthe zu Rathe, und wette wenigſtens nicht weiter. — —

Nun, ſo ſchränke ich mich denn auch in dem Ueberreſte dieſer Duplik lediglich auf das ein, was ich von den Behauptungen des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; auf die Widerſprüche in der Auferſtehungsgeſchichte der Evangeliſten.

Von dieſen habe ich behauptet, und behaupte noch: ſie nirgends ſo kräftig auf einander gehäuft, nirgends ſo deutlich auseinander geſetzt zu wiſſen. Irre ich mich, ſo nenne man mir doch den Mann oder das Buch, wo eben das eben ſo gut zu leſen iſt. Meine Verwunderung, ein ſolches Werk nicht gekannt zu haben, kann nur durch die andere Verwunderung übertroffen werden, wenn man mir zugleich auch ein Werk nennt, worin das alles ſchon ſeine Abfertigung erhalten, welches ich eben ſo wenig gekannt hätte. Auch eben ſo wenig noch kenne. Denn daß, ſeit heute und geſtern, wenigſtens die Unterredungen meines guten Nachbars dieſes Werk nicht geworden, will ich mit ſeiner Erlaubniß nunmehr näher zeigen.

Wie weit mich meine Geduld auf dieſem Wege begleiten wird, weiß ich wahrlich noch ſelbſt nicht. Ob bis ans Ende; ob durch alle *zehn* Widerſprüche und ihre vermeinten Beantwortungen, das ſteht dahin! Ich traue es ihr kaum zu. Wozu auch? denn wenn ich nur an einem einzigen Widerſpruche zeige, daß er weder durch die gegebene, noch durch irgend eine andere in der Welt zu gebende Antwort ſich heben läßt, ſo habe ich, nach meiner vorläufigen Erklärung, verthan. Wo Ein Widerſpruch iſt, können deren hundert ſeyn; genug, daß auch deren tauſend das nicht beweiſen, was mein Ungenannter *daraus* beweiſen will. — Alſo ohne weiteres zur Sache! Was ich ſonſt noch zu ſagen hätte, wird ſich auch finden.

Erſter Widerſpruch.

„Lucas (XXIII, 56) läßt die frommen Weiber, welche den Leichnam Chriſti ſalben wollten, die Specereien dazu am Freitage gegen Abend, vor Eintritt des Sabbaths oder erſten Oſtertages, einkaufen, und Marcus (XVI, 1) am Sonnabende des Abends, nach unſerer Art zu reden, als der Sabbath vorbei war."

Daß man in dieſen verſchiedenen Behauptungen vorlängſt einen Widerſpruch gefunden, erhellt daraus, daß man vorlängſt verſucht hat, entweder den Marcus nach dem Lucas, oder den Lucas nach dem Marcus umzuſtimmen.

Die den Marcus nach dem Lucas umſtimmen wollen, ſagen, daß in den Worten διαγενομενου του σαββατου ἠγορασαν ἀρωματα, daß ἠγορασαν auch wohl jam empta habebant heißen könne, indem öfter die unbeſtimmte Zeit anſtatt der längſt vergangenen gebraucht werde. Sie überſetzen alſo: „Als der Sabbath vergangen war, hatten die Weiber bereits vorher Specereien gekauft;“ und ich darf wohl ſagen, daß dieſes unter den proteſtantiſchen Gottesgelehrten die angenommenere Auslegung bisher geweſen.

Mein Ungenannter hatte alſo Recht, ſich bloß an dieſe Auslegung zu halten, gegen welche er, ein wenig pedantiſch zwar, aber doch vollkommen gründlich erwies, daß die duo genitivi consequentiam designantes hier nicht zuließen, das ἠγορασαν in der längſt vergangenen Bedeutung zu nehmen. Der ungenannte Gegner meines Ungenannten muß auch — (Aber wie ſoll ich dieſe zwei Ungenannte in der Folge am ſchicklichſten und kürzeſten bezeichnen? Der Ungenannte bleibt der Ungenannte, und weil ich den ungenannten Gegner meines Ungenannten einmal meinen Nachbar zu nennen veranlaßt worden, ſo bleibe er mein Nachbar. Sollte er dieſe Benennung übel nehmen? Wie könnte ich in ihm einen Mann beſſer bezeichnen, mit dem ich gern in Ruhe und Friede leben möchte, als durch das Wort Nachbar?) Mein Nachbar alſo muß auch weder beim Glaſſius noch beim Wolf, auf die wir von dem deutſchen Ausgeber des engliſchen Bibelwerks verwieſen werden, ein Exempel fürs Gegentheil gefunden haben, ſonſt er wohl darauf beſtanden, und nicht eine ſo gefährliche Volte geſchlagen haben würde.

Denn wahrlich, wenn das keine gefährliche Volte iſt, ſo giebt es gar keine. Weil Marcus ſich nicht nach dem Lucas umſtimmen läßt, ſo will er nun mit aller Gewalt den Lucas nach dem Marcus umſtimmen. Da Marcus nicht gemeint haben kann, daß die frommen Weiber die Specereien ſchon gekauft hatten, ehe der Sabbath vergangen war, ſo ſoll nun Lucas gemeint haben, daß ſie ſie nicht eher gekauft, als bis der Sabbath vergangen war. „Ei freilich!“ dachte mein guter Nachbar, der nun einmal für allemal überzeugt war, daß wenn das Schloß nicht rechts aufgehen will, es nothwendig links aufgehen müſſe: „ei freilich! das iſt ja auch ganz leicht zu erweiſen. Denn einmal ſagt doch Lucas nicht mit ausdrücklichen Worten, daß die Specereien den Freitag Abend gekauft worden; ſondern er ſagt nur, daß ſie von den Weibern gekauft worden, nachdem ſie den Freitag Abend von dem Grabe zurückgekommen. Nun kann zwar, wie jeder weiß, ὑποστρεψασαι ἡτοιμασαν ἀρωματα nicht wohl anders verſtanden werden, als daß ſie Specereien unmittelbar nach ihrer Zurückkunft bereitet; doch da folgt bald darauf ein μεν, das im Deutſchen nicht ausgedrückt iſt, und von dem mir die guten Leute, für die ich ſchreibe, ſchon auf mein Wort glauben werden, daß es nachdem inzwiſchen bedeute (denn μεν bloß durch zwar geben, will nicht langen,) und der Evangeliſt alſo ſichtbar der Meinung damit vorbeugen wollen, daß die Zubereitung der Specereien Freitag Abend vorgenommen worden. Getroſt alſo den Verſikel: ὑποστρεψασαι δε ἡτοιμασαν ἀρωματα και μυρα και το μεν σαββατον ἡσυχασαν κατα την ἐντολην, überſetzt: zurückgekommen vom Grabe, bereiteten ſie die Specereien und Salben, nachdem ſie inzwiſchen (zwiſchen dem Zurückkommen und Bereiten, zwiſchen dem participio und verbo, denn das bedeutet das μεν hier ſichtbar) den Sabbath nach dem Geſetze geruhet hatten.“

Iſt es möglich, lieber Nachbar, iſt es möglich, daß ſich Ihre Feder — (denn daß Ihr Verſtand mit fortmußte, begreife ich —) nicht ſichtbar ſträubte, als Sie dieſes niederzuſchreiben im Begriff waren? — Wenigſtens, will ich hoffen, haben Sie ſich nachher um den Beweis von der ſichtbaren Bedeutung Ihres theuern, von keinem einzigen Ueberſetzer noch bemerkten μεν, umgethan, haben nachher ein paar Stellen aufgeſucht, wo μεν möglicherweiſe, obſchon mit eben ſo wenig Grunde, dieſe ſichtbare Bedeutung haben könnte. Das will ich hoffen, das muß ich hoffen, denn Sie ſind ein ehrlicher Mann; Sie haben ſich nicht auf einen Belag ſtillſchweigend bezogen, von dem Sie wußten, daß Sie ihn nicht haben könnten, ſondern Sie haben bloß einen Belag ſtillſchweigend vorausgeſetzt, von dem Sie annahmen, daß er Ihnen nicht fehlen könnte. Aber nun, lieber Nachbar, heraus damit! — heraus damit! ob ich ſchon voraus ſehe, daß er eine Revolution in der ganzen Geſchichte anrichten wird, die nicht klein iſt. Denn welche Folge von Begebenheiten iſt gegen dieſes erwieſene μεν gekettet genug? Welche Wirkung läßt ſich nicht dadurch zur Urſache, welche Urſache nicht zur Wirkung machen? Es giebt keine Hyſterapròtera mehr, wenn dieſes μεν erwieſen wird.

Immerhin! nur heraus mit dem Beweiſe — denn wiſſen Sie, lieber Nachbar, wenn Sie ihn mißgünſtig zurückbehalten, wiſſen Sie, was man alsdann ſagen wird und muß? — Daß Sie Ihre Leſer zum Beſten gehabt, daß Sie lieber den Originaltext des N. T. für eine wächſerne Naſe erklären, als einen Widerſpruch in ihm zugeben wollen, der von ganz und gar keiner Erheblichkeit iſt. — Keines von beiden möchte ich, um alles in der Welt, nicht von mir ſagen laſſen, wenn ich ein Theolog wäre.

Aber ſind Sie denn einer, lieber Nachbar? — Woher weiß ich denn, daß Sie einer ſind? — Wie man doch gewiſſe Dinge ſo leicht annehmen kann! — Erſt nun fange ich an, gerade das Gegentheil anzunehmen. Denn nur ſo ſind Sie entſchuldigt, und ich möchte Sie gar zu gern entſchuldigen.

Ein Theolog, denke ich nun, hätte mir die Blöße gewiß nicht gegeben, die mir dieſer gutmeinende Laie giebt. Auch werden die Theologen gewiß gegen dieſe Blöße proteſtiren. Wie können ſie auch anders? Das Feuer iſt ja noch nicht ſo nahe, daß man ſchon zum Fenſter herabſpringen muß. Ich ſelbſt, der ich kein Theolog bin, wüßte noch eine ganz andere Antwort, wenn mir ſo viel daran gelegen wäre, dieſen erſten Widerſpruch zu heben.

Und welche? Ohne erſt lange nachzuſuchen, obſchon vor mir jemand auf eben den Einfall gekommen, will ich ihn herſetzen. Iſt er zu brauchen: deſto beſſer! Ich behaupte nur in Thesi, daß es in den Erzählungen der Evangeliſten, ihrer Glaubwürdigkeit unbeſchadet, Widerſprüche geben könne; aber in Hypothesi, ob dieſes und jenes wirklich ein Widerſpruch ſey, behalte ich mir alles Recht vor, die Sache noch erſt genauer zu unterſuchen. Dergleichen einzelne Unterſuchungen mögen ausfallen, wie ſie wollen: ich verliere und gewinne nichts dabei. Und wenn ich etwas dabei ſagen kann, wodurch ein anderer, der nicht wie ich denkt, etwas zu gewinnen vermeint: warum ſoll ich ihm die Freude nicht machen? Auch iſt es aufrichtiger, für ſeinen Gegner mit zu ſehen.

So denn alſo! — Wie wenn man den Evangeliſten allen beiden Recht geben könnte? Nicht zwar dadurch, daß man den einen oder den andern, auf der grammatiſchen Folter, das nämliche ſagen ließe. Auch nicht dadurch, daß man, wie jemand gemeint hat, die frommen Weiber zu zwei verſchiedenenmalen Specereien kaufen läßt, den Freitag nur ſo viel, als ſie in der Geſchwindigkeit noch haben konnten, und den Sonnabend Abend das übrige. So hätte es ihnen allenfalls in einem kleinen Städtchen ergehen können, aber ſchwerlich wohl in Jeruſalem. Sondern dadurch, daß man auf das ἡτοιμασαν des Lucas aufmerkſam mache, und es in ſeiner weitern Bedeutung hier gelten laſſe. Wenn denn einmal die

Weiber, als ſie den Freitag gegen Abend vom Grabe zurückkamen, durchaus nicht mehr Zeit ſollen gehabt haben, die Specereien zu kaufen, mit baarer klingender Münze zu bezahlen: ſagt denn das auch Lucas von ihnen? Er ſagt ja nur ἡτοίμασαν ἀρώματα; und nicht ἠγόρασαν. Aber, wird man ſagen, wie kann man Specereien bereiten, die man noch nicht gekauft hat, und doch kaufen muß? Das iſt es eben: ἕτοιμος heißt nicht bloß πρόχειρος, der gleich bei der Hand iſt, der gleich zur Hand ſchafft, ſondern auch nur πρόθυμος, der gleich willig und entſchloſſen iſt, etwas zur Hand zu ſchaffen. Folglich heißt auch ἡτοίμασαν nicht bloß præparabant *manibus*, ſie machten zurecht, durch eine Art von Handarbeit, ſondern auch præparabant *animo*, curabant ut præparata haberent, ſie thaten ſich um, ſie ſorgten, daß ſie ſie in Bereitſchaft haben möchten. Sie gingen nicht in die Gewölbe der Specereihändler, die freilich wohl ſchon geſchloſſen waren, und kauften, ſondern ſie nahmen ſich nur vor zu kaufen, erkundigten ſich nur, wo ſie am beſten zu kaufen wären, denn ſie waren fremd. Und das durften ſie thun, wenn auch der Sabbath ſchon längſt angegangen war; das war ihnen, durch das Gebot am Sabbath zu ruhen, im geringſten nicht unterſagt. — So wie auch den heutigen Juden noch nicht. Denn wäre ihnen mit dem Kaufen auch das Denken an das Kaufen am Sabbath verboten: ſo würde der Sabbath wohl blutſelten gehörig von ihnen gefeiert. Kaufen und verſteigern ſie nicht ſelbſt am Sabbath, nicht ſelbſt in der Synagoge, nicht ſelbſt die Ehre, die Geſetzrolle an irgend einem feierlichen Tage aus ihrem Schranke nehmen und auf das Pult des Vorleſers tragen zu dürfen? Genug, wenn ſie das Geld dafür nicht am Sabbath erlegen! — Kurz, man überſetze ἡτοίμασαν ἀρώματα durch destinabant aromata, providebant aromatibus: und was iſt dann noch zu erinnern? — Daß auch ἑτοιμάζειν im N. T. an mehreren Orten nichts als destinare heißt, davon hat Grotius bereits die Exempel geſammelt; nur ſehe ich keinen Grund, es mit ihm einzig auf destinationem divinam einzuſchränken. — Und nun weiter!

Zweiter Widerſpruch.

„Johannes, bei welchem Joſeph von Arimathia und Nicodemus den Leichnam Chriſti in allen Stücken nach der Weiſe der Juden beſtatten; Johannes ſagt nicht, daß die Weiber ihn ſalben wollen. Aber Marcus und Lucas, welche nur melden, daß Joſeph von Arimathia den Leichnam bloß in feine Leinwand gewickelt, alſo nicht geſalbet habe; Marcus und Lucas ſagen, daß die Weiber, die dieſe tumultnariſche unvollſtändige Beſtattung des Joſeph von Arimathia mit angeſehen hatten, nach Verlauf des Sabbaths den Leichnam Chriſti auch ſalben wollen. Beim Johannes thun Joſeph und Nicodemus alles, und die Weiber thun nichts, und wollen nichts thun. Beim Marcus und Lucas thut Joſeph von Arimathia nicht alles, und die Weiber wollen nur ſpät hernach thun, was Joſeph zu thun vergaß, oder nicht Zeit hatte. So einig alſo Johannes mit ſich ſelbſt iſt; ſo einig Marcus und Lucas mit ſich ſelbſt ſind: ſo ſehr widerſpricht Marcus und Lucas dem Johannes, und Johannes dem Marcus und Lucas.“

Und das, dächte ich, wäre klar. Wenigſtens iſt mir es noch klar, nachdem ich alles ſorgfältig erwogen, was mein guter Nachbar dawider vorbringt, und faſt ein wenig zu grämlich vorbringt. Denn er nennt dieſen Widerſpruch geradezu einen erträumten Widerſpruch, und ſagt: „Eine Sache thun wollen, die ein anderer ſchon gethan hat, die ſich aber auch zweimal thun läßt, das ſtreitet offenbar nicht mit einander.“ Freilich nicht, lieber Nachbar. Aber iſt denn die völlige Beſtattung eines Leichnams, wobei nichts vergeſſen worden, was die Gebräuche des Landes und Volkes erfordern, dergleichen nach dem Johannes die Beſtattung des Joſeph und Nicodemus geweſen, iſt denn die etwas, was ſich zweimal thun läßt? von vernünftigen Leuten zweimal thun läßt? Gründet ſich bei dem Marcus und Lucas denn nicht offenbar die vorgehabte Balſamirung der Weiber auf die nicht völlige Beſtattung durch Joſeph von Arimathia? So wie die völlige Beſtattung durch Joſeph von Arimathia und Nicodemus beim Johannes doch wohl der Grund iſt, warum er von einer vorgehabten Balſamirung der Weiber nichts ſagt? Völlige Beſtattung, und nicht völlige: das widerſpricht ſich doch? — Geſtehen Sie, lieber Nachbar, Sie haben gar nicht einmal eingeſehen, worauf es hier eigentlich ankömmt! — Wenn bei Einem Evangeliſten alles beide ſtünde; wenn Ein Evangeliſt ſagte, daß Joſeph und Nicodemus die Leiche auch geſalbt hätten, und ebenderſelbe ſagte nicht weniger, daß ihn die Weiber ebenfalls ſalben wollen; und man wollte alsdann dieſen Evangeliſten in Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſetzen, ſo käme Ihre Antwort noch ein wenig zu Paſſe. Denn alsdann wäre es durch dieſen Evangeliſten ſelbſt feſtgeſetzt, daß die Salbung eines Leichnams zweimal geſchehen könne, und wir müßten uns alle mit bloß möglichen Gründen begnügen, warum ſie zum zweitenmale unternommen worden. Da aber kein Evangeliſt von ſo einer doppelten Salbung ſpricht; da dieſe vorgehabte doppelte Salbung nur in der Harmonie ſteht, und doch wohl nicht auch die Harmonie von dem h. Geiſte eingegeben iſt: ſo iſt es bloß gefabelt, guter Nachbar, wenn Sie ſagen, daß vielleicht die erſte Salbung den lieben accuraten Weiberchen nicht gut genug geweſen; daß vielleicht die hebräiſchen Weiber in Galiläa andere Salbungsgebräuche gehabt, als in Jeruſalem üblich waren; daß es vielleicht ein doppeltes Salbungsgeſchäft gegeben, eines für Fäulniß und Verweſung, welches die Männer beſorgen müſſen, und eines für Wohlgeruch, womit ſich die Weiber abgaben. Alles das iſt bloß gefabelt, lieber Nachbar, und ohne allen Grund in der Geſchichte gefabelt. Beſonders Ihr Einfall von dem doppelten Balſamirungsgeſchäfte, der dem Hrn. A. ſo ſehr gefällt, hätte doch wohl erſt müſſen anderweits aus der Geſchichte erwieſen werden, damit er nicht einzig und allein aus eben dem Umſtande abgeſondert ſcheine, zu deſſen Beglaubigung Sie ihn anwenden. Nicht?

Doch die Grundloſigkeit dieſes Einfalls vom doppelten Salbungsgeſchäfte iſt noch bei weitem nicht ſeine ſchlimmſte Seite. Wenn wir ihn gelten laſſen, lieber Nachbar, ſehen Sie denn nicht, daß er den Johannes offenbar Lügen ſtraft? Johannes ſagt, daß Joſeph und Nicodemus den Leichnam Chriſti ſo begraben, ganz ſo, wie die Juden zu begraben pflegen. Und Sie ſagen mit Ihrem raren Einfalle: nein, nicht ſo, nicht ganz ſo, denn ſie hatten nur die eine Hälfte der Salbung, die Salbung wider die Fäulniß vollzogen, und die andere Hälfte, des Wohlgeruchs wegen, war noch übrig, und wie billig, den frommen Weibern übrig gelaſſen worden, deren Naſe ſo eckel iſt.

O der trefflichen Harmonie, die zwei widerſprechende Nachrichten, die wörtlich bei den Evangeliſten ſtehen, nicht anders vereinigen kann, als durch Erdichtung einer dritten Nachricht, von der kein einziger Evangeliſt eine Sylbe ſagt!

O der erbaulichen Harmonie, die einen Evangeliſten von dem armſeligen elenden Widerſpruche eines andern Evangeliſten (armſelig und elend, wegen der Unbeträchtlichkeit des Umſtandes) auf keine andere Weiſe retten kann, als daß ſie dieſen oder jenen an einem andern Orte zum Lügner macht!

Dritter Widerſpruch.

„Matthäus ſagt, daß vor den Augen der Maria Magdalena, und der andern Maria, geſchehen ſey, was die übrigen Evangeliſten ſie, bei Annäherung des Grabes, bereits geſchehen finden laſſen."

Mein Ungenannter gründet ſich auf das ἰδου ἐγενετο beim Matthäus; und es könnte wohl ſeyn, daß es Matthäus ſo verſtanden habe. Doch Sie haben Recht, lieber Nachbar; ἰδου iſt öfters bloß eine Partikel der Aufmunterung für den Leſer, und zeigt nicht immer an, daß die Sache in Gegenwart der dabei gedachten Perſonen geſchehen ſey. Ἐγενετο mag auch immerhin heißen, es war geſchehen. — Aber warum ließen Sie es nun bei dieſer Antwort nicht bewenden? Warum wollten Sie Ihren Gegner nicht bloß ſchlagen, ſondern vernichten? Warum muß er Ihnen nun gleich ein Mann ſeyn, der Abend und Morgen nicht unterſcheiden wolle?

Die Strafe dieſer Unbarmherzigkeit iſt Ihnen auf dem Fuße gefolgt. Denn Sie haben ſich dadurch in eine weitere Auflöſung verwickelt, deren Folge Sie unmöglich gehörig können überdacht haben. Ich meine die Sätze (S. 131), die Ihnen ſo klar und richtig ſcheinen, daß die Verwirrung derſelben Vorſatz werden muß. — Vorſatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finſterniß nicht unterſcheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr ſchaudern würde, als dieſen, wenn ich ihn objective als möglich denken könnte. Daß er ſubjective möglich iſt, höre ich leider. Aber Sie müſſen ganz etwas anders dabei denken, als ich, oder Sie könnten die ſchmähſüchtige Grauſamkeit nicht haben, ihn ſo wiederholt zu machen.

Nun laſſen Sie uns doch die Sätze näher betrachten, die ſo klar und richtig ſeyn ſollen. — Mir grauet, eine Menge unnöthiger Worte machen zu müſſen. Aber vielleicht, daß mir andere wohl noch unnöthigere Worte, deren ich mich in meinem Leben ſchuldig gemacht, darum vergeben werden!

Ihr erſter Satz alſo: „den Sonnabend ſpät Abends gingen die beiden Marien nach Chriſti Grabe, bloß zuzuſehen, ob es noch ungeſtört ſey, kamen aber allem Anſehen nach zu ihrem Zwecke nicht, weil es ſchon zu ſpät war. Matthäus XXVIII."

Und das iſt einer von den Sätzen, die man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne den Vorſatz zu haben, ſich zu irren? So hat Grotius denn auch ſchon dieſen unſeligen Vorſatz gehabt. Denn er ſchreibt[1] ausdrücklich: Apud Matthæum vero hoc loco agi de aliqua itione vespertina, qua nihil relatu dignum acciderit, matutinam ad quam sequentia omnia pertinent silentio omitti, nihil habet probabilitatis. — Laſſen Sie doch einen Mann, lieber Nachbar, weil er nicht denkt wie Sie, ſondern wie Grotius, nicht gleich einen von den Elenden ſeyn, die Licht und Finſterniß nicht unterſcheiden wollen. Freilich; nicht unterſcheiden können, das ſieht nun freilich dem Grotius wohl ähnlich. Ich will mich wohl hüten, Ihnen auch über mich ein ſolches Urtheil abzulocken. Sie ſollen Recht haben.

Es folgt Ihr zweiter Satz, mit welchem ich den dritten ſogleich verbinde: „Den Sonntag Morgen ſehr früh gingen ſie in Geſellſchaft verſchiedener anderer Weiber wieder dahin, in der Abſicht, ſeinen Leib zu ſalben. Marc. XVI. 2. Luc. XXIV. 1. Auf dieſem Wege wurden ſie gewahr, daß der Stein vor dem Grabe weg, und es folglich geöffnet war. Marc. XVI. 3. 4. Luc. XXIV. 2."

Die Weiber gingen wieder dahin? Was haben Sie denn, lieber Nachbar, für Grund zu dieſem Wieder? Matthäus ſagt ja nicht, daß auf jenen unfruchtbaren Abendbeſuch ein neuer gefolgt ſey. Und die übrigen Evangeliſten ſagen ja nicht, daß vor dem frühen Morgenbeſuche der Weiber ſchon ein anderer vorhergegangen ſey. Woher wiſſen Sie denn alſo das Wieder? — Was wiſſen zwar? — Die Bedürfniß Ihrer Harmonie erfordert es anzunehmen. Das iſt genug! Allerdings. —

Kömmt Ihr vierter Satz: „Maria Magdalena, die unruhigſte unter ihnen, ſahe es, weil ſie voranging, am erſten, und kehrete ſogleich, ohne weiter bis zum Grabe zu gehen, um, dem Petrus und Johannes die Nachricht, welche ſie für ganz gewiß hielt, zu bringen, daß der Leib Chriſti weggenommen ſey. Joh. XX. 1. 2."

Die arme Maria Magdalena! — Läuft nicht ſchon genug Thorheit und Böſes auf ihrer Rechnung? Muß ſie auch noch ſo eine Närrin werden, der lieben Harmonie zu gefallen? — Wie? Maria konnte bloß daher, weil ſie von weitem den Stein vom Grabe abgewälzt ſahe, bloß daher ſchließen, daß der Leichnam Chriſti nicht mehr darin befindlich ſey? Vergaß ſie denn in dem Augenblicke, in welcher Abſicht ſie ſelbſt herkam? Sie wollte mit ihren Geſpielinnen ja auch den Stein vom Grabe wälzen. Sie war ja ſchon darum beſorgt geweſen, wer ihnen wälzen hülfe. Und doch wollte ſie den Leichnam Chriſti nicht verſchleppen, ſie wollte ihn nur ſalben. Und ihr fiel nicht erſt ein, daß ihr andere in eben dieſer Abſicht wohl ſchon könnten zuvorgekommen ſeyn? Sie ſahe nicht erſt hin, ob es nicht ſo wäre? Sie ſchließt nur — wenn das anders ſchließen heißen kann: der Stein iſt weg, alſo iſt auch der Leichnam weg? So ſchließt ſie, und läuft und läuft, ſonſt möchten Petrus und Johannes nicht zeitig genug erfahren, was für eine unbeſonnene Närrin ſie iſt. — O gewiß, wenn dieſe Maria Magdalena hier ſo ſchließen, ſo handeln können: — wie kann man noch zweifeln? — ſo war ſie Magdalene die Sünderin, das iſt, die Hure. Denn nur eine Erzhure kann ſo leichtſinnig ſchließen. Nur durch ſolche leichtſinnige Schlüſſe werden Mädchen zu Huren. — Auch war ſie ohne Zweifel die nämliche Maria Magdalena, aus welcher Chriſtus ſieben Teufel austrieb. Ein achter Teufel, bei dem ſich die übrigen länger zu wohnen ſchämten, war in ihr zurückgeblieben: der alberne Teufel der Unbeſonnenheit. Ohne den dümmſten von allen Teufeln konnte ſie nicht ſo ſchließen. Und doch läßt man ſie ſo ſchließen, der lieben Harmonie zu gefallen. — Wahrlich, wenn die Nachricht, die Maria Magdalena auf dieſe Weiſe dem Petrus und Johannes brachte, die erſte Verkündigung der Auferſtehung Chriſti ſeyn ſollen: ſo iſt dieſe erſte Verkündigung eine große Armſeligkeit geweſen!

Man ſage nicht, daß man ſich nicht darum zu bekümmern, oder daran zu ärgern habe, wie voreilig und unbeſonnen Maria Magdalena hier erſcheine; genug, daß ſie Johannes nicht anders ſchildere. Und was ſagt Johannes? — „Da ſie ſieht, daß der Stein vom Grabe hinweg war, da läuft ſie und kömmt zu Simon Petro und zu dem andern Jünger, welchen Jeſus lieb hatte." — Sie läuft, und ſieht wirklich nicht erſt in das Grab? Johannes will wirklich nicht, daß wir das dabei im Gedanken ergänzen ſollen? Er ließ es nicht aus, weil es ſich von ſelbſt verſteht? Er ließ es aus, weil es wirklich nicht geſchehen war? — Nun, ſo iſt Maria Magdalena nicht nur eine unbeſonnene Närrin, ſondern noch dazu eine unverſchämte Lügnerin. Denn ſie ſpricht zu den Jüngern: „Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wiſſen nicht, wo ſie ihn hingelegt haben." Wie konnte ſie das ſagen, wenn ſie nicht einmal zugeſehen hatte, ob er auch wirklich weggenommen wäre? Sagt ſie nicht mit dieſen nämlichen Worten, daß ſie wirklich zugeſehen habe? — Nur darum, weil ſie es hier ſelbſt ſagt, hielt Johannes für überflüſſig, es die Zeile vorher von ihr zu ſagen. — Oder iſt das kein Lügner, der ſeine Vermuthungen für Facta ausgiebt?

---

[1] Ad Matth. c XXVIII v. 2.

Doch ich will auf dieſer Verleumdung der armen Maria Magdalena — es iſt eine wahre, wahre Verleumdung — nicht weiter beſtehen. Es ſoll auch *damit* ſeyn, wie mein Nachbar es haben will. Denn ich will ſeine Sätze hier gar nicht widerlegen, ich will ſie vielmehr annehmen und mich mit ihnen nur zum Matthäus wenden, um zu ſehen, wie dieſer dabei wegkömmt.

Präge dir, mein geduldiger Leſer, dieſe vier Sätze wohl ein, und lies nunmehr mit mir bei dem Matthäus: „Am Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des erſten Feiertages der Sabbathen, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu beſehen. Und ſiehe, es geſchah ein groß Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu und wälzete den Stein von der Thüre und ſetzte ſich darauf, und ſeine Geſtalt war wie der Blitz und ſein Kleid weiß wie der Schnee. Die Hüter aber erſchracken für Furcht und wurden, als wären ſie todt. Aber der Engel antwortete und ſprach: fürchtet euch nicht!“ —

Und ſo weiter! Es iſt genug, mein Leſer. Aber wiſſen muß ich, ob du es auch recht begriffen haſt, wie *viel* du in dieſen *wenigen* Worten des Matthäus geleſen? — und ſieh', da fällt denn folgendes Geſpräch unter uns vor:

Ich. Wie viel alſo, freundlicher Leſer, haſt du jetzt bei dem Matthäus geleſen?

Du. Wie viel? hm!

Ich. Ha! ich errathe dich. Es iſt wahr; ich muß nicht fragen, wie viel? ſondern: wie vielerlei?

Du. Das ſollt ich meinen!

Ich. Alſo wie vielerlei?

Du. Wie willſt du, daß ich dir antworte? Nach dem geſunden Menſchenverſtande? oder nach den Sätzen deines Nachbars?

Ich. Ich hoffe ja, daß beides einerlei ſeyn wird.

Du. Mit nichten! Denn nach dem geſunden Menſchenverſtande habe ich nur einerlei geleſen: indem alles ja vollkommen ſo fortlief, als ob es nur Ein Anfang, nur Ein Fortgang und nur Ein Ende Einer und eben derſelben Begebenheit wäre. Ich nehme an, wir hätten ausgeleſen.

Ich. So laß den geſunden Menſchenverſtand ein wenig ſchlafen, und antworte mir auf die andere Weiſe. Wie vielerlei nach den Sätzen meines Nachbars?

Du. Dreierlei. Erſt: einen vorgehabten und angefangenen Abendbeſuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was. Zweitens: eine Erſcheinung, erſchienen, ich weiß nicht wem. Drittens: einen Morgenbeſuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie.

Ich. Warum ſagſt du: einen Abendbeſuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was?

Du. Weil ihm das Ende fehlt, und dein Nachbar ſelbſt nicht weiß, was daraus geworden. Es geht damit bis auf die Worte: „ſie kamen, das Grab zu beſehen.“ Sie *kamen*, überſetzt dein Nachbar durch: ſie *gingen*. Sie gingen alſo, ſagt er: „aber das Thor war entweder ſchon zu, oder ſie wurden von der Wache gewarnt, nicht weit zu gehen, wenn ſie vor dem Thorſchluſſe wieder in die Stadt wollten.“ Kurz, ſie machten, was man nennt, einen *Fleiſchergang*. Und dieſen Fleiſchergang hielt dennoch der heil. Geiſt für wichtig genug, ihn aufzeichnen zu laſſen. Denn er kam aus herzlicher Liebe zu Jeſu.

Ich. Recht hübſch für eine Predigt! — Aber warum ſagteſt du: eine Erſcheinung, erſchienen, ich weiß nicht wem?

Du. Weil ſie den Weibern nicht geſchehen ſeyn ſoll, und die Hüter, welche darüber erſchracken und vor Furcht wurden, als wären ſie todt, auch nicht viel davon abbekommen haben können.

Ich. Endlich warum ſagteſt du: ein Morgenbeſuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie?

Du. Weil ſich dieſer Morgenbeſuch mitten im Geſpräche mit dem Engel anfängt. „Aber der Engel antwortete ihnen und ſprach.“ So ſind ſie denn da, die frommen Weiber, und niemand hört ſie weder ausgehen, noch ankommen. Wenn auch das *antwortete* des Engels nicht vorausſetzt, daß ſie ihn vorher gefragt, ſo müſſen ſie doch ſchon wenigſtens da geweſen ſeyn, und irgend eine Miene der Beſtürzung und Neugierde gemacht haben, auf die ihnen der Engel Auskunft ertheilte. Sie waren alſo da, und weil ſie von geſtern Abend nicht mehr da waren, ſo waren ſie da einzig und allein durch das mächtige Wollen deines Nachbars.

Ich. Spotteſt du ſeiner?

Du. Warum ſollte ich nicht? — O daß ich nur recht könnte! Denn ſpottet auch Er nicht eines ehrlichen Geſchichtſchreibers, der gerade deßwegen ſo albern und dumm erzählen ſoll, weßwegen er ein Muſter aller Erzähler ſeyn müßte und ſeyn könnte, deßwegen, weil ihm der heil. Geiſt die Feder geführt?

Ich. Ja ſieh' nur, lieber Leſer, der heil. Geiſt ſah nicht ſowohl auf das, was er jeden Evangeliſten insbeſondere ſchreiben ließ, als auf das, was man über ſiebzehnhundert Jahre aus den Nachrichten ihrer aller zuſammenſetzen würde.

Du. Und das iſt es eben, was ich für Spötterei erkläre. Doch Spötterei ſagt hier noch viel zu wenig. Er läſtert, dein Nachbar läſtert, und die einzige Entſchuldigung, die ich ihm leihen kann, iſt die: er weiß nicht, was er ſagt.

Ich. Ei, ei! lieber Leſer, lieber Leſer! Alſo *willſt* auch du nicht begreifen, „daß man kurz ſeyn müſſe, wenn man verſchiedene wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen will?“[1]

Du. Freilich nicht; denn wie ſoll ich Unſinn begreifen *wollen*? Alles, was ich begreife, iſt das, daß man kurz iſt (nicht kurz ſeyn müſſe), wenn man verſchiedene Begebenheiten in wenig Worten erzählt. Oder, daß man verſchiedene wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen müſſe, wenn man kurz ſeyn will.

Ich. Nun, nun; nimm es mit dem Nachbar nicht ſo genau. Sein Herr A. verſtand ihn doch. Und du verſtehſt ihn ja auch. Aber du *willſt* ihn nicht verſtehen, du *willſt* nicht. Du *willſt* nicht wiſſen, „daß jedem Geſchichtſchreiber frei ſteht, aus einer Reihe von Begebenheiten, die er ſämmtlich zu erzählen nicht nöthig hält, diejenigen auszuheben, welche er ſeiner beſondern Abſicht am gemäßeſten findet.“[2]

Du. Das *will* ich nicht begreifen? O das begreif ich ſehr wohl und ſehr gern.

Ich. Du *willſt* nicht begreifen, „daß der Leſer nicht berechtigt iſt zu ſchließen: was ein Geſchichtſchreiber, der die Kürze liebt und, wie man aus andern ſieht, manches ausläßt, hinter einander erzählt, das iſt unmittelbar auf einander gefolgt.“[3]

Du. Das *will* ich nicht wiſſen? O das weiß ich recht wohl. Aber er, dein Nachbar, *will* nicht wiſſen, *will* nicht begreifen —

Ich. Will nicht? — Soll ich denn das *Will nicht* auch von *Dir* vertragen? Verſchone mich damit! Verſchone dich ſelbſt damit, günſtiger Leſer, wie man dich in allen Vorreden nennt. Denn dieſes *Will nicht*, worüber nur Gott richten muß, weil nur Gott darüber richten kann, iſt ſo ungünſtig, ſo garſtig, ſo giftig! daß es dem Nachbar, der es ſich nun einmal angewöhnt hat. Wenn er wüßte, wie weh es thäte, er würde es ſelbſt nicht brauchen. — Alſo, was wollteſt du ſagen, daß er nicht begreift? —

---

[1] S. Fünfte Unterredung, S. 130.

[2] Ebend. S. 132.

[3] Ebend. S. 132.

Du. Er begreift nicht, daß alles, was er da ſchwatzt, nicht zur Sache gehört. Denn ganz ein anders iſt, aus mehreren Begebenheiten nur die zweckmäßigſten wählen, und die andern übergehen; und ganz ein anders, aus zwei verſchiedenen Begebenheiten nur Eine machen. Jenes darf der Geſchichtſchreiber, jenes muß er oft. Aber dieſes darf er ſchlechterdings nie. Und dieſes, nicht jenes; dieſes, was ſchlechterdings kein Geſchichtſchreiber thun darf, er ſey von dem heil. Geiſte inſpirirt oder nicht; dieſes, was er ſchlechterdings nicht thun darf, wenn er nicht ein elender unzuverläſſiger Geſchichtſchreiber in beiden Fällen ſeyn und bleiben will; dieſes fällt durch die Sätze deines Nachbars dem Matthäus zur Laſt.

Ich. Das wäre!

Du. Wie albern du dich ſtellſt! — Oder heißt das nicht aus zwei Begebenheiten eine machen, wenn man von jener den Kopf nimmt, und den Schwanz wegläßt, und von dieſer den Kopf wegläßt, und den Schwanz nimmt, und Kopf von jener und Schwanz von dieſer unmittelbar an einander hängt, ohne im geringſten auch nicht durch eine einzige Partikel anzuzeigen, daß Schwanz von jener und Kopf von dieſer fehlen?

Ich. Das thäte nun freilich wohl Matthäus nach den Sätzen meines Nachbars! — Aber wenn der Schwanz von jener und der Kopf von dieſer nun nichts enthielt, was der Mühe des Erzählens werth war? —

Du. Nun ja doch, ſo konnte er ſie weglaſſen! Aber er wußte doch, daß er ſie weglaſſe? in ſeiner Seele mußte doch eine Idee davon ſeyn, daß jener Kopf nicht zu dieſem Schwanze und dieſer Schwanz nicht zu jenem Kopfe gehöre?

Ich. Allerdings.

Du. Und du glaubſt, der heil. Geiſt hätte es ſich für unanſtändig oder für zu ſchwer gehalten, dieſe Idee von Zuſammendrängung und Verſtümmelung zweier Begebenheiten in Eine, welche in der Seele des Matthäus doch liegen mußte, durch irgend eine kleine Partikel mit anzudeuten? Hätte der heil. Geiſt dem Matthäus die Feder ungeführt gelaſſen: ich bin gewiß, Matthäus ſelbſt, Matthäus allein würde ſchon, auch eben ſo kurz, in ſeinen Worten zu unterſcheiden gewußt haben, was ſo unterſchieden in ſeinem Kopfe war. — Alſo, ſage deinem Nachbar von meinetwegen —

Ich. Nein, nein; ich will meinem Nachbar von deinetwegen nichts ſagen. Du biſt zu bitter, ungeduldiger Leſer. Tritt ab! tritt ab! —

— Ich will lieber von meinetwegen den Nachbar noch bitten, alles dieſes — wenn es ihm ſchon ein wenig zu beißend ſollte geſagt ſeyn, — wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit ſalzen ſoll? — ruhig und ſorgfältig zu überlegen, und mir bei Gelegenheit wiſſen zu laſſen, ob er noch ſeine Sätze für ſo klar und richtig hält, daß ihre Verwirrung nur *Vorſatz* ſeyn könne? Vornehmlich beſchwöre ich ihn, wohl in Erwägung zu ziehen, ob es nicht beſſer iſt, ob es nicht ehrfurchtsvoller gegen die Schriften des N. Teſtaments gedacht iſt, lieber von gar keiner Harmonie in *ſolchen* Dingen wiſſen zu wollen, als eine anzunehmen, wobei einer der Evangeliſten ſo ſchändlich in den Koth getreten wird.

Vierter Widerſpruch.

„Die Engel betreffend, die nach der Auferſtehung Chriſti in und um dem Grabe erſchienen, iſt der Widerſpruch der Evangeliſten allgemein. Sie ſind weder in Anſehung der Anzahl derſelben, noch in Anſehung des Standorts derſelben, noch in Anſehung der Reden derſelben mit einander zu vereinigen."

Dieſen Widerſpruch, ſo vielfach er auch ſeyn mag, möchte ich herzlich gern meinem Nachbar preis geben. Nicht zwar, als ob er ihn gehoben hätte, als ob er ihn ohne die grauſamſte Verletzung des Textes, dem er Ehrerbietung ſchuldig iſt, gegen den er ſo viel Ehrerbietung zu haben vorgiebt, gehoben hätte. Gar und gar nicht!

Denn, wenn es auch wahr wäre, daß in den Worten des Marcus (XVI, 5), *καὶ εἰσελθοῦσαι εἰς τὸ μνημεῖον εἶδον νεανίσκον καθήμενον ἐν τοῖς δεξιοῖς*, nicht nothwendig läge, daß ihnen der Engel im Hereingehen innerhalb dem Grabe zur rechten Hand erſchienen; wenn es auch wahr wäre, daß man den Marcus vielmehr ſo verſtehen müſſe, „die Weiber wären des Engels erſt nach ihrem Eingange ins Grab, entweder beim Herausſehen oder beim Herausgehen aus demſelben vor dem Grabe anſichtig geworden:" entſteht ſodann nicht die unbeantwortliche Frage, warum ſie denn auch nicht gleich beim Hereingehen ins Grab den Engel linker Hand ſitzen geſehen? Er ſaß ja ſchon davor auf dem Steine, den er abgewälzt hatte, ehe die Weiber noch herbeikamen. Iſt denn ein Engel, deſſen Geſtalt wie der Blitz iſt, ein Ding, das man ſo leicht überſieht?

Auch iſt es ja aus dem Matthäus offenbar, daß die Weiber den Engel auf dem Steine vor dem Grabe ſahen, ehe ſie hereingingen, daß ſie nur auf ſeine Aufmunterung, auf ſein Geheiß hereingingen: „Kommt her und ſehet die Stätte!" Alles, was vor dieſen Worten vorhergeht, ſpricht der Engel ja augenſcheinlich mit den Weibern *vor* dem Grabe. Nur was darauf folgt, ſpricht er mit ihnen *innerhalb* dem Grabe. — Es iſt ganz unglaublich, mit was für einer blinden Dreiſtigkeit dieſe Erzählung des Matthäus zur Beſtätigung deſſen angeführt wird, was man mit ſolcher Gewaltſamkeit aus den Worten des Marcus erzwungen! — [1]

Bei dem Lucas nun gar ſollen alle beide Engel draußen vor dem Grabe geſeſſen haben, und von den Weibern nicht eher ſeyn geſehen worden, als bis ſie wiederum aus dem Grabe herausgekommen. Wie war denn das möglich? Waren die Weiber blind im Hereingehen? Oder waren die Engel nur erſt ſichtbar im Herausgehen?

Und wozu alle dieſe Unwahrſcheinlichkeiten? alle dieſe Winkelzüge? Damit nirgends mehr als zwei Engel herauskommen, weil die Evangeliſten deren höchſtens nur zwei erwähnen? damit der Engel, der auf dem Steine vor dem Grabe ſitzt, immer fein mitgezählt werden kann? O Armſeligkeit aller Armſeligkeit! — für den mit Engeln ſo zu *knickern*, dem ſie Legionenweiſe zu Dienſte ſtunden!

Ja, wir knickern nur ſo damit, höre ich meinen Nachbar ſagen, um die Evangeliſten bei Ehren zu erhalten!

Nicht die Evangeliſten, Nachbar! ſondern eure engbrüſtige, lahme, ſchielende, *therſitiſche* Harmonie der Evangeliſten. Therſitiſch: denn ſie iſt eben ſo ungeſtalten als ſchmähſüchtig gegen jeden Evangeliſten insbeſondere. Die, die, weil ſie ſo ganz *eurer* Werk iſt, ſoll nichts leiden!

Was? es wäre den Evangeliſten nicht anſtändiger, wenn ich ſagte: kalte Widerſpruchklauber! ſeht ihr denn nicht, daß die Evangeliſten die Engel nicht zählen? Das ganze Grab, die ganze weite Gegend um das Grab wimmelte unſichtbar von Engeln. Da waren nicht nur zwei Engel (gleich als ein Paar Grenadier, die vor der Behauſung des abmarſchirten Generals zurückgelaſſen werden, bis ſein ganzes Gepäcke abgeführt worden), da waren deren Millionen. Es erſchien nicht immer der eine und eben derſelbe; nicht immer die nämlichen zwei. Bald erſchien der, bald jener; bald an dieſer Stelle, bald an einer andern; bald allein, bald in Geſellſchaft; bald ſagten ſie das, bald jenes. —

---

[1] Fünfte Unterredung, S. 135.

Auf ſo eine abwechſelnde, unſtete, weder an ein gewiſſes Moment der Zeit, noch an einen gewiſſen Punkt des Raumes zu bindende, auch in dem nämlichen Augenblicke, an der nämlichen Stelle zwei oder mehreren verſchiedenen Perſonen verſchiedentlich vorkommende Erſcheinung ſcheinen mir die Worte zu deuten, welche Matthäus zwar nur von dem Einen herabfahrenden Engel braucht: ἦν δὲ ἡ ἰδέα αὐτοῦ ὡς ἀστραπή; „die Idee, das Bild deſſelben war wie Blitz.“ Denn ἰδέα iſt hier wohl noch etwas anders, als πρόσωπον, und wenn damit, wie Grotius will, auf eine Stelle des Daniel nach der Ueberſetzung der Siebziger geſehen würde, ſo wäre ja wohl auch das in dieſer Stelle befindliche πρόσωπον gebraucht worden. Ἰδέα heißt auch ſonſt nirgends das bloße Angeſicht, wohl aber der totale Eindruck, den irgend etwas ſichtbares Zuſammengeſetztes macht. Alſo: die Sichtbarwerdung des herabfahrenden Engels wirkte wie Blitz, und wer auf dieſe Wirkung jemals Acht gegeben hat, wird wiſſen, daß in dem erſchütternden Auge der nämliche Eindruck zurückbleibt, welchen ein ſtarrer Blick auf gefrorenen Schnee im Sonnenglanze zu verurſachen pflegt, welches in den folgenden Worten: καὶ τὸ ἔνδυμα αὐτοῦ λευκὸν ὡσεὶ χιών, „und ſeine Hülle weiß wie der Schnee,“ ſehr maleriſch ausgedrückt wird. —

Und das, das iſt die Antwort — Man nenne ſie immerhin mehr poetiſch als wahr. — In ſolchen Fällen iſt mir das Würdigſte, das Wahrſte. — Das iſt die Antwort, um deren willen mir dieſer ganze vierte Widerſpruch ſo kümmerlich, ſo klein, ſo ganz in dem ängſtlichen Geiſte der Harmonie, die er beſtreiten ſoll, gedacht vorkömmt, daß ich mich keinen Augenblick länger darnach umſehen mag.

Fünfter Widerſpruch.

„Beim Lucas berichten Maria Magdalena und die übrigen Weiber dem Simon Petrus und Johannes und übrigen Jüngern, die wirklich geſchehene Auferſtehung Chriſti, die ſie von den Engeln vernommen; bei dem Johannes aber meldet Maria Magdalena nur allein dem Petrus und Johannes nur allein, nur allein, daß ſie das Grab geöffnet gefunden, und der Leichnam des Herrn daraus entwendet worden.“

Dieſen Widerſpruch hat man vorlängſt damit zu heben geſucht, daß man angenommen, Maria Magdalena ſey zweimal zum Petrus gekommen, habe ihm zweimal Nachrichten gebracht (die erſte, welche Johannes meldet, und die zweite, deren Lucas gedenkt); und Petrus ſey, zufolge ihrer zweimaligen Nachricht, zweimal zu dem Grabe gegangen. Mein Ungenannter aber ſagt, daß der doppelte Gang des Petrus zum Grabe nicht zu erweiſen ſtehe, indem der Hingang, von welchem Lucas (**XXIV.** 12.) rede, ganz ungezweifelt eben derſelbe ſey, deſſen Johannes (**XX.** 2.) gedenke, welches ſich durch die faſt identiſchen Ausdrücke zu Tage lege, welche beide Evangeliſten davon brauchen.

Was ſagt nun mein Nachbar hierzu? Er ſagt Anfangs,[1] daß dieſer vermeinte Widerſpruch aus dem Irrthume herrühre, „daß Magdalena mit unter den Weibern geweſen, welche die erſte Erſcheinung der Engel hatten.“ — Und war ſie denn das nicht? Iſt denn das ſo ein ausgemachter Irrthum? Weiß denn mein Nachbar nicht einmal, daß die Väter der Kirche es als eine Maxime angenommen haben, daß Maria Magdalena bei allen und jeden Erſcheinungen, deren von den vier Evangeliſten gedacht wird, gegenwärtig geweſen, um ſogleich mit Irrthümern um ſich zu werfen? Wenigſtens dächte ich doch, wäre es augenſcheinlich, daß der, welcher dieſen angeblichen Irrthum hegt, den Worten des Matthäus mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſe, als der den Matthäus, wie ich gezeigt habe, ſo unbeſonnen zwei verſchiedene Begebenheiten in Eine kneten läßt. Doch die Autorität des Matthäus — weil er ihr ſo halsbrechend doch einmal ausweichen zu müſſen geglaubt, und eine Calumnie leichter gemacht als widerrufen iſt — auch bei Seite geſetzt: ſagen es denn nicht auch Marcus und Lucas mit ausdrücklichen Worten, daß Maria Magdalena bei der erſten Erſcheinung der Engel gegenwärtig geweſen? Freilich nennt Lucas ſie nicht namentlich bei dem Hingange: aber er nennt ſie doch namentlich bei der Rückkunft. (**XXIV.** 10.) Oder iſt das bei dem Lucas eben angezogenen Orts, nicht die erſte Erſcheinung der Engel, auf welche unmittelbar folgt? „Es war aber Maria Magdalena und Johanna und Maria Jakobi, und andere mit ihnen, die ſolches den Apoſteln ſagten.“

Daß mein Nachbar aber ja nicht glaube, daß ich nicht geleſen, was er an einer andern Stelle[1] über die namentliche Benennung der Maria Magdalena beim Marcus und Lucas ſagt! Ich habe es gewiß geleſen, ich habe es zehnmal geleſen, ich habe es mit aller Aufmerkſamkeit geleſen, deren ich fähig bin, aber Gott iſt mein Zeuge, ich verſtehe ihn nicht. Das iſt das gelindeſte, was ich hier ſagen kann; und doch will ich mich den Eckel nicht abhalten laſſen, ſeine Worte getreulich abzuſchreiben. Vielleicht, daß ſie mir in dem Abſchreiben deutlicher werden. Ich habe mir ſchon öfter etwas in das Gedächtniß und in den Verſtand geſchrieben. Gelingt mir das auch jetzt, und ich bekenne es nicht, ſo möge dieſes Hülfsmittel nie bei mir wieder anſchlagen!

Alles, was ich noch bis jetzt in den Worten meines Nachbars begreife, iſt dieſes: „daß, wie es mit dem Marcus ſeyn ſoll, ſo ſey es auch mit dem Lucas.“[2] — Und wie iſt es denn mit dem Marcus? — Hier fängt mein Unverſtand an. An Worten zwar, ſich zu erklären, läßt es der Nachbar nicht fehlen. Schade nur, daß man manchmal, ſelbſt vor Menge der Worte, den Sinn nicht ſehen kann. „Unter den Weibern, ſagt er, die zum Grabe Jeſu, ihn zu ſalben, gingen, nennt Marcus v. 1. die Maria Magdalena zuerſt, ohne Zweifel, weil ſie die Sache am meiſten betrieben.“ — Kann wohl ſeyn. Wer wird wider dieſe gründliche Vermuthung etwas haben, der ſchon weiß, wie gern die Marien den Herrn ſalbten! — „Darauf erzählt er v. 5—8 die Erſcheinung des Engels, mit Vorbeilaſſung des Umſtandes, den wir aus dem Johannes wiſſen, daß ſich nämlich Magdalena von den übrigen entfernt, und die erſte Erſcheinung nicht mit gehabt habe.“ — Zugegeben! ob ich gleich nicht recht weiß, was ich zugebe. Ob Marcus dieſen Umſtand weggelaſſen, weil er ihn nicht wußte, oder weil er ihn der Kürze wegen, als eben nicht wichtig, übergangen. — „Wenn er nun v. 9. 10. meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erſcheinung den Jüngern treulich berichtet ſey —“ — Was? wie? in dieſen angezogenen Verſikeln ſoll die Erſcheinung, welche die Weiber ohne die Maria gehabt, berichtet ſeyn? und getreulich berichtet ſeyn? Habe ich den rechten Marcus nicht vor mir? oder hatte ihn mein Nachbar nicht vor ſich? In dieſen Verſikeln wird ja eine ganz andere Erſcheinung, die Maria Magdalena ganz allein gehabt, von der Maria Magdalena ganz allein, den Jüngern berichtet. Und es iſt ſo wenig wahr, daß unter der Erzählung dieſer Erſcheinung, welches eine Erſcheinung Chriſti in eigener Perſon war, jene erſte Erſcheinung, welche beim Marcus und Lucas nur eine Erſcheinung von Engeln iſt, mit begriffen geweſen, daß ſie ſchlechterdings nicht mit darunter begriffen geweſen ſeyn kann, indem Marcus in dem vorhergehenden 8ten Verſikel ausdrücklich ſagt, daß die Weiber von ihrer Erſcheinung der Engel keinem Menſchen ein Wort geſagt, οὐδενὶ οὐδὲν εἶπον. Aber hören wir den Nachbar nur erſt ganz aus. „Wenn Marcus nun v. 9. 10. meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erſcheinung den Jüngern treulich berichtet ſey, ſo nennt er unter den Erzählern die allein, welche er v. 1. zuerſt nannte, und erwartet billig von ſeinen Leſern, daß ſie ſich wieder in der ſchon berührten Geſellſchaft denken ſollen." — Aber was hilft es denn, daß der Leſer ſo billig iſt, als ihn nicht Marcus, ſondern der Nachbar verlangt? Was hilft es denn? Gut, Maria iſt nun wieder in der Geſellſchaft der übrigen Weiber; dieſe übrigen Weiber ſagen ja keinem Menſchen ein Wort, οὐδενὶ οὐδὲν, von ihrer bei dem Grabe gehabten Erſcheinung. Woher wußte denn Maria etwas davon? Wie kann ſie den Jüngern etwas treulich berichten, wovon ſie ganz und gar nichts weiß? Oder meinen Sie wohl, lieber Nachbar, daß das οὐδενὶ οὐδὲν, keinem Menſchen ein Wort, hier nicht ſo genau zu nehmen, weil es doch nur von Weiberchen geſagt werde, weil es ganz unglaublich, weil es moraliſch unmöglich ſey, daß Weiberchen von einer Erſcheinung οὐδενὶ οὐδὲν, keinem Menſchen ein Wort ſollten geſagt haben, weil Weiberchen doch immer einen guten Freund oder eine gute Freundin haben, die ſie als ein zweites Selbſt betrachten, dem ſie alles vertrauen können, ohne es jemand in der Welt vertraut zu haben. Meinen Sie ſo? Nachbar, Nachbar, Sie ſind ein loſer Schalk! Wenn das im Grunde auch ſo wäre, ſo muß man es aus Höflichkeit gegen das Geſchlecht doch nicht ſagen; am wenigſten muß man es in einer evangeliſchen Harmonie ſagen. Freilich wird durch einen ſolchen ſatyriſchen Zug, durch eine ſolche ſpaßhafte Wendung, auch eine evangeliſche Harmonie luſtiger zu leſen; aber doch auch nichts weiter als luſtiger, gründlicher nicht um ein Haar. — — Gott! Gott! iſt es möglich, daß ein vernünftiger Menſch mit einem Texte, welchen er von dir eingegeben zu ſeyn glaubt, ſo umgehen kann! — Doch wir haben den Nachbar noch nicht ganz ausgehört. „Hat Marcus gut gefunden, kurz zu ſeyn, wie er denn ſichtbar der allerkürzeſte iſt, und daher den mehr erwähnten Umſtand von der Entfernung der Magdalena vorbei zu laſſen, ſo konnte er nicht anders ſprechen, als: Jeſus erſchien ihr in Geſellſchaft der übrigen, ohne welche er ſie nicht aufführt, zuerſt." — Höre ich einen Menſchen im Schlafe ſprechen, oder was höre ich? Weil Marcus ſichtbar der kürzeſte iſt, denn er hat ſichtbar die wenigſten Kapitel: ſo darf er Dinge für wahr ausgeben, die nur alsdann wahr wären, wenn das, was er der Kürze wegen übergeht, auch ganz und gar nicht geſchehen wäre? Erwachen Sie doch, Nachbar, und laſſen Sie uns unſere fünf Sinne nur ein wenig zuſammen nehmen! Ich ſchüttle Sie, und frage: Wußte Marcus den Umſtand, den er überging, und den wir aus dem Johannes wiſſen, oder wußte er ihn nicht? — Ich nehme den letztern Fall zuerſt. Wußte er ihn nicht; glaubte er vielmehr das Gegentheil; glaubte er, daß Maria Magdalena ſich nie von den übrigen Weibern entfernt habe: nun freilich, ſo konnte er ungefähr ſo ſchreiben, als Sie ihn ſchreiben laſſen. Ich ſage, ungefähr ſo, nicht ganz ſo. Denn er konnte nur ſagen, daß Magdalena mit unter den Erſten geweſen, denen Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung erſchienen: nicht aber, daß Maria Magdalena ſchlechtweg die erſte geweſen, die Chriſtus dieſes Vorzugs gewürdigt. (Daß er ſie ſchlechtweg, vorzugsweiſe ſie allein, die erſte nennt, das muß alſo in einer ganz andern Abſicht geſchehen, wie ich weiterhin erklären will.) Allein, worüber ſtreiten wir denn ſodann, lieber Nachbar? — Schlafen Sie mir nicht wieder ein, weil Sie hören, daß wir um nichts ſtreiten! — Worüber ſtreiten wir dann? Wenn Marcus einen Umſtand der Auferſtehungsgeſchichte nicht wußte, den Johannes wußte; wenn er dieſem ſeinen Nichtwiſſen gemäß ſchrieb und ſchreiben durfte, war es denn möglich, daß er nicht in Widerſpruch mit dem fiel, der den nämlichen Umſtand wußte, und dieſem ſeinen Wiſſen gemäß ſchrieb und ſchreiben durfte? Jeder baute ja weiter auf das, was er wußte, oder nicht wußte; und was der Eine nicht wußte, nahm er ja als nicht geſchehen an. Sie geben die Quelle aller Widerſprüche zu, Nachbar, und wollen nur, daß ſie nicht fließen ſoll. Sie halten, wie ein ſpielendes Kind, den Ausbruch des Strahls mit der Hand zurück, als ob Sie ihn immer mit Ihrem Händchen zurückhalten könnten, als ob der Strahl das Händchen endlich doch nicht wegpreſſen, und das Kindchen noch oben d'rein beſpritzen würde! — Ha! Sie machen große Augen? Hat Sie das tändelnde Gleichniß ſo munter gemacht? — Da es alſo nur lächerlich ſeyn würde, wenn Sie, unter der Vorausſetzung, daß die Evangeliſten nicht alle die nämliche vollſtändige Nachricht von dem gehabt, was bei der Auferſtehung Chriſti vorgefallen; unter dem Eingeſtändniß, daß der heil. Geiſt einen jeden nach dem Maaße ſeiner eingezogenen Kundſchaft, auf beſtes Wiſſen und Gewiſſen, ſchreiben laſſen — da es, ſage ich, nur lächerlich ſeyn würde, wenn Sie, unter dieſer Vorausſetzung, unter dieſem Einverſtändniß, ſich anmaßen wollten, alle nunmehr natürlicher und nothwendiger Weiſe unter den Evangeliſten eintretende Widerſprüche zu heben — — aber wie wird Ihnen auf einmal, Nachbar? Warum ſo zornig? Mit ſtummem Grimme weiſen Sie auf Ihre eigene Worte, „hat Marcus für gut gefunden den mehr erwähnten Umſtand von der Entfernung der Magdalena vorbei zu laſſen;" und weiſen nochmals auf das, hat er gut gefunden. Ich verſtehe! Sie wollen ſagen, daß es Ihnen nicht eingekommen, den erſten Fall meines überflüſſigen Dilemma hier anzunehmen. Marcus müſſe ja wohl gewußt haben, was er für gut befunden, vorbei zu laſſen. Warum ich mich alſo bei etwas ſo lange aufhalte, woran Sie nie gedacht hätten? — Nun, nun, lieber Nachbar, werden Sie nur nicht ungehalten, daß ich erſt das annehmen wollen, was noch das leidlichſte wäre, was mir Ihre Behauptung etwas weniger abſcheulich machte. Ich wollte nicht ſo zufahren, und es Ihnen gleich auf den Kopf zuſagen, daß Sie denn alſo dem Marcus nichts geringers als eine vorſetzliche Lüge Schuld geben. Denn hören Sie doch nur! — Aber daß Sie mir nicht wieder einſchlafen! — Wenn Marcus, nach dem zweiten Falle des Dilemma, den Sie annehmen, den Umſtand wußte, daß ſich Maria Magdalena von ihren Geſpielinnen abgeſondert und wieder nach der Stadt gelaufen, ſobald ſie das Grab eröffnet geſehen; wenn er wußte, daß Maria Magdalena bei der Erſcheinung alſo gar nicht zugegen geweſen, die indeß ihren Geſpielinnen geſchah; wenn er dieſe Erſcheinung die erſte Erſcheinung des auferſtandenen Chriſtus nennt: wie kann er denn geſagt und geſchrieben haben, daß Maria Magdalena dieſe erſte Erſcheinung in derjenigen Erſcheinung gehabt habe, bei welcher er wußte, daß ſie gar nicht zugegen geweſen war? Wie kann er denn das geſagt und geſchrieben haben, ohne vorſetzlich eine Unwahrheit ſagen und ſchreiben zu wollen? Heißt denn nicht vorſetzlich lügen, vorſetzlich etwas für Wahrheit ausgeben, wovon wir gar wohl wiſſen, daß es nicht Wahrheit iſt? Wird eine vorſetzliche Lüge denn darum weniger vorſetzliche Lüge, weil ich ſie machen muß, wenn ich dem, was ich zuvor geſagt, gleichförmig bleiben will? Oder wird ſie eben dadurch noch um ſo viel vorſetzlicher? Wer hieß dich denn von vorn herein die Sache ſo mangelhaft einleiten, die Umſtände ſo verſtümmeln, daß du nothwendig eine Lüge ſagen muſt, wenn man deine Verſtümmlung, deine mangelhafte Einleitung nicht merken ſoll? — O Zeter! der Mann iſt ſchon wieder eingeſchlafen. Nun ſo ſchlaf denn — und daß dich nie die Schande wecke, ein ſo alberner Calumniant eines Evangeliſten geweſen zu ſeyn! — Nur doch müſſen wir nur bis ans Ende hören, was der Mann in der Döſerei ſeiner Schlafſucht alles ſchrieb und drucken ließ. „Marcus, träumt er weiter, meint alſo offenbar mit dieſen Worten die erſte Erſcheinung, welche den Weibern ſämmtlich widerfuhr, und die nennt er mit Recht die erſte, ob ſie gleich, nach dem Johannes, die Magdalena nicht mit, ſondern nachher eine allein hatte.“ Was einem im Traume nicht alles offenbar dünkt! Mit den Worten: „Jeſus aber, da er auferſtanden war, früh am erſten Tage der Sabbather, erſchien er am erſten der Maria Magdalena, von welcher er ſieben Teufel ausgetrieben hatte;“ mit dieſen Worten ſoll Marcus offenbar nicht die Erſcheinung meinen, deren Johannes (XX, 14) gedenkt, ſondern die Erſcheinung, von der Matthäus und Lucas ſagen, von der Marcus ſelbſt kurz vorher geſagt, daß ſie die frommen Weiber zugleich gehabt? Offenbar! Wenn ich doch erfahren könnte, wem dieſe ſchöne offenbare Fratze zuerſt offenbar geworden! Mit den Harmonien des Clericus und Lamy, welche beide in dem nämlichen Jahr 1699 herauskamen, ſchließt ſich meine Beleſenheit in dieſer Art Schriften, und bis dahin finde ich nicht die geringſte Spur davon. Verzeiht mir alſo, ihr neuern Harmoniſten, die ich nur dem Namen nach kenne, wenn ich vielleicht gegen euch ungerecht bin, indem ich glaube, daß ein ſo ſeltener Pfifferling ganz allein auf meines Nachbars Miſte gewachſen iſt. Ich wüßte nicht, wo er ſonſt hätte wachſen können; es wäre denn, daß auch ihr, letzte Erben des harmoniſchen Geiſtes, Miſte hättet, die eben ſo treffliche Schwämme hervortrieben.

---

[1] Fünfte Unterredung, S. 15[illegible].

[1] Dritte Unterredung, S. 90.
[2] Dritte Unterredung, S. 92.

Doch alle dieſe Höhnerei prallt auf mich ſelbſt zurück, wenn ich nicht zeige, wie und in welchem Betracht Marcus denn ſonſt eine andere Erſcheinung die erſte nennen können, wenn ihm nicht die, welche den ſämmtlichen Weibern geſchah, die erſte ſeyn ſolle. — Wie? und in welchem Betracht? das wußte der Nachbar wirklich nicht? wirklich nicht? O ſo hat er nie das Kapitel des Marcus im Zuſammenhange geleſen: und er iſt ein Laie, er iſt ein Laie, und kein Theolog. Nicht als ob die Laien nicht auch müßten die Kapitel im Zuſammenhange leſen, aus welchen ſie einen Verſikel erklären wollen; es iſt nur eher von einem treuherzigen Laien, der, mit Luthern zu reden, aber eben ſo irrherzig als treuherzig iſt, zu beſorgen, daß er es unterläßt, als von einem Theologen.

Mehr nämlich braucht es ſchlechterdings nicht, als das Kapitel des Marcus im Zuſammenhange zu leſen, um den garſtigen Pilz auf des Nachbars Miſte zu zertreten, an dem ſich auch ein Schwein vergiften könnte. Denn wem fällt es denn nicht ſogleich in die Augen, und wem iſt es denn noch nicht in die Augen gefallen, daß Marcus in ſeinem 16ten Kapitel eine zweifache Kundmachung der Auferſtehung Chriſti erzählt, eine minder authentiſche und eine ganz authentiſche? Die minder authentiſche iſt die Kundmachung derſelben durch Engel, und geht bis auf den 9ten Verſikel. Die ganz authentiſche fängt mit dem 9ten Verſikel an, und beſteht in den perſönlichen Erſcheinungen Chriſti, deren er vornehmlich drei gedenkt, unter welchen und andern ihres gleichen, Marcus ſo ausdrücklich ſagt, daß die der Maria Magdalena ganz allein geſchehene die allererſte geweſen. — Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, daß ich ſcheinen muß, eine ſolche Catechismusmilch meinem Leſer noch vorkauen zu wollen. Aber muß man nicht, jenen verzauberten Kehlen zu gefallen, die oft an einem Tropfen reiner Milch erſticken wollen, und pfündige Kieſelſteine ohne Würgen herabſchlucken? So mächtig kämpft ihre unglückliche Idioſynkraſie mit allem, was lauter iſt, und Nahrung gewährt!

„Ja!“ wird mein Nachbar antworten, „wer die bibliſchen Schriftſteller nur ſo leſen dürfte, daß er bloß Acht hätte, was jeder ſelbſt ſagt! Wenn man nicht immer bei jedem auch ein Auge auf alle übrige haben müßte! Ei freilich, ſo kann jeder Bauer den Marcus erklären. Aber wir, wir Theologen — — (wenn er anders dieſe fallende Larve wieder unter den Hut zu ſtecken wagt) wir Theologen dürfen den Marcus durchaus nicht ohne den Matthäus erklären. Denn was hülfe es denn nun, daß wir den Marcus ſo verſtünden, wie ihn jedes Kind verſtehen kann, wenn Matthäus dadurch in die Enge käme? Denn erzählt Matthäus nicht ausdrücklich, daß den vom Grabe zurückkommenden Weibern, wo ſie nichts als die Botſchaft der Engel vernommen, unter Weges nach der Stadt zu auch Chriſtus in eigener Perſon erſchienen ſey? Dieſe Erſcheinung muß ja doch wohl früher geweſen ſeyn, als die, welche der Maria Magdalena allein (nach Johannis XX, 14) geſchah, da ſie den Herrn für den Gärtner anſah. Wenn nun Marcus in ſeinem 9ten Verſikel eben dieſe Erſcheinung meint, ſo war ſie ja nicht die erſte, und er konnte nur in ſo fern ſagen, daß Maria Magdalena die erſte perſönliche Erſcheinung Chriſti gehabt, als er zu verſtehen gab (aber ſelbſt nicht glaubte), daß Maria Magdalena immer bei den geſammten Weibern geblieben, und mit dieſen zugleich auf dem Rückwege nach der Stadt den auferſtandenen Chriſtus zuerſt ganz allein geſehen hätte?“ —

Dieß iſt doch nach des Nachbars Meinung? Nicht? — Er ſchläft; aber antwortet ihr, die ihr ſeine Reden im Schlafe für Orakel gehalten! — Nicht?

Und nun muß ich doch erſt noch einen Augenblick auf ſeine Seite treten und anmerken, daß dem ungeachtet noch Rath für ſeine liebe Harmonie geweſen wäre, ohne den Marcus ſo häßlich zu zerplacken. Wenn er es nicht weiß, wie es zu machen, daß die Erſcheinung Chriſti beim Johannes (XX, 14.) noch immer (nach Marcus XVI, 9) die erſte bleibt, ungeachtet Chriſtus auch den ſämmtlichen Weibern auf dem Rückwege erſchienen, ſo lerne er es von dem Dichter.[1] — Aber freilich, was iſt von einem Dichter zu lernen? Der Dichter will das mit ſeiner profanen Einbildungskraft zwingen, was nur mit der heiligen Exegetik gezwungen werden muß.

Doch dieſer ungenutzte Vortheil iſt es nicht, was ich hier meinem Nachbar zur Laſt zu legen gedächte. Ich gedächte vielmehr, ihm bloß eine kleine Frage vorzulegen, — wenn er wach wieder iſt, verſteht ſich — die nicht bloß den gegenwärtigen einzelnen Fall, ſondern das ganze Harmonienweſen betrifft.

Nämlich, — denn darin ſind wir ohne Zweifel doch einig? daß, wenn ein einzelner weltlicher Geſchichtſchreiber vollkommen mit ſich ſelbſt übereinſtimmt, ſo daß das, was er ſelbſt ſagt, zuſammenhängt und natürlich auseinander fließt, man die Widerſprüche, in die er durch die natürlichſte Erklärung ſeiner Nachrichten mit andern Geſchichtſchreibern geräth, lieber auf ſeiner Rechnung ſtehen laſſen, als durch eine minder natürliche Erklärung ſeiner Worte ihn mit andern vergleichen, und ihn dadurch in Widerſpruch mit ſich ſelbſt bringen muß. — Ich dächte nicht, daß jemand in der Welt dieſes in Abrede ſeyn könnte. Denn woher weiß man, ob der Geſchichtſchreiber, den ich ſo auf ſeine Koſten mit andern übereinſtimmig machen, mit dieſen andern hat übereinſtimmig ſeyn wollen? Ob er nicht vielmehr eben da, wo er mit andern nicht übereinkömmt, dieſe andere ſtillſchweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Wenn dem ſo iſt, ſollte man nicht die nämliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geſchichtſchreiber erweiſen, vor allen Dingen den Evangeliſten, die doch auch Geſchichtſchreiber ſeyn ſollen und ſind, wiederfahren laſſen, ehe und bevor wir ſie zu Werkzeugen des h. Geiſtes machen, der ſich ihrer auf ſo verſchiedene Art bedienen konnte?

---

[1] Meſſias, vierzehnter Geſang.

Sollten wir das, wäre es nicht mehr als billig: wo bliebe eure Harmonie, Wortklauber, Sinnverdreher? Eure! Ich meine nicht jene beſſere, die ſich begnügt, ein einſtimmiges Reſultat zu erhalten, und kleine Nebenumſtände, die in dieſem nichts verändern, ſo verſchieden, ſo widerſprechend ſeyn läßt, als ſie wollen. Ich meine nicht eine Harmonie, mit der ſich die Chriſten zu Tatianus Zeiten begnügten. Ich meine eine Oſiandriſche, oder wie die gemilderten Oſiandriſchen Namen haben (denn ſie ſind doch alle mehr oder weniger Oſiandriſch), — kurz, eine Harmonie, wie ſie nur in dem Lutherthume entſtanden iſt, wie ſie nur in dem falſchverſtandenen Lutherthume entſtehen können. Dieſe, dieſe Harmonie wächſerner Naſen, die einen jeden Evangeliſten in jeder Sylbe retten will, um aus ihnen allen ein Ding zuſammen zu ſetzen, das kein einziger Evangeliſt für das Seine erkennen würde; dieſe Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe meines Ungenannten gerichtet ſind, die allein dieſe Einwürfe hervorgebracht hat, wo bleibt ſie? wer braucht ſie? wer mag ſie? wenn wir die Evangeliſten vor allererſt als geſunde natürliche Menſchen ſchreiben laſſen.

Ja, denkt der Orthodoxiſt, die Evangeliſten ſind aber auch nicht geſunde natürliche Menſchen, ſie ſind weit mehr. Nun dann, ſo ſcheue ich mich nicht zu ſagen, daß ihnen dieſes Mehr ſehr theuer zu ſtehen kömmt. Man hat jeden von ihnen einzeln zum elendeſten Geſchichtſchmierer herabgewürdigt, um ſie zuſammen in corpore über alle menſchliche Geſchichtſchreiber zu erheben. —

Aber dieſes Allgemeine bringt mich zu weit von dem einzelnen Falle, der mich hier beſchäftigen ſoll. Zurück zu ihm. Was ich überflüſſiges geſagt, habe ich auf Veranlaſſung der ohne allem gleichen ſeyenden und ewig bleibenden Mißhandlung des Marcus geſagt, deren ſich mein Nachbar unterfangen. Und wohl mir, dem man leicht eine Uebertreibung Schuld geben könnte, daß der vorſichtige Nachbar ſeine Meinung nochmals mit andern Worten wiederholt. Denn auf eine Zwiſchenrede, deren ſich ſein Herr A. unterfängt, um ihm zu überlegen zu geben, ob man nicht gar ſagen könne: „Marcus habe es nicht einmal gewußt, daß Magdalena eine eigene Erſcheinung allein gehabt,“ auf dieſe Zwiſchenrede antwortet er ſehr bedächtig, wie folgt: „Das wollte ich wohl nicht gern ſagen“ — — daß nämlich Marcus nichts von der beſondern Erſcheinung gewußt, welche Maria ganz allein gehabt. Wie klug! ja nichts gegen den Marcus behaupten zu wollen, worüber wenigſtens ein ganzer Verſikel deſſelben (XVI, 9) für untergeſchoben und eingeflickt hätte erklärt werden müſſen! — „Sondern,“ fährt er fort, „dafür will ich lieber, was ich geſagt, wiederholen.“ — Nun gut, ich will es mit ihm wiederholen, um ganz ſicher zu gehen. Denn das Herz ſchlägt mir noch immer von Mitleid, einen ehrlichen Mann, der unſtreitig die beſte Abſicht gehabt, ſo etwas wüſtes und wildes ſagen zu laſſen. Er wiederholt alſo: „Da Marcus nicht erwähnt, daß Magdalena von den übrigen gelaufen“ — (ob er es ſchon wußte) — „ſondern ſie in deren Geſellſchaft nach dem Grabe gehen läßt“ — (welches er ſchlechterdings nicht hätte thun müſſen, da er jenes wußte) — „die Erſcheinung des Engels und ſeinen Auftrag an ſie meldet, und der Ausrichtung deſſelben erwähnt:“ — (Der Magdalena hatte der Engel nichts aufgetragen, denn ſie war nicht dabei geweſen, und von Ausrichtung des Auftrags des Engels an die übrigen Weiber ſagt Marcus nicht ein Wort. Er ſagt vielmehr ausdrücklich, daß ſie dieſen Auftrag nicht ausgerichtet, οὐδενι οὐδεν εἰπον, denn οὐδενι durch nemini obvio zu überſetzen, und ſo das allgemeine Niemand auf die erſten die beſten, die ihnen begegnet, einzuſchränken, denen ſie ihre gehabte Erſcheinung nur nicht an den Kopf werfen wollen, iſt in der That lächerlicher, als die obige Spötteley zu Hülfe zu rufen. Was Marcus den geſammten Jüngern (v. 10. 11.) melden läßt, iſt augenſcheinlich bloß und allein der Bericht der Maria Magdalena von der ihr beſonders geſchehenen Erſcheinung. Denn Maria kömmt da ganz allein, erzählt ihnen ganz allein, daß der Herr lebe, και ἐθεαθη ὑπ' αὐτης; nicht ὑπ' αὐτων. Und da dieſes alles ſo iſt — man höre doch; denn ſo was treffliches kann man nicht oft genug hören! —) „ſo meint Marcus die Erſcheinung, welche die vereinigten Weiber hatten, und das war ganz recht die erſte.“ — (Aber wenn dieſe Erſcheinung, die nur Matthäus allein hat, die weder Marcus noch Lucas haben, worauf Marcus alſo auch keine Rückſicht nehmen wollen, noch nehmen können, ſo ganz recht die erſte war; wie kann denn Marcus ſagen, daß ſie der Maria Magdalena und der Maria Magdalena allein geſchehen? Er wußte ja, daß ſie ihr nicht einmal mit geſchehen war. Und wäre ſie ihr auch mit geſchehen geweſen, hätte er aus dieſem Grunde nicht eben ſo wohl ſagen können, daß der Herr der Maria Jacobi, oder der Johanna, oder der Salome zuerſt erſchienen wäre? Was hätte denn Maria Magdalena für ein Vorrecht gehabt, daß er nur von ihr ſagt, der Auferſtandene ſey ihr zuerſt erſchienen? —) „Jeder Leſer,“ wiederholt ſich mein Nachbar weiter, als ob er ſich bewußt wäre, ganz etwas außerordentlich Kluges und Sinnreiches geſagt zu haben, „jeder Leſer, der nichts vom Johannes weiß, muß ihn ſo verſtehen.“ — (widerlegt, oder es iſt nie etwas in der Welt widerlegt worden!) — „und wer den Johannes geleſen, ſieht leicht, warum Marcus Magdalenens Erſcheinung die erſte heißt, weil er nämlich die damit meint, welche den Weibern, unter denen er ſie zuerſt namhaft macht, gegeben war.“ — Welch ein Grund! Weil Marcus die Maria Magdalena bei einer Gelegenheit zuerſt namhaft macht, wo er ſie gar nicht hätte namhaft machen ſollen, ſo muß das, was er klar und deutlich und mit Beſtande der Wahrheit bei einer andern Gelegenheit von ihr ſagt, nicht von dieſer, ſondern von jener Gelegenheit zu verſtehen ſeyn! —

Und nun wäre ich glücklich wieder da, wo ich oben meinen erſten Abſprung nahm, bei den Worten des Nachbars „wie es mit dem Marcus iſt, ſo iſt es auch mit dem Lucas.“ — Alſo nur noch dieſes Einzige von jenem. — Es waren auch einmal Leute, die ſich in verſchiedenes nicht finden konnten, was Marcus von dem auferſtandenen Chriſtus erzählt, und denen beſonders der neunte Verſikel, *Ἀναστας πρωτον ἐφανη Μαριᾳ τῃ Μαγδαληνῃ*, an welchem ſich der Nachbar ein ſo herrliches Denkmal geſtiftet, ein gewaltiger Anſtoß war, weil er, wie Hieronymus ſagt,[1] diversa atque contraria Evangelistis ceteris narrare videatur: — und was thaten dieſe Leute? — Weil ſie ſo fein nicht waren, als der Nachbar, weil ſie ſo viel Exegetik und Griechiſch nicht verſtanden, als der Nachbar; — denken Sie einmal ſelbſt, lieber Nachbar, — (ich hoffe, daß Sie dieſer Weihrauch aufweckt) — denken Sie einmal — ſo unterſtunden ſich dieſe unwiſſenden Grützköpfe, den ganzen Verſikel, mit allem was darauf folgt, für einen fremden ſpätern Zuſatz zu erklären, und den Marcus in ihren Exemplaren mit ἐφοβοῦντο γάρ zu beſchließen. — War das nicht erſchrecklich? War das nicht eine ſo läſterliche Verwegenheit, als nur immer eine zu denken? — Und doch, (unter uns, Nachbar!) wollte ich ebenfalls lieber nicht allein dieſen einen Verſikel, nicht allein den ganzen Marcus, nicht allein alle vier Evangeliſten, ſondern geradezu das ganze Neue Teſtament, mit ſammt der Offenbarung, unter das alte Eiſen werfen, als mir erlauben, einem einzigen Orte darin ſo mitzuſpielen, als Sie dem Verſikel des Marcus mitzuſpielen ſich erdreiſtet. Unter uns!

---

[1] Man ſehe die Anmerkung des Millius.

Und nun auch gar dem Lucas mitſpielen wollen, „mit dem es eben ſo ſeyn ſoll, wie mit dem Marcus." Denn auch er, ſagen Sie, übergeht — (aber wußte doch?) „den oft genannten Umſtand, den wir aus dem Johannes wiſſen, und nennt unter den Erzählerinnen der Vorfälle beim Grabe die Maria Magdalena zuerſt, ob ſie gleich bei der erſten Erſcheinung nicht gegenwärtig und auch die erſte Erzählerin wohl nicht geweſen war. (Wie auch das Lucas gar wohl wußte, der wider ſein beſſeres Wiſſen nur ſo verwirrt ſchreibt, weil ihm der h. Geiſt die Feder führt. — Kleinigkeit! Aber nun paß auf, gähnender Leſer, es wird was zu lachen geben.) „Ganz allein," fährt der Nachbar fort, „ganz allein hatte Maria Magdalena die erſte Erſcheinung gehabt, — (Nachbar, beſinnen Sie ſich! Nachbar, woher wiſſen Sie denn das? —) vorzüglich voll ſchien ſie davon zu ſeyn, mehr als den andern war ihr den Jüngern zu ſagen aufgegeben, und daher wird ihr Bericht als verſchieden von dem, den die Geſellſchaft gebracht, beſonders genannt, und dieſem nicht unbillig vorgeſetzt, ob er gleichwohl eine Stunde ſpäter eingelaufen ſeyn mochte." — Fern ſey es von mir, daß ich hier das ſeltſame Antiklimax rügen ſollte, dem zu gefallen der Evangeliſt wiſſentlich und vorſätzlich ein Hyſteronproteron begangen hätte. Freilich ein menſchlicher Geſchichtſchreiber hätte eben darum, weil der Maria Magdalena mehr als den andern, den Jüngern zu ſagen, aufgetragen worden, eben darum, wenn es auch die Zeitordnung nicht erfordert hätte, ihren Bericht ſpäter beigebracht, weil man natürlicher Weiſe das Wenigere vorangehen läßt. Aber ein übermenſchlicher, ein inſpirirter Schriftſteller; ja der! — und ſo muß ich hiervon ſchweigen. Nur meine ſchon eingeworfene Frage muß ich in ihr völliges Licht ſtellen, wenn mein Leſer lachen ſoll, — falls er vor Gähnen dazu kommen kann. „Ganz allein," ſagt der Nachbar, „hatte Maria Magdalena die erſte Erſcheinung gehabt." — Wirklich, Nachbar? Ums Himmels willen, wo haben Sie denn das her? Das einzige Zeugniß, daß Maria ganz allein zuerſt den Auferſtandenen perſönlich geſehen habe, iſt ja der nämliche Verſikel beim Marcus (XVI, 9), den Sie von dieſer Erſcheinung nicht wollen gelten laſſen; von dem Sie erwieſen zu haben glauben, daß darin diejenige Erſcheinung die erſte genannt werde, die Maria Magdalena mit den übrigen Weibern auf dem Rückwege zugleich gehabt. Der einzige Johannes, der noch eben die Erſcheinung (XX, 16) erzählt, von welcher ich ſage, nicht Sie, daß der von Ihnen ſo gemißhandelte Verſikel des Marcus rede, ſagt ja mit keiner Sylbe, daß ſie die erſte geweſen. Denn ob er ſchon keine andere vorher erzählt, ſo folgt doch daraus nicht, daß auch keine vorhergegangen. Woher wiſſen Sie es denn alſo, daß Magdalena ganz allein die erſte perſönliche Erſcheinung Chriſti gehabt? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die nämliche Stelle zum Beweiſe ſowohl für die gewöhnliche, als für die neuerdings von Ihnen hineingelegte Meinung brauchen wollen? Sie werden ja nimmermehr, wie jener Geizhals, das Futter wieder in der Krippe ſuchen, von welchem Sie wiſſen, daß Sie es Ihren eigenen Pferden herausgeſtohlen? — Und doch iſt es ſo. Wahrlich, ſo lange es Ausleger auf der Welt giebt, glaube ich nicht, daß Einem ſein untreues Gedächtniß einen ſo lächerlichen Poſſen geſpielt habe. Merken Sie ſich doch, wenigſtens aufs künftige, lieber Nachbar, daß, nach dem Lügner, kein Menſch unter der Sonne ein gutes Gedächtniß nöthiger hat, als — der elende Ausleger. —

Wenn ich hier voller Verdruß und Eckel die Feder aus der Hand würfe, wer könnte es mir verdenken? — Ich bin bis an die Hälfte der Widerſprüche, und habe unter allen fünfen nicht Einen widerlegt gefunden, da es ſchon für mich genug wäre, wenn nur Einer unwiderlegt geblieben wäre. — Dem ungeachtet muthig an die andere Hälfte nur auch!

Sechster Widerſpruch.

„Nach dem Matthäus iſt der auferſtandene Jeſus der Maria Magdalena auf dem Rückwege zur Stadt erſchienen, und nach dem Johannes vor der Thür des Grabes."

Legt einem unbefangenen, von keinen harmoniſtiſchen Flickereien etwas wiſſenden, vernünftigen Leſer den Matthäus und Johannes vor, und hört, was er ſagt. Wenn ſich das nicht widerſpricht, ſo widerſpricht ſich nichts. Und wie? geſtehen denn ſelbſt die Harmoniſten nicht, daß hier offenbar ein Widerſpruch bleiben würde, wenn ſie nicht zu machen wüßten, daß Matthäus das nicht ſagt, was er doch ſagt? Würde der Nachbar ſelbſt den Matthäus ſo mißhandeln, wie ich oben gezeigt habe, daß er thut, wenn Matthäus, natürlich verſtanden, mit dem Johannes zu vereinigen wäre? — Matthäus nennt die Maria Magdalena unter den Weibern, die den Leichnam Chriſti zu ſalben ausgehen, und am Grabe die Erſcheinung der Engel haben, ausdrücklich; eben das thut Marcus ausdrücklich; eben das thut Lucas ausdrücklich, und keiner von allen dreien läßt es mit einer Sylbe vermuthen, daß ſie von den übrigen Weibern, ehe ſie ganz an das Grab gekommen, abgegangen. — Aber Johannes ſoll dieſen Umſtand doch haben. — Johannes? — So ſagt wenigſtens der Nachbar. „Daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen ſie zum Grabe ausging, nicht blieb, ſondern nach der Entdeckung, daß es geöffnet ſey, zurück lief, erzählt Johannes ſo deutlich, daß es wirklich unbeſcheiden iſt, ihn mit dem Matthäus in Widerſpruch zu ſetzen." Hier muß ich wiederum zweifeln, ob ich und der Nachbar einerlei Text des Johannes haben? Unmöglich können wir ihn haben. Denn was in ſeinem ſo deutlich ſtehen ſoll, das ſteht in meinem gar nicht. In ſeinem ſoll deutlich ſtehen, „daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen ſie zum Grabe ausging, nicht blieb;" und in meinem ſteht nicht einmal, daß ſie mit andern Weibern ausgegangen. Mein Johannes läßt die Magdalena ganz allein zum Grabe gehen, und weiß von keinen Begleiterinnen, die ſie ſo übereilt, auf den erſten Anblick des eröffneten Grabes, verlaſſen hätte. Stünde nun in ſeinem Johannes nichts anders, nichts mehr, würde der Nachbar ſich wohl ſo entſcheidend ausdrücken, und ſeinem Gegner eine Unbeſcheidenheit vorwerfen, der nur Er ſchuldig wäre? — Doch warum nicht? — Er ſcheint gerade der Mann zu ſeyn, der ſich am mauſigſten macht, wenn er am wenigſten Recht hat. Mein Johannes und ſein Johannes ſind die nämlichen, und der ganze Unterſchied liegt nur darin, daß ich den Johannes mit bloß ungetäuſchten Augen, er hingegen durch die Brille ſeiner Harmonie lieſt. In ſeiner Harmonie ſteht es, nicht im Johannes, daß Maria, ſo bald ſie von fern das Grab eröffnet ſieht, die übrigen Weiber mir nichts dir nichts verlaſſen habe, und nach der Stadt geeilt ſey. Bei dem Johannes iſt ſie weder ſo unhöflich, noch ſo unbeſonnen. Oder will man ſie mit dem Dichter lieber furchtſam als unbeſonnen machen?

Und die Bewohnerin Magdala's kam, ſah offen das Grabmal,
Weggewälzet den Fels, floh, rief's den andern entgegen,
Eilte zurück nach Jeruſalem. Aber die Kommenden ließen
Sich nicht ſchrecken, und gingen heran. —

Gleich viel! Ihr Betragen iſt immer gleich unbegreiflich, indem ſchwerlich ein Weib aus Furcht wegläuft, wo ſie ſieht, daß mehrere ihres Geſchlechts ſtehen bleiben, oder auch mehr Weiber ſchwerlich ſtehen bleiben, wo ſie ſehen, daß Eine aus Furcht davon läuft. Aber es iſt ja ſo ſichtbar, warum Maria Magdalena eine ſo lächerlich furchtſame, oder eine ſo lächerlich unbeſonnene Rolle ſpielen muß. Ließe man ſie mit den übrigen Weibern ganz herangehen, ſo ſähe ſie mit ihnen zugleich Engel, und nach dem Johannes muß ſie noch nichts als das leere Grab geſehen haben, als ſie den zwei Apoſteln die erſte Nachricht bringt. — Arme Magdalene! wären die Evangeliſten nichts als menſchliche Geſchichtſchreiber, ſo bliebſt du bei Ehren. Denn man hat noch immer einen menſchlichen Geſchichtſchreiber lieber etwas nicht recht wiſſen, als eine Perſon, die er einführt, unnatürlich abgeſchmackt handeln laſſen. Aber ſo ſind die Evangeliſten göttlich; d. i. — eine ſchöne Göttlichkeit! — nicht ſowohl das, was jeder von ihnen ſagt, iſt göttlich, ſondern das, das iſt göttlich, was wir ſie alle einſtimmig aus unſerem hermeneutiſchen Sprachrohre können ſprechen laſſen, und du wirſt darüber — arme Magdalene! — — die Harlequinin der Harmonie.

„Meinen Unwillen aber über des Mannes Unverſchämtheit kann ich hier kaum zurückhalten," ſagt der Nachbar von meinem Ungenannten. Behüte Gott, daß meine Leſer glaubten, ich ſelbſt wäre im Stande, ſo etwas von meinem Nachbar zu ſagen! Ich wüßte nicht, warum ich Unwillen gegen einen Mann haben ſollte, mit dem ich Mitleiden habe. Und Mitleiden muß man ja wohl mit einem Manne haben, der folgendes Raiſonnement für ſo bündig halten kann, daß er es mit einem Trumpfe begleiten darf. „Johannes ſagt klar, Jeſus ſey der Magdalena am Grabe erſchienen, und Matthäus, er ſey den Weibern auf der Rückkehr vom Grabe begegnet. Mußte nun vernünftiger Weiſe nicht erſt bewieſen werden, daß Magdalena unter dieſen Weibern geweſen?" — (Mußte? was braucht das erſt erwieſen zu werden? Sagt es nicht Matthäus ausdrücklich? Müſſen Sie nicht vielmehr beweiſen, daß es Matthäus nicht ſagt?) — „Dieſes geſchieht aber nicht, weil es nach Johann. XX, 1 — 18 nicht geſchehen kann." — (Freilich geſchieht es nicht, denn es war geſchehen, ſo bald Matthäus ſchrieb. So bald Matthäus geſchrieben hatte, und ehe Johannes ſchrieb: wem konnte es auch nur im Traume einfallen, daß Maria Magdalena unter den Weibern nicht geweſen, unter welchen ſie Matthäus zuerſt nennt? und Marcus nennt, und Lucas nennt? In dieſem Zeitraume war es doch wohl ausgemacht und litt keinen Widerſpruch, daß Maria Magdalena unter den Weibern geweſen, denen Chriſtus auf dem Wege nach der Stadt erſchienen war? Warum muß es denn, nur ſeitdem Johannes geſchrieben, nicht mehr wahr ſeyn? — Weil es dem, was Johannes ſchreibt, widerſprechen würde? Nun freilich. — Und nichts in den Evangeliſten ſich widerſprechen darf? Und wir ſie in allen Worten müſſen vergleichen können? — Wer ſagt das? Sie vergleichen, wo ſie ſich vergleichen laſſen, ohne daß dem einen oder dem andern Weh geſchieht, wer würde das nicht gern wollen? Aber ſie auf Koſten eines oder mehrerer Evangeliſten vergleichen, welche darüber zu nachläſſigen, elenden Geſchichtſchreibern werden, welche darüber in Widerſpruch mit ſich ſelbſt kommen, welche darüber wiſſentlich und vorſetzlich (wie ich erwieſen habe) Lügen niedergeſchrieben haben müſſen: welchem geſunden Magen iſt eine ſolche Vergleichung nicht unverdaulicher, als alle die Widerſprüche, die man damit verglichen und gehoben zu haben verſichert?)

„Dennoch, fährt der Nachbar fort, ſetzt der Ungenannte beide Evangeliſten in Widerſpruch, wie die beiden Aelteſten in Iſrael, die fälſchlich wider die Suſanna zeugten." — Dieſe Erläuterung aus der Geſchichte der Suſanna hat mir auch nicht gefallen. Aber warum nicht? Weil ich mich mein Tage nicht bereden können, daß Daniel die Richter nicht zu einem ſehr falſchen Schritte verleitet hätte, wenn ſie die Aelteſten auf den bloßen Widerſpruch, in den ſie fielen, verdammt hätten. Ihr eigenes Bekenntniß muß dazu gekommen ſeyn. Der bloße Widerſpruch konnte gegen ſie nichts beweiſen, ſondern er war nur die Gelegenheit einer Ueberraſchung, in der ſie ihre Verleumdung geſtanden. Und ſo, ſage ich, bleibt es zwar allerdings ein eben ſo großer Widerſpruch, wenn die nämliche Erſcheinung an zwei verſchiedenen Orten ſoll geſchehen ſeyn, als wenn die nämliche Sache zugleich unter einer Eiche und unter einer Linde ſoll vorgegangen ſeyn; aber derjenige, der des erſteren Widerſpruchs wegen, wenn er auch immer und ewig in den Evangeliſten bleiben müßte, ſchließen wollte, „alſo ſind die Evangeliſten Lügner, alſo muß man den Evangeliſten gar nichts glauben," der ſchließt wirklich eben ſo übereilt, als die Richter geſchloſſen haben würden, wenn ſie bloß darauf die Aelteſten hätten ſteinigen laſſen, weil der eine eine Eiche für eine Linde, oder der andere eine Linde für eine Eiche angeſehen hätten, indem ihre lüſternen Augen nach ganz etwas anderem ſahen, als nach den Bäumen der wollüſtigen Scene.

Daher mag ich dem Nachbar ſeinen Trumpf, der unverſchämte Mann! auch kaum aufmutzen. Er ſah damit vielleicht nicht ſowohl auf den Widerſpruch, den der Ungenannte zwiſchen dem Matthäus und Johannes fand, als auf das, was der Ungenannte aus dieſem und dergleichen Widerſprüchen folgern zu dürfen glaubte. Da befiel ihn denn ein heiliger Eifer, und ich bin noch ſehr wohl mit ihm zufrieden, daß er in dieſem heiligen Eifer nur rief: der unverſchämte Mann! und nicht gar ein Gott ſchelte dich, Satan! ausſtieß. Was unmittelbar darauf folgt, iſt wenigſtens ſo kahl, daß ein förmlicher Fluch nicht übel dazu gepaßt hätte. „Kein Chriſt hätte vor ihm den abſurden Widerſpruch, wenn er da wäre, geſehen? Es müſſen ſehr ſtolze Leute ſeyn, die ſo die Religion beſtreiten, und ſich für Generalpächter des Menſchenverſtandes halten." — Fürs erſte, lieber Nachbar, ſind Sie ganz unrecht berichtet, daß dieſer Widerſpruch zwiſchen dem Matthäus und Johannes nicht ſchon längſt gerügt worden. Und zum andern, was wäre es denn, wenn auch das nicht wäre, und der Ungenannte ihn ſchlechterdings zu allererſt entdeckt hätte? Es iſt bis jetzt in der Welt noch unendlich mehr überſehen, als geſehen worden. Nur Leute, bei denen alles ſo bleiben ſoll, wie ſie es von ihrem Profeſſor gehört haben, können ſich das nicht einbilden, und dieſe Leute ſind der Wahrheit noch viel ſchädlicher, als die, die Sie ſo ſinnreich Generalpächter des Menſchenverſtandes, ich weiß nicht wem nach, nennen. Denn was dieſe gepachtet haben, das haben ſie doch, und ſie verkaufen es zur Zeit der Noth nur ein wenig theuer. Aber jene! Jene wollen das gar nicht in der Welt leiden, was dieſe nur ausſchließend gepachtet zu haben vermeinen. — Fragen Sie mich aber, lieber Nachbar, wer denn dieſen Widerſpruch bei dem wir halten, vor unſerem Ungenannten ſchon geſehen habe? So antworte ich Ihnen nur, daß Auguſtinus ſogar ſchon darauf geantwortet hat. Aber freilich ganz anders geantwortet hat, als Sie. Auguſtinus nämlich ſagt — Leſen Sie es bei ihm ſelbſt nach.[1] Ich würde nicht fertig, wenn ich vollends mit Ihnen in die älteſten Harmonieen gehen wollte, die Sie mir ſo wenig zu kennen ſcheinen.

Siebenter Widerſpruch.

„Bei dem Matthäus umfaſſen die Weiber des Auferſtandenen Füße; beim Lucas ermuntert der Auferſtandene ſelbſt die verſammelten Eilfe, ihn zu berühren; beim Johannes befiehlt er dem Thomas, ihn mit der Hand zu betaſten; nur von der Maria Magdalena, ſagt Johannes, habe er ſich durchaus nicht wollen berühren laſſen.“

Wenn ſich zwei oder mehrere Evangeliſten widerſprechen, ſo bin ich, Falls ihre Vergleichung nicht nothwendig iſt, Falls ſie nicht höchſt natürlich ſich ergiebt, ſehr geneigt, alles ſo ſtehen zu laſſen, wie es ſteht, und den Widerſpruch lieber zuzugeben, als ihren zwar verſchliſſenen, aber immer noch ehrwürdigen Purpur mit meinen abſtechenden Lappen zu flicken. Bei weitem aber bin ich ſo nachgebend nicht, wenn man mich bereden will, daß Ein Evangeliſt ſich ſelbſt widerſpreche. Denn wie Mehrere nicht Eins ſind, ſo iſt auch Eins nicht Mehrere. Wenn der unterrichteteſte, redlichſte Erzähler andern, die mit ihm zugleich erzählen, nicht widerſprechen ſoll, ſo muß er dieſen andern, oder dieſe andere müſſen ihm ſchreiben helfen, und das möchte ich nicht gern auf die Evangeliſten kommen laſſen. Hingegen, wenn ein Geſchichtſchreiber ſich nicht ſelbſt widerſprechen ſoll, ſo braucht er nur immer derſelbe zu ſeyn, der er war.

Folglich, da in dieſem Widerſpruche nicht allein Matthäus und Lucas mit dem Johannes ſtreiten, ſondern Johannes auch mit ſich ſelbſt uneinig iſt, ſo habe ich ihn von je her unter diejenigen gerechnet, denen mit leichter Mühe zu begegnen ſey. Da nämlich Johannes ſagt, daß der Auferſtandene ſich den Betaſtungen des Thomas nicht nur nicht geweigert, ſondern ſie vielmehr aufgefordert; und eben dieſer Johannes erzählt, daß der Auferſtandene von der Maria Magdalena nicht berührt ſeyn wollen, ſo kann ich mir nicht einbilden, daß Johannes zwei widerſprechende Dinge damit zu verſtehen geben wollen; einmal, daß Chriſtus durch ſeine Fühlbarkeit den zweifelnden Thomas überzeugen, und einmal, daß Chriſtus durch ſeine Nichtfühlbarkeit die ſchon überzeugte Magdalena, wenn ſie etwa nach ihm griffe, nicht zweifelhaft machen wollen. Denn ſchlechterdings hat Johannes nur eines von beiden für wahr halten können, entweder daß Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung einen fühlbaren körperlichen Körper, oder einen unfühlbaren Scheinkörper gehabt habe.

Und ſo würde ich ganz gern dem Nachbar zugeſtehen, daß er auf dieſen Widerſpruch geantwortet habe, wenn er weniger ſchnippiſch und verächtlich geantwortet hätte. Aber dieſen Ton kann man an einem Manne, der nicht mehr Scharfſinn, nicht mehr Gelehrſamkeit zeigt, als Er, ſo wenig vertragen, daß man vielmehr dadurch gereizt wird, einen Poſten zu vertheidigen, den man gutwillig verlaſſen wollte.

Gleichwohl will ich ihm in dieſer Abſicht nur zu Gemüthe führen, daß ſeine Erklärung der Worte des Johannes (XX, 17), worauf ſich ſeine ganze Antwort gründet, noch lange ſo ausgemacht nicht ſey, als er glaubt. Sie iſt zwar freilich die ſeit 150 Jahren faſt allgemein angenommene; aber ſie macht doch auch die ganze Stelle ſo kahl, ſo leer, ſo froſtig, ſo komplimentenmäßig, daß nicht zu verwundern, wenn das geſammte Alterthum weit etwas anderes und mehreres darin geſucht hat. Selbſt Grotius hängt noch an der alten myſtiſchen Auslegung, und diejenigen, lieber Nachbar, ſind eben nicht gleich kranke Köpfe, die dieſe und mehrere Auslegungen der Neueren für wahre Ausleerungen der ausgelegten Stellen halten.

Achter Widerſpruch.

„Nach dem Matthäus und Marcus beſcheidet Chriſtus unmittelbar nach ſeiner Auferſtehung ſowohl durch die Engel im Grabe, als ſelbſt mündlich durch die rückkehrenden Weiber ſeine Jünger nach Galiläa, bei dem Lucas aber befiehlt er eben denſelben an eben dem Tage der Auferſtehung, daß ſie ſämmtlich in Jeruſalem bleiben ſollten, bis daß der heil. Geiſt über ſie ausgegoſſen würde, welches am Pfingſtfeſte geſchah.“

Auch bei dieſem Widerſpruche, welchen ich unter allen bisher vorgekommenen noch am liebſten möchte beantworten können, iſt merkwürdig, daß ſich jeder Evangeliſt einzeln ſorgfältig gehütet hat, darein zu verfallen. Denn wenn Jeſus beides von ſeinen Jüngern verlangt hätte, wenn er ihnen beides zu verſchiedenen Zeiten befohlen hätte, ſo würde derjenige Evangeliſt, welcher das Gebot an die Jünger, nach Galiläa zu gehen, ſo einſchärft (Matthäus), nicht von allen Erſcheinungen zu Jeruſalem ſchweigen, und nur der einzigen auf einem Berge in Galiläa gedenken; und derjenige Evangeliſt, welcher den Auferſtandenen ſeinen Jüngern befehlen läßt, die erſten funfzig Tage nicht aus Jeruſalem zu weichen (Lucas), würde nicht bloß lauter Erſcheinungen in Jeruſalem erzählen, und ſelbſt diejenige in Jeruſalem bei verſchloſſenen Thüren vorgehen laſſen (XXIV, 41), deren eine ſehr gleichförmige Johannes (XXI, 1—13) am galiläiſchen Meere erfolgen läßt.

Und dieſes alles hat der Ungenannte ſo handgreiflich auseinander geſetzt, daß ich hier den Nachbar vornehmlich erwartet habe. Nicht, daß ich hoffen dürfte, er würde leiſten, was noch kein Ausleger geleiſtet hat, ſondern weil mir einfiel, daß eine blinde Henne manchmal auch ein Korn findet. Das albernſte Gewäſche in den Tag hinein hat oft Gelegenheit zu einem ſehr ſinnreichen Gedanken gegeben, und gar nicht witzige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geſchwind etwas zu ihrer Vertheidigung ſagen zu müſſen, ſehr witzig. Hier wird, dacht ich, die blinde Henne brav ſcharren; und wer weiß, ob nicht gar ein hübſches Steinchen in dem aufgeſcharrten Miſte ſich findet? Das Steinchen wäre denn für mich.

Nun denn! Hier iſt das Steinchen, das die blinde Henne aufgeſcharrt hat. Benennen mag es ein anderer, ich halte es für ein Krötenſteinchen. Es kann aber auch ein Luchsſteinchen ſeyn, denn hohl iſt es.

Pfiffig indeß, werden manche ſagen, ſey mein Nachbar doch für zehn andere. Denn er begnügt ſich, dieſen achten Widerſpruch in eigner Perſon nur vorzutragen, und nachdem er ihn vorgetragen, wendet ſich ſein beſcheidenes unterrichtendes B. an das unterrichtete und ihn ſchon wieder unterrichtende A. mit einem Was ſagen Sie dazu? Und nur ſagt das A. wie folgt: „Ich ſage, was ich öfter geſagt, unſer Autor muß alles durch einander werfen, wenn er Widerſprüche zur Welt bringen will. Es iſt wahr, daß die Engel und Jeſus ſelbſt am Tage ſeiner Auferſtehung den Weibern befahlen, ſeinen Jüngern zu ſagen, daß ſie nach Galiläa gehen, und ihn da ſehen ſollten; aber es iſt nicht wahr, daß er an eben dieſem Tage ihnen gebot, zu Jeruſalem zu bleiben; denn das befahl er ihnen, am Tage ſeiner Himmelfahrt, wie jeder ſieht, der Ap. Geſch. I, 3. 4. leſen kann.“

So? das iſt nicht wahr? wie jeder ſehen kann? — Wie froh bin ich, daß dieſes A. ſagt, ein Mann, der mir vom Anfange nicht gefallen, weil er ein Zweizüngler iſt. Und ein hämiſcher, boshafter Zweizüngler. — Lieber Nachbar, mit was für Leuten geben Sie ſich ins Geſpräch! Merken Sie denn nicht, daß dieſes tückiſche A. Sie gern in einen übeln Ruf bringen möchte? Was er da ſagt, wird Ihnen Händel machen, weil Sie es mit keiner Sylbe beſtrafen.

---

[1] De consensu Evangel. L. III. c. 24.

Oder ernſthafter: Ihr Pfiff, lieber Nachbar, hilft Ihnen nichts, daß Sie eine ſolche Antwort nicht ſelbſt geben, ſondern nur geben laſſen. Sie haben zwar vielleicht einmal gehört, daß man in einer Komödie ſeine Perſon kann ſprechen laſſen, wie man will, wenn es nur mit dem einmal angenommenen Charakter derſelben nicht ſtreitet; daß man ſie fluchen und lügen und läſtern kann laſſen, ſo arg man will, und daß kein Menſch den Komödienſchreiber dafür muß anſehen wollen. Aber Unterredungen, die zu Unterſuchung der Wahrheit geſchrieben werden, ſind keine Komödien, und der Verfaſſer ſolcher Unterredungen muß für alles ſtehen, was er nicht darin gelegentlich ſelbſt verwirft, oder wenigſtens mit einem mißbilligenden Seitenblicke bezeichnet.

Alſo, lieber Nachbar, was ſagen Sie? den Befehl, fürs erſte in Jeruſalem zu bleiben, habe Chriſtus ſeinen Jüngern am Tage ſeiner Himmelfahrt gegeben, wie jeder ſehen müſſe, der Ap. Geſch. 1, 3. 4. leſen könne? — Es iſt mir unbegreiflich, wie Sie ſo etwas ſo dreiſt in die Welt ſchreiben können. Wenn die Bibeln in der Welt noch ſo rar wären, daß man eine von hundert Meilen her verſchreiben müßte, ſo wäre es noch was. Aber da jeder Ihrer Leſer nur die Hand ausſtrecken darf, um Sie auf der Unwahrheit zu ertappen — Wahrhaftig, unbegreiflich! ganz unbegreiflich!

So viel iſt wahr, daß der Anfang der Apoſtelgeſchichte bis auf den neunten Verſikel, drei verſchiedene Abſätze hat, die wohl ein Mann durch einander mengen könnte, der im Schlafe zu leſen gewohnt iſt. Die zwei erſten Verſikel enthalten einen bloßen Uebergang von dem erſten auf das zweite Buch des Lucas, mit genauer Bemerkung, bis wie weit das erſte Buch, ſein Evangelium, gehe. Hierauf wiederholt er kürzlich, V. 3. 4. 5., was Chriſtus in den 40 Tagen nach ſeiner Auferſtehung gethan und geſagt, und kömmt ſodann, im ſechsten Verſikel auf die ganz letzte Begebenheit ſeines erſten Buchs zurück, von welcher er den Faden wieder aufnimmt. Dieſe letzte Begebenheit iſt die Himmelfahrt Chriſti, von welcher wir hier, V. 6. 7. 8., noch einen Umſtand erfahren, den Lucas, weil er ſich auf die Zukunft bezog, lieber zu Anfang des zweiten, als zu Ende des erſten Buchs erzählen wollte.

Wenn nun der Befehl, daß die Jünger fürs erſte nicht von Jeruſalem weichen ſollen, in dem mittelſten Abſatze vorkömmt; wenn es nichts weniger als unwiderſprechlich iſt, daß συνελθόντες v. 6 ſich auf συναλιζόμενος v. 4 bezieht, und Lucas vielmehr im ſechsten Verſikel von einer ganz andern Verſammlung zu reden anfängt, als deren er im vierten Verſikel gedenkt, wo nur von einer Verſammlung der Eilfe die Rede war, anſtatt daß im ſechsten Verſikel eine weit größere Verſammlung von Jüngern zu verſtehen, die bei der Himmelfahrt gegenwärtig ſeyn ſollten; wenn es noch im geringſten nicht erwieſen iſt, daß das συναλιζόμενος v. 4 nichts als ein bloßes Zuſammenbringen bedeute, und folglich die beiden älteſten Ueberſetzer, der Lateiniſche und Syriſche, die es durch convescens geben, völlig unrecht hätten; wenn ſogar es höchſtwahrſcheinlich iſt, daß Lucas mit dieſem Worte eben nicht wie Xenophon ſich ausdrücken, ſondern vielmehr auf eine andere Stelle bei ſich ſelbſt verweiſen wollen:[1] wie können Sie denn ſagen, daß jeder, der Apoſtg. I. 3. 4. leſen könne, ſehen werde, Chriſtus habe nicht am Tage ſeiner Auferſtehung, ſondern am Tage ſeiner Himmelfahrt den Jüngern befohlen, in Jeruſalem fürs erſte zu bleiben? Ich kann doch auch leſen, und ſehe das nicht. Aber freilich, ich will nicht ſehen, und ganz recht; ich will mit fremden Augen nicht ſehen, ſondern mit meinen. — Wenn Sie ſich noch begnügt hätten zu ſagen, daß jener Befehl in der Apoſtelgeſchichte nicht eben am Tage der Auferſtehung gegeben zu ſeyn ſcheine: ſo möchte es noch hingehen, falls er an dieſer Stelle allein ſtünde. —

Denn kurz, wozu alles dieſes Spiegelgefechte? — Ihre Verſündigung iſt hier weit größer, als daß Sie bloß Ihre Meinung in einer ſtreitigen Stelle ganz offenbar finden. So was widerfährt uns allen. Das wäre des Rügens nicht werth. Dabei kann man noch immer ein ſehr ehrlicher Mann ſeyn. Aber, Nachbar, auch dabei, wenn man nicht allein eine ſtreitige Stelle als nicht ſtreitig für ſich anführt, ſondern noch dazu eine anderweitige, nicht im geringſten ſtreitige Stelle, die ausdrücklich wider uns iſt, wiſſentlich verſchweigt? Auch dabei? — Ich laſſe es gelten, wenn man auf dem Katheder disputirt, wo man ſich nur ſeinem Pro loco würdig zeigen ſoll. Da gilt allerlei Münze. Aber wenn man vor den Augen der ganzen Welt als ein unparteiiſcher Unterſucher der Wahrheit auftritt, der mit gutem Gewiſſen muß ſagen können, οὐ σπεύδων νικῆσαι κακῶς, ἀλλὰ ζητῶν ἀληθῶς: iſt es auch da noch erlaubt, ſolche Adjunctenſtreiche zu ſpielen?

Es hat nämlich jener Befehl in der Apoſtelgeſchichte nicht allein eine ſolche Parallelſtelle, aus welcher er erklärt werden kann, ſondern er hat ſogar eine ſolche, aus welcher er nothwendig erklärt werden muß, weil es Parallelſtelle des nämlichen Verfaſſers iſt. Der nämliche Lucas, welcher in ſeiner Apoſtelgeſchichte den Tag, da jener Befehl gegeben worden, nicht beſtimmt genug ausdrückt, drückt ſich in ſeinem Evangelium ſo beſtimmt darüber aus, daß ſchlechterdings keine genauere Beſtimmung der Zeit möglich iſt. Denn wann läßt er ihn da geben, jenen Befehl? Nicht in der Verſammlung der Eilfe, in welcher der Auferſtandene ein Stück vom gebratenen Fiſche und Honigſeims aß? Und wann war dieſe Verſammlung? War es nicht die nämliche, bei welcher ſich die zwei Jünger, welche nach Emmaus gegangen waren, einfanden? Und wann gingen dieſe Jünger nach Emmaus? War es nicht am dritten Tage nach der Kreuzigung Chriſti? wie ſie ſelbſt ſagen. War es nicht, wie ſie ſelbſt ſagen, am Abende des nämlichen Tages, an deſſen frühen Morgen die Weiber das Geſicht der Engel geſehen hatten? — Alſo, am Tage der Auferſtehung? —

Was iſt hierwider einzuwenden? Nichts, ſchlechterdings nichts. Entweder hat Chriſtus, nach dem Lucas, ſeinen Jüngern ſogleich am Tage der Auferſtehung befohlen, in Jeruſalem zu bleiben, oder es iſt bei allen Evangeliſten nichts klar, nichts ausgemacht. Denn das Deutlichſte, was ſie uns irgendwo ſagen, iſt nichts deutlicher, als das.

„Aber, mein Gott!“ muß ein ehrlicher Chriſt denken, der unter dieſen Dornen zu wandeln nie für gut befunden, „wenn ſchlechterdings wider jene Stelle im Evangelium des Lucas nichts einzuwenden iſt, wie helfen ſich denn gleichwohl die Harmoniſten?“ Wie ſie können, liebe Seele. Das iſt, auf die ſchändlichſte, heilloſeſte, unverantwortlichſte Weiſe. Und da dürfte ich faſt meinem Nachbar eine Ehrenerklärung thun. Er iſt im Grunde nichts ſchlimmer, als ſie alle, und wenn in Geſellſchaft unſinnig ſeyn, den Unſinn entſchuldigt, ſo iſt er hinlänglich entſchuldigt. Eben die Stelle, die er hier verſchweigt, hat ſie längſt zu einem Verfahren genöthigt.

---

[1] V. Boisii Veteris Interpretis cum recentioribus Collatio, p. 347. Conf. Stockius ad l. q.

bei welchem ich eben ſo gern die mangelhaften Stücke eines zerriſſenen Briefes, mit welchen der Wind ſpielt, zu meiner Bibel machen möchte. Zu einem Verfahren, welches auch nur ſtillſchweigend billigen, zur Schande der Evangeliſten laut erklären heißt, daß in ihnen überall nichts aus dem Zuſammenhange zu erklären ſey; daß alle ihre Nachrichten, alle von ihnen eingeſchaltete Reden Chriſti, nichts als feuchter Sand ſind, der ſich nur ſo lange zuſammenballt, als man ihn nicht reibt.

Sie ſagen nämlich: Lucas brauche in ſeinem Evangelium eine Anticipation, und laſſe Chriſtum daſelbſt etwas weit früher ſagen, als er es wirklich geſagt habe, welches er ſelbſt Apoſtelg. 1, 3. 4. zu verſtehen gebe. — Vollkommen wie Toinette der Medicus im eingebildeten Kranken! Die Weiſe der heiligen Lehrer, mit Luthern zu reden, die Schrift ſo zu erklären, daß ſie helle klare Sprüche nehmen, und machen damit die dunkeln Wankelſprüche klar: dieſe Weiſe war ſo alt, ſo abgenutzt! Warum ſollen ſie das Herz nicht einmal verlegen? warum ſollen ſie, wenigſtens zur Veränderung, das Ding nicht einmal umkehren, und die dunkeln Wankelſprüche nehmen, um damit in die allzuhellen allzuklaren Sprüche eine angenehme Dämmerung zu bringen.

Oder ſie ſagen mit andern Worten: Lucas habe, dort in ſeinem Evangelium, zwei Reden Chriſti in eine geſchmolzen; zwiſchen dem dreiundvierzigſten und vierundvierzigſten Verſikel, die Lucas freilich mit eiſernen Klammern verbunden zu haben ſcheine, die er mit Einem Zuge der Feder geſchrieben, oder in Einem Athem ſeinem Schreiber vorgeſagt, liege nicht weniger als eine Zeit von vierzig Tagen; von dem einen Verſikel auf den andern mache Chriſtus mit ſeinen Jüngern einen kleinen Sprung von Jeruſalem bis Bethania. — Und warum nicht? Tauſend Jahre ſind ja vor Gott wie ein Tag, mit einer Spanne umfaßt er ja die ganze Erde. Folglich ſind vierzig Tage vor ihm nur wenige Secunden; folglich iſt ihm der Abſtand von Jeruſalem bis Bethania ein Punkt, der in den andern fällt, und aus Vernachläſſigung dieſer wenigen Secunden, aus dieſer Verwechſelung der rechten Seite eines Sonnenſtäubchens mit deſſen linker, wagt man es, dem Lucas ein Verbrechen zu machen? — Sie wären es fähig dieſe Herren, ihre harmoniſche Mißhandlung ſo zu rechtfertigen. —

Wahr iſt es, daß ihnen ſchon Tatian gewiſſermaßen vorgegangen, als welcher den neunundvierzigſten Verſikel in dem letzten Kapitel des Lucas auf eine eben ſo gewaltſame Art trennt, und zwiſchen das wiederholte Verſprechen Chriſti, ſeinen Jüngern die Verheißung ſeines Vaters zu ſenden, und den unmittelbar darauf folgenden Befehl, in Jeruſalem zu bleiben, ich weiß nicht wie viel Erſcheinungen noch einſchaltet, deren die andern Evangeliſten gedenken. Aber wie dieſes überhaupt für ſie nichts beweiſen, ſondern nur zeigen würde, wie früh es ſchon Leute gegeben habe, die ſich alles mit den Evangeliſten erlaubt, um nur ein Ganzes aus ihnen zuſammenſetzen zu können, das nach ihrem Kopfe wäre: ſo antworte ich hierauf noch Folgendes insbeſondere. Fürs erſte iſt noch eine große Frage, ob wir den wahren Tatian haben. Zweitens, hätten wir ihn auch, und wäre es eben derſelbe, den uns Victor Capuanus aufbehalten, ſo iſt klar, daß ſein Werk nichts weniger als eine Harmonie, in dem uns gebräuchlichen Verſtande dieſes Wortes, iſt, oder ſeyn ſoll; es iſt ein bloßer Faden, auf welchen er taliter qualiter die Erzählungen der Evangeliſten gereiht; es iſt ein bloßes βιβλιον συντομον, deſſen ſich die gemeinen Chriſten in aller Einfalt bedienten. Drittens bitte ich nicht zu vergeſſen, daß die rechtgläubige Kirche mit der Arbeit des Tatian nur ſchlecht zufrieden war; nicht allein wegen verſchiedener Auslaſſungen, die er zu Gunſten ſeiner Enkratitiſchen Irrthümer machte, ſondern auch wegen der Zuſammenſetzung des beibehaltenen und unverfälſchten Textes der Evangeliſten ſelbſt. Denn Theodoret giebt ihm eine κακουργιαν της συνθηκης Schuld, worunter ich mir nichts anders denken kann, als daß er, wo es ihm vortheilhaft geweſen, ſolcher gewaltſamen Trennungen der Worte des Herrn mehrere zu machen ſich unterſtanden, als dieſe eine iſt, die in dem Werke etwa noch übrig geblieben, das gegenwärtig ſeinen Namen führt.

Wenigſtens iſt gewiß, daß keiner von den nachfolgenden Kirchenvätern weder die Trennung des neunundvierzigſten Verſikels, noch die Trennung des dreiundvierzigſten und vierundvierzigſten gebilligt, und ſich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen geſucht, daß Chriſtus an dem nämlichen Tage ſeinen Jüngern in Jeruſalem zu bleiben, und nach Galiläa zu gehen, befohlen.

Hieronymus ſicherlich nicht, dem Hedibia dieſen nämlichen ächten Widerſpruch meines Ungenannten zur Auflöſung vorlegte. Denn Hieronymus ſagt bloß, daß die Erſcheinungen Chriſti in Jeruſalem für keine eigentliche Erſcheinungen zu rechnen, als in welchen er nur pro consolatione timentium videbatur et videbatur breviter, rursumque ex oculis tollebatur. In den Erſcheinungen in Galiläa hingegen wäre tanta familiaritas et perseverantia geweſen, ut cum eis pariter vesceretur. Nun iſt zwar freilich unbegreiflich, wie Hieronymus fortfahren, Unde et Paulus Apostolus refert, eum *quingentis simul apparuisse discipulis*. Et in Joanne legimus quod piscantibus Apostolis *in littore steterit et partem assi piscis favumque comederit:* quæ verae resurrectionis indicia sunt, und unmittelbar darauf hinzuſetzen können: In Hierusalem autem nihil horum fecisse narratur. Denn wie war es immer möglich, daß Hieronymus einer Bibelleſerin, wie Hedibia war, ſo etwas ſchreiben konnte? Hedibia mußte nothwendig ſehr ſonderbare Begriffe, entweder von der Uebereinſtimmung der verſchiedenen Exemplare des neuteſtamentlichen Textes, oder von der Bekanntſchaft des Hieronymus mit demſelben bekommen. Der auferſtandene Chriſtus habe in Jeruſalem nicht gegeſſen? Steht denn nicht in ſeinem eigenen Lucas: at illi (die in Jeruſalem verſammelten Jünger, zu welchen die von Emmaus zurückgekehrten kamen) obtulerunt ei partem piscis et favum mellis? Folgt denn nicht auch in ſeinem Lucas: et cum manducasset coram eis? Wie geſagt, dieſe Vergeßlichkeit des Hieronymus iſt mir ganz unbegreiflich, eben ſo unbegreiflich als es mir iſt, daß ſie ſonſt niemanden, ſo viel ich wüßte, vor mir aufgefallen. Dieſer einzigen Stelle wegen, wenn ich Herausgeber des Hieronymus geweſen wäre, würde ich, ohne weiteres Bedenken, die ganze Antwort auf die zwölf Fragen der Hedibia, nicht bloß unter die ἀμφιβολως νοθα, ſondern geradezu unter die ψευδεπιγραφα indocta dieſes Kirchenlehrers geworfen haben. Denn was kann ungelehrter für einen Ausleger der Schrift ſeyn, als wenn ihm die ausdrücklichen Worte derſelben ſo wenig gegenwärtig ſind? Wäre es ſonſt einem wohl zu verdenken, der dieſe Vergeßlichkeit des Hieronymus nur für angenommen ausgäbe, weil er der Hedibia nichts geſcheiders zu antworten wußte? — Doch was mache ich mir für Sorge? Die Benedictiner, deren neueſte Ausgabe ich nicht nachſehen kann, werden da ſchon andern Rath gefunden haben!

Eben ſo wenig, und noch weniger als Hieronymus, läßt es ſich Auguſtinus einfallen, jenes doppelten einer den andern aufhebenden Befehls wegen, eine und eben dieſelbe Rede beim Lucas halb in Jeruſalem, und halb vierzig Tage hernach in Bethania halten zu laſſen. Auch gebt er mit Beantwortung des daraus entſpringenden Einwurfs ſchon weit feiner zu Werke. Da nämlich Marcus, welcher eben ſowohl als Matthäus, den Befehl hat, daß die Jünger nach Galiläa gehen ſollen, ganz und gar keiner Erſcheinung in Galiläa gedenke; da der Engel beim Matthäus nicht geſagt habe, „præcedit vos in Galilæam, ibi *primum* eum videbitis: aut, ibi *tantum* eum videbitis: aut, *non nisi* ibi eum videbitis, als in welchen Fällen Matthäus den übrigen Evangeliſten freilich widerſprechen würde; da Matthäus den Engel bloß ſagen laſſe: *ibi eum videbitis*, nec expressum est quando id futurum esset, utrum quam primum antequam alibi ab eis visus esset: an postea quam eum alicubi etiam præterquam in Galilæa vidissent: ſo glaubt Auguſtinus, Chriſtus habe zwar freilich wohl den Jüngern verſprechen laſſen, irgend einmal in Galiläa ihnen zu erſcheinen, in der That aber liege doch in dem Befehle, daß ſie ihm nach Galiläa folgen ſollten, noch ganz etwas anders. Und was? Was anders als ein Mysterium, welches in der wörtlichen Bedeutung des Namens Galiläa, wie die Dotter in der Schale des Eies eingeſchloſſen liege. Galilæa namque, ſagt er, interpretatur vel transmigratio, vel revelatio. Und nun nehme man das eine oder das andere: die Sache iſt klar, und das praecedit vos in Galilaeam wäre genau erfüllt worden, auch wenn der auferſtandene Chriſtus ganz und gar nicht nach Galiläa gekommen wäre. Denn fürs erſte secundum transmigrationis sententiam; transmigrirte nicht nunmehr die Gnade Chriſti zu den Heiden? Fürs zweite secundum illud, quod Galilaea interpretatur revelatio: wo ſonſt als in Galiläa, offenbarte ſich Chriſtus zuerſt in derjenigen Geſtalt, in welcher er dem Vater gleich iſt?

Wie nüchtern! wie nüchtern! werden mir die Exegeten ſeit heute und geſtern zurufen. — Meine Herren, es kann wohl ſeyn. Und obſchon auch Hieronymus an einem andern Orte,[1] wo er ſich vermuthlich beſann, daß jene der Hedibia gegebene Antwort nicht weit reichen möchte, ſogar zu einer myſtiſchen Auslegung ſeine Zuflucht nimmt: die myſtiſchen ſo wie die allegoriſchen Auslegungen, ſind freilich ein wenig nüchtern. Gleichwohl, ich muß es nur zu meiner Schande geſtehen, — die nüchternſte von allen myſtiſchen und allegoriſchen Auflöſungen unauflöslicher Knoten, dünkt mich unendlich beſſer, als Ihre alexandriſchen, meine Herren, mit dem Schwerte. Denn jene ſind doch nur Spiele, leere Verſuche, und Ihre ſind Mißhandlungen, thätige Vergehungen, die Sie, an einem bloß menſchlichen Schriftſteller auszuüben, ſich ſelbſt ſchämen würden. —

Ehe ich hierüber bitterer werde, will ich nur weiter gehen.

Neunter Widerſpruch

„Nach dem Matthäus geſchieht die Erſcheinung in Galiläa auf einem Berge, dahin Chriſtus ſeine Jünger beſchieden hatte; nach dem Johannes geſchieht ſie am Ufer des Galiläiſchen Sees bei Tiberias. Da und dort unter ganz verſchiedenen Umſtänden.“

Das giebt mein Nachbar mit beiden Händen zu. Nur iſt dem guten Mann ſehr traurig, daß ein Menſch, der doch Berg und See unterſcheiden könne, aus zwei ſo ſichtbar verſchiedenen Erſcheinungen lieber einen Widerſpruch ſchmieden, als ſie unterſcheiden wollen.

Endlich ſteht einmal das Wörtchen wollen am rechten Orte. Der Ungenannte wollte nicht, weil er glaubte, nicht zu dürfen. Der Nachbar aber will, ohne ſich zu bekümmern, ob er darf.

Zwar ſagt der Nachbar, daß weder Matthäus noch Johannes den Ungenannten auf irgend eine Weiſe veranlaſſen können, beide Erſcheinungen für eine zu halten, daß es folglich kaum werth ſey, auf den ganzen Widerſpruch zu antworten. Er macht hiermit auch in der That links um, marſchirt ab, und ſchießt Victorie.

Aber, lieber Nachbar, wenn Sie von Ihrer glorreichen Expedition glücklich wieder nach Hauſe ſind, wollen Sie wohl Folgendes in Betrachtung zu ziehen geruhen, um wenigſtens ex post zu urtheilen, ob Sie ſich den Sieg ſo leicht hätten machen ſollen?

Die Erſcheinung, die den Eilfen auf dem Berge geſchah, iſt die einzige, deren Matthäus gedenkt, deren Matthäus, zu Folge des Verſprechens, welches bei ihm der auferſtandene Chriſtus ſeinen Jüngern thun läßt, gedenken mußte. Wäre es daher auch nur Matthäus, aus dem wir unſere Nachrichten von der Auferſtehung Chriſti ſchöpfen könnten und müßten, ſo würde man nicht unrecht annehmen, daß dieſe einzige erzählte Erſcheinung auch die einzige geſchehene geweſen. Ja, ich bin ganz ſicher, daß ſodann unſere Theologen ſchon längſt die Gründe ausfindig gemacht hätten, warum der auferſtandene Chriſtus nicht mehr als einmal hätte erſcheinen können und müſſen.

Nun aber, da wir mehrere Evangeliſten haben, die eben ſo glaubwürdig ſind als Matthäus, da jene andere Evangeliſten mehrere Erſcheinungen berichten, ſo iſt freilich aus dem Stillſchweigen des Matthäus nicht zu ſchließen, daß er damit, daß er nur einer Erſcheinung gedenkt, andeuten wollen, daß es auch nur eine Erſcheinung gegeben. Sondern die Sache iſt nunmehr nur die, daß wir die einzige Erſcheinung bei dem Matthäus unter die anderweitigen Erſcheinungen ſo einſchalten, daß weder jene anderweitige, noch dieſe eingeſchaltete etwas dabei leiden.

Bloß nach den Worten zu urtheilen, die Chriſtus bei der galiläiſchen Erſcheinung auf dem Berge zu ſeinen Jüngern redet, ſollte man meinen, daß dieſe Erſcheinung, wenn es nicht die erſte und letzte geweſen, doch wenigſtens die letzte gewiß geweſen ſeyn müſſe. Denn Chriſtus ertheilt ihnen da ſeine letzten Befehle und nimmt förmlich von ihnen Abſchied. Doch da wir aus dem Lucas wiſſen, daß die Himmelfahrt unfern Jeruſalem, und nicht in Galiläa geſchehen, und die letzte Erſcheinung doch wohl die Erſcheinung bei der Himmelfahrt muß geweſen ſeyn, ſo fällt die galiläiſche Erſcheinung irgendwo zwiſchen die übrigen.

Und auch dieſes irgendwo läßt ſich näher beſtimmen, indem wir mehr als eine von den übrigen Erſcheinungen angeben können, welche nothwendig vor ihr hergegangen ſeyn müſſen. Nämlich nicht allein alle die einzelnen Erſcheinungen am Tage der Auferſtehung, bei welchen Thomas nicht zugegen war; nicht allein die Erſcheinung acht Tage darauf, welcher Thomas beiwohnte, müſſen vor ihr vorhergegangen ſeyn: ſondern ſogar die am See Tiberias, welche Johannes berichtet, kann nicht anders als früher geweſen ſeyn. Dieſes erhellt aus Johannis XXI, 14 unwiderſprechlich, wo dieſer Evangeliſt letztbenannte am See Tiberias ausdrücklich die dritte an der Zahl nennt, welches, da es ihm ſelbſt widerſprechen würde, wenn man es von jeder einzelnen Erſcheinung, die etwa nur einer oder wenigen Perſonen geſchehen war, verſtehen wollte, nothwendig nur von den ſolennern unter einer beträchtlichen Anzahl geſchehenen Erſcheinungen zu verſtehen iſt, dergleichen die bei verſchloſſenen Thüren, und diejenige, welche acht Tage darauf erfolgte, geweſen waren. Nach dieſen beiden, ſagt Johannes, war die am See Tiberias die dritte. Grotius hatte hier keinen glücklichen Einfall, wenn er dieſes drittemal beim

---

[1] Comment. in Matthæum.

Johannes auf der Zahl der Tage will gezogen haben, an welchen Chriſtus erſchienen. Denn er vergaß in dem Augenblicke, wie die Juden ihre Tage zu zählen pflegen, als wonach ſich nicht ſagen läßt, daß die Erſcheinung bei verſchloſſenen Thüren, mit den Erſcheinungen am Grabe an dem nämlichen Tage geſchehen wären. Fallen dieſe und jene aber auf zwei verſchiedene Tage, ſo war die Erſcheinung in Gegenwart des Thomas die dritte, und die am See Tiberias müßte die vierte, nicht die dritte geweſen ſeyn.

Mag man aber doch jenes drittemal beim Johannes verſtehen und auslegen, wie man will: genug, daß die Harmoniſten alle, keinen einzigen ausgenommen, einmüthig die Erſcheinung am See Tiberias vor der Erſcheinung auf dem Berge vorhergehen laſſen. Nun ſind dieſer Berg und dieſer See beide in Galiläa, beide Erſcheinungen ſind alſo in Galiläa geſchehen, beide ſind in Folge der Verheißung Chriſti geſchehen, daß er ſeinen Jüngern daſelbſt ſichtbar werden wolle. Und das, lieber Nachbar, ſehen Sie, das macht die Schwierigkeit, aus welcher nach der Meinung des Ungenannten, und auch ein wenig nach meiner, bei aufrichtiger Entwicklung, nichts geringers als ein formeller Widerſpruch erwächſt.

Denn laſſen Sie uns doch nur die Erſcheinung auf dem Berge etwas genauer erwägen. Derjenige Evangeliſt (Matthäus), bei dem der auferſtandene Chriſtus ſeinen Jüngern zweimal befehlen läßt, unverzüglich nach Galiläa zu gehen, wo ſie ihn ſehen würden, iſt, wie geſagt, der einzige, der dieſer Erſcheinung auf dem Berge gedenkt, iſt der, der ſonſt durchaus keiner andern Erſcheinung gedenkt, iſt der, der dieſer Erſcheinung mit dem Zuſatze gedenkt, daß eben auf dieſen Berg ſie Chriſtus beſchieden. Geſetzt nun aber auch, daß dieſer Zuſatz, dahin ſie Chriſtus beſchieden hatte, ſich nicht auf den Berg, ſondern bloß auf Galiläa bezöge, ſo bleibt doch noch immer, auch ohne dieſen Zuſatz, die Erſcheinung auf dem Berge die anberaumte Erſcheinung, und muß folglich, wenn ich ſchon nicht ſage, die erſte von allen Erſcheinungen überhaupt, aber doch ganz gewiß die erſte von allen galiläiſchen Erſcheinungen geweſen ſeyn. Das iſt nothwendig, das iſt unwiderſprechlich, oder Matthäus (man merke das wohl!), Matthäus, der zu allererſt ſchrieb, der nicht wiſſen konnte, was und wie viel der heil. Geiſt nach ihm durch andere Evangeliſten würde ergänzen, würde berichtigen laſſen, Matthäus hat als Einer geſchrieben, in dem nicht ein Funken Menſchenverſtandes glimmt. Denn ſo, wie kein vernünftiger Menſch mit ſeinen Freunden eine zweite, dritte Zuſammenkunft verabredet und anberaumt, ohne zu wiſſen, wo und wann die erſte geſchehen ſoll, ſo kann auch kein vernünftiger Geſchichtſchreiber von Anberaumung einer Zuſammenkunft ſprechen, und in Erfolg dieſer Anberaumung, ich weiß nicht welcher zweiten, dritten Zuſammenkunft gedenken, ohne von der, welche die erſte und nächſte nach der Anberaumung geweſen, ein Wort zu erwähnen.

Iſt es aber nothwendig, lieber Nachbar, daß die Erſcheinung auf dem Berge die erſte galiläiſche Erſcheinung muß geweſen ſeyn; iſt es zugleich ausgemacht, daß dem ungeachtet die Erſcheinung an dem See Tiberias, dem ſogenanten galiläiſchen Meere, vor jener Erſcheinung vorhergegangen: nun ſo haben wir ja zwei erſte galiläiſche Erſcheinungen. Zwei erſte! — — Zwei gar? Ei, lieber Nachbar, was iſt denn das, zwei erſte? Iſt es ein Räthſel? oder iſt es ein Widerſpruch? Mir iſt es nur ein Räthſel. Dem Ungenannten war es ein Widerſpruch. Und Ihnen, Nachbar? O! Ihnen iſt es weder das eine, noch das andere. Ihnen ſind zwei erſte, zwei erſte! Sie können nichts, als den Mann beklagen, der zwei ſo verſchiedene Zwei lieber in Widerſpruch ſtellen, als trennen will. Die Kleinigkeit, daß ſowohl das eine, als das andere von dieſen Zwei in einem und eben demſelben Betracht das Erſte ſeyn ſoll, iſt ja ſo eine Kleinigkeit! —

Mehr will ich hierüber nicht ſagen. Wer gewiſſe Dinge nicht ſogleich fühlt, dem ſind ſie auf keine Weiſe fühlbar zu machen. Der

Zehnte Widerſpruch

ohnedem iſt mit dem neunten ſo genau verbunden, daß ich bei Gelegenheit ſeiner noch alles nachholen könnte, was ich etwa bisher beizubringen vergeſſen hätte. Ja, er iſt, dieſer zehnte Widerſpruch, nichts als die fernere ſtückweiſe Auseinanderſetzung des neunten. Und dieſer Stücke macht der Ungenannte beſonders drei, in welchen allen ſeine erſtaunten Widerſprüche ſehr leicht zu rechtfertigen ſind, nachdem wir in dem vorigen den Hauptgrund derſelben geſichert haben.

Nämlich wenn der Ungenannte berechtigt geweſen iſt, die Erſcheinung auf dem Berge und die Erſcheinung am Meere in Galiläa für einerlei Erſcheinung zu halten, die nur, durch die immer wachſenden Abweichungen der mündlichen Erzählung in den erſten dreißig bis vierzig Jahren, zu ſolcher Verſchiedenheit gediehen (er war zu dergleichen aber dadurch berechtigt, weil die Erſcheinung auf dem Berge, als die anberaumte Erſcheinung, nothwendig die erſte, wenigſtens die erſte in Galiläa ſeyn mußte, und gleichwohl die Erſcheinung am galiläiſchen Meere, nach der Rechnung des Johannes, noch vor jene fällt): ſo iſt er allerdings auch berechtigt geweſen, darin einen Widerſpruch zu finden, daß Matthäus die galiläiſche Erſcheinung zur erſten macht, Johannes aber vor ſelbiger zwei Erſcheinungen zu Jeruſalem vorhergehen läßt.

Nun hätte ich, meines Theils, hierauf bloß geantwortet, daß Johannes die Erſcheinungen überhaupt zähle, Matthäus aber nur die erſte und vornehmſte Erſcheinung in Galiläa nahmhaft mache, als welches nach ſeiner einmal gemachten Anlage genug war. Doch mein Nachbar weiß den Aal ganz anders zu faſſen; weil Matthäus, ſagt er, kein Protocoll abgeſchrieben habe, weil er nur der einen Erſcheinung erwähne, weil er (Er, der erſte Evangeliſt!) nicht für nöthig gehalten, ſeinen Leſern von mehrern etwas zu melden, ſo ſey aus ihm überhaupt nicht zu ſchließen, in welcher Ordnung die Erſcheinung auf dem Berge gefolgt ſey. Freilich, Ordnung iſt nur unter den Mehreren, aber Eines, was aus dieſen geordneten Mehrern herausgeriſſen wird, muß doch noch immer Merkmale ſeines gehabten Platzes behalten, oder man hat, auf eine höchſt unvorſichtige Art, dieſes Eine für das Einzige erklärt. Auch hat Matthäus ſeiner einen Erſcheinung noch immer jene Merkmale gelaſſen, indem er ſagt, daß es die anberaumte geweſen. Nur die Harmoniſten halten für gut, auf dieſe ſeine Anberaumung gar nicht zu achten, und ihn die erſte die beſte Erſcheinung aus dem Glückshafen greifen zu laſſen. Mein weltkluger Nachbar will ein Gleichniß aus der neueſten Geſchichte geben, und ſagt: „Es kömmt die Rede auf den letzten Krieg, ich erwähne beſonders der Schlacht bei Roßbach; erkläre ich ſie dadurch für die erſte oder letzte?“ Ei, nicht doch! Sie könnten ſo einen Fehler machen! Aber, lieber Nachbar, wenn Ihnen ein anderer den ganzen letzten preußiſchen Krieg in folgendem Epitome erzählen wollte: („Der König, nachdem er faſt aus allen ſeinen Staaten vertrieben war, hatte ſich die vornehmſten ſeiner Feinde, die Franzoſen und Reichstruppen, nach Sachſen wie beſtellt. Sie kamen voll Uebermuths und Spottes, als hätten ſie den Sieg ſchon in Händen. Aber, wie ein Donnerſtrahl aus hellem Himmel überfiel er ſie bei Torgau. Da erkannten ſie wieder, mit wem ſie zu thun hatten, und machten Friede; etliche aber blieben noch ſeine Feinde"): was würden Sie von einem ſolchen Erzähler wohl denken? Würden Sie ihn auch durchhelfen wollen, wie Sie den Matthäus durchzuhelfen ſuchen? Denn gerade ein ſolcher Erzähler wäre, nach Ihrer Auslegung, Matthäus. Er ließe Chriſtum ſeine Jünger nach Galiläa beſtellen, wo ſie ihn ſehen würden, und hierauf verſchwiege er nicht allein, daß ungeachtet dieſer Beſtellung, er ihnen erſt an andern Orten mehrmalen erſchienen ſey, ſondern gedächte auch nicht einmal ſeiner erſten Erſcheinung dort in Galiläa, gedächte anſtatt der erſten, wenigſtens anſtatt der frühern, welche die am Ufer der See geweſen, einer ſpätern, und wer weiß wie viel ſpätern, auf einem Berge! — Aber, Gott Lob, daß Matthäus nur nach Ihrer Auslegung, lieber Nachbar, ein ſo abgeſchmackter Erzähler iſt! Nur nach der Auslegung der abgeſchmackten Harmoniſten ein ſo abgeſchmackter Erzähler! Man bleibe ihm mit dieſen vom Leibe, und er erzählt als ein planer geſunder Mann, deſſen Erzählung wohl unrichtig ſeyn kann, aber ungereimt doch wahrlich nicht iſt.

Eben ſo iſt es mit den übrigen Umſtänden beſchaffen. Matthäus und Johannes widerſprechen ſich offenbar in jedem derſelben, ſobald man annehmen muß, daß die Erſcheinungen am See Tiberias und auf dem Berge urſprünglich nur eine Erſcheinung geweſen.

Umſonſt ſchreien Sie, lieber Nachbar, ſo laut und ſo oft: „Aber wer heißt euch das annehmen? Aber könnt ihr denn nicht Zwei zählen? Wer hier nicht Zwei zählen kann, muß nicht wollen!" — Gott erbarms! wir wollten gern, aber wie können wir? Wie können wir Zwei zählen, da wir nicht wiſſen, wo wir anfangen ſollen? nicht wiſſen, welches wir Eins nennen ſollen? Will ich die Erſcheinung an den See mit dem Johannes Eins nennen, ſo ruft die Erſcheinung auf dem Berge: „Nein, ich bin Eins, oder mein Gewährsmann Matthäus war blödſinnig." Will ich nun dieſe Eins nennen, ſo ruft mir Johannes entgegen: „darfſt du mich Lügen ſtrafen? Glaubſt du, daß ich nicht Drei zählen kann?" — So werden wir ewig von einer Seite zu der andern geworfen; zählen ewig Eins und Eins, und kommen in alle Ewigkeit nicht bis auf Zwei.

Wie bewundere ich Sie, lieber Nachbar! wie bewundere ich Sie! Sie können Zwei zählen, und was das Sonderbarſte iſt, können mit dem nämlichen Zahlpfennige in die Hand eines jeden Kindes Zwei zählen! — Iſt das Kind artig, ſo lächelt es und ſchweigt. —

Und ſchweigt. — O daß ich nicht auch ſo artig geweſen bin, wie dieſes Kind! daß ich nicht auch jeden neuen Druck des nämlichen Zahlpfennigs für einen neuen Zahlpfennig mehr lächelnd hingenommen und geſchwiegen habe!

Doch dieſe Reue kömmt zu ſpät, auch iſt das Uebel, unter deſſen Gefühl ſie mich am meiſten nagen könnte, überſtanden; ich bin fertig. Ich bin fertig, fertig mit Vertheidigen und Beantworten. Nicht zwar fertig mit Vertheidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin, mich zu unterziehen; nicht zwar fertig mit Beantwortung der ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz leſen mögen, aber doch fertig mit Vertheidigung deſſen, was ich von den Fragmenten des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung deſſen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet iſt, wofür ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu ſtehen, mir einfallen laſſen.

Gott verhüte! daß ich mich mit dieſem auf ein Mehreres einlaſſen ſollte, was mir etwa, ſelbſt bei der flüchtigen und nur mich betreffende Dinge ſuchenden Durchleſung, als contraband aufgeſtoßen wäre. Er behalte z. E., was er von der gänzlichen Unwiſſenheit eines geiſtlichen Meſſias ſagt, in welcher die Apoſtel bei Lebzeiten Chriſti ſchlechterdings geſtanden, unangefochten! Er behalte unangefochten, was er von dem ſpöttiſchen Unglauben der verſammelten Jünger ſagt, als die von Emmaus zu ihnen eintreten! Er kitzele ſich an ſo ſcandalöſen Albernheiten immerhin, und freue ſich, mit dem muthwillig ausgebrochenen und zerſchlagenen Schlußſteine eines wichtigen Bogens unbedeutende Lücken zugemauert zu haben! Was geht es mich an? Ich will fertig ſeyn und bin fertig.

Habe ich aber meine Muße auch ſo ſchon nicht zum Beſten angewandt, was thut das? Wer weiß, ob ich ſie mit etwas anderm nicht noch ſchlechter angewandt hätte? Mein Vorſatz war es wenigſtens, ſie gut anzuwenden. Meine Ueberzeugung war es wenigſtens, daß ich ſie ſo gut anwenden könne. Ich überlaſſe es der Zeit, was meine aufrichtig geſagte Meinung wirken ſoll und kann. — Vielleicht ſoll ſie ſo viel nicht wirken, als ſie wirken könnte. Vielleicht ſoll nach Geſetzen einer höheren Haushaltung das Feuer noch lange ſo fortdampfen, mit Rauch noch lange geſunde Augen beißen, ehe wir ſeines Lichts und ſeiner Wärme zugleich genießen können. — Iſt das, ſo verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wann und wo ſie ſich ergießen ſoll, einem unnütz geſchäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwiſſend mit weggeworfen, ſo ſind deine Goldkörner unverloren!

Nach dieſem unwillkürlichen Ausbruche meiner innigſten Empfindung darf ich ruhig auf den Schlamm zurück ſehen, den ich hier zu Hauſe geführt habe.

Auf dieſen Schlamm, auf dieſen Schlamm, großer Gott! wenn auch einige Goldkörner darunter wären, verſetzt trotzig und keck mein Nachbar das vollendete Gebäude ſeines Glaubens!

Denn hier muß ich meinen Leſer an die obigen Standorte erinnern, auf welchen mein Ungenannter und ich und mein Nachbar halten. An meines Ungenannten zu voreiliges auch darum; an mein beſcheidenes obſchon; an meines Nachbars dreiſtes denn.

Welch ein Mann mein Nachbar! welch ein Chriſt! Die Widerſprüche, aus welchen mein Ungenannter zu viel ſchloß; die Widerſprüche, die ich der Wahrheit unbeſchadet zugebe; dieſe Widerſprüche — Nein, nicht dieſe Widerſprüche — die Antworten, die glücklichen Antworten, die ſein Scharfſinn ſo ſonder alle Mühe auf dieſe Widerſprüche fand, — dieſe ſeine, — wie man will, — kunſtloſen oder kunſtreichen Antworten, — was ſtreite ich? — Dieſe eckeln Mißgeburten ſeines eigenes Gehirnes — deren man freilich den langen Tag über nicht ſo viele erſäufen kann, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten im Stande iſt, ſind das, was ſeine Ueberzeugung an der Gewißheit der Auferſtehung Chriſti vollendet hat.[1] Zwar zweifelte er nie an dieſem großen Vorfalle, aber doch nach dem Angriffe meines Ungenannten, nachdem ihm dieſer Gelegenheit gegeben, ſchärfer zuzuſehen, und mit Bewunderung zu bemerken, wie auch in anſcheinenden Kleinigkeiten die Evangeliſten ſo genau ſind: wie weit ſtärker und feſter iſt ſein Glaube geworden![2] Und nun ſage man mir noch mehr, daß die Einwürfe der Ungläubigen nichts Gutes ſtiften!

Gott! Gott! worauf können Menſchen einen Glauben gründen, durch den ſie ewig glücklich zu werden hoffen!

Nur noch ein Wort von mir ſelbſt, und ich ſchließe. — Ich fühle es ſehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt jetzt, da ich dieſe Duplik[1] ende, als da ich ſie anfing. Ich fing ſo ruhig an, ſo feſt entſchloſſen, alles, was ich zu ſagen habe, ſo kalt, ſo gleichgültig zu ſagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende ſo bewegt, kann es ſo wenig in Abrede ſeyn, daß ich vieles ſo warm, ſo theilnehmend geſagt habe, als ich mich ſchämen würde, in einer Sache meines einzigen Halſes zu ſprechen. Beſonders wollte ich durchaus nicht über das Edle oder Unedle, über das Moraliſche oder Unmoraliſche gewiſſer Hiebe und Stöße meines Kampfpaares urtheilen, und habe es doch gethan. Ich wollte bloß die Gründe dieſes Urtheils meinen Leſer beiläufig abnehmen laſſen, und habe ihm das Urtheil ſelbſt oft wörtlich vorgeſprochen. Was ſoll ich thun? Mich entſchuldigen? Mit der albernen Miene eines unausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Verſprechen, daß ich ein andermal beſſer auf meiner Hut ſeyn wolle?

---

[1] Unterr. S. 1.

[2] Unterr. S. 71.

Kann ich das? Ich verſprechen? — Ja, ja; ich verſpreche: — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewiſſen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Wenn der Menſch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennt, nicht warm und theilnehmend werden darf: wann und wo darf er es denn?

---

[1] Duplik: nicht Replik. Denn die Evangeliſten und mich halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Aeußerung, daß wegen einiger Widerſprüche in Kleinigkeiten, den Evangeliſten aller Glaube abzuſprechen ſey. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegenſätzen ein, und antwortete ohne Umſchweif, was ich für die kürzeſte und unfehlbarſte Antwort hielt. Dieſe Antwort mißfiel meinem Nachbar, der ſie vermuthlich mehr für eine verdeckte hämiſche Beſtätigung der Anklage als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verſchrieene Waare das 9999ſte mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazin eine friſche holen, die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre ich nun auch ſeine Antwort laut für eben das, wofür er meine ſtillſchweigend erklärt hat: für Anklage der Evangeliſten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das Nämliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das iſt ſie auch wirklich: indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzelnen Evangeliſten, ſondern bloß um die Glaubwürdigkeit einer gewiſſen Harmonie eigener Schöpfung zu thun iſt, die, wenn ſie erwieſen wäre, die Evangeliſten gerade noch verdächtiger machen würde, als ſie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt hat. Alſo Duplik.

Eine Parabel.

— quæ facilem ori paret bolum.
Etymologicum vetus.

Nebſt einer kleinen Bitte und einem eventualen Abſagungsſchreiben an den Herrn Paſtor Goeze in Hamburg. (1)

1778.

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde ehrwürdiger Freund ſagen, wenn ich der Menſch wäre, der durch öffentliche Berufung auf ſeine Freundſchaften ein günſtiges Vorurtheil für ſich zu erſchleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen ſeiner Nächſten dadurch ein nachtheiliges Licht möchte fallen laſſen, daß er der Welt erzählt, er ſtehe, oder habe mit ihm in einer von den genaueren Verbindungen geſtanden, welche die Welt Freundſchaft zu nennen gewohnt iſt. —

Denn berechtigt wäre ich es allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvor gekommen iſt; den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn viele nicht kennen wollen; dem ich noch Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß ſeine Wächterſtimme noch meines Namens ſchonen wollen.

Doch, wie geſagt, ich ſuche bloß durch meine Freunde eben ſo wenig zu gewinnen, als ich möchte, daß ſie durch mich verlieren ſollten.

Alſo nur, ehrwürdiger Mann! Ich erſuche Sie, die Güte zu haben, nachſtehende Kleinigkeit in einige Ueberlegung zu ziehen. Beſonders aber dringe ich darauf, ſich über die beigefügte Bitte nicht bloß als Polemiker, ſondern als rechtſchaffener Mann und Chriſt auf das baldigſte zu erklären ꝛc.

Die Parabel.

Ein weiſer thätiger König eines großen großen Reiches hatte in ſeiner Hauptſtadt einen Palaſt von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz beſonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in ſelbem alle um ſich verſammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge ſeiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur: denn ſie ſtritt ſo ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber ſie gefiel doch und entſprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn ſie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten, als zu entbehren ſcheinen.

Sie entſprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palaſt ſtand nach vielen vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollſtändigkeit da, mit welcher die Baumeiſter die letzte Hand angelegt hatten, von außen ein wenig unverſtändlich, von innen überall Licht und Zuſammenhang.

Was Kenner von Architektur ſeyn wollte, ward beſonders durch die Außenſeiten beleidigt, welche mit wenig hin und her zerſtreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenſtern unterbrochen waren, dafür aber deſto mehr Thüren und Thore von mancherlei Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch ſo wenige Fenſter in ſo viele Gemächer genugſames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmſten derſelben ihr Licht von oben empfingen, wollte den Wenigſten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu ſo viele und vielerlei Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl ſchicklicher wäre und eben die Dienſte thun würde. Denn daß durch die mehreren kleinen Eingänge ein jeder, der in den Palaſt gerufen würde, auf dem kürzeſten und unfehlbarſten Wege gerade dahin gelangen ſolle, wo man ſeiner bedürfe, wollte den Wenigſten zu Sinne.

Und ſo entſtand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigſten führten, die von dem Innern des Palaſtes viel zu ſehen die wenigſte Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da Etwas, wovon man bei dem erſten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig ſehr leicht und kurz machen müſſe, was ihn aber gerade am meiſten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigſten Fortſetzung die reichſte Nahrung verſchaffte. Man glaubte nämlich verſchiedene alte Grundriſſe zu haben, die ſich von den erſten Baumeiſtern des Palaſtes herſchreiben ſollten; und dieſe Grundriſſe fanden ſich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteriſtik ſo gut als verloren war.

Ein jeder erklärte ſich daher dieſe Worte und Zeichen nach eigenem Gefallen. Ein jeder ſetzte ſich daher aus dieſen alten Grundriſſen einen beliebigen neuen zuſammen, für welchen neuen nicht ſelten dieſer und jener ſich ſo hinreißen ließ, daß er nicht allein ſelbſt darauf ſchwor, ſondern auch andere darauf zu ſchwören bald beredete, bald zwang.

Nur wenige ſagten: „was gehen uns eure Grundriſſe an? Dieſer oder ein anderer: ſie ſind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigſte Weisheit den ganzen Palaſt erfüllt, und daß ſich aus ihm nichts, als Schönheit und Ordnung und Wohlſtand auf das ganze Land verbreitet.“

Sie kamen oft ſchlecht an, dieſe Wenigen! Denn wenn ſie lachenden Muths manchmal einen von den beſonderen Grundriſſen ein wenig näher beleuchteten, ſo wurden ſie von denen, welche auf dieſen Grundriß geſchworen hatten, für Mordbrenner des Palaſtes ſelbſt ausgeſchrieen.

Aber ſie kehrten ſich daran nicht, und wurden gerade dadurch am geſchickteſten, denjenigen zugeſellt zu werden, die innerhalb des Palaſtes arbeiteten, und weder Zeit noch Luſt hatten, ſich in Streitigkeiten zu mengen, die für ſie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundriſſe nicht ſowohl beigelegt, als eingeſchlummert war, — einsmals um Mitternacht erſcholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Palaſte!

Und was geſchah? Da fuhr jeder von ſeinem Lager auf, und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaſte, ſondern in ſeinem eigenen Hauſe, lief nach dem Koſtbarſten, was er zu haben glaubte, — nach ſeinem Grundriſſe. „Laßt uns den nur retten! dachte jeder. Der Palaſt kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier ſteht!“

Und ſo lief ein jeder mit ſeinem Grundriſſe auf die Straße, wo, anſtatt dem Palaſte zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher in ſeinem Grundriſſe zeigen wollte, wo der Palaſt vermuthlich brenne. „Sieh, Nachbar! hier brennt er! Hier iſt dem Feuer am beſten beizukommen. — Oder hier vielmehr, Nachbar, hier! — Wo denkt ihr beide hin? Er brennt hier! — Was hätt' es für Noth, wenn er da brennte? Aber er brennt gewiß hier! — Löſch ihn hier, wer da will. Ich löſch' ihn hier nicht. — Und ich hier nicht! — Und ich hier nicht!“ —

Ueber dieſe geſchäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Palaſt, wenn er gebrannt hätte. — Aber die erſchrockenen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunſt gehalten.

Die Bitte.

Ein anderes iſt ein Paſtor, ein anderes ein Bibliothekar. So verſchieden klingen ihre Benennungen nicht, als verſchieden ihre Pflichten und Obliegenheiten ſind.

Ueberhaupt denke ich, der Paſtor und Bibliothekar verhalten ſich gegen einander, wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirrt Berg und Thal, durchſpäht Wald und Wieſe, um ein Kräutchen aufzufinden dem Linneus noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freut er ſich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert iſt er, ob dieſes neue Kräutchen giftig iſt oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich ſind — (und wer ſagt es denn, daß ſie nicht nützlich wären?) — ſo iſt es doch nützlich, daß die Gifte bekannt ſind.

Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter ſeiner Flur, und ſchätzt und pflegt nur diejenigen Kräuter, die ſeinen Schafen die angenehmſten und zuträglichſten ſind.

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufſeher von Bücherſchätzen, und möchte nicht gern der Hund ſeyn, der das Heu bewacht, ob ich ſchon freilich auch nicht der Stallknecht ſeyn mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt. Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt iſt, ſo zeige ich es an. Fürs erſte in unſern Catalogen, und dann nach und nach, ſo wie ich lerne, daß es dieſe oder jene Lücke füllen, dieſes oder jenes berichtigen hilft, auch öffentlich, und bin ganz gleichgültig dabei, ob es dieſer für wichtig, oder jener für unwichtig erklärt, ob es dem einen frommt, oder dem andern ſchadet. Nützlich und verderblich ſind eben ſo relative Begriffe, als groß und klein.

Sie hingegen, ehrwürdiger Mann, würdigen alle literariſche Schätze nur nach dem Einfluſſe, den ſie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu beſorglich als zu fahrläſſig ſeyn. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt, oder nicht bekannt iſt? wenn es nur Einen auch von den Kleinſten ärgern könnte, die Ihrer geiſtlichen Aufſicht anvertraut ſind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht thun, ſo ſchelten Sie mich nicht, daß ich die meinige thue, — oder, welches einerlei iſt, zu thun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesſtunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewußten Fragmente den geringſten Antheil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesſtunde zittern, aber vor meiner Todesſtunde werde ich nie zittern. Am allerwenigſten deßwegen, daß ich gethan habe, was verſtändige Chriſten jetzt wünſchen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäſarea, zu Conſtantinopel mit den Schriften des Celſus, des Fronto, des Porphyrius, wenn ſie es hätten thun können, möchten gethan haben. Um die Schriften des letzteren, ſagt ein Mann, der ſich auf ſolche Dinge verſteht, gäbe jetzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, ehrwürdiger Mann, daß Sie ſagen werden: „jene alten Feinde der Religion hätten es allerdings verdient, daß ihre Schriften ſorgfältiger wären aufbehalten worden. Aber wozu der Neueren ihre aufbewahren, die nach ſiebzehnhundert Jahren doch nichts Neues ſagen könnten?“

Wer weiß das, ohne ſie gehört zu haben? Wer von unſeren Nachkommen glaubt das, ohne es zu ſehen? Dann bin ich der feſten Meinung, daß Welt und Chriſtenthum noch ſo lange ſtehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftſteller der erſten zweitauſend Jahre nach Chriſti Geburt der Welt eben ſo wichtig ſeyn werden, als uns jetzt die Schriftſteller der erſten zweihundert Jahre ſind.

Das Chriſtenthum geht ſeinen ewigen allmähligen Schritt, und Verfinſterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Chriſtenthums ſind die Phaſen deſſelben, die ſich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn' und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieſer ſchrecklichen Stockung!

Alſo, ehrwürdiger Mann, mißbilligen Sie es wenigſtens weniger hart, daß ich ehrlich genug geweſen, eben ſo wohl ſehr unchriſtliche Fragmente, als eine ſehr chriſtliche Schrift des Berengarius von ihrem Untergange zu retten, und an das Licht zu bringen.

Doch das iſt die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewiſſen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch Recht hätte, von ihnen zu fordern. Und mit dieſer Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte iſt der Art, daß Sie die Gewährung derſelben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir Unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne iſt nichts angelegener, als Unrecht, welches er nicht thun wollen, und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es beſteht aber dieſes mir zugefügte Unrecht darin, daß Sie eine von mir geſchriebene Stelle ganz wider ihren Zuſammenhang zu commentiren das Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer, als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichniſſe.

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundloſen Wege mit ſeinem ſchwerbeladenen Wagen feſtgefahren, nach mancherlei vergeblichen Verſuchen, ſich loszuarbeiten, endlich ſagt: wenn alle Stränge reißen, ſo muß ich abladen: wäre es billig, aus dieſer ſeiner Rede zu ſchließen, daß er gern abladen wollen, daß er mit Fleiß die ſchwächſten mürbeſten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus dieſem Grunde die Vergütung alles Schadens, ſelbſt alles innern von außen unmerklichen Schadens, an welchem eben ſo wohl der Einpacker Schuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

Dieſer Fuhrmann bin ich; dieſer Befrachter ſind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe geſagt, wenn man auch nicht im Stande ſeyn ſollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen, ſo geſchäftig iſt, ſo bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Chriſten unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den weſentlichen Wahrheiten derſelben erlangt haben. Dieſes zu unterſtützen, ſchrieb ich die Stelle nieder, die eine ſo unmilde Ausdehnung von ihnen erdulden müſſen. Ich ſoll und muß geſagt haben, daß auf die Einwürfe gegen die Bibel ſich ſchlechterdings nichts antworten laſſe; daß es nur umſonſt ſey, darauf antworten zu wollen. Ich ſoll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des Chriſten dem Theologen, je eher je lieber zu nehmen, angerathen haben, damit ein ſchwacher, aber großſprecheriſcher Feind deſto eher das Feld behaupten könne.

Das iſt nicht die wahre Vorſtellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwohl kann es bei Ihnen auch nicht Vorſatz geweſen ſeyn, eine ſo falſche Vorſtellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren, in Zuverſicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu ſeyn vermeinten, zu haſtig. Sie übereilten ſich.

Ehrwürdiger Mann, die ſich am leichteſten übereilen, ſind nicht die ſchlechteſten Menſchen. Denn ſie ſind größtentheils eben ſo fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und eingeſtandene Uebereilung iſt oft lehrreicher, als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie, in einem der nächſten Stücke Ihrer freiwilligen Beiträge, eine ſo gut als freiwillige Erklärung zu thun, nicht ermangeln werden, des Inhalts: daß allerdings noch ein gewiſſer Geſichtspunkt übrig ſey, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle ſehr unſchuldig erſcheine; daß Sie dieſen Geſichtspunkt überſehen; daß Sie weiter keine Urſache haben, dieſen überſehenen Geſichtspunkt, nachdem Sie von mir darauf geführt worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hin gearbeitet.

Nur eine ſolche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt thun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Abſichten verbreiten zu wollen ſcheinen. Nur nach einer ſolchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig ſeyn, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern gefallen möchte. Ohne eine ſolche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie ſchreiben laſſen, — ſo wie ich Sie predigen laſſe.

Das Abſagungsſchreiben.

Mein Herr Paſtor!

Mit vorſtehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen, und ſchon freute ich mich in Gedanken auf den freiwilligen Beitrag, in welchem Ihre heilige Fauſt das chriſtliche Banier wieder über mich ſchwenken würde.

Indeß aber entweder mich die Preſſe, oder ich die Preſſe nicht genugſam fördern konnte, erhalte ich das 61—63. Stück beſagter Beiträge, — und bin wie vernichtet!

Das hat der nämliche Mann geſchrieben? Wie ſoll die Nachwelt, auf welche die freiwilligen Beiträge doch ganz gewiß kommen werden, einen ſo plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz ſich erklären? — Goeze, wird die Nachwelt ſagen, Goeze wäre der Mann geweſen, der in Einem Athem gegen einen und eben denſelben Schriftſteller ſauerſüße Complimente zwiſchen den Zähnen murmeln und aus vollem Halſe laute Verleumdungen ausſtoßen können? Er hätte zugleich die Katze und den Eber geſpielt? Die Katze, die um den heißen Brei geht, und den Eber, der blind auf den Spieß rennt? Das iſt unglaublich! In dem 55. Stück iſt ſein Eifer noch ſo gemäßigt, noch ſo ganz anonymiſch; er nennt weder Sack noch Eſel, auf die ſein Stecken zuſchlägt, und auf einmal im 61. Stücke iſt Leſſing namentlich hinten und vorne, muß Leſſing namentlich geknippen werden, ſo oft er den Krampf in ſeine orthodoxen Finger bekömmt? Dort will er das Waſſer kaum regen, und hier, Plumps! Das iſt unbegreiflich! Nothwendig müſſen alſo zwiſchen dem 55. und 61. Stücke dieſer koſtbaren Blätter, wie wir ſie jetzt haben, alle diejenigen verloren gegangen ſeyn, die uns dieſes Plumps! erklären würden.

So wird die Nachwelt ſagen, Herr Paſtor. Doch was kümmert Uns die Nachwelt, Herr Paſtor, die vielleicht auch ſo nicht ſagen wird? Genug, Sie wiſſen ſelbſt am beſten, wie ſehr ſich die Nachwelt irren würde; und ich berühre dieſe Saite bloß, um es bei der jetztlebenden Welt, — verſteht ſich, der Welt, die wir Beide füllen — zu entſchuldigen, Falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Herrn Paſtor Goeze erlauben dürfte, ihr von dem allzuviel abzuweichen ſcheinen ſollte, den ich noch bisher anzugeben für ſchicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Paſtor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich ſetzen, werden allmählig zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich ſie Ihnen alle vorrechne: es würde Sie kitzeln, wenn Sie ſähen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur ſagen, was daraus kommen wird.

Ich will ſchlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verſchrieen werden, der es mit der Lutheriſchen Kirche weniger gut meint als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit beſſer mit ihr meine, als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für ſein einträgliches Paſtorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einſchwatzen möchte.

Sie, Herr Paſtor, Sie hätten den allergeringſten Funken Lutheriſchen Geiſtes? — Sie? der Sie auch nicht einmal Luthers Schulſyſtem zu überſehen im Stande ſind? — Sie? der Sie mit ſtillſchweigendem Beifall von ungewaſchenen, auch wohl treuloſen Händen die Seite des Lutheriſchen Gebäudes, die ein wenig geſunken war, weit über den Waſſerpaß hinaus ſchrauben laſſen? — Sie? der Sie den ehrlichen Mann, der freilich ungebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bei der Schraube zuruft: ſchraubt dort nicht weiter, damit das Gebäude nicht hier ſtürze! — der Sie dieſen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? — Weil dieſer ehrliche Mann zugleich den ſchriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeiſters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilligt? unterſtützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — Nicht doch! — nur nicht unterſchlagen zu dürfen geglaubt.

O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Paſtor, wo der gute Mann, der dieſes ausrief, nur noch dieſes ausrufen konnte. — Erſt ſoll uns hören, erſt ſoll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

O daß Er es könnte, Er, den ich am liebſten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den kurzſichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg ſchreiend aber gleichgültig daher ſchlendern! — Du haſt uns von dem Joche der Tradition erlöſt: wer erlöſt uns von dem unerträglichern Joche des Buchſtabens! Wer bringt uns endlich ein Chriſtenthum, wie du es jetzt lehren würdeſt, wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde! Wer — —

Aber ich vergeſſe mich, und würde noch mehr Sie vergeſſen, Herr Paſtor, wenn ich auf eine dergleichen Aeußerung Ihnen vertraulich zuſpräche: Herr Paſtor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden, bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht beſſer, unſere Gleichen ſchwiegen? unſere Gleichen verhielten ſich nur ganz leidend? Was einer von uns zurück halten will, möchte der andere übereilen, ſo daß der eine mehr die Abſichten des andern beförderte, als ſeine eigenen. Wie wäre es, Herr Paſtor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den erſten und letzten ſeyn ließen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich ſchon verloren habe.

Denn nein, das werden Sie nicht wollen. Goeze hat noch keinem ſeiner Gegner das letzte Wort gelaſſen, ob er ſich gleich immer das erſte genommen. Er wird, was ich zu meiner Vertheidigung ſagen müſſen, als Angriff betrachten. Denn der Tummelplatz des ſeligen Ziegra muß ihm nicht vergebens nun ganz angeſtorben ſeyn.

Ich beklage: denn ſehen Sie, Herr Paſtor, es wird mir unmöglich ſeyn, nicht gegen Ihren Stachel zu lecken, und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen laſſen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämiſche Anſpielung, jeden, wenn Gott will, giftigen Biß; jeden komiſchen Ausbruch Ihres tragiſchen Mitleids; jeden knirſchenden Seufzer, der es beſeufzet, nur ein Seufzer zu ſeyn; jede pflichtſchuldige Paſtoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre freiwilligen Beiträge ſpicken und würzen werden, aufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen ſollte, als er hat. Auch haben dieſerlei Pharmaka ihren Credit längſt verloren.

Sondern nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht, der einem Jeden Vernunft und Gelehrſamkeit abſpricht, welcher Vernunft und Gelehrſamkeit anders braucht, als Sie. Beſonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzuſammenhängenden Bruchſtücken kennen, ſo ſchülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann, — nicht Sache gegen Sache — zu ſchätzen, ſo war dieſer Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrſamkeit ſieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend ſind. Das glauben Sie mir indeß, Herr Paſtor, auf mein Wort.

Und ſonach meine ritterliche Abſage nur kurz. „Schreiben Sie, Herr Paſtor, und laſſen Sie ſchreiben, ſo viel das Zeug halten will: ich ſchreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringſten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht laſſe, wo Sie nicht Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren.“

Axiomata,

wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.

> — — acumine pollentibus notionem prædicati in notione subjecti indivulso nexu cum ea cohærentem pervidendi.
>
> *Wolfii Ph. r.*

Wider den Herrn Paſtor Goeze in Hamburg. (2)

1778.

Der Bogen, oder wie viel es geben wird, den ich zu ſchreiben mich niederſetze, dürfte mir deßwegen ſehr ſauer werden, weil ich kaum weiß, für wen ich ihn ſchreibe. Ich weiß nur wider wen, und habe ſo wenig Hoffnung, daß er auch für den werden könne, wider den er gerichtet iſt, daß ich dieſe Hoffnung kaum in einen Wunſch zu verwandeln wage.

Ueber eine Stelle nämlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich ſie mit Ueberlegung und in guter Meinung geſchrieben habe, hat der Herr Paſtor Goeze in Hamburg Erinnerungen gemacht und in zweierlei Zeitungen abdrucken laſſen, die mich lieber als Gegner der chriſtlichen Religion brandmarkten.

Ich mag die Stelle, ſo wie ich ſie geſchrieben habe, hier nicht wiederholen. Und das um ſo viel weniger, da ich den einzelnen Sätzen derſelben, die ich wie lauter Axiome dahin gepflanzt haben ſoll, eine etwas andere Ordnung geben will. Vielleicht, daß durch dieſe kleine Veränderung allein mein Gegner mich beſſer verſtehen lernt, beſonders wenn er findet, daß ſeine eigenen Einwendungen mir behülflich geweſen, mich beſſer zu erklären. Vielleicht, daß durch dieſe kleine Veränderung allein meine Sätze vollends werden, was ſie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, daß Axiomata Sätze ſind, deren Worte man nur gehörig verſtehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?

Gleich Anfangs ſtutzt der Herr Paſtor gewaltig, daß mir weder die bisherigen Beſtreitungen, noch die bisherigen Vertheidigungen der chriſtlichen Religion ſo ganz gefallen. Er ſtutzt: aber wenn ich ihn nur bewegen kann, das Ding, welches ihn ſo ſcheu macht, erſt recht anzuſehen, ſo ſoll er es beruhigt wohl hoffentlich vorbei gehen.

Wenn ich heucheln wollte, dürfte ich mich nur ſo erklären, daß alle Schuld meiner unbefriedigten Erwartung auf die Beſtreitungen der Religion fiele. Daß dieſe ohne Ausnahme ganz ſchief und verfehlt ſind, wird mir der Herr Paſtor gern zugeben. Wenn ich nun ſagte? „wie der Angriff, ſo die Vertheidigung. Was kann der Gottesgelehrte dafür, daß man ſeine gute Sache auf keiner andern Seite mit keinen beſſern Waffen angreifen wollen? Wenn man die Feſtungen von oben herab belagern wird, ſo wird man auch darauf denken, ſie von oben herein zu beſchirmen.“

Doch ich verachte alle Ausflüchte, verachte alles, was einer Ausflucht nur ähnlich ſieht. Ich habe es geſagt, und ſage es nochmals: auch an und für ſich ſelbſt ſind die bisherigen Vertheidigungen der chriſtlichen Religion bei weitem nicht mit allen den Kenntniſſen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernſte geſchrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfordern:

Und allerdings iſt dieſe meine allgemeine Aeußerung aus Induction entſtanden, und zwar aus einer ſo vollſtändigen, ſo genau erwogenen Induction, als ich in meiner Verfaſſung zu machen nur im Stande geweſen.

„Nun, ſo führe man dieſe Induction erſt vor unſern Augen!“ ruft mein Gegner in einem ſchon triumphirenden Tone mir zu.

Lieber Herr Paſtor, ich wünſchte ſehr, dieſe Zumuthung wäre nicht gedruckt an mich ergangen. Es iſt eine wahre Kanzelzumuthung, und Sie wiſſen wohl, wie man einer dergleichen Zumuthung begegnet. Ebenfalls durch eine Zumuthung.

Wenn ich ſage, alles Queckſilber verraucht über dem Feuer: muß ich demjenigen zu gefallen, dem die Allgemeinheit meiner Behauptung nicht anſteht, alles Queckſilber aus der ganzen Natur zuſammen bringen, und es vor ſeinen Augen verrauchen laſſen? Ich dächte, bis ich das im Stande bin, ſpräche ich bloß zu ihm: „Guter Freund, alles Queckſilber, das ich noch über Feuer brachte, das verrauchte wirklich. Kennſt du welches, das nicht verraucht, ſo bring es, damit ich es auch kennen lerne, und du ſollſt Dank haben.“

Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur ſeit dieſem Jahrhunderte für die Wahrheit der chriſtlichen Religion geſchrieben worden, auf die Capelle zu bringen, welch ein Zumuthen! War es dem Hrn. Paſtor doch Ernſt damit, wollte er nicht bloß mich damit verhöhnen, nicht bloß ſich an meiner Verlegenheit weiden, entweder zu widerrufen, oder mich einer Arbeit ohne Ende zu unterziehen: nun gut, ſo beweiſe er es durch eine Kleinigkeit. Sie ſoll ihm nur ein Wort koſten, dieſe Kleinigkeit.

Nämlich: er nenne mir nur diejenige Schrift, mit welcher ich meinen Verſuch des Verrauchens zuerſt machen ſoll. Er nenne mir ſie nur, und ich bin bereit. Iſt es eine, die ich ſchon kenne, ſo darf mir nicht bange ſeyn. Iſt es eine, die ich nicht kenne, und mein Verſuch ſchlägt fehl: deſto beſſer. Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beſchämung gern vorlieb.

Nur Eins muß ich mir dabei ausbedingen. Er muß nicht thun, als ob der, welcher gewiſſe Beweiſe einer Sache bezweifelt, die Sache ſelbſt bezweifle. Der geringſte Fingerzeig dahin ausgeſtreckt, iſt Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweiſe zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die ſie ſchlechterdings nicht haben können? Was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den beſcheidenen Schranken laſſen wollen, innerhalb welchen ſie alle ältere Theologen geſichert genug hielten? Oder iſt dem Hrn. Paſtor die Geſchichte der Dogmatik ſo wenig bekannt, daß er von dieſen Veränderungen nichts weiß? Wie kömmt er, und Er insbeſondere dazu, ſich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit dieſen Veränderungen unzufrieden iſt? Er iſt ja ſonſt kein Freund von theologiſchen Neuerungen. Warum will er nur dieſe gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologiſchen Schulſprache ausgedrückt habe, die ihm geläufig iſt? Ich bin Liebhaber der Theologie, und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewiſſes Syſtem ſchwören müſſen. Mich verbindet nichts, eine andere Sprache, als die meinige zu reden. Ich betaure alle ehrliche Männer, die nicht ſo glücklich ſind, dieſes von ſich ſagen zu können. Aber dieſe ehrlichen Männer müſſen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem ſie an die Krippe gebunden ſind. Sonſt hört mein Betauern auf, und ich kann nichts als ſie verachten.

So viel von dem Grauſale, der dem Hrn. Paſtor gleich am Eingange des Wegs aufſtieß. Nun von der Stelle ſelbſt, die ich, wie geſagt, nicht ganz in der nämlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne, gegen die Mißdeutungen des Hrn. Paſtors zu retten mich gezwungen ſehe. Die logiſche Ordnung unſerer Gedanken iſt nicht immer die, in welcher wir ſie andern mittheilen. Aber ſie iſt die, welche vor allen Dingen der Gegner aufſuchen muß, wenn ſein Angriff nach der Billigkeit ſeyn ſoll. Und ſo hätte der Hr. Paſtor mit dem 3ten meiner Sätze anfangen müſſen, wie folgt.

I. (3.)

Die Bibel enthalt offenbar mehr, als zur Religion gehört.

Dieſes geſchrieben zu haben, darf mich nicht reuen. Aber darauf geantwortet haben, wie der Hr. Paſtor Goeze darauf antwortet, möchte ich um alles in der Welt nicht.

„In dieſem Satze, antwortet er, liegen zwei Sätze. Einmal: die Bibel enthält das, was zur Religion gehört. Zweitens: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehört. In dem erſten Satze räumt der Hr. H. das ein, was er in dem vorhergehenden geläugnet hat. Enthält die Bibel das, was zur Religion gehört, ſo enthält ſie die Religion objective ſelbſt."

Ich erſchrecke! Ich ſoll geläugnet haben, daß die Bibel die Religion enthalte? Ich? Wo das? Gleich in dem Vorhergehenden? Doch wohl nicht damit, daß ich geſagt habe: die Bibel iſt nicht die Religion? damit?

Lieber Herr Paſtor, wenn Sie mit allen Ihren Gegnern ſo zu Werke gegangen ſind! Iſt denn ſeyn und enthalten einerlei? Sind es denn ganz identiſche Sätze: die Bibel enthält die Religion, und die Bibel iſt die Religion? Man wird mir doch nimmermehr in Hamburg den ganzen Unterſchied zwiſchen Brutto und Netto wollen ſtreitig machen? Da, wo ſo viele Waaren ihre beſtimmte Thara haben, wollte man mir auf die heil. Schrift, auf eine ſo koſtbare Waare, nicht auch eine kleine Thara gut thun? — Nun, nun, der Hr. Paſtor iſt auch wirklich ſo unkaufmänniſch nicht. Denn er fährt fort:

„Der zweite Satz kann zugegeben werden, wenn man einen Unterſchied macht zwiſchen dem, was weſentlich zur Religion gehört, und zwiſchen dem, was zur Erläuterung und Beſtätigung der Hauptſätze, welche eigentlich das Weſen der Religion ausmachen, gehört."

Gut! alſo handeln wir doch ſchon um das Brutto. Und wie? wenn auch ganz unnöthige Emballage darunter wäre? — Wie? wenn auch nicht Weniges in der Bibel vorkäme, das ſchlechterdings weder zur Erläuterung noch zur Beſtätigung auch des allergeringſten Satzes der Religion diene? Was andere auch gute lutheriſche Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wohl von einzelnen Nachrichten in dieſer und jener Schrift behaupten? Wenigſtens muß man ein Rabbi oder ein Homilet ſeyn, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortſpiel auszugrübeln, wodurch die Hajiemim des Ana, die Crethi und Plethi des David, der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß, und hundert andere ſolche Dinge, in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.

Alſo der Satz: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehört, iſt ohne Einſchränkung wahr. Auch kann er durch ſeinen gehörigen Gebrauch der Religion unendlich vortheilhafter, als durch ſeinen Mißbrauch ihr ſchädlich werden. Mißbrauch iſt von allen Dingen zu beſorgen; und ich hätte nichts dagegen, daß man ſich im Voraus darwider deckt. Nur hätte das auf eine paſſendere Art geſchehen müſſen, als es in folgendem Zuſatze des Hrn. Paſtors geſchehen iſt.

„Soll aber dieſer Satz der Bibel zum Nachtheil gereichen, ſo iſt er völlig unkräftig, eben ſo unkräftig, als wenn ich ſagen wollte: Wolfs Syſtem der Mathematik enthält Scholia und dieſe verringern den Werth deſſelben."

Wie geſagt, bei mir ſoll dieſer Satz der Bibel zu keinem Nachtheil gereichen. Er ſoll ſie vielmehr mit Eins unzähligen Einwürfen und Spöttereien entziehen, und in die aufgegebenen Rechte alter Urkunden wieder einſetzen, denen man Ehrerbietung und Schonung ſchuldig iſt.

Mit Ihrem Exempel hiernächſt, Herr Paſtor, bin ich mehr zufrieden, als Sie glauben. Freilich verringern die Scholia in Wolfs Elementen der Mathematik nicht den Werth derſelben. Aber ſie machen doch, daß nun nicht alles darin demonſtrirt iſt. Oder glauben Sie, daß die Scholia eben ſo gewiß ſeyn müſſen, als die Theoremata? Nicht zwar, als ob nicht auch Scholien demonſtrirt werden könnten, ſondern ſie brauchen es hier nur nicht. Es hieße die Demonſtration verſchwenden, wenn man alle die Kleinigkeiten damit verſehen wollte, die man in ein Scholion bringen und auch nicht bringen kann. — Eine ähnliche Verſchwendung der Inſpiration iſt von eben ſo wenig Nutzen, aber von unendlich mehr Aergerniß.

II. (4.)

Es iſt bloß Hypotheſe, daß die Bibel in dieſem Mehrern gleich unfehlbar ſey.

Nicht? Sondern was denn? Unwiderſprechliche Wahrheit. Unwiderſprechlich? dem ſo oft widerſprochen worden! dem noch jetzt ſo viele widerſprechen! So viele, die auch Chriſten ſeyn wollen, und Chriſten ſind. Freilich nicht wittenbergiſch-lutheriſche Chriſten, freilich nicht Chriſten von Calovs Gnaden. Aber doch Chriſten, und ſelbſt lutheriſche Chriſten, von Gottes Gnaden.

Wenn indeß Calov und Goeze doch Recht hätten! Letzterer führt wenigſtens ein ſo treffliches Dilemma an.

„Entweder, ſagt er, dieſes Mehrere iſt von Gott eingegeben, wenigſtens gebilligt, oder nicht. Iſt das erſte, ſo iſt es eben ſo unfehlbar, wie das Weſentliche. Nimmt man aber das letzte an, ſo verliert das erſte auch ſeine Zuverläſſigkeit."

Wenn dieſes Dilemma richtig iſt, ſo muß es auch gelten, wenn ich anſtatt des Mehreren irgend ein ander Subject ſetze, von welchem das nämliche doppelte Prädicat zu gelten ſcheint. Z. E. „Das moraliſch Böſe iſt entweder durch Gott geworden, wenigſtens von ihm gebilligt, oder nicht. Iſt das erſte, ſo iſt es eben ſo göttlich, und alſo eben ſo gut, als das Gute. Nimmt man aber das letzte an, ſo können wir auch nicht wiſſen, ob Gott das Gute erſchaffen und gebilligt habe. Denn Böſes iſt nie ohne Gutes, und Gutes nie ohne Böſes.“

Was denkt mein Leſer? Wollen wir beide Dilemmata behalten? oder beide verwerfen? Ich bin zu dem letzten entſchloſſen. Denn wie? wenn ſich Gott bei ſeiner Inſpiration gegen die menſchlichen Zuſätze, die ſelbſt durch die Inſpiration möglich wurden, eben ſo verhalten hätte, wie bei ſeiner Schöpfung gegen das moraliſch Böſe? Wie? wenn er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geſchehen war, das, was dieſe Wunder hervorgebracht hatten, ſeinem natürlichen Laufe überlaſſen hätte? Was ſchadet es, daß in dieſem Falle die Gränzen zwiſchen menſchlichen Zuſätzen und geoffenbarten Wahrheiten ſo genau nicht mehr zu beſtimmen wären? Iſt doch die Gränzſcheidung zwiſchen dem moraliſch Böſen und dem moraliſch Guten eben ſo unbeſtimmbar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Böſen? Würden ſich deßwegen gar keine geoffenbarte Wahrheiten von menſchlichen Zuſätzen unterſcheiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar keine innere Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Urſprung an ihr und in ihr keine Spur zurückgelaſſen, als die hiſtoriſche Wahrheit, die ſie mit ſo vielen Fratzen gemein hat?

Alſo gegen den Schluß des Hrn. Paſtors hätte ich das, und ſonſt noch manches einzuwenden. Aber er will auch nicht ſowohl durch Schlüſſe beweiſen, als durch Gleichniſſe und Schriftſtellen.

Und dieſe letztern, die Schriftſtellen, werden doch wohl unwiderſprechlich ſeyn? Wenn ſie das doch wären! Wie gern wollte ich den ewigen Zirkel vergeſſen, nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nämlichen Buches, und die Unfehlbarkeit der Stelle aus der Unfehlbarkeit des Buches bewieſen wird. Aber auch die ſind ſo wenig unwiderſprechlich, daß ich denken muß, der Hr. Paſtor hat nur gerade die allerzweifelhafteſten für mich aufgeſucht, um die triftigern auf eine beſſere Gelegenheit zu verſparen.

Wenn Chriſtus von der Schrift ſagt, ſie zeuge von ihm; hat er damit ſagen wollen, daß ſie nur von ihm zeuge? Wie liegt in dieſen Worten die Homogenität aller bibliſchen Bücher, ſowohl in Anſehung ihres Inhalts, als ihrer Eingebung? Könnte die Schrift nicht eben ſowohl von Chriſto zeugen, wenn auch nur das eingegeben wäre, was ſich darin als ausdrückliche Worte Gottes oder der Propheten auszeichnet?

Und die πασα γραφη des Paulus! — Ich brauche den Hrn. Paſtor nicht zu erinnern, wem er erſt über die wahre Erklärung dieſer Stelle genug thun muß, ehe er fortfährt, ſich ihrer ſo geradehin zu bedienen. Eine andere Conſtruction giebt den Worten des Paulus einen ſo andern Sinn, und dieſe Conſtruction iſt eben ſo grammatiſch, mit dem Zuſammenhange eben ſo übereinſtimmend, hat eben ſo viele alte und neue Gottesgelehrten für ſich, als die in den gemeinſten luther'ſchen Dogmatiken gebilligte Conſtruction, daß ich gar nicht einſehe, warum es ſchlechterdings bei dieſer bleiben ſoll? Luther ſelbſt hat in ſeiner Ueberſetzung nicht ſowohl dieſe, als jene befolgt. Er hat kein και geleſen, und ſchlimm genug, wenn durch dieſe Variante, ſo wie man dieſes και mitnimmt oder wegläßt, die Hauptſtelle von dem principio cognoscendi der ganzen Theologie ſo äußerſt ſchwankend wird.

Endlich das feſte prophetiſche Wort! — Woher der Beweis, daß unter dem prophetiſchen Worte auch alle hiſtoriſchen Worte verſtanden werden? Woher? Die hiſtoriſchen Worte ſind das Vehiculum des prophetiſchen Wortes. Ein Vehiculum aber ſoll und darf die Kraft und Natur der Arznei nicht haben. Was hat der Hr. Paſtor an dieſer Vorſtellung auszuſetzen? Daß es nicht ſeine, nicht ſeine wittenbergiſche Vorſtellung iſt, das weiß ich. Wenn aber nur das Deutſchland durch zwei Zeitungen erfahren ſollen, warum hat er ſich und mir die Sache nicht noch leichter gemacht? Warum hat er nicht kurz und gut in Bauſch und Bogen erklärt, daß meine ganze Stelle den Compendien der wittenbergiſchen Orthodoxie platterdings widerſpreche? Zugegeben, und herzlich gern! hätte ich ſodann eben ſo kurz antworten können.

III. (1)

Der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt, und die Bibel iſt nicht die Religion.

Wenn es wahr iſt, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehört: wer kann mir wehren, daß ich ſie, in ſo fern ſie beides enthält, in ſo fern ſie ein bloßes Buch iſt, den Buchſtaben nenne, und dem beſſern Theile derſelben, der Religion iſt, oder ſich auf Religion bezieht, den Namen des Geiſtes beilege?

Zu dieſer Benennung iſt derjenige ſogar berechtigt, der das innere Zeugniß des heil. Geiſtes annimmt. Denn da dieſes Zeugniß ſich doch nur bei denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äußern kann, welche auf unſere geiſtliche Beſſerung mehr oder weniger abzwecken: was iſt billiger, als nur ſolcherlei Bücher und Stellen der Bibel den Geiſt der Bibel zu nennen? Ich denke ſogar, es ſtreife ein wenig an Gottesläſterung, wenn man behaupten wollte, daß die Kraft des heil. Geiſtes ſich eben ſo wohl an dem Geſchlechtsregiſter der Nachkommen des Eſau beim Moſes, als an der Bergpredigt Jeſu beim Matthäus wirkſam erzeigen können.

Im Grunde iſt dieſer Unterſchied zwiſchen dem Buchſtaben und dem Geiſte der Bibel der nämliche, welchen andere auch gute lutheriſche Theologen ſchon längſt zwiſchen der heil. Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben. Warum hat Herr Paſtor Goeze nicht erſt mit dieſen angebunden, ehe er einem armen Laien ein Verbrechen daraus macht, in ihre Fußſtapfen zu treten?

IV. (2)

Folglich ſind die Einwürfe gegen den Buchſtaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geiſt und gegen die Religion.

Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundſatzes, aus welchem ſie hergeleitet wird. Jener iſt theils zugegeben, theils erwieſen. Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptſätze der chriſtlichen Religion keine Einwürfe gegen die Hauptſätze ſelbſt, ſo können noch weniger Einwürfe gegen bibliſche Dinge, die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion ſind, Einwürfe gegen die Religion ſeyn.

Ich brauche alſo hier nur noch auf die Inſtanz des Hrn. Paſtors zu antworten. Freilich, wenn eine Landesverfaſſung gerade nicht weniger und nicht mehr enthält, als die Landesordnung, ſo hat derjenige Unterthan, der muthwillige Einwürfe gegen die Landesverfaſſung macht, auch die Landesordnung muthwillig angegriffen. Aber wozu wären denn ſodann ganz verſchiedene Benennungen? Warum hieße nicht das Eine ſowohl als das Andere Landesordnung oder Landesverfaſſung? Daß das Eine anders heißt, als das Andere, iſt ja ein offenbarer Beweis, daß das Eine auch etwas anderes iſt, als das Andere. Denn vollkommene Synonyma giebt es nicht. Iſt aber das Eine etwas anderes, als das

Andere, ſo iſt es ja nicht wahr, daß das Eine beſtreiten nothwendig auch das Andere beſtreiten heißen muß. Denn der Umſtand, welcher die zweifache Benennung veranlaßt hat, ſey noch ſo klein, ſo kann der Einwurf auch doch nur dieſen kleinen Umſtand betreffen, und das, was der Herr Paſtor ſo ſpöttiſch Antitheſe nennt, iſt völlige Rechtfertigung. Ich will mich an einem Exempel erklären, das ihm ganz nahe iſt. Die Sammlung Hamburgiſcher Geſetze des Hrn. Syndicus Klefeker (wenn ſie fertig geworden, was ich jetzt nicht weiß,) enthält doch wohl die vollſtändigſte und zuverläſſigſte Verfaſſung der Stadt Hamburg? könnte doch wohl auch dieſen Titel führen? Wenn ſie ihn nun führte, könnte ich keinen Einwurf gegen dieſes Werk machen, ohne mich der Autorität der Hamburgiſchen Geſetze ſelbſt entgegen zu ſtellen? Könnte mein Einwurf nicht die hiſtoriſchen Einleitungen betreffen, die Hr. Klefeker einer jeden Claſſe von Geſetzen vorausgeſchickt hat? Oder haben dieſe hiſtoriſchen Einleitungen dadurch die Kraft der Geſetze erhalten, weil ſie mit den Geſetzen in Einem Bande abgedruckt worden? Woher weiß der Hr. Paſtor, daß die hiſtoriſchen Bücher der Bibel nicht ungefähr ſolche Einleitungen ſeyn ſollen? welche Bücher Gott eben ſo wenig einzugeben oder auch nur zu genehmigen brauchte, als Bürgerſchaft und Rath nöthig hatten, dieſe Einleitungen in ihren beſondern Schutz zu nehmen. Genug, daß Klefekern alle Archive der Stadt offen ſtunden! Hat er ſie nicht ſorgfältig genug gebraucht, ſo brauche ſie ein anderer beſſer, und damit gut. Vielmehr wäre es ein ärgerlicher Mißbrauch, eine unnütze Verſchleuderung der geſetzgebenden Macht, wenn man ihr Anſehen an zwei ſo verſchiedene Dinge ſo ganz gleich hätte vertheilen wollen, an die Geſetze und an die Geſchichte der Geſetze.

V. (5)

Auch war die Religion, ehe eine Bibel war.

Hierwider ſagt der Hr. Paſtor: „Aber doch nicht ehe eine Offenbarung war.“ — Was er damit will, iſt mir ganz unbegreiflich. Freilich kann eine geoffenbarte Religion nicht eher ſeyn, als ſie geoffenbart worden. Aber ſie kann doch eher ſeyn, als ſie niedergeſchrieben worden. Davon iſt ja nur die Rede. Ich will ja nur ſagen: die Religion war, ehe das geringſte von ihr ſchriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von der Bibel gab, die jetzt ſie ſelbſt ſeyn ſoll. Was ſoll nun die windſchiefe Frage, die mich in meinen eigenen Gedanken irre machen könnte? — Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwiedern.

VI. (6)

Das Chriſtenthum war, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erſte von ihnen ſchrieb; und eine ſehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam.

„Alles dieſes, ſagt der Hr. Paſtor, kann ich dem Herausgeber einräumen.“ — Kann? warum denn nur kann? — Muß mir der Hr. Paſtor einräumen.

Muß er mir das aber einräumen, ſo räumt er mir ja auch zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Chriſtenthum weit früher geweſen, als das aufgeſchriebene, daß es ſich erhalten und ausbreiten können, ohne aufgeſchrieben zu ſeyn. Mehr will ich ja nicht, und ich weiß wiederum gar nicht, warum er mir auch hier die Frage entgegenſetzt: „War denn das Chriſtenthum ſchon, ehe Chriſtus und die Apoſtel geprediget hatten?“

Dieſe Frage ſoll dieſen Satz zu ſeiner Abſicht unbrauchbar machen, welche Abſicht der folgende Satz enthält. Da wollen wir ſehen.

Hier möchte ich vorläufig nur auch gern eine Frage oder zwei thun, bloß um mich zu belehren, bloß den ganzen Sinn des Hrn. Paſtors zu faſſen. — „Wenn, ſo lange Chriſtus und die Apoſtel predigten, ſo lange die außerordentlichen Gaben des heil. Geiſtes in den Gemeinen wirkſam waren, die Fortpflanzung der chriſtlichen Religion durch mündlichen Unterricht beſſer zu erhalten war, als durch Schriften:“ fing der Gebrauch der Schriften erſt an, als jene außerordentlichen Gaben aufhörten, oder fing er früher an? Fing er früher an, und iſt es unläugbar, daß dieſe Gaben nicht zugleich mit den Apoſteln aufhörten, ſondern noch Jahrhunderte fortdauerten: entlehnten in dieſem Zeitraume die Gaben den Beweis von den Schriften oder die Schriften von den Gaben? Jenes hat keinen Verſtand: und war dieſes; ſind wir nicht ſehr übel daran, daß die nämlichen Schriften, welche die erſten Chriſten auf den Beweis der Gaben glaubten, wir ohne dieſen Beweis glauben müſſen? Fing hingegen der Gebrauch der Schriften nicht eher an, als die Wundergaben aufhörten: woher nehmen wir den Beweis, daß die Schriften in die Stelle der Wundergaben nicht ſowohl getreten, als treten ſollen?

Und doch erhellet aus der Geſchichte, daß dieſes allerdings der Fall iſt. Allerdings iſt zu erweiſen, daß ſo lange die Wundergaben, und beſonders die unmittelbare Erleuchtung der Biſchöfe, Statt hatten, man aus dem geſchriebenen Worte weit weniger machte. Es war ein Verbrechen ſogar, dem Biſchofe nicht anders, als auf das geſchriebene Wort glauben zu wollen. Und das nicht ohne Grund. Denn die ἔμφυτος δωρεὰ τῆς διδαχῆς, die in den Biſchöfen war, war eben dieſelbe, welche in den Apoſteln geweſen war, und wenn Biſchöfe das geſchriebene Wort anführten, ſo führten ſie es freilich zur Beſtätigung ihrer Meinung, aber nicht als die Quelle ihrer Meinung an.

Dieſes bringt mich nahe zu der Abſicht wieder zurück, in welcher ich den Satz, bei welchem wir halten, und den nächſtvorhergehenden, vorausgeſchickt habe. In der Folge nämlich:

VII. (7)

Es mag alſo von dieſen Schriften noch ſo viel abhangen: ſo kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der chriſtlichen Religion auf ihnen beruhen.

D. i. wenn es wahr iſt, daß die Religion des A. und N. Teſtaments eine geraume Zeit ſchon geoffenbart war, ehe das geringſte von ihr ſchriftlich verfaßt wurde, und eine noch geraumere Zeit beſtand, ehe alle die Bücher fertig wurden, die wir jetzt zum Kanon des Alten und Neuen Teſtaments rechnen, ſo muß ſie ja wohl ohne dieſe Bücher ſich denken laſſen. Ohne dieſe Bücher, ſage ich. Ich ſage nicht, ohne den Inhalt dieſer Bücher. Wer mich dieſes ſtatt jenem ſagen läßt, läßt mich Unſinn ſagen, um das große heilige Verdienſt zu haben, Unſinn zu widerlegen. Nochmals und nochmals: ohne dieſe Bücher. Auch hat, ſo viel ich weiß, noch kein Orthodox behauptet, daß die Religion in einem dieſer Bücher zuerſt, durch eines dieſer Bücher urſprünglich geoffenbart worden, und ſo wie die übrigen dazu gekommen, allmählig mit angewachſen ſey. Vielmehr geſtehen es gelehrte und denkende Theologen einmüthig, daß in dieſen Büchern bloß gelegentlich, bald mehr bald weniger, davon aufbehalten worden. — Dieſes Mehrere oder Wenigere wäre ſchon wahr geweſen, ehe es gelegentlich ſchriftlich aufbehalten wurde, und ſollte jetzt für uns nur wahr ſeyn, weil es ſchriftlich aufbehalten worden?

Hier ſucht ſich zwar der Hr. Paſtor mit einer Unterſcheidung zu helfen; ein anderes, will er, ſey die Wahrheit der Religion, und ein anderes, unſere Ueberzeugung von dieſer Wahrheit. „Die Wahrheit der chriſtlichen

Religion, ſagt er, beruht allerdings auf ſich ſelbſt; ſie beſteht auf ihrer Uebereinſtimmung mit den Eigenſchaften und Willen Gottes, und auf der hiſtoriſchen Gewißheit der Factorum, auf welche ihre Lehrſätze ſich zum Theil gründen. Allein unſere Ueberzeugung von der Wahrheit der chriſtlichen Religion beruht doch lediglich und allein auf dieſen Schriften.“ Aber, wenn ich dieſe Worte recht verſtehe, ſo ſagt der Hr. Paſtor entweder etwas ſehr Unphiloſophiſches, oder er ſchlägt ſich ſelbſt, und iſt völlig meiner Meinung. Vielleicht auch, daß er ſich ſo unphiloſophiſch ausdrücken mußte, um nicht gar zu deutlich meiner Meinung zu ſcheinen. Denn man überlege doch nur! Wenn die Wahrheit der chriſtlichen Religion theils — (dieſes theils hat er freilich nicht buchſtäblich hingeſchrieben, aber ſein Sinn erfordert es doch nothwendig) — wenn ſie, ſage ich, theils auf ſich ſelbſt, d. i. auf ihrer Uebereinſtimmung mit den Eigenſchaften und dem Willen Gottes, theils auf der hiſtoriſchen Gewißheit der Factorum beruht, auf die ſich einige ihrer Lehrſätze gründen: entſpringt nicht aus dieſem doppelten Grunde auch eine doppelte Ueberzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund ſeine Ueberzeugung für ſich? Was braucht einer von beiden die Ueberzeugung des andern zu entlehnen? Iſt es nicht fauler Leichtſinn, dem einen die Ueberzeugung des andern zu gute kommen zu laſſen? Iſt es nicht leichtſinnige Faulheit, die Ueberzeugung des einen auf beide erſtrecken zu wollen? Warum ſoll ich Dinge, die ich deßwegen für wahr halten muß, weil ſie mit den Eigenſchaften und dem Willen Gottes übereinſtimmen, nur deßwegen glauben, weil andere Dinge, die irgend einmal in Zeit und Raum mit ihnen verbunden geweſen, hiſtoriſch erwieſen ſind?

Es ſey immerhin wahr, daß die bibliſchen Bücher alle die Facta erweiſen, worauf ſich die chriſtlichen Lehrſätze zum Theil gründen; Facta erweiſen, das können Bücher, und warum ſollten es dieſe nicht können? Genug, daß die chriſtlichen Lehrſätze ſich nicht alle auf Facta gründen. Die übrigen gründen ſich, wie zugegeben, auf ihre innere Wahrheit und wie kann die innere Wahrheit irgend eines Satzes von dem Anſehen des Buches abhangen, in dem ſie vorgetragen worden? Das iſt offenbarer Widerſpruch.

Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Hr. Paſtor mit einer Zuverſicht thut, als ob nur Eine Antwort darauf möglich wäre. „Würde, fragt er, wenn die neuteſtamentlichen Bücher nicht geſchrieben und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Chriſtus gethan und gelehrt hat, in der Welt übrig geblieben ſeyn?“ — Gott behüte mich, jemals ſo klein von Chriſti Lehren zu denken, daß ich dieſe Frage ſo gerade zu mit Nein zu beantworten wagte! Nein, dieſes Nein ſpräche ich nicht nach, und wenn mir es ein Engel vom Himmel vorſagte. Geſchweige, da mir es nur ein lutheriſcher Paſtor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geſchieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob ſie der Menſch gleich nicht immer nachweiſen kann: und nur deine Lehren, göttlicher Menſchenfreund, die du nicht aufzuſchreiben, die du zu predigen befahlſt, wenn ſie auch nur wären gepredigt worden, ſollten nichts, gar nichts gewirkt haben, woraus ſich ihr Urſprung erkennen ließe? Deine Worte ſollten erſt, in todte Buchſtaben verwandelt, Worte des Lebens geworden ſeyn? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menſchen zu erleuchten und zu beſſern? Iſt mündliche Ueberlieferung nichts? Und wenn mündliche Ueberlieferung tauſend vorſätzlichen und unvorſätzlichen Verfälſchungen unterworfen iſt: ſind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeußerung ſeiner unmittelbaren Gewalt nicht eben ſowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälſchungen bewahren können, als wir ſagen, daß er die Bücher bewahrt hat? — O über den Mann allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes ſeyn will, und ſo keck vorgiebt, daß du deine Abſicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen laſſen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer dieſem einzigen Wege, den er ſieht, alle andere Wege, weil er ſie nicht ſieht, platterdings läugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie ſo rechtgläubig werden, damit ich nie ſo vermeſſen werde! —

Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe ſind nicht auch wirklich durch bloße mündliche Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt worden, ohne deren Hülfe wir ſchwerlich wohl die Schriften des N. T. vollkommen ſo verſtehen und auslegen würden, als wir mit ihrer Hülfe thun? Dieſes gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingeſtehen, ſondern auch von den Proteſtanten, ob deren es ſchon wenige zugeben.

Das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß iſt offenbar mehr aus einem mündlich überlieferten Lehrbegriffe entſtanden, als unmittelbar aus der Schrift gezogen worden. Wäre es dieſes, ſo würde es gewiß, theils vollſtändiger, theils beſtimmter ſeyn. Daß es dieſes nicht iſt, läßt ſich weniger aus der Muthmaßung erklären, daß es nur ein Formular für Täuflinge ſeyn ſollen, als daher, daß es den mündlich überlieferten Glauben enthält, der zur Zeit ſeiner Abfaſſung, als man die Bücher des N. Teſtaments ſo ſorgfältig noch nicht durchſiebt hatte, auch den Grund noch nicht erkannte, ſie ſo ſorgfältig durchſieben zu müſſen, gänge und gäbe war.

Doch wo gerathe ich hin? — Wohin der Hr. Paſtor mir leichter ein Kreuz nachſchlagen kann, mir lieber einen Fluch nachrufen wird, als mir folgen. — Alſo zurück und weiter.

VIII. (8)

War ein Zeitraum, in welchem ſie (die chriſtliche Religion) bereits ſo ausgebreitet war, in welchem ſie ſich bereits ſo vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchſtabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen iſt: ſo muß es auch möglich ſeyn, daß alles, was die Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch beſtünde.

Es iſt nicht ſpöttiſche Parodie, es iſt mein herzlicher Ernſt, wenn ich zum Theil die Worte des Hrn. Paſtors gegen ihn ſelbſt kehre und ſage: „Bei aller Achtung, welche ich für die ſonſtige Geſchicklichkeit und Verdienſte des Herrn Paſtors um die theologiſche Literatur habe, kann ich mich doch nicht entbrechen, das, was er gegen dieſen Satz erinnert, entweder für höchſt gefährliche Heterodoxie, oder für höchſt hämiſche Verleumdung zu erklären.“ — Er wähle! Auch ſteht ihm beides zu Dienſten.

Zuerſt alſo: ſeine Erinnerungen von Seiten der Verleumdung. — Ein handgreifliches Sophisma! ruft er. Ei! Aber doch wohl nicht nur für einen Mann, an dem die Hand verſtändiger und rechtgläubiger iſt, als der Kopf? „Denn, ſagt er, man ſetze nur für die Worte: in welchem gleichwohl noch kein Buchſtabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen iſt, dieſe, in welchem gleichwohl noch kein Wort aus dem von ihr gepredigt war, was bis auf uns gekommen iſt; ſo wird uns die Falſchheit deſſelben in die Augen leuchten.“ — Vortrefflich! — Wo iſt der Schriftſteller, dem ich nicht ein Sophisma, dem ich nicht eine Gottesläſterung anflicken will, ſobald ich ihm, ſtatt ſeiner Worte, andere unterſchieben darf? Andere? bloß andere? Wenn es der billige, der chriſtliche Hr. Paſtor dabei bewenden ließe! Aber er ſchiebt mir, ſtatt meiner guten, ſtatt meiner, wenn auch nicht einen wahren Sinn, doch einen Sinn habenden Worte, Worte unter, die ſchlechterdings gar keinen Sinn haben. Ich ſage: die chriſtliche Religion war, ehe von der chriſtlichen Religion etwas aufgeſchrieben wurde. Damit ſoll ich geſagt haben: die chriſtliche Religion war, ehe die chriſtliche Religion gepredigt, geoffenbart wurde. Das iſt, ich ſoll geſagt haben: die chriſtliche Religion war, ehe die chriſtliche Religion war. Bin ich denn aus dem Tollhauſe entlaufen, um ſo etwas zu ſagen? zu ſchreiben?

Der Hr. Paſtor fährt hierauf fort, mir Dinge vorzuhalten, an denen ich nie gezweifelt habe. Und warum? wozu? Damit ſeine Zeitungsleſer glauben ſollen, ich zweifle allerdings daran? — Schön! Seiner ſehr anſtändig!'

Nur wenn er nochmals in die Frage fällt: „Woher können wir nun die Lehren und Thaten Chriſti und ſeiner Apoſtel wiſſen?“ und er ſich ſelbſt darauf antwortet: „Allein aus den Schreiben der Evangeliſten und Apoſtel:“ muß ich mich nochmals gegen dieſes *Allein* verwahren. Mit dem Zuſatze, daß der größere Theil der Chriſten ihm dieſes *Allein* eben ſo wenig zugiebt. Oder ſind die Katholiken keine Chriſten? Wäre ich kein Chriſt, wenn ich in dieſem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Proteſtanten den Beweis für die Wahrheit der chriſtlichen Religion ſo führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich dächte, wie nur das *gegen* das Chriſtenthum gelten kann, worauf weder Katholik noch Proteſtant zu antworten weiß, ſo müſſe auch nur das *zum* Chriſtenthum gehören, was dem Katholiken und Proteſtanten gemein iſt. Wenigſtens kleidet es einen Theologen, von welchem Theile er auch ſey, ſehr ſchlecht, einen Satz, von dem er weiß, daß ihn der andere Theil behauptet, in dem Munde eines Dritten, da wo dieſer Dritte weder Katholik noch Proteſtant ſeyn will, als einen ſolchen zu verdammen, der die ganze chriſtliche Religion ſchlechterdings aufhebe.

Und hier fängt ſich die Heterodoxie des Hrn. Paſtors an. Wie? die chriſtliche Religion ſelbſt würde verloren gehen, wenn es möglich wäre, daß die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel verloren gingen? Wie? So hat man noch keinen zuverläſſigen Lehrbegriff aus dieſen Schriften gezogen, der ſich in andern Schriften erhalten würde? So iſt derjenige, der ſeinen ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegriffe hat, kein Chriſt? So wird niemand geſund, als wer die Arznei mit ſammt der Schachtel verſchlingt? — Man gebe nur Acht, nun werde ich müſſen geſagt haben, daß nicht allein die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel, ſondern auch alles das, was jemals aus dieſen Schriften gezogen worden, verloren gehen, und dennoch die chriſtliche Religion beſtehen könnte. — Nun werde ich müſſen geſagt haben, daß die chriſtliche Religion beſtehen könne, obgleich die chriſtliche Religion verloren gänge.

Und doch darf man nur auf meine Abſicht zurück ſehen, in welcher ich die ganze Stelle geſchrieben habe, die dem Hrn. Paſtor ein ſolches Aergerniß iſt. Ich will Einwürfe gegen den minder wichtigen Theil der Bibel auf ihren wahren Belang herabſetzen. Das iſt meine Abſicht. Und nur in dieſer Abſicht ſage ich, daß derjenige, deſſen Herz mehr Chriſt iſt, als der Kopf, ſich ganz und gar an dieſe Einwürfe nicht kehre, weil er *fühle*, was andere ſich zu *denken* begnügen, weil er allenfalls die ganze Bibel entbehren könnte. Er iſt der zuverſichtliche Sieger, der die Feſtungen liegen läßt und das Land einnimmt. Der Theolog iſt der furchtſame Soldat, der ſich an den Gränzfeſtungen den Kopf zerſtößt, und kaum das Land darüber zu ſehen bekömmt.

A propos! — Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollte ein abgeſetzter lutheriſcher Prediger aus der Pfalz mit ſeiner Familie, die aus zuſammengebrachten Kindern beiderlei Geſchlechts beſtand, ſich nach einer von den Colonien des brittiſchen Amerika begeben. Das Schiff, worauf er überging, ſcheiterte an einer kleinen unbewohnten bermudiſchen Inſel, und von dem Schiffsvolke erſoff, außer der Familie des Predigers, faſt alles. Der Prediger fand dieſe Inſel ſo angenehm, ſo geſund, ſo reich an allem, was zur Unterhaltung des Lebens gehört, daß er ſich gern gefallen ließ, die Tage ſeiner Wallfahrt daſelbſt zu beſchließen. Der Sturm hatte unter andern eine kleine Kiſte an das Land getrieben, in welcher bei allerlei Geräthſchaft für ſeine Kinder auch ein Catechismus Lutheri ſich befand. Es verſteht ſich, daß dieſer Catechismus, bei gänzlichem Mangel aller andern Bücher, ein ſehr koſtbarer Schatz für ihn wurde. Er fuhr fort, ſeine Kinder daraus zu unterrichten, und ſtarb. Die Kinder unterrichteten ihre Kinder wieder daraus, und ſtarben. Nur erſt vor zwei Jahren ward wieder einmal ein engliſches Schiff, auf welchem ein heſſiſcher Feldprediger war, an dieſe Inſel verſchlagen. Der Feldprediger, — ich könnte es aus ſeinen eigenen Briefen haben — ging mit einigen Matroſen, die friſches Waſſer einnehmen ſollten, aus Land, und erſtaunte nicht wenig, ſich auf einmal in einem ruhigen lachenden Thale, unter einem nackten, fröhlichen Völkchen zu finden, das Deutſch ſprach, und zwar ein Deutſch, in welchem er nichts als Redensarten und Wendungen aus Luthers Catechismus zu hören glaubte. Er ward neugierig darob, und ſiehe! Er fand, daß das Völkchen nicht allein mit Luthern ſprach, ſondern auch mit Luthern glaubte, und ſo orthodox glaubte, als nur immer ein Feldprediger. Einige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Catechismus war, wie natürlich, in den anderthalb hundert Jahren aufgebraucht, und ſie hatten nichts davon mehr übrig, als die Bretterchen des Einbandes. In dieſen Bretterchen, ſagten ſie, ſteht das alles, was wir wiſſen. — Hat es geſtanden, meine Lieben! ſagte der Feldprediger. — Steht noch, ſteht noch! ſagten ſie. Wir können zwar ſelbſt nicht leſen, wiſſen auch kaum, was Leſen iſt, aber unſere Väter haben es ihre Väter daraus herleſen hören. Und dieſe haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geſchnitten. Der Mann hieß Luther, und lebte kurz nach Chriſto.

Ehe ich weiter erzähle, Hr. Paſtor, waren dieſe guten Leutchen wohl Chriſten, oder waren ſie keine? Sie glaubten ſehr lebhaft, daß es ein höchſtes Weſen gebe, daß ſie arme ſündige Geſchöpfe wären, daß dieſes höchſte Weſen demungeachtet durch ein anderes eben ſo hohes Weſen ſie nach dieſem Leben ewig glücklich zu machen die Anſtalt getroffen. — Hr. Paſtor! waren dieſe Leutchen Chriſten, oder waren ſie keine?

Sie müſſen nothwendig ſagen: ſie waren keine. Denn ſie hatten keine Bibel. — Barmherziger Gott! Unbarmherziger Prieſter! Nein, ich erzähle Ihnen, von dieſem lieben, fröhlichen, glücklichen Völkchen weiter nichts.

Lieber ſchwatzen wir noch einen Augenblick über ein Ding, von dem es weit verzeihlicher iſt, keine richtigen Begriffe zu haben. Der Hr. Paſtor will beweiſen, daß „überdem mein Satz der Erfahrung und Geſchichte offenbar widerſpreche.“ Aber was er desfalls anführt, iſt ſo kahl, ſo obenabgeſchöpft, daß er dergleichen Tiraden ſich höchſtens nur in ſeinen Texten erlauben müßte. Man höre nur. „Von dem neunten Jahrhunderte an, ſagt er, bis auf den Anfang des fünfzehnten, war ein Zeitraum, in welchem die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel beinahe verloren gegangen waren. Wer kannte außer wenigen Gelehrten die Bibel? Sie ſteckte in Handſchriften und Ueberſetzung, bis auf die Erfindung der Druckerei, in den Klöſtern.“ Warum ſollen vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert der Abſchriften des N. Teſtaments wenigere geweſen ſeyn, als vom fünften bis aufs neunte? Warum vom fünften bis aufs neunte wenigere, als vom erſten bis aufs fünfte? Gerade umgekehrt; die Codices der neuteſtamentlichen Schriften vermehrten ſich mit der Folge der Zeit. Gerade waren dergleichen Codices im erſten und zweiten Jahrhundert am ſeltenſten, und ſo ſelten, daß ganze große Gemeinden nur einen einzigen Codicem beſaßen, den die Presbyteri der Gemeinde unter ihrem Schloſſe hielten, und den auch, ohne ihre beſondere Erlaubniß, niemand leſen durfte. Getraut er ſich von dem Zeitraume, den er angiebt, eben das zu erweiſen? Ich glaube, meines wenigen Theils, daß in dieſem Zeitraume mehr Abſchriften der Bibel in dem einzigen Deutſchland geweſen, als in den zwei erſten Jahrhunderten in der ganzen Welt, den Grundtext des A. Teſtaments etwa ausgenommen. Oder will er zu verſtehen geben, daß man mit dem neunten Jahrhundert angefangen habe, dem gemeinen Manne die Bibel aus den Händen zu ſpielen? Das muß er wohl, denn er fährt fort: „Der große Haufe erfuhr aus derſelben nichts mehr, als was ihm die römiſche Kleriſei davon ſagte, und dieſe ſagte ihm nichts mehr, als was er ohne Nachtheil ihres Intereſſe wiſſen konnte. Wie war in dieſer Zeit die chriſtliche Religion, in Abſicht auf den großen Haufen, beſchaffen? War ſie mehr als ein verwandeltes Heidenthum?“ — Die ſtrenge Wahrheit iſt, daß die Bibel auch vor dem neunten Jahrhunderte nie in den Händen des gemeinen Mannes geweſen war. Der gemeine Mann hatte nie mehr daraus erfahren, als ihm die Kleriſei daraus mittheilen wollen. Und ſo hätte ſich die Religion ſchon weit eher verſchlimmern müſſen, wenn es nicht wahr wäre, daß ſie ſich auch ohne unmittelbaren Gebrauch der Bibel erhalten könnte. Cui assentiunt, möchte ich aus dem Irenäus hinzuſetzen, multæ gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem. Endlich, wenn die chriſtliche Religion vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert nur daher ſo verfiel, weil die Schrift beinahe verloren war: warum hätte ſie ſich denn nicht allgemeiner wieder aufgerichtet, ſeitdem die Schrift durch die Druckerei gleichſam wiedergefunden worden? Hat denn die römiſche Kirche ſeitdem nur eine einzige ihrer alten Lehren fahren laſſen? Giebt es nicht Middletone, die ſie noch jetzt für nichts beſſeres, als für ein abgeändertes Heidenthum halten? Ich bin gewiß, der Hr. Paſtor iſt dieſer erbaulichen Meinung ſogar ſelbſt. — Aber die Reformation doch? dieſe haben wir doch wohl ganz dem ungehinderteren häufigern Gebrauch der Bibel zu danken? — Auch das iſt ſo ungezweifelt nicht. Denn die Reformation kam weniger dadurch zu Stande, daß man die Bibel beſſer zu brauchen anfing, als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen aufhörte. Auch haben wir dem ungehinderteren häufigern Gebrauche der Bibel eben ſo wohl den Socinianismus zu danken, als die Reformation.

So wenigſtens denke ich; unbekümmert, wie ſehr ſich der Hr. Paſtor darüber wundert. Ich wundre mich nicht einmal, daß er ſich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nämlichen Verhältniſſe, daß er ſich wundert, und ich mich nicht.

IX. (9)

Die Religion iſt nicht wahr, weil die Evangeliſten und Apoſtel ſie lehrten: ſondern ſie lehrten ſie, weil ſie wahr iſt.

Jede ſcharfſinnige Unterſcheidung läßt ſich von einem, der ſeiner Sprache nur ein wenig mächtig iſt, in eine Antitheſe bringen. Weil nun aber freilich nicht jede Antitheſe auf einer ſcharfſinnigen Unterſcheidung beruht, weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Witzes iſt, was ein zerſchmetternder Strahl des Scharfſinns ſeyn ſollte, zumal bei den lieben Dichtern: ſo iſt der Name Antitheſe ein wenig verdächtig geworden. Das kömmt nun den Herren ſehr gut zu Paſſe, die, ich weiß nicht, welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfſinn haben, beſonders, wenn er ſich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie ſchreien: Antitheſe! Antitheſe! Und damit haben ſie alles widerlegt.

Auch dieſe Antitheſe ſagt nichts! ſagt der vielſagende Hr. Paſtor. „Denn ſind die Evangeliſten und Apoſtel Männer, welche geredet und geſchrieben haben, getrieben durch den heil. Geiſt, ſo iſt die chriſtliche Religion wahr, weil die Evangeliſten und Apoſtel, oder eigentlich, weil Gott ſelbſt ſie gelehrt hat. Der zweite Satz ſteht bloß müßig da.“

Nun denn! ſo muß ich ſchon das Maaß meiner Sünden häufen, und eine Antitheſe mit einer andern Antitheſe unterſtützen. Auch das, was Gott lehrt, iſt nicht wahr, weil es Gott lehren will, ſondern Gott lehrt es, weil es wahr iſt.

Steht der zweite Satz hier auch müßig? — Ja, wenn wir nicht wüßten, was dieſe Herren ſich für einen ſchönen Begriff von dem Willen Gottes machten! Wenn wir nicht wüßten, daß, nach ihrem Sinne, Gott etwas wollen könne, bloß weil er es wolle. Und auch das ließe ſich in gewiſſem Verſtande von Gott noch ſagen, ſo daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unſinn in Worte faſſen ſoll.

X. (10)

Aus ihrer innern Wahrheit müſſen die ſchriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle ſchriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat.

Das erſte Wort, was der Herr Paſtor hierauf erwiedert, iſt: Gut! und ſo freute ich mich ſchon. Doch er läßt auf dieſes Gut ein Aber folgen, und das ſonderbarſte Aber von der Welt. Sogleich iſt nichts mehr gut, auch das nicht, was wir oben aus ſeinem eigenen Munde haben.

Oben (VII. 7) hatte er uns ſelbſt belehrt, daß die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion auf der Uebereinſtimmung mit den Eigenſchaften Gottes beruhe; und nun weiß er auf einmal von dieſer innern Wahrheit kein Wort mehr, ſondern ſetzt die hermeneutiſche Wahrheit entweder lediglich an ihre Stelle, oder erklärt doch wenigſtens die hermeneutiſche Wahrheit für die einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit eine Probe noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahrheit die Probe der hermeneutiſchen ſeyn müßte!

Man höre nur. Ich will des Hrn. Paſtors vermeinte Widerlegung und meine Antwort in eine Art von Dialog bringen, welcher der Kanzeldialog heißen könnte. Nämlich: ich unterbreche den Hrn. Paſtor, aber der Hr. Paſtor hält ſich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne ſich zu bekümmern, ob unſere Worte zuſammen klappen, oder nicht. Er iſt aufgezogen, und muß ablaufen. Alſo Ein Dialog und kein Dialog.

Er. „Gut; aber derjenige, der mir die ſchriftlichen Ueberlieferungen aus ihrer innern Wahrheit erklären will, muß mich vorher überzeugen, daß er ſelbſt von der innern Wahrheit derſelben eine richtige und gegründete Vorſtellung habe.“ —

Ich. Vorher? Warum vorher? Indem er das eine thut, thut er ja auch das andere. Indem er mir die innere Wahrheit eines geoffenbarten Satzes erklärt, (ich ſage erklärt, nicht bloß erklären will;) beweiſt er ja wohl genugſam, daß er ſelbſt von dieſer innern Wahrheit eine richtige Vorſtellung habe

Er. — „und daß er ſich nicht ſelbſt ein Bild davon mache, das ſeinen Abſichten gemäß iſt.“

Ich. Wenn ſeine Abſichten keine innere Güte haben, ſo können die Religionsſätze, die er mir beibringen will, auch keine innere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit iſt keine wächſerne Naſe, die ſich jeder Schelm nach ſeinem Geſichte boſſiren kann, wie er will.

Er. „Woher aber will er die Erkenntniß der innern Wahrheit der chriſtlichen Religion nehmen, —“

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr ſelbſt. Deßwegen heißt ſie ja die innere Wahrheit; die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von außen bedarf.

Er. — „als aus den ſchriftlichen Ueberlieferungen, oder aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel, —“

Ich. Was müſſen wir aus dieſen nehmen? Die innere Wahrheit? oder unſere erſte hiſtoriſche Kenntniß dieſer Wahrheit? Jenes wäre eben ſo ſeltſam, als wenn ich ein geometriſches Theorem nicht wegen ſeiner Demonſtration, ſondern deßwegen für wahr halten müßte, weil es im Euclides ſteht. Daß es im Euclides ſteht, kann gegründetes Vorurtheil für ſeine Wahrheit ſeyn; ſo viel man will. Aber ein anderes iſt die Wahrheit aus Vorurtheil glauben; und ein anderes, ſie um ihrer ſelbſt willen glauben. Beides kann vielleicht in der Anwendung auf das Nämliche hinaus führen; aber iſt es darum das Nämliche? — Alſo iſt es bloß die hiſtoriſche Kenntniß der innern Wahrheit, die wir einzig und allein aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel ſollen ſchöpfen können? Aber der größere Theil der Chriſten verſichert, daß es noch eine andere Quelle dieſer hiſtoriſchen Kenntniß gebe: nämlich die mündliche Ueberlieferung der Kirche. Und allerdings iſt es unwiderſprechlich, daß die mündliche Ueberlieferung einmal die einzige Quelle derſelben geweſen, und daß ſich ſchlechterdings keine Zeit angeben läßt, wenn ſie nicht bloß zur zweiten Quelle geworden, ſondern ganz und gar Quelle zu ſeyn aufgehört habe. Doch dem ſey, wie ihm wolle. Ich will hier nur Proteſtant ſeyn: die neuteſtamentlichen Schriften mögen die einzige Quelle unſerer hiſtoriſchen Kenntniß der Religion immerhin ſeyn. Hat ſich die erſte einzige Quelle ſeit ſiebzehnhundert Jahren nie ergoſſen? Iſt ſie nie in andere Schriften übergetreten? Nie und nirgends in ihrer urſprünglichen Lauterkeit und Heilſamkeit in andere Schriften übergetreten? müſſen ſchlechterdings alle Chriſten aus ihr ſelbſt ſchöpfen? Darf ſich ſchlechterdings kein Chriſt an den nähern zugänglichern Tiefen begnügen, in welche ſie übergetreten iſt? Das, das iſt ja nur hier die Frage. — Darf er: warum könnten die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel nicht ohne ſeinen Nachtheil verloren ſeyn? verloren gehen? Warum dürfte er ſie nicht als verloren gegangen anſehen, ſo oft man ihm mit Einwürfen gegen Stellen derſelben zuſetzt, die in dem Weſen ſeiner Religion nichts verändern? — Darf er nicht, ſo darf er ohne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf dieſen Tag noch kein vollſtändiger untrüglicher Lehrbegriff aus ihnen gezogen worden, auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegriff nun und nimmermehr aus ihnen gezogen werden kann. Denn nur dann wäre es allerdings nothwendig, daß jeder mit ſeinen eigenen Augen zuſähe, jeder ſein eigener Lehrer, jeder ſein eigener Gewiſſensrath aus der Bibel würde. Aber wie bedauerte ich ſodann euch, arme unſchuldige Seelen, in Ländern geboren, deren Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des erſten Grades einer beſſern Erziehung ermangeln, noch überall nicht leſen lernen! Ihr glaubt Chriſten zu ſeyn, weil ihr getauft worden. Unglückliche! da hört ihr ja, daß Leſen können eben ſo nothwendig zur Seligkeit iſt, als Getauft ſeyn!

Er. — „in der gehörigen Verbindung mit den Schriften des alten Teſtaments.“

Ich. Nun vollends gar! — Ich ſorge, ich ſorge, liebe fromme Idioten, ihr müßt noch hebräiſch lernen, wenn ihr eurer Seligkeit wollt gewiß ſeyn.

Er. „Ich werde keiner Vernunft hier nichts einräumen, ob ich gleich allezeit vorausſetze, daß die Lehrſätze der Religion, welche mir als die chriſtliche vorgepredigt wird, nie einem allgemeinen und unſtreitigen Grundſatze der Vernunft widerſprechen müſſen.“

Ich. Hr. Paſtor! Hr. Paſtor! — Alſo beſteht die ganze Vernunftmäßigkeit der chriſtlichen Religion darin, daß ſie nicht unvernünftig iſt? — Und Sie ſchämen ſich nicht in ihr theologiſches Herz, ſo etwas zu ſchreiben? — Schreiben Sie es, ſo predigen Sie es auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?

Er. „Wir erkennen alſo die Wahrheit der chriſtlichen Religion nur alsdann, wenn unſere Begriffe von derſelben eben diejenigen ſind, welche die ſchriftlichen Ueberlieferungen, die in der heil. Schrift enthalten ſind, davon in unſern Seelen hervorbringen ſollen.“

Ich. — Sollen! Aber welche ſollen ſie hervorbringen? — Können Sie es längnen, Hr. Paſtor, können Sie es ſich ſelbſt verhehlen, daß nur wenige Stellen des ganzen N. T. bei allen Menſchen die nämlichen Begriffe hervorbringen? daß der bei weitem größere Theil bei dieſen dieſe, bei andern andere Begriffe hervorbringt? Welches ſind die rechten, die hervorgebracht werden ſollen? Wer ſoll das entſcheiden? Die Hermeneutik? Jeder hat ſeine eigene Hermeneutik. Welches iſt die wahre? Sind ſie alle wahr? oder iſt keine wahr? Und dieſes Ding, dieſes mißliche, elende Ding ſoll die Probe der innern Wahrheit ſeyn! Was wäre denn ihre Probe?

Er. „Freilich können die ſchriftlichen Ueberlieferungen der chriſtlichen Religion keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat.“

Ich. Mich dünkt, Hr. Paſtor, daß Sie eben ganz ſo freigebig nicht waren, wo es Ihnen innere Wahrheit eines Lehrſatzes genug ſchien, daß er geſchrieben da ſtehe. Sie ſind doch wohl nicht nur darum ſo freigebig, weil Sie aus der Sache, mit der Sie es ſind, im Grunde nicht viel machen? weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bei der ſich nichts denken läßt, eben ſo lieb iſt, als eine, bei der ſich etwas denken läßt?

Er. „Das ſoll ſie aber auch nicht.“

Ich. Schön, daß ſie nicht ſoll, was ſie nicht kann! — Wenn aber die ſchriftliche Ueberlieferung der chriſtlichen Religion innere Wahrheit weder geben kann, noch geben ſoll, ſo hat auch die chriſtliche Religion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat ſie ſie nicht von ihr, ſo hängt ſie auch von ihr nicht ab. Hängt ſie von ihr nicht ab, ſo kann ſie auch ohne ſie beſtehen. Dahin will ich ja nur.

Er. „Ihr Zweck iſt alſo dieſer, die innere Wahrheit derſelben zu entdecken und zu beweiſen.“

Ich. Soll entdecken ſo viel heißen, als zuerſt bekannt machen, ſo habe ich ſchon bewieſen, daß die Schrift die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion der Welt nicht zuerſt bekannt gemacht hat. Hier ſetze ich noch hinzu: daß ſie jetzt den einzelnen Menſchen dieſes noch weniger thut. Denn wir kommen alle, mit den Grundbegriffen der Religion bereits verſehen, zu ihr. — Und beweiſen! Soll beweiſen hier nur ſo viel heißen, als, einen ſchriftlichen Beleg geben, in welchem die Worte des zu beweiſenden Satzes enthalten ſind, ſo hat ja der Hr. Paſtor ſelbſt ſchon eingeſtanden, daß ein ſolcher Beleg der innern Wahrheit nichts helfen kann, nichts helfen ſoll. Soll aber beweiſen hier heißen, was es eigentlich heißt, die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und ungezweifelten Wahrheiten darthun, ſo kann ja jedes andere Buch dieſes eben ſowohl, als die Schrift; beſonders nachdem es ihr die Schrift vorgethan. Nur ſo wäre wieder nicht einzuſehen, warum die chriſtliche Religion *jetzt* nicht ganz ohne die Schrift ſollte beſtehen können.

Er. „Folglich ſind es leere Worte, wenn man die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion und die Ueberlieferungen, oder deutlicher, die heilige Schrift, einander als zwei verſchiedene Dinge *entgegen ſetzen* will.“ —

Ich. Entgegen ſetzen? Wer will denn dieſe zwei Dinge einander entgegen ſetzen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß ſie *jetzt* von einander ganz unabhängig ſeyn *können*. Sind denn jede zwei verſchiedene Dinge einander entgegen geſetzt? Wer das behauptet, mag freilich leere Worte machen, ich mache durchaus keine. Ich will dem Theologen die Schrift nicht nehmen, der allein an ihr ſeine Künſte zu zeigen gelernt hat. Ich ſehe es zu wohl ein, wie viel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntniſſen und Wiſſenſchaften aufgeholfen hat; in welche Barbarei wir leicht wieder verſinken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannt würde. Aber der Theolog ſoll uns Chriſten ſein gelehrtes Bibelſtudium nur nicht für Religion aufdringen wollen. Er ſoll nur nicht gleich über Unchriſten ſchreien, wenn er auf einen ehrlichen Laien ſtößt, der ſich an dem Lehrbegriffe begnügt, den man längſt für ihn aus der Bibel gezogen, und dieſen Lehrbegriff nicht ſowohl deßwegen für wahr hält, weil er aus der Bibel gezogen, ſondern weil er einſieht, daß er Gott anſtändiger und dem menſchlichen Geſchlechte erſprießlicher iſt, als die Lehrbegriffe aller andern Religionen, weil er *fühlt*, daß ihn dieſer chriſtliche Lehrbegriff beruhigt.

Er. — „Eben ſo vergeblich, als wenn man ſagen wollte: man muß die Geſetze eines Geſetzgebers aus ſeiner innern Gerechtigkeit erklären. Umgekehrt, die innere Gerechtigkeit eines Geſetzgebers muß aus ſeinem Geſetze erkannt und beurtheilt werden.“

Ich. Der Herr Paſtor ſind doch in allen ihren Inſtanzen und Erläuterungen ganz ſonderbar unglücklich. Umgekehrt, ſage ich nun wiederum. Und wenn die Wahrheit kein Wetterhahn iſt, ſo wird ſie es hoffentlich wohl bei meinem Commando bewenden laſſen. Was? die Geſetze eines Geſetzgebers müßten nicht aus ſeiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchſtabe des Geſetzes einen trifft, den der Geſetzgeber zu treffen unmöglich kann die Abſicht gehabt haben; wenn, dem Buchſtaben nach, Strafe auf einen fällt, auf deſſen in ihrer Art einzige Handlung, die der Geſetzgeber nicht vorher ſehen können, vielmehr Belohnung als Strafe ſtehen müßte, verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchſtaben, und holt ſeinen Ausſpruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß ſie dem Geſetzgeber beigewohnt habe? — Was? die innere Gerechtigkeit eines Geſetzgebers müßte aus ſeinen Geſetzen erkannt und erklärt werden? Solon war doch wohl auch Geſetzgeber? Und Solon würde ſehr unzufrieden geweſen ſeyn, wenn man ihm nicht eine lautere, vollkommnere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als aus ſeinen Geſetzen ſichtbar war. Denn als man ihn fragte, ob er ſeinen Bürgern die beſten Geſetze gegeben habe; was antwortete er? *Οὐ, τοὺς πάντων καλλίστους, ἀλλ' ὧν ἐδύναντο τοὺς καλλίστους.* „Die beſten ſchlechterdings nun freilich nicht, aber doch die beſten, deren ſie fähig waren.“ Alſo. —

Doch ich bin es herzlich ſatt, mit einem Tauben länger zu reden. Sonſt könnte ich hier nicht unſchicklich einer Anwendung dieſer Worte des Solon noch gedenken, die dem Hrn. Paſtor höchſt ärgerlich ſeyn würde, wenn er nicht etwa ſchon wüßte, daß ſie ein Kirchenvater gemacht hat. Nur doch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchenväter für Wiſcher von unſern Luther'ſchen Paſtoren bekommen, wenn ſie jetzt ſchrieben! Dieſer nämliche Kirchenvater entbricht ſich nicht, eine zweifache chriſtliche Religion gelten zu laſſen; eine für den gemeinen Mann, und eine andere für den feineren, gelehrteren Kopf, die unter jener nur verborgen liege. So weit gehe ich doch noch lange nicht. Bei mir bleibt die chriſtliche Religion die nämliche, nur daß ich die Religion von der Geſchichte der Religion will getrennt wiſſen. Nur daß ich mich weigere, die hiſtoriſche Kenntniß von ihrer Entſtehung und ihrer Fortpflanzung, und eine Ueberzeugung von dieſer Kenntniß, die ſchlechterdings bei keiner hiſtoriſchen Wahrheit ſeyn kann, für unentbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Hiſtoriſche der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre, ſie mögen beantwortet werden können oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerei des Theologen nicht leiden kann, welcher dem gemeinen Manne weiß macht, jene Einwürfe wären alle ſchon längſt beantwortet. Nur daß ich den kurzſichtigen Hermeneutiker verſchmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten thürmt, um die Möglichkeit zu erhärten, daß dieſe Schwächen auch wohl keine Schwächen ſeyn könnten; der eine kleine Breſche, welche der Feind geſchoſſen, nicht anders zu ſtopfen weiß, als durch einen weit größern Wallbruch, den er anderwärts mit eigenen Händen macht.

Und damit ſoll ich mich an der chriſtlichen Religion verſündigt haben? Damit? damit, daß ich geſchrieben: „Was gehen den Chriſten des Theologen Hypotheſen und Erklärungen und Beweiſe an? Ihm iſt es doch einmal da, das Chriſtenthum, welches er ſo wahr, in welchem er ſich ſo ſelig *fühlt*. Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektriſchen Funken *erfährt*, was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von beiden Recht hat?“

Doch, daß ich *auch das* geſchrieben habe, läßt der Herr Paſtor ſeinen Zeitungsleſern zu melden wohl bleiben. Gleichwohl iſt nur zur Rechtfertigung eines Chriſten *ſolcher Art* die ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen ſo kauderwelſchen Commentar zu machen für gut befunden. Nur dieſes war die Abſicht dieſer Stelle. Nur dem *fühlenden* Chriſten ſollte darin eine Schanze verſichert werden, in welche er ſich getroſt werfen könne, wenn er mit ſeinen muthigeren Theologen das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theologen und die Theologen einer jeden Secte den Wahlplatz nicht ſobald räumen, auch nicht ſobald zu räumen brauchen, beſonders wenn ſie ſich nur mit ihres Gleichen herumſchlagen, wer weiß das nicht? Habe auch ich es nicht genug geſagt? Habe ich nicht mit ausdrücklichen Worten bekannt, daß jeder Theolog in dem Geiſte ſeines angenommenen Syſtems Antworten genug haben werde? Habe ich nicht ſelbſt einen Verſuch gemacht, ihm mit einigen dieſer Antworten vorzugreifen? Taugt dieſer mein Verſuch nicht viel, wie leicht möglich iſt, ſo mach' es beſſer, wer kann! Das wünſche ich ja nur. Bloß darum machte ich ja nur die Fragmente bekannt. Oder meint man, weil ich völlig befriedigende Antworten wünſchte und hoffte, hätte ich meinen Troſt auf den Fall, daß dergleichen Antworten nicht erfolgten, lieber zurück behalten ſollen? Warum das? Wollte ich denn durch dieſen Troſt im voraus alle Antworten für überflüſſig erklären? Er war ja bloß dem einfältigen Chriſten und nicht dem Theologen gegeben, dieſer Troſt, wenigſtens nur demjenigen Theologen zugleich gegeben, der über ſeine höhere Weisheit nicht verlernt hat, auch bloß einfältiger Chriſt zu ſeyn.

Daß dieſen Troſt, den ich für das unerſteiglichſte Bollwerk des Chriſtenthums halte, der Herr Paſtor einen ſtrohernen Schild nennt, thut mir ſeinetwegen ſehr leid. Er iſt, fürchte ich, in ſeinen theologiſchen Kriegen von der Heterodoxie des Feindes nicht unangeſteckt geblieben; mehr davon angeſteckt worden, als er ſich auf einer hamburgiſchen Kanzel wird wollen merken laſſen; mehr als er ſich vielleicht noch ſelbſt abgemerkt hat. Denn auch er muß alſo alles innere Gefühl des Chriſtenthums läugnen. Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören: „Gefühl! Was Gefühl? Gefühl iſt ein ſtroherner Schild. Unſere Hermeneutik, unſere ſymboliſchen Bücher, das, das ſind das alles ſchirmende, undurchdringliche, diamantene Schild des Glaubens!“ ſo kommt es vermuthlich nur daher, weil ſelbſt in den ſymboliſchen Büchern auf den ſtrohernen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer ſeyn; denn es giebt dort mehr ſtroherne Schilde. Wenn er nur nicht zugleich ſo ſchmal wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Menſch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was ſoll ein Paſtor damit, wenn er nicht auch ſeine Bibel, nicht auch ſeine ganze liebe Gemeinde mit eins darunter bergen kann?

Wie treuherzig der Herr Paſtor auch ſonach allen ſeinen werthen Herren Collegen anräth, lieber offenbar feldflüchtig zu werden, als ſich dieſes Schildes zu bedienen, iſt wohl noch werth, mit ſeinen eigenen Worten gehört zu werden. „Ich würde,“ ſagt er mit bebender Stimme, „den Chriſten, der zugleich Theolog iſt, ſehr bedauern, wenn er ſich aus Mangel anderer Gründe in der traurigen Nothwendigkeit ſehen ſollte, dieſen aus Stroh geflochtenen Schild den in den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen entgegen zu halten.“ — Das würde gewiſſermaßen auch ich thun. Wenigſtens würde ich die Achſeln über ihn zucken, daß er ſein Handwerk ſo ſchlecht verſtünde. Aber wer ſprach denn von einem Chriſten, der zugleich Theolog iſt? Sollen denn, müſſen denn alle Chriſten zugleich Theologen ſeyn? Ich habe noch immer die beſten Chriſten unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigſten wußten. Warum können die nicht einen ſtrohernen Schild haben, die unter feurige Pfeile nicht kommen? Hilft ein ſtroherner Schild gegen feurige Pfeile nicht, ſo hilft er doch gegen Hiebe. — Der entſchloſſene Herr Paſtor fährt fort: „Ich würde ihm (dem Chriſten, der zugleich Theolog iſt) lieber rathen, gar die Flucht zu nehmen.“ — Wenn er glaubt, daß er ſchlechterdings den Theologen ſeiner Secte beibehalten muß: Glück auf den Weg! Genug, daß diejenigen bei der Fahne halten, die nur Chriſten ſind. — „Denn durch Anwendung dieſer von dem Herrn Herausgeber an die Hand gegebenen Sätze würde er die Bibel preisgeben, um die Religion zu retten; aber welche Religion?“ — Welche? Die nämliche, aus welcher die Bibel entſtand. Die nämliche, die man in ſpäteren Zeiten, als ſie in ihrer urſprünglichen Lauterkeit ſollte verloren gegangen ſeyn, wieder aus der Bibel zog. Oder iſt noch keine zuverläſſig daraus gezogen worden? Iſt die daraus gezogene nur proviſorie, nicht wirklich die chriſtliche? Das muß wohl, denn der Herr Paſtor ſagt ſo ganz entſcheidend: „Gewiß nicht die chriſtliche, als welche mit der Bibel ſteht und fällt.“ — Das thut mir leid! Und die Bibel ſteht und fällt? Doch wohl mit ihrer Theopneuſtie? Allerdings muß er ſagen: wenn ohne Bibel kein Chriſtenthum iſt, ſo iſt ohne Theopneuſtie keine Bibel.

Und hier ſey mir erlaubt, mich auf die Stelle eines Andern zurück zu ziehen, an welche mich die nämlichen Worte: ſtehen und fallen, erinnern. „Die Frage,“ ſagt ein Mann,[1] der ſich um die Bibel zu verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach des Herrn Paſtors eigener Art zu folgern, nicht mit der chriſtlichen Religion ein Ernſt ſeyn ſollte — „Die Frage, ob die Bücher des N. Teſtaments von Gott eingegeben ſind, iſt der chriſtlichen Religion nicht völlig ſo wichtig als die vorige, ob ſie echt ſind? Sie ſteht und fällt nicht ſo ſchlechterdings mit ihr. Geſetzt, Gott hätte keines der Bücher des N. Teſtaments inſpirirt, ſondern Matthäum, Marcum, Lucam, Johannem, Paulum bloß ſich ſelbſt überlaſſen, zu ſchreiben was ſie wußten, die Schriften wären aber nur alt, echt und glaubwürdig, ſo würde die chriſtliche Religion die wahre bleiben. Die Wunder, durch die ſie beſtätigt iſt, würden ihre Wahrheit eben ſo gut beweiſen, wenn auch die Zeugen derſelben nicht inſpirirte, ſondern bloß menſchliche Zeugen wären; denn ohnehin ſetzen wir bei Unterſuchung der Wahrheit dieſer Wunder gar nicht das göttliche Anſehen der Schriftſteller zum voraus, ſondern betrachten ſie bloß als menſchliche Zeugen. Wären die Wunder wahr, die der Evangeliſt erzählte, ſo würden auch die Reden Chriſti, die dadurch beſtätigt ſind, ein untrügliches Gottes Wort ſeyn, doch mit dieſer kleinen Furcht und Ausnahme, daß der Erzähler vielleicht etwas nicht recht gefaßt, und es uns nicht völlig richtig aufbehalten haben könnte; und aus den Briefen der Apoſtel, geſetzt, ſie hätten in Nebenſachen gefehlt, würden wir doch die ſo oft wiederholten Hauptſachen der chriſtlichen Religion, die zu predigen Chriſtus ſie ausſandte, ſo gut lernen können, als etwa aus Bülfingern Wolfens Lehrſätze der Philoſophie. Es wäre alſo ganz wohl möglich, daß jemand an der göttlichen Eingebung der ſämmtlichen Schriften des N. Teſtaments einen Zweifel hätte, oder ſie ſogar läugnete, und doch die chriſtliche Religion von Herzen glaubte; ja es giebt wirklich ſo denkende, zum Theil in der Stille, zum Theil auch öffentlich, die man nicht ſogleich zu den Unchriſten rechnen darf. Gar nicht zu ihrer Verunglimpfung, ſondern bloß als Factum ſey es geſagt, manche alte Ketzer, die die Schriften des N. Teſtaments für echt, aber doch nicht für untrügliches Principium cognoscendi gelten ließen, ſondern ſich zu Richtern über die Apoſtel aufwarfen, könnten wohl eben ſo gedacht haben.“ —

Wie weit würde der Schutz dieſer Stelle über mich heraus reichen, wenn ich unter dieſer Stelle Schutz ſuchen müßte! Aber das brauche ich nicht, und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Bettelleute hiermit nachmachen wollen, die ſich einen haſtigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wiſſen, als dadurch, daß ſie ihn auf einen andern hetzen. Denn wenn ich den Herrn Paſtor Goeze kenne, ſo verſteht er ſeinen Vortheil zu wohl, daß er nicht lieber mich feſthalten, als friſcherdings auf einen Michaelis losgehen ſollte.

---

[1] Michaelis, in ſ. Einleitung in die Schriften des N. T. S. 73 u. f.

Anti-Goeze.

Multa sunt sic digna revinci, ne gravitate adorentur.
TERTULLIANUS.

D. i. Nothgedrungener Beiträge

zu den freiwilligen Beiträgen des Herrn Paſtor Goeze

Erſter.

(Gott gebe, letzter!)

1778.

(S. [illegible] Stück der [illegible] Beiträge.)

Lieber Herr Paſtor!

Poltern Sie doch nicht ſo in den Tag hinein, ich bitte Sie. — Ich gehe ungern daran, daß ich meiner Abſage ſchon ſo bald nachleben muß. Aber Sie glaubten wohl ſonſt, es ſey mein Ernſt nicht. — Sehen Sie alſo, welchen Plan zu meiner Fehde gegen Sie ich hiermit anlege. Auch ſchließen Sie auf den Ton aus dem Lemma des Tertullian und den ferneren Worten, die bei ihm folgen. Ueberſchreien können Sie mich alle acht Tage, Sie wiſſen wo. Ueberſchreiben ſollen Sie mich gewiß nicht.

Gott weiß es, ich habe nichts dagegen, daß Sie und alle Schulrectoren in Niederſachſen gegen meinen Ungenannten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; denn eben darum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht viele prüfen, recht viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu ſeyn ſcheint, und ſodann glaube ich wirklich der chriſtlichen Religion durch ſeine Bekanntmachung einen größeren Dienſt erwieſen zu haben, als Sie mit allen Ihren Poſtillen und Zeitungen.

Wie? weil ich der chriſtlichen Religion mehr zutraue als Sie, ſoll ich ein Feind der chriſtlichen Religion ſeyn? Weil ich das Gift, das im Finſtern ſchleicht, dem Geſundheitsrathe anzeige, ſoll ich die Peſt in das Land gebracht haben? Denn kurz, Herr Paſtor — Sie irren ſich ſehr, wenn Sie glauben, daß der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre, wenn ich ihm nicht herein geholfen hätte. Vernehmen Sie, daß das Buch ganz exiſtirt, und bereits in mehreren Abſchriften exiſtirt, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des erſten Entwurfs ſich in die Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freilich hätte nutzbarer machen können, wenn ich alle darin befindlichen plattdeutſchen Bibeln von Wort zu Wort für Sie conferirt hätte.

Verſichern Sie indeß nicht ſelbſt, daß dieſe leidigen Fragmente ſchon ein paar Werke hervorgebracht haben, deren Nutzen den beſorglichen Schaden derſelben unendlich überwiege? Und ich, ich, der ich die causa sine qua non dieſer vortrefflichen Werke bin, ſollte deßfalls ein Reichshofrathsconcluſum zu beſorgen haben? Vielmehr verſpreche ich mir eine Belohnung von dem Reichshofrathe, ſo bald er nicht bloß die traurige Pflicht des Reichshofraths ſeyn wird, Unrecht zu ſteuern und böſe Handlungen zu ſtrafen, — ſobald aufgeklärtere, tugendhaftere Zeiten, wie wir unter einem Joſeph II. ſie uns immer mehr und mehr verſprechen dürfen, auch dem Reichshofrathe Muße und Stoff geben werden, verborgene Tugend aufzuſuchen und gute Thaten zu belohnen. Bis dahin hat es wenigſtens keine Noth, daß nur einer in den erſten Gerichten des Reichs ſeyn ſollte, der ſo dächte — wie Goeze.

Schön, vortrefflich, ganz in Luthers Geiſte, iſt es von dieſem Luther'ſchen Paſtor gedacht, daß er den Reichshofrath zu einem Schritte gern verhetzen möchte, der, vor zweihundertundfünfzig Jahren mit Ernſt gethan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie hat? Wenn es jetzt keinem Doctor der Theologie erlaubt ſeyn ſoll, die Bibel aufs neue und ſo zu überſetzen, wie er es vor Gott und ſeinem Gewiſſen verantworten kann, ſo war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich ſetze hinzu: ſo war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu überſetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit, nämlich gegen die, daß es beſſer ſey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht geleſen werde. Den Ungrund dieſes von ſeiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erſt erweiſen; er mußte die Wahrheit des Gegenſatzes erſt erfechten, er mußte ſie als ſchon erfochten vorausſetzen, ehe er ſich an ſeine Ueberſetzung machen konnte. Das alles braucht ein jetziger proteſtantiſcher Ueberſetzer nicht; die Hände ſind ihm durch ſeine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundſatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in ſeiner Sprache leſen dürfe, leſen müſſe, nicht genug leſen könne. Er thut alſo etwas, was ihm niemand ſtreitig macht, daß er es thun könne, anſtatt daß Luther etwas that, wobei es noch ſehr ſtreitig war, ob er es thun dürfe. — Das iſt ja ſonnenklar. — Kurz, Bahrdtens oder eines andern Jetztlebenden Ueberſetzung verdammen, heißt der Luther'ſchen Ueberſetzung den Proceß machen, wenn jene auch noch ſo ſehr von dieſer abgehen. Luthers Ueberſetzung ging von den damals angenommenen Ueberſetzungen auch ab, und mehr oder weniger darauf kömmt nichts an.

Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiſte geſchützt ſeyn; und Luthers Geiſt erfordert ſchlechterdings, daß man keinen Menſchen in der Erkenntniß der Wahrheit nach ſeinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, ſeinen Fortgang in der Erkenntniß andern mitzutheilen. Denn ohne dieſe Mittheilung im Einzelnen iſt kein Fortgang im Ganzen möglich.

Herr Paſtor, wenn Sie es dahin bringen, daß unſere lutheriſchen Paſtoren unſere Päpſte werden; — daß dieſe uns vorſchreiben können, wo wir aufhören ſollen, in der Schrift zu forſchen; — daß dieſe unſerem Forſchen, der Mittheilung unſeres Erforſchten Schranken ſetzen dürfen: ſo bin ich der erſte, der die Päpſtchen wieder mit dem Papſte vertauſcht. — Hoffentlich werden mehrere ſo entſchloſſen denken, wenn gleich nicht viele ſo entſchloſſen reden dürften. Und nun, Herr Paſtor, arbeiten Sie nur darauf los, ſo viele Proteſtanten als möglich wieder in den Schooß der katholiſchen Kirche zu ſcheuchen. So ein lutheriſcher Eiferer iſt den Katholiken ſchon recht. Sie ſind ein Politicus wie ein Theolog. —

Das eine der vortrefflichen Werke, die ohne Mich in des Nichts unfruchtbaren Lenden geblieben wären, ſind die Unterredungen meines Nachbars, deſſen gutem Willen ich bereits in meiner Duplik alle mögliche Gerechtigkeit erwieſen habe. Sie wiſſen nun ohne Zweifel, Herr Paſtor, daß damals, als Sie mich aufforderten, auf dieſe Unterredungen zu antworten, ich bereits darauf geantwortet hatte. Die Reihe zu reden iſt nun an Ihnen, und es ſoll mich verlangen, wie weit es Ihre Exegetik treiben wird, das Wort Gottes in den Augen vernünftiger Menſchen lächerlich zu machen. Es ſoll mich verlangen, aus welchen Gründen, mit welcher Stirne Sie die unverdauten Einfälle eines vermuthlichen Laien, wie mein Nachbar iſt, den weit beſſeren Antworten vorziehen werden, die auf die Einwürfe meines Ungenannten ſchon vorhanden waren. —

Das zweite dieſer Werke iſt des Herrn Maſcho Vertheidigung der chriſtlichen Religion, oder, wie ich lieber ſagen möchte: die Vertheidigung der chriſtlichen Religion des Herrn Maſcho. Denn wahrlich die Vertheidigung iſt nicht ſo ſehr ſein eigen, als die Religion, die er vertheidigt. Und was? dieſe hätten Sie geleſen gehabt, Herr Paſtor, ganz geleſen gehabt, als Sie das 71ſtemal dieſes Jahr in Ihr Horn ſtießen? — Ja?

So kann es denn das Publicum nicht zeitig genug erfahren, wie mancherlei Maaß und Gewichte Goeze und Compagnie in Hamburg haben!

Es thut mir leid, daß ich dieſes ſonſt gute Haus ſo blamiren muß. Aber warum braucht es auch ſein richtiges volles Gewicht nicht wenigſtens gegen ſeine alten Freunde? Warum will es mit ſeinem richtigen vollen Gewichte ſich nur erſt Freunde machen, aber nicht erhalten?

Armer Maſcho, laſſen Sie den neidiſchen Mann, der alle Handlungen einzig in ſeine Canäle lenken will, nur erſt mit mir fertig ſeyn. Er wird Sie ſchon auch nach Hauſe leuchten. Jetzt thut er mit Fleiß, als ob er nicht merkte, auf welcher Seite Sie hinken. Er braucht Hülfe: **Tros Rutulusve fuat** — Seine Partie muß ſich wenigſtens in den Zeitungen immer vergrößern. Aber warten Sie nur!

Doch iſt es nicht unſchicklich, in einem Briefe einen andern anzureden, als den, an welchen der Brief geſtellt iſt? Ich wende mich alſo wieder zu Ihnen, Herr Paſtor, und frage Sie nochmals, haben Sie des Herrn Maſcho Vertheidigung, welche Sie ſo rühmen, wirklich geleſen?

Wirklich? — Nun ſo iſt es erwieſen, Herr Paſtor, was ich Ihnen Schuld gebe. Sie haben mancherlei Maaß und Gewicht, welches dem Herrn ein Gräuel iſt. Mit einem andern bevortheilen Sie mich, mit einem andern bedienen Sie den Herrn Maſcho. Wovor Sie bei mir andere warnen, das preiſen Sie bei ihm andern an. Die nämlichen Species, die Sie nach meiner Verſchreibung als gefährlich und tödtlich nicht adminiſtriren wollen, verkaufen Sie auf ſein Recipe in der nämlichen Quantität, oder in einer noch bedenklicheren, als höchſt unſchuldig und heilſam.

Oder das Ding, Herr Paſtor, in Ihrer ſinnreichen Metapher des ſtrohernen Schildes auszudrücken. Herr Maſcho ſtreitet ſchlechterdings unter dem nämlichen ſtrohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt ſo lächerlich und verdächtig gemacht haben. Wie kömmt es denn, daß dieſes ſtroherne Schild nur an meinem Arme ſchlimmer als keines iſt? an ſeinem aber für eine gar hübſche, taugliche Waffe paſſiren muß?

Nämlich: behauptet nicht auch Herr Maſcho (S. 10), daß die Bibel zwar eine Offenbarung enthält, aber keine iſt?

Unterſcheidet nicht auch Herr Maſcho (S. 249) den Buchſtaben von dem Geiſte der Bibel?

Lehrt nicht auch Herr Maſcho (S. 202), daß die Religion eher geweſen, als die Bibel?

Und ſind denn das nicht die drei Sätze, um welche der Herr Paſtor den Tanz mit mir angefangen?

Sie können nicht ſagen, Herr Paſtor, daß Sie dieſe Sätze bei ihm nicht gefunden. Denn ſie ſtehen nicht allein mit deutlichen Worten da, ſondern alles, alles, was Herr Maſcho ſagt, bezieht ſich, gründet ſich darauf.

Ja noch mehr: eben dieſe Sätze, die ich für bloße Betrachtungen gebe, mit welchen ſich diejenigen beruhigen können, die ſich an dem Chriſtenthume ohne Theologie begnügen wollen, oder begnügen müſſen: eben dieſe Sätze macht Herr Maſcho zu Grundſätzen, nicht des Chriſtenthums, ſondern der Theologie.

Denn das ganze Syſtem von Inſpiration, welches Sie annehmen, Herr Paſtor, in deſſen Geiſte Sie die uns gemeinſchaftlichen, aber nicht zu einerlei Abſicht gemeinſchaftlichen Sätze bei mir anfeindeten, was iſt es dem Herrn Maſcho? — Was es mir bei weitem noch nicht iſt.

Es iſt ihm eben das, was meinen Ungenannten in den Naturalismus geſtürzt hat. Es iſt ihm das, was jeden nicht beſſer organiſirten Kopf, als meinem Ungenannten zu Theil geworden war, in den Naturalismus nothwendig ſtürzen muß. Das iſt es ihm, das iſt es ihm auf allen Blättern.[1]

Und nun, Herr Paſtor, ſeyen Sie auf Ihrer Hut! Ich warne Sie auf den Wink des Herrn Maſcho. Ehe Sie es ſich verſehen, liegen Sie, nach dem Herrn Maſcho, in eben dem Abgrunde, in welchem mein Ungenannter nun jammert, und dann iſt keine Hülfe für Sie, als entweder da zu verzweifeln, oder mit eins alle den Plunder aufzugeben, der noch vor 50 bis 60 Jahren in unſern Lehrbüchern Religion hieß,[2] und alle die ſchönen Siebenſachen dafür anzunehmen, die man ſeit dieſer Zeit in der Religion erfunden hat, und noch täglich erfindet.[3]

Sogar werden Sie gezwungen ſeyn, ſolcher ſchönen Siebenſachen nicht wenige anzunehmen, die Herr Maſcho ſelbſt unter Ihren Augen erfindet. Er hat bereits Dinge in ſeinem Körbchen, die jedem guten Alltagschriſten völlig fremd und unerhört ſind. Ueber gewiſſe jüdiſche Ideen, die wir ſehr unrecht ganz vergeſſen haben;[4] über das große Pfingſtwunder,[5] über — was weiß ich!

Und o, welch neues Unglück drohet dem hamburgiſchen Katechismus wieder in Hamburg ſelbſt! Denn Herr Maſcho iſt mit nichts weniger zufrieden, als mit unſern bisherigen Religionsunterrichten, deren nothwendige Berichtigung und Verbeſſerung er aus den leidigen Fragmenten meines Ungenannten erſt recht erkannt hat. Seine, ſeine Ideen müſſen vor allen Dingen in unſere Katechismen: oder es geht nimmermehr gut![1]

---

[1] S. Vorr. IV. VIII. X. XII., desgleichen in der Schrift ſelbſt, S. [illegible], 271, 306 und wo nicht?

[2] Vorr. XV.

[3] S. [illegible]

[4] S. [illegible]

[5] S. 111.

Wie, Herr Paſtor? Das wollten Sie geſtatten? Als unſerm guten Freunde Alberti ehedem ſo etwas beifiel, wem hat es die hamburgiſche Kirche zu danken, daß er nicht damit durchdrang, als Ihnen? Und nun ſollte Herr Maſcho damit durchdringen, indem Ihre ganze Aufmerkſamkeit, Ihr ganzer Eifer nur auf mich gerichtet iſt?

Erkennen Sie doch die Diverſion, die man Ihnen zu machen ſucht, und laſſen mich in Ruhe. Es könnte ja gar ſeyn, daß ich und Maſcho uns verſtünden! Doch, das muß ich Ihnen nicht zweimal ſagen, wenn unſere Liſt gelingen ſoll.

---

[1] Vorr. XIII. S. 26, 30, 71, 111 u. m.

Anti-Goeze.

Bella geri *placeat* nullos habitura triumphos!
Luc.

ZWEITER. (4)

1778.

Mein Herr Hauptpaſtor!

Ich erhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine — wenn es nicht Ihre erſte Lüge iſt — mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf unſere allerheiligſte Religion ꝛc. am Abend des Oſterabends, und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu koſten. Der ſoll mir auf das Feſt ſchmecken! dachte ich. Und er hat mir geſchmeckt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu ſeiner Zeit auch ſo ſchmecken, auch ſo wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder iſt! Der Herr Hauptpaſtor verweiſen mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches ich, der Geſchmeidigkeit wegen, lieber das Vorläufige Etwas nennen will, mit ſo vielem Ernſt und Nachdruck meine Aequivoken[1] und Wortſpiele; und dennoch mache ich ſchon wieder ein ſo häßlich Ding, und äquivocire und wortſpiele mit vorläufig und Vorlauf, ohne auch nur im geringſten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der Kelter oder von der Blaſe verſtehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpaſtor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden iſt. Jeder Menſch hat ſeinen eigenen Styl, ſo wie ſeine eigene Naſe, und es iſt weder artig noch chriſtlich, einen ehrlichen Mann mit ſeiner Naſe zum beſten haben, wenn ſie auch noch ſo ſonderbar iſt. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Styl habe? Daß ich ihn nicht erkünſtle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichſten Cascaden zu machen geneigt iſt, wenn ich der Sache am reifſten nachgedacht habe. Er ſpielt mit der Materie oft um ſo muthwilliger, je mehr ich erſt durch kaltes Nachdenken derſelben mächtig zu werden geſucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir ſchreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein ſchwanker, ſchiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und beſtimmt denken kann, als wer ſich des eigentlichſten, gemeinſten, platteſten Ausdruckes bedient? daß, den kalten, ſymboliſchen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben ſuchen, der Wahrheit ſchlechterdings ſchade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem ſcharfen, ſondern dem blanken Schwerte zuſchreiben! Wie lächerlich alſo auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Style deſſelben zuſchreiben! Ich kenne keinen blendenden Styl, der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein giebt echten Glanz, und muß auch bei Spötterei und Poſſe, wenigſtens, als Folie, unterliegen.

Alſo von der, von der Wahrheit laſſen ſie uns ſprechen, und nicht vom Styl. — Ich gebe den meinen aller Welt preis, und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler ſehr wohl, der ihn von ſo manchen andern Stylen auszeichnen ſoll; und alles, was zu merklich auszeichnet, iſt Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunſtrichter, die ihn von allen ſeinen Fehlern ſäubern wollten, gerade für dieſen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er iſt nicht ſein Fehler, er iſt ſeine Erbſünde. Nämlich: er verweilt ſich bei ſeinen Metaphern, ſpinnt ſie häufig zu Gleichniſſen, und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus, wodurch er ſich nicht ſelten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Dieſen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatiſche Arbeiten mit verſtärkt haben, denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein ſcharfes Auge zu haben, weil es wohl gewiß iſt, daß in den wirklichen Geſprächen des Umganges, deren Lauf ſelten die Vernunft, und faſt immer die Einbildung ſteuert, die mehreſten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Dieſe Erſcheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geſchmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdeckt, der uns am beſten weiter bringen kann!

---

[1] Der Herr Hauptpaſtor ſchreiben Equivocen; und das mehr wie einmal. (S. VII. IX. 55.) Es kann alſo weder Schreib- noch Druckfehler ſeyn, ſondern dieſe ſpaßhafte Orthographie ward beliebt, — um auch ein Wortſpielchen zu machen. *Aequivocum*, quasi dicas, *equi vocem*. Denn freilich, was iſt äquivoker als das Wiehern des Pferdes? Für den Cardanus zwar nicht; aber doch für uns andere, die wir uns auf das Wiehern nicht ſo gut verſtehen, als Cardanus. — Oder ſollte der Herr Hauptpaſtor hier wohl noch ſpaßhafter ſeyn wollen, und zugleich ein Wort im Sinne gehabt haben, welches Luther in ſeinem Hannswurſt von Wolfenbüttel braucht? Der Bibliothekar zu Wolfenbüttel erinnerte ihn an dieß Buch, dieß Buch an dieß Wort: und ich freue mich herzlich, daß ich ſeinem Witze ſo auf die Spur komme. Das nenne ich doch noch eine Nachahmung Luthers!

Und ſo wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den beſten proſaiſchen Schriftſteller bilde. Ich denke ſogar, ſelbſt Cicero, wenn er ein beſſerer Dialogiſt geweſen wäre, würde in ſeinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften ſo wunderbar nicht ſeyn. In dieſen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die ſich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfordern einen geſetzten, immer gleichen Schritt, dieſer verlangt mitunter Sprünge, und ſelten iſt ein hoher Springer ein guter ebener Tänzer.

Aber, Herr Hauptpaſtor, das iſt mein Styl, und mein Styl iſt nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings ſoll auch meine Logik ſeyn, was mein Styl iſt: eine Theaterlogik. So ſagen Sie. Aber ſagen Sie was Sie wollen, die gute Logik iſt immer die nämliche, man mag ſie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, ſie anzuwenden, iſt überall die nämliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde ſie gewiß auch zu einer Predigt nicht entſtehen, ſo wie der, dem ſie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerſchöpflichſte Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Comödien gemacht hätte? Gewiß nicht, denn ſeine Predigten ſind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Moliere und Shakſpear vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn ſie anſtatt des Theaters, die Kanzel hätten beſteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpaſtor, den guten Schloſſer wegen ſeiner Komödien ſo erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? wenn er kann. Die zweite: darf ein Komödienſchreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will.

Doch wozu alles dieſes Geſchwätz? Was gehen mich jetzt die Armſeligkeiten des Styls und Theaters an, jetzt, da ein ſo ſchreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — Da ſteht er, mein unbarmherziger Ankläger, und wiehert Blut und Verdammung; und ich, einfältiger Tropf, ſtehe bei ihm, und leſe ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelaſſenheit ſelbſt, meine Kälte ſelbſt machen mich des Vorwurfs werth.

Wie, Herr Hauptpaſtor? Sie haben die Unverſchämtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf die chriſtliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu ſchreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie jetzt an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern werth. Daß ich Ihre Stirn nicht habe, das allein hindert mich. Ich unterſtehe mich nicht zu ſagen, was ich nicht erweiſen kann, und Sie — Sie thun alle ſieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche thun ſollten. Sie ſchwatzen, verleumden und poltern; für Beweis und Eviction mag die Kanzel ſorgen.

Und die einen ſo infamirenden Titel führt, — was enthält dieſe Goeziſche Scharteke? Nichts enthält ſie, als elende Recenſionen, die in den freiwilligen Beiträgen ſchon ſtehen, oder werth ſind darin zu ſtehen. Doch ja, ſie enthält auch einen zum drittenmale aufgewärmten Brei, den ich längſt der Katze vorgeſetzt habe. Und dennoch ſollen und müſſen ſich des Herrn Hauptpaſtors liebe Kinder in Chriſto dieſen beſchnuffelten, beleckten Brei wieder in den Mund ſchmieren laſſen.

Iſt es von einem rechtſchaffenen Gelehrten, — ich will nicht ſagen, von einem Theologen — begreiflich, daß er, unter einem ſolchen Titel, widerlegte Beſchuldigungen nochmals in die Welt ſchickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringſte Rückſicht zu nehmen? — „So hat er denn wohl von dieſer Widerlegung nichts gewußt?“ — O doch! Er weiß ſehr wohl, daß ſie vorhanden iſt; er hat davon gehört, nur geleſen hat er ſie noch nicht, und nach dem Feſte wird es ſich zeigen, ob er es für nöthig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwiſchen, Herr Hauptpaſtor, inzwiſchen haben Sie dennoch die Grauſamkeit, Ihre Beſchuldigungen zu wiederholen? in dieſem geſchärften Tone zu wiederholen? — Alſo ſind Sie allwiſſend? Alſo ſind Sie untrüglich? — Alſo kann ſchlechterdings in meiner Widerlegung nichts ſtehen, was mich in einem unſchuldigern Lichte zeigte? was Sie einen Theil Ihrer Klage zurück zu nehmen bewegen könnte? Alſo, wie Sie eine Sache einmal anſehen, ſo, vollkommen ſo, ſind Sie gewiß, daß Sie dieſelbe von nun an bis in Ewigkeit anſehen werden?

In dieſem einzigen Zuge, Herr Hauptpaſtor, ſtehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feſte nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hören. Sie wiederholen die Anklage, und ſchlagen ſeinen Namen getroſt an Galgen. Nach dem Feſte, nach dem Feſte werden Sie ſchon ſehen, ob auf ſeine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen iſt, oder nicht!

Gegen einen ſolchen Mann wäre es möglich, die geringſte Achtung beizubehalten? — Einem dritten, vielleicht. Aber nicht dem, nach deſſen Kopfe dieſe Steine zielen. Gegen einen ſolchen Mann ſollte es nicht hinwiederum erlaubt ſeyn, ſich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmörderiſcher ſeyn, als ſein Verfahren iſt?

Gleichwohl, Herr Hauptpaſtor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Gränzen der Wiedervergeltung überſchreiten werde. Ich werde dieſe Gränzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch ſo höhnend, auch noch ſo verachtend, auch noch ſo wegwerfend ſchreibe. Sie können einen ungeſitteten Gegner vielleicht an mir finden: aber ſicherlich keinen unmoraliſchen.

Dieſer Unterſchied, zwiſchen ungeſittet und unmoraliſch, der ſehr wichtig iſt, obgleich beide Wörter, ihrer Abkunft nach, vollkommen das nämliche bedeuten müßten, ſoll ewig unter uns bleiben. Nur ihre unmoraliſche Art zu disputiren, will ich in ihr möglichſtes Licht zu ſetzen ſuchen, ſollte es auch nicht anders als auf die ungeſittetſte Weiſe geſchehen können.

Jetzt iſt mein Bogen voll, und mehr als einen Bogen ſollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es iſt erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Waſſers, in welchem Sie mich erſäufen wollen, tropfenweiſe auf den entblößten Scheitel fallen zu laſſen.

Anti-Goeze.

Avolent quantum volent paleæ levis fidei quocunque afflatu tentationum, eo purior massa frumenti in horrea domini reponetur.
TERTULLI.

DRITTER. (5)

1778.

Alſo: — „meine mittelbaren und unmittelbaren feindſeligen Angriffe auf die chriſtliche Religion.“

Nun dann! So hält Hr. Goeze doch wenigſtens *einen* Spruch im neuen Teſtamente für *nicht* eingegeben, für *nicht* göttlich, ſondern für eine bloß menſchliche gute Lehre, von welcher er Ausnahmen nach Gutdünken machen darf. *Verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammt!*

Zwar nein! Er *ſelbſt* verdammt ja nicht. Er wiederholt nur die Verdammung, welche der heilige Geiſt ausgeſprochen. Er hat bloß die Ehre und das Vergnügen, den Herren Baſedow, Teller, Semler, Bahrdt, den Verfaſſern der *Allgemeinen Bibliothek* und meiner Wenigkeit, die Verdammung anzukündigen. Denn da ſteht's! *Wer nicht glaubt, der wird verdammt!* — Ihm nicht glaubt; nicht gerade das nämliche glaubt, was er glaubt — *wird verdammt!*

Warum ſollte er alſo nicht, *trotz* ſeines fleißigen Verdammens, welches ja nur das unſchuldige *Echo* des Donners iſt, ſelig zu werden hoffen? Ich bilde mir ein, daß er ſelbſt *durch* dieſes Verdammen ſelig zu werden hofft. Was Wunder? hoffte nicht jene fromme Hure, durch Kinderzeugen ſelig zu werden? Die Worte, worauf ſie ſich gründete, ſtehen auch da.

Und wie ſäuberlich, wie ſanft, wie einſchmeichelnd er, noch mitunter, bei dieſem kitzlichen Geſchäfte zu Werke geht! Ganz in dem Tone, und in der Manier eines gewiſſen Monsieur Loyal, in einer gewiſſen Comödie, die man vor gewiſſen Leuten nicht gern nennt. Er iſt für meinen Ruhm — ha! was liegt an dieſer Seifenblaſe? — Er iſt für meine Seligkeit ſo beſorgt! Er zittert ſo mitleidig vor meiner Todesſtunde! Er ſagt mir ſogar hier und da recht artige Dinge — nur damit es mich nicht allzuſehr ſchmerze, daß er mich *aus dem Hauſe meines Vaters wirft.*

Ce Monsieur Loyal porte un air bien déloyal!

Doch was thut alles das zur Sache? Laßt uns die Beſchuldigungen ſelbſt vornehmen. — Genug, daß mich mein Herz nicht verdammt, und ich alſo, mit aller Freudigkeit zu Gott, einem jeden intoleranten Heuchler, der mir ſo kömmt, die Larve vom Geſichte reißen *darf*, — und reißen *will*, — ſollte auch die ganze Haut daran hängen bleiben!

Von meinen *mittelbaren* Angriffen demnach *zuerſt*. — Unter dieſen verſteht der Herr Hauptpaſtor „den von mir veranſtalteten Druck der Fragmente, und die von mir übernommene Advocatur des Verfaſſers derſelben.“

Jenes iſt notoriſch, ich kann es ſo wenig läugnen, als ich es läugnen möchte, wenn ich auch könnte. *Dieſes* will ich durchaus von mir nicht geſagt, — wo möglich auch nicht gedacht wiſſen. Wenigſtens in dem Sinne nicht, welchen der Herr Hauptpaſtor damit verbindet.

Ich habe die Fragmente drucken laſſen, und ich würde ſie noch drucken laſſen, wenn mich auch aller Welt Goezen darüber in den tiefſten Abgrund der Hölle verdammten. Die Gründe, warum ich es mit gutem Gewiſſen thun zu können geglaubt, habe ich verſchiedentlich auch ſchon beigebracht. Aber Herr Goeze will mir nicht eher zugeſtehn, daß dieſe Gründe das geringſte verfangen, als bis ich ihn überführe, daß die nämlichen Gründe mich rechtfertigen würden, „wenn ich Fragmente drucken ließe, in welchen die Gerechtſame des hohen Hauſes, dem ich diene, die Ehre und Unſchuld der ehemaligen großen und unbeſcholtenen Miniſter deſſelben, und ſelbſt des regierenden Herrn ſo angegriffen würden, als dort in jenen Fragmenten die Wahrheit der chriſtlichen Religion, die Ehre und Unſchuld der heil. Apoſtel, und ſelbſt unſers ewigen Königs, angegriffen wirklich werde.“

Wie kindiſch! und wie pfiffig, wie boshaft zugleich! — Denn laſſen Sie uns doch, Herr Hauptpaſtor, vor allen Dingen die Sache auf beiden Theilen erſt gleich machen. Sie haben eine Kleinigkeit auch in die andere Waagſchale zu legen vergeſſen, und Sie wiſſen wohl, im Gleichgewichte giebt jede Kleinigkeit den Ausſchlag. Alſo nur dieſes erſt berichtigt, und ich hoffe, Sie werden mir das beizubringende glaubwürdige Zeugniß meiner Obern gütigſt erlaſſen.

Nämlich: nehmen Sie doch nur an, daß dergleichen hiſtoriſche und politiſche Fragmente, als durch deren Druck Sie mich gern auf das Eis führen möchten, von *der* Beſchaffenheit wären, daß ihr Ungrund nicht allein klar und deutlich in die Augen leuchte, ſondern ſie zugleich auch einen unverhofften Anlaß und Stoff gäben, die Ehre und die Gerechtſamen des nämlichen Hauſes noch von mehreren Seiten zu verherrlichen und zu erhärten; was iſt ſodann Ihr Zweifel, ob ich dergleichen Fragmente wohl dürfe drucken laſſen? worauf gründet er ſich? Darauf, daß es doch wohl mit jener Ehre, und jenen Gerechtſamen noch ſo ausgemacht nicht ſey? Darauf, daß man einen wandelbaren Grund nicht noch mehr untergraben müſſe? ſelbſt in der Abſicht nicht, ihn zu verſtärken? — O, Herr Hauptpaſtor, das Durchlauchtigſte Haus meines Herrn iſt Ihnen für dieſe Schmeichelei, für dieſe Beſorgniß recht ſehr verbunden! recht ſehr! — Darüber getraue ich mir allenfalls, Ihnen ein glaubwürdiges Zeugniß von meinen Obern beizubringen.

Oder darf ich, was ich bei den Gerechtſamen des Hauſes annehme, dem ich diene, bei der Wahrheit der Religion nicht annehmen, die ich bekenne? Darf ich nicht darauf rechnen, daß alle Einwendungen gegen dieſe, wenigſtens eben ſowohl zu beantworten ſind, als gegen jene? Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe neue Erörterungen, geſchärftere Zweifel geſchärftere Auflöſungen veranlaſſen werden? Nicht?

„Allerdings! ruft der Herr Hauptpaſtor, allerdings! Die Religion, betrachtet als Inbegriff der zu unſerer Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten, gewinnt allerdings, je aufrichtiger und ſcharfſinniger ſie beſtritten wird. Aber das iſt nur die objective Religion, nur die objective! Mit der ſubjectiven iſt es ganz anders. Die ſubjective Religion verliert unwiderſprechlich, durch dergleichen Beſtreitungen, unendlich mehr, als jene nur immer dadurch gewinnen kann!“ Folglich — —

Und was iſt dieſe ſubjective Religion? — „Die Gemüthsverfaſſung der Menſchen, in Abſicht auf die Religion, ihr Glaube, ihre Beruhigung, ihr Vertrauen auf uns, ihre Lehrer. Die, die periklitiren bei jedem Worte, das in deutſcher Sprache gegen unſere allerheiligſte Religion geſchrieben wird.“

So? Bei Gott! ein tiefgedachter Unterſchied, den ich ja in ſeinen Schulterminis zu laſſen bitte, wenn er nicht ausgepfiffen, und gerade gegen ſeine Beſtimmung gebraucht werden ſoll.

Denn wenn es wahr iſt, daß die Religion bei allen und jeden Anfällen, die auf ſie geſchehen, objective gewinnt, und nur ſubjective verliert; wer will behaupten, daß es alſo nach dem größern Gewinne oder nach dem größern Verluſte entſchieden werden müſſe, ob dergleichen Anfälle überhaupt zu dulden ſind, oder nicht. Ja, wenn Gewinn und Verluſt hier völlig homogene Dinge wären, die man nur von einander abzuziehen brauche, um ſich durch den Ueberreſt beſtimmen zu laſſen! Aber der Gewinn iſt weſentlich, und der Verluſt iſt nur zufällig. Der Gewinn erſtreckt ſich auf alle Zeiten, der Verluſt ſchränkt ſich nur auf den Augenblick ein, ſo lange die Einwürfe noch unbeantwortet ſind. Der Gewinn kömmt allen guten Menſchen zu ſtatten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; der Verluſt trifft nur wenige, die weder wegen ihres Verſtandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verluſt trifft nur die paleas levis fidei; nur die leichte chriſtliche Spreu, die bei jedem Windſtoße der Bezweiflung von den ſchweren Körnern ſich abſondert und auffliegt.

Von dieſer, ſagt Tertullian, mag doch verfliegen ſo viel als will: Avolent quantum volent! — Aber nicht ſo unſere heutigen Kirchenlehrer. Auch von der chriſtlichen Spreu ſoll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen ſie die Körner ſelbſt nicht lüften und umwerfen laſſen.

Ueberhaupt läßt ſich alles, was Tertullian[1] von den Ketzereien ſeiner Zeit mit ſo vieler Scharfſinnigkeit ſagt, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freigeiſter unſerer Zeit anwenden. Was ſind dieſe Schriften auch anders als Ketzereien? Nur daß ihnen gerade noch das gebricht, was die eigentlichen Ketzereien ſo fürchterlich macht. Sie zielen unmittelbar auf keine Spaltung und Trennung; ſie machen keine Parteien und Rotten. Die alten Ketzer lehrten mehr mündlich als ſchriftlich, und fingen immer damit an, daß ſie ſich Anhänger zu verſchaffen ſuchten, welche ihren vorzutragenden Lehren ſogleich ein politiſches Gewicht geben könnten. Wie viel unſchädlicher ſchickt jetzt ein Mißgläubiger ſeine Grillen bloß in die Druckerei, und läßt ſie ſo viel Anhänger ſich machen, als ſie ohne ſein weiteres Zuthun ſich zu machen vermögen. —

Die freigeiſteriſchen Schriften ſind alſo offenbar das kleinere Uebel; und das kleinere Uebel ſollte verderblicher ſeyn, als das große? Wenn das größere Uebel ſeyn muß, auf daß die, ſo rechtſchaffen ſind, offenbar werden, — ut fides, habendo tentationem, haberet etiam probationem: warum wollen wir das kleinere nicht dulden, das eben dieſes Gute hervorbringt?

O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anderes am felſigten Ufer zerſchmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um dieſe unglücklichen Schiffe iſt euch zu thun, ihr hättet ſie denn verſichert; euch iſt lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun, um eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung. Der böſe Sturmwind! da hat er euch ein Luſthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu ſehr geſchüttelt; da eure ganze koſtbare Orangerie, in ſieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind ſonſt in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne euerm Gärtchen zu ſchaden? Warum bläſet er nicht bei euerm Zaune vorbei? oder nimmt die Backen wenigſtens weniger voll, ſobald er an euern Gränzſteinen anlangt?

Wenn Tertullian von denen, die ſich zu ſeiner Zeit an den Ketzereien ſo ärgerten, über deren Fortgang ſo wunderten, ſagt: vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur, quod tantum hæreses valeant, was würde er von Ihnen ſagen, Herr Hauptpaſtor, der Sie um die papierne Grundlage einer möglichen Ketzerei ſo ein Lärmen anfangen? Um Fragmente eines Ungenannten! Würde er nicht auch ſagen: „Kurzſichtiger — nihil valebunt, si illa tantum valere, non mireris? Dein Lärmen ſelbſt iſt ſchuld, wenn dieſe Fragmente mehr Schaden anrichten, als ſie anzurichten beſtimmt ſind. Der Ungenannte wollte ſich keinen Namen erſchreiben, ſonſt hätte er ſich genannt. Er wollte ſich kein Häuſchen ſammeln, ſonſt hätte er es bei ſeinen Lebzeiten gethan. Mit einem Worte: der dieſe Fragmente drucken ließ, hat weit weniger Verantwortung, als du, der du das laute Zeter über ſie anſtimmſt. Jener hat nur gemacht, daß mehrere ſie leſen können; du machſt, daß mehrere ſie wirklich geleſen haben und nun leſen müſſen.“ —

Vielleicht, daß der Herr Hauptpaſtor dieſen Verweis aus dem Munde eines Kirchenvaters lieber hört, als aus meinem! —

Antwort auf die Anzeige

im 30. Beitrage des Altonaer Poſtreiters.

1) Habe ich denn auch dem Herrn Goeze die Recenſion des Maſcho'ſchen Buchs einzig und allein in die Schuh gegoſſen? Habe ich nicht ausdrücklich geſagt, Goeze und Compagnie? Die Compagnieſchaft mit den freiwilligen Beiträgern kann er doch nicht abläugnen, mit welchen er ſich einer gemeinſchaftlichen Firma bedient? Meint denn der Hr. Hauptpaſtor, weil er ſich außer dieſer gemeinſchaftlichen Firma auch noch einer beſondern, ihm allein eignen, von Zeit zu Zeit bedient, daß er für jene gar nicht mit einſtehen darf? Ich will es ihm zugeben, wenn er wenigſtens nun, da er weiß, daß das Buch des Herrn Maſcho eben die Grundſätze enthält, die er an mir verdammt, nächſtens den Herrn Maſcho in den freiw. Beitr. eben ſo behandelt, als mich. — 2) Warum muß denn Hr. Nikolai immer dem Hrn. Goeze namentlich büßen, ſo oft in der allgemeinen Bibliothek etwas vorkömmt, was ihm nicht anſteht? Hr. Nikolai iſt auch nicht Director der Allgem. Bibl. Hr. Nikolai bekömmt auch nicht alle Aufſätze vorher zu ſehen, die in der A. B. Platz finden. Vielleicht, daß er ſelbſt nie ein Wort gegen ihn

---

[1] *De praescript. haereticorum.*

geſchrieben hat. Was ſich Hr. Goeze mit Nikolai erlaubt, das ſollte ich mir nicht mit Goezen erlauben dürfen? — 3) Und von dieſer Kleinigkeit, wenn ich mich auch damit geirrt hätte, ſollen die Leſer auf meine übrigen Behauptungen einen Schluß machen? Ja, wenn ſie ſo ſchließen wollen, wie Hr. Goeze oder Hr. E. ſchließt! Dieſer Hr. E. mag ſeyn, wer er will. Näher zu kennen verlange ich ihn gar nicht.

Anti-Goeze.

Tonto sin saber Latin,
Nunca es gran tonto.
FRANCIS. DE ROXAS.

VIERTER. (6)

1778.

Wenn doch indeß das eine ohne dem andern ſehr füglich ſeyn könnte? — Wenn es gar wohl möglich wäre, „daß die chriſtliche Religion *objective* allen Vortheil aus den Einwürfen der Freigeiſter ziehen könnte, ohne *ſubjective* den geringſten Schaden zu beſorgen?“

Das wäre allerdings das Beſſere. Aber wie? wodurch? — Hier iſt es, wo man mit einem Einfalle aufgezogen kömmt, der pedantiſch genug klingt, um gründlich ſeyn zu können. Ein anderer würde ihn bloß lächerlich machen; ich, ich will ihn prüfen. Denn mir iſt das Pedantiſche faſt Empfehlung.

Es dürfte, ſagt man, nur ausgemacht ſeyn, daß der Streit nie anders, als in der Sprache der Gelehrten geführt würde. „Schreibt lateiniſch, ihr Herren! ſchreibt lateiniſch! — Ja! wer fleißiger in den Claſſen geweſen wäre! wer lateiniſch könnte!“

— Nicht weiter, Hr. Subconrector, oder man merkt Ihre *wahre* Abſicht. Sie möchten Ihrem lieben Latein nur gern eine Empfehlung mehr verſchaffen. „Lernt Latein, Jungens, lernt Latein! Alle Einwürfe gegen die Religion ſind lateiniſch geſchrieben! Wenn ihr auch ſelbſt keine ſchreiben wollt, müßt ihr die geſchriebenen doch kennen.“ — Und nun lernen die Jungens Latein, daß ihnen der Kopf raucht.

Doch ich habe geſagt, daß ich den Einfall nicht bloß lächerlich machen, ſondern prüfen will. — Es wäre denn, wie ich faſt beſorge, daß dieſes auf jenes hinaus liefe. Und das wäre doch meine Schuld wohl nicht. Genug, ich will ernſthaft und ordentlich zu Werke gehen.

Alſo: „wer gegen die Religion ſchreiben will, ſoll nicht anders als lateiniſch ſchreiben dürfen, damit der gemeine Mann nicht geärgert werde.“

Und in den Ländern, wo der gemeine Mann ziemlich Latein verſteht, als in Polen, Ungarn — da müſſen wohl ſonach die Einwürfe gegen die Religion griechiſch geſchrieben werden? — Natürlich! Was für ein ſchöner pädagogiſcher Handgriff, nun auch die griechiſche Sprache in dieſen Ländern gemein zu machen! Denn es verſteht ſich, daß die in andern Ländern wider die Religion geſchriebenen lateiniſchen Bücher in dieſe Länder nicht kommen.

Aber ſchon wieder auf das Lächerliche zu, das ich ſo gern vermeiden möchte! — „Was läge daran, wenn der Vorſchlag in Polen und Ungarn nicht hülfe? er hülfe doch fürs erſte in Deutſchland.“ —

Gewiß? er hülfe? — Kann ein Vorſchlag helfen, der weder thulich, noch billig, noch klug, noch chriſtlich iſt? — Das iſt, was ich ſo ernſthaft erweiſen will, als möglich.

Zwar, daß er *thulich* wäre, müßte ich wohl vorausſetzen laſſen. Ich müßte zugeben, daß ein Reichsgeſetz darüber gemacht werden könne und dürfe. Denn ein geringeres Verbot, als ein Reichsgeſetz, würde nichts fruchten. Der Kopf, oder wenigſtens ewige Gefangenſchaft bei Waſſer und Brod, und ohne Dinte und Feder, müßte im ganzen heiligen römiſchen Reiche darauf ſtehen, wenn jemand wider heilige Sachen anders als römiſch ſchriebe. Das Geſetz läge ſchon in dem Namen des *heiligen römiſchen* Reichs, und ſollte nicht thulich ſeyn?

Nun gut, ſo ſey es thulich; aber wäre es denn billig? — Kann überhaupt ein Geſetz billig ſeyn, das eben ſo viel unfähige Leute zu etwas berechtigen, als fähige davon ausſchließen würde? — Und wer ſieht nicht, daß dieſes hier geſchähe? Oder iſt es das Latein ſelbſt, welches die Fähigkeit gewährt, Zweifel gegen die Religion zu haben und vorzutragen? Iſt es die Unkunde des Lateins ſelbſt, welche dieſe Fähigkeit allen Menſchen ohne Ausnahme aberkennt? Iſt kein gewiſſenhafter, nachdenklicher Mann *ohne* Latein möglich? Giebt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des de Roxas nicht beſtehen, daß das *Latein erſt den rechten Narren macht*; aber den rechten Philoſophen macht es doch auch nicht. — Dazu, von was für einem *Latein können* iſt die Rede? Von *dem*, bis zum ſchreiben. Wenn nun Baco, der kein Latein ſchreiben konnte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte, ſo hätte auch Baco dieſe Zweifel unterdrücken müſſen? So hätte jeder Schulcollege, der ein lateiniſches Programma zuſammen raſpeln kann, eine Erlaubniß, die Baco nicht hatte? Ich finde zwar nicht, daß Baco wie Huart dachte, der es geradezu für das Zeichen eines ſchiefen Kopfes, eines Stümpers hielt, zu glauben, daß er ſich in einer fremden Sprache beſſer werde ausdrücken können, als in ſeiner. Aber Baco konnte vielleicht doch denken: wie ich Latein ſchreiben möchte, kann ich nicht, und wie ich kann, mag ich nicht. — Wenn mehrere wüßten, welch Latein ſie ſchrieben, ſo würden noch wenigere Latein ſchreiben. Es wäre denn freilich, daß ſie *müßten*. Ein *Muß*, das vielleicht der Sprache zuträglich ſeyn könnte, aber nimmermehr den Sachen.

Und wenn ſchon in dieſem Betracht, daß man ſonach dem kleinern Nutzen den größern aufopferte, das unbillige Geſetz auch nicht *klug* wäre, wäre es *nur* in dieſem Betracht unklug? Wäre es nicht auch darum unklug, weil es dem gemeinen Manne nothwendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erwecken müßte, die man ſich unter ſeinen Augen zu behandeln nicht getraute? von deren Prüfung ihm die lateiniſchen Männer durch ihre Dollmetſcher nur ſo viel mittheilen ließen, als ſie für dienlich erachteten? — Wäre es nicht auch darum unklug, weil es den Schaden, dem es vorbauen ſoll, gerade vermehrt? Die Einwendungen gegen die Religion ſollen lateiniſch geſchrieben werden, damit ſie unter weniger Leuten Schaden anrichten. Unter wenigern? Ja, unter wenigern in jedem Lande, in welchem das Lateiniſche nur bei einer gewiſſen Claſſe von Leuten üblich wäre; aber auch in ganz Europa, in der ganzen Welt? Schwerlich wohl. Denn ſollten auch nur in Europa zuſammen nicht mehr Menſchen ſeyn, welche lateiniſch könnten, und doch nicht im Stande wären, jedem übeln Eindrucke wahrſcheinlicher Zweifel zu widerſtehen und zu begegnen, als dergleichen ſchwache Menſchen, die nicht lateiniſch könnten, in jedem einzelnen Lande? Seele iſt für den Teufel Seele, oder, wenn er einen Unterſchied unter Seelen macht, ſo gewänne er ja wohl noch dabei. Er bekäme z. E. für die Seele eines deutſchen Michels, der nur durch deutſche Schriften hätte verführt werden können, die Seele eines ſtudirten Franzoſen oder Engländers. Er bekäme für einen trocknen Braten einen geſpickten.

Sein Votum alſo, das Votum des Teufels, hätte das unkluge Geſetz gewiß, wenn es auch nicht, noch oben darein, unchriſtlich wäre, wie ſchon daraus zu vermuthen, daß es unbillig iſt. — Ich verſtehe aber unter unchriſtlich, was mit dem Geiſte des Chriſtenthums, mit der letzten Abſicht deſſelben ſtreitet. Nun iſt, ſo viel ich, mit Erlaubniß des Hrn. Hauptpaſtor Goeze davon verſtehe, die letzte Abſicht des Chriſtenthums nicht unſere Seligkeit, ſie mag herkommen, woher ſie will, ſondern unſere Seligkeit, vermittelſt unſerer Erleuchtung, welche Erleuchtung nicht bloß als Bedingung, ſondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendig iſt, in welcher am Ende unſere ganze Seligkeit beſteht. Wie ganz alſo dem Geiſte des Chriſtenthums zuwider, lieber zur Erleuchtung ſo vieler nichts beitragen, als wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müſſen dieſe Wenige, die niemals Chriſten waren, niemals Chriſten ſeyn werden, die bloß unter dem Namen der Chriſten ihr undenkendes Leben ſo hinträumen, immer muß dieſer verächtliche Theil der Chriſten vor das Loch geſchoben werden, durch welches der beſſere Theil zu dem Lichte hindurch will. Oder iſt dieſer verächtlichſte Theil nicht der wenigſte? Muß er wegen ſeiner Vielheit geſchont werden? — Was für ein Chriſtenthum hat man denn bisher gepredigt, daß dem wahren Chriſtenthume noch nicht einmal der größere Haufe ſo anhängt, wie ſich's gehört? — Wenn nun auch von dieſen Namenchriſten ſich einige ärgerten, einige von ihnen, auf Veranlaſſung in ihrer Sprache geſchriebener freigeiſteriſchen Schriften, ſogar erklärten, daß ſie nicht länger ſeyn wollten, was ſie nie waren, was wäre es denn nun mehr? Tertullian fragt, und ich mit ihm: Nonne ab ipso Domino quidam discentium scandalizati diverterunt? Wer, ehe er zu handeln, beſonders zu ſchreiben beginnt, vorher unterſuchen zu müſſen glaubt, ob er nicht vielleicht durch ſeine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Böſewichte, der Feigenblätter ſucht, dergleichen in die Hände ſpielen werde, der entſage doch nur gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorſätzlich zertreten, aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden ſoll, wenn ich einen von ungefähr zertrete, ſo weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre, keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es ſich einmal befindet, zu leben aufhöre. Jede Bewegung im phyſiſchen entwickelt und zerſtört, bringt Leben und Tod; bringt dieſem Geſchöpfe Tod, indem ſie jenem Leben bringt; ſoll lieber kein Tod ſeyn, und keine Bewegung? oder lieber Tod und Bewegung?

Und ſo iſt es mit dieſem Wunſche beſchaffen, daß die Feinde der Religion ſich nie einer andern, als der lateiniſchen Sprache bedienen dürften, mit dieſem Wunſche, der ſo gern Geſetz werden möchte! So iſt es ſchon jetzt damit beſchaffen, und wie meint man, daß es mit aller Unterſuchung der Wahrheit überhaupt ausſehen würde, wenn er nun erſt Geſetz wäre? — Man urtheile aus den Krallen, welche die geiſtliche Tyrannei in einem ihrer grimmigſten, zum Glück noch gefeſſelten Tiger, bereits zu entblößen wagt!

Ich ziele hiermit auf das, was der Hr. Hauptpaſtor S. 79 und 80 über dieſen Punkt ſagt; und wer es noch nicht riecht, wohin alle die Einſchränkungen und Bedingungen abzielen, mit und unter welchen es vergönnt bleiben könne, Einwürfe gegen die Religion zu machen, der hat den Schnupfen ein wenig zu ſtark.

„Verſtändigen, — heißt es alldort — verſtändigen und geſetzten Männern kann es vergönnt bleiben, beſcheidene Einwürfe gegen die chriſtliche Religion und ſelbſt gegen die Bibel zu machen.“ — Aber von wem ſoll die Entſcheidung abhangen, wer ein geſetzter und verſtändiger Mann iſt? Iſt der bloß ein verſtändiger Mann, der Verſtand genug hat, die Verfolgung zu erwägen, die er ſich durch ſeine Freimüthigkeit zuziehen würde? Iſt er bloß ein geſetzter Mann, der gern in dem bequemen Lehnſtuhle, in den ihn ſein Amt geſetzt hat, ruhig ſitzen bliebe, und daher herzlich wünſcht, daß auch andere, wenn ſie ſchon ſo weich nicht ſitzen, dennoch eben ſo ruhig ſitzen bleiben möchten? Sind nur das beſcheidene Einwürfe, die ſich beſcheiden, der Sache nicht ans Leben zu kommen? die ſich beſcheiden, nur ſo weit ſich zu entwickeln, als ungefähr noch eine Antwort abzuſehen iſt?

Das letztere muß wohl. Denn der Herr Hauptpaſtor fährt fort: „Es wird ſolches nöthig ſeyn, um die Lehrer in Athem zu erhalten.“ — So? nur darum? So ſoll alle Beſtreitung der Religion nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefechte ſeyn? Sobald der Präſes dem Opponenten einen Wink giebt, ſobald der Opponent merkt, daß der Reſpondent nichts zu antworten haben werde, und daß den Herrn Präſes zu ſehr hungert, als daß dieſer ſelbſt mit gehöriger Ruhe und Umſtändlichkeit darauf antworten könne, muß die Diſputation aus ſeyn? müſſen Präſes und Opponent freundſchaftlich mit einander zum Schmauſe eilen? — Doch wohl, nein; denn der Herr Hauptpaſtor ſetzt ja noch hinzu: „und um ſolche Zeiten der Ruhe zu verhüten, unter welchen die Chriſtenheit von dem 9. bis zum 15. Jahrhundert beinahe völlig zu Grunde gegangen wäre.“ — Vortrefflich! Aber weiß der Herr Hauptpaſtor wohl, daß ſelbſt in dieſen barbariſchen Zeiten doch noch mehr Einwürfe gegen die chriſtliche Religion gemacht wurden, als die Geiſtlichen zu beantworten Luſt hatten? Bedenkt er wohl, daß dieſe Zeiten nicht darum der chriſtlichen Religion ſo verderblich wurden, weil niemand Zweifel hatte, ſondern darum, weil ſich niemand damit an das Licht getrauen durfte? darum, weil es Zeiten waren, wie der Herr Hauptpaſtor will, daß unſere werden ſollen?

Anti-Goeze.

> Cognitio veritatis omnia falsa, si modo proferantur, etiam quæ prius inaudita erant, et dijudicare et subvertere idonea est.
>
> *Augustinus ad Dioscorum*

FUENFTER. (7)

1778.

O glückliche Zeiten, da die Geiſtlichkeit noch alles in allem war, — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpaſtor im Triumphe wieder zurück! Wie gern möchte er, daß ſich Deutſchlands Regenten zu dieſer heilſamen Abſicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen ſüß und ſauer, er ſtellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wem ſie nicht hören wollen, — ſo mögen ſie fühlen. Witz und Landesſprache ſind die Miſtbeete, in welchen der Same der Rebellion ſo gern und ſo geſchwind reift. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Damiens ſind nicht in den Beichtſtühlen, ſind auf dem Parnaſſe gebildet.

Doch auf dieſem Gemeinorte des Herrn Hauptpaſtors laſſe ich mich wohl wieder ein andermal treffen. Jetzt will ich nur, wem es noch nicht klar genug iſt, vollends klar machen, daß Herr Goeze ſchlechterdings nicht geſtattet, was er zu geſtatten ſcheint, und daß eben das die Klauen ſind, die der Tiger nur in das hölzerne Gitter ſchlagen zu können ſich ſo ärgert.

Ich ſage nämlich: es iſt, mit ſeiner Erlaubniß, Einwürfe gegen Religion und Bibel, gegen das, was er Religion und Bibel nennt, machen zu dürfen, nur Larifari. Er giebt ſie und giebt ſie nicht, denn er verclauſulirt ſie von allen Seiten ſo ſtreng und rabuliſtiſch, daß man ſich, Gebrauch davon zu machen, wohl hüten muß.

Die Clauſel in Anſehung der Sprache habe ich genugſam beleuchtet. Auch habe ich die Clauſel in Anſehung der Perſonen und der Abſicht berührt. Aber noch iſt die Clauſel in Anſehung der Punkte ſelbſt übrig, welche die Einwürfe nur ſollen treffen können; und dieſe verdient um ſo mehr, daß wir uns einen Augenblick dabei verweilen, je billiger ſie klingt, je weniger man dem erſten Anſehen nach etwas dagegen einzuwenden haben ſollte.

„Nur müßte, ſind die Worte des Herrn Hauptpaſtors, der angreifende Theil die Freiheit nicht haben, die heiligen Männer Gottes, von welchen die ganze Chriſtenheit glaubt, daß ſie geredet und geſchrieben haben, getrieben von dem heil. Geiſte, als Dummköpfe, als Böſewichter, als Leichenräuber zu läſtern."

Wie geſagt, dieſes klingt ſo billig, daß man ſich faſt ſchämen ſollte, eine Erinnerung dagegen zu machen. Und doch iſt es im Grunde mehr nicht, als Pfiff oder Armſeligkeit. Denn verſtehen wir uns nur erſt recht!

Will der Herr Hauptpaſtor bloß, daß der angreifende Theil die Freiheit nicht haben müßte, dergleichen Schimpfworte, als er ihm in den Mund legt, anſtatt aller Gründe zu gebrauchen? Oder will er zugleich, daß der angreifende Theil auch die Freiheit nicht haben müßte, ſolche Dinge und Thatſachen zu berühren, aus deren Erweiſung erſt folgen würde, daß den Apoſteln jene Benennungen gewiſſermaßen zukommen? Das iſt die Frage, deren er ſich wohl nicht verſehen hat.

Will er bloß jenes, ſo iſt ſeine Forderung höchſt gerecht; aber ſie betrifft eine Armſeligkeit, über die ſich der Chriſt lieber hinwegſetzt. Leere Schimpfworte bringen ihn nicht auf, ſie mögen wider ihn ſelbſt oder wider ſeinen Glauben gerichtet ſeyn. Ruhige Verachtung iſt alles, was er ihnen entgegen ſetzt. Wehe ſeinem Gegner, der nichts anders hat, womit er ihn beſtreite, und ihn doch beſtreitet! —

Will der Herr Hauptpaſtor aber auch zugleich dieſes, ſo geht er mit Pfiffen um, deren ſich nur eine theologiſche Mämme ſchuldig macht, und jeder muß ſich ihm widerſetzen, dem die Wahrheit der chriſtlichen Religion am Herzen liegt. — Denn wie? So hat die chriſtliche Religion kranke Stellen, die ſchlechterdings keine Betaſtung dulden? die man ſelbſt der Luft nicht ausſetzen darf? Oder hat ſie keine ſolche Stellen, warum ſollen ihre Freunde immer und ewig den Vorwurf hören, „daß man nur nicht alles ſagen dürfe, was man gegen ſie ſagen könnte?" Dieſer Vorwurf iſt ſo erniedrigend, iſt ſo marternd! Ich wiederhole es: nur eine theologiſche Mämme kann ihm nicht ein Ende gemacht zu ſehen wünſchen, kann durch ihr Betragen länger dazu berechtigen. Nicht, daß mir der theologiſche Renomiſt lieber wäre, welcher mitten vom Pflaſter dem leuteſcheuen Freigeiſte, der ſich an den Häuſern hinſchleicht, ein Schnippchen ſchlägt und trotzig zuruft: „komm heraus, wenn du was haſt!" Ich kann beide nicht leiden; und das ſonderbarſte iſt, daß auch hier nicht ſelten Mämme und Renomiſt in Einer Perſon ſind. Sondern ich glaube, daß der wahre Chriſt weder den einen noch den andern ſpielt, zu mißtrauiſch auf ſeine Vernunft, zu ſtolz auf ſeine Empfindung. —

So viel gegen die Forderung des Herrn Hauptpaſtors im Allgemeinen betrachtet. Ich komme auf den einzelnen Fall, den er dabei im Sinne hat. Denn mein Ungenannter muß es doch wohl ſeyn ſollen, der ſich einer Freiheit bedient, die er nicht haben müßte.

Aber wo hat er ſich denn ihrer bedient? Wo hat er denn die Apoſtel als Dummköpfe, Böſewichter, Leichenräuber geläſtert? Ich biete dem Herrn Hauptpaſtor Trotz, mir eine einzige Stelle in den Fragmenten zu zeigen, wo er mit ſolchen Ehrentiteln um ſich wirft. Der Herr Hauptpaſtor ſind es einzig und allein ſelbſt, dem ſie hier zuerſt über die Zunge oder aus der Feder, — zuerſt in die Gedanken gekommen. Er, er mußte im Namen des Ungenannten die Apoſtel läſtern, damit er den Ungenannten läſtern könne.

Und daß man ja nicht glaube, als ob ich meinen Ungenannten bloß damit ſchützen wolle, daß jene Ehrentitel nicht buchſtäblich bei ihm zu finden! Mein Ungenannter hat ſogar nichts von den Apoſteln poſitiv behauptet, was ſie derſelben würdig machen könnte, nirgends ihnen den Gehalt derſelben gerade auf den Kopf zugeſagt.

Es iſt nicht wahr, daß mein Ungenannter ſchlechthin ſagt: „Chriſtus iſt nicht auferſtanden, ſondern ſeine Jünger haben ſeinen Leichnam geſtohlen." Er hat die

Apoſtel dieſes Diebſtahls weder überweiſen, noch überweiſen wollen. Er ſah zu wohl ein, daß er ſie deſſen nicht überweiſen könne. Denn ein Verdacht, ſelbſt ein höchſtwahrſcheinlicher Verdacht iſt noch lange kein Beweis.

Mein Ungenannter ſagt bloß: dieſer Verdacht, welchen ſein Gehirn nicht ausgebrütet, welcher ſich aus dem Neuen Teſtamente ſelbſt herſchreibt, dieſer Verdacht ſey durch die Erzählung des Matthäus von Bewahrung des Grabes nicht ſo völlig gehoben und widerlegt, daß er nicht noch immer wahrſcheinlich und glaublich bleibe; indem beſagte Erzählung nicht allein ihrer inneren Beſchaffenheit nach höchſt verdächtig, ſondern auch ein ἅπαξ λεγόμενον ſey, dergleichen in der Geſchichte überhaupt nicht viel Glauben verdiene, und hier deſto weniger, weil ſich ſelbſt diejenigen nie darauf zu berufen getraut, denen an der Wahrheit derſelben am meiſten gelegen geweſen.

Wer ſieht nun nicht, daß es ſonach hier weniger auf die Wahrheit der Sache, als auf die glaubwürdige Art der Erzählung ankömmt? Und da die Erzählung einer ſehr wahren Sache ſehr unglaublich ſeyn kann: wer erkennt nicht, daß dieſe Unglaublichkeit jener Wahrheit nur in ſo weit präjudicirt, als man die Wahrheit einzig und allein von der Erzählung will abhangen laſſen?

Doch geſetzt auch, mein Ungenannter hätte ſich in dieſen Gränzen nicht gehalten, er hätte nicht bloß zeigen wollen, was jeder gute Katholik ohne Anſtoß glauben und behaupten kann, daß in der ſchriftlichen Erzählung der Evangeliſten und Apoſtel einzig und allein gewiſſe heilige Begebenheiten ſo ungezweifelt nicht erſcheinen, daß ſie nicht noch einer anderweitigen Bekräftigung bedürfen; geſetzt, er hätte das wahrſcheinliche für wahr, das glaubliche für unläugbar gehalten, er hätte es ſchlechterdings für ausgemacht gehalten, daß die Apoſtel den Leichnam Jeſu entwendet: ſo bin ich auch ſodann noch überzeugt, daß er dieſen Männern, durch welche gleichwohl ſo unſäglich viel Gutes in die Welt gekommen, wie er ſelbſt nicht in Abrede iſt, daß er, ſage ich, dieſen uns in aller Abſicht ſo theuren Männern die ſchimpflichen Namen Betrüger, Böſewichter, Leichenräuber würde erſpart haben, die dem Herrn Hauptpaſtor ſo geläufig ſind.

Und zwar würde er ſie ihnen nicht bloß aus Höflichkeit erſpart haben, nicht bloß aus Beſorglichkeit das Kalb, wie man zu ſagen pflegt, zu ſehr in die Augen zu ſchlagen: ſondern er würde ſie ihnen erſpart haben, weil er überzeugt ſeyn mußte, daß ihnen zu viel damit geſchähe.

Denn wenn es ſchon wahr iſt, daß moraliſche Handlungen, ſie mögen zu noch ſo verſchiedenen Zeiten, bei noch ſo verſchiedenen Völkern vorkommen, in ſich betrachtet immer die nämlichen bleiben: ſo haben doch darum die nämlichen Handlungen nicht immer die nämlichen Benennungen, und es iſt ungerecht, irgend einer eine andere Benennung zu geben, als die, welche ſie zu ihren Zeiten und bei ihrem Volke zu haben pflegte.

Nun iſt es erwieſen und ausgemacht, daß die älteſten und angeſehenſten Kirchenväter einen Betrug, der in guter Abſicht geſchieht, für keinen Betrug gehalten, und dieſe nämliche Denkungsart den Apoſteln beizulegen, ſich kein Bedenken gemacht haben. Wer dieſen Punkt von einem unverdächtigen Theologen ſelbſt belegt und aufs Reine gebracht leſen will, der leſe Ribovs Programm de Oeconomia patrum. Die Stellen ſind unwiderſprechlich, die Ribov daſelbſt mit Verſchwendung zuſammen trägt, um zu beweiſen, daß die Kirchenväter faſt ohne Ausnahme der feſten Meinung geweſen, integrum omnino Doctoribus et cœtus Christiani Antistitibus esse, ut dolos versent, falsa veris intermisceant et imprimis religionis hostes fallant, dummodo veritatis commodis et utilitati inserviant. Auch ſind die Stellen der andern Art, wo die Kirchenväter den Apoſteln ſelbſt eine dergleichen οἰκονομίαν, eine dergleichen falsitatem dispensativam beilegen, eben ſo unläugbar. Was Hieronymus unter andern vom heil. Paulus verſichert,[1] iſt ſo naiv, daß es dem naiven Ribov ſelbſt auffällt, darum aber nicht weniger die wahre Meinung des Hieronymus bleibt.

Man ſage nicht, daß dieſe uns jetzt ſo befremdende Vorſtellung von der Aufrichtigkeit der erſten Kirchenväter und Apoſtel bloße Vortheile der Auslegungskunſt, bloßen Wörterkram betreffe. Worte und Handlungen liegen nicht ſo weit aus einander, als man insgemein glaubt. Wer fähig iſt, eine Schriftſtelle wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen zu verdrehen, iſt zu allem andern fähig, kann falſch Zeugniß ablegen, kann Schriften unterſchieben, kann Thatſachen erdichten, kann zu Beſtätigung derſelben jedes Mittel für erlaubt halten.

Gott bewahre mich, daß ich zu verſtehen geben ſollte, daß die Apoſtel zu dieſem allem fähig geweſen, weil ſie die Kirchenväter zu einem für fähig gehalten! Ich will nur die Frage veranlaſſen: ob in eben dem Geiſte, in welchem wir jetzt in Anſehung dieſes einen über ſie urtheilen, ein billiger Mann allenfalls nicht auch in Anſehung des übrigen urtheilen müßte, wenn es ihnen wirklich zur Laſt fiele?

Und ſo ein billiger Mann war mein Ungenannter allerdings. Er hat keine Schuld, die in leichtem Gelde gemacht war, in ſchwerem wiedergefordert. Er hat kein Verbrechen, welches unter nachſehenderen Geſetzen begangen war, nach ſpäteren geſchärfteren Geſetzen gerichtet. Er hat keine Benennung, die dem Abſtracto der That zu ihrer Zeit nicht zukam, dem Concreto des Thäters zu unſerer Zeit beigelegt. Er hat immer in ſeinem Herzen dafür halten können, daß wir betrogen ſind; aber er hat ſich wohl gehütet zu ſagen, daß wir von Betrügern betrogen ſind.

Vielmehr ſpielt jeder, welcher meinen Ungenannten dieſes letztere ſagen läßt, weil er ihn überführen kann, daß er das erſtere geglaubt habe, ſelbſt einen Betrug, um einen Pöbel in Harniſch zu bringen, der keinen Unterſchied zu machen fähig iſt. Ob aber dieſe Abſicht auch zu den Abſichten gehört, die einen Betrug entſchuldigen, das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Ich ſehe wenigſtens den Nutzen, der daraus entſpringen ſoll, noch nicht ein; und ich muß erſt erfahren, ob ſelbſt der Pöbel jetziger Zeit nicht ſchon klüger und vernünftiger iſt, als die Prediger, die ihn ſo gern hetzen möchten.

Herr Goeze weiß ſehr wohl, daß mein Ungenannter eigentlich nur behauptet, daß die Apoſtel es ebenfalls gemacht, wie es alle Geſetzgeber, alle Stifter neuer Religionen und Staaten zu machen für gut befunden. Aber das fällt dem Pöbel, für den er ſchreibt und predigt, nicht ſo recht auf. Er ſpricht alſo mit dem Pöbel die Sprache des Pöbels und ſchreit, daß mein Ungenannter die Apoſtel als Betrüger und Böſewichter läſtere. — Das klingt! das thut Wirkung! — Vielleicht, wie geſagt, aber auch nicht. Denn auch der geringſte Pöbel, wenn er nur von ſeiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, geſitteter, beſſer; anſtatt, daß es bei gewiſſen Predigern ein Grundgeſetz iſt, auf dem nämlichen Punkte der Moral und Religion immer und ewig ſtehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren ſtanden. Sie reißen ſich nicht von dem Pöbel, — aber der Pöbel reißt ſich endlich von ihnen los.

---

[1] Paulus in testimoniis, quæ sumit de veteri testamento, quam artifex, quam prudens, quam dissimulator est ejus quod agit!

Anti-Goeze.

Non leve eſt, quod mihi impingit tantus urbis pontifex.
Hieron. adv. Rufinum.

Sechſtes.

1778.

Ich habe erwieſen (Anti-Goeze III.), daß die Vortheile, welche die Religion objective aus den Zweifeln und Einwürfen zieht, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen ſie angeht, ſo weſentlich und groß ſind, daß aller ſubjective Nachtheil, der daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich daraus entſtehe, in keine Betrachtung zu kommen verdient, welches auch ſchon daher klar iſt, weil der ſubjective Nachtheil nur ſo lange dauert, bis der objective Vortheil ſich zu äußern beginnt, in welchem Augenblicke ſofort objectiver Vortheil auch ſubjectiver Vortheil zu werden anfängt. — Ich habe erwieſen, daß ſonach die Kirche, welche ihr wahres Beſte verſteht, ſich nicht einfallen laſſen kann, die Freiheit, die Religion zu beſtreiten, auf irgend eine Weiſe einzuſchränken, weder in Anſehung der Sprache, noch in Anſehung der Perſonen einzuſchränken, von welchen allein und in welcher allein die Beſtreitung geſchehen dürfe. (A. G. IV.) — Ich habe erwieſen, daß am wenigſten eine Ausnahme von Punkten gemacht werden dürfe, welche die Beſtreitung nicht treffen ſoll (A. G. V.); indem dadurch ein Verdacht entſtehen würde, welcher der Religion ſicherlich mehr Schaden brächte, als ihr die Beſtreitung der ausgenommenen Punkte nur immer bringen könnte. —

Wenn nun hieraus erhellt, daß die Kirche auch nicht einmal das Recht muß haben wollen, die Schriften, die gegen ſie geſchrieben worden, von welcher Beſchaffenheit ſie auch ſeyn mögen, in ihrer Geburt zu erſticken, oder zu ihrer Geburt gar nicht gelangen zu laſſen, es ſey denn durch die beſſere Belehrung ihrer Urheber; wenn ſelbſt dieſe Urheber, in welchen ſie nur den Irrthum verfolgt, alle die Schonung von ihr genießen, welche man denjenigen ſo gern widerfahren läßt, die uns wider ihren Willen, der nur auf unſer Verderben geht, Gutes erzeigen: wie kann ſie den für ihren Feind erkennen, in welchem ſie nicht einmal den eigenen Irrthum zu verfolgen hat, welcher bloß fremde Irrthümer bekannt macht, um ihr den daraus zu erwartenden Vortheil je eher je lieber zu verſchaffen? Wie kann der Herausgeber eines freigeiſteriſchen Buches eine Ahndung von ihr zu beſorgen haben, mit der ſie nicht einmal den Verfaſſer deſſelben anſehen würde? —

Als Hieronymus eine, ſeinem eigenen Urtheile nach, der wahren chriſtlichen Religion höchſt verderbliche Schrift aus dem Griechiſchen überſetzte — Es waren des Origines Bücher περὶ ἀρχῶν. Man merke wohl, überſetzte! Und überſetzen iſt doch wohl mehr, als bloß herausgeben — Als er dieſe gefährliche Schrift in der Abſicht überſetzte, um ſie von den Verkleiſterungen und Verſtümmlungen eines andern Ueberſetzers, des Rufinus, zu retten, d. i. um ſie ja in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verführungen der lateiniſchen Welt vorzulegen, und ihm hierüber eine gewiſſe schola tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein ſehr ſtrafbares Aergerniß auf ſeiner Seele: was war ſeine Antwort? O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit. — Nun weiß ich freilich nicht, was er mit jener schola tyrannica eigentlich ſagen wollen. Und es wäre doch erſtaunlich, wenn es auch damals ſchon unter den chriſtlichen Lehrern Leute gegeben hätte, wie Goeze! — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch ſchon für mich auch gegeben. „Weil ich das Gift, das im Finſtern ſchleicht, dem Geſundheitsrathe anzeige, ſoll ich die Peſt in das Land gebracht haben?“

Freilich, als ich die Fragmente heraus zu geben anfing, wußte ich, oder äußerte ich doch den Umſtand noch nicht, den ich zur Entſchuldigung eines Unternehmens, bei welchem ich darauf keine Rückſicht nahm oder nehmen konnte, hier brauchen zu wollen ſcheine. Ich wußte oder äußerte noch nicht, daß das Buch ganz vorhanden ſey, an mehreren Orten vorhanden ſey, und in der Handſchrift darum keinen geringeren Eindruck mache, weil der Eindruck nicht in die Augen falle. Aber ich ſcheine auch nur, mich dieſes Umſtandes zu meiner Rechtfertigung bedienen zu wollen.

Ich bin ohne ihn dadurch gerechtfertigt genug, daß ich, als ich einmal eine ſehr unſchuldige Stelle aus dem Werke meines Ungenannten gelegentlich bekannt gemacht hatte, aufgefordert wurde, mehr daraus mitzutheilen. Ja ich will noch mehr Blöße geben.

Ich will geradezu bekennen, daß ich auch ohne alle Aufforderung würde gethan haben, was ich gethan habe. Ich würde es vielleicht nur etwas ſpäter gethan haben.

Denn einmal habe ich nun eine ganz abergläubiſche Achtung gegen jedes geſchriebene und nur geſchrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der Verfaſſer die Welt damit belehren oder vergnügen wollen. Es jammert mich, wenn ich ſehe, daß Tod oder andere dem thätigen Manne nicht mehr und nicht weniger willkommene Urſachen ſo viel gute Abſichten vereiteln können, und ich fühle mich ſofort in der Befaſſung, in welcher ſich jeder Menſch, der dieſes Namens noch würdig iſt, bei Erblickung eines ausgeſetzten Kindes befindet. Er begnügt ſich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen, es unbeſchädigt und ungeſtört da liegen zu laſſen, wo er es findet; er ſchafft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigſtens Taufe und Namen erhalte. Eines denn freilich wohl lieber als das andere, nachdem ihm das eine mehr angelächelt, als das andere, nachdem ihm das eine den Finger mehr gedrückt, als das andere.

Gerade ſo wünſchte ich wenigſtens — Denn was wäre es nun, wenn auch darum noch ſo viel Lumpen mehr dergeſtalt verarbeitet werden müßten, daß ſie Spuren eines unſterblichen Geiſtes zu tragen fähig würden? — wünſchte ich wenigſtens alle und jede ausgeſetzten Geburten des Geiſtes mit eins in das große für ſie beſtimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können, und wenn ich deren ſelbſt nur wenige wirklich dahin bringe, ſo liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich thue, was ich kann, und jeder thue nur eben ſo viel. Selbſt die Urſache liegt oft in mir nicht allein, warum ich eher dieſe als jene hinbringe, warum ich mir von dem geſunderen und freundlicheren Findlinge den Finger umſonſt muß drücken laſſen, ſondern es wirken auch hier meiſtens ſo viel kleine unmerkliche Urſachen zuſammen, daß man mit Recht ſagen kann, habent sua fata libelli.

Aber nie habe ich dieſe meine Schwachheit, — wodurch ich, ich weiß nicht, ob ich ſagen ſoll, zum Bibliothekar geboren, oder zum Bibliothekar von der Natur verwahrloſt bin, — nie habe ich dieſe meine Schwachheit denken können, ohne meine individuelle Lage glücklich zu preiſen. Ich bin ſehr glücklich, daß ich hier Bibliothekar bin und an keinem andern Orte. Ich bin ſehr glücklich, daß ich dieſes Herrn Bibliothekar bin und keines andern. —

Unter den heidniſchen Philoſophen, welche in den erſten Jahrhunderten wider das Chriſtenthum ſchrieben, muß ohne Zweifel Porphyrius der gefährlichſte geweſen ſeyn, ſo wie er, aller Vermuthung nach, der ſcharfſinnigſte und gelehrteſte war. Denn ſeine 15 Bücher κατὰ Χριστιανῶν ſind, auf Befehl des Conſtantinus und Theodoſius ſo ſorgſam zuſammengeſucht und vernichtet worden, daß uns auch kein einziges kleines Fragment daraus übrig geblieben. Selbſt die dreißig und mehr Verfaſſer, die ausdrücklich wider ihn geſchrieben hatten, worunter ſich ſehr große Namen befinden, ſind darüber verloren gegangen; vermuthlich weil ſie zu viele und zu große Stellen ihres Gegners, der nun einmal aus der Welt ſollte, angeführt hatten. — Wenn es aber wahr ſeyn ſollte, was Iſaac Voſſius den Salvius wollen glauben machen,[1] daß dem ungeachtet noch irgendwo ein Exemplar dieſer ſo fürchterlichen Bücher des Porphyrius vorhanden ſey, in der mediceiſchen Bibliothek zu Florenz nämlich, wo es aber ſo heimlich gehalten werde, daß niemand es leſen, niemand das geringſte der Welt daraus mittheilen dürfe: wahrlich, ſo möchte ich dort zu Florenz nicht Bibliothekar ſeyn, und wenn ich Großherzog zugleich ſeyn könnte. Oder vielmehr, ich möchte es nur unter dieſer Bedingung ſeyn, damit ich ein der Wahrheit und dem Chriſtenthume ſo nachtheiliges Verbot geſchwind aufheben, geſchwind den Porphyrius in meinem herzoglichen Palaſte drucken laſſen, und geſchwind das Großherzogthum, welches mir jetzt ſchon im Gedanken zur Laſt iſt, geſchwind wieder an ſeine Behörde abgeben könnte. —

Abälard iſt der Mann, den ich oben[2] in Gedanken hatte, als ich ſagte, daß ſelbſt in jenen barbariſchen Zeiten mehr Einwürfe gegen die Religion gemacht worden, als die Mönche zu beantworten Luſt hatten, die beliebter Kürze und Bequemlichkeit wegen den nur gleich zu allen Teufeln zu ſchicken bereit waren, der ſich mit ſeinen Einwürfen an das Licht wagte. Denn ſollte man wohl glauben, daß Trotz den Streitigkeiten, welche der heil. Bernhardus dem Abälard gegen verſchiedene ſeiner Schriften erregte; Trotz der Sammlung, welche Amboiſe mit ſeiner nicht geringen Gefahr von den Schriften des Abälard machte; Trotz den Nachleſen, welche Martene und Durand und B. Petz zu dieſer Sammlung gehalten haben, uns doch noch dasjenige Werk des Abälard mangelt, aus welchem die Religionsgeſinnungen deſſelben vornehmlich zu erſehen ſeyn müßten. D'Achery hatte es, ich weiß nicht in welcher Bibliothek gefunden, hatte eine Abſchrift davon genommen, und war Willens, es drucken zu laſſen. Aber D'Achery ging oder mußte mit andern Gelehrten — auch Benediktinern ohne Zweifel — vorher noch darüber zu Rathe gehen, und ſo konnte aus dem Drucke nichts werden; die glücklich aufgefundene Schrift des Abälard, in quo, genio suo indulgens, omnia christianæ religionis mysteria in utramque partem versat, ward zu ewigen Finſterniſſen verdammt.[1] Die Abſchrift des D'Achery kam in die Hände des Martene und Durand; und dieſe, welche ſo viel hiſtoriſchen und theologiſchen Schund dem Untergange entriſſen hatten, hatten eben ſo wenig das Herz, noch ein bischen Schund mehr der Welt aufzubewahren, weil es doch nur philoſophiſcher Schund war. — Arme Scharteke! Gott führe dich mir in die Hände, ich laſſe dich ſo gewiß drucken, ſo gewiß ich kein Benediktiner bin! — Aber wünſchen einer zu ſeyn, könnte ich faſt, wenn man nur als ein ſolcher mehr dergleichen Manuſcripte zu ſehen bekäme. Was wäre es, wenn ich auch gleich das erſte Jahr wieder aus dem Orden geſtoßen würde?

Und das würde ich gewiß. Denn ich würde zu viel wollen drucken laſſen, wozu mir der Orden den Vorſchub verweigerte. Der alte Lutheraner würde mich noch zu oft in den Nacken ſchlagen, und ich würde mich nimmermehr bereden können, daß eine Maxime, welche der päpſtiſchen Hierarchie ſo zuträglich iſt, auch dem wahren Chriſtenthume zuträglich ſeyn könne.

„Doch das alles heißt ja nur eine Miſſethat durch das Jucken entſchuldigen wollen, welches man, ſie zu begehen, unwiderſtehlich fühlt. Wenn es denn deine Schwachheit iſt, dich verlaſſener Handſchriften anzunehmen, ſo leide auch für deine Schwachheit. Genug, von dieſer Handſchrift hätte ſchlechterdings nichts müſſen gedruckt werden, weil ſie wenigſtens eben ſo ſchlimm iſt, als das Toldos Jeſchu.“

Wohl angemerkt! Und alſo hätte auch wohl Toldos Jeſchu nicht müſſen gedruckt werden? Alſo waren die, welche es unter uns bekannt, und durch den Druck bekannt machten, keine Chriſten? Freilich war der, welcher es den Chriſten zuerſt gleichſam unter die Naſe rieb, nur ein getaufter Jude. Aber Porchetus? Aber Luther? Und Wagenſeil, der ſogar das hebräiſche Original retten zu müſſen glaubte! O der unbeſonnene, der heimtückiſche Wagenſeil! Sonſt bekam unter tauſend Juden kaum einer das Toldos Jeſchu zu leſen: nun können es alle leſen. Und was er auch ſonſt noch einmal vor dem Richterſtuhl Gottes ſchwer wird zu verantworten haben, der böſe Wagenſeil! Aus ſeiner Ausgabe hat der abſcheuliche Voltaire ſeine ſcurrilen Auszüge gemacht, die er zu machen wohl unterlaſſen haben würde, wenn er das Buch erſt in den alten Drucken des Raymundus oder Porchetus hätte aufſuchen müſſen. —

Nicht wahr, Herr Hauptpaſtor? Ich ſetze hinzu: die er zu machen auch wohl gar hätte müſſen bleiben laſſen, wenn Wagenſeil das Läſterbuch anſtatt hebräiſch und lateiniſch, hebräiſch und deutſch hätte drucken laſſen. Das wäre denn ein kleines Exempelchen, von welchem allgemeinen Nutzen es iſt, wenn die Schriften wider die Religion nur lateiniſch zu haben ſind. Nicht wahr, Herr Hauptpaſtor?

Indeß, Herr Hauptpaſtor, hat doch Wagenſeil, in der weitläuftigen Vorrede zu ſeinen Telis igneis Satanæ, ſein Unternehmen ſo ziemlich gut vertheidigt. Und wollen Sie wohl erlauben, daß ich nur eine einzige Stelle daraus herſetze, in welcher auch ich mit eingeſchloſſen zu ſeyn glaube? Es iſt die, welche den Hauptinhalt der ganzen Vorrede in wenig Worte faßt. Neque vero, non legere tantum Hæreticorum scripta, sed et opiniones illorum manifestare, librorumque ab iis compositorum, sive fragmenta aut compendia, sive integrum contextum, additis quidem plerumque confutationibus, aliquando tamen etiam sine iis, publice edere, imo et blasphemias impiorum hominum recitare, viri docti piique olim et nunc fas esse arbitrati sunt.

---

[1] Ritmeier: Conringiana Epistolica, p. 71.

[2] A. G. IV. S. 16. (S. 901.)

[1] Thes. Anecd. T. V. Praef.

Anti-Goeze.

Ne hoc quidem nudum est intuendum, qualem causam vir bonus, sed etiam quare, et qua mente defendat

Quinctilianus.

SIEBENTER. (9)

1778.

Aber der Herr Hauptpaſtor wird ärgerlich werden, daß ich ihm ſo Schritt vor Schritt auf den Leib rücke, um ihn endlich in dem Winkel zu haben, wo er mir nicht entwiſchen kann. Er wird ſchon jetzt, ehe ich ihn noch ganz umzingelt habe, mir zu entwiſchen ſuchen, und ſagen: „Ei, wer ſpricht denn auch von dem bloßen Drucke? Der ließe ſich freilich noch ſo ſo beſchönigen. Das eigentliche Verbrechen ſteckt da, daß der Herausgeber der Fragmente zugleich die *Advocatur des Verfaſſers übernommen* hat.“

Advocatur? Die Advocatur des Verfaſſers? — Was hatte denn mein Ungenannter für eine Advocatur, die ich an ſeiner Statt übernommen? Die Advocatur iſt die Befugniß, vor gewiſſen Gerichten gewiſſe Rechtshändel führen zu dürfen. Daß mein Ungenannter irgendwo eine ſolche Befugniß gehabt habe, wüßte ich gar nicht. — Es wäre denn, daß man ſeine Befugniß, den geſunden Menſchenverſtand vor dem Publicum zu vertheidigen, darunter verſtehen wolle. Doch dieſe Befugniß hat ja wohl ein jeder von Natur, giebt ſich ja wohl ein jeder von ſelbſt, braucht keiner erſt lange von dem andern zu übernehmen. Sie iſt weder eine Fleiſchbank, noch ein Paſtorat.

Doch dem guten Herrn Hauptpaſtor die Worte ſo zu mäckeln! So genau bei ihm auf das zu ſehen, was er ſagt, und nicht vielmehr auf das, was er ſagen will? Er will ſagen, daß ich übernommen, der Advocat des Ungenannten zu ſeyn, mich zum Advocaten des Ungenannten aufgeworfen. Das will er ſagen, und ich wette zehn gegen eins, daß ihn kein Karrenſchieber anders verſteht. —

So habe er es denn auch geſagt! — Wenn ich nur ſähe, wo der Weg nun weiter hinginge. Denn auch hier laufen Straßen nach allen Gegenden des Himmels. — Freilich, wenn ich wüßte, was für einen Begriff der Herr Hauptpaſtor von einem Advocaten ſich mache: ſo wollte ich den geraden Weg, in ſeine Gedanken einzubringen, bald finden. —

Sollte der Herr Hauptpaſtor wohl Wundershalben hier einmal gar den *rechten* Begriff ſich machen? Sollte er wohl gar den *wahren* Advocaten kennen und meinen? den ehrlichen Mann unter dieſem Namen meinen, der der Geſetze genau kundig iſt, und keinen Handel übernimmt, als ſolche, von deren Gerechtigkeit er überzeugt iſt? — Nein, nein, den kann er nicht meinen. Denn ich habe nirgend geſagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten, völlig ſo wie ſie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie geſagt, vielmehr habe ich gerade das Gegentheil geſagt. Ich habe geſagt und erwieſen, daß wenn der Ungenannte auch noch in ſo viel einzelnen Punkten Recht habe und Recht behalte, im Ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen ſcheine.

Ich darf kühnlich hinzuſetzen, was einer Art von Prahlerei ähnlich ſehen wird. Genug, daß billige Leſer Fälle kennen, wo dergleichen abgedrungene Prahlerei nöthig iſt, und Leſer von Gefühl wohl empfinden, daß ich mich hier in einem nicht der geringſten dieſer Fälle befinde. — Ich habe es nicht allein nicht ausdrücklich geſagt, daß ich der Meinung meines Ungenannten zugethan ſey: ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das geringſte geſchrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte ausſetzen könnte, ein heimlicher Feind der chriſtlichen Religion zu ſeyn. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geſchrieben, in welchen ich nicht allein die chriſtliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem beſten Lichte gezeigt, ſondern auch die chriſtlichlutheriſche orthodoxe Religion insbeſondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidigt habe.

Dieſe Kleinigkeiten kennt der Herr Hauptpaſtor größtentheils ſelbſt, und er hat mir ehedem mündlich und gedruckt ſeinen Beifall darüber zu bezeigen beliebt. Wie erkennt er denn nun erſt auf einmal den Teufel in mir, der ſich, wo nicht in einen Engel des Lichts, doch wenigſtens in einen Menſchen von eben nicht dem ſchlimmſten Schlage verſtellt hatte? Sollte ich wirklich umgeſchlagen ſeyn, ſeitdem ich die nämliche Luft mit ihm nicht mehr athme? Sollten mich mehrere und beſſere Kenntniſſe und Einſichten, die ich ſeit unſerer Trennung zu erlangen, eben ſo viel Begierde als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzſichtiger und ſchlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem ſtürmiſchen Alter brauſender Aufwallungen vermieden habe, jetzt erſt nachläſſig ſcheitern, da ſanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich eben ſo freudig zu landen hoffe, als Er? — Gewiß nicht, gewiß nicht; ich bin noch der nämliche Menſch; aber der Herr Hauptpaſtor betrachtet mich nicht mehr mit dem nämlichen Auge. Die Galle hat ſich ſeiner Sehe bemeiſtert, und die Galle trat ihm über — Wodurch? Wer wird es glauben, wenn ich es erzähle! Tantæne animis cœlestibus iræ? — Doch ich muß meinen Nachtiſch nicht vor der Suppe aufzehren.

Ich komme auf die Advocatur zurück und ſage: der wahre eigentliche Advocat meines Ungenannten, der mit ſeinem Clienten über den anhängigen Streit Ein Herz und Eine Seele wäre, bin ich alſo nicht, kann ich alſo nicht ſeyn. Ja, ich kann auch nicht einmal der ſeyn, der von der Gerechtigkeit der Sache ſeines Clienten nur eben einen kleinen Schimmer hat, und ſich dennoch, entweder aus Freundſchaft oder aus andern Urſachen, auf gutes Glück mit ihm auf das Meer der Chicane begiebt; feſt entſchloſſen, jeden Windſtoß zu nutzen, um ihn irgendwo glücklich ans Land zu ſetzen. Denn der Ungenannte war mein Freund nicht; und ich wüßte auch ſonſt nichts in der Welt, was mich bewegen können, mich lieber mit ſeinen Handſchriften, als mit funfzig andern abzugeben, die mir weder ſo viel Verdruß noch ſo viel Mühe machen würden, wenn es nicht das Verlangen wäre, ſie ſo bald als möglich, ſie noch bei meinen Lebzeiten widerlegt zu ſehen.

Bei Gott! die Verſicherung dieſes Verlangens, weil ich bis jetzt noch wenig Parade damit machen wollen, iſt darum keine leere Ausflucht. Aber freilich eigennützig iſt dieſes Verlangen; höchſt eigennützig. Ich möchte nämlich gar zu gern ſelbſt noch etwas von der Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig; und daß ſie mich an mehreren Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten ſo mancherlei Dinge, welche mein Bischen Scharfſinn und Gelehrſamkeit gehörig auseinander zu ſetzen, nicht zureicht. Ich ſehe hier und da, auf tauſend Meilen, keine Antwort, und der Herr Hauptpaſtor wird ſich freilich nicht vorſtellen können, wie ſehr eine ſolche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüth beunruhigt.

Bin ich mir denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich ſelbſt, meine Beruhigung zu ſuchen, wo ich ſie zu finden glaube? Und wo konnte ich ſie beſſer zu finden glauben, als bei dem Publicum? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum ſeine einzelne zeitliche Wohlfahrt der Wohlfahrt mehrerer aufzuopfern ſchuldig iſt. Aber auch ſeine ewige? Was vor Gott und den Menſchen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreien zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern? — Darauf antworte mir der Herr Hauptpaſtor. —

Allerdings habe ich keine beſondere Erlaubniß gehabt, von den mir anvertrauten literariſchen Schätzen auch dergleichen feurige Kohlen der Welt mitzutheilen. Ich habe dieſe beſondere Erlaubniß in der allgemeinen mit eingeſchloſſen zu ſeyn geglaubt, die mir mein gnädigſter Herr zu ertheilen geruht. Habe ich durch dieſen Glauben mich ſeines Zutrauens unwürdig bezeigt: ſo beklage ich mein Unglück, und bin ſtrafbar. Gern, gern will ich auch der billigen Gerechtigkeit darüber in die Hände fallen, wenn Gott mich nur vor den Händen des zornigen Prieſters bewahrt!

Und was wird dieſer zornige Prieſter nun vollends ſagen, wenn ich bei Gelegenheit hier bekenne, daß der Ungenannte ſelbſt, an das Licht zu treten, ſich nicht übereilen wollen. Daß ich ihn ſchon jetzt an das Licht gezogen, iſt nicht allein ohne ſeinen Willen, ſondern wohl gar wider ſeinen Willen geſchehen. Dieſes läßt mich der Anfang eines Vorberichts beſorgen, der mir unter ſeinen Papieren allerdings ſchon zu Geſichte gekommen war, noch ehe ich mich zu dem Dienſte ſeines Einführers in die Welt entſchloß. Er lautet alſo: „Die Schrift, wozu ich hier den Vorbericht mache, iſt ſchon vor vielen Jahren von mir aufgeſetzt worden. Jedoch habe ich ſie bei Gelegenheit eines öftern Durchleſens an manchen Stellen vermehrt, an andern eingekürzt oder geändert. Bloß meine eigene Gemüthsberuhigung war vom erſten Anfange der Bewegungsgrund, warum ich meine Gedanken niederſchrieb, und ich bin nachher nimmer auf den Vorſatz gerathen, die Welt durch meine Einſichten irre zu machen, oder zu Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift mag im Verborgenen, zum Gebrauch verſtändiger Freunde, liegen bleiben; mit meinem Willen ſoll ſie nicht durch den Druck gemein gemacht werden, bevor ſich die Zeiten mehr aufklären. Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn, obwohl ohne meine Schuld, mit Wahrheiten ärgern und in einen wüthenden Religionseifer ſetzen ſollte. Lieber mag der Weiſe ſich des Friedens halber, unter den herrſchenden Meinungen und Gebräuchen ſchmiegen, dulden und ſchweigen, als daß er ſich und andere durch gar zu frühzeitige Aeußerung unglücklich machen ſollte. Denn ich muß es zum Voraus ſagen, die hierin enthaltenen Sätze ſind nicht catechismusmäßig, ſondern bleiben in den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes, und Ausübung der Menſchenliebe und Tugend. Da ich aber mir ſelbſt, und meinen entſtandenen Zweifeln zureichend Genüge thun wollte: ſo habe ich nicht umhin können, den Glauben, welcher mir ſo manche Anſtöße gemacht hatte, von Grund aus zu unterſuchen, ob er mit den Regeln der Wahrheit beſtehen könne oder nicht.“

Luther und alle Heiligen! Herr Hauptpaſtor, was haben Sie da geleſen! Nicht wahr? ſo gar ſtrafbar hätten Sie mich nimmermehr geglaubt? — Der Ungenannte war bei aller ſeiner Freigeiſterei, doch noch ſo ehrlich, daß er die Welt durch ſeine Einſichten nicht irre machen wollte; und ich, ich trage kein Bedenken, ſie durch fremde Einſichten irre zu machen. Der Ungenannte war ein ſo friedlicher Mann, daß er zu keinen Unruhen Anlaß geben wollte; und ich, ich ſetze mich über alle Unruhen hinweg, von welchen Sie, Herr Hauptpaſtor, am beſten wiſſen, wie ſauer es jetzt einem treufleißigen Seelenſorger wird, ſie auch nur in einer einzigen Stadt zur Ehre unſerer allerheiligſten Religion zu erregen. Der Ungenannte war ein ſo behutſamer Mann, daß er keinen Menſchen mit Wahrheiten ärgern wollte; und ich, ich glaube ganz und gar an kein ſolches Aergerniß, feſt überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man bloß zur Unterſuchung vorlegt, ſondern allein Wahrheiten, die man ſofort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wüthenden Religionseifer zu verſetzen fähig ſind. Der Ungenannte war ein ſo kluger Mann, daß er durch allzufrühzeitige Aeußerungen, weder ſich noch andere unglücklich machen wollte; und ich, ich ſchlage als ein Raſender meine eigene Sicherheit zuerſt in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Aeußerungen, wenn ſie nur Grund haben, dem menſchlichen Geſchlechte nicht früh genug kommen können. Mein Ungenannter, der, ich weiß nicht wann ſchrieb, glaubte, daß ſich die Zeiten erſt mehr aufklären müßten, ehe ſich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen laſſe; und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu unterſuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich iſt.

Das iſt alles wahr, Herr Hauptpaſtor; das iſt alles wahr. Wenn nur bei der löblichen Beſcheidenheit und Vorſicht des Ungenannten, nicht ſo viel Zuverſicht auf ſeinen Erweis, nicht ſo viel Verachtung des gemeinen Mannes, nicht ſo viel Mißtrauen auf ſein Zeitalter zum Grunde läge! Wenn er nur, zu Folge dieſer Geſinnungen, ſeine Handſchrift lieber vernichtet, als zum Gebrauche verſtändiger Freunde hätte liegen bleiben laſſen! — Oder meinen Sie auch, Herr Hauptpaſtor, daß es gleich viel iſt, was die Verſtändigen im Verborgenen glauben, wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Gleiſe bleibt, in welchem allein ihn die Geiſtlichen zu leiten verſtehen? Meinen Sie?

Anti-Goeze.

Ex hoc uno capitulo comprobabo, ferream te frontem possidere fallaciæ. *Hieron. adv. Ruff.*

ACHTER. (10)

1778.

Heida! wo wollte ich in meinem Vorigen hin? Es hat ſich wohl, daß der Herr Hauptpaſtor den Namen Advocat in ſeiner eigentlichen Bedeutung nehmen ſollte! Advocat heißt bei ſeines Gleichen weiter nichts als Zungendreſcher, und das, das bin ich ihm. Ein feiler Zungendreſcher in Sachen des Ungenannten bin ich ihm, und er hat bloß die Güte, das minder auffallende Wort zu brauchen.

Was Wunder auch? Sein guter Freund der Reichspoſtreiter, ehedem ſelbſt ein Advocat, ſcheint, ohne Zweifel aus eigener Erfahrung, eben den Begriff vom Advocaten zu haben, wie aus einem Epigramm zu ſehen, welches er neulich in einem ſeiner Beiträge mit einfließen laſſen. Ich weiß die ſchönen Zeilen nicht mehr; aber die Spitze war, daß nichts als Schreien zum Advocaten gehöre. Dieſes Epigramm ſoll zu ſeiner Zeit zwiſchen der Börſe und dem Rathhauſe in Hamburg einiges Aufſehen gemacht haben, und es hätte dem Verfaſſer leicht eben ſo bekommen können, wie ihm mehrere Epigramme bekommen ſind, wenn er nicht die Klugheit gehabt hätte, noch zur rechten Zeit zu erklären, daß er ſelbſt das Epigramm nicht gemacht habe. Dieſes ſchrieb man mir aus Hamburg, und ſetzte hinzu: „Das fand ſich auch wirklich. Nicht der Reichspoſtreiter, ſondern des Reichspoſtreiters Pferd, hatte das Epigramm gemacht.“

Doch das Pferd dieſes Reiters kümmert mich eben ſo wenig, als der Reiter dieſes Pferdes. Mag doch noch ferner eines mit dem andern immer durchſtechen, und das Pferd, was es ſich ſchämt gemacht zu haben, auf den Reiter, ſo wie der Reiter in gleichem Falle auf das Pferd ſchieben. Ihr gemeinſchaftlicher Sattel iſt ein Maulthier: damit gut! — Es ſollte mir leid ſeyn, wenn der Reichspoſtreiter nicht eben ſo wohl Miller's Jests, als den Dedekind geleſen hätte. —

Und ſo wende ich mich wieder zu dem geiſtlichen Herrn, dem dieſer Poſtreiter nur manchmal vorſpannt. Ja, ja, ſo iſt es, und nicht anders. Wenn mich der Herr Hauptpaſtor den Advocaten des Ungenannten nennt, ſo meint er bloß einen gedungenen Zungendreſcher, dem es gleich viel iſt, was für einer Sache er ſeinen Beiſtand leiht, wenn es nur eine Sache iſt, bei der er recht viele Ränke und Kniffe, von ihm genannt Heuremata, anbringen, und Richter und Gegentheil ſo blenden und verwirren kann, daß dieſer gern mit dem magerſten Vergleiche vorlieb nimmt, ehe jener das Urtheil an den Knöpfen abzählt oder blindlings aus dem Hute greift.

So ein Kerl bin ich dem Herrn Hauptpaſtor! Dahin zielt 1) ſeine ewige Klage, über meine Art zu ſtreiten. Dahin zielt 2) ſein Vorwurf, daß ich meinen Ungenannten mit unverdienten Lobſprüchen an das Licht gezogen. Dahin zielt 3) ſeine Beſchuldigung, daß ich alle, welche bisher noch gegen ihn geſchrieben, und ſich der chriſtlichen Religion wider ihn angenommen haben, mit dem bitterſten Spotte abgewieſen.

Was meine Art zu ſtreiten anbelangt, nach welcher ich nicht ſowohl den Verſtand meiner Leſer durch Gründe zu überzeugen, ſondern mich ihrer Phantaſie durch allerhand unerwartete Bilder und Anſpielungen zu bemächtigen ſuchen ſoll: ſo habe ich mich ſchon zur Hälfte darüber erklärt.[1] Ich ſuche allerdings, durch die Phantaſie, mit auf den Verſtand meiner Leſer zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, ſondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden, und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anſpielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und verſteht, müßte ſchlechterdings kein Schriftſteller werden wollen; denn alle gute Schriftſteller ſind es nur auf dieſem Wege geworden. Lächerlich alſo iſt es, wenn der Herr Hauptpaſtor etwas verſchreien will, was er nicht kann, und weil er es nicht kann. Und noch lächerlicher iſt es, wenn er gleichwohl ſelbſt überall ſo viel Beſtreben verräth, es gern können zu wollen. Denn unter allen nüchternen und ſchalen Papierbeſudlern braucht keiner mehr Gleichniſſe, die von nichts ausgehen, und auf nichts hinaus laufen, als Er Selbſt witzig ſeyn und ſpotten, möchte er manchmal gern; und der Reichspoſtreiter oder deſſen Pferd, hat ihm auch wirklich das Zeugniß gegeben, „daß er die ſatyriſche Schreibart gleichfalls in ſeiner Gewalt habe.“ — Worauf ſich aber wohl dieſes gleichfalls beziehen mag? — Ob auf die anſtändige Schreibart, welche ſonſt in der Schrift des Herrn Hauptpaſtors herrſchen ſoll? Ob auf die Gründe, mit welchen er ſtreiten ſoll? — Darüber möchte ich mir denn nun wohl competentere Richter erbitten, als den Poſtreiter und ſein Pferd. — Oder ob auf mich? Ob der Poſtreiter ſagen wollen, daß der Herr Hauptpaſtor eben ſo gut als ich die ſatyriſche Schreibart in ſeiner Gewalt habe? — Ja, darin kann der Poſtreiter und ſein Pferd leicht recht haben. Denn ich habe die ſatyriſche Schreibart, Gott ſey Dank, gar nicht in meiner Gewalt; habe auch nie gewünſcht, ſie in meiner Gewalt zu haben. Das einzige, was freilich mehrere Pferde Satyre zu nennen pflegen, und was mir hierüber zu Schulden kömmt, iſt dieſes, daß ich einen Poſtreiter einen Poſtreiter, und ein Pferd ein Pferd nenne. Aber wahrlich, man hat Unrecht, wenn man Offenherzigkeit und Wahrheit, mit Wärme geſagt, als Satyre verſchreit. Häckerling und Haber können nicht verſchiedener von einander ſeyn, mein gutes Pferd! Ich will dich beſſer lehren, was Satyre iſt. Wenn dein Reiter, — ſonſt genannt der Schwager, weil er ſchwägerlich die Partei eines jeden hält, dem er vorreitet, — ſagt, daß eine anſtändige Schreibart in den Schriften des Herrn Hauptpaſtors herrſche; wenn er ſagt, daß der Herr Hauptpaſtor mit Gründen ſtreite: glaube mir, das, das iſt Satyre. Das iſt eben ſo platte Satyre, als wenn er dich einen Pegaſus nennen wollte, indem du eben unter ihm in die Knie ſinkſt. Glaube mir, Scheckchen, du kennſt dieſen abgefeimten Schwager noch nicht recht: ich kenne ihn beſſer. Er hat ſonſt auch mir vorgeritten; und du glaubſt nicht, was für hämiſche Lobſprüche ſein ironiſches Hörnchen da vor mir her geblaſen. Wie er es mir gemacht hat, ſo macht er es allen; und ich betaure den Herrn Hauptpaſtor, wenn er, durch ſo ein boshaftes Lob eingeſchläfert, ſich nicht im Ernſt auf die Gründe gefaßt hält, die der Schwager in ihm ſchon will gefunden haben. Er kann ja allenfalls den Schwager auch nur fragen, welches dieſe Gründe ſind. — Denn komm an, Scheckchen, — weil ich doch einmal angefangen habe, mit einem Pferde zu raiſonniren. — Sage du ſelbſt, edler Houyhnhum — (man muß ſeinen Richter auch in einem Pferde ehren) — ſage du ſelbſt, mit was für Gründen kann der Mann ſtreiten, der ſich auf meine Gegengründe noch mit keinem Wort eingelaſſen hat? der, anſtatt zu antworten, nur immer ſeine alte Beſchuldigungen wörtlich wiederholt, und höchſtens ein paar neue hinzuſetzt, die er eben ſo wenig gut zu machen gedenkt? Seit der Zeit, da du ſein erſtes Kartel in die weite Welt getragen, das du großmüthig einem noch ſtumpf gerittenern Pferde abnahmſt, hat er nicht aufgehört, mich mündlich und ſchriftlich zu ſchmähen, ob ich ihm gleich auf jenes ſein Kartel, wie ein Mann geantwortet zu haben glaube. Warum widerlegt er meine Axiomata nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Läſterungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen ſo tückiſch auf, und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, ſondern als einem Buſchklepper zu begegnen? Iſt das guter Krieg, wenn er den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder desſelben ungeſtört würgen zu können? Der Begriff iſt der Mann; das ſinnliche Bild des Begriffs iſt das Weib; und die Worte ſind die Kinder, welche beide hervorbringen. Ein ſchöner Held, der ſich mit Bildern und Worten herumſchlägt, und immer thut, als ob er den Begriff nicht ſähe! oder immer ſich einen Schatten von Mißbegriff ſchafft, an welchem er zum Ritter werde. Er verſprach einſt, den Liebhabern ſolcher Leckerbiſſen eine ganze große Schüſſel Fricaſſee von dieſen Weibern und Kindern meines Landes vorzuſetzen.[1] Aber er hat ſein Verſprechen wieder zurückgenommen: denn es iſt freilich ganz etwas anders, hier und da ein Weib oder ein Kind in meinem Lande meuchlings zu morden: und ganz etwas anders, dieſer Weiber und Kinder zuſammen mehrere, oder gar alle, in die Pfanne zu hauen. Er fand bald, daß er auch davon die Naſe weglaſſen müſſe; und ich muß bekennen, daß er mich damit um einen ſehr luſtigen Triumph gebracht hat. Denn die Gelegenheit wird mir ſobald nicht wiederkommen, ohne Großſprecherei zeigen zu können, daß auch da, wo ich mit Worten am meiſten ſpiele, ich dennoch nicht mit leeren Worten ſpiele; daß überall ein guter triftiger Sinn zum Grunde liegt, auch wenn nichts als lauter ägyptiſche Grillen und chineſiſche Fratzenhäuſerchen daraus empor ſteigen. Das, wie geſagt, kann ich nicht mehr zeigen; und mit Analyſirung der Proben, die der Herr Hauptpaſtor in der erſten blinden Hitze gegeben, will ich auch ein Pferd nicht aufhalten, das mehr zu thun hat. Lieber, wenn du meinſt, edler Houyhnhum, daß ich die Widerlegung meiner Axiomen von ihm noch zu erwarten habe, will ich dich bitten, ihm durch den Schwager ein Wort im Vertrauen zukommen zu laſſen, dieweil er es noch nutzen kann. — Aber warum durch den Schwager? Als ob ich dir minder zutraute, als dem Schwager? Als ob der Herr Hauptpaſtor dich mit minderer Aufmerkſamkeit hören würde, als den Schwager? — Sey du es alſo nur ſelbſt, der dem Herrn Hauptpaſtor meine Wünſche und Erwartungen und Beſorgniſſe mittheilt. Sage du ihm nur ſelbſt, wie ſehr ich mich darauf freue, endlich auch einmal von ihm belehrt zu werden. Ich bin äußerſt unruhig, bis ich ſeine Gründe in aller ihrer Stärke gegen die meinigen abwägen kann, denen ich gleichfalls alle ihre Schärfe zu ertheilen, nur auf Gelegenheit warte. Ich habe manches in den Axiomen hingeworfen, von welchem ich wohl weiß, daß es eine nähere Erörterung bedarf und verdient; aber ich bin auch gefaßt darauf, und es ſollte mir ſehr leid thun, wenn er nirgends anbeißen, ſich auf nichts, was eigentlich zur Sache gehört, einlaſſen wollte. Gleichwohl muß ich es leider beſorgen! Denn denke nur, edler Houyhnhum, denke nur, was er mir eben jetzt[1] ſchon im Voraus von ſeinem bald zu eröffnenden Feldzuge wiſſen läßt! Da ſteht auf einer Anhöhe eine armſelige Vedette; die, die will er mit Heereskraft fürs erſte verjagen. Ich habe ein Hiſtörchen erzählt von einem heſſiſchen Feldprediger, (könnte auch ein braunſchweigiſcher geweſen ſeyn) der auf einer Inſel, die in keiner Geographie ſteht, gute lutheriſche Chriſten fand, die von dem Catechismus ſehr wenig, und von der Bibel ganz und gar nichts wußten. Nun iſt ihm das Ding, weil der Reichspoſtreiter nichts davon mitgebracht hat, weil auch du ohne Zweifel nichts davon weißt, ſo unbegreiflich, als ob es gar nicht möglich wäre, und ich ſoll es ihm beweiſen, wie man wirklich geſchehene Dinge zu beweiſen pflegt, mit glaubwürdigen Zeugen, mit rechtskräftigen Documenten und dergleichen. Kann ich das, ſo will er es glauben, es mag möglich ſeyn oder nicht. Kann ich das aber nicht, ſo will er der ganzen Welt erklären, daß ich ein Betrüger bin, und mir die geſammten heſſiſchen Feldprediger, wegen dieſer groben Verleumdung eines ihrer Collegen auf den Hals hetzen. Ja er treibt ſeine Rache wohl noch weiter, und giebt mich bei der engliſchen Regierung an, der die bermudiſchen Inſeln ſchon ſeit 1609 ein wohlthätiger Sturm ſammt und ſonders geſchenkt hat, daß ich ihr auch dieſes Inſelchen ſchaffen muß, ich mag es hernehmen, woher ich will. Wahrlich, edler Houyhnhum, wenn er das thut, ſo bin ich ohne Rettung verloren: Denn ſieh nur, welches du und der Schwager vielleicht auch nicht wiſſen: der heſſiſche Feldprediger iſt ſeitdem bei Saratoga mit gefangen worden, und die böſen Amerikaner wechſeln vor der Hand nicht aus. Gut, daß ihr beide das wenigſtens wißt, und es mir bezeugen könnt! Wie kann ich nun dem Herrn Hauptpaſtor den Feldprediger ſogleich zur Stelle ſchaffen? Er muß warten, bis der Handel mit den Amerikanern zu Ende iſt, und die Heſſen wieder zu Hauſe ſind. Dann will ich mein möglichſtes thun, ihn zu befriedigen; vorausgeſetzt, daß der ausgewechſelte Feldprediger auf der Heimreiſe nicht ſtirbt. Damit aber doch auch meine Widerlegung nicht ſo lange verſchoben bleiben darf: was hindert, daß er indeß die hiſtoriſche Wahrheit meiner Erzählung bei Seite ſetzt, und ſie als bloße zweckmäßige Erdichtung betrachtet? Folgt aus dem bloß möglichen Falle nicht eben das, was aus dem wirklichen Falle folgen würde? Iſt die Frage: „ob Menſchen, welche ſehr lebhaft glauben, daß es ein höchſtes Weſen giebt; daß ſie arme ſündige Geſchöpfe ſind; daß dieſes höchſte Weſen demungeachtet durch ein anderes eben ſo hohes Weſen, ſie nach dieſem Leben ewig glücklich zu machen, die Anſtalt getroffen — ob Menſchen, welche das und weiter nichts glauben, Chriſten ſind, oder keine?“ — in beiden Fällen nicht die nämliche? Ueberlege es doch nur ſelbſt, lieber — Gaul. Denn was brauchſt du viel, dieſes zu können, ein Houyhnhum zu ſeyn, der du doch einmal nicht biſt? Ueberlege es nur, und ſuche es dem Herrn Hauptpaſtor ſo gut du kannſt begreiflich zu machen. Auf jene Frage ſoll er antworten, auf jene Frage, und um die Colonie ſich unbekümmert laſſen. — Hörſt du? — Hiemit lebe wohl, Gaul, und grüß mir den Schwager!

---

[1] Anti-Goeze. II.

---

[1] Etwas Vorl. Vorr. VII.

[1] Leſſings Schwächen S. 5.

Anti-Goeze.

Qui auctorem libri dogmatici absconditum mihi revelat, non tam utilitati meæ, quam curiositati servit: immo non raro damnum mihi affert, locum faciens præjudicio auctoritatis.

Heumannus de libr. an. et pseud.

NEUNTER. (1)

1778.

Die Klage, über meine Art zu ſtreiten, konnte ich nur in dieſer nämlichen Art beantworten; und ich laſſe es mir gar wohl gefallen, daß der Herr Hauptpaſtor meine Antwort ſelbſt, zu einem Beweiſe ſeiner Klage macht. Warum ſollte ich ihm nicht, mit gutem Vorſatze, noch mehrere Beweiſe zu einer Klage liefern, die ich verachte?

2. Aber der Vorwurf, daß ich den Ungenannten mit unverdienten und unmäßigen Lobſprüchen beehrt, in der doppelt ſchelmiſchen Abſicht, bei flachen Leſern ein günſtiges Vorurtheil für ihn zu erſchleichen, und die Gegner abzuſchrecken, die ſich etwa wider ihn rüſten möchten: dieſer Vorwurf iſt ernſthafter und verdient eine ernſthaftere Antwort. Nur Schade, daß ich dieſe ernſthaftere Antwort nicht ſo einleuchtend zu machen im Stande bin. Denn dieſes zu können, müßte ſchon das ganze Werk des Ungenannten der Welt vor Augen liegen, indem ſich alle meine Lobſprüche bloß und allein auf eine Beſchaffenheit deſſelben beziehen, aus einer Beſchaffenheit deſſelben entſprungen ſind. Und aus welcher? Aus einer ſolchen, die ſich gar wohl auch von einem Werke denken läßt, das in der Hauptſache ſehr weit vom Ziele ſchießt. Ich habe es ein freimüthiges, ernſthaftes, gründliches, bündiges, gelehrtes Werk genannt, lauter Eigenſchaften, aus welchen die Wahrheit der darin abgehandelten Materie noch keines Weges folgt, und die ich gar wohl auf den Verfaſſer übertragen dürfen, ohne ihn deßwegen als einen Mann anzunehmen oder zu empfehlen, auf den man ſich in allen Stücken verlaſſen könne. Es ſetzen daher auch dieſe Lobſprüche im geringſten nicht voraus, daß ich ihn näher, oder aus mehreren Werken kenne; noch weniger, daß ich ihn perſönlich kenne, oder gekannt habe.

Denn ſo empfindlich es auch immer dem Herrn Hauptpaſtor mag geweſen ſeyn, daß ich geradezu geſagt „mein Ungenannter ſey des Gewichts, daß in allen Arten der Gelehrſamkeit, ſieben Goezen nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend ſind:“ ſo getraue ich mir doch dieſe Aeußerung einzig und allein aus dem gut zu machen, was mir von ſeinem Werke in den Händen iſt. Der Herr Hauptpaſtor muß nur nicht, was ich von allen Arten der Gelehrſamkeit ſage, auf alle Minutissima dieſer Arten ausdehnen. So möchte es z. E. mir allerdings wohl ſchwer zu erweiſen ſeyn, daß mein Ungenannter von allen plattdeutſchen Bibeln eine eben ſo ausgebreitete gründliche Kenntniß gehabt, als der Herr Hauptpaſtor. Kaum dürften ihm die verſchiedenen Ausgaben der lutheriſchen Bibelüberſetzung ſelbſt, ſo vollkommen bekannt geweſen ſeyn, als dem Herrn Hauptpaſtor, welcher ſo außerordentliche Entdeckungen darin gemacht, daß er auf ein Haar nun angeben kann, um wie weit mit jeder Ausgabe die Orthodoxie des ſeligen Mannes gewachſen. Aber alles dieſes ſind doch nur Stäubchen aus der Litterargeſchichte, welchen mein Ungenannter nur ſiebenmal ſiebenmal ſo viel andere Stäubchen eben daher entgegen zu ſetzen haben dürfte, um mich nicht zum Lügner zu machen. Und ſo mit den übrigen Kenntniſſen allen! Selbſt mit denen, die der Ungenannte actu gar nicht, ſondern nur virtualiter beſaß. Die Urſache iſt klar. Er war ein ſelbſtdenkender Kopf, und ſelbſtdenkenden Köpfen iſt es nun einmal gegeben, daß ſie das ganze Gefilde der Gelehrſamkeit überſehen, und jeden Pfad deſſelben zu finden wiſſen, ſo bald es der Mühe verlohnt, ihn zu betreten. Ein Wievieltheilchen eines ſolchen Kopfes dem Herrn Hauptpaſtor zu Theil worden, bleibt ſeinem eigenen unparteiiſchen Ermeſſen anheimgeſtellt. Genug daß 7 mal 7 nur 49 macht, und auch ein Neunundvierzigtheilchen meines Ungenannten noch aller Hochachtung werth, und ſiebenmal mehr iſt, als man an allen Orten und Enden der Chriſtenheit zu einem Paſtor oder Hauptpaſtor erfordert.

Doch halt! Ich habe ja meinen Ungenannten auch einen ehrlichen unbeſcholtenen Mann genannt, und dieſes ſetzt doch wohl voraus, daß ich ihn näher und perſönlich kenne? — Auch dieſes nicht! Und ohne mich viel mit dem Quilibet præsumitur etc. zu decken, will ich nur gleich ſagen, was für Grund in ſeinem Werk ich gefunden habe, ihm auch dieſe Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Nämlich: obſchon mein Ungenannter freilich alle geoffenbarte Religion in den Winkel ſtellt, ſo iſt er doch darum ſo wenig ein Mann ohne alle Religion, daß ich ſchlechterdings niemanden weiß, bei dem ich von der bloß vernünftigen Religion ſo wahre, ſo vollſtändige, ſo warme Begriffe gefunden hätte, als bei ihm. Dieſe Begriffe trägt das ganze erſte Buch ſeines Werks vor; und wie viel lieber hätte ich dieſes erſte Buch an das Licht gebracht, als ein anderes Fragment, welches mir ſeine voreiligen Beſtreiter abgedrungen haben! Nicht ſo wohl, weil die ſpeculativen Wahrheiten der vernünftigen Religion darin in ein größer Licht durch neue und geſchärftere Beweiſe geſtellt worden, ſondern vielmehr, weil mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit darin gezeigt wird, welchen Einfluß dieſe Wahrheiten auf unſere Pflichten haben müſſen, wenn die vernünftige Religion in einen vernünftigen Gottesdienſt übergehen ſoll. Alles, was er von dieſem, von dieſem Einfluß insbeſondere ſagt, trägt das unverkennlichſte Merkmal, daß es aus einem eben ſo erleuchteten Kopfe, als reinem Herzen gefloſſen; und ich kann mir unmöglich einbilden, daß in eben dieſem Kopfe, bei eben dieſen erhabenen Einſichten, in eben dieſen Herzen, bei eben dieſen edlen Neigungen, tolle vorſätzliche Irrthümer, kleine eigennützige Affecten hauſen und herrſchen können. In eodem pectore, ſagt Quinctilian, nullum est honestorum turpiumque consortium: et cogitare optima simul ac deterrima non magis est unius animi, quam ejusdem hominis bonum esse ac malum. — Das alſo, das war es, warum ich meinen Ungenannten einen ehrlichen unbeſcholtenen Mann nennen zu können glaubte, ohne aus ſeinem bürgerlichen Leben Beweiſe dafür zu haben!

Freilich glaubte ich einmal, ihn in der Perſon des wertheimiſchen Bibelüberſetzers näher zu kennen, und noch kürzlich hätte mich die ungeſuchte Aeußerung eines hieſigen ehrlichen Mannes in ſolchem Glauben beſtärken können. Dieſer Mann hat ehedem, wie noch gar wohl bekannt, mit Schmiden vielen Umgang gepflogen, und ich habe ſein ſchriftliches Zeugniß in Händen. Doch Hr. Maſcho hat durch ſo viel Schlüſſe a priori meinen Wahn, oder wofür er es ſonſt halten mag, ſo kräftig beſtritten, daß ich ganz und gar keine Achtung für dergleichen Schlüſſe in rebus facti haben müßte, wenn ich nicht wenigſtens ſollte zweifelhaft geworden ſeyn. Zwar hinken einige dieſer Schlüſſe ein wenig ſehr; z. E. der, welcher von der Wolfiſchen Philoſophie hergenommen iſt, die ſich Schmid ſo ganz zu eigen gemacht hatte, und von welcher bei meinem Ungenannten keine Spur zu finden ſeyn ſoll. Denn mit Erlaubniß des Hrn. Maſcho, das eben angeführte erſte Buch iſt ganz auf Wolfiſche Definitionen gegründet, und wenn in allen übrigen die ſtrenge mathematiſche Methode weniger ſichtbar iſt, ſo hat ja wohl die Materie mit Schuld, die ihrer nicht fähig war. Auch muß ich dem Hrn. Maſcho aufrichtig bekennen, daß ich nicht einſehe, wie mein Vorgeben, die Handſchrift des Ungenannten habe wenigſtens ein Alter von 30 Jahren, darum nicht ſtattfinden könne, weil Wetſteins und des Spruches 1. Johannes V. 7, darin gedacht werde. Es iſt wahr, Wetſteins neues Teſtament kam erſt 1751 heraus; aber die Prolegomena waren doch bereits 1730 erſchienen, und die Streitigkeit über den Spruch Johannis iſt ja wohl noch älter. Allein, was würde es helfen, wenn ich auch in dieſen Kleinigkeiten Recht bekäme? Herr Maſcho weiß ſo unzählig andere Particularia von meinem Ungenannten, welche alle auf den wertheim'ſchen Schmid nicht paſſen, daß ſchwerlich an dieſen weiter gedacht werden kann, wenn uns Hr. Maſcho nur noch vorher zu ſagen beliebt, woher er dieſe Particularia hat.

Von mir hat er ſie gewiß nicht. Sondern vermuthlich hat er ſie von einem gewiſſen E., der in den Altonaer Beiträgen (St. 30) den Verfaſſer der Fragmente „einen leider! nur zu bekannten Ungenannten nennt;“ wenn dieſer E. nicht vielmehr, was er ſo dreiſt in die Welt ſchreibt, von dem Herrn Maſcho hat. Nach Belieben! Nur daß ſich keiner auf mich berufe. Denn ich für meinen Theil, ſo bald ich merkte, daß ich mich in meiner Vermuthung mit Schmiden wohl möchte übereilt haben, machte mir das Geſetz, einer ſolchen Vermuthung nie wieder nachzuhängen. Ja ich faßte ſo fort den Entſchluß, auch wenn ich den wahren Namen ganz zuverläſſig erführe, ihn dennoch nun und nimmermehr der Welt bekannt zu machen. Und bei dieſem Entſchluſſe, ſo mir Gott hilft, bleibt es, geſetzt auch, daß ich ihn wirklich ſeitdem erfahren hätte.

Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein paar Buchſtaben, die ſo oder ſo geordnet ſind! Ich laſſe es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugniſſe eines Lichtſcheus trauen können. Aber da, wo von Zeugniſſen, von Dingen, die lediglich auf Zeugniſſen beruhen, gar nicht die Rede iſt, wo die Vernunft auf ihrem eigenen Wege nur Gründe prüfen ſoll: was ſoll da der Name des, der das bloße Organ dieſer Gründe iſt? Er nutzt nicht allein nichts, ſondern ſchadet auch wohl öfters, indem er einem Vorurtheile Raum giebt, welches alle vernünftige Prüfungen ſo jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch ſonſt weder an Willen noch an Kraft die Wahrheit zu erkennen gefehlt hat, und ſogleich läßt ſich der Pöbel, dem das Denken ſo ſauer wird, von ihm blindlings hinreißen. Oder es findet ſich, daß der Ungenannte ſchon ſonſt wo übel beſtanden, und ſogleich will eben der Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu ſchaffen haben, der feſten ſchönen Meinung, daß dem, der an einem Sinne verwahrloſt iſt, nothwendig alle fünfe mangeln müſſen. — So urtheilen ſelbſt Literatoren, die es ſonſt für keine kleine Sache halten, auf anonyme und pſeudonyme Schriftſteller Jagd zu machen: und ich ſollte unphiloſophiſcher urtheilen und handeln, als dieſe Männer, welche ſo zu reden ein Recht haben, unnütze und unphiloſophiſche Entdeckungen zu machen? Prudentis est, ſagt Heumann an dem nämlichen Orte, woher das Lemma dieſes Stücks genommen iſt, ita quosvis dogmaticos libros legere, quasi auctor plane sit ignotus. Hier iſt das quasi wirklich. Der Leſer braucht nicht erſt wieder zu vergeſſen, was er nicht weiß.

Und nun ſtelle man ſich vor, was ich für Augen möge gemacht haben, als ich im Gefühl dieſer meiner Geſinnungen folgende Stelle des Herrn Hauptpaſtors las:[1] „Zuletzt erinnere ich den Herrn L. noch, daß es nun für ihn Pflicht ſey, *den Verfaſſer der Fragmente zu nennen*, da er mit der Entdeckung ſeines Namens gedroht und es verſucht hat, ſeinen Gegnern dadurch Furcht einzujagen, da es ihm nicht unbekannt ſeyn kann, was für gelehrte, unbeſcholtene Männer für Verfaſſer dieſer Mißgeburten ausgegeben worden. Die Schuld, daß ihre Aſche ſo unverantwortlich beſudelt wird, fällt auf ihn zurück, wofern er mit der Wahrheit länger zurück hält, und er kann ſolche zu offenbaren, um ſo viel weniger Bedenken tragen, da er ſeinen Autor und deſſen Arbeit ſchon vorläufig mit ſolchen Lobſprüchen beehrt hat.“

Wie? ich ſoll gedroht haben, den Verfaſſer der Fragmente zu nennen? Wo das? Und darauf ſoll ſich meine Pflicht gründen, mit ſeinem Namen nicht länger hinter dem Berge zu halten? darauf? Wie die Pflicht, ſo der Bewegungsgrund zu Erfüllung derſelben! Ich habe gewarnt, dem Ungenannten nicht gar zu bubenmäßig und ſchülerhaft zu begegnen, damit man ſich nicht allzu ſehr ſchämen müſſe, wenn man endlich einmal erführe, wer er geweſen. Heißt das drohen? Heißt das drohen, daß man es durch *mich* erfahren ſoll? Daß *ich* endlich den Namen ausſprechen will? — Wenn der Herr Hauptpaſtor hier nicht mit gutem Wiſſen und Vorſatz eine Lüge hingeſchrieben hat, ſo iſt es doch ein Beweis, wie er mich lieſt. Er lieſt nie das, was ich geſchrieben habe, ſondern immer nur das, was er gern möchte, daß ich geſchrieben hätte.

[1] Frei. Beitr. 3. B. 75.

Anti-Goeze.

> Aergerniß hin, Aergerniß her! Noth bricht Eiſen und hat kein Aergerniß. Ich ſoll der ſchwachen Gewiſſen ſchonen, ſo fern es ohne Gefahr meiner Seelen geſchehen mag. Wo nicht, ſo ſoll ich meiner Seelen rathen, es ärgere ſich daran die ganze oder halbe Welt.
>
> Luther.

ZEHNTER. (12)

1778.

Hiernächſt iſt es mir allerdings völlig unbekannt, was für gelehrte und unbeſcholtene Männer ohne Zweifel auf Vorſpiegelung des Herrn Maſcho und E. in Hamburg für Verfaſſer der Fragmente ausgegeben werden. Aber es freut mich, daß man dort doch *mehrere* kennt, die ſo etwas könnten geſchrieben haben. Es macht keinem Schande, wer er auch ſey, und was der Herr Hauptpaſtor von unverantwortlicher Beſudelung ihrer Aſche ſagt, will weder nach der eigentlichen, noch nach der verblümten Bedeutung mir in den Kopf. Aſche nimmt es gar nicht übel, mit Koth vermengt zu werden, und der Geiſt, der dieſe Aſche belebte, ſteht vor den Augen deß, dem es keine Mühe macht, das Eigene von dem Angelogenen zu unterſcheiden. Die tappende Neugier der Sterblichen iſt für beide ein Spiel, das des Anſehens nicht werth iſt, und welcher Vernünftige dieſe Neugierde am erſten zu befriedigen ſucht, erzürnt die ſpielenden Kinder am meiſten.

Wenn der Herr Hauptpaſtor unter dieſe neugierigen ſpielenden Kinder nicht ſelbſt gerechnet werden will, ſo ſage er doch nur, in welcher ernſthaften Abſicht ſonſt er gern den Namen meines Ungenannten wiſſen möchte. Kann er ſeine Aſche noch einmal zu Aſche brennen laſſen? Sollen ſeine Gebeine in der Erde, welche ſie willig aufnahm, nicht länger ruhen? Sollen ſie in Staub zermalmt, auf das Waſſer geworfen, in den Wind zerſtreut werden? Die Erde in beiden Fällen, lieber Herr Hauptpaſtor, nimmt ſie ja doch wieder auf. Oder wollen Sie nur das Vergnügen haben, daß Sie in ganz Deutſchland herum ſchreiben können, ob und wo irgend noch ein Anverwandter oder Nachkomme zu finden, den Sie es können empfinden laſſen, daß er in ſeiner Linie oder in ſeinen Nebenlinien aufſteigend oder abſteigend einen ſolchen Böſewicht gehabt habe? — Wem iſt es zu verargen, wenn er ſo heillos von Ihnen urtheilt? Denn ganz ohne Grund kann der Menſch ja doch nicht handeln. —

Ich wollte noch eben in Anſehung des bekannt zu machenden Namens eines ſo hölliſchen Abenteurers, wofür Goeze und die Wenigen ſeines Gelichters den Ungenannten halten, einen ganz andern Vorſchlag thun, indem mir der 45. Beitrag zum Reichspoſtreiter gebracht wird.

O bravo! Der nämliche E., welcher in dem 40. Beitrage uns verſicherte, daß der Ungenannte, „leider! nur gar zu bekannt ſey,“ findet nun für gut, wie er ſich ausdrückt, „der ſehr weit ausgebreiteten Lüge, als ob *ein gewiſſer ehemaliger berühmter Lehrer am hamburgiſchen Gymnaſio Verfaſſer der Fragmente ſey,*“ öffentlich zu widerſprechen. Er fügt hinzu: „daß er dieſes um ſo viel zuverſichtlicher thun könne, da der Herr Licentiat Wittenberg Briefe von dem Sohne dieſes berühmten Mannes in Händen habe, worin derſelbe jenes Vorgeben für eine Lüge und Verleumdung erklärt, und deren Einſicht der Herr Beſitzer einem jeden, dem daran gelegen iſt, gern erlauben werde.“

Kann ſeyn, kann nicht ſeyn! — Aber vor allen Dingen eine Frage an den Reichspoſtreiter oder an dieſen mehrbelobten E. im Reichspoſtreiter: wird an beiden Orten des Reichspoſtreiters der nämliche Mann verſtanden oder nicht? — Wenn nicht der nämliche: iſt es nicht wahre Vexirerei des Publicums, ſich hier des *nicht rechten* ſo feierlich anzunehmen, und von dem *rechten*, von dem es dort leider! nur gar zu bekannt war, daß er und kein anderer der wahre Verfaſſer der Fragmente ſey, ſo gänzlich zu ſchweigen? — Wenn aber der nämliche: was ſollen wir von einem Manne denken, dem es gleich leicht wird, eine Lüge zu beſiegeln, und ſich der nämlichen Lüge wegen faſt zu gleicher Zeit vor der ganzen Welt auf das Maul zu ſchlagen? Der Reichspoſtreiter kann ſich allenfalls mit ſeinem Relata refero ſchützen: aber auch Er? Der Reichspoſtreiter muß jeden Tag ſein Blatt voll haben; was kümmert es den, womit es voll wird? Ihn hingegen zwang nichts, über Hals über Kopf drucken zu laſſen, daß ein elendes Gerede eine ganz bekannte Sache ſey; er war an Ort und Stelle, dieſem Gerede ſogleich auf den Grund zu kommen; er durfte nur eben den Weg einſchlagen, auf welchem die Unzuverläſſigkeit deſſelben ſich nun ſoll erwieſen haben. Warum iſt er der erſte und einzige, der die Lüge in die Welt ſchrieb? Warum iſt er der erſte und einzige, der dieſer Lüge, die vielleicht niemand geglaubt hat, jetzt widerſpricht? Sollte ihn bloß der Kitzel getrieben haben, jetzt mit guter Manier einen noch bedeutenderen Fingerzeig thun zu können? —

An den Briefen, auf welche er ſich beruft, zweifle ich im geringſten nicht. Auch zweifle ich nicht an der Bereitwilligkeit des Herrn Licentiat Wittenberg, dieſe Briefe einem jeden, der es verlangt, zu zeigen. Ich bin ſogar verſichert, daß er ſie mehreren zeigen wird, als ſie zu ſehen verlangen werden. Auf dieſe Weiſe wird allerdings jede Verleumdung auf die allerunſchuldigſte Weiſe verbreitet, und das erſte Böſe, was ich von dem Herrn Licentiat von nun an höre, will ich auf die nämliche Weiſe zu widerlegen bedacht ſeyn.

Doch was kann auch wohl der Herr Licentiat dafür, wenn eine eben ſo dumme als boshafte *Klatſche*[1]

---

[1] Ich kann mir kaum die Mühe nehmen, die Dummheit und Bosheit dieſer *Klatſche* zugleich aus dem zu erweiſen, was ſie von *mir* ſagt. Auch möchte ich ſie nicht gern abſchrecken, ſich noch fernerhin an *mir* lächerlich zu machen, in der ſüßen Meinung, daß ſie *mich* lächerlich gemacht habe. Doch ein paar Worte, unter den Text geworfen, können doch auch nicht ſchaden. — Gleich Anfangs alſo geifert Mutter *Elſe*, oder wie ſie ſonſt heißen mag: „da

(*Klätſcher* wäre hier viel zu gut) die Unverſchämtheit hat, ſich auf ihn zu berufen, und ihn in läppiſche, unnütze Händel zu verwickeln? Denn daß der Herr Licentiat ſelbſt nicht vollkommen mit mir einſehen ſollte, wie läppiſch und unnütz dieſe ganze Namenjagd ſey, wird mich hoffentlich niemand bereden wollen, der ihn kennt. Und geſetzt auch, daß er darin nicht mit mir einig wäre, daß der entdeckte Name ſogar zur Prüfung der Sache *ſchädlich* werden könne, ſo wird er doch nicht in Abrede ſeyn, daß er wenigſtens der Ruhe und dem Leumunde aller derer nachtheilig zu ſeyn nicht ſcheinen werde, welche ſich in dem entdeckten Verfaſſer einen Anverwandten oder Freund zu erkennen, nicht entbrechen wollten. — Die Neugier eines ehrlichen Mannes ſteht da gern ſtille, wo Wahrheitsliebe ſie nicht weiter treibt, und Liebe des Nächſten ſie ſtill zu ſtehen bittet.

Freilich deſto beſſer, wenn die Briefe, welche Herr Licentiat Wittenberg in Händen hat, einen Mann aus dem Spiele ſetzen, welchen mancher ſchwache Geiſtliche ſich als ſeinen Gewährsmann wohl wünſchen möchte. In der That wüßte ich auch ſelbſt keinen neueren Gelehrten in ganz Deutſchland, für welchen ein Vorurtheil in dergleichen Dingen zu haben, verzeihlicher wäre, als eben ihn. Aber eben daher möchte ich auch auf dieſen Mann keinen Fingerzeig geben, und wenn er mir ſelbſt in eigener verklärter Perſon die Papiere aus jenem Leben gebracht hätte, mit dem ausdrücklichen Verlangen, ſie unter ſeinem Namen herauszugeben, und wenn er mir ſeitdem auch immer über die zweite Nacht wieder erſchiene, und das nämliche Geſuch, ich weiß nicht unter welchen Drohungen oder Verſprechungen wiederholte. Ich würde zu ihm ſagen: „Lieber Geiſt, herausgeben will ich deine Handſchrift recht gern, ob ich gleich wohl merke, daß die Sache nicht ohne Gefahr iſt, und man mir vorwerfen wird, daß ich die *ſchwachen Gewiſſen* nur damit ärgern wollen. Denn was dieſes Aergerniß betrifft, darüber denke ich wie Luther. Genug, ich kann *ohne Gefahr meiner Seele* deine Schrift nicht unter den Scheffel ſtellen. Sie hat Zweifel in mir erregt, die ich mir muß heben laſſen. Und wer kann ſie mir anders heben als das Publicum? Mich an den und jenen berühmten Gottesgelehrten durch Privatbriefe deßhalb zu wenden, das koſtet Geld und Zeit, und ich habe deren keines viel zu verſplittern. Alſo, wie geſagt, herausgeben will ich deine Schrift gern, aber warum ſoll ich ſie nicht anders herausgeben, als mit deinem Namen? Biſt du in jenem Leben eitler geworden, als du in dieſem wareſt? Oder gehört dein Name auch mit zu den Beweiſen? Wenn du auf dieſem kindiſchen, ärgerlichen Ehrgeize beſtehſt, ſo weiß ich wohl, woher du kömmſt. Die Glorie, die du da um deinen Kopf haſt, iſt Betrug, denn du biſt klein genug, noch eine andere neben ihr zu verlangen.“ —

Dieſe Phantaſie erinnert mich wieder an den Vorſchlag, den ich oben zu thun im Begriffe war. — Hat mein Ungenannter nicht aus Ueberzeugung geſchrieben, nicht aus innerem Drang, was er für wahr hielt, auch ſeinem Nächſten mitzutheilen: ſo kann er keinen andern Bewegungsgrund gehabt haben, als unſelige Ruhmſucht gloriæ cupiditatem sacrilegam: und ich finde in der ganzen Geſchichte ihn mit niemanden zu vergleichen, als mit dem Unſinnigen, der den Tempel der Diana zu Epheſus verbrennen wollte, ut opere pulcherrimo consumpto, nomen ejus per totum terrarum orbem disjiceretur. Als nun der Fantaſt dieſen ſeinen Schwindel auf der Folter bekannte, was thaten die Epheſer? Sie beſchloſſen, um ihn von der empfindlichſten Seite zu ſtrafen, daß niemand ſeinen Namen nennen ſolle, und wir würden es noch nicht wiſſen, wie der ſtolze Narr geheißen, hätte ſich Theopomp in ſeinen Geſchichtbüchern dieſer klugen Verfügung unterwerfen wollen. Ich folge den weiſen Epheſern, nenne, Trotz dem Theopomp, nach dem Beiſpiel des Valerius den ungeheuren Geck auch noch nicht, und trage an: wie, wenn wir ein gleiches unter uns ausmachten, und den Frevler nie nennten (geſetzt, daß wir ſeinen Namen wüßten oder erführen), der aus Ehrſucht den Felſen ſprengen wollen, auf welchen Chriſtus ſeine Kirche gegründet? — Ich ſtelle mir vor, ich ſammle die Stimmen.

---

die ſchlechte Beſchaffenheit meiner *Sache* mir nicht erlaube, bei der *Sache* ſelbſt zu bleiben, ſo ergreife ich Nebendinge, und laſſe die *Hauptſache* unbeantwortet.“ — Mütterchen, und wenn ihr noch zwanzigmal das Wort *Sache* in einem Athem herausſprudelt, ſo wißt ihr doch von der Sache gerade ſo viel wie nichts. Aber ſeyd doch ſo gut und nennt mir ein einziges von jenen Nebendingen, und ihr ſollt alle eure Zähne, oder, wenn ihr lieber wollt, einen Mann wieder haben! Denn begreift doch nur, Elſe, daß ich ja nicht der angreifende Theil, ſondern der angegriffene bin, und alſo überall mit hin muß, wohin mich euer Seelenſorger, der Herr Hauptpaſtor Goeze, ſchleppt. Freilich ſchleppt er mich an manchen Ort, wo wir beide nichts zu ſuchen haben; aber iſt das meine Schuld? Muß ich ihm nicht allerwärts, wo er mich vor den Augen Iſraels dem Herrn opfern will, in das heilige Meſſer fallen? Ich ſchneide mich freilich oft genug in dieſem heiligen Meſſer, aber ich wehre mir es endlich doch von der Kehle. — *Zweitens*, gutes Mütterchen, hat euch dieſer liebe Herr Seelenſorger weiß gemacht, daß er ſich an den böſen Nikolai bloß als an den Verleger der *allgemeinen Bibliothek* zu halten pflege. Seht, das hat er euch wohl weiß machen können; aber wem er es ſonſt weiß machen wird, der iſt der zweite. Denkt nur, wenn ich wegen der *freiwilligen Beiträge* mich an euch halten wollte, weil vielleicht unter den Lumpen, woraus das Papier dazu gemacht worden, ſich einige von euern alten Hemden befunden: was würdet ihr ſagen? Und doch iſt wahrlich eines dem andern nicht ſehr aus dem Wege. Denn eben ſo wenig ihr wißt, was man mit euren alten Hemden macht, eben ſo wenig weiß der Verleger, als bloßer Verleger, was der Gelehrte, den er bezahlt, auf ſein weißes Papier drucken läßt; und er iſt *das* eben ſo wenig verbunden zu wiſſen, als ihr *jenes*. Habt ihr denn auch nie gehört, Elſe, daß euer Herr Seelenſorger noch bei viel mehreren Verlegern eben ſo übel zu Gaſte geweſen iſt, als bei Nikolai? Warum hat er ſich denn nie auch an jene Verleger gehalten? Warum denn nur an den Verleger Nikolai? Nein, Elſe, glaubt mir, er hat es nicht mit Nikolai dem Verleger zu thun, ſondern mit Nikolai dem Mitarbeiter an der A. B., welcher ſich bis jetzt, ſo viel ich weiß, noch allein genannt hat. Und ſo, ſo will ich mich auch an den Herrn Hauptpaſtor Goeze wegen der freiwilligen Beiträge halten, er mag ſchreien wie er will. Mit gefangen, mit gehangen. Er nennt ſich in dieſer Bande, und das iſt mir genug. Das iſt mir ſo lange genug, bis er wenigſtens öffentlich ſein Mißfallen zu erkennen giebt, daß ſeine Herren Collegen ein Buch rühmen, und in Beziehung wider mich rühmen, das von Spitze zu Spitze die nämlichen Sätze enthält, um deren willen er mich ſo gern zum Teufel beten möchte. — Und nun *drittens*, Elſe, was wißt denn ihr von der Orthographie? Ich habe nie eine Zettel orthographiſch ſchreiben ſehen. Das klatſcht ihr wieder nur ſo nach, und merkt nicht, daß auch ihr dadurch Anlaß gebt, daß ich mich auf Nebendinge einlaſſen muß. Sagt ſelbſt, was hat es mit der Auferſtehungsgeſchichte, oder mit ſonſt einem Punkte in den Fragmenten und meiner Widerlegung derſelben, zu ſchaffen, daß ich ſchreibe *vorkömmt* und *bekömmt*, da es doch eigentlich heißen müſſe, *vorkommt* und *bekommt*? Es kränkt euch, daß ein ſo großer Sprachkundiger, wie ich — (niemals ſeyn wollen) — in ſolchen Kleinigkeiten fehlt? Ei, gutes Mütterchen! weil ihr ein gar ſo zartes Herz habt, muß ich euch ja wohl zurecht weiſen. Nehmt alſo eure Brille zur Hand, und ſchlagt den Adelung nach. Was leſet ihr hier? „*Ich komme, du kommſt, er kommt*; im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart, *du kömmſt, er kömmt*.“ Alſo ſagt man doch beides? Und warum ſoll ich denn nicht auch beides ſchreiben können? Wenn man in der vertraulichen Sprechart ſpricht: *du kömmſt, er kömmt*: warum ſoll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch ſchreiben können? Weil ihr und eure Gevattern nur das andere ſprecht und ſchreibt? Ich erſuche euch höflich, Elſe, allen euern Gevattern bei der erſten Zuſammenkunft von mir zu ſagen, daß ich unter den Schriftſtellern Deutſchlands längſt mündig geworden zu ſeyn glaube, und ſie mich mit ſolchen Schulpoſſen ferner ungehudelt laſſen ſollen. Wie ich ſchreibe, *will* ich nun einmal ſchreiben! *will* ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein anderer auch ſo ſchreiben *ſoll*?

fange an von den Patribus conscriptis des Lutherthums einem Erneſti, einem Semmler, einem Teller, einem Jeruſalem, einem Spalding ꝛc., und komme herab bis auf den kleinſten Dorfprieſter, der in den freiwilligen Nachrichten ſeiner Nothdurft pflegt, und alle, alle ſtimmen für Ja.

Nur einer, einer nur, der Hauptpaſtor Goeze, ſtimmt für Nein. Nein! donnert er, und nochmals Nein! Nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden, er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen! fügt er hinzu: Amen!

Anti-Goeze.

> Pro boni viri officio, si quando eum ad defensionem nocentium ratio duxerit, satisfaciam.
>
> QUINCTILIANUS.

EILFTER. (13)

1778.

Ich komme endlich auf das Dritte, wodurch ich mich als den Advocaten des Ungenannten erzeigen ſoll. Es ſoll in meinem Betragen gegen diejenigen beſtehen, die ſich der chriſtlichen Religion wider ihn annehmen.

Dieſe Rüge enthält zweierlei, auf deren jedes ich verſchieden antworten muß. Entweder man findet es nur ſonderbar und unrecht, daß ich überhaupt noch den Ungenannten bei ſeinen Gegnern vertrete: oder man findet es zugleich ſo viel ſonderbarer und unrechter, daß ich es in dem Tone thue, den man mir ſo hoch aufmutzt.

Auf erſteres glaube ich ſchon zum Theil damit geantwortet zu haben, daß ich mich erklärt, nicht als Advocat für ihn zu ſprechen, der ihn ſeine Sache will gewinnen machen. Ich ſpreche bloß als ehrlicher Mann, der ihn nur ſo tumultuariſch nicht will verdammt wiſſen. Höchſtens ſpreche ich ſo, als ein zugegebener Advocat für einen Verbrecher ſpricht, und rede nur ſtatt ſeiner, und rede nur, wie man es im gemeinen Leben auszudrücken pflegt, in ſeine Seele. Hierzu aber bin ich um ſo mehr verpflichtet, da ich das Mehrere von ſeinen Papieren in Händen habe. Es wäre Verrath an der Unſchuld, er mag nun viel oder wenig Anſpruch auf Unſchuld machen können, wenn ich in dieſen mehreren Papieren das Geringſte, das ihm auf irgend eine Weiſe zu Statten käme, fände, und nicht anzeigte. Der Verrath wäre von mir um ſo viel größer, da ich ungebeten ſein Herausgeber geworden bin, und als literariſche Proben Stücke aus ihm mitgetheilt habe, die aus aller Verbindung geriſſen ſind, durch welche allein ſie ihr wahres Leben erhalten. Warum hat man dieſe Proben durchaus nicht wollen ſeyn laſſen, was ſie ſeyn ſollen? Warum hat man ſie einer größeren Aufmerkſamkeit gewürdigt, als Fragmente von aller Art verdienen, auf die kein Menſch ſich einzulaſſen verbunden iſt? Warum hat man ſogar Verbindungspartikeln, durch welche ſich der Ungenannte auf etwas anderweits Erwieſenes bezieht, für bloßes Blendwerk ausgegeben, und dadurch ſo wohl meine als ſeine Redlichkeit in den liebloſeſten Verdacht gezogen? — Doch davon an einem andern Orte.

Hier laſſe man mich nur noch hinzufügen, was ich mich nicht ſchämen darf zu wiederholen, da es einmal geſtanden iſt. Ich habe den Ungenannten auch darum in die Welt geſtoßen, weil ich mit ihm allein nicht länger unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne nochmals, daß ich ſeinen Zuraunungen nicht immer ſo viel entgegen zu ſetzen wußte, als ich gewünſcht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zuſammen, oder weiter aus einander bringen, und dieſer Dritte kann niemand ſeyn, als das Publicum.

Verliere ich nun aber nicht alle den Nutzen, den ich mir aus dieſem Schritte verſprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerkſam bin, mit welcher man ihn im Publicum empfängt? Ich muß jeden fragen, der über ihn ſtutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erſchrickt, oder über ihn poltert: wie verſtehen Sie das? wie beweiſen Sie das? Auch werde ich mich mit der erſten der beſten Antwort des erſten des beſten Gegners ſchwerlich begnügen können. Denn wenn ſie auch wirklich die beſte wäre, ſo iſt das Beſte doch nicht immer gut, und ich kenne für tauſend Zweifel die beſten Antworten ſehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden.

Daß man mir aber nur nicht eine ſo ſchwer zu befriedigende Nachforſchung als einen Beweis deſſen vorwerfe, was ich ſo eifrig abzulehnen ſuche! Ich erzeige mich auch dadurch ſo wenig als den Advocaten des Ungenannten, daß ich mich vielmehr (weil es doch einmal Advocat heißen ſoll) als den Advocaten der Religion damit erweiſe, die der Ungenannte angreift. Denn was hat er zu thun, der rechtſchaffene Advocat, ehe er eine Sache übernimmt? Nachdem er ſeinen Clienten lange genug angehört, ſich ein Langes und Breites von ihm vorſagen laſſen, in die Länge und in die Quere ihn ausgefragt,[1] in aliam rursus ei personam transeundum est, *agendusque adversarius*, proponendum, quidquid omnino excogitari contra potest, quicquid recipit in ejusmodi disceptatione natura. Gerade ſo auch ich! Aber wer den Vertheidigern der Religion ſodann am ſchärfſten widerſprechen wird, wird es darum mit der Religion nicht am ſchlimmſten meinen. Denn ich werde nur darum die Vertheidiger der Religion interrogare quam *infestissime*, ac premere, weil auch hier, dum omnia quærimus, aliquando ad verum, ubi minime expectavimus, pervenimus; weil auch hier optimus est in dicendo patronus incredulus.

Nun habe ich freilich dieſer Pflicht gegen mich ſelbſt zur Zeit noch wenig Genüge leiſten können. Aber ich hoffe, in Zukunft es beſſer zu thun, und es mit aller der Kälte, mit alle dem Glimpfe gegen die Perſonen zu thun, die mit jener Strenge und Wärme für die Sache beſtehen können, welche allein Quinctilian bei ſeinem infestissime kann gedacht haben.

[1] Quinctilianus L. XII.

„Ei nun ja!“ höre ich den Herrn Hauptpaſtor rufen — und bin bei dem zweiten Gliede dieſer Rüge. „Ei nun ja! Da verlaſſe ſich einer darauf, und binde mit ihm an! Wir haben die Erfahrung davon, ich und ſein Nachbar. Wie höhnend, wie verachtend, wie wegwerfend hat er wider uns geſchrieben!“

Fühlen Sie das, Herr Hauptpaſtor? Deſto beſſer. So habe ich meinen Zweck mit Ihnen erreicht, aber noch lange nicht gethan, was Sie verdienen. Denn einmal gehören Sie zu den Gegnern meines Ungenannten noch gar nicht. Sie haben bis dieſe Stunde ihn noch in nichts widerlegt. Sie haben bloß auf ihn geſchimpft. Sie ſind bis dieſe Stunde nur noch als mein Gegner anzuſehen; nur noch als der Gegner eines Gegners des Ungenannten. Und nächſt dem haben Sie wider dieſen Gegner des Ungenannten ſich Dinge erlaubt, die Sie zum Theil kaum gegen den Ungenannten ſich hätten erlauben müſſen. Sie haben mich feindſeliger Angriffe auf die chriſtliche Religion beſchuldigt, Sie haben mich förmlicher Gottesläſterungen beſchuldigt. Sagen Sie ſelbſt: wiſſen Sie infamirendere Beſchuldigungen als dieſe? Wiſſen Sie Beſchuldigungen, die unmittelbarer Haß und Verfolgung nach ſich ziehen? Mit dieſem Dolche kommen Sie auf mich angerannt, und ich ſoll mich nicht anders, als den Hut in der Hand, gegen Sie vertheidigen können? ſoll ganz ruhig und bedächtig ſtehen bleiben, damit ja nicht Ihr ſchwarzer Rock beſtaubt werde? ſoll jeden Athemzug ſo mäßigen, daß ja ihre Perücke den Puder nicht verliere? Sie ſchreien über den Hund „er iſt toll!“ wohl wiſſend, was die Jungen auf der Gaſſe daraus folgern: und der arme Hund ſoll gegen Sie auch nicht einmal blaffen? blaffend Sie nicht Lügen ſtrafen? Ihnen nicht die Zähne weiſen? Das wäre doch ſonderbar. Hieronymus ſagt, daß die Beſchuldigung der Ketzerei (wie viel mehr der Irreligion?) der Art ſey, in qua tolerantem esse, impietas sit non virtus. Und doch, doch hätte ich mich lieber dieſer Gottloſigkeit ſchuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen ſetzen ſollen, die keine iſt? Anſtändigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unſeres weibiſchen Zeitalters! Firniß ſeyd ihr, und nichts weiter. Aber eben ſo oft Firniß des Laſters, als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darſtellungen dieſen Firniß haben, oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erſt lange ſuchen ſoll. — Sagen Sie an, Herr Hauptpaſtor, was habe ich gegen Sie geſchrieben, warum Sie nicht nach wie vor Hauptpaſtor in Hamburg ſeyn und bleiben könnten? Ich hingegen könnte das nicht ſeyn, könnte das nicht bleiben, was ich bin, wenn Ihre Lüge Wahrheit wäre. Sie wollen mir die Naſe abſchneiden, und ich ſoll Ihrer nicht mit ein wenig asa foetida räuchern? —

Dieſes iſt nun freilich der Fall meines Nachbars nicht ganz. Aber ihn habe ich auch nirgends ſo behandelt, als den Herrn Hauptpaſtor. Bloß ſein wiederholter Vorwurf, daß der Ungenannte die Wahrheit, die er gar wohl einſehe, nur nicht einſehen wolle, bloß dieſer Vorwurf, welcher einen Menſchen ſo ganz in einen Teufel verwandelt, bloß dieſer Vorwurf, von deſſen Gifte, wie ich bewieſen habe, ein großer Theil auf mich zurück ſpritzt, hat mich im Fortgange des Wortwechſels bitterer gegen ihn gemacht, als ich zu ſeyn mir vorgenommen hatte. Und wie bitter bin ich denn gegen ihn geweſen? Das bitterſte iſt doch wohl, daß ich von ihm geſagt habe, „er ſchreibe im Schlafe?“ Mehr nicht? Und daraus will der Herr Hauptpaſtor ſchließen, daß das Teſtament Johannis, in welchem die allgemeine brüderliche Liebe ſo ſehr empfohlen wird, von mir unmöglich ſeyn könne? Nun wohl, ſo hat Hieronymus, aus welchem ich das Teſtament Johannis genommen, eben ſo wenig von dieſer Liebe gehabt als ich, und ich bin lange zufrieden, daß ich deren doch eben ſo viel habe, als Hieronymus, wenn ſchon nicht ganz ſo viel, als der Herr Hauptpaſtor Goeze, der ſeine Herren Collegen aus brüderlicher Liebe eher ewig ſchlafen macht, als ihnen das Schlafen verwirft. Denn gerade ſagt Hieronymus einem ſeiner Gegner nicht mehr und nicht weniger, als ich meinem Nachbar geſagt habe. Dem Vigilantius nämlich ſchreibt er mit dürren Worten: Ego reor, et nomen tibi κατ' ἀντίφρασιν impositum. Nam tota mente dormitas et profundissimo non tam somno stertis, quam lethargo. Auch wiederholt der heilige Mann das böſe Wortſpiel überall, wo er von dem Vigilantius ſpricht; und wenn ich recht gezählt habe, mag er ihn wohl eben ſo oft ausdrücklich Dormitantius nennen, als ich meinen Nachbar in ſeinem Schlafe zu ſtören mir die Freiheit genommen habe. Ich fürchte auch im geringſten nicht, daß der Nachbar ſelbſt dieſen kleinen Spaß ſo hoch aufgenommen haben ſollte, daß er ſich mit mir nicht weiter abzugeben beſchloſſen hätte. Darunter würde ich allerdings zu viel verlieren, und lieber will ich gleich hier, mit folgenden Worten des Auguſtinus ihn um Verzeihung bitten: Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut si te læsi, dimittas mihi, nec, me vicissim lædendo, malum pro malo reddas. Lædes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris in scriptis meis. —

Nun eben wollte ich noch die Frage thun: welchem Gegner meines Ungenannten ſonſt ich auf eine unanſtändige abſchreckende Art begegnet bin? als mit eins ein Ritter das Viſir weder auf noch nieder geſchoben, in den Kampfplatz geſprengt kömmt, und gleich von weitem in dem wahren Ton eines homeriſchen Helden mir zuruft:[1] „Ich ſollte —? Woher wiſſen Sie —? Warum thaten Sie —? Nicht wahr — ?“ Und hierauf ein Geſchrei über Verleumdung, und ein Hochzeitbitterbeweis, daß ein Subrector in einer Reichsſtadt eben ſo viel ſey, als ein Bibliothekar, der Hofrath heiße! — Ei, meinetwegen noch zehnmal mehr! Aber gilt das mir? Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubniß, wer ſind Sie? Sie ſind doch wohl nicht gar Herr M. Friedrich Daniel Behn, des lübeckiſchen Gymnaſii Subrector? Wahrlich? O wie bedaure ich, daß ich den Herrn Subrector durch meinen vierten Anti-Goeze wider all mein Wollen ſo in den Harniſch geſchrieben habe! Aber bedenken Sie doch nur! Ich habe Sie nirgends genannt, ich habe Ihre Schrift nirgends angezogen, ich habe Ihre Worte nirgends gebraucht. Sie ſagen ſelbſt, daß die Meinung, die ich lächerlich mache, Ihre Meinung nicht ſey. Und leicht möglich, daß Sie es wirklich nicht iſt, obgleich der Herr Hauptpaſtor Goeze ſie um ein großes ſo vorſtellt, indem er uns ſagt, wie ſehr Sie in Ihrem zweiten Abſchnitte den Unfug beklagen, daß man die chriſtliche Religion in deutſcher Sprache beſtreite. Wie, wenn ich es alſo nur mit dieſem Manne zu thun hätte, der alles für Unfug erklärt, was nicht in ſeinen Kram taugt? Wie? wenn ich es nur mit denen zu thun hätte, die mir dieſe nämliche Meinung hundertmal mündlich geäußert haben? Woher erhellet denn, daß ich der Welt zu verſtehen geben wollen, als ob auch Sie dieſer nämlichen Meinung wären? Daher, weil ich Sie einem Subconrector in den Mund gelegt habe? Aber Sie ſind ja nicht Subconrector, ſondern Subrector. Warum muß ich denn dieſen lieber in jenen herabgewürdigt, als unter jenem dieſen gar nicht gemeint haben? Darf ich denn einen Pedanten nicht Subconrector nennen, weil

---

[1] Anti-Leſſing.

Herr Behn Subrector iſt? Oder wollen Sie den Unterſchied zwiſchen objectiver und ſubjectiver Religion ſchlechterdings zuerſt erfunden, zuerſt gebraucht haben, ſo daß ich Sie nothwendig dadurch kenntlich gemacht hätte, daß ich ihn nachgebraucht? — Ich merke, mein lieber Herr Subrector, Sie ſind ein wenig ſehr ſtolz, aber doch noch hitziger als ſtolz, und mich jammert Ihrer Klaſſe. So oft ein Knabe lacht, muß er über den Herrn Subrector gelacht haben, — et vapulat.

Von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger.

Noch ein Fragment des Wolfenbüttel'ſchen Ungenannten.

Herausgegeben von Gotthold Ephraim Leſſing.

1778.

Vorrede des Herausgebers.

Gegenwärtiges Fragment ſollte, meinen erſten Gedanken nach, durch mich entweder gar nicht, oder doch nur irgend einmal zu ſeiner Zeit in eben dem abgelegenen ſo wenig beſuchten Winkel bibliothekariſchen Auskehrichts erſcheinen, in welchem ſeine Vorgänger erſchienen ſind. Ich laſſe mir es ungern früher aus den Händen winden; aber wer kann für Gewalt?

Gleich Anfangs muß ich ſagen, daß dieſes Fragment zu dem Fragmente über die Auferſtehungsgeſchichte gehört, welches bereits ſo viele Federn beſchäftigt hat, und wahrſcheinlich noch lange immer neune gegen eine beſchäftigen wird, die ihr Heil gegen die übrigen Fragmente verſuchen möchte.

Die Urſache dieſer Erſcheinung, daß eben das Fragment über die Auferſtehungsgeſchichte ſo viel Athleten weckt, iſt klar. Die Sache, worüber geſtritten wird, iſt ſo wichtig, und der Streit ſcheint ſo leicht zu ſeyn! Jeder Homilet, der ſich getraut eine Oſterpredigt zu halten, getraut ſich auch mit meinem Ungenannten hier anzubinden. Krüppel will überall vorantanzen, und er läßt mehreres drucken, was nur eben verdiente geſagt zu werden, — und auch das kaum verdiente.

Doch es ſey fern von mir, daß ich alle die würdigen Männer, welche gegen beſagtes Fragment bisher geſchrieben haben, in dieſem ärmlichen Lichte erblicken ſollte. In einigen derſelben erkenne ich wirklich Gelehrte, deren Schuld es nicht iſt, wenn ihr Gegner nicht zu Boden liegt. Die Streiche, die ſie führen, ſind nicht übel, aber ſie haben auf die Strahlenbrechung nicht gerechnet, der Gegner ſteht nicht da, wo er ihnen in ſeiner Wolke zu ſtehen ſcheint, und die Streiche fallen vorbei oder ſtreifen ihn höchſtens.

Gewiſſermaßen kann ich ſelbſt nicht in Abrede ſeyn, daß ich, der Herausgeber, daran mit Schuld habe. Man konnte es dem Bruchſtücke nicht anſehen, welche Stelle es in dem Gebäude behauptet, oder behaupten ſollen. Ich gab desfalls keinen Wink, und es iſt ganz begreiflich, wenn ſonach die Schnauze einer Renne für einen Kragſtein, das Geſimſe einer Feuermauer für ein Stück des Architravs genommen und als ſolches behandelt werden.

Freilich könnte ich zu meiner Entſchuldigung anführen, gleichwohl vor der Klippe gewarnt zu haben, an der man geſcheitert, indem ich Fragmente für nichts als Fragmente ausgegeben. Freilich könnte ich meinen ſehr verzeihlichen Wahn vorſchützen, daß ich geglaubt, des Celſus Incivile est, nisi tota lege perspecta, una aliqua particula ejus proposita, judicare vel respondere habe Juſtinian eben ſo wohl für den Gottesgelehrten, als für den Rechtsgelehrten aufbewahren laſſen.

Doch da es indeß auch ſeinen Nutzen hat, daß unſere Gottesgelehrten ſo vorſichtig und bedächtig nicht ſind, als unſere Rechtsgelehrten, und manche derſelben nicht ohne Grund für nöthig erachten, lieber bald und nicht gut, als ſpät und beſſer zu antworten, indem es vielen ihrer Leſer doch einerlei iſt, wie ſie antworten, wenn ſie nur antworten: ſo will ich darüber weiter nichts ſagen, und nur ſo bald als möglich den Fehler von meiner Seite wieder gut zu machen ſuchen.

Aus dem nämlich, was ich nun noch aus den Papieren des Ungenannten mitzutheilen im Stande bin, wird man wo nicht günſtiger, doch richtiger von dem Fragmente der Auferſtehungsgeſchichte urtheilen lernen. Man wird wenigſtens aufhören, ſeinen Verfaſſer als einen Wahnſinnigen zu verſchreien, der die Sonne mit einem Schneeballe auslöſchen will, indem man nun wohl ſieht, daß die Zweifel, welche er wider die Auferſtehungsgeſchichte macht, das nicht ſind, noch ſeyn ſollen, womit er die ganze Religion umzuſtoßen vermeint. Er ſchließt ganz ſo lächerlich nicht, als man ihn bisher ſchließen laſſen: „die Geſchichte der Auferſtehung iſt verdächtig, folglich iſt die ganze Religion falſch, die man auf die Auferſtehung gegründet zu ſeyn vorgiebt;“ ſondern er ſchließt vielmehr ſo: „die ganze Religion iſt falſch, die man auf die Auferſtehung gründen will, folglich kann es auch mit der Auferſtehung ſeine Richtigkeit nicht haben, und die Geſchichte derſelben wird Spuren ihrer Erdichtung tragen, deren ſie auch wirklich trägt.“

Aber ſchäme ich mich nicht, daß ich das kleinere Aergerniß durch ein weit größeres heben zu wollen vorgebe? Warum laſſe ich es bei jenem nicht bewenden, wenn ich nicht ſelbſt Freude an dem Aergerniſſe habe? — Darum nicht, weil ich überzeugt bin, daß dieß Aergerniß überhaupt nichts als ein Popanz iſt, mit dem gewiſſe Leute gern allen und jeden Geiſt der Prüfung verſcheuchen möchten. Darum nicht, weil es ſchlechterdings zu nichts hilft, den Krebs nur halb ſchneiden zu wollen. Darum nicht, weil dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöſcht werden ſoll.

Man erlaube mir, daß ich beſonders auf dem Letztern einen Augenblick beſtehe. Ich habe bereits an einem andern Orte geſagt, daß das Buch ganz und völlig ausgearbeitet exiſtirt, und bereits in mehreren Abſchriften, an mehreren Orten exiſtirt, wovon ich nur den kleineren Theil in Fragmenten des erſten Entwurfs in Händen habe. Ich ſetze jetzt hinzu, daß dieſes Buch geſchrieben aus einer Hand in die andere geht, aus einer Provinz in die andere vertragen wird, und ſo im Verborgenen gewiß mehr Proſelyten macht, als es im Angeſichte einer widerſprechenden Welt machen würde. Denn man lieſt nichts begieriger, als was man nur nächſt Wenigen leſen zu können glaubt. Ein Manuſcript iſt ein Wort ins Ohr, ein gedrucktes Buch iſt eine Jedermannsſage, und es iſt in der Natur, daß das Wort ins Ohr mehr Aufmerkſamkeit macht, als die Jedermannsſage.

Bei dieſem Gleichniß zu bleiben, was habe ich nun Unrechtes gethan, was thue ich noch Unrechtes, daß ich das Wort ins Ohr, welches die Wohlfahrt eines ehrlichen Mannes untergräbt, je eher je lieber zu einer lauten Sage mache, damit es auch dem, den es betrifft, zu Ohren komme, und er Gelegenheit habe, ſich darüber zu verantworten? Ja, wenn dieſes Wort ins Ohr in meinem Ohre erſtürbe! wenn ich ſelbſt der Urheber dieſes Wortes wäre! — Aber iſt dieſes hier der Fall? Und doch ſollte ich mich ſchämen?

Die mögen ſich vielmehr ſchämen, welche die Verheißung ihres göttlichen Lehrers haben, daß ſeine Kirche auch von den Pforten der Hölle nicht überwältiget werden ſoll, und einfältig genug glauben, daß dieſes nicht anders geſchehen könne, als wenn ſie die Pforten der Hölle überwältigen! — Und wie denken ſie einen ſolchen Sieg zu erlangen? Dadurch, daß ſie gar in keinen Streit ſich einlaſſen? Dadurch, daß ſie das Ding ſo zu karten ſuchen, daß die Pforten der Hölle auch nicht einmal einen Anfall wagen dürfen? — Von dieſem negociirten Siege aus ihrer politiſchen Studierſtube kenne ich keine Verheißung.

Aber warum ſage ich denn: „die mögen ſich ſchämen“? Die muß der heißen. Der mag ſich ſchämen, der noch der einzige ſeiner Art iſt! Denn noch iſt der Hr. Hauptpaſtor Goeze der einzige Theolog, der zugleich ſo ſtolz und ſo klein von der chriſtlichen Religion denkt. Noch iſt er der einzige, der es mir verübelt, daß ich die Fluth lieber nach und nach durch den Damm zu leiten ſuche, als den Damm auf einmal will überſteigen laſſen. Noch iſt er der einzige, der mich darum auf eine Art verläſtert, die wenigſtens dem Racha gleich kömmt. Nur freilich, daß der große Rath nicht dieſes ſein Racha, ſondern mich auf dieſes ſein Racha beſtrafen ſoll. Sehr chriſtlich!

Darauf wage ich es denn nun aber auch hin. Genug, daß für mich ſelbſt der Nutzen immer unendlich größer ausfallen muß, als der Schade ſeyn kann, dem mich meine Dreiſtigkeit in Zuverſicht auf die gerechte Sache ausſetzt. Denn da, wie mir der Hr. Hauptpaſtor bereits ſelbſt atteſtirt haben, ich ſchlechterdings kein hebräiſch verſtehe, ſo kann es nicht fehlen, daß ich, auf Veranlaſſung dieſes neuen Fragments, bei welchem es lediglich auf eine tiefe Kenntniß der hebräiſchen Sprache und Alterthümer ankömmt, nicht über manche Dinge belehrt werden ſollte, über die ich fremde Belehrung nothwendig brauche. Der Hr. Hauptpaſtor ſelbſt, nach ihrer bekannten großen orientaliſchen Gelehrſamkeit, werden hoffentlich ein Vieles dazu beitragen, wofür ich ihm gern alle das Uebel vergeben will, das ſein heiliger Eifer mir etwa ſonſt möchte zugezogen haben. Ein frommer Schüler kann über die Züchtigung ſeines treuen Lehrers weinen, aber nicht zürnen. — Und hiermit küſſe ich ſeine Ruthe oder ſeine Scorpionen, ſchon im Voraus!

Gotth. Ephr. Leſſings

nöthige Antwort

auf eine ſehr unnöthige Frage

des Hrn. Hauptpaſtor Goeze in Hamburg.

1778.

Endlich ſcheint der Hr. Hauptpaſtor Goeze nach ſo langem ärgerlichen Aufheben, welches nur bei der ſchlechteſten Art von Klopffechtern im Gebrauch iſt, zur Klinge kommen, und bei der Klinge bleiben zu wollen.

Wenigſtens äußert er nun,[1] daß er auf den Punkt, über welchen er mit mir ſtreite —

> „ob die chriſtliche Religion beſtehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn ſie ſchon längſt verloren gegangen wäre, wenn ſie niemals geweſen wäre?“ —

ſich ſo fort weiter gehörig einlaſſen wolle, ſobald ich eine beſtimmte Erklärung würde von mir gegeben haben, was für eine Religion ich unter der chriſtlichen Religion verſtehe.

Wenn ich mich weniger rein wüßte, wer könnte es mir verdenken, wenn ich mich dieſer Anforderung, die eine wahre Calumnie enthält, aus eben dem Grunde weigerte, aus welchem Er ſich, einer weit weniger verfänglichen Anforderung von mir, zu entziehen für gut findet. Er ſagt nämlich:[2] der Bibliothekar in Wolfenbüttel habe dem Hauptpaſtor in Hamburg nichts zu befehlen. Sehr wahr! Aber was hat denn der Hauptpaſtor in Hamburg dem Bibliothekar in Wolfenbüttel zu befehlen, daß er ihn öffentlich vorladen darf, auf eine Frage zu antworten, die vorausſetzt, daß er befriedigend nicht darauf antworten könne?

Doch der Bibliothekar will es ſo genau nicht nehmen. Denn der Bibliothekar, wie geſagt, weiß ſich rein, und muß herzlich lachen, wenn der Hauptpaſtor verſichert zu ſeyn vorgiebt,[1] „daß ich, wenn ich voraus hätte ſehen können, daß die Controvers dieſen Lauf nehmen werde, mich wohl gehütet haben würde, mich ſo frühzeitig zu verrathen, und die wahren Gedanken meines Herzens zu offenbaren.“

Ich habe nichts mehr gewünſcht, als das, und es ſoll ſich gleich zeigen, wer von uns beiden, ob der Hauptpaſtor oder der Bibliothekar, mit der längern Naſe nun abziehen wird.

Denn kurz, ich antworte auf die vorgelegte Frage ſo beſtimmt, als nur ein Menſch von mir verlangen kann, übereinſtimmen, die älteſten Belege derſelben, aber nicht die Quellen derſelben ſind.

---

[1] Leſſings Schwächen. Zweites Stück. S. 66.

[2] S. 64.

[1] S. 69.

§. 20.

Das Mehrere, was ſie über die Regula fidei enthalten, iſt, nach dem Geiſte der erſten vier Jahrhunderte, zur Seligkeit nicht nothwendig, kann wahr oder falſch ſeyn, kann ſo oder ſo verſtanden werden.

Dieſe Sätze habe ich aus eigener ſorgfältigen, mehrmaligen Leſung der Kirchenväter der erſten vier Jahrhunderte geſammelt, und ich bin im Stande mich mit dem gelehrteſten Patriſtiker darüber in die ſchärfſte Prüfung einzulaſſen. Der Beleſenſte hatte in dieſer Sache nicht mehr Quellen, als ich. Der Beleſenſte kann alſo auch nicht mehr wiſſen, als ich; und es iſt gar nicht wahr, daß ſo tiefe und ausgebreitete Kenntniſſe erfordert werden, um in allen dieſen Stücken auf den Grund zu kommen, als ſich manche wohl einbilden, und manche die Welt gern bereden möchten.

Ich ſollte vielleicht noch etwas über die Unſchädlichkeit dieſes meines Syſtems beifügen, und zugleich den beſondern Nutzen und Vortheil zeigen, den die chriſtliche Religion in Abſicht ihrer jetzigen Feinde davon zu erwarten habe. Doch dazu wird mir der fernere Fortgang der Controvers ſchon noch Gelegenheit geben; beſonders, wenn es dem Hrn. Hauptpaſtor gefallen ſollte, ſie von unſerer übrigen Katzbalgerei abzuſondern, und ohne Vermiſchung mit neuen Verleumdungen zu behandeln. Ihm dazu um ſo vielmehr Luſt zu machen, habe ich mich in dieſem Bogen aller Gleichniſſe, aller Bilder, aller Anſpielungen ſorgfältig enthalten; und bin es weiter zu thun erbötig, wenn er ſich eben der Präciſion und Simplicität in ſeinen Gegenſätzen bedienen will.

Der nöthigen Antwort

auf eine ſehr unnöthige Frage

des Herrn Hauptpaſtor Goeze in Hamburg

Si licet, et, falsi positis ambagibus oris,
Vera loqui sinitis, — — — Ovid.

Erſte Folge.

1778.

Ich habe meine Erklärung, was für eine Religion ich unter der chriſtlichen Religion verſtehe, ohne Anſtand abgegeben. Aber, anſtatt des Beweiſes, den ich darauf erwarte, den Herr Goeze darauf verſprochen, (nämlich daß dieſe chriſtliche Religion ſich nothwendig mit der Bibel verlieren müſſe, daß ſie ohne Bibel weder werden noch dauern können), muß ich nun hören, daß es eine Ungereimtheit ſey, einen dergleichen Beweis von ihm zu fordern.

„Dieſe Forderung, ſagt er,[1] iſt ſo ungereimt, als eine ſeyn kann. Ich bin in dieſer Sache der Reſpondent. Hr. L. iſt der Opponent. Ich behaupte eine Wahrheit, welche von allen vernünftigen Chriſten, von allen Lehrern der chriſtlichen Kirche, ohne Unterſchied der verſchiedenen Parteien, in welche dieſelbe getheilt iſt, ſelbſt die Socinianer nicht ausgenommen, als ein keinem Zweifel unterworfener Grundſatz angenommen iſt: daß die Bibel der einige Lehrgrund der chriſtlichen Religion iſt, ohne welchen dieſelbe nicht erwieſen, nicht fortgepflanzt werden, alſo nicht beſtehen könne.“

Ich will mich auf jene Kathederetiquette, welche eben ſowohl für mich, als für ihn zu erklären iſt, nicht einlaſſen. Wer beweiſen kann, läßt ſich nicht lange nöthigen, zu beweiſen. Ich will nur ſogleich den Nagel auf den Kopf zu treffen ſuchen, und rund heraus erklären:

1) daß es nicht wahr iſt, daß alle Lehrer der chriſtlichen Kirche, ohne Unterſchied der verſchiedenen Parteien, die Bibel für den einigen Lehrgrund der chriſtlichen Religion halten;

2) daß die Socinianer eben dadurch ihre Sache ſo gut wie gewonnen haben, wenn man die Bibel zum einigen Lehrgrunde der chriſtlichen Religion macht.

1. Es iſt notoriſch, daß die Lehrer der chriſtlich-katholiſchen Kirche die Bibel ſo wenig für den einigen Lehrgrund der chriſtlichen Religion annehmen, daß ſie ihn nicht einmal für den vornehmſten gelten laſſen, indem bei ihnen das Anſehen der Bibel dem Anſehen der Kirche ſchlechterdings untergeordnet iſt, indem bei ihnen es nicht darauf ankömmt, was die Bibel ſagt, ſondern darauf, was die Kirche ſagt, daß es die Bibel ſage, oder ſagen hätte können. Haben einige Katholiken, welche gern Proſelyten unter den Proteſtanten machen wollen, ſich nachgebender hierüber erklärt, ſo geht mich dieſes nichts an; und der eigentliche Lehrbegriff der römiſchen Kirche iſt nach dieſen wenigen Achſelträgern nicht zu beſtimmen. Alle und jede rechtgläubige Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil ſie Chriſten ſind, ſind aber nicht Chriſten, weil ſie die oder der Bibel glauben. — Und nun möchte ich gern wiſſen, mit welchem Fuge ein lutheriſcher Paſtor und ein verdorbener Advocat einem Manne mit dem Reichsfiscale drohen können, weil er aufrichtig genug iſt, als Lutheraner lieber ſeine Zuflucht zu einem Lehrſatze der römiſchen Kirche zu nehmen, als die ganze chriſtliche Religion unter Einwürfen der Freigeiſter erliegen zu laſſen, die bloß die Bibel und nicht die Religion treffen, die bloß das Buch treffen, in welchem, nach dem höchſt neuen und bis auf dieſen Tag unerwieſenen Lehrſatze der ſtrengern Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten ſeyn ſoll. — Dieſe Herren mögen ſich nur ſelbſt vor dem Reichsfiscale in Acht nehmen. Denn es wird dem Reichsfiscale leicht begreiflich zu machen ſeyn, daß nur ſie und

---

[1] Leſſings Schwächen, 3. Stück, S. 125.

ihres Gleichen die Stänker ſind, welche den Groll, den die im deutſchen Reiche geduldeten Religionsparteien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten, indem ſie alles, was katholiſch iſt, für unchriſtlich verdammen, und durchaus keinen Menſchen, auch nicht einmal einen armen Schriftſteller, dem es nie in die Gedanken gekommen iſt, ſich eine Partei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüſteten und öde gelaſſenen Confiniis beider Kirchen dulden wollen.

2. Was ich von den Socinianern ſage, liegt am Tage. Wer die Gottheit Chriſti nicht mit ins N. Teſtament bringt, wer ſie nur aus dem N. Teſtamente holen will, dem iſt ſie bald abdisputirt. Daher iſt den Socinianern der Grundſatz, daß ſowohl die Gottheit Chriſti, als die übrigen Wahrheiten der chriſtlichen Religion einzig aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel erwieſen werden müſſen, ſehr willkommen geweſen; und es läßt ſich leicht zeigen, daß es ebenfalls Feinde der Gottheit Chriſti, daß es die Arianer geweſen, welche ihn zuerſt angenommen haben. —

Alſo nur alsdann, wenn Herr Goeze ſowohl dieſes, als jenes abzuläugnen, und das Gegentheil davon zu erhärten im Stande iſt, will ich ihm allenfalls den Beweis des Hauptſatzes, zu welchem er ſich anheiſchig gemacht hat, ſchenken, und den Erweis meiner Gegenſätze antreten. Aber bis dahin muß er mir nicht übel nehmen, wenn ich geradezu äußere, daß er dasjenige nicht beweiſen kann, wovon er ſo trotzig vorgiebt, daß er es nicht zu beweiſen brauche. Denn wenn er nicht damit ſagen will, daß man es ohne Beweis annehmen müſſe, ſo muß es wenigſtens doch anderswo erwieſen ſeyn; und er kann ja dieſen anderswo geführten Beweis, mich zu beſchämen, mit leichter Mühe abſchreiben, oder auch nur mit einem Worte nachweiſen.

Ich ſage: daß ich ſodann meine Gegenſätze zu erweiſen nicht anſtehen will. Aber werde ich damit nicht zu ſpät kommen? Hat Herr Goeze nicht bereits mit einer einzigen Stelle des Irenäus alle meine 20 Gegenſätze auf einmal niedergeſchlagen? „Da die Kirchenväter, ſagt er, bei Herr Leſſing mehr gelten, als die Bibel" — (Verleumdung! die neuteſtamentlichen Schriften gelten mir nur nicht viel mehr, als die erſten Kirchenväter.) — „ſo will ich ihm eine Stelle aus dem Irenäo entgegenſetzen, welche ſein Gewäſche und überhaupt ſeine in der Antwort angegebenen 20 Sätze auf einmal niederſchlagen kann. Dieſer ehrwürdige Vater des zweiten Jahrhunderts ſchreibt adv. Hær. lib. III. cap. I. Non enim per alios dispositionem nostræ salutis cognovimus, quam per eos, per quos Evangelium pervenit ad nos, quod quidem tunc præconaverunt, postea vero per Dei voluntatem in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostræ futurum. Es wird ſich zeigen, ob Herr Leſſing Stellen im Vorrath habe, welche hinlänglich ſeyn werden, dieſes Zeugniß niederzuſchlagen."

Und was ſich jetzt ſchon zeigt, iſt dieſes, daß Herr Goeze, wenn er ſich in der Geſchwindigkeit nicht beſſer beritten macht, auf dem ausgeſchriebenen Turniere nur eine ſehr armſelige Figur ſpielen wird. — Er hätte den Irenäus, den er citirt, ſelbſt geleſen? Unmöglich! Er hat dieſes einzelne Stellchen, Gott weiß in welcher Luther'ſchen Polemik, bloß aufgeleſen. Denn er legt wider alle Grammatik, wider allen Zuſammenhang einen Sinn hinein, welcher nicht der Sinn des Irenäus, ſondern der Sinn der Luther'ſchen Polemik iſt, in welcher er es auflas. — Denn kurz, Irenäus ſagt in dieſer Stelle ſchlechterdings nicht, daß die Schrift der Grund und Pfeiler unſers Glaubens geworden. Wenn er dieſes hätte ſagen wollen, müßte es heißen: in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostræ *futuris*. Aber es heißt nicht *futuris*, ſondern *futurum*, und bezieht ſich nicht auf scripturis, ſondern auf evangelium, welches hier nicht die vier aufgezeichneten Evangelien, ſondern den weſentlichen Inhalt der Evangelien ohne Rückſicht auf deſſen Verzeichnung bedeutet. Herr Goeze ſelbſt, in der beigefügten Ueberſetzung dieſer Stelle, hat nicht anders conſtruirt; und nur bei ihm iſt es begreiflich, wie man ſo leichte Worte anders conſtruiren und anders verſtehen kann. Das Evangelium iſt der Grund und Pfeiler unſers Glaubens: wer läugnet das? Allein das Evangelium iſt eben ſowohl ein præconatum, als ein scripturis traditum, und das futurum muß ſich eben ſowohl auf jenes, als auf dieſes beziehen. Eben ſowohl das bloß gepredigte Evangelium muß der Grund und der Pfeiler unſers Glaubens ſeyn können, als das aufgeſchriebene. — Daß dieſes der wahre Sinn des Irenäus iſt, erhellt aus den folgenden Kapiteln unwiderſprechlich. Und wenn er beſonders im vierten ſagt: Quid autem si neque Apostoli quidem Scripturas reliquissent nobis, nonne oportebat ordinem sequi Traditionis, quam tradiderunt iis quibus committebant Ecclesias: hat er auch wie Goeze geglaubt, daß die chriſtliche Religion nothwendig hätte untergehen müſſen, wenn die Apoſtel nichts geſchrieben hätten? Wenn er fortfährt: Cui ordinationi assentiunt multæ gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt *sine charta et atramento*, scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem, et veterum Traditionem diligenter custodientes, in unum Deum credentes, fabricatorem cœli et terræ et omnium quæ in eis sunt, per Christum Jesum Dei filium: hat er auch gelehrt wie Goeze, daß der heilige Geiſt ohne Schrift nichts vermöge, daß kein Glaube ohne Schrift möglich ſey? Wenn er, nachdem er die damalige Regulam fidei wörtlich angeführt, hinzuſetzt: Hanc fidem qui *sine literis* crediderunt, quantum ad sermonem nostrum barbari sunt: quantum autem ad sententiam, ad consuetudinem et conversationem, propter fidem perquam sapientissimi sunt, et placent Deo, conversantes in omni justitia, et castitate, et sapientia: hat er auch, wie Goeze, den Gebrauch der Bibel allen und jeden Chriſten für unentbehrlich gehalten? würde er mich auch, wie Goeze, wegen meiner Fiction eines Volks, das ich ohne Bibel Chriſten ſeyn laſſe, verdammt haben? —

Was ich oben von den Arianern ſage, daß ſie die erſten geweſen zu ſeyn ſcheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen die Gottheit Chriſti vor allen Dingen in den neuteſtamentlichen Schriften zeigen müſſe, gründet ſich auf das, was wir von dem eigentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem nicäiſchen Concilium wiſſen. Die Geſchichte dieſes Conciliums ſelbſt kann Herr Goeze doch wohl nicht auch mit unter die verrufenen Quellen rechnen, gegen deren Gebrauch er S. 136 proteſtirt? Folgende Sätze mögen den Gang meines Erweiſes, den ich zu ſeiner Zeit führen will, im Voraus zeigen.

§.

Der Sieg der heiligen Schrift über die Ketzerei, oder die Kraft der heiligen Schrift in Beſtimmung der Rechtgläubigkeit hat ſich auf dem nicäiſchen Concilium nur ſchlecht erwieſen. Durch die Schrift iſt auf demſelben ſchlechterdings nichts ausgemacht worden.

§.

Arius und ſeine Philoſophen blieben auf ihren Köpfen, und nur zwei der letzteren wurden für die Orthodoxie gewonnen. Aber wie?

§.

Der eine Philoſoph ward durch die bloße Regulam fidei, durch das bloße Glaubensbekenntniß auf eine wunderbare Weiſe erleuchtet.

§.

Die Mitwirkung des heil. Geiſtes bei dem bloßen Glaubensbekenntniſſe war alſo noch damals nichts befremdendes.

§.

Hingegen zeigte ſich von der Mitwirkung des heil. Geiſtes bei vermeinten deutlichen Stellen der Schrift nicht die geringſte Spur.

§.

Denn der zweite Philoſoph ward nicht durch vergleichen Stellen überführt, ſondern durch ein paar menſchliche, nicht einmal ſehr paſſende Gleichniſſe überredet.

§.

Ja, den rechtgläubigen Vätern kam es im geringſten nicht ein, ihren Lehrſatz aus der Schrift auch nur erweiſen zu wollen. Sie hatten bloß die Herablaſſung, auf die Schriftſtellen, welche die Arianer dagegen anführten, übel und böſe zu antworten.

§.

Sie gaben ihren Lehrſatz für keine Wahrheit aus, die in der Schrift klar und deutlich enthalten ſey, ſondern für eine Wahrheit, die ſich von Chriſtus unmittelbar herſchreibe, und ihnen von Vater auf Sohn treulich überliefert worden.

§.

Sie erwieſen alſo nur, daß die Schrift dieſen Ueberlieferungen nicht widerſpreche.

§.

Und der Gebrauch, den ſie ſonach von der Schrift machten, war ein ganz anderer, als der, den man uns neuerer Zeit aufgedrungen hat, welchem zu Folge nach dem gar nicht gefragt wird, was uns überliefert worden, ſondern aus der einzigen Schrift unmittelbar beſtimmt wird, was uns hätte überliefert werden ſollen.

§.

Sollte die Ueberlieferung gar nicht mit in Anſchlag kommen, ſo müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im geringſten etwas von dem Chriſtenthume zu wiſſen, das ganze Chriſtenthum aus den neuteſtamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und abſondern könne; und daran zweifle ich ſehr.

§.

Schade, daß davon keine Erfahrung gemacht werden kann, indem wohl ſchwerlich ein vernünftiger Mann zu den neuteſtamentlichen Schriften kommen dürfte, ohne das Chriſtenthum vorher zu kennen; und die Kunſt, es wieder zu vergeſſen, wenn er zu dieſer vermeinten einigen Quelle nun ſelbſt kömmt, noch ſoll erfunden werden.

Ernſt und Falk.

Geſpräche für Freimaurer.

1778.

Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand.

Durchlauchtigſter Herzog,

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit und ſchöpfte. Wie tief ich geſchöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu ſchöpfen. — Das Volk lechzet ſchon lange und vergeht vor Durſt. —

Ew. Durchlaucht
unterthänigſter Knecht.

Vorrede eines Dritten.

Wenn nachſtehende Blätter die wahre Ontologie der Freimaurerei nicht enthalten, ſo wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die ſie veranlaßt hat, ein mehr beſtimmter Begriff von ihrer Weſenheit gegeben werde.

Wenn aber die Freimaurer alle, von welchem Schlage ſie auch immer ſeyn mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Geſichtspunkt der einzige iſt, aus welchem — ſich nicht einem blöden Auge ein bloßes Phantom zeigt, — ſondern geſunde Augen eine wahre Geſtalt erblicken: ſo dürfte nur noch die Frage entſtehen, warum man nicht längſt ſo deutlich mit der Sprache herausgegangen ſey?

Auf dieſe Frage wäre vielerlei zu antworten. Doch wird man ſchwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Aehnlichkeit habe, als die: warum in dem Chriſtenthume die ſyſtematiſchen Lehrbücher ſo ſpät entſtanden ſind? warum es ſo viele und gute Chriſten gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verſtändliche Art weder angeben konnten, noch wollten?

Auch wäre dieſes im Chriſtenthume noch immer zu früh geſchehen, indem der Glaube ſelbſt vielleicht wenig dabei gewonnen, wenn ſich Chriſten nur nicht hätten einfallen laſſen, ihn auf eine ganz widerſinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hievon die Anwendung ſelbſt.

Erſtes Geſpräch.

Ernſt. Woran denkſt du, Freund?

Falk. An nichts.

Ernſt. Aber du biſt ſo ſtill.

Falk. Eben darum. Wer denkt, wenn er genießt? Und ich genieße des erquickenden Morgens.

Ernſt. Du haſt Recht; und du hätteſt mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk. Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber ſprechen. Nichts geht über das laut denken mit einem Freunde.

Ernſt. Gewiß.

Falk. Haſt du des ſchönen Morgens ſchon genug genoſſen; fällt dir etwas ein, ſo ſprich du. Mir fällt nichts ein.

Ernſt. Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich ſchon längſt um etwas fragen wollen.

Falk. So frage doch.

Ernſt. Iſt es wahr, Freund, daß du ein Freimaurer biſt?

Falk. Die Frage iſt eines, der keiner iſt.

Ernſt. Freilich! — Aber antworte mir geradezu. — Biſt du ein Freimaurer?

Falk. Ich glaube es zu ſeyn.

Ernſt. Die Antwort iſt eines, der ſeiner Sache eben nicht gewiß iſt.

Falk. O doch! Ich bin meiner Sache ſo ziemlich gewiß.

Ernſt. Denn du wirſt ja wohl wiſſen, ob und wann und wo und von wem du aufgenommen worden.

Falk. Das weiß ich allerdings; aber das würde ſo viel nicht ſagen wollen.

Ernſt. Nicht?

Falk. Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

Ernſt. Erkläre dich.

Falk. Ich glaube ein Freimaurer zu ſeyn, nicht ſo wohl, weil ich von älteren Maurern in einer geſetzlichen Loge aufgenommen worden, ſondern weil ich einſehe und erkenne, was und warum die Freimaurerei iſt, wann und wo ſie geweſen, wie und wodurch ſie befördert oder gehindert wird.

Ernſt. Und drückſt dich gleichwohl ſo zweifelhaft aus? — „Ich glaube einer zu ſeyn!“

Falk. Dieſes Ausdrucks bin ich nun ſo gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigener Ueberzeugung hätte, ſondern weil ich nicht gern mich jemanden gerade in den Weg ſtellen mag.

Ernſt. Du antworteſt mir als einem Fremden.

Falk. Fremder oder Freund!

Ernſt. Du biſt aufgenommen, du weißt alles — —

Falk. Andere ſind auch aufgenommen, und glauben zu wiſſen.

Ernſt. Könnteſt du denn aufgenommen ſeyn, ohne zu wiſſen, was du weißt?

Falk. Leider!

Ernſt. Wie ſo?

Falk. Weil viele, welche aufnehmen, es ſelbſt nicht wiſſen, die wenigen aber, die es wiſſen, es nicht ſagen *können*.

Ernſt. Und könnteſt du denn wiſſen, was du weißt, ohne aufgenommen zu ſeyn?

Falk. Warum nicht? — Die Freimaurerei iſt nichts willkürliches, nichts entbehrliches, ſondern etwas nothwendiges, das in dem Weſen des Menſchen und der bürgerlichen Geſellſchaft gegründet iſt. Folglich muß man auch durch eigenes Nachdenken eben ſo wohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführt wird.

Ernſt. Die Freimaurerei wäre nichts Willkürliches? — Hat ſie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders ſeyn könnten, und folglich willkürlich ſind.

Falk. Das hat ſie. Aber dieſe Worte und dieſe Zeichen und dieſe Gebräuche ſind nicht die Freimaurerei.

Ernſt. Die Freimaurerei wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menſchen, als die Freimaurerei noch nicht war?

Falk. Die Freimaurerei war immer.

Ernſt. Nun, was iſt ſie denn, dieſe nothwendige, dieſe unentbehrliche Freimaurerei?

Falk. Wie ich dir ſchon zu verſtehen gegeben: — Etwas, das ſelbſt die, die es wiſſen, nicht ſagen können.

Ernſt. Alſo ein Unding.

Falk. Uebereile dich nicht.

Ernſt. Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken.

Falk. Nicht immer, und oft wenigſtens nicht ſo, daß andere durch die Worte vollkommen eben denſelben Begriff bekommen, den ich dabei habe.

Ernſt. Wenn nicht vollkommen eben denſelben, doch einen etwanigen.

Falk. Der etwanige Begriff wäre hier unnütz oder gefährlich. Unnütz, wenn er nicht genug, und gefährlich, wenn er das geringſte zu viel enthielte.

Ernſt. Sonderbar! — Da alſo ſelbſt die Freimaurer, welche das Geheimniß ihres Ordens wiſſen, es nicht wörtlich mittheilen können, wie breiten ſie denn gleichwohl ihren Orden aus?

Falk. Durch Thaten. — Sie laſſen gute Männer und Jünglinge, die ſie ihres näheren Umgangs würdigen, ihre Thaten vermuthen, errathen, — ſehen, ſo weit ſie zu ſehen ſind; dieſe finden Geſchmack daran, und thun ähnliche Thaten.

Ernſt. Thaten? Thaten der Freimaurer? — Ich kenne keine andere, als ihre Reden und Lieder, die meiſtentheils ſchöner gedruckt, als gedacht und geſagt ſind.

Falk. Das haben ſie mit mehreren Reden und Liedern gemein.

Ernſt. Oder ſoll ich das für ihre Thaten nehmen, was ſie in dieſen Reden und Liedern von ſich rühmen?

Falk. Wenn ſie es nicht bloß von ſich rühmen.

Ernſt. Und was rühmen ſie denn von ſich? — Lauter Dinge, die man von jedem guten Menſchen, von jedem rechtſchaffenen Bürger erwartet. — Sie ſind ſo freundſchaftlich, ſo gutthätig, ſo gehorſam, ſo voller Vaterlandsliebe!

Falk. Iſt denn das nichts?

Ernſt. Nichts! — um ſich dadurch von andern Menſchen auszuſondern. — Wer ſoll das nicht ſeyn?

Falk. Soll!

Ernſt. Wer hat, dieſes zu ſeyn, nicht auch außer der Freimaurerei Antrieb und Gelegenheit genug?

Falk. Aber doch in ihr, und durch ſie, einen Antrieb mehr.

Ernſt. Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intenſive Kraft gegeben! — Die Menge ſolcher Antriebe iſt wie die Menge der Räder in einer Maſchine. Je mehr Räder, deſto wandelbarer.

Falk. Ich kann dir das nicht widerſprechen.

Ernſt. Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andere Antriebe verkleinert, verdächtig macht! ſich ſelbſt für den ſtärkſten und beſten ausgiebt!

Falk. Freund, ſey billig! — Hyperbel, Quidproquo jener ſchalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

Ernſt. Das will ſagen: Bruder Redner iſt ein Schwätzer.

Falk. Das will nur ſagen: was Bruder Redner an den Freimaurern preiſt, das ſind nun freilich ihre Thaten eben nicht. Denn Bruder Redner iſt wenigſtens kein Plauderer, und Thaten ſprechen von ſelbſt.

Ernſt. Ja, nun merke ich, worauf du zielſt. Wie konnten ſie mir nicht gleich einfallen, dieſe Thaten, dieſe ſprechende Thaten. Faſt möchte ich ſie ſchreiende nennen. Nicht genug, daß ſich die Freimaurer einer den andern unterſtützen, auf das kräftigſte unterſtützen, denn das wäre nur die nothwendige Eigenſchaft einer jeden Bande. Was thun ſie nicht für das geſammte Publicum eines jeden Staats, deſſen Glieder ſie ſind!

Falk. Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob du auf der rechten Spur biſt.

Ernſt. Z. E. die Freimaurer in Stockholm! — Haben ſie nicht ein großes Findelhaus errichtet?

Falk. Wenn die Freimaurer in Stockholm ſich nur auch bei einer andern Gelegenheit thätig erwieſen haben.

Ernſt. Bei welcher andern?

Falk. Bei ſonſt andern, meine ich.

Ernſt. Und die Freimaurer in Dresden! die arme junge Mädchen mit Arbeit beſchäftigen, ſie klöppeln und ſticken laſſen, — damit das Findelhaus nur kleiner ſeyn dürfe.

Falk. Ernſt! Du weißt wohl, wann ich dich deines Namens erinnere.

Ernſt. Ohne alle Gloſſen dann. — Und die Freimaurer in Braunſchweig! die arme fähige Knaben im Zeichnen unterrichten laſſen.

Falk. Warum nicht?

Ernſt. Und die Freimaurer in Berlin! die das Baſedow'ſche Philanthropin unterſtützen.

Falk. Was ſagſt du? — Die Freimaurer? Das Philanthropin? unterſtützen? — Wer hat dir das angebunden?

Ernſt. Die Zeitung hat es ausspoſaunt.

Falk. Die Zeitung! — Da müßte ich Baſedows eigenhändige Quittung ſehen. Und müßte gewiß ſeyn, daß die Quittung nicht an Freimaurer in Berlin, ſondern an *die* Freimaurer gerichtet wäre.

Ernſt. Was iſt das? — Billigſt du denn Baſedows Inſtitut nicht?

Falk. Ich nicht? Wer kann es mehr billigen?

Ernſt. So wirſt du ihm ja dieſe Unterſtützung nicht mißgönnen?

Falk. Mißgönnen? — Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen, als Ich?

Ernſt. Nun dann! — Du wirſt mir unbegreiflich.

Falk. Ich glaube wohl. Dazu habe ich Unrecht. — Denn auch *die* Freimaurer können etwas thun, was ſie nicht *als* Freimaurer thun.

Ernſt. Und ſoll das von allen auch ihren übrigen guten Thaten gelten?

Falk. Vielleicht! — Vielleicht, daß alle die guten Thaten, die du mir da genannt haſt, um mich eines ſcholaſtiſchen Ausdrucks, der Kürze wegen, zu bedienen, nur ihre Thaten ad extra ſind.

Ernſt. Wie meinſt du das?

Falk. Nur ihre Thaten, die dem Volke in die Augen fallen; — nur Thaten, die ſie bloß deßwegen thun, damit ſie dem Volk in die Augen fallen ſollen.

Ernſt. Um Achtung und Duldung zu genießen?

Falk. Könnte wohl ſeyn.

Ernſt. Aber ihre wahre Thaten denn? — Du ſchweigſt?

Falk. Wenn ich dir nicht ſchon geantwortet hätte? — Ihre wahre Thaten ſind ihr Geheimniß.

Ernſt. Ha! ha! Alſo auch nicht erklärbar durch Worte?

Falk. Nicht wohl! — Nur ſo viel kann und darf ich dir ſagen: die wahren Thaten der Freimaurer ſind ſo groß, ſo weit ausſehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man ſagen kann: das haben ſie gethan! Gleichwohl haben ſie alles Gute gethan, was noch in der Welt iſt, — merke wohl: in der Welt! — Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, — merke wohl, in der Welt.

Ernſt. O geh! Du haſt mich zum beſten.

Falk. Wahrlich nicht. — Aber ſieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es iſt der von der Wolfmilchsraupe. — Geſchwind ſage ich dir nur noch: die wahren Thaten der Freimaurer zielen dahin, um größtentheils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernſt. Und ſind doch auch gute Thaten?

Falk. Es kann keine beſſere geben. — Denke einen Augenblick darüber nach. Ich bin gleich wieder bei dir.

Ernſt. Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu machen? — Das iſt ein Räthſel. Und über ein Räthſel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indeß unter den Baum, und ſehe den Ameiſen zu.

Zweites Geſpräch.

Ernſt. Nun? wo bleibſt du denn? Und haſt den Schmetterling doch nicht?

Falk. Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. — Auf einmal war er herüber.

Ernſt. Ja, ja. Es giebt ſolche Locker!

Falk. Haſt du nachgedacht?

Ernſt. Ueber was? Ueber dein Räthſel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den ſchönen Schmetterling! Darum ſoll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freimaurerei mit dir geſprochen, und nie wieder. Denn ich ſehe ja wohl, du biſt, wie ſie alle.

Falk. Wie ſie alle? Das ſagen dieſe alle nicht.

Ernſt. Nicht? So giebt es ja wohl auch Ketzer unter den Freimaurern? Und du wäreſt einer? — Doch alle Ketzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon ſprach ich.

Falk. Wovon ſprachſt du?

Ernſt. Rechtgläubige oder ketzeriſche Freimaurer — ſie alle ſpielen mit Worten, und laſſen ſich fragen, und antworten ohne zu antworten.

Falk. Meinſt du? — Nun wohl, ſo laß uns von etwas anderm reden. Denn einmal haſt du mich aus dem behaglichen Zuſtande des ſtummen Staunens geriſſen —

Ernſt. Nichts iſt leichter, als dich in dieſen Zuſtand wieder zu verſetzen. — Laß dich nur hier bei mir nieder, und ſieh!

Falk. Was denn?

Ernſt. Das Leben und Weben auf und in und um dieſen Ameiſenhaufen. Welche Geſchäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und ſchleppt und ſchiebt; und keines iſt dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helfen einander ſogar.

Falk. Die Ameiſen leben in Geſellſchaft, wie die Bienen.

Ernſt. Und in einer noch wunderbarern Geſellſchaft, als die Bienen. Denn ſie haben niemand unter ſich, der ſie zuſammen hält und regiert.

Falk. Ordnung muß alſo doch auch ohne Regierung beſtehen können.

Ernſt. Wenn jedes einzelne ſich ſelbſt zu regieren weiß, warum nicht?

Falk. Ob es wohl auch einmal mit den Menſchen dahin kommen wird?

Ernſt. Wohl ſchwerlich!

Falk. Schade!

Ernſt. Ja wohl!

Falk. Steh auf, und laß uns gehen. Denn ſie werden dich bekriechen die Ameiſen; und eben fällt auch mir etwas bei, was ich bei dieſer Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Geſinnungen darüber noch gar nicht.

Ernſt. Worüber?

Falk. Ueber die bürgerliche Geſellſchaft des Menſchen überhaupt. — Wofür hältſt du ſie?

Ernſt. Für etwas ſehr Gutes.

Falk. Unſtreitig. — Aber hältſt du ſie für Zweck, oder für Mittel?

Ernſt. Ich verſtehe dich nicht.

Falk. Glaubſt du, daß die Menſchen für die Staaten erſchaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menſchen ſind?

Ernſt. Jenes ſcheinen einige behaupten zu wollen. Dieſes aber mag wohl das Wahrere ſeyn.

Falk. So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menſchen, damit durch dieſe und in dieſer Vereinigung jeder einzelne Menſch ſeinen Theil von Glückſeligkeit deſto beſſer und ſicherer genießen könne. — Das Totale der einzelnen Glückſeligkeiten aller Glieder iſt die Glückſeligkeit des Staats. Außer dieſer giebt es gar keine. Jede andere Glückſeligkeit des Staats, bei welcher auch noch ſo wenig einzelne Glieder leiden, und leiden müſſen, iſt Bemäntelung der Tyrannei. Anderes nichts!

Ernſt. Ich möchte das nicht ſo laut ſagen.

Falk. Warum nicht?

Ernſt. Eine Wahrheit, die jeder nach ſeiner eigenen Lage beurtheilt, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk. Weißt du, Freund, daß du ſchon ein halber Freimaurer biſt?

Ernſt. Ich?

Falk. Du. Denn du erkennſt ja ſchon Wahrheiten, die man beſſer verſchweigt.

Ernſt. Aber doch ſagen könnte.

Falk. Der Weiſe kann nicht ſagen, was er beſſer verſchweigt.

Ernſt. Nun, wie du willſt! — Laß uns auf die Freimaurer nicht wieder zurück kommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wiſſen.

Falk. Verzeih! — Du ſiehſt wenigſtens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu ſagen.

Ernſt. Du ſpotteſt. — — Gut! das bürgerliche Leben des Menſchen, alle Staatsverfaſſungen ſind nichts als Mittel zur menſchlichen Glückſeligkeit. Was weiter?

Falk. Nichts als Mittel! Und Mittel menſchlicher Erfindung, ob ich gleich nicht läugnen will, daß die Natur alles ſo eingerichtet, daß der Menſch ſehr bald auf dieſe Erfindung gerathen müſſen.

Ernſt. Dieſes hat denn auch wohl gemacht, daß einige die bürgerliche Geſellſchaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unſere Leidenſchaften und unſere Bedürfniſſe, alles darauf führe, ſey ſie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So ſchlieſſen ſie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müſſen! Als ob die Natur mehr die Glückſeligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen ſind — als die Glückſeligkeit jedes wirklichen einzelnen Weſens zur Abſicht gehabt hätte!

Falk. Sehr gut! Du kömmſt mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun ſage mir, wenn die Staatsverfaſſungen Mittel, Mittel menſchlicher Erfindungen ſind: ſollten ſie allein von dem Schickſale menſchlicher Mittel ausgenommen ſeyn?

Ernſt. Was nennſt du Schickſale menſchlicher Mittel?

Falk. Das, was unzertrennlich mit menſchlichen Mitteln verbunden iſt, was ſie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterſcheidet.

Ernſt. Was iſt das?

Falk. Daß ſie nicht unfehlbar ſind. Daß ſie ihrer Abſicht nicht allein öfters nicht entſprechen, ſondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ernſt. Ein Beiſpiel! wenn dir eins einfällt.

Falk. So ſind Schiffahrt und Schiffe Mittel in entlegene Länder zu kommen, und werden Urſache, daß viele Menſchen nimmermehr dahin gelangen.

Ernſt. Die nämlich Schiffbruch leiden und erſaufen. Nun glaube ich dich zu verſtehen. — Aber man weiß ja wohl, woher es kömmt, wenn ſo viele einzelne Menſchen durch die Staatsverfaſſung an ihrer Glückſeligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfaſſungen ſind viele; eine iſt alſo beſſer als die andere; manche iſt ſehr fehlerhaft, mit ihrer Abſicht offenbar ſtreitend, und die beſte ſoll vielleicht noch erfunden werden.

Falk. Das ungerechnet! Setze die beſte Staatsverfaſſung, die ſich nur denken läßt, ſchon erfunden; ſetze, daß alle Menſchen in der ganzen Welt dieſe beſte Staatsverfaſſung angenommen haben; meinſt du nicht, daß auch dann noch, ſelbſt aus dieſer beſten Staatsverfaſſung, Dinge entſpringen müſſen, welche der menſchlichen Glückſeligkeit höchſt nachtheilig ſind, und wovon der Menſch in dem Stande der Natur ſchlechterdings nichts gewußt hätte?

Ernſt. Ich meine, wenn dergleichen Dinge aus der beſten Staatsverfaſſung entſprängen, daß es ſodann die beſte Staatsverfaſſung nicht wäre.

Falk. Und eine beſſere möglich wäre? — Nun, ſo nehme ich dieſe beſſere als die *beſte* an, und frage das Nämliche.

Ernſt. Du ſcheinſt mir hier bloß von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menſchlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfaſſungen ſammt und ſonders erklärſt, nicht anders als mangelhaft ſeyn könne.

Falk. Nicht bloß.

Ernſt. Und es würde dir ſchwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Falk. Die auch aus der beſten Staatsverfaſſung nothwendig entſpringen müſſen? — O zehne für eines.

Ernſt. Nur eines erſt.

Falk. Wir nehmen alſo die beſte Staatsverfaſſung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menſchen in der Welt in dieſer beſten Staatsverfaſſung leben: würden deßwegen alle Menſchen in der Welt nur einen Staat ausmachen?

Ernſt. Wohl ſchwerlich. Ein ſo ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig ſeyn. Er müßte ſich alſo in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nämlichen Geſetzen verwaltet würden.

Falk. Das iſt: die Menſchen würden auch dann noch Deutſche und Franzoſen, Holländer und Spanier, Ruſſen und Schweden ſeyn, oder wie ſie ſonſt heißen würden.

Ernſt. Ganz gewiß!

Falk. Nun da haben wir ja ſchon Eines. Denn nicht wahr, jeder dieſer kleinern Staaten hätte ſein eigenes Intereſſe? und jedes Glied derſelben hätte das Intereſſe ſeines Staats?

Ernſt. Wie anders?

Falk. Dieſe verſchiedenen Intereſſen würden öfters in Colliſion kommen, ſo wie jetzt, und zwei Glieder aus zwei verſchiedenen Staaten würden einander eben ſo wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als jetzt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer begegnet.

Ernſt. Sehr wahrſcheinlich!

Falk. Das iſt: wenn jetzt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, ſo begegnet nicht mehr ein *bloßer* Menſch einem *bloßen* Menſchen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegen einander angezogen werden, ſondern ein *ſolcher* Menſch begegnet einem *ſolchen* Menſchen, die ihrer verſchiedenen Tendenz ſich bewußt ſind, welches ſie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauiſch macht, noch ehe ſie für ihre einzelne Perſon das geringſte mit einander zu ſchaffen und zu theilen haben.

Ernſt. Das iſt leider wahr.

Falk. Nun ſo iſt es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menſchen vereinigt, um ſie durch dieſe Vereinigung ihres Glückes zu verſichern, die Menſchen zugleich trennt.

Ernſt. Wenn du es ſo verſtehſt.

Falk. Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verſchiedenes Clima, folglich ganz verſchiedene Bedürfniſſe und Befriedigungen, folglich ganz verſchiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verſchiedene Sittenlehren, folglich ganz verſchiedene Religionen haben. Meinſt du nicht?

Ernſt. Das iſt ein gewaltiger Schritt!

Falk. Die Menſchen würden auch dann noch Juden und Chriſten und Türken und dergleichen ſeyn.

Ernſt. Ich getraue mir nicht, Nein zu ſagen.

Falk. Würden ſie das, ſo würden ſie auch, ſie möchten heißen wie ſie wollten, ſich unter einander nicht anders verhalten, als ſich unſere Chriſten und Juden und Türken von je her unter einander verhalten haben. Nicht als *bloße* Menſchen gegen *bloße* Menſchen, ſondern als *ſolche* Menſchen gegen *ſolche* Menſchen, die ſich einen gewiſſen geiſtigen Vorzug ſtreitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menſchen nimmermehr einfallen könnten.

Ernſt. Das iſt ſehr traurig, aber leider doch ſehr vermuthlich.

Falk. Nur vermuthlich?

Ernſt. Denn allenfalls dächte ich doch, ſo wie du angenommen haſt, daß alle Staaten einerlei Verfaſſung hätten, daß ſie auch wohl alle einerlei Religion haben könnten. Ja ich begreife nicht, wie einerlei Staatsverfaſſung ohne einerlei Religion auch nur möglich iſt.

Falk. Ich eben ſo wenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuſchneiden. Eines iſt zuverläſſig eben ſo unmöglich, als das andere. Ein Staat, mehrere Staaten. Mehrere Staaten, mehrere Staatsverfaſſungen. Mehrere Staatsverfaſſungen, mehrere Religionen.

Ernſt. Ja, ja, ſo ſcheint es.

Falk. So iſt es. — Nun ſieh da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Geſellſchaft, ganz ihrer Abſicht entgegen, verurſacht. Sie kann die Menſchen nicht vereinigen, ohne ſie zu trennen, nicht trennen, ohne

Klüfte zwiſchen ihnen zu befeſtigen, ohne Scheidemauern durch ſie hin zu ziehen.

Ernſt. Und wie ſchrecklich dieſe Klüfte ſind! wie unüberſteiglich oft dieſe Scheidemauern!

Falk. Laß mich noch das dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Geſellſchaft die Menſchen in verſchiedene Völker und Religionen theilt und trennt. — Dieſe Trennung in wenige große Theile, deren jeder für ſich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch beſſer, als gar kein Ganzes. — Nein, die bürgerliche Geſellſchaft ſetzt ihre Trennung auch in jedem dieſer Theile gleichſam bis ins Unendliche fort.

Ernſt. Wie ſo?

Falk. Oder meinſt du, daß ein Staat ſich ohne Verſchiedenheit von Ständen denken läßt? Er ſey gut oder ſchlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe, unmöglich können alle Glieder deſſelben unter ſich das nämliche Verhältniß haben. — Wenn ſie auch alle an der Geſetzgebung Antheil haben, ſo können ſie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigſtens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird alſo vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn Anfangs auch alle Beſitzungen des Staats unter ſie gleich vertheilt worden, ſo kann dieſe gleiche Vertheilung doch keine zwei Menſchenalter beſtehen. Einer wird ſein Eigenthum beſſer zu nutzen wiſſen, als der andere. Einer wird ſein ſchlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird alſo reichere und ärmere Glieder geben.

Ernſt. Das verſteht ſich.

Falk. Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl giebt, das in dieſer Verſchiedenheit der Stände ſeinen Grund nicht hat.

Ernſt. Wenn ich dir doch widerſprechen könnte! — Aber was hatte ich für Urſache, dir überhaupt zu widerſprechen? — Nun ja, die Menſchen ſind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das iſt nun einmal ſo. Das kann nun nicht anders ſeyn.

Falk. Das ſage ich eben!

Ernſt. Alſo, was willſt du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünſchen machen, daß den Menſchen der Gedanke, ſich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen ſeyn?

Falk. Verkennſt du mich ſo weit? — Wenn die bürgerliche Geſellſchaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menſchliche Vernunft angebaut werden kann: ich würde ſie auch bei weit größern Uebeln noch ſegnen.

Ernſt. Wer des Feuers genießen will, ſagt das Sprichwort, muß ſich den Rauch gefallen laſſen.

Falk. Allerdings! — Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich iſt, durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernſt. Wohin? — Ich verſtehe dich nicht.

Falk. Das Gleichniß war doch ſehr paſſend. — — Wenn die Menſchen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten, als durch jene Trennungen: werden ſie darum gut jene Trennungen?

Ernſt. Das wohl nicht.

Falk. Werden ſie darum heilig jene Trennungen?

Ernſt. Wie heilig?

Falk. Daß es verboten ſeyn ſollte, Hand an ſie zu legen?

Ernſt. In Abſicht? . . .

Falk. In Abſicht, ſie nicht größer einreißen zu laſſen, als die Nothwendigkeit erfordert. In Abſicht, ihre Folgen ſo unſchädlich zu machen, als möglich.

Ernſt. Wie könnte das verboten ſeyn?

Falk. Aber geboten kann es doch auch nicht ſeyn, durch bürgerliche Geſetze nicht geboten! — Denn bürgerliche Geſetze erſtrecken ſich nie über die Gränzen ihres Staats. Und dieſes würde nun gerade außer den Gränzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein Opus supererogatum ſeyn, und es wäre bloß zu wünſchen, daß ſich die Weiſeſten und Beſten eines jeden Staats dieſem Operi supererogato freiwillig unterzögen.

Ernſt. Bloß zu wünſchen, aber recht ſehr zu wünſchen.

Falk. Ich dächte! Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerſchaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu ſeyn aufhört.

Ernſt. Recht ſehr zu wünſchen!

Falk. Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angeborenen Religion nicht unterlägen, nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr ſeyn müſſe, was ſie für gut und wahr erkennen.

Ernſt. Recht ſehr zu wünſchen!

Falk. Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt, in deren Geſellſchaft der Hohe ſich gern herabläßt, und der Geringe ſich dreiſt erhebt.

Ernſt. Recht ſehr zu wünſchen!

Falk. Und wenn er erfüllt wäre, dieſer Wunſch?

Ernſt. Erfüllt? — Es wird freilich hier und da, dann und wann einen ſolchen Mann geben.

Falk. Nicht bloß hier und da, nicht bloß dann und wann.

Ernſt. Zu gewiſſen Zeiten, in gewiſſen Ländern auch mehrere.

Falk. Wie, wenn es dergleichen Männer jetzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernſt. Wollte Gott!

Falk. Und dieſe Männer nicht in einer unwirkſamen Zerſtreuung lebten? nicht immer in einer unſichtbaren Kirche?

Ernſt. Schöner Traum!

Falk. Daß ich es kurz mache. — Und dieſe Männer die Freimaurer wären?

Ernſt. Was ſagſt du?

Falk. Wie, wenn es die Freimaurer wären, die ſich *mit* zu ihrem Geſchäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menſchen einander ſo fremd werden, ſo eng als möglich wieder zuſammen zu ziehen?

Ernſt. Die Freimaurer?

Falk. Ich ſage: *mit* zu ihrem Geſchäfte.

Ernſt. Die Freimaurer?

Falk. Ah! verzeih! — Ich hatt' es ſchon wieder vergeſſen, daß du von den Freimaurern weiter nichts hören willſt — Dort winkt man uns eben zum Frühſtücke. Komm!

Ernſt. Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freimaurer, ſagſt du —

Falk. Das Geſpräch brachte mich wider Willen auf ſie zurück. Verzeih! — Komm! Dort in der größern Geſellſchaft werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Geſpräch.

Ernſt. Du biſt mir den ganzen Tag im Gedränge der Geſellſchaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk. Haſt du mir ſo etwas wichtiges zu ſagen? Der bloßen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernſt. Du ſpotteſt meiner Neugierde.

Falk. Deiner Neugierde?

Ernſt. Die du dieſen Morgen ſo meiſterhaft zu erregen wußteſt.

Falk. Wovon ſprachen wir dieſen Morgen?

Ernſt. Von den Freimaurern.

Falk. Nun? — Ich habe dir im Rauſche des Pyrmonter doch nicht das Geheimniß verrathen?

Ernſt. Das man, wie du ſagſt, gar nicht verrathen kann. —

Falk. Nun freilich, das beruhigt mich wieder.

Ernſt. Aber du haſt mir doch über die Freimaurer etwas geſagt, das mir unerwartet war, das mir auffiel, das mich denken machte.

Falk. Und was war das?

Ernſt. O quäle mich nicht! — Du erinnerſt dich deſſen gewiß.

Falk. Ja, es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen ſo abweſend machte?

Ernſt. Das war es! — Und ich kann nicht einſchlafen, wenn du mir wenigſtens nicht noch eine Frage beantworteſt.

Falk. Nach dem die Frage ſeyn wird.

Ernſt. Woher kannſt du mir aber beweiſen, wenigſtens nur wahrſcheinlich machen, daß die Freimaurer wirklich jene große und würdige Abſichten haben?

Falk. Habe ich dir von ihren Abſichten geſprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Thaten der Freimaurer machen konnteſt, habe ich dich bloß auf einen Punkt aufmerkſam machen wollen, wo noch ſo vieles geſchehen kann, wovon ſich unſere ſtaatsklugen Köpfe gar nichts träumen laſſen. — Vielleicht, daß die Freimaurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vorurtheil zu benehmen, daß alle baubedürftige Plätze ſchon ausgefunden und beſetzt, alle nöthige Arbeiten ſchon unter die erforderlichen Hände vertheilt wären.

Ernſt. Wende dich jetzt, wie du willſt. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freimaurer als Leute, die es freiwillig über ſich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegen zu arbeiten.

Falk. Dieſer Begriff kann den Freimaurern wenigſtens keine Schande machen. — Bleib dabei! — Nur faſſe ihn recht. Menge nichts hinein, was nicht hinein gehört. — Den unvermeidlichen Uebeln des Staats! — Nicht dieſes und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche eine gewiſſe Staatsverfaſſung einmal angenommen, aus dieſer angenommenen Staatsverfaſſung nun nothwendig folgen. Mit dieſen giebt ſich der Freimaurer niemals ab, wenigſtens nicht als Freimaurer. Die Linderung und Heilung dieſer überläßt er dem Bürger, der ſich nach ſeiner Einſicht, nach ſeinem Muthe, auf ſeine Gefahr damit befaſſen mag. Uebel ganz anderer Art, ganz höherer Art, ſind der Gegenſtand ſeiner Wirkſamkeit.

Ernſt. Ich habe das ſehr wohl begriffen — Nicht Uebel, welche den mißvergnügten Bürger machen, ſondern Uebel, ohne welche auch der glücklichſte Bürger nicht ſeyn kann.

Falk. Recht! Dieſen entgegen — wie ſagteſt du? — entgegen zu arbeiten?

Ernſt. Ja!

Falk. Das Wort ſagt ein wenig viel. — Entgegen arbeiten! — Um ſie völlig zu heben? — Das kann nicht ſeyn. Denn man würde den Staat ſelbſt mit ihnen zugleich vernichten. — Sie müſſen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. Höchſtens dieſe Empfindung in dem Menſchen von weiten veranlaſſen, ihr Aufkeimen begünſtigen, ihre Pflanzen verſetzen, begäten, beblatten — kann hier entgegen arbeiten heißen. — Begreifſt du nun, warum ich ſagte, ob die Freimaurer ſchon immer thätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß ſich ſagen laſſe: das haben ſie gethan.

Ernſt. Und verſtehe auch nun den zweiten Zug des Räthſels — gute Thaten, welche gute Thaten entbehrlich machen ſollen.

Falk. Wohl! — Nun geh, und ſtudire jene Uebel, und lerne ſie alle kennen, und wäge alle ihre Einflüſſe gegen einander ab, und ſey verſichert, daß dir dieſes Studium Dinge aufſchließen wird, die in Tagen der Schwermuth die niederſchlagendſten, unauflöslichſten Einwürfe wider Vorſehung und Tugend zu ſeyn ſcheinen. Dieſer Aufſchluß, dieſe Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen — auch ohne Freimaurer zu heißen.

Ernſt. Du legſt auf dieſes heißen ſo viel Nachdruck.

Falk. Weil man etwas ſeyn kann, ohne es zu heißen.

Ernſt. Gut das! ich verſtehe — aber auf meine Frage wieder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich ſie doch nun kenne, die Uebel, gegen welche die Freimaurerei angeht — —

Falk. Du kennſt ſie?

Ernſt. Haſt du mir ſie nicht ſelbſt genannt?

Falk. Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch dem kurzſichtigſten Auge einleuchten, nur einige von den unſtreitigſten, weit umfaſſendſten. — Aber wie viele ſind nicht noch übrig, die, ob ſie ſchon nicht ſo einleuchten, nicht ſo unſtreitig ſind, nicht ſo viel umfaſſen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger nothwendig ſind!

Ernſt. So laß mich meine Frage denn bloß auf diejenigen Stücke einſchränken, die du mir ſelbſt namhaft gemacht haſt. — Wie beweiſeſt du mir auch nur von dieſen Stücken, daß die Freimaurer wirklich ihr Abſehen darauf haben? — Du ſchweigſt? — Du ſinnſt nach?

Falk. Wahrlich nicht dem, was ich auf dieſe Frage zu antworten hätte! — Aber ich weiß nicht, was ich mir für Urſachen denken ſoll, warum du mir dieſe Frage thuſt?

Ernſt. Und du willſt mir meine Frage beantworten, wenn ich dir die Urſachen derſelben ſage?

Falk. Das verſpreche ich dir.

Ernſt. Ich kenne und fürchte deinen Scharfſinn.

Falk. Meinen Scharfſinn?

Ernſt. Ich fürchte, du verkaufſt mir deine Speculation für Thatſache.

Falk. Sehr verbunden!

Ernſt. Beleidigt dich das?

Falk. Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfſinn nennſt, was du ganz anders hätteſt benennen können.

Ernſt. Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht der Scharfſinnige ſich ſelbſt betrügt, wie leicht er andern Leuten Plane und Abſichten leiht und unterlegt, an die ſie nie gedacht haben.

Falk. Aber woraus ſchließt man auf der Leute Plane und Abſichten? Aus ihren einzelnen Handlungen doch wohl?

Ernſt. Woraus ſonſt? — Und hier bin ich wieder bei meiner Frage. — Aus welchen einzelnen unſtreitigen Handlungen der Freimaurer iſt abzunehmen, daß es auch nur mit ihr Zweck iſt, jene von dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menſchen nothwendig machen müſſen, durch ſich und in ſich wieder zu vereinigen.

Falk. Und zwar ohne Nachtheil dieſes Staates und dieſer Staaten.

Ernſt. Deſto beſſer! — Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu ſeyn, woraus jenes abzunehmen. Wenn es nur gewiſſe Eigenthümlichkeiten, Beſonderheiten ſind, die dahin leiten, oder daraus entſpringen. — Von dergleichen müßteſt du ſogar in deiner Speculation ausgegangen ſeyn; geſetzt, daß dein Syſtem nur Hypotheſe wäre.

Falk. Dein Mißtrauen äußert ſich noch. — Aber ich hoffe, es ſoll ſich verlieren, wenn ich dir ein Grundgeſetz der Freimaurer zu Gemüthe führe.

Ernſt. Und welches?

Falk. Aus welchem ſie nie ein Geheimniß gemacht haben. Nach welchem ſie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernſt. Das iſt?

Falk. Das iſt, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage ohne Unterſchied des Vaterlandes, ohne Unterſchied der Religion, ohne Unterſchied ſeines bürgerlichen Standes in ihren Orden aufzunehmen.

Ernſt. Wahrhaftig!

Falk. Freilich ſcheint dieſes Grundgeſetz dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg ſind, vielmehr bereits voraus zu ſetzen, als die Abſicht zu haben, ſie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wohl in der Luft ſeyn, ehe es ſich als Salpeter an den Wänden anlegt.

Ernſt. O ja!

Falk. Und warum ſollten die Freimaurer ſich nicht hier einer gewöhnlichen Liſt haben bedienen dürfen? — Daß man einen Theil ſeiner geheimen Abſichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas anders vermuthet, als er ſieht.

Ernſt. Warum nicht?

Falk. Warum ſollte der Künſtler, der Silber machen kann, nicht mit altem Bruchſilber handeln, damit man ſo weniger argwohne, daß er es machen kann?

Ernſt. Warum nicht?

Falk. Ernſt! — Hörſt du mich? — Du antworteſt im Traume, glaub' ich.

Ernſt. Nein, Freund! Aber ich habe genug, genug auf dieſe Nacht. Morgen, mit dem frühſten, kehre ich wieder nach der Stadt.

Falk. Schon? Und warum ſo bald?

Ernſt. Du kennſt mich und fragſt? Wie lange dauert deine Brunnenkur noch?

Falk. Ich habe ſie vorgeſtern erſt angefangen.

Ernſt. So ſehe ich dich vor dem Ende derſelben noch wieder. — Lebe wohl! gute Nacht!

Falk. Gute Nacht! lebe wohl!

Zur Nachricht.

Der Funke hatte gezündet; Ernſt ging und ward Freimaurer. Was er fürs erſte da fand, iſt der Stoff eines vierten und fünften Geſpräche, mit welchem — ſich der Weg ſcheidet.

Ernſt und Falk.

Geſpräche für Freimaurer.

Fortſetzung.

1780.

Vorrede eines Dritten.

Der Verfaſſer der erſten drei Geſpräche hatte dieſe Fortſetzung, wie man weiß, im Manuſcripte zum Drucke fertig liegen, als derſelbe höheren Orts einen bittenden Wink bekam, dieſelbe nicht bekannt zu machen.

Vorher aber hatte er dieß vierte und fünfte Geſpräch einigen Freunden mitgetheilt, welche, vermuthlich ohne ſeine Erlaubniß, Abſchriften davon genommen hatten. Eine dieſer Abſchriften war dem jetzigen Herausgeber durch einen ſonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß ſo viel herrliche Wahrheiten unterdrückt werden ſollten, und beſchloß, das Manuſcript, ohne Winke zu haben, drucken zu laſſen.

Wenn die Begierde, Licht über ſo wichtige Gegenſtände allgemeiner verbreitet zu ſehen, nicht dieſe Freiheit hinlänglich entſchuldigt, ſo läßt ſich nichts weiter zur Vertheidigung derſelben ſagen, als daß der Herausgeber kein aufgenommener Maurer iſt.

Uebrigens wird man doch finden, daß er aus Vorſicht und Achtung gegen einen gewiſſen Zweig dieſer Geſellſchaft einige Namen, welche ganz ausgeſchrieben waren, bei der Herausgabe nicht genannt hat

Viertes Geſpräch.

Falk. Ernſt! Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich habe meine Brunnenkur längſt beſchloſſen.

Ernſt. Und befindeſt dich wohl darauf? Ich freue mich.

Falk. Was iſt das? Man hat nie ein: „ich freue mich“ ärgerlicher ausgeſprochen.

Ernſt. Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht über dich bin.

Falk. Ueber mich?

Ernſt. Du haſt mich zu einem albernen Schritte verleitet — Sieh her! — Gieb mir deine Hand! — Was ſagſt du? — Du zuckſt die Achſeln? Das hätte mir noch gefehlt.

Falk. Dich verleitet?

Ernſt. Es kann ſeyn, ohne daß du es gewollt haſt.

Falk. Und ſoll doch Schuld haben.

Ernſt. Der Mann Gottes ſpricht dem Volke von einem Lande, da Milch und Honig innen fließt, und das Volk ſoll ſich nicht darnach ſehnen? Und ſoll über den Mann Gottes nicht murren, wenn er ſie, anſtatt in dieſes gelobte Land, in dürre Wüſten führt?

Falk. Nun, nun! Der Schaden kann doch ſo groß nicht ſeyn — Dazu ſehe ich ja, daß du ſchon bei den Gräbern unſerer Vorfahren gearbeitet haſt.

Ernſt. Aber ſie waren nicht mit Flammen, ſondern mit Rauch umgeben.

Falk. So warte, bis der Rauch ſich verzieht, und die Flamme wird leuchten und wärmen.

Ernſt. Der Rauch wird mich erſticken, ehe mir die Flamme leuchtet, und wärmen, ſehe ich wohl, werden ſich Andere an ihr, die den Rauch beſſer vertragen können.

Falk. Du ſprichſt doch nicht von Leuten, die ſich vom Rauch gern beißen laſſen, wenn es nur der Rauch einer fremden fetten Küche iſt?

Ernſt. Du kennſt ſie alſo doch?

Falk. Ich habe von ihnen gehört.

Ernſt. Um ſo mehr, was konnte dich bewegen, mich auf dieß Eis zu führen? Mir dazu Sachen vorzuſpiegeln, deren Ungrund du nur allzuwohl wußteſt?

Falk. Dein Verdruß macht dich ſehr ungerecht — Ich ſollte mit dir von der Freimaurerei geſprochen haben, ohne es mehr als auf eine Art zu verſtehen zu geben, wie unnütz es ſey, daß jeder ehrliche Mann ein Freimaurer werde — wie unnütz nur? — ja, wie ſchädlich. —

Ernſt. Das mag wohl ſeyn.

Falk. Ich ſollte dir nicht geſagt haben, daß man die höchſten Pflichten der Maurerei erfüllen könne, ohne ein Freimaurer zu heißen?

Ernſt. Vielmehr erinnere ich mich deſſen — Aber du weißt ja wohl, wenn meine Fantaſie einmal den Fittig ausbreitet, einen Schlag damit thut — kann ich ſie halten? — Ich werfe dir nichts vor, als daß du ihr eine ſolche Lockſpeiſe zeigteſt. —

Falk. Die du zu erreichen doch auch ſehr bald müde geworden — Und warum ſagteſt du mir nicht ein Wort von deinem Vorſatze?

Ernſt. Würdeſt du mich davon abgerathen haben?

Falk. Ganz gewiß! — Wer wollte einem raſchen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einſchwätzen? Ich mache dir kein Compliment; du warſt ſchon zu weit, um von da wieder abzugehen. Gleichwohl konnte man mit dir keine Ausnahme machen. Den Weg müſſen Alle betreten.

Ernſt. Es ſollte mich auch nicht reuen, ihn betreten zu haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Wege noch mehr zu verſprechen hätte. Aber Vertröſtungen und wieder Vertröſtungen und nichts als Vertröſtungen!

Falk. Wenn man dich doch ſchon vertröſtet! Und auf was vertröſtet man dich denn?

Ernſt. Du weißt ja wohl, auf die ſchottiſche Maurerei, auf den ſchottiſchen Ritter.

Falk. Nun ja, ganz recht — Aber weſſen hat ſich denn der ſchottiſche Ritter zu tröſten?

Ernſt. Wer das wüßte!

Falk. Und deines Gleichen, die andern Neulinge des Ordens, wiſſen denn die auch nichts?

Ernſt. O die! die wiſſen ſo viel! — Der Eine will Gold machen, der Andere will Geiſter beſchwören, der Dritte will die *** wieder herſtellen — Du lächelſt — Und lächelſt nur? —

Falk. Was kann ich anders?

Ernſt. Unwillen bezeugen über ſolche Querköpfe!

Falk. Wenn mich nicht Eines mit ihnen wieder verſöhnte.

Ernſt. Und was?

Falk. Daß ich in allen dieſen Träumereien Streben nach Wirklichkeit erkenne, daß ſich aus allen dieſen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Ernſt. Auch aus der Goldmacherei?

Falk. Auch aus der Goldmacherei. Ob ſich wirklich Gold machen läßt, oder nicht machen läßt, gilt mir gleichviel. Aber ich bin ſehr verſichert, daß vernünftige Menſchen nur in Rückſicht auf Freimaurerei es machen zu können wünſchen werden. Auch wird der erſte der beſte, dem der Stein der Weiſen zu Theil wird, in dem nämlichen Augenblicke Freimaurer — Und es iſt doch ſonderbar, daß dieſes alle Nachrichten beſtätigen, mit welchen ſich die Welt von wahren oder vermeinten Goldmachern trägt.

Ernſt. Und die Geiſter-Beſchwörer?

Falk. Von ihnen gilt ungefähr das nämliche — Unmöglich können Geiſter auf die Stimme eines andern Menſchen hören, als eines Freimaurers.

Ernſt. Wie ernſthaft du ſolche Dinge ſagen kannſt! —

Falk. Bei allem, was heilig iſt! nicht ernſthafter, als ſie ſind.

Ernſt. Wenn das wäre! — Aber endlich die neuen ***, wenn Gott will?

Falk. Vollends die!

Ernſt. Siehſt du! Von denen weißt du nichts zu ſagen. Denn *** waren doch einmal, Goldmacher aber und Geiſterbeſchwörer gab es vielleicht nie. Und es läßt ſich freilich beſſer ſagen, wie die Freimaurer ſich zu ſolchen Weſen der Einbildung verhalten, als zu wirklichen.

Falk. Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder —

Ernſt. Auch gut! Wenn man nur wenigſtens weiß, daß unter zwei Sätzen einer wahr iſt: Nun! Entweder dieſe *** would be —

Falk. Ernſt! Ehe du noch eine Spötterei völlig ausſagſt! Auf mein Gewiſſen! — Dieſe — eben dieſe ſind entweder gewiß auf dem rechten Wege, oder ſo weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hoffnung mehr übrig iſt, jemals darauf zu gelangen.

Ernſt. Ich muß das ſo mit anhören. Denn dich um eine nähere Erklärung zu bitten —

Falk. Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimniß gemacht.

Ernſt. Wie verſtehſt du das?

Falk. Das Geheimniß der Freimaurerei, wie ich dir ſchon geſagt habe, iſt das, was der Freimaurer nicht über ſeine Lippen bringen kann, wenn es auch möglich wäre, daß er es wollte. Aber Heimlichkeiten ſind Dinge, die ſich wohl ſagen laſſen, und die man nur zu gewiſſen Zeiten in gewiſſen Ländern theils aus Neid verhehlte, theils aus Furcht verbiß, theils aus Klugheit verſchwieg.

Ernſt. Zum Exempel?

Falk. Zum Exempel! Gleich dieſe Verwandtſchaft unter *** und Freimaurern. Es kann wohl ſeyn, daß es einmal nöthig und gut war, ſich davon nichts merken zu laſſen — Aber jetzt — jetzt kann es im Gegentheil höchſt verderblich werden, wenn man aus dieſer Verwandtſchaft noch länger ein Geheimniß macht. Man müßte ſie vielmehr laut bekennen, und nur den gehörigen Punkt beſtimmen, in welchem die *** die Freimaurer ihrer Zeit waren.

Ernſt. Darf ich ihn wiſſen, dieſen Punkt?

Falk. Lies die Geſchichte der *** mit Bedacht! Du mußt ihn errathen. Auch wirſt du ihn gewiß errathen, und eben das war die Urſache, warum du kein Freimaurer hätteſt werden müſſen.

Ernſt. Daß ich nicht den Augenblick unter meinen Büchern ſitze! — Und wenn ich ihn errathe, willſt du mir geſtehen, daß ich ihn errathen habe?

Falk. Du wirſt zugleich finden, daß du dieſes Geſtändniß nicht brauchſt — Aber auf mein Dilemma wieder zurückzukommen! Eben dieſer Punkt iſt es allein, woraus die Entſcheidung deſſelben zu holen iſt — Sehen und fühlen alle Freimaurer, welche jetzt mit den *** ſchwanger gehen, dieſen rechten Punkt; Wohl ihnen! Wohl der Welt! Segen zu allem, was ſie thun! Segen zu allem, was ſie unterlaſſen! — Erkennen und fühlen ſie ihn aber nicht, jenen Punkt; hat ſie ein bloßer

Gleichlaut verführt; hat ſie bloß der Freimaurer, der im ** arbeitet, auf die *** gebracht; haben ſie ſich nur in das ... auf dem .... vergafft; möchten ſie gern einträgliche .... fette Pfründen ſich und ihren Freunden zutheilen können: — Nun ſo ſchenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten könnten.

Ernſt. Sieh! du kannſt doch noch warm und bitter werden.

Falk. Leider! — Ich danke dir für deine Bemerkung, und bin kalt wieder wie Eis.

Ernſt. Und was meinſt du wohl, welcher von den beiden Fällen der Fall dieſer Herren iſt?

Falk. Ich fürchte der letztere — Möcht' ich mich betrügen! — Denn wenn es der erſte wäre, wie könnten ſie einen ſo ſeltſamen Anſchlag haben? — die *** wieder herzuſtellen! — Jener große Punkt, in welchem die *** Freimaurer waren, hat nicht mehr Statt. Wenigſtens iſt Europa längſt darüber hinaus, und bedarf darin weiter keines außerordentlichen Vorſchubs — Was wollen ſie alſo? Wollen ſie auch ein Schwamm werden, den die Großen einmal ausdrücken? — Doch an wen dieſe Frage? Und wider wen? Haſt du mir denn geſagt — Haſt du mir ſagen können, daß mit dieſen Grillen von Goldmachern, Geiſterbannern, ***, ſich andere, als die Neulinge des Ordens ſchleppen? — Aber Kinder werden Männer — Laß ſie nur! — Genug, wie geſagt, daß ich ſchon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit ſicherer Hand führen werden.

Ernſt. Im Grunde, mein Freund! ſind es auch nicht dieſe Kindereien, die mich unmuthig machen. Ohne zu vermuthen, daß etwas Ernſthaftes hinter ihnen ſeyn könnte, ſah ich über ſie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen Wallfiſchen ausgeworfen! — Aber was mich nagt, iſt das, daß ich überall nichts ſehe, überall nichts höre, als dieſe Kindereien, daß von dem, deſſen Erwartung du in mir erregteſt, keiner etwas wiſſen will. Ich mag dieſen Ton angeben, ſo oft ich will, gegen wen ich will; niemand will einſtimmen, immer und aller Orten das tiefſte Stillſchweigen.

Falk. Du meinſt —

Ernſt. Jene Gleichheit, die du mir als Grundgeſetz des Ordens angegeben; jene Gleichheit, die meine ganze Seele mit ſo unerwarteter Hoffnung erfüllte, ſie endlich in Geſellſchaft von Menſchen athmen zu können, die über alle bürgerlichen Modificationen hinweg zu denken verſtehen, ohne ſich an einer zum Nachtheil eines Dritten zu verſündigen —

Falk. Nun?

Ernſt. Sie wäre noch! Wenn ſie jemals geweſen! — Laß einen aufgeklärten Juden kommen und ſich melden! „Ja,“ heißt es, „ein Jude? Chriſt wenigſtens muß freilich der Freimaurer ſeyn. Es iſt nur gleichviel, was für ein Chriſt. Ohne Unterſchied der Religion, heißt nur, ohne Unterſchied der drei im heiligen römiſchen Reiche öffentlich geduldeten Religionen.“ — Meinſt du auch ſo?

Falk. Ich nun wohl nicht.

Ernſt. Laß einen ehrlichen Schuſter, der bei ſeinem Leiſten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jacob Böhme und Hans Sachſe), laß ihn kommen und ſich melden! „Ja,“ heißt es, „ein Schuſter! freilich ein Schuſter.“ — Laß einen treuen, erfahrenen, verſuchten Dienſtboten kommen und ſich melden — „Ja,“ heißt es, „dergleichen Leute freilich, die ſich die Farbe zu ihrem Rocke nicht ſelbſt wählen — Wir ſind unter uns ſo gute Geſellſchaft“ —

Falk. Und wie gute Geſellſchaft ſind ſie denn?

Ernſt. Ei nun! Daran habe ich allerdings weiter nichts auszuſetzen, als daß es nur gute Geſellſchaft iſt, die man in der Welt ſo müde wird — Prinzen, Grafen, Herren von, Officiere, Räthe von allerlei Beſchlag, Kaufleute, Künſtler — alle die ſchwärmen freilich ohne Unterſchied des Standes in der Loge unter einander durch — Aber in der That ſind doch alle nur von Einem Stande, und der iſt leider ....

Falk. Das war nun wohl zu meiner Zeit nicht ſo — Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kann nur rathen — Ich bin zu lange Zeit außer aller Verbindung mit Logen, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen — In die Loge vor jetzt, auf eine Zeit, nicht können zugelaſſen werden, und von der Freimaurerei ausgeſchloſſen ſeyn, ſind doch zwei verſchiedene Dinge.

Ernſt. Wie ſo?

Falk. Weil Loge ſich zur Freimaurerei verhält, wie Kirche zum Glauben. Aus dem äußeren Wohlſtande der Kirche iſt für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts, zu ſchließen. Vielmehr giebt es einen gewiſſen äußerlichen Wohlſtand derſelben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben beſtehen könnte. Auch haben ſich beide noch nie vertragen, ſondern eines hat das andere, wie die Geſchichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet. Und ſo auch, fürchte ich, fürchte ich —

Ernſt. Was?

Falk. Kurz! Das Logenweſen, ſo wie ich höre, daß es jetzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Eine Caſſe haben; Capitale machen; dieſe Capitale belegen; ſie auf den beſten Pfenning zu benutzen ſuchen; ſich ankaufen wollen; von Königen und Fürſten ſich Privilegien geben laſſen; das Anſehen und die Gewalt derſelben zu Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Obſervanz ſind, als der, die man ſo gern zum Weſen der Sache machen möchte — Wenn das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falſch prophezeit haben!

Ernſt. Je nun! Was kann denn werden? Der Staat fährt jetzt nicht mehr ſo zu. Und zudem ſind ja wohl unter den Perſonen, die ſeine Geſetze machen oder handhaben, ſelbſt ſchon zu viel Freimaurer —

Falk. Gut! Wenn ſie alſo auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was denkſt du, wird eine ſolche Verfaſſung für Einfluß auf ſie ſelbſt haben? Gerathen ſie dadurch nicht offenbar wieder dahin, wovon ſie ſich losreißen wollten? Werden ſie nicht aufhören zu ſeyn, was ſie ſeyn wollen? — Ich weiß nicht, ob du mich ganz verſtehſt —

Ernſt. Rede nur weiter!

Falk. Zwar! — ja wohl — nichts dauert ewig — Vielleicht ſoll dieſes eben der Weg ſeyn, den die Vorſicht auserſehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freimaurerei ein Ende zu machen —

Ernſt. Schema der Freimaurerei? Was nennſt du ſo? Schema?

Falk. Nun! Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernſt. Ich weiß noch nicht —

Falk. Du wirſt doch nicht glauben, daß die Freimaurer immer Freimaurerei geſpielt?

Ernſt. Was iſt nun das? Die Freimaurer nicht immer Freimaurerei geſpielt?

Falk. Mit andern Worten! Meinſt du denn, daß das, was die Freimaurerei iſt, immer Freimaurerei geheißen? — Aber ſieh! Schon Mittag vorbei! Da kommen ja bereits meine Gäſte! Du bleibſt doch?

Ernſt. Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wohl. Denn mich erwartet eine doppelte Sättigung.

Falk. Nur bei Tiſche, bitte ich, kein Wort.

Fünftes Geſpräch.

Ernſt. Endlich ſind ſie fort! — O die Schwätzer! — Und merkteſt du denn nicht, oder wollteſt du nicht merken, daß der eine mit der Warze an dem Kinn — heiße er wie er will! — ein Freimaurer iſt? Er klopfte ſo oft an.

Falk. Ich hörte ihn wohl. Ich merkte ſogar in ſeinen Reden, was dir wohl nicht ſo aufgefallen — er iſt von denen, die in Europa für die Amerikaner fechten —

Ernſt. Das wäre nicht das Schlimmſte an ihm.

Falk. Und hat die Grille, daß der Congreß eine Loge iſt, daß da endlich die Freimaurer ihr Reich mit gewaffneter Hand gründen.

Ernſt. Giebt es auch ſolche Träumer?

Falk. Es muß doch wohl.

Ernſt. Und woraus nimmſt du dieſen Wurm ihm ab?

Falk. Aus einem Zuge, der dir auch ſchon einmal kenntlicher werden wird.

Ernſt. Bei Gott! wenn ich wüßte, daß ich mich in den Freimaurern gar ſo betrogen hätte! —

Falk. Sey ohne Sorge. Der Freimaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne und läßt die Lichter brennen, ſo lange ſie wollen und können — die Lichter auslöſchen und, wenn ſie ausgelöſcht ſind, erſt wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andere Lichter wieder aufſtecken muß: das iſt der Freimaurer Sache nicht.

Ernſt. Das denke ich auch — was Blut koſtet, iſt gewiß kein Blut werth.

Falk. Vortrefflich! — Nun frage, was du willſt! Ich muß dir antworten.

Ernſt. So wird meines Fragens kein Ende ſeyn.

Falk. Nur kannſt du den Anfang nicht finden.

Ernſt. Verſtand ich dich, oder verſtand ich dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widerſprachſt du dir, oder widerſprachſt du dir nicht? — Denn allerdings, als du mir einmal ſagteſt: Die Freimaurerei ſey immer geweſen, verſtand ich es alſo, daß nicht allein ihr Weſen, ſondern auch ihre gegenwärtige Verfaſſung ſich von undenklichen Zeiten herſchreibe.

Falk. Wenn es mit beiden einerlei Bewandtniß hätte! — Ihrem Weſen nach iſt die Freimaurerei eben ſo alt, als die bürgerliche Geſellſchaft. Beide konnten nicht anders als miteinander entſtehen — wenn nicht gar die bürgerliche Geſellſchaft nur ein Sprößling der Freimaurerei iſt. Denn die Flamme im Brennpunkte iſt auch Ausfluß der Sonne.

Ernſt. Auch mir ſchimmert das ſo vor —

Falk. Es ſey aber Mutter und Tochter, oder Schweſter und Schweſter, ihr beiderſeitiges Schickſal hat immer wechſelſeitig in einander gewirkt. Wie ſich die bürgerliche Geſellſchaft befand, befand ſich aller Orten auch die Freimaurerei, und ſo umgekehrt. Es war immer das ſicherſte Kennzeichen einer geſunden, nervöſen Staatsverfaſſung, wenn ſich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ, ſo wie es noch jetzt das unfehlbare Merkmal eines ſchwachen, furchtſamen Staats iſt, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernſt. Zu verſtehen: die Freimaurerei!

Falk. Sicherlich! — Denn die beruht im Grunde nicht auf äußerliche Verbindungen, die ſo leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, ſondern auf das Gefühl gemeinſchaftlich ſympathiſirender Geiſter.

Ernſt. Und wer unterfängt ſich denen zu gebieten!

Falk. Indeß hat freilich die Freimaurerei immer und aller Orten ſich nach der bürgerlichen Geſellſchaft ſchmiegen und biegen müſſen, denn dieſe war ſtets die ſtärkere. So mancherlei die bürgerliche Geſellſchaft geweſen, ſo mancherlei Formen hat auch die Freimaurerei anzunehmen ſich nicht entbrechen können; nur hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannſt du glauben, daß der Name Freimaurerei älter ſeyn werde, als diejenige herrſchende Denkungsart der Staaten, nach der ſie genau abgewogen worden?

Ernſt. Und welches iſt dieſe herrſchende Denkungsart?

Falk. Das bleibt deiner eigenen Nachforſchung überlaſſen — genug, wenn ich dir ſage, daß der Name Freimaurer, ein Glied unſerer geheimen Verbrüderung anzuzeigen, vor dem Anfange dieſes laufenden Jahrhunderts nie gehört worden. Er kömmt zuverläſſig vor dieſer Zeit in keinem gedruckten Buche vor, und den will ich ſehen, der mir ihn auch nur in einer geſchriebenen älteren Urkunde zeigen will.

Ernſt. Das heißt: den deutſchen Namen.

Falk. Nein, nein! Auch das urſprüngliche Free-Maſon, ſo wie alle darnach gemodelte Ueberſetzungen, in welcher Sprache es auch ſeyn mag.

Ernſt. Nicht doch! — Beſinne dich — in keinem gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

Falk. In keinem.

Ernſt. Gleichwohl habe ich ſelbſt —

Falk. So? — Iſt auch dir von dem Staube etwas in die Augen geflogen, den man um ſich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernſt. Aber doch die Stelle im —

Falk. In der Londinopolis? Nicht wahr? — Staub!

Ernſt. Und die Parlamentsacte unter Heinrich dem Sechsten?

Falk. Staub!

Ernſt. Und die großen Privilegien, die Carl der Eilfte, König von Schweden, der Loge von Gothenburg ertheilte?

Falk. Staub!

Ernſt. Und Locke?

Falk. Was für ein Locke?

Ernſt. Der Philoſoph — ſein Schreiben an den Grafen von Pembrock, ſeine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des Sechsten eigener Hand geſchrieben?

Falk. Das muß ja wohl ein ganz neuer Fund ſeyn; den kenne ich nicht — aber wieder Heinrich der Sechste? — Staub! und nichts als Staub!

Ernſt. Nimmermehr!

Falk. Weißt du einen gelinderen Namen für Wortverdrehungen, für untergeſchobene Urkunden?

Ernſt. Und das hätten ſie ſo lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

Falk. Warum nicht? der Klugen ſind viel zu wenig, als daß ſie allen Geckereien, gleich bei ihrem Entſtehen, widerſprechen könnten. Genug, daß bei ihnen keine Verjährung ſtattfindet — freilich wäre es beſſer, wenn man vor dem Publicum ganz und gar keine Geckereien unternähme; denn gerade das Verächtlichſte iſt, daß ſich niemand die Mühe nimmt, ſich ihnen entgegen zu ſtellen, wodurch ſie mit dem Laufe der Zeit das Anſehen einer ſehr ernſthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tauſend Jahre: „würde man denn ſo in die Welt haben ſchreiben dürfen, wenn es nicht wahr geweſen wäre? Man hat dieſen glaubwürdigen Männern damals nicht widerſprochen, und ihr wollt ihnen jetzt widerſprechen?“

Ernſt. O Geſchichte! O Geſchichte! Was biſt du?

Falk. Andersons kahle Rhapſodie, in welcher die Hiſtorie der Baukunſt für die Hiſtorie des Ordens untergeſchoben wird, möchte noch hingehen! Für einmal und für damals mochte das gut ſeyn — dazu war die Gaukelei ſo handgreiflich. — Aber daß man noch jetzt auf dieſem moraſtigen Grunde fortbauet, daß man noch immer gedruckt behaupten will, was man mündlich gegen einen ernſthaften Mann vorzugeben ſich ſchämt, daß man zu Fortſetzung eines Scherzes, den man längſt hätte ſollen fallen laſſen, ſich eine forgery erlaubt, auf welche, wenn ſie ein nichtswürdiges bürgerliches Intereſſe betrifft, die pillory ſteht —

Ernſt. Wenn es denn nun aber wahr wäre, daß hier mehr als Wortſpiel vorwaltete? Wenn es nun wahr wäre, daß das Geheimniß des Ordens ſich von Alters her unter dem homonymen Handwerke vornehmlich erhalten hätte? —

Falk. Wenn es wahr wäre?

Ernſt. Und muß es nicht wahr ſeyn? — Denn wie käme der Orden ſonſt dazu, die Symbole eben dieſes Handwerks zu entlehnen? Eben dieſes? Und warum keines andern?

Falk. Die Frage iſt allerdings verfänglich.

Ernſt. Ein ſolcher Umſtand muß doch eine Urſache haben?

Falk. Und hat ſie.

Ernſt. Und hat ſie? Und hat eine andere Urſache, als jene vermeinte?

Falk. Eine ganz andere.

Ernſt. Soll ich rathen, oder darf ich fragen?

Falk. Wenn du mir ſchon eher eine ganz andere Frage gethan hätteſt, die ich längſt erwarten mußte, ſo würde dir das Rathen nun nicht ſchwer fallen.

Ernſt. Eine andere Frage, die du längſt hätteſt erwarten müſſen? —

Falk. Denn wenn ich dir ſagte, daß das, was Freimaurerei iſt, nicht immer Freimaurerei geheißen was war natürlicher und näher —

Ernſt. Als zu fragen, wie es ſonſt geheißen? — ja wohl! — So frage ich es denn nun.

Falk. Wie die Freimaurerei geheißen, ehe ſie Freimaurerei hieß, fragſt du? — Maſſoney —

Ernſt. Nun ja freilich! **Masonry** auf Engliſch —

Falk. Auf Engliſch nicht **Masonry**, ſondern **Masony**. — Nicht von **Mason**, der Maurer, ſondern von **Mase**, der Tiſch, die Tafel.

Ernſt. **Mase**, der Tiſch? In welcher Sprache?

Falk. In der Sprache der Angelſachſen, doch nicht in dieſer allein, ſondern auch in der Sprache der Gothen und Franken, folglich ein urſprünglich deutſches Wort, von welchem noch jetzt ſo mancherlei Abſtammungen übrig ſind, oder doch unlängſt übrig waren als: Maſtopie, Masleidig, Masgenoſſe. Selbſt Maſoney war zu Luthers Zeiten noch häufig im Gebrauche, nur daß es ſeine gute Bedeutung ein wenig verſchlimmert hatte.

Ernſt. Ich weiß weder von ſeiner guten, noch von ſeiner verſchlimmerten Bedeutung.

Falk. Aber die Sitte unſerer Vorfahren weißt du doch, auch die wichtigſten Dinge am Tiſche zu überlegen? — Maſe alſo der Tiſch, und Maſoney eine geſchloſſene Tiſchgeſellſchaft. Und wie aus einer geſchloſſenen, vertrauten Tiſchgeſellſchaft ein Saufgelag worden, in welchem Verſtande Agricola das Wort Maſoney braucht, kannſt du leicht abnehmen.

Ernſt. Wäre es dem Namen Loge vor einiger Zeit bald beſſer gegangen?

Falk. Vorher aber, ehe die Maſoneyen zum Theil ſo ausarteten, und in der guten Meinung des Publicums ſo herabkamen, ſtanden ſie in deſto größerem Anſehen. Es war kein Hof in Deutſchland, weder klein noch groß, der nicht ſeine Maſoney hatte. Die alten Lieder- und Geſchichtsbücher ſind davon Zeugen. Eigene Gebäude, die mit den Schlöſſern und Paläſten der regierenden Herrn verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man neuerer Zeit ſo manche ungegründete Auslegung hat — und was brauche ich dir zu ihrem Ruhme mehr zu ſagen, als daß die Geſellſchaft der runden Tafel die erſte und älteſte Maſoney war, von der ſie insgeſammt abſtammen?

Ernſt. Der runden Tafel? das ſteigt in ein ſehr fabelhaftes Alterthum hinauf —

Falk. Die Geſchichte des Königs Arthur ſey ſo fabelhaft als ſie will, die runde Tafel iſt ſo fabelhaft nicht.

Ernſt. Arthur ſoll doch der Stifter derſelben geweſen ſeyn.

Falk. Mit Nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach — Arthur, oder ſein Vater, hatten ſie von den Angelſachſen angenommen, wie ſchon der Name Maſoney vermuthen läßt. Und was verſteht ſich mehr von ſelbſt, als daß die Angelſachſen keine Sitte nach England herüber brachten, die ſie in ihrem Vaterlande nicht zurückließen? Auch ſieht man es an mehreren deutſchen Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der großen bürgerlichen Geſellſchaft, kleinere vertraute Geſellſchaften zu machen, ihnen eigen war.

Ernſt. Hiermit meinſt du?

Falk. Alles, was ich dir jetzt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präciſion ſage, mache ich mich anheiſchig, das nächſtemal, daß ich mich mit dir in der Stadt unter meinen Büchern befinde, ſchwarz auf weiß zu belegen — höre mich jetzt nur, wie man das erſte Gerücht irgend einer großen Begebenheit hört. Es reizt die Neugierde mehr, als daß es ſie befriedigt.

Ernſt. Wo bliebſt du?

Falk. Die Maſoney alſo war eine deutſche Sitte, welche die Sachſen nach England verpflanzten. Die Gelehrten ſind uneinig, wer die Maſe-Thomas unter ihnen waren, allem Anſehen nach die Edlen der Maſoney, welche ſo tiefe Wurzeln in dieſem neuen Boden ſchlug, daß ſie unter allen nachfolgenden Staatsveränderungen beklieb, und ſich von Zeit zu Zeit in der herrlichſten Blüthe zeigte. Beſonders waren die Maſoneyen der * * * im zwölften Jahrhundert und im dreizehnten in ſehr großem Rufe. Und ſo eine * * * Maſoney war es, die ſich bis zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, trotz der Aufhebung des Ordens, mitten in London erhalten hatte — und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeſchriebenen Hiſtorie freilich ermangeln; aber eine ſorgfältig aufbewahrte Tradition, die ſo viel Merkmale der Wahrheit hat, iſt bereit dieſen Mangel zu erſetzen.

Ernſt. Und was hindert dieſe Tradition endlich einmal durch ſchriftliche Vorzeigungen ſich zur Geſchichte zu erheben?

Falk. Hindert? Nichts hindert! Alles räth vielmehr dazu an — wenigſtens fühle ich, ich fühle mich berechtigt, ja verpflichtet, dir und Allen, welche ſich mit dir in dem nämlichen Falle befinden, länger kein Geheimniß daraus zu machen.

Ernſt. Nun denn! — Ich bin in der äußerſten Erwartung.

Falk. Jene * * * Maſoney alſo, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London beſtand, aber in aller Stille beſtand, hatte ihr Verſammlungshaus unfern der Sanct Paulskirche, die damals neu erbaut ward. Der Baumeiſter dieſer zweiten Kirche der ganzen Welt war —

Ernſt. Chriſtoph Wren —

Falk. Und du haſt den Schöpfer der ganzen heutigen Freimaurerei genannt —

Ernſt. Ihn?

Falk. Kurz! Wren, der Baumeiſter der St. Paulskirche, in deren Nähe ſich eine uralte Maſoney, von undenklichen Jahren her, verſammelte, war ein Mitglied dieſer Maſoney, welche er die dreißig Jahre über, die der Bau dauerte, um ſo öfter beſuchte.

Ernſt. Ich fange an ein Mißverſtändniß zu wittern.

Falk. Nichts anders! Die wahre Bedeutung des Worts Maſoney war bei dem engliſchen Volke vergeſſen, verloren — eine **Masony**, die in der Nähe eines ſo wichtigen Baues lag, in der ſich der Meiſter dieſes Baues ſo fleißig finden ließ, was kann die anders ſeyn, als eine **Masonry**, als eine Geſellſchaft von Bauverſtändigen, mit welchen Wren die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? —

Ernſt. Natürlich genug!

Falk. Die Fortſetzung eines ſolchen Baues einer ſolchen Kirche intereſſirte ganz London. Um Nachrichten davon aus der erſten Hand zu haben, bewarb ſich jeder der einige Kenntniſſe von Baukunſt zu haben vermeinte, um Zutritt zu der vermeinten Maſonry — und bewarb ſich vergebens. Endlich — du kennſt Chriſtoph Wren nicht bloß dem Namen nach, du weißt, welch ein erfindſamer, thätiger Kopf er war. Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wiſſenſchaften entwerfen helfen, welche *ſpeculativiſche Wahrheiten gemeinnütziger und dem bürgerlichen Leben erſprießlicher machen ſollte*. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Geſellſchaft bei, *welche ſich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Speculation erhöbe*. „Dort, dachte er, würde unterſucht, was unter dem Wahren brauchbar; und hier, was unter dem Brauchbaren wahr wäre. Wie, wenn ich einige Grundſätze der Maſoney exoteriſch machte? Wie, wenn ich das, was ſich nicht exoteriſch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Symbole deſſelben Handwerks verſteckte, und was man jetzt unter dem Worte **Masonry** verſteht, zu einer **Free-Masonry** erweiterte, an welcher Mehrere Theil nehmen könnten?“ — So dachte Wren, und die Freimaurerei ward — Ernſt! Wie iſt dir?

Ernſt. Wie einem Geblendeten.

Falk. Geht dir nun einiges Licht auf?

Ernſt. Einiges? Zuviel auf einmal.

Falk. Begreifſt du nun —

Ernſt. Ich bitte dich, Freund, nichts mehr! — Aber haſt du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk. Wünſcheſt du mich da?

Ernſt. Wünſche? — nachdem du mir verſprochen —

Falk. So hab ich der Verrichtungen daſelbſt genug noch einmal! Ich werde mich über manches aus dem Gedächtniſſe zu ſchwankend, zu unbefriedigend ausgedrückt haben — unter meinen Büchern ſollſt du ſehen und greifen — die Sonne geht unter, du mußt in die Stadt. Lebe wohl! —

Ernſt. Eine andere ging mir auf. Lebe wohl!

Nachricht.

Ein ſechſtes Geſpräch, welches unter dieſen Freunden vorfiel, iſt nicht ſo nachzubilden. Aber das Weſentliche davon iſt zu kritiſchen Anmerkungen über das fünfte Geſpräch beſtimmt, die man zur Zeit noch zurückhält.

Noch nähere Berichtigung

des Mährchens von tauſend Ducaten

oder

Judas Iſcharioth dem Zweiten.

Monat Dezember 1779.

Derjenige, er ſey wer er wolle, durch den die Nachricht, meinen Stiefvater, den Hofrath und Bibliothekar Leſſing zu Wolfenbüttel betreffend, in das Wiener Diarium Nro. 85 gekommen, hat ſich angelegen ſeyn laſſen, eine ſehr abgeſchmackte Lüge zu verbreiten.

Die Judenſchaft zu Amſterdam ſollte dem Herrn Leſſing deßwegen ein Geſchenk von tauſend Ducaten gemacht haben, weil er gewiſſe Fragmente eines Werks herausgegeben, in welchem die jüdiſche Religion gerade am meiſten gemißhandelt wird?

Und Herr Leſſing, weil er aus beſagtem Werke weniger von dem bekannt machen wollen, was die jüdiſche Religion anbelangt, als von dem, was die chriſtliche Religion betrifft, und von Chriſten erörtert und widerlegt zu werden verdient, hätte kein Bedenken getragen, ein ſolches Geſchenk anzunehmen?

Die Erdichtung iſt ſo nüchtern, daß ich mich nie für verbunden würde gehalten haben, ein Wort darum zu verlieren, ſo nahe mich auch der Mann angeht, der darunter leiden ſoll, wenn nicht in dem gleich darauf folgenden Blatte des nämlichen Diarii eine vorgebliche Berichtigung hinzugekommen wäre, die zu ſehr verräth, warum es gewiſſen Leuten eigentlich zu thun iſt. Wenigſtens hat der, von welchem ſich dieſe Berichtigung herſchreibt, nämlich der Zuſammentrager des Diarii ſelbſt, nur läuten hören, ohne im geringſten zu wiſſen, wo die Glocken hängen.

Bloß alſo denen zu gefallen, die noch weiter vom Thurme wohnen, will ich den ganzen Verlauf der Sache mit wenig Worten erzählen. Daß ich hinlänglich davon unterrichtet bin, kann man mir glauben; wie ich denn auch von dem, was ich aus mündlichen Unterhaltungen weiß, weiter keinen Gebrauch machen will, als in ſo fern es in den Schriften des Herrn Leſſing zu Tage liegt, die hier nicht bekannt geworden.

Bereits 1774 fing Hr. Leſſing an, in ſeinen *Beiträgen zur Geſchichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel* Fragmente eines gewiſſen Werks gegen die geoffenbarte Religion drucken zu laſſen, das ſchon ſeit geraumer Zeit in Niederſachſen geſchrieben herumging, aus einer Provinz in die andere vertragen ward, „und ſo im Verborgenen,“ wie ſich Herr Leſſing ſelbſt ausdrückt, „mehr Proſelyten machte, als es im Angeſichte einer widerſprechenden Welt machen könnte.“

Die Bekanntmachung dieſer Fragmente wurde dem Herrn Leſſing von den Gottesgelehrten der lutheriſchen Kirche auch ſo wenig verübelt, daß ihm vielmehr verſchiedene der Angeſehenſten öffentlich Dank dafür abſtatteten.

Und warum auch nicht? Sie konnten von der Lauterkeit der Abſichten des Herrn Leſſing um ſo mehr verſichert ſeyn, da Herr Leſſing ſelbſt einem jeden anſtößigen Fragmente ſogleich eine Widerlegung unter der Aufſchrift: *Gegenſätze des Herausgebers* mit beigefügt hatte, wie man ſie nur immer von einem Chriſten, der kein Theolog von Profeſſion iſt, verlangen kann.

Daher machten auch mehrbeſagte Fragmente Jahr und Tag nicht das geringſte Aufſehen im Publicum, und nur ſehr wenig Senſation auf Leute, denen es näher obliegt, ſich um dergleichen Dinge zu bekümmern: als mit eins ein Mann ſeine Stimme erhob, von dem man ſagt, daß er ſchon mehrmalen ſeine Stimme ſehr zu unrechter Zeit erhoben habe.

Herr Leſſing hatte das Unglück gehabt, den Herrn Hauptpaſtor Goeze in Hamburg, in einem kleinen Auftrage die Bibliothek betreffend, nicht ſo prompt zu bedienen, als allerdings wohl ſchicklich geweſen wäre, und Herr Goeze hatte die Gerechtigkeit, ihn dieſes Unglück fühlen zu laſſen. Er ſtichelte bei aller Gelegenheit auf ihn, als auf den undienſtfertigſten Bibliothekar, der zwiſchen Himmel und Erden zu finden, und da auch ihm endlich die Fragmente bekannt wurden, welche Freude mußte es ihm ſeyn, den undienſtfertigen Bibliothekar der lutheriſchen Chriſtenheit zugleich als den ruchloſeſten, und dem herzoglichen Hauſe, dem er dient, zugleich als den gefährlichſten zu ſchildern.

Er hörte nicht auf, dieſem durchlauchtigen Hauſe zu Gemüthe zu führen, in welchen ſchlimmen Händen ſein Intereſſe ſey, und wie leicht ein Menſch, der ſich kein Gewiſſen daraus gemacht habe, eine ſo ärgerliche Schrift gegen die Religion an das Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die ſeine hohen Gerechtſame ſtreitig zu machen, und die Ehre ſeiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären.

Da indeß der Herr Hauptpaſtor ſo albern nicht war, um zu hoffen, daß dergleichen Armſeligkeiten wirklich Eindruck auf einen Fürſten machen würden, der weder die nähere Prüfung ſeiner Gerechtſame, noch die genauere Beleuchtung der Ehre ſeiner Ahnherren zu befürchten hat: was that er zugleich?

Weil der Bibliothekar eine durch ihre Verheimlichung um ſo viel gefährlichere Schrift, wenigſtens durch ſeine Bekanntmachung und ſeine Gegenſätze, minder gefährlich machen wollen, und ihm von dieſer Seite alſo nicht beizukommen war: ſo erklärte der Hauptpaſtor zugleich, daß es mit dieſen Gegenſätzen doch nur Nichts und weniger als Nichts wäre; ja, daß dieſe Gegenſätze im Grunde weit mehr Gift enthielten, als die Fragmente ſelbſt.

Und wie ſo? Dieſe Gegenſätze des Bibliothekars waren dem lutheriſchen Hauptpaſtor mit Einem Worte — — zu gut katholiſch.

Ich will mich auf einen neuerlichen Vorfall mit dem Hrn. Hauptpaſtor in Hamburg nicht berufen, ob dieſer Vorfall ſchon hier[1] und in Hamburg ſo allgemein bekannt iſt, daß ich mich gar wohl darauf berufen könnte. Es iſt auch ohne denſelben notoriſch genug, aus welchem Geſichtspunkt dieſer überſpannte Lutheraner zum Aergerniſſe ſeiner eigenen Glaubensgenoſſen die katholiſche Kirche ſo wohl in ſeinen Predigten, als in ſeinen Schriften anzuſehen gewohnt iſt, und wie weit er geht, ihr alle Anſprüche auf den Namen und die Vorrechte einer chriſtlichen Kirche abzuſtreiten.

Nun hatte Herr Leſſing, um gewiſſe Einwürfe gegen die chriſtliche Religion ein- für allemal abzuſchneiden, behauptet, daß man einen Unterſchied zwiſchen Bibel und Religion machen müſſe; daß nicht alle Einwürfe gegen die Bibel auch Einwürfe gegen die Religion wären, und daß die Religion ſich eben ſo wenig auf die ganze Bibel, als auf die Bibel einzig und allein gründe. Er hatte behauptet, daß die chriſtliche Religion ſich auch ohne Bibel denken laſſe; daß die chriſtliche Religion eine geraume Zeit beſtanden, ehe die geſammten Schriften des N. Teſtaments geſchrieben worden; daß man alſo einen kurzen Inbegriff der chriſtlichen Religion annehmen müſſe, nach welchem ſie damals gelehrt und ausgebreitet worden. Er hatte behauptet, daß dieſer kurze Inbegriff, welcher bei den erſten Kirchenvätern Regula fidei heiße, ſich in dem apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſe erhalten habe, welches die katholiſche Kirche vornehmlich unter ihrer Tradition mit verſtehe, und welches aus den Schriften des N. Teſtaments nicht könne gezogen ſeyn, ob es ſich gleich in denſelben finden müſſe. Er hatte behauptet, daß es, wo nicht leichter, wenigſtens eben ſo leicht ſey, die unmittelbare göttliche Eingebung beſagter Regula fidei zu beweiſen, als die unmittelbare göttliche Eingebung der geſammten Schriften des N. Teſtaments, und hatte zu verſtehen gegeben, wie wohl die lutheriſchen Theologen thun würden, dieſes anzuerkennen, um wenigſtens die Grundlehren des Glaubens gegen alle willkürliche Auslegungen der ſie beſtätigenden, aber nicht urſprünglich lehrenden Schriftſtellen zu ſichern u. ſ. w.

Ich bin zu jung und zu ununterrichtet in ſolchen Dingen, um beurtheilen zu können, wie weit dieſe Behauptungen in den Schriften der Väter und den kirchlichen Alterthümern, auf welche ſich Herr Leſſing beruft, gegründet ſind. Aber ſo viel weiß ich doch, daß das Weſentliche derſelben in der katholiſchen Kirche nicht allein für unanſtößig erkannt, ſondern auch als das Rechtgläubigere gelehrt wird.

Und gleichwohl war es das, eben das, worin der lutheriſche Hauptpaſtor das größere Gift, als in den Fragmenten ſelbſt enthalten ſey, mit ſolcher Dreiſtigkeit zu finden erklärte, daß er lieber von der chriſtlichen Religion nichts wiſſen, als zugeben wolle, daß ſie im geringſten mit einem ſo ſtrohernen Schilde, wie es ihm ſelbſt ſich auszudrücken beliebte, vertheidigt werde.

Und gleichwohl iſt es das, eben das, weßwegen ſich Herr Leſſing nunmehr in der Hauptſtadt des katholiſchen Deutſchlands als einen Feind der chriſtlichen Religion überhaupt muß verſchreien, und durch hämiſche Mährchen als einen zweiten Judas Iſcharioth muß verläſtern laſſen, der ſeinen Meiſter freilich nicht um 30 Silberlinge, aber doch um 1000 Ducaten nochmals an die Juden zu verrathen im Stande wäre.

Zu beweiſen, daß ich hiermit nichts als die ſtrenge Wahrheit ſage, und zugleich eine Probe zu geben, mit welcher blinden Wuth der Hauptpaſtor ſofort auf den Bibliothekar los ging, darf ich nur den Titel ſeiner erſten Schrift anführen: „Goezens etwas Vorläufiges gegen des Hofrath Leſſings mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf unſere allerheiligſte Religion und auf den einigen Lehrgrund derſelben, die heilige Schrift.“ — Wie geſagt, Herr Leſſing hatte aber ſchlechterdings keinen andern Angriff auf die heilige Schrift gethan, als daß er, mit ſo vielen andern Chriſten, ſie für den einigen Grund unſerer allerheiligſten Religion (er dachte ſich dabei die chriſtliche Religion überhaupt und nicht die lutheriſche insbeſondere) lieber nicht erkennen, als die Religion unauflöslichen Schwierigkeiten preisgeben wollte. „Oder ſind die Katholiken keine Chriſten? fragt Herr Leſſing. Wäre ich kein Chriſt, wenn ich in dieſem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Proteſtanten den Beweis für die Wahrheit der chriſtlichen Religion ſo führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten.“

Ob Herr Leſſing in ſeinen Blättern, die er der Goeziſchen Schrift unter dem Titel: Anti-Goeze entgegen ſtellte, ſich überall in den Schranken der Mäßigung gehalten, kömmt mir nicht zu, zu entſcheiden. Ich ſage bloß, daß ich ihn bei dieſer Gelegenheit öfter einen Ausſpruch des heil. Hieronymus für ſich anführen hören, nach welchem die kalte, ruhige Duldung unverdienter Vorwürfe der Irreligion nicht für Tugend, ſondern für Ruchloſigkeit erklärt wird.

Und nun nur noch ein Wort von den ſchweren Ahndungen, die ſich Herr Leſſing bereits durch die Fragmente und ſeine Widerlegung derſelben ſoll zugezogen haben. Dieſe Lüge ward in eben der Münze geprägt, aus welcher die 1000 Ducaten kommen.

So viel iſt wahr, daß die Fragmente in Braunſchweig hohen Orts verboten und dem Bibliothekar unterſagt worden, weiter etwas davon bekannt zu machen. Es dürfte dieſes aber wohl mehr wegen des ärgerlichen Aufhebens, das der Hauptpaſtor davon machte, geſchehen ſeyn, als wegen der Fragmente ſelbſt, die weiter kein Unheil angerichtet, als daß ſie eine Menge Federn in Bewegung geſetzt haben, deren verſchiedene zu merklichem Vortheile der Religion von gelehrten und beſcheidenen Theologen geführt worden, die alle, ich wiederhole es, dem Bibliothekar mehr dafür danken, als mit ihm zürnen, daß er ihnen einen ſolchen Feind in die Hände liefern wollen.

Wenigſtens iſt das Verbot der Fragmente wegen der Gegenſätze des Herausgebers gewiß nicht ergangen, welchen man ſeine Streitigkeit mit dem Hauptpaſtor Goeze ungehindert fortſetzen laſſen, und auch ins künftige zuverläſſig ſo viel ungehinderter fortſetzen laſſen wird, als Herr Goeze durch ſein Verſtummen bereits zu verſtehen gegeben, daß Er ihr nicht gewachſen ſey, und ein weit anderer Mann das Wort für ihn aufgenommen hat.

---

[1] In Wien.

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

Hæc omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt.
AUGUSTINUS.

Herausgegeben von Gotthold Ephraim Leſſing.

1780.

Vorbericht des Herausgebers.

Ich habe die erſte Hälfte dieſes Aufſatzes in meinen Beiträgen bekannt gemacht. Jetzt bin ich im Stande, das Uebrige nachfolgen zu laſſen.

Der Verfaſſer hat ſich darin auf einen Hügel geſtellt, von welchem er etwas mehr, als den vorgeſchriebenen Weg ſeines heutigen Tages zu überſehen glaubt.

Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünſcht, von ſeinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Ausſicht, die ihn entzückt, auch jedes andere Auge entzücken müſſe.

Und ſo, dächte ich, könnte man ihn ja wohl ſtehen und ſtaunen laſſen, wo er ſteht und ſtaunt!

Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein ſanftes Abendroth ſeinem Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen geweſen!

Ich meine dieſen. — Warum wollen wir in allen poſitiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem ſich der menſchliche Verſtand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln ſoll, als über eine derſelben entweder lächeln, oder zürnen? Dieſen unſern Hohn, dieſen unſern Unwillen, verdiente in der beſten Welt nichts, und nur die Religionen ſollten ihn verdienen? Gott hätte ſeine Hand bei allem im Spiele, nur bei unſern Irrthümern nicht?

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

§. 1.

Was die Erziehung bei dem einzelnen Menſchen iſt, iſt die Offenbarung bei dem ganzen Menſchengeſchlechte.

§. 2.

Erziehung iſt Offenbarung, die dem einzelnen Menſchen geſchieht: und Offenbarung iſt Erziehung, die dem Menſchengeſchlechte geſchehen iſt und noch geſchieht.

§. 3.

Ob die Erziehung, aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten, in der Pädagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht unterſuchen. Aber in der Theologie kann es gewiß ſehr großen Nutzen haben und viele Schwierigkeiten heben, wenn man ſich die Offenbarung als eine Erziehung des Menſchengeſchlechts vorſtellt.

§. 4.

Erziehung giebt dem Menſchen nichts, was er nicht auch aus ſich ſelbſt haben könnte: ſie giebt ihm das, was er aus ſich ſelber haben könnte, nur geſchwinder und leichter. Alſo giebt auch die Offenbarung dem Menſchengeſchlechte nichts, worauf die menſchliche Vernunft, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht auch kommen würde: ſondern ſie gab und giebt ihm die wichtigſten dieſer Dinge nur früher.

§. 5.

Und ſo wie es der Erziehung nicht gleichgültig iſt, in welcher Ordnung ſie die Kräfte des Menſchen entwickelt; wie ſie dem Menſchen nicht alles auf einmal beibringen kann: eben ſo hat auch Gott bei ſeiner Offenbarung eine gewiſſe Ordnung, ein gewiſſes Maaß halten müſſen.

§. 6.

Wenn auch der erſte Menſch mit einem Begriffe von einem Einigen Gotte ſofort ausgeſtattet wurde: ſo konnte doch dieſer mitgetheilte und nicht erworbene Begriff unmöglich lange in ſeiner Lauterkeit beſtehen. Sobald ihn die ſich ſelbſt überlaſſene menſchliche Vernunft zu bearbeiten anfing, zerlegte ſie den Einzigen Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere, und gab jedem dieſer Theile ein Merkzeichen.

§. 7.

So entſtand natürlicher Weiſe Vielgötterei und Abgötterei. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre ſich die menſchliche Vernunft noch in dieſen Irrwegen würde herumgetrieben haben, ungeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menſchen erkannten, daß es Irrwege waren, wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine beſſere Richtung zu geben.

§. 8.

Da er aber einem jeden einzelnen Menſchen ſich nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte: ſo wählte er ſich ein einzelnes Volk zu ſeiner beſonderen Erziehung; und eben das ungeſchliffenſte, das verwildertſte, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

§. 9.

Dieß war das iſraelitiſche Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienſt in Aegypten hatte. Denn an dem Gottesdienſte der

Aegyptier durften ſo verachtete Sklaven nicht Theil nehmen: und der Gott ſeiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden.

§. 10.

Vielleicht, daß ihm die Aegyptier allen Gott, alle Götter ausdrücklich unterſagt hatten, es in den Glauben geſtürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter: Gott, Götter haben, ſey nur ein Vorrecht der beſſeren Aegyptier, und das, um es mit ſo viel größerem Anſcheine von Billigkeit tyranniſiren zu dürfen. — Machen Chriſten es mit ihren Sklaven noch jetzt viel anders? —

§. 11.

Dieſem rohen Volke alſo ließ ſich Gott Anfangs bloß als den Gott ſeiner Väter ankündigen, um es nur erſt mit der Idee eines auch ihm zuſtehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen.

§. 12.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Aegypten führte und in Canaan einſetzte, bezeugte er ſich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger ſey, als irgend ein anderer Gott.

§. 13.

Und indem er fortfuhr, ſich ihm als den mächtigſten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer ſeyn kann, — gewöhnte er es allmählig zu dem Begriffe des Einigen.

§. 14.

Aber wie weit war dieſer Begriff des Einigen noch unter dem wahren transſcendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft ſo ſpät erſt aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit ſchließen lernen!

§. 15.

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn ſich ihm auch ſchon die Beſſern des Volks mehr oder weniger näherten — konnte ſich doch das Volk lange nicht erheben: und dieſes war die einzige wahre Urſache, warum es ſo oft ſeinen Einigen Gott verließ, und den Einigen, d. i. Mächtigſten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

§. 16.

Ein Volk aber, das ſo roh, ſo ungeſchickt zu abgezogenen Gedanken war, noch ſo völlig in ſeiner Kindheit war, was war es für einer moraliſchen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entſpricht. Der Erziehung durch unmittelbare ſinnliche Strafen und Belohnungen.

§. 17.

Auch hier alſo treffen Erziehung und Offenbarung zuſammen. Noch konnte Gott ſeinem Volke keine andere Religion, kein anderes Geſetz geben, als eines, durch deſſen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieſes Leben gingen noch ſeine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unſterblichkeit der Seele; es ſehnte ſich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun ſchon dieſe Dinge zu offenbaren, welchen ſeine Vernunft noch ſo wenig gewachſen war: was würde es bei Gott anders geweſen ſeyn, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der ſein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will.

§. 18.

Allein wozu, wird man fragen, dieſe Erziehung eines ſo rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott ſo ganz von vorne anfangen mußte? Ich antworte: um in der Folge der Zeit einzelne Glieder deſſelben ſo viel ſicherer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menſchengeſchlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem ſo erzogenen Volke.

§. 19.

Denn weiter. Als das Kind unter Schlägen und Liebkoſungen aufgewachſen und nun zu Jahren des Verſtandes gekommen war, ſtieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in ſeines Vaters Hauſe gehabt und nicht erkannt hatte.

§. 20.

Während daß Gott ſein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindiſchen Erziehung führte, waren die andern Völker des Erdbodens bei dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meiſten derſelben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben, nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geſchieht bei Kindern, die man für ſich aufwachſen läßt; viele bleiben ganz roh; einige bilden ſich zum Erſtaunen ſelbſt.

§. 21.

Wie aber dieſe glücklicheren Einige nichts gegen den Nutzen und die Nothwendigkeit der Erziehung beweiſen, ſo beweiſen die wenigen heidniſchen Völker, die ſelbſt in der Erkenntniß Gottes vor dem erwählten Volke noch bis jetzt einen Vorſprung zu haben ſchienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langſamen, aber ſichern Schritten an; es holt manches glücklicher organiſirte Kind der Natur ſpät ein; aber es holt es doch ein, und iſt alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

§. 22.

Auf gleiche Weiſe. Daß, — die Lehre von der Einheit Gottes bei Seite geſetzt, welche iſt in den Büchern des Alten Teſtaments ſich findet und ſich nicht findet — daß, ſage ich, wenigſtens die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben darin völlig fremd ſind, beweiſt eben ſo wenig wider den göttlichen Urſprung dieſer Bücher. Es kann dem ungeachtet mit allen darin enthaltenen Wundern und Prophezeiungen ſeine gute Richtigkeit haben. Denn laßt uns ſetzen, jene Lehren würden nicht allein darin vermißt, jene Lehren wären auch ſogar nicht einmal wahr; laßt uns ſetzen, es wäre wirklich für die Menſchen in dieſem Leben alles aus: wäre darum das Daſeyn Gottes minder erwieſen? ſtünde es darum Gott minder frei, würde es darum Gott minder ziemen, ſich der zeitlichen Schickſale irgend eines Volks aus dieſem vergänglichen Geſchlechte unmittelbar anzunehmen? Die Wunder, die er für die Juden that, die Prophezeiungen, die er durch ſie aufzeichnen ließ, waren ja nicht bloß für die wenigen ſterblichen Juden, zu deren Zeiten ſie geſchahen und aufgezeichnet wurden: er hatte ſeine Abſichten damit auf das ganze jüdiſche Volk, auf das ganze Menſchengeſchlecht, die hier auf Erden vielleicht ewig dauern ſollen, wenn ſchon jeder einzelne Jude, jeder einzelne Menſch auf immer dahinſtirbt.

§. 23.

Noch einmal. Der Mangel jener Lehren in den Schriften des Alten Teſtaments beweiſt wider ihre

Göttlichkeit nichts. Moſes war doch von Gott geſandt, obſchon die Sanction ſeines Geſetzes ſich nur auf dieſes Leben erſtreckte. Denn warum weiter? Er war ja nur an das iſraelitiſche Volk, an das damalige iſraelitiſche Volk geſandt, und ſein Auftrag war den Kenntniſſen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieſes damaligen iſraelitiſchen Volks, ſo wie der Beſtimmung des künftigen vollkommen angemeſſen. Das iſt genug.

§. 21.

So weit hätte Warburton auch nur gehen müſſen und nicht weiter. Aber der gelehrte Mann überſpannte den Bogen. Nicht zufrieden, daß der Mangel jener Lehren der göttlichen Sendung Moſis nichts ſchade: er ſollte ihm die göttliche Sendung Moſis ſogar beweiſen. Und wenn er dieſen Beweis noch aus der Schicklichkeit eines ſolchen Geſetzes für ein ſolches Volk zu führen geſucht hätte! Aber er nahm ſeine Zuflucht zu einem von Moſe bis auf Chriſtum ununterbrochen fortdauernden Wunder, nach welchem Gott einen jeden einzelnen Juden gerade ſo glücklich oder unglücklich gemacht habe, als es deſſen Gehorſam oder Ungehorſam gegen das Geſetz verdiente. Dieſes Wunder habe den Mangel jener Lehren, ohne welche kein Staat beſtehen könne, erſetzt, und eine ſolche Erſetzung eben beweiſe, was jener Mangel auf den erſten Anblick zu verneinen ſcheine.

§. 25.

Wie gut war es, daß Warburton dieſes anhaltende Wunder, in welches er das Weſentliche der iſraelitiſchen Theokratie ſetzte, durch nichts erhärten, durch nichts wahrſcheinlich machen konnte. Denn hätte er das gekonnt; wahrlich — alsdann erſt hätte er die Schwierigkeit unauflöslich gemacht. — Mir wenigſtens. — Denn was die Göttlichkeit der Sendung Moſis wieder herſtellen ſollte, würde an der Sache ſelbſt zweifelhaft gemacht haben, die Gott zwar damals nicht mittheilen, aber doch gewiß auch nicht erſchweren wollte.

§. 26.

Ich erkläre mich an dem Gegenbilde der Offenbarung. Ein Elementarbuch für Kinder darf gar wohl dieſes oder jenes wichtige Stück der Wiſſenſchaft oder Kunſt, die es vorträgt, mit Stillſchweigen übergehen, von dem der Pädagog urtheilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er ſchrieb, noch nicht angemeſſen ſey. Aber es darf ſchlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurückbehaltenen wichtigen Stücken verſperre oder verlege. Vielmehr müſſen ihnen alle Zugänge zu denſelben ſorgfältig offen gelaſſen werden; und ſie nur von einem einzigen dieſer Zugänge ableiten, oder verurſachen, daß ſie denſelben ſpäter betreten, würde allein die Unvollſtändigkeit des Elementarbuchs zu einem weſentlichen Fehler deſſelben machen.

§. 27.

Alſo auch konnten in den Schriften des Alten Teſtaments, in dieſen Elementarbüchern für das rohe und im Denken ungeübte iſraelitiſche Volk, die Lehren von der Unſterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung gar wohl mangeln; aber enthalten durften ſie ſchlechterdings nichts, was das Volk, für das ſie geſchrieben waren, auf dem Wege zu dieſer großen Wahrheit auch nur verſpätet hätte. Und was hätte es, wenig zu ſagen, mehr dahin verſpätet, als wenn jene wunderbare Vergeltung in dieſem Leben darin wäre verſprochen, und von dem wäre verſprochen worden, der nichts verſpricht, was er nicht hält?

§. 28.

Denn wenn ſchon aus der ungleichen Austheilung der Güter dieſes Lebens, bei der auf Tugend und Laſter ſo wenig Rückſicht genommen zu ſeyn ſcheint, eben nicht der ſtrengſte Beweis für die Unſterblichkeit der Seele und für ein anderes Leben, in welchem jener Knoten ſich auflöſe, zu führen: ſo iſt doch wohl gewiß, daß der menſchliche Verſtand ohne jenen Knoten noch lange nicht — und vielleicht auch nie — auf beſſere und ſtrengere Beweiſe gekommen wäre. Denn was ſollte ihn antreiben können, dieſe beſſeren Beweiſe zu ſuchen? Die bloße Neugierde?

§. 29.

Der und jener Iſraelite mochte freilich wohl die göttlichen Verſprechungen und Androhungen, die ſich auf den geſammten Staat bezogen, auf jedes einzelne Glied deſſelben erſtrecken, und in dem feſten Glauben ſtehen, daß wer fromm ſey, auch glücklich ſeyn müſſe, und wer unglücklich ſey oder werde, die Strafe ſeiner Miſſethat trage, welche ſich ſofort wieder in Segen verkehre, ſobald er von ſeiner Miſſethat ablaſſe. — Ein ſolcher ſcheint den Hiob geſchrieben zu haben; denn der Plan deſſelben iſt ganz in dieſem Geiſte. —

§. 30.

Aber unmöglich durfte die tägliche Erfahrung dieſen Glauben beſtärken, oder es war auf immer bei dem Volke, das dieſe Erfahrung hatte, auf immer um die Erkennung und Aufnahme der ihm noch ungeläufigen Wahrheit geſchehen. Denn wenn der Fromme ſchlechterdings glücklich war, und es zu ſeinem Glücke doch wohl auch mit gehörte, daß ſeine Zufriedenheit keine ſchrecklichen Gedanken des Todes unterbrachen, daß er alt und lebensſatt ſtarb: wie konnte er ſich nach einem andern Leben ſehnen? wie konnte er über etwas nachdenken, wonach er ſich nicht ſehnte? Wenn aber der Fromme darüber nicht nachdachte: wer ſollte es denn? Der Böſewicht? der die Strafe ſeiner Miſſethat fühlte, und wenn er dieſes Leben verwünſchte, ſo gern auf jedes andere Leben Verzicht that?

§. 31.

Weit weniger verſchlug es, daß der und jener Iſraelite die Unſterblichkeit der Seele und künftige Vergeltung, weil ſich das Geſetz nicht darauf bezog, geradezu und ausdrücklich läugnete. Das Läugnen eines Einzelnen — wäre es auch ein Salomo geweſen, — hielt den Fortgang des gemeinen Verſtandes nicht auf, und war an und für ſich ſelbſt ſchon ein Beweis, daß das Volk nun einen großen Schritt der Wahrheit näher gekommen war. Denn Einzelne läugnen nur, was Mehrere in Ueberlegung ziehen; und in Ueberlegung ziehen, warum man ſich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, iſt der halbe Weg zur Erkenntniß.

§. 32.

Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroiſcher Gehorſam iſt, die Geſetze Gottes beobachten, bloß weil es Gottes Geſetze ſind, und nicht, weil er die Beobachter derſelben hier und dort zu belohnen verheißen hat; ſie beobachten, ob man ſchon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt, und der zeitlichen auch nicht ſo ganz gewiß iſt.

§. 33.

Ein Volk, in dieſem heroiſchen Gehorſame gegen Gott erzogen, ſollte es nicht beſtimmt, ſollte es nicht vor allen andern fähig ſeyn, ganz beſondere göttliche Abſichten auszuführen? — Laßt den Soldaten, der ſeinem

Führer blinden Gehorſam leiſtet, nun auch von der Klugheit ſeines Führers überzeugt werden, und ſagt, was dieſer Führer mit ihm auszuführen ſich nicht unterſtehen darf? —

§. 34.

Noch hatte das jüdiſche Volk in ſeinem Jehova mehr den Mächtigſten, als den Weiſeſten aller Götter verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet, als geliebt: auch dieſes zum Beweiſe, daß die Begriffe, die es von ſeinem höchſten, einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müſſen. Doch nun war die Zeit da, daß dieſe ſeine Begriffe erweitert, veredelt, berichtigt werden ſollten, wozu ſich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente, eines beſſeren, richtigeren Maaßſtabes, nach welchem es ihn zu ſchätzen Gelegenheit bekam.

§. 35.

Anſtatt daß es ihn bisher nur gegen die armſeligen Götzen der kleinen benachbarten rohen Völkerſchaften geſchätzt hatte, mit welchen es in beſtändiger Eiferſucht lebte, fing es in der Gefangenſchaft unter dem weiſen Perſer an, ihn gegen das Weſen aller Weſen zu meſſen, wie das eine geübtere Vernunft erkannte und verehrte.

§. 36.

Die Offenbarung hatte ſeine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal ſeine Offenbarung.

§. 37.

Das war der erſte wechſelſeitige Dienſt, den beide einander leiſteten; und dem Urheber beider iſt ein ſolcher gegenſeitiger Einfluß ſo wenig unanſtändig, daß ohne ihm eines von beiden überflüſſig ſeyn würde.

§. 38.

Das in die Fremde geſchickte Kind ſah andere Kinder, die mehr wußten, die anſtändiger lebten, und fragte ſich beſchämt: warum weiß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch ſo? Hätte in meines Vaters Hauſe man mir das nicht auch beibringen, dazu mich nicht auch anhalten ſollen? Da ſucht es ſeine Elementarbücher wieder vor, die ihm längſt zum Eckel geworden, um die Schuld auf die Elementarbücher zu ſchieben. Aber ſiehe! es erkennt, daß die Schuld nicht an den Büchern liege, daß die Schuld ledig ſein eigen ſey, warum es nicht längſt eben das wiſſe, eben ſo lebe.

§. 39.

Da die Juden nunmehr, auf Veranlaſſung der reineren perſiſchen Lehre, in ihrem Jehova nicht bloß den größten aller Nationalgötter, ſondern Gott erkannten; da ſie ihn als ſolchen in ihren wieder hervorgeſuchten heiligen Schriften um ſo eher finden und andern zeigen konnten, als er wirklich darin war; da ſie vor allen ſinnlichen Vorſtellungen deſſelben einen eben ſo großen Abſchen bezeugten, oder doch in dieſen Schriften zu haben angewieſen wurden, als die Perſer nur immer hatten: was Wunder, daß ſie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottesdienſte Gnade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen Sabeismus, aber doch auch weit über die groben Abgöttereien zu ſeyn erkannte, die ſich dafür des verlaſſenen Landes der Juden bemächtigt hatten?

§. 40.

So erleuchtet über ihre eigenen unerkannten Schätze kamen ſie zurück, und wurden ein ganz anderes Volk, deſſen erſte Sorge es war, dieſe Erleuchtung unter ſich dauerhaft zu machen. Bald war an Abfall und Abgötterei unter ihm nicht mehr zu denken. Denn man kann einem Nationalgott wohl untreu werden, aber nie Gott, ſobald man ihn einmal erkannt hat.

§. 41.

Die Gottesgelehrten haben dieſe gänzliche Veränderung des jüdiſchen Volks verſchiedentlich zu erklären geſucht; und Einer, der die Unzulänglichkeit aller dieſer verſchiedenen Erklärungen ſehr wohl gezeigt hat, wollte endlich „die augenſcheinliche Erfüllung der über die babyloniſche Gefangenſchaft und die Wiederherſtellung aus derſelben ausgeſprochenen und aufgeſchriebenen Weiſſagungen“ für die wahre Urſache derſelben angeben. Aber auch dieſe Urſache kann nur in ſo fern die wahre ſeyn, als ſie die nun erſt veredelten Begriffe von Gott vorausſetzt. Die Juden mußten nun erſt erkannt haben, daß Wunderthun und das Künftige vorherſagen nur Gott zukomme, welches beides ſie ſonſt auch den falſchen Götzen beigelegt hatten, wodurch eben Wunder und Weiſſagungen bisher nur einen ſo ſchwachen, vergänglichen Eindruck auf ſie gemacht hatten.

§. 42.

Ohne Zweifel waren die Juden unter den Chaldäern und Perſern auch mit der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele bekannter geworden. Vertrauter mit ihr wurden ſie in den Schulen der griechiſchen Philoſophen in Aegypten.

§. 43.

Doch da es mit dieſer Lehre in Anſehung ihrer heiligen Schriften die Bewandtniß nicht hatte, die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenſchaften Gottes gehabt hatte; da jene von dem ſinnlichen Volke darin war gröblich überſehen worden, dieſe aber geſucht ſeyn wollte; da auf dieſe noch Vorübungen nöthig geweſen waren, und alſo nur Anſpielungen und Fingerzeige Statt gehabt hatten: ſo konnte der Glaube an die Unſterblichkeit der Seele natürlicher Weiſe nie der Glaube des geſammten Volks werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewiſſen Sekte deſſelben.

§. 44.

Eine Vorübung auf die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele nenne ich z. E. die göttliche Androhung, die Miſſethat des Vaters an ſeinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu ſtrafen. Dieß gewöhnte die Väter in Gedanken mit ihren ſpäteſten Nachkommen zu leben, und das Unglück, welches ſie über dieſe Unſchuldige gebracht hatten, voraus zu fühlen.

§. 45.

Eine Anſpielung nenne ich, was bloß die Neugierde reizen und eine Frage veranlaſſen ſollte. Als die oft vorkommende Redensart: „zu ſeinen Vätern verſammelt werden,“ für ſterben.

§. 46.

Einen Fingerzeig nenne ich, was ſchon irgend einen Keim enthält, aus welchem ſich die noch zurückgehaltene Wahrheit entwickeln läßt. Dergleichen war Chriſti Schluß aus der Benennung Gott Abrahams, Iſaacs und Jacobs. Dieſer Fingerzeig ſcheint mir allerdings in einen ſtrengen Beweis ausgebildet werden zu können.

§. 47.

In ſolchen Vorübungen, Anſpielungen, Fingerzeigen beſteht die poſitive Vollkommenheit eines Elementarbuchs, ſo wie die oben erwähnte Eigenſchaft, daß es den Weg zu den noch zurückgehaltenen Wahrheiten nicht erſchwere oder verſperre, die negative Vollkommenheit deſſelben war.

§. 48.

Setzt hierzu noch die Einkleidung und den Styl — 1) die Einkleidung der nicht wohl zu übergehenden abſtracten Wahrheiten in Allegorien und lehrreiche einzelne Fälle, die als wirklich geſchehen erzählt werden. Dergleichen ſind die Schöpfung unter dem Bilde des werdenden Tages; die Quelle des moraliſchen Böſen, in der Erzählung vom verbotenen Baume; der Urſprung der mancherlei Sprachen, in der Geſchichte vom Thurmbau zu Babel u. ſ. w.

§. 49.

2) Den Styl — bald plan und einfältig, bald poetiſch, durchaus voll Tautologieen, aber ſolchen, die den Scharfſinn üben, indem ſie bald etwas anderes zu ſagen ſcheinen, und doch das nämliche ſagen, bald das nämliche zu ſagen ſcheinen, und im Grunde etwas anderes bedeuten oder bedeuten können: —

§. 50.

Und ihr habt alle gute Eigenſchaften eines Elementarbuchs ſowohl für Kinder, als für ein kindiſches Volk.

§. 51.

Aber jedes Elementarbuch iſt nur für ein gewiſſes Alter. Das ihm entwachſene Kind länger, als die Meinung geweſen, dabei zu verweilen, iſt ſchädlich. Denn um dieſes auf eine nur einigermaßen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen, als darin liegt, mehr hineintragen, als es faſſen kann. Man muß der Anſpielungen und Fingerzeige zu viel ſuchen und machen, die Allegorien zu genau ausſchütteln, die Beiſpiele zu umſtändlich deuten, die Worte zu ſtark preſſen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, ſchiefen, ſpitzfindigen Verſtand; das macht es geheimnißreich, abergläubiſch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte.

§. 52.

Die nämliche Weiſe, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nämliche Charakter, den ſie dem Geiſte ihres Volks dadurch ertheilten!

§. 53.

Ein beſſerer Pädagog muß kommen und dem Kinde das erſchöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — Chriſtus kam.

§. 54.

Der Theil des Menſchengeſchlechts, den Gott in Einen Erziehungsplan hatte faſſen wollen — Er hatte aber nur denjenigen in Einen faſſen wollen, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und politiſche Verhältniſſe in ſich bereits verbunden war — war zu dem zweiten großen Schritte der Erziehung reif.

§. 55.

Das iſt: dieſer Theil des Menſchengeſchlechts war in der Ausübung ſeiner Vernunft ſo weit gekommen, daß er zu ſeinen moraliſchen Handlungen edlere, würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konnte, als zeitliche Belohnung und Strafen waren, die ihn bisher geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerei und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, eben ſo frei, eben ſo geehrt, eben ſo glücklich zu werden, als es ſein älteres Geſchwiſter ſieht.

§. 56.

Schon längſt waren die Beſſern von jenem Theile des Menſchengeſchlechts gewohnt, ſich durch einen Schatten ſolcher edlern Bewegungsgründe regieren zu laſſen. Um nach dieſem Leben auch nur in dem Andenken ſeiner Mitbürger fortzuleben, that der Grieche und Römer alles.

§. 57.

Es war Zeit, daß ein anderes wahres nach dieſem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf ſeine Handlungen gewönne.

§. 58.

Und ſo ward Chriſtus der erſte zuverläſſige, praktiſche Lehrer der Unſterblichkeit der Seele.

§. 59.

Der erſte zuverläſſige Lehrer. — Zuverläſſig durch die Weiſſagungen, die in ihm erfüllt ſchienen; zuverläſſig durch die Wunder, die er verrichtete; zuverläſſig durch ſeine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er ſeine Lehre verſiegelt hatte. Ob wir noch jetzt dieſe Wiederbelebung, dieſe Wunder beweiſen können, das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. So wie ich es dahin geſtellt ſeyn laſſe, wer die Perſon dieſes Chriſtus geweſen. Alles das kann damals zur Annehmung ſeiner Lehre wichtig geweſen ſeyn, jetzt iſt es zur Erkennung der Wahrheit dieſer Lehre ſo wichtig nicht mehr.

§. 60.

Der erſte praktiſche Lehrer. — Denn ein anderes iſt die Unſterblichkeit der Seele, als eine philoſophiſche Speculation, vermuthen, wünſchen, glauben: ein anderes, ſeine inneren und äußeren Handlungen darnach einrichten.

§. 61.

Und dieſes wenigſtens lehrte Chriſtus zuerſt. Denn ob es gleich bei manchen Völkern auch ſchon vor ihm eingeführter Glaube war, daß böſe Handlungen noch in jenem Leben beſtraft würden: ſo waren es doch nur ſolche, die der bürgerlichen Geſellſchaft Nachtheil brachten, und daher auch ſchon in der bürgerlichen Geſellſchaft ihre Strafe hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinſicht auf ein anderes Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

§. 62.

Seine Jünger haben dieſe Lehre getreulich fortgepflanzt. Und wenn ſie auch kein ander Verdienſt hätten, als daß ſie einer Wahrheit, die Chriſtus nur allein für die Juden beſtimmt zu haben ſchien, einen allgemeinern Umlauf unter mehreren Völkern verſchafft hätten: ſo wären ſie ſchon darum unter die Pfleger und Wohlthäter des Menſchengeſchlechts zu rechnen.

§. 63.

Daß ſie aber dieſe Eine große Lehre noch mit andern Lehren verſetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war, wie konnte das anders ſeyn? Laßt uns ſie darum nicht ſchelten, ſondern vielmehr mit Ernſt unterſuchen, ob nicht ſelbſt dieſe beigemiſchten Lehren ein neuer Richtungsſtoß für die menſchliche Vernunft geworden.

§. 64.

Wenigſtens iſt es ſchon aus der Erfahrung klar, daß die neuteſtamentlichen Schriften, in welchen ſich dieſe Lehren nach einiger Zeit aufbewahrt fanden, das zweite beſſere Elementarbuch für das Menſchengeſchlecht abgegeben haben, und noch abgeben.

§. 65.

Sie haben ſeit ſiebzehnhundert Jahren den menſchlichen Verſtand mehr als alle andere Bücher beſchäftigt, mehr als alle andere Bücher erleuchtet, ſollte es auch nur durch das Licht ſeyn, welches der menſchliche Verſtand ſelbſt hineintrug.

§. 66.

Unmöglich hätte irgend ein ander Buch unter ſo verſchiedenen Völkern ſo allgemein bekannt werden können, und unſtreitig hat das, daß ſo ganz ungleiche Denkungsarten ſich mit dieſem nämlichen Buche beſchäftigten, den menſchlichen Verſtand mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für ſich beſonders ſein eigenes Elementarbuch gehabt hätte.

§. 67.

Auch war es höchſt nöthig, daß jedes Volk dieſes Buch eine Zeit lang für das **Non plus ultra** ſeiner Erkenntniſſe halten mußte. Denn dafür muß auch der Knabe ſein Elementarbuch fürs erſte anſehen, damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

§. 68.

Und was noch jetzt höchſt wichtig iſt: — Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieſes Elementarbuches ſtampfeſt und glüheſt, hüte dich, es deine ſchwächere Mitſchüler merken zu laſſen, was du witterſt, oder ſchon zu ſehen beginnſt.

§. 69.

Bis ſie dir nach ſind, dieſe ſchwächeren Mitſchüler, — kehre lieber noch einmal ſelbſt in dieſes Elementarbuch zurück, und unterſuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hältſt, auch wohl nicht etwas Mehreres iſt.

§. 70.

Du haſt in der Kindheit des Menſchengeſchlechts an der Lehre von der Einheit Gottes geſehen, daß Gott auch bloße Vernunftswahrheiten unmittelbar offenbart, oder verſtattet und eingeleitet, daß bloße Vernunftswahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten eine Zeit lang gelehrt werden, um ſie geſchwinder zu verbreiten, und ſie feſter zu gründen.

§. 71.

Du erfährſt, in dem Knabenalter des Menſchengeſchlechts, an der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, das Nämliche. Sie wird in dem zweiten beſſern Elementarbuche als Offenbarung geprediget, nicht als Reſultat menſchlicher Schlüſſe gelehrt.

§. 72.

So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Teſtaments entbehren können, ſo wie wir allmählig zur Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, auch des Neuen Teſtaments entbehren zu können anfangen: könnten in dieſem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgeſpiegelt werden, die wir als Offenbarungen ſo lange anſtaunen ſollen, bis ſie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?

§. 73.

Z. E. die Lehre von der Dreieinigkeit. — Wie, wenn dieſe Lehre den menſchlichen Verſtand, nach unendlichen Verirrungen rechts und links, nur endlich auf den Weg bringen ſollte, zu erkennen, daß Gott in dem Verſtande, in welchem endliche Dinge eins ſind, unmöglich eins ſeyn könne, daß auch ſeine Einheit eine transcendentale Einheit ſeyn müſſe, welche eine Art von Mehrheit nicht ausſchließt? — Muß Gott wenigſtens nicht die vollſtändigſte Vorſtellung von ſich ſelbſt haben? d. i. eine Vorſtellung, in der ſich alles befindet, was in ihm ſelbſt iſt. Würde ſich aber alles in ihr finden, was in ihm ſelbſt iſt, wenn auch von ſeiner nothwendigen Wirklichkeit, ſo wie von ſeinen übrigen Eigenſchaften ſich bloß eine Vorſtellung, ſich bloß eine Möglichkeit fände? Dieſe Möglichkeit erſchöpft das Weſen ſeiner übrigen Eigenſchaften; aber auch ſeiner nothwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. — Folglich kann entweder Gott gar keine vollſtändige Vorſtellung von ſich ſelbſt haben, oder dieſe vollſtändige Vorſtellung iſt eben ſo nothwendig wirklich, als er es ſelbſt iſt ꝛc. — Freilich iſt das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorſtellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtſtrahlen auf ſeine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieſes Bild alles, alles ohne Ausnahme hätte, was ich ſelbſt habe, würde es ſodann auch noch eine leere Vorſtellung, oder nicht vielmehr eine wahre Verdopplung meines Selbſt ſeyn? — Wenn ich eine ähnliche Verdopplung in Gott zu erkennen glaube, ſo irre ich mich vielleicht nicht ſo wohl, als daß die Sprache meinen Begriffen unterliegt; und ſo viel bleibt doch immer unwiderſprechlich, daß diejenigen, welche die Idee davon populär machen wollen, ſich ſchwerlich faßlicher und ſchicklicher hätten ausdrücken können, als durch die Benennung eines Sohnes, den Gott von Ewigkeit zeugt.

§. 74.

Und die Lehre von der Erbſünde. — Wie, wenn uns endlich alles überführte, daß der Menſch auf der erſten und niedrigſten Stufe ſeiner Menſchheit ſchlechterdings ſo Herr ſeiner Handlungen nicht ſey, daß er moraliſchen Geſetzen folgen könne?

§. 75.

Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes. — Wie, wenn uns endlich alles nöthigte, anzunehmen, daß Gott, ungeachtet jener urſprünglichen Unvermögenheit des Menſchen, ihm dennoch moraliſche Geſetze lieber geben, und ihm alle Uebertretungen, in Rückſicht auf ſeinen Sohn, d. i. in Rückſicht auf den ſelbſtſtändigen Umfang aller ſeiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzelnen verſchwindet, lieber verzeihen wollen, als daß er ſie ihm nicht geben, und ihn von aller moraliſchen Glückſeligkeit ausſchließen wollen, die ſich ohne moraliſche Geſetze nicht denken läßt?

§. 76.

Man wende nicht ein, daß dergleichen Vernünfteleien über die Geheimniſſe der Religion unterſagt ſind. — Das Wort Geheimniß bedeutete in den erſten Zeiten des Chriſtenthums ganz etwas anderes, als wir jetzt darunter verſtehen, und die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftswahrheiten iſt ſchlechterdings nothwendig, wenn dem menſchlichen Geſchlechte damit geholfen ſeyn ſoll. Als ſie geoffenbart wurden, waren ſie freilich noch keine Vernunftswahrheiten, aber ſie wurden geoffenbart, um es zu werden. Sie waren gleichſam das Facit, welches der Rechenmeiſter ſeinen Schülern voraus ſagt, damit ſie ſich im Rechnen einigermaßen darnach richten können. Wollten ſich die Schüler an dem voraus geſagten Facit begnügen, ſo würden ſie nie rechnen lernen, und die Abſicht, in welcher der gute Meiſter ihnen bei ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, ſchlecht erfüllen.

§. 77.

Und warum ſollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren hiſtoriſchen Wahrheit, wenn man will, es ſo mißlich ausſieht, gleichwohl auf nähere und beſſere Begriffe vom göttlichen Weſen, von unſerer Natur, von unſern Verhältniſſen zu Gott, geleitet werden können, auf welche die menſchliche Vernunft von ſelbſt nimmermehr gekommen wäre?

§. 78.

Es iſt nicht wahr, daß Speculationen über dieſe Dinge jemals Unheil geſtiftet und der bürgerlichen Geſellſchaft nachtheilig geworden. — Nicht den Speculationen; dem Unſinne, der Tyrannei, dieſen Speculationen zu ſteuern; Menſchen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, iſt dieſer Vorwurf zu machen.

§. 79.

Vielmehr ſind dergleichen Speculationen — mögen ſie im Einzelnen doch ausfallen, wie ſie wollen — unſtreitig die *ſchicklichſten* Uebungen des menſchlichen Verſtandes überhaupt, ſo lange das menſchliche Herz überhaupt höchſtens nur vermögend iſt, die Tugend wegen ihrer ewigen glückſeligen Folgen zu lieben.

§. 80.

Denn bei dieſer Eigennützigkeit des menſchlichen Herzens, auch den Verſtand nur allein an dem üben wollen, was unſere körperlichen Bedürfniſſe betrifft, würde ihn mehr ſtumpfen als wetzen heißen. Er will ſchlechterdings an geiſtigen Gegenſtänden geübt ſeyn, wenn er zu ſeiner völligen Aufklärung gelangen, und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen ſoll, die uns die Tugend um ihrer ſelbſt willen zu lieben fähig macht.

§. 81.

Oder ſoll das menſchliche Geſchlecht auf dieſe höchſte Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

§. 82.

Nie? — Laß mich dieſe Läſterung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr *Ziel*, bei dem Geſchlechte nicht weniger als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.

§. 83.

Die ſchmeichelnden Ausſichten, die man dem Jünglinge eröffnet, die Ehre, der Wohlſtand, die man ihm vorſpiegelt, was ſind ſie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn dieſe Ausſichten der Ehre und des Wohlſtandes wegfallen, ſeine Pflicht zu thun vermögend ſey.

§. 84.

Darauf zweckte die menſchliche Erziehung ab, und die göttliche reichte dahin nicht? Was der Kunſt mit dem Einzelnen gelingt, ſollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Läſterung! Läſterung!

§. 85.

Nein, ſie wird kommen, ſie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Menſch, je überzeugter ſein Verſtand einer immer beſſern Zukunft ſich fühlt, von dieſer Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird, da er das Gute thun wird, weil es das Gute iſt, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf geſetzt ſind, die ſeinen flatterhaften Blick ehedem bloß heften und ſtärken ſollten, die innern beſſern Belohnungen deſſelben zu erkennen.

§. 86.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines *neuen ewigen Evangeliums*, die uns ſelbſt in den Elementarbüchern des Neuen Bundes verſprochen wird.

§. 87.

Vielleicht, daß ſelbſt gewiſſe Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieſes neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten, und nur darin irrten, daß ſie den Ausbruch deſſelben ſo nahe verkündigten.

§. 88.

Vielleicht war ihr *dreifaches Alter der Welt* keine ſo leere Grille, und gewiß hatten ſie keine ſchlimme Abſichten, wenn ſie lehrten, daß der Neue Bund eben ſowohl *antiquirt* werden müſſe, als es der Alte geworden. Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Oekonomie des nämlichen Gottes. Immer — ſie meine Sprache ſprechen zu laſſen — der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menſchengeſchlechts.

§. 89.

Nur daß ſie ihn übereilten, nur daß ſie ihre Zeitgenoſſen, die noch kaum der Kindheit entwachſen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit Eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres *dritten Zeitalters* würdig wären.

§. 90.

Und eben das machte ſie zu Schwärmern. Der Schwärmer thut oft ſehr richtige Blicke in die Zukunft, aber er kann dieſe Zukunft nur nicht erwarten. Er wünſcht dieſe Zukunft beſchleunigt, und wünſcht, daß ſie durch ihn beſchleunigt werde. Wozu ſich die Natur Jahrtauſende Zeit nimmt, ſoll in dem Augenblicke ſeines Daſeyns reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Beſſere erkennt, nicht noch bei ſeinen Lebzeiten das Beſſere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Sonderbar, daß dieſe Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

§. 91.

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorſehung! Nur laß mich dieſer Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn ſelbſt deine Schritte mir ſcheinen ſollten, zurück zu gehen! — Es iſt nicht wahr, daß die kürzeſte Linie immer die gerade iſt.

§. 92.

Du haſt auf deinem ewigen Wege ſo viel mitzunehmen, ſo viel Seitenſchritte zu thun! — Und wie? wenn es nun gar ſo gut als ausgemacht wäre, daß das große langſame Rad, welches das Geſchlecht ſeiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere ſchnellere Räder in Bewegung geſetzt würde, deren jedes ſein Einzelnes eben dahin liefert?

§. 93.

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geſchlecht zu ſeiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Menſch (der früher, der ſpäter) erſt durchlaufen haben. — „In einem und eben demſelben Leben durchlaufen haben? Kann er in eben demſelben Leben ein ſinnlicher Jude und ein geiſtiger Chriſt geweſen ſeyn? Kann er in eben demſelben Leben beide überholt haben?“

§. 94.

Das wohl nun nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Menſch auch nicht mehr als einmal auf dieſer Welt vorhanden geweſen ſeyn?

§. 95

Iſt dieſe Hypotheſe darum ſo lächerlich, weil ſie die älteſte iſt? weil der menſchliche Verſtand, ehe ihn die

Sophiſterei der Schule zerſtreut und geſchwächt hatte, ſogleich darauf verfiel?

§. 96.

Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menſchen bringen können?

§. 97.

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun, uns die Ausſichten in ewige Belohnungen, ſo mächtig helfen?

§. 98.

Warum ſollte ich nicht ſo oft wiederkommen, als ich neue Kenntniſſe, neue Fertigkeiten zu erlangen geſchickt bin? Bringe ich auf Einmal ſo viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet?

§. 99.

Darum nicht? — Oder, weil ich es vergeſſe, daß ich ſchon da geweſen? Wohl mir, daß ich das vergeſſe. Die Erinnerung meiner vorigen Zuſtände würde mir nur einen ſchlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auch jetzt vergeſſen muß, habe ich denn das auf ewig vergeſſen?

§. 100.

Oder, weil ſo zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu verſäumen? Iſt nicht die ganze Ewigkeit mein?

Briefe von Leſſing.

Briefe.[1]

A Mademoiselle
Mademoiselle Lessing
ma tres cher Soeur
à Camenz.

Geliebte Schweſter!

Ich habe zwar an Dich geſchrieben, allein Du haſt nicht geantwortet. Ich muß alſo dencken, entweder du kanſt nicht ſchreiben oder Du wilſt nicht ſchreiben. Und faſt wolte ich das erſte behaupten. Jedoch ich will auch das andre glauben; Du wilſt nicht ſchreiben. Beydes iſt ſtraffbahr. Ich kann zwar nicht einſehn, wie dieſes beyſammen ſtehn kann: ein vernünfftiger Menſch zu ſeyn, vernünfftig reden können, und gleichwohl nicht wiſſen, wie man einen Brieff aufſezen ſoll. Schreibe wie Du redeſt, ſo ſchreibſt Du ſchön. Jedoch; hätte auch das Gegentheil ſtatt, man könte vernünfftig reden, dennoch aber nicht vernünfftig ſchreiben, ſo wäre es für Dich eine noch größere Schande, daß Du nicht einmahl ſo viel gelernet. Du biſt zwar Deinem Lehr-Meiſter ſehr zeitig aus der Schule gelauffen, und ſchon in Deinem 12 Jahre hilteſt Du es vor eine Schande etwas mehres zu lernen; allein wer weiß welches die größte Schande iſt? in ſeinem 12 Jahre noch etwas zu lernen als in ſeinem 18ten oder 19ten noch keinen Brieff ſchreiben können. Schreibe ja! und benim mir dieſe falſche Meynung von Dir. Im vorbeygehen muß ich doch auch an das neue Jahr gedencken. Faſt jeder wünſchet zu dieſer Zeit gutes. Was werde ich Dir aber wünſchen? Ich muß wohl was beſonders haben. Ich wünſche Dir, daß Dir Dein ganzer Mammon geſtohlen würde. Vielleicht würde es Dir mehr nüzen, als wenn jemand zum neuen Jahre Deinen Geld-Beutel mit einigen 100 Stück Ducaten vermehrte.

Lebe wohl! Ich bin
Dein
Meißen, treuer Bruder
d. 30 Dec. 1743. G. E. Leßing

A Monsieur
Monsieur Lessing
premier Pasteur de l'Eglise de etc.
mon tres honore Pere
à
Franco bis dahin. Camenz.

Hochzuehrender Herr Vater,

Daß ich Ihnen ſo gleich auf den lezten Brief antworte, geſchiehet um des Hrn. Rectors Willen, welcher ſeinen Brief je eher je lieber wollte beſtellet wißen. Das Lob, welches Sie mir, wegen des verfertigten poetiſchen Sendſchreibens an den Hrn. Obriſt Lieutenant von Carlowiz, unverdient ertheilet, ſoll mich, ob ich gleich wenig Luſt habe dieſe Materie noch einmahl vor die Hand zu nehmen, anreizen nach Dero Verlangen ein kürzeres, und, wo es mir möglich, ein beßeres zu machen.

Zwar, Ihnen es frey zu geſtehen, wenn ich die Zeit, die ich damit ſchon zugebracht und noch zubringen muß, überlege, ſo muß ich mir ſelbſt den Vorwurff machen, daß ich ſie auf eine unnüze Weiſe verſplittert. Der beſte Troſt dabei iſt, daß es auf Dero Befehl geſchehen.

Sie betauern mit Recht das arme Meißen, welches jezo mehr einer Toden Grube als der vorigen Stadt ähnlich ſiehet. Alles iſt voller Geſtanck und Unflath, und wer nicht hereinkommen muß, bleibt gerne ſo weit von ihr entfernt, als er nur kan. Es liegen in denen meiſten Häuſern, immer noch 30 bis 40 Verwundete, zu denen ſich niemand ſehre nahen darff, weil alle welche nur etwas gefährlich getroffen ſind, das hizige Fieber haben. Es iſt eine weiße Vorſicht Gottes, daß dieſe fatalen Umſtände die Stadt gleich im Winter getroffen, weil, wenn es Sommer wäre, gewiß in ihr die völlige Peſt ſchon graßiren würde. Und wer weiß was noch geſchiehet. Jedoch wir wollen zu Gott das beſte hoffen. Es ſieht aber wohl in der ganzen Stadt, in Betrachtung ſeiner vorigen Umſtände, kein Ort erbärmlicher aus als unſere Schule. Sonſt lebte alles in ihr, jezo ſcheint ſie wie ausgeſtorben. Sonſt war es was rares, wenn man nur einen geſunden Soldaten in ihr ſahe, jezo ſiehet man ein Hauffen verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfinden müßen. Das Coenacul iſt zu einer Fleiſch Banck gemacht worden, und wir ſind gezwungen in dem kleinern Auditorio zu ſpeiſen. Die Schüler, welche verreiſet, haben wegen der Gefahr in Kranckheiten zu verfallen eben ſo wenig Luſt zurückzukehren, als der Schul-Verwalter die drei eingezogenen Tiſche wieder herzuſtellen. Was mich anbelanget, ſo iſt es mir um ſo viel verdrüßlicher, hier zu ſeyn, da Sie ſogar entſchloßen zu ſeyn ſcheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermuthlich zehnmahl ärger ſeyn wird, hier zu laßen. Ich glaube wohl, die Urſache, welche Sie dazu bewogen, könnte leicht gehoben werden. Doch ich mag von einer Sache, um die ich ſchon ſo offte gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verliehren. Ich verſichere mich unterdeßen, daß Sie mein Wohl beßer einſehen werden, als ich. Und bey der Verſicherung werde ich, wenn Sie auch bey der abſchläglichen Antwort beharren ſollten, doch, wie ich ſchuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren und zu lieben fortfahren. Der Ohr-Zwang, mit welchem ich ſeit einiger Zeit bin befallen geweſen, macht mich ſo wüſte im Kopffe, daß ich nicht vermögend bin mehr zu ſchreiben;

---

[1] Im Intereſſe der Leſer iſt in gegenwärtiger Ausgabe die Orthographie, wie ſie zu Leſſing's Zeiten üblich war, in die jetzt gangbare verwandelt worden. Nur bei den Jugendbriefen Leſſing's ſchien eine Ausnahme wünſchenswerth, ſie ſind daher im Folgenden treu nach der Urſchrift wiedergegeben.

ich ſchlüße alſo mit nochmaliger Verſicherung daß ich Lebenslang ſeyn will

P. S. Was Mons. Heydem.
bei Hr. M. Gölzen geſagt, iſt
gänzlich falſch.

Dero

Meiſſen,
d. 1 Februar
1746.

gehorſamſter Sohn
G. E. Leßing.

Hochzuehrende Frau Mutter,

Ich würde nicht ſo lange angeſtanden haben, an Sie zu ſchreiben, wenn ich Ihnen was angenehmes zu ſchreiben gehabt hätte. Klagen aber und Bitten zu leſen, müßen Sie eben ſchon ſo ſatt ſeyn, als ich bin ſie vorzutragen. Glauben Sie auch nur nicht, daß Sie das geringſte davon in dieſen Zeilen finden werden. Ich beſorge nur, daß ich bei Ihnen in dem Verdachte einer allzugeringen Liebe und Hochachtung, die ich Ihnen ſchuldig bin, ſtehe. Ich beſorge nur, daß Sie glauben werden, meine jezige Aufführung komme aus lauter Ungehorſam und Boßheit. Dieſe Beſorgniß macht mich unruhig. Und wenn ſie gegründet ſeyn ſollte, ſo würde mich es deſto ärger ſchmerzen, je unſchuldiger ich mich weiß. Erlauben Sie mir derohalben, daß ich nur mit wenig Zügen, Ihnen meinen ganzen Lebenslauff auf Univerſitäten abmahlen darff, ich bin gewiß verſichert, Sie werden alsdann mein jeziges Verfahren gütiger beurtheilen. Ich komme jung von Schulen, in der gewißen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern beſtehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt in kleinen ſehen kan. Ich lebte die erſten Monate ſo eingezogen, als ich in Meiſſen nicht gelebt hatte. Stets bey den Büchern, nur mit mir ſelbſt beſchäfftigt, dachte ich eben ſo ſelten an die übrigen Menſchen, als vielleicht an Gott. Dieſes Geſtändniß kömmt mir etwas ſauer an, und mein einziger Troſt dabey iſt, daß mich nichts ſchlimmers als der Fleiß ſo närriſch machte. Doch es dauerte nicht lange, ſo gingen mir die Augen auf: Soll ich ſagen, zu meinem Glücke, oder zu meinem Unglücke? die künfftige Zeit wird es entſcheiden. Ich lernte einſehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menſchen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meines gleichen. Guter Gott! was vor eine Ungleichheit wurde ich zwiſchen mir und andern gewahr. Eine bäuerſche Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwißenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Minen, aus welchen jedermann ſeine Verachtung zu leſen glaubte, das waren die guten Eigenſchaften, die mir, bei meiner eignen Beurtheilung, übrig blieben. Ich empfand eine Schahm, die ich niemals empfunden hatte. Und die Würkung derſelben war der feſte Entſchluß, mich hierinne zu beßern, es koſte was es wolle. Sie wißen ſelbſt wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in dieſem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kan auch alſo das gute von mir ſagen. Ich kam in dieſen Uebungen ſo weit, daß mich diejenigen ſelbſt, die mir in voraus alle Geſchicklichkeit darinnen abſprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieſer gute Anfang ermunterte mich hefftig. Mein Körper war ein wenig geſchickter worden, und ich ſuchte Geſellſchaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernſthafften Bücher eine zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzuſehn die weit angenehmer, und vielleicht eben ſo nützlich ſind. Die Comoedien kamen mir zur erſt in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will, mir haben ſie ſehr große Dienſte gethan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungene, eine grobe und natürliche Aufführung unterſcheiden. Ich lernte wahre und falſche Tugenden daraus kennen, und die Laſter eben ſo ſehr wegen ihres lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. Habe ich aber alles dieſes nur in eine ſchwache Ausübung gebracht, ſo hat es gewiß mehr an andern Umſtänden als an meinem Willen gefehlt. Doch bald hätte ich den vornehmſten Nutzen den die Luſtſpiele bei mir gehabt haben, vergeßen. Ich lernte mich ſelbſt kennen, und ſeit der Zeit habe ich gewiß über niemanden mehr gelacht und geſpottet als über mich ſelbſt. Doch ich weiß nicht was mich damals vor eine Thorheit überfiel, daß ich auf den Entſchluß kam, ſelbſt Comoedien zu machen. Ich wagte es, und als ſie aufgeführt wurden, wollte man mich verſichern, daß ich nicht unglücklich darinne wäre. Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich ſie mit mehrern Ernſte treiben ſoll. Ich ſann dahero Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, ſich noch kein Deutſcher allzuſehr hervorgethan hatte. Aber plötzlich ward ich in meinen Bemühungen, durch Dero Befehl nach Hauſe zu kommen, geſtöhret. Was daſelbſt vorgegangen, können Sie ſelbſt noch allzuwohl wißen, als daß ich Ihnen durch eine unnütze Wiederhohlung verdrüßlich falle. Man legte mir ſonderlich die Bekanntſchaft mit gewißen Leuten, in die ich zufälliger Weiſe gekommen war, zur Laſt. Doch hatte ich es dabey Dero Gütigkeit zu danken, daß mir andere Verdrüßlichkeiten, an denen einige Schulden Urſache waren, nicht ſo heftig vorgerückt wurden. Ich blieb ein ganzes Vierteljahr in Camenz, wo ich weder müßig noch fleißig war. Gleich von Anfange hätte ich meiner Unentſchließigkeit, welches Studium ich wohl erwehlen wollte, erwehnen ſollen. Man hatte derſelben nun über Jahr und Tag nachgeſehn. Und ſie werden ſich zu erinnern belieben, gegen was ich mich auf Ihr dringendes Anhalten erklärte. Ich wollte Medicinam ſtudiren. Wie übel Sie aber damit zufrieden waren, will ich nicht wiederholen. Blos Ihnen zu Gefallen zu leben erklärte ich mich noch überdieſes, daß ich mich nicht wenig auf Schulſachen legen wollte, und daß es mir gleich ſeyn würde, ob ich einmal durch dieſes oder jenes fortkämme. In dieſem Vorſatze reiſte ich wieder nach Leipzig. Meine Schulden waren bezahlt, und ich hätte nichts weniger vermuthet, als wieder darein zu verfallen. Doch meine weitläufftige Bekantſchaft, und die Lebens Art die meine Bekannte an mir gewohnt waren, ließen mich an eben dieſer Klippe nochmals ſcheitern. Ich ſahe allzudeutlich, wenn ich in Leipzig bleibe, ſo werde ich nimmermehr mit dem, was mir beſtimmt iſt, auskommen können. Der Verdruß den ich hatte, Ihnen neue Ungelegenheit zu verurſachen, brachte mich auf den Entſchluß von Leipzig wegzugehen. Ich erwehlte Berlin gleich Anfangs zu meiner Zuflucht. Es muſte ſich wunderlich ſchicken, daß mich gleich zu der Zeit Herr Leßing aus Wittenberg beſuchte. Ich reiſete mit ihm nach kurzer Zeit dahin ab, einige Tage mich daſelbſt aufzuhalten und umzuſehn, und alsdann noch zur Sonnenfinſterniß[1] in Berlin zu ſeyn. Aber ich ward krank. Ich bin mir niemals ſelbſt zu einer unerträglichern Laſt geweſen als damals. Doch ich hielt es einigermaßen vor eine göttliche Schickung; wenn es nicht was unanſtändiges iſt, daß man auch in ſolchen kleinen und geringen Sachen ſich auf ſie beruffen will. Nach meiner Geneſung beſchloß ich mit des Hrn. Vaters Einwilligung in Wittenberg den Winter über zu verbleiben, und hoffte gewiß, dasjenige wieder zu erfahren, was ich in Leipzig zugeſezt hatte. Doch ich wurde bald gewahr, daß das was in meiner Krankheit und durch andre Umſtände, die ich aber jezt verſchweigen will, aufgegangen war, mehr als ein Quartal Stipendia ausmachte. Der alte Vorſaz wachte alſo bei mir wieder auf nach Berlin zu gehen. Ich kam, und bin noch da, in was vor Umſtänden, wißen ſie ſelbſt am beſten. Ich hätte längſt unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt ein beßers Anſehn hätte machen können. Es iſt dieſes in einer Stadt gar zu nöthig, wo man meiſtens den Augen in Beurtheilung eines Menſchen trauet. Nun beynahe vor einem Jahre, hatten Sie mir eine neue Kleidung zu verſprechen, die Gütigkeit gehabt. Sie mögen daraus ſchließen, ob meine lezte Bitte allzu unbeſonnen geweſen iſt. Sie ſchlagen mir es ab, unter dem Vorwande, als ob ich, ich weiß nicht wem zu Gefallen hier in Berlin wäre. Ich will nicht zweifeln, daß meine Stipendia wenigſtens noch bis Oſtern dauern ſollten. Ich glaube alſo, daß meine Schulden genugſam damit können bezahlt werden. Aber ich ſehe wohl, daß die nachtheilig gefaßte Meynung, von einem Menſchen, der, wenn er mir auch ſonſt nie Gefälligkeiten erzeugt hätte, mir ſie doch gewiß jezo erzeugt, da ſie mir juſt am nöthigſten ſind, daß ſage ich, dieſe nachtheilig gefaßte Meynung die vornehmſte Urſache iſt, warum ſie mir in meinen Unternehmungen ſo ſehr zuwieder ſind. Es ſcheint ja, als wenn Sie ihn vor einen Abſcheu aller Welt hielten. Geht dieſer Haß nicht zu weit? Mein Troſt iſt, daß ich in Berlin eine Menge rechtſchaffner, und vornehmer Leute finde, die eben ſo viel aus ihm machen als ich. Doch Sie ſollen ſehn, daß ich nicht an ihn gebunden bin. Sobald als ich eine nochmalige Antwort von Ihnen erhalte, worinne Sie mir eben das ſagen, was ich aus dem lezten Briefe habe ſchließen müßen, will ich mich ungeſeumt von Berlin weg begeben. Nach Hauſe komme ich nicht. Auf Univerſitäten gehe ich jezo auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden mit meinen Stipendiis nicht können bezahlt werden, und ich ihnen dieſen Aufwand nicht zumuthen kann. Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg oder Hannover. Doch können ſie verſichert ſeyn, daß ich, ich mag ſeyn wo ich will, allezeit ſchreiben und niemals die Wohlthaten vergeßen werde, die ich von ihnen ſo lange genoßen. Ich finde an allen drei Oertern ſehr gute Bekannte und Freunde von mir. Wenn ich auf meiner Wanderſchafft nichts lerne, ſo lerne ich mich doch in die Welt ſchicken. Nuzen genug! Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo ſie ſo einen Flickſtein brauchen, wie mich. Darff ich noch was bitten, ſo iſt es dieſes, daß Sie gewiß glauben mögen, daß ich meine Aeltern allezeit ſo ſehr wie mich geliebt habe. Ich werde an den Hrn. Inſpector und Hr. Paſtor Lindnern gewiß ſchreiben, ſobald als es nicht mehr ſcheinen wird, daß meine Briefe nichts als eine Aufmunterung zu neuen Wohlthaten ſind. Durch meine Entfernung von Berlin glaube ich Ihnen kein geringes Merkmal meines Gehorſams zu geben, der ich auch zeitlebens verharren werde

---

[1] Am 25. Juli 1748.

Dero

gehorſamſter Sohn
Leßing.

Berlin,
d. 20 Jenner
1749.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich bin einige Tage in Frankfurth geweſen, und das iſt die Urſache warum ich Dero Briefe, mit Einſchluß von 9 Rthlr., etwas ſpäter erhalten habe, und jezo erſt im Stande bin darauf zu antworten.

Sie verlangen durchaus, daß ich nach Hauſe kommen ſoll. Sie fürchten ich möchte in der Abſicht nach Wien gehen, daſelbſt ein Comoedienſchreiber zu werden. Sie wollen vor gewiß wißen, ich müße hier Hr. Rüdigern zur Frohne arbeiten, und darbey Hunger und Kummer ausſtehen. Sie ſchreiben mir ſo gar ganz unverhohlen, es wären lauter Lügen, was ich Ihnen von unterſchiedenen Gelegenheiten, hier unterzukommen, geſchrieben hätte. Ich bitte Sie inſtändigſt, ſezen Sie ſich einen Augenblick an meine Stelle, und überlegen, wie einem ſolche ungegründete Vorwürfe ſchmerzen müßen, deren Falſchheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß. Doch muß ich mich am meiſten wundern, wie Sie den alten Vorwurff von den Comoedien wieder haben aufwärmen können? Daß ich zeitlebens keine mehr machen oder leſen wollte, habe ich Ihnen niemals verſprochen, und Sie haben ſich gegen mich viel zu vernünfftig allezeit erzeugt, daß Sie es je im Ernſte verlangt hätten. Wie können Sie ſchreiben, daß ich in Wittenberg nichts als Comoedien gekauft hätte? da doch unter den daſelbſt befindlichen Büchern nicht mehr als, aufs höchſte zwey, ſich befinden können. Der größte Theil derſelben beſteht aus ſtatiſtiſchen Schriften, die Ihnen ganz natürlicher Weiſe hätten können ſchließen laßen, daß ich künfftig geſonnen wäre eben ſo viel in der Welt, und in dem Umgange der Menſchen zu ſtudiren, als in Büchern. Meine Correſpondenz mit Comoedianten iſt ganz anders, als Sie ſich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiller geſchrieben, welches der Director von allen Theatern im Oeſtreichſchen iſt, ein Mann deßen Bekanntſchafft mir keine Schande iſt, und mir noch Zeit genug nüzen kan. Ich habe nach Danzig und Hannover an gleiche, oder wenigſtens ſehr geſchikte Leute geſchrieben; und ich glaube es kan mir kein Vorwurff ſeyn, wenn man mich auch an mehrern Orten als in Camenz kennt. Werfen Sie mir nicht dargegen ein, es kennten mich nur Comoedianten. Wenn mich die kennen, ſo müßen mich nothwendig auch alle kennen, die meine Arbeit von ihnen haben aufführen ſehn. Ich könnte Ihnen aber auch Briefe, zum Exempel, aus Coppenhagen, weiſen, die nicht von Comoedianten geſchrieben ſind, zum Zeugniße, daß mein Briefwechſel nicht blos die Schauſpiele zum Grunde habe. Und ich mache mir ein Vergnügen daraus ihn alle Tage zu erweitern. Ich werde ehſtens nach Paris, an den Hrn. Crebillon ſchreiben, ſo bald als ich mit der Ueberſezung ſeines Catilina zu Stande bin. Sie ſagen, daß ihnen meine Manuſcripte zeugten, daß ich viel angefangen aber wenig fortgeſezt hätte? Iſt das ſo ein groß Wunder?

Musæ secessum scribentis et otia quærunt. Aber nondum Deus nobis hæc otia fecit.

Und wenn ich gleichwohl alles nennen wollte, was hier und da von mir zerſtreuet iſt, (ich will meine Schauſpiele nicht darzu rechnen, weil ſich doch die meiſten einbilden, das wären Sachen, die eben ſo wenig Mühe erforderten, als ſie Ehre brächten) ſo würde es bey alledem doch noch was austragen. Ich werde mich aber wohl hüten, Ihnen das geringſte davon zu nennen, weil es Ihnen vielleicht noch weniger als meine Schauſpiele anſtehen möchte. Ich wollte nur, daß ich beſtändig Comoedien geſchrieben hätte, ich wollte jezo in ganz andern Umſtänden ſeyn. Die von mir nach Wien und Hannover gekommen ſind, habe ich ſehr wohl bezahlt erhalten. Doch haben Sie die Gütigkeit ſich noch wenige Monate zu gedulden, ſo ſollen Sie ſehen, daß ich in Berlin nicht müßig bin, oder nur vor andre arbeite. Glauben Sie denn nicht, daß ich alles weiß, von wem ſie ſolche Nachrichten bekommen haben? daß ich weiß, an wem, und wie offte ſie meinetwegen nach Berlin an Perſonen geſchrieben haben, die nothwendig durch ihre Briefe einen ſehr übeln Concept haben von mir bekommen müßen? Doch ich will glauben, daß Sie es zu meinen Beſten gethan haben, und Ihnen den Schaden und Verdruß nicht Schuld geben, der mir daraus entſtanden iſt. Was die Stelle in dem Seminario philologico in Göttingen anbelangt, ſo bitte ich Ihnen inſtändigſt ſich alle erſinnliche Mühe deßwegen zu geben. Ich verſpreche es ihnen, bey Gott, daß ich ſobald es gewiß iſt, alſobald nach Hauſe kommen, oder gleich von hier aus dahin gehn will. Wißen Sie aber gar nichts gewißes vor mich, ſo iſt es ja beßer, daß ich hier bleibe, an einem Orte, wo ich mein Glück machen kann, geſezt ich müßte auch warten. Was ſoll ich zu Hauſe? Ich habe alſo das Geld, das Sie mir zu ſchicken die Gütigkeit gehabt haben, nebſt dem, was ich zum Theil vor meine Arbeit erhalten habe, zu einer neuen Kleidung angewandt; und ich befinde mich in dem Zuſtande, mich wieder bei allen ſehn zu laßen, und diejenigen, deren Dienſte ich ſuche, ſelbſt anzugehn. Dieſes war nöthiger, als daß ich Ihnen mit meiner unnützen Gegenwart zu Hauſe beſchweren ſollte. Es fehlt mir jezo nichts als meine Wäſche, und meine Bücher. Ich habe ihnen den Catalogum ſchon davon überſchrieben, und erwarte ſie mit größten Verlangen. Sie können leicht erachten wie ſchwerlich es ſey ſich mit geborgten Büchern zu behelffen. Ich bitte Ihnen alſo noch um dieſe einzige Gefälligkeit. Ich kan nicht zweiffeln, daß Sie das Frieſiſche Stipendium nicht noch erhalten ſollten, und die Fracht kan ſo viel nicht austragen. Eine gute Kleidung ohne genugſame Wäſche iſt ſo viel als keine. Ich bitte Sie, mir nur noch Zeit bis Johannis zu laßen, iſt es alsdann noch nichts mit meinem Unterkommen geworden, ſo will ich alles thun, was Sie verlangen. Erlauben Sie mir, daß ich ihnen die Rede eines Vaters bei dem Plauto mittheile, welcher gleichfalls mit ſeinem Sohne nicht durchaus zufrieden war.

> Non optuma hæc sunt neque ego ut aequum censeo.
> Verum meliora sunt, quam quae deterrima.
> Sed hoc unum consolatur me atque animum meum
> Quia, *Qui nihil aliud, nisi quod sibi soli placet*
> *Consulit adversum filium, nugas agit:*
> Miser ex animo fit: secius nihilo facit.
> Suae senectuti is acriorem hyemen parat etc.

Die Gedanken ſind ſo vernünfftig, daß die ihrigen nothwendig übereinſtimmen müßen. Was hat die Frau Mutter Urſache ſich ſo über mich zu betrüben? Es muß ihr ja gleich viel ſeyn, ob ich hier oder da mein Glück finde, wenn Sie mir es würcklich gönnet, wie ich es gewiß glaube. Und wie haben Sie ſich vorſtellen können, daß ich, wenn ich auch nach Wien gegangen wäre, daſelbſt meine Religion würde verändert haben? Daraus kan ich ſchließen wie ſehr ſie wieder mich eingenommen ſeyn müßen. Doch Gott, hoffe ich, ſoll mir Gelegenheit geben, ſo wohl meine Liebe gegen meine Religion, als gegen meine Aeltern deutlich genug an Tag zu legen. Ich verbleibe

Dero
Berlin, den 11 April gehorſamſter Sohn. L.
1749.

Hochzuehrender Hr. Vater,

Ich erhalte jezo den Augenblick dero Schreiben vom 25 April, welches ich um ſo viel lieber alſobald beantworte, je angenehmer mir es geweſen iſt. Sie können gewiß verſichert ſeyn, daß ich in meinem leztern Briefe nichts ungegründetes geſchrieben habe. Alles was ich darinnen verſprochen will ich genau erfüllen. Und ich werde mit eben ſo großen Vergnügen nach Göttingen reiſen, als ich nimmermehr nach Berlin gereiſet bin. Die Briefe an den Geh. Rath von Münchhauſen, und an den Hrn. Prof. Geßner ſollen unfehlbar über acht Tage in Camenz ſeyn. Meinen Couffer erwarte mit großem Verlangen, und ich bitte nochmals inſtändig alle die Bücher hineinzulegen, die ich in einem meiner Briefe benennt habe. Ich bitte mir auch das vornehmſte von meinen Manuſcripten mit aus, auch die einigen Bogen, Wein und Liebe. Es ſind freye Nachahmungen deß Anakreons, wovon ich ſchon einige in Meiſen gemacht habe. Ich glaube nicht, daß mir ſie der ſtrengſte Sittenrichter zur Laſt legen kan.

Vita verecunda est, Musa jocosa mihi.

So entſchuldigte ſich Martial im gleichen Falle. Und man muß mich wenig kennen, wenn man glaubt, daß meine Empfindung im geringſten damit harmoniren. Sie verdienen auch nichts weniger als den Tittel, den Sie ihnen, als allzuſtrenger Theologe geben. Sonſt würden die Oden und Lieder, des größten Dichters unſrer Zeiten, des Hrn. von Hagedorns, noch eine viel ärgere Benennung werth ſeyn. In der That iſt nichts als meine Neigung, mich in allen Arten der Poeſie zu verſuchen, die Urſache ihres Daſeyns. Wenn man nicht verſucht, welche Sphäre uns eigentlich zukömmt, ſo wagt man ſich offtermals in eine falſche, wo man ſich kaum über das Mittelmäßige erheben kan, da man ſich in einer andern vielleicht bis zu einer Wundernswürdigen Höhe hätte ſchwingen können. Sie werden aber auch vielleicht gefunden haben, daß ich mitten in dieſer Arbeit abgebrochen habe, und es müde geworden bin, mich in ſolchen Kleinigkeiten zu üben.

Wenn man mir mit Recht den Tittel eines deutſchen Moliere beylegen könnte, ſo könte ich gewiß eines ewigen Nahmens verſichert ſeyn. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo habe ich zwar ſehr große Luſt ihn zu verdienen, aber ſein Umfang und meine Ohnmacht ſind zwey Stücke die auch die größte Luſt erſticken können. Seneca giebt den Rath: omnem operam impende ut te aliqua dote notabilem facias. Aber es iſt ſehr ſchwer ſich in einer Wißenſchaft notabel zu machen, worinne ſchon allzuviele excellirt haben. Habe ich denn alſo ſehr übel gethan, daß ich zu meinen Jugend Arbeiten etwas gewehlt habe, worinne noch ſehr wenige meiner Landsleute ihre Kräfte verſucht haben? Und wäre es nicht thörigt eher auf zu hören, als bis man Meiſterſtücke von mir geleſen hat. Den Beweiß warum ein Comoedienſchreiber kein guter Chriſt ſeyn könne, kan ich nicht ergründen. Ein Comoedienſchreiber iſt ein Menſch der die Laſter auf ihrer lächerlichen Seite ſchildert. Darf denn ein Chriſt über die Laſter nicht lachen? Verdienen die Laſter ſo viel Hochachtung? Und wenn ich ihnen nun gar verſpräche eine Comoedie zu machen, die nicht nur die Hrn. Theologen leſen ſondern auch loben ſollen? halten Sie mein Verſprechen vor unmöglich? Wie wenn ich eine auf die Freygeiſter und auf die Verächter ihres Standes machte? Ich weiß gewiß Sie würden vieles von Ihrer Schärffe fahren laſſen.

Schließlich muß ich Ihnen melden, daß ich ſeit 8 Tagen das Fieber und zwar das Quotidian Fieber habe. Es aber doch noch ſo gnädig geweſen, daß ich mich nicht habe dürffen niederliegen, und ich hoffe es auch in kurzem, mit Gottes Hülffe los zu ſeyn. Machen Sie ſich keine fernern Gedanken. Ich verbleibe nebſt ergebenſtem Empfehl an die Frau Mutter

Dero
Berlin gehorſamſter Sohn
den 28 April Leßing.
1749.

Monsieur
Monsieur Lessing
premier Pasteur des Eglises de etc.
à
Camenz
par Grossenhayn.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich habe den Coffer mit den ſpecificirten, darinnen enthaltenen, Sachen richtig erhalten. Ich danke Ihnen vor dieſe große Probe ihrer Gütigkeit, und ich würde in meinem Danke weitläufftiger ſeyn, wenn ich nicht, leider, aus allen Ihren Briefen gar zu deutlich ſchließen müßte, daß Sie, eine Zeitlang her gewohnt ſind, das aller niedrigſte, ſchimpfflichſte und gottloſeſte von mir zu gedenken, ſich zu überreden, und überreden zu laßen. Nothwendig muß Ihnen alſo auch der Dank eines Menſchen, von dem Sie ſo vortheilhaffte Meynungen hegen, nicht anders als verdächtig ſeyn. Was ſoll ich aber darbey thun? Soll ich mich weitläufftig entſchuldigen? Soll ich meine Verläumder beſchimpffen, und zur Rache ihre Blöße aufdecken? Soll ich mein Gewißen — — ſoll ich Gott zum Zeugen anruffen? Ich müßte weniger Moral in meinen Handlungen anzuwenden gewohnt ſeyn, als ich es in der That bin, wenn ich mich ſo weit vergeben wollte. Aber die Zeit ſoll Richter ſeyn. Die Zeit ſoll es lehren ob ich Ehrfurcht gegen meine Aeltern, Ueberzeugung in meiner Religion, und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit ſoll lehren, ob der ein beßrer Chriſt iſt, der die Grundſätze der chriſtl. Lehre im Gedächtniße, und oft ohne ſie zu verſtehen, im Munde hat, in die Kirche geht, und alle Gebräuche mit macht weil ſie gewöhnlich ſind; oder der, der einmal *klüglich* gezweifelt hat, und durch den Weg der Unterſuchung zur Ueberzeugung gelangt iſt, oder ſich wenigſtens noch darzu zu gelangen beſtrebet. Die Chriſtliche Religion iſt kein Werk, das man von ſeinen Aeltern auf Treue und Glaube annehmen ſoll. Die meiſten erben ſie zwar von ihnen, eben ſo wie ihr Vermögen, aber ſie zeugen durch ihre Aufführung auch, was vor rechtſchaffen Chriſten ſie ſind. So lange ich nicht ſehe, daß man eins der vornehmſten Gebothe des Chriſtenthums, *Seinen Feind zu lieben* nicht beßer beobachtet, ſo lange zweiffle ich, ob diejenigen Chriſten ſind, die ſich davor ausgeben.

Ms. Müller hätte etwas wahrhaffter ſeyn können in ſeinen Nachrichten. Hier haben ſie die ganze Geſchichte ihres Briefes an den ältern Hrn. Rüdiger, ſo wie ich ſie nur vor wenig Wochen erfahren habe. Dieſer Mann iſt viel zu alt, als daß er ſich mit Briefſchreiben noch abgeben könnte, er hat alſo ſeine ganze Correſpondenz ſeinem Schwieger Sohn, dem Hrn. Buchhändler Voß aufgetragen. Dieſem iſt der Brief alſo nothwendig in die Hände gefallen. Dieſer hat ihn erbrochen. Warum ſoll ihn denn Hr. Mylius erbrochen haben? Damit man vielleicht in Camenz das Recht haben möchte noch nachtheiliger von ihm, mit einigen Scheine des Grundes, zu reden? Herrliche Urſache! Hr. M. war mit Voßen ſpeciell bekant; denn er iſt ſein Verleger. Weil ſich alſo in benanntem Briefe auch vieles auf ihn bezogen hat, ſo hat er ihm denſelben gewieſen. Er wäre fähig genug geweſen ihm bey dem alten Rüdiger, welches ohnedem ein höchſt argwöhniſcher Mann iſt, den größten Verdacht zuzuziehen. Wem haben Sie es alſo zuzuſchreiben, daß ſie ihn unterdrückt haben? Niemanden als Sich ſelbſt, da Sie eine Perſon mit ins Spiel gemiſcht, die doch mit meinen Angelegenheiten gar nichts zu thun hat. Auf das aber, was mich betroffen hat, hat Voß, ich weiß nicht ob ſelbſt, oder durch ſeinen Diener, oder durch jemanden anders antworten laßen.

Werde ich denn niemals des Vorwurffs los werden können, den Sie mir wegen M. machen? Sed facile ex Tuis querelis quarelas matris agnosco, quæ licet alias pia et integra in hunc nimio flagrat odio. Nostra amicitia nihil unquam aliud fuit, adhuc est et in omne tempus erit quam communicatio studiorum. Illane culpari potest? Rarus imo nullus mihi cum ipso sermo intercedit, de parentibus meis, de officiis quæ ipsis vel præstanda vel deneganda sint, de cultu Dei, de pietate, de fortuna hac vel illa via amplificanda, ut habeas quem in illo seductorem et ad minus justa instigatorem meum timeas. Cave, ne de muliebri odio nimium particeps. Sed virum te sapientem scio, justum æquumque: et satis mihi constat te illud, quod scripsisti, amori in uxorem amore tuo dignissimam, dedisse. Veniam dabis me hæc paucula latino sermone literis mandasse, sunt enim quæ Matrem ad suspicionem nimis proclivem offendere possint. Deum tamen obtestor me illam maxumi facere, amare et omni pietate colere.

Ich verſichre Ihnen nochmals, daß alles was ich von der letztern Condition geſchrieben habe alles ſeine Richtigkeit hat. Ich habe Ihnen ſchon in dem letzten Briefe erſucht mir mit 10 oder 15 Thlr. beyzuſtehen, ich wollte mich in den gehörigen Stand darzu zu ſetzen, und ich erſuche dieſelben nochmals darum. Doch was Sie thun wollen, thuen Sie mit eheſten, ſonſt muß ich meine Zuflucht zu dem Hrn. von Röder ſelbſt nehmen, mir ein oder zwey Quartals vorzuſchießen. Ich will mich nicht gern als noch 8 Tage hier in Berlin verweilen. Ich verbleibe nebſt ergebenſten Empfehl an die Frau Mutter, der ich über 8 Tage antworten will,

Dero
gehorſamſter Sohn
Leßing.

Berlin
d. 30 May
1749.

Hochzuehrender Herr Vater,

Die Antwort auf Dero zwei letzten Briefe würde ich bis jetzo nicht ſchuldig geblieben ſeyn, wenn ich ſo oft hätte ſchreiben können, als ich gerne gewollt habe. Schon wieder entſchuldige ich mich mit dem Mangel an Zeit. Und wer mich dieſe Entſchuldigung ſo vielmal brauchen hört, als Sie, der ſollte beynahe auf die Gedanken kommen, daß ich wenigſtens mehr als ein Amt, hier in Berlin, müße zu verſorgen haben. So falſch dieſes, Gott ſey Dank, iſt, ſo wahr iſt es doch, daß meine Entſchuldigung ſo gar ungegründet nicht iſt, als Sie wohl glauben mögen. Der V. v. d. G. iſt zwar vor 14 Tagen wieder auf ſeine Güter gegangen, daß ich alſo einigermaßen freyer geweſen bin: ich habe aber nach ſeiner Abreiſe das ganze vierte Stück der theatr. Beyträge beſorgen müßen, was eigentlich ſchon dieſe Meſſe hätte ſollen fertig werden, und dieſe Arbeit hat mich bis an vergangnen Sonnabend nicht über eine Stunde Herr ſeyn laßen.

Sie thuen mir Unrecht, wann Sie glauben, daß ich meine Meinung wegen Göttingen ſchon wieder geändert hätte. Ich verſichere Ihnen nochmals, daß ich morgen dahin abreiſen wollte, wann es möglich wäre. Nicht weil es mir jetzo eben ſchlecht in Berlin gänge, ſondern weil ich es Ihnen verſprochen habe. Denn in der That, ich habe große Hoffnung, daß ſich mein Glück bald hier ändern wird. Bis hieher habe ich zwar vergebens darauf gehofft, allein ich muß geſtehen, daß vielleicht auch einige Fehler auf meiner Seite dabey mit untergelaufen ſind. Mit Schaden wird man klug. Die Bekanntſchaft des Hrn. V. v. d. G. hat mir nicht wenig genützt, mich hier auf einen ſichrern Weg zu bringen. Denn, außer daß ich etliche 30 Thlr. dabey gewonnen habe, ſo hat er mir bey unterſchiednen von ſeinen Freunden Zutritt verſchafft, welche mir wenigſtens ein Hauffen Verſprechungen machen. Auch dieſe ſind nicht zu verwerfen, wenn ſie nur nicht immer Verſprechungen bleiben. Ich mache keine Rechnung drauf, und habe meine Sachen ſo eingerichtet, daß ich auch ohne ſie, dieſen Winter gemächlich in Berlin leben kan. Gemächlich heißt bey mir, was ein andrer vielleicht zur Noth nennen würde. Allein, was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe. Ich will unterdeßen, da ich es noch in Berlin mit anſehe, meine Zeit ſo anzuwenden ſuchen, daß ich ſie nicht für verlohren ſchätzen darf, wenn meine Hofnung auch fehl ſchlägt; und will mich vor allen Dingen bemühen das fertig zu machen wodurch ich mich in Göttingen zu zeigen gedenke. Nur noch vorige Woche habe ich ein ſehr beträchtliches Anerbieten des Hrn. B. von Dobreslaw ausgeſchlagen, weil es mich an allen meinen übrigen Vorſätzen hindern würde. Dieſem Hrn. iſt von dem vorigen Könige die Bibliothek des in Frankf. ſowohl wegen ſeiner Gelehrſamkeit als wegen ſeiner Narrheit bekannten Prof. Ebertus, die er an den König von Spanien wollte vermacht haben, geſchenkt worden. Unter den Mspt. dieſer Bibliothek befindet ſich eine lateiniſche Ueberſetzung der Bibliotheque orientale des Herbelot. Dieſe Ueberſetzung nun will der Beſitzer jetzo drucken laßen, weil ſich das Original ſehr rar gemacht hat und offt für 30 Thlr. bezahlt wird. Weil ſie aber ſehr unleſerlich geſchrieben, und auch offt der Verſtand des franzöſiſchen darinne ſehr falſch ausgedrückt iſt, ſo hat der B. v. Dobreslaw ſeit einigen Wochen ſehr in mich gedrungen, dieſe Arbeit zu übernehmen, und das ganze Werk aufs neue umzuſchmelzen. Er verſprach mir ſo lange als ich daran arbeitete freye Wohnung und Holz, und 200 Thlr. Allein da es eine Arbeit iſt die mich wenigſtens drey Vierteljahre ſo beſchäfftigen würde, daß ich gar nichts außer derſelben verrichten könnte, und alſo verſchiedne angefangne Sachen müßte liegen laßen, ſo habe ich es bedächtlich ausgeſchlagen. Die Fortſetzung des Ihnen bekannten Journals und die Ueberſetzung der römiſchen Hiſtorie des Rollins beſetzen meine Zeit ſo ſchon mehr als mir lieb iſt. Da ich übrigens zu Oſtern einen Band von meinen theatraliſchen Werken, welcher in den Jenaiſchen gelehrten Zeitungen ſchon längſt iſt verſprochen worden, zu liefern gedenke, desgleichen auch eine Ueberſetzung aus dem Spaniſchen der Novellas Exemplares des Cervantes, ſo werde ich gar nicht über lange Weile zu klagen haben. Kann ich unterdeßen auch mit einem Verleger wegen des engliſchen Werks, wovon ich Ihnen ſchon zu unterſchiednenmalen geſchrieben habe, zu Rande kommen, ſo werde ich es auch gerne ſehen, denn auf meiner Seite habe ich gar nichts mehr daran zu thun. Auf das Spaniſche habe ich eine Zeit her ſehr viel Fleiß verwendet, und ich glaube meine Mühe nicht umſonſt angewendet zu haben. Da es eine Sprache iſt, die eben in Deutſchland ſo ſehr nicht bekannt iſt, ſo glaube ich, daß ſie mir mit der Zeit nützliche Dienſte leiſten ſoll.

Hr. Mylius iſt zwar Auctions Commißar geworden, doch wer ihm die 1500 Thlr. Beſoldung angedichtet hat, der hat ihm groß Unrecht gethan. Wenn es ſo viel einbrächte, ſo wäre ich es ſelbſt geworden, da mir es der jüngere Hr. Rüdiger, welcher dieſe Stelle wieder niederlegte, ſo zu erſt ganz ernſtlich antrug, weil er es nicht eher niederlegen konnte, als bis er einen andern an ſeinen Platz geſchafft hatte. Wenn es viel iſt, ſo trägt es 400 Thlr. ein. Auch dieſes iſt genug für ihn. Doch dieſes ſchreibe ich allein Ihnen, weil er vielleicht ſeine Urſache mag gehabt haben, ſeinem Bruder in Cüſtra ſolchen Wind vorzumachen. Ich bin der Menſch nicht, der andern Leuten ſeine Projecte gerne zu Schanden macht. Der jüngre Mylius iſt mit dem ältern Rüdiger zerfallen, und ſchreibt alſo die Zeitungen nicht mehr. Ich bin mehr als einmal darum angegangen worden, ſie an ſeiner Statt zu ſchreiben, wenn ich mit ſolchen politiſchen Kleinigkeiten meine Zeit zu verderben Luſt gehabt hätte.

Ich habe ein beſondres Vergnügen, daß Sie mit Theophilo in Meißen ſo wohl zufrieden ſind. Wenn ich Theophilus wäre, ſo hätten Sie es mit mir auch ſeyn ſollen. Da er ſo fleißig ſtudiert, ſo möchte ich gar zu gerne wißen, was er, und wie er ſtudiert. Ich habe es in Meißen ſchon geglaubt, daß man vieles daſelbſt lernen muß, was man in der Welt gar nicht brauchen kan, und jetzo ſehe ich es noch viel deutlicher ein.

Hr. Wehſen wollte ich von Grund meiner Seelen noch eine Null an ſeine Beſoldung wünſchen. Sein Amt aber ſcheint mir ſehr wunderbar zu ſeyn. Wenn die, die zu unſerer Religion treten wollen, erſt müßen informirt werden, ſo haben ſie offenbar andre Urſachen, als die Ueberzeugung der Wahrheit. Denn wenn dieſe die Urſache der Veränderung iſt, ſo brauchen ſie die Information nicht. Doch dieſes muß das Oberconſiſtorium beßer verſtehen als ich. Wenn Sie Hr. Wehſen ſprechen ſollten, ſo werden Sie ſo gütig ſeyn, ihn meiner fortdauernden Freundſchaft zu verſichern.

Ich ſende Ihnen hierbey das dritte Stück der theatraliſchen Beyträge, worinne Sie des Hrn. Gregorius in Ehren gedacht finden. Die Recenſion iſt von mir, und es dauert mich nur, daß ich ſie nicht noch ärger gemacht habe. Hätte ich mich durch ſolch Zeug bekant machen wollen, als er thut, ſo wollte ich ſchon ganze Folianten geſchrieben haben. Sollte er ſich über die Ungerechtigkeit meines Urtheils beſchweren, ſo will ich ihm das Recht geben, mit meinen Sachen auf gleiche Weiſe zu verfahren. Die Simonettiſchen und politiſch berliniſchen Zeitungen kan ich Ihnen ſchicken, ohne daß ſie mich etwas koſten. Es iſt alſo nur die Frage ob Sie das Poſtgeld dran wenden wollen. Wenn Bezolt nach Berlin bald kommt, ſo will ich Ihnen dieſes Jahr von den gelehrten Zeitungen bis jetzo complet überſchicken. Ich würde es heute beylegen, wenn das Paquet nicht zu groß werden möchte.

Wer Ihnen geſchrieben hat, daß es mir ſehr ſchlecht ginge, weil ich bey Hr. Rüdigern nicht mehr den Tiſch und andere Einnahme hätte, der hat Ihnen eine große Lügen geſchrieben. Ich habe mit dieſem alten Manne nie länger etwas wollen zu thun haben, als bis ich mir ſeine große Bibliothek recht bekannt gemacht hätte. Dieſes iſt geſchehen, und wir waren alſo geſchiedne Leute. Der Tiſch bekümmert mich in Berlin am allerwenigſten. Ich kan für 1 Gr. 6 Pf. eine ſtarke Mahlzeit thun.

De la Mettrie, von dem ich Ihnen einigemal geſchrieben habe, iſt hier Leibmedicus des Königs. Seine Schrift l'homme machine hat viel Aufſehen gemacht. Edelmann iſt ein Heiliger gegen ihn. Ich habe eine Schrift von ihm geleſen, welche Antiseneque ou le souverain bien heißet, und die nicht mehr als zwölfmal iſt gedruckt worden. Sie mögen aber von der Abſcheulichkeit derſelben daraus urtheilen, daß der König ſelbſt zehn Exemplare davon ins Feuer geworfen hat.

Es iſt Zeit daß ich meinen Brief ſchließe, wenn er noch auf der Poſt ſoll angenommen werden. Ueber acht Tage werde ich ganz gewiß ein mehreres ſchreiben, desgleichen an die Fr. Mutter und an Theoph.

Berlin, Dero gehorſamſter Sohn
d. 2 November 1750. L.

Hochzuehrender Herr Vater,

Die Antwort auf Dero letztes Schreiben, woran ich, durch die vielen Umſtände, welche man mir wegen der mit geſchickten Wäſche auf dem hieſigen Packhofe machte, vergangen verhindert wurde, würde ich bis jetzo nicht aufgeſchoben haben, wenn ich nicht auf Petzolden gewartet hätte, welcher mir damals ſagte, daß er längſtens in vierzehn Tagen wieder in Berlin ſeyn werde. Ich habe alles richtig erhalten und bin Ihnen und der Fr. Mutter dieſer gütigen Vorſorge wegen höchſtens verbunden.

Die gelehrten Zeitungen, welche ich nebſt andern gedrukten Sachen Petzolden mit gegeben habe, werden Sie ohne Zweifel bekommen haben. Hier folgen die übrigen Stücke, ſo viel als davon heraus ſind. Ich würde Ihnen, ohne die geringſten Unkoſten auf Seiten meiner, auch die hieſigen politiſchen Zeitungen mit ſchicken können, wenn ich glaubte, daß Ihnen damit gedient wäre. Sie ſind, wegen der ſcharfen Cenſur gröſtentheils ſo unfruchtbar und trocken, daß ein Neugieriger wenig Vergnügen darinne finden kan.

Es iſt wahr; in Berlin ſind Gelehrte die Menge, und unter dieſen erhalten allezeit die Franzoſen den Vorzug. Allein, ich glaube, daß auch Göttingen daran keinen Mangel hat, und daß ein Menſch, wie ich bin, auch da aus einem groſſen Haufen hervor zu bringen hat, wenn er will bekannt werden. Ich glaube alſo, daß es von mir eben nicht allzuklug gehandelt ſeyn würde, wenn ich einen groſſen Ort mit einem andern vertauſchte, wo ich als ein Unbekannter eine Menge Hinderniſſe von neuen überſteigen müßte, die ich hier zum Theil ſchon überſtiegen habe. Das wenige was ich in Göttingen zu hoffen hätte, kan in keine Betrachtung kommen, weil ich hier in Berlin, das Jahr über, wenigſtens auf noch einmal ſo viel gewiſſe Rechnung machen kan. Meinen Sie aber, daß ich dieſen Verdienſt auch in Göttingen beybehalten könnte, ſo irren Sie unmöglich. Er hängt von verſchiednen Perſonen ab, von welchen ich hernach allzuweit entfernt ſeyn würde, als daß ihnen an meiner Arbeit viel gelegen ſeyn ſollte. Ehe ich in Göttingen dergleichen Perſonen wieder auftriebe, würden alle die Verdrüßlichkeiten mich nochmals überfallen, die mich hier, oft bis zur Verzweiflung gebracht haben. Und ſind denn die 50 Thlr. und der freye Tiſch ſchon ganz gewiß? Ich bin ſchon allzuoft angeführt worden, als daß ich mich auf bloſſe Verſprechungen verlaſſen ſollte. Sie haben Recht, Gottes Vorſorge muß bey meinem Glücke das beſte thun, allein dieſe kan hier eben ſo viel als anderwärts für mich thun. Ich habe überzeugende Beweiſe davon, für die ich dem Himmel insbeſondre danken würde, wenn ich glaubte, daß man ihm nur für das gute danken müßte.

Das Lob, welches Theophilus in Meiſſen hat, hat mich ausnehmend erfreut. Ich wünſche, daß er den Beyfall, den er in der Schule hat, auch in der Welt haben möge. Dem guten Hrn. Conrektor hat es gefallen ſeinen Groll gegen mich auch noch in dieſem Briefe ein wenig zu verrathen. Er kan aber nichtsdeſtoweniger verſichert ſeyn, daß ich alle Hochachtung gegen ihn habe, ob es mich gleich gar nicht reuet, daß ich ihm nicht in allem gefolgt bin. Ich weiß wohl, daß es ſeine geringſte Sorge iſt, aus ſeinen Untergebnen vernünftige Leute zu machen, wenn er nur wackre Fürſtenſchüler aus ihnen machen kan, das iſt, Leute, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununterſucht ob ſie nicht Pedanten ſind. Wenn Gottlob nach Meiſſen kommen wird, ſo will ich eben nicht wünſchen, daß er in Theoph. Fußtapfen treten möge, denn vielleicht ſind ihre Gemüthsarten zu verſchieden, als daß dieſes möglich ſeyn könnte; ich will bloß wünſchen, daß er ſeinem innerlichen Berufe, (vorausgeſetzt, daß er darauf geht, etwas rechtſchafnes zu lernen) vernünftig folgen möge, und daß er ſo leben möge, wie er ſich, wann er aus der Erfahrung lernen wird, was nöthige und unnöthige Studia ſind, gelebt zu haben wünſchen möchte. Ich kan Theoph. noch nicht antworten, ſo gerne als ich es thäte, und ſo empfindlich ich auch gegen ſeine aufrichtige Liebe bin. Den Brief des Hrn. Con R. will ich nächſtens zurückſenden, weil er ſich unter meinen Papieren verſteckt hat, und ich ihn ſchon eine halbe Stunde vergebens geſucht habe.

Wenn Hr. M. Gregorius glaubt, daß die Welt ſeinen Hrn. Sohn verläſtre, ſo thut er der Welt unrecht. So lange der neue Hr. Conrektor mit einer unglaublichen Unwiſſenheit gleichwohl einen ſo ausſchweifenden Stolz verbinden wird, ſo lange verläſtert er ſich ſelbſt. Der Artikel den ich nur heute abermals in den Hamburgiſchen Nachrichten von ihm geleſen habe, muß ihn bey allen Vernünftigen lächerlich machen. Ich möchte doch wiſſen, was er auf die Schuljungenſchnitzer antworten könnte, die ich ihm in dem 3ten Stücke der Th. B. gezeigt habe? Der Magiſtrat in Lauban iſt derjenige eben nicht, deſſen Wahl ich zum Wehrmanne meiner Verdienſte haben wollte.

Wieder den Hrn. Biedermann iſt hier mehr als eine Kritik zum Vorſcheine kommen; ſo wohl in beyden Zeitungen hat man ihn herumgenommen, als auch in beſonders gedruckten Blättern. Man hat ihm zuviel gethan, und man hätte nicht vergeſſen ſollen, daß er ein Mann ſey, der ſonſt Verdienſte hat. Der Verfaſſer der einen Recenſion, welche ſich in den Haudeiſchen Zeitungen von ſeinem Programmate befindet, iſt ein Advocat Krauſe, von der andern iſt es der Hr. Concertmeiſter Bach. Ich gebe Ihnen dieſe Nachricht unter der Hand, weil ich mir dieſe Leute nicht zu Feinden machen will, die ich ſonſt ſehr wohl kenne.

Ich bin Zeitlebens
Dero
gehorſamſter Sohn
G. E. Leſſing.

Berlin, d. 8. Februar
1751.

à Monsieur
Monsieur Schlegel
Diacre et Professeur extraordinaire
de l'ecole provinciale
de la Porte
auprès de Naumburg.

Hochwohlehrwürdiger, Hochgelahrter ꝛc.
inſonders hochzuehrender Hr. Diaconus,

Da ich die Ehre habe Ew. Hochwohlehrwürden zufälliger Weiſe auf einem Wege zu begegnen, ſo erfordern es die Regeln der Höflichkeit, Ihnen mein Compliment zu machen.

Sie werden mich ſogleich verſtehen. Schon ſeit anderthalb Jahren bin ich mit einer Ueberſetzung beſchäftiget, mit welcher auch Sie jetzt beſchäftiget ſind; und ſchon ſeit einigen Monaten habe ich dasjenige der Preſſe übergeben, was Sie ihr vielleicht erſt in einigen Monaten überlaſſen werden. Ich meine die Fabellehre des Hrn. Bannier. Werden Sie über dieſe Nachricht wohl ſo erſtaunen, wie ich über die ihrige, die Sie dem Publico kürzlich mitgetheilt haben, erſtaunt bin? Schwerlich. Ihnen kömmt ein Zwerg in den Weg; mir ein Rieſe: Ihnen ein Menſch der ſich der Welt erſt zeigen will; mir ein Schriftſteller, der ſich ihr ſchon zum öfteren mit Ruhm gezeigt hat: Ihnen ein bloſſer Ueberſetzer; mir ein Ueberſetzer mit Anmerkungen.

Was vermuthen Sie wohl alſo von mir? Nicht wahr, Friedensvorſchläge? Eine barmherzige Vorſtellung, daß

Sie meine Arbeit mit der übrigen unterdrücken werden; eine daraus fließende Bitte, ihre Unternehmung fahren zu laßen; und vielleicht einen verführeriſchen Vorſchlag, das rückſtändige Werk des Bannier, ſeine *Erklärungen der Verwandlungen des Ovids*, zu übernehmen. Und in der That, dieſes würden die Waffen ſeyn, die ich gegen Ewr. Hochwohlehrwürden gebrauchen könnte, wann ich nicht beſorgen müßte, daß Sie ihren graden Weg fortgehen werden, ohne zu thun als ob Sie mich gemerkt hätten.

Damit ich aber meine Aufrichtigkeit zeige, ſo will ich Ihnen die Waffen melden, die mein Verleger, der Hr. Voß hier in Berlin, gegen den übrigen, den Hrn. Dyck in Leipzig brauchen wird. Erſtlich iſt dieſes ein großer Vortheil für ihn, daß er die erſten zwey Theile ſchon künftige Oſtern liefert, und beynahe ſeine Ausgabe endiget, wann die andere erſt zum Vorſcheine kommt. Zweytens wird er die Käufer durch einen Preis verführen, welcher kaum die Helfte des Preiſes iſt, den Herr Dyck feſtgeſetzt hat. Drittens wird er ihm Privilegia Privilegien, und Freyheiten Freyheiten entgegenſetzen können.

Ich ſehe es im voraus was dieſes alles vor Wirkungen haben wird; und ich werde untröſtlich ſeyn, wann eine wohlfeile ſchlechtere Ueberſetzung den Abgang einer theureren und beßern hindern wird. Ja, wenn wir hurtig und geſchwind noch vorher alle Käuffer klug machen könnten. Ich würde ſogleich meine Arbeit ins Feuer werffen, um mich der Gefahr einer Parallele nicht auszuſetzen, wann die Unkoſten, die man ſchon auf den Druck verwendet hat, mich nicht nöthigten aus zu halten. Doch die Unkoſten ſind es nicht allein; der Verleger hat mit dieſer Ueberſetzung ein Project verbunden, welches ziemlich weitausſehend iſt, und wovon er öffentlich nähere Nachricht geben wird. Einige hieſige und auswärtige Gelehrte nehmlich (ich bin nicht darunter, muß ich Ihnen ſagen) haben ihn dahin gebracht, etwas zu unternehmen, wozu er ſich ganz gewiß auch die Hülfe Ewr. Hochwohlehrwürden ausbitten wird.

Sollte er ſich wohl alſo einen ſo gräßlichen Strich durch ſeine Rechnung machen laßen? Mein Zureden wird wenig helffen. Allein das übrige gegen den Hrn. Dyck vielleicht deſto mehr. Vielleicht kommen durch Dero Vermittlung dieſe beyden Merkure zuſammen, auf eine Art, welche weder Ewr. Hochwohlehrwürden noch einem von beyden nachtheilig iſt. Von mir will ich nicht reden; ich kan nicht viel dabey verlieren, als die gefährliche Gelegenheit mich gedruckt zu ſehen.

Glauben Sie daß mein Brief eine Antwort verdienet, ſo werde ich ſie mit Vergnügen erwarten. Ich bin mit der größeſten Hochachtung

Ewr. Hochwohlehrwürden ꝛc.

Berlin
den 23 Januar
1753.

gehorſamſter Diener
M. Gotthold Ephraim Leßing.

An Joh. David Michaelis.

Berlin, den 10. Febr. 1754.

Ich habe nicht ohne angenehme Verwunderung vor einiger Zeit *meine Schriften* in den Göttingiſchen Anzeigen auf eine Art bekannt gemacht gefunden, die viel zu vortheilhaft war, als daß ich mir jemals hätte Hoffnung darauf machen können. Nichts glich damals meiner Begierde, dem Urheber dieſes verbindlichen Urtheils meine Ergebenheit zu bezeigen; und nur aus Ungewißheit, an wen ich mich deswegen wenden müſſe, iſt ſie bis jetzt unwirkſam geblieben. Endlich kommt ein Freund meiner Muthmaßung zu Hülfe, und verſichert mich, daß ich mich nicht irren würde, wenn ich Ewr. ꝛc. meinen Dank dafür abſtatten wollte. Wenn es alſo wahr iſt, daß ich Ihnen einen Gelehrten, den ich längſt hochgeſchätzt habe, nunmehr auch lieben muß, ſo empfangen Sie hiermit von mir die aufrichtigſte Betheuerung, daß ich künftig nichts eifriger ſuchen werde, als mich Dero fernern Beifalls würdig zu machen. Ich bin dabei kühn genug, mit Dero Beyfall allein nicht zufrieden zu ſeyn, ſondern mir noch über dieſes einen Theil Ihrer Freundſchaft zu erbitten, die ich mich mit der größten Sorgfalt zu erwiedern beſtreben werde.

Wenn mir in gedachter Recenſion irgend etwas Vergnügen gemacht hat, ſo iſt es vorzüglich Dero Beyſtimmung zu meinem Urtheile über die elende Langiſche Ueberſetzung der Oden des Horaz. Sie richtete mich gleich zu der Zeit wieder auf, da mich die pöbelhafte Antwort meines Gegners beinahe zu empfindlich gekränkt hatte, als daß ich eines öffentlichen Troſtes nicht benöthigt geweſen wäre. Vielleicht daß Ewr. ꝛc. ſein Schreiben an den Hamburgiſchen Correſpondenten ſchon geſehen haben; meine Antwort aber wird Ihnen ſchwerlich zu Geſichte gekommen ſeyn. Ich nehme mir alſo die Freiheit ſie beyzulegen, in Hoffnung, daß Sie derſelben einige Augenblicke gönnen werden, um meine Vertheidigung wegen einer niederträchtigen Verſchwärzung meines moraliſchen Charakters darinn zu leſen. Ich weiß nicht, wie ſich der Herr Paſtor gegen mein Vademecum bezeigen wird; ſo viel aber habe ich vor einigen Tagen geſehen, daß ſich die Jenaiſchen Gelehrten Zeitungen ſeiner angenommen haben, und ohne zu thun, als ob ſie meine Vertheidigung kennten, die doch ſchon mehr als eine Woche vorher in ihrem Buchladen geweſen iſt, ſich wundern, daß man andern Orts (worunter ſie offenbar Göttingen verſtehen), meinen Tadel für gegründet habe halten können. Es iſt mir ſehr gleichgültig geweſen, daß ſich der Jenenſer der Schulſchnitzer des Hrn. Langens theilhaft gemacht hat; nur das hat mich empfindlich verdroſſen, daß er unverſchämt genug geweſen iſt, eine nichtswürdige Verläumdung nachzuplaudern. Ich hoffe, daß billige Richter mich nicht unverhörter Sache verdammen werden.

Mein Brief iſt für den erſten, den ich an Ew. Hochedelgeb. zu ſchreiben die Ehre habe, ſchon viel zu lang. Ich habe übrigens das Vergnügen, einen Beyſchluß an Dieſelben von dem Hrn. von Premontval zu beſorgen. Dieſer liebenswürdige Philoſoph würdiget mich hier ſeiner Freundſchaft, und es muß Ihnen nothwendig angenehm ſeyn, auch ihn unter diejenigen zählen zu können, die ſich Dieſelben durch die freundſchaftlichſten Beurtheilungen unendlich verbunden gemacht haben. Ich bin mit großer Hochachtung ꝛc.

M. G. E. Leſſing.

An Joh. David Michaelis.

Berlin, den 16. Oct. 1754.

Sie haben fortgefahren, mich Ihnen unendlich zu verbinden. — — Wenn ich Ihnen eben nicht bey jeder Gelegenheit meine Ergebenheit dafür bezeigt habe, ſo iſt es mehr aus Hochachtung für Ihre Beſchäftigungen, als aus Nachläſſigkeit geſchehen. Es iſt zwar nicht fein, wenn man die Dankſagungen zuſammen kommen läßt; allein es iſt doch beſſer, als daß man durch die allzuſorgfältige Abſtattung derſelben überläſtig wird.

Wenn ich von der uneingeſchränkten Billigkeit Ew. ꝛc. nicht vollkommen überzeugt wäre, ſo würde ich mich ſcheuen, Ihnen das erſte Stück meiner *Theatraliſchen Bibliothek* zu überſenden. Ich bin darinn ſo frey geweſen, etwas auf diejenigen Erinnerungen zu erwiedern, die Sie über meine Juden zu machen die Gütigkeit gehabt haben. Ich hoffe, daß die Art, mit welcher ich es gethan, Ihnen nicht zuwider ſeyn wird. Nur des eingerückten Briefes wegen, bin ich einigermaßen in Sorgen. Wenn einige anſtößige Ausdrücke darinn vorkommen ſollten, die ich nicht billige, die ich aber kein Recht gehabt habe zu ändern, ſo bitte ich Ew. ꝛc., beſtändig auf den Verfaſſer zurückzuſehen. Er iſt wirklich ein Jude; ein Menſch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher, ohne alle Anweiſung, in Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poeſie, eine große Stärke erlangt hat. Ich ſehe ihn im voraus als eine Ehre ſeiner Nation an, wenn ihn anders ſeine eigne Glaubensgenoſſen zur Reiffe kommen laſſen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeiſt wider Leute ſeines gleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und ſein philoſophiſcher Geiſt läßt mich ihn im voraus als einen zweyten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem erſtern nichts, als ſeine Irrthümer fehlen werden.

Ew. ꝛc. bezeigten in Dero Briefe eine für mich ſehr ſchmeichelhafte Begierde, nähere Umſtände von mir zu wiſſen, und mich genauer zu kennen. Allein, kann man von einem Menſchen ohne Bedienung, ohne Freunde, ohne Glück viel wichtigers ſagen, als ſeinen Namen? Noch kann ich mich durch wenig anders, als durch dieſen unterſcheiden. Ich bin ein Oberlauſitzer von Geburt; mein Vater iſt oberſter Prediger in Camenz. — — Welche Lobſprüche würde ich ihm nicht beylegen, wenn er nicht mein Vater wäre! — — Er iſt einer von den erſten Ueberſetzern des Tillotſons. Ich habe in der Fürſtenſchule zu Meißen, und hernach zu Leipzig und Wittenberg ſtudirt. Man ſetzt mich aber in eine große Verlegenheit, wenn man mich fragt, was? An dem letzten Orte bin ich Magiſter geworden. Ich bin alſo etwas mehr als ein bloſſer Student, wie mich der Hr. Paſt. Lange nennt, und etwas weniger, als ein Prediger, für welchen mich der Herr Profeſſor Walch gehalten hat. Ich befinde mich ſeit 1748 in Berlin, und habe mich während dieſer Zeit nur ein halbes Jahr an einem andern Orte aufgehalten. Ich ſuche hier keine Beförderung; und lebe bloß hier, weil ich an keinem andern großen Orte leben kann. — Wenn ich noch mein Alter hinzuſetze, welches ſich auf 25 Jahr beläuft — ſo iſt mein Lebenslauf fertig. Was noch kommen ſoll, habe ich der Vorſehung überlaſſen. Ich glaube ſchwerlich, daß ein Menſch gegen das Zukünftige gleichgültiger ſeyn kann, als ich.

Ich habe des Hrn Prof. Walchs gedacht; und darf ich wohl Ew. ꝛc. erſuchen, ihm meinen Empfehl zu machen? Nur meine Furchtſamkeit iſt Urſache, daß ich ihm nicht ſelbſt ſchreibe, und ihn verſichere, wie ſehr die Art, mit welcher er einen nichtigen Zweifel von mir aufgenommen hat, alle meine Hoffnung von ſeiner Leutſeligkeit und edeln Denkungsart übertroffen habe. Seine Antwort thut mir völlig Genüge, und das, was Sie bey Anführung derſelben hinzugethan haben, iſt ein Superpondium, das ſchon an ſich den Ausſchlag geben könnte. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Leſſing.

An Hrn. Nicolai zu Berlin.

im Nov. 1756.

Liebſter Freund!

Ihren Brief vom 3-9. bekam ich vorgeſtern Abends, und den vom 31. Auguſt habe ich erſt vor einigen Stunden erhalten; denn der Weg von Berlin nach Leipzig über Wittenberg iſt näher, als der über Amſterdam. Jetzt antworte ich auf beyde, und weil ich in Kleinigkeiten ein großer Liebhaber der Ordnung bin, ſo beantworte ich den älteſten zuerſt. Was ſteht in dieſem?

Erſtlich hunzen Sie mich aus, eine ganze Seite lang! Ich aber brauche nur ein Paar Worte, mich zu verantworten. Das Geheimniß Ihrer Autorſchaft habe ich nicht ausgeſchwatzt, ſondern es iſt mir abgeſtohlen worden. Ich war nicht allein, als ich Ihren Brief mit der Ankündigung erbrach. Wer ſchreibt Ihnen das? fragte man mich. Herr Nicolai — das durfte ich doch ſagen? Was gedruckt iſt, darf man doch anſehen? fuhr der Neugierige fort. Ja. — Ey! und alſo wird Herr N. mit an dem Journale arbeiten? — — Warum nicht gar! er communicirt mir blos die Ankündigung. Warum denn aber 2 Exemplare, wenn er keinen Theil daran hat? Nun war ich drum! Und wenn Verrätherey mit untergelaufen iſt, wahrhaftig! ſo habe ich nicht das Geheimniß, ſondern das Geheimniß hat mich verrathen.

Auf den polemiſchen Theil Ihres Briefes folgt der didaktiſche. Ich danke Ihnen aufrichtig für den kurzen Auszug aus Ihrer Abhandlung über das Trauerſpiel. Er iſt mir auf mancherley Weiſe ſehr angenehm geweſen, und unter andern auch deswegen, weil er mir Gelegenheit giebt zu widerſprechen. Ueberlegen Sie ja alles wohl, was ich darauf ſagen werde; denn es könnte leicht ſeyn, daß ich nicht alles wohl überlegt hätte — Ich will umwenden, um das freye Feld vor mir zu haben!

Vorläufiges Compliment! Da die Abſicht, warum ich gewiſſe Wahrheiten abhandele, die Art, wie ich ſie abhandeln ſoll, beſtimmen muß, und da jene es nicht allezeit erfordert, auf die allererſten Begriffe zurück zu gehen; ſo würde ich gar nichts wider Ihren Aufſatz zu erinnern haben, wenn ich Sie nicht für einen Kopf hielte, der mehr als eine Abſicht dabey hätte verbinden können.

Es kann ſeyn, daß wir dem Grundſatze: Das Trauerſpiel ſoll beſſern, manches elende aber gutgemeinte Stück ſchuldig ſind; es kann ſeyn, ſage ich, denn dieſe Ihre Anmerkung klingt ein wenig zu ſinnreich, als daß ich ſie gleich für wahr halten ſollte. Aber das erkenne ich für wahr, daß kein Grundſatz, wenn man ſich ihn recht geläufig gemacht hat, beſſere Trauerſpiele kann hervorbringen helfen, als der: Die Tragödie ſoll Leidenſchaften erregen.

Nehmen Sie einen Augenblick an, daß der erſte Grundſatz eben ſo wahr als der andere ſey, ſo kann man doch noch hinlängliche Urſachen angeben, warum jener bey der Ausübung mehr ſchlimme, und dieſer mehr gute Folgen haben müſſe. Jener hat nicht deswegen ſchlimme Folgen, weil er ein falſcher Grundſatz iſt, ſondern deswegen, weil er entfernter iſt, als dieſer, weil er blos den Endzweck angiebt, und dieſer die Mittel. Wenn ich die Mittel habe, ſo habe ich den Endzweck, aber nicht umgekehrt. Sie müſſen alſo ſtärkere Gründe haben, warum Sie hier vom Ariſtoteles abgehen, und ich wünſchte, daß Sie mir einiges Licht davon gegeben hätten; denn dieſer Verabſäumung ſchreiben Sie es nunmehr zu, daß Sie hier meine Gedanken leſen müſſen, wie ich glaube, daß man die Lehre des alten Philoſophen verſtehen ſolle, und wie ich mir vorſtelle, daß das Trauerſpiel durch Erzeugung der Leidenſchaften beſſern kann.

Das meiſte wird darauf ankommen: was das Trauerſpiel für Leidenſchaften erregt. In ſeinen Perſonen kann es alle mögliche Leidenſchaften wirken laſſen, die ſich zu der Würde des Stoffes ſchicken. Aber werden auch zugleich alle dieſe Leidenſchaften in den Zuſchauern rege? Wird er freudig? wird er verliebt? wird er zornig? wird er rachſüchtig? Ich frage nicht, ob ihn der Poet ſo weit bringt, daß er dieſe Leidenſchaften in der ſpielenden Perſon billiget, ſondern ob er ihn ſo weit bringt, daß er dieſe Leidenſchaften ſelbſt fühlt, und nicht blos fühlt, ein andrer fühle ſie?

Kurz, ich finde keine einzige Leidenſchaft, die das Trauerſpiel in dem Zuſchauer rege macht, als das Mitleiden. Sie werden ſagen: erweckt es nicht auch Schrecken? erweckt es nicht auch Bewunderung? Schrecken und Bewunderung ſind keine Leidenſchaften, nach meinem Verſtande. Was denn? Wenn Sie es in Ihrer Abſchilderung getroffen haben, was Schrecken iſt, eris mihi magnus Apollo, und wenn Sie es getroffen haben, was Bewunderung iſt, Phillida solus habeto.

Setzen Sie ſich hier auf Ihre Richterſtühle, meine Herren, Nikolai und Moſes. Ich will es ſagen, was ich mir unter beyden vorſtelle.

Das Schrecken in der Tragödie iſt weiter nichts als die plötzliche Ueberraſchung des Mitleides, ich mag den Gegenſtand meines Mitleids kennen oder nicht. Z. E. endlich bricht der Prieſter damit heraus: Du Oedip biſt der Mörder des Lajus! Ich erſchrecke, denn auf einmahl ſehe ich den rechtſchafnen Oedip unglücklich; mein Mitleid wird auf einmahl rege. Ein ander Exempel: es erſcheinet ein Geiſt; ich erſchrecke: der Gedanke, daß er nicht erſcheinen würde, wenn er nicht zu des einen oder zu des andern Unglück erſchiene, die dunkle Vorſtellung dieſes Unglücks, ob ich den gleich noch nicht kenne, den es treffen ſoll, überraſchen mein Mitleid, und dieſes überraſchte Mitleid heißt Schrecken. Belehren Sie mich eines Beſſern, wenn ich Unrecht habe.

Nun zur Bewunderung! Die Bewunderung! O in der Tragödie, um mich ein wenig orakelmäßig auszudrucken, iſt ſie das entbehrlich gewordene Mitleiden. Der Held iſt unglücklich, aber er iſt über ſein Unglück ſo weit erhaben, er iſt ſelbſt ſo ſtolz darauf, daß es auch in meinen Gedanken die ſchreckliche Seite zu verlieren anfängt, daß ich ihn mehr beneiden, als betauern möchte.

Die Staffeln ſind alſo dieſe: Schrecken, Mitleid, Bewunderung. Die Leiter aber heißt: Mitleid; und Schrecken und Bewunderung ſind nichts als die erſten Sproſſen, der Anfang und das Ende des Mitleids. Z. E. Ich höre auf einmahl, nun iſt Cato ſo gut als des Cäſars Mörder. Schrecken! Ich werde hernach mit der verehrungswürdigen Perſon des erſtern, und auch nachher mit ſeinem Unglücke bekannt. Das Schrecken zertheilet ſich in Mitleid. Nun aber hör' ich ihn ſagen: „Die Welt, die Cäſarn dient, iſt meiner nicht mehr werth.“ Die Bewunderung ſetzt dem Mitleiden Schranken. Das Schrecken braucht der Dichter zur Ankündigung des Mitleids, und Bewunderung gleichſam zum Ruhepunkte deſſelben. Der Weg zum Mitleid wird dem Zuhörer zu lang, wenn ihn nicht gleich der erſte Schreck aufmerkſam macht, und das Mitleiden nützt ſich ab, wenn es ſich nicht in der Bewunderung erholen kann. Wenn es alſo wahr iſt, daß die ganze Kunſt des tragiſchen Dichters auf die ſichere Erregung und Dauer des einzigen Mitleidens geht, ſo ſage ich nunmehr, die Beſtimmung der Tragödie iſt dieſe: ſie ſoll unſre Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Sie ſoll uns nicht blos lehren, gegen dieſen oder jenen unglücklichen Mitleid zu fühlen, ſondern ſie ſoll uns ſo weit fühlbar machen, daß uns der Unglückliche zu allen Zeiten, und unter allen Geſtalten, rühren und für ſich einnehmen muß. Und nun berufe ich mich auf einen Satz, den Ihnen Herr Moſes vorläufig demonſtriren mag, wenn Sie, Ihrem eigenen Gefühl zum Trotz, daran zweifeln wollen. Der mitleidigſte Menſch iſt der beſte Menſch, zu allen geſellſchaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth der aufgelegteſte. Wer uns alſo mitleidig macht, macht uns beſſer und tugendhafter, und das Trauerſpiel, das jenes thut, thut auch dieſes, oder — es thut jenes, um dieſes thun zu können. Bitten Sie es dem Ariſtoteles ab, oder widerlegen Sie mich.

Auf gleiche Weiſe verfahre ich mit der Komödie. Sie ſoll uns zur Fertigkeit verhelfen, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen. Wer dieſe Fertigkeit beſitzt, wird in ſeinem Betragen alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden ſuchen, und eben dadurch der wohlgezogenſte und geſittetſte Menſch werden. Und ſo iſt auch die Nützlichkeit der Komödie gerettet.

Beyder Nutzen, des Trauerſpiels ſowohl als des Luſtſpiels, iſt von dem Vergnügen unzertrennlich; denn die ganze Hälfte des Mitleids und des Lachens iſt Vergnügen, und es iſt großer Vortheil für den dramatiſchen Dichter, daß er weder nützlich, noch angenehm, eines ohne das andere ſeyn kann.

Ich bin jetzt von dieſen meinen Grillen ſo eingenommen, daß ich, wenn ich eine dramatiſche Dichtkunſt ſchreiben ſollte, weitläuftige Abhandlungen vom Mitleid und Lachen voranſchicken würde. Ich würde beydes ſogar mit einander vergleichen, ich würde zeigen, daß das Weinen eben ſo aus einer Vermiſchung der Traurigkeit und Freude, als das Lachen aus einer Vermiſchung der Luſt und Unluſt entſtehe; ich würde weiſen, wie man das Lachen in Weinen verwandeln kann, wo man auf der einen Seite Luſt zur Freude, und auf der andern Unluſt zur Traurigkeit, in beſtändiger Vermiſchung anwachſen läßt; ich würde — Sie glauben nicht, was ich alles würde.

Ich will Ihnen nur noch einige Proben geben, wie leicht und glücklich aus meinem Grundſatze, nicht nur die vornehmſte bekannte Regeln, ſondern auch eine Menge neuer Regeln fließe, an deren Statt man ſich mit dem bloßen Gefühle zu begnügen pflegt.

Das Trauerſpiel ſoll ſo viel Mitleid erwecken, als es nur immer kann; folglich müſſen alle Perſonen, die man unglücklich werden läßt, gute Eigenſchaften haben, folglich muß die beſte Perſon auch die unglücklichſte ſeyn, und Verdienſt und Unglück in beſtändigem Verhältniſſe bleiben. Das iſt, der Dichter muß keinen von allem Guten entblößten Böſewicht aufführen. Der Held oder die beſte Perſon muß nicht, gleich einem Gotte, ſeine Tugenden ruhig und ungekränkt überſehen. Ein Fehler des Canuts, zu deſſen Bemerkung Sie auf einem andern Wege gelanget ſind. Merken Sie aber wohl, daß ich hier nicht von dem Ausgange rede, denn das ſtelle ich in des Dichters Gutbefinden, ob er lieber die Tugend durch einen glücklichen Ausgang krönen, oder durch einen unglücklichen uns noch intereſſanter machen will. Ich verlange nur, daß die Perſonen, die mich am meiſten für ſich einnehmen, während der Dauer des Stücks, die unglücklichſten ſeyn ſollen. Zu dieſer Dauer aber gehöret nicht der Ausgang.

Das Schrecken, habe ich geſagt, iſt das überraſchte Mitleiden; ich will hier noch ein Wort hinzuſetzen: das überraſchte und unentwickelte Mitleiden; folglich wozu die Ueberraſchung, wenn es nicht entwickelt wird? Ein Trauerſpiel voller Schrecken, ohne Mitleid, iſt ein Wetterleuchten ohne Donner. So viel Blitze, ſo viel Schläge, wenn uns der Blitz nicht ſo gleichgültig werden ſoll, daß wir ihm mit einem kindiſchen Vergnügen entgegen gaffen. Die Bewunderung, habe ich mich ausgedrückt, iſt das entbehrlich gewordene Mitleid. Da aber das Mitleid das Hauptwerk iſt, ſo muß es folglich ſo ſelten als möglich entbehrlich werden; der Dichter muß ſeinen Held nicht zu ſehr, nicht zu anhaltend der bloßen Bewunderung ausſetzen, und Cato als ein Stoiker iſt mir ein ſchlechter tragiſcher Held. Der bewunderte Held iſt der Vorwurf der Epopee; der *betauerte* des Trauerſpiels. Können Sie ſich einer einzig[illegible] Stelle erinnern, wo der Held des Homers, des Virgils, d[illegible] Taſſo, des Klopſtocks, Mitleiden erweckt? oder eines einzigen alten Trauerſpiels, wo der Held mehr bewundert als betauert wird? Hieraus können Sie nun auch ſchließen, was ich von Ihrer Eintheilung der Trauerſpiele halte. Sie fällt mit Ihrer Erlaubniß ganz weg. Ich habe nicht Luſt noch einen dritten Bogen anzulegen, ſonſt wollte ich mich noch über einige andere Punkte erklären. Ich verſpare es bis auf einen nächſten Brief, welcher zugleich die Beantwortung Ihres zweyten enthalten ſoll.

Jetzt melde ich Ihnen nur noch, daß ich Ihr zweytes Avertiſſement beſorgt habe; verlange, daß Sie mir Ihre aufrichtige Meinung über dieſes Geſchwätz je eher je lieber entdecken ſollen, und empfehle mich Ihrer fernern Freundſchaft. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

N. S. Wenn Sie über meine Zweifel freundlich antworten wollen, ſo ſchicken Sie mir dieſen Brief wieder mit zurück; denn es könnte leicht kommen, daß ich über acht Tage nicht mehr wüßte, was ich heute geſchrieben habe.

An Moſes Mendelsſohn.

den 18. Nov. 1756.

Liebſter Freund!

Ich habe heute an unſern Herrn Nicolai einen ſehr langen und langweiligen Brief geſchrieben, und ich vermuthe, daß Sie einen deſto kürzern bekommen werden. Je kürzer je angenehmer! Zu leſen oder zu ſchreiben? werden Sie fragen.

Dieſer kurze Brief kann aber keine Antwort auf Ihre Antwort meines letztern ſeyn, den Ihnen Herr Joſeph mitgebracht hat, non epistolæ nullæ sunt responsiones. Sondern er iſt eine Antwort auf Ihren Brief, den ich Ihnen von Amſterdam aus beantwortet hätte, wenn der König von Preuſſen nicht ein ſo großer Kriegsheld wäre.

Es iſt mir recht ſehr angenehm, daß mein Freund, der Metaphyſiker, ſich in einen Belesprit ausdehnt, wenn ſein Freund, der Belesprit, ſich nur ein wenig in einen Metaphyſiker concentriren könnte oder wollte. Was iſt zu thun? Der Belesprit tröſtet ſich unterdeſſen mit dem Einfalle — denn mit was kann ſich ein Belesprit anders tröſten, als mit Einfällen? — daß, wenn Freunde alles unter ſich gemein haben ſollen, Ihr Wiſſen auch das meinige iſt, und Sie kein Metaphyſiker ſeyn können, ohne daß ich nicht auch einer ſey.

Z. E. ich bitte Sie, das, was ich an Herrn Nikolai geſchrieben habe, zu überdenken, zu prüfen, zu verbeſſern. Erfüllen Sie nun meine Bitte, ſo iſt es eben das, als ob ich es ſelbſt nochmals überdacht, geprüft und verbeſſert hätte. Ihre beſſern Gedanken ſind weiter nichts als meine zweyten Gedanken. So bald Sie alſo, unter andern, meinen Begrif vom Weinen falſch finden werden, ſo bald werde ich ihn auch verwerfen, und ihn für weiter nichts halten, als für eine gewaltſame Ausdehnung meines Begrifs vom Lachen. Jetzo halte ich ihn noch für wahr; denn ich denke ſo: alle Betrübniß, welche von Thränen begleitet wird, iſt eine Betrübniß über ein verlohrnes Gut; kein anderer Schmerz, keine andre unangenehme Empfindung wird von Thränen begleitet. Nun findet ſich bey dem verlohrnen Gute nicht allein die Idee des Verluſts, ſondern auch die Idee des Guts, und beyde, dieſe angenehme mit jener unangenehmen, ſind unzertrennlich verknüpft. Wie, wenn dieſe Verknüpfung überall Statt hätte, wo das Weinen vorkommt? Bey den Thränen des Mitleids iſt es offenbar. Bey den Thränen der Freude trift es auch ein: denn man weint nur da vor Freude, wenn man vorhero elend geweſen, und ſich nun auf einmahl beglückt ſieht; niemahls aber, wenn man vorher nicht elend geweſen. Die einzigen ſogenannten Bußthränen machen mir zu ſchaffen, aber ich ſorge ſehr, die Erinnerung der Annehmlichkeit der Sünde, die man jetzt erſt für ſtrafbar zu erkennen anfängt, hat ihren guten Theil daran; es müßte denn ſeyn, daß die Bußthränen nichts anders als eine Art von Freudenthränen wären, da man ſein Elend, den Weg des Laſters gewandelt zu ſeyn, und ſeine Glückſeligkeit, den Weg der Tugend wieder anzutreten, zugleich empfände.

Ich bitte Sie nur noch, auf die bewundernswürdige Harmonie Acht zu haben, die ich nach meiner Erklärung des Weinens, hier zwiſchen den reſpondirenden Veränderungen des Körpers und der Seele zu ſehen glaube. Man kann lachen, daß die Thränen in die Augen treten; das körperliche Weinen iſt alſo gleichſam der höchſte Grad des körperlichen Lachens. Und was braucht es bei dem Lachen in der Seele mehr, wenn es zum Weinen werden ſoll, als daß die Luſt und Unluſt, aus deren Vermiſchung das Lachen entſteht, beyde zum höchſten Grade anwachſen, und eben ſo vermiſcht bleiben. Z. E. der Kopf eines Kindes in einer großen Staatsperücke iſt ein lächerlicher Gegenſtand; und der große Staatsmann, der kindiſch geworden iſt, ein beweinenswürdiger.

Ich ſehe, daß mein Brief doch lang geworden iſt. Nehmen Sie mir es ja nicht übel. Leben Sie wohl, liebſter Moſes, und fahren Sie fort mich zu lieben. Ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, den 28. Nov. 1756.

Liebſter Freund!

Ich muß Ihnen auf Ihren letzten Brief den Augenblick antworten; denn was bey mir nicht den Augenblick geſchieht, das geſchieht entweder gar nicht, oder ſehr ſchlecht. Da ich aber nichts weniger als lange Weile habe, und den größten Theil des Tages mit unſern Gäſten zubringen muß — (denn das wiſſen Sie doch, daß nunmehr auch Leipzig nicht länger von Preußiſcher Einquartierung verſchont iſt?) ſo werde ich von der Fauſt weg ſchreiben, und meine Gedanken unter der Feder reif werden laſſen.

Es kömmt mir ſehr gelegen, was Sie von der Bewunderung ſagen; und in meinem Briefe an unſern Freund habe ich dieſen Affekt nicht ſowohl überhaupt erklären, als anzeigen wollen, was für Wirkung er in dem Trauerſpiele hervorbringe; eine Wirkung, die Sie ſelbſt nicht ganz in Abrede ſind.

Wir gerathen in Bewunderung, ſagen Sie, wenn wir an einem Menſchen gute Eigenſchaften gewahr werden, die unſre Meinung, die wir von ihm oder von der ganzen menſchlichen Natur gehabt haben, übertreffen. In dieſer Erklärung finde ich zweyerley Dinge, die zweyerley Nahmen verdienen, und in unſerer Sprache auch wirklich haben. Wenn ich an einem gute Eigenſchaften gewahr werde, die meine Meinung *von ihm* übertreffen; ſo heißt das nicht, ich *bewundere* ihn, ſondern ich *verwundere* mich über ihn. Bewundern Sie den ſterbenden Osmann? Ich nicht, ich verwundere mich blos, daß aus einem chriſtlichen Barbaren ſo geſchwind ein Menſch geworden iſt, ja ich verwundere mich ſo ſehr, daß ich mich nicht enthalten kann, den Dichter ein wenig zu tadeln. Die Veränderung iſt zu jäh, und nach dem Charakter des Gusmann durch nichts wahrſcheinlich zu machen, als durch eine übernatürliche Wirkung der Religion. Voltaire muß es ſelbſt gemerkt haben:

Sieh hier den Unterſchied der Götter, die wir ehren,
Die deinen konnten dich nur Wuth und Rache lehren.

Bis dieſen Augenblick habe ich den Gusmann gehaßt: ich freue mich faſt, daß ihn der Wilde erſtochen hat; er erſtach ein Ungeheuer, das eine Welt verwüſtete; wo ſollte das Mitleiden herkommen? Nunmehr aber höre ich, er vergiebt; er thut die erſte und letzte gute That, die ich nicht von ihm erwartet hätte; das Mitleid erſcheint an der Hand der Verwunderung, das iſt, es entſteht durch die endlich und plötzlich entdeckte gute Eigenſchaft. Ich ſage mit Fleiß: plötzlich, um eine Erfahrung daraus zu erklären, die ich wirklich gehabt habe, ehe die Speculation noch daran Theil nehmen konnte. Ich bin, als ich dieſe Scene zum erſtenmahl las, über die Vergebung des Gusmann erſchrocken. Denn den Augenblick fühlte ich mich in der Stelle des Zamor. Ich fühlte ſeine Beſchämung, ſeine ſchmerzliche Erniedrigung, ich fühlte es, was es einem Geiſte, wie dem ſeinigen, koſten müſſe, zu ſagen: ich ſchäme mich der Rache! Zum Tode, dem kleinern Uebel, war er vorbereitet; zur Vergebung, dem größern, nicht.

Alſo, wenn ein Böſewicht oder jede andere Perſon eine gute Eigenſchaft zeigt, die ich in ihm nicht vermuthet hätte, ſo entſteht keine Bewunderung, ſondern eine Verwunderung, welche ſo wenig etwas angenehmes iſt, daß ſie vielmehr weiter nichts, als ein Fehler des Dichters genannt zu werden verdient, weil in keinem Charakter mehr ſeyn muß, als man ſich Anfangs darin zu finden verſpricht. Wenn der Geizige auf einmal freigebig, der Ruhmredige auf einmal beſcheiden wird; ſo verwundert man ſich, bewundern aber kann man ihn nicht.

Wenn nun dieſer Unterſchied keine falſche Spitzfindigkeit iſt, ſo wird die Bewunderung allein da Statt finden, wo wir ſo glänzende Eigenſchaften entdecken, daß wir ſie der ganzen menſchlichen Natur nicht zugetrauet hätten. Um dieſes näher einzuſehen, glaube ich, werden folgende Punkte etwas beitragen können.

Was ſind dieſes für glänzende Eigenſchaften, die wir bewundern? Sind es beſondere Eigenſchaften, oder ſind es nur die höchſten Grade guter Eigenſchaften? Sind es die höchſten Grade aller guter Eigenſchaften, oder nur einiger derſelben?

Das Wort Bewunderung wird von dem größten Bewunderer, dem Pöbel, ſo oft gebraucht, daß ich es kaum wagen will, aus dem Sprachgebrauche etwas zu entſcheiden. Seine, des Pöbels Fähigkeiten ſind ſo gering, ſeine Tugenden ſo mäßig, daß er beide nur in einem leidlichen Grade entdecken darf, wenn er bewundern ſoll. Was über ſeine enge Sphäre iſt, glaubt er über die Sphäre der ganzen menſchlichen Natur zu ſeyn.

Laſſen Sie uns alſo nur diejenigen Fälle unterſuchen, wo die beſſern Menſchen, Menſchen von Empfindung und Einſicht, bewundern. Unterſuchen Sie Ihr eigen Herz, liebſter Freund! Bewundern Sie die Gütigkeit des Auguſtus, die Keuſchheit des Hippolyts, die kindliche Liebe der Chimene? Sind dieſe und andere ſolche Eigenſchaften über den Begrif, den Sie von der menſchlichen Natur haben? Oder zeigt nicht vielmehr die Nacheiferung ſelbſt, die ſie in Ihnen erwecken, daß ſie noch innerhalb dieſem Begriffe ſind?

Was für Eigenſchaften bewundern Sie denn nun? Sie bewundern einen Cato, einen Eſſex — mit einem Worte, nichts als Beiſpiele einer unerſchütterten Feſtigkeit, einer unerbittlichen Standhaftigkeit, eines nicht zu erſchreckenden Muths, einer heroiſchen Verachtung der Gefahr und des Todes; und alle dieſe Beiſpiele bewundern Sie um ſo viel mehr, je beſſer Sie ſind, je fühlbarer Ihr Herz, je zärtlicher Ihre Empfindung iſt. Sie haben einen zu richtigen Begrif von der menſchlichen Natur, als daß Sie nicht alle unempfindliche Helden für ſchöne Ungeheuer, für mehr als Menſchen, aber gar nicht für gute Menſchen halten ſollten. Sie bewundern ſie alſo mit Recht; aber eben deswegen, weil Sie ſie bewundern, werden Sie ihnen nicht nacheifern. Mir wenigſtens iſt es niemals in den Sinn gekommen, einem Cato oder Eſſex an Halsſtarrigkeit gleich zu werden, ſo ſehr ich ſie auch wegen dieſer Halsſtarrigkeit bewundere, die ich ganz und gar verachten und verdammen würde, wenn es nicht eine Halsſtarrigkeit der Tugend zu ſeyn ſchiene.

Ich werde alſo der Bewunderung nichts abbitten, ſondern ich verlange, daß Sie es der Tugend abbitten ſollen, ſie zu einer Tochter der Bewunderung gemacht zu haben. Es iſt wahr, ſie iſt ſehr oft die Tochter der Nacheiferung, und die Nacheiferung iſt eine natürliche Folge der anſchauenden Erkenntniß einer guten Eigenſchaft. Aber muß es eine bewundernswürdige Eigenſchaft ſeyn? Nichts weniger. Es muß eine gute Eigenſchaft ſeyn, deren ich den Menſchen überhaupt, und alſo auch mich, fähig halte. Und dieſe Eigenſchaften ſchließe ich ſo wenig aus dem Trauerſpiele aus, daß vielmehr, nach meiner Meinung, gar kein Trauerſpiel ohne ſie beſteht, weil man ohne ſie kein Mitleid erregen kann. Ich will nur diejenigen großen Eigenſchaften ausgeſchloſſen haben, die wir unter dem allgemeinen Namen des Heroismus begreifen können, weil jede derſelben mit Unempfindlichkeit verbunden iſt, und Unempfindlichkeit in dem Gegenſtande des Mitleids, mein Mitleiden ſchwächt.

Laſſen Sie uns hier bei den Alten in die Schule gehen. Was können wir nach der Natur für beſſere Lehrer wählen? Um das Mitleid deſto gewiſſer zu erwecken, ward Oedipus und Alceſte von allem Heroismus entkleidet. Jener klagt weibiſch, und dieſe jammert mehr als weibiſch; ſie wollten ſie lieber zu empfindlich, als unempfindlich machen; ſie ließen ſie lieber zu viel Klagen ausſchütten, zu viel Thränen vergießen, als gar keine.

Sie ſagen, das benähme der Bewunderung ihren Werth nicht, daß ſie das Mitleiden ſchwäche oder gar aufhebe, weil ſie dieſes mit dem Tode des Helden gemein habe. Sie irren hier aus zu großer Scharfſinnigkeit. Unter 1000 Menſchen wird nur ein Weltweiſer ſeyn, welcher den Tod nicht für das größte Uebel, und das Todtſeyn nicht für eine Fortdauer dieſes Uebels hält. Das Mitleiden hört alſo mit dem Tode noch nicht auf; geſetzt aber, es hörte auf, ſo würde dieſer Umſtand weiter nichts, als die Urſache der Regel ſeyn, warum ſich mit dem Tode des Helden auch das Stück ſchließen müſſe. Kann ſich aber das Stück mit der Bewunderung ſchließen? Wenn ich aber geſagt habe, der tragiſche Dichter müſſe die Bewunderung ſo wenig ſein Hauptwerk ſeyn laſſen, daß er ſie vielmehr nur zu Ruhepunkten des Mitleids machen müſſe; ſo habe ich dieſes damit ſagen wollen, er ſolle ſeinem Helden nur ſo viel Standhaftigkeit geben, daß er nicht auf eine unanſtändige Art unter ſeinem Unglück erliege. Empfinden muß er ihn ſein Unglück laſſen; er muß es ihn recht fühlen laſſen; denn ſonſt können wir es nicht fühlen. Und nur dann und wann muß er ihn laſſen einen effort thun, der auf wenige Augenblicke eine dem Schickſal gewachſene Seele zu zeigen ſcheint, welche große Seele den Augenblick darauf wieder ein Raub ihrer ſchmerzlichen Empfindungen werden muß.

Was Sie von dem Mithridat des Racine ſagen, iſt, glaub' ich, eher für mich, als für Sie. Eben die edelmüthige Scene, wo er ſeinen Söhnen den Anſchlag, vor

Rom zu geben, entdeckt, iſt Urſache, daß wir mit ihm wegen ſeines gehabten mißlichen Schickſals in dem Kriege wider die Römer kein Mitleiden haben können. Ich ſehe ihn ſchon triumphirend in Rom einziehen, und vergeſſe darüber alle ſeine unglücklichen Schlachten. Und was iſt denn dieſe Scene bei dem Racine mehr, als eine ſchöne Flickſcene? Sie bewundern den Mithridat, dieſe Bewunderung iſt ein angenehmer Affekt; ſie kann bei einem Carl dem XII. Nacheiferung erwecken, aber wird es dadurch unwahr, daß ſie ſich beſſer in ein Heldengedicht als in ein Trauerſpiel ſchicke?

Doch ich will aufhören zu ſchwatzen, und es endlich bedenken, daß ich an einen Wortſparer ſchreibe. Ich will, was ich wider die Bewunderung bisher, ſchlecht oder gut, geſagt habe, nicht geſagt haben; ich will alles wahr ſeyn laſſen, was Sie von ihr ſagen. Sie iſt dennoch aus dem Trauerſpiel zu verbannen.

Denn — Doch ich will erſt eine Erläuterung aus dem Urſprunge des Trauerſpiels voranſchicken. Die alten Trauerſpiele ſind aus dem Homer, ihrem Inhalte nach, genommen, und dieſe Gattung der Gedichte ſelbſt, iſt aus der Abſingung ſeiner Epopeen entſprungen. Homer und nach ihm die Rhapſodiſten wählten gewiſſe Stücke daraus, die ſie bei feierlichen Gelegenheiten, vielleicht auch vor den Thüren ums Brod, abzuſingen pflegten. Sie mußten die Erfahrung gar bald machen, was für Stücke von dem Volke am liebſten gehört wurden. Heldenthaten hört man nur einmal mit ſonderlichem Vergnügen; ihre Neuigkeit rührt am meiſten. Aber tragiſche Begebenheiten rühren, ſo oft man ſie hört. Dieſe alſo wurden, vorzüglich vor andern Begebenheiten bei dem Homer, ausgeſucht, und Anfangs, ſo wie ſie erzählungsweiſe bei dem Dichter ſtehen, geſungen, bis man darauf fiel, ſie dialogiſch abzutheilen, und das daraus entſtand, was wir jetzt Tragödie nennen. Hätten denn nun die Alten nicht eben ſowohl aus den Heldenthaten ein dialogiſches Ganze machen können? Freilich, und ſie würden es gewiß gethan haben, wenn ſie nicht die Bewunderung für eine weit ungeſchicktere Lehrerin des Volks als das Mitleiden gehalten hätten.

Und das iſt ein Punkt, den Sie ſelbſt am beſten beweiſen können. Die Bewunderung in dem allgemeinen Verſtande, in welchem es nichts iſt, als das ſonderliche Wohlgefallen an einer ſeltenen Vollkommenheit, beſſert vermittelſt der Nacheiferung, und die Nacheiferung ſetzt eine deutliche Erkenntniß der Vollkommenheit, welcher ich nacheifern will, voraus. Wie viele haben dieſe Erkenntniß? Und wo dieſe nicht iſt, bleibt die Bewunderung nicht unfruchtbar? Das Mitleiden hingegen beſſert unmittelbar; beſſert, ohne daß wir ſelbſt etwas dazu beitragen dürfen; beſſert den Mann von Verſtande ſowohl als den Dummkopf.

Hiermit ſchließ' ich. Sie ſind mein Freund; ich will meine Gedanken von Ihnen geprüft, nicht gelobt haben. Ich ſehe Ihren fernern Einwürfen mit dem Vergnügen entgegen, mit welchem man der Belehrung entgegen ſehen muß. Jetzt habe ich mich, in Anſehung des Briefſchreibens, in Athem geſetzt; Sie wiſſen, was Sie zu thun haben, wenn ich darin bleiben ſoll. Leben Sie wohl, und laſſen Sie unſre Freundſchaft ewig ſeyn!

Leſſing.

An Nicolai.

Leipzig, d. 29. Novemb. 1756.

Liebſter Freund,

Vorigesmal bekamen Sie den langen Brief; jetzt hat ihn Herr Moſes bekommen, und Sie bekommen den kurzen.

Geſegnet ſey Ihr Entſchluß, ſich ſelbſt zu leben![1] Um feinen Verſtand auszubreiten, muß man ſeine Begierden einſchränken. Wenn Sie leben können, ſo iſt es gleichviel, ob Sie von mäßigen, oder von großen Einkünften leben. Und endlich ſind Plätze in der Welt, die ſich beſſer für Sie ſchicken, als die Handlung. Wie glücklich wäre ich, wenn ich Ihre Einladung annehmen könnte! Wie viel lieber wollte ich künftigen Sommer mit Ihnen und unſerem Freunde zubringen, als in England! Vielleicht lerne ich da weiter nichts, als daß man eine Nation bewundern und haſſen kann.

Ich komme zur rückſtändigen Beantwortung Ihrer Briefe. Ich wollte lieber, daß Sie mein Stück, als die Aufführung meines Stücks, ſo weitläuftig beurtheilt hätten. Sie würden mir dadurch das Gute, das Sie davon ſagen, glaublicher gemacht haben. Ich kann mich aber doch nicht enthalten, über Ihr Lob eine Anmerkung zu machen. Sie ſagen, Sie hätten bis zum fünften Aufzuge öfters Thränen vergoſſen; am Ende aber hätten Sie vor ſtarker Rührung nicht weinen können: eine Sache, die Ihnen noch nicht begegnet ſey, und gewiſſer Maßen mit Ihrem Syſtem von der Rührung ſtreite. — Es mag einmal in dieſem Complimente, was noch in keinem Complimente geweſen iſt, jedes Wort wahr ſeyn — wiſſen Sie, was mein Gegencompliment iſt? Wer Geyer heißt Ihnen ein falſches Syſtem haben! Oder vielmehr: wer Geyer heißt Ihrem Verſtande ſich ein Syſtem nach ſeiner Grille machen, ohne Ihre Empfindung zu Rathe zu ziehen? Dieſe hat, Ihnen unbewußt, das richtigſte Syſtem, das man nur haben kann; denn ſie hat meines. Ich berufe mich auf meinen letzten Brief an Hrn. Moſes. Das Mitleiden giebt keine Thränen mehr, wenn die ſchmerzhaften Empfindungen in ihm die Oberhand gewinnen. Ich unterſcheide drei Grade des Mitleids, deren mittelſter das weinende Mitleid iſt, und die vielleicht mit den drey Worten zu unterſcheiden wären, Rührung, Thränen, Beklemmung. Rührung iſt, wenn ich weder die Vollkommenheiten, noch das Unglück des Gegenſtandes deutlich denke, ſondern von beiden nur einen dunkeln Begriff habe; ſo rührt mich z. E. der Anblick jedes Bettlers. Thränen erweckt er nur dann in mir, wenn er mich mit ſeinen guten Eigenſchaften ſo wohl, als mit ſeinen Unfällen bekannter macht, und zwar mit beiden zugleich, welches das wahre Kunſtſtück iſt, Thränen zu erregen. Denn macht er mich erſt mit ſeinen guten Eigenſchaften und hernach mit ſeinen Unfällen, oder erſt mit dieſen und hernach mit jenen bekannt, ſo wird zwar die Rührung ſtärker, aber zu Thränen kömmt ſie nicht. Z. E. Ich frage den Bettler nach ſeinen Umſtänden, und er antwortet: ich bin ſeit drei Jahren amtlos, ich habe Frau und Kinder; ſie ſind Theils krank, Theils noch zu klein, ſich ſelbſt zu verſorgen; ich ſelbſt bin nur vor einigen Tagen vom Krankenbette aufgeſtanden. — Das iſt ſein Unglück! — Aber wer ſind Sie denn? frage ich weiter. — Ich bin der und der, von deſſen Geſchicklichkeit in dieſen oder jenen Verrichtungen Sie vielleicht gehört haben; ich bekleidete mein Amt mit möglichſter Treue; ich könnte es alle Tage wieder antreten, wenn ich lieber die Creatur eines Miniſters, als ein ehrlicher Mann ſeyn wollte ꝛc. Das ſind ſeine Vollkommenheiten! Bei einer ſolchen Erzählung aber kann niemand weinen. Sondern wenn der Unglückliche meine Thränen haben will, muß er beide Stücke verbinden; er muß ſagen: ich bin vom Amte geſetzt, weil ich zu ehrlich war, und mich dadurch bei dem Miniſter verhaßt machte; ich hungere, und mit mir hungert eine kranke liebenswürdige

---

[1] Ich entſagte damals der Handlung, um mit einem kleinen Einkommen, bloß für die Wiſſenſchaften zu leben.
Nicolai.

Frau; und mit uns hungern ſonſt hoffnungsvolle, jetzt in der Armuth vermodernde Kinder; und wir werden gewiß noch lange hungern müſſen. Doch ich will lieber hungern, als niederträchtig ſeyn; auch meine Frau und Kinder wollen lieber hungern, und ihr Brot lieber unmittelbar von Gott, das iſt, aus der Hand eines barmherzigen Mannes, nehmen, als ihren Vater und Ehemann laſterhaft wiſſen ꝛc. — (Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen. Sie müſſen meinem Vortrage mit Ihrem eignen Nachdenken zu Hülfe kommen.) Einer ſolchen Erzählung habe ich immer Thränen in Bereitſchaft. Unglück und Verdienſt ſind hier im Gleichgewicht. Aber laſſen Sie uns das Gewicht in der einen oder andern Schale vermehren, und zuſehen, was nunmehr entſteht. Laſſen Sie uns zuerſt in die Schale der Vollkommenheit eine Zulage werfen. Der Unglückliche mag fortfahren: aber wenn ich und meine kranke Frau uns nur erſt wieder erholt haben, ſo ſoll es ſchon anders werden. Wir wollen von der Arbeit unſerer Hände leben; wir ſchämen uns keiner. Alle Arten, ſein Brot zu verdienen, ſind einem ehrlichen Manne gleich anſtändig; Holz ſpalten, oder am Ruder des Staates ſitzen. Es kömmt ſeinem Gewiſſen nicht darauf an, wie viel er nützt, ſondern wie viel er nützen wollte. — Nun hören meine Thränen auf; die Bewunderung erſtickt ſie. Und kaum, daß ich es noch fühle, daß die Bewunderung aus dem Mitleiden entſprungen. — Laſſen Sie uns eben den Verſuch mit der andern Wagſchale anſtellen. Der ehrliche Bettler erfährt, daß es wirklich einerley Wunder, einerley übernatürliche Seltenheit iſt, von der Barmherzigkeit der Menſchen, oder unmittelbar aus der Hand Gottes geſpeiſt zu werden. Er wird überall ſchimpflich abgewieſen; unterdeſſen nimmt ſein Mangel zu, und mit ihm ſeine Verwirrung. Endlich geräth er in Wuth; er ermordet ſeine Frau, ſeine Kinder und ſich. — Weinen Sie noch? — Hier erſtickt der Schmerz die Thränen, aber nicht das Mitleid, wie es die Bewunderung thut. Es iſt —

Ich verzweifelter Schwätzer! Nicht ein Wort mehr. Iſt Ihre Recenſion vom Devil to pay ſchon gedruckt? Ich habe eine ſehr merkwürdige Entdeckung in Anſehung dieſes Stücks gemacht; wovon in meinem nächſten.

Leben Sie wohl, liebſter Freund!

Leſſing.

Nachſchrift. Was macht denn unſer lieber Marpurg? Grüßen Sie ihn tauſendmal von mir. Ich laſſe mich wegen des berühmten Dichters in ſeinen Oden ſchöne bedanken.

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, d. 18. Dec. 1756.

Liebſter Freund!

Sie haben Recht; ich habe in meinem Briefe an Sie ziemlich in den Tag hinein geſchwatzt. Heben Sie ihn nur immer auf; aber nicht zu Ihrer, ſondern zu meiner Demüthigung. Er bleibe bei Ihnen ein dauerhafter Beweis, was für albernes Zeug ich ſchreiben kann, wenn ich, wie ich mich auszudrücken beliebt habe, meine Gedanken unter der Feder reif werden laſſe. Laſſen Sie mich jetzt verſuchen, ob ſie durch Ihre Einwürfe und Erinnerungen reifer geworden. Ich löſche die ganze Tafel aus, und will mich über die Materie von der Bewunderung noch gar nicht erklärt haben. Von vorne!

Ich hatte in dem erſten Briefe an Hrn. Nicolai von dieſer Materie geſchrieben: die Bewunderung müſſe in dem Trauerſpiele nichts ſeyn, als der Ruhepunkt des Mitleidens. Haben Sie mich auch recht verſtanden? Herr Nicolai machte zu ſeiner zweiten Gattung der Trauerſpiele diejenige, wo man durch Hülfe des Schreckens und des Mitleidens Bewunderung erregen wolle. In dieſer Gattung alſo wird die Bewunderung zum Hauptwerke, das iſt, das Unglück, das den Helden trifft, ſoll uns nicht ſowohl rühren, als dem Helden Gelegenheit geben, ſeine außerordentlichen Vollkommenheiten zu zeigen, deren intuitive Erkenntniß in uns den angenehmen Affekt erwecke, welchen Sie Bewunderung nennen.

Ein ſolches Trauerſpiel nun, ſage ich, würde ein dialogiſches Heldengedicht ſeyn, und kein Trauerſpiel. Der bewunderte Held, habe ich mich gegen Herrn Nicolai ausgedrückt, iſt der Stof des Heldengedichts. Da Sie mir doch alſo wohl zutrauen werden, daß ich ein Heldengedicht (ein Gedicht voller Bewunderung) für ein ſchönes Gedicht halte; ſo kann ich nicht einſehen, wie Sie mir Schuld geben können, daß ich der Bewunderung alles Schöne, alles Angenehme rauben wolle. Sie iſt ein angenehmer Affekt, gut; aber kann ihr dieſes die vornehmſte Stelle in einem Trauerſpiele verdienen? Das Trauerſpiel (ſagt Ariſtoteles, Hauptſtück 14) ſoll uns nicht jede Art des Vergnügens ohne Unterſchied gewähren, ſondern nur allein das Vergnügen, welches ihm eigenthümlich zukömmt.

Warum wollen wir die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren, und die Gränzen der einen in die andern laufen laſſen? So wie in dem Heldengedichte die Bewunderung das Hauptwerk iſt, alle andere Affekten, das Mitleiden beſonders, ihr untergeordnet ſind: ſo ſey auch in dem Trauerſpiele das Mitleiden das Hauptwerk, und jeder andere Affekt, die Bewunderung beſonders, ſey ihm nur untergeordnet, das iſt, diene zu nichts, als das Mitleiden erregen zu helfen. Der Heldendichter läßt ſeinen Helden unglücklich ſeyn, um ſeine Vollkommenheiten ins Licht zu ſetzen. Der Tragödienſchreiber ſetzt ſeines Helden Vollkommenheiten ins Licht, um uns ſein Unglück deſto ſchmerzlicher zu machen.

Ein großes Mitleiden kann nicht ohne große Vollkommenheiten in dem Gegenſtande des Mitleids ſeyn, und große Vollkommenheiten, ſinnlich ausgedrückt, nicht ohne Bewunderung. Aber dieſe großen Vollkommenheiten ſollen in dem Trauerſpiele nie ohne große Unglücksfälle ſeyn, ſollen mit dieſen allezeit genau verbunden ſeyn, und ſollen alſo nicht Bewunderung allein, ſondern Bewunderung und Schmerz, das iſt, Mitleiden erwecken. Und das iſt meine Meinung. Die Bewunderung findet alſo in dem Trauerſpiele nicht als ein beſonderer Affekt Statt, ſondern blos als die eine Hälfte des Mitleids. Und in dieſer Betrachtung habe ich auch Recht gehabt, ſie nicht als einen beſondern Affekt, ſondern nur nach ihrem Verhältniſſe gegen das Mitleiden zu erklären.

Und in dieſem Verhältniſſe, ſage ich noch, ſoll ſie der Ruhepunkt des Mitleidens ſeyn, nehmlich da, wo ſie für ſich allein wirken ſoll. Da ſie aber zum zweytenmahl auf dem Exempel des Mithridats beſtehen, ſo muß ich glauben, Sie haben meine Worte ſo verſtanden, als wollte ich mit dieſem Ruhepunkte ſagen, ſie ſoll das Mitleiden ſtillen helfen. Aber das will ich damit gar nicht ſagen, ſondern gleich das Gegentheil. Hören Sie nur!

Wir können nicht lange in einem ſtarken Affekte bleiben; alſo können wir auch ein ſtarkes Mitleiden nicht lange aushalten; es ſchwächt ſich ſelbſt ab. Auch mittelmäßige Dichter haben dieſes gemerkt, und das ſtarke Mitleiden bis zuletzt verſpart. Aber ich haſſe die franzöſiſchen Trauerſpiele, welche mir nicht eher, als am Ende des fünften Aufzugs, einige Thränen auspreſſen. Der wahre Dichter vertheilt das Mitleiden durch ſein ganzes

Trauerſpiel; er bringt überall Stellen an, wo er die Vollkommenheiten und Unglücksfälle ſeines Helden in einer rührenden Verbindung zeigt, das iſt, Thränen erweckt. Weil aber das ganze Stück kein beſtändiger Zuſammenhang ſolcher Stellen ſeyn kann, ſo untermiſcht er ſie mit Stellen, die von den Vollkommenheiten ſeines Helden allein handeln, und in dieſen Stellen hat die Bewunderung, als Bewunderung, Statt. Was ſind aber dieſe Stellen anders, als gleichſam Ruhepunkte, wo ſich der Zuſchauer zu neuem Mitleiden erholen ſoll? Geſtillt ſoll das vorige Mitleiden nicht dadurch werden, das iſt mir niemahls in die Gedanken gekommen, und würde meinem Syſtem ſchnurſtracks zuwider ſeyn.

Da nun aber dieſe Stellen (ich will ſie die *leeren Scenen* nennen, ob ſie gleich nicht immer ganze Scenen ſeyn dürfen, weil die Bewunderung, oder die Ausmahlung der außerordentlichen Vollkommenheiten des Helden, der einzige Kunſtgrif iſt, *die leeren Scenen*, wo die Aktion ſtille ſteht, erträglich zu machen) da, ſage ich, dieſe *leeren Scenen* nichts als Vorbereitungen zum künftigen Mitleiden ſeyn ſollen, ſo müſſen ſie keine ſolchen Vollkommenheiten betreffen, die das Mitleiden zernichten. Ich will ein Exempel geben, deſſen Lächerliches Sie mir aber verzeihen müſſen. Geſetzt, ich ſagte zu jemand: heute iſt der Tag, da Titus ſeinen alten Vater, auf einem Seile, welches von der höchſten Spitze des Thurms bis über den Fluß ausgeſpannt iſt, in einem Schubkarren von oben herab führen ſoll. Wenn ich nun, dieſer gefährlichen Handlung wegen, Mitleiden für den Titus erwecken wollte, was muß ich thun? Ich müßte die guten Eigenſchaften des Titus und ſeines Vaters aus einander ſetzen, und ſie beide zu Perſonen machen, die es um ſo viel weniger verdienen, daß ſie ſich einer ſolchen Gefahr unterziehen müſſen, je würdiger ſie ſind. Aber nicht wahr, dem Mitleiden iſt der Weg zu dem Herzen meines Zuhörers auf einmahl abgeſchnitten, ſo bald ich ihm ſage, Titus iſt ein Seiltänzer, der dieſen Verſuch ſchon mehr als einmahl gemacht hat? Und gleichwohl habe ich doch weiter nichts als eine Vollkommenheit des Titus den Zuhörern bekannt gemacht. Ja, aber es war eine Vollkommenheit, welche die Gefahr unendlich verringerte, und dem Mitleiden alſo die Nahrung nahm. Der Seiltänzer wird nunmehr bewundert, aber nicht betauert.

Was macht aber derjenige Dichter aus ſeinem Helden anders, als einen Seiltänzer, der, wenn er ihn will ſterben laſſen, das iſt, wenn er uns am meiſten durch ſeine Unfälle rühren will, ihn eine Menge der ſchönſten Gasconaden, von ſeiner Verachtung des Todes, von ſeiner Gleichgültigkeit gegen das Leben herſchwatzen läßt? In eben dem Verhältniſſe, in welchem die Bewunderung auf der einen Seite zunimmt, nimmt das Mitleiden auf der andern ab. Aus dieſem Grunde halte ich den Polyeukt des Corneille für tadelhaft; ob er gleich wegen ganz anderer Schönheiten niemahls aufhören wird zu gefallen. Polyeukt ſtrebt ein Märtyrer zu werden; er ſehnet ſich nach Tod und Martern; er betrachtet ſie als den erſten Schritt in ein überſchwenglich ſeliges Leben; ich bewundere den frommen Enthuſiaſten, aber ich müßte befürchten, ſeinen Geiſt in dem Schooße der ewigen Glückſeligkeit zu erzürnen, wenn ich Mitleid mit ihm haben wollte.

Genug hiervon; Sie können mich hinlänglich verſtehen, um mich zu widerlegen, wenn ich es verdiene. Aber die Feder läuft einmahl, und ich will mich nunmehr über die Verſchiedenheit zwiſchen den Wirkungen der Bewunderung und den Wirkungen des Mitleids erklären. Aus der Bewunderung entſpringt der Vorſatz der Nacheiferung; aber, wie Sie ſelbſt ſagen, dieſer Vorſatz iſt nur *augenblicklich*. Wenn er zur Wirklichkeit kommen ſoll, muß ihn entweder die darauf folgende deutliche Erkenntniß dazu bringen, oder der Affekt der Bewunderung muß ſo ſtark fortdauern, daß der Vorſatz zur Thätigkeit kömmt, ehe die Vernunft das Steuer wieder ergreifen kann. Das iſt doch Ihre Meinung? — Nun ſage ich: in dem erſten Falle iſt die Wirkung nicht der Bewunderung, ſondern der deutlichen Erkenntniß zuzuſchreiben; und zu dem andern Falle werden nichts geringeres als *Fantaſten* erfordert. Denn Fantaſten ſind doch wohl nichts anders, als Leute, bei welchen die untern Seelenkräfte über die obern triumphiren? Daran liegt nichts, werden Sie vielleicht ſagen, dieſer Fantaſten ſind ſehr viele in der Welt, und es iſt gut, wenn auch Fantaſten tugendhafte Thaten thun. Wohl; ſo muß es denn eine von den erſten Pflichten des Dichters ſeyn, daß er nur für wirklich tugendhafte Handlungen Bewunderung erweckt. Denn wäre es ihm erlaubt, auch untugendhaften Handlungen den Firnis der Bewunderung zu geben, ſo hätte Plato Recht, daß er ſie aus ſeiner Republik verbannt wiſſen wollen. Herr Nicolai hätte alſo nicht ſchließen ſollen: weil der Wein nicht ſelten blutige Gezänke erzeugt, ſo iſt es falſch, daß er des Menſchen Herz erfreuen ſoll; oder weil die Poeſie oft ſchlechte Handlungen als nachahmungswürdig anpreiſet, ſo kann ihr Endzweck nicht ſeyn, die Sitten zu beſſern.

Ich gehe noch weiter, und gebe Ihnen zu überlegen, ob die tugendhafte That, die ein Menſch aus bloßer Nacheiferung, ohne deutliche Erkenntniß, thut, wirklich eine tugendhafte That iſt, und ihm als eine ſolche zugerechnet werden kann? Ferner dringe ich darauf: die Bewunderung einer ſchönen Handlung kann nur zur Nacheiferung eben derſelben Handlung, unter eben denſelben Umſtänden, und nicht zu allen ſchönen Handlungen antreiben; ſie beſſert, wenn ſie ja beſſert, nur durch beſondere Fälle, und alſo auch nur in beſondern Fällen. Man bewundert z. E. den Gutmann, der ſeinem Mörder vergiebt. Kann mich dieſe Bewunderung, ohne Zuziehung der deutlichen Erkenntniß, antreiben, allen meinen Widerſachern zu vergeben? Oder treibt ſie mich nur, demjenigen Todfeinde zu vergeben, den ich mir ſelbſt durch meine Mißhandlungen dazu gemacht habe? Ich glaube, nur das Letztere.

Wie unendlich beſſer und ſicherer ſind die Wirkungen meines Mitleidens! Das Trauerſpiel ſoll das Mitleiden nur überhaupt *üben*, und nicht uns in dieſem oder jenem Falle zum Mitleiden beſtimmen. Geſetzt auch, daß mich der Dichter gegen einen unwürdigen Gegenſtand mitleidig macht, nehmlich vermittelſt falſcher Vollkommenheiten, durch die er meine *Einſicht* verführt, um mein Herz zu gewinnen. Daran iſt nichts gelegen, wenn nur mein Mitleiden rege wird, und ſich gleichſam gewöhnt, immer leichter und leichter rege zu werden. Ich laſſe mich zum Mitleiden im Trauerſpiele bewegen, um eine Fertigkeit im Mitleiden zu bekommen; findet aber das bei der Bewunderung Statt? Kann man ſagen: ich will gern in der Tragödie bewundern, um eine Fertigkeit im Bewundern zu bekommen? Ich glaube, der iſt der größte Geck, der die größte Fertigkeit im Bewundern hat; ſo wie ohne Zweifel derjenige der beſte Menſch iſt, der die größte Fertigkeit im Mitleiden hat.

Doch bin ich nicht etwa wieder auf meine alten Sprünge gekommen? Schreye ich die Bewunderung durch das, was ich bisher geſagt habe, nicht für ganz und gar unnütz aus, ob ich ihr gleich das ganze Heldengedicht zu ihrem Tummelplatze einräume? Faſt ſollte es ſo ſcheinen; ich will es alſo immer wagen, Ihnen einen Einfall zu vertrauen, der zwar ziemlich ſeltſam klingt, weil er aber niemand Geringers als mich und den Homer rettet, Ihrer Unterſuchung vielleicht nicht unwürdig iſt.

Es giebt gewiſſe körperliche Fähigkeiten, gewiſſe Grade der körperlichen Kräfte, die wir nicht in unſerer willkührlichen Gewalt haben, ob ſie gleich wirklich in dem Körper vorhanden ſind. Ein Raſender, zum Exempel, iſt ungleich ſtärker, als er bei geſundem Verſtande war; auch die Furcht, der Zorn, die Verzweiflung und andre Affekten mehr, erwecken in uns einen größern Grad der Stärke, der uns nicht eher zu Gebote ſteht, als bis wir uns in dieſen oder jenen Affekt geſetzt haben.

Meine zweite vorläufige Anmerkung iſt dieſe. Alle körperliche Geſchicklichkeiten werden durch Hülfe der Bewunderung gelernt; wenigſtens das Feine von allen körperlichen Geſchicklichkeiten. Nehmen Sie einen Luftſpringer. Von den wenigſten Sprüngen kann er ſeinen Schülern den eigentlichen Mechanismus zeigen; er kann oft weiter nichts ſagen, als: ſieh nur, ſieh nur, wie ich es mache! das iſt, bewundere mich nur recht, und verſuch es alsdann, ſo wird es von ſelbſt gehen; und je vollkommener der Meiſter den Sprung vormacht, je mehr er die Bewunderung ſeines Schülers durch dieſe Vollkommenheit reizt, deſto leichter wird dieſem die Nachahmung werden.

Heraus alſo mit meinem Einfalle! Wie, wenn Homer mit Bedacht nur körperliche Vollkommenheiten bewundernswürdig geſchildert hätte? Er kann leicht ein eben ſo guter Philoſoph geweſen ſeyn, als ich. Er kann leicht, wie ich, geglaubt haben, daß die Bewunderung unſere Körper wohl tapfer und gewandt, aber nicht unſre Seelen tugendhaft machen könne. Achilles, ſagen Sie, iſt bei dem Homer nichts als ein tapfrer Schläger; es mag ſeyn. Er iſt aber doch ein bewundernswürdiger Schläger, der bei einem andern den Vorſatz der Nacheiferung erzeugen kann. Und ſo oft ſich dieſer andere in ähnlichen Umſtänden mit dem Achilles befindet, wird ihm auch das Exempel dieſes Helden wieder beifallen, wird ſich auch ſeine gehabte Bewunderung erneuern, und dieſe Bewunderung wird ihn ſtärker und geſchickter machen, als er ohne ſie geweſen wäre. Geſetzt aber, Homer hätte den Achilles zu einem bewundernswürdigen Muſter der Großmuth gemacht. So oft ſich nun ein Menſch von feuriger Einbildungskraft in ähnlichen Umſtänden mit ihm ſähe, könnte er ſich zwar gleichfalls ſeiner gehabten Bewunderung erinnern, und zu Folge dieſer Bewunderung gleich großmüthig handeln; aber würde er deswegen großmüthig ſeyn? Die Großmuth muß eine beſtändige Eigenſchaft der Seele ſeyn, und ihr nicht blos ruckweiſe entfahren.

Ich bin es überzeugt, daß meine Worte oft meinem Sinne ſchaden thun, daß ich mich nicht ſelten zu unbeſtimmt oder zu nachläſſig ausdrücke. Verſuchen Sie es alſo, liebſter Freund, ſich durch Ihr eigen Nachdenken in den Geiſt meines Syſtems zu verſetzen. Und vielleicht finden Sie es weit beſſer, als ich es vorſtellen kann.

In Vergleichung meiner, ſollen Sie doch noch immer ein Wortſparer bleiben; denn ich habe mir feſt vorgenommen, auch dieſen zweiten Bogen noch voll zu ſchmieren. Ich wollte Anfangs aus dem Folgenden einen beſondern Brief an Hrn. Nicolai machen; aber ich will ſeine Schulden mit Fleiß nicht häufen.

Leſen Sie doch das 13te Hauptſtück der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt. Der Philoſoph ſagt daſelbſt: der Held eines Trauerſpiels müſſe ein Mittelcharakter ſeyn; er müſſe nicht allzu laſterhaft und auch nicht allzu tugendhaft ſeyn; wäre er allzu laſterhaft, und verdiente ſein Unglück durch ſeine Verbrechen, ſo könnten wir kein Mitleiden mit ihm haben; wäre er aber allzu tugendhaft, und er würde dennoch unglücklich, ſo verwandle ſich das Mitleiden in Entſetzen und Abſcheu.

Ich möchte wiſſen, wie Herr Nicolai dieſe Regel mit den bewundernswürdigen Eigenſchaften ſeines Helden zuſammen reimen könne — — Doch das iſt es nicht, was ich jetzt ſchreiben will.

Ich bin hier ſelbſt wider Ariſtoteles, welcher mir überall eine falſche Erklärung des Mitleids zum Grunde gelegt zu haben ſcheint. Und wenn ich die Wahrheit weniger verfehle, ſo habe ich es allein Ihrem beſſern Begriffe vom Mitleiden zu danken. Iſt es wahr, daß das Unglück eines allzu tugendhaften Menſchen Entſetzen und Abſcheu erweckt? Wenn es wahr iſt, ſo müſſen Entſetzen und Abſcheu der höchſte Grad des Mitleids ſeyn, welches ſie doch nicht ſind. Das Mitleiden, das in eben dem Verhältniſſe wächſt, in welchem Vollkommenheit und Unglück wachſen, hört auf, mir angenehm zu ſeyn, und wird deſto unangenehmer, je größer auf der einen Seite die Vollkommenheit, und auf der andern das Unglück iſt.

Unterdeſſen iſt es doch auch wahr, daß an dem Helden eine gewiſſe ἁμαρτία, ein gewiſſer Fehler ſeyn muß, durch welchen er ſein Unglück über ſich gebracht hat. Aber warum dieſe ἁμαρτια, wie ſie Ariſtoteles nennt? Etwa, weil er ohne ſie vollkommen ſeyn würde, und das Unglück eines vollkommenen Menſchen Abſcheu erweckt? Gewiß nicht. Ich glaube, die einzige richtige Urſache gefunden zu haben; ſie iſt dieſe: weil ohne den Fehler, der das Unglück über ihn zieht, ſein Charakter und ſein Unglück kein Ganzes ausmachen würden, weil das eine nicht in dem andern gegründet wäre, und wir jedes von dieſen zwei Stücken beſonders denken würden. Ein Exempel wird mich verſtändlicher machen. Canut ſey ein Muſter der vollkommenſten Güte. Soll er nur Mitleid erregen, ſo muß ich durch den Fehler, daß er ſeine Güte nicht durch die Klugheit regieren läßt, und den Ulfo, dem er nur verzeihen ſollte, mit gefährlichen Wohlthaten überhäuft, ein großes Unglück über ihn ziehn; Ulfo muß ihn gefangen nehmen und ermorden. Mitleiden im höchſten Grade! Aber geſetzt, ich ließe den Canut nicht durch ſeine gemißbrauchte Güte umkommen; ich ließ ihn plötzlich durch den Donner erſchlagen, oder durch den einſtürzenden Pallaſt zerſchmettert werden? Entſetzen und Abſcheu ohne Mitleid! Warum? Weil nicht der geringſte Zuſammenhang zwiſchen ſeiner Güte und dem Donner, oder dem einſtürzenden Pallaſt, zwiſchen ſeiner Vollkommenheit und ſeinem Unglücke iſt. Es ſind beides zwei verſchiedene Dinge, die nicht eine einzige gemeinſchaftliche Wirkung, dergleichen das Mitleid iſt, hervorbringen können, ſondern deren jedes für ſich ſelbſt wirkt. — Ein ander Exempel! Gedenken Sie an den alten Vetter, im Kaufmann von London; wenn ihn Barnwell erſticht, entſetzen ſich die Zuſchauer, ohne mitleidig zu ſeyn, weil der gute Charakter des Alten gar nichts enthält, was den Grund zu dieſem Unglück abgeben könnte. Sobald man ihn aber für ſeinen Mörder und Vetter noch zu Gott beten hört, verwandelt ſich das Entſetzen in ein recht entzückendes Mitleiden, und zwar ganz natürlich, weil dieſe großmüthige That aus ſeinem Unglücke fließet und ihren Grund in demſelben hat.

Und nun bin ich es endlich müde, mehr zu ſchreiben, nachdem Sie es ohne Zweifel ſchon längſt müde geweſen ſind, mehr zu leſen. Ihre Abhandlung von der Wahrſcheinlichkeit habe ich mit recht großem Vergnügen geleſen; wenn ich ſie noch ein paarmahl werde geleſen haben, hoffe ich Sie ſo weit zu verſtehen, daß ich Sie um einige Erläuterungen fragen kann. Wenn es ſich von ſolchen Dingen ſo gut ſchwatzen ließe, wie von der Tragödie! Ihre Gedanken von dem Streite der untern und obern Seelenkräfte laſſen Sie ja mit das erſte ſeyn, was Sie mir ſchreiben. Ich empfehle Ihnen dazu meine Weitläuftigkeit, die ſich wirklich eben ſo gut zum Vortrage wahrer, als zur Auskramung vielleicht falſcher Sätze ſchickt.

Bitten Sie doch den Hrn. Nicolai in meinem Namen, mir mit eheſtem denjenigen Theil von Cibbers Lebensbeſchreibung der engliſchen Dichter zu ſchicken, in welchem Drydens Leben ſteht. Ich brauche ihn.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und werden Sie nicht müde, mich zu beſſern, ſo werden Sie auch nicht müde werden, mich zu lieben.

Leſſing.

N. S. Damit dieſer Brief ja alle Eigenſchaften eines unausſtehlichen Briefs habe, ſo will ich ihn auch noch mit einem P. S. verſehen.

Sie haben ſich ſchon zweimahl auf die griechiſchen Bildhauer berufen, von welchen Sie glauben, daß ſie ihre Kunſt beſſer verſtanden hätten, als die griechiſchen Dichter. Leſen Sie den Schluß des 16ten Hauptſtücks der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt, und ſagen Sie mir alsdenn, ob den Alten die Regel von der Verſchönerung der Leidenſchaften unbekannt geweſen ſey.

Der Held iſt in der Epopee unglücklich, und iſt auch in der Tragödie unglücklich. Aber auf die Art, wie er es in der einen iſt, darf er es nie in der andern ſeyn. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich die Verſchiedenheit dieſer Arten irgendwo gehörig beſtimmt gefunden hätte. Das Unglück des Helden in der Epopee muß keine Folge aus dem Charakter deſſelben ſeyn, weil es ſonſt, nach meiner obigen Anmerkung, Mitleiden erregen würde; ſondern es muß ein Unglück des Verhängniſſes und Zufalls ſeyn, an welchem ſeine guten oder böſen Eigenſchaften keinen Theil haben. Fato profugus, ſagt Virgil von ſeinem Aeneas. Bei der Tragödie iſt es das Gegentheil, und aus dem Oedip z. E. wird nimmermehr ein Heldengedicht werden, und wer eines daraus machen wollte, würde am Ende weiter nichts als ein Trauerſpiel in Büchern gemacht haben. Denn es wäre elend, wenn dieſe beiden Dichtungsarten keinen weſentlichern Unterſchied, als den beſtändigen oder durch die Erzählung des Dichters unterbrochenen Dialog, oder als Aufzüge und Bücher haben ſollten.

Wenn Sie Ihre Gedanken von der Illuſion mit dem Hrn. Nicolai aufs Reine bringen werden, ſo vergeſſen Sie ja nicht, daß die ganze Lehre von der Illuſion eigentlich den dramatiſchen Dichter nichts angeht, und die Vorſtellung ſeines Stücks das Werk einer andern Kunſt, als der Dichtkunſt, iſt. Das Trauerſpiel muß auch ohne Vorſtellung und Acteurs ſeine völlige Stärke behalten; und dieſe bei dem Leſer zu äußern, braucht ſie nicht mehr Illuſion als jede andere Geſchichte. Sehen Sie deßwegen den Ariſtoteles noch gegen das Ende des 6ten und den Anfang des 14ten Hauptſtücks nach.

Nun bin ich ganz fertig. Leben Sie wohl!

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, den 2. Febr. 1757.

Liebſter Freund!

Ich glaube es eben ſo wenig, als Sie, daß wir bis jetzt in unſerm Streite viel weiter, als über die erſten Gränzen gekommen ſind. Haben Sie aber auch wirklich ſo viel Luſt, als ich, ſich tiefer hinein zu wagen, und dieſes unbekannte Land zu entdecken, wenn wir uns auch hundertmahl vorher verirren ſollten? Doch warum zweifle ich daran? Wenn Sie es auch nicht aus Neigung thäten, ſo würden Sie es aus Gefälligkeit für mich thun. — —

Ihre Gedanken von der Herrſchaft über die Neigungen, von der Gewohnheit, von der anſchauenden Erkenntniß ſind vortrefflich. Sie haben mich ſo überzeugt, daß ich mir auch nicht einmahl einen logiſchen Fechterſtreich dawider übrig gelaſſen finde. Warum kann ich von Ihren Gedanken über die Illuſion nicht eben das ſagen! Hören Sie meine Zweifel dagegen; aber machen Sie ſich gefaßt, eine Menge gemeiner Dinge vorher zu leſen, ehe ich darauf kommen kann. Ueber das Wort werde ich Ihnen keine Schwierigkeiten machen.

Darin ſind wir doch wohl einig, liebſter Freund, daß alle Leidenſchaften entweder heftige Begierden oder heftige Verabſcheuungen ſind? Auch darin: daß wir uns bei jeder heftigen Begierde oder Verabſcheuung eines größern Grads unſrer Realität bewußt ſind, und daß dieſes Bewußtſeyn nicht anders als angenehm ſeyn kann? Folglich ſind alle Leidenſchaften, auch die allerunangenehmſten, als Leidenſchaften angenehm. Ihnen darf ich es aber nicht erſt ſagen: daß die Luſt, die mit der ſtärkern Beſtimmung unſerer Kraft verbunden iſt, von der Unluſt, die wir über die Gegenſtände haben, worauf die Beſtimmung unſrer Kraft geht, ſo unendlich kann überwogen werden, daß wir uns ihrer gar nicht mehr bewußt ſind.

Alles, was ich hieraus folgere, wird aus der Anwendung auf das ariſtoteliſche Exempel von der gemahlten Schlange am deutlichſten erhellen. Wenn wir eine gemahlte Schlange plötzlich erblicken, ſo gefällt ſie uns deſto beſſer, je heftiger wir darüber erſchrocken ſind.

Dieſes erkläre ich ſo: Ich erſchrecke über die ſo wohlgetroffene Schlange, weil ich ſie für eine wirkliche halte. Der Grad dieſes Schreckens, als eine unangenehme Leidenſchaft, oder vielmehr der Grad der Unluſt, die ich über dieſen ſchrecklichen Gegenſtand empfinde, ſey 10; ſo kann ich den Grad der Luſt, die mit der Empfindung der Leidenſchaft verbunden iſt, 1 nennen, oder 10, wenn jener zu 100 wüchſe. Indem ich alſo 10 empfinde, kann ich nicht 1 empfinden, das iſt, ſo lange als ich die Schlange für eine wirkliche halte, kann ich keine Luſt darüber empfinden. Nun werde ich aber auf einmahl gewahr, daß es keine wirkliche Schlange, daß es ein bloßes Bild iſt: was geſchieht? Die Unluſt über den ſchrecklichen Gegenſtand = 10 fällt weg, und es bleibt nichts übrig, als die Luſt, die mit der Leidenſchaft, als einer bloßen ſtärkern Beſtimmung unſrer Kraft, verbunden iſt; 1 bleibt übrig, daß ich nunmehr empfinde, und in dem Grade 8 oder 10 empfinden kann, wenn jener Grad, anſtatt 10, 80 oder 100 geweſen iſt.

Wozu brauchen wir nun hier die Illuſion? Laſſen Sie mich meine Erklärung auch an einem entgegengeſetzten Exempel verſuchen, um ihre Richtigkeit deſto ungezweifelter darzulegen. — — Dort in der Entfernung werde ich das ſchönſte, holdſeligſte Frauenzimmer gewahr, das mir mit der Hand auf eine geheimnißvolle Art zu winken ſcheint. Ich gerathe in Affekt, Verlangen, Liebe, Bewunderung, wie Sie ihn nennen wollen. Hier kömmt alſo die Luſt über den Gegenſtand = 10 mit der angenehmen Empfindung des Affekts = 1 zuſammen, und die Wirkung von beiden iſt = 11. Nun gehe ich darauf los. Himmel! Es iſt nichts als ein Gemälde, eine Bildſäule! Nach Ihrer Erklärung, liebſter Freund, ſollte nunmehr das Vergnügen deſto gröſſer ſeyn, weil mich der Affekt von der Vollkommenheit der Nachahmung intuitiv überzeugt hat. Aber das iſt wider alle Erfahrung; ich werde vielmehr verdrießlich; und warum werde ich verdrießlich? Die Luſt über den vollkommenen Gegenſtand fällt weg, und die angenehme Empfindung des Affekts bleibt allein übrig. Ich komme auf Ihre 2te Folge b). Daher gefallen uns alle unangenehmen Affekte in der Nachahmung. Der Muſikus kann uns zornig ꝛc. Hierwider ſage ich: Die unangenehmen Affekten in der Nachahmung gefallen deswegen, weil ſie in uns ähnliche Affekten erwecken, die auf keinen gewiſſen Gegenſtand gehen. Der Muſikus macht mich betrübt; und dieſe Betrübniß iſt mir angenehm, weil ich dieſe Betrübniß blos als Affekt empfinde, und jeder Affekt angenehm iſt. Denn ſetzen Sie den Fall, daß ich während dieſer muſikaliſchen Betrübniß wirklich an etwas Betrübtes denke, ſo fällt das Angenehme gewiß weg.

Ein Exempel aus der Körperwelt! Es iſt bekannt, daß, wenn man zwei Saiten eine gleiche Spannung giebt, und die eine durch die Berührung ertönen läßt, die andere mit ertönt, ohne berührt zu ſeyn. Laſſen Sie uns den Saiten Empfindung geben, ſo können wir annehmen, daß ihnen zwar eine jede Bebung, aber nicht eine jede Berührung angenehm ſeyn mag, ſondern nur diejenige Berührung, die eine gewiſſe Bebung in ihnen hervorbringt. Die erſte Saite alſo, die durch die Berührung erbebt, kann eine ſchmerzliche Empfindung haben; da die andere, der ähnlichen Erbebung ungeachtet, eine angenehme Empfindung hat, weil ſie nicht (wenigſtens nicht ſo unmittelbar) berührt worden. Alſo auch in dem Trauerſpiele. Die ſpielende Perſon geräth in einen unangenehmen Affekt, und ich mit ihr. Aber warum iſt dieſer Affekt bei mir angenehm? Weil ich nicht die ſpielende Perſon ſelbſt bin, auf welche die unangenehme Idee unmittelbar wirkt, weil ich den Affekt nur als Affekt empfinde, ohne einen gewiſſen unangenehmen Gegenſtand dabey zu denken.

Dergleichen zweite Affekten aber, die bei Erblickung ſolcher Affekten an andern, in mir entſtehen, verdienen kaum den Namen der Affekten; daher ich denn in einem von meinen erſten Briefen ſchon geſagt habe, daß die Tragödie eigentlich keinen Affekt bei uns rege mache, als das Mitleiden. Denn dieſen Affekt empfinden nicht die ſpielenden Perſonen, und wir empfinden ihn nicht blos, weil ſie ihn empfinden, ſondern er entſteht in uns urſprünglich aus der Wirkung der Gegenſtände auf uns; es iſt kein zweiter mitgetheilter Affekt ꝛc.

Ich hatte mir vorgenommen, dieſem Brief eine ungewöhnliche Länge zu geben, allein ich bin ſeit einigen Tagen ſo unpaß, daß es mir unmöglich fällt, meine Gedanken beiſammen zu behalten. Ich muß alſo hier abbrechen, und erſt von Ihnen erfahren, ob Sie ungefähr ſehen, wo ich hinaus will; oder ob ich nichts als verwirrtes Zeug in dieſen Brief geſchrieben habe, welches bei meiner außerordentlichen Beklemmung der Bruſt (ſo muß ich meine Krankheit unterdeſſen nennen, weil ich noch keinen Arzt um den griechiſchen Namen gefragt habe) gar leicht möglich geweſen iſt.

Ich ſchreibe nur noch ein Paar Worte von der Bibliothek. Es iſt mir wegen des Verlegers ein unvermutheter verdrießlicher Streich damit begegnet. Erſchrecken Sie aber nur nicht, mein lieber Nicolai, ich habe dem Unglück ſchon wieder abgeholfen. Lankiſchens drucken ſie nicht; beruhigen Sie aber nur Ihre Neugierde bis auf den nächſten Poſttag, da ſie den Contrakt des neuen Verlegers zur Unterſchrift bekommen, und gewiß damit zufrieden ſeyn ſollen.

Leben Sie beyde wohl; ſobald ich beſſer bin, werde ich Hrn. Nicolai einen langen Brief über verſchiedene Punkte in ſeiner Abhandlung ſchreiben, die mir, ohne auf meine eigenthümlichen Grillen zu ſehen, außerordentlich gefallen hat.

Ihren Aufſatz von der Herrſchaft über die Neigungen erhalten Sie hier nach Verlangen zurück. Ich habe ihn abſchreiben laſſen.

Leben Sie nochmals wohl; ich bin Zeitlebens

der Ihrige

Leſſing.

Leipzig, d. 2. April 1757.

Mein lieber Nicolai,

Ich hatte mich vorigen Poſttag mit beyliegendem Briefe zu lange verweilt; er blieb daher liegen, und Sie bekommen jetzt zwey für Einen. Auch bekommen Sie zwey Aushängebogen für Einen, und können folglich mit meiner Verzögerung gar wohl zufrieden ſeyn.

Ich will auch jetzt anfangen, mein Verſprechen zu halten, und Ihnen einige fernere Anmerkungen über Ihre Abhandlung von dem Trauerſpiele mittheilen. Ich werde Alles ſchreiben, was mir in die Gedanken kömmt, geſetzt auch, daß vieles falſch, und alles ſehr trocken wäre.

Zu S. 18.

wo Sie die ariſtoteliſche Erklärung des Trauerſpiels anführen.

Furcht und Mitleiden. Können Sie mir nicht ſagen, warum ſo wohl Dacier als Curtius, Schrecken und Furcht für gleich bedeutende Worte nehmen? Warum ſie das ariſtoteliſche φοβος, welches der Grieche durchgängig braucht, bald durch das eine, bald durch das andre überſetzen? Es ſind doch wohl zwey verſchiedene Dinge, Furcht und Schrecken? Und wie, wenn ſich das ganze Schrecken, wovon man nach den falſch verſtandenen ariſtoteliſchen Begriffen bisher ſo viel geſchwatzt, auf weiter nichts, als auf dieſe ſchwankende Ueberſetzung gründete? Leſen Sie, bitte ich, das zweyte und achte Hauptſtück des zweyten Buchs der ariſtoteliſchen Rhetorik: denn das muß ich Ihnen beyläufig ſagen, ich kann mir nicht einbilden, daß einer, der dieſes zweyte Buch und die ganze ariſtoteliſche Sittenlehre an den Nicomachus nicht geleſen hat, die Dichtkunſt dieſes Weltweiſen verſtehen könne. Ariſtoteles erklärt das Wort φοβος, welches Herr Curtius am öfterſten Schrecken, Dacier aber bald *terreur*, bald *crainte*, überſetzt, durch die Unluſt über ein bevorſtehendes Uebel, und ſagt, alles dasjenige erwecke in uns Furcht, was, wenn wir es an andern ſehen, Mitleiden erwecke, und alles dasjenige erwecke Mitleiden, was, wenn es uns ſelbſt bevorſtehe, Furcht erwecken müſſe. Dem zufolge kann alſo die Furcht, nach der Meynung des Ariſtoteles, keine unmittelbare Wirkung des Trauerſpiels ſeyn, ſondern ſie muß weiter nichts als eine reflectirte Idee ſeyn. Ariſtoteles würde bloß geſagt haben: das Trauerſpiel ſoll unſre Leidenſchaften durch das Mitleiden reinigen, wenn er nicht zugleich auch das Mittel hätte angeben wollen, wie dieſe Reinigung durch das Mitleiden möglich werde; und dieſerwegen ſetzte er noch die Furcht hinzu, welche er für dieſes Mittel hielt. Jenes hat ſeine Richtigkeit; dieſes aber iſt falſch. Das Mitleiden reiniget unſere Leidenſchaften, aber nicht vermittelſt der Furcht, auf welchen Einfall den Ariſtoteles ſein falſcher Begriff von dem Mitleiden gebracht hat. Hiervon können Sie ſich mit Herrn Moſes weiter unterreden; denn in dieſem Puncte, ſo viel ich weiß, ſind wir einig. Nun behalten Sie, durch die ganze Dichtkunſt des Ariſtoteles, überall wo Sie Schrecken finden, dieſe Erklärung der Furcht in Gedanken, (denn Furcht muß es überall heißen, und nicht Schrecken,) und ſagen mir alsdann, was Sie von der Lehre des Ariſtoteles dünkt.

Zu S. 19.

Daß Sie die Gedanken des du Bos ſo ſchlechterdings angenommen haben, damit bin ich nicht ſo recht zufrieden. Hiervon aber werde ich an unſern Moſes weitläuftiger ſchreiben. Wenn das, was du Bos ſagt, kein leeres Gewäſche ſeyn ſoll, ſo muß es ein wenig philoſophiſcher ausgedrückt werden.

Zu S. 21. 22. 23.

Was ich hier von der Nachahmung, und den nachgeahmten Leidenſchaften, wie Sie ſie nennen wollen, ſagen könnte, muß ich gleichfalls auf ein andermal verſparen. Ich ſage jetzt nur ſo viel: Iſt die Nachahmung nur dann erſt zu ihrer Vollkommenheit gelangt, wenn man ſie für die Sache ſelbſt zu nehmen verleitet wird; ſo kann z. E. von den nachgeahmten Leidenſchaften nichts wahr ſeyn, was nicht auch von den wirklichen Leidenſchaften gilt. Das Vergnügen über die Nachahmung, als Nachahmung, iſt eigentlich das Vergnügen über die Geſchicklichkeit des Künſtlers, welches nicht anders, als aus angeſtellten Vergleichungen, entſtehen kann; es iſt daher weit ſpäter, als das Vergnügen, welches aus der Nachahmung, in ſo fern ich ſie für die Sache ſelbſt nehme, entſteht, und kann keinen Einfluß in dieſes haben. Doch, wie geſagt, davon ein andermal. Ich hätte faſt Luſt, auch dieſes Wenige wieder auszuſtreichen.

Zu S. 21.

Sie hätten einen ältern anführen können, als den Brumoy, welcher den Nutzen des Trauerſpiels in die nähere Bekanntſchaft mit dem Unglücke und dem Unglücklichen, und in den für uns daraus fließenden Troſt, geſetzt hat. Stobäus hat uns eine ſehr ſchöne Stelle von dem Comödienſchreiber Timokles aufbehalten, aus welcher ich die letzten Verſe, nach der lateiniſchen Ueberſetzung, herſetzen will.

Primum Tragœdi quanta commoda adferant,
Perpende sodes: si quis est pauperculus,
Majore pressum si videbit Telephum
Mendicitate, levius suam feret
Mendicitatem: insanus estne quispiam?
Furiosum is Alcmæona proponit sibi.
Captus quis oculis? aspicit cæcum Oedipum.
Gnatus obiit? Niobe dabit solatium.
Claudus aliquisne est? is Philoctetem aspicit.
Miser aliquis senex? tuetur Oeneum etc.

Ich will Ihnen gern alle meine Anmerkungen mittheilen; und alſo habe ich Ihnen auch dieſe ſehr unbedeutende mittheilen müſſen.

Zu S. 25.

Daß die Verbeſſerung der Leidenſchaften nicht ohne Sitten und Charaktere geſchehen könne, das ſagen Sie, mein lieber Nicolai, ohne allen Beweis. Ich will Ihnen aber den Beweis des Gegentheils geben. Daß die Tragödie ohne Charaktere und Sitten Mitleiden erwecken könne; das geben Sie ſelber zu. Kann ſie aber Mitleiden erregen, ſo kann ſie auch, nach meiner obigen Erklärung, Furcht erwecken; und aus der Furcht iſt die Entſchließung des Zuſchauers, ſich vor den Ausſchweifungen derjenigen Leidenſchaft, die den bemitleideten Helden ins Unglück geſtürzt hat, zu hüten, eine ganz natürliche und nothwendige Folge. Sie werden zwar einwenden: wenn Leidenſchaften einen Helden ins Unglück ſtürzen, ſo müſſe dieſer Held auch einen Charakter haben. Aber das iſt, mit Ihrer Erlaubniß, falſch; die Leidenſchaften ſind nicht hinlänglich, einen Charakter zu machen: denn ſonſt müßten alle Menſchen ihren Charakter haben, weil alle Menſchen ihre Leidenſchaften haben.

Zu S. 26.

Sie ſagen nicht allzu richtig, daß der Charakter des Oedipus, in dem Trauerſpiele dieſes Namens von Sophocles, der einzige ſey. Auch Creon hat einen Charakter, und zwar einen ſehr edeln. Den Fehler des Oedipus ſuche ich auch nicht in ſeiner Heftigkeit und Neugierde, ſondern ich habe hierin meine eigenen Gedanken, die ich Ihnen ein andermal melden kann, wenn Sie mich wieder daran erinnern wollen.

So viel für dieſesmal. Der Herr Major von Kleiſt läßt ſich Ihnen beſtens empfehlen: er wird Ihnen antworten, ſo bald er ſich beſſer befindet. Er wird von Tage zu Tage wegen ſeines Portraits ſchwieriger, und läßt Sie inſtändig erſuchen, ihm mit dieſer Ehre, die ihn bei ſeinen Nebenofficieren lächerlich zu machen nicht ermangeln könnte, keine Schamröthe abzujagen. Fragen Sie ja nicht, wie er es weiß, daß bei Verhinderung dieſer Sache ſehr viel auf Sie ankomme; von mir weiß er es gewiß nicht. Er wußte es, ehe ich ihm die geringſte Eröffnung darüber machen konnte. Schreiben Sie mir ja mit eheſtem, wie ich mich hierbei verhalten ſoll, und ob Sie allenfalls die Zeichnung zu einem andern Bildniſſe verſchaffen können.

Fahren Sie, bitte ich, in Ihrer Freundſchaft und Liebe gegen mich fort. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

Nachſchrift. Mit meinem ordentlichen Buche an Herrn Moſes bin ich noch nicht weit gekommen. Er wird alſo ſo gut ſeyn, und ſich bis künftige Woche noch gedulden. Dieſer Brief aber ſey zugleich mit an ihn geſchrieben. Denn wer ſonſt als er, wird zwiſchen uns beyden Schiedsrichter ſeyn können?

Leipzig, den 18. Junius 1757.

Mein lieber Ramler,

Sie thun zwar, als ob Sie mich ganz und gar vergeſſen hätten, oder als ob Sie wenigſtens glaubten, daß ich, weit von hier, in der Welt herumſchweifte. Allein ich weiß doch wohl, daß Ihr Gedächtniß freundſchaftlicher iſt, und daß Sie das drollige Schickſal meiner Reiſe ſchon längſt durch die dritte oder vierte Hand haben erfahren müſſen. Sie würden ſich alſo meiner ohne Zweifel in Ihren Briefen an den Herrn Major von Kleiſt erinnert haben, wenn Sie nicht die unterlaſſene eigene Meldung meiner Zurückkunft hätten beſtrafen wollen. Was nun die Urſache dieſer Unterlaſſung anbelangt, ſo müſſen Sie wiſſen, daß ich incognito zurück gekommen war, und auch incognito hier zu bleiben vorhatte, bis ich vor ungefähr drey Wochen erfuhr, daß ich mein Incognito allmählig aufgeben müßte, wenn ich es nicht Zeitlebens beobachten wollte. Da ſehen Sie einmal, was mir der Krieg für Schaden thut! Ich und der König von Preußen werden eine gewaltige Rechnung mit einander bekommen! Ich warte nur auf den Frieden, um ſie auf eine oder die andere Weiſe mit ihm abzuthun. Da nur er, Er allein, die Schuld hat, daß ich die Welt nicht geſehen habe, wär' es nicht billig, daß er mir eine Penſion gäbe, wobey ich die Welt vergeſſen könnte? Sie denken, das wird er fein bleiben laſſen! Ich denke es nicht weniger; aber dafür will ich ihm auch wünſchen, — — daß nichts als ſchlechte Verſe auf ſeine Siege mögen gemacht werden! Was brauche ich das zwar zu wünſchen? Es muß von ſelbſt geſchehen, wenn nur der Herr von Kleiſt und Sie mir verſprechen wollen, keine darauf zu machen. O verſprechen Sie mir es doch ja! Wenn Sie ſich einmal an einem Könige ſo zu rächen haben, ſo bin ich wieder zu Ihren Dienſten. Aber umgekehrt, verſteht ſich.

Leben Sie wohl, mein lieber Ramler, und erwarten Sie mich bald in Berlin. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

Leipzig, den 21. September 1757.

Liebſter Herr Gleim

Ihr letzter Brief an unſern lieben Herrn Oberſtwachmeiſter hat mich herzlich beluſtigt. Schreiben Sie ja oft dergleichen, damit wir hier auch den Krieg auf der ſpaßhaften Seite kennen lernen. Ich habe aber vor vielen Jahren eine alte ehrliche Frau gekannt, die, wenn ſie in ihrer Stube nichts mehr zu thun fand, anfing die Fliegen auf der Gaſſe todt zu ſchlagen. Die Arbeit war leicht; nur daß es eine ewige Arbeit war. Ich glaube, ſie ſchlägt noch todt. —

Wiſſen Sie ſchon, daß ich die beyden Geſänge unſers begeiſterten Grenadiers in das zweyte Stück der Bibliothek habe einrücken laſſen? Bald aber hätt' ich Händel darüber bekommen, wenn ſich nicht der Major des gemeinen Soldaten und ſeines Herausgebers angenommen hätte. Auch Herr Nicolai in Berlin hat ſich von Herrn Lieberkühn — wenn Sie den Namen anders kennen — einen ſatiriſchen Brief darüber zugezogen. Dieſer Lieberkühn hat ſich den Teufel blenden laſſen, und gleichfalls Schlachtgeſänge unter dem Namen eines Oberofficiers herausgegeben. Wie hochmüthig die ſchlechten Poeten ſind! Ich kenne einen guten, der ſich, der poetiſchen Subordination zu Folge, zum Generale hätte machen müſſen. —

Weil ich der Bibliothek gedenke, ſo muß ich Ihnen einen Irrthum benehmen, den ich Ihnen ſchon oft habe benehmen wollen. Sie halten mich für einen von den Verfaſſern derſelben. Ich bin es, bey Gott! nicht. Und Sie ſollen mich auch durchaus nicht dafür ausgeben. Wo Sie es ſchon unterdeſſen dem Herrn Zachariä in's Ohr geſagt haben, ſo bringen Sie es ihm ja wieder aus den Gedanken. Er würde ſonſt Urſache haben, auf mich verdrießlich zu werden.

Werden Sie denn nicht bald wieder einmal nach Leipzig kommen? Die Franzoſen halten Sie doch wohl nicht davon ab? Ich will hoffen, daß ſie zu geſittet ſind, als daß ſie einen Dichter im geringſten verhindern ſollten, zu ſingen und ſeine Freunde zu beſuchen. —

Leben Sie wohl, und ermuntern Sie, wo möglich, den Huſaren, der fünf Franzoſen gefangen genommen hat, ſeine Heldenthat in Verſe zu bringen. Ich glaube, die Franzoſen vergeſſen vor Furcht auch das Ausreißen. — Leben Sie wohl! Ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

Leipzig, den 2. October 1757.

Liebſter Herr Gleim!

Wie glücklich ſind Sie, ſolche witzige Köpfe um ſich zu haben! — Oder vielmehr, wie glücklich ſind dieſe witzigen Köpfe, daß ſie einmal mit einem vernünftigen Deutſchen umgehn können! Nunmehr werden ſie doch wohl ſehen, daß es eben nicht unſre größten Geiſter ſind, die nach Paris kommen. Aber ich bitte Sie inſtändigſt, zeigen Sie ſich ja als einen wahren Deutſchen! Verbergen Sie allen Witz, den Sie haben; laſſen Sie nichts von ſich hören, als Verſtand; wenden Sie dieſen vornehmlich an, jenen verächtlich zu machen. — Das iſt die einzige Rache, die Sie jetzt an Ihren Feinden nehmen können. Beſonders laſſen Sie ſich ja nicht merken, als ob Sie einen von ihren jetzt lebenden Scribenten kennten. Wenn man Sie fragt, ob Ihnen Greſſet, Piron, Marivaux, Bernis, du Boccage gefallen: ſo werfen Sie fein verächtlich den Kopf zurück, und thun, anſtatt aller Antwort, die Gegenfrage: Ob man in Frankreich unſre Schönaichs, unſre Löwens, unſre Patzkens, unſere Unterinnen auswendig wiſſe? Von Fontenellen muß Ihnen weiter nichts bekannt zu ſeyn ſcheinen, als daß er faſt hundert Jahr alt geworden: und von Voltaire ſelbſt, müſſen Sie thun, als ob Sie weiter nichts, als ſeine dummen Streiche und Betriegereyen gehört hätten. — Das ſoll wenigſtens meine Rolle ſeyn, die ich mit jedem nicht ganz unwiſſenden Franzoſen ſpielen will, der etwa nach Leipzig kommen ſollte!

Sie wollen es alſo mit aller Gewalt, daß ich einer von den Verfaſſern der Bibliothek ſeyn ſoll? Ich muß es Ihnen aber nochmals auf meine Ehre verſichern, daß ich nicht den geringſten Antheil daran habe, und daß ich am allerwenigſten den Artikel von theatraliſchen Neuigkeiten compilirt haben möchte. Demungeachtet muß ich nicht bergen, daß ich Ihnen von den Verfaſſern, für das mitgetheilte Portrait des Herrn Klopſtock, tauſend und aber tauſend Dankſagungen abzuſtatten habe.

Lieberkühns Brief wegen der Schlachtgeſänge unſers Grenadiers, iſt kein gedruckter Brief, wofür Sie ihn vielleicht gehalten haben. Ich will mir aber von Herrn Nicolai eine Abſchrift davon ſchicken laſſen. Die componirten Schlachtgeſänge des Officiers (oder vielmehr Feldpredigers; denn das iſt Lieberkühn jetzt, und zwar durch Vorſorge unſers lieben Herrn von Kleiſt, der gütig genug glaubt, daß auch ſogar die ſchlechten Poeten noch zu etwas nütze ſind), dieſe elenden Schlachtgeſänge, ſage ich, ſind hier nicht zu haben. Wenn Sie durchaus begierig ſind, zu ſehen, wie unendlich viel Grade man unter Ihrem Grenadier ſeyn kann, ſo will ich ſie aus Berlin kommen laſſen. Ein andres Werk von Lieberkühn könnte ich Ihnen mitſchicken, wenn es ſich der Mühe verlohnte; er hat nehmlich dieſe Meſſe Sittliche Gedichte zur Ermunterung des Gemüths herausgegeben, und zwar, was mich ärgert, in Duodez. In der That zwar ſollte ich mich nicht ärgern; denn, Gott ſey Dank, nun habe ich doch auch in dieſem Formate einen unter mir, und ich bin nicht mehr der ſchlechte Deutſche Poet in Duodez κατ' ἐξοχην.

Was ſagen Sie zu Klopſtocks geiſtlichen Liedern? Wenn Sie ſchlecht davon urtheilen, werde ich an Ihrem Chriſtenthum zweifeln; und urtheilen Sie gut davon, an ihrem Geſchmacke. Was wollen Sie lieber? —

Ich empfehle mich Ihnen, liebſter Freund, und bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Gleim.

Leipzig, den 12. December 1757.

Liebſter Freund!

O was iſt unſer Grenadier für ein vortrefflicher Mann! Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie gut er ſeine Sachen gemacht hat! Was haben der Hr. Major und ich, was haben wir uns nicht über ſeine Einfälle gefreuet! Und noch alle Tage lachen wir darüber. In einer ſolchen unanſtößigen Verbindung der erhabenſten und lächerlichſten Bilder war nur Er geſchickt! Nur Er konnte die Strophen: „Gott aber wog bei Sternenklang ꝛc.“ und „dem Schwaben der mit einen Sprung ꝛc.“ machen, und ſie beide in ein Ganzes bringen. Was wollte ich nicht darum geben, wenn man das ganze Lied ins Franzöſiſche überſetzen könnte! Der witzigſte Franzoſe würde ſich darüber ſo ſchämen, als ob ſie die Schlacht bei Roßbach zum zweytenmale verloren hätten. Aber hören Sie, wollen wir unſern Grenadier nicht nun bald avanciren laſſen? Jetzt wäre gleich die rechte Zeit dazu, da er hier unter den Generalen und Prinzen ziemlich bekannt zu werden anfängt. — Der Herr von Kleiſt wird Ihnen von einigen Veränderungen geſchrieben haben, um die wir, ſeine zwey Bewunderer, den Grenadier recht höflich bitten. Die eine davon: — o da war er, der erſte, welcher lief, iſt einer gewiſſen Art Leute wegen unumgänglich nöthig. Die Zweydeutigkeit hat offenbar keinen Grund; aber giebt es nicht Leute, die ihr, auch ohne Grund, einen geben könnten? Die übrigen kleinen Veränderungen muß der Grenadier nach ſeinem eigenen Gutbefinden machen oder nicht machen. So wie er uns melden wird, daß es gedruckt werden könne, wollen wir es auch drucken laſſen. Denn gedruckt muß es werden! Wenn er auf die Schlacht vom fünften dieſes, noch etwas machen wollte, ſo könnte er nun ſchon ein Autor von einem kleinen Bändchen werden. Alsdann nehmlich ließe man alle vier ſauber zuſammendrucken, und Sie, mein lieber Gleim, machten einen kleinen Vorbericht, um jeden Leſer auf den rechten Geſichtspunkt zu ſtellen, aus welchem er die Lieder betrachten müßte. — Der Herr Major hat Ihnen doch bereits Herrn Ewalds Siegeslied geſchickt? Es iſt ſo gut, als es ein nachahmender Witz machen kann; erfunden hätte Herr Ewald dieſe Art von Gedichten nicht! — Wenn ſich Lieberkühn nun wieder einkommen läßt, ein Siegeslied zu machen, ſo ſoll er Spießruthen laufen müſſen, und wenn er es auch auf die Rechnung eines Feldmarſchalls ſchriebe. Einen kleinen Tanz werde ich ihn jetzt ohnedies, wegen ſeines Theokrit, thun laſſen. Der Menſch überſetzt aus dem Griechiſchen, und verſteht gewiß weniger Griechiſch als Gottſched, oder irgend ein Tertianer Ihres weit und breit berühmten Herrn Oerlings. Sie werden erſtaunen, was er für lächerliche Fehler gemacht hat. Und gleichwohl hat ſich der Elende unterſtanden, unſerm lieben Ramler eine kleine Nachläſſigkeit aufzumutzen. — Haben Sie, mein lieber Herr Gleim, in Ihrer anakreontiſchen Bibliothek bereits Trapps Ausgabe vom Anakreon, mit der lateiniſchen Ueberſetzung in elegiſchen Verſen? Wenn ſie Ihnen noch fehlt, ſo will ich ſie Ihnen ſchicken. — Ich empfehle mich Ihrer fernern Freundſchaft, und bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Nicolai.

Leipzig, den 21. Januar 1758.

Liebſter Freund,

Ich bin in dem, was Sie von dem Codrus und Freygeiſte ſagen, größtentheils Ihrer Meynung; beſonders iſt es völlig richtig, was Sie von der Schreibart und den Charakteren des letztern ſagen. Ertheilen Sie alſo immer dem Codrus den Preis. Aber haben Sie ſchon gehört, daß der Verfaſſer deſſelben, der Herr von Cronegk, vor einigen Wochen an den Blattern in Nürnberg geſtorben iſt? Es iſt wirklich Schade um ihn; er war ein Genie, dem blos das fehlte, wozu er nun ewig nicht gelangen wird: die Reiſe. Da Sie unterdeß eigentlich nicht wiſſen ſollten, daß er der Verfaſſer des Codrus geweſen, ſo darf Sie ſein Tod auch nicht abhalten, ſein Stück zu krönen. Und hieraus kann der vortheilhafte Umſtand für Ihre Bibliothek entſtehen, daß Sie den jetzigen Preis zu einem zweiten ſchlagen, und das nächſtemal 100 Rthlr., wenn Sie wollen, ausſetzen können. Allein alsdann wäre meine Meynung, daß es nochmals bey einem Trauerſpiele bleiben müßte.[1] Unterdeß würde mein junger Tragikus fertig, von dem ich mir, nach meiner Eitelkeit, viel Gutes verſpreche; denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle ſieben Tage ſieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich ſeinen Plan, und ſtreicht unaufhörlich etwas von dem ſchon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet iſt eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nehmlich die Geſchichte der römiſchen Virginia von allem dem abgeſondert, was ſie für den ganzen Staat intereſſant machte; er hat geglaubt, daß das Schickſal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther iſt, als ihr Leben, für ſich tragiſch genug, und fähig genug ſey, die ganze Seele zu erſchüttern, wenn auch gleich kein Umſturz der ganzen Staatsverfaſſung darauf folgte. Seine Anlage iſt nur von drei Akten,[1] und er braucht ohne Bedenken alle Freyheiten der engliſchen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon ſagen; ſo viel aber iſt gewiß, ich wünſchte den Einfall wegen des Sujets ſelbſt gehabt zu haben. Es dünkt mich ſo ſchön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben. Was meinen Plan von einem Codrus anbelangt, ſo müſſen Sie mir acht Tage Zeit laſſen, um mich wieder auf alles zu beſinnen; man ſchickt nicht Plane zu Tragödien, oder gar Tragödien ſelbſt, mit erſter Poſt. Und Gott weiß, ob ich mich wieder auf alles beſinnen werde, ohne den Cronegkſchen Codrus dabei zu haben. Freilich hat er ganz unnöthige Erdichtungen mit eingemiſcht, die Sie am beſten aus Jo. Meursii regno attico sive de regibus Atheniensium lib. III. cap. 2. und folgenden, entdecken werden, wo alles, was die alten Geſchichtſchreiber von dem Tode des Codrus melden, geſammelt iſt.

Das neue Stück der Bibliothek iſt fertig, und Sie werden es wohl unterdeſſen erhalten haben. Ich wundre mich, daß Ihnen meine Recenſion vom Theokrit zu boshaft vorgekommen iſt. Da man es aber in Berlin weiß, daß ich ſie gemacht habe, ſo werden Sie ſich deſto eher gegen Herrn Lieberkühn entſchuldigen können. In Anſehung der alten Schriftſteller, bin ich ein wahrer irrender Ritter; die Galle läuft mir gleich über, wenn ich ſehe, daß man ſie ſo jämmerlich mißhandelt. Hiermit Gott befohlen! Leben Sie wohl, mein lieber Nicolai

Leſſing.

An Gleim.

Leipzig, den 6. Februar 1758.

Liebſter Freund!

Verſöhnen Sie mich immer wieder mit unſerm Grenadier, wenn er wirklich auf mich zürnen ſollte. Sie wiſſen ja wohl: wenn der Poet nicht zugleich Soldat iſt, ſo iſt der Poet eine ſehr nachläſſige Creatur. Den Grenadier hat nur ſein Stand ſo thätig und pünktlich gemacht; als Dichter würde er es gewiß nicht ſeyn. Wenn ich es aber in Zukunft nicht etwas mehr werde, ſo machen Sie zur Strafe, daß er mich anwirbt, und mich durch Hülfe ſeines Corporals von meiner Faulheit curirt. Unterdeſſen verſichern Sie ihn, daß ich ihn von Tag zu Tag mehr bewundere, und daß er alle meine Erwartung ſo zu übertreffen weiß, daß ich das Neueſte, was er gemacht hat, immer für das Beſte halten muß. Ein Bekenntniß, zu dem mir noch kein einziger Dichter Gelegenheit gegeben hat! Das Lied auf den Sieg bey Lowoſitz, und das auf den bey Liſſa, iſt wirklich ſchon unter der Preſſe, und beide werden ſo, wie das auf den Roßbacher Sieg gedruckt. Dem ungeachtet bleibt es gewiß dabey, daß alle ſeine Lieder zuſammengedruckt werden ſollen, und zwar noch eher als der Feldzug wieder angehen wird.

---

[1] Ich war nämlich Willens geweſen, abwechſelnd auf ein Trauerſpiel und auf ein Luſtſpiel einen Preis zu ſetzen.
Nicolai.

[1] Ich habe dieſen Plan in drei Akten geſehen, als Leſſing 1775 in Berlin war. Nach demſelben war die Rolle der Orſina nicht vorhanden, wenigſtens nicht auf die jetzige Art.
Nicolai.

Ich hoffe gar, noch dieſen Monat; denn einige Zeit muß der Verleger haben, die einzelnen zuvor unterzubringen. Hätten Sie nicht in Ihrem vorhergehenden Briefe ausdrücklich verlangt, daß ſie zuvor einzeln ſollten gedruckt werden, ſo könnte jetzt gleich mit der Sammlung angefangen werden. Laſſen Sie ſich daher dieſen kleinen Verzug gefallen, dem auf keine Weiſe noch abzuhelfen iſt. — Und der Grenadier erlaubt es doch noch, daß ich eine Vorrede dazu machen darf? Ich habe verſchiedenes von den alten Kriegsliedern geſammelt; zwar ungleich mehr von den Kriegsliedern der Barden und Skalden, als der Griechen. Ich glaube aber auch, daß jene für uns intereſſanter ſind, und auch ein größeres Licht auf die Lieder unſers neuen Skalden werfen. Was Sie unterdeſſen darüber angemerkt oder geſammelt haben, das theilen Sie mir ja mit; es könnte leicht etwas ſeyn, was mir entwiſcht wäre. Der alten Siegeslieder wegen habe ich ſogar das alte Heldenbuch durchgeleſen, und dieſe Lectüre hat mich hernach weiter auf die zwey ſogenannten Heldengedichte aus dem Schwäbiſchen Jahrhunderte gebracht, welche die Schweizer jetzt herausgegeben haben. Ich habe verſchiedene Züge daraus angemerkt, die zu meiner Abſicht dienen können, und wenigſtens von dem kriegeriſchen Geiſte zeugen, der unſere Vorfahren zu einer Nation von Helden machte. Beyläufig habe ich aber auch geſehen, daß die Herren Schweizer eben nicht die geſchickteſten ſind, dergleichen Monumente der alten Sprache und Denkungsart herauszugeben. Sie haben unverantwortliche Fehler gemacht, und es iſt ihr Glück, daß ſich wenige von den heutigen Leſern in den Stand ſetzen werden, ſie bemerken zu können. — Wie wollen Sie nun, mein liebſter Gleim, daß der Titel zu den Liedern unſers Grenadiers heißen ſoll? Den müſſen Sie ſelbſt machen; aber machen Sie ihn ſo kurz als möglich. Dasjenige, was ich eben jetzt von Ihnen bekommen habe, wird alſo das erſte, und die übrigen folgen nach der Zeitordnung. Haben Sie wegen der hiſtoriſchen Richtigkeit derſelben hin und wieder einige Anmerkungen zu machen, ſo unterlaſſen Sie es nicht. Die Trommel bleibt ſtehn; der Oberſtwachtmeiſter hat es erlaubt. — Haben Sie das Schlachtlied geleſen, das Morhof in ſeinem Unterricht zur deutſchen Sprache und Poeſie anführet? (S. 313.) Es iſt überhaupt ſchlecht; die letzte Strophe aber hat mir gefallen, ob ſie gleich nichts mehr enthält, als was Sie in den zwei Zeilen ſagen:

> Auch kommt man aus der Welt davon
> Geſchwinder als der Blitz ꝛc.

Vielleicht haben Sie den Morhof nicht; hier iſt der Anfang der Strophe.

> Kein ſel'ger Tod iſt in der Welt,
> Als wer für'm Feind erſchlagen;
> Auf grüner Haid', im freyen Feld,
> Darf nicht hör'n groß Wehklagen,
> Im engen Bett, da ein'r allein
> Muß an den Todesreyhn;
> Hier aber findt er Geſellſchaft fein,
> Fallen mit wie Kräuter im Mayen — ꝛc.

Sie haben doch mit den letzten Exemplaren von dem Roßbacher Siegesliede auch den Chriſtiſchen Catalogus bekommen? Wenn Sie nicht ſchon Jemand haben, dem Sie Ihre Commiſſionen geben, ſo ſenden Sie ſie nur mir. Wollen Sie denn noch Trapps Anakreon? Der Herr von Kleiſt ſagt mir ja, daß Sie dieſe Ausgabe ſchon hätten. Sehen Sie doch vorher nach; denn was ſoll ſie Ihnen zweymal? Ich umarme Sie, liebſter Freund, und bin

ganz der Ihrige

oder mit Gottſcheden zu ſprechen:

Und dein Bewunderer bleibt der deine.[1]

Leſſing.

---

[1] Mit dieſem Verſe hatte Gottſched damals ein Gedicht an Friedrich II. geendigt.

An Gleim.

Leipzig, den 8. März 1758.

Liebſter Freund,

Daß ich ein wenig nachläſſig bin, das wiſſen Sie ſchon. Daß unſer lieber Kleiſt ſeit vierzehn Tagen auf Commando iſt, das wiſſen Sie auch ſchon. Folglich werden Sie ſich wohl nicht ſehr gewundert haben, daß Sie ſeit vierzehn Tagen keine Nachricht von uns aus Leipzig erhalten haben.

Nun aber bekommen Sie auf einmal ſo viel Neues, ſo viel Intereſſantes, daß Ihnen dabey ein langer Brief von mir ſehr ekel ſeyn würde. Zwei Exemplare von den neuen Gedichten unſers Freundes, und vierzig von den beiden Siegesliedern meines Grenadiers! Brauchen Sie von den letztern mehr, ſo melden Sie es; es ſtehen ſo viele zu Ihrem Befehle, als Sie verlangen. Was ſagt der Grenadier von dem Major? Eine Compagnie ſolcher Poeten, ſo will ich den ganzen Franzöſiſchen Witz damit zum Teufel jagen. Leben Sie wohl, mein liebſter Gleim; und Sie mögen mir auf dieſe Zeilen antworten oder nicht, ſo ſchreibe ich Ihnen doch mit erſter Poſt ein mehreres. Ich bin

Ihr ergebenſter Freund

Leſſing.

An Kleiſt.

Liebſter Freund,

Unſer Gleim iſt ein recht böſer Mann, daß er mir den Tag ſeiner Ankunft bei Ihnen, gemeldet zu haben vorgiebt, und zwar bei guter Zeit gemeldet zu haben vorgiebt. Ich habe ſeit vier Wochen keine Zeile von ihm geſehen, ob ich ihm gleich die Exemplare von ſeinen Liedern und ihren neuen Gedichten ſchon längſt geſchickt habe. Nur erſt vorigen Sonnabend bekomme ich einen Brief von ihm, der den 27. Februar datirt iſt, und worin freilich etwas von ſeiner Reiſe zu Ihnen ſteht; ich möchte aber wohl wiſſen, wo dieſer Brief liegen geblieben wäre, ob bey ihm in Halberſtadt oder hier in Leipzig.

Da ich alſo die Zeit, wenn er bei Ihnen ſeyn wolle, nicht eher erfahren habe, als bis er ſchon längſt wieder weg war; ſo kann ich wohl mit Recht ſagen, daß ich ſie gar nicht erfahren habe. Rechnen Sie mir, liebſter Freund, mein Auſſenbleiben alſo nicht zu; und ſeyn Sie ja nicht ungehalten. Ich habe doch einzig und allein das meiſte dabey verloren. — Aber iſt es wirklich andem, daß der Herr Paſtor Lange mit ſeiner Doris zugleich bey Ihnen geweſen iſt? Was würden wir einander für Geſichter gemacht haben! Und der boshafte Gleim, was für Einfälle würde er auf unſer beyder Rechnung haben ſtrömen laſſen! Er würde uns haben verſöhnen wollen, und wir würden haben thun müſſen, als ob wir niemals Feinde geweſen wären. Es iſt mir bey dem allen recht lieb, daß ich dieſer Verlegenheit entgangen bin.

Sie bleiben auch gewaltig lange weg, liebſter Freund. Und gleichwohl darf ich es nun kaum recht wagen, Sie zu beſuchen. Denn ich weiß, daß der Herr General ſchon zu verſchiednen Malen geſagt hat, daß er Sie alle Tage wieder erwarte.

Morgen geht das Bataillon Garde von hier weg; nach Breßlau, wie man ſagt. Das iſt die einzige Neuigkeit, die ich Ihnen von hier melden kann. Oder wollen Sie noch etwas neues von Gottſcheden wiſſen? Er wird mit dem Geſalbten unſers Gleims immer bekannter, immer vertrauter. Er hat wieder franzöſiſche Verſe geſetzt, nebſt einer goldnen Tabatiere und einem Ringe. Er macht gar kein Geheimniß draus; er iſt vielmehr ſo ſtolz drauf, daß er die ganze Unterredung, die er hier mit dem Könige gehabt hat, in ſein Neueſtes hat eindrucken laſſen. Gott wolle nicht, daß unſer Gleim ſeinen Patriotismum auch ſo weit treibt, daß ihm Gottſched durch dieſe Bekanntſchaft reſpectabler wird! Jetzt iſt es vielmehr die rechte Zeit, neue und blutigere Satyren wider ihn zu machen, als man noch je gemacht hat. Und wenn wir damit zaudern, ſo wird er uns ſelbſt zuvorkommen. Denn es iſt ganz gewiß, daß er wieder eine neue Aeſthetik in einer Nuß drucken läßt. Ihre neuen Gedichte werden ihm gleich noch zur rechten Zeit gekommen ſeyn. Wenn ich doch nur auch unterdeſſen etwas geſchrieben hätte, damit ich nicht etwa vergeſſen würde! —

Leben Sie wohl, theuerſter, liebſter Freund, und kommen Sie ja bald wieder. Ich bin Zeit Lebens

Leipzig, ganz der Ihrige
den 14. März 1758. Leßing.

An Gleim.

Berlin, den 16. Decemb. 1758.

Liebſter Freund!

Ich bleibe Ihnen die Antwort auf Ihre letzten ſehr angenehmen Briefe lange ſchuldig. Sie werden die Urſache gleich hören. Vor allen Dingen muß ich Ihnen ſagen, daß ich das Gedicht unſers Grenadiers, als ein Gedicht, mit dem größten Vergnügen geleſen habe. Er iſt hier weit ernſter, feyerlicher, erhabener, als in ſeinen Liedern, ohne deswegen aus ſeinem Charakter zu gehen. Allein ſoll ich es für nichts, als für eine Wirkung ſeiner frappanten Art zu malen halten, wenn mir bey verſchiedenen Stellen vor Entſetzen die Haare zu Berge geſtanden haben? Sehen Sie, liebſter Freund, ich bin aufrichtig, und ich kann es gegen Sie ohne Gefahr ſeyn. Ich wollte dieſe Stellen nicht zum zweytenmal leſen, und wenn ich noch ſo viel damit gewinnen könnte. Ja, geſetzt, es wird über kurz oder lang Friede; geſetzt, die itzt ſo feindſelig gegen einander geſinnten Mächte ſöhnen ſich aus — (ein Fall, der ganz gewiß erfolgen muß) —: was meinen Sie, daß alsdann die kältern Leſer, und vielleicht der Grenadier ſelbſt, zu ſo mancher Uebertreibung ſagen werden, die ſie itzt in der Hitze des Affects für ungezweifelte Wahrheit halten? Der Patriot überſchreyet den Dichter zu ſehr, und noch dazu ſo ein ſoldatiſcher Patriot, der ſich auf Beſchuldigungen ſtützt, die nichts weniger als erwieſen ſind! Vielleicht zwar iſt auch der Patriot bei mir nicht ganz erſtickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte iſt, wonach ich geitzen würde; des Patrioten nehmlich, der mich vergeſſen lehrte, daß ich ein Weltbürger ſeyn ſollte. In dieſem Falle alſo, wenn es nehmlich eine bloße Colliſion des Patriotismus iſt, die mich dieſesmal mit unſerm Grenadiere weniger zufrieden macht, als ich ſonſt zu ſeyn ſo viel Urſach habe — veniam petimus dabimusque vicissim. Ich war auch, in Betrachtung deſſen, gar nicht Willens, das Gedicht unſers Grenadiers zu unterdrücken, oder wenigſtens vom Drucke abzuhalten. Allein da jetzt nicht eine Zeile ohne Cenſur und Erlaubniß hier in Berlin gedruckt werden darf, ſo mußte es nothwendig vorher cenſirt werden, und erſt heute erfahre ich, daß es die Cenſur nicht paſſiren kann. Ohne Zweifel iſt die anſtößige Erwähnung des von Katt die vornehmſte Urſache. Der König hat ſich in dieſer Sache ſelbſt zu öffentlich Unrecht gegeben, als daß es ihm angenehm ſeyn könnte, ſich auf eine ſolche Weiſe daran erinnert zu ſehen.

Unterdeſſen, liebſter Freund, werde ich das Gedicht doch bey mir behalten, und in wenig Wochen einen Gebrauch davon machen, bey welchem der Dichter keine Gefahr läuft, und der Herausgeber ſich nichts vorzuwerfen hat. Sie ſollen damit zufrieden ſeyn; ich weiß es gewiß. Zeigen Sie aber dem Grenadier dieſen meinen Brief nicht; denn ich fange wirklich an mich vor ihm zu fürchten. Es ſcheint, er läßt ſich zu leicht in Harniſch jagen. Sein Major hat weit kälteres Blut, und ich würde wider den Schluß ſeines Ciſſides nichts zu ſagen haben, wenn ich auch der eifrigſte Verfechter der Gegenparthey wäre. Ich bin es aber nicht; das wiſſen Sie.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und ſchreiben Sie mir mit nächſter Poſt, wenn ich nicht glauben ſoll, daß ich Sie durch dieſen Brief unwillig gemacht habe. Ich bin Zeitlebens Ihr

ergebenſter Freund.
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 14. Februar 1759.

Liebſter Freund,

Ich wollte Ihnen eben ſchreiben, und unſerm kleinen Streit ein Ende machen, als ich Ihren Brief mit der neuen Abſchrift erhielt. Er macht, daß ich Ihnen ganz anders ſchreiben muß, als ich mir vorgenommen hatte; denn Ihre Verbeſſerungen haben der Sache eine andere Geſtalt gegeben.

Alle unſere Freunde hier müſſen mir bezeugen, wie ſehr ich mit dem Gedichte des Grenadiers, als einem Gedichte, gleich vom Anfange zufrieden geweſen bin. Es iſt mir nichts darin anſtößig geweſen — (auch nicht einmal rippeln ꝛc.) — als bloß die Verwünſchungen, von welchen ich überhaupt ein abgeſagter Feind bin. Und dieſe Verwünſchungen haben nothwendig einen ſo ſtarken Eindruck auf mich machen müſſen, da ſie einen Prinzen betrafen, von deſſen Charakter ich weit anders überzeugt bin, als daß ich das von ihm glauben ſollte, was ihm die Flüche des Grenadiers zugezogen hat. Er verdient ſie ganz gewiß nicht; und wenn er ſie auch verdient hätte, ſo wäre es doch beſſer, daß der Grenadier das Verfluchen den Prieſtern überließe. Als Prieſter mag Hr. Lange dieſes unſelige Vorrecht immer ausüben, und die nähere Erlaubniß dazu von Friederich dem Soldaten itzt erſchleichen, die ihm Friederich der philoſophiſche König zu einer andern Zeit gewiß verweigert hätte. Der Grenadier thut ſich ſelbſt Unrecht, wenn er ſich alles für erlaubt halten will, was einem Lange erlaubt iſt, der ſich damit begnügt, wenn er nur itzt ein paar Monate hindurch geleſen wird, und nichts darnach fragt, wenn man ſeine Gedichte über Jahr und Tag gar nicht mehr kennt. Der Grenadier ſoll und muß auf die Nachwelt denken; oder wenn Er es nicht thun will, ſo werden es ſeine Freunde für ihn thun.

Oeffnen Sie unterdeſſen, liebſter Freund, unſerm Grenadier nur über zwei Stellen meines ſo anſtößig befundenen Briefs das Verſtändniß! Wenn ich geſchrieben habe, daß ich mich vor ihm zu fürchten anfinge, ſo betaure ich nur, daß ich den Ton und die Miene nicht habe mit ſchreiben können, mit welcher ich es ihm mündlich würde geſagt haben. Ich glaubte, als ich es ſchrieb, mit keinem lächerlichern Einfalle meinen Brief beſchließen zu können, mit deſſen ernſthaftem Anfange ich nicht zufrieden war. Was ich aber von dem übertriebenen Patriotismus einfließen laſſen, war weiter nichts als eine allgemeine Betrachtung, die nicht ſowohl der Grenadier, als tauſend ausſchweifende Reden, die ich hier alle Tage hören muß, bei mir rege gemacht hatten. Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande geſtehen muß) keinen Begriff, und ſie ſcheint mir aufs höchſte eine heroiſche Schwachheit, die ich recht gern entbehre. — Doch laſſen Sie mich davon nichts weiter ſchreiben. Ich rühme mich, daß ich von der Freundſchaft deſto höhere Begriffe habe, und daß noch tauſend ſolche kleine Uneinigkeiten meiner Liebe und Hochachtung gegen meinen lieben Gleim und wackern Grenadier nicht im geringſten nachtheilig ſeyn können. Und wie könnten ſie auch, da ich ſehe, daß er weit mehr nachgiebt, als ich ſelbſt würde nachgegeben haben? Ich danke es ihm zum Beyſpiel nicht (als nur in ſo fern es ein Zeichen ſeiner Freundſchaft gegen mich ſeyn ſoll), daß er die Verwünſchung der Selbſtherrſcherin in Ruhm und Segen verwandelt hat. So viel habe ich niemals gefordert; und ich wünſchte daß er es bloß ſo verändert hätte: „Aber welch ein Loos ſoll ich dir wünſchen, Selbſtherrſcherin! wenn du“ ꝛc.

Unterdeſſen kann es um ſo viel eher gedruckt werden, und ich hoffe Ihnen nächſtens Exemplare zu ſchicken. Aber was werden Sie ſagen, daß ich ſchon im voraus Gebrauch davon gemacht habe? Weil ich nicht glaubte, daß es ſo bald könne gedruckt werden, ſo gab ich dem Verfaſſer der Briefe über die neueſte Litteratur eine Abſchrift von den ſchönſten Stellen; und wenn Sie das, was bey Gelegenheit der ausgelaſſenen anſtößigen Stellen geſagt worden iſt, beleidigen ſollte, ſo bitte ich im voraus um Verzeihung.

Ich ſende Ihnen hierbey dieſe Briefe, weil Sie ſie verlangen. Aber wenn Sie glauben, daß ich der Verfaſſer davon bin, ſo thun Sie mir keinen Gefallen. Es ſind wohl einige Bolzen von mir darin; weiter aber auch nichts. Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich bin

Ihr
ergebenſter
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 1. Sept. 1759.

Liebſter Freund,

Ich ſetze in der größten Verwirrung die Feder an. Ich weiß, Sie werden ſich alle Poſttage nach einem Briefe von mir umſehen; ich muß Ihnen alſo nur ſchreiben, ob ich Ihnen gleich auch itzt noch nichts ganz Zuverläſſiges von unſerm theuerſten Kleiſt melden kann.

Herr von Brand iſt bei der Armee des Königs geweſen, und vorgeſtern Abends wieder zurückgekommen. Er hat ſich genau nach unſerm Freunde erkundigt und von dem Oberſten von Kleiſt, ſeinem Vetter, erfahren, daß er ſich in Frankfurt noch bis dato befände. Er ſoll nicht mehr als ſechs Wunden haben. Der rechtſchaffene Mann! Er hat ſich, — und das hat nicht allein der Oberſte, ſondern das haben ihm noch viele andere Officiere geſagt — an dem unglücklichen Tage außerordentlich hervorgethan. Er hat die erſten Wunden gar nicht geachtet, ſondern iſt vor ſeinem Bataillon noch immer zu Pferde geblieben; und als er endlich geſtürzt, hat er noch auf der Erde ſeinen Leuten zugerufen und ſie aufs beſte angefeuert. Doch auch hier hat alles nichts helfen wollen; er hat müſſen auf der Wahlſtatt liegen bleiben, und iſt ſo, nebſt allen andern ſchwer Verwundeten, den Ruſſen in die Hände gefallen.

Geſtern erhielten wir Nachricht, daß die Ruſſen Frankfurt verlaſſen hätten. Sie haben ſich nach Guben gezogen, um ſich mit den Oeſtreichern zu vereinigen. Ich ſchrieb alſo gleich, nebſt dem Herrn Profeſſor Sulzer, nach Frankfurt. Aber kaum war mein Brief fort, ſo machte man mich beſorgt, daß ich ihn wohl würde vergebens geſchrieben haben. Herr Benino[1] nämlich, der gleichfalls bei der Armee geweſen iſt, will da für gewiß erfahren haben — kaum kann ich es Ihnen ſchreiben, aber ich muß — er will erfahren haben, daß unſer liebſter Freund bereits an ſeinen Wunden geſtorben ſey. Noch mehr; heute iſt ein Journal von dem, was ſich von Tag zu Tag während der Anweſenheit der Ruſſen in Frankfurt daſelbſt zugetragen hat, hier angekommen, und auch in dieſem Journal ſoll es mit angemerkt ſtehen, daß ein Major Kleiſt daſelbſt begraben worden. — Nun hören Sie, womit ich mich noch tröſte. Es ſind mehr Majore Kleiſt, und ich weiß auch gewiß, daß noch ein anderer Major Kleiſt, ich kann mich nicht gleich erinnern von welchem Regimente, mit dem unſrigen ein gleiches Schickſal gehabt hat. Dieſer wird geſtorben ſeyn, und nicht unſer Kleiſt. Nein unſer Kleiſt iſt nicht geſtorben; es kann nicht ſeyn; er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Laſſen Sie uns das Beſte hoffen. Mit der rückkommenden Frankfurter Poſt werden wir alles erfahren. Wenn er noch lebt, ſo beſuche ich ihn. Ich ſollte ihn nicht mehr ſehen? Ich ſollte ihn in meinem Leben nicht mehr ſehen, ſprechen, umarmen? — Leben Sie wohl. Ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, d. 6. September 1759.

Ach, liebſter Freund, es iſt leider wahr. Er iſt todt. Wir haben ihn gehabt. Er iſt in dem Hauſe und in den Armen des Profeſſors Nicolai geſtorben. Er iſt beſtändig, auch unter den größten Schmerzen, gelaſſen und heiter geweſen. Er hat ſehr verlangt ſeine Freunde noch zu ſehen. Wäre es doch möglich geweſen! Meine Traurigkeit über dieſen Fall iſt eine ſehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen ſollen, weil ein ehrlicher Mann da ſteht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie; manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann ſelbſt zu zürnen, den er angeht. Er hatte ſchon drei, vier Wunden; warum ging er nicht? Es haben ſich Generale mit wenigern und kleinern Wunden unſchimpflich bei Seite gemacht. Er hat ſterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht geſtorben, ſagt man; aber er iſt verſäumt worden. Verſäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich raſen ſoll. Die Elenden, die ihn verſäumt haben! —

Ich muß abbrechen. Der Profeſſor wird Ihnen ohne Zweifel geſchrieben haben. Er hat ihm eine Standrede gehalten. Ein anderer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn gemacht. Sie müſſen nicht viel an Kleiſt verloren haben, die das itzt im Stande waren! Der Profeſſor will ſeine Rede drucken laſſen, und ſie iſt ſo elend! Ich weiß gewiß, Kleiſt hätte lieber eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als ſich ſolches Zeug nachſchwatzen laſſen. Hat ein Profeſſor wohl ein Herz? Er verlangt itzt auch von mir und Ramler Verſe, die er mit ſeiner Rede zugleich will drucken laſſen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat, und Sie erfüllen ſein Verlangen — Liebſter Gleim, das müſſen Sie nicht thun! Das werden Sie nicht thun. Sie empfinden itzt mehr, als daß Sie, was Sie empfinden, ſagen könnten. Ihnen iſt es auch nicht, wie einem Profeſſor, gleich viel, was Sie ſagen, und wie Sie es ſagen. — Leben Sie wohl. Ich werde Ihnen mehr ſchreiben, wenn ich werde ruhig ſeyn.

---

[1] Ein italiäniſcher Kaufmann in Berlin.

Ihr ergebenſter
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Beſter Freund!

Ich reiſte mit allem Bedacht aus Berlin, ohne von Ihnen Abſchied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr ausſetzen wollte, die Thorheit meines Entſchluſſes auf einmal in ihrem völligen Lichte zu ſehen. Die Reue wird ohnedem nicht außenbleiben, eine ſo gänzliche Veränderung meiner Lebensart in der bloßen Abſicht, mein ſogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben. Wie nahe ich dieſer Reue bereits bin, weiß ich eigentlich ſelbſt nicht. Denn noch bin ich in Breslau nicht zu mir ſelbſt gekommen.

Was Sie mir aus den Berliner Zeitungen melden, iſt eine wahre Neuigkeit für mich.[1] Ihnen brauche ich es nicht lange zu verſichern, daß mir dieſe Ehre, beſonders in den Umſtänden, worinn ich mich gegenwärtig befinde, ſehr gleichgültig iſt. Auch iſt es mir ſehr gleichgültig, was Herr E. für ein Betragen dabey geäußert. Ob er falſch iſt, weiß ich nicht; daß er aber öfters ſehr inconſequent iſt, das weiß ich. Vielleicht war er auch dasmahl nur das Letzte. Und Sie haben Recht; es iſt immer einerley, ob man von einem General, oder von einem Präſidenten der Akademie abhängt. Wenn dieſer mehr Kopf hat, ſo hat er auch mehr Hals: und es iſt ſicherlich ſchlimmer mit ihm auszukommen, als mit jenem. Meinen halte ich noch bis jetzt für einen ſehr guten Mann, vor deſſen Haſtigkeit, wenn ſie anders ſein Fehler iſt, ich ganz geſichert zu ſeyn glaube.

Was Ephraim übrigens anbelangt, ſo iſt mir lieb, daß alle die Gefälligkeiten, die er ſich von mir verſprechen kann, von der Art ſind, daß ich niemanden dadurch ſchaden, auch mich ſelbſt keiner Verantwortung dabey ausſetzen kann: doch werde ich darum nicht aufhören, auf meiner Hut zu ſeyn; und Sie, liebſter Freund, werden mir einen großen Gefallen erweiſen, wenn Sie mir dann und wann, von dieſem und jenem, einen kleinen Wink geben. Unſere erſten Briefe ſind ſehr trocken. Wir müſſen einander fleißiger, und mehr, und angenehmere Dinge ſchreiben. Sie gehen auf Ihrem Pfade ungehindert fort. Verliehren Sie mich ja nicht ganz aus den Augen; laſſen Sie mich ja an allen Ihren Beſchäftigungen noch ferner den Antheil nehmen, den ich zu meinem großen Nutzen bisher daran genommen habe. Das wird das einzige Mittel ſeyn, wenn ich nicht ganz in Nichtswürdigkeiten verſinken ſoll.

Was macht Herr Nicolai? Als Bräutigam hat er nicht Zeit meine Briefe zu leſen. Ich will den Honigmonat vorbeygehen laſſen, ehe ich ihm ſchreibe. Doch kann er ſichre Rechnung darauf machen, daß er binnen 14 Tagen die verſprochnen Briefe haben ſoll.[2] Sie haben ohne Zweifel unterdeſſen alles geſchrieben. Daß ich ja mit nächſtem die Stücke alle bekomme, die ich nicht geleſen habe!

Leben Sie wohl beſter Freund, und empfehlen Sie mich allen Ihren Freunden.

Breslau, Leſſing.
den 7. Dec. 1760.

An Moſes Mendelsſohn.

Ach, liebſter Freund, Joel iſt ein Lügner! Ihnen geſtehe ich es am allerungernſten, daß ich bisher nichts weniger als zufrieden geweſen bin. Ich muß es Ihnen aber geſtehen, weil es die einzige Urſache iſt, warum ich ſo lange nicht an Sie geſchrieben habe. Nicht wahr, nur ein einzigesmahl habe ich von hier aus an Sie geſchrieben? Wetten Sie kühnlich darauf, daß ich alſo auch nur ein einzigesmahl recht zu mir ſelbſt gekommen bin.

Nein, das hätte ich mir nicht vorgeſtellt! aus dieſem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorſtellen ſollen und können, daß unbedeutende Beſchäftigungen mehr ermüden müßten, als das anſtrengendſte Studieren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern laſſen, erlogene Vergnügen und Zerſtreuungen über Zerſtreuungen die ſtumpf gewordene Seele zerrütten würden; daß —

Ach, beſter Freund, Ihr Leſſing iſt verlohren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er ſich ſelbſt nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — ſie ſo, ich weiß nicht was für Abſichten aufzuopfern! Hundertmahl habe ich ſchon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieſer Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbeſonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?

Aber vielleicht habe ich heute nur einen ſo finſtern Tag, an welchem ſich mir nichts in ſeinem wahren Lichte zeigt. Morgen ſchreibe ich Ihnen vielleicht heiterer. O ſchreiben Sie mir doch ja recht oft; aber mehr als bloße Vorwürfe über mein Stillſchweigen. Ihre Briefe ſind für mich ein wahres Almoſen. Und wollen Sie Almoſen nur der Vergeltung wegen ertheilen?

Leben Sie wohl, mein liebſter Freund. Die erſte gute Stunde, die mir mein Mißvergnügen läßt, iſt ganz gewiß Ihre. Ich ſehe ihr mit alle dem unruhigen Verlangen entgegen, mit welchem ein Schwärmer himmliſche Erſcheinungen erwartet.

Breslau, den 30. März 1761. Leſſing.

An Ramler.

Breslau, d. 30. May 1762.

Liebſter Freund,

Ich habe Ihnen auf drey Briefe zu antworten: auf zwey, die ich erhalten habe, und auf einen, den ich nicht erhalten habe. Wenn ich Ihnen ſage, daß dieſer letztere mir die andern zwey faſt zu Räthſeln gemacht hat, ſo iſt es wohl kein Räthſel, welches der verunglückte von den dreyen ſey. Der erſte, leider! den Sie dem jungen Herrn von Kleiſt mitgegeben hatten; mit dem Sie mir die erſte kleine Ausgabe des Logau wieder zurück ſchickten. Brief und Logau ſind mit dem Torniſter des jungen Kleiſt unter Weges verloren gegangen. Ein ärgerlicher Zufall! Sie wiſſen, daß der Logau nicht mein eigen war, ſondern einer hieſigen Bibliothek (zu St. Magdalena) zugehörte. Ich verzweifle durchaus, ihr dieſen Verluſt erſetzen zu können; allem Anſehen nach war es noch das einzige Exemplar in der Welt. — Nun was mehr? Es iſt weg; und ich habe mich wohl gehütet, den jungen Kleiſt meine Empfindlichkeit darüber merken zu laſſen. Denn er bat gar zu ſehr um Verzeihung; und einmal iſt er doch unſers Kleiſts Neven. Was wollte ich dem nicht vergeben? Ihm ſeinen eignen dabey erlittenen Schaden einigermaßen vergeſſen zu machen, habe ich ihm in der Geſchwindigkeit die nöthigſten Bedürfniſſe wieder anſchaffen laſſen. Ich habe ihm auch offne Kaſſe bey mir angeboten, und es wird nur auf ihn ankommen, wie ſehr er ſich noch weiter dieſes Anerbieten zu Nutze machen will.

---

[1] Leſſing war zum Mitgliede der Akademie in Berlin ernannt worden. Nicolai.

[2] Beyträge zu den ſogenannten Literaturbriefen. Nicolai.

Und ſo iſt ſie wirklich todt? Liebe Mamſell, was das nun wieder für ein romanhafter Streich iſt! Wenn ſie ſich nicht beſſer aus dem Handel zu ziehen gewußt haben! — Aber um Gottes willen, liebſter Freund, verwickeln Sie mich mit ihren Erben in keinen Prozeß! Geben Sie ihnen alles, was ſie verlangen. Ich will hoffen, daß ſie nicht mehr verlangen werden, als ich gehabt habe. Es würde mir leicht ſeyn, ihnen eine Art eines ſehr gültigen Anſpruchs auf dieſes und jenes zu produciren, wenn es ſich der Mühe verlohnte, eine dritte Perſon darüber abhören zu laſſen, welche die Mamſell zu ihrem Hin- und Wiederſchicken brauchte. Allein ich habe mir einmal für allemal vorgenommen, keine Erbſchaft unter hundert tauſend Thalern anzunehmen; und die Donationes inter vivos, wenn ſie von einem Frauenzimmer herkommen, ſind nicht immer die anſtändigſten. Ein einziges hätte ich gewünſcht: die Möbeln für gute baare Bezahlung zum Andenken behalten zu können. Wenn die Erben dieſe mir noch verkaufen wollen, ſo werde ich ihnen dafür verbunden ſeyn. Schließen Sie den Handel, liebſter Freund, und ich will Ihnen ſogleich das Geld dazu aſſigniren.

Denn müſſen wir denn nicht Möbeln haben, wenn wir einmal beyſammen wohnen wollen? Ich bitte mir es aus, daß dieſes einmal für allemal eine abgeredete Sache bleibt. Wenn die Zeit doch nur ſchon da wäre! Ich bin meiner jetzigen Situation ſo überdrüßig, als ich noch einer in der Welt geweſen bin. Nur bald Friede, oder ich halte es nicht länger aus!

Quod reliquum — — Lichtwehr iſt ein Narr. — Daß Sie Oden drucken laſſen, die Sie mir nicht ſchicken, das iſt nicht fein. — Unſerm lieben Krauſe zu ſeiner abermaligen Veränderung tauſend Glück! Ich ſchreibe ihm mit nächſtem Poſttage unfehlbar. — — Gleim und die Karſchin! Die letzte hat an mich geſchrieben, und ich werde ihr nicht antworten. Wenn doch Kleiſt noch lebte! — Hier iſt ein Brief von ſeinem Neveu. Er klagt, daß er ſchon zweymal an Sie geſchrieben, ohne eine Antwort zu erhalten. Einen Brief, weiß ich, habe ich ihm ſelbſt durch den Buchhändler Meyer beſtellt. Haben Sie den nicht erhalten? — — Was machen Langemack und Sulzer? — Was macht —

Ich muß ſchließen, liebſter Freund. Sie wiſſen ja ohnedies wohl, nach wem ich ſonſt noch etwa hätte fragen können. Grüßen Sie ſie alle! Leben Sie wohl, und ſchreiben Sie ſo oft an mich, als ich an Sie denke. Das iſt öfter, als Sie glauben; denn ſonſt würden Sie mich nicht auf den Fuß eines Menſchen behandeln, deſſen Stillſchweigen man mit Stillſchweigen beſtrafen muß. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

An Nicolai.

Liebſter Freund,

Endlich dringt mich die Noth, an Sie zu ſchreiben. Und zwar eine doppelte Noth. Fürs erſte: ich kann unmöglich länger Ihre Briefe entbehren. Da Sie mir ſie alſo nicht als ein Almoſen wollen zukommen laſſen —

(Sie ſollten ſich ſchämen, mit mir auf ſo genaue Rechnung zu leben. Zug um Zug iſt eine Regel in der Handlung, aber nicht in der Freundſchaft. Handel und Wandel leidet keine Freundſchaft: aber Freundſchaft leidet auch keinen Handel und Wandel. Und wozu machen Sie unſern Briefwechſel anders, als zu einem eigennützigen Handel, wenn Sie wollen, daß er in dem eigentlichſten Wortverſtande nichts als ein Briefwechſel ſeyn ſoll? Wenn Sie mit keinem andern Wechſel übers Ohr gehauen werden, als mit dieſem, ſo wird Ihr Beutel ein ſehr geſegneter Beutel bleiben, und Ihre Freundſchaft eine Capitaliſtinn werden. Denn jeder Ihrer Briefe, den ich nicht beantworte, iſt ein Capital, welches Sie bey mir unterbringen. Und die Intereſſen dieſes Capitals werden von Zeit zu Zeit zu dem Capitale geſchlagen, und tragen neue Intereſſen, welche wieder zu dem Hauptſtuhle geſchlagen werden; ſo daß, je länger ich nicht antworte, deſto größer Ihr Capital wird. Begreifen Sie das nicht? Sie haben Recht; da iſt nichts zu begreifen. Lauter eingebildete Reichthümer! — Lieber Freund, verſchmähen Sie doch die eingebildeten Reichthümer nicht! Laſſen Sie uns noch drey Jahre münzen, und die begreiflichſten Reichthümer ſollen zu Einbildungen werden. O Jane Patulci claudantur — vor allen Dingen meine Parentheſis) — —:

— So muß ich mir ſchon gefallen laſſen, ſie als Antworten zu erpreſſen. Und damit Sie auch gleich wiſſen, was Sie mir antworten ſollen, ſo vernehmen Sie meine zweyte Noth. Auf beyliegendem Zettel ſtehen Bücher, die ich mir aus dem Baumgartenſchen Catalogo[1] —

(Der ehrliche Mann, höre ich, iſt an einer poetiſchen Dyſenterie[2] geſtorben. Daran ſterbe ich nicht. Eher noch an einer poetiſchen Obſtruction, Conſtipation — wie heißt das griechiſche Wort! Schlagen Sie Hebenſtreits Anhang zu Woyts medicinischem Lexico nach; da finden Sie es ganz gewiß. Sehen Sie, wenn ich jetzt auch noch ſo viel vergeſſe, ich behalte doch wenigſtens die Bücher, wo ich es wieder finden kann. Und kann ich mir nun die Bücher vollends ſelber kaufen — das kann ich jetzt — ſo gewinne ich ja offenbar im Verlieren. Denn in den Büchern ſteht ſicherlich mehr, als ich vergeſſe. Geben Sie nur Acht, je mehr ich vergeſſe, deſto gelehrter werde ich werden! Und ein dickes Buch bekömmt die Welt nach meinem Tode — vielleicht auch noch vor meinem Tode, gewiß noch von mir zu ſehen. Nehmlich Bibliothecam Lessingianam seu Catalogum librorum quos dum sapere
legere
vivere
desiisset, collegit vir cum paucis sic stultis comparandus, Gotth. Ephr. Lessing etc. Aus dieſem Catalogo habe ich vor der Hand nichts gezogen, — ſondern aus dem Baumgarten'ſchen Catalogo) —

— gezogen habe, und die ich alle haben muß. Seyn Sie alſo ſo gut, und laſſen Sie mir ſie erſtehen. Oder erſtehen Sie mir ſie vielmehr ſelbſt. Können Sie nicht abkommen? Warten Sie, ich will Sie los bitten.

„Madame Nicolai,

Unbekannter Weiſe — das iſt ein Glück für mich; denn wenn Sie mich kennten, würden Sie auf meine Bitte nicht viel geben — nehme ich mir die Freyheit, Dieſelben hiermit ganz ergebenſt zu erſuchen, mir zu Liebe und Ihnen ſelbſt zur großen Ehre, die Selbſtüberwindung zu haben, und zu erlauben, daß Ihr Mann — — Ihr lieber Mann ſollte ich ſagen; denn ich erinnere mich, daß Sie eben noch nicht lange mit ihm verheirathet ſind — — daß Ihr lieber Mann alſo — — Aber, wenn es noch Ihr lieber Mann iſt, ſo wird Ihnen die Selbſtüberwindung allzuviel koſten. — Es bleibt alſo bey dem erſten — daß Ihr Mann ſchlechtweg, ſo lange als die Baumgartenſche Auction dauert — es iſt keine Möbel-Auction, Madame; wo

---

[1] Aus dem Verzeichniße der ſehr beträchtlichen Bibliothek des ſel. Oberkonſiſtorialraths Nathanael Baumgarten, in Berlin, die damals verkauft wurde. Nicolai.

[2] Er hatte eine Siegespredigt in Verſen gehalten. Nicolai.

Geſchmeide oder Silberzeug zu erſtehen iſt, da werden Sie ihn wohl von ſelbſt hinſchicken, ſich alle Nachmittage ein Paar Stunden von Ihrer grünen Seite entfernen darf. Er ſoll ſo gut ſeyn, und Bücher für mich erſtehen, wenn Sie ſo gut ſeyn und es ihm erlauben wollen. — Die verdammten Bücher! — Werden Sie nicht ungehalten, Madame; für ſich ſoll er kein Blatt erſtehen. Wer Frau und Kinder zu verſorgen hat, muß freylich ſein Geld klüger anwenden. Aber unſer eins; ich bin ſo ein Ding, was man Hageſtolz nennt. Das hat keine Frau; und wenn es ſchon dann und wann Kinder hat, ſo hat es doch keine zu verſorgen. — Was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte? Schlecht Geld iſt es ohnedies, herzlich ſchlecht Geld; ſo ſchlecht, daß man ſich ein Gewiſſen daraus machen muß, ſeine alten Schulden damit zu bezahlen. Denn ſonſt könnte ich es auch dazu anwenden. Aber behüte Gott! — Lieber mögen meine alten Schulden bis auf das alte Geld meiner lieben künftigen Frau warten. — Denn ich bin ein Hageſtolz, der es nicht ewig bleiben will. Das Exempel unſrer Freunde iſt anſteckend — Liebe Madame, haben Sie etwa eine gute Freundinn mit altem Gelde, welches Sie recht hübſch untergebracht wiſſen möchten? Sie wiſſen vielleicht nicht, welchen großen Antheil ich an Ihrer Verbindung habe. Ihr Mann war außer Maßen unentſchlüſſig, ob er Ihr Mann werden wollte oder nicht. Hätte ich ihm nicht ſo ſehr zugeredet, ich glaube, Sie hätten ihn noch nicht. Wenn Sie nun eine erkenntliche Frau ſeyn wollen — — Ich muß toll im Kopfe ſeyn, daß ich heute alles ſo ohne Ueberlegung hinſchreibe! Wenn Sie eine erkenntliche Frau ſind, ſo kratzen Sie mir vielleicht lieber die Augen aus dem Kopfe. — Nein Madame, ich habe ihm nicht zugeredet. Wenigſtens habe ich Ihnen nicht zugeredet. Mag in Ihrem Eheſtandskalender doch für Wetter ſtehen, welches will; mir dürfen Sie weder den Sonnenſchein noch den Sturm zuſchreiben. — Aber wieder auf die Auction zu kommen! — Steht Sonnenſchein im Kalender, ſo entlaſſen Sie Ihren Mann freundlich in die Auction; — ſteht Sturm, ſo jagen Sie ihn hinein. — Er mag gern gehen oder nicht gern; Ihnen werde ich es in beyden Fällen zu verdanken haben. — Empfangen Sie alſo meinen Dank. — Ich pränumerire meinen Dank ſehr gern. Denn wer Henker kann eine Gefälligkeit abſchlagen, für die man ſchon den Dank empfangen hat? Nein, Madame, das iſt nicht möglich; und in feſter Ueberzeugung dieſer Unmöglichkeit verharre ich,

Madame,

Dero

unbekannter Weiſe

ganz ergebenſter Diener."

Lieber Freund, ich will Ihnen eben nicht zumuthen, daß Sie alle Briefe an Ihre Frau beſtellen ſollen; aber dieſen können Sie immer beſtellen. — Sie gehen alſo in die Auction, und erſtehen mir die Bücher. — Hier werden ſehr oft Pferde und Packſättel verauctionirt: Ich bin wieder zu Ihren Dienſten. Die ich mit einem * notirt habe, müſſen Sie mir um Gottes Willen nicht weglaſſen.[1] Ich muß ſie abſolut haben! Die rechte Hand ſchreibt: abſolut; und die linke ſchnippt mit den Fingern dazu: es iſt alſo mein Ernſt. — Das Geld dafür will ich Ihnen auf Ihr erſtes Aviso aſſigniren. Darauf können Sie ſicherern Staat machen, als wenn ich Ihnen einen Beytrag zu Ihren Briefen oder zu Ihrer Sammlung verſpräche. — Und à propos, ich verſpreche Ihnen einen, wenn Sie mir wollen Ihre Edition vom Muſäus ſchicken, wobey die griechiſchen Scholien ſind. Ich habe über dieſes Gedicht einige Grillen gefangen; aber ich muß vorher, wo möglich, alle Ausgaben zu Rathe ziehen, ehe ich ſie wieder fliegen laſſe. — Leben Sie wohl, lieber Freund. Mein Compliment an Moſes. Ich habe einen langen Brief an ihn angefangen; ich kann ihn aber nicht ſchließen, denn eben muß ich fort —

Peile,[1] in Eile.

Wiſſen Sie, wo das liegt?
Ich wollte, daß ich es auch
nicht wüßte.

Ihr

ergebenſter Freund,
Leſſing.

Den 22. Oktober 1762.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich muß ſchon wiederum um Ihre gütige Nachſicht bitten, daß ich meine Antwort ſo lange verzögert habe. Meine itzigen Umſtände müßen mich zum Theil entſchuldigen, und die Ungewißheit und Unentſchloßenheit, in der ich mich ſelchen nach befinde.

Meine Verwirrung wird durch den Zufall, daß der G. v. T. gefährlich krank liegt, noch größer. Es mag aber dieſe Krankheit ausſchlagen wie ſie will, ſo iſt die totale Veränderung meiner itzigen Situation immer gewiß. Es ſollte mir leid thun, wenn ſich meine liebſten Eltern durch unrichtig eingezogene Nachrichten von meinen bisherigen Umſtänden einen falſchen Begrif ſollten gemacht haben. Ich habe meines Theils gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, vielmehr mich mehr als einmal geäußert, daß mein itziges Engagement von keiner Dauer ſeyn könne, daß ich meinen alten Plan zu leben nicht aufgegeben, und daß ich mehr wie jemals entſchloßen, von aller Bedienung die nicht vollkommen nach meinem Sinne iſt, zu abſtrahiren. Ich bin über die Helfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzern Reſt deßelben, noch zum Sklaven zu machen. — Ich ſchreibe Ihnen dieſes, liebſter Vater, und muß Ihnen dieſes ſchreiben, damit es Ihnen nicht befremde, wann Sie mich in kurzen wiederum von allen Hoffnungen und Anſprüchen auf ein fixirtes Glück, wie man es nennt, weit entfernet ſehen ſollten. Ich brauche nur noch einige Zeit, mich aus allen den Rechnungen und Verwirrungen, in die ich verwickelt geweſen, herauszuziehen, und alsdann verlaße ich Breslau ganz gewiß. Wie es weiter werden wird iſt mein geringſter Kummer. Wer geſund iſt, und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Sich langwierige Krankheiten und ich weis nicht was für Umſtände befürchten, die einen außer Stand zu arbeiten ſetzen könnten, zeigt ein ſchlechtes Vertrauen auf die Vorſicht. Ich habe ein beßeres, und habe Freunde. — —

---

[1] Das war halb in Scherz, halb in Ernſt geſagt. Er hatte bei der ſehr großen Anzahl der angezeichneten Bücher keine Preiſe beſtimmt, ſondern mir überlaſſen, wie viel ich wollte bieten laſſen. Bey einigen Büchern aber hatte er bemerkt, daß er ſie ſchlechterdings haben wollte. Unglücklicher Weiſe hatte er dieſe meiſtens griechiſchen und engländiſchen Bücher ſich gleich im Anfange, da er das Bücherverzeichniß durchgelaufen, auf einen Zettel geſchrieben, und vorher ſchon einem andern Freunde auf dieſe Bücher ungemeſſene Kommiſſion gegeben, aber dies nachher vergeſſen, als er ſich vornahm, mehr Bücher zu kaufen, und mir den Auftrag deshalb gab. Es wurde daher ein Buch von wenigen Bänden, von zwei Perſonen, zum allgemeinen Erſtaunen, bis 60 oder 70 Thaler hinauf getrieben. Da erklärten ſich beyde bietende Perſonen, daß ſie ungemeſſene Kommiſſion hätten, und das Buch nicht konnten fahren laſſen. Als ſie, um aus einander zu kommen, von einander zu wiſſen verlangten, für wen ſie boten, fand ſich, daß ſie beyde für Leſſing geboten hatten. Nicolai.

[1] Ein faſt eine Meile lang ſich dehnendes ſehr großes Dorf, in deſſen Mitte eine evangeliſche Brüdergemeine ſich befindet, wovon dieſer Theil des Dorfs Gnadenfrey genannt wird. Es liegt in Schleſien, im Herzogthume Schweidnitz, zwiſchen den Städten Reichenbach und Nimptſch. Leſſing ſtand da mit dem General Tauenzien im Lager. Nicolai.

Meine eifrigſten Wünſche gehen auf das ruhige, nur zufriedene Alter meiner wertheſten Eltern, die ich beſchwöre, um mich ſich keinen Kummer zu machen, wohl aber verſichert zu ſeyn, daß niemand ſeine Eltern und Geſchwiſter aufrichtiger lieben kann als

Dero

Breslau d. 13. Junius 1764.

gehorſamſter Sohn
Gotthold.

An Ramler.

Breslau, d. 5. Auguſt 1764.

Liebſter Freund,

Tauſend Dank für Ihre beſorgſame Freundſchaft! — Krank will ich wohl einmal ſeyn, aber ſterben will ich deswegen noch nicht. Ich bin ſo ziemlich wieder hergeſtellt; außer daß ich noch mit häufigem Schwindel beſchwert bin. Ich hoffe, daß ſich auch dieſer bald verlieren ſoll; und alsdann werde ich wie neugeboren ſeyn. Alle Veränderungen unſers Temperaments, glaube ich, ſind mit Handlungen unſerer animaliſchen Oekonomie verbunden. Die ernſtliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne ein Mann zu werden, und ſchmeichle mir, daß ich in dieſem hitzigen Fieber den letzten Reſt meiner jugendlichen Thorheiten verraſet habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünſchet mich geſund; aber ſollten ſich wohl Dichter eine athletiſche Geſundheit wünſchen? Sollte der Phantaſie, der Empfindung, nicht ein gewiſſer Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher ſeyn? Die Horaze und Ramler wohnen in ſchwächlichen Körpern. Die geſunden Theophile[1] und Leſſinge werden Spieler und Säufer. Wünſchen Sie mich alſo geſund, liebſter Freund; aber wo möglich, mit einem kleinen Denkzeichen geſund, mit einem kleinen Pfahl im Fleiſche, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menſchen empfinden laſſe, und ihm zu Gemüthe führe, daß nicht alle Tragici mit dem Sophokles 90 Jahr werden; aber, wenn ſie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerſpiele, und ich erſt ein einziges gemacht! Neunzig Trauerſpiele! Auf einmal überfällt mich ein Schwindel! O laſſen Sie mich davon abbrechen, liebſter Freund! —

Leben Sie wohl, liebſter Freund, leben Sie wohl. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

An Ramler.

Breslau, den 20. Auguſt 1764.

Liebſter Freund,

Ihr Schreiben, das mir Herr Ried überbrachte, hat mir ſeinen Beſuch doppelt angenehm gemacht. Ich muß ihn nicht ohne Antwort abreiſen laſſen, damit er wiederum das Vergnügen haben kann, Sie zu beſuchen.

Meinen vorigen Brief werden Sie von dem Herrn Hauptmann von Diebitſch wohl erhalten haben. Er war ſo gütig, für Herrn Voß etwas mitzunehmen; von welchem ich ſehr begierig bin zu hören, ob es gut überkommen. — Er und Herr Ried haben mir verſichert, daß Sie ſich recht wohl befinden. Bleiben Sie ja dabey, und kränkeln Sie nicht! Kränkeln, ſag ich; denn ſeit einiger Zeit halte ich das Kränkeln für ſchlimmer, als das krank ſeyn. Ein ärgerliches Leben, wenn man auf iſt, und vegetirt, und für geſund angeſehen wird, ohne es zu ſeyn! Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in dem ich ſelten geweſen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen wie ich will. Ich brenne vor Begierde, die letzte Hand an meine Minna von Barnhelm zu legen; und doch wollte ich auch nicht gern mit halbem Kopfe daran arbeiten. Ich habe Ihnen von dieſem Luſtſpiele nichts ſagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projekten iſt. Wenn es nicht beſſer, als alle meine bisherigen dramatiſchen Stücke wird, ſo bin ich feſt entſchloſſen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben. Es könnte doch ſeyn, daß ich zu lange gefeyert hätte. — Sie ſollen der erſte ſeyn, von dem ich mein Urtheil erwarte.[1] — Vorher aber ſagen Sie mir noch Ihr Urtheil, liebſter Freund, von beyliegenden Reimereyen.[2] Kaum ſollte ich es zwar wagen, Ihnen ſolche Nichtswürdigkeiten vorzulegen; und ich kann es ſelbſt kaum begreifen, wie ich ſeit Jahr und Tag wieder in dieſen Geſchmack gekommen bin. Wenn ſie nicht ganz verwerflich ſind, und es ſich der Mühe verlohnt, daß Sie Ihre Feile anſetzen, ſo thun Sie es doch! Nicht ſowohl, damit ich öffentlich Gebrauch davon machen kann; als vielmehr, damit mir meine Nachläſſigkeiten nur recht deutlich werden, und ich von ſelbſt errathen kann, welchem Kunſtrichter ich das übrige Zeug dieſer Art zu reinigen und zu läutern geben muß. Ihrem Urtheile über die Wilhelmine falle ich völlig bey. Wie ſehr freue ich mich, daß mein Wunſch in Anſehung des Verfaſſers eingetroffen. Den ekeln Freund, der niedrige Stellen darin gefunden, wollte ich errathen. Er, der den feinen Geſchmack des Hofes und der großen Welt allein zu haben glaubt![3] Er, der allein von Flöhen ſingen kann, ohne in Plattitüden zu fallen. Kenne ich ihn?

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und behalten Sie mich lieb,

Ihren

getreuſten
Leſſing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Es würde unverzeihlich ſeyn, wenn ich es noch länger anſtehen ließe, meinen wertheſten Eltern einige Nachricht von mir zu ertheilen, und mich nach ihrem mir ſo theuern Wohlergehen zu erkundigen. Mein bisheriges Stillſchweigen werden Sie mir gütigſt verzeihen; Arbeit und Verdruß und meine bevorſtehende Veränderung, haben mich, ſo zu reden, meiner ſelbſt vergeſſen gemacht, und ich werde nun ſchon auch nicht eher wieder zu mir ſelbſt kommen, als bis ich aus Breslau weg bin. Dieſes ſind denn auch die Urſachen, warum ich den Beſuch meines Bruders Carl verbitten muß. Ich möchte ihn zwar ſehr gern ſprechen, aber die Zeit verſtattet es itzo nicht, und ich muß mir dieſes Vergnügen ſchon bis auf das Frühjahr verſparen, da ich ganz gewiß auf einige Tage nach Hauſe zu kommen hoffe. Und zwar von Berlin aus; wenn ich meine Sachen daſelbſt nur erſt in Ordnung gebracht habe. Er will wieder nach Leipzig gehen, und ich darf es ihm nicht wiederrathen. Wenn er nur weiß, wie er da leben kann. Ich meines wenigen Theils kann ihm weiter auf nichts Hoffnung machen; es thut mir leid, daß ich dieſes ſo gerade heraus ſagen muß, aber es würde ihm ſchädlich ſeyn, wenn er ſich ungegründete Rechnung machte. Von dem ganzen Winklerſchen Proceſſe ſind mir kaum 300 Rthlr. übrig geblieben; und das iſt, außer meiner Bibliothek und meinen Sachen, mein einziger und letzter Nothpfennig, der gänzlich geſchmolzen ſeyn wird, noch ehe ich mich in Berlin wieder eingerichtet habe. Es folgt hierbey ein Brief an ihn, von einem ſeiner Univerſitätsfreunde, an den ich die 26 Rthlr., welche er ihm ſchuldig geweſen, mit 28 Rthlr. 12 Gr. hieſigem Courant bezahlt habe. Ich wünſchte ſehr, ich könnte ihm ſeine übrige Schulden auch tilgen. Aber, wie geſagt, ich kann nichts verſprechen. Ich bin zwar Willens, wenn ich nach Berlin komme, einen Theil meiner Bücher zu verkauffen, ich habe auch ſonſt noch einige kleine Forderungen außenſtehen. Aber alles das iſt nichts gewiſſes, und auf der Univerſität muß man auf etwas gewiſſes rechnen können. Geht es mir indeß damit, wie ich denke, ſo kann er verſichert ſeyn, daß ich ſeiner nicht vergeſſen werde. Schenken Sie ferner Ihre Liebe

---

[1] Leſſing meint Theophilus Döbbelin, den breitſchultrigen Schauſpieler. Nicolai.

[1] L. hielt dieſes Verſprechen. Er brachte Ramlern jeden Akt, las ihm ſolchen ſelbſt vor, und ließ ihn ſo lange in ſeinen Händen, bis er ihm den folgenden Akt vorleſen konnte. Es war dabey ausgemacht worden, daß R. in jeden Akt ein Zeichen mit Kritik oder Vorſchlägen zur Verbeſſerung legen ſollte. L. nahm dieſe auch freundſchaftlich an, bis auf zwey oder drey, worin er ſeinen Willen haben wollte. Nicolai.

[2] Dieſes waren drey komiſche Erzählungen, nehmlich die Brille, Nix Bodenſtrom, und die Theilung. Nicolai.

[3] Leſſing meinte wahrſcheinlich Sulzern. Nicolai.

Breslau, d. 10. Jan. 1765.

Dero gehorſamſten Sohne
Gotthold.

An Klotz.

Berlin, den 9ten Jun. 1766.

Auch ich erinnere mich ſehr wohl, in meiner Kindheit, mit einem Vetter, welcher zu Putzkau, eine halbe Meile von Biſchofswerde, Paſtor war, und meine Unterweiſung über ſich genommen hatte, zu verſchiedenen malen in Ew. Wohlgeboren väterlichen Hauſe geweſen zu ſeyn. Nothwendig werde ich auch Dieſelben damals geſehen und gekannt haben, ob mir ſchon nur ein ſehr dunkles Bild davon beiwohnet. Aber auch ohne ein dergleichen deutlicheres Bild, hat, ſeit Dero erſtem Eintritte in die gelehrte Welt, Ihr bloſſer Name jederzeit meine ganze Aufmerkſamkeit an ſich gezogen. Ich glaubte Ihre Schriften als das Wort eines alten Freundes betrachten zu dürfen; und urtheilen Sie ſelbſt, ob die rühmlichen Erwehnungen, die ich von mir darin zu finden das überraſchende Vergnügen hatte, mich in dieſer Vorſtellung beſtärken können. Ich bekenne es; ſie hätten, dieſe ſchmeichelhafte Erwehnungen, wie eine Einladung ſeyn ſollen, mich Ihnen wiederum zu nähern, und den erſten Schritt zu thun um einer gleichſam angebornen ſtillſchweigenden Freundſchaft das Siegel der Erklärung aufzudrücken. Ich würde es auch neulich, bey Gelegenheit meines Laokoons gethan haben; allein ich befürchtete, mein Brief möchte mehr eine ſchriftſtelleriſche Empfehlung, als eine freundſchaftliche Aeuſſerung ſcheinen. Kurz, es war Ihnen aufbehalten, mir auch hierinnen zuvorzukommen.

Ich verſpreche meinem Laokoon wenig Leſer; und ich weiß es, daß er noch weniger gültige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den einen davon in Ihnen zu beſtechen: ſo geſchah es gewiß weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerſt widerſprochen; und ich würde ſagen, es ſey blos aus der Abſicht geſchehen, mir Ihre Widerſprüche ohne allen Rückhalt zu verſichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtſchaffner Mann erſt gereitzet werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung ſprechen ſollte. Der häßliche Therſites ſoll unter uns eben ſo wenig Unheil ſtiften, als ihm vor Troja zu ſtiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meyne mich um die Wahrheit eben ſo verdient gemacht zu haben, wenn ich ſie verfehle, mein Fehler aber die Urſache iſt, daß ſie ein anderer entdeckt, als wenn ich ſie ſelber entdecke. Mit dieſen Geſinnungen kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in den Actis litter. nicht anders als freuen.

Eben ſo ſehr freue ich mich auf Ihren neuen Commentar über den Tyrtäus, ſo wie auf Ihre übrige gelehrte Arbeiten. Aber ſollte ſich ein Gelehrter über die Bedenklichkeiten, uns den ganzen Strato mitzutheilen, nicht hinwegſetzen können? Was kann darin vorkommen, was wir nicht ſchon in zwanzig alten Schriftſtellern geleſen? Zu dem würde das Griechiſche dem etwanigen Aergerniſſe die Schranken enge genug ſetzen, wenn das Freyſte ohne Ueberſetzung und Anmerkungen bliebe.

Ich reiſe in einigen Tagen nach Pyrmont, und denke wenigſtens meinen Rückweg über Halle zu nehmen. Ich bitte um Erlaubniß, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen. Auch nur einen Augenblick, da ich das Vergnügen haben werde, Ihnen mündlich meiner Hochachtung und Ergebenheit zu verſichern, wird unter den Vortheilen, die ich mir von meiner Reiſe verſpreche, nicht der geringſte ſeyn. Ich bin ꝛc.

An Gleim.

Berlin, den 31. October, 1766.

Liebſter Freund,

Was werden Sie von mir denken? Ich genieße in Ihrem Hauſe ſo viel Höflichkeit, ſo viel Freundſchaft, ich mache noch oben drein Schuld, und denke eben ſo wenig daran, mich für jenes zu bedanken, als dieſe abzutragen. Aber verzeihen Sie mir immer, daß ich Sie unter diejenigen meiner Freunde rechne, mit denen ich mir auch eine noch größere Unregelmäßigkeit erlauben dürfte. Ich bin indeß krank geweſen, ich bin verreiſet und wieder verreiſet geweſen, ich habe Verdruß, ich habe Beſchäftigungen gehabt. — Doch wozu dieſe Entſchuldigungen? Ich weiß, Sie haben mir meine Nachläſſigkeit ſchon verziehen.

Ja, bald wäre ich unverſchämt genug, noch oben drein mit Ihnen zu zanken, liebſter Freund! Wer wollte mir denn mit erſter Poſt den verſificirten Tod Adams ſchicken? Ich bin gar nicht damit zufrieden, daß ich ihn nicht eher gehabt habe, als ihn die ganze Welt hat. Schreiben Sie mir doch aufrichtig, wie ihn Klopſtock aufgenommen hat. Ich ſage aufrichtig: nicht, weil Sie es mir verhehlen würden, wenn er nicht damit zufrieden geweſen wäre, ſondern, weil Sie mir vielleicht verſchweigen dürften, wie ſehr er damit zufrieden iſt. Mein Urtheil ſollen Sie alsdann haben, wenn ich das ſeinige weiß. Nur ſo viel verſichere ich Ihnen voraus, daß mir Ihre Verſification beſſer gefällt, als Klopſtocks eigene im Salomon.

Was machen Sie denn nunmehr? Denn etwas werden Sie doch wieder unter der Feder haben. Wie ſteht es mit der vollſtändigen Ausgabe Ihrer Werke? Liebſter Freund, wir werden alle Tage älter; laſſen Sie uns bald thun, was wir noch thun wollen.

Itzt ſchicke ich Ihnen nur erſt das Geld wieder, welches ich Ihnen abgeborgt habe. Es waren doch nicht mehr als 6 Piſtolen? Wahrhaftig, ich muß mich ſchämen, wie ich in dergleichen Sachen ſo ganz und gar ohne Nachdenken ſeyn kann. Aber die Bücher, die ich von Ihnen habe, brauche ich noch. Ich brauchte ſogar noch eins oder zwey mehr, die ich bei Ihnen geſehen habe; aber — als wenn Sie Ihre Bücher nicht ſelbſt brauchten! Wenn es noch Piſtolen wären! Leben Sie wohl.

liebſter Freund; und wenn ich nicht glauben ſoll, daß Sie böſe auf mich ſind; ſo antworten Sie mir bald.

Ich bin Zeit Lebens

Ihr
ganz ergebener Freund
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 1. Februar 1767.

Liebſter Freund!

Ihr Brief vom 8ten p. hat mich in Hamburg geſucht, als ich von da ſchon wieder weg war. Erſt geſtern habe ich ihn retour erhalten, und ich hoffe alſo Verzeihung, daß ich ihn ſo ſpät beantworte.

Ich weiß nicht, wo ich anfangen ſoll: ſo vielerley habe ich Ihnen zu melden. Ja, in Hamburg bin ich geweſen; und in neun bis zehn Wochen denke ich wieder hin zu gehen, — wahrſcheinlicher Weiſe, um auf immer da zu bleiben. Ich hoffe, es ſoll mir nicht ſchwer fallen, Berlin zu vergeſſen. Meine Freunde daſelbſt werden mir immer theuer, werden immer meine Freunde bleiben; aber alles übrige vom größten bis bis zum kleinſten — Doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man ſein Mißvergnügen über dieſe Königin der Städte verräth. — Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu ſuchen? — Fragen Sie mich nicht: auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf nichts. Wenn ſie mir in Hamburg nur nichts nehmen, ſo geben ſie mir eben ſo viel, als ſie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater, und den Entrepreneurs deſſelben, eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verſpricht. Als ich mit ihnen ſchloß, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bei: —

Quod non dant proceres, dabit Histrio. —

Ich will meine theatraliſchen Werke, welche längſt auf die letzte Hand gewartet haben, daſelbſt vollenden, und aufführen laſſen. Solche Umſtände waren nothwendig, die faſt erloſchene Liebe zum Theater wieder bey mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies würden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon iſt nun wieder die Nebenarbeit. Mich dünkt, ich komme mit der Fortſetzung deſſelben, für den großen Haufen unſerer Leſer, auch noch immer früh genug. Die wenigen, die mich itzt leſen, verſtehen von der Sache eben ſo viel, wie ich, und mehr.

Und noch eine andere Ausſicht habe ich in Hamburg. Ihnen muß ich hauptſächlich davon ſchreiben. — Kennen Sie einen gewiſſen Herrn Bode daſelbſt? Er iſt ein Freund von Herrn Zachariä; und wenn ich mich noch recht erinnere, hat er mir geſagt, daß er auch Ihnen bekannt zu ſeyn die Ehre habe. Dieſer Mann legt in Hamburg eine Druckerey an; und ich bin nicht übel Willens, über lang oder kurz, auf eine oder die andere Weiſe, gemeinſchaftliche Sache mit ihm zu machen. Wie wäre es, wenn Sie ihm Ihre Werke in Verlag gäben? Ich habe ihm ſchon vorläufig davon geſprochen. Er iſt zu allem bereit. Melden Sie mir alſo, ob und unter was für Bedingungen ich mit ihm mich einlaſſen ſoll? Er iſt ein ehrlicher Mann. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich auf dieſe Weiſe etwas beitragen könnte, daß Sie die letzte Hand an Ihre Werke legten. Eilen Sie; wer weiß, wie lange wir athmen. Wir müſſen machen, daß wir um ſo viel länger leben. Kann ein Autor den andern dringender ermuntern? — Ihre baldige Antwort hierüber, liebſter Freund! —

Ihre Bücher ſende ich Ihnen nächſtens zurück, bis auf ein Paar. Meine Bibliothek wird ſpringen; ich behalte von 6000 Stück nichts, als was ich zu meinen vorhabenden Arbeiten unumgänglich brauche. Es geht mir nahe, daß ich mich ihrer entſchlagen muß, daß ich mich ihrer an einem Orte entſchlagen muß, wo Bücher ganz und gar nichts gelten. Aber was zu thun? Ich wünſchte, daß Sie einen reichen gelehrten Domherrn wüßten, der mir wenigſtens meine Journale abhandeln wollte. Ich habe das Journal des Savans bis auf 1764 complet, in 235 Bänden; den Mercure de France bis auf 1758, in 254 Bänden; die Acta Eruditorum, die Annees litteraires de Freron, kurz einen Kram von ſolchen Werken von ſiebentehalbhundert Bänden, die mir herzlich zur Laſt ſind, und die man doch nur ſelten ſo vollſtändig findet. Denn die letzten Jahre, die daran fehlen, ſind überall zu haben. Schade, daß der Graf von Wernigerode nur Bibeln ſammelt!

Mit einem Anſchlage auf Caſſel iſt es alſo nichts. Ich ſage dem Herrn Kammerherrn von Spiegel für die Mühe, die er ſich deshalb gemacht hat, gehorſamſten Dank.

Ich wünſchte ſelbſt, ich wäre mit Ihnen in Dresden geweſen. Wenn es mir nur einigermaßen möglich iſt, ſo reiſe ich doch noch hin, ehe ich von hier nach Hamburg abgehe: wäre es auch nur, um den Herrn von Hagedorn perſönlich kennen zu lernen. Alle Welt rühmt ihn, ſo wie alle Welt in Hamburg mit Entzücken an ſeinen Bruder denkt. Der Mann muß noch etwas Beſſeres geweſen ſeyn, als ein vortrefflicher Dichter.

Leben Sie wohl, wertheſter Freund, und empfehlen Sie mich den Ihrigen. — Doch noch ein Wort! Wenn Ihr Schäferſpiel fertig iſt, ſo ſoll es Schuch nicht haben, ſondern ich will es haben, und es in Hamburg aufführen laſſen. Schicken Sie es mir, je eher, je lieber. — Ich bin auf immer

Ihr
ergebenſter Freund
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 22. May 1767.

Liebſter Bruder,

— — — Von meinen Umſtänden weiß ich ſelbſt nicht recht, was ich Dir melden ſoll. Mit unſerm Theater (das im Vertrauen!) gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anſtehn. Es iſt Uneinigkeit unter den Entrepreneurs, und keiner weiß, wer Koch oder Kellner iſt. Indeß habe ich den Anfang zu dem Wochenblatte gemacht, wovon Du hier die erſten Stücke erhältſt. Sie ſind in meiner eigenen Druckerey gedruckt; denn da ich mich doch auf einige Weiſe hier fixiren wollte, ſo habe ich mich bereden laſſen, die Druckerey eines gewiſſen Herrn Bode zu übernehmen, der mit einem ruſſiſchen Obriſten auf Reiſen gegangen iſt. Ich werde ja ſehen, wie es damit geht. Es kann Dir nichts helfen, wenn ich Dich mehr au fait von dieſer Sache ſetzen wollte. So viel kannſt Du mir auf mein Wort glauben, daß ich dadurch in Arbeit und Embarras gekommen, der mir nicht viel Zeit und Luſt läßt, Briefe zu ſchreiben. Du mußt mir es daher vergeben, wenn ich Dir nicht ordentlich antworte, aber dennoch Dich bitte, mir fleißig zu ſchreiben. Entſchuldige mich gleichfalls zu Hauſe; ich werde ſchreiben, ſobald ich ruhiger bin.

Laß ja an dem Katalogo fleißig drucken, und ſetze von den dort zurückgebliebenen Büchern noch dazu, was Du willſt, ohne mir es erſt zu ſchicken. Unter den mediciniſchen Diſputationen aber ſuche mir eine aus: Von dem *Zupfen der Sterbenden*; ich weiß nicht, wie der Verfaſſer heißt, auch kann ich mich auf den lateiniſchen Titel nicht beſinnen: Du wirſt ſie aber bald erkennen, und ſie muß zuverläſſig da ſeyn. Schicke mir ſie gleich. Ich bin auf immer Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

Hochzuehrender Herr Vater

Wenn es möglich wäre, Ihnen zu beſchreiben, in was für Verwirrungen, Sorgen und Arbeiten ich ſeit Jahr und Tag ſtecke, wie mißvergnügt ich faſt immer geweſen, wie erſchöpft ich mich oft an Leibes und Seelenkräften befunden: ich weiß gewiß, Sie würden mir mein zeitheriges Stillſchweigen nicht allein verzeihen, ſondern es auch für den einzigen Beweis meiner kindlichen Achtung und Liebe halten, den ich Ihnen in dieſer Zeit zu geben im Stande geweſen bin. Wenn ich einmal ſchreibe, iſt mir es nicht möglich, anders zu ſchreiben, als ich eben denke und empfinde. Sie würden den unangenehmſten Brief zu leſen bekommen haben, und ich würde mit meinen Umſtänden noch unzufriedner geworden ſeyn, wenn ich mir vorgeſtellt hätte, wie viel Kummer ſie meinen Aeltern verurſachen müßten. Am beſten alſo, ich ließ ſie gar nichts davon wiſſen; welches aber nicht anders geſchehen konnte, als daß ich gar nicht ſchrieb. Ich verließ mich übrigens auf Carln, daß er Sie meinetwegen vor der Hand beruhigen würde; ſo wie ich von Zeit zu Zeit durch ihn die Nachricht erhielt, daß Sie ſich insgeſammt noch geſund und wohl befänden. Ich wüßte nicht, was mir zu allen Zeiten erwünſchter kommen könnte, als dieſe Nachricht; ich bedaure nur, ſo oft ich ſie erhalte, daß ich ſo wenig im Stande bin, Ihnen das Alter eben ſo bequem und angenehm zu machen, als es Ihnen Gott ruhig und geſund gemacht hat. Die inſtehende Feyer Ihres Amtsjubiläi muß Ihnen nothwendig zu einem großen Vergnügen gereichen, da ſie eine ſo große Wohlthat des Himmels iſt. Möchten ſich nur recht viele in Camenz finden, die dieſes Vergnügen aufrichtig mit Ihnen theilten! Aber ich muß fürchten, daß außer unſern Anverwandten deren nicht viele ſeyn dürften, da ich aus Theophili Briefe erſehe, wie grauſam man Ihnen den kleinen Troſt verweigert hat, ihren Sohn neben ſich in dem Amte zu ſehen. Ich zweifle nicht, daß ſie ſich nicht beide über dieſe Kränkung hinwegſetzen werden; und wer weiß wozu es für den Bruder gut iſt. Es ſcheinet als ob wir alle ein wenig ſpät zur Ruhe kommen ſollten; aber endlich, hoffe ich, werden wir doch auch dazu kommen.

Ich bin von Berlin weggegangen, nachdem mir das einzige, worauf ich ſo lange gehofft, und worauf man mich ſo oft vertröſtet, fehlgeſchlagen. Gewiſſe Vorſchläge lockten mich hierher nach Hamburg, aber auch aus dieſen iſt wenig geworden, und ich habe mich endlich entſchloſſen, meine Verſorgung und mein Glück von mir ſelbſt abhängen zu laſſen. Ich habe nämlich alles, was ich noch im Vermögen gehabt, bis auf den letzten Heller zuſammengenommen, und in Gemeinſchaft mit einem Freunde, Namens Bode, allhier eine Druckerey angelegt. Der Vorſchuß, den dieſes Etablissement erfordert, hat mich genöthiget, den größten Theil meiner Bücher zu Gelde zu machen; aber ich hoffe, es ſoll mich nicht reuen. Wenn das Werk einmal im Gange iſt, ſo hoffe ich für meinen Antheil als ein ehrlicher Mann davon leben zu können; und dieſe Ausſicht iſt mir um ſo viel ſchmeichelhafter, wenn ich mir vorſtelle, daß ich meine beſſere Umſtände auch mein Geſchwiſter werde können genießen laſſen. Vorjetzo nur muß es Nachſicht mit mir haben, und ich kann auch nicht einmal Carln gegenwärtig ſo unter die Arme mehr greifen, als ich gern wollte. Inzwiſchen wird es ihm auch nicht ſchaden, wenn er ſelbſt zuſehen muß, wie er fertig werden kann.

Sobald die Elbe wieder fahrbar iſt, will ich unfehlbar eine kleine Proviſion an Zucker und Wein über Dresden an Sie übermachen. Ich wollte, daß es zu der Jubelfeyer geſchehen könnte; aber die Fracht zur Achſe iſt nach dorthin eben ſo koſtbar, als ſelten.

Ich empfehle mich indeß Dero väterlichem Andenken und Seegen, und wünſche Ihnen, nebſt der Frau Mutter und Schweſter, einen glücklichen und vergnügten Eintritt des bevorſtehenden Neuenjahres. Der ich Zeitlebens verharre

Dero
Hamburg den 21. December 1767. gehorſamſter Sohn
Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, den 2. Februar 1768.

Liebſter Freund,

Es iſt doch Sünd' und Schande, daß Sie mir gar nicht ſchreiben. Denn dieſesmal weiß ich doch ganz gerecht, ſind Sie mir eine Antwort ſchuldig, auf den Brief nehmlich, worin ich Ihnen Ihre Spöttereyen über die Buchdrucker Bode und Leſſing, und über das neue Journal beantwortet. Für das letzte ſollen Sie nun wohl Reſpect bekommen; nachdem wir Klopſtocks Herrmann, deſſen Oden und Abhandlungen über das Sylbenmaß der Alten, Gerſtenbergs Ugolino, ein Luſtſpiel von Zachariä, und ich weiß ſelbſt nicht, wie viel andere ſchöne Sachen, dazu erhalten haben. — Wir werden uns alſo mit unſerm Journal vor keiner Bibliothek in der Welt zu fürchten haben: weder vor der allgemeinen noch vor der Klotziſchen. Das iſt doch unleidlich, was die Kerle in Halle ſudeln! und in was für einem Tone! Das zweyte Stück aber iſt ſchon ſo elend, daß ich der ganzen Lufterſcheinung eine ſehr kurze Dauer verſpreche. Die Königsberger[1] fangen ſchon ritterlich an, ſich über den Hrn. Geheimenrath luſtig zu machen; und ich will es noch erleben, daß Klotz ſich wieder gänzlich in ſeine lateiniſchen Schanzen zurückzieht.

Ich habe Ihnen, liebſter Freund, einige einzelne Theile von Engliſchen Dramaticis gelaſſen. Wenn Sie ſie nicht mehr brauchen, ſo ſeyn Sie ſo gütig, ſie mir je eher je lieber anher zu ſchicken. Ich brauche ſolchen Bettel jetzt alle Tage und Stunden. Ich muß um mich greifen, um die Materie zu meiner Dramaturgie ſo lange zu dehnen, bis die Geſellſchaft wieder nach Hamburg kömmt. Sie wiſſen ja wohl, daß ſie jetzt in Hannover iſt, wo ſie mit vielem Beyfalle ſpielt. An ihrer Statt haben wir franzöſiſche Komödie und franzöſiſche Operette. Morgen fängt auch eine Opera buffa hier an. Unter den Franzoſen ſind ein Paar gute Leute. —

Herr Moſes hat noch ein engliſches Buch von mir, welches eigentlich nicht mein iſt, ſondern das ich ſelbſt hier geborgt habe. Es iſt Search über den freyen Willen oder wie der Titel heißt. Dieſes, liebſter Freund, laſſen Sie ſich gleichfalls geben, und ſchicken mir es mit, ſobald Sie an einen hieſigen Buchhändler etwas ſenden. — Was macht unſer Freund? Ich will hoffen, daß er mein Stillſchweigen nicht anders auslegt, als er es immer ausgelegt hat. Aber der Himmel wird mir doch auch wieder einmal eine ruhige vergnügte Stunde geben, in der ich ihm ſchreiben *darf*. Was macht Ramler? Auch ihm habe ich noch nicht geſchrieben: aber ehe er es ſich verſieht, werde ich *für ihn* geſchrieben haben. Die jungen Herren machen mir es mit den Liedern der

---

[1] Die Königsbergiſche gelehrte Zeitung. Nicolai.

Deutſchen zu bunt [1]. Ich muß ſehen, ob ich nicht noch ein Litteraturbriefchen machen kann. Oder meynen Sie, daß meine Dramaturgie noch ſo ziemlich nach dieſen Briefen ſchmeckt?

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und ſchreiben Sie mir bald einmal, und recht viel Neues.

Ihr

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Gerſtenberg.

Hamburg, den 25. Februar 1768.

Ew. Hochwohlgeboren

erſte Zuſchrift hat mich auf eine ſo angenehme Art überraſcht, daß es mir damit gegangen, wie dem Kinde, dem man unverhofft ein Geſchenk macht, nach welchem es ſich längſt geſehnt; vor lauter Freuden vergißt es, ſich dafür zu bedanken. Ich verdiene ſo viel zuvorkommende Freundſchaft nicht: aber um ſo mehr verdiene ich den Verweis des zweyten Briefes. Was kann ich weiter darauf antworten? Ich bin von jeher ein ſehr nachläſſiger Briefſchreiber geweſen; ich bin unter allen meinen Freunden dafür bekannt; deſto beſſer, daß mich auch der Hr. von G. je eher je lieber dafür kennen lernt! — Doch wenn dieſe Entſchuldigung ein wenig zu leichtſinnig klingt; hier iſt eine ernſthaftere, und die wahre. Ich fand gleich auf Ihren erſten Brief ſo viel zu antworten, und über Dinge, die mir nicht gleichgültig ſind, daß ich mir Zeit dazu nehmen mußte. Ich wartete auf einen ruhigen und heiteren Augenblick; und dieſe Augenblicke ſind jetzt bey mir ſo ſelten!

Wenn ich Ihnen bloß zu verſichern gehabt hätte, wie ſehr mir Ihr Ugolino gefallen, und was für eine große Idee er von dem Genie ſeines Verfaſſers bey mir zurück gelaſſen: ſo hätte ich mich nur hinſetzen und ſchreiben dürfen. Was man ſo lebhaft empfunden, wird einem ſo leicht zu ſchreiben, daß man geſchwinder den Anfang, als das Ende findet. Sie haben ein Sujet gewählt, deſſen Contextur ſich aller dramatiſchen Form zu verweigern ſcheint: aber es hat müſſen werden, was Sie gewollt haben. Sie haben Schwierigkeiten überſtiegen, die mich zur Verzweiflung gebracht hätten. Der körperliche Schmerz iſt unſtreitig unter allen Leiden am ſchwerſten zu behandeln: und Sie haben die ſchrecklichſte Art deſſelben mit ſo großer Wahrheit, und mit ſo mannichfaltiger Wahrheit behandelt, daß meine Rührung mehr als einmal durch das Erſtaunen über die Kunſt unterbrochen worden.

Aber Sie verlangten nicht ſowohl meinen Lobſpruch, als meine Anmerkungen. — Es iſt ſchlimm, wenn man im Verdachte iſt, daß man über Alles Anmerkungen macht. — Wenn ich nun keine gemacht hätte? Und wirklich habe ich keine von allen denen gemacht, die Sie mir ſo gütig leihen wollen. Die kleinen Flecken, welche die zweyte Hand Ihrem Werke abgewiſcht, habe ich vormals eben ſo wenig bemerkt, als ich ſie jetzt vermiſſe. Meinetwegen hätten ſie immer bleiben können: doch beſſer iſt freylich beſſer!

Eine einzige Anmerkung habe ich geäußert — und es auch ſchon wieder bedauert, ſie geäußert zu haben. Indeß, ehe ſie Ihnen auf eine oder die andere Weiſe unrecht hinterbracht wird — Am beſten, ich ſchreibe ſie Ihnen ſelbſt. Das war vom Anfange mein Wille. Nur wollte ich mir Zeit laſſen, ſie noch mehr zu überlegen. Ich habe ſie überlegt und überlegt; aber wenn ich Ihnen nicht eher antworten wollte, als bis ich ſie genug überlegt zu haben glaubte, ſo würde ich Ihnen vielleicht gar nicht antworten. — Und antworten muß ich doch endlich!

Hier iſt ſie alſo, ſo gut ich ſie zur Zeit geben kann. — Sie iſt aus einem Gefühl entſtanden, das ich mich bey keiner Tragödie gehabt zu haben erinnere, als bey dem Ugolino. — Mein Mitleid iſt mir zur Laſt geworden; oder vielmehr, mein Mitleid hörte auf Mitleid zu ſeyn, und ward zu einer gänzlich ſchmerzhaften Empfindung. Es ward mir auf einmal recht wohl, als das Stück zu Ende war, das ich ohne meine Neugierde, die jedoch weniger auf das Ziel, als auf die Art ging, mit welcher der Dichter zu dieſem Ziele gelangen werde, ſchwerlich zu Ende gebracht hätte. Ich eilte, mich von den Eindrücken, die es auf mich gemacht hatte, zu zerſtreuen; und ich bekenne es, ich werde es ſchwerlich wagen, dieſe Eindrücke wiederum bei mir zu erneuern. Es iſt mir lieb, Ihren Ugolino einmal geleſen zu haben, nehmlich in der Abſicht, mich der Täuſchung zu überlaſſen: zum zweytenmale leſe ich ihn in dieſer Abſicht gewiß nicht wieder.

Woher dieſes?

Ihre Perſonen leiden alle. — Die mehreſten derſelben leiden völlig unſchuldig — Kinder mußten die Schuld ihres Vaters nur mittragen.

Die einzige Perſon, die vielleicht nicht ganz unſchuldig leidet, leidet doch gar nicht in Proportion ihrer Schuld, ihres ἁμαρτημα, welches völlig außer dem Stücke iſt, und von dem wir faſt gar nichts erfahren.

Sie werden ſagen: dieſes trift den Dante ſo gut als mich. — Nein: Bei dem Dante hören wir die Geſchichte als geſchehen: bey Ihnen ſehen wir ſie als geſchehend. Es iſt ganz etwas anders, ob ich das Schreckliche hinter mir, oder vor mir erblicke. Ganz etwas anders, ob ich höre, durch dieſes Elend kam der Held durch, das überſtand er: oder ob ich ſehe, durch dieſes ſoll er durch, dieſes ſoll er überſtehen.

Der Unterſchied der Gattung macht hier alles.

Die Vernunft befiehlt mir, mich der Vorſicht in allen Vorfällen geduldig zu unterwerffen: ſie verbietet mir, meinem Elende durch meine Zerſtörung ein Ende zu machen. Warum? weil ich alle Augenblicke hoffen darf, ohne dieſes gewaltſame Mittel mein Elend geendet zu ſehen. Die Vorſicht kann es enden, und wird es enden, ſobald es mir dienlich iſt.

In dieſer Hoffnung durchſchritt Ugolino ſeinen ſchrecklichen Pfad, bis ans Ende. Er that wohl, daß er lieber verhungern, als Hand an ſich legen wollte. „Vielleicht, mußte er denken ſo lange er denken konnte, ſpringen eben itzt die Thüren des Gefängniſſes auf, und ich bin gerettet, wenn ich dieſen Augenblick geduldig abgewartet habe.“

Aber wie ſteht es mit dieſer Hoffnung in den Nachahmungen der Kunſt? — Dünkt Ihnen nicht, daß ſie durch das Weſen gewiſſer Gattungen nothwendig aufgehoben werde? Dieſes Weſen iſt bekannt; der Dichter verſpricht uns eine Tragödie; und obgleich eine Tragödie eben ſowohl einen glücklichen, als einen unglücklichen Ausgang haben kann, ſo ſehen wir es doch gleich aus der erſten Anlage, welchen von beyden ſie haben wird; ſobald die Expoſition vorbey, wiſſen wir es zuverläſſig, daß Ugolino mit ſeinen Kindern verhungern muß.

Und nun kömmt meine Grille. — Die Ungewißheit des Ausganges, welche den Ugolino allein zurückhalten kann, an ſich und ſeinen Kindern eine raſche That zu verüben — (allein? ich glaube, ja) — dieſe Ungewißheit, die es wenigſtens allein macht, daß der größte Theil der Menſchen ſeine Geduld nicht als Feigheit und Kleinmuth, ſondern als Standhaftigkeit und Unterwerfung betrachtet; dieſe Ungewißheit dünkt mich hier mit der Gewißheit, die wir, ich will nicht ſagen aus der vorläufigen

---

[1] In der Klotziſchen Bibliothek ſtand eine ſehr plumpe Recenſion der von Ramler herausgegebenen Lieder der Deutſchen.
Nicolai.

Kenntniß der Geſchichte, ſondern aus dem Weſen der Gattung, aus der Anlage des Dichters haben, in eine ſonderbare Colliſion zu kommen.

Ugolino muß aushalten, weil er nicht weis wie es alle Augenblicke mit ihm werden könnte: und wir, die wir wiſſen, daß nichts zu ſeinem Beſten ſich eräugnen kann, wir — ſind unwillig, daß er aushält. Ich ſage wir: weil ich nicht gern glauben möchte, daß ich eine Empfindung haben könnte, die ſonſt niemand hätte.

Wenn ich in dem Kerker des Ugolino wirklich zugegen geweſen wäre, würde ich mich wohl gehütet haben, ihn zu etwas anderm, als zur Geduld zu ermahnen; denn ich hätte mich mit ihm in gleicher Ungewißheit befunden: aber vor der Bühne kann ich den Augenblick kaum erwarten, da er endlich den Entſchluß faßt, ſeiner und meiner Marter auf die kürzeſte und beſte Art ein Ende zu machen.

Hieraus würde folgen — Doch ich breche lieber ab. Ich muß erſt hören, ob ich mich deutlich genug erklärt habe. Es mag aber daraus folgen, was wolle: Ihr Ugolino bleibt immer ein Werk von ſehr großen, außerordentlichen Schönheiten. —

Dero
ganz ergebenſter
Leſſing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Gott weiß es, daß ich auf Dero letztes Schreiben nicht eher antworten können! Ich erliege unter Arbeit und Sorgen, und von dieſen letztern iſt es gewiß nicht meine geringſte, daß ich meine Aeltern in ſo dringender Verlegenheit wiſſen muß, und nicht im Stande bin, ihnen ſo geſchwind beyzuſtehen, als ich wünſchte. Ich hoffe, daß mich mein Vater kennt, und daß er nicht glauben wird, daß ich bloße Ausflüchte und Weigerungen mache. Es geht mir durch die Seele, daß ich Ihnen, liebſter Vater, unmöglich zu Oſtern mit dem verlangten helfen kann. Aber zu Johannis will ich Rath ſchaffen, es mag herkommen, woher es will.

Alles was ich noch gehabt, ſteckt in der Entreprise, von der ich in meinem vorigen Briefe gemeldet, zu der ich noch dazu fremdes Geld aufnehmen müßen, das mich ſehr drückt. Ich bin hier fremder als an einem Orte, wo ich noch geweſen, und kann mich kaum einem oder zwey vertrauen, deren Beiſtand ich bereits mehr als gebraucht habe, und deren Kräfte doch auch nicht weit reichen. Es wird ja wohl möglich ſeyn, daß Sie auf ein oder die andere Weiſe noch das Vierteljahr hinhalten; auf Johannis, wiederhohl ich noch einmal, will ich die hundert Thaler ganz gewiß, und baar ſenden.

Meine itzigen Umſtände müßen mich auch bey Theophilus entſchuldigen, wenn ich ihn bitten muß, daß er ſich vor der Hand noch geduldet. Ich will ihn nicht vergeßen: aber wenn er itzt bei mir ſeyn ſollte, würde er ſicherlich aus dem Regen in die Trauffe kommen.

Ich hoffe, daß Sie ſich ſonſt mit der Frau Mutter, und dem Geſchwiſter geſund und wohl befinden. Haben Sie nur, bitte ich ſie alleſammt, nicht die ſchlimme Meinung von mir, daß ich mich wenig darum bekümmern möge, wie es zu Hauſe ausſieht. Aber was hilft das bekümmern, wenn man ſich nicht mit der That rechtfertigen kann?

Ich mache meinen Brief ſo kurz als möglich, denn ich weis es am beſten, was ich dabey empfinde. Sollte ich, wieder Vermuthen, Gelegenheit finden, mein Verſprechen eher zu halten: ſo können Sie gewiß verſichert ſeyn, einen längern Brief zu erhalten, den ich mit mehr Vergnügen ſchreiben werde, als dieſen.

Ich empfehle mich Ihrer väterlichen Liebe, und bin Zeitlebens

Dero gehorſamſter Sohn
Hamburg, den 20. März 1768. Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, den 9. Junii 1768.

Liebſter Freund,

Ich bin geraden Weges von Leipzig nach Hamburg zurück gereiſet, und nicht nach Halle gekommen. Seit Ihrer Abreiſe hörte und las ich noch Verſchiedenes von dem bewußten Manne, ſo daß mir alle Luſt verging, mich mit ihm mündlich zu beſprechen. Ich hätte Gefahr gelaufen, mich in dieſem und jenem vielleicht zu verſchnappen, was ich jetzt gegen ihn Willens bin. Er hat mir die Ehre erzeigt, meiner in ſeinem Büchelchen von geſchnittenen Steinen dreymal zu gedenken, und mich dreymal eines Beſſern zu belehren. Aber alle dreymal hat er mich entweder aus Kurzſichtigkeit nicht verſtanden, oder aus Neckerey nicht verſtehen wollen. Das verdrießt mich — und geben Sie nur auf die nächſten Blätter der hieſigen neuen Zeitung Acht. Doch das wird nur Kleinigkeit ſeyn; ich bin im Anſchlage, ihm noch eine ganz andere Salve zu geben. Haben Sie ſeine Vorrede zu den Abhandlungen des Caylus geleſen? Haben Sie geleſen, was er da für eine Entdeckung von den *Imaginibus majorum* bey den alten Römern will gemacht haben? Es iſt unbeſchreiblich, welche Unwiſſenheit er durch dieſe Entdeckung verräth. Ich habe mich hingeſetzt, und ſeine Ungereimtheiten ein wenig zergliedert. Von ungefähr betrifft es eine Sache, die ich mir ſchon verlängſt aufs Reine gebracht hatte, und ich führe den Streit auf einem mir ziemlich bekannten Boden. Deſto luſtiger muß er werden. Aber denken Sie ja nicht, daß das etwa eine Recenſion für Ihre Bibliothek werden ſoll! Es muß eine eigene Schrift werden: Ueber die Ahnenbilder der alten Römer. Ich bilde mir ein, daß auf dem Titel dieſer Schrift Ihr Name als Verleger nicht übel paradiren würde. Was meynen Sie, ſoll ich ſie für Ihre Rechnung hier drucken? Sie kann vielleicht zehn bis zwölf Bogen werden; und die Einrichtung des Drucks müßten Sie mir lediglich überlaſſen. Indeß verbindet Sie dieſe Anfrage zu nichts, und Sie können ohne Umſtände Nein ſagen. Ich drucke ſie ſodann entweder für Hrn. Voß oder für Hrn. Cramers aus Bremen Rechnung. Denn gedruckt muß ſie werden, und zwar unverzüglich. Der Mann nimmt das Maul gar zu voll, und möchte lieber ein Orakel in ſolchen Dingen vorſtellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwiſſendern armen Teufel gegeben, der ſich des kritiſchen Dreyfußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geſchnittenen Steinen iſt die elendeſte und unverſchämteſte Compilation aus Lippert und Winkelmann, die er öfters gar nicht verſtanden hat; und alles, was er von dem Seinigen dazu gethan, iſt jämmerlich. — Schreiben Sie mir alſo mit der nächſten umgehenden Poſt Ihren Willen, und, falls Sie nicht abgeneigt ſind, wie ſtark die Auflage werden ſoll.

Was machen meine Schuhe? Sobald ſie fertig ſind, ſchicken Sie mir ſie doch ja. Die Weiber, denen ſie gehören, glaube ich, müſſen indeß barfuß laufen; ſo ſehr plagen ſie mich darum.

Gott wird mir helfen, daß ich einmal an unſern Moſes ſchreibe und auch an Ramler! Grüßen Sie indeß beide von mir herzlich. Ich bin

Ihr ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, den 5. Juli 1768.

Liebſter Freund,

Die Schuhe habe ich richtig bekommen, und ich bedanke mich. — Es iſt mir lieb, wenn Ihnen meine Kriegserklärung gegen Hrn. Klotz gefallen hat; Sie ſollen bald ganz andere Dinge ſehen. Aber eine Recenſion von ſeinem Buche über die geſchnittenen Steine erwarten Sie nur nicht. Ich habe über dieſes Buch ſo viel zu erinnern, daß ich bereits an dem 25ſten Briefe darüber, in Form und Tone des in den Correſpondenten eingerückten, ſchreibe; und dieſe Briefe zuſammen laſſe ich unter dem Titel: Briefe antiquariſchen Inhalts, und meinem Namen, drucken. Sie ſollen nächſtens die erſten Bogen davon haben. Auch die Abhandlung über die Ahnenbilder will ich nun unter meinem Namen herausgeben, welches ich Anfangs nicht Willens war. Hr. Klotz wird Feuer ſpeyen; aber mag er doch! Er verdient nicht, daß man das geringſte Menagement für ihn braucht.

Ich ärgere mich nur, daß mir hier zu dergleichen Arbeiten verſchiedene Bücher fehlen, um Hrn. Klotz ſeines Plagii deſto augenſcheinlicher zu überführen. Er iſt der unwiſſendſte, unverſchämteſte Ausſchreiber, den ich kenne.

Wie ich aus den Zeitungen ſehe, ſo beſtätiget ſich die Nachricht von Winkelmanns Tode. Das iſt ſeit kurzem der zweyte Schriftſteller, dem ich mit Vergnügen ein Paar Jahre von meinem Leben geſchenkt hätte. Das kömmt aber daraus, wenn man Kaiſer beſucht, und Schätze ſammeln will.

Das Recept in Klotzens Bibliothek gelobt zu werden, dürften die hieſigen Zeitungsſchreiber wohl nicht zu brauchen wagen. Noch fürchten ſie ſich alle vor Klotzen.

Leben Sie wohl, und grüßen Sie mir Hrn. Moſes und Ramler.

Ihr
ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, den 1. Auguſt 1768.

Liebſter Freund,

Ich bin in voller Arbeit wider Klotzen. Mein Bruder ſchreibt mir zwar, daß es mir Hr. Moſes verdenke, daß ich mich mit dem Narren abgebe. Aber ich denke doch, daß es ein für allemal nöthig iſt. Haben Sie die folgenden Briefe in der hieſigen neuen Zeitung geleſen? Da haben Sie hier die vier erſten Bogen, ſo wie ich ſie zuſammen drucken laſſe; unter dem Titel: Briefe antiquariſchen Inhalts! Die Materie wird intereſſanter, ſobald ich über meine Vertheidigung weg bin, und auf das Buch des Hrn. Klotz ſelbſt komme. Denn ich nehme Gelegenheit, verſchiedne Dinge nach meinem Sinn auseinander zu ſetzen, in welchen ich glaube, daß ſich ſogar Lippert geirrt hat. Ich will, daß Sie dieſe Briefe auch verlegen ſollen. So viel wird die Bibliothek ſchon abwerfen. Sie werden 15 bis 16 Bogen ſtark werden; und ich dächte, ich machte eine Abhandlung von den Ahnenbildern der Römer als den zweyten Theil, weil ich ſie leicht in ſolche Briefe zergliedern kann. Den Druck wollen wir Ihnen ſo billig machen, als möglich. Mein Honorarium hingegen möchte ich gern ſo hoch angeſetzt wiſſen, als möglich. Denn für wenig oder nichts kann ich mich nicht mit einem ſolchen Dummkopf zanken.

Geben Sie doch in dem nächſten Stücke des Correſpondenten auf die Recenſion von Meuſels Apollodor Acht. Sie iſt von mir. Ich hätte ſonſt noch Fehler genug darin angeſtrichen, daß ich leicht auch eine Recenſion für Ihre Bibliothek machen könnte; aber ich habe nicht Zeit.

Mein Bruder ſagt mir, daß Hr. Moſes Klotzens Büchelchen vom Alterthum recenſirt habe: ſchicken Sie mir doch das, ſobald es gedruckt iſt.

Leben Sie indeß wohl und vergeſſen Sie nicht, daß Sie mir noch außer dieſem auf einen Brief Antwort ſchuldig ſind. Ich bin

Ihr
ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, den 27. Auguſt 1768.

Liebſter Freund,

Ich bin einige Tage auf dem Lande geweſen; das iſt die Urſache, warum Sie keinen Aushängebogen bekommen. Hier haben Sie nun deren ſechſe auf einmal. Aber alle ohne Signatur! Ich muß Ihnen nur geſtehen, daß ſie der Buchdrucker nicht vergeſſen, ſondern auf mein ausdrückliches Verlangen weglaſſen müſſen. Wozu der Bettel, der das Viereck der Columnen ſo ſchändlich verſtellt? Da iſt der Cuſtos, da ſind die Pagina der Columnentitel, die Zahl der Briefe; und alles das iſt noch nicht genug, die Bogen zuſammen zu finden? Muß auch der Burſche, welcher collationiret, noch ſein beſonderes Hülfemittel haben? Und warum kann er nicht nach der Folge der Pag. 1. 17. 33. 49. 65. u. ſ. w. collationiren? So raiſonnirte ich: und ich hätte nimmermehr geglaubt, daß Sie wider die kleine Neuerung ſo ſehr proteſtiren würden. Nun gut, bei dem zweyten Theile wollen wir die Signatur wieder herſtellen: aber mitten in dieſem Theile ſie wieder vorzuſuchen, bedenken Sie ſelbſt, welchen Uebelſtand das verurſachen würde! Lieber, daß ſie mit Fleiß weggelaſſen, als zur Hälfte vergeſſen zu ſeyn ſcheint. Ich will ſchon ſorgen, daß die Exemplare richtig und gut zuſammengeſchlagen werden.

Die Recenſion von Meuſels Apollodor iſt von mir: aber ſehen Sie einmal, mit welchen Druckfehlern ſie der * * mit Fleiß abdrucken laſſen! Er iſt Klotzens geſchworner Waffenträger. Ich lege auch die Zeitung bei, in welcher ich auf Klotzens kahle Antwort im 133. Stücke des Correſpondenten geantwortet.

Ueber den Punkt der Heftigkeit werde ich mich in der Vorrede zu den Briefen entſchuldigen. Dergleichen Dinge müſſen ein wenig heftig geſagt werden, oder es hilft gar nichts.

Nächſtens ein mehreres! Aber antworten Sie mir auch.

Dero
ergebenſter Freund und Diener.
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, den 28. September 1768.

Liebſter Freund,

Den 24ſten dieſes habe ich Ihren Brief bekommen, und den 28ſten haben Sie von Berlin abgehen wollen. Ich habe Ihnen alſo nicht nach Berlin antworten können: das ſehen Sie wohl. Es iſt Ihre eigene Schuld; warum laſſen Sie mich vier Wochen auf eine Antwort lauern?

Der erſte Theil iſt fertig. Wenn Sie wollen, ſo will ich an dem zweiten ſacht anfangen laſſen. Materie ſehe ich genug vor mir: aber es ekelt mich ſchon vor Klotzen; ich werde fleißig Abſchweifungen machen, um mir beſſere Gegner zu ſuchen. Aber —

Dieſes Aber will ich Ihnen gleich erklären. Ich gehe künftigen Februar von Hamburg weg. Und wohin? Geraden Weges nach Rom. Sie lachen; aber Sie können gewiß glauben, daß es geſchieht: Gott ſey Ihnen gnädig, wenn vor dieſer Zeit der zweyte Theil nicht fertig iſt! Ich dächte alſo, ich überſchlüge meine Zeit genauer, und finge lieber gar nicht an, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß er fertig werden könnte. Was meinen Sie?

Was ich in Rom will, werde ich Ihnen aus Rom ſchreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur ſo viel ſagen, daß ich in Rom wenigſtens eben ſo viel zu ſuchen und zu erwarten habe, als an einem Orte in Deutſchland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Rthlr. leben; aber in Rom für 300 Rthlr. So viel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle iſt, nun ſo wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß verſichert, daß es ſich luſtiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln laſſen, als in Deutſchland.

Ich laſſe das Verzeichniß von meinen Büchern drucken, welche im Januar hier verauktionirt werden ſollen. Ich will Ihnen Exemplare nach Berlin ſchicken. Machen Sie meinetwegen immer eine Ausnahme, und laſſen Sie, nicht den Buchhändler, ſondern den Freund, ſie ein wenig bekannt machen. Sie werden beſonders vortreffliche italieniſche Sachen darin antreffen.

Zu Erſparung der Koſten bin ich entſchloſſen, von hier nach Livorno zu Schiffe zu gehen. Es iſt alſo gewiß, daß wir einander ſo bald nicht wieder zu ſprechen bekommen dürften, wenn Sie nicht noch nach Hamburg kommen. Ich dächte Sie kämen, um zugleich auch noch unſer Theater zu ſehen, welches auf Oſtern gleichfalls auffliegt. Die beſten Acteurs gehen alle ab: denn Ackermann übernimmt es wieder. Damit wäre es alſo auch vorbey!

Ich ſchreibe Ihnen ſo viel von meinen Umſtänden, nicht ſie andern zu ſagen, welches ich Sie ſehr bitte, nicht zu thun: ſondern bloß, damit Sie ſie wiſſen, und Moſes und Ramler.

Von meiner Verbindung mit Boden habe ich mich auch bereits losgeſagt, und nichts in der Welt kann mich länger hier halten. Alle Umſtände ſcheinen es ſo einzuleiten, daß meine Geſchichte die Geſchichte von Salomons Katze werden ſoll, die ſich alle Tage ein wenig weiter von ihrem Hauſe wagte, bis ſie endlich gar nicht wieder kam.

Indeß habe ich noch viel zu thun. Ich muß meine Dramaturgie noch fertig machen, und ich denke, man wird es dem Ende anmerken, daß ich es, den Kopf ſchon voller antiquariſchen Grillen, geſchrieben. Aus dieſer Urſache wünſchte ich auch lieber an dem zweyten Theile der antiquariſchen Briefe arbeiten zu können, als hieran.

Die Recenſionen in der deutſchen Bibliothek über Klotzen haben mir beyde ſehr wohl gefallen. Sein Geſchmiere von Münzen habe ich nicht geleſen; ich habe nie etwas anders darin vermuthet, als was Sie darin gefunden haben. Ich halte übrigens jetzt von ſeinem Charakter noch weit weniger, als von ſeiner Gelehrſamkeit. Sie haben doch wohl die neueſten Stücke des Correſpondenten geleſen? Er beſchwert ſich darin über Anzüglichkeiten, die ich ihm ſoll geſagt haben? Darf der Mann ſich über Anzüglichkeiten beſchweren, der in ſeiner Zeitung und Bibliothek die Leute brandmarkt? — Doch nichts mehr von ihm! — — —

Dero
ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Ebert.

Wertheſter Freund!

Ich hoffe, daß dieſer mein zweyter Brief an Sie nicht verloren gehen ſoll: er muß auch nicht, wenn ich noch weiter einen von Ihnen zu verdienen ſcheinen ſoll. Vors erſte meinen großen Dank, daß Sie mir die perſönliche Bekanntſchaft des Herrn Eſchenburgs verſchaffen wollen. — Ich dächte, wir machten uns die guten Köpfe, welche heranwachſen, ja auf alle Weiſe zu Freunden. Sie möchten ſonſt anſtatt bloß in unſere Fußtapfen zu treten, uns die Schuhe austreten. — Meinetwegen zwar: denn machen uns dieſe nicht ſchon vergeſſen, ſo thun es ſicherlich ſpätere. —

Sie ſehen, daß ich mich jetzt eben nicht im Schriftſteller-Enthuſiasmus befinden mag. Meine Antwort alſo auf Ihre freundſchaftliche Ermunterungen können Sie errathen. Zum Henker mit alle dem Bettel! Was ich in meinem Leben noch ſchreibe, ſoll genau nach den verdrehten Worten des Thucydides abgemeſſen ſeyn, die Sie auf meinen antiquariſchen Briefen leſen. Das Schreiben ἐς ἀεὶ will ich Euch andern Schwärmern überlaſſen: ſo, dann und wann, ein kleines αγωνισμα ἐς το παραχρημα ἀκουειν, um ſieben Neuntheile von meinen lieben ſchreibenden Landsleuten auf mich toll und raſend zu machen, das iſt alles was ich mir vornehme.

Meinen Sie nicht, daß dieſe antiquariſche Briefe ein ziemlicher Anfang ſind? Ich freue mich ſchon im voraus auf alle die Ehrentitel, die ich dafür bekommen werde. Nur ärgert es mich, daß es ſo wenige wiſſen können, wie ſehr ich mich darüber freue.

Aber ich erinnere mich, daß Sie mich in dieſem Tone nicht gerne hören. Alſo etwas, was Sie lieber hören. Der Ugolino iſt fertig, und Sie erhalten mit dieſer Gelegenheit ein Exemplar. Wieder ein Knochen für die kritiſchen Hunde! Wenn ſie ſich genung darüber werden zerbiſſen haben: ſo will ich auch meinen Knittel drunter werfen. Vorläufig aber machen Sie nur, daß er in den Braunſchweigiſchen Zeitungen gut recenſirt wird. Ich nenne gut, mit einem Funken von dem Genie, mit welchem er geſchrieben worden. — Bald ſchicken wir Ihnen auch die Schlacht Hermanns: ſie wird über Hals über Kopf gedruckt, und zu einer Abſicht, die eine zweite Meſſiade wird, wenn ſie dem Verfaſſer gelingt. — Noch könnte ich Ihnen melden, daß unſer Freund Ebert den Jordin[1] überſetzt, wovon er mir bei ſeinem Hierſeyn nicht ein Wort geſagt. Ich will ihm gern jede Ueberſetzung als ein eigenes Werk anrechnen: aber nur von der Religion müßte es nicht handeln. Das pro und das contra über dieſen Punkt habe ich eines ſo ſatt, wie das andere. Lieber ſchreibt von geſchnittenen Steinen, ihr werdet ſicherlich wenig Gutes, aber auch wenig Böſes ſtiften!

Ich falle ſchon wieder in einen Ton, den Sie nicht leiden können. Nun was können Sie denn recht leiden? Soll ich Ihnen noch von meiner Reiſe etwas ſagen? Es bleibt feſt dabey. Ueber acht Tage ſollen Sie meinen Catalogus erhalten. Aber wiſſen Sie, was mich ärgert? Daß alle, denen ich ſage „ich reiſe nach Rom," ſogleich auf Winkelmannen verfallen. Was hat Winkelmann und der Plan, den ſich Winkelmann in Italien machte, mit meiner Reiſe zu thun? Niemand kann den Mann höher ſchätzen, als ich: aber dennoch möchte ich eben ſo ungern Winkelmann ſeyn, als ich oft Leſſing bin! Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich will nur ſchließen, denn ich treffe den Ton heute doch nicht, der Ihnen gefällt.

---

[1] Jordins Abhandlungen über die Wahrheit der chriſtlichen Religion. Hamburg 1769. in 8.

Dero

Hamburg, ergebenſter Fr. und Dr.
den 18. Octbr. 1768. Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, den 21. October 1768.

Liebſter Freund.

— — Haben Sie ſchon geleſen, wie verächtlich Klotz von den antiquariſchen Briefen in ſeiner Zeitung urtheilt? Aus dieſer Recenſion ſoll man ſchließen, daß ich ihm nichts, als Druckfehler vorgeworfen, oder Dinge gegen ihn behauptet hätte, die ganz und gar nicht wahr wären. Er beſteht z. E. darauf, daß Marcus Tuſcher ein Steinſchneider geweſen, weil es Füeßly, Giulianelli und Gori ſagen. Aber wenn es noch zwanzig ſolche Herren in i ſagten: ſo iſt es doch nicht wahr. Denn ſie haben es alle dem Mariette nachgeſchrieben, welcher es ſich hat weismachen laſſen. Nattern, der ſo lange mit Tuſchern gelebt hat, in Rom und Dänemark, iſt hierin allein zu glauben. Endlich, wenn Tuſcher ein Steinſchneider war, ſo mag er uns ſeine Werke nennen! — Hernach wollte ich, daß man in einer Recenſion anmerkte, daß ein Mann wie Klotz, der die Scribenten nicht verſpottet, ſondern brandmarkt, und die infamirendſten Perſonalitäten von ihnen in die Welt ſchreibt, alles Recht verloren hat, ſich über die Anzüglichkeit des Styls, den man gegen ihn braucht, zu beſchweren. Dieſer Styl hat anzüglich ſeyn ſollen, und muß es ſeyn, wenn man die Welt wegen eines ſolchen Windbeutels deſabuſiren will.

Hr. Klotz kann Staat darauf machen, daß ich mich ſo bald von ſeiner Spur nicht will abbringen laſſen, er mag auch noch ſo viel Seitenſprünge verſuchen. Wenn er der gelehrte Mann wäre, für den man ihn hält, ſo verlohnte es ſich ja wohl der Mühe, ſeine Fehler zu verbeſſern; denn es wären die Fehler eines gelehrten Mannes, in die ein minder gelehrter noch eher fallen kann. In der That hat er auch manche mit ſonſt gelehrten Leuten gemein; und dieſe ſind es, bey welchen ich mich in dem zweyten Theile der Briefe vornehmlich aufhalten will: damit er nicht ſagen kann, daß ſie eine bloß perſönliche Zankſchrift wären.

Hr. Prof. Heyne in Göttingen hat, ſo bald er die Briefe erhalten, an mich geſchrieben. Er iſt es ſelbſt, der die Anmerkung gegen meine Deutung des Borgheſiſchen Fechters in den Göttingiſchen Anzeigen gemacht hat. Aber er bekennt nun ſelbſt, daß er ſeine Meynung anders hätte ausdrücken ſollen, und daß er auf keine Weiſe hätte ſagen müſſen, daß ich dieſe Statue mit einer zu Florenz verwechſelte. Er verſpricht mir ſogar, dieſes nächſtens zu widerrufen. Seine Meynung iſt bloß, daß meine Deutung des Borgheſiſchen Fechters noch eher auf den Miles Veles zu Florenz paſſen würde, als auf jenen. Und das iſt freilich etwas ganz anderes, als er in den Anzeigen geſagt zu haben ſchien.

Ich werde an dem zweyten Theile der Briefe anfangen, ſobald ich mit meinem Catalogus und der Dramaturgie fertig bin; welches in vier oder fünf Wochen ſeyn dürfte. Ich denke auch gewiß vor meiner Abreiſe noch damit fertig zu werden, die auf den Februar feſtgeſetzt bleibt. Ich habe Hrn. Klopſtock verſprochen, ihn noch zuvor in Kopenhagen zu beſuchen. Sein Herrmann wird nun gedruckt, und zwar in einer Abſicht, die für ſeinen Ruhm eine zweite Meſſiade werden kann, wenn ſie ihm gelingt[1]. Aber dieſes Räthſel muß zur Zeit noch unter unſern Freunden bleiben, ſo Räthſel, als es iſt. Ich denke zwar, ich habe Ihnen in Leipzig ſchon etwas davon geſagt.

Wenn Sie von Herdern erlangen können, daß ich die Aushängebogen ſeiner Wälder zu ſehen bekomme, ſo ſoll es mir lieb ſeyn. Denn ſonſt dürfte ich ſie wohl ſo bald nicht zu leſen erhalten. Ich denke in Rom andere Arbeit vor mir zu finden; und ich erlaſſe Sie daher Ihres Verſprechens, mir die gelehrten Neuigkeiten unſers Vaterlandes nachzuſenden — — —

Dero

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, d. 28. October 1768.

Mein lieber Bruder.

— — — Du willſt wiſſen, ob ich bloß auf meine Rechnung oder in anderer Verbindung nach Rom gehe, weil man verſchiedentlich davon rede? Dir kann ich es ſagen: bloß auf meine Rechnung. Aber laß doch nur die Leute ſagen, was ſie wollen. Ob ſie es recht wiſſen oder nicht. Es iſt doch bloße Neugierde, und nichts weniger als Theilnahme an meinen Umſtänden. — —

Meine Sudeleien von entworfenen Komödien könnte ich Dir leicht geben; aber du würdeſt ſie ſicherlich nicht nutzen können. Ich weiß oft ſelbſt nicht mehr, was ich damit gewollt. Ich habe mich immer ſehr kurz gefaßt, und mich auf mein Gedächtniß verlaſſen, von welchem ich mich nunmehr betrogen ſehe. — Die Ueberſetzung des Engliſchen Werkes hingegen, über das Erhabene und Schöne, habe ich ſelbſt noch gar nicht aufgegeben. Es iſt mir lieb, daß ich ſo damit gezaudert: ich würde mit den eigenen Abhandlungen, die ich dazu machen wollen, jetzt ſicherlich ſehr unzufrieden ſeyn.

Deine Komödie habe ich weder ganz noch mit der Aufmerkſamkeit geleſen, daß ich Dir mein unverhohlnes Urtheil darüber ſagen könnte. Ich behalte mir es aber vor, und will die nächſte ruhige Stunde dazu anwenden.

Die einzelnen Theile, die Du von den neueren Italieniſchen Dramaticis mit Dir genommen, mußt Du mir je eher je lieber wieder zurückſchicken: am beſten durch Einſchluß an einen Buchhändler, etwa wenn Herr Nicolai einen neuen Band ſeiner Bibliothek anher ſchickt. Daß Du Dich nicht ſehr daran erbauen würdeſt, habe ich wohl vorausgeſehen. Indeß wäre der Anſchlag doch immer gut, die beſten Stücke des alten und neuen Italieniſchen Theaters zu überſetzen, und ſie mit einer kleinen Geſchichte herauszugeben. Die Arbeit kann Dir nicht ſchwer werden, und wenn Du mehr auf Deinen Styl Acht giebſt, ſo biſt Du ihr auch gewachſen. Aber lerne Dich doch ja correkter ausdrücken! Du ſchnitzerſt nicht allein wider das Genie der deutſchen Sprache, ſondern auch noch oft gegen ihre grammatiſche Regeln, wovon ich

---

[1] Man hatte nämlich, auf das Wort des Grafen v. Dietrichſtein, Röm. Kaiſ. Geſandten in Kopenhagen, die Hoffnung geſchöpft, Kaiſer Joſeph (der damals noch nicht einmal allein regierte) wolle die vorzüglichſten deutſchen Gelehrten nach Wien ziehen, und für die deutſche Gelehrſamkeit viel thun. Dies erregte damals in Kopenhagen und Hamburg ſehr große Hoffnungen. Sie wurden freilich nicht erfüllt, und man würde nicht einmal die Hoffnung geſchöpft haben, wenn man Kaiſer Joſeph's wahre Geſinnung über Gelehrſamkeit, und den Zuſtand der Literatur in Wien unter Maria Thereſia, recht gekannt hätte. Nicolai.

Dir, bei jedem Aufſchlagen Deiner Komödie, Beyſpiele geben könnte.

Nimm mir meine Erinnerung nicht übel. Studiere fleißig Moral, lerne Dich gut und richtig ausdrücken und kultivire Deinen eigenen Charakter: ohne das kann ich mir keinen guten dramatiſchen Schriftſteller denken. Lebe wohl, und ſchreibe mir bald wieder. Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Moſes Mendelsſohn.

Hamburg, d. 5. Nov. 1768.

Beſter Freund!

Fehler, die zur Natur geworden, entſchuldigt niemand, verlangt auch niemand entſchuldigt zu hören. Ich thue alſo, als ob dieſes nichts weniger als der erſte Brief wäre, den ich aus Hamburg an Sie ſchreibe. Sie werden von Nicolai erfahren haben, was ich Willens bin. Ich hoffe, Ihren Beifall zu haben. Wenigſtens bin ich gewiß, daß er mir nicht entſtehen würde, wenn ich Ihnen alle meine Bewegungsgründe mittheilen könnte und wollte. Ob ich hier oder da bin, daran iſt ſo Wenigen ſo wenig gelegen, — — und mir am allerwenigſten! Das Halbdutzend Freunde, das ich ungern verlaſſe, hoffe ich auch in der Ferne zu behalten und zu nutzen.

Ich will jetzt ſchon anfangen, Sie aus der Ferne beſſer zu benutzen, liebſter Freund. — Hr. Eberhard hat mir geſagt, daß Sie mit meiner Erklärung des Schreckens bei Ariſtoteles nicht zufrieden wären. — Ich fürchte, Sie werden mit mehr Dingen nicht zufrieden ſeyn, die ich ſo hingeſchrieben habe, ohne Sie zu Rathe zu ziehen. — Er fügte hinzu, daß Sie auch etwas darüber aufgeſetzt hätten. Schicken Sie mir das doch ja. Ich gehe in allem Ernſt mit einem neuen Commentar über die Dichtkunſt des Ariſtoteles, wenigſtens desjenigen Theils, der die Tragödie angeht, ſchwanger.

Ich ſage Ihnen dieſes auch darum, daß Sie nicht glauben, daß ich mich aufs künftige lediglich unter den Alterthümern vergraben will. Ich ſchätze das Studium derſelben gerade ſo viel, als es werth iſt: ein Steckenpferd mehr, ſich die Reiſe des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unſerer wahren Beſſerung weſentlichen Studien iſt man ſo bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird.

Leben Sie wohl, beſter Freund. Wenn ich mehr ſchreiben wollte, könnte Herr Eberhard den Brief nicht mit bekommen, und wenn er ihn nicht mit bekäme, bekämen Sie ihn auch wohl gar nicht.

Ihr ergebenſter
Leſſing.

An Ramler.

Hamburg, d. 6. Nov. 1768.

Liebſter Freund,

Es war Ihr eigner Einfall, die Stücke meiner Dramaturgie für ſo viel Briefe an meine Freunde gelten zu laſſen. Bei dem größten Theile derſelben waren Sie meinen Gedanken am meiſten gegenwärtig: die meiſten ſind alſo an Sie gerichtet. Gleichwohl habe ich nur erſt eine einzige Antwort darauf. — Hiernächſt habe ich, noch auf einem andern Wege, abermals vierunddreißig Briefe auf einmal an meine Freunde abgeben laſſen, worunter gleichfalls verſchiedene an Sie waren. Dennoch habe ich auf die weiter keine Antwort. Sie ſehen, daß ich Urſache hätte, mich zu beſchweren.

Sie ſind krank geweſen, liebſter Freund. — Aber wie kann man auch in Berlin geſund ſeyn? Alles, was man da ſieht, muß einem ja die Galle ins Geblüt jagen. Kommen Sie geſchwind nach Hamburg; wir wollen uns zu Schiffe ſetzen und ein paar tauſend Meilen in die Welt hineinſchwärmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen geſunder wieder, als wir ausfahren — oder auch gar nicht, welches auf eins hinaus läuft.

Ich denke nicht, daß mir es in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem Orte in der Welt gefallen hat. Wenn alsdann das Collegium de propaganda fide einen wohin zu ſchicken hat, wohin auch nicht einmal ein Jeſuit will, ſo will ich dahin. — Wenn wir einander über zwanzig Jahre wieder ſehen, was werde ich Ihnen nicht zu erzählen haben!

Erinnern Sie mich doch alsdann auch an unſer hieſiges Theater. Wenn ich den Bettel nicht ſchon vergeſſen habe, ſo will ich Ihnen die Geſchichte deſſelben haarklein erzählen. Sie ſollen alles erfahren, was ſich in der Dramaturgie nicht ſchreiben ließ. Und wenn wir auch alsdann noch kein Theater haben: ſo werde ich aus der Erfahrung die ſicherſten Mittel nachweiſen können, in Ewigkeit keins zu bekommen. — Transeat cum cæteris erroribus! —

Noch habe ich eine Bitte an Sie. Schicken Sie mir, ſo bald als möglich, Ihre überſetzten Oden des Horaz. Mein Bruder kann ſie abſchreiben. Ich verſpreche Ihnen, ohne Ihr Vorwiſſen und Ihre Einwilligung keinen Gebrauch davon zu machen. Aber haben muß ich ſie. Laſſen Sie mir ſie in der Ordnung abſchreiben, in welcher die Schwierigkeit, das Metrum im Deutſchen nachzuahmen, ſteigt; und die Rangfolge, welche Sie ihnen in Anſehung des Wohlklanges ertheilen würden, bemerken Sie mir in kleineren Nebenzahlen. Ich habe eben den Abt Girolamo del Buono vor mir, der alle Oden des Horaz in die nämlichen Metra in ſeine Sprache überſetzt hat: aber nicht ſehr glücklich. — —

Ihr
ganz ergebenſter,
Leſſing.

An Chriſtoph Gottlieb von Murr.

Hochwohlgeborener Herr,
Hochzuehrender Herr,

Sie erlauben mir, Ihnen alle die Hinderniſſe und Abhaltungen zu verſchweigen, welche Urſache ſind, daß ich auf Dero angenehme Zuſchrift vom 14. September vorigen Jahres itzt erſt, und dazu nicht ungemahnet, antworte.

Ich kenne Dieſelben ſchon längſt als einen Mann von vieler und großer Litteratur: ich begreife auch ſehr wohl, daß mir die Ehre Dero nähern Bekanntſchaft ſehr vortheilhaft ſeyn könnte. Ich bedauere aber nur, daß wir nicht an einem Orte zuſammen leben. Denn zum ſchriftlichen Umgange bin ich ſo wenig aufgelegt, daß meine älteſten und vertrauteſten Freunde, daß meine Aeltern und Anverwandte oft in zwei drei Jahren keine Zeile von mir zu ſehn bekommen.

Dennoch würden mir Dero ſchriftliche Anmerkungen über meinen Laokoon ſehr willkommen geweſen ſeyn. Sie ſollen mir auch noch gedruckt ſehr willkommen ſeyn! Ich merke, was Sie beſorgt macht, daß ich ſie vielleicht nicht ohne Bitterkeit aufnehmen möchte. Es iſt mein Betragen gegen den Hrn. Klotz und der Ton ohne Zweifel, den ich in meinen antiquariſchen Briefen gegen dieſen Mann zu nehmen gezwungen worden. Ich bin aber ſehr überzeugt, daß ſich Ew. Hochwohlgeboren das dictatoriſche Anſehn nicht werden gegeben haben, welches ſich dieſer Mann giebt; daß Sie nicht der Art ſind, Einwürfe, die Sie einem Schriftſteller machen, ſelbſt oder durch Ihre Freunde in allen Zeitungen als unverzeihliche Fehler ausposaunen zu laſſen, die Sie dieſem Schriftſteller gewieſen hätten, wie das Hr. Klotz zu thun pflegt; ich bin ſehr überzeugt, daß Sie mit mehr Einſicht, mit verdautern Kenntniſſen, mit mehr Ueberlegung, Erinnerungen machen und Widerlegungen abfaſſen, als Herr Klotz; daß es Ihnen mit dieſen Erinnerungen und Widerlegungen lediglich nur um die Aufklärung der Sache, nur um die Wahrheit zu thun iſt, und nicht um die Eitelkeit, alles beſſer zu wiſſen, und auch da mit zu ſprechen, wo man kein Recht hat mit zu ſprechen. Was beſorgen Sie alſo von mir? Je mehr Fehler und Irrthümer Sie mir zeigen, deſto mehr werde ich von Ihnen lernen; je mehr ich von Ihnen lerne, deſto dankbarer werde ich ſeyn. Und dieſe Dankbarkeit wird ſich in jedem Worte, das ich etwa erwiedern dürfte, zeigen' — Ich wünſchte, daß Sie mich genauer kennten. Wenn die Meinung, die Sie vielleicht von meiner Gelehrſamkeit und meinem Geiſte haben, dabei verlieren möchte: ſo bin ich doch gewiß, daß die Idee, die ich Ihnen von meinem Charakter zu machen wünſchte, dabei gewinnen würde. Ich bin der unleidliche, ungeſittete, ſtolze, ſchmähſüchtige Mann nicht, für den mich Hr. Klotz nunmehr ausſchreyet. Es hat mir Mühe und Zwang gekoſtet, ein wenig bitter gegen ihn zu ſeyn. Aber ich frage Sie ſelbſt, ob er es nicht verdient hat? Ich weiß, Sie ſind ſein Freund: aber können Sie ſich es denn darum ſelbſt verbergen, daß dieſer Ihr Freund ein ſehr elendes Büchelchen von geſchnittenen Steinen geſchrieben hat, und daß er in dieſem ganzen Fache nichts geſchrieben hat, was ihn berechtigen könnte, nur mit dem tauſenden Theile des Stolzes von ſich zu ſprechen, der ihn mir ſo lächerlich macht? —

Doch genug von dieſem Manne, deſſen ich ſicherlich gar nicht erwähnen würde, wenn mir nicht daran gelegen wäre, Ihrer Beſorgniß, die ſich auf ihn beziehet, vorzubauen. — Aber wo ſind ſie denn, dieſe Ihre Anmerkungen über den Laokoon? Wenn ſie bereits gedruckt ſind, ſo würde es mir ſehr angenehm geweſen ſeyn, ſie zugleich mit Ihrem zweyten Briefe zu erhalten. Sind ſie es aber noch nicht, ſo erbitte ich mir ſie wenigſtens ſo bald ſie es ſind. Denn es iſt Zeit, wenn ich noch davon profitiren ſoll. Ich dürfte nicht ſehr lange mehr in Deutſchland ſeyn, und auch ſobald nicht wieder Luſt oder Gelegenheit haben, mich um die deutſche Litteratur zu bekümmern.

Aus Dero erſtem Briefe erſehe ich noch, daß Sie in der Meinung ſtehen, als ob ich die Ueberſetzung von Huart damals erſt angekündigt hätte. Ich habe ſie bereits 1751 in Wittenberg drucken laſſen. Itzt würde ich mir ein beſſeres Buch zum Ueberſetzen ausſuchen, obgleich auch dieſes viel gute Gedanken enthält, denen nichts als die Einkleidung in eine neuere philoſophiſche Sprache mangelt.

Ich bin mit vollkommener Hochachtung
Ew. Hochwohlgebornen
Hamburg, gehorſamſter Diener
den 25. Novbr. 1768. Leſſing.

An Reiske.

Hamburg, den 12. Febr. 1769.

Es geſchieht mit dem größten Vergnügen, daß ich Euer Hochedelgebohren anbei meine Aldiniſche Ausgabe des Demoſthenes überſende. Ich habe ſie bloß wieder zurückgekauft, weil ich nicht wußte, daß Sie ſelbſt der Liebhaber wären, der darauf bieten ließ, und ich ſie nicht in Hände kommen laſſen wollte, aus welchen ſie dem neuen Herausgeber dieſes Griechen nicht ſo leicht zukommen dürfte. Sie iſt zu Ihrem Gebrauch, auf ſo lange Zeit Sie wollen; und ich wünſche nur, daß ſie die Mühe und Zeit belohnen mag, welche ein Mann darauf wenden wird, der aus ſeinem Kopfe mehr nehmen kann, als er auch von dem Gelehrteſten dabei angemerket finden könnte. Es iſt mir ſchlechterdings unbekannt, weſſen Hand es iſt, der nicht allein die Druckfehler ſorgfältig darin verbeſſert, ſondern auch manche richtigere Lesarten dabei citiret hat, die bekannt gemacht zu werden verdienen, ſie mögen nun aus Vermuthung oder aus ältern Handſchriften gefloſſen ſeyn. Zwar vielleicht ſind ſie ſchon bekannt; denn ich habe nicht die Taylor'ſche Ausgabe, ſondern nur hin und wieder die Wolfiſche damit zu vergleichen Zeit und Gelegenheit gehabt. Die größten Anmerkungen, die da und dort zur Erläuterung beigefügt ſind, könnten wohl gar Stellen des Ulpians ſeyn. Denn ich bekenne, daß ich das wenigſte zu entziffern fähig geweſen bin; beſonders da ſie bei einem neuen Beſchneiden des Buchs gelitten haben. Ich bin begierig, das Zuverläßigere hierüber von Euer Hochedelgebohrnen zu erfahren.

Da ich übrigens kaum geglaubt hätte, Euer Hochedelgebohrnen auch nur dem Namen nach bekannt zu ſeyn, ſo muß mir der Beyfall, deſſen Sie meine leichte Arbeiten würdigen, deſto ſchmeichelhafter ſeyn. Ich hatte lange gewartet, ob ſich niemand an den plumpen Goliath der gelehrten Philiſter machen wolle: endlich konnte ich ſeinen dummen Hohn unmöglich länger ertragen, ohne ihm ein paar Steine aus meiner Taſche an den Kopf zu werfen. Getroffen haben ſie: ob er ſie aber fühlen wird, das kömmt auf ſeinen dicken Schedel an. Ich weiß wohl, daß ihn wahre Gelehrte jederzeit verachtet haben, aber das weiß ich nicht, ob ihre ſtillſchweigende Verachtung genug iſt, das Publikum, welches er verwirret, an ihm zu rächen. Einer ſollte doch endlich die Stimme erheben. Und wahrlich, wenn keine, oder doch ſo wenige von meiner Seite zu ſeyn öffentlich bezeigen, ſo fürchte ich, er hat mich mit ſeinen in ganz Deutſchland zerſtreuten Spießgeſellen in kurzem wieder überſchrieen. Ihm aber immer auf dem Rücken zu ſitzen, iſt meine Sache auch nicht.

Die Mißhandlung, die er ſich mit Ihrem deutſchen Demoſthenes erlaubt hat, muß jedes billigen Mannes Unwillen erregen. Aller der trivialen Dinge ungeachtet, die er dagegen ſagt, ſollte er doch wohl empfunden haben, wieviel ihm noch fehlt, um eine ſolche Ueberſetzung machen zu können. Unſern kleinen Schönſchreibern wird ſie freilich wohl nie gefallen: aber Leute, welche Wahrheit und Nachdruck ſchätzen, welche wiſſen, wie weit die alte populaire Beredſamkeit ſich von dem ſüßen Tone, von den gelehrten Sprachſchnirkeln eines neuen Kanzelredners entfernet, werden ſie um wie vieles nicht miſſen wollen; doch wem auch dieſes nicht begreiflich zu machen, der muß ſie doch wenigſtens für den deutlichſten und ſicherſten Commentar des Originals erkennen, und zugeſtehen, daß ſich ein Reichthum der deutſchen Sprache darinn zeiget, den ſo wenige unſerer Schriftſteller in ihrer Gewalt haben.

Leſſing.

Ich bin ꝛc.

An Nicolai.

Hamburg, d. 26. März 1769.

Liebſter Freund,

In drey Wochen längſtens muß der zweyte Theil der antiquariſchen Briefe fertig ſeyn. In dieſer Zeit werde ich auch mit dem dritten Theile fertig, ſo daß ſogleich damit fortgefahren werden kann. Was ich davon nicht ſelbſt abgedruckt abwarten kann, werde ich mit allem Fleiße abgeſchrieben zurücklaſſen. Denn länger als noch den künftigen Monat will und kann ich mich hier nicht verweilen. Mein Weg ſoll von hier nach Göttingen, Caſſel und Nürnberg gehen. Ob von da weiter über Wien, das weiß ich ſelbſt noch nicht. Wenigſtens denke ich gar nicht mehr daran, mich in die geringſte Verbindung einzulaſſen.

Mit der Recenſion meines Laokoon in dem letzten Stücke Ihrer Bibliothek, kann ich ſehr wohl zufrieden ſeyn. Ich denke, daß ich den Namen des Recenſenten ſchon weiß. Aber was gehen mich Namen an? Die Perſon werde ich doch nicht kennen lernen.[1] Wenn er die Fortſetzung meines Buches wird geleſen haben, ſoll er wohl finden, daß mich ſeine Einwürfe nicht treffen. Ich räume ihm ein, daß Verſchiedenes darin nicht beſtimmt genug iſt; aber wie kann es, da ich nur kaum den Einen Unterſchied zwiſchen der Poeſie und Malerey zu betrachten angefangen habe, welcher aus dem Gebrauche ihrer Zeichen entſpringt, in ſo fern die einen in der Zeit, und die andern im Raume exiſtiren? Beide können eben ſowohl natürlich, als willkührlich ſeyn; folglich muß es nothwendig eine doppelte Malerey und eine doppelte Poeſie geben: wenigſtens von beyden eine höhere und eine niedrige Gattung. Die Malerey braucht entweder coexiſtirende Zeichen, welche natürlich ſind, oder welche willkührlich ſind; und eben dieſe Verſchiedenheit findet ſich auch bei den conſecutiven Zeichen der Poeſie. Denn es iſt eben ſo wenig wahr, daß die Malerey ſich nur natürlicher Zeichen bediene, als es wahr iſt, daß die Poeſie nur willkührliche Zeichen brauche. Aber das iſt gewiß, daß je mehr ſich die Malerey von den natürlichen Zeichen entfernt, oder die natürlichen mit willkührlichen vermiſcht, deſto mehr entfernt ſie ſich von ihrer Vollkommenheit: wie hingegen die Poeſie ſich um ſo mehr ihrer Vollkommenheit nähert, je mehr ſie ihre willkührlichen Zeichen den natürlichen näher bringt. Folglich iſt die höhere Malerey die, welche nichts als natürliche Zeichen im Raume brauchet, und die höhere Poeſie die, welche nichts als natürliche Zeichen in der Zeit brauchet. Folglich kann auch weder die hiſtoriſche noch die allegoriſche Malerey zur höhern Malerey gehören, als welche nur durch die dazu kommenden willkührlichen Zeichen verſtändlich werden können. Ich nenne aber willkührliche Zeichen in der Malerey nicht allein alles, was zum Coſtume gehört, ſondern auch einen großen Theil des körperlichen Ausdrucks ſelbſt. Zwar ſind dieſe Dinge eigentlich nicht in der Malerey willkührlich; ihre Zeichen ſind in der Malerey auch natürliche Zeichen: aber es ſind doch natürliche Zeichen von willkührlichen Dingen, welche unmöglich eben das allgemeine Verſtändniß, eben die geſchwinde und ſchnelle Wirkung haben können, als natürliche Zeichen von natürlichen Dingen. Wenn aber bey dieſen Schönheit das höchſte Geſetz iſt, und mein Recenſent ſelbſt zugiebt (S. 353.), daß der Maler alsdann auch in der That am meiſten Maler ſey: ſo ſind wir ja einig, und, wie geſagt, ſein Einwurf trifft mich nicht. Denn alles was ich noch von der Malerey geſagt habe, betrifft nur die Malerey nach ihrer höchſten und eigenthümlichſten Wirkung. Ich habe nie geläugnet, daß ſie auch, außer dieſer, noch Wirkungen genug haben könne; ich habe nur läugnen wollen, daß ihr alsdann der Name Malerey weniger zukomme. Ich habe nie an den Wirkungen der hiſtoriſchen und allegoriſchen Malerey gezweifelt, noch weniger habe ich dieſe Gattungen aus der Welt verbannen wollen; ich habe nur geſagt, daß in dieſen der Maler weniger Maler iſt, als in Stücken, wo die Schönheit ſeine einzige Abſicht iſt. Und giebt mir das Recenſent nicht zu? — Nun noch ein Wort von der Poeſie, damit Sie nicht mißverſtehen, was ich eben geſagt habe. Die Poeſie muß ſchlechterdings ihre willkührlichen Zeichen zu natürlichen zu erheben ſuchen; und nur dadurch unterſcheidet ſie ſich von der Proſe, und wird Poeſie. Die Mittel, wodurch ſie dieſes thut, ſind der Ton, die Worte, die Stellung der Worte, das Sylbenmaß, Figuren und Tropen, Gleichniſſe u. ſ. w. Alle dieſe Dinge bringen die willkührlichen Zeichen den natürlichen näher: aber ſie machen ſie nicht zu natürlichen Zeichen: folglich ſind alle Gattungen, die ſich nur dieſer Mittel bedienen, als die niedern Gattungen der Poeſie zu betrachten; und die höchſte Gattung der Poeſie iſt die, welche die willkührlichen Zeichen gänzlich zu natürlichen Zeichen macht. Das iſt aber die dramatiſche; denn in dieſer hören die Worte auf willkührliche Zeichen zu ſeyn, und werden natürliche Zeichen willkührlicher Dinge. Daß die dramatiſche Poeſie die höchſte, ja die einzige Poeſie iſt, hat ſchon Ariſtoteles geſagt, und er giebt der Epopee nur in ſo fern die zweyte Stelle, als ſie größten Theils dramatiſch iſt, oder ſeyn kann. Der Grund, den er davon angiebt, iſt zwar nicht der meinige; aber er läßt ſich auf meinen reduciren, und wird nur durch dieſe Reduction auf meinen, vor aller falſchen Anwendung geſichert.

Wenn Sie mit Hrn. Moſes eine halbe Stunde darüber plaudern wollen, ſo melden Sie mir doch, was er dazu ſagt. Die weitere Ausführung davon ſoll den dritten Theil meines Laokoons ausmachen.

So ſehr ich aber mit der Recenſion des Laokoons zufrieden bin, ſo wenig bin ich es mit der von Heinekens Nachrichten. Sie iſt ungerecht auf alle Weiſe. Warum ſoll ſich Heineken nicht merken laſſen, daß in der Familie Heinekens einmal ein gelehrtes Kind geweſen? Dieſer Zug iſt hämiſch; und es iſt mir nicht lieb, daß Sie dergleichen Bolzen für Hagedorn verſchießen wollen, der doch ſicherlich noch immer mehr Klotzens Freund iſt, als Ihrer. Und hat denn Heineken in ſeiner Beantwortung der Recenſion in der Bibl. der ſchön. Wiſſenſch. nicht etwa in den meiſten Stücken Recht? War denn das Hagedorniſche Raiſonnement nicht etwa ſehr ſchielend; ſo wie alles, was dieſer Mann geſchrieben hat? Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß ich Hagedornen für einen Gleißner halte, dem alles Lob willkommen iſt, auch das plumpſte von Klotzen, und der es ſehr übel nimmt, daß man Klotzen, der ihn zum großen Lehrer des Schönen erhoben, jetzt ſo herunter ſetzt.

Nehmen Sie mir meine Freiheit nicht übel, und leben Sie wohl.

Dero
ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Nicolai. ([illegible])

Hamburg, d. 13. April 1769.

Liebſter Freund,

Wenn Sie in der Meſſe Zeit haben zu ſchreiben: ſo melden Sie mir doch auch, was Neues da vorgeht. Und wenn von Klotzen oder ſonſt jemand etwas heraus gekommen ſeyn ſollte, was mich beſonders intereſſiren könnte, ſo ſchicken Sie mir es gerade mit der Poſt. Z. E. Die Bogen aus der Bibliothek, welche die Recenſion des Laokoon enthalten. Die litterariſchen Briefe habe ich ſchon. Wer muß den Quark geſchrieben haben? Auch habe ich ſchon den 2ten Theil von Riedels Philoſ. Bibl. Dem Schlucker juckt auch die Haut! Aber ohne

---

[1] Es iſt die Frage, ob Leſſing auf den rechten Namen gerathen hat; die Recenſion iſt von Garve.
Nicolai.

Zweifel denkt er, daß ich ſeine Briefe über das Publicum und die philoſ. Bibliothek hier in der neuen Zeitung recenſirt habe, wo er garſtig mitgenommen worden. Da irrt er ſich aber.

Brauchen Sie noch einen guten Recenſenten zu theologiſchen und philoſophiſchen Schriften, ſo will ich Ihnen den Paſtor Rautenberg in Braunſchweig vorſchlagen.

Da ſo viele Narren itzt über den Laokoon herfallen, ſo bin ich nicht übel Willens mich einen Monat oder länger, in Kaſſel oder Göttingen auf meiner Reiſe zu verweilen, um ihn zu vollenden. Noch hat ſich keiner, auch nicht einmal Herder, träumen laſſen, wo ich hinaus will. Aber Herder will ja die kritiſchen Wälder nicht geſchrieben haben! Sagen Sie mir doch, wie ich ſeine Proteſtation desfalls nehmen ſoll. Der Verfaſſer ſey indeß, wer er wolle: ſo iſt er doch der einzige, um den es mir der Mühe lohnt, mit meinem Krame ganz an den Tag zu kommen.

Es iſt mein völliger Ernſt, den dritten Theil noch hier drucken zu laſſen. Denn unter fünf bis ſechs Wochen komme ich hier noch nicht weg. Antworten Sie mir, ob Sie es zufrieden ſind. Ich mache mit Fleiß allerley Digreſſionen, damit es nicht laſſe, als ob es mir ſonſt um nichts zu thun ſey, als Klotzen lächerlich zu machen.

Iſt es wahr, daß Herr Moſes in Leipzig iſt? Ich dächte, er hätte wohl eben ſo gut nach Hamburg reiſen können.

Noch muß ich Ihnen ſagen, daß mir von Wien aus ſehr anſehnliche Vorſchläge gemacht werden. Sie werden aber leicht errathen, daß ſie das Theater betreffen, um das ich mich nicht mehr bekümmern mag. Wenn ich alſo wenigſtens meinen italiäniſchen Plan mit dieſen Vorſchlägen auf eine oder die andere Art nicht verbinden kann, ſo dürfte ich ſie wohl gänzlich von mir weiſen.

Noch eins: was ſagt man zu meinem Epilog der Dramaturgie? Ich werde bey den Buchhändlern das Kalb in die Augen geſchlagen haben; aber immerhin.

Dero
ergebenſter Freund und Diener,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 6. Julius 1769.

Lieber Bruder,

Ich danke Dir für die überſchickten gedruckten Sachen. Deine Komödien kommen zwar ein wenig zu ſpät: denn Du kannſt Dir leicht einbilden, daß ſich meine Neugierde nicht ſo lange gedulden konnte. Ich habe ſie geleſen, ſobald ſie hier zu haben waren. Und nun willſt Du mein Urtheil darüber wiſſen? Wohl; aber merke Dir voraus, daß es das Urtheil eines aufrichtigen Bruders iſt, der Dich wie ſich ſelbſt liebt. Es muß Dich nicht beleidigen, wenn es Dich auch Anfangs ein wenig verdrießen ſollte. Dein ſtummer Plauderer und Dein Lotterieloos haben meinen Beifall gar nicht; und es iſt nur gut, daß Du dieſe ſehr mittelmäßigen Verſuche ohne Deinen Namen herausgegeben haſt. Aber fürchteſt Du denn nicht, daß Klotz ihn gar bald dennoch auskundſchaften wird? Und wahrlich, Du haſt ihm und ſeinen Gehülfen gar zu viel Priſe gegeben. Der größte Fehler dieſer Stücke iſt eine platte Schwatzhaftigkeit, und der Mangel alles Intereſſe. Der Wildfang iſt ungleich beſſer, und könnte ſchon unter den guten Stücken mit unterlaufen. Aber Du weißt, wie wenig davon Dein iſt; und Du haſt nicht wohl gethan, daß Du Deine Quelle verſchwiegen.

Ich bitte Dich nochmals, meine Freimüthigkeit nicht übel zu nehmen. Wenn Du die trockne Wahrheit von mir nicht hörſt, wer wird Dir ſie denn ſagen? Ich habe Dir es ſchon oft mündlich geſagt, woran ich glaube, daß es Dir fehlt. Du haſt zu wenig Philoſophie, und arbeiteſt viel zu leichtſinnig. Um die Zuſchauer ſo lachen zu machen, daß ſie nicht zugleich über uns lachen, muß man auf ſeiner Studierſtube lange ſehr ernſthaft geweſen ſeyn. Man muß nie ſchreiben, was einem zuerſt in den Kopf kommt. Deine Sprache ſelbſt zeugt von Deiner Nuſcheley. Auf allen Seiten ſind grammatiſche Fehler, und correkt, eigen und neu iſt faſt keine einzige Rede. Ich nehme wiederum den Wildfang zum größten Theile aus. — Freylich muß ich Dir zum Troſt ſagen, daß Deine erſten Stücke immer ſo gut ſind, als meine erſten Stücke; und wenn Du Dir nur immer zu jedem neuen Stücke, wie ich es gethan habe, vier bis ſechs Jahre Zeit läſſeſt, ſo kannſt Du leicht etwas Beſſeres machen, als ich je gemacht habe, oder machen werde. Aber wenn Du fortfährſt, Stücke über Stücke zu ſchreiben; wenn Du Dich nicht dazwiſchen in andren Aufſätzen übſt, um in Deinen Gedanken aufzuräumen und Deinem Ausdrucke Klarheit und Nettigkeit zu verſchaffen: ſo ſpreche ich Dir es ſchlechterdings ab, es in dieſem Fache zu etwas Beſonderem zu bringen; und Dein hundertſtes Stück wird kein Haar beſſer ſeyn, als Dein erſtes.

Nun genug gehofmeiſtert! Schreibe mir doch, lieber Bruder, was von meinen Büchern noch vorräthig iſt. Notire mir die vorzüglichſten nur mit einem Worte auf, damit ich urtheilen kann, ob es ſich der Mühe verlohnt, ſie hierher kommen und verauktioniren zu laſſen. Ich muß alles zu Gelde machen, was ich noch habe; und auch ſo noch werde ich meine Reiſe nur kümmerlich beſtreiten können.

Das Herz blutet mir, wenn ich an unſere Eltern denke. Aber Gott iſt mein Zeuge, daß es nicht an meinem Willen liegt, ihnen ganz zu helfen. Ich bin in dieſem Augenblicke ſo arm, als gewiß keiner von unſerer ganzen Familie iſt. Denn der ärmſte iſt doch wenigſtens nichts ſchuldig; und ich ſtecke bei dem Mangel des Nothwendigſten oft in Schulden bis über die Ohren.

Gott mag helfen! Lebe wohl, und ſey verſichert, daß ich es recht gut mit Dir meynen muß, da ich ſo rauh mit Deiner Eigenliebe zu Werke gehe.

Dein
treuer Bruder,
Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, d. 25. Auguſt 1769.

Liebſter Freund,

Was Ihnen Gleim von Wien geſagt hat, iſt ganz ohne Grund; aber Gleim hat von dem Projekte in Wien ohne Zweifel ſo reden wollen, wie man es allenfalls in Berlin noch einzig und allein goutiren könnte. Wien mag ſeyn wie es will, der deutſchen Litteratur verſpreche ich doch immer noch mehr Glück, als in Eurem franzöſirten Berlin. Wenn der Phädon in Wien conſiſcirt iſt: ſo muß es bloß geſchehen ſeyn, weil er in Berlin gedruckt worden, und man ſich nicht einbilden können, daß man in Berlin für die Unſterblichkeit der Seele ſchreibe. Sonſt ſagen Sie mir von Ihrer Berliniſchen Freyheit zu denken und zu ſchreiben ja nichts. Sie reducirt ſich einzig und allein auf die Freyheit, gegen die Religion ſo viel Sottiſen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieſer Freyheit muß ſich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen ſchämen. Laſſen Sie es aber doch einmal einen in Berlin verſuchen, über andere Dinge ſo frey zu ſchreiben, als Sonnenfels in Wien geſchrieben hat; laſſen Sie es ihn verſuchen, dem vornehmen Hofpöbel ſo die Wahrheit zu ſagen, als dieſer ſie ihm geſagt hat: laſſen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Ausſaugung und Deſpotismus ſeine Stimme erheben wollte, wie es itzt ſogar in Frankreich und Dänemark geſchieht: und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das ſklaviſchſte Land von Europa iſt. Ein jeder thut indeß gut, den Ort, in welchem er ſeyn muß, ſich als den beſten einzubilden: und der hingegen thut nicht gut, der ihm dieſe Einbildung benehmen will. Ich hätte mir alſo wohl auch dieſe letzte Seite erſparen können. Leben Sie wohl, liebſter Freund!

Dero

ergebenſter,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 4. Januar 1770.

Lieber Bruder,

Daß ich in Braunſchweig geweſen, und was ich daſelbſt ausgerichtet, brauche ich Dir wohl nicht noch erſt zu erzählen. Das Reſultat von allem weißt Du, wodurch ich freilich für die Zukunft ſo ziemlich aus aller Verlegenheit geriſſen bin. Aber für das Gegenwärtige iſt darum meine Verlegenheit nicht geringer, und es wird mir noch viele Mühe und Sorge koſten, ehe ich mich ganz auf das Trockne ſetze. Ich ſtecke hier in Schulden bis über die Ohren, und ſehe ſchlechterdings noch nicht ab, wie ich mit Ehren weg kommen will.

Ich wünſchte nur, daß unſere Aeltern hiervon überzeugt ſeyn möchten, damit ſie nicht etwa glauben, es liege bloß an meinem Willen, daß ich mein längſt gethanes Verſprechen noch nicht gehalten habe. Gott weiß, daß es mir nicht möglich geweſen, und daß ich noch nicht gewiß ſagen kann, wann es mir möglich ſeyn wird. Ehe ich in Wolfenbüttel eingerichtet bin, werde ich von meinem ordentlichen Gehalte wenig erübrigen können. Aber es iſt mein feſter Vorſatz, alles was ich erübrigen kann, dazu anzuwenden, daß ich mein Wort halte. Ich will gewiß auch Dich ſodann nicht vergeſſen, und vielleicht erlauben es die Umſtände, Dich wieder bey mir zu haben. Wenn Du Dich nur fürs erſte bis dahin bergen kannſt. Freylich hätteſt Du ſchlechterdings meinem Rathe und Deinem eigenen Vorſatze treuer bleiben, und Dich einer ernſthaften bürgerlichen Beſchäftigung widmen ſollen. Auch die glücklichſte Autorſchaft iſt das armſeligſte Handwerk!

Du haſt mir zuletzt ein Verzeichniß von rückſtändigen Büchern geſchickt, die in den Auktionen nicht weggegangen. Sind ſie denn aber auch alle noch in Deiner Gewalt, und kann ich ſie hierher bekommen? Denn ich erinnere mich, einmal an Herrn Voß geſchrieben zu haben, daß er z. E. das Journal des Savans und den Mercure zu ſich nehmen ſolle. Iſt das geſchehen oder nicht? Was Du haſt, und ſich der Mühe verlohnt, packe ein, und ſchicke mir je eher je lieber. Vorher aber eine kleine Note, was Du mir ſchicken willſt. Ich muß alles zu Gelde machen, und Bücher kann ich nun am erſten entbehren.

Lebe wohl und antworte mir bald.

Dein treuer Bruder,
Gotthold.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich hoffe, daß mich meine Aeltern beßer kennen, als daß Sie mein ſo langes Stillſchweigen irgend einer Art von Kaltſinnigkeit ſollten zugeſchrieben haben. Größten Theils der Verdruß, daß ich ihnen mein Wort nicht halten können, iſt die Urſache, warum ich länger als Jahr und Tag nichts von mir hören laßen. Wenn indeß Carl ſo billig geweſen, aus meinen Briefen an ihn das, was ſich dahin bezieht, mitzutheilen: ſo darf ich glauben, daß ſie mehr Mitleiden mit mir haben werden, als daß ſie im geringſten unwillig gegen mich ſeyn ſollten. Es wäre mir eine wahre Freude geweſen, dergleichen ich ſicherlich in der Welt noch wenige gehabt, wenn es mir meine Umſtände hätten erlauben wollen, meinen alten Vater aus einer Verlegenheit zu reißen, in die ich wohl weiß, daß ihn einzig ſeine Söhne gebracht haben. Aber ſo gut hat mir es nicht werden ſollen. Schon damals, als ich es verſprach, waren meine Umſtände in der äußerſten Verwirrung, und die ganze folgende Zeit ſind ſie immer ſchlechter und ſchlechter geworden. Ich war endlich in eine Laſt von Schulden gerathen, von der ich mich noch lange nicht durch den gänzlichen Verkauf aller meiner Bücher befreyen können; und es war die höchſte Zeit, daß ich durch die hieſige Verſorgung wiederum eine gewiße Einnahme erhielt.

Eigentlich iſt es der Erbprinz, welcher mich hierher gebracht. Er ließ mich auf die gnädigſte Art zu ſich einladen; und ihm allein habe ich es zu danken, daß die Stelle des Bibliothekars, welche gar nicht leer war, für mich eigentlich leer gemacht ward. Auch der regierende Herzog hat mir hierauf alle Gnade erwieſen, deren ich mich von dem geſammten Hauſe zu rühmen habe, welches aus den leutheſeligſten beſten Perſonen von der Welt beſteht. Ich bin indeß der Menſch nicht, der ſich zu ihnen dringen ſollte: vielmehr ſuche ich mich von allem, was Hof heißt, ſo viel möglich zu entfernen und mich lediglich in den Zirkel meiner Bibliothek einzuſchränken.

Die Stelle ſelbſt iſt ſo, als ob ſie von je her für mich gemacht wäre: und ich habe es um ſo viel weniger zu bedauren, daß ich bisher alle andern Anträge von der Hand gewieſen. Sie iſt auch einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann, wenn ich nur erſt wieder auf dem Trocknen, das iſt, aus meinen Schulden, ſeyn werde: Sechs Hundert Thaler Gehalt, nebſt freyer Wohnung und Holz auf dem fürſtl. Schloße.

Das allerbeſte aber dabey iſt die Bibliothek, die Ihnen ſchon dem Ruhme nach bekannt ſeyn muß, die ich aber noch weit vortrefflicher gefunden habe, als ich mir ſie jemals eingebildet hätte. Ich kann meine Bücher, die ich aus Noth verkauffen müßen, nun ſehr wohl vergeßen. Ich wünſchte in meinem Leben noch das Vergnügen zu haben, Sie hier herum führen zu können, da ich weis was für ein großer Liebhaber und Kenner Sie von allen Arten von Büchern ſind. Eigentliche Amtsgeſchäfte habe ich dabey keine andere, als die ich mir ſelbſt machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf geſehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen ſoll. Gewiß werde ich beides zu verbinden ſuchen: oder eigentlich zu reden, folget ſchon eines aus dem andern.

Gleich Anfangs habe ich unter den hieſigen Mannſcripten, deren an 6000 vorhanden, eine Entdeckung gemacht, welche ſehr wichtig iſt, und in die Theologiſche Gelehrſamkeit einſchlägt. Sie kennen den Berengarius, welcher ſich in dem XIten Jahrhunderte der Lehre der Transſubſtantiation widerſetzte. Von dieſem habe ich nun ein Werk aufgefunden, von dem ich ſagen darf, daß noch kein Menſch etwas weiß; ja deßen Exiſtenz die Katholiken ſchlechterdings geleugnet haben. Es erläutert die Geſchichte der Kirchenverſammlungen des gedachten Jahrhunderts, die wider den Berengarius gehalten worden, ganz außerordentlich und enthält zugleich die unwiderſprechlichſten Beweiſe, daß Berengarius vollkommen den nachherigen Lehrbegrif Lutheri von dem Abendmahle gehabt hat, und keines Wegs einer Meinung davon geweſen, die der Reformirten ihrer beykäme. Ich werde das ganze Manuſcript herausgeben, und laße bereits vorläufig eine Ankündigung drucken, die ich Ihnen nächſtens ſenden will.

Ob Ihnen ſonſt von meinen letzten Schriften einiges zu Geſichte gekommen, daran zweifle ich faſt; und wenn es nicht geſchehen, ſo iſt es vielleicht eben ſo gut. Ich bin in Streitigkeiten verwickelt worden, daran ich im Grunde wenig Gefallen habe: und noch dazu mit einem Mann, dem Geh. Rath Klotz, der in Ermangelung von Gründen ſeine Gegner auf das pöbelhafteſte verleumdet und ſchmähet. In den gelehrten Zeitungen werden Sie alſo gutes und böſes von mir geleſen haben; und des letztern leicht mehr als des erſtern.

Daß Carl eine Verſorgung erhalten, bey der er nun nicht mehr nöthig hat, vom Schreiben zu leben, iſt ein großes Glück für ihn. Er hat, wie er mir geſchrieben, ebenfalls 600 Rthlr. jährlichen Gehalt, und kann damit weiter kommen, als ich, da er den Aufwand nicht zu machen braucht, den ich machen muß.

Wenn es Ihnen gefällig iſt, mir bald wieder zu ſchreiben, ſo können Sie verſichert ſeyn, daß ich keinen einzigen Brief von nun an unbeantwortet laßen werde.

Der Frau Mutter, und meiner Schweſter empfehl ich mich zu vielmalen, und ich bin äußerſt erfreut, daß ſich erſtere noch ſo wohl befindet.

Künftiges Jahr komme ich zuverläßig nach Dresden, und werde ſodann nicht allein meine Aeltern, ſondern auch den Bruder Theophilus beſuchen, den ich indeß herzlich grüßen laße.

Ich verharre

Dero

Wolfenbüttel
den 27 Julius 1770.

gehorſamſter Sohn
Gotthold.

An Madame König.

(Leſſings künftige Frau.)

Wolfenbüttel, den 25. Oktbr. 1770.

Meine liebſte Freundinn!

Gott gebe, daß Sie ja geglaubt haben, es müſſe ein Brief von mir unterwegens ſeyn: denn ſonſt kann ich erſt in ein und zwanzig Tagen wiederum etwas von Ihnen hören. Das häßliche Wien, daß es ſo weit iſt! Auf alle meine Briefe haben Sie mir nun geantwortet: und es kömmt darauf an, ob Sie mir einen aus freyem Willen ſchreiben. Einen wohl zwar — denke ich — aber den zweiten doch gewiß nicht.

Ich freue mich recht ſehr, daß Sie glücklich in Wien angekommen ſind, und alles daſelbſt nach Wunſch gefunden haben. An Freunden und Zerſtreuung und Beſchäftigung wird es Ihnen nicht fehlen; und ich kann daher ein großes Theil für Sie nun ruhiger ſeyn, als ich während der Reiſe ſeyn durfte, wo Sie Ihrer eigenen Geſellſchaft überlaſſen waren. Denn Ihr Mädchen war ſo gut als keine, wo nicht gar noch ſchlimmer als keine. Zwar, wer weiß? Am Ende iſt es doch wohl beſſer geweſen, daß das Creatürchen ſeine eigenen Angelegenheiten hatte, daß es liebte und trank, den erſten den beſten Kerl und Wein — als wenn es ein gutes empfindliches Ding geweſen wäre, das ſeine Frau nicht aus den Augen gelaſſen, und um die Wette mit ihr geweinet hätte. Durch jenes wurden Sie Ihren eigenen Gedanken entriſſen: durch dieſes wären Sie in Ihrem Kummer beſtärkt worden. Sie werden ſagen, daß ich eine beſondere Gabe habe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken. Die habe ich allerdings; und ich bin ſtolzer darauf, als auf alles, was ich weiß und kann. Sie ſelbſt, wie ich oft gemerkt habe, beſitzen ein gutes Theil von dieſer Gabe, die ich Ihnen recht ſehr überall anzubringen empfehle; denn nichts kann uns mit der Welt zufriedner machen, als eben ſie.

Ho! ho! Ich fange gar an zu moraliſiren: ich bitte Sie recht herzlich um Verzeihung. — Seit einigen Tagen denke ich mir Ihren Aufenthalt in Wien angenehmer, als jemals; und fange faſt an zu zweifeln, ob man eben in Wien mehr als an andern Orten Gelegenheit hat, die nur gedachte Gabe, an dem Schlechten etwas Gutes aufzuſuchen, in Ausübung zu bringen. Es mag wohl, denke ich nun, in Wien eben ſo viel gute und vortrefliche Leute geben, als irgend anderswo: die wenigſtens, die gut da ſind, können vielleicht recht ſehr gut ſeyn. Sehen Sie, was ein Paar Beyſpiele vermögen! Zwey Wiener Grafen und Kaiſerliche Kammerherrn, von Winzek und von Chotek, haben ſich auf ihrer Durchreiſe einige Tage hier aufgehalten, und außer dem Beyfalle, den ſie bei Hofe erhalten — Sie wiſſen wohl, wie weit der Beyfall bey Hofe her iſt — uns alle in Erſtaunen geſetzt. Sie wiſſen eben ſo wohl, wen ich unter uns allen verſtehe; die alle, welche ein Reiſender nur einigermaßen dem Nahmen nach kennen kann. Sie haben jeden von dieſen beſucht; und von ungefähr war ich eben zu Braunſchweig und logirte in meiner Roſe, — in eben dem Zimmer, wo Sie logirt haben — und glücklicher Weiſe mußten dieſe Herren ebenfalls da einkehren. Es ſind wirklich ein Paar vortrefliche Leute, voller Kenntniß und Geſchmack. Sie ſind auf ihrer Rückreiſe nach Wien, und werden zu Ende künftigen Monats da eintreffen. Erzählen Sie es ja in allen Geſellſchaften, wie ſehr ſie hier gefallen haben, damit ihr guter Ruf ihnen zuvorkomme. E. machte ihnen das Kompliment, daß ſie eine ſehr merkwürdige Ausnahme von ihren Landsleuten wären. Das Kompliment war nicht das feinſte; aber die Antwort, die ihm der jüngere, welches der Graf Chotek iſt, darauf ertheilte, war deſto feiner: wir ſchämen uns, wenn wir es ſind. Der andere iſt ſchon ein Mann, und hat Güter in Italien, bey Mayland, wo er ſich auch ſeit neun Jahren aufgehalten, in welcher Zeit er in Wien gar nicht geweſen, ſo daß ihn vielleicht auch da niemand kennt.

Ich darf nicht beſorgen, daß Sie mich fragen: was gehen mich die Leute an? denn, wie geſagt, es ſind recht ſehr gute Leute; und alle gute Leute gehen einander an. Und nicht wahr, aus der nehmlichen Urſache ſind Sie, und der Schwediſche Geſandtſchaftsprediger auch um meinen ehrlichen Götzen ſo ſehr beſorgt? mich wundert nur, daß man Ihnen aus Hamburg nichts davon geſchrieben. Der letztvergangene Bußtag in Hamburg iſt es geweſen, an welchem die Mine geſprungen. Götze fragte bey dem Magiſtrate an, wie es mit dem ſtreitigen Gebete gehalten werden ſollte, und bekam zur Antwort, daß es bey Seite gelegt, und ein anders dafür gewählt werden ſollte. Voller Verdruß hierüber, bat er um Erlaſſung von ſeinem Seniorate, und erhielt ſie ſogleich. Man erzählt, ſeine Frau ſey darüber vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, und will daraus ſchließen, daß ihm ſelbſt die geſuchte Erlaſſung über alles Vermuthen gekommen. Aber nicht wahr, das iſt daraus nicht zu ſchließen? Sondern alles was daraus zu ſchließen iſt, iſt dieſes, daß ſich natürlicher Weiſe eine Frau über den Verluſt eines Titels nicht ſo leicht tröſten kann, als der Mann. Wenn die Frau Seniorinn auf einmal wieder Frau Paſtorinn werden ſoll, das iſt keine Narrenspoſſe! Meinen Sie nicht? Jetzt ſollen die abſcheulichſten Pasquille wider diejenigen in Hamburg herum gehen, die

Götzen zu dieſem Schritte gezwungen: und wenn dieſe nichts helfen, ſo bedauert er es am Ende doch wohl ſelbſt, daß er das Heft aus den Händen gegeben.

Von andern Neuigkeiten aus Hamburg weiß ich, ſo zu reden, gar nichts. Denn ich muß es zu meiner Schande bekennen, daß ich in zwey Monaten an keinen Menſchen dahin geſchrieben. Meine verzweifelte Arbeit hat mich daran verhindert. Aber Gott ſey Dank, nun bin ich damit zu Stande; und in dem nächſten Wiener Verzeichniſſe von verbotenen Büchern, werden Sie den Titel wohl angezeigt finden. Sie glauben nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bey unſern lutheriſchen Theologen geſetzt habe. Machen Sie ſich nur gefaßt, mich für nichts geringeres, als für eine Stütze unſerer Kirche ausgeſchrieen zu hören. Ob mich das aber ſo recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren.

Das Wenige, was Sie mir von dem Wiener Theater melden, würde meine Neugierde eben nicht ſehr reizen, wenn ich nicht kürzlich in verſchiedenen Zeitungen geleſen hätte, daß nun bald das deutſche Theater in Wien allen Theatern in der Welt trotzen würde, nachdem der Herr von Sonnenfels die Aufſicht darüber erhalten. Beſuchen Sie es doch alſo ja fleißig, und verſchweigen Sie mir keines von den Wundern, die darauf erſcheinen. Es ſoll mich ſehr freuen, wenn S. in Wien mehr Gutes ſtiftet, als mir in Hamburg zu ſtiften gelingen wollen. Aber ich ſorge, ich ſorge, es wird dort auch zu nichts kommen. Schon des Herrn von S. allzuſtrenger Eifer gegen das Burleske, iſt gar nicht der rechte Weg, das Publikum zu gewinnen. Wenn er indeß Ihnen, meine liebe Freundinn, nur recht viel Freundſchaft in Wien erweiſet: ſo will ich ihm von Herzen gern alle Fehler vergeben, die er in ſeiner Theater-Verwaltung machen dürfte.

Von den Theologen kam ich auf das Theater; nunmehr von dem Theater auf die Lotterie, und wir ſind mit allem fertig, was in dieſem und jenem Leben frommen und vergnügen kann. Die Hamburger Lotterie ſoll in den beyden letzten mahlen ſehr glücklich geweſen ſeyn. Sie glauben nicht, wie anſehnliche Einſätze ſie auch von hier erhält. Demohngeachtet zaudert und zaudert man, die hieſige zu Stande zu bringen. Ich kann nicht begreifen, woran es liegt. Aber es giebt ja auch in Wien eine ſolche Lotterie? Haben Sie da noch nicht eingeſetzt? Wollen wir wohl auf folgende fünf Nummern zuſammen einſetzen?

9. 13. 21. 57. 88.

Aber nicht höher als einen Louisd'or, welchen Sie nach Ihrem Belieben vertheilen mögen. Wenn wir in Wien darauf nichts gewinnen: ſo will ich es ſodann in Hamburg damit verſuchen. Oder beſtimmen Sie fünf Nummern, auf die wir in Berlin zuſammen einſetzen wollen. —

Und nun iſt ja wohl mein Brief lang genug. Sagen Sie mir aufrichtig, wie vielmahl Sie ihn weggeworfen haben, ehe Sie bis hierher gekommen? Aber rächen Sie ſich auch zugleich, indem Sie mir eben ſo weitläuftig antworten. Leben Sie recht wohl, meine Beſte. Ich bin

Ihr

ganz ergebenſter
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 11. November 1770.

Mein lieber Bruder,

Herr Moſes wird Dir ſo etwas von einem Briefe mitgebracht haben, in welchem ich Dir verſprach, nächſtens mehr zu ſchreiben. Das will ich jetzt zu thun verſuchen, obſchon mein Kopf ſeit einigen Tagen auch nicht die geringſte Anſtrengung vertragen will. Doch ich weiß, Du nimmſt mir es nicht übel, wenn ich auch noch ſo verwirrt und albern ſchreibe.

— — Es iſt nicht mehr als billig, daß Du auch die Vertheidigung des P** gegen den Abt Pernetti überſetzeſt. Aber willſt Du mir es nicht übel nehmen, wenn ich Dich erinnere, etwas mehr Achtſamkeit und Genauigkeit ſowohl auf Deinen Styl als auf den Sinn Deines Verfaſſers zu wenden? Beſonders ſind Dir in Anſehung des letztern in den zwey Theilen einige wunderbare Fehler entwiſcht, die ich Dir wohl ein andermal mittheilen will. Ich bin es nicht, der ſie bemerkt hat, ſondern der hieſige Hofprediger Mittelſtädt hat Deine Ueberſetzung mit dem Originale verglichen, und mir einige derſelben angezeigt; ob er ſchon die Ueberſetzung überhaupt ſonſt nicht für ſchlecht erkennt.

Hiernächſt aber rathe ich Dir ſehr, weniger zu ſchreiben, das iſt, weniger drucken zu laſſen, und deſto mehr für Dich zu ſtudieren. Ich verſichere Dich, daß ich dieſen Rath für mein Theil ſelbſt weit mehr befolgen würde, wenn mich meine Umſtände weniger nöthigten, zu ſchreiben. Da ich mit meinem ordentlichen Gehalte nur eben auskommen kann; ſo habe ich ſchlechterdings kein andres Mittel, mich nach und nach aus meinen Schulden zu ſetzen, als zu ſchreiben. Ich habe es, Gott weiß, nie nöthiger gehabt, um Geld zu ſchreiben, als jetzt: und dieſe Nothwendigkeit hat, natürlicher Weiſe, ſogar Einfluß auf die Materie, wovon ich ſchreibe. Was eine beſondere Heiterkeit des Geiſtes, was eine beſondere Anſtrengung erfordert; was ich mehr aus mir ſelbſt ziehen muß, als aus Büchern: damit kann ich mich jetzt nicht abgeben. Ich ſage Dir dieſes, damit Du Dich nicht wunderſt, wenn ich Deines Mißfallens ungeachtet, etwa gar noch einen zweyten Theil zum Berengarius ſchriebe. Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnſten iſt: wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen. Ich fühle es, daß mir ſchon die Umarbeitung meiner alten Schriften mehr Zeit koſten wird, als der ganze Bettel werth iſt. Indeß habe ich es Herrn Voß einmal zu thun verſprochen, und ich will mein Möglichſtes anwenden, wenn er auch nur jede Meſſe einen Band bekömmt.

Wahrlich ich möchte Dir gern noch manches ſchreiben — beſonders was Theophilus und unſere Mutter betrifft; — aber der Kopf iſt mir über meine ſchurkiſchen Umſtände vollends noch ſo wüſte geworden, daß ich kaum mehr weiß, was ich ſchreibe. Lebe wohl. Ich bin

Dein treuer Bruder,
Gotthold.

An Ramler.

Wolfenbüttel, den 16. December 1770.

Liebſter Freund,

Tauſend Dank für Ihre beiden vortrefflichen Oden! Daß Sie aber dieſen Dank nicht eher bekommen, daran iſt Ihr Milchbruder Schuld,[1] der die Oden mit ſammt dem Briefe länger als vierzehn Tage bey ſich gehabt, und ſie mir erſt heute wieder geſchickt hat. So wie ich ihm Ihren Brief ganz geſchickt habe, ſo will ich Ihnen auch nun ſeinen ſchicken: ſo erhalten Sie hübſch auf Einen Brief zwey Antworten, welches ich mir indeß gut zu ſchreiben bitte.

---

[1] So nannte Ramler den Hofrath Ebert, von dem ſehr viele, und unter andern auch der regierende Herzog v. Braunſchweig geſagt hatten, daß er ihm außerordentlich ähnlich wäre. Nicolai.

Die Ode an die Könige will ich mir dreymal laut herſagen, ſo oft ich werde Luſt haben, an meiner antityranniſchen Tragödie zu arbeiten. Ich hoffe mit Hülfe derſelben aus dem Spartacus einen Helden zu machen, der aus andern Augen ſieht, als der beſte römiſche. Aber wenn! wenn!

Dieſen Winter gewiß nicht. Denn dieſen werde ich wohl ſo ziemlich gerade an dem andern Ufer des Fluſſes, wo ich, auch unter dem Schnee, bunte Steinchen und Muſcheln aufſuche, verſchleudern, und verſchleudern müſſen. Sie werden mich wohl verſtehen, wenn Sie von Herrn Voß oder meinem Bruder gehört haben, daß ich mich endlich bereden laſſen, meine kleinen Schriften wieder herauszugeben, und mit den Sinngedichten den Anfang machen will; weil ich zum Glück oder zum Unglück, von dieſen Dingen unter meinen alten Papieren noch eine ziemliche Anzahl gefunden habe, die nicht gedruckt ſind, und mit welchen ich ungefähr die erſetzen kann, die von den gedruckten nothwendig wegbleiben müſſen.

Aber glaubten Sie wohl, wie ſehr ich dabey auf Sie gerechnet habe? — In allem Ernſte, liebſter Freund, was ich Sie nun bitten will, müſſen Sie mir ſchlechterdings nicht abſchlagen.

Mit heutiger Poſt ſchicke ich bereits die erſten vier Bogen von dieſen erneuerten und vermehrten Sinngedichten, und ſie ſollen ſchlechterdings nicht eher in die Druckerey, als bis ſie Ihre Cenſur paſſirt ſind. Streichen Sie aus, was gar zu mittelmäßig iſt (ich ſage, gar zu mittelmäßig, denn leider müſſen es nicht allein Sinngedichte, ſondern Bogen voll Sinngedichte werden); und wo eins durch eine geſchwinde Verbeſſerung ſich noch ein wenig mehr aufſtutzen läßt, ſo haben Sie doch ja die Freundſchaft, ihm dieſe Verbeſſerung zu geben.[1] Ihnen kann ſo etwas nicht viel Mühe koſten; denn Sie haben noch alle poetiſche Farben auf der Palette, und ich weiß kaum mehr, was poetiſche Farben ſind. Desgleichen wünſche ich, daß die Sinngedichte mit allen den orthographiſchen Richtigkeiten gedruckt würden, über die wir eins geworden, die mir aber zum Theil wieder entfallen ſind.

Ich verlaſſe mich darauf, liebſter Freund, daß Sie ſich dieſer Anforderung auf keine Weiſe entziehen. Die Zeit, die Sie darüber verlieren, will ich Ihnen auf eine andere Art wieder einbringen: z. E. durch Beyträge zu dem zweyten Theil Ihrer geſammten Sinngedichte, die gewiß nicht ſchlecht ſind, und ſich zum Theil von Dichtern herſchreiben, die itzt völlig unbekannt ſind.

Erfreuen Sie mich indeß bald wieder mit einem Briefe, und leben Sie recht wohl.

Ihr
ganz ergebenſter,
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Wolfenbüttel, den 9. Januar 1771.

Beſter Freund!

Ich komme von Braunſchweig, wo ich vierzehn Tage geweſen bin: und ich habe nun einmal das Unglück, daß ich da auch nicht eine Feder anzuſetzen im Stande bin, ſonſt würde ich Ihnen gewiß ſchon eher geantwortet haben.

Ich ſahe, zufolge Ihres erſten Briefes, alle Stunden nach dem Ferguſon aus, und war ärgerlich, daß Berlin und G. mit ſeinem J. einander ſo lange gefielen. Denn daß ſie abgereiſt ſeyn ſollten, ohne weiter an das Buch und an Sie zu denken, das hätte ich mir doch kaum träumen laſſen: ſo ähnlich es ſchon dieſen Leuten im Grunde ſieht. Ich habe angemerkt, daß ein alter witziger Kopf und eine alte Jungfer die zwey wunderlichſten Geſchöpfe in der Welt ſind: und wenn ich nicht bedächte, an wen ich ſchreibe, ſo hätte ich eben Luſt, dieſe Gleichheit in einem ſchönen Epigramm auszuführen; unbekümmert, auch ſelbſt darüber für einen alten witzigen Kopf gehalten zu werden.

Mit dem Ferguſon will ich mir nun ein eigentliches Studium machen. Ich ſehe ſchon aus dem vorgeſetzten Inhalte, daß es ein Buch iſt, wie mir hier gefehlt hat, wo ich größtentheils nur ſolche Bücher habe, die über lang oder kurz den Verſtand, ſo wie die Zeit, tödten. Wenn man lange nicht denkt, ſo kann man am Ende nicht mehr denken. Iſt es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, ſich ernſtlich mit Wahrheiten zu beſchäftigen, in deren beſtändigem Widerſpruche wir nun ſchon einmal leben, und zu unſrer Ruhe beſtändig fortleben müſſen? Und von dergleichen Wahrheiten ſehe ich in dem Engländer ſchon manche von weitem.

Wie auch ſolche, die ich längſt für keine Wahrheiten mehr gehalten. Doch ich beſorge es nicht erſt ſeit geſtern, daß, indem ich gewiſſe Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müſſen. Daß ich es zum Theil nicht ſchon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu ſchleppen. Es iſt unendlich ſchwer, zu wiſſen, wenn und wo man bleiben ſoll, und Tauſenden für einen iſt das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo ſie des Nachdenkens müde geworden.

Ob dieſes nicht auch manchmal der Fall unſere Ungenannten geweſen, will ich nicht ſo geradezu leugnen. Nur Unbilligkeit möchte ich nicht gern auf ihn kommen laſſen. Zwar iſt Ihre Anmerkung ſehr gegründet, daß man bey Beurtheilung gewiſſer Charaktere und Handlungen das Maaß der Einſicht und des moraliſchen Gefühls mit in Betrachtung ziehen müſſe, welches den Zeiten zukomme, in die ſie fallen. Allein doch wohl nur bey ſolchen Charakteren und Handlungen, die weiter nichts ſeyn ſollen, als Charaktere und Handlungen bloßer Menſchen? Und ſollen das die ſeyn, von welchen bey dem Ungenannten die Rede iſt? Ich bin verſichert, er würde die ähnlichen Charaktere und Handlungen, wenn er ſie im Herodotus gefunden hätte, ganz anders beurtheilet, und gewiß nicht vergeſſen haben, ſich in ihre Zeiten und auf die Staffel ihrer Einſichten zurück zu ſtellen. Aber ſind Patriarchen und Propheten Leute, zu denen wir uns herablaſſen ſollen? Sie ſollen vielmehr die erhabenſten Muſter der Tugend ſeyn, und die geringſte ihrer Handlungen ſoll in Abſicht auf eine gewiſſe göttliche Oekonomie für uns aufgezeichnet ſeyn. Wenn alſo an Dingen, die ſich nur kaum entſchuldigen laſſen, der Pöbel mit Gewalt etwas Göttliches finden ſoll und will: ſo thut, denke ich, der Weiſe Unrecht, wenn er dieſe Dinge blos entſchuldigt. Er muß vielmehr mit aller Verachtung von ihnen ſprechen, die ſie in unſern beſſern Zeiten verdienen würden, mit aller der Verachtung, die ſie in noch beſſern, noch aufgeklärtern Zeiten nur immer verdienen können. — Die Urſache, warum Ihnen ein ſolches Verfahren bey unſerm Ungenannten aufgefallen iſt, muß blos darinn liegen, daß Sie von jeher weniger gehalten geweſen, die getadelten Handlungen in dem Lichte der Göttlichkeit zu betrachten, in welchem wir ſie ſchlechterdings betrachten ſollen. —

Die Neugierde der bewußten Perſon nach dem Manuſcript hat ſich halten laſſen. Er hat nicht eher wieder daran gedacht, als bis er mich vor einigen Tagen wieder zu ſehen bekam. Ich fürchte, daß ſein Verlangen, die Sache ſelbſt beſſer einzuſehen, ebenfalls nicht weit her iſt: daher habe ich ihm auch nur blos die Vorrede mitgetheilt, unter dem Vorwande, daß Sie das übrige Manuſcript bei ſich hätten. Er muß nicht von mir denken, als ob ich ihm dergleichen Dinge aufdringen wolle.

---

[1] Iſt geſchehen; und Leſſing verließ ſich ſo ſehr auf ſeinen Freund, daß er ſich die Handſchrift nicht erſt zurückſchicken, ſondern ſie in Berlin bei Voß drucken ließ.
Nicolai.

Aber was iſt das für ein neuer Angriff, der in den Jenaiſchen Zeitungen von Lavatern auf Sie geſchehen? Ich leſe dieſe Zeitung nicht, und habe Sie auch in ganz Braunſchweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der erſten Poſt zu ſenden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freyheit, mit allem nur erſinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein dürfen und können in dieſer Sache ſo ſprechen und ſchreiben, und ſind daher unendlich glücklicher, als andre ehrliche Leute, die den Umſturz des abſcheulichſten Gebäudes von Unſinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.

Ich ſende Ihnen hierbey auch Ihre Briefe von Bonnet zurück. Der Name iſt mir ſo ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Abt Jeruſalem den Umſtand von der Antedatirung der Vorrede zu der neueſten Ausgabe ſeines Buches zu erzählen. Der Abt ſagte zu verſchiedenen malen: das iſt nicht artig. Und ich antwortete dem Abt jedesmahl: es iſt mehr als nicht artig, es iſt niederträchtig. Sie ſind wahrlich verbunden, wenn Sie nicht gegen das andre Extremum des kleinen Schleichers ausſchweifen wollen, den Umſtand bekannt zu machen. — —

Dero ergebenſter Freund
Leſſing.

An Gleim.

Wolfenbüttel, den 6 Junius 1771.

Liebſter Freund,

Ich bleibe Ihnen meinen Dank für das angenehme Geſchenk Ihrer Eliſe etwas lange ſchuldig. Aber Sie kennen meine Nachläſſigkeit im Schreiben ſeit langer Zeit, und haben nie etwas Nachtheiliges daraus geſchloſſen. Sollten Sie nun erſt anfangen, an meiner Freundſchaft und Hochachtung darum zu zweifeln? Das thun Sie gewiß nicht.

Eliſe hat mir ſehr wohl gefallen, und würde mir ohne Zweifel noch mehr gefallen haben, wenn meine Empfindungen itzt nicht ſo ſelten mit dem Tone ſolcher Gedichte gleich geſtimmt wären. Der Bücherſtaub fällt immer mehr und mehr auf meine Nerven, und bald werden ſie gewiſſer feiner Schwingungen ganz und gar nicht mehr fähig ſeyn. Aber was ich nicht mehr fühle, werde ich, ehemals gefühlt zu haben, doch nie vergeſſen. Ich werde, weil ich ſtumpf geworden, nie gegen diejenigen ungerecht werden, die es noch nicht ſind; ich werde keinen Sinn verachten, weil ich ihn unglücklicher Weiſe verloren habe.

Daß ich aber hiermit nichts mehr von mir ſage, als was die Wahrheit iſt, davon wird Sie mein Scultetus ſehr deutlich überführen. Ich vergebe es allen, die mich damit auslachen werden. Ich habe es mehr als einmal geſagt, daß es wenig Geſchmack verräth, die Reime eines ſolchen Schulfuchſes itzt wieder drucken zu laſſen. Ich könnte mich zwar mit dem Orte entſchuldigen, für den er eigentlich beſtimmt war: für Zachariäs Sammlung. Aber ich will doch lieber geſtehen, daß ich nun einmal leider ſo weit heruntergekommen bin, daß ich an Dingen Luſt und Nahrung finde, die ein geſunder Magen für ſehr ſaftlos und unverdaulich erklärt. — —

Dero ganz ergebenſter Freund
Leſſing.

Meine liebe Mutter,

Ich würde Ihnen gewiß mit dem Hrn. von Carlowitz geſchrieben haben, wenn ich bey ſeiner Abreiſe im Stande geweſen wäre, Ihnen mein Verſprechen zu halten. Aber dieſes thun zu können, habe ich erſt meine zu Johannis gefällige Beſoldung heben müſſen, womit es ſich dießesmal länger als gewöhnlich verzogen hat. Sie werden mir es alſo vergeben, daß die zugeſagten 50 Rthlr. erſt nunmehr hierbey erfolgen; womit ich nichts als die Bitte verknüpfe, gewiß von mir zu glauben, daß ich die Summe gern vermehret hätte, wenn es mir möglich geweſen wäre. Ich hoffe indeß, und will mein beſtes dazu thun, daß ich Ihnen in einigen Monaten wiederum eine kleine Remeſſe machen kann. Daß Sie es mit der Schweſter nöthig haben werden, kann ich mir ſehr leicht vorſtellen: und Gott iſt mein Zeuge, wie gern ich Sie aus aller Verlegenheit auf einmal ſetzen wollte, wenn ich mich nur ſelbſt noch zur Zeit in beſſern Umſtänden befände. Haben Sie alſo mit meinem Unvermögen Geduld, und ſeyn Sie verſichert, daß ich dieſes Unvermögen nicht blos vorwende.

Es iſt allerdings unſere Schuldigkeit, daß die Schulden, in welche ein ſo guter Vater durch ſeine Kinder gerathen iſt, auch von ſeinen Kindern bezahlt werden. Ich habe mich auch ſchon mehr als einmal erbothen, ſie ſämmtlich über mich zu nehmen: das iſt, ſie ſchriftlich über mich zu nehmen, und eine Obligation oder Wechſel dagegen auszuſtellen. Wem von unſern Schuldnern dieſes gefällig iſt, der kan zu der Zeit, die ich ihm feſtſetzen will, ſich gewiſſe Bezahlung verſprechen. Wer aber aus Grobheit oder Eigenſinn ſogleich baar bezahlt ſeyn will, — dem helfe Gott! Ich kann ihm nicht helfen, und zu Unmöglichkeiten iſt kein Menſch verbunden. Es bekümmert mich auch wenig, was die Leute indeß ſagen. Ich bin bey mir überzeugt, daß ich es mit dem Andenken meines Vaters rechtſchaffen meine, und kein Menſch ſoll mit der Zeit einen Heller durch ihn verloren haben. Aber Zeit muß man mir laſſen: oder man ſage mir, wie ich es ſonſt anfangen ſoll.

Was das zu druckende Andenken anbelangt, ſo will ich mit nächſten an Theophilus weitläuftig darüber ſchreiben. So wie es Theophilus aufgeſetzt hat, iſt es recht gut: aber ich ſehe wahrlich nicht ein, warum es, den dummen und boshaften Camzern zu gefallen, gedruckt werden muß. Eben ſo vollſtändige Nachrichten von unſers Vaters Leben ſind ſchon an mehr als einem Orte gedruckt, und es iſt immer noch Zeit, der Welt zu ſeinem Lobe etwas zu ſagen. Nur muß das eben nicht in einem gedruckten Lebenslaufe ſeyn, wie er nach der Leichenpredigt abgeleſen wird. Ich habe mir es feſt vorgenommen, etwas aufzuſetzen: aber es ſoll etwas ſeyn, was man weiter als in Camenz, und länger als ein Halbjahr nach dem Begräbniße lieſet. Dazu aber brauche ich Zeit und Geſundheit, woran es mir leider itzt fehlet.

Beruhigen Sie ſich alſo immer, meine liebſte Mutter, über dieſen Punkt! Die beſte Ehre, die wir unſerm verſtorbnen Vater erzeigen können, iſt, daß wir Sie um ſo viel mehr lieben, und ſo ſehr als möglich iſt unterſtützen. Beydes dieſes gelobe ich Ihnen hiermit aus ganzem Herzen; und ich bin es auch von meinen übrigen Brüdern überzeugt, daß ſie ſich um die Wette darum bemühen werden. Leben Sie indeß mit der Schweſter, die ich vielmals grüße, recht wohl, und verſichern Sie mich bald, daß Sie allezeit in gutem an mich denken.

Dero
Wolfenbüttel, den 7. Julius 1771.
gehorſamſter Sohn
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 14. Nov. 1771.

Mein lieber Bruder,

Da ich heute an Herrn Voß den Anfang zum zweiten Theile der vermiſchten Schriften ſende: ſo will ich auch zugleich auf Deinen letzten Brief, und beſonders den vornehmſten Punkt deſſelben, antworten.

Ich ſage Dir alſo kurz und gut — Ob ich ſchon mit meiner gegenwärtigen Situation eigentlich nicht Urſache habe, unzufrieden zu ſeyn, auch wirklich nicht bin; ſo ſehe ich doch voraus, daß meine Beruhigung dabey in die Länge nicht dauern kann. Beſonders würde ich die Einſamkeit, in der ich zu Wolfenbüttel nothwendig leben muß, den gänzlichen Mangel des Umgangs, wie ich ihn an andern Orten gewohnt geweſen, auf mehrere Jahre ſchwerlich ertragen können. Ich werde, mir gänzlich ſelbſt überlaſſen, an Geiſt und Körper krank: und nur immer unter Büchern vergraben ſeyn, dünkt mich wenig beſſer, als im eigentlichen Verſtande begraben zu ſeyn. Folglich wenn ich vorausſehe, daß eine Veränderung mit mir endlich doch nothwendig ſeyn würde: ſo wäre es freylich eben ſo gut, wenn ich je eher je lieber dazu thäte; beſonders, wenn dieſe Veränderung wirkliche Verbeſſerung meiner äußerlichen Umſtände ſeyn könnte, die nach dem, was mir alles auf dem Halſe liegt, viel zu kümmerlich ſind. — Aber ein Vorſchlag nach Wien? Was kann das für einer ſeyn? Wenn er das Theater betrifft: ſo mag ich gar nichts davon wiſſen. Das Theater überhaupt wird mir von Tage zu Tage gleichgültiger, und mit dem Wiener Theater, welches unter einem eigennützigen Impreſſario ſteht, möchte ich vollends nichts zu thun haben. Die ſchönſten Verſprechungen, die bündigſten Verabredungen, die ich dort fodern und erwarten könnte, würden doch nur Verſprechungen und Verabredungen von und mit einem Particulier ſeyn, und man müßte mir es hier ſehr verdenken, wenn ich eine gewiſſe dauerhafte Verſorgung ungewiſſen Ausſichten aufopfern wollte. — Doch vielleicht betrifft der Vorſchlag das Theater nicht, wenigſtens nicht unmittelbar; und in dieſem Falle, geſtehe ich Dir, würde ich mich nicht ſehr bedenken, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauſchen. Ich ſehe voraus, daß ich bey dieſem Tauſch in allem Betracht gewönne.

So viel kannſt Du dem Herrn Profeſſor Sulzer in meinem Namen verſichern, mit dem verbindlichſten Danke für ſeine gütige Verwendung bey dieſer Sache. Ich erwarte ſodann ſeine weitere Aeußerung, und zwar je eher je lieber, weil ich ſonſt hier gewiſſe Dinge allzulange verzögern müßte, die mich hernach mehr binden würden, als ich im Grunde itzt gebunden bin. Ueberreiche zugleich Herrn Sulzer ein Exemplar vom erſten Theile der vermiſchten Schriften. — —

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Karl G. Leſſing

Wolfenbüttel, den 31. Decbr. 1771.

Mein lieber Bruder,

Ich habe zur Zeit noch nichts in der bewußten Angelegenheit aus Wien vernommen, und ich muß Dir ſagen, wenn man daſelbſt verlangt, daß ich erſt zum Beſuche hinkommen ſoll, ſo kann aus der ganzen Sache nichts werden. Denn denke nur ſelbſt, wie unanſtändig und unſicher es ſeyn würde, zu einer ſolchen Reiſe den Herzog um Urlaub zu bitten. Sollte ich ihm die Wahrheit ſagen? oder ſollte ich ſie ihm nicht ſagen? Sagte ich ſie nicht: was könnte ich für einen Vorwand brauchen? und welcher Vorwand würde wahrſcheinlich genug ſeyn, daß man nicht ſogleich hindurch ſehen könnte? Sagte ich ihm aber die Wahrheit, nehmlich, daß ich mich in Wien beſehen wollte, ob es mir zu einem beſtändigen Aufenthalt da gefiele: was könnte ich mir für eine Antwort gewärtigen.

Ich ſehe nun überhaupt wohl, was es mit dem ganzen Dinge iſt. Es ſteht in öffentlichen Blättern ja nun ſchon genug davon; und in den Erfurter Gelehrten Zeitungen leſe ich, „daß Prof. Riedel mit einer ſehr anſehnlichen Beſoldung nach Wien zu der Stelle eines K. K. Raths berufen, und ihm dabey die freye Uebung der proteſtantiſchen Religion geſtattet worden. Er werde im Anfang künftigen Jahres ſeine Stelle antreten und in ſolchen Geſchäften gebraucht werden, die für die Litteratur unſres Vaterlandes von größter Wichtigkeit ſeyn würden.“

Aber, lieber Gott! wenn die guten Wiener mit Riedeln den Anfang machen: was kann man ſich viel davon verſprechen? Und wenn ſie Riedeln auf ſeine famam, und auf Treu und Glauben Anderer, ſofort berufen können: warum wollen ſie mich denn erſt ſehen? warum muthen ſie mir denn erſt eine Reiſe auf Beſichtigung zu? Du wirſt ſagen, die Beſichtigung ſey für mich. Aber es kömmt mir ganz ſo vor, als ob ſie eben ſowohl für die Wiener ſeyn ſolle, wie für mich. Kurz, wie geſagt: ohne völlige Gewißheit zu haben, thue ich keinen Schritt. — Und zieht Riedel ſeinen ganzen Anhang nach ſich, wie er ohne Zweifel zu thun ſuchen wird, ſo ſoll es mir eben ſo lieb ſeyn, wenn man mich läßt, wo ich bin. — Die Zeit wird es lehren. —

Alſo von andern Dingen. — Es thut mir leid, daß ich Dir in Deinem Vorhaben, etwas aus dem Engliſchen zu überſetzen, weder rathen noch helfen kann. In die Bibliothek kömmt von neuen engliſchen Sachen gar nichts, und Ebert hat auch ſeit langer Zeit nichts bekommen. Von denen, die Du in Vorſchlag bringſt, würde ich am meiſten für Dowe's Nachricht von Hindoſtan ſeyn, aus Gründen, die Du ſelbſt berührt haſt. Doch ich bin nicht vermögend, Dir die neue Ausgabe zu ſchaffen. An den Buncle wollte ich nicht, daß Du Dich machteſt. Zum Ueberſetzen iſt er ſchlechterdings nicht; und etwas Aehnliches aus ihm für deutſche Leſer zu machen, das würde keine Meßarbeit ſeyn. Die Suffiſance de la religion naturelle kenne ich nicht; aber, wenn ſie ſo iſt, wie Du ſagſt, ſo iſt ſie ein nützliches und gutes Buch, bei welchem ich bleiben würde.

Mit meiner Tragödie geht es ſo ziemlich gut, und künftige Woche will ich Dir die erſten drey Acte überſenden. Mich verlangt, was Du davon ſagen wirſt. Mache nur, daß ſogleich daran kann gedruckt werden. — —

Lebe wohl und ſchreibe mir bald.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 10. Febr. 1772.

Liebſter Bruder,

Es iſt mir recht ſehr lieb, daß Dir mein Ding von einer Tragödie noch ſo ziemlich gefallen hat. Und Deine Anmerkungen darüber ſind mir ſehr willkommen geweſen. Ich bitte Dich, auch in Anſehung des Ueberreſtes damit fortzufahren.

Die Stelle S. 41. *Die Furcht hat ihren beſondern Sinn;* muß ich Dir geſtehen, iſt, ſo wie ſie iſt, zwar kein Fehler des Abſchreibers. Doch laß ich mir Deine Veränderung gefallen. Im Grunde ſoll es gar keine beſondere tiefe Anmerkung ſeyn, welche Emilia freilich in ihrer Verfaſſung nicht machen könnte; ſondern ſie ſoll bloß damit ſagen wollen, daß ſie nun wohl ſehe, die Furcht habe ſie getäuſcht. Aber freylich, der Ausdruck iſt ein wenig zu geſucht. Wenn es der Claudia in den Mund gelegt wird, ſo laß hinter das Wort Sinn nur einen Strich (—) ſetzen, daß es mit dem Folgenden nicht zuſammen ausgeſprochen wird.

Was Du von dem Charakter der Emilia ſagſt, hat viel Wahres. Aber ſo ganz Recht kann ich Dir doch nicht geben, aus folgenden Urſachen:

1) Weil das Stück Emilia heißt, iſt es darum mein Vorſatz geweſen, Emilien zu dem hervorſtechendſten, oder auch nur zu einem hervorſtechenden Charakter zu machen? Ganz und gar nicht. Die Alten nannten ihre Stücke wohl nach Perſonen, die gar nicht aufs Theater kamen.

2) Die jungfräulichen Heroinen und Philoſophinnen ſind gar nicht nach meinem Geſchmacke. Wenn Ariſtoteles von der Güte der Sitten handelt, ſo ſchließt er die Weiber und Sklaven ausdrücklich davon aus. Ich kenne an einem unverheiratheten Mädchen keine höhere Tugenden, als Frömmigkeit und Gehorſam.

3) Zeigt denn jede Beobachtung der äußerlichen Gebräuche einer poſitiven Religion von Aberglauben und ſchwachem Geiſte? Wollteſt Du wohl alle die ehrlichen Leute verachten, welche in die Meſſe gehen, und während der Meſſe ihre Andacht abwarten wollen, oder Heilige anrufen? — Wegen des Zuges mit dem Traume haſt Du ganz Unrecht; weßfalls Du das Manuſcript nur wieder nachſehen darfſt. Emilia glaubt nicht an den Traum; ſondern ſie erkennt mit ihrer Mutter den Traum für ſehr natürlich: wegen ihres größern Geſchmacks an Perlen als an Steinen. Aber, ob ſie ſchon nicht an den Traum als Vorbedeutung glaubt: ſo darf er doch gar wohl ſonſt Eindrücke auf ſie machen. Appiani iſt es, der ſich dabei länger aufhält, als ſie beyde. Aber auch den laſſe ich die Urſache davon angeben.

4) Am Ende wird denn auch freylich der Charakter der Emilia intereſſanter, und ſie ſelbſt thätiger. — Nur käme das ein wenig zu ſpät, wenn es wahr wäre, daß ſie ſchon einen kleinen Begriff von ſich erweckt hätte. —

Doch, es ſey auch mit dem allen, wie es wolle; wenn das Stück nur im Ganzen Wirkung hervorbringt.

Das Süjet davon war eins von meinen älteſten, das ich einmal in Hamburg auszuarbeiten anfing. Aber weder das alte Süjet noch die Hamburger Ausarbeitung habe ich jetzt brauchen können, weil jenes nur in drey Acte abgetheilt, und dieſe ſo angelegt war, daß ſie nur geſpielt, aber nie gedruckt werden ſollte.

Was Du von dem Charakter der Orſina ſagen wirſt, verlangt mich am meiſten zu hören. Wenn er einer guten Schauſpielerin in die Hände fällt, ſo muß er Wirkung thun.

Antworte mir je eher, je lieber, und wenn es unter acht bis zehn Tagen geſchieht, ſo antworte mir nur recta nach Braunſchweig, wo ich mich bis gegen den 20ſten aufhalten werde. Lebe wohl.

Dein
treuer Bruder,
Gotthold.

An Gleim.

Wolfenbüttel, den 22. März 1772.

Liebſter Freund,

Sie haben mir mit Ihren Liedern für's Volk eine wahre und große Freude gemacht. —

Man hat oft geſagt, wie gut und nothwendig es ſey, daß ſich der Dichter zu dem Volke herablaſſe. Auch hat es hier und da ein Dichter zu thun verſucht. Aber noch keinem iſt es eingefallen, es auf die Art zu thun, wie Sie es gethan haben: und doch denke ich, daß dieſe Ihre Art die vorzüglichſte, wo nicht die einzig wahre iſt.

Sich zum Volke herablaſſen, hat man geglaubt, heiße: gewiſſe Wahrheiten (und meiſtens Wahrheiten der Religion) ſo leicht und faßlich vortragen, daß ſie der Blödſinnigſte aus dem Volke verſtehe. Dieſe Herablaſſung alſo hat man lediglich auf den Verſtand gezogen; und darüber an keine weitere Herablaſſung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuſchenden Verſetzung in die mancherley Umſtände des Volkes beſteht. Gleichwohl iſt dieſe letztere Herablaſſung von der Beſchaffenheit, daß jene erſtere von ſelbſt daraus folgt; da hingegen jene erſtere ohne dieſe letztere nichts als ein ſchales Gewäſch iſt, dem alle individuelle Application fehlt.

Ihre Vorgänger, mein Freund, haben das Volk bloß und allein für den ſchwachdenkendſten Theil des Geſchlechts genommen; und daher für das vornehme und für das gemeine Volk geſungen. Sie nur haben das Volk eigentlich verſtanden, und den mit ſeinem Körper thätigern Theil im Auge gehabt, dem es nicht ſowohl am Verſtande, als an der Gelegenheit fehlt, ihn zu zeigen. Unter dieſes Volk haben Sie ſich gemengt: nicht, um es durch gewinnloſe Betrachtungen von ſeiner Arbeit abzuziehen, ſondern um es zu ſeiner Arbeit zu ermuntern, und ſeine Arbeit zur Quelle ihm angemeſſener Begriffe, und zugleich zur Quelle ſeines Vergnügens zu machen. Beſonders athmen in Anſehung des letztern die meiſten von dieſen Ihren Liedern das, was den alten Weiſen ein ſo wünſchenswerthes, ehrenvolles Ding war, und was täglich mehr und mehr aus der Welt ſich zu verlieren ſcheint: ich meine, jene fröhliche Armuth, laeta paupertas, die dem Epikur, und dem Seneca ſo ſehr gefiel, und bey der es wenig darauf ankömmt, ob ſie erzwungen oder freiwillig iſt, wenn ſie nur fröhlich iſt.

Sehen Sie, mein Freund, das wäre es ungefähr, was ich Ihren Liedern vorzuſetzen wünſchte, um den aufmerkſamern Leſer in den eigentlichen Geſichtspunkt derſelben zu ſtellen. Aber wo bin ich mit meinen Gedanken? und wie wenig geſchickt, den geringſten Einfall ſo auszuarbeiten, als es die Stelle, die ich ihm geben wollte, verdiente?

Ich hätte Ihnen auch ſchon eher geantwortet, wenn ich nicht in der dringendſten und zugleich unangenehmſten Arbeit bis über die Ohren ſteckte. Der alte verlegene Bettel meiner vermiſchten Schriften koſtet mir viele Zeit: und noch mehr hat mir das neue Stück weggenommen, das ich Ihnen hierbey ſchicke — oder vielmehr der Freundin meiner Minna ſchicke. — Meynen Sie nicht, daß ich der Mädchen endlich zu viel mache? Sara! Minna! Emilia!

Leben Sie wohl, beſter Freund, und empfehlen Sie mich dem Herrn Jacobi und Herrn Michaelis. Des letztern beide Briefe ſind, im Ganzen genommen, vortrefflich. Nur einige kleine Dunkelheiten und Nachläſſigkeiten in dem erſten hätte er ſich nicht erlauben ſollen, hätten ihm ſeine Freunde in Halberſtadt, in deren Werken alles ſo ausgefeilt, alles ſo voller Licht iſt, nicht ſollen hingehen laſſen.

Dero ganz ergebener
Leſſing.

An Ramler.

Braunſchweig, den 21. April 1772.

Liebſter Freund,

Wie ſehr ich Ihnen für Ihren Beyfall und Ihre freundſchaftliche Bemühung, meiner Emilie eine gute

Aufnahme zu verſchaffen, verbunden zu ſeyn Urſache habe, das können Sie ſelbſt nur am beſten erachten. — Aber nun auch die beſſere Art des Beyfalls, die wir einander unter uns geben können: Ihre Kritik! Sie haben mir ſie verſprochen, und ich erwarte ſie ſo gewiß, als bald. Kritik, will ich Ihnen nur vertrauen, iſt das einzige Mittel mich zu mehrerem aufzufriſchen, oder vielmehr aufzuhetzen. Denn da ich die Kritik nicht zu dem kritiſirten Stücke anzuwenden im Stande bin; da ich zum Verbeſſern überhaupt ganz verdorben bin, und das Verbeſſern eines dramatiſchen Stücks insbeſondere faſt für unmöglich halte, wenn es einmal zu einem gewiſſen Grade der Vollendung gebracht iſt, und die Verbeſſerung mehr als Kleinigkeiten betreffen ſoll: ſo nutze ich die Kritik zuverläſſig zu etwas Neuem. — Alſo, liebſter Freund, wenn auch Sie es wollen, daß ich wieder einmal etwas Neues in dieſer Art machen ſoll; ſo ſehen Sie, worauf es dabey mit ankömmt: — mich durch Tadel zu reitzen, nicht dieſes Nehmliche beſſer zu machen, ſondern überhaupt etwas Beſſeres zu machen. Und wenn auch dieſes Beſſere ſodann nothwendig noch ſeine Mängel haben muß: ſo iſt dieſes allein der Ring durch die Naſe, an dem man mich in immerwährendem Tanze erhalten kann. —

Melden Sie mir doch auch mit einem Worte, wie die Vorſtellung bey Koch ausgefallen. Die hieſige bey Döbbelin habe ich noch nicht geſehen; aber man ſagt durchgängig, daß Emilia unter allen ſeinen Stücken dasjenige iſt, was er am beſten ſpielt. — Ueberbringer wünſchte ſehr, ein Paar Zeilen von mir an Sie zu haben: und dieſe ſind es nur eben, die ich ihm jetzt in der Geſchwindigkeit geben kann. Ich befinde mich jetzt manchen Tag wieder nichts weniger als wohl, an welchem mein Kopf ſo ſchwach, ſo dumm iſt, daß ich nur noch kaum den Wunſch thun kann: Ach, wenn doch Müßiggehen Arbeiten wäre!

Jetzt ſchließe ich noch mit dem Wunſche, daß Sie dieſen Wunſch nicht auch zu thun Urſache haben mögen.

Dero
ganz ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Wieland.

Ich glaube einem Manne zu antworten, der es nicht erſt ſeit geſtern weiß, wie unendlich hoch ich ihn ſchätze. Aber eben das macht meine Antwort um ſo ſchwerer.

Dieſer Mann, weit unter dem, in der vermeſſenſten Stunde meiner Eigenliebe, ich mich immer in allem gefühlt, worauf Schriftſteller ſtolz ſeyn können, — dieſer Mann verſichert mich, über eines meiner Werke, von dem ich nicht wünſchte, daß es mein beſtes bleiben möchte, ſeines Beifalls auf eine Art — auf eine Art! Ironie kann es nicht ſeyn. Was ſoll ich dieſem Manne antworten? Gänzliche Ablehnung ſeines Lobes, wäre Beleidigung. Gegenlob wäre eben ſo große Beleidigung; und ſchaler. Er antworte ſich ſelbſt, ſtatt meiner.

Aber wenn Emilia nicht völlig die Wirkung eines ungewohnten betriegeriſchen Weines auf ihn gehabt hat, der unſere Geiſter eben ſo ſchnell wieder ſinken läßt, als ſchnell er ſie erhoben; wenn er itzt in einer kalten nüchternen Stunde — und ich habe leider meine Antwort bis auf dieſe kalte Stunde verſchieben müſſen; — wenn er itzt ſeinen Brief nicht bereuet: welche gefährliche Neigung für mich! Iſt der vollkommenſte Leſer den ich mir denken kann damit zufrieden: wohl gut —

Doch er beſorge nicht, daß ich ſein Lob misbrauchen werde. Ich will es nicht vergeſſen, daß der vollkommenſte Leſer auch zugleich der gutherzigſte iſt. Was er ſelbſt hinzudenkt, macht ihn wärmer, als was er lieſet: und doch hat er die Gefälligkeit, ſeine ganze Empfindung dem Buche zu danken.

Aber nun genug den Autor reden laſſen. — Ach, mein liebſter Wieland! — denn ſo habe ich Sie jederzeit in Gedanken genennet. Sie glauben nur, daß wir Freunde werden könnten? Ich habe nie anders gewußt, als daß wir es längſt ſind. Eine Kleinigkeit fehlt: uns geſehen zu haben. Eine wahre Kleinigkeit; denn ich bin gewiß, mit dem erſten Anblicke werde ich Sie ſchon viele Jahre geſehen zu haben glauben. Und doch wünſchte ich ſehr, daß auch dieſe Kleinigkeit unſerer Freundſchaft nicht fehlte.

Vielleicht daß Ihre gegenwärtige Veränderung uns bald einmal zuſammen bringt. Dieſe Veränderung — o daß Sie eben ſo gut dabei fahren mögen, als der Prinz!

Ich ſage Ihnen, liebſter Wieland, wir ſind alte Freunde, und Sie ſehen, wie völlig ich Sie auf den Fuß eines alten Freundes genommen habe. Ich antworte Ihnen ſo ſpät: aber ich bin krank geweſen; und ich bin noch nicht geſund. Laſſen Sie mich dieſen Zufall nicht entgelten. Ich antworte wenig Leuten gern; aber gewiſſen, um ſo viel lieber. Wollen Sie es noch einmal verſuchen? Mir wenigſtens zu ſagen, daß Sie meiner Entſchuldigung glauben.

Vor einigen Tagen überraſchte mich Herr Seyler. Wer das dritte Wort unſers Geſprächs geweſen, mag er Ihnen ſelbſt ſagen. Der Mann iſt gut; aber in gewiſſen Umſtänden können nur wenig Menſchen ſo gut ſcheinen, als ſie ſind. Wenn Sie ſich ſeiner in Weimar annehmen können, thun Sie es ja. Was ſoll der rechtſchaffene Mann bei Hofe, wenn er Unglücklichen nicht helfen will? Aber wem ſag' ich das?

Leben Sie recht wohl, mein liebſter Wieland; und laſſen Sie mich dieſes ja vor vier Monaten geſchrieben haben.

Wolfenbüttel, d. 2 Septbr. 1772.

Leßing.

An Nicolai.

Braunſchweig, den 22. Octob. 1772.

Liebſter Freund,

Ihr Brief iſt mir recht ſehr angenehm geweſen. Denn daß es mir nicht ganz gleichgültig ſeyn kann, wie die Vorſtellung meiner Emilia bei Ihnen ausgefallen, das verſteht ſich; und wenn ich es ſchon nicht Wort haben wollte, ſo würden Sie mir es doch nicht glauben. Aber das war mir freilich nicht angenehm zu erſehen, daß ſie eben nicht zum beſten ausgefallen ſeyn müſſe. Denn, mit Ihrer Erlaubniß, wenn das Stück, nach der Scene der Mutter mit dem Marinelli, ein wenig matt zu werden geſchienen hat, ſo liegt es nothwendig an dem Spiele des Vaters und der Orſina. Denn daß das Intereſſe von jener Scene an nicht immer ſteige: das wüßte ich doch wahrlich nicht. Madame Starke kann auch wohl, bei allem ihrem vortrefflichen Spiele, zu vortrefflich geſpielt haben. Denn auch das iſt ein Fehler: und ein verſtändiger Schauſpieler muß nie ſeine Rolle, wo es nicht nöthig iſt, zum Nachtheil aller andern heben. — Aber was mich noch mehr als die Vorſtellung meines Stücks intereſſirt hat, war Ihr eignes Urtheil darüber zu vernehmen. Ich will darauf ſchwören, und wenn Sie wollen, auch wetten, daß Sie in den meiſten Stükken Ihrer Kritik Recht haben mögen. Nur unterſuchen mag ich es jetzt nicht. Ich danke Gott, daß ich den ganzen Plunder nach und nach wieder aus den Gedanken verliere, und will mir ihn durch eine ſolche Unterſuchung nicht wieder auffriſchen. Ich habe in dieſer

Abſicht wohl noch mehr gethan: ich habe der hieſigen Vorſtellung nicht ein einzigesmal beygewohnt. Ehe ich die dramatiſche Arbeit nicht gänzlich wieder aus dem Kopfe habe, will keine andere hinein. Aber warum muß ich ſie denn aus dem Kopfe haben?

Fragen Sie das? — Ich will nicht hoffen, daß Sie es in Ernſt fragen. — Mir iſt dieſer Tage eingefallen: ob denn die Fortſetzung unſerer antiquariſchen Briefe nothwendig, und mit Klotzen abgeſtorben ſeyn muß? Der Ton kann und muß freilich nicht mehr der nehmliche ſeyn: denn es iſt eben ſo unanſtändig als unnützlich, ſich mit einem Todten zu zanken, der ſich ſelbſt weder mehr beſſern, noch andre mehr verführen kann. Aber die trocknen Anmerkungen gegen ſein Buch, und zwanzig andre Bücher des nehmlichen Inhalts, die ſich nach der Zeit bei meiner umſchweifenden Lectüre ſehr vermehrt haben, wären doch wohl der Mühe werth, geſagt zu werden. Laſſen Sie mich Ihre Gedanken einmal darüber hören: und leben Sie für jetzt recht wohl.

Dero

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 28. Oct. 1772.

Lieber Bruder,

Du weißt es ja wohl ſchon längſt, wie es mit mir ſteht, wenn ich in langer Zeit von mir nichts hören laſſe, nehmlich, daß ich ſodann äußerſt mißvergnügt bin. Wer wird durch Mittheilung und Freundſchaft die Sphäre ſeines Lebens auch zu erweitern ſuchen, wenn ihm beynahe des ganzen Lebens ekelt? Oder, wer hat auch Luſt, nach vergnügten Empfindungen in der Ferne umher zu jagen, wenn er in der Nähe nichts um ſich ſieht, was ihm deren auch nur Eine gewähren könnte? Krank bin ich nun ſchon ſeit geraumer Zeit nicht mehr, und bin daher auch ſchon ſeit geraumer Zeit nicht müßig geweſen. Ich habe gearbeitet, mehr als ich ſonſt zu arbeiten gewohnt bin. Aber lauter Dinge, die, ohne mich zu rühmen, auch wohl ein größerer Stümper eben ſo gut hätte machen können. Eheſtens will ich Dir den erſten Band von Beyträgen zur Geſchichte und Litteratur, aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel ꝛc. ſchicken, womit ich ſo lange ununterbrochen fortzufahren gedenke, bis ich Luſt und Kräfte wieder bekomme, etwas Geſcheidteres zu arbeiten. Das dürfte aber ſo bald ſich nicht ereignen. Und in der That, ich weiß auch nicht einmal, ob ich es wünſche. Solche trockne Bibliothekar-Arbeit läßt ſich ſo recht hübſch hinſchreiben, ohne alle Theilnehmung, ohne die geringſte Anſtrengung des Geiſtes. Dabey kann ich mich noch immer mit dem Troſte beruhigen, daß ich meinem Amte Genüge thue, und manches dabey lerne; geſetzt auch, daß nicht das Hundertſte von dieſem Manchen werth wäre, gelernt zu werden. — Doch warum ſchreibe ich Dir dies alles, und mache Dich unruhiger, als Du bei meinem gänzlichen Stillſchweigen nicht geweſen ſeyn würdeſt? — Ich wünſche, daß Du Deines Theils wirklich ſo vergnügt ſeyn mageſt, als Du es in Deinem Briefe ungefähr ſcheinſt. Daß Du lange damit an dich gehalten, in der Meynung, ich ſey verreiſt, thut mir leid. Ich bin den ganzen Sommer nicht weiter gekommen, als von Braunſchweig nach Wolfenbüttel, und von Wolfenbüttel nach Braunſchweig. Und auch dieſe Veränderungen werde ich mir ſchlechterdings aufs künftige verſagen müſſen. Doch das ſoll mein geringſter Kummer ſeyn, und ich will mich gern noch weit mehr aller Geſellſchaft entziehen, um hier in der Einſamkeit zu kabimäuſern und zu büffeln, wenn ich nur ſonſt von einer andern Seite meine Ruhe wieder damit gewinnen kann.

Was Dir Graf von der Dresdner Agrippine geſagt hat, hatte ich auch bereits von daher gehört. Aber wenn auch nur dieſes wahr iſt, daß der Kopf nicht zu dem Körper paßt: iſt es denn nicht ſchlimm genug, daß Winkelmann und Caſanova von dieſem Umſtande gänzlich geſchwiegen? Ob der Kopf für ſich genommen, endlich auch antik oder nicht antik iſt, geht mich gar nichts an, und ich habe gar nicht nöthig, mich darauf einzulaſſen. Er ſey es immerhin. Genug, dieſe Statue iſt nicht nur ohne dieſen, ſondern ohne allen Kopf in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Rom ausgegraben worden: und dieſes iſt, was die Dresdner großſprecheriſchen Kenner entweder nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen. Ich habe es hier in der Bibliothek von ungefähr entdeckt, wo dieſe Statue ehedem, nicht allein ohne Kopf, ſondern auch ohne Arme, die ebenfalls neu ſind, geſtanden. Aber ſage Du, lieber Bruder, wenn Du von der Sache ſprechen mußt, dieſes eben nicht weiter. Denn wenn ſie in Dresden nachzuſuchen anfangen, ſo könnten ſie leicht dahinter kommen; und ich möchte gern einmal mit dieſem Exempel die windigen Künſtler beſchämen, die immer auf ihren untrüglichen Geſchmack pochen, und alle antiquariſche Gelehrſamkeit, die man aus Büchern ſchöpft, verachten.

Murr iſt ein —, der mir endlich einen Brief abgequält, und der bloß mir zum Poſſen dieſen Brief jetzt drucken laſſen, und den ganzen Quark von Klotzens Leben gegen mich geſchrieben hat, weil ich ihm ſeitdem nie wieder auf einen Brief geantwortet habe.

Die Lippertſchen Abdrücke ſind allerdings ein ſehr elendes Sammelſurium. Aber à propos dieſer Abdrücke: iſt es denn wahr, daß Herr Meil die beyden Steine geſtochen? Er ſoll mir die Platten ſchicken, oder wenigſtens einen Abdruck davon, und mir melden laſſen, was ich ihm dafür ſchuldig bin: ſo will ich das Geld an ihn einſenden.

Ich wünſche ſehr, daß es wahr ſeyn mag, daß der König endlich für Kochen etwas thun will. Hier thut der Herzog für Döbbelin mehr, als er werth iſt, ob es gleich dem ungeachtet nicht mit ihm geht. Er iſt ein — —, der zur wahren Aufnahme des Theaters eben ſo wenig thun kann als will.

Nun lebe wohl, und ſchreibe mir bald wieder.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 3. December 1772.

Mein lieber Bruder,

— — Herr Voß hat mir noch nicht geantwortet. Wenn er böſe auf mich iſt, ſo thut es mir leid. Gott weiß, daß es mir unmöglich geweſen, bisher mehr für ihn zu arbeiten. Die Beyträge mußten ſchlechterdings gemacht ſeyn: denn ich will auch nicht umſonſt Bibliothekar heißen; und es würde mir am Ende ſehr verdacht werden, wenn ich mich mit lauter fremden Arbeiten beſchäftigte. Den zweiten Theil meiner vermiſchten Schriften ſoll er auf Oſtern gewiß haben, was ich ihm aber ſonſt auf dieſe Zeit verſprechen könnte, wüßte ich nicht. Denn daß ich etwas wieder für das Theater machen ſollte, will ich wohl bleiben laſſen. Kein Menſch unterzieht ſich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen koſtet, könnte ich gut und gern mit weniger Mühe hundert andere Bogen ſchreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberſchlage, wenigſtens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zuſammengerechnet, deren jedes ich innerhalb ſechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich, für nichts und wieder für nichts, ſechs Wochen auf die Folter ſpannen? Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Dukaten für ein Stück geboten: aber ich will hundert Louisd'or, und ein Schelm, der jemals wieder eins macht, ohne dieſe zu bekommen! Du wirſt ſagen, daß dies ſehr eigennützig gedacht ſey, geſetzt daß meine Stücke auch ſo viel werth wären. Ich antworte Dir darauf: jeder Künſtler ſetzt ſich ſeine Preiſe; jeder Künſtler ſucht ſo gemächlich von ſeinen Werken zu leben, als möglich: warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'or werth ſind, ſo ſagt mir lieber gar nichts mehr davon: denn ſie ſind ſodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder anſetzen; und wenn ſie auch in dieſem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhangen ſollte. Für meine Ehre aber iſt es mir genug, wenn man nur ungefähr ſieht, daß ich allenfalls in dieſem Fache etwas zu thun im Stande geweſen wäre. Alſo, Geld für die Fiſche — oder beköſtigt euch noch lange mit Operetten.

Es wäre auch närriſch, wenn ich den einzigen Weg, Geld zu verdienen, mir wenigſtens nicht offen halten, und das Publicum erſt mit meinen Stücken ſättigen wollte. Das Geld iſt gerade das, was mir fehlt; und mir mehr fehlt, als es mir jemals gefehlt hat. Ich will ſchlechterdings in Jahr und Tag keinem Menſchen mehr etwas ſchuldig ſeyn, und dazu gehört ein beſſerer Gebrauch meiner Zeit, als für das Theater. — —

Lebe wohl und antworte mir bald.

Gotthold.

An Heyne.

Wolfenbüttel, den 13. Jan. 1773.

Ew. Wohlgeboren prophezeyten mir einmal, daß mir jener Fund des Berengarius theuer zu ſtehen kommen werde; indem er mir an ſolchen Unterſuchungen Geſchmack machen würde, die mich um meine Zeit brächten, und ſich nur ſelten noch ſo belohnen würden. Da haben Sie die Erfüllung dieſer Prophezeyung! Wenn Sie ſo gütig ſind, und glauben, daß ich wohl etwas Beſſeres hätte ſchreiben können: ſo vergeſſen Sie nicht, daß ein Bibliothekar nichts Beſſeres ſchreiben ſoll. Der bin ich einmal, und möchte es nicht gern bloß dem Namen nach ſeyn.

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Leſſing

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 8. April 1773.

Mein lieber Bruder,

Du biſt hoffentlich, ungeachtet meines abermaligen langen Stillſchweigens, überzeugt, daß ich Dich liebe, und an Deinem letzten Unfall recht ſehr viel Theil genommen. Ich danke Dir von ganzem Herzen, daß Du mir nicht eher etwas davon gemeldet, als bis Du Dich völlig außer Gefahr befandeſt. Ich konnte doch alſo wenigſtens wieder einmal froh ſeyn; und auch das iſt ſchon Vergnügen für einen, der ſonſt von keinem weiß.

Du ſieheſt nun wohl, daß mein Stillſchweigen noch immer die nehmliche Urſache hat. Ich bin ärgerlich und arbeite, weil Arbeiten doch das einzige Mittel iſt, um einmal aufzuhören, jenes zu ſeyn. Aber Du und Herr Voß, Ihr irret euch ſehr, wenn Ihr glaubt, daß es mir bey ſolchen Umſtänden ja wohl gleichgültig ſeyn könne, was ich arbeite. Nichts weniger: weder in Anſehung der Arbeit, noch in Anſehung der vornehmſten Abſicht, warum ich arbeite. Ich bin in meinem Leben ſchon in ſehr elenden Umſtänden geweſen, aber doch noch nie in ſolchen, wo ich im eigentlichen Verſtande um Brodt geſchrieben hätte. Ich habe meine Beyträge bloß darum angefangen, weil dieſe Arbeit fördert, indem ich nur einen Wiſch nach dem andern in die Druckerey ſchicken darf, und ich doch dafür von Zeit zu Zeit ein Paar Louisd'or bekomme, um von einem Tage zum andern zu leben. Wenn Du nicht begreifen kannſt, wie ein Menſch, der doch jährlich 600 Thaler hat, in ſo kümmerlichen Umſtänden ſeyn kann: ſo muß ich Dir ſagen, daß ich auf länger als anderthalb Jahre mein ganzes Salarium vor einiger Zeit aufnehmen müſſen, um nicht verklagt zu werden. Erlaube mir nur, daß ich Dir weiter nichts hierüber ſchreibe; und wer nun noch daran zweifelt, daß es die abſolute Unmöglichkeit iſt, warum ich gewiſſe Pflichten nicht erfülle, mein Verſprechen in gewiſſen Dingen nicht halte, den bin ich ſehr geneigt eben ſo ſehr zu verkennen, als er mich verkennt.

Vor einiger Zeit ließ es ſich hier an, als ob man mir glücklichere Ausſichten machen wollte. Es war der Erbprinz ſelbſt, der mir von freyen Stücken Vorſchläge deswegen that. Aber ich ſehe wohl, daß man mir nur das Maul ſchmieren wollen; denn ſeit acht Wochen höre ich nichts weiter davon. Ich bin ſeit dieſer Zeit auch nicht wieder in Braunſchweig geweſen, und feſt entſchloſſen, nicht einen Fuß wieder dahin zu ſetzen, als bis man die Sache eben ſo ohne alle mein Zuthun zu Stande bringt, als man ſie angefangen hat. Denkt man aber gar nicht, oder nicht ſobald darauf, und läßt man mich erſt mit meiner Arbeit in der Bibliothek fertig werden, ſo können ſie ſehr verſichert ſeyn, daß ich für nichts in der Welt mich hier halten laſſe; und in Jahr und Tag längſtens ſchreibe ich Dir aus einem andern Orte, als aus Wolfenbüttel. Es iſt ohne dies zwar recht gut, eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu ſtudieren; aber ſich darin vergraben, iſt eine Raſerey. Ich merke es ſo gut als Andere, daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich ſtumpf machen. Aber daher will ich auch je eher je lieber mit ihnen fertig ſeyn, und meine Beyträge ununterbrochen, bis auf die letzte Armſeligkeit, die nach meinem erſten Plan hineinkommen ſoll, fortſetzen und ausführen. Dieſes nicht thun, würde heißen, die drey Jahre, die ich nun hier zugebracht, muthwillig verlieren wollen.

Du fragſt mich, wie es mit Wien ſey, und ob man da noch anſtehe, ein Stück von mir mit hundert Louisd'or zu bezahlen? Ich will doch nicht hoffen, daß Du Dir einbildeſt, daß ich Anträge deswegen gemacht, oder auch nur machen laſſen?

Von dem Theater auf die Kanzel zu kommen. Wenn Herr Eberhard mich nicht beſſer verſteht, als Du mich zu verſtehen ſcheinſt, ſo hat er mich ſehr ſchlecht verſtanden. So habe ich wirklich, meynſt Du, mit meinen Gedanken über die ewigen Strafen den Orthodoxen die Cour machen wollen? Du meynſt, ich habe es nicht bedacht, daß auch ſie damit weder zufrieden ſeyn können noch werden? Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte ſie eben ſo ſehr, als Du; nur verachte ich unſere neumodiſchen Geiſtlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig, und Philoſophen lange nicht genug ſind. Ich bin von ſolchen ſchalen Köpfen auch ſehr überzeugt, daß, wenn man ſie aufkommen läßt, ſie mit der Zeit mehr tyranniſiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben.

Aber ſo ſehr, als Du, verachte ich gewiſſe gelehrte Arbeiten nicht, die, dem erſten Anſchein nach, mühſamer als nützlich ſind. Die eitle Arbeit des Kennicot, wie ſie Dir vorkömmt, hat uns zufälliger Weiſe zu einem Stück aus den verlornen Büchern des Livius geholfen.

Daß Cacault hier bey mir in Wolfenbüttel iſt, wirſt Du ohne Zweifel ſchon gehört haben. Er ſtudiert ſehr fleißig deutſche Philoſophie; und da ich hier faſt niemanden ſehe, ſo iſt es mir eben nicht unangenehm, daß er mich alle Abende beſucht.

Dein

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 14ten Julius 1773.

Mein lieber Bruder,

Ich brauche Dir nicht zu ſagen, wie angenehm mir Deine Briefe allezeit ſind. Wenn Du Dich aber dadurch, daß ich nicht auf jeden gehörig antworte, abhalten läſſeſt, mir ſo oft, als Dir möglich, eine gute Stunde damit zu machen; ſo ſtrafſt Du mich für etwas, wofür ich nicht kann. Denn Du glaubſt nicht, wie ſauer es mir wieder wird, nur ein Paar Zeilen zu ſchreiben, die einen zuſammenhangenden Verſtand haben ſollen. Unſer Freund Moſes hat mir viel Gutes von Dir geſagt. Du biſt fleißig; aber ich bitte Dich, ſey es ja ſo, daß Du es auf die Länge ſeyn kannſt. Ich mache dieſe Erinnerung, weil Du ſie mir zu brauchen ſcheinſt. Du lieſeſt ſehr viel, und ſchreibſt ſehr viel. Alle die neuen Werke, über die Du mir Deine Gedanken mittheilſt, habe ich noch kaum angeſehen. Und wenn ich in Jahr und Tag, wie Du, zwey Komödien gemacht haben ſollte, und mit dem dritten Stücke ſchwanger ginge, ſo wäre ich ſicherlich, vor Entbindung mit dieſem dritten, entweder im Tollhauſe oder im Grabe.

Ich bin indeß ſehr begierig, dieſe Deine Komödien zu ſehen. Schicke mir ſie alſo; und zugleich den Plan, nach welchem Du Deinen Maſaniello machen willſt. Vielleicht kann ich Dir in dieſem letztern einige Winke geben; denn ich erinnere mich, daß auch mir dieſes Sujet einmal durch den Kopf gegangen iſt. Hiſtoriſche Quellen weiß ich Dir keine andre anzuzeigen, als Du ſchon kennſt. Aber weißt Du denn auch, daß Du ſchon einen dramatiſchen Vorgänger haſt? und einen dramatiſchen Vorgänger in Deutſchland? Es iſt kein geringerer, als Chriſtian Weiſe, deſſen Trauerſpiel von dem Neapolitaniſchen Hauptrebellen Maſſaniello Du in ſeinem Zittauiſchen Theater finden wirſt. Wenn Du es noch nicht geleſen haſt, ſo lies es ja. Es hat ganz den freyen Shakeſpearſchen Gang, den ich Dir ſehr zur Nachahmung empfehlen würde. Auch wirſt Du, des pedantiſchen Froſtes ungeachtet, der darin herrſcht, hin und wieder Funken von Shakeſpearſchem Genie finden. — Wie Du Dir den Charakter des Aniello denkſt, kann ich freilich nicht wiſſen. Aber ich glaube zu errathen, was Dich für ihn eingenommen: die uneigennützige Entſchloſſenheit, zum Beſten anderer ſein Leben zu wagen, in einem ſo rohen Menſchen; die großen Fähigkeiten, welche Umſtände und Noth in einem ſo rohen Menſchen erwecken und ſichtbar machen. Dieſes ließ auch mich ihn als einen ſehr ſchicklichen tragiſchen Helden erkennen; aber was mich mehr als alles dieſes hätte bewegen können, Hand an das Werk zu legen, war die endliche Zerrüttung ſeines Verſtandes, die ich mir aus ganz natürlichen Urſachen in ihm ſelbſt erklären zu können glaubte, ohne ſie zu einem unmittelbaren phyſiſchen Werke ſeiner Feinde zu machen. Ich glaubte ſonach den Mann in ihm zu finden, an welchem ſich der alte raſende Herkules moderniſiren ließe, über deſſen aus ähnlichen Gründen entſtandene Raſerey ich mich erinnere, einige Anmerkungen in der theatraliſchen Bibliothek gemacht zu haben; und die allmählige Entwickelung einer ſolchen Raſerey, die mir Seneca ganz verfehlt zu haben ſchien, war es, was ich mir vornehmlich wollte angelegen ſeyn laſſen. Es ſollte mich freuen, wenn das Deine Gedanken und Dein Vorſatz auch wären.

Meinen Empfehl an Herrn Eberhard. Man hatte mir Hoffnung gemacht, daß ich das Vergnügen haben würde, ihn mit Moſes hier zu ſehen. Ich bin gewiß, daß wir mit einem Dutzend mündlichen Worten unſeren ganzen Streit würden beygelegt haben. Von dem, was mir Moſes darüber geſagt hat, bin ich zum Theil überzeugt, zum Theil nicht. So gründlich aber auch beydes iſt, oder ſeyn mag: ſo würde es, Schwarz auf Weiß, mich nur wenig treffen. Denn ich würde mich von der Hauptſache gar nicht abbringen laſſen, nehmlich davon: die Hölle, welche Herr Eberhard nicht ewig haben will, iſt gar nicht, und die, welche wirklich iſt, iſt ewig. Warum alſo nicht lieber die abgeſchmackten ſinnloſen Begriffe von der Beſchaffenheit dieſer Hölle, ſie ſey nun ewig oder nicht ewig, beſtreiten, als wider die, noch immer eine gute Erklärung verſtattende Dauer derſelben zu Felde ziehen? doch ich erwarte hierüber ſeine eigene Aeußerung. Verſichere ihn nur, daß es mich unendlich ſchmerzen würde, wenn ich durch meinen Widerſpruch im geringſten die üble Begegnung ſollte mit veranlaßt haben, der er ſeitdem von ſeinen Amtsbrüdern ausgeſetzt geweſen. Doch ich denke, daß ihm bei dieſen mehr mein Lob, als mein Widerſpruch könnte geſchadet haben. Dem Herrn Rector Heynatz kann ich mit dem Verlangten nicht dienen. Unſere Bibliothek hat weder Manuſcripte von dem puren eigentlichen Eutropius, noch auch von der Interpolation des Paulus Diaconus. Melde ihm dieſes mit meinem vielfältigen Empfehl.

Ich ſehe, ich habe Dir mehr geſchrieben, als ich im Stande zu ſeyn glaubte. Lebe wohl.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 2. Februar 1774.

Lieber Bruder,

Erwarte keine Entſchuldigung wegen meines langen Stillſchweigens. Du würdeſt nur die nehmliche Leyer hören. Lieber kein Wort, was Dich meinetwegen unruhig oder bekümmert machen könnte.

Ich habe Dir auf zwey oder gar drey Briefe zu antworten; und wenn ich es nicht thäte, ſo möchte ich einen vierten wohl nie bekommen.

Ich fange bei dem letzten an, in welchem Du mich, ich weiß nicht, in welcher Arbeit vergraben glaubſt. Deine Nachrichten von mir müſſen nicht die zuverläſſigſten ſeyn. Ein deutſches Lexikon zuſammen zu ſchreiben, dieſen albernen Gedanken habe ich lange aufgegeben; und ich würde ihn nun wohl am wenigſten wieder hervorſuchen, da ich ihn taliter qualiter von einem andern ausgeführt ſehe. Aus dieſem taliter qualiter wirſt Du indeß abnehmen, daß ich mit Adelungs Arbeit nicht ganz zufrieden bin. Was ich daran auszuſetzen habe, ſollſt Du eheſtens weitläuftig zu leſen bekommen. Denn ich bin wirklich Willens etwas darüber drucken zu laſſen, und eine kleine Probe beyzufügen, wie ungefähr meine Arbeit in dieſem Felde ausgeſehen haben würde. Das iſt es, was mich eigentlich eine Zeit her beſchäftiget hat, und ich müßte, meinem erſten Anſchlage nach, auch ſchon damit fertig ſeyn, wenn es mir nicht ſchlechterdings unmöglich wäre, in einem Striche an der nehmlichen Sache zu arbeiten. Die öftere Abänderung der Arbeit iſt noch das Einzige, was mich erhält. Freylich wird ſo viel angefangen und wenig vollendet. Aber was ſchadet das? Wenn ich auch nichts in meinem Leben mehr vollendete, ja nie etwas vollendet hätte: wäre es nicht eben das? — Vielleicht wirſt Du auch dieſe Geſinnung ein wenig miſanthropiſch finden, welches Du mich in Anſehung der Religion zu ſeyn im Verdacht haſt. Ohne nun aber zu unterſuchen, wie viel oder wie wenig ich mit meinen Nebenmenſchen zufrieden zu ſeyn Urſache habe, muß ich Dir doch ſagen, daß Du Dir hierin wahrlich eine ganz falſche Idee von mir machſt, und mein ganzes Betragen in Anſehung der Orthodoxie ſehr unrecht verſtehſt. Ich ſollte es der Welt mißgönnen, daß man ſie mehr aufzuklären ſuche? Ich ſollte es nicht von Herzen wünſchen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabſcheuen, wenn ich ſelbſt bey meinen Sudeleyen einen andern Zweck hätte, als jene große Abſichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieſes thun zu können glaube. Und was iſt ſimpler als dieſe Art? Nicht das unreine Waſſer, welches längſt nicht mehr zu brauchen, will ich beybehalten wiſſen: ich will es nur nicht eher weggegoſſen wiſſen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und ſollte man auch das Kind hernach in Miſtjauche baden. Und was iſt ſie anders, unſere neumodiſche Theologie, gegen die Orthodoxie, als Miſtjauche gegen unreines Waſſer?

Mit der Orthodoxie war man, Gott ſey Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwiſchen ihr und der Philoſophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt dieſe Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen. Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich doch nur nach dieſem Punkte genauer, und ſiehe etwas weniger auf das, was unſere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was ſie dafür in die Stelle ſetzen wollen. Darin ſind wir einig, daß unſer altes Religionsſyſtem falſch iſt: aber das möchte ich nicht mit Dir ſagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen ſey. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem ſich der menſchliche Scharfſinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen, iſt das Religionsſyſtem, welches man jetzt an die Stelle des alten ſetzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philoſophie, als ſich das alte anmaßt. Und doch verdenkſt Du es mir, daß ich dieſes alte vertheidige? Meines Nachbars-Haus drohet ihm den Einſturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, ſo will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, ſondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauſes, ſtützen und unterbauen. Das ſoll er bleiben laſſen, oder ich werde mich ſeines einſtürzenden Hauſes ſo annehmen, als meines eigenen.

Bey dieſen Geſinnungen kannſt Du Dir leicht einbilden, daß ich auf einen Angriff von T** ſehr gefaßt bin. Laß ihn nur kommen; wir wollen doch ſehen, wer den andern nach Hauſe leuchtet. Sobald etwas zum Vorſchein kömmt, ſchicke mir es ja. Aber ich denke — —

So weit war dieſer Brief ſeit vielen Tagen geſchrieben, als ich Dein letztes durch Herrn Großmann erhielt. Und ſo könnte ich Dir mehr angefangene Briefe ſchicken. Du ſiehſt alſo wohl, daß Dein Verdacht, als ob ich Dir darum ſo lange nicht geſchrieben, weil ich Dir meine offenherzige Meynung von Deinen Komödien nicht ſagen wolle, ganz ungegründet iſt. Ich dächte, Du hätteſt Beweiſe, daß ich gewohnt bin, in dieſem Punkte gegen Dich gar nicht hinter dem Berge zu halten. Die Sache iſt ganz anders, und ich muß Dir die Wahrheit bekennen, ob ich gleich wohl fühle, daß ein anderer, als mein Bruder, mir dieſes Bekenntniß noch übler nehmen könnte, als ſelbſt ein mißbilligendes Urtheil. Ich habe Deine Stücke eigentlich noch nicht geleſen. Wenn Dich dieſes zu ſehr befremdet, ſo muß ich Dir ſagen, daß ich den Götz von Berlichingen auch nur erſt ſeit geſtern geleſen habe, und noch nicht einmal ganz. Als ich Dich um Deine Stücke bat, hatte ich wieder einen kleinen Theateranfall. Aber eben ſo gut, daß dieſe Anfälle bey mir nicht lange dauern, und gewöhnlich der äußerſte Ekel gegen alles, was Theater und theatraliſch iſt und heißt, auf lange Zeit darauf folgt. Indeß habe ich Deine Stücke doch auch nicht ungeleſen an Döbbelin geben wollen, ob er mir ſie gleich auf Großmanns Wort abforderte. Zu der zweydeutigen Ehre, von ihm aufgeführt zu werden, kömmſt Du immer noch zu früh. Laß mir ſie lieber nur noch eine Weile: denn ich leſe ſie gewiß noch, und will ſie nur nicht eher leſen, als bis ich ſo etwas mit ruhiger und heiterer Seele leſen kann —

Und daraus ſiehſt Du, daß ich wenigſtens die Hoffnung nicht aufgebe, wieder einmal ruhig und heiter zu werden. Das iſt es, was ich Dir von meinem Befinden melden kann. —

Wenn Ramlers Prolog gedruckt wird, ſo ſchicke mir ihn doch zugleich mit dem Schreiben gegen Wielanden. Doch nein, das letzte ſchicke mir nur nicht. Sende mir vielmehr Badenhaupts Katalog. Ich werde verſchiedene alte Bekannte unter ſeinen Büchern finden, die ich gern für die Bibliothek kaufen möchte.

Gotthold.

An Gleim.

Wolfenbüttel, d. 6. Febr. 1774.

Liebſter Freund,

So ſehr erfreut ich war, einen Brief und ein Manuſcript von Ihnen zu erhalten, ſo vergnügt und erbaut mich dieſes hat: ſo beſtürzt und unruhig hat mich jener gemacht. Sie ſind mißvergnügt, und würden es, denke ich, gewiß nicht ſeyn, wenn Sie nicht große Urſache dazu hätten. Sie ſind noch dazu krank; und wenn ich auch indeß glauben will, daß Ihr Mißvergnügen, und Ihre Krankheit dem Grunde nach ein und eben daſſelbe Uebel ſind: ſo darf ich nur mich ſelbſt fragen, ob es ein Troſt iſt, daß zwey Uebel, die wir als zweye fühlen, im Grunde nur Eins ſind? Sie laſſen mich über die Urſache Ihres Mißvergnügens nur muthmaßen, wie über ein Räthſel. Doch das Räthſelhafte darin iſt mir wahrlich nicht dieſes, daß die kahle Ehre, die ein Großer Ihnen erwieſen hat, eine Gelegenheit dazu geweſen. Kann hätt' auch, was ein Großer am beſten zu machen meint, nicht üble Folgen? und unſer Großer, fürcht ich, ſo viel Gutes als auch, mir unbekannt, in ihm ſtecken mag, iſt eben ſo wenig, als ſie alle, der Mann, der üble Folgen, die er veranlaßt hat, wieder gut zu machen, oder einen ehrlichen Mann dafür ſchadlos zu halten, geneigt wäre.

Doch ohne Zweifel betrieg' ich mich mit ihm, wie mit den Großen allen. Sie ſind wohl alle weiter nichts als ganz gewöhnliche Menſchen, und ich habe eben ſo ſehr Unrecht, wenn ich ſie für Tiger und Füchſe halte.

als andere, die ſie zu Engeln machen. Lieber wollen wir unſerm Halladat folgen:

„Der Geber Gottes iſt ein Menſchenfreund; alſo auch ein Freund der Großen, in ſo fern ſie Menſchen ſind; alſo auch ein Freund derjenigen Menſchen, die ihn haſſen und verfolgen. Und ſollte das Letztere auch ſich wohl ſchön ſagen und hören, aber ſchwerer in Ausübung bringen laſſen: ſo laſſen Sie uns wenigſtens ja nicht aus Verdruß über dieſe böſen Menſchen auf raſche Entſchließungen fallen, deren Ausgang zeigen könnte, daß wir ſelbſt unſere größten Feinde geweſen. Beſſer iſt es, unter noch ſo böſen Menſchen leben, als fern von allen Menſchen. Beſſer iſt es, ſich vom Sturm in den erſten beſten Hafen werfen laſſen, als in einer Meerſtille mitten auf der See verſchmachten.

Doch wem ſag ich das? Dem Verfaſſer des Halladat? Wär' er aber auch nur ſein Dolmetſcher! Man dolmetſchet aber ſo ein Buch nicht, und dolmetſchet es nicht ſo, wenn man vom Inhalte nicht ganz durchdrungen iſt.

Wahrlich, mein lieber Gleim, Sie hätten mich in der Ungewißheit nicht laſſen ſollen, ob Halladat ganz, ſo wie es da iſt, aus Ihrem Kopfe allein gekommen, oder ob es ſich nicht ſonſt woher ſchreibt. Ich bekenne meine Unwiſſenheit: aber ſo viel ich auch Ihrem Kopfe zutraue, ſo glaube ich doch wirklich Spuren zu finden, daß irgendwo, irgend einmal auch noch ſonſt, ſo ein Kopf geweſen iſt. Sagen Sie mir immer das Geheimniß ganz, wenn ich es wiſſen darf. Ich habe die halbe Nacht aufgeſeſſen, um Halladat zu leſen, um den Boten auch nicht einen Tag warten zu laſſen. Verzeihen Sie alſo wenn ich nicht in allen Stücken ſo antworte, als Sie es erwarten. Melden Sie mir, ſo bald es Ihnen möglich iſt, daß Sie, wo nicht geſund und vergnügt, dennoch geſunder und vergnügter ſind, und Sie ſollen eine weitere Antwort gewiß unverzüglich haben. Ich bin ganz

der Ihrige
Leſſing

An Gleim.

Wolfenbüttel, d. 27. Februar 1774.

Liebſter Freund,

Sie müſſen mir verzeihen, daß ich Ihren Halladat über die vergönnte Zeit behalten habe. Ich befinde mich ſeit acht Tagen ſo übel an Seele und Körper, (doch mehr an jener) daß ich die nöthigſten Dinge verſäumen muß, weil mir Hand und Kopf ihre Dienſte verweigern. Ich habe aber vor dieſem Zufall das Manuſcript nochmals mit vielem Vergnügen geleſen; und mit um ſo viel größerm, weil ich verſichert war, in allem und jedem nur meinen Freund Gleim zu leſen. Was ich in meinem Vorigen von irgend einer Aehnlichkeit mit irgend einem alten ausländiſchen Werke geträumt, muß bloß aus einigen einzelnen Zügen entſtanden ſeyn, die mir aus einer ſo eigenen orientaliſchen Philoſophie zu fließen geſchienen, daß ich mehr als bloß angenommenen Ton darunter vermuthete. Ich würde mich deßfalls beſonders auf N. 10, der Zweifler, berufen, wenn ich mich itzt im Stande fühlte, meine Gedanken verſtändlich zu machen. —

Ich freue mich ſehr, daß Sie übrigens ſich beſſer befinden. Aber wenn ich den Halladat noch ſo lange bey mir behalten wollte, bis ich mich beſſer befinde, und dieſen Brief ſo ausſchreiben wollte, wie ich wünſchte: ſo möchte ich jenen wohl noch lange behalten müſſen, und dieſen nicht ſo bald ausſchreiben können. Erlauben Sie mir alſo, daß ich abbreche, und alles übrige auf die erſte geſunde und heitere Stunde verſpare.

Ganz der Ihrige
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 20ſten April 1774.

Mein lieber Bruder,

Du haſt mir ein großes Vergnügen nur gewieſen: es thut mir leid, und thut mir auch um Deinetwillen leid, wenn Du mir es nur weiſen können. Aber ſo iſt es nun einmal in der Welt! Das zahme Pferd wird im Stalle gefüttert, und muß dienen: das Wilde in ſeiner Wüſte iſt frey, verkömmt aber vor Hunger und Elend.

Dann muß ich Dir leider ſagen, daß, wenn ich es nicht möglich machen kann, Dich dieſen Sommer in Berlin zu ſehen, Deine Hoffnung, mich künftigen Sommer hier zu beſuchen, allem Anſchein nach, vergebens iſt. Denn allerdings will ich, in der elenden Lage, in der ich mich hier befinde, kein Jahr länger aushalten, es komme wohin es wolle. Der Unbeſtändigkeit dürfen mich meine Freunde darum nicht beſchuldigen. Es iſt nie mein Wille geweſen, an einem Orte, wie Wolfenbüttel, von allem Umgange, wie ich ihn brauche, entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Morgen thue ich das ſchon vier Jahre; und da ich es nur allzu ſehr empfinde, wie viel trockner und ſtumpfer ich an Geiſt und Sinnen dieſe vier Jahre, trotz aller meiner ſonſt erweiterten hiſtoriſchen Kenntniß, geworden bin: ſo möchte ich es um alles in der Welt willen nicht noch vier Jahre thun. Aber ich muß es auch nicht ein Jahr mehr thun, wenn ich noch ſonſt etwas in der Welt thun will. Hier iſt es aus, hier kann ich nichts mehr thun. Du wirſt dieſe Meſſe auch nichts von mir leſen; denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan, und bin ſehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philoſophie, (oder Poltronnerie) zu Stande gebracht, — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in dieſem edlen Werke weiter, welches wohl werth iſt, daß man alle Tage darum ißt und trinkt.

Aber von etwas anderm! Daß Götz von Berlichingen großen Beyfall in Berlin gefunden, iſt, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfaſſers, noch zur Ehre Berlins. Weil hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübſchen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke ſelbſt franzöſiſch urtheilt, ſo geſchieht ihm ſchon recht, daß der König auch ſeine Oden mit den Augen eines Franzoſen betrachtet. Haſt du Göthens Farce wieder Wielanden geſehen?

Mir iſt Baſedows Vermächtniß für die Gewiſſen noch nicht zu Geſichte gekommen. Ich haſſe alle die Leute, welche Sekten ſtiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrthum, ſondern der ſektiriſche Irrthum, ja ſogar die ſektiriſche Wahrheit, machen das Unglück der Menſchen; oder würden es machen, wenn die Wahrheit eine Sekte ſtiften wollte. — —

Lebe wohl, und ſchreibe mir bald wieder.

Gotthold.

An den Buchhändler Chr. Friedr. Voß in Berlin.

Liebſter Freund,

Ich antworte Ihnen auf der Stelle, um Ihnen nur mit wenigem zu ſagen, wie ſehr mich Ihr Brief gerührt hat. Rechnen Sie darauf, daß, wenn ich je Wort gehalten habe, Sie ſogleich nach Weihnachten das Ms. zu dem zweyten Theile der vermiſchten Schriften unfehlbar erhalten ſollen. Auch will ich Ihnen etwas mitſchicken (wenn ich es Ihnen nicht eher ſchicke) welches zwar nicht meine Arbeit, aber beſſer als meine Arbeit iſt, und wovon ich mich auf dem Titel als Herausgeber nenne, wenn Ihnen daran gelegen iſt. — Wollen Sie mir nun aber auch verzeihen, daß ich Sie vergeſſen zu haben geſchienen? Das hatte ich gewiß nicht. Aber ich wünſchte Sie könnten es wiſſen, in welcher unglücklichen Lage ich mich befinde! Wie leicht würden Sie ſich daraus alles erklären, was Ihnen in meinem Betragen vielleicht befremdlich und tadelhaft vorkömt. In meinen verzweifelten Umſtänden ſollte auch wohl der beſte Menſch als der nichtswürdigſte erſcheinen. Leben Sie recht wohl! Ich bin

Wolfenbüttel
den 22 Oktober
1774.

ganz der Ihrige,
Leſſing.

Mein lieber Herr Eſchenburg,

Haben Sie tauſend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Göthiſchen Romans gemacht haben. Ich ſchicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieſes Vergnügen je eher je lieber genießen können.

Wenn aber ein ſo warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll: meynen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem ſo abentheuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, ſich dafür zu bewahren habe. Denn ein ſolcher dürfte die poetiſche Schönheit leicht für die moraliſche nehmen, und glauben, daß der gut geweſen ſeyn müſſe, der unſre Theilnehmung ſo ſtark beſchäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unſers J***s Geiſt völlig in dieſer Lage geweſen wäre, ſo müßte ich ihn faſt — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römiſcher oder griechiſcher Jüngling ſich ſo, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten ſich vor der Schwärmerey der Liebe ganz anders zu ſichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine ſolche ἐξ ἔρωτος κατοχήν, welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich ſchätzbare Originale hervorzubringen, war nur der chriſtlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Alſo, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schluße; und je cyniſcher, je beſſer!

Das Ding über Götz von Berlichingen iſt Wiſchiwaſchi. Wenn Sie ſonſt etwas neues haben, theilen Sie mir es doch wiederum mit.

Dero

Wolfenb. den 26. October
1774.

ganz ergebenſter G.
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 11. Nov. 1774.

Liebſter Bruder,

Es iſt viel Liebe von Dir, wenn Du über mein hartnäckiges langes Stillſchweigen nicht zürnſt. Auch dieſen Brief fange ich an, ohne zu wiſſen, ob ich ihn enden werde. Und ſolcher Anfänge von Briefen an Dich liegen in meinem Schreibtiſche mehr als Einer.

Ich freue mich, daß Du Dich wohl befindeſt, und daß die hypochondriſche Laune, in welcher Du einen von Deinen letzten Briefen ſchriebſt, nur ein Uebergang geweſen. Die meinige iſt etwas hartnäckiger, und das einzige Mittel ſie zu betäuben iſt, mich aus einer nichtswürdigen literariſchen Unterſuchung in die andere zu ſtürzen. Daher kommt es, daß meine Beyträge noch das einzige ſind, was ich fortſetze. Und doch fürchte ich, daß ich auch dieſe nicht mehr lange werde fortſetzen können. Ich ſehe meinen Untergang hier vor Augen und ergebe mich endlich drein.

Schwerlich werde ich Dir auf das viel zu antworten haben, was Du mir von gelehrten oder theatraliſchen Vorurtheilen geſchrieben. Ich bin meiſtentheils Deiner Meynung. Die letzteren haben längſt aufgehört, mich zu intereſſiren, und nicht ſelten gereichen ſie mir zu dem äußerſten Ekel. Recht gut; ſonſt liefe ich wirklich Gefahr, über das theatraliſche Unweſen (denn wahrlich fängt es nun an in dieſes auszuarten) ärgerlich zu werden, und mit Göthen, trotz ſeinem Genie, worauf er ſo pocht, anzubinden.

Aber davor bewahre mich ja der Himmel! Lieber wollte ich mir mit den Theologen eine kleine Komödie machen, wenn ich Komödie brauchte. Dahin bezieht ſich gewiſſermaßen auch das, was ich Herrn Voß verſprochen zu ſchicken. Aber vielleicht iſt es ihm gerade dieſerwegen auch nicht einmal angenehm, da er vielleicht S** und T** zu ſchonen hat. Von eben demſelben Verfaſſer nehmlich, von welchem das Fragment über die Duldung der Deiſten iſt, wollte ich ihm ein anderes über den Canon ſchicken, das ich mit meiner Vorrede herauszugeben Willens wäre, unter dem Titel: Eine noch freyere Unterſuchung des Canons alten und neuen Teſtaments ꝛc. Dieſes noch freyere, ſiehſt Du wohl, geht auf Semlers freye Unterſuchung. Voß mag ſich die Sache überlegen. Wenn er das Manuſcript drucken will, ſo kann er es haben ſo bald er will. Gott weiß ohnedies, wie es mit dem zweyten Theile der vermiſchten Schriften werden wird, zu welcher Arbeit ich ungerner gehe, als der Dieb zum Galgen. Indeß muß ich daran doch auch; und ſind nicht ſchon die erſten Bogen des zweyten Theils gedruckt? Ich kann ſie hier unter meinen Papieren nicht finden. Er ſoll alſo ſo gut ſeyn, und ſie mir mit erſter Poſt überſchicken; zugleich mit den gedruckten Bogen meines Sophokles, mit welchen ich ebenfalls etwas vorhabe, damit ich heute oder morgen wenigſtens reinen Tiſch verlaſſe.

Dein Einfall mit Adam Neuſern iſt nicht unrecht. Aber haſt Du denn ſchon den Maſaniello aufgegeben? Wenn Du an dieſen noch denkſt, ſo kann ich Dir nun ein Paar italiäniſche Schriften ſchicken, die ausdrücklicher von dieſem Tumulte handeln, und die Du ſchwerlich dürfteſt geſehen haben. Dieſes erinnert mich an Deine Komödien. Werde aber nur nicht böſe, wenn ich ſie Dir noch nicht ſchicke, und Dich überhaupt bitte, ſie nicht drucken, auch nicht ſpielen zu laſſen. Es iſt manches Gute darin, das Du aber aus Eilfertigkeit ſelber nicht geltend machen wollen.

Ich erinnere mich, daß mir Herr Moſes einmal eine beſondere Anmerkung über die Proselytas portæ gemacht, auf welche ich mich aber gar nicht beſinnen kann. Frage ihn doch darum, mit meinem beſten Gruße an ihn. Mit ſeiner Beſſerung hat es doch Beſtand?

Noch muß ich Dich fragen: ob denn Büſching die Schriften von Ihre drucken laſſen, die er angekündigt? Wenn es geſchehen, und ſie in Berlin zu haben ſind, und nicht allzuviel koſten, ſo ſey ſo gut und ſchicke ſie mir.

Gotthold.

An Ramler.

Wolfenbüttel, d. 12. Nov. 1774.

Liebſter Freund,

Haben Sie tauſend Dank für Ihre ſchöne Blumenleſe! Faſt könnte ich Sie beneiden, daß Sie noch Blumen leſen, da ich verdammt bin, nichts als Dornen zu ſammeln. Das iſt Ihre Schuld! werden Sie ſagen. Ich ſollte nicht meynen. Ich ſehe auf meinem ganzen Felde nichts als Dornen; und einmal iſt es nun mein Feld. Umſonſt erinnern Sie mich unſerer gemeinſchaftlichen Entſchlüſſe, ein blumenreicheres anzubauen. Es hat nicht ſeyn ſollen! Mit mir iſt es aus; und jeder dichteriſche Funken, deren ich ohnedies nicht viel hatte, iſt in mir erloſchen. Aber Ihr Feuer iſt noch in vollem Brande. Was kümmern Sie die Jahre? Die jugendlichen Theile, welche zum dramatiſchen Dichter gehören, ſind noch dazu die wenigſten und entbehrlichſten. Leiſten Sie allein, was wir zuſammen leiſten wollten. Ein Meiſterſtück von Ihnen wird noch eben zu recht kommen, unſer Theater von einem neuen Verderben zu retten. —

Wie ſehr wünſchte ich, Sie einmal wieder zu ſehen! Möchte es doch Ihr recht ernſtlicher Vorſatz ſeyn, mich zu beſuchen. Sie reiſen ja doch ohnedies alle Jahre. Warum nicht auch einmal nach Braunſchweig, wo Sie noch nicht geweſen ſind, und wo Sie ſo viele Freunde haben? Ich, der ich die ganze Welt ausreiſen wollte, werde, allem Anſehen nach, in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern, und wohl auch Berlin nie wieder ſehen. Bedenken Sie das, und beſtärken Sie mich wenigſtens in einer ſo ſüßen Hoffnung; einer von den wenigen, mit deren Hülfe ich den melancholiſchen Winter, der mir bevorſtehet, zu ertragen hoffe!

ganz der Ihrige,
Leſſing.

An Wieland.

Da ich morgen über Leipzig nach Berlin verreiſen muß: ſo iſt es mir ſehr lieb, daß ich Ihren Brief, liebſter Wieland, noch eben erhalten, um den Auftrag Ihres Freundes beſorgen zu können. Hier iſt meine Antwort an ihn.

Auf alles übrige erlauben Sie mir, Ihnen von Berlin aus zu antworten, wo ich mich einige Wochen aufzuhalten, und eine ruhige und heitere Stunde zu finden gedenke, die mir hier ſeit langer Zeit abgegangen. Vor izt nur ſo viel.

Recht gut, daß es Ihnen von Zeit zu Zeit ein Dritter ſagt, wie ſehr ich Sie verehre. Ganz gewiß fehlt zur vertrauteſten Freundſchaft unter uns, nichts als perſönlicher Umgang. Blos ſchriftlicher will es nicht thun, welcher auch kaum zu der nähern Verbindung zureichen dürfte, zu welcher Sie mich einladen.

Aber, liebſter Wieland haben Sie es auch bedacht? Ich an Ihrem Merkur Antheil nehmen? Je zufriedener ich damit bin, deſto weniger kann ich mich dazu verſtehen, ohne ihn in meinen eigenen Augen herab zu ſetzen. Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben izt gewiſſe Leute in Beſchlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden laſſen. Litterariſche Beiträge? Wer wird die leſen wollen?

Wie geſagt, aus Berlin ein Mehreres! — Bleiben Sie mein Freund, liebſter Wieland. Ich kann nie aufhören, der Ihrige zu ſeyn.

Wolfenbüttel den 8. Febr. 1775. Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Dresden, den 26. März 1775.

Lieber Bruder,

Dieſen Augenblick, da ich im Begriff bin, nach Prag abzugehen, erhalte ich Deine beyden Briefe. Wie ſehr lieb wäre es mir geweſen, wenn die gedruckten Bogen von Jeruſalem, und unſers Moſes Urtheil darüber, dabey geweſen wären. Ich kann die Vorrede nicht eher machen, als bis ich beydes habe. Erinnere alſo Herrn Moſes. Mache ihm die Sache ſo dringend als möglich, und ſchicke mir alles ſo fort nach Wien, unter Adreſſe der Gräfferiſchen Buchhandlung.

Dem Herrn von St. haſt Du ganz recht geantwortet, daß das Profeſſoriren meine Sache nicht iſt. Der andere Vorſchlag würde für mich wohl acceptabler ſeyn, damit ich mein Brodt, nicht als Gelehrter, ſondern als ein anderer dummer Teufel verdienen könnte.

Wie es in Wien gehen wird, muß ſich zeigen. Nächſtens von daher ein Mehreres. Lebe indeß recht wohl, und grüße alle unſere Freunde.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Mayland, den 7. May 1775.

Mein lieber Bruder,

Mußt Du Dich nicht verwundern, daß ich Dir nicht ein einziges Mal aus Wien geſchrieben habe, und daß ich Dir nun aus Italien ſchreibe? Ich kann mich ſelbſt nicht genug darüber wundern. Aber höre nur.

Als ich ungefähr zehn Tage in Wien war (wo ich überall die allerbeſte Aufnahme erhalten, auch gleich die erſten Tage den Kayſer und die Kayſerin geſprochen hatte:) langte der jüngſte Prinz von Braunſchweig daſelbſt an, welcher in ſeinen Angelegenheiten eine Reiſe nach Venedig machen wollte. Weil er mir nun ſehr anlag, ihn dahin zu begleiten, mit der Verſicherung, bey ſeinem Vater alles gut zu machen, ſo habe ich es endlich gethan, in Betrachtung, daß meine Umſtände dadurch nicht ſchlimmer werden können, und ich auf dieſe Weiſe (geſetzt, daß wir auch nicht weiter reiſen, als Venedig) dennoch wenigſtens einen Vorſchmack von Italien bekomme.

Dieſer Vorſchmack — will ich Dir nur mit wenigem ſagen, hat meinen alten Gedanken, in Italien zu leben und zu ſterben, auch ſchon wieder ganz erneuert: ſo ſehr gefällt mir noch alles, was ich in dieſer Gegend höre und ſehe. Doch darüber kann ich Dir izt nichts mehr ſagen. Warum ich Dich vornehmlich bitten muß, iſt dieſes, dem Herrn Abt Blarer und durch ihn dem Herrn Baron von Swieten vorläufig meinen verbindlichſten Dank abzuſtatten, für die ſo vorzüglich gute Aufnahme, die ich in Wien gefunden und vornehmlich ihren Empfehlungen zu verdanken habe. Was ſonſt für Ausſichten daſelbſt für mich ſeyn dürften, will ich Dir ein andermal bey beſſerer Muße ſchreiben.

Aus Venedig will ich Dir gewiß melden, wenn und welchen Weg ich wieder zurückkomme. Indeß bleibt es bey meinem Entſchluſſe, auf dem bisherigen Fuß in Wolfenbüttel nicht zu bleiben, welches ich Dir bloß in Anſehung des Herrn von S** hier wiederhole. — Wenn ſeine Vorſchläge nur einigermaßen annehmlich ſeyn ſollten, ſo würde ich ſie doch immer lieber annehmen, als Wiener Vorſchläge.

Hiermit lebe recht wohl, mein lieber Bruder, und grüße alle unſere Freunde.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 3. März 1776.

Mein lieber Bruder,

Ich danke Dir recht ſehr, daß Du mich ſo bald aus der Ungewißheit wegen Deiner Zurückkunft nach Berlin haſt reiſen wollen. Aber ich hätte ein gleiches wegen meiner Ankunft allhier thun ſollen? Freylich wohl. Wenn ich nach meiner Art zu denken und zu handeln, nur gekonnt hätte! So mancherley verdrießliche Dinge haben mich tagtäglich verfolgt, und verfolgen mich noch! Dazu wußte ich ja, daß Du ſchon durch meinen Reiſegefährten erfahren würdeſt, daß wir alleſammt glücklich angekommen.

Gegenwärtig, lieber Bruder, darf mir nichts angelegener ſeyn, als Dir Inliegendes zu übermachen. Es iſt freilich weiter nichts, als das, was Du mir baar vorgeſchoſſen; und alles übrige, was Du ſonſt für mich ausgelegt, und den Aufwand, den ich Dir über das alles gemacht — wirſt Du mir ſchon noch borgen müſſen. Es ſteht jetzt gar zu kümmerlich mit mir, und ich fürchte, ich fürchte, daß es nächſter Tage noch ſchlechter ſtehen wird. Die gehoffte Verbeſſerung allhier iſt in ſo weitem Felde, daß ich nicht einmal darum anſuchen kann, ohne mich weg zu werfen. Ich kann alſo keinen andern Weg einſchlagen, als dieſen, daß ich um meinen Abſchied bitte, und die Urſachen gerade heraus ſage, die mich dazu bringen. Will man auf dieſe ſodann Rückſicht nehmen, ſo iſt es gut. Will man nicht, nun ſo gehe ich, und tröſte mich fürs erſte damit, daß noch alle Veränderungen, zu welchen mich die Noth gebracht, mehr glücklich als unglücklich für mich ausgeſchlagen ſind.

In einigen Tagen werde ich Dir mehr ſchreiben können: denn in einigen Tagen muß es ſich zeigen. — —

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 28. April 1776.

Lieber Bruder,

Du würdeſt wegen meines ſo langen Stillſchweigens gewiß nicht unwillig ſeyn, wenn Dir meine gegenwärtige Lage bekannt wäre. Ich habe Dir nichts davon ſchreiben mögen, weil ſie viel zu ärgerlich iſt, als daß ich ſie noch in Briefen an Andere wiederkäuen ſollte. Kurz, ich habe ſchon ſeit ſieben Wochen dem Erbprinzen um meinen Abſchied geſchrieben, und ihm keine von den Urſachen verhalten, die mich dazu bewegen. Er hat mir darauf geantwortet, daß ihn dieſer Entſchluß ſehr befremde, und daß er im Stande zu ſeyn wünſche, ihn hintertreiben zu können. Dieſes hat Hin- und Herſchreibens die Menge gemacht, woraus aber bis jetzt noch nichts Rechts geworden, weil der Prinz bei ſeinem Regiment in Halberſtadt iſt. Ich lebe alſo in der allerunangenehmſten Ungewißheit, und kann ſchlechterdings meine Zeit zu nichts anderm anwenden, als daß ich mich auf alle Fälle gefaßt mache. Ich muß meine Bibliothekrechnungen in Ordnung bringen, ich muß meine Beyträge fertig machen, die ich mit dem 6ten Stück ſodann ſchließen will; ich muß mir noch ſo mancherley aus Manuſcripten ausziehen, daß ich wahrlich keinen Augenblick müßig ſeyn müßte, wenn mir gleichwohl meine Geſundheit nicht wider meinen Willen ſo manchen müßigen Augenblick machte. Und daß ich ſolche müßige Augenblicke doch auch nicht zum Briefſchreiben anwenden kann, das begreifſt Du wohl.

Wie gern hätte ich Dir ſonſt ſchon geantwortet, beſonders da ich ſehe, daß Dir Dein Project mit dem Italiäniſchen Theater am Herzen liegt. Das Project an und für ſich ſelbſt iſt auch ſehr gut. Aber, lieber Bruder, nimmſt Du das Ding nicht ein wenig allzu ſehr auf die leichte Achſel? Ich ſchmeichle mir jetzt, doch gewiß ziemlich viel Italiäniſch zu wiſſen, und mit allen Schriftſtellern von cinquecento fertig werden zu können; aber gleichwohl, wenn ich eine ſolche Arbeit unternehmen ſollte, mir würde dabey übel zu Muthe werden. Ich kann mir es unterdeſſen leicht einbilden, was Dich verführt haben wird. Du haſt Dir alle neue Italiäniſche Stücke ſo vorgeſtellt, wie die, die ich Dir geſchickt habe, welche ſämmtlich von dem Marcheſe Albergatti ſind. Allein dieſer, und etwa noch die wenigen, die um den Preis in Parma concurriren, ſind die einzigen, welche *ſo leicht überſetzbar* ſchreiben. Denn ſie ſchreiben ein Franzöſiſch-Italiäniſch, welches von den meiſten andern Schriftſtellern noch ſehr gemißbilligt wird. Zudem brauchen alle Anderen, die jetzt in Italien Komödien ſchreiben, zugleich ihren Provincial-Dialect, in welchem ſie den niedern Theil ihrer Perſonen ſprechen laſſen: z. E. Gozzi den Venetianiſchen, und Carloni den Neapolitaniſchen. Wie Du nun mit dieſen zurechte kommen wollteſt, das begreife ich nicht. Weißt Du denn auch nicht, daß die ſämmtlichen theatraliſchen Werke des Carlo Gozzi in der Schweiz überſetzt werden? Sie ſind in der Gothaiſchen gelehrten Zeitung angekündigt. Ein neues italiäniſches Theater, ohne dieſe, würde eine ſehr ſchlechte Figur machen. —

Und alſo lieber Bruder, wäre mein Rath: das Project in dem ganzen Umfange gieb nur lieber auf! Und wenn Du ja etwas in dieſer Art thun willſt, ſo ſchränke Dich bloß auf das Theater des Albergatti ein, wovon ich Dir die zwey erſten Bände, ſo weit es heraus iſt, ſenden will, wenn Du ſie verlangſt. —

Ich traue Dir zu, daß Du mir es nicht übel nimmſt, wenn ich Dir meine Meynung ſo gerade herausſage. Wenigſtens iſt es meine Schuldigkeit geweſen. — — —

Endlich verzeihe mir mein Geſudele. Ich habe Dir doch einmal lieber ſo, als gar nicht ſchreiben wollen.

Sobald es mir möglich iſt, ein Mehreres. Lebe indeß recht wohl.

Gotthold.

Meine liebe Mutter,

Ich hoffe, daß Sie ſich von Ihrer Unbäßlichkeit völlig wieder erhohlt haben, und wünſche, daß Sie dieſe Zeilen recht wohl und vergnügt finden mögen. Ich würde Ihnen eher geſchrieben haben, wenn ich eher im Stande geweſen wäre, das Gegenwärtige[1] beylegen zu können. Endlich bin ich, Gott ſey Dank, ſo ziemlich wieder aufs Reine, und in meinen Umſtänden ſo weit verbeſſert worden, daß ich aufs künftige keine Entſchuldigung habe, wenn ich meine Pflicht nicht beſſer beobachte. Aber ich hoffe auch, Sie trauen mir zu, daß ich ſie gern beobachte, und daß mich mein bisheriges Unvermögen genug gekränkt hat. Wenn die Schweſter eben ſo unbillig gegen mich geweſen, als Sie es gegenwärtig gegen Carln iſt, ſo mag es manchmal artig über mich hergegangen ſeyn. Im Ernſt, meine liebe Mutter, verweiſen Sie ihr doch dieſe Liebloſigkeit! Weil der arme Junge itzt nicht kann, muß er denn darum ſchlechter denken, als er ſonſt gedacht hat? Er will heyrathen, und da thut er recht daran. Aber was erfodert eine ſolche Veränderung nicht? Sein Einkommen iſt für Berlin ſo mäſſig, als es nur immer ſeyn kann; und nur durch gute Wirthſchaft, die ihm eine Frau führen hilft, kann er wieder in den Stand kommen, ſeine Pflicht beſſer zu erfüllen. Wenn er nun todt wäre? Oder will ihn die Schweſter lieber zu Tode kränken, weil er doch nicht beiſſen kann? Doch das will ſie gewiß nicht; und ſo böſe meint ſie es nicht. Aber was will Sie denn mit ihrem Närgeln und Schmähen? Carl meint es ſo gut, als einer von uns, und es iſt nicht wahr, daß der Bruder in Pirna ihn ſo verhöhnt hat. Das ſieht dem Bruder in Pirna nicht ähnlich. — Aber genug davon. Die Schweſter mag mir dieſen Ausputzer nicht übel nehmen. Ich habe manchen auch von ihr vertragen müſſen. Wenn ſie an Theophilus ſchreibet, ſoll ſie ihn von mir grüßen, und verſichern, daß die verſprochne Kiſte mit inſtehender Braunſchweiger Meſſe gewiß nach Leipzig abgehen ſoll.

---

[1] „10 L.d'or" am Rande.

Nun leben Sie recht wohl, meine liebe Mutter, und entziehen Sie mir nie Ihren Segen. — Auch Du, liebe Schweſter, lebe recht wohl, und wir wollen dir alle Zeit Lebens verbunden ſeyn, wenn Du Dir ferner das Wohl unſrer Mutter ſo angelegen ſeyn läßeſt.

Dero
Wolfenbüttel den 15. Julius 1776.
gehorſamer Sohn
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 15. Septbr. 1776.

Mein lieber Bruder,

Ich habe mir allerdings Vorwürfe zu machen, daß ich Dir in ſo langer Zeit nicht geſchrieben, und daß Du alſo verſchiedene Dinge von mir durch andre Leute erſt erfahren müſſen, die ich Dir hätte melden ſollen. Denn daß Du ſie ſo weder halb noch ganz erfahren, das hat wohl nicht anders ſeyn können. Was ich verſäumt, will ich jetzt gut machen.

Zuerſt iſt eine große Unwahrheit, daß ich mich, der kleinen Verbeſſerung wegen, die man mir hier gemacht, hätte verpflichten müſſen, niemals von hier wieder wegzugehen. Um zehnmal ſo viel würde ich eine ſolche Verpflichtung nicht eingegangen ſeyn. So weit ſollteſt Du mich doch wohl kennen.

Vielmehr bin ich nur kürzlich gerade auf dem Punkte geweſen, aller der neuen Verbeſſerungen ungeachtet, die ich nur bedingungsweiſe angenommen hatte, ganz von hier wegzugehen. Der Kuhrfürſt von der Pfalz ließ mir ſeine Dienſte mit einem Gehalte von 2000 Gulden und ſelbſt zu wählendem Titel antragen; und 2000 Gulden ſind in der Pfalz ſo gut, wie hier 4000 Thaler. Indeß, da man ſich in Manheim leicht vorſtellen können, daß ich die hieſigen Dienſte doch nicht ſo plötzlich mit den dortigen vertauſchen würde, ſo hat mich der Kuhrfürſt fürs erſte nur unter die ordentlichen Mitglieder ſeiner Akademie aufnehmen laſſen, und mir eine jährliche Penſion von 100 Louisd'or ausgeſetzt. Das, verſteht ſich, habe ich angenommen, und kann nunmehr ruhig abwarten, ob man hier weiter etwas für mich thun will, oder nicht. Zaudert man zu lange, ſo weiß ich wohin. Und das geſtehe ich Dir nun gern: nirgends anders hin, als nach der Pfalz. Doch dieſes kann leicht noch ſehr lange nicht, ja auch wohl gar nie, geſchehen. Denn die gänzliche Freiheit, in der ich hier lebe, und die Bibliothek, werden mich gewiß ſo lange halten, als es ſich mit meinen übrigen Umſtänden nur vertragen kann.

Was nun das zweyte anbelangt, wonach Du ohne Zweifel am neugierigſten biſt, ſo wirſt Du Dich doch erinnern, daß ich Dir ſchon vor fünf Jahren geſagt und geſchrieben, daß ich mich, aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch gewiß verheirathen würde. Nun iſt es ſonderbar, daß jene Connexion, die ich in der Pfalz erhalten habe, mir die Sache ſo erleichtert, daß ich vermuthlich nun nicht lange mehr zaudern dürfte. Die Perſon nehmlich, außer der ich nun ſchlechterdings keine haben mag, iſt eine geborne Pfälzerin, die von ihrem Vermögen, (von dem, das ſie leider gehabt, und von dem, das ſie noch hat) ein Beträchtliches hätte decimiren müſſen, wenn ſie nicht wieder in ihr Vaterland hätte zurückkommen wollen. Dieſe Decimation fällt nun hoffentlich weg, und ſobald ich die Verſicherung davon habe, iſt alles auf einmal richtig.

Du wirſt alſo kaum Zeit haben, weder Deinen noch einen fremden Pegaſus zu ſatteln, deſſen beſte Sprünge mir bey dergleichen Gelegenheit ohnedies höchſt zuwider ſind. Erſpare mir immer, was ich Dir auch erſparen will. Genug, daß einer von dem andern verſichert iſt, wie ſehr es ihn demungeachtet freuet, den Andern glücklich zu wiſſen. Sogar Deinen Beſuch muß ich mir fürs erſte verbitten. Denn im December reiſe ich ſchon nach Manheim, wohin ich mich anheiſchig machen müſſen, alle Jahre einmal zu kommen. Wenn alſo auch ſchon meine Verheirathung vorher geſchehen ſollte, (was doch noch ſehr ungewiß iſt) ſo würde ich doch noch gar nicht auf Deinen Empfang eingerichtet ſeyn können.

Gotthold.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 23. Sept. 1776.

Nun wohl, meine Liebe, ſo will ich denn den 6ten gewiß bey Ihnen ſeyn, und auch alle das Uebrige ſollen Sie einrichten, wie Sie wollen. Aber wahrlich wegen unſerer Anherkunft hat mich Ihr letzter Brief ein wenig in Verlegenheit geſetzt. Ich habe wirklich geglaubt, daß Sie ſehr leicht einen Kutſcher in Hamburg fänden, der Sie wenigſtens bis Zelle brächte, wohin dieſen Leuten die Wege ja wohl bekannt ſeyn müſſen. Freylich will ich hier wohl einen vierſitzigen Wagen, entweder zu kaufen oder geliehen bekommen; allein einen vierſitzigen Wagen, wenn ich auch nur alleine bin, läßt kein Poſtmeiſter unter vier Pferden fahren. Hierher aber würden wir wohl ſechſe nehmen müſſen, wenn wir alle in einem Wagen fahren wollten. Wenigſtens müßten Sie alsdenn doch nur Ihren Wiener Wagen mitbringen, in welchem wir allein führen, oder ich wieder allein vorausginge. Denn ich rechne darauf, daß Sie Ihr Mädchen mitbringen, (und rathe es Ihnen recht ſehr, wenn Sie ſich etwa anders beſinnen wollten,) und ſo wären wir 6 Perſonen, die unmöglich alle in einem Wagen Raum haben. Haben Sie ja die Güte mir hierauf mit erſter Poſt ganz poſitiv zu antworten, weil ich nicht gerne in Ungewißheit abreiſen möchte. — Könnten Sie in Hamburg Ihren Wiener Wagen gegen einen leichten vierſitzigen gut vertauſchen, ſo würde das vielleicht auch nicht übel ſeyn, und ich dürfte ſo nach bloß in einer Halbchaiſe zu Ihnen kommen.

Auch verlaſſe ich mich darauf, daß Sie Anfangs nicht ungeduldig werden wollen, und ich unſerer Abrede nach, keine fremde Geſellſchaft auf dem Dorf finde. Denn ich muß Ihnen bekennen, daß ich mir auch nicht einmal einen neuen Rock machen laſſe. Ich komme gerade, wie Sie mich in Hamburg geſehen haben.

Uebermorgen erſt habe ich mir vorgenommen, an den Herzog wegen der Erlaubniß zu ſchreiben, die ich zuverläſſig den andern Tag darauf zu erhalten hoffe. Sobald ich ſie habe, will ich ſie Ihnen ſchicken, und Sie können davon Gebrauch machen, wie Sie wollen.

Der Brief Ihres Herrn Bruders hat auch mich recht ſehr gefreuet, und es iſt mir lieb, daß er gleichfalls mit meiner Wahl zufrieden iſt. Ich ſchließe ihn hier wieder mit bey. Meinen Brief an ihn und den Onkel werden Sie nun wohl erhalten haben. Ich umarme Sie tauſendmal und bin auf immer

der Ihrige
L.

An Malchen meinen beſten Gruß, das verſteht ſich, wenn ich ſie auch nicht nenne.

Meine liebe Schweſter,

Dein Brief hat mich in die äußerſte Unruhe geſetzt. Gebe doch Gott, daß dieſer Brief unſre liebe Mutter nicht nur noch am Leben, ſondern auch, ſo viel als bey ihren Umſtänden möglich, wiederhergeſtellt finden möge! Daß ich nicht längſt geſchrieben, daran iſt nicht allein meine Verheyrathung ſchuld, ſondern auch eine gleich darauf erfolgte Unbäßlichkeit. Die liebe Mutter wird es mir verzeihen, wenn ich ihre ausdrückliche Einwilligung zu meiner Verheyrathung nicht vorher eingeholt habe. Sie würde mir ſie doch nicht verweigert haben, und nach dem, was ich an Theophilus davon geſchrieben, hielt ich mich ihrer Vergebung einer verſäumten Formalität verſichert. Ihr Segen, den Du mir überſchrieben, hoffe ich ſoll begleiben. Denn meine Frau iſt in allen Stücken ſo, wie ich mir ſie längſt gewünſcht habe. Eben ſo herzlich gut und rechtſchaffen, als wir nur immer unſere Mutter gegen unſern Vater gekannt haben. Sie empfiehlt ſich ihr und Dir vielfältig, und es iſt eine von unſern angenehmſten Hoffnungen, Euch künftigen Sommer zu beſuchen. Ein andermal mehr von ihr. — Izt eile ich nur, Dir in der Geſchwindigkeit ſo viel zu ſchicken, als ich gleich bey der Hand habe. Ich reiſe nächſter Tage nach Manheim, wo ich einige Wochen bleibe. Sobald ich wiederkomme, und meine Penſion daſelbſt erhoben habe, ſchicke ich gewiß ein mehreres.

Küſſe unſre liebe Mutter für mich tauſendmal, und ermangele ja nicht, mir bald von ihr wieder Nachricht zu geben. Ich bin

Dein
treuer Bruder
Gotthold.

Wolfenbüttel, den 27 Novb.
1776.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 20. März 1777.

Liebſter Bruder,

Dein Brief iſt mir einer von den angenehmſten geweſen, die ich nach meiner Rückkunft von Manheim erhalten. — Aber ich fange an, Dir von meiner Rückkunft zu ſagen, ehe ich Dir noch von meinem Aufenthalte daſelbſt geſprochen. Das geſchieht, weil von gewiſſen Dingen ſich gar nicht ſprechen läßt. Sprechen zwar wohl, aber nicht ſchreiben. Man ſchreibt immer zu wenig oder zu viel, wenn man bei ſich ſelbſt noch kein Reſultat gezogen. Im Sprechen aber kann man ſich alle Augenblicke corrigiren, welches im Schreiben nicht angeht. So viel dürfte ich Dir im Vertrauen doch faſt ſagen: daß auch die Manheimer Reiſe noch bis jetzt unter die Erfahrungen gehört, daß das deutſche Theater mir immer fatal iſt; daß ich mich nie mit ihm, es ſey auch noch ſo wenig, bemengen kann, ohne Verdruß und Unkoſten davon zu haben.

Und Du verdenkſt es mir noch, daß ich mich dafür lieber in die Theologie werfe? — Freilich, wenn mir am Ende die Theologie eben ſo lohnt, als das Theater! — Es ſey! Darüber würde ich mich weit weniger beſchweren; weil es im Grunde allerdings wahr iſt, daß es mir bey meinen theologiſchen — wie Du es nennen willſt — Neckereyen oder Stänkereyen, mehr um den geſunden Menſchenverſtand, als um die Theologie zu thun iſt, und ich nur darum die alte orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie, der neuern (im Grunde intoleranten) vorziehe, weil jene mit dem geſunden Menſchenverſtande offenbar ſtreitet, und dieſe ihn lieber beſtechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen deſto beſſer auf meiner Hut ſeyn zu können.

Deine Einwürfe gegen meine Hypotheſe von dem Durchgange der Iſraeliten durch das rothe Meer ſind nicht unbeantwortlich. — Wenn es gleich in der Schrift heißt: „und Pharao und ſein Heer gingen auch herüber;" was denn? muß dieſes nicht offenbar heißen: Pharao und ſein Heer wollten auch herübergehen. Sie wollten den Iſraeliten nur folgen, ohne zu wiſſen, daß ſie durch einen ausgetrockneten Arm des rothen Meeres gegangen waren. — Deine Vorſtellung, daß Gott das Bett des rothen Meeres in die Höhe gehoben, welches ungefähr auch Lilienthals Vorſtellung iſt, erklärt auch nur, wie das Meer trocken geworden, nicht aber, wie ſo viele Menſchen in ſo kurzer Zeit hinüber kommen können. Und das iſt hier die Hauptſache.

Doch mit was für Kleinigkeiten unterhalte ich Dich jetzt, da ich Dir von dem Tode unſerer guten Mutter ſchreiben ſollte! — Daß auch Du ſie geliebt haſt, wirſt Du nicht beſſer zeigen können, als wenn Du die Schweſter nicht vergißt, die ſich wirklich für uns Alle ihrer Pflicht aufgeopfert hat. Ich habe ihr ſchon geantwortet, und fürs erſte ſo viel beygelegt, als ich in der Eil thun können.

Weißt Du aber auch, daß wir Theophilus hier erwarten? Wenn Du doch nur auch bald einmal die Zeit beſtimmen wollteſt, da Du mich beſuchen kannſt! Empfiehl mich Deiner lieben Frau, und empfanget Beyde den herzlichen Empfiehl von meiner. Lebe wohl!

Gotthold.

An den churpfälziſchen Miniſter Freiherrn von Hompeſch.

Ich darf Ew. Excellenz meine Antwort auf Dero Letztes vom 7ten April nicht länger ſchuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Auskunft über die Seilerſche Angelegenheit warte, welche vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten könnte.

Wahrlich bedürfte ich auch eines ſolchen Lichts recht ſehr, um weder gegen Ew. Excellenz ungerecht zu werden, noch mir den Vorwurf zuzuziehen, daß ich mich muthwillig durch Vorſpiegelung und Intrigue als ein Kind behandeln laſſe.

Denn nur einem Kinde, dem man ein gethanes Verſprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja ſelbſt freywillig von dieſem Verſprechen losſage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind iſt, weiß es das Unrecht nicht aus einander zu ſetzen.

Wenn mich denn aber Ew. Excellenz nur für kein ſolches Kind halten: ſo bin ich ſchon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinanderſetzung eines ſo geringfügigen Handels jemanden beſchwerlich zu fallen. Nur eins muß ich mir dabey vorbehalten.

Ich bin nicht ohne Vorwiſſen des Herzogs von Braunſchweig, in deſſen Dienſten ich ſtehe, nach Manheim gereiſet. Ich habe ihm ſagen müſſen, was für Verſprechungen mir von dort aus gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen. — Wenn er nun erfährt, daß aus dieſen Verſprechungen nichts geworden, was ſoll ich ſagen? —

Ihm Schritt für Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? — ihm Schwans, Ewr. Excellenz, und alle anderen gewechſelten Briefe vorlegen — und ihn urtheilen laſſen was er will?

Doch ſo neugierig wird der Herzog ſchwerlich ſeyn; und ich beſorge ganz ein anderes. — Da zur Zeit ſo manches von dem Deutſchen Theater geſchrieben wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Einrichtung des Manheimiſchen Theaters, ohne mich dabey zu vergeſſen, bereits gedacht worden: ſo kann es nicht fehlen.

daß man der Fortſetzung derſelben nicht ferner gedenken und mich dabey ins Spiel bringen dürfte.

Hier muß ich Ewr. Excellenz meine Schwäche geſtehen. Ich vergebe tauſend geſprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erſte Sylbe, die ſich jemand über meinen Antheil an dem Manheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es ſich in der Wahrheit verhält, ſage ich dem Publico alles rein heraus.

Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu ſcherzen: daß ich demohngeachtet die Manheimer Bühne nicht ganz ihrem Schickſale überlaſſen und von Zeit zu Zeit beſuchen würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet ſie mich zuerſt geſucht, mir dennoch nicht zum beſten begegnen wollen oder können, — mich ſolchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich ſeyn.

Verzeihen Ew. Excellenz meine Freymüthigkeit. Ich verharre in allem Uebrigen mit der vollkommenſten Verehrung

Ewr. Excellenz
ꝛc. ꝛc.

An Nicolai.

Wolfenbüttel, d. 25. May 1777.

Liebſter Freund,

— — Von wegen der Nationalſchaubühne hätte Ihnen einfallen ſollen, was Chriſtus von den falſchen Propheten ſagt, die ſich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: „So alsdann jemand zu euch ſagt, hier iſt Chriſtus oder da, ſo ſollt ihr es nicht glauben. Werden ſie zu euch ſagen, ſiehe, er iſt in Wien, ſo glaubt es nicht! ſiehe er iſt in der Pfalz, ſo gehet nicht hinaus!“ Wenigſtens, wenn mir dieſer Spruch zur rechten Zeit beygefallen wäre, ſo ſollte ich noch nach Manheim kommen. Dieſes iſt alles, was ich Ihnen von der Sache ſagen kann und mag, mit der ich mich lieber gar nicht abgegeben hätte.

Ihr Almanach von Volksliedern hat in meinen Augen einen großen Fehler: dieſen, daß Sie nicht bey jedem Liede angegeben haben, woher es genommen; ob aus einer Handſchrift, oder aus einem gedruckten Buche, oder aus mündlicher Ueberlieferung. Zu der ernſthaften Abſicht, die dieſe Schnurre haben ſoll, hätte dieſes nothwendig geſchehen müſſen; und mir thun Sie einen Gefallen, wenn Sie mir ein Exemplar ſchicken wollen, dem die Quellen beygeſchrieben ſind. Sodann will ich ſehen, was ich für Sie thun kann. Nur die franzöſiſche und italiäniſche Strophe, von Jungfer Lieschens Knie, iſt auch mir entfallen. Der Anfang der Deutſchen heißt aber eigentlich:[1]

Schauteſt du denn nie
Jungfer Lieschens Knie? ꝛc.

Die engliſche Strophe, bitte ich nicht zu vergeſſen, habe ich auch ſelbſt gemacht — damit Sie nicht glauben, daß Sie und Schloſſer die einzigen Deutſchen ſind, die engliſche Verſe gemacht haben!

Was Sie mir von unſerm Moſes ſchreiben, freut mich von Herzen. Ich wünſchte über ſo viel Dinge von ihm belehrt zu ſeyn, über die ich ihm bisher nicht ſchreiben mögen. Vorläufig möchte ich ihm doch nur eine Frage thun. Nehmlich: was Meschowef Netiwohl heißt, und was es für ein Buch iſt, das dieſen Titel führet? Er ſoll die Antwort auf einem Zettel nur meinem Bruder geben.

Was Sie mir ſonſt von der guten Meynung ſchreiben, in welcher ich bei den dortigen Theologen und Freygeiſtern ſtehe, erinnert mich, daß ich gleicher Geſtalt im vorigen Kriege zu Leipzig für einen Erzpreußen, und in Berlin für einen Erzſachſen bin gehalten worden, weil ich keines von beyden war, und keines von beyden ſeyn mußte — wenigſtens um die Minna zu machen. — Das Ding war zu ſeinen Zeiten recht gut. Was geht es mich an, wodurch es jetzt von dem Theater verdrängt wird.

Leben Sie wohl! Der

Ihre,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 25. May 1777.

Mein lieber Bruder,

Da ſind ein Paar Wolfenbüttelſche Damen, die ihre Männer nach Berlin ſchleppen. Die eine davon, Frau von D**, iſt von langen Zeiten her meine ſpecielle Freundin, und ſie will mit aller Gewalt, daß ich ihr einen Brief an Dich mitgeben ſoll. Nun weiß ich wohl, daß ein junger Ehemann andere Dinge zu thun hat, als ſich mit fremden Weibern zu ſchleppen. Sie wird aber auch nicht mehr von Dir verlangen, als Du mit gutem Gewiſſen nebenher beſtreiten kannſt. Sie wird zufrieden ſeyn, wenn Du ſie einmal beſuchſt, und ihr Deine Dienſte anbieteſt. Und das kannſt Du doch wohl thun! Auch Nicolai und Ramler will ſie kennen lernen, und an Nicolai habe ich ihr gleichfalls einen Brief mitgegeben.

Um nun auf die Beantwortung Deines letztern zu kommen, ſo muß ich Dir vor allen Dingen gerade heraus ſagen, daß von dem allen, was man Dir von Theaterreiſen zu Manheim geſagt hat, nicht eine Sylbe wahr iſt. Ich glaube, ich habe Dir ſchon einmal ins Ohr geſagt, daß ich ſehr wünſchte, ich hätte mich neuerdings mit dem Theater unvermengt gelaſſen. Mit einem deutſchen Nationaltheater iſt es lauter Wind, und wenigſtens hat man in Manheim nie einen andern Begriff damit verbunden, als daß ein deutſches Nationaltheater daſelbſt ein Theater ſey, auf welchem lauter geborne Pfälzer agirten. Au das, ohne welches wir gar keine Schauſpieler hätten, iſt gar nicht gedacht worden. Auch die Schauſpieler ſelbſt halten nur das für ein wahres Nationaltheater, das ihnen auf Lebenslang reichlich Unterhalt verſpricht. Stücke, die zu ſpielen ſind, fliegen ihnen ja doch genug ins Maul. Wie wohl iſt mir, daß ich eine ganz andere Komödie habe, die ich mir aufführen laſſe, ſo oft es mir gefällt!

---

[1] Gelehrten Liederforſchern zu gefallen, will ich dieſes deutſche Schlemmerlied, mit Leſſings Ueberſetzung in verſchiedene Sprachen mittheilen, ſo weit ſie noch vorhanden ſind. Das deutſche Original lautet alſo nach Leſſings kritiſcher Verbeſſerung folgendergeſtalt:

Schauteſt du denn nie
Jungfer Lieschens Knie?
Jungfer Lieschens Fingerhut
Iſt zu allen Dingen gut!

Nun folgen die Ueberſetzungen:

1) Griechiſch.

Ουκ ἔβλεψη συ
Παρθενος γονυ;
Παρθενος δακτυλιτρον
Ἐςι προς παντα καλον

2) Lateiniſch.

Non vidisti tu
Virginis genu?
Virginis dactylitrum
Est ad omnia bonum.

3) Engländiſch.

Did you never see
Mistriss Betty's knee?
What you Betty's thimble call
That is very good for all.

Die franzöſiſche und italiäniſche Ueberſetzung ſind, wie man aus dem Briefe ſieht, verloren gegangen, und erwarten einen kritiſchen Reſtaurator, der ſie etwa, wie man es zuweilen mit verlornen Werken der Alten gemacht hat, ex ingenio wieder herſtellen möchte. Nicolai.

Daß die Theologen zu den Fragmenten meines Ungenannten ſo ſchweigen, beſtärkt mich in der guten Meynung, die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Mit der gehörigen Vorſicht kann man ihrentwegen ſchreiben, was man will. Nicht das, was man ihnen nimmt, ſondern das, was man an deſſen Stelle ſetzen will, bringt ſie auf, und das mit Recht. Denn wenn die Welt mit Unwahrheiten ſoll hingehalten werden, ſo ſind die alten, bereits gangbaren eben ſo gut dazu, als neue. —

Iſt ein Magiſter Spittler bei Dir geweſen? Wenn er noch in Berlin iſt, ſo mache ihm meinen Empfehl. Desgleichen Deiner lieben Frau. Und damit lebe wohl!

Gotthold.

An Nicolai.

Wolfenbüttel, d. 20. Septemb. 1777.

Liebſter Freund,

Sie hätten Grund, in Ernſt auf mich ungehalten zu ſeyn. Ich antworte Ihnen nicht eher, als bis Ihnen an meiner Antwort nichts kann gelegen ſeyn. Denn von dem, was Sie von mir in Ihren beyden letzten Briefen verlangt haben, wollten Sie ohne Zweifel ſchon dieſe Michaelismeſſe Gebrauch machen; und ich weiß wohl, wie hoch der Buchhändler ein ſolches *Disappointment* aufnimmt. Doch ich habe nicht mit dem Buchhändler, ſondern mit meinem Freunde Nicolai zu thun, bey dem ich mich, ſo wie andere ſich auf ihre gerechte Sache verlaſſen, auf meine ungerechte verlaſſen kann, an die er ſchon längſt gewöhnt worden, und die er mir ſchon ſo manchmal vergeben hat.

Unterdeſſen habe ich doch nicht deswegen nicht geantwortet, weil ich an die ganze Sache nicht gedacht. Vielmehr hätte ich zuverläſſig ſo viel früher antworten können, wenn ich weniger darauf hätte denken wollen. Sie ſollen es gleich hören.

Das erſte betraf alte Lieder. Wenn ich Ihnen nur alte Lieder hätte ſchicken dürfen, ohne mich darum zu bekümmern, was Sie davon brauchen könnten, oder nicht: ſo hätten Sie mit der erſten rückgehenden Poſt ein Paketchen bekommen ſollen, wofür Ihnen das Porto mehr gekoſtet hätte, als Sie wahrſcheinlich von der ganzen Entreprise des Almanachs einnehmen werden. Aber, da ich Ihnen nur ſo etwas ſchicken wollte, das Sie gleich in die Druckerey hätten ſenden können: ſo merkte ich je länger je mehr, daß ich nicht einmal recht wüßte, was Ihnen am zuträglichſten wäre. — Etwas wirklich gutes? — Das wäre gerade wider Ihre Abſicht. Z. E. ſo etwas, wie das Beſenbinder-Lied, welches ich in meiner Kindheit von einem Beſenbinder ſelbſt gehört habe:

„Wenn ich kein Geld zum Saufen hab,
So geh und ſchneid ich Beſen ab,
Und geh die Gaſſen auf und ab,
Und ſchreye: Kauft mir Beſen ab,
Damit ich Geld zum Saufen hab."

Denn was ſind alle neue Trinklieder gegen dieſes alte? Und wenn es dergleichen unter dem Volke gäbe, ſo müßte uns wahrlich die Aufhebung derſelben eine ſehr angelegene Sache ſeyn. Sie aber wollen über das Angelegene dieſer Sache gerade ſpotten. — Eben fällt mir noch eins von dieſem beſſern Schlage bey:

„Ich bin den Barfüſſer Mönchen gleich
„Sie ſind arm und ich nicht reich;
„Sie trinken kein Fleiſch, ich eſſe keinen Wein
„Wie könnt' ich ihnen denn gleicher ſeyn?
„Aber in einem ſind wir zuwider;
„Wenn ſie aufſtehen, leg ich mich erſt nieder."

Oder ſollte ich Ihnen etwas von der ganz verfehlten Art ſchicken? Lieder, die gelehrte und ſtudierte Reimſchmiede des 14ten und 15ten Jahrhunderts gemacht haben, die in allem Ernſte etwas Gutes machen wollten, und nicht konnten? Dergleichen Lieder, würde man geſagt haben, ſind gerade keine Volkslieder. — — Alſo hätte ich bloß auf ſolche Lieder aufmerkſam ſeyn müſſen, die man mit ihrem rechten Namen Pöbelslieder nennen ſollte? Denn auf Vermengung des Pöbels und Volkes kommt der ganze Spaß doch nur an, z. B.

„Ich ſtieg auf einen Birnenbaum, Birnenbaum,
Rüben wollt ich graben:
So hab' ich all mein Lebenlang
Keine beſſre Pflaumen geſſen ꝛc."

Oder:

„Ich wollt' gern ſingen und weiß nicht wie,
Von meinem Buhlen, der iſt nicht hie, ꝛc."

Oder:

„Ich hab' mein Tag nicht gut gethan,
Hab's auch noch nicht im Sinn:
Und wo ich einmal geweſen bin,
Da darf ich nimmer hin, nimmer hin. —"

Oder:

„Unſer Knecht und unſre Magd
Haben einander genommen.
Hinterm Ofen auf der Bank
Sind ſie zuſammen gekommen. —"

Oder:

„Ein Bräutlein wollt' nit gehn zu Bett,
Nit weiß, ob ſie es hätt' verredt, ꝛc."

Das Schlimmſte war nur bey den Liedern von dieſer Art, daß ich die wenigſten ganz zuſammen finden konnte. Außer das letzte; von welchem ich aber glaube, daß es Eſchenburg ſchon in dem Muſeo hat drucken laſſen. Und hierbey muß ich Ihnen dazu ſagen, daß ich ſchon vor vielen Jahren Hrn. Eſchenburg das Anziehendeſte gegeben habe, was ich von dieſem Schrot und Korn in der Bibliothek gefunden.

Alſo, mein lieber Nicolai, haben Sie mich mit Ihrem Verlangen um manche ſchöne Stunde gebracht, ohne daß ſie Ihnen zu Nutze gekommen. Ich würde Ihnen dieſen Zeitverluſt auch wahrlich ſehr hoch anrechnen, wenn ich nicht dabey eine andere gute Spur hätte verfolgen können, von der ich Ihnen wohl ein andermal ſchreibe. —

Jetzt muß ich nur Ihrer zweyten Anfrage noch gedenken. Ob ich meine antiquariſchen Briefe noch fortſetzen will? — Allerdings. — Aber wenn? — Ja, das weiß Gott! Dieſen Winter kann ich ſchlechterdings nicht. Denn dieſen Winter habe ich noch vollauf an dem fünften bis zwölften Stücke meiner Beyträge zu arbeiten, mit welchen ich dieſes ganze Werk zu ſchließen geſonnen bin. Sie glauben nicht, was für eine ekle, undankbare und zeitverſplitternde Arbeit ich mir damit auf den Hals geladen habe. An Ihrer neuen Ausgabe der Beſchreibung von Berlin, mögen Sie ſo etwas ähnliches gehabt haben. — Das alſo muß ich nun je eher je lieber aus den Händen haben, weil ich mir noch Kräfte zu beſſern Dingen bewußt bin, zu welchen ich allerdings verſchiedene Anmerkungen rechne, die ich auf meiner Reiſe in Italien gemacht zu haben glaube, und durch welche die antiquariſchen Briefe noch erſt ein Buch werden können. Wiſſen Sie, was ich Ihnen folglich rathe? Laſſen Sie fürs erſte beyde Theile dieſer Briefe zuſammen drucken, welches einen mäßigen Band in groß Octav machen würde. Ich will eine kurze Vorrede dazu ſchreiben, in welcher ich mich über die Fortſetzung erkläre, und Sie können verſichert ſeyn, daß dieſe Fortſetzung eine meiner erſten Arbeiten ſeyn ſoll, ſo bald ich von jener frey bin.

Hiermit leben Sie für diesmal wohl, und bleiben Sie mein Freund.

Der Ihrige,
Leſſing.

An Eſchenburg.

Den 3. Januar 1778.

Ich ergreiffe den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Beſonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ſo ungern, dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. — War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch iſt wenig Hoffnung, daß ich ſie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben, wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 5. Jan. 1778.

Mein lieber Bruder,

Betaure mich, daß ich dasmal ſo eine gültige Urſache habe, Dir während der Zeit, da Du ſo viele Güte für meinen Stiefſohn haſt, noch nicht geſchrieben zu haben. Ich habe nun eben die traurigſten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verluſt mir den Reſt meines Lebens ſehr verbittert haben würde. Sie ward entbunden, und machte mich zum Vater eines recht hübſchen Jungen, der geſund und munter war. Er blieb es aber nur vier und zwanzig Stunden, und ward hernach das Opfer der grauſamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder verſprach er ſich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn ſo gewaltſam einlud, und ſchlich ſich von ſelbſt wieder davon? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater geweſen bin. Die Freude war ſo kurz, und die Betrübniß ward von der größten Beſorgniß ſo überſchrieen! Denn die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verſtand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paarmal von ihrem Bette, mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur ſaurer mache. Denn mich kannte ſie noch bey aller Abweſenheit des Geiſtes. Endlich hat ſich die Krankheit auf einmal umgeſchlagen, und ſeit drey Tagen habe ich die zuverläſſige Hoffnung, daß ich ſie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird.

Wie Du mir verzeiheſt, daß ich Dir ſeit vierzehn Tagen nicht geſchrieben; ſo verzeiheſt Du mir auch, daß ich Dir jetzt nicht mehr ſchreibe. Ich denke ungern daran, daß Dir jetzt unſer Stiefſohn mancherley Incommodität verurſacht. Gott laſſe Dich unter ähnlichen Umſtänden eine freudigere Scene erleben!

Gotthold.

An Eſchenburg.

Den 7. Januar 1778.

Ich kann mich kaum erinnern, was für ein tragiſcher Brief das kann geweſen ſeyn, den ich Ihnen ſoll geſchrieben haben. Ich ſchäme mich recht herzlich, wenn er das geringſte von Verzweiflung verräth. Auch iſt nicht Verzweiflung, ſondern vielmehr Leichtſinn mein Fehler, der ſich manchmal nur ein wenig bitter und menſchenfeindlich ausdrückt. — Meine Freunde müſſen mich nun ferner ſchon ſo dulden, wie ich bin.

Die Hoffnung zur Beſſerung meiner Frau iſt ſeit einigen Tagen wieder ſehr gefallen; und eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen.

Ich danke Ihnen für die Abſchrift des Goeziſchen Aufſatzes.[1] Dieſe Materien ſind jetzt wahrlich die einzigen, die mich zerſtreuen können. Schumanns Antwort[2] iſt weit ſchlechter ausgefallen, als ich erwartet hatte. Ich weiß kaum, was ich ihm wieder antworten ſoll, ohne ihn lächerlich zu machen, welches ich nicht möchte.

An Eſchenburg.

Den 10. Januar 1778.

Meine Frau iſt todt; und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſeyn können zu machen; und bin ganz leicht. — Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres, und unſerer übrigen Freunde in Braunſchweig, Beileides verſichert halten darf.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbütel, den 25. Februar 1778.

Lieber Bruder,

Ich wette, Du lauerſt auf einen Brief von mir, und wir lauern auf einen von Dir. Ich hoffe, Du ſollſt das Kiſtchen von Wegelins richtig erhalten haben, und ich betaure nur, daß es ſchon gepackt war, als ich den letzten Brief erhielt, um noch einige Kleinigkeiten beyzulegen, die zu meinen gegenwärtigen theologiſchen Streitigkeiten gehören. Daß meine Duplik nach Deinem Sinne geweſen, iſt mir ſehr lieb. Beſonders freue ich mich, daß Du das haut-comique der Polemik zu goutiren anfängſt, welches mir alle anderen theatraliſchen Arbeiten ſo ſchal und wäßrig macht. Nächſter Tage ſollſt Du auch eine Schrift wider Götzen erhalten, gegen den ich mich ſchlechterdings in die Poſitur geſetzt habe, daß er mir als einem Unchriſten nicht ankommen kann. Doch das ſind alles die Scharmützel der leichten Truppen von meiner Hauptarmee. Die Hauptarmee rückt langſam vor, und das erſte Treffen iſt meine Neue Hypotheſe über die Evangeliſten, als bloß menſchliche Geſchichtſchreiber betrachtet. Etwas Gründlicheres glaube ich in dieſer Art noch nicht geſchrieben zu haben, und ich darf hinzuſetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundre mich oft ſelbſt, wie natürlich ſich alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht ſand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen. Das iſt die nehmliche Schrift, die ich Voſſen zugedacht habe; denn ſie iſt ſo, daß ſie bei dem allen ſich vor der Berliniſchen Cenſur nicht fürchten darf. Er hätte ſie auch ſchon, wenn mir ſeit drei Wochen nur nicht wieder unvermuthete Hinderungen vorgekommen wären. Indeß vertröſte ihn nur weiter nicht; ich will ihn damit überraſchen. — —

---

[1] In der ſo genannten ſchwarzen Zeitung, oder den Ziegraiſchen freiwilligen Beiträgen v. J. 1776, S. 55, that Goeze den erſten, obwohl noch ziemlich glimpflichen und anonymiſchen, Ausfall auf Leſſing. S. eine Parabel, u.ſ.w. Eſchenburg.

[2] Ueber die Evidenz der Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion; Hannov. 1778. 8. — Leſſings Antworten darauf ſind die Schriften Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft; und das Teſtament Johannis, ein Geſpräch. Eſchenburg.

Lebe ſelbzweyter recht wohl! Und Gott gebe, daß ich auch bald hinzuſetzen kann: ſelbdritter!

Gotthold.

An J. A. H. Reimarus.

Wertheſter Freund,

Ihr Stillſchweigen ließ mich befürchten, daß Sie auf mich ungehalten wären. Und wie leicht hätten Sie es werden können, wenn man Ihnen ſolch Zeug in den Kopf zu ſetzen geſucht. Ich will den ſehen, dem ich geſagt habe, daß Ihr ſel. Hr. Vater der Verfaſſer der Fragmente ſey! Ich habe ſo vielerley Vermuthungen über den wahren Verfaſſer anhören, ſo vielerley Ausfragen desfalls aushalten müſſen: daß es zwar wohl ſeyn kann, daß ich unter denen, auf welche man gerathen, auch manchem Ihren Hrn. Vater mit genannt habe; denn allerdings haben nicht wenige auf ihn gerathen, und mancher hat mir eine groſſe Heimlichkeit zu vertrauen geglaubt, wenn er ihn mir als den ungezweifelten Urheber nicht bloß der Fragmente, ſondern eines völlig ausgearbeiteten Buchs nach dem Plane der Fragmente, das ſich ich weiß nicht in weſſen Händen befinde, nennen zu können geglaubt. Aber wer da ſagt, daß ich ihn für meinen Kopf, und nicht aus fremder Vermuthung, dafür ausgegeben habe, der ſagt es wie ein Schurke. Dieſen Trumpf will ich öffentlich darauf ſetzen, wenn Sie es haben wollen, und nicht vielmehr für beſſer halten, die ganze Rede unangefochten lieber mit der Zeit fallen zu laſſen. Die Theologen werden keine Narren ſeyn, ſie zu verbreiten und glaublich zu machen. Hat ſie nicht auch ſchon Wittenberg für eine ſchwarze Verleumdung in ſeinem Poſtreuter erklärt? Wer wird dieſem groſſen Manne zu widerſprechen wagen, und Ihnen, Trotz dieſer Erklärung, unerweisliche Händel machen wollen?

Indeß will ich doch, bei erſter Gelegenheit, ein Wort von der unnöthigen Neugierde nach dem Verfaſſer nicht allein überhaupt ſagen, ſondern mich auch in ſpecie wegen Ihres Herrn Vaters ſo erklären, daß man es gewiß künftig ſoll bleiben laſſen, ſich desfalls auf mich zu beruffen. Dieſe Gelegenheit wird ſich auch ſehr bald finden, indem ich noch ein Fragment, und zwar das letzte, nicht in den Beyträgen, ſondern beſonders, eben itzt drucken laſſe. Ich werde durch Maſchos albernes Geſchwätz dazu gezwungen; von dem ich übrigens kaum glauben kann, daß er Ihren Herrn Vater in Verdacht haben ſollte, indem er von dem vermeintlichen Verfaſſer Dinge wiſſen will, die auf dieſen gar nicht paſſen würden.

Ich habe es mit ihm ſchon vorläufig in beyliegender Schnurre zu thun; deren eigentlicher Gegenſtand aber immer noch Goeze iſt. Und ſo eine Schnurre ſoll Goeze unfehlbar jederzeit haben, ſo oft er in ſeinen fr. Beyträgen eine Sottiſe wider mich oder meinen Ungenannten ſagt. Dazu bin ich feſt entſchloſſen, und ſollte aus dem Antigoeze eine förmliche Wochenſchrift werden, ſo langweilig und unnütze als nur jemals eine in Hamburg geſchrieben und geleſen worden. Meine Axiomata haben Sie doch nun auch geleſen? Gleichwohl will ich ſie nebſt der Duplik, und den beiden fliegenden Blättern, die vorhergegangen, noch mit beylegen, damit Sie wenigſtens alles haben, was in dieſer Katzbalgerey gedruckt worden.

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts iſt von einem guten Freunde, der ſich gerne allerley Hypotheſen und Syſteme macht, um das Vergnügen zu haben, ſie wieder einzureiſſen. Dieſe Hypotheſe nun würde freylich das Ziel gewaltig verrücken, auf welches mein Ungenannter im Anſchlage geweſen. Aber was thuts? Jeder ſage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit ſelbſt ſey Gott empfohlen!

Leben Sie recht wohl, und beehren Sie mich bald wieder mit einem Briefe. Zuſprache von meinen Freunden thut mir jetzt deſto wohler, je nöthiger mir ſie iſt. Sie werden es kaum glauben, daß ich die muthwilligſten Stellen in meinen Schnurren oft in ſehr trüben Augenblicken geſchrieben habe. Jeder zerſtreut ſich ſo gut als er kann.

Meinen Empfehl an die Ihrigen.

Dero
Wolfenbüttel, ergebenſter Fr. u. Diener
den 6. April 1778. Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 23. Julius 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich muß mich nur gleich herſetzen, Dir zu antworten. Allerdings iſt es wahr, daß das hieſige Miniſterium, auf Anſuchen des Conſiſtorii, das neue Fragment und zugleich meine Antigöziſchen Schriften verboten; auch mir zugleich unterſagt hat, ferner etwas aus dem Mſ. der Fragmente drucken zu laſſen ꝛc. Ich habe meine Urſachen, warum ich die Confiſcation des neuen Fragments recht gern geſchehen laſſe. Nur ſollte man meine Schriften nicht zugleich mit confiſciren; und darüber beiße ich mich auch noch gewaltig herum, feſt entſchloſſen, die Sache auf das äußerſte ankommen zu laſſen, und eher meinen Abſchied zu nehmen, als mich dieſer vermeynten Demüthigung zu unterwerfen. Vom Corpore evangelico iſt nichts gekommen, noch viel weniger vom Reichshofrath; ich denke auch nicht, daß ich mich vor beyden ſehr zu fürchten habe. Denn (Du wirſt zwar lachen) ich habe ein ſicheres Mittel, den Reichshofrath zu theilen, und unter ſich ſelbſt uneins zu machen; ſo wie Paulus das Synedrium. Nehmlich, da die mehreſten Glieder deſſelben Katholiken ſind, ſo darf ich meine Sache nur ſo vorſtellen, daß in der Verdammung, welche die Lutheriſchen Geiſtlichen über mich ausſprechen, eigentlich die Verdammung aller Papiſten liegt, welche die Religion eben ſo wenig auf die Schrift, und auf die Schrift allein, wollen gegründet wiſſen, als ich. In dieſer Abſicht habe ich bereits auch einen Bogen geſchrieben, den ich Dir hiermit beilegen will.[1] Du wirſt ſehen, daß ich auch ſonſt darin eine Wendung nehme, die den Herrn Hauptpaſtor wohl capot machen ſoll. Denn Du haſt doch wohl ſein zweytes Stück von Leſſings Schwächen geleſen, und geſehen, was für eine Erklärung er ſchlechterdings von mir verlangt? Dieſe gebe ich ihm hier. Ich habe den Bogen zwar ſchon nach Hamburg geſchickt, um ihn da drucken zu laſſen; wenn Du ihn indeß doch auch in Berlin willſt drucken laſſen, ſo kannſt Du es nur thun. Um die heutige Poſt nicht zu verſäumen, will ich ſchließen. Du ſollſt aber den nächſten Poſttag mehr von mir hören; wenigſtens ſobald ich Dir näher ſchreiben kann, wie meine Sache laufen zu wollen ſcheint. Den Bogen des

---

[1] Es war: Nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Goeze in Hamburg. Wolfenbüttel (aber eigentlich Berlin) 1778.

Karl G. Leſſing.

Herrn Moſes habe ich nicht gleich bey der Hand; aber er ſoll den künftigen Poſttag gewiß auch folgen. Lebe indeß recht wohl.

Gotthold.

Mein lieber Ebert!

Es iſt mir ſehr angenehm von Ihnen zu erfahren, daß ſich die Hamburgiſchen Freunde meiner erinnert haben; ich danke jedem in dem Sinne, wie er mich grüßen läßt.

Den Antigoeze bin ich eben noch im Stande Ihnen complet zu machen. Aber von dem neuen Fragmente habe ich ſelbſt nur noch ein einziges Exemplar. Hätten Sie mich im geringſten vermuthen laſſen, daß Ihnen an dieſen Kleinigkeiten etwas gelegen wäre, — daß Sie auch nur neugierig darnach wären, ſo würde ich mir ein Vergnügen draus gemacht haben, ſie Ihnen jederzeit zu geben. Warum ich ſie aber ungefordert von freyen Stücken niemand gebe, habe ich Ihnen ſchon einmal geſagt.

Die Confiſcation derſelben beluſtiget mich herzlich. An mir ſoll es gewiß nicht liegen, daß die angefangene Thorheit nicht vollendet wird. Mag doch die eigentliche Triebfeder davon ſeyn, wer da will! Ich ſehe nur nicht, warum ich eben die von dem Verdacht ausnehmen ſoll, die Sie mir nennen. Einzeln wird es keiner auf ſich kommen laſſen wollen, und ich weiß vorlängſt, daß ein halb Dutzend vernünftige Männer zuſammen oft nicht mehr als ein altes Weib ſind.

Der

Wolfenbüttel,
den 25. Jul. 1778.

Ihrige
Leſſing.

An Eliſe Reimarus.

Ihre Beſorgniß, meine vortreffliche Freundin, iſt mir ſehr ſchmeichelhaft. Und doch muß ich Sie bitten, ſich ihrer nur ganz zu entſchlagen. Die Sache iſt bey weitem ſo ſchlimm nicht, als Sie fürchten. Freylich hat man das neue Fragment confiſcirt, und will mir das weitere Schreiben in dieſen Dingen unterſagen. Aber über den letzten Punkt beiſſe ich mich noch trefflich herum, und ich hoffe, daß Goeze die Freude nicht erleben ſoll, daß ich meine Batterie wenigſtens verlegen muß. Man hat ſich die Abweſenheit des Erbprinzen, und die Schwachheit des alten Herzoges, der ſelbſt wenig mehr nachſehen und unterſchreiben kann, zu Nutze zu machen gewußt. Allein die Verſicherung, daß beyde an dem ganzen Handel wenig oder gar keinen Antheil nehmen, giebt mir um ſo viel freyer Feld, mich gegen das Miniſterium ſo mauſicht zu machen, als ich nur Luſt habe. Allerdings könnte es wohl dahin kommen, daß ich mich endlich gedrungen ſähe, meinen Abſchied zu fordern, den die Herren, die mir ihn geben würden, ſchon zu ſeiner Zeit verantworten ſollten. Doch was wäre das auch mehr? Goeze und Compagnie ſollten dabey ſo wenig gewinnen, daß alle und jede, welche das Waſſer dieſen Weg ableiten wollen, ihr Unternehmen wohl bedauern ſollten. Denn, im ganzen die Sache zu nehmen, ſtehe ich für meine Perſon ſo ſicher, als ich nur ſtehen kann; und den Spaß hoffe ich noch ſelbſt zu erleben, daß die meiſten Theologen auf meine Seite treten werden, um mit Verluſt eines Fittigs noch eine Weile den Rumpf zu retten. — Kurz; machen Sie ſich, meine beſte Freundin, meinetwegen nicht den geringſten Kummer. Ich will gewiß keinen unüberlegten Schritt thun; wäre es auch nur, um mich nicht von einer Bibliothek zu entfernen, die mir zur Fortſetzung meines Streits unentbehrlich werden möchte. — Die Erinnerung, daß es Ihnen nicht gleichgültig iſt, welche Wendung mein Schickſal nehmen dürfte, wird mich manchen Augenblick, in welchem der Verdruß, mit ſo armſeligen Schurken angebunden zu haben, die Oberhand zu gewinnen drohet, wieder beruhigen und aufheitern. Leben Sie recht wohl!

Dero

Wolfenbüttel den 2ten Aug.
78.

ergebenſter Freund
Leſſing.

An Eliſe Reimarus.

Wolfenbüttel den 9 Aug. 78.

Ich bin mir hier ganz allein überlaſſen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten beſtürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszuſetzen, der mir unerträglich iſt. Wie oft möchte ich es verwünſchen, daß ich auch einmal ſo glücklich ſeyn wollen, als andere Menſchen! Wie oft wünſche ich, mit eins in meinem alten iſolirten Zuſtand zurückzutreten, nichts zu ſeyn, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit ſich bringt! — Sehen Sie, meine gute Freundin, ſo iſt meine wahre Lage. Haben Sie alſo bey ſo bewandten Umſtänden auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, blos um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zuſtande auszudauern, der mir längſt zur Laſt geworden? — Ach, wenn er wüßte, dieſer elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Poſſen hier aushalte! — Doch ich bin zu ſtolz, mich unglücklich zu denken, — knirſche eins mit den Zähnen, — und laſſe den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht ſelbſt umſtürzen will! —

Es freuet mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens ſo gut verſtehen. Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er ſich gewiß nicht verſieht. Denn da er ſich nun einmal verredet hat, und wiſſen will, nicht was ich von der chriſtlichen Religion glaube, ſondern was ich unter der chriſtlichen Religion verſtehe: ſo habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Chriſten muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwehr ſchützen. So trennte Paulus das Synedrium; und ich, ich darf nur zu verhindern ſuchen, was ohnedem nicht geſchehen wird; nehmlich nur zu verhindern ſuchen, daß die Pabiſten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Pabiſten werden.

Ich danke Ihnen für die gütigen Wünſche zu Fortſetzung meiner Streitigkeit. Aber ich brauche ſie kaum; denn dieſe Streitigkeit iſt nun ſchon mein Steckenpferd geworden, das mich nie ſo herabwerfen kann, daß ich den Hals nothwendig brechen müßte. Den Stall wird man meinem Steckenpferde gewiß hier auch nicht verſagen, wenn ich ihn nicht ſelbſt aufkündige.

Leben Sie recht wohl, meine wertheſte Freundin! und ſobald ſich der Hoheprieſter nur mit einer Sylbe gegen meine nöthige Antwort regt: ſo haben Sie doch ja die Güte mir es zu ſchicken.

Dero

ganz ergebenſter
L.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 11. Aug. 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich habe den Bogen erhalten, und danke Dir und unſerm Voß für die prompte Beſorgung. Es wird au-

Götzen ankommen, ob meine künftigen Antworten klein oder groß werden. Materie hätte ich zu Folianten; und auch bogenweiſe laſſen ſich Folianten zuſammen ſchreiben.

Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt ſeyn. Du weißt wohl, daß man das nicht beſſer iſt, als wenn man Geld hat, ſo viel man braucht: und da habe ich dieſe vergangene Nacht einen närriſchen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moſes es für gut finden, ſo will ich das Ding auf Subſcription drucken laſſen, und Du kannſt nachſtehende Ankündigung nur je eher je lieber ein Paar hundertmal auf einem Octavblatte abdrucken laſſen, und ausſtreuen, ſo viel und ſo weit Du es für nöthig hältſt. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines anzukündigenden Stücks allzufrüh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moſes, ihn wiſſen wollt, ſo ſchlagt das Decamerone des Bocaccio auf: Giornata I. Nov. III. Melchisedech Giudeo. Ich glaube, eine ſehr intereſſante Epiſode dazu erfunden zu haben, daß ſich alles ſehr gut ſoll leſen laſſen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Poſſen damit ſpielen will, als noch mit zehn Fragmenten. Antworte mir, wenn Du kannſt, unverzüglich.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 20. Oct. 1778.

Lieber Bruder,

Vor allen Dingen laß mich Deinen Erſtgebornen mit meinem beſten Segen hienieden bewillkommen! Er werde beſſer und glücklicher, als alle ſeines Namens! — Die Mutter iſt doch geſund? Verſichere Sie meines innigſten Antheils an ihrer Freude. —

Und nun, warum ich Dir ſo lange nicht geſchrieben habe? Ich reiſte vor ſechs Wochen in Angelegenheiten meiner Stiefkinder nach Hamburg; feſt entſchloſſen, nicht länger als acht oder zehn Tage da zu bleiben. Aber ich hatte meine Stieftochter mitgenommen, und die ward gefährlich krank. Das hielt mich bis in die ſechſte Woche auf, und nur erſt ehegeſtern bin ich wieder gekommen.

Was ich die Zeit über in Hamburg gemacht habe? — Beyliegenden Bogen, als die Antwort auf das dritte Stück meiner Schwächen, die ziemlich ſtark zu werden anfangen. Will ihn Herr Voß gleichfalls drucken laſſen, ſo kann er es immerhin thun. Du haſt mich mißtrauiſch gegen T** gemacht: ſonſt hätte ich ihn gleich nach Berlin geſchickt. Und wahrlich thäte T** eben nicht unrecht, wenn er dieſen Bogen nicht wollte paſſiren laſſen. Es ſind Aeußerungen — — — darin, die ihm wohl nicht ſchmecken dürften.

Du ſiehſt alſo, daß ich in meiner Streitigkeit fortfahre; ungeachtet mir das Miniſterium allhier verboten, auch nicht einmal auswärts etwas drucken zu laſſen, was ich nicht zuvor zur Cenſur ihm eingeſandt. Das wäre mir eben recht! Ich thue das nicht, mag auch daraus entſtehen, was da will.

Jetzt iſt man hier auf meinen Nathan geſpannt, und beſorgt ſich davon, ich weiß nicht was. Aber, lieber Bruder, ſelbſt Du haſt Dir eine ganz unrechte Idee davon gemacht. Es wird nichts weniger, als ein ſatiriſches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlaſſen. Es wird ein ſo rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe, und Herr Moſes hat ganz recht geurtheilt, daß ſich Spott und Lachen zu dem Tone nicht ſchicken würde, den ich in meinem letzten Blatte angeſtimmt (und den Du auch in dieſer Folge beobachtet finden wirſt), falls ich nicht etwa die ganze Streitigkeit aufgeben wollte. Aber dazu habe ich noch ganz und gar keine Luſt, und er ſoll ſchon ſehen, daß ich meiner eigenen Sache durch dieſen dramatiſchen Abſprung im geringſten nicht ſchade.

Haſt Du ſchon die Epiſtel eines Layen geleſen, in welcher Moſes für den Verfaſſer des Zweckes Jeſu und ſeiner Jünger ausgegeben wird? Ich wollte, daß das Ding nicht ſo gar elend wäre, damit er ſich dagegen vertheidigen könnte. Vielleicht wird die Beſchuldigung allgemeiner, und ich werde herzlich lachen, wenn er endlich gezwungen iſt, ſeinen ehrlichen Namen zu retten.

Daß Theophilus eine beſſere Verſorgung bekommen, freuet mich von Herzen. Ich habe ſeit langer Zeit weder an ihn, noch an die Schweſter geſchrieben. Denn es iſt mir unmöglich geweſen, es ſo zu thun, wie ich gern gewollt hätte. Da ich meine Stiefkinder noch bei mir habe, und eine ſo weitläuftige und koſtbare Wirthſchaft führen muß, ſo bin ich ſelbſt oft in größern Verlegenheiten, als ſie gewiß nicht ſeyn können. Dazu habe ich itzt keinen Menſchen mehr hier, dem ich mich vertrauen, oder auf deſſen Beyſtand ich mich allenfalls verlaſſen könnte.

Meine Ankündigung des Nathan habe ich nirgends hingeſchickt, als nach Hamburg. Sonſt überall, wenn Du willſt, kannſt Du Dein Netz für mich aufſtellen. Ich beſorge ſchon, daß auch auf dieſem Wege, auf welchem ſo Viele etwas gemacht haben, ich nichts machen werde; wenn meine Freunde für mich nicht thätiger ſind, als ich ſelbſt. Aber wenn ſie es auch ſind, ſo iſt vielleicht das Pferd verhungert, ehe der Hafer reif geworden.

Meinen Ernſt und Falk wollte ich Dir gern beylegen, wenn ich nicht glauben dürfte, daß Du ihn ſchon geleſen, und ein Exemplar von ihm das Porto nach Berlin werth wäre. Indeß, was ſagſt Du dazu? Und was hörſt Du Andere davon ſagen?

Schreibe mir bald wieder und lebe recht wohl.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 7. November 1778.

Mein lieber Bruder,

Dein letzter brüderlicher Brief hätte wohl eine promptere Antwort verdient. Allerdings. Aber denke nur nicht, daß ich nicht prompt geantwortet, weil ich nicht prompt antworten können, indem ich mit mir ſelbſt noch nicht einig geweſen, ſelbſt noch nicht gewußt, wie es mit Dingen werden ſolle, mit denen ich vielleicht weiter nichts geſucht, als den Leuten das Maul aufzuſperren. Denn ſo dächteſt Du nun ganz gewiß ſehr falſch.

Mein Nathan, wie mir Profeſſor Schmid und Eſchenburg bezeugen können, iſt ein Stück, welches ich ſchon vor drei Jahren, gleich nach meiner Zurückkunft von der Reiſe, vollends aufs Reine bringen und drucken laſſen wollen. Ich habe es jetzt nur wieder vorgeſucht, weil mir auf einmal beyfiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer andern Seite damit in die Flanke fallen könne. Mit dieſen Veränderungen bin ich nun zu Rande, und mein Stück iſt ſo vollkommen fertig, als nur immer eins von meinen Stücken fertig geweſen, wenn ich ſie drucken zu laſſen anfing. Gleichwohl will ich noch bis Weyhnachten daran flicken, poliren, und erſt zu Weyhnachten anfangen, alles aufs Reine zu ſchreiben, und à mesure abdrucken zu laſſen, daß ich unfehlbar auf der Oſtermeſſe damit erſcheinen kann. Früher habe ich damit nie erſcheinen wollen; denn Du erinnerſt Dich doch wohl, daß ich in meiner Ankündigung zu Weyhnachten vorher die Zahl der Subſcribenten zu wiſſen verlangt habe.

Und alſo wäre der Eine Punkt, über den Herr Voß gewiß ſeyn möchte, ohne alle Schwierigkeit. Oſtern 1779 iſt mein Stück gedruckt, und wenn auch nicht zwanzig Perſonen darauf ſubſcribirt hätten; — und wenn ich es für mein eigenes Geld müßte drucken laſſen.

Auch könnte ich über den zweyten Punkt ihn völlig beruhigen. Mein Stück hat mit unſern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun; und ich will ihm den Weg nicht ſelbſt verbauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erſt nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freylich innerlich darauf ſchimpfen; doch dawider ſich öffentlich zu erklären, werden ſie wohl bleiben laſſen.

Aber nun ſage mir, was will eigentlich Herr Voß? Durch welches neue Avertiſſement glaubt er mir den beſagten Vortheil ſchaffen zu können? Dieſer Vortheil würde mir allerdings ſehr willkommen ſeyn; denn ich bin nie ein Feind vom Gelde geweſen, und jetzt bin ich es am allerwenigſten. Den Beſitz meines Stücks nach der Subſcription habe ich ihm, von Anfang an, zugedacht.

Nur mit dem Pränumeriren möchte ich gern nichts zu thun haben. Denn wenn ich nun plötzlich ſtürbe? So bliebe ich vielleicht tauſend Leuten einem jeden einen Gulden ſchuldig, deren jeder für zehn Thaler auf mich ſchimpfen würde. Und wozu auch? Geld bis zu Oſtern brauche ich freylich, und die Sorge es anzuſchaffen, wird mich oft in einer Arbeit unterbrechen, in der man gar nicht unterbrochen ſeyn müßte.

Aber wenn Du wirklich meynſt, daß Dein andrer Vorſchlag thunlich ſey, und ſich wohl noch ein Freund fände, der mir das Benöthigte zu den gewöhnlichen Zinſen vorſchöſſe, ſo würde ich dieſen tauſendmal annehmlicher finden. Ich brauchte aber wenigſtens 300 Thaler, um mit aller Gemächlichkeit einer Arbeit nachzuhängen, in welcher auch die kleinſten Spuren der Zerſtreuung ſo merklich werden. Ich will gern alle Sicherheit geben, die ich jetzt zu geben im Stande bin: meinen Wechſel; und wenn ich plötzlich ſtürbe, würde doch wohl auch noch ſo viel übrig ſeyn, daß dieſer Wechſel bezahlt werden könnte.

Ich werde gehindert, Dir auch auf das Uebrige Deines Briefes zu antworten.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 1. Dec. 1778.

Mein liebſter Bruder,

In Erwartung Deines letzt Verſprochenen, wenigſtens in Erwartung, ſo bald als möglich zu erfahren, ob und wenn ich gewiß darauf rechnen könne, ſchicke ich Dir hier den Anfang meines Stücks; aus Abſicht, die ich in meinem letzten an Herrn Voß gemeldet habe. Laß einen Bogen auf Papier, wie meine dramatiſche Schriften, doch ſo bald als möglich abſetzen; damit ich ungefähr wiſſen kann, was ſo ein Bogen faßt, und ich meinen Pegaſus ein wenig anhalten kann, wenn er freyes Feld ſieht. Das Stück braucht eben nicht ſechzehn Bogen zu werden, weil ich eine ziemlich ſtarke Vorrede dazu in petto habe. Wenn es aber auch über ſechzehn Bogen wird; ſo habe ich mich in dem Avertiſſement wegen des Subſcriptionspreiſes bereits erklärt.

Wenn ich Dir noch nicht geſchrieben habe, daß das Stück in Verſen iſt; ſo wirſt Du Dich vermuthlich wundern, es ſo zu finden. Laß Dir aber nur wenigſtens nicht bange ſeyn, daß ich darum ſpäter fertig werden würde. Meine Proſe hat mir von jeher mehr Zeit gekoſtet, als Verſe. Ja, wirſt Du ſagen, als ſolche Verſe! — Mit Erlaubniß; ich dächte, ſie wären viel ſchlechter, wenn ſie viel beſſer wären. Es ſoll mich verlangen, was Herr Ramler dazu ſagen wird. Ihm und Hrn. Moſes kannſt Du ſie wohl weiſen, deſſen Urtheil vom Tone des Ganzen ich wohl auch zu wiſſen begierig wäre. Es verſteht ſich, wenn der Bogen abgeſetzt iſt, daß ich das Manuſcript wieder zurückhaben muß.

Gotthold.

An Eliſe Reimarus.

Wolfenbüttel den 16. Decbr. 78.

Was Sie mir ſo gut und freundſchaftlich vorwerfen, habe ich mir ſchon manchmal ſehr bitter vorgeworfen. Aber es ſey nun, daß die eigene Bitterkeit gegen ſich ſelbſt eben ſo bitter nicht iſt; oder mir in der Welt nicht leicht etwas bitter genug ſeyn kann: genug es blieb von einem Tage zum andern bei dem Vorſatze, dieſen Vorwurf nicht länger auf mir ſitzen zu laſſen. Und wer weiß, wie lange es noch dabei geblieben wäre, wenn Sie mich nicht angeſtoſſen hätten. Eben wollte ich völlig einſchlafen. — Doch das iſt nicht wahr. Meine Schlafſucht hat ſich ganz verloren; und wenn Sie ſie nicht etwa mit der Zeit in meinem Nathan wiederfinden: ſo habe ich von Glück zu ſagen. —

Wie es mir ſonſt geht, – wenn ich nur geſund bin — daran iſt nicht viel gelegen. Ein bischen Verdruß habe ich ſogar mit unter gern; und der liebe Gott weiß wohl, was ich gern habe, und mir geſund iſt. —

Die Zahl 72 iſt eine merkwürdige Zahl. Denn es iſt die eigentliche Zahl, wenn ich mich nicht irre, der rotunde ſogenannten 70 Jünger, 70 Dolmetſcher, 70 Beiſitzer im hohen Rath. Auſſer dieſen Siebzigen, wie viel zählen wir denn Apoſtel?

Bei Campen fällt mir ein, daß ich einmal ein Journal ſchreiben wollen, unter dem Titel: *das Beſte aus ſchlechten Büchern*. Wenn ich allenfalls dieſes Projekt wieder vorſuche, und er ſeinen Auszug ſonſt nicht gedruckt bekommen kann: ſo will ich mir ihn zum erſten oder letzten Stücke beſagten Journals ausbitten. Niemanden verwehrt, nochmals einen Auszug aus dem Auszuge dieſes Auszuges zu machen!

Goeze, hat man mir geſchrieben, wäre krank, und müßte alle Tage zwei Stunden reiten, welches grade die zwei Stunden wären, die er ſonſt zu meiner Widerlegung beſtimmt gehabt hätte. Wenn das iſt, ſo will ich noch heut anfangen, um ſeine Geneſung herzlich zu beten.

Endlich laſſen ſich die groſſen Weſpen doch auch aus dem Loche ſchrecken. Die Göttingſche ſumſet nicht ſo arg, als ſie zu ſtechen drohet, wir werdens ja ſehen. Ich muß nur machen, daß ich mit meinem Nathan fertig werde. Um geſchwind fertig zu werden, mache ich ihn in Verſen. Freilich nicht in gereimten: denn das wäre gar zu ungereimt.

Sie wiſſen doch, daß ich Ihren Cato habe? Von dem umſtändlich, ſo bald ich den Engliſchen wieder geleſen habe. Aber das kann ich wohl ſo bald nicht, wenn ich vors erſte mit meinen Verſen zufrieden bleiben ſoll.

Grüßen Sie die Brüder und Schweſtern: und leben Sie recht wohl. L.

Wolfenbüttel, den 18. Decemb. 1778.

Allerdings, mein lieber Ramler, bin ich Ihnen eine Entſchuldigung ſchuldig, warum ich in dem erſten verſificirten Stücke, das ich mache, nicht unſer verabredetes

Metrum gebraucht habe. Die reine lautre Wahrheit iſt, daß es mir nicht geläufig genug war. Ich habe Ihren Cephalus wohl zehnmal geleſen; und doch wollten mir die Anapäſten niemals von ſelbſt kommen. Sie in den fertigen Vers hineinflicken, das wollt' ich auch nicht. — Aber nur Geduld! Das iſt bloß ein Verſuch, mit dem ich eilen muß, und den ich ſo ziemlich, in Anſehung des Wohlklanges von der Hand wegſchlagen zu können glaube. Denn ich habe wirklich die Verſe nicht des Wohlklanges wegen gewählt: ſondern weil ich glaubte, daß der orientaliſche Ton, den ich doch hier und da angeben müſſen, in der Proſe zu ſehr auffallen dürfte. Auch erlaube, meinte ich, der Vers immer einen Abſprung eher, wie ich ihn itzt zu meiner anderweitigen Abſicht, bei aller Gelegenheit ergreifen muß. Mir gnüget, daß Sie nur ſo mit der Verſifikation nicht ganz und gar unzufrieden ſind. Ein andermal will ich Ihrem Muſter beſſer nachfolgen. Doch muß ich Ihnen vorausſagen, daß ich ſechsfüßige Zeilen nie wählen werde. Wenn es auch nur der armſeligen Urſache wegen wäre, daß ſich im Drucken auf ordinärem Octav die Zeilen ſo garſtig brechen. — Ihre grammatikaliſchen Zettel ſollen Ihnen unverloren ſeyn: ich will ſie fürs erſte nur noch bei mir behalten, um den Inhalt deſto gewiſſer zu befolgen. — Nur Fäden möchte ich doch lieber, als Faden; weil Faden ſehr leicht für den Singularis genommen werden könnte, wenn der Artikel den nicht recht deutlich von dem unterſchieden würde. — Ihre Lesart im 201. Verſe: Wem ſchmeichelt Ihr ꝛc. iſt eine wahre Verbeſſerung, die ich mit vielem Dank annehme. — Ich ſende mit heutiger Poſt wieder einen ziemlichen Flatſchen an meinen Bruder. Wenn Sie auch den leſen: ſo thun Sie mir einen Gefallen; und ich will ausdrücklich, daß Sie ihn länger als eine Stunde behalten können, um alle Ihre Anmerkungen zu haben. — Für den zweyten Theil der Blumenleſe recht vielen Dank! Daß ich Ihre Verbeſſerungen meiner Dingerchen blindlings unterſchreibe, das wiſſen Sie ſchon, und ich habe mich weidlich vor einigen Wochen über das dumme Altonaer Poſtpferd geärgert, welches noch immer den Hagedorniſchen Lesarten die Stange halten will. — Leben Sie recht wohl! Wir ſchreiben uns vor dem Geburtstage ja wohl noch einmal: und wenn ich mit dem Nathan ſodann fertig bin — wer weiß?

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 19. Dec. 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich habe auf Deinen letzten Brief ſofort an M. W** geſchrieben; und Gott gebe, daß es nicht bloßer guter Wille mag geweſen ſeyn! Sollte er aller der poſitiven Aeußerungen ungeachtet dennoch verhindert werden, Wort zu halten: ſo bin ich ganz unglaublich übel daran. Denn ich habe andere Anſtalten zu machen, gänzlich verſäumt.

Du erhältſt hierbei die Fortſetzung meines Stücks bis zu Seite 74. Wenn Ramler in dieſem neuen Flatſchen auch nur wieder eine ſechsfüßige Zeile entdeckt, ſo iſt es mir ſchon lieb. Du mußt doch auch ſehen, daß ich wirklich mit allem Ernſte fortarbeite.

Bei dieſer Gelegenheit will ich Dir doch aber auch ſagen, daß Du alle Deine Auslagen, die Dir der Nathan ſchon gemacht hat, und vermuthlich noch machen wird, ja wohl aufſchreiben, und mir zu ſeiner Zeit wieder abfordern mußt.

Nun bin ich begierig auf den Probebogen, und zu hören, was Du wegen des Druckes für das dienlichſte achteſt. Ich will doch nicht hoffen, daß mir der Cenſor in Berlin wird Händel machen? Denn er dürfte leicht in der Folge mehr ſehr auffallende Zeilen finden, wenn er aus der Acht läßt, aus welchem Munde ſie kommen, und die Perſonen für den Verfaſſer nimmt. — Lebe recht wohl!

Gotthold.

Meine liebe Schweſter,

Gott weiß es, daß ich Dich nicht vergeſſen, ſondern allezeit mit Wehmuth ſehr oft an Dich gedacht habe. Aber wenn Du wüßteſt, in welchen Sorgen ich ſeit dem Tode meiner Frau gelebt habe, und wie kümmerlich ich habe leben müſſen, ſo würdeſt Du gewiß mehr Mitleiden mit mir haben, als mir Vorwürfe machen. Meine Frau iſt nun eben ein Jahr tot, und ich weiß nicht einmal ob ich an Theophilus ihren Tod gemeldet. Wenn nicht: ſo mag er mir es verzeihen, daß ich einer ſo unangenehmen Pflicht gegen ihn nicht eingedenk geweſen bin. Er wird böſe auf mich ſeyn: ich will ihn aber nächſtens wieder gut zu machen ſuchen. Ich freue mich herzlich, daß er an eine beſſere Stelle gekommen. Du gehſt doch wieder zu ihm? — Nimm indeß mit beigehenden 5 Louisd'or vorlieb. Ich hoffe Dir ehſtens mehr zu ſchicken. Lebe recht wohl.

Dein treuer Bruder
Wolfenbüttel den 28. Decbr. 1778. Gotthold.

Mein lieber Herder,

Sie ſind ſehr gütig, daß Sie nach zwei Briefen, die ich nicht ſo beantworten konnte, als ich gern wollte, und alſo lieber gar nicht beantwortete, mich noch des dritten würdigen. Sie glauben nicht, wie angenehm er mir geweſen, und wie dankbar ich gern dafür ſeyn möchte. Denn er antwortet mir ungefragt auf mancherlei Dinge, wobei immer einer von meinen erſten Gedanken geweſen iſt: was wird Herder dazu ſagen?

Nathan kann nicht eher als in der Oſtermeſſe erſcheinen, und Sie ſollen von Leipzig aus die verlangten Exemplare erhalten. Ich will hoffen, daß Sie weder den Propheten Nathan, noch eine Satire auf Goezen erwarten. Es iſt ein Nathan, der beim Boccaz (Giornata 1. Novella 3.) Melchiſedek heißt, und dem ich dieſen Namen nur immer hätte laſſen können, da er doch wohl, wie Melchiſedek, ohne Spur vor ſich und nach ſich, wieder aus der Welt gehen wird. Introite, et hic Dii sunt! kann ich indeß ſicher meinen Leſern zurufen, die dieſer Fingerzeig noch unmuthiger machen wollte.

Wo auch nur die Hoffnung herkommen könnte, die Fragmente ganz an das Licht zu bringen, weiß ich nicht. Nicht zwar, daß man mich abgeſchreckt hätte, der Wahrheit dieſen Dienſt zu thun; ſie mag ſich nun endlich finden laſſen, auf welcher Seite ſie will. Sondern weil ich wirklich das ganze Manuſcript nicht in Händen, und es nur bei Leuten geleſen habe, die entweder viel zu eiferſüchtig, oder viel zu furchtſam damit ſind, als daß ſie mir es anvertrauen möchten; ſo viel und heilig ich auch die vom letztern Schlage verſichert habe, daß ich alle Gefahr auf mich allein nehmen wolle.

Was Ihnen Weygand geſchrieben, hat er nicht recht von mir eingenommen. Nicht deutſche Volkslieder ſondern deutſche Volksgedichte habe ich herausgeben wollen. Von Liedern habe ich bei unſern Alten wenig oder nichts gefunden, was der Erhaltung werth wäre: ich habe mich vielmehr gewundert, woher Sie noch ſo viel aufgetrieben. Dem poetiſchen Genie unſrer Vorfahren Ehre zu machen, müßte man auch wohl mehr das erzählende und dogmatiſche, als das lyriſche Fach wählen. In dem Fache, welches aus jenen beiden zuſammengeſetzt iſt, getraute ich mir z. E. eine Sammlung Fabeln und Erzählungen zu liefern, wie ſie kein Volk aus ſo frühen Zeiten in Europa beſſer haben müßte. Und gleichwohl waren es weder Erzählungen noch Fabeln, was ich unter dem Namen deutſcher Volksgedichte bekannt machen wollte. Sondern es waren Theils Priameln, Theils Bilderreime. — Priameln, wovon itzt noch kaum der Name mehr bekannt iſt, waren im 13ten und 14ten Jahrhunderte eine Art von kurzen Gedichten, die ich gern das urſprünglich deutſche Epigramm nennen möchte; alle moraliſchen Inhalts, obgleich nicht alle von dem züchtigſten Ausdrucke. Die Bibliothek beſitzt davon anſehnliche Sammlungen, von mehr als einer Hand geſchrieben. Damit Sie ſich einen Begriff davon machen können, will ich einige von denen, die ich abgeſchrieben habe, beilegen. Schreiben Sie mir aufrichtig, ob mich das Alterthum nicht verleitet, mehr daraus zu machen, als ſie verdienen. — Unter Bilderreimen verſteh ich die Gedichte, welche ſich um das Ende des 16ten Jahrhunderts, bis gegen die Mitte des folgenden, ſo häufig auf einzeln fliegenden Kupferſtichen oder Holzſchnitten, ſatyriſch-moraliſchen und ſatyriſch-politiſchen Inhalts, befinden, deren ich eine ziemliche Menge geſammelt habe, und die zum Theile, ſelbſt von der Seite der Kunſt, nichts weniger als zu verachten ſind. Aus dieſen zwei Quellen alſo, wollte ich meine Volksgedichte ſchöpfen, von welchen ich zweifle, ob ſich irgend etwas davon zu Ihrem Plane ſchicken möchte.

Mit dem Renner iſt mir nur kürzlich ein beſondres glückliches Unglück begegnet. Ich hatte aus drei Manuſcripten, welche unſre Bibliothek beſitzt, (die Ihnen bekannte Gudenſche Abſchrift iſt nicht darunter; dieſe war ſchon vorher veräußert worden, ehe Leibnitz die übrigen Gudenſchen Handſchriften kaufen ließ) einen Renner zuſammengeſchrieben, wie ich glaubte, daß er wohl könne geweſen ſeyn; und wollte ihn eben bei Weygand drucken laſſen, als mir unvermuthet ein viertes Manuſcript in Hamburg zu Händen kömmt, welches ſo gut und ſo alt iſt, daß ich alles aufs neue durchgehen muß. Wenn ich aber dazu Zeit finden werde, da ich hier keinen Menſchen habe, der mich deſſen, was bei ſolcher Arbeit bloße Drudgery iſt, überheben könnte, weiß Gott.

Daß aus Bertuchs Hans Sachſen nichts wird, habe ich ungern geleſen. Ich wollte eben an ihn ſchreiben, und ihn bitten, wenn er doch ſo viele Alphabete Reime drucken ließ, noch einige Bogen Proſa von dem nämlichen Verfaſſer beidrucken zu laſſen; wäre es auch nur um zu ſehen, wie Hans Sachſens Proſa geweſen. Denn daß Hans Sachſens proſaiſche Aufſätze auch ein ganz ſonderbares Monument in der Reformationsgeſchichte ſind, wird mir freilich keiner auf mein Wort glauben, der ſie nicht geleſen hat.

Wielands Plaiſanterie über den Bunkel iſt ſo gerecht als luſtig, und Nikolai mag ſie auch wohl gegen ihn verſchuldet haben. Wenn er nur nicht damit eine ganze Sproſſe aus der Leiter ausbräche, die ein gewiſſes Publicum nothwendig mit beſteigen muß, wenn es weiter kommen ſoll. Sie verſtehen mich. Wenn zu Verbreitung ſolcher Ideen, die doch auch ihren Werth haben, nun nichts beſſer wäre, als ſo ein ruppichter Roman?

Leben Sie recht wohl. Sie ſehen, ich mache noch weniger Umſtände, wenn ich an einen Mann ſchreibe, den ich ſo von Grund des Herzens hochſchätze.

Wolfenbüttel
den 10. Jenner 79.

G. E. Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 15. Januar 1779.

Mein lieber Bruder,

Du bekommſt hierbei nicht allein abermals einen neuen Klatſchen des Manuſcripts (von Seite 75 — 116), den ich Dich Ramlern zu communiciren bitte; ſondern auch den erſten Klatſchen wieder, der nun völlig ſo iſt, wie er kann gedruckt werden. Ich habe, mit den Malern zu reden, die letzten Lichterchen aufgeſetzt; das iſt, die eigentlichen Vorbereitungen eingeſchaltet, die ſich ganz vom Anfange nicht abſehen laſſen. Fangt alſo nur an zu drucken, ſobald ihr wollt. Ich habe einen zu großen Vorſprung, als daß mich die Setzer einholen ſollten. Ich wähle aber die letztere kleinere Probeſchrift, um dem Brechen der Zeilen ſchlechterdings vorzubeugen; nur muß die Columne um eine oder zwei Zeilen länger und höher ſeyn; denn mit 19 Zeilen iſt ſie wirklich gegen die Breite zu kurz. Es thut mir zwar leid, daß ich ſonach wenigſtens 24 Bogen anſtatt 16 Bogen geben muß; doch ich denke, wer von meinen Subſcribenten einen Gulden daran hat wagen wollen, der wagt auch wohl einen Thaler daran, und ſo komme ich wieder dem Rabatt nach, den ich den Buchhändlern abgebe. Aber nun möchte ich auch gern wiſſen, wie viel Du und Voß eigentlich Subſcribenten habt? Ich für mein Theil muß wenigſtens 1000 Exemplare haben: denn ſo viel haben ſich bei mir unmittelbar gemeldet; und ich will hoffen, daß Du hierauf ſchon gerechnet haſt, wenn Du mir ſchreibſt, daß eine ſtarke Auflage gedruckt werden müſſe.

Was bei dem Abdrucke zu beobachten iſt, habe ich für den Setzer auf ein einzelnes Blatt geſchrieben. Beſonders muß der Unterſchied an Strichen — und Punkten .... ja wohl beobachtet werden. Denn dieſes iſt ein weſentliches Stück meiner neuen Interpunktion für die Schauſpieler; über welche ich mich in der Vorrede erklären wollte, wozu ich aber nun wohl ſchwerlich Platz haben dürfte. Auch ſollte, nach meinem erſten Anſchlage, noch ein Nachſpiel dazu kommen, genannt der Derwiſch, welches auf eine neue Art den Faden einer Epiſode des Stücks ſelbſt wieder aufnähme, und zu Ende brächte. Aber auch das muß wegbleiben, und Du ſiehſt wohl, daß ich ſonach bei einer zweiten Auflage mein Stück noch um die Hälfte ſtärker machen kann. Doch ich weiß noch nicht, wie die erſte Auflage aufgenommen wird, und denke ſchon an die zweite! Sobald ich den zweiten Klatſchen Manuſcript zurück habe, will ich ihn gleichfalls in wenig Tagen abſolviren und wieder zurückſenden.

Gotthold.

Wolfenbüttel, den 1. Februar 1779.

Mein lieber Ramler,

Ich muß mich ſchämen, daß ich Ihre Anfragen wegen des Wernike zurückſchicke. Ich wollte Ihnen gern recht viel antworten, und habe es am Nachſchlagen nicht fehlen laſſen. Die Bibliothek hat von ihm gar nichts. Aber den Artikel von ihm in Molleri Cimbria litterata, will ich ausſchreiben, ſobald das Buch zurückkommt, wornach ich ſchon geſchrieben habe.

Mein Bruder hat ſchon längſt wieder neues Manuſkript. Hat er es Ihnen noch nicht gegeben? Es thut mir leid, daß ich Sie um ſo viel Zeit bringe; aber Sie werden finden, daß ich faſt alles von Ihnen genutzt habe; einige Kleinigkeiten ausgenommen, über die wir uns mündlich leicht verſtehen würden. — Ich ſende auch heute wieder dem Bruder Manuſcript, und mit dem, hoffentlich, ſollen Sie nun wohl auch den Gang des Stücks ungefähr abſehen. — Mich verlangt, wie Sie mit der

Erzählung zufrieden ſeyn werden, die mir wirklich am ſauerſten geworden iſt.

Leben Sie recht wohl. Der Ihrige,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 16. März 1779.

Mein lieber Bruder,

Hier wieder friſches Manuſcript von 172 — 202, wobei ſich bereits die erſten Bogen des fünften Aufzuges befinden. Und nun wirſt Du mir doch glauben, daß ich zu Ende dieſes Monats gewiß fertig bin? — Aber wie es um den Druck ſteht, das mag Gott wiſſen! Es ſind nun ſchon wieder vierzehn Tage ſeit Deinem Letztern verfloſſen, und ich ſehe und höre nichts von Aushängebogen. Wenn Du mir doch nur wenigſtens einen Correcturbogen von den beſagten dreien geſchickt hätteſt! — Es wäre kein Wunder, wenn ich mir, ich weiß nicht was, einbildete. Denn auch von meinen anderweitigen Fragen haſt Du mir ja keine einzige beantwortet. Ich weiß ja weder wie viel Subſcribenten Du, noch wie viel Voß hat. Am Ende kann ja Voß nicht einmal ſo viel haben, daß nur die 300 Thaler an M. W** in Leipzig davon bezahlt werden können. Alsdann käme ich gut an! Denn ich habe an M. W** einen Wechſel darüber auf vier Monate ausgeſtellt, der mir ſodann auf den Hals käme, ohne daß ich die geringſte Anſtalt desfalls gemacht hätte. Du glaubſt nicht, wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich ſie zuſammen ſchreibe.

Da ich gar nicht weiß, wie viele Bogen das Stück betragen wird, ſo habe ich mir nun vorgenommen, ganz und gar keine Vorrede vorzuſetzen; ſondern dieſe, nebſt dem Nachſpiele: der Derwiſch, und verſchiedenen Erläuterungen, auch einer Abhandlung über die dramatiſche Interpunction, entweder zu einem zweiten Theile, oder zu einer neuen vermehrten Auflage zurückzubehalten. — Nimm meine Quälereien nicht übel und lebe wohl!

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 19. März 1779.

Mein lieber Bruder,

— — Hierbei kömmt das letztere Manuſcript zurück, ſo wie es in die Buchdruckerei kann gegeben werden. Unſerm Moſes werde ich für ſeinen gegebenen guten Wink [1] mit nächſter Poſt ſelbſt danken. — Wenn ich das Ende des Manuſcripts an Ramlern ſchicke, ſo kann es nur gleich dort bleiben; wenn Du mir ſeine Anmerkungen nur mit der reitenden Poſt ſchickſt, auf die ich mit der nämlichen meine zu machenden Veränderungen einſenden will. Denn mit der fahrenden Poſt geht es allzu langſam.

Der Aushängebogen gefällt mir überhaupt ganz wohl; hat aber doch verſchiedenes, was ich beſſer und anders wünſchte. Ich bin daher nicht übel geneigt, wenn wir fertig ſind, das Quartblatt S. 1. 2. 15. und 16. umdrucken zu laſſen: Theils wegen der garſtigen gebrochenen Zeile auf der erſten Seite, Theils wegen ein paar Unſchicklichkeiten auf der 15ten, wo der Zuſatz (bei Seite) ganz wegfallen, und der Zuſatz (l[illegible]d) aus der ganz kleinen Schrift geſetzt werden muß. [illegible] die weitern Zuſätze oder Nachrichten für die Schauſpieler, welche in den folgenden Bogen häufiger kommen, eben ſo groß geſetzt werden, ſo wird das einen ſchönen Uebelſtand geben. Ich will hoffen, daß es nicht geſchehen. Der Zuſatz (bei Seite) muß darum wegbleiben, weil ich in der Folge durchaus, was bei Seite geſagt werden muß, zum Unterſchiede mit Haken bloß eingeſchloſſen habe.

Da ich übrigens nun ſehe, daß das Stück zwiſchen 18 und 19 Bogen wird, ſo bleibt es dabei, daß ich entweder gar keine, oder doch nur eine ganz kurze Vorrede vorſetze, und daß ich alles Uebrige unter dem Titel: der Derwiſch, ein Nachſpiel zum Nathan, beſonders drucken laſſe, und zwar auf dem nämlichen Wege der Subſcription, wenn ich anders ſehe, daß es ſich der Mühe damit verlohnt. Denn für nur ganz mittelmäßige Vortheile mache ich mich nie wieder auf fünf Monate zum Sklaven einer dramatiſchen Arbeit. So viel Zeit, leider! habe ich mir mit dieſer verdorben. Und wer weiß wie ſie noch aufgenommen wird!

Das neue engliſche Buch von der Freymaurerey kenne ich nicht. Wenn es nicht etwas ganz Beſonderes iſt, ſo gieb Dich ja mit den Poſſen nicht ab! Meine Gedanken über den Urſprung des Ordens kann ich Dir nicht wohl mittheilen; denn ſonſt hätte ich ſie in dem vierten und fünften Geſpräch bereits ſelbſt bekannt gemacht, welches ich aus nöthigem Menagement für unſern Herzog Ferdinand lieber unterlaſſen wollen. Leſen ſollſt Du ſie wohl, dieſe ungedruckten Geſpräche, wenn Du Dein Wort hältſt, und mich inſtehenden Sommer beſuchſt; und ich denke, Du ſollſt viele von den Erinnerungen, die Du in der Litteraturzeitung gegen die drei erſten gemacht, beantwortet finden.

Und nun ſchreibe mir doch einmal, was Nicolai macht. Ich fürchte, ihr Beiden ſeyd eben keine Freunde mehr zuſammen. An mich ſchreibt er auch nicht mehr; welches er doch ſonſt zuweilen that. Meine theologiſchen Händel, denke ich, haben ein Loch in unſer gutes Verſtändniß gemacht. Das ſollte mir leid thun. — Hiermit lebe wohl mit Deiner guten Frau und Deinem Jungen. Was macht der?

Gotthold.

Wolfenbüttel, den 30. März 1779.

Mein lieber Ramler,

Weder ich, noch Profeſſor Eſchenburg, der kürzlich in der poetiſchen Chreſtomatie von Zachariä verſchiednes aus der geharniſchten Venus drucken laſſen, haben jemals, aller angewandten Mühe ungeachtet, den wahren Namen des Verfaſſers derſelben ausfündig machen können. Eſchenburg hat ſogar deswegen an Gleim und Schwaben geſchrieben; aber auch die wiſſen ihn nicht. —

In meinem letzten Manuſcript haben Sie nur ein paar ſechsfüßige Verſe angemerkt: und weiter nichts? — Sie werden es freilich müde ſeyn, armer Mann! Aber noch ein kleines Zwing dich Iſrael: und wir ſind fertig. Für die ſchöne Kollekte danke ich Ihnen herzlich. Wenn Sie auch einmal ſo ein Treibejagen anſtellen wollen: will ich mich gewiß auch nicht lumpen laſſen; und Ihnen Subſcribenten aus Marocco ſchaffen, wo ich wirklich jetzt einen guten Freund habe. Leben Sie wohl!

Leſſing.

---

[1] Es war in einer, ich weiß nicht mehr welcher, Scene eine Stelle, wo Saladin den Tempelherrn fragte, ob ſeine Mutter nicht ehemals im Morgenlande geweſen ſey, (vermuthlich, weil er ſich dadurch die Aehnlichkeit des Tempelherrn mit ſeinem Bruder erklären wollte); und der letztere antwortete: meine Mutter nicht, wohl aber mein Vater. Dieſes wollte Moſes weggeſtrichen wiſſen, weil es an ein bekanntes Geſchichtchen erinnere, und Leſſings nicht würdig ſey. L. ſtrich die Stelle auch wirklich weg.
D. Friedländer.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den — April 1779.

Mein lieber Bruder,

Ich wollte ſchon an allem verzweifeln, — denn Du mußt wiſſen, daß ich mich dem ärgerlichen, mißtrauiſchen Alter mit großen ſchnellen Schritten nähere — als ich endlich Deinen Brief vom 9ten dieſes mit den Aushängebogen bekam, und die Möglichkeit daraus erkannte, daß der Nathan noch ſo eben auf der Meſſe erſcheinen könne. Das beſte iſt, daß er nicht weit nach Leipzig hat! Freilich, wenn er nur eben mit Thorſchluſſe nach Leipzig kömmt, ſo werde ich ihn ſchwerlich hier eher haben, als ihn jeder Buchhändler, die alle mit Extrapoſt nach Hauſe fahren, ſeines Orts mitbringen kann. Und Du glaubſt gar nicht, wie unangenehm und nachtheilig mir es iſt, daß meine Subſcribenten ihn nicht zu allererſt aus meinen Händen bekommen ſollen. Thue doch alſo ja Dein Möglichſtes, und ſchreibe dem Buchdrucker, daß er vor allen Dingen, noch ehe er ein Exemplar nach Leipzig ſendet, an mich hierher nach Wolfenbüttel 1000 Stück abſchickt. Außer dieſen 1000 brauche ich noch, wie beigehender Zettel ausweiſet, an 200, die Du Herrn Voß bitten mußt, von da aus zu ſpediren.

Der Preis muß nothwendig 18 Groſchen ſeyn; denn das Stück muß zuverläſſig 18 volle Bogen betragen, da die erſten drei Acte eilf Bogen füllen, und die zwei letzten um nichts kürzer ſind, als jene. Ja, ich glaube nicht einmal, daß alles auf 18 Bogen gehen wird. Schicke mir ja die Aushängebogen, ſo weit Du ſie immer haſt; denn ich halte es wirklich für nothwendig, die Druckfehler anzuzeigen. So ſteht z. E. Dalk anſtatt Delk, welches im Arabiſchen der Name des Kittels eines Derwiſch iſt. Ich hätte freilich können die fremden Wörter alle erklären, z. B.: Div, ſo viel als Fee, Gimniſtan, ſo viel als Feenland, Jammerlonk, das weite Oberkleid der Araber u. ſ. w. Aber auch das kann entweder in einer zweiten Ausgabe Platz finden, oder im Anhange des Derwiſch. Dieſen will ich dieſen Sommer ſchon auch noch Zeit finden, auszuarbeiten. Denn mit Semlern will ich vorläufig nur wegen des Anhanges anbinden, und in Anſehung des Uebrigen abwarten, was unſere Orthodoxen ſelbſt dazu ſagen werden. Es iſt faſt unmöglich, daß ſie auf ihn nicht weit härter losbrechen ſollten, als auf mich.

Auf dem zweiten beiliegenden Blatte habe ich noch einige Verbeſſerungen von Ramlern geſchrieben, die ich Dich in der Correctur anzunehmen bitte. Eben erhalte ich auch Deinen Brief vom 13ten, worauf ich Dir aber weiter nichts antworten kann, als daß die Druckfehler aus den erſten neun Bogen nächſtens folgen ſollen.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 15. April 1779.

Mein lieber Bruder,

Auf umſtehendem Blatte ſchicke ich Dir die beträchtlicheren Druckfehler. Alle übrigen und ſonſtigen Unſchicklichkeiten des Drucks will ich in dem Exemplare bemerken, das zu einer zweiten Ausgabe bereit ſeyn ſoll.

Es kann wohl ſeyn, daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geſchehen wird. Genug, wenn er ſich mit Intereſſe nur lieſet, und unter tauſend Leſern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit ſeiner Religion zweifeln lernt.

Und nun muß ich Dir auch ſchreiben, was Dir der gute Geſchmack Deiner Frau für Unheil zuzieht. Du mußt mir ſchon für die Frau von D**, der die Blumen ſo ſehr gefallen haben, noch ein Paar Buketter und einige einzelne ſchicken; doch dürfen keine Roſen darunter ſeyn. Kein Kopfzeug mag ſie auch nicht dazu; ſondern nur Blumen! Blumen! Ach das ſind göttliche Blumen! Schreibe mir aber auch den Preis davon. — Grüße mir Deine liebe Frau und Deinen Jungen, und lebt recht wohl.

Gotthold.

An Mademoiſelle Reimarus
Nebſt 72 Exempl. zu
vom Nathan. Hamburg.

Meine werthe Freundin,

Ich weiß, Sie vergeben mir, wenn Sie anders einen Augenblick unwillig auf mich geweſen ſind. Wie beiliegendes Blatt könnte ich Ihnen mehrere ſchicken; wenn es darauf ankäme, Sie zu überzeugen, daß ich längſt antworten wollen. Doch an dem Willen liegt Ihnen nichts; und Sie möchten lieber wiſſen; warum es nicht geſchehen. — Der Schubiack Semler iſt einzig daran Schuld. Ich bekam ſein Geſchmiere, eben als ich noch den ganzen 5ten Akt am Nathan zu machen hatte, und ward über die impertinente Profeſſorgans ſo erbittert, daß ich alle gute Laune, die mir zum Versmachen ſo nöthig iſt, darüber verlor, und ſchon Gefahr lief, den ganzen Nathan darüber zu vergeſſen. Danken Sie auch nur Gott, daß ich während der Zeit Ihnen nicht ſchrieb! Ich würde Ihnen geſchrieben haben, daß man nun ſchlechterdings nicht länger hinter dem Berge halten müſſe. Wäre es auch nur, um ſo einen Eſel zu beſchämen, wenn ſich ein Eſel beſchämen läßt! Noch jetzt könnte ich für dieſe Meinung ſeyn, wenn ich mir einbilden könnte, daß Sie dafür ſeyn könnten! — Aber ich will es ihm ſchon indeß auf eine andere Weiſe eintränken, und ihm ein Briefchen aus Bedlam ſchreiben, daß er an mich denken ſoll! Nur ein klein wenig Geduld. Mittlerweile wird ihm mein Nathan ſchon auch ein wenig einheitzen. Was ſagen Sie denn zu dem? Laſſen Sie mich ja Ihr Urtheil darüber nicht lange entbehren! Ich verſtehe unter Ihrem Urtheile zugleich das Urtheil der ganzen Gemeinde. Nöthig hätt' ichs wohl, daß Sie ein wenig gut davon urtheilten, um mich wieder mit mir ſelbſt zufrieden zu machen. Denn das bin ich jetzt ſo wenig, daß ich mir kaum manchmal die Möglichkeit vorſtellen kann, wie ichs wieder werden ſoll. —

Meinen Empfehl an die Ihrigen. Leben Sie recht wohl!

Wolf. den 14. Mai 79. L.

P. S. Nathan koſtet 18 ggr. mit 15 pro Cento Rabbat. Wenn unter Ihren Subſcribenten unſere Freunde ſind, als Campe ꝛc., ſo verſteht ſich, daß Sie kein Geld von ihnen nehmen. Was aber ſonſt dafür einkömmt, haben Sie die Güte, an den Münzmeiſter Knorre bezahlen zu laſſen.

An F. H. Jacobi.

Wolfenbüttel, den 18. Mai 1779.

Der Verfaſſer des Nathan möchte dem Verfaſſer des Woldemar die unterrichtende und gefühlvolle Stunde, die ihm dieſer gemacht hat, gern vergelten. Aber durch Nathan? Wohl ſchwerlich. Nathan iſt ein Sohn ſeines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden helfen.

An Eliſe Reimarus.

Meine liebe Freundin,

Sie müſſen mir den Gefallen thun, und beiliegende zwei Bogen, welche das Fragment vom Durchgange ꝛc. enthalten, ſobald es Ihnen möglich iſt, mit dem Autographo vergleichen, und mir alle Verſchiedenheiten, Zuſätze oder Verbeſſerungen ſorgfältig am Rande bemerken. Denn eine Zahl muß wohl in meinem Mannſcripte verſchrieben geweſen ſeyn, und ich muß mich in meiner Antwort an Semler auf eine oder die andere Weiſe darüber erklären. — Daß Ihnen und der Gemeinde mein Nathan gefallen, freut mich ſehr. Sobald ich mit Semlern fertig bin, und auch Leſſen geantwortet habe: arbeite ich meinen frommen Samariter, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jeſu Chriſti, aus. Der Levit und der Prieſter werden eine gar brillante Rolle darin ſpielen.

Hr. Campe ſoll das Bewußte haben. Er muß ſich aber 8 bis 14 Tage noch gedulden. Ich habe es ein wenig weit verliehen, will mir es aber unverzüglich wieder ſchicken laſſen.

Ich bin eilig. Leben Sie recht wohl!

Den 25. Mai 79. L.

An Campe.

Wolfenbüttel, d. 6. Nov. 1779.

Die Bezeugung Ihres Beifalls, theuerſter Freund, kam mir in einem der Augenblicke, in welchem mir ein ſolcher Beyfall allmählich anfängt, ſehr nöthig zu werden. Deſto mehr danke ich Ihnen dafür. Er hatte dadurch, daß er nur ſchriftlich kam, bei mir nichts verloren. Man würde es im Drucke doch nur eine profane Accommodation einer ohnedies ſchon apokryphiſchen Stelle genannt haben; und kein Tadel iſt empfindlicher, als der, welchen man einem gutgemeinten, aber übertriebenen Lobe gleich an die Seite ſtellt.

Was meine Krankheit anbelangt, die darf ich Ihnen wohl nicht beſchreiben. Ich bin verſichert, wir würden beide ſehr geſunde Leute ſeyn, wenn wir eben ſo viel Schritte machten, als Buchſtaben. Einander alle halbe Jahre einmal zu Fuße zu beſuchen, das wäre mein Vorſchlag. Gleichwohl bilde ich mir ein, daß Zerſtreuung und Aufheiterung mir noch mehr fehlt, als Ihnen. Ihre Wünſche ſchiebe ich Ihnen ganz wieder zurück: denn was iſt das Leben, wenn man den Genuß deſſelben ſo ausmäkeln muß?

Hierbei kömmt endlich die Fortſetzung meiner Freimäurergeſpräche, von der mir Eliſe einmal geſchrieben, daß Sie ſolche für einen Freund zu haben wünſchten. Sie ſteht ſehr gern zu Jedermanns Einſicht zu Dienſte. Nur würde es mir empfindlich ſeyn, wenn ſie ohne mein Vorwiſſen abgeſchrieben oder gedruckt würde. Ich habe dem Herzoge Ferdinand verſprochen, beides ohne ſein Vorwiſſen ſelbſt nicht zu thun; und er würde mir nimmermehr glauben, wenn es geſchähe, daß es ohne mein Zuthun geſchehen wäre.

Leben Sie recht wohl, und fahren Sie recht fleißig fort — verſteht ſich, ſo fleißig als es mit Ihrem Wohlleben beſtehen kann — rohe Menſchen lieber bilden, als ſchon gebildete umbilden zu wollen. Auch geſchieht dieſes vielleicht am beſten, wenn man nur jenes zu thun ſich anſtellt.

Ich empfehle mich Ihrer Frau Gemahlin und der Gemeinde. Wenn ich mir jetzt einmal wünſche, Linſen, mein Lieblingsgericht, zu eſſen, ſo iſt immer ein zweiter Wunſch dabei, es in Ihrer Geſellſchaft zu eſſen.

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 25. Febr. 1780.

Mein lieber Bruder,

Dieſer Winter iſt ſehr traurig für mich. Ich falle aus einer Unpäßlichkeit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich iſt, die mich aber alle an dem Gebrauch meiner Seelenkräfte gleich ſehr verhindern. Die letztere, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug; denn es war ein ſchlimmer Hals, der ſchon zur völligen Bräune gediehen war; und man ſagt, ich hätte von Glück zu ſagen, daß ich ſo davon gekommen. Nun ja; ſo ſey es denn Glück, auch nur vegetiren zu können! — —

Daß meine Arbeiten, die indeß auch geruhet haben, nur kümmerlich anfangen in Gang zu kommen, kannſt Du Dir leicht denken. Voß läßt Diderots Theater wieder drucken; und ich habe mich von ihm bereden laſſen, dieſer Ueberſetzung meinen Namen zu geben, und eine neue Vorrede vorzuſetzen, zu welcher ich den Stoff leicht aus meiner Dramaturgie nehmen kann. Auch habe ich ihm die Erziehung des Menſchengeſchlechts geſchickt, die er mir auf ein halbes Dutzend Bogen ausdehnen ſoll. Ich kann ja das Ding vollends in die Welt ſchicken, da ich es nie für meine Arbeit erkennen werde, und mehrere nach dem ganzen Plane doch begierig geweſen ſind. —

Von den tauſend Ducaten, die mir die Amſterdammer Judenſchaft zum Geſchenke gemacht haben ſoll, haſt Du ja wohl gehört. Aber den Bogen, den mein Stiefſohn, der ſich eben in Wien befand, als dieſe Lüge daſelbſt jung ward, dagegen drucken laſſen, wirſt Du ſchwerlich geſehen haben. Ich lege ihn alſo bei, da es doch nun einmal ein doppelter Brief iſt, was ich Dir ſende.

Unterhältſt Du denn keine Freundſchaft mehr mit dem Herrn Rector Klos? Sage ihm, daß ich ihm auf die Meſſe die erſte Ausgabe von Logaus Sinngedichten überſchicken will, die ich in Breslau noch an eine Bibliothek ſchuldig bin; und empfiehl mich ihm übrigens. Setzt er denn ſein Journal noch fort?

Nun lebe mit den Deinigen recht wohl, und ſchreibe mir bald. Gotthold.

An Eliſe Reimarus.

Meine beſte Freundin,

Das Befinden Ihres Hrn. Bruders macht mich unruhig. Hr. Campe meldet mir, daß er krank geweſen. Aber ich kann mich mit dieſem geweſen noch nicht zufrieden geben. Melden Sie mir alſo ja mit erſter Poſt, daß er ganz außer Gefahr, ganz wieder hergeſtellt iſt. Ich weiß nicht welches Mitleid ich jetzt mit allen Kranken zu haben anfange, wenn ſie mich ſo nahe auch nicht angehen. Denn ſelbſt bin ich doch eben auch nicht krank; ſondern blos nicht geſund. Ich habe ein ſchlimmes Flußfieber gehabt — und habe es noch, denn den Augenblick iſt es wieder da. Und das macht mir eine verdrießliche Arbeit noch weit verdrießlicher; ſo daß es gar nicht aus der Stelle damit will, ob ich gleich keine Schrift mit gewaſchenern und vollern Händen angefangen habe. Aber Sie, meine Beſte, für Ihre Perſon und mit allen übrigen Angehörigen, ſind doch geſund? — Schreiben Sie mir doch auch, wenn Sie das ſind, und ſeit einiger Zeit wenigſtens ſo weit geweſen, daß Sie zur Kirche gehen können, ob es wahr iſt, daß der Hauptpaſtor widerruffen? Wenn er das gethan hat, ſo iſt er vollends ein Dummkopf und Schurke. Denn ihn konnte nun doch weiter nichts bey kümmerlichen Ehren erhalten, als wenn er allen Unſinn, den er jemals geprediget und geſchrieben, es koſte was es wolle, zu vertheidigen fortfährt. Iſt der Text von ſeiner Widerrufspredigt zu haben?

A propos! Sie haben doch ſchon geſehen, daß ſich endlich die allgemeine deutſche Bibliothek entſchloſſen, ihr Schweigen zu brechen? Und haben auch doch ſchon geleſen, wie armſelig die Blindſchleiche daher gerutſcht kommt? Was meinen Sie, wie ich mich bey beyden verhalten ſoll?

Und noch eins! Es iſt Ihnen doch auch zu Geſichte gekommen, was vor einiger Zeit in dem Reichspoſtreuter ſtand? Nehmlich, daß mir die Judenſchaft in Amſterdam, wegen Herausgabe der Fragmente, 1000 Dukaten geſchenkt habe. Die Nachricht war aus dem Diario in Wien, wo ſich mein Stiefſohn damals gleich aufhielt, der beyliegenden Bogen irgendwo im Reiche dagegen drucken ließ. Man mag immer glauben, daß ich dieſen Bogen wenigſtens doch nachgeſehen; wenn man mir nur nicht Schuld geben kann, daß ich die geringſte Unwahrheit darein corrigieret. Es thut mir leid, daß ich nicht mehr Exemplare habe, um ſie in Hamburg ein wenig mehr verbreiten zu können. Theilen Sie ihn unterdeſſen unſern Freunden mit, an deren Billigung mir gelegen.

Ich erwarte Ihre Antwort, ſo bald wie möglich, meine Beſte; und bin

Wolfenb., Ihr
d. 22. Junii 1780. ganz ergebenſter D. u. Fr.
Leſſing

An Herder.

Wolfenbüttel, d. 25. Jun. 1780.

Meine ſpäte Antwort müſſen Sie dieſesmal bloß dem Verlangen zuſchreiben, Ihnen in der Hauptſache ſo zu antworten, als Sie es zu wünſchen ſchienen. Sie verlangten die Fortſetzung meiner Freymaurer-Geſpräche, und ich hatte die einzige reine Abſchrift davon ſehr weit weg geliehen. In mein Brouillon konnte ich mich ſelbſt nicht mehr finden; geſchweige, daß ein Andrer hätte klug daraus werden können. Endlich habe ich ſie wieder erhalten; und hier iſt ſie.

Wenn Sie das Ding an Hamann ſenden: ſo verſichern Sie ihn meiner Hochachtung. Doch ein Urtheil darüber möchte ich lieber von Ihnen, als von ihm haben. Denn ich würde ihn doch nicht überall verſtehen; wenigſtens nicht gewiß ſeyn können, ob ich ihn verſtehe. Seine Schriften ſcheinen als Prüfungen der Herren aufgerichtet zu ſeyn, die ſich für Polyhiſtores ausgeben. Denn es gehört wirklich ein wenig *Pan*hiſtorie dazu. Ein Wanderer iſt leicht gefunden; aber ein Spaziergänger iſt ſchwer zu treffen.

Mein *Ungenannter* ſcheint ein wenig Luft zu bekommen. Wenigſtens haben — und — ſie ihm zu machen, redlich geſucht; ſo wenig ſie es auch werden Wort haben wollen. Und nun wird ſich der Ungenannte ſchon ſelbſt ſo weit helfen, als er ſich, *nach den Geſetzen einer höhern Haushaltung*, helfen ſoll. Auf mein eignes Glaubensbekenntniß habe ich mich bereits eingelaſſen; wenigſtens mich darüber *aus*gelaſſen. Denn zum *einlaſſen* gehören zwey; und nachdem ich es als ein ehrlicher Mann gethan, hat niemand davon etwas weiter zu wiſſen verlangt. Vermuthlich weil es noch zu orthodox war, und hierdurch weder der einen noch der andern Parthey gelegen kam. Iſt er noch ſo weit zurück? dachten die einen. Wenn er nur das will, dachten die andern, was haben wir denn für einen Lermen über ihn angefangen? — Endlich werde ich, wenn man meine Meynung doch ganz und rein wiſſen ſoll, noch mit dem einzigen . . . anbinden müſſen. Und darüber bin ich auch wirklich aus.

Ihre *Volkslieder* ſind mir ſehr lieb und werth. Aber können Sie wohl glauben, daß ich Ihre Plaſtik noch nicht geleſen habe? Und wenn ich mich auch gar nicht einmal dafür bedankt hätte! Es juckt mich alle Tage darnach, und doch fürchte ich mich davor. Die Verſatilität des Geiſtes verliert ſich, glaube ich, von ſeinen Eigenſchaften am erſten. Es koſtet ſo viel Arbeit, mich umwälzen zu laſſen, daß es kaum mehr der Mühe verlohnt, wenn ich nicht eine geraume Zeit in der neuen Lage wieder verweilen kann. Und das kann ich itzt noch nicht, wenn ich mich mit Ehren aus meinen theologiſchen Händeln ziehen ſoll.

Leben Sie recht wohl. Ich erſpare mir alle Verſicherungen der Hochachtung und Freundſchaft, die, wo ſie ſich nicht von ſelbſt verſtehen, doch nur umſonſt ſind.

Leſſing.

An Eliſe Reimarus.

Meine liebe Freundin,

Ich wette, Sie errathen nicht, was ich Ihnen dieſesmal zu melden habe. — Sie vermuthen ohne Zweifel, eine beſondere Kriſis meiner Krankheit? — Das hat ſich wohl! — Doch was nicht iſt, das kann noch werden. Und der Tod ſelbſt iſt ja wohl auch eine Kriſis der Krankheit. —

Ich komme eben von Braunſchweig, wo mich der Herzog geſtern ruffen ließ, um mir kund zu thun — — was meinen Sie wohl? — — Daß ihm ſein Geſandter in Regensburg gemeldet, wie ihm der Sächſiſche Geſandte im Vertrauen eröfnet, daß nächſtens an den Braunſchweigiſchen Hof ein Excitatorium von dem geſammten Corpore Evangelicorum gelangen werde, um mich, als den Herausgeber und Verbreiter des ſchändlichen Fragments *von dem Zwecke Chriſti und ſeiner Jünger*, zu verdienter Strafe zu ziehen.

Dieſes ſagte mir der Herzog auf eine ſo freundſchaftliche und beruhigende Art, daß ich es zuletzt faſt bereuet hätte, ihm ſo gleichgültig und ſicher darauf geantwortet zu haben. Wenigſtens hätte ich es wohl unterlaſſen können, ihn ausdrücklich zu bitten, daß er ſich meiner in keinem Stücke annehmen ſolle, ſondern in allem, ohne die geringſte Rückſicht auf mich, ſo verfahren möge, wie Er glaube, daß ein Deutſcher Reichsſtand verfahren müſſe. Denn ich begreife nun wohl, daß eine ſolche Aeußerung niemand verdient, der uns nützlich zu ſeyn wünſcht. Indeß war an meiner mürriſchen Gleichgültigkeit doch auch gewiß nicht Schuld, was Sie denken. Sie denken, das weiß ich wohl: ich möchte um alles in der Welt gerne verfolgt ſeyn; und bilden ſich ein, daß mir nichts weher thut, als wenn man ſich nicht einmal mit mir einlaſſen will. — Aber, meine Liebe, wie weit ſind Sie noch entfernt, mich zu kennen, wenn Sie das im Ernſte von mir denken! Kann ſeyn, daß allenfalls manchmal eben das in mir vorgeht, was bei jenem Baſtart eines groſſen Herrn vorging, der nicht ſagen wollte, wer er ſey, und ſich lieber unſchuldig wollte hängen laſſen, nur um ſeinem Richter recht ſchwere Verantwortung bey ſeinem Vater zu machen. Denn im Grunde mag ich mich doch auch wohl dabey tröſten, daß am Ende jemand kommen wird, der dem Richter zuruft:

Richter, ſeyd ihr des Teufels, daß ihr unſern gnädigen Herrn Baſtart wollt hängen laſſen? Und weiß ich denn etwa nicht, weſſen großen Herrn lieber Baſtart ich bin? — Alſo nur friſch die Leiter hinan! und daß nur niemand beſorge, als werde ich mich wohl gar aus Angſt verſchnappen! — — —

Eben werde ich in dieſen Henkersgedanken unterbrochen. Nächſtens ein mehreres! Behalten Sie mir Ihre Freundſchaft auf alle Fälle, die ich in keinem zu mißbrauchen oder höher zu ſtimmen verſuchen werde.

Wolfenb. den 28 Novbr. 1780. L.

An Eliſe Reimarus.

Ich erinnere mich wohl, daß mein voriger Brief weder halb noch ganz war. Denn ich ward unterbrochen, und wollte den Poſttag nicht ganz verſäumen. Aber daß ich ganz den Ton verfehlt hätte, in welchem ich Ihnen ſchreiben wollte, das hätte ich mir nicht eingebildet. Ich glaubte recht luſtig geſchrieben und ein ſo feines Hiſtörchen mit eingewebt zu haben! Und Sie erſchrecken! Mein gutes Kind, bey Gott! Das war meine Abſicht nicht. Eben ſo wenig, als ich mit Ihnen zanken wollte, daß Sie mir ſo viel Paradoxie zutrauen, als wohl ſchwerlich natürlich zu ſeyn pflegt. Sie könnten ja wohl Recht haben: und was wäre es denn? Ich könnte ja eben ſo gut Paradoxie, als andere Orthodoxie affectiren. Ich verſtehe darüber ſo gut Spaß, daß es faſt keine Luſt iſt, mit mir darüber zu ſpaßen. — Seyn Sie ruhig! Das Wetter hat ſich zwar noch nicht verzogen: aber ich habe ſo viele Ableiter auf meinem Hauſe, daß wenn die Vielheit der Ableiter ſelbſt nicht etwa ſchädlich iſt? — worüber Sie Ihren Herrn Bruder fragen können — ich zu dieſem ſeinem Buche noch manche ſchöne Bemerkung zu geben hoffe. — Ich weiß ſelbſt nicht, warum ich, ſeit einiger Zeit, gegen unſern Herzog ein wenig ärgerlich geworden bin. Aber er iſt doch immer ein edler Mann, der keinen kleinen Streich an ſich kommen läßt; und ein ehrgeiziger Mann, der ſich von keinem vorſchreiben läßt, und der einen Schutz, der ihm Ehre machen kann, lieber aufdringt, als ſich abbetteln läßt. Ich ſeh es als eine gute Vorbedeutung an, daß er mir auch ſchon ein Gutachten über die dermaligen Religionsbewegungen, beſonders der Evangeliſchen Kirche mitgetheilet, das ich weiß nicht welches Consistorium irgend eines Evangeliſchen Reichsſtandes bey dem Corpore Evangelicorum einreichen laſſen, und meine ſchriftliche Meinung darüber verlangt hat. Daß ich dieſe ſo geben werde, daß mir unſere Geiſtlichkeit wohl vom Halſe bleiben, und aufhören ſoll, mich mit den neuen Reformatoren zu verwechſeln, können Sie ſich wohl einbilden: Sie, die Sie am beſten wiſſen, wie weit ich von dieſen Herren entfernt bin. Auch bin ich eben darüber aus. Nur bedaure ich, daß meine Komödie darüber in die Brüche fallen wird. Denn endlich war es entſchieden worden: daß der Kerl das Menſch haben ſolle. Und haben ſoll er es auch wirklich, wenn ſich auch ſchon die Sache wieder ein wenig verzögert. Wenn die Direction indeß mit aller Gewalt ein Stück haben muß, ſo ſubſtituire ich Sie an meine Statt. Die ...... iſt ſehr gut gewählt, und das Uebrige, was Ihnen davon zugehört, wird ſchon auch gut ſeyn. Aber ſo ein Fund, wie ich Ihnen nachweiſen ſoll, iſt ſelten.

Nun leben Sie wohl, und ſeyn Sie meinetwegen neugierig ſo viel Sie wollen, aber nicht bange.

L.

Wolfenbüttel den 4ten Dec. 1780.

Lieber Jacobi,

Langer, von dem ich dieſen Augenblick einen Brief aus Amſterdam erhalte, kann Ihnen geſagt haben, daß er mich im Begriff verlaſſen, nach Hamburg zu reiſen. Da bin ich ſo lange geweſen, als ich Hoffnung hatte, meine verlorene Geſundheit und Laune unter meinen alten Freunden wieder zu finden. Ich weiß ſelbſt nicht mehr, wie lange das war. Freilich ſollte ich ſie eher aufgegeben haben, dieſe Hoffnung. Aber wer giebt die Hoffnung gerne anders, als gezwungen, auf? Endlich bin ich ohnlängſt wieder zurückgekommen. Am Körper, bis auf die Augen, allerdings etwas beſſer: aber am Geiſt weit unthätiger. Unfähig zu allem, was die geringſte Anſtrengung erfordert.

Würde ich Ihnen nicht ſchon längſt geſchrieben haben? — Möchten Sie doch in meiner Seele eben ſo fertig leſen können, als ich mich in Ihrer zu leſen getraue. Ich verſtehe es ſehr wohl, was Ihnen ekeln mußte, mir noch einmal zu ſchreiben, nachdem Sie es ** ſchon einmal geſchrieben hatten............[1] Auch wüßte ich nicht, was ich nicht lieber von Ihnen leſen möchte, als eine Rechtfertigung Ihrer ſelbſt. Der Mann, wie Sie, hat bey mir niemals Unrecht, wenn er es auch gegen eine ganze Welt haben könnte, in die er ſich nicht hätte mengen ſollen.

Hängen Sie, lieber Jacobi, ihren Cameralgeiſt ganz an Nagel, und ſetzen ſich ruhig hin und vollführen Ihren Woldemar.

Bei Woldemar fällt mir ein, daß ich mich anheiſchig gemacht, Ihnen meine Gedanken über des Hemſterhuis Syſtem von der Liebe mitzutheilen. Und Sie glauben nicht, wie genau dieſe Gedanken mit dieſem Syſtem zuſammenhängen, das, meiner Meynung nach, eigentlich nichts erklärt, und mir nur, mit den Analyſten zu ſprechen, die Subſtitution einer Formel für die andere zu ſeyn ſcheint, wodurch ich eher auf neue Irrwege gerathe, als dem Aufſchluſſe näher komme. — Aber bin ich jetzt im Stande zu ſchreiben was ich will? — Nicht einmal, was ich muß. — Denn eins muß ich doch noch wohl, fragen muß ich doch noch wohl, ob der T** ganz und gar in die Jülichſche und Bergiſche Geiſtlichkeit gefahren ſey? Ich denke, Sie ſind es wohl ſelbſt, der mir das Proclama, oder wie die Abſcheulichkeit ſonſt heißt, zugeſchickt hat. Gott! der Nichtswürdigen! Sie ſind es werth, daß ſie vom Pabſtthum wieder unterdrückt, und Sklaven einer grauſamen Inquiſition werden! Was Sie näheres von dieſem unlutheriſchen Schritte wiſſen, das melden Sie mir doch.

Empfehlen Sie mich allen den Ihrigen, beſonders denen, die ich kenne. Daß unſere Neigung noch immer einen Unterſchied zwiſchen Leuten macht, die man geſehen, und die man nicht geſehen hat, wiſſen Sie wohl, „iſt nicht meine Erfindung."[2]

Ihrem Herrn Bruder, der nun bald wieder hier durchkommt, ſagen Sie, daß D* nicht zu Hauſe, und alle Wirthshäuſer hier, bis auf meines, wegen der Peſt verſchloſſen ſind.

An Moſes Mendelsſohn.

Liebſter Freund,

Der Reiſende, den Sie mir vor einiger Zeit zuſchickten, war ein neugieriger Reiſender. Der mit dem ich Ihnen itzt antworte, iſt ein emigrirender. Dieſe Klaſſe von Reiſenden findet ſich unter Yoriks Klaſſen nun zwar nicht; und unter dieſen wäre nur der unglückliche und unſchuldige Reiſende, der hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klaſſe gemacht, als ſich mit einer beholfen, die eine ſo unſchickliche Benennung hat? Denn es iſt nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unſchuldig iſt. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen laſſen.

---

[1] Die hier ausgelaſſene Stelle betrifft meine damalige politiſche Lage. Jacobi.

[2] Dieſe letzten Worte beziehen ſich auf eine Stelle in Hemſterhuis sur les desirs. Jacobi.

Eigentlich heißt er Alexander Daveſon, dieſer Emigrant; und daß ihm unſre Leute, auf Verhetzung der Ihrigen, ſehr häßlich mitgeſpielt haben, das kann ich ihm bezeugen. Er will von Ihnen nichts, lieber Moſes, als daß Sie ihm den kürzeſten und ſicherſten Weg nach dem Europäiſchen Lande vorſchlagen, wo es weder Chriſten noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber ſobald er glücklich da angelangt iſt, bin ich der erſte, der ihm folgt.

An dem Briefchen, das mir D. Flies damals von Ihnen mitbrachte, kaue und nutſche ich noch. Das ſaftigſte Wort iſt hier das edelſte. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche ſo ein Briefchen von Zeit zu Zeit ſehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmüthig werden ſoll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menſchen kennen, der nach Lobe heißhungrig iſt. Aber die Kälte, mit der die Welt gewiſſen Leuten zu bezeugen pflegt, daß ſie ihr auch gar nichts recht machen, iſt, wenn nicht tödtend, doch erſtarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich ſeit einiger Zeit geſchrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müſſen; denn für Sie war nichts geſchrieben. Höchſtens hat Sie die Zurückerinnerung an unſere beſſern Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuſchen können. Auch ich war damals ein geſundes ſchlankes Bäumchen; und bin itzt ein ſo fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! dieſe Scene iſt aus! Gern möchte ich Sie freylich noch einmal ſprechen!

Wolfenbüttel den 19. Decbr. 80.

L.

An Eliſe Reimarus.

Allerdings, meine Liebe, bin ich wieder krank. — Wenn ich nur beſchäftiget wäre: würde ich darum nicht an Sie ſchreiben? — Und kränker als jemals. Nicht daß mein Kopf noch in meinem Magen logirte. Dank ſey es den Pillen Ihres Herrn Bruders! Aber meine Augen logiren drinnen, und ich bin ſo gut wie blind.

Ich habe daher den Ketzer-Almanach zwar geſehen: aber geleſen habe ich ihn noch nicht; bis auf einige Artikel, die ich mir habe vorleſen laſſen. Der Verfaſſer, wenn Sie es noch nicht wiſſen, iſt der Feldprediger bei den Gens d'armes in Berlin. Sein Name iſt mir entfallen.

Ja, wenn die Oberalten alle über eins dächten! So aber, wenn der eine einen Ketzer, und der andere einen Orthodoxen aus dieſem Almanach wählt, und die engere Wahl immer noch dem guten Glücke überlaſſen bleibt: ſo wird Hamburg ſo bald noch nicht aufhören, ſich von dieſer Seite lächerlich zu machen.

Endlich kömmt es mit allem auf eins hinaus. Texte ſchreiben alle, und laſſen ſich alle ſo theuer als möglich bezahlen — nur Texte ſind Texte.

Ich komme wieder auf meine Blindheit. — Aber ich ſchreibe Ihnen doch! werden Sie ſagen — Es iſt ein außerordentlich heller Tag, und ich habe eine neue herrliche Brille.

Ihr Herr Bruder wird ſich erinnern, daß ich ihm ſchon vor zehn Jahren über meine Augen geklagt habe. Damals gab er mir zwei kleine Büchschen, wovon das eine ſehr klein, und verſiegelt war, und wenn ich mich recht erinnere, ein Arcanum von van Swieten ſeyn ſollte. Dieſes habe ich noch unerbrochen in meinem Pulte. Wie, wenn ich dieſes jetzt probirete? Ich kann mich nicht mehr erinnern, wodurch ich damals beſſer ward. Ich lernte mich auch vielleicht nur in mein Unglück ſchicken, welches damals noch nicht ſehr groß war. — Gott, wenn das auch wieder ſo werden ſoll! — Und wenn Sie vollends wüßten, wie lange ich über dieſen Brief geſchrieben!

Ich muß ihn nur abbrechen, wenn er endlich heute mit fort ſoll.

Wolfenbüttel den 21 Jenner 1781.

Der Ihrige
L.

An Herder.

Wolfenbüttel, den 26. Jan. 1781.

Ich bin zwar bey weitem noch nicht wieder geſund. Da aber doch das Manuſcript, um das es Ihnen zu thun iſt, auf meiner Stube liegt: warum ſollte ich es Ihnen nicht gleich ſchicken?

Was dieſes Buch auf meiner Stube macht? fragen Sie. Sie wiſſen, daß J. V. Andreä von vielen für den Stifter der Roſenkreuzer gehalten wird. Ich wollte nachſehen, ob davon einige Spur in ſeinem Leben zu finden ſey. — Aber wenn ſeine Societas Christiana, an dem gezeichneten Orte unter 1622, nicht Gelegenheit zu dieſem Gerede gegeben, ſo finde ich ſonſt keine Spur darin.

Daß ſonſt nicht alle ſeine Schriften auf der Bibliothek ſeyn ſollten, würde mich ſehr wundern. Wenn ich nur erſt wieder auf die Bibliothek könnte! Ich verlange alsdann nur zu hören, was Ihnen fehlt, um es Ihnen ſogleich zu ſenden. Seine geiſtliche Kurzweil, ſeine Chriſtenburg, ſein Kinderſpiel, erinnere ich mich geſehen zu haben.

Leſſing.

Einige Worte

über

Gotthold Ephraim Leſſing

und ſeine Schriften.

Eine neue, leicht zu erwerbende Ausgabe von G. E. Leſſings Werken wird ohne Zweifel dem Wunſche Vieler entgegenkommen, und für noch Mehrere vielleicht wird die Gelegenheit und Aufforderung, mit einem der verdienteſten und trefflichſten deutſchen Schriftſteller ſich genauer bekannt zu machen, nicht verloren ſeyn. Gewiß iſt Leſſing in Deutſchland, im Verhältniß zu ſeiner Bedeutung und zu ſeinem Ruhme, zu wenig gekannt; und auf dieß aufmerkſam zu machen, mehr, als eine genügende Charakteriſirung und Beurtheilung des ausgezeichneten Mannes zu geben, iſt der Zweck der folgenden, keine weitere Anſprüche machenden Blätter.

Wenn Deutſchland in politiſcher Bedeutung und Geſtaltung, in Wiſſenſchaft, in Kunſt und Poeſie noch eine große und ſchöne Zukunft vor ſich hat — eine Hoffnung und Ahnung, welche in den jüngſten Zeiten wieder zuverſichtlicher und lauter ausgeſprochen wurde, als ſeit lange, und welche für ſich ſelbſt ſchon gewiſſermaßen einige Bürgſchaft der Erfüllung in ſich trägt; wenn manches Auge ſich anſtrengt, mancher Geiſt die etwa ihm inwohnende oder vorausgeſetzte Prophetengabe aufbietet, um die Geſtaltung dieſer Zukunft zu errathen und dem Genius Deutſchlands ſeine Bahnen vorzuzeichnen: ſo iſt es wohl nicht unpaſſend, wenn zur Begründung jener Hoffnungen, zur Ergänzung jener Ahnungen auch zurückgewieſen wird auf die Vergangenheit, auf den Boden, in welchem die Gegenwart und die Zukunft wurzelt, wenn der ſtrebende Blick einen geſchichtlichen Halt und eine ſichere Richtung bekommt. Zwar waltet in allen geſchichtlichen Gebieten vielvermögend die Freiheit, die ſich der Berechnung zu entziehen ſcheint; aber neben oder vielmehr in ihr herrſcht auch eine gewiſſe Geſetzmäßigkeit und Nothwendigkeit, deren Beobachtung manches errathen und erklären läßt, und welche mit der wachſenden Entfernung in Zeit und Raum immer deutlicher hervortritt. Und geſtehen wir es uns immer! wir Deutſchen, die wir wegen unſerer Gründlichkeit ſo oft belobt werden und eben ſo oft uns ſelbſt beloben, ſtehen als Volk in der Kenntniß unſrer Vergangenheit, in der Kunde unſrer politiſchen und Literaturgeſchichte hinter andern Völkern auf gleicher Stufe der Bildung wohl eher zurück! Sehen wir hier ab von der politiſchen Geſchichte; daß es mit der Kunde der Literaturgeſchichte ſich ſo verhält, wird man ſchwerlich läugnen können. Nun iſt allerdings wahr, was man zur Erklärung und Entſchuldigung vorbringt, daß unſere Literatur, ſo weit ſie allgemein anſprechend und genießbar iſt, ihr Daſeyn und ihre Blüthe nur erſt nach Decennien, nicht wie bei andern Völkern nach Jahrhunderten zählt; aber ſelbſt dieſen kurzen Zeitraum zurück reicht nicht die Kunde und das Intereſſe vieler Deutſchen, welche den Namen von Gebildeten anſprechen. Zu mächtig, ſcheint es beinahe, hat die höchſte, raſch eingetretene Glanz- und Blüthezeit der deutſchen Literatur, die ihren Mittelpunkt in Weimar fand, die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe der Deutſchen von beinahe der geſammten früheren Literatur ab und ausſchließlich auf ſich gezogen, und verſchlungen; Goethe und Schiller — denn auch Wieland und Herder, des erſtern Oberon und des letztern Cid etwa ausgenommen, traten ziemlich zurück — galten Vielen als die vollgenügenden, weil die herrlichſten, Vertreter der deutſchen Literatur; der Adel dieſer glänzenden Namen ſchien jede Frage nach dem Stammbaum von jener überflüſſig zu machen, und je weniger man alles früher Geleiſtete ſchätzte, um ſo wunderbarer und herrlicher erſchien das plötzliche Auftreten dieſer Autochthonen des Genie's. Und wenn dann doch etwas jüngere Zeitgenoſſen jener Dioskuren die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe, ja den begeiſterten Beifall Vieler, und gewiß mit Recht, ſich erwarben, wenn die Romantiker einen enthuſiaſtiſchen Kreis von Eingeweihten um ſich verſammelten, wenn Jean Paul zum Gaſtmahl der Morgenröthen und Sonnenuntergänge, der ſüßeſten Rührungen, des beſeligenden Lächelns, der heißen Thränen, der wonneſchweren Seufzer, der phantaſtiſchſten Träume, der ſtolzeſten Gedanken und des keck überſchäumenden Humors eine gemiſchte Tiſchgeſellſchaft verſammelte — wenn viele nachwachſende Talente das Verlangen des Publicums nach Neuem befriedigten und daſſelbe ſogar bis zum krankhaften Gelüſten und Heißhunger ſteigerten, ſo daß ſelbſt Goethe und Schiller, zwar nicht dem Namen nach, wohl aber in der That bei Vielen zurücktreten mußten gegen ephemere Erſcheinungen: ſo trug dieß alles nur noch mehr dazu bei, die ältern Begründer der deutſchen Literatur dem Staub und der Vergeſſenheit anheim fallen zu machen, und nur in einzelnen Reliquien, durch Vermittlung der Bühne oder durch eine beliebte Melodie, lebte noch etwas außer dem reſpectvoll genannten Namen trefflicher deutſcher Schriftſteller und Dichter im Andenken einer größern Maſſe fort. Ohne hier eine erſchöpfende Erklärung jener Vernachläſſigung und Vergeſſenheit deutſcher Claſſiker zu verſuchen, ſoll nur im Vorbeigehen daran erinnert werden, daß in Deutſchland die Namen und Werke der ausgezeichneten älteren Schriftſteller und Dichter weniger als bei andern Völkern verknüpft und vergeſellſchaftet waren und ſind mit den Namen berühmter hiſtoriſcher Perſonen, Fürſten und Staatsmänner, mit bedeutenden politiſchen Ereigniſſen, mit geſchichtlichen Epochen. Den Engländer dagegen erinnert ſein Shakſpeare an die glorreiche Regierung Eliſabeths; ſein Milton an die Revolution, die Republik und Cromwell; ſein Swift und Addiſon an bedeutſame innere Kämpfe und Entwicklungen; der Franzoſe verbindet mit dem Gedanken an Clement Marot den an den glänzenden König Franz I.; Moliere und Racine rufen Ludwigs XIV. Bild hervor; Voltaire und Rouſſeau ſind die Verkündiger und Vorbereiter der Revolution; der Italiener wird durch die Namen Dante, Arioſto, Taſſo mit ſehnſüchtigem Verlangen und von der Gegenwart beſchämtem Stolz zurückverſetzt in die Zeiten ſtädtiſcher Unabhängigkeit und prächtiger Hofhaltungen unter kunſtliebenden, gebildeten Fürſten; der Spanier wird durch den Namen Calderon an Spaniens alten Ruhm und Größe gemahnt, und der Dichter des Don Quixote erinnert ihn ſogleich auch an Don Juan, den ſiegreichen Helden von Lepanto. Wie vag und farblos erſcheinen dagegen, wo ſie nicht ganz fehlen, die Beziehungen zwiſchen den Schriftſtellern und Dichtern und den hiſtoriſchen Notabilitäten, den denkwürdigen Ereigniſſen in Deutſchland!

Das Geſagte gilt namentlich auch von Leſſing. Zwar ſpürt man in manchen ſeiner Werke, in den Dramen beſonders, Anklänge der Zeit heraus; in der Minna von Barnhelm iſt der ſiebenjährige Krieg mit ſeinen Folgen berührt; in der Emilia Galotti athmet die Auflehnung des neuen Zeitgeiſtes gegen Tyrannei und Höflingsweſen; in der Dramaturgie ſpricht ſich die Sehnſucht nach nationaler Einheit Deutſchlands in der Klage über den Mangel eines Nationalcharakters aus; auch übte der ſiebenjährige Krieg ſelbſt einigen Einfluß auf das Schickſal Leſſings, und er lebte mehrere Jahre in deſſen nächſter Nähe, ja im Gelärme der Waffen; aber er hatte lange Zeit nicht einmal eine Heimath, weder ein Friedrich II. noch Joſeph II. kümmerte ſich um ihn, und er ſelbſt las keine Zeitungen! Aber wenn Leſſing nirgends an die politiſche Geſchichte ſeines Vaterlands ſich anlehnt, ſie kaum berührt, ſo behauptet er dafür eine um ſo ſelbſtſtändigere Stellung in der Geſchichte der deutſchen Literatur, der deutſchen Geiſtesentwicklung überhaupt, und verdient in dieſem Betracht ſeinen Landsleuten näher gerückt, gründlicher bekannt und geehrt zu werden.

Mehr als eilf Jahrzehnte ſind es, ſeit Leſſing geboren wurde, mehr als ſechs, ſeit er, allzufrühe, aus der Arena ſchied, die ihm manchen Lorbeer gewährte, aber doch faſt noch mehr Unluſt und Verdruß ſchuf. In der That iſt ſeine Thätigkeit vorzugsweiſe unter dem Geſichtspunkt eines Kampfes zu betrachten, und wenn er auch rüſtig baute und unverdroſſen pflanzte, durfte er doch nie das kriegeriſche Schwert aus den Händen legen, ja es trieb ihn ſelbſt die Luſt zum herausfordernden Angriff. Seine Lebensaufgabe war: überall dem Vorurtheil entgegenzutreten, die Autorität von Götzen zu ſtürzen, den falſchen Schein zu zerſtreuen, und trefflich war er zu dieſem Beruf begabt und ausgerüſtet. Eine umfaſſende, gründliche Gelehrſamkeit ſetzte ihn in Stand, Gegnern, die auf ihr Wiſſen und auf Autoritäten pochten, mindeſtens mit gleichen, meiſt mit überlegenen Waffen entgegenzutreten, ihre Autoritäten mit andern, triftigern zu überbieten, und vermöge ſeines Scharfſinns oft das, was ſie als Waffe gegen ihn benützen wollten, gegen ſie ſelbſt zurückzuwenden. So gut aber Leſſing ſich auf Autoritäten verſtand, ſo wenig war er der Mann, ſich von ihnen beherrſchen zu laſſen und die Stimme ſeiner eigenen Einſicht, ſeiner Vernunft, ſeines Wahrheitsgefühls und Geſchmacks ihnen gefangen zu geben; er war nicht gemeint, je auf das Recht zu verzichten, unmittelbar aus der Quelle zu ſchöpfen, die in dem kräftigen, die Wahrheit ſuchenden, gebildeten Geiſt ſelbſt entſpringt. Und endlich beſaß er die Unabhängigkeit, Energie und Furchtloſigkeit des Charakters, die ihn über perſönliche Rückſichten, über weltliche Vortheile und Nachtheile, über Unannehmlichkeiten und Anfeindungen wegſehen ließ. Machten ihn dieſe Eigenſchaften zu einem gewaltigen Kämpfer, ſo ſchützte ihn der Reichthum ſeines Geiſtes, welcher ihn zu eignem Schaffen und Geſtalten trieb, vor dem Vorwurf, daß er ein bloß verneinender Geiſt ſey; und mit der Kritik und dem Tadel des Schlechten, des Mittelmäßigen, ging bei ihm Hand in Hand das Schaffen des Anregenden, des Muſterhaften, das Ausſprechen und die Entwicklung der Wahrheit in ſchönſter, gediegenſter Geſtalt.

Bekanntlich hat Leſſing ſich ſelbſt den Titel eines Genie's, womit zu ſeiner Zeit ſchon großer Mißbrauch getrieben wurde, verbeten; im höchſten Sinn ſollte man vielleicht jenes Wort nur auf diejenigen Geiſter anwenden, die, abgeſehen von allen Bedingungen der Zeit, etwas an ſich Großes, Vollendetes, Befriedigendes leiſten, die ſich, ſo viel dieß der menſchlichen Natur vergönnt iſt, über die Gegenſätze erheben in das Element und den Aether der freien Schönheit; und in dieſem Sinn käme dieſer Ehrenname ſelbſt einem Leſſing nicht zu, wie hoch man auch ſonſt ſeine Verdienſte ſtellen mag. Der ſchwere, heiße, ſtaubende Kampf der Befreiung der deutſchen Literatur und Geiſtesbildung, in welchem Leſſing einer der vornehmſten Helden war, mußte vorangehen, ehe die ſchönen Wettſpiele der Freiheit das Auge entzücken und den Geiſt befriedigen konnten. Die zwanzig Jahre, während welcher Leſſing Goethe'n vorgearbeitet hatte — welche Vortheile gewährten ſie dem letztern! Dankbar erkannte auch Goethe Leſſing's große Verdienſte um die deutſche Literatur — man denke an ſein Urtheil über „Minna von Barnhelm!“ obgleich Leſſing über das Erſtlingswerk Goethe's, den Werther, ſich nicht ganz günſtig ausgeſprochen und vielleicht überhaupt den jungen Genius nicht ganz erkannte, wiewohl er zwiſchen „goethianiſch und goethiſch“ wohl zu unterſcheiden wußte. Er ſchrieb im Jahr 1774, er laufe Gefahr, über das theatraliſche Unweſen ärgerlich zu werden, und mit Goethe, trotz ſeinem Genie, auf das er ſo poche, anzubinden. Die Anlagen des prüfenden, ſichtenden, urtheilenden und ordnenden Verſtandes im umfaſſendſten Sinn, und die Bildung und Feinheit des Geſchmacks waren bei Leſſing ſo hervorſtechend, daß die Productivität, die Phantaſie dagegen zurücktritt und auch die Vorzüge ſeiner freien Schöpfungen zum größern Theil auf Rechnung jener Begabung kommen.

Zur Zeit, wo Leſſing auftrat, war in Deutſchland die Literatur dem Leben ziemlich entfremdet, und ſo weit ſie nicht zur plumpen Trivialität ſich herabließ, durch einen ſteifen griechiſchfranzöſiſchen Charakter, oder vielmehr Affectation und Hohlheit, zu einem unerquicklichen Schaugericht, ſtatt einer Seelennahrung, geworden. Ein Theil der Schriftſteller machte ſich mit dem Pöbel gemein, die andern, mit ſparſamen Ausnahmen, waren Pedanten, die auf ihrem franzöſirten Parnaſſus und Olymp und in ihrem Tempe von Deutſchland gar nichts wußten. Die Kluft zwiſchen der Literatur und dem Leben auszufüllen, war, inſtinctmäßig oder bewußt, eine der wichtigſten Aufgaben Leſſings. Die Bedingungen dazu beſaß er auch wirklich in ſeiner Perſönlichkeit. Seine Talente und ſeine Neigungen befähigten und trieben ihn, eine merkwürdige Doppelrolle zu ſpielen, welche von ſeiner ungemeinen Lebens- und Geiſteskraft zeugt. Goethe ſagt von ihm: „er warf, im

Gegenſatz von Klopſtock und Gleim, die perſönliche Würde gern weg, weil er ſich zutraute, ſie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, und gefiel ſich in einem zerſtreuten Wirthshaus- und Weltleben.“ Bei einem Dichter wäre nun dieß nicht befremdend, aber überraſchend iſt es bei einem Gelehrten, wie Leſſing war, dem faſt kein Buch, faſt keine merkwürdige oder ſeltene Ausgabe unbekannt war, der von ſich ſagen konnte, auf der Univerſitätsbibliothek in Wittenberg, wo er nur kurze Zeit ſich aufhielt, ſey kein Buch, das er nicht in Händen gehabt, und auf den man in gewiſſem Sinn das Wort aus ſeinem „jungen Gelehrten“ anwenden darf: „er hat alle Bücher geleſen, nur kein Complimentirbuch!“ Von früher Jugend an las er, wie Nikolai erzählt, Bücher aller Art, und vermöge ſeines Scharfſinns, der bei Allem viel denken konnte, intereſſirten ihn die verſchiedenſten Schriften. Wenn er auch noch ſo viel vergeſſe, ſchrieb er in ſpätern Jahren, ſo behalte er doch die Bücher, wo er es wieder finden könne. Sein Bücherinſtinct ließ ihn als Bibliothekar in Wolfenbüttel alsbald eine wichtige Entdeckung machen — ein Manuſcript von Berengarius Turonenſis, und manche werthvolle Beiträge folgten ſpäter. Und trotz dieſer Bücherliebhaberei, vermöge der er ſelbſt ſich viele und koſtbare Bücher anſchaffte, und an welcher ſein Freund Mendelsſohn kein Wohlgefallen hatte, war Leſſing durchaus kein Bücherwurm, kein Pedant, in jungen Jahren hielt er viel auf körperliche Uebungen, Fechten und Reiten; er liebte heitere Geſellſchaft, hatte häufigen Verkehr mit dem Theater, reiſte gern, zog im Gefolge des Generals Tauenzien im ſiebenjährigen Krieg nach Breslau, und verräth in ſeinen Schriften überall den Mann, der das wirkliche Leben ſo gut als die Bücher kennt und ſich mit offenem, ſcharfem Auge auf der lebendigen Bühne der Welt umgeſehen hat. Im lebendigen, bewegten Verkehr mit der Welt, in heiterer Geſelligkeit und polemiſcher Reibung ſcheint Leſſing ſo zu ſagen ſeine Bücher, ſeine Gelehrſamkeit verdaut zu haben, und gewiß war ſein reicher und kräftiger Geiſt auch in den Stunden und Tagen der ſcheinbaren Zerſtreuung nicht müßig. Der öftere Wechſel der Arbeit allein erhalte ihn, ſchrieb er in ſpätern Jahren; und ſo ſcheint auch die Abwechslung zwiſchen Studium in Büchern und Beobachtung der Welt ſeinem Geiſt Bedürfniß geweſen zu ſeyn. Tage des ununterbrochenen, ſtillen Studirens waren ihm manchmal Feſttage; zu andern Zeiten aber trieb es ihn wieder zur Ungebundenheit und Freiheit; immer unter Büchern begraben ſeyn dünkte ihn nicht viel beſſer, als wirklich begraben ſeyn. Er ſpinnt ſich eine Zeitlang „als ein häßlicher Wurm ein, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können.“ Büchermenſchen ſind meiſt die zahmſten und ſchüchternſten Geſchöpfe, Leſſing aber beſaß bei lebhaftem Temperament eine Unabhängigkeit des Charakters, welche mitunter an Trotz gränzte und die ihn höchſt eiferſüchtig auf ſeine Freiheit machte. Indeß vereinigte ſich dieſe Duplicität des Gelehrten und des Weltmenſchen doch nicht zu einer ganz glücklichen Einheit — er ſelbſt wenigſtens fühlte ſich dabei nicht glücklich, wenn ſchon ſein ſtarker Geiſt Unmuth und Klagen meiſt niederkämpfte. Wie ſeine ruhmwürdigen Leiſtungen in der Literatur bei all ihrer fruchtbaren, anregenden, überallhin Licht verbreitenden Vielſeitigkeit, ja eben in Folge hievon, doch etwas Fragmentariſches, Rhapſodiſches haben, weil er raſtlos und ungeduldig von einem Gebiete zum andern eilte, überall ein willkommener und wohlthätiger Reiniger, Wecker, Samenausſtreuer — und die Einheit ſeiner Thätigkeit eigentlich in dem großen Impuls zu ſuchen iſt, welchen er der deutſchen Geſammtbildung von verſchiedenen Seiten her gab: ſo wollte ſein Schickſal im Leben ſich auch nicht zu einer erfreulichen Einheit geſtalten; im Bewußtſeyn ſeiner Kraft verſchmähte es ſein männlicher Geiſt, ſeine Freiheit oder auch nur einen Theil davon zu verkaufen für friedliches Behagen und gut belohnten Dienſt; um ſeine würdige Stellung als Geſetzgeber und Richter behaupten zu können, wollte er durch keine Feſſeln und Rückſichten ſich die Hände binden laſſen, und doch konnte ihn dann zu Zeiten die Vergleichung ſeines Schickſals mit dem Anderer verſtimmen, doch konnten ihn die Umſtände zwingen, ſich ſeiner Unabhängigkeit theilweiſe zu entäußern, und Wünſchen und Hoffnungen Raum zu geben, die ſeinem innerſten Weſen nicht gemäß waren. Seinem Bruder ſchrieb er einmal: das Profeſſoriren ſey ſeine Sache nicht, ein anderer Vorſchlag (eine Stelle bei der Regie*) würde ihm wohl acceptabler ſeyn, damit er ſein Brod nicht als Gelehrter, ſondern als ein anderer dummer Teufel verdienen könnte. Und an Eſchenburg, als ſeine Frau, die er ſpät geheirathet, todtkrank lag: „Ich wollte es auch einmal ſo haben wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen.“ Und als der Freund auf ſeinen „tragiſchen Brief“ antwortete, ſchrieb er ihm: er ſchäme ſich, wenn ſein Brief das Geringſte von Verzweiflung verrathe. Nicht Verzweiflung, ſondern vielmehr Leichtſinn ſey ſein Fehler, der ſich manchmal nur ein wenig bitter und menſchenfeindlich ausdrücke. Kurz, das Ideal des freien, unabhängigen, zuverſichtlich in der Welt ſich bewegenden Gelehrten — (den auch von den Buchhändlern zu emancipiren Leſſing einen kecken Verſuch machte), — mußte für die damalige Zeit wenigſtens unerreichbar ſeyn, wenn ſelbſt ein ſo unerſchöpflich reicher und kräftiger Geiſt wie Leſſing dem Beſtreben es zu realiſiren erlag. Seine Stellung als Bibliothekar, die ihm in vieler Beziehung ſo gemäß war, drückte ihn doch immer wieder, und die Anerkennung, der Beifall, die er bei dem gebildetſten Theil des Publicums fortwährend, auch mit ſeinen wiſſenſchaftlichen Schriften fand, gewährten ihm doch keine ſo ſichere und behagliche Stellung, wie er ſie glaubte mit Recht anſprechen zu dürfen; der Reformator und Geſetzgeber des Geſchmacks der Nation ſah ſich nicht ſo belohnt wie mancher Andere, der dem hergebrachten Geſchmack oder Ungeſchmack ſchmeichelte oder fröhnte.

Leſſings Lebensgang iſt kurz folgender:

Gotthold Ephraim Leſſing ward geboren den 22. Jan. 1729 in Camenz in der Oberlauſitz in Sachſen, wo ſein Vater erſter Pfarrer war, und als ſolcher im Jahr 1770 ſtarb. Leſſing war der älteſte Sohn einer zahlreichen Familie, deren Erziehung und Verſorgung den mittelloſen Eltern ſchwer auflag, und da er noch am früheſten ſelbſtſtändig wurde, erwartete man von ihm eine kräftige Unterſtützung ſeiner Brüder, wozu er auch von Herzen bereit, aber nur nicht immer in der Lage war, ſo viel zu thun, als er ſelbſt und ſeine Eltern wünſchten. Dem Geiſt der damaligen Zeiten gemäß, war das Verhältniß des Sohnes zu den Eltern etwas förmlich und ſteif, wodurch Mißſtimmungen erleichtert, Ausgleichungen erſchwert wurden. Er ſchrieb: Hochzuehrender Herr Vater! Hochzuehrende Frau Mutter! und unterzeichnete: Dero gehorſamſter Sohn. (In ſeiner Dramaturgie ſagt Leſſing ſehr ſchön und witzig: der Name Mutter iſt ſüß; aber Frau Mutter iſt wahrer Honig mit Citronenſaft!) So ſehr er darauf hielt, der kindlichen Pflicht immer zu genügen, wollte er doch deßhalb die Freiheit ſeiner Ueberzeugungen und ſeines Handelns nicht opfern und kam deßhalb in manche Colliſionen mit ſeinen Eltern, wußte ſie aber doch immer wieder zu begütigen und zu beruhigen. Der Tod ſeines hochbejahrten Vaters betrübte ihn ſehr; ſtatt überflüſſiger und nur entkräftender Klagen jedoch erbot er ſich gegen Mutter und Schweſter zu werkthätigen Beweiſen ſeiner Anhänglichkeit, und erklärte ſeinen Willen, alle Schulden, die da ſeyn müßten, ganz auf ſich zu nehmen. „Du warſt ein ſo guter Mann, und zugleich ſo ein hitziger Mann!“ ſchrieb er einmal in lebendiger Vergegenwärtigung des verſtorbenen Vaters, den er kurz vor ſeinem Tode noch zu ſich nach Wolfenbüttel einlud, um ihn in ſeiner Bibliothek herumzuführen, da er wiſſe, was für ein großer Liebhaber und Kenner von allen Arten von Büchern der Vater ſey. Im Jahr 1777 ſtarb auch die betagte Mutter. Unter ſeinen Brüdern ſtand ihm nur Carl Gotthelf näher, mit welchem er einen ziemlich lebhaften Briefwechſel führte.

Zuerſt von ſeinem Vater, einem eben ſo gelehrten wie frommen Mann unterrichtet, kam G. E. Leſſing bald auf die Fürſtenſchule in Meißen, wo ein guter Grund zu ſeiner gelehrten Bildung gelegt wurde, und wo ſein energiſcher Geiſt dem Unterricht ungeduldig voraneilte. Als vierzehnjähriger Knabe ſchrieb er eine Glückwünſchungsrede zum Neujahr 1743 für ſeinen Vater: Von der Gleichheit eines Jahrs mit dem andern, worin man ſchon ſeine Eigenthümlichkeit im Keime angedeutet erkennt; ſeine Behauptung iſt: wie ein Jahr dem andern, mathematiſch betrachtet, vollkommen gleich ſey, ſo auch, im Ganzen, phyſiſch und moraliſch betrachtet. Er tritt damit der Sage von der goldenen Zeit, ſo wie der Klage über die Verſchlimmerung der Welt, der Fabel und dem Vorurtheil, mit einer an einem Knaben bewundernswerthen Schärfe und Dialektik entgegen. Er beruft ſich für ſeinen Satz auf das einſtimmige Zeugniß von Vernunft, Schrift und Erfahrung, und weiß den bedenklichen Conſequenzen, die ſich aus Behauptungen ergeben könnten, wie die: die heutigen Einwohner der Welt befinden ſich in eben den Hauptumſtänden, wie ihre erſten Väter vor fünftauſend Jahren; ſie haben eben die Mängel und Vollkommenheiten, eben die Hinderniſſe und das Verderben, eben die Wege zur Weisheit und Thorheit, zur Tugend und zum Laſter, zur Glückſeligkeit und Verderben, welche jene erſten Beſitzer der Erde hatten — er weiß den Conſequenzen durch die Unterſcheidung zwiſchen den außerordentlichen Wirkungen der Allmacht Gottes, welche ſelten geſchehen, und den ordentlichen Wirkungen der Natur, auszuweichen. Mit ſiebzehn Jahren ging er auf die Univerſität Leipzig, wo er nach ſeines Vaters Willen Theologie ſtudiren ſollte. Aber hiemit ſtimmte ſeine Neigung nicht überein, die ihn zu andern Studien und Beſchäftigungen hinzog. Dieſe und ſein Umgang mit Schauſpielern und mit wirklichen und angeblichen Freigeiſtern und luſtigen Cameraden machte ihm bei ſeinen Eltern viel Verdruß und ſtürzte ihn, bei ſeinen ſchmalen Einkünften, aus Stipendien, in Schulden. Von Berlin aus ſchrieb er zu Anfang des Jahrs 1749, mithin zwanzig Jahre alt, einen merkwürdigen Brief, worin er zwar manche Fehler eingeſteht, aber ſein Thun und Treiben im Ganzen ins günſtigſte Licht zu ſtellen ſucht. Bei ſeiner ſtrengen Wahrheitsliebe verdienen ſeine Angaben allen Glauben, nur mag er hin und wieder, was Impuls des Augenblicks, der mächtigen Neigung, des Inſtinkts war, als wohlbedachtes Handeln geſchildert, und den Beſtrebungen und Thätigkeiten, die nun einmal ſeiner energiſchen Natur gemäß und Bedürfniß waren, einen überlegten Zweck und Plan untergelegt haben — eine gewiß ſehr entſchuldbare und gewöhnliche Art der Selbſttäuſchung, zumal da abſichtliches und inſtinktartiges Handeln ſich oft kaum unterſcheiden laſſen. Er kam, ſo ſchreibt er, jung von Schulen, in der gewiſſen Ueberzeugung, daß ſein ganzes Glück in Büchern beſtehe, nach Leipzig, einen Ort, wo man die ganze Welt im Kleinen ſehen kann. Er lebte Anfangs eingezogener als in Meißen, ſtets bei den Büchern, nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Bald aber gingen ihm die Augen auf, er lernte einſehen, die Bücher würden ihn wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menſchen machen. Er wagte ſich aus ſeiner Stube unter ſeines Gleichen, und entdeckte mit Schrecken, welche ſchlechte Figur er mache. Eine bäuriſche Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwiſſenheit in Sitten und Umgang — das waren nach ſeiner eigenen Beurtheilung ſeine Eigenſchaften. Die Wirkung der Scham hierüber war der feſte Entſchluß, ſich hierin um jeden Preis zu beſſern. Er lernte tanzen, fechten, voltigiren, und der gute Erfolg hierin ermunterte ihn, nachdem ſein Körper geſchickter geworden, Geſellſchaft zu ſuchen, um nun auch leben zu lernen. Er legte die ernſthaften Bücher eine Zeitlang bei Seite, um ſich in denjenigen umzuſehen, die weit angenehmer und vielleicht eben ſo nützlich ſind. Die Komödien kamen ihm zuerſt zur Hand, und leiſteten ihm, ſo unglaublich es ſcheinen möge, große Dienſte. Er lernte daraus eine artige und gezwungene, eine grobe und natürliche Aufführung unterſcheiden, lernte wahre und falſche Tugenden kennen, und die Laſter eben ſo ſehr wegen ihres Lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. Der vornehmſte Nutzen aber war, daß er ſich ſelbſt kennen lernte, und er habe ſeit der Zeit gewiß über Niemanden mehr geſpottet und gelacht, als über ſich ſelbſt. Da habe ihn die Thorheit überfallen, ſelbſt Komödien zu machen, welche aufgeführt und gelobt wurden. Jetzt ſann er Tag und Nacht, in einer Sache eine Stärke zu zeigen, in der ſich noch kein Deutſcher allzuſehr hervorgethan. Der Befehl nach Hauſe zu kommen, und ein verdrüßlicher Aufenthalt in Camenz, wo er ein Vierteljahr weder müßig noch fleißig zubrachte, unterbrach dieſe Thätigkeit. Beſonders ſein Umgang wurde getadelt, ſeine Schulden aber bezahlt. Er reiſte wieder nach Leipzig, mit dem Vorſatz, neben der Medizin ſich ernſtlich auf Schulſachen zu legen. Seine weitläuftige Bekanntſchaft, und die Lebensart, die ſeine Bekannte an ihm gewohnt waren, ſtürzten ihn aufs Neue in Schulden, und da er ſah, daß ſich dieß in Leipzig nicht ändern würde, beſchloß er nach Berlin zu gehen. Er reiſte ab mit einem Verwandten aus Wittenberg, wo er nur ein paar Tage ſich umſehen wollte. Aber er wurde krank, und beſchloß nach ſeiner Geneſung, den Winter in Wittenberg zu bleiben, um das in Leipzig zugeſetzte zu erſparen. Aber die Krankheit und andere Umſtände hatten mehr als ein Quartal Stipendien verſchlungen, und ſo erwachte in ihm wieder der Vorſatz, nach Berlin zu gehen und dort ein Unterkommen zu ſuchen. Dieß hätte er längſt gefunden, ſchreibt er, wenn er ſich nur, was die Kleidung anbelangt, hätte ein beſſeres Anſehen machen können. Schon ein Jahr vorher hatten ihm ſeine Eltern eine neue Kleidung verſprochen, die aber ausblieb, weil ſie glaubten, er ſey nur wegen des ihnen verhaßten und verdächtigen Mylius nach Berlin gegangen. Er verſichert, ſeinen Eltern zeigen zu wollen, daß er nicht an ihn gebunden ſey. Bleibe es bei der Weigerung ſeiner Eltern, ſo verlaſſe er ſogleich Berlin, und gehe nach Wien, Hamburg oder Hannover. Ueberall finde er ſehr gute Freunde und Bekannte, und werde wohl irgendwo zu brauchen ſeyn. — —

Ein bald darauf geſchriebener Brief an ſeinen Vater hat noch viele Vorwürfe und Verdächtigungen zu bekämpfen, aber die Nachrichten über ſeine Ausſichten, ſeine Verbindungen und Correſpondenzen mit angeſehenen Leuten u. ſ. w. ſcheinen den Vater einigermaßen beſänftigt zu haben, und die ſpäteren Briefe bezeugen eben ſo die etwas günſtigere Stimmung des alten, wie die beſſere Stellung des jungen Leſſing, wenn ſchon die Vorwürfe und Beſorgniſſe von Jenem nicht aufhören, die, wie der Sohn vermuthet, beſonders von der Mutter genährt wurden.

Die Komödie und das Drama überhaupt war es, was Leſſing in Leipzig ſo ſehr beſchäftigte und anzog, und großentheils auch ſeinen Umgang beſtimmte. Er ſtudirte die Komödiendichter der Alten und der Neuen: er entwarf und ſchrieb ſelbſt Komödien, welche von der damals in Leipzig ſich aufhaltenden Neuber'ſchen Geſellſchaft aufgeführt wurden; er verkehrte mit der Prinzipalin und den Schauſpielern, ſo wie mit Schauſpieldichtern. So war gleich Anfangs ſeine Neigung und Thätigkeit demjenigen Gebiet zugewendet, wo er ohne Zweifel productiv wie kritiſch am meiſten gewirkt hat. In ſeine Studienjahre, bis zum Jahr 1750, fallen die Luſtſpiele: der junge Gelehrte, der Freigeiſt, der Miſogyn (Weiberfeind), die Juden, und einige unbedeutendere. Schon in Jahren, ſchreibt er, wo er die Menſchen nur aus Büchern kannte, beſchäftigten ihn die Nachbildungen von Thoren, an deren Daſeyn ihm nichts gelegen war. Theophraſt, Plautus und Terenz waren ſeine Welt, in der er die einzigen glücklichen Jahre verlebte. Großentheils iſt auch die Wahl ſeiner Vorwürfe charakteriſtiſch und ſo zu ſagen typiſch für ſeine ſpäteren Anſichten, Strebungen und Geſinnungen. „Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die ihm damals ſchon unmöglich unbekannt ſeyn konnte. Unter dieſem Ungeziefer aufgewachſen — war es ein Wunder, daß er ſeine erſten ſatyriſchen Waffen dagegen richtete? Es war damals ſeine Luſt zum Theater ſo groß, daß ſich alles, was ihm in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte.“ Die Verſpottung eines jungen, albernen Pedanten in dem „jungen Gelehrten,“ zeigt, welche Art von Gelehrſamkeit Leſſing, der gewiß, wenn irgend Einer, auf den Namen eines Gelehrten Anſpruch machen konnte, lächerlich und erbärmlich fand. Eine ausdrückliche Erklärung ſeiner Anſicht über Gelehrſamkeit findet man in folgenden Sätzen von ihm: „Ich bin nicht gelehrt — ich habe nie die Abſicht gehabt, gelehrt zu werden — ich möchte nicht gelehrt ſeyn, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wornach ich ein wenig geſtrebt habe, iſt, im Falle der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können. Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrſamkeit. Eigene Erfahrung iſt Weisheit. Das kleinſte Kapital von dieſer iſt mehr werth, als Millionen von jener.“ — Der Freigeiſt in dem ſo benannten Stücke ſpielt zwar eine ſchlechte Rolle und wird von einem frommen und rechtſchaffenen Theologen beſchämt; aber der Zweifel mochte doch damals ſchon in Leſſing (der übrigens nie für einen Freigeiſt gelten wollte) ſich regen; ein Weiberfeind könnte Leſſing, trotz der Vorliebe, womit er eine Sara, Minna von Barnhelm, Emilia und Recha poetiſch ausgeſteuert, in gewiſſem Sinne heißen, ſofern in ſein unabhängiges, unſtetes Leben eine Frau eigentlich nicht recht hineinpaßte, und ſeine ſpäte Heirath faſt eine Inconſequenz war; und die Juden können als ein Vorſpiel zu ſeinem Nathan dem Weiſen gelten, ſofern er ſchon damals Gerechtigkeit und Toleranz gegen dieſe Unterdrückte, und überhaupt gegen Jedermann verlangte. Bei dem dramatiſchen Trieb, der ihn damals und ſpäter zur Bearbeitung des Naheliegenden, deſſen, was ihn oder die Zeit beſchäftigte, hinleitete, hätte man vielleicht auch eine dramatiſche Bearbeitung des Vorurtheils gegen das Schauſpiel ſelbſt von ihm erwarten können, die unter ſeiner Feder gewiß komiſch und witzig genug hätte werden müſſen. Neben dem Schauſpiel beſchäftigte er ſich auch ſonſt mit ſchriftſtelleriſchen und poetiſchen Verſuchen, und rechtfertigte ſeine Anakreontiſchen Nachahmungen, zum Theil ſchon in Meißen entſtanden, mit dem Wunſch, ſich in allen Arten der Poeſie zu verſuchen, um zu erfahren, welche Sphäre ihm eigentlich zukomme. In Berlin, wo er mehrere Jahre blieb, „weil er an keinem andern großen Orte leben konnte,“ mit Unterbrechung durch einen halbjährigen Aufenthalt in Wittenberg, an welcher Univerſität er promovirte, ſetzte er ſeine dramatiſchen Studien jeder Art eifrig fort, legte ſich auf neue Sprachen, überſetzte und edirte Mancherlei, und nahm an verſchiedenen Zeitſchriften als Kritiker und Dichter Theil. Nach einander ließ er ſeine Luſtſpiele, ſeine Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, ſeine Sinngedichte, Fabeln und Erzählungen, ſeine vermiſchten Schriften und die theatraliſche Bibliothek erſcheinen. Gemeinſchaftlich mit Moſes Mendelsſohn ſchrieb er: Pope ein Metaphyſiker, und meinte von ſeinem Freund: derſelbe werde ein zweiter Spinoza werden, wozu ihm nichts fehlen werde, als die Irrthümer dieſes Philoſophen. Des Theaters wegen ging er im Jahr 1755 von Berlin, wo er namentlich auch mit Nicolai bekannter geworden, nach Leipzig, von wo er 1756 eine Reiſe nach England antreten wollte. Durch den Ausbruch des Kriegs wurde er in Holland zur Umkehr genöthigt, und lebte nun einige Zeit in Leipzig „in Müßiggang und Langeweile,“ d. h. ohne eine bedeutendere Arbeit. Miß Sara Sampſon war 1755 erſchienen, Philotas 1759. In dieſem Jahre gab er auch Logau's Sinngedichte mit Vorrede und Wörterbuch, und ſeine Abhandlungen über die Fabel heraus. Auch die theatraliſche Bibliothek ſetzte er fort. In Gemeinſchaft mit ſeinen Berliner Freunden, Moſes, Nicolai u. A. ſchrieb er von 1759 an die in der deutſchen Literatur Epoche machenden: Briefe, die neueſte Literatur betreffend. In den erſten Bänden trug Leſſing das Meiſte, zu den ſpäteren weniger, vom ſiebenten Theil an nur noch drei Briefe bei. 1760 erſchien ſeine Ueberſetzung Diderots. Von Berlin, wohin ſich Leſſing 1758 wieder begeben hatte, wo er den Kopf voll Schauſpielen hatte und ſeinen Doctor Fauſt ſpielen laſſen wollte, entſchloß er ſich plötzlich, als Secretär des Generals von Tauenzien mit dieſem nach Breslau zu gehen. Noch im April ſchrieb er ſeinem Vater, ſo lange er noch von ſeiner Arbeit leben, und ziemlich gemächlich leben könne, habe er nicht die geringſte Luſt, der Sklave eines Amts zu werden. Trage man ihm eines an, ſo wolle er es annehmen: aber den geringſten Schritt nach einem zu thun, dazu ſey er, wo nicht eben zu gewiſſenhaft, doch viel zu kommode und nachläſſig; und gegen Ende des Jahrs reiſte er ab, ohne ſeinen nächſten Freunden von ſeinem Vorhaben etwas entdeckt, ohne ſeine Wohnung aufgeſagt zu haben. Die Briefe, die er an ſeine Freunde nach Berlin ſchrieb, übertreiben vielleicht ſeine eigene Reue und ſeinen Unmuth, aus Artigkeit gegen die ſo unvermuthet verlaſſenen Freunde, aber ſchwerlich iſt Alles Schein und Scherz, wenn er ſchreibt, er wundre ſich ſelbſt über ſeinen Entſchluß und ſage zu ſich: „Narr! wann wirſt du anfangen, mit dir ſelbſt zufrieden zu ſeyn? Freilich iſt es wahr, daß dich eigentlich nichts aus Berlin trieb; daß du die Freunde hier nicht findeſt, die du dort verlaſſen; daß du wenig Zeit haben wirſt, zu ſtudiren. Aber war nicht alles dein freier Wille? Warſt du nicht Berlins ſatt? Glaubteſt du nicht, daß deine Freunde deiner ſatt ſeyn müßten? Daß es bald wieder einmal Zeit ſey, mehr unter Menſchen als unter Büchern zu leben? Daß man nicht bloß den Kopf, ſondern, nach dem dreißigſten Jahre, auch den Beutel zu füllen bedacht ſeyn müſſe? Geduld! dieſer iſt geſchwinder gefüllt. Und alsdann; alsdann biſt du wieder in Berlin, biſt du wieder bei deinen Freunden und ſtudirſt wieder. O wenn dieſes alsdann ſchon morgen wäre!“ Und an Moſes: „Ich reiſte mit allem Bedacht aus Berlin, ohne von Ihnen Abſchied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr ausſetzen wollte, die Thorheit meines Entſchluſſes auf einmal in ihrem völligen Lichte zu ſehen. Die Reue wird ohnehin nicht außenbleiben, eine ſo gänzliche Veränderung meiner Lebensart in der bloßen Abſicht, mein ſogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben. Wie nahe ich dieſer Reue bereits bin, weiß ich eigentlich ſelbſt nicht.“ Er bittet Mendelsſohn, ihn doch an ſeinen Beſchäftigungen theilnehmen zu laſſen, weil dieß das einzige Mittel ſeyn werde, wenn er nicht ganz in Nichtswürdigkeiten verſinken ſolle, und ruft ſogar aus: „Ach beſter Freund, Ihr Leſſing iſt verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr erkennen. Er ſich ſelbſt nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — ſie ſo, ich weiß nicht was für Abſichten aufzuopfern.“ Mit der Zeit gewöhnte ſich Leſſing etwas beſſer an. Sein Einkommen muß ziemlich bedeutend geweſen ſeyn, denn er war jetzt im Stande, ſeine Brüder kräftig zu unterſtützen und ſchaffte ſich eine bedeutende Bibliothek an. Seltſam traf es ſich, daß er gerade jetzt, wo er im amtlichen und militäriſchen Gewühle und im Lager lebte, zum Mitglied der Berliner Akademie ernannt wurde, 1760, eine Ehre, gegen die er ziemlich gleichgültig blieb. Ob er aus Luſt und Bedürfniß nach Zerſtreuung oder in der Hoffnung, vielleicht auf dieſem Wege ſeinen Beutel zu füllen, ſpielte und hoch ſpielte, muß dahin geſtellt bleiben. Im Scherz ſchreibt er einmal, die geſunden Leute, die Döbbelin und Leſſinge werden Spieler und Säufer, und: er habe eine Menge Sophiſtereien über das Spiel auszukramen, denn das Pharao für ſich ſey ſo gedankenlos, daß man ſich doch mit etwas dabei beſchäftigen müſſe. So ſetzte er auch ſpäter noch in die Lotterie und verſchmähte hier einen kleinen Anſtrich von Aberglauben nicht. Da er aber kein Wirth war und auch keiner ſeyn mochte, beſſerten ſich ſeine Vermögensumſtände nicht ſehr, und als ſeine Eltern ihn ſchon etablirt und in einer Carriere glaubten, beeilte er ſich, dieſen Wahn zu zerſtören, indem er ihnen ſchrieb, er ſey wohl ſeine längſte Zeit in Breslau geweſen; ſie würden ihm doch nicht zutrauen, er habe ſein Studiren an den Nagel gehängt und wolle ſich bloß elenden Beſchäftigungen de pane lucrando widmen. „Ich habe mit dieſen Nichtswürdigkeiten nun ſchon mehr als drei Jahre verloren. Es iſt Zeit, daß ich wieder in mein Geleiſe komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensart intendirte, das habe ich erreicht; ich habe meine Geſundheit ſo ziemlich wieder hergeſtellt, ich habe ausgeruhet, und mir von dem wenigen, was ich erſparen können, eine treffliche Bibliothek angeſchafft, die ich mir nicht umſonſt angeſchafft haben will. Ob ich ſonſt einige hundert Thaler übrig behalten werde, weiß ich ſelbſt nicht.“ Wirklich legte er auch zu Anfang des Jahrs 1765 ſein Amt nieder und ging nach Berlin, mit dem Entſchluß, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach ſeinem Sinne ſey, zu abſtrahiren. Wer geſund ſey, und arbeiten wolle, habe in der Welt nichts zu fürchten. Die Frucht ſeiner halben Muße, bei der er dennoch „in einen Train zu arbeiten kam, wie noch ſelten,“ war die Minna von Barnhelm, und ſchon 1766 erſchien auch der von großen Studien zeugende Laokoon, den er bei der Ueberſendung an Gleim einen Miſchmaſch von Pedanterie und Grillen nennt. Im Jahr 1767 folgte er einer Aufforderung, nach Hamburg zu kommen; er verließ nicht ungern Berlin, — „was hatte ich auf der verzweifelten Galeere zu ſuchen?“ — Den Antrag zwar, förmlicher Theaterdichter für die dortige Bühne zu werden, lehnte er ab, traf aber mit den Entrepreneurs eine Art Abkommen, das ihm, wie er meinte, auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verſprach, wobei er ſich der Worte erinnert:

Quod non dant proceres, dabit histrio.

Er wollte ſeine theatraliſchen Werke, welche längſt auf die letzte Hand gewartet (darunter nennt er ſpäter den Fauſt), daſelbſt vollenden und aufführen laſſen. Solche Umſtände waren nothwendig, die faſt erloſchene Liebe zum Theater wieder bei ihm zu entzünden. — Zugleich faßte er den Plan, in Gemeinſchaft mit einem Herrn Bode in Hamburg eine Druckerei anzulegen. Dieß geſchah auch; er ſteckte all ſein Geld darein, verkaufte den größten Theil ſeiner Bibliothek und machte noch dazu Schulden, aber das Unternehmen täuſchte ſeine Hoffnungen gänzlich. Mit dem Theater ging es für ihn nicht viel beſſer; ſeine berühmte Dramaturgie hörte ſchon 1769 wieder auf. In Hamburg ſchrieb er auch die antiquariſchen Briefe gegen Klotz. Hoffnungen, die er auf Wien ſetzte, wurden nicht erfüllt und ſeine Lage war ſo bedrängt als nur je. Er faßte den Plan nach Rom zu gehen, verſchwieg aber noch, was er dort wolle; gewiß laſſe ſich's luſtiger und erbaulicher in Rom hungern und betteln, als in Deutſchland. — Sein Plan war, dort lateiniſch für alle Gelehrte zu ſchreiben. Dieſem Plan entſagte er jedoch, als ihm der Erbprinz von Braunſchweig die Stelle eines Bibliothekars an der berühmten Wolfenbüttler Bibliothek anbot. Es war die höchſte Zeit, ſchreibt er ſelbſt, daß er, nachdem er immer tiefer in Schulden gerathen, durch dieſe Verſorgung wieder eine gewiſſe Einnahme erhielt. Die Stelle wurde eigentlich für ihn leer gemacht und war einträglich genug, um, ohne Schulden, gemächlich leben zu können, d. h. der Gehalt war 600 Thaler, neben freier Wohnung und Holz! Die Bibliothek ſelbſt aber übertraf alle ſeine Erwartungen. Auch machte er gleich Anfangs unter den dortigen Manuſcripten einen bedeutenden Fund; eine Schrift des als Ketzer verdammten Berengarius Turonenſis, deren Exiſtenz von den Katholiken ganz geläugnet worden war. Von dieſem Funde gab Leſſing vorläufig Nachricht durch eine kleine Schrift. 1772 dichtete er ſeine Emilia Galotti. Aus den Schätzen der Bibliothek gab er 1773—81 die Beiträge zur Geſchichte und Literatur heraus. 1775 machte er in Begleitung eines Prinzen von Braunſchweig eine Reiſe nach Italien, „ohne viel Vergnügen und Nutzen.“ In einer Bücherkiſte ging vermuthlich das Manuſcript ſeines Fauſt mit verloren. Er reiſte allein über Wien zurück, wo er das „große Geſchmeiß“ vermied und vollends von allen Projekten auf dieſe Stadt abſtrahirte. In Dresden wurden ihm Anträge oder doch Verſprechungen gemacht, auf die er wenigſtens fußen konnte, um in Braunſchweig einige Zugeſtändniſſe zu erhalten, ohne die er ſchlechterdings nicht länger in Wolfenbüttel bleiben wollte, ſo ſehr er ſonſt dort zu bleiben wünſchte. Er hatte nämlich ſchon in Hamburg eine Madame König, eine nicht mehr ganz junge Wittwe, kennen lernen, an welche er ſehr viele Briefe voll der innigſten Anhänglichkeit, der vertrauensvollſten Freundſchaft und Herzlichkeit und der munterſten Laune und Aufrichtigkeit geſchrieben hat. Von der Verbeſſerung und Sicherſtellung ſeiner äußern Lage hing es ab, ob und wann er ſich mit ihr verbinden konnte. Endlich erhielt er die gewünſchte Verbeſſerung und den nicht gewünſchten Titel eines Hofraths obenein; zugleich kamen von Mannheim erfreuliche Zuſagen, die jedoch ſpäter zu Waſſer wurden. 1776 führte er ſeine geliebte Madame König in ſein neu eingerichtetes Haus. Gedichte von ſeinem Bruder oder ſonſt Jemand auf dieſe Gelegenheit verbat er ſich, verſicherte aber, daß er ſie immer für die einzige Frau gehalten, mit der er ſich getraut zu leben. Seine Zufriedenheit und ſein Glück ſollten nur kurz dauern; ſchon zu Anfang des Jahrs 1778 ſtarb ſeine Frau, in Folge ihrer Entbindung. Das Kind war ſchon nach vierundzwanzig Stunden geſtorben. Leſſing äußerte ſich darüber mit ſchmerzlicher Bitterkeit und tiefer Trauer: „Meine Frau iſt todt, und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſeyn können zu machen; und bin ganz leicht." — Und an ſeinen Bruder ſchreibt er: „Wenn Du ſie gekannt hätteſt! Du wirſt mich, fürchte ich, nie wieder ſo ſehen, als unſer Freund Moſes mich gefunden hat: ſo ruhig, ſo zufrieden in meinen vier Wänden!" — Und am Tag nach ihrer Beerdigung: „Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Geſellſchaft dieſer Frau zu verleben, wie gerne wollt' ich es thun! Aber das geht nicht ... Ein guter Vorrath vom Laudanum literariſcher und theologiſcher Zerſtreuungen wird mir einen Tag nach dem andern ſchon ganz leidlich überſtehen helfen." — Wirklich faßte er ſich mit ſo männlicher Kraft, daß man ſeinen Schriften aus der nächſten Zeit nicht das Mindeſte von Niedergeſchlagenheit anfühlt. Es war die Zeit des heftigſten Streits mit dem Hauptpaſtor Göze in Hamburg aus Veranlaſſung der Wolfenbüttler Fragmente (von Reimarus). Leſſings Hauptſchriften gegen Göze fallen in das Jahr 1778. Er fuhr darin unermüdet, mit unerſchöpflicher Laune und Schärfe fort; er hatte Materie zu ganzen Folianten, und Neigung und Luſt, ſolche bogenweiſe zu ſchreiben. Er freut ſich, daß ſein Bruder das haut comique einer Polemik goutire, die ihm alle andern theatraliſchen Arbeiten ſchaal und wäſſerig mache. Als erſtes Treffen ſeiner Hauptarmee betrachtete er ſeine neue Hypotheſe über die Evangeliſten, als bloß menſchliche Geſchichtſchreiber betrachtet. Etwas Gründlicheres und Scharfſinnigeres glaubte er in dieſer Gattung nicht geſchrieben zu haben. Die Erziehung des Menſchengeſchlechts, ſchreibt er, ſey von einem guten Freunde, der ſich gerne allerlei Hypotheſen und Syſteme mache, um das Vergnügen zu haben, ſie wieder einzureißen. Aber er ſchreibt auch, man werde es kaum glauben, daß er die muthwilligſten Stellen in ſeinen Schnurren oft in ſehr trüben Augenblicken geſchrieben habe. Das Miniſterium in Braunſchweig verbot endlich das neueſte Fragment und die Antigöziſchen Schriften; Leſſing war aber feſt entſchloſſen, die Sache aufs Aeußerſte zu treiben und im Nothfall ſeinen Abſchied zu nehmen. Vor dem Corpus Evangelicorum und dem Reichshofrath glaubte er ſicher zu ſeyn, und der Herzog und der Erbprinz kümmerten ſich nicht um die Sache. Leſſing ließ jetzt in Berlin drucken. Auf einmal aber kam ihm ein „närriſcher Einfall." Er hatte vor Jahren ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt einige Aehnlichkeit mit ſeinen jetzigen Streitigkeiten hatte. Er erfand eine intereſſante Epiſode dazu, und dachte damit den Theologen einen ärgern Poſſen zu ſpielen als mit zehn Fragmenten. Er müſſe verſuchen, ob man ihn auf ſeiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigſtens noch ungeſtört wolle predigen laſſen. So entſtand der Nathan. Leſſing meinte, er würde vielleicht erſt in hundert Jahren oder nie in Deutſchland aufgeführt werden können, war aber hierin kein Prophet. Dieſer „Sohn ſeines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden half," war Leſſings letzte poetiſche Arbeit. Sonſt erſchien von ihm noch: die Erziehung des Menſchengeſchlechts, und Ernſt und Falk. Er war viel leidend, beſonders auch an den Augen, und häufig verſtimmt und zur Arbeit unfähig. Doch raffte ſich ſein kräftiger Geiſt immer wieder von Zeit zu Zeit auf, bis er 15. Februar 1781 in Braunſchweig ſtarb.

In dieſer Skizze ſind ſchon die wichtigſten Schriften und Arbeiten Leſſings genannt und angedeutet, aber wir haben ſie nun auch zu gruppiren, etwas näher zu charakteriſiren, und von ihrem Einfluß und ihren Wirkungen einige Rechenſchaft zu geben. Voran ſtellen wir Leſſings Leiſtungen im Gebiet der Poeſie, ſeine Dichtungen und ſeine Theorie. Als ſchaffender Dichter verſuchte er ſich hauptſächlich in der dramatiſchen Gattung, am früheſten und mit dem größten Drang im Luſtſpiel, ſpäter im bürgerlichen Trauerſpiel und im Drama; außerdem in Liedern, in Oden, Epigrammen, in Erzählungen und Fabeln. Der vorwiegende und vorwaltende Verſtand Leſſings verläugnet ſich in ſeinen dichteriſchen Schöpfungen nirgends. Das Luſtſpiel iſt an ſich ſchon weit mehr Sache des erfindenden Verſtandes als der frei ſchaffenden Phantaſie, und wie die Intrigue, ſo erheiſcht auch die Entwickelung und die Ausführung im Einzelnen vorzugsweiſe Feinheit, Schärfe, Witz und Dialektik im umfaſſendſten Sinne. Glückliche Erfindung und Verwickelung, gewandte Durchführung der Charaktere, ſcharfe Beobachtung und feine Pſychologie, befriedigende Löſung, natürlicher und lebhafter Dialog, beſonders aber eine kraftvolle Kürze, eine treffende Schärfe der Sprache zeichnen ſchon dieſe jugendlichen Productionen aus, wenn gleich die Vorwürfe wenig anziehend, die Charaktere nicht individuell genug, ſondern mehr abſtracte Typen ſind, und die griechiſchen Namen, zum Theil gar nach franzöſiſcher Art geſchrieben, uns jetzt ſeltſam vorkommen. Wie gut er auch über die Mittel der Rührung zu gebieten wußte, zeigte Leſſing in ſeiner Miß Sara Sampſon, die, wie ſchon der Titel zeigt, ſich mehr dem engliſchen Drama annähert, und neben den Vorzügen der früheren Stücke auch ein bedeutendes Talent fürs Pathetiſche beurkundet. Auch ſind hier die Charaktere weit individueller gezeichnet — was ohnehin das Trauerſpiel mehr als das Luſtſpiel erfordert. In der trefflichen Minna von Barnhelm wandte ſich Leſſing ganz dem deutſchen Leben, der nächſten Wirklichkeit zu, und dieſer kühnen Benützung der naheliegenden Elemente vielleicht eben ſo ſehr wie ſeinen künſtleriſchen Vorzügen verdankte das „Soldatenglück" den ungemeinen Beifall, den es in Deutſchland fand. In der Emilia Galotti machte Leſſing einen kühnen und glücklichen Verſuch, eine alte Fabel zu moderniſiren; dieß Stück zeichnet ſich aus durch die Mannichfaltigkeit und die ſcharfe Zeichnung der Charaktere, beſonders aber durch die geniale Schilderung der Charaktere des ſchwachen Prinzen und des boshaft feinen Höflings Marinelli. Auch die Gräfin Orſina iſt als ein bedeutender Fortſchritt gegen die Marwood in Sara Sampſon anzuſehen. Im Nathan endlich, von deſſen philoſophiſcher Tendenz wir hier noch abſehen, zeigte Leſſing, der ſeine frühern Dramen in Proſa geſchrieben, daß er auch den Vers zu behandeln verſtehe, und wußte einen ſcheinbar unfruchtbaren und magern Stoff durch die gewandteſte Benützung vieler Motive und durch Erfindung von neuen zu einer ungemeinen Fülle zu entwickeln und herauszuarbeiten. Allerdings aber erhebt ſich auch im Nathan die Sprache nicht zum Hochpoetiſchen, wie denn Leſſing überhaupt weit mehr Künſtler als Dichter war. Unter ſeinen Fabeln und Epigrammen finden ſich recht viele hübſche Sachen; gute, treffende, witzige Gedanken und Einfälle, in ſchlagender und einfacher Kürze, in reiner Sprache ausgedrückt und verkörpert; aber ſeinen Liedern, wenn ſchon correct, fließend, munter, fehlt Feuer, Tiefe und Phantaſie, und in ſeinen Oden, freilich aus frühern Jahren, findet man gar manchen Schwulſt; von Friedrich dem Großen ſingt er: der Himmel werde nach ſeiner Zierde geizen; er findet Apoll und Mars in ihm vereint. Er ſchildert ſeine poetiſche Stimmung mit den Worten: „Hier ſteh' ich, ſinne nach, und glüh' und ſtampf' und tobe!" Welch ein Contraſt gegen die ihm eigentlich gemäße, kühle Dichtungsweiſe! Leſſing ſelbſt erkannte ſeinen Beruf recht gut und beurtheilte ſich als Dichter mit großer Beſcheidenheit; er ordnet ſich einem Ramler,[1] einem

---

[1] „Was Ramler macht, hat doch den Stempel der Vollendung!"

Uz,[1] willig unter, und ruft Gleim, dem Beſinger des Königs von Preußen, zu: „Singe ihn im Dampfe der Schlacht' ich will indeß mit äſopiſcher Schüchternheit, ein Freund der Thiere, ſtillere Weisheit lehren." In der That zog ihn zu verſchiedenen Zeiten die Fabel beſonders an; er verſuchte ſich ſchaffend darin und ſchrieb ſehr lehrreich, erſchöpfend und anziehend darüber; „es gefiel ihm auf dieſem gemeinſchaftlichen Raine der Poeſie und der Moral." Dieß iſt ein wichtiges charakteriſtiſches Wort; es bezeichnet den Geſichtspunkt, unter welchem Leſſing die Poeſie überhaupt betrachtete. Während die neuere Aeſthetik ſich bemüht, philoſophiſche, objective Geſetze des Schönen aufzuſtellen, und nach dieſem Maaßſtab die poetiſchen Erzeugniſſe zu beurtheilen, hielt Leſſing ſich noch mehr an das Subjective; die Poeſie wendet ſich an die Empfindung, und ihre Stärke oder Schwäche beſtimmt ſich nach dem Maaß ihrer Fähigkeit, die Empfindung anzuregen; die durch eine poetiſche Schöpfung erregten Empfindungen müſſen harmoniſch ſeyn — dieß iſt die innere Einheit einer Dichtung; und endlich, da die Erregung der Empfindungen, der Leidenſchaften einen Einfluß auf den Menſchen als moraliſches Weſen üben muß, beſtimmt ſich das Urtheil über eine Poeſie darnach, ob die dadurch erregten Empfindungen ſittlich bildend und beſſernd ſind, oder nicht. Mit dieſer Anſicht ſchloß ſich Leſſing an Ariſtoteles an, welcher das Weſen der Tragödie in die Reinigung der Leidenſchaften durch Furcht und Mitleid ſetzte, und deſſen Sätze Leſſing für ſo unfehlbar hielt wie Euklids Elemente.

Da Leſſings wichtigſte Leiſtungen, diejenigen, durch welche er am meiſten im Andenken der Nation lebt, ſich aufs Theater beziehen, ſeine Dramen und ſeine Dramaturgie, verweilen wir hierbei etwas länger. Wie er überhaupt den Gelehrten und den Menſchen, die Poeſie und das Leben, die Welt, nicht getrennt wiſſen wollte, ſo war auch ſeine Neigung und ſein Talent auf diejenige Gattung der Poeſie gerichtet, welche den lebendigſten Eindruck macht, welche, ſtatt im einſamen Gemach genoſſen zu werden, die auch von der Seite der Sinne gefaßten Zuſchauer und Hörer in eine lebhafte Handlung, in ein Bild der Welt hineinverſetzt, — auf die dramatiſche. Weniger um das Lob der Aeſthetiker, als um den Beifall, um die bildende Unterhaltung und Anregung des Volkes war es ihm zu thun; ein würdiges Nationaltheater galt ihm als Organ zur Anſprache und zur Hebung der Nation. Mißmuthig und getäuſcht wandte ſich zwar Leſſing zu wiederholtenmalen vom Theater ab, und es mag dahingeſtellt bleiben, ob die Idee, ein deutſches Nationaltheater zu gründen, unter den damaligen Zeitverhältniſſen realiſirt werden konnte, oder ob ſie es jetzt kann; ſo viel iſt gewiß, daß Leſſing bei ſeinem Tode das deutſche Theater gegen die Stufe, auf der er es als Jüngling gefunden, bedeutend, und hauptſächlich durch ſein Verdienſt fortgeſchritten, die Leiſtungen wie die Anforderungen um ein Großes geſteigert ſah; überall bekam das Theaterweſen einen neuen Schwung, namentlich in Wien, Mannheim, Berlin, Weimar. Auch hat es gewiß einen tiefern Grund, daß die großen Dichter nach ihm, Goethe, Schiller, Tieck ihr Augenmerk ſo ſehr auf die Bühne richteten. Leſſings Dramen ſind und bleiben Muſterſtücke, wenn es auch keine Ideale im höchſten Sinne ſind, und eben ſo belehrend und eines tiefern Studiums würdig für den dramatiſchen Dichter, wie für den denkenden, tiefer eindringenden Schauſpieler dankbar, obwohl ſchwierig. Um aber das Drama zu einer gewiſſen Höhe und Würde emporzuführen, mußte Leſſing, als dramatiſcher Dichter, den bisherigen falſchen Geſchmack verdrängen, und ſelbſt beim Einfachen anfangen. Den Stoff, oder die Idee, zu mehreren ſeiner früheſten Luſtſpiele entnahm er den ihm, und auch der Zeit, naheliegenden Intereſſen; den Freigeiſt ſchrieb er vielleicht aus Rückſicht auf ſeinen Vater; die glückliche Wahl des Stoffes der Minna von Barnhelm, die Benützung der militäriſchen und politiſchen Intereſſen, iſt ſchon vielfach gerühmt worden; die Veranlaſſung zu Nathan wurde oben erzählt; er war nicht ſo puriſtiſch, daß er nicht auch durch den Stoff, ſondern allein durch die Form hätte wirken wollen; aber er war auch nicht ſo pedantiſch in ſeiner Vorliebe für das Nationale, daß er verſchmäht hätte, ſeine Miß Sara Sampſon nach England, ſeine Emilia Galotti nach Italien, ſeinen Nathan nach Paläſtina zu verlegen, weil ihm fremde Lokalitäten und Nationalcharaktere gerade beſſer paßten. Um den falſchen Bombaſt und das kalte Pathos zu verdrängen, welche auf den deutſchen Bühnen herrſchten, ſchrieb er alle ſeine Dramen in Proſa, und lieh erſt dem Nathan auch den Schmuck der poetiſchen Form. In Leſſings Art lag es, mehr von ſeinem natürlich feinen und vielfach gebildeten Geſchmack und von den aus einer Fülle von Beleſenheit und Beiſpielen durch Nachdenken und Vergleichen abgezogenen Sätzen, als von allgemeinen Syſtemen auszugehen und ſich leiten zu laſſen, und ſo entſtand ihm auch ſeine Theorie über Poeſie und Drama, ſo weit man ihm eine ſolche zuſchreiben darf, erſt allmählig, im Verlauf ſeiner Produktion und Kritik. Und daher ſteht er gewiſſermaßen in der Mitte zwiſchen entgegengeſetzten Anſichten, ſcheint bald dieſer bald jener anzugehören, in der That aber geht ſein Beſtreben dahin, ſie zu verſöhnen und zu vermitteln. Er bekämpfte die franzöſiſchen drei Einheiten, und wies doch auf Ariſtoteles hin; er pries die Alten und daneben Shakſpeare. Die Erklärung hievon liegt darin, daß er die in der Natur der Poeſie und beſonders des Drama's und ſeiner verſchiedenen Gattungen liegenden Geſetze und Regeln erkannt und befolgt, aber keine abſtrakte und mißverſtandene Regeln aufgeſtellt wiſſen wollte; daß er die Natur und die Wahrheit höher ſtellte als die Convenienz, den Effekt, und das Vorurtheil („Nichts iſt groß, was nicht wahr iſt;") aber dabei erkannte, daß das Genie nicht geſetzlos ausſchweifen dürfe, daß der Schönheit und der Kunſt das Maaß nothwendig und weſentlich ſey. „Vieles muß das Genie erſt wirklich machen, wenn wir es für möglich erkennen ſollen," und: „dem Genie iſt es erlaubt, tauſend Dinge nicht zu wiſſen, die jeder Schulknabe weiß."

Der Geſichtspunkt, unter welchem Leſſing die dramatiſche Poeſie auffaßte, iſt einerſeits noch beſtimmt durch den Geiſt ſeiner Zeit, der, nüchtern und rigoriſtiſch, gegen die Poeſie überhaupt und gegen das Drama und Theater insbeſondere mißtrauiſch war, und Verderbniß der Sitten und Grundſätze von dieſer Seite fürchtete; andrerſeits aber ahnte er auch und behauptete die Selbſtſtändigkeit und Autonomie der dramatiſchen Poeſie. Bei richtiger Auffaſſung aber müſſen beide Betrachtungsweiſen dieſelben Reſultate geben, d. h. wenn die pſychologiſch-moraliſche Beurtheilung nicht engherzigen Vorurtheilen huldigt und ſich an der Darſtellung des Unſittlichen als an einer Unſittlichkeit ſtößt, und die reinäſthetiſche Beurtheilung nicht an extravaganten Genialitäten als ſolchen, ohne Rückſicht auf Natur und Wahrheit, ſich ergötzt. Aber wenn Leſſing ſich vielfach an den herkömmlichen, gewohnten Geſichtspunkt, jedoch mit Freiheit und Einſicht, anſchloß, ſo wußte er doch immer, wo durch denſelben die Kunſt und Poeſie beeinträchtigt und gehemmt werden ſollten, die ungebührlichen Schranken zurückzuweiſen. Er ſpricht von dem Einfluß des Theaters auf Tugend und Sitten, von dem Werth des Theaters für jeden rechtſchaffenen Mann, er denkt, man werde das Theater doch wenigſtens als die nützlichſte Zeitverkürzung gelten laſſen; er freut ſich, daß moraliſche Maximen bei dem Hamburger Publicum Beifall fänden, aber zugleich rügt er, daß gerade die beifällig aufgenommenen Sentenzen ſchielend und anſtößig geweſen, die Sätze:

---

[1] Er iſt ihm der deutſche Horaz, doch ohne deſſen Schmutz. Von dieſem „Schmutz" wird aber Horaz von Leſſing ſelbſt in ſeiner „Rettung des Horaz" zu reinigen geſucht

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Prieſter nicht,"

und:

„Wer ſchlimm von Andern denkt, iſt ſelbſt ein Böſewicht."

und fügt bei: „Es iſt nur Ein Athen geweſen, es wird nur Ein Athen bleiben, wo auch beim Pöbel das ſittliche Gefühl ſo fein, ſo zärtlich war, daß einer unlautern Moral wegen Dichter und Schauſpieler Gefahr liefen, von dem Theater herabgeſtürmt zu werden. Zwar müſſen die Geſinnungen dem Charakter der Perſonen entſprechen, aber auch die poetiſche Wahrheit muß ſich der abſoluten wieder nähern. Wenn die Bühne ſo unbeſonnene Urtheile über die Prieſter ertönen läßt, was Wunder, wenn ſich auch unter dieſen Unbeſonnene finden, die ſie als die gerade Heerſtraße zur Hölle ausſchreien?" Er findet die Beſtimmung der Komödie darin, durch Lachen zu beſſern, aber er verwahrt ſich gegen Beſchränkungen, die man daraus ableiten könnte. Man hatte von Seiten der Moralität Einwendungen dagegen erhoben, einen Zerſtreuten zum Vorwurf der Komödie zu machen. Zerſtreut ſeyn, ſagte man, ſey eine Krankheit, und kein Laſter. Die Komödie aber dürfe ſich nur mit Fehlern abgeben, die ſich verbeſſern laſſen. Leſſing beſtreitet beiläufig die erſte, ernſthafter aber die zweite Behauptung. Nirgends ſtehe geſchrieben, daß man nur über moraliſche und verbeſſerliche Fehler lachen ſolle. Jede Ungereimtheit, jeder Contraſt von Mangel und Realität ſey lächerlich. Aber lachen und verlachen ſey ſehr weit auseinander. Der wahre allgemeine Nutzen der Komödie liege im Lachen ſelbſt; in der Uebung unſerer Fähigkeit, das Lächerliche zu bemerken, es unter allen Bemäntlungen leicht und geſchwind zu bemerken. Es iſt ihr genug, die Geſunden in ihrer Geſundheit zu befeſtigen, ein Präſervativ iſt auch eine ſchätzbare Arznei, und die ganze Moral habe kein kräftigeres, wirkſameres, als das Lächerliche. Und öfters ſieht Leſſing von einem zunächſt moraliſchen Zwecke des Drama's ganz ab: das Drama macht auf eine einzelne beſtimmte, aus einer Fabel fließende Lehre keinen Anſpruch; es geht entweder auf die Leidenſchaften, welche der Verlauf und die Glücksveränderungen ſeiner Fabel anzufachen und zu unterhalten vermögend ſind, oder auf das Vergnügen, welches eben ſo neu gedachte als richtig gezeichnete Charaktere gewähren. Mitleiden und Rührung iſt die einzige Abſicht der tragiſchen Bühne. Am zuſammenhängendſten hat er ſeine Theorie in einem Briefe an Mendelsſohn entwickelt. Dem Grundſatz: das Trauerſpiel ſoll beſſern, ſetzt er den andern entgegen: die Tragödie ſoll Leidenſchaften erregen. Durch Erregung der Leidenſchaften könne das Trauerſpiel beſſern. Er nimmt an, daß das Trauerſpiel im Zuſchauer keine andere Leidenſchaft errege als das Mitleiden. Der bewunderte Held iſt der Vorwurf der Epopöe, der bedauerte des Trauerſpiels. Aber bei dem Bedauern bleibt es nicht, weil der Held ſelbſt ſich über ſein Unglück erhebt. Schrecken in der Tragödie iſt nur die plötzliche Ueberraſchung des Mitleids; Bewunderung nur das entbehrlich gewordene Mitleiden. Die Furcht iſt das auf uns ſelbſt bezogene Mitleid. Die Beſtimmung der Tragödie iſt: ſie ſoll unſere Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Der mitleidigſte Menſch iſt der beſte Menſch, zu allen geſellſchaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth der aufgelegteſte. Wer uns alſo mitleidig macht, macht uns beſſer und tugendhafter, und das Trauerſpiel, das jenes thut, thut auch dieſes. Das Mitleiden beſſert unmittelbar; beſſert, ohne daß wir ſelbſt etwas dazu beitragen dürfen, beſſert den Mann von Verſtand ſowohl als den Dummkopf. Bei dem ariſtoteliſchen Satze: daß die Tragödie durch die Erregung von Furcht und Mitleiden die Reinigung dieſer Leidenſchaften in den Zuſchauern bewirken ſolle, indem ſie die Leidenſchaften in tugendhafte Fertigkeiten verwandle und die beiden Extreme des Mitleids und der Furcht vermeiden lehre, bleibt Leſſing ſo ſtreng, daß er diejenigen Tragödien, welche nicht auf dieſe Leidenſchaften (jetzt würde man eher ſagen Affekte) wirken, wenn ſie auch ſonſt rühren und erſchüttern mögen, wegen des unnützen Aufwands von Kräften zu Wirkungen, die auch durch eine andere Gattung von Poeſie zu erreichen wären, verwirft; — und hievon ausgehend beweiſt er, daß namentlich auch die Franzoſen in Wahrheit kein tragiſches Theater haben.

In ähnlicher Weiſe betrachtet er die Komödie. Sie ſoll uns zur Fertigkeit verhelfen, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen. Wer dieſe Fertigkeit beſitzt, wird in ſeinem Betragen alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden ſuchen, und eben dadurch der wohlgezogenſte und geſittetſte Menſch werden. So iſt die Nützlichkeit der Komödie gerettet. Beſſern ſollen uns alle Gattungen der Poeſie; es iſt kläglich, wenn man dieſes erſt beweiſen muß; noch kläglicher iſt es, wenn es Dichter giebt, die ſelbſt daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles beſſern. Beider (der Tragödie und Komödie) Nutzen iſt von dem Vergnügen unzertrennlich; denn die ganze Hälfte des Mitleids und des Lachens iſt Vergnügen, und es iſt großer Vortheil für den dramatiſchen Dichter, daß er weder nützlich noch angenehm, eines ohne das andere ſeyn kann. Leſſing iſt, wie er dieß ſchreibt, ſo von ſeinen Grillen eingenommen, daß er, wenn er eine dramatiſche Dichtkunſt ſchreiben ſollte, weitläuftige Abhandlungen vom Mitleid und Lachen voranſchicken würde. Er würde ſogar beides mit einander vergleichen, würde zeigen, daß das Weinen eben ſo aus einer Vermiſchung der Traurigkeit und Freude, als das Lachen aus einer Miſchung der Luſt und Unluſt entſtehe; er würde weiſen, wie man das Lachen in Weinen verwandeln kann, wie man auf der einen Seite Luſt zur Freude, auf der andern Unluſt zur Traurigkeit in beſtändiger Vermiſchung anwachſen läßt, u. ſ. w. Welche bedeutende Rolle er in der Aeſthetik der Empfindung anweiſt, ſpricht er ſehr naiv und kräftig in einem Brief an Nicolai aus: „Wer, Geyer, heißt Ihrem Verſtand ſich ein Syſtem nach ſeiner Grille machen, ohne Ihre Empfindung zu Rathe zu ziehen? Dieſe hat, Ihnen unbewußt, das richtigſte Syſtem, das man nur haben kann, denn ſie hat meines." Mit bewunderungswürdigem Scharfſinn weiß Leſſing die verſchiedenen Empfindungen zu erklären, zu vergleichen, auf einander zurückzuführen, die auf den erſten Anſchein ihm widerſprechenden Phänomene zu ſeinen Gunſten zu benützen, ſeine Behauptungen durch Beiſpiele aus der Fülle ſeiner großen Beleſenheit und ſeines gigantiſchen Gedächtniſſes zu belegen. Dabei vernachläſſigte er natürlich die objectiv beſtimmbaren Regeln und Geſetze keineswegs; er ſchlug die ſinnliche und techniſche Vollkommenheit überaus hoch an, wenn ſchon er die herkömmlichen, von den Franzoſen ſklaviſch verehrten drei Einheiten praktiſch und theoretiſch als unnütze Feſſeln verwarf.

Ein unſterbliches Verdienſt hat er ſich dadurch um Deutſchland erworben, daß er, der überhaupt einen ausgebreiteten Horizont mit ſeiner Gelehrſamkeit und ſeinem überall auf Abſtraction der Geſetze und auf heilſame Anwendung derſelben ausgehenden Scharfſinn beherrſchte, einer der erſten war, welche auf die Größe und das Genie Shakſpeare's hinwieſen, obgleich er, ſeine eignen poetiſchen Kräfte ſehr beſcheiden beurtheilend, den britiſchen Dichter nachzuahmen oder mit ihm zu wetteifern keineswegs verſuchte. Möge hier ein ſchönes

Wort aus der Dramaturgie ſeine Stelle finden, wo er aus Veranlaſſung von Weiße's „Richard der Dritte" auf das gleichnamige Stück des Britten einen Blick wirft. Weiße verwahrte ſich, daß er kein Plagium begangen, und ſetzt hinzu: „aber vielleicht wäre es ein Verdienſt geweſen, an dem Shakſpeare ein Plagium zu begehen." Darauf bemerkt Leſſing: „Vorausgeſetzt, daß man eines an ihm begehen kann. Aber was man von Homer geſagt hat, es laſſe ſich dem Herkules eher ſeine Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt ſich vollkommen auch von Shakſpeare ſagen. Auf die geringſte von ſeinen Schönheiten iſt ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakſpeare's! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, ſich neben ihr zu ſtellen! Shakſpeare will ſtudirt, nicht geplündert ſeyn. Haben wir Genie, ſo muß uns Shakſpeare das ſeyn, was dem Landſchaftsmaler die Camera obſcura iſt; er ſehe fleißig hinein, um zu lernen, wie ſich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projectirt, aber er borge nichts daraus. . . . Aus einzelnen Gedanken beim Shakſpeare würden (in einer Tragödie franzöſiſchen Geſchmacks, wie die Weiße's) ganze Scenen und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müſſen. Denn wenn man den Aermel aus dem Kleid eines Rieſen für einen Zwerg recht nützen will, ſo muß man ihm nicht wieder einen Aermel, ſondern einen ganzen Rock daraus machen."

Es kann nicht weiter ausgeführt werden, welcher Reichthum von Betrachtungen und Bemerkungen über dramatiſche Poeſie und Mimik, welche treffende Urtheile über einzelne Stücke und das Spiel einzelner Schauſpieler (unter dieſen der berühmte Eckhof!), welche belehrende Vergleichungen, welche Menge fruchtbarer Gedanken und geſchmackvoller Kenntniſſe jeder Art in den beiden Jahrgängen der Dramaturgie niedergelegt ſind; nur aus dem mißmuthigen Schluß ſtehe noch einiges hier. Er berichtet, wie einige gute Leute in Hamburg einen Verſuch haben machen wollen, ob ſich für das deutſche Theater nicht etwas mehr thun laſſe, als unter der Verwaltung eines ſogenannten Principals geſchehen könne; man ſey darauf verfallen, ob er bei dieſem Unternehmen nicht nützlich ſeyn könnte? Er habe dazu Luſt gehabt; die Frage ſey alſo nur noch geweſen: ob er es könne? und wie er es am beſten könne? „Ich bin weder Schauſpieler noch Dichter. Man erweiſet mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freigebig folgern. Die älteſten ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und Leichtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neuern Erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu danken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft ſich emporarbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspreſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſeyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken. Die Kritik ſoll das Genie erſticken! und ich ſchmeichelte mir etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie ſehr nahe kömmt. Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, ſich von einem Ort zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, ſo auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, was beſſer iſt, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, ſo koſtet es mich ſo viel Zeit (von ſeiner Emilia Galotti ſchreibt er einmal: er mache alle ſieben Tage ſieben Zeilen, erweitere unaufhörlich ſeinen Plan und ſtreiche immer wieder aus), ich muß von andern Geſchäften ſo frei, von unwillkürlichen Zerſtreuungen ſo ununterbrochen ſeyn, ich muß meine ganze Beleſenheit ſo gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritt alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll, Niemand in der Welt ungeſchickter ſeyn kann als ich." So ſey man darauf verfallen, ſeine Kritik ſelbſt nützen zu wollen, ſo ſey die Idee zu dieſem Blatt entſprungen und ſie habe ihm gefallen. „Sie ſollte jeden Schritt begleiten, den die Kunſt ſowohl des Dichters als des Schauſpielers hier thun würde." Der letztern Hälfte ſey er ſehr bald überdrüſſig geworden: „Wir haben Schauſpieler, aber keine Schauſpielkunſt. Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat, ſo haben wir ſie nicht mehr; ſie iſt verloren, ſie muß ganz von neuem wieder erfunden werden." . . . „Aber die erſtere Hälfte meines Verſprechens? . . Wenn das Publicum fragt, was iſt denn geſchehen? und mit einem höhniſchen Nichts! ſich ſelbſt antwortet; ſo frage ich wiederum: und was hat denn das Publicum gethan, damit etwas geſchehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas Schlimmeres als nichts; es hat dem Werk nicht einmal ſeinen natürlichen Lauf gelaſſen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſchen noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern bloß von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſey: keinen eigenen haben zu wollen. Wir ſind noch immer die geſchworenen Nachahmer alles Ausländiſchen, beſonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzoſen; alles was uns von jenſeits dem Rheine kömmt, iſt ſchön, reizend, allerliebſt, göttlich;" u. ſ. w. Er habe darum bei den Schriften verweilen müſſen, welche die Kunſt des dramatiſchen Dichters aus den Irrpfaden heraus rückwärts thun mußte, um dann erſt auf ihr Ziel loszugehen. Er glaube die dramatiſche Dichtkunſt ſo gründlich als Einer ſtudirt zu haben, insbeſondere den Ariſtoteles, und getraue ſich zu beweiſen, daß jene von der Richtſchnur dieſes Philoſophen ſich keinen Schritt entfernen könne, ohne ſich eben ſo weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen. Er habe dem Vorurtheil entgegengearbeitet, als ob die berühmteſten Muſter der franzöſiſchen Bühne jenen Regeln entſprächen. Das Gefühl der Deutſchen ſey durch einige engliſche Stücke aus ſeinem Schlummer geweckt worden; aber nun ſey der Wahn eingeriſſen, der Zweck der Tragödie laſſe ſich auch ohne jene Regeln erreichen, das Genie anerkenne und bedürfe gar keine Regeln. Dieſe Gährung des Geſchmacks zu hemmen, habe er ſich zur Aufgabe gemacht. — Wir wollen von der Dramaturgie nur noch anmerken, daß ſie in Deutſchland das größte Aufſehen machte, und auch ſogleich — nach löblicher Sitte! — nachgedruckt wurde. Gegen Leſſings eignes Urtheil über ſich als dramatiſchen Dichter müſſen wir ihn jedoch einigermaßen in Schutz nehmen, weil es allzu ſtreng iſt; er ſchreibt dem freyen, ſchaffenden Genius in ſich zu wenig und der Kritik zu viel zu, oder er gebraucht letzteres Wort in einem ſehr weiten, ſonſt nicht gewöhnlichen Sinn. Die Luſt und die Leichtigkeit des Schaffens geſteht er ſich ſelbſt, in früheren Jahren wenigſtens, zu, und auch ſpäter hatte ſie ihn nicht verlaſſen, mochte ſie ſich auch vermindert haben; die ſich ihm darbietenden und andrängenden Conceptionen waren freilich mehr Gebilde und Erfindungen eines lebhaften, beobachtenden, verbindenden und dialektiſchen Verſtandes, als Schöpfungen einer ſchwelgenden und überſtrömenden Phantaſie; ſie konnten durch Kritik, durch Anwendung der Regeln eines gebildeten Geſchmacks ſehr viel gewinnen; ausgebreitetes Wiſſen, reiche Erfahrung und Beobachtung, ernſtes

Nachdenken erſetzten manchmal die Begeiſterung, die prophetiſche Inſpiration; aber das Leben in ſeinen Dramen und in den einzelnen Charakteren entſprang doch immer einer nicht kleinen Schöpferkraft; ſeine Perſonen wurden dem Dichter doch ſo weit lebendig, daß er ihre Worte ſo zu ſagen aus ihrer Seele und nicht aus ſeinem Wiſſen und ſeinen Beobachtungen zuſammen lieſt; und der kryſtallhelle anmuthige Bach ſeines ſo friſch und kräftig, ſo heiter abwechſelnd und vielfach anregend hinfließenden Dialogs führt auch gar manche ächte poetiſche Goldkörner. Wenn das alles Erzeugniß des Verſtandes (oder der Kritik) ſeyn ſoll, ſo muß mancher, der ſich Phantaſie zutraut, vor jenem Verſtand ſich beſchämt zurückziehen. Und daß Leſſing, wenn ihn ein angemeſſener Vorwurf anregte, wohl auch den Ton der höhern Poeſie zu treffen vermochte, erkennt man aus der Scene, welche allein von ſeinem nach einer Nachricht großentheils oder ganz ausgearbeiteten, aber leider verloren gegangenen Doctor Fauſt erhalten iſt, und die auf einer bedeutenden philoſophiſch-poetiſchen Höhe ſteht. Leſſing gab ſie in den Literaturbriefen als die Arbeit eines Freundes, und fügt hinzu: „Was ſagen Sie zu dieſer Scene? Sie wünſchen ein deutſches Stück, das lauter ſolche Scenen hätte? Ich auch!"

Den Uebergang von Leſſings Leiſtungen auf dem Gebiet der Poeſie zu ſeinen gelehrten und antiquariſchen Arbeiten macht ſein Laokoon, oder über die Gränzen der Malerei und Poeſie. Winckelmann hatte dem Studium der Kunſt, der Antike, einen ganz neuen Schwung gegeben, und Leſſing fühlte ſich veranlaßt, aus dem Schatz ſeiner Gelehrſamkeit ſo wie ſeines ſcharfen und klaren Denkens auch einen Beitrag zur Feſtſetzung der Geſetze und Gränzen der verſchiedenen Künſte (die Malerei bedeutet überhaupt die bildenden Künſte, und Poeſie diejenigen, deren Nachahmung fortſchreitend iſt) und zu Berichtigung mancher Vorurtheile zu geben. Nicolai berichtet, der erſte Keim von Leſſings Idee hierüber zu philoſophiren liege in Briefen, die er mit Mendelsſohn gewechſelt. Nicht durch Kunſtwerke, ſondern durch ſcharfſinnige Philoſophie ſey ſein Laokoon veranlaßt worden; er habe damals noch nicht viel Malereien und andere Kunſtwerke geſehen, habe ſich wenig um das bekümmert, was die Maler wirklich gethan, ſondern mehr auf dasjenige geſehen, was ſie nach ſeinem Begriff von der Malerei thun ſollten. Mag nun aber auch der Laokoon den bloß praktiſchen Künſtler wenig befriedigen und fördern, wie Nicolai behauptet, ſo ſind doch darin eine Menge treffender und feiner Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit und die in der Natur der Sache liegenden Geſetze der bildenden und der ſucceſſiven Künſte, aus einem tiefen Nachdenken geſchöpft und begründet durch eine Fülle treffend gewählter Beiſpiele, niedergelegt; das Buch hat ſo viele Kritiker und theilweiſe oder ganze Gegner hervorgerufen, es hat durch ſeinen hinreißenden Styl ein ſo großes Publicum gefunden; und die aufgeſtellten Behauptungen ſind, weil ſie nicht auf das Syſtem und die Formeln einer Schulphiloſophie ſich gründen, ſondern die ungeſuchten Ergebniſſe eines eben ſo unbefangenen als tiefen und ſcharfſinnigen Denkers und ausgezeichneten Gelehrten ſind, ſo wenig dem Schickſal des Veraltens ausgeſetzt, daß man den Laokoon zu den Schriften zählen muß, welche den größten und nachhaltigſten Einfluß auf Aeſthetik und Geſchmack in Deutſchland ausgeübt.[1] Wirklich iſt auch vieles davon ins allgemeine Bewußtſeyn übergegangen. Leſſing ging von der blendenden Antitheſe des Simonides aus: daß die Malerei eine ſtumme Poeſie und die Poeſie eine redende Malerei ſey. Aus dieſem Satz, deſſen nothwendige Einſchränkung die Alten nicht verkannt, haben nun die neuern Kunſtrichter die crudeſten Dinge geſchloſſen. Sie zwingen bald die Poeſie in die engern Schranken der Malerei, bald laſſen ſie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poeſie füllen. Ja dieſe Afterkritik habe zum Theil die Virtuoſen ſelbſt angeſteckt. Sie habe in der Poeſie die Schilderungsſucht und in der Malerei die Allegoriſterei erzeugt. Dieſem falſchen Geſchmack und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten ſey die vornehmſte Abſicht des Laokoon, der zufälliger Weiſe mehr nach der Folge ſeiner Lectüre als durch methodiſche Entwicklung allgemeiner Grundſätze angewachſen, mehr unordentliche Collectanea zu einem Buch enthalte, als ein Buch ſey. Ein ungemein fruchtbar behandelter, mit eben ſo viel überzeugendem Scharfſinn als imponirender Gelehrſamkeit bewieſener Hauptſatz des Laokoon iſt: Die Zeitfolge iſt das Gebiet des Dichters, wie der Raum das Gebiet des Malers, oder was daſſelbe ſagt: Körper mit ihren ſichtbaren Eigenſchaften ſind die eigentlichen Gegenſtände der Malerei, Handlungen der eigentliche Gegenſtand der Poeſie. Dieſer aus den beſten und größten Muſtern eben ſo wie aus der Natur der Sache abgeleitete Satz wird dann zur Correktion des falſchen, entarteten Geſchmacks angewendet. Ein anderer wichtiger Satz iſt der: Schönheit iſt der höchſte Endzweck der bildenden Kunſt, mithin nicht bloße Nachahmung der Natur, ſondern ſchöne, idealiſirende Nachahmung der Natur; der Dichter hat einen weitern und freiern Spielraum, theils weil das bloß Erzählte die Sinne nicht ſo afficirt, wie das Angeſchaute (dieß gilt zunächſt für das Epos, welches Leſſing, als die reinere Gattung, über das Drama „die lebendige Malerei des Schauſpielers" ſtellte), theils weil er, eine Reihe von Zeitmomenten durchlaufend, durch den endlichen Geſammteindruck die einzelnen unſchönen und häßlichen Züge auslöſchen, ja durch den Contraſt zur Hervorhebung des Schönen benützen kann. Der Laokoon blieb unvollendet — aber freilich welch ein Fragment! — und der Verfaſſer ſagt in einem der letzten Abſchnitte, er wage nun, nachdem Winckelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums erſchienen, keinen Schritt weiter, ohne dieß Werk geleſen zu haben, und bemerkt: bloß aus allgemeinen Begriffen über die Kunſt vernünfteln könne zu Grillen verführen, die man über kurz oder lang zu ſeiner Beſchämung in den Werken der Kunſt widerlegt finde. Leſſing ſelbſt kann man dieſen Vorwurf nicht machen, denn ſo philoſophiſch er zu Werke geht, ſtützt er ſich doch beinahe durchgehends auf Beiſpiele und thut ſich etwas darauf zu Gute, daß dieſe „nach der Quelle ſchmecken." An den Laokoon, ſofern er ſich mit alter Kunſt beſchäftigt, ſchließen ſich an die antiquariſchen Briefe, zu welchen er zunächſt durch eine Kritik von Klotz über den Laokoon veranlaßt wurde; zuerſt ward nur eine Rechtfertigung und eine Zurückweiſung des Gegners beabſichtigt, aber „die Folge ſchien den Inhalt ſelbſt wichtiger zu machen, als es bloße Zänkereien über mißverſtandene Meinungen dem Publicum zu ſeyn pflegen." In denſelben iſt freilich von vielem die Rede, was nur den Archäologen vom Fach intereſſiren kann; von geſchnittenen Steinen, von alten längſt verlorenen Gemälden, von der richtigen Deutung techniſcher Ausdrücke u. ſ. w.; aber daneben enthalten die Briefe auch eine Fülle von allgemein intereſſanten hiſtoriſchen Notizen, von äſthetiſchen Bemerkungen und geiſtvollen kleinen Abhandlungen, ſo daß auch Laien dieſe gelehrten Briefe mit Begierde leſen und noch mit Genuß und Nutzen leſen können. Der Styl Leſſings, über den noch unten zu reden iſt, zeigte ſich hier beſonders in ſeiner Trefflichkeit. Die köſtliche kleine Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet (nämlich nicht als ein Skelet, ſondern als einen

---

[1] Göthe datirt davon gleichſam eine neue Epoche ſeines äſthetiſchen Bewußtſeyns. Taſchen-Ausgabe XXV. 162.

Zwillingsbruder des Schlafes, als einen ſchönen Knaben oder Jüngling), wird jeder Gebildetere von ernſtem Sinn mit ſtets geſpanntem Intereſſe und hoher Befriedigung leſen. Man findet darin eine kurze, aber ſehr ſchöne Apologie der mit Geiſt betriebenen Archäologie, gegenüber dem geiſtloſen gelehrten Wühlen. Nachdem er, ſcheinbar zum Vortheil ſeines Gegners, mehrere alte Abbildungen von Skeletten aufgezählt, fährt er fort: „Welch elendes Studium iſt das Studium des Alterthums, wenn das Feine deſſelben auf ſolche Kenntniſſe ankömmt, wenn der der Gelehrteſte dann iſt, der ſolche Armſeligkeiten am fertigſten und vollſtändigſten auf den Fingern herzuzählen weiß! Aber mich dünkt, daß es eine würdigere Seite hat dieſes Studium. Ein anderes iſt der Alterthumskrämer, ein anderes der Alterthumskundige; jener hat die Scherben, dieſer den Geiſt des Alterthums geerbt. Jener denkt nur mit ſeinen Augen, dieſer ſieht auch mit ſeinen Gedanken. Ehe jener noch ſagt: „So war das," weiß dieſer ſchon, ob es ſo hat ſeyn können." Wie Leſſing es verſtand, einer anſcheinend ganz gelehrten Frage Anwendung auf das Leben und das Praktiſche zu geben, zeigt der ſchöne Schluß der genannten Abhandlung: „Da unſere Religion uns auch verſichert, daß der Tod der Frommen nicht anders als ſanft und erquickend ſeyn könne, ſo ſehe ich nicht ein, was unſere Künſtler abhalten ſollte, das ſcheußliche Gerippe wiederum aufzugeben und ſich wiederum in den Beſitz jenes beſſern Bildes zu ſetzen. Die Schrift redet ſelbſt von einem Engel des Todes, und welcher Künſtler ſollte nicht lieber einen Engel als ein Gerippe bilden wollen? Nur die mißverſtandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen; und es iſt ein Beweis für die wahre, für die richtig verſtandene wahre Religion, wenn ſie uns überall auf das Schöne zurückbringt." Wie ausgezeichnet günſtig dieß Gebiet für Leſſings Eigenthümlichkeit war, leuchtet ein: ſeine Gelehrſamkeit führte ſeinem Scharfſinn eine Fülle von Stoff zu, und ſein Scharfſinn befruchtete hinwieder ſeine Gelehrſamkeit; Leſſing war nicht nur der Gelehrteſte unter den ſchönen oder „witzigen" Geiſtern und der Geſchmackvollſte unter den Gelehrten, ſondern er nahm in der Gelehrſamkeit und Geſchmacksbildung an ſich eine der erſten Stellen ein. So wußte er das Studium des Alterthums zu beleben, zu würzen, zu adeln; und wenn er ſich auch vorzugsweiſe nur auf die Kunſt- und Poeſie der Alten richtete, hat er doch mittelbar und unmittelbar mächtig den verdienſtvollen Männern vorgearbeitet, welche nach ihm das politiſche und geſchichtliche Leben der Alten, ihre Religion und Mythologie und Philoſophie in lebendiger Geſammtanſchauung dem Bewußtſeyn zu vergegenwärtigen mit Erfolg bemüht geweſen ſind. Es iſt bedeutſam, daß Leſſing, einer der wichtigſten Begründer unſerer neuern Literatur, dichtete:

Betritt der Alten ſichre Wege!
Ein Feiger nur geht davon ab;
Er ſuchet blumenreiche Stege
Und findet ſeines Ruhmes Grab!

Das Gebiet der Philoſophie, der Speculation im ſtrengern Sinn, der Metaphyſik hat Leſſing nicht cultivirt, ſo ſehr er hiſtoriſch damit bekannt war[1] und ſo ſcharfſinnig er die pſychologiſchen und äſthetiſchen Begriffe zu analyſiren und zu deduciren wußte. Das reine ſpeculative Denken aus vorausgeſetzten Begriffen war ſeine Sache nicht; als Uebung des reinen Denkens galt ihm die Mathematik — in ſeinen reifern Jahren aber beſchäftigte er ſich lieber mit einem Denken, deſſen Inhalt und Gegenſtand gegeben war — gab es doch auf den poſitiveren Gebieten ſo viel zu ſtreiten und zu forſchen! Was Leſſing von der Speculation ferner hielt, war nicht Trägheit, nicht Mangel an Trieb, die Wahrheit zu erforſchen, ſondern, möchten wir ſagen, der horror vacui. Denn er ſchreibt: „Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatz, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte, und ſpräche zu mir: wähle! — ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke und ſagte: Vater gieb! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein!" Gemeinſchaftlich mit Mendelsſohn hatte er zwar den Aufſatz verfaßt: Pope ein Metaphyſiker! worin, der Berliner Akademie zum Spott, welche eine Vergleichung von Pope's Syſtem mit dem des Leibnitz verlangt hatte, gezeigt wird, daß Pope ein Dichter und kein Philoſoph ſey, daß er kein ſtrenges conſequentes Syſtem habe; aber der philoſophiſche Inhalt mochte wohl mehr von „Herrn Moſes" herrühren, an welchen Leſſing nachher ſchrieb: „Es iſt mir recht ſehr angenehm, daß mein Freund, der Metaphyſiker, ſich in einen Belesprit ausdehnt; wenn ſein Freund, der Belesprit, ſich nur ein wenig in einen Metaphyſiker concentriren könnte oder wollte!" Und ſpäter finden ſich von Leſſing nur wenige, wohl meiſt durch Disputiren und durch Briefwechſel mit Freunden hervorgerufene kurze Erörterungen metaphyſiſcher Materien, wo ſich aber die Schärfe ſeines Geiſtes nie verläugnet, wie z. B.: Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott; und: über das Verhältniß des Leibnitz zu Spinoza. Bekannt iſt, welches Aufſehen, welche Bewegung in der philoſophiſchen Welt die Enthüllung von Leſſings Spinozismus durch F. H. Jacobi hervorgebracht hat, wie namentlich Mendelsſohn, Leſſings alter Freund, der ihn doch gut zu kennen glaubte, durch dieſe Nachricht überraſcht, ja betrübt wurde; wie man Rath pflog, ob man die Thatſache dem Publicum kund thun oder unterdrücken müſſe. Jacobi erzählt, er habe Leſſing 1780, im Jahr vor ſeinem Tode, in Wolfenbüttel beſucht, im Glauben, an ihm einen vollkommenen Theiſten zu finden, ſey aber beim erſten Geſpräch bald durch deſſen unumwundenes Geſtändniß überraſcht worden, daß er, wenn er ſich nach einem Philoſophen nennen ſolle, ſich zu Spinoza bekennen müſſe. Es gebe keine andere Philoſophie als die Spinoza's. *Ἓν καὶ πᾶν* ſey ſein Wahlſpruch; er begehre keinen freien Willen. Hierbei ſey Leſſing in mehreren Unterredungen geblieben. Mendelsſohn ſträubte ſich auf jede Weiſe gegen die Annahme von Leſſings Spinozismus; und in der That, ſo gut ſich begreift, daß der kühne und conſequente Sinn des Mannes ſich zu allen Folgerungen eines unerſchrockenen Syſtems verſtehen mochte, ſo gewiß es iſt, daß er den Spinoza gründlich kannte, ſo darf man doch behaupten, daß des beſchaulichen Spinoza's Fatalismus dem energiſch handelnden Leſſing, der das Wort ausſprach: „der Menſch muß nie müſſen!" nicht gemäß war, und ſo gewiß iſt es, daß er in ſeinen Schriften durchaus auf theiſtiſchem Standpunkt ſteht. Möglich allerdings, daß er in den letzten Zeiten ſeines Lebens dieſen verlaſſen, daß er mit den Theologen, denen er in ſo Vielem entgegengetreten, auch nicht mehr dieſen Boden gemeinſam haben mochte; aber denkbar iſt auch, daß er bei ſeiner bekannten dialektiſchen Streitluſt ein Syſtem, das ſich ihm von gewiſſen Seiten empfahl, gerade gegen einen tüchtigen Gegner mit einer Entſchiedenheit verfocht, die nicht ſeine beſtändige Ueberzeugung war. Dafür könnten die Scherze ſprechen, deren Jacobi erwähnt. Wie dem ſey, — ohne jene poſthumen durch Jacobi verbreiteten Aufſchlüſſe, würde Leſſing, nach ſeinen Schriften, als Theiſt gelten müſſen. Hauptſächlich kann man ſich hiefür auf ſein Chriſtenthum der Vernunft berufen, wo er die Hauptdogmen des Chriſtenthums, freilich in etwas anderem Sinn, philoſophiſch zu deduciren ſucht, und ſelbſt mit der Trinität einen ſcharfſinnigen und geiſtreichen Verſuch macht; hier ſagt er: „das würde kein Gott ſeyn, dem man die Vorſtellung ſeiner ſelbſt nehmen wollte;“ und wieder: „Zu den Vollkommenheiten Gottes gehöret auch dieſes, daß er ſich ſeiner Vollkommenheiten bewußt iſt, und dieſes, daß er ſeinen Vollkommenheiten gemäß handeln kann; beide ſind gleichſam das Siegel ſeiner Vollkommenheiten.“ Freilich hat man auch ſchon gerade in ſeinem Verſuch einer Deduktion der Dreieinigkeit den Beweis gefunden, daß er ſich die Gottheit unperſönlich gedacht habe. Eben ſo ſetzt er in ſeiner „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ einen nach moraliſchen Zwecken handelnden Gott voraus. Nun argumentirt Leſſing allerdings häufig im theologiſchen und religiöſen Gebiet auf den Grund von Hypotheſen, die er ſelbſt nicht zugiebt, und leiht ſeine ſcharfſinnigen Gründe und Beweiſe Syſtemen, die nicht die ſeinigen ſind — aber die obigen Sätze ſind oder waren doch zu einer gewiſſen Zeit zuverläſſig ſeine eigene philoſophiſche Anſicht. Mit Spinoza, welcher alle Individualitäten zu Modificationen, zu vorübergehenden theilweiſen Offenbarungen der einen Subſtanz macht, tritt Leſſing (mehr an Leibnitz ſich anſchließend) ſogar in einen merkwürdigen Contraſt durch ſein Feſthalten an der Individualität, worin er ſo weit geht, daß er halb und halb der Idee der Metempſychoſe das Wort redet: „Warum könnte jeder einzelne Menſch nicht mehr als einmal auf dieſer Welt vorhanden geweſen ſeyn? .... Weil ſo zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? Verloren? [illegible] Und was habe ich denn zu verſäumen? Iſt nicht die ganze Ewigkeit mein?“

---

[1] Beſonders beſchäftigte er ſich mit Leibnitz, und wollte deſſen Leben beſchreiben.

Wirklich wird Leſſing noch jetzt wegen ſeiner tiefſinnigen Auffaſſung chriſtlicher Dogmen ſelbſt von ſtrengeren Theologen gerühmt, gegenüber der flachen Aufklärung, während andere den Herausgeber der Wolfenbüttler Fragmente als einen Ungläubigen betrachten, und noch andere ihn eben darum als Vorläufer der freien Wiſſenſchaft feiern. Dieſe Verſchiedenheit des Urtheils herrſchte ſchon zu Leſſings Lebzeiten; Nicolai ſchrieb ihm: „Die Theologen glauben, daß Sie ein Freigeiſt ſind, und die Freigeiſter, daß Sie ein Theolog geworden.“ War Leſſing ſich ſelbſt unklar? veränderte ſich ſeine Ueberzeugung? oder war er doppelzüngig? Wir ſuchen dieß in der Kürze zu erklären. Die Erkenntniß der Wahrheit, das Forſchen nach ihr, galt Leſſing alles; der brennendſte Wahrheitsdurſt, die reinſte Wahrheitsliebe iſt ein Grundzug ſeines Charakters, und das ſtolze Bewußtſeyn hievon tritt überall hervor. Ein ſo tiefer und raſtloſer Geiſt mußte ſich auch mit den Problemen der Religion, des Chriſtenthums vielfach beſchäftigen, und wenn er auch von frühen Jahren an ſich über das Aeußerliche der Religion wegſetzte, ſprach er ſich doch immer mit Achtung, Ernſt und Würde über jene Gegenſtände aus; er tadelte früher ſcharf einen Wieland, der „die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehrt wiſſen wolle,“ und warnt vor deſſen Anpreiſung des Shaftesbury: „Shaftesbury iſt der gefährlichſte Feind der Religion, weil er der feinſte iſt. Und wenn er ſonſt auch noch ſo viel Gutes hätte, Jupiter verſchmähte die Roſe in dem Mund der Schlange.“ So wenig nun der ſtrenge Lehrbegriff der Kirche Leſſings kühnem und und freiem Geiſt genügte, ſo wenig befriedigte ihn auch die damalige Weiſe, das Chriſtenthum dem gemeinen Verſtand annehmlich und mundrecht zu machen, er ſpottet über ſeine Zeit: „wo man eine ſo vortreffliche Zuſammenſetzung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit gemacht habe, daß man mit Mühe und Noth eine von der andern unterſcheiden könne.“ Er hatte darüber gelächelt, daß die Theologen nach ſeiner Ankündigung des Berengar ihn ſo belobten und große Stücke auf ihn hielten, und ſich ſelbſt einen baldigen Wechſel dieſer Geſinnungen prophezeit. 1773 ſchrieb er ſeine Schrift: Leibnitz von den ewigen Strafen, wo er ſich für die Ewigkeit entſcheidet; freilich muß man hier wie ſonſt oft ſeiner Aeußerung eingedenk ſeyn, daß er manches *γυμναστικῶς* nicht *δογματικῶς* behauptete. Sein Bruder meinte, er habe damit den Orthodoxen die Cour machen wollen, werde aber ſeinen Zweck verfehlen. Leſſing ſchrieb ihm darüber: „Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte ſie eben ſo ſehr als du; nur verachte ich unſere neumodiſchen Geiſtlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philoſophen lange nicht genug ſind. Ich bin von ſolchen ſchalen Köpfen auch ſehr überzeugt, daß, wenn man ſie aufkommen läßt, ſie mit der Zeit mehr tyranniſiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan.“ Und etwas ſpäter an denſelben: „Ich ſollte es nicht von Herzen wünſchen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabſcheuen, wenn ich ſelbſt bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Abſichten befördern zu helfen. . . Nicht das unreine Waſſer, welches längſt nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wiſſen; ich will es nur nicht eher weggegoſſen wiſſen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen. Mit der Orthodoxie war man, Gott ſey Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwiſchen ihr und der Philoſophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt dieſe Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen. Ich bitte dich, lieber Bruder, ſieh etwas weniger auf das, was unſere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was ſie dafür an die Stelle ſetzen wollen. Darin ſind wir einig, daß unſer altes Religionsſyſtem falſch iſt; aber das möchte ich nicht mit dir ſagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen ſey. Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen iſt das Religionsſyſtem, das man jetzt an die Stelle des alten ſetzen will; und doch verdenkſt du es mir, daß ich dieſes alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einſturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, ſo will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, ſondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauſes, ſtützen und unterbauen. Das ſoll er bleiben laſſen, oder ich werde mich ſeines einſtürzenden Hauſes ſo annehmen, als meines eigenen.“ Seine eigene Anſicht vom Chriſtenthum ſchloß ſich nicht ab; bei ſeinem lebhaften Scharfſinn ließ er ſich nicht von einſeitigen Darſtellungen und Demonſtrationen gewinnen; „er liebte,“ ſchreibt Nicolai, „das Disputiren und haßte den Parteigeiſt, weil er ſelbſt keiner Partei anhing. Manche haben ihn mißverſtanden, weil ſie Sätze, die er des Gedankenwechſels wegen aufwarf, für ſeine Meinung hielten. Im ſiebenjährigen Krieg vertheidigte er in Leipzig immer die Preußen, und in Berlin die Sachſen.“ Aber dieſe Liebe zum Disputiren ließ ihn auch mit ſich ſelbſt nicht recht einig werden; merkwürdig iſt ſein Geſtändniß: „Je bündiger mir der eine das Chriſtenthum erweiſen wollte, deſto zweifelhafter ward ich. Je muthwilliger und triumphirender mir es der andere ganz zu Boden treten wollte, deſto geneigter fühlte ich mich, es wenigſtens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten.“

Durch die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente (eines Ungenannten; erſt ſpäter wurde Reimarus als Verfaſſer bekannt), wurde Leſſing in den letzten Jahren ſeines Lebens erſt in heftige theologiſche Fehden verwickelt. Seine Freunde hatten ihm die Veröffentlichung abgerathen, aber er ließ ſich nicht zurückhalten. Nach Nicolai's Behauptung hätten die Orthodoxen Leſſing ganz mißverſtanden, daß ſie ihn als Gegner betrachteten, und Leſſing ſelbſt berichtet, daß ihm viele rechtgläubige Theologen von Anfang an für die Herausgabe Dank gewußt. Indeſſen der Hauptpaſtor Göze in Hamburg, früher ein Freund Leſſings, aber aus andern, geringfügigen Gründen erbittert gegen ihn, griff die Fragmente, oder vielmehr den Herausgeber, aufs heftigſte, ungezogenſte und unbeſonnenſte an, und gab Leſſing dadurch Veranlaſſung zu jenen meiſterhaften Streitſchriften, worin er die Gewandtheit ſeines Geiſtes und die Schärfe ſeiner Feder glänzender als je bewährte und den Liebhabern literariſcher Polemik ſo wie den Lachern ein ſeltenes Schauſpiel und einen hohen Genuß verſchaffte. So kühn, ſo freudig, ſo ſiegesgewiß jedoch der Ton Leſſings in dieſen dialektiſchen Meiſterſtücken iſt, eine ſo verdrießliche und trübe Seite hatte denn doch dieſe Fehde für ihn; nicht nur daß man ihm das weitere Schreiben in dieſer Sache verwehren wollte — auch ſein Gemüth wurde durch die erfahrenen Anfeindungen angegriffen, und obgleich er verſicherte, daß es ihn keinen Augenblick gereut, die Fragmente herausgegeben zu haben, beklagte er ſich doch ſchmerzlich, daß man ihn, „einen Laien, bei den Haaren in dieſen Streit hineingezogen," und daß er „durch die Verdrehungen eines hämiſchen und unwiſſenden Zeloten um alle Anſprüche auf den Namen eines Chriſten habe gebracht werden ſollen." Die wichtigſten jener Fragmente handelten von der: „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben können;" davon, „daß die Bücher des alten Teſtaments nicht geſchrieben worden, eine Religion zu offenbaren," und von der „Auferſtehungsgeſchichte," worin Widerſprüche gefunden werden. Leſſing bemerkte, jeder aufgeklärte Chriſt, jeder, der ſeiner Religion feſt vertraue, müſſe die Veröffentlichung willkommen heißen, weil ſie Gelegenheit zu gründlicher Beantwortung von ſcharfſinnigen Einwürfen darbiete. Er lobt die Gründlichkeit, die Gelehrſamkeit, die Wahrheitsliebe und Mäßigung des Verfaſſers, will aber ſeine Behauptungen keineswegs vertreten. Sollte aber auch der Verfaſſer Recht behalten, ſo ſey nicht das Chriſtenthum gefährdet, ſondern nur die Bibel: „der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt, und die Bibel iſt nicht die Religion. Das Chriſtenthum war, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Alle ſchriftlichen Ueberlieferungen können ihm keine innere Wahrheit geben, wenn es keine hat." Dieß wäre die allgemeine Antwort auf einen großen Theil der Fragmente — im ſchlimmſten Fall, wenn die Theologen nicht befriedigend darauf zu antworten wüßten. Ernſte Prüfung thue noth; man habe dort jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweiſen zum Gottesläugner herabgewürdigt. Noch ſey auf keiner Seite der Mann erſchienen, der die Religion ſo beſtreite, und der ſie ſo vertheidige, wie es die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfordere. Jedem einzelnen Fragment ſetzte er einige Gedanken bei, um dem erſten paniſchen Schrecken zu ſteuern, das kleinmüthige Leſer befallen könnte, und weil er den Ton der Verhöhnung verabſcheue, den man ihm ſonſt zuſchreiben könnte.

Im weitern Verlaufe des Streites macht Leſſing den Theologen den Vorwurf, daß ſie nicht bei der Strenge des mindeſtens conſequenten orthodoxen Syſtems ſtehen geblieben, und behauptet, daß daſſelbe ſich wohl hätte hartnäckiger vertheidigen laſſen, was er mit Scharfſinn darthut; unter dem orthodoxen Syſtem aber verſteht er die Symbole der vier erſten Jahrhunderte. Daß es nicht ſein Syſtem ſey, giebt er freilich deutlich genug zu verſtehen. Ernſter gemeint als die Beſchuldigung, zum Katholicismus ſich hinzuneigen, ſofern er, den obenangeführten Sätzen gemäß, gegen die Bibliolatrie (Vergötterung der Bibel) kämpfe, war die Anklage „mittelbarer und unmittelbarer feindſeliger Angriffe auf die chriſtliche Religion," von Göze erhoben.

Indem nun Leſſing die perſönlichen, gehäſſigen Verdächtigungen, die Mißverſtändniſſe, die Verdrehungen und falſchen Conſequenzen ſeines Gegners mit glänzendem Witz und unerbittlichem Spott zurückwies, erörterte er ausführlicher die ſchon angegebenen Sätze; er ſtellte eine Hypotheſe auf über die Entſtehung der Evangelien, und ſuchte zu zeigen, wie Widerſprüche und Irrthümer ſelbſt mit dem Begriff der Inſpiration verträglich ſeyen; er verlangt ſtatt des Buchſtabens den Geiſt, ſtatt des von Jedem wieder anders feſtgeſetzten und geforderten Glaubens die Liebe; er unterſcheidet die Religion Chriſti und die chriſtliche Religion. Vermöge ſeiner Beſonnenheit, ſeiner Dialektik und Gelehrſamkeit war er allen ſeinen heftigen, polternden, ſchimpfenden und verdächtigenden Gegnern überlegen; nur das, was er wirklich geſagt und geſchrieben, vertrat er; ihm angedichtete Suppoſitionen und Folgerungen ſchleuderte er mit ſcharfer Klinge zurück; inquiſitoriſchen Fragen entzog er ſich und blieb und hielt ſeine Gegner ſtreng bei der von ihm bezeichneten Linie; ſeine Anſichten von Religion und Chriſtenthum waren früher ernſt und gemäßigt; er ſchrieb mit Eckel von Berlin im Jahr 1769: „Man habe dort nur die Freiheit, gegen die Religion ſo viele Sottiſen zu Markte zu bringen, als man wolle; und dieſer Freiheit ſich zu bedienen müſſe der rechtliche Mann ſich nun bald ſchämen;" er wurde von ſeinem Bruder wegen der Emilia Galotti getadelt, weil ſie zu fromm ſey, „ihre Frömmigkeit mache ſie ihm etwas verächtlich — ihre Aeußerungen verrathen einen gar zu kleinen Verſtand, zu wenig Selbſtdenken!" Kurz Leſſing war nicht der Gegner des Chriſtenthums, zu dem ihn Freunde und Feinde machen wollten. Aber wohl mochte ſich des vielfach und unbillig Angegriffenen hin und wieder eine gewiſſe Gereiztheit bemächtigen, welche die Perſonen der Gegner nicht ganz von ihrer Sache und von der Sache und dem Gegenſtand des Streites ſchied, und Leſſings anfängliches, unter damaligen Umſtänden wohl entſchuldbares Zurückhalten mit ſeiner eigenen Ueberzeugung, deren Ausſprechen von ihm zu fordern freilich Niemand das Recht hatte, mochte ihn Manchen als unaufrichtiger oder feindlicher erſcheinen laſſen, als er wirklich war. Denn ganz aufrichtig kann man es kaum finden, wenn er im Anti-Göze ſchrieb: „Ich habe bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das Geringſte geſchrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte ausſetzen könnte, ein heimlicher Feind der chriſtlichen Religion zu ſeyn. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geſchrieben, in welcher ich nicht allein die chriſtliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem beſten Lichte gezeigt, ſondern auch die chriſtlich-lutheriſche orthodoxe Religion insbeſondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidigt habe. Sollten mich mehrere und beſſere Kenntniſſe und Einſichten . . . nur kurzſichtiger und ſchlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem ſtürmiſchen Alter brauſender Aufwallungen vermieden habe, jetzt erſt nachläſſig ſcheitern, da ſanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich eben ſo freudig zu landen hoffe, als Er?;"[1] und wenn er über ſeinen Nathan ſpäter ſchrieb: „Nathans Geſinnung gegen alle poſitive Religion iſt von jeher die meinige geweſen. Aber hier iſt nicht der Ort ſie zu rechtfertigen." Selbſt eine Leſſing'ſche Dialektik würde ſchwerlich hinreichen, dieſe beiden Aeußerungen ganz in Einklang zu bringen, denn wenn er von jeher Nathans Geſinnungen gegen jede poſitive Religion hegte, wie konnte er früher die chriſtliche Religion mit beſonderer Gunſt vertheidigen? Das Eigentliche von Leſſings Anſichten über natürliche und poſitive Religion und Chriſtenthum findet man wohl in dem Teſtament Johannis, und in den kleinen Aufſätzen, die ſein Nachlaß enthielt. In jenem ſtellt Leſſing den Satz auf, daß die von Johannes in ſeinem hohen Alter immer wiederholte Ermahnung: Kinder liebt Euch! der Inbegriff der chriſtlichen Religion, und die Erfüllung dieſer Aufgabe das wahre Chriſtenthum ſey, im Gegenſatz gegen die weit müheloſere Annahme der chriſtlichen Glaubenslehren. Aus den zwei Fragmenten: die Religion Chriſti, und: Ueber die Entſtehung der geoffenbarten Religion heben wir folgende Sätze aus: die Religion Chriſti, diejenige Religion, die er als Menſch ſelbſt erkannte und übte, — und die chriſtliche Religion, die Chriſtum für mehr als einen Menſchen hält, und ihn ſelbſt zum Gegenſtand ihrer Verehrung macht, ſind zwei ganz verſchiedene Dinge. Jene iſt mit den klarſten und deutlichſten Worten in den Evangeliſten enthalten; dieſe ſo ungewiß und vieldeutig, daß ſchwerlich je zwei Menſchen mit einer Stelle den nämlichen Gedanken verbunden haben. . . . . Zur natürlichen Religion, deren Inbegriff iſt: einen Gott erkennen, ſich die würdigſten Begriffe von ihm zu machen ſuchen, und auf dieſe bei allen Handlungen und Gedanken Rückſicht nehmen, iſt jeder Menſch aufgelegt und verbunden, nach dem Maaß ſeiner Kräfte. Da aber dieß Maaß verſchieden, und daher eines jeden Menſchen natürliche Religion verſchieden ſeyn würde, hat man den Nachtheilen dieſer Verſchiedenheit im ſocialen Zuſtand der Menſchen vorbauen zu müſſen geglaubt, und daher conventionellen Dingen und Begriffen diejenige Wichtigkeit und Autorität beigelegt, welche die natürlich erkannten Religionswahrheiten durch ſich ſelber hatten; d. h. man machte aus der natürlichen Religion eine poſitive, und dieſe erhielt ihre Sanction durch das Anſehen ihres Stifters, der das Conventionelle derſelben von Gott zu haben behauptet. Die Unentbehrlichkeit einer poſitiven Religion, vermöge welcher die natürliche Religion in jedem Staate nach deſſen natürlicher und zufälliger Beſchaffenheit modificirt wird, iſt ihre innere Wahrheit, und dieſe innere Wahrheit iſt bei einer ſo groß als bei der andern. Alle poſitiven Religionen ſind folglich gleich wahr und gleich falſch. Die beſte poſitive Religion iſt die, welche die wenigſten conventionellen Zuſätze zur natürlichen Religion enthält. —

---

[1] Göze.

Beſſer hätte er wohl gethan, ſeine eigene ganze Ueberzeugung früher ſchon unumwunden auszuſprechen, doch mag ſich manches zu ſeiner Entſchuldigung ſagen laſſen, wenn man die Zeitumſtände in Betracht zieht. Merkwürdig, und rühmlich für Leſſing iſt es, daß er nach dieſem hitzigen Streit kräftig genug in jeder Hinſicht war, ſich als Dichter ſo zu ſagen über den Kampf zu ſtellen, oder, wenn man lieber will, den Streit poetiſch fortzuſetzen und zu ſchließen — in ſeinem Drama: Nathan der Weiſe. Die Heftigkeit des Polemikers iſt hier von der Milde des Dichters gedämpft, und Leſſing bedient ſich mit anerkennungswerther Mäßigung des Vorrechts, den Streit auf ein Gebiet verſetzen zu können, wohin ihm ſeine Gegner nicht folgen konnten. Die künſtleriſchen Vorzüge dieſes Drama's wurden ſchon oben anerkannt; hier nur noch Weniges über ſeine Tendenz. Dieſe iſt eine philoſophiſche: zu zeigen, wie die Vorrede ſich ausdrückt, daß es längſt unter allerlei Volk Leute gegeben, die ſich über alle geoffenbarte Religion weggeſetzt, und doch gute Leute geweſen, und dergleichen Leute in einem weniger abſcheulichen Lichte vorzuſtellen, als in welchem der chriſtliche Pöbel ſie gemeiniglich erblickt. — Dagegen aber läßt ſich einwenden: der Streit der Religionen dreht ſich nicht um die Frage, ob die Bekenner jeder Religion moraliſch gut handeln können, ſondern eher um die Alternative parceque oder quoique, welche durch den Nathan nicht gelöst wird. Die Hauptſache für Leſſings Zweck ſind alſo die ſpeciell auf die Religion bezüglichen Reden, die Argumentation gegen die Wunder, das berühmte Mährchen von den drei Ringen — die aber mit dem Drama ſelbſt ziemlich locker zuſammenhängen. Das Wort: „Eure Ringe ſind alle drei nicht echt. Der echte Ring vermuthlich ging verloren,“ iſt in einigem Widerſpruch mit den Ideen der „Erziehung des Menſchengeſchlechts;“ das Chriſtenthum iſt, während Judenthum und Mohammedanismus die ausgezeichnetſten Vertreter finden, durch den Patriarchen in hiſtoriſch zwar nicht unwahrem, aber neben den andern beiden Religionen in nachtheiligem Lichte dargeſtellt, und endlich war Saladin, der ſich allerdings häufig menſchlich, gerecht, ſeinem Worte treu und aus Staatsklugheit und Humanität tolerant zeigte, doch keineswegs der vorurtheilsfreie Mann, zu dem ihn Leſſing macht; dieſer beruft ſich auf „Winke der Geſchichtſchreiber,“ aber gründliche Geſchichtsforſcher haben gezeigt, daß Saladin zwar aus Klugheit und Humanität ſich treu, gerecht und mild gegen Andersglaubende zeigte, aber mit Fanatismus an ſeiner Religion hing. Dieß beweist freilich nichts gegen Leſſings Tendenz, wohl aber, daß ſein Sultan eben ſo wie ſein Nathan eine Fiction iſt. Wenn indeß dieß berühmte Drama theoretiſch auch nicht eben überzeugen kann, ſo hat es doch ohne Zweifel praktiſch wohlthätig gewirkt, und was es zur Beförderung des religiöſen Indifferentismus beigetragen haben mag, wurde gewiß überwogen durch ſeine heilſame Wirkung auf Beförderung der praktiſchen Toleranz.

Als eine weitere Frucht und Nachwirkung des theologiſchen Streits laſſen ſich die anziehenden „Geſpräche für Freimaurer“ betrachten, in welchen als der wahre und höchſte, nicht von allen Freimaurern erkannte, und auch von andern möglicherweiſe verfolgte Zweck dieſes vielbeſprochenen Ordens, der bezeichnet wird: die nothwendigen und in ihrer Art auch wohlthätigen Unterſchiede der Stände, der Berufe, der Nationalitäten, des Beſitzes, der Religionen durch wahre Humanität einigermaßen auszugleichen, und das gemeinſame Bewußtſeyn der Menſchheit lebendig zu erhalten. Dieſe Geſpräche ſind in einem äußerſt wohlthuenden Tone milder Beſchaulichkeit, ohne alle Polemik und Bitterkeit, aber dabei mit großer Lebendigkeit und Schärfe geſchrieben. In ihnen findet man auch einige politiſche Reflexionen, die bei Leſſing ſonſt ſeltener ſind. Dem vorherrſchend philanthropiſchen Geiſt ſeiner Zeit (d. h. der Denker oder Philoſophen!) gemäß, betrachtet Leſſing den Staat als Mittel, nicht als Zweck, zur Beglückung der Menſchen; „das Totale der einzelnen Glückſeligkeiten aller Glieder iſt die Glückſeligkeit des Staats. Außer dieſer giebt es gar keine. Jede andere Glückſeligkeit des Staats, bei welcher auch noch ſo wenig einzelne Glieder leiden und leiden müſſen, iſt Bemäntelung der Tyrannei. Anderes nichts!“ . . . „Als ob die Natur mehr die Glückſeligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland ꝛc. — als die Glückſeligkeit jedes wirklichen, einzelnen Weſens zur Abſicht gehabt hätte!“ Wenn dieſe Anſicht einſeitig und beſchränkt iſt, ſchließt ſie doch den Mißbrauch eher aus, als die entgegengeſetzte Einſeitigkeit. Daß Leſſing politiſche Mängel empfand, ſieht man aus einem Brief, worin er ſich über den Mangel an Freiheit in Berlin, verglichen mit Wien, beklagt: „Laſſen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Ausſaugung und Deſpotismus ſeine Stimme erheben wollte, wie es jetzt in Frankreich und Dänemark geſchieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das ſklaviſchſte Land in Europa iſt.“ Obgleich Leſſing in ſeiner Emilia Galotti das Schickſal der Virginia, ohne die politiſchen Elemente, zum Vorwurf einer bürgerlichen, modernen Tragödie machte, enthält dennoch das Stück ſo viele bittere und ſcharfe Züge, eine ſo feine Darſtellung der Art, wie Höflinge den Leidenſchaften ihrer Herren ſchmeicheln und ihnen die Bahn der Willkür und des Verbrechens mit Roſen beſtreuen, daß man Leſſings Intuition und ſeine Freimüthigkeit gleichermaßen bewundern muß.

Leſſings kritiſche Thätigkeit war eben ſo furchtbar als fruchtbar; wohin er ſeine kritiſchen Pfeile verſandte, da ſtreute er auch faſt immer duftende Blumen und guten Samen aus. Sie war ebenſo umfaſſend, als im einzelnen Falle tief eindringend; er beurtheilte philoſophiſche, theologiſche, geſchichtliche, philologiſche Werke eben ſo wie ſchöngeiſtige jeder Art, freilich nicht alles mit gleicher Gründlichkeit — bald faßte er mehr die Form, bald mehr den Inhalt ins Auge; manchmal berührte er nur eine einzelne Seite, deckte nur ein paar Blößen oder Plagiate auf, oder ſchleuderte einen treffenden Witz, einen vernichtenden Spott; aber immer waren ſeine Urtheile beſtimmt und treffend, nie vag und ſchielend, immer erkannte man darin den nach Gelehrſamkeit und Einſicht competenten Richter. Eben ſo ſicher und treffend ſpricht er von ganzen Fächern der Literatur, wie von den minutiöſeſten Details, als da ſind Conſtruktionen, Leſearten u. dgl. So urtheilt er von der Geſchichte: daß es um dieſes Feld in dem ganzen Umfang der deutſchen Literatur noch am ſchlechteſten ausſehe. Angebauet ſey es zwar genug, aber wie? Und die Urſache, warum wir ſo wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geſchichtſchreiber haben, iſt ihm die: Unſre ſchönen Geiſter ſind ſelten Gelehrte, und unſre Gelehrte ſelten ſchöne Geiſter. Jenen mangelt es am Stoffe, und dieſen an der Geſchicklichkeit, ihrem Stoff eine Geſtalt zu ertheilen. Unterdeſſen iſt es im Ganzen recht gut, daß jene ſich gar nicht damit abgeben, und dieſe ſich in ihrem wohlgemeinten Fleiße nicht ſtören laſſen. Denn ſo haben jene am Ende doch nichts verdorben, und dieſe haben wenigſtens nützliche Magazine angelegt, und für unſre künftige Livios und Tacitos Kalk gelöſcht und Steine gebrochen. — Hier ſey die Bemerkung eingeſchaltet, daß Leſſing glaubte: der Name eines wahren Geſchichtſchreibers komme nur demjenigen zu, der die Geſchichte ſeiner Zeiten und ſeines Landes beſchreibe. Mit unerſchrockener Rückſichtsloſigkeit zog er ebenſo die Berliner Academie, Gottſched und Klotz, Cramer, Wieland und Klopſtock, wie den obſcurſten Sudler vor ſein Tribunal. Da wir uns hierüber kurz faſſen müſſen, erinnern wir nur an Leſſings Urtheil über zwei große Zeitgenoſſen: über Rouſſeau und Goethe. Ueber den erſtern ſchrieb er 1755: „Er iſt überall der kühne Weltweiſe, welcher keine Vorurtheile, wenn ſie auch noch ſo allgemein gebilligt wären, anſieht, ſondern geraden Weges auf die Wahrheit zugeht, ohne ſich um die Scheinwahrheiten, die er ihr bei jedem Tritt aufopfern muß, zu bekümmern. Sein Herz hat dabei an allen ſpeculativiſchen Betrachtungen Antheil genommen, und er ſpricht folglich aus einem ganz andern Ton, als ein feiler Sophiſt zu ſprechen pflegt, welchen Eigennutz oder Prahlerei zum Lehrer der Weisheit gemacht haben.“ Offenbar erkannte Leſſing, der Gelehrte, in Rouſſeau, dem Feind der Gelehrſamkeit, dennoch die tiefere Geiſtesverwandtſchaft, die ſich auf die beiden gemeinſame feurige Liebe zur Wahrheit gründete, und auf das Streben beider nach Freiheit, obwohl Rouſſeau mehr Gluth beſaß, als der vorwiegend verſtändige Leſſing, und unmittelbarer, als dieſer, auf das Praktiſche losging. — Charakteriſtiſch iſt ſodann ſein (in einem Brief enthaltenes) Urtheil über Goethe's Werther. Der nüchterne Freund Leſſings, Nicolai, hatte dem Werke Goethe's ſeine „Freuden Werthers“ entgegengeſetzt, und ſchrieb darüber an Leſſing: „Sie ſind durch einige von einer ſchalen Philoſophie erzeugte Grundſätze veranlaßt worden, welche in den Leiden Werthers durch eine treffliche Schreibart und durch einen blendenden Romancharakter aufgeſtutzt ſind.“ Leſſing hat den Roman „mit Vergnügen“ geleſen, aber er ſteht im Ganzen auf demſelben Standpunkt, wenn er einem Freund ſchreibt: „Wenn ein ſo warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem ſo abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, ſich davor zu bewahren habe. Denn ein ſolcher dürfte die poetiſche Schönheit leicht für die moraliſche nehmen, und glauben, daß der gut geweſen ſeyn müſſe, der unſere Theilnehmung ſo ſtark beſchäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht! ... Alſo, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schluß; und je cyniſcher, je beſſer!“ Man wird auch dieß Urtheil, wie die Anſicht Leſſings vom Staat, einſeitig und beſchränkt nennen dürfen; aber man wird auch zugeben, daß es in vielen Hinſichten weniger bedenklich iſt, die Aeſthetik etwas ängſtlich an die Moral zu binden, als die Moral aus der Aeſthetik zu deduciren. Die Enthuſiaſten für Kunſt und Schönheit werden freilich über Leſſing ſpöttiſch lächeln, wenn dieſer gar keinen Zweifel darüber hatte, daß es etwas weit Größeres wäre: der Schöpfer des allerungeſtaltetſten Menſchen als der allervollkommenſten Statue zu ſeyn!

Noch einige Bemerkungen über Leſſings Sprache und Styl. Die anerkannte Trefflichkeit ſeiner Sprache war ebenſo Frucht des Fleißes und der Einſicht, als glückliche Naturgabe. Er ſtudirte gründlich die deutſche Sprache in ihrem Weſen und ihren geſchichtlichen Denkmalen, er beſch[illegible]gte ſich mit einem deutſchen Wörterbuch, er ſammelte treffende Ausdrücke und Wörter in ältern Schriftſtellern, er rückte es einem Wieland hart vor, daß er in der Schweiz die deutſche Sprache verlerne und eine Menge unnöthiger Fremdwörter in ſeinen Schriften einführe. Anziehend iſt, was er ſelbſt im Anti-Götze über ſeinen Styl ſagt — den ihm Götze getadelt hatte: „Vergeben Sie mir immer eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden iſt. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Styl habe? Daß ich ihn nicht erkünſtle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichſten Cascaden zu machen geneigt iſt, wenn ich der Sache am reifſten nachgedacht habe. Er ſpielt mit der Materie oft um ſo muthwilliger, je mehr ich erſt durch kaltes Nachdenken derſelben mächtig zu werden geſucht habe. — Es kömmt wenig darauf an, wie wir ſchreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein ſchwanker, ſchiefer Sinn liegen muß? — Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem ſcharfen, ſondern dem blanken Schwerte zuſchreiben! Wie lächerlich alſo auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Styl deſſelben zuſchreiben! Ich kenne keinen blendenden Styl, der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein giebt echten Glanz. — Ich gebe meinen Styl aller Welt preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler ſehr wohl (das Verweilen bei Metaphern u. ſ. w.).

dieſen Fehler mögen meine dramatiſchen Arbeiten mitverſtärkt haben; denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein ſcharfes Auge zu haben, weil ... die mehrſten Uebergänge aus Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht... Aber das iſt mein Styl und nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings ſoll auch meine Logik ſeyn, was mein Styl iſt: eine Theaterlogik. So ſagen Sie. Aber ſagen Sie, was Sie wollen; die gute Logik iſt immer die nämliche, man mag ſie anwenden, auf was man will." Dieſe Worte bezeichnen kürzer und treffender, als wir es vermöchten, die Eigenthümlichkeit von Leſſings Sprache; neben ſeinem Gedankenreichthum und der Meiſterſchaft der Freiheit, womit er ſeinen Gegenſtand beherrſcht, beruht ſie hauptſächlich auf dem dialogiſchen oder dialektiſchen Element derſelben, auf dem lebendigen, ſcheinbar kunſtloſen Fortſchritt; alle Schriften Leſſings haben mehr oder minder ein ſpannendes, ein faſt dramatiſches Intereſſe, während bei uns Deutſchen ſonſt der Lehr- und Kathederton, eine Folge unſerer Erziehung und unſers Lebens, ſo ſehr vorherrſcht. Mittelſt dieſer trefflichen, hinreißenden Proſa iſt Leſſing von der einen Seite der erweckende Genius der neuen deutſchen Literatur geworden, während von der andern Klopſtock den pathetiſchen Ton erhabener, ſchwungvoller Poeſie anſtimmte; ſolche Vorläufer mußten wohl den Weg bahnen, ehe die vollendete Pracht der Schiller'ſchen Poeſie, ehe die bezaubernde Milde und Reife von Goethe's Vers und Proſa die Nation entzückten.